Die

Verſchwörung

des

Fiesko zu Genua.

Ein republikaniſches Trauerſpiel

von

Friederich Schiller.

— Nam id facinus inprimis ego memorabile exiſtimo, ſceleris atque periculi novitate.

Salluſt vom Katilina.

Mannheim

in der Schwaniſchen Hofbuchhandlung

1783.

10718.

39022

I. 79.
179,10

Dem

Herrn

Professor Abel

zu Stuttgardt

gewidmet.

Die Geſchichte dieſer Verſchwörung habe ich vorzüglich aus des Kardinals von Rez Coniuration du Comte Jean Louis de Fieſque, der Hiſtoire des Coniurations, der Hiſtoire des Gènes und Robertſons Geſchichte Karls V. — dem 3ten Theil — gezogen. Freiheiten, welche ich mir mit den Begebenheiten herausnahm, wird der Hamburgiſche Dramaturgiſt entſchuldigen, wenn ſie mir geglükt ſind; ſind ſie das nicht, ſo will ich doch lieber meine Phantaſien als factа verdorben haben. Die wahre Kataſtrophe des Komplotts, worinn der Graf durch einen unglüklichen Zufall am Ziel ſeiner Wünſche zu Grunde geht, muſte durchaus verändert werden, denn die Natur des Dramas duldet den Finger des Ohngefährs oder der unmittelbaren Vorſehung nicht. Es ſollte mich ſehr wundern, warum noch kein tragiſcher Dichter in dieſem Steffe gearbeitet hat, wenn ich nicht Grund genug in eben dieſer undramatiſchen Wendung fände. Höhere Geiſter ſehen die zarten Spinneweben einer That durch die ganze Dehnung des Weltſyſtems laufen, und vielleicht an die entlegenſten Gränzen der Zukunft und Vergangenheit anhängen — wo der Menſch nichts, als das in freien Lüften ſchwebende Faktum ſieht. Aber der Künſtler wählt für das

kurze Geſicht der Menſchheit, die er belehren will, nicht für die ſcharfſichtige Allmacht, von der er lernt.

Ich habe in meinen Räubern das Opfer einer ausſchweifenden Empfindung zum Vorwurf genommen — Hier verſuche ich das Gegentheil, ein Opfer der Kunſt und Kabale Aber ſo merkwürdig ſich auch das unglükliche Projekt des Fiesko in der Geſchichte gemacht hat, ſo leicht kann es doch dieſe Wirkung auf dem Schauplaz verfehlen. Wenn es wahr iſt, daß nur Empfindung Empfindung wekt, ſo müßte, däucht mich, der politiſche Held in eben dem Grade kein Subjekt für die Bühne ſeyn, in welchem er den Menſchen hintenanſezen muß, um der politiſche Held zu ſeyn. Es ſtand daher nicht bei mir, meiner Fabel jene lebendige Glut einzuhauchen, welche durch das lautere Produkt der Begeiſterung herrſcht, aber die kalte, unfruchtbare Staatsaktion aus dem menſchlichen Herzen herauszuſpinnen, und eben dadurch an das menſchliche Herz wieder anzuknüpfen — den Mann durch den Staatsklugen Kopf zu verwikeln — und von der erfindriſchen Intrigue Situationen für die Menſchheit zu entlehnen — das ſtand bei mir. Mein Verhältniß mit der bürgerlichen Welt machte mich auch mit dem Herzen bekannter als dem Kabinet, und vielleicht iſt eben dieſe politiſche Schwäche zu einer poetiſchen Tugend geworden.

Perſonen

Personen des Stüks.

1. Andreas Doria. Doge von Genua.

   Ehrwürdiger Greis von 80 Jahren. Spuren von Feuer. Ein Hauptzug: Gewicht und strenge befehlende Kürze.

2. Gianettino Doria. Neffe des Vorigen. Prätendent. Mann von 26 Jahren. Rauh und anstößig in Sprache, Gang und Manieren. Bäurischstolz. Die Bildung zerrissen.

   Beide Doria tragen Scharlach.

3. Fiesko Graf von Lavagna. Haupt der Verschwörung. Junger schlanker blühendschöner Mann von 23 Jahren — stolz mit Anstand — freundlich mit Majestät — höfischgeschmeidig, und eben so tükisch.

   Alle Nobili gehen schwarz. Die Tracht ist durchaus altteutsch.

4. Verrina. Verschworner Republikaner.

   Mann von 60 Jahren. Schwer, ernst und düster. Tiefe Züge.

5. Bourgognino. Verschworner.

   Jüngling von 20 Jahren. Edel und angenehm. Stolz, rasch und natürlich.

6. Kalkagno. Verschworner.

   Hagrer Wollüstling. 30 Jahre. Bildung gefällig und unternehmend.

7. Sacco. Verschworner.

   Mann von 45 Jahren. Gewöhnlich Mensch.

8. Lomellino. Gianettinos Vertrauter.

   Ein ausgetrekneter Hofmann.

9. Centurione
10. Zibo.
11. Asserato. } Misvergnügte.

12. Romano. Mahler.
Frey, einfach und stolz.

13. Muley Hassan. Mohr von Tunis.
Ein confiszirter Mohrenkopf. Die Physionomie eine originelle Mischung von Spizbüberey und Laune.

14. Teutscher der Herzoglichen Leibwache.
Ehrliche Einfalt. Handveste Tapferkeit.

15. 16. 17. Drei aufrührerische Bürger.

18. Leonore. Fieskos Gemahlin.
Dame von 18 Jahren. Blaß und schmächtig. Fein und empfindsam. Sehr anziehend aber weniger blendend. Im Gesicht schwärmerische Melancholie. Schwarze Kleidung.

19. Julia Gräfin Wittwe Imperiali. Dorias Schwester. Dame von 25 Jahren. Gros und voll. Stolze Kokette. Schönheit verdorben durch Bizarrerie. Blendend und nicht gefallend. Im Gesicht ein böser moquanter Karakter. Schwarze Kleidung.

20. Bertha. Verrinas Tochter.
Unschuldiges Mädchen.

21. 22. Rosa. Arabella. Leonorens Kammermädchen.

Mehrere Nobili. Bürger. Teutsche. Soldaten. Bediente. Diebe. — Der Schauplaz Genua. Die Zeit 1547.

Erster

Erſter Aufzug.

Saal bei Fieſko. Man hört in der Ferne eine Tanzmuſik, und den Tumult eines Balls.

Erſter Auftritt.

Leonore (maſkirt). Roſa. Arabella (fliehen zerſtört auf die Bühne.)

Leonore (reißt die Maſke ab.)

Nichts mehr. Kein Wort mehr. Es iſt am Tag. (ſie wirft ſich in einen Seſſel.) Das wirft mich nieder.

Arabella. Gnädige Frau —

Leonore. (aufſtehend.) Vor meinen Augen! eine ſtadtkundige Kokette! im Angeſicht des ganzen Adels von Genua! (wehmüthig) Roſa! Bella! und vor meinen weinenden Augen.

Roſa. Nehmen Sie die Sache für das, was ſie wirklich war — eine Galanterie —

Leonore. Galanterie? — und das emſige Wechſelſpiel ihrer Augen? Das ängſtliche Lauren auf ihre Spuren? Der lange verweilende Kuß auf ihren entblößten Arm, daß noch die Spur ſeiner Zähne im flammrothen Flek zurükblieb? Ha! und die ſtarre tiefe Betäubung, worein er, gleich dem gemahlten Entzüken verſunken ſaß, als wär um ihn her die Welt weggeblaſen, und er allein mit dieſer Julia im ewigen Leeren? Galanterie? — gutes Ding, das noch nie

geliebt hat, ſtreite mir nicht über Galanterie und Liebe.

Roſa. Deſto beſſer Madonna. Einen Gemahl verlieren, heißt zehen Cicisbeo Profit machen.

Leonore. Verlieren? — ein kleiner ausſezender Puls der Empfindung und Fiesko verloren? Geh giftige Schwäzerin — komm mir nie wieder vor die Augen! — eine unſchuldige Nekerey — vielleicht eine Galanterie? Iſt es nicht ſo meine empfindende Bella?

Arabella. O ja! ganz zuverläßig ſo!

Leonore (in Tiefſinn verſunken.) Daß ſie darum in ſeinem Herzen ſich wüßte? — daß hinter jedem ſeiner Gedanken ihr Name im Hinterhalt läge? — ihn anſpräche in jeder Fußtapfe der Natur? — Was iſt das? Wo gerath' ich hin? Daß ihm die ſchöne majeſtätiſche Welt nichts wäre, als der prächtige Demant, worauf nur ihr Bild — nur ihr Bild geſtochen iſt? — daß er ſie liebte? — Julien! O deinen Arm her — halte mich Bella!

Pauſe. Die Muſik läßt ſich von neuem hören.

Leonore. (aufgefahren.) Horch! War das nicht die Stimme Fieskos, die aus dem Lerme hervordrang? Kann er lachen, wenn ſeine Leonore im einſamen weinet? Nicht doch mein Kind! Es war Gianettino Dorias bäuriſche Stimme.

Arabella. Sie wars, Signora. Aber kommen Sie in ein anderes Zimmer.

Leonore. Du entfärbst dich. Bella! du lügst — Ich lese in euren Augen — in den Gesichtern der Genueser ein Etwas — ein Etwas. (sich verhüllend) O gewiß! diese Genueser wissen mehr, als für das Ohr einer Gattin taugt.

Rosa. O der alles vergrössernden Eifersucht!

Leonore. (schwermüthig schwärmend.) Da er noch Fiesko war — dahertrat im Pomeranzenhayn, wo wir Mädchen lustwandeln gingen, ein blühender Apoll, verschmolzen in den männlichschönen Antinous. Stolz und herrlich trat er daher, nicht anders, als wenn das Durchlauchtige Genua auf seinen jungen Schultern sich wiegte; unsre Augen schlichen diebisch ihm nach, und zukten zurük, wie auf dem Kirchenraub ergriffen, wenn sein wetterleuchtender Blik sie traf. Ach Bella! Wie verschlangen wir seine Blike! Wie partheyisch zählte sie der ängstliche Neid der Nachbarin zu! Sie fielen unter uns wie der Goldapfel des Zanks, zärtliche Augen brannten wilder, sanfte Busen pochten stürmischer, Eifersucht hatte unsre Eintracht zerrissen.

Arabella. Ich besinne mich. Das ganze weibliche Genua kam in Aufruhr um diese schöne Eroberung.

Leonore. (begeistert.) Und nun Mein ihn zu nennen! Verwegenes entsezliches Glük! Mein Genuas grösten Mann (mit Anmuth.) der vollendet sprang aus dem Meisel der unerschöpflichen Künstlerin, alle

Größen seines Geschlechts im lieblichsten Schmelze verband — Höret Mädchen! Kann ich's nun doch nicht mehr verschweigen! — Höret Mädchen, ich vertraue euch etwas (geheimnißvoll.) einen Gedanken — als ich am Altar stand neben Fiesko — seine Hand in meine Hand gelegt — hatt ich den Gedanken, den zu denken dem Weibe verboten ist: — dieser Fiesko, dessen Hand izt in der Deinigen liegt — Dein Fiesko — aber still! daß kein Mann uns belausche, wie hoch wir uns mit dem Abfall seiner Fürtreflichkeit brüsten — dieser Dein Fiesko — Weh euch! Wenn das Gefühl euch nicht höher wirft! — wird — uns Genua von seinen Tyrannen erlösen!

Arabella. (erstaunt.) Und diese Vorstellung kam einem Frauenzimmer am Brauttag?

Leonore. Erstaune Rosa! Der Braut in der Wonne des Brauttags. (lebhafter.) Ich bin ein Weib — aber ich fühle den Adel meines Bluts, kann es nicht dulden, daß dieses Haus Doria über unsre Ahnen hinauswachsen will. Jener sanftmütige Andreas — es ist eine Wollust, ihm gut zu seyn — mag immer Herzog von Genua heissen, aber Gianettino ist sein Neffe — sein Erbe — und Gianettino hat ein freches hochmütiges Herz. Genua zittert vor ihm und Fiesko (in Wehmut hinabgefallen.) Fiesko — Weinet um mich — liebt seine Schwester.

Arabella. Arme, unglückliche Frau —

Leonore. Gehet izt, und sehet diesen Halbgott der Genueser im schaamlosen Kreis der Schwelger und Buhldirnen sizen, ihre Ohren mit unartigem Wize kizeln, ihnen Mährchen von verwünschten Prinzeßinnen erzählen — — Das ist Fiesko! — Ach Mädchen! Nicht Genua allein verlor seinen Helden — auch ich meinen Gemahl!

Rosa. Reden Sie leiser. Man kömmt durch die Gallerie.

Leonore. (zusammenschrekend.) Fiesko kommt. Flieht! Flieht! Mein Anblik könnte ihm einen trüben Augenblik machen. (Sie entspringt in ein Seitenzimmer. Die Mädchen ihr nach.)

Zweyter Auftritt.

Gianettino Doria (maskirt im grünen Mantel.) ein Mohr. (Beide im Gespräch.)

Gianettino. Du hast mich verstanden.

Mohr. Wohl.

Gianettino. Die weiße Maske.

Mohr. Wohl.

Gianettino. Ich sage — die weiße Maske!

Mohr. Wohl! Wohl! Wohl!

Gianettino. Hörst du? Du kannst sie nur (auf seine Brust deutend) hieher verfehlen.

Mohr. Seid unbekümmert.

Gianettino. Und einen tüchtigen Stoß!

Mohr. Er soll zufrieden seyn.

Gianettino. (hämiſch.) Daß der arme Graf nicht lang leide.

Mohr. Um Vergebung — Wie ſchwer möchte ohngefähr ſein Kopf ins Gewicht fallen?

Gianettino. Hundert Zecchinen ſchwer.

Mohr. (bläßt durch die Finger.) Puh! Federleicht.

Gianettino. Was brummſt du da?

Mohr. Ich ſag — es iſt eine leichte Arbeit.

Gianettino. Das iſt deine Sorge. Dieſer Menſch iſt ein Magnet. Alle unruhigen Köpfe fliegen gegen ſeine Pole. Höre Kerl! Faſſe ihn ja recht.

Mohr. Aber Herr — ich muß flugs auf die That nach Venedig.

Gianettino. So nimm Deinen Dank voraus. (wirft ihm einen Wechſel zu.) In höchſtens drei Tagen muß er kalt ſeyn. (ab.)

Mohr. (indem er den Wechſel vom Boden nimmt.) Das nenn' ich Kredit! Der Herr traut meiner Jaunerparole ohne Handſchrift. (ab.)

Dritter Auftritt.

Kalkagno hinter ihm Sacco. (Beide in ſchwarzen Mänteln)

Kalkagno. Ich werde gewahr, daß du alle meine Schritte belauerſt.

Sacco.

Sacco. Und ich beobachte, daß du mir alle verbirgst. Höre Kalkagno, seit einigen Wochen arbeitet etwas auf deinem Gesichte, das nicht gerade zu just dem Vaterland gilt — Ich dächte Bruder, wir beide könnten schon Geheimniß gegen Geheimniß tauschen, und am Ende hätte keiner beim Schleichhandel verloren — Wirst du aufrichtig seyn?

Kalkagno. So sehr, daß, wenn deine Ohren nicht Lust haben, in meine Brust hinunterzusteigen, mein Herz dir halbwegs auf meiner Zunge entgegen kommen soll — Ich liebe die Gräfin Fiesko.

Sacco. (trit verwundernd zurük.) Wenigstens das hätt ich nicht entziffert, hätte ich alle Möglichkeiten Revüe paßiren lassen — Deine Wahl spannt meinen Wiz auf die Folter, aber es ist um ihn geschehen, wenn sie glükt.

Kalkagno. Man sagt, sie sei ein Beispiel der strengsten Tugend.

Sacco. Man lügt. Sie ist das ganze Buch über den abgeschmakten Text. Eins von Beiden Kalkagno. Gib dein Gewerb oder dein Herz auf —

Kalkagno. Der Graf ist ihr ungetreu. Eifersucht ist die abgefeimteste Kupplerin. Ein Anschlag gegen die Doria mus den Grafen in Athem halten, und mir im Pallaste zu schaffen geben. Während er nun den Wolf aus der Hürde scheucht, soll der Marder in seinen Hünerstall fallen.

Sacco. Unverbeſſerlich Bruder. Habe Dank. Auch mich haſt du plözlich des Rothwerdens überhoben. Was ich mich zu denken geſchämt habe, kann ich izt laut vor dir ſagen. Ich bin ein Bettler, wenn die izige Verfaſſung nicht übern Haufen fällt.

Kalkagno. Sind deine Schulden ſo groß?

Sacco. So ungeheuer, daß mein Lebensfaden, achtfach genommen, am erſten Zehentheil abſchnellen mus. Eine Staatsveränderung ſoll mir Luft machen, hoff' ich. Wenn ſie mir auch nicht zum Bezahlen hilft, ſoll ſie doch meinen Gläubigern das Fodern entleiden.

Kalkagno. Ich verſtehe — und am Ende, wenn Genua bei der Gelegenheit frei wird, läßt ſich Sacco Vater des Vaterlands taufen. Wärme mir einer das verdroſchene Mährgen von Redlichkeit auf, wenn der Banquerott eines Taugenichts, und die Brunſt eines Wollüſtlings das Glück eines Staats entſcheiden. Bei Gott Sacco! Ich bewundre in uns beiden die feine Spekulazion des Himmels, der das Herz des Körpers durch die Eiterbeulen der Gliedmaßen rettet — Weiß Verrina um deinen Anſchlag?

Sacco. Soweit der Patriot darum wiſſen darf. Genua, weiſt du ſelbſt, iſt die Spindel, um welche ſich alle ſeine Gedanken mit einer eiſernen Treue drehen. An dem Fiesko hängt izt ſein Falkenaug. Auch dich hoft er halbwegs zu einem kühnen Komplot.

Kalkagno. Er hat eine trefliche Nase. Komm laß uns ihn aufſuchen, und ſeinen Freiheitsſinn mit dem unſrigen ſchüren. (gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Julia. (erhizt.) Fiesko. (der einen weißen Mantel trägt, eilt ihr nach.)

Julia. Lakayen! Läufer!

Fiesko. Gräfin wohin? Was beſchließen Sie.

Julia. Nichts, im mindeſten nichts. (Bediente.) Mein Wagen ſoll vorfahren.

Fiesko. Sie erlauben — er ſoll nicht. Hier iſt eine Beleidigung.

Julia. Pah! Doch wohl das nicht — Weg! Sie zerren mir ja die Garnierung in Stücken — Beleidigung? Wer iſt hier, der beleidigen kann? So gehen Sie doch.

Fiesko. (auf einem Knie.) Nicht, biß Sie mir den Verwegenen ſagen. —

Julia. (ſteht ſtill mit angeſtemmten Armen.) Ah Schön! Schön! Sehenswürdig! Rufte doch jemand die Gräfin von Lavagna zu dieſem reizenden Schauſpiel! — Wie Graf? Wo bleibt der Gemahl? Dieſe Stellung taugte ausnehmend in das Schlafgemach Ihrer Frau, wenn ſie im Kalender Ihrer Liebkoſungen blättert, und einen Bruch in der Rechnung findet. Stehen Sie doch auf. Gehen Sie zu Damen,

wo Sie wohlfeiler markten. So stehen Sie doch auf. Oder wollen Sie die Impertinenzen Ihrer Frau mit Ihren Galanterieen abbüßen?

Fiesko. (springt auf.) Impertinenzen? Ihnen?

Julia. Aufzuörechen — den Sessel zurükzustoßen — der Tafel den Rüken zu kehren — der Tafel Graf! an der ich size.

Fiesko. Es ist nicht zu entschuldigen.

Julia. Und mehr ist es nicht? — Ueber die Fraze! und ist es denn meine Schuld, (sich belächelnd.) daß der Graf seine Augen hat.

Fiesko. Das Verbrechen Ihrer Schönheit Madonna, daß er sie nicht überall hat.

Julia. Keine Delikatesse Graf, wo die Ehre das Wort führt. Ich fodre Genugthuung. Finde ich sie bei Ihnen? oder hinter den Donnern des Herzogs?

Fiesko. In den Armen der Liebe, die Ihnen den Mißtritt der Eifersucht abbittet.

Julia. Eifersucht? Eifersucht? Was will denn das Köpfchen? (vor einem Spiegel gestikulirend.) Ob sie wol eine bessere Fürsprache für ihren Geschmak zu erwarten hat, als wenn ich ihn für den meinigen erkläre? (stolz.) Doria und Fiesko? — ob sich die Gräfin von Lavagna nicht geehrt fühlen mus, wenn die Nichte des Herzogs ihre Wahl beneidenswürdig findet? (freundlich, indem sie dem Grafen ihre Hand zum Küssen reicht.) Ich seze den Fall, Graf, daß ich sie so fände.

Fiesko. (lebhaft.) Grauſamſte! und mich dennoch zu quälen! — Ich weis es göttliche Julia, daß ich nur Ehrfurcht gegen Sie fühlen ſollte; Meine Vernunft heißt mich das Knie des Unterthans vor dem Blut Doria beugen, aber mein Herz betet die ſchöne Julia an. Eine Verbrecherin iſt meine Liebe, aber eine Heldin zugleich, die kühn genug iſt, die Ringmauer des Rangs durchzubrechen, und gegen die verzehrende Sonne der Majeſtät anzufliegen.

Julia. Eine groſe groſe gräfliche Lüge, die auf Stelzen heranhinkt — Seine Zunge vergöttert mich, ſein Herz hüpft unter dem Schattenriß einer andern.

Fiesko. Oder beſſer Signora, es ſchlägt unwillig dagegen, und will ihn hinwegdrüken. (indem er die Silhouette Leonorens, die an einem himmelblauen Band hängt, herabnimmt, und ſie der Julia überliefert.) Stellen Sie Ihr Bild an dieſem Altar auf, ſo können Sie dieſen Götzen zerſtören.

Julia. (ſtekt das Bild haſtig zu ſich, vergnügt.) Ein groſes Opfer, bei meiner Ehre, das meinen Dank verdient. (ſie hängt ihm die ihrige um.) So Sklave! trage die Farbe deines Herrn. (ſie geht ab.)

Fiesko. (mit Feuer.) Julia liebt mich! Julia! Ich beneide keinen Gott. (frohlokend im Saal.) Dieſe Nacht ſei eine Feſtnacht der Götter, die Freude ſoll ihr Meiſterſtük machen. Holla! Holla! (Menge Bediente.) Der Boden meiner Zimmer leke zypriſchen Nektar.

Nektar. Muſik lerme die Mitternacht aus ihrem bleiernen Schlummer auf, tauſend brennende Lampen ſpotten die Morgenſonne hinweg — Allgemein ſei die Luſt, der bacchantiſche Tanz ſtampfe das Todtenreich in polternde Trümmer! (er eilt ab. Rauſchendes Allegro, unter welchem der Mittelhang aufgezogen wird, und einen groſen illuminirten Saal eröfnet, worinn viele Maſken tanzen. Zur Seite Schenk und Spieltiſche von Gäſten beſezt.)

Fünfter Auftritt.

Gianettino (halb betrunken.) Lomellin. Fibo. Centurione. Verrina. Sacco. Kalkagno. (alle maſkirt.) Mehrere Damen und Nobili.

Gianettino. (lermend.) Bravo! Bravo! Dieſe Weine glitſchen herrlich, unſre Tänzerinnen ſpringen a merveille. Geh einer von euch, ſtreu es in Genua aus, ich ſey heitern Humors, man könne ſich gütlich thun — Bei meiner Geburt! Sie werden den Tag roth im Kalender zeichnen, und drunter ſchreiben: heute war Prinz Doria luſtig.

Gäſte. (ſezen die Gläſer an.) Die Republik! (Trompetenſtoß.)

Gianettino. (wirft das Glas mit Macht auf die Erde.) Hier liegen die Scherben. (drei ſchwarze Maſken fahren auf, verſammeln ſich um Gianettino.)

Lomellin.

Lomellin. (führt den Prinzen vor.) Gnädiger Herr, Sie sagten mir neulich von einem Frauenzimmer, das Ihnen in der Lorenzokirche begegnete?

Gianettino. Das hab ich auch Bursche, und mus ihre Bekanntschaft haben.

Lomellin. Die kann ich Euer Gnaden verschaffen.

Gianettino. (rasch.) Kannst du? Kannst du? Lomellin, du hast dich neulich zur Prokuratorwürde gemeldet. Du sollst sie erhalten.

Lomellin. Gnädiger Prinz, es ist die zweite im Staat, mehr denn sechzig Edelleute bewerben sich darum, alle reicher und angesehener als Euer Gnaden unterthäniger Diener.

Gianettino. (schnaubt ihn trezig an.) Donner und Doria! Du solst Prokurator werden. (die drei Masken kommen vorwärts.) Adel in Genua? Laßt sie all ihre Ahnen und Wappen zumal in die Waagschaale schmeissen, was braucht es mehr, als ein Haar aus dem weissen Bart meines Onkels, Genuas ganze Adelschaft in alle Lüfte zu schnellen? Ich will, du solst Prokurator seyn, das ist soviel als alle Stimmen der Signoria.

Lomellin. (leiser.) Das Mädchen ist die einzige Tochter eines gewissen Verrina.

Gianettino.

Gianettino. Das Mädchen ist hübsch, und truz allen Teufeln! mus ich sie brauchen.

Lomellin. Gnädiger Herr! das einzige Kind des starrköpfigsten Republikaners!

Gianettino. Geh in die Hölle mit deinem Republikaner! Der Zorn eines Vasallen, und meine Leidenschaft! Das heißt, der Leuchthurm muß einstürzen, wenn Buben mit Muscheln darnach werfen. (die drei schwarzen Masken treten mit großen Bewegungen näher.) Hat darum Herzog Andreas seine Narben gehohlt in den Schlachten ihrer Kinder und Bräute, daß sein Neffe die Gunst dieser Lumpenrepublikaner erbetteln soll? Donner und Doria! Diesen Gelust müssen sie niederschluken, oder ich will über den Gebeinen meines Oheims einen Galgen aufpflanzen, an dem ihre genuesische Freiheit sich zu todt zappeln soll. (die drei Masken treten zurük.)

Lomellin. Das Mädchen ist eben izt allein. Ihr Vater ist hier, und eine von den drei Masken.

Gianettino. Erwünscht Lomellin. Gleich bringe mich zu ihr.

Lomellin. Aber Sie werden eine Buhlerin suchen, und eine Empfindlerin finden.

Gianettino. Gewalt ist die beste Beredsamkeit. Führe mich alsobald hin; den republikanischen Hund will ich sehen, der am Bären Doria hinaufspringt.

(Fiesko.

(Fiesko begegnet ihm an der Thüre.) Wo iſt die Gräfin?

Sechſter Auftritt.

Vorige. Fiesko.

Fiesko. Ich habe ſie in den Wagen gehoben. (er faßt Gianettinos Hand, und hält ſie gegen ſeine Bruſt.) Prinz, ich bin izt doppelt in Ihren Banden. Gianettino herrſcht über meinen Kopf, und Genua; über mein Herz Ihre liebenswürdige Schweſter.

Lomellin. Fiesko iſt ganz Epikuräer worden. Die groſe Welt hat viel an Ihnen verloren.

Fiesko. Aber Fiesko nichts an der großen Welt. Leben heißt Träumen; Weiſe ſeyn, Lomellin, heißt angenehm träumen. Kann man das beſſer unter den Donnern des Throns, wo die Räder der Regierung ewig ins gellende Ohr krachen, als am Buſen eines ſchmachtenden Weibs? Gianettino Doria mag über Genua herrſchen. Fiesko wird lieben.

Gianettino. Brich auf Lomellin. Es wird Mitternacht. Die Zeit rükt heran. Lavagna wir danken für Deine Bewirthung. Ich war zufrieden.

Fiesko. Das iſt alles was ich wünſchen kann Prinz.

Gianettino. Alſo gute Nacht. Morgen iſt Spiel bei Doria, und Fiesko iſt eingeladen. Komm Prokurator.

Fiesko. Muſik! Lichter!

Gianettino. (trozig durch die drei Maſken.) Plaz dem Namen des Herzogs!

Eine von den drei Maſken. (murmelt unwillig.) In der Hölle! Niemal in Genua.

Gäſte. (in Bewegung.) Der Prinz bricht auf. Gute Nacht Lavagna! (taumeln hinaus.)

Siebenter Auftritt.

Die drei ſchwarze Maſken. Fiesko. (Pauſe.)

Fiesko. Ich werde hier Gäſte gewahr, die die Freuden meines Feſtes nicht theilen.

Maſken. (murmeln verdrüßlich durcheinander.) Nicht einer.

Fiesko. (verbindlich.) Solte mein guter Wille einen Genueſer misvergnügt weglaſſen? Hurtig Lakayen! man ſoll den Ball erneuern, und die groſen Pokale füllen. Ich wolte nicht, daß jemand hier Langeweile hätte. Darf ich Ihre Augen mit Feuerwerken ergözen? Wollen Sie die Künſte meines Harlekins hören? Vielleicht finden Sie bei meinem Frauenzimmer Zerſtreuung? Oder wollen wir uns

zum

zum Pharao ſezen, und die Zeit mit Spielen betrügen?

Eine Maſke. Wir ſind gewohnt, ſie mit Thaten zu bezahlen!

Fiesko. Eine männliche Antwort, und — das iſt Verrina!

Verrina. (nimmt die Maſke ab.) Fiesko findet ſeine Freunde geſchwinder in ihren Maſken, als ſie ihn in der ſeinigen.

Fiesko. Ich verſtehe das nicht. Aber was ſoll der Trauerflor an deinem Arm? Sollte Verrina jemand begraben haben, und Fiesko nichts darum wiſſen?

Verrina. Trauerpoſt taugt nicht für Fieskos luſtige Feſte.

Fiesko. Doch, wenn ein Freund ihn auffordert. (drükt ſeine Hand mit Wärme.) Freund meiner Seele! Wer iſt uns beiden geſtorben?

Verrina. Beiden! Beiden! O allzuwahr! — Aber nicht alle Söhne trauern um ihre Mutter.

Fiesko. Deine Mutter iſt lange vermodert.

Verrina. (bedeutend.) Ich beſinne mich, daß Fiesko mich Bruder nannte, weil ich der Sohn ſeines Vaterlands war.

Fiesko. (ſcherzhaft.) Ah iſt es das? Alſo auf einen Spas war es abgezielt? Trauerkleider um Genua! und es iſt wahr, Genua liegt wirklich in lezten

Zügen. Der Gedanke iſt einzig und neu. Unſer Vetter fängt an, ein witziger Kopf zu werden.

Kalkagno. Er hat es ernſthaft geſagt, Fiesko.

Fiesko. Freilich! Freilich! Das wars eben. So troken weg, und ſo weinerlich. Der Spaß verliert alles, wenn der Spaßmacher ſelber lacht. Mit einer wahren Leichenbittersmiene! Hätt ich's je gedacht, daß der finſtre Verrina in ſeinen alten Tagen noch ein ſo luſtiger Vogel würde!

Sacco. Verrina komm. Er iſt nimmermehr unſer.

Fiesko. Aber luſtig weg Landsmann. Laß uns ausſehen, wie liſtige Erben, die heulend hinter der Bahre gehen, und deſto lauter ins Schnupftuch lachen. Doch dürften wir dafür eine harte Stiefmutter kriegen. Seis drum, wir laſſen ſie keifen, und ſchmauſen.

Verrina. (heftig bewegt.) Himmel und Erde! und thun nichts? — Wo biſt du hingekommen Fiesko? Wo ſoll ich den großen Tyrannenhaſſer erfragen? Ich weis eine Zeit, wo du beim Anblik einer Krone Gichter bekommen hätteſt. — Geſunkener Sohn der Republik! Du wirſts verantworten, daß ich keinen Heller um meine Unſterblichkeit gebe, wenn die Zeit auch Geiſter abnüzen kann.

Fiesko. Du biſt der ewige Grillenfänger. Mag er Genua in die Taſche ſteken, und einen Kaper von Tunis

Tunis verſchachern, was kümmerts uns? Wir trinken Zyprier, und küſſen ſchöne Mädchen.

Verrina. (blikt ihn ernſt an.) Iſt das deine wahre ernſtliche Meinung?

Fiesko. Warum nicht Freund? Iſt es denn eine Wolluſt, der Fuß des trägen vielbeinigten Thiers Republik zu ſeyn? Dank es dem, der ihm Flügel gibt, und die Füſſe ihrer Aemter entiezt. Gianettino Doria wird Herzog. Staatsgeſchäfte werden uns keine grauen Haare mehr machen.

Verrina. Fiesko? — Iſt das deine wahre ernſtliche Meinung?

Fiesko. Andreas erklärt ſeinen Neffen zum Sohn, und Erben ſeiner Güter, wer wird der Thor ſeyn, ihm das Erbe ſeiner Macht abzuſtreiten?

Verrina. (mit äuſerſtem Unmuth.) So kommt Genueſer. (er verläßt den Fiesko ſchnell. Die andern folgen.)

Fiesko. Verrina! — Verrina! — Dieſer Republikaner iſt hart wie Stahl! —

Achter Auftritt.

Fiesko. Eine unbekannte Maſke.

Maſke. Haben Sie eine Minute übrig Lavagna?

Fiesko. (zuvorkommend.) Für Sie eine Stunde!

Maſke. So haben Sie die Gnade, einen Gang mit mir vor die Stadt zu thun.

Fiesko. Es iſt funfzig Minuten auf Mitternacht.

Maſke. Sie haben die Gnade, Graf.

Fiesko. Ich werde anſpannen laſſen.

Maſke. Das iſt nicht nöthig. Ich ſchike ein Pferd voraus. Mehr braucht es nicht, denn ich hoffe, es ſoll nur einer zurükkommen.

Fiesko. (betreten.) Und?

Maſke. Man wird Ihnen auf eine gewiſſe Thräne eine blutige Antwort abfodern.

Fiesko. Dieſe Thräne?

Maſke. Einer gewiſſen Gräfin von Lavagna. Ich kenne dieſe Dame ſehr gut, und will wiſſen, womit ſie verdient hat, das Opfer einer Närrin zu werden?

Fiesko. Izt verſtehe ich Sie. Darf ich den Namen dieſes ſeltſamen Aufoderers wiſſen?

Maſke. Es iſt der nämliche, der das Fräulein von Zibo einſt anbetete, und vor dem Bräutigam Fiesko zurüktrat.

Fiesko. Scipio Bourgognino!

Bourgognino. (nimmt die Maſke ab.) Und der izt da iſt, ſeine Ehre zu löſen, die einem Nebenbuhler wich, der klein genug denkt, die Sanftmuth zu quälen.

Fiesko.

Fiesko. (umarmt ihn mit Feuer.) Edler junger Mann. Gedankt seis dem Leiden meiner Gemahlin, das mir eine so werthe Bekanntschaft macht. Ich fühle die Schönheit Ihres Unwillens, aber ich schlage mich nicht.

Bourgognino. (einen Schritt zurük.) Der Graf von Lavagna wäre zu feig, sich gegen die Erstlinge meines Schwerds zu wagen?

Fiesko. Bourgognino! gegen die ganze Macht Frankreichs, aber nicht gegen Sie! Ich ehre dieses liebe Feuer für einen lieberen Gegenstand. Einen Lorbeer verdiente der Wille, aber die That wäre kindisch.

Bourgognino. (erregt.) Kindisch Graf? Das Frauenzimmer kann über Mishandlung nur weinen. — Wofür ist der Mann da?

Fiesko. Ungemein gut gesagt, aber ich schlage mich nicht.

Bourgognino. (dreht ihm den Rüken, will gehn.) Ich werde Sie verachten.

Fiesko. (lebhaft.) Bei Gott Jüngling! das wirst du nie, und wenn die Tugend im Preiß fallen sollte. (faßt ihn bedächtlich bei der Hand.) Haben Sie jemals etwas gegen mich gefühlt, das man — wie soll ich sagen? — Ehrfurcht nennt?

Bourgognino. Wär ich einem Mann gewichen, den ich nicht für den ersten der Menschen erklärte?

Fiesko. Also, mein Freund. Einen Mann, der einst meine Ehrfurcht verdiente, würde ich — etwas langsam verachten lernen. Ich dächte doch, das Gewebe eines Meisters sollte künstlicher seyn, als dem flüchtigen Anfänger so gerade zu in die Augen zu springen — Gehn Sie heim Bourgognino, und nehmen Sie sich Zeit zu überlegen, warum Fiesko so und nicht anders handelt. (Bourgognino geht stillschweigend ab.) Fahr hin, edler Jüngling! Wenn diese Flammen ins Vaterland schlagen, mögen die Doria veste stehen.

Neunter Auftritt.

Fiesko. Der Mohr. (tritt schüchtern herein, und sieht sich überall sorgfältig um.)

Fiesko. (faßt ihn scharf und lang ins Auge.) Was willst du und wer bist du?

Mohr. (wie oben.) Ein Sklave der Republik.

Fiesko. Sklaverei ist ein elendes Handwerk. (immer ein scharfes Aug auf ihn.) Was suchst du?

Mohr. Herr, ich bin ein ehrlicher Mann.

Fiesko. Häng immer diesen Schild vor dein Gesicht hinaus, das wird nicht überflüßig seyn — aber was suchst du?

Mohr.

Mohr. (ſucht ihm näher zu kommen, Fiesko weicht aus.) Herr, ich bin kein Spizbube.

Fiesko. Es iſt gut, daß du das beifügſt, und — doch wieder nicht gut. (ungeduldig) Aber was ſuchſt du?

Mohr. (rükt wieder näher) Seid Ihr der Graf Lavagna?

Fiesko. (ſtolz.) Die Blinden in Genua kennen meinen Tritt. — Was ſoll dir der Graf?

Mohr. Seid auf Eurer Hut Lavagna. (hart an ihm.)

Fiesko. (ſpringt auf die andre Seite.) Das bin ich wirklich.

Mohr. (wie oben) Man hat nichts guts gegen Euch vor Lavagna.

Fiesko. (retirirt ſich wieder.) Das ſeh ich.

Mohr. Hütet euch vor dem Doria.

Fiesko. (tritt ihm vertraut näher.) Freund! Solt ich dir doch wohl Unrecht gethan haben? Dieſen Namen fürchte ich wirklich.

Mohr. So flieht vor dem Mann. Könnt Ihr leſen?

Fiesko. Eine kurzweilige Frage. Du biſt bei manchem Kavalier herumgekommen. Haſt du was ſchriftliches?

Mohr. Euren Nahmen bei armen Sündern. er reicht ihm einen Zettel, und nißet ſich hart an ihn. Fieſko tritt vor einen Spiegel und ſchreit über das Papier. Der Mohr geht laurend um ihn herum, endlich zieht er den Dolch und will ſtoßen.)

Fieſko. (dreht ſich geſchikt, und faßt nach dem Arm des Mohren.) Sachte Kanaille! (entreißt ihm den Dolch.)

Mohr. (ſtampft wild auf den Boden.) Teufel — bitt' um Vergebung. (will ſich abführen.)

Fieſko. (ruft ihn: mit ſtarker Stimme.) Stephano! Drullo! Antonio! (den Mohren an der Gurgel.) Bleib guter Freund! Hölliſche Büberei. (Bediente.) Bleib und antworte! Du haſt ſchlechte Arbeit gemacht; an wen haſt du dein Taglohn zu fodern?

Mohr. (nach vielen vergeblichen Verſuchen ſich wegzuſtehlen, entſchloſſen.) Man kann mich nicht höher hängen als der Galgen iſt.

Fieſko. Nein! tröſte dich! Nicht an die Hörner des Monds, aber doch hoch genug, daß du den Galgen für einen Zahnſtocher anſehen ſollſt. Doch deine Wahl war zu ſtaatsklug, als daß ich ſie deinem Mutterwiz zutrauen ſollte. Sprich alſo, wer hat dich gedungen?

Mohr. Herr, einen Schurken könnt ihr mich ſchimpfen, aber den Dummkopf verbitt ich.

Fieſko. Iſt die Beſtie ſtolz. Beſtie ſprich, wer hat dich gedungen?

Mohr.

Mohr. (nachdenkend.) Hum! So wär ich doch
icht allein der Narr? — Wer mich gedungen hat?
— Und waren's doch nur 100 magre Zecchinen! —
Ver mich gedungen hat? — Prinz Gianettino.

Fiesko. (erbittert auf und nieder.) Hundert Zecchi-
en und nicht mehr für des Fiesko Kopf. (hämisch.)
chäme dich Kronprinz von Genua. (nach einer Scha-
ulle eilend.) Hier Bursche sind 1000 und sag deinem
errn — er sei ein kniker Mörder!

(Mohr betrachtet ihn vom Fuß bis zum Wirbel.)

Fiesko. Du besinnst dich Bursche?

(Mohr nimmt das Geld, sezt es nieder, nimmt es wie-
r, und beseht ihn mit immer steigendem Erstaunen).

Fiesko. Was machst Bursche?

Mohr. (wirft das Geld entschlossen auf den Tisch.)
rr — das Geld hab ich nicht verdient.

Fiesko. Schaafskopf von einem Jauner! Den
nigen hast du verdient. Der entrüstete Elephant zer-
t Menschen, aber nicht Würmer. Dich würd ich
ngen lassen, wenn es mich nur so viel mehr, als
ei Worte kostete.

Mohr. (mit einer frohen Verbeugung.) Der Herr
d gar zu gütig.

Fiesko. Behüte Gott. Nicht gegen Dich. Es
llt mir nun eben, daß meine Laune einen Schur
, wie du bist, zu etwas und Nichts machen kann.

und darum gehſt du frei aus. Begreife mich recht. Dein Ungeſchik iſt mir ein Unterpfand des Himmels, daß ich zu etwas Groſem aufgehoben bin, und darum bin ich gnädig, und du gehſt frei aus.

Mohr. (treuherzig) Schlagt ein Lavagna. Eine Ehre iſt der andern werth. Wenn jemand auf dieſer Halbinſel eine Gurgel für euch überzählig hat, befehlt! und ich ſchneide ſie ab, unentgeltlich.

Fiesko. Eine höfliche Beſtie! Sie will ſich mit fremder Leute Gurgeln bedanken.

Mohr. Wir laſſen uns nichts ſchenken, Herr! Unſer eins hat auch Ehre im Leibe.

Fiesko. Die Ehre der Gurgelſchneider?

Mohr. Iſt wohl feuerfeſter als eurer ehrlichen Leute; ſie brechen ihre Schwüre dem lieben Herrgott; wir halten ſie pünktlich dem Teufel.

Fiesko. Du biſt ein drolligter Jauner.

Mohr. Freut mich, daß Ihr Geſchmak an mir findet. Sezt mich erſt auf die Probe, ihr werdet einen Mann kennen lernen, der ſein Exerzitium aus dem Stegreif macht. Fodert mich auf. Ich kann euch von jeder Spizbubenzunft ein Teſtimonium aufweiſen, von der unterſten bis zur höchſten.

Fiesko. Was ich nicht höre. (indem er ſich niederſezt.) Alſo auch Schelmen erkennen Geſeze und Rang-

Rangordnung? Laß mich doch von der unterſten hören.

Mohr. Pfui gnädiger Herr. Das iſt das verächtlich: Heer der langen Finger. Ein elend Gewerb, das keinen groſen Mann ausbrütet, arbeitet nur auf Karbatſche und Raſpelhaus, und führt — höchſtens zum Galgen.

Fiesko. Ein reizendes Ziel. Ich bin auf die beßre begierig.

Mohr. Das ſind die Spionen und Maſchinen. Bedeutende Herren, denen die Groſſen ein Ohr leihen, wo ſie ihre Allwiſſenheit hohlen, die ſich wie Blutigel in Seelen einbeiſſen, das Gift aus dem Herzen ſchlieſſen, und an die Behörde ſpeien.

Fiesko. Ich kenne das — fort.

Mohr. Der Rang trift nunmehr die Meuter, Giftmiſcher, und alle, die ihren Mann lang hinhalten, und aus dem Hinterhalt faſſen. Feige Memmen ſinds oft, aber doch Kerls, die dem Teufel das Schulgeld mit ihrer armen Seele bezahlen. Hier thut die Gerechtigkeit ſchon etwas übriges, ſtrikt ihre Knöchel aufs Rad, und pflanzt ihre Schlauköpfe auf Spieße. Das iſt die dritte Zunft.

Fiesko. Aber, ſprich doch, wann wird die Deinige kommen?

Mohr. Bliz! gnädiger Herr. Das iſt eben der Pfiff. Ich bin durch dieſe alle gewandert. Mein

Genie

Genie gellte frühzeitig über jedes Gehege. Gestern Abend macht ich mein Meisterstük in der Dritten, vor einer Stunde war ich — ein Stümper in der Vierten.

Fiesko. Diese wäre also?

Mohr. (lebhaft.) Das sind Männer (in Hize.) die ihren Mann zwischen 4 Mauern aufsuchen, durch die Gefahr eine Bahn sich hauen, ihm gerade zu Leib gehen, mit dem ersten Gruß ihm den Grosdank für den zweiten ersparen. Unter uns. Man nennt sie nur die Extrapost der Hölle. Wenn Mephistofeles einen Gelust bekommt, brauchts nur einen Wink, und er hat den Braten noch warm.

Fiesko. Du bist ein hartgesottener Sünder. Einen solchen vermißte ich längst. Gib mir deine Hand. Ich will dich bei mir behalten.

Mohr. Ernst oder Spaß?

Fiesko. Mein völliger Ernst, und gebe dir 1000 Zechinen des Jahrs.

Mohr. Topp Lavagna! Ich bin euer, und zum Henker fahre das Privatleben. Braucht mich wozu Ihr wollt. Zu euerm Spürhund, zu euerm Parforcehund, zu euerm Fuchs, zu eurer Schlange, zu euerm Kuppler und Henkersknecht. Herr, zu allen Kommißionen, nur bei Leibe! zu keiner ehrlichen — dabei benehm ich mich plump wie Holz.

Fiesko. Sei unbesorgt. Wem ich ein Lamm schenken will, laß ichs durch keinen Wolf überliefern.

Geh also gleich Morgen durch Genua, und suche die Witterung des Staats. Lege dich wohl auf Kundschaft, wie man von der Regierung denkt, und vom Haus Doria flistert, sondiere daneben, was meine Mitbürger von meinem Schlaraffenleben und meinem Liebesroman halten. Ueberschwemme Ihr Gehirne mit Wein, bis ihre Herzensmeinungen überlaufen. Hier hast du Geld. Spende davon unter den Seidenhändlern aus

Mohr. (sieht ihn bedenklich an.) Herr —

Fiesko. Angst darf dir nicht werden. Es ist nichts ehrliches — Geh. Rufe deine ganze Bande zu Hülfe. Morgen will ich deine Zeitungen hören. (er geht ab.)

Mohr. (ihm nach.) Verlaßt euch auf mich. Jezt ists früh vier Uhr. Morgen um Acht habt ihr soviel neues erfahren, als in zweimal siebenzig Ohren geht. (ab.)

Zehenter Auftritt.

Zimmer bei Verrina.

Bertha (rüklings in einem Sopha, den Kopf in die Hand geworfen.) Verrina (düster hereintretend.)

Bertha. (erschrikt, springt auf.) Himmel! da ist er!

Verrina. (steht still, besieht sie befremdet.) An ihrem Vater erschrikt meine Tochter?

Bertha.

Bertha. Fliehen Sie. Laſſen Sie mich fliehen. Sie ſind ſchröklich mein Vater.

Verrina. Meinem einzigen Kinde?

Bertha. (mit einem ſchweren Blik auf ihn.) Nein! Sie müſſen noch eine Tochter haben.

Verrina. Drükt dich meine Zärtlichkeit zu ſchwer?

Bertha. Zu Boden, Vater.

Verrina. Wie? welcher Empfang, meine Tochter? Sonſt wenn ich nach Hauſe kam, Berge auf meinem Herzen, hüpfte mir meine Bertha entgegen, und meine Bertha lachte ſie weg. Komm, umarme mich Tochter. An dieſer glüenden Bruſt ſoll mein Herz wieder erwarmen, das am Todtenbett des Vaterlands einfriert. O mein Kind! Ich habe heute Abrechnung gehal'en mit allen Freuden der Natur, und (äuſerſt ſchwer) nur du biſt mir geblieben.

Bertha. (mißt ihn mit einem langen Blik.) Unglüklicher Vater!

Verrina. (umarmt ſie beklemmt.) Bertha! Mein einziges Kind! Bertha! meine lezte übrige Hofnung! — Genuas Freiheit iſt dahin — Fiesko hin — (indem er ſie heftiger drükt, durch die Zähne.) Werde du eine Hure —

Bertha. (reißt ſich aus ſeinen Armen.) Heiliger Gott! Sie wiſſen? —

Verrina. (ſteht bebend ſtill.) Was?

Bertha. Meine jungfräuliche Ehre —

Verrina.

Verrina. (aufstehend.) Was?

Bertha. Diese Nacht —

Verrina. (wie ein Rasender.) Was?

Bertha. Gewalt! (sinkt am Sopha nieder.)

Verrina. (nach einer langen schröklichen Pause, mit dumpfer Stimme.) Noch einen Athemzug, Tochter — den lezten! (mit hohlem gebrochnem Ton.) Wer?

Bertha. Weh mir! Nicht diesen todtenfarben Zorn! Helfe mir Gott! er stammelt und zittert.

Verrina. Ich wüßte doch nicht — Meine Tochter! Wer?

Bertha. Ruhig! Ruhig! mein bester, mein theurer Vater.

Verrina. Um Gottes willen — Wer? (will vor ihr niederfallen.)

Bertha. Eine Maske.

Verrina. (tritt zurük, nach einem stürmischen Nachdenken.) Nein! Das kann nicht seyn! Den Gedanken sendet mir Gott nicht. (lacht grauß auf.) Alter Gek! als wenn alles Gift nur aus einer und eben der Kröte sprüzte? (zu Bertha, gefaßter.) Die Person wie die meinige, oder kleiner?

Bertha. Gröser.

Verrina. (rasch.) Die Haare schwarz? kraus?

Bertha. Kohlschwarz und kraus.

Verrina. (taumelt von ihr hinweg.) Gott! mein Kopf! mein Kopf —— Die Stimme?

Bertha. Rauh, eine Baßstimme.

Verrina.

Verrina. (heftig.) Von welcher Farbe? Nein! ich will nicht mehr hören! — Der Mantel — von welcher Farbe?

Bertha. Der Mantel grün, wie mich däuchte.

Verrina. (hält beide Hände vors Geſicht, und wankt in den Sopha.) Sei ruhig. Es iſt nur ein Schwindel meine Tochter. (läßt die Hände ſinken; ein Todtengeſicht.)

Bertha. (die Hände ringend.) Barmherziger Himmel! Das iſt mein Vater nicht mehr.

Verrina. (nach einer Pauſe, mit bitterm Gelächter.) Recht ſo! Recht ſo Memme Verrina — daß der Bube in das Heiligthum der Geſeze griff — dieſe Aufforderung war dir zu matt — Der Bube mußte noch ins Heiligthum deines Bluts greifen — (ſpringt auf.) Geſchwind! Rufe den Nikolo — Bley und Pulver — oder halt! halt!. ich beſinne mich eben anders — beſſer — Hole mein Schwerd herbei, bet' ein Vaterunſer (die Hand vor die Stirne.) Was will ich aber?

Bertha. Mir iſt ſehr bange mein Vater.

Verrina. Komm, ſeze dich zu mir (bedeutend.) Bertha, erzähle mir — Bertha, was that jener eisgraue Römer, als man ſeine Tochter auch ſo — wie nenn' ichs nun — auch ſo artig fand ſeine Tochter? Höre Bertha, was ſagte Virginius zu ſeiner verſtümmelten Tochter?

Bertha. (mit Schaudern.) Ich weis nicht was er ſagte.

Verrina. Närriſches Ding — Nichts ſagte er (plözlich auf, faßt ein Schwerd.) Nach einem Schlachtmeſſer griff er —

Bertha. (ſtürzt ihm erſchroken in die Arme.) Groſer Gott! was wollen Sie thun?

Verrina. (wirft das Schwerd in's Zimmer.) Nein! Noch iſt Gerechtigkeit in Genua!

Eilfter Auftritt.

Sacco. Kalkagno. Vorige.

Kalkagno. Verrina geſchwind. Mache dich fertig. Heute hebt die Wahlwoche der Republik an. Wir wollen früh in die Signoria, die neuen Senatoren erwählen. Die Gaſſen wimmeln von Volk. Der ganze Adel ſtrömt nach dem Rathhaus. Du begleiteſt uns doch (ſpöttiſch.) den Triumph unſrer Freiheit zu ſehen.

Sacco. Ein Schwerd liegt im Saal. Verrina ſchaut wild. Bertha hat rothe Augen.

Kalkagno. Bei Gott! das nehm ich nun auch gewahr — Sacco, hier iſt ein Unglük geſchehen.

Verrina. (ſtellt zwei Seſſel hin.) Sezt euch.

Sacco. Freund, du erſchrökſt uns.

Kalkagno. So ſah ich dich nie, Freund. Hätte nicht Bertha geweint, ich würde fragen, geht Genua unter?

Verrina. (fürchterlich.) Unter! Sizt nieder.

Kalkagno. (erschroken, indem sich beide sezen.) Mann! Ich beschwöre dich!

Verrina. Höret.

Kalkagno. Was ahndet mir Sacco?

Verrina. Genueser — ihr beide kennt das Alterthum meines Namens. Eure Ahnen haben den meinigen die Schleppe getragen. Meine Väter fochten die Schlachten des Staats. Meine Mütter waren Muster der Genueserinnen. Ehre war unser einziges Kapital, und erbte vom Vater zum Sohn — oder wer weiß es anders?

Sacco. Niemand.

Kalkagno. So wahr Gott lebt, Niemand.

Verrina. Ich bin der Lezte meines Geschlechts. Mein Weib liegt begraben. Diese Tochter ist ihr einziges Vermächtniß. Genueser, ihr seid Zeugen, wie ich sie erzog. Wird jemand auftreten, und Klage führen, daß ich meine Bertha verwahrloste?

Kalkagno. Deine Tochter ist ein Muster im Lande.

Verrina. Freunde. Ich bin ein alter Mann. Verliere ich diese, darf ich keine mehr hoffen. Mein Gedächtniß löscht aus. (mit einer schröklichen Wendung.) Ich habe sie verloren. Infam ist mein Stamm.

Beide. (in Bewegung) Das wolle Gott verhüten! (Bertha wälzt sich jammernd im Sopha.)

Verrina.

Verrina. Nein! verzweifle nicht Tochter. Diese Männer sind tapfer und gut. Beweinen dich diese, wirds irgendwo bluten. — Seht nicht so betroffen aus Männer. (langsam mit Gewicht.) Wer Genua unterjocht, kann doch wohl ein Mädchen bezwingen?

Beide. (fahren auf, werfen die Sessel zurük.) Gianettino Doria!

Bertha. (mit einem Schrei) Stürzt über mich Mauern! Mein Scipio!

Zwölfter Auftritt.

Bourgognino. Die Vorige.

Bourgognino. (erhizt) Springe hoch Mädchen! Eine Freudenpost! — Edler Verrina, ich komme meinen Himmel auf ihre Zunge zu sezen. Schon längst liebte ich Ihre Tochter, und nie durft ich es wagen, um ihre Hand zu bitten, weil mein ganzes Vermögen auf falschen Brettern von Coromandel schwamm. Eben jezt fliegt meine Fortuna wohlbehalten in die Rhede, und führt, wie sie sagen, unermeßliche Schäze mit. Ich bin ein reicher Mann. Schenken Sie mir Bertha, ich mache sie glüklich. (Bertha verhüllt sich. Große Pause.)

Verrina. (bedächtlich zu Bourgognino.) Haben Sie Lust junger Mensch, Ihr Herz in eine Pfüze zu werfen?

Bourgognino. (greift nach dem Schwerd, zieht aber plözlich die Hand zurük.) Das sprach der Vater —

Verrina. Das spricht jeder Schurk in Italien. Nehmen Sie mit dem Abtrag von anderer Leute Gastung vorlieb?

Bourgognino. Mach mich nicht wahnwizig Graukopf.

Kalkagno. Bourgognino! Wahr spricht der Graukopf.

Bourgognino. (auffahrend, gegen Bertha stürzend.) Wahr spricht er? Mich hätte eine Dirne genarrt?

Kalkagno. Bourgognino, nicht dahinaus. Das Mädchen ist engelrein.

Bourgognino. (steht erstaunt still.) Nun! sowahr ich selig werden will. Rein und unehrt! Ich habe keinen Sinn für das. — Sie sehen sich an und sind stumm. Irgend ein Unhold von Missethat zukt auf ihren bebenden Zungen. Ich beschwöre euch! Schiebt meine Vernunft nicht im Kurzweil herum. Rein wäre sie? Wer sagte rein?

Verrina. Mein Kind ist nicht schuldig.

Bourgognino. Also Gewalt! (fast das Schwerd von dem Boden.) Genueser! Bei allen Sünden unter dem Mond! Wo — Wo sind ich den Räuber?

Verrina. Eben dort, wo du den Dieb Genuas findest: ——

(Bourgognino erstarrt. Verrina geht gedankenvoll auf und nieder, dann steht er still.)

Verrina.

Verrina. Wenn ich deinen Wink verſtehe, ewige Vorſicht, ſo willſt du Genua durch meine Bertha erlöſen! (er tritt zu ihr, indem er den Trauerflor langſam von ſeinem Arm wikelt, darauf feierlich) Eh das Herzblut eines Doria dieſen häßlichen Fleken aus Deiner Ehre wäſcht, ſoll kein Stral des Tags auf dieſe Wangen fallen. Bis dahin — (er wirft den Flor über ſie.) Verblinde!

(Pauſe. Die übrigen ſehen ihn ſchweigend, betreten an.)

Verrina. (feierlicher, ſeine Hand auf Berthas Haupt gelegt.) Verflucht ſei die Luft, die dich fächelt! Verflucht der Schlaf der dich erquikt! Verflucht jede menſchliche Spur, die deinem Elend willkommen iſt. Geh hinab in das unterſte Gewölb meines Hauſes. Winſle. Heule. Lähme die Zeit mit deinem Gram. (unterbrochen von Schauern fährt er fort.) Dein Leben ſei das gichteriſche Wälzen des ſterbenden Wurms — der hartnäkige zermalmende Kampf zwiſchen Seyn und Vergehen. —— Dieſer Fluch hafte auf dir, bis Giannettino den lezten Odem verröchelt hat. — Wo nicht, ſo magſt du ihn nachſchleppen längs der Ewigkeit, bis man ausfindig macht, wo die zwei Enden ihres Rings ineinander greifen.

(Großes Schweigen. Auf allen Geſichtern Entſezen. Verrina blikt jeden veſt und durchdringend an.)

Bourgognino. Rabenvater! Was haſt du gemacht? Dieſen ungeheuren gräßlichen Fluch deiner armen ſchuldloſen Tochter?

Verrina. Nicht wahr — das iſt ſchröklich mein zärtlicher Bräutigam? — (höchſt bedeutend) Wer von Euch wird nun auftreten, und jezt noch von kaltem Blut und Aufſchube ſchwazen? Genuas Loos iſt auf meine Bertha geworfen. Mein Vaterherz meiner Bürgerpflicht überantwortet. Wer von uns iſt nun Memme genug, Genuas Erlöſung zu verzögern, wenn er weiß, daß dieſes ſchuldloſe Lamm ſeine Feigheit mit unendlichem Gram bezahlt? — Bei Gott! das war nicht das Gewäſch eines Narren — ich hab einen Eid gethan, und werde mich meines Kindes nicht erbarmen, bis ein Doria am Boden zukt, und ſollt ich auf Martern raffinieren, wie ein Henkersknecht, und ſollt ich dieſes unſchuldige Lamm auf kannibaliſcher Folterbank zerknirſchen — Sie zittern — blaß wie Geiſter ſchwindeln ſie mich an. — Noch einmal Scipio. Ich verwahre ſie zum Geiſel deines Tyrannenmords. An dieſem theuren Faden halt ich Deine, meine, eure Pflichten veſt. Genuas Deſpot mus fallen, oder das Mädchen verzweifelt. Ich widerrufe nicht.

Bourgognino. (wirft ſich der Bertha zu Füßen.) Und fallen ſoll er — fallen für Genua, wie ein Opferſtier. So gewis ich dieß Schwerd im Herzen Dorias umkehre, ſo gewis will ich den Bräutigamskuß auf deine Lippen drüken. (ſteht auf.)

Verrina.

Verrina. Das erſte Paar, das die Furien einſegnen. Gebt euch die Hände. In Dorias Herzen wirſt du dein Schwerd umkehren? — Nimm ſie, ſie iſt dein!

Kalkagno. (kniet nieder.) Hier kniet noch ein Genueſer, und legt ſeinen furchtbaren Stahl zu den Füſſen der Unſchuld. So gewiß möge Kalkagno den Weg zum Himmel ausfindig machen, als dieſes ſein Schwerd die Straſſe zu Dorias Leben. (ſteht auf.)

Sacco. Zulezt, doch nicht minder entſchloſſen, kniet Raphael Sacco. Wenn dies mein blankes Eiſen Berthas Gefängniß nicht aufſchließt, ſo ſchließe ſich das Ohr des Erhörers meinem lezten Gebet zu. (ſteht auf.)

Verrina. (erheitert.) Genua dankt Euch in mir meine Freunde. Gehe nun, Tochter. Freue dich, des Vaterlands groſes Opfer zu ſeyn.

Bourgognino. (umarmt ſie im Abgehen.) Geh. Traue auf Gott, und Bourgognino. An einem und eben dem Tag werden Bertha und Genua frei ſeyn. (Bertha entfernt ſich.)

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. (ohne Bertha.)

Kalkagno. Eh wir weiter gehn noch ein Wort Genueſer.

Verrina. Ich errath es.

Kalkagno. Werden vier Patrioten genug seyn, Tyrannei, die mächtige Hyder zu stürzen? Werden wir nicht den Pöbel aufrühren? Nicht den Adel zu unsrer Parthey ziehen müssen?

Verrina. Ich verstehe. Höret also, ich habe längst einen Mahler im Solde, der seine ganze Kunst verschwendet, den Sturz des Appius Klaudius fresco zu mahlen. Fiesko ist ein Anbeter der Kunst, erhizt sich gern an erhabenen Szenen. Wir werden die Mahlerei nach seinem Pallast bringen, und zugegen seyn, wenn er sie betrachtet. Vielleicht, daß der Anblik seinen Genius wieder aufwekt — Vielleicht —

Bourgognino. Weg mit ihm. Verdopple die Gefahr, spricht der Held, nicht die Helfer. Ich habe schon längst ein Etwas in meiner Brust gefühlt, das sich von nichts wollte ersättigen lassen — Was es war, weis ich jezt plözlich (indem er heroisch aufspringt.) Ich hab einen Tyrannen! (der Vorhang fällt.)

Zweiter

Zweiter Aufzug.

Vorzimmer in Fieskos Pallaſt.

Erſter Auftritt.

Leonore. Arabella.

Arabella. Nein, ſag ich. Sie ſahen falſch. Die Eiferſucht lieh Ihnen die häßlichen Augen.

Leonore. Es war Julia lebendig. Rede mir nichts ein. Meine Silhouette hieng an einem himmelblauen Band, dies war feuerfarb und geflammt. Mein Loos iſt entſchieden.

Zweyter Auftritt.

Vorige. Julia.

Julia. (affektiert hereintretend.) Der Graf bot mir ſein Palais an, den Zug nach dem Rathhaus zu ſehen. Die Zeit wird mir lang werden. Eh die Schokolade gemacht iſt Madam, unterhalten Sie mich. (Bella entfernt ſich, kommt ſogleich wieder.)

Leonore. Befehlen Sie, daß ich Geſellſchaft hieherbitte?

Julia. Abgeſchmakt. Als wenn ich die hier ſuchen müßte? Sie werden mich zerſtreuen Madam. (auf und ab, ſich den Hof machend.) Wenn Sie das

können Madam — denn ich habe nichts zu versäumen.

Arabella. (boshaft.) Desto mehr dieser kostbare Mohr Signora. Wie grausam, bedenken Sie! die Perspektivchen der jungen Stuzer um diese schöne Prise zu bringen? Ah! Und das blizende Spiel der Perlen, das einem die Augen bald wund brennt — Beim grosmächtigen Gott! haben Sie nicht das ganze Meer ausgeplündert!

Julia. (vor einem Spiegel.) Das ist ihr wohl eine Seltenheit Mamsell? Aber höre Sie Mamsell, hat sie ihrer Herrschaft auch die Zunge verdingt? Scharmant Madam! Ihre Gäste durch Domestiken bekomplimentieren zu lassen.

Leonore. Es ist mein Unglük Signora, daß meine Laune mir das Vergnügen Ihrer Gegenwart schmälert.

Julia. Eine häßliche Unart ist das, die Sie schwerfällig und albern macht. Rasch! lebhaft und witzig! Das ist der Weg nicht, Ihren Mann anzufesseln.

Leonore. Ich weis nur einen, Gräfin. Lassen Sie den Ihrigen immer ein sympathetisches Mittel bleiben.

Julia. (ohne darauf achten zu wollen.) Und, wie Sie sich tragen Madam! Pfui doch! Auch auf Ihren

Körper

Körper wenden Sie mehr. Nehmen Sie zur Kunst ihre Zuflucht, wo die Natur an Ihnen Stiefmutter war. Einen Firniß auf dieſe Wangen, woraus die misfärbige Leidenſchaft kränkelt. Armes Geſchöpf! So wird Ihr Geſichtgen nie einen Käufer finden.

Leonore. (munter zu Bella.) Wünſche mir Glük Mädchen. Ohnmöglich hab ich meinen Fiesko verloren, oder ich habe nichts an ihm verloren.

(Man bringt Schokolade. Bella gießt ein.)

Julia. Von Verlieren murmeln Sie etwas? Aber mein Gott! Wie kam Ihnen auch der tragiſche Einfall den Fiesko zu nehmen? — Warum auf dieſe Höhe mein Kind, wo Sie nothwendig geſehen werden müſſen? verglichen werden müſſen? — Auf Ehre, mein Schaz, das war ein Schelm oder ein Dummkopf, der Sie dem Fiesko kuppelte? (mitleidig ihre Hand ergreifend) Gutes Thierchen, der Mann, der in den Aſſembleen des guten Tons gelitten wird, konnte nie Deine Parthie ſeyn. (ſie nimmt eine Taſſe.)

Leonore. (lächelnd auf Arabellen.) Oder er würde in dieſen Häuſern des guten Tons nicht gelitten ſeyn wollen.

Julia. Der Graf hat Perſon — Welt — Geſchmak. Der Graf war ſo glüklich Konnaiſſanzen von Rang zu machen. Der Graf hat Temperament, Feuer. Nun reißt er ſich warm aus dem delikateſten Zirkel Er kommt nach Hauſe. Die Ehfrau bewill-

kommt

kommt ihn mit einer Werkeltagszärtlichkeit, lösch seine Glut in einem feuchten frostigen Kuß, schneidet ihm ihre Karessen wirthschaftlich wie einem Kostgänger vor. Der arme Ehmann! Dort lacht ihm ein blühendes Ideal — hier ekelt ihn eine grämliche Empfindsamkeit an. Signora um Gotteswillen! Wird er nicht den Verstand verlieren, oder was wird er wählen?

Leonore. (bringt ihr eine Tasse.) Sie Madam — wenn er ihn verloren hat.

Julia. Gut. Dieser Biß sei in dein eigenes Herz gegangen. Zittre um diesen Spott, aber eh du zitterst, erröthe!

Leonore. Kennen Sie das Ding auch Signora? Doch warum nicht? Es ist ja ein Toilettenpfiff.

Julia. Man sehe doch! Erzürnen mus man das Würmchen, will man ihm ein Fünkchen Mutterwiz abjagen. Gut für jezt. Es war Scherz Madam. Geben Sie mir Ihre Hand zur Versöhnung.

Leonore. (giebt ihr die Hand mit vielsagendem Blik.) Imperiali! — für meinem Zorn haben Sie Ruhe.

Julia. Grosmütig allerdings! Doch solt ich's nicht auch seyn können Gräfin? (langsam und laurend.) Wenn ich den Schatten einer Person bei mir führe, mus es nicht folgen, daß das Original mir werth ist? Oder was meinen Sie?

Leonore. (roth und verwirrt.) Was ſagen Sie? Ich hoffe dieſer Schluß iſt zu raſch.

Julia. Das denk ich ſelbſt. Das Herz ruft nie die Sinne zu Hülfe. Wahre Empfindung wird ſich nie hinter Schmukwerk verſchanzen.

Leonore. Großer Gott! Wie kommen Sie zu dieſer Wahrheit?

Julia. Mitleid, bloßes Mitleid — Denn, ſehen Sie, ſo iſt es auch umgekehrt wahr — und Sie haben Ihren Fiesko noch. (ſie giebt ihr ihre Silhouette, und lacht boshaft auf)

Leonore. (mit auffahrender Erbitterung.) Mein Schattenriß? Ihnen? (wirft ſich ſchmerzvoll in einen Seſſel.) O der heilloſe Mann.

Julia. (frolokend.) Hab ich vergolten? Hab ich? Nun Madam, keinen Nadelſtich mehr in Bereitſchaft? (laut in die Szene.) Den Wagen vor. Mein Gewerb iſt beſtellt. (zu Leonoren, der ſie das Kinn ſtreicht.) Tröſten Sie ſich mein Kind. Er gab mir die Silhouette im Wahnwiz. (ab.)

Dritter Auftritt.

Kalkagno kommt.

Kalkagno. So erhizt ging die Imperiali weg, und Sie in Wallung Madonna?

Leonore.

Leonore. (mit durchdringendem Schmerz.) Nein! das war nie erhört!

Kalkagno. Himmel und Erde! Sie weinen doch wohl nicht?

Leonore. Ein Freund vom Unmenschlichen — Mir aus den Augen.

Kalkagno. Welchem Unmenschlichen? Sie erschröken mich.

Leonore. Von meinem Mann — Nicht so! Von dem Fiesko.

Kalkagno. Was mus ich hören?

Leonore. O nur ein Bubenstük, das bei euch gangbar ist, Männer.

Kalkagno. (faßt ihre Hand mit Heftigkeit.) Gnädige Frau, ich habe ein Herz für die weinende Tugend.

Leonore. (ernst.) Sie sind ein Mann — es ist nicht für mich.

Kalkagno. Ganz für Sie — voll von Ihnen — daß Sie wüßten, wie sehr — wie unendlich sehr —

Leonore. Mann, du lügst — du versicherst, eh du handelst.

Kalkagno. Ich schwöre Ihnen,

Leonore. Einen Meineid. Hör auf. Ihr ermüdet den Griffel Gottes, der sie niederschreibt. Männer! Männer! Wenn eure Eide zu soviel Teufeln

ſein würden, ſie könnten Sturm gegen den Himmel laufen, und die Engel des Lichts als Gefangene wegführen.

Kalkagno. Sie ſchwärmen Gräfin. Ihre Erbitterung macht ſie ungerecht. Soll das Geſchlecht für den Frevel des Einzelnen Rede ſtehn?

Leonore. (ſieht ihn gros an.) Menſch! Ich betete das Geſchlecht in dem Einzelnen an, ſoll ich es nicht in ihm verabſcheuen dürfen?

Kalkagno. Verſuchen Sie Gräfin — Sie gaben Ihr Herz das erſtemahl fehl — — Ich wüßte Ihnen den Ort, wo es aufgehoben ſeyn ſollte.

Leonore. Ihr könntet den Schöpfer aus ſeiner Welt hinaus lügen — Ich will nichts von Dir hören.

Kalkagno. Dieſen Verdammungsſpruch ſollten Sie noch heute in meinen Armen zurükrufen.

Leonore. (aufmerkſam.) Rede ganz aus. In Deinen?

Kalkagno. In meinen Armen, die ſich öffnen, eine Verlaſſene aufzunehmen, und für verlorene Liebe zu entſchädigen.

Leonore. (ſieht ihn fein an.) Liebe?

Kalkagno. (vor ihr nieder, mit Feuer.) Ja! es iſt hingeſagt. Liebe, Madonna. Leben und Tod liegt auf Ihrer Zunge. Wenn meine Leidenſchaft Sünde iſt, ſo mögen die Enden von Tugend und Laſter ineinander-

anderfließen, und Himmel und Hölle in eine Verdammniß gerinnen.

Leonore. (tritt mit Unwillen und Hoheit zurük.) Dahinaus zielte deine Theilnehmung Schleicher? — In einer Kniebeugung verräthſt du Freundſchaft und Liebe? Ewig aus meinem Aug! Abſcheuliches Geſchlecht! Bis izt glaubte ich, du betrügeſt nur Weiber; das hab ich nie gewußt, daß du auch an dir ſelbſt zum Verräther wirſt.

Kalkagno. (ſieht betroffen auf.) Gnädige Frau —

Leonore. Nicht genug, daß er das heilige Siegel des Vertrauens erbrach, auch an den reinen Spiegel der Tugend haucht dieſer Heuchler die Peſt, und will meine Unſchuld im Eidbrechen unterweiſen.

Kalkagno (raſch.) Das Eidbrechen iſt nur ihr Fall nicht Madonna.

Leonore. Ich verſtehe, und meine Empfindlichkeit ſolte dir meine Empfindung beſtechen? Das wußteſt du nicht (ſehr gros.) daß ſchon allein das erhabene Unglük, um den Fiesko zu brechen, ein Weiberherz adelt. Geh! Fieskos Schande macht keinen Kalkagno bei mir ſteigen, aber — die Menſchheit ſinken. (ſchnell ab.)

Kalkagno. (ſieht ihr betäubt nach, dann ab, mit einem Schlag vor die Stirne.) Dummkopf!

Vier-

Vierter Auftritt.

Der Mohr. Fiesko.

Fiesko. Wer wars, der da wegging?

Mohr. Marchese Kalkagno.

Fiesko. Auf dem Sopha blieb dieses Schnupftuch liegen. Meine Frau war hier.

Mohr. Begegnete mir so eben in seiner starken Erhizung.

Fiesko. Dieses Schnupftuch ist feucht. (steht es zu sich.) Kalkagno hier? Leonore in starker Erhizung? (nach einigem Nachdenken zum Mohren.) Auf den Abend will ich dich fragen, was hier geschehen ist.

Mohr. Mamsell Bella hört es gern, daß sie blond sei? Will es beantworten.

Fiesko. Und nun sind dreissig Stunden vorbei. Hast du meinen Auftrag vollzogen?

Mohr. Auf ein Jota mein Gebieter.

Fiesko. (setzt sich) Sag denn, wie pfeift man von Doria und der gegenwärtigen Regierung?

Mohr. O Pfui nach abscheulichen Weisen. Schon das Wort: Doria schüttelt sie wie ein Fieberfrost. Gianettino ist gehaßt bis in den Tod. Alles murrt. Die Franzosen, sagen sie, seien Genuas Rat-

ten gewesen, Kater Doria habe sie aufgefressen, und lasse sich nun die Mäuse belieben.

Fiesko. Das könnte wahr seyn — und wußten sie keinen Hund für den Kater?

Mohr. (leichtfertig.) Die Stadt murmelte langes und breites von einem gewissen — einem gewissen — Holla! Hätt ich denn gar den Namen vergessen?

Fiesko. (steht auf.) Dummkopf! Er ist so leicht zu behalten, als schwer er zu machen war. Hat Genua mehr als den einzigen?

Mohr. So wenig als zween Grafen von Lavagna.

Fiesko. (setzt sich.) Das ist etwas. Und was flüstert man denn über mein lustiges Leben?

Mohr. (mißt ihn mit großen Augen.) Höret Graf von Lavagna. Genua mus gros von Euch denken. Mann kanns nicht verdauen, daß ein Kavalier vom ersten Hause — voll Talenten und Kopf — in vollem Feuer und Einfluß — Herr von vier Millionen Pfund — Fürstenblut in den Adern — ein Kavalier wie Fiesko, dem auf den ersten Wink alle Herzen zufliegen würden — —

Fiesko. (wendet sich mit Verachtung ab.) Von einem Schurken das anzuhören —

Mohr. Daß Genuas groser Mann Genuas grosen Fall verschlafe. Viele bedauern. Sehr viele ver=

verſpotten. Die meiſten verdammen euch. Alle beklagen den Staat, der euch verlor. Ein Jeſuit wollte gerochen haben, daß ein Fuchs im Schlafroke ſteke.

Fiesko. Ein Fuchs riecht den andern — Was ſpricht man zu meinem Roman mit der Gräfin Imperiali?

Mohr. Was ich zu wiederhohlen hübſch unterlaſſen werde.

Fiesko. Frei heraus. Je frecher deſto willkommener. Was murmelt man?

Mohr. Nichts murmelt man. Auf allen Kaffeehäuſern, Billiardtiſchen, Gaſthöfen, Promenaden — auf dem Markt — auf der Börſe ſchreit man laut —

Fiesko. Was? Ich befehl es dir.

Mohr. (ſich zurükziehend) Daß Ihr ein Narr ſeid.

Fiesko. Gut. Hier nimm die Zechine für dieſe Zeitung. Die Schellenkappe hab ich nun aufgeſezt, daß dieſe Genueſer über will, 'bald will ich mir eine Glaze ſcheeren, daß ſie den Hanswurſt von mir ſpielen. Wie nahmen ſich die Seidenhändler bei meinen Geſchenken.

Mohr. (drollig) Narr, ſie ſtellten ſich wie die Armen Sünder —

Fiesko. Narr? Bist du toll Bursche?

Mohr. Verzeiht. Ich hätte Lust zu noch mehr Zechinen.

Fiesko. (lacht, giebt ihm eine.) Nun, wie die armen Sünder?

Mohr. Die auf dem Blok liegen, und izt Pardon über sich hören. Euer sind sie Seel und Leib.

Fiesko. Das freut mich. Sie geben den Ausschlag beim Pöbel zu Genua.

Mohr. Was das ein Auftritt war. Wenig fehlte, der Teufel hole mich, daß ich nicht Geschmak an der Grosmut gefunden hätte. Sie wälzten sich mir wie unsinnig um den Hals, die Mädel schienen sich bald in meines Vaters Farbe vergaft zu haben, so hizig fielen sie über meine Mondsfinsterniß her. Allmächtig ist doch das Gold, war da mein Gedanke. Auch Mohren kanns bleichen.

Fiesko. Dein Gedanke war besser, als das Mißbeet, worinn er wuchs — Die Worte, die du mir hinterbracht hast, sind gut, lassen sich Thaten daraus schließen.

Mohr. Wie aus des Himmels Räuspern der ausbrechende Sturm. Man stekt die Köpfe zusammen, rottiert sich zu Hauf, ruft Hum! spukt ein Fremder vorbei. Durch ganz Genua herrscht eine dumpfige Schwüle — Dieser Mißmut hängt wie ein schweres Wetter über der Republik — nur einen Wind, so fallen Schlossen und Blize.

Fiesko.

Fiesko. Stille! horch! Was iſt das für ein verworrenes Geſumſe?

Mohr. (ans Fenſter fliegend) Es iſt das Geſchrei vieler Menſchen, die vom Rathhaus herabkommen.

Fiesko. Heute iſt Prokuratorwahl. Laß meine Karriole vorfahren. Unmöglich kann die Sizung ſchon aus ſeyn. Ich will hinauf. Unmöglich kann ſie rechtmäßig aus ſeyn — Schwerdt und Mantel her. Wo iſt mein Orden?

Mohr. Herr ich hab ihn geſtohlen und verſezt.

Fiesko. Das freut mich.

Mohr. Nun wie? Wird mein Präſent bald herausrüken?

Fiesko. Weil du nicht auch den Mantel namſt?

Mohr. Weil ich den Dieb ausfündig machte.

Fiesko. Der Tumult wälzt ſich hieher. Horch. Das iſt nicht das Gejauchze des Beifalls. (raſch) Beſchwind, riegle die Hofpforten auf. Ich hab eine Ahndung. Doria iſt tollkühn. Der Staat gaukelt auf einer Nadelſpize. Ich wette, auf der Signoria iſt Lerm worden.

Mohr. (am Fenſter, ſchreit) Was iſt das? Die Straſſe Balbi herunter — Troß vieler Tauſende — Hellebarden blizen — Schwerdter — Holla! Senatoren — fliegen hieher —

Fiesko. Es iſt ein Aufruhr. Spreng unter ſie. Nenn meinen Namen. Sieh zu, daß ſie hieher ſich werfen. (Mohr eilt hinunter.) Was die Ameiſe Vernunft mühſam zu Haufen ſchleppt, jagt in einem Hui der Wind des Zufalls zuſammen.

Fünfter Auftritt.

Fiesko — Centurione, Zibo, Aſſerato (ſtürzen ſtürmiſch ins Zimmer.)

Zibo. Graf, Sie verzeihen unſerm Zorn, daß wir unangemeldet hereintreten.

Centurione. Ich bin beſchimpft, tödtlich beſchimpft vom Neffen des Herzogs, im Angeſicht der ganzen Signoria.

Fiesko. Doria hat das goldene Buch beſudelt, davon jeder genueſiſche Edelmann ein Blatt iſt.

Centurione. Darum ſind wir da. Der ganze Adel iſt in mir aufgefodert. Der ganze Adel mus meine Rache theilen. Meine Ehre zu rächen, dazu würde ich ſchwerlich Gehülfen fodern.

Zibo. Der ganze Adel iſt in ihm aufgereizt. Der ganze Adel mus Feuer und Flammen ſpeien.

Aſſerato. Die Rechte der Nation ſind zertrümmert. Die republikaniſche Freiheit hat einen Todesſtoß.

Fiesko. Sie ſpannen meine ganze Erwartung.

Zibo. Er war der neun und zwanzigſte unter den Wahlherrn, hatte zur Prokuratorwahl eine goldene Kugel gezogen. Acht und zwanzig Stimmen waren geſammelt. Vierzehn ſprachen für mich, eben ſo viel für Lomellino! Dorias und die ſeinige ſtanden noch aus.

Centurione. (raſch ins Wort fallend.) Standen noch aus. Ich votirte für Zibo. Doria — fühlen Sie die Wunde meiner Ehre — Doria —

Aſſereto. (fällt ihm wieder ins Wort.) So was erlebte man nicht, ſo lang Ozean um Genua flutet ———

Centurione. (hitziger fort.) Doria zog ein Schwerdt, das er unter dem Scharlach verborgen gehalten, ſpießte mein Votum daran, rief in die Verſammlung:

Zibo. „Senatoren! Es gilt nicht! Es iſt durchlöchert! Lomellin iſt Prokurator.“

Centurione. „Lomellin iſt Prokurator“ und warf ſein Schwerdt auf die Tafel.

Aſſereto. Und rief „es gilt nicht“ und warf ſein Schwerdt auf die Tafel.

Fiesko. (nach einigem Stillſchweigen.) Wozu ſind Sie entſchloſſen?

Centurione. Die Republik iſt ins Herz geſtoßen. Wozu wir entſchloſſen ſind?

Fiesko. Zenturione, Binsen mögen vom Athem knikken. Eichen wollen den Sturm. Ich frage, was Sie beschließen?

Zibo. Ich dächte, man fragte, was Genua beschliesse?

Fiesko. Genua? Genua? Weg damit, es ist mürb, bricht, wo sie es anfassen. Sie rechnen auf die Patrizier? Vielleicht weil sie saure Gesichter schneiden, die Achsel zuken, wenn von Staatssachen Rede wird? Weg damit. Ihr Helbenfeuer klemmt sich in Ballen levantischer Waaren, ihre Seelen flattern ängstlich um ihre ostindische Flotte.

Zenturione. Lernen Sie unsere Patrizier besser schäzen. Kaum war Dorias trozige That gethan, flohen ihrer einige 100 mit zerrißnen Kleidern auf den Markt. Die Signoria fuhr auseinander.

Fiesko. (spöttisch.) Wie Tauben auseinander flattern, wenn in den Schlag sich ein Geier wirft?

Zenturione (stürmisch.) Nein! wie Pulvertonnen, wenn eine Lunte hineinfällt.

Zibo. Das Volk wüthet auch, was vermag nicht ein angeschossener Eber?

Fiesko. (lacht.) Der blinde unbeholfene Koloß, der mit plumpen Knochen anfangs Gepolter macht, Hohes und Niedres, Nahes und Fernes mit gähnendem Rachen zu verschlingen droht, und zulezt — über

Zwirns-

Zwirnsfäden stolpert? Genueser vergebens! Die Epoche der Meerbeherrscher ist vorbei. Genua ist unter seinen Ramen gestürzt. Genua ist da, wo das unüberwindliche Rom wie ein Federball in die Rakete eines zärtlichen Knaben Oktavius sprang. Genua kann nicht mehr frei seyn. Genua mus von einem Monarchen erwärmt werden. Genua braucht einen Souverain, also huldigen Sie dem Schwindelkopf Giannettino.

Zenturione. (aufbrausend.) Wenn sich die grollenden Elemente versonen, und der Nordpol dem Südpol nachspringt — Kommt Kameraden!

Fiesko. Bleiben Sie! Bleiben Sie! Worüber brüten Sie Zibo?

Zibo. Ueber Nichts oder einem Possenspiel, das das Erdbeben heissen soll.

Fiesko. (führt sie zu einer Statue.) Schauen Sie doch diese Figur an.

Zenturione. Es ist die Venus von Florenz. Was soll sie uns hier?

Fiesko. Sie gefällt Ihnen aber?

Zibo. Ich solte denken, oder wir wären schechte Italiener. Wie Sie das izt fragen mögen?

Fiesko. Nun reisen Sie durch alle Welttheile, und suchen unter allen lebendigen Abdrüken des weiblichen Models den glüklichsten aus, in welchem sich alle Reize dieser geträumten Venus umarmen.

Fibo. Und tragen denn für unſre Mühe davon?

Fiesko. Dann werden Sie die Phantaſie der Marktſchreierei überwieſen haben —

Zenturione. (ungeduldig.) Und was gewonnen haben?

Fiesko. Gewonnen haben den verjährten Prozeß der Natur mit den Künſtlern.

Zenturione. (hitzig.) Und dann?

Fiesko. Dann? Dann? (fängt zu lachen an.) Dann haben Sie vergeſſen zu ſehen, daß Genuas Freiheit zu Trümmern geht!

Sechſter Auftritt.

Fiesko.

(Getümmel um den Pallaſt nimmt zu.)

Glüklich! Glüklich! das Stroh der Republik iſt in Flammen. Das Feuer hat ſchon Häuſer und Thürme gefaßt — Immerzu! Immerzu. Allgemein werde der Brand, der ſchadenfrohe Wind pfeife in die Verwüſtung.

Siebenter Auftritt.

Mohr. (in Eil.) Fiesko.

Mohr. Haufen über Haufen!

Fiesko. Mache die Thorflügel weit auf. Laß hereinſtürzen, was Füße hat.

Mohr. Republikaner! Republikaner! Ziehen ihre Freiheit am Joch, keuchen, wie Lastochsen, unter ihrer aristokratischen Herrlichkeit.

Fiesko. Narren, die glauben Fiesko von Lavagna werde fortführen, was Fiesko von Lavagna nicht anfieng! Die Empörung kommt wie gerufen. Aber die Verschwörung muß meine seyn. Sie stürmen die Treppe herauf.

Mohr. (hinaus.) Holla! Holla! Werden das Haus höflichst zur Thüre hereinbringen. (Das Volk stürmt herein. Die Thüre in Trümmer.)

Achter Auftritt.

Fiesko. Zwölf Handwerker.

Alle. Rache an Doria! Rache an Gianettino!

Fiesko. Hübsch gemach meine Landsleute. Daß ihr mir alle eure Aufwartung so machtet, das zeugt von euerm guten Herzen. Aber meine Ohren sind delikater.

Alle. (ungestümer.) Zu Boden mit den Doria! zu Boden Oheim und Neffen!

Fiesko. (der sie lächelnd überzählt.) Zwölf sind ein vornehmes Heer —

Einige. Diese Doria müssen weg. Der Staat muß eine andere Form haben.

Erſter Handwerker. Unſre Friedensrichter die Treppen hinab zu ſchmeiſſen — die Treppen die Friedensrichter.

Zweiter. Denkt doch Lavagna, die Treppen hinab! als ſie ihm bei der Wahl widerſprachen.

Alle. Soll nicht geduldet werden! Darf nicht geduldet werden!

Ein Dritter. Ein Schwerdt in den Rath zu nehmen —

Erſter. Ein Schwerdt! Das Zeichen des Kriegs! im Zimmer des Friedens!

Zweiter. Im Scharlach in den Senat zu kommen! Nicht ſchwarz wie die übrigen Rathsherrn.

Erſter. Mit acht Hengſten durch unſere Hauptſtadt zu fahren.

Alle. Ein Tyrann! Ein Verräther des Lands und der Regierung!

Zweiter. Zweihundert Teutſche zur Leibwach vom Kaiſer zu kaufen

Erſter. Ausländer wider die Kinder des Vaterlands! Teutſche gegen Italiener! Soldaten neben die Geſetze!

Alle. Hochverrath! Meuterei! Genuas Untergang!

Erſter. Das Wappen der Republik an der Kutſche zu führen —

Zweiter. Die Statue des Andr:as mitten im Hof der Signoria! —

Alle. In Stüken mit dem Andreas! In tauſend Stük den ſteinernen und den lebendigen!

Fiesko. Genueſer, warum mir das alles.

Erſter. Ihr ſollt es nicht dulden! Ihr ſollt ihm den Daumen aufs Aug halten.

Zweiter. Ihr ſeid ein kluger Mann, und ſollt es nicht dulden, und ſollt den Verſtand für uns haben.

Erſter. Und ſeid ein beſſerer Edelmann, und ſollt ihm das einränken, und ſollt es nicht dulden.

Fiesko. Euer Zutrauen ſchmeichelt mir ſehr. Kann ich es durch Thaten verdienen?

Alle. (lermend.) Schlage! Stürze! Erlöſe!

Fiesko. Doch ein gut Wort werdet ihr noch annehmen?

Einige. Redet Lavagna.

Fiesko. (der ſich niederſezt.) Genueſer — Das Reich der Thiere kam einſt in bürgerliche Gährung, Partheyen ſchlugen mit Partheyen, und ein Fleiſchverbund bemächtigte ſich des Throns. Dieſer, gewohnt, das Schlachtvieh an das Meſſer zu hezen, haußte hündiſch im Reich, klafte, biß, und nagte die Knochen ſeines Volks. Die Nation murrte, die kühnſten traten zuſammen, und erwürgten den fürſtlichen Bullen. Izt ward ein Reichstag gehalten, die groſſe Frage zu entſcheiden, welche Regierung die glüklichſte

ſei?

sei? Die Stimmen theilten sich dreifach. Genueser, für welche hättet Ihr entschieden?

Erster Bürger. Fürs Volk. Alle fürs Volk.

Fiesko. Das Volk gewanns. Die Regierung ward demokratisch. Jeder Bürger gab seine Stimme. Mehrheit sezte durch. Wenige Wochen vergiengen, so kündigte der Mensch dem neugebakenen Freystaat den Krieg an. Das Reich kam zusammen. Roß, Löwe, Tyger, Bär, Elephant und Rhinozeros traten auf und brüllten laut zu den Waffen. Izt kam die Reih an die übrigen. Lamm, Haase, Hirsch, Esel das ganze Reich der Insekten, der Vögel, der Fische ganzes menschenscheues Heer — alle traten dazwischen und wimmerten: Friede. Echt Genueser! Der Feigen waren mehr, denn der Streitbaren, der Dummen mehr, denn der Klugen — Mehrheit sezte durch. Das Thierreich strekte die Waffen, und der Mensch brandschazte sein Gebiet. Dieses Staatssystem ward also verworfen. Genueser, wozu wäret ihr izt geneigt gewesen?

Erster und Zweiter. Zum Ausschuß! Freilich zum Ausschuß!

Fiesko. Diese Meinung gefiel! Die Staatsgeschäfte theilten sich in mehrere Kammern. Wölfe besorgten die Finanzen. Füchse waren ihre Sekretaire. Tauben führten das Kriminalgericht, Tyger die gütlichen Vergleiche, Böke schlichteten Heurathsprozesse.

Solda-

Soldaten' waren die Haasen, Löwen und Elephant blieben bei der Bagage, der Esel war Gesandter des Reichs, und der Maulwurf Oberaufseher über die Verwaltung der Aemter. Genueser, was hest ihr von dieser weisen Vertheilung? Wen der Wolf nicht zerriß, den prellte der Fuchs. Wer diesem entrann, den tölpelte der Esel nieder. Tyger erwürgten die Unschuld; Diebe und Mörder begnadigte die Taube, und am Ende, wenn die Aemter niedergelegt wurden, fand sie der Maulwurf alle unsträflich verwaltet — Die Thiere empörten sich. Laßt uns einen Monarchen wählen, riefen sie einstimmig, der Klauen und Hirn und nur einen Magen hat — und einem Oberhaupt huldigten alle — einem Genueser — aber (indem er mit Hoheit unter sie tritt.) es war der Löwe.

Alle. (klatschen, werfen die Mützen in die Höh.) Bravo! Bravo! das haben sie schlau gemacht.

Erster. Und Genua solls nachmachen, und Genua hat seinen Mann schon.

Fiesko. Ich will ihn nicht wissen. Gehet heim. Denkt auf den Löwen. (die Bürger tumultuarisch hinaus.) Es geht erwünscht. Volk und Senat wider Doria. Volk und Senat für Fiesko — Haßan! Haßan! — Ich mus diesen Wind benuzen — Haßan! Haßan! — Ich mus diesen Haß verstärken! dieses Interesse anfri-

anfrischen! — Heraus Haßan! Hurensohn der Hölle! Haßan! Haßan!

Neunter Auftritt.

Mohr kommt. Fiesko.

Mohr. (mild.) Meine Seien brennen noch. Was gibts schon wieder?

Fiesko. Was ich befehle.

Mohr. (geschmeidig.) Wohin lauf ich zuerst? wohin zulezt?

Fiesko. Das Laufen sei dir diesmal geschenkt. Du wirst geschleift werden. Mache dich gleich gefaßt, ich posaune jezt deinen Meuchelmord aus, und übergebe dich gebunden der peinlichen Rota.

Mohr. (sechs Schritte zurük.) Herr? — das ist wider die Abrede.

Fiesko. Sei ganz ruhig. Es ist nichts mehr denn ein Possenspiel. In diesem Augenblik liegt alles daran, daß Gianettinos Anschlag auf mein Leben ruchbar wird. Man wird dich peinlich verhören.

Mohr. Ich bekenne dann oder läugne?

Fiesko. Läugnest. Man wird dich auf die Tortur schrauben. Den ersten Grad stehst du aus. Diese Mißgunst kannst du auf Konto deines Meuchelmords hinnehmen. Beim zweiten bekennst du.

Mohr.

Mohr. (schüttelt den Kopf, bedenklich.) Ein Schelm ist der Teufel. Die Herrn könnten mich beim Essen behalten, und ich würde aus lauter Komödie gerädert.

Fiesko. Du kommst ganz weg. Ich gebe dir meine gräfliche Ehre. Ich werde mir deine Bestrafung zur Genugthuung ausbitten, und dich dann vor den Augen der ganzen Republik pardonnieren!

Mohr. Ich lasse mirs gefallen. Sie werden mir das Gelenk auseinander treiben. Das macht geläufiger.

Fiesko. So rize mir hurtig mit deinem Dolche den Arm auf, bis Blut darnach läuft — Ich werde thun, als hätt ich dich erst frisch auf der That ergriffen. Gut (mit gräßlichem Geschrei.) Mörder! Mörder! Mörder! Besezt die Wege! Riegelt die Pforten zu. (er schleppt den Mohren an der Gurgel hinaus. Bediente fliehen über den Schauplaz.)

Zehenter Auftritt.

Leonore. Rosa. (stürzen erschroken herein.)

Leonore. Mord! schrieen sie, Mord! Von hier kam der Lerm.

Rosa. Ganz gewiß nur ein blinder Tumult, wie alltäglich in Genua.

Leonore. Sie schrieen Mord und das Volk murmelte deutlich Fiesko. Armselige Betrüger. Meine Augen wollten sie schonen, aber mein Herz überlistet sie. Geschwind eile nach, sieh, sage mir, wo sie ihn hinschleppen.

Rosa. Saumeln Sie sich. Bella ist nach.

Leonore. Bella wird seinen brechenden Blik noch auffassen! Die glükliche Bella. Weh über mich, seine Mörderin! Hätte Fiesko mich lieben können, nie hätte Fiesko sich in die Welt gestürzt, nie in die Dolche des Neids! — Bella kommt! Fort! Rede nicht Bella!

Eilfter Auftritt.

Vorige. Bella.

Bella. Der Graf lebt und ist ganz. Ich sah ihn durch die Stadt galoppieren. Nie sah ich unsern gnädigen Herrn so schön. Der Rapp pralte unter ihm, und jagte mit hochmütigem Huf das andrängende Volk von seinem fürstlichen Reiter. Er erblikte mich als er vorüberflog, lächelte gnädig, winkte hieher, und warf drei Küsse zurük. (boshaft.) Was mach ich damit Signora?

Leonore. (in Entzükung.) Leichtfertige Schwäzerin. Bring sie ihm wieder.

Rosa. Nun sehen Sie. Izt sind Sie wieder Scharlach über und über.

Leonore.

Leonore. Sein Herz wirft er den Dirnen nach und ich jage nach einem Blik? — O Weiber! Weiber! (gehen ab.)

Zwölfter Auftritt.

(Im Pallaſt des Andreas.)

Gianettino. Lomellin. (kommen haſtig.)

Gianettino. Laß ſie um ihre Freiheit brüllen, wie die Löwin um ein Junges. Ich bleibe dabei.

Lomellin. Doch, gnädiger Herr —

Gianettino. Zum Teufel mit euerm Doch, dreiſtundlanger Prokurator. Ich weiche um keines Haares Breite. Laß Genuas Thürme die Köpfe ſchütteln, und die tobende See Nein dareinbrummen. Ich fürchte den Troß nicht.

Lomellin. Der Pöbel iſt freilich das brennende Holz, aber der Adel gibt ſeinen Wind dazu. Die ganze Republik iſt in Wallung. Volk und Patrizier.

Gianettino. So ſteh ich wie Nero auf dem Berg, und ſehe dem poſſierlichen Braude zu —

Lomellin. Bis ſich die ganze Maſſe des Aufruhrs einem Partheigänger zuwirft, der ehrgeizig genug iſt, in der Verwüſtung zu ärndten.

Gianettino. Poſſen! Poſſen! Ich kenne nur einen der fürchterlich werden könnte, und für den iſt geſorgt.

Lomellin. Seine Durchlaucht! (Andreas kommt. Beide verneigen ſich tief.)

Andreas. Signor Lomellin. Meine Nichte wünſcht auszufahren.

Lomellin. Ich werde die Gnade haben, ſie zu begleiten. (ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Andreas. Gianettino.

Andreas. Höre Neffe. Ich bin ſchlimm mit dir zufrieden.

Gianettino. Gönnen Sie mir Gehör, Durchlauchtigſter Oheim.

Andreas. Dem zerlumpteſten Bettler in Genua, wenn er es werth iſt. Einem Buben niemals, und wär er mein Neffe. Gnädig genug, daß ich dir den Oheim zeige; du verdienteſt den Herzog und ſeine Signoria zu hören.

Gianettino. Nur ein Wort, gnädigſter Herr —

Andreas. Höre was du gethan haſt, und verantworte dich dann — — Du haſt ein Gebäude umgeriſſen, das ich in einem halben Jahrhundert ſorgſam zuſammen fügte — Das Mauſoleum deines Oheims — ſeine einzige Pyramide —— die Liebe der Genueſer. Den Leichtſinn verzeiht dir Andreas.

Gianettino.

Gianettino. Mein Oheim und Herzog —

Andreas. Unterbrich mich nicht. Du hast das schönste Kunstwerk der Regierung verlezt, das ich selbst den Genuesern vom Himmel hohlte, das mich so viele Nächte gekostet, so viele Gefahren und Blut. Vor ganz Genua hast du meine fürstliche Ehre besudelt, weil du für meine Anstalt keine Achtung zeigtest. Wem wird sie heilig seyn, wenn mein Blut sie verachtet? — Diese Dummheit verzeiht dir der Oheim.

Gianettino. (beleidigt.) Gnädigster Herr, Sie haben mich zu Genuas Herzog gezogen.

Andreas. Schweig! — Du bist ein Hochverräther des Staats, und hast das Herz seines Lebens verwundet. Merke dirs Knabe. Es heißt — Unterwerfung! — Weil der Hirte am Abend seines Tagwerks zurüktrat, wähntest du die Heerde verlassen? Weil Andreas eisgraue Haare trägt, trampeltest du wie ein Gassenjunge auf den Gesezen?

Gianettino. (trozig.) Gemach Herzog. Auch in meinen Adern siedet das Blut des Andreas vor dem Frankreich erzitterte.

Andreas. Schweig! befehl ich — Ich bin gewohnt, daß das Meer aufhorcht, wenn ich rede — Mitten in ihrem Tempel spiessest du die majestätische Gerechtigkeit an. Weist du wie man das ahndet Rebelle? — Izt antworte!

(Gianettino heftet den Blik sprachlos zu Boden.)

Andreas. Unglükſeliger Andreas! In deinem eigenen Herzen haſt du den Wurm deines Verdienſts ausgebrütet. — Ich baute den Genueſern ein Haus, das der Vergänglichkeit ſpotten ſollte, und werfe den erſten Feuerbrand hinein — Dieſen! Dank' es Unbeſonnener dieſem eiſengrauen Kopf, der von Familienhänden zur Grube gebracht ſeyn will — Dank es meiner gottloſen Liebe, daß ich den Kopf des Empörers dem beleidigten Staat nicht — vom Blutgerüſte zuwerfe. (ſchnell ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Lomellin. (außer Athem, erſchroken.) Gianettino. (ſieht dem Herzog glühend und ſprachlos nach.)

Lomellin. Was hab ich geſehen? Was angehört? Izt! Izt! ſtehen Sie Prinz! Izt iſt alles verloren.

Gianettino. (mit Ingrimm.) Was war zu verlieren.

Lomellin. Genua, Prinz. Ich komme vom Markt. Das Volk drängte ſich um einen Mohren, der an Stricken dahingeſchleift wurde, der Graf von Lavagna, über die dreihundert Nobili ihm nach biß ins Nichthaus, wo die Verbrecher gefoltert werden. Der Mohr war über einem Meuchelmord ertappt worden, den er an dem Fieſko vollſtreken ſollte.

Gia-

Gianettino. (ſtampft mit dem Fuß.) Was? Sind heut alle Teufel los?

Lomellin. Man inquirirte ſcharf, wer ihn beſtochen. Der Mohr geſtand nichts. Man bracht ihn auf die erſte Folter. Er geſtand nichts. Man brachte ihn auf die zweite. Er ſagte aus, ſagte aus — Gnädiger Herr, wo gedachten Sie hin, da Sie Ihre Ehre einem Taugnichts Preiß gaben?

Gianettino. (ſchnaubt ihn wild an.) Frage mich nichts.

Lomellin. Hören Sie weiter. Kaum war das Wort Doria ausgeſprochen — lieber hätt ich meinen Nahmen auf der Schreibtafel des Teufels geleſen, als hier den Ihren gehört — ſo zeigte ſich Fiesko dem Volk. Sie kennen ihn den Mann, der befehlend ſiehet, den Wucherer mit den Herzen der Menge. Die ganze Verſammlung hieng ihm edemlos in ſtarren ſchröklichen Gruppen entgegen, er ſprach wenig, aber ſtreifte den blutenden Arm auf, das Volk ſchlug ſich um die fallende Tropfen, wie um Reliquien. Der Mohr wurde ſeiner Willkühr übergeben, und Fiesko — ein Herzſtoß für uns — Fiesko begnadigte ihn. Izt faßte die Stille des Volks in einen brüllenden Laut aus, jeder Odem zernichtete einen Doria, Fiesko wurde auf tauſendſtimmigem Vivat nach Hauſe getragen.

Gianettino. (mit einem dumpfen Gelächter.) Der Aufruhr ſchwelle mir an die Gurgel! — Kaiſer Karl!

Mit dieser einzigen Sylbe will ich sie niederwerfen, daß in ganz Genua auch keine Seele mehr summen soll.

Lomellin. Böhmen liegt weit von Italien — Wenn Karl sich beeilt, kann er noch zeitig genug zu Ihrem Leichenschmaus kommen.

Gianettino. (zieht einen Brief mit großem Siegel hervor.) Glük genug also daß er schon hier ist! — Verwundert sich Lomellin? Glaubte er mich tollbreist genug, wütige Republikaner zu reizen, wenn sie nicht schon verkauft und verrathen wären?

Lomellin. (betreten.) Ich weiß nicht, was ich denke.

Gianettino. Ich denke etwas, das du nicht weißt. Der Schluß ist gefaßt. Uebermorgen fallen 12 Senatoren. Doria wird Monarch und Kaiser Karl wird ihn schüzen — Du tritst zurük?

Lomellin. Zwölf Senatoren! Mein Herz ist nicht weit genug, eine Blutschuld zwölfmal zu fassen.

Gianettino. Närrchen, am Thron wirft man sie nieder. Siehst du, ich überlegte mit Karls Ministern, daß Frankreich in Genua noch starke Partheien hätte, die es ihm zum zweitenmal in die Hände spielen könnten, wenn man sie nicht mit der Wurzel vertilgte. Das wurmte beim alten Karl. Er unterschrieb meinen Anschlag — und Du schreibst, was ich diktiere.

Lomellin. Noch weis ich nicht —

Gianettino. Seze dich. Schreib.

Lomellin. Was ſchreib ich aber? (ſezt ſich.)

Gianettino. Die Namen der 12 Kandidaten — Franz Zenturione.

Lomellin. (ſchreibt.) Zum Dank für ſein Votum führt er den Leichenzug.

Gianettino. Kornelio Kalva.

Lomellin. Kalva

Gianettino. Michael Zibo.

Lomellin. Eine Abkühlung auf die Prokuratur.

Gianettino. Thomas Aßerato mit drei Brüdern.

(Lomellin hält inne.)

Gianettino. (nachdrüklich.) Mit drei Brüdern.

Lomellin. (ſchreibt.) Weiter.

Gianettino. Fiesko von Lavagna.

Lomellin. Geben Sie Acht! Geben Sie Acht! Sie werden über dieſem ſchwarzen Stein noch den Hals brechen.

Gianettino. Scipio Bourgegnino.

Lomellin. Der mag anderswo Hochzeit halten.

Gianettino. Wo ich Brautführer bin — Raphael Sacco.

Lomellin. Dem ſolt ich Pardon auswirken, biß er mir meine fünftauſend Skudi bezahlt hat. (ſchreibt.) Der Tod macht quitt.

Gianettino. Vinzent Kallagno.

Lomellin. Kalkagno — den Zwölften schreib ich auf meine Gefahr, oder unser Todfeind ist vergessen.

Gianettino. Ende gut. Alles gut. Joseph Verrina.

Lomellin. Das war der Kopf des Wurms. (steht auf, streut Stand, liest die Schrift durch, reicht sie dem Prinzen.) Der Tod giebt übermorgen prächtige Galla, und hat zwölf genuesische Fürsten geladen.

Gianettino. (tritt zum Tisch, unterzeichnet.) Es ist geschehen — In zwey Tagen ist Dogewahl. Wenn die Signoria versammelt ist, werden die Zwölf auf das Signal eines Schnupftuchs mit einem plözlichen Schuß gestrekt, wenn zugleich meine 200 Teutsche das Rathhaus mit Sturm besezen. Ist das vorbei, tritt Gianettino Doria in den Saal, und läßt sich huldigen. (klingelt.)

Lomellin. Und Andreas?

Gianettino. (verächtlich) Ist ein alter Mann. (ein Bedienter.) Wenn der Herzog fragt, ich bin in der Messe. (Bedienter ab.) Der Teufel, der in mir steckt, kann nur im Heiligenmaske inkognito bleiben.

Lomellin. Aber das Blatt, Prinz?

Gianettino. Nimmst du, lässest es durch unsre Parthey zirkuliren. Dieser Brief muß mit Extrapost nach Levanto. Er unterrichtet den Spinola von allem, und heißt ihn früh 3 Uhr in der Hauptstadt hier eintreffen. (will fort.)

Lomellin.

Lomellin. Ein Loch im Faß, Prinz! Fiesko besucht keinen Senat mehr.

Giannino. (zurükrufend.) Doch noch einen Mentler wird Genua haben? — Ich sorge dafür.
(ab in ein Seitenzimmer. Lomellin fort durch ein anderes.)

Funfzehnter Auftritt.

Vorzimmer bei Fiesko.

Fiesko. (mit Briefen und Wechseln.) Mohr.

Fiesko. Also vier Galeeren sind eingelaufen?

Mohr. Liegen glüklich in der Darsena vor Anker.

Fiesko. Das kommt erwünscht. Woher die Expressen?

Mohr. Von Rom, Piazenza und Frankreich.

Fiesko. (bricht die Briefe auf, siegt sie durch.) Willkommen, willkommen in Genua. (sehr aufgeräumt.) Die Kouriere werden fürstlich bewirthet.

Mohr. Hum (will gehen.)

Fiesko. Halt! Halt! Hier kommt Arbeit für dich die Fülle.

Mohr. Was steht zu Befehl? Die Nase des Spürers, oder der Stachel des Skorpions?

Fiesko. Für jezt des Lokvogels Schlag. Morgen früh werden 2000 Mann verkappt zur Stadt hereinschleichen, Dienste bei mir zu nehmen. Vertheile du deine Handlanger an den Thoren herum, mit der Or-

der,

der, auf die eintretenden Passagiers ein wachsames Auge zu haben. Einige werden als ein Trupp Pilgrimme kommen, die nach Loretto wallfahrten gehen, andre als Ordensbrüder, oder Savoyarden, oder Komödianten, wieder andre als Krämer, oder als ein Trupp Musikanten, die meisten als abgedankte Soldaten, die genuesisches Brod essen wollen. Jeder Fremde wird ausgefragt, wo er einstelle? antwortet er: zur goldenen Schlange, so muß man ihn freundlich grüßen, und meine Wohnung bedeuten. Höre Kerl, aber ich baue auf deine Klugheit.

Mohr. Herr! wie auf meine Bosheit; Entwischt mir ein Lot Haare, so sollt ihr meine 2 Augen in eine Windbüchse laden, und Sperlinge damit schießen. (will fort)

Fiesko. Halt! noch eine Arbeit. Die Galeeren werden der Nation scharf in die Augen stechen. Merke auf, was davon Rede wird. Fragt dich jemand, so hast du von weitem murmeln gehört, daß dein Herr damit Jagd auf die Türken mache. Verstehst du?

Mohr. Verstehe. Die Bärte der Beschnittenen liegen oben drauf. Was im Korb ist, weiß der Teufel. (will fort.)

Fiesko. Gemach. Noch eine Vorsicht. Gianettino hat neuen Grund, mich zu hassen, und mir Fallen zu stellen. Geh, beobachte deine Kameraden, ob du nicht irgendwo einen Meuchelmord wittrest. Doria

besucht

besucht die verdächtigen Häuser. Hänge dich an die Töchter der Freude. Die Geheimnisse des Kabinets stecken sich gern in die Falten eines Weiberrocks. Versprich ihnen goldspeiende Kunden — versprich deinen Herrn. Nichts kann zu ehrwürdig seyn, das du nicht in diesen Morast untertauchen sollst, biß du den vesten Boden fühlst.

Mohr. Halt! Holla! Ich habe Eingang bei einer gewissen Diana Bononi, und bin gegen fünf Viertheljahr ihr Zuführer gewesen. Vorgestern sah ich den Prokurator Lomellino aus ihrem Hause kommen.

Fiesko. Wie gerufen. Eben der Lomellino ist der Hauptschlüssel zu allen Tollheiten Dorias. Gleich morgen früh mußt du hingehen. Vielleicht ist er heute Nacht dieser keuschen Luna Endymion.

Mohr. Noch ein Umstand gnädiger Herr. Wenn mich die Genueser fragen — und ich bin des Teufels! das werden sie — wenn sie mich izt fragen, was denkt Fiesko zu Genua? — Werdet ihr eure Maske noch länger tragen, oder was soll ich antworten?

Fiesko. Antworten? Wart! Die Frucht ist ja zeitig. Wehen verkündigen die Geburt — Genua liege auf dem Blok, sollst du antworten, und dein Herr heisse Johann Ludwig Fiesko.

Mohr. (sich froh streckend.) Was ich anbringen will, daß sich's gewaschen haben soll, bei meiner

hunds-

hundsvöttiſchen Ehre! — Aber nun hell auf Freund Haßan. In ein Weinhaus zuerſt! Meine Füſſe haben alle Hände voll zu thun — ich mus meinen Magen kareßieren, daß er mir bei meinen Beinen das Wort redt. (eilt ab, kommt aber ſchnell zurük.) a propos. Bald hätt ich das verplaudert. Was zwiſchen eurer Frau und Kalkagno vorgieng, habt Ihr gern wiſſen mögen? — Ein Korb gieng vor, Herr, und das war alles. (läuft davon.)

Sechszehnter Auftritt.

Fiesko. (bei ſich.)

Ich bedaure Kalkagno — Meinten Sie etwa ich würde den empfindlichen Artikel meines Ehbetts Preiß geben, wenn mir meines Weibes Tugend und mein eigener Werth nicht Handſchrift genug ausgeſtellt hätten? Doch willkommen mit dieſer Schwägerſchaft. Du biſt ein guter Soldat. Das ſoll mir deinen Arm zu Dorias Untergang kuppeln! ——— (mit ſtarkem Schritt auf und nieder.) Izt Doria mit mir auf den Kampfplaz. Alle Maſchinen des groſen Wageſtüks ſind im Gang. Zum ſchaudernden Konzert alle Inſtrumente geſtimmt. Nichts fehlt, als die Larve herabzureiſſen, und Genuas Patrioten den Fiesko zu zeigen. (man hört kommen.) Ein Beſuch! Wer mag mich jezt ſtören?

Siebzehnter Auftritt.

Voriger. Verrina. Romano. (mit einem Tableau.)
Sacco. Bourgognino. Kalkagno.
(alle verneigen sich.)

Fiesko. (ihnen entgegen, voll Heiterkeit.) Willkommen meine würdigen Freunde. Welche wichtige Angelegenheit führt Sie so vollzählig zu mir? — Du auch da theurer Bruder Verrina? Ich würde bald verlernt haben, dich zu kennen, wären meine Gedanken nicht fleißiger um dich als meine Augen. Wars nicht seit dem lezten Ball, daß ich meinen Verrina entbehrte?

Verrina. Zähl ihm nicht nach, Fiesko. Schwere Lasten haben indeß sein graues Haupt gebeugt. Doch genug hievon.

Fiesko. Nicht genug für die wißbegierige Liebe. Du wirst mir mehr sagen müssen, wenn wir allein sind. (zu Bourgognino.) Willkommen junger Held. Unsre Bekanntschaft ist noch grün, aber meine Freundschaft ist zeitig. Haben Sie Ihre Meinung von mir verbessert?

Bourgognino. Ich bin auf dem Wege.

Fiesko. Verrina, man sagt mir, daß dieser junge Kavalier dein Tochtermann werden soll. Nimm meinen ganzen Beifall zu dieser Wahl. Ich hab ihn

nur

nur einmal gesprochen, und doch würd ich stolz seyn, wenn er der Meinige wäre.

Verrina. Dieses Urtheil macht mich eitel auf meine Tochter.

Fiesko. (zu den andern.) Sacco? Kalkagno? — Lauter seltne Erscheinungen in meinen Zimmern! Beinahe möchte ich mich meiner Dienstfertigkeit schämen, wenn Genuas edelste Zierden sie vorübergehen — Und hier begrüße ich einen fünften Gast, mir zwar fremd, doch empfohlen genug, durch diesen würdigen Zirkel.

Romano. Es ist ein Mahler schlechtweg, gnädiger Herr, Romano mit Namen, der sich vom Diebstahl an der Natur ernährt, kein Wappen hat als seinen Pinsel, und nun gegenwärtig ist, (mit einer tiefen Verbeugung.) die grose Linie zu einem Brutuskopfe zu finden.

Fiesko. Ihre Hand Romano. Ihre Meisterin ist eine Verwandte meines Hauses. Ich liebe sie brüderlich. Kunst ist die rechte Hand der Natur. Diese hat nur Geschöpfe, jene hat Menschen gemacht. Was mahlen Sie aber Romano?

Mahler. Szenen aus dem nervigten Alterthum. Zu Florenz steht mein sterbender Herkules, meine Kleopatra zu Venedig, der wüthende Ajax zu Rom, wo die Helden der Vorwelt — im Vatikan wieder auferstehen.

Fiesko.

Fiesko. Und was iſt wirklich Ihres Pinſels Beſchäftigung?

Romano. Er iſt weggeworfen, gnädiger Herr. Das Licht des Genies bekam weniger Fett als das Licht des Lebens. Ueber einen gewiſſen Punkt hinaus brennt nur die papierne Krone. Hier iſt meine lezte Arbeit.

Fiesko. (aufgeräumt.) Sie könnte nicht erwünſchter gekommen ſeyn. Ich bin heute ganz ungewöhnlich heiter, mein ganzes Weſen feiert eine gewiſſe heroiſche Ruhe, ganz offen für die ſchöne Natur. Stellen Sie Ihr Tableau auf. Ich will mir ein rechtes Feſt daraus bereiten. Tretet herum meine Freunde. Wir wollen uns ganz dem Künſtler ſchenken. Stellen Sie Ihr Tableau auf.

Verrina. (winkt den andern.) Nun merket auf Genueſer.

Romano. (ſtellt das Gemählde zurecht) Das Licht muß von der Seite ſpielen. Ziehen Sie jenen Vorhang auf. Dieſen laſſen Sie fallen. Gut. (er tritt auf die Seite) Es iſt die Geſchichte der Virginia, und des Appius Klaudius.

(Lange ausdrukvolle Pauſe, worinn alle die Mahlerei betrachten.

Verrina. (in Begeiſterung) Sprüz zu eisgrauer Vater — Zukſt du Tyrann? — Wie ſo bleich ſteht ihr Klözе Römer — Ihm nach Römer — das

Schlachtmeſſer blinkt — Mir nach Klöze Gemeſer — Nieder mit Doria! Nieder! Nieder! (er haut gegen das Gemählde.)

Fiesko. (lächelnd zum Mahler.) Fodern Sie mehr Beifall? Ihre Kunſt macht dieſen alten Mann zum bartloſen Träumer.

Verrina. (erſchöpft.) Wo bin ich? Wo ſind ſie hingekommen? Weg wie Blaſen? Du hier Fiesko? Der Tyrann lebt noch Fiesko?

Fiesko. Siehſt du? Ueber vielem Sehen haſt du die Augen vergeſſen. Dieſen Römerkopf findeſt du bewundernswerth? Weg mit ihm. Hier das Mädchen blik an. Dieſer Ausdruk wie weich? wie weiblich! Welche Anmuth auch aus den welkenden Lippen? Welche Wolluſt im verlöſchenden Blik? — Unnachahmlich! Göttlich Romano! — Und noch die weiße blendende Bruſt, wie angenehm noch von des Athems lezten Wellen gehoben! Mehr ſolche Nymphen Romano, ſo will ich vor Ihren Phantaſien knieen, und der Natur einen Scheidebrief ſchreiben.

Bourgognino. Verrina, iſt das deine gehofte herrliche Wirkung?

Verrina. Faſſe Muth Sohn. Gott verwarf den Arm des Fiesko, er muß auf den unſrigen rechnen.

Fiesko. (zum Mahler.) Ja, es iſt Ihre lezte Arbeit Romano. Ihr Mark iſt erſchöpft. Sie rühren

keinen

keinen Pinsel mehr an. Doch über des Künstlers Bewunderung vergeß ich das Werk zu verschlingen. Ich könnte hier stehen, und hingaffen, und ein Erdbeben überhören. Nehmen Sie Ihr Gemählde weg. Solt ich Ihnen diesen Virginiakopf bezahlen, müßt ich Genua in Versaz geben. Nehmen Sie weg.

Romano. Mit Ehre bezahlt sich der Künstler. Ich schenke es Ihnen. (er will hinaus)

Fiesko. Eine kleine Geduld Romano. (er geht mit majestätischem Schritt im Zimmer und scheint über etwas groses zu denken. Zuweilen betrachtet er die andern fliegend und scharf, endlich nimmt er den Mahler bei der Hand, führt ihn vor das Gemählde.) Tritt her Mahler. (äuserst stolz und mit Würde.) So trozig siehst du da, weil du Leben auf todten Tüchern heuchelst, und große Thaten mit kleinem Aufwand verewigst. Du pralst mit Poetenhize, der Phantasie markloſem Marionettenspiel, ohne Herz, ohne Thatenerwärmende Kraft; Stürzest Tyrannen auf Leinwand; — bist selbst ein elender Sklave? Machst Republiken mit einem Pinsel frei; — kannst deine eigene Ketten nicht brechen? (voll und befehlend.) Geh! — Deine Arbeit ist Gaukelwerk — der Schein weiche der That — (mit Größe, indem er das Tableau umwirft.) Ich habe gethan, was du — nur mahltest. (alle erschüttert. Romano trägt sein Tableau mit Bestürzung fort.)

Achtzehnter Auftritt.

Fiesko. Verrina. Bourgognino. Sacco. Kalkagno.

Fiesko. (unterbricht eine Pause des Erſtaunens.) Dachtet ihr der Löwe ſchliefe, weil er nicht brüllte? Waret ihr eitel genug, euch zu überreden, daß ihr die einzigen wäret, die Genuas Ketten fühlten? Die einzigen, die ſie zu zerreißen wünſchten? Eh ihr ſie nur fern raſſeln hörtet, hatte ſie ſchon Fiesko zerbrochen. (er öffnet die Schatoulle, nimmt ein Paket Briefe heraus, die er alle über die Tafel ſtreitet.) Hier Soldaten von Parma — hier franzöſiſches Geld — — hier vier Galeeren vom Pabſt. Was fehlte noch, einen Tyrannen in ſeinem Neſt aufzujagen? Was wißt ihr noch zu erinnern? (da ſie alle erſtarrt ſchweigen, tritt er von der Tafel, mit Selbſtgefühl.) Republikaner! Ihr ſeid geſchikter, Tyrannen zu verfluchen, als ſie in die Luft zu ſprengen. (alle, auſſer Verrina, werfen ſich ſprachlos dem Fiesko zu Füßen.)

Verrina. Fiesko! — Mein Geiſt neigt ſich vor dem Deinigen — Mein Knie kann es nicht — Du biſt ein groſer Menſch! — aber — Steht auf Genueſer.

Fiesko. Ganz Genua ärgerte ſich an dem Weichling Fiesko. Ganz Genua fluchte über den verbuhlten Schurken Fiesko. Genueſer! Genueſer! Meine Buh-

Buhlerei hat den argliſtigen Deſpoten betrogen, meine Tollheit hat euerm Fürwiz meine gefärliche Weisheit verhüllt. In den Windeln der Ueppigkeit lag das erſtaunliche Werk der Verſchwörung gewikelt. Genug. Genua kennt mich in Euch. Mein ungeheuerſter Wunſch iſt befriedigt.

Bourgognino. (wirft ſich unmutig in einen Seſſel.) Bin ich denn gar nichts mehr?

Fiesko. Aber laßt uns ſchleunig von Gedanken zu Thaten gehn. Alle Maſchinen ſind gerichtet. Ich kann die Stadt von Land und Waſſer beſtürmen. Rom, Frankreich und Parma bedeken mich. Der Adel iſt ſchwürig. Des Pöbels Herzen ſind mein. Die Tyrannen hab ich in Schlummer geſungen. Die Republik iſt zu einem Umguſſe zeitig. Mit dem Glük ſind wir fertig. Nichts fehlt — Aber Verrina iſt nachdenkend?

Bourgognino. Geduld. Ich hab ein Wörtchen, das ihn raſcher aufſchreken ſoll, als des jüngſten Tages Poſaunenruf. (er tritt zu Verrina, ruft ihm bedeutend zu.) Vater wach auf! Deine Bertha verzweifelt.

Verrina. Wer ſprach das? — Zum Werk Genueſer!

Fiesko. Ueberlegt den Entwurf zur Vollſtrekung. Ueber dem ernſten Geſpräch hat uns die Nacht überraſcht.

rascht. Genua liegt schlafen. Der Tyrann fällt erschöpft von den Sünden des Tages nieder. Wachet für Beide!

Bourgognino. Eh wir scheiden laßt uns den heldenmüthigen Bund durch eine Umarmung beschwören. (sie schließen mit verschränkten Armen einen Kreis.) Hier wachsen Genuas fünf gröste Herzen zusammen, Genuas gröstes Loos zu entscheiden. (drüken sich inniger.) Wenn der Welten Bau auseinander fällt, und der Spruch des Gerichts auch die Bande des Bluts, auch der Liebe zerschneidet, bleibt dieses fünffache Heldenblatt ganz! (treten auseinander.)

Verrina. Wann versammeln wir uns wieder?

Fiesko. Morgen Mittag will ich eure Meinungen sammeln.

Verrina. Morgen Mittag denn. Gute Nacht Fiesko. Bourgognino komm! Du wirst etwas seltsames hören. (beide ab.)

Fiesko. (zu den andern.) Geht ihr zu den Hinterthoren hinaus, daß Dorias Spionen nichts merken. (alle entfernen sich.)

Rem-

Neunzehnter Auftritt.

Fiesko.

(der nachdenkend auf und nieder geht.)

Welch ein Aufruhr in meiner Bruſt? Welche
ímliche Flucht der Gedanken — Gleich verdächtigen
rüdern, die auf eine ſchwarze That ausgehen, auf
n Zehen ſchleichen, und ihr flammroth Geſicht
chtſam zu Boden ſchlagen, ſtehlen ſich die üppigen
antomen an meiner Seele vorbei — Haltet! Hal-
! Laßt mich euch ins Angeſicht leuchten ——
n guter Gedanke ſtählet des Mannes Herz, und
gt ſich heldenmäßig dem Tage. — Ha! ich kenne
h! — Das iſt die Liverei des Ewigen Lügners
Verſchwindet! (wieder Pauſe, darauf lebhafter.)
publikaner Fiesko? Herzog Fiesko? — Gemach
Hier iſt der gähe Hinunterſturz, wo die Mark der
gend ſich ſchließt, ſich ſcheiden Himmel und Hölle
Eben hier haben Helden geſtrauchelt, und Helden
geſunken, und die Welt belagert ihren Namen
Flüchen — Eben hier haben Helden gezweifelt,
Helden ſind ſtillgeſtanden, und Halbgötter ge-
rden — (raſcher.) Daß ſie Mein ſind die Herzen
Genua? Daß von meinen Händen dahin, dort-
ſich gängeln läſit das furchtbare Genua? —
ber die ſchlaue Sünde, die einen Engel vor jeden
ufel ſtellt — Unglükſelige Schwungſucht! Uralte
lerei! Engel küßten an deinem Halſe den Himmel

hinweg, und der Tod ſprang aus deinem kreiſenden Bauche — (ſich ſchaudernd ſchüttelnd) Engel ſingſt du mit Sirenentrillern von Unendlichkeit — Menſchen angelſt du mit Gold, Weibern und Kronen! (nach einer nachdenkenden Pauſe, veſt.) Ein Diadem erkämpfen iſt gros. Es wegwerfen iſt göttlich. (entſchloſſen.) Geh unter Tyrann! Sei frei Genua, und ich (ſanft geſchmolzen.) dein glüklichſter Bürger!

Dritter Aufzug.

Furchtbare Wildniß.

Erſter Auftritt.

Verrina. Bourgognino. (kommen durch die Nacht.)

Bourgognino. (ſteht ſtill.) Aber wohin führſt du mich, Vater? Der dumpfe Schmerz, womit du mich abrieſſt, keucht noch immer aus deinem arbeitenden Odem. Unterbrich dieſes grauenvolle Schweigen. Rede. Ich folge nicht weiter.

Verrina. Das iſt der Ort.

Bourgognino. Der ſchröklichſte, den du auffinden konnteſt. Vater, wenn das, was du hier vornehmen

nehmen wirſt, dem Orte gleich ſieht, Vater, ſo werden meine Haarſpizen aufwärts ſpringen.

Verrina. Doch blühet das, gegen die Nacht meiner Seele. Folge mir dahin, wo die Verweſung Leichname morſch frißt, und der Tod ſeine ſchaudernde Tafel hält — dahin, wo das Gewinſel verlorner Seelen Teufel beluſtigt, und des Jammers undankbare Thränen im durchlöcherten Sieb der Ewigkeit ausrinnen — dahin mein Sohn, wo die Welt ihre Loſung ändert, und die Gottheit ihr allgütiges Wappen bricht — Dort will ich zu dir durch Verzerrungen ſprechen, und mit Zähnklappern wirſt du hören.

Bourgognino. Hören? Was? Ich beſchwöre dich.

Verrina. Jüngling! ich fürchte — Jüngling, dein Blut iſt roſenroth — dein Fleiſch iſt milde geſchmeidig; dergleichen Naturelle fühlen menſchlich weich; an dieſer empfindenden Flamme ſchmilzt meine grauſame Weisheit. Hätte der Froſt des Alters, oder der bleierne Gram den frölichen Sprung deiner Geiſter geſtellt — hätte ſchwarzes klumpigtes Blut der leidenden Natur den Weg zum Herzen geſperret, dann wärſt du geſchikt, die Sprache meines Grams zu verſtehen, und meinen Entſchluß anzuſtaunen.

Bourgognino. Ich werd' ihn hören und klein machen.

Verrina. Nicht darum, mein Sohn — Verrina wird damit dein Herz verschonen. O Scipio schwere Lasten liegen auf dieser Brust — ein Gedanke, grauenvoll wie die lichtscheue Nacht — ungeheuer genug, eine Mannsbrust zu sprengen — Siehst du? Allein will ich ihn vollführen — allein tragen kann ich ihn nicht. Wenn ich stolz wäre Scipio, ich könnte sagen, es ist eine Quaal der einzige große Mann zu seyn — Größe ist dem Schöpfer zur Last gefallen, und er hat Geister zu Vertrauten gemacht — Höre Scipio ——

Bourgognino. Meine Seele verschlingt die Deinige.

Verrina. Höre, aber erwiedre nichts. Nichts junger Mensch. Hörst du? Kein Wort sollst du drauf sagen — Fiesko mus sterben!

Bourgognino. (mit Bestürzung.) Sterben? Fiesko?

Verrina. Sterben! — Ich danke dir Gott! es ist heraus — Fiesko sterben, Sohn, sterben durch mich! — Nun geh — Es gibt Thaten, die sich keinem Menschenurtheil mehr unterwerfen — nur den Himmel zum Schiedsmann erkennen — Das ist eine davon. Geh. Ich will weder deinen Tadel, noch deinen Beifall. Ich weis, was sie mich kostet, und damit gut. Doch höre — du könntest dich wol gar wahnsinnig daran denken — Höre — Sahest

du ihn gestern in unsrer Bestürzung sich spiegeln? — Der Mann dessen Lächeln Italien irre führte, wird er seines Gleichen in Genua dulden? — Geh. Den Tyrannen wird Fiesko stürzen, das ist gewis! Fiesko wird Genuas gefährlichster Tyrann werden, das ist gewisser! (er geht schnell ab. Bourgognino blikt ihm staunend und sprachlos nach, dann folgt er ihm langsam.)

Zweyter Auftritt.

Saal bei Fiesko. In der Mitte des Hintergrunds eine grose Glasthüre, die den Prospekt über das Meer und Genua öfnet. Morgendämmerung.

Fiesko. (vom Fenster.)

Was ist das? — Der Mond ist unter — Der Morgen kommt feurig aus der See — Wilde Phantasieen haben meinen Schlaf aufgeschwelgt — mein ganzes Wesen krampfig um eine Empfindung gewälzt. — Ich mus mich im offenen dehnen. (er macht die Glasthüre auf. Stadt und Meer vom Morgenroth überflammt. Fiesko mit starken Schritten im Zimmer.) Daß ich der gröste Mann bin im ganzen Genua? und die kleineren Seelen sollten sich nicht unter die Groſse versammeln? — aber ich verleze die Tugend? (steht still.) Tugend? — der erhabene Kopf hat andre Versuchungen als der gemeine — Solt er Tugend mit ihm zu theilen haben? — Der Harnisch, der des Pygmäen schmächtigen Körper zwingt, selte der einem Riesenleib anpassen müssen?

(Die

(Die Sonne geht auf über Genua.)

Dieſe majeſtätiſche Stadt. (mit offnen Armen dagegen eilend.) Mein! — und drüber emporzuflammen gleich dem königlichen Tag — drüber zu brüten mit Monarchenkraft — all die kochenden Begierden — all die nimmerſatten Wünſche in dieſem grundloſen Ozean unterzutauchen? — — Gewis! Wenn auch des Betrügers Wiz den Betrug nicht adelt, ſo adelt doch der Preiß den Betrüger. Es iſt ſchimpflich eine Börſe zu leeren — es iſt frech, eine Millien zu veruntreuen, aber es iſt namenlos gros eine Krone zu ſtehlen. Die Schande nimmt ab mit der wachſenden Sünde. (Pauſe. Dann mit Ausdruk.) Gehorchen! — Herrſchen! — ungeheure ſchwindlichte Kluft — Legt alles hinein, was der Menſch koſtbares hat — eure gewonnene Schlachten, Eroberer — Künſtler, eure unſterblichen Werke — eure Wollüſte, Epikure — eure Meere und Inſeln, ihr Weltumſchiffer. Gehorchen und Herrſchen! — Seyn und Nichtſeyn! Wer über den ſchwindlichten Graben vom lezten Seraph zum Unendlichen ſezt, wird auch dieſen Sprung ausmeſſen. (mit erhabenem Spiel.) Zu ſtehen in jener ſchröklich erhabenen Höhe — niederzuſchmollen in der Menſchlichkeit reiſſenden Strudel, wo das Rad der blinden Betrügerin Schikſale ſchelmiſch wälzt — den erſten Mund am Becher der Freude — tief unten den geharniſchten Rieſen Geſez am Gängelbande zu lenken — ſchlagen zu ſehen unvergoltene Wunden, wenn ſein kurzarmiger

er Grimm an das Geländer der Majestät ohnmächtig
ittert — die unbändigen Leidenschaften des Volks,
leich soviel strampfenden Roßen, mit dem weichen
piele des Zügels zu zwingen — den emporstrebenden
tolz der Vasallen mit einem — einem Athemzug in
en Staub zu legen, wenn der schöpfrische Fürsten-
ab auch die Träume des fürstlichen Fiebers ins Leben
hwingt. — Ha! welche Vorstellung, die den stau-
nden Geist über seine Linien wirbelt! — Ein Au-
enblik: Fürst: hat das Mark des ganzen Daseins
erschlungen. Nicht der Tummelplaz des Lebens —
in Gehalt bestimmt seinen Werth. Zerstüke den
onner in seine einfache Sylben, und du wirst Kin-
er damit in den Schlummer singen; schmelze sie zu-
mmen in einen plözlichen Schall, und der Monar-
ische Laut wird den ewigen Himmel bewegen — Ich
n entschlossen! (heroisch auf und nieder.)

Dritter Auftritt.

origer. Leonore. (tritt herein mit merklicher Angst.)

Leonore. Vergeben Sie Graf. Ich fürchte
hre Morgenruhe zu stören.

Fiesko. (tritt höchst betreten zurük.) Gewiß gnä-
ge Frau. Sie überraschen mich seltsam.

Leonore. Das begegnet nur den Liebenden nie.

Fiesko. Schöne Gräfin, Sie verrathen Ihre
chönheit an den feindlichen Morgenhauch.

Leonore.

Leonore. Auch wüßt ich nicht, warum ich den wenigen Reſt für den Gram ſchonen ſollte.

Fiesko. Gram meine Liebe? Stand ich bisher im Wahn, Staaten nicht umwühlen wollen heiſſe Gemüthsruhe?

Leonore. Möglich — Doch fühl ich, daß meine Weiberbruſt unter dieſer Gemüthsruhe bricht. Ich komme mein Herr, Sie mit einer nichtsbedeutenden Bitte zu beläſtigen, wenn Sie Zeit für mich wegwerfen möchten. Seit ſieben Monaten hatt ich den ſeltſamen Traum, Gräfin von Lavagna zu ſeyn. Er iſt verflogen. Der Kopf ſchmerzt mir davon. Ich werde den ganzen Genuß meiner unſchuldigen Kindheit zurükrufen müſſen, meine Geiſter von dieſem lebhaften Phantome zu heilen. Erlauben Sie darum, daß ich in die Arme meiner guten Mutter zurükkehre?

Fiesko. (äuſerſt beſtürzt.) Gräfin?

Leonore. Es iſt ein ſchwaches verzärteltes Ding, mein Herz, mit dem Sie Mitleiden haben müſſen. Auch die geringſten Andenken des Traums könnten meiner kranken Einbildung Schaden thun. Ich ſtelle deswegen die lezten überbliebenen Pfänder ihrem rechtmäßigen Beſizer zurük. (ſie legt einige Galanterieen auf ein Tiſchgen.) Auch dieſen Dolch, der mein Herz durchfuhr (ſeinen Liebesbrief.) Auch dieſen — und (indem ſie ſich lautweinend hinausſtürzen will.) behalte nichts, als die Wunde!

Fiesko.

Fiesko. (erschüttert, eilt ihr nach, hält sie auf.) Leonore! Welch ein Auftritt! Um Gotteswillen!

Leonore. (fällt matt in seinen Arm.) Ihre Gemahlin zu seyn, hab ich nicht verdient, aber Ihre Gemahlin hätte Achtung verdient — Wie sie izt zischen die Lästerzungen! Wie sie auf mich herabschielen Genuas Damen und Mädchen! „Seht, wie sie wegblüht die Eitle, die den Fiesko heurathete.“ — Grausame Ahndung meiner weiblichen Hoffart. Ich hatte mein ganzes Geschlecht verachtet, da mich Fiesko zum Brautaltar führte.

Fiesko. Nein wirklich Madonna! dieser Auftritt ist sonderbar.

Leonore. Ah erwünscht. Er wird blaß und roth. Izt bin ich mutig.

Fiesko. Nur 2 Tage, Gräfin, und dann richten Sie mich.

Leonore Aufgeopfert! — Laß mich es nicht vor dir aussprechen jungfräuliches Licht! Aufgeopfert einer Buhlerin. Nein! Sehen Sie mich an mein Gemahl. Wahrhaftig, die Augen, die ganz Genua in knechtisches Zittern jagen, müssen sich izt vor den Thränen eines Weibes verkriechen. ——

Fiesko. (äuſerſt verwirrt.) Nicht mehr Signora. Nicht weiter.

Leonore. (mit Wehmut und etwas bitter.) Ein schwaches Weiberherz zu zerfleischen! O es ist des

star-

ſtarken Geſchlechtes ſo würdig! — Ich warf mich in die Arme dieſes Mannes. An dieſen Starken ſchmiegten ſich wollüſtig alle meine weiblichen Schwächen. Ich übergab ihm meinen ganzen Himmel — der grosmütige Mann verſchenkt ihn an eine —

Fiesko. (ſtürzt ihr mit Heftigkeit ins Wort.) Meine Leonore, Nein! —

Leonore. Meine Leonore? — Himmel; habe Dank! Das war wieder ächter Goldklang der Liebe. Haſſen ſollt ich dich Falſcher, und werfe mich hungrig auf die Broſamen deiner Zärtlichkeit — Haſſen? Sagte ich Haſſen Fiesko? O glaub es nicht. Sterben lehrt mich dein Meineid, aber nicht Haſſen. Mein Herz iſt betrogen. (Man hört den Mohren.)

Fiesko. Leonore, erfüllen Sie mir eine kleine kindiſche Bitte.

Leonore. Alles Fiesko, nur nicht Gleichgültigkeit.

Fiesko. Was Sie wollen, wie Sie wollen. — (bedeutend.) Biß Genua um 2 Tage älter iſt, fragen Sie nicht! Verdammen Sie nicht! (er führt ſie mit Anſtand in ein anderes Zimmer.)

Vierter Auftritt.

Mohr. (keuchend.) Fiesko.

Fiesko. Woher ſo in Athem?

Mohr. Geſchwind gnädiger Herr —

Fiesko.

Fiesko. Iſt was ins Garn gelaufen?

Mohr. Leſt dieſen Brief. Bin ich denn wirklich
n? Ich glaube Genua iſt um 12 Gaſſen kürzer wor-
n, oder meine Beine um ſoviel länger. Ihr ver-
aßt? Ja, um Köpfe werden ſie karten, und der
ure iſt Tarok. Wie gefällts Euch?

Fiesko. (wirft den Brief erſchüttert auf den Tiſch.)
rauskopf und zehen Teufel! wie kommſt du zu die-
n Brief?

Mohr. Ohngefähr wie — Euer Gnaden zur
publik. Ein Expreſſer ſollte damit nach Levanto
gen. Ich wittre den Fraß. Laure dem Burſchen
einem Hohlweg auf. Baf! liegt der Marder —
ir haben das Huhn.

Fiesko. Sein Blut über dich! Der Brief iſt
ht mit Gold zu bezahlen.

Mohr. Doch dank ich für Silber. (ernſthaft
wichtig.) Graf von Lavagna. Ich habe neulich
en Geluſt nach euerm Kopf gehabt, (indem er auf
Brief deutet.) Hier wär er wieder — Jezt,
k ich, wären gnädiger Herr und Hollunke quitt.
rs weitere könnt ihr euch beim guten Freunde be-
ken. (reicht ihm einen zweiten Zettel.) Numero 2.

Fiesko. (nimmt das Blatt mit Erſtaunen.) Wirſt
toll ſeyn?

Mohr. Numero 2. (er stellt sich trozig neben ihn, stemmt den Ellenbogen an) Der Löwe hats doch so dumm nicht gemacht, daß er die Maus pardonierte? (arglistig.) Gelt! er hats schlau gemacht, wer hätt ihn auch sonst aus dem Garne gejagt? — Nun? Wie behagt euch das?

Fiesko. Kerl, wie viel Teufel besoldest du?

Mohr. Zu dienen — nur einen, und der steht in gräflichem Futter.

Fiesko. Dorias eigene Unterschrift! — Wo bringst du das Blatt her?

Mohr. Warm aus den Händen meiner Bonoui. Ich machte mich noch die gestrige Nacht dahin, ließ eure schönen Worte, und eure noch schönern Zecchinen klingen. Die lezten drangen durch. Früh sechs sollt ich wieder anfragen. Der Graf war richtig dort, wie Ihr sagtet, und bezahlte mit schwarz und weiß das Weggeld zu einem konterbandenen Himmelreich.

Fiesko. (aufgebracht.) Ueber die feilen Weiberknechte! — Republiken wollen sie stürzen, können keiner Meze nicht schweigen. Ich sehe aus diesen Papieren, daß Doria und sein Anhang Komplott gemacht haben, mich mit eilf Senatoren zu ermorden, und Gianettino zum souverainen Herzog zu machen.

Mohr.

Mohr. Nicht anders, und das ſchon am
Morgen der Dogenwahl, dem dritten des Monats.

Fiesko. (raſch.) Unſere flinke Nacht ſoll dieſen
Morgen in Mutterleibe erwürgen — Geſchwind Haſ-
an — Meine Sachen ſind reif — Rufe die andern
— Wir wollen ihnen einen blutigen Vorſprung ma-
chen — Tummle dich Haßan.

Mohr. Noch mus ich euch meinen Schubſak
in Zeitungen ſtürzen. Zweitauſend Mann ſind
glüklich hereinpraktiziert. Ich habe ſie bei den Kapu-
zern untergebracht, wo auch kein vorlauter Con-
ſiſtorial ſie ausſpionieren ſoll. Sie brennen vor
Neugier, ihren Herrn zu ſehen, und es ſind treffliche
Kerl.

Fiesko. Aus jedem Kopf blüht ein Skudi für
mich — Was murmelt Genua zu meinen Galeeren?

Mohr. Das iſt ein Hauptſpaß gnädiger Herr.
Hier die 400 Abendtheurer, die der Friede zwiſchen
Frankreich und Spanien auf den Sand geſezt hat,
meteten ſich an meine Leute, und beſtürmten ſie, ein
gutes Wort für ſie bei euch einzulegen, daß ihr ſie
gegen die Ungläubigen ſchiken mögt. Ich habe ſie
auf den Abend zu euch in den Schloßhof beſchieden.

Fiesko. (froh.) Bald ſollt ich dir um den Hals
fallen Schurke. Ein Meiſterſtreich! 400 ſagſt du? —
Genua iſt nicht mehr zu retten. 400 Skudi ſind

Mohr. (treuherzig.) Gelt, Fiesko? Wir zwei wollen Genua zusammenschmeissen, daß man die Gesetze mit dem Besen aufkehren kann — Das hab ich Euch nie gesagt, daß ich unter der hiesigen Garnison meine Vögel habe, auf die ich zählen kann, wie auf meine Höllenfarth. Nun hab ich veranstaltet, daß wir auf jedem Thor wenigstens sechs Kreaturen unter der Wache haben, die genug sind, die andern zu beschwäzen, und ihre fünf Sinne unter Wein zu sezen. Wenn ihr also Lust habt, diese Nacht einen Streich zu wagen, so findet ihr die Wachen besoffen.

Fiesko. Rede nichts mehr. Biß izt hab ich den ungeheuren Quader ohne Menschenhülfe gewälzt, hart am Ziel soll mich der schlechteste Kerl in der Rundung beschämen? — Deine Hand Bursche. Was dir der Graf schuldig bleibt, wird der Herzog hereinhohlen.

Mohr. Ueberdieß noch ein Billet von der Gräfin Imperiali. Sie winkte mir von der Gasse hinauf, war sehr gnädig, fragte mich spöttelnd, ob die Gräfin von Lavagna keinen Anfall von Gelbsucht gehabt hätte? Euer Gnaden, sagt ich, fragen nur einem Befinden nach, sagt ich —

Fiesko. (hat das Billet gelesen, und wirft es weg.) Sehr gut gesagt, sie antwortete?

Mohr. Antwortete, sie bedaure dennoch das Schikfal der armen Wittwe, erbiete sich auch ihr Genug-

nugthuung zu geben, und Euer Gnaden Galanterieen künftig zu verbitten.

Fiesko. (hämisch.) Welche sich wol noch vor Weltuntergang aufheben dürften — Das die ganze Erheblichkeit Hasian?

Mohr. (boßhaft.) Gnädiger Herr, Angelegenheiten der Damen sind es zunächst nach den politischen. —

Fiesko. O ja freilich, und diese allerdings. Aber was willst du mit diesem Papierchen?

Mohr. Eine Teufelei mit einer andern auskrazen — diese Pulver gab mir Signora, eurer Frau täglich eins in die Schokolade zu rühren.

Fiesko. (tritt blaß zurük.) Gab dir?

Mohr. Donna Julia, Gräfin Imperiali.

Fiesko. (reißt ihm solche weg, heftig.) Lügst du Kanaille, laß ich dich lebendig an den Wetterhahn vom Lorenzothurm schmieden, wo dich der Wind in einem Athemzug neunmal herumtreibt — die Pulver?

Mohr. (ungeduldig.) Soll ich Eurer Frau in der Schokolade zu saufen geben, verordnete Donna Julia Imperiali.

Fiesko. (ausser Fassung.) Ungeheuer! Ungeheuer! — dieses holdselige Geschöpf? — Hat soviel Hölle in einer Frauenzimmerseele Plaz? — Doch, ich vergaß dir zu danken himmlische Vorsicht, die du es nich-

tig machst — Richtig durch einen ärgeren Teufel. Deine Wege sind sonderbar. (zum Mohren.) Du versprichst zu gehorchen, und schweigst.

Mohr. Sehr wol. Das lezte kann ich, sie bezahlte mirs baar.

Fiesko. Dieses Billet ladet mich zu ihr — Ich will kommen Madam! Ich will Sie beschwäzen, biß Sie hieher folgen. Gut. Du eilst nunmehr was du eilen kannst. Rufst die ganze Verschwörung zusammen.

Mohr. Diesen Befehl hab ich vorausgewittert, und darum jeden auf meine Faust punkt 10 Uhr hieherbestellt.

Fiesko. Ich höre Tritte. Sie sind. Kerl, du verdientest deinen eigenen Galgen, wo noch kein Sohn Adams gezappelt hat. Geh ins Vorzimmer, biß ich läute.

Mohr. (im Abgehen.) Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen. (ab.)

Fünfter Auftritt.

Alle Verschworene.

Fiesko. (ihnen entgegen.) Das Wetter ist im Anzug. Die Wolken laufen zusammen. Tretet leis auf. Laßt beide Schlöſſer vorfallen.

Verrina. Acht Zimmer hinter uns hab ich zugeriegelt, der Argwohn kann auf 100 Mannsschritte nicht beikommen.

Bourgognino. Hier ist kein Verräther, wenns unsre Furcht nicht wird.

Fiesko. Furcht kann nicht über meine Schwelle. Willkommen wer noch der gestrige ist. Nehmt eure Pläze. (sezen sich.)

Bourgognino. (spaziert im Zimmer.) Ich size ungern, wenn ich ans Umreissen denke.

Fiesko. Genueser, das ist eine merkwürdige Stunde.

Verrina. Du hast uns aufgefodert, einem Plan zum Tyrannenmord nachzudenken. Frage uns. Wir sind da, dir Rede zu geben.

Fiesko. Zuerst also — eine Frage, die spät genug kommt, um seltsam zu klingen — Wer soll fallen?

(alle schweigen.)

Bourgognino. (indem er sich über Fieskos Sessel lehnt, bedeutend.) Die Tyrannen.

Fiesko. Wohlgesprochen, die Tyrannen. Ich bitte euch, gebt genau Acht auf die ganze Schwere des Worts. Wer die Freiheit zu stürzen Mine macht, oder Gewicht hat? — Wer ist mehr Tyrann?

Verrina. Ich hasse den ersten, den lezten fürchte ich. Andreas Doria falle!

Kalkagno. (in Bewegung.) Andreas, der abgelebte Andreas, dessen Rechnung mit der Natur vielleicht übermorgen zerfallen ist?

Sacco. Andreas, der sanftmüthige Alte?

Fiesko. Furchtbar ist dieses alten Mannes Sanftmuth, mein Sacco, Gianettinos Tolltroz nur lächerlich. Andreas Doria falle. Das sprach deine Weisheit Verrina.

Bourgognino. Ketten von Stahl oder Seide — Es sind Ketten, und Andreas Doria falle.

Fiesko. (zum Tisch gehend.) Also den Stab gebrochen über Onkel und Neffen! Unterzeichnet! (alle unterschreiben.) Das Wer? ist berichtigt. (sezen sich wieder.) Nun, zum gleichmerkwürdigen Wie? — Reden Sie zuerst Freund Kalkagno.

Kalkagno. Wir führen es aus wie Schwein oder wie Meuter. Jenes ist gefährlich, weil es uns zwingt, viele Mitwisser zu haben, gewagt, weil die Herzen der Nation noch nicht ganz gewonnen sind — diesem sind fünf gute Dolche gewachsen. In drei Tagen ist hohe Messe in der Lorenzokirche. Beide Doria halten dort ihre Andacht. In der Nähe des Allerhöchsten entschläft auch Tyrannenangst. Ich sagte alles.

Fiesko.

Fiesko. (abgewandt.) Kalkagno — abscheulich ist Ihre vernünftige Meinung — Raphael Sacco?

Sacco. Kalkagnos Gründe gefallen mir, seine Wahl empört. Besser, Fiesko läßt Oheim und Neffen zu einem Gastmahle laden, wo sie dann, zwischen den ganzen Groll der Republik gepreßt, die Wahl haben, den Tod entweder an unsern Dolchen zu essen, oder im gutem Zyprier Bescheid zu thun. Wenigstens bequem ist diese Methode.

Fiesko. (mit Entsezen.) Sacco, und wenn der Tropfe Wein, den ihre sterbende Zunge kostet, zum siedenden Pech wird, ein Vorschmak der Hölle — Wie dann Sacco? — Weg mit diesem Rath. Sprich du Verrina.

Verrina. Ein offenes Herz zeigt eine offene Stirn. Meuchelmord bringt uns in jedes Banditen Brüderschaft. Das Schwerd in der Hand deutet den Helden. Seine Meinung ist wie [illegible] Signal des Aufruhrs, rufen Genuas Patrioten stürmend zur Rache auf. (er fährt vom Sessel. Die andern folgen. Bourgognino wirft sich ihm um den Hals.)

Bourgognino. Und zwingen mit gewaffneter Hand dem Glük eine Gunst ab? Das ist die Stimme der Ehre, und die Meinige.

Fiesko. Und die Meinige. Pfui Genueser. (zu Kalkagno und Sacco.) Das Glük hat bereits schon zuviel für uns gethan, wir müssen uns selbst auch noch

Arbeit geben — Also Aufruhr, und den noch diese Nacht, Genueser? (Verrina, Bourgognino erstaunen. Die andern erschroken.)

Kalkagno. Was? noch diese Nacht? Noch sind die Tyrannen zu mächtig, noch unser Anhang zu dünne.

Sacco. Diese Nacht noch, und es ist nichts gethan, und die Sonne geht schon bergunter?

Fiesko. Eure Bedenklichkeiten sind sehr gegründet, aber leßt diese Blätter. (er reicht ihnen die Handschriften Gianettinos, und geht, indeß sie neugierig lesen, hämisch auf und nieder) Izt fahre wohl Doria schöner Stern. Stolz und vorlaut standst du da, als hättest du den Horizont von Genua verpachtet, und sahest doch, daß auch die Sonne den Himmel räumt, und das Zepter der Welt mit dem Monde theilt. Fahre wohl Doria schöner Stern.

Auch Patroklus ist gestorben
Und war mehr als du.

Bourgognino. (nachdem sie die Blätter gelesen.) Das ist gräßlich!

Kalkagno. Zwölf auf einen Schuß!

Verrina. Morgen in der Signoria!

Bourgognino. Gebt mir die Zettel. Ich reite sporenstreichs durch Genua, halte sie so, so werden die Steine hinter mir springen, und die Hunde Zetermordio heulen.

Alle.

Alle. Rache! Rache! Rache! Diese Nacht noch!

Fiesko. Da seid ihr, wo ich euch wollte. Sobald es Abend wird, will ich die vornehmsten Misvergnügte zu einer Lustbarkeit bitten, nemlich alle die auf Gianettinos Mordliste stehen, und noch überdieß die Sauli, die Centili, Vivaldi und Vesodimari, alle Todfeinde des Hauses Doria, die der Meuchelmörder zu fürchten vergaß. Sie werden meinen Anschlag mit offnen Armen umfassen, daran zweifle ich nicht.

Bourgognino. Daran zweifl' ich nicht.

Fiesko. Vor allem müssen wir uns des Meers versichern. Galeeren und Schiffsvolk hab ich. Die 20 Schiffe der Doria sind unbetakelt, unbemannt; leicht überrumpelt. Die Mündung der Darsena wird gestopft. Alle Hoffnung zur Flucht verriegelt. Haben wir den Hafen, so liegt Genua an Ketten.

Verrina. Unläugbar.

Fiesko. Dann werden die vesten Plätze der Stadt erobert, und besezt. Der wichtigste ist das Thomasthor, das zum Hafen führt, und unsre Seemacht mit der Landmacht verknüpft. Beide Doria werden in ihren Palläsien überfallen, ermordet: In allen Gassen wird Lerm geschlagen: die Sturmgloken werden gezogen. Die Bürger herausgerufen, unsre Parthei zu nehmen, und Genuas Freiheit zu verfechten.

Begün-

Begünstiget uns das Glük, so hört ihr in der Signoria das weitere.

Verrina. Der Plan ist gut. Laß sehen, wie wir die Rollen vertheilen.

Fiesko. (bedeutend.) Genueser, ihr stellet mich freiwillig an die Spize des Komplotts. Werdet ihr auch meinen weitern Befehlen gehorchen?

Verrina. So gewiß sie die besten sind.

Fiesko. Verrina, weist du das Wörtchen unter der Fahne? — Genueser sagts ihm, es heisse Subordinazion! Wenn ich nicht diese Köpfe drehen kann, wie ich eben will — Versteht mich ganz. Wenn ich nicht der Souverain der Verschwörung bin, so hat sie auch ein Mitglied verloren.

Verrina. Ein freies Leben ist ein paar knechtischer Stunden werth — Wir gehorchen.

Fiesko. So verlaßt mich izt. Einer von euch wird die Stadt visitieren, und mir von der Stärke und Schwäche der vesten Pläze Rapport machen. Ein anderer erforscht die Parole. Ein dritter bemannt die Galeeren. Ein vierter wird die 2000 Mann nach meinem Schloßhof befördern. Ich selbst werde auf den Abend alles berichtigt haben, und noch überdieß, wenn das Glük will, die Bank im Pharao sprengen. Schlag neun Uhr ist alles im Schloß, meine lezten Befehle zu hören. (klingelt)

Verrina.

Verrina. Ich nehme den Hafen auf mich. (ab.)

Bourgognino. Ich die Soldaten. (auch ab.)

Kalkagno. Die Parole will ich ablauern. (ab.)

Sacco. Ich die Runde durch Genua machen. (ab.)

Sechster Auftritt.

Fiesko. Darauf der Mohr.

Fiesko. (hat ſich an ein Pult geſezt und ſchreibt.) Schlugen ſie nicht um gegen das Wörtchen Subordinazion, wie die Raupe gegen die Nadel? — Aber es iſt zu ſpät, Republikaner.

Mohr. (kommt.) Gnädiger Herr —

Fiesko. (ſteht auf, giebt ihm einen Zettel.) Alle, deren Namen auf dieſem Blatt ſtehen, ladeſt du zu einer Komödie auf die Nacht.

Mohr. Mitzuſpielen vermuthlich. Die Entree wird Gurgeln koſten.

Fiesko. (fremd und verächtlich.) Wenn das beſtellt iſt, will ich dich nicht länger in Genua aufhalten. (er geht, und läßt eine Goldbörſe hinter ſich fallen.) Das ſey deine lezte Arbeit. (geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Mohr. (hebt den Beutel langsam von der Erde, indem er ihm stuzig nachblikt.)

Stehn wir so miteinander? „Will ich dich nicht mehr in Genua aufhalten.“ Das heißt aus dem Christlichen in mein Heidenthum verdollmetscht: Wenn ich Herzog bin, laß ich den guten Freund an einen genuesischen Galgen hängen. Gut. Er besorgt, weil ich um seine Schliche weis, werd ich seine Ehre über mein Maul springen lassen, wenn er Herzog ist. Sachte Herr Graf. Das lezte wäre noch zu überlegen.

Izt alter Doria steht mir deine Haut zu Befehl. — Hin bist du, wenn ich dich nicht warne. Wenn ich jezt hingehe, und das Komplott angebe, rett' ich dem Herzog von Genua nichts geringers als ein Leben und ein Herzogthum, nichts geringers als dieser Hut, von Gold gestrichen voll, kann sein Dank seyn. (er will fort, bleibt aber plözlich stillstehn.) Aber sachte, Freund Hassan. Du bist etwa gar auf der Reise nach einem dummen Streich? — Wenn die ganze Todschlägerei izt zurükging, und daraus gar etwas Gutes würde? — Pfui! Pfui! Was will mir mein Geiz für einen Teufelsstreich spielen! — Was stiftet größeres Unheil? Wenn ich diesen Fiesko prelle? — Wenn ich jenen Doria an das Messer liefre? — das klügelt mir aus meine Teufel! — Bringt der Fiesko

Fiesko es hinaus, kann Genua aufkommen. Weg! das kann nicht seyn. Schlüpft dieser Doria durch, bleibt alles wie vor, und Genua hat Frieden — Das wäre noch garstiger! — Aber das Spektakel, wenn die Köpfe der Rebellen in die Garküche des Henkers fliegen? (auf die andere Seite.) Aber das lustige Gemezel dieser Nacht, wenn Ihre Durchlauchten am Pfiff eines Mohren erwürgen? Nein! aus diesem Wirrwar helf sich ein Christ, dem Heiden ist das Räzel zu spizig — — Ich will einen Gelehrten fragen (ab.)

Achter Auftritt.

(Saal bei der Gräfin Imperiali.)

Julia. (im Negligee.) Gianettino. (tritt herein, zerstört.)

Gianettino. Guten Abend Schwester.

Julia. (steht auf.) Etwas ausserordentliches mag es auch seyn, das den Kronprinzen von Genua zu seiner Schwester führt?

Gianettino. Schwester, bist du doch stets von Schmetterlingen umschwärmt, und ich von Wespen. Wer kann abkommen? Sezen wir uns.

Julia. Du machst mich bald ungeduldig.

Gianettino. Schwester, wann wars das lezte-mal, daß dich Fiesko besuchte.

Julia.

Julia. Seltsam. Als wenn mein Gehirn dergleichen Nichtigkeiten beherbergte?

Gianettino. Ich mus es durchaus wissen.

Julia. Nun — er war gestern da.

Gianettino. Und zeigte sich offen?

Julia. Wie gewöhnlich.

Gianettino. Auch noch der alte Phantast?

Julia. (beleidigt.) Bruder?

Gianettino. (mit stärkrer Stimme) Höre! Auch noch der alte Phantast?

Julia. (steht aufgebracht auf.) Wofür halten Sie mich Bruder?

Gianettino. (bleibt sizen, hämisch) Für ein Stük Weiberfleisch, in einen grosen — grosen Adelbrief gewikelt. Unter uns Schwester, weil doch niemand auflauert.

Julia. (hizig.) Unter uns — Sie sind ein tollbreister Affe, der auf dem Kredit seines Onkels stekenreitet — Weil doch niemand auflauert.

Gianettino. Schwesterchen! Schwesterchen! Nicht böse —— Ich bin nur lustig, weil Fiesko noch der alte Phantast ist. Das hab ich wissen wollen. Empfehl mich. (will gehen.)

Neunter Auftritt.

Lomellin (kommt.)

Lomellin. (küßt der Julia die Hand.) Verzeihung für meine Dreuſtigkeit gnädige Frau. (zum Gianettino gekehrt.) Gewiſſe Dinge, die ſich nicht aufſchieben laſſen ——

Gianettino. (nimmt ihn beiſeite. Julia tritt zornig zu einem Flügel und ſpielt ein Allegro.) Alles angeordnet auf Morgen?

Lomellin. Alles Prinz. Aber der Kourier, der heute früh nach Levanto flog, iſt nicht wieder zurük. Auch Spinola iſt nicht da. Wenn er aufgefangen wäre. —— Ich bin in höchſter Verlegenheit.

Gianettino. Beſorge nichts. Du haſt doch die Liſte bei der Hand?

Lomellin. (betreten.) Gnädiger Herr —— die Liſte —— Ich weis nicht —— ich werde ſie in meiner geſtrigen Roktaſche liegen haben ——

Gianettino. Auch gut. Wär nur Spinola zurük. Fiesko wird Morgen früh tod im Bette gefunden. Ich hab die Anſtalt gemacht.

Lomellin. Aber fürchterlich Aufſehen wirds machen.

Gianettino. Das eben iſt unſre Sicherheit, Burſche. Alltagsverbrechen bringen das Blut des Beleidig-

digten in Wallung, und alles kann der Mensch. Ausserordentliche Frevel machen es vor Schreken gefrieren, und der Mensch ist nichts. Weist du das Mährchen mit dem Medusakopf? Der Anblik macht Steine —— Was ist nicht gethan, Bursche, biß Steine erwarmen.

Lomellin. Haben Sie der gnädigen Frau einen Wink gegeben?

Gianettino. Pfui doch! Die mus man des Fiesko wegen delikater behandeln. Doch wenn sie erst die Früchte verschmekt, wird sie die Unkosten verschmerzen. Komm. Ich erwarte diesen Abend noch Truppen von Mailand, und muß an den Thoren die Order geben. (zur Julia.) Nun Schwester? hast du deinen Zorn bald verklimpert?

Julia. Gehn Sie. Sie sind ein wilder Gast.

(Gianettino will hinaus, und stößt auf Fiesko.)

Zehenter Auftritt.

Fiesko. (kommt.)

Gianettino. (zurükfahrend.) Ha!

Fiesko. (zuvorkommend, verbindlich.) Prinz, Sie überheben mich eines Besuchs, den ich mir eben vorbehalten hatte ——

Gianettino. Auch mir, Graf, konnte nichts erwünschters, als Ihre Gesellschaft begegnen.

Fiesko. (tritt zu Julien, küßt ihr reſpektvoll die Hand.) Man iſt es bei Ihnen gewohnt Signora, immer ſeine Erwartungen übertroffen zu ſehen.

Julia. Pfui doch, das würde bei einer andern zweideutig lauten — Aber ich erſchreke an meinem Negliſchee. Verzeihen Sie Graf. (will in ihr Kabinet fliegen.)

Fiesko. O bleiben Sie ſchöne gnädige Frau. Das Frauenzimmer iſt nie ſo ſchön, als im Schlafgewand (lächelnd.) es iſt die Tracht ſeines Gewerbes — Dieſe hinaufgezwungene Haare — Erlauben Sie, daß ich ſie ganz durcheinanderwerfe.

Julia. Daß ihr Männer ſo gerne verwirret!

Fiesko. (unſchuldig gegen Gianettino.) Haare und Republiken! Nicht wahr, das gilt uns gleichviel? — Und auch dieſes Band iſt falſch angeheftet — Sezen Sie ſich ſchöne Gräfin — Augen zu betrügen verſteht Ihre Laura, aber nicht Herzen — Laſſen Sie mich Ihre Kammerfrau ſeyn. (ſie ſezt ſich, er macht ihr den Anzug zurecht.)

Gianettino. (zupft den Lomellin.) Der arme ſorgloſe Wicht!

Fiesko. (an Juliens Buſen beſchäftigt.) Sehen Sie — dieſes verſteke ich weislich. Die Sinne müſſen immer nur blinde Briefträger ſeyn, und nicht wiſſen was Phantaſie und Natur miteinander abzukarten haben.

Julia. Das ist leichtfertig.

Fiesko. Ganz und gar nicht, denn, sehen Sie, die beste Neuigkeit verliert sobald sie Stadtmährchen wird — Unsre Sinne sind nur die Grundsuppe unsrer innern Republik. Der Adel lebt von ihnen, aber er hebt sich über ihren platten Geschmak. (er hat sie fertig gemacht, und führt sie vor einen Spiegel.) Nun bei meiner Ehre! dieser Anzug muß Morgen Mode in Genua seyn. (fein.) Darf ich Sie so durch die Stadt führen, Gräfin?

Julia. Ueber den verschlagenen Kopf! Wie künstlich er's anlegte, mich in seinen Willen hineinzulügen? Aber ich habe Kopfweh, und werde zu Hause bleiben.

Fiesko. Verzeihen Sie Gräfin — das können Sie wie Sie wollen, aber Sie wollen es nicht — Diesen Mittag ist eine Gesellschaft florentinischer Schauspieler hier angekommen und hat sich erbeten, in meinem Pallaste zu spielen — Nun hab ich nicht verhindern können, daß die mehresten Edeldamen der Stadt Zuschauerinnen seyn werden, welches mich äuserst verlegen macht, wie ich die vornehmste Loge besezen soll, ohne meinen empfindlichen Gästen eine Sottise zu machen. Noch ist nur ein Ausweg möglich. (mit einer tiefen Verbeugung.) Wollen Sie so gnädig seyn Signora?

Julia.

Julia. (wird roth, und geht ſchleunig ins Kabinet.) Laura!

Gianettino. (tritt zu Fiesko.) Graf Sie erinnern Sich einer unangenehmen Geſchichte, die neulich zwiſchen uns beiden vorfiel —

Fiesko. Ich wünſchte Prinz, wir vergäßen ſie beide — Wir Menſchen handeln gegen uns, wie wir uns kennen, und weſſen Schuld iſts als die Meinige, daß mich mein Freund Doria nicht ganz gekannt hat?

Gianettino. Wenigſtens werd ich nie daran denken, ohne Ihnen von Herzen Abbitte zu thun —

Fiesko. Und ich nie, ohne Ihnen von Herzen zu vergeben — (Julia kommt etwas umgekleidet zurük.)

Gianettino. Eben fällt es mir bei, Graf, Sie laſſen ja gegen die Türken kreuzen?

Fiesko. Dieſen Abend werden die Anker gelichtet — Ich bin eben darum in einiger Beſorgniß, woraus mich die Gefälligkeit meines Freunds Doria reiſſen könnte.

Gianettino. (äuſerſt höflich) Mit allem Vergnügen! — Befehlen Sie über meinen ganzen Einfluß.

Fiesko. Der Vorgang dürfte gegen Abend einigen Auflauf gegen den Hafen und meinen Pallaſt verurſachen, welchen der Herzog, Ihr Oheim misdeuten könnten — —

Gianettino. (treuherzig.) Lassen Sie mich dafür sorgen. Machen Sie immer fort, und ich wünsche Ihnen viel Glük zur Unternehmung.

Fiesko. (schmollt.) Ich bin Ihnen sehr verbunden.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Ein Teutscher der Leibwache.

Gianettino. Was solls?

Teutscher. Als ich das Thomasthor vorbeiging, sah ich gewaffnete Soldaten in großer Anzahl der Darsena zueilen, und die Galeeren des Grafen von Lavagna segelfertig machen —

Gianettino. Nichts wichtigers? Es wird nicht weiter gemeldet.

Teutscher. Sehr wohl. Auch aus den Klöstern der Kapuziner wimmelt verdächtiges Gesindel, und schleicht über den Markt; Gang und Ansehen lassen vermuthen, daß es Soldaten sind.

Gianettino. (zornig.) Ueber den Diensteifer eines Dummkopfs! (zu Lomellin zuversichtlich.) Das sind meine Mailänder.

Teutscher. Befehlen Euer Gnaden, daß sie arretiert werden sollen.

Gianettino. (laut zu Lomellin) Sehen Sie nach Lomellino. (wild zum Teutschen.) Nur fort, es ist gut.

(zu

(zu Lomellin.) Bedeuten Sie dem teutſchen Ochſen, daß er das Maul halten ſoll. (Lomellin ab mit dem Teutſchen.)

Fiesko. (der bisher mit Julien getändelt, und verſtohlen herübergeſchielt hatte.) Unſer Freund iſt verdrüßlich. Darf ich den Grund wiſſen?

Gianettino. Kein Wunder. Das ewige Anfragen und Melden! (ſchießt hinaus.)

Fiesko. Auch auf uns wartet das Schauſpiel. Darf ich Ihnen den Arm anbieten, gnädige Frau?

Julia. Geduld. Ich muß erſt die Enveloppe umwerfen. Doch kein Trauerſpiel, Graf. Das kommt mir im Traum.

Fiesko. (tükiſch.) O es iſt zum todlachen Gräfin.

(Er führt ſie ab. Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Es iſt Nacht. Schloshof des Fiesko. Die Laternen werden angezündet. Waffen hereingetragen. Ein Schloßflügel iſt erleuchtet.

Erſter Auftritt.

Bourgognino führt Soldaten auf.

Bourgognino. Halt! — An das groſſe Hofthor kommen vier Poſten. Zwei an jede Thüre zum Schloß. (Wachen nehmen ihren Poſten.) Wer will, wird hereingelaſſen. Hinaus darf Niemand. Wer Gewalt braucht, niedergeſtochen. (mit den übrigen ins Schloß. Schildwachen auf und nieder. Pauſe.)

Zweyter Auftritt.

Wachen am Hofthor. (rufen an.) Wer da? (Zenturione kommt.)

Zenturione. Freund von Lavagna. (geht quer über den Hof nach dem rechten Schloßthor.)

Wachen. (dort.) Zurük.

Zenturione. (ſtuzt und geht nach dem linken Thor.)

Wachen. (am linken.) Zurük.

Zenturione. (ſteht betreten ſtill. Pauſe. Darauf zur linken Wache.) Freund? wohinaus gehts zur Komödie?

Wache.

Wache. Weis nicht.

Zenturione. (auf und ab mit ſteigender Befremdung, darauf zur rechten Wache.) Freund, wann geht die Komödie an?

Wache. Weis nicht.

Zenturione. (erſtaunt. auf und nieder. wird die Waffen gewahr. Beſtürzt.) Freund? Was ſoll das?

Wache. Weis nicht.

Zenturione. (hüllt ſich erſchroken in ſeinen Mantel.) Sonderbar!

Wachen am Hofthor. (rufen an) Wer da?

Dritter Auftritt.

Vorige. Zibo (kommt.)

Zibo. (im Hereintreten.) Freund von Lavagna.

Zenturione. Zibo, wo ſind wir?

Zibo. Was.

Zenturione. Schau um dich, Zibo.

Zibo. Wo? Was?

Zenturione. Alle Thüren beſezt.

Zibo. Hier liegen Waffen.

Zenturione. Niemand gibt Auskunft.

Zibo. Das iſt ſeltſam.

Zenturione. Wie viel iſt die Gloke?

Zibo. Acht Uhr vorüber.

Zenturione. Puh! es iſt grimmkalt.

Zibo. Acht Uhr iſt die beſtellte Stunde.

Zenturione. (den Kopf ſchüttelnd.) Hier iſts nicht richtig.

Zibo. Fiesko hat einen Spaß vor.

Zenturione. Morgen iſt Dogewahl — Zibo, hier iſts nicht richtig.

Zibo. Stille! Stille! Stille!

Zenturione. Der rechte Schloſſiflügel iſt voll Lichter.

Zibo. Hörſt du nichts? Hörſt du nichts?

Zenturione. Holes Gemurmel drinnen, und mitunter —

Zibo. Dumpfiges Raſſeln wie von Harniſchen, die ſich aneinander reiben —

Zenturione. Schauervoll! Schauervoll!

Zibo. Ein Wagen! er hält an der Pforte!

Wachen am Hofthor. (rufen an.) Wer da?

Vierter Auftritt.

Vorige. Vier Aſterato.

Aſterato. (im Hereintreten.) Freund von Fiesko.

Zibo. Es ſind die vier Aſterato.

Zenturione. Guten Abend Landsmann.

Aſterato. Wir gehen in die Komödie.

Zibo.

Zibo. Glük auf den Weg.

Aſſerato. Geht ihr nicht mit in die Komödie?

Zenturione. Spaziert nur voran. Wir wollen erſt friſche Luft ſchöpfen.

Aſſerato. Es wird bald angehen. Kommt (gehen weiter.)

Wache. Zurük!

Aſſerato. Wo will das hinaus?

Zenturione. (lacht.) Zum Schloß hinaus.

Aſſerato. Hier iſt ein Misverſtand.

Zibo. Ein Handgreiflicher. (Muſik auf dem rechten Flügel.)

Aſſerato. Hört ihr die Symphonie? Das Luſtſpiel wird vor ſich gehen.

Zenturione. Mich däucht es fing ſchon an, und wir ſpielten die Narren drinn.

Zibo. Uebrige Hize hab ich nicht. Ich gehe.

Aſſerato. Waffen hier.

Zibo. Pah! Komödienwaaren.

Zenturione. Sollen wir hier ſtehen, wie die Narren am Acheron? Kommt! zum Kaffeehauß! (alle ſechs eilen gegen die Pforte.)

Wachen. (ſchreien heftig.) Zurük!

Zenturione. Mord und Tod! Wir ſind gefangen!

Zibo.

Fiesko. Mein Schwerdt ſagt: Nicht lange.

Aſſereto. Stek ein! Stek ein! Der Graf iſt ein Ehrenmann.

Fiesko. Verkauft! Verrathen! Die Komödie war der Spek, hinter der Mauß ſchlup die Thüre zu.

Aſſereto. Das wolle Gott nicht. Mich ſchaudert, wie das ſich entwikeln ſoll.

Fünfter Auftritt.

Schildwachen. Wer da? (Verrina. Sacco kommen.)

Verrina. Freunde vom Hauſe. (Sieben andere Nobili kommen nach.)

Fiesko. Seine Vertraute! Nun klärt ſich alles auf.

Sacco. (im Geſpräch mit Verrina.) Wie ich Ihnen ſagte. Leskaro hat die Wache am Thomasthor. Dorias beſter Offizier, und ihm blindlings ergeben.

Verrina. Das freut mich.

Fiesko. (zu Verrina.) Sie kommen erwünſcht, Verrina, uns allen aus dem Traume zu helfen.

Verrina. Wie ſo? Wie ſo?

Centurione. Wir ſind zu einer Komödie geladen.

Verrina. So haben wir einen Weg.

Centu-

Zenturione. (ungeduldig.) Den Weg alles Fleiſches. Den weis ich. Sie ſehen ja, daß die Thüren beſezt ſind? Wofür die Thüren beſezt?

Zibo. Wefür die Waffen?

Zenturione. Wir ſtehen da, wie unter dem Galgen.

Verrina. Der Graf wird ſelbſt kommen.

Zenturione. Er kann ſich betreiben. Meine Gemahlin reißt den Zaum ab. (alle Nobili gehen im Hinter- und auf und nieder.)

Bourgognino. (aus dem Schloß.) Wie ſtehts im Hafen, Verrina?

Verrina. Alles glüklich an Bord.

Bourgognino. Das Schloß iſt auch gepfropft voll Soldaten.

Verrina. Es geht ſtark auf neun Uhr.

Bourgognino. Der Graf macht ſehr lang.

Verrina. Immer zu raſch für ſeine Hofnung. Bourgognino, ich werde zu Eis, wenn ich mir Etwas denke.

Bourgognino. Vater, übereile dich nicht.

Verrina. Es läßt ſich nicht übereilen, wo nicht verzögert werden kann. Wenn ich den zweiten Mord nicht begehe, kann ich den erſten niemal verantworten.

Bourgognino. Aber wann soll Fiesko sterben?

Verrina. Wann Genua frei ist, stirbt Fiesko!

Schildwachen. Wer da?

Sechster Auftritt.

Vorige. Fiesko.

Fiesko. (im Hereintreten.) Ein Freund. (alle verneigen sich. Schildwachen präsentieren.) Willkommen wertheste Gäste. Sie werden geschmält haben, daß der Hausvater so lang auf sich warten ließ. Verzeihen Sie. (leise zum Verrina.) Fertig?

Verrina. (ihm ins Ohr.) Nach Wunsch.

Fiesko. (leise zu Bourgognino.) Und?

Bourgognino. Alles richtig.

Fiesko. (zu Sacco.) Und?

Sacco. Alles gut.

Fiesko. Und Kalkagno?

Bourgognino. Fehlt noch.

Fiesko. (laut zu den Thorwachen.) Man soll schließen! (er nimmt den Hut ab, und tritt mit freiem Anstand zur Versammlung.)

Meine Herrn!
Ich bin so frei gewesen, Sie zu einem Schauspiel bitten zu lassen — Nicht aber, Sie zu unterhalten, sondern Ihnen Rollen darinn aufzutragen.

Lange

Lange genug, meine Freunde, haben wir Gianettino Dorias Troz, und die Anmaßungen des Andreas ertragen. Wenn wir Genua retten wollen, Freunde, wird keine Zeit zu verlieren seyn. Zu was Ende, glauben Sie, diese 20 Galeeren, die den Vaterländischen Hafen belagern? Zu was Ende die Allianzen, so diese Doria schlossen? Zu was Ende die fremden Massen, die sie ins Herz Genuas zogen? — Izt ist es nicht mehr mit Murren und Verwünschen gethan. Allen zu retten, mus alles gewagt werden. Ein verzweifeltes Uebel will eine verwegene Arznei. Solte einer in dieser Versammlung seyn, der Phlegma genug hat, einen Herrn zu erkennen, der nur seines Gleichen ist? — (Gemurmel.) — Hier ist keiner, dessen Ahnen nicht um Genuas Wiege standen. Was? bei allem, was heilig ist! Was? Was haben denn diese zween Bürger voraus, daß sie den frechen Flug über unsere Häupter nehmen? — (Wilders Gemurre.) — Jeder von Ihnen ist feierlich aufgefodert, Genuas Sache gegen seine Unterdrüker zu führen — keiner von Ihnen kann ein Haar breit von seinen Rechten vergeben, ohne zugleich die Seele des ganzen Staats zu verrathen —

(Ungestüme Bewegungen unter den Zuhörern unterbrechen ihn. Dann fährt er fort.)

Sie empfinden — izt ist alles gewonnen. Schon hab ich vor Ihnen her den Weg zum Ruhme gebahnt. Wollen Sie folgen? Ich bin bereit Sie zu führen.

Diese

Diese Anstalten, die Sie noch kaum mit Entsezen beschauten, müssen Ihnen izt frischen Heldenmuth einhauchen. Diese Schauder der Bangigkeit müssen in einen rühmlichen Eifer erwarmen, mit diesen Patrioten und mir Eine Sache zu machen, und die Tyrannen von Grund aus zu stürzen. Der Erfolg wird das Wagstük begünstigen, denn meine Anstalten sind gut. Das Unternehmen ist gerecht, denn Genua leidet. Der Gedanke macht uns unsterblich, denn er ist gefährlich und ungeheuer.

Centurione. (in stürmischer Aufwallung.) Genug! Genua wird frei! mit diesem Feldgeschrei gegen die Hölle.

Zibo. Und wen das nicht aus seinem Schlummer jagt, der keuche ewig am Ruder, bis ihn die Posaune des Weltgerichts los schließt.

Fiesko. Das waren Worte eines Mannes. Nun erst verdienen Sie die Gefahr zu wissen, die über Ihnen und Genua hieng. (er gibt ihnen die Zettel des Mohren) Leuchtet Soldaten! (Nobili drängen sich um eine Tafel und lesen.) Es ging, wie ich wünschte, Freund.

Verrina. Doch rede noch nicht so laut. Ich habe dort auf dem linken Flügel Gesichter bleich werden, und Kniee schlottern gesehen.

Fiesko

Centurione. (in Wuth.) Zwölf Senatoren! Teufelisch! Faßt alle Schwerdter auf. (alle ſtürzen ſich auf die bereitliegenden Waffen, zwei ausgenommen.)

Zibo. Dein Nahme ſteht auch da Bourgognino.

Bourgognino. Und noch heute, ſo Gott will, auf Dorias Gurgel.

Centurione. Zwei Schwerdter liegen noch.

Zibo. Was? Was?

Centurione. Zwei nahmen kein Schwerdt.

Aſſerato. Meine Brüder können kein Blut ſehen. Verſchont ſie.

Centurione. (heftig.) Was? Was? Kein Tyrannenblut ſehen? Zerreißt die Memmen. Werft ſie zur Republik hinaus, dieſe Baſtarde. (einige von der Geſellſchaft werfen ſich ergrimmt auf die Beiden.)

Fiesko. (reißt ſie auseinander.) Haltet! Haltet! Soll Genua Sklaven ſeine Freiheit verdanken? Soll unſer Gold durch dieſes ſchlechte Metall ſeinen guten Klang verlieren? (er befreit ſie.) Sie meine Herren nehmen ſo lang mit einem Zimmer in meinem Schloß vorlieb, bis unſre Sachen entſchieden ſind. (zur Wache) Zween Arreſtanten! Ihr haftet für ſie! Zwei ſcharfe Poſten an ihre Schwelle! (ſie werden abgeführt.)

Schildwachen am Hofthor. Wer draußen? (man pocht.)

Kalkagno. (ruft ängſtlich.) Schließt auf! Ein Freund! Schließt um Gotteswillen auf.

Bourgognino. Es ist Kallagno. Was soll das um Gotteswillen?

Fiesko. Macht ihm auf Soldaten.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Kalkagno (ausser Athem, erschroken.)

Kalkagno. Aus. Aus. Fliehe wer fliehen kann. Alles aus.

Bourgognino. Was aus? Haben sie Fleisch von Erz, sind unsre Schwerdter von Binsen?

Fiesko. Ueberlegung Kalkagno! Ein Misverstand hier wäre nicht mehr zu vergeben.

Kalkagno. Verrathen sind wir. Eine hölliſche Wahrheit! Ihr Mohr, Lavagna, der Scheim. Ich komme vom Pallaſt der Signoria. Er hatte Audienz beim Herzog. (alle Nobili erblassen. Fiesko selbſt verändert die Farbe.)

Verrina. (entschlossen gegen die Thorwache.) Soldaten! strekt mir die Hellebarden vor! Ich will nicht durch die Hände des Henkers sterben. (alle Nobili rennen bestürzt durcheinander.)

Fiesko. (gefaßter.) Wohin? Was macht ihr? — Geh in die Hölle Kalkagno — Es war ein blinder Schreken ihr Herrn — Weib! Das vor diesen Knaben zu sagen — Auch du Verrina? —. Bourgognino du auch? — Wohin du?

Bour-

Bourgognino. (heftig.) Heim, meine Bertha ermorden, und wieder hier seyn.

Fiesko. (schlägt ein Gelächter auf.) Bleibt! Haltet! Ist das der Mut der Tyrannenmörder? — Meisterlich spieltest du deine Rolle Kalkagno — Merktet ihr nicht, daß diese Zeitung meine Veranstaltung war? — Kalkagno sprechen Sie, wars nicht mein Befehl, daß Sie diese Römer auf die Prob stellen sollten?

Verrina. Nun, wenn du lachen kannst? — Ich wills glauben, oder. dich nimmer für einen Menschen halten.

Fiesko. Schande über Euch Männer! In dieser Knabenprobe zu fallen! — Nehmt eure Waffen wieder — Ihr werdet wie Bären fechten, wollt ihr diese Scharte verwezen. (leise zum Kalkagno.) Waren Sie selbst dort?

Kalkagno. Ich drängte mich durch die Trabanten, meinem Auftrag gemäß, die Parole beim Herzog zu hohlen — Wie ich zurücktrete, bringt man den Mohren.

Fiesko. (laut) Also der Alte ist zu Bette? Wir wollen ihn aus den Federn trommeln. (leis.) Sprach er lang mit dem Herzog?

Kalkagno. Mein erster Schrek, und eure nahe Gefahr liessen mich kaum zwei Minuten dort.

Fiesko. (laut und munter.) Sieh doch! wie unſre Landsleute noch zittern.

Kalkagno. Sie hätten auch nicht ſobald herausplazen ſollen. (leiſe.) Aber um Gotteswillen Graf! Was wird dieſe Nothlüge fruchten?

Fiesko. Zeit Freund, und dann iſt der erſte Schrek izt vorüber. (laut.) He! Man ſoll Wein bringen. (leiſe.) Und ſahn Sie den Herzog erblaſſen? (laut.) Friſch Brüder! wir wollen noch eins Beſcheid thun auf den Tanz dieſer Nacht! (leiſe.) Und ſahn Sie den Herzog erblaſſen?

Kalkagno. Des Mohren erſtes Wort mus: Verſchwörung: gelautet haben, der Alte trat ſchneeblei ch zurük.

Fiesko. (verwirrt.) Hum! Hum! Der Teufel iſt ſchlau Kalkagno — Er verrieth nichts, bis das Meſſer an ihre Gurgel ging. Izt iſt er freilich ihr Engel. Der Mohr iſt ſchlau. (Man bringt ihm einen Becher Wein, er hält ihn gegen die Verſammlung, und trinkt.) Unſer gutes Glük Kameraden! (man zecht.)

Schildwachen. Wer drauſſen?

Eine Stimme. Ordonanz des Herzogs. (Die Nobili ſtürzen verzweifelnd im Hof herum.)

Fiesko. (ſpringt unter ſie.) Mein Kinder! Erſchrekt nicht! Erſchrekt nicht! Ich bin hier. Hurtig! Schaft dieſe Waffen weg. Seid Männer! ich bitt euch.

Die-

Dieser Besuch läßt mich hoffen, daß Andreas noch zweifelt. Geht hinein. Faßt euch. Schließt auf Soldaten. (alle entfernen sich. Das Thor wird geöffnet.)

Achter Auftritt.

Fiesko. (als käm er eben aus dem Schloß.) Drei Teutsche, die den Mohren gebunden bringen.

Fiesko. Wer rief mich in den Hof?

Teutscher. Führt uns zum Grafen.

Fiesko. Der Graf ist hier. Wer begehrt mich?

Teutscher. (macht die Honneur vor ihm.) Einen guten Abend vom Herzog. Diesen Mohren liefert er Euer Gnaden gebunden aus. Er habe schändlich herausgeplaudert. Das weitre sagt der Zettel.

Fiesko. (nimmt ihn gleichgültig.) Und hab ich die nicht erst heut die Galeere verkündigt? (zum Teutschen.) Es ist gut Freund. Meinen Respekt an den Herzog.

Mohr. (ruft ihnen nach.) Und auch meinerseits einen, und sag ihm — dem Herzog, — wenn er keinen Esel geschikt hätte, so würd er erfahren haben, daß im Schloß 2000 Soldaten stekken. (Teutsche gehen ab. Verrili kommen zurük.)

Neunter Auftritt.

Fiesko. Verſchworne. Mohr. (trotzig in der Mitte.)

Verſchworene. (fahren bebend zurük beim Anblik des Mohren.) Ha! was iſt das?

Fiesko. (hat das Billet geleſen, mit verbiſſenem Zorn.) Genueſer! die Gefahr iſt vorbei — aber auch die Verſchwörung.

Verrina. (ruft erſtaunt aus.) Was? Sind die Doria todt?

Fiesko. (in heftiger Bewegung.) Bei Gott! auf die ganze Kriegsmacht der Republik — auf das war ich nicht gefaſst. Der alte ſchwächliche Mann ſchlägt mit vier Zeilen dritthalbtauſend Mann. (läßt kraftlos die Hände ſinken.) Doria ſchlägt den Fiesko.

Bourgognino. So ſprechen Sie doch. Wir erſtarren.

Fiesko. (lieſt.) „Lavagna, Sie haben beucht „mich ein Schikſal mit mir. Wohlthaten werden Ih„nen mit Undank belohnt. Dieſer Mohr warnt mich „vor einem Komplott — Ich ſende ihn hier gebun„den zurük, und werde heute Nacht ohne Leibwache „ſchlafen. (er läßt das Papier fallen. Alle ſehen ſich an.)

Verrina. Nun Fiesko?

Fiesko. (mit Adel.) Ein Doria ſoll mich an Großmut beſiegt haben? Eine Tugend fehlte im

Stamm

Stamm der Fiesker? — Nein! So wahr ich ich selber bin! — Geht auseinander ihr. Ich werde hingehen —— und alles bekennen. (will hinausstürzen.)

Verrina. (hält ihn auf.) Bist du wahnsinnig Mensch? War es denn irgend ein Bubenstreich, den wir verhatten? Halt! Oder ward nicht Sache des Vaterlands! Halt! Oder wolltest du nur dem Andreas zu Leibe, nicht dem Tyrannen? Halt! sag ich — ich verhafte dich als einen Verräther des Staats —

Verschworene. Bindet ihn! Werft ihn zu Boden!

Fiesko. (reißt einem ein Schwerdt weg, und macht sich Bahn.) Sachte doch. Wer ist der erste, der das Halfter über den Tyger wirft? — Seht ihr Herrn — Frei bin ich — könnte durch, wo ich Lust hätte — Itzt will ich bleiben, denn ich habe mich anders besonnen.

Bourgognino. Auf Ihre Pflicht besonnen?

Fiesko. (aufgebracht mit Stolz) Ha Knabe! Lernen Sie erst die Ihrige gegen mich auswendig, und mir nimmer das! — Ruhig ihr Herrn — Es bleibt alles wie vor — (zum Mohren, dessen Strike er zerhaut.) Du hast das Verdienst, eine grosse That zu veranlassen — Entfliehe!

Kalkagno. (zornig.) Was? Was? Leben soll der Heide, leben und uns alle verrathen haben?

Fiesko. Leben, und euch allen — bang gemacht haben. Fort Bursche! Sorge, daß du Genua auf den Rüken kriegst, man könnte seinen Muth an dir retten wollen.

Mohr. Das heißt, der Teufel läßt keinen Schelmen sizen! — Gehorsamer Diener Ihr Herrn — Ich merke schon, in Italien wächst mein Strik nicht. Ich mus ihn anderswo suchen. (ab mit Gelächter.)

Zehnter Auftritt.

Bedienter. (kommt.) Vorige. (ohne den Mohren.)

Bedienter. Die Gräfin Imperiali fragen schon dreimal nach Euer Gnaden.

Fiesko. Poz tausend! Die Komödie wird freilich wol angehen müssen! Sag ihr, ich bin unverzüglich dort — Bleib — Meine Frau bittest du, in den Konzertsaal zu treten, und mich hinter den Tapeten zu erwarten. (Bedienter ab.) Ich habe hier euer aller Rollen zu Papier gebracht, wenn jeder die seinige erfüllt, so ist nichts mehr zu sagen — Verrina wird voraus in den Hafen gehen, und mit einer Kanone das Signal zum Ausbruch geben, wenn die Schiffe erobert sind — Ich gehe; mich ruft noch eine große Verrichtung. Ihr werdet ein Glökchen hören, und alle miteinander in meinen Konzertsaal kommen —

Indeß

Indeß geht hinein — und laßt euch meinen Zyprier schmeken.

(sie gehen auseinander.)

Eilfter Auftritt.

Konzertsaal.

Leonore. Arabella. Rosa. (alle beängstiget.)

Leonore In den Konzertsaal versprach Fiesko zu kommen, und kommt nicht. Eilf Uhr ist vorüber. Von Waffen und Menschen dröhnt fürchterlich der Pallast, und kommt kein Fiesko?

Rosa. Sie sollen sich hinter die Tapeten verstekken — Was der gnädige Herr damit wollen mag.

Leonore. Er wills Rosa, ich weis also genug, um gehorsam zu seyn. Bella, genug, um ganz ausser Furcht zu seyn — Und doch! doch zitt' ich so Bella, und mein Herz klopft so schröklich bang. Mädchen, um Gotteswillen! Gehe keines von meiner Seite.

Bella. Fürchten Sie nichts. Unsre Angst bewacht unsern Fürwiz.

Leonore. Worauf mein Auge stößt, begegnen mir fremde Gesichter, wie Gespenster hohl und verzerrt. Wen ich anrufe, zittert, wie ein Ergriffener, und flüchtet sich in die dichteste Nacht, diese gräßliche Herberge des bösen Gewissens. Was man ant-

wortet, ist ein halber heimlicher Laut, der auf bebender Zunge noch ängstlich zweifelt, ob er auch keklich entwischen darf? — Fiesko? — Ich weis nicht, was hier grauenvolles geschmiedet wird — Nur meinen Fiesko (mit Grazie ihre Hände faltend) umflattert ihr himmlischen Mächte!

Rosa. (zusammengeschrökt.) Jesus! Was rauscht in der Gallerie?

Bella. Es ist der Soldat, der dort Wache steht. (die Schildwache ruft aussen: „Wer da?" man antwortet.)

Leonore. Leute kommen! Hinter die Tapete! Geschwind! (sie verstekken sich.)

Zwölfter Auftritt.

Julia. Fiesko. (im Gespräch.)

Julia. (sehr zerstört.) Hören Sie auf Graf. Ihre Galanterieen fallen nicht mehr in achtlose Ohren, aber in ein siedendes Blut —— Wo bin ich? Hier ist niemand, als die verführerische Nacht. Wohin haben Sie mein verwahrlostes Herz geplaudert?

Fiesko. Wo die verzagte Leidenschaft kühner wird, und Wallungen freier mit Wallungen reden.

Julia. Halt ein Fiesko. Bei allem was heilig ist nicht weiter. Wäre die Nacht nicht so dichte, du würdest meine flammrothe Wangen sehen, und dich erbarmen.

Fiesko. Weitgefehlt Julia. Eben dann würde meine Empfindung die Feuerfahne der deinigen gewahr, und lief desto muntiger über. (er küßt ihr heftig die Hand.)

Julia. Mensch, dein Gesicht brennt fieberisch wie dein Gespräch. Weh, auch aus dem meinigen, ich fühls, schlägt wildes, frevelndes Feuer. Laß uns das Licht suchen, ich bitte. Die aufgewiegelten Sinne könnten den gefährlichen Wink dieser Finsternis merken. Geh. Diese gährenden Rebellen könnten hinter dem Rüken des verschämten Tags ihre gottlose Künste treiben. Geh unter Menschen, ich beschwöre dich!

Fiesko (zudringlicher.) Wie ohne Noth besorgt meine Liebe! Wird je die Gebieterin ihren Sklaven fürchten?

Julia. Ueber euch Männer und den ewigen Widerspruch! Als wenn ihr nicht die gefährlichsten Sieger wäret, wenn ihr euch unsrer Eigenliebe gefangen gebt. Soll ich dir alles gestehen Fiesko? Daß nur mein Laster meine Tugend bewahrte. Nur mein Stolz deine Künste verlachte? Nur bis hieher meine Grundsäze stand hielten? Du verzweifelst an deiner List, und nimmst deine Zuflucht zu Julias Blut. Hier verlassen sie mich.

Fiesko. (leichtfertig dreust.) Und was verlorst du bei diesem Verluste?

Julia. (aufgeregt und mit Hize.) Wenn ich den Schlüssel zu meinem weiblichen Heiligthum an dich vertändle, womit du mich schaamroth machst, wenn du willst? Was hab ich weniger zu verlieren als alles? Willst du mehr wissen Spötter? Das Bekänntniß willst du noch haben, daß die ganze geheime Weißheit unsers Geschlechts nur eine armselige Vorkehrung ist, unsere tödtliche Seite zu entsezen, die doch zulezt allein von euern Schwüren belagert wird, die (ich gesteh es erröthend ein) so gern erobert seyn möchte, so oft beim ersten Seitenblik der Tugend den Feind verrätherisch empfängt? — daß alle unsre weiblichen Künste einzig für dieses wehrlose Stichblatt fechten, wie auf dem Schach alle Offiziere den wehrlosen König bedeken? Ueberrumpelst du diesen — Matt! und wirf getrost das ganze Brett durcheinander. (nach einer Pause, mit Ernst.) Du hast das Gemählde unsrer praleriſchen Armut — Sei grosmütig.

Fiesko. Und doch Julia — Wo besser, als in meiner unendlichen Leidenschaft kannst du diesen Schaz niederlegen?

Julia. Gewis nirgends besser, und nirgends schlimmer — Höre Fiesko, wie lang wird diese Unendlichkeit währen? — Ach! schon zu unglüklich hab ich gespielt, daß ich nicht auch mein Leztes noch sezen sollte — Dich zu fangen, Fiesko, muthete ich dreist meinen Reizen zu; aber ich mistraue ihnen die Allmacht,

macht, dich feſt zu halten — Pfui doch! was red ich da? (ſie tritt zurük, und hält die Hände vors Geſicht.)

Fiesko. Zwo Sünden in einem Athem. Das Mistrauen in meinen Geſchmak, oder das Majeſtätsverbrechen gegen deine Liebenswürdigkeit? — Was von beiden iſt ſchwerer zu vergeben?

Julia. (matt, unterliegend, mit beweglichem Ton.) Lügen ſind nur die Waffen der Hölle — die braucht Fiesko nicht mehr ſeine Julia zu fällen. (ſie fällt erſchöpft in einen Sopha; nach einer Pauſe, feierlich.) Höre laß dir noch ein Wörtchen ſagen, Fiesko — Wir ſind Heldinnen, wenn wir unſre Tugend noch ſicher wiſſen; — wenn wir ſie vertheidigen, Rinder; (ihm ſtarr und wild unter die Augen.) Furien, wenn wir ſie rächen —— Höre. Wenn du mich kalt würgteſt, Fiesko?

Fiesko. (nimmt einen aufgebrachten Ton an.) Kalt? Kalt? — Nun bei Gott! Was fodert denn die unerſättliche Eitelkeit des Weibs, wenn es einen Mann vor ſich kriechen ſieht, und noch zweifelt? Ha! er erwacht wieder, ich fühle (den Ton in Kälte verändert.) Noch zu guter Zeit gehen mir die Augen auf — Was wars, das ich eben erbetteln wollte? — Die kleinſte Erniedrigung eines Manns iſt gegen die höchſte Gunſt eines Weibs weggeworfen! (zu ihr mit tiefer froſtiger Verbeugung.) Faſſen Sie Mut Madam. Izt ſind Sie ſicher.

Julia. (bestürzt.) Graf? Welche Anwandlung.

Fiesko. (äuserst gleichgültig.) Nein Madam. Sie haben vollkommen recht, wir beide haben die Ehre nur einmal auf dem Spiel. (mit einem höflichen Handkuß.) Ich habe das Vergnügen, Ihnen bei der Gesellschaft meinen Respekt zu bezeugen. (er will schnell fort.)

Julia. (ihm nach, reißt ihn zurük.) Bleib! Bist du rasend? Bleib! Mus ich es denn sagen — herausſagen, was das ganze Männervolk auf den Knieen — in Thränen — auf der Folterbank meinem Solz nicht abdringen solte? — Weh! auch dies dichte Dunkel ist zu licht, diese Feuersbrunst zu bergen, die das Geständniß auf meinen Wangen macht — Fiesko — O ich bohre durchs Herz meines ganzen Geschlechts — mein ganzes Geschlecht, wird mich ewig hassen — Ich bete dich an, Fiesko. (fällt vor ihm nieder.)

Fiesko. (weicht drei Schritte zurük, läßt sie liegen, und lacht triumphirend auf.) Das bedaur' ich Signora. (er zieht die Gloke, hebt die Tapete auf und führt Leonoren hervor.) Hier ist meine Gemahlin — ein göttliches Weib! (er fällt Leonoren in den Arm.)

Julia. (springt schreiend vom Boden.) Ah! Unerhört betrogen!

Dreizehnter Auftritt.

Die Verschwornen. (welche zumal hereintreten.) Damen. (von der andern Seite.) Fiesko. Leonore. und Julia.

Leonore. Mein Gemahl, das war allzustreng.

Fiesko. Ein schlechtes Herz verdiente nicht weniger: Deinen Thränen war ich diese Genugthuung schuldig. (zur Versammlung.) Nein, meine Herrn und Damen, ich bin nicht gewohnt, bei jedem Anlaß in kindische Flammen aufzuprasseln. Die Thorheiten der Menschen belustigen mich lange, eh sie mich reizen. Diese verdient meinen ganzen Zorn, denn sie hat diesem Engel dieses Pulver gemischt. (er zeigt das Gift der Versammlung, die mit Abscheu zurüktritt.)

Julia. (ihre Wuth in sich beissend.) Gut! Gut! Sehr gut, mein Herr. (will fort.)

Fiesko. (führt sie am Arme zurük.) Sie werden Geduld haben, Madam — Noch sind wir nicht fertig — Diese Gesellschaft möchte gar zu gern wissen, warum ich meinen Verstand so verläugnen konnte, den tollen Roman mit Genuas gröster Närrin zu spielen —

Julia. (aufspringend.) Es ist nicht auszuhalten! Doch zittre du! (drohend.) Doria donnert in Genua, und ich — bin seine Schwester.

Fiesko. Schlimm genug, wenn das Ihre lezte Galle ist — Leider mus ich Ihnen die Bothschaft bringen, daß Fiesko von Lavagna aus dem gestohlenen Diadem Ihres Durchlauchtigsten Bruders einen Strik gedreht hat, womit er den Dieb der Republik diese Nacht aufzuhängen gesonnen ist. (da sie sich entfärbt, lacht er hämisch auf.) Pfui! das kam unerwartet — und sehen Sie! (indem er beissender fortfährt.) Darum fand ich für nöthig, den ungebetenen Blikern Ihres Hauses etwas zu schaffen zu geben, darum behängt' ich mich (auf sie deutend.) mit dieser Harlekinsleidenschaft, darum (auf Leonoren zeigend.) lies ich diesen Edelstein fallen, und mein Wild rannte glüklich in den blanken Betrug — Ich dank für Ihre Gefälligkeit Signora, und gebe meinen Theaterschmuk ab. (er überliefert ihr ihren Schattenriß mit einer Verbeugung.)

Leonore. (schmiegt sich bittend an den Fiesko.) Mein Ludoviko, sie weint. Darf Ihre Leonore Sie zitternd bitten?

Julia. (trozig zu Leonoren.) Schweig du Verhaßte —

Fiesko. (zu einem Bedienten.) Sei er galant, Freund — biete er dieser Dame den Arm an; sie hat Lust mein Staatsgefängniß zu sehen. Er steht mir davor, daß Madonna von niemand inkommodiert wird — draußen geht eine scharfe Luft — der Sturm,

der heute Nacht den Stamm Doria ſpaltet, möchte ihr leicht — den Haarputz verderben.

Julia. (ſchluchzend.) Die Peſt über dich ſchwarzer heimtükiſcher Heuchler. (zu Leonoren grimmig.) Freue dich deines Triumphs nicht, auch dich wird er verderben, und ſich ſelbſt, und — verzweifeln! (ſtürzt hinaus.)

Fiesko. (winkt den Gäſten.) Sie waren Zeugen — Retten Sie meine Ehre in Genua! (zu den Verſchworenen.) Ihr werdet mich abholen, wenn die Kanone kommt. (alle entfernen ſich.)

Vierzehnter Auftritt.

Leonore. Fiesko.

Leonore. (tritt ihm ängſtlich näher.) Fiesko? — Fiesko? — Ich verſtehe Sie nur halb, aber ich fange an zu zittern.

Fiesko. (wichtig.) Leonore — Ich ſahe Sie einſt einer Genueſerin zur linken gehen — Ich ſahe Sie in den Aſſembleen des Adels mit dem zweiten Handkuß der Ritter vorlieb nehmen. Leonore — das that meinen Augen weh. Ich beſchlos, es ſoll nicht mehr ſeyn — es wird aufhören. Hören Sie das kriegeriſche Getöſe in meinem Schloß? Was Sie fürchten, iſt wahr — Gehn Sie zu Bette Gräfin — morgen will ich — die Herzogin weken.

Leonore. (schlägt beide Arme zusammen, und wirft sich in einen Sessel.) Gott! meine Ahndung! Ich bin verloren!

Fiesko. (gesezt, mit Würde.) Lassen Sie mich ausreden, Liebe. Zwei meiner Ahnherrn trugen die dreifache Krone, das Blut der Fiesker fließt nur unter dem Purpur gesund. Soll Ihr Gemahl nur geerbten Glanz von sich werfen? (lebhafter.) Was? Soll er sich für all seine Hoheit beim gaukelnden Zufall bedanken, der in einer erträglichen Laune aus modernden Verdiensten einen Johann Ludwig Fiesko zusammenflikte? Nein Leonore! Ich bin zu stolz, mir etwas schenken zu lassen, was ich noch selbst zu erwerben weis. Heute Nacht werf ich meinen Ahnen den geborgten Schmuk in ihr Grab zurük — Die Grafen von Lavagna starben aus —— Fürsten beginnen.

Leonore. (schüttelt den Kopf, still phantasirend.) Ich sehe meinen Gemahl an tiefen tödtlichen Wunden zu Boden fallen — (hohler.) Ich sehe die stummen Träger den zerrissenen Leichnam meines Gemahls mir entgegentragen. (erschroken aufspringend.) Die erste — einzige Kugel fliegt durch die Seele Fieskos.

Fiesko. (faßt sie liebevoll bei der Hand.) Ruhig mein Kind. Das wird diese einzige Kugel nicht.

Leonore. (blikt ihn ernsthaft an.) So zuversichtlich ruft Fiesko den Himmel heraus? Und wäre der tausendmaltausendste Fall nur der Mögliche, so könnte

der tausendmaltausendste wahr werden, und mein Gemahl wäre verloren — denke, du spieltest um den Himmel, Fiesko. Wenn eine Billion Gewinnste für einen einzigen Fehler fiel, würdest du dreust genug seyn, die Würfel zu schütteln, und die freche Wette mit Gott einzugehen? Nein, mein Gemahl! Wenn auf dem Brett alles liegt, ist jeder Wurf Gotteslästerung.

Fiesko. (lächelt.) Sei unbesorgt. Das Glük und ich stehen besser.

Leonore. Sagst du das — und standest bei jenem geisterverzerrenden Spiele — ihr nennt es Zeitvertreib — sahest zu, der Betrügerin, wie sie ihren Günstling mit kleinen Glükskarten lokte, biß er warm ward, aufstand, die Bank foderte, — und ihn izt im Wurf der Verzweiflung verließ — O mein Gemahl, du gehst nicht hin, dich den Genuesern zu zeigen und angebetet zu werden. Republikaner aus ihrem Schlaf aufzujagen, das Roß an seine Hufen zu mahnen, ist kein Spaziergang, Fiesko. Traue diesen Rebellen nicht. Die Klugen, die dich aufhezten, fürchten dich. Die Dummen, die dich vergötterten, nüzen dir wenig, und wo ich hinsehe, ist Fiesko verloren.

Fiesko. (mit starken Schritten im Zimmer.) Kleinmut ist die höchste Gefahr. Größe will auch ein Opfer haben.

Leonore. Größe Fiesko? — Daß dein Genie meinem Herzen so übel will! — Sieh! Ich vertraue deinem Glük, du siegst, will ich sagen — Weh dann mir ärmsten meines Geschlechts! Unglükselig, wenn es mislingt! wenn es glükt unglükseliger! Hier ist keine Wahl, mein Geliebter. Wenn er den Herzog verfehlt, ist Fiesko verloren. Mein Gemahl ist hin, wenn ich den Herzog umarme.

Fiesko. Das verstehe ich nicht.

Leonore. Doch mein Fiesko. In dieser stürmischen Zone des Throns verdorret das zarte Pflänzchen der Liebe. Das Herz eines Menschen, und wär auch selbst Fiesko der Mensch, ist zu enge für zwei allmächtige Götter — Götter, die sich so gram sind. Liebe hat Thränen, und kann Thränen verstehen; Herrschsucht hat eherne Augen, worinn ewig nie die Empfindung perlt — Liebe hat nur ein Gut, thut Verzicht auf die ganze übrige Schöpfung, Herrschsucht hungert beim Raube der ganzen Natur — Herrschsucht zertrümmert die Welt in ein rasselndes Kettenhaus, Liebe träumt sich in jede Wüste Elisium. — Wolltest du jezt an meinem Busen dich wiegen, pochte ein störriger Vasalle an dein Reich — Wolt ich jezt in deine Arme mich werfen, hörte deine Despotenangst einen Mörder aus den Tapeten hervorrauschen, und jagte dich flüchtig von Zimmer zu Zimmer. Ja der großäugigte Verdacht stekte zulezt auch die häusliche Eintracht

tracht an —— Wenn deine Leonore dir jezt einen Labetrank brächte, würdest du den Kelch mit Verzukkungen wegstoßen, und die Zärtlichkeit eine Giftmischerin schelten.

Fiesko. (bleibt mit Entsezen stehn.) Leonore hör auf. Das ist eine häßliche Vorstellung ——

Leonore. Und doch ist das Gemählde nicht fertig. Ich würde sagen, opfre die Liebe der Größe, opfre die Ruhe — wenn nur Fiesko noch bleibt —— Gott! das ist Nadstoß! —— Selten stiegen Engel auf den Thron. Selmer herunter. Wer keinen Mensch zu fürchten braucht, wird er sich eines Menschen erbarmen? Wer an jeden Wunsch einen Donnerkeil heften kann, wird er für nöthig finden, ihm ein sanftes Wörtchen zum Geleite zu geben? (sie hält inne, dann tritt sie bescheiden zu ihm und faßt seine Hand; mit feinster Bitterkeit) Fürsten Fiesko? Diese misrathenen Projekte der wollenden und nicht könnenden Natur — sizen so gern zwischen Menschheit und Gottheit nieder; —— heillose Geschöpfe. Schlechtere Schöpfer.

Fiesko. (stürzt sich beunruhigt durchs Zimmer.) Leonore hör auf! Die Brüke ist hinter mir abgehoben ——

Leonore. (blikt ihn schmachtend an.) Und warum mein Gemahl? Nur Thaten sind nicht mehr zu tilgen. (schmelzend zärtlich, und etwas schelmisch.) Ich

hörte dich wohl einst schwören, meine Schönheit habe alle deine Entwürfe gestürzt — du hast falsch geschworen, du Heuchler, oder sie hat frühzeitig abgeblüht —. Frage dein Herz, wer ist schuldig? (feuriger, indem sie ihn mit beiden Armen umfaßt) Komm zurüke! Ermanne dich! Entsage! Die Liebe soll dich entschädigen. Kann mein Herz deinen ungeheuren Hunger nicht stillen — o Fiesko, das Diadem wird noch ärmer seyn — (schmeichlend.) Komm! Ich will alle deine Wünsche auswendig lernen, will alle Zauber der Natur in einen Kuß der Liebe zusammenschmelzen, den erhabenen Flüchtling ewig in diesen himmlischen Banden zu halten — dein Herz ist unendlich — auch die Liebe ist es Fiesko. (schmelzend.) Ein armes Geschöpf glüklich zu machen — ein Geschöpf, das seinen Himmel an deinem Busen lebt — Solte das eine Lüke in deinem Herzen lassen?

Fiesko. (durch und durch erschüttert.) Leonore, was hast du gemacht? (er fällt ihr kraftlos um den Hals.) Ich werde keinem Genueser mehr unter die Augen treten —

Leonore. (freudig rasch.) Laß uns fliehen, Fiesko — laß in den Staub uns werfen all diese pralende Nichts, laß in romantischen Fluren ganz der Liebe uns leben. (sie drükt ihn an ihr Herz, mit schöner Entzükung.) Unsre Seelen, klar, wie über uns das heitere Blau des Himmels nehmen dann den schwarzen

Hauch

Hauch des Grams nicht mehr an — Unſer Leben rinnt dann melodiſch wie die flötende Quelle zum Schöpfer — (Man hört den Kanonenſchuß. Fiesko ſpringt los. Alle Verſchworene treten in den Saal.)

Funfzehnter Auftritt.

Verſchworene. Die Zeit iſt da!

Fiesko. (zu Leonoren, veſt) Lebe wol! Ewig — oder Genua liegt Morgen zu deinen Füſſen. (will fortſtürzen.)

Bourgognino. (ſchreit.) Die Gräfin ſinkt um. (Leonore in Unmacht. Alle ſpringen hin, ſie zu halten. Fiesko vor ihr niedergeworfen.)

Fiesko. (mit ſchneidendem Ton.) Leonore! Rettet! Um Gotteswillen! Rettet! (Roſa, Bella kommen, ſie zurecht zu bringen.) Sie ſchlägt die Augen auf — (er ſpringt entſchloſſen in die Höh.) Izt kommt — ſie dem Doria zuzudrüken. (Verſchworene ſtürzen zum Saal hinaus. Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Nach Mitternacht — Große Straße in Genua — Hie und da leuchten Lampen an einigen Häusern, die nach und nach auslöschen — Im Hintergrund der Bühne sieht man das Thomasthor, das noch geschlossen ist. In perspektivischer Ferne die See — Einige Menschen gehen mit Handlaternen über den Plaz; darauf die Rund und Patrouille — Alles ist ruhig. Nur das Meer wallt etwas ungestüm. —

Erster Auftritt.

Fiesko. (kommt gewaffnet, und bleibt vor dem Pallast des Andreas Doria stehen, darauf) Andreas.

Fiesko. Der Alte hat Wort gehalten — im Pallast alle Lichter aus. Die Wachen sind fort. Ich will läuten. (läutet.) He! Holla! Wach auf Doria! Verrathner, verkaufter Doria, wach auf! Holla! Holla! Holla! Wach auf.

Andreas. (erscheint auf der Altane.) Wer zog die Gloke?

Fiesko. (mit veränderter Stimme) Frage nicht. Folge. Dein Stern geht unter, Herzog, Genua steht auf wider dich; Rahe sind deine Henker, und du kannst schlafen, Andreas?

Andreas.

Andreas. (mit Ehre.) Ich beſinne mich, wie die zürnende See mit meiner Bellona zankte, daß der Kiel krachte, und der oberſte Maſt brach — und Andreas Doria ſchlief ſanft. Wer ſchilt die Henker?

Fiesko. Ein Mann, furchtbarer als deine zürnende See. Johann Ludwig Fiesko.

Andreas. (lacht.) Du biſt bei Laune Freund. Bring deine Schwänke bei Tag. Mitternacht iſt eine ungewönliche Stunde.

Fiesko. Du höuſt deinen Warner?

Andreas. Ich dank ihm und geh zu Bette. Fiesko hat ſich ſchläfrig geſchwelgt, und hat keine Zeit für Doria übrig.

Fiesko. Unglüklicher alter Mann — traue der Schlange nicht. Sieben Farben ringen auf ihrem ſpiegelnden Rüken — du nahſt — und gähling ſchnürt dich der tödtliche Wirbel. Den Wink eines Verräthers verlachteſt du. Verlache den Rath eines Freunds nicht. Ein Pferd ſteht geſattelt in deinem Hof. Fliehe bei Zeit. Verlache den Freund nicht.

Andreas. Fiesko denkt edel. Ich hab ihn niemal beleidigt, und Fiesko verräth mich nicht.

Fiesko. Denkt edel, verräth dich, und gab dir Proben von beidem.

Andreas. So steht eine Leibwache da, die kein Fiesko zu Boden wirft, wenn nicht Cherubim unter ihm dienen.

Fiesko. (hämisch.) Ich möchte sie sprechen, einen Brief in die Ewigkeit zu bestellen.

Andreas. (ernst.) Armer Spötter! Hast du nie gehört, daß Andreas Doria Achtzig alt ist, und Genua — glüklich? (er verläßt die Altane.)

Fiesko. (blikt ihm erstaunt nach.) Mußt ich diesen Mann erst stürzen, eh ich lerne, daß es schwerer ist ihm zu gleichen? (er geht einige Schritte tiefsinnig auf und nieder.) Nun! ich machte Größe mit Größe wett — wir sind fertig, Andreas; und nun Verderben gehe deinen Gang. (er eilt in die hinterste Gasse — Trommeln tönen von allen Enden. Scharfes Gefecht am Thomasthor. Das Thor wird gesprengt, und öffnet die Aussicht in den Hafen, worinn Schiffe liegen, mit Fakeln erleuchtet.)

Zweyter Auftritt.

Gianettino Doria. (in einen Scharlachmantel geworfen.)
Lomellin. Bediente. (voraus mit Fakeln. Alle hastig.)

Gianettino. (steht still.) Wer befahl Lermen zu schlagen?

Lomellin. Auf den Galeeren krachte eine Kanone.

Gianet-

Gianettino. Die Sklaven werden ihre Ketten reiſſen. (Schüſſe am Thomasthor.)

Lomellin. Feuer dort!

Gianettino. Thor offen! Wachen in Aufruhr! (zu den Bedienten.) Hurtig Schurken! Leuchtet dem Hafen zu. (eilen gegen das Thor.)

Dritter Auftritt.

Vorige. Bourgognino mit Verſchwornen (die vom Thomasthor kommen.)

Bourgognino. Sebaſtian Leskaro iſt ein wakrer Soldat.

Zenturione. Wehrte ſich wie ein Bär, bis er niederfiel.

Gianettino. (tritt beſtürzt zurük.) Was hör ich da? — Haltet!

Bourgognino. Wer dort mit dem Flambeau?

Lomellin. Es ſind Feinde Prinz. Schleichen Sie links weg.

Bourgognino. (ruft hizig an.) Wer da mit dem Flambeau?

Zenturione. Steht! Eure Loſung!

Gianettino. (zieht das Schwerdt, trozig.) Unterwerfung und Doria.

Bourgognino. (ſchäumend, fürchterlich.) Räuber der Republik und meiner Braut! (zu den Verſchwornen, indem er auf Gianettino ſtürzt.) Ein Gang Profit, Brüder! Seine Teufel liefern ihn ſelbſt aus. (er ſtößt ihn nieder.)

Gianettino. (fällt mit Gebrülle.) Mord! Mord! Mord! Räche mich Lomellino.

Lomellin, Bediente. (fliehend.) Hülfe! Mörder! Mörder!

Zenturione. (ruft mit ſtarker Stimme.) Er iſt getroffen. Haltet den Grafen auf. (Lomellin wird gefangen)

Lomellin. (knieend.) Schont meines Lebens, ich trete zu euch über!

Bourgognino. Lebt dieſes Unthier noch? Die Memme mag fliegen. (Lomellin entwiſcht.)

Zenturione. Thomasthor unſer! Gianettino kalt! Nennt was ihr nennen könnt! Sagts dem Fiesko an!

Gianettino. (bäumt ſich krampfig in die Höh.) Peſt! Fiesko — (ſtirbt.)

Bourgognino. (reißt den Stahl aus dem Leichnam.) Genua frey, und meine Bertha —— dein Schwerdt Zenturione. Dies blutige bringſt du meiner Braut. Ihr Kerker iſt geſprengt. Ich werde nachkommen und ihr den Brautkuß geben. (eilen ab zu verſchiedenen Straſſen.

Vierter

Vierter Auftritt.

Andreas Doria. Teutſche.

Teutſcher. Der Sturm zog ſich dorthin. Werft euch zu Pferd Herzog.

Andreas. Laßt mich noch einmal Genuas Thürme ſchauen und den Himmel. Nein es iſt kein Traum, und Andreas iſt verrathen.

Teutſcher. Feinde um und um. Fort! Fluch't über der Gränze.

Andreas. (wirft ſich auf den Leichnam ſeines Neffen.) Hier will ich enden. Rede keiner von Fliehen. Hier liegt die Kraft meines Alters. Meine Bahn iſt aus. (Kalkagno kommt mit Verſchwornen.)

Teutſcher. Mörder dort! Mörder! Flieht alter Fürſt.

Andreas. (da die Trommeln wieder anfingen.) Höret Ausländer! Höret! Das ſind die Genueſer, deren Joch ich brach. (verhüllt ſich.) Vergilt man auch ſo in euerm Lande?

Teutſcher. Fort! Fort! Fort! indeß unſre teutſche Knochen Scharten in ihre Klingen ſchlagen. (Kalkagno näher.)

Andreas. Rettet euch! Laßt mich. Schröckt Nazionen mit der Schauerpoſt: die Genueſer erſchlugen ihren Vater —

Teutſcher. Mord! Zum Erſchlagen hats noch Weile — Kameraden ſteht! Nehmt den Herzog in die Mitte. (ziehen.) Peitſcht dieſen welſchen Hunden Reſpekt für einem Graukopf ein —

Kalkagno. (ruft an.) Wer da? Was gibts da?

Teutſche. (hauen ein.) Teutſche Hiebe. (gehen fechtend ab. Gianettinos Leichnam wird hinweggebracht.)

Fünfter Auftritt.

Leonore. (in Mannskleidern.) Arabella (hinter ihr her., Beide ſchleichen ängſtlich hervor.)

Arabella. Kommen Sie gnädige Frau, o kommen Sie doch —

Leonore. Dahinaus wüthet der Aufruhr —— Horch! war das nicht eines Sterbenden Aechzen? — Weh! ſie umzingeln ihn —— Auf Fieskos Herz deuten ihre gähnenden Rohre — Auf das Meinige Bella — Sie drüken ab — Haltet! Haltet! Es iſt mein Gemahl. (wirft ihre Arme ſchwärmend in die Luft)

Arabella. Aber um Gotteswillen —

Leonore. (immer wildphantaſierend, nach allen Gegenden ſchreiend.) Fiesko! — Fiesko! — Fiesko! — Sie weichen hinter ihm ab ſeine Getreuen — Rebellentreue iſt wankend. (heftig, erſchroken.) Rebellen führt mein Gemahl? Bella? Himmel? Ein Rebell kämpft mein Fiesko?

Arabella.

Arabella. Nicht doch Signora, als Genuas furchtbarer Schiedsmann.

Leonore. (aufmerksam.) Das wäre etwas — und Leonore hätte gezittert? den Ersten Republikaner umarmte die feigste Republikanerin? — Geh Arabella — Wenn die Männer um Länder sich messen, dürfen auch die Weiber sich fühlen. (Man fängt wieder an zu trommeln.) Ich werfe mich unter die Kämpfer.

Arabella. (schlägt die Hände zusammen.) Barmherziger Himmel!

Leonore. Sachte! Woran stößt sich mein Fuß? Hier ist ein Hut und ein Mantel. Ein Schwerdt liegt dabei. (sie wägt es.) Ein schweres Schwerdt meine Bella, doch schleppen kann ichs noch wol, und das Schwerdt macht seinem Führer nicht Schande. (Man läutet Sturm.)

Arabella. Hören Sie? Hören Sie? Das wimmert vom Thurm der Dominikaner. Gott erbarme! Wie fürchterlich!

Leonore. (schwärmend.) Sprich, wie entzükend! In dieser Sturmgloke spricht mein Fiesko mit Genua. (man trommelt stärker.) Hurrah! Hurrah! Nie klangen mir Flöten so süß —— Auch diese Trommeln belebt mein Fiesko. — Wie mein Herz höher wallt! Ganz Genua wird munter — Miethlinge hüpfen hinter seinem Namen, und sein Weib sollte zaghaft thun. (es

stürmt

ſtürmt auf drei andern Thürmen.) Nein! eine Heldin ſoll mein Held umarmen — Mein Brutus ſoll eine Römerin umarmen. (Sie ſezt den Hut auf, und wirft den Scharlach um.) Ich bin Porcia.

Arabella. Gnädige Frau, Sie wiſſen nicht, wie entſezlich Sie ſchwärmen. Nein, das wiſſen Sie nicht. (Sturmläuten und Trommeln.)

Leonore. Elende, die du das alles hörſt und nicht ſchwärmſt! Weinen möchten dieſe Quader, daß ſie die Beine nicht haben, meinem Fieſko zuzuſpringen —— Dieſe Palläſte zürnen über ihren Meiſter, der ſie ſo feſt in die Erde zwang, daß ſie meinem Fieſko nicht zuſpringen können —— Die Ufer, könnten ſies, verließen ihre Pflicht, gäben Genua dem Meere Preiß, und tanzten hinter ſeiner Trommel — Was den Tod aus ſeinen Windeln rüttelt, kann deinen Mut nicht weken? Geh! —— Ich finde meinen Weg.

Arabella. Groſer Gott! Sie werden doch dieſe Grille nicht wahr machen wollen?

Leonore. (ſtolz und heroiſch.) Das ſolt ich meinen du Alberne — (feurig.) Wo am wildeſten das Getümmel wüthet, wo in Perſon mein Fieſko kämpft — Iſt das Lavagna? hör ich ſie fragen —— den niemand bezwingen kann, der um Genua eiſerne Würfel ſchwingt, iſt das Lavagna? — Genueſer! Er iſts

werd

werd ich ſagen, und dieſer Mann iſt mein Gemahl, und ich hab auch eine Wunde.

(Sacco mit Verſchwornen.)

Sacco. (ruft an.) Wer da? Doria oder Fiesko?

Leonore. (begeiſtert.) Fiesko und Freiheit. (Sie wirft ſich in eine Gaſſe. Auflauf. Bella wird weggedrängt.)

Sechſter Auftritt.

Sacco. (mit einem Haufen.) Kalkagno. (begegnet ihm mit einem andern.)

Kalkagno. Andreas Doria iſt entflohen.

Sacco. Deine ſchlechtſte Empfehlung bei Fiesko.

Kalkagno. Bären die Teutſchen! pflanzten ſich vor den Alten wie Felſen. Ich kriegte ihn gar nicht zu Geſicht. Neun von den Unſern ſind fertig. Ich ſelbſt bin am linken Ohrlappen geſtreift. Wenn ſie das fremden Tyrannen thun, alle Teufel! wie müſſen ſie ihre Fürſten bewachen!

Sacco. Wir haben ſchon ſtarken Anhang, und alle Thore ſind unſer.

Kalkagno. Auf der Burg, hör ich, fechten ſie ſcharf.

Sacco. Bourgognino iſt unter ihnen. Was ſchaft Verrina?

Kalkagno. Liegt zwiſchen Genua und dem Meer, wie der hölliſche Kettenhund, daß kaum ein Anchoye durch kann.

Sacco. Ich laß in der Vorſtadt ſtürmen.

Kalkagno. Ich marſchiere über den Piazzo Sarzano. Rühre dich Tambour. (ziehen unter Trommelſchlag weiter.)

Siebenter Auftritt.

Der Mohr. Ein Trupp Diebe (mit Kunden.)

Mohr. Daß ihr's wißt Schurken! Ich war der Mann, der dieſe Suppe einbrokte — Mir gibt man keinen Löffel. Gut. Die Haz iſt mir eben recht. Wir wollen eins anzünden und plündern. Die brüben baxen ſich um ein Herzogthum, wir heizen die Kirchen ein, daß die erfrornen Apoſtel ſich wärmen. (werfen ſich in die umliegenden Häuſer.)

Achter Auftritt.

Bourgognino. Bertha (verkleidet.)

Bourgognino. Hier ruhe aus, lieber Kleiner. Du biſt in Sicherheit. Bluteſt du?

Bertha. (die Sprache verändert.) Nirgends.

Bourgognino. (lebhaft.) Pfui, ſo ſteh auf. Ich will dich hinführen, wo man Wunden für Genua

ärndtet

drohtet — Schön, ſiehſt du? wie dieſe. (er ſtreift ſeinen Arm auf.)

Bertha. (zurükfahrend.) O Himmel!

Bourgognino. Du erſchrikſt? Lieblicher Kleiner, zu früh eilteſt du in den Mann — Wie alt biſt du?

Bertha. Funfzehn Jahr.

Bourgognino. Schlimm. Für dieſe Nacht fünf Jahre zu zärtlich — Dein Vater?

Bertha. Der beſte Bürger in Genua.

Bourgognino. Gemach Knabe Das iſt nur einer, und ſeine Tochter iſt meine verlobte Braut. Weiſt du das Haus des Verrina?

Bertha. Ich dächte.

Bourgognino. (raſch.) Und kennſt ſeine göttliche Tochter?

Bertha. Bertha heißt ſeine Tochter.

Bourgognino. (hizig.) Gleich geh, und überliefre ihr dieſen Ring. Er gelte den Trauring, ſagſt du, und der blaue Buſch halte ſich brav. Izt fahre wol. Ich mus dorthin. Die Gefahr iſt noch nicht aus. (einige Häuſer brennen.)

Bertha. (ruft ihm nach mit ſanfter Stimme.) Scipio!

Bourgognino. (ſteht betroffen ſtill.) Bei meinem Schwerdt! Ich kenne die Stimme.

Bertha. (fällt ihm an den Hals.) Bei meinem Herzen! Ich bin hier ſehr bekannt.

Bourgognino. (ſchreit.) Bertha! (Sturmläuten in der Vorſtadt. Auflauf. Beide verlieren ſich in einer Umarmung.)

Neunter Auftritt.

Fiesko. (tritt hizig auf.) Zibo. Gefolge.

Fiesko. Wer warf das Feuer ein?

Zibo. Die Burg iſt erobert.

Fiesko. Wer warf das Feuer ein?

Zibo. (winkt dem Gefolge.) Patrouillen nach dem Thäter! (einige gehen.)

Fiesko. (zornig.) Wollen ſie mich zum Mordbrenner machen? Gleich eilt mit Sprüzen und Eimern. (Gefolge ab.) Aber Gianettino iſt doch geliefert?

Zibo. So ſagt man.

Fiesko. (wild.) Sagt man nur? Wer ſagt das nur? Zibo, bei Ihrer Ehre, iſt er entrunnen?

Zibo. (bedenklich) Wenn ich meine Augen gegen die Ausſage eines Edelmanns ſezen kann, ſo lebt Gianettino.

Fiesko.

Fiesko. (auffahrend.) Sie reden sich um den Hals, Zibo!

Zibo. Noch einmal — Ich sah ihn vor acht Minuten lebendig in gelbem Busch und Scharlach herumgehn.

Fiesko. (ausser Fassung.) Himmel und Hölle — Zibo! — den Bourgognino laß ich um einen Kopf kürzer machen — Fliegen Sie Zibo — Man soll alle Stadtthore sperren — Alle Felouquen soll man zu schanden schießen — so kann er nicht zu Wasser davon — diesen Demant, Zibo, den reichsten in Genua Lucca, Venedig und Pisa, — Wer mir die Zeitung bringt: Gianettino ist todt — er soll diesen Demant haben. (Zibo eilt ab.) Fliegen Sie Zibo.

Zehenter Auftritt.

Fiesko. Sacco. Der Mohr. Soldaten.

Sacco. Den Mohren fanden wir eine brennende Lunde in den Jesuiterdom werfen —

Fiesko. Deine Verrätherei ging dir hin, weil sie mich traf. Auf Mordbrennereien steht der Strik. Führt ihn gleich ab, hängt ihn am Kirchthor auf.

Mohr. Pfui! Pfui! Pfui! Das kommt mir ungeschikt — Läßt sich nichts davon wegplaudern?

Fiesko. Nichts.

Mohr. (vertraulich.) Schikt mich einmal zur Prob auf die Galeere.

Fiesko. (winkt den andern.) Zum Galgen.

Mohr. (trozig) So will ich ein Chriſt werden!

Fiesko. Die Kirche bedankt ſich für die Blattern des Heidenthums.

Mohr. (ſchmeichelnd.) Schikt mich wenigſtens beſoffen in die Ewigkeit.

Fiesko. Nüchtern.

Mohr. Aber hängt mich nur an keine chriſtliche Kirche.

Fiesko. Ein Ritter hält Wort. Ich verſprach dir deinen eigenen Galgen.

Sacco. (brummt.) Nicht viel Federleſens Heide. Man hat noch mehr zu thun.

Mohr. Doch — wenn halt allenfalls — der Strik bräche? —

Fiesko. (zum Sacco.) Man wird ihn doppelt nehmen.

Mohr. (reſignirt.) So mags ſeyn — und der Teufel kann ſich auf den Extrafall rüſten. (ab mit Soldaten, die ihn in einiger Entfernung aufhenken.

Eilfter Auftritt.

Fiesko. Leonore. (erſcheint hinten im Scharlachrok Gianettinos.)

Fiesko. (wird ſie gewahr. fährt vor, fährt zurük und murmelt grimmig.) Kenn ich nicht dieſen Buſch und Mantel? (eilt näher, heftig.) Ich kenne den Buſch und Mantel! (wüthend indem er auf ſie losſtürzt und ſie niederſtößt.) Wenn du drei Leben haſt, ſo ſteh wieder auf und wandle! (Leonore fällt mit einem gebrochenen Laut. Man hört einen Siegesmarſch. Trommeln, Hörner und Hoboen.

Zwölfter Auftritt.

Fiesko. Kalkagno. Sacco. Centurione. Zibo. Soldaten (mit Muſik und Fahnen treten auf.)

Fiesko. (ihnen entgegen im Triumph.) Genueſer — der Wurf iſt geworfen — Hier liegt er der Wurm meiner Seele — die gräßliche Koſt meines Haſſes. Hebet die Schwerdter hoch! — Gianettino!

Kalkagno. Und ich komme Ihnen zu ſagen, daß zwey Drittheile von Genua Ihre Parthey ergreifen, und zu Fieskiſchen Fahnen ſchwören —

Zibo. Und durch mich ſchikt Ihnen Verrina vom Admiralſchiff ſeinen Gruß, und die Herrſchaft über Hafen und Meer —

Centurione. Und durch mich der Gouverneur der Stadt ſeinen Kommandoſtab und die Schlüſſel —

Sacco. Und in mir wirft ſich (indem er niederfällt.) der groſſe und kleine Rath der Republik knieend vor ſeinen Herrn, und bittet fußfällig um Gnade und Schonung ——

Kalkagno. Mich laſſt den Erſten ſeyn, der den groſſen Sieger in ſeinen Mauern willkommen heiſſt — Heil Ihnen — Senket die Fahnen tief! — Herzog von Genua!

Alle. (nehmen die Hüte ab) Heil, Heil dem Herzog von Genua! (Fahnenmarſch.)

Fiesko. (ſtand die ganze Zeit über, den Kopf auf die Bruſt geſunken, in einer denkenden Stellung.)

Kalkagno. Volk und Senat ſtehen wartend, ihren gnädigen Oberherrn im Fürſtenornat zu begrüſſen — Erlauben Sie uns durchlauchtigſter Herzog, ſie im Triumph nach der Signoria zu führen.

Fiesko. Erlaubt mir erſt, daß ich mit meinem Herzen mich abfinde — Ich muſte eine gewiſſe theure Perſon in banger Ahndung zurüklaſſen, eine Perſon, die die Glorie dieſer Nacht mit mir theilen wird. (gerührt zur Geſellſchaft.) Habt die Güte und begleitet mich zu eurer liebenswürdigen Herzogin. (er will aufbrechen.)

Kalkagno. Soll der Meuchelmörderiſche Bube hier liegen, und ſeine Schande in dieſem Winkel verhehlen?

Centurione. Stekt ſeinen Kopf auf eine Hellebarde!

Ibo. Laßt ſeinen zerriſſenen Rumpf unſre Pflaſter kehren. (man leuchtet gegen den Leichnam.)

Kalkagno. (erſchroken und etwas leiſe.) Schaut her Genueſer! Das iſt bei Gott kein Gianettinogeſicht. (alle ſehen ſtarr auf die Leiche)

Fiesko. (hält ſtill, wirft von der Seite einen forſchenden Blik darauf, den er ſtarr und langſam unter Verzerrungen zurükzieht.) Nein, Teufel — Nein, das iſt kein Gianettinogeſicht, hämiſcher Teufel! (die Augen herumgerollt.) Genua Mein ſagt ihr? Mein? — (hinauswüthend in einem gräßlichen Schrei.) Spiegelfechterei der Hölle! Es iſt mein Weib. (ſinkt durchdonnert zu Boden)

(Verſchworene ſtehen in todter Pauſe und ſchauervollen Gruppen.)

Fiesko. (matt aufgerichtet, mit dumpfer Stimme.) Hab ich mein Weib ermordet, Genueſer? — Ich beſchwöre euch, ſchielt nicht ſo geiſterbleich auf dieſes Spiel der Natur —— Gott ſei gelobt! Es gibt Schikſale, die der Menſch nicht zu fürchten hat, weil er nur Menſch iſt. Wem Götterwolluſt verſagt iſt, wird keine Teufelquaal zugemuthet — dieſe Verirrung wäre etwas mehr. (mit ſchrekhafter Beruhigung.) Genueſer, Gott ſei Dank! Es kann nicht ſeyn.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Arabella (kommt jammernd.)

Arabella. Mögen ſie mich umbringen, was hab ich auch itzt noch zu verlieren? — Habt Erbarmen ihr Männer — Hier verließ ich meine gnädige Frau und nirgends ſind ich ſie wieder.

Fiesko. (tritt ihr näher, mit leiſer bebender Stimme.) Leonore heißt deine gnädige Frau?

Arabella. (froh.) O daß Sie da ſind mein liebſter guter gnädiger Herr! — Zürnen Sie nicht über uns, wir konnten ſie nicht mehr zurükhalten.

Fiesko. (zürnt ſie dumpfig an.) Du Verhaßte! von was nicht?

Arabella. Daß ſie nicht nachſprang —

Fiesko. (heftiger.) Schweig! wohin ſprang?

Arabella. Ins Gedränge —

Fiesko. (wüthend.) Daß deine Zunge zum Krokodill würde —— Ihre Kleider?

Arabella. Ein ſcharlachner Mantel ——

Fiesko. (raſend gegen ſie taumelnd.) Geh in den Neunten Kreis der Hölle! — der Mantel?

Arabella. Lag hier am Boden —

Einige Verſchworene. (murmeln.) Gianettino ward hier ermordet —

Fiesko. (todesmatt zurükwankend, zu Arabellen.) Deine Frau iſt gefunden. (Arabella geht angſtvoll. Fiesko ſucht mit verdrehten Augen im ganzen Kreis herum, darauf

mit

mit leiſer ſchwebender Stimme, die ſtufenweis bis zum Toben ſteigt.) Wahr iſts — wahr — und ich das Stichblatt des unendlichen Bubenſtüks. (viehiſch um ſich hauend.) Tretet zurük ihr menſchlichen Geſichter — Ah (mit frechem Zähnbliken gen Himmel.) Hätt' ich nur Seinen Weltbau zwiſchen dieſen Zähnen — Ich fühle mich aufgelegt, die ganze Natur in ein grinſendes Scheuſaal zu zerkrazen, biß ſie ausſieht wie mein Schmerz — (zu den andern, die bebend herumſtehn.) Menſch! — wie es izt daſteht das erbärmliche Geſchlecht, ſich ſegnet und ſelig preißt, daß es nicht iſt wie ich — Nicht, wie ich! — (in toles Beben hinabgefallen.) Ich allein habe den Streich — (raſcher, wilder.) Ich? Warum ich? Warum nicht mit mir auch dieſe? Warum ſoll ſich mein Schmerz am Schmerz eines Mitgeſchöpfs nicht ſtumpf reiben dürfen?

Kalkagno. (furchtſam.) Mein theurer Herzog —

Fiesko. (dringt auf ihn ein mit gräßlicher Freude.) Ah! willkommen! Hier, Gott ſei Dank! iſt einer, den auch dieſer Donner quetſchte! (indem er den Kalkagno wüthend in ſeine Arme drükt.) Bruder Zerſchmetterter! Wohl bekomm die Verdammniß! Sie iſt todt! Du haſt ſie auch geliebt! (er zwingt ihn an den Leichnam, und drükt ihm den Kopf dagegen.) Verzweifle! Sie iſt todt! (den ſtieren Blik in einen Winkel geheftet.) Ah daß ich ſtünde am Thor der Verdammniß, hinunterſchauern dürfte mein Aug auf die mancherlei Folterſchrau-

schrauben der sinnreichen Hölle, saugen mein Ohr zerfuirschter Sünder Gewinsel — Könnt ich sie sehen meine Quaal, wer weis? ich trüge sie vielleicht? (mit Schauern zur Leiche gehend.) Mein Weib liegt hier ermordet — Nein, das will wenig sagen. (nachdrüklicher.) Ich, der Bube, habe mein Weib ermordet — O Pfui, so etwas kann die Hölle kaum küzeln — Erst wirbelt sie mich künstlich auf der Freude leztes glättestes Schwindeldach, schwäzt mich bis an die Schwelle des Himmels — und dann hinunter — dann — o könnte mein Odem die Pest unter Seelen blasen — dann — dann ermord ich mein Weib — Nein! ihr Wiz ist noch feiner — dann übereilen sich (verächtlich.) zwei Augen, und (mit schröklichem Nachdruk.) ich — ermorde — mein Weib! (beissend lächelnd.) Das ist das Meisterstük.

(Alle Verschworene hängen gerührt an ihren Waffen. Einige wischen Thränen aus den Augen. Pause.)

Fiesko. (erschöpft und stiller, indem er im Zirkel herumblikt.) Schluchzt hier jemand? — Ja bei Gott, die einen Fürsten würgten, weinen. (in stillen Schmerz geschmolzen.) Redet! Weint ihr über diesen Hochverrath des Todes, oder weint ihr über meines Geistes Memmenfall? (in ernster rührender Stellung vor der Todten verweilend.) Wo in warme Thränen felsenharte Mörder schmelzen, fluchte Fieskos Verzweiflung! (sinkt weinend an ihr nieder.) Leonore vergib — Reue zürnt schon dem Himmel nicht ab. (weich, mit Wehmut.)

Jahre

Jahre voraus, Leonore, genoß ich das Fest jener Stunde, wo ich den Genuesern ihre Herzogin brächte — Wie lieblich verschämt sah ich schon deine Wangen erröthen, deinen Busen, wie fürstlich schön unter dem Silberflor schwellen, wie angenehm deine lispelnde Stimme der Entzükung versagen. (lebhafter.) Ha! wie berauschend wallte mir schon der stolze Zuruf zu Ohren, wie spiegelte sich meiner Liebe Triumph im versinkenden Neide! — Leonore — die Stund ist gekommen — Genuas Herzog ist dein Fiesko — und Genuas schlechtester Bettler besinnt sich, seine Verachtung an meine Quaal und meinen Scharlach zu tauschen — (rührender.) Eine Gattinn theilt seinen Gram —— mit wem kann ich meine Herrlichkeit theilen? (er weint heftiger, und verbirgt sein Gesicht an der Leiche. Rührung auf allen Gesichtern)

Kalkagno. Es war eine treffliche Dame.

Zibo. Daß man doch ja den Trauerfall dem Volk noch verschweige. Er nähme den Unsrigen den Mut, und gäb ihn den Feinden.

Fiesko. (steht gefaßt und veſt auf.) Höret Genueser — die Vorsehung, versteh ich ihren Wink, schlug mir diese Wunde nur, mein Herz für die nahe Größe zu prüfen? — Es war die gewagteste Probe — izt fürcht ich weder Quaal noch Entzüken mehr. Kommt. Genua erwarte mich, sagtet ihr? — Ich will Genua einen Fürsten schenken, wie ihn noch kein Europäer

sah — Kommt! — dieser unglüklichen Fürstin will ich eine Todtenfeier halten, daß das Leben seine Anbeter verlieren, und die Verwesung wie eine Braut glänzen soll — Izt folgt eurem Herzog. (gehen ab unter Fahnenmarsch.)

Vierzehnter Auftritt.

Andreas Doria. Lomellino.

Andreas. Dort jauchzen sie hin.

Lomellin. Ihr Glük hat sie berauscht. Die Thore sind bloß gegeben. Der Signoria wälzt sich alles zu.

Andreas. Nur an meinem Neffen scheute das Roß. Mein Neffe ist todt. Hören Sie Lomellino —

Lomellin. Was? Noch? Noch? heißen Sie Herzog?

Andreas. (ernst.) Zittre du für dein Leben, weil du mich Herzog spottest, wenn ich auch nicht einmal hoffen darf.

Lomellin. Gnädigster Herr — eine brausende Nazion liegt in der Schaale Fiesko — Was in der Ihrigen?

Andreas. (groß und warm.) Der Himmel.

Lomellin. (hämisch die Achsel zukend.) Seitdem das Pulver erfunden ist, kampieren die Engel nicht mehr.

Andreas.

Andreas. Erbärmlicher Affe, der einem verzweifelnden Graukopf seinen Gott noch nimmt! (ernst und gebietend.) Geh. Mache bekannt, daß Andreas noch lebe — Andreas, sagst du, ersuche seine Kinder, ihn doch in seinem achtzigsten Jahre nicht zu den Ausländern zu jagen, die dem Andreas den Flor seines Vaterlands niemals verzeihen würden. Sag ihnen das, und Andreas ersuche seine Kinder um soviel Erde in seinem Vaterland für soviel Gebeine.

Lomellin. Ich gehorsame, aber verzweifle. (will gehen.)

Andreas. Höre, und nimm diese eisgraue Haarlocke mit — Sie war die Lezte, sagst du, auf meinem Haupt, und ging los in der dritten Jennernacht, als Genua losriß von meinem Herzen, und habe achtzig Jahre gehalten, und habe den Kahlkopf verlassen im achtzigsten Jahre — die Haarlocke ist mürbe, aber doch stark genug, dem schlanken Jüngling den Purpur zu knüpfen. (er geht ab mit verhülltem Gesicht. Lomellin eilt in eine entgegengesezte Gasse. Man hört ein tumultuarisches Freudengeschrei unter Trommeten und Pauken.)

Funfzehnter Auftritt.

Verrina. (vom Hafen.) Bertha und Bourgognino.

Verrina. Man jauchzt. Wem gilt das?

Bourgognino. Sie werden den Fiesko zum Herzog ausrufen.

Verrina.

Bertha. (schmiegt sich ängstlich an Bourgognino.) Mein Vater ist fürchterlich, Scipio.

Verrina. Laßt mich allein Kinder —— O Genua! Genua!

Bourgognino. Der Pöbel vergöttert ihn, und foderte wiehernd den Purpur. Der Adel sah mit Entsezen zu, und durfte nicht Nein sagen.

Verrina. Mein Sohn, ich hab alle meine Habseligkeiten zu Geld gemacht, und auf dein Schiff bringen lassen. Nimm deine Frau, und stich unverzüglich in See. Vielleicht werd ich nachkommen. Vielleicht —— nicht mehr. Ihr segelt nach Marseille, und (schwer und gepreßt sie umarmend.) Gott geleit euch. (schnell ab.)

Bertha. Um Gotteswillen! Worüber brütet mein Vater?

Bourgognino. Verstandst du den Vater?

Bertha. Fliehen, o Gott! Fliehen in der Brautnacht!

Bourgognino. So sprach er —— und wir gehorchen.

(Beide gehen nach dem Hafen.)

Sechszehnter Auftritt.

Verrina. Fiesko. (im herzoglichen Schmuk.)
(Beide treffen auf einander.)

Fiesko. Verrina erwünscht. Eben war ich auf, dich zu suchen.

Verrina. Das war auch mein Gang.

Fiesko. Merkt Verrina keine Veränderung an seinem Freunde?

Verrina. (zurükhaltend.) Ich wünsche keine.

Fiesko. Aber siehst du auch keine.

Verrina. (ohne ihn anzusehen.) Ich hoffe. Nein.

Fiesko. Ich frage, findest du keine?

Verrina. (nach einem flüchtigen Blik.) Ich finde keine.

Fiesko. Nun, siehst du, so muß es doch wahr seyn, daß die Gewalt nicht Tyrannen macht. Seit wir uns beyde verließen, bin ich Genuas Herzog geworden, und Verrina (indem er ihn an die Brust drükt.) findet meine Umarmung noch feurig wie sonst.

Verrina. Desto schlimmer, daß ich sie frostig erwiedern muß; der Anblik der Majestät fällt wie ein schneidendes Messer zwischen mich und den Herzog! Johann Ludwig Fiesko besaß Länder in meinem Her-

zen — itzt hat er ja Genua erobert, und ich nehme mein Eigenthum zurük.

Fiesko. (betreten.) Das wolle Gott nicht. Für ein Herzogthum wäre der Preiß zu jüdisch.

Verrina. (murmelt bäser.) Hum! Ist denn etwa die Freiheit in der Mode gesunken, daß man dem Ersten dem Besten Republiken um ein Schandengeld nachwirft.

Fiesko. (beißt die Lippen zusammen) Das sag du niemand, als dem Fiesko.

Verrina. O Natürlich! Ein vorzüglicher Kopf mus es immer seyn, von dem die Wahrheit ohne Ohrfeige wegkommt — Aber schade! der verschlagene Spieler hats nur in einer Karte versehn. Er kalkulirte das ganze Spiel des Neides, aber der raffinirte Wizling ließ zum Unglük die Patrioten aus. (sehr bedeutend.) Hat der Unterdrüker der Freiheit auch einen Kniff auf die Züge der römischen Tugend zurükbehalten? Ich schwör es beim lebendigen Gott. Eh die Nachwelt meine Gebeine aus dem Kirchhof eines Herzogthums gräbt, soll sie sie auf dem Rade zusammenlesen.

Fiesko. (nimmt ihn mit Sanftmuth bei der Hand.) Auch nicht wenn der Herzog dein Bruder ist? wenn

er sein Fürstenthum nur zur Schatzkammer seiner Wohlthätigkeit macht, die bis izt bei seiner haushälterischen Dürftigkeit betteln ging? Verrina, auch dann nicht?

Verrina. Auch dann nicht — und der verschenkte Raub hat noch keinem Dieb von dem Galgen geholfen. Ueberdies ging dieß Grosmuth bei Verrina fehl. Meinem Mitbürger konnt ich schon erlauben, mir gutes zu thun — meinem Mitbürger hofft' ich's wett machen zu können. Die Geschenke eines Fursten sind Gnade — und Gott ist mir gnädig.

Fiesko. (ärgerlich) Wollt ich doch lieber Italien vom Atlantermeer abreissen, als diesen Starrkopf von seinem Wahn!

Verrina. Und Abreissen ist doch sonst deine schlechteste Kunst nicht, davon weiß das kamm Republik zu erzählen, das du dem Wolf Doria aus dem Rachen nahmst — es selbst aufzufressen. — Aber genug. Nur im Vorbeigehen Herzog, sage mir, was verbrach denn der arme Teufel, den ihr am Jesuiterthor aufknüpftet?

Fiesko. Die Kanaille zündete Genua an.

Verrina. Aber doch die Gesetze liess die Kanaille noch ganz?

Fiesko. Verrina brandschazt meine Freundschaft.

Verrina. Hinweg mit der Freundschaft. Ich sage dir ja, ich liebe dich nicht mehr, ich schwöre dir, daß ich dich hasse — hasse wie den Wurm des Paradises, der den ersten falschen Wurf in der Schöpfung that, worunter schon das fünfte Jahrtausend blutet — Höre Fiesko — Nicht Unterthan gegen Herrn — nicht Freund gegen Freund — Mensch gegen Mensch red ich zu dir. (scharf und heftig.) Du hast eine Schande begangen an der Majestät des wahrhaftigen Gottes, daß du dir die Tugend die Hände zu deinem Bubenstük führen, und Genuas Patrioten mit Genua Unzucht treiben ließest — Fiesko, wär auch ich der Redlichdumme gewesen, den Schalk nicht zu merken, Fiesko bei allen Schauern der Ewigkeit, einen Strik wollt ich drehen aus meinen eignen Gedärmen, und mich erdrosseln, daß meine fliehende Seele in gichtrischen Schaumblasen dir zusprüzen sollte. Das fürstliche Schelmenstük drükt wohl die Goldwaage menschlicher Sünden entzwei, aber du hast den Himmel geneckt, und den Prozeß wird das Weltgericht führen.

(Fiesko erstaunt und sprachlos mißt ihn mit großen Augen.)

Verrina. Besinne dich auf keine Antwort. Ist sind wir fertig. (nach einigem Auf- und Niedergehn.)

Herzog

Herzog von Genua, auf den Schiffen des geſtrigen Tyrannen lernt' ich eine Gattung armer Geſchöpfe kennen, die eine verjährte Schuld mit jedem Ruderſchlag wiederkäuen, und in den Ozean ihre Thränen weinen, der wie ein reicher Mann zu vornehm iſt, ſie zu zählen — Ein guter Fürſt eröffnet ſein Regiment mit Erbarmen. Wolteſt du dich entſchließen, die Galeerenſklaven zu erlöſen?

Fiesko. (ſcharf.) Sie ſeien die Erſtlinge meiner Tyranney — Geh, und verkündige ihnen allen Erlöſung.

Verrina. So machſt du deine Sache nur halb, wenn du ihre Freude verlierſt. Verſuch es und gehe ſelbſt. Die Großen Herrn ſind ſo ſelten dabei, wenn ſie Böſes thun, ſollten ſie auch das Gute im Hinterhalt ſtiften? — Ich dächte der Herzog wäre für keines Bettlers Empfindung zu gros.

Fiesko. Mann, du biſt ſchröklich, aber ich weis nicht, warum ich folgen muß. (beide gehen dem Meer zu.)

Verrina. (hält ſtill, mit Wehmut.) Aber, noch einmal umarme mich, Fiesko. Hier iſt ja niemand der den Verrina weinen ſieht, und einen Fürſten empfinden. (er drükt ihn innig.) Gewis, nie ſchlugen zwei größere Herzen zuſammen, wir liebten uns doch

so brüderlich warm — (heftig an Fiesko's Halse weinend.) Fiesko! Fiesko! du räumst einen Plaz in meiner Brust, den das Menschengeschlecht, dreifach genommen, nicht mehr besezen wird.

Fiesko. (sehr gerührt.) Sei — mein — Freund —

Verrina. Wirf diesen häßlichen Purpur weg und ich bins! — Der erste Fürst war ein Mörder, und führte den Purpur ein, die Flecken seiner That in dieser Blutfarbe zu verstecken — Höre Fiesko — ich bin ein Kriegsmann, verstehe mich wenig auf nasse Wangen — Fiesko — das sind meine ersten Thränen — Wirf diesen Purpur weg.

Fiesko. Schweig.

Verrina. (heftiger.) Fiesko — laß hier alle Kronen dieses Planeten zum Preiß dort zum Popanz all seine Foltern legen, ich soll knieen vor einem Sterblichen — ich werde nicht knieen — Fiesko. (indem er niederfällt.) Es ist mein erster Kniefall — Wirf diesen Purpur weg.

Fiesko. Steh auf, und reize mich nicht mehr!

Verrina.

Verrina. (entſchloſſen) Ich ſteh auf, reize dich nicht mehr. (ſie ſtehen an einem Brett, das zu einer Galeere führt.) Der Fürſt hat den Vortritt. (gehen über das Brett.)

Fiesko. Was zerrſt du mich ſo am Mantel? — er fällt!

Verrina. (mit fürchterlichem Hohn.) Nun wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach. (er ſtürzt ihn ins Meer.)

Fiesko. (ruft aus den Wellen.) Hilf Genua! Hilf! Hilf deinem Herzog! (ſinkt unter.)

Siebzehnter Auftritt.

Kalkagno. Sacco. Jibo. Zenturione. Verſchworene. Volk.

(alle eilig. ängſtlich.)

Kalkagno. (ſchreit.) Fiesko! Fiesko! Andreas iſt zurük, halb Genua ſpringt dem Andreas zu. Wo iſt Fiesko?

Verrina. (mit veſtem Ton.) Ertrunken.

Fenturione. Antwortet die Hölle oder das Tollhaus?

Verrina. Ertränkt, wenn das hübscher lautet — Ich geh zum Andreas.

(Alle bleiben in starken Gruppen stehn. Der Vorhang fällt.)

D 0 [illegible] 1
Kl. 2 V K 6 m
ve. B.

Allgemeine Sammlung

Historischer Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neuesten Zeiten

durch mehrere Verfasser übersetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Professor der Philosophie in Jena.

Erste Abtheilung.

Erster Band.

Jena,

bey Johann Michael Mauke, 1790.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1950 III e 1748

Vorbericht.

Die allgemeine Sammlung hiſtoriſcher Memoires für Frankreich, welche unter dem Titel: Collection univerſelle des Mémoires particuliers, relatifs à l'hiſtoire de France, ſchon ſeit mehrern Jahren in Londen herauskommt, hat den Herausgeber gegenwärtiger Schrift veranlaßt, ein ähnliches Werk auch im Deutſchen zu unternehmen, aber den Plan des franzöſiſchen zu erweitern, und auf

alle Schriften dieſer Gattung, welche Geſchichte ſie auch betreffen, und in welcher Sprache ſie auch abgefaßt ſeyn mögen, auszudehnen. Dadurch, und daß er die einzelnen Memoires mit univerſalhiſtoriſchen Zeitgemählden begleitet, und wo die Memoireſchriftſteller ihn verlaſſen, die leere Strecken durch eine fortgeführte Erzählung ausfüllt, glaubte er dieſe Sammlung zu einem gewiſſen hiſtoriſchen Ganzen zu erheben, wodurch ſie demjenigen Theile des Publikums, dem ſie eigentlich gewidmet iſt, in einem vorzüglicheren Grade brauchbar werden könnte. Aus dieſem Grunde erwählte er auch den Anfang der Kreutzzüge zur Epoche des Werks, weil erſt von hier aus die Ordnung der Memoires, mit einigem Zuſammenhange wenigſtens, fortgeführt werden kann.

Zu einer Zeit, wo der Geſchmack an hiſtoriſchen Schriften, durch einige Meiſterſtücke in dieſer Gattung erweckt, ſich unter dem leſenden Publikum immer allgemeiner verbreitet, und

und das zahlloſe Heer von Romanen und romaniſirten Geſchichten, welche lange Zeit faſt allein im Beſitz waren, die Wißbegierde zu beſchäfftigen, allgemach zu verdrängen ſcheint, glaubte der Herausgeber, einem Werke, welches zwiſchen beyden gleichſam in der Mitte ſteht, und die gefälligen Eigenſchaften der Einen mit den gründlichen Vortheilen der andern verbindet, eine nicht ungünſtige Aufnahme verſprechen zu können. Es iſt vorzugsweiſe Denen beſtimmt, welchen ihre Beſtimmung nicht erlaubt, aus der Geſchichte ein eigenes Studium zu machen, und die alſo der hiſtoriſchen Lektüre nur ihre Erhohlungsſtunden widmen können, wie überhaupt allen, welche dieſes Fach nicht als Gelehrte behandeln; aber auch den letztern dürfte dieſes Unternehmen willkommen ſeyn, weil es ihnen den Gebrauch einer ſehr ſchätzbaren Klaſſe hiſtoriſcher Denkmäler, die nicht überall und nicht immer ſo leicht aufzubringen ſind, erleichtern, und in einer treuen Verdeutſchung und chronologiſchen Ordnung vorlegen wird.

Diese Gattung historischer Schriften, denen ihr Name schon bey vielen Lesern zur Empfehlung gereicht, hat den wichtigen Vorzug, daß sie zugleich den competenten Kenner und den flüchtigen Dilettanten befriedigt, jenen durch den Werth ihres Inhalts, diesen durch die Nachläßigkeit ihrer Form. Meistens von Weltleuten oder Geschäfftsmännern verfaßt, haben sie bey diesen auch immer die beste Aufnahme gefunden. Der Geschichtsforscher schätzt sie als unentbehrliche Führer, denen er sich — in mancher Geschichtsperiode — beynahe ausschließend anvertrauen muß. Daß es ein Augenzeuge — ein Zeitgenosse wenigstens — ist, welcher sie niederschrieb, daß sie sich auf eine einzige Hauptbegebenheit oder auf eine einzige Hauptperson einschränken, und nie den Lebensraum Eines Menschen überschreiten, daß sie ihrem Gegenstand durch die kleinsten Nüancen folgen, Begebenheiten in ihren geringfügigsten Umständen, und Karaktere in ihren verborgensten Zügen entwickeln, giebt ihnen eine

Mine

Mine von Wahrheit, einen Ton von Ueberzeugung, eine Lebendigkeit der Schilderung, die kein Geschichtschreiber, der Revolutionen im Großen mahlt, und entfernte Zeiträume aneinander kettet, seinem Werke mittheilen kann. Ueber die wichtigsten Weltbegebenheiten, die auf dem großen politischen Schauplatz oft wie aus dem Nichts hervorzuspringen scheinen, wird uns in Memoires oft ein überraschender Aufschluß gegeben, weil sie Kleinigkeiten aufnehmen, die der Ernst der Geschichte verschmäht. Sie geben das Kolorit zu den nackten Umrissen des Geschichtschreibers, und machen seinen Helden wieder zum Menschen, indem sie ihn durch sein Privatleben begleiten, und in seinen Schwachheiten überraschen. Von manchem Rechtshandel in der Geschichte der Staaten und der Menschen legen sie uns gleichsam die Aktenstücke vor, und die Menge der Zeugen setzt uns in den Stand, die Wahrheit zu ergründen, welche uns oft genug die betrügenden und öfter noch die betrognen Geschichtschreiber vorenthalten.

Da ein groſser Theil dieſer Schriften entweder noch gar nicht, oder nicht ſorgfältig genug überſetzt iſt, und ihr ungleiches Alter ſowohl als ihre Menge es ſchwer machen dürfte ſie immer vollſtändig zuſammen zu bringen, ſo würde ſchon darum eine allgemeine Sammlung und neue Ueberſetzung derſelben nicht überflüſſig ſeyn, aber eine Hauptabſicht bey gegenwärtigem Unternehmen iſt, den Nutzen derſelben zu erhöhen. Die Aufſätze, welche jedem Zeitraum, aus dem der Inhalt der darauf folgenden Memoires genommen iſt, vorausgeſchickt werden, ſollen nicht bloß zur Erläuterung ihres Inhalts, ſondern vorzüglich auch dazu dienen, den weniger unterrichteten Leſer von dem oft unwichtigen Inhalt auf ein gröſseres Ganze hinzuweiſen, dem dieſe Memoires zur Erläuterung dienen. Der Nutzen, den er aus einer iſolirten, wenn auch noch ſo anziehenden, noch ſo wichtigen Geſchichtserzählung ſchöpfte, würde immer ſehr geringe ſeyn, wenn er das Einzelne nicht auf das Allgemeine zurückführen, und fruchtbar anwenden lernte.

Am Anfang des ganzen Werks schien es nöthig zu seyn, eine allgemeine Uebersicht über die große Veränderung in dem politischen und sittlichen Zustand von Europa, welche durch das Lehensystem und die Hierarchie bewirkt worden ist, kürzlich vorauszuschicken, weil ein großer Theil der nachfolgenden Memoires diese Kenntnisse voraussetzen wird, und auch schon darum, weil sie ein großes und unentbehrliches Licht über die Entstehung sowohl als über die Folgen der Kreutzzüge verbreitet. Diese Erste Abhandlung ist also nicht bloß als die Einleitung zu der Alexias, sondern auch zu mehrern folgenden Memoires zu betrachten.

Der Herausgeber hätte gewünscht, das Werk mit einem allgemein interessanteren Stükke eröffnen zu können, als die Alexias der Prinzessin Anna seyn dürfte, aber dieß erlaubte sein Plan nicht; der übrige große Werth dieses Denkmals muß seinen Mangel an Hauptinteresse, die Fehler der Schreibart und die noch größern Fehler des Geistes, den die Verfasserin diesem Werke aufdrückte, und die man dem Zeitalter verzeyhen wird, bey dem Leser durchbringen helfen.

Ich habe das französische Wort *Memoires* beybehalten, weil ich es durch kein deutsches zu ersetzen weiß. Denkwürdigkeiten (Memorabilia) drücken es nur unvollständig aus; beynahe noch lieber möchte man sie — weil sie aus der Erinnerung erlebter Begebenheiten niedergeschrieben werden — Erinnerungen, Erinnerungsblätter nennen.

Um die Grenzen des Werks zu bestimmen, wird es nöthig seyn, den Begriff zu berichtigen, den man mit dem Namen Memoires verbindet. Ob wir gleich auch im Deutschen Memoires besitzen, so besitzen wir sie doch nicht unter diesem Namen, und auch einige französische Schriften, die diesen Namen führen, führen ihn mit Unrecht. Unter dem Namen Memoires scheinen alle historische Schriften begriffen zu seyn, welche

1. Nur Eine Begebenheit oder nur Eine Person zum Gegenstande haben. Dieß schließt jede Chronik aus, und jede vollständige Geschichte.

II.

II. Deren Verfaſſer entweder ſelbſt an der beſchriebenen Begebenheit Theil genommen hat, oder doch der handelnden Perſon nahe genug war, um aus der reinſten Quelle ſchöpfen zu können. Die Memoires über die Geſchichte Brandenburgs ſind keine, weil der Verfaſſer nicht als Zeitgenoſſe ſchrieb, und ſich weder auf eine Begebenheit, noch auf eine Hauptperſon einſchränkt. Memoires ſchrieb der Kardinal von Retz, aber auch die Kammerfrau der Königinn Anna konnte ſie ſchreiben.

III. welche im bloßen Ton der Erzählung, aber einer zuſammenhängenden Erzählung, und von Einem Verfaſſer geſchrieben ſind. Hiſtoriſche Briefe, Lob- oder Trauerreden können den Namen von Memoires nicht führen.

Schriften, in welchen ſich die angegebenen Eigenſchaften vereinigen, gehören in dieſe Klaſſe,

se, auch wenn sie unter einem andern Namen erschienen sind, und werden einen Platz in dieser Sammlung erhalten. Friedrich Rothbarts Geschichte durch den Bischoff von Freysingen wird daher, nicht mit Unrecht, unmittelbar auf die Alexias folgen.

In jedem Jahr verspricht man wenigstens sechs solche Bände zu liefern, und um die interessante und fruchtbare Epoche der Memoires, welche erst mit Heinrich IV. von Frankreich anfängt, nicht zu lange hinauszuschieben, wird gleich nach dem dritten Band mit der zweyten Abtheilung, oder den Memoires neuerer Zeiten, angefangen und, in gleichem Verhältniß mit den frühern, darin fortgefahren werden. Jena am 25. Oktober 1789.

Schiller.

Universalhistorische

Uebersicht

der vornehmsten

an den Kreutzzügen theilnehmenden
Nationen,

ihrer Staatsverfassung, Religionsbegriffe, Sitten,
Beschäfftigungen, Meynungen und
Gebräuche.

Drey Hauptklaſſen von Nationen ſind es — wenn man die Form der Verfaſſung, den herrſchenden Karakter und den Religionszuſtand zum Unterſcheidungszeichen annimmt — welche in dieſem Zeitraum merkwürdig hervortreten, und ſich, näher oder entfernter, in die Geſchichte der Kreuzzüge verflechten: die Chriſten im Occident, welche das Band der Religion unter dem römiſchen Papſt vereinigt; die Saracenen oder Mahomedaner, welche ihren ſiegreichen Aberglauben von der Straße bey Gibraltar bis an den Indus, und vom ſchwarzen Meer und dem Taurus bis an den indiſchen Ocean ausgebreitet haben; zwiſchen dieſen beyden die Griechen oder die Morgenländiſchen Römer. Von den übrigen Völkern der Erde fehlen uns entweder die Nachrichten ganz, oder ſie ſind zu unſicher und zu mangelhaft, um einen hiſtoriſchen Faden daraus bilden zu können. Auch war ihre Zeit noch nicht gekommen, einen thätigen Antheil an den Weltbegebenheiten zu nehmen, und die Aufmerkſamkeit des Univerſalgeſchichtſchreibers zu verdienen.

Wir

Wir machen den Anfang mit den Ersten, die uns am nächsten angehen, die bey weitem die wichtigsten für uns sind, und in der Geschichte der Kreuzzüge die Hauptrolle spielen.

Das neue System gesellschaftlicher Verfassung, welches im Norden von Europa und Asien erzeugt, mit dem neuen Völkergeschlechte auf den Trümmern des Abendländischen Kaiserthums eingeführt wurde, hatte nun beynahe sieben Jahrhunderte lang Zeit gehabt, sich auf diesem neuen und größern Schauplatz und in neuen Verbindungen zu versuchen, sich in allen seinen Arten und Abarten zu entwickeln, und alle seine verschiedenen Gestalten und Abwechslungen zu durchlaufen. Die Nachkommen der Vandalen, Sueven, Alanen, Gothen, Heruler, Longobarden, Franken, Burgundier u. a. m. waren endlich eingewohnt auf dem Boden, den ihre Vorfahren mit dem Schwert in der Hand betreten hatten, als der Geist der Wanderung und des Raubes, der sie in dieses neue Vaterland geführt, beym Ablauf des eilften Jahrhunderts in einer andern Gestalt und durch andre Anlässe wieder bey ihnen aufgeweckt wurde. Europa gab jetzt dem südwestlichen Asien die Völkerschwärme und Verheerungen heim, die es siebenhundert Jahre vorher von dem Norden dieses Welttheils empfangen und erlitten hatte, aber mit

sehr

sehr ungleichem Glücke, denn so viel Ströme Bluts es den Barbaren gekostet hatte, ewige Königreiche in Europa zu gründen, so viel kostete es jetzt ihren christlichen Nachkommen, einige Städte und Burgen in Syrien zu erobern, die sie zwey Jahrhunderte darauf auf immer verlieren sollten.

Die Thorheit und Raserey, welche den Entwurf der Kreuzzüge erzeugten, und die Gewaltthätigkeiten, welche die Ausführung desselben begleitet haben, können ein Auge, das die Gegenwart begrenzt, nicht wohl einladen, sich dabey zu verweilen. Betrachten wir aber diese Begebenheit im Zusammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorher giengen, und mit denen, die darauf folgten, so erscheint sie uns in ihrer Entstehung zu natürlich, um unsere Verwunderung zu erregen, und zu wohlthätig in ihren Folgen, um unser Mißfallen nicht in ein ganz andres Gefühl aufzulösen. Sieht man auf ihre Ursachen, so ist diese Expedition der Christen nach dem heiligen Lande ein so ungekünsteltes, ja ein so nothwendiges Erzeugniß ihres Jahrhunderts, daß ein ganz Ununterrichteter, dem man die historischen Prämissen dieser Begebenheit ausführlich vor Augen gelegt hätte, von selbst darauf verfallen müßte. Sieht man auf ihre Wirkungen, so erkennt man in ihr den ersten merklichen Schritt, wodurch der Aberglaube selbst

die Uebel anfieng zu verbessern, die er dem menschlichen Geschlecht Jahrhunderte lang zugefügt hatte, und es ist vielleicht kein historisches Problem, das die Zeit reiner aufgelöst hätte als dieses, keines worüber sich der Genius, der den Faden der Weltgeschichte spinnt, befriedigender gegen die Vernunft des Menschen gerechtfertigt hätte.

Aus der unnatürlichen und entnervenden Ruhe, in welche das alte Rom alle Völker, denen es sich zur Herrscherinn aufdrang, versenkte, aus der weichlichen Sklaverey, worin es die thätigsten Kräfte einer zahlreichen Menschenwelt erstickte, sehen wir das menschliche Geschlecht durch die gesetzlose stürmische Freyheit des Mittelalters wandern, um endlich in der glücklichen Mitte zwischen beyden Aeußersten auszuruhen, und Freyheit mit Ordnung, Ruhe mit Thätigkeit, Mannichfaltigkeit mit Uebereinstimmung wohlthätig zu verbinden

Die Frage kann wohl schwerlich seyn, ob der Glücksstand, dessen wir uns erfreuen, dessen Annäherung wir wenigstens mit Sicherheit erkennen gegen den blühendsten Zustand, worin sich das Menschengeschlecht sonst jemals befunden, für einen Gewinn zu achten sey, und ob wir uns gegen die schönsten Zeiten Roms und Griechenlands auch wirklich verbessert haben. Griechenland und Rom

konnten

konnten höchstens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen — die Nation auch in ihrer schönsten Epoche, erhob sich nie zu vortrefflichen Menschen. Eine barbarische Wüste war dem Athenienser die übrige Welt außer Griechenland, und man weiß, daß er dieses bey seiner Glückseligkeit sehr mit in Anschlag brachte. Die Römer waren durch ihren eigenen Arm bestraft, da sie auf dem ganzen großen Schauplatz ihrer Herrschaft nichts mehr übrig gelassen hatten, als römische Bürger und römische Sklaven. Keiner von unsern Staaten hat ein römisches Bürgerrecht auszutheilen, dafür aber besitzen wir ein Gut, das, wenn er Römer bleiben wollte, kein Römer kennen durfte. — und wir besitzen es von einer Hand, die keinem raubte, was sie Einem gab, und was sie Einmal gab, nie zurücknimmt, wir haben Menschenfreyheit; ein Gut, das — wie sehr verschieden von dem Bürgerrecht des Römers! — an Werthe zunimmt, je größer die Anzahl derer wird, die es mit uns theilen, das von keiner wandelbaren Form der Verfassung, von keiner Staatserschütterung abhängig, auf dem festen Grunde der Vernunft und Billigkeit ruhet.

Der Gewinn ist also offenbar und die Frage ist bloß diese: War kein näherer Weg zu diesem Ziele? Konnte sich diese heilsame Verände-

rung nicht weniger gewaltsam aus dem römischen Staat entwickeln, und mußte das Menschengeschlecht nothwendig die traurige Zeitstrecke vom vierten bis zum sechzehnten Jahrhundert durchlaufen?

Die Vernunft kann in einer anarchischen Welt nicht aushalten. Stets nach Uebereinstimmung strebend, läuft sie lieber Gefahr die Ordnung unglücklich zu vertheidigen, als mit Gleichgültigkeit zu entbehren.

War die Völkerwanderung und das Mittelalter, das darauf folgte, eine nothwendige Bedingung unserer bessern Zeiten?

Asien kann uns einige Aufschlüsse darüber geben. Warum blühten hinter dem Heerzuge Alexanders keine griechische Freystaaten auf? Warum sehen wir Sina, zu einer traurigen Dauer verdammt, in ewiger Kindheit altern? Weil Alexander mit Menschlichkeit erobert hatte, weil die kleine Schaar seiner Griechen unter den Millionen des großen Königs verschwand, weil sich die Horden der Mantschu in dem ungeheuren Sina unmerkbar verloren. Nur die Menschen hatten sie unterjocht, die Gesetze und die Sitten, die Religion und der Staat waren Sieger geblieben. Für despotisch beherrschte Staaten ist keine Rettung als in der Ver-

Verwüstung. Schonende Eroberer führen ihnen nur Pflanzvölker zu, nähren den siechen Körper, und können nichts, als seine Krankheit verewigen. Sollte das verpestete Land nicht den gesunden Sieger vergiften, sollte sich der Deutsche in Gallien nicht zum Römer verschlimmern, wie der Grieche zu Babylon in einen Perser ausartete, so mußte die Form zerbrochen werden, die seinem Nachahmungsgeist gefährlich werden konnte, und er mußte auf dem neuen Schauplatz, den er jetzt betrat, in jedem Betracht der stärkere bleiben.

Die scythische Wüste öffnet sich, und gießt ein rauhes Geschlecht über den Occident aus. Mit Blut ist seine Bahn bezeichnet, Städte sinken hinter ihm in Asche, mit gleicher Wuth zertritt es die Werke der Menschenhand und die Früchte des Ackers, Pest und Hunger hohlen nach, was Schwert und Feuer vergaßen; aber Leben geht nur unter, damit besseres Leben an seiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte, die Städte nicht, die es in die Asche legte. Schöner werden sie hervorgehen unter den Händen der Freyheit, und ein besserer Stamm von Menschen wird sie bewohnen. Alle Künste der Schönheit und der Pracht, der Ueppigkeit und Verfeinerung gehen unter, kostbare Denkmäler, für die Ewigkeit gegründet, sinken in

den Staub, und eine tolle Willkühr darf in dem feinen Räderwerk einer geistreichen Ordnung wühlen; aber auch in diesem wilden Tumult ist die Hand der Ordnung geschäfftig, und was den kommenden Geschlechtern von den Schätzen der Vorzeit beschieden ist, wird unbemerkt vor dem zerstörenden Grimm des jetzigen geflüchtet. Eine wüste Finsterniß breitet sich jetzt über dieser weiten Brandstätte aus, und der elende ermattete Ueberrest ihrer Bewohner hat für einen neuen Sieger gleich wenig Widerstand und Verführung.

Raum ist jetzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Völkergeschlecht besetzt ihn, schon seit Jahrhunderten, still und ihm selbst unbewußt, in den Nordischen Wäldern zu einer erfrischenden Kolonie des erschöpften Westen erzogen. Roh und wild sind seine Gesetze, seine Sitten; aber sie ehren in ihrer rohen Weise die menschliche Natur, die der Alleinherrscher in seinen verfeinerten Sklaven nicht ehret. Unverrückt, als wär er noch auf salischer Erde, und unversucht von den Gaben, die der unterjochte Römer ihm anbietet, bleibt der Franke den Gesetzen getreu, die ihn zum Sieger machten; zu stolz und zu weise, aus den Händen der Unglücklichen Werkzeuge des Glücks anzunehmen. Auf dem Aschenhaufen römischer Pracht breitet er seine nomadischen Gezelte aus,

aus, bäumt den eisernen Speer, sein höchstes Gut, auf dem eroberten Boden, pflanzt ihn vor den Richterstühlen auf, und selbst das Christenthum, will es anders den Wilden fesseln, muß das schreckliche Schwert umgürten.

Und nun entfernen sich alle fremden Hände von dem Sohne der Natur. Zerbrochen werden die Brücken zwischen Byzanz und Massilien, zwischen Alexandria und Rom, der schüchterne Kaufmann eilt heim, und das Ländergattende Schiff liegt entmastet am Strande. Eine Wüste von Gewässern, von Bergen und wilden Sitten wälzt sich vor den Eingang Europens hin, der ganze Welttheil wird geschlossen.

Ein langwieriger, schwerer und merkwürdiger Kampf beginnt jetzt, der rohe germanische Geist ringt mit den Reitzungen eines neuen Himmels, mit neuen Leidenschaften, mit des Beyspiels stiller Gewalt, mit dem Nachlaß des umgestürzten Roms, der in dem neuen Vaterland noch in tausend Netzen ihm nachstellt, und wehe dem Nachfolger eines Klodion, der auf der Herrscherbühne des Trajanus sich Trajanus dünkt! Tausend Klingen sind gezückt, ihm die scythische Wildniß ins Gedächtniß zu rufen. Hart stößt die Herrschsucht mit der Freyheit zusammen, der Trotz mit der

Festigkeit, die List strebt die Kühnheit zu umstrikken, das schreckliche Recht der Stärke kommt zurück, und Jahrhunderte lang sieht man den rauchenden Stahl nicht erkalten. Eine traurige Nacht, die alle Köpfe verfinstert, hängt über Europa herab, und nur wenige Lichtfunken fliegen auf, das nachgelaßne Dunkel desto schrecklicher zu zeigen. Die ewige Ordnung scheint von dem Steuer der Welt geflohen, oder, indem sie ein entlegenes Ziel verfolgt, das gegenwärtige Geschlecht aufgegeben zu haben. Aber, eine gleiche Mutter allen ihren Kindern, rettet sie einstweilen die erliegende Ohnmacht an den Fuß der Altäre, und gegen eine Noth, die sie ihm nicht erlassen kann, stärkt sie das Herz mit dem Glauben der Ergebung. Die Sitten vertraut sie dem Schutz eines verwilderten Christenthums, und vergönnt dem mittlern Geschlechte sich an diese wankende Krücke zu lehnen, die sie dem stärkern Enkel zerbrechen wird. Aber in diesem langen Kriege erwarmen zugleich die Staaten und ihre Bürger, kräftig wehrt sich der deutsche Geist gegen den Herzumstrickenden Despotismus, der den zu früh erwachenden Römer erdrückte, der Quell der Freyheit springt in lebendigem Strom, und unüberwunden, und wohlbehalten langt das spätere Geschlecht bey dem schönen Jahrhundert an, wo sich endlich, herbeygeführt durch die vereinigte

nigte Arbeit des Glücks und des Menschen, das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entschlusses, die Einsicht mit dem Heldenmuth gatten soll. Da Rom noch Scipionen und Fabier zeugte, fehlten ihm die Weisen, die ihrer Tugend das Ziel gezeigt hätten; als seine Weisen blühten, hatte der Despotismus sein Opfer gewürgt, und die Wohlthat ihrer Erscheinung war an dem entnervten Jahrhundert verloren. Auch die griechische Tugend erreichte die hellen Zeiten des Perikles und Alexanders nicht mehr, und als Harun seine Araber denken lehrte, war die Glut ihres Busens erkaltet. Ein beßrer Genius war es, der über das neue Europa wachte. Die lange Waffenübung des Mittelalters hatte dem sechzehnten Jahrhundert ein gesundes, starkes Geschlecht zugeführt, und der Vernunft, die jetzt ihr Panier entfaltet, kraftvolle Streiter erzogen.

Auf welchem andern Strich der Erde hat der Kopf die Herzen in Glut gesetzt, und die Wahrheit *) den Arm der Tapfern bewaffnet?

*) Oder was man dafür hielt. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß es hier nicht auf den Werth der Materie ankommt, die gewonnen wurde, sondern auf die unternommene Mühe der

Wo sonst, als hier, erlebte man die Wundererscheinung, daß Vernunftschlüsse des ruhigen Forschers das Feldgeschrey wurden in mörderischen Schlachten, daß die Stimme der Selbstliebe gegen den stärkeren Zwang der Ueberzeugung schwieg, daß der Mensch endlich das theuerste an das edelste setzte? Die erhabenste Anstrengung griechischer und römischer Tugend hat sich nie über bürgerliche Pflichten geschwungen, nie oder nur in einem einzigen Weisen, dessen Name schon der größte Vorwurf seines Zeitalters ist; das höchste Opfer, das die Nation in ihrer Heldenzeit brachte, wurde dem Vaterland gebracht. Bey Ablauf des Mittelalters allein erblickt man in Europa einen Enthusiasmus, der einem höhern Vernunftidol auch das Vaterland opfert. Und warum nur hier, und hier auch nur einmal diese Erscheinung? Weil in Europa allein, und hier nur am Ausgang des Mittelalters die Energie des Willens mit dem Licht des Verstandes zusammen traf,

der Arbeit; auf den Fleiß und nicht auf das Erzeugniß. Was es auch seyn mochte, wofür man kämpfte — es war immer ein Kampf für die Vernunft, denn durch die Vernunft allein hatte man das Recht dazu erfahren, und für dieses Recht wurde eigentlich ja nur gestritten.

traf, hier allein ein noch männliches Geschlecht in die Arme der Weisheit geliefert wurde.

Durch das ganze Gebiet der Geschichte sehen wir die Entwicklung der Staaten mit der Entwicklung der Köpfe einen sehr ungleichen Schritt beobachten. Staaten sind jährige Pflanzen, die in einem kurzen Sommer verblühn, und von der Fülle des Saftes rasch in die Fäulniß hinübereilen; Aufklärung ist eine langsame Pflanze, die zu ihrer Zeitigung einen glücklichen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Frühlingen braucht. Und woher dieser Unterschied? Weil die Staaten der Leidenschaft anvertraut sind, die in jeder Menschenbrust ihren Zunder findet, die Aufklärung aber dem Verstande, der nur durch fremde Nachhülfe sich entwickelt, und dem Glück der Entdeckungen, welche Zeit und Zufälle nur langsam zusammentragen. Wie oft wird die eine Pflanze blühen und welken, ehe die andre einmal heran reift? Wie schwer ist es also, daß die Staaten die Erleuchtung abwarten, daß die späte Vernunft die frühe Freyheit noch findet? - Einmal nur in der ganzen Weltgeschichte hat sich die Vorsehung dieses Problem aufgegeben, und wir haben gesehen, wie sie es löste. Durch den langen Krieg der mittlern Jahrhunderte hielt sie das politische Leben in Europa frisch, bis

der

der Stoff endlich zusammengetragen war, das moralische zur Entwicklung zu bringen *).

Nur

*) Freyheit und Kultur, so unzertrennlich beyde in ihrer höchsten Fülle miteinander vereinigt sind, und nur durch diese Vereinigung zu ihrer höchsten Fülle gelangen, so schwer sind sie in ihrem Werden zu verbinden. Ruhe ist die Bedingung der Kultur, aber nichts ist der Freyheit gefährlicher als Ruhe. Alle verfeinerte Nationen des Alterthums haben die Blüthe ihrer Kultur mit ihrer Freyheit erkauft, weil sie ihre Ruhe von der Unterdrückung erhielten. Und eben darum gereichte ihre Kultur ihnen zum Verderben, weil sie aus dem Verderblichen entstanden war. Sollte dem neuen Menschengeschlecht dieses Opfer erspart werden, d. i. sollten Freyheit und Kultur bey ihm sich vereinigen, so mußte es seine Ruhe auf einem ganz andern Weg als dem Despotismus empfangen. Kein anderer Weg war aber möglich als die Gesetze, und diese kann der noch freye Mensch nur sich selber geben. Dazu aber wird er sich nur aus Einsicht und Erfahrung entweder ihres Nutzens, oder der schlimmen Folgen ihres Gegentheils entschließen. Jenes setzte schon voraus, was erst geschehen und erhalten werden soll; er kann also nur durch die schlimmen Folgen der Gesetzlosigkeit dazu gezwungen werden. Gesetzlosigkeit aber ist nur von sehr kurzer Dauer, und führt mit raschem Uebergange zur willkührlichen Gewalt. Ehe die Vernunft die Gesetze gefunden hätte, würde die Anarchie sich längst in Despotismus geendigt haben. Sollte die Vernunft also Zeit finden, die Gesetze sich zu geben, so mußte die

Nur Europa hat Staaten, die zugleich erleuchtet, gesittet und ununterworfen sind; sonst überall wohnt die Wildheit bey der Freyheit, und die Knechtschaft bey der Kultur. Aber auch Europa allein hat sich durch ein kriegerisches Jahrtausend gerungen, und nur die Verwüstung im fünften und sechsten Jahrhundert konnte dieses kriegerische Jahrtausend herbey führen. Es ist nicht das Blut ihrer Ahnherren, nicht der Karakter ihres Stammes, der unsre Väter vor dem Joch der Unterdrückung bewahrte, denn ihre gleich frey gebohrenen Brüder, die Turkomannen und Mantschu, haben ihre Nacken unter den Despotismus gebeugt. Es ist nicht der europäische Boden und Himmel, der ihnen dieses Schicksal ersparte, denn auf eben diesem Boden und unter eben diesem Himmel haben Gallier und Britten, Hetrurier und Lusitanier, das Joch der Römer gedultet. Das Schwert der Vandalen und Hunnen, das ohne Schonung durch den Occident mähte, und das kraftvolle Völkergeschlecht, das den gereinigten Schauplatz besetzte, und aus einem tausendjährigen Kriege unüberwunden kam — diese sind die Schöpfer unsers jetzigen Glücks; und so finden wir den Geist der Ordnung in den zwey schrecklichsten Erscheinungen wieder, welche die Geschichte aufweiset.

Ich

die Gesetzlosigkeit verlängert werden, welches in dem Mittelalter geschehen ist.

Ich glaube dieser langen Ausschweifung wegen keiner Entschuldigung zu bedürfen. Die großen Epochen in der Geschichte verknüpfen sich zu genau miteinander, als daß die Eine ohne die Andre erklärt werden könnte; und die Begebenheit der Kreuzzüge ist nur der Anfang zur Auflösung eines Räthsels, das dem Philosophen der Geschichte in der Völkerwanderung aufgegeben worden.

Im dreyzehnten Jahrhundert ist es, wo der Genius der Welt, der schaffend in der Finsterniß gesponnen, die Decke hinweg zieht, um einen Theil seines Werks zu zeigen. Die trübe Nebelhülle, welche tausend Jahre den Horizont von Europa umzogen, scheidet sich in diesem Zeitpunkt und heller Himmel sieht hervor. Das vereinigte Elend der geistlichen Einförmigkeit und der politischen Zwietracht, der Hierarchie und der Lehenverfassung, vollzählig und erschöpft beym Ablauf des eilften Jahrhunderts, muß sich in seiner ungeheursten Geburt, in dem Taumel der heiligen Kriege selbst ein Ende bereiten.

Ein fanatischer Eifer sprengt den verschloßnen Westen wieder auf, und der erwachsene Sohn tritt aus dem väterlichen Hause. Erstaunt sieht er in neuen Völkern sich an, freut sich am thrazischen Bosphorus seiner Freyheit und seines Muths, erröthet

röthet in Byzanz über seinen rohen Geschmack, seine Unwissenheit, seine Wildheit und erschrickt in Asien über seine Armuth. Was er sich dort nahm und heimbrachte, bezeugen Europens Annalen; die Geschichte des Orients, wenn wir eine hätten, würde uns sagen, was er dafür gab und zurückließ. Aber scheint es nicht als hätte der fränkische Heldengeist in das hinsterbende Byzanz noch ein flüchtiges Leben gehaucht? Unerwartet rafft es mit seinen Komnenern sich auf, und, durch den kurzen Besuch der Deutschen gestärkt, geht es von jetzt an einen edleren Schritt zum Tode.

Hinter dem Kreuzfahrer schlägt der Kaufmann seine Brücke, und das wiedergefundene Band zwischen dem Abend und Morgen, durch einen kriegrischen Schwindel flüchtig geknüpft, befestigt und verewigt der überlegende Handel. Das levantische Schiff begrüßt seine wohlbekannten Gewässer wieder, und seine reiche Ladung ruft das lüsterne Europa zum Fleiße. Bald wird es das ungewisse Geleit des Arkturs entbehren, und eine feste Regel in sich selbst, zuversichtiich auf nie besuchte Meere sich wagen.

Asiens Begierden folgen dem Europäer in seine Heimat — aber hier kennen ihn seine Wälder nicht mehr, und andre Fahnen wehen auf seinen Burgen. In seinem Vaterlande verarmt, um an

den

den Ufern des Euphrats zu glänzen, giebt er endlich das angebetete Idol seiner Unabhängigkeit und seine feindselige Herrengewalt auf, und vergönnt seinen Sklaven die Rechte der Natur mit Gold einzulösen. Freywillig bietet er den Arm jetzt der Fessel dar, die ihn schmückt, aber den Niegebändigten bändigt. Die Majestät der Könige richtet sich auf, indem die Sklaven des Ackers zu Menschen gedeyhen; aus dem Meer der Verwüstung hebt sich, dem Elend abgewonnen, ein neues fruchtbares Land, Bürgergemeinheit.

Er allein, der die Seele der Unternehmung gewesen war, und die ganze Christenheit für seine Größe hatte arbeiten lassen, der römische Hierarche, sieht seine Hoffnungen hintergangen. Nach einem Wolkenbild im Orient haschend, gab er im Occident eine wirkliche Krone verloren. Seine Stärke war die Ohnmacht der Könige, die Anarchie und der Bürgerkrieg die unerschöpfliche Rüstkammer, woraus er seine Donner hohlte. Auch noch jetzt schleudert er sie aus — jetzt aber tritt ihm die befestigte Macht der Könige entgegen. Kein Bannfluch, kein himmelsperrendes Interdikt, keine Lossprechung von geheiligten Pflichten lös't die heilsamen Bande wieder auf, die den Unterthan an seinen rechtmäßigen Beherrscher knüpfen. Umsonst, daß sein ohnmächtiger Grimm gegen die

Zeit

Zeit streitet, die ihm seinen Thron erbaute und ihn jetzt davon herunter zieht! Aus dem Aberglauben ward dieses Schreckbild des Mittelalters erzeugt, und groß gezogen von der Zwietracht. So schwach seine Wurzeln waren, so schnell und schrecklich durfte es aufwachsen im eilften Jahrhundert — Seines Gleichen hatte kein Weltalter noch gesehen. Wer sah es dem Feinde der heiligsten Freyheit an, daß er der Freyheit zu Hülfe geschickt wurde? Als der Streit zwischen den Königen und den Edeln sich erhitzte, warf er sich zwischen die ungleichen Kämpfer, und hielt die gefährliche Entscheidung auf, bis in dem dritten Stande ein beßrer Kämpfer heranwuchs, das Geschöpf des Augenblicks abzulösen. Ernährt von der Verwirrung zehrte er jetzt ab in der Ordnung; die Geburt der Nacht schwindet er weg in dem Lichte. Verschwand aber der Diktator auch, der dem unterliegenden Rom gegen den Pompejus zu Hülfe eilte? Oder Pisistratus, der die Faktionen Athens auseinander brachte? Rom und Athen gehen aus dem Bürgerkriege zur Knechtschaft über — das neue Europa zur Freyheit. Warum war Europa glücklicher? Weil hier durch ein vorübergehendes Phantom bewirkt wurde, was dort durch eine bleibende Macht geschah — weil hier allein sich ein Arm fand, der kräftig genug war, Unter-

drückung zu hindern, aber zu hinfällig, sie selbst auszuüben.

Wie anders säet der Mensch und wie anders läßt das Schicksal ihn ärnten! Asien an den Schemel seines Thrones zu ketten, liefert der heilige Vater dem Schwert der Saracenen eine Million seiner Heldensöhne aus, aber mit ihnen hat er seinem Stuhl in Europa die kräftigsten Stützen entzogen. Von neuen Anmaßungen und neu zu erringenden Kronen träumt der Adel, und ein gehorsameres Herz bringt er zu den Füßen seiner Beherrscher zurücke. Vergebung der Sünden, und die Freuden des Paradieses sucht der fromme Pilger am heiligen Grab, und ihm allein wird mehr geleistet, als ihm verheißen ward. Seine Menschheit findet er in Asien wieder, und den Saamen der Freyheit bringt er seinen europäischen Brüdern aus diesem Welttheile mit — eine unendlich wichtigere Erwerbung, als die Schlüssel Jerusalems, oder die Nägel vom Kreuz des Erlösers.

Um richtig einsehen zu können, aus welchen Quellen diese Unternehmung entsprang, und wodurch sie so wohlthätig ausschlug, so ist es nöthig, den

den damaligen Zustand der Europäischen Welt in einer kurzen Uebersicht zu durchlaufen, und die Stuffe kennen zu lernen, auf der der Menschliche Geist stand, als er sich diese seltsame Ausschweifung erlaubte.

Der Europäische Occident, in so viele Staaten er auch zertheilt ist, gibt im eilften Jahrhundert einen sehr einförmigen Anblick. Durchgängig von Nationen in Besitz genommen, die zur Zeit ihrer Niederlassung ziemlich auf einerley Stuffe gesellschaftlicher Bildung standen, im Ganzen denselben Stammskarakter trugen und bey Besitznehmung des Landes in einerley Lage sich befanden, hätte er seinen neuen Bewohnern ein merklich verschiedenes Lokale anbieten müssen, wenn sich in der Folge der Zeit wichtige Verschiedenheiten unter denselben hätten äußern sollen. Aber die gleiche Wuth der Verwüstung, womit diese Nationen ihre Eroberung begleiteten, machte alle noch so verschieden bewohnte, noch so verschieden bebaute Länder, die der Schauplatz derselben waren, einander gleich, indem er alles, was sich in ihnen vorfand, auf gleiche Weise niedertrat und vertilgte, und ihren neuen Zustand mit demjenigen, worinn sie sich vorher befunden, fast außer aller Verbindung setzte. Wenn auch schon Klima, Beschaffenheit des Bo-

dens, Nachbarschaft, geographische Lage einen merklichen Unterschied unterhielten, wenn gleich die übriggebliebenen Spuren römischer Kultur in den mittäglichen, der Einfluß der gebildetern Araber in den südwestlichen Ländern, der Sitz der Hierarchie in Italien, und der öftre Verkehr mit den Griechen in eben diesem Lande nicht ohne Folgen für die Bewohner derselben seyn konnten, so waren ihre Wirkungen doch zu unmerklich, zu langsam und zu schwach, um das feste generische Gepräge, das alle diese Nationen in ihre neuen Wohnsitze mitgebracht hatten, auszulöschen, oder merklich zu verändern. Daher nimmt der Geschichtsforscher an den entlegensten Enden von Europa, in Sicilien und Brittannien, an der Donau und an der Eider, am Ebro und an der Elbe im Ganzen eine Gleichförmigkeit der Verfassung und der Sitten wahr, die ihn um so mehr in Verwunderung setzt, da sie sich mit der größten Unabhängigkeit, und einem fast gänzlichen Mangel an wechselseitiger Verbindung zusammen findet. So viele Jahrhunderte auch über diesen Völkern hinweggegangen sind, so große Veränderungen auch durch so viele neue Lagen, eine neue Religion, neue Sprachen, neue Künste, neue Gegenstände der Begierde, neue Bequemlichkeiten und Genüße des Lebens im innern ihres Zustands hätten bewirkt werden sollen, und auch wirklich bewirkt

wirkt wurden, so besteht doch im Ganzen noch dasselbe Staatsgerüste, das ihre Voraltern bauten. Noch jetzt stehen sie, wie in ihrem scythischen Vaterland, in wilder Unabhängigkeit, gerüstet zum Angriff und zur Vertheidigung, in Europas Distrikten, wie in einem großen Heerlager ausgebreitet, auch auf diesen weitern politischen Schauplatz haben sie ihr barbarisches Staatsrecht verpflanzt, bis in das Innre des Christenthums ihren nordischen Aberglauben getragen.

Monarchien nach römischem oder asiatischem Muster, und Freystaaten nach griechischer Art sind auf gleiche Weise von dem neuen Schauplatz verschwunden. An die Stelle derselben sind soldatische Aristokratien getreten, Monarchien ohne Gehorsam, Republiken ohne Sicherheit und selbst ohne Freyheit, große Staaten in hundert kleine zerstückelt, ohne Uebereinstimmung von innen, von aussen ohne Festigkeit und Beschirmung, schlecht zusammenhängend in sich selbst, und noch schlechter unter einander verbunden. Man findet Könige, ein widersprechendes Gemisch von barbarischen Heerführern und römischen Imperatoren, von welchen letztern einer den Namen trägt, aber ohne ihre Machtvollkommenheit zu besitzen; Magnaten, an wirklicher Gewalt wie an Anmaßun-

gen überall dieselben, obgleich verschieden benannt in verschiedenen Ländern; mit dem weltlichen Schwert gebietende Priester; eine Miliz des Staats, die der Staat nicht in der Gewalt hat und nicht besoldet; endlich Landbauer, die dem Boden angehören, der ihnen nicht gehört; Adel und Geistlichkeit, Halbfreye und Knechte. Municipal-Städte und freye Bürger sollen erst werden.

Um diese veränderte Gestalt der europäischen Staaten zu erklären, müssen wir zu entferntern Zeiten zurückgehen, und ihrem Ursprung nachspüren.

Als die nordischen Nationen Deutschland und das römische Reich in Besitz nahmen, bestanden sie aus lauter freyen Menschen, die aus freywilligem Entschluß dem Bund beygetreten waren, der auf Eroberung ausgieng, und bey einem gleichen Antheil an den Arbeiten und Gefahren des Kriegs ein gleiches Recht an die Länder hatten, welche der Preis dieses Feldzugs waren. Einzelne Haufen gehorchten den Befehlen eines Häuptlings; viele Häuptlinge mit ihren Haufen einem Feldhauptmann oder Fürsten, der das Heer anführte. Es gab also bey gleicher Freyheit drey verschiedene Ordnungen oder Stände; und nach diesem Ständeunter-

unterschied, vielleicht auch nach der bewiesenen Tapferkeit fielen nunmehr auch die Portionen bey der Menschen- Beute- und Ländertheilung aus. Jeder freye Mann erhielt seinen Antheil, der Rottenführer einen größern, der Heerführer den größten; aber frey, wie die Personen ihrer Besitzer waren auch die Güter, und was einem zugesprochen wurde, blieb sein auf immer, mit völliger Unabhängigkeit. Es war der Lohn seiner Arbeit, und der Dienst, der ihm ein Recht darauf gab, schon geleistet.

Das Schwert mußte vertheidigen, was das Schwert errungen hatte, und das Erworbene zu beschützen war der Einzelne Mann eben so wenig fähig, als er es einzeln erworben haben würde. Der kriegerische Band durfte also auch im Frieden nicht auseinander fallen, Rottenführer und Heerführer blieben, und die zufällige temporaire Hordenvereinigung wurde nunmehr zur ansäßigen Nation, die bey eintretendem Nothfall sogleich, wie zur Zeit ihres kriegrischen Einfalls kampfertig wieder da stand. Von jedem Länderbesitz war die Verbindlichkeit unzertrennlich, Heerfolge zu leisten, d. i. mit der gehörigen Ausrüstung und einem Gefolge, das dem Umfang der Grundstücke, die man besaß, angemessen war, zu dem allgemeinen

Bunde zu stoßen, der das Ganze vertheidigte; eine Verbindlichkeit, die vielmehr angenehm und ehrenvoll, als drückend war, weil sie zu den kriegrischen Neigungen dieser Nationen stimmte, und von wichtigen Vorzügen begleitet war. Ein Landgut und ein Schwert, ein Freyer Mann und eine Lanze galten für unzertrennliche Dinge.

Die eroberten Ländereyen waren aber keine Einöden, als man sie in Besitz nahm. So grausam auch das Schwert dieser barbarischen Eroberer und ihrer Vorgänger der Vandalen und Hunnen in denselben gewüthet hatte, so war es ihnen doch unmöglich gewesen, die ursprünglichen Bewohner derselben ganz zu vertilgen. Viele von diesen waren also mit unter der Beute- und Ländertheilung begriffen, und ihr Schicksal war, als leibeigne Sklaven jetzt das Feld zu bebauen, welches sie vormals als Eigenthümer besessen hatten. Dasselbe Loos traf auch die beträchtliche Menge der Kriegsgefangenen, die der erobernde Schwarm auf seinen Zügen erbeutet hatte, und nun als Knechte mit sich schleppte. Das Ganze bestand jetzt aus Freyen und aus Sklaven, aus Eigenthümern und aus Eigenen. Dieser zweyte Stand hatte kein Eigenthum, und folglich auch keines zu beschützen; er führte daher auch kein Schwert, er hatte bey politischen

litischen Verhandlungen keine Stimme. Das Schwert gab Adel, weil es von Freyheit und Eigenthum zeugte.

Die Ländertheilung war ungleich ausgefallen, weil das Loos sie entschieden, und weil der Rottenführer eine gröſsre Portion davon getragen hatte, als der Gemeine, der Heerführer eine gröſsre als alle übrigen. Er hatte also mehr Einkünfte, als er verbrauchte, oder Ueberfluß; folglich Mittel zum Luxus. Die Neigungen jener Völker waren auf kriegrischen Ruhm gerichtet, also mußte sich auch der Luxus auf eine kriegrische Art äußern. Sich von auserlesenen Schaaren begleitet, und an ihrer Spitze von dem Nachbar gefürchtet zu sehen, war das höchste Ziel, wornach der Ehrgeitz jener Zeiten strebte, ein zahlreiches kriegrisches Gefolge die prächtigste Ausstellung des Reichthums und der Gewalt, und zugleich das unfehlbarste Mittel, beydes zu vergröſsern. Jener Ueberfluß an Grundstücken konnte daher auf keine beſsre Art angewendet werden, als daß man sich kriegerische Gefährten damit erkaufte, die einen Glanz auf ihren Führer werfen, ihm das seinige vertheidigen helfen, empfangene Beleidigungen rächen, und im Kriege an seiner Seite fechten konnten. Der Häuptling und der Fürst entäußerten also gewisse Stücke Landes,

und traten den Genuß derselben an andre minder vermögende Gutsbesitzer ab, welche sich dafür zu gewissen kriegerischen Diensten, die mit der Vertheidigung des Staats nichts zu thun hatten, und bloß die Person des Verleyhers angiengen, verpflichten mußten. Bedurfte Letzterer dieser Dienste nicht mehr, oder konnte der Empfänger sie nicht mehr leisten, so hörte auch die Nutznießung der Ländereyen wieder auf, deren wesentliche Bedingung sie waren. Diese Länderverleyhung war also bedingt und veränderlich; ein wechselseitiger Vertrag entweder auf eine festgesetzte Anzahl Jahre, oder auf Zeitlebens errichtet, aufgehoben durch den Tod. Ein Stück Landes auf solche Art verliehen hieß eine Wohlthat (Beneficium) zum Unterschied von dem Freygut (Allodium), welches man nicht von der Güte eines andern, nicht unter besondern Bedingungen, nicht auf eine Zeitlang, sondern von Rechtswegen, ohne alle andre Beschwerde, als die Verpflichtung zur Heerfolge, und auf ewige Zeiten besaß. Feudum nannte man sie im Latein jener Zeiten, vielleicht weil der Empfänger dem Verleyher Treue (Fidem) dafür leisten mußte, im Deutschen Lehen, weil sie geliehen, nicht auf immer weggegeben wurden. Verleyhen konnte jeder der Eigenthum besaß, das Verhältniß von Lehensherrn und Vasallen wurde durch

kein

kein andres Verhältniß aufgehoben. Könige selbst sah man zuweilen bey ihren Unterthanen zu Lehen gehen. Auch verliehene Güter konnten weiter verliehen und der Vasall des Einen wieder der Lehensherr eines andern werden; aber die oberlehensherrliche Gewalt des Ersten Verleyhers erstreckte sich durch die ganze noch so lange Reihe von Vasallen. So konnte z. B. kein Leibeigener Landbauer von seinem unmittelbaren Herrn freygelassen werden, wenn der oberste Lehenshert nicht darein willigte.

Nachdem mit dem Christenthum auch die christliche Kirchenverfassung unter den neuen europäischen Völkern eingeführt worden, fanden die Bischöffe, die Domstifter und Klöster, sehr bald Mittel, den Aberglauben des Volks und die Großmuth der Könige in Anspruch zu nehmen. Reiche Schenkungen geschahen an die Kirchen, und die ansehnlichsten Güter wurden oft zerrissen, um den Heiligen eines Klosters unter seinen Erben zu haben. Man wußte nicht anders als daß man Gott beschenkte, indem man seine Diener bereicherte, aber auch ihm wurde die Bedingung nicht erlassen, welche an jedem Länderbesitz haftete; eben so gut wie jeder andere mußte er die gehörige Mannschaft stellen, wenn ein Aufgebot ergieng, und die Weltlichen

lichen verlangten, daß die Ersten im Range auch die Ersten auf dem Platze seyn sollten. Weil alles, was an die Kirche geschenkt wurde, auf ewig und unwiderruflich an sie abgetreten war, so unterschieden sich Kirchengüter dadurch von den Lehen, die zeitlich waren, und nach verstrichenem Termin in die Hand des Verleyhers zurückkehrten. Sie näherten sich aber von einer andern Seite den Lehen wieder, weil sie sich nicht wie Allodien vom Vater auf den Sohn forterbten, weil der Landesherr beym Ableben des jedesmaligen Besitzers dazwischen trat, und durch Belehnung des Bischoffs seine oberherrliche Gewalt ausübte. Die Besitzungen der Kirche, könnte man also sagen, waren Allodien in Rücksicht auf die Güter selbst, die niemals zurückkehrten, und Benefizien in Rücksicht auf den jedesmaligen Besitzer, den nicht die Geburt, sondern die Wahl dazu bestimmte. Er erlangte sie auf dem Wege der Belehnung, und genoß sie als Allodien.

Es gab noch eine vierte Art von Besitzungen, die man auf Lehenart empfieng, und an welcher gleichfalls Lehensverpflichtungen hafteten. Dem Heerführer, den man auf seinem bleibenden Boden nunmehr König nennen kann, stand das Recht zu, dem Volke Häupter vorzusetzen, Streitigkeiten

ten zu schlichten oder Richter zu bestellen, und die allgemeine Ordnung und Ruhe zu erhalten. Dieses Recht und diese Pflicht blieb ihm auch nach geschehener Niederlassung und im Frieden, weil die Nation noch immer ihre kriegrische Einrichtung beybehielt. Er bestellte also Vorsteher über die Länder, deren Geschäfft es zugleich war, im Kriege die Mannschaft anzuführen, welche die Provinz ins Feld stellte; und da er, um Recht zu sprechen und Streitigkeiten zu entscheiden, nicht überall zugleich gegenwärtig seyn konnte, so mußte er sich vervielfältigen, d. i. er mußte sich in den verschiednen Distrikten durch Bevollmächtigte repräsentiren, welche die oberrichterliche Gewalt in seinem Namen darinn ausübten. So setzte er Herzoge über die Provinzen, Marggrafen über die Grenzprovinzen, Grafen über die Gauen, Centgrafen über kleinere Distrikte u. a. m., und diese Würden wurden gleich den Grundstücken belehnungsweise ertheilt. Sie waren eben so wenig erblich als die Lehengüter, und wie diese konnte sie der Landesherr von einem auf den andern übertragen. Wie man Würden zu Lehen nahm, wurden auch gewisse Gefälle, z. B. Strafgelder, Zölle und dgl. m. auf Lehensart vergeben.

Was der König in dem Reiche, das that die hohe Geistlichkeit in ihren Besitzungen. Der

Besitz

Besitz von Ländern verband sie zu kriegerischen und richterlichen Diensten, die sich mit der Würde und Reinigkeit ihres Berufes nicht wohl zu vertragen schienen. Sie war also gezwungen, diese Geschäffte an andre abzugeben, denen sie dafür die Nutznießung gewisser Grundstücke, die Sporteln des Richteramts und andre Gefälle überließ, oder nach der Sprache jener Zeiten, sie mußte ihnen solche zu Lehen auftragen. Ein Erzbischoff, Bischoff oder Abt war daher in seinem Distrikte, was der König in dem ganzen Staat. Er hatte Advokaten oder Vögte, Beamte und Lehenträger, Tribunale und einen Fiskus. Könige selbst hielten es nicht unter ihrer Würde, Lehenträger ihrer Bischöffe und Prälaten zu werden, welches diese nicht unterlassen haben, als ein Zeichen des Vorzugs geltend zu machen, der dem Klerus über die Weltlichen gebühre. Kein Wunder, wenn auch die Päbste sich nachher einfallen ließen, den, welchen sie zum Kaiser gemacht, mit dem Namen ihres Vogts zu beehren. Wenn man das doppelte Verhältniß der Könige, als Baronen und als Oberhäupter ihres Reichs, immer im Auge behält, so werden sich diese scheinbaren Widersprüche lösen.

Die Herzoge, Marggrafen, Grafen, welche der König als Kriegsobersten und Richter über die Pro-

Provinzen setzte, hatten eine gewisse Macht nöthig, um der äußern Vertheidigung ihrer Provinzen gewachsen zu seyn, um gegen den unruhigen Geist der Baronen ihr Ansehen zu behaupten, ihren Rechtsbescheiden Nachdruck zu geben, und sich im Falle der Widersetzung mit den Waffen in der Hand Gehorsam zu verschaffen. Mit der Würde selbst aber ward keine Macht verliehen; diese mußte sich der königliche Beamte selbst zu verschaffen wissen. Dadurch wurden diese Bedienungen allen minder vermögenden Freyen verschlossen, und auf die kleine Anzahl der hohen Baronen eingeschränkt, die an Allodien reich genug waren, und Vasallen genug ins Feld stellen konnten, um sich aus eignen Kräften zu behaupten. Dieß war vorzüglich in solchen Ländern nöthig, wo ein mächtiger und kriegrischer Adel war, und unentbehrlich an den Grenzen. Es wurde nöthiger von einem Jahrhundert zum andern, wie der Verfall des königlichen Ansehens die Anarchie herbeyführte, Privatkriege einrissen, und Strafloſigkeit die Raubsucht aufmunterte; daher auch die Geistlichkeit, welche diesen Räubereyen vorzüglich ausgesetzt war, ihre Schirmvögte und Vasallen unter den mächtigen Baronen aussuchte.

Die hohen Vasallen der Krone waren also zugleich begüterte Baronen oder Eigenthumsherrn,

und

und hatten selbst schon ihre Vasallen unter sich, deren Arm ihnen zu Gebote stand. Sie waren zugleich Lehenträger der Krone, und Lehensherren ihrer Unterfassen; das erste gab ihnen Abhängigkeit, indem letzteres den Geist der Willkühr bey ihnen nährte. Auf ihren Gütern waren sie unumschränkte Fürsten; in ihren Lehen waren ihnen die Hände gebunden; jene vererbten sich vom Vater zum Sohne, diese kehrten nach ihrem Ableben in die Hand des Lehensherrn zurücke. Ein so widersprechendes Verhältniß konnte nicht lange Bestand haben. Der mächtige Kronvasall äusserte bald ein Bestreben, das Lehen dem Allodium gleich zu machen, dort wie hier unumschränkt zu seyn und jenes wie dieses seinen Nachkommen zu versichern. Anstatt den König in dem Herzogthum oder in der Grafschaft zu repräsentiren, wollte er sich selbst repräsentiren, und er hatte dazu gefährliche Mittel an der Hand. Eben die Hülfsquellen, die er aus seinen vielen Allodien schöpfte, eben dieses kriegerische Heer, das er aus seinen Vasallen aufbringen konnte, und wodurch er in den Stand gesetzt war, der Krone in diesem Posten zu nützen, machte ihn zu einem eben so gefährlichen als unsichern Werkzeug derselben. Besaß er viele Allodien in dem Lande, das er zu Lehen trug, oder worinn er eine richterliche Wür-

de

de bekleidete (und aus diesem Grunde war es ihm vorzugsweise anvertraut worden) so stand gewöhnlich der größte Theil der Freyen, welche in dieser Provinz ansäßig waren, in seiner Abhängigkeit. Entweder trugen sie Güter von ihm zu Lehen, oder sie mußten doch einen mächtigen Nachbar in ihm schonen, der ihnen schädlich werden konnte. Als Richter ihrer Streitigkeiten hatte er ebenfalls oft ihre Wohlfahrt in Händen, und als königlicher Statthalter konnte er sie drücken und erledigen. Unterließen es nun die Könige, sich durch öftere Bereisung der Länder, durch Ausübung ihrer oberrichterlichen Würde u. dergl. dem Volk (unter welchem Namen man immer die waffenführenden Freyen, und niedern Gutsbesitzer verstehen muß) in Erinnerung zu bringen, oder wurden sie durch auswärtige Unternehmungen daran verhindert, so mußten die hohen Freyherrn den niedrigen Freyen endlich die letzte Hand scheinen, aus welcher ihnen sowohl Bedrückungen kamen, als Wohlthaten zufloßen, und da überhaupt in jedem Systeme von Subordination der nächste Druck immer am lebhaftesten gefühlt wird, so mußte der hohe Adel sehr bald einen Einfluß auf den niedrigen gewinnen, der ihm die ganze Macht desselben in die Hände spielte. Kam es also zwischen dem König und seinem Vasallen

zum Streit, so konnte letzterer weit mehr als jener auf den Beystand seiner Unterfassen rechnen, und dieses setzte ihn in den Stand der Krone zu trotzen. Es war nun zu spät und auch zu gefährlich, ihm oder seinem Erben das Lehen zu entreißen, das er im Fall der Noth mit der vereinigten Macht des Kantons behaupten konnte; und so mußte der Monarch sich begnügen, wenn ihm der zu mächtig gewordene Vasall noch den Schatten der Oberlehnsherrschaft gönnte, und sich herabließ, für ein Gut, das er eigenmächtig an sich gerissen, die Belehnung zu empfangen. Was hier von den Kronvasallen gesagt ist, gilt auch von den Beamten und Lehenträgern der hohen Geistlichkeit, die mit den Königen in so fern in Einem Fall war, daß mächtige Baronen bey ihr zu Lehen giengen.

So wurden unvermerkt aus verliehenen Würden und aus lehenweise übertragenen Gütern erbliche Besitzungen, und wahre Eigenthumsherrn aus Vasallen, von denen sie nur noch den äußern Schein beybehielten. Viele Lehen oder Würden wurden auch dadurch erblich, daß die Ursache, um derentwillen man dem Vater das Lehen übertragen hatte, auch bey seinem Sohn und Enkel noch statt fand.

Belehnte

Belehnte z. B. der deutsche König einen sächsischen Großen mit dem Herzogthum Sachsen, weil derselbe in diesem Lande schon an Allodien reich und also vorzüglich im Stande war, es zu beschützen, so galt dieses auch von dem Sohn dieses Großen, der diese Allodien erbte; und war dieses mehrmals beobachtet worden, so wurde es zur Observanz, welche sich ohne eine ausserordentliche Veranlassung und ohne eine nachdrückliche Zwangsgewalt nicht mehr umstoßen ließ. Es fehlt zwar auch in spätern Zeiten nicht ganz an Beyspielen solcher zurückgenommenen Lehen, aber die Geschichtschreiber erwähnen ihrer auf eine Art, die leicht erkennen läßt, daß es Ausnahmen von der Regel gewesen. Es muß ferner noch erinnert werden, daß diese Veränderung in verschiedenen Ländern, mehr oder minder allgemein, frühzeitiger oder später erfolgte.

Waren die Lehen einmal in erbliche Besitzungen ausgeartet, so mußte sich in dem Verhältniß des Souverain gegen seinen Adel bald eine große Veränderung äußern. So lange der Souverain das erledigte Lehen noch zurücknahm, um es von neuem nach Willkühr zu vergeben, so wurde der niedre Adel noch oft an den Thron erinnert, und das Band das ihn an seinen unmit-

telbaren Lehensherrn knüpfte, wurde minder feſt geflochten, weil die Willkühr des Monarchen und jeder Todesfall es wieder zertrennte. Sobald es aber eine ausgemachte Sache war, daß der Sohn den Vater auch in dem Leben folgte, ſo wußte der Vaſall, daß er für ſeine Nachkommenſchaft arbeitete, indem er ſich dem unmittelbaren Herrn ergeben bezeugte. So wie alſo durch die Erblichkeit der Lehen das Band zwiſchen den mächtigen Vaſallen und der Krone erſchlaffte, wurde es zwiſchen jenen und ihren Unterſaßen feſter zuſammengezogen. Die großen Lehen hiengen endlich nur noch durch die einzige Perſon des Kronvaſallen mit der Krone zuſammen, der ſich oft ſehr lange bitten ließ, ihr die Dienſte zu leiſten, wozu ihn ſeine Würde verpflichtete.

(Die Fortſetzung im zweyten Bande.)

Verzeichniß
des Inhalts
der eilf Erſten Bücher.

Erſtes Buch.

Einleitung der Verfaſſerinn — Nachrichten von ihrem Gemahl Nicephorus Cäſar — Seinem Tode — und dem Entzweck dieſer Blätter. — Des Alexius erſter Feldzug gegen die Perſer. — Er ſchlägt den Aufrührer Urſel zurück — läßt ihn unverſehens aufheben und nach Amaſea bringen. — Nicephorus Botoniates ſchickt ihn nach dem Occident gegen Nizephorus Briennius, den anmaßlichen Kaiſer. — Er liefert dem Briennius eine Schlacht, worinnen dieſer überwunden wird — Marſchirt gegen den Baſilakus,

einen zweyten Aufrührer — überwindet ihn, — und verfolgt ihn siegreich bis vor die Thore von Theſſalonich — Belagerung von Theſſalonich — Baſilakus wird ſeinen Feinden überliefert — Alexius erhält den Ehrennamen Sebaſtus — Herzog Robert aus der Normandie treibt Straßenräubereyen in der Lombardey — läßt ſeinem Schwiegervater Maſtabeles die Augen ausſtechen und nimmt Beſitz von der Lombardey — bekriegt den Botaniates — ſchließt mit Gregor VII. einen Vertrag, ſucht den Alexius zu gewinnen — — und belagert Dyrrachium.

Zweytes Buch.

Alexius erhält des Kaiſers Nizephorus Gnade — ſeine Feinde ſuchen ihn zu ſtürzen — er flieht nebſt ſeinem Bruder Iſaak nach dem Kloſter Kosmidion, — bringt den Paläologus auf ſeine Seite — belagert Konſtantinopel und beſteigt 1089 den Thron.

Drittes Buch.

Alexius überläßt ſeiner Mutter die Staatsverwaltung, zieht gegen den Robert zu Felde. — Die Türken beunruhigen den Orient unter Solimann — werden vom Alexius überwunden — Paläologus nimmt Dyrrachium ein.

Viertes Buch.

Robert belagert Dyrrachium zu Waſſer und zu Lande — Schlacht zwiſchen Robert und den Venetianern — Robert zieht den Kürzern — Neues Treffen — Alexius Armee wird in die Flucht geſchlagen — Er retirirt ſich nach Achris.

Fünftes Buch.

Dyrrachium wird an den Feind verrathen — Heinrich der Teutſche zieht gegen Robert zu Felde. — Bohemund belagert Lariſſa — Alexius bekömmt Hülfe von den Türken und zieht dem Bohemund entgegen — wird zweymal von ihm in die Flucht geſchlagen — ſucht den Bohemund durch Liſt von ſeiner Armee zu entfernen — eilt nach Konſtantinopel, wo die Ketzerey des Italus überhand genommen.

Sechſtes Buch.

Alexius zieht mit einem wohlausgerüſteten Heere nach Kaſtoria — belagert die Stadt zu Waſſer und zu Lande — die Großen der Stadt treten zu ihm über und er kehrt ſiegreich nach Konſtantinopel zurück. — Die Manichäer werden ihrer Untreue halber gezüchtigt — der Kaiſer hält Rathsverſammlung — erſetzt die den Kirchen geraubten Schätze, ſ. 5. Buch — und entdeckt eine Verſchwörung — die Manichäer wiegeln die Scythen gegen ihn auf — Robert nimmt

Anlon und Bothrent weg — der Kaiser ruft die Venetianer zur Hülfe — diese liefern Robert vier Seetreffen — die zwey ersten und das letztere schlagen unglücklich für ihn aus; im dritten aber ziehen die Venetianer den Kürzern — Robert flieht — sein Sohn folget ihm in der Regierung — der Kaiser wiegelt die Einwohner von Dyrrachium auf, und nimmt wieder Besitz von der Festung — Roberts Charakter — Alexius hält seinen Einzug in Konstantinopel — Geburt der Alexia Comnena — Apelchasen stiftet einen Aufruhr im Orient — wird in die Flucht geschlagen — vergleicht sich zu Konstantinopel mit dem Kaiser. — Apelchasen wird strangulirt — der Kaiser wird mit dem Oberstatthalter Elchanes in eine Unruhen verwickelt — erobert das, ihm von diesen vorher entrissene, Appollonias wieder — neuer Krieg mit den Scythen — der Kaiser zieht den Kürzern.

Siebentes Buch.

Neuer langwieriger Krieg mit den Scythen, — die Kaiserlichen werden abermals in die Flucht geschlagen — Tzachas macht sich den scythischen Krieg zu Nutze — beunruhigt das Meer und erobert verschiedene Städte — die kaiserliche Flotte belagert Ehius — Tzachas bittet unter Bedingungen um Frieden — man hält ihn mit eitelm Vorwand auf — Bodinus macht unaufhörlich Einfälle in das kaiserliche Gebiet — wird endlich vom Johannes in die Hände des Kaisers geliefert — Johannes wird gegen den Tzachas geschickt — Kon-

Konſtantin erobert Thius — die Scythen werden von dem Kaiſer in die Flucht geſchlagen.

Achtes Buch.

Ein Theil des ſcythiſchen Heeres zieht nach Thrakien — der Kaiſer folgt ihm — der Kaiſer richtet abermals durch Liſt eine große Niederlage an — hält einen ſiegreichen Einzug zu Konſtantinopel — die Scythen erholen ſich bald wieder — beunruhigen das Abendland und ziehen vor Konſtantinopel — Tzacha beunruhiget die Küſte — der Kaiſer bricht im Frühling von Konſtantinopel auf und erſcheint in Ainun, um ſich einen geſchickten Lagerplatz auszuwählen — marſchirt den Scythen nach Choireni entgegen — macht mit den Comanern Verträge — Erficht einen glorreichen Sieg über die Scythen — kurz darauf noch einen, wodurch dieß Volk gänzlich geſchwächt wird — die Komaner verlaſſen aus Furcht die Armee und eilen unter kaiſerlichen Geleite in ihre Heimat — Alexius hält einen zweyten glorreichen Einzug in Konſtantinopel und entdeckt kurz darauf eine Verſchwörung.

Neuntes Buch.

Der Kaiſer rückt in die Grenzörter, die ſein Gebiet von Dalmatien ſcheiden — ſetzt ſie in den beſten Vertheidigungsſtand und eilt wieder nach Konſtantinopel — Tzachas beunruhigt das Reich von neuem — der Kaiſer ſchickt den Dux Johannes mit ſeiner Flotte ge-

gen ihn — er belagert Mitylene — sie liefern einan-
der drey Monate lang immerwährende Schlachten —
diese endigen sich zum Vortheil der Kaiserlichen, die
Besitz von der Festung nehmen — Karyker rebellirt
und nimmt Kreta in Besitz — die Kretenser richten
ein schreckliches Blutbad unter seinen Anhängern an —
und ergeben sich der kaiserlichen Flotte, — die so-
gleich nach Cypern eilt und Cyrene einnimmt — schlägt
den Rapsomates zurück und erobert die ganze Insel —
der Kaiser trift für die Zukunft sowohl auf der Insel
selbst als in der Hauptstadt günstigere Einrichtungen.
— Tzachas macht kriegrische Anstalten — der Kaiser
sieht sich genöthiget von neuem die Waffen zu ergrei-
fen — wiegelt den Sultan gegen ihn auf — und
von beyden Mächten zu Wasser und zu Lande, ohne
noch mit seinen Anstalten fertig zu seyn, bedrängt,
wirft er sich in die Arme des Sultans, der ihm im
Rausche das Schwert in die Seite stößt — der Sul-
tan schließt einen Frieden mit dem Kaiser — die Ru-
he zur See wird wieder hergestellt — Bolkan, der
Beherrscher aller Dalmatier, bricht in das kaiserliche
Gebiet ein — richtet in Städten und Dörfern schreck-
liche Verwüstungen an — der Kaiser zieht ihm ent-
gegen — nimmt bey Skopia Friedensvorschläge von
ihm an und kehrt nach Konstantinopel zurück — Bol-
kan macht neue Einfälle — der Kaiser schickt ihm
Johannes, den Sohn des Sebastokrators entgegen —
dieser wird gänzlich von ihm geschlagen — Bolkan
wüthet schrecklicher als vorher im kaiserlichen Gebiet,
und kehrt mit vieler Beute beladen nach Haus —
Alexius zieht auf diese Nachricht nach Dalmatien und
kömmt

kommt zweymal in Lebensgefahr — der Ueheber wird nebſt einigen andern ins Exil verwieſen — der Kaiſer hält eine allgemeine Verſammlung in ſeinem Sezelt, ſeine aufrühriſchen Unterthanen zu beſänftigen — eilt ungeſäumt dem Volken nach Dalmatien entgegen — über Lipenium erhält er abermals von ihm die vortheilhafteſten Friedensvorſchläge — nimmt ſie mit vielen vornehmen Geiſeln an und kehrt ſiegreich nach Konſtantinopel zurück.

Zehntes Buch.

Der Kaiſer hält Synode gegen verſchiedne Irrlehrer — und läßt ſie in Bann thun — — ein falſcher Diogenes tritt auf — wird nach Cherſon exilirt — wiegelt die Komaner gegen Alexius auf — und wird durch Liſt aufgehoben — und geblendet, nach Konſtantinopel gebracht — die Komaner beunruhigen noch immer das Reich — werden aber in zwey Treffen zurückgeſchlagen — Neue Unruhen im Morgenland — die Türken fallen in Bithynien ein — der Kaiſer legt beym See Baanas das eiſerne Kaſtel an — Anfang der Kreutzzüge — die Franken fallen aus der Lombardei über das Meer im Occident ein — Kukupeter geht mit beynah zweymal hundert tauſend Mann durch Konſtantinopel nach Aſien über, und lagert ſich bey Hellenopolis — Normänner wüthen in der Gegend von Nicäa — leiden aber bey Xerigordan eine gänzliche Niederlage — die Franken werden bey Drako vom General des Sultans Ebchan total geſchlagen — Hugo marſchiert aus Italien — ein Sturm ſchlägt

ſeine

seine Flotte bey Dyrrachium zu Grunde — er erkennt, durch den gewöhnlichen Eyd der Lateiner, den Kaiser für seinen Lehnsherren — Treffen zwischen Marien, dem Sohn des Admirals Maurokatakolo, und dem Grafen von Provence — Marien siegt — Gottfried lagert sich mit seinem Heer ohnweit Propontis — die Franken beunruhigen Konstantinopel von aussen her — werden aber zurückgeschlagen — Gottfried zieht mit seinem Heer in Frieden ab — und begiebt sich nach Peleakum — Bohemund leistet dem Kaiser den Eid der Treue — Alexius sucht die Einwohner von Nicäa zur Uebergabe ihrer Stadt zu bereden.

Eilftes Buch.

Die Franken vereinigen sich und rücken vor Nicäa — die Stadt wird von ihnen belagert — und beschließt, sich freywillig dem Kaiser zu ergeben — der Sultan liefert den Franken eine blutige Schlacht, die sich zum Nachtheil des erstern endigt — Butumites nimmt im Namen des Kaisers Besitz von Nicäa — Die Franken ziehen, nach dem sie sich beym Kaiser beurlaubt haben, unter des Groß-Primizer, Taticius Begleitung, nach Antiochien — Die Türken werden in zwey Treffen von ihnen zurückgeschlagen — Antiochien wird belagert — Bohemund bekömmt die Stadt durch Verrätherey in seine Gewalt — Kurpagan belagert sie — die Franken thun einen Ausfall — werden zurückgeschlagen — und von aussen und innen sehr bedrängt — die Satrapen

truppen beunruhigen das kaiserliche Gebiet — und nehmen viel feste Städte weg — Kaiser nimmt Smyrna ein — noch verschiedne andre Städte — und liefert den Türken ein Treffen, welches die letztern verlieren — Alexius zieht Antiochien zu Hülfe — Die Türken werden von den Franken geschlagen — diese eilen von Antiochien weiter nach Jerusalem — Eroberung von Jerusalem — die Franken erleiden eine große Niederlage durch die Babylonier — diese werden von Bodinus zurückgeschlagen, als sie eben Joppe bedrohen — die Franken werden vom Kaiser aus der babylonischen Gefangenschaft losgekauft — Gottfried besteigt wieder den Thron — Sangeles macht wichtige Eroberungen zum Vortheil des Kaisers — Tancred belagert auf Befehl Bohemunds Laodicea — Sangeles Tripolis — muß sich aber aus Hungersnoth ergeben — Gottfrieds Tod, Balduin Graf von Edessa wird König — Sangeles stirbt — Bohemund von Alexius zur Rede gesetzt wegen Laodicea — Seine Antwort — Butumites wird nach Cilicien geschickt — Die Franken in Jerusalem rufen die Pisaner zu Hülfe — Alexius setzt ihnen eine Flotte entgegen — eigne Bauart seiner Schiffe — Er erhält einige Vortheile über die Franken — Vergeblicher Versuch, den Bohemund zum Frieden zu bewegen — Ausrüstung der Genueser zum Vortheil der Franken — Der griechische Admiral verkriecht sich vor ihrer Flotte — Cantakuzens Angriff auf Laodicea — die Stadt wird

wird eingenommen — endgenommen die Burg welcher Bohemund Verstärkung zusendet — Sein seine List bei Bohemund den Griechen seine Zurückreise nach Europa zu verbergen — Stolze Worte, die er dem griechischen Kaiser von Europa aus sagen läßt.

Anna Komnena.

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben des griechiſchen Kaiſers

Alexius Komnenes,

beſchrieben durch ſeine Tochter

Anna Komnena.

Eingang

der Verfaſſerin.

Alles, was geſchieht, das Merkwürdige, wie das Unbedeutende, reißt der Zeitſtrudel mit ſich in die Vergeſſenheit hinab; jetzt macht er das Verborgene ſichtbar, und jetzt begräbt er wieder, was er auf einige Augenblicke zeigte. Dieſem Zeitſtrom ſetzt die Geſchichte gleich einer ſtarken Wehre ſich entgegen und verhindert, daß nicht alles unwiederbringlich dahin iſt. Aus der großen Menge rettet ſie doch einiges, und überliefert es geordnet dem Gedächtniß der Menſchen.

Dieß war es, was mich, des Kaiſers Alexius und der Kaiſerin Irene im Purpur gebohrne Tochter, Anna, bewogen,

wegen, die Thaten meines Vaters, jene sowohl, die er noch vor Erlangung des Diadems unter fremden Befehlen, als diejenigen, welche er aus eigener Macht und Willkühr als Herrscher vollführt hat — beyde würdig, der Vergessenheit entrissen zu werden — schriftlich zu verzeichnen. Daß ich in der Kunst zu schreiben nicht ganz unerfahren bin, daß ich mir eine Fertigkeit in der griechischen Sprache erworben, in der Redekunst mich fleißig geübt, die Bücher des Aristoteles und Plato mit Eifer studiert, und keine der vier Wissenschaften vernachläßigt habe (1), sollte ich zwar nicht selbst von mir rühmen; aber daß man Vertrauen zu mir fasse, daß man urtheilen möge, ob ich diesem Unternehmen gewachsen war, glaube ich die Vortheile anführen zu dürfen, womit die Güte des Himmels und ein günstiges Geschick meine Fähigkeit und meinen Fleiß unterstützt haben. Nicht um mit meinen Gaben zu prahlen, sondern um die merkwürdigen Zufälle auf die Nachwelt zu bringen, womit das Leben meines Vaters durchflochten war, eines Mannes, der gleich bewährt im Glück und im Unglück, sowohl wie man herrschen, als wie man gehorchen soll, in That und Beyspiel gezeigt hat, habe ich mich diesem Werk unterzogen. Zwar weiß ich recht wohl, welch ein mißliches Geschäfft ich hier über mich nehme, denn führe ich Thatsachen an, die meinem Vater zur Ehre gereichen, so werden viele mir Schuld geben, daß ich, mich selbst und die meinigen zu rühmen, der Wahrheit vergeben habe; nöthigen mich im Gegentheil die Umstände, zuweilen Dinge zu berühren, die ihm weniger rühmlich sind, so wird es nicht an übelwollenden Leuten fehlen, die das Beyspiel des Ham, der seines Vaters Noah Schande aufdeckte, auf mich anwenden werden. Aber mit gefaßtem Geist werde ich mich durch diese beyden Fallstricke hindurch zu schlagen, und ohne

ne Rückſicht auf das Urtheil der Partheyen, gleich weit von Haß und Vorliebe entfernt, durch eine ſtrenge Gerechtigkeitsliebe die erſte Pflicht des Geſchichtſchreibers zu erfüllen ſuchen. Meine Feinde dürfen alſo immerhin hoffen, und meine Freunde immerhin fürchten, daß ſie nichts von mir hören werden, als was ihre Thaten werth waren; und diejenigen ſowohl, welche mein Tadel beleidigen, als diejenigen, welche mein Beyfall gewinnen wird, mögen ſich nicht an mich und mein Urtheil, ſondern an ihr eigenes Gewiſſen und an die Wahrheit halten.

Mein Gemahl war Nicephorus Ceſar, aus dem Geſchlecht der Briennier, ein Mann, der an Klugheit und Wiſſenſchaft wie an Schönheit der äuſſern Bildung alle Männer übertraf, die zu ſeiner Zeit lebten, gleich bewundernswerth, man mochte ihn ſehen oder hören. Er hatte dem Kaiſer Johannes meinem Bruder in mehrern Feldzügen gegen die Barbaren, beſonders gegen diejenigen, welche Antiochia beſetzt hielten, gedient; aber weil er ſich auch mitten unter dem Geräuſch der Waffen nicht ganz von den Muſen trennen wollte, ſo wandte er die wenigen Augenblicke, die der Krieg ihm übrig ließ, dazu an, denkwürdige Dinge aufzuzeichnen. Unter mehrern Arbeiten dieſer Art, alle der Bekanntmachung und Bewunderung würdig, hatte er ſich auf Antrieb der Kaiſerin mit vorzüglichem Fleiß einem Werke gewidmet, das die Thaten des römiſchen Kaiſers Alexius, meines Vaters, und vorzugsweiſe diejenigen, welche die Regierungsjahre deſſelben beſchäfftigten, zum Inhalt haben ſollte. Er gieng darin bis auf die Zeiten des Kaiſers Diogenes zurück, und führte von da den Faden ſeiner Erzählung bis zu demjenigen hinunter, den er zu verherrlichen willens war. Unter dieſem

Kaiser Diogenes nehmlich war es, wo das Genie meines Vaters anfieng aufzukeimen, der damals in das erste Jünglingsalter trat; vor welchem Alter sich von niemand etwas merkwürdiges sagen läßt, es sey denn, daß man Zeit und Worte an Nichtigkeiten verschwenden wollte.

Dieß war das Vorhaben meines Cesars, aber er wurde seines Wunsches nicht gewährt; denn als er in seiner Erzählung bis zu den Zeiten des Nicephorus Botoniates gekommen war, nöthigte ihn Zeitmangel davon abzustehn; ein unersetzlicher Verlust für die Geschichte, über welche ein Geist wie der seinige so vieles Licht würde verbreitet haben — ein eben so großer Verlust für die denkenden Leser, denen ein so vollendetes Werk unbeschreibliches Vergnügen würde gegeben haben. Wie schön er seine Worte zu setzen wußte, mit welcher Zierlichkeit und Anmuth er schrieb, werden mir alle diejenigen bezeugen, denen einige Proben seiner Schreibart in die Hände gekommen sind.

Um aber doch, da diese Hoffnung nun einmal dahin ist, die Thaten meines Vaters nicht ihres Herolds zu berauben, und die Bruchstücke meines Gemahls, die er unter dem Kriegsgeräusch nur flüchtig hinwerfen konnte, an's Licht der Welt, und zu einiger Vollendung zu bringen, habe ich mich unterstanden, oder vielmehr in die Nothwendigkeit gesetzt gesehen, das Werk fortzusetzen, das er selbst aufgeben mußte. Denn ach! mit diesen Aufsätzen brachte er auch eine tödtliche Krankheit mit aus dem Feldzug zurück, die unglückliche Frucht seiner ausgestandnen Beschwerden, des rauhen Soldatenlebens und — vielleicht auch der unruhigen Sehnsucht nach mir. Dieser ihn verzehrende Kummer, diese rastlosen Anstrengungen, das Ungemach der Jahrszeit und Witterung, alle diese unseligen Zufälle hatten

ihm

ihm den Trank des Todes gemiſcht. Zwar gieng er, ſeiner ſchweren Krankheit ungeachtet, gegen die Syrer und Cilicier noch mit zu Felde; aus Syrien aber nöthigte ihn die überhandnehmende Krankheit nach Hauſe. Er mußte ſich nach Cilicien, von da über Pamphilien, Lydien und Bithynien nach der Reſidenz bringen laſſen, wo er den Seinigen, aber den Tod ſchon in den Eingeweiden, endlich wieder geſchenkt wurde. In dieſem Zuſtande konnte er uns, ſo gern er auch wollte, die Erzählung der mancherley Zufälle nicht geben, die er während unſrer Trennung erlitten hatte, und wir ſelbſt verwehrten es ihm, aus Furcht, durch dieſe Anſtrengung ſein Ende zu beſchleunigen. Das Herz blutet mir bey dieſer Erinnerung und meine Thränen fließen. Ach was hat Rom nicht an dieſem Mann verloren! Keiner konnte weiſere Rathſchläge ertheilen, keiner hatte ſich dieſe Erfahrung und Fertigkeit in Geſchäfften erworben. Reich, wie er, an Kenntniſſen war niemand, man mochte nach fremden oder einheimiſchen Dingen fragen. Und dieſe Anmuth, die über ſeine ganze Perſon ausgegoſſen war! dieſe Majeſtät der Geſtalt, die einen König — ja, was ſage ich? — die einen Gott ankündigte!

Ich ſelbſt — obgleich eines mächtigen Kaiſers Tochter und auferzogen im Purpur — wie viele Wechſel des Glücks habe ich erlebt! Wie viele Stürme erlitten! Man erzählt von Orpheus, er habe Felſen und Wälder und die lebloſe Natur durch die Macht ſeiner Leyer gezwungen, ſich von der Stelle zu bewegen. Von dem Flötenſpieler Timotheus wird geſagt, er habe, als er das orthiſche Lied vor Alexandern anſtimmte, den Macedonier hingeriſſen, zu Schwerdt und Lanze zu greifen. Erzählte ich die Geſchichte meiner Leiden — ich würde zwar weder zum Laufe noch zum Streit, aber zu Thränen würde ich den empfindenden Hörer bewegen. Ja,

nicht den empfindenden Hörer allein — das leblose Holz würde ich zur Theilnehmung hinreißen. Doch unter allem, was ich litt, iſt nichts, was dem Schmerz nahe käme, den mir der unvermuthete Tod meines Ceſars erpreßt hat. Gegen dieſen einzigen Unfall ſind alle meine übrigen Leiden was einzelne Waſſertropfen gegen das atlantiſche Meer, oder die adriatiſchen Wellen! Jene waren nur die Vorboten dieſes Schlages! Der fern aufſteigende Rauch dieſes Feuerbrands! O Feuer ohne Zunder! Feuer, das verborgen in meinem inwendigen lodert, das mich ſengt, ohne mich zu verzehren!

Doch ich verliere mich in Klagen, die von meinem Vorhaben weit entlegen ſind; das Andenken an meinen Ceſar hat ſie mir entriſſen. Ich will mich ſammeln, ich will meine Thränen trocknen. Aber ich entferne dieſe traurigen Bilder nur, um an ihrer ſtatt andre zu erneuern. Das bewundernswürdige Leben meines Vaters, des vortrefflichen Alexius, wird andre Schmerzen bey mir aufwecken, ich werde, wie es im Trauerſpiele heißt, doppelte Thränen einſammeln; aber die ganze Welt wird ſie mit mir weinen. Ich beklage den Verluſt meines Hauſes, das allgemeine Unglück werden andre betrauern.

Erſtes Buch.

Auch ſchon vorher, ehe er den römiſchen Kaiſerthron beſtiegen, war Alexius mein Vater eine mächtige Stütze des Reichs. Die erſten Kriegsdienſte that er unter dem Diogenes Romanus. Vierzehn Jahre war er alt, als er den beſchwerlichen Feldzug mitmachte, den dieſer Kaiſer gegen die Perſer unternahm. Aus freyer Wahl und mit freudigem Muthe folgte er ihm dahin, und Verachtung der Gefahren ſaß auf ſeiner Stirne. Mit Ungeduld wartete er auf die Gelegenheit, mit den Barbaren Handgemein zu werden, und ſein Schwert in ihrem Blute zu baden. Soviel Kriegesluſt brannte ſchon in dem Jüngling!

Aber ein ausdrücklicher Befehl des Kaiſers nöthigte ihn bald wieder nach Hauſe. Seine Mutter betrauerte damals den Tod ihres Erſtgebohrnen, Manuel, eines Jünglings von ausgezeichneter Tapferkeit, der ſich ſchon durch die glänzendſten Thaten um das Reich verdient gemacht hatte. Dieſe nicht alles Troſtes zu berauben, wenn ſie den Einen ihrer Söhne im Grabe, den andern allen Schrecken eines langwierigen zweifelhaften Kriegs Preis gegeben wüßte, ſchickte ihr der

Kaiser den jungen Alexius zurück, der sich nur ungern von seinen Kriegsgenossen trennte. Aber die Gelegenheit blieb nicht lange aus, wo er seine Tapferkeit sehen lassen konnte. Als nach Abdankung des Diogenes, Michael Dukas zur Regierung kam, öffnete der Krieg mit Ursel, dem Barbaren, dem Alexius die Bahn des Ruhmes.

Dieser Ursel, ein Gallier von Geburt, war ehedem in römischen Kriegsdiensten gestanden, wo er ein ausserordentliches Glück gemacht, große Reichthümer sich erworben, und nun anfieng, verwegenen Hoffnungen Raum zu geben. An der Spitze wilder und streitbarer Schararen, die er theils aus seinen Landsleuten, theils anderswo her auf seine eigne Hand angeworben und um sich versammelt hatte, fieng er an, nach der höchsten Gewalt zu streben, und wählte dazu den gefährlichen Zeitpunkt, wo sich das römische Reich, wie ein erschöpfter Fechter mit nachlassender Kraft und mit ausgleitendem Fußtritt der anwachsenden Macht der Türken nur ohnmächtig entgegenstemmte.

Dieser Abentheurer setzte durch seine Gewaltthätigkeiten alle Morgenländer in Schrecken. Viele tapfre Feldherrn, die man gegen ihn schickte, halfen durch ihre Niederlagen seinen Trotz nur vermehren. Entweder er wußte sie durch einen unvermutheten Ueberfall aufzureiben, oder es gelang ihn von türkischer Hülfe unterstützt, sie in ordentlichen Schlachten aus dem Felde zu schlagen. Alle Truppen an der östlichen sowohl als westlichen Gränze des Reichs standen damals unter Isaaks Comnenes, meines Oheims, Befehlen, unter welchem auch mein Vater Alexius diente. Als aber die Barbaren mit der Gewalt und Schnelligkeit des Blitzes fortfuhren, ihre Eroberungen auszubreiten,

und

und alles vor ſich her niederzuwerfen, wurde meinem Vater eine eigne Armee von dem Kaiſer Michael anvertraut, an deren Spitze er wo möglich die fernern Fortſchritte des Feindes aufhalten ſollte. Dieſen Auftrag erfüllte Alexius mit einer Klugheit und Tapferkeit, die eines Emilius und Scipio und eines Hannibals, ſeiner erhabenen Muſter, nicht unwerth geweſen wäre, — und in weniger Zeit gelang es ihm, einem Jüngling, den reiſſenden Lauf dieſes Feindes zu hemmen, der das römiſche Reich bereits an den Rand des Verderbens geführt hatte. Mit ſchnellem Blicke entdeckte er ſogleich was zu thun war, und ſchneller noch führte er es aus. Um dieſelbe Zeit hatte ein andrer barbariſcher Heerführer Tutak in dem Orient ein Heer aufgebracht, womit er die Römer bedrohte. Mit dieſem Tutak nun wollte ſich Urſel, der eben damals von meinem Vater aufs äuſſerſte bedrängt war, vereinigen und gemeinſchaftlich mit ihm gegen die Römer agiren. Aber eben dieſes wars, was mein Vater aufs allerſorgfältigſte zu verhindern ſtrebte. Er kam dem Gallier bey dem Barbaren zuvor, und ſparte weder Worte, noch Verſprechungen, noch Liſt, ihn auf römiſche Seite zu ziehen. Und in ſolchen Künſten war mein Vater Meiſter; nie war eine Sache ſo verzweifelt, daß ſein fruchtbarer Kopf nicht immer noch Wege gefunden hätte, zu entkommen. Davon legte er jetzt eine Probe ab, indem er dieſem Tutak folgendes vorſtellen ließ. „Dein Sultan, ließ er ihm ſagen, und mein Kaiſer ſind Freunde, und dieſer Gallier muß beyden auf gleiche Art fürchterlich ſeyn. Jetzt zwar läßt er von Perſien ab, um ſeine Kräfte gegen uns zuſammenzuziehen, aber glaube darum ja nicht, daß er es aufrichtig mit euch meyne. Er fühlt ſich jetzt nur nicht ſtark genug, um auch euch die Spitze zu bieten, und ſucht daher durch Liſt und Aufſchub allmäh-

lig Kräfte zu gewinnen. Laß ihn mit uns fertig und vor unsern Waffen gesichert seyn, so wirst du bald einen offenbaren und schrecklichen Feind in ihm sehen. Doch diese allgemeinen Vortheile sollen nicht der einzige Preis seyn, um welchen ich dein Bündniß verlange. Fodre soviel Geld als du willst, du sollst es haben, wenn du diesen Ursel gefangen in meine Hände lieferst. Ueberlege nun ob drey so wichtige Gründe, als ich dir vorlegen will, es wohl werth seyn mögen, daß du ein Bündniß mit mir eingehst. Erstlich kommst du dadurch zu einer Geldsumme, wie noch keiner deinesgleichen in Händen gehabt hat; zweytens gewinnst du dadurch die Gunst meines Kaisers, die allein dich zu dem glücklichsten Menschen in der Welt machen wird, und drittens wirst du dich auch bey deinem Sultan nicht wenig empfehlen, wenn du ihn durch dieses Mittel von einem Feinde befreyst, der sich mit gleich schlimmen Absichten zwischen Römern und Türken herumtreibt, jeden Augenblick bereit, über beyde herzustürzen."

Nachdem dieses zwischen dem römischen Feldherrn und dem Barbaren Tutak verhandelt und zur Sicherheit der versprochenen Zahlung Geißeln gegeben worden, wurde Ursel, der Abrede gemäß, unversehends aufgehoben, nach Amasea geführt und dem Alexius überliefert. Aber nun machte das Geld einen Aufenthalt, welches der Kaiser Schwierigkeiten machte zu erlegen, mein Vater aber aus eignen Mitteln nicht sogleich aufzubringen im Stande war. Tutak drang auf schleunige Bezahlung oder Zurückgabe des Gefangenen. In dieser Verlegenheit nahm Alexius seine Zuflucht zu den Bürgern von Amasea, die er eines Morgens bey sich versammelte. „Ihr alle wißt, fieng er an, indem er sich an die angesehensten und reichsten

unter

unter ihnen wandte, wie gewaltthätig sich dieser Gallier im armenischen Kappadozien betragen, wie viele Städte er verwüstet, wie viele Bürger er mißhandelt, wie grausam er sie an ihrem Körper gemartert, und wie viele Geldsummen er euch selbst abgeängstigt hat. Von diesen Uebeln wie von allen denen, die euch noch ins künftige von ihm bevorstehen, könnt ihr euch heute für immer loskaufen, wenn ihr mir nur die Nothwendigkeit ersparen wollt, diesen Barbaren, den ich durch Gottes gnädige Fügung und euren Beystand hier gefangen halte, wieder aus meinen Händen entwischen zu lassen. Tutak dringt auf sein Geld, und ich, fern von der Hauptstadt, und durch einen langwierigen Krieg aufgezehrt, sehe mich ganz außer Stande, es zu erlegen. Gönnte mir derselbe nur eine kurze Frist, so machte ich mich in Person zu dem Kaiser auf, um das Geld bey ihm abzuholen, so aber sind mir alle Hülfsmittel abgeschnitten, und ihr, Amasener, seyd jetzt meine einzige Zuflucht. Streckt mir die Summe vor, der Kaiser wird sie euch ohne Aufschub wieder erstatten."

Ein allgemeines unwilliges Murren, das mit Empörung zu drohen schien, war die Antwort auf diese Vorstellungen. Alles gerieth in eine tumultuarische Bewegung, unruhige Köpfe hetzten die Gemüther auf. Man müsse die Ketten des Gefangenen zerbrechen, schrien einige Andre, ohne zu wissen, was sie eigentlich wollten, rannten mit Ungestüm hin und wieder und vermehrten den Tumult durch ihr Geschrey. In dieser bedrängnißvollen Lage verlor Alexius den Muth nicht; er winkte Stillschweigen mit den Händen, und nachdem er es spät genug und mit harter Mühe erhalten, fuhr er folgendermaßen fort.

„Mich wundert in der That, Bürger von Amasea! daß ihr nicht einsehet, was die Menschen wollen, die euch

euch aufwiegeln. Für sich selbst arbeiten sie, mit eurem Blute wollen sie reich werden, durch eure eigne Beyhülfe möchten sie euch gern ins Verderben stürzen. Gesetzt, dieser Ursel würde euer Kaiser, wie ihr so eifrig zu verlangen scheint, was hättet ihr anders von ihm zu erwarten, als Hinrichtungen, Blendungen und Verstümmlungen? Die, welche euch aufwiegeln, wissen ihre Güter in Sicherheit, denn sie haben von dem Barbaren nichts zu fürchten. Geht es unglücklich, so werden sie nicht säumen euch bey dem Kaiser zuvorzukommen, aus Erhaltung der Stadt sich selbst ein Verdienst zu machen, Belohnungen dafür empfangen, gegen euch aber die ganze Rache des Kaisers kehren. Seht! so wird eure Leichtgläubigkeit mißbraucht! So spielen sie mit euern Gütern und euern Leben. Laßt euch von mir rathen, gebt ihnen kein Gehör und wandert nach Hause. Dort denkt mit gelassenerem Sinn meinen Worten nach, so werdet ihr bald finden, wer's am besten mit euch meynte."

Diese Rede stimmte die Gemüther um, und mit günstigern Gesinnungen gieng man auseinander. Aber obgleich dieser Sturm glücklich beruhigt war, so hielt sich Alexius doch nicht ganz sicher vor einem Rückfall, weil er dem Wankelmuth der Menge nicht traute. Um sich ganz dagegen zu sichern, nahm er, da er es als der Schwächere nicht auf Gewalt durfte ankommen lassen, zu einer palamedischen List seine Zuflucht. Er that als ließ er Urseln die Augen ausstechen, und um dieses Gerücht desto gewisser unter das Volk zu bringen, wurde ein öffentlicher Henker geholt. Dieser mußte sich mit den dazu nöthigen Werkzeugen versehen, auf den zur Erde liegenden Gefangenen werfen, der wie ein gefangener Löwe brüllte. Dieses mörderische Geschrey, nur durch ein ängstliches Stöhnen unterbrochen,

brechen; überzeugte die Bürger, in deren Ohren es schallte, daß die Blendung wirklich geschehen sey, und diese traurige Neuigkeit wurde schnell durch die Stadt verbreitet. Jetzt also, da von diesem blinden Menschen nichts mehr zu hoffen war, eilte jeder, um sich wenigstens den Schein des Gehorsams zu geben, seinen Geldbeytrag einzuliefern. So gelangte Alexius durch eine glückliche List zu seinem Zwecke, ohne seine Hand mit Blut zu beflecken. Den Gefangenen fuhr man fort aufs schärfste zu bewachen, und um das Volk in Irrthum zu erhalten, mußte er einen Verband um die Augen tragen. Aber mit diesem glücklichen Erfolg allein war Alexius noch nicht zufrieden. Um der Empörung keine Zeit zu lassen, sich wieder zu erhohlen, benutzte er die erste Bestürzung, überfiel die abgefallenen Städte, und brachte in kurzer Zeit alle wieder zum Gehorsam zurück. Nach diesen glänzenden Verrichtungen zeigte er sich der Hauptstadt als Sieger wieder, und genoß nun im Schooß seiner Familie eine Zeitlang der Ruhe, während welcher Zeit ihm das Schicksal eine Gelegenheit zuführte, gewissermaßen das Wunder des Herkules zu erneuern, wodurch er dem Admet seine todte Gattin lebend wieder gab. Von einer Schwester des Kaisers, Isaak Komnenes, lebte damals ein Enkel, Docean, des Alexius Vetter, ein Mann, der durch die Würden, die er bekleidete, wie durch den Adel seines Geschlechts ausgezeichnet war. Als dieser Ursein mit verbundenen Augen, und unter tiefem Stöhnen einmal vorbeyführen sah, und von dem traurigen Glückswechsel dieses tapfern Mannes gerührt wurde, hielt er sich nicht länger, sondern fieng an, meinen Vater Alexius mit bittern Vorwürfen zu überhäufen, daß er diesen Helden, dessen Erhaltung ihm hätte heilig seyn sollen, so jämmerlich habe verstümmeln lassen können. „Was für Gründe ich dazu

gehabt

gehabt habe, mein Geliebter, antwortete ihm Alexius, werde ich dir ein andermal zu wissen thun" und für dießmal blieb es bey diesem. Bald nachher aber führte er ihn in ein abgelegenes Zimmer des Hauses, und hier nahm er Urseln den Verband von den unversehrten Augen, und zeigte jenem ihren frischen lebendigen Glanz. Docean, von diesem Anblick aufs äusserste überrascht und seiner Sinne kaum mächtig, befühlte verwundernd seine eignen Augen, gleichsam als wollte er erst prüfen ob er auch wirklich sähe, ob es Zauberey sey, oder ob ihn ein Traumgesicht täusche. Endlich aber als er das menschliche Herz meines Vaters Alexius nun mit voller Ueberzeugung erkannte, ward sein Erstaunen zur Freude, und unter feurigen Liebkosungen drückte er seinen Vetter in die Arme. Bald wurde diese Begebenheit ruchbar, der ganze Hof des Michael nahm Antheil an dieser Freude, alles wünschte dem Alexius Glück, und das Gerücht seiner Menschlichkeit drang endlich selbst bis zum Kaiser.

Nicht lange nach diesem Vorfall wurde mein Vater von dem Kaiser Nicephorus Botoniates, der unterdessen den Thron der Cesaren bestiegen, nach dem Occident geschickt, wo sich Nicephorus Briennius als Kaiser aufführte und alle Provinzen beunruhigte. Nachdem nehmlich Michael Dukas den Purpur mit dem Talar vertauscht hatte, nahm Botoniates Besitz von dem Kaiserthron, und vermählte sich, wie nachher umständlicher gesagt werden wird, mit der Kaiserin Maria, der Witwe des noch lebenden Kaisers. Aber Briennius, noch zu Michaels Zeiten Herzog der Dyrrhachischen Provinz strebte öffentlich und ehe Botoniates noch zur Regierung kam, nach der Krone, und hatte, da der Thron bereits ledig stand, eine Empörung gegen den Michael angesponnen. Dieser Brien-

nius

nius stammte aus einem der edelsten Geschlechter und galt für den besten Krieger seiner Zeit. Groß und männlich war seine Gestalt angenehm seine Bildung, an Reife des Verstandes wich er keinem, und an Stärke der Glieder konnte sich niemand mit ihm messen. War irgend einer zum Thron gebohren, so war Er's; schon der bloße Anblick seiner Person gewann ihm, noch eh er den Mund aufthat, alle Herzen; Soldaten und Bürger erklärten ihn einstimmig für den Würdigsten, im Orient sowohl als im Occident die höchste Würde zu bekleiden. Wo er nur erschien öfneten sich ihm alle Städte, die Einwohner kamen ihm mit offnen Armen entgegen, und begleiteten ihn mit frohem Zuruf und Gepränge. Alles dieß beunruhigte den Nicephorus Botoniates um so mehr, da Briennius an der Spitze eines zahlreichen Heeres stand, und das ganze Reich schwebte jetzt in Erwartung, welches Oberhaupt ihm würde gegeben werden.

Endlich ward beschlossen, meinen Vater Alexius Komnenes, der damals die Würde eines Großdomestikus (2) bekleidete, dem Briennius entgegen zu stellen. Man gab ihm dazu die wenigen Truppen, die damals bey der Hand waren; in einer schlechtern Kriegsverfassung hatte sich das Reich nie befunden. Die morgenländischen Armeen waren dahin und dorthin zerstreut, die Grenzen des Reichs gegen die Türken zu decken, die fast alle Länder zwischen dem Hellespont und dem schwarzen Meer in Besitz genommen, und an dem ägäischen wie am syrischen Meer, an der pamphilischen und ciliciſchen Küste ihre Herrschaft ausgebreitet hatten.

Da es sich so mit den Truppen im Morgenlande verhielt und die abendländischen alle dem Briennius zuströmten, so konnte die Kriegsmacht des Reichs nicht anders als schlecht bestellt seyn. Was noch übrig war bestand aus einigen Unsterblichen (3) die seit gestern und ehegestern angefangen hatten mit Schwert und Speer umzugehen — aus einigen wenigen Hülfstruppen, die der Fürst der Chomatener (4) hergab und einer geringen Anzahl gallischer Mannschaft. So war die Armee beschaffen, welche die Minister des Botoniates meinem Vater mitgaben, mit dem Versprechen, solche noch durch türkische Hülfsvölker zu verstärken. Dabey trug man ihm auf, sogleich damit auf den Briennius loszugehen, wobey man sich freylich mehr auf die Klugheit und Kriegserfahrenheit des Feldherrn, als auf die Stärke seiner Macht verließ. Ohne die türkischen Hülfstruppen noch erst abzuwarten, verließ Alexius, sobald er mit seiner Ausrüstung fertig war, die Hauptstadt, und gieng dem Feind, den er schon auf dem Anmarsch wußte, bis nach Thrazien entgegen, wo er bey dem Strom Almyrus ein Lager schlug, jedoch ohne sich darinn zu verschanzen. Weil ihm hinterbracht wurde, daß sich Briennius bey Kedoktum gelagert hatte, so hielt er es für rathsamer, in einer gehörigen Entfernung von ihm zu kampiren, damit dem Feind die Schwäche seines Heers nicht so sichtbar und dieser dadurch versucht werden möchte, sich mit seinen geübten, und an Zahl überlegenen Truppen mit einer dünnen Schaar von Anfängern zu messen. Seine Absicht war, den Krieg nicht mit offenbarer Gewalt sondern mit List zu führen, und wo möglich den Sieg nur zu stehlen.

Bevor ich aber diese beyden Helden, die einander weder an Kriegserfahrung noch an Tapferkeit etwas nach-

nachgaben, im Kampfe vermenge, will ich erst das Bild eines jeden entwerfen, und aus dieser Schilderung den Leser errathen lassen, welchen von beyden das Glück wohl begünstigen dürfte.

Ein überlegenes streitbares Heer, das ein so trefflicher Feldherr, wie er, meisterlich zu stellen und zu gebrauchen verstand, mußte die Hoffnungen des Briennius nicht wenig erheben; Alexius hingegen mußte sich ganz allein auf sich selbst verlassen, und hatte der Uebermacht seines Feindes nur Verschlagenheit entgegen zu setzen. Schon näherten sich beyde einander, und eine Schlacht war unvermeidlich. Briennius war der erste der sich in Bewegung setzte, und den Feind in Calabryen (die schönen Quellen) aufsuchte, wo dieser gelagert war, und durch diese glückliche Stellung seinem Gegner den Weg verlegte Seine Armee hatte Briennius in zwey Flügel getheilt. Den rechten, der aus thessalischer Reuterey, und fünf tausend Mann Fußvolk, größtentheils Italienern und dem Ueberrest der Truppen bestand, die Maniaces in Sicilien angeführt hatte, (5) und zu welchem noch einige nicht unkriegerische Bundsvölker stießen, befehligte sein Bruder Johannes; den linken Flügel, auf welchem die Thrazier und schwerbewafneten Macedonier standen, dreytausend Mann in allem, führte Tarchaniotes; für sich selbst nahm Briennius das Mittel, welches die tapfre Macedonische und Thrazische Reuterey und der Kern seiner Leibwache ausmachte. Alle ritten thessalische Pferde, die Sonne spielte auf ihrer geschliffenen eisernen Rüstung, und weit umher leuchteten die Federbüsche auf den glänzenden Helmen. Schrecken erfüllte jedes Ohr, wenn sie ihre Schilde aneinander schlugen, und das Wetterleuchten ihrer Waffen blendete die Augen. Mitten unter ihnen ragte Briennius um einen

Kopf gröſſer als alle übrigen, gleich dem Kriegsgott, rieſengroß hervor; ſein Anblick erweckte zugleich Bewunderung und Entſetzen. In einer Entfernung von zwey Stadien ſtanden die Scythiſchen Hülfsvölker, auf barbariſche Art gewaffnet. Dieſen ward anbefohlen, ſobald die Schlacht würde angegangen ſeyn, dem Feind in den Rücken zu fallen, und mit ihren Spieſſen zuzuſetzen, während daß die Hauptarmee in gedrängten Gliedern von vornen in ſeine Mitte zu brechen ſuchte. In dieſer Ordnung führte Briennius ſeine Truppen zum Angriff.

Mein Vater Alexius gebrauchte ſeiner ſeits die Vorſicht, mit einem Theil ſeiner Armee einige Hohlwege beſetzen zu laſſen, die er für ſeine Abſichten bequem fand. Dieſen im Hinterhalte poſtirten Truppen ward eingeſchärft, der Zeit wahrzunehmen, wo der Feind weit genug würde vorgedrungen ſeyn, um ihnen den Rücken darzubieten, alsdann plötzlich mit tumultuariſchem Angriff hervor zu brechen, und auf ſeinen rechten Flügel einzuſtürmen. Er ſelbſt ſtellte ſich an die Spitze der ſogenannten Unſterblichen und der Franken; die Chomatener und Türken wurden der Anführung des Tarchaniotes übergeben, mit dem Auftrag, die Scythen zu beobachten, und ihre Angriffe abzuwehren.

Sobald die Truppen des Briennius an dem Ort, wo der Hinterhalt lag, vorüber waren, ſtürzte dieſer, auf ein, von Alexius gegebenes, Zeichen, plötzlich hervor, und brachte den Feind, der durch einen eben ſo unvermutheten als heftigen Angriff in Unordnung gerieth, bald zum Weichen. In dieſem Augenblicke aber kam dem Johannes, dem Bruder des Briennius der Heldenmuth zu ſtatten, den er im hohen Grade beſaß. Er wandte ſein fliehendes Pferd um, und

nach-

nachdem er einen der Unſterblichen, die ihm nachſetzten, mit einem Streiche zu Boden geſchlagen, hemmte er die Flucht ſeiner Truppen, ſtellte ſie eilends wieder in Ordnung, und führte ſie aufs neue gegen die Unſrigen, die nun ihrer ſeits zum Weichen gebracht wurden; die Unſterblichen beſonders kehrten jetzt ſchändlich den Rücken. Mein Vater Alexius hatte ſich gleich am Anfang des Treffens mitten in die feindlichen Glieder geworfen, wo er jeden, der ihm entgegen ſtieß, niedermachte, und immer weiter und weiter drang, in dem feſten Glauben, die Seinigen folgen ihm. Jetzt aber, da er ſeinen Phalanx durchbrochen und in die Flucht getrieben ſah, verſammelte er Sechs der tapferſten, die ihm gefolgt waren, um ſich her, entſchloſſen an ihrer Spitze ſich mit gezogenem Schwert zu dem Briennius Bahn zu machen, dieſem edeln Feind den Kampf anzubieten, und entweder zu ſiegen oder zu ſterben. Aber von dieſem verzweifelten Entſchluſſe brachte ihn ein alter Soldat und bewährter Diener Theodotus, der ihm von Kind auf durch klugen Rath beygeſtanden, noch zurück. Er ließ allmählig von des Briennius Heer ab, ſammelte die Trümmer ſeiner flüchtigen Armee, und führte ſie aufs neue ins Treffen. Während daß dieſes um den Alexius herum vorgieng, hatten ſich die Scythen auf die Thomatener geworfen, und dieſes zaghafte Volk durch ihr ſchreckhaftes Geſchrey und Geheule zur Flucht gebracht. Kaum bemerkten ſie dieſes, ſo ſtiegen ſie zum Raub, und nachdem ſie damit fertig waren, ſuchten ſie den Poſten, den ſie verlaſſen hatten, wieder auf, die gemachte Beute in Sicherheit zu bringen. Dieß iſt überhaupt die Gewohnheit aller ſcythiſchen Volker, ſobald der Feind flieht, und ehe die Schlacht noch ganz entſchieden iſt, auf Beute auszugehen, und ſich durch eine unzeitige Plünderung den Sieg wieder zu verder-

ben. Als ſich die Scythen im Lager zeigten, gerieth alles, was dort zurückgeblieben war, Marquetender und Knechte, in Schrecken, und warf ſich, um den Barbaren zu entfliehen, auf die Armee des Briennius, die durch dieſes unordentliche Drängen in Verwirrung gebracht wurde. In dieſem Tumult wurde mein Vater, der ſich noch mitten in dem feindlichen Heere befand, einen Stallmeiſter des Briennius gewahr, der das Pferd ſeines Herrn, an ſeinem goldenen Geſchirr und der Purpurdecke kenntlich, durch das Gedränge führte. Ihm folgten die Trabanten mit den Schwertern, welche ſie dem Kaiſer vorzutragen pflegen. Kaum erblickte Alexius dieſes, ſo ließ er das Viſier von ſeinem Helme herab, um nicht erkannt zu werden, und rannte mit ſeinen ſechs Gefährten auf den Stallmeiſter los, den er ohne Mühe darnieder warf und ſich des Pferdes mit allen ſeinen Zierrathen ſo wie auch der Kaiſerlichen Schwerter bemächtigte. Nun verließ er ohne Aufſehen zu machen, das Treffen, und ſchickte ſobald er an einem ſichern Ort war, jemand mit dieſem reich geſchmückten Pferde und den Schwertern zurück, der beydes weit und breit herum zeigen ſollte. Der lautſte Schreyer in der Armee mußte ihn begleiten, und ſo ſtark er konnte rufen, Briennius ſey gefallen. Dieſer glückliche Einfall that Wunder. Die ſchon auf der Flucht waren, hielten als ſie dieſe Zeitung hörten, an, und ſammelten ſich wieder unter ihre Fahnen; andre, deren Standhaftigkeit im Kampfe bereits auf die Neige gieng, fiengen jetzt an, neuen Muth zu ſchöpfen. Seltſam genug ſah es aus, als die fliehenden Reiter des Alexius auf dieſes Gerücht plötzlich Halt machten, und ihre Roſſe dem Feinde zukehrten, der betroffen anhielt, und in dieſer Stellung lange Zeit unbeweglich verharrte. Mit Verwunderung entdeckten ſie nun, daß die Scythen,

die

die ſie noch immer dicht hinter ihrem Rücken glaubten, überall das Weite ſuchten und lieber auf alles andre, nur nicht auf das Treffen dachten. Zu dieſem kam noch das laut ertönende Gerücht von dem Tod des Briennius, das durch den Anblick ſeines Kaiſerlich geſchmückten Pferdes und das Zeugniß der Trabanten, welche die Kaiſerſchwerter trugen, außer Zweifel geſetzt wurde. Noch ein andrer Zwiſchenfall half das Glück dieſes Tages entſcheiden. Eben zur rechten Zeit, als mein Vater das ſinkende Glück der Schlacht wieder hergeſtellt hatte, erſchienen die türkiſchen Hülfsvölker, welche ſich ſogleich den Feind zeigen ließen. Dieſer, durch ſeinen vermeyntlichen Sieg ſchon ſicher gemacht, ſchweifte in wilder Verwirrung umher, und hatte ſeine Schlachtordnung noch nicht wieder herſtellen können; ein erfreuender Anblick für die Unſrigen, die das bisherige Unglück und der Abfall der Franken ſchon ſehr muthlos gemacht hatte. Die Franken nehmlich, anſtatt dem Alexius, wie ihnen befohlen ward, an der Seite zu fechten, waren gleich nach jener erſten Flucht unſrer Truppen zuerſt einzeln, und endlich zu ganzen Haufen, zu dem Briennius übergegangen, dem ſie, wie es bey ihnen Brauch iſt, zum Zeichen ihrer Treue die rechte Hand darreichten. Dieſe Begebenheit, durch das vergrößernde Gerücht noch verſchlimmert, hatte den Muth unſrer Truppen niedergeſchlagen, und auch den Tapferſten zum Wanken gebracht.

Die neue Lage der Dinge wurde von den Truppen des Alexius bald bemerkt. Sogleich theilten ſich die Türken, dem Befehl meines Vaters zufolge, in drey verſchiedne Haufen; zwey davon mußten als Hinterhalt ſtehen bleiben, der dritte marſchirte gerade auf den Feind los. Nicht in gedrängten Gliedern, und auch nicht auf einmal rückten ſie an, ſondern in einzelnen kleinen Schwadronen, die durch

einen gewiſſen Abſtand von einander getrennt, in die Glieder des Feindes brachen, und ihn durch einen immerwährenden Pfeilregen beunruhigten. Alexius folgte ihnen mit den Flüchtigen, die er in der Eile wieder hatte zuſammen ziehen können. Hier geſchah es, daß einer aus der Schaar der Unſterblichen, die um den Alexius waren, ein kühner verwogener Soldat, mit verhängtem Zügel aus dem Gliede hervor und geradenwegs auf den Briennius los rannte, dem er den Schaft ſeines Speers mit ſtarker Fauſt auf die Bruſt ſetzte. Ehe aber der Speer Zeit hatte den Bruſtharniſch zu durchbohren, hohlte dieſer von oben herab weit aus, und hieb ſeinem Feinde, der eiſernen Rüſtung ungeachtet, den Arm mit einem Streiche vom Leibe, daß er vor ſeinen Füßen zur Erde fiel. Unterdeſſen ſetzten die Türken dem Heer des Briennius heftig zu, und hatten es auch ſchon in Unordnung gebracht; doch ſammelte er es, ſoviel es in der Eile geſchehen konnte, wieder und that ihnen muthigen Widerſtand. Nach einem kurzen Angriff aber ſtellten ſich die Türken, und auch Alexius, ihrer Abrede gemäß, als flöhen ſie, um den Feind hinter ſich her, und über den Platz hinaus zu locken, wo die zwey andern Haufen im Hinterhalt poſtirt waren. Kaum hatten ſie ihn dem erſten Haufen nahe genug gebracht, ſo zeigten ſie ihm plötzlich wieder die Stirne, und auf ein gegebenes Signal brach der Hinterhalt hervor, ein fürchterliches Kriegsgeſchrey anſtimmend, indem er den Feind zugleich mit ſchwarzen Pfeilwolken überſchattete. Jetzt war die Reyhe wieder an dieſem, die Flucht zu ergreifen, doch zeigte Briennius, ſeinen Sohn und Bruder an der Seite bey dieſem Rückzug eine Geſchicklichkeit und eine heroiſche Gegenwart des Geiſtes, die man auch an einem Feinde nicht unterlaſſen kann zu bewundern. Als aber endlich ſein Pferd unter ihm ermattete, ſprang er

Hel-

Heldenmüthig herab, und trat, die Zügel in der Hand, zweyen der trotzigsten Türken, die ihm nachsetzten, entgegen. Einen von diesen hieb er glücklich die rechte Hand ab, der andre aber warf sich mit einem frischen Sprung auf das Pferd des Briennius und hielt sich fest in dem Sattel. Umsonst versuchte dieser, der immer noch die Zügel in der Hand behielt, dem Pferd auf den Rücken zu springen; der Barbar bog sich rückwärts wie eine Schlange und machte es ihm gleichfalls unmöglich, einen Hieb auf ihn zu führen. Um seine letzten Kräfte nicht in vergeblichen Streichen zu verschwenden, ließ Briennius den Türken stehn und stürzte sich mitten in das feindliche Gedränge, wo man ihn endlich gefangen nahm und zum Alexius führte. Auch überwunden war er noch schrecklich anzusehn. Alexius bestimmte ihn dem Kaiser Botoniates; seine Augen rührte er nicht an. Es war gegen seine Natur, einen überwundenen Feind zu mißhandeln.

Bald nachher gab er ihm einen außerordentlichen Beweis dieses Edelmuths, der ihm selbst hätte verderblich werden können. Als sie noch nicht lange miteinander unterwegs nach Konstantinopel waren, versuchte Alexius, seinen Gefangenen aufzuheitern, und ihm guten Muth einzuflößen. Er wandte sich freundlich an ihn, und schlug ihm vor, vom Pferd abzusteigen, und auf dem schattigten Rasen der Ruhe zu pflegen. Jener, obgleich fühllos für alles, und durch die Furcht eines nahen Todes finster gemacht, nahm es an, weil er seinem Herrn und Sieger nichts abschlagen wollte. Beyde sprangen also vom Pferde und Alexius, ins hohe Gras hingestreckt, entschlief; die Augen des andern aber, ob er gleich die Wurzeln einer hohen Eiche zum Hauptkissen hatte, besuchte kein Schlummer. Als er nun so, rücklings hingestreckt, über sich schaute, und

an einem Aſt des Baumes ein Schwert hängen ſah, dabey weit und breit keinen Zeugen, bemächtigte ſich ein ſchwarzer Gedanke ſeiner bekümmerten Seele. Nichts war leichter, als den Alexius zu ermorden — und wer weiß, was geſchehen wäre, hätte nicht die Vorſicht ſeinen Blick auf den Schläfer fallen laſſen, und ſein Herz zum Mitleid geſtimmt. Ich habe dieſes aus dem eignen Mund des Briennius, der es uns nachher oft erzählte. Was ihm in der Folge auch, auf Anſtiften ſchlimmer Leute, grauſames wiederfuhr — ſo iſt mein Vater wenigſtens rein von aller Schuld.

Kaum war dieſer Feldzug glücklich geendigt, ſo erwarteten den Alexius ſchon wieder andre Gefahren. Noch vor den Thoren der Stadt kam ihm der Barbar Borilus, des Boteniates Günſtling, entgegen, der ſich den Gefangenen begierig von ihm auslietern ließ, ſchon damals entſchloſſen, den unglücklichen Mann der Augen zu berauben. Zugleich überbrachte er ihm den Befehl von ſeinem Herrn, ſogleich gegen den Baſilakus zu marſchiren, der ſich gleichfalls zum Kaiſer aufgeworfen, und den Occident nicht weniger, als vorher Briennius, in Aufruhr ſetzte. Dieſer Baſilakus war ein tapfrer entſchloſſner Soldat, voll Kühnheit und Gegenwart des Geiſtes. Sein Ehrgeiz trieb ihn an, nach der höchſten Gewalt zu ſtreben, und theils durch Kunſtgriffe, theils durch Zwang hatte er ſchon viele vom Erſten Rang auf ſeine Seite gezogen. Er nahm, ſobald Briennius von der Bühne verſchwunden war, die Stelle deſſelben ein, machte ſich gewiſſermaßen zum Erben ſeines Namens, und wußte den Geiſt des Aufruhrs, den Erſterer rege gemacht hatte, zu ſeinem eigenen Vortheil zu benutzen. Von Epidamnus, der Hauptſtadt Illyriens brach er auf, durchzog mit reiſſendem Laufe Theſſalien, rufte ſich ſelbſt

zum

zum Kaiſer aus, und ſchleppte eine Armee in der Irre hinter ſich her. Wo er hinkam, wurde er von den Glückwünſchungen des Landvolks empfangen, und von dem Beyfallsgeſchrey ſeines kriegeriſchen Pöbels begleitet, der, durch ſeine Scheintugenden verführt, keinen der Kaiſerkrone würdiger glaubte. Kühn und tapfer übrigens war er und ein männliches Herz ſchlug in ſeinem Buſen. Auch der Blick ſeiner Augen hatte etwas königliches, ſeine Stimme laut und ſchreckhaft wie der Donner, konnte von der ganzen Armee gehört werden, und ein einziger Ruf von ihm in der Schlacht Muth geben und nehmen.

Mit ſolchen Naturgaben, ſolchen Glücksgütern ausgerüſtet, und noch überdieß von einem auserleſenen Kriegsheer umgeben, ſetzte ſich Baſilakus bey Theſſalonich und mein Vater von nichts als ſeiner Klugheit und ſeinem Heldenmuth begleitet machte ſich auf, ihm, wie einem ungeheuern Typhon oder hunderthändigen Giganten entgegen zu gehen. Er hatte von dem vorhergehenden Krieg den Staub noch nicht abgeſchüttelt, das Blut der Feinde von Schwert und Hand noch nicht abgewiſcht, ſo ſtürzte er ſich ſchon wieder, gleich einem ergrimmten Löwen auf dieſen neuen Zähneflerſchenden Feind. Zuerſt poſtirte er ſich an dem Fluſſe Bardar, wie ihn die Einwohner nennen, der von den benachbarten Bergen Meſiens fließt, und nachdem er die Gegenden zwiſchen Berrhöa und Theſſalonich durchſtrömt, in unſer abendländiſches Meer ſich ergießet. Alle großen Flüſſe aber haben das eigene, daß ſie mit dem Sand, den ſie in unausgeſetztem Laufe herbeytreiben, ihr eigenes Bette verſtopfen, daher ſie denn austreten, ſich andre Wege wölben, und zwiſchen dem neuen und alten Bette einen Raum übrig laſſen. Dieſes nun wurde Alexius auch hier gewahr,

und er beſaß Schlauigkeit genug, einen vortheilhaften Gebrauch davon zu machen. Er ſchlug ſein Lager zwiſchen den beyden Betten des Stromes auf, welche ihm eine natürliche Verſchanzung gewährten; Baſilakus nahm das ſeinige in einer kleinen Entfernung von zwey oder drey Stadien. Beyde Feldherrn waren auf gleiche Weiſe mit einem liſtigen Streich für die kommende Nacht beſchäftiget, der eine, ihn auszuführen, der andre, ihn unkräftig zu machen. In beyden Lägern ſchlief man den Tag über, und fütterte; die Nacht über war man auf ſeiner Hut und blieb wach. So wars in des Baſilakus Lager, und ſo hielt es auch mein Vater — war es nun Werk ſeiner Klugheit, oder einer göttlichen Vorſehung — in dem ſeinigen. Vielleicht war es auch die Bekanntſchafft mit ſeinem Gegner, vielleicht die nahe Nachbarſchaft des feindlichen Lagers, was ihn auf den Gedanken brachte, der Feind dürfte auf einen nächtlichen Ueberfall ſinnen. Genug, er ließ alle ſeine Leute ſich waffnen, Fußvolk und Reuterey, und ihm, wie es Abend wurde, in guter Ordnung und wie zur Schlacht gerüſtet, folgen. In den Zelten befahl er, Lichter brennen zu laſſen, um ſeinen Abzug zu verbergen. In ſeinem eigenen ließ er alles zurück, was zu ſeinem Tiſch und Hausrath gehörte, nachdem er es unter die Aufſicht eines alten Hausbedienten, mit Namen Johannikus, gegeben, der vormals Mönch geweſen war. Er ſelbſt entfernte ſich mit den Truppen in möglichſter Stille weit von dem Lager, und erwartete nun, was die Umſtände weiter verlangen würden. Baſilakus, ſtellte er ſich nemlich vor, würde in der Nacht in die Zelte fallen, und vorzüglich in das ſeinige, wo ihn die brennenden Lampen würden vermuthen laſſen, daß der Heerführer ſorglos eingeſchlafen ſey und ſich alſo einbilden, leicht mit ihm fertig zu werden. Was mein Vater vorausgeſehen hatte, geſchah. Baſilakus er-

erſcheint, bringt an der Spitze von zehentauſend Mann Reuterey und Fußvolk mit Ungeſtüm in das Lager, und geradenwegs auf das Zelt meines Vaters zu, das durch ſeine Höhe und den Glanz ſeiner Lampen alle andern überſtrahlte. Da aber auf das tumultuariſche Geſchrey, das er anſtimmte, weder Alexius noch ſonſt einer von den Kriegs-Oberſten, die dem Hauptquartier nahe wohnten, munter werden wollte, und nur wenige ſchlechtgekleidete verächtliche Dienſtboten ihm entgegen traten, verſtärkte er ſeine Stimme, und erkundigte ſich, wo denn der Stammler ſey, wie er meinen Vater ſpottweiſe nannte. Denn ſo leicht dieſem ſonſt die Rede von den Lippen floß, ſo hatte er doch den Fehler, bey dem Buchſtaben R ein wenig mit der Zunge anzuſtoßen; und darauf ſpielte jetzt Baſilakus an, als er ihn den Stammler nannte. Er kehrte alle Schränke, Tiſche und Gefäße in dem Gezelte um, und durchſtörte ſelbſt das Bette meines Vaters, ob er nicht etwa darunter verborgen wäre. Dabey drang er in einem fort in den Johannikus, ihm den Aufenthalt des Großdomeſtikus zu entdecken. Dieſer Johannikus hatte den Dienſt in dem Schlafgemach meines Vaters, denn ſo oft Alexius zu Felde zog, wollte ſeine Mutter, daß beſtändig ein Mönch um ſeine Perſon herum wäre; und dieſer gehorſame Sohn gab ihr auch ſo weit nach, daß er dieſen Zeltgenoſſen bis in ſein reifes Alter und noch als er ſchon verheyrathet war, um ſich duldete. Noch immer fuhr Baſilakus fort im Gezelte des Alexius allen Hausrath durcheinander zu werfen, und das oberſte zu unterſt zu kehren, als wollte er ſeinen Mann aus dem Todtenreiche hervorholen, bis ihm Johannikus endlich begreiflich machte, der Großdomeſtikus habe ſchon eine Stunde vor ſeiner Ankunft mit der ganzen Armee das Lager verlaſſen. Nun ſah jener ſeinen groben Irrthum ein, und änderte plötzlich ſeine Sprache.

„Kame-

„Kameraden, rief er seinen Begleitern zu, man hat uns einen Streich gespielt. Draussen müssen wir fechten.“ Und kaum hatte er dieses ausgesprochen, und dem Lager den Rücken zu gewandt, so zog ihm Alexius Komnenes schon an der Spitze seines kleinen Haufens entgegen. Ein Einziger Mann wars, der jetzt seine Schuldigkeit that, und sich bemühte die zerstreuten Truppen zu sammeln und in Schlachtordnung zu stellen, ein Einziger sage ich, denn alle übrigen waren mit Plünderung des Lagers beschäfftigt, welches Alexius eben dieser Ursache wegen preiß gegeben hatte, um die zerstreuten Soldaten desto leichter über den Haufen zu werfen. In diesem einzigen Mann, der sich zugleich an Länge des Körpers und durch den Schimmer seiner Rüstung vor allen übrigen auszeichnete, glaubte mein Vater den Anführer Basilakus selbst zu erkennen, daher drängte er sich an ihn und hieb ihm mit einem Schwerdstreich die rechte Hand ab, womit derselbe die Lanze hielt. Als die wenigen, welche sich auf Ermahnen dieses Kriegers angefangen hatten in Ordnung zu stellen, dieses bemerkten, verloren sie den Muth, und zerstreuten sich von neuem. Jener Verwundete war indessen nicht Basilakus selbst, sondern einer seiner Vertrautesten, der ihm aber an Tapferkeit nichts nachgab. Alexius benutzte seinen Vortheil, drang mit Ungestüm in die bestürzten feindlichen Haufen ein, setzte ihnen aus der Ferne mit Pfeilen, und in der Nähe mit dem Speere zu, ließ sie durch ein tobendes Siegsgeschrey in Schrecken jagen, und nutzte die Finsterniß, sie in Verwirrung zu bringen. Gegend, Stunde und jeden Umstand wußte er zu einem Werkzeug des Siegs zu machen, und alles was ihm vorkam gerade dazu, wozu es am geschicktesten war, zu gebrauchen. Indem er den Feind irrte und mit Schreckuissen erfüllte, behielt Er selbst seine ganze Gemüthsruhe und Besonnenheit,

nenheit; ſah alles, unterſchied alles, dachte zugleich an alles, und hatte ſogar Augen für jeden Einzelnen Mann. Den fliehenden Feind verfolgte er, und ſeine eigenen Leute brachte er, wo ſie wichen, zum Stehn. In dieſer ſchrecklichen Verwirrung betrog ihn auch nicht einmal eine Kleidung, auch nicht einmal eine Geſichtsbildung, auch nicht der Klang einer Stimme; es begegnete ihm nie, einen der Seinigen für einen Feind, oder einen der Feinde für einen Freund zu nehmen. Von dieſer außerordentlichen Geiſtesgegenwart, die ſich auch auf die geringſten Dinge erſtreckte, kann unter andern auch folgendes einen Beweis abgeben. Unter der Dienerſchaft meines Vaters war auch ein gewiſſer Gules, ein Kappadozier von Geburt, und ein unerſchrockener ſtreitbarer Krieger. Als dieſer den Baſilakus anſichtig wurde und erkannte, ſtürzte er auf ihn los, und führte einen mächtigen Streich auf ſeinen Helm, aber die Klinge zerſprang in tauſend Stücke, wie es dem Menelaus im Kampf mit dem Paris begegnete, und nur der Griff blieb in ſeinen Händen. Alexius entdeckte daß dieſer Mann entwafnet war, und weil er glaubte er habe ſich unmännlicher Weiſe das Schwert aus der Hand winden laſſen, ſo fieng er an ihm ſeine Feigheit heftig zu verweiſen; dieſer aber beſänftigte ihn bald, indem er ihm den Griff zeigte den er noch in der Hand hielt. Unterdeſſen hatte ſich ein gewiſſer Macedoniſcher Soldat, Peter Tornikus mit Namen, mitten unter die Feinde geworfen, und richtete eine große Niederlage unter ihnen an; denn weil die dike Finſterniß ihnen verbarg, was um ſie herum vorgieng, ſo hielten ſie ſich dicht zuſammen. Unter dieſen Haufen ſtürzte ſich nun auch Alexius, und warf alles, was ihm vorkam, nieder. Als er aber zu den Seinigen zurückgieng, und ſie aufmuntern wollte, ihm zu folgen, und ſeinen Angriff zu unterſtützen, bemerkte ihn ein gewiſſer

ſer Gallier aus ſeiner eigenen Armee, ein edelmüthiger und tapfrer Krieger. Dieſer, im Wahn, es ſey dieß einer aus dem feindlichen Heer, weil Alexius geradenwegs davon her kam, und das blutende Schwert noch in ſeinen Händen ſchwang, rannte mit Ungeſtüm auf den letztern los, und verſetzte ihm einen ſo derben Lanzenſtoß auf die Bruſt, daß er ihn beynahe vom Pferd geworfen hätte. Mein Vater aber hielt ſich feſt im Sattel, rief den Gallier bey ſeinem Namen, und drohte ihn, das Haupt abzuſchlagen, biß ſich dieſer beſann, die Verwirrung und Finſterniß zur Entſchuldigung anführte, und um Gnade bat.

So gieng es die Nacht über. Als endlich die Sonne den Horizont beſchien, waren die Hauptleute und Oberſten des Baſilakus geſchäfftig, ihre auf Plünderung zerſtreuten Truppen wieder in Reihen und Glieder zu bringen. Auf der andern Seite ſtellte auch Alexius die ſeinigen in Schlachtordnung und ſuchte aufs neue den Feind. Unterdeſſen beſtieg des Baſilakus Bruder Manuel einen Hügel, und rief mit ſtarker Stimme von da herunter: „Baſilakus hat geſiegt. Als dieſes ein gewiſſer Baſilius Kurtikus hörte, ein unerſchrockner tapfrer Soldat, ehmals Dienſtmann und Begleiter des Nicephorus Briennius, von dem oben die Rede geweſen, ſo trat er aus dem Treffen, heraus, und eilte jenem nach auf den Hügel. Ihm ſprengte Manuel mit gezogenem Schwert und verhängtem Zügel entgegen, Kurtikus aber ohne von ſeinem Degen Gebrauch zu machen, verſetzte ihm mit einem Stocke, der an dem Sattelzeuge befeſtigt war, einen ſo unſanften Streich auf den Kopf, daß er niederſtürzte; worauf er ihn zum Gefangenen machte, und wie eine gefundene Beute zu meinem Vater ſchleppte. Jetzt ergriffen die noch übrigen Truppen des Baſilakus

nach

nach einem kurzen Widerſtande die Flucht, und Er ſelbſt gab ihnen das Beyſpiel. Alexius ſetzte ihnen bis vor Theſſalonich nach, wo man die Flüchtigen aufnahm, meinem Vater aber die Thore ſchloß.

Auch dieß dämpfte die Hitze deſſelben nicht. Ohne den Panzer auszuziehen, ohne den Helm abzunehmen, ohne ſich Zeit zu nehmen, den Schild oder Degen wegzulegen, machte er ſich ſogleich an die Belagerung der Stadt. Weil ihm aber daran lag, den Baſilakus lebendig in ſeine Gewalt zu bekommen, ſo ſchickte er den Mönch Johannikus, einen Mann von erprobter Treue, an ihn ab, Unterhandlung mit ihm zu pflegen, und ihm, auf die Bedingung, daß er ſich und die Stadt in ſeine Hände gäbe, völlige Sicherheit für ſeine Perſon zuzuſagen. Als derſelbe aber gegen dieſen Antrag taub blieb, öfneten die Bürger von Theſſalonich für ihre Stadt beſorgt, dem Alexius die Thore, und Baſilakus mußte in die Citadelle ſeine Zuflucht nehmen. Hier erneuerte Alexius ſeinen Antrag, aber mit eben ſo ſchlechtem Erfolge. Baſilakus, den ſein Muth auch im Unglück nicht verließ, machte ſchon Anſtalten zu einer kriegeriſchen Gegenwehr, als die Beſatzung der Citadelle ſich gegen ihn verſchwor, und ihn endlich gewaltſamer Weiſe dem Großdomeſtikus überlieferte. Sogleich fertigte dieſer einen Boten mit dieſer Nachricht an den Kaiſer ab; er ſelbſt verweilte ſich noch einige Tage in Theſſalonich, wo er einige Anordnungen machte, und trat dann, gekrönt mit Sieg, die Rückreiſe nach Konſtantinopel an. Zwiſchen Amphipolis und Philippi wurden ihm Briefe von dem Kaiſer eingehändigt, die ihm befahlen, ſeinen Gefangenen den Ueberbringern auszuliefern. Dieſe führten den Baſilakus an einen Ort, Chlempina genannt, wo ſie ihm an einem Brunnen, der von dieſem Vorfall der Brun-

nen

nen des Basilakus heißt, die Augen ausstachen. Dieß war nunmehr das dritte Heldenwerk, welches der große Alexius vor seiner Thronbesteigung gleich einem zweyten Herkules beendigte; denn diesen Basilakus kann man sehr passend mit dem Erymanthischen Schwein, wie meinen Vater Alexius mit dem edelsten aller Helden, dem Herkules vergleichen. Der einzige Lohn für alle diese Großthaten war der Ehrennahme Sebastus (6) der ihm in voller Sitzung des Senats zugesprochen wurde.

Am Herzen des römischen Staats nagten damals vorzüglich zwey Factionen, die Urselier und Basilicacier, und das Unglück, welches sie anrichteten, wurde durch auswärtige Feinde auf den höchsten Gipfel getrieben. Robert, aus der Normandie gebürtig, ein äusserst aufgeblasener, böser, tückischer Mann, ging mit Unternehmungen schwanger, die die Grundfeste unsers Reichs erschüttern sollten. Wir selbst hatten ihm, und namentlich Kayser Michael Ducas durch ein unbesonnenes Eheversprechen, die erste Veranlassung dazu gegeben. Man verzeihe es mir, wenn ich einem Manne, der mit mir zu einer Familie gehört, hier öffentlich Vorwürfe mache. Die Absicht, welche ich mir bey Abfassung meines Werks vorgesetzt habe, ist keine andre, als Wahrheit zu erzählen; und daher glaube ich auch jeden Tadel, der mir von dieser Seite gemacht werden sollte, zurückweisen zu können. Ehe ich in der Erzählung weiter rücke, will ich meine Leser etwas genauer mit Robert bekannt machen, um ihnen den Ueberblick des Ganzen mit allen seinen Ursachen und Triebfedern zu erleichtern. Robert war nur von gemeiner Herkunft, aber ein äußerst thätiger und unternehmender Kopf; eben so tapfer als herrschsüchtig, ungerecht in seinen Anmassungen, und von unerschütterlicher

erlicher Standhaftigkeit in Ausführung ſeiner Entwür-
e. An körperlicher Größe übertraf er jeden andern.
Die Farbe ſeiner Haut war röthlich, ſeine Haare gelb,
ie Schultern breit, und in ſeinen Augen blitzte das
ebhafteſte Feuer. Der ganze Körper war wohl ge-
aut, alle Theile deſſelben hatten das ſchönſte Eben-
naaß zu einander, und ſeine Stimme war durchdrin-
end genug, um durch einen einzigen Ruf viele My-
iaden in Schrecken zu ſetzen. Seine Freyheitsliebe
annte keine Grenzen, und nichts verabſcheuete er mehr
ls Unterwürfigkeit. Eben dieſer Hang zur unum-
hränkten Freyheit bewegte ihn zu dem Entſchluſſe ſein
Vaterland zu verlaſſen. Fünf Reiter und 30 Mann
u Fuß machten das ganze Gefolge aus, mit dem er
ch in die Lombardey wagte, wo er als Anführer einer
Räuberbande auf Bergen, in Hölen und Wäldern
n Reiſenden auflauerte. In der Gegend wo Robert
amals ſein Weſen trieb, hatte Wilhelm Maskabeles
e größten Beſitzungen, die ihm ſo viel einbrachten,
aß er ein anſehnliches Heer von ſeinen Einkünften un-
rhalten konnte.

Dieſer Wilhelm hörte von Roberts Heldenthaten
nd glaubte in ihm einen Mann zu finden, mit dem
ſich näher verbinden müßte. Er brachte alſo eine
eyrath zwiſchen Robert und ſeiner Tochter zu Stan-
, und gab ihm unter andern Geſchenken eine Stadt
r Ausſteuer. Allein das gute Vernehmen war nicht
n Beſtande, wenn es gleich dem Scheine nach noch
mer fortdauerte. Der neue Schwiegerſohn verſchob
n Ausbruch ſeiner wahren Geſinnungen nur ſo lange
s die Zahl ſeiner Reiter ſich auf funfzehn und ſeiner
ußvölker auf 60 vermehrt hatte; dann ließ er auch
nen Umſtand vorbey, der ihm nur einigermaßen ge-
gen ſchien, um das Feuer der Zwietracht immer mehr

und mehr anzufachen. Doch merkte er bald, daß er gegen einen Mächtigern, der ihm an Geld und Leuten so sehr überlegen war, den Kürzern ziehen würde, wenn er ihn nicht auf einem andern Wege beykommen könnte. Dieß war aber nicht anders als durch List und Verstellung auszuführen. Er bittet also seinen Schwiegervater um Friede, und um eine persönliche Zusammenkunft. Wilhelm der seine Tochter unaussprechlich liebte, findet sich auch gleich zum Vertrage bereit, und läßt sich den Ort gefallen, wo Robert mit ihm zusammentreffen wollte.

Es waren zwey gleich große in entgegengesetzter Richtung stehende Hügel, zwischen denen ein sumpfiger, mit Bäumen und Gesträuchen bewachsener, Boden lag. Hier hatte Robert 4 starke bewaffnete Männer hingestellt, mit dem Auftrage, allenthalben wohl umher zu schauen, und ohne alle Bedenklichkeit herbey zu eilen, so bald zwischen ihm und Wilhelm ein Gefecht entstehen würde. Ferner bestimmte er den einen von beyden Hügeln zur verabredeten Zusammenkunft: den andern aber besetzte er mit 15 Reitern und 56 Mann zu Fuß, von denen einige, welchen er mehr Einsichten zutraute, um sein Vorhaben wußten. Einem unter diesen gab er noch den besondern Auftrag, Schild, Helm und Schwert für ihn mit zu nehmen, und ihm wenn es Zeit seyn würde, mit den übrigen zu Hülfe zu eilen.

Wilhelm stellte sich am bestimmten Tage ein. Robert ritt ihm entgegen und empfieng ihn mit aller Höflichkeit. Beyde hielten an einem Abhange des Hügels, und unterredeten sich eine Weile zu Pferde. Endlich brachte Robert in Vorschlag, ob es nicht besser gethan wäre, wenn sie abstiegen und sich ins Gras lagerten.

Wil-

Wilhelm der sich zu nichts weniger, als zu Hinterlist versieht, folgt getrost dem Beyspiele Roberts, steigt vom Pferde und streckt sich auf den Boden hin, wo er den Kopf auf die Hand gestützt, die Unterredung eine Zeitlang fortsetzt. Robert, um ihn noch mehr in seiner Sorglosigkeit zu bestärken, verspricht ihm Ergebenheit und Treue, und nennt ihn seinen Herrn und Wohlthäter. Den Gefährten Maskabels wurde darüber die Zeit gar zu lang. Es schien ihnen, als wenn sich zwischen beyden ein ganz neues sehr vertrauliches Gespräch angesponnen habe, das noch lange währen könne. Dazu kam, daß es eben ein recht heißer Sommertag, und zwar gerade um die Mittagszeit war. Sie stiegen also auch ab, und setzten sich in den Schatten der Bäume oder der Pferde: einige giengen sogar nach Hause. Kaum hat dieß Robert bemerkt, so verändert er plötzlich seine Miene, fährt mit verrätherischer Hand gegen seinen Schwiegervater und ringt so lange mit ihm, bis sie beyde vom Hügel herab stürzen. Nun war aber auch Wilhelm in seiner Gewalt. Die vier, im Sumpf versteckten, Männer schleppen ihn gebunden fort. Der auf dem andern Hügel verborgne Hinterhalt bricht ebenfalls hervor, und überreicht dem Robert seine Rüstung. Wilhelms Leute wollten zwar einen Versuch wagen, ihren Herrn zu befreyen; Robert aber erlegte einen von ihnen und machte dadurch die übrigen so muthlos, daß sie sich unverzüglich zurück zogen. Der betrogne gefangne Maskabel wird auf dieselbe Burg gebracht, die er seiner Tochter zum Heurathsgut mitgegeben hatte. Diese Stadt hatte damals schon ihren eignen Burgvogt, und hieß daher mit Recht Phrurion (Burg). Hier mußte er viele und grausame Mißhandlungen ausstehen. Es ward ihm ein Zahn nach dem andern aus dem Munde gerissen, und auf jeden eine schwere Summe gerechnet, die man ihm abforderte. Als er

endlich keine Zähne und kein Geld mehr hatte, ließ ihm Robert die Augen ausſtechen.

Von nun an ward Robert immer größer an Macht und Reichthum, und gelangte endlich bis zur herzoglichen Würde, und zum Beſitz der ganzen Lombardey, ſamt den angrenzenden Ländern. Seine Politik half ihm, ſich in ſeinem Anſehn zu behaupten, denn er wußte durch tauſend Mittel die Partheyen der Mißvergnügten zu unterdrücken. Bald ſpielte er den gefälligen Hofmann: bald beſänftigte er das Volk durch Geſchenke, oder trieb durch Gewalt der Waffen die Widerſpenſtigen zu Paaren.

Unter jene Kunſtgriffe, wodurch Robert ſeine Macht ſo wohl zu befeſtigen als auch zu erweitern ſuchte, muß man auch den Vorwand zählen, mit dem er ſeinen Einfall in die Kaiſerlichen Lande beſchönigte. Kaiſer Michael hatte ſeinen Sohn Conſtantin mit Helenen, Roberts Tochter, verſprochen. Der junge Conſtantin war ein Meiſterſtück der Natur, von einer Schönheit, als wenn Gottes eigne Hand ihn gebildet hätte. Man wurde bezaubert wenn man ihn nur anſah. Noch immer kann ich mich der Thränen nicht erwehren, wenn ich mich ſeiner nach ſo vielen Jahren erinnere. Aber ich muß dieſe Thränen, die das Gefühl meiner Leiden mir erpreßt, bis auf den Zeitpunkt verſparen, wo ſie mit dem Strome der Erzählung ſich vereinigen können.

Dieſer Jüngling war ſchon ehe ich das Licht der Welt erblickte mit Helenen förmlich verlobt, und der Heurathscontract ſchriftlich verzeichnet, da er ſelbſt noch ein zarter Knabe war. Botaniates erklärte bey ſeiner Thronbeſteigung dieſen Vertrag für ungültig und dadurch reizte er den Vater der verſchmähten Helene zu

einem

einem offenbaren Kriege, den Robert längſt gewünſcht und beabſichtiget hatte.

Auſſerdem will man auch noch, wie ich ſelbſt gehört habe, behaupten, daß ſich ein gewiſſer Mönch, Namens Rάctor I. für den Kaiſer Michael ausgegeben, und in Roberts Schutz begeben habe. Michael kam nach dem Diogenes zur Regierung, er wurde aber bald von Botaniates verdrängt und in ein Kloſter geſteckt, wo er ſich anfangs als Mönch, darauf als Erzbiſchof kleidete, welches er thun mußte, um ſeine Perſon gegen den ſchwachen, wankelmüthigen Botaniates vor empfindlichern Beleidigungen zu decken. Jener Rάctor war alſo nichts als ein Betrüger, der ſeine erdichtete Rolle bloß in der Abſicht ſpielte, um Roberten wider das römiſche Reich aufzuhetzen. Er ſoll ihm, wie man mir erzählt hat, ſein Schickſal auf das kläglichſte vorgeſtellt, und den armen Conſtantin bitterlich beweint haben.

Nach einer andern Sage verhält ſich die Sache wieder ſo. Robert hatte ſchon lange einen Feldzug gegen die Kaiſerlichen im Sinne geführt, war aber immer durch verſchiedne Große ſeines Hofs, ſogar durch ſeine eigne Gemahlin daran verhindert worden, die einen ſo ungerechten Krieg gegen eine chriſtliche Macht nicht zugeben konnten. Aus dieſer Verlegenheit half er ſich durch folgende Liſt. Er ſchickte einige Perſonen, die um ſein Vorhaben wußten, nach Crotona, mit dem Auftrag, ſich dort nach einem Mönch umzuſehen, der eine Wallfahrt nach Rom vorhabe, und dem Aeußern nach viel verſpräche. Es glückte ihnen den Rάctor zu finden, der als ein gewandter, verſchlagner Menſch ſehr wohl in ihren Plan paßte. Nachdem ſie mit ihm völlig einverſtanden ſind, laſſen ſie an Robert ein Schreiben ergehen, worin ſie ihm berichten, daß der

vertriebne Kaiſer Michael zu ihnen gekommen ſey, und um Beyſtand angeſucht habe. Robert legt dieſen Brief ſeinen Großen vor, und erklärt ſich, daß ihn jetzt nichts mehr an einem Kriege hindern könne, zu dem ihn die gerechteſte Sache auffordre. Die Verſammlung läßt ſich täuſchen, und giebt ihm ihren lauteſten Beyfall.

Nun ſpielten Rector und Robert ihre Rollen ſo meiſterhaft, daß es faſt nicht möglich war, den Betrug zu entdecken. Reiche und Arme, zum Theil gelockt durch die goldnen Berge, welche man ihnen verſprach, ſtrömten haufenweiſe auf ſie zu. Robert verließ die Lombardey in Begleitung unzählicher Menſchen, und begab ſich nach Salerno, wo er dem Beylager ſeiner beyden Töchter beywohnte, von denen die eine an Graf Raimund von Barrino, die zweyte an einen ebenfalls ſehr mächtigen Grafen Eudulus vermählt ward. Die dritte war in Conſtantinopel und an Conſtantin verſprochen, der ſie aber ſchon von Kindheit an nicht leiden konnte.

Auch dieſe beyden Heurathen waren wieder nur eine neue politiſche Speculation. Denn Robert verſtand die große Kunſt ſich bey jeder Gelegenheit, und wo kein Menſch es vermuthet hätte, die wichtigſten Vortheile zu verſchaffen.

Ich kann hier unmöglich einen Umſtand übergehen, der nicht wenig zu ſeiner Größe beygetragen hat. Er war der Liebling des Glücks, das ihn mit allen Gütern überhäufte, ſo ſcheel auch die übrigen abendländiſchen Fürſten dazu ſehen mochten. Der römiſche Pabſt (Gregor VII.) bekam Händel mit dem deutſchen Könige Heinrich. Er beſchuldigte ihn, daß er die geiſtlichen Pfründen verkaufe, oder ſie ſchlechten untauglichen Perſonen

ſonen anvertraut. Dagegen warf Heinrich dem Pabſte vor, er habe ſich unrechtmäßiger Weiſe, ohne ſeine Genehmigung auf den päbſtlichen Stuhl geſchwungen, und drohte, ihn ſchimpflich ſeiner Würde zu entſetzen, wenn er ſie nicht freywillig niederlegte. Der Pabſt fühlte ſich durch dieſe Erklärung aufs heftigſte beleidigt. Er ließ die Geſandten des Königs unmenſchlich peitſchen, ihnen Kopf und Bart ſcheeren und — — doch ich verſchweige dieſe Grauſamkeit, um nicht die Schaam zu verletzen, die meinem Geſchlechte und noch mehr meinem Stande geziemt. Handlungen der Art kleiden einen Chriſten gar ſchlecht, und am ſchlechteſten einen Biſchof. Ich verabſcheue ſchon den bloßen Vorſatz dieſes Barbaren, wie viel mehr alſo die That. Selbſt meine Feder und mein Papier ſind mir zu lieb, als daß ich ſie durch Aufzeichnung ſolcher Greuel verunreinigen ſollte. O Zeiten, o Sitten! So weit konnte ſich ein Biſchof herabwürdigen, ein Biſchof, der nach dem ſtolzen Vorgeben der Lateiner, über die ganze Erde gebietet. Schade für ſie, daß dieſes Vorgeben keinen Grund hat. Als der Sitz des Kaiſerthums, der Senat und die ganze Regierung nach Conſtantinopel verlegt ward, fiel auch das Primat des römiſchen Biſchofs dem unſrigen zu. Alle Kaiſer der Reihe nach, und die Synode von Chalcedon haben dieſes Vorrecht des Conſtantinopolitaniſchen Stuhls anerkannt und beſtätigt.

Der römiſche Pabſt hatte ſeine Rache ſo ausgeſonnen, daß der deutſche König es nothwendig fühlen mußte, wen ſie eigentlich angienge. Der Ausbruch des Kriegs war unvermeidlich. Robert hatte bisher mit dem Pabſte nicht im beſten Vernehmen geſtanden. Eine Verbindung zwiſchen dem erſtern und dem deutſchen König würde für den letztern zu fürchterlich geweſen

ſen ſeyn. Um dieſe zu hintertreiben, begab er ſich nach Benevent, und ließ ſich von hier aus mit Robert in Unterhandlungen ein. Endlich kam es zu einer mündlichen Unterredung. Beyde trafen an der Spitze ihrer Armeen mit einander zuſammen, und ſchloſſen einen Vergleich, kraft deſſen der Pabſt ſich anheiſchig machte, dem Robert die königliche Würde zu ertheilen, und ihn in Kriegszeiten mit Hülfstruppen zu unterſtützen. Dagegen verſprach Robert dem Pabſte auf alle Fälle den kräftigſten Beyſtand.

Dieſer Vertrag war weiter nichts als ein leeres Blendwerk, ungeachtet ihn beyde Theile beſchworen hatten. Gregor wußte ſich in der Noth keinen andern Rath, und Robert hatte mit ſeinen Kriegsrüſtungen gegen uns alle Hände voll zu ſchaffen. Sie ſchieden von einander mit dem geheimen Vorſatz, das nicht zu leiſten, was ſie ſich zugeſagt und betheuert hatten. Der eine kehrte nach Salerno zurück: der andre — dieſer abſcheuliche Pabſt gieng mit der Gnade des Geiſtes, mit dem Frieden des Evangelii, als ein Schüler deſſen, der den Frieden brachte, in einen bürgerlichen Krieg. Er zog die Oberhäupter der Sachſen, Landulph und Welko, durch viele Verſprechungen auf ſeine Seite, vorzüglich dadurch, daß er ihnen die Hoffnung vorſpiegelte, ſie einſt zu Königen des ganzen Abendlandes zu machen.

Das Treffen das zwiſchen der päbſtlichen und königlichen Armee vorfiel, war eins der blutigſten, die je gekämpft worden ſind. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie es dabey hergegangen, da über 30000 Menſchen auf dem Platze blieben. Anfangs blieb das Treffen lange unentſchieden. Als aber Landulph fiel, wandte ſich das päbſtliche Heer, und erlitt noch auf der Flucht

eine

eine ſchwere Niederlage. Heinrich, der, weil Landulph, auf dem das meiſte beruht hatte, erlegt war, ſeinen Sieg nicht mit ſonderlicher Eile verfolgte, blieb unterwegs eine Zeitlang liegen, um ſeiner Armee einige Raſt zu geben. Dann aber brach er wieder auf, und gieng geradeswegs auf Rom los. Heinrich ſowohl als Gregor ſchickten nunmehr Geſandte an Robert, die ihn, jeder für ſeinen Herrn, gewinnen ſollten. Robert antwortete auf den Antrag des Pabſtes in folgendem Schreiben.

Ich Robert Herzog von Gottes Gnaden entbiethe dem Pabſt meinem Herrn den Gruß.

„Ich habe gehört daß Feinde in euer Gebiet eingedrungen ſind, und es anfangs nicht glauben wollen, „weil ich dachte, es würde ſich keiner unterſtehn gegen „euch nur die Hände aufzuheben. Einen ſo groſſen, „ſo ehrwürdigen Vater kann niemand anders, als in „einem Anfall von Raſerey beleidigen. Was mich „betrifft, ſo habe ich jetzt einen ſchweren Krieg gegen „ein Volk zu beſtehen, das alle Länder und alle Meere „mit ſeinen Siegen erfüllt hat, und beynahe unüberwindlich iſt. Uebrigens verſichere ich euch meiner tiefſten Ergebenheit, von der ich euch ſchon bey günſtiger „Gelegenheit die ſicherſten Beweiſe geben werde.“

Das war der kurze Beſcheid, den Robert dem Pabſte ertheilte. Die Geſandten Heinrichs fertigte er mit glatten Worten ab, und führte alſo offenbar beyde Mächte hinter das Licht.

Ehe Robert den Feldzug eröffnete, ſtellte er in der Lombardey und Apulien gewaltſame Werbungen an, bey denen kein Alter geſchont wurde. Knaben, zarte Jünglinge und Greiſe muſten ſchwere Rüſtungen an-

legen, durch die ſie bey jedem Schritt zur Erde gezogen wurden. Im ganzen Lande ſah und hörte man nichts als Wehklagen, Seufzen und Thränen. Hier ſchied der Mann von ſeinem Weibe; dort gaben Eltern mit beklommnem Herzen ihrem Sohn den letzten Segen auf den Weg; und dort hieng der Bruder an dem Halſe ſeiner Schweſter, um ihr vielleicht auf ewig Lebewohl zu ſagen. Allen dieſen Vorfällen, bey denen ſich das menſchliche Herz empört, konnte Robert ganz gelaſſen zuſehen, ohne im mindeſten den Gewaltthätigkeiten zu ſteuern. Er ließ die Aushebung ſo lange fortſetzen, bis die gehörige Anzahl Rekruten vollſtändig war. Als dieß geſchah, befand er ſich noch zu Salerno, wo er die Angelegenheiten der Lombardey in Ordnung zu bringen, und die Geſandten abzufertigen hatte: ein anſehnlicher Theil der Armee war aber ſchon nach Hydrunt vorausgegangen. Mit dem Pabſt verglich er ſich ſo weit, daß er ſeinem Sohn Roger, den er zu Apulien als Statthalter zurück ließ, und ſeinem Bruder Boritylas den Auftrag gab, den römiſchen Stuhl auf das kräftigſte gegen künftige Angriffe des deutſchen Königs zu vertheidigen. Seinen jüngern Sohn Bohemund, der ihm in allen Stücken ſo ähnlich war, daß man ihn für den leibhaften Vater halten mochte, ſchickte er mit ſchweren Truppen voraus in die Gegend von Aulon im kaiſerlichen Gebiete. Bohemund eroberte in kurzer Zeit Comini, Jericho und Aulon. Wo er ſich ſehen ließ, bezeichnete er ſeine Schritte mit Feuer und Schwert, und eröffnete gleichſam das traurige Vorſpiel deſſen, was noch nachfolgen ſollte. Endlich brach auch Robert nach Hydrunt auf, wo er einige Tage auf ſeine Gemahlin Gaita warten mußte, die mit ihm in den Krieg zog, ein fürchterliches Weib in ſoldatiſcher Rüſtung. Als ſie angekommen war, gieng der Zug nach Brinduſi, das den bequemſten Hafen in ganz Japygia hat.

hat. Hier blieb er wieder liegen, um die Ankunft aller seiner Truppen und Schiffe nebst dem Gesandten, den er aus Salerno an den Kaiser Botaniates mit einer Kriegserklärung abgeschickt hatte, zu erwarten. In dieser Kriegserklärung gab er, als einen Bewegungsgrund seiner Unternehmungen an, daß Botaniates die Heurath zwischen seiner (Roberts) Tochter und dem kaiserlichen Prinzen Constantin rückgängig gemacht, und diesen letztern von dem Thron gestoßen habe, welche Schmach er jetzt zu rächen bereit sey. Meinem Vater Alexius, damals Großdomestikus und Generalissimus der abendländischen Armeen, überschickte er Geschenke und freundschaftliche Briefe.

Als Raul (so hieß der Gesandte) in Brindisi eintraf, waren schon die mehresten Schiffe ausgelaufen, die Landarmee aber stand noch bey Brindusi, weil sie noch nicht vollzählig war. Die Antwort, welche er aus Constantinopel brachte, war eigentlich keine Antwort. Robert ward darüber noch wüthender, vorzüglich da ihm Raul selbst, wegen des bevorstehenden Krieges, einige Bedenklichkeiten machte, und ihm sein Vorhaben abrieth. „Euer Mönch, sprach er unter anderen, den ihr unter dem Namen des ehemaligen Kaisers Michael bey euch führt, ist doch weiter nichts als ein Abentheurer, mit dem ihr eine Posse spielt; den wahren Michael hab ich in Constantinopel mit eignen Augen gesehen. Er lebt da in einem Kloster, wo ich Gelegenheit hatte, ihn recht genau zu beobachten.“ Ausserdem erzählte er Roberten auch die neuesten Vorfälle, welche sich dort nach seiner Abreise bey der Thronveränderung zugetragen hatten, und suchte diesen Umstand zu benutzen, um ihn auf friedliche Gedanken zu bringen; denn nun saß nicht mehr Botaniates, sondern Alexius auf dem Thron, den er doch ohne die größte Ungerechtigkei-

tigkeit das Vergehen seines Vorgängers nicht entgelten lassen konnte.

Die Freymüthigkeit, mit der Raul zum Herzog redete, hätte ihm beynahe das Leben gekostet. Der Pseudomichael, sonst Rácter genannt, kam vor Zorn ganz ausser sich, als er sahe, daß man ihm so ungescheut die Larve abziehen wollte. Robert hatte schon vorher einen Unwillen auf Rauln geworfen, weil sein Bruder Roger zu den Kaiserlichen übergetreten war, und ihnen von den Kriegsrüstungen Roberts vorläufige Nachricht gegeben hatte. Raul merkte bald, wie wenig Sicherheit hier für ihn sey, und flohe zu Bohemund, der ihn in Schutz nahm. Auch gegen Rogern tobte Rácter aufs heftigste, schrie, schlug sich auf die Hüfte, bat Roberten um die einzige Gefälligkeit, ihm, wenn er Kaiser seyn würde, diesen Menschen auszuliefern, und vermaß sich unter einem hohen Eyde, daß er ihn alsdann mitten in der Stadt wolle aufknüpfen und jämmerlich zu Tode martern lassen. Dieß klingt nun freylich sehr fürchterlich, betrachtet man aber diesen Auftritt beym rechten Lichte, so kann nichts lustiger seyn, als dieses Possenspiel, wo ein Betrüger den andern wissentlich belügt.

Robert kannte seinen Mann sehr gut, aber er fand in ihm das schicklichste Werkzeug, seine herrschsüchtigen Entwürfe zur Ausführung zu bringen. Ein vertriebener Kaiser, der mit ihm verschwägert war, und allenthalben im Pomp aufgeführt wurde, mußte allerdings viel Aufsehn machen, und großen Zulauf erregen. Gieng die Sache nach Wunsch, und hatte Robert erst seinen Zweck durch den Betrüger erreicht, so war auch nichts gewisser, als daß er ihn wieder mit Schimpf und Schande von der Bühne würde abgeführt haben.

Rácter

Rector selbst hatte sich in seine Rolle so verliebt, daß er anfieng zu vergessen, auf welche Nichtigkeit sie gegründet war.

Wir verließen den Robert in Brinduſi, wo er seine ganze Land- und Seemacht versammelt hatte. Die letztere bestand aus 150 Schiffen; die erstere aus 30000 Mann; auf jedes Schiff stiegen 200 Mann mit Pferden und Waffen. Da nunmehr alles in Stand gebracht war, beschloß er nach Dyrrachium zu seegeln. Anfänglich wollte er von Hydrunt nach Nicopolis überfechen, und Naupact mit den dort liegenden Schlöſſern an sich ziehen; weil aber die See da breiter ist als zwiſchen Brinduſi und Dyrrachium, so zog er den letzten Ort vor. Es war nemlich schon Winter und die Tage kurz, daher mußte er einen Weg einschlagen, der sich an Einem Tage zurücklegen ließ, weil es um diese Jahrszeit gefährlich ist, die Nacht über auf offner See zu bleiben.

Es ist merkwürdig, daß er seinen Sohn Roger nicht, wie er vorhin beschlossen hatte in Apulien zurückließ, sondern ihn aus einer mir unbekannten Ursache mit sich nahm.

Da, wo das Adriatische Meer die wenigste Breite hat, segelte er auf die entgegenstehende Küste über, eroberte die feste Stadt Koryphо und alle in der Gegend befindliche Schlösser, schrieb Brandschatzungen aus, und nahm die Geiseln, welche man ihm aus der Lombardey und Apulien schickte, in Empfang.

Damals war Georg Monomachatus Herzog von ganz Illyrien. Als ihm Botaniates diese Würde anbog, hatte er wenig Lust dazu bezeugt; nachher aber, als der Kaiser durch seine zwey Freygelaſſne, Borilus und Germanus (Scythen von Geburt und Georgs abgeſ-

gesagte Feinde) wider ihn eingenommen worden und der Kaiserinn Maria erklärt hatte, er betrachte ihn als einen Feind des Reichs, eilte Monomachatus, von einem Johannes Alanus gewarnt, zum Kaiser, und bat ihn in den schmeichelhaftesten Ausdrücken um diese Stelle. Man bewilligte ihm sein Gesuch ohne den mindesten Anstand zu nehmen. Vielmehr trieben Borilus und Germanus, daß er ihnen nur bald aus den Augen käme, und alles wurde mit einer solchen Eile abgethan, daß er schon den andern Tag von Constantinopel abging. Unterwegs stößt er bey dem so genannten Brunnen, wo die berühmte Kirche der Mutter Gottes steht, auf meinen Vater Alexius, und erzählt ihm mit vielen Thränen sein Unglück. Das gute Vernehmen, sagte er, in dem wir beyde mit einander stehen, hat mir den Neid des Borilus und Germanus zugezogen. Itzt muß ich mich wie ein Verbannter von meinen Freunden und Bekannten trennen, und mir die größten Demüthigungen von jenen elenden Sclaven gefallen lassen.

Das Unglück dieses Mannes ging meinem Vater sehr zu Herzen. Er tröstete ihn, so gut wie er es in den gegenwärtigen Umständen konnte, und versicherte ihn heilig, daß er seine Freundschaft in beständigem Andenken erhalten wollte.

Georg Monomachatus war also in Dyrrachium, als Robert landete und Alexius sich auf den Thron schwang. Er überlegte, was wohl für ihn bey diesem critischen Zeitpunct das rathsamste wäre, und entschloß sich, öffentlich ganz neutral zu bleiben; in geheim aber schien er nichts weniger als friedliche Gesinnungen zu haben. Die Sache verhielt sich so. Alexius berichtete ihm schriftlich seine Gelangung auf den kaiserlichen Thron nebst den Bewegungsgründen, die ihn zu diesem

ſem Schritte vermocht hatten; dabey erſuchte er ihn aufs freundſchaftlichſte, wo er nur könne, Geld auf zu treiben, und es ihm zu überſchicken. Georg ſchickte kein Geld, gab aber dem Geſandten einen Brief mit, worinn er betheuerte, daß er die alte Freundſchaft nicht aufgegeben habe, und ſie noch ferner zu erhalten gedenke. Was das verlangte Geld anbetreffe, ſo wünſche er zwar, ihm recht viel ſchicken zu können, für itzt aber ſey es ihm aus einem ſehr guten Grunde noch nicht möglich. Ich bin (lautete es im Briefe) vom Kayſer Botaniates hier eingeſetzt, und habe dieſem den Eyd der Treue geſchworen. Müßtet ihr nicht ſelbſt eine üble Meynung von mir bekommen, wenn ich mich gleich euern Befehlen unterziehen wollte. Begünſtigt die Vorſehung eure Unternehmungen, ſo ſollt ihr in mir, als eurem ehemaligen treuen Freunde, den treuſten Unterthan finden." Man ſieht, daß Monomachatus nur dieſe Wendung nahm, um weder meinen Vater, noch den abgeſetzten Kayſer vor den Kopf zu ſtoßen. Doch könnte ich ihn, wenn es mich nicht zu weit abführte, der Treuloſigkeit zeihen, da er ſich offenbar in Unterhandlungen mit Roberten einließ, und Dyrrachium an ihn zu verrathen beſchloß. Außerdem machte er ſich auch die Exarchen von Dalmatien, Bodinus und Michaelas, durch Briefe und Geſchenke zu Freunden, um ſich auf jeden Fall den Rücken zu decken.

Was ich bisher erzählt habe, ſoll bloß zu einer Einleitung auf die folgende Geſchichte dienen, in der ich das Leben meines Vaters, ſeitdem er zur Regierung kam, von der guten ſo wohl als fehlerhaften Seite darſtellen werde. Die kindliche Liebe ſoll auf meinen ſchriftſtelleriſchen Charakter nicht ſo weit Einfluß haben, daß ich, ihr zu gefallen, die Wahrheit [illegible].

Zweytes Buch.

Wer ſich über die Abkunft des Alexius belehren will, muß die Biographen dieſes Kayſers nachſchlagen, wo er zugleich über die Geſchichte des Kayſers Nicephorus hinlängliche Auskunft finden wird. Johannes Comnenus (Großvater unſrer Verfaſſerinn von väterlicher Seite) hatte unter andern drey Söhne, Manuel, Iſaac und Alexius. Manuel, der älteſte unter ihnen, erhielt vom Romanus Diogenes, der damals am Ruder der Regierung ſaß, den höſten Oberbefehl über die in Aſien ſtehende Armee und ſein Bruder Iſaac ward zum Herzog von Antiochien erwählt. Beyde waren treffliche Feldherrn, die ihren Ruhm in mehr als einem Siege gegründet haben. Der dritte Bruder Alexius war mein Vater, er wurde in eben dem Rang, den ſein älteſter Bruder hatte von dem damahligen Regenten Michael Ducas gegen den Barbaren Urſel ins Feld geſchickt, mit dem er auch bald fertig ward. Nicephorus, Nachfolger dieſes Kayſers, fand in ihm einen Mann der ganz zum Soldaten beſtimmt ſchien. Er wußte, wie er ſich ſchon bey mehr als einer Gelegenheit unter dem Commando ſeines Bruders Iſaac ausgezeichnet hatte, und gewann daher beyde Brüder ſo lieb, daß er ſie nicht ſelten zur Tafel zog. Dieſe Gnadenbezeugungen waren zu auffallend, um nicht ſehr bald den Neid der übrigen Höflinge aufzuregen; unter denen ich hier vorzüglich die beyden Sclaven Borilus und Germanus nennen will, denen zu ihrem größten Leidweſen auch kein einziger Kunſtgriff gegen dieſe, ihnen ſo verhaßten, Nebenbuhler gelin-

gelingen wollte. Alexius ein noch unbärtiger Jüngling
hatte nicht allein schon Sitz im geheimen Rath, sondern
bekleidete auch sogar die Stelle eines obersten Befehls-
habers über die Armee im Abendlande. Er war, wie
wir vorhin gezeigt haben, ein glücklicher Feldherr, der
auf seinen Zügen Ruhm und Ehre einerntete, der vie-
le Rebellen zu Paaren trieb, und sie als Gefangene
dem Kaiser überlieferte. Alles dieß mußte nun
freylich seinen Neidern ein Dorn im Auge seyn, und
sie nur desto mehr anreitzen ihn nebst seinem Bruder
so bald als möglich zu stürzen. Sie ließen auch, wie
sich leicht erwarten läßt, kein Mittel dazu unversucht.
Bald raunten sie dem Kayser dieß und jenes ins Ohr,
bald sagten sie es ihm gerade zu heraus, bald ließen
sie es ihm durch die dritte Hand stecken. Dieß wirkte
nach Wunsch. Die beyde Comnener sahen sich in kur-
zer Zeit ganz in die Enge getrieben, und fanden kein
andres Mittel mehr sich zu retten, als die Gunst der
Kaiserinn, wozu ihnen die Verschnittenen behülflich wa-
ren, eine Art Menschen, die durch Schmeicheleyen
und allerhand Ränke selbst Felsenherzen nach Gefallen
zu lenken wissen. Dieß Mittel hatte für Isaac den
besten Erfolg, da er ohne dieß bey der Kayserinn in
besondrer Gnade stand und schon längst von ihr zum
Gemahl ihrer Schwester bestimmt war. Unterdessen
aber vergaß er nicht, sich seines bedrängten Bruders
anzunehmen, und sein Anliegen bey der Kayserinn nach
allen Kräften zu unterstützen. Sie liebten sich beyde
unaussprechlich, und jeder nahm an des andern Schick-
sale den wärmsten Antheil. Isaac brachte es in kurzer
Zeit durch Vermittlung der Hofleute so weit, daß sich
die Kayserinn bereitwillig finden ließ, den Alexius an
Kindesstatt anzunehmen, wodurch dieser mit einemmal
aus seiner bedenklichen Lage gerissen wurde. Von nun
an besuchten sie fleißig den Hof, machten dem Kayser

die gewöhnliche Cour, hielten ſich aber immer nur eine kurze Zeit bey ihm auf, um ſogleich zur Kayſerinn zu eilen. Dieß mochte aber ihre Sache nicht beſſer. Bald entdeckten ſie die Schlingen, welche man ihnen von allen Seiten legte, und mußten auf Mittel ſinnen, denſelben zu entweichen. Endlich verfielen ſie auf einen Schritt, der in der gegenwärtigen Lage für ſie wirklich der einzige war. Sie entſchloſſen ſich nemlich bey der erſten beſten Gelegenheit an den Hof der Kayſerinn zu gehen, und ihr das Vorhaben zu entdecken, von dem bis itzt noch kein Menſch etwas erfahren hatte. Aber auch hier fanden ſie Schwierigkeiten; denn ihr Entſchluß war, zu entfliehen, und es kam alles darauf an, ihn nicht vor der Zeit bekannt werden zu laſſen. Wie leicht durfte nicht die Kayſerinn, aus zu ängſtlicher Beſorgniß für beyder Wohl das ganze Geheimniß dem Kayſer verrathen, der bey dem Vorfall nicht gleichgültig bleiben konnte. Dieſer Umſtand gab ihrem Entſchluß gleich eine andere Wendung. Jetzt wollten ſie nicht mehr fliehen ſondern lieber an Ort und Stelle jeden günſtigen Augenblick muthig benutzen. Der Kayſer hatte keinen Erben, und war in einem Alter, das ihm alle Hoffnung benahm, noch einſt Vater zu werden. Er ging alſo damit um, bey ſeinen Lebzeiten einen Thronfolger zu ernennen, und ſeine Wahl fiel auf einen gewiſſen Synadenus. Dieſer noch ſehr junge Menſch, ein Morgenländer von Geburt, ſtammte aus einem ſehr vornehmen Hauſe, und hatte gewiſſe Vorzüge des Körpers und der Seele, die ihm aber doch kein Recht auf die Thronfolge gaben. Der ſchwache Kayſer handelte hier ganz unpolitiſch, und zog ſich dadurch ein ſchweres Ungewitter zu, da er doch billig vielmehr auf die Ruhe und Sicherheit ſeiner alten Tage hätte denken ſollen. Er verſtieß nicht allein gegen ſeinen Stiefſohn Conſtantin, der von Vater und Groß-

vater

vater her gegründete Anſprüche auf den Thron machen konnte, ſondern beleidigte auch ſeine Gemahlinn, die mehr Schonung verdient hätte. Sie verfiel auch wirklich, als ſie das Vorhaben des Kayſers zu merken anfing, in eine Schwermuth, deren Urſache ſie aber keinem entdeckte.

Die Comnener ſahen es der Kayſerinn bald an, daß ſie einen geheimen Kummer auf dem Herzen habe, und hielten dies für die längſt erwünſchte Gelegenheit mit ihr offenherzig zu ſprechen. Bey der Audienz nahm Iſaac auf Anrathen ſeiner Mutter zuerſt das Wort. „Meine Kayſerinn, ſagte er, ihr ſeyd nicht mehr ſo munter, ſo aufgeweckt wie ehedem; gewiß habt ihr etwas auf dem Herzen, das euch deſto mehr quälen muß, weil ihr es niemand zu entdecken waget.“ Darf man wohl, erwiederte die Kayſerinn ſeufzend, einen armen Fremdling fragen, was ihn im Auslande drücke? ich denke ſeine Lage ſey ſchon ſchmerzhaft genug. Ich habe einen Schlag des Unglücks nach dem andern erduldet und muß noch mehrere erwarten.“

Iſaac und Alexius ſtanden betroffen da. Hand in Hand gelegt, und den Blick zur Erde geheftet, vermochten ſie kein Wort hervorzubringen und nahmen endlich in dieſer Beſtürzung mit den gewöhnlichen Ceremonien ihren Abſchied. Den Tag darauf erſchienen ſie wieder, fanden die Kayſerin weit heiterer als das vorigemal, und faßten daher Muth, ſie auf folgende Art anzureden: „Ihr ſeyd unſre Gebieterinn, und werdet uns als eure getreuſten Diener zu allem was ihr wünſcht, bereitwillig finden. Verbannet künftig allen Kummer, der doch nur euer theures Leben verbittert.“ Durch dieſe Verſicherung machten ſie die Kayſerinn ſo offenherzig, daß ſie ihr endlich das Geheimniß abluckten,

und von Stund an ihr völliges Zutrauen gewannen. Das einzige was sie bey dieser Unterhandlung für sich selbst thaten, war, daß sie die Kayserinn um die Gnade ersuchten, es ihnen nie zu verheelen, wenn sie etwa neue Bewegungen unter ihrer alten Gegenparthey merken sollte, damit sie Zeit gewönnen, die gehörigen Maaßregeln zu ergreiffen. Für diese Gefälligkeit gelobten sie ihr den kräftigsten Beystand, und versprachen, alles mögliche anzuwenden, um ihren Sohn in seinen rechtmäßigen Ansprüchen zu unterstützen. Diese Versicherung bekräftigten sie noch mit einem Eyde, und brachen darauf diese Unterredung geschwind ab, um sich nicht durch noch längeres Verweilen verdächtig zu machen. Itzt hatten auch sie ihr Herz erleichtert und konnten nun immer mit dem freyesten Gesichte vor dem Kayser erscheinen. Wenn es ihnen auch nicht immer so wohl war, als man es dem äußern Schein nach vermuthen sollte, so waren sie doch beyde, vorzüglich Alexius, zu große Meister in der Verstellungskunst, als daß sie sich in irgend einem Stücke bloß gegeben hätten.

Unterdessen wurde die Cabale gegen sie immer ernsthafter, und die Kayserin berichtete ihnen, der genommenen Abrede gemäß, alle Kunstgriffe, durch welche man sie bey ihrem Gemahl in Ungnade zu stürzen suchte. Es kam endlich so weit, daß zwey Freygelassene, die am Hofe sehr viel galten, sich vornahmen, die Comnener auf immer aus dem Wege zu räumen. Aber auch dieses ward ihnen verrathen. Sie nahmen deswegen Abrede miteinander, daß sie nicht mehr beysammen, sondern jeder einzeln, einen Tag um den andern, bey Hofe erscheinen wollten, damit wenigstens Einer sich retten könnte, wenn der Andre in die Hände der Feinde fiele. Allein das Glück wollte ihnen besser als diese letz-

leztern es wünschten, und erhob sie über alle diejenigen, welche ihnen den Untergang geschworen hatten. Es kam nemlich um diese Zeit die Nachricht an, daß Cyzicum von den Türken erobert sey. Sogleich ließ der Kayser den Alexius berufen, der sich dann auch in Gesellschaft seines Bruders zu ihm begab. Sie trafen eben um die Mittagszeit ein, und wurden vom Kayser eingeladen, mit ihm an der Tafel zu speisen. Während der Mahlzeit waren sie um ihr Schicksal nicht wenig in Sorgen. Sie selbst saßen von einander getrennt. Alle Herumstehende hatten etwas Finstres in ihren Mienen, etwas ängstliches in ihrem leisen Gespräche, kurz die ganze gegenwärtige Scene schien ihnen auf nichts gewisser, als auf einen verrätherischen Anschlag gegen ihre Personen zu deuten. Sie sahen sich daher mit verstohlnen Blicken an, und wußten nicht wie sie sich aus dieser Verlegenheit ziehen sollten. Ihr Trost war es noch, daß sie gegen jeden kayserlichen Hofbedienten sich von jeher sehr freundlich betragen hatten. Unterdeß kömmt ein Bote und läßt dem Isaac durch den Mundkoch die Nachricht von der Eroberung Cyzicums sagen. Isaac beugt sich etwas über den Tisch und flüstert die empfangene Nachricht seinem Bruder zu.

Nun entdeckten sie auf einmal, woher die traurige Stimmung der Anwesenden rühre, und überlegten, was für einen Bescheid sie dem Kayser geben wollten wenn er sie befragen würde. Dieser trug ihnen endlich die Sache vor, und erhielt von ihnen eine Antwort, die ihn in dieser kritischen Lage nicht wenig beruhigen mußte. Sie versprachen die dem Reich zugefügte Schande wieder auszulöschen und dem Feinde den gespielten Streich tausendfach auf seinen Kopf zurückzugeben.

Von nun an erſchienen die Comnener deſto fleiſſiger bey Hofe, und wandten alles an, um die kayſerlichen Miniſter in ihr Intereſſe zu ziehen. Vorzüglich richteten ſie ihr Augenmerk auf die Kayſerinn Maria, mit der ſie ſchon aus oben erklärten Gründen in der genaueſten Verbindung ſtanden. Ob ſie gleich ihren Feinden ſoviel möglich aus dem Wege zu gehen ſuchten, ſo kannten ſie doch den eingewurzelten Haß derſelben und den Wankelmuth des Kayſers viel zu gut, als daß ſie nicht auf alle Weiſe hätten auf ihre Sicherheit denken ſollen.

Die Freygelaſſenen ſahen nun wohl ein, daß es ihnen auf dem bisherigen Wege nicht recht gelingen wolle, und ſchlugen daher einen andern ein, der geſchwinder zum Ziel führte. Es ward beſchloſſen, die Comnener des Nachts herauszulocken, und ihnen dann unter irgend einem nichtigen Vorwande die Augen auszuſtechen. Zum guten Glücke kam auch dieſe Verrätherey an den Tag: aber nun war auch die Gefahr aufs höchſte geſtiegen, und die äuſſerſte Noth zwang die Comnener, einen verzweifelten Entſchluß zu ergreifen, und in einer Empörung ihre Rettung zu ſuchen.

Alexius, der danals oberſter Statthalter in den Abendländern war, bekam den Befehl, einen Theil der Armee zuſammen zu ziehen und ihn gegen die Agarener zu führen, von denen Cyzicum geplündert worden war. Dieſe Gelegenheit nutzte er und bat alle ihm ergebnen Officiere, mit den Truppen zu ihm zu ſtoßen, welche auch wirklich nach der Hauptſtadt aufbrachen. Unterdeſſen ſtiftete der Freygelaſſene Borilus einen an, der den Kayſer fragen mußte ob Alexius auf ſeinen Befehl ein ſo groſſes Corps verſammle. Der Kayſer ward ſtutzig, ließ den Alexius eiligſt rufen, und verlangte darüber Rechenſchaft von ihm. Dieſer berief ſich

auf

auf die erhaltene Ordre, leugnete aber, daß er die ganze Macht zuſammen ziehe. Die Armee, ſagte er, ſteht durch das ganze Land zerſtreut und kann ſich nur auf verſchiedenen Wegen der Hauptſtadt nahen; wer das nicht weiß, muß freylich glauben daß die ganze Armee im Marſch ſey. Der Kayſer fand ſich dadurch befriedigt und Borilus mußte ſchweigen. Der zweyte Freygelaſſene war nicht ſo geſchäftig, und ließ den Alexius mehr in Ruhe.

Itzt aber da alle Anſchläge zu nichte wurden, nahmen ſie ſich ernſtlich vor, durch ein kühnes Wageſtück den Streich zu beendigen. Man will für gewiß behaupten, Borilus habe nach der Krone geſtrebt, und den Germanus in ſeinen Plan gezogen. Wenigſtens verſprachen ſie ſich ſchon das Beſte, und waren zuverſichtlich und dreiſt genug, nicht einmal einen Schleyer über ihr Vorhaben zu werfen. Ein gewiſſer Alane, der die anſehnliche Würde eines Magiſtri bekleidete, machte ſich, von ihrem Anſchlag unterrichet, noch mitten in der Nacht auf, eilte zu den Comnenern, und erzählte dem Alexius alles, was er davon wußte. Nun war es die höchſte Zeit, dasjenige ins Werk zu ſetzen was ihnen ſchon längſt die Klugheit gerathen hatte. Alexius wußte, daß das Heer den dritten Tag bey Tzurulum eintreffen müſſe (einem Städtchen an der Thraziſchen Grenze gelegen) und dieſer Umſtand ſchien ihm äußerſt günſtig zu ſeyn. Er begab ſich noch um die erſte Nachtwache zum Pacurian, der ein Armenier von Geburt, und ein ſehr beherzter Mann war, entdeckte ihm die ganze traurige Lage, in der er ſich befände, und bat ihn um ſeinen Beyſtand. Pacurian war auch ſogleich bereitwillig mit ihm zu fliehen, jedoch mit dem Bedinge daß ſie ſich noch vor Tages Anbruch entfernten. Sie verbanden ſich darauf endlich zu wech-

ſelſeitiger Hülfsleiſtung, und Alexius fügte noch das Verſprechen hinzu, ihn zum oberſten Statthalter zu ernennen, wenn er Kayſer würde. Von hier gieng er zu einem andern ebenfals ſehr tapfern Mann mit Namen Humpertopulus, (7) brachte auch dieſen bald auf ſeine Seite, gieng dann nach Hauſe, und eilte mit dem frühen Morgen davon. Dieſer Vorfall wurde in einem kleinen Volkslied beſungen, woraus man deutlich einſieht, wie ſehr ihm der große Hauſe ergeben war. Es lautet ungefehr ſo: ſein klug habt ihrs gemacht, mein lieber Herr, am Sonntag, und wie ein Falk flogt ihr davon am Montag..

Mittlerweile war die Mutter der Comnener, Anna Dalaßena, liſtig genug geweſen, dem Kayſer die Entweichung ihres Sohnes zu verheimlichen. Sie hatte den Enkel des Kayſers der Tochter ihres älteſten Sohnes Manuel zum Gemahl beſtimmt, und mußte befürchten daß der Hofmeiſter dieſes jungen Menſchen dem Kayſer alles verrathen würde. Dieſes nun zu verhindern ließ ſie den Abend alle ihre Leute zuſammen kommen, und zwar unter dem Vorwande die Gott geweihten Kirchen zu beſuchen. Keiner konnte hier eine andre Abſicht errathen, weil man ſie von jeher als eine fleißige Kirchengängerinn kannte. Es erſchienen daher alle mit den zum Zuge gehörigen Pferden. Botaniates Enkel, der einen ihm beſonders angewieſenen Theil des Hauſes bewohnte, lag aber mit ſeinem Hofmeiſter in einem tiefen Schlafe. Um die Zeit der erſten Wache, ſchloſſen die Comnener die Thüren zu, weil es ſchon Zeit war, ſich zur Flucht zu rüſten und überreichten ihrer Mutter die Schlüſſel. Den Theil des Gebäudes, in welchem der kayſerliche Enkel ſchlief, verſchloſſen ſie nicht förmlich, weil ſie ihn durch das Geräuſch nicht wecken wollten, ſondern ſchoben nur die Thüren aneinander.

ander. Endlich verſtrich die Nacht, und ehe noch der Tag graute, verlieſſen ſie mit ihrer Mutter, ihren Schweſtern, Weibern und Kindern das Haus, giengen zu Fuß bis auf den Conſtantinsmarkt, und ſchieden hier von einander. Die beyden Brüder eilten zum Blachernischen Schloß, (8) die übrigen begaben ſich mit aller Geſchwindigkeit auf den Weg nach der Sophienkirche. Unterdeß war der Hofmeiſter des jungen Menſchen erwacht, hatte ſogleich Verdacht geſchöpft, und ſich mit einer brennenden Fackel auf die Straße begeben.

Hier hohlte er die Flüchtlinge ohnweit der Kirche der 40 Heiligen ein. Dalaßena erblickt ihn, und fällt geſchwinde auf einen Vorwand, mit dem ſie ihre Unternehmung beſchönigt. Wir ſind, ſprach ſie, beym Kayſer eines Verbrechens halber unſchuldig angeklagt, und ſuchen daher unſern Schutz in den Gotteshäuſern. So bald es heller Tag iſt, wollen wir uns ſelbſt vor dem Kayſer ſtellen. Ihr guter Freund, müßt ſo gefällig ſeyn, und den Thürhütern unſre Ankunft melden. Der Hofmeiſter ging ſeinem Auftrage gemäß fort, ſie ſelbſt aber langten bey der Kirche des Biſchofs Nicolaus an. Dieſe Kirche liegt neben der großen, iſt gleichſam als ein Theil derſelben anzuſehen, und heißt auch ſchlechtweg die Freyſtätte, weil ſie ſchon vor Alters zum Zufluchtsort für Verbrecher beſtimmt geweſen war. Man hatte, wenn ich nicht irre, die Abſicht, den Unglücklichen, der dieſen Ort erreichte, vor der geſetzlichen Strafe zu ſchützen, denn ehemals begegneten Könige und Kayſer ihren Unterthanen mit vieler Schonung. Als ſie ankamen, wurden ſie nicht ſogleich vom Kirchendiener eingelaſſen, ſondern erſt befragt, wer ſie wären, und woher ſie kämen. Es ſind morgenländiſche Frauen, antwortete einer aus dem

Gefolge; ſie wollen, weil ihnen das Geld ausgegangen iſt, nur einige Augenblicke in der Kirche verweilen, und dann gleich wieder umkehren. Der Mann glaubte es, und ließ ſie hinein.

Den folgenden Tag berief der Kayſer den Senat, in welchem er, wie man leicht vermuthen kann, heftig gegen den Alexius loszog. Darauf ließ er die Frauen durch zwey Abgeordnete (Straboromanus und Euphemianus) vor ſich fordern. Dalaßene erzählte ihnen die Urſache, durch die ihre Söhne zu dem gegenwärtigen Schritt genöthigt wurden, und bat um Kayſerlichen Schutz gegen die unmenſchlichen Verfolger. Sie ſelbſt aber wollte nicht eher fort, als bis ſie in der großen Kirche gebetet hätte. Dieſes fromme Verlangen ward ohne Verzug bewilligt. Sie gieng alſo in Begleitung der beyden Abgeordneten langſam, und gebückt, theils vor Gram und Alter, theils aus Verſtellung. Als ſie ſich dem Allerheiligſten (e) näherte beugte ſie zweymal ihre Knie, dann warf ſie ſich zum drittenmal hin auf die Erde, umfaßte die heiligen Thüren, und ſchrie daß ſie nicht eher von der Stelle gehen wolle, bis ihr der Kayſer zum Zeichen ihrer Sicherheit ein Kreutz ſchicken würde. Straboromanus bot ihr das Kreutz an, welches er auf der Bruſt trug; ſie ſchlug es aber aus, weil Er es nicht ſey, der ſie ſchützen könne, und weil ſie ohnedem ein recht großes Kreutz haben müſſe, um es jedermann wiſſen zu laſſen, daß ihr der Kayſer geſchworen habe. Mittlerweile wurden die Kirchthüren der Morgenandacht wegen eröffnet, und bey der Gelegenheit war auch die Gemahlinn Iſaacs hinein gekommen, welche ebenfalls verſicherte, daß ſie, ſollte es auch das Leben koſten, unter keiner andern als dieſer Bedingung von der Stelle gehen würde.

Eine

Eine ſo herzhafte Sprache, und die Furcht vor einem Auflaufe nöthigten jene unverrichteter Sache zurückzukehren. Der Kayſer, gutmüthig von Natur, und leicht zu lenken, ſandte ihr das verlangte Kreuz mit dem Verſprechen, ſich nicht an ihrer Perſon zu vergreiffen. Hierauf ward ſie mit ihren Töchtern und Schwiegertöchtern in ein Frauenkloſter geführt, wohin auch die Gemahlin des Caſar Johannes, (9) aus der Kirche zu Blacherne abgeholt wurde. In dieſer Verwahrung lebten ſie, ohne weitere Kränkung zu erdulden; denn für die Sicherheit ihres Eigenthums hatte der Kayſer die gemeſſenſten Befehle gegeben, und ihre Wächter waren durch allerhand Gefälligkeiten ſo ſehr auf ihre Seite gebracht, daß ſie ihnen täglich die neueſten Nachrichten von dem Zuſtand der entfloheuen Prinzen brachten.

Dieſe hatten nach der Trennung von den Ihrigen ſchleunig das Blacherner Thor ereilt, und aufgeſprengt, ſodann aus dem Kayſerlichen Stall einige Pferde gezogen, und die übrigen an den Hinterfüſſen gelähmt. Von da ritten ſie zu dem, nahe vor der Stadt gelegenen Kloſter Cosmidion, entdeckten ſich der Gemahlinn Cäſars, die ſich daſelbſt aufhielt und zwangen ihren Schwiegerſohn Georg Paläologus, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache zu machen; denn bis jetzt waren ſie, aus dem Grunde weil ſein Vater zu gut mit dem Kayſer ſtand, gegen ihn zurückhaltend geweſen. Auch itzt war ihm noch nicht viel zu trauen. Er ſträubte ſich ſehr, und wollte von ihrem Vorſchlage nichts wiſſen, mußte aber doch endlich den Vorſtellungen ſeiner Schwiegermutter nachgeben. Das einzige was ihm noch im Wege ſtand, war der Gedanke, wie es ſeiner Schwiegermutter Maria, und ſeiner Gemahlinn Anna ergehen werde. Die erſte ſtammte aus einem edlen

Bulgarischen Geschlechte, und war die schönste Dame ihrer Zeit. Nach einigen Bedenklichkeiten ward er mit Alexius einig, sie in die Kirche der Mutter Gottes zu Blacherne in Verwahrung zu bringen. Als sie auch hiemit fertig waren, eilten die Comnener weiter, ließen aber den Paläolog bey dem vorhin genannten Kloster, um ihm Zeit zu lassen, seine beweglichen Güter, die er daselbst niedergelegt hatte, mit dem Fuhrwerk der Mönche fortzuschaffen. Endlich trafen sie alle auf den bestimmten Sammelplatze bey der Armee ein. Von hier schickten sie einen Boten an den Duca, Johannes Cäsar, der sich auf seinen Gütern zu Morobund aufhielt. Des Morgens früh, ehe er noch aufgestanden war, hält der Bote beym Schloß. Cäsars Enkel, ein sehr junger Knabe, wird ihn gewahr, hört seinen Antrag, und läuft geschwind zum Cäsar, um ihn davon zu benachrichtigen. Cäsar will es anfangs gar nicht glauben, wird aber bald eines bessern überzeugt, als sein Enkel zum andernmal wiederkommt und ihm aus dem Munde des Boten folgende eigne Worte der Comnener überbringt: „Wir haben ein Mahl bereitet, dem es nicht an Würze fehlt. Wollt ihr mit kosten, so kommt flugs herüber." Dieser Antrag war ein Donnerschlag in seinen Ohren. Er stellte sich ganz ungebehrdig, mußte aber doch zuletzt dem Strome folgen, und sich zu Pferde setzen. Unterwegs traf er auf einen Menschen, der einen Transport Geldes an die kayserliche Schatzkammer nach der Hauptstadt führte. Diesen nöthigte er, mit ihm zu übernachten, ließ ihn aufs beste bewirthen, und nahm ihm dafür am folgenden Morgen seine Ladung ab. Dem armen Mann, der sich nicht getraute, mit leerer Hand in die Stadt zu kommen, und auch nicht ohne Gefahr den Rückweg antreten konnte, weil durch den Aufruhr schon alles in Verwirrung gesetzt

ßt war, blieb nichts übrig, als ſelbſt zu dem Cäſar berzugehen.

Dieſer ſetzte nun ſeinen Weg weiter fort, und ſtieß uf einen Haufen Türken, die ſchon über den Eurus egangen waren. Er fing mit ihnen Unterhandlungen n, und brachte ſie in kurzer Zeit durch allerhand Ver- prechungen ſo weit, daß ſie ſich durch einen Eyd mit hm verbanden. Nachdem er zur größten Freude der Comnener das Lager erreicht hatte, gab er ihnen gleich en Rath in aller Eile gegen die Hauptſtadt aufzubre- hen. Dieß geſchah, und allenthalben wo der Zug urchgieng, wünſchte man dem Alexius zur Kayſerwür- e Glück, die Einwohner von Oreſtias ausgenommen, ie den Vorfall mit dem Briennius noch immer nicht erſchmerzen konnten. In Athyra wurde Raſttag ge- olten, von da gieng die Armee nach Schiza einem hraziſchen Flecken, wo ſie ein Lager ſchlug.

Itzt war alles voll Erwartung, wer von den beyden Comnenern zum Kayſer würde ausgerufen werden. Je- er hatte ſeinen eignen Anhang, Alexius zwar einen ürkern, doch war Iſaacs Parthey immer noch ſtark nug, daß ſehr leicht Aufruhr und Blutvergießen un- r ihnen hätte entſtehen können. Für den Alexius timmten alle Verwandte von Seiten ſeiner Gemahlinn t äſar Johannes, deſſen Enkel, Michael und Johan- es, und Georg Paläologus, der ihre Schweſter zur he hatte. Dieſe wandten alle nur erſinnliche Mühe n, um den Abſichten des Alexius beförderlich zu ſeyn, nd brachten auch in der That ihre Gegenpartzey bald m Schweigen. Demungeachtet behandelte Alexius inen Bruder mit aller Schonung, vorzüglich da er ch überzeugt hatte, wie wenig von demſelben zu fürch- n ſey.

So verging denn die Zeit, ohne daß etwas in der Sache gethan wurde, bis sich endlich das Heer um das Gezelt versammelte, und Isaac selbst auftrat, um seinem Bruder den purpurnen Pantoffel anzulegen. „Laß es immer geschehen Bruder, fing er an, als er sah, daß Alexius sich weigerte, die Vorsehung will durch dich unser Haus in seine alten Rechte wieder einsetzen.“ Er erinnerte ihn an den Ausspruch eines Wahrsagers, der ihnen einsmals auf der Straße erschienen, als sie vom Kayserlichen Palast nach Haute reiten wollten, und den Alexius mit dem Spruche aus den Psalmen angeredet hatte: Auf und regiere mit Sanftmuth und Güte, Kayser Alexius! (Ob dieß ein Mensch oder ein überirrdisches Wesen gewesen sey, läßt sich nicht bestimmen. Er verschwand so plötzlich, als er erschienen war. Alexius sprengte zwar mit verhängtem Zügel in der Gegend umher, konnte aber nicht das geringste entdecken. Er legte sich hernach selbst die Erscheinung als ein bloßes Spiel seiner Phantasie aus, fand aber doch bey ernsterm Nachdenken, daß der Mann viele Aehnlichkeit mit dem Evangelisten Johannes gehabt habe.)

Kurz, das Zureden und Weigern von beyden Theilen dauerte so lange, bis sich endlich Alexius ergab, worauf die Armee sehnlichst gewartet hatte. Auf diese Handlung folgte ein allgemeiner Zuruf der gesammten Armee. Den Anfang machten die Ducas, deren Zuneigung er schon darum besaß, weil er aus ihrer Familie die Irene geheyrathet hatte. Sehr sonderbar war es, daß selbst diejenigen, die noch vor kurzem seine größten Gegner gewesen waren, itzt mit einem mal ihre Gesinnungen veränderten.

Unterdessen verbreitete sich das Gerücht, daß Mesisseuus bis Damalis (10) vorgedrungen, und zum Kayser ausgerufen sey. Es trafen auch bald Gesandte

von

von demſelben ein, welche dieſe Begebenheit außer Zweifel ſetzten, und den Comnenern den Antrag thaten, ihren Herrn im Beſitz von Aſien zu laſſen, wofür er dem Alexius die Abendländer abtreten wolle. Dieſer Vorſchlag wurde verworfen und die Geſandten auf den folgenden Tag vertröſtet, wo man ſie mit der Antwort entließ, daß dem Meliſſenus geſtatten ſeyn ſolle, alle Zeichen der Kayſerlichen Majeſtät, und außerdem die große Stadt Theſſalonich zu behalten, eben die, worinn ſich die Kirche des heiligen Demetrius befindet, aus deſſen Sarge der köſtlichſte Wunderbalſam fließt. Die Abgeordneten waren zwar mit dieſer Antwort nicht zufrieden; da ſie aber die großen Zurüſtungen zur Belagerung der Stadt ſahen und befürchten mußten, die Comnener würden, wenn ſie die Stadt erobern ſollten in einem noch höheren Tone reden, ſo verlangten ſie daß ihnen eine ſchriftliche Beſtätigung nach allen Formalitäten über den getroffenen Vergleich ausgefertigt würde. Alexius läßt ſeinen geheimen Secretär Georg Manganes, der bey der ganzen Unterhandlung die Geſchäffte beſorgt hatte, kommen, und giebt ihm den Auftrag die verlangte Urkunde abzufaſſen; dieſer aber zögert unter dem nichtigſten Vorwand von einem Tage zum andern. Nachdem nun alles ſo weit in Richtigkeit gebracht war, brach die Armee auf, um Conſtantinopel, das ſchon vorher durch leichte Truppen beunruhiget ward, förmlich zu belagern; Areka ward ſogleich eingenommen. Dieſer Ort, mitten im Felde auf einer kleinen Anhöhe ohnweit Conſtantinopel erbaut hat die See auf der einen und die Stadt auf der andern Seite; die beyden übrigen ſind gegen Norden und Oſten gekehrt. Er kann von allen Winden beſtrichen werden, hat ſchönes immer fließendes Waſſer, aber durchaus Mangel an Bäumen und Kräutern. Seine Lage gefiel dem Kayſer Diogenes Romanus ſo

ſehr,

sehr, daß er sich hier zu seinem Vergnügen einige Gebäude anlegen ließ.

Botaniates war in der verzweifeltesten Lage. Hier rückten die Comnener mit einer ansehnlichen Armee vor die Stadt: dort bey Damalis stand Nicephorus Melissenus an der Spitze eines eben so fürchterlichen Heeres. In Konstantinopel war alles voll Schrecken, jeder hielt die Stadt für so gut als verlohren. Indessen merkten die Comnener nur zu gut, daß es mit der Eroberung nicht so leicht gehen würde. Ihr Heer war ein Gemisch von Einheimischen und Fremden, denen man nie völlig trauen kennte, und deswegen schien es rathsamer sich durch Verrätherey den Weg in die Stadt zu bahnen. Alexius überlegt dieses die ganze Nacht hindurch; früh Morgens, entdeckt er dem Cäsar seinen Plan, und bittet ihn mitzukommen, um die Festungswerke nebst den darauf postirten Wachen zu recognosciren. Diesar ging ungern daran, denn in Constantinopel waren noch sehr viele, die sich erinnerten, ihn ehmals in einer Mönchskutte gesehen zu haben, vor denen er sich also nicht durfte blicken lassen, ohne ihrem beissenden Spotte ausgesetzt zu seyn. Es geschah auch wirklich, wie er befürchtet hatte. Kaum hatten ihn die Soldaten auf der Mauer bemerkt, so riefen sie ihm alle Mönch, Mönch! entgegen. Er aber achtete es nicht, sondern dachte nur darauf, seinen Zweck zu erreichen und auszukundschaften, wo und wie die verschiedenen Truppen durch die Festung vertheilt seyen. Nachdem er hierüber die nöthige Erkundigung eingezogen hatte, gab er dem Alexius den wohlgemeinten Rath, sich weder mit der Legion die den Namen der Unsterblichen führte, und ganz auf römischen Fuß eingerichtet war, noch mit den Varangern, 11) einem aus Thule abstammenden Volke, in Unterhandlungen einzulassen. Die erstere, stell-

te

er ihm vor, beſtehe aus lauter Landskindern, welche
her Leib und Leben aufopfern, als eine Untreue gegen
ren Fürſten begehen würden, die andern wären von
her im Dienſte unerſchüttert geblieben, und hätten
eswegen nach einem uralten Vorrechte jederzeit die
eibwache des Kaiſers ausgemacht. Es ſey ihm alſo
ichts übrig, als bey den Namitzen einen Verſuch zu
agen, der ihm aller Wahrſcheinlichkeit nach gelingen
ürde. Dieſem zu Folge ſchickte er einen Abgeordne-
n an den General der Namitzen (12), um mit ihm
egen der Uebergabe der Stadt in Unterhandlungen
u treten, die dann auch bald glücklich beendigt
urden.

Bis itzt waren die Geſandten des Meliſſenus noch
icht abgefertigt worden, und drangen alſo deſto hefti-
er auf die Auslieferung der Urkunde. Manganes
em es nie Ernſt geweſen war ſie je auszufertigen, ver-
cherte, daß die Schrift zwar fertig ſey, bedauerte aber,
aß er die Büchſe nicht finden könne, in der die Mate-
alien lägen, mit denen ſie beurkundet werden müſſe.
Man begreift leicht, daß dieß weiter nichts als ein
unſtgriff vom Manganes war, der befürchtete, Me-
ſſen mochte ſich, wenn er dieſe Urkunde allzu früh er-
ielte mit dem bewilligten Kaiſertitel nicht zufrieden ge-
en, und Luſt bekommen weiter um ſich zu greifen.
Die Geſandten merkten wohl, daß man es nicht redlich
it ihnen meyne, verſuchten es aber doch noch einmal,
it ihrem Geſuch einzukommen, und zwar gerade um
ie Zeit, da die Armee im Begriff war in die Stadt zu
ücken. Allein itzt hatten die Comnener gewonnen
Spiel und gaben alſo eine Entſcheidung von ſich, wie
an ſie unter den gegenwärtigen Umſtänden leicht er-
arten konnte: Wenn Meliſſen, hieß es, ſich ſelbſt
u uns bemühen will, ſo wollen wir ſchon einen Ver-

gleich zu Stande bringen, durch den beyde Theile zufrieden gestellt werden.

Die Eroberung Constantinopels durch Alexius geschahe im April des Jahres 1089, und war von Gewaltthätigkeiten begleitet, wie man sie von einem undisciplinirten, aus so vielen Völkern zusammengerafften Heere erwarten konnte. Alles ward mit Rauben und Plündern erfüllt, nichts, selbst nicht das Heiligste in den Kirchen ward verschont, und zu dem gräßlichen Schauspiel fehlte nichts, als daß auch noch Blut geflossen wäre.

Schon vor Eroberung der Stadt hatte der alte Kaiser alle Hoffnung aufgegeben, sich gegen zwey Feinde halten zu können, und daher den Entschluß gefaßt, mit Meliſſen in Unterhandlung zu treten. Aber erst jetzt, da es schon aufs äusserste gekommen war, machte er Anstalt, ihn zu sich kommen zu lassen. Er schickte zu dem Ende einen von seinen Getreuen ab, um auf der Flotte die Veranstaltung zu treffen, daß die Truppen des Meliſſen übergesetzt würden. Aber auch dieser Anschlag wurde, ehe noch der Bote die Flotte erreicht hatte, vernichtet. Georg Palälog, der Mittel gefunden hatte, sich in das Schiff einzuschleichen, auf welchem der Bote fuhr, wiegelte hier ohne viele Mühe die Ruderknechte auf, fuhr dann zur Flotte, die er gleichfalls in kurzer Zeit auf seine Seite brachte, seegelte mit ihr nach der Burg zurück, und ließ die Matrosen ans Land steigen, um auf alle Weise die Ueberfahrt der feindlichen Truppen zu verhindern.

Alle diese Unglücksfälle zusammen machten den Botaniates völlig kleinmüthig, ob ihm gleich Nicephorus Palälogus, Georgs Vater, versicherte, daß es ein leichtes seyn würde, das Gesindel des Alexius, so

wie

wie es ohne alle Ordnung in der Stadt herumschweife, zum Thor hinaus zu jagen, sobald er nur seine alten tapfern Soldaten gegen sie schicken wolle. Der Kaiser mochte davon nichts wissen, sondern drang darauf, den Streit in Güte auszumitteln, zu welchem Ende er dem Alexius folgenden Vergleich anbieten ließ. Alexius sollte wirklicher regierender Kaiser seyn, er selbst verlange für sich weiter nichts, als den leeren Titel, und die Ehrenbezeugungen, welche diesem Namen gebührten. Die Comnener schienen nicht abgeneigt dem alten Kaiser, der in der That nichts als Ruhe und Sicherheit für den Rest seines Lebens wünschte, hierin zu willfahren, und würden gewiß nachgegeben haben, wenn sich der Cäsar nicht hartnäckig dagegen gesetzt hätte.

Unterdessen hatte Borilus, der während dieses Aufruhrs nicht müssig gewesen war, ein starkes Corps in der Stadt zusammengezogen, welches wahrscheinlich dem Alexius den Sieg wieder aus den Händen würde gerissen haben, wenn sich nicht der Patriarch (auf Cäsars Anstiften, wie einige wollen) noch zur rechten Zeit ins Mittel geschlagen, und dem Kaiser vorgestellt hätte, sich lieber ganz des Throns zu begeben, als einen Tropfen Bürgerblut zu vergießen. Der tiefgebeugte Greis folgte seinem Rathe und floh in die große Kirche, mußte aber unterwegs die Kränkung erdulden, daß Borilus ihm den kaiserlichen Schmuck, den er in der Zerstreuung abzulegen vergessen hatte, vom Leibe riß und dabey spöttisch sagte: Herr, jetzt steht euch dieses ungemein gut.

Drittes Buch.

Kaum war der kaiserliche Palast in den Händen der Komnener, so giengen auch schon zwey Abgeordnete an den Kaiser ab, die ihn in ein Kloster brachten, und nicht eher verließen, als bis er sich die Tonsur hatte geben lassen. Der unglückliche Greis ergab sich auch bald in sein Schicksal, und bedauerte nur den Verlust seiner schönen Tafel. Unterdessen blieb die Kaiserin mit ihrem Sohne, den sie von ihrem vorigen Gemahl Michael Ducas hatte, im Palast zurück, und die Lästerung will von einem geheimen Liebesverständniß wissen, das sie so sicher gemacht haben soll. Die wahre Ursache ihres Bleibens aber war wohl diese, daß sie, als eine Fremde, außer den Komnenern, die ihr in mehrerem Betracht so viel schuldig waren, weder Freunde noch Verwandte um sich hatte, denen sie sich füglicher hätte anvertrauen können. Dazu kam noch die Liebe für ihren, damals siebenjährigen, Sohn, den sie aus zärtlicher Sorgfalt nicht von ihrer Seite lassen wollte.

Demungeachtet verbreitete sich nicht allein jenes Gerücht, sondern man wollte es auch schon für ausgemacht halten, daß der neue Kaiser sich mit ihr vermählen werde. Die Ducas besaßen zuviel Verstand, um an dieses Mährchen zu glauben, mußten sich aber doch vor des Alexius Mutter, die ihrer Familie nie wohl gewollt hatte, in Acht nehmen. Gleich denselben Tag, als Georg Paläolog mit der Flotte im Hafen hielt, um dem Kaiser den gewöhnlichen Zuruf zu bringen, geschah ein Vorfall, der sie in ihrer Furcht bestärkte, und bey

andern

ndern den Verdacht gegen die Kaiserin Maria noch
ahrscheinlicher machte. Es schrieen ihm nämlich einige aus dem Schlosse zu, er sollte sich ja nicht unterstehen, den Namen der Irene, der Gemahlin des Alexius, mit zu nennen. Georg antwortete ihnen aber in gerechtem Zorn: „Was wir gethan haben, thaten wir nicht für euch, sondern für eben diese Irene."

An diesem Vorfall war wenigstens Alexius unschuldig, der sich vielmehr aufs eifrigste bestrebte, Ruh und Sicherheit wieder herzustellen, und vorzüglich dem Unheil abzuhelfen, das noch immer durch seine Truppen angerichtet wurde. Man kann sich leicht vorstellen, daß er hierbey mit aller Behutsamkeit und Klugheit zu Werk gehen mußte, um nicht durch strenge Vorkehrungen das ausgelassene Raubgesindel wider ihn selbst aufzuhetzen. Cäsar Johannes hingegen wandte alle Kunstgriffe an, um die Kaiserin Maria mit guter Art aus dem Palast zu locken. Nachdem er den Patriarchen Cosmas für seinen Plan gestimmt hatte, um sich von dieser Seite gegen die Mutter der Komnener zu decken, so bot er seine ganze Beredtsamkeit auf, die Maria zu bewegen, daß sie für sich und ihren Sohn einen Schutzbrief von dem neuen Kaiser auswirkte, und alsdann den Palast räumte. Sie war ihm zuviel schuldig, als daß sie nicht seinen Vorstellungen hätte folgen sollen. Denn nur ihm allein hatte sie ihre Vermählung mit dem Kaiser Botaniates zu danken, und es war ihr nicht unbekannt, wieviel Schwierigkeiten er überwinden mußte, bis ihm diese Verbindung gelang. Maria fand sich also wirklich bereit, seinem Vorschlage zu folgen. Ehe sie aber noch den Palast verlassen hatte, ward Alexius vom Patriarchen Cosmas gekrönt, ohne seine Gemahlin an dieser Ehre Theil nehmen zu lassen. Die Ducas fanden sich dadurch

äusserst beleidigt, und drangen mit aller Gewalt auf die Krönung der Irene.

Es lebte damals ein Mönch in Constantinopel, der ohnweit der großen Kirche seine Behausung hatte, und in einem großen Rufe der Heiligkeit stand. Er wußte sich bey Alexius Mutter durch hohe Verheißungen einzuschmeicheln, die dieser ohnehin sehr herrschsüchtigen Dame nicht anders als willkommen seyn mußten. Sie machte ihm dafür Hoffnung zu dem patriarchalischen Stuhl, erklärte sich laut gegen den damaligen Patriarchen, und ließ diesem durch einige dazu abgerichtete Personen unter der Hand einen Wink geben, er möchte aus Erkenntniß seiner eignen Schwäche seine Entlassung fordern. Cosmas merkte wohl, woher das alles komme, schwur aber heilig, nicht eher seine Würde niederzulegen, als bis Irene gekrönt sey, welches dann auch wenige Tage nachher geschah. Er dankte bald darauf ab, und gieng in ein Kloster. Sein Nachfolger war der vorhin erwähnte Mönch, Eustratius.

Während dieser Vorfälle beschäfftigte sich Alexius damit, Titel und Würden am Hofe auszutheilen. Er bestätigte z. B. dem Nicephorus Melissenus den kaiserlichen Titel, erfand für seinen ältern Bruder Isaak einen neuen, nämlich den Titel eines Sebastocrator (13), der ihm den nächsten Rang nach dem wirklichen Kaiser gab. Der Kaiserin Maria versprach er vollkommnen Schutz, erlaubte ihrem Sohne (der unter der vorigen Regierung, zwar nicht gemeine und schwarze, aber doch nur seidne mit einigen Blumen gewirkte Schuhe tragen durfte) purpurne Schuhe anzulegen, sich einer Krone, nebst des kaiserlichen Titels zu bedienen, und Antheil an der Regierung zu nehmen. Nach diesem getroffenen Vergleich zog Maria unter

einer

einer ehrenvollen Begleitung aus dem kaiserlichen Palaste.

So hatte denn Alexius alles in Richtigkeit gebracht, bis auf den einzigen Punct, der einem Manne von so zartem Gefühl für Religion und Tugend gewiß nicht unwichtig seyn kann. — Er fühlte Gewissensbisse wegen der unzähligen Greuel, die bey der Einnahme Constantinopels verübt worden, und glaubte seine Regierung nicht mit Segen eröffnen zu können, so lange er nicht das geschehene Böse, so viel in seinem Vermögen stünde, wieder gut gemacht hätte. In dieser Herzensangst ließ er auf Anrathen seiner Mutter den Patriarchen Cosmas, (der damals seine Würde noch nicht niedergelegt hatte) nebst einigen Mönchen und den vornehmsten Mitgliedern der heiligen Synode zu sich rufen, stellte sich denselben als einen reuigen Sünder dar, legte ihnen eine aufrichtige Beichte seiner Vergehungen ab, und unterwarf sich im voraus jeder Züchtigung, die sie über ihn erkennen würden. Diese Synode aber fand für gut, nicht ihn allein, sondern zugleich alle seine Freunde und Verwandte, die an der Verschwörung Theil genommen hatten, mit der Kirchenbuße zu belegen. Alle waren dazu willig und bereit, und hatten dabey noch den Trost, daß ihre Gemahlinnen freywilligen Antheil an ihrer Büßung nahmen. Vorzüglich zeichnete sich der Kaiser in seinen Bußübungen aus. Er zog ein grobes härnes Tuch auf den bloßen Leib an, und schlief vierzig Tage hindurch, den Kopf auf einen Stein gestützt, auf der bloßen Erde.

Nach Verlauf dieser Zeit ergriff Alexius wieder getrost die Zügel der Regierung. Sein Verhaben war, seine Mutter so tief in die Staatsgeschäffte zu verwickeln, daß sie endlich von ihrer Unentbehr-

lichkeit überzeugt, ihrem Hange zum Kloſterleben entſagen möchte; dabey aber mußte er doch die Vorſicht gebrauchen, ihr nicht vor der Zeit ſeinen Entſchluß merken zu laſſen. Er legte es daher ſo künſtlich an, daß ſie ſich am Ende gefangen ſah, und aus Liebe für ihren Sohn das Ruder des Staats nicht mehr aus den Händen legte.

Bald erſchien auch die Gelegenheit, wo er ſich ihres Beyſtandes kräftig bedienen konnte. Noch vor Ausgang deſſelben Jahres that Robert einen feindlichen Angriff, und zwang den Alexius, ſich mit ſeiner Armee in Bewegung zu ſetzen. Weil nun ſeine Gegenwart im Felde nöthig war, ſo übertrug er ſeiner Mutter, mit Ausſchluß aller Andern, unumſchränkte Gewalt in öffentlichen Geſchäfften, und beſtätigte ihr dieſelbe durch folgende Urkunde.

„Nichts übertrifft die Zärtlichkeit einer Mutter, die „für das Wohl ihrer Kinder ſorgt. Auf ihren Schutz „kann man bauen, wenn Gefahren und andre Unglücks„fälle drohen. Der Rath, den ſie giebt, iſt wohlüber„legt und ſtandhaft, ihre Gebete und Wünſche ſind „ſichere Stützen und unüberwindliche Wächter. Dieſe „Wahrheit hab ich an dem Beyſpiel meiner nie genug „zu verehrenden Mutter beſtätigt gefunden, der ich „Leben und Erziehung von Kindesbeinen an zu verdan„ken habe. Sie erleichterte mir die Laſt meiner Re„gierung, und nahm an den Beſchwerlichkeiten derſel„ben keinen geringen Antheil. Jetzt, da ich gegen den „Feind anrücken ſoll, und alle Hände voll mit Kriegs„rüſtungen zu thun habe, kann ich unmöglich die Be„ſorgung der übrigen Staatsgeſchäffte und die Verwal„tung der Gerechtigkeit in meinem Lande bey Seite „ſetzen. Darum vertraue ich beydes der Aufſicht mei-

„ner

„ner vielgeliebten Mutter an, und theile ihr, kraft ge„genwärtiger Urkunde, unumschränkte Vollmacht mit, „so daß alles, was sie entscheidet, anordnet und be„fiehlt, angesehen werde, als wenn es von mir geschе„hen sey.“

Man wird in der That über diesen Schritt des Alexius erstaunen, durch den er alle Macht seiner Mutter übertrug, und sich selbst mit dem leeren Titel begnügte. Vielleicht wird man es ihm zum Vorwurf anrechnen, daß er sich selbst den Gefahren des Kriegs aussetzte, um ein Weib an die Spitze des Staats zu stellen. Aber alle diese Bedenklichkeiten verschwinden, wenn man den hohen Geist, und die ungemeine Thätigkeit der Anna in Erwägung zieht. Alexius kannte diese gar zu wohl, und wußte, daß er nichts bessers thun könne, als was er wirklich that. Er war ihr daher in allen Dingen wie ein Sclave ergeben, befolgte ihren Willen auf das pünktlichste, und war gleichsam nur das Instrument in den Händen der Anna. In dieser Rücksicht kann man ihm auch nicht füglich den Titel eines Selbstherrschers geben, weil er sich ein für allemal der obersten Gewalt begeben hatte.

Meine Absicht ist nicht, mich in das Lob einer Fürstin zu verlieren, die als Regentin und als Mensch die größte Achtung verdient. Einzelne Züge bloß will ich zusammen stellen, aus denen der Leser den Karakter dieser, für ihre Zeit so merkwürdigen, Frau entwerfen und beurtheilen kann. Seit dem Kaiser Monomachus waren die Sitten des Hofes aufs äusserste verdorben, und Buhlschwestern wurden ungescheut in dem kaiserlichen Palaste geduldet. Diese Ausschweifungen dauerten bis auf die Zeiten der Anna, durch deren Eifer dem Unwesen glücklich gesteuert ward. Sie theilte ihre

Zeit aufs genaueſte zwiſchen Andachtsübungen, öffentlichen Geſchäfften und Erhohlungen. Ihre Wohnung war der Zufluchtsort für Arme und Bedrängte jedes Standes. Prieſter und Mönche ſtanden bey ihr in vorzüglichem Anſehn, ſpeiſten oft in ihrer Geſellſchaft, und von den letztern mußten immer einige zugegen ſeyn, wenn ſie offne Tafel hielt. Ihr äuſſerlicher Anſtand hatte etwas Erhabnes, das jedem, der ſie ſah, Ehrfurcht einflößte; ſchon ihr durchdringender Blick war dem Wollüſtling unausſtehlich. Mit dieſem ſirengen Ernſt aber verband ſie wieder die angenehmſte Milde, wodurch ſie die Herzen guter Menſchen feſſelte. Sie war unaufhörlich mit neuen Entwürfen beſchäfftigt, welche auf das Wohl des zerrütteten Staats, nicht wie ihr einige Schuld geben, auf ſein Verderben abzweckten. Bey allen dieſen zerſtreuenden Geſchäfften ſetzte ſie noch immer das aſcetiſche Leben fort, das von ihrem überwiegenden Hange zum Mönchsſtande zeugte. Den größten Theil der Nacht brachte ſie mit Wachen, Beten und Singen zu, und in aller Frühe, oft noch vor Tages Anbruch gieng ſie an die Regierungsgeſchäffte. Aber auch dieſe wußte ſie ſo zu ordnen, daß ihr täglich Zeit übrig blieb, um die Kirche der heil. Thecla zu beſuchen, die von dem Bruder ihres Gemahls, dem Kaiſer Iſaak Comnenus bey folgender Gelegenheit erbaut worden war.

Die Fürſten der Dacier hatten die Verträge gebrochen, welche ſie ehedem mit den Römern eingegangen waren, und dieſe Gelegenheit benutzten die Sauromaten, ehemals Myſier genannt, um über den Iſter zu gehen, der bisher die Grenze zwiſchen ihrem und dem römiſchen Gebiete bezeichnet hatte. Der Ueberfall geſchahe im Winter, da der Fluß zugefroren war. Die nächſte Veranlaſſung zu demſelben gaben ihre Grenznachbarn

nachbarn, die Geten, deren unaufhörliche Befehdungen und Streifereyen in das Gebiet der Sauromater das ganze Volk endlich zwangen, seinen Wohnsitz zu verlassen und ins Kaiserliche zu dringen, wo sie alles auf das schrecklichste verheerten.

Isaak hielt es für das rathsamste, sich zuerst von Triaditza (15) Meister zu machen, um diese Stadt als Vormauer gegen die östlichen Barbaren zu gebrauchen. Nachdem er diesen Zweck ohne viele Mühe erreicht hatte, gieng er geradeswegs auf die Feinde los, stellte sein Heer vor ihren Augen in Schlachtordnung, und griff ihr Lager auf der festesten Seite an. Die Sauromaten zogen sich allmählig mit Hinterlassung ihrer Zelte zurück, gaben ihm aber zu verstehen, daß sie den dritten Tag wieder zu kommen gedächten. Nach ihrem Abzuge ließ er ihr ganzes Lager zerstöhren, und wollte eben mit reicher Beute beladen zurückkehren, als ihm am Fuß des Berges Lobitza ein entsetzliches Ungewitter mit Regen und Schneegestöber überfiel; es war eben der vier und zwanzigste September, an welchem das Gedächtniß der heiligen Thecla gefeyert wird. Durch den unaufhörlichen Regen schwollen Flüsse und Bäche so an, daß sie austraten und das ganze Feld, auf dem die Armee sich befand, unter Wasser setzten. Der Proviant ward fortgeschwemmt oder verdorben; Menschen und Vieh erstarrten vor Kälte; ein Blitz verschlang den andern, ein Donnerschlag den andern, der ganze Himmel schien in Feuer aufzugehen und der Welt Untergang nahe zu seyn. In dieser schrecklichen Noth benutzte der Kaiser die erste Weiterstille, um seine Truppen, wiewohl mit einem nicht geringen Verlust an Mannschaft, durch die Fluthen bis an einen Platz vorrücken zu lassen, wo eine Buche stand, unter welche er sich lagerte. Aber auch hier glaubte er sich nicht

sicher,

ſicher, weil tobende Stürme dem Baume den Einſturz drohten, und kaum hatte er ſich einige Schritte entfernt, ſo ſtürzte der Baum; ein Zufall der dem Kaiſer zu wunderbar vorkam, um in demſelben nicht die Hand einer beſondern Vorſehung zu erkennen. Sobald er alſo in Conſtantinopel angelangt war, ließ er der heiligen Thecla eine Kirche bauen, und brachte ihr darinn, nach Art ächter Chriſten, den ſchuldigen Dank für ſeine glückliche Errettung.

Ich kehre von dieſer Ausſchweifung zum Faden der Erzählung zurück. Das griechiſche Reich befand ſich jetzt in der mißlichſten Lage. Im Morgenland wütheten die Türken, im Abendland machte Robert alle mögliche Verſuche, um die Anſprüche des falſchen Michael auf den Kaiſerthron zu unterſtützen, oder vielmehr, um unter dieſem elenden Vorwande ſeine eigne Länderſucht zu befriedigen. Alexius hatte ihm keine Armee entgegen zu ſetzen, denn ſein ganzes Heer beſtand aus dreyhundert Mann, die obendrein noch Ausländer von Chioma waren, ungeübtes muthloſes Volk. Dazu kam noch, daß in der Schatzkammer kein Geld war, um neue Truppen anzuwerben. Die Sorgloſigkeit der vorigen Kaiſer hatte das Kriegsweſen ganz in Verfall gerathen laſſen, und daher kam es, daß Alexius beym Antritt ſeiner Regierung den Staat in einer Entkräftung fand, die nach dem Zeugniß alter erfahrner Männer ganz ohne Beyſpiel war.

Es war jetzt mit dem Reiche auf's äußerſte gekommen, und ohne Zweifel würde es von den Feinden verſchlungen worden ſeyn, wenn nicht die feſte Entſchloſſenheit des Kaiſers es gerettet hätte. Er ließ eiligſt an alle ſeine Statthalter und Vaſallen im Orient einen Befehl ergehen, die haltbaren feſten Oerter gehörig zu verſichern, eine hinlängliche Anzahl Soldaten in den

indern zu lassen, und mit den übrigen nach Constan-
nopel zu kommen. In dem Abendlande bemühte er
ch seine Parthey zu verstärken, und die des Roberts
schwächen. Er wandte alles an, um zu verhindern,
aß nicht so viele angesehene Männer zum Feinde über-
aten, unter denen ich hier den Monomachatus nennen
ill, der den Alexius vor seiner Thronbesteigung em-
indlich beleidigt hatte, und sich itzt leicht aus Furcht
Roberts Schutz begeben konnte. Dieses nun zu
erhindern, schickte er den Georg Paläolog mit dem
uftrag ab, sich Dyrrachiums (einer illyrischen Stadt,
die sich Monomachatus geworfen hatte) wenn es
ögli h wäre, ohne Schwertschlag zu bemächtigen, (denn,
n offenbare Gewalt zu brauchen, mangelte es ihm
n Kräften,) und es dann zu einem haltbaren Ort zu
achen. Ausserdem ermahnte er noch schriftlich die
Befehlshaber in den Seestädten, und die Bewohner
er Insein zur Treue und Standhaftigkeit. Es war
m aber nicht genug, sein Land von dieser Seite zu
erwahren, er suchte vielmehr noch Mittel und Wege,
m dem Robert auch von hinten in den Rücken zu fallen.
u dem Ende trat er mit dem Fürsten Herrmann (p)
on der Lombardey, mit dem römischen Pabst, mit
erwäus Erzbischoff von Capua und mit allen Fürsten
nd Herzogen von Gallien in Unterhandlung, und wie-
elte sie alle durch Geschenke und Versprechungen gegen
obert auf. Einige von ihnen fanden sich gleich bereit-
illig, andre aber verlangten vorher noch grössere Ge-
henke. Vorzüglich aber richtete er sein Augenmerk
uf den deutschen König, der schon für sich allein im
Stande war, es mit Roberten aufzunehmen. Diesem
hrieb er mehrere Briefe mit schönen Worten und Ver-
rechungen erfüllt, und brachte ihn endlich auch so weit,
s er ihn haben wollte. Der letzte Brief lautete im
uszuge so:

„Aller-

„Allerdurchlauchtigſter Chriſtlichſter Bruder,

Eure Geſinnungen gegen mich zeugen von eurer Frömmigkeit, da ihr den verruchten Böſewicht, der mein und Gottes Widerſacher iſt, auch als euren Feind erklärt. Was meine Länder anbetrifft, ſo ſteht darin alles recht wohl, bis auf einige kleine Plätze, die durch Robert beunruhigt worden. Mit Gottes Beyſtand hoffe ich auch dieſen zu beſiegen. Die von euch verlangten hundert und vier und vierzig tauſend Nummos, nebſt den hundert ſeidenen purpurfarbenen Kleidern habe ich ſchon nach der Vorſchrift eures getreuen edlen Grafen Bulchard durch meinen Miniſter Conſtantin abgehen laſſen. Das Geld beſteht in Silbermünze, nach altem römiſchen Fuß geprägt. Die übrigen verſprochenen zweymal hundert und ſechzehn tauſend Nummen, nebſt dem Gehalte für die bewilligten zwanzig Axiomaten ſollen eurem getreuen Diener Bagelard eingehändigt werden, wenn Eure Königliche Majeſtät nach geleiſtetem Eyde in die Lombardey wird eingebrochen ſeyn. Wie der Eyd eingerichtet werden müſſe, wird euch bereits bekannt ſeyn: auch ſoll euch Conſtantin alle Punkte die ihr darinn zu beſchwören habt, genau vorlegen. Eure Geſandten habe ich noch nicht zum Eyde gelaſſen, weil ihnen die Vollmacht fehlte, ſich mit mir über gewiſſe äußerſt wichtige Artikel zu vergleichen; darum werdet Ihr, wie mich euer treuer Diener Albert verſichert hat, ſelbſt die Güte haben, mir den Eyd zu leiſten. Graf Bulchard iſt etwas länger bey mir aufgehalten worden, weil ich ihm den Sohn meines vielgeliebten Bruders Iſaac gerne vorſtellen wollte, damit er euch von dieſem hoffnungsvollen Kinde erzählen möchte. Ich betrachte es, da ich ſelbſt kein Kind habe als mein eignes, das, ſo Gott will, unſre beyden Häuſer durch Blutsfreundſchaft verknüpfen kann.

Uebri-

Uebrigens sende ich euch ein goldnes mit Perlen besetztes Kreuz, eine goldne Büchse worinn Reliquien verschiedner Heiligen, die jede besonders eingewickelt und bezeichnet sind, nebst einigen andern Pretiosen.“

Bis itzt war Alexius noch immmer in der Hauptstadt geblieben, um von da aus die nöthigen Vorkehrungen zur Vertheidigung seiner Länder zu machen. Im Orient richteten wie oben gesagt die Türken (deren damaliger Sultan Soleyman hieß, und zu Nicäa residirte) entsetzliche Verwüstungen an. Sie waren schon bis Propontis vorgedrungen und streiften in der ganzen Gegend bis an den Bosphorus, der itzt Damalis heißt, umher. Die Byzantiner sahen aus ihren am Meer gelegnen Städten und heiligen Oertern diesem Unwesen gelassen zu, und wußten sich vor Bestürzung nicht zu rathen. Alexius fühlte die Noth seiner Unterthanen zu sehr, als daß er länger unthätig hätte bleiben können. Er ließ seine Soldaten, die aus Römern und Chematenern bestanden, und zum Theil nur leicht bewafnet waren, in kleinen Fahrzeugen zur Nachtzeit an das von den Feinden beunruhigte Ufer steigen, und gab ihnen den Befehl, die Türken, wenn sie ihnen auch an Zahl überlegen wären, unversehens zu überfallen, und dann geschwind wieder zurück zu kehren. Der Versuch gelang, die Türken zogen sich zurück, und Alexius besetzte die von ihnen verlassenen Oerter. Den folgenden Tag griffen die Kaiserlichen, wie wohl mit aller Vorsicht, die Feinde von neuem an, und trieben sie noch tiefer ins Land hinein. Der Kaiser bekam dadurch neuen Muth, ließ seine Truppen zu Pferde sitzen, und durch beständige Scharmützel die Türken beunruhigen. Seine Armee wuchs auch nach und nach zu einer solchen Stärke, daß die letztern allen Widerstand aufgeben, und demüthig um Frieden bitten mußten.

Alexius

Alexius bewilligte ihnen diesen um so geschwinder, da er durch sichre Nachricht von Roberts Anmarsch unterrichtet war, und brachte mit Hülfe einiger Geschenke einen Vertrag zu Stande, in welchem der Fluß Draco (16) zur Grenze des türkischen Gebietes gemacht wurde.

Wir verließen oben den Paläolog auf dem Marsche nach Dyrrachium. Monomachatus glaubte, wie es auch der Erfolg auswies, daß er sich hier nicht würde halten können, und floh, ehe jener noch ankam, zum Bodinus und Michaelas, stellte sich aber sogleich in Constantinopel, als ihm der Kaiser schriftlich versprach, seines Fehlers nicht ferner zu gedenken.

Robert hatte seinen Sohn Roger als Verweser seiner italiänischen Staaten zu Hydrunt gelassen, und befand sich eben zu Brundusi, als die Nachricht ankam, daß Dyrrachium an den Paläolog übergegangen sey. Der Ort schien ihm wichtig genug, um die ernstlichsten Anstalten zur Belagerung desselben zu machen. Er segelte auch wirklich mit der Flotte, auf die er seine Landtruppen mit eingeschifft hatte, aus dem Brundusischen Hafen in der schönsten Ordnung ab, und hatte nichts geringeres im Sinn, als Dyrrachium zu Wasser und zu Lande einzuschließen. Der Wind begünstigte die Fahrt, und brachte ihn wohlbehalten bis nach Bothrut. (17) Hier erwartete ihn sein Sohn Bohemund, der mit einem fliegenden Corps vorausgegangen war, und Aulon weggenommen hatte. Bohemund zog die Hälfte der Truppen aus den Schiffen an sich, setzte seinen Weg zu Lande fort, und mit dem Ueberrest des Heers segelte Robert weiter. Er war schon vor Corcyra vorbey, als ihn in der Gegend des Vorgebürges Gloßa, (18) und zwar mitten im Sommer, da die Sonne schon in das Zeichen des Löwen trat, ein wü-

thender

thender Orcan überfiel, der seine Flotte theils auf offenbarer See, theils am Strande zertrümmerte. Unter den wenigen Schiffen die mit genauer Noth dem Schiffbruch entkamen, gehörte auch das Admiralschiff, auf welchem Robert sich befand. Der kleine Rest seiner geretteten Truppen mußte viel vom Gestank der Leichname erdulden, welche die See in so großer Anzahl ausgeworfen hatte, daß sie mit Beerdigung derselben kaum fertig werden konnten; und vielleicht würden auch diese wenigen vom Hunger aufgerieben seyn, wenn nicht gerade damals Erndte-Zeit gewesen wäre.

Robert ließ sich durch diesen Unglücksfall nicht kleinmüthig machen. Er brach mit seinen Leuten auf, und erreichte in sieben Tagen Glabinitza, wo er ausruhen, und die Ankunft seines Sohnes, nebst einem neuen Transport Soldaten und Schiffen aus Brundusi und andern Orten abwarten wollte. Sobald er diesen Zweck erreicht hatte, fing er die Feindseligkeiten gegen Illyrien zu Wasser und zu Lande an; und setzte sich mit seinen Truppen innerhalb den Ruinen des ehemaligen Epidamnus fest, das in dem Kriege des Pyrrhus gegen die Römer alle seine Einwohner durchs Schwert verlohr, und nach langer Zeit, wie es Volkssage und alte Denkmähler bezeugen, von Amphion und Zäthus, auf einer andern Stelle wieder neu erbaut, und Dyrrachium genannt wurde.

Was ich hier von Robert erzähle, kömmt aus dem Munde eines Augenzeugen, der als Legat des Bischofs von Baris (19) in Roberts Gefolge dem Feldzuge beywohnte.

Viertes Buch.

Der ſiebzehnte Junius des tauſend ein und achtzigſten Jahrs nach Chriſti Geburt war der merkwürdige Tag an dem Robert den erſten feindlichen Einfall that. Seine Armee war nicht allein ſehr zahlreich ſondern auch in der beſten Verfaſſung, und ſehr gut in den Waffen geübt, eben dieſes galt auch von ſeiner Flotte. In Dyrrachium hingegen, das der Feind von allen Seiten beängſtigte, ſah es äußerſt traurig aus; die Beſatzung war voll Schrecken, und hätte vielleicht allen Muth ſinken laſſen, wenn nicht ihr Commendant ein Mann geweſen wäre, der hier völlig an ſeinem Poſten ſtand. Paläolog, als ein geübter Krieger, der keine Gefahr ſcheute, und in den Morgenländern mehr als ein Treffen gewonnen hatte, bot alles auf, um die Gegenwehr ſo kräftig als möglich zu machen. Bisher hatte man aller Orten ausgeſprengt, Robert habe es blos auf Beutemachen angelegt, und werde ſich nach einigen Streifereyen wieder ruhig nach Apulien zurückziehen: jetzt aber ließ ſich aus den ernſtlichen Zurüſtungen mehr als zu deutlich abnehmen, daß Robert wirklich auf Eroberungen ausgehe, und vor allem Dyrrachium, als den Schlüſſel des Reichs, in ſeinen Händen zu haben wünſche. Als er vor dieſer Stadt ankam, und um die Urſache des Krieges befragt ward, gab er zur Antwort: er wolle Michael auf den Thron erheben, von dem man ihn unrechtmäßiger Weiſe geſtoßen, und die Schmach rächen welche dieſer Kaiſer ihm habe erdulden müſſen. Die Beſatzung erbot ſich ohne Verzug die Thore zu öffnen, wenn man ihnen den wah-

ren

ren Michael zeigen würde. Robert ließ auch wirklich einen Mann in prächtigen Kleidern mit klingendem Spiele vorführen, der aber mit Hohngelächter abgewiesen ward.

Was diesen falschen Michael sonst noch betrifft, so waren die Meynungen über ihn sehr verschieden. Einige hielten ihn für den Mundschenken des Kaisers, dessen Namen er sich anmaßte, andre für den wahren Michael, noch andre fanden bey der ganzen Sache weiter nichts, als eine List der sich Robert zu seinen eigennützigen Absichten bediente.

Paläolog berichtete dem Kaiser alles was vorgefallen war, und unter andern auch, daß die Parthey des Feindes immer stärker werde, weil sich viele überredeten, daß Michael wirklich in Roberts Lager befindlich sey.

Alexius hatte nicht einmal so viel Soldaten, als Robert aus dem Schiffbruch gerettet hatte, und wußte sich weiter keinen Rath, als bey den Türken und Venetianern um Hülfe zu bitten. Von den letztern verlangte er Beystand zur See, und schleunigen Entsatz der belagerten Festung.

Er schickte ihnen viele Geschenke und that ihnen auch mehrere Versprechungen, die er auf jeden Fall, sie möchten siegen oder verlieren zu halten bereit sey. Zuletzt erbot er sich auch, ihnen alles was sie von ihm begehren würden, und was nicht mit dem Nachtheil des Reichs verknüpft sey, schriftlich zu bestätigen.

Die Venetianer ließen sich sogleich bereitwillig finden, brachten den Vertrag ohne Zeitverlust zu Stande, segelten mit der Flotte ab, und legten sich nach einer glücklichen Fahrt bey Pallia, (wo eine uralte

Kirche zur unbefleckten Mutter Gottes stand) ungefehr achtzehn Stadien von Roberts Lager, vor Anker. Von hieraus konnten sie die feindliche Flotte übersehen, und fanden sie in einem so guten Zustand, daß ihnen aller Muth verging einen Angriff zu wagen. Robert schickte seinen Sohn mit der ganzen Seemacht an sie ab, und verlangte von ihnen als rechtmäßiger Kaiser nebst Michael anerkannt zu werden. Die Venetianer nahmen sich auf vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit. Gegen Abend fiel eine Windstille ein, die sie verhinderte sich dem Ufer zu nähern. Sie banden also die gröseren Schiffe an einander, um einen so genannten Meerhafen zu bilden, befestigten hölzerne Thürme an den Masten, und stellten sich in völlige Schlachtordnung. Den folgenden Tag erwartete Bohemund, daß seine Foderung würde angenommen werden, mußte aber statt dessen die größten Anzüglichkeiten hören, daher er dann auch der erste war, der den Angriff that, und mit unüberlegter Hitze eindrang. Die Venetianer hatten dicke schwere mit eisernen Spitzen beschlagene Klötze, einer Elle lang, welche sie von oben hinab auf die feindlichen Schiffe warfen. Ein einziger solcher Klotz durchbohrte Bohemunds Schiff, daß es sank, und er selbst, sich kaum durch Schwimmen auf ein anderes Schiff retten konnte. Dieser Zufall brachte seine Flotte in Verwirrung; sie ward geschlagen, und floh bis auf die Rhede von Dyrrachium. Hier landeten die Sieger, und trieben mit Hülfe Palälogs, der einen glücklichen Ausfall that, die Feinde in ihre Verschanzungen zurück.

Man kann sich leicht die Freude denken, die der Kaiser bey dieser Nachricht empfand. Er beschenkte die venetianischen Gesandten reichlich, und gab ihnen viel Präsente an den Doge und Senat mit. Dagegen be-

beharrte Robert noch immer standhaft auf seinem Vorsatze. Er konnte weil es Winter war, seine Schiffe nicht in die See gehen lassen. Alle Schiffe aber, welche ihm aus Italien Zufuhr bringen wollten, wurden von Römern und Venetianern weggenommen.

Das folgende Frühjahr liefen die Venetianer, so bald die See offen war, wieder aus, vereinigten sich mit den Kaiserlichen, deren Admiral Maurix hieß, und lieferten der Flotte Roberts ein Treffen, das sich ebenfalls zu ihrem Vortheil endigte. Robert wollte jetzt das offne Meer ganz seinen Feinden Preis geben, mußte aber bald dieses Vorhaben aufgeben, weil die Inseln, die Seestädte des festen Landes und noch einige andre Oerter anfiengen, ihm den Tribut zu verweigern. Zu seinem Unglück wehten damals heftige Stürme, die seine Flotte zwey Monat lang im Hafen zu Jericho eingeschlossen hielten, und eine Hungersnoth, welche unter den Landtruppen einriß, vermehrte dieses Elend. Auf der See hatten die Kaiserlichen und Venetianer allenthalben Kreutzer ausgestellt, welche alle Schiffe, die für Roberts Rechnung beladen waren, aufiengen. Auf dem Lande ward ihnen die Zufuhr durch die Besatzung von Dyrrachium beynahe gänzlich abgeschnitten. Dieser Mangel, mit dem ungewohnten Clima verknüpft, soll innerhalb drey Monaten zehntausend Mann aufgerieben haben, unter denen sich funfhundert Grafen und Ritter befanden.

Bey dem allen stand es um den Alexius noch immer so mißlich wie zuvor, und er hatte, so lange der Feind noch nicht aus seinem Gebiete vertrieben war, wenig oder gar nichts gewonnen. Es kam hier alles auf eine Schlacht an, die sein Schicksal entscheiden mußte. Schon im August desselben Jahres, in welchem

chem Robert den Feldzug eröffnete, war er von Conſtantinopel aufgebrochen, welches er der Wachſamkeit ſeines Bruders Iſaak überließ. Während des ganzen Marſches mußte die Armee in völliger Schlachtordnung bleiben, damit die Officiere Gelegenheit hätten ſich im Commando zu üben, und ſolche Stellungen anzunehmen, welche die jedesmalige Lage des Orts erfordert. Unter den Truppen befanden ſich Türken von (20) Achris, deren Anführer der damalige Groß Primicer Taticius (21) ein Saracene von Geburt war, und ungefähr zweytauſend achthundert Manichäer (22). Dieſe Letztern waren, wenn man ſie reizte, äuſſerſt wilde, kriegeriſche und blutdürſtige Menſchen.

Ehe Alexius noch vor Dyrrachium anlangte, begegnete ihm ein Reiſender, der von da herkam, und die Nachricht mitbrachte, daß Paläolog einen verzweifelten Ausfall gewagt, und viele Wunden, vorzüglich aber eine an den Schläfen empfangen habe. Der Kaiſer, der aus dieſer Erzählung nur zu wohl merkte, daß jenen wichtigen Poſten nur der ſchleunigſte Entſatz retten könne, rückte jetzt mit forcirten Märſchen vor. In Theſſalonich hatte er ſchon Gelegenheit vollſtändigere Nachrichten über den erwähnten Vorfall bey Dyrrachium einzuziehen. Robert befand ſich, wie er hier erfuhr, in der beſten Verfaſſung, hatte ſich ungefähr einen Pfeilſchuß vor der Feſtung verſchanzt, und ſeine Truppen in der umliegenden Gegend auf das vortheilhafteſte poſtiert. Mittlerweile war Paläolog auch nicht müſſig geweſen, ſondern hatte unter andern einen großen hölzernen Thurm, von dem ſich Robert viel Hoffnung machte, glücklich zernichtet. Er ließ nämlich als der Sturm vor ſich gieng, einen eben ſo hohen Thurm an die Mauer führen, und aus dieſem einen ſchweren Balken gegen die Fallthüre des feindlichen ſtoßen.

ſtoßen. Dieſes hatte die Würkung, daß die Fallthüre, welche man wie eine Brücke auf die Mauer der belagerten Feſtung wirft, gänzlich unbrauchbar ward. Darauf ſchleuderten ſeine Soldaten ununterbrochen brennende Materialien auf den Thurm, brachen, als dieſer im Feuer ſtand, und die Beſatzung ihn verlaſſen hatte, zur Stadt hinaus, und zerſtörten nun vollends, was noch nicht von den Flammen ergriffen war.

Von Theſſalonich ſetzte Alexius ſeinen Weg mit möglichſter Eile fort, und lagerte ſich endlich am 15ten Oktober beym Nicolaustempel, vier Stadien weit von Dyrrachium; vorher aber hatte er ſchon beym Fluß Charzanes (23) einige Abgeſandten an Robert geſchickt, um ihn zu fragen, was ihn zum Krieg bewege. Gleich nach ſeiner Ankunft berief er den tapfern Commendanten von Dyrrachium zu ſich, um mit demſelben zu berathſchlagen, ob dem Feinde eine Schlacht zu liefern ſey. Paläolog war dagegen, und mehrere erfahrne Generale kamen mit ihm überein, daß man den Feind nur durch Scharmützel und durch Abſchneidung der Zufuhr entkräften müſſe. Ganz gewiß war dieſer Rath, wie man auch aus der Folge ſehen wird, bey gegenwärtiger Lage der Dinge der beſte. Allein jüngere, zwar muthvolle aber unerfahrne, Rathgeber drangen auf ein förmliches Treffen.

Unter dieſen Berathſchlagungen kamen die Geſandten von Robert mit dem Beſcheide zurück: daß er nicht im mindeſten feindſelig gegen Alexius geſinnt ſey, ſondern blos die Abſicht habe, dem unterdrückten Michael, ſeinem Anverwandten, Genugthuung zu verſchaffen; daß er ſich ferner zu einem gütlichen Vergleich wolle bereitwillig finden laſſen, ſobald nur erſt die Puncte bewilligt ſeyen, die er als Bedingungen vorſchlage.

Dieſe Bedingungen aber waren von der Art, daß Alexius ſie unmöglich ohne Nachtheil des Reichs eingehen konnte, ob ſie gleich von dem anlockenden Erbieten, die Lombardey vom Kaiſer zu Lehn zu nehmen, und ihm im Kriege Hülfstruppen zu geben, begleitet waren. Wer erkennt hier nicht die Argliſt eines Mannes, der die Urſache des Krieges, an dem er doch ſelbſt Schuld iſt, auf einen andern wälzt, und die Welt überreden will, daß er die Hände zum Frieden geboten habe.

Robert erhielt vom Alexius eine Antwort, wie er ſie ſich gewünſcht hatte, rief darauf die Edlen in ſeinem Lager zuſammen und ſtellte ihnen vor, daß unter den gegenwärtigen Umſtänden alle Vorſicht nöthig ſey. Der Kaiſer, ſagte er, ſey ein junger aber zugleich beherzter und ſehr erfahrner General, gegen den ſie ſchwerlich beſtehen würden, wenn jeder nach ſeinem eignen Dünkel handeln wollte. Deswegen gebe er ihnen den wohlgemeinten Rath, ſich ein gemeinſchaftliches Oberhaupt zu wählen, das nach den beſten reiflich erwognen Vorſchlägen anderer das Ganze zu lenken verſtünde. Die Verſammlung gab ihm ihren vollkommnen Beyfall, und erwählte ihn ſelbſt einmüthig zu ihrem Oberhaupt. Der ſchlaue Robert ergab ſich nach einigen Weigerungen darein, und ließ nun, mit Zuſtimmung der übrigen, alle bey der Armee befindliche Bagage, nebſt den Transportſchiffen zu Grunde richten, um ſeinen Truppen keine Wahl mehr übrig zu laſſen, als zwiſchen Sieg und gänzlichem Verderben. Darauf führte er ſein Heer des Nachts am achtzehnten Oktober über die Brücke und lagerte ſich vor der Kirche des heil. Theodor, wo Er und alle ſeine Soldaten den übrigen Theil der Nacht unter gottesdienſtlichen Handlungen durchwachten.

Mit Anbruch des Tages waren beyde Heere in Schlachtordnung geſtellt. Ein Theil der Hülfstruppen, welche Alexius mit ſich führte, hatte ſich ſchon frühe durch Umwege vorausgemacht, und fiel nun zuerſt in Verbindung mit der Beſatzung von Dyrrachium dem Feind in den Rücken. Dieſer Angriff war das Signal zum allgemeinen Treffen. Gleich anfangs ward der eine Flügel von Roberts Armee, den Graf (24) Amicet kommandirte, zum Weichen gebracht, von den Varangern aber, den Hülfsvölkern aus Thule, aus unbedachter Hitze zu weit verfolgt, als Gaeta, Roberts Gemahlin, wie man ſagt, die Fliehenden durch ihr Zureden wieder zum Stehen brachte und von neuem gegen den Feind anführte. Die Varanger hatten ſich zu weit von der Hauptarmee entfernt, und waren auch zu müde, um ſich ſchnell genug zurückziehen zu können.

Sie wurden daher von einigen Diviſionen, welche Robert an ſie abſchickte, theils niedergehauen, theils in der Kirche des heil. Michaels, zu welchem, als dem Schutzpatron der Soldaten ſie ihre Zuflucht genommen hatten, lebendig verbrannt.

Nun ward auch der übrige Kern des kaiſerlichen Heeres nach einem tapfern Widerſtande über den Haufen geworfen. Unter mehrern Edlen blieben Conſtantius(25), des Kaiſers Conſtantins Sohn, und Nicephorus Paläologus, Georgs Vater. Alexius focht wie ein Löwe, und wich nicht eher als bis alles verloren war. Da er, auch nach entſchiedenem Sieg, das Schlachtfeld noch immer nicht verlaſſen wollte, ſprengten drey Ritter mit verhängtem Zügel und eingelegter Lanze auf ihn ein, zwey davon ſind dem Namen nach bekannt, der oben genannte Amicet und Peter von Alipha(26). Dem

Stoß des Amicet wich der Kaiſer durch eine kleine Bewegung aus, die er mit dem Pferde machte. Den Stoß des andern parierte er mit dem Schwert aus, und hieb ihm noch dazu die Hand ab. Der dritte hätte ihm beynahe den Kopf geſpalten, wenn er ſich nicht nach hinten zu gebogen hätte. Aber dennoch bekam er eine Quetſchung am Kopf und verlor ſeinen Helm. Er ermannte ſich zwar wieder und beſtand noch eine Weile den Streit: als er aber ſahe, daß keine Rettung mehr übrig ſey, ergriff er ebenfalls die Flucht. In dieſem Treffen hatte Bodinus ganz ſeine Schuldigkeit unterlaſſen; er war bloßer Zuſchauer geweſen, und zog ſich jetzt, ohne einen Angriff gethan zu haben, mit ſeinen Leuten zurück, weil er nur dann erſt angreifen wollte, wenn ſich der Sieg auf Alexius Seite neigen würde.

Die Flucht des Alexius war wegen mehrerer Nebenumſtände ſo gefährlich als wunderbar. Durch Hülfe ſeines Pferdes (27) entkam er glücklich den Reitern, die Robert ihm nachgeſchickt hatte. Er ſprengte einen ſchroffen oben ſehr ſpitzigen Felſen hinan, ſchlug ſich durch einen Haufen Feinde, die vom Nachſetzen zurück kamen, erlegte einen vornehmen Ritter, der ſich unter ihnen befand, und gleichſam Roberts zweyte Hand war.

Robert war äuſſerſt aufgebracht, als er erfuhr, daß man den Kaiſer habe entwiſchen laſſen, und drohte einem von ſeinen vornehmen Rittern mit der Geiſſelung; ließ ſich aber durch vernünftiges Zureden wieder beſänftigen, da ihm einer vorſtellte, es müſſe durch ein Wunderwerk geſchehen ſeyn, daß Alexius mit dem Pferde über einen Felſen gekommen ſey, den nicht einmal ein Fußgänger ohne Lebensgefahr erſteigen könne.

Nach Verlauf von zwey Tagen langte Alexius in Achris an, und gedachte nun an Dyrrachium, das seines tapfern Commendanten, dem die Feinde den Rückweg abgeschnitten hatten, beraubt war. Indeß that er alles, was er in dieser traurigen Lage nur thun konnte. Die Vertheidigung der Burg übertrug er einigen von den dort ansäßigen Venetianern, und ernannte zum Commendanten der ganzen übrigen Stadt einen gewissen albanischen Edelmann Komiscartes.

Fünftes Buch.

Robert kehrte nach erfochtenem Siege in ſein vorliges Lager zurück, und überlegte hier, ob er die Belagerung von Dyrrachium fortſetzen, oder bis auf den künftigen Feldzug aufſchieben, ob er Glabinitza und Joannina(28) beſetzen, und die Winterquartiere in den anmuthigen Gefilden um Dyrrachium halten ſolle. Die Beſatzung dieſer Feſtung beſtand gröſtentheils aus Venetianern und Melphiern, denen es gar kein Ernſt mehr war, von neuem eine Belagerung auszuhalten. Sie verſammelten ſich alſo, und beſchloſſen auf Zureden eines gewiſſen Melphiers (29) den Ort auf Bedingungen zu übergeben. Sobald Robert ihn in Beſitz genommen hatte ließ er ſeinen Truppen alle Erhohlung angedeyhen, ſorgte für jeden auch noch ſo leicht Verwundeten, und gab ſich Mühe, eine genaue Liſte aller bisher gebliebenen zu erhalten. Zugleich benutzte er den Winter um Rekruten und neue Hülfsvölker an ſich zu ziehen, weil er ſich feſt vorgenommen hatte, den künftigen Frühling mit aller Macht auf den Kaiſer loszugehen.

Ein innrer Gram nagte tief an dem Herzen des guten Kaiſers, da er ſich ſo bedrängt, und von ſo vielen Edlen, die den Heldentod für ihn geſtorben, auf immer getrennt ſahe; aber dennoch war es nicht ſo weit mit ihm gekommen, daß er kleinmüthig und verzagt, alle Hoffnung aufgegeben hätte. Er und Robert waren unſtreitig die gröſten Feldherrn ihrer Zeit, die kein Unglück leicht ſo ſehr niederſchlagen konnte, daß ſie

nicht

nicht in ihrem unternehmenden Geiſte noch immer Hülfsquellen genug gegen jeden Unglücksfall gefunden hätten.

Nach einer kleinen Raſt, die er ſeinem müden Körper zu Achris gegönnt hatte, gieng Alexius nach Deabolis (30), wohin mehrere ſeiner geſchlagenen Truppen geflohen waren. Für die übrigen, die ſich nach andern Orten zerſtreuet hatten, beſtimmte er Theſſalonich zum Sammelplaze. Aus der Erfahrung wußte er nunmehr, wer Robert ſey, und wie wenig er ſich gegen einen ſo mächtigen Feind auf eine Armee verlaſſen könne, die aus ungeübtem, unerfahrnem und muthloſem Volke beſtand, welches kaum den Namen der Soldaten verdiente. Er mußte alſo friſche Hülfsvölker haben. Dazu gehörte Geld — aber woher dieſes Geld nehmen? In der Schatzkammer war nichts, denn unter der vorhergehenden Regierung des Nicephorus Botaniates hatte eine ſolche Unordnung geherrſcht, daß man nicht einmal die Thüren, die zur Schatzkammer führten, verſchloſſen hielt, und jeder durch ſie frey aus und eingehen konnte. Kurz das ganze Reich lag an der äuſſerſten Entkräftung darnieder. Was ſollte nun der Kaiſer unter dieſen Umſtänden thun? Nur zwey Wege boten ſich ihm dar, zwiſchen denen er wählen durfte: entweder ſtill und ohne Gegenwehr vom Schauplatz abzutreten; — aber dieß würde ſeinen Namen mit ewiger Schande gebrandmarkt haben, oder von neuem die Waffen zu ergreifen, die hin und wieder zerſtreuten Soldaten durch große Verſprechungen an ſich zu locken, und Geld aufzubringen.

Zu dem Ende trug er ſeiner Mutter und ſeinem Bruder auf, überall, wo ſie nur konnten, Anleihen zu eröffnen. Dieſe, die wohl einſahen, daß es nicht ſo leicht damit gehen würde, wenn ſie nicht ſelbſt mit ihrem

Beyſpiel

Beyſpiel vorgiengen, thaten nebſt der Gemahlin des Alexius all ihr Gold und Silber zuſammen, und ſchickten es in die Münze. Ihnen folgten andre, mit mehr oder weniger, je nachdem ſie gegen die kaiſerliche Familie geſinnt waren. Dieſes Geld ward theils zum Solde für die Miethvölker verwandt, theils dem Kaiſer zugeſchickt: allein es wollte nicht zureichen. Hier drang eine Parthey auf Entſchädigung für die geleiſteten Dienſte, und auf Erfüllung der Verſprechungen, die man ihr vorhin gemacht hatte; dort verlangten andre Erhöhung ihres Soldes.

In dieſer Noth war weiter kein Mittel als die Kirchenſchätze anzugreifen, die nach alten Verordnungen nur zur Loskaufung der Chriſten aus den Händen der Ungläubigen durften angewandt werden. Da jetzt aber ſo viele Chriſten unter dem Joche der Türken ohne Hülfe ſchmachteten, ſo konnte es, wie ſich der Hof erklärte, gar nicht verargt werden, wenn man zum Beſten des Staats von den vielen Schätzen nur den ſehr geringen Theil zu Gelde machte, welcher in alten baufälligen Kirchen ungenutzt vermodern, und einmal über kurz oder lang Dieben in die Hände fallen mußte.

Dieſen Vorſchlag eröffnete Iſaak der geſammten Geiſtlichkeit, und hatte das Glück ihn durchzuſetzen, ob ſich gleich nicht wenige ſo gar mit Ungebühr widerſetzten. Unter andern trat ein gewiſſer Leo, Biſchof von Chalcedon, ein ſehr ſtrenger bigotter Mann, in die Kirche auf dem Schmiedemarkt (31) und wollte den Arbeitern verwehren das Gold und Silber von den Thüren abzunehmen. Er reizte die Langmuth des Kaiſers auf mehrere Weiſe, und trieb ſeine Dreiſtigkeit aufs höchſte, als der Kaiſer beym Einfall der Scythen ſich auf eine ähnliche Weiſe Geld zu verſchaffen ſuchte.

In

In dem Bilderſtreite lehrte er, daß man den Bildern keinen relativen, ſondern einen wirklichen Dienſt erweiſe, und wich noch ſonſt in einigen Stücken von der rechten Lehre ab, ob aus Streitſucht oder aus Haß gegen den Kaiſer, oder aus Unwiſſenheit, mag Gott entſcheiden. So viel iſt gewiß, daß ſchadenfrohe Leute, deren es damals viele gab, ihn aufhetzten. Alexius ſuchte ſich mit ihm zu vergleichen, bat ihn, ſeine Meynung wegen der Bilder aufzugeben, verſprach ihm die erlittenen Beleidigungen nicht zu rächen, die der Kirche entzogenen Güter doppelt zu erſetzen, und ihm alle gehörige Genugthuung zu verſchaffen. Er hatte ſich auch wirklich bey den vornehmſten Mitgliedern der Synode ſo gut entſchuldigt, daß ſie auf ſeine Seite traten, und welches ihnen von der Parthey des Leo den Namen Jaherrn zuzog. Dieſer aber gab den Vorſtellungen des Kaiſers nicht das mindeſte Gehör, machte ſich vielmehr einen ſtarken Anhang, und ermüdete durch ſeinen Trotz die Nachſicht des Kaiſers endlich ſo ſehr, daß man einige Jahre nachher genöthigt ward, ihn durch einen allgemeinen Schluß ins Exil nach Sozopolis, am Pontus gelegen, zu verweiſen, wo der Kaiſer die beſten Anſtalten zu ſeiner Aufnahme getroffen hatte, die er aber, aus eingewurzelten Groll ſich niemals zu Nutze machte.

Der Leſer wird mir dieſe kleine Ausſchweifung verzeihen, die, wie mich dünkt, kein unerheblicher Zug in dem Gemählde der damaligen Staatsverfaſſung iſt. Als es ruchbar ward, daß der Kaiſer in Sicherheit ſey, ſtellten ſich viele ein, die bey ihm Dienſte nahmen, und aufs Beſte geübt wurden. Es gieng eine neue Geſandtſchaft an den deutſchen König ab, die ihn aufs dringendſte bitten mußte, dem Robert in der Lombardey eine Diverſion zu machen. Alexius gieng nach Conſtanti-

ſtantinopel, um ſich daſelbſt mit den Werbungen und andern nothwendigen Einrichtungen zu beſchäfftigen. Die Manichäer, welche ohngefähr zwey tauſend fünfhundert Mann ſtark, unter Anführung des Xantas und Kuleo, ohne kaiſerliche Ordre, nach ihre Heymath aufgebrochen waren, verſprachen zwar auf öfters Anſuchen wieder umzukehren, thaten es aber nie, ob ihnen gleich Alexius mit Geſchenken und Ehrenbezeugungen zuvor kam.

Unterdeſſen hatte die Geſandtſchaft an den deutſchen König gute Wirkung. Heinrich that einen unvermutheten Einfall in Roberts Länder, und ſetzte dieſen in kein geringes Schrecken. Robert berief ſeine Grafen, und ſtellte ihnen vor, daß ihn jetzt die Noth zwinge, in ſeine Staaten zurück zu kehren, daß er aber ſeinen Sohn Bohemund hinterlaſſe, unter deſſen Anführung ſie das angefangne Werk kräftig fortſetzen möchten. „Du aber mein Sohn, redete er den Bohemund an, halte dieſe Grafen in Ehren, und thue nichts ohne ihre Zuziehung. Schätze deinen Feind nicht geringe, weil er ſchon geſchlagen und kaum unſerm Schwert entronnen iſt. Du haſt alles von ihm zu fürchten, wenn du den Sieg nicht mit kluger Vorſicht zu benutzen verſtehſt: und dann magſt du die Schuld deiner Unbeſonnenheit ſelbſt tragen.“ Mit dieſem Abſchiede ſchiffte ſich Robert nach Salerno ein, brachte hier eine anſehnliche Armee zuſammen, zog darauf nach Rom und vereinigte ſich mit dem Pabſte. Der deutſche König zeigte keine Luſt, die Alliirten im Felde zu erwarten, da er die Ohnmacht des Kaiſers in ihrem ganzen Umfange einſehen lernte. Ihm ſchien es das Beſte zu ſeyn, wieder hinzugehen, wo er hergekommen war, und ſich ohne Schwertſchlag aus einem Handel zu ziehen, bey dem er nichts gewinnen konnte. Als Robert ihn fliehen ſah, hielt er es nicht der Mühe werth, ihn mit der ganzen

zen Armee zu verfolgen, sondern begnügte sich einzelne streifende Partheyen abzusenden, die ihn auf dem Rückwege beunruhigen mußten. Er selbst kehrte mit dem Pabste nach Rom zurück, und setzte ihn auf den päbstlichen Stuhl, wofür ihn dieser mit dem königlichen Titel beschenkte. Von Rom gieng er nach Salerno (32), wo er sich von seinen Strapazen erhohlte, und nach einiger Zeit eine Unterredung mit seinem Sohne hatte, der ihm nicht die besten Zeitungen brachte.

Bohemund trat, nach der Trennung von seinem Vater, den Marsch durch Bagenetien nach Italien an, und verstärkte sich unterwegs durch kaiserliche Ueberläufer, unter denen selbst Personen von Wichtigkeit waren, die des Alexius Sache schon ganz für verloren hielten. Er nahm Joannina ein, machte es zu einem sehr festen Orte, und plünderte von da aus die umherliegende Städte und Dörfer. Alexius eilte ihm, so bald er hiervon Nachricht erhielt, unverzüglich entgegen, und lagerte sich ebenfalls bey Joannina. Weil aber seine Armee die schwächere war, und es aus Erfahrung schon wußte, daß die feindliche Reiterey beym ersten Anlauf alles in Verwirrung setzte, so hielt er es für rathsam, vorher in einzeln Scharmützeln dem Bohemund seine Kunstgriffe abzulernen. Der Tag des Treffens erschien. Einige leichtere blos zu der Absicht eingerichtete Wagen sollten die gedrengten Linien des Feindes durchbrechen. Aber Bohemund merkte die List, theilte sein Heer durch eine geschickte Wendung in zwey Colonnen, daß die Wagen ihm nichts anhaben konnten, und griff die Kaiserlichen von beyden Seiten an. Die Schlacht begann. Fürchterlich kämpfte Alexius; sein Heer wich, er rief den Fliehenden zu; aber das Glück hatte ihm den Rücken gekehrt, und das Treffen war verloren. Er flohe wieder nach Achris, versammlete

dort den Reſt ſeines geſchlagenen Heeres, und rückte von neuem gegen Bohemund.

Die Nacht vor dem Tage, an welchem das Treffen vor ſich gehen ſollte, ließ er eiſerne Fußangeln auf das Schlachtfeld werfen, um den erſten ſo ſehr gefürchteten Angriff der galliſchen Reuterey von ſich abzuhalten. Wären nicht Spione oder Verräther unter dem Heere des Kaiſers geweſen, die jeden ſeiner Anſchläge verriethen, ſo würde dieſer Verſuch gelungen ſeyn. Itzt aber erfuhr Bohemund noch bey Zeiten, wo ihm die Falle gelegt ward, und änderte darnach die Stellung ſeiner Armee. Die Fronte ließ er unbeweglich ſtehen, und brach bloß mit dem übrigen Theile in die Kaiſerlichen ein.

Dieſe waren noch durch das vorige Treffen ſo in Schrecken geſetzt, daß ſie kaum den Anblick der Feinde ertragen konnten, und gleich die Flucht ergriffen. Als ſich endlich auch Alexius zurückzog, ſetzte ihm Bohemund mit einigen Reutern nach. Plötzlich wandte der Kaiſer ſein Pferd, und hieb einen Ritter mit dem Schwerte ins Geſicht. Der verzweiflungsvolle Muth, womit er dieſes that, benahm den übrigen alle Luſt, ihn ferner zu verfolgen, und ſo entkam er auch dießmal den Händen ſeiner Feinde.

Nach ſo vielen glücklich erfochtenen Siegen, glaubte ſich Bohemund ſicher genug, um mit ſeiner Armee in mehreren getrennten Haufen agiren zu können. Peter von Alipha und Punteſes (33) wurden jeder mit einem beſondern Corps nach verſchiedenen Gegenden abgeſchickt. Der erſtere eroberte die beyden Poluben, der andere Scopia. (34) Mittlerweile verſuchte Bohemund, wiewohl vergeblich, Achris und Oſtrobon an ſich zu ziehen. Nach Achris war er ſelbſt von den Einwohnern eingeladen

ben worden: Allein Ariebes, der Commendant der
ſtung, hielt ſich ſo brav, daß er die Belagerung
ſheben mußte. Von hier zog er ſich nach Oſtroboa,
eichte auch da ſeinen Zweck nicht, und marſchirte
n durch Soskus und Serbia (35) nach Berrhöa, wo es
m ebenfalls nicht glücken wollte. Von Berrhöa gieng
durch Bodina nach Moglena, beſſerte hier ein kleines
edem zerſtöhrtes Caſtell aus, legte einen gewiſſen
raſen Sarazen (36), mit einer Beſatzung hinein, und
gerte ſich darauf in der Gegend von Aſpra Eccleſia. In
n drey Monaten, welche er hier blieb, wurde eine
erſchwörung zwiſchen den Grafen, Punteſes, Rebold
d Wilhelm entdeckt, die ſich vorgenommen hatten
m Alexius überzutreten. Punteſes ward es noch bey
iten inne, und floh zum Kaiſer; die beyden andern
ußten ſich nach fränkiſcher Sitte durch einen Zwey-
mpf reinigen. Wilhelm verlohr und mußte, weil
an den Beſiegten zugleich für ſchuldig erklärte, mit
m Verluſt ſeiner Augen büßen. Der dritte Rebold,
ard an Robert ausgeliefert, und zu derſelben Stra-
verdammt.

Von Aſpra Eccleſia gieng Bohemund durch Ca-
oria nach Lariſſa um daſelbſt die Winterquartiere zu
ziehen. Auf ſeinem Marſche ließ er ein Corps ſchwe-
r Truppen von der Armee gegen Pelagonia (37) abgehen,
ſelbſt rückte vor Tricala und bekam beyde Städte in ſei-
Gewalt, ſo daß er jetzt Herr von Pelagonia, Tri-
la, und Kaſtoria war. Noch ein andres Corps,
s aus den auserleſenſten Leuten beſtand, eroberte Tzibis-
s: und nun gieng er mit vereinigten Kräften vor Lariſſa.

Kaum hatte ſich Bohemund in Bewegung geſetzt,
brach auch ſchon Pacurian gegen Moglena auf, ero-
rte es, ließ die Werke ſchleifen, und den Grafen Sa-
zen hinrichten. Alexius hielt von Conſtantinopel aus

beym Sultan um Hülfstruppen und um alte versuchte Officiere an. Der Sultan bewilligte sein Gesuch, und schickte 7000 Mann, nebst seinen besten Officieren, unter denen sich vornemlich Kamytes durch vieljährige Erfahrung auszeichnete. Der Kommendant von Larissa, Leo Kephalos, hielt 6 Monate hindurch die Belagerung muthig aus. Alexius hatte sich zwar noch nicht vom ersten Schrecken erholt, als ihm Leo einen schriftlichen Bericht von seinem Zustande einschickte; dennoch aber würde er so gleich zum Entsatz bereit geeilt seyn, wenn er nicht erst die Ankunft seiner Miethsoldaten, die man von allen Orten her zusammen brachte, hätte abwarten müssen.

Als er hiemit zu Stande war, trat er den Marsch aus der Hauptstadt an. Der Zug gieng über den Claverberg (30) nach Exeba einem bulgarischen Flecken unweit Anchialo. Zur Rechten blieb die Landstraße und der Berg Kyssova liegen. Von Exeba gieng er auf einen andern Flecken Diabita genannt, der an einem Fluß gleiches Namens liegt. Hier schlug der Kaiser sein Lager auf, ließ es hinlänglich verschanzen, und begab sich von da durch die delphinischen Gärten nach Tricala. Hier erhielt er von Leo Kephalos folgendes nicht sehr trostreiche Schreiben. „Eure Majestät weiß es, daß ich bis itzt, die mir anvertraute Festung vertheidigt habe. Unser Vorrath war verzehrt, und wir mußten zu Speisen greifen, die den Christen nicht erlaubt sind. Itzt ist uns auch diese Quelle versiegt. Wenn ihr uns also helfen wollet, so beschleuniget eure Ankunft. Ich habe das meinige gethan. Gegen den Lauf der Natur kann ich nicht kämpfen. Noth und Umstände rathen mir, die Festung einem Feinde zu übergeben, der uns schon den Dolch an die Kehle setzt. Dieser Schritt würde mir das Leben kosten, und doch — ich kann

nicht

ht anders, ich muß so handeln, wenn von aussen
Feind, und von innen der nagende Hunger stürmt.
tehe es in Eurer Macht, so eilet herbey, oder seyd
wärtig, daß der Verdacht, gegen Land und Leute
ales gehandelt zu haben, auf euch falle."

Diese Vorstellungen machten dem Kaiser nicht we-
Angst und Sorgen. Er überlegte den ganzen Tag,
er wohl dem Bohemund auf eine vortheilhafte Wei-
beykommen könnte, flehte Gott um seinen Beystand
, und befragte sich dann bey einem Stadtältesten
s Larissa über die Lage des Orts, ob, und wo es dort
rum geschickte Plätze gebe, um einen Hinterhalt hin-
zu werfen. Er legte es nemlich jetzt wieder auf
e-Kriegslist an, da er wohl wußte, daß in einem
mlichen Treffen, wo Mann gegen Mann ficht, der
anke, wenn er nicht in eine unvermuthete Falle gelockt
rde, immer über ihn den Meister spiele.

Nach Sonnenuntergang schlief Alexius ein, von
gehabten Arbeit ermüdet. Da träumte ihn; er
e in der Demetrius Kirche, und das Gemählde des
l. Demetrius rufe ihm zu: Verzage nicht, morgen
st du siegen. Dieser Traum machte ihm beym Er-
chen nicht wenig Freude. Er rief den heil. Märty-
an, und gelobte, daß er, wenn er siegen sollte,
ige Stunden vor Thessalonich vom Pferde steigen,
zu Fuß in die Demetrius Kirche wallfahrten wolle.
rauf berief er seine Officiere, Generale, und alle sei-
Anverwandten, ließ sie ihre Meynungen sagen, und
ffnete ihnen dann seinen Entschluß, nach welchem
gesonnen war, seinen Anverwandten das Comman-
über die gesammten Legionen zu ertheilen, doch so,
ß sie wieder dem Nicephorus Melissenus, und
n Curticius Bestius untergeordnet wären. Der

letztere hieß auch Johannaces, war ein tapferer erfahrner Soldat, und aus einer vornehmen Familie zu Adrianopel gebürtig. Diesen Männern gab er noch außer dem Commando alle Insignien der kaiserlichen Macht, und erklärte ihnen, wie sie mit den Truppen agiren sollten. Die Ordre lautete so: Die Schlachtordnung bleibt, wie sie in dem vorigen Treffen gewesen war; den ersten Angriff eröffnen kleine Scharmützel, bis das Signal zur völligen Schlacht gegeben wird. Wenn beyde Heere schon mit einander handgemein sind, wird eine Wendung gemacht, als wenn unsre Truppen sich ohne Ordnung gen Lykostomion flüchteten. Indem der Kaiser noch sprach, fiengen die Pferde bey der ganzen Armee, zu aller Erstaunen, plötzlich an zu wiehern. Alexius und mehrere einsichtsvolle Leute zogen daraus eine gute Vorbedeutung.

Nach Sonnenuntergang nahm er einige seiner besten Leute, führte sie Larissa zur Rechten, durch den libotanischen Paß, schlug sich um Nebenicum, und kam durch Allage linker Hand bey Larissa hervor. Hier nahm er die Gegend genau in Augenschein, und suchte sich eine der tiefsten, verborgensten Stellen aus. Sobald er sich entfernt hatte, ließen seine Generale durch einige streifende Partheyen die Feinde bis in die sinkende Nacht beunruhigen, und zwar in der Absicht, um ihre Aufmerksamkeit so sehr zu beschäfftigen, daß sie keine Gelegenheit hätten, dem Kaiser auf die Spur zu kommen. Dieser hatte unterdessen einen schicklichen Platz gefunden, wo er Halt machen, die Reiter absitzen, und sich mit dem Zügel in der Hand niederhocken ließ. Er selbst hielt in derselben Stellung, das Gesichte gegen die Erde gekehrt, die ganze Nacht bey einem Busch aus.

Mit Tages Anbruch, fand Bohemund die Kaiserlichen schon in Schlachtordnung gestellt. Er bemerkte

wo

wo die Insignien des Kaisers, die mit Silber beschlagnen Spieße; die Pferde mit dem purpurnen Reitzeuge fanden, und glaubte, daß sich Alexius daselbst befinden müsse. Gegen diese Stelle richtete er den Flügel, den er selbst anführte (der Chef des zweyten Flügels war der Constabel Briennius).(39) Bohemund fiel mit einer Wuth ein, die man schon an ihm gewohnt war, und fand einen nur kurzen Widerstand, weil sich die Kaiserlichen der gegebnen Ordre gemäß bald zurückziehen musten. Alexius lauerte in seinem Hinterhalte so lange bis sich Bohemund, der die Fliehenden unablässig verfolgte, weit genug entfernt hatte. Nun ließ er seine Reiter wieder aufsitzen, fiel mit ihnen in das feindliche Lager ein, und räumte hier alles auf was er vorfand. Itzt aber war es auch hohe Zeit, daß seine Truppen zum Stehen gebracht wurden, denn Bohemund war ihnen noch immer im Rücken, und wurde von Briennius unterstützt, der ihm auf dem Fuße nachfolgte. Zu dem Ende schickte Alexius den berühmten Bogenschützen Pyrrhus Georgius mit einigen auserlesenen Leuten gegen den letztern ab, doch mit dem ausdrücklichen Befehl ihn blos von ferne mit dem Geschoß anzugreifen, und nicht so wohl den Reiter, als das Pferd zu erlegen. Der Franke ist fürchterlich, wenn er auf seinem Roß sitzt; ist aber dieses gefallen, so scheint er gar nicht mehr der vorige zu seyn. Sein Schild, und die langen geschnäbelten Schuhe (40) erschweren ihm den Gang, und machen es dem Gegner leicht, ihn gefangen zu nehmen.

Georg kömmt mit seinem Geschwader dem kaiserlichen Befehl getreu nach, und bringt die feindliche Reiterey so sehr in Verwirrung daß sie sich, um nicht alle Pferde zu verliehren, schrenken, und die Flucht ergreiffen mußte. Eine dicke Staubwolke erhebt sich

unter ihnen, und macht die Verwirrung noch gröſſer. Noch immer wußte Bohemund von diesem Vorfall nichts, bis ihn 3 von Briennius abgeſchickte Boten davon benachrichtigen. Er befand ſich eben, als ihm die Nachricht gebracht ward, auf einer kleinen Inſel im Fluß Sylabria(41), ließ ſich da einige Trauben wohlſchmecken, und unter mehrern Groſſprechereyen einen Ausdruck entwiſchen, der ſich bis auf den heutigen Tag unter uns erhalten hat. Ich habe, ſagte er, den Alexius in einen Wolfsrachen getrieben. Dieß ſollte nehmlich eine Anſpielung auf Lycoſtomion (Wolfsrachen) ſeyn. Jene Nachricht war ihm nun freylich nicht angenehm, aber ſie ſchlug ſeinen Muth nicht nieder.

Auf ſeinen Befehl mußte ein Theil der ſchwerbewaffneten Gallier die Anhöhe, Lariſſa gegen über, beſetzen. Gegen dieſe wurde von den Kaiſerlichen, welche insgeſammt auf ſie eindringen wollten, nur eine gewiſſe Anzahl ausgeſuchter Truppen abgeſchickt, aber mit einem Verluſt von 500 Mann zurückgewieſen. Eben ſo ging es nachher mit einem andern Trupp, der aus Türken und den beſten Soldaten beſtand, und unter Migidens Anführung dem Bohemund den Weg verlegen ſollte. Bohemund trieb ſie bis an den Fluß über den er den folgenden Tag mit Briennius und ſeinen Grafen ſetzte, und ſich dann in einem ſumpfigten zwiſchen zweyen Hügeln gelegnen Thal lagerte, zu dem man durch eine waldigte Ebene, die unten ſich zulief, gelangte. Der Paß (Cleiſur) der ſich hier bildete, führet den Namen Demenics Palaſt.

Den Tag darauf, geht ihm Michael Ducas, meiner Mutter Bruder, und Führer des Phalanx mit der ganzen Armee entgegen. Er war ein kluger bedachtſamer Kopf, an Gröſſe und Schönheit des Körpers ſeinen Zeitgenoſſen ſo überlegen, daß man ihn für

einen

n aus der alten Welt gehalten hätte. Alexius be-
i ihm, nicht alle seine Leute durch den Paß zu füh-
, sondern nur wenige Türken, und Sauromaten, die
e Bogenschützen waren, und Befehl hatten, den
ind mit keinem andern Gewehr als mit Pfeilen an-
greifen. Michael that, was ihm befohlen war.
lein seine Untergebenen verrückten diesen wohlüber-
chten Plan. Die Begierde zu fechten war unter
n zurückgebliebenen Truppen so groß, daß sich einer
r dem andern in den Paß hineindrängte, und Mi-
ael endlich auch mit dem Strom fortgerissen ward.
isher hatten die Feinde hinter ihren Schildern unbe-
glich gestanden. Jetzt, da Bohemund den Michael
wahr wird, dringt er mit unwiderstehlicher Heftigkeit
r, bringt die Kaiserlichen zum weichen und verfolgt
bis an den Fluß Salabria. Auf der Flucht war
gas (42), (ein tapfrer Mann, der den Namen von seiner
ation führte) so glücklich den Fahnenträger Bohe-
unds zu erlegen. Er riß ihm die Fahne aus der
and, brehte sich, und beugte sie zur Erde. Dieß
ignal brachte die Feinde in Verwirrung. Sie wand-
n sich gleich bey Erblickung desselben vom Wege ab,
d blieben die Nacht in Tricala, das schon vorher ei-
ge ihren Cameraden auf der Flucht nach Lycostomium
esetzt hatten. Von Tricala giengen sie nach Kasteria.

Der Kaiser brach von Larissa auf, und setzte sich in
hessalonich, wo er dem Bohemund einen Streich
elte, dessen sich dieser am wenigsten versehe. Er
ckte nemlich Unterhändler in sein Lager ab, die mit
ülfe vieler Versprechungen, die daselbst befindlichen
rafen aufwiegeln mußten, ihren Sold von Bohemund
fodern, und ihn, wenn er nicht bey Gelde wäre, zu
ingen, die Armee zu verlassen, und die erforderliche
mme bey seinem Vater abzuhohlen. Ausserdem,

bot er jedem, der in seine Dienste treten würde, reichlichen Sold, und pünctliche Erfüllung der Capitulation an. Wer übrigens Lust bezeugte nach Hause zu kehren, dem versprach er sicheres Geleit durch Ungarn zu verschaffen. Die Grafen ließen sich leicht bereden, und forderten mit Ungestüm, ihren seit 4 Jahren rükständigen Sold. Bohemund hatte kein Geld. Er suchte allerhand Ausflüchte; wollte sie auf die Zukunft vertrösten, fand aber kein Gehör. Dieser widrige Umstand nöthigte ihn nach Aulen zu gehen, nachdem er vorher den Briennius zu Kosteria, und Petern von Aliphs zu Polobi mit der Besatzung zurückgelassen hatte.

Itz konnte der Kaiser einmal in seiner Hauptstadt als Sieger (?) erscheinen. Er kommt in Constantinopel an, und findet die Kirchen durch die Ketzereyen des Italus in einer Verwirrung, die gewiß alle Aufmerksamkeit, eines so rechtgläubigen Christen, als mein Vater war, auf sich ziehen mußte. Nun denke man sich noch Kosteria in den Händen der Feinde, so wird man finden, daß ihm auch kein Augenblick zur Erhohlung übrig blieb. Italus stammte aus Italien, und hatte sich viele Jahre in Sicilien aufgehalten. Als die Sicilianer sich dem römischen Scepter entzogen, und deshalb in einen offenbaren Krieg verwickelt wurden, riefen sie die Italiener um Beystand an. Unter den Italienern, die ihrem Rufe folgten, befand sich auch der Vater unsers Italus, der seinen Sohn, ehe er noch die zum Dienst erforderlichen Jahre hatte, mit sich in den Feldzug nahm, um ihn nach italienischer Sitte durch frühzeitige Uebung zum künftigen Soldaten zu bilden. Beyde entwichen mit genauer Noth, als jener berüchtigte Georg Maniaces, unter des Kaisers Menemachus Regierung, sich zum Herrn von Sicilien aufwarf. Sie flohen in die Lombardey, die damals noch unter römischer Herrschaft stand.

ſtand. Von hier kam Italus, ich weiß nicht wie, nach Conſtantinopel, das an gelehrten Männern aller Art, und an Philoſophen keinen Mangel litt. Denn ſeit dem Kaiſer Baſilius Porphyrogenetus, bis auf Monomachus waren zwar die Wiſſenſchaften von den mehreſten vernachläßigt, aber dennoch nicht gänzlich ausgeſtorben. An ihrem Verfall hatte die Weichlichkeit des Zeitalters Schuld, die Liebhaberey für Wachteln, für Puß, und andre dergleichen kindiſche Spielwerke, mit denen man ſeine Zeit vertändelte, und darüber Künſte und Wiſſenſchaften aus den Augen ließ. Die Zeiten des Kaiſers Alexius waren dagegen der Gelehrſamkeit deſto günſtiger.

Italus kömmt alſo nach Conſtantinopel, hält ſich hier zu den Scholaſtikern, die man als rohe ungeſchliffene Menſchen kennt, und empfängt von ihnen Unterricht in der Logik. Nachher wird er mit dem berühmten Michael Pſellus bekannt. Dieſer Pſellus war ſehr wenig in die Schulen der Gelehrten gegangen, er erſetzte aber den Mangel erworbner Kenntniſſe durch ſein treffliches Genie, welches er nächſt Gott ſeiner Mutter, und der Jungfrau Maria zu danken hatte, vor deren Bilde, in der Kirche des h. Cyrus die erſtere ganze Nächte hindurch weinte, und für ihren Sohn Weisheit erbat. Daher kam es denn, daß er für den gelehrteſten Mann ſeiner Zeit galt, der die griechiſche und chaldäiſche Weisheit in ihrem ganzen Umfange kannte.

Die Bekanntſchaft, welche Italus mit Pſellus machte, konnte ihm nicht den geringſten Nutzen verſchaffen. Die Barbarey ſeiner Sitten, ſeine unbiegſame Härte, die ſich unter keine Form eines geſchmackvollen gründlichen Unterrichts ſchmiegen wollte, verſchloß ihm den Eingang in das Heiligthum der Philoſophie. Schon in der erſten Zuſammenkunft mit Pſellus zeigte er ſich

als

als einen rüstigen Klopffechter, der sich über alles so erhaben dünkte, daß er von keinem Menschen mehr lernen könne. Man fand ihn täglich unter dem großen Haufen disputiren. In den Spitzfindigkeiten der Dialectik, der er mit Leib und Seele zugethan war, fand er Waffen genug, seinen immerwährenden sophistischen Kampf zu bestehen. Die Winkelzüge und dialectischen Kniffe kamen ihm ausnehmend wohl zu statten. Er gewann die Achtung des damals regierenden Kaisers Michael Ducas und seiner Brüder, die als große Beschützer der Wissenschaften bekannt waren, welches Lob man überhaupt der ganzen Familie der Ducas ertheilen muß. Sie räumten ihm zwar nur die nächste Stelle nach dem Psellus ein, bedienten sich aber doch immer seiner Hülfe bey den Disputationen.

Keiner war dem Italus mehr zuwider als Psellus. Es that ihm jedesmal im Herzen wehe, wenn dieser große Mann sich aus dem superfeinen Gewebe, das ihn bestricken sollte, wie ein Adler empor schwang.

Um diese Zeit brachen die italienischen Streitigkeiten aus. Man wollte von unsrer Seite die Lombardey und Italien wieder an das römische Reich bringen. Kaiser Michael glaubte bey diesem Geschäfte keinen besser brauchen zu können, als den Italus, der mit den italienischen Angelegenheiten sehr gut bekannt war, und von ihm für einen rechtschaffenen Mann gehalten wurde. Aber er betrog sich, Italus ward zum Verräther, und nun wollte er ihn in Epidamnus, wohin er ihn in Angelegenheiten des Staats geschickt hatte, arretiren lassen. Der Bube merkte die Falle, und entwich nach Rom. Sein reuiges Bezeugen, wirkte ihm wieder Gnade aus. Er kam nach Constantinopel zurück, und erhielt zu seinem Aufenthalte die Kirche zu den vierzig Heiligen, nebst dem Kloster Pege (Quel-

Quelle). Pſellus hatte ſich noch empfangener Tonſur
us der Stadt begeben. Das dadurch erledigte Lehr-
mt in der Philoſophie, und die Würde eines Ober-
upts der Philoſophen fiel dem Italus zu. Von nun
n beſchäftigte er ſich mit Erklärung der ariſtoteliſchen
nd platoniſchen Schriften. Dem Scheine nach, hätte
an ihn für einen grundgelehrten Mann halten müſſen,
er in dem ſchwerſten aller Syſteme, dem peripatetiſchen,
nd vorzüglich in der Logik ſeines Gleichen ſuchte. Da-
egen blieb er in andern Wiſſenſchaften weit zurück. In
er Grammatik war er ein Stümper. Den Nektar
er Rhetorik hatte er noch nie gekoſtet, daher war ſein
Vortrag nichts weniger als fließend und ſchön, der Aus-
ruck war hart, verſteckt, und nicht im mindeſten licht-
oll. In ſeinen Schriften ſieht man nur den allezeit
üſtigen Dialektiker. Im mündlichen Vortrag floſſen
hm die Syllogismen leichter als im ſchriftlichen. Bey
en Diſputationen konnte kein Menſch gegen ihn beſte-
en. Er beſaß eine ungemeine Fertigkeit in verfängli-
hen Fragen, durch die er den Gegner, die Antwort
mochte ausfallen wie ſie wollte, in die Falle lockte. Die
Dialektik, gebrauchte er als ein Werkzeug, die Köpfe
anderer zu verwirren, und in Irrgänge zu verwickeln,
us denen ſie hernach nicht entkommen konnten. Uebri-
ens war er, wie geſagt, ein Ignorant, und ein ſehr
achzorniger Menſch. Dieſer letzte Fehler verdunkelte
och das wenige Gute, welches er als Gelehrter beſaß.
Während dem Diſputiren führte er die Hände, eben ſo
ut wie die Zunge, in Bewegung, indem er ſeinen
Gegner nicht allein mit der Hand auf den Mund ſchlug,
ondern ihm auch in die Haare fiel. Dieß war gewiß
nicht philoſophiſch gehandelt, es mußte dann der einzi-
ge Umſtand ſeyn, daß er ſich die That gleich gereuen
ließ, und den Beleidigten weinend um Verzeihung bat.

Wem es daran gelegen ist, diesen Mann genauer zu kennen, für den will ich noch folgendes bemerken. Italus hatte einen großen Kopf, eine sehr flache Stirn, ein auffallendes Gesicht, eine Nase, recht zum Athemholen erschaffen, runden Bart, breite Brust, und wohl proportionirte Glieder. Der Größe nach war er von mitlerer Statur. Das Griechische sprach er, wie es sich von einem gebohrnen Lateiner erwarten läßt, der als ein schon erwachsner Jüngling nach Griechenland kam. In so späten Jahren kann man das Griechische zwar noch lernen, aber nie wird man die rechte Aussprache treffen, sondern nur die Sylben verstümmeln und radebrechen; daher fiel auch seine Aussprache jedermann auf, und denen besonders, die sich einer großen Eleganz in ihrer Muttersprache befleißigten. Seine Schriften strotzten von dialectischen Grübeleyen, und eben so vielen Versündigungen gegen eine gute Rhetorik. Einem solchen Manne strömte unsre Jugend zu, um sich von ihm in den Lehrsätzen des Proclus, Plato, und der beyden Philosophen Porphyr und Jamblich unterrichten zu lassen. Vornehmlich bot er seine Dienste denen an, die in der Philosophie des Aristoteles und besonders in dem Organon desselben weitere Fortschritte machen wollten. Der Erfolg entsprach nicht seinen hochtrabenden Verheißungen. Aller Vermuthung nach, war blos sein heftiges, grobes und ungeschlachtes Betragen daran Schuld. Man denke sich nur einen Salomon, Johannes, jene Jasiten, Serblier und andre mehrere unter seinen Schülern. Ich habe diese Personen alle bey Hofe, wohin sie nach der Zeit zu kommen pflegten, kennen gelernt, und bemerkt, daß sie keine Wissenschaft gründlich studirt hatten. Ihr Original war ihr dialectischer Lehrer, den sie in plumpen Stellungen und andern Alfanzereyen treulich copierten. Außer ihren Ideen, ihrem verworrenen Geschwätz von

See-

Seelenwanderung, und dergleichen, womit sie beständig um sich warfen, wußten sie auch kein verständiges Wort vorzubringen. An dem Hofe meiner theuren Eltern hatte jeder, der sich zu den Wissenschaften bekannte, freien Zutritt, und sie selbst waren in Erforschung göttlicher Wahrheiten Tag und Nacht beschäftigt.

Hier muß ich eine kleine Abschweifung begehen, die uns nach rhetorischen Gesetzen vergönnt ist. Ich erinnere mich, daß die Kaiserin, meine Mutter, öfters mit dem Buch in der Hand zur Tafel gieng. Sie las am liebsten in den Schriften der h. Väter, vorzüglich des Philosophen und Märtyrers Maximus. Untersuchungen über Gegenstände der Natur machten ihr lange nicht das Vergnügen, welches sie bey dem Studio der Theologie empfand, in der sie den Quell der wahren Weisheit suchte. Oft fragte ich sie, von Bewunderung durchdrungen, wie es nur möglich sey, zu einer solchen Höhe hinauf zu blicken? Ich wenigstens, setzte ich hinzu, unterfange mich nicht, nach Erkenntniß so hoher Dinge zu streben. Die tief durchdachten, abstracten Speculationen des Mannes sollen ja jeden, der sie liest, schwindlicht machen. „Liebe Tochter, antwortete sie mir lächlend, deine Furchtsamkeit hat meinen Beyfall. Ich selbst wage mich nicht ohne Schauderu an diese Bücher; und doch kann ich mich nicht von ihnen trennen. Lies nur erst mit Aufmerksamkeit einige andre Bücher, und dann sieh, wie dir diese gefallen werden. Das Andenken an diese Worte dringt mir ans Herz, und zerreißt den Faden meiner Erzählung, den ich hier wieder anknüpfen will.

Italus, der sich bald durch seine Schüler mächtig fühlte, begegnete jedermann mit unerträglichem Stolze, flößte vielen verderbliche Grundsätze ein, und

zog nicht wenige Lehrlinge, die hernach als Tyrannen auftraten, und deren Namen mir entfallen sind. Alles dieß geschah noch vor der Regierung meines Vaters. Als dieser die Mängel bemerkte, an denen die Wissenschaften darniederlagen, und den Mißbrauch, den man von der Logik machte, suchte er emsig nach, wo noch irgendwo Funken wahrer Gelehrsamkeit, die noch neues Leben versprachen, unter der Asche glimmten, und munterte jeden guten denkenden Kopf zum ernstlichen Studiren auf; leider waren ihrer nur nicht viele, und auch diese standen nur auf der Schwelle der Aristotelischen Philosophie. Seiner Verordnung zufolge, mußte das Studium der Bibel, der weltlichen Gelehrsamkeit voranstehen. Weil Italus noch immer die größten Verwirrungen anrichtete, und viele Menschen verführte, so gab Alexius seinem Bruder Isaac den Auftrag, Untersuchungen über ihn anzustellen. Isaac liebte die Wissenschaften nicht blos, sondern kannte sie auch. Er fand die Blößen des Italus, deckte sie in einer öffentlichen Versammlung auf, und überlieferte ihn, nach dem Willen des Kaisers, dem Urtheil der Kirche, vor deren Richterstuhl er seinen Unsinn aufs ärgste trieb. Die Lehrsätze, welche er behauptete, stimmten mit dem kirchlichen System gar nicht überein. Eustratius Garidas, Patriarch von Constantinopel, sollte ihn in den Nebengebäuden der großen Kirche wieder auf den rechten Weg führen. Allein statt den Fehlenden zu belehren, ließ er sich vielmehr von ihm zu gleichen Irrthümern verleiten. Das Volk strömte auf die Nachricht von diesem Vorfalle haufenweise zu der Kirche, und foderte den Italus heraus. Es war so wüthend, daß es ihn von oben herab mitten in die Kirche würde geschleudert haben, wenn er sich nicht ganz oben unter dem Dache verkrochen hätte. Bey dem allen, hatte er doch noch immer

viele

viele Anhänger unter den Hofleuten und den Großen der Stadt. Der Kaiser wollte dem Streit, der ihm sehr am Herzen lag, auf einmal ein Ende machen, und ließ die Irrlehren des Italus auf eilf Punkte bringen. Diese Punkte sollte Italus, mit verhülltem Kopfe, auf der Kanzel der großen Kirche, und zwar vor der ganzen Versammlung laut abschwören und verdammen. Dieß geschah; aber der unruhige Kopf ward darum um nichts besser. Er fieng von neuem an, seine Behauptungen vorzutragen, kehrte sich nicht an die Ermahnungen des Kaisers, und trieb es so arg, daß er endlich darüber in den Bann gerieth. In der Folge ward dieser Bann sehr gemildert, nachdem er seine Reue an den Tag gelegt hatte. Von der Zeit an, blieben zwar die Lehrsätze verdammt, aber der Nahme ihres Urhebers gerieth beynahe in gänzliche Vergessenheit. Denn wie gesagt, Italus änderte nach diesem Vorfall sowohl sein Betragen, als seine Meynungen. Die Seelenwanderung ward aufgegeben, die Lehre von den Ideen nach dem System der rechtgläubigen Kirche umgegossen, und die Bilder der Heiligen in ihre vorige Verehrung wieder eingesetzt, kurz er war jetzt ein ganz andrer Mensch, als zuvor.

Sechstes Buch.

Wir sagten oben, daß der Kaiser außer der Sorge für die Beylegung jener kirchlichen Unruhen, zugleich sein Augenmerk auf Kastoria gerichtet habe. Kastoria liegt in einem See auf einer schmalen Erdzunge, die sich landeinwärts erstreckt, und gegen das Ende, wo sie breiter wird, voll Steinhügel ist. Auf der engern Stelle sieht man Werke in Gestalt einer förmlichen Festung (Kastron) aufgeführt, von denen der Ort den Namen Kastoria trägt. Gegen diesen wichtigen Platz zog Alexius mit einem wohlgerüsteten Heere. Als er ihn erreicht hatte, schlug er zuförderst ein Lager auf, das mit Wall, Graben, und hölzernen Thürmen die durch eiserne Klammern zusammengehalten wurden, befestigt ward. Von hieraus ließ er die Festungswerke von Kastoria Tag und Nacht ohne Unterlaß durch Mauerbrecher und Wurfmaschinen bestürmen. Die Mauern fingen auch schon hin und wieder an zu wanken, oder gar einzufallen, aber die Belagerten, hielten sich noch immer mit unüberwindlichem Muth. Weil es das Ansehen hatte, als ob sich die Belagerung in die Länge ziehen wollte, so beschloß der Kaiser, die Festung auch von der Wasserseite anzugreifen, und zwar an einer Stelle, die ihm sehr vortheilhaft dazu schien.

Er hatte nemlich öfters beobachtet, daß die Soldaten von der feindlichen Besatzung, auf der einen Seite die Hügel sehr bald erstiegen, auf der andern Seite aber, mehrere Zeit zum Hinaufsteigen brauchten. Diesen Umstand wußte er trefflich zu benutzen. Er schaf-

ſchaffte zuerſt in Ermanglung gröſſrer Schiffe kleine Böte, auf Wägen herbey, und ſchickte in denſelben einige wackere Soldaten, unter Anführung des Georg Paläolog, an den Fluß jener Hügel ab. Hier ſollten ſie auf ein gegebenes Zeichen über die unwegſamſten Stellen, wo ſie wahrſcheinlich keinen Widerſtand antreffen würden, den Gipfel hinan klettern, und ſich dann muthig in den Feind ſtürzen. Mit Tages Anbruch erfolgte das verabredete Signal. Die von Georg ausgeſtellte Schildwache wiederholte es, und nun war auch der Hügel in kurzer Zeit erſtiegen. In dem nehmlichen Augenblicke da dieſes an dem Hügel geſchah, wurden die Feſtungswerke aus dem kaiſerlichen Lager beſtürmt.

Demohngeachtet zeigte Briennius noch keine Luſt, die Waffen zu ſtrecken. Er ermunterte ſeine Grafen zu herzhafter Gegenwehr, und würde die Eroberung wenigſtens ſehr erſchwert haben, wenn ſeine Vorſtellungen Eingang gefunden hätten. Allein die Grafen erklärten ſich, daß es jetzt Zeit ſey, auf eine andre Art ihr Glück zu ſuchen. Ihr ſeht, ſprachen ſie, daß ein Unglück dem andern auf dem Fuße folgt. Jeder muß wiſſen, wie er am beſten davon kömmt. Wer Luſt hat, in des Kaiſers Dienſte zu treten, dem wollen wir es ſo wenig verwehren, als dem, der zu den Seinigen nach Hauſe verlangt. Entſchluß und That war eins. Sie trafen mit dem Kaiſer einen Vergleich, Kraft deſſen er zwey Merkzeichen, das eine bey der Kirche des h. Georg, das andre, nach der Gegend von Aulon zu errichten hatte, damit diejenigen, die in ſeine Dienſte treten wollten, ſich zum erſten, die andern, die in ihr Vaterland zurückzukehren gedächten, ſich zum zweyten verfügen möchten. Dieſer Vergleich ward bewilligt, und die Grafen giengen zum Kaiſer

über. Nur Briennius edler Sinn blieb unerschüttert. Er gab sein Ehrenwort von sich, nie wider den Kaiser zu fechten, sondern in seine Heymath zu kehren, wenn man ihn nur frey bis über die Grenze geleiten wollte. Alexius bewilligte ihm sein Verlangen, und kehrte dann siegreich nach Constantinopel zurück.

Hier muß ich die Erzählung ein wenig unterbrechen, um von der Art und Weise, wie sich der Kaiser mit den Manichäern oder Paulicianern abgefunden hat, einige Nachricht zu geben. Die Klugheit widerrieth es ihm, sie mit bewaffneter Hand anzugreifen, weil er wohl einsah, daß so tollkühne rasende Menschen, sich nicht anders, als nach einem großen Verlust von beyden Theilen ergeben würden. Und doch schien es seinem Ehrgeiz unerträglich, in der Residenz zu erscheinen, ohne seinen Sieg, durch eine gerechte Rache gegen jene Widerspenstigen gekrönt zu haben. Er setzte sich demnach vor, blos die Rädelsführer unter ihnen zu züchtigen, und die übrigen seinem Heere wieder einzuverleiben. Dieß bewerkstelligte er auf folgende Art. Er lockte sie durch Briefe, und gute Versprechungen, die der Ruf seines Siegs noch verstärkte, aus ihren Wohnsitzen, wo sie sich bisher ruhig und friedlich verhalten hatten. Statt nun nach Constantinopel abzugehen, wohin er die Manichäer berufen hatte, blieb er unter irgend einem Vorwande in Mosynopelis liegen; in der That aber, um hier ihre Ankunft abzuwarten. Als diese erfolgt war, wurden ihre Nahmen aufgezeichnet, und nie mehr als ihrer zehen zugleich nach der Stadt geschickt, mit dem Versprechen, der Kaiser würde sich nächster Tage mit ihnen insgesamt vergleichen. In der Stadt waren Leute bestellt, die ihnen sogleich ihre Pferde und Waffen abnehmen, und sie in die bestimmten Gefängnisse führen mußten. Auf diese Art wußte

der

der Folgende niemahls, was mit dem Vorhergehenden geschehen war, und der Kaiser erreichte ohne Schwertschlag seine Absicht. Die Güter der Gefangenen wurden an Soldaten, die sich in den Schlachten brav gehalten hatten, verschenkt, ja der Kaiser gieng so weit, daß er ihre Weiber, durch einen dazu Bevollmächtigten, aufheben und in Verwahrung bringen ließ. Diese Strenge dauerte aber nicht lange. Viele Manichäer wurden getauft, viele erhielten nach geschehener Untersuchung Freyheit in ihr Vaterland(43) zu wandern, das sie jedem andern Ort vorzogen. Die übrigen, welche er für schuldig befand, wurden auf die Inseln verwiesen.

Nach beendigter Sache gieng Alexius nach Constantinopel zurück, wo man so laut und dreist gegen ihn sprach, daß er darüber nicht wenig beunruhigt wurde. Man konnte ihm das Mittel nicht vergeben, das er in den Bedrängnissen des Staats ergriffen hatte, ob gleich kein andres mehr übrig gewesen war. Man nannte ihn einen Kirchenräuber, da er doch die Kirchengüter, durch die er dem sinkenden Staat wieder aufgeholfen, blos als ein Darlehn betrachtete, das er mit der Zeit wiedergeben müsse. Wollte sich nun Alexius nicht zu einem allgemeinen Staatsgespräch machen lassen, mußte er es nicht zugeben, daß die unschuldigste seiner Handlungen durch niederträchtige Deutungen verunglimpft wurde, so mußte er einen Weg einschlagen, auf dem er seine Verläumder zum Schweigen bringen konnte. Dieß konnte aber nicht besser als durch eine Rechtfertigung geschehen, die er sich selbst von einer öffentlichen Versammlung verschaffen wollte.

Er berief also den gesammten Senat, den Kriegsrath, und die Geistlichkeit in den blachernischen Pallast, von denen allen keiner des Kaisers Absichten wußte, der dem Scheine nach als Richter auf dem Throne

ſaß, und doch eigentlich der beklagte Theil war. Die Kirchenvorſteher treten auf, und legen ihre Breven vor, in denen ſich die Verzeichniſſe der Kirchengüter befinden. Nach einem genauen hier angeſtellten Ueberſchlage aller, ſeit uralten Zeiten den Kirchen zugehörigen Güter, ergab es ſich, daß nach Abzug deſſen, was andre ſchon vorher zurückgenommen hatten, Alexius nichts mehr, als das Gold und Silber auf dem Grabe der Kaiſerin Zoe (44), und einige andre beym Gottesdienſt ſehr entbehrliche Geräthe zu ſeinem Nutzen verwandt habe. Dieſe Unterſuchung war eine Vorbereitung auf die Rede, die der Kaiſer nun an die Verſammlung hielt. „Ich fand, ſprach er, das Reich „von allen Seiten beſtürmt, fand es ſchwach und un„fähig, ſo vielen Feinden zu widerſtehen. Tauſend Ge„fahren mußte ich bekämpfen; kaum entrann ich dem „Schwert das ſchon über meiner Scheitel blinkte. „Ihr alle gedenkt noch der Schaaren, die aus Perſien, „Scythien, und der Lombarden in unſre Beſitzungen „einfielen. Geld und Waffen waren dahin, Land und „Leute ſeufzten unter feindlicher Bothmäßigkeit, und „dennoch erſchien ich mit einem gerüſteten Kriegsheer „im Felde. Konnte dieſes ohne ſchwere Koſten aus„geführt werden? Nur um eure Ehre zu retten, brauchte „ich Geld. Es wundert mich nicht, wenn einige unbe„rufene Tadler mir Eingriffe in die Rechte der Kirche „Schuld geben, aber mögen ſie immerhin! Aß doch „König David mit ſeinen Knechten Schaubrodte, die „kein andrer als ein Prieſter genießen durfte, warum „ſollte es mir unterſagt ſeyn, in einer ähnlichen Noth „Kirchenſchätze anzugreifen? Zumahl da ein Geſetz „für mich ſpricht. Nach demſelben iſt es erlaubt, ſie „zu veräußern, um von dem gelöſten Gelde Gefangne „loszukaufen. Wenn ich nun ſo viele ſchon eroberte „Provinzen und Städte, wenn ich Conſtantinopel ſelbſt

von

„von dem nahen Joche, nur dadurch befreyen konn„te, daß ich einige sehr wenige, noch dazu überflüssi„ge, und in Rücksicht der übrigen ganz unbeträchtliche „Stücke, aus den Kirchen nahm: darf es mir da wohl „verargt werden, daß ich es wirklich gethan habe?“ So wohl er sich in dieser Rede auch vertheidigt hatte, so bekannte er sich doch gleich darauf für schuldig.

Die Vorsteher mußten ihre Breven noch einmal durchsehen, und den Werth der Sachen berechnen, die er den Kirchen genommen hatte. Nach dieser Schätzung verordnete er, daß aus der Schatzkammer, jährlich eine gewisse Summe zum Ersatz für den angerichteten Schaden, der Capelle, wo die Gebeine der vorhin genannten Kaiserin ruhen, ausgezahlt würde. Man hat auch bis auf den heutigen Tag, mit dieser Zahlung noch nicht eingehalten. Ingleichen setzte er aus der kaiserlichen Schatulle der Kirche zur Mutter Gottes auf dem Schmiedemarkt, ein jährliches Einkommen fest, wovon diejenigen, welche daselbst beständig heilige Lieder singen, hinlänglich unterhalten werden könnten. Um eben diese Zeit ward ein gefährlicher Anschlag entdeckt, den die vornehmsten des Staats, gegen den Kaiser gefaßt hatten. Auch hier war der Kaiser so gnädig, die Strenge der Gesetze zum Vortheil der Verbrecher zu mildern. Er begnügte sich damit, die Urheber des Komplotts aus dem Lande vertrieben zu haben.

Als Alexius, vom Nicephorus Botaniates, zur Würde des Domesticats erhoben ward, nahm er einen gewissen Manichäer in seine Dienste, und gab ihm, nachdem er sich hatte taufen lassen, ein Kammermädchen der Kaiserin zur Ehe. Dieser Mensch hatte vier Schwestern, welche bey dem letztern Vorfalle mit den

Manichäern, ihrer Güter beraubt, und in ein Gefängniß geſetzt wurden. Dieß kränkte ihren Bruder ſo ſehr, daß er den Vorſatz faßte, ſich den Augen des Kaiſers zu entziehen. Eines Abends, da er merkte, daß ihn ſeine Gemahlin ſchon bey dem Vorſteher der Manichäer angegeben habe, verſammelte er ſeine Landsleute, nebſt allen denen, die um ſein Vorhaben wußten, und entfloh mit ihnen nach Beliatova, einem Städtchen auf einer Anhöhe gelegen, deſſen Einwohner damals zu ſchwach waren, ihnen ihre Niederlaſſung zu verwehren. Von hieraus unternahm er Räuberzüge in des Kaiſers Land, und ſtreifte biß vor die Stadt Philippopolis, die den Manichäern gehörte. Er ſchloß ſo gar mit den an der Donau wohnenden Scythen ein Bündniß, machte mit ihren Oberhäuptern bey Glabinitza und Driſtra gemeinſchaftliche Sache, und heyrathete die Tochter eines dieſer ſcythiſchen Fürſten. Seine Abſicht war nichts geringers, als die geſammte ſcythiſche Nation gegen den Kaiſer zu bewaffnen.

Alexius hörte durch täglich einlaufende Berichte, was für Gefahren dieſer Menſch ihm bereite. Sie ſchienen ihm wichtig genug, um alles anzuwenden, ſie noch in der Geburt zu erſticken. Weder Briefe, noch Verſprechungen großer Geſchenke, noch der Geleitsbrief ſelbſt, der ihm die vollkommenſte Vergebung, und Freyheit zuſicherte, vermochten auf das verſtockte Gemüth dieſes Manichäers Eindruck zu machen. Er zog immer mehrere Scythen an ſich, und ſetzte ſeine Räubereyen ungeſtöhrt fort. Seine übrigen Landleute hatte der Kaiſer ſo gut zufrieden geſtellt, daß ſie ihm wieder Treu und Gehorſam verſprachen.

Itzt kehre ich zu Bohemund zurück, den wir oben in Aulon verließen, wo er ſo lange verweilte, biß er

das

s Schickſal des Briennius und der unter ihm dienen
n Grafen erfahren, von denen ſich einige in ihr Va
land, andre wieder in kaiſerliche Dienſte begeben
tten. Hierauf gieng er, (wie ich ebenfalls ſchon vor
n bemerkt habe) zu ſeinem Vater nach Salerno.
obert erſchrack, als ihm ſein Sohn Nachrichten brach
, wie er ſie am wenigſten erwartet hatte, und die
n um ſo viel mehr niederſchlagen mußte, je ſtolzer
ne Hofnungen geweſen. Dennoch betrug er ſich auch
r als ein Mann, den nichts erſchüttert, und der
hts aufgiebt, was er einmal unternommen. Er
hohlte ſich bald von dem erſten Schrecken, ließ von
uem ein allgemeines Aufgebot gegen den Kaiſer er
hen, und hatte in kurzer Zeit wieder ein ſchön gerü
tes muthiges Heer, ſo wohl zu Pferde, als zu Fuß
f den Beinen. Es beſtand theils aus Landskindern,
eils fremden Völkern. Seine Anzahl war ſo groß,
ß ich es mit Homers Bienenſchwärmen vergleichen
nte. Nachdem ſich Robert ſtark genug glaubte,
ickte er ſeine Söhne Roger und Gidas (45) mit der Rei
rey nach Aulon voraus. (Der letztere hatte ſich ſchon
rher mit dem Kaiſer in geheime Unterhandlungen
ngelaſſen, und ihm verſprochen, ſeinem Vater
treu zu werden, wogegen Alexius ſich anheiſchig mach
, ihm außer andern Geſchenken, und wichtigen Ver
gen eine Prinzeſſin aus der kaiſerlichen Familie zur
emahlin zu geben.) Beyde ſetzten ſchleunig nach Au
n über, nahmen es weg, ließen einen Theil ihrer Be
ßung zurück und giengen dann nach Bothrent, wo
n ſie ſich auch beym erſten Angriff Meiſter machten.

Robert zog ſeine ganze Seemacht zuſammen, ſchifte
as, Bothrent gegenüberliegende, Ufer vorbey, nach
Brunduſi, um von da nach Illyricum zu ſegeln. (46) Da
aber hörte, daß die Fahrt von Hydrunt aus ſich in

kürzerer Zeit endigen lasse, so schiffte er von hier nach Avlon über, und landete zwischen Avlon und Borhrent, wo er sich mit seinen Söhnen vereinigte. Er trennte sich aber wieder, und segelte nach Koryphо, das schon ehedem von ihm erobert, jetzt aber wieder abgefallen war.

War nun Robert entschlossen genug, den Krieg fortzusetzen, so war es der Kaiser nicht minder, sich in einen guten Vertheidigungsstand zu setzen. Er bewog die Venetianer, ihm mit ihrer Flotte zu Hülfe zu kommen, versprach ihnen reichlichen Ersatz der Kriegskosten, und rüstete selbst eine Flotte aus, die er mit geübten Seetruppen besetzte.

Robert erfuhr, daß zwey Flotten gegen ihn im Anzuge begriffen seyen, und doch war er beherzt genug, sich zuerst dem Feind entgegen zu stellen. Er lichtete die Anker, und legte sich im Hafen von Kassope. Die Venetianer, welche damals im Hafen von Pasari lagen, giengen ihm entgegen, und lieferten ihm eine blutige Schlacht, in der Mann gegen Mann focht. Robert zog sich zwar zurück, aber mit dem festen Vorsatz noch eine, desto blutigere Schlacht zu wagen. Diesen Vorsatz merkten die Anführer beyder Flotten. Den dritten Tag nachher griffen ihn die Venetianer nochmals an, schlugen ihn wieder, und kehrten darauf in den Hafen von Pasari zurücke. Nach einem so glänzenden Siege begiengen sie einen Fehler, den man in ihrem Falle nur allzuoft zu begehen pflegt; sie verachteten den Feind, und ließen es an Wachsamkeit mangeln. Robert war auch wirklich der Muthlosigkeit nahe, als ihn ein venetianischer Ueberläufer, Peter Kontarin, auf die Sorglosigkeit der Sieger aufmerksam machte, und nun schöpfte er Muth, ein drittes Treffen zu wagen. Die Venetianer, welche nichts weniger

ger

ger als einen Angriff vermutheten, banden in der größten Bestürzung ihre großen Schiffe mit Stricken zusammen, formirten bey dem Hafen von Koryphe einen so genannten Meerhafen, und stellten die kleinern Schiffe in die Mitte der Schlachtordnung. Die Schlacht war fürchterlich. Beyde Theile fochten mit größerm Muth, als jemals; Keiner wollte weichen. Ein einziger Umstand aber machte, daß der Sieg sich dießmal auf Roberts Seite neigte. Der Proviant auf den Schiffen, der ihre Ladung ausmachte, war verzehrt; dadurch waren sie so leicht geworden, daß sie kaum bis an das zweyte Verdeck unter Wasser standen. Wenn nun alle Soldaten mit ihrer Rüstung an der einen Seite des Bord's sich hinstellten, so bekam das Schiff hier das Uebergewicht, und mußte umschlagen. Auf diese Weise kamen ungefehr 13000 Mann in den Wellen um, die übrigen Schiffe geriethen in Feindes Hände.(46)

Robert behandelte die Gefangenen als ein unmenschlicher Barbar. Viele ließ er blenden, andern ließ er Nasen, oder Hände, oder Füße, manchen auch Hände und Füße zugleich abhauen. Die übrigen verschonte er und kündigte ihren Landsleuten an, sie möchten ohne Furcht zu ihm herüber kommen, und gegen Erlegung des Lösegeldes die Ihrigen in Empfang nehmen; zugleich könnten sie auch mit ihm vorläufig über den Frieden handeln. Hierauf erhielt er folgende Antwort: Wißt, Herzog Robert, daß wir in dem Bunde mit dem Kaiser Alexius treu und fest zu verharren gesonnen sind, auch dann noch, wann ihr vor unsern Augen unsre Weiber und Kinder schlachten solltet. Nie werden wir aufhören ihm Hülfe zu leisten, und herzhaft für ihn zu kämpfen.

Kurz darauf stachen die Venetianer wieder mit einer weit größern Flotte in See, und lieferten dem Ro-

bert

bert bey Bothrent ein Treffen, das den glücklichsten Erfolg für sie hatte. (47) Viele von seinen Soldaten wurden auf den Schiffen niedergemacht, noch mehrere fanden im Wasser den Tod. Es fehlte nicht viel, so wäre Roberts Gemahlinn Gaita und sein Sohn Gidas in ihre Hände gerathen.

Diesen wichtigen Sieg, berichteten sie dem Kaiser, der sie dafür mit Geschenken, und Ehrenbezeugungen reichlich begabte, und dem Doge von Venedig die Würde eines Protosebastus nebst dem zuständigen Gehalt ertheilte. (48) Imgleichen setzte er eine ansehnliche Summe fest, die den Kirchen zu Venedig aus dem kaiserlichen Schatze jährlich gezahlt werden mußte. Vorzüglich bestimmte er das Standgeld, welches die Melphitischen (49) Kaufleute in Constantinopel zahlten, zum Einkommen für die Kirche des Evangelisten und Apostel Marcus. Ferner schenkte er ihnen alle die Läden oder Buden, welche zwischen der hebräischen Scala, (50) bis zur sogenannten Vigla liegen, nebst den in diesem Bezirk befindlichen Scalen. Außerdem, gab er ihnen noch viele liegende Gründe, so wohl in Constantinopel, als in Dyrrachium, und andern Orten, wo sie sich etwas ausbaten. Das vorzüglichste, was er ihnen bewilligte, war wohl allgemeine Zoll- und unumschränkte Handelsfreyheit in allen kaiserlichen Ländern, so daß sie von ihren Waaren auch keinen Obolus abgeben durften.

Nach dem letztern, für Robert so unglücklichen Treffen, war dennoch sein Muth nicht gesunken. Er schickte seinen Sohn (51) mit einigen Schiffen nach Cephalenien, um sich der Stadt, die auf dieser Insel liegt, zu bemächtigen. Er selbst folgte ihm auf einer Galeere nach, weil der übrige Theil der Flotte, nebst dem ganzen Heere bey Boutitza stand. Ehe er sich noch mit

der

er übrigen Macht, und mit seinem Sohn vereinigt atte, überfällt ihn bey Ather, (52) einem Vorgebürg von Lephalenien, ein heftiges hitziges Fieber. Um sich in er unerträglichen Hitze desselben einiges Labsal zu verhaffen, schickte er mehrere seiner Leute fort, kühles Wasser zu suchen. Unterweges treffen sie einen Eingeohrnen, der zu ihnen sagt: Seht, dieß ist Ithaka, wo eyland eine große Stadt mit Namen Jerusalem stand. Durch sie floß eine Quelle, die beständig kühles trinkares Wasser führte.

Dieß war dem Robert eine Schreckenspost. Schon or langer Zeit war ihm geweissagt worden, daß er bis Ather sich alles unterwürfig machen, und dann in Jeusalem verscheiden würde. Er starb auch wirklich am chsten Tage der Krankheit, ob am Fieber oder am Seitenweh, kann ich nicht genau bestimmen. Als er hon in den letzten Zügen lag, traf seine Gemahlinn Valta bey ihm ein. (53)

Roberts Sohn, der schon bey seines Vaters Lebiten zum Thronerben eingesetzt war, empfieng die Nachricht vom Tode desselben mit der größten Bestürung; doch, nachdem er sich wieder gefaßt hatte, kündigte er seinen Truppen unter vielen Thränen diesen hmerzlichen Vorfall an, empfieng ihre Huldigung, nd schiffte dann mit ihnen nach Apulien über.

Unterwegs überfiel ihn, ob es gleich Sommer war, n heftiger Sturm, der viele Schiffe theils auf offener See, theils am Strande zertrümmerte. Das Schiff, elches den Leichnam führte, ward noch mit genauer Noth nach Venusium gerettet. Hier beerdigte man n im alten Kloster zur h. Dreyfaltigkeit, wo auch hon seine Brüder begraben lagen. Robert starb also n 26ten Jahr seiner herzoglichen Würde, und im often seines Alters. (54)

Sein

Sein plötzlicher Tod, verschaffte dem Kaiser eine große Erleichterung. Um diesen Glücksfall sogleich aufs beste zu nutzen, gab er sich alle Mühe, sowohl durch Briefe, als durch andre Mittel, Zwietracht unter den Bürgern Dyrrachiums zu stiften. Er beredete die zu Constantinopel ansäßigen Venetianer, an ihre Landsleute, an die Amalphiner, und an andre Einwohner dieser Stadt zu schreiben, und sie zum Abfall geneigt zu machen. Außerdem zeigte er sich in Versprechungen, und Geschenken nicht sparsam, weil er wohl wußte, daß ihnen auf diesem Wege am besten beyzukommen sey. Denn die Lateiner brennen von Geldgier, und würden um einen Obolus ihr liebstes verkaufen. Die Verschwörung in Dyrrachium kam auch glücklich zu Stande. Derjenige, welcher zuerst den Rath gegeben hatte, die Festung an Robert zu übergeben, wurde nebst seinen Mitverschwornen niedergemacht, und die Festung dem Kaiser überantwortet, der seine Zufriedenheit darüber, auf mehr, als auf eine Art, an den Tag legte. (55)

Es lebte damals ein gewisser Sech, der sich für einen großen Astrologen ausgab, und es auch in seiner Kunst sehr weit gebracht hatte. Als Robert seinen Feldzug nach Illyrien antrat, überreichte er einigen von des Kaisers Vertrauten ein versiegeltes Billet, mit dem Zusatz, es vor der bestimmten Zeit nicht zu erbrechen. Nach Roberts Tode, ward es auf sein Geheiß eröffnet; da fand man folgende Prophezeyung eingeschrieben. „Der große Feind von Norden her hat ausgetobt, und plötzlich sinkt er hin.“ Alle erstaunten, woher der Mann dieß erfahren habe.

Man erlaube mir, daß ich hier etwas über die Wahrsagerey spreche. Sie ist eine neuere Erfindung, von der man in alten Zeiten nichts wußte, denn weder

der große Aſtronom Eudoxus, noch Plato haben ſie gekannt, ſelbſt Manethe, dieſer berühmte Zeichendeuter, hatte von ihr faſt gar keinen Begriff. Es mangelte ihnen hinlängliche Kenntniß vom Aufſteigen der Geſtirne und andere Bemerkungen, auf denen man in der Folge ein ganzes Syſtem erbaute. Ich ſelbſt habe mich anfangs ein wenig damit beſchäfftigt, nicht etwa um ſelbſt dieſe Kunſt zu treiben, bloß, um es ſo weit darin zu bringen, daß ich die Vertheidiger derſelben gründlich abweiſen konnte. Auch denke man nicht, daß ich dieſes hier ſchreibe, um mit meinen Kenntniſſen groß zu thun. Ich ergreife bloß dieſe Gelegenheit, meinem Vater ein verdientes Lob zu ertheilen, der als Beſchützer der Philoſophie und der Philoſophen, viele Wiſſenſchaften empor brachte. Sogar die Aſtrologie gewann unter ihm mehrere Anhänger, ob er ſie gleich nichts weniger, als begünſtigte. Denn eine Kunſt, die das Herz des Menſchen vom Vertrauen auf die Vorſehung ablenkt, und ihn alles von den Geſtirnen erwarten läßt, konnte unmöglich ſeinen Beyfall gewinnen.

Zu den berühmteſten Aſtrologen damaliger Zeit zähle ich den vorhin genannten Seth, und den ägyptiſchen Alexander. Dieſer letztere hat mehreres ſehr genau vorhergeſagt. Bisweilen brauchte er dazu nicht einmal das Aſtrolabium, ſondern brachte das, was man zu wiſſen verlangte, durch Calculiren heraus. Alles was er machte, erklär ich für alexandriniſche Kunſtſtücke, bey denen es ganz natürlich zugieng. Alexius ließ ſich einige mal in Geſpräche mit ihm ein, und war mit ſeinen Antworten ſehr zufrieden. Weil aber ſein Anhang unter den jungen Leuten und ſein Anſehn (denn man verehrte ihn wie einen Propheten) immer größer ward, ſo mußte er ſich auf kaiſerlichen

ſerlichen Befehl nach Kaideſton begeben, wo er aus der öffentlichen Kaſſe reichlichen Unterhalt empfieng.

Hieher muß ich auch den berühmten Dialektiker Eleutherius, aus Aegypten gebürtig, rechnen, der in der Aſtrologie jedem andern den Vorzug ſtreitig machte. Ferner, einen Athenienſer Catananges, der ſich ebenfalls für einen großen Meiſter in der Aſtrologie ausgab. Einſt beſtimmte er die Zeit, wenn der Kaiſer ſterben würde; ſtatt deſſen aber ſtarb ein Löwe in der Menagerie, und dieß war für manche genug, um die Prophezeyung nicht ganz zu verwerfen. An einem andern Tage, den er nachher als den Todestag des Kaiſers feſtſetzte, ſtarb nicht dieſer, ſondern ſeine Mutter Anna. Alexius ließ ihn ruhig in Conſtantinopel bleiben, weil er den Verdacht vermeiden wollte, als wenn er einen Menſchen verfolgte, den ſchon ſeine eignen Worte Lügen ſtraften. So weit von der Aſtrologie.

Robert war nach der Beſchreibung, die mehrere von ihm machten, ein trefflicher Feldherr, von vielumfaſſenden Geiſte und edler Geſtalt, geſellſchaftlich im Umgange und jedermann zuthätig, wenn gleich von einer durchdringenden, polternden Stimme. Er hatte eine anſehnliche Größe, trug ein herabhängendes Haar und einen langen Bart (56), weil er feſt an der Sitte ſeiner Völker hieng. Bis an ſein Ende ſah man auf ſeinem Geſichte Mannkraft, die in ihm, ſchon dem äuſſern Anſehn nach, einen Regenten anzukündigen ſchien. Seine Untergebnen ehrte und ſchätzte er, vorzüglich aber diejenigen, die ſich in ihrem Eifer gegen ihn beſonders auszeichneten. Er war ſehr hitzig und geldgierig, wucherte gerne, hatte nimmer ſatt, und geitzte doch bey dem allen nach Ehre. Dieſe Leidenſchaften beherrſchten ihn ganz, und ſetzten ihn dem allgemeinen Tadel aus.

Einige

Einige beſchuldigen den Kaiſer der Uebereilung, er den Krieg mit Robert zur Unzeit angefangen e. Es würde ihm, ſagen ſie, ein leichtes geweſen n, ihn zu beſiegen, wenn er zuvor hätte abwarten llen, bis ihn die Dalmatier und Epiroten, unter dins Anführung, in die Enge getrieben hätten. er ſo urtheilen müſſige Köpfe, die, hinter ihren vier ählen vor der Gefahr gedeckt, ſich anmaßen, große dherrn zu richten. Wer kennt nicht die Klugheit, feſten unerſchütterlichen Muth und alle die erhab- Eigenſchaften Roberts, die ihn an der Spitze ſei- Heeres beynahe unüberwindlich, und nach einem ttenen Verluſte nur noch hitziger und unternehmen- machten.

Es war der erſte December, an welchem Alexius den zu ihm übergetretenen Lateinern, und dem Gra- Bryenn (57) in Conſtantinopel ſeinen ſiegreichen Ein- hielt. Er fand ſeine Gemahlin in dem Gebäude, die Kaiſerinnen ſchon ſeit langer Zeit ihr Wochen- te zu halten pflegten — es führte den Namen Por- yra (Purpur) daher die bekannte Benennung der rphyrogeneten (im Purpur gebohrenen) (58). — Hier n ſie gegen Morgen mit einer Tochter nieder, die ſo ich für ein wahres Ebenbild des Vaters erkannt rde. Ich ſelbſt bin dieſe Tochter. Die Kaiſerin, ine Mutter, empfand, wie ſie mir mehrmals erzählt t, ſchon drey Tage vor ihres Gemahls Ankunft die ehen, bezeichnete aber ihren Schoß mit dem heiligen reutze, und ſagte: Bleib Kindlein und warte bis der ater kömmt. Ihre Mutter, die Protoveſtiaria mälte, daß ſie dieß that; wie ſprach ſie, wenn er n erſt nach einem Monat käme? würdeſt du wohl lange in den Wehen aushalten? — Die Gebäh- in erreichte ihren Willen, und ich möchte dieß bey-

nahe als eine Vorbedeutung des kindlichen Gehorsams ansehen, den ich alle Zeit gegen meine Eltern bewiesen habe. Jedermann wird mir das Zeugniß geben, daß ich aus Liebe für sie Haab und Gut, Ehre und Leben nicht geschont habe.

Die gewöhnlichen Feyerlichkeiten, welche am Hofe bey Niederkunft der Kaiserinnen gegeben werden, erfolgten auch bey meiner Geburt; Glückwünsche, Geschenke an den Senat und die Armee. Alles schwamm in Freuden und lautem Jubel, vorzüglich die Blutsverwandten meiner Mutter. Nach Verlauf einiger Tage wurde mir die Krone und der kaiserliche Schmuck angelegt, und Befehl gegeben, meinen Namen neben Constantins seinem zugleich auszurufen; welches auch einige Jahre lang geschehen ist. War dieses eine Vorbedeutung meines Glücks oder Unglücks? Die Kaiserin kam darauf wieder mit einer Prinzessin nieder, und im Jahr 1088 mit einem Prinzen (59), dessen sehnlich erwartete Geburt seinen Eltern sowohl, als allen Unterthanen unaussprechliche Freude machte. Aller Trauer ward vom Hofe verbannt, und wer sich nicht von Herzen freuen konnte, mußte sich doch wenigstens so stellen.

Der kleine Prinz war schwarzbraun von Farbe, hatte ein breites Gesicht, trockne Wangen, keine völlig gebogne Adlersnase und schwärzliche Augen. Ihn bestimmten seine Eltern zu ihrem künftigen Thronfolger. Er ward in der großen Kirche getauft und gekrönt. Während daß Alexius noch mit Robert und dessen Söhnen beschäfftigt war, überschwemmten die Türken nicht blos die Morgenländer, sondern fiengen schon an, bis an die Gegenden um den Propontis vorzudringen. Wie dieß eigentlich zugegangen war, will ich etwas umständlicher erzählen.

Ein

Ein gewiſſer Philaret, aus Armenien gebürtig, war am Hofe des Kaiſers Diogenes Romanus in verdienten Gnaden geſtanden, und hatte ſich bis zur Würde des Domeſtikats erhoben. Das widrige Schickſal des Diogenes, dem unter andern Mißhandlungen auch die Augen ausgeſtochen wurden, reitzte ihn, die beleidigte Majeſtät ſeines erhabnen Gönners nachdrücklich zu rächen. Er ſtiftete eine Rebellion an, zu der er den erſten Schritt mit Eroberung von Antiochien machte. Um ſeine Parthey zu verſtärken, gieng er zu den Türken über, und bekannte ſich zu ihrer Religion. Sein Sohn, der ſich ihm lange, wiewohl vergeblich widerſetzt hatte, floh innerhalb acht Tagen zum Sultan Amer (60) Solyman nach Nicäa, und wiegelte ihn gegen ſeinen Vater auf. Solyman ließ, als er nach Antiochien aufbrach, den Apelchaſem als Commendanten in ſeiner Reſidenz Nicäa, mit dem Titel eines oberſten Befehlshabers, zurück. Auf ſeinem Marſche bediente er ſich der Kriegsliſt, bey Tage ſtill zu liegen, und blos des Nachts fortzurücken. In der zwölften Nacht erſchien er vor Antiochien, und nahm es um ſo leichter ein, da niemand in der Stadt einen feindlichen Angriff beſorgte. Zu gleicher Zeit wurde Sinope, wo viel Gold und ein reicher kaiſerlicher Schatz war, vom Charatices heimlich ausgeplündert.

Antiochien hatte für Tuteſes (61), den Bruder des Großſultans, deſſen Gebiet ſich von Jeruſalem an über Meſopotamien und Chalep bis Bagdad erſtreckte, ſo viele Reitze, daß er mit ſeinem ganzen Heere aufbrach, um ſich ſelbſt den Beſitz deſſelben zu verſchaffen. Es kömmt zwiſchen ihm und Amer Solyman zu einem blutigen Treffen, in welchem der letztere den Kürzern zieht, und ſich darauf an einem ſichern Ort zu verbergen ſucht. Als man ihn hier entdeckte und einige Sa-

trapen mit Gewalt in ihn drangen, sich zum Tuteses zu begeben, so stürzte er sich aus Verzweiflung in sein Schwert. Der Rest seiner geschlagnen Truppen ergab sich dem Sieger.

Dieser neue Zuwachs an Macht mußte den Tuteses fürchtbar machen. Selbst der Großsultan besorgte, daß er ihm nicht mehr das Gleichgewicht würde halten können. Er suchte sich dadurch zu helfen, daß er dem Kaiser durch einen Siaus(62) Heurathsanträge that, und dabey, wenn er sie annehmlich fände, das Versprechen leistete, alle Türken aus den am Meer grenzenden Ländern zu ziehen, ihm die dort befindlichen Festungen abzutreten, und in der Noth kräftigen Beystand zu leisten. Der Kaiser durchlas das Schreiben des Sultans, ohne sich über den Heyrathsantrag zu erklären. Jener Siaus aber schien ihm ein Mann zu seyn, der seiner Aufmerksamkeit nicht unwürdig wäre. Er brachte ihn durch viele Unterredungen zuförderst so weit, daß er versprach, zur christlichen Religion überzutreten, und nach Empfang der Taufe nie wieder zu seinen vorigen Glaubensgenossen zurückzukehren. Nachdem er diesen Zweck glücklich erreicht hatte, gieng er noch weiter. Der Siaus mußte ihm versprechen, etwas zu thun, was er nur unter der Bedingung thun konnte, wenn Alexius in den Heurathscontract gewilligt haben würde. Der Sultan hatte ihm nämlich schriftliche Ordre an die Satrapen in den Seestädten gegeben, auf deren Vorzeigung sie die ihnen untergebnen Oerter dem Kaiser räumen sollten. Mit diesem Schreiben machte er sich auf den Weg. Der erste Ort, wohin er kam, war Sinope, welches jetzt Charatices in den erbärmlichsten Gesundheitsumständen, ohne das geringste von seinem Raube genossen zu haben, verlassen mußte. Denn nach dem Raube, den er an

der

er Kirche zur Mutter Gottes gegangen hatte, ward er ämonisch, oder von einer Krankheit überfallen, die n zu Boden warf, wobey ihm der Schaum vor den Mund trat. An seine Stelle setzte Alexius den Constantinus Dalassenus zum Statthalter ein. Eben so machte es der Staus auch mit den übrigen Städten, uf welche sich die Verordnung des Sultans bezog. Darauf kehrte er nach Constantinopel zurück, wo er etauft ward, und zum Lohn seiner treuen Dienste usser vielen Geschenken, die Stelle eines Dux von Anchialus erhielt.

Nach Amer Solymas Entleibung warfen sich die Satrapen in Klein-Asien zu eigenmächtigen Herren er Districte auf, die ihnen untergeben worden waren, ls der Sultan nach Antiochien zog. Apelchasem, er als Oberstatthalter zu Nicäa, wo auch das Sultaicum (des Sultans Palast) stand, eingesetzt war, berließ seinem Bruder Pulchases Cappadozien, und chmeichelte sich mit der Hoffnung, daß ihm die Sulanische Würde nicht entgehen könne. Seine unersättliche Habsucht bewegte ihn ganz Bithynien bis an en Propontus mit Streifereyen und Plünderungen einzusuchen. Alexius bediente sich seines alten Mittels, auch diesen Mann zur Ruhe zu bringen; Apelhasem aber legte immer so viele Schwierigkeiten in en Weg, daß er wohl einsahe, wie wenig hier ohne Gewalt auszurichten sey. Zu dem Ende mußte Taicius vor Nicäa rücken. Hier blieb er eine Weile liegen, weil sich aber kein Feind, einen unbedeutenden Ausfall ausgenommen, blicken ließ, so gieng er den Weg nach Basilea zurück, und lagerte sich 12 Stadien von Nicäa. Einst kömmt zur Nachtzeit ein Bauer mit der Nachricht ins Lager, daß Prosuch mit 50000 Mann von dem jüngst zum Sultan erwählten

Paragiaruch (63) gegen ihn im Anzuge sey. Mit einer solchen Macht konnte es Taticius nicht aufnehmen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, daß sein weit geringeres Heer durch öfteres Gefechte endlich gar aufgerieben würde. Vielmehr schien es ihm rathsamer, sich durch Nicomedien wieder nach Constantinopel zu ziehen. Kaum sah Apelchasem, daß die Kaiserlichen den Rückzug antraten, so eilte er ihnen ins freye Feld nach, ward aber mit großem Verlust bey Preneses zurückgewiesen. Dieser Sieg war vorzüglich der Celtischen Reiterey zuzuschreiben, die mit ihren langen Spießen die feindlichen Linien trennten. Die Folge davon war, daß Taticius nunmehr ruhig durch Bithynien bis zur Hauptstadt gelangen konnte. Apelchasem hingegen stellte die Feindseligkeiten noch immer nicht ein, denn er trug sich mit dem schwindlichten Entwurfe, das Scepter des römischen Reichs an sich zu reißen, oder sich wenigstens zum Herrn der Inseln und der, längst dem Meere gelegenen, Provinzen aufzuwerfen. Wirklich machte er auch alle Anstalten dazu, indem er sich der Stadt Kio, die in Bithynien an der See liegt, bemächtigte, und daselbst mehrere Schiffe auf den Stapel setzen ließ.

Der Kaiser unterließ nichts, auf die erste Nachricht, die er hievon erhielt, diesen herrschsüchtigen Menschen zur Ruhe zu bringen. Ehe noch die Schiffe auslaufen konnten, legte sich schon Michael Butumites mit der kaiserlichen Flotte bey Kio vor Anker. Zu gleicher Zeit kam auch Taticius mit einem zahlreichen Heer von der Landseite herbey. Apelchasem stand mit seiner Armee in einer Gegend, die für ihn nicht vortheilhaft zum Schlagen war. Er wählte sich also einen Platz, der weniger bergigt war, und wo seine Bogenschützen gegen berittene Soldaten mehr ausrichten

 konnten.

nnten. Diesen Platz nennen einige Aulica, andre
pparission.

Michael Butumites steckte bald nach seiner An-
unft die halb fertigen Schiffe in Brand. Den Tag
arauf lagerte sich Taticius an einem sehr guten Orte,
en wo er den Feind 15 Tage hindurch in kleinerm und
rößerm Gefechten unablässig zusetzte, bis ihn endlich
ie Lateiner, über das lange Zögern ungeduldig, um
Erlaubniß baten, es mit den Türken allein aufzuneh-
men. So wenig auch diese Bitte mit seinen Absichten
bereinstimmte, so sah er sich doch genöthigt, sie zu
ewilligen, besonders da die feindliche Armee von Tage
u Tage immer Zuwachs an frischen Truppen erhielt.
Das Treffen hatte für Apelchasem den unglücklichsten
lusgang. Er floh mit der größten Eile geraden We-
ges nach Nicäa, und ließ sein Lager nebst den größten
Theil der Bagage im Stich. In Nicäa erhielt er
vom Kaiser ein gnädiges Schreiben, worin ihm dieser
vorstellte, künftig nicht mehr so ganz vergebliche Luft-
streiche zu wagen, sondern lieber nach Constantinopel
zu kommen, und daselbst Reichthum und Ehre zu em-
pfangen.

Apelchasem nahm den angetragnen Frieden mit
Bereitwilligkeit an, da er sich ohnehin in Nicäa nicht
sicher fand, indem Prosuch schon mehrere von den Sa-
trapen in Besitz genommene Festungen belagerte, und
Mine machte, nun bald auch vor Nicäa zu rücken.
Er kam auch auf nochmaliges Ansuchen des Kaisers,
der einem bloßen Vergleich aus guten Gründen nicht
traute, nach Constantinopel, wo er mit vielen Gnaden-
bezeugungen überhäuft ward, und Freyheit erhielt,
wenn er wollte, wieder nach Hause zu gehen.

Um eben diese Zeit setzte Alexius, der die Nicäischen Türken gerne aus Nicomedien, der Hauptstadt Bithyniens vertreiben wollte, den Entschluß ins Werk, am dortigen Meerbusen ein andres Fort anzulegen. Dieß Geschäffte wurde dem Drungar der Flotte, Eustathius, übertragen, der mit Fahrzeugen, in welchen sich Baumaterialien und Arbeiter befanden, an den bestimmten Ort überschiffen und jeden Türken, der sich dort zeigen würde, durch Höflichkeit und Geschenke zum Schweigen bringen sollte. Imgleichen sollte er ihnen andeuten, daß alles mit Vorwissen Axelchasems geschehe, und, damit dieser nichts erführe, so sollte er die Communication zur See zwischen Constantinopel und Bithynien aufheben. Indeß gieng es Axelchasem sehr wohl. Alexius suchte ihn durch Lustbarkeiten aller Art zu zerstreuen. Bald lud er ihn ins Bad, bald auf die Jagd oder zum Pferderennen ein; auch ließ er täglich in dem von Constantin dem Großen erbauten Theater Wagenrennen halten. Als endlich das Fort fertig war, überhäufte er ihn mit noch mehrern Geschenken und Ehrenbezeugungen, ja er ertheilte ihm sogar den Titel Sebastotates (Allerdurchlauchtigster) und entließ ihn endlich nach den stärksten Versicherungen seiner kaiserlichen Gnade aus der Hauptstadt. Unterdessen hatte Prosuch schon 3 Monate vor Nicäa gelegen, und die Stadt bis aufs äusserste gebracht. In dieser Noth wandten sich die Belagerten an den Kaiser, dem sie sich lieber als dem Prosuch unterwerfen wollten. Eine so günstige Gelegenheit, die zu noch größern Vortheilen Hoffnung machte, durfte nicht ungenutzt bleiben. Hier kämpften zwey Feinde des römischen Reichs gegen einander; die Politik rieth es dem Schwächern beyzustehn, nicht, um ihn mächtiger werden zu lassen, sondern um Nicäa seinen Händen zu entreißen, und dann mit den Eroberungen immer

er weiter fortzurücken. Ehedem bezeichneten im Oc-
dent die Säulen des Hercules, im Orient die Säu-
n des Bacchus die Grenze des römischen Reichs, das
ch der Breite nach beynahe ins Unermeßliche erstreckte.
jetzt aber hatte es sich vorzüglich durch die Eroberun-
en der Türken bis auf einen sehr kleinen Strich Lan-
es zusammengezogen. Kaiser Alexius erweiterte es
ieder gegen Abend bis an das Adriatische Meer, und
gen Morgen bis an den Euphrat und Tiger. Er
ätte mehr gethan, er hätte das römische Reich zu sei-
er ehemaligen Größe erhoben, wenn nicht beständige
Kriege und immerwährende Unruhen ihm daran hin-
erlich gewesen wären. Auch dießmal traten Umstän-
e ein, welche sein Vorhaben hintertrieben.

Einige auserlesene kaiserliche Truppen waren so-
leich nach empfangener Einladung aufgebrochen und
en dem Außenwerk von Nicäa, der sogenannten
Heorgsschanze, von den Türken in die Stadt gelas-
n worden. Nun hob Prosuch zwar die Belagerung
uf, weil er glaubte, der Kaiser selbst müsse in der
Nähe seyn. Aber dieß war auch alles, was man
ber ihn gewann. Denn nichts konnte man zuver-
ässiger voraussehen, als daß er bald mit größerer Hee-
eskraft wiederkehren würde. Daher giengen die Kai-
erlichen, zufrieden mit dem was sie bewirkt hatten,
ach Constantinopel zurück.

Ihre Vermuthung traf auch bald darauf ein. Der
ersische Sultan nahm das Betragen des Siaus mit
roßen Unwillen auf; versuchte aber doch noch einmal
ie Einwilligung des Kaisers in die vorgeschlagne Ehe-
erbindung zu erlangen. Das Schreiben, welches er
eshalb an ihn erließ, war folgenden Inhalts. „Uns
ist die Lage nicht unbekannt, Kaiser, in welcher ihr

„euch befindet. Wir wissen, daß ihr von den ersten „Tagen eurer Regierung an mit vielen Widerwärtig„keiten habt kämpfen müssen: daß ihr anfangs mit „den Lateinern, dann mit den Scythen blutige Kriege „geführt habt: daß endlich Amer Apelchasem euren „Vertrag mit Solymann gebrochen und Asien bis „Damalis verwüstet hat. Wollt ihr nun diesen Feind „aus den vorigen Gegenden fortschaffen, und Antio„chien unter eure Bothmäßigkeit bringen, so schickt „mir eure Tochter zur Gemahlin meines erstgebohrnen „Sohnes. Uebrigens dürft ihr ganz unbekümmert „seyn, und euch auf meinen Beystand verlassen, daß „alles nach Wunsch gehen werde; indem ich mich er„biete, euch nicht allein im Orient, sondern auch bis „Illyrien und in allen abendländischen Gegenden mit „meiner Macht nachdrücklich zu unterstützen.“

Zu eben der Zeit, da dieses Schreiben einlief, stand Prosuch des Sultans General wieder vor Nicäa. Apelchasem, dem der Kaiser einige Hülfstruppen gegeben hatte, vertheidigte seinen Ort so tapfer, daß sich Prosuch bis Lampe (einem Fluß bey Lopadium) zurückziehen mußte.

Um sich aber im ruhigen Besitz seiner Staaten zu erhalten, begab er sich in eigner Person zum persischen Sultan, der sich damals bey Spacha aufhielt, und brachte ein Geschenk an Golde mit, das auf 14 Mauleseln geladen war. Der Sultan würdigte ihn keiner Audienz, sondern verwies ihn mit seinem Geschenk an den Amer Puzanus, dem er in dieser Angelegenheit unumschränkte Vollmacht ertheilt hatte. Apelchasem mußte sich aller Weigerungen ungeachtet, doch endlich dem Willen des Sultans bequemen. Unterwegs wird er von einem Trupp, den Puzanus dazu ausdrücklich

befehligt

befehligt hatte, angehalten und strangulirt. Wahrscheinlich geschah dieß nicht ohne Vorwissen des Sultans.

Was den Vorschlag betrifft, den dieser in dem vorhin angezeigten Schreiben that, so nahm ihn der Kaiser wie billig mit Hohngelächter auf. Er wollte lieber alles Ungemach über sich ergehen lassen, als sein Kind in einen elenden Zustand versetzen, der nur mit scheinbarer Pracht übertüncht war. Es war ihm jetzt Alles daran gelegen, den Sultan mit leeren Versprechungen hinzuhalten. Deswegen sandte er den Kurticius mit einigen andern an ihn ab, und gab ihnen Briefe mit, in denen er zwar das gute Vernehmen von seiner Seite bekräftigte, und den bekannten Antrag eingieng; aber zugleich noch andre Bedingungen vorschlug, welche darauf abzweckten, die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen. Bevor diese Gesandtschaft Chorasan erreichte, kam ihnen schon das Gerücht von des Sultans Ermordung entgegen. Tuteses war Urheber dieses Mordes. Er hatte den Amer Selzmann und seinen eignen Schwiegersohn, der aus Arabien gegen ihn in den Krieg zog, aus dem Wege geräumt, welches Glück ihn so übermüthig machte, daß er nun auch dem Sultan nach dem Leben stand. Zwölf Chasier (wie sie in der persischen Sprache heißen) wüthende, mordsüchtige Menschen, wurden von ihm angestiftet, den Sultan, der doch sein leiblicher Bruder war, meichelmörderischer Weise umzubringen. Sie erschienen am Hofe desselben als Gesandten, und nahmen hier zu ihrer teuflischen Absicht den Zeitpunct wahr, da sich keiner seiner Getreuen um ihn befand. Ueberhaupt sind die Chasier als blutdürstige Wüthriche bekannt. Ihre größte Wonne ist es, das Herz ihres Nebenmenschen zu durchboren. Sie selbst wünschen sich keinen ehrenvollern Tod, als den, durch das

Schwert

Schwert ihres Gegners zu fallen. Daher nahmen jene zwölf mit der größten Bereitwilligkeit den Auftrag des Tuteses an, ob sie gleich voraussehen konnten, daß keiner mit dem Leben davon kommen würde (64).

Sobald Puzanus von der Ermordung seines Herrn hörte, gieng er mit der ganzen Macht nach Cyprasus zurück, und lieferte dem Tuteses ein Treffen, das lange unentschieden blieb, bis endlich sein Heldentod den Sieg zum Vortheil des Tuteses entschied. Jetzt glaubte dieser sich beynahe schon völlig im Besitz der sultanischen Würde, als plötzlich Spargaruch, Sohn des ermordeten Sultans Tapara, mit einem mächtigen Heere hervorbrach, und den Tod seines Vaters an ihm rächte. Tuteses Armee ward gänzlich geschlagen, er selbst blieb auf dem Schlachtfelde. An Apelchasems Stelle befand sich jetzt sein Bruder Pulchases in Nicäa, den der Kaiser auf alle Art und Weise zu Uebergabe dieser Stadt zu bewegen suchte. Pulchases stellte sich auch als wenn er nicht ganz abgeneigt wäre in dieß Verlangen einzuwilligen, verschob aber die Ausführung von einem Tage zum andern, weil er immer noch auf die Rückkunft seines Bruders wartete. Nach des Cyprasanischen Sultans Ermordung entflohen die beyden Söhne Solymanns aus dem Verhaft, in welchem sie jener bisher gehalten hatte (65). Sie erschienen in Nicäa, wo sie von den Großen mit Freuden aufgenommen und vom Pulchases freywillig in den Besitz der Stadt, die ihnen als ein rechtmäßiges Erbe zukam, gesetzt wurden. Der Aelteste Klitziasthlan, dem die sultanische Würde zu Theil wurde, ließ es sich sehr angelegen seyn, Nicäa wieder in Aufnahme zu bringen, um ihr das Ansehn einer Residenz zu verschaffen. Zu dem Ende ließ er alle Weiber und Kinder der Bürger wieder in die Stadt ziehen: auch wählte er

den

n Mochamet mit Hintansetzung des Pulchefes zum
erstatthalter, und gieng darauf nach Melitene.

Ich kehre von der Geschichte der Sultanens zu
inem Vater zurück, der um diese Zeit mit dem Ober-
thalter Elchanes in neue Unruhen verwickelt ward.
hanes hatte sich der beyden Seestädte, Apellonias,
Cyzikum bemächtigt, und verbreitete seine Räu-
eyen in der ganzen am Meer gelegenen Gegend.
n nun die kaiserliche Flotte noch nicht segelfertig war,
o doch die Sache keinen Aufschub duldete, so mußte
ebenbenus Alexander, ein tapfrer Mann von edlem
schlechte, in kleinen Fahrzeugen nach Apellonias
überschiffen. Gleich nach seiner Landung fieng er
Belagerung an, und setzte sie mit solchem Eifer
t, daß schon vor Ablauf einer Woche die Aussen-
ke erstiegen waren. Elchanes hatte nichts mehr
e als die Burg, die er aber mit verzweifeltem
uth vertheidigte, weil er versichert war, daß in kur-
Zeit ein starkes Heer ihm zum Entsatz erscheinen
rde, wie es auch wirklich geschah. Nun aber war
auch Zeit, daß Alexander sich zurückzog, denn die
zahl der feindlichen Truppen überwog bey weitem
ne geringe Mannschaft. Der einzige Weg auf dem
sich retten konnte, war der zur See. Zu seinem
glück, wurde auch dieser vom Elchanes gesperrt, der
Brücke, und die Mündung des Flusses mit Sol-
en besetzen ließ. (Die Brücke führt noch bis auf den
eigen Tag ihren Namen von der h. Helene, und
nstantin dem großen: dem die erstere hier eine Kir-
erbaute.) Als nun Alexander sahe, daß es völlig
nöglich sey, sich zur See durchzuschlagen, so stieg er
der ans Ufer, wo ihn die Türken mit einer solchen
ge überfielen, daß viele von den Seinigen, theils

in

in Gefangenschaft geriethen, theils im Wasser elendiglich umkamen.

Dieser Verlust war zu wichtig, als daß ihn der Kaiser hätte verschmerzen können. Er schickte eine neue Armee unter den Befehlen des Opus zu Lande ab, die ihre Uebermacht durch Eroberung von Cyzicum gleich anfangs zu erkennen gab. Ohngefähr 300 herzhafte Leute, welche Opus ausdrücklich dazu bestellt hatte, nahmen Permanetus ein, und lieferten die Gefangenen, welche ihnen hier in die Hände fielen ihrem General ab, der sie so gleich nach Constantinopel bringen ließ. Nun belagerte er Apollenios, das sich nach einigem Widerstand ergeben mußte, indeß Eschanes, seiner Schwäche bewußt, in Begleitung seiner Blutsfreunde zum Kaiser floh, der ihn nicht allein mit vielen Geschenken überhäufte, sondern auch der größten, aller Wohlthaten, der heiligen Erleuchtung theilhaftig machte. Zwey Obersatrapen, die sich bisher noch nicht hatten willig finden lassen (der eine hieß Scalisarius, dem andern wurde in der Folge der ehrenvolle Titel, Hochberühmtester ertheilt) traten, durch das Beyspiel des Eschanes gelockt, ebenfalls zum Kaiser über, und empfiengen von ihm eben die Wohlthaten, deren sich dieser erfreute.

Dem Kaiser gebührt das Lob eines frommen rechtgläubigen Christen, der mit unermüdeten Eifer für die Ausbreitung der christlichen Religion arbeitete. Er suchte nicht bloß die nomadischen Scythen, sondern ganz Persien, Aegypten, Libyen, und die unglaubigen Muhamedaner zum wahren Glauben zu führen.

Itzt komme ich auf einen neuen schrecklichen Krieg, der mit dem Einfall der Scythen begann. Eine scythische Nation, aus dem sarmatischen Stamme, die

in

in beständigen Unruhen lebte, verlegte ihren Wohnsitz an die Ufer der Donau. Es gelang ihr mit den dortigen Landesbewohnern ein Bündniß zu schließen, kraft dessen sie ungehindert über die Donau gelassen wurden. Die Mittelspersonen, durch welche die Scythen sich diese Freyheit auswirkten, hießen Tatus, der sonst auch den Namen Chale führt, Sesthieb, und Satza. Tatus stand bey Dristra. Die übrigen bey Vidina, und andern Orten (ich muß um vollständig zu seyn, jene barbarische Namen anführen, wenn sie gleich gegen die übrige Erzählung gar zu sehr abstechen).

"Nun war es den Scythen leicht, diesseits der Donau alles zu überschwemmen, und sogar einige Festungen in ihre Gewalt zu bekommen. Mit ihnen machte der Manichäer, von dem ich oben ausführlich gehandelt habe, nebst seiner, in Beliataba befindlichen, Rotte gemeinschaftliche Sache. Was läßt sich auch anders von einem gereizten Manichäer erwarten, der wie ein reißendes Thier nach Menschenblut dürstet?

So fürchterliche Feinde erforderten, daß ihnen ein Feldherr entgegen gestellt wurde, der schon als ein erfahrner Krieger bekannt war: und diesen fand der Kaiser in der Person Pacurians, Domesticus des Abendlandes. Pacurian rückte mit der ihm untergebenen Armee bis Beliataba vor, wo sich die Scythen verschanzt hatten. Der Anblick ihrer beynahe zahllosen Menge benahm ihm allen Muth, ein Treffen zu wagen, das aller Wahrscheinlichkeit nach zum Vortheil der Feinde ausfallen mußte. Er hielt es für rathsamer, dießmal unverrichteter Sache umzukehren: allein Bragas, der neben ihm das Commando führte, bestand darauf, daß man schlagen müsse. Pacurian sah sich gezwungen, ehrenhalber einzuwilligen, und so kam es denn zur Schlacht, die sich mit dem Tode dieser beyden An-

Anführer, und der gänzlichen Zerstreuung des kaiserlichen Heeres endigte.

Alexius vergeß über den Verlust seines geliebten Pacurians die bittersten Thränen, denn er hatte den Mann unaussprechlich geliebt. Aber sein Schmerz, so groß er auch war, mußte doch der Aufmerksamkeit nachstehen, die der bedrängte Staat von ihm heischte. Schnell entwand er sich der ersten Betäubung, und schickte den Taticius mit einer reichlich gefüllten Kriegskasse nach Adrianopel. Von dem Gelde sollten die Soldaten ihre jährige Löhnung erhalten, und so viel Recruten angeworben werden, daß er im Stande wäre, eine ansehnliche Macht ins Feld zu stellen. Ferner bekam Umpertopolus Ordre, eine hinlängliche Besatzung in Cyzikum zu lassen, und dann schleunigst mit den Celten zum Taticius zu stoßen. Durch diese Verstärkung ward die Armee des letztern so mächtig, daß sie nun mit großer Zuversicht gegen die Scythen ausbrechen konnte.

Kaum hatte sich Taticius in der Gegend von Philippolis an dem Fluß, der nach Salimum geht, gelagert (denn die Bagage stand noch außer dem Lager) so ließ er auch gleich in einen Schwarm Scythen einbrechen, die eben damals mit vieler Beute, und Gefangenen zurückkehren wollten. Er selbst folgte mit der Hauptarmee nach, und lieferte eine Schlacht, in der die mehresten von den Feinden auf dem Platze fielen. Demohngeachtet blieb ihre Anzahl noch immer unbeschreiblich groß, und furchtbar, daß Taticius nicht ohne Unruhe die Nachricht seiner Kundschafter aufnahm, die ihm meldeten, daß sehr viele Scythen bey Beliataba ständen. Doch entsank ihm der Muth nicht, von neuem ein Treffen zu wagen, wenn ihn die Feinde aufsuchen sollten; die auch wirklich nicht lange ausblieben. Auf die Nachricht von ihrer Annäherung setzte er über

den

den Fluß Ebrus, und erwartete sie in völliger Schlachtordnung. Beyde Heere standen nun gegen einander, beyde zwar schlagfertig, aber doch von einer merklichen Furcht zurückgeschreckt. Die Kaiserlichen fürchteten nemlich die Menge der Scythen, und diese, die Rüstung der Kaiserlichen, ihre Kriegszüge, ihre glänzenden Kleider und in der Sonne blinkenden Waffen. Nur die Lateiner (Celten) brannten vor Begierde zu fechten, und würden die Schlacht eröfnet haben, wenn sie nicht Taticius aus wohlüberlegter Vorsicht abgehalten hätte. So warteten nun beyde Heere, jedes auf den Angriff des andern, ohne auch nur das geringste zu unternehmen, bis sie sich mit untergehender Sonne in ihr Lager zurückzogen. Dieß Schauspiel wurde zwey Tage nach einander wiederhohlt: am dritten zogen die Scythen in der Morgendämmerung ab, und setzten sich bey Sidera, einer engen Berggegend. Taticius ersahe ihren Aufbruch zu spät, als daß er ihren Nachtrab hätte beunruhigen können. Er gieng also nach Adrianopel, quartirte hier die Celten ein, gab den übrigen Soldaten Urlaub nach Hause zu wandern, und kehrte nur mit einem Theil seiner Leute in die Hauptstadt zurück.

Siebentes Buch.

Mit dem einbrechenden Frühling gieng Tzelgu, oberſter Anführer der geſammten ſcythiſchen Macht, in die engern Berggegenden, um die Donau. Er brach mit einem Heer von ohngefähr 80000 Mann, das theils aus Sauromaten und Scythen, theils aus Dacern, deren Oberhaupt Salomon hieß, zuſammengeſetzt war, in die Gegend um Chariopolis ein, kam ſelbſt bis in dieſe Stadt, und lagerte ſich dann an einem Orte, den man Scotcinon (den Dunkeln) nennt. Dieß bewegte den Nicolaus Maurocatacalo nebſt dem Bempetziotes, der den Namen von ſeinem Vaterland führte (66), mit ihren Truppen nach Pamphylon zu gehen, wo ſie auf viele Landleute trafen, die ſich voll Schrecken in die nahgelegenen Städte und Schlöſſer zu retten ſuchten. Von Pamphylon ſetzten ſie ihren Marſch bis zum Städtchen Kule fort. Tzelgu, der die Abſichten der Kaiſerlichen erfuhr, folgte ihnen auf dem Fuße nach, und ſtellte mit Anbruch des Tages ſeine Truppen in Schlachtordnung. Maurocatacalo erſtieg mit einigen Officieren einen Hügel, von dem er die feindliche Armee ganz überſchauen konnte. Hier überlegte er, ob es wohl rathſam wäre, ſie mit ſeinem weit kleinern Heere anzugreiffen, und trug hernach ſein Bedenken dem geſammten Kriegsrathe vor, in welchem unter den übrigen hohen Officieren auch Johannices ſaß. Alle ſtimmten einmüthig auf's Treffen. Maurocatacalo faßte Muth, theilte das Heer in drey Diviſionen, und griff mit dem glücklichſten Erfolge die Scythen an.

Viele

Viele blieben todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde. Unter den Erſchlagenen war auch Tzelgu, der ſich durch perſönliche Tapferkeit ſehr ausgezeichnet hatte. Noch mehrere kamen in dem Streme um, der zwiſchen Scoteinon und Kule fließt. Nach dieſem Treffen kehrten die Kaiſerlichen ſiegreich nach Conſtantinopel zurück, wo ſie der Kaiſer nach Verdienſten reichlich belohnte, und dann wieder unter den Befehlen ſeines Bruders Adrian Comnenus, damaligen Groſsdomeſticus des Abendlandes, abgehen ließ.

So war nun zwar Mazedonien, und die Gegend um Philippopolis von Feinden geſäubert, an dem Ufer der Donau aber gieng es noch immer unruhig zu. So lange die Scythen auf kaiſerlichen Boden ſtanden, ſo lange war man nicht auſſer Sorgen, daß ſie noch einmal durch die Päſſe dringen, und noch ſchrecklichere Verwüſtungen, als vorhin anrichten würden. Dieſe Beſorgniß trieb den Kaiſer an, mit einem wohlgerüſteten Heere nach Adrianopel, und dann weiter nach Larbea, das zwiſchen Diampolis und Golee liegt, zu gehen. Von Larbea ſandte er den Feldherrn Euphorbenus zu Waſſer nach Driſtra ab; er ſelbſt blieb hier vierzig Tage liegen, um ſich mit friſchen Truppen zu verſtärken.

Itzt fehlte dem Kaiſer nichts, als ein feſter Plan, ſeine Operationen fürs Künftige einzurichten. Er ſchien nicht abgeneigt, durch die Päſſe gerade auf die Scythen loszugehen, und ihnen nicht die mindeſte Ruhe zu laſſen. Hierinn dachte er vollkommen recht, denn die Scythen verſchonten keine Jahrszeit mit ihren Plünderungen. Sie waren ein ſo hartnäckiges Volk, daß mehrere Jahre hindurch, kein einziger, weder freywillig, noch durch die mannigfaltigſten Anerbietungen

gelockt, zum Kaiſer übertreten, oder unter ſeiner Nation Uneinigkeit anſtiften wollte.

Nicephorus Briennius, und Gregorius Maurocatacalo, den der Kaiſer um einen Preis von 40000 aus der ſcythiſchen Gefangenſchaft losgekauft hatte, riethen ihm, ſich mit den Scythen an der Donau in kein Treffen einzulaſſen. Allein einige junge raſche Männer wie Georg Paläolog, Nicolaus Maurocatacalo, die beyden Prinzen des Kaiſers, Diogenes, Nicephorus und Leo, die nach der Erhöhung ihres Vaters zur kaiſerlichen Würde in der Porphyra gebohren waren, ſtimmten der Meynung des Alexius bey, daß man durch die Päſſe des Hämus bis an die Donau verdringen, und mit den Scythen ſchlagen ſolle. Schon kündigte der ſchmetternde Ton der Kriegstrompete den nahen Aufbruch gegen den Hämus an, als Briennius immer noch bemüht, den Kaiſer auf andre Gedanken zu bringen, nach langem vergeblichen Bemühen, in die Worte ausbrach: Wohlan denn, Herr, geht über den Hämus, wenn ihr wiſſen wollt, wer die ſchnellſten Pferde habe. Wie verſteht ihr das? fragte einer von den Umſtehenden? Ich meyne nur, war die Antwort, daß ihr alle davon laufen werdet.

Briennius war auch, nachdem er ſein Geſicht verlohren hatte, noch immer ein ſehr brauchbarer Mann im Kriege. Seine Geſchichte kann man ausführlich in dem Werke leſen, das ſein Enkel, und des Kaiſers Alexius Schwiegerſohn, Cäſar, aufgeſetzt hat.

Du biſt nicht mehr, guter edler Cäſar. Dein Andenken beklemmt meine Bruſt und umwölkt meine Seele, in der du mit unauslöſchlichen Zügen gezeichnet biſt. Cäſar beſaß außer den trefflichſten Talenten, eine ausgebreitete Gelehrſamkeit. Sein Körper war ſtark, aber doch leicht und ſchön gebaut; die gütige Natur

hatte

hatte ihn mit den herrlichſten Gaben des Leibes ausgerüſtet, die ihn vor allen andern ſo ſehr zu ſeinem Vortheile auszeichneten. Er vereinigte in ſeiner Perſon den braven Krieger mit dem großen Gelehrten. Er las jedes Buch, ſtudirte ſich in jede Wiſſenſchaft hinein, und gelangte dadurch zu ungemeinen Kenntniſſen, ſowohl in der inländiſchen, als auswärtigen Litteratur. Zuletzt ward er Schriftſteller, und ſetzte auf Antrieb meiner Kaiſerinn Mutter Irene, eine leſenswürdige Beſchreibung derer Thaten auf, die mein Vater, vor ſeiner Thronbeſteigung, vollbracht hatte. Seine Erzählung iſt mit der größten Treue abgefaßt. Man würde ihm Unrecht thun, wenn man glauben wollte, daß er ſeinem Großvater, oder Schwiegervater zu viel geſchmeichelt habe.

Die Scythen geriethen in die größte Verwirrung, da ſich die Flotte des Georg Euphorbenus auf der Donau zeigte, und von der Landſeite die Armee des Kaiſers in der Nähe ſtand. (Der Donauſtrom kommt oben aus dem Abendlande her. Bey ſeinem Ausfluß in das ſchwarze Meer, theilt er ſich in 5 Arme. Er iſt ſehr groß, und trägt die größten Laſtſchiffe. Oben bey ſeinem Urſprung heißt er Donau, unten bey ſeinem Ausfluß Iſter) Die Scythen befanden ſich alſo im äußerſten Gedränge und wußten ſich weiter keinen Rath, als eine Geſandſchaft von 150 Perſonen an den Kaiſer zu ſchicken. Dieſe ſollten den Frieden theils erbitten, theils ertrotzen, und ihm, wenn ihre Vorſchläge Gehör fänden, das Anerbieten thun, daß ſie auf jeden Wink 30000 Reiter zu ſeiner Hülfe in Bereitſchaft haben wollten.

Der Kaiſer kannte die Scythen zu gut, und ſahe gar zu wohl ein, wie wenig er einem Frieden trauen könne, den ſie in der Noth eingegangen, um ihn bey

der ersten besten Gelegenheit wieder zu brechen. Er nahm sich daher vor, sie unverrichteter Sache abzuweisen. Indem sie noch mit ihm in Gespräch begriffen wären, trat sein Secretär Nicolaus zu ihm, und sagte ihm leise ins Ohr: noch diese Stunde wird eine Sonnenfinsterniß erfolgen. Er wollte es anfangs nicht glauben; aber der Secretär versicherte ihn heilig, daß er sich darauf verlassen könne. Sogleich wandte sich Alexius zu den Gesandten. „Ich stelle es, sprach er, Gott anheim, über uns zu entscheiden. Giebt er noch vor Ablauf der gegenwärtigen Stunde ein Zeichen am Himmel, so soll mir dieses eine Warnung seyn, eurem Worte nicht zu trauen: wo nicht, so will ich gern die Schuld tragen, daß ich euch in einen falschen Verdacht gehabt habe.

Es dauerte nicht zwey Stunden, so war die Sonne durch den Mond total verfinstert, und der Kaiser hatte nun den besten Vorwand, sich der erschrockenen seythischen Abgesandten zu bemächtigen. Er übergab sie dem Leo Nicerites, einem Verschnittenen der von Jugend auf Kriegsdienste gethan hatte, um sie unter hinlänglicher Bedeckung nach Constantinopel zu bringen. Unterwegs aber in klein Nicäa ermordeten sie zur Nachtzeit ihre Wächter, und kehrten durch Umwege wieder zu den Ihrigen zurück. Nur Nicerites entfloh noch mit drey andern nach Goloe zum Kaiser, der auf die Nachricht, von jenem Vorfall sich unverzüglich zu einem Treffen entschloß. Denn es kam sehr viel darauf an, die Feinde anzugreifen, ehe sie durch ihre entflohenen Gesandten zur Rache aufgereitzt würden. Er rückte daher durch Sidera bis an den Bitzina, der von den umherliegenden Bergen herabfließt. Hier büßte er wieder viele von seinen Leuten ein, die sich, Fouragirens wegen, zu weit vom Lager entfernt hatten.

In

In der Morgenstunde besetzte er Pliscoba, und erstieg daselbst einen Berg, der der Simeonsberg, oder auch Scythisches Rathhaus genannt wird, wo nieder viele von seinen Leuten auf dieselbe Art verlohren giengen.

Den folgenden Tag setzte er sich bey dem Flusse, der in einer Entfernung von 24 Stadien an Dristra vorbeyfließt. Die Scythen drangen Haufenweise auf das kaiserliche Lager ein, tödteten viele leichtbewafnete Soldaten, bekamen auch einige der tapfersten Manichäer in ihre Hände, und richteten eine so große Verwirrung darinn an, daß das kaiserliche Zelt von der Kavallerie niedergetreten ward, woraus manche, die dem Kaiser nicht hold waren, ungünstige Vorbedeutungen zogen. Endlich stellte Alexius die Ordnung wieder her, und zog darauf vor Dristra, eine ansehnliche Stadt an der Donau. Die Stadt selbst wurde mit stürmender Hand erobert, bis auf zwey Kastelle, welche von einigen Anverwandten des Tatus vertheidigt wurden.

Tatus war damals in Geschäfften verreißt, theils um die Comaner an sich zu bringen, theils um mehrere Scythen herbey zu rufen. Bey seiner Abreise hatte er hinterlassen, daß sich die scythische Armee, wenn der Kaiser hier in der Ebene erschiene, auf der Anhöhe verschanzen, und ihn von dort aus, unaufhörlich beunruhigen solle, damit er weder Ruhe noch Zeit gewönne, die eigentliche Festung anzugreifen.

Dieser Umstand vermochte auch wirklich den Kaiser, die Belagerung aufzuheben. Er zog also von Dristra ab, und lagerte sich an einem Fluß, unweit der Donau, ungewiß, ob er schlagen solle, oder nicht. Paläolog, und Gregor Maurocatacalo stimmten für das letztere. Wenn wir, sagten sie, in völliger Schlachtordnung bis Groß Peristhlaba ziehen, so wird

gewiß keiner das Herz haben, uns auf dem Marsche anzugreifen. Gesetzt, es dränge Reiterey ohne Wagen auf uns ein, so muß sie nothwendig den kürzern ziehen; Uns hingegen kann der Besitz des festen Peristhlaba nicht entgehen. (Peristhlaba, an der Donau gelegen, hieß ehemals von seiner Größe Megalopolis (Grosstadt). Seit dem Bulgarischen Könige Moco und seinen Nachfolgern, deren Reihe Samuel schloß, bekam sie erst jenen barbarischen Namen von den slavischen Völkern, mit Beybehaltung des griechischen Worts Megala.)

Der Besitz von Peristhlaba, fuhren sie fort, gewährt uns den sichersten Standort, aus dem wir die Scythen unaufhörlich beunruhigen, und sie dergestalt in die Enge treiben können, daß sie nicht im Stande sind, einen sichern Schritt zu thun, um sich Proviant, und andre Bedürfnisse zu zuholen. Indem sie noch redeten, sprangen die jungen Prinzen des Diogenes, Nicephorus, und Leo von ihren Pferden, zäumten sie ab, und trieben sie in die Hirsenäcker. Seyd unbesorgt, Kaiser, sprachen sie, wir wollen schon die Scythen unsre Schärfe fühlen lassen. — Sie würden wahrlich nicht so übermüthig gesprochen haben, wenn sie nur erst einige Widerwärtigkeiten gekostet hätten. Der Kaiser, von ihrem Feuer hingerissen, achtete nicht auf die Vorstellungen der andern. Er schickte das kaiserliche Zelt, nebst dem übrigen Geräthe mit Georg Kutzomites nach Petrinum, und theilte unter seinem Heere den Befehl aus, die ganze Nacht im Dunkeln, ohne auch nur ein Licht anzuzünden, sich marschfertig zu halten. In der Morgendämmerung stellte er die Truppen in Schlachtordnung, musterte sie, und sich selbst, seinen Bruder Adrian, der die Lateiner anführte, seine Anverwandte, Blutsfreunde, und andre Edle, postirte er

in

in die Mitte. Den linken Flügel befehligte Nicepho-
rus Meliſſenus Cäſar, des Kaiſers Schwager Uzos,
und Karatzas der Anführer der Sauromaten. Zur
Bedeckung des Kaiſers wurden 6 Ritter ernannt, die
ihre ganze Aufmerkſamkeit bloß auf ihn richten ſollten.
Dieſe waren die beyden Prinzen des Diogenes, der al-
te Kriegsheld Nicolaus Maurocatacalo, Rampites
Anführer der Barangen, und ein gewiſſer Gule der
ſchon bey ſeinem Vater in Dienſten geſtanden hatte.

Auch die Scythen ſtellten ſich in eine Art von
Schlachtordnung, wie ein natürlicher Sinn ſie ihnen
eingab, legten Truppen auf Reſerve im Hinterhalte,
und rückten in mehrern Haufen heran, deren jeder
nach ihrer Art regelmäßig geordnet, und mit Wagen
gleichſam verzäunt war. In ihrem Gefolge befanden
ſich Weiber und Kinder. Der Kaiſer ließ ſie anrücken,
und befahl, daß keiner, ſo ſehr die Feinde auch aus
der Ferne ſchießen möchten, eher aus dem Gliede tre-
ten ſollte, als bis ſie ſich auf wenige Schritte würden
genähert haben. Das Treffen dauerte vom frühen
Morgen bis Abend. Ströme von Menſchenblut, floſ-
ſen auf dem Felde. Prinz Leo fiel. Ihn hatte raſche
Jugendhitze zuweit bis an die feindlichen Wagen fort-
geriſſen. Auch Adrian, gereitzt von der unwiderſteh-
lichen Wuth, mit der die Scythen kämpften, drang
mit ſeinen Lateinern bis an die Wagen, wo er Wun-
der der Tapferkeit verrichtete, aber nur mit ſieben ſei-
ner Ritter zurückkehrte. Die übrigen hatte das
Schwert gefreſſen, oder der Feind zu Gefangnen ge-
macht. Noch war das Treffen unentſchieden, als eine
neue Verſtärkung von 36000 Mann bey dem ſcythiſchen
Heer anlangte, die nunmehr den Ausſchlag gab.

Schon wandten die Kaiſerlichen den Rücken, nur
Alexius ſtand noch unbeweglich. In der einen Hand

hielt er sein Schwert, in der andern den Mantel der Mutter Gottes, statt einer Fahne. Zwanzig edle Ritter waren die einzigen die er noch bey sich hatte. Zwey scythische Fußknechte fallen ihm in den Zügel, der dritte hängt sich an seinen Fuß. Einer der beyden erstern, büßt seine Verwegenheit, durch den Verlust der Hand: der andre bebt vor dem gezuckten Schwert des Kaisers zurück, das den Helm des dritten aber nur ganz obenhin streifte, weil Alexius befürchten mußte durch einen stärkern Hieb, entweder sich selbst am Fuße oder sein Pferd zu verwunden. Und doch war der Hieb immer stark genug geführt um den Scythen den Helm abzuschlagen, dem auf einen zweyten Streich auch der Kopf nachfolgte.

Als Michael Ducas, Protostrator, der Kaiserin Bruder sah, daß alles verlohren sey, und die Truppen in der größten Unordnung die Flucht ergriffen, wandte er sich an den Kaiser. „Was wollt ihr noch länger hier weilen? rief er ihm zu. Warum setzt ihr noch ferner euer Leben in so augenscheinliche Gefahr? Besser antwortete dieser, wir sterben mit Ehren als daß wir uns mit Schande retten. — Wohlgesprochen Herr! antwortete Michael, wenn ihr einer von den gemeinen Soldaten wärt: an eurem Leben aber schwebt das Wohl vieler Tausende. Fliehet also, damit ihr künftig noch eine Schlacht liefern, und das Feld behaupten könnet. — So seys denn, versetzte Alexius, nur müssen wir einen andern Weg einschlagen als die unsrigen genommen haben, damit nicht die Scythen, wenn sie vom Nachsetzen zurückkommen, auf uns stoßen. Seht dort, durch jenen Haufen müssen wir brechen. Gott mit euch und mit mir, edle Ritter, Leben oder Tod sey unsre Losung.“ So sprach er, und sprengte mit wildem Muth gegen die Feinde. Mit eigner Hand erlegte

legte er einen scythischen Reiter, zerriß die Linie, und kam glücklich durch. Michael stürzte mit dem Pferde, schwang sich aber auf ein anders, das ihm einer aus seinem Gefolge freywillig überreichte, und schloß sich nun fest an den Kaiser an. Die Scythen lagen ihnen beständig im Nacken. Mehrere erlegte Alexius. Einer war schon im Begriff dem Nicephorus von hinten einen tödtlichen Streich beyzubringen, als dieser sich, auf des Kaisers Zuruf, plötzlich wandte, und dem Scythen den Kopf spaltete. Ich habe meinen Vater nachher oft erzählen hören, daß er keinen hurtigern, und wackrern Mann gesehen habe, als diesen jungen Prinzen. Wenn ich, setzte er hinzu, nicht die Fahne in der Hand geführt hätte, so würde ich mehr Scythen umgebracht haben, als Haar auf meiner Scheitel sind.

Man halte dieß für keine Großsprecherey. Er war gewiß der bescheidenste Mann von der Welt. Im vertrauten Cirkel seiner Familie erzählte er, wiewohl auch nur nach langem Weigern, treu und offenherzig alles so, wie es sich verhalten hatte. Gegen Fremde hielt er mit seinem eignen Lobe sehr zurück.

Ein starker Wind, der eben damals wehte, machte ihm das Tragen der Fahne äusserst beschwerlich. Dazu kam noch, daß ihm ein Scythe mit einer langen Picke, die mit beyden Händen regirt ward, einen Streich auf das Kreußbein versetzte, der ihm zwar keine Wunde, aber doch einen Schmerz verursachte, wovon er mehrere Jahre hindurch die Empfindung behielt. Nun war es ihm nicht möglich, sie ferner zu tragen. Er warf sie in ein Gesträuch, wo sie nicht in die Augen fallen konnte, und verfolgte seinen Weg bis er in der Nacht nach Golse kam, von wo aus er am folgenden Morgen nach Berve ausbrach, des Vorsatzes, dort die Gefangenen loszukaufen. Paläolog hatte im

Zumuft

Tumult der Flucht sein Pferd verlohren. Er warf seine Augen voll Angst hin und her, ob er es nicht irgend wo erblicken könnte, als plötzlich Bischöff Leo von Chalcedon, von dem wir oben gesprochen haben, in seinem priesterlichen Ornat ihm ein Pferd überreicht, und dann wieder eben so schnell verschwindet.

Leo war ein sehr freymüthiger Mann und in diesem Stücke konnte er jedem Bischoffe zum Muster dienen. Dabey war er aber auch wieder zu leidenschaftlich, und sein Eifer gründete sich nicht immer auf bessere Einsicht. Es fehlte ihm an gründlicher Kenntniß der Kirchengesetze, welches auch in der Folge die Ursache war, daß man ihn seiner Würde entsetzte. Ohngeachtet dieses Fehlers hegte Paläolog eine unbegränzte Hochachtung gegen seine Tugenden. Ob jene übernatürliche Erscheinung dem starken Vertrauen beyzumessen sey, das Paläolog auf ihn setzte: oder ob die Vorsehung bey dem Vorfall mit gewirkt habe, kann ich nicht entscheiden.

Mit diesem Pferde erreicht er ein Gehölze, in welchem sich schon 150 Mann von der geschlagenen Armee befanden. Die Scythen umringten es in so großer Menge, daß fast keine Hoffnung da war, ihnen zu entgehn. Hier ist, sprach Paläolog nichts anders zu thun, als was Verzweiflung uns anräth; wir müssen uns durchschlagen. Vorher aber verpflichtet euch eydlich, Mann für Mann zu stehen, und bis auf den letzten Blutstropfen auszuhalten. Das wollen wir, riefen alle, und hielten Wort. Sogleich rannte Paläolog auf den ersten, der sich ihm entgegenstellte, los, und streckte ihn zu Boden. Ein gleiches Schicksal hatten mehrere; die übrigen zogen sich in den Wald zurück. Nachher ward ihm sein Pferd unterm Leibe erschossen, weshalb er sich genöthigt sah, einen Zufluchtsort auf dem nahgelegnen Berge zu suchen. Eilf Tage lang gieng

er in der Irre umher, bis er endlich von einer
aten-Wittwe aufgenommen, und von ihren Söh-
die ſich ebenfalls kaum geborgen hatten, auf ei-
ſichern Weg geführt ward.

Die Oberhäupter der Scythen beſchloſſen ihre
gsgefangenen zu erwürgen, der gemeine Mann
wollte dieſes in Hoffnung eines guten Löſegeldes
zugeben. Meliſſen trug nicht wenig dazu bey,
grauſamen Entſchluß zu hintertreiben. Er ſchrieb
alb aus ſeiner Gefangenſchaft einen Brief an den
er nach Beroe, der auch nicht eher von dannen
, als bis er von dem, aus Conſtantinopel erhalte-
Gelde die Gefangenen losgekauft hatte.

Um dieſe Zeit erſchien Tatus mit einem comani-
Herre wieder an der Donau. Die vielen Gefan-
, und die ungeheure Beute, welche die Comaner
den Scythen erblickten, blendeten ſie ſo, daß ſie
ſcythiſchen Anführer folgenden Antrag machten.
r ſind aus entfernten Gegenden herüber gekommen,
Böſes und Gutes mit euch zu theilen; auch haben
ns gefordert, zur geſetzten Zeit hier einzutreffen.
n das Treffen ſchon geſchehen iſt, ſo liegt die
ld nicht an uns, ſondern an der Voreiligkeit des
ers. Daher erfordert es die Billigkeit, daß ihr
Beute mit uns theilet. Wenn ihr uns dieß nicht
ligt, ſo wollen wir mit bewafneter Hand unſre
erungen geltend machen.“ Die abſchlägige Ant-
, welche ihnen auf dieſen Antrag gegeben ward,
erte ihre Gemüther ſo ſehr, daß ſie mit der gröſ-
Heftigkeit das ſcythiſche Heer anfielen, und es nicht
bis Ozolimne (6) zurücktrieben, ſondern auch eine
ume Zeit daſelbſt eingeſchloſſen hielten.

Ozolimne gehört zu den größten uns bekannten
n. Er liegt oberhalb der hundert Berge, nimmt
die

die gröſsten Schiffe auf, und wird mit groſsen Lastschiffen befahren, woraus man auf seine Tiefe schlieſsen kann. Er führt seinen Namen nicht von einem übeln Geruche, sondern von den Hunnen, in der gemeinen Sprache Uzen genannt, die sich ehmals an ihm gelagert hatten, weſswegen er eigentlich Uzolimne heiſsen sollte. In den alten Geschichtschreibern wird man vergeblich eine Spur suchen, zu welcher Zeit ein Hunnisches Heer dagestanden habe. Unter Alexius Regierung aber strömten sie von allen Orten nach dieser Gegend, und gaben dem See seinen Namen. Ich bin die erste, die diesen Umstand erwähnt, wobey ich zugleich die Anmerkung machen muſs, daſs in den häufigen Feldzügen des Alexius verschiedne Oerter bald von ihm, bald von den feindlichen Armeen andre Benennungen erhalten haben.

Die Scythen wurden von den Comanern so lange eingeschlossen, bis letztere aus Mangel an Lebensmitteln in ihr Vaterland zurückkehrten, um von dort, mit den gehörigen Bedürfnissen versehen, wieder zu kommen. Unterdessen hatte sich der Kaiser bey Beroe gesammelt, und ein neues Heer ausgerüstet, das zum Theil aus den losgekauften Gefangnen bestand. Der Graf von Flandern (68), der eben damals aus Jerusalem in Beroe eintraf, legte ihm den bey den Lateinern gewöhnlichen Eyd ab, und fügte das Versprechen hinzu, ihm, sobald er in seinen Staaten angelangt seyn würde, 500 Ritter zuzusenden. Dafür genoſs er die ausgezeichneteste Achtung des Kaisers, von dem er sich nach vielen erhaltenen Gnadenbezeugungen verabschiedete.

Von Beroe gieng der Marsch nach Adrianopel. Die Scythen zogen durch die gebürgigten Gegenden, zwischen Goloe und Diampolis nach Marcella. Hier kam ihnen Synesius, der Bevollmächtigte des Kaisers, ent-

ntgegen, um einen Vergleich zu Stande zu bringen, ast deſſen ſie das Verſprechen, und durch ausgeſtell- Geißel Sicherheit leiſten ſollten, ihre Streifereyen rnerhin einzuſtellen, und ſich in der Gegend, die ſie ne hätten, ruhig zu verhalten, wogegen man ſich nheiſchig machte, ſie mit dem nöthigſten reichlich zu erſehen. Die Urſache, die den Alexius bewog ſich it den Scythen zu vergleichen, war Furcht vor den omanern. Er wollte nemlich die Vereinigung bey- r Nationen hintertreiben, und die Scythen ſelbſt als n Werkzeug gegen die Comaner brauchen, wenn die- noch einmal über die Donau gehen, und tiefer im nde um ſich greifen ſollten. Syneſius verrichtete ſei- en Auftrag, zur größten Zufriedenheit beyder Theile. ie Comaner kamen wieder, und hielten um Erlaub- ß an, durch die Päſſe nach Marcella auf die Scy- en los zu gehen. Der Kaiſer nahm ihre Geſandten r gnädig auf, gab ihnen reichliche Geſchenke, nur in Begehren wollte er nicht willigen, weil ihm der t den Scythen getroffene Vergleich alle Feindſelig- ten gegen ſie verböte.

Allein die Scythen vergalten ſeine Treue mit Un- nk, wie überhaupt alle jene barbariſche Nationen nig nach Verträgen fragen. Syneſius mußte noch bſt Augenzeuge der Verheerungen ſeyn, die ſie von uem anfiengen. Ihre Verwegenheit war dadurch ſtiegen daß ſie ſich nun vor den Comanern ſicher hiel- . Sie waren ſchon bis Philippopolis vorgedrungen Syneſius den Kaiſer mündlich davon benachrichtig- der ſich nun aufs neue in einer Noth ſah, woraus nur Muth und Verſchlagenheit reiſſen konnten.

Seiner Truppen waren zu wenig, um ein förmli- Treffen zu wagen. Sie ſollten ihm alſo bloß da- dienen, die Scythen durch Scharmützel und unver-

muthete

muthete Ueberfälle zu ſchwächen; und dieſe an Einnahme der feſten Plätze zu verhindern. Daher führte er ſie beſtändig ſo herum, daß er dem Feind den Vorſprung abgewann. Die Scythen aber eilten mit unbeſchreiblicher Schnelligkeit immer tiefer ins Land, und waren gar nicht mehr weit von der Hauptſtadt entfernt. Der Kaiſer, der damals bey Kypſilla im Angeſicht der Scythen ſtand, war nicht im Stande ihrem weitern Fortrücken Einhalt zu thun, weil er ſich mit den zu erwartenden Miethſoldaten noch nicht vereinigt hatte. Er verſuchte nochmals ſich mit ihnen in Güte abzufinden, und bediente ſich bey dieſem Friedensgeſchäfte des Migidens, durch den auch die Scythen, wiewohl nur auf eine kurze Zeit, beruhigt wurden.

Migiden verlohr nachher ſeinen Sohn durch die Tapferkeit eines ſcythiſchen Weibes, die ihn während des Treffens mit einem eiſernen Haken bis in die Wagenburg ſchleppte. Der Tod dieſes Unglücklichen verſenkte ihn in den tiefſten Kummer. Er ſchlug ſich unaufhörlich mit einem Steine auf die Bruſt, bis er ſelbſt nach drey Tagen verſchied.

Von Kypſella giengen die Scythen nach Tauroscomon in die Winterquartiere. Den folgenden Frühling, brachen ſie ſchon wieder nach Chariopolis auf. Der Kaiſer ſtand damals bey Bulgarophygon, und nahm ſich jetzt vor, nachdrücklich gegen die Feinde zu agiren. Unter ſeiner Armee befand ſich ein eignes Regiment, das aus dem Kern der jungen Mannſchaft beſtand, und ihm die beſten Dienſte leiſtete. Es war vom Alexius aus adlichen Kindern errichtet worden, deren Väter im Kriege geblieben waren. Sie erhielten den ehrenvollen Namen Archontopoli (69), der theils auf den Stand, theils auf die Verdienſte ihrer Väter hinwieß, und ſie zu einem unerſchütterlichen Muthe in Gefahren

ahren anfeuren ſollte. Durch dergleichen Mittel mußte Alexius das unter den vorigen Kaiſern ſo tief herab geſunkne Kriegsweſen wieder in die Höhe bringen. Ihre Anzahl belief ſich auf ungefähr 2000, lauter junge beynahe noch unbärtige Soldaten.

Dieſe Archontopoli erhielten nun Befehl den Scythen, die oben an der Spitze der Wagen ſtanden, in den Rücken zu fallen. Indem ſie den Angriff thun, bricht unverſehens ein Hinterhalt hervor, und dringt mit ſolcher Wuth in ſie ein, daß ſogleich 300 von ihnen auf dem Platze blieben. Alexius empfand den Verluſt dieſer Edlen mit der größten Rührung ſeiner Seele. Noch lange nachher ſah man ihn bey den Andenken an ſie die bitterſten Thränen vergießen.

Von Chariopolis begaben ſich die Scythen nach Apron. Der Kaiſer war nicht im Stande ihnen eine hinlängliche Armee entgegen zu ſtellen. Er mußte alſo wieder zur alten Nothhülfe ſchreiten, das heißt, er mußte voraus nach Apron eilen, ehe es die Feinde erreichten. Den folgenden Tag, nachdem er hier angekommen war, lauerte Taticius mit der edeln Leibwache (70), den Lateinern und einigen Getreuen aus ſeinem Gefolge, einem Schwarm Scythen auf, der ſich um Beute zu machen, weit vom Lager entfernt hatte. Er machte bey dieſer Gelegenheit viele Gefangne, und tödtete an 400 Mann.

Um dieſe Zeit langten 500 auserleſene Ritter aus Flandern an. Sie brachten ein Geſchenk von 150 ſtattlichen Pferden mit. Auch überließen ſie dem Kaiſer, von dem ſie ſehr gnädig aufgenommen wurden, gegen baare Bezahlung ſo viel, als ſie von ihrem Vorrathe entübrigen konnten, und zogen dann auf erhaltene Nachricht, daß ſich der Befehlshaber von Nicäa (im

gemeinen Perſiſchen heißt er Sateap, im Türkiſchen Ameras) Apelchaſems Bruder gegen Nicomedien rüſte, zur Bedeckung der dortigen Provinzen ab.

Die Zerrüttungen, welche der ſcythiſche Krieg im Abendlande nach ſich zog, gaben dem Tzachas Veranlaſſung, ſich auf dem Meere furchtbar zu machen. Ein gewiſſer Smyrnenſer, der als ein guter Schiffzimmermeiſter bekannt war, erbaute ihm eine anſehnliche Flotte, mit der er Klazomene und Phocäa eroberte. Aus Phocäa ließ er dem Curator von Mitylene, Alopus, bey ſchwerer Strafe andeuten, ſich eiligſt von ſeinem Poſten zu begeben, ja es noch für ein großes Glück zu ſchätzen, daß er ihm ſeinen Willen vorher kund gethan habe. Alopus wird durch dieſe Drohung geſchreckt. Er entweicht bey nächtlicher Weile auf einem Schiffe nach Conſtantinopel, und man giebt auch bald Mitylene an Tzachas über. Methymna ausgenommen, das auf der Spitze dieſer Inſel gelegen iſt. Dieſe Stadt vertheidigte ſich ſo lange, daß man auf kaiſerlicher Seite Zeit gewann, hinlänglichen Succurs hineinzuwerfen. Von Mitylene ſegelte Tzachas nach Chius, und bekam es auch in ſeine Gewalt. Eine kaiſerliche Flotte, die ihm unter den Befehlen des Nicetas Kaſtamonites entgegen kam, wurde mit großem Verluſte zurückgetrieben. Die zweyte, welche der Dux Conſtantinus Dalaſſenus befehligte, legte ſich vor Chius, zu einer Zeit, da Tzachas nach Smyrna gegangen war. Er mußte ſich alſo mit möglichſter Eile noch vor Rückkunft der Schiffe, durch Eroberung der feſten Stadt in den Beſitz dieſer Inſel zu ſetzen ſuchen.

Er verſäumte auch wirklich keinen Augenblick. Gleich nach ſeiner Landung gieng er an die Belagerung der Feſtung, und ſetzte ihr ſo heftig zu, daß ein Theil

der

der Mauer, der zwey Thürme verband, einſtürzte. Die Türken in der Stadt riefen, da ſie ihr Schickſal ſchon vor Augen ſahen, die Barmherzigkeit Gottes in griechiſcher Sprache an. Von auſſen drangen die Soldaten mit Ungeſtüm in ihre Feldherrn, Conſtantin und Opus, daß man ſie in die Stadt führen möchte. Beyde aber bezeugten keine Luſt dazu, weil ſie die vielen in der Feſtung niedergelegten Schätze des Tzachas dem ſtürmenden Krieger nicht gerne Preis geben wollten. „Hört doch, ſprachen ſie, wie die Türken dem Kaiſer den feyerlichſten Zuruf bringen, warum ſollen wir Menſchen morden, die uns nicht mehr ſchaden können?“ So vergieng der Tag, ohne daß man auch nur einen Schritt vorwärts gethan hatte. Den folgenden Morgen war die Breche wieder zugemauert, und die ganze Mauer mit Laubſäcken, Fellen, wollnen Decken, auch andern weichen Materien überkleidet, welche vermöge ihrer Elaſticität den Stoß der Brechmaſchienen, und der mit Heftigkeit abgeſchleuderten Steine nothwendig ſchwächen mußten.

Die errungnen Vortheile waren alſo durch eine einzige Nacht zernichtet. Noch mehr wandte ſich das Blatt zum Nachtheil der Kaiſerlichen, als Tzachas mit 8000 Mann und einer Flotte, die ihm längſt dem Ufer folgte, zum Entſatz herbey eilte. Conſtantin bemannte zwar ſeine Schiffe, und ließ ſie unter den Befehlen des Opus gegen die feindlichen auslaufen; allein Opus, der ſie ohngefähr um Mitternacht erreichte, fand ſie in einer Stellung, in der er es nicht wagen durfte ſie anzugreifen. Tzachas hatte ſich nämlich bey Zeiten wieder eingeſchifft, um den übrigen Weg nach Chius zur See zu machen. Seine Schiffe waren mit einer langen Kette aneinander gereiht, damit keines im Stande wäre, die Linie zu trennen. Opus zog ſich

bis in den Hafen von Chius, den ſchon Conſtantin vorhin eingenommen hatte, zurück. Tzachas gab ſich alle Mühe, ihn noch auf offner See zu erreichen, weil er es aber nicht dahin bringen konnte, ſo ſchiffte er bey dem Hafen vorbey, und legte ſich an der Stadtmauer vor Anker, wo er nach geſchehener Landung ein genaues Verzeichniß aller ſeiner Truppen aufſetzte.

Conſtantin rückte aus ſeinem vorigen Lager, deſſen Verſchanzung er vor dem Abmarſch ſchleifen ließ, bis zu einer kleinen, nahe am Hafen gelegnen Stadt, und verſchanzte ſich da aufs neue. Den folgenden Tag ſtellen ſich beyde Heere in Schlachtordnung. Conſtantin gab Befehl, daß keiner aus der Linie treten, ſondern den Angriff auf eben dem Orte, wo er ſtehe, erwarten ſolle. Der Angriff geſchieht, die Lateiner reiten mit ihren langen Spießen entgegen, gerathen aber bald in die gröſte Verwirrung, da der Feind ſein Gewehr nur gegen ihre Pferde abſchießt. Dadurch wurden ſie ſo ſchüchtern gemacht, daß ſie unaufhaltbar ins Lager, und aus dem Lager in die Schiffe flohen. Das übrige kaiſerliche Heer mußte ſich ebenfalls eine kleine Strecke bis an die Mauern des gedachten Städtchens zurückziehen, weil es durch die unſinnige Flucht der Kelten eingeſchreckt, nicht mehr Stand halten wollte.

Nun drangen die Feinde bis in den Hafen ein, und bemächtigten ſich einiger Schiffe; die übrigen ſegelten auf Conſtantins Befehl nach Boliſſum, einem kleinen Städtchen auf dem Vorgebürg dieſer Inſel. Tzachas ſtellte auf die von einigen Scythen erhaltne Nachricht, daß die kaiſerliche Flotte ausgelaufen ſey, 50 Wächter aus, um zu erfahren, wohin ſie ſegle. Vielleicht verzweifelte er gegen einen ſo wackern General, als Conſtantin war, etwas ausrichten zu können, wenigſtens

nigſtens wird mir dieſes daher wahrſcheinlich, weil er ihm ſelbſt Frieden anbieten ließ. Conſtantin nahm das Erbieten an. Beyde erſchienen zur geſetzten Zeit am beſtimmten Orte. „Wiſſe, ſo redete Tzachas ihn an, ich bin der Jüngling, der einſt Aſien durchſtreifte, den nach einer tapfern Gegenwehr Alexander Kabalika gefangen nahm. Ich bin's, der als Gefangener dem Kaiſer Nicephorus Botaniates überliefert, und von ihm zur Würde eines Protonobiliſſimi erhoben wurde. Er hat mich mit vielen Geſchenken bereichert; dafür war ich auch treu in ſeinem Dienſte. Gegen Alexius habe ich keine Verbindlichkeit, vielmehr hab ich Urſache, ihn als Feind zu betrachten. Will er, daß ich mich mit ihm ausſöhne, ſo gebe er mir alles wieder, was er mir widerrechtlich entriſſen hat. Wollt ihr unſre beyderſeitigen Kinder näher mit einander verknüpfen, ſo laßt nur den Ehecontract, wie es bey euch und bey uns Sitte iſt, ſchriftlich aufſetzen. Sind wir ſo weit mit einander einig, ſo will ich alle eroberte Inſeln wieder herausgeben, und ruhig in mein Vaterland zurückkehren."

Conſtantin kannte den Charakter der Türken zu gut, als daß er dieſen Verſicherungen hätte trauen ſollen. Bloß darauf bedacht, den Tzachas mit leeren Verſprechungen hinzuhalten, gab er ihm folgende Antwort: „Ich kann ohne des Kaiſers Bewilligung keine eurer Foderungen eingehen, und daher braucht ihr die Inſeln auch jetzt noch nicht abzutreten. Wartet nur bis der Großdux Johannes, der Kaiſerin Bruder, mit ſeiner Land- und Seemacht herüberkommt. Bey ihm werdet ihr eure Worte beſſer anbringen, denn er kann euch durch ſeine Vermittlung zu allem, was ihr beym Kaiſer ſucht, verhelfen."

Johannes ſtand damals mit einer anſehnlichen Macht bey Epidamnus, um theils Dyrrachium zu bedecken, theils gegen Bodinus zu ſtreiten, der durch unaufhörliche Einfälle in das kaiſerliche Gebieth ganze Stücken Landes an ſich riß. Eilf Jahre hindurch hielt ſich Johannes bey Dyrrachium auf, während welcher Zeit er dem Bolcan (71) mehrere feſte Oerter abnahm, auch viele Dalmatier als Gefangne dem Kaiſer zuſchickte, bis endlich Bodinus ſelbſt in ſeine Hände gerieth. Von Dyrrachium rief ihn der Kaiſer, wie wir in der Folge ſehen werden, unter dem Titel eines Großadmirals (Dux megiſtos) gegen den Tzachas ab.

Tzachas mochte wohl nicht auf einen ſolchen Beſuch vorbereitet ſeyn. Vor Tages Anbruch lichtete er ſchon die Anker, und ſegelte mit günſtigem Winde nach Smyrna. Conſtantin zog ſich nach Boliſſus, kehrte von da wieder mit verſtärkter Macht vor Chius zurück, eroberte es, und gieng dann mit der Flotte nach Mitylene.

Wir verlaſſen hier auf eine Zeit lang die See, um zu ſehen, was unterdeſſen zwiſchen den Scythen und dem Kaiſer auf dem Lande vorfiel, davon die erſtern bey Polyboten, der andre bey Ruſion poſtirt war. Bey dem letztern befand ſich auch Neantzes, der von den Scythen zum Kaiſer übergetreten war, im Grunde aber ſeinen Landsleuten zum Kundſchafter diente. Dagegen muß ich dem Kantzus und Katranes die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie als wackre Männer vom brennendſten Eifer für Alexius beſeelt waren.

Ein ſtarker ſcythiſcher Vortrab warf ein kaiſerliches Detachement nieder, und trieb es nach einem großen Verluſt an Todten und Gefangenen bis Ruſion zurück. Nach dieſem Vorgang trafen die Maniacatiſchen

ſchen (72) Falkeiner ein, deren Ankunft dem Kaiſer Muth machte, es wieder auf eine Schlacht ankommen zu laſſen. Weil er aber in der Abſicht, die Feinde unverſehens zu überfallen, mit den Kriegstrompeten kein Signal zum Angriff wollte geben laſſen, ſo mußte ſein Falkenier Conſtantin in der Nacht durch das ganze Heer gehen, und beym Trommelſchlag bekannt machen; daß Morgen bey Tages Anbruch ohne das gewöhnliche Signal das Treffen beginnen ſolle. Ehe es ſeinen Anfang nahm, trat Neantzes, unter dem Vorwand, die Stellung des Feindes zu beobachten, auf einen Hügel, wo er den Scythen, die einen Flecken, mit Namen Ades, beſetzt hatten, verrätheriſcher Weiſe entdeckte, daß der Kaiſer mit ſeiner kleinen Mannſchaft ganz muthlos ſey, und ihnen den Rath gab, ihre Wagen in einer Linie aufzupflanzen. Einer, der das Scythiſche verſtand und das Geſpräch mit angehört hatte, hinterbrachte es dem Kaiſer, und blieb auch bey ſeiner Ausſage, als ihn Neantzes deshalb zur Rede ſtellte. Dieſer wurde hierdurch ſo aufgebracht, daß er ihm in Gegenwart des Kaiſers vor den Augen der ganzen Armee den Kopf abſchlug. Wer erkennt hier nicht den Barbaren, der ſich nur durch den Tod ſeines Anklägers auf eine recht barbariſche Art aus der Verlegenheit hilft? Billig hätte ihn der Kaiſer auf der Stelle beſtrafen ſollen; allein er verſchob ſeine Rache bis auf eine andre Zeit, und machte ihm noch ſogar ein Geſchenk mit einem ſeiner ſchönſten Pferde. Daß Neantzes wirklich ein Verräther war, beſtätigte ſich bald, denn während daß beyde Heere noch gegen einander im Anrücken waren, trat er zu den Scythen über. Und nun war es unvermeidlich, daß Alexius wieder verlieren mußte, weil Neantzes von dem Zuſtand des kaiſerlichen Heeres ſehr gute Kenntniß hatte. Als er daher merkte, daß weiter nichts auszurichten

ſey, floh er bis an den Fluß, der nahe-bey Raſion fließt. Hier ließ er den Georg Pyrrhus mit dem Ueberreſt ſeines geſchlagnen Heeres ſtehen, befahl ihm ſeine Truppen ſo viel als möglich zu ſchonen, und ſetzte darauf mit ſeinem Pferde über den Fluß nach Raſion, wo er theils die übrigen Flüchtlinge ſammelte, theils aus den Einwohnern der Stadt alle, zum Dienſt taugliche, Mannſchaft aushob. Auch die Bauern mußten ſich aufs ſchleunigſte mit ihren Wagen am Ufer des Fluſſes einfinden. Dieſe Werbungen waren um ſo nöthiger, da die Anzahl der Feinde von Tage zu Tage ſtieg. In ſehr geringer Zeit war der Kaiſer im Stande mit einer anſehnlichen Verſtärkung zum Georg zu ſtoßen. Man muß ſeine ungemeine Thätigkeit noch mehr bewundern, wenn man bedenkt, daß er damals verwundet und mit einem Fieber behaftet war.

Beyde Heere ſtanden nun gegen einander, ohne daß ſie etwas von Erheblichkeit unternommen hätten. Nach und nach fanden ſich immer mehrere Flüchtlinge bey dem Kaiſer ein; die mehreſten von ihnen waren davon gelaufen, ehe ſie mit dem Feinde Handgemein wurden. Unter andern kamen auch Monaſtras, Uzas und Syneſius, die beym vorigen Treffen nicht zugegen geweſen waren, über Aſpron an. Alexius lag eben auf ſeinem Bette, vom Fieber und von Sorgen des Krieges geplagt, als der Scythe Tatranes auftrat, der ſchon mehrere mal zu ihm übergetreten und immer wieder abgefallen war. Die unerhörte Langmuth des Kaiſers, ihm jedesmal ſeinen begangnen Fehltritt zu verzeihen, hatte ihn endlich ſo ſehr beſchämt, daß er jetzt einer der getreuſten Diener deſſelben war. „Kaiſer, fieng er dießmal an, ich habe ſtarke Vermuthung, daß die Scythen uns Morgen umringen werden. Wir müſſen ihnen alſo zuvorkommen, und uns mit Tages

Anbruch

lnbruch zum Schlagen bereit halten." Nachdem dieer Vorschlag angenommen worden, gieng er wieder u den Scythen, und stellte ihnen vor: daß sie keine lrsache hätten auf ihre Siege stolz zu thun. Der Kaiser sey noch lange nicht überwunden: er erwarte äglich Succurs, und wenn der ankommen sollte, ehe ie Friede gemacht hätten, so würde es wohl um sie eschehen seyn.

Die Scythen waren gewohnt des Nachts ihre Pferde zu ganzen Schaaren in die Felder zu treiben. Schon lange hatte der Kaiser Lust gehabt, sie aufzuheben, und jetzt glaubte er dieses ausführen zu können. Er schickte den Uzas und Monastras an der Spitze auserlesener Reiter aus, mit dem Befehl, sich in aller Stille hinter den Rücken der Feinde zu ziehen, alsdann plötzlich, sobald der Morgen graute, hervorzubrechen und Menschen und Vieh fortzutreiben. Er selbst würde dagegen dem Feinde genug zu schaffen machen, daß er ihnen nicht leicht hinderlich seyn könnte.

Diese ganze Nacht hindurch ließ Alexius keinen Schlaf in seine Augen kommen. Er besprach sich mit seinen Soldaten, hielt Waffenübungen mit ihnen, und lehrte sie wie sie geschickt den Bogen spannen, Wurfspieße werfen, die Pferde lenken, und bey vorkommender Gelegenheit absteigen sollten. Kaum hatte er sich gegen Morgen ein wenig niedergelegt, so hieß es: die Scythen kommen. Dießmal drangen die Scythen mit ungewöhnlicher Heftigkeit vor, wurden aber mit großen Verlust zurückgewiesen. Während der Flucht büßten sie viele Menschen in dem Flusse ein, an dessen entgegengesetztem Ufer ihre Wagen standen. Vorzüglich zeichneten sich an dem heutigen Tage die kaiserlichen

Edelknaben aus, welche aus lauter wackern Jünglingen bestanden.

Nach einer Rast von drey Tagen begab sich der Kaiser nach Tzurulum, verschanzte sein Heer auf der Morgenseite dieser Stadt, und zog mit seinem Zelt und dem ganzen Gepäcke in dieselbe. Die Scythen waren ihm auf den Fuß gefolgt. Sie nahmen zwischen dem Fluß Xeregypsen, der unweit Tzurulum fließt, und der Stadt eine solche Stellung, daß sie die letztere eingeschlossen hielten.

Tzurulum lag auf einer Anhöhe, und auf der Ebene umher hatten die Scythen ihr Lager aufgeschlagen. Dieses Umstands bediente sich Alexius, um die Blocade auf die glücklichste Weise zu beendigen. Er ließ ausserhalb der Mauer an den Abhang des Berges eine große Menge Räder, immer zwey und zwey an ihren Achsen befestigt, hinstellen. Unten am Berge, an der Stelle, wo oben die Räder standen, formirte er mit den Seinigen eine gerade Linie, die sich, so wie der Feind in sie einbrechen wollte, trennte und eine Oeffnung machte, durch welche der genommnen Abrede nach, jetzt die Räder hinabrollten. Was für eine Verwirrung diese unter der feindlichen Reiterey angerichtet haben, kann man schon daraus abnehmen, daß viele dadurch in den Strom gerissen wurden. Viele Pferde wurden unbrauchbar gemacht, ihre Reiter abgeworfen, und größtentheils von den Kaiserlichen niedergemacht. Am folgenden Tage wiederholten die Scythen ihren Angriff, aber mit eben so schlechtem Erfolge. Alexius hatte nur Mühe, aus guter Vorsicht die Seinigen abzuhalten, daß sie dem Feinde, nicht gar zu weit nachsetzten.

Hiermit

Hiermit glaubte der Kaiser den dießjährigen Feld-
beendigt zu haben, denn der Winter war schon
gebrochen. Ehe er nun nach Constantinopel zurück-
rte, traf er schon zum voraus alle Anstalten auf ei-
künftigen Feldzug, den er mit mehrerm Nachdruck
setzen wollte. Den beyden Feldherrn Johannes
d Nicolaus Maurecatacalo überließ er die besten
n seinen Leuten mit dem Auftrag, theils die festen
rter gehörig zu decken, theils auch aus dem Lande
ßknechte, nebst Wagen und Ochsen aufzubringen.
e Scythen hatten sich wieder zwischen Bulgarophy-
n und klein Nicäa gesetzt.

Achtes Buch.

Der Kaiſer war noch keine Woche in ſeinem Palaſt geweſen, und hatte ſich noch nicht des Bades bedient, als er erfuhr, daß ein Theil des Scythiſchen Heeres nach Chörobachi zöge. Sogleich rafte er an Stadtmiliz und Rekruten ohngefähr 500 Mann zuſammen, wendete die ganze Nacht dazu an, ſie zu waffnen, und zog in der Morgendämmerung mit ihnen aus. Seinen Blutsfreunden, Verwandten und andern angeſehenen Perſonen ließ er andeuten, daß ſie nach einer kurzen Raſt von einigen Tagen, die er ihnen aus Gefälligkeit bewillige, zu ihm ſtoßen ſollten. Nachdem er Chörobachi erreicht hatte, wurden die Thore geſperrt, und die Schlüſſel ihm eingehändigt. Die Getreueſten von ſeinen Leuten, mußten die Mauer beſetzen und beſtändig auf der Hut ſeyn, daß keiner von oben herab ſich mit den Scythen in Wortwechſel einließe. Mit Sonnenaufgang kamen auch die Scythen zum Vorſchein. Ohngefähr 6000 Mann, zerſtreuten ſich in verſchiedenen Haufen, in der Gegend herum Beute zu machen und Proviant einzuholen. Sie ſtreiften bis vor Decaton, das ohngefähr 10 Stadien von Conſtantinopel liegt, und auch vielleicht ſeinen Namen davon führt. Der übrige Theil blieb vor der Feſtung ſtehen. Unterdeſſen nahm der Kaiſer die Gegend genau in Augenſchein, um auszukundſchaften, ob vielleicht irgendwo noch eine andre Schaar ſtehe, oder ob ſich ein Hinterhalt entdecken laſſe. Es zeigte ſich aber nicht das geringſte. Um 2 Uhr des Mittags bemerkte

erkte er, daß die Feinde guter Dinge wären, und zu
chts weniger als zu einem Gefecht aufgelegt schienen.
ieß war der günstigste Augenblick etwas gegen sie zu
ternehmen. Zwar blieb es noch immer ein großes
Wagestück, einen so mächtigen, weit zahlreichern Feind
zugreifen; aber er mußte den Versuch wagen, wenn
nicht befürchten wollte, daß die Scythen gar vor
e Hauptstadt erschienen. Zu dem Ende berief er
ne Krieger und stellte ihnen vor, daß es eben nicht
wer sey, den Feind zu überwinden, wenn sie nur
t einander einstimmig dächten. Diese aber zuckten
Achsel und machten allerley Einwendungen, woraus
deutlich genug sah, daß sein Vorschlag keinen Ein-
ng fand. „Immerhin, sprach er, aber ihr werdet
re Unentschlossenheit bereuen, wenn die andern von
en Streifereyen zurückgekehrt sind; denn gegen ihre
einigte Macht können wir uns unmöglich halten.
d gesetzt auch, sie ließen uns hier in Ruhe, lagerten
aber vor Constantinopel, und schnitten die Com-
unication zwischen uns und der Hauptstadt ab, was
nn? Ich für meinen Theil bestehe auf einen Aus-
i. Wer Muth hat, komme mit, wer nicht kann oder
ht will, der mag bleiben."

Nach diesen Worten drang er, ohne sich aufhalten
lassen, zum Seethor hinaus. Er nahm seinen
Weg um die Stadt und fiel den Feind in den Rücken,
il er voraussetzte, daß seine Begleiter sich auf keine
dre Weise in ein Gefecht einlassen würden. Alexius
ar der erste, der den Angriff that, und mit eigner
and einen Scythen erlegte. Seinem Beyspiel folg-
n die übrigen, und das Glück begünstigte ihre Unter-
hmung so sehr, daß eine große Menge von den Fein-
n niedergemacht und noch mehrere gefangen wurden.

Nach-

Nachdem alles gut abgelaufen war, erſann er folgende Liſt. Die Pferde und Fahnen ſeiner Leute, nebſt den Köpfen der gebliebenen Feinde wurden voraus in die Burg geſchickt. Dafür gab er ſeinen Soldaten ſcythiſche Pferde und eben ſolche Kleider und Fahnen, und hielt mit ihnen an dem Fluſſe, der nahe bey Chörobachi fließt, in der Abſicht, die übrigen Feinde, die auf Beute ausgegangen waren, dort zu erwarten. Auch dieſe Liſt gelang. Die Scythen kommen, laſſen ſich durch den Anblick ihrer vermeinten Cameraden täuſchen, und werden mit einem großen Verluſt an Todten und Gefangenen zurückgewieſen.

Gegen Abend kehrte Alexius mit ſeinen Gefangenen in die Feſtung zurück. Den zweyten Tag darauf (am Montag) that er einen neuen Ausfall mit ſeinen Truppen, die in zwey Colonnen geſtellt waren. Die Vorderſten trugen die erbeuteten ſcythiſchen Fahnen und Kleider; ihnen folgten Bauern, deren jeder einen Gefangenen führte; dieſen wieder andre, welche die Köpfe der Getödteten auf Spießen vor ſich her trugen, und endlich kam in einer kleinen Entfernung der Kaiſer ſelbſt mit dem eigentlichen Heere.

Unterdeſſen war auch der Tag erſchienen, den Alexius ſeinen Großen in Conſtantinopel zum Aufbruch angeſetzt hatte. Paläolog war der erſte, der die Stadt verließ. Er brauchte bey ſeinem Zuge alle mögliche Vorſicht, weil er die Scythen als ein Volk kannte, das mit der größten Geſchwindigkeit bald hier, bald dort umherſchweift. Daher mußten immer einige vorausgehen, die den Befehl hatten, alle Plätze zu recognoſciren, und ihm, wenn ſich nur ein Scythe blicken ließ, ſogleich Bericht zu erſtatten. Als er die Ebene Dimylia betrat, brachten ihm einige von dieſen Kundſchaftern,

ſchaftern die Nachricht, daß Scythen in der Nähe ſeyen. Kaum hatte ſich Paläoleg in Schlachtordnung geſtellt, ſo hieß es wieder, daß nicht weit hinter den Scythen eine Parthey Kaiſerlicher marſchiere. Dieſe Erſcheinung war ihnen unerklärbar, denn wie hätten ſie es gleich beym erſten Anblick errathen können, daß mein Vater den ſeltſamen Aufzug veranſtaltet habe, um ſich eine kleine Luſt zu machen? Paläoleg merkte aber bald das Wahre der ganzen Sache, die ſich bald auch von ſelbſt aufklären mußte.

Die übrigen Verwandten und Blutsfreunde des Kaiſers hatten ſich um die beſtimmte Zeit, ihrem Auftrag gemäß, in Bewegung geſetzt. Kaum waren ſie eine Strecke vorgerückt, als ihnen Alexius ſiegreich entgegen kam. Man kann ſich leicht denken, daß dieſer kurze ſo glücklich beendigte Feldzug ſie in kein geringes Staunen müſſe geſetzt haben. Ich weiß es von Perſonen, die bey dem Auftritt zugegen waren, daß Georg Paläoleg ſich ſelbſt die bitterſten Vorwürfe gemacht, und nichts ſo ſehr bedauert habe, als daß ihm auch nicht der geringſte Antheil an dieſem Feldzuge zukomme.

Die Bürger von Conſtantinopel waren auſſer ſich vor Freuden, da Alexius ſeinen Einzug in die Stadt hielt, und prieſen Gott für den Erretter und Wohlthäter, den er ihnen in der Perſon ihres Kaiſers gegeben habe. Nicephorus Meliſſenus ward darüber neidiſch, und ſuchte die erhaltenen Vortheile zu verkleinern. „Der Sieg, ſprach er, macht Freude ohne Gewinn, und Trauer ohne Nachtheil.“ Er hatte vollkommen Recht. Die Scythen griffen im Abendlande immer weiter um ſich, und ſchienen bey ihrer übergroßen Menge den kleinen Verluſt an Mannſchaft nicht im mindeſten zu empfinden. Sie hatten ſchon mehrere Städte

im Beſitz, und ſtreiften bis in die Nähe von Conſtantinopel, bis an die Kirche des heil. Theodors, die am tiefen Waſſer liegt, und unaufhörlich, vorzüglich aber Sonntags, ſowohl bey Tag als bey Nacht von Menſchen beſucht wird. Unter gegenwärtigen Umſtänden aber mußte der Gottesdienſt daſelbſt unterbleiben, denn der Schrecken in der Stadt war ſo groß, daß man die Thore ſperrte.

Bey dieſem Unglück blieb es nicht allein, Tzacha kam wieder mit einer Flotte zum Vorſchein und beunruhigte unſre Küſte. Es liefen Nachrichten ein, daß er die uns noch übrig gebliebenen Inſeln verwüſte, daß er ſchon mit den Scythen, wegen Eroberung des Cherſones, in Tractaten ſtehe, und ſogar die Türken, welche ſich in kaiſerlichen Dienſten befanden, durch große Verſprechungen zum Uebertritt bewegen wolle. Um dieſelbe Zeit (es war eben Winter) fiel ein ſo gewaltiger Schnee, als ſich noch niemand zu erinnern wußte. Kein Menſch konnte die Thüre in ſeinem Hauſe verſchließen, weil durch den Schnee alle Oeffnungen verſchüttet waren. Alexius nutzte den Winter ſo gut es angieng, indem er aller Orten Werbungen ausſchreiben ließ. Mit Anbruch des Frühlings richtete er vornehmlich ſein Augenmerk auf die am Meer gelegenen Oerter, wo er ſich den Feinden, ſie mochten von der See her oder vom feſten Lande eindringen, am beſten widerſetzen konnte. Aus dem Grunde mußte Cäſar Nicephorus Meliſſenus eiligſt nach Ainun gehen, da er ſchon vorher einen ſchriftlichen Auftrag erhalten hatte, ſo viel Leute als er nur auftreiben könnte, in Dienſte zu nehmen, jedoch mit Ausſchluß der alten Soldaten, welche ſchon in die wichtigſten Plätze der Abendländer verlegt waren, alſo bloß eine gemiſchte, aus allen Gegenden umher zuſammengetriebene Mann-

ſchaft,

ſchaft, z. B. Bulgarn und Nomaden, die man unter dem Namen Blachen kennt.

Er ſelbſt der Kaiſer zog die 500 Mann, welche er aus Flandern erhalten hatte, aus Nicomedien an ſich, brach darauf mit ſeinen Anverwandten ſchnell von Conſtantinopel auf, und erſchien in Ainun. Hier beſichtigte er die ganze Gegend um den Fluß, in der Abſicht, ſich einen geſchickten Lagerplatz auszuwählen. Als er damit fertig war, berief er noch vor Tage ſeine Officiere, trägt ihnen ſeine Bemerkungen vor, und beſcheidet ſie auf den künftigen Morgen wieder zu ſich, um alsdann gemeinſchaftlich das Feld jenſeit des Fluſſes in Augenſchein zu nehmen, wo er ihnen eine Stelle zeigen wollte, die ſehr bequem zu einem Lager ſey. Der Vorſchlag ward gebilligt. Mit dem kommenden Tage geht Alexius zuerſt über den Fluß. Ihm folgt die ganze Armee, und lagert ſich auf dem Platze, den der Kaiſer ſich auserſehen, und den auch ſeine Officiere für gut befunden hatten. Er lag bey dem Städtchen Choireni, hatte von der einen Seite den Fluß, von der andern einen ſumpfigten Boden. Von hier kehrte Alexius mit einer hinlänglichen Bedeckung nach Ainun zurück, weil es die Noth erforderte, ſich auch da dem Eindringen der Scythen entgegen zu ſtellen. In Ainon erhielt er aus dem Lager bey Choireni Nachricht von dem Anmarſch der Scythen, welche ihn bewog, zu Schiffe dahin zu eilen. Hier überſah er mit nicht geringem Kummer ſeine Truppen, die gegen die feindliche Macht nur eine Hand voll Menſchen zu ſeyn ſchienen. Es iſt nicht zu leugnen, daß der Anblick eines ſo kleinen Heeres ihn mit Furcht und Beben erfüllte: aber auch unter dieſen drohenden Gefahren, gegen die er faſt keine menſchliche Hülfe ſah, verließ ihm auch unter den größten Schwierigkeiten jene Stärke der Seele

nicht, die durch einen männlichen Gegendruck zu beſiegen ſtrebt.

Den 4ten Tag nach ſeiner Ankunft erblickte er von der andern Seite das Comaniſche Heer, ohngefähr 40000 Mann ſtark. Ohne Rettung war es um ihm geſchehen, das wußte er, wenn ſich dieſes Heer mit den Scythen vereinigte.

Ein ſchleuniger Entſchluß wandte glücklicher Weiſe das Ungewitter ab, das ſchon über ſeiner Scheitel zuſammenſchlagen wollte. Er ſetzte zuerſt mit der Armee über den Fluß, um ſich auf alle Fälle, die Comaner möchten als Feinde oder Freunde kommen, in Bereitſchaft zu ſtellen, denn er wußte, daß ihnen nicht viel zu trauen wäre. Alsdann ließ er durch einige Deputirte die Anführer der Comaner zu ſich einladen, um zwiſchen ihnen ein Bündniß zu Stande zu bringen. (Es befanden ſich bey den Comanern viele Anführer, worunter Maniak, Togarteck und andre tapfere Krieger waren.) Alle fanden ſich dazu bereitwillig, nur der einzige Maniak nahm einigen Anſtand, doch folgte er endlich auch. Der Kaiſer bewirthete ſie aufs koſtbarſte, betrug ſich gegen ſie auſſerordentlich gnädig, gab ihnen mannigfaltige Geſchenke, und forderte ihnen zugleich Eyd und Geißeln ab. Die Comaner bewilligen beydes, und bitten ſich die Erlaubniß aus, nach Verlauf von 3 Tagen gegen die Patzinacker ziehen zu dürfen, wobey ſie dem Kaiſer die Hälfte der zu machenden Beute verſprachen. Nicht auf drey Tage allein, auf zehn wenn ihr wollt, will ich euch Friſt geben, antwortete Alexius, und alle Beute ſoll euer ſeyn, die ihr machen werdet. Unterdeſſen ſtanden die Comaner und Scythen ſchon ſo nahe, daß ſie beſtändig mit einander ſcharmützelten.

Noch

Noch vor Ablauf dreyer Tage gab der Kaiſer einem gewiſſen Antiochus, der ein vornehmer und ſehr geſchickter Mann war, den Auftrag, eine Schiffsbrücke über den Fluß zu ſchlagen. Als dieſe fertig war, beorderte er ſeiner Gemahlin Bruder, Michael Ducas und ſeinen leiblichen Bruder, den Großdomeſticus Adrian an das Ufer des Fluſſes, um Acht zu geben, daß die Armee in gehöriger Ordnung die Brücke paßierte. Die Infanterie ſollte vor der Cavallerie gehen, dieſer ſollten die Bagagewagen und ganz zuletzt die Mauleſel folgen. Sobald die Infanterie das andre Ufer betreten hatte, mußte ſie mit erſtaunender Geſchwindigkeit Verſchanzungen aufwerfen, weil man nicht bloß die Scythen, ſondern auch die Comaner zu fürchten hatte. Die letztern ſetzten ſich ſogleich, nachdem er aufgebrochen war, in Bewegung, und nahmen die Stelle in Beſitz, die er eben verlaſſen hatte.

Meliſſen empfieng, wie wir oben zeigten, den kaiſerlichen Befehl, und vollſtreckte ihn aufs genauſte. Er brachte ein Heer zuſammen, zu deſſen Behuf er aus der umliegenden Gegend Troßknechte aushob, welche bey den mit Ochſen beſpannten Wagen, worauf ſich die Bagage aller Soldaten befand, bleiben mußten. Als dieſes Heer dem Orte, wo jetzt die Hauptarmee ſtand, ſo nahe kam, daß man es mit den Augen erreichen konnte, hielten es die meiſten für den Vortrab der Scythen. Einer war ſeiner Sache gar ſo gewiß, daß er ſich neben den Kaiſer ſtellte, und ihm bewies, es können dieß unmöglich andre als Scythen ſeyn. Dem Kaiſer ward endlich ſelbſt bange, um ſich aber völlige Gewißheit zu verſchaffen, ſchickte er einen vornehmen Bulgaren (der mit mir von mütterlicher Seite verwandt iſt) auf Kundſchaft aus, und erhielt von ihm die tröſtliche Nachricht, durch die ſich die ganze Er-

ſcheinung zu allgemeiner Freude aufklärte. Alexius gieng den Kommenden entgegen, und führte ſie über den Fluß in ſein Lager, welches er geſchwinde erweitern ließ. Den folgenden Tag brach er auf, und richtete ſeinen Marſch den Fluß hinab gegen eine Stelle, die man unter dem Namen Philoclu kennt. Unterwegs ſtieß er auf einen Haufen Scythen, mit denen er in ein blutiges Gefecht gerieth, in welchem von beyden Theilen viele blieben. Die Kaiſerlichen erfochten endlich einen glorreichen Sieg, und rückten den folgenden Tag bis Lebune vor. Es iſt dieß ein Hügel, der im freyen Felde ſteht. Alexius fand ihn zu klein, als daß er die ganze Armee faſſen konnt, und verſchanzte ſich daher am Fuße deſſelben.

Hier war es, wo Neanthes zum zweyten male als Ueberläufer mit einigen wenigen Scythen ſich angab. Allein der Kaiſer, dem noch ſeine vorigen Streiche im friſchen Andenken ſchwebten, ließ ihn nebſt ſeinen Geſellen ohne weitere Umſtände in feſten Verhaft nehmen. Er traute keinen einzigen Scythen, vielweniger dieſem Betrüger. Eben daher läßt ſich auch das Betragen erklären, welches er gegen die an dem Mauropotamus ſtehenden Scythen annahm, als ſie ſich mit ihm in Friedensunterhandlungen einlaſſen wollten. Er ſtellte nämlich ſeine Antworten auf Schrauben und ſuchte ſie ſo lange in Ungewißheit zu erhalten, bis er den erwarteten Succurs aus Rom (73) an ſich gezogen hätte.

Dieſelben Scythen ſuchten zu gleicher Zeit die Comaner auf ihre Seite zu ziehen. Dieſe aber gaben ihnen kein Gehör, ſondern ſchickten noch ſpät Abends an den Kaiſer, und ließen ihm in folgenden Worten ihre Meynung eröffnen.

„Wie

„Wie lange ſollen wir noch zögern, ehe es zur Schlacht kömmt? Wir geſtehen euch frey, daß wir nicht länger warten können. Wenn die Sonne aufgeht, wollen wir entweder Fleiſch von Wölfen oder von Schaafen eſſen.“ Dieſe muthige Auffoderung beſtimmte das Schickſal des folgenden Tages. Der Kaiſer willigte in ihr Verlangen, und deutete allen ſeinen Officieren an, durch das ganze Lager bekannt zu machen, daß Morgen eine Schlacht geliefert werden ſollte. Indeſſen war dem Alexius doch nicht ganz wohl zu Muthe, weil er noch immer die Vereinigung der Comaner mit den Patzinakern für ſehr möglich hielt. Indem er noch mit dieſem Gedanken beſchäfftigt war, erſchien eine Anzahl von ohngefähr 5000 Mann derbes, handveſtes, recht zum Kriege erſchaffenes Volk aus dem Gebürg im Lager, und bot ihm freywillig ſeine Dienſte an. Mit Sonnenuntergang wurden dem Kaiſer Lichter vorgetragen, bey deren Schein er inbrünſtige Lieder anſtimmte. Dieſen Beyſpiele folgten die Beſſern, bloß durch ſein Zureden aufgefordert; andre, die weniger zur Andacht geneigt waren, wurden durch ſtrenge Befehle dazu angehalten. Und ſo empfieng das ganze Heer, wie es Jeder vermochte, mit Lampen oder mit Lichtern, die auf Spieße geſteckt waren, die herbeykommende Nacht. Laut ertönte die Stimme des Lobgeſangs bis an das Gewölbe des Himmels, oder richtiger zu reden, ſie drang bis zum Thron des Allmächtigen hinauf. Wer erkennt nicht an dieſem Zuge das Vertrauen auf die Vorſehung, das meinen Vater beſeelte?

Der Gottesdienſt dauerte bis in die ſinkende Nacht. Nach einer kurzen Ruhe raffte ſich der Kaiſer aus dem Schlafe, theilte unter den Unbewaffneten tüchtige Rüſtungen aus, und da es an eiſernen gebrach, erſetzte er

ihren Mangel durch feidne Helme und Harniſche von eiſenfarbigtem Anſehn. Unterdeſſen war die Nacht verſtrichen und die Zeit gekommen, wo er das Signal zum Angriff ertönen ließ, und ſeine Armee unterhalb des vorhingenannten Lebunium in Schlachtordnung ſtellte. An der Spitze ſtand Alexius. Den rechten und linken Flügel befehligten Georg Paläolog und Conſtantinus Dalaſſenus. Zur rechten Hand gegen die Comaner (denn auch dieſe ſtellten ſich in Schlachtordnung) poſtirten ſich Monaſtras, zur linken Uzas. Gegen Norden ſtand Umpertopulus mit den Celten. Durch dieſe Ordnung gab der Kaiſer ſeiner Armee die größere Feſtigkeit, indem immer ein Theil zur Bedeckung des andern diente. Das zweyte Signal mit der Trompete eröffnete den Angriff. Urplötzlich erhob das ganze Heer ſeine Stimme zum Herrn, der ſich über alle erbarmt, und ſtürzte hinter dem Alexius in den Feind, deſſen unzählbare Menge noch durch eine Wagenburg, die ihr ſtatt einer Schanze diente, fürchterlicher ward. Zu gleicher Zeit fielen auch die Comaner ein. Ein vornehmer Scythe, der vielleicht den Ausgang des Treffens aus dem wüthenden Angriff der Gegner vermuthete, trat gleich zu Anfange mit einigen wenigen zu den Comanern über, die mit ihm eine Sprache redeten und ihm durch ihre Vermittlung die Gnade des Kaiſers verſchaffen konnten.

Dem Kaiſer ſchien dieß verdächtig, denn er mußte befürchten daß mehrere Scythen zu den Comanern übertreten, und ſie bereden möchten, ihre Waffen gegen die Seinigen zu kehren. Um dem Uebel vorzubeugen, mußte ſich der, welcher die kaiſerliche Fahne trug, hinter die Komaner ſtellen, wodurch er ſo viel bewirkte, daß nun beyde Heere gemeinſchaftlich ohne weitere Stöhrung agiren konnten. Das Gemetzel war grauſenvoll,

fenvoll, und ſo ſchrecklich, als es noch niemand erlebt hat. Der Vortheil fiel auf Alexius Seite, deſſen Truppen ein ſolches Blutbad anrichteten, daß ihnen vom Niedermeßeln die Hände ermatteten, und alle Kraft entgieng. Um die Mittagszeit veranſtaltete der Kaiſer, daß alle Bauern in der Gegend Schleuche voll Waſſer auf Mauleſeln zur Armee bringen mußten. Die Bauern, welche bisher von den Scythen viel gelitten hatten, trugen mit der größten Bereitwilligkeit Waſſer herbey: auch diejenigen, welche nicht dazu aufgefordert waren, ſtellten ſich mit Eimern, Schläuchen, oder andern Gefäßen, die ſie nur aufbringen konnten, ein. Dieſe Erfriſchung verbreitete neuen Muth und neues Leben. Die Schlacht begann abermals, und endigte ſich nur mit der gänzlichen Vertilgung eines Volks, deſſen Menge mit Inbegriff der Weiber und Kinder, faſt alle Zahl überſtieg.

Sie wurde den 29ſten April am 3ten Tage der Woche geliefert, weßwegen auch folgendes Lied in Konſtantinopel herumgieng: „Den May den May ſah kein Scythe, das that ein einziger Tag.“ Gegen Sonnenuntergang, nachdem ſie alle entweder in Stücken gehauen, oder gefangen waren, rückte Alexius wieder in ſein Lager. Wem fällt es nicht ſonderbar auf, daß die Kaiſerlichen bey aller Furcht und Muthloſigkeit mit der ſie dießmal auf ihren Feind blickten, dennoch den Sieg davon trugen, da ſie vorhin bey Driſtra bey allem Vertrauen auf ihre Stärke, bey aller Verachtung eines Feindes, für den ſie, als wenn er ſchon ihr Gefangner wäre, Stricke mitgenommen hatten, aufs Haupt geſchlagen wurden?

Am Abend dieſes ermüdenden Tages, als ſich der Kaiſer an der Tafel befand, trat ein gewiſſer Syneſius

auf, und ſtellte ihm mit einiger Heftigkeit vor, wie er doch dieſe große Menge ſcythiſcher Gefangenen, deren dreiſſig, wo nicht mehrere, auf Einen ſeiner Soldaten giengen, im Lager ſo ruhig dulden könne. Es würde ihnen nichts leichter ſeyn, als ſich in der Nacht, wenn ihre müden Wächter feſt ſchlummerten, los zu machen, und dieſe insgeſammt zu erwürgen; es ſey daher zu ihrer eignen Erhaltung unumgänglich nöthig, ſie alle nieder zu machen. Der Kaiſer nahm dieſen Antrag mit großen Unwillen auf: Mögen es immerhin Scythen ſeyn, ſagte er, ſo ſind ſie doch Menſchen wie wir; auch als Feinde müſſen wir ſie nicht von unſerm Mitleid ausſchließen. Ich werde ſchon Anſtalten machen, daß ſie uns nicht ſchaden können. Darauf gab er den Befehl, daß man alle Waffen der Scythen an einen Ort zuſammentragen, und die Gefangenen ſcharf bewachen ſollte. Um Mitternacht, da der Kaiſer im beſten Schlaf lag, ſtürzten alle Soldaten, (ob auf Gottes Veranſtaltung, oder aus irgend einem andern Grunde) wie auf ein gegebnes Zeichen wüthend hervor, und ermordeten beynah alle Gefangene. Erſt den folgenden Tag erfuhr der Kaiſer, was vorgefallen war, und warf ſogleich einen Verdacht auf den Syneſius. Er fodert ihn zu ſich, klagt ihn unter den bitterſten Vorwürfen als den Urheber jener Grauſamkeit an, und giebt Befehl, ihn, weil er nichts bekennen wollte, in Verwahrung zu ſetzen: du ſollſt, ſprach er, aus deiner Erfahrung lernen, daß das Elend eines Menſchen, der in Banden ſeufzt, ſchon an ſich ſelbſt groß genug ſey, um nicht durch unerhörte Strenge noch ſchwerer gemacht zu werden. Er hätte auch gewiß dieſe Strafe vollziehen laſſen, wenn ſich nicht ſeine Anverwandten, und die übrigen Großen für den Syneſius ins Mittel geſchlagen, und ihm Gnade ausgewirkt hätten.

Die

Die Comaner, welche sich zu Alexius nichts Gutes versahen, und auch einen unangenehmen nächtlichen Besuch vermutheten, machten sich in einer Nacht, mit aller Beute auf den Weg, der zur Donau führt. In dem Lager, wo der Kaiser stand, nahm der üble Geruch von verwesenden Leichnamen so sehr überhand, daß auch er sich, so bald es Tag war, von hier weg, nach Kala Dendra (Schönbaum) begab, welches 18 Stadien, von Choireni entfernt liegt. Hier kam ihm Melissen entgegen, der diesen Feldzug nicht mitgemacht hatte, weil er durch die Absendung der Recruten, daran verhindert worden war. Ausserdem erhielt er auch hier erst Nachricht, von dem Abmarsch der Comaner die sich durch ihre plötzliche Flucht, beynahe um den Lohn gebracht hätten, der ihnen war versprochen worden, wenn nicht der Kaiser ein Mann gewesen wäre, der selbst den Schein eines Betrügers nicht an sich dulden wollte. Er schickte ihnen freywillig nach, was sie selbst im Stiche lassen wollten, und befahl den Maulthiertreibern, welche die Sachen fortschaffen mußten, möglichst zu eilen, und sie einzuholen, sollte es auch jenseits der Donau seyn. Die übrigen Comaner, die noch bey ihm geblieben waren, wurden herrlich bewirthet, und den folgenden Morgen nachdem sie sich den Rausch ausgeschlafen hatten, über das, was ihnen zukam, mit noch vielen andern Geschenken überhäuft. Ehe sie sich aber von ihm beurlaubten, mußten sie ihm Geißeln zurücklassen, damit sie in den am Wege gelegenen Städten oder Dörfern, wo sie sich mit Proviant versorgten, kein Unheil anrichteten. Dagegen, gab er ihnen, auf ihr Ansuchen um sicheres Geleite, den Johannakes mit; der sie bis an die Comanische Grenze mit allem Benöthigten versorgen mußte.

Mit dem Ablauf des Maymonats, hielt Alexius seinen triumphirenden Einzug in Constantinopel, und

der Krieg gegen die Scythen war geendigt. Ich ſelbſt eilte in meiner Erzählung mit Flügelſchnellen Schritten zum Ausgang deſſelben, weil ich mich viel zu ſchwach fühle, ins Detail der Begebenheiten zu gehen, und jeden Umſtand und Zwiſchenfall mit hellen Farben auszumahlen. Wenige Tage, nach ſeiner Ankunft entdeckte ſich eine Verſchwörung des Ariebes Armenius und des Umpertopulus, die ſich ſchon einen mächtigen Anhang gemacht hatten. Sie wurden ihres Vergehens, durch die triftigſten Beweiſe überführt; an ſtatt aber nach der Strenge der Geſetze behandelt zu werden, kamen ſie aus beſondrer Gnade des Kaiſers blos mit der Landesverweiſung davon.

Eine andre Nachricht, welche ſich itzt ſtark verbreitete, ſetzte den Kaiſer in neue Bekümmerniß. Es hieß, daß die Comaner ſich wieder zu einem Einfall in unſer Gebiet rüſteten, und daß Bodinus in Dalmatien mit den nämlichen Entwürfen umgehe. Nach reiflichem Erwägen, welchem von beyden Feinden er zuerſt die Spitze bieten ſollte, faßte der Kaiſer den Entſchluß, mit Dalmatien den Anfang zu machen, und die dortigen Grenzörter zu decken. Der Kriegsrath, dem er ſeine Meynung eröffnete, gab ihm allen Beyfall. Auf ſeinem Zuge in jene nördlichen Gegenden erhielt er in Philippopolis Briefe vom Erzbiſchof der Bulgarey (75), worin ihm die unangenehme Nachricht gemeldet wurde, daß Johannes, Dux von Dyrrachium, des Sebaſtocrators Sohn, mit verrätheriſchen Gedanken umgehe. Ich brauche nicht zu ſagen, was er bey dieſer Nachricht innerlich litt, wie ſehr er zu ſeiner und ſeines Bruders Beruhigung alles gerne für eine Lüge gehalten hätte, und doch wieder von dem Unverſtand des jungen Menſchen alles fürchtete. In dieſer Ungewißheit, die ihm zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwe-

bend

bend erhielt, ergriff er ein Mittel, das den Plan des Johannes, gegen den er immer noch gut gesinnt blieb, hintertreiben konnte. Er überreicht den Groß-Hetärarchen Argyrus Karatza, einem gebohrnen Scythen, den er als einen klugen, tapfern, treuen Mann schätzte, zwey Briefe: der eine, der für den Johannes bestimmt war, war folgenden Inhalts:

„Nach erhaltner Nachricht, daß Feinde durch die Pässe in unser Gebiet einbrechen wollen, ist meine kaiserliche Majestät aufgebrochen, um die Grenze des Landes zu decken. Zu dem Ende müßt ihr zu mir herüberkommen, und mich von der Lage der Sachen, wie sie bey euch stehen, belehren. Ich fürchte nämlich, es möchte sich auch Volkanus Feindseligkeiten gegen uns erlauben; ihr könnt mir also sowohl von Dalmatien, als auch vom Volkan, ob er sich noch den Tractaten gemäß ruhig verhalte, sehr gute Nachricht ertheilen. Ich wenigstens habe bisher nicht das Beste von ihm vernommen; und will ihm, wenn ich nur etwas zuverlässiges herausbringen kann, schon kräftig genug entgegenarbeiten. Meine Meynung geht demnach dahin, daß ihr zu mir herüberkommt, und nach genommner Abrede geschwinde nach Illyrien zurückkehrt, damit wir von beyden Seiten unsren Feind angreifen, und mit Gottes Hülfe zu Paaren treiben können."

Der zweyte Brief war an die Häupter der Bürgerschaft zu Dyrrachium gerichtet, und lautete so: „Da ich in Erfahrung gebracht, daß sich Volkanus gegen uns auflehne, und deshalb Constantinopel verlassen habe, um unsre Grenzen zu decken, so habe ich es für nöthig erachtet, euren Dux, unsren vielgeliebten Neffen zu mir kommen zu lassen, weil ich von ihm in dieser Angelegenheit die sichersten Nachrichten erwarte. Ueberbringer

bringer dieſes Briefes iſt von mir an ſeine Stelle zum Dux erwählt, den ihr alſo mit geziemender Achtung zu begegnen, und in allen Stücken Folge zu leiſten haben werdet."

Karatza bekam den Auftrag zuvörderſt das erſtere Schreiben dem Johannes einzuhändigen, und ihm, wenn er willig folgte, friedlich ziehen zu laſſen. Alsdann ſollte er bis zu deſſen Rückkunft die Verwaltung des Landes über ſich nehmen. Würde ſich aber Johannes weigern fortzuziehen, ſo ſollte er die Vornehmſten der Bürgerſchaft berufen, ihnen den zweyten Brief verleſen, und mit ihrer Hülfe den Dux in Verwahrung bringen.

Der Verdacht, welcher auf den Johannes geworfen war, blieb ſeinem Vater Iſaak, der ſich zu Conſtantinopel aufhielt, nicht lange verſchwiegen. Kaum hatte dieſer etwas davon gehört, ſo eilte er innerhalb zwey Tagen und zwey Nächten nach Philippopolis. Er trat ohne Geräuſch in das kaiſerliche Gemach, wo er ſeinen Bruder ſchlafend fand, und ſich ſelbſt, weil er ihn nicht wollte wecken laſſen, auf das andre Bett hinwarf. Alexius ſtand zuerſt auf, und ließ ſeinen Bruder ruhen, bis er endlich von ſelbſt aufwachte. Nach einer herzlichen Umarmung frägt ihn der Kaiſer, was die Urſache ſeiner unvermutheten Reiſe wäre. „Deinethalben, antwortete er, bin ich gekommen." „Da haſt du dir, verſetzte Alexius, eine unnöthige Mühe gemacht." Iſaak ſchwieg, weil er, um ſich erklären zu können, erſt Beſcheid aus Dyrrachium haben mußte, wohin er ſchon beym erſten Ausbruch des Gerüchts ein Handbillet an ſeinen Sohn hatte ergehen laſſen. In dieſem Schreiben foderte er ihn auf, eilends nach Philippopolis zum Kaiſer zu kommen, den er ſelbſt ſchon zu ſeinem Vortheil vorbereiten wolle.

Bald

Bald nachher kömmt der Eilbothe aus Dyrrachium zurück, und meldet dem Iſaak, daß Johannes nächſtens eintreffen werde. Dieſe Nachricht machte ihm die gröſte Freude, erbitterte ihn aber zugleich gegen alle, die ſeinen Sohn beym Kaiſer verdächtig gemacht hatten. Mit dem ſichtbarſten Unwillen trat er in des Kaiſers Gemach, um alles, was er auf dem Herzen trug, frey heraus zu ſagen. Denn er war ein Mann, der ſeinen Zorn gar nicht bändigen konnte, und oft über ein unbedeutendes Wort in Hitze gerieth.

Alexius merkte gleich was ſeine Erſcheinung zu bedeuten habe, und kam ihm mit der Frage entgegen: „Was giebts lieber Bruder?" „Nichts gutes, war die Antwort, und das blos deinetwegen. Ich habe auf deine Würde nie ſo ſcheel geſehen, als jener Verläumder da" (er zeigte auf Adrian). Der gelaſſene ſanftmüthige Alexius antwortete nichts, weil er wohl wußte, wie man dieſen hitzigen Kopf am beſten beſänftigen könne. Er beruft den Nicephorus Meliſſenus, und einige von ſeinen Anverwandten, um ſo die Sache ganz ohne Geräuſch in einem geheimen Cirkel in Erwägung zu nehmen. In dieſer Verſammlung lieſſen ſich Meliſſenius und Adrian manche Ausdrücke entſchlüpfen, die man eben nicht zu Gunſten des Johannes erklären konnte. Darüber ward Iſaak ſo aufgebracht, daß er drohete, dem Adrian ſeinen Bart auszurupfen, und ihn zu lehren was es heiße, ſo wichtige Anverwandte von der Seite des Kaiſers zu reißen.

Die Verſammlung war noch nicht auseinander gegangen, als Johannes unvermuthet in das kaiſerliche Zimmer trat. Dieſe Ueberraſchung verſchaffte ihm das Zutrauen des Kaiſers wieder. „Wenn ich bedenke, ſagte Alexius, daß euer Vater mein Bruder iſt, ſo

mag

mag ich es nicht einmal hören, wenn man etwas wider euch redet. Seyd unbesorgt, es soll euch kein Haar gekrümmt werden.

So war denn die Sache, wo nicht ausgemacht, doch wenigstens unterdrückt. Nachher zog der Kaiser seinen Bruder Isaak und dessen Sohn bey Seite, und gab ihnen nach einem langen Gespräch folgende Erklärung: „Du Bruder, gehe in die Hauptstadt zurück, und statte an unsre Mutter von dem gehabten Vorfalle Bericht ab: Dein Sohn mag nach Dyrrachium zurückgehen, und sein voriges Amt wieder antreten. So war denn der Kaiser von dieser Seite in Sicherheit, dagegen aber thürmte sich von einer andern neue Gefahr auf. Es lebte damals ein gewisser Theodor Gabras, der aus den obern Gegenden von Chaldäa herstammte. Er war ein trefflicher Soldat, der kaum seines gleichen hatte. Alles was er unternahm, mußte ihm gelingen. Dabey aber war er auch ein aufrührerischer, tollkühner Mensch, dessen Gegenwart in der Hauptstadt nicht wenig bedenklich scheinen mußte. Der Kaiser, der sich seiner gerne auf eine gute Art entledigen wollte, machte ihn deshalb zum Dux von Trapezunt, das er selbst von den Türken erobert hatte. Sein Sohn Gregor war mit einer von den Töchtern des Sebostocrators Isaak versprochen, aber das zarte Alter beyder Verlobten entfernte noch die Vollziehung des Beylagers. Indessen befand sich jener schon im Hause seines künftigen Schwiegervaters. Theodor verlor seine Gemahlin, und heurathete wieder ein vornehmes Alanisches Frauenzimmer, das mit Isaaks Gemahlin in einer nahen Blutsverwandtschaft stand, denn beyde waren Geschwisterkinder. Diese Verbindung mußte sowohl nach politischen als kirchlichen Gesetzen die Heurath seines Sohnes hintertreiben.

ben. Demungeachtet wollte Alexius den letztern nicht aus Conſtantinopel abgehen laſſen, weil er ihn als ein Unterpfand anſah, vermittelſt deſſen er ſich der Treue des gefährlichen Theodors verſichern könnte. Ueberdem war er auch willens ihn mit einer von meinen Schweſtern zu verehlichen.

Theodor, der hiervon nichts wußte, kam nach Conſtantinopel, und ſuchte ſeinen Sohn in aller Stille fortzuſchaffen. Alexius gab ihm einige verſtohlne Winke von dem was er eigentlich zur Abſicht habe. Es ſey nun aber, daß er dieſe nicht verſtand, oder daß die verunglückte Heurath ſeine Empfindlichkeit erregt hatte, kurz, er forderte ſeinen Sohn zurück, und erhielt abſchlägige Antwort. Er ließ ſich dieſelbe mit verſtellter Zufriedenheit gefallen, beurlaubte ſich, und verließ Conſtantinopel. In derjenigen Gegend von Propontis, wo der große Märtyrer Phokas eine Kirche hat, liegt ein ſchönes Landgut, wo ihn Iſaak herrlich aufnahm. Als ſie ſich trennen wollten, bat er um Erlaubniß, daß ihn ſein Sohn noch den folgenden Tag begleiten dürfe, welches man auch bewilligte. Noch mehr, er überredete die Aufſeher des Knaben, daß ſie ihm bis Soſtenium, und von hier wieder bis Pharus (Leuchtthurm) folgten. Bey Pharus fand er ein Schiff, beſtieg es mit ſeinem Sohn, und ſeegelte von dannen.

Sobald Alexius dieß erfuhr, ließ er geſchwind einige Jagdſchiffe abgehen, die ihn auch glücklich zwiſchen der Stadt Aegini und Karambis einhohlten. Theodor las das kaiſerliche Schreiben, welches man ihm einhändigte, und fand die Vorſchläge ſo billig, daß er ſeinen Sohn wieder zurückſchickte. Alexius hatte ſich nämlich in demſelben deutlich erklärt, daß er den jungen Gregor eine von ſeinen Töchtern zur Ehe geben wolle.

wolle. Neben dem wurden ihm auch noch mündliche sehr nachdrückliche Vorstellungen gethan, und ihm angekündigt, daß ihn der Kaiser für einen offenbaren Feind erklären würde, wenn er in diesem Stücke nicht zu Willen wäre.

Gregor erschien also wieder in Constantinopel. Der Ehekontrakt ward in aller Form abgefaßt, und er selbst einem gewissen Michael, einem Verschnittnen und Hofbedienten der Kaiserin, zur Aufsicht übergeben. Alexius begegnete ihm mit aller nur möglichen Huld, und ließ ihn die beste Erziehung und allen Unterricht in der Kriegswissenschaft geben, allein der junge Mensch betrug sich gar zu unbändig; er wollte niemanden, auch nicht seinem Hofmeister Gehör geben, und beklagte sich, daß man ihn nicht standesmässig behandle. Endlich kam der undankbare Mensch gar auf den Einfall zu seinem Vater zu gehen. Er entdeckte den Vorsatz dreyen Personen, dem Georg Decanus, Eustathius Kamytzes und dem Mundschenken (oder wie es in der Hofsprache heißt: Pincerna) Michael. Diese drey waren sehr tapfere Männer und genossen die vorzügliche Gnade des Kaisers. Michael offenbarte letzterm was er wußte, fand aber keinen Glauben. Gregor fuhr demnach ungehindert fort, und drang auf die Beschleunigung seiner Flucht, auf welcher ihn aber die Getreuen des Kaisers nicht anders als unter der Bedingung begleiten wollten, daß er ihnen vorher eidlich versicherte, es sollte ohne ihren Schaden geschehen. In der Absicht schlagen sie ihm vor, die Spitze des heiligen Speers, womit die Seite unsers Erlösers durchstochen wurde, herbeyzuschaffen; damit er bey Vorhaltung desselben auf den Heyland schwören könne, sie gaben auch die Stelle an, wo sie zu finden sey. Er ist gleich dazu bereit, und geht fort sie heimlich zu entwenden.

den. Einer von denen, die dem Kaiſer ſchon vorher mit dem Vorhaben des jungen Menſchen bekannt gemacht hatten, lief nun eilends fort, und erzählte Letzterm, was vorgefallen war. Der Kaiſer ließ ſogleich eine Unterſuchung anſtellen, wobey es ſich ergab, daß Gregor wirklich die heilige Spitze im Buſen habe. Weil er ſich nun ſelbſt als einen Schuldigen bekannte, auch alle ſeine Mitverſchwornen angab, ſo ward er dem Dux von Philippopolis, Georg Meſopotamita, zur Verwahrung überliefert. Georg Decanus mußte mit einem Schreiben an Leo Nicerites, damaligen Dux der Gegend um den Donauſtrom, abgehen, unter dem Schein, als wenn er mit ihm die Verwaltung der Provinz theilen ſollte, eigentlich aber ward er als ein Staatsgefangner dieſem Leo zugeſchickt. Eben ſo erging es dem Euſtathius Kamytzes und andern mehrern.

Neuntes Buch.

Dieſe Angelegenheiten mit Gregor und Johannes beendigte der Kaiſer in Philippopolis, und rückte darauf in die Grenzörter, die unſer Gebieth von Dalmatien ſcheiden. In der dortigen Gegend ſtreckt ſich eine Bergkette hin, von den Einwohnern Zygon (Joch) genannt, die ſo ſteil anläuft und durch Höhlen und Geſträuch ſo uneben gemacht wird, daß der Kaiſer, als er ſie recognoſcirte, kaum zu Fuß geſchweige denn zu Pferde fortkommen konnte. Dennoch durchkroch er alle Winkel, um ſich mit eignen Augen zu überzeugen, ob noch irgend wo eine Stelle ſey, über die ein feindliches Heer dringen könnte. An ſolchen Stellen ließ er entweder Gräben ziehen, oder hölzerne Thürme aufführen, auch, wo es der Boden erlaubte, aus Ziegeln und andern Steinen kleine Burgen anlegen, deren Größe und Entfernung von einander er ſelbſt ausmaß. An mehrern Orten wurden auch Verhacke gemacht. Die Arbeit, welcher ſich mein Vater hier unterzog, läßt ſich leicht wegerzählen, aber diejenigen, die damals mit ihm waren und zum Theil noch leben, wiſſen, wie vielen Schweiß er dabey vergoſſen hat.

Nachdem er dieſe Gegend in den beſten Vertheidigungszuſtand geſetzt hatte, kehrte er wieder in die Reſidenz zurück. Hier empfieng er, nicht lange nach ſeiner Ankunft, vollſtändige Nachrichten von neuen Unternehmungen des Tzachas. Die Unfälle, welche dieſer ſowohl zu Waſſer als zu Lande erlitten hatte, waren nicht vermögend geweſen, ihn in ſeinen hochtraben-

den

den Entwürfen wankend zu machen. Er bediente ſich des Titels und der Inſignien eines Kaiſers; betrachtete ſeine Reſidenz Smyrna als den Sitz ſeines Reichs, und zog dort eine Flotte zuſammen, womit er von neuem die Inſeln, und wo nicht gar auch unſre Hauptſtadt bedrohte.

Der Kaiſer ließ ſich durch dieſe täglich einlaufenden Berichte keineswegs aus ſeiner Faſſung bringen: ſondern beſchloß den kleinen Reſt des Herbſtes und den folgenden Winter hindurch ſich mit aller Macht zu dem künftigen Feldzuge zu rüſten, um nicht nur alle ſtolzen Hoffnungen und Verſuche des Tzachas zu vereiteln, ſondern ihm auch Smyrna und alle ſeine vorigen Eroberungen wieder zu entreißen.

Gleich beym Eintritte des Frühlings rief er den Bruder ſeiner Gemahlin, den Dux Johannes aus Epidamus ab, ernannte ihn zum Großdux der Flotte, und ſchickte ihn mit einer Armee zu Lande gegen den Tzachas. Die Flotte, deren Admiral Conſtantinus Dalaſſenus war, mußte ihren Lauf längſt den Küſten nach den Bewegungen dieſer Armee einrichten, ſo daß beyde zugleich vor Mitylene eintreffen, und in Vereinigung die Feindſeligkeiten anfangen könnten. Dieß geſchah. Johannes eröffnete die Belagerung von Mitylene, wovon der Bruder des Tzachas, Galabatzes, Befehlshaber war. Tzachas, der bald einſahe, daß die Stadt ſich nicht lange halten könne, wenn nicht die Belagerer durch ein Treffen geſchwächt würden, eilte zum Entſatz herbey, und lieferte dem Dux ein Treffen, dem nur die einbrechende Nacht ein Ende machte. So gieng es drey volle Monate lang, vom Morgen bis zum Abend, und doch unterblieb bey dieſen immerwährenden Gefechten die Belagerung von Mitylene nicht. Einſt fragte der Kaiſer einen Menſchen, der von da her

ka[illegible] wie es bey der Armee hergehe? Blutig antwortete dieſer, man ſieht da nichts als ein beſtändiges Metzeln — — Um welche Zeit fängt ſich eure Arbeit an? — — Wenn die Sonne aufgeht — — Welches Heer ſteht mit dem Geſicht gegen Morgen? — — Das unſrige. Da merkte der Kaiſer, wo der Fehler läge, und ſchrieb dem Ducas einen Brief, worin er ihm rieth, es nicht mit zweyen Feinden, mit Tzachas und mit der Sonne zugleich aufzunehmen; er würde beſſer thun, wenn er ſich erſt Abends gegen Sonnenuntergang mit dem Feinde einließe. Dieſes Schreiben händigte er dieſem Menſchen mit den Worten ein: „Wenn ihr des Nachmittags angreift, ſo werdet ihr ſiegen.

Johannes Ducas, der die kaiſerlichen Befehle von je her mit der größten Pünctlichkeit zu befolgen gewohnt war, folgte auch hierin dem Willen ſeines Monarchen. Den Tag nach Empfang des Briefs erwarten die Feinde den gewöhnlichen Angriff; weil ſich aber keiner aus dem Lager Johannes blicken ließ ſo glaubten ſie, es würde heute nichts vorfallen, und legten in dieſer Hoffnung ihre Rüſtungen ab. Um die Mittagszeit läßt der Ducas ſeine Leute unter die Waffen treten, und bricht mit ihnen, da die Sonne ſchon etwas tief ſtand, unter einem tumultuariſchen Feldgeſchrey plötzlich in die Feinde ein. Diesmahl vereinigten ſich Wind und Sonne, ihm einen recht glänzenden Sieg in die Hände zu geben. Der Wind führte allen Staub, der ſich auf dem Schlachtfelde erhob, dem Feinde ins Geſicht, und die Sonne blendete ihm die Augen. Dieſer Umſtand und die Wuth mit der die Kaiſerlichen einhieben, verurſachten, daß Tzachas, wiewohl nach einer tapfern Gegenwehr, endlich das Feld räumte. Bald darauf kam es auch zu einem Frieden, um welchen Tzachas

elbſt angeſucht hatte, mit der beygefügten Bedingung, aß man ihm freye und ſichre Fahrt nach Smyrna ge- atten möchte. Tzachas giebt zwey ſeiner vornehmſten Satrapen als Geiſſeln, und erhält dagegen vom Jo- annes zwey andre edle Männer, den Alexander Eu- habenus und Manuel Butumites. Der eine Theil iſtete das Verſprechen, daß er bey ſeinem Abzuge aus Mitylene keinen Bürger mißhandeln, oder auf die Schiffe ſchleppen wolle: der andre bewilligte ihm, daß mit ſeinen Schiffen frey und unangetaſtet paſſiren önne.

Allein ſo wenig ein Krebs vorwärts gehen kann, wenig konnte Tzachas ſeine Tücke laſſen. Er nahm le Bürger der Stadt nebſt Weibern und Kindern ge- altſamer Weiſe auf ſein Schiff, und war ſchon im egriff davon zu ſegeln. Als Conſtantinus Dalaſſenus, mahls Admiral der kaiſerlichen Flotte, hievon Nach- ht erhielt, bat er ſich von Johannes die Erlaubniß s, dem Tzachas nachzuſetzen. Weil jener aber, aus rcht meineydig zu werden, ſich nicht dazu verſtehen llte, ſo ſagte Dalaſſenus entſchloſſen: „Ihr habt meiner Abweſenheit geſchworen: und mögt auch eu- Bund treu und redlich halten: mich verbindet euer d zu nichts. Ich kann und werde ohne mein Ge- ſſen zu verletzen, das thun, was ich unter den gegen- rtigen Umſtänden für gut befinde.“

Er hielt Wort. Kaum hatte Tzachas den Hafen laſſen, ſo war auch Conſtantin ſchon hinter ihm her. e feindliche Flotte war bald auseinander getrieben; Gefangene auf den eroberten Schiffen wurden in eyheit geſetzt, viele Kaper erbeutet, uud die ganze denſelben befindliche Manuſchaft, mit Einſchluß der derkuchte, mußte über die Klinge ſpringen. Bey-

nahe würde Tzachas ſelbſt in Gefangenſchaft gerathen ſeyn, wenn er ſich nicht noch bey Zeiten auf einem Boote unvermerkt gerettet, und eine Stelle erreicht hätte, wo einige Türken zu ſeiner Bedeckung ſchon in Bereitſchaft ſtanden, mit denen er itzt gerades Weges nach Smyrna zog. Man ſieht aus dieſem Umſtand, daß Tzachas ſich ſchon vorher nicht viel Gutes prophezeyt haben müſſe, weil jene Türken nur deswegen dahin beordert waren, um ihn, im Fall ſeiner Flotte ein Unglück begegnete, in Empfang zu nehmen, und ſicher nach Smyrna zu geleiten.

Conſtantin gieng nach erfochtenem Siege an ſeinen vorigen Poſten zurück. Der Grosducas verſah Mitylene mit allem Nöthigen und ſchickte einen Theil der Flotte gegen die Inſeln, die ſich unter Tzachas Bothmäßigkeit befanden, und deren Anzahl nicht klein war. Er ſelbſt eroberte Samos nebſt einigen andern Inſeln, und kehrte darauf nach Conſtantinopel zurück, welches er aber einige Tage nachher wieder gezwungen war, zu verlaſſen, indem die Nachricht einlief, daß Karyka rebellirt und Creta in Beſitz genommen habe: und daß von da aus Rapſomates mit einer großen Flotte nach Cypern geſegelt ſey.

Als die Creter erfuhren, daß Johannes ſchon in der Nähe bey Karpathos wäre, richteten ſie ein fürchterliches Blutbad unter Karykas Anhängern an, und ergaben ſich der kaiſerlichen Flotte, die nach Zurücklaſſung einer hinlänglichen Beſatzung auf Cypern ſegelte, und dort gleich beym erſten Angriff Cyrene eroberte. Rapſomates gieng dem Johannes von Leukuſia bis auf die Höhe vor Cyrene entgegen, wo er die Unſrigen, die ſich ſeiner Ankunft nicht verſahen, mit Vortheil hätte angreifen können, denn er befand ſich in der beſten

beſten Verfaſſung, und hatte nicht nöthig, mit langen Zurüſtungen, auch die Zeit zu verſcherzen. Aber zu ſeinem Unglück verſtand er nichts weniger, als das Kriegshandwerk, womit er, wie es der Augenſchein lehrte, nur ein Spiel trieb. Anſtatt muthig auf den Feind loszugehen, verſuchte er, denſelben durch ſchöne Worte für ſeinen Vortheil zu gewinnen. Wie man mir erzählt hat, ſo war er ein ſo erbärmlicher Soldat, daß er nicht einmal auf einem Pferde ſitzen konnte, oder doch ſogleich vom Schwindel befallen wurde, wenn dieſes nur etwas zu traben anfieng. Daher ergieng es ihm auch, wie jedem Anführer, der ſeine Sache nicht verſteht, und den Krieg ſchon mit Muthloſigkeit anfängt. Einige ſeiner Leute giengen zum Butumites über. Den Tag nach dieſem Vorfall, rückte er mit ſeinem Heer, aber nur langſam, dem Johannes entgegen. Auf dem Marſche riſſen wieder gegen hundert Soldaten aus, und ſchlugen ſich zu den Kaiſerlichen. Als dieß Rapſomates ſahe, wandte er ſich gleich um, und flohe auf der Straße, die nach Nemeſus führt, von wo er ſich auf einem Schiffe nach Syrien retten wollte. Allein Manuel Butumites, der ihm vom Ducas nachgeſchickt war, verfolgte ihn mit ſolcher Hitze, daß er vom Wege ſeitwärts ablenken, und auf einen Berg in der Kirche zum h. Kreuz ſeine Rettung ſuchen mußte. Von hier brachte ihn Butumites, nach gegebener Sicherheit, erſt zum Ducas, ſodann nach Conſtantinopel, wohin auch die ſogenannten Unſterblichen, die an dem Aufruhr Theil genommen hatten, geſchafft wurden. Nachdem die Inſel völlig in Beſitz genommen und ſo gut als möglich verwahrt war, wurde dem Kaiſer von den bisherigen Vorfällen Bericht abgeſtattet. Alexius nahm ſie ſehr gnädig auf, und beſchloß, zur Sicherheit für die Zukunft, beſſere Anſtalten mit Cypern zu treffen, die

darin beſtanden, daß er einen Eriſoten hinſchickte, (76) ſowohl Gerechtigkeit, als Billigkeit daſelbſt zu handhaben. Einen ſolchen Mann fand er in der Perſon des Kalliparias, der als ein rechtſchaffner, uneigennützіger und herablaſſender Mann in allgemeiner Achtung ſtand. Zum Befehlshaber von Cypern, ernannte er den Philocales Eumathius, dem er zur Bedeckung der Inſel, Reiterey und Fußvolk, nebſt einigen Kriegsſchiffen übergab.

Wir verließen oben den Tzachas auf ſeiner Flucht nach Smyrna. Das verlohrne Treffen hatte in ihm nichts weniger als friedliche Geſinnungen hervorgebracht. In kurzer Zeit ſtanden wieder eine Menge Jagd- und Raubſchiffe aller Orten auf der Werfte, daß ſich Alexius genöthigt ſahe, von neuem die Waffen zu ergreiffen. Die Kriegsoperationen wurden diesmahl auf folgende Art angeordnet. Conſtantinus Dalaſſenus ſollte ihn zu Waſſer mit der ganzen Seemacht, und der Sultan auf dem feſten Lande angreiffen. Um den letztern dahin zu bringen, ließ der Kaiſer folgendes Schreiben an ihn ergehen.

„Ihr wißt großmächtigſter Sultan Klißiasthlan, daß die ſultaniſche Würde von eurem Vater auf euch übergegangen iſt. Wenn nun euer Anverwandter Tzachas dem Scheine nach ſich gegen das römiſche Reich rüſtet, und ſich den kaiſerlichen Titel beylegt, ſo iſt dieß bloßer und klarer Betrug. Er weiß es gar zu wohl, daß die Kaiſerkrone ihm nicht zukommt und daß es ihm ganz unmöglich iſt, ſich dieſelbe je auf das Haupt zu ſetzen; aber unter dem äußerlichen Schein, als rüſte er ſich gegen uns, will er euch bloß in Schlummer wiegen. Wenn ihr euch alſo nicht in Gefahr ſtürzen wollt, ſo entſchließt euch muthig, ohne lange zu zö-

zögern. Ich will ihn ſchon mit Gottes Hülfe von den Grenzen meines Reichs abhalten, und es iſt bloß meine Freundſchaft gegen euch, die euch auffordert, euer Land wohl zu decken, und ihn entweder durch gütlichen Vergleich, oder wenn er dieſen verwerfen ſollte, durch die Gewalt der Waffen zur Ruhe zu bringen.

Die erſten Feindſeligkeiten verübte Tzachas gegen Abydus, das er blos von der Landſeite heftig beſtürmte, weil ſeine Raubſchiffe damahls noch nicht ſegelfertig waren. Hier war aber auch der Ort, wo er ſeine kriegeriſche Laufbahn endigen ſollte. Auf der See, näherte ſich ihm Conſtantin, auf dem Lande kam Sultan Kliſiaſthlan mit ſeiner ganzen Macht ihm entgegen; bey welchem Letztern des Kaiſers Schreiben ſogleich Eingang gefunden hatte. Ueberhaupt iſt es ein gemeinſchaftlicher Karakterzug aller Barbaren, keine Gelegenheit abzuweiſen, wo es ſich fechten und morden läßt. Tzachas gerieth alſo in ein Gedränge, aus dem kein Ausweg für ihn war. Seine Schiffe waren noch nicht fertig, ſeine Truppen zu geringe, um auf dem Lande etwas Entſcheidendes zu wagen. Das rathſamſte ſchien ihm noch zu ſeyn, ſich dem Sultan in die Arme zu werfen, da es ihm unbekannt war, wie ſehr Alexius dieſen gegen ihn aufgebracht hatte. Kliſiaſthlan empfing ihn mit der gröſten Freundlichkeit, zog ihn der Gewohnheit nach an ſeine Tafel, und trank ihm ſo lange zu, bis er merkte, daß der Wein ihn trunken gemacht habe, worauf er ihm ſein Schwerdt in die Seite ſtieß. Nach dieſer That ſchickte der Sultan Deputirte an den Kaiſer, einen Frieden mit ihm zu ſchließen, durch den die Ruhe zur See wieder hergeſtellt ward.

Kaumhatte Alexius von dieſer Seite die Flamme des Kriegs gedämpft, ſo loderte ſie ſchon wieder auf einer andern mit neuer Wuth empor. Auch denke man nicht, daß

er die Zeit über, wo er nicht selbst im Felde erschien, von Sorgen frey geblieben sey. Seine Entwürfe und die Anstalten, welche er zu Hause traf, hatten auf alle, auch noch so entfernte Begebenheiten den entscheidensten Einfluß. Bolkan, der Beherrscher aller Dalmatier brach zwey Jahre nach der berühmten Niederlage der Scythen in unser Gebiet ein, und richtete in Städten und Dörfern schreckliche Verwüstungen an. Unter andern verbrannte er Lipenium, ein Städtchen am Fuße der Bergkette (Zygos) die Dalmatien begrenzet. Hier erwartete ihn der Kaiser, dessen Vorsatz es war, wenn ihn Gott Sieg verleihen sollte, Lipenium und die übrigen Oerter, die durch den Feind gelitten hatten, in ihren vorigen Zustand wieder herzustellen. Die Nachricht von seiner Ankunft vermochte den Bolkan sich bis Sphentzanion (einen kleinen Flecken oberhalb jener Bergkette, hart an der Grenze gelegen) zurückzuziehen. Der Kaiser drang darauf weiter bis Scopia vor, wo er Friedensvorschläge von Bolkan erhielt, der sich dadurch zu rechtfertigen suchte, daß er alle Schuld auf die kaiserlichen Satrapen schob. Er warf ihnen nemlich vor, daß sie in die benachbarten Oerter häufige Einfälle thäten, bey denen Serbien schon großen Schaden erlitten habe. Außerdem versprach er fernerhin keine Feindseligkeiten zu unternehmen, sich in seinen Grenzen ruhig zu verhalten, und zur Sicherheit seines Versprechens Geisseln aus seiner Verwandtschaft zu stellen. Der Kaiser gieng den Vertrag ein, bestellte einige Personen, die die verheerten Oerter wieder aufbauen, und die Geisseln in Empfang nehmen sollten, und kehrte dann ruhig nach Constantinopel zurück.

Was Bolkan hier versprach, war nie sein Ernst gewesen. Er brach vielmehr, ehe noch ein Jahr verflossen war, von neuem in das kaiserliche Gebiet ein.

Der

Der Kaiſer erinnerte ihn ſchriftlich an ſein gegebnes Verſprechen, weil dieß aber nichts helfen wollte, muß-te Johannes, der Sohn des Sebaſtocrators, gegen ihn ins Feld rücken. Dieſer unerfahrne hitzige Jüng-ling ſetzte bey Lipenium über den Fluß, und lagerte ſich am Fuß des Berges, unter Sphentzanion. Bolkan gab, wie das vorigemal, die beſten Worte und rüſte-te ſich unterdeſſen heimlich zu einem Ueberfall.

Indem ſeine Truppen ſchon im Anzug begriffen ſind, bringt ein Mönch dem Johannes die Botſchaft, daß der Feind anrücke, wird aber als ein Lügner und Be-trüger, mit Unwillen abgewieſen. Bald aber giengen dem Johannes die Augen auf, denn in der folgenden Nacht überfiel ihn Bolkan unvermuthet im Lager, und richtete ein entſetzliches Blutbad in demſelben an. Vie-le von denen, die ſeinem Schwert entrannen, ertranken in dem Strom; die übrigen ſuchten ängſtlich das Zelt ihres Feldherrn, und ſchlugen ſich noch glücklich mit ihm durch.

Bolkan, der nun ſeinen Zweck erreicht hatte, ſetzte ſich wieder bey Sphentzanion. Die Parthey des Jo-hannes, zu ſchwach, um etwas gegen den Feind zu vermögen, gieng über den Fluß zurück, und hielt ohn-gefähr 12 Stadien vor Lipenion, wo man den Ent-ſchluß faßt, nach Conſtantinopel zu gehen. Weil die kaiſerliche Armee ſo gänzlich zu Grunde gerichtet war, daß ſich niemand mehr im Felde blicken ließ, ſo hatte Bolkan freye Hand, nach Belieben auf feindlichem Boden zu ſchalten. Er plünderte demnach Stadt und Land, ſengte, und verwüſtete alles rings um Scopia, ſtreifte bis Polubon und Branea, richtete dort entſetz-liche Verheerungen an, und kehrte von da mit vieler Beute beladen nach Hauſe.

Kaum

Kaum hörte Alexius von dieſem Unglück, ſo war er auch ſchon auf dem Wege nach Dalmatien, um ſich an den Urheber deſſelben exemplariſch zu rächen, und die zerſtörten Feſtungen wieder herzuſtellen. In Daphnution, einer alten Stadt, 40 Stadien von Conſtantinopel, mußte er eine Zeit lang anhalten, weil ſeine Verwandten, die ihn begleiten ſollten, ſich noch nicht eingefunden hatten. Den Tag darauf kam Diogenes Nicephorus an. Sein äuſſeres Betragen gegen den Kayſer, war ſo gefällig, ſo einſchmeichelnd, daß man nichts weniger, als Verrätherey argwöhnen konnte, die er doch im Schilde führte, und dadurch auszuführen hoffte, daß er ſein Gezelt näher als gewöhnlich bey dem kaiſerlichen aufſchlug. Dieß letzte aber kam dem Manuel Philocales, der ſchon vorher Argwohn geſchöpft hatte, höchſt bedenklich vor. Er gieng mit der ſichtbarſten Verwirrung zum Kaiſer, und bat letztern flehentlich unter den dringendſten Vorſtellungen, um ſeiner eignen Wohlfahrt willen den gefährlichen Menſchen ſo geſchwind als möglich zu entfernen, aber vergebens. Gott und Menſchen, ſprach der Kaiſer, mögen mir das Zeugniß geben, daß ich ihn durch nichts beleidigt habe.

Kurz darauf, als Alexius an der Seite ſeiner Gemahlinn ruhig ſchläft, tritt Nicephorus mit einem Dolch unter dem Arme ins Gemach, denn das Schlafzimmer dieſes Kayſers wurde nicht verſchloſſen, und auch durch keinen Soldaten bewacht. Die Vorſehung fügte es, daß eben damals eine Kammerfrau am Bette ſitzen mußte, die den Schlafenden durch Zuwehen der Luft die Mücken vom Geſichte abwehrte. Dieß hatte ſich der Böſewicht nicht vermuthet. Er fährt bey ihrem Anblick erſchrocken zurück, und entfernt ſich mit dem Vorſatz ſeinen Anſchlag zu einer andern Zeit auszuführen.

Ale-

Alexius erfuhr von der Kammerfrau, was in der Nacht vorgefallen war, und beobachtete nunmehr ein ſolches Betragen daß weder er ſelbſt in Gefahr kam, noch Nicephorus über irgend eine Beleidigung klagen konnte.

Auf dem Marſche kehrte er in der Gegend von Serrä in Pentegoſtis ein; ſo hieß das Landgut, das dem Conſtantinus Ducas Porphyrogennetos gehörte. Die anmuthige Lage des Orts, das ſchöne reine Waſſer, welches hier in Menge fließ, vereinigt mit den Bitten des Gutsbeſitzers, der ſchon alles zum Empfang eines ſo hohen Gaſtes in Bereitſchaft hatte, bewogen ihn, hier drey Tage lang ſeines müden Körpers zu pflegen.

Und hier war es, wo Diogenes Nicephorus einen zweyten Verſuch machte, ſeinen verruchten Anſchlag ins Werk zu ſetzen. Die Begierde ſich auf den kaiſerlichen Thron zu ſchwingen, war zu tief in ſeinem Herzen eingewurzelt, als daß er nicht alles hätte daran ſetzen ſollen ſie zu befriedigen. Schon war er im Begriff in das Bad zu dringen, worinn ſich der Kaiſer befand; aber auch daran ward er gehindert. Taticius, der ihn ſchon längſt in Verdacht gehabt hatte, ſah ihn mit dem Schwert an der Seite ins Bad treten. Dieß mußte nothwendig ſeinen Argwohn noch mehr beſtätigen. „Halt, rief er ihm zu, hier wird kein Bewaffneter hinein gelaſſen.“

Diogenes wich beſchämt zurück, und dachte nun an nichts weiter, als wie er ſeine Perſon in Sicherheit bringen könnte, ob er auf die Güter der Kaiſerin Maria nach Chriſtopolis oder nach Pernikon, oder nach Peritzon flüchten ſollte. Mit der Kaiſerinn Maria war er durch ihren Gemahl den vormahligen Kaiſer Michael Ducas verwandt, deſſen Halbbruder er von mütterlicher Seite war.

Als der Kaiſer endlich nach drey Tagen wieder von Pentegoſtis aufbrach, ließ er den jungen Conſtantin bey ſeiner Mutter zurück. Mein Vater liebte ihn, als wenn er ſein eigner Sohn geweſen wäre. Wie hätte er auch dieſem ſchwachen, zarten Knaben, der itzt zum erſtenmal einen Feldzug beywohnte, in den Armen ſeiner Mutter, deren einziges Kind er war, nicht einige Erholung vergönnen ſollen?

Hier, däucht mich, wird der ſchicklichſte Ort ſeyn, die Geſchichte des Diogenes Nicephorus etwas näher zu betrachten. Sein Vater war der Kaiſer Diogenes Romanus, deſſen Leben von mehrern beſchrieben iſt. Dieſer hatte zwey Söhne, den Leo, und unſern Nicephorus, welche Alexius bey ſeiner Thronbeſteigung in den Privatſtand herabgeſunken fand.

Ihr eigner Bruder, der Kaiſer Michael, hatte ſie ſo übel behandelt, indem er ihnen nicht allein die Purpurſchuhe und Kronen (77) nahm, ſondern ſie auch mit ihrer Mutter Eudocia in ein weit entlegenes Kloſter Kyperude ſteckte.

Alexius zog ſie wieder aus dem Staube hervor. Er that es aus Mitleiden gegen ihr hartes Schickſal, und ihre Jugend, denn ſie waren damals kaum mannbar geworden. Sie zeichneten ſich durch körperlichen Wuchs und Stärke ſehr zu ihrem Vortheile aus, waren von gleicher anſehnlichen Größe, ihre guten Mienen, ihr äuſſerlicher Anſtand mußten jedem, der nicht durch Privathaß geblendet war, Hochachtung einflößen. Alexius ſage ich, der von keiner Leidenſchaft geblendet, nur der Wahrheit und Billigkeit Gehör gab, nahm ſich ihrer mit einer Sorgfalt an, als wenn ſie ſeine eigne Kinder geweſen wären. Alles, was ſie nur wünſchen konnten, that er für ſie, und je mehr ſich miß-

gün-

günſtige Menſchen beeiferten ſie in Ungnade zu ſtürzen, deſto freundlicher, und lieberaler wurden ſie von ihm behandelt. Jeder andere würde in ihnen nichts als verdächtige Perſonen geſehen haben, derer man ſich ſo bald als möglich entledigen müßte. Er gab ihrer Mutter reichliche Geſchenke, ließ ihr alle Ehre, die einer Kaiſerinn gebührt und dem Nicephorus gab er die Inſel Creta zur Appanage.

Leo, ein biedrer, treflicher, leutſeliger Menſch, zufrieden mit dem, was er aus des Kaiſers Güte genoß, war ganz das Gegentheil von ſeinem Bruder, der dem Kaiſer von Herzen gram war, und unaufhörlich nach der Krone ſtrebte, aber dabey ſeine Tücke geheim zu halten verſtand. Endlich als ſie zur Reiſe gediehen waren, und er ſich deßhalb mehrern entdeckte, ward ſein Vorhaben ruchbarer. Der Kaiſer erfuhr es, und ſchlug einen ganz eignen Weg ein. Er ließ die Mitwiſſer des Complotts, einen nach dem andern gelegentlich zu ſich kommen, that ihnen die beſten freundſchaftlichſten Vorſtellungen, doch ohne ſich im geringſten etwas von dem, was er gehört hatte, merken zu laſſen. Je gewiſſer die Verrätherey ward, deſto gefälliger betrug er ſich gegen ſie; allein Nicephorus blieb verſtockt. Er brachte von Tage zu Tage immer mehrere, theils durch Geſchenke, theils durch Verſprechungen, auf ſeine Seite. Unter den gemeinen Soldaten brauchte er gar nicht mehr zuwerben, denn dieſe waren ihm ſchon alle ergeben. Es fehlte nichts mehr, als daß auch die Großen unter der Armee, und im Senat ſich mit ihm vereinigten, welches durchzuſetzen er jetzt alle ſeine Kunſt verſchwendete.

Nicephorus war ein ſehr unternehmender Kopf, aber unſtät in ſeinen Entſchlieſſungen, wo ihn die Herrſchſucht nicht beſeelte. Ein angenehmer Geſellſchafter und

unter-

unterhaltend im Gespräch, bescheiden aus Verstellung, sonst der unbändigste Mensch, wenn er zum Zorn gereitzt wurde, von einer Leibesstärke, daß er es mit einem Riesen hätte aufnehmen können, übrigens von bräunlicher Gesichtsfarbe, breiter Brust, und einer ganz ungewöhnlichen Größe. Man war ganz Auge, wenn man ihn den Ballon schlagen, reiten, Pfeile abschießen, Lanzen werfen, oder sein Streitroß tummeln sah. Diese Geschicklichkeit, machte ihn bey Jedermann beliebt. Vorzüglich stand er beym Michael Laronites in großer Gunst, der ein Schwestermann des Kaisers war, und den Titel Panhypersebastos führte.

Alexius hatte ihm nun lange genug nachgesehen. Der Gedanke an alle die Wohlthaten, welche er ihm erwiesen, der unerhörte Undank mit dem er dafür belohnt ward, die augenscheinliche Gefahr, welche itzt offenbar über seinem Haupte schwebte, alles dieß mußte ihm nothwendig ein andres Betragen gegen denselben lehren. Doch hatte noch immer herzliche innige Zuneigung gegen den Nicephorus so viel Gewalt über seinen Willen, daß es ihm nicht wenige Ueberwindung kostete, so gegen ihn zu verfahren, als die Pflicht der Selbsterhaltung ihm anrieth.

Nicephorus, hatte sich nach seinem letztern mißlungenen Versuche entschlossen, des Nachts nach Christopolis zu entweichen. Abends vorher ersuchte er den Constantin um das schöne schnelle Pferd, das ihm der Kaiser verehrt hatte. Dieser verweigert es ihm, weil er ein Geschenk nicht gern weggeben wollte, das er denselben Tag erst erhalten. Am folgenden Tage folgte er dem Heere, mit den Gedanken, an die Flucht beschäftigt aber unschlüßig, wenn er ihn ausführen sollte. Bey Serrä, wo das Heer die Nacht über liegen blieb (es war der Gedächtnißtag des Märtyrers Theodor) (78)

giebt Alexius seinem Bruder, dem Großdomestikus Hadrian, den Auftrag, den Nicephorus in sein Zelt einzuladen, ihm in Güte das Geständniß seines Vorhabens abzulocken, und dabey das Versprechen zu leisten, es solle ihm nicht das geringste Leid zugefügt werden, wenn er nur alles gestände, und seine übrigen Mitverschwornen angäbe.

Adrian übernahm diesen Auftrag, wiewohl mit sichtbarem Mißmuth; denn er konnte leicht voraus sehen, wie vieles Unglück sich Nicephorus durch zu weit getriebne Widersetzlichkeit bereiten würde. Ueberdem war Adrian mit seiner jüngsten Halbschwester verheyrathet. (79) Dennoch that er alles, was nur in seinen Kräften stand; er bat, flehte, ließ sich bis zu Thränen herab, aber vergebens. Auch die folgende Geschichte, die er ihm erzählte, konnte den Sinn des Nicephorus nicht erweichen.

Einsmals schlug der Kaiser auf der Reitbahn des großen Palastes in Gesellschaft mehrerer den Ballon. Weil sein Pferd sehr erhitzt war, so ritt er etwas bey Seite, um es ausschnauben zu lassen. Da nahte sich ihm ein Soldat, von armenisch türkischer Herkunft, fiel auf die Knie nieder, und that als wenn er um eine Gabe bäte. Plötzlich warf er sich auf die Erde hin, und schrie: Verzeihung! Gnade, Kaiser. Was soll ich dir verzeihen, fragte dieser? Daß ich euch ermorden wollte, sprach er, und zog den Dolch hervor der noch in der Scheide steckte. Gottes besondre Vorsicht muß über euch walten, denn dieser Dolch, war euch zugedacht, und mehr als einmal versuchte ich, ihn aus der Scheide zu reissen, aber meine Kraft vermochte es nicht. Der Kaiser hörte dieses Geständniß mit der größten Kaltblütigkeit an, die übrigen Anwesenden drängten sich um ihn her, und würden den Böswicht

zerfleischt haben, wenn nicht Alexius selbst sie daran verhindert hätte. Als ihm einige riethen, er solle wenigstens den Menschen aus der Hauptstadt entfernen, so antwortete er: Was mag der Wächter thun, so Gott die Stadt nicht bewahret? Ihm hab ich mein Leben empfohlen, wer um mich besorgt ist, erflehe mir den göttlichen Schutz! Der Muchelmörder blieb also ruhig in Constantinopel, und genoß reichliche Geschenke von der Großmuth des Kaisers. Man sagte sich schon damals ins Ohr daß Diogenes ihn zum Mörder gedungen habe, aber der Kaiser nahm es übel auf, wenn man nur etwas davon erwähnte.

So weit diese Geschichte. Da nun Diogenes zu keinem Geständnisse gebracht werden konnte, wurde er mit einer Wache in das Zelt des Muzaces abgeführt, der ihn die Nacht über in sichrer Verwahrung halten mußte, doch ohne ihn zu fesseln oder auf eine andre Art zu mißhandeln.

Hier betrug er sich bey nochmals angestellter Untersuchung, so ungeziemend, daß ihn Muzaces, wiewohl seinem erhaltnen Befehl zuwider, auf die Folter spannen ließ. Kaum wurde sie angezogen, so schrie er, er wolle alles alles bekennen. Man spannte ihn aus und rief den kaiserlichen Secretär Georg Kameteros herein, der die Aussage protocollirte. Das Protocoll, nebst den bey ihm gefundenen Briefschaften, händigte den Morgen darauf Muzaces dem Kaiser ein. Aus den letztern ergab es sich, daß die Kaiserin Maria um seine schlimmen Absichten zwar gewußt, ihn aber doch ernstlich davon abgerathen habe. Was Alexius am meisten wehe that, war, daß die angesehensten und größten Männer in diesen Papieren als Mitschuldige erschienen.

Sein Betragen, das er itzt gegen Maria annahm, zeugte von der fortdaurenden Freundschaft, die er schon vor der Thronbesteigung für sie empfunden hatte. Er unterdrückte sorgfältig alles, was sie betraf, und that als ob er gar nichts davon wüßte. Man trug sich allenthalben mit dem Gerüchte, ihr Sohn Constantin Porphyrogenetos habe den Diogenes Nicephorus beym Kaiser verrathen. Dieß aber ist bloße ungegründete Volkssage; vielmehr haben es seine eigne Vertrauten gethan.

Als Nicephorus schon in guter Verwahrung saß, verfielen die übrigen Gefährten seines Entschlusses, die noch nicht in Verhaft genommen waren in eine Unruhe, die sich nur zu deutlich in ihren Handlungen ausdrückte. Dagegen standen die Getreuen des Kaisers für das Leben und die Wohlfahrt desselben in keine geringe Besorgniß. Alexius selbst erkonnte seinen Zustand, als den bedenklichsten, den er je erlebt habe. Bürger und Soldaten hatte Nicephorus von ihm abtrünnig gemacht. Aeusserst geringe war die Anzahl derer, auf die er sich verlassen konnte, und doch mußte er strafen.

Alle riethen ihn, den Nicephorus und Kekaumenes Katacalo, als die Häupter der Verschwörung, an ihren Gliedern zu verstümmeln. Aber er milderte die Strafe dahin, daß er sie in Cäsaropolis bloß als Staatsgefangne in Verwahrung bringen ließ, ohne irgend eine schwerere Züchtigung über sie zu verhängen. Zu diesem gelinden Urtheil trug die alte in seinem Herzen noch frische Zuneigung gegen den ersten, das meiste bey. Seiner Schwestermann Michael Taronites und noch einen gewissen andern verwieß er ins Elend, und zog ihre Güter ein. Ueber die andern stellte er nicht einmal ein Verhör an, um sie durch eine großmüthige Verzeihung ihrer Fehltritte zu beschämen.

Gegen Abend giengen die Verbannten an den Ort ihrer Bestimmung ab, und der folgende Tag, war zu einer allgemeinen Versammlung bestimmt. Noch befürchteten aber die getreuen Diener und Anverwandten des Kaisers einen Aufstand unter dem Heer, der sehr leicht die traurigsten Folgen haben könnte, denn man wußte, daß viele mit heimlichen Gewehr umher schlichen. Diesem Uebel suchten sie auf eine Weise vorzubeugen, die alle Erwartungen der Rebellen mit einemmal vernichten mußte, indem sie, gleichsam unter dem Siegel der Verschwiegenheit, dem einem und dem andern ins Ohr raunten, Nicephorus sey geblendet. Weiter unten werden wir sehen, wie das, was itzt nur eine Nothlüge war, hernach in Erfüllung gieng.

Den folgenden Tag versammelten sich diejenigen, welche an der Verschwörung keinen Theil genommen hatten, nebst der Leibwache um das kaiserliche Zelt. Einige mit Degen, andere mit Spießen bewaffnet. Jene, schwere Schwerter um den Rücken gehangen, schlossen um den Thron einen länglichten Kreis. Mehr gestützt auf ihren Muth, als ihre Waffen, waren sie bereit für das Wohl ihres Herrn alles aufzuopfern. Näher am Thron standen die kaiserlichen Verwandten und Blutsfreunde; auch stellten sich zu beyden Seiten die Lanzenträger hin. Der Kaiser erschien in einem mehr kriegerischen, als prächtigen Anzug (wie er denn überhaupt kein Freund von Pomp war) nur unter und über dem Throne sah man Gold schimmern. Sein Haupt bedeckte das Episcynion. (80) Seine Wangen glühten mehr als gewöhnlich, und sein starrer unverwandter Blick verkündigte den Tumult in seiner Seele. Um ihn her stand alles voll Furcht und banger Erwartung. Jenem klopfte das Herz, weil er sich nichts Gutes bewußt war, diesem, weil er befürchtete, auch als ein

Mit-

Mitſchuldiger angeſehen zu werden. Feyerliche Stille herrſchte in der Verſammlung. Jeder heftete ſeinen Blick auf den, der an der Thür des Zeltes ſtand: und dieſer war Taticius, ein Mann mächtig in Worten und Thaten. Dieſer ließ auf einen Wink des Kaiſers die Auſſenſtehenden hinein. Sie ſchritten langſam und furchtſam einher, als wenn ſie den Weg zum Blutgerüſte giengen, und ſtellten ſich in Reihen. Wenn beym Anblick ſo vieler Menſchen in dem Herzen des Kaiſers, unter den gegenwärtigen Umſtänden, angſtvolle Beſorgniſſe emporſtiegen, wer mag es ihm als ein Zagen an dem Beyſtande der Vorſehung auslegen? Aber doch faßte er Muth, und hob ſeine Rede an:

Ihr wißt, daß ich dem Diogenes nie etwas zu leide that. Nicht ich, ein andrer, entriß ſeinem Vater den Scepter. Seit dem mich Gott auf den Thron ſetzte, hab ich ihn und ſeinen Bruder, nicht allein ſtandesmäßig verſorgt, ſondern auch, als wären ſie meine Kinder, beyde mit der zärtlichſten Sorgfalt behandelt. Mehr als einmal machte ſich Nicephorus gegen mich des Hochverraths ſchuldig, und erhielt Verzeihung. Ich ſah, daß er verſtockt blieb, und verbarg doch aus großer Schonung ſeine Vergehungen. Meine Wohlthaten rührten ſein gefühlloſes Herz nicht. Statt des Danks, ſollte ich aus ſeinen Händen den Tod empfangen.

Er ſchwieg. Kein andrer als ihr, rief die ganze Verſammlung, kein andrer ſoll unſer Kaiſer ſeyn. Leider dachten die mehreſten anders, als ſie ſprachen. Sie führten dieſe Sprache nur, um der Gefahr zu entgehen. Dieſes Umſtandes bediente ſich der Kaiſer, um allen ſeine Gnade wieder anzukündigen, weil es ihm genug war, die Hauptverbrecher beſtraft zu haben. Kaum hatte er ſeine Erklärung von ſich gegeben, ſo

entstand ein ausserordentlicher Tumult unter den Anwesenden. Ein Theil konnte die unerhörte Langmuth des Kaisers nicht genug erheben: ein andrer forderte die Verwiesenen zurück, und wollte sie mit dem Tode bestraft wissen. Der Kaiser winkte ihnen Stillschweigen zu: „Ihr müßt, sagte er, meinen Vortrag nicht unterbrechen. Ich verzeihe, und bin wieder der nemliche gegen euch, der ich vorhin war.

Indem der Kaiser hier seinen gnädigen Willen verkündigte, wurden Diogenes und Kekaumenes Katacalo ihrer Augen beraubt. (Es geschähe am Tage des Gedächtnisses der Apostel) Man sagt bis auf den heutigen Tag, daß es ohne Wissen und Willen des Kaisers geschehen sey; Gott mag es entscheiden. Ich habe bisher nichts Zuverlässiges darüber in Erfahrung bringen können.

So hatte sich denn Alexius mit Gottes Hülfe aus einer drohenden Lebensgefahr gerissen. Nun säumte er auch ferner keinen Augenblick, um bald in Dalmatien zu seyn. Schon war er bey Lipenium vorbey, als ihm Bolkan, der sich gegen eine so zahlreiche Armee zu schwach hielt, die vortheilhaftesten Friedensvorschläge anbiethen ließ. Er versprach, den vorhin abgeschlossenen Tractaten gemäß, Geissel zu stellen, und sich künftig ruhig zu verhalten.

Alexius nahm dieß Anerbiethen bereitwillig an — denn warum sollte er Christenblut vergießen, da er seinen Zweck ohne Schwertschlag erreichen konnte. Bolkan kam selbst zu ihm, in Begleitung seiner Anverwandten, und der vornehmsten von den Zupanen, (81) und übergab ihm, ausser zwanzig andern Personen, seine beyden Neffen, Uresis und Stephan Bolkanus, als Geissel. Nach so glücklich beendigtem Feldzuge kehrte

Ale-

Alexius zur Hauptstadt zurück, froh über den unerwarteten Erfolg seiner Waffen, aber traurig über das Schicksal des Nicephorus, das sein gefühlvolles Herz bis zu Thränen erweichte. Er bemühte sich, ihm den unersetzlichen Verlust seines Gesichts durch mehrere Gnadenbezeugungen wenigstens einigermaßen zu vergüten, und erstattete ihm beynahe alles, was er ihm vorher entzogen hatte.

Nicephorus, in tiefen Kummer versenkt, floh aus dem Gewühle der Stadt auf sein stilles Landgut, wo er sich ganz dem Studium der Alten widmete, deren Werke er sich vorlesen ließ. Sein ungemeines Genie, zerbrach die Fesseln, die ihm die Blindheit schlug. Was andre bey völligem Gebrauch ihrer Augen nicht einsehen konnten, faßte er, der Augen beraubt, auf die leichteste Weise. Unter mehrern Wissenschaften, die er sich ganz zu eigen machte, war auch, die Geometrie, zu deren Erlernung ihm ein gewisser Philosoph mathematische Figuren ausschnitzen mußte. Ich erzähle dieß nicht bloß aus dem Munde glaubwürdiger Augenzeugen; Ich selbst hab es gesehen, ich selbst habe ihn, da ich auch ein wenig Mathematik verstehe, geprüft, und muß ihm das Zeugniß geben, daß er ein gründlicher Kenner derselben war.

Seine Gelehrsamkeit, oder vielmehr sein blinder Eigendünkel, leitete ihn auf thörigte Irrthümer. Auch gab er noch immer nicht seine ehemaligen stolzen Entwürfe auf. Sie wurden aber, als er sich schon einigen entdeckt hatte, dem Kaiser hinterbracht. Er bekannte sich schuldig, und wurde aufs neue begnadigt.

Zehntes Buch.

Nicht lange, nachdem Italus seine Rolle ausgespielt hatte, trat Nilus auf dem Schauplatze auf, der von einer mir unbekannten Herkunft war. In Constantinopel führte er ein abgeschiednes, Gott allein geweihtes Leben, studierte fleißig die heilige Schrift, und trieb dabey die Scheinheiligkeit aufs Höchste. In den Wissenschaften war er gänzlich verwahrloßt. Da er ohne fremde Leitung, ohne die mindeste Philosophie, sich ganz allein überlassen, das Studium der Bibel trieb, so konnte es nicht fehlen, daß er auf sehr falsche Auslegungen gerieth. Das günstige Vorurtheil von seiner Heiligkeit, und harten Lebensart, der Kunstgriff, seine Gelehrsamkeit nur gleichsam durchschimmern zu lassen, um desto höhere Begriffe von ihr bey andern zu erregen, verschafften ihm einen starken Anhang, und Freyheit in großen Häusern als ein selbst berufner Lehrer auf zu treten. Seine Unwissenheit in der Lehre von der Vereinigung beyder Naturen in Christo gieng so weit, daß er nicht einmal die dabey üblichen Kunstwörter Hypostasis, und Henosis verstand. In dieser Unwissenheit lehrte er, daß die Menschheit ihrer Natur nach der Gottheit theilhaftig worden sey.

Der Kaiser berief ihn zu sich, verwieß ihm seinen Irrthum ernstlich, zeigte ihm wie diese Lehre zu verstehen sey, und daß die menschliche Natur, nur durch göttliche Gnade der Gottheit sey theilhaftig worden. Allein Nilus ließ sich nicht überzeugen. Sogar körperliche Leiden würden bey ihm nichts ausgerichtet haben.

Sein

Sein Unſinn ſteckte auch die Armenier an, die ſich damals in groſſer Menge in Conſtantinopel aufhielten. Daher entſtanden häufige Unterredungen mit Tikran und Arſaces, welche ſich ganz beſonders für ſeinen Irrthum bekannten.

Der ketzeriſche Anhang des Nilus war durch den Beytritt der Armenier ungemein angewachſen. Allenthalben hörte man mit lauter Stimme bekennen, daß die Menſchheit Chriſti ihrer Natur nach der Gottheit theilhaftig worden ſey. Das Anſehn der heiligen Väter, die ſich über dieſe Lehre erklärt hatten, ward unter die Füße getreten. Dieſe Umſtände machten es dem Kaiſer nothwendig, ſich ernſtlich ins Mittel zu ſchlagen. Er ſchrieb eine Synode aus, wobey alle Biſchöffe, nebſt dem Patriarchen Nicolaus erſchienen. Nilus mußte ſich mit den Armeniern ſtellen und ſein Glaubensbekenntniß ablegen. Er thats, und beharrte feſt auf ſeiner Lehre. Um daher andre Seelen von ſo verderblichen Grundſätzen abzuſchrecken beſchloß die Synode, ihn in den Bann zu thun, und den beſtrittenen Glaubensartikel nach dem kirchlichen Syſteme auf das klärſte auseinander zu ſetzen.

Gleiches Schickſal hatte auch ein gewiſſer Prieſter, Namens Blachernites. Er gehörte zu den Enthuſiaſten, ſchlich ſich in die Häuſer der Groſſen ein, und verbreitete da ſeine Irrthümer. Ehe er dem Urtheil der Kirche übergeben ward, hatte ihn der Kaiſer mehrmals ernſtlich gewarnt, von ſeinen unchriſtlichen Meynungen abzuſtehen.

So waren zwar die Unruhen in der Kirche glücklich beygelegt, im Staate hingegen ſah es deſto unruhiger und gefährlicher aus. Unglück auf Unglück, Kampf auf Kampf, ewige Arbeit und Mühe war das Loos

meines Vaters. Keine ruhige Stunde, kein freier Athemzug, ſchlafloſe Nächte. Was ein Tropfen Waſſer gegen den Ocean iſt, das iſt meine Erzählung gegen den unendlichen Stoff den mir das thatenvolle Leben meines Vaters darbiethet. Nur ſchwache hingeworfne Bruchſtücke gebe ich, anſtatt etwas vollendetes zu liefern. An ihm ſcheitert die Kunſt der größten Dichter und Redner; vergebens würden die erhabenſten Philoſophen ſich bemühen, ihm ein würdiges Denkmal zu ſetzen.

Ein Menſch von dem niedrigſten Stande gab ſich für den Sohn des Diogenes aus, (82) der doch, wie die Nachrichten des Cäſars von dem Leben des Alexius lauten, in dem Treffen geblieben war, welches Iſaac, des Kaiſers Bruder, den Türken bey Antiochien lieferte. Nackt und dürftig kam dieſer Betrüger aus dem Morgenlande in die Hauptſtadt, zeigte ſich in allen Häuſern und Straßen, erzählte, daß er der für todt gehaltene Leo ſey, und brachte dadurch viele auf ſeine Seite. Alexius ſchien ſich um den Abentheurer gar nicht zu bekümmern. Allein ſeine Schweſter Theodora, die Wittwe eben dieſes Prinzen, die nach dem Tod ihres Gemahls in ein Kloſter gegangen war, entrüſtete ſich ſo ſehr über die Ausſagen dieſes Menſchen, daß ihn der Kaiſer nach Cherſon in Verwahrung mußte bringen laſſen.

Hier fand er Gelegenheit, des Nachts zu verſchiedenen malen mit den Comanern zu ſprechen, wenn ſie in die Stadt zu Markte giengen. In kurzem war er mit ihnen einig, ließ ſich an einem Stricke die Mauer hinab, und entfloh in ihr Gebiet. Durſt nach Menſchenblut, und unerſättliche Raubgier reitzte die Comaner, ſich einer Gelegenheit zu bedienen, wo ſie unter

dem

dem ſcheinbaren Vorwande, ihn auf den Thron zu ſetzen, in unſer Gebiet einfallen konnten.

Gegen dieſe Barbaren mußte ſich Alexius in die beſtmöglichſte Verfaſſung ſetzen; die engen Päſſe, waren, wie wir oben zeigten, ſchon gehörig beſetzt. Nach Verlauf einiger Zeit ließen ſie ſich in den Donaugegenden blicken. Alexius legte dem Kriegsrath, in welchem die vornehmſten Officiere, ſeine Verwandten und Blutsfreunde ſaßen, die Frage vor, ob er gegen ſie ins Feld rücken ſolle. Alles war darwieder. Nun wollte er zwar nicht nach eigner Willkühr verfahren, aber doch auch gewiß wiſſen, was er eigentlich zu thun habe. Es blieb ihm alſo nichts übrig, als den Ausſpruch der Gottheit zu erwarten.

Zu dem Ende betrat er in Begleitung aller Officiere und Prieſter zur Abendzeit die große Kirche Gottes. Auch der Patriarch Nicolaus war zugegen, der dem abgeſetzten Euſtratius Garidas im Jahr 1084 auf den patriarchaliſchen Stuhl geſetzt war. Dieſer legte auf den Altar zwey verſiegelte Tafeln, welche die Fragen enthielten, ob die Comnener den Feldzug aufſchieben ſollten oder nicht?

Die ganze Nacht hindurch wurde Gottesdienſt gehalten. Mit Tages Anbruch eröffnete man in aller Gegenwart die Tafeln und fand eine bejahende Antwort darinnen. Mehr brauchte es nicht, um den Kaiſer zu bewaffnen. Er ließ durch Briefe, die er durch das Land ſchickte, ein allgemeines Aufgebot an ſeine Armee ergehen, und trat ſogleich den Marſch an. Unterweges ſchickte er ſeinen Schweſtermann Cäſar Nicephorus Meliſſenus, Georg Paläolog, und ſeinen Schweſterſohn, Johannes Taronita nach Beroe, um ſo wohl die Stadt, als die umliegende Gegend zu decken. Ein

andres Korps gieng unter den Befehlen Dabatens, Georgs Euphorbenus, und Conſtantinus Umpeotopulus zur Bedeckung der engen Päſſe in den Bergen ab. Er ſelbſt nahm den Paß Chartarea, und die dortige Bergkette in Augenſchein, um zu ſehen, ob daſelbſt alles, wie er es verordnet, in gutem Vertheidigungsſtand ſey.

Bey dem ſo genannten heiligen, unweit Anchialus gelegenen See, bringt ihm ein vornehmer Blache Pudilus die Nachricht, daß die Comaner ſchon über die Donau gegangen ſeyn. Der Kriegsrath beſchließt, das Lager bey Anchialus zu beziehen, welches auch ſogleich geſchieht, nachdem erſt Cantacuzenus, Taticius, und einige Anführer ausländiſcher Hülfstruppen. F. B. Scaliarius, Elchan, u. a. m. zur Bedeckung nach Therma abgegangen waren.

Aus Adrianopel, wo man ſtündlich einen feindlichen Angriff beſorgen mußte, wurden die vornehmſten Einwohner nahmentlich Katacalo Tarchaniotes, des Briennius Sohn, Nicephorus (der ſeine Anſprüche auf den Thron ebenfalls mit dem Verluſt der Augen gebüßt hatte) und viel andre zum Kaiſer gerufen, um ſich von ihm mündlich Verhaltungsbefehle einzuhohlen. Sie ſollten, war ſein Wille, die Feſtung auf das beſte vertheidigen, ſollten nicht verzagt gegen den Feind ſeyn, jedoch nur aus der Ferne ihn beunruhigen, die Stadtthore mehrentheils verſchloſſen halten, und dabey verſichert ſeyn, daß ihre Dienſte gewiß nicht unbelohnt bleiben würden.

An Katakalo Euphorbenus Konſtantinus ergieng ein kaiſerliches Schreiben, worinn Ordre enthalten war, den Monaſtras und Anemas mit den unter ihnen ſtehenden Truppen an ſich zu ziehen, und die Komaner, wenn ſie durch die Päſſe giengen, im Rücken zu beunruhigen.

ruhigen. Jener Monaſtras, halb griechiſchen, halb ausländiſchen Urſprungs, war ein treflicher erfahrner Kriegsheld.

Die Comaner waren vermittelſt Blachiſcher Wegweiſer über die Berge und Päſſe bis Goloe gekommen, deſſen Einwohner ſie freudig aufnahmen und ihnen den Befehlshaber der Feſtung auslieferten.

Conſtantinus Katakalo hob ohngefähr 100 Comaner auf, die mit mehrern andern auf Beute ausgegangen waren. Für die, bey dieſen Vorfall bewieſne Tapferkeit, beehrte ihn der Kaiſer mit der Würde eines Nobiliſſimus.

Dieß Beyſpiel der Bürger von Goloe wurde für die übrigen benachbarten Städte z. B. Diampolis anſteckend. Sie ergaben ſich freywillig, und huldigten dem vermeintlichen Diogenes, als ihrem Kaiſer. Nach einem ſo glücklichen Anfange bekamen die Feinde Muth, ſich Anchialus zu nähern. Alexius, der die günſtige Lage dieſes Orts und den guten Zuſtand ſeiner Feſtungswerke kannte, ſtellt ſein Heer vor den Mauern der Stadt in Schlachtordnung. Anchialus hat zur Rechten das Pontiſche Meer, zur linken unebene Weinberge, auf denen ſich keine Kavallerie gebrauchen läßt. Hier ſtanden beyde Armeen 3 Tage lang vom Morgen bis an den Abend einander im Geſichte, ohne daß es zum Treffen gekommen wäre; denn der Kaiſer hatte bey Gelegenheit einer zu raſchen, ob wohl glücklichen, Unterjochung ausdrücklich anbefohlen, daß niemand aus dem Gliede treten, oder mit dem Feinde Handgemein werden ſolle, weil dieſer an Anzahl ihm weit überlegen war.

Da nun die Komaner ſahen, daß hier nichts ausrichten ſey, ſo zogen ſie ab, und legten ſich vor

Adria-

Adrianopel. Der falsche Diogenes hatte sie mit der eiteln Hoffnung getäuscht, daß sie ohne Schwierigkeiten in Adrianopel würden eingelassen werden. „Wenn Nicephorus Briennius, sprach er, meine Ankunft erfährt, so wird er euch unverzüglich die Thore öffnen, und mir als den Sohn eines Mannes, der seine wärmste Freundschaft genoß, in allen Dingen beförderlich seyn. Habt ihr aber nur erst diesen Ort in eurer Gewalt, so steht euch auch der Weg zur Hauptstadt offen."

Briennius hatte durch seinen rechtschaffenen bidern Character, das Herz des Kaisers Diogenes Romanus so sehr gewonnen, daß dieser ihn, mit seiner Bewilligung an Bruders Statt aufnahm; ein Fall, der öfters zu geschehen pflegt. Diese Anecdote als wahr und ächt von jedermann beglaubt, wie sehr ward sie in dem Munde jenes Betrügers mißhandelt, da er den Briennius seinen Oheim nannte!

Die Comaner, von Natur leichtsinnige wankelmüthige Köpfe, ließen sich ohne Schwierigkeit überreden. Acht und vierzig Tage lang setzten sie der Stadt unaufhörlich zu. Täglich that die junge Mannschaft aus Adrianopel Ausfälle. Auf Verlangen des vorgeblichen Diogenes hielt Nicephorus Briennius mit ihm vom Thurm herab ein Gespräch, das sich nun freylich mit Beschämung des erstern endigte. So viel ich aus der Stimme abnehmen kann, sprach Briennius, seyd ihr nicht der, für den ihr euch ausgebt. Diogenes Sohn ist bey Antiochien geblieben.

Unterdessen ward die Lage der Stadt immer bedenklicher, und sie verlangte Hülfe vom Kaiser. Alexius schickte unter dem Befehl Constantinus Euphorbenus Katakalo eine hinlängliche Anzahl Truppen ab, die sich zur Nachtzeit durch das Kalathadische Viertel in die

die Feſtung werfen ſollten. Katakalo war ſchon auf dem Wege nach Oreſtias, als ihn die Komaner entdeckten, und zurückſchlugen. Sein Sohn Nicephorus, der hernach meine Schweſter Maria heyrathete, erlegte bey dieſem Ueberfall mit der Lanze einen Scythen. Wer ihn ſeine Lanze ſchwingen, ſeinen Schild führen, oder zu Pferde ſitzen ſah, der mußte ihn eher für einen Normann, als für einen Römer halten. Er war bis zum Bewundern ſchön, wenn man ihn zu Pferde erblickte. Ein frommer, leutſeliger Mann, an dem die Natur keine ihrer Gaben geſpart hatte.

Nach Verlauf von 40 Tagen that die Beſatzung auf des Briennius Befehl, der die Obergewalt in Adrianopel hatte, einen verzweifelten Ausfall, bey dem von beyden Theilen viele Menſchen, die mehreſten aber auf Seiten der Comaner, blieben. Marianus Maurocatakalo war ſchon im Begriff, den feindlichen Anführer Togarta zu durchbohren: Eine Parthey Komaner drengte aber zwiſchen beyde und zwang ihn, ſich mit Lebensgefahr zurückzuziehen.

Marian, ſo jung er damals war, gab doch bey den häufigen und ſtets glücklichen Ausfällen aus den Thoren von Oreſtias die deutlichſten Proben ſeines unüberwindlichen Muthes, der ihm gleichſam als ein Erbtheil von ſeinen erlauchten Ahnen angeſtammt war. Auf eben der Stelle, am entgegenſtehenden Ufer des Fluſſes, wo er vorher kaum dem Tode entronnen war, ſchlug er den falſchen Diogenes, den er im angemaßten kaiſerlichen Pompe, und ohne Bedeckung ſtehen ſah, mit der Peitſche über den Kopf, und ſagte ihm dabey die größten Anzüglichkeiten.

Noch immer ſtand der Kaiſer bey Anchialus, unentſchloſſen, ob er den Komanern entgegen rücken ſolle?

Aus

Aus dieſer Verlegenheit riß ihn ein gewiſſer Alacaſeus, der ſich erbot, den vorgeblichen Diogenes mit Liſt in die Falle zu locken, und es auch glücklich bewerkſtelligte. Er ſchor ſich Bart und Haupthaar ab, entſtellte ſeinen Körper noch auf andre Weiſe, und floß als ein jämmerlich mißgehandelter Menſch zum Diogenes. „Ich bin redete er ihn an, der Sohn des Mannes, der mit eurem Vater in großer Freundſchaft gelebt hat. So grauſam, wie ihr mich hier ſeht, hat mich Alexius behandelt. Eurentwegen, Kaiſer, hab ich die Qualen erlitten, von denen mein gräßlicher Anblick zeugen kann. Seitdem ihr das kaiſerliche Gebiet betratet, bemächtigte man ſich meiner Perſon, aus dem gegründeten Verdacht, daß die Freundſchaft unſrer Eltern auch auf ihre Kinder übergehen möchte. Ich bin aus dem Verhaft entſprungen, übergebe mich jetzt eurem Schutze und will euch Dienſte leiſten, für die ihr mir gewiß danken werdet.“

Der Scheinkaiſer nahm ihn mit Freuden an, und fragte ihn um Rath, wie er wohl am beſten zu ſeinem Zweck gelangen könne.

Seht dort jenes Bergſchloß, Putze, mitten in einer weiten Ebene gelegen, in der eure Pferde Wochenlang reichliche Weide finden können. Hier müßt ihr, ehe ihr nach Conſtantinopel aufbrecht, einige Raſttage halten, und die Zeit nur dazu anwenden, euch mit dem benöthigten Proviant zu verſehen. Gefällt euch mein Vorſchlag, ſo verpflichte ich mich, euch den Beſitz des Schloſſes, deſſen Befehlshaber mein alter guter Freund iſt, ohne Schwertſchlag zu verſchaffen.

Der Vorſchlag wird gebilligt. Alacaſeus konnte dieſes Verſprechen ganz ſicher thun, weil er eine ſchriftliche Vollmacht vom Kaiſer bey ſich führte, auf deren Vor-

Vorzeigung ihm der Schloßhauptmann in allen Stücken, unbedingt Folge leiſten ſollte. In der Nacht ſchoß er einen Pfeil in die Feſtung, woran das kaiſerliche Schreiben befeſtigt war, damit ſich der Hauptmann bey Zeiten gehörig vorbereiten könne.

Mit Tages Anbruch begab er ſich ſelbſt dahin, unter dem Vorwande, die Uebergabe des Schloſſes zuvor in Richtigkeit zu bringen. Auf ein verabredetes Zeichen erſchien Diogenes mit einem ſehr geringen Gefolge. Er wurde prächtig aufgenommen, zuerſt in ein Bad, und dann mit ſeinen Begleitern zur Tafel geführt, bey der ſie aus vollen Schläuchen ſo viel Wein tranken, daß ſie ſinnlos zu Boden ſtürzten. In dieſem Zuſtande wurden ſie alle, bis auf den Diogenes, ermordet.

Katacalo, der, wie wir oben ſagten, den Komanern immer auf dem Fuße folgen mußte, kam itzt bis vor Putze, welches er um ſo ſichrer konnte, da Diogenes in dieſer Feſtung gefangen ſaß, der größte Theil des Comaniſchen Heeres aber auf Streifereyen ausgegangen war, durch welche die Gegend ſo beunruhigt wurde, daß Alacaſeus ſeinen glücklichen Fang dem Kaiſer nicht benachrichtigen konnte. Indeſſen fand er doch Mittel, den falſchen Diogenes, der Hauptſtadt näher, nach Tzurulum zu bringen, wo ſein Schickſal nicht lange unentſchieden blieb. Die Kaiſerinn Mutter ſchickte ihm hier den Verſchnittenen Euſtathius Kyminianus, Drungar der Flotte entgegen, der ihn bis nach Conſtantinopel ſchaffen, vorher aber durch den Türken Kamyres blenden laſſen mußte.

Die beſtändigen Streifereyen der Komaner trieben den Kaiſer aus ſeinem Lager bey Anchialus auf. Die Nachricht, welche er in klein Nicäa erhielt, daß Kitzes mit ohngefähr 12000 Comanern und vieler Beute auf

dem Berge Taurocomus stehe, brachte ihn auf den Entschluß, sich an dem Fluß unterhalb des Berges, in einer Ebene, die voll junger Bäume stand zu lagern. Von hier schickte er eine Anzahl berittener türkischer Bogenschützen voran, die durch beständige Neckereyen den Feind von seiner Anhöhe bis vor das kaiserliche Lager herablocken sollten. Der Versuch gelang. Die Comaner komen herab, und stellten sich im Angesicht der Kaiserlichen in Schlachtordnung. An ihrer Spitze tummelte ein übermüthiger Reiter sein Pferd, ritt an den Linien auf und ab, als wollte er zum Zweykampf auffordern. Dem Alexius kochte das Blut. Er konnte diesem Hohnsprecher nicht länger ungerochen zusehen. Mit eingelegter Lanze drang er auf ihn los, streckte ihn zu Boden, und tödtete mit einem Schwertschlag sein Roß. Die Tapferkeit des Kaisers weckte den Muth der Seinigen, indem sie den Muth der Feinde zu Boden schlug. Gegen 7000 Scythen blieben auf dem Platze, 3000 wurden gefangen, und alle Beute ihnen abgenommen, die aber dießmal nicht wie gewöhnlich, unter die Soldaten vertheilt, sondern ihren vorigern Besitzern wieder gegeben ward.

Nach erfochtenem Siege ließ der Kaiser in der benachbarten Gegend den Befehl bekannt machen, daß jeder, der bey der Plünderung gelitten, sich im Lager einfinden, und sein Gut wieder in Empfang nehmen solte. Denn weil die Beute nur aus den umliegenden Oertern zusammen gebracht war, und der Schade also leicht ersetzt werden konnte, wollte er seine Soldaten nicht auf Kosten der unglücklichen Unterthanen bereichern. Wer mag die Freude der armen Leute beschreiben, da sie unvermuthet ihre geraubte Haabe wieder bekamen. Sie schlugen sich an die Brust, hoben ihre Hän-

Hände gen Himmel, und erflehten dem Kaiſer den Seegen des Himmels.

Nun zog ſich dieſer nach klein Nicäa zurück, wo er zwey Tage anhielt, und rückte darauf nach Adrianopel, wo er im Hauſe Silveſters abſtieg. Hier fanden ſich mehrere Komaniſche Anführer bey ihm ein, die unter dem Schein, als wenn ſie Ueberläufer wären, für ihre Landsleute nur Zeit zu weiterm Vordringen gewinnen wollten; denn ſchon in der dritten Nacht waren ſie wieder verſchwunden. Kaum hatte der Kaiſer ihre Flucht erfahren, ſo wurde an die Befehlshaber in den Gebürgen Eilboten abgeſchickt, die ihnen den Befehl bringen mußten, alle Wege genau zu bewachen, damit keiner von den Flüchtlingen, welche die Straße in ihr Vaterland gegangen waren, durchſchlüpfen möchten. Er ſelbſt rückte mit ſeinem Heer bis Scutarion, 18 Stadien von Adrianopel, und den folgenden Tag bis Agathonike. Die Comaner ſtanden nicht weit von ihm bey Abilebo.

Das viele Feuer welches im Lager brannte, zeugte von ihrer übergroßen Menge. Unter dieſen Umſtänden wurde im Kriegsrath beſchloſſen, den Feldherrn der auswärtigen Hülfstruppen, Uzas, Karatza, und Mouaſtras den Auftrag zu geben, vor jedem Zelte 15 auch mehrere Wachfeuer anzünden zu laſſen, damit die Feinde auf den Glauben gebracht würden, als ob das kaiſerliche Heer ſo auſſerordentlich zahlreich wäre. Wirklich ließen ſich auch die Scythen täuſchen, und wagten es nicht, den erſten Angriff zu thun. Den folgenden Tag rückte ihnen der Kaiſer entgegen, und brachte ſie zum Weichen. Um nun den Sieg deſto beſſer verfolgen zu können, mußten die leichten Truppen eine Wendung machen, wodurch ſie dem Feinde von vorn angriffen, während daß ihm die Uebrigen in den Rücken fie-

len. Auf dieſe Weiſe waren die Comaner während der Flucht von allen Seiten beunruhigt, bis ſie endlich am eiſernen Paß eine vollkommne Niederlage erlitten, wobey viele das Leben oder die Freyheit verloren. Alle Beute, die ſie bey ſich führten, fiel den leichten Truppen in die Hände.

Die Nacht hindurch campirte der Kaiſer oben auf dem Berge des eiſernen Paſſes, bey einer ſehr rauhen ungeſtümen Witterung. Mit anbrechendem Tage begab er ſich nach Goloe, wo er 24 Stunden verweilte um alle diejenigen, welche ſich in dem letztern Treffen beſonders ausgezeichnet hatten, mit Ehrenzeichen und vielen Geſchenken zu belohnen. Hiemit war auch der Feldzug geendigt. Die Soldaten bekamen Urlaub, auseinander zu gehen, und innerhalb zwey Tagen langte Alexius in ſeiner Hauptſtadt an.

Anſtatt hier von den vielen Beſchwerden des Krieges einige Erholung zu genießen, mußte er dem bedrängten Morgenlande, dem er während der Unruhen im Occident nicht alle Aufmerkſamkeit ſchenken konnte, zu Hülfe eilen. Die Türken hatten nemlich wieder Einfälle in Bithynien gethan, und ſchrecklich im Lande gehaußt. Um dieſe Provinz fürs Künftige gegen jeden feindlichen Anfall zu decken, führte der Kaiſer eine Unternehmung aus, die eben ſo ſchwer war, als ſie von ſeinem großen Geiſte zeugte.

Der Fluß Sangaris und die Küſte die ſich in gerader Linie bis Chele erſtreckt, und dann gegen Norden läuft, umgränzen eine ſehr weitläuftige Gegend, die damals nicht in dem beſten Vertheidigungsſtande war. Ihre Grenznachbarn ſind eben die ſchlimmen Iſmaeliten, von denen die wehrloſen Einwohner um ſo härter mitgenommen wurden, da ſie keinen Widerſtand leiſten konnten.

Unter-

Unterhalb des Sees Baanas erſtreckt ſich ein Ka-
al, bey deſſen Beſichtigung der Kaiſer ſo gleich auf
ie Vermuthung gerieth, daß er ein Werk von Men-
henhänden ſeyn müſſe. Den Berichten zufolge, die
hierüber einzog, ſoll ihn Kaiſer Anaſtaſius Diosku-
s, aus Gründen, welche man nicht anzugeben wuß-
, angelegt haben. Wahrſcheinlich war er dazu be-
immt, Waſſer aus dem See aufzunehmen, und dazu
llte er auch itzt dienen. Alexius ließ ihn noch tiefer
aben, und an der Stelle, wo die Waſſer zuſam-
enfloſſen, und ſehr leicht eine bequeme Furth bilden
nnten, ein Caſtel anlegen, das von ſeiner großen
eſtigkeit das eiſerne heißt. Es dient zu einer ſtarken
ormauer gegen feindliche Einfälle, und beſonders, ſo
ie die ganze Einrichtung mit dem Canal, der Stadt
icomedien zu einer treflichen Schutzwehr.

Der Kaiſer war, troz der unerträglichen Som-
erhitze und des gewaltigen Staubes, vom Morgen
s an den Abend mit dem Bau deſſelben beſchäfftigt.
r ſcheute keine Koſten, um das Werk recht dauerhaft
nd ſtark zu machen. An jedem Steine mußten oft
nfzig bis hundert Menſchen ziehen, die dafür reich-
he Bezahlung erhielten. Der gute Verdienſt und
e Ehre in des Kaiſers Gegenwart ihre Kräfte zeigen
können, zog ſowohl Inländiſche als Ausländiſche
oldaten in großer Menge herbey. Es war ein klu-
r Kunſtgriff des Kaiſers, ſich unter die Arbeiter
miſchen, und gleichſam den Richter über ihre Stärke
machen, denn dadurch wurde der Ehrgeiz des ge-
elnen Mannes nicht wenig gekitzelt. Dieß geſchah im
hr Chriſti 1096.

Bald darauf erſcholl das Gerücht, daß ſich eine
zählige Menge Franken ſeinem Gebiethe nähere.
exius kannte die Fehler der Celtiſchen Nation, die

von ihrem Charakter unzertrennlich ſind, zu gut, um nicht alles von ihnen zu fürchten. Ihre Wildheit, ihr Unbeſtand, mit dem ſie unter dem erſten beſten Vorwande Treu und Glauben verleugnen, und andre nicht rühmliche Eigenſchaften haben ſie in ſehr üblen Credit gebracht; daher ſetzte er ſich in die gehörige Verfaſſung, um im Fall der Noth zum Kriege fertig zu ſeyn.

Man hatte ſchon lange von dergleichen Zurüſtungen im Occident geſprochen, aber ſie doch bey weitem nicht ſo fürchterlich geſchildert, als ſie hernach in der That waren. Ganz Europa, und alle Nationen, welche jenſeits des adriatiſchen Meeres wohnen, geriethen in allgemeine Gährung. Alles eilte aus ſeinen Wohnſitzen nach Aſien hinüber: ein gewiſſer Celte, Peter mit Namen, den man auch Kukupeter (83) nennt, war der Anſtifter. Er hatte ſich ſchon einmal aus Aſien, wohin er um das heil. Grab zu beſuchen gekommen war, vor den herumſtreifenden Türken und Saracenen flüchten müſſen, ohne ſeinen Endzweck zu erreichen. Deswegen aber gab er ſeinen Vorſatz nicht auf, ſondern entſchloß ſich zu einer zweyten Reiſe. Um dieſe aber ohne Gefahr zu unternehmen, ſorgte er für eine gute Begleitung, welche er ſich auf folgende Art zu verſchaffen wußte.

Er predigte in allen lateiniſchen Provinzen, ein göttlicher Ruf habe ihm befohlen, den fränkiſchen Grafen zu verkündigen, daß ſie ſich aus ihren Wohnſitzen zum heiligen Grabe aufmachen, und mit vereinter Macht Jeruſalem aus den Händen der Agarener befreyen ſollten. Das Mittel ſchlug an. Schaarenweiſe ſtrömten ihm die Celten als hätte ein heiliges Feuer ſie ergriffen, mit Roß und Waffen, und den erforderlichen Kriegsbedürfniſſen zu. Alle Landſtraßen wimmelten voll Menſchen, an denen man nichts, als fro-

hen

hen Muth, und brennenden Eyfer ſah, der himmliſchen Stimme zu folgen. Hinter den celtiſchen Kriegern, zog eine ungeheure Menge unbewafneten Pöbels, nebſt Weib und Kind, mit rothen Kreuzern (84) auf den Schultern bezeichnet. Ihre Zahl überſtieg den Sand am Meer, und die Sterne des Himmels. Wie Ströme floſſen ſie aus allen Enden zuſammen, und ſtürzten über Dacien in unſer Gebiet. Vor ihnen her gieng ein Zug Heuſchrecken, der nicht dem Getreyde, ſondern nur den Weinſtöcken ſchadete. Daraus zogen manche eine gute Vorbedeutung, daß die Kreutzfahrer die Chriſten mit Schonung behandeln, gegen die ſchwelgeriſchen Iſmaeliten aber mit deſto größrer Wuth verfahren würden. Denn dieſe Nation iſt dem Trunke, und den unſinnigſten unnatürlichſten Ausſchweifungen in der Liebe bis zum Uebermaaß ergeben. Daher verehren ſie die Aſtarte und Aſtaroth (Venus) und das Bild dieſes Geſtirns, ſo wie die goldene Chobar (den halben Mond).

Uebrigens fanden mehrere ſcharfſinnige Leute in den gegenwärtigen Begebenheiten etwas Auſſerordentliches, das die Hand einer beſondern Vorſehung verriethe. Die unausſprechlich vielen Menſchen, welche aus den entlegenſten Gegenden zuſammen liefen, kamen nicht auf einmal, ſondern in getrennten Haufen aus der Lombardey über das Meer herüber. Vor jedem zog ein Schwarm Heuſchrecken und zwar ſo gewöhnlich daß man jedesmal, wenn ſie ſich blicken lieſſen mit aller Gewißheit auf einen nachfolgenden Trupp Franken ſchlieſſen konnte. Bey Dyrrachium und Aulon hatte der Kaiſer verſchiedene Feldherrn beordert, den Kreutzfahrern friedlich zu begegnen, ihnen unterwegs die Zufuhr auf alle Art zu erleichtern, ſie aber auf dem Marſche genau zu beobachten, und wenn ſie ſich einige

Ausschweifungen erlaubten, durch kleine Gefechte sie davon abzuhalten. Außerdem waren auch einige, die die Sprache der Lateiner verstanden, ausdrücklich dazu bestellt, um bey entstehenden Zwistigkeiten beyden Theilen als Mittelspersonen zu dienen.

Den Zug eröffnete Gottfried (85), nachdem er sein Land verkauft hatte; ein sehr reicher edler und tapfrer Mann von vornehmen Stande.

Einer drängte sich dem andern zuvor. Es erhob sich ein Gewühle von Männern und Weibern, desgleichen seit Menschengedenken noch nicht geschehen ist. Viele folgten dem Zug in der unschuldigen Absicht, das Grab des Herrn, und die heiligen Oerter zu besuchen. Andre, wie Bohemund, hatten den unlautern Zweck, sich, wenn es seyn könnte, beym Durchmarsch Constantinopels zu bemächtigen.

Der alte eingewurzelte Haß desselben gegen den Kaiser, setzte jeden, auch den herzhaftesten in nicht geringe Besorgniß.

Peter nahm seinen Zug aus Italien über das Meer nach Ungarn, und so weiter nach Constantinopel. Er führte achtzig tausend Mann zu Fuß, und hunderttausend Mann zu Pferde an. Alexius gab ihm wohlmeynend den Rath, die Ankunft der übrigen Grafen abzuwarten; Peter hörte ihn nicht. Voll Zuversicht auf die Stärke seines Heeres, gieng er nach Asien über und lagerte sich bey dem Städtchen Hellenopolis (86). Hier schieden ohngefähr zehn tausend Normänner von ihm, und rückten in die Gegend um Nicäa, wo sie alles mit Mord und Raub erfüllten. Kleine Kinder wurden in Stücken zerhauen, oder am Feuer auf hölzernen Spiessen gebraten. Gegen erwachsene Personen ließ sich ihre unmenschliche Wuth in allen nur erſinnlichen Gestalten

aus

aus. Die Einwohner von Nicäa thaten einen Ausfall, wurden aber beherzt zurück geschlagen.

Als die Normänner wieder mit vieler Beute bey Hellenopolis eintrafen, geriethen sie mit den Zurückgebliebenen, die über ihr Glück neidisch waren in heftigen Zank, bey denen es sogar bis zu Thätlichkeiten kam.

Der zweyte Streifzug, den sie gegen Perigordon unternahmen, lief unglücklich ab, ob sie gleich die Stadt in ihre Gewalt bekamen. Elchan, des Sultans Feldherr eroberte diese wieder, und ließ die Normänner theils niedersäbeln, theils zu Sklaven machen. Dieser Vorfall war das Vorspiel von dem Unglücke, welches nun auch bald das übrige celtische Heer treffen sollte.

Elchan schickte einige verschlagene Menschen in Kukupeters Lager, die dort ausſprengen mußten, die Normänner hätten Nicäa eingenommen, und wären nun im Begriff ihre Beute zu theilen. Er kannte die schwache Seite der Lateiner sehr gut, und wußte, daß sie bey Plünderungen nichts weniger als Ordnung und Kriegszucht beobachten. Kaum hörten sie, was ihnen diese Leute erzählten, so eilten sie auch unaufhaltbar, ohne Kriegszucht, ohne die mindeste Ordnung auf dem Wege zu beobachten, nach Nicäa. Bey Draco überfällt sie der Hinterhalt, den Elchan daselbst hingelegt hatte, und säbelt sie fast alle ohne Barmherzigkeit nieder.

Die Körper der Erschlagenen thürmte man zu einem hohen Gebirge auf. Die Knochen wurden mehrere Jahre nachher, von ihren eigenen Landsleuten anstatt Mörtels zum Bau einer Mauer gebraucht, welche man in Gestalt einer Stadt aufführte. Sie steht noch bis auf den heutigen Tag, und man sieht in ihr deutlich Knochen und Steine untereinander liegen.

Aus dieſem entſetzlichen Blutbade entkam nur Peter mit einigen wenigen nach Helenopolis, und vielleicht wären auch dieſe verlohren geweſen, wenn ſich der Kaiſer nicht ihrer angenommen, und ſie durch ein ſtarkes Corps unter Anführung Conſtantinus Euphorbenus Catacalo, bey deſſen Annäherung ſich die Türken zurückzögen, hätte abholen laſſen. Auf die Vorwürfe, welche er dem Peter wegen ſeiner Unbeſonnenheit machte, antwortete dieſer, wie man es von einem aufgeblaſenen Lateiner gewohnt iſt. Er ſchob die Schuld nicht auf ſich, ſondern auf diejenigen, welche ihm nicht Folge leiſteten, und nur nach ihrem Eigendünkel handelten. Er ſchalt ſie Räuber Mordbrenner, Menſchen die nicht werth wären, das heil. Grab zu betreten.

Ihm ähnlich an Stolz, nur in einem weit größern Grade, war Ubas (87) (Hugo) Bruder des fränkiſchen Königs. Sein Geld, Stand und Macht verleiteten ihn zu der thörigten Frechheit, vor ſeinem Aufbruche folgenden Brief an den Kaiſer zu erlaſſen. „Wiſſet Kaiſer, daß ich der König der Könige, der größte unter dem Himmel bin. Wenn ich ankomme, müßt ihr, wie es ſich ziemt, mir entgegen gehen, und mich ſtandesmäßig mit aller Pracht empfangen.“ Dieſes Schreiben veranlaßte den Alexius zwey Briefe, einen an den Dux von Dyrrachium Johannes, Iſaacs des Sebaſtocrators Sohn, den andern an dem Admiral der Flotte Nicolaus Maurocatacalo abzuſendem. Dem erſtern ertheilte er den Auftrag, auf dem Lande ſo wohl, als am Strande genau acht zu haben, wenn Hugo käme, ihn auf das prächtigſte zu empfangen, und ſogleich einen Eilboten mit der Nachricht an den Hof abzufertigen. Den andern ermunterte er, auf ſeiner Station ein wachſames Auge auf alles, was in der See vorfiele

vorfiele zu haben. Maurocatacalo kreuzte damals bey Dyrrachium, um das Meer von Seeräubern zu reinigen.

Aus der Lombardey ſchickte Hugo eine Geſandſchaft von 24 Perſonen an den Dux von Dyrrachium. Sie trugen goldne Panzer und Stiefel. Unter ihnen befand ſich auch Graf Tzerpenterius (88) (Charpentier) und Helias, der dem Kaiſer in Theſſalonich deſertirt war. Der Antrag, welchen ſie dem Johannes machten, lautete alſo. Kund und zu wiſſen ſey es gethan, Dux, daß unſer Herr, Hugo baldigſt mit der aus Rom erhaltnen goldenen (89) Fahne des heil. Petrus erſcheinen wird, und zwar als der höchſte Befehlshaber des geſammten fränkiſchen Heeres. Schickt euch alſo an, ihn und ſeine Macht würdig zu empfangen, und ihm entgegen zu gehen."

Hugo gieng von Rom in die Lombardey (Kalabrien) und ſchiffte ſich in Baris ein. Auf der See verlohr er durch einen Sturm den größten Theil ſeiner Schiffe, nebſt aller darinn befindlichen Mannſchaft. (90) Das Fahrzeug, in welches er ſich eingeſchifft hatte, lief zwiſchen Dyrrachium und Palus, halb zerſchmettert, auf den Strand. Zwey Schildwachen, die bloß ſeinetwegen ausgeſtellt waren, riefen ihm zu, daß der Dux ſeine Ankunft ſehnlichſt erwarte. Einer von ihnen überreichte ihm auch ſein Pferd. Johannes nahm ihn mit allen Ceremonien auf, erkundigte ſich, wie es ihm bisher ergangen wäre, vertröſtete ihn auf die Zukunft, und ließ es nicht an köſtlichen Mahlzeiten fehlen.

Bey allen dieſen Herrlichkeiten aber war Hugo beynahe ſo gut als ein Gefangner. Sein Aufenthalt verzögerte ſich von einem Tage zum andern, bis endlich, wie wohl mit der größten Eile, Butumites aus Con-

Conſtantinopel in Epidamnus (ſo haben wir mehrmals Dyrrachium genannt) eintraf, und den Hugo abholte. Er nahm auf dem Rückwege nicht die gerade Straße, ſondern einen Umweg über Philippopolis, um nicht mit dem ſtarken noch folgenden celtiſchen Heere zuſammen zu treffen.

Hugo erhielt vom Kaiſer eine ehrenvolle Aufnahme und viele Geſchenke, wofür er ſich, ohne fernern Anſtand, durch den bey den Lateinern gewöhnlichen Eyd, als ſeinen Vaſallen erklärte.

Nach ohngefähr 14 Tagen landete Bohemund mit vielen Grafen, und einer zahlreichen Armee bey Kabalio, unweit Bouſe. (Ich muß nochmals wegen der vielen barbariſchen Namen, die meine Erzählung entſtellen, um Vergebung bitten. Hat doch Homer, um vollſtändig zu ſeyn, ſich nicht geſcheut, Böotier und mehrere ungriechiſche Benennungen von Inſeln in ſeinen Gedichten aufzuführen.) Zunächſt nach Bohemund ſeegelte Graf Prebentzes (91) (von der Provence) mit 1500 Soldaten und 80 prächtigen Pferden, auf einem großen dreymaſtigen Schiffe ab. Es führte 200 Ruderknechte, und noch drey kleinere Schuiten folgten. Die Fracht koſtete 6000 goldene Stateren. Um der kaiſerlichen Flotte nicht zu begegnen, nahm es ſeinen Lauf nicht auf Aulon, wohin die übrigen Lateiner alle zu ſeegeln pflegten, ſondern ſteuerte gerade auf Chimara. Allein dieſe Vorſicht half nichts. Mauvocatacalo wußte ſchon längſt, daß er in See gehen wollte, und legte ſich mit zwey- und dreyrudrigen Schiffen, nebſt einigen Jachten bey Kabalio, Aſon gegen über, wo er die große Flotte verlaſſen hatte, vor Anker. Der ſogenannte zweyte Graf nahm mit ſeinem Fahrzeuge, das in der Schifferſprache Excuſaton heißt, eine ſolche Stellung, daß ihm nicht wohl entgehen konnte, wenn

das

das obige Schiff in See ſtach. Eine angezündete Fackel war das verabredete Signal, das er auf dieſen Fall zu geben hatte. Kaum hatte der Admiral dieſes Signal bemerkt, ſo ließ er alle Seegel aufſpannen, und alle Ruder anſtrengen, um ſeine gehoffte Priſe nicht entwiſchen zu laſſen, die er auch ungefähr 3, Stadien vom Ufer auf dem Wege nach Epidamnus glücklich einholte.

Der Schiffskapitän ſtellte, ſo bald er die kaiſerliche Flotte zu Geſicht bekam, dem Grafen von Provence vor, daß dieß ſyriſche Schiffe ſeyen, und daß ihm, nebſt allen den Seinigen, Tod oder Sclaverey bevorſtehe.

Es war mitten im Winter (am Gedächtnißtage des heil. Biſchoffs Nicolaus) eine ſehr ſchöne Nacht, wie man ſie ſelten im Frühling zu haben pflegt. Die allgemeine Windſtille bewirkte, daß das Schiff faſt nicht von der Stelle kam.

Marian bat ſich von ſeinem Vater, dem Admiral Maurocatacalo die leichtſten Fahrzeuge aus, ruderte mit ihnen auf daſſelbe zu, und legte ſich an das Vordertheil. Plötzlich ſah man alles auf dem Schiffe in völliger Rüſtung und zur Schlacht bereit. Der Graf hatte gleich bey Erblickung der kaiſerlichen Flotte ſeine Leute unter die Waffen treten laſſen, und ſie aufgemuntert, ſich tapfer zu vertheidigen. Marian rief ihnen in ihrer Mutterſprache zu, ſie ſollten nichts fürchten, und ihren Glaubensgenoſſen kein Leid zufügen. Demungeachtet ſchoß einer auf ihn, und traf ihn mit der Tzagra am Helme. Dieſe Tzagra iſt eine bey uns Griechen ganz unbekannte Art von Bogen. Sie wird nicht ſo behandelt, daß man mit der Rechten die Sehne ſpannt, und mit der Linken den Bogen von ſich

ſtreckt. Sondern man ſtemmt ſich mit beyden Füßen gegen den Bogen, faßt die Senne mit beyden Händen, und zieht ſie ſtraf an. In der Mitte liegt eine, in Geſtalt eines halben Cylinders, ausgemeiſelte Röhre, von der Größe eines Pfeils. In dieſe Röhre werden kleine jedoch dicke Pfeile gethan, welche die Senne mit einer ſolchen Heftigkeit fortſchnellt, daß ſie nirgends abprallen. Sie dringen durch den dickſten eiſernen Harniſch, ja man hat Beyſpiele, daß ſie durch metallene Bildſäulen und Mauern von den gröſßten Städten gegangen ſind, oder ſich doch tief in die Steine gebohrt haben. Kurz die Tzagra iſt ein beynahe teufliſches Mordgewehr. Sie ſtreckt den Menſchen ſo plötzlich zu Boden, daß er nicht einmal den Schuß fühlt.

Der Pfeil, den der Lateiner auf Marian abdrückte, drang durch den Helm, doch ohne ihm weitern Schaden zuzufügen. Marian wurde dadurch ſo entrüſtet, daß er auf den Grafen einen andern Pfeil ſchoß, der ihn unter dem Arm in der Seite verwundete.

Ein gewiſſer lateiniſcher Prieſter, der dreyzehnte von denen, die um den Grafen fochten, drückte nun voll Wuth einen Bolzen nach dem andern ab. Von kaiſerlicher Seite blieb man ihm keinen ſchuldig. Das Gefecht ward jemehr und mehr ernſtlicher. Dreymal mußten die müden und verwundeten Lateiner von friſchen Truppen abgelöſt werden. Der Prieſter kämpfte noch immer, obgleich ganz mit Wunden bedeckt, und in ſeinen Blute ſchwimmend. Bald lief er ans Steuerruder, bald miſchte er ſich unter die Fechtenden, und alles dieß that er in völligem prieſterlichen Ornat. Ueberhaupt muß man bedenken, daß zwiſchen unſern und den lateiniſchen Prieſtern ein himmelweiter Unterſchied iſt. Bey uns heißt es nach der kirchlichen und

evan-

evangeliſchen Vorſchrift: beleidige keinen Menſchen mit Gedanken, Worten oder Werken, denn du biſt ein Prieſter. Der Lateiner hingegen wird bey ſeinem Eintritte in den geiſtlichen Stand ſogleich Soldat. Man ſieht ihn mit dem Schild in der Linken, und dem Speer in der Rechten. Während er Gottes Leib und Blut austheilt, gehen ſeine Augen wild umher, den Feind auszuſpähen.

Das Gefecht dauerte vom Anbruch der Nacht bis in die Mitte des Tages, wo ſich endlich die Lateiner, wiewohl ſehr ungern, und nur unter der Bedingung ergaben, daß ſie an Leib und Leben unangetaſtet blieben. Nur jener unbändige Pfaffe wollte von keiner Uebergabe wiſſen; er wehrte ſich in einem fort. Weil ſein Köcher leer war, ſchleuderte er einen Stein fort, der das Schild, welches Marian über den Kopf hielt, und ſelbſt ſeinen Helm zerſchmetterte. Marian ſank ohnmächtig zu Boden, rächte ſich aber, da er wieder zu ſich kam, durch drey Pfeilſchüſſe, die er ſeinem Gegner beybrachte. Nachdem nun auch kein Stein mehr vorhanden war, geberdete ſich der wüthende Menſch völlig wie ein reiſſendes Thier, das, wenn es aufs äuſſerſte gebracht iſt, ſeine Wuth an ſich ſelbſt ausläßt. Er ergriff, was ihm in die Hände kam, unter anderm einen Brodſack, aus dem er ein Brod nach dem andern heraus langte, und es — wie ein recht ſoldatiſcher Prieſter — den Umſtehenden an die Köpfe warf. Auf dieſe Art bekam auch Marian eins zu koſten.

Das Schiff des Grafen von Provence wurde auf dieſe Art erobert und die Mannſchaft ans Land geſetzt. Der Prieſter verlangte dringend Marian zu ſprechen, den er zwar nicht den Namen nach, aber doch an der Farbe ſeiner Kleidung bezeichnete. Marian erſchien.

Herr,

Herr, sprach er, indem er sich fest an ihn schloß, hättet ihr mich auf Gottes freyem Felde angetroffen, es wären eurer mehrere unter meinen Händen gefallen. Dieß gesagt, überreicht er ihm einen Becher, 130 Stateren an Werth, und verschied.

Um diese Zeit langte auch Graf Gontophre (Gottfried) mit seinen Grafen und einem Heer, das aus 10000 Mann zu Pferde und 70000 zu Fuß bestand, bey Constantinopel an. Er lagerte sich in der Gegend von Propontis. Seine Armee nahm die ganze Strecke von der Brücke bey Cosmidion bis zum heil. Phocas-Platze ein. So sehr ihn der Kaiser auch anlag, von hier weiter fortzugehen, so verschob er es doch immer unter mancherley Vorwand. Eigentlich wollte er die Ankunft Bohemunds und der übrigen Grafen abwarten.

Peter hatte in Wahrheit keine andre Absicht bey dem Kreuzzuge gehabt, als die, das heil. Grab zu besuchen. Die übrigen Grafen aber, und vorzüglich Bohemund hegten einen alten Groll gegen den Kaiser, und suchten nur Gelegenheit, sich wegen des glänzenden Sieges bey Larissa an ihm zu rächen. Unter dem Schein, nach Jerusalem zu gehen, verbargen sie ihre geheime Absicht, Constantinopel zu erobern, und den Kaiser vom Throne zu stoßen.

Alexius auf diesen Fall vorbereitet, fordert die Anführer der ausländischen Truppen schriftlich auf, von Athyra bis Philea (einen an der See gelegnen Ort) einen Cordon zu ziehen, und jeden aufzufangen, der von Gottfried an Bohemund oder von diesem an jenen abgienge.

Mittler-

Mittlerweile ereignete ſich folgende Begebenheit. Der Kaiſer hatte einige Grafen aus dem Gefolge Gottfrieds zu ſich gebeten, um ſie dahin zu vermögen, daß ſie Gottfried zu Erfüllung ſeines Eydes anhielten. Die Unterredung dauerte lange, weil die Lateiner von Natur ſchwatzhafte Menſchen ſind. Plötzlich verbreitete ſich in ihrem Lager das Geſchrey, der Kaiſer habe die Grafen mit Arreſt belegt. Dieſe Lüge ſetzte ſie in die heftigſte Wuth. Schaarenweiſe brachen ſie gegen Conſtantinopel auf. Entblößt von allen Belagerungsmaſchienen, aber deſto trotziger auf ihre Menge. Sie verheeren die Paläſte am Silberſee, laufen ſogar gegen die Mauern von Conſtantinopel Sturm, und legen an das Thor unterhalb des Palaſtes, nahe bey der, ehedem von den Kaiſern erbauten, Kirche des großen Biſchoffs Nicolaus, Feuer an.

Dieſer Auftritt erregte allgemeine Beſtürzung in der Stadt. Der wehrloſe, unkriegeriſche Bürger war vor Angſt ganz außer ſich, und die Freunde des Kaiſers befürchteten, daß der fünfte Tag der Charwoche, an welchem er vor einigen Jahren Conſtantinopel eingenommen, jetzt ein Tag der Strafe für ihn werden möchte. Alles was Soldat war lief in der größten Zerſtreuung zum Palaſte. Alexius ſetzte ſich ruhig auf ſeinen Thron, ohne Waffen und Rüſtung anzulegen. Der heitre, ſorgenfreye Blick, und die gelaßne Stimmung, in der er zu ſeinen Verwandten und zu den Feldherrn ſprach, goſſen neuen Muth in die Herzen der Umſtehenden. Vor allen Dingen befahl er, daß niemand einen Ausfall auf die Lateiner wagen ſolle, um nicht die Feyer der heiligen Woche, in welcher der Erlöſer für uns den ſchmählichſten Tod geduldet, durch Blut, und was noch mehr iſt, durch Chriſtenblut zu entweihen. Darauf ließ er den Lateinern mehr-

malen Friede, oder doch Waffenstillestand anbieten. „Habt Ehrfurcht, lauteten seine Worte, Ehrfurcht gegen Gott, der heute für uns alle getödtet ward; der weder Kreutz, noch Nägel, noch Speer, die nur für Missethäter gehören, unsrer Seligkeit wegen scheuete. Wollt ihr Krieg, so wartet bis nach dem Ostertage, dann werden auch wir uns gerüstet finden lassen."

Allein die Lateiner, ohne sich daran zu kehren, drangen immer häufiger vor, und schossen so heftig, daß ganz nahe am kaiserlichen Thron einer an der Brust getroffen ward. Die übrigen wichen zu beyden Seiten des Throns etwas zurück; Alexius hingegen blieb noch immer furchtlos sitzen, und gab den Umstehenden einige sanfte Verweise wegen ihrer Erschrockenheit. Als endlich die Lateiner sich durch nichts abhalten ließen, ließ er unter dem Commando seines Schwiegersohns, meines geliebten Nicephorus Cäsar, die Mauer mit geübten Bogenschützen besetzen, denen er anbefohl, zwar sehr viele Pfeile den Stürmenden zum Schrecken abzuschießen, aber in einer solchen Richtung, daß es wenigen oder gar keinen das Leben kostete. Zugleich ordnete er einen Ausfall an, der aus dem St. Romanus Thor geschehen sollte. Zwey Schildträger mußten einen Lanzknecht in ihre Mitte nehmen, und in dieser Ordnung langsam vorrücken. Nur einige wenige Bogenschützen sollten voraus ziehen, und bald rechts bald links aus der Ferne schießen; die übrigen aber erst dann, wenn sie den Celten nahe genug wären, ihre Pfeile, doch nur gegen die Pferde gebrauchen; damit auf die Weise das Toben der Celten gehemmt würde, ohne einem Christen das Leben zu kosten. Der Ausfall geschah wie er angeordnet war. Bald sprengten die kaiserlichen Reiter in die Feinde ein, bald zogen sie sich zurücke. Er endigte sich mit einem großen

Verlust

Verluſt auf Seiten der Celten. Von den unſrigen wurden nur wenige verwundet. Der Cäſar, mein Gemahl, ſtand wie ich vorher ſagte, mit den geſchickteſten Bogenſchützen auf den Thürmen. Cäſars Bogen war der Bogen Apolls, von dem er gleich dem Herkules tödtliche Pfeile abſchoß. Nie verfehlte er das Ziel, welches er ſich vorgeſetzt hatte. Nur jetzt durfte er ſeine Kunſt nicht anwenden. Dennoch empfieng ein Lateiner, der auſſer andern Feindſeligkeiten uns in ſeiner Mutterſprache auch noch Hohn zu ſprechen ſchien, aus Cäſars Händen den Tod. Von nun an ward das Gefecht ſowohl von auſſen, als von der Mauer herab, ernſtlicher, bis der Kaiſer mit ſeinen eignen Truppen hinzu kam, und die Lateiner völlig zum Weichen brachte.

Den folgenden Tag rieth Hugo dem Gottfried an, ſich in den Willen des Kaiſers zu fügen, und ihm den Eyd der Treue zu ſchwören, wenn er nicht noch einmal mit dieſem erfahrnen Krieger in Streit gerathen wolle. Gottfried wies ihn mit harten Vorwürfen ab. „Als König, ſprach er, ſeyd ihr mit ſo vielem Reichthum und mit einem ſo anſehnlichen Heere aus eurem Lande gezogen, und habt euch von eurer Höhe zu dem Stande eines Vaſallen herabgewürdigt. Jetzt wollt ihr, als hättet ihr wer weiß was Großes? gethan, auch mich zu einem gleichen Schritte bewegen.“ — „Herr, erwiederte ihm Hugo, wir hätten in unſern Grenzen bleiben, und nicht nach fremden Gute trachten ſollen. Da wir uns aber einmal an einem Orte befinden, wo uns des Kaiſers Gnade unumgänglich nothwendig iſt, ſo müſſen wir unſrer eignen Wohlfahrt wegen, ſeinen Willen verehren.“

Weil nun Alexius verſichert war, daß bald noch mehrere Grafen eintreffen würden, ſo ſchickte er ſeine

besten Feldherrn mit einer Armee gegen Gottfried ab, um ihn zum Abzug zu bewegen. Die Lateiner fallen, ohne erst zu fragen, was ihr Begehr sey, über sie her. Von beyden Seiten wurden viele erlegt, doch kämpften die Kaiserlichen mit gröſserer Tapferkeit, und schlugen jene aus dem Felde. Die Folge davon war, daſs Gottfried nachgab. Er leistete den verlangten Eyd, kraft dessen er gelobte, alle dem römischen Reiche vormals zuständigen Städte, Flecken und Festungen, so bald er sie erobert hätte, den Bevollmächtigten des Kaisers auszuliefern. Nach abgelegtem Eyde erhielt er viele Geschenke, wurde an die kaiserliche Tafel gezogen und herrlich bewirthet. Darauf gieng er über das Meer nach Pelecanum, und fand unterwegs die besten Anstalten, welche der Kaiser getroffen hatte, um ihn mit allem Benöthigten zu versehen. Auf ihn folgte Graf Raul (92) mit 15000 Mann zu Pferd und zu Fuſs.

Er begab sich nebst den unter ihm dienenden Grafen nach dem sogenannten Patriarchen Kloster am Propontis. Seine übrigen Leute vertheilte er bis Sostenium. Da er dort aus keiner andern Absicht verweilte, als um die übrigen, welche nachfolgen sollten, zu erwarten, so sandte der Kaiser den klugen und erfahrnen Helden Opus zu Lande aus, mit dem Befehl, ihn auf alle Weise zu nöthigen, seinen Weg über das Meer fortzusetzen. Die trotzige Widersetzlichkeit des Raul nöthigte jenen, sich in Schlachtordnung zu stellen, um ihn in Furcht zu jagen. Kaum wurde Raul dieſs gewahr, so brach er mit seinen Schaaren in ihn ein. Zum Glück erschien damals Pegasius mit der Flotte, die dazu bestimmt war, die Kreuzfahrer über das Meer zu führen. Er setzte seine Truppen ans Land und fiel den Celten in den Rücken, die sich endlich nach einem groſsen Verluſt an Todten und Verwundeten

zur

ur Ueberfarth bequemten. Damit ſie ſich nun nicht
it Gottfried vereinigen und ihn gegen den Kaiſer auf-
ringen möchten, ſo wurden ſie, wie es auch ihr eigner
Wille war, zur See geradenweges nach dem heil. Gra-
e gebracht, und die Grafen welche auf ſie warteten,
it guten Worten und Hoffnungen vertröſtet. Hinter
nen kam ein andrer zahlloſer Schwarm, der faſt
us allen Orten, wo nur Celten wohnen, zuſammen ge-
racht war. Ihre Anführer waren Könige, Herzo-
e, Grafen, ja ſogar Biſchöffe. Alexius nahm aus
unter Ueberlegung das freundſchaftlichſte Betragen ge-
en ſie an, er beſtellte Perſonen, welche ſie mit allen
emächlichen Lebensmitteln verſorgen mußten, und unter-
ieß nichts, wodurch er ihnen den Vorwand zu irgend
iner Beſchwerde abſchneiden konnte.

In unzählbarer Menge näherten ſie ſich unſrer
auptſtadt, zahllos wie Sterne am Himmel, wie
and am Geſtade des Meeres, wie Blätter und Blu-
en (um mit Homer zu reden) die der Frühling er-
eugt. Ich mag nicht, und wenn ich es auch wollte,
ch könnte nicht alle barbariſchen Namen ihrer Anfüh-
er erzählen. Sie ſind zu rauh, zu hart, als daß ſie
ch unter meine Sprache ſchmiegen ſollten, die gleich-
am krampfhaft vor ihnen zurückſchaudert. Und was
üßte es, Perſonen, deren Gegenwart uns in Betrüb-
iß ſetzte, namentlich zu kennen?

Dieſes Heer lagerte ſich auf des Kaiſers Veran-
altung vom Kloſter Kosmidion an, bis Hieron. Um
hnen aber den Eyd abzunehmen, den Gottfried ſchon
eleiſtet hatte, verſuchte Alexius mit jedem beſonders
u handeln, und durch Hülfe derer, die ſich bereitwil-
ig finden ließen, auch die andern zu überreden. Er
mußte viele Schwierigkeiten überwinden, ehe er zu ſei-
em Zweck gelangen konnte, denn Bohemunds bevor-

ſtehende Ankunft machte, daß ſie ihn durch mancherley Vorwand zu hintergehen ſuchten. Endlich leiſteten ihm alle, in Gottfrieds Gegenwart, die er zu dem Ende aus Pelecanum zu ſich eingeladen hatte, den verlangten Eyd.

Als dieß geſchehen war, ſetzte ſich ein edler Graf auf den kaiſerlichen Thron. Der Kaiſer ſchwieg dazu, weil er ſchon längſt mit dem frechen ſtolzen Sinn der Lateiner bekannt war. Allein Graf Balduin zog ihn unwillig herab. Es ziemt ſich nicht, ſprach er, in des Kaiſers Gegenwart, für deſſen Vaſallen ihr euch ſo eben erklärt habt, ſich dergleichen herauszunehmen. Es iſt hier am römiſchen Hofe nicht Sitte, daß Unterthanen und Vaſallen, die dem Kaiſer geſchworen haben, ſich neben ihn ſetzen, und Ihr müßt euch nach der Sitte jedes Landes bequemen. Der Graf antwortete nichts, ſah aber den Kaiſer trotzig an, und ſagte in ſeiner Sprache. „Seht wie der Bauer dort in Anweſenheit ſo vieler Fürſten allein ſitzt.“ Alexius ließ ſich dieſe Worte verdolmetſchen, rief ihn, als die übrigen ihren Abſchied genommen hatten, zu ſich hin, und fragte, wer, woher, und aus welchem Geſchlechte er ſey?“ Ich bin, war die Antwort, ächt fränkiſcher Herkunft (93), aus einem edlen Hauſe entſproſſen. In dem Quartier der Gegend, wo ich her bin, ſteht eine alte Kirche, worinn jeder, der einen Zweykampf beſtehen will, ſich in völliger Rüſtung dem Schutze Gottes empfiehlt, und ſeinen Gegner erwartet. In dieſem Quartier hab ich lange zugebracht, aber es erſchien keiner der mir Fehde bot. „Wenn ihr, erwiederte der Kaiſer, damals Streit ſuchtet, und nicht fandet, ſo werdet ihr jetzt deſto leichter dazu kommen. Ich rathe euch, ſtellt euch weder in das Hintertreffen, noch an die Tronte, ſondern

ſondern mitten in den Hauffen. Ich kenne ſchon ſeit langer Zeit die türkiſche Taktick."

Dieſen Rath gab er ihm nicht allein, ſondern mehrere andere. Er machte ſie mit dem, was ihnen unterwegs zuſtoßen würde, zum voraus bekannt, und rieth ihnen, wenn ſie mit Gottes Hülfe ſiegen ſollten, im Nachſetzen des Feindes nicht zu hitzig zu ſeyn, um nicht vom Hinterhalt aufgerieben zu werden.

Nun kam auch Bohemund mit den übrigen Grafen bey Aulon an. Das Bewußtſeyn von keinen edlen Ahnen abzuſtammen, ſein kleines Heer (94), das er aus Mangel am Gelde nicht vergrößern konnte, bewogen ihn in Geſellſchaft von 10 Celten voraus zum Kaiſer zu gehn und ſich der Gnade deſſelben zu verſichern. Alexius, der ſeinen hinterliſtigen tückiſchen Charakter fürchtete, gab ſich alle Mühe, ſich noch vor Ankunft der übrigen Grafen, mit ihm abzufinden, und ihn dann auf das baldigſte über das Meer fortzuſchaffen, damit er nicht in Vereinigung mit jenen, verderbliche Anſchläge ſchmiedete. Er ließ ſich mit ihm in ein vertrauliches Geſpräch ein, fragte, wo er die andern Grafen zurückgelaſſen habe, er erinnerte ihn an die ehemaligen Vorfälle bey Dyrrachium und Lariſſa, und an ſeine verübten Feindſeligkeiten. Bohemund entſchuldigte ſich, daß er damals als Feind ſo habe handeln müſſen, daß er aber itzt freywillig, und als Freund ſich in ſeine Arme werfe.

Der Kaiſer forſchte ihn unvermerkt, durch Umſchweife aus, ob er wohl Luſt bezeuge, ihm den Eyd der Treue zu leiſten. Als er nun merkte, daß Bohemund hiezu nicht abgeneigt ſey, ſo erſuchte er ihn, einſtweilen nach ſeiner beſchwerlichen Reiſe der Ruhe zu genießen, wegen ihrer Angelegenheiten wollten ſie ſich

schon bey Gelegenheit besprechen. Sein Aufenthalt wurde ihm zu Cosmidium angewiesen, wo er die köstlichste Bewirthung erhielt. Unter vielen herrlichen Gerichten trugen ihm die Köche auch rohes Fleisch auf. Wir haben sprachen sie, die Tafel nach unserm Geschmack eingerichtet, wir wissen aber nicht, wie der eurige ist. Hier ist also rohes Fleisch. Ihr dürft nur befehlen, wie es soll zugerichtet werden. Dieß mußten sie auf des Kaisers Geheiß thun, der als ein grosser Menschenkenner leicht voraus sah, was auch wirklich erfolgte. Bohemund wollte von den aufgetragenen Speisen gar nichts kosten, wollte sie nicht einmal anrühren. Ohne zu sagen, warum er selbst nichts davon genösse, vertheilte er sie unter dem Schein von Gefälligkeit unter die Umstehenden, die er doch, die Wahrheit zu gestehen, seinem Wahne nach, dadurch vergiftet hätte. Das rohe Fleisch, ließ er nach seiner vaterländischen Sitte von seinen eignen Köchen zubereiten. Er machte auch nachher kein Geheimniß daraus, als er sahe, daß sie den folgenden Tag sich ganz wohl befanden und bekannte ihnen, daß er die Speisen für vergiftet gehalten habe. Dieß war doch in der That niederträchtig gegen seine eignen Leute gehandelt.

Uebrigens legte Bohemund den Eyd ab, den der Kaiser von ihm verlangte. Sey es nun, weil er eben nicht Ursache hatte, auf seine Ahnen stolz zu thun, oder weil er aus Geldmangel ein sehr mittelmäßiges Heer anführte, oder auch, weil er von Natur nicht gewissenhaft in Befolgung seiner eydlichen Versprechungen war. Nach abgelegtem Eyde ließ ihn der Kaiser in ein Zimmer des Palastes führen, worinn so viel goldne und silberne Münzen, und prächtige Kleidungsstücke aufgehäuft lagen, daß man bey jedem Schritt auf Sachen vom größten Werth stieß. Bey Gott! schrie Bohemund

mund voll Erſtaunen, wär ich Beſitzer dieſer Schätze, O dann müßt ich auch längſt Herr vieler Länder ſeyn.“ Alles, was ihr hier ſeht, ſprach ſein Führer, iſt von heute an euer. Wer war froher als Bohemund? Voll Freude begab er ſich in ſeine Wohnung, und — hätte man's glauben ſollen? — wieß unwillig die Träger zurück, die ihm den Reichthum überbrachten. Dieſen Schimpf ſagte er, hab ich nicht vom Kaiſer vermuthet. Ich mag nicht, was ihr mir bringt. Er nahm es aber doch gerne, als der Kaiſer es ihm zum zweyten mal überbringen ließ.

Bohemund war von Natur der argliſtige Menſch, und an Bosheit, wie an Tapferkeit, allen durchziehenden Lateinern ſo ſehr überlegen, als er ihnen an Macht und Vermögen nachſtand. Sein Wankelmuth gehört zu den charakteriſtiſchen Zügen, die allen Lateinern gemein ſind. Unzufrieden darüber, daß er kein eignes Land beſaß (95). entfernte er ſich aus ſeinem Vaterlande, um unter dem Vorwande am heil. Grab ſeine Andacht zu verrichten, ſich eine eigne Herrſchaft zu erringen, vorzüglich, wenn es angienge, dem Wunſche ſeines Vaters gemäs ſich auf den römiſchen Thron zu ſetzen. Dahin zweckte der Antrag ab, den er dem Kaiſer machte, ihm das Domeſticat des Morgenlandes zu verleihen. Dieſer aber merkte die geheimen Abſichten, welche Bohemund dabey im Sinne führte, und untergrub ſie eben ſo glücklich als ſie liſtig angelegt waren. Denn erreichte Bohemund ſeinen Zweck, ſo erhielt er zugleich Gelegenheit, ſich auf eine liſtige Art alle Grafen zu verbinden. Darum antwortete ihm der Kaiſer auf ſein Geſuch: er könne ihm die Bitte nicht eher geſtatten, als bis er ſeine Treue gehörig geprüft hätte. Doch ließ er es weder gegen ihn ſelbſt noch gegen ſeine Grafen, an Ehrenbezeugungen und Geſchenken fehlen, bericf

ſie den Tag darauf zu ſich, und theilte ihnen die beſten Maaßregeln mit, nach denen ſie ſich nun fernerhin zu verhalten hätten. Er unterrichtete ſie, wie die Türken ihre Kriege führen, wie man gegen ſie das Treffen formiren, Hinterhalte ſtellen, und mit welcher Vorſicht man ſie auf der Flucht verfolgen müſſe. Nach dieſen Vorſtellungen, die auf ihren harten wilden Sinn einigen Eindruck machten, geſtattete er ihnen freyen Abzug.

Nur den einzigen Sangeles (96) behielt er zurück, den er wegen ſeines Verſtandes, ſeiner Rechtſchaffenheit, Offenheit, und Wahrheitsliebe ungemein liebgewonnen hatte. Sangeles ſtach in allen Stücken unter den Lateinern ſo ſehr hervor, als die Sonne unter den Sternen. Als die andern ſchon über die Meerenge bey Damalis gezogen waren, ließ ſich Alexius öfters offenherzig mit ihm über das Unternehmen der Kreutzfahrer heraus, welchen Ausgang es wohl nehmen würde; und entdeckte ihm ohne Rückhalt den Verdacht, den er auf die Franken geworfen hatte. Durch dieſe Vertraulichkeit entlockte er ihm ſeine geheimſten Gedanken. Er beſchwor ihn, auf alle Tritte Bohemunds ein wachſames Auge zu haben, und wenn dieſer Meineidige etwas Arges unternehmen wolle, es auf alle Weiſe zu hintertreiben. Sangeles antwortete darauf, Hinterliſt und Meineyd ſind gleichſam Erbfehler Bohemunds. Es ſollte mich wundern, wenn er hielte was er euch geſchworen hat. Ich für mein Theil, will es mir zur Pflicht machen, eurem Auftrage pünktlich nach zu leben. Mit dieſer Verſicherung nahm er ſeinen Abſchied, und gieng zu den übrigen Celten ab. Der Kaiſer wäre gerne in Verbindung mit dieſen ausgezogen, wenn er nicht ihre übergroſſe Menge gefürchtet hätte. Deswegen hielt er für rathſamer, ſich bey Pelecanum zu ſetzen, wo er in der Nähe von Nicäa, ſowohl die Celten, als

die

ie Türken innerhalb und ausserhalb Nicäa, beobach-
n konnte. Völlige Neutralität zu behaupten wäre
nklug und schimpflich gewesen. Er mußte wenigstens
it einer beobachtenden Armee im Felde erscheinen, um
ey Gelegenheit lieber selbst Nicäa einzunehmen, als
s sich von den Celten, dem beschwornen Vergleiche
emäß, nach der Eroberung überantworten zu lassen.
Diesen Plan, nebst allen seinen Gründen und heimli-
en Triebfedern, hatte er keinem, als dem Butumites
itgetheilt, den er als einen treuen und sehr thätigen
Mann nach Nicäa absandte, um die dortigen Einwoh-
r auf seine Seite zu ziehen. Er mußte ihnen außer
elen Verheissungen, und der Zusage daß sie unter
aiserlichem Schutz nicht das geringste zu besorgen hät-
n, noch das klägliche Schicksal vorstellen, welches
nen unausbleiblich bevorstünde, wenn sich die Celten
it stürmender Hand ihrer Stadt bemächtigten.

Eilftes Buch.

Bohemund und die übrigen Grafen wollten in Verbindung mit Gottfried nicht eher nach Kiboton überschiffen, als bis Sangeles und der Kaiser zu ihnen gestoßen wären. Der Mangel an Lebensmitteln aber nöthigte sie sich zu trennen. Gottfried nahm den Weg durch Bithynien und Nicomedien, die andern giengen zur See ab, und rückten, nachdem sie sich wieder mit dem ersten vereinigt hatten, gerade auf Nicäa los. Um die Belagerung durch angeregten Wetteifer desto heftiger zu betreiben, theilten sie jedem ein besondres Stück der Mauer zu, gegen welches er den Sturm wagen sollte, ließen auch für Sangeles, der sich noch nicht eingefunden hatte, einen eignen Platz offen.

Unterdessen stand der Kaiser schon bey Pelecanum. Die Einwohner von Nicäa hatten lange vergebens bey dem Sultan um Hülfe angesucht. Von aussen setzten ihnen die Belagerer vom frühen Morgen bis an den Abend ununterbrochen zu. Ihre Lage wurde dadurch so bedrängt, daß sie sich aus Noth entschlossen, die Stadt lieber an den Kaiser abzutreten, als sie von den Celten erobern zu lassen. In dieser Verlegenheit riefen sie den Butumites herein, der ihnen schon vorher schriftlich des Kaisers Gnade angeboten hatte, und solches jetzt mündlich wiederholte, wofern sie sich ihm ausliefern würden. Den dritten Tag darauf fieng Sangeles an, den ihm angewiesenen Platz mit Maschienen zu bestürmen.

Zu-

Zugleich verbreitete ſich das Gerücht, daß der Sultan zum Entſatz herbey eile. Butumites mußte, s die Nicäer es erfuhren, die Stadt verlaſſen. Ein rkiſches Detachement, welches Befehl hatte, den ranrückenden Sangeles bloß zu beobachten, ohne nen Angriff auf die Celten zu thun, wurde von den oldaten des Sangeles angefallen. Bohemund nebſt n übrigen Grafen ließen jeder 200 Mann unter ſeir Standarte zu ihnen ſtoßen, mit deren Hülfe es erwältigt und bis in die Nacht verfolgt ward.

Mit Anbruch des folgenden Tages erſcheint der ultan mit ſeiner Hauptarmee in der Ebene vor Ni-a. Die Celten fallen ihn mit Löwenmuth an. Das effen war fürchterlich. Den ganzen Tag kämpften yde Heere mit gleichem Glücke. Erſt die einbrechen- Nacht entſchied zum Nachtheil der Türken. Von yden Theilen blieben viele, noch mehrere wurden ver-ndet. Die Sieger kehren zurück und tragen zum chrecken der Belagerten die Köpfe der erſchlagnen irken auf Spießen vor ſich her. Der Sultan, der e Hoffnung aufgab, gegen die unzählige Menſchen-nge für jetzt etwas ausrichten zu können, rieth den nwohnern von Nicäa, ſich bey Zeiten an den Kaiſer ergeben.

Sangeles bedrängte von ſeiner Seite die Stadt mittelſt eines runden hölzernen Thurmes, den er gen den ſogenannten Gonatos Thurm aufrichten ß. Er war mit Fellen belegt, in der Mitte mit eidenruthen umflochten, und ſonſt noch auf alle t befeſtigt.

Jener Thurm führte den Namen Gonatos — der iebeuger — ſeit dem Manuel, der Vater des vor-ligen Kaiſers Iſaak Comnenus (deſſen Bruder Jo-

hannes

hannes, mein Großvater von väterlicher Seite war) von dem Kaiſer Baſilius zum Oberfeldherrn des Morgenlandes ernannt worden war. Manuel ſollte entweder mit gewaffneter Hand, oder durch Verträge den Klerus dahin bringen, daß er die Feindſeligkeiten einſtellte. Dieſer aber war ein gar zu unruhiger ſtreitluſtiger Kopf, der lieber alles mit Gewalt durchſetzte, ehe er ſich zu einem gütlichen Vergleich bequemte. Er wollte Krieg; und belagerte Nicäa. Von dem Stoß der Belagerungsmaſchienen litt vorzüglich der oben erwähnte Thurm ſo ſehr, daß er ſich ſenkte, und gleichſam eine Kniebeugung zu machen ſchien, woher er denn auch ſeinen Namen erhielt.

Der hölzerne Thurm, welchen Sangeles errichtet hatte, heißt in der Kunſtſprache Chelone — Schildkröte — Auſſerhalb denſelben waren mehrere poſtirt, welche die Aufmerkſamkeit der Belagerten beſtändig unterhielten. Mittlerweile waren andre beſchäfftigt, unter dem Verdeck die Steine aus der Mauer mit Brecheiſen herauszugraben, und die Lücken ſo lange mit Bretern auszufüllen, bis ein völlig freyer Durchgang fertig war. Alsdann wurden die Breter angezündet, und ſo wie ſie in Aſche zerfielen, ſenkte ſich auch wieder der Genatos, um gleichſam ſeinen Namen mit der That zu behaupten. Ueberhaupt führten die Belagerer um die Mauer immer mehrere Werke auf, und füllten den Stadtgraben ganz mit Erde.

Der Kaiſer ſah aus guten Gründen gar wohl ein, daß die Lateiner, wenn ſie auch noch einmal ſo zahlreich wären, nimmermehr Nicäa erobern würden. Dennoch ſchickte er ihnen, um wenigſtens etwas zu thun, Belagerungsmaſchienen aller Art, worunter viele von ganz neuer Erfindung waren. Sein Heer ſtand,

wie

wie vorhin gesagt worden, bey Pelecanum, in der Nähe von Mesampola, wo sich eine Kirche des heil. Märtyrers Georg befindet. Er war zwar noch immer geneigt, sich mit den Lateinern gegen die ungläubigen Türken zu verbinden, allein triftige Ursachen, die in der Menge und dem unbeständigen Charakter der Franken lagen, hielten ihn davon zurück. Durfte er wohl Menschen trauen, die in ihren Entschließungen eben so unstät waren, als ungewissenhaft in ihren Verträgen? — Menschen die um einen Obolus Weib und Kind dahin gaben? — Dennoch wollte er nicht ganz müssiger Zuschauer seyn, sondern in der Ferne für sie so thätig wirken, als wenn er unter ihnen gegenwärtig wäre.

Nicäa liegt an einem See, auf dem der Sultan mit leichter Mühe Truppen und Proviant in die Stadt schickte. Um diesen Weg zu sperren, ließ der Kaiser Fahrzeuge so groß als sie das Wasser tragen konnte, von der Seite nach Kius, auf Wagen an den See bringen, besetzte sie mit Truppen unter Manuel Butumites Anführung, und gab ihnen mehr Fahnen, Trompeten und Pauken mit, als sie nöthig hatten, damit die Türken sie für sehr zahlreich halten möchten. Zu Lande schickte er den Taticius und Tzitas mit zwey tausend tapfern Schildträgern gegen Nicäa ab. Ihre Pfeile wurden von Maulthieren fortgebracht. In einer ziemlichen Entfernung von der Stadt stiegen sie von den Pferden ab, rückten dann langsam vorwärts und verschanzten sich dem Gonatosthurm gegenüber. Auf einen gegebnen, mit den Celten vorhin verabredeten Wink, wurden die Festungswerke unter einem heftigen Kriegsgeschrey berennt. Die Celten stürmten mit Mauerbrechern und Schleudermaschienen. Die Kaiserlichen schossen einen dichten Pfeilhagel ab. Auf

dem See zeigten sich die Fahrzeuge des Butumites, der den Nicäern nochmals das billige Anerbiethen des Kaisers wiederholte. Kurz es entstand ein solches panisches Schrecken in der Stadt, daß sich keiner hinter die Verschanzungen hinauswagte. Jetzt blieb den Belagerten weiter nichts übrig, als sich zu ergeben. Butumites zeigte ihnen die Urkunde vor, welche ihm Alexius zu dem Ende mit gegeben hatte, kraft deren allen und jeden des Kaisers Gnade, vorzüglich der Schwester und Gemahlin des Sultans, welche letztere des Tzachas Tochter war, Geld und Ehre im vollen Maaße versprochen war. Nachdem sie den Inhalt dieser Urkunde angehört hatten, gestatteten sie dem Butumites den Eintritt in die Stadt, der sogleich in einem Schreiben dem Taticius ankündigte, der Fang sey schon so gut als gewiß, er dürfe nur noch die Schlinge zuziehen. Am folgenden Tag mit Sonnenaufgang solle er sich in Verbindung mit den Celten zum Sturm bereit halten.

Es war dieß blos ein Kunstgriff, um die Celten glauben zu machen, Butumites habe die Stadt mit stürmender Hand erobert. Indem nun die Celten anrennen, läßt Butumites die kaiserlichen Fahnen und Paniere oben auf den Mauern aufpflanzen, und unterm Getöse der Feldmusik: Es lebe der Kaiser! ausrufen. So bald die übrigen kaiserlichen Truppen eingezogen waren, forderte Butumites die Schlüssel zu dem einzigen noch nicht verschlossenen Thore ab, theils den Celten das Eindringen zu verwehren, theils aus Furcht vor den in Nicäa befindlichen Satrapen, die noch immer stark genug waren, ihn mit seiner weit geringern Mannschaft zu überwältigen. Die Macht der Satrapen schwächte er durch folgende List. Er stellte ihnen alle jene Belohnungen und Würden, die

in

Conſtantinopel ihrer warteten, ſo reißend vor, daß
ſich entſchloſſen, des Nachts in kleinen Haufen hin-
einander über den See nach Georgsſtadt zu Ro-
mern und Monaſtras zu gehen, denen er den ſehr
ugen Rath gab, jeden einzelnen Haufen, ſo wie er
s dem Schiffe ſtieg, unverzüglich weiter fort zu
affen, ohne die Ankunft der nachfolgenden abzu-
arten.

So lange dieſer Rath befolgt ward, gieng es
ht gut. Als ſie aber nicht mehr darauf achteten,
d die Türken in größern Schaaren ziehen ließen,
urden ſie von der überlegnen Menge derſelben bey
acht überfallen, und als Gefangne auf die Straße
bracht, die zu dem Lager des Sultans führte. Auf
m Berge Azula hielt der Zug etwas inne, um aus-
ruhen. Monaſtras, der das Türkiſche als ſeine
lbe Mutterſprache vortrefflich redete, und Rodomer,
t es in ſeiner langwierigen Gefangenſchaft auch ziem-
h gut erlernt hatte, ſuchten hier die Türken durch
te Worte zu ihrem Vortheil zu bewegen. „Warum,
rachen ſie, wolltet ihr uns, ohne den geringſten
utzen davon zu haben, das Leben rauben? Anſtatt
curen Landsleuten nachzuthun, die jetzt die ausge-
hnetſten Gunſtbezeugungen des Kaiſers genießen,
raubt ihr euch muthwillig des Glücks, das euch mit
nen Armen erwartet. Heißt dieſes klug gehandelt,
nn ihr euch in augenſcheinliche Gefahr ſtürzt, der
doch ohne Mühe entgehn könnet? Wer ſichert
h, daß ihr nicht von Celten oder Kaiſerlichen aufge-
gen werdet? Wollt ihr uns folgen, ſo thut es
h jetzt. Wir ſchwören bey Gott, es ſoll euch nicht
reuen. Nehmt doch erſt das, was euch der Kaiſer
gedacht hat, und denn mögt ihr, wenn es euch ge-
lt, als freye Leute hingehn, wohin ihr wollt.“

Die Türken lassen sich bereden, und kehren nach gegenseitigen eydlichen Versicherungen wieder um. Alexius nahm sie in Pelicanum sehr gnädig auf, nur gegen Monastras und Rodomer war er unwillig, doch ohne es jetzt schon zu äussern. Er stellte es in den Willen eines jeden Türken, ob er in seine Dienste treten oder nach Hause gehen wollte. Die das Erstere wählten, wurden mit reichen Wohlthaten überhäuft, aber auch den letztern ließ er es nicht an überhäuften Gnadenbezeugungen gebrechen.

Erst nach einigen Tagen machte er jenen beyden Feldherrn über ihre Unbesonnenheit bittre Vorwürfe, die sie so sehr beschämten, daß sie nicht wagten, ihre Augen gegen ihn aufzuschlagen, wenn er nicht aus Schonung gegen sie das Gespräch auf andre Gegenstände geleitet hätte.

Butumites, der den Titel eines Dux von Nicäa erhalten hatte, wurde von den Celten, unter dem Vorwand die heil. Kirchen zu besichtigen, um die Erlaubniß ersucht, sie in die Stadt zu lassen. Er merkte ihre wahre Absicht, und gestattete ihnen ihre Bitte in so weit, daß nicht mehr als zehn Mann auf einmal hineingehen dürften. Der Kaiser, dessen Wille es war, von den übrigen Grafen, die noch nicht geschworen hatten, den Eyd zu empfangen, gab ihm den Auftrag, alle Grafen dahin zu bringen, daß sie nicht eher nach Antiochien abgiengen, als bis sie sich erst vom Kaiser zu Pelecanum beurlaubt hätten, wofür ihnen nochmals reichliche Belohnung zu Theil werden sollte.

Wo Geld zu erobern war, da war Bohemund gewiß nicht der letzte. Er fand sich augenblicklich bereit, das zu thun, was Butumites in Vorschlag gebracht hatte, und beredete die andern Grafen, seinem Beyspiel

zu

zu folgen. Nach einer prächtigen Aufnahme hielt Alexius folgende Anrede an sie: „Ihr erinnert euch des Schwurs, den ihr mir geleistet. Wenn ihr euren Sinn nicht in dieser Zwischenzeit geändert habt, so bewegt diejenigen, die ihn mir noch nicht abgelegt haben, ein gleiches zu thun.“ Alle willigten in diese Forderung, ausser Tancred, Bohemunds Schwester Sohn, ein edeldenkender Jüngling, der sich durchaus dawider setzte, weil er Bohemund schon den Eyd der Treue geleistet habe, und diesen bis an sein Ende zu halten gesonnen sey. Das Zureden der Umstehenden, selbst der kaiserlichen Verwandten, machte ihn so unwillig, daß er, indem er auf das Zelt des Kaisers, welches von unerhörter Größe war, hinwies, in die Worte ausbrach: „Wenn ihr mir dieß Zelt voll Geld, und noch so viel darüber gebt, als die übrigen alle zusammen bekommen haben, so will auch ich schwören.“ Ein verächtlicher Seitenblick, den Paläolog auf ihn warf, brachten den Tancred ganz ausser sich. Er würde ihn wüthend angefallen haben, wenn sich der Kaiser nicht dazwischen gestellt, und Bohemund ihm nicht bedeutet hätte, daß man des Kaisers Anverwandte nur mehrerer Achtung behandeln müsse. Zuletzt gab er den häufigen Vorstellungen der übrigen nach, und leistete den vorgeschriebnen Eyd.

Als sie wieder nach Antiochien abzogen, mußte der damalige Groß-Primicer Taticius, mit den unter ihm stehenden Truppen sie begleiten. Sein Auftrag war, sie in allen Fällen treulich zu unterstützen, und dann die Städte, welche sie mit Gottes Hülfe erobern würden, in Empfang zu nehmen. Diejenigen Celten, welche zurück geblieben waren, mußte Bohemund als Söldner in Nicäa aufnehmen.

Zu Leukä wo die große Armee innerhalb zweyer Tage anlangte, gieng Bohemund, wie er es ſelbſt verlangt hatte, mit dem Vortrabe voraus, die andern folgten ihm langſam nach. Er kam mit angeſtrengten Märſchen bis in die Gefilde vor Dorialäum. Hier drangen die Türken, in der Meynung das ganze celtiſche Heer vor ſich zu ſehen, auf ihn ein. Der ſtolze Lateiner, welcher die Verwegenheit gehabt hatte, ſich auf den kaiſerlichen Thron zu ſetzen, hatte ſich an die Spitze der Schlachtordnung geſtellt und drang, ohne auf des Kaiſers Rath zu achten, zu weit in die Türken. Dieſe Kühnheit aber büßte er theuer. Nachdem er vierzig von ſeinen Leuten verloren, mußte er ſich verwundet in die Schlachtordnung zurück ziehn. Bohemund ſchickte aus Beſorgniß Eilbothen an die nachfolgenden Celten, die auch gleich nach erhaltner Nachricht ſchleunigſt aufbrachen und den Feind aus dem Felde ſchlugen. Die Türken mit ihrem Sultan Tamiskan, und Aſan, der allein 30000 Mann anführte, ſetzen ſich wieder bey Hebraici, wo eine Schlacht geliefert wird. Von beyden Theilen wurde mit größter Tapferkeit gefochten, bis Bohemund, der den rechten Flügel befehligte, wie ein tobender Löwe gegen den Sultan Klitziaſtran ſprengte, und durch ſeinen perſönlichen Muth die Türken zum Weichen brachten.

Dem Rath des Kaiſers gehorſam, verfolgen die Sieger den fliehenden Feind nicht zu weit; nachdem ſie im feindlichen Lager einen Ruhetag gehalten, erneuerten ſie bey Agruſtopolis ihren Angriff, wo ſie zum zweyten mal einen vollkommnen Sieg erfochten.

Das türkiſche Heer war nun völlig zu Grund gerichtet. Wer noch mit dem Leben davon kam, rettete ſich mit der Flucht, ließ Weib und Kind im Stich,

und

und floh, wo sich nur ein Lateiner blicken ließ. Diese hingegen rückten nun in Vereinigung mit den Kaiserlichen durch die sogenannte reissende Stelle vor Antiochien, ohne sich weiter um die zu beyden Seiten gelegenen Oerter zu bekümmern. Nach einer, drey Monate lang ausgestandenen, Belagerung, hielten die Antiochier beym Sultan von Chorasan um Entsatz und um Verstärkung ihrer Besatzung an.

Bohemund hatte sich mit einem Armenier, der den Thurm vertheidigte, unter welchem er mit seinen Truppen stand, in öftere vertrauliche Gespräche eingelassen, und diesen endlich so weit gebracht, daß er versprach, ihn auf ein gegebenes Signal in den Besitz des Thurmes zu setzen; nur müsse er sich mit tauglichen Leitern versehen, und die übrigen Celten, während er die Mauer bestieg, einen Generalsturm thun lassen.

Unterdessen verbreitete sich das Gerücht, daß der Chorasanische Sultan, und sein Feldherr Kurpagan mit einer großen Menge Agarener in der Nähe stünden. Bohemund, der seinen Anschlag bisher geheim gehalten hatte und große Lust bezeugte, Antiochien für sich selbst zu behalten, bediente sich dieser Gelegenheit, um den Taticius, an den die Stadt dem Vortrage gemäß hätte übergeben werden sollen, zu entfernen. „Ich bin zu sehr euer Freund, sagte er zu ihm, als daß ich euch ein Geheimniß daraus machen sollte, was unsre Grafen von euch denken. Man spricht allgemein, daß der Kaiser den Sultan von Chorasan gegen uns aufgewiegelt habe, und ist davon so überzeugt, daß man schon Anschläge gegen euer Leben gefaßt hat. Denkt auf eure und eurer Leute Wohlfahrt. Mehr kann ich euch nicht sagen.“

Taticius ließ ſich ſchrecken, zog nach dem Hafen von Sudi zurück, wo die kaiſerliche Flotte lag, und ſegelte darauf nach Cypern. Er that dieß mit um ſo weniger Bedenken, da er ſchon längſt an der Eroberung der Stadt verzweifelte, weil eine ſo große Hungersnoth im Lager ausgebrochen war, daß man den Kopf eines Ochſen mit drey goldene Tateren bezahlte.

Nachdem dieſe Liſt glücklich von ſtatten gegangen war, kehrte ſich Bohemund zu den Grafen. „Lange genug, ſprach er, haben wir vergeblich vor Antiochien gelegen, und dürfen für alle unſre Mühe nichts als den ſchrecklichſten Tod erwarten, wenn wir unſer Glück auf keinem beſſeren Weg verſuchen. Ihr werdet begierig ſeyn zu wiſſen, was ich hierunter meyne. Höret alſo. Nicht immer wird der Sieg durch Schwert und Blutvergießen errungen; oft vermögen gute Worte mehr als unabläſſige Arbeit, und kein Sieg bringt mehr Ehre, als den uns ein freundliches Verſtändniß erkaufte. Laßt uns daher ohne weitern Zeitverluſt, ehe Kurpagan ankömmt, jeder von der ihm angewieſenen Stelle, die Feinde durch gefällige Reden zu gewinnen ſuchen. Wer zuerſt ſeinen Zweck erreicht, bleibe dann, wenn es euch gefällt, zu ſeiner Belohnung ſo lange im Beſitz der Stadt, bis er von einem Deputirten des Kaiſers abgelöſt wird. — Doch ihr wißt vielleicht einen beſſern Vorſchlag.“

Die Grafen merkten die Schlinge nicht, welche ihnen Bohemund aus eigennützigen Abſichten legte, und gaben ihm ihren völligen Beyfall. Den folgenden Tag kommt Bohemund mit Hülfe des Armeniers durch das Thor auf den Thurm, und läßt eilends in die Trompeten ſtoßen. Kaum erblicken ihn die Türken, ſo ſtürzen ſie voll Schrecken zum entgegenſtehen-

der

den Thore hinaus; nur wenige beherzte Männer blieben zur Bedeckung der Burg Kula zurück. Die andern Celten kamen vermittelst Sturmleitern über die Mauer in die Stadt, und Tancred ſetzt den Fliehenden nach.

Jetzt erſt langte Kurpagan, wiewohl zu ſpät, mit einem zahlreichen Heer an. Er bezog vor Antiochien ein feſtes Lager, mit dem Vorſatz, die Stadt zu belagern. Kaum hatte er den Anfang dazu gemacht, ſo thaten die Celten einen Ausfall, wurden aber nach vielem Blutvergießen zurückgeſchlagen. Dieſer Umſtand verſetzte ſie in eine ſehr mißliche Lage; denn nicht genug, daß ſie von auſſen bedrängt wurden, ſelbſt in den Ringmauern der Stadt machte ihnen die Beſatzung der Burg Kula, welche noch in Feindes Händen war, ſehr viel zu ſchaffen.

Auch jetzt gab Bohemund ſeinen Vorſatz noch nicht auf, Antiochia für ſich allein zu beſitzen; ſich die Ausführung deſſelben zu erleichtern, that er den Grafen folgenden Vorſchlag. „Es iſt nicht gut, ſprach er, daß wir alle insgeſamt zugleich gegen die Feinde innerhalb und auſſerhalb der Stadt kämpfen. Beſſer wär's wir theilten uns in zwey ungleiche Theile. Ich nehme über mich mit dem kleinern die Burg zu beſtürmen, die übrigen, als der größere Theil nehmen es mit den Türken auf, die uns von auſſen belagern.“ Der Vorſchlag wird angenommen. Bohemund führt eine ſtarke feſte Mauer auf, welche die Burg von der übrigen Stadt völlig trennte, und von der er die Türken unabläſſig beunruhigte. Die übrigen Grafen laſſen es ebenfalls an der gehörigen Wachſamkeit nicht fehlen, um ſo wohl die Belagerer zu verhindern, des Nachts die Feſtungswerke zu erſteigen, als auch die Einwohner ſelbſt von der Mauer zu entfernen, damit

ſie nicht Gelegenheit fänden, ſich mit den Türken in verrätheriſche Unterhandlungen einzulaſſen.

Ich wende mich zum Kaiſer, der ſehr gerne den Celten zu Hülfe herbey geeilt wäre, wenn nicht der traurige Zuſtand ſeiner am Meer gelegenen Provinzen den ſchleunigſten und kräftigſten Beyſtand verlangt hätte. Tzachas behauptete Smyrna, als wenn er es eigenthümlich beſäße, Tangripermes wieder eine andre Epheſiſche Seeſtadt, in welcher der Apoſtel Johannes eine Kirche hat; und ſo befanden ſich mehrere feſte Oerter in den Händen der Satrapen, die von ihren Raubſchlöſſern aus alles verheerten und plünderten, und die Chriſten wie feile Sklaven behandelten. Eben ſo war es auch Chius, Rhodus und den übrigen Inſeln ergangen, die alle mit Seeräuber angefüllt waren.

Der Plan, nach welchem der Kaiſer zu handeln dachte, war: zuförderſt den Seeräubereyen des Tzachas Einhalt zu thun, als dann mit Hülfe ſeiner Land- und Seemacht die Ruhe in dem Reich wieder herzuſtellen, und wenn er hiemit zu Stande wäre, den Celten in Antiochia zu Hülfe zu eilen.

Dem zufolge geht Johannes Dux, der Kaiſerin Bruder, mit Truppen, welche aus verſchiedenen Gegenden zuſammengebracht waren, und mit einer hinlänglichen Flotte, gegen die von den Feinden beſetzten Seeſtädte ab.

Er ſollte allenthalben die Eroberung von Nicäa bekannt machen, und wenn man ihm nicht glauben wollte, die Tochter des Tzachas den türkiſchen Satrapen und Seeräubern vorzeigen, damit ihr Anblick ſie muthlos und zur Uebergabe der Städte bereitwillig machte. Johannes, mein Oheim mütterlicher Seite,

gieng

gieng von Conſtantinopel nach Abydos, wo er den Caſpax zum Admiral der Flotte einſetzte, mit dem Verſprechen, ihn zum Stadthalter von Smyrna und den umliegenden Gegenden zu machen, wenn er dieſe Stadt erobern, und ſich tapfer verhalten würde. Er ſelbſt rückte mit der Armee zu Lande fort. Das Gerücht von Eroberung Nicäens war ihm hier ſchon voraus gegangen, und hatte die Einwohner von Smyrna ſo mürbe gemacht, daß ſie ihm gleich bey ihrer Ankunft mit der Capitulation entgegen kamen, laut welcher ſie die Stadt auf die Bedingung übergeben wollten, daß ihnen der Dukas einen freyen Abzug, ohne die mindeſte Kränkung an Leib und Leben endlich zuſichern möchte. Johannes geht ihre Foderung ein, läßt ſie in Friede ziehen, und übergiebt dem Caſpax die verſprochne Obergewalt, die er aber nicht lange genießen konnte. Denn, kaum daß er vom Dux zurück gekommen war, kam ein Bürger aus Smyrna klagend bey ihm ein, daß er von einem Saracenen um 500 goldene Stateren beſtohlen ſey. Der Syrer glaubte, als man ihn vor Gericht ſchleppte, daß er zum Tode geführt würde, zog aus Verzweiflung ſein Schwert, ſtieß es dem Caſpax in den Leib, hieb deſſen Bruder in die Hüfte und entſprang in dem Tumulte, der darüber entſtand. Ueber dieſen Vorfall geriethen die Seetruppen und Ruderknechte in die äußerſte Wuth, ſie drangen in die Stadt und metzelten alles ohne Erbarmen nieder. Es war ein jammervoller Auftritt. In wenigen Augenblicken verloren gegen zehen tauſend Menſchen ihr Leben.

Johannes Dux empfand den Tod des Kaſpax mit ſchmerzlicher Rührung. Er nahm jetzt ſelbſt die Geſchäffte des Verſtorbenen über ſich, beſichtigte die Feſtungswerke, ſuchte die Geſinnungen der Einwohner

zu erforschen, und bestellte zum Dux von Smyrna einen gewissen Hyaleus, der ihm als ein trefflicher tapfrer Mann bekannt war. Von hier gieng er mit Zurücklassung der Flotte in das Gebiet von Ephesus gegen die Satrapen Tangripermes und Maroues, und lieferte ihnen ein Treffen, das erst am Abend zu seinem Vortheil entschieden ward. Ausser vielen Todten verloren die Türken auch noch gegen zweytausend Mann an Gefangenen, unter denen sich die mehresten Satrapen befanden. Sie wurden alle nach des Kaisers Befehl auf den Inseln vertheilt.

Die übrigen Türken, welche sich über den Meanderstrom nach Palybaton zurückgezogen hatten, glaubten, daß der Ducas sie hier nicht erreichen würde. Allein sie irrten sich. Johannes hatte Befehl, auch bis dahin vorzudringen. Er ließ Petzeas als Dux in Ephesus zurück, und beobachtete auf dem Marsche die schönste Ordnung, die sich nur von dem erfahrensten Feldherrn erwarten ließ. Er nahm einen kürzern Weg, als die Türken gegangen waren, bemächtigte sich auf seinem Zuge der Städte Sardes und Philadelphia, vertraute sie dem Michael Kekaumenos, und gieng dann nach Laodicea, dessen Einwohner ihn so bereitwillig aufnahmen, daß er sie weder in dem Besitz des ihrigen stöhrte, noch einen Statthalter über sie setzte. Von hier gieng er durch Choma nach Lampe, ließ daselbst den Eustathius Kamytzes zur Bedeckung, und kam dann nach Palybaton, wo er die Türken noch in der größten Verwirrung überraschte, sie gänzlich schlug, und ihnen viele Beute abnahm.

Indem Johannes noch im Felde stand, zog der Kaiser mit seiner ganzen Macht Antiochien zu Hülfe. Bey Philomelion, wohin er schon siegreich gedrungen war,

war, kommen ihm Wilhelm Gratemanes, Stephanus Graf von Franken, und Peter von Alipha aus Antiochien über Tarsus mit der Nachricht entgegen, daß die Celten sich in der äussersten Noth befänden. Diese Nachricht bestärkte ihn in dem Vorsatz, ihnen zu Hülfe zu eilen, so sehr auch alle andern es widerriethen. Nur dann erst fieng er an zu wanken, als sich das Gerücht verbreitete, daß unzählige aus den entferntesten Gegenden herbeygerufene Schwärme unter Ismael, dem Sohn des Chorasanischen Sultans, auf dem Wege wären, um ihn zu verhindern, sich Antiochien zu nähern.

Er überlegte reiflich, was er unter gegenwärtigen Umständen zu thun habe, und fand, daß es unmöglich sey, jene Stadt, die gleich nach ihrer Eroberung wieder belagert war, zu retten, unmöglich, den Celten beyzustehen, die aus Verzweiflung die Festung verlassen, und nun in der Flucht ihr Heyl versuchen wollten. Wie konnte er Leuten helfen, die aus übelverstandner Freyheit sich an keine Gesetze, an keine Ordnung im Kriegswesen binden? Sie stürmen, Gemeine sowohl als Officiere, mit unüberlegter Hitze in den Feind, als wollten sie alles vor sich niedertreten. Braucht aber der Feind Kunstgriffe, stellt er ihnen Hinterhalte auf, dann ist's um ihren Muth geschehen. Mit einen Wort, die Celten sind beym ersten Angriff brave Soldaten, bis die Schwere ihrer Waffen und ihre Unbesonnenheit sie selbst in die Enge treibt. Gesetzt, Alexius hätte auch diese Schwierigkeiten nicht geachtet, so war doch sein Heer zu schwach und seine Lage hinderte ihn, den Celten seine Gesinnung zu entdecken, und Verabredung mit ihnen zu treffen. Er beschloß daher nicht weiter vorzudringen, damit nicht seine Hauptstadt selbst in Gefahr käme. Zugleich ließ er aus Besorg-

niß

niß für die Einwohner der Gegend um Philomelion allenthalben kund thun, daß jeder der ſich vor den Agarenern ſichern wolle, bey Zeiten mit ſeiner Familie und allen Haabſeligkeiten zu ihm fliehen möge. Dieſe Warnung wurde ſowohl von Männern als Weibern befolgt, und nun zog der Kaiſer mit ſeiner Armee, den gefangenen Türken, und den zu ihm geflüchteten Chriſten nach Conſtantinopel. Nur ein Corps das in mehrern Haufen agieren mußte, blieb im Felde ſtehn, um die Feinde zu hindern, daß ſie den Kaiſer nicht auf ſeinem Marſche beunruhigten.

Der Archiſatrape Iſmael fand die ſchrecklichen Verwüſtungen, welche Alexius auf ſeinem Zuge angerichtet hatte. Menſchen waren erwürgt, oder fortgetrieben, alles war zur Beute gemacht, und — was ihm den meiſten Schmerz verurſachen mußte — der Urheber dieſes Unglücks war ſeiner Rache entflohen. Den erlittnen Schaden wieder gut zu machen, wandte er ſich nach Paipert, welches ohnlängſt von den Kaiſerlichen beſetzt und von dem berühmten Theodor Gabras vertheidigt wurde. Er lagerte ſich an dem Ufer des nahe bey Paipert vorbeyfließenden Stromes. Gabras beſchloß einen nächtlichen Ausfall zu wagen — doch hiervon ein mehrers an ſeinem Orte.

Die Lateiner in Antiochien, von Hunger ſowohl als von Feinden beſtürmt, wandten ſich an ihren Biſchoff, den vormals bey Hellenopolis geſchlagenen Peter, und baten ihn um Rath. „Ihr habt, antwortete er ihnen, das Gelübde, euch aller Ausſchweifungen auf dem Wege nach Jeruſalem zu enthalten, verletzt. Daher hat Gott jetzt ſeine Hand von euch abgezogen. Ihr müßt alſo zum Herrn wiederkehren, eure Sünde bereuen, als Büſſende unter heißen Thränen eure Reue

an

en Tag legen, und unaufhörlich zu Gott flehen. dann will ich die Gnade des erzürnten Himmels euch erbitten."

Der Rath wird befolgt. Einige Tage nachher eckte Peter aus göttlicher Eingebung den vornehm- Grafen, daß zur rechten Hand unter dem Altar heiliger Nagel vom Kreutze Christi liege. Man , fand aber nichts. Nach einem inbrünstigen Ge- efahl er noch einmal zu graben, und siehe — der chte Nagel kam zum Vorschein. Voll unaus- hlichen mit heiligem Schauder vermischten Ent- ens brachte man ihn zu Petern, und bewilligte ihn uf dem schuldlosesten unter allen, dem Sangeles, Gebrauch bey Gefechten.

Den folgenden Tag brachen die Celten durch eine ckte Pforte zur Stadt hinaus. Der Graf von dern erbat sich von den übrigen die Erlaubniß, er zuerst und bloß mit drey andern in die Türken uen dürfte. Ehe das Treffen angieng, stieg er Pferde, beugte sich dreymal zur Erde und rief um gnädigen Beystand an. Gott mit uns, das Feldgeschrey, unter welchem er mit seinen hrten gegen den Hügel rannte, auf dem Kurpagan Was ihnen im Wege stand, streckte die Lanzen, and des Allmächtigen waltete über die Christen. kühne Angriff dieser vier edlen Ritter jagte den en ein so plötzliches Schrecken ein, daß sie noch, ie Schlacht förmlich anfieng, den Rücken wand- Tausende von ihnen ertranken im Flusse. Ihre ame dienten den nachsetzenden Siegern zur ke. Nachdem die Celten den geschlagnen Feind genug verfolgt hatten, kehrten sie in das türkische zurück, wo die Beute so groß war, daß dreyßig

Tage

Tage kaum hinreichten, ſie in die Stadt zu bringen.

Von Antiochien machten ſie ſich nach einer kurzen Raſt auf den Weg nach Jeruſalem. Bohemund blieb der Abrede gemäß als Befehlshaber der Feſtung zurück. Unterwegs bemächtigten ſie ſich vieler an der See gelegnen Schlöſſer. Welche zu feſt waren, und ſich hartnäckig vertheidigen konnten, wurden vorbey gegangen. Die Belagerung von Jeruſalem war in einem halben Monat beendigt. Bey der Eroberung kamen viele Türken und Juden ums Leben. Da ſie nun ſo weit alles unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatten, und ſich keiner blicken ließ, der ihnen den Beſitz des Eroberten ſtreitig machte, ſo übertrugen ſie Gottfrieden die höchſte Gewalt unter dem Titel eines Königs. Der Ruf ihrer ſiegreichen Waffen verbreitete ſich bis zum Babyloniſchen Amerümnas (Fürſten). Er ſchickte ein zahlreiches, aus Armeniern, Arabern, Saracenen und Agarenern zuſammengeſetztes Heer ins Feld, gegen welches die Teiten bey Ramel (Rama) wo der heil. Georg die Märtyrer Krone empfieng, das erſtemal glücklich fochten, den folgenden Tag aber den Kürzern zogen, und ſich bis Ramel zurückziehen mußten. Hier fielen ſie alle, bis auf den einzigen Balduin, der aus edlen und weiſen Abſichten in Ramel ſeine Zuflucht nicht ſuchen wollte, in kurzer Zeit in Feindes Hände, und wurden theils umgebracht, theils gefangen nach Babylon geführt. Unterdeſſen trieb Balduin, wo er nur konnte, Franken ſowohl zu Pferd als zu Fuß auf, überfiel mit ihnen die Babylonier, als ſie eben Japha (Joppe) bedrohten, und ſchlug ſie aus dem Felde.

Der Kaiſer, den es ſehr bekümmerte, daß ſo viele edle Grafen, die ſich eben ſo ſehr durch ihre hohe Geburt,

burt, als durch körperliche Schönheit und Stärke auszeichneten, im Auslande als Sclaven behandelt werden sollten, schickte zu ihrer Befreyung einen gewissen Bardales mit Geld und Briefen an den Amerimnas nach Babylon, der sogleich nach Durchlesung des kaiserlichen Schreibens alle Grafen ohne Lösegeld freygab, Gottfried ausgenommen, der schon durch seinen Bruder Balduin war losgekauft worden. Die befreyten Grafen erhielten zu Constantinopel die beste Aufnahme, und wurden reichlich beschenkt nach Hause gelassen. Gottfried bestieg wieder seinen Thron, und Balduin gieng nach Edessa.

Um diese Zeit bekam Sangeles den schriftlichen Auftrag vom Kaiser, Laodicea an den Andronicus Tzintzikukas, Maraceus aber und Balaneus an diejenigen verabfolgen zu lassen, die unter dem Eumathius, damaligen Dux von Cypern, standen, mit Eroberung der übrigen Schlösser aber fortzufahren. Er that, was ihm befohlen war, überlieferte die Festungen, und nahm Antaradium ohne Schwertschlag ein. Hier rückte ihm Apapakas von Damascus mit einem überlegenen Heer entgegen, dem er ohne eine Kriegslist nicht gewachsen gewesen wäre. Er redete nämlich mit den Einwohnern ab, daß er sich an einer Stelle dieser sehr großen Festung verborgen halten wölle; wenn Apapakas nun fragen würde, wo er wäre, so sollten sie ihm antworten: Sangeles sey über alle Berge. Apapakas kömmt und wird durch die Reden der Einwohner, und durch ihr gefälliges Betragen so sicher gemacht, daß er sich, müde von dem überstandnen Marsche, nahe an der Stadtmauer lagert, und seinen Leuten erlaubt, ihre Pferde auf die Weide zu treiben. Mitten am Tage, da die Sonne recht heiß brannte, bricht Sangeles mit seinen vierhundert Soldaten zu den Thoren hinaus,

und

und fällt plötzlich in das türkiſche Lager. Nur wenige muthige Krieger, die ihr Leben für nichts achteten, thaten ihnen Widerſtand, die übrigen alle ſuchten ihr Heyl in der Flucht. Zu ihrem Unglück befanden ſie ſich in einer weiten Ebne, wo weder Hügel noch Sumpf, noch eine andre Vertiefung war, und wurden alle bis auf wenige, die mit der Gefangenſchaft davon kamen, getödtet. Nach dieſer glücklichen Unternehmung beſetzte Sangeles eine zum Libanon gehörige Bergſpitze, wo er, auſſer einem feſten Lagerplatz, auch noch Gelegenheit fand, der gegenüber liegenden Stadt Tripolis das Waſſer abzuſchneiden. In dem Bericht, welchen er von ſeinen bisherigen Progreſſen an den Kaiſer erließ, wünſchte er, daß der Ort, wo jetzt ſein Lager ſtand, ſtark befeſtigt werden möchte, ehe noch mehrere Truppen aus Chorasan ankämen. Seine Bitte wurde bewilligt. Der Dux von Cypern erhielt Befehl, an der Stelle, die ihm Sangeles anweiſen würde, ein Caſtell aufzuführen, und alles was zum Bau erforderlich wäre, auf Schiffen herbeyzuſchaffen.

Die alte Feindſchaft, welche Bohemund beſtändig gegen den Kaiſer im Herzen hegte, loderte in vollen Flammen auf, als er hörte, daß Tzintzilukas von Laodicea Beſitz genommen habe. Er gab ſeinem Neffen Tancred Truppen, um ſie gegen dieſe Feſtung zu gebrauchen. Sangeles machte ſich, ſo bald er hievon Nachricht erhielt, unverzüglich auf den Weg, um die Belagerung durch ſeine Gegenvorſtellungen rückgängig zu machen. Allein Tancred beharrte feſt auf ſeinem Vorſatz, und jener mußte unverrichter Dinge wieder in ſeine Station vor Tripolis zurückkehren. Tzintzilukas forderte Hülfe; man zögerte aber in Cypern ſo lange, daß er zum Theil aus Hungersnoth ſich ergab.

Nach

Nach Gottfrieds Tode, der in dieſe Zeit fällt, beriefen die Lateiner in Jeruſalem den Sangeles aus Tripolis zu ſich, um ihn zum König zu wählen. Er aber lehnte den Antrag von ſich ab, und verweilte ſo lange in Conſtantinopel, bis ſie dem Grafen Balduin aus Edeſſa die königliche Würde übertrugen; nach welchem Vorfall ſeine Gegenwart dem Kaiſer noch willkommner war.

Zwey Brüder aus Flandern, Anführer eines Normänniſchen Heeres, erſchienen damals bey Conſtantinopel. Sie wollten gegen alle Vorſtellungen des Kaiſers den Weg nicht einſchlagen, den die übrigen Kreuzfahrer genommen hatten, ſondern gerade auf Choraſan losgehen. Weil ſie nun auf keine Weiſe von einem Vorhaben, welches ſie in das augenſcheinlichſte Verderben ſtürzte, abzubringen waren, ſo gab ihnen Alexius den Sangeles und Tzitas als Rathgeber und Begleiter mit. Sie nahmen auf ihrem Marſche nach Armenien Ancyra ein, giengen über den Haly, und trafen auch eine Stadt an, die von chriechiſchen Chriſten bewohnt war. Die Prieſter dieſes Orts giengen ihnen mit vorgetragnen Crucifixen und Evangelien im geiſtlichen Ornate entgegen. Allein jene Unmenſchen wußten von keiner Schonung gegen Glaubensgenoſſen, die ſich noch dazu von ihnen alles gute verſahen. Sie fielen mit unerhörter Wuth über ſie her, ermordeten Prieſter und Layen, und ſetzten nach verübter That unbekümmert den Weg nach Amaſea fort. Die Türken, als erfahrne Krieger, verbrannten zuvor, ehe ſie den Feind aufſuchten, alle Lebensmittel, die irgend im Lande aufzufinden waren. Das erſte Treffen, welches ſie lieferten, fiel ſchon glücklich für ſie aus; der folgende Tag war wieder blutig. Nun wurde die Stellung des

türkiſchen Lagers ſo verändert, daß die Celten von allen Seiten eingeſchloſſen, weder Proviant einholen, noch ihr Vieh zur Tränke führen konnten. In dieſer äußerſten Noth wagten die letztern aus Verzweiflung eine dritte Schlacht. Die Türken fochten hier nicht mit Lanzen und Pfeilen, ſondern ganz in der Nähe mit dem Säbel in der Hand, und ſiegten nochmals. Was nun zu thun? Der Kaiſer, deſſen wohlgemeinten Rath man vorhin ſo ſchnöde verworfen hatte, war nicht da. Man nahm ſeine Zuflucht zu Sangeles und Tzita, bey denen man ſich erkundigte, ob nicht irgendwo in der Nähe kaiſerliches Gebiet läge? Alles, was beritten war, floh mit Zurücklaſſung aller Bagage, die Straße nach dem Meer hin. Das ganze Lager fiel den Türken in die Hände; das Fußvolk wurde bis auf wenige, die man in Choraſan zur Schau aufführte, nieder geſäbelt. Sangeles und Tzitas kamen mit dem kleinen Reſte der Reiterey in Conſtantinopel an, wo ſie ſich bald, nach gehaltner Raſt, zu einem Zuge übers Meer nach Jeruſalem entſchloſſen, und die Bewilligung des Kaiſers dazu erhielten.

Sangeles eilte wieder auf ſeinen Poſten, voll Begierde Tripolis zu erobern; hier aber überfällt ihn eine tödtliche Krankheit. Kurz vor ſeinem Ende übergiebt er ſeinem Schweſterſohn Wilhelm alle von ihm beſetzten Schlöſſer, und das Commando über ſeine Truppen. Auf die Nachricht von ſeinen Tode ſchrieb der Kaiſer eiligſt an den Dux von Cypern, und befahl ihm, den Nicetas Chaliniz.s mit vielem Geld an Wilhelm zu ſchicken, und dieſen zu bewegen, daß er dem Kaiſer den Eyd leiſte, den ſein nunmehr in Gott ruhender Oheim bis ans Ende treu gehalten hab. In Rückſicht auf die, oben berührte, Wegnahme v. Laodicea

dicea ſchrieb er an Bohemund folgende Zeilen: Euch müſſen noch die eydlichen Verſicherungen in friſchem Andenken ſeyn, die ihr und alle andre dem römiſchen Scepter geleiſtet habt. Jetzt brecht ihr zuerſt euer gegebnes Wort, indem ihr, außer andern Feſtungen, Antiochien beſetzt haltet und Laodicea euch zugeeignet habt. Wollt ihr blutige Händel vermeiden, ſo zieht von Antiochien ab, und gebt auf, was euch nicht rechtmäßiger Weiſe zukömmt."

Bohemund konnte ſich hier nicht, ſeiner Gewohnheit nach, aufs Läugnen legen, da die Sache ſelbſt nur zu deutlich gegen ihn zeugte. Aber doch wußte er durch leidige Ausflüchte ſein Verfahren zu beſchönigen. „Nicht ich, antwortete er, in einem Briefe, ſondern Ihr, Kaiſer, ſeyd Schuld, daß ich ſo handle. Habt ihr denn Wort gehalten, da ihr verſpracht, uns mit einem großen Heer zu unterſtützen? Drey Monate waren wir vor Antiochien, allen Schreckniſſen der Hungersnoth ausgeſetzt, in der die mehreſten von uns ſich mit verbotenen Fleiſche ſättigten. Wir hielten aus. Aber der treueſte Diener eurer Majeſtät, Taticius, den ihr uns zum Beyſtand mitgegeben hattet, fand es für beſſer, uns in der Noth zu verlaſſen. Deſſen ungeachtet nahmen wir die Stadt ein, und ſchlugen die Armee zurück, welche Antiochien entſetzen wollte. Wäre es nun nicht unverantwortlich gehandelt, wenn wir das, was wir mit unſrem Schweiß und Blut errungen haben, ſo leicht wieder fahren ließen?"

Aus dieſem Briefe ſahe der Kaiſer wohl ein, daß Bohemund wieder der alte ſey, der er immer geweſen, ohne ſich auch nur in etwas gebeſſert zu haben. Sein widerſetzliches Betragen nöthigte den Kaiſer, zur Si-

cherheit der römiſchen Staaten ernſtlichere Maaßregeln zu gebrauchen. Er ſandte eine anſehnliche Macht, die Auswahl ſeiner Truppen, unter den Befehlen des Butumites, nach Cilicien ab. In dieſem Heere dienten außer tauſend edlen Celten und Römern, auch Bardas und der Erzſchenke Michael, beyde noch in der erſten Blüthe ihrer Jugend, welche der Kaiſer von ihrer Kindheit an in allen Kriegswiſſenſchaften ſelbſt angeführt hatte. Sie ſollten gegen ihren Anführer bey dieſer Expedition die ſtrengſte Subordination bezeugen, und durch geheime Briefe von allen Ereigniſſen Bericht an den Hof erſtatten.

Uebrigens war der Plan des Kaiſers ſich, ſo bald als möglich, den Beſitz von Cilicien zu verſichern, um von da aus ſeine Abſichten auf Antiochien deſto leichter zu erreichen. Aus Attalia berichtete ihm Butumites, daß Bardas und Michael ſeine Befehle nicht reſpectirten, und bat ihn ſie ſchleunig abzurufen, damit nicht das ganze Heer durch ſie aufgewiegelt, und der Feldzug vereitelt würde. Sein Wille wurde erfüllt. Jene unruhigen Köpfe, nebſt allen denen, die ſich verdächtig gemacht hatten, erhielten Befehl ſich zum Dux Conſtantin Euphorbenus, damaligen Statthalter von Cypern zu begeben, und ihm in allen Stücken unbedingten Gehorſam zu leiſten. Sie thaten es mit der größten Freude, fingen aber auch hier zum größten Unwillen des Dux ihre vorige Lebensart an. Ja ſie giengen im Vertrauen auf die Gnade ihres hohen Beſchüzzers ſo weit, daß ſie den Dux bey Hofe anſchwärzten und ihren Wunſch, Conſtantinopel wieder zu ſehn, deutlich genug äußerten. Dadurch verdarben ſie es völlig bey dem Kaiſer, der Urſache hatte zu beſorgen, daß ſie noch mehr angeſehene und ebenfalls mißvergnügte

gnügte Personen auf ihre Seite ziehen möchten. Sie wurden also mit allen denen, gegen welche man auch Verdacht geschöpft hatte, vom Kantakuzenus nach Cyrene in Sicherheit gebracht.

Butumites besetzte in Cilicien die Festung Marasis nebst allen umher liegenden Flecken und Schlössern, übergab dem Monastras, zur Bedeckung des Landes, eine hinlängliche Anzahl Truppen, und kehrte dann wieder nach Constantinopel zurück.

Unterdeß machten die Franken in Jerusalem dem Bischoff von Pisa sehr ansehnliche Vorschläge, wenn er ihnen durch seinen Beystand zum Besitz von ganz Syrien verhelfen würde. Er willigte ein, verband sich noch mit zwey andern Seemächten, und segelte mit 300 größern und kleinern Schiffen verschiedener Art nach Jerusalem ab. Einen Theil seiner Flotte verlegte er nach Korypho, Cephalenien, Leucas und Zakynth.

Die Nachricht von der Ausrüstung einer so furchtbaren Seemacht nöthigte den Kaiser, sich auf dem Meere in die bestmöglichste Verfassung zu setzen. Er trieb aus allen Hafen des römischen Reichs Schiffe auf, ließ in der Hauptstadt neue erbauen, und fuhr selbst auf einer Gondel bey den Werften umher, um den Bau nach seinem Willen anzuordnen. Die Pisaner waren sehr gute Seeleute, von denen er in einer Schlacht alles zu besorgen gehabt hätte, wenn ihm nicht folgendes Mittel zu statten gekommen wäre. Auf einigen Schiffen ragten aus dem Vordertheile eherne, oder eiserne vergoldete Köpfe von Löwen, und andern wilden Thieren hervor, die den Rachen aufgesperrt hielten. Schon ihr bloßer Anblick war fürchterlich, noch fürchterlicher

aber wurden ſie dadurch, daß ſie Feuer ſpieen. Dieſe Schiffe wurden den Befehlen des Taticius anvertraut, der kürzlich aus Antiochien angelangt, und mit dem Titel Hochberühmteſter Herr (Periphaneſtate Kephale) beehrt war. Zum Grosdux oder Admiral der geſammten Flotte wurde Lantulph ein ſehr tapfrer Seeheld erwählt.

Im Monat April, lief die Flotte aus dem Hafen von Conſtantinopel nach Samos aus, um hier, wo man einen großen Vorrath von Aſphalt hat, aufs beſte kalfatert zu werden. Die Piſaner erſchienen. Die Kaiſerlichen verfolgten ſie bis Koa, giengen aber, weil ſie ſie nicht einhohlen konnten, nach der Inſel Cnidus die an der morgenländiſchen Küſte liegt, wo ſie durch einige aufgefangene Piſaner erfahren, daß die Feinde ihren Lauf nach Rhodus genommen hätten. Sogleich eilten ſie ihnen nach, und erreichten ſie zwiſchen Palora und Rhodus.

Perichitanes aus dem Peloponnes, ein ſehr guter Seeſoldat, gieng in ſchnellem Lauf auf die Piſaner los, durchbrach ihre Linie, und kehrt eben ſo plötzlich wieder zurück. Die kaiſerliche Flotte focht in der größten Unordnung. Selbſt Lantulph, der zuerſt den Angriff that, verſchoß ſein Feuer ohne die mindeſte Wirkung. Der Befehlshaber eines Schiffs Eleemann lief ſo ungeſtüm gegen das Hintertheil eines piſaniſchen Schiffes an, daß er nicht los gekommen wäre, wenn er ſich nicht mit dem glücklichſten Erfolge des Feuers bedient hätte, wodurch er dieſes Schiff und noch drey andre ſehr übel zurichtete. Maſchinen, aus welchen das Feuer ganz gegen ſeine Natur nicht in die Höhe ſtieg, ſondern ſich gerade aus, der Länge nach, und nach allen

len Seiten wohin man es haben wollte, verbreitete, waren den Piſanern eben ſo neu als furchtbar. Ihr Schrecken vermehrte ſich noch durch einen heftigen Sturm, der auf einmal zu toben anfieng. Sie hoben das Treffen auf, und ſeegelten weiter.

Die kaiſerliche Flotte legte ſich bey einer kleinen Inſel Seutlos vor Anker; den andern Tag gieng ſie nach Rhodus. Hier wurden die Gefangenen, unter denen ſich auch einer aus Bohemunds Familie befand, ans Land geſetzt, und ihnen gedroht, daß man ſie entweder als Sclaven verkaufen, oder erwürgen wolle. Die Kaltblütigkeit, mit der ſie dieſe Drohungen anhörten, war Urſache, daß man ſie auf der Stelle niedermachte. Die übrigen landeten auf Cypern, mit dem Vorſatze, dieſe Inſel mit noch mehrern andern zu plündern. Allein kaum rückte ihnen Philocales Eumathius entgegen, ſo warfen ſie ſich wieder in die Schiffe und richteten ihren Lauf nach Laodicea. In der Verwirrung mit der ſie abzogen, vergaßen ſie, mehrere von den Ihrigen, welche ſich auf der Inſel um Beute zu machen zerſtreut hatten, mitzunehmen. Als dieſe nun zurück kamen, und keine Schiffe mehr fanden, ſtürzten ſie ſich aus Verzweiflung ins Meer.

Tankulph und die geſammte Admiralität kamen in Cypern zuſammen, wo man einmüthig beſchloß, dem Bohemund Friedensvorſchläge zu thun. Zu dieſem Geſchäft wurde Butumites auserſehn. Er kam nach Laodicea, fand daſelbſt Mangel an Lebensmittel, aber noch immer denſelben, Bohemund, der ſeine alten Tücke nicht verläugnete, und ihn nach einem zweywöchentlichen Aufenthalt mit folgender Antwort abfertigte: „Ihr ſeyd in keiner andern Abſicht gekommen, a's um

unſre Schiffe in Brand zu ſtecken. Euer freundſchaftliches friedliches Anerbieten iſt nur Gleisnerey. Machet euch davon, und danket Gott, daß ich euch meinen Zorn nicht auf eine andre Art fühlen laſſe."

Bohemunds ganze Gesinnung lag in dieſer Aeuſſerung ſo klar am Tage, daß man alle Hofnung aufgab, ihn je zur Aussöhnung mit dem Kaiſer zu bewegen. So bald Butumites zurück war, ſegelte die kaiſerliche Flotte nach der Hauptſtadt zurück. Bey Sira überfällt ſie ein heftiger Orkan, der alle Schiffe, das Geſchwader ausgenommen, welches Tatitius anführte, auf den Strand jagte, und beynahe ganz zertrümmerte.

Bohemund beſorgte, der Kaiſer möchte Kurikum beſetzen, und in den dortigen Hafen eine Flotte legen, die theils Cypern decken, theils verhindern könnte, daß aus der Lombardey kein Succurs zu ihm herüber käme. Deshalb hielt er es für zuträglicher, die Stadt ſelbſt wieder aufzubauen, und ſich des Hafens zu bemächtigen. Kurikum hatte ehemals ſehr ſchöne Feſtungswerke, die aber in der Folge geſchleift wurden. Seine ſchlauen Abſichten entgiengen dem Kaiſer nicht. Er ſchickte den Verſchnittenen, Euſtathius, der von einem Vorgeſetzten über das Kanikleum bis zum Großzeugar der Flotte empor geſtiegen war, mit dem Auftrage ab, Kurikum ſowohl, als das ſechs Stadien davon entlegne Seleucia zu befeſtigen, und eine hinlängliche Beſatzung hineinzulegen. Zum Commendanten ſollte er den Trategius Strabus, der nur klein von Statur, aber ein beſſe beſſrer Soldat war, beſtellen, und in dem Hafen eine Flotte in Bereitſchaft halten, die theils Cypern ſchützen, theils alles auffangen mußte, was zu Bohemund ſtoßen wollte.

Eufa-

Eudoxius richtete seinen Auftrag pünktlich aus stellte Kurikum in seinen vorigen Zustand wieder her, und unterließ nichts, wodurch Bohemunds Plane vereitelt werden konnten, wofür ihn der Kaiser auch auf eine auszeichnende Art belohnte.

Nach Verlauf eines Jahres rüsteten die Genueser eine Flotte zum Beystande der Franken aus. Gegen sie war wieder neue Vorsicht nöthig, wenn die Unternehmen des Römischen Reichs in Sicherheit bleiben sollten. Zu dem Ende mußte sich Kantakuzenus mit einer Armee zu Lande in Bewegung setzen, und Lantulph auf dem Meere eine solche Stellung annehmen, daß die Genueser auf ihn stießen, und eine Schlacht unvermeidlich wäre. Ein heftiger Sturm aber richtete die kaiserliche Flotte, als sie sich schon auf ihrem Standort befand, so übel zu, daß die mehrsten Schiffe ans Land gezogen und ausgebessert werden mußten. Nur achtzehn waren noch im Stande See zu halten.

In dieser üblen Lage erhielt Lantulph von Kantakuzen die Nachricht, daß die Genueser in der Nähe seyn. Er sollte sich daher seinem Auftrage gemäß an das Vorgebürge Malea legen, um dort, wenn es zu wagen wäre, den Feind anzugreifen, widrigenfalls aber sich bey Cerane verbergen. Lantulph erwählte das letztere, weil seine Macht gar zu sehr geschwächt war. Kantakuzen hatte seine Schuldigkeit gegen die Flotte beobachtet. Auf dem Lande war es ihm nicht möglich, so sehr er sich auch förderte, die Genueser einzuholen. Er wandte sich daher nach Laodicea, besetzte den Hafen und bestürmte Tag und Nacht die Festungswerke, aber ohne Erfolg. Seine Aufforderungen an die Cretenser, sich in Güte zu ergeben, und sein stürmen-

der Anlauf wurden mit gleichem Ernſt abgewieſen. Um nun die Belagerung mit mehrerm Nachdruck fortſetzen zu können, führte er in drey Tagen zwiſchen dem Seeſtrande und der Stadt eine runde Mauer auf, und errichtete innerhalb derſelben eine Feſtung. An der Mündung des Hafens wurde auf beyden Seiten ein Thurm aufgeführt, und zwiſchen beyden eine eiſerne Kette gezogen, die das Einlaufen der nach Laodicea beſtimmten Schiffe verhinderten. Auſſerdem nahm er auch viele an der See gelegene feſte Oerter ein. Z. B. Argyrokaſtron (Silberburg) Marchapis, Gabala und mehrere andre bis in die Gegend von Tripolis, die alle vorhin den Saracenen zinsbar waren, und jetzt mit vieler Mühe wieder an das römiſche Reich gebracht wurden.

Der tief dringende Blick, mit dem der Kaiſer das Herz eines jeden in kurzer Zeit durchſchaute, belehrte ihn, daß er gegen den trügeriſchen und treuloſen Bohemund noch thätiger verfahren müſſe. Er ließ von der Landſeite den Monaſtras gegen Laodicea rücken, und Kantakuzen ſollte es von der Seeſeite einſchlieſſen. Dieſer aber hatte, ehe Monaſtras noch ankam, den Hafen und die Feſtung ſchon inne. Nur die Burg, welche man gewöhnlich Kula nennt, war noch mit 500 celiſchen Fußknechten und 100 Reitern bemannt.

Bohemund erhielt von dem Grafen, [illegible] Befehlen die Kula ſtand, Bericht von der [illegible] der Beſatzung. Ihr Zuſtand forderte ſchl[illegible]ge Hülfe, die auch nicht lange ausblieb. Er zog [illegible] eigenen und die unter Tancred und Sangelas ſtehenden Truppen an ſich, rückte vor die Burg, und verſah ſie mit hinreichendem Proviant.

Bey

Bey dieſer Gelegenheit lieſs er den Kantakuzen um die Urſache befragen, warum er ſich ſo ſorgfältig verſchanze? „Ihr habt dem Kaiſer geſchworen, antwortete man ihm, alle uns entriſſenen Städte ihm wieder auszuliefern, aber eure Zuſage blieb unerfüllt. Ihr verletzet euern Schwur, lehnet die Pflicht eines Vaſallen von euch ab, und lieſet es euch gereuen, daſs ihr Laodicea an uns abgetreten hattet. Ich würde ſehr lange harren müſſen, wenn ich in Friede abwarten wollte, bis ihr mir die von euch eroberten Oerter übergäbet.“ Bringt ihr uns Geld, fragte Bohemund, oder wollt ihr eure Forderung mit dem Schwert durchſetzen?“ — „Das Geld, erwiederte er, hab ich meinen Soldaten gegeben, um ſie bey gutem Muth zu erhalten, wenn ſie fechten ſollen.“ — „Ohne Geld werdet ihr nichts bey uns ausrichten,“ ſprach Bohemund, und gieng zornig hinweg. Darauf führte er ſeine Reiterey gegen die Stadtthore, und warf ſie, obgleich durch die Pfeile, welche Kantakuzen auf ſie abſchieſſen lieſs, etwas in Unordnung gebracht, dennoch glücklich in die Burg, löſte die alte Beſatzung nebſt ihren Grafen, weil die ihm verdächtig ſchienen, mit friſchen Truppen ab, lieſs die Weinſtöcke um die Mauer herum abhauen, weil ſie der Reiterey bisher hinderlich geweſen, und gieng dann wieder nach Antiochien zurück.

Trotz dieſer der Burg zugebrachten Verſtärkung ſetzte Kantakuzen die Belagerung unerſchrocken fort. Auch Nicephoros griff auf dem Lande immer weiter um ſich, und eroberte Longinies, Tarſus, Adane, Mopſueſta und ganz Cilicien. Mit Bohemund ſtand es dagegen deſto übler. Er befand ſich von allen Seiten in groſſem Gedränge, aus dem er ſich durch Gewalt

nicht

nicht helfen konnte, da es ihm sowohl an Land- als an Seemacht fehlte. Jedoch, was Gewalt nicht vermochte, das erreichte er durch eine eben so unrühmliche als fein angelegte List. Er trat seine Stelle in Antiochien an Tancred, Markesius und seiner Schwester Sohn, ab, und ließ sich für todt halten. Das Gerücht von seinem Tode verbreitete sich bald durch die ganze Welt. Als er glaubte, daß es schon hinlänglich verbreitet sey, ließ er sich in einen hölzernen Sarg verschließen, auf einem Schiff, das nach Rom bestimmt war, aus Suder, der Rhede von Antiochien, wegbringen. Jeder von seinen Landsleuten, der den Sarg und das Leichengepränge um dasselbe erblickte, raufte sich wehmuthsvoll unter lautem Geheule die Haare aus. Bohemund lag ausgestreckt wie eine Leiche da, und schöpfte durch verborgne Luftlöcher Athem.

Dieß geschah auf der Rhede. Auf der See reichte man ihm während der Fahrt Speise und Trank, doch ohne die Leichen-Ceremonie auszusetzen. In den Sarg legte man einen abgeschlachteten Hahn, der nach einigen Tagen in Verwesung übergieng, und den Betrug noch wahrscheinlicher machte. In der That mußte es Bohemund in der Verstellungskunst weit gebracht haben, da er seiner Nase so übel mitspielen konnte. Man kann hieraus deutlich sehen, wie hartnäckig die ganze Nation der Barbaren auf ihren Entschließungen zu bestehen pflegte. Nichts ist so schwer, was sie nicht ertrüge. Selbst Qualen legt sie sich auf, wenn es ihre Absichten erheischen. Die Peinigung aber, welche sich Bohemund anthat, behauptet, als die einzige in ihrer Art, den Vorrang unter allen den unzähligen Kunstgriffen, die er zum Verderben des römischen

Staats

Staats in Bewegung setzte. Weder Grieche noch Ausländer hat sich je eines solchen Mittels im Kriege bedient, und schwerlich wird er in der Folge einen Nachahmer darin finden.

Bey Korypho wurde der vermeintlich Todte wieder lebendig, stand aus dem Kasten auf, in welchem er so lange eingesperrt gewesen, und besuchte die Stadt, wo er wieder frisch und gesund in der freyen Luft umher gieng. Seine ungewohnte barbarische Tracht erregte Aufsehn; man fragte nach seinem Geschlecht und Stande, wer er sey, woher er komme, wohin er gedenke? Er wich alles mit einem verächtlichen Blick ab, und verlangte nur den Duz der Stadt zu sprechen, der von Herkunft ein Armenier war, und den Namen Alexius führte. Gegen diesen bediente er sich folgender prahlerischen Worte, die von einer unerträglich stolzen Miene begleitet waren.

„Melde, sprach er, dem Kaiser Alexius, was ich hier spreche. Ich bin jener berüchtigte Bohemund, der Sohn Roberts, der euch und eure Unterthanen ehedem mit sich bekannt gemacht hat. Bey Gott schwöre ich, es soll euch alles Böse reichlich vergolten werden, das ihr mir zufügtet. Seitdem ich Antiochien besitze, und Syrien mir unterthan ist, hab ich von euch und eurem Heere Ungemach genug erduldet, bin in meinen Hofnungen getäuscht, und in Noth und Kampf verwickelt worden; dachtet ihr doch schon, ich wäre todt. Aber hier bin ich wieder aus dem Reiche der Todten, von denen ich mir nur den Schein borgte, um euren Nachstellungen zu entgehen. Aus Korypho sende ich euch jetzt eine Vorschaft zu, die ihr gewiß nicht mit Vergnügen anhören werdet. Tancred ist mein Stellvertreter

treter in Antiochien, würdig den Ort zu behaupten, den ich gegen eure Armeen vertheidigt habe. Nun gehe ich nach Hause, um Dinge auszuführen, woran ihr sehen könnt, daß Bohemund noch lebt. Die Grundfeste des römischen Reichs will ich erschüttern, Longobarden, Latriner, Germaner, und meine rüstigen kriegerischen Franken unter die Waffen bringen, und über eure Land daher führen, daß sie so lange würgen und Blut vergießen, bis ich meinen Sper in Constantinopel aufpflanze."

Ende des Ersten Bandes.

BOHEMUND.

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal
mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Profeſſor der Philoſophie in Jena.

Erſte Abtheilung.

Zweyter Band.

Jena,
bey Johann Michael Mauke, 1790.

1950 IV ℓ 1748

Nachricht.

Um den zweyten Band dieſer Memoires nicht zu einer unproportionierten Größe anwachſen zu laſſen, iſt man genöthigt geweſen, die Fortſetzung der univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht ſo wie auch die, zu allen drey Memoires erfoderlichen, Anmerkungen, für den dritten Band der erſten Abtheilung zurück zu behalten, der in der nächſten Michaelismeſſe nachfolgen wird.

Schiller.

Inhalt der Bücher
Anna Comnena.

Zwölftes Buch.

Bohemund rüſtet ſich gegen den griechiſchen Kaiſer — Alexius kauft 300 fränkiſche Edelleute aus der ſaracenischen Gefangenſchaft los — Er verſammelt ſeine Armee in Theſſalonich — Digreſſion zum Lobe der Kaiſerinn — ein Comet — Verſchwörung gegen das Leben des Kaiſers — wird entdeckt — Gnade des Kaiſers — Verſuch der Griechen auf Brindiſi, der mißlingt — die Flotte der letztern verkreicht ſich vor Bohemunds — dieſer landet vor Dyrrachium.

Dreyzehntes Buch.

Gegenanſtalten des Alexius — Eine neue Verſchwörung gegen ihn, die entdeckt wird — Alexius muſtert ſeine Truppen — Merkwürdige Belagerung Dyrrachiums — Alexius verſucht umſonſt Mißtrauen unter den Lateinern zu erregen — Dieſe forciren die Päſſe nach Griechenland — Bohemunds Verluſt vor Dyrrachium — Nachläſſigkeit des griechiſchen Admirals — Tantalazen, des Alexius Feldherr — Vortheile, die er

erhält — Die Lateiner werden in die Enge getrieben — Bohemund thut Friedensvorschläge — denen Alexius bereitwillig Gehör giebt — Bohemunds Forderungen — Elender Zustand der Lateiner vor Dyrrachium — Bohemund macht sich auf den Weg zum Kaiser — Beschreibung welche Anna von ihm macht — Seine Zusammenkunft mit dem Kaiser — Friede den er mit ihm schließt — die darüber ausgefertigte Urkunde.

Vierzehntes Buch.

Bohemund geht nach Italien zurück und stirbt bald nach geschlossenem Frieden — Alexius richtet seine Aufmerksamkeit auf den Osten des Reichs — Expeditionen in Kleinasien gegen die Türken — Tankred weigert sich Antiochien, dem Traktat Bohemunds mit dem Kaiser gemäß, herauszugeben — Fruchtlose Negotiation des Alexius mit den Lateinern in Jerusalem — Caperegen der Genueser und Pisaner auf dem schwarzen Meere — aus dem sie sich aber zurückziehen müssen — Alexius ist glücklich gegen die Türken, die um den Frieden ansuchen — der Friede kommt zu Stande, wird aber bald gebrochen — Ueble Lage des Alexius zwischen den Türken und Lateinern — Seine körperlichen Leiden — Er muß krank gegen die Türken zu Felde — und schlägt sie — Neuer Einfall der Komaner — Alexius versammelt seine Truppen in Philippopel — Beschreibung dieser Stadt — Paulicianer — Alexius kämpft gegen diese und andre Sekten durch Waffen und Worte — die Komaner werden über die Donau zurück

zurückgejagt und an Bekehrung der Ketzer in Philippopel wird gearbeitet — die halsſtarrigen Häupter derſelben kommen in ein ewiges Gefängniß.

Funfzehntes Buch.

Neue Bewegungen der Türken — Alexius geht nach Aſien — Taktik von des Kaiſers eigner Erfindung — Er erhält Vortheile über die Türken — Der Sultan wird geſchlagen — Friedensvorſchläge — Sultan Saiſan kommt mit dem Kaiſer zuſammen, der ihn vor ſeinem natürlichen Bruder Maſut vergeblich warnt — Bald darauf wird der Sultan gefangen, geblendet und endlich ſtrangulirt — Rühmlicher Rückzug des Kaiſers — Seine Mildthätigkeit gegen Gefangene, Arme und Waiſen — Ein Armenhaus in Conſtantinopel von ihm errichtet — Seine übrigen Anſtalten zum Vortheil der Klöſter und Kirchen — Neue Sekte der Bogomilen — Baſilius ihr Oberhaupt läßt ſich von dem Kaiſer durch Betrug ſein Glaubensbekenntniß ablocken — Alexius läßt ihn verbrennen und beſchließt mit dieſer Handlung ſein Regentenleben — Seine Krankheit und Tod.

Inhalt.

Otto von Freyſingen.

Schreiben des Kaiſers Friedrich Barbaroſſa an den Verfaſſer — Vorrede des letztern.

Erſtes Buch.

Zuſtand des Reichs unter Kaiſer Heinrich IV — Deſſen Streit mit der Kirche — Geſchichte der Normänner in Italien — Empörung der Sachſen gegen den Kaiſer — Rudolph von Schwaben Gegenkaiſer — Berthold von Zähringen ſetzt ſich nach deſſen Tod in den Beſitz von Schwaben, das er an Friedrich von Hohenſtaufen abtreten muß — Heinrich IV ſtirbt zu Lüttich — Friedrich von Schwaben — Seine Kriegsthaten — Er macht ſich den Erzbiſchoff Albert von Mainz zum Feinde, der die Kaiſerwahl nach Heinrich V Tode auf Lothar von Sachſen leitet — Lothar verfolgt die Hohenſtaufiſchen Brüder — welche ihr eigener Anverwandter Heinrich der Hochmüthige von Bayern befehdet — Verrätherey des letztern ſchlägt fehl — Lothars unglücklicher Zug nach Böhmen — Conrad III wird Kaiſer — Griechiſche Geſandte langen bey ihm an — Schreiben Conrads an Johannes und Antwort des letztern — Conrads Schreiben

an Manuel — Friedrich Rothbarts Jugend — Er überwindet Bertholden von Zähringen — Aufstand der Römer gegen den Pabst — Ihr Brief an Conrad III — Krieg in Ungarn — Beschreibung von Ungarn — Beschreibung dieses Landes und Volks — Schlacht zwischen den Deutschen und Ungarn im Leerfeld — Rogers von Sicilien Feldzug nach Griechenland — Eugen IV schreibt einen neuen Kreuzzug aus — Bernhard von Clairvaux — Ludwig der jüngere von Frankreich nimmt das Kreuz — Verfolgung der Juden — Bernhard in Deutschland — Conrad III viele Fürsten und Edlen nehmen das Kreuz — Die Sachsen nehmen es gegen ihre heidnischen Nachbarn — Sendschreiben des Abts von Clairvaux an die Deutschen — Große Ruhe in dem ganzen Occident — Conrad läßt seinen Sohn Heinrich zum römischen König wählen — Zug nach dem propontischen Meer und Schicksale des deutschen Kreuzheers — Gilbert von Poitiers und Peter Abälard — Ihre Anklage und Verantwortung — Theologische Streitigkeiten — Synode der gallikanischen Bischöffe — Beschwerden welche die römischen Kardinäle dagegen führen — Ausgang dieses Kirchenstreits — Fernerer Verfolg der asiatischen Expedition — Zusammenkunft der Franzosen mit den Deutschen in Syrien — Konrad III kehrt nach Hause — Trostgründe wegen des Fehlschlags dieser Unternehmung — Eugens IV Schreiben an Konrad — der römische König Heinrich stirbt — Bischofsstreit in Utrecht — Tod Conrads III.

Inhalt.

Zweytes Buch.

Friedrich der jüngere von Schwaben wird Kaiser — Ursachen, warum die Wahl auf ihn fällt — Krönung zu Aachen und rühmliche That des jungen Kaisers — Er schlichtet eine Streitigkeit wegen der Dänischen Krone zum Vortheil des deutschen Reichs — Streitige Bischofswahl in Magdeburg welche Friedrich entscheidet — Hoftag zu Würzburg — Eugen IV will den Erzbischoff Wichmann von Magdeburg nicht anerkennen — Sein Schreiben an die deutschen Bischöffe — Streit der beyden Heinriche von Sachsen und Oestreich wegen Bayern — Pabst Eugen IV stirbt und Wichmann erhält das Pallium in Rom — Heinrich von Sachsen erhält Bayern, durch den Ausspruch des Kaisers — Friedrichs Zug nach Italien — Reichstag in den Roncalischen Feldern — Nachrichten von Italien und insbesondre von Mailand — Rechte der Kaiser auf italienischem Boden — Friedrichs Feindseligkeiten gegen Mailand — Caire und Asti erobert und zerstört — Kriegsgesetze — Tortona wird belagert — und erobert — Friedrich läßt sich zu Pavia krönen — Sein Aufbruch nach Rom — Geschichte Arnolds von Brescia — Adrian IV kommt dem Kaiser bis Viterbo entgegen — Gesandtschaft der Römer an den Kaiser — Seine schöne Antwort — Friedrich wird in Rom gekrönt — Aufstand und Niederlage der Römer — Die Deutschen leiden sehr durch Krankheiten — Spoleto wird

Inhalt

von Friedrich geübet — Heimkehr der Deutſchen — Verrätherey der Veroneſer gegen den Kaiſer — Eine Räuberbande hält den Kaiſer in den Päſſen auf — wird aber überwunden und beſtraft — Friedrichs Ankunft in Bayern — Beylegung mehrerer Streitigkeiten — Reichstag zu Regenſpurg — Der Biſchoff dieſer Stadt wird beſtraft, weil er eigenmächtig die Regalien übergeben — die Veroneſer rechtfertigen ſich auf eben dieſem Reichstag durch eine Geſandtſchaft — Strafe einiger Landfriedensſtörer — Heurath des Kaiſers mit Beatrix, Tochter Reynalds von Burgund — Betrügeriſche Verſuche der Griechen auf Italien — Neuangeſchriebener Zug nach Italien — Empörung der Mayländer — Kirchentrennung in Cöln — Streit wegen Bayern — Bayern von Friedrich geſchlichtet.

Inhalt.

Radewich.

Vorrede des Verfaſſers.

Erſtes Buch.

Ruhe in Deutſchland und Kriegszug nach Polen — Deſſen Veranlaſſung und Ausgang — Geſandte von Griechenland, die den Unwillen des Kaiſers erregen — Geſandte von England — Noch mehrere auswärtige Geſandte — Pabſt Adrians IV Brief an den Kaiſer und wie derſelbe aufgenommen wird — Friedrich will das Kaiſerthum nicht als ein Beneficium von dem Pabſt erhalten haben — Burgundiſche Angelegenheiten — Zwey Ungariſche Prinzen bringen ihre Streitigkeiten vor ihn — Ladislav wird aus einem Herzog, König von Böhmen — Adrians IV Sendſchreiben an die deutſchen Biſchöffe — Ihre Antwort — Der Pabſt entſchließt ſich den Kaiſer zu verſöhnen — Dieſer ſendet Abgeordnete nach Italien voraus — die die Ehre des Reichs in dieſem Lande nachdrücklich behaupten — Entſchuldigungsſchreiben des Pabſts an den Kaiſer — Ausſöhnung beyder — Huldigung der Dänen — Zweyter Zug Friedrichs nach Italien — Heergeſetze werden promulgirt — Friedrichs Rede an das Heer — Die

Inhalt.

Die Mayländer werden vorgeladen — und für Feinde erklärt — Friedrich geht über die Adda — Anfang der Feindseligkeiten — Trezzo erobert — Friedrich bestraft den unbesonnenen Muth einiger von seinen Kriegern — Er rückt vor die Stadt Mayland — Zustand der Mayländer — Sie thun einen Ausfall und werden zurückgeschlagen — Die Kaiserlichen wagen einen Sturm auf ein Thor der Stadt, doch ohne es zu erobern — Neuer Ausfall und Niederlage der Mayländer — Friedrich schließt die Stadt ein — Grausamkeit der Pavesaner und Cremoneser gegen die Mayländer, die Gleiches mit Gleichem vergelten — Guido von Blandrate redet die Mayländer sich zu ergeben — Friede zwischen Mayland und dem Kaiser — Ihr demüthiger Aufzug — Sie werden begnadigt — Fernere Expeditionen Friedrichs in Italien — Er entläßt einen Theil seiner Truppen — Krieg gegen Verona und Ferrara — Lodi wird neu erbaut — ein Reichstag auf den Ronkalischen Feldern ausgeschrieben — Der griechische Kaiser Manuel entgeht einem meuchelmörderischen Anschlag gegen sein Leben.

Zweytes Buch.

Ronkalischer Reichstag — Das Lager wird abgesteckt — Anwesende Fürsten — Rede des Kaisers — und des Erzbischofs von Mayland — Friedrich läßt lombardische Rechtslehrer über die Regalien der Kaiser

ſer in Italien den Ausſpruch thun — Worin dieſe Regalien beſtehen — Publicierte Geſetze — Streit zwiſchen Cremona und Piacenza — Der Roncaliſche Reichstag geht auseinander — Geſandte nach Sardinien und Corſika und Unterwerfung der Genueſer — Friedrich läßt das Fodrum aller Orten einfodern, auch von den Mathildiſchen Ländern — Ottos von Freyſingen Tod und Lobrede — Neue Uneinigkeiten zwiſchen dem Pabſt und dem Kaiſer — Friedrich empfiehlt dem Pabſt die Beſtätigung Guidos von Blandrate im Erzbißthum von Ravenna — Weigerung des Pabſtes — Briefwechſel einiger Kardinäle und Biſchöffe über den neuen Bruch des Pabſts mit dem Kaiſer — Neuer Aufſtand der Mayländer — Geſandtſchaft aus Frankreich, England, Ungarn und Griechenland an den Kaiſer — Friedrichs Beſchwerden über Mayland an die deutſchen Fürſten — Sie rathen und entſchließen ſich zur Rache — Friedrich beruft ſie nach Italien — Neue Kriegsrüſtungen — Der Kaiſer verſchafft ſich Bundsgenoſſen in Italien, rückt in Piacenza ein, und muſtert darauf ſeine Truppen — Die Mayländer werden für Feinde erklärt — Harte Foderungen des Pabſtes an den Kaiſer — Antwort des leztern — Er will ſich Schiedsrichtern unterwerfen, welches der Pabſt verweigert — Die Mayländer erobern Trezzo und zerſtören es — Friedrich greift ſie an — und ſchlägt ſie — Niederlage der Breſcianer — Anſchlag der Mayländer auf das Leben des Kaiſers — Sie zünden das neuerbaute Lodi

Inhalt.

Lodi bey Nacht an — Friedrich entgeht der ihm zugedachten Vergiftung — Ankunft der Kaiſerin, Heinrichs von Sachſen-Bayern, und Welfs von Sardinien mit Truppen in Italien — Crema wird für einen Reichsfeind erklärt — und auf Anhalten der Cremoneſer belagert — Geſandtſchaft des Römiſchen Senats und Volks an den Kaiſer, welche beſſer als das vorigemal aufgenommen wird — Kriegsoperationen gegen die Mayländer — Tod Adrians IV und darauf erfolgte Kirchentrennung — Merkwürdige Belagerung von Crema — Die Stadt Piacenza wird als Reichsfeind erklärt — Geſchichte der römiſchen Kirchentrennung und einige dieſer Sache wegen von beyden Theilen mit den deutſchen Biſchöffen und dem Kaiſer gewechſelte Briefe — Pabſt Victor und Alexander — Fortſetzung der Belagerung von Crema — Herzhaftigkeit der Kaiſerlichen, verzweifelte Gegenwehr und Grauſamkeit der Cremenſer — Der Erzbiſchoff von Aquileja ermahnt ſie zum Frieden — Den ſie endlich ſich gefallen laſſen — Sie erhalten freyen Abzug und Crema wird in die Aſche gelegt — Kirchenverſammlung zu Pavia — welche zum Vortheil Victors entſcheidet — Altenſtücke darüber — Friedrich beſtätigt die Wahl Victors — Sein Schreiben an den Erzbiſchof Eberhard von Salzburg über dieſe Angelegenheit — Ausgeſtellte Erklärung der Väter des Conciliums — Schreiben des Biſchoffs von Bamberg an den Erzbiſchoff

Inhalt.

bischoff von Salzburg — Ein andres von eben diesem Inhalt — Nachrichten von dem Erzbischoff Eberhard von Salzburg — Neue Gesandschaft aus Griechenland — Friedrich entläßt einen Theil der Fürsten — Ueber Friedrichs Person, Karakter und von ihm aufgeführte Gebäude — Schluß.

Denk-

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben des griechiſchen Kaiſers

Alexius Komnenes

beſchrieben durch ſeine Tochter

Anna Komnena.

Zwölftes Buch.

Zwölftes Buch.

Wir haben Bohemund von Seiten ſeiner herrſchſüchtigen Neigungen, ſeiner Anmaßungen an den kaiſerlichen Thron, und ſeiner eben ſo ſchlau erdachten als glücklich ausgeführten Entwürfe kennen lernen; hier ſey der fernere Verfolg ſeiner Geſchichte.

Er kam, wie wir vorhin zeigten, mit dem Geſtank von dem verweßten Hahn in Koryphо an, ſprudelte hier ſeine Drohungen aus, und begab ſich dann in die Lombardey, feſt entſchloſſen, zum zweytenmal, aber mit einem ſtärkern Heere, als er das erſtemal hatte, nach Illyrien zu gehen. Zu dem Ende verband er ſich mit dem fränkiſchen Könige durch eine doppelte Heyrath, indem er ſich mit der einen Tochter deſſelben vermählte, und die andre zu Schiffe nach Antiochien, als Tankreds zukünftige Gemahlin abſchickte. In kurzer Zeit eilten auf ſein Aufgebot aus Stadt und Land Grafen mit ihrem Gefolge herbey. Viele Tauſend ſtrömten ihm aus allen Gegenden zu, und ſetzten ſich in Bereitſchaft, nach Illyrien überzuſchiffen.

Die trotzigen Reden, welche Bohemund zu Koryphо ausgeſtoßen hatte, waren kaum dem Kaiſer hinterbracht worden, ſo erließ er auch ſchon an mehrere Staaten, namentlich an Piſa, Genua, Venedig, Briefe, die ſie warnen ſollten, ſich nicht durch Bohemunds trügeriſche Vorſpieglungen berücken zu laſſen, der allent-

halben umherzog, und den Kaiser als einen Heyden und als einen Feind der Christenheit ausschrie. Es schmachteten damals dreyhundert Grafen zu Babylon in harter Gefangenschaft. Sie waren in Feindes Hände gerathen, als eine unendliche Menge Celten aus dem Abendlande nach Asien hinüberschwärmte, und Antiochien, Tyrus, nebst den angrenzenden Ländern überschwemmte. Ihr trauriges Schicksal gieng dem Kaiser sehr nahe. Er wünschte nichts so sehr, als sie aus ihrer betrübten Lage zu befreyen, und schickte deshalb den Nicetas Panucomites mit Geld und Briefen nach Babylon ab, um die Befreyung dieser Grafen, als eine große Gefälligkeit die der römische Hof dankbar erwiedern würde, auszuwirken. Der Babylonier bewilligte das Gesuch des Nicetas. Die Grafen kamen aus ihrem Kerker und erhielten Freyheit, jedoch nicht ganz unumschränkte, indem sie den Händen des Kaiserlichen Abgeordneten anvertraut wurden, der sie nun weiter an den Kaiser überliefern sollte. Ihre Befreyung geschah unentgeltlich; es sey nun, daß das angebotne Geld dem Babylonier nicht genug war, oder es geschah wirklich aus Großmuth, und aus reinen Absichten, oder er suchte dadurch den Kaiser zu größern Gegendiensten geneigt zu machen.

Alexius war vor Freude ganz ausser sich über die Handlung des Barbaren. Die Grafen erzählten ihm ihr trauriges Schicksal, welches sie viele Jahre hindurch ausgestanden hatten. Man hatte sie, mit Banden gefesselt, in einen Kerker geworfen, wo das Tageslicht sie nicht beschien, und ihnen weiter nichts als Brod und Wasser gereicht wurde. Ihre Erzählung rührte den Kaiser bis zu Thränen. Er ließ ihnen alle nur mögliche Erholung angedeihen, gab ihnen Geld und Kleider, und behandelte sie mit der größten Freundlichkeit.

lichkeit. Sein Betragen war den Grafen um so überraschender, da sie vorher als erklärte Feinde, als Meineydige gegen ihn gehandelt hatten, und jetzt eine so edle Rache erfuhren.

Nach Verfluß einiger Tage, that er ihnen folgendes Anerbieten. „Es sey euch unverwehrt, sagte er, ob ihr hier bey uns bleiben, oder nach Hause gehen wollt. Im letztern Fall wollen wir jeden mit Geld und andern Reisebedürfnissen reichlich ausstatten. Ihr könnt jetzt thun was euch gut dünkt denn ihr seyd freye Leute. Handelt nach eigner Einsicht."

Die gute Aufnahme in Constantinopel gefiel ihnen. Nun geschah es, daß Bohemund sich zu einem Kriege rüstete, und den Kaiser in allen Landen als einen Heyden verschrie, der sich mit Heyden gegen Christen verbände. Diese Verläumdungen suchte der Kaiser dadurch zu entkräften, daß er die Grafen, wie es denn auch ihr eigner Wille war, nach Hause gehen ließ, damit sie eine beßre Meynung von ihm ihren Landsleuten beybringen möchten. Er selbst begab sich nach Thessalonich, theils um die Recruten zu exerciren, theils um Anstalten zu machen, den gedachten Einfall Bohemunds zu verhindern.

Die Grafen arbeiteten nach allen Kräften jenen falschen Beschuldigungen entgegen. Sie stellten sich selbst als redende Beweise auf, sagten dem Bohemund ins Gesicht, daß er ein Lügner sey, und bekannten allenthalben, wo sie nur hinkamen, daß man ihm auch keine Sylbe glauben dürfe. Zur Verstärkung der Truppen, welche der Kaiser in Bereitschaft hatte, eilten Pantakuzen und Monastras aus Cölosyrien herbey. An ihre Stelle rückten Petzeas in Laodicea und Aspices in Tarses und in die übrigen Oerter, welche unter

Monaſtras geſtanden hatten, mit andern Soldaten ein. Aſpietes war ein Mann von edler armeniſcher Herkunft, und, dem Rufe nach, ein tapfrer Held, nur waren leider ſeine Thaten der hohen Meynung, die man von ihm hatte, nicht entſprechend. Tancred hatte ſich öffentlich und mehrmals verlauten laſſen, er werde in Kurzem nach Cilicien gehen, und die Kaiſerlichen heraustreiben; denn er habe es den Türken abgenommen, und ihm ſtehe es nach dem Kriegsrechte zu. Er ließ es nicht allein bey mündlichen Drohungen bewenden, ſondern erklärte ſich auch über ſein Vorhaben in Briefen, von denen ſehr viele an Aſpietes kamen. Die Drohungen giengen bald in Erfüllung, und ſchon eröffnete er das Verſpiel von dem, was ſeinem Verſprechen nach nun weiter erfolgen ſollte. Er brachte ein Heer Celten und Komenier zuſammen, übte es täglich in den Waffen, und in allen Kriegskünſten, ſchickte es auf Streifereyen aus, und verſah ſich mit allem, was zu einer Belagerung gehörte.

Unterdeſſen that Aſpietes, ſo ein großer braver Soldat er ſonſt auch war, als wenn er nicht das geringſte zu befürchten hätte. Mit der größten Sorgloſigkeit ſchwelgte er bis in die Nacht hinein, ohne die Gefahr zu bemerken, die ſchon über ihm ſchwebte. Seit dem er ſich in Cilicien befand, wo ihn ſein Monarch nicht mehr beobachten konnte, fröhnte er allen nur erſinnlichen Ausſchweifungen, die ihn ſo weichlich machten, daß er gegen den abgehärteten Tancred nicht ausdauren konnte. Tancreds Donnerworte rührten ſein abgeſtumpftes Ohr nicht mehr: und als jener gleich einem Wetterſtrahl in Cilicien einfiel, wagte ſein blinzendes Auge nicht aufzuſchauen.

Tancred brach mit einem ſehr zahlreichen Heer von Antiochien auf. Ein Theil deſſelben gieng zu

lande nach Mopsveſte ab, ein andrer zur See nach dem Fluß Saro, der von den tauriſchen Gebürgen zwiſchen den beyden Städten Mopsveſte (von denen eine zerſtört iſt) in das ſyriſche Meer fließt. Die Flotte lief den Strom hinauf bis an die Brücke, welche jene beyden Städte verbindet. So war nun der Ort von beyden Seiten eingeſchloſſen.

Aſpietes blieb noch immer in der größten Unthätigkeit, in einem Seelenſchlummer, aus dem ihn das tobende Geräuſch der Belagerung nicht zu wecken vermochte. Ich weiß nicht, wie dieſer Mann ſich jetzt ſo tief hat herabwürdigen können. Sein Betragen zog ihm den größten Haß bey der kaiſerlichen Armee zu. Man kann ſich leicht denken, wie viel Cilicien vom Tancred dulden mußte, der eben ſo bewundernswürdig in ſeiner Kriegs- und Belagerungskunſt war, als er ſich durch ſeinen ſtarken Körperbau auszeichnete.

Man wird erſtaunt fragen, wie mein Vater einen ſo ſchlechten Soldaten nicht beſſer gekannt habe, und ich halte es für Pflicht, ihn deshalb zu entſchuldigen. Sein Stand und ſeine Geburt erregten für ihn ein günſtiges Vorurtheil. Er war das Haupt der Arſaciden, und ſtammte aus königlichem Geblüt ab. Daher machte ihn der Kaiſer zum Stratopedarchen des ganzen Orients, und erhob ihn zu glänzenden Ehrenſtellen. Auch hatte er ſchon einmal eine Probe ſeines Muth in dem Kriege gegen Robert abgelegt. Ein langgeſtreckter Celte ritt mit eingelegter Lanze ſpornſtreichs auf ihn zu und ſtieß ihm die Lanze durch die Zunge bis hinten an den Rückgrad. Die Wunde war gefährlich, aber Aſpietes blieb noch feſt im Sattel ſitzen. Mit einem Streiche ſpaltete er Kopf und Helm ſeines Gegners. Beyde ſtürzten von ihren Pferden, der Celte todt, der andre noch beſeelt. Die Umſtehen-

den trugerden Aspietes fort, und zeigten dem Kaiser die Wunden, die er empfangen, und den Celten den er erlegt hatte. An diesen Umstand erinnerte sich mein Vater, als er den Posten in Cilicien besetzen wollte. Und so kam es denn, daß er ihn mit der Würde eines Stratopedarche dahin abschickte, wo er gegen Tancred hätte fechten sollen — Doch genug hievon. — Wir wollen jetzt wieder zum Kaiser zurückkehren, der alle Feldherren in seine abendländischen Staaten durch Briefe nach Sehlanitz berief. Warum that er das? wollte er etwa andre für sich streiten lassen? war er so sehr in Wollust versenkt hatte er das Bad so lieb gewonnen, wie diejenigen Fürsten thun, welche nur ein thierisches Leben führen? Mi nichten. Er verließ seinen Pallast wie oben gezeigt ist, gieng mitten durch die abendländischen Provinzen nach Thessalonich, im Monat September des Jahrs 1105, und im 20sten Jahr seiner Regierung. Seine Gemahlin mußte ihn, wiewohl gegen ihre Gewohnheit, begleiten, denn sie mochte nicht gern öffentlich erscheinen, sonder blieb lieber zu Hause, wo ihre Beschäfftigungen darinn bestanden, daß sie Schriften heiliger Männer las, stille Betrachtungen über sich selbst anstellte, und Wohlthaten ausspendete, vorzüglich gegen Personen, die in Tracht Lebensweise, im Beten und wechselseitigem Gesange sich als Diener Gottes ankündigten. Mußte sie ja einmal wenn die Umstände es so verlangten, öffentlich auftreten, so geschah es mit einer Sittsamkeit, die ihre Wange mit Röthe überzog. Als einst die Philosophin Theano ihren Arm entblößt hatte, sprach jemand im Scherz zu ihr „Ihr habt einen schönen Arm" — Aber nicht, erwiederte sie, um ihn öffentlich zur Schau zu tragen.

Die Kaiserin, meine Mutter, das Ideal erhabner weiblichen Tugend, das Muster eines unsträflichen

Wan

Wandels war ſo weit von Gefallſucht entfernt, daß ſie mit keinem, als mit ganz bekannten Menſchen ſprach. Sie trieb ihre Sittſamkeit bis zum Bewundern hoch: allein Götter ſelbſt, wie es in der Dichterſprache heißt, ſind dem Verhängniß unterworfen. Sie war gezwungen ihren Gemahl auf ſeinen häufigen Feldzügen zu begleiten. Aus züchtiger Beſcheidenheit weilte ſie gerne im Pallaſt: aber die zärtliche eheliche Liebe, mit der ſie ihr treues Herz ganz dem hingab, der es allein beherrſchte, nöthigte ſie auch aus jenen Gründen ihren Wohnſitz zu verändern. Vornemlich brauchte mein Vater, wenn ihn das Podagra, das ihm die heftigſten Schmerzen verurſachte, überfiel, viele Pflege und Wartung, und niemand konnte ihm ſo viele Lindrung verſchaffen, als ſeine Gemahlin.

Man verzeihe mir, daß ich mich ſo ſehr über Familien Sachen verbreite. Auch als Privatmann muß ich ihn bewundern. Was ich rede, iſt lautere Wahrheit, auf deren Koſten ich gewiß meinen Vater nicht erhebe. Was er that, that er für das allgemeine Beſte. Nichts ſchied ihn von der Liebe ſeiner chriſtlichen Mitbrüder, weder Schmerz noch Luſt, weder Sonnenbrand, noch erſtarrende Kälte, noch die blutigſten Kriege. Alles dieß konnte ihn nicht erſchüttern. Seine Natur unterlag zwar den Gebrechen, aber er richtete ſich wieder auf, wenn er helfen ſollte.

Eine andre, noch wichtigere Urſache warum ihn ſeine Gemahlin begleiten mußte, lag in den häufigen Nachſtellungen, um derentwillen er, wenn es möglich geweſen wäre, mit tauſend treuen Augen hätte umherſchauen müſſen. Mitternacht ſo wohl als Mittag bereiteten ihm Gefahren zu. Am Abend keimte Unglück auf, und der Morgen brachte ihm Verderben. Gott ſey mein Zeuge, daß ich die Wahrheit rede.

Iſt dieſe Lage nicht ſchrecklich? Erfordert ſie nicht die angeſtrengteſte Wachſamkeit? Hier zielte einer mit dem Bogen auf ſein Herz, dort wetzte ein andrer das Schwert, ſeine Eingeweide zu durchwühlen, und wo Waffen nichts vermochten, da ſtach ihn die Läſterzunge. Wer anders, als ſeine treue Gattin hätte ihn hier beyſtehn können? Wer hätte den Kaiſer ſorgfältiger bewachen, wer aufmerkſamer ſeine Verfolger beobachten können? Ja ſie war meinem Vater ſein Alles; des Nachts wachte ihr forſchender Blick über ihn, des Tages diente ſie ihm zum ſicherſten Schirm, und bey der Tafel ſicherte ihre Gegenwart ſein Leben vor vergifteten Speiſen.

Wo ſie ſich auch mit dem Kaiſer befand, unter den Augen ſo vieler Männer, blieb ſie die zurückhaltende Frau, die ſie von je her geweſen war. Ihr verſchämter Blick, ihr beſcheidnes Schweigen, ihr kleiner Hofſtaat machten, daß man ſie nicht bemerkte, wenn nicht zwey Mauleſel, die ihr Gepäcke trugen, und der darüber gebreitete kaiſerliche Teppich ihre Gegenwart beym Heere verrathen hätten. Uebrigens war ihr engelreiner Leib in beſtändiger Abgeſchiedenheit. Sie lebte für keinen als für ihren Gemahl, den ſie mit immer regem Eifer unter ſeinen körperlichen Leiden bediente. Auch wir und alle Vertrauten des Kaiſers wetteiferten nach allen Kräften ihrem aufmunternden Beyſpiel zu folgen.

Dieß ſchreib ich für jene niederträchtigen Verläumder, von denen auch dieſer Umſtand zum Nachtheil meiner Mutter gedeutet ward. Homers Muſe kannte ſchon dieſe Menſchenart, wenn ſie ſingt. „Sie ſchänden jede gute That. Sey noch ſo ſchuldlos: ihre Läſterzunge wird dich treffen.“ Irene befand ſich alſo, theils freywillig theils nothgedrungen, mitten im kaiſerlichen

ſerlichen Heere. Ihre Waffen waren weder Helm noch Schwert: denn ſie ſollte nicht gegen den Feind kämpfen: aber ihre Bruſt war geſtählt gegen jeden Schlag des Schickſals, gegen jeden Verſuch, den Thron des Kaiſers wankend zu machen. Unermüdete Thätigkeit, Herrſchaft über die Leidenſchaften, und unverfälſchter Glaube, gaben ihr die Waffen in die Hand, mit denen ſie in dem Kreiſe ihrer Wirkſamkeit mit auftrat. Sonſt war ſie eine friedliebende Frau, die den Namen (Irene, Friede) durch die That erfüllte. Ich muß unter den Urſachen, warum der Kaiſer ſeine Gemahlin dießmal mit ſich ins Feld nahm auch dieſe berühren, daß der Krieg noch nicht angegangen war, und jetzt nur Vorbereitungen zu demſelben gemacht werden ſollten. Irene nahm auf ihre Reiſe Geld und andre nützliche Dinge mit, um es unterwegens zu einem Allmoſen für Bettler und andre dürftige Perſonen zu verwenden, von denen ſie gewiß keinen mit leerer Hand abwies. In dem ihr angewieſenen Zelt brachte ſie die Zeit nicht mit tödtender Langeweile zu, ſondern erlaubte jedem, der ihr ein Anliegen vorzutragen hatte, freyen Zutritt. Armen Leuten gab ſie nicht allein Geld, ſondern auch guten Rath, und tröſtlichen Zuſpruch. Sahe ſie einen ſtarken Menſchen, der noch geſunde Hände zum arbeiten hatte, aber ſich lieber aufs Faullenzen legte, und von Thür zu Thür betteln gieng, ſo ermahnte ſie ihn, ſich durch Fleiß und Arbeit ſein Brod zu erwerben. Ihre Wohlthätigkeit war an keine Zeit gebunden. Ich könnte zu ihrem Lobe noch mehreres anführen, wenn ich nicht das Vorurtheil gegen mich hätte, ihre Tochter zu ſeyn. Doch kann ich meiner Erzählung, wenn ſie Mißtrauen erregen ſollte, ſehr leicht durch Anführung einiger Scenen aus ihrem Leben Glaubwürdigkeit verſchaffen. Jetzt nehme ich den Faden der unterbrochnen Erzählung wieder auf.

Wir

Wir verließen den Kaiser in Thessalonich, wohin sich, auf sein Gebot, alle abendländischen Truppen einfanden. Dießmal waren nicht Heuschrecken, aber ein ungewöhnlich großer Comet Vorboten der Celten; denn so außerordentliche Begebenheiten, zu denen itzt alle Anstalten gemacht wurden, mußten auch durch eben so bedeutungsvolle Zeichen vorher verkündigt werden.

Er stand vierzig Tage und Nächte am Himmel, und zog sich von Abend gegen Morgen. Der Kaiser pflegte auf dergleichen Erscheinungen nicht viel zu achten, weil er sich dieselben aus ganz natürlichen Gründen erklärte, dießmal aber konnte er sich doch nicht enthalten, Sachverständige deshalb um ihre Meinung zu befragen. Unter andern erkundigte er sich auch bey dem damaligen Stadtpräfect von Byzanz, den er zu dem Ende kommen lassen, was doch wohl der Comet bedeuten möchte? Basilius, (so hieß dieser Mann, ein treuer Unterthan des Kaisers) verschob die Antwort auf den folgenden Tag, gieng in seine Behausung bey der Kirche des Evangelisten Johannes und beobachtete nach Sonnenuntergang den Cometen. Während dieser Beschäfftigung überfällt ihn der Schlaf, in welchem ihm Johannes nicht als Traumgesicht sondern wirklich in priesterlicher Kleidung erscheint. Mit Furcht und Beben fragt er den Heiligen, was der Comet andeute. „Ueberschwemmungen der Celten, war die Antwort, die da ein Ende nehmen werden, wohin der Comet sich zum Untergange neigt."

Was die Anstalten betrifft, welche der Kaiser zu Bohemunds Empfange machte, so waren sie so beschaffen, daß er, wenn die Noth es erforderte, sogleich in Bereitschaft seyn konnte. Er übte seine Recruten in den Waffen. Sie mußten mit Pfeilen nach dem Ziel schießen, und den Schild zu ihrer Bedeckung führen lernen.

lernen. Ingleichen berief er Hülfstruppen, aus allen Gegenden, verwahrte Illyria mit der größten Sorgfalt, ſetzte Dyrrachium in den beſten wehrhaften Zuſtand, zu deſſen Befehlshaber er den zweyten Sohn des Sebaſtocrator Iſaacs, Alexius, beſtellte, und zog aus den Cycladiſchen Inſeln, aus Aſien und Europa eine Flotte zuſammen. Die letztern machten ihm die mehreſten Schwierigkeiten, da viele zu ſaumſelig, in Befolgung ſeiner Befehle waren, weil ſie ſahen, daß Bohemund noch nicht Anſtalten zur Abfahrt machte. Allein ſein Grundſatz war, ein Feldherr müſſe ſich jederzeit auf alle Fälle bereit halten, müſſe nicht bloß für das gegenwärtige, ſondern auch für das zukünftige ſorgen, müſſe, wenn die Umſtände es verlangten, kein Geld ſparen, vornehmlich wenn er den Feind in der Nähe merke.

Von Theſſalonich gieng er über Strumpitza nach Slopinum, und ſandte an Johannes des Sebaſtocrators Sohn, der von den Dalmatiern eine Niederlage erlitten hatte, einen hinreichenden Succurs, nach deſſen Ankunft Bolkan ungeſäumt wieder um Frieden bat, und die verlangten Geiſſeln auslieferte. Vierzehn Monate lang wartete der Kaiſer, ohne daß Bohemund erſchien. Beym einbrechenden Winter gab er ſeinen Soldaten Urlaub, und kehrte nach Theſſalonich zurück. Um dieſe Zeit wurden ſeinem Sohne Johannes Porphyrogenetes Zwillingskinder gebohren, ein Prinz, und eine Prinzeſſin. Nach dem Feſte des großen Märtyrers kehrte der Kaiſer wieder zur Hauptſtadt zurück, wo ſich jetzt folgende Begebenheiten zutrugen.

Auf den Conſtantins Platze ſtand eine eherne Bildſäule auf einem Geſtelle von rothem Marmor, mit dem Geſichte gegen Morgen gekehrt, in der rechten einen Scepter, und in der linken eine eherne Kugel.

Sie

Sie soll den Apollo vorgestellt, und, wo ich nicht irre, Anthelian (Sonnenbild) geheissen haben. Constantin der große benannte sie mit seinem Namen, Kaiser Constantins Säule, aber doch behielt sie ihre alte Benennung, Anelius, oder Anthelius bey. Diese, Säule wurde von einem plötzlichen Windstoß, als die Sonne im Zeichen des Stiers stand, umgeworfen. Viele, vorzüglich diejenigen, welche dem Kaiser nicht wohl wollten, sahen dieß als eine Vorbedeutung seines nahen Todes an. Er aber dachte ganz anders: „Mein Leben sprach er stehet in Gottes Hand. Wie sollte ein umgestürztes Bild meinen Tod nach sich ziehen? Sonst müßte ja der Bildhauer Todte erwecken, und leblose Dinge beleben können. Wäre dieß, was blieb alsdann dem Allmächtigen übrig?" — Mehr Aufmerksamkeit verdient die Verschwörung einiger Großen gegen das Leben meines Vaters. Ich kann es nicht begreiffen, wie seine Kräfte gegen so viele und so mannigfaltige Leiden, deren eines das andre drängte, haben ausdauren, und wie er bey dem allen noch der sanfte menschenfreundliche Mann hat bleiben können. Er war freygebig mit Ehren und Geschenken, gab den Barbaren keinen Anlaß zu Feindseligkeiten, vertheidigte sich aber gegen ihre Angriffe tapfer. Ich kann mit Zuversicht behaupten, daß die seit einigen Jahren beynahe erloschne Kaiserliche Würde durch ihn wieder zu ihren vorigen Glanz erhoben worden ist. Wenn man alles, was er geleistet hat, und alle Begebenheiten die unter seiner Regierung vorgefallen, zusammenfaßt, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Vorsehung ihn zu einem muthigen Vertheidiger des Reichs auserkohren habe. — Doch wo hin verliere ich mich? Von der neuen Verschwörung gegen ihn wollte ich reden.

Die Häupter dieser Verschwörung waren vier Brüder, Anemades genannt. Zu ihnen gesellten sich noch mehrere aus den berühmtesten Häusern, und andre angesehene Männer. Z. B. Nicetas, Kostamonites, Cupticius, Georg Basilacius, lauter Männer, die bey der Armee die wichtigsten Stellen bekleideten. Ein gewisser, sehr reicher, Rathsherr Salomon Johannes, hatte sich durch das Versprechen, daß man ihn zum Kaiser machen wolle, ebenfalls in das Complott ziehen lassen. Er war klein von Statur, von sehr leichtsinnigem Charakter, dünkte sich dabey ein großer Platoniker, und Aristoteliker zu seyn, und sahe nicht, daß die, welche ihm jenes Versprechen gethan hatten, nie Willens waren, es je zu erfüllen, sondern bloß eigennützig handelten, um ihm sein Geld abzulocken. Er war ein so furchtsamer Mensch, daß sie es ihm nicht einmal sagen durften, durch welche blutige und gefährliche Mittel er zum Kaiserthum gelangen solle. Alles was er that, bestand darinn; daß er mit der größten Unvorsichtigkeit anwarb, und schon zum Voraus an seine Getreuen und Mithelfer Ehrenstellen austheilte.

Nachdem nun die Mitverschwornen völlig unter einander einverstanden waren, lauerten sie beym Palaste die gelegne Zeit ab, ihren Anschlag auf das Leben des Kaisers auszuführen. Schon hatten sie mehrere Tage gewartet, ohne ihren Zweck zu erreichen. Endlich faßten sie den verwegnen Entschluß, durch die Schloßkirche in des Kaisers Schlafgemach einzubrechen, wo er bisweilen des Morgens frühe, mit einigen seiner Anverwandten, das Zatrikian zu spielen pflegte (ein ursprünglich assyrisches Spiel). Ihr Vorhaben wird noch bey Zeiten entdeckt, und sogleich Anstalten getroffen, alle in Verhaft zu nehmen. Salomon und Georg Basilacius welche noch die Besten aus dem ganzen

Hauffen

Hauffen waren, ließ der Kaiser ein Zimmer anweisen, das hart an das seine stieß. Da sie im ersten Verhör nicht bekennen wollten, trat der Sebastocrator Isaac auf, und hielt an Salomon eine Anrede: „Ihr kennt, sprach er, die Langmuth meines Bruders, und seine Neigung zum Verzeyhen. Wenn ihr alles aufrichtig gesteht, so sollt ihr vollkommene Begnadigung erhalten; wo nicht, so warten euer unaussprechliche Martern."

Einige ausländische Soldaten mit zweyschneidigen Schwertern bewafnet, welche um den Isaac her standen, schreckten den Salomon so sehr, daß er alles bekannte, und seine Mitverschwornen angab, nur von dem vorgehabten Kaisermord wollte er durchaus nichts wissen. Darauf wurde er und Georg Basilacius, jeder in ein besonders Gefängniß gesetzt, und von der Schloßwache, in Verwahrung gehalten. Man bemächtigte sich auch der übrigen Mitschuldigen und erhielt von ihnen das Geständniß, daß sie gesonnen gewesen wären, den Kaiser aus dem Wege zu räumen. Zur Strafe wurden sie insgesamt des Landes verwiesen, und ihre Güter eingezogen. Das prächtige Haus des Salomo erhielt die Kaiserin zum Geschenk, trat es aber aus eigner Bewegung, ohne sich auch nur das geringste davon auszubedingen, an dessen Gemahlin wieder ab. Salomon kam noch mit einer gelinden Strafe davon, denn er wurde bloß nach Sozopolis in Verwahrung gebracht. Den Gebrüdern Anemas hingegen war eine härtere Züchtigung zugedacht. Ihr Haupthaar sollte ihnen glatt abgeschoren ihr Bart ausgerauft, sie selbst auf den Markt geführt, und sodann ihrer Augen beraubt werden. Diesem Befehle zu folge, legte man ihnen einen Sack an, schlang um ihren Kopf Ochsen- und Schaafdärme, setzte sie rücklings auf den Ochsen, und führte sie so auf den Schloßplatz umher. Gerichtsdiener, mit

Stäben

Stäben in der Hand, tanzten vor ihnen her, und sangen in der Volkssprache ein Spottgedicht, das ganz zu diesem lächerlichen Aufzug paßte. Es enthielt eine Auffoderung, die hörnergekrönten Häupter zu schauen, die ihre Schwerter gegen den Kaiser gezückt hatten. Jung und Alt lief hinzu, um dieß Schauspiel mit anzusehen, selbst wir Prinzessinnen stahlen uns unter die Menge.

Der Anblick des Michael Anemas preßte allen die ihn ansahen, und uns vorzüglich, Thränen der Wehmuth aus. Der arme Mensch blickte schmachtend zum Palast auf, und hob seine Hände in die Höhe, als wenn er sich die Gnade erflehen wollte, daß man ihm Hände, Füße und den Kopf abschlagen möchte. Du mußt ihn zu retten suchen, dachte ich, gieng zu wiederhohlten malen zu meiner Mutter und bat, sie möchte den Zug nur ansehn. Aufrichtig zu gestehn, ich bemitleidete ihn meines Vaters halber, dem ich gerne so viele tapfre Officiere und vorzüglich den tiefgebeugten Michael am Leben erhalten hätte. Der Zug gieng langsam, als wollte man Zeit zum Pardon zu gewinnen suchen. Meine Mutter saß bey ihrem Gemahl an dem Platze, wo beyde gemeinschaftlich vor der Mutter Gottes ihr Gebet verrichteten. Sie zögerte. Ich getraute mich nicht näher zu treten, sondern stellte mich aussen an die Thüre, und winkte ihr so lange zu, bis sie mir endlich folgte. Kaum hatte sie den Michael erblickt, so eilte sie zum Kaiser zurück, und drang wirklich mit ihrer Bitte bey ihm durch, daß der Verbrecher nicht an den Augen gestraft würde. Der Bote, welcher diesen Pardon überbringen sollte, erreichte glücklich die so genannten Hände, ehe Michael dahin ankam. Denn wenn ein Missethäter schon bey dieser Stelle vorbey geführt ist, so ist auch der über ihn gefällte Urtheilsspruch unwiderruflich.

Diese ehernen Hände, standen auf einem steinernen Pfosten, an einem sehr hohen Orte. Sie waren ein Sinnbild, daß der Missethäter, so lange er sich in ihrem Revier befand, gleichsam noch in den Armen des Kaisers seine Gnade zu erwarten habe, aber über dasselbe hinaus ohne Rettung verstoßen bleibe.

Michael entgieng also der Strafe, und wurde nur in einen Thurm gesteckt, der nahe beym Blachernerschlosse auf der Stadtmauer stand, und nach dem Nahmen desjenigen, der zuerst lange Zeit darinn in Verwahrung gehalten worden, der Anemos-Thurm hieß. Während jener noch saß, wurde auch einem gewissen Gregor eben dieser Thurm zum Gefängniß angewiesen. Schon im Jahr 1104. hatte Gregorius Taronites, da er als Dux nach Trapezunt abgieng, sich des Aufruhrs schuldig gemacht, indem er seinen Vorgänger in der Ducischen Würde, Dabaten, auf dem Wege nach Constantinopel aufheben, und als einen Gefangenen nach Tebenna bringen ließ. Eben so hatte er es auch mit mehrern vornehmen trapezuntischen Bürgern gemacht. Diese verbinden sich untereinander, treiben die Besatzung mit Schimpf zum Thor hinaus, und bemächtigen sich der Festung.

Der Kaiser that Gregor von Zeit zu Zeit in Briefen ernstliche Vorstellungen, von seinem Beginnen abzulassen: er aber kehrte sich nicht daran, sondern antwortete in einem sehr beleidigenden Schreiben, worinn er den Senat, die Generale, und Anverwandte des Kaisers heftig angriff. Weil er sich nun auf keine Weise bessern wollte, so mußte Johannes (Sohn der ältesten kaiserlichen Schwester, und eines Bruders des Gregor) an ihn abgehen, und ihn anfänglich in Güte zu bereden suchen, wenn aber diese nichts fruchten sollte, die Waffen ergreiffen; Gregor

rückte

rückte bis Colonea (einen sehr festen unüberwindlichen Ort) vor, wo er sich mit Tanismann verbinden wollte, und lieferte hier einem kaiserlichen Corps, zu dem mehrere Celten gehörten, eine blutige Schlacht, in der er selbst gefangen wurde. Johannes überlieferte ihn dem Kaiser, und schwur, daß er ihn auf der ganzen Reise nicht eines Anblicks, viel weniger noch einer Unterredung gewürdigt habe. Nur die einzige Gnade bat er für ihn aus, daß die Strafe nicht bis auf den Verlust der Augen ausgedehnt würde. Alexius stellte sich, als wenn er dieß im Sinne geführt hätte, und ließ seine Fürbitte statt finden, jedoch unter der Bedingung, kein Wort davon zu erwähnen. Drey Tage nachher, wurde Gregor mit abgeschornem Kopf und Bart, mitten über den Markt, auf den Anemasthurm gebracht. Hier stieß er gegen seine Wächter, die unsinnigsten Reden aus, die deutlich genug zeigten, daß er sich noch nicht gebessert habe. Mein geliebter Cäsar, brachte ihn, wiewohl sehr langsam, durch gelinde Vorstellungen so weit, daß er der Gnade des Kaisers wieder empfänglich ward. Er erhielt nach der Zeit mehrere Beweise der kaiserlichen Huld, als er vorher je genossen hatte.

Was ich gesagt habe, mag genug seyn, um das Betragen kennen zu lernen welches mein Vater gegen Majestätsverbrecher annahm. Wir kehren wieder zu den Vorbereitungen zurück, die er auf den bevorstehenden Einfall Bohemunds machte. Er schickte nämlich den Isaac Contostephanus, als Grosdux der Flotte, nach Dyrrachium mit dem Befehl, ab, hier noch vor Ankunft der feindlichen Flotte einzutreffen. Auch munterte er den Dux von Dyrrachium, seines Bruders Sohn, bey Verlust der Augen in Briefen auf, seine Schuldigkrit wohl zu beobachten, und ihm Bohemunds Ankunft bey Zeiten zu melden.

Contoſtephanus ſollte alles, was von Bohemund kam, oder zu ihm ſtoßen wollte, auffangen. Er vermißte aber, aus Unkunde der Gegend, gleich zu Anfange die Stelle, welche zur Ueberfahrt aus der Lombardey nach Illyrien die bequemſte iſt. Noch mehr, er gieng ſogar dem erhaltnen Befehl zuwider nach Hydrunt, das an der italieniſchen Küſte liegt, und damals unter den Befehlen eines Weibes ſtand, der Mutter Tancreds, wie man behauptet. Doch kann ich nicht beſtimmen, ob ſie Bohemunds Schweſter war, oder nicht, denn mir iſt es nicht bekannt, ob Tancred von mütterlicher, oder väterlicher Seite mit Bohemund verwandt war.

Die Kaiſerlichen machten ihren erſten glücklichen Verſuch gegen Brindiſi, und waren ſchon ſo weit gekommen, daß ſie den Kaiſer als Herrn der Stadt ausrieſen. Jene, eben ſo kluge, als entſchloßne Dame, ſandte eiligſt einen Boten an einen ihrer Söhne, und ließ die Zeit über, da ſie ſeine Ankunft erwartete, die Beſatzung der Stadt in den Zuruf der Belagerer mit einſtimmen. Auch fieng ſie ſchon an, mit Contoſtephanus vorläufig in Unterhandlungen zu treten, die ſie ſo lange hinzuhalten wußte, bis ihr Sohn mit der erwarteten Hülfe ankam, und die Kaiſerlichen in die Schiffe zurücktrieb.

Unter den letztern befanden ſich viele Scythen, von denen ſechs in feindliche Hände fielen. Nichts konnte für Bohemunds Abſichten erwünſchter ſeyn als dieſer Fang, denn nun war er im Stande zu zeigen, was für Leute der Kaiſer zu ſeinen Kriegen gegen die Chriſten gebrauchte. Er führte ſie nach Rom, ſtellte ſie dem Pabſt vor, zeigte bey jeden Wort auf die Scythen hin, ſchalt ſie Heyden, und ſpottete über ihren Aufzug. Auf dieſe Art war es ihm leicht, nicht blos

die

die Zuſtimmung des Pabſtes zu ſeinem Feldzuge zu erhalten, ſondern auch eben dadurch den wilden unwiſſenden Pöbel noch ſtärker an ſich zu locken — Denn wie hätte der Barbar nicht ſchaarenweiſe zu ihm ſtrömen ſollen, da der Pabſt ſelbſt den Krieg für erlaubt erklärte.

Der Rückzug in die Schiffe wurde durch das muthige Betragen einiger Officiere z. B. Alexander Euphrbenus gedeckt, die den vordringenden Feind tapfer zurück ſchlugen. Darauf ſegelte die Flotte nach Aulon. Bey ſeiner erſten Ankunft vor Dyrrachium, hatte er ſeine Schiffe bis Aulon, und Chimara vertheilt. (Das erſte liegt hundert, das letzte ſechzig Stadien von Dyrrachium.) Jetzt aber nahm er jene Station deswegen, weil die Ueberfarth nach Aulon kürzer iſt als die, nach Dyrrachium, und ſtellte auf dem Jaſonshügel Schildwachen aus, die auf alles, was zur See vorgieng, ein wachſames Auge haben ſollten. Hier brachte ein Celte, der eben aus Italien kam, die Nachricht, daß Bohemund im Begriff ſey, abzuſegeln, Contoſtephanus und ſeine Untergebnen geriethen darüber in ein ſo gewaltiges Schrecken, daß ſie, um einer Schlacht zu entgehn, ſich krank ſtellten, und vorgaben, ſie müßten ihrer Geſundheit halber ins Bad gehen. Lantulph, der gewiß einer der größten Seehelden war, bot alle ſeine Beredſamkeit auf, um ſie von dieſem Schritte zurückzubringen, aber vergebens. Sie giengen nach Chimara ins Bad, und ließen den zweyten Drungar der Flotte auf einem Wachtſchiffe unweit Aulon bey der Landſpitze kreutzen. Unterdeſſen blieb Lantulph mit einer hinlänglichen Anzahl Schiffe bey Aulon. Bohemund führte zwölf zweyrudrige Kriegsſchiffe an, die in der Mitte von unſäglich vielen runden Laſtſchiffen ſegelten. Die Flotte ſah von weitem einer ſchwimmen-

den Stadt gleich. Wind und Wetter kam ihr auf der Fahrt von Baris bis nach Aulon zu ſtatten, die See war ganz ſtille, nur ein kleiner günſtiger Wind ſchwellte die Seegel der Laſtſchiffe, daß ſie mit denen, die vom Rudern getrieben wurden, immer gleichen Lauf halten konnten. Auf dem beyderſeitigen Geſtade des adriatiſchen Meeres konnte man das Getöſe der Schiffe hören. Kein Wunder, wenn Contoſtephan und andre ſich vor der Zeit zurückzogen, ohne daß man ihnen deswegen den Vorwurf der Feigherzigkeit machen darf. Selbſt Lantulph wagte es nicht, ſich entgegen zu ſtellen, ſondern ließ ihn ungeſtört auf der Küſte von Aulon eine Landung thun.

Unter Bohemunds Heere befanden ſich Franken, Celten, Inſulanern, aus Thule, die bisher in kaiſerlichen Sold zu gehen pflegten, und viele andre, deutſchen und celtiberiſchen Urſprungs. Sie zogen ſich gegen Dyrrachium, nach deſſen Eroberung ſie ihre Plackereyen bis an die Mauern von Conſtantinopel fortzuſetzen gedachten. Bohemund übertraf in Anſehung der Belagrungskunſt ſelbſt den berühmten Städtezwinger Demetrius. Er verſicherte ſich zuvor der ganzen, rund um Dyrrachium befindlichen, Gegend, fand an manchen Orten Widerſtand, an andern nicht, und dann erſt ſchritt er zur Belagerung ſelbſt.

Ehe ich den Erfolg derſelben erzähle, muß ich meine Leſer etwas mit der Lage dieſer Stadt bekannt machen. Sie iſt eine alte griechiſche Stadt, und liegt am Adriatiſchen Meere, da wo es ſehr breit iſt, (an der öſtlichen und nördlichen Küſte deſſelben wohnen die Vetonen; Apulien gegenüber,) unterhalb Eliſſus, das oberwärts mehr rechterhand liegt, ſehr ſtark befeſtigt iſt, und gleichſam von ſeiner Höhe auf das im Grunde liegende Dyrrachium hinabſchaut. Ob der

Nah-

Nahme Eliſſus von einem Fluſſe, der ſich in den Drymon ergießt, oder von irgend einem andern Umſtand herzuleiten ſey, kann ich nicht beſtimmen. Durch ſeine glückliche Lage, gereicht es Dyrrachium von der Waſſer- und Landſeite zu einer großen Schutzwehr, der ſich auch der Kaiſer ſehr wohl zu bedienen wußte, indem er zu Land und auf dem ſchiffbaren Drymon, Dyrrachium mit allen benöthigten Kriegs- und Lebensbedürfniſſen verſorgte. Der Drymon kommt oben aus dem See, der heut zu Tage in der ausgearteten Mundart Achris genennt wird, nach dem Bulgariſchen Könige Mocrus, oder wie er zuletzt hieß, Samuel, deſſen Leben in den Zeiten der beyden Kaiſer und Porphyrogeneten, Conſtantinus und Baſilius, fällt. Aus dieſem See fließen hundert Kanäle, welche ſich in den Fluß, der bey Deure verbeygeht, ergießen. Nun geht er, als ein großer breiter Strom, unter dem Nahmen Drymon aus der dalmatiſchen Grenze hinaus, krümmt ſich gegen Norden, dann wieder gegen Süden, und fällt an dem Fuß des Berges, auf welchem Eliſſus ſteht, in das adriatiſche Meer.

Der Dux von Dyrrachium ſandte gleich nach geſchehener Landung Bohemunds einen Scythen als Eilboten nach Conſtantinopel ab. Dieſer traf eben ein, als der Kaiſer von der Jagd gekommen war, beugte ſeinen Kopf zur Erde, und ſtattete ſeinen Bericht mit lauter Stimme ab. Alle Anweſende ſtanden wie verſteinert da, als hätte ſie der bloße Nahme Bohemunds ihrer Beſonnenheit beraubt. Der Kaiſer hingegen blieb ganz gelaſſen; zog ſeine Schuhe aus und ſagte: Jetzt iſt es Zeit, zur Tafel zu gehen; nachher wollen wir ſehen was mit Bohemund anzufangen ſey.

Dreyzehntes Buch.

Die Kaltblütigkeit, mit der Alexius die Nachricht von Bohemunds Landung aufnahm, war in der That zum Erstaunen, obgleich sie ihm nicht von Herzen gieng. Alle Umstände riethen es ihm, sich von der Hauptstadt zu entfernen, in der er noch zu seiner eignen Sicherheit vieles zu besorgen hatte. Er that was die Noth von ihm heischte, brachte die Angelegenheiten seines Hauses in Richtigkeit, übertrug dem Großdrungar der Flotte, dem Verschnittenen Eustathius Kyminianus und dem Nicepherus, Decans Sohn, die Sicherheit der Kaiser-Stadt, und gieng am ersten November des Jahrs 1107, mit einem kleinem Gefolge, und mit seinen Blutsverwandten aus Constantinopel, bis Geranium, wo er sein purpurfarbnes Zelt aufschlug. Hier blieb er vier Tage liegen, weil die Mutter Gottes zu Blacherne nicht das gewöhnliche Mirakel verrichtet hatte; ja er gieng sogar am Abend des vierten Tages mit seiner Gemahlin zurück, und betrat in einem kleinen Gefolge heimlich die Mutter Gottes Kirche, wo er nach verrichtetem Gottesdienste, und inbrünstigem Gebete das erwünschte Wunder sah, welches ihn für die Zukunft mit guten Hoffnungen erfüllte. Den folgenden Tag setzte er den Weg nach Thessalonich fort, und bestellte Johannes Taronites zum Befehlshaber von Chörobacchi.

Dieser Johannes stammte von einer vornehmen Familie, war von Jugend auf um den Kaiser gewesen,

ſen und hatte ihm lange als Geheimſchreiber gedient. Er war ein fleißiger Mann, beſaß eine ungemeine Kenntniß der Geſetze, prieß die kaiſerlichen Befehle an, wenn er ſie anders der Majeſtät würdig befand, denn er ſprach freymüthig, jedoch ohne die ſchuldige Ehrfurcht zu verletzen.

Unterwegens ermuntert der Kaiſer ſchriftlich den Dux Iſaac, und die ihm untergeordneten Officiere Exazenus und Hyeleas, mit aller Wachſamkeit ihren Poſten zu behaupten, und allen Schiffen, die aus Italien Verſtärkung zu Bohemund herüberbrächten, die Landung zu verwehren. Bey Meſſus wollte die Kaiſerin wieder umkehren, ihr Gemahl vermochte ſie aber, weiter mitzugehen. Als ſie über den Eurus bey Pſylus ankamen, wurde durch Gottes Hülfe eine neue Verſchwörung gegen des Kaiſers Leben entdeckt, die einen Menſchen aus der berühmten Aroniſchen Familie, aber von unehelicher Geburt, zum Urheber hatte. Ob, auſſer ſeinem Bruder, noch mehrere aufrühriſch Geſinnte um dieſen Anſchlag gewußt, mag ich nicht behaupten. Wenigſtens war ein Scythe, Nahmens Demetrius, Aarons Sclave, ſchon als Mörder gedungen, und ihm die Ausführung des Mordes auf den Zeitpunkt angeſetzt, wenn die Kaiſerin ſich würde entfernt haben, deren Gegenwart ihnen äuſſerſt hinderlich war. Weil ſich aber die Abreiſe derſelben von Tage zu Tage verzögerte, ſo warfen ſie heimlich eine Schmähſchrift in das kaiſerliche Zelt hin, worin ſie dem Kaiſer riethen, ſeinen Weg weiter zu verfolgen, und ſeine Gemahlin nach Conſtantinopel zu ſchicken. Solche Schmähſchriften werden nach den Geſetzen verbrannt, und alle die Theil daran haben, mit der härteſten Strafe belegt.

Nach aufgehobner Tafel, da ſchon alle, auſſer dem Manichäer Romanus, dem Verſchnittnen Baſi-

lius Phyllus, und Theodor, Aarons Bruder, aus dem Zimmer gegangen waren, findet sich unter dem kaiserlichen Sopha ein neues Pasquill, das der Kaiserin viele Anzüglichkeiten darüber sagte, daß sie ihrem Gemahl folge, und nicht lieber nach Constantinopel gehe. Der Kaiser las es, und rief unwillig aus, ich, oder ihr, (indem er sich zu seiner Gemahlin wandte,) oder einer von den Anwesenden hat dieses dahin geworfen. Unten standen die Worte: Dieß schrieb euch Herr Kaiser ein Mönch, den ihr gegenwärtig nicht kennt, aber im Traume sehen werdet.

Ein gewisser, im Dienste der Kaiserin stehender Verschnittene, Nahmens Constantin, hörte um die dritte Nachtwache eine Stimme sagen: Ich will ein Schurke seyn, wenn ich nicht alle eure Bubenstücke aufdecke, und zeige, wer der verkappte Pasquillante sey. Sogleich gieng sein Bedienter ab, zu sehen, von wem die Stimme käme, und brachte den Bedienten Aarons, Strategius, mit sich zurück, der alles, so viel er wußte, auf der Stelle bekannte, und auch dem Kaiser, den man deshalb aus dem Schlafe weckte, folgendes Geständniß ablegte: Mein Herr Aaron hat mit einigen andern, die eure Majestät schon ziemlich kennen wird, einen Anschlag auf euer Leben gemacht, und zu eurem Mörder meinen Kameraden Demetrius bestellt. Dieser ist ein Scythe von Geburt, ein handfester Bursche, eine recht blutdürstige, wilde Seele, der jedes verwegnen Streiches fähig ist. Kömmt das nicht etwa, was du mir da erzählst, fragte der Kaiser, aus irgend einem Groll gegen deinen Herrn, oder gegen deinen Kameraden? Kannst du deine Aussage beschwören? Denn läßt du dich auf Lügen ertappen, so wird es dir nicht gut ergehen. Der Bediente blieb fest auf seinem Bekenntniß, ja er schlich mit dem Verschnittenen Basilius

in

in Aarons Zelt, wo noch alles schlief, nahm hier ein Felleisen voll Papiere, und brachte es dem Kaiser, dem nach Durchlesung derselben weiter kein Zweifel übrig blieb. Er gab der Regierung in Constantinopel den Befehl, Aarons Mutter nach Chörobacchi ins Verhaft zu schicken, ihre beyden Söhne wurden nach Anchialus gebracht. Dieser Vorfall hielt den Kaiser fünf Tage auf der Reise auf, endlich kam er nach Thessalonich, wo der Sammelplatz seiner Truppen war, über die er jetzt eine allgemeine Musterung anstellte. Das ganze Heer stellte sich Bataillonweise in ein vorderes, hinteres und mittleres Treffen. Die Officiere commandirten an der Fronte eines jeden Hausens. Es war ein furchterweckender Anblick, wie sich da Mann an Mann mit seinen blinkenden Waffen anschloß. Man hätte glauben sollen, soviel eherne Bildsäulen vor sich zu sehen, die unbeweglich auf dem Platz standen, und nur bloß ihre Lanzen schwenkten. Sie mußten alle Manövers machen, sich rechts und links drehen, und die neu angeworbnen wurden geschickten Soldaten zugetheilt, die sie exerciren mußten. Diese Soldaten, drey hundert an der Zahl, lauter junge blühende Jünglinge aus verschiedenen Ständen zusammen gelesen, und in den Waffen vortrefflich geübt, machten eine besondre Compagnie aus, deren Chef der Kaiser war, der sie auch selbst exercirt hatte. Die besten unter ihnen schickte er mit Mannschaft voraus nach den Pässen, durch welche der Feind dringen wollte. Das übrige Heer verlegte er nach Thessalonich in die Winterquartiere.

Bohemund stand mit einer großen Macht vor Dyrrachium, dem Morgenthore gegenüber, auf dem ein Reiter von Erz steht. Den Winter über hielt er es blos bloquirt, und rekognoszirte während desselben

die

die Festungswerke, um ihre schwächste Seite ausfindig zu machen. Mit angehendem Frühling verbrannte er alle Lastschiffe und die Fahrzeuge, welche zum Transport der Pferde gebraucht wurden. Seine Absicht dabey war theils seinen Soldaten die Hoffnung des Rückzugs abzuschneiden, theils die Belagerung mit ungetheilter Kraft fortzusetzen, denn sonst hätte er zur Bedeckung der Schiffe gegen die Angriffe der Kaiserlichen Flotte mehrere Mannschaft nöthig gehabt.

Die Belagerung nahm ihren Anfang mit Pfeilschüssen von den Thürmen herab, und einigen Ausfällen. Perula, das Städtchen Mylus und die übrigen um Dyrrachium befindlichen Oerter mußten sich an die Detachements vom feindlichen Heere ergeben. Unter der Zeit betrieb Bohemund die Verfertigung der zum Kriege dienlichen Maschinen mit einem Eifer, der die Gemüther der Menschen eben so sehr als seine Thaten in Bestürzung setzte, aber doch den Muth der Kaiserlichen nicht beugen konnte. Er ließ Schildkröten oder Bedachungen verfertigen, die mit Thürmen versehen waren oder Sturmböcke enthielten, oder zur Bedeckung derer, die in Laufgraben, oder an andern Werken über der Erde arbeiteten, dienen sollten. Eine schreckliche Hungersnoth brach in seinem Lager aus, seitdem der Proviant, welchen er aus der Gegend um Dyrrachium zusammen gebracht hatte, verzehrt, und alle Zufuhr sowohl zu Wasser, durch die Kaiserliche Flotte, als auch zu Lande, durch diejenigen, welche alle Päße und Zugänge besetzt hielten, gesperrt war. Ausser dem Hunger, der Menschen und Pferde dahin raffte, stellte sich auch die Ruhr ein. Sie entstand aus dem Genuß der Hirse, war aber in der That blos als ein Strafgericht Gottes zu betrachten, der dem auf seine Menge stolzen Krieger zwiefaches Verderben bereitete.

Alles

Alles dieſes konnte Bohemund nicht von ſeinem Vorhaben zurückſchrecken. Er betrieb vielmehr, vor wie nach, was er einmal beſchloſſen hatte. Die erſte, mit einem Mauerbrecher verſehene Schildkröte, welche er an der öſtlichen Seite der Stadt aufpflanzte, war ein Wunder in ihrer Art, und jagte ſchon durch den bloßen Anblick Schrecken ein. Sie war nicht groß, viereckigt, und zwar parallelograminförmig, oben und von beyden Seiten mit aneinandergehefteten Rindfellen bedeckt, ſtand auf Walzen, und inwendig hieng der Mauerbrecher. Man bewegte ſie mit Hülfe mehrerer Stangen, zog, als ſie der Mauer nahe genug ſtand, die Walzen fort, und rammelte um ſie herum viele Pfähle ein, damit ſie beym Schwanken des Balkens, der gegen die Mauer getrieben ward, unbeweglich bliebe. Dieſer Balken ward von den ſtärkſten Perſonen angezogen und dann gegen die Mauer angelaſſen, von der er gegen die Hinterwand der Schildkröte abprallte, und dann wieder vorwerts an die Mauer flog. Die Alten nannten ihn einen Widder, weil die Thiere auch ſo mit den Köpfen gegen einander ſtreiten. Seine Erfindung ſchreibt ſich von der Belagerung der Stadt Gades her. Den Belagerten in Dyrrachium kam das ernſtliche, und doch im Grunde vergebliche, Bemühen der Belagerer ſo lächerlich vor, daß ſie ihren Scherz damit trieben. Sie öfneten die Thore, und nöthigten ſie unter einem Hohngelächter in die Stadt hinein; ihr werdet doch, ſprachen ſie, mit eurem Schaafskopf niemals ein ſo großes Loch machen, als euch das Thor gewährt, welches wir zu euren Empfange aufſchließen. Dieſer Schritt benahm den Celten alle Hoffnung auf dem bisherigen Wege je etwas auszurichten. Ihr Mauerbrecher feyerte, und wurde bald durch aufgeworfene brennbare Sachen in Aſche gelegt.

An dessen Stelle griff Bohemund zu einem neuen Mittel, das einen weit bessern Erfolg versprach. Auf der Nordseite, dem ducischen Gerichtsplatze oder Prätorium gegenüber, stand ein Wall, über den sich die Stadtmauer wegzog. Unter diesem Wall versuchte er eine Mine, oder einen unterirrdischen Gang in die Stadt anzulegen. Die Arbeiter über der Erde, welche den Schutt ausführten, waren durch Schildkröten vor den Geschoß der Dyrrachier gedeckt. Die Mine hatte eine ansehnliche Breite und war vor dem Einsturze der Erde durch Stützen gesichert. Die Belagerten merkten aus dem Hammern und Graben die Stelle, wo die Minirer arbeiteten, zogen eine Gegenmine, und schossen aus der Oefnung derselben aus Blaseröhren Feuer auf die Celten. Die Feuermaterie welche sie hierzu gebrauchten, war ein Harz, das aus Fichten, und andren grünen Bäumen quillt, und lange fortbrennt. Es wurde als Pulver, mit Schwefel vermengt, in die Röhre gethan, unten angezündet, und dann fortgeblasen. Die Celten liessen in der größten Bestürzung davon, da ihnen die Flamme das Angesicht verbrannte.

Ihr dritter Versuch, bestand in einem hölzernen Thurm, an dem man schon ein ganzes Jahr gearbeitet hatte. Man erlaube mir, zum bessern Verständniß der nachfolgenden Erzählung vorläuffig eine kleine Beschreibung der Festungswerke von Dyrrachium einzuschalten. Rund herum auf der Mauer standen ohngefähr eilf Fuß hohe Thürme die mit Wendetreppen, und Brustwehren versehen waren. Die Breite der Mauer war so ansehnlich, daß vier Personen, auch wohl noch mehrere bequem neben einander reiten konnten.

Was den Thurm Bohemunds anbetrifft, so gieng er, wie es Augenzeugen versichern, über alle Beschreibung.

bung. Er ſtand auf einem vierſeitigen Geſtelle, und ragte fünf bis ſechs Ellen über die Stadtthürme hervor. Er hatte mit Fleiß dieſe größere Höhe erhalten, damit die Fallbrücke, wann ſie niederfiele, etwas abſchöſſig zu liegen käme, und dadurch bequemer zum herablauffen würde. Unter den Belagerern müſſen nothwendig geſchickte Meßkünſtler geweſen ſeyn, denn ſonſt hätten ſie die Höhe der Mauer nicht ſo genau aufnehmen können. Der Thurm wurde auf Walzen, vermittelſt eingelegter Stangen, von Soldaten, die in ihm ſelbſt verdeckt ſtanden fortbewegt, und das machte ihn noch fürchterlicher, denn nun ſchien es, als wenn die ungeheuer große Maſchine durch ihre eigne Kraft von der Stelle rückte. Er war in mehrere Stockwerke eingetheilet, und hatte in ſeinem Umfange viele Lücken, aus denen man mit Pfeilen ſchoß. Auf dem oberſten Theile zeigten ſich bewaffnete Krieger, deren Rüſtung und wildes Anſehen, Tod und Verderben drohten.

Dagegen war man in Dyrrachium auch nicht müſſig geweſen, ſondern hatte ſich ſchon auf, den Fall, daß dieſer Thurm ſollte gebraucht werden, in Bereitſchaft geſetzt. Ihm wurden vier Balken, die ſeine Höhe noch um eine Elle übertrafen entgegengeſtellt. In ihrer Mitte waren Staffeln angebracht. Der Raum zwiſchen ihnen ſtand offen, weil es nicht nöthig war, ihn zu bedecken. Nur der hervorſtehende Theil hatte einige Bekleidung. Hier hinauf brachte man zähe brennbare Materialien, um ſie durch die Schießſcharten auf den feindlichen Thurm abzuſchießen. Aber dieſes letztere Vorhaben wurde bald aufgegeben, denn das Feuer würde doch nur den Thurm an wenigen Stellen berührt haben. Statt deſſen füllte man den Ort zwiſchen dem auſſen ſtehenden hölzernen Thurm und der Mauer mit allerhand feuerfangender Materie an, ſchüttete Strö-

me

me von Oehl darüber aus, und warf Brände und Fäckeln hinein. Nach einem kurzen Dampfe, loderte eine gewaltige Flamme auf, die in weniger Zeit den ganzen Thurm ergriff. Der Brand verursachte einen grausenvollen Anblick. Auf dreyzehn Stadien im Umfange konnte man die Flamme sehn. Dazu kam noch das greuliche Angstgeschrey derer, die im Thurm steckten. Einige wurden ein Raub der Flammen, andre stürzten sich von oben herab. Noch andre drängten sich von aussen hinzu, den Nothleidenden zu helfen.

Wir wollen hier von Bohemund auf den Kaiser zurückkommen, der mit einbrechendem Frühling seine Gemahlinn aus Thessalonich in die Hauptstadt zurückschickte, und nun seinen Weg weiter verfolgte. Er gieng durch Pelagonien nach Deabolis, das bey den erwehnten engen Pässen liegt, und nahm sich vor, den Krieg auf eine neue Art zu führen, bey der er das Glück der Waffen nicht auf den Ausgang eines Treffens setzen durfte. Diese unwegsamen Gebürge sollten nemlich die Grenzscheidung zwischen seinen und den feindlichen Truppen seyn. Zu dem Ende besetzte er alle Wege und Bergspitzen mit seinen besten Officieren; damit niemand so leicht zu Bohemund gelangen, noch mit Briefen von ihm durchschlüpfen könnte. Wenn mein Vater seiner Neigung hätte folgen wollen, so würde er den Feind im offnen Felde aufgesucht haben: allein seine Vernunft war hier, wie in andern Fällen, die Gebieterin, der er unbedingten Gehorsam leistete. Ein Feldherr ist nicht immer genöthigt, durch Menschenopfer den Sieg zu erringen. In manchen Fällen kann ihm List und Verschlagenheit das Uebergewicht verschaffen.

Nach dieser Maxime handelte hier Alexius. Er wollte Uneinigkeit zwischen Bohemund und seinen Grafen

fen anfachen, und brauchte deshalb zum Unterhändler den Marinus Sebaſtus, aus der Neapolitaniſchen Familie den ſogenannten Magiſter Militum. Die Treue dieſes Mannes war zwar ſchon ſehr verdächtig, doch ſchien er gegen Bohemund noch ganz brauchbar zu ſeyn. Zugleich unterredete er ſich mit Roger, einem edlen Franken, und mit Peter von Alipha, einem eben ſo tapfern, als dem Kayſer ganz ergebenen, Ritter, über die beſte Art, wie man Bohemund ſchaden könne, fragte ſie, wer die vorzüglichſten Anhänger deſſelben ſeyn, und brachte ſie ſo weit, daß jeder einen verſchwiegenen und treuen Menſchen ſtellte, den er mit Briefen in das feindliche Lager abſenden könnte. Die Briefe waren an die vertrauteſten Freunde Bohemunds in Form einer Antwort geſtellt, die ſich auf ein vorhergegangenes Schreiben zu beziehen ſchien, und auſſer dem ſchmeichelhafteſten Dank für die Gefälligkeit, daß ſie ihm Bohemunds geheime Abſichten ſo freundſchaftlich entdeckt hätten, noch das Anerbieten königlicher Geſchenke enthielt, wenn ſie fernerhin ihre geheime Correſpondenz unterhalten wollten. Unter den Perſonen, an welche ſie gerichtet waren, befanden ſich Guido, Bohemunds Bruder, Koprifian, einer der vornehmſten im Heere, Richard, ein gewiſſer Principatus, der einer der angeſehenſten und tapferſten Ritter war. Es ließ ſich leicht voraus ſehen, daß Bohemund, wenn dieſe Briefe ſollten aufgefangen werden, in die äuſſerſte Wuth gerathen, und diejenigen, welche an nichts weniger, als an Verrätherey gedacht hätten, durch ſeine Mißhandlungen dazu reißen würde.

Damit nun die Briefe ihm auch wirklich in die Hände fielen, begab ſich ein andrer als Ueberläufer zu Bohemund, verrieth ihm, daß die Boten ſchon unterwegens bey Petrula ſeyn, und bat für dieſe armen

Leute, die bloß nach Eyd und Pflicht handelten, Schonung aus, welche ihnen auch eydlich zugesichert ward. Kurz Bohemund erbrach des Kaisers Briefe, und wäre bald ohnmächtig zu Boden gesunken, als er ihren Inhalt erfuhr. Er bestellte einige heimliche Aufseher, die auf alle Unternehmungen der verdächtigen Personen ein wachsames Auge haben mußten, und verschloß sich sechs Tage in seinem Gezelte, wo er ganz dem Gedanken nachhieng, ob er in einer allgemeinen Versammlung der angeschuldigten Officiere seinen Bruder Guido zur Rede stellen, und ihm so gleich die Beweise seiner Untreue vorlegen solle, oder nicht; ferner wußte er nicht, wie er den Verlust so vieler edler Ritter wieder ersetzen sollte, deren Entfernung ihm nothwendig unendlichen Nachtheil zuziehen würde. Endlich fiel seine Entschließung dahin aus, sie an ihren Posten zu lassen, und ihre Herzen durch ein gefälliges Betragen zu gewinnen. Vielleicht mochte er es auch mit der Zeit gemerkt haben, was es eigentlich für eine Bewandniß mit den Briefen habe.

Der Kaiser hatte mehrere Haufen, unter der Anführung seiner besten Officieren in die Pässe vertheilt, und alle Wege mit Verhacken unbrauchbar machen lassen. Bohemund detachirte seinen Bruder Guido, den Grafen Saracen und Contopagan gegen Daura. Einige mit den Schleichwegen wohl bekannte Einwohner, aus den an der albanischen Grenze gelegnen Städten, die sich schon in seiner Gewalt befanden, gaben Wegweiser ab, und führten die beyden letztern Grafen so an, daß sie dem Eustathius Kamytzes, der die Albanischen Pässe besetzt hielt, in den Rücken fallen konnten: Guido aber gieng gerades Weges auf ihn los. Kamytzes konnte dem doppelten Angriff nicht widerstehen, sondern mußte sich unter einem großen Verlust

an

an Todten zurückziehen. Zu den Gebliebenen gehören Caros, den der Kaiser schon als Knaben unter seine Leibtruppen aufgenommen hatte, und Scaliarius, ein Türke von Geburt, der sich schon vor seinem Uebertritt zur christlichen Religion den Ruhm eines großen Feldherrn erworben hatte.

Dieser Niederlage folgte eine andre bey Glabenitza. Alyates hatte sich hier mit seinen Schaaren ins freye Feld hinabbegeben, entweder um ein Treffen zu liefern, oder um die Lage des Orts in Augenschein zu nehmen. Plötzlich überfallen ihn 500 schwer bepanzerte celtische Reiter: noch andre schleichen sich um den Sumpf, und greiffen ihn im Rücken an. Alyates focht tapfer, bis ihn ein gewisser Graf Kontopaganus mit der Lanze zu Boden streckte. Ausser ihm blieben noch viele andre auf dem Platze.

Jetzt sahe sich der Kaiser genöthigt, gegen Bohemund auf einem andern Wege zu verfahren. Er stellte seinen Feldherrn Kantakuzen, den er aus Laodicea zu sich gerufen hatte, an die Spitze einer Armee, die nach Glabenitza bestimmt war, und begleitete ihn in eigner Person bis an den Paß Petra. Kantakuzens erste Unternehmung war gegen Mylusstadt gerichtet. Seine Soldaten hielten sich anfangs tapfer, legten Feuer an die Thore an, und schwangen sich schon auf die Mauer, aber ihr Muth sank bald, als die ausgestellten Vorposten, insgesammt Ausländer, in der größten Unordnung herbeyliefen, und schon von Ferne mit lauter Stimme schrien, daß die Celten jenseit des Flusses Buse sich in Bewegung setzen: da sie doch billig diese Nachricht nicht so allgemein hätten verbreiten sollen. Die Kaiserlichen wurden dadurch so sehr in Schrecken gesetzt, daß sie die Festung, die doch schon in ihren Händen war, verließen, und jeder sein Pferd aufsuchte

ſuchte, oder auch das erſte beſte, welches ihm vorkam, ergriff. Katukuzen wandte alles an, ſeine Leute wieder zum Stehen zu bringen, konnte aber weiter nichts ausrichten, als daß ſie vor dem Abzuge die Belagerungsmaſchinen, und die auf dem Fluß Buſe befindlichen Fahrzeuge in Brand ſteckten. Darauf zog er ſich eine kleine Strecke in eine Ebene zurück, die zur Rechten den Fluß Charzane, zur Linken einen ſumpfigten Boden hatte, folglich einen ſehr bequemen Lagerplaß abgab. Die Zerſtöhrung der Fahrzeuge hatte übrigens für ſie den Vortheil, daß die Scythen nicht über den Fluß Buſe gehen konnten.

Ein andres celtiſches Corps gieng von Guidos Armee gegen die Päſſe bey Jericho und Kanina, welche Michael Kekaumenos beſetzt hielt, und vertrieb auch hier die Kaiſerlichen. Der Celte iſt in engen Gegenden ein ſehr brauchbarer Soldat, nur im weiten Felde taugt er nicht viel. Nach dieſer glücklich ausgeführten Unternehmung rückte er Kantakuzen entgegen, der ſich ſo verſchanzt hatte, daß die Celten ihn nicht würden angegriffen haben, wenn er nicht ſelbſt die Nacht hindurch, aus ſeinem Lager über den Fluß gegangen wäre, und ihnen ein Treffen angeboten hätte. Er ſtellte ſich mitten in der Schlachtordnung an die Spitze. Zur Linken hielten die Türken, zur Rechten der Alane Rosmices mit ſeinen Landsleuten. Den erſten Angriff verſuchten die Scythen, indem ſie plötzlich vordrangen, ihr leichtes Gewehr abſchoſſen, und dann wieder eben ſo ſchnell zurückeilten. Allein die Celten ließen ſich dadurch nicht ſtöhren, ſondern zogen in geſchloſſenen Reihen, ohne ihre Stellung zu unterbrechen, auf, und trieben die Scythen, als beyde Heere einander ſchon nahe im Geſicht ſtanden, ſo ſehr ins Gedränge, daß ſie die Flucht ergreifen mußten. Die Türken, welche jetzt

zum

um Treffen kamen, und einen sehr lebhaften Angriff haten, wurden ebenfalls verächtlich zurück gewiesen. Trusiocrator Romises eilte zwar, als sie schon zu wei-hen anfiengen, mit seinen tapfern Alanen herbey, konn-e aber ebenfalls nichts ausrichten. Zuletzt brach Kan-akuzen hervor, trennte die feindlichen Linien, und er-ocht einen glänzenden Sieg. Viele und die angese-ensten, z. B. Graf Hugo, dessen Bruder Richard und Contopagan geriethen in Gefangenschaft, und wurden ebst den Köpfen der gebliebenen Celten, die man auf Spießen steckte, an den Kaiser gesandt. Es ist Nacht, ich dieses mit halb schlummerndem Auge schreibe. etzt fühle ich die Mängel meiner Erzählung; schmeich-mir aber, daß sie bey billig denkenden Lesern schon ntschuldigung werden gefunden haben. Bin ich nicht zwungen so viele barbarische Nahmen zu gebrauchen? d dringen sich mir nicht Begebenheiten in unzähliger enge auf, die sich einander gleichsam durchkreußen, d den Zusammenhang der Geschichte unterbrechen?

Bohemund fand sich in der verdrüßlichsten Lage, sonders da er wieder an allem Mangel litt. Er such-sich zwar dadurch zu helfen, daß er einen Theil sei-r Armee in die Gegenden von Jericho, Aulon, und anina auf Beute ausschickte. Allein Bereites, ein ldherr unter Kankuzens Befehlen schlug dieses Deta-ement und verbrannte noch dazu auf seinem Rückzuge feindlichen Schiffe. Auch itzt war Bohemund noch ge nicht gedemüthigt. Er that vielmehr als wenn noch keinen Soldaten eingebüßt hätte, und ließ ein ues Corps, Fußvolk und Reiterey ungefähr 6000 ann stark gegen Kantakuzen anrücken, mit welcher annschaft er den kaiserlichen Feldherrn und seine gan-Armee aufzuheben gedachte. Dieser aber, durch ne Kundschafter bey zeiten vor ihrer Annäherung

gewarnt, überfiel sie unversehens am Ufer des Flusses Buse, wo sie vom Marsch ermüdet in guter Ruhe lagen, und schlug sie gänzlich auf das Haupt. Viele Celten geriethen in Gefangenschaft, noch mehrere fielen durch das Schwert, die übrigen fanden ihren Tod im Wasser. Die gefangenen Grafen sandte der Sieger an den Kaiser, und kehrte darauf nach Timoros, einem sumpfigten, schwer zugänglichen, Ort. Hier blieb er sieben Tage liegen, während welcher Zeit er verschiedne Patrullen ausschickte, um den Zustand des feindlichen Heeres auszukundschaften. Bey einem Flusse fallen ihnen hundert Celten, die eben im Begriff sind eine Schiffsbrücke zu schlagen, in die Hände. Das sonderbarste bey diesem Vorfalle war, daß Bohemunds Brudersohn, ein Riese von zehn Fuß in die Länge, und von starkem derbem Gliederbau, wie ein andrer Herkules, von einem kleinen scytischen Mann, der ihm nicht einmal bis an die Hälfte reichte, gefangen genommen ward. Eben dieser Scythe mußte auch auf Kantakuzens ausdrücklichem Befehl, seinen Gefangenen selbst vor den Kaiser führen.

Die Freude, welche der Kaiser über die, durch Kantakuzen erhaltenen, Vortheile empfand, wurde sehr bald durch die Nachricht von der Niederlage des Kamytzes und Kabasilas verbittert, die ihn bis zu Thränen rührte. Um aber doch den Schaden wieder gut zu machen, oder für die Zukunft ähnlichen Vorfällen vorzubeugen, bestimmte er den Constantinus Gabras nach Petula hin, um theils die Stelle, wo die Celten eingebrochen waren, zu besichtigen, theils durch Verschanzungen einem nochmalige Einbruch vorzubeugen. Gabras war zwar ein sehr braver Soldat, aber er besaß zu vielen Eigendünkel, und mochte sich nur bey wichtigen Unternehmungen gebrauchen lassen. Weil er

nun

nun keine groſſe Luſt zeigte, jenen Auftrag zu unternehmen, ſo wurde Marianus Mauracatacalon, meines Cäſars Schweſtermann, der ſich durch mehrere Heldenthaten das Zutrauen des Kaiſers erworben hatte, dazu auserſehen und ihm tauſend der auserleſenſten Soldaten bewilligt. Aber auch Marian bat ſich Bedenkzeit aus.

Um Mitternacht kam ein Schreiben von Lantulph an, worinn er dem Admiral Iſaac Contoſtephanus, und deſſen Brüder Stephan und Euphorben harte Vorwürfe machte, daß ſie die Straße zur See nicht ſorgfältig bewachten, ſondern ſich öfters auf dem Lande beluſtigten. „Ihr habt, ſagte er dem Kaiſer in ſeinem Schreiben, von eurer Seite nichts unterlaſſen, um den Verwüſtungen der Celten Einhalt zu thun: aber was helfen alle Bemühungen, wenn die Befehlshaber eurer Flotte ihre Schuldigkeit verabſäumen. Unlängſt iſt eine groſſe Menge Laſtſchiffe, die mit Menſchen, Pferden, und Lebensmitteln im Ueberfluß verſehen war, aus der Lombardey mit dem Südwinde, der ſie bey Dyrrachium nicht landen ließ, bey Aulon angekommen. Seitdem iſt unter den Celten alles, was ſie bedürfen, für die billigſten Preiſe zu haben.“

Alexius ward darüber heftig aufgebracht, und äuſſerte ſeinen Zorn gegen Iſaac Contoſtephanus in bittern Vorwürfen ....d Drohungen, wo fern er die begangnen Fehler nicht wieder gut machen würde. Iſaac ließ ſich dieſe Warnungen zwar nicht vergebens geſagt ſeyn, allein das Glück hatte ihm den Rücken gekehrt. So oft er den Celten auf offner See begegnete, hatten ſie günſtigen Wind, der ſeine Schiffe immer zurücktrieb, ohne daß es ihm möglich geweſen wäre, ſich ihnen entgegen zu ſtellen.

An diesen mißlungenen Versuchen war blos die Unkunde der dortigen Seeküsten Schuld, indem er keinen sichern Standort mit der Flotte nahm. Zu dem Ende stellte ihm der Kaiser eine Charte von der italienischen und illyrischen Küste zu, auf der alle Häfen und Ankerplätze angemerkt waren, nebst einer beygefügten Anzeige, wo er die Flotte hinstellen müsse, daß sie bey jedem Winde die celtischen Schiffe auffangen könne. Isaac befolgte den Rath, und vernichtete eine ansehnliche celtische Flotte, indem er sie theils verbrannte, theils in den Abgrund versenkte. Dessen ungeachtet mußte er seine Befehlshaberstelle an Marianus Maurocatacalo abtreten, dessen Platz in Petrula ein anderer übernahm. Das Glück war diesem gleich zu Anfange günstig. Er erbeutete viele reichbeladene Schiffe, die für Bohemunds Armee bestimmt waren, und schnitt den Celten die Ueberfahrt nach Dyrrachium gänzlich ab.

Der Kaiser war in seinem Lager bey Deabolis im Stande, alle, welche zu Bohemunds Heere übertreten wollten, zurückzuweisen. Auch schickte er den Besatzungen in den Pässen immer neue Verstärkungen zu, mit denen sie den Feind vor Dyrrachium beständig beunruhigen sollten. Ihre Streifzüge sollten sie, seiner Verordnung nach, in folgender Ordnung halten. Die berittenen Bogenschützen mußten voraus reiten, ihre Pfeile abschießen, dann wieder zurückeilen, und so in einem fort angreifen und fliehen. Hinter ihnen kämen dann die Lanzenträger langsam nachgezogen, die jene im Nothfall decken, und jeden Celten, der sich so weit vorwärts wagte, erlegen könnten. Sie bekamen eine Menge Pfeile mit, die sie aber mehr gegen die Pferde, als gegen die Reiter zu gebrauchen hatten, welche letztern durch ihre Rüstung gleichsam unverwundbar

bar waren. Die celtiſche Armatur beſteht aus einem Panzerhemde das aus lauter Ringeln zuſammengeſetzt, und aus dem härteſten Stahl verfertigt iſt, der keinen Pfeil durchläßt. Zu mehrerer Sicherheit tragen ſie noch einen Schild, der ſich ſehr breit anfängt, und ſpitz endigt, inwendig etwas ausgehölt iſt, und von außen eine glänzende Politur hat. Jeder Pfeil, ein ſcythiſcher ſowohl als perſiſcher, prallt, auch wenn er aus einer Rieſenhand flöge, wieder gegen den zurück, der ihn abgeſchoſſen hat.

Das war die Urſache, warum Alexius den Befehl gab, nur immer auf die Pferde zu zielen, ohne welche die Celten wehrloſe Menſchen ſind, mit denen man machen kann, was man will. Daß er nun ferner nicht über die Päſſe hinausgieng, um dem Bohemund ein Treffen zu liefern, hatte, wie ich es aus ſeinem eignen Munde weiß ebenfalls einen ſehr triftigen Grund in dem wenigen Vertrauen, das er auf die Treue ſeiner Untergebnen ſetzte. An Muth fehlte es ihm gewiß nie, aber die Umſtände waren dießmal nicht ſo beſchaffen, daß er ihn füglich hätte beweiſen können. Und doch war er in der Gegend Illyriens kein müſſiger Zuſchauer der Begebenheiten, die ſich jetzt zutrugen. Er wußte durch guten Rath, durch treffliche Anſchläge und Einrichtungen den Mangel ſeiner Gegenwart ſo ſehr zu erſetzen, daß Bohemund ſich bald wieder von allen Seiten eingeſchloſſen ſah. Marian ſpielte völlig den Meiſter zur See, und ließ auch nicht das kleinſte Fahrzeug entwiſchen. Auf dem Lande wurde der Krieg mit gleicher Lebhaftigkeit fortgeſetzt. Kein Celte durfte ſich zum Lager hinaus wagen, wenn er nicht den Kaiſerlichen in die Hände fallen wollte. Durch dieſe beſtändigen Gefechte ſowohl, als durch Hunger und Seuche, welche ſchrecklich unter den Celten wütheten, ſchmolz

ihre Macht von Tag zu Tage mehr zusammen. Graf Wilhelm Klareles floh mit 500 Reitern zum Kaiser, und erhielt dafür, ausser vielen Geschenken und Gnadenbezeugungen, die Würde eines Nobilissimus. Bohemund that dem Befehlshaber von Dyrrachium Friedensvorschläge, die sogleich an den Kaiser befördert und in Erwägung gezogen wurden.

Alexius fand sich damals von so vielen unzufriedenen Personen umringt, die ihm weit mehr als auswärtige Feinde zu schaffen machten, daß er, aus Noth gezwungen, den angetragenen Frieden nicht von sich ablehnen konnte, und aus seinem Lager folgendes Schreiben an Bohemund abfertigte. „Ihr habt euch des Meineydes gegen mich schon mehrmals schuldig gemacht, und ich würde euren Vorstellungen kein Gehör geben, wenn nicht die göttliche Lehre des Evangeliums allen Christen Versöhnlichkeit predigte. Besser ist es, ich lasse mich hintergehen, als zu einem Fehltritte gegen Gott und seine Gebote verleiten. Aus dem Grunde also, weise ich euer Gesuch nicht ab. Wollt ihr nun ernstlich Friede, verabscheut ihr eure eiteln Versuche, die ihr nicht eurem Vaterland, nicht der Christenheit zu gute, sondern blos aus Privatabsichten, aber ohne den mindesten Erfolg unternommen habt, wollt ihr eure Hände nicht mehr mit Christenblut beflecken; so kommt, da uns nur eine kleine Entfernung trennt, mit einem beliebigen Gefolge zu mir herüber. Der Vergleich mag nun zu Stande kommen oder nicht, so will ich euch auf jeden Fall ungefährt wieder ziehen lassen."

Bohemund bat sich dagegen, bis zu seiner Zurückkunft, Geisseln aus. Darauf wurde der Neapolitaner Marian, der tapfere Franke Roger, Männer, die mit der Sitte der Lateiner sehr wohl bekannt waren, ferner Constantinus Euforbenus, der sich im Dienste jederzeit

derzeit treu und pünktlich erwiesen, und ein gewisser Adraleſt, welcher sehr fertig Celtisch sprach, an ihn abgesandt. Bohemund ritt ihnen eine weite Strecke vor dem Lager entgegen, damit sie nicht Augenzeugen von dem erbärmlichen Zustand seines Heeres abgeben möchten. Ihre Anrede lautete so: „Dem Kaiser sind die Verheissungen und eydlichen Zusagen noch nicht entfallen, welche ihr nebst den übrigen Grafen bey dem Durchzuge ihm geleistet habt. Itzt habt ihr den Lohn eurer Unredlichkeit dahin.“ Laßt es dabey bewenden, unterbrach sie Bohemund: ich habe dergleichen Predigten nun schon genug angehört. Sagt, was ist ferner euer Auftrag? Der Kaiser,“ antworteten sie, läßt aus Liebe, für eure, und eures Heeres Wohlfahrt, euch folgendes Anerbieten thun. Da ihr doch bey aller angewandten Mühe, weder Dyrrachium habt erobern, noch für euch, und eure Leute auch nur den kleinsten Gewinn ziehen können, so kommt, wenn ihr nicht euren Untergang muthwillig befördern wollt, zu mir, sagt was euer Begehr sey, und vernehmt dann meine Gesinnungen. Werden wir mit einander einig, so soll Gott dafür gepriesen seyn, geschieht es nicht, so sollt ihr unverletzt wieder in euer Lager zurückkehren. Wer von euren Kriegsleuten zum heil. Grabe wallfahrten will, dem verspreche ich sicheres Geleite. Wer hingegen in sein Vaterland zurückzukehren gedenkt, der soll, reichlich von mir beschenkt, zu seiner Heimath gelangen.

Jetzt sehe ich, erwiederte Bohemund, daß ihr Männer seyd, mit denen ich als Bevollmächtigten des Kaisers in Unterhandlungen treten kann. Ich verlange demnach von euch die Bestätigung folgender Punkte: 1) Der Kaiser soll mir eine ehrenvolle Aufnahme gewähren, und mir auf sechs Stadien die Vornehmsten seiner Anverwandten entgegen schicken. 2) Wenn ich

sein

sein Zelt betrete, so soll er sich von seinem Sitze erheben, und mich standesmäßig empfangen. 3) Er soll keine Rücksicht auf vorhergegangene Verträge nehmen, noch vielweniger sich des Rechts bedienen, über meine Handlungen zu entscheiden, sondern mich völlig als einen freyen Menschen betrachten, der nach Willkühr sprechen darf. 4) Außerdem verlange ich, daß der Kaiser mich bey der Hand fasse, und oben an seinem Sitz einen Platz anweise. 5) Mich mit zwey bepanzerten Rittern eintreten lasse, und 6) von mir weder Fußfall, noch Beugung des Nackens fordere.

Der zweyte und sechste Punkt wurde verworfen, die übrigen bewilligt. Nach getroffenem Vergleich, führte man die Gesandten an den Ort hin, der ihnen zum Aufenthalt angewiesen war, wo sie von hundert Sergeanten (Fußknechten) bewacht wurden, damit sie nicht bey Nacht das Lager besichtigen, und nachher die Saiten höher spannen möchten. Den folgenden Tag begab sich Bohemund mit 300 Reitern und allen seinen Grafen an die Stelle, wo vorhin die Unterhandlung vorgefallen war, ließ hier das ganze Gefolge stehen, und gieng blos in Begleitung von sechs Personen zur Wohnung der kaiserlichen Gesandten, mit denen er sich nochmals wegen der abgeschlagenen Punkte zu vergleichen suchte. Darüber entstand nun ein heftiger Wortwechsel. Bohemund wollte durchaus seine Foderung durchsetzen: und jene wollten in nichts nachgeben. Einer seiner edelsten Grafen, Namens Hugo, brach unwillig in die Worte aus: Keiner von uns, der gegen den Kaiser auszog, hat noch einen Feind gesehen, lasst das alles gut seyn, jetzt müssen wir Friede statt Krieg ergreifen. Endlich gab Bohemund nach, und fodert ihnen nun eine eydliche Zusage ab, daß er die begehrte ehrenvolle Aufnahme zu erwarten, und im Falle,

daß

daß ſich die Traktaten mit dem Kaiſer zerſchlagen ſollten, ſichern Abzug zu erhalten habe.

6. Darauf wurden die heiligen Evangelien zur Bekräftigung des Eydes herbeygebracht, und feſtgeſetzt, daß die Geiſſeln dem Guido, Bohemunds Bruder, bis zu deſſen Zurückkunft zur Verwahrung übergeben werden ſollten. Die Geſandten willigten darein, dagegen mußte ihnen aber auch Bohemund die Sicherheit der als Geiſſeln beſtimmten Perſonen eydlich bekräftigen. Die Geiſſein waren der Sebaſtus Marinus, Adralest, und der Franke Roger.

Bohemunds Heer hatte bis jetzt immer auf demſelben Platze geſtanden, und die Luft war daſelbſt durch die beſtändigen Ausdünſtungen ſo ſehr verſchlimmert, daß er, mit Zuziehung der kaiſerlichen Geſandten, einen andern Lagerplatz mußte abſtechen laſſen. Wie käme es, daß er dieſe um Rath fragte, wenn nicht der wetterwendiſche Celte, ſich in jede Geſtalt ſchmiegen könnte, je nachdem es Umſtände erheiſchten? Hier ſieht man den Helden, der einſt die ganze Erde zu erſchüttern drohte, und itzt bis in den Staub hinabſinkt, da er es mit Männern von unwandelbarem Entſchluſſe zu thun bekömmt. Die Geſandten willigten unter der Bedingung ein, daß das Lager nicht über zwölf Stadien hinaus ſolle verlegt werden, und erbaten ſich, den Platz wohin es verlegt werden ſollte, ſelbſt zu beſichtigen. Nach erhaltener Genehmigung, deuteten ſie den Beſatzungen in den Päſſen durch Briefe an, die Ausfälle für jetzt einzuſtellen.

Conſtantinus Euphorbenus Katabalo bekam von Bohemund Erlaubniß Dyrrachium zu beſuchen, deſſen Befehlshaber er von allem dem, was jetzt im Werke war, unterrichtete. Denn die Ausſicht über die

Mau-

Mauer hinaus, war durch eine vom Kaiser getroffne Anstalt verhindert, indem sich oben, rings um die Zinne der Mauer schwankende Bretter befanden, auf welchen man keinen festen Tritt thun konnte, damit der Feind, wenn er auch die Mauer erstiege, wieder hinab geschleudert würde. Er fand die Festung im besten Vertheidigungszustande, die Magazine reichlich angefüllt, und den Soldaten voll Muth, dem die fürchterlichen Maschinen, eben so wenig, als den Festungswerken geschadet hatten. Darauf begab er sich mit Bohemund der unterdessen mit der Einrichtung seines Lagers fertig geworden, auf den Weg zum Kaiser. Die übrigen Gesandten blieben als Geisseln zurück. Manuel Modenus, ein sehr treuer eifriger Diener Constantins mußte vorausgehen, und ihre Ankunft dem Kaiser melden. Als sich Bohemund dem kaiserlichen Zelte nahte, hohlten ihn die, bey der getroffnen Verabredung bestimmten Personen ein. Bey seinem Eintritt in dasselbe faßte ihn Alexius bey der Hand, empfieng ihn mit dem gewöhnlichen kaiserlichen Gruße, und ließ ihn nahe an den Thron treten.

Bohemund war, um mich kurz auszudrücken, ein Mann, dergleichen man damals im Römischen Reiche weder von Aus- noch Inländer gesehen hatte. Sein Ansehen machte ihn eben so fürchterlich, als er es schon durch den Ruf geworden war. Ich will eine kleine Beschreibung von ihm geben. Er ragte beynahe um eine Elle über die gewöhnliche Mannesgroße hervor. Der Unterleib eingezogen, Brust und Schultern breit, die Arme strotzten voll Kraft; die Fleischmasse weder zu karg noch zu üppig schien nach den Maaßstäben eines vortrefflichen Künstlers abgemessen. Wenn man ihn recht genau betrachtete, so schien er eine etwas gebückte Stellung zu haben, die nicht von einem Naturfeh-

turfehler, ſondern von ſeiner Erziehung herrührte. Der ganze Körper hatte eine blendende Weiße, nur auf dem Geſichte miſchten ſich Roth und Weiß. Sein gelbes Haar hieng nicht bis auf die Schultern herab, wie es ſonſt die andern Ausländer zu tragen pflegen, ſondern war bis ans Ohr verſchnitten. Ich glaube ſein Bart war röthlich, denn genau kann ich es nicht beſtimmen, weil er ihn beſtändig glatt raſirt trug. Aus ſeinem blauen Auge ſtrahlte Muth und kühner wilder Sinn. Seine Naſe ſtand im genauen Verhältniß zu ſeiner breiten Bruſt, die volle Athemzüge einzog und ausſtieß. Er beſaß einigen Anſtrich von Gefälligkeit, der aber mit gar zu vielen widerlichen Zügen ſchattirt war. Sein Blick, ſeine Größe, kurz ſein ganzer Körper zeigte von einem harten unbiegſamen, heftigen Charakter. Selbſt die Miene, die er zum Lachen verzog, ſchien die Miene des Verdruſſes zu ſeyn. In ihm gatteten ſich Zorn und Wohlwollen, und beyde erſchienen in einem kriegeriſchen Gewande. Sein verſchlagner unternehmender Geiſt benutzte jede ſich darbiethende Gelegenheit. Seine Worte waren ſorgfältig abgemeſſen, und ſeine Antworten ſo geſtellt, daß er ſich nie bloß gab. Nur allein dem Kaiſer mußte er an Glück, Scharfſinn, und andren Gaben der Natur nachſtehen.

Alexius ſpielte bey der Audienz beyläufig und verblümt auf die alten Vorfälle an, lenkte aber wieder auf andre Gegenſtände ein, denn Bohemund mochte ſeinem Gewiſſen nicht gerne mit dem Andenken an jene Geſchichten läſtig fallen, und half ſich mit dem Vorwande, daß er nicht gekommen ſey um darüber Rechenſchaft zu geben, denn ſonſt habe er auch manches anzubringen, das er aber unter den gegenwärtigen Umſtänden vergeſſen wolle. So mag denn, antwortete der Kaiſer, das Vergangne dahin geſtellt bleiben. Wolle

ihr

ihr nun mit mir Verträge abschließen, so müßt ihr euch zuförderst als meinen Vasallen erklären, und dem Tancred befehlen, an meine Abgeordneten Antiochien abzutreten. Auch müsset ihr jetzt, und in der Folge, alles das halten, was ihr mir angelobt habt. Bohemund versicherte, er könne diese Punkte unmöglich bewilligen, und bat daß es ihm erlaubt seyn möchte, seinen Abschied zu nehmen. Den sollt ihr haben, versetzte Alexius, allein ich weiß auch keinen, der euch sicherer geleiten könnte, als ich. Sogleich befahl er mit lauter Stimme seinen Feldherrn ihre Pferde in Bereitschaft zu halten. Bohemund entfernte sich, gieng in das ihm angewiesene Zelt, und verlangte meinen Gemahl, den Panhypersebastus Cäsar Nicephorus Bryennius zu sprechen, der sich auch einstellte, und durch seine unvergleichliche einschmeichlende Beredsamkeit ihn dahin brachte, daß er versprach, dem Kaiser in den meisten Forderungen nachzugeben. Darauf faßte er ihn bey der Hand, und führte ihn zum Kaiser. Den folgenden Tag, wurde der Vertrag mit freyer Einstimmung beyder Theile abgeschlossen und beschworen. Das Instrument derselben lautete also:

„Der erste Vergleich, den ich mit eurer von Gottes Gnaden gekrönten Majestät schloß, als ich mit jenem zahlreichen fränkischen, und zur Befreyung Jerusalems bestimmten, Heere, auf dem Zug von Europa nach Asia, in der Kaiserstadt einkehrte; der aber in den nachfolgenden Zeitläuften umgestoßen wurde, soll von nun an für null und nichtig erklärt, und eingetretener Umstände halber als abgethan angesehen werden. Eure Majestät soll daraus kein Recht gegen mich erlangen, noch sich auf das, was darin festgesetzt und unterzeichnet ist, berufen. Mit dem Kriege gegen euer von Gott erwähltes Haupt heb ich alle Verbindlichkeiten

ten

ten auf, und so müssen auch von eurer Seite alle Beschwerden gegen mich aufhören."

„Jetzt erschein' ich als ein reuiger Sünder, der zu besserm Erkenntniß gelangt ist, den euer Schwert auf richtigere Einsichten gebracht hat. Das Andenken an den bisher in meinen Kriegen erlittenen Verlust bewegt mich mit euch einen neuen Bund zu schließen, und mich für euren Vasallen zu erklären: das heißt nun, mich bestimmter auszudrücken, ich gebe mich für euren Diener und Untergebnen aus, so bald ihr mich dafür zu erkennen geruhet. Ich schwöre demnach bey Gott, und allen seinen Heiligen, die ich bey dem gegenwärtigen, sowohl mündlich abgelegten, als schriftlich abgefaßten, Vergleiche als Zeugen anrufe, daß ich hinführo ein treuer Vasall eurer Majestät und eures vielgeliebten Sohnes, Herrn und Kaisers Johannes Porphyrogennetos, seyn und bleiben, daß ich gegen jeden, der sich wider eure Hoheit auflehnet, sey er Christ oder Ungläubiger, meinen Arm bewaffnen werde. Was also im ersten Vertrage unter beyderseitiger Zustimmung festgesetzt ist, nehme ich auch, mit Weglassung der übrigen Punkte, in den gegenwärtigen auf, bekräftige, und erhärte es, daß ich eurer beyden Majestät Diener und Vasall seyn wolle. Von diesem Versprechen will ich mich nie, sey es auch unter welcher Ursache es wolle, weder öffentlich noch heimlich lossagen."

„Weil ich nun kraft der goldnen Urkunde, welche eure Majestät mit rother Unterschrift bald bestätigen wird, die unten anzuführenden Oerter im Morgenlande erhalten soll, so nehme ich sie als Geschenke eurer kaiserlichen Huld an, und verpflichte mich dagegen, als unter welcher Bedingung sie nur zugestanden sind, zur Treue gegen euch, den Selbstherrscher, und

Herrn Alexius Comnenus und gegen euren vielgeliebten Sohn, den Kaiser und Herrn Johannes Porphyrogenetos: als welche ich fest und unerschütterlich zu halten angelobe."

„Um mich aber deutlicher auszudrücken, und dem Brauch schriftlicher Verträge nachzukommen, bekenne ich: daß ich Bohemund, Roberts Guiscards Sohn, mit eurer Majestät einen Vertrag abschließe, und denselben unverletzt halten will: nemlich mit dem römischen Kaiser, Herrn Alexius, und seinem Sohn und Porphyrogeneten, vermöge dessen ich mich lebenslang zu ihren Vasallen erkläre, und gegen jeden Feind eurer hocherhabenen Majestät zu Felde ziehen will. Auf euren Wink soll euch mein ganzes Heer, ohne einigen Rückhalt, zu Dienste stehn. Wir wollen mit allen, die sich wider euch auflehnen, den Kampf versuchen, wenn sie nur nicht den unsterblichen Engeln gleichen, und mit eisenfesten Körpern unsern Waffen trotzen. Bleib ich gesund, und ist erst der Krieg gegen die Barbaren und Türken überstanden, so will ich in eigner Person an der Spitze meines Heeres für euch streiten. Hindert mich aber Krankheit, oder Krieg daran, so sollen die mir zugethanen Edlen meine Stelle ersetzen, und euch die kräftigste Hülfe leisten."

„Die Lehnspflicht, mit welcher ich mich heute eurer Majestät verbinde, indem ich schwöre, entweder in eigner Person, oder durch andre, meinem gegebnen Worte nachzukommen, soll unverletzt aufrecht erhalten werden. Das schwöre ich euch und eurem Leben, so lange ihr noch auf der Erde wallet, zu. Euer Leben will ich mit meinen Waffen, wie eine eherne Säule beschützen: auch soll dieser Schwur sich bis auf eure Würde und kaiserlichen Glieder erstrecken, daß ich jeden Verruchten, der sich an dieselben vergreiffen will,

nach

nach aller Macht daran zu hindern ſchuldig und gehalten ſey.“

„Was ferner euer Reich anbetrifft, alle Oerter und Städte, groß und klein, ſammt den Inſeln, kurz alles was zu Waſſer und zu Lande vom Adriatiſchen Meere an bis ins Morgenland, und durch ganz Aſien, wo die Gränzen des römiſchen Gebietes ſind, der Länge nach, euren Scepter unterworfen iſt: ſo ſchwöre ich bey Gott, der es hört, und mein Zeuge iſt, daß ich keinen Fußbreit Landes der ehedem euer war oder es jetzt iſt, weder Stadt noch Inſel, noch ſonſt etwas woran der Conſtantinopolitaniſche Hof Anſprüche macht, im Morgen und Abendlande in Beſitz nehmen, und behalten wolle, den Antheil ausgenommen, welcher mir aus eurer kaiſerlichen Gnade zugefallen iſt, und unten nahmentlich in gegenwärtiger Urkunde bezeichnet werden ſoll. Zu dem mache ich mich auch anheiſchig, jeden Ort, der vormals unter kaiſerlicher Hoheit geſtanden, und den ich erobern kann, nach Vertreibung ſeiner zeitherigen Beſitzer, dem römiſchen Staate wieder zuzuwenden. Wollt ihr mir nun denſelben überlaſſen, ſo will ich ihn als ein Lehn von euch empfangen, oder auch ſonder alles Zaudern der Perſon abtreten, die von euch mit kaiſerlicher Vollmacht dazu ausgerüſtet iſt. Jeden Ort, Stadt und Schloß, die weiland dem römiſchen Scepter unterworfen waren, und mir von einem andern abgetreten werden, will ich als fremdes Gut betrachten, ſie nicht für mich behalten, ſondern alles, was ich mit oder ohne Gewalt bekomme, und ehedem euer war, ſoll auch von neuem euer werden.“

„Ingleichen verſpreche ich, daß ich keinem Chriſten einen Eyd abnehmen, noch einem andern leiſten oder ein Bündniß zu eurem Nachtheil eingehen, auch mich nicht zum Vaſallen einer andern größern oder klei-

nern Macht erklären, sondern euch allein, und eurem vielgeliebten Sohn als meine Oberherren ansehn wolle. Jeden eurer Unterthanen, der von euch abtrünnig wird, und mir seine Dienste anbiethet, will ich mit Abscheu zurück weisen; ja sogar die Waffen gegen ihn gebrauchen. Ausländer, die mir ihre Unterwürfigkeit antragen, will ich zwar annehmen, aber nicht als ihr eigenmächtiger Herr, sondern nur an eurer und eures vielgeliebten Sohnes Stelle die Huldigung von ihnen empfangen, die mir übergebenen Oerter eurer Bothmäßigkeit überantworten, und was ihr darüber verfügen werdet ohne Widerrede zur Ausführung bringen."

„Das bisher gesagte, gilt von den Städten, und Gegenden welche vorhin einen Theil des römischen Gebietes ausmachten. Was diejenigen anbelangt, welche noch nie demselben angehört haben, so gelobe ich eydlich, daß ich alle, die mir mit oder ohne Gewalt zufallen werden, sie mögen nun türkischer oder armenischer, (das heißt in unserer Sprache heidnischer oder christlicher) Herrschaft seyn, als kaiserliche Lehne betrachten und mit ihren Einwohnern, solche Verträge abschließen werde, die auf den mit eurer Majestät von mir abgeschlossenen Vertrag Bezug haben, vermöge deren sie vom römischen Kaiser abhängig werden. Demnach steht es in eurer Macht mir nach Belieben Unterthanen zu überlassen: aber auch andre vor euch zu laden die ich, wenn sie abzugehen, und euch ihre Unterwürfigkeit zu bezeigen sich weigern, auch von mir abweisen will."

„Mein Neffe Tancred soll in mir den unversöhnlichsten Feind finden, wenn er nicht von seinem Groll gegen eure Majestät abläßt, und die euch zugehörigen Städte abtritt. Dazu gehören Laodicea in Syrien und alle die, welche in dem Schenkungsvertrag mir

nicht

nicht ausdrücklich anheim gefallen sind. Er soll sie, sey es nun freywillig, oder nicht, verlassen, und euch ausliefern. Auch soll kein Flüchtling aus euren Landen bey mir Schutz finden, sondern wieder zurückgewiesen werden. Anbey verpflichte ich mich zu mehrerer Bestätigung des vorhin angezeigten, Bürgen zu stellen, daß hinfort und immerdar dieser Vertrag solle gehalten werden: und diese Bürgen sind alle meine zukünftigen Unterthanen in den mir verliehenen Gebieten, Städten und Schlössern, die unten namentlich werden bezeichnet werden. Ich will ihnen den fürchterlichsten Eyd abfordern, die nach römischen Gesetzen schuldige Treue gegen eure Majestät und alle in diesem Vertrage verzeichneten Artikel auf das genauste zu beobachten: will sie bey allen himmlischen Mächten und den schrecklichsten Strafgerichte Gottes beschwören, mich selbst, wenn ich ja etwas gegen eure Majestät unternehmen sollte, (welches nicht geschehen wird, so wahr mir mein Heiland, und Gottes Gerechtigkeit hilft) auf alle Weise, und zwar zuförderst durch eine Frist von vierzig Tagen, zur Beobachtung der verletzten Pflicht wieder zurückzubringen. Hilft dann nichts, verharre ich dann noch immer in meinen rasenden Entschlüssen, und bleibe taub gegen ihre beßren Vorstellungen, so sollen sie ihres mir geleisteten Eydes entlassen seyn, und fortan euch zugehören. Hiezu sollen sie kraft ihres Schwures angehalten seyn, und versprechen: euch eben die treue Unterwürfigkeit und Zuneigung zu bezeugen, welche ich selbst angelobt habe, und für euer Leben und zeitliche Ehre die Waffen zu ergreiffen; ja auch zu wachen, daß eure Majestät an keinem Theile und Gliede von einem Feinde Schaden nehme, wenn sie irgend nur dessen gefährliche arglistigen Anschläge in Erfahrung bringen. Ich schwöre bey Gott, bey Menschen und bey den hocherhabnen Engeln, daß ich sie durch die

fürchterlichsten Eyde zwingen werde, dieses nach Möglichkeit zu thun. Der Eyd, welchen sie leisten, soll sich, eben so wie der, welchen ich selbst abgelegt habe, auf alle Städte und Provinzen, kurz auf alle Theile eures Reichs im Abend- und Morgenlande, erstrecken, und sie bey meinem Leben sowohl, als nach meinem Tode verpflichten, Unterthanen und treue Diener eurer Hoheit zu verbleiben."

„Diejenigen, welche mein Gefolge ausmachen, welches ich hier bey mir habe, sollen sogleich, euch Herrn und Selbstbeherrscher des Römischen Reichs Alexius, nebst eurem Sohne und Kaiser, dem Porphyrogeneten, den Eyd der Treue leisten, und diejenigen meiner bewaffneten Ritter, die man gewöhnlich Kaballarien (Chevaliers) nennt, und die sich jetzt in der Ferne befinden, werden ihn, auf meine Veranstaltung, eurem Bevollmächtigten, den ihr nach Antiochien zu senden habt, ablegen. Ausserdem versichre ich heilig, daß wenn eure Majestät gesonnen ist, Plätze, welche ehemals dem römischen Reiche gehörten, mit gewaffneter Hand an sich zu bringen, ich es an meiner Seite nicht werde ermangeln lassen, euch mit meinem Arm zu dienen, uns aber auch aller Feindseligkeiten gegen die zu enthalten, wider welche es euch nicht gefällig ist die Waffen zu führen. Denn wir wollen euch in allen Stücken folgen, und alles thun, was eure Majestät verlangt. Saracenen, und Ismaeliten, wenn sie aus freyer Wahl zu euch übertreten, und ihre Städte übergeben, will ich weder daran hindern, noch mich geflissentlich bemühen, sie mir zuzuwenden, nur darf das nicht von denen gelten, die ich selbst bekriege, und die, um der bevorstehenden Gefahr zu entgehen, ihre Zuflucht bey euch suchen; sondern nur von denen, die, ohne von uns geängstet zu seyn, sich freywillig

willig zum Uebertritt entschließen: also fallen alle diejenigen weg, welche erst in der äusserſten Noth, worinn das Schwert der Franken ſie gebracht hat, ihre Zuflucht zu euch nehmen.

In Betreff der übrigen Krieger, ſo aus der Lombardey über das Adriatiſche Meer mit mir gehen, verſpreche ich, daß auch ſie eurer Majeſtät ſich unterwerfen, und dem Bevollmächtigten, den ihr deshalb über das Adriatiſche Meer ſchicken müßt, den vorgelegten Eyd ablegen werden. Wo ferne ſie aber Ausflüchte ſuchten, und ſich dazu nicht verſtehen würden, ſo ſoll ihnen auf keinem Fall die Ueberfahrt geſtattet werden."

„Itzt komme ich auf die von euch in einer Urkunde mir zugeſtandenen Städte und Landſchaften, welche ich in gegenwärtiger Schrift benennen muß. Dieſe ſind: Antiochien in Cöleſyrien, nebſt ihrem Gebiete, den ihr zugehörigen Beſitzungen, und dem am Meere gelegenen Suetion. Ferner Dux Kauka, Lulus und Wunderberg; Phereſiria mit der dazu gehörigen Landesportion. Die Pranteaturen, genannt: der heilige Helias, Borze, Seze (auf griechiſch Lariſſa) Artoch Teluch, und Dermanicea, mit Inbegriff ihrer Gebiete; der Maurusberg, nebſt den zu ihm gehörigen Städten und Feldern: ausgenommen was die armeniſchen Gebrüder, Leo und Theodor Rupenius, als Vaſallen eurer Majeſtät beſitzen: ferner die Präfectur Payras, Palatza, der Landesſtrich von Zuma mit allen in ihm befindlichen Städten, Schlößern und dem anhängigen Gebiete. Dieß alles iſt mir, in der von euch ausgeſtellten Urkunde, als ein Geſchenk eurer kaiſerlichen Hoheit zuerkannt worden, welches mir bis an mein Lebensende eigen ſeyn und bleiben, nachher aber wieder an die Obergewalt des neuen Roms und der Kaiſerſtadt Conſtantinopel zurückfallen ſoll: zufolge deſſen ich

eurer allerdurchlauchtigsten kaiserlichen Hoheiten, gegen euren Thron und Majestät aufrichtige Anhänglichkeit und ununterbrochene Treue bezeuge, und ein Vasall und Untergebner eures kaiserlichen Scepters zu seyn, angelobe."

„Weiter bekräftige und beeydige ich, daß ich keinen unsrer Landesleuten zum Patriarchen von Antiochien erwählen, sondern denjenigen dafür anerkennen will, den ihr aus dem Schooße der Constantinopolitanischen Kirche zu dieser Würde ernennen werdet, den ich ruhig seinen Sitz besteigen, und in seinen Amtsverrichtungen nicht stöhren lassen will. Unter der Duceischen Regierungsverwaltung zu Antiochien umfaßte das antiochenische Gebiet mehrere Stücke, welche eure Majestät sich itzt unmittelbar zueignen: als nemlich, der Kreis Podandum, die Präfectur und Stadt Tarsus, die Stadt Adana, Mopsvest, Anabarza, kurz der ganze Strich von Cilicien, den der Cydnus und Ermon begränzte. So auch die Präfecturen Laodicea in Syrien, Gabali, das in unsrem verdorbnen Dialect Zebel heißt, Balaneus, Maraceus, Antaradus, und Antartus. Das sind die Stücke, welche eure Majestät von der Antiochenischen Provinz abgeschnitten, und sich selbst vorbehalten hat. Ich bin zufrieden mit dem was mir verliehen, und nicht verliehen ist; begnüge mich mit den Gerechtsamen und Privilegien, mit welchen ihr mich ausgestattet habt, und will mich nicht an dem, was nicht mein worden ist, vergreiffen, noch die mir gesteckten Gränzen überschreiten, sondern nur den Mißbrauch des mir zugefallenen Antheils bis an mein Ende ziehen. Nach meinem Ableben, soll er, wie schon oben angedeutet, wieder an die ehemalige Behörde zurückfallen, von der er so lange abgerissen war. Diesen letzten Punkt, die nach meinem Tode zu erfolgende

gende Uebergabe der von mir beſeſſenen Länder, werde ich meinen Vaſallen und Unterthanen ſo nachdrücklich aufs Gewiſſen legen, daß keine Schwierigkeit dagegen ſoll gemacht werden können, ſondern alle ſich ohne Aufſchub dazu bereitwillig ſollen finden laſſen."

„Folgender Artikel muß hier auch noch angemerkt werden. Da ich, und ſchon vor mir, die Pilger, eure Majeſtät um ein Aequivalent für die von der antiocheniſchen Provinz abgeriſſenen Stücke angeſucht haben, und ihr daſſelbe auch bewilligt habt, ſo muß ich die Länder und Städte, welche mir von euch als Aequivalente zugeſtanden ſind, hier namentlich anführen, damit weder eurer Majeſtät einiger Scrupel übrigbleibe, noch auch ich auſſer Stand wäre, meine Anſprüche auf dieſelben gehörig darzuthun. Sie ſind demnach der ganze Landesſtrich von Caſiotis, darinn die Hauptſtadt Beria, oder, wie ſie bey Nichtgriechen heißt, Chalep: ferner der von Lipara, mit den in demſelben befindlichen Plätzen, nemlich: Plaſta, die Feſtung Chanium, Romaina, Aramiſos, Amera, Sarbanum, die Burg Telchampſi, die drey Tilien, davon das eine Athlabotilis heißt, die Burg Sgenis, die Feſtung Kaltzieris, mit den Städtchen Commernoeri, Kathismatis, Sarſape und Necra. Alle dieſe Oerter liegen in Syrien. Aus Meſopotamien gehören hieher die nahe bey Edeſſa liegenden Oerter: der Limniſche und Aetiſche Landesſtrich mit allem, was er enthält."

„Ingleichen muß hier das, was Edeſſa betrifft, und die von eurer Majeſtät mir jährlich bewilligten zweyhundert Mark nach Michaelatiſchem Gepräge, erinnert werden. Mir iſt vermöge der von euch ausgeſtellten Urkunde die ganze Herrſchaft (Ducatus) ſamt den zu ihr gehörigen Ortſchaften nicht blos für meine Perſon allein bewilligt, ſondern auch das Recht verliehen

worden, ſie auf welchen ich will, zu übertragen: nur muß dieſer ſich in den Willen und die Befehle des Kaiſers als ſein Vaſall fügen, und das nehmliche angeloben, was ich ſelbſt verſprochen habe. Seitdem ich nun euer Vaſall geworden bin, darf ich aus dem Kaiſerlichen Schatze einen jährlichen Gehalt von zweyhundert Mark (in Golde), mit des vormahligen Kaiſers Michael Stempel geprägt, durch einen Abgeordneten von eurer Flotte in Syrien ziehen. Und nun, hocherhabenſter, mächtigſter Kaiſer, ſteter Vermehrer des römiſchen Reichs, beherzigt ebenfalls, was ihr in der Urkunde mir zuſagtet, und haltet die mir gethanen Verſprechungen. Ich aber erhärte durch folgenden Eyd meine Zuſage: Ich ſchwöre bey den Leiden des Heilands Chriſtus, bey ſeinem unüberwindlichen Kreuze, das er zu unſrer aller Seligkeit auf ſich nahm, und auf die vorliegenden allerheiligſten Evangelien, welche die ganze Welt verbinden! Dieſe faß ich in meine Hände, und das ehrwürdigſte Kreuz Chriſti, die Dornenkrone, Nägel und Lanze, welche ſeine Seite durchborte, in Gedanken haltend, ſchwöre ich eurer geheiligten Perſon, Euch, Alexius Comnenus, und eurem Mitregenten und Sohn, Johannes Porphyrogenetes, daß ich alles und jedes, was ich mit meinem Munde ausgeſagt und verſprochen habe, ohne es je zu übertreten, ſtrenge beobachten, und jederzeit eben ſo gegen euch geſinnt bleiben werde, wie jetzt, ſonder Argliſt und böſen Vorſatz. Ich will ſtets bey dem gegebnen Worte bleiben, es auf keine Weiſe brechen, zurücknehmen, und unkräftig machen, weder ich, noch die Meinigen, noch meine Unterthanen und Soldaten. Sondern wir wollen uns gegen eure Feinde waffnen und rüſten, mit euren Freunden gemeinſchaftliche Sache machen, und alles was zu Nutz und Ehren des römiſchen Reichs gereicht, erſinnen und vollbringen.

So

So wahr mir Gott helfe, das heilige Kreuz, und sein Evangelium!“

Diese Schrift ist aufgesetzt, und die Eyde sind abgenommen worden, in Gegenwart der unterzeichneten Zeugen. Im September des Jahres 1108.

Die Anwesenden und hier unterschriebnen Zeugen vor welchen obiges abgehandelt ist, sind: die gottgeliebten Bischöffe:

Maurus von Amalphi.

Renard von Tarent, und die bey ihm befindlichen Kleriker.

Der ehrwürdige Prior des Klosters zum heil. Andreas, das in der Lombardey, auf der Insel Brindisi liegt, und zwey von seinen Mönchen.

Die Anführer der Pilgrimme die ihre Zeichen mit eigner Hand verfertigt hatten, bey denen aber ihre Namen von dem Bischofe zu Amalphi, der als päbstlicher Legate zum Kaiser gekommen war, angemerkt waren.

Von kaiserlicher Seite.

Der Sebastus Marinus.

Roger Dagoberts Sohn.

Petrus Aliphas.

Wilhelm Ganze (de Gant)

Richard Printzittas (Principatus)

Josephre Males (Joffroy de Mailli)

Umpert Grauls Sohn (oder Rauls Sohn? d. i. Humfred, Radulphs Sohn)

Paulus Romänus.

Die

Die Abgesandten des Krali aus Dacien, des Schwiegervaters des kaiserlichen Kronprinzen; der Zupane Peres und Simon.

Die Abgesandten von Riscard Siniscard (wahrscheinlich Richard Seneschall.)

Der Eunuche Basilius Nobilissimus, und Constantin Notarius,

Diesen beschwornen, und hier schriftlich abgefaßten Vergleich, gieng Bohemund mit dem Kaiser ein, dagegen gab ihm dieser die eben erwähnte goldne, und der Gewohnheit nach von seiner eignen Hand mit rothen Buchstaben unterzeichnete Urkunde.

Vierzehntes Buch.

Nachdem nun Bohemund auf die heiligen Evangelien, und die Lanze, mit der unſers Erlöſers Seite durchſtochen ward, den geſchloßenen Vertrag beſchworen hatte, ſo bat er den Kaiſer um Erlaubniß nach Hauſe zu gehen, und ſeine Truppen, den Winter über, auf kaiſerlichen Boden ſtehen zu laſſen, damit ſie ſich bis zum einbrechenden Frühling Erhohlung verſchaffen, und dann, wohin ſie wollten, gehen konnten. Dieſe Bitte ward ſogleich bewilligt, und ihm noch die Würde eines Sebaſtus nebſt großen Geſchenken ertheilt. Zu mehrerer Sicherheit ſeiner Perſon, um ſie vor allen Mißhandlungen, die etwan von kaiſerlichen Truppen zu beſorgen wären, zu decken, begleitete ihn Conſtantinus Euphorbenus Katakalo, der zugleich den Auftrag hatte, mit dem celtiſchen Heere ſolche Verfügungen zu treffen, daß es an einem ſchicklichen und gefahrloſen Orte überwintern könnte. Bohemund traf alſo in ſeinem Lager ein, übergab es den Bevollmächtigten des Kaiſers, und ſchiffte darauf nach Italien über, wo er nach Verlauf eines halben Jahres in die Ewigkeit gieng.

Alexius beſorgte zuvor die Angelegenheiten der Celten, ehe er in die Hauptſtadt zurückkehrte, wo er die in einem Theil ſeines Reichs erlangte Ruhe dazu anwandte, einem andren Theile deſſelben kräftig aufzuhelfen. Die Küſte von Smyrna bis Attalia, welche durch die Verheerungen der Barbaren das traurigſte Anſehn erlangt hatte, verdiente es, daß er ihr itzt ſeine ganze Aufmerkſamkeit ſchenkte, um die ehemals

mals so blühenden Städte wieder zu ihrem vorigen Glanze zu erheben, und die aller Orten zerstreuten Einwohner wieder zu sammeln. Zu den vielen Anstalten, durch welche er diesem Zwecke nachstrebte, gehört auch die Ernennung des Philokales Eumathius zum Befehlshaber von Attalia. Philokales war ein Mann, von edler Herkunft, und den herrlichsten Talenten, bieder in seinem Betragen, treu und aufrichtig gesinnt gegen Gott, gegen seine Freunde, und Vorgesetzte; aber kein Soldat von Profession, denn er verstand weder den Bogen zu spannen, noch das Schild zu führen. Doch ersetzte er diesen Mangel hinlänglich durch seinen erfinderischen anschlägigen Kopf, und durch das Glück, welches jede seiner Unternehmungen begleitete. Daher kam es, daß der Kaiser ihm jenen wichtigen Posten übertrug.

Die erste Stadt, an welche sich unser Feldherr machte, nachdem er bey Abydus übergeschifft war, hieß Atramytium, ein vormals ehr volkreicher Ort, den aber Tzachas so sehr verwüstet hatte, daß er keinem menschlichen Wohnplatze mehr ähnlich sahe. Philocales baute ihn wieder von Grunde auf, und besetzte ihn mit Landeskindern, und Fremden, die sich daselbst niederlassen wollten. Ein Detachement der Truppen, welche er bey sich führte, griff die Türken bey Lampe an, und erfocht einen vollkommnen Sieg über dieselben; wobey man aber die Grausamkeit begieng, junge türkische Kinder in siedendes Wasser zu stecken. Die dem Schwert und der Gefangenschaft entronnenen Türken liefen in einem traurigen elenden Aufzuge, der schon durch den bloßen Anblick Mitleid erregen mußte, in dem türkischen Gebiete umher, jammerten laut über ihr klägliches Schicksal und forderten ihre Glaubensgenossen zur Rache auf. Asan, Oberstatthalter von Cappadocien

padocien, der die Eingebohrnen des Landes wie feile Sclaven behandelte, ſetzte ſich auf erhaltene Nachricht von dieſem Vorfall mit 24000 Mann in Bewegung. Philocales, der ſich itzt zu Philadelphia befand, hielt alle Wege mit Kundſchaftern beſetzt, die er von Zeit zu Zeit durch ausgeſchickte Ronden beobachten ließ, ob ſie auch ihre Dienſte gehörig verrichteten. Es konnte alſo nicht fehlen, daß er bey Zeiten von der Annäherung jenes Heeres Kundſchaft einzog, und alsbald ſolche Anſtalten traf, wie man ſie von einen ſo großen Manne zu erwarten hatte. Weil ſeine Truppen viel zu ſchwach waren, um ſie einer Menge von vier und zwanzig tauſend entgegen zu ſtellen, ſo ließ er die Thore von Philadelphia verſchließen, ließ Niemanden auf die Mauer ſteigen, verbot alles Schreyen, alle Muſik, damit die Stadt von auſſen das Anſehn gewinne, als wenn ſie ganz menſchenleer ſey.

Aſan lagert ſich vor der Stadt und bekommt gleich Anfangs, durch den äuſſern Schein getäuſcht, eine ſo üble Meinung von dem Muth und der Anzahl der in ihr befindlichen Truppen, daß er es nicht der Mühe werth hielt, etwas gegen ſie zu unternehmen; zumahl, da es ihm an den nöthigen Belagerungsmaſchienen gebrach. Nach drey Tagen theilt er ſein Heer in drey Haufen: der eine, 10000 Mann ſtark, mußte nach Kerbiomum marſchieren: der andre nach Smyrna und Nymphäum: der dritte nach Chliara und Pergamus abgehen. Durch dieſe unvorſichtige Theilung ſchwächte er ſelbſt ſein Heer, und machte den Kaiſerlichen, die nun, auf Philocales Befehl, jeden Trupp beſonders angriffen, den Sieg deſto leichter. Zuerſt wurde der Trupp, der nach Kerbianum zog, über den Haufen geworfen, und ihm alle Gefangne abgenommen. Eben ſo ging es dem zweyten, der nach Smyrna und Nym-

phäum

phäum bestimmt war, von dem die mehrsten, welche sich mit der Flucht retten wollten, im Mäander umkamen (einem Flusse bey Phrygien, der im beständigen Krümmungen fortläuft). Den dritten konnten sie, weil er schon zu weit voraus war, nicht erreichen. Philocales belohnte den Muth seiner Soldaten durch viel Gnadenbezeugungen und Geschenke, und versprach ihnen, ihre Dienste in der Folge noch besser zu vergelten.

Nach Bohemunds Tode weigerte sich Tancred, Antiochien abzutreten, das er doch den Tractaten gemäß nicht ferner behaupten durfte. Was sollte nun der Kaiser thun? Sollte er nach so vieler angewandter Mühe, nach so unendlich großen Kosten, durch die er sich neue Besitzungen zu erringen gedacht, den Verlust derselben gleichgültig verschmerzen? Man denke sich nur an seiner Stelle. Alle jene unzähligen Heere von Kreutzfahrern mußte er aus Europa nach Asien herbeyschaffen, mußte so manches Ungemach von ihrer stolzen, unbiegsamen Laune erdulden. Er stellte zu ihrem Behuf viele Armeen gegen die Türken ins Feld, theils weil sie Christen waren, und er ihr Verderben abwenden wollte; theils damit sie mit vereinter Macht im Stande wären die ismaelitischen Städte entweder zu schleifen, oder sie zum Gebiete des römischen Reichs zu schlagen, er also Gelegenheit hätte, die Grenzen desselben zu erweitern. Allein was hatte er davon für Gewinn? was half ihm sein Aufwand an Kräften und Geld? Zum Lohne wurden ihm Antiochien und die übrigen Städte vorenthalten. Von jenen unermeßlichen Summen, von alle den Sorgen und Arbeiten, die er den Celten wegen unternahm, von den Feldzügen, die seine Truppen gethan hatten, sollten die Celten, gegen alles Recht und Billigkeit, allein Nutzen ziehen, und das römische Reich ganz leer ausgehen? Konnte er dieses

ses gleichgültig geschehen lassen? Konnte er den Frevel der Undonkbaren ungerochen lassen? Wenn man dieß alles zusammen nimmt, so wird man finden, daß er unmöglich anders handeln, konnte als er wirklich handelte.

Er schickte nemlich eine Gesandtschaft an Tancred nach Antiochien ab, die ihm sein schnödes meineydiges Verfahren vorwerfen, und des Kaisers gerechte Rache ankündigen mußte. Tancred, dieser wahnsinnige verstockte Barbar, betrug sich bey den eben so freymüthigen, als gegründeten Vorstellungen der Gesandten, völlig so, wie es sein Nationalcharakter mit sich brachte. Von Hochmuth aufgeblasen, trachtete er seinen Thron über die Sterne zu erheben, und mit der Spitze seines Speeres die Mauern von Babel einzurennen. Gesteift auf seinen Muth und Tapferkeit trotzte er jedem Versuche, ihm den Besitz von Antiochien zu entreissen, und verglich die Kaiserlichen mit schwachen ohnmächtigen Würmern.

Dieser Bescheid mußte den Kaiser nothwendig aufs höchste erbittern. Der Senat sowohl als der Kriegsrath, dem er die Sache zur Entscheidung vortrug, stimmten dahin, daß man, ehe die Feindseligkeiten gegen Tancred eröffnet wurden, die Grafen, welche die Plätze um Antiochien besetzt hielten, und selbst den König von Jerusalem, Balduin, ausforschen solle, ob sie gesonnen seyn, hülfreiche Hand gegen Antiochien zu leisten; widrigenfalls aber müsse man auf andre Mittel denken. Diesem Vorschlage gemäß schickte Alexius den Manuel Butumites, nebst einem andern, der gut lateinisch sprach, an die Grafen und den König, und ertheilte, um ihr Gesuch bey den geldgierigen Lateinern desto kräftiger zu unterstützen, dem Dux von Cypern, Eumathius Philocales, schriftlichen Befehl, sie nicht

bles weiter zu befördern, ſondern ihnen auch vieles Geld in den verſchiedenſten Münzſorten mitzugeben. Von Cypern ſollten ſie nach Tripolis ſegeln, und daſelbſt dem Grafen Peletran (Bertrand), Sangeles Sohn das kaiſerliche Schreiben mit den Ermahnung einhändigen, daß er ſeines Vaters Beyſpiele, der jederzeit unbeſcholtene Treue gegen den Kaiſer bewieſen, nachahmen, ſich nicht zur Partey des bundbrüchigen Tancred ſchlagen, ſondern ſich vielmehr der guten Sache kräftig annehmen ſolle.

Peletran fand ſich gleich bereit, dem Willen des Kaiſers zu gehorchen, ja ſelbſt, wenn es die Umſtände geböthen, für ihn in den Tod zu gehen. Er verſprach nach Antiochien zu kommen, ſobald der Kaiſer daſelbſt würde angelangt ſeyn, um ihm perſönlich ſeine Ehrfurcht zu bezeugen: imgleichen erlaubte er den Geſandten, daß ſie ihr Geld bey ihm in der biſchöflichen Wohnung zu Tripolis zur Verwahrung niederlegen durften: denn es mitzuführen wurde nicht für dienlich erachtet, weil die Grafen es ihnen leicht vor der Zeit abnehmen, und zu ihrem und Tancreds Nutzen verwenden könnten. Sie wollten nemlich erſt mit leerer Hand erſcheinen, durch Verſprechungen die Grafen zur Ablegung des Eydes bewegen, und dann das Geld nachfolgen laſſen. In Tripolis kommt ihnen Simon, ein Anverwandter Balduins, der damals mit der Belagerung von Tyrus beſchäfftigt war, entgegen, und führt ſie mit ſich zum König, bey dem ſie die Faſtenzeit über ſehr ehrenvoll aufgenommen wurden. Tyrus war ausnehmend ſtark befeſtigt, und um die eigentlichen Feſtungswerke gieng noch eine dreyfache Vormauer, die alſo erſt durchbrochen werden mußte, ehe man die Stadt ſelbſt angreiffen konnte. Die erſte und zweyte Mauer war ſchon durch die Maſchinen der Stürmenden niedergeriſſen,

und

und der dritten würde es eben so ergangen seyn, wenn man sie nur mit mehrerem Eifer bestürmt hätte. Allein hieran ließ Balduin es gänzlich mangeln, weil er glaubte die Eroberung der Stadt könne ihm nicht mehr fehlschlagen, und es müsse sehr leicht seyn, die Werke vermittelst angelegter Leitern zu ersteigen. Diesen Umstand benutzten die Belagerten auf eine solche feine Weise, indem sie ihn durch Friedensvorschläge hinhielten, und sich unterdessen zu einer nachdrücklichen Gegenwehr rüsteten. In einer Nacht stürzten sie eherne Töpfe, die beym hinabfallen nothwendig gleich zerbrachen, und ihren Vorrath ausschütten mußten, auf die feindlichen Belagerungsmaschinen; hintennach warfen sie brennende Fackeln, und zuletzt Gefäße voll Naphta, die ihre Würkung so gut verrichteten, daß mit Tagesanbruch alle Maschinen in hellen Flammen standen. Itzt erst merkten die Soldaten Balduins, was vorgegangen sey, und welchen Schaden sie sich durch ihre Sorglosigkeit zugezogen. Aber die Reue kam nach der That. Ihre Bestürzung stieg aufs äusserste, als ihnen die Tyrier die Köpfe von sechs Gefangenen, welche sie in der verwichenen Nacht bey den Maschienen aufgehoben hatten, zuschleuderten. Beynahe schien es, als wenn der Anblick dieser Köpfe sie unsinnig gemacht hätte, so eilig flohen sie auf ihren Pferden davon. Balduin ritt zwar allenthalben auf und nieder, um die Fliehenden wieder zu sammeln, aber er predigte tauben Ohren. Sie waren schon einmal im Laufen, und hielten erst bey der Burg Ake inne, in welche sie sich insgesammt warfen

Hier in Ake war es, wo Butumites den König Balduin antraf, dem er, um bald von da fortzukommen und ihn auch zum Theil in Schrecken zu setzen, die Lüge aufheftete, daß der Kaiser schon bey Seleucia stände. Allein dießmahl war die Lüge am unrech-

ten Ort angebracht, denn Balduin wußte beſſer, daß Alexius gegen Seeräuber beſchäfftigt geweſen war, und ſich, Unpäßlichkeit halber, wieder hatte entfernen müſſen, wie wir weiter unten erzählen werden. Daher nahm er es ſehr übel auf, daß Butumites ihn mit Unwahrheit hatte berichten wollen. In Jeruſalem, wohin ihm dieſer gefolgt war, verlangte er Geld. „Das ſoll euch nicht entgehen, war die Antwort, nur verſprecht dem Kaiſer, laut der vormals abgeſchloſſenen Tractaten, hülfreiche Hand gegen Tancred". Balduin mochte gerne Geld haben, und doch nicht dem Kaiſer beyſtehn. So ſind alle Barbaren: Sie haſchen unaufhörlich nach Geſchenken, wollen aber nichts dafür thun. Die Unterhandlungen zerſchlugen ſich alſo; Butumites gieng unverrichteter Sache mit einem leeren Schreiben ab, und Balduin bekam zu ſeinem großen Leidweſen kein Geld. Vor ſeiner Abreiſe ſprach er noch am Oſtertage beym hl. Grabe den Grafen Jaßulin (Joſcelin) der ſich ebenfals zu nichts verſtehen wollte.

Mittlerweile war Plectran geſtorben. Sein hinterlaßner Sohn und der Biſchof von Tripolis weigerten ſich, das niedergelegte Geld wieder auszuliefern, Da aber die kaiſerlichen Geſandten, auſſer vielen gütlichen Vorſtellungen, noch die Drohung äuſſerten, ihnen ferner keine Lebensmittel aus Cypern zukommen, und ſie alle hungers ſterben zu laſſen, ſo gaben ſie endlich nach. Plectrans Sohn ſchwur dem Kaiſer unverbrüchliche Treue, und erhielt dagegen die ſeinem Vater beſtimmte Summe in goldner und ſilberner Münze, nebſt vielen Kleidern. Das übrige Geld wurde Euſtathius wieder zugeſtellt und dafür die ſchönſten Pferde aus Damaſcus, Edeſſa und Arabien angeſchafft. Die Geſandſchaft nahm ihrem Rückweg nach dem Cherſones, wo ſich der Kaiſer aufhielt, gröſtentheils zu Lande, weil es auf der See nicht ſo ſicher war.

Genueſer, Piſaner, und mehrere andre Italiener machten durch ihren Kapereien das ganze Meer unſicher. Im Morgenlande drohte Amer Saiſan der Stadt Philadelphia und der dortigen Küſte. Dieſes war die Urſache, weswegen der Kaiſer itzt im Cherſones ſtand, wo er ſich beſchäfftigte, ſeine Truppen bis Atramet und Thrakeſium zu verlegen. Philadelphia hatte damals zum Befehlshaber den Conſtantinus Cabras und war hinlänglich mit Volk verſehen. Unter Monaſtras Befehlen ſtanden Pergamus, Chliara, und die umliegenden Schlöſſer. Eben ſo waren auch die übrigen Seeſtädte mit erfahrnen und beherzten Männern beſetzt, die durch ausgeſteilte Wachen, auf jede Bewegung des Feindes genau Acht haben mußten. Ferner verfügte der Kaiſer, daß ſeine Flotte aus dem Hafen von Madytos (Maitus) und Koile alles, was zur See vorfiele, ſorgfältig beobachten, und die Inſeln ſowohl als das feſte Land, vor feindlichen Landungen ſichern möchte. Er ſelbſt ließ ſich an einem ſchicklichen Platze im Cherſones eine Wohnung errichten, weil er geſonnen war, den Winter über da zu bleiben.

Der Admiral der italieniſchen Flotte wollte gerne nähere Erkundigung vom Kaiſer einziehen, und ſchickte zu dem Ende fünf zweyrudrige Schiffe voraus, die ſich mehrerer Perſonen aus den kaiſerlichen Landen bemächtigen, und zu ihm bringen ſollten. Vier von dieſen Schiffen wurden weggenommen, das fünfte kam glücklich, wiewohl mit einer Nachricht, zurück, welche für die Lateiner ſo viel Gewicht hatte, daß ſie ſich auf der Stelle entſchloſſen, ihr Glück auf einem andern Wege zu ſuchen. Sogleich ſegelt, wahrſcheinlich auf Veranſtaltung der übrigen Anführer, ein Celte mit ſeiner eignen ſehr leichten Jacht nach Tyrus, und überbringt dieſe Botſchaft dem Könige Balduin, ohne

ihm den feigen Rückzug der gesammten Flotte zu verhehlen.

So war nun zwar das Ungewitter von der einen Seite zertheilt, dagegen aber zog sich auf der andern ein neues nicht minder drohendes zusammen. Michael aus Amaßris, Commendant von Acrunium, rebellirte gegen den Kaiser, und richtete in der umliegenden Gegend die entsetzlichsten Verwüstungen an, biß ihm endlich Georg Decanus das Ziel steckte, indem er nach einer dreymonathlichen Belagerung die Stadt eroberte, ihn gefangen nahm und an den Kaiser schickte, der diesen Aufrührer noch vor Sonnenuntergang wieder begnadigte, und reichlich beschenkte, nachdem er ihn eine Weile durch seine Drohungen in Todesangst gesetzt hatte.

Wenn mein Vater für alle seine Gütigkeit, die er bey jedem Vorfalle erwieß, doch nichts als den schnödesten Undank davon trug, gieng es ihm da anders, als unserm Herrn und Heyland, der den Juden bey und nach ihrem Ausgange aus Egypten so viele Wohlthaten ertheilte, und dafür von ihnen ans Kreutz geschlagen ward? Ach! Thränen entquellen meinem Auge, mein Herz pocht vor gerechtem Unwillen, und fast möchte ich jene Schandnahmen aufzählen, die seine Güte so schändlich vergalten. — Aber ich schweige, und tröste mich mit dem Ausspruche des Dichters: „Dulde ruhig armes Herz. Du hast schon größere Leiden ertragen"

Itzt komm ich auf die Unternehmungen der Armee, welche auf des Sultans Saisom Befehl aus Chorosan in zwey Abtheilungen ausgegangen war. Die eine gieng durch die Gegend von Sinai, die andre durch das eigentlich sogenannte Asien. Constantius geht ihnen bis Kerbianum entgegen, greift sie muthig an,

an, und erſicht einen vollkommenen Sieg. Dieſe Niederlage der Türken machte auf den Sultan ſo großen Eindruck, daß er bey dem Kaiſer um Frieden anhielt, und die Verſicherung von ſich gab, daß die Muſelmänner ſchon längſt mit dem römiſchen Reiche einen Frieden zu ſchließen gewünſcht hätten. Bey der Audienz, welche die türkiſchen Geſandten erhielten, ſtanden Soldaten aus den verſchiedenſten Nationen, und viele mit Beilen bewaffnet, um den Thron. Der Kaiſer fand ſich zwar zum Frieden geneigt, da aber die Forderungen, welche der Sultan that, dem römiſchen Staate nicht zuträglich waren, ſo wandte er alle Beredſamkeit an, die Geſandten davon abzubringen, und es gelang ihm ſo gut, daß ſie ſich in ſeinen Willen fügten. Alsdann erließ er ſie für heute, mit dem Andeuten, daß ſie den Verlauf ihrer Unterredung noch einmahl reiflich überlegen, und wenn ſie nichts dawider hätten, morgen den Vertrag ſchließen ſollten, welches auch geſchah.

Der Inhalt dieſer Friedenspunkte kann ein Beweis ſeyn, wie ſehr Alexius jederzeit das allgemeine Wohl ſeiner Länder, die Feſtigkeit, und den Glanz des römiſchen Throns beabſichtigt, und ſeine eignen Privatvortheile, nur als Nebenzwecke betrachtet habe, die ihn in dem Gange ſeiner Geſchäffte nicht leiten durften. Er wollte, daß noch lange nach ihm, in der Folgezeit die von ihm getroffnen Einrichtungen und Verträge ihre wohlthätige Wirkung äuſſern möchten — Aber leider wurde ſein Wunſch nicht erreicht. Er ſtellte Ruhe wieder her, wo ſie geſtöhrt war, und ſann auf nichts, als auf bleibenden Frieden, der uns wahrlich ewig würde beglückt haben, wenn nicht alles von ihm geſtiftete Gute zu Grunde gegangen, und das Gebäude, das er mit ſo vieler Mühe aufgeführt hatte,

durch den Unverſtand ſeiner Nachfolger in Trümmer gefallen wäre.

Der Ort wo der Kaiſer, wie wir vorhin zeigten, die Winterquartiere mit ſeiner Gemahlin, die ihn des Podagra wegen begleiten mußte, bezog, war Galliopolis. Hier verweilte er ſo lange, bis die Zeit verfloſſen war, wo die Lateiner gewöhnlich in See zu gehen pflegen, und kehrte dann in die Hauptſtadt zurück. Nicht lange nachher drohte ein türkiſches Heer das, ohngefähr 50000 Mann ſtark, aus Choraſan und den übrigen Morgenländern zuſammen gefloſſen war, mit einen neuen Einfalle. Der Kaiſer, deſſen Regierung ein unterbrochnes Gewebe von Unruhen war, mußte alſo um die Zeit, wenn die Barbaren gewöhnlich gegen die Chriſten ausziehen, mit ſeinen Truppen über die Meerenge ſchiffen, ohne ſich dießmahl von dem Podagra zurück halten zu laſſen.

Dieſe Krankheit war weder ein Erbfehler, denn keiner von ſeinen Vorfahren, war damit behaftet geweſen; eben ſo wenig kann man ſie bey ihm für die Folge ſeiner üppigen Lebensart angeben; vielmehr muß man ihren Grund in folgenden Umſtänden ſuchen. Als er ſich einſt auf der Reitbahn befand, ritt Taticius, aus Verſehen ſeines ungeſtümen Pferdes, heftig gegen ihn an, und quetſchte ihm Knie und Fuß. Er verbiß aber den Schmerz, ließ die leidenden Theile nur obenhin behandeln, und kehrte dann weiter zum Spiel zurück. Wo ſich nun ein örtlicher Schmerz befindet, da iſt auch jedesmahl ein ſtärkerer Zufluß von Feuchtigkeiten. Folglich kann dieſer Zufall immer eine entfernte Urſache des Podagra geweſen ſeyn. Die zweyte, und bedeutendere Urſache, der er eigentlich die Krankheit zuzuſchreiben hat, müſſen wir in den Zeiten der Kreuzzüge aufſuchen, wo alle jene unaufhörliche ſchwe-

re

re Sorgen und Arbeiten ſeinen Körper nothwendig angreifen mußten. Die Ueberſchwemmungen der Celten, ihre gefährlichen Abſichten gegen den Staat, ihre unzählige Menge, welcher das römiſche Heer, auch wenn es auf einem Platze hätte zuſammen geſtellt werden können, bey weitem nicht gleich gekommen wäre, wieviel weniger jetzt, da eine Vereinigung deſſelben unmöglich war. Denn das Reich mußte an den Grenzen von Servien, und Dalmatien, und längſt der Donau gegen Romaner, und Dacier gedeckt bleiben. Auch Dyrrachium verlangte eine ſtarke Beſatzung, damit es ſich lange gegen die Celten halten könnte. Alles dieſes vermochte den Kaiſer, ſein Augenmerk einzig auf die letztern zu richten. Die übrigen Grenznachbarn beſänftigte er, ehe ſie ihre Feindſeligkeiten zum Ausbruch kommen ließen, mit Geſchenken und Ehrentiteln. Dazu kamen noch die innern Unruhen, die ihm nicht weniger, und vielleicht noch weit mehr, zu ſchaffen machten.

Doch wer mag alle die Verdrießlichkeiten, all das namenloſe Unglück meines Vaters erzählen? genug, wenn wir wiſſen, daß er ihnen jederzeit, eben ſo unermüdet als geſchickt, begegnete. Täglich ſaß er ſchon in der Morgendämmerung auf ſeinem Thron, und gab den Celten Audienz. Die Celtiſchen Grafen, bey denen Rohigkeit, Unhöflichkeit, und Habſucht zur andern Natur geworden ſind, die ihre Begierden eben ſo wenig als ihre Zunge zähmen können, nahten ſich ihm nicht mit geziemender Anſtändigkeit, ſondern jeder, der wollte, trat zu ihm, und wenn dieſer fort gieng, ſtand ſchon wieder ein andrer da. Jeder ſchwatzte ſo lange er wollte, ohne darnach zu fragen, ob der Kaiſer und die Umſtehenden ſeines Geſchwätzes ſchon überdrüßig wären, und ob er den folgenden Parteyen

die Zeit raubte. Eine unerschöpfliche Redseligkeit, die auch die unerheblichsten Kleinigkeiten nicht verschmäht, ist eine Hauptzug in ihrem Charakter.

Wenn nun mein Vater diese Zungendrescher den ganzen Tag, ohne etwas zu genießen, angehört hatte, und sich nun in sein Gemach begeben wollte, so war er auch itzt noch nicht von dem Gedränge befreyt. Es kam noch immer einer und der andre mit einem Anliegen bey ihm ein, selbst diejenigen, welche schon einmal Audienz gehabt hatten, stellten sich oft zum zweytenmahl ein. Kurz, des Schwatzens war kein Ende, und doch ward er nicht betäubt, sondern hörte es geduldig an, und fertigte auch jeden selbst ab. Er litt es nicht einmahl, daß einer von seinen Ministern ihnen ihre Zudringlichkeit verwies, um nicht den jachzornigen Franken eine Veranlassung zur Rache zu geben, die aus einer noch so kleinen Ursache entsprungen, immer von wichtigen Folgen seyn konnten. Man kann es in der That nicht genugsam bewundern, wo er alle die Geduld hernahm, da er oft von Abend bis tief in die Nacht, ja nicht selten bis zum frühen Morgen, auf einer Stelle aushielt. Seine Minister traten öfters ab, um sich in etwas zu erhohlen, und kamen dann, wiewohl mit sichtbarem Unwillen, wieder; die, welche da blieben, gaben durch ihre Stellung genugsam zu erkennen, wie schwer ihnen das Stehen falle: der eine setzte sich, der andre stützte seinen Kopf auf, der dritte lehnte sich an die Mauer. Nur der Kaiser konnte nicht ermüdet werden. Nach einer kurzen Ruhe erschien er wieder auf seinem Thron, und dann gieng die Arbeit von neuem an.

Dieß war also die Ursache jener bewußten Krankheit, die er gelassen ertrug, und als eine gerechte Strafe seiner vielfältig begangenen Sünden ansah. Entfloh,

floh bisweilen seinem Munde ein Wort der Muthlosigkeit, so segnete er sich gleich mit dem heil. Kreutze gegen die Anfechtungen des bösen Geistes, und sprach: Weiche von mir du Bösewicht: ich fluche dir und deinen Versuchungen, mit denen du den Glaubigen nachstellst.

Sollte vielleicht noch eine dritte Ursache den Stoff seiner Krankheit vermehrt haben? Alle Anzeigen waren da, daß ihr Sitz tief in den innern Gefäßen seines Körpers verborgen läge. Woher dieß, da doch seine Gemahlin durch ihre Gegenwart jeden verruchten Anschlag auf sein Leben zu schanden machte. Ich habe einige geheime Winke erhalten, die einen Aufschluß darüber geben könnten, aber ich muß die Hand auf den Mund legen, und darf nicht alles was ich wollte erzählen; wenigstens nicht eher bis sich mir die gelegene Zeit darbietet, wo ich füglicher davon sprechen kann. Wir kehren also zur Geschichte zurück.

Der Kaiser stand bey Damalis, wo sich seine Truppen schaarenweise bey ihm einfanden, so wie seine Gemahlin, die ihn in seiner Krankheit pflegen mußte. Der Mond war schon voll, und nichts kränkte ihn so sehr, als daß er jetzt von gichterischen Anfällen verhindert werden mußte, die Gelegenheit so zu nutzen, wie sie wahrscheinlich die Türken nutzen würden. Er beklagte sich darüber an einem Abend, und den folgenden Tag brachte ihm der Verschnittene, der über das kaiserliche Gemach gesetzt ist, die Nachricht, daß die Türken gegen Nicäa anrückten, nebst einem Schreiben von dem Befehlshaber dieses Orts, Custathius Kamytzes. Nun konnte er nicht länger zögern. Er vergaß seine Schmerzen, bestieg, auf eine Lanze gelehnt, seinen Wagen, und trat so den Weg nach Nicäa an. Die Armee folgte ihm freudig nach, und beklagte nur das einzige

einzige, daß ſie den Kaiſer, der ihren Muth durch ſein freundliches Betragen noch immer mehr anfeuerte, nicht zu Pferde ſehen konnten. In drey Tagen erreichte er Aegyllus, trennte ſich hier von ſeiner Gemahlin, die wieder nach Conſtantinopel zurückkehrte, und ſchiffte dann nach Kiboton über.

Unterdeſſen hatten die Türken ſchon große Fortſchritte gemacht. Vierzigtauſend Mann waren, in verſchiedne Haufen getheilt, unter Anführung der vornehmſten Satrapen in das Gebiet von Nicäa eingefallen, hatten Priſa, Apollonias, Lopadium, ausgeplündert, Cyzikum von der Seeſeite ohne Schwertſchlag eingenommen, weil die Beſatzung dieſes Orts ſchon vor ihrer Ankunft ausgegangen war, und noch viele andre Plätze weit und breit heimgeſucht. Als der Kaiſer hievon Nachricht erhielt, veranſtaltete er, daß der Dux Kamytzes mit 500 Soldaten ihnen auf dem Fuße nachfolgte, doch mit dem Befehl, das Zuſammentreffen ſorgfältig zu vermeiden. Kamytzes ſtößt bey der ſogenannten unſichtbaren Stelle (Dorata) auf einen Trupp, den er ſeinem Auftrag zuwider angreift. Die Türken, welche ſtündlich den Kaiſer erwarteten, und ihn itzt unter den Angreifenden vermutheten, nahmen eiligſt die Flucht, ſammelten ſich aber wieder, da ein gefangener Scythe ſie eines andern belehrte, und riefen mit Paukenſchlag und einem lauten Geheule ihre zerſtreuten Cameraden zurück. Statt daß ſich nun Kamytzes in das feſte Pömonenus hätte werfen ſollen, blieb er vielmehr im freyen Felde ſtehen, und traf über die Beute, und die gemachten Gefangenen in aller Sicherheit ſeine Verfügungen. Plötzlich überfallen ihn in der früheſten Morgenſtunde die Türken. Die mehreſten von ſeinen Leuten ergreifen die Flucht. Nur er, die Scythen, Celten, und einige beherzte Römer bleiben muthig auf dem

Kampf-

Kampfplatze und fechten beynahe bis auf den letzten Mann. Sein Pferd wird ihm unter dem Leibe erschossen. Katarodon, sein Neffe, bietet ihm sogleich sein eigenes an, aber sein grosser schwerer Körperbau verhinderte ihn, sich leicht auf das Pferd zu schwingen. Verzweiflungsvoll weicht er einige Schritte bis an eine Eiche zurück, wo er sich aufs tapferste vertheidigt. Viele Türken stürzten todt oder verwundet neben ihm zu Boden. Sein Muth erregte allgemeine Bewunderung unter den Feinden, und brachte sie auf den Entschluß, ihn am Leben zu erhalten. Der Oberstatthalter Monhumet, der in ihm einen alten Bekannten wiederfand, stieg vom Pferde ab, machte ihm freyen Platz und sagte: Wählt nicht Tod, statt Leben: ergebt euch mir, um eurer Wohlfarth willen. Kamytzes that es, da er die Unmöglichkeit vor sich sah, der überlegnen Menge zu entkommen, setzte sich auf ein Pferd, und mußte es zugeben, daß man ihm aus Vorsicht die Füsse band. Mittlerweile gieng der Kaiser bey Nicäa vorbey, und kam nach Acrocum. Er förderte den Marsch, um den Vortrapp der Türken, oder Muselmänner, der von Karme herabgekommen war, sobald als möglich zu erreichen. Diese glaubten sich völlig sicher, als sie plötzlich vom kaiserlichen Heere angegriffen und geschlagen wurden. Sie retteten sich, nach einem großen Verlust an Todten und Verwundeten, in das nahgelegne Schilf, das die kaiserlichen, weil sie wegen des Schilfes und sumpfigten Bodens ihnen füglich folgen konnten, rund um besetzten, und in Brand steckten. Die auflodernde Flamme trieb die Flüchtlinge aus ihrem Schlupfwinkel hervor, und wer sich nicht ergab, wurde ums Leben gebracht.

Ohne diesen erhaltenen Vortheil würde Alexius in das äusserste Gedränge gerathen seyn, denn Mahumet

met war ihm in Vereinigung mit den übrigen in Asien wohnenden Turkomanen auf dem Fuße nachgefolgt, und fiel in sein Hintertreffen ein, welches theils zur Bedeckung der Soldaten, die die Bagage trugen, und aus Müdigkeit hintennach blieben, theils zur Sicherheit der Pferde bestimmt war. Ampelas, und Tzipureles, zwey tapfere Feldherrn des Kaisers, stürzen sich zu weit vor den Ihrigen voraus in den Feind, und werden niedergesäbelt, nachdem ihre Pferde mit Pfeilen erlegt waren. Ihr Tod wurde nachdrücklich von den nachfolgenden Soldaten gerochen: Die Türken ergreifen die Flucht. Kamytzes, der sich bisher unter ihnen als Gefangner befand, nutzte die Verwirrung, entwischte glücklich, und kam mit Hülfe eines Pferdes, das ihm ein Celte gab, wohlbehalten bey dem Kaiser in den Gefilden an, welche sich zwischen Philadelphia und Acrocum hin strecken. Der Kaiser empfieng ihn mit der lebhaftesten Freude, dankte Gott für seine Rettung, und entließ ihn nach der Hauptstadt: Geht, sprach er, sagt was ihr ausgestanden, was ihr gesehen habt, und berichtet den Meinigen, daß ich mit Gottes Hülfe noch am Leben sey. Als man ihm den Heldentod des Ampelas und Tzipureles meldete, wurde er innigst gerührt, und brach in die Worte aus; Zwey gaben wir dahin, und empfiengen dafür Einen wieder. Er hatte die Gewohnheit, nach jeder Schlacht sich nach den Gebliebenen und Gefangenen zu erkundigen, und schätzte Menschenleben so sehr, daß der glorreichste Sieg ihm nichts gegen den Verlust eines, selbst nur des geringsten, Soldaten däuchte.

Kamytzes kam um Mitternacht in Constantinopel an, und wurde, nachdem er vorher seinen Namen angegeben, in den Theil des Pallastes, welchen die Kaiserin bewohnte, eingelassen. Diese gieng voll Freude

nach

nach dem Speiſesaal, wo er ihrer wartete, erſchrack aber nicht wenig, als ſie ihn in türkiſcher Kleidung und hinkend erblickte; denn beyde Füße waren ihm in Treffen verwundet worden. Ihre erſte Frage betraf ihren Gemahl, zugleich befahl ſie ihm, ſich niederzulaſſen. Die Antwort, welche er ihr gab, brachte ſie vor Freuden ganz auſſer ſich. Sie hieß ihm, der Ruhe pflegen, und den folgenden Tag die mitgebrachten Nachrichten allgemein zu verbreiten. Dieſes geſchah. Er beſtieg ſein Pferd, und in eben dem Anzuge, worinn er aus der Gefangenſchaft ſo wunderbar entkommen, erſchien er auf dem Conſtantinsmarkt, wo er der ſcharenweiſe herbey ſtrömenden Menge, ſowohl ſein eignes Schickſal, als den glücklichen Erfolg der kaiſerlichen Waffen verkündigte, und von dem erfreuten Volk mit einem lauten Jubelgeſchrey empfangen wurde.

Wer mag es leugnen, daß hier die Stimme des Volks auch die Stimme der Wahrheit war? Man überdenke nur den Lauf des Schickſals, das meinen Vater mit unaufhörlichen Widerwärtigkeiten verfolgte. War nicht eine Reihe aneinander geketteter Beſchwerden das Loos das ihm gefallen war? und wer anders, als ſein Muth, ſein immer thätiger, immer unternehmender Geiſt, kam ihm zu Hülfe, wenn die Gefahr noch ſo ſchwer auf ſeinem Haupte lag? Keiner von den Kaiſern, die vor ihm und bis auf den heutigen Tag regiert haben, iſt in ſo mühſame mannigfaltige Händel verwickelt geweſen, als er. Die Vorſehung muß es entweder ſo verhängt haben, daß gerade ſeine Regierung in den Zeitpunkt der größten Unruhen fiel (denn dem Lauf der Geſtirne mag ich es nicht beymeſſen) oder die Schuld lag an ſeinen Vorgängern, die durch ihre begangenen Fehler, den Schlag vorbereiteten, der ihn nun in aller Stärke traf. Das römiſche

sche Reich beherrscht an sich alle übrigen Völker, die bey jeder gelegnen Zeit, gleich heimtückischen Sklaven, ihren Gebieter antasten, und daher hat es immer Unruhen in demselben gegeben: nur waren sie nie von der Art, wie mein Vater sie erdulden mußte.

Sollte mancher in diesen Worten Uebertreibungen einer schwärmerischen Tochter argwöhnen, o so schwöre ich bey dem Ungemach, das mein Vater um seiner Länder Wohl über sich nahm, schwöre bey seinen Kämpfen, bey den Leiden, die er zum Besten der Christen trug, daß ich ganz unparteyisch spreche. Seh ich ihn irren — dann schweigt die Tochter, und nur die Schriftstellerin erzählt, der ihr Vater zwar lieb, aber die Wahrheit noch lieber ist. Ich stelle die Begebenheiten auf, wie sie sich zugetragen haben, ohne etwas hinzu oder hinweg zu thun. Dürft ich, könnt ich auch anders? Meine Geschichte erstreckt sich ja nicht bis auf die frühe Vorwelt. Noch itzt leben Personen, welche meinen Vater gekannt haben, und vieles von ihm zu erzählen wissen: jeder sagt das, was er selbst erlebt hat: ich fasse ihre Reden auf, stelle sie zusammen, und hebe nur das aus, worinn sie mit einander übereinstimmen. Auf diese Weise habe ich keinen geringen Beytrag zur Ausfüllung dieser Geschichte erhalten. Bey den mehresten Begebenheiten bin ich im Gefolge meiner Mutter zugegen gewesen: denn ich habe keine weichliche verzärtelnde Erziehung genossen, sondern (bey Gott und der Mutter Gottes sey es geschworen) von Kindesbeinen an, manche Bitterkeit des Lebens kosten müssen. Von meinen körperlichen Leiden mögen diejenigen sprechen, welche zur Bedienung um mich waren, und wenn ich nur mein übriges Schicksal, das mich schon vor dem achten Jahre traff, das Ungemach, welches mir von bösen Leuten bereitet ward, hernennen wollte,

wollte, so müßte ich erst mit größerer Kraft dazu beseelt werden. Es läßt sich kein Uebel, weder großes noch kleines denken, welches mir nicht zugestoßen wäre, und noch itzt, da ich dieses schreibe, schlagen die Wogen des Unglücks über meiner Scheitel zusammen. — Doch ich verliehre mich zu weit in meinen Angelegenheiten. Also ein Theil der von mir abgefaßten Geschichte enthält Begebenheiten, denen ich selbst beygewohnt, ein andrer solche, die ich von Augenzeugen erfahren habe. Vorzüglich muß ich vieles, den mündlichen Erzählungen meines Vaters, und Georg Palälogs verdanken. Das mehreste hievon hab ich zu einer Zeit aufgesetzt, da schon sein Enkel auf dem Throne saß, wo alles nur dem gegenwärtigen Regenten schmeichelte, und von dem Großvater desselben ohne Rückhalt die lautere Wahrheit sagen durfte.

In mich selbst zurückgezogen, in einen kleinen Winkel gedrängt, lebe ich nur Gott und meinen Büchern, und beweine den Verlust meines Vaters, meiner Mutter, und meines Gemahls Cäsar. Keiner, auch nicht der niedrigste, darf vor mir erscheinen, es sey denn, daß er mir Nachrichten aus dem Munde andrer mittheilen könnte; denn ich betheure es bey den Seelen der hochseeligen Kaiser, daß ich innerhalb dreyßig Jahren, keinen von den Bekannten meines Vaters, weder gesehen, noch gesprochen habe. Viele sind dahin, die übrigen hält Furcht zurück. So weit haben es die Großen durch ihre Kabalen gegen mich gebracht, daß jeder meinen Anblick flieht.

Außerdem, hab ich noch, welches Gott und die allerheiligste Mutter Gottes weiß, einige, nachlässig, ohne Kunst und Schmuck hingeworfene Aufsätze genutzt, die von Greisen verfaßt waren, welche ehemals unter dem Kaiser gedient, und sich nach erlittenen Wi-

derwärtigkeiten, von den Zerstreuungen der Welt, in ein stilles Kloster zurück gezogen hatten. Diese Aufsätze verglich ich mit dem, was ich schrieb, was ich von meinem Vater, Mutter, und Anverwandten gehört hatte, und brachte auf die Weise ein Werk zu Stande das nichts, als lauter Wahrheit enthält. Zeig ich mich in diesem Werke, als eine Tochter, die ihrem Vater mit kindlicher Liebe zugethan ist, was hindert mich, das ich nicht auch die Wahrheit eben so lieben sollte? Und da der Held meiner Geschichte ein Mann von rechtschaffnem Karakter ist, darf ich ihn anders schildern, als ich ihn finde? Es war eine Zeit, wo ich von der kindlichen Pflicht gegen ihn Beweise an den Tag leote, die mir den tödlichen Haß mehrerer zuzogen. Und bin ich denn jetzt so sicher, daß ich ungescheut mit Erdichtungen hervortreten könnte? Doch genug hievon.

Die Bürger von Constantinopel, empfingen wie verhin gesagt wurde, die ihnen von Kemytes ertheilte Nachricht, mit beynahe wilder ausgelaßner Freude, begleiteten ihn im feyerlichen Pompe nach Hause, und hatten wenige Tage nachher das Glück, den siegreichen unüberwindlichen Kaiser in ihren Ringmauern zu sehen, der nun Gott, und der Mutter Gottes den schuldigsten Dank abstattete, und dann zu seinen gewöhnlichsten Geschäfften zurück kehrte.

Nach beendigtem Kriege, ließ er sich jedesmal die Sorge für die Handhabung der Gerechtigkeit angelegen seyn. Denn er war nicht minder groß im Frieden als im Kriege. Er nahm sich der Wittwen und Wayfen an, war ein abgesagter Feind aller Ungerechtigkeit, und erlaubte sich aus väterlicher Fürsorge für seine Unterthanen nur selten die Zerstreuungen der Jagd und andre Erholungen. Seinen Körper machte er durch

durch vielfältige Uebungen geschickt, daß er ihm bey allen Vorfällen zu Gebote stand. Bald strengte er ihn zu beschwerlichen Arbeiten an, bald gewährte er ihm Ruhe, um sich mit den Studien zu beschäfftigen. Außerdem war Jagen, Reiten, und das Ballspiel eine Nebenbeschäfftigung meines Vaters gewesen, ehe ihn diese Gicht zu plagen anfieng. Seitdem ihn aber diese überfiel, mußte er durch häuffigeres Reiten und andre Leibesübungen sich viele Bewegungen verschaffen, um den Krankheitsstoff einigermaßen dadurch fortzuschaffen.

Noch war kein Jahr verstrichen, als ihn ein abermaliger Einbruch der Comaner im November des Jahres 1114 aus der Hauptstadt zu gehen nöthigte. Er verlegte seine Truppen nach Philippopolis, woselbst auch er sein Quartier aufschlug, nach Peritzus, Triaditza, Nesus bis Buranitzole. Philippopolis liegt mitten in Thracien. (der Eurus fließt bey ihr gegen Norden vorbey. Er kömmt aus der Grenze von Rhodope, geht bey Adrianopel vorüber, beschreibt sehr viele Krümmungen, nimmt viele Flüsse auf, und ergießt sich endlich bey Ainon in die See.) Sie führt ihren Namen nicht von dem Macedonischen Könige Philipp, dem Sohne des Amyntas, indem sie weit neuern Ursprungs ist, sondern von dem römischen Kaiser Philipp, der wegen seiner körperlichen Größe und Stärke sehr berühmt ist. Vor ihm war sie nur ein kleiner unbedeutender Ort, der Krenides oder auch Trimus hieß, dieser Kaiser aber machte sie zu einer der angesehensten Städte in Thracien, befestigte sie, und errichtete in ihr viele sehenswürdige öffentliche Gebäude, die ich selbst, als ich meinen Vater dahin begleiten mußte, in ihren Ruinen gesehen habe. Sie steht auf einem Berge, der drey Spitzen hat, und mit einer

groſsen hohen Mauer umgeben iſt. Da, wo ſie allmählig gegen die Ebene hinabläuft, umſchlieſst ſie ein Graben, der ſich dicht an dem Eurus vorbey zieht. Sie muſs ehemals eine groſse ſchöne Stadt geweſen ſeyn, ſeitdem ſie aber von Tauriern und Scythen eingenommen ward, iſt ſie ſehr in Verfall gerathen, und hat nur noch einige Reſte ihres vormaligen Anſehens aufzuweiſen. Sie hat unter andern viel durch Einwanderungen der Ketzer gelitten, der Armenier nemlich, der Bogomilen, (von denen wir bey Gelegenheit ſprechen werden,) Paulicianer (ein Nebenzweig der Manichäiſchen Secte, die ihren Nahmen von Paulus und Johannes, zweyen Söhnen der Kallinice, erhalten.) Ich würde hier beyläufig die Lehrſätze der Manichäer berührt und ihren Ungrund aufgedeckt haben, wenn ich nicht wüſste, daſs dieſe Secte ſchon von jedermann genug verlacht wird, als daſs ich als Geſchichtſchreiberinn noch nöthig hätte, in Glaubensſachen zu polemiſiren.

Die Paulicianer, wilde tollkühne blutdürſtige Menſchen, ſind von dem berühmten Kaiſer Johann Tzimisces, aus ihren ehemaligen Sitzen in Armenien, nach Thracien in die Gegend von Philippopolis verlegt worden, theils um ſie von den feſten Grenzplätzen, welche bisher in ihrer Gewalt waren, zu entfernen, theils um ſie zu einer ſichern Schutzwehr gegen die Scythen zu gebrauchen, von denen Thracien nur zu oft heimgeſucht ward. Die letztern pflegten öfters mit geſammter Macht über den Hämus zu gehen, und vorzüglich den nahgelegnen Städten, unter welchen Philippopolis die berühmteſte war, groſsen Schaden zuzufügen. Der Hämus iſt ein Gebürge, das ſich am ſchwarzen Meer anfängt, die Waſſerfälle der Donau etwas berührt, und bis an das Adriatiſche Meer geht. Meiner Meynung

nung nach iſt das, auf dem gegenüberſtehenden Ufer ſich erhebende Gebirge eine Fortſetzung deſſelben, ſo daß ſich der Hämus eigentlich bis an den Hercyniſchen Wald erſtreckt. Auf beyden Seiten deſſelben wohnen reiche und wohlhabende Nationen: nördlicher die Dacier, ſüdlicher die Macedonier, und nach beyden Himmelsſtrichen zugleich Thracier.

Um wieder auf jene Manichäer zu kommen, ſo war es zwar ein glücklicher Einfall, den der Kaiſer Johannes hatte, ſich ihrer als Grenztruppen gegen die Scythen zu bedienen: aber dagegen unterdrückten ſie auch, ohnerachtet aller noch ſo ernſtlichen Ermahnungen des Hofes, die in Philippopolis befindlichen rechtgläubigen Chriſten, welche dort nur eine ſehr kleine Gemeinde ausmachten; und ſo wuchs in und um die Stadt ihre Parten anſehnlich an. Zu ihnen geſellten ſich noch Armenier und Jacobiten, und ſo entſtand hier ein ſonderbares Gemiſche von Ketzern, die in ihren Lehrmeynungen eben ſo uneinig waren, als ſie im Ungehorſam gegen die Regierung übereinſtimmten. Mein Vater brachte ſie theils mit Gewalt, theils mit Gelindigkeit zur Ruhe. Denn wo iſt eine mühſame und große Handlung, der er ſich nicht unterzog? Erſchallt nicht im Morgen- und Abendlande der Ruhm ſeiner Heldenthaten? War er nicht ein eben ſo großer Liebhaber der Wiſſenſchaften, und ein eyfriger Freund des theologiſchen Studiums? Wenn ſein Arm den Feind des Staats bekämpfte, ſo ſchlug ſein Mund mit den Waffen der Gelehrſamkeit den Irrgläubigen darnieder. Sein Betragen gegen die Manichäer erwirbt ihm mit Recht den Nahmen eines **dreyzehnten Apoſtels**, einen Nahmen, den manche Conſtantin dem Großen beygelegt haben, mit welchem Kaiſer er ihn theilen, oder doch zunächſt nach ihm erhalten kann. Da er noch vor

Ankunft der Comaner in Philippopolis erschien, wandte er die Zwischenzeit zu dem ungleich wichtigern Bekehrungsgeschäffte an, und bemühte sich vom Morgen bis in die sinkende Nacht, die Manichäer so wohl ihres Irrthums zu überführen, als zum rechten Glauben zu bringen. Er gieng in seinem apostolischen Eyfer so weit, daß er mehrentheils das Essen darüber versäumte, und unermüdet, mitten im Sommer, in einem unter freyen Himmel stehenden Zelte diese schwere Arbeit aushielt. Seine Gehülfen waren der Erzbischoff von Philippopolis, und der Bischoff von Nicäa, Eustratius; ein Mann, der in der biblischen, und weltlichen Litteratur, ungemeine Stärke besaß, und in der Kunst zu überreden seines Gleichen suchte. Vor allen andern aber leistete ihm mein Gemahl, Cäsar Nicephorus, vorzügliche Dienste. Ihre Bemühungen, wurden bey einigen mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt, viele hingegen blieben hartnäckig bey ihrem Glauben, den sie so gar auf Aussprüche der Bibel stützen wollten. Doch auch diese ergaben sich größtentheils den häufigen Vorstellungen des Kaisers, und nahmen die Taufe an.

Indem er noch hier für das Seelenheil der Ketzer arbeitete, erfolgte der Uebergang der Comaner über die Donau. Alexius gieng ihnen bis Bidyne entgegen, fand aber keine Feinde, weil sie sich auf die Nachricht von seiner Annäherung wieder über die Donau zurück gezogen hatten. Ein Detachement seiner muthigsten Truppen, das er ihnen nachschickte, erblickte sie nach einem Marsche von drey Tagen auf dem entgegen stehenden Ufer eines Flusses jenseits der Donau, und konnte daher auch nichts gegen sie unternehmen. So gern nun der Kaiser die Barbaren gezüchtigt hätte, so mußte er sich doch für itzt damit begnügen, sie

durch

durch seinen bloßen Nahmen zurückgeschreckt zu haben. Er hatte doch gesiegt, und zwiefach gesiegt, wenn man die Lorbeeren hinzudenkt, die er auf dem theologischen Kampfplatze brach.

Nachdem er wieder in Philippopolis eingetroffen, und sich etwas erholt hatte, fieng er seine vorige Arbeiten von neuem an. Kuleon, Kusin, und Pholus, Häupter der manichäischen Sekte, machten ihm durch ihre Widersetzlichkeit am meisten zu schaffen, indem beyde einander treulich aushalfen, wenn einer von ihnen in die Enge getrieben wurde. Auch noch dann, als sie schon ganz zum Schweigen gebracht waren, blieben sie unbiegsam, und mußten daher nach Constantinopel wandern, wo ihnen in den Vordergebäuden des Palastes eine Wohnung eingeräumt ward. Waren nun gleich meines Vaters Bemühungen im einzelnen fruchtlos, so waren sie es doch nicht im ganzen; man kann vielmehr die Zahl der von ihm Bekehrten auf viele Tausende berechnen: ja auf noch weit mehrere, wenn man bedenkt, wie viel Städte und Länder er von Irreligionen zu unsrern wahren rechten Glauben zurückgebracht hat.

Die Art, wie er die Neubekehrten behandelte, kann man aus folgendem lernen. Den Angesehensten, ertheilte er, ausser vielen Gnadenbezeugungen die höchsten Würden bey der Armee: dem niedrigen Pöbel wieß er in der Nähe von Philippopolis, jenseit des Ebrus eine Stadt zum Wohnsitz an, die er Alexiopolis, oder wie sie gewöhnlicher heißt, Neocastron (Neustadt) benannte, gab ihnen liegende Gründe, und bestätigte sie ihnen durch eine Urkunde, daß sie auf alle männliche Nachkommen forterben, und wenn diese ausstürben, auch auf die weibliche Linien fallen sollten. Niemand hoffe ich wird diese meine

Aussage bezweifeln, wenn ich hinzufüge, daß noch jetzt viele Zeugen vorhanden sind, welche sie mündlich bekräftigen können.

In Constantinopel setzte der Kaiser seine Religionsgespräche mit den drey verhingenannten Häuptern der Manichäer fort. Kuleon trat zu unsrer Kirche über, aber Kusin und Photus wurden, weil sie durch nichts zu gewinnen waren, auf die so genannte Elfenbeinerne Wache gesetzt, wo sie bey guter Pflege bis an ihr Ende verblieben.

Funfzehntes Buch.

Nach Beylegung dieſer Streitigkeiten brachen andre neue Unruhen im Orient aus, wo Sultan Solymas aus Chorasan und Chalep Truppen zuſammen zog, um von neuem Aſien zu verheeren. Sobald der Kaiſer hievon Nachricht erhielt, ſammelte er ebenfalls eine Armee, die theils aus ſeinen ſtehenden Truppen, theils aus fremden Miethsvölkern beſtand, und nahm ſich vor, den Schauplatz des Kriegs in Klitziaſthlans Antheile bey Peonium aufzuſchlagen. Ehe aber der Feldzug eröffnet ward, überfiel ihn ſeine alte Krankheit, das Podagra, welches ihm weniger ſchmerzlich fiel, als der Gedanke, daß er jetzt in ſeiner kriegriſchen Laufbahn gehemmt würde; denn Klitziaſthlan gewann nun Zeit, ſieben verſchiedene Streifzüge gegen die Chriſten zu unternehmen. Sonſt pflegte das Podagra nur Periodenweiſe zu kommen, itzt aber hielt es ohne Unterlaß an. Klitziaſthlan glaubte, daß er nur eine verſtellte Krankheit wäre, mit der der Kayſer ſeine Unthätigkeit zu beſchönigen ſuchte. Daher ſpotteten die Türken ſeiner auf allen Gelagen, und führten ihn ſogar in ihren Poſſenſpielen auf, wie er umringt von Aerzten und Wärtern auf ſeinem Bette lag: worüber ſich dann freylich der Pöbel gar ſehr beluſtigte.

Dieſer ausgelaſſene Spott fehlte nur noch, um den Kaiſer völlig zu erbittern. Sobald nur ſeine Schmerzen nachließen, trat er ſeinen Marſch über Kiboton nach Lopadium an, zog hier die übrigen nachgebliebenen Truppen an ſich, gieng alsdann weiter nach dem Kaſtel des heiligen Georgs, und von hier nach dem nahgelegenen Nicäa, welches er nach einem drey-

tägi en Aufenthalte wieder verlies, und ſich bis über die Brücke von Lopadium zurückzog. Die Türken ſtanden in dem Thal der Leucianberge und in der Ebene Kotoirakia, als die Nachricht von des Kaiſers Annäherung bey ihnen ankam. Sie geriethen darüber in ein ſolches Schrecken, daß ſie, um ſich fürchterlich zu machen, viele Wachfeuer anzündeten, bey deren Anblik manchem Unkundigen das Herz pochte. Mit dem Anbruch des folgenden Tages rückte der Kaiſer gegen ſie an — allein die Feinde waren fort, und hatten nur traurige Reſte ihrer Gegenwart zurückgelaſſen — Leichname, unter denen hin und wieder noch ein Lebender zuckte. Dieſes grauſenvolle Schauſpiel mußte ihn nothwendig laut zur Rache auffordern. Da es aber unmöglich war, die Türken mit dem ganzen Heere zu verfolgen, ſo ſchickte er ihnen ſeine tapfern leichten Truppen nach, die ſie bey Kellia einhohlten, einen glänzenden Sieg über ſie erfochten, ihnen alle Beute abnahmen, und dann wieder nach Pömanenum, wo ſich die übrige Armee gelagert hatte, zurückkehrten.

Von hier gieng der Marſch wieder nach Lopadium, weil Mangel an Waſſer in den Gegenden durch die er gehen mußte, und Sonnenhitze, denn es war im Sommer, ihn am weitern Vordringen hinderten. Auch wollte er vorher die übrigen Söldner, welche noch unterwegens waren, an ſich ziehen. Nachdem dieſe angekommen waren, verlegte er ſein Heer auf den Olymp, und begab ſich ſelbſt an das Vorgebirge von Malagia, wohin er auch ſeine Gemahlin, (die ſich, um deſto geſchwindere Nachrichten aus Lopadium einzuziehen, ſolange zu Primipus aufgehalten hatte) kommen ließ. Sie ſollte ihm theils, wenn die Gicht inträte, hülfreiche Hand leiſten, theils mit ihrem nie ſchlummernden Auge ihn vor heimlichen Nachſtellungen bewachen.

bewachen. Den dritten Tag nach ihrer Ankunft, trat ein Officier von der Leibwache in ihr Schlafgemach. Ihr bringt uns gewiß Nachricht, redete sie ihn an, von der Ankunft der Türken? Ja, antwortete er, sie stehen schon bey der Georgsburg. Darauf winkte sie ihm mit der Hand zu schweigen, damit nicht ihr Gemahl im Schlaf gestöhret würde. Gleichwohl hatte dieser ihr Gespräch vernommen, jedoch ohne sich etwas merken zu lassen. Nach Sonnenaufgang begiebt er sich an seine gewöhnlichen Geschäffte, und ordnet alles auf das beste an. Die Feinde kamen immer näher, und standen um die Mittagszeit nur noch in einer kleinen Entfernung. Itzt erst verstattete er seiner Gemahlin den Rückzug nach Constantinopel. Meine Mutter betrug sich bey dieser Gelegenheit mit einem Muthe, mit einer Selbstverläugnung, die man selten an den weichgeschaffenen empfindsamen Personen ihres Geschlechtes findet. Ihr Herz war beklemmt, aber in ihrem Betragen äusserte sich keine Spur von Furcht und Niedergeschlagenheit: und wenn sie sich fürchtete, so war es mehr für das Leben ihres Alexius, als für sich selbst. Sie trennte sich ungern von seiner Seite, riß sich gewaltsam aus seiner Umarmung, und warf noch oft, als sie von ihm geschieden war, schmachtende sehnsuchtsvolle Blicke nach ihm zurück.

Der Kaiser verfolgte nun seinen Weg weiter nach Nicäa. Die Feinde erfuhren durch einen Alanen, den sie aufgefangen hatten, seine Ankunft, und zogen sich eiligst zurück. Zwey seiner Feldherren griffen dieselben mit eben so vielem Muth als Glück auf ihrer Flucht an, und erhielten dafür die größten Lobeserhebungen. Von Georgsburg gieng der Marsch nach Elenopolis, wo sich die Kaiserin, wegen der unruhigen See bisher aufgehalten hatte, dann nach Nicäa, und von hier

nach

nach Miſcura. Von hier aus ſchickte er den Leo Nicerites mit einem Theile des Heers nach Lopadium, um daſelbſt alle Wege zu beſetzen, und von allem, was er den von Türken in Erfahrung brächte, ſchriftlichen Bericht abzuſtatten. Sein übriges Heer verlegte er an ſchickliche Oerter, und führte es deswegen nicht gegen den Sultan an, weil er vermuthen konnte, daß die geflüchteten Türken, durch ganz Aſien ausſprengen würden, ſie hätten verſchiednemahl auf die Kaiſerlichen geſtoßen, und ſich immer mit Verluſt zurückziehen müſſen, wodurch den übrigen der Muth entfallen würde, weiter vorzudringen. Deswegen gieng er ſelbſt durch Bithynien nach Nicomedien zurück, um ihnen gleichſam die Thore zu öffnen, durch die ſie aus dem Keſicht entfliehen könnten. Hier ſollten ſich nun ſo wohl Menſchen als Vieh von den Strapatzen erholen, und ſich in Stand ſetzen, die Türken um ſo viel nachdrücklicher anzugreiffen, wenn der Sultan Luſt bekäme, ſie noch einmal auf Streiferehen auszuſchicken. Bithynien lieferte als ein ſehr fruchtbares Land, hinlängliches Futter für Pferde und Laſtthiere, und was der Soldat für ſich brauchte, konnte ihm ſehr leicht aus Conſtantinopel und der umliegenden Gegend über die See zugeführt werden. Hier mußten die erſtern vorzüglich wohl beſorgt, und weder zur Jagd, noch zu andern Arbeiten abgenutzt werden, damit ſie in der Folge beym Angreiffen deſto beſſere Dienſte zu leiſten im Stande wären. Bithynien ſelbſt wurde durch ausgeſtellte Vorpoſten hinlänglich bewacht, und die Kaiſerin aus mehrmals erwähnten Urſachen nach Nicomedien berufen, wo ſie ſo lange bleiben ſollte, bis der Feldzug wieder ſeinen Anfang nähme.

Kaum war ſie hier angekommen, ſo bemerkte ſie, daß einige Mißvergnügte den Kaiſer wegen ſeiner Unthätig-

thätigkeit öffentlich tadelten, und höchst unzufrieden waren, daß er nach so vielen Zurüstungen und mit einer so ansehnlichen Armee ohne etwas entscheidendes zu wagen, in Nicomedien verweile. Alexius verachtete dieses leidige Kindergeschwätz von Herzen, weil er sich aus vielen Gründen einen glücklichen Erfolg von seiner Handlungsweise versprach, und beruhigte seine Gemahlin mit der Vorstellung, daß eben dieses Verhalten, weswegen jene ihn so sehr tadelten, ihm zum Siege behülflich seyn werde. Er war itzt blos beschäftigt, seine Armee zu recrutiren, und die Neuangeworbenen oft in eigner Person in den Waffen zu üben. Dieses beobachtete er bis zum Anfange des Herbstes, mit welchem sich eine bequeme Zeit den Feldzug zu eröffnen einstellte. Er gieng nunmehr nach Nicäea, und schickte von dort aus mehrere Hauffen wohlgerüsteter Soldaten, unter Anführung geschickter Officiere, auf Streifereyen gegen die Türken, und zwar mit dem gemessenen Befehle, daß sie den Feind an verschiednen Orten angreifen, aber nie zu weit verfolgen, sondern sich jedesmal nach einer glücklichen Unternehmung in guter Ordnung zurück ziehen sollten. Mit der übrigen Armee zog er sich nach einem Marsch von einigen Tagen in die Ebne von Doryleum, die er breit genug fand, um in ihr sein ganzes Heer in völlige Schlachtordnung zu stellen, und mit demselben eine Musterung, nach dem von ihm schon längst entworfnen Plane, vorzunehmen. Von ihm entworfen, sage ich, denn sonst war er in der Aelianischen Kriegskunst nicht unerfahren.

Alexius wußte aus vieljähriger Erfahrung, daß die Türken sich in Anordnung des Treffens von der Gewohnheit der übrigen Völker unterscheiden. Der rechte und linke Flügel und das Vordertreffen, stehen von einander getrennt. Greift nun der Feind den rechten

ten oder linken Flügel an, so rückt das Vorder- und Hintertreffen mit unaufhaltsamer Wuth zur Unterstützung herbey. Sie brauchen nicht, wie die Celten, Spieße, sondern suchen den Gegner von allen Seiten mit Pfeilen zu ängstigen. Sie fechten nur aus der Ferne, verlassen sich beym Nachsetzen sowohl als beym Fliehen, auf ihren Bogen, und schiessen ihre Pfeile mit solcher Gewalt ab, daß diese dem Reiter oder seinem Roß durch den ganzen Leib dringen. Dem zufolge stellte der Kaiser seine Truppen so, daß der angegriffne Theil hinter Schildern verwahrt war, unterdessen ein andrer dem Feind in die Flanke fiele, wo der Körper keine Bedeckung hatte.

Nachdem er nun zu seiner, und aller andrer Zufriedenheit diese Erfindung geprüft hatte, setzte er seinen Weg weiter fort bis Santabaris, und schickte von hier aus zwey Haufen ab, den einen unter Kamytzes Befehlen gegen Cedrea, den andern unter Stypeiotes Anführung gegen die Türken in Amorium. Pucheas, Befehlshaber von Cedrea, erfuhr von zwey Scythen, die als Ueberläuffer zu ihm gekommen waren, die Annäherung des Kamytzes, und gerieth dadurch in ein solches Schrecken, daß er mitten in der Nacht mit seinen Leuten die Festung, nebst allen darin befindlichen Gütern verließ, und davon eilte. Kamytzes aber eilte ihm den folgenden Tag, ohne vorher Cedrea zu plündern, auf dem Fuße nach, und erreichte ihn bey Polybot, wo er unter den Türken ein unerhörtes Blutbad anrichtete, und ihnen alle Gefangne und alle Beute abnahm. Auch Stypeiotes kehrte nach einem glücklichen Streifzuge gegen Pömanenum zur Hauptarmee zurück, die sich nun bald in Cedrea einstellte. Von hier zog Bardas mit einem ziemlich starken Corps gegen die Türken aus, welche in den nahgelegen und vormals

mals seinem Ahnherrn Burtzes zugehörigen Antheil standen. Dieß Corps war bestimmt, das umherliegende Land zu verwüsten, und die Einwohner desselben fortzuschleppen.

Jetzt war der Kaiser so weit, daß er seinen Entwurf, bis Iconium vorzudringen, würde ausgeführt haben, wenn nicht Sultan Solyman die Felder und Wiesen in ganz Asien mit Feuer verheert, und dadurch allen Proviant für Menschen und Vieh zu Grunde gerichtet hätte. Ausserdem verbreitete sich auch das Gerüchte, daß ein neues Heer Türken sich in den obern Gegenden zusammenziehe. Unter diesen Umständen, war es freylich rathsamer, von seinem Vorhaben abzustehen. Um aber doch in einer so wichtigen Sache nicht eigenmächtig zu verfahren, entschloß er sich die Entscheidung dem Willen der Gottheit zu überlassen, und trug ihr deswegen auf zwey Blättern, welche auf den Altar gelegt wurden, die Frage vor, ob sie für gut befände, daß er den Türken nach Philomelis, oder nach Iconium entgegen rücke? Nachdem die ganze Nacht hindurch Gottesdienst war gehalten worden, nimmt der Priester das eine von den Blättern, und findet darinn den Befehl, nach Philomelis zu gehen.

Bardas Brutzes traf in der Ebene von Amorium auf einen zahlreichen Haufen Türken, die zur Verstärkung Monolyks bestimmt waren, und erfocht einen vollkommnen Sieg über dieselben. Ehe er noch zurückgekehrt war, fällt ein andrer Trupp, der ebenfalls zum Monolyk stoßen wollte, in sein Lager ein, welches rein ausgeplündert wurde. Dieser Vorfall ward ihm schon auf dem Rückwege verrathen. Weil er aber mit vieler Beute beladen, und seine Pferde zu müde waren, um den weit schnellern Feind ohne Gefahr einzuhohlen, so rückte er langsam und regelmäßig fort, und zog

sich

ſich in das ſo genannte Gebiete des Burtzes, wo er alle Einwohner zu Gefangenen machte, und dann ſogleich nach einer kleinen Raſt zum Kaiſer zurückkehrte. Auf dem Wege begegnete er einem andern feindlichen Heer, das ihm das Anerbiethen that, niemals etwas gegen die Kaiſerlichen zu unternehmen, wenn man ihm nur die Gefangenen, und alles erbeutete Gut wieder zuſtellen wollte. Aber Burtzes ſchlug es aus, zog ſich an einen Fluß, weil ſeine Leute den ganzen Tag keinen Tropfen Waſſer gekoſtet hatten, und ſetzte das Gefecht muthig fort. Indeſſen fühlte er ſich doch zu ſchwach, um lange aushalten zu können. Er fertigte alſo einen Eilboten, und zwar keinen von den gemeinen Soldaten, ſondern ſeinen Mitfeldherrn, Georg Lebunes, an den Kaiſer ab, der auch glücklich mitten durch die Feinde, welche alle Wege beſetzt hatten, entkam. Alexius eilte ihm gleich nach erhaltner Nachricht zu Hülfe. Nicephorus, meiner Mutter Bruderſohn, ein junger feuriger Mann, brach mit einigen andern aus dem Gliede hervor, und erlegte einen Türken mit der Lanze, nachdem er vorher eine Wunde am Knie erhalten hatte. Sein Muth, der auch nachher das verdiente Lob erhielt, machte die übrigen Türken ſo furchtſam, daß ſie eiligſt die Flucht ergriffen.

Auf dieſen Sieg erfolgte die Einnahme von Philomelis. Von hier aus giengen mehrere Hauffen in die um Iconium gelegenen Städte und Dörfer, verheerten ſie, befreyten die daſelbſt befindlichen Gefangenen, und kehrten mit vieler Beute zurück. Auſſer den türkiſchen Sklaven, welche ſie mitbrachten, befanden ſich auch in ihrem Gefolge ganze chriſtliche Familien, die aus ihren Wohnſitzen ſich freywillig in kaiſerlichen Schutz begaben.

Jetzt trat der Kaiser seinen Rückzug, und zwar in jener vorhin erwähnten Schlachtordnung an, die ihn auf alle Fälle sicherte. Die Gefangenen, nebst den Weibern und Kindern, waren in der Mitte eingeschlossen. Von vorne ließ sich kein Feind sehen, aber hintennach folgte Monolyk unvermerkt mit einem tüchtigen Heere, um sich eine Gelegenheit zu ersehen, wo er ihn bequem angreifen konnte, die er dann auch zwischen Polybot und dem See der vierzig Märtyrer gefunden zu haben glaubte. Den ersten Angriff versuchte er vermittelst Freypartisten, die aus leicht bewafneten verwegnen Menschen bestanden. Allein schon der Anblick der ungewohnten Schlachtordnung, in der das Kayserliche Heer erschien, setzte ihn, da er doch ein alter sehr erfahrner Krieger war, in kein geringes Erstaunen. Demohngeachtet wagte er ein Treffen, und ließ seine Leute in zerstückelten Hauffen anrennen, ein Kunstgriff durch den seine Armee nicht allein zahlreicher, als sie wirklich war, erscheinen, sondern auch die Unsrigen in Schrecken gejagt werden sollten. Diese aber setzten ihren Marsch unverdrossen und in unverrückter Ordnung fort, als wenn sich kein Feind hätte sehen lassen. Gegen Abend zogen sich die Türken in die Berge zurück, zündeten viele Feuer an, und heulten die ganze Nacht hindurch wie Wölfe; bisweilen stießen sie auch Schelworte gegen die Kaiserlichen aus. Den folgenden Tag, als sie ihre Angriffe erneuerten, traf Sultan Klitziasthlan beym Monolyk ein, und machte ihm, so sehr er auch die Stellung des kaiserlichen Heeres bewunderte, aus unüberlegter jugendlicher Hitze Vorwürfe, daß er sich nicht zu einer förmlichen Schlacht entschlösse. Ich habe, antwortete dieser, als ein alter furchtsamer Mann, es nicht wagen wollen: fühlt Ihr Muth genug, wohlan, so wagt es, der Erfolg wird entscheiden. Der Sultan that es, und griff den Kaiser von allen Seiten an.

Mein Bruder Andronikus Porphyrogennetes zeichnete sich in dem Treffen sehr vortheilhaft aus. — Auch diesen edlen Jüngling rafte ein frühzeitiger Tod in der Blüthe seiner Jahre dahin, als er sich eben mit Ruhm auf der Bahn des Krieges hervorzuthun anfieng. Dir, bester Bruder, sey die Thräne geweiht, die jetzt in mein Auge tritt. Gott! wo nehm ich Kräfte her mein unabsehbares Elend auszudauren! Ich wünschte mir die Zeiten der fabelhaften Vorwelt zurück, wo die leidende Natur von Qualen überwältigt, in einen empfindungslosen Stein erstarrte: denn besser wäre mir, ich fühlte nichts, als daß ich meine Tage in unaufhörlichem Gram und Kummer verlebe.

Das Treffen wurde für die Kaiserlichen durch die Tapferkeit des Nicephorus Bryennius Cäsar gewonnen, der mit dem rechten Flügel, als das Gefecht am hitzigsten geworden war, herbeyeilte, und ihm dadurch den Ausschlag gab. Die Türken flohen nach einem großen Verlust an Todten und Gefangenen. Den Sultan und seinen Mundschenken verfolgten einige Scythen. Der erste entkam, weil man ihn nicht kannte; der andre aber fiel in ihre Hände. In der folgenden Nacht machten die Türken es, wie sie es vorher gethan hatten. Ein Ueberläuffer, ein Scythe von Geburt, rieth dem Sultan, die Kaiserlichen in der Nacht anzugreifen, weil ihre Zelte wegen der Lage des Orts sehr zusammengepreßt standen. Der Sultan befolgte seinen Rath, aber ohne etwas auszurichten. Denn der Kaiser war schon ebenfalls durch einen Uberläuffer davon benachrichtigt worden, und hatte die eine Hälfte seiner Truppen innerhalb des Lagers, zur Bewachung hingestellt, und die andre, auffer demselben unter Waffen treten lassen, so daß die Türken, durch ihr unaufhörliches Schießen und Angreiffen, auch nicht die mindeste

deſte Unordnung unter ihnen bewirken konnten. Den folgenden Tag verſuchte der Sultan ſein Glück noch einmal, aber mit eben ſo ſchlechtem Erfolge. Es war, als wenn er gegen eine Mauer anrennte, ſo dicht ſtanden die Linien aneinander gedrengt, und mit ihren Schildern bedeckt.

Dieſe widrigen Zufälle nöthigten den Sultan, mit Zuſtimmung der übrigen Satrapen Friedensvorſchläge zu thun. Der Kaiſer ließ, ſobald er den Antrag bekam, Halt machen, jedoch ohne die Schlachtordnung zu unterbrechen, damit er auf jeden Fall zum Schlagen bereit wäre. In der Ebene zwiſchen Auguſtopolis und Acronium kam der Sultan mit ſeinen Satrapen, unter denen Monolyk unſtreitig der verdienſtvollſte war, ihm entgegen. Die Satrapen ſtiegen ſchon in der Ferne von den Pferden, und bewieſen ihm die durch das Herkommen eingeführte Verehrung. Der Sultan that daſſelbe, ſo wenig der Kaiſer es auch zugeben wollte, und küßte ihm den Fuß. Alexius reichte ihm dagegen die Hand, ließ ihm ein prächtiges Pferd vorführen, mit welchem ſich der Sultan auf die andre Seite des Kayſers hinſtellte, warf ihm ſeinen eignen Mantel um, und hielt darauf, nach einer kleinen Pauſe, folgende Anrede. „Wollt ihr euch unſrem Willen gemäß aller Gewaltthätigkeiten gegen Chriſten enthalten, ſo ſollt ihr von unſrer Huld mit Gaben und Ehren reichlich belohnt, und im Beſitz aller derjenigen Länder ungeſtöhrt gelaſſen werden, welche vor der Regierung und der unglücklichen Schlacht des Diogenes Romanus, worinn dieſer ſeine Freyheit verlohr, euer geweſen ſind. Ihr müſſet Friede halten, und die Grenzen des römiſchen Reichs nicht beunruhigen. Folgt ihr meinem wohlgemeynten Rath, ſo ſoll es euch nicht gereuen, wo nicht, ſo werdet ihr an mir den unverſöhnlichſten Feind eurer Nation finden."

Dieser Vorschlag wurde von Sultan Safan und seinen Satrapen angenommen, und den folgenden Tag bestätigt. Sie befanden sich noch in unsrem Lager, als der Kaiser in Erfahrung brachte, daß Masut dem Sultan, dessen natürlicher Bruder er war, nach dem Leben stünde. Er bat ihn daher, so lange bey ihm zu verweilen, bis er hierüber nähere Wissenschaft erlangt hätte: oder wenn er dieß nicht wollte, doch wenigstens eine Bedeckung kaiserlicher Soldaten anzunehmen, die ihn biß Iconium sicher geleiten sollten. Der Sultan aber schlug das Anerbieten aus, und begab sich, mit vielen Geschenken überhäufft, sorglos auf den Weg. Unterwegs hatte er einen sonderbaren Traum, den ein kaiserlicher Soldat aus seinem Gefolge als eine Vorbedeutung naher Feinde auslegte. Ob er nun gleich auch hierauf nicht achtete, so gebrauchte er doch die Vorsicht, daß er einige Leute vorausschickte, um zu erfahren, ob Feinde im Anzuge seyn. Masut, der wirklich schon mit einem großen Heer im Felde stand, fieng diese Kundschafter auf, machte sie sich zu Freunden, und beredete sie, seine Annäherung nicht zu entdecken. Indem nun Safan, ohne Gefahr zu besorgen, weiter fortgeht, überfällt ihn Masut ganz unvermuthet. Gazes, des Satrapen Asan Katuch Sohn, den Safan einst ermordet hatte, zielt mit der Lanze auf ihn; er aber reißt sie ihm wüthend aus der Hand, und sagt dabey: Ha! das dachte ich nicht, daß auch Weiber gegen mich Lanzen werfen! Auf des verrätherischen Pucheas Anschlag warf er sich in die unweit Philomelis gelegne Stadt Tygonium, wo ihn die Kaiserlichen, die schon vom geschloßnen Feinden gehört hatten, bereitwillig aufnahmen. Pucheas, war ein heimlicher Anhänger des Masut und darum widerrieth ers ihm, nicht in das kaiserliche Lager zurückzukehren. Die Stadt wurde bald darauf von den Türken umringt. Safan drohte

von

von der Mauer, daß der Kaiser bald erscheinen, und sie züchtigen würde, wenn sie nicht sogleich abzögen. Pucheas hingegen, schlich sich unter dem Schein, als wenn er der Besatzung Muth zusprechen wollte, auf die Mauer, stellte ihnen den Jammer vor, der ihnen unausbleiblich bevorstünde, wenn die Stadt mit Gewalt erobert würde, und machte sie dadurch so kleinmüthig, daß sie den Türken die Thore öffneten. Nun war es um Saisan geschehen. Man beraubte ihn seiner Augen mit einem Leuchter, den er vom Kaiser erhalten hatte, weil es an einem andern Werkzeug dazu mangelte. Nach einiger Zeit merkte er, daß ihm noch ein schwacher Gebrauch seines Gesichts übrig geblieben sey: er theilte diese Entdeckung seiner Amme mit, diese erzählt es seiner Gemahlin wieder, und so verbreitete sich die Sage weiter, bis sie endlich Masut zu Ohren kam, der ihn, so bald er dieß erfuhr, durch einen seiner vornehmsten Satrapen stranguliren ließ.

Der Kaiser beobachtete auf seinem Rückzuge dieselbe Ordnung, die er einmal eingeführt hatte, und die einen Anblick gewährte, der vorher weder gesehen noch beschrieben ward. Auf dem Wege nach Iconium sah man die schönste Regelmäßigkeit in der Stellung und Bewegung seines Heeres. Wenn es aufmarschirte, so konnte man fast keine Bewegung an ihm bemerken, und wenn es stand, so hätte man glauben sollen, es wäre noch nicht in Ruhe. Weil Mann an Mann mit vorgehaltnem Schilde gedrängt stand, so glich es einer lang gestreckten unbeweglichen Bergkette; und, während daß es fortzog, hätte man es für eine einzige große Masse halten mögen, die nur durch Eine Seele belebt, in allen Theilen die größte Gleichförmigkeit zeigt. Von Philomelis aus konnte er nur langsam fortrücken, denn der ungeheure Troß von Gefangenen, Co-

loniſten, Weibern und Kindern unter denen ſich mehrere Kranke befanden, war ihm, nebſt der vielen Beute, an einen ſchnellen Fortrücken hinderlich. Traf es ſich, daß ein Weib gebähren wollte, ſo wurde mit der Trompete das Signal zum Haltmachen gegeben, und ſogleich ſtand die ganze Armee unbeweglich ſtille. Hatte ſie nun gebohren, ſo wurde ein andres beſondres Signal zum fernern Aufbruch geblaſen. Eben dieß geſchah auch, wenn ſich jemand dem Tode nahte. Der Kaiſer ſelbſt beſuchte den Sterbenden. Die Prieſter bereiteten ihn durch Geſänge und Mittheilung der Sacramente zum Uebertritt in die Ewigkeit vor, und die Armee durfte keinen Schritt weiter thun, als biß der Leichnam begraben war. Bey der Tafel theilte er die meiſten ihm vorgeſetzten Speiſen unter Kranke, oder alte Perſonen aus, und ermunterte durch ſein Beyſpiel die übrigen Gäſte zu gleicher Mildthätigkeit. Keine rauſchende Muſik ertönte, wenn er ſeine Mahlzeit hielt.: er kannte ein göttlicheres Vergnügen, mit freygebiger Hand Wohlthaten auszuſpenden.

Gegen Abend traf er in Damalis ein, beſtieg ſogleich ein kleines Schiff, und langte noch vor Einbruch der Nacht in Conſtantinopel an, weil er einen feyerlichen Einzug vermeiden wollte. Von nun an beſchäfftigte er ſich ganz mit der Sorge für die Gefangenen und die übrigen fremden Perſonen. Vater- und Mutterloſe Knaben übergab er ſeinen Anverwandten, oder that ſie unter Aufſicht der Lehrer in den Kloſterſchulen, wenn ſie ſich ſchon dem geiſtlichen Stande gewidmet hatten, und ließ ihnen, als freyen Menſchen, Unterricht in der Religion und andren Wiſſenſchaften ertheilen. Noch andre that er in das von ihm neu errichtete, mit einer Schulanſtalt verbundne Armen- und Wayſenhaus. Es liegt in der Berggegend nach dem Meere hin, bey

der

der Paulskirche, und beſteht eigentlich aus mehrern Gebäuden, die das Anſehn einer kleinen Stadt gewähren, der Aufenthalt Armer, Kranker, Gebrechlicher und der vielen zu ihrer Wartung beſtimmten Perſonen ſind. Beyde Stockwerke ſind mit dergleichen Menſchen angefüllt, deren Anzahl ſo groß iſt, daß man von Morgen bis Abend zu thun hat, wenn man alle beſuchen will, und doch wurden ſie alle auf kaiſerliche Koſten erhalten und gekleidet. Dem Beyſpiele des Kaiſers folgten ſeine Hofleute, und bereicherten es durch milde Stiftungen an liegenden Gründen.

Hier ſah ich alte Matronen von jungen Mädchen bedient, Blinde von Sehenden geführt, Krüppel, an Händen und Füſſen verſtümmelte oder gelähmte Menſchen, mit der beſten Pflege verſehen, und Säuglinge von fremden Müttern geſtillt. Dieſe Anſtalt führt den Nahmen Wayſenhaus, von den verwayſten Soldatenkindern, welche darinn ernährt werden. Sie hat ihren Vorſteher, der einer der angeſehenſten Männer iſt, ein Archiv, worin die Urkunden und Schenkungsbriefe verwahrt liegen, und eine eigne Gerichtsbarkeit, die ſich über ihre Beſitzungen erſtreckt. Die Paulskirche war mit einer zahlreichen Cleriſey verſehen. Denn auch auf die Geiſtlichkeit und die Diaconiſſinnen erſtreckte ſich ſeine Vorſorge. Ingleichen erbaute er den iberiſchen Mönchen, die ſich bisher vom Betteln ernährt hatten, an dieſem Ort ein geräumiges Kloſter, und gab ihnen reichlichen Unterhalt.

Linker Hand, wenn man hineinkommt, ſieht man die Kirche und das Kloſter. Zur rechten Hand ſteht das Schulgebäude, wo einige von ihren Lehrern in Gegenwart des Rectors durch vorgelegte Fragen un-

terrichtet werden, und andre ſich ſchon in geſchriebnen Aufſätzen (Scheden) üben. Hier findet man lateiniſche, ſcythiſche und gemeine griechiſche Kinder, die ſich ſchon mit vieler Fertigkeit und Eleganz in der griechiſchen Sprache ausdrücken. Die Schedographie (ein Theil der Grammatik, in welcher die Jugend zum Verſtändniß und zur Prüfung der Schriftſteller, durch Zergliederung der Conſtruction angeführt wird) iſt eine neuere leidige Erfindung unſrer Landsleute, die das wahre Studium der claſſiſchen Schriftſteller verdrängt, und dagegen Silbenſtechereyen, Wortklaubereyen, und andre Spielwerke eingeführt hat, die blos auf leeren Wörterkram hinauslaufen, bey dem der ſtudierende Jüngling den Curſus gründlicher Wiſſenſchaften ganz aus den Augen ſetzt. Dieß Unweſen, das man heut zu Tage mit den Scheden treibt, thut mir um ſo viel mehr wehe, da ich ſelbſt eine geraume Zeit damit geplagt worden bin, biß mir endlich durch das Studium der Rhetorik und Philoſophie und durch die Lectüre der Poeten und Proſaiker die Augen aufgiengen.

Nach Verlauf einiger Zeit erhob ſich in der Kirche eine neue bisher unerhörte Sekte, die aus den Ketzereyen der Manichäer oder Paulicianer, und der Meſſalianer entſprungen war. Ich meyne nämlich die Bogomilen, die vielleicht ſchon vor meines Vaters Regierung, aber doch nur im Verborgenen mögen da geweſen ſeyn. Der Bogomile iſt ein Kopfhänger, ein Frömmling, der dem Aeuſſern nach ein ganz heiliger Menſch zu ſeyn ſcheint.

Er ſieht immer niedergeſchlagen aus, geht biß an die Naſe verhüllt und gebückt einher, aber unter dem Kleide ſteckt der Schalk. Dieſe böſe Brut hat mein

mein Vater aus ihrem Schlupfwinkel hervorgezogen. Er nutzte die Muße, welche ihm jetzt der ſtille Friede gewährte, um ſich ganz dem Eyfer für die Aufrechthaltung der Religion hin zu geben.

Ein gewiſſer Mönch, Baſilius mit Nahmen, war die erſte Veranlaſſung, daß man von jener Sekte laut zu ſprechen anfieng. Baſilius hatte ſich zwölf Anhänger, die er ſeine Apoſtel nannte, und einiges loſes Weibsgeſindel geſammelt, mit deren Beyſtand er vieles Unheil ſtiftete. Einige von den Bogomilen wurden eingezogen, und da ſie geſtanden, daß Baſilius ihr Oberhaupt wäre, ſo bemächtigte man ſich ſeiner. Der Kaiſer betrug ſich gegen ihn mit der größten Herablaſſung. Er ſtand vor ihm auf, ließ ihn ſich niederſetzen, zog ihn an die Tafel, kurz, er verſuchte alles, wodurch er ſein Zutrauen gewinnen, und ihm einbilden könnte, daß er zu ſeiner Sekte übertreten wolle. Eben dieſelbe Rolle ſpielte auch der Sebaſtocrator Iſaak, indem er ſich ſtellte, als wenn er bey ſeinem bisherigen Glauben keine Beruhigung gefunden habe. Anfangs ſuchte Baſilius auf alle Weiſe auszuweichen; allein die Lobſprüche, mit denen er überhäuft ward, und die Ehre, welche er genoß, machten ihn bald geneigt, ſich offenherzig zu erklären. Hinter der Tapetenwand ſaß ein Schreiber, der alle ſeine Reden aufzeichnete. Es waren die unſinnigſten verwegenſten Gotteslaſterungen, welche der Menſch ausſtieß. Er griff die Glaubenslehren unſrer Kirche an, nannte unſere Gotteshäuſer Wohnungen des Teufels, und verwarf die Verehrung, die wir dem Leib und Blut unſers erſten Oberprieſters und Märtyrers erweiſen. Plötzlich fällt der Vorhang. Der Senat, alle hohen Officiere, und die Häupter der Geiſtlichkeit, nebſt dem Patriarchen Nicolaus treten herein. Sein Geſtändniß wird

ihm vorgeleſen. Er leugnet es nicht, ſondern erbietet ſich tauſendfache Marter und ſelbſt den ſchmäligſten Tod dafür zu dulden. Das Zutrauen, welches die Bogomilen auf die Hülfe der Engel ſetzen, macht ſie gegen jede Vorſtellung des Schmerzes empfindungslos. Man verſuchte nach der Zeit öfters ihn auf den rechten Weg zu bringen, aber jedesmahl vergebens.

Einſt, als er noch mit dem Kaiſer in ſcheinbar guten Vernehmen ſtand, ereignete es ſich, daß eine große Menge Steine gegen ſeine nahe beym Pallaſt gelegene Wohnung geſchleudert wurde. Die Nacht war von Mond und Sternen erleuchtet, aber man konnte keinen Menſchen erblicken, der die Steine wärfe. Ganz gewiß hat der Teufel ſelbſt dieſen Spuck angegeben, weil es ihm wehe that, daß Baſilius nicht beſſer ſchweigen konnte. Sein Wächter, der ſich bey ihm befand, damit er mit niemand über Religionsſachen ſprechen durfte, betheuert es heilig, daß er zwar die Steine aber ſonſt keinen Menſchen aus deſſen Hand ſie gekommen wären, erblickt habe, wobey ihm denn keine geringe Angſt überfallen habe, zumahl da er auch eine Erſchütterung des Hauſes bemerkte.

Ich würde die Sekte der Bogomilen ausführlicher beſchreiben, wenn mich nicht, wie die ſchöne Sappho ſpricht, Schaam zurückhielte. Denn ich bin ein Weib, bin die älteſte geehrteſte kaiſerliche Prinzeſſin, und mag nicht von Dingen reden, die man lieber mit Schweigen übergeht. Sie ſind ohnedem bekannt genug, und wer ſich genauer darüber belehren will, den verweiſe ich auf das Buch, das den Titel Dogmatik Panoplia (theologiſche Rüſtkammer) führt, deſſen Verfaſſer ein ſehr gelehrter Mönch, Nahmens Zygaden

geben ist. Es ist auf Befehl meines Vaters geschrieben, und enthält eine specielle Darstellung aller Ketzereyen, nebst den Gründen, mit denen eine jede derselben von den heiligen Vätern bestritten ist.

So wie Basilius, so waren auch seine Anhänger, und vornehmlich seine Apostel. Ein Theil derer, die man eingezogen, gestand es freymüthig, daß er zu den Bogomilen gehöre, der andre aber leugnete es hartnäckig. Wohlan! sprach Alexius; ich sehe mich gezwungen, euch insgesammt das Todesurtheil zu sprechen. Nun entschließt euch, ob ihr als Christen, oder als Bogomilen sterben wollt. Es sind schon zwey Scheiterhaufen fertig. Bey dem einen steht ein Kreutz, zum Zeichen, daß derjenige, der ein rechtgläubiger Christ ist, hier sein Ende erwarte: die Bogomilen verfügen sich zu dem andern Scheiterhaufen. Für die erstern wird der Tod immer noch besser seyn, als ein schmachvolles Leben, und als der Schimpf für Bogomilen gehalten zu werden. Darauf wurden sie unter einer zahlreichen Begleitung des Volks an den Platz abgeführt, wo das Feuer schon brannte, und theilten sich hier, so wie es der Kaiser gewollt hatte, in zwey Parteyen. Die Zuschauer, welche von der geheimen Absicht des Monarchen nichts wußten, bezeigten laut ihren Unwillen, daß so viele unschuldige Menschen ihr Leben verliehren sollten, als das Schauspiel sich auf einmal endigte. Die Christen wurden unter einem tröstlichen Zuspruch freygelassen, die Bogomilen aber wurden in Verwahrung gebracht, und zwar den zwölf Aposteln ein besondres Gefängniß angewiesen. Einige von ihnen, welche sich nachher bekehrten, wurden wieder auf freyen Fuß gestellt, die übrigen mußten bis an ihr Ende in den Gefängnissen bleiben, wo sie an keinem Bedürfnisse Mangel litten.

Nur

Nur Basilius wurde als das Haupt der Ketzer vom Patriarchen und der gesammten Geistlichkeit mit kaiserlicher Genehmigung zum Feuer verdammt. Bey dem Scheiterhaussen, auf welchem er sterben sollte, stand ein Kreutz, damit er noch in den letzten Augenblicken seines Lebens Gelegenheit hätte, sich zu retten, wenn er sich entschließen wollte, an das Kreutz zu treten. Unter den Zuschauern befanden sich auch mehrere Ketzer. Basilius gieng mit der größten Freymüthigkeit zum Tode, lachte von Ferne schon über die großen Zurüstungen, die man seinethalben gemacht hatte, und sagte, es werden gewiß einige Engel zu seiner Rettung herbey kommen. Als aber das Volk auseinander trat, daß er den ganzen brennenden Scheiterhaussen zu Gesichte bekam, da überfiel ihn doch eine Bangigkeit, die man aus seinen Bewegungen zur Gnüge abnehmen konnte. Er wandte das Gesicht weg, schlug die Hände zusammen, oder auf die Hüften, und verharrte dennoch in seiner Verstockung, so sehr ihm auch der Kaiser auch jetzt noch durch andre Personen zur Rückkehr zu bewegen suchte. Entweder muß ihm seine gegenwärtige Lage, und die bevorstehende Todesangst den Gebrauch seines Verstandes geraubt, oder, welches mir noch wahrscheinlicher ist, der Teufel muß ihn so verblendet und betäubt haben, daß er bey allem, was er vor sich sah, fühllos blieb. Alle Anwesende hielten ihn für wahnsinnig. Bald drehte er sich nach dem Feuer, bald nach den Zuschauern hin, ohne doch einen Schritt vorwärts oder rückwärts zu thun.

Seine allgemein bekannten Großsprechereyen von übernatürlichem Beystande machten die Henkersknechte fürchten, es möchte doch wohl auf Gottes Zulassung der böse Geist einen fatalen Streich spielen, und ihren

ihren Delinquenten unverſehrt aus dem Feuer auf einen recht volkreichen Platz hinführen. Sie machten alſo vorher eine Probe, indem ſie ihm den Mantel abnahmen, und ins Feuer warfen. Schaut doch, rief Baſilius entzückt aus, wie mein Mantel da in der Luft flattert. So ſehr hatte ihn Satan geblendet, daß er mit offnen Augen nicht ſah, was vorgieng. Allein nun hatte man auch Beweiſe genug von der Nichtigkeit ſeiner Prahlereyen, und ſtürzte ihn ſogleich ins Feuer, das ihn in einem Nu verzehrte. Man ſah aus der Flamme weiter keinen Rauch empor ſteigen, als nur einen ganz dünnen Dampf. Das Volk verlangte mit Ungeſtüm, daß auch die übrigen Bogomilen mit einer gleichen Strafe belegt würden, aber der Kaiſer gab es nicht zu.

Dieß war die letzte merkwürdige Handlung mit der mein Vater von dem Schauplatze der Welt abtrat. Seine Geſchichte muß dem, der ſie erlebte, mehr einem Traumgeſicht, als einer wirklichen Begebenheit gleichen, ſo ſonderbar waren die Vorfälle untereinander gemiſcht. Die Wuth der Barbaren, welche ſchon ſeine Vorfahren traf, erfüllte auch ſeine Regierung mit den jammervollſten Scenen. Hier Schlachtgetümmel und Kampf, dort Rauben und Morden, und auflodernde Städte. Allenthalben floß Chriſtenblut. Wer dem Schwerte entrann, wurde in die Gefangenſchaft geſchleppt. In Höhlen, Klüften, Wäldern und Bergen fand man Flüchtlinge, die vor dem Feind ſich zu bergen ſuchten. Die Gattin trauerte um ihren Gatten. Eltern weinten um ihre Kinder. Brüder und Schweſtern beklagten ihren gegenſeitigen Verluſt. Keiner von den vorigen Kaiſern, Tzimiſces und Baſilius ausgenommen, haben einen Fuß nach Aſien geſetzt.

Schon

Schon wieder schweife ich ab. Verzeihe lieber Leser! Ich erzähle nicht blos, um zu erzählen, sondern auch, um meinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Ist es denn meine Schuld, wenn sich meinem Gedächtnisse Worte des entschlummerten Edeln aufdringen, die mir bittre Thränen erpressen? Er wollte es nie zugeben, wenn meine Mutter ihn aufforderte, seine Geschichte beschreiben zu lassen. „Weint, sprach er, jammert über das Schicksal, das mich verfolgte."

Noch waren seit seinem letzten Feldzuge keine anderthalb Jahre verflossen, als ihn eine tödtliche Krankheit ins Grab streckte. Er war einst bey einem heftigen Winde ausgeritten, und fühlte gleich darauf Schmerzen in der linken Schulter. Alle Aerzte glaubten, es habe nichts zu bedeuten, nur der einzige Nicolaus Kallicles fand einige Bedenklichkeiten dabey, und rieth dem Uebel durch abführende Mittel vorzubeugen, damit es sich nicht auf andre edlere Theile des Körpers wärfe. Für meinen Vater war dieß ein neues ungewohntes Mittel, so wie er überhaupt niemals Arzney gebraucht hatte. Kallicles Rath wurde verworfen. Ich selbst befand mich, auf Befehl meiner Mutter, in der Versammlung der Aerzte, und trat der Meynung des Erstern bey, doch konnte ich ihr nicht das Uebergewicht geben.

Dießmahl gieng die Krankheit vorüber, stellte sich aber nach einem halben Jahre in andrer Gestalt wieder ein. Er klagte Herzdrücken, Beängstigungen auf der Brust, und schweres Athemholen; vorzüglich überfiel ihn häuffig ein Gähnen, und dann war es, als wenn ihn etwas hinderte, alle Luft hinabzuziehen. Die Aerzte schlossen aus dem Puls auf eine durchgängige

Zerrüt-

Zerrüttung ſeines Körpers, deren Grund nicht in einer verkehrten Lebensart, ſondern in den beſtändigen Unruhen und Sorgen zu ſuchen war, die ſein Herz übernatürlich erhitzt, und ihm einen zu großen Zufluß verſchafft hatten.

Die Engbrüſtigkeit ſtieg von Tage zu Tage. Er mußte, um einigermaßen freyer zu athmen, eine aufrechte Stellung annehmen, denn, wenn er ſich legte, ſo gerieth er in Gefahr zu erſticken. Ein Aderlaß am Arm that keine Wirkung. Mehr Beßerung verſpührte er nach dem Gebrauch des Pfeffers. Wir dankten ſchon Gott für ſeine rückkehrende Geneſung, als ſich leider ein paar Tage darauf die Krankheit wieder einſtellte. — Wenn nur nicht das Pfefferträukchen mehr geſchadet, und die fehlerhafte Materie, ſtatt ſie zu heben, tiefer ins Blut getrieben hat. Kein Schlaf trat ihm von nun an in die Augen. Arzeney und Nahrungsmittel konnte er faſt gar nicht mehr genießen. Die einzige Linderung welche er ſich verſchaffte, beſtand darinn, daß er ſich in ſeinem Bette umhertragen ließ, wiewohl auch dadurch nicht viel gewonnen ward. Endlich nahm meine Mutter ihre Zuflucht zu Gott, ließ alle Kirchen erleuchten, und daſelbſt ununterbrochen Geſänge anſtimmen. Ingleichen theilte ſie weit und breit Allmoſen aus. Mönche, Einſiedler auf Bergen und in Höhlen, oder andre, die ein abgezognes Leben führten, ſprach ſie um ihre Fürbitte an, und gab Kranken und Gefangenen reiche Geſchenke, damit ſie nur für den Kaiſer beten möchten.

Endlich ſchwollen Unterleib und Füße an, denen man vergebens mit brennenden Mitteln zu helfen ſuchte. Es ſtellte ſich ein hitziges Fieber ein, und bald

darauf

darauf Geſchwulſt nebſt Entzündung im Munde und Halſe, ſo daß er nicht mehr ſchlucken konnte. Dieß alles geſchah innerhalb eilf Tagen, nach deren Verlauf noch eine Diarrhöe hinzukam. Früh Morgens am Donnerſtage den funfzehnten Auguſt merkten die Aerzte, welche ihm den Kopf ſalbten, Zeichen des herannahenden Todes, und entfernten ſich. Er bekam mehrere Ohnmachten, behielt aber immer noch ſeinen Verſtand, und tröſtete uns umſtehende Kinder, vorzüglich die von Weinen und Wachen ganz erſchöpfte Gemahlin, bis er allmählig abſtarb. Noch vor ſeinem Ende nahm ſchon ſein Thronfolger Beſitz vom kaiſerlichen Pallaſte.

Ende.

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben

Kaiſer Friedrichs des Erſten

beſchrieben durch den Biſchoff

Otto von Freiſingen.

Friedrich an den Bischoff.

Wir Friedrich von Gottes Gnaden Römischer Kaiser, steter Vermehrer des Reichs, entbiethen unserm geliebten Oheim, Bischoff Otto von Freisingen, unsre Huld und alles Gute.

Wir haben die von euch verfaßte Chronik, worinn ihr die Begebenheiten so lichtvoll auseinander gesetzt, von Ew. Liebden mit vielem Vergnügen erhalten, und wünschen eifrigst, daß wir bisweilen nach beendigten Kriegsunruhen uns an Lesung derselben ergötzen, und uns nach den darinn aufgestellten Mustern treflicher Kaiser zu einem guten Regenten bilden möchten. Ich würde ohne weiteres Bedenken, auf eure an mich erlassene Bitte, euch den kurzen Abriß meiner Geschichte seit Erlangung der Kaiserwürde übersenden, wenn ich nicht besorgen müßte, daß sie gegen die Thaten meiner Vorfahren wie Schatten gegen Licht abstechen. Jedoch weil euer großer Geist Geringfügigkeiten erheben, und über einen kleinen Gegenstand viel zu schreiben weiß, so will ich, mehr aus Vertrauen auf eure Geschicklichkeit als auf meine Verdienste, dasjenige, was ich in einem Zeitraum von fünf Jahren im Römischen Reiche gethan habe, hier kurz aufzeichnen.

„Nachdem ich zu Aachen gesalbt worden, und die Krone des deutschen Reichs erhalten hatte, berief ich zu Merseburg um Pfingsten eine allgemeine Reichsversammlung, woselbst sich auch König Peter von Dännemark einstellte, und, nach abgelegtem Eyde, die Krone seines Reichs von uns zu Lehen empfieng. Darauf machte ich den Bischoff von Zeitz, Wichmann, zum Erzbischoff von Magdeburg, gegen welche Wahl der Rö-

miſche Pabſt heftige Proteſtationen einlegte, biß er ſie endlich, weil ſie an ſich untadelhaft war, billigte. Nach dieſer Begebenheit iſt mein Zug nach Rom zu merken, bey dem ich mit einem ſtarken Heere in die Lombardey einrückte, wo die lange Abweſenheit der Kaiſer den Unterthan übermüthig gemacht, und ihm ſo viel Vertrauen auf ſeine Kräfte eingeflößt hatte, daß er ſich eine Zeitlang empörte. Ihr Uebermuth reißte meinen Zorn zur gerechten Rache, und ich ſchleifte faſt alle ihre Caſtelle. Die ſtolzen verſchlagenen Mailänder ſuchten uns mit leeren Verſprechungen hinzuhalten, und bothen uns vieles Geld, wenn wir ihnen die Herrſchaft über Como und Lodi geſtatten wollten. Da wir uns aber weder durch Geld noch durch gute Worte bewegen ließen, in ihr Begehren zu willigen, ſo führten ſie uns aus ihrem blühenden Gebiete in eine öde Gegend, aus der wir, wider ihren Willen, nach drey Tagen entkamen, und eine deutſche Meile vor der Stadt Mailand unſer Lager aufſchlugen. Hier verlangten wir von ihnen, daß ſie uns gegen Bezahlung Waaren liefern ſollten, weil ſie ſich aber deſſen weigerten, ſo ließen wir die ihnen zugehörige Stadt Roſatium, die mit fünfhundert bewaffneten Soldaten beſetzt war, einäſchern. Von nun an ſtreiften unſre Soldaten biß vor die Stadtthore, wo ſie viele verwundeten oder gefangen nahmen. Hiemit waren die Feindſeligkeiten zwiſchen uns und ihnen eröffnet, worauf wir über den Fluß Ticin nach Novara giengen, zwey verſchanzte Brücken mit Gewalt einnahmen, und abwarfen, nachdem die ganze Armee ſie paſſirt war, alsdann drey ſehr ſtarke Feſtungen, Minima, Gailard und Treca ſchleiften, und das Weyhnachtsfeſt mit aller Fröhlichkeit begingen. Von hier ſetzten wir unſern Marſch durch Vercelli und Turin fort, verheerten den großen, wohlbefeſtigten Flecken Chiara, und legten die Stadt Aſti

in

in Asche. Das durch Natur und Kunst feste Tortona gieng nach einer dreytägigen Belagerung an uns über, bis auf die Burg, an deren Eroberung uns Nacht und üble Witterung hinderten; endlich aber mußte sich auch diese nach mehrmals wiederholtem Sturm und häufigem Blutvergießen von beyden Seiten, ergeben, bey welcher Gelegenheit wir einen vornehmen Griechen, den der Marchese Malaspina hatte setzen lassen, aus seinem Verhaft befreyten. Nach Zerstöhrung von Tortona luden uns die Bürger von Pavia zu sich ein, um uns einen ehrenvollen Triumph zu gewähren, bey denen wir auch drey Tage unter den Festlichkeiten der Krönung, und vielen Vergnügungen zubrachten, und dann, zufrieden mit dem Diensteifer der Pavesaner, weiter nach Romanien und Tuscien biß Sutri vorrückten, wo uns der Pabst mit der ganzen römischen Clerisey freudig entgegenkam, uns väterlich die Einweyhung anboth, und seine Beschwerden gegen das römische Volk vortrug. So setzten wir mit Gemächlichkeit und unter angenehmen Gesprächen unsern Weg fort, biß wir endlich vor Rom eintrafen. Hier kamen uns Deputirte der Römer entgegen, welche für ihre Abhängigkeit Geld forderten, und uns auch drey Eide vorlegten. Weil wir uns aber mit keiner erkauften Herrschaft begnügen und auch dem Volke keinen Eid leisten wollten, so hielten wir mit dem Pabst und seinen Cardinälen Rath, wie wir am füglichsten den uns gelegten Fallstricken entgehen könnten. Zu dem Ende ließen wir auch unter Anführung des Cardinals Octavianus den größten Theil unsrer Ritter durch die kleine Pforte bey der Peterskirche zur Nachtzeit einrücken, welche auch sogleich das Peterkloster besetzten. Den folgenden Morgen kam uns der Pabst mit seiner Clerisey bey obbemeldeter Kirche entgegen und empfieng uns auf den Stufen derselben mit einer großen Pro-

zeſſion. Nachdem er am Altar der Apoſtel Petrus und Paulus die Meſſe zu Ehren der Jungfrau Maria celebrirt hatte (denn es war eben Samſtag) ſetzte er uns die Krone des römiſchen Reichs unter vielen Glückwünſchungen auf. Hierauf begaben wir uns, von vieler Arbeit und Hitze ermattet, in unſer Lager zurück, um daſelbſt Mittag zu halten. Unterdeſſen dringen die Römer über die Tiberbrücke ins Peterkloſter, erlegen zwey von unſern Leuten, plündern die Cardinäle, und haben den Vorſatz, den Pabſt gefangen zu nehmen. Kaum hörten wir drauſſen das Geräuſch, ſo waren wir auch ſchon wieder mit bewaffneter Hand in der Stadt, wo wir den ganzen Tag gegen die Römer fechten, von welchen beynahe tauſend, theils auf dem Platze blieben, theils im Fluß ertranken, oder lebendig in unſre Hände fielen, biß endlich die einbrechende Nacht dem Gefecht ein Ende machte. Den folgenden Tag zogen wir, weil es uns an Lebensmitteln gebrach, in Begleitung des Pabſtes und der Cardinäle, vergnügt über die erhaltenen Vortheile, von Rom ab, bemächtigten uns aller um die Stadt befindlichen feſten Plätze, und hielten uns zu Alba einige Tage lang mit dem Pabſte auf. Von da brachen wir nach Spoleto auf, deſſen Einwohner ſich empört, und auſſer dem Grafen Guido Guerra unſre übrigen Geſandten ins Gefängniß geſetzt hatten. Es iſt wahrhaftig eine ſonderbare Fügung Gottes, daß wir dieſe ſo feſte mit beynahe hundert Thürmen verſehene Stadt innerhalb ſechs Stunden in unſre Gewalt bekamen, und zwar mit Hülfe des Schwerts und des Feuers. Es wurde in ihr eine anſehnliche Beute gemacht, das mehreſte aber wurde von den Flammen verzehrt, und die ganze Stadt von Grund aus zerſtöhrt. Nun gieng der Zug nach Ancona, wo uns Paläolog, aus der kaiſerlichen Familie, nebſt ſeinem Gefährten Marodoch, und den übrigen Geſand-

ten

ten von Conſtantinopel entgegen kam. Ihr Anliegen beſtand darinn, daß ſie uns durch Verſprechungen groſſer Geſchenke zu einem Feldzuge nach Apulien gegen Wilhelm, den Feind ihres und unſers Reiches zu überreden ſuchten. Weil aber unſre Mannſchaft durch viele Strapatzen und Kriege ſehr geſchwächt war, ſo ſtimmten die Fürſten für den Rückzug. Die Griechen wandten ſich, ſtolz auf ihre Menge, und ihre vielen Schätze nach Apulien. Paläolog ſtarb, nachdem er Bari eingenommen, und die Feſtungswerke geſchleift hatte. Wilhelm überfiel plötzlich die Griechen, nahm einige gefangen, denn die mehreſten wurden erlegt, und erbeutete all ihr Geld. Wir aber kehrten froh über die durch Gottes Gnade erhaltenen Siege, welche wohl noch nie ein Heer von tauſend achthundert Mann erfochten hat, nach Verona zurück. Die Vorfälle bey dieſer Stadt wißt ihr ſchon, daß nemlich ihre Einwohner uns auf dem Abhang eines Berges Hinterhalt geſtellt, daß derſelbe niedergehauen, und zwölf erhenkt worden. Ingleichen wißt ihr ausführlich, daß wir zwiſchen dem Herzog von Oeſterreich, euerm Bruder, und dem Herzog von Bayern Eintracht geſtiftet, und Friedrich ehrenvoll zum Erzbiſchoff von Cöln erhoben haben. Dieß wenige, in wenigen Worten begriffen, mag euch Stoff zu einer weitern Ausführung geben.

Vorrede des Verfassers an den Kaiser.

Alle Geschichtschreiber vor mir haben, wie mich dünkt, immer den Zweck vor Augen gehabt, durch Erzählung preißwürdiger Handlungen Eyfer für Tugend in den Herzen der Menschen zu erregen, die schlechten hingegen entweder ganz mit Schweigen zu übergehen, oder, sie so ins Dunkle zu stellen, daß sie den Leser von sich zurückschrecken. Daher halte ich die Geschichtschreiber gegenwärtiger Zeit einigermaßen für glücklich, wo nicht allein die Stürme ausgetobt, und aus dem vormals trüben Himmel der Friede mit nie gesehenem Glanze erschienen ist, sondern auch unter dem Scepter des siegreichsten Fürsten, den Barbaren und selbst Griechen fürchten, das römische Reich der tiefsten Ruhe von innen und aussen genießt Ich bekenne es, da ich vor einigen Jahren mein Chronik schloß, und eine fremde Gottheit (der Geist der Kreutzzüge) den ganzen Occident beseelte den eben die Seegnungen des Friedens zu beglücken anfiengen, so faßte ich schon den Vorsatz meinen Plan ganz aufzugeben, an dem ich schon etwas gearbeitet hatte. Aber dennoch war es, als wenn ich Ahndungen der Zukunft hätte; ich ergriff meine Feder von neuem, um die Vorarbeiten zu diesem Werke zu vollenden, dessen Verfertigung also gleichsam wider mein Wissen und Willen der gegenwärtigen Zeit vorbehalten zu seyn scheint, in der man sich von dem besten Fürsten einen dauerhaften Frieden verspricht, wenn man anders bey Dingen, die einem steten Wechsel unterworfen sind, auf etwas gewisses hoffen darf.

Mit dem Ausdruck fremde Gottheit verbinde man ja keinen falschen Begriff. Ich habe ihn blos aus einer Schrift entlehnt, die damals an vielen Orten in Frankreich herumgieng, und kann ihn füglich als einen rhetorischen Tropen erklären. In dieser Schrift wurde auf eine mystische Weise dem König Ludwig von Frankreich die Eroberung von Babel und des ganzen Orients, wie einem zweyten Cyrus und Hercules versprochen. Es heißt darinn unter andern so:

Wenn du kömmst an die Seite des ewigen sitzenden Quadrats, und an die Seite der ewigen stehenden Quadrate, und an die Vervielfältigung der heiligen Zahl durch den wirklich ersten Cubus, so erhebe dich zu derjenigen, die der Engel deine Mutter zu besuchen versprochen, und doch nicht besucht hat; und dann wirst du zum ersten vorletzten gelangen. Ist nun der Verheisser desselben hinaufgestiegen, so fehlt die Verheissung in Rücksicht des schönsten Lohnes: und deine rosenfarbigten Fahnen werden biß an die Säulen des Hercules aufgepflanzt, dir wird das Thor der Stadt B. eröffnet werden. Denn dich hat der Verlobte zum obersten Segel erhoben, dessen Barke, welches vorne ein dreyeckigtes Segel führt, beynahe gesunken ist, damit dir dein Vorgänger folge. Dein L. wird also in C verwandelt werden, der die Wasser des Flusses auseinander getrieben hat, biß sie hinüber waren. — —

Diese Schrift wurde von den rechtschaffensten gottesfürchtigsten Franzosen so hochgeschätzt, daß einige sie als ein Stück der sibyllinischen Bücher, andre für eine göttliche Offenbarung ansahen, die einem gewissen Armenier sollte wiederfahren seyn. Wer nun der Prophet auch gewesen seyn mag, so kann er zusehen, ob seine Weissagung noch künftig durch einen Feldzug erfüllt werde; oder ob sie als nichtig verworfen, und ihr

erlangtes Ansehn auf Rechnung der französischen Leichtgläubigkeit geschrieben werden müsse.

Weil nun alles in bessern Zustand gesetzt ist, und nach den traurigen Kriegszeiten der erlangte Friede uns frohere Aussichten in die Zukunft gewährt: so hab ich es für unverantwortlich gehalten, wenn ich eure Thaten mit Stillschweigen übergehen wollte, nachdem ich die Thaten andrer Könige oder Kaiser beschrieben habe. Es schien mir vielmehr ein höchstwürdiges Unternehmen, eure Geschichte an die Geschichte der Andern zu knüpfen, damit sie wie eine Perle im Golde glänze. Ihr fast allein habt unter den römischen Kaisern diesen wichtigen Vorzug, daß das Schicksal, obgleich es euch von Jugend an zu den beschwerlichen Geschäfften des Krieges gewöhnt hat, euch dennoch nie zu einem unanständigen Betragen hat verleiten können. Mäßigung im Glück, Herzhaftigkeit in Gefahren, Gerechtigkeit im Urtheilsspruche, Klugheit und Scharfsinn bey Entscheidung gerichtlicher Fälle, sind anerkannte Tugenden, die euch nicht bloße Uebung verschafft, sondern die Gott selbst zum allgemeinen Wohl der Menschen in euch gelegt hat.

Ich übergebe demnach gegenwärtige Geschichte eurer Majestät, und flehe Gott, dem Geber alles Guten an, daß er eurem guten Anfange ein noch besseres Ende verleihe wolle. Bevor ich aber an die Geschichte eures Lebens komme, muß ich einige vorläufige Nachrichten von eurem Großvater, Vater und Oheim vorausschicken, um die folgende Erzählung dadurch desto mehr aufzuhellen.

Wenn ich hin und wieder die Geschichte geistlicher und weltlicher Personen aus fremden Reichen hineinwebe, so muß das für keine müssige Ausschweifung erklärt

klärt werden, da die Geschichte aller Reiche und Völker sich auf den römischen Staat als die gemeinschaftliche Quelle bezieht. Eben dieß gilt von den philosophischen Betrachtungen, zu welchen ich mich bisweilen erhebe, und worinn ich den Lucan, Virgil, und die übrigen römischen Schriftsteller als Vorgänger anführen kann, die als Fabeldichter, als leichte Sänger der stillen reitzenden Natur, oder als Geschichtschreiber ihrer erhabenen Fürsten und Weltbeherrscher, sehr oft in das Heiligthum der Philosophie vordrangen. Auf die Weise findet so wohl der, welcher sich an Erzählung bloßer Thatsachen ergötzt, als auch derjenige, den nach höherer Erkenntniß dürstet, hier befriedigende Nahrung. — So will ich dann mit Gottes Hülfe mein Werk folgendermaßen beginnen.

Erstes

Erſtes Buch.

Unter Heinrich, dem vierten König, und dritten Kaiſer dieſes Namens, befand ſich das Reich in der äuſſerſten Zerrüttung. Der gröſßte Theil der Groſßen hatte ſich gegen ſein Oberhaupt aufgelehnt, und weit und breit im Lande wütheten Schwert und Flamme. Pabſt Gregor VII. benutzte dieſe Gelegenheit, wo der Kaiſer von den Seinigen gleichſam verlaſſen war, um den Bannſtrahl auf ihn abzuſchleudern. Die Neuheit dieſer Sache (denn bisher war noch kein Kaiſer einem ſolchen Verfahren ausgeſetzt geweſen) erregte eben ſo viel Aufſehn als Unwillen. Heinrich hielt daher in der Bayriſchen auf den Alpen gelegenen Stadt Brixen eine groſße Reichsverſammlung, bey der ſich die mehreſten italieniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Biſchöffe einfanden. In derſelben trug er mit vieler Wärme alle die Beſchwerden vor, welche er gegen den römiſchen Stuhl hatte, und die darinn beſtanden, daß man in Rom in ſeiner eignen Stadt, wo er doch als König und als Patrizier die Hauptperſon bey einer Biſchoffswahl hätte ſeyn ſollen, ohne ſeine Zuziehung einen Pabſt erwählt, da hingegen der Kaiſer, ſein Vater, mehrere Päbſte gleichſam ohne vorhergegangene Wahl auf den römiſchen Stuhl geſetzt habe.

Seine Beſchwerden wurden von den Anweſenden für gerecht erklärt, denn theils kam hier die Ehre der weltlichen Macht in Anſchlag, theils waren auch ſchon die Biſchöffe von ihren Klerikern gegen Gregor eingenommen, weil er ihnen unlängſt das Cölibat aufgedrungen hatte. Man erklärte alſo die Wahl Gregors

gors VII. für ungültig, schalt ihn eine Abart von Mönchsbrut, einen Schwarzkünstler, und ernannte den Erzbischoff von Ravenna, Guibert, der den Namen Clemens annahm mit Genehmigung des Kaisers, zum Bischoff von Rom. An den abgesetzten Pabst ließ man mit allgemeiner Zustimmung ein bittres Schreiben voller Schmähungen ergehen, worin es unter andern hieß: „So wie ihr bisher zu sagen pflegtet, daß keiner von uns ein Bischoff sey, so sollt ihr wissen, daß keiner von uns euch hinführo für apostolisch halten werde.“

2. Hierauf rückt Heinrich mit einer zahlreichen Armee nach Italien bis vor Rom, vertreibt mit Begünstigung des römischen Volkes den Pabst Gregor, setzt an seiner Stelle den Guibert ein, und erhält daselbst den Kaisertitel. Der ehrwürdige Bischoff begiebt sich, um der Verfolgung zu entgehen, in die tuscischen Gebirge, wo er auf den Gütern der Gräfin Mathildis, einer Anverwandtin des Kaisers, einige Zeitlang sicher aufgehoben war, erneuert dort seine Bannflüche, und wiegelt durch Briefe, welche man noch an vielen Orten aufzeigen kann, die Fürsten des Reichs gegen ihren Kaiser auf. Darauf begiebt er sich nach Campanien oder Apulien, um hier den Rest seiner Tage bey den Normannen zu verleben, die vor kurzem diese Provinzen unter Robert Guiscards Anführung überschwemmt, und die Einwohner theils getödtet, theils vertrieben, oder unterjocht hatten.

3. Robert war in der Normandie, aus einem mittelmäßigen Geschlechte, in dem Flecken den die Einwohner Constantia nennen, gebohren, und gehörte zu derjenigen Classe des Adels, welche man Valvassoren nennt. Er und sein Bruder Roger verließen, wie man sagt, auf Anrathen ihres Vaters und wegen Unfruchtbarkeit

fruchtbarkeit des Landes zur Zeit einer Hungersnoth ihren vaterländischen Boden, um in der Ferne einen bessern Wohnsitz zu suchen. Daher führt Robert auch den Beynamen Guiscard, der in seiner Muttersprache so viel als Landstreicher bedeutet. Endlich faßte er nach langem Umherziehen in Apulien oder Calabrien festen Fuß. Diese Longobardische Provinz war von einem trägen Volke bewohnt, dessen Unthätigkeit seine Kräfte zu sehr abgestumpft hatte, als daß sie zur Gegenwehr noch tauglich gewesen wären. Robert schickte also Boten nach Frankreich, welche von dem Zustande des Volks und der physischen Beschaffenheit des Landes Nachrichten mitbrachten, und eben dadurch bey vielen die Lust erregten, mit ihm auf Eroberungen auszuziehen. Kurz, sein Muth, seine List und Kunstgriffe machten ihn zum Ueberwinder eines erschlafften Volkes, und erwarben ihm endlich den Besitz von Campanien, Apulien, Calabrien, und Sicilien. Seinem Bruder Roger überließ er die Grafschaft Sicilien, für sich behielt er Apulien nebst Calabrien. Sein Sohn, der sich nachher in Griechenland und im Orient so ruhmvoll hervorthat, war Bohemund. Rogers Sohn hieß ebenfals Roger, der in der Folge den Königlichen Titel annahm, und Vater des itzt lebenden Königs Wilhelm ist.

Um diese Zeit 1087. empörten sich die Sachsen und schleiften die Harzburg nebst der Kirche, bey der sich ein Domstift befand. Die Harzburg war auf der sächsischen Grenze an einem sehr festen Ort angelegt, um jenes unruhige Volk dadurch im Zaum zu halten. Dießmahl lag die Ursache der Empörung nicht in dem aufrührerischen Charakter der Sachsen, sondern in dem Uebermuth des Kaisers, der als ein noch junger Herr, da sein Reich eines völligen Friedens genoß, beym Eintritt auf sächsischen Boden seine Verwunderung

rung an den Tag legte, daß im ganzen weiten Reiche keiner aufstände, an dem er seine Kräfte versuchen könnte. Es ist dieß kein gutes Zeichen, setzte er hinzu, sondern ein Beweis vom Sclavensinn. Sonst pflegen dergleichen Aeusserungen eben so leicht zu verhallen, als sie ausgesprochen werden, jetzt aber schlug sie tiefe Wurzel, und setzte in kurzer Zeit die ganze Provinz in Bewegung.

Der Kaiser zog den Rebellen mit einem starken tapfern Heere entgegen, bey welchem sich vier mächtige Herzoge mit ihren Truppen befanden. Zuentebald von Böhmen, Guelf von Bayern, Rudolph von Schwaben, und Gottfried von Lothringen, ausserdem noch andre Fürsten, Grafen und unzählige Ritter. Bey der Unstrut fiel ein blutiges Treffen vor, das sich zum Vortheil des Kaisers endigte. Nicht lange nachher empörten sich auch die beyden Herzoge Guelf und Rudolph, und schlugen sich zu den Sachsen. Gottfried von Lothringen aber that einen Kreuzzug in das Morgenland, und starb als Herzog von Jerusalem.

Unterdessen fuhr Gregor immer fort, die Fürsten sowohl heimlich als öffentlich gegen den Kaiser aufzuwiegeln, und brachte es endlich dahin, daß Rudolph von Schwaben zum Gegenkaiser ernannt ward. (1077) Er soll ihm auch das Diadem unter folgenden Ausdrücken gegeben haben:

Petra dedit Petro, Petrus diadema Rodolpho.

Rudolphs Tochter war mit Bertold von Zehringen, einem der Edelsten des Reichs vermählt. Er selbst blieb nicht lange nachher in einem Treffen gegen die Kaiserlichen, und wurde zu Merseburg mit Kaiserlichem

Pomge

Pompe begraben. Man erzählt, daß Heinrich, nachdem er einigermaßen die Unruhen gedämpft, Rudolphs Grabstätte besucht habe, und von einem Anwesenden gefragt worden sey, warum er dem, der doch kein Kaiser gewesen, ein kaiserliches Begräbniß zugestehen könne? Wollte Gott, war seine Antwort, meine Feinde ruhten alle so ehrenvoll. Nach Rudolphs Tode setzte sich Bertold in den Besitz des erledigten Herzogthums Schwaben, als wenn es ihm von seinem Schwiegervater wäre zugestanden worden.

8. Allein er konnte sich in demselben nicht behaupten, sondern mußte es an Friedrich von Hohenstaufen, der aus einer der berühmtesten gräflichen Familien in Schwaben herstammte, abtreten. Dieser Friedrich befand sich als ein kluger tapferer Mann an dem Hofe des Kaisers, in dessen Diensten er häufige Beweise seines unerschrocknen Muthes ablegte. In der bedenklichen Lage, worinn sich das Reich befand, rief ihn Heinrich einsmal zu sich, und that ihm in einer Privataudienz folgenden Antrag: „Ich habe, edler Graf, eure Treue und Tapferkeit hinlänglich geprüft, und kann mich euch jetzt um so viel zuversichtlicher anvertrauen. Das römische Reich befindet sich in einer traurigen Lage. Kinder lehnen sich gegen ihre Eltern, und Unterthanen gegen ihre Herren auf. Der Soldat bindet sich nicht mehr an den Eid, den er seinem Fürsten geleistet, menschliche Gesetze sowohl als göttliche Gebote werden in den Staub getreten, nur der Eid, mit dem sich Aufrührer in geheimen Winkeln zu unrechtmäßigen Handlungen verknüpfen, behält sein Ansehen. Euch fordre ich auf, diesem Uebel zu steuern, und den Feinden des Reichs männlich entgegen zu gehen. Zur Vergeltung will ich euch mit meiner einzigen Tochter vermäh-

vermählen, und mit dem Herzogthum Schwaben, welches ſich Bertold angemaßt hat, belehnen."

Das Verſprechen des Kaiſers gieng in Erfüllung, und Friedrich zwang den Bertold endlich um Friede zu bitten. Nach andern Berichten ſoll dieß erſt dem Sohn deſſelben, Friedrich, gelungen ſeyn. Die Bedingung des Friedens war, daß Bertold der herzoglichen Würde entſagen, und dagegen die anſehnlichſte Stadt in Schwaben, Zürch, vom Kaiſer erhalten ſollte. Zürch liegt im Gebürge gegen Italien an einem See, in den ſich der Fluß Leman ergießt, und war vormals eine kaiſerliche Reſidenz, wo ſich die Gerichte befanden, vor denen ſich die Mayländer ſtellen mußten, wenn der Kaiſer ſie bisweilen über die Alpen herüberforderte. Ueber dem Thore dieſer eben ſo reichen als angeſehenen Stadt ließt man folgende Worte:

„Zürch die edle Stadt, gar viele Ding in Menge hat"

Von dem Fluß Leman, deſſen auch Lucan erwähnt, führt jene ganze Provinz den Namen Alemannien. Daher iſt es falſch, wenn man unter dieſem Namen ganz Deutſchland verſteht.

Was den Bertold anbetrifft, ſo war er, ob er gleich in jener Sache gegen ſeinen Oberherrn und gegen Gerechtigkeit verſtieß, dennoch ein braver tapferer Mann. Wenn jemand ihm eine üble Nachricht brachte, und, wie es in dergleichen Fällen zu geſchehen pflegt, nicht gleich mit der Sprache heraus wollte, ſo redete er ihn getroſt an: Sage mir nur, ſprach er, was du auf deinem Herzen haſt. Ich weiß, daß jederzeit Freude vor Trauer, und Trauer vor Freude geht, daher will ich vorher lieber das Böſe hören und dann das Gute, als das Gute zuerſt, und nachher das Böſe. — Wahrhaftig, eine Geſinnung die ſeinem Geiſte Ehre

macht. Friedrich behauptete das erlangte Herzogthum, ohne daß es ihm ein andrer ſtreitig gemacht hätte, und beherrſchte es eben ſo lange als glücklich. Er ſtarb in einem hohen Alter, und hinterließ zwey Söhne Friedrich und Conrad, die er mit ſeiner Gemahlin Agnes erzeugt hatte. Sein Begräbniß iſt im Kloſter Lorch befindlich, welches er auf ſeinen eignen Gütern erbaut hatte.

Bertold behielt nach der Zeit den leeren herzoglichen Titel bey, und pflanzte ihn auf ſeine Nachkommen fort, die ſich noch alle biß auf den heutigen Tag Herzoge nennen, ohne doch ein Herzogthum zu beſitzen; man müßte dann die Grafſchaft zwiſchen dem Jura und Jupitersberg, die nach Graf Wilhelms Tode ſein Sohn Conrad vom Kaiſer Lothar erhielt, ein Herzogthum nennen, oder den Titel vom Herzogthume Kärnthen ableiten, welches ſie doch nie beſeſſen haben, ohnerachtet ihre Familie ſonſt ſehr reich und angeſehen iſt.

Friedrichs verwittwete Gemahlin begab ſich zu ihrem Bruder, dem Sohn des Kaiſers Heinrich, und heurathete den Marggrafen Leopold von Oeſterreich, da ihr Sohn Friedrich funfzehn, und Conrad zwölf Jahre alt waren. Friedrich folgte, als der ältere, ſeinem Vater in der herzoglichen Würde.

In dieſe Zeit fällt der Tod des Kaiſer Heinrichs, der zu Lüttich in den Niederlanden ſtarb, wo auch ſeine Eingeweide begraben liegen. Der übrige Körper wurde nach Speyer gebracht, und daſelbſt in der prächtigen Marienkirche, deren Stifter er war, neben ſeinem Vater und Großvater beygeſetzt. Den erledigten Thron beſtieg ſein Sohn, Kaiſer Heinrich der vierte, und als König der fünfte gleiches Namens. Seine

Tapfer-

Tapferkeit verſchaffte ihm in kurzer Zeit den ruhigen Beſitz des ganzen Reichs, und machte ihn nicht blos ſeinen Unterthanen, ſondern auch den benachbarten Völkern furchtbar.

Seine Thaten die er zu Rom und in Italien ausgeführt, habe ich ſchon in dem vorigen Werke angezeigt, hier will ich nur noch blos eine Anecdote beybringen, die ſich auf einen Vorfall bey der Eroberung von Bari bezieht. Als Heinrich in der glänzendſten Periode ſeines Lebens, wo ganz Frankreich vor ihm zitterte, dieſe Stadt wider alles Vermuthen mit ſtürmender Hand einnahm, bekam er den Grafen Reinald gefangen, und zog darauf vor das Schloß deſſelben, Mouſſon, welches auf einem hohen Berge gelegen allen Angriffen Troß bieten konnte. Weil er es nun auf keine Weiſe zur Uebergabe nöthigen konnte, ſo ließ er einen Galgen errichten, und drohte den Grafen daran aufzuknüpfen, wenn die Uebergabe noch länger verzögert würde. Die Beſatzung erhält noch einen Tag Bedenkzeit, vor deſſen Ablauf die Gräfin mit einem Prinzen niederkommt, dem die Bürger ſogleich den Eyd der Treue leiſten. Den folgenden Tag wurden ſie noch einmal aufgefordert, erklärten ſich aber, daß der Tod ihres Herren hier nichts entſcheiden könne, vorzüglich, da ſie in der verwichenen Nacht einen neuen Herrn erhalten hätten. Dadurch wurde der Kaiſer ſo erbittert, daß er augenblicklich den Grafen zum Galgen führen ließ. Viele Große legten zwar Fürbitten bey ihm ein, baten ihn, er möchte wenigſtens ſich vor Gott fürchten, er aber antwortete im Zorn: „Der Himmel iſt des Herrn, die Erde hat er den Menſchenkindern gegeben.“ Endlich ließ er ſich doch beſänftigen, ſchenkte dem Grafen das Leben, und führte ihn als Gefangnen mit ſich in ſeine Reſidenz.

Im Jahr 1114. hielt er zu Maynz sein Verlager mit Mathildis, einer Prinzessin des Königs Heinrich von Engelland, bey welcher Gelegenheit die vielen anwesenden Fürsten eine Verschwörung anstifteten, deren Schrecknisse sich über das ganze Land verbreiteten, indem ausser Herzog Friedrich, dessen Bruder, und dem Pfalzgrafen am Rhein, Gottfried, kaum noch ein Fürst übrig war, der sich nicht gegen den Kaiser erklärt hätte. Was Friedrich von Schwaben theils in Vereinigung mit dem Kaiser, theils allein in diesem Kriege merkwürdiges verrichtet, will ich hier nur kurz zusammenziehen, weil alles noch bey jedermann in frischem Andenken ist.

Er gieng aus Schwaben über den Rhein nach Frankreich, und brachte die ganze Provinz von Basel bis Maynz, die bekanntlich die wichtigste und mächtigste im Reiche ist, allmählig zum Gehorsam. Denn er zog sich immer den Rhein hinab, und legte, wo er einen schicklichen Platz fand, ein festes Schloß an, das die benachbarte Gegend beherrschte. Daher pflegte man im Sprüchwort zu sagen: Herzog Friedrich schleppt immer am Schweif seines Gauls ein Castell hinter sich her. Was seinen Charakter anbetrifft, so war er eben so tapfer als klug und scharfsinnig, von einer heitern Gemüthsstimmung, die sich auch in seinen Minen ausdrückte, würzte seine Gespräche mit vieler Anmuth, und war so sehr im Rufe der Freygebigkeit, daß er eben deswegen bey seinem Heer großen Zulauf von Menschen hatte, die ihm freywillig ihre Dienste anboten.

Nachdem er die Provinz so weit in Ordnung gebracht hatte, kündigte er den reichsten und verschlagensten Reichsfürsten damaliger Zeit, dem Erzbischof von Maynz, Albert, den Krieg an, weil er Haupt und

Urheber

Urheber der Rebellion wäre. Er fiel in sein Gebiet, verheerte alles ringsumher, und fieng dann mit einer unzähligen Menge Ritter und Mannen die Belagerung der Stadt an.

Maynz ist eine große feste Stadt am Rhein, auf der Wasserseite dicht angebaut, und volkreich, auf der Landseite aber nur sehr sparsam bewohnt. Um die Stadt herum zieht sich eine starke mit vielen Thürmen versehene Mauer. Sie hat eine erstaunliche Länge, dagegen aber eine verhältnißmäßig zu geringe Breite; denn gegen Frankreich beengt sie ein mittelmäßig hoher Berg, gegen Deutschland der Rhein. Daher sieht man längst dem Rhein die schönsten Kirchen und Gebäude prangen, die andre Seite nach dem Berge ist bloß zu Weingärten und andern öconomischen Nutzungen bestimmt.

Der gemeine Soldat, von Hoffnung reicher Beute getrieben, bezeugte große Lust von dieser schlecht bewohnten Seite einzubrechen, und Friedrich hatte alles zu thun, um ihn davon abzuhalten, denn er befürchtete, der unvernünftige rasende Pöbel möchte bey der Plünderung auch die heiligen Oerter nicht verschonen, oder sie gar den Flammen Preiß geben. Unterdessen schickte Albert Deputirte an den Herzog ab, die ihm so gute Friedensvorschläge thun mußten, daß er im Vertrauen auf des Bischoffs Redlichkeit seine Soldaten entließ, und von der Stadt abzog. Kaum hatte Albert dieß bemerkt, so that er verrätherischer Weise einen Ausfall. Jetzt erst merkte Friedrich die List, mit der er war hintergangen worden, jedoch ohne auch nur im mindesten zu zagen. Vielmehr erhöhte die Gegenwart des Feindes seinen Muth; er gieng mit dem Rest seiner zerstreuten Truppen den Bischöfflichen entgegen, und lieferte ihnen eine Schlacht, die so lange dauerte,

biß Graf Emicho fiel. Denn jetzt ergriffen die Franken, weil sie ihren Anführer verlohren hatten, die Flucht, und erlitten noch ehe sie die Stadtthore erreichten, einen großen Verlust an Todten und Gefangenen. Die Bürger von Maynz deren Anverwandte oder Freunde in dem Treffen geblieben waren, geriethen darüber in eine solche Wuth, daß sie beynahe an ihren Bischoff Hand angelegt hätten.

Ein andermal belagerte eben dieser Albert in Vereinigung mit Lothar, Herzog von Sachsen und andern Fürsten die im Speyerischen gelegene Stadt Limpurg, und würde sie erobert haben, wenn nicht Friedrich bey Zeiten zum Entsatz herbeygeeilet wäre. Während der Belagerung soll sich folgender Vorfall in der Stadt ereignet haben. Eines Tages versammleten sich die Bürger, um zu berathschlagen, was sie unter gegenwärtigen Umständen, wo Hungersnoth sie zu bedrohen anfieng, unternehmen sollten. Einige riethen dieß, die andern jenes, bis endlich ein gewisser Ulrich von Horningen, der sich durch Größe seines Geistes und Körpers auszeichnete, unter ihnen aufstand, und den Antrag that: die feisten Mönche, welche in ihrer Stadt ein Kloster hätten, zu verzehren, weil dieß immer noch besser sey, als sich aus Hunger dem Feind zu ergeben. Kaum hatten die Mönche hievon Nachricht erhalten, so öffneten sie unverzüglich ihre Magazine, in denen sich so viel Vorrath befand, daß die Einwohner, bis auf den Augenblick, da Friedrich ihnen zu Hülfe kam, ausdauern konnten.

Kurz Friedrich war in allen Stücken das wahre Ebenbild seines Vaters, ein braver Soldat, und redlicher Freund des Kaisers, der so lange die Ehre des angefochtenen Throns vertheidigte, biß die aufrührerischen Glieder des großen Staatskörpers ihrem Haupte

pte wieder Folge leisteten. Seine Gemahlin war Herzog Heinrichs von Bayern Tochter, mit der er den jetzt regierenden Kaiser Friedrich, und Juditha nachherige Gemahlinn Matthäus Herzogs von Lothringen zeugte.

Kaiser Heinrich hielt nach erlangtem Landfrieden bey Utrecht, einer friesländischen Stadt, in der Pfingstwoche eine Reichsversammlung, und starb daselbst eines natürlichen Todes. Seine Eingeweide wurden in Utrecht begraben, der Körper aber zu Speyer in dem Familienbegräbnisse beygesetzt. Die Kaiserin Mathildis, König Heinrichs von Engelland Tochter, ließ sich durch falsche Versprechungen des Erzbischoffs von Maynz überreden, ihm die Reichskleinodien anzuvertrauen.

Albert berief also nach einem alten Rechte, welches die Erzbischöffe von Maynz bey Erledigung des Thrones ausüben, die Fürsten des Reichs um die Herbstzeit in Maynz zusammen. Viele wünschten den Herzog Friedrich auf dem Throne zu sehen; jedoch Albert war dagegen, der noch immer nicht die Kränkungen verschmerzen konnte, welche er von ihm hatte erleiden müssen. Er brachte es dahin, daß die Wahl einstimmig auf Lothar, Herzog von Sachsen fiel, wobey er freylich mehr aus Privatabsichten, als aus Liebe zum allgemeinen Besten handelte. Denn die Wahl an sich selbst war zwar untadelhaft, weil Lothar als ein Mann von erprobter Rechtschaffenheit alle Achtung verdiente, aber sie gab doch zu großem Zwiespalt Veranlassung. Der neue Kaiser verfolgte nemlich auf Alberts Anrathen, der einen unversöhnlichen Haß auf Heinrichs Familie geworfen hatte, die Gebrüder Friedrich und Conrad, und zog vor Nürnberg, worinn sie als in ihrem erblichen Eigenthum, eine Besatzung hatten. Mit ihm hatten sich die beyden Herzoge Ulrich von Böh-

men und Heinrich von Bayern vereinigt, jener aber wurde nach einiger Zeit wieder vom Kaiser entlassen, weil das rohe Gesindel, welches er mitgebracht hatte, weder Gott noch Menschen fürchtete, sondern alles in der Nähe verwüstete, ja nicht einmal der Kirchen schonte.

Friedrich und Conrad erscheinen, nach genommener Verabredung mit den Nürnbergern, zur bestimmten Zeit vor der Stadt, und erregen durch ihre Ankunft eine allgemeine Freude unter den Einwohnern, welche diese durch Schreyen und Singen an den Tag legten. Auf den Kaiser hingegen machten sie einen ganz andern Eindruck, denn er hob sogleich die Belagerung auf, und zog sich über Bamberg nach Würzburg zurück. Darauf fallen die Nürnberger über das verlassene Lager her, wo sie alles, was sie noch vorfanden, zur Beute machten; begleiteten darauf ihre Herren mit vielem Jubel in die Stadt, und würden von ihnen mit Victualien, und andern Bedürfnissen versehen. Eben hier gieng Friedrich, mit seinem Bruder, dem Kaiser auf dem Fuße nach, drang biß an die Mauern von Würzburg, vor welcher Stadt Lothar mit seinen Rittern ein Turnier hielt, schlug sich dann über den Rhein nach Speyer, dessen Einwohner ihn aus schuldiger Achtung für seine kaiserlichen Vorfahren, die in ihren Ringmauern begraben liegen, ehrfurchtsvoll aufnahmen, und legte eine Besatzung hinein, die sich nachher so wohl hielt, daß der Kaiser in Vereinigung mit Albert von Maynz sie lange vergeblich belagerte.

Ferner befehdete ihn Herzog Heinrich von Bayern, Heinrichs Sohn, und zwar aus Gefälligkeit gegen den Kaiser, dessen Tochter er zur Ehe hatte, obgleich Friedrich durch seine Gemahlin Juditha, Heinrichs Schwester, mit ihm in der nahesten Blutsverwandschaft

wandschaft stand. Er stand schon in Schwaben beym Fluß Wernitza, unweit der Donau, mit einem ansehnlichen Heere, als ihm Kundschafter die Annäherung der beyden schwäbischen Herzoge meldeten, welche Nachricht die Bayern so sehr in Schrecken setzte, daß sie eiligst die Flucht ergriffen, und über den vorhingenannten Fluß, der eben durch häufige Regengüsse angeschwollen war, sich durch Schwimmen retteten, weil die Brücke für ihre Menge zu klein war.

Zu einer andern Zeit begab sich eben dieser Herzog Heinrich nach Schwaben auf seine Güter. (Denn er war ein Alemanne der Herkunft nach, und stammte aus der alten berühmten Welfischen Familie ab; daher besaß er in dem Theile Schwabens, der an die Alpen grenzt, viele erbliche Güter eigenthümlich. Man muß ihm das Lob eines untadelhaften Mannes beylegen, dessen Adel der Seele dem Adel seiner Geburt völlig entsprach. Bloß jenes Betragen setzt ihn dem Tadel aus.) Von seinen Gütern schickte er Deputirte an Friedrich ab, die ihn freundschaftlich warnen mußten, sich wieder mit dem Kaiser auszusöhnen, weil es doch zu hart sey, daß ein einziger auch noch so großer und guter Regent die Last des ganzen Reichs allein tragen könne. Zugleich erbot er sich, wenn sein Vorschlag angenommen würde, zum Unterhändler. Es wurde also das Kloster Zwiefalten, und der Tag zur mündlichen Zusammenkunft festgesetzt. Friedrich kam, ohne etwas arges zu vermuthen, mit einer geringen Begleitung an den bestimmten Ort. Heinrich hingegen erkundigte sich insgeheim nach der Stelle, wo er die Nacht zubringen würde, ließ darauf bey Nachtzeit sein Schlafgemach besetzen, und zeigte nur zu deutlich, daß er nicht als Freund, sondern als Feind gekommen sey. Zu gutem Glück entdeckte Friedrich in seinem

Zimmer eine geheime Thüre, durch die er in die Kirche, und von da auf den Thurm entkam. Unterdessen brechen bewaffnete Personen in sein Zimmer ein, die nachher, weil sie ihn hier nicht fanden, das ganze Kloster durchsuchten. Gegen Morgen war dieser Vorfall in der benachbarten Gegend schon ruchbar geworden. Die Getreuen des Herzogs eilten schaarenweise dem Kloster zu, wo man noch immer im Nachsuchen begriffen war, und so gar Feuer anzulegen drohte. Kaum hatte sie Friedrich bemerkt, so faßte er Muth, foderte den Heinrich heraus, und redete ihn folgendermaßen an: „Ihr habt, guter Herzog, widerrechtlich gehandelt, und euch nicht als Freund, sondern als Feind betragen. Eure Handlung stimmt weder mit den Gesetzen der Ehre, noch mit den Pflichten unsrer nahen Verwandschaft überein. Damit ich aber nicht Böses mit Bösem vergelte, so will ich euch rathen, meine Getreuen, die von allen Seiten herbeykommen, nicht zu erwarten." Einige wollen dieß Betragen Heinrichs theils damit entschuldigen, daß sie beyde damals wirklich Feinde waren, und also jeder das Recht hatte, den andern zu überlisten, theils sagen sie, daß er als ein treuer Vasall des Kaisers, aus der guten Absicht, die Ruhe im Reiche herzustellen, so habe handeln müssen.

Die Uneinigkeit zwischen Friedrich und Lothar störte fast zehn Jahre lang den Landfrieden in Deutschland. Die weitere Anführung derselben kann man in meinem vorigen Werke finden. Hier will ich nur noch eines merkwürdigen Unglücks gedenken, das dem Kaiser tiefe Wunden schlug.

Ein gewisser Otto, Graf von Mähren, bot ihm eine große Summe an, wenn er nach Böhmen ziehen, und ihn mit diesem Herzogthum belehnen wollte.

Ulrich,

Ulrich, der damals schon im Besitz derselben war, suchte den Feldzug durch gütliche Vorstellungen zu hintertreiben. Allein der Kaiser ließ sich nicht abhalten, sondern zog zur Winterszeit mit seinen Sachsen in die Wälder auf der sächsischen und böhmischen Grenze, woselbst sich auch Ulrich an einem kleinen Flusse lagert. Der tiefe Schnee, welcher eben gefallen war, verursachte, daß jener den Weg verfehlte, und an diesen Fluß gerieth, bey dem seine Soldaten, die von Hunger und Strapatzen ganz erschöpft waren, ausruhen wollten. Die Böhmen merkten aus dem getrübten Wasser des Flusses, daß der Feind in der Nähe sey, überfallen den noch ermüdeten Vortrab, und reiben ihn gänzlich auf, indem sie, ausser einigen Gefangenen, die übrigen ohne Barmherzigkeit erwürgten, von denen nur wenige ihrem Schwert entrannen. Der Kaiser konnte durch die engen Hohlungen den Seinigen keinen Succurs zusenden, und mußte sich auf einen Hügel mit den wenigen noch übergeblieben Truppen zurückziehen, wo er aber völlig blokirt gehalten ward. Ulrich ließ den Hügel ringsum besetzen, und alle großen Bäume umhauen, damit ihm nirgend ein Ausweg übrig bliebe. Endlich begiebt sich dieser auf Vermittlung seines Schwestersohns, Heinrichs Markgrafen von Sachsen, der unter den kaiserlichen Gefolge war, in aller Ehrerbietung zu Lothar, unterwirft sich ihm, legt den Eyd der Treue ab, liefert die Gefangenen aus, und wird dagegen mit dem böhmischen Herzogthume belehnt. Hiermit war die Blokade beendigt. Der Kaiser kehrte, wiewohl nicht ohne große Betrübniß zurück, und nahm die Leichname der Edlen mit sich.

Unter den Gefangenen befand sich auch Albert Markgraf von Sachsen, und unter den Gebliebenen Otto Graf von Mähren, der an dem ganzen Unglück

Schuld

Schuld war. Uebrigens gab dieser Vorfall Anlaß zu einem Nationalhaß zwischen Sachsen und Böhmen, der noch bis auf diese Zeit fortglimmt.

Was endlich die fernere Geschichte Lothars anbetrifft, so waren seine folgenden Kriegszüge nun desto glücklicher. Er dämpfte alle Unruhen, kehrte siegreich aus Italien zurück, wurde aber unterwegens bey Trient von einer schweren Krankheit überfallen, an der er im Gebürge, in einer schlechten Bauerhütte, starb.

Herzog Friedrich heurathete nach dem Tode seiner Gemahlin Judith, zur Zeit da er noch in Fehden verwickelt war, Agnes, Tochter des Grafen Friedrichs von Sarbur, dessen Bruder Bischoff Albert war, und zeugte mit ihr Conrad, der als Pfalzgraf und itziger Rheingraf bekannt ist, und Claritia nachherige Gemahlin des Grafen Ludwig von Thüringen.

Nachdem Kaiser Lothar gestorben, und im Kloster Lutter, welches auf seinen eigenen Gütern liegt, begraben war, erwählten die zu Coblenz versammleten Fürsten den Herzog Conrad, Friedrichs Bruder zu seinem Nachfolger, worauf die Krönung zu Aachen erfolgte. Diese Wahl konnte um so leichter zu Stande kommen, da der Haß gegen Kaiser Heinrich bey den mehresten schon aufgehört, und Albert Erzbischoff von Maynz unlängst das Zeitliche gesegnet hatte. Dazu kam noch, daß Heinrich von Bayern die mehresten, welche unter Lothar dem Feldzuge nach Italien beygewohnt, durch seinen Hochmuth gegen sich gereizt hatte.

Während der Vacanz des erzbischöflichen Stuhls begab sich Herzog Friedrich nach Maynz, und brachte es bey Geistlichen so wohl als Weltlichen dahin, daß sie seiner zweyten Gemahlin Bruder, Albert den jüngern zum Erzbischoff wählten, und darüber kayserliche

Bestä-

Bestätigung erhielten. Allein dieser Albert betrug sich völlig als das Ebenbild seines Vorgängers und Oheims. Er vergalt die empfangenen Wohlthaten mit Undank, und bezeigte gegen seinen Monarchen nicht ganz die Treue, die er ihm schuldig war.

Um diese Zeit kamen einige sehr vornehme Gesandte des Kaiser Johannes aus Constantinopel an, in der Absicht die Allianz zwischen dem abendländischen und morgenländischen Reiche gegen Roger von Sicilien zu erneuern, und zu einer festern Verknüpfung derselben eine kaiserliche Prinzessin zur Gemahlin des griechischen Prinzen zu verlangen. Conrad aber bestimmte die Schwester seiner Gemahlin dazu, und schickte deshalb den Bischoff von Würzburg Embrico, einen klugen, gelehrten Mann, nach Griechenland ab. Als dieser in Constantinopel eintraf, war schon Johannes mit Tode abgegangen, und sein Sohn Michael saß auf dem Thron, bey dem er seine Aufträge mit so vieler Geschicklichkeit ausrichtete, daß das Beylager in der Woche nach Epiphanias mit aller Pracht zu Constantinopel gefeyert ward. Ausserdem besorgte er daselbst noch einige andre öffentliche Geschäffte, wurde von den Griechen sehr ansehnlich beschenkt, und starb auf der Rückreise bey Aquileia.

In diesen Angelegenheiten wurden von beyden Kaiserhöfen mehrere Briefe gewechselt, die ich aber um Weitläuftigkeit zu vermeiden, nicht alle liefern kann:

Schreiben Kaiser Conrads.

Conrad von Gottes Gnaden Römischer Kaiser, entbiethet dem Johannes, von Gottes Gnaden Kaiser von Constantinopel, Heil, brüderliche Liebe, Freundschaft, Ehre und Ruhm.

Die

Die Verträge, welche meine Vorfahren, die Römischen Kaiser, mit den euren, den griechischen Kaiser eingegangen sind, gehe ich auch ein; und wie jene es gehalten haben, will ich es auch halten. Es ist kein Volk, kein Reich, keine Nation, welche nicht anerkennen, daß euer neues Rom eine Tochter unsers römischen Staates sey und heiße, und sich aus ihm als ein Sprößling aus seiner Wurzel entwickelt habe. Daher bestimmen wir den Antheil, den die Tochter von der Mutter fordern kann, und wollen daß er so biß auf ewige Zeiten bleibe, vorzüglich da, wie wir sehen, die Tochter der Mutter alle ihr zuständigen Rechte anerkennt, daß diese nehmlich vermöge ihres mütterlichen Ansehns mit Rath und That vorangehe, jene aber als eine geliebte Tochter ihr an Ruhm und Ehre gleich komme.

Es walte demnach zwischen uns beyden ein gemeinschaftliches Interesse. Der Freund oder Feind des einen sey auch Freund oder Feind des andern. Wer die Tochter nicht ehrt, sey er Normann, Sicilianer, oder irgend ein andrer, zu Wasser und zu Lande, soll die Kraft des mütterlichen Arms erkennen und fürchten lernen — denn weder ich, noch meine Vorfahren, haben je die Feindseligkeiten vergessen, welche gegen das Reich und die römische Hoheit verübt worden sind. Aber mit Gottes gnädigem Beystande wollen wir einem jeden, nach Maaßgabe seiner an uns begangenen Bosheit, vergelten. Die ganze Welt soll es sehen und hören, wie leicht die Räuber, welche sich gegen unsre und eure Monarchie erkühnt haben, danieder geschlagen werden; denn mit Gottes Hülfe wollen wir, sobald sich unsre Fittige ausbreiten, den Feind, der nur eben flattert, erhaschen, und ihm den Frevel, der unsrer Reiche Ehre und Ruhm antastet, aus dem Herzen reissen.

reiſſen. Wir wollen uns alſo gegen euch ſo betragen, als Recht und Freundſchaft es verlangen; und ſo auch ihr gegen uns, vorzüglich, da wir durch die Vermählung der Schweſter meiner Gemahlin mit eurem Prinzen näher vereinigt ſind.

Da wir aber auch glauben, daß ihr an unſerm Glücke frohen Antheil nehmt, ſo habe ich es für gut befunden, euch als meinem geliebteſten Bruder und Freunde, dasjenige mitzutheilen, was auf dem allgemeinen Reichstage nach Abgang eurer Geſandten verhandelt worden. Ich muß euch alſo melden, daß alle, welche unſerer Herrſchaft übel wollten, zur Ruhe gebracht ſind, und unſer Reich eines vollkommenen Friedens genießt. Ferner Frankreich, Spanien, Engelland, Dännemark, und alle benachbarten Reiche zeigen uns durch ihre beſtändigen Geſandſchaften die ſchuldige Ehrfurcht und Folgſamkeit, und bekräftigen durch Eyde ſowohl als durch Geiſſel, daß ſie dem Willen meiner Majeſtät ſich ſtets bereit erweiſen wollen. Der Pabſt, ganz Apulien, Italien und die Lombardey erwarten ſehnlichſt mit jedem Tage unſre Ankunft, und verlangen in aller Unterwürfigkeit, von unſrer kaiſerlichen Macht unterſtützt zu werden. Deshalb ſchickten wir, um die Geſinnungen des Pabſtes zu erforſchen, unſern vielgeliebteſten, treflichſten Reichsfürſten, euren Freund, Embrico Biſchoff von Würzburg, nach Rom. Da wir nun ſeinen Willen wiſſen, ſo haben wir nach eingezogenem Schluß unſerer Fürſten, unſern Edeln Getreuen, Robert, Fürſten von Capua, und unſern vielgeliebten Capellan Albert als Geſandte an euch geſchickt, von denen ihr erfahren werdet, was zu unſrer Reiche Ehre dient. Dieſe werdet ihr ſo betrachten, als wenn wir ſelbſt mit euch ſprächen, und, wie wir es als geziemend von euch hoffen und glauben, dasjenige thun, was

ſie

ſie euch ſagen. Ingleichen werdet ihr ohne Verzug würdige und tüchtige Bevollmächtigte an uns abſenden, und unſere Geſandten ſogleich wieder abgehen laſſen. Was die Ruſſen anbetrifft, von denen einige unſerer Unterthanen erſchlagen, und geplündert ſind, ſo werdet ihr in dieſer Sache das thun, was ich von einem Freund und Anverwandten erwarten darf, und was ihr mir ſchriftlich verſprochen habt. Auch wolle eure Majeſtät ſich gegen die bey euch befindlichen Schwaben hold und liebreich beweiſen. Ingleichen erſuchen wir euch, unſern Unterthanen, den Deutſchen, die ſich zu Conſtantinopel befinden, in Hinſicht göttlicher Belohnung und unſrer Fürſprache, Platz zum Bau einer Kirche anzuweiſen. Endlich füge ich nochmahls die Bitte hinzu, welche ich im vorigen von meinem obbenannten Capellan überreichten Briefe, bey Gottes Liebe und Ehre gethan habe: denn iſt der, welcher Könige beglückt, unter uns, ſo iſt es auch gewiß, daß es unſern Feinden nicht wohl gehen könne.

Regensburg.

Antwort des griechiſchen Kaiſers Johannes.

Johannes Comnenus Porphyrogenitus erhabener mächtiger Beherrſcher und Kaiſer der Römer, an ſeinen allerdurchlauchtigſten Bruder und Freund ſeines Reichs.

Allerdurchlauchtigſter König, und Freund meines Reichs. Euer letzteres, durch euren Bevollmächtigten an uns erlaſſenes Schreiben hat uns viele Freude verurſacht. Denn der geneigte Wille, den ihr als Verwandter und Freund durch Briefe, Worte und Werke gezeigt habt, muß euch nothwendig unſre ganze Zuneigung erwerben. Daher haben wir verſchiedne unſrer

ge-

getreueſten und vertrauteſten Freunde an euch abgeſchickt, um alles, was ihr von uns verlangt, und um welches ihr uns geſchrieben habt, in Richtigkeit zu bringen. Denn ich will mit Gott in allen Dingen als Freund, Verwandter, und Bruder gegen euch handeln und nichts unterlaſſen, wodurch ich eure Ehre zu befördern glaube.

Der von euch in gegenwärtigen Angelegenheiten erwählte Mittler, Petrus Polanus, Doge von Venedig, hat als ein rechtſchaffener unparteyiſcher Mann meinen Beyfall. Wegen Apulien und der Lombardey haben wir unſern Abgeordneten unſre Meynung mitgetheilt, denn, obgleich ſie eigentlich zum Empfang meiner künftigen allerdurchlauchtigſten Schwiegertochter beſtimmt ſind, ſo hab ich ihnen doch auch noch andre Aufträge mitgegeben.

In Abſicht des Vorfalls in Rußland hat meine Majeſtät ſolche Verfügungen getroffen, als ſie in der Angelegenheit meines Freundes und Verwandten von mir erwartet werden können. Was ihr mir wegen eurer Ritter ſchreibt, die in eurem Briefe namentlich verzeichnet ſtehen, das hab ich alles und noch mehr gegen den Verſtorbenen gethan. Gehabt euch wohl Allerdurchlauchtigſter König, Freund meines Reiches.

Conrads Schreiben an den griechiſchen Kaiſer Manuel.

Conrad von Gottes Gnaden römiſcher Kaiſer, entbeut ſeinem geliebteſten Bruder Manuel Comnenus Porphyrogennetus, dem berühmten und ſiegreichen griechiſchen Kaiſer, Heil und brüderliche Liebe.

Wir haben den von euch, als von einem so groſſen werthen Freunde erlaſſenen Brief mit vielem Vergnügen empfangen, und daraus zu unſrer groſſen Freude erſehen, daß ihr euch im erwünſchteſten Wohlſtande befindet. Auſſer dem aber, was in eurem Schreiben ſtand, mußte ich von eurem Geſandten Nicephorus einige harte, und, die Wahrheit zu geſtehen, bisher unerhörte Worte mir ſagen laſſen, wodurch meine Langmuth aufs äuſſerſte gereizt, und das ganze Reich in Erſtaunen geſetzt wurde. Wir wundern uns, daß gerade dieſer Mann uns ſolche Bitterkeiten ſagte, da doch das griechiſche Reich unter allen übrigen in der Welt ſich durch Weisheit, Beſcheidenheit und Mäßigung ausgezeichnet hat. Hätte er meinen einzigen Sohn Heinrich vor meinen Augen erwürgt, ſo würde der Zorn nicht höher haben ſteigen können, als er itzt in mir aufwallte. Drey Tage lang war ich durch keine auch noch ſo gute Vorſtellungen zu gewinnen, bis er mich endlich am vierten Tage durch annehmlichere Reden wieder aufmunterte, und mir dann euren Willen eröffnete.

Weil es dennoch ſo iſt, und ſeyn muß, daß ihr, wertheſter Freund, die Schweſter unſerer Gemahlin zur Ehe empfanget, ſo wollen wir hiemit einen ewigen Bund unzertrennlicher Freundſchaft knüpfen, die wir durch euren gegenwärtigen Bevollmächtigten mündlich und ſchriftlich haben bekräftigen laſſen, nemlich dergeſtalt, daß wir Freunde eurer Freunde, und Feinde eurer Feinde ſeyn. Demnach könnt ihr verſichert ſeyn, daß, wenn euch irgendwo einige Beſchwerde oder Unrecht zugefügt iſt, wir ſie anſehen wollen, als wenn ſie uns geſchehen ſey, wozu uns eure hohe Tugend, Stand, und unſre nahe Verwandſchaft auffordert: daß wir euch nemlich als unſern geliebteſten Sohn väterlich umfaſſen, und alles, was euch gefällt, bereitwillig unternehmen.

men. In dieſem Betracht halte ich es für gerecht und billig, von euch ebenfalls für uns und unſer Reich Beſtätigung gleicher Freundſchaft zu verlangen, damit, wenn alles ehrlich gehalten wird, beyden Kaiſerthümern die ihnen ſchuldige Ehre daraus erwachſe, und Chriſti Religion durch die ganze Welt verherrlichet werde.

In Rückſicht der fünfhundert Soldaten, welche eure Majeſtät verlangt hat, antworten wir dieſes, daß wir euch nicht bloß fünfhundert, ſondern zwey bis dreytauſend, wenn ihr deren bedürftig ſeyd, überlaſſen wollen: ja was noch mehr, wir erbieten uns, euch, als unſerm innigſt geliebten Sohn, und theureſten Bruder, lieber an der Spitze des Kerns unſrer Reichstruppen in eigner Perſon zur Hülfe herbeyzueilen, ehe wir es zugeben, daß auch nur das mindeſte an eurer Ehre gekränkt werde.

Dem Verlangen eurer Majeſtät, euch angeſehene und werthe Perſonen als Geſandte zu ſchicken, ſind wir auch nachgekommen, indem wir folgende Perſonen hiezu erkohren haben: den ehrwürdigen Biſchof von Würzburg, einen erlauchten und großen Fürſten unſers Reichs, der unſer Herz und Seele iſt: und unſern vielgeliebten Robert den erlauchten und edlen Fürſten von Capua: ferner zwey Brüder, welche gleichſam als unſre beyden Hände zu betrachten ſind: Berno einen einſichtsvollen Geiſtlichen, und ſeinen Bruder Rinwin, einen edlen Mann, der mein ganzes Vertrauen beſitzt: auſſerdem noch einen meiner Reichsfürſten, den erlauchten Grafen von Adrian, deſſen Treue und Standhaftigkeit bey mehrern Vorfällen erprobt iſt: endlich unſern getreuen Walter. Dieſen habe ich dasjenige, was in meinem Schreiben nicht ſtand, anvertraut, deren Worten ihr alſo trauen, und, was ſie euch ſagen, ſo anſehen könnt, als wenn es von uns ſelbſt herkäme.

Wegen der Russen, von denen wir eurem Vater, Kaiser Johann, gottseligen Andenkens, durch unsern Capellan Adalbert, und den Grafen Alexander von Gravina schriftliche Aufträge gegeben haben: wegen des Orts, wo unsern Deutschen zur Ehre Gottes eine Kirche zu erbauen soll gestattet werden, und wegen der edlen apulischen Barone, Alexander von Clairmont, Philipp von Sure, des Grafen Heinrich, und Senne Pustel, wird euch der Bischof von Würzburg, nebst den übrigen unsrer Getreuen, unsre Meynung eröffnen, denen ihr so gut, wie uns selbst, Glauben beymessen könnet.

In allen diesen Angelegenheiten empfehlen wir euch angelegentlich euren getreuen Gesandten Nicephorus, unerachtet er uns anfänglich sehr unangenehme Dinge gesagt hat, und bitten, daß ihr ihn, weil er so standhaft ausgedauert, belohnen möget.

Des ersten Buchs
Zweyter Theil.

Unterdessen war Friedrich, Herzog Friedrichs Sohn, schon zum Ritter herangewachsen, und durch kriegerische Spiele zu künftigen ernstlichen Geschäfften geübt, die er noch bey Lebzeiten seines Vaters unternahm. Dahin gehört sein Zug nach Bayern gegen Graf Heinrich von Wolfratshausen. Die Bayern, vorzüglich die Grafen und Ritter, hatten sich auf dem Schloß desselben versammelt, um gleichsam ein Turnier, welches wir jetzt gewöhnlich Nundinae benennen, zu halten, und erwarteten den Friedrich ausserhalb der Mauer in voller Rüstung. Sie mußten sich aber nach einem langen und tapfern Widerstande in das Schloß zurückziehen, bey welcher Gelegenheit Graf Conrad von Dachowe, der nachher Herzog von Croatien und Dalmatien ward, in Gefangenschaft gerieth, und von Friedrich fortgeführt wurde. Doch setzte ihn die Großmuth desselben unentgeldlich wieder in Freyheit, so sehr auch andre riethen, sie ihm nur gegen ein großes Lösegeld zu verkaufen.

Im Jahr 1138. kündigte er dem Herzog Conrad, des obengenannten Herzog Bertolds Sohn, Fehde an, eroberte die Stadt Zürch, und legte eine Besatzung hinein. Darauf drang er in Vereinigung mit einigen Rittern, ohne irgend einen Widerstand zu finden, bis fast an die äusserste Grenze von Schwaben, bis Zähringen, eine Stadt jenes Herzogs, vor, eroberte ein zu derselben gehöriges Schloß, welches allen, die es noch sehen, unüberwindlich scheint, und setzte wider alles Vermuthen dem tapfern reichen Herzoge so heftig

zu, daß er zu seinem Vater und Oheim sich begeben, und demüthig um Frieden bitten mußte.

Im folgenden Jahre stand ein gewisser Arnold zu Rom auf, dessen Lehren dem Priesterrock, den er trug, nicht im mindesten entsprachen. Aus Haß gegen die Vorzüge des geistlichen Standes wollte er die Senatorwürde und den Ritterstand, wie sie ehemals gewesen waren, einführen, und wiegelte fast die ganze Stadt vornehmlich aber den Pöbel gegen den Pabst auf. Die Verwegenheit oder vielmehr der Wahnsinn der Römer gieng so weit, daß sie einen Brief folgenden Inhalts an den Kaiser erließen.

Dem hochberühmtesten treflichen Herren der Stadt und des gesammten Römischen Reichs, Conrad von Gottes Gnaden Römischen Kaiser, entbietet der Senat und das Volk zu Rom Heyl und glückliche glorreiche Regierung des Reichs.

Wir haben euch schon in mehreren Schreiben treuen Bericht von unsern Angelegenheiten und Unternehmungen abgestattet: welchermaßen wir nehmlich in der Treue gegen euch zu verharren gesonnen, und täglich bemüht sind, die Hoheit eurer kaiserlichen Krone auf alle Weise zu vermehren. Um so viel mehr befremdet es uns, euren Söhnen und Getreuen, daß ihr als Herr und Vater, uns auf unser geschehenes Ansuchen keiner Antwort gewürdiget habt. Denn was wir thun geschieht aus treuer Anhänglichkeit zu eurer Ehre.

Unsre Absicht ist, das von Gott euch anvertraute Römische Reich zu erhöhen und zu erweitern, deshalb sind wir einmüthig und aus allen Kräften bedacht, es in den Zustand, wie es zu Constantins und Justinians Zeiten war, welche durch die ungeschwächte Macht des Senats

Senats und römiſchen Volks das ganze Reich zuſammenhielten, wiederherzuſtellen: und haben zu dem Ende mit Gottes Gnade den Senat eingerichtet, damit ihr hinführo alles, was dem Kaiſer und Reich zugeſteht, ſo wie es ſich gebührt, erlangen könnet, zumal da auch die Rebellen, und welche bisher immer das kaiſerliche Anſehen ſchmälerten, gröſtentheils unterdrückt ſind. In dieſer Sache haben wir nun ſchon einen guten Anfang gemacht. Friede und Gerechtigkeit verſagen wir keinem, der ſie begehrt. Die feſten Thürme und Wohnſitze der mächtigen Römer ſind von uns eingenommen, und theils mit euch ergebenen Soldaten beſetzt, theils dem Erdboden gleichgemacht.

Dagegen aber ſträuben ſich der Pabſt, Franjipanes, die Söhne des Peter Leo, als Vaſallen und Freunde des Sicilianiſchen Fürſten (ausgenommen Jordanus, der unſer Anführer und Gehülfe iſt) auch Tolomeus nebſt vielen andern, die uns verhindern wollen, euch, als freye Leute, die Krone des Reichs aufzuſetzen. Wir aber leiden ſehr gerne und mit Luſt eurer Ehre wegen ſo manche Beſchwerden, denn wir ſchmeicheln uns [illegible]ir mit einer ſichern Belohnung, und hoffen, daß ihr jene Frevler als Feinde des Reichs züchtigen werdet. Da nun unſre Treue gegen euch ſo groß iſt, und wir eurenthalben vieles dulden müſſen, ſo bitten wir euch unſre Hoffnung nicht zu täuſchen, und einen gnädigen Blick auf uns, eure Söhne und Getreue zu werfen. Sollten euch von dem Senat und uns böſe Nachrichten hinterbracht werden, ſo gebt ihnen kein Gehör, denn ſie kommen nur aus dem Munde ſolcher Menſchen, denen es Vergnügen macht, euch und uns zu veruneinigen (welches Gott verhüte), und die gerne, ihrer Gewohnheit nach, beyde Parteyen hinterliſter Weiſe unterdrücken möchten. Dieſem möge

zum eure kaiserliche Weisheit vorbeugen, wobey ihr zugleich der vielen Drangsale und mancherley Verdrüßlichkeiten eingedenk seyn könnt, die eure Vorfahren vom römischen Hofe, und den ehemaligen Bürgern Roms erlitten haben, oder mit denen sie auch noch itzt, in Verbindung mit Sicilien, drohen. Wir aber setzen uns als eure getreuen Unterthanen durch Christi Huld ihnen muthig entgegen, und haben viele von ihnen als die ärgsten Feinde des Reichs, welches sie auch in der That sind, aus der Stadt vertrieben.

Wir bitten euch also, schleunig zu uns herüber zu kommen, weil ihr jetzt alles, was ihr verlangt, in Rom erhalten könnt. Oder, damit wir uns kurz und bündig ausdrücken, wir wünschen, daß ihr eure Residenz nach Rom verlegen möget, wo ihr, als in dem Hauptorte der Welt besser und unumschränkter, als alle eure Vorfahren, über Italien und Deutschland herrschen könnt, wenn erst alles durch die Clerisey verursachte Hinderniß aus dem Wege geräumt ist. Wir bitten euch demnach, ohne Verzug zu uns herüber zu kommen, mittlerweile aber uns von eurem Zustande, der wir immer als den glücklichsten zu sehen wünschen, einige Nachrichten zu ertheilen. Wir unsers Theils sind beständig bereit, eurem Willen in allen Stücken Folge zu leisten.

Ausserdem melden wir euch, daß wir eben beschäfftigt sind, die Milvische, nicht weit vor der Stadt gelegene Brücke, welche vormals zum Nachtheil der Kaiser unbrauchbar gemacht worden, wiederherzustellen, und sie in kurzer Zeit mit einer festen Mauer werden versehen haben, damit ihr sie mit eurer Armee passiren könnt, ohne von den Petrileonen auf der Engelsburg, wie sie es mit dem Pabst und dem Sicilianer verabredet, beunruhigt zu werden.

Die

Die Allianz zwiſchen dem ſicilianiſchen und päbſtlichen Hofe iſt unter folgenden Artikeln geſchloſſen: Der Pabſt bewilligt dem Fürſten von Sicilien den Stab und Ring, die dalmatiſche Mütze, und Pantoffeln, verſpricht auch keinen Legaten in ſein Gebiet zu ſchicken, als den er ſelbſt verlangt, der Sicilianer giebt ihm vieles Geld zu eurem und des römiſchen Reiches Verderben, deſſen Oberherr ihr doch durch Gottes Gnade geworden ſeyd.

Alles dieſes bringen wir, beſter Kaiſer, eurer Weisheit zur Ueberlegung vor. Schließlich erſuchen wir euch, daß ihr unſre Geſandten gnädig aufnehmen, und ihren Worten Glauben beymeſſen wollet, da wir euch nicht alles ſchreiben konnten. Dieſe edlen Männer aber ſind: der Senator Guido, Jakob, Sohn des Procurator Sixtus, und Nicolaus ihr Gehülfe."

So weit der Brief — Conrad hingegen ſchlug ihren Antrag gänzlich aus, vielmehr nahm er die Geſandten der römiſchen Kirche, welche die Beſtätigung ihrer alten Privilegien verlangten (einer von ihnen war Guido aus Piſa, päbſtlicher Cardinal und Canzler) gnädig auf, und entließ ſie wieder eben ſo ehrenvoll.

Die ganze Welt war damals mit Krieg erfüllt, und faſt alle Reichsfürſten befehdeten einander. Denn in Schwaben geſchahen die vorhin genannten Händel zwiſchen Friedrich dem jüngern, und dem Herzog Conrad. In Bayern entſponnen ſich Streitigkeiten zwiſchen Herzog Heinrich, Marggraf Leopolds Sohn, und dem Regenſpurger Biſchof gleiches Namens, die von Tage zu Tage blutiger wurden. In den Niederlanden kämpften zwey große Männer gegen einander, Albero, Erzbiſchof von Trier, und Heinrich Graf von Namur, die alles mit Raub und Brand verheerten, und dem

Staate tiefe Wunden schlugen. In Pohlen stritten drey Brüder gegen den vierten um das Herzogthum, welcher Zwist viele schreckliche Auftritte befürchten liess. Auch den übrigen Provinzen des Reichs ergieng es nicht besser. Allein die Hand des Höchsten bewirkte plötzlich eine solche Veränderung, daß alle diese fürchterlichen Ungewitter vorüberzogen, und in kurzer Zeit über die ganze Erde eine ungemeine Stille verbreitet ward, welches daher kam, daß unzählige Schaaren in Deutschland und Frankreich gegen die Feinde des Kreutzes in den Krieg zogen. Ehe wir aber diese in der Geschichte so merkwürdige Periode berühren, wollen wir noch etwas weniges in Betreff jener unruhigen Zeiten voraus schicken.

Während des Krieges, den Heinrich von Bayern mit dem Regensburger Bischoff, und mit Odoaker Markgrafen von Steyermark führte, gehen einige Oesterreicher heimlich nach Ungarn, überrumpeln bey Nachtzeit die Stadt Bosan (sonst auch Presburg genannt, welche einst Kaiser Heinrich belagert hatte) und bemächtigen sich ihrer. Der König von Ungarn Geyza, Königs Belus Sohn, schickte einige von seinen Grafen voraus, die sich um die Ursache und die nähern Umstände dieses Vorfalls erkundigen sollten. Er selbst folgt ihnen mit einer großen Heereskraft nach. Die Grafen erhielten auf ihre Anfrage folgenden Bescheid: was wir gethan haben ist weder für den römischen Kaiser, noch für unsern Herzog, sondern für unsern Herrn Boritius geschehen.

Boritius war ein Sohn Calomans eines ehemaligen ungarischen Königs, der seine Ansprüche auf den väterlichen Thron bey dem römischen und griechischen Kaiserhofe geltend zu machen suchte, und viele deutsche Ritter durch Bestechungen auf seine Seite zog. Der

König

König Geyza rückt also vor die Stadt, um sie förmlich zu belagern. Die Deutschen, welche sie erobert hatten, sahen sich bald genöthigt wegen Uebergabe derselben in Unterhandlungen zu treten, weil kein Anschein eines zu hoffenden Entsatzes da war, indem ihr Herzog in den obern Gegenden von Bayern, und der Kaiser tief im Reiche sich befand. Kurz, sie verglichen sich dahin, daß sie gegen drey tausend Pfund, welche ihnen der König endlich zusicherte, ihren Abzug nahmen.

Diese Begebenheit zog nachher noch weit ernstlichere Folgen nach sich, indem der König den Herzog von Bayern deshalb in Verdacht hatte, und mit einer großen Heereskraft in seine Länder fiel. Hier scheint mir, ehe ich in der Erzählung weiter fortrücke, ein schicklicher Ort zu seyn, etwas weniges über Ungarn und seine Bewohner zu sagen.

Ungarn hieß vormals Pannonien, weil es rings umher von Wäldern und Bergen, vorzüglich von dem Apenninischen Gebirge eingeschlossen ist. Es ist ein sehr ebnes Land, mit vielen Strömen und Flüssen durchschnitten. In seinen Wäldern findet man Wild aller Art. Die Anmuth der Gegenden, und die Fruchtbarkeit der Aecker gewähren ihm so viele Reitze, daß es das Paradies der Welt heißt. So reichlich es aber die Natur ausgerüstet hat, so sehr wird es von seinen Einwohnern vernachläßigt, die nur hin und wieder Mauern oder Gebäude aufgeführt haben. Seine Grenzen werden nicht so wohl durch fortlaufende Berge und Wälder, als durch den Lauf der größten Flüsse bestimmt. Gegen Osten, wo die Sau sich in die Donau ergießt, stößt Ungarn an die Bulgarey, gegen Westen an Mähren und Oesterreich; gegen Süden an Croatien, Dalmatien, Istrien oder Kärnthen; gegen Norden an Böhmen, Pohlen, Rußland.

Die

Die häufigen Einfälle barbarischer Völker in Ungarn machen es ganz natürlich, daß seine Einwohner an Cultur der Sprache und Sitten noch weit zurückstehen. Denn zuerst ward es von den Hunnen, die Jornandes eine Teufelsbrut nennt, überschwemmt; nach ihnen verheerten es die Avaren, welche rohes unreines Fleisch aßen; zuletzt kamen die Ungarn, die es noch bis itzt besitzen.

Die Ungarn sehen von Gesicht scheußlich aus, haben tief im Kopf liegende Augen, sind kleiner Statur, und reden eine Sprache, die ganz mit ihrem rohen wilden Charakter übereinstimmt, so daß man mit Recht das Schicksal anklagen, oder vielmehr die göttliche Langmuth bewundern muß, die solchen menschlichen Ungeheuern (denn Menschen mag ich sie nicht nennen) ein so herrliches Land Preis geben konnte.

Jedoch das eine Gute haben sie mit den Griechen gemein, daß sie nichts ohne reife und häufige Berathschlagung unternehmen. Ihre Dörfer und Flecken haben ein trauriges Ansehn. Die meisten Häuser sind aus Schilf geflochten, selten aus Holz, noch seltner aus Steinen erbaut. Den Sommer und Herbst hindurch wohnen sie in Lauben. Jeder von den Großen bringt seinen Sessel in der Versammlung vor dem Könige mit, wo sie sich über Staatsangelegenheiten ernstlich unterreden, welches auch zur Winterzeit in Häusern, wo nemlich Gelegenheit dazu ist, geschiehet.

Alle Ungarn sind ihrem Regenten so ergeben, daß sie es schon für Verbrechen halten, heimlich gegen ihn zu sprechen, um wie viel mehr also sich öffentlich gegen ihn zu erklären. Das ganze Reich besteht aus siebenzig oder noch mehreren Grafschaften, aus welchen zwey Theile von den Einkünften der Gerichtsbarkeit in die

königs-

königliche Casse fließen, und nur der dritte Theil dem Grafen anheimfällt. Keiner außer dem Könige hat das Recht Münzen zu prägen oder Zölle anzulegen. Wenn einer von den Grafen den König nur im geringsten beleidigt hat, oder von ihm, wäre es auch ungerechter Weise, entehrt worden ist, so kann ihn jeder gemeine Kerl auf Befehl des Hofes, trotz der ihn umgebenden Bedeckung, arretiren, wegsetzen und peinlich behandeln. Der König hat nicht, so wie bey uns, ihm zugeordnete Beysitzer im Gerichte: der Verklagte darf sich nicht verantworten: sondern der einzige Ausspruch des Königs muß statt aller Gründe entscheiden.

Hat der König einen Heereszug vor, so versammelt sich alles ohne Widerrede auf sein Aufgeboth. Die Bauern stellen den zehnten oder achten Mann mit allem Kriegsbehör, und wenns nöthig ist, auch den sechsten u. s. w. Edelleute aber dürfen nur unter den dringendsten Umständen ausbleiben. Ausländer, deren es bey ihnen viele giebt, und ihre so genannte Fürsten, haben ihre Stelle in der Schlachtordnung neben dem König. So häßlich, wie sie selbst, sind auch ihre Waffen, wenn man etwa die Ausländer (Söldner, wie sie bey uns heißen) oder die von ihnen exercirten, oder ihre Kinder abrechnet, die in der Kriegskunst und in Schönheit der Waffen unsern Fürsten und Söldnern gleich zu kommen trachten. So weit diese Beschreibung.

Der König drang mit 70000 Mann oder drüber bis nach Muzon, und lagerte sich in dem Gefilde zwischen dem Fluß Lecta und dem vorgenannten Ort, welches zu deutsch Wirfeld oder Leerfeld heißt. Herzog Heinrich passirte auf der andern Seite des Flusses, der das römische Reich diesseit der Donau von Ungarn trennt, (jenseit macht der Fluß Morawa die Grenzscheidung)

und bemüht sich durch Spione die Lage des Feindes auszukundschaften. Den folgenden Tag begiebt sich der König in eine hölzerne Kirche, welche im Leerfeld stand, und legte daselbst feyerlich, nach geschehener priesterlicher Einsegnung der versammleten Bischöffe, die Rüstung an, welche er bisher aus Mangel an dazu erfoderlichem Alter noch nicht getragen hatte. Als die Ceremonie beendigt war, mußten seine Soldaten sich in Schlachtordnung stellen. Die Spitze theilte er in zwey Flügel, welche mit Bogenschützen besetzt waren, die den Feind aus der Ferne beunruhigen sollten. Gegen über stand ein einziges großes Treffen, das des Königs Oheim, Herzog Bela anführte. Der Theil des Heers, den der König selbst anführte, soll aus 12000 Reutern bestanden haben. Darauf wendete die ganze Armee, ohne daß es die ausgestellten Kundschafter bemerkten, über die Leita, und zündeten die benachbarten Oerter an. Herzog Heinrich hatte ebenfalls seine Truppen in Schlachtordnung gestellt, und wartete nur noch auf seine Kundschafter, die entweder aus Unredlichkeit oder aus Trägheit ausblieben. Einige riethen zum Angriff: andere hingegen schlugen vor, er solle über den Fluß Vischa setzen, der nur zwey deutsche Meilen entfernt war, wo er die Stärke des Feindes besser erforschen könnte. Plötzlich sahen sie Dampf und Feuer aufsteigen. Diese Erscheinung hielten viele für ein Zeichen, daß der Feind die Flucht ergriffen, und sein eigen Lager in Brand gesteckt habe. Der Herzog, ein tapfrer, kühner, aber gar zu rascher Mann, greift schnell zu den Waffen, und stürzt sich ohne die mindeste Ordnung zu beobachten, auf den Feind. Dadurch verursachte er eine solche Verwirrung unter seinen Soldaten, daß sie nicht im regelmäßigen Marsch, sondern nur truppweise ihm nachfolgten.

Aber dennoch hatte diese Voreiligkeit für ihn den Nutzen, daß er die Bogenschützen nebst ihren zwey Anführern sehr bald über den Haufen warf. Als er mit diesem fertig war, grif er die beyden Legionen an, welche der König und sein Oheim anführten. Des Königs Legion stand fest wie ein eingewurzelter Wald; kein einziger wich von seinem Platze. Endlich kam es so weit, daß die Ungarn schon den Rücken kehren wollten, und der Sieg zu Heinrichs Vortheil entschieden worden wäre, wenn nicht die deutschen im Hintertreffen die Flucht ergrieffen hätten. Der Herzog wußte nicht, was vorgieng, oder konnte es nicht wissen, da eine dicke Staubwolke, welche sich in der dortigen Gegend bey trockner Witterung gewöhnlich zu erheben pflegt, die Bewegung der Flüchtlinge seinen Blicken entzog. Itzt erst faßten die Feinde Muth, umringten den Herzog, und zwangen ihm die Flucht zu ergreifen, auf der er sich theils durchschlug, theils mit Hülfe des Staubes, der die Luft ganz verfinsterte, in das nah gelegene Wien retteten, das ehemals von Römern bewohnt Fowian hieß. Die Ungarn begnügten sich, die fliehenden bis an den Fluß Vischa zu verfolgen, worauf sie wieder nach Hause kehrten. In diesem Treffen blieb ein großer Theil edler Ritter, und eine unzählige Menge gemeinen Volks, noch größer aber soll der Verlust auf Ungarischer Seite gewesen seyn. Bis itzt ist die Schmach noch nicht getilgt. Wir können aber hoffen, daß der siegreiche Arm des itzt regierenden Kayfers sie mit Gottes Hülfe einst rächen werde.

Zu gleicher Zeit unternahm Roger von Sicilien seinen Feldzug nach Griechenland. Er rüstete in Apulien, Calabrien, Sicilien, drey- auch zwey-rudrigte Schiffe aus, die wir gewöhnlich Galeeren, oder Pfeile (Jachten) nennen, und ausserdem noch andre zum

Krieg

Krieg gehörige Fahrzeuge, welche er mit tüchtigen Seeofficieren beſetzte. Dieſe Armade nahm ohne viele Mühe Mutinum ein, und fieng darauf an, die ſehr ſtarke Feſtung Gurſol zu belagern, welche ebenfalls nach einer langen Gegenwehr mit Liſt erobert ward, indem einige, unter dem Schein, als wenn ſie einen Todten begrüben, (denn in der innern Burg dieſer Feſtung ſteht, nach Gewohnheit der Griechen, ein Mönchskloſter) ſich unverſehens der Stadt und Burg bemächtigten. Hierauf erfolgte die Wegnahme von Athen, Theben, Corinth, wo ihnen, unter vieler andern Beute, Seidenarbeiter in die Hände fielen, die ſie zum Schimpf des griechiſchen Kaiſers und zu ihres Fürſten Ruhm mit ſich fortführten. Robert wies ihnen zu Palermo ihre Niederlaſſung an, und befahl ihnen aus ſeinen Unterthanen Lehrlinge aufzunehmen. Von der Zeit an giebt es in den Abendländern Seidenmanufacturen, welche bisher unter allen chriſtlichen Völkern nur von Griechen getrieben wurden.

So viel ſey genug von den damaligen Kriegsunruhen. Itzt muß ich noch etwas weniges von den Frieden ſprechen, der wider alles Vermuthen das Reich plötzlich zu Ruhe brachte. Er fällt in die Zeit, da Eugen auf dem päbſtlichen Stuhl ſaß, Conrad im römiſchen, Manuel im griechiſchen Reiche, Ludwig in Frankreich, und Fulko zu Jeruſalem regierten.

Ludwig hegte ein geheimes Verlangen nach Jeruſalem zu ziehen, weil ſein Bruder Philipp einen Kreuzzug angelobt hatte, aber durch den Tod daran verhindert worden war. Er rief zu dem Ende einige ſeiner Fürſten zu ſich, eröffnete ihnen ſein Vorhaben, und beſchloß auf ihren Rath, den damaligen Abt des Kloſters zu Clairvaux, Bernhard, um ſeine Meynung zu befragen. Bernhard, ein frommer, einſichtsvoller, gelehrter

lehrter Mann, der durch Zeichen und Wunder sehr berühmt war, wagte es nicht in einer so wichtigen Angelegenheit einen entscheidenden Ausspruch zu thun, sondern verwies den König auf den Ausspruch des Pabstes, an den auch deshalb eine Gesandschaft abgeschickt wurde. Eugen hatte die Beyspiele seiner Vorfahren, namentlich des Pabstes Urban vor sich, der bey gleicher Gelegenheit die Sitze zweyer vom Schooß der Kirche getrennter Patriarchen, Antiochien und Jerusalem, zur Einheit des Friedens wieder zurückbrachte. Er nahm also keinen Anstand, den Willen des Königs zu genehmigen, und übertrug dem vorhingenannten Abte, der in Deutschland und Frankreich wie ein Prophet oder Apostel galt, das Amt, das Kreuz zu predigen. Der Brief welchen er an den König und seine Fürsten schrieb lautet so:

Bischoff Eugen, Knecht der Knechte Gottes entbietet seinem geliebtesten Sohn Ludwig, dem berühmten glorreichen König von Frankreich, seinen geliebten Söhnen, den Fürsten, und allen in Frankreich befindlichen Getreuen Gottes, Heil und apostolischen Seegen.

Erzählungen bejahrter Personen, und aufgezeichnete Nachrichten haben uns gelehrt, wie viel Mühe die römischen Päbste unsre Vorfahren auf die Befreyung der morgenländischen Kirche verwendet. Pabst Urban glücklichen Andenkens ließ seine Stimme wie ein Trommete erschallen, und beeiferte sich zu ihrem Besten die Söhne der heiligen römischen Kirche aus den verschiedensten Theilen der Welt in Bewegung zu setzen. Auf seinen Ruf versammleten sich Menschen aus den Ländern jenseit des Gebirges, vornehmlich die tapfern Krieger Frankreichs, auch Italiener gesellten sich hinzu:

und so entstand ein übergroßes Heer, das nach vielem vergossenen Blute, Jerusalem sammt mehreren andern Städten, die ich um Weitläuftigkeit zu vermeiden, nicht nennen will, von den Unrath der Heyden säuberte. Bis itzt stehen sie noch durch Gottes Gnade und unsrer Väter Bemühen, welche von Zeit zu Zeit sich daselbst behauptet und Christi Namen nach allen Kräften ausgebreitet haben, unter christlicher Botmäßigkeit, auch sind noch andre Städte den Ungläubigen abgenommen worden.

Jetzt aber (ich kann es ohne großen Schmerz und Seufzen nicht nennen) ist Edessa, das in unsrer Sprache Rohais heißt, und ehemals, als der ganze Orient den Heyden gehorchte, allein unter christlicher Gewalt blieb, von den Feinden des Kreutzes Christi nebst vielen Castellen weggenommen: der Erzbischoff der Stadt, seine Clerisey, und mehrere andre Christen sind erwürgt, und die Reliquien der Heiligen von den Ungläubigen zertreten und zerstreut worden.

Was nun hieraus der Kirche Gottes und der ganzen Christenheit für eine Gefahr erwachse, sehe ich sehr wohl ein, und glaube daß es auch eurer Einsicht nicht entgehen werde. Den größten Beweis des Edelmuths und der Tapferkeit geben die Nachkommen, wenn sie die Eroberungen herzhaft vertheidigen: thun sie das nicht so ist gewiß der Geist ihrer Väter in ihnen erschlafft. Wir ermahnen, bitten, befehlen euch also im Herrn, und legen es euch zur Erlassung der Sünden als eine Pflicht ans Herz, daß jeder Christ, vornehmlich aber die Mächtigern und Edlern männlich gerüstet, den Schaaren der Ungläubigen, welche jetzt über uns zu triumphiren wähnen, entgegen gehe; daß ihr die morgenländische Kirche die unsre Vorfahren mit vielem Blutvergießen befreyten, vertheidigen, und viele Tau-

sende

sende unsrer gefangenen Mitbrüder der Sclaverey entreissen möget: damit die Ehre des Namens Christi vermehrt, und der Ruf eurer Tapferkeit, welche in der ganzen Welt gepriesen wird, unbescholten bleibe. Auch diene euch jener gute Matathias zum Beyspiel, der zur Erhaltung der väterlichen Gesetze sich selbst mit seiner Familie aufopferte, und doch mit Gottes Beystande so wohl selbst als seine muthige Söhne den herrlichsten Sieg über die Feinde davon trug.

Wir aber, aus natürlicher Sorge für eure Ruhe und für den Zustand jener verlassenen Kirche, bewilligen und bestätigen, kraft der uns von Gott verliehenen Macht, allen denen, welche aus frommer Andacht ein so heiliges äusserst nothwendiges Werk zu unternehmen und auszuführen gesonnen sind, denjenigen Ablaß welchen schon unser Vorfahr Pabst Urban angekündigt hat: und wollen hiemit, daß ihre Weiber und Kinder, ihr Haab und Gut unter dem Schutz der heiligen Kirche Gottes, unter unsern, der Erzbischöffe, Bischöffe und andrer Prälaten Schutze stehen sollen. Ingleichen verbiethen wir alle nachherige Untersuchung über dasjenige, was der Kreutzfahrer, als er das Kreutz annahm, ruhig besaß, so lange nehmlich, biß man von seiner Rückkunft oder seinem Tode die sichersten Nachrichten hat.

Weil nun aber diejenigen, so dem Herrn dienen, weder geschmückt noch prächtig gekleidet einhergehen, weder Hunde, noch Falken halten, kurz alles was zum Luxus gehört unterlassen müssen; so ermahne ich euch im Herrn, euch, wenn ihr das heilige Werk beginnet, aller dieser Dinge zu entschlagen, und bloß mit euren Waffen und Pferden, kurz mit dem, was lediglich auf Führung des Krieges gegen die Ungläubigen abzweckt, zu beschäfftigen.

Jeder Schuldner, der ſich aus reiner Abſicht zum heiligen Kriege entſchließt, darf keine rückſtändigen Zinſen zahlen, und wenn er oder andre für ihn der Zahlung halber ſich verbürgt oder vereidet haben, ſo ſprechen wir ſie vermöge unſers apoſtoliſchen Anſehens davon los. Es ſteht ferner einem jeden frey, ſein Land oder irgend ein andres Gut, der Kirche, den Geiſtlichen, oder irgend andern treuen Perſonen, ohne daß ihm Einſprüche gemacht würden, zu verpfänden, wenn ihm nehmlich ſeine Anverwandte auf vorhergegangene Anfrage kein Geld vorſchießen wollten oder könnten.

Der Ablaß, welchen wir nach unſres Vorfahren Einrichtung, laut der vom allmächtigen Gott und dem oberſten aller Apoſtel erhaltenen Vollmacht hiermit ankündigen, enthält für den, der den Kreuzzug anfängt und ausdauert, oder während demſelben ſtirbt, Vergebung aller Sünden, die er mit reuigem, zerknirſchten Herzen gebeichtet, und Verſprechung eines ewigen, vom Vergelter aller Dinge zu erwartenden Lohnes.

Velletri den 1ſten December. 1146.

Der Abt Bernhard gürtet ſich, nach erhaltener Erlaubniß des römiſchen Stuhls, mit dem Schwert des göttlichen Wortes, und überredet ſehr viele den bevorſtehenden Kreuzzug mitzumachen. Endlich verſammlen ſich, auf einem allgemeinen Reichstage zu Vercelli, die vornehmſten Perſonen aus verſchiedenen Provinzen des Reichs, und Ludwig, König von Frankreich, die Grafen Theodorich von Flandern und Heinrich, Theobalds du Pleßis Sohn, nebſt andern Baronen des Reichs und Edelleute, empfingen daſelbſt mit der größten Freudigkeit aus den Händen des vorhingenannten Abtes das Kreuß.

Mittler-

Mittlerweile predigte ein gewiſſer Mönch Radulph, der zwar ein ſtrenger Religioſe aber ein ſchlechter Gelehrter war, in dem Theile Frankreichs, der an den Rhein ſtößt, mit ungemeinem Erfolge das Kreuz. Viele tauſend Menſchen aus Cölln, Maynz, Worms, Speyer, Straßburg, und andern benachbarten Flecken und Dörfern liefen ihm zu, um ſich mit dem Kreuze bezeichnen zu laſſen. Bey ſeiner Predigt begieng er die Unvorſichtigkeit, daß er lehrte, man ſolle die Juden, welche in Städten und Flecken zerſtreut lebten, als Feinde der Chriſtenheit ermorden. Dieſe Lehre bewirkte an vielen Orten Frankreichs und Deutſchlands eine blutige Verfolgung der Juden, von denen ſich mehrere, um ihr Leben zu retten, in den Schutz des Kaiſers warfen. Daher kam es, daß viele Juden in die dem Kaiſer angehörige Stadt Nürnberg, und an andere Oerter ſeines Gebiethes ihre Zuflucht nahmen.

Die Verfolgung der Juden gieng ſo weit, daß der Abt Bernhard deswegen beſondre Nuncien oder Briefe nach Frankreich und Deutſchland abgehen ließ, durch welche er aus Stellen heiliger Schrift deutlich zeigte, daß die Juden für ihre Vergehungen nicht ausgerottet, ſondern nur zerſtreut werden ſollen. Wobey er auch den Spruch aus dem 57 Pſalm anführte, in welchem es heißt: Gott hat mir angedeutet, meine Feinde nicht zu tödten.

Nachdem nun Bernhard im nördlichen Frankreich mit dem glücklichſten Erfolge das Kreuz gepredigt hatte, begab er ſich in gleicher Abſicht in das öſtliche Frankreich, um dort theils den römiſchen Kaiſer zum Beytritt zu bewegen, theils dem Unfug zu ſteuern, der durch Radulphs Predigten gegen die Juden verübt wurde.

Der Kaiser berief auf die Weyhnachten einen allgemeinen Reichstag nach Speyer, wohin auch Bernhard kam, und durch Wunder, die er sowohl öffentlich, als im Stillen verrichtete, den Kaiser, seines Bruders Sohn Friedrich, nebst andern Fürsten und Rittern zur Annahme des Kreutzes bewog. Eben derselbe fand nachher den Judenstürmer Radulph in Maynz vom Volke beynahe angebetet, gab ihm Verweise, daß er gegen alle Klosterregel in der Welt umherstrich, und unberufen predigte, brachte ihn auch endlich dahin, daß er Gehorsam angelobte, und in seine Zelle zurückzukehren versprach; worüber es in Maynz beynahe zum Aufruhr gekommen wäre, wenn nicht die Heiligkeit des Abtes das Volk zurückgeschreckt hätte.

Herzog Friedrich verfiel noch während seines Aufenthalts in Frankreich in eine schwere tödliche Krankheit, und konnte es noch auf dem Sterbebette dem Kaiser Conrad nicht vergeben, daß er den jungen Prinzen Friedrich, den erstgebohrnen und einzigen Sohn seiner ersten Gemahlin, (den er aus Conrads eigner Bewilligung nebst dem kleinen Prinzen zweyter Ehe zum Erben seines ganzen Landes eingesetzt) mit dem Kreutze hatte bezeichnen lassen. Bernhard bereitete ihn zum Tode, der in wenig Tagen erfolgte. Sein Leichnam liegt im Kloster der Heiligen Walpurgis, auf der Grenze vom Elsaß begraben. In der herzoglichen Würde folgte ihm sein Sohn Friedrich.

Nach diesem Vorfalle hielt der Kaiser im Monat Februar eine allgemeine Reichsversammlung in Bayern. Adam, Abt von Eberach, ein frommer gelehrter Mann, der Bernhards Stelle vertrat, bestieg nach gehaltner Messe die Kanzel, las die Schreiben des Pabstes und Abts von Clairvaux vor, und hielt dann eine kurze Ermahnung, welches alles so erstaunend

nend wirkte, daß faſt die ganze anweſende Verſammlung ſich zum Kriege erbot. Die Sache ſelbſt bedurfte keiner blendenden Einkleidung, keines redneriſchen Vortrags. Wenige Worte waren hinreichend, die Gemüther in Flammen zu ſetzen.

Unter den Biſchöffen nahmen Heinrich von Regensburg, Otto von Freiſingen, Reginbert von Padua, ferner Herzog Heinrich von Bayern, des Königs Bruder, und unzählige Grafen und Ritter das Kreutz an. Auch ſtellte ſich eine ſo unglaubliche Menge loſes Raubgeſindel ein, daß man unmöglich, wenn man nicht ſeinen Verſtand verlohren hat, in dieſen Begebenheiten und in der Schnelligkeit mit der ſie ſich zutrugen, eine beſondere Führung der Allmacht verkennen kann. Am Weyhnachtsabend nahm auch Welf, des vorigen Herzogs Heinrich Bruder, auf ſeinem eignen Gute Birengau, und nicht lange nachher Ocoacer Marggraf von Steyern, Ladislaus Herzog von Böhmen, Bernhard Herzog von Kärnthen, nebſt vielen der ihrigen das Kreutz an. Eben das gilt auch von den Sachſen, nur daß dieſe ſich nicht zu einem Zuge ins Morgenland, ſondern zur Bekämpfung ihrer heidniſchen Nachbarn erboten; daher waren ihre Kreutze nicht wie die unſrigen auf das Kleid geheftet, ſondern wurden durch eine untergelegte Scheibe in die Höhe gehalten.

Hier will ich noch die Copie eines Briefes beyfügen, den Bernard für das öſtliche Frankreich beſtimmte:

Den geliebteſten Herren und Vätern, den Erzbiſchöffen, und dem geſammten Clerus, den Einwohnern des öſtlichen Frankens und Bayerns, wünſcht Bernhard beruffener Abt von Clairvaux Fülle am Geiſte der Kraft.

Ich habe euch eine Angelegenheit Christi, in welchem unser Heil besteht, vorzutragen: eine Angelegenheit bey deren Vortrag nicht bloß das Ansehn des Herrn, sondern schon die Erwägung des daraus zu ziehenden Nutzens meine Unwürdigkeit entschuldigen kann. So geringe ich bin, so sehr wünsche ich euch innigst mit Christo vereinigt; dieß ist die Ursache, warum ich euch schriftlich angehe. Ich würde mit euch weit lieber mündlich sprechen, wenn es mir nur möglich wäre. Seht Brüder, jetzt ist die beste Gelegenheit, jetzt ist der Tag des Heils, des überschwenglichen Heils. Die Erde bebt, weil der Gott des Himmels seine Erde zu verderben angefangen hat. Seine nenn ich sie, da er auf ihr sichtbarlich umhergewandelt, und mehr denn dreyßig Jahre als Mensch mit Menschen umgegangen ist, da er sie durch seine Wunder erleuchtet, mit seinem eignen Blute eingeweiht, und durch seine Auferstehung verherrlicht hat. Unsre Sünden sind Schuld, daß nun die Feinde des Kreutzes ihr gottloses Haupt emporheben, und das gesegnete gelobte Land mit der Schärfe des Schwertes verheeren. Bald werden sie, wenn sich ihnen niemand widersetzt, in die Stadt des lebenden Gottes eindringen, die Stätte, wo unsre Erlösung geschah umkehren, und die heiligen Orte, wo das Blut des unbefleckten Lammes floß, verunreinigen. Leider trachten sie schon mit verruchter Begierde nach dem Allerheiligsten der christlichen Religion, wollen selbst das heilige Grab, wo unser Leben für uns den Todes-Schlummer schlief, mit unheiligen Füßen daniedertreten.

Was thut ihr nun tapfere Männer? Was thut ihr Diener des Kreutzes? Gebt ihr das Heilige den Hunden, und die Perlen den Säuen? Wie viele reuige Sünder haben dort unter Vergießung häuffiger Thränen,

nen, seitdem unsrer Väter Schwert den heydnischen Unrath ausgerottet hat, Vergebung erlangt! Der böse Feind sieht es mit neidischen Augen an, knirscht mit den Zähnen, und ist ausser sich für Wuth. Die Werkzeuge seiner Bosheit hat er in Harnisch gesetzt, damit sie alle Spur ehemaliger Andacht vertilgen, wenn ihnen je, welches Gott verhüte, die Obermacht in die Hände fiele. Allein dieser unersetzliche Schade würde allen folgenden Zeiten unheilbaren Schmerz verursachen: vorzüglich aber dem gegenwärtigen Menschengeschlecht ein ewiges Brandmark seiner eignen Schande seyn.

Brüder! was denken wir nun hievon? ist denn die Hand Gottes verkürzt, oder unfähig gemacht zu retten, da sie zur Erhaltung und Wiederherstellung ihres Eigenthums kleine Würmer auffordert? Kann der Allmächtige nicht zwölf Legionen Engel senden, oder durch einen Machtspruch die Erde befreyen? Allerdings kann er, wenn er will. Aber ich sage euch, Gott der Herr stellt uns auf die Probe. Er sucht, ob er unter den Menschenkindern finde, die sich seiner Sache ernstlich annehmen. Denn Gott erbarmt sich seines Volkes, und richtet die Gefallenen kräftiglich auf. Betrachtet das große Mittel, durch welches er euch erlöst, und erstaunet darob. Schaut in den Abgrund der Liebe, und faßt Vertrauen, ihr Sünder! Er will nicht euren Tod, sondern daß ihr euch bekehret und lebet: u. s. w.

Diese Materie wird in dem Briefe nach rednerischer Art weiter ausgeführt. Dann verbreitet er sich auch über die Verfolgung der Juden, welche er mit Gründen der Vernunft und Religion bestreitet. Hiezu bedient er sich z. B. des oben schon angeführten Spru-

ches aus dem Psalm, und sagt dabey: Sie sind uns lebende Denkmähler der Leiden unsers Herrn.

Noch eine andre Stelle, worinn er zur Annahme des Kreuzes auffordert, lautet so: Glücklich preise ich das Geschlecht, das die Zeit einer so überschwenglichen Gnade erreicht, das im Sühnjahre, im wahren Jubeljahre lebt. Diese Segnung wird über die ganze Welt verbreitet, und alle strömen dem Zeichen des Lebens zu. Weil nun euer Land reich ist an tapfern Männern, und kraftvollen Jünglingen, so rüstet euch, und legt muthig eure glücklichen Waffen an."

Diese Aufforderungen wurden mit allgemeinem Beyfall angenommen. Nicht allein Unterthanen des römischen Reichs, sondern auch Franzosen, Engelländer Ungarn, und viele Tausende aus andern Nationen nahmen das Kreuz an. Die Stille, welche dadurch im Occident bewirkt wurde, war so groß, daß man es für ungerecht hielt, Kriege anzufangen, ja sogar öffentlich bewaffnet zu erscheinen.

Ehe Conrad seinen Zug ins Morgenland eröffnete, hielt er zu Frankfurt (welches seinen Namen daher soll erhalten haben, weil Carl auf seinem Zuge gegen die Sachsen hier eine Furth im Mayn fand, durch die er mit seinen Franken über den Strohm kam) einen Reichstag, auf dem sein noch junger Prinz Heinrich durch die Wahl der Fürsten zum römischen König bestimmt, und zu Aachen am Sonntag in der Mittfasten gekrönt, gesalbt, und zum Mitregenten angenommen ward. Auf eben diesem Reichstage erschien auch Heinrich, des oben erwähnten Herzog Heinrichs Sohn, der schon volljährig war, und forderte das seinem Vater unrechtmäßiger Weise entzogene Herzogthum Bayern zurück. Der Kayser aber brachte ihn mit vieler Klugheit so weit, daß

er

er seine Ansprüche für itzt zurücknahm, und sich bis auf des Kayſers Wiederkunft ruhig zu verhalten verſprach.

Mit einbrechendem Frühlinge (1147) zog Conrad aus Nürnberg, beſtieg zu Regensburg ein Donauſchiff, und langte am Himmelfahrtstage in Oeſterreich bey Ordacher an, wo er zwey bis drey Tage die Ankunft der Seinigen abwartete, und dann weiter bis faſt an die Grenze ſeines Reichs vordrang. Hier feyerte er an der Viſcha das Pfingsfeſt, gieng darauf über die Leita nach Ungarn, und ließ einen Theil ſeines Heeres, zu Waſſer, den andern zu Lande weiter ziehen. Die Menſchenmenge, welche ihm folgte, war ſo groß, daß man beynahe ſagen konnte, Flüße und weite Ebenen würden ſie nicht faſſen. Nicht lange nach ihm kam Ludwig, König von Frankreich, bey dem ſich von den Unſrigen die Lothringer befanden, und unter dieſen die Biſchöffe Stephan von Metz und Heinrich von Tull, die Grafen Reginald von Mouſſon, und Hugo von Vaudemont: ferner aus Italien Amadeus von Turin, deſſen Bruder Marggraf Wilhelm von Montferrat, mit ſeinen Blutsverwandten und noch viele andre.

Welchen Ausgang aber dieſer Kreuzzug zu Strafe für unſre Vergehungen genommen, iſt allen bekannt. Die Geſchichte deſſelben mag ein andrer beſchreiben; ich wenigſtens will in dem gegenwärtigen Werke meine Leſer nicht mit traurigen, ſondern mit angenehmen Scenen unterhalten. Gleiches Schickſal hatten auch die Sachſen, deren Feldzug gegen die benachbarten Heyden durch Uneinigkeit ihrer Fürſten vereitelt ward.

Um aber doch etwas aus dieſer Periode in Beziehung auf den itzt regierenden Kayſer Friedrich zu ſagen, von dem das Glück bis auf den heutigen Tag ſein Antlitz nie gewandt hat, will ich von den vielen Unfällen, welche

welche wir unterweges ausstehen mußten, einen einzigen ausheben.

Nachdem wir unter unzähligen Beschwerlichkeiten durch Ungarn, die Bulgarey über den Hebrus, und durch das obere Thracien, in die fruchtbaren Gegenden des untern Thraciens gekommen waren, wo es uns ausnehmend wohl gefiel, gelangten wir in ein bey dem Städtchen Chârobacchi gelegenes sehr anmuthiges Thal, durch welches ein kleiner Fluß sich schlängelte. Der Reitz dieser Gegend vermochte uns zu dem Entschluß hier eine Weile zu kampiren und den folgenden Tag, (den 8ten Septbr.) das Fest der Geburt Mariens zu feyern. Herzog Friedrich, und sein Oheim Welf lagerten sich also neben uns an der Seite eines gegenüber stehenden Berges, denn die Lothringer waren noch nicht da. In der Nähe befindet sich das propontische Meer, oder, wie es jetzt von den Einwohnern genennt wird, der Arm des H. Georgs, und an dem Ufer stehen zwey kleine Städte, die eine gesunde Lage haben, und aus denen wir Zufuhr erwarteten.

Ich gesteh es, während des ganzen Feldzugs haben wir nie mit mehrerm Wohlbehagen kampirt, und nirgend hat unser Lager, so viel ich nach dem Augenmaaß urtheilen kann, einen größern Raum eingenommen. Jedoch unser Vergnügen war von kurzem Bestande. Um die Morgenstunde erhob sich eine kleine Wolke, aus der anfänglich ein sanfter Regen floß. Plötzlich aber stieg ein heftiger Orkan auf, der von den stärksten Regengüssen begleitet war. In kurzer Zeit sahen wir unsre Zelte entweder beschädigt oder zu Boden geworfen. Der Fluß schwoll an, und setzte das ganze Lager unter Wasser. Klägliches Angstgeschrey schallte rings umher um meine Ohren, und der Gedanke, daß dieses Unglück wahrscheinlich ein Strafgericht

Gottes

Gottes ſey, lähmte mir völlig alle Kraft, doch ergreiſe ich noch mein Pferd, um durch den Fluß zu kommen.

Gott! welch ein grauſenvolles Schauſpiel ſtellte ſich meinen Augen dar! Einige ſchwammen, andre hielten ſich an Pferden an, oder wurden an Stricken herüberzogen, andre hingegen mußten elendiglich in den Fluthen umkommen. Das einzige Zelt Friedrichs, wo wir auch die Meſſe anhörten, war unverſehrt geblieben. Andre, die nicht über den Fluß giengen, ſuchten auf Wägen und dergleichen ihr Zuflucht, wo ſie ſo lange ausdauern wollten, bis die Waſſer würden verlaufen ſeyn. Der hiedurch bewirkte Schaden an Menſchen und Gütern iſt unbeſchreiblich. Den folgenden Tag, als das Waſſer ſich verlauffen hatte, entdeckte ſich die ſchrecklichſte Verwüſtung, welche nur zu deutlich die Allmacht Gottes, und die Nichtigkeit menſchlicher Freuden offenbarte.

Des Ersten Buchs

Zweyter Abschnitt.

Es lebte damahls in Poitou ein gewisser Gilbert, der aus dieser Landschaft gebürtig war, von Jugend auf bis in sein spätes Alter Philosophie getrieben, und unlängst die bischöfliche Würde in seiner Vaterstadt erlangt hatte. Sein äußerst spitzfindiger Kopf, und die überwiegende Vorliebe zu den feinsten Subtilitäten verleitete ihn oft zu paradoxen Behauptungen, die gegen den gemeinen Menschensinn verstießen. Einst hielt er in einer Diöcesal-Versammlung seiner Geistlichkeit eine Ermahnungsrede, in die er etwas über die H. Dreyeinigkeit einfließen ließ, das zwey seiner Archidiaconen Arnold und Calo für heterodox erklärten, und sich deshalb auf den Ausspruch des römischen Stuhls beriefen. Pabst Eugen war auf der Reise nach Frankreich begriffen, als sie ihm zu Siena entgegen kamen, und ihre Beschwerde vorbrachten. Der Pabst erklärte sich: er werde in Frankreich, wo es viele gelehrte Männer gebe, die beste Gelegenheit haben, die Sache genauer zu untersuchen. Mit dieser Vertröstung kehren die Geistlichen nach Frankreich zurück, und wenden sich an den Abt Bernhard, den sie auch zu ihrem Vortheil wider Gilbert einnehmen.

Bernhard war ein sehr strenger Religionseyferer, aber aus Gutmüthigkeit zu leichtgläubig. Er konnte keinen Gelehrten leiden, der auf seine Philosophie gar zu viel baute, und nahm es leicht als Wahrheit auf, wenn man diesem einen Verstoß gegen die orthodoxe

Lehre

Lehre aufbürdete. Daher kam es, daß nicht lange vorher auf sein Anstiften dem Peter Abailard zuerst von Bischöffen in Frankreich, nachher vom Pabste Schweigen auferlegt ward.

Abailard stammte aus Bretagne einer französischen Provinz, unter deren Geistlichkeit es besonders viele scharfsinnige, geschickte Köpfe giebt, die aber zu andern Dingen fast gänzlich verdorben sind. Er hatte sich von Jugend auf den Wissenschaften ergeben, war aber so stolz, so eingebildet auf sein Genie, daß er sich kaum entschließen konnte, von andern Unterricht anzunehmen. Sein erster Lehrer hieß Roselin; nach diesen frequentirte er die beyden gelehrten Männer, Anselm von Laon, und Wilhelm von Champell, Bischoff zu Chalons, fand aber auch hier zu wenig Befriedigung, als daß er ihren Unterricht hätte nützen sollen. Als Lehrer auf der hohen Schule zu Paris wußte er seinen tiefdurchdachten Vortrag mit angenehmen Scherzen zu durchwürzen. Ein allgemein bekannter Vorfall, bey dem es ihm sehr übel ergieng, war Ursache, daß er in das Kloster des heil. Dionysius gieng. Hier rückte er mit unablässigen Fleiße in den Studien fort, wurde nach einiger Zeit des Gehorsams gegen seinen Abt entlassen, und trat wieder auf den öffentlichen Lehrstuhl. Die falsche Anwendung aber, welche er von seiner Gelehrsamkeit auf die Theologie machte, verleitete ihn zu einem Irrthum in der Lehre von der Dreyeinigkeit, die er durch das Beyspiel einer aus drey Theilen bestehenden Welt erklären wollte. Eine Provincialsynode, die deshalb zu Soissons unter Vorsitz des päbstlichen Gesandten von den berühmten Theologen Alberich von Rheims und Lenkald von Nevers gehalten wurde, erklärte ihn für einen Sabellianer, die Bischöffe zwangen ihn, seine Schrif-

ten

ten eigenhändig ins Feuer zu werfen, und gestatteten ihm keine Verantwortung, weil sie sich alle vor seiner Geschicklichkeit im Disputiren fürchteten. — Dieß geschah unter König Ludwig dem ältern; demohnerachtet eröffnete er wieder seine Vorlesungen, und lehrte lange Zeit mit ausserordentlichem Beyfall.

Unter Ludwig des vorigen Königs Sohn, und Pabst Innocenz wurde Abailard zum zweytenmahl von den Bischöffen und dem Abt Bernhard nach Sens gefodert, wo man in Gegenwart des Königs, des Pfalzgrafen Theobald, vieler Edelleute, und einer unzähligen Volksmenge seine Rechtgläubigkeit in Anspruch nehmen wollte. Aus Furcht vor einem Aufstande appellirte er nach Rom. Sogleich läßt die Synode eine Gesandtschaft an den Pabst abgehen, die ihm das Verzeichniß der angeschuldigten Ketzereyen vorlegte, und eine Antwort erhielt, wie man gewünscht hatte. Ich will beyde Briefe hieher setzen.

Schreiben der Synode.

Dem ehrwürdigsten Herrn und geliebtesten Vater, Pabst Innocenz, bezeugen, S. der Erzbischoff von Rheims, Joscelin von Soissons, Wilhelm v. Ch. u. s. f. freywilligen Gehorsam und schuldige Unterwerfung.

Da wir jetzt mit so vielen Untersuchungen beschäfftigt sind, so wollen wir euch in wenigen Worten von dem verwickelten Handel benachrichtigen, den ihr in dem Briefe des Herrn und Erzbischoffs von Sens ausführlicher lesen könnet.

Peter Abaillard sucht das Verdienst des christlichen Glaubens zu schmälern, indem er die ganze Fülle der Gottheit, mit seinem menschlichen Verstande zu ergründen

ergründen wähnt. Er klimmt biß in den Himmel und steigt dann wieder in den Abgrund hinab. Ihm ist nichts unbekannt, seys in der Tiefe der Hölle, oder oben in der Höhe. Er dünkt sich in seinen Augen ein großer Mann, disputirt vom Glauben gegen den Glauben, und wandelt über seiner eignen Sphäre im Erhabnen und Wunderbaren. Seine Grübeleyen haben ihn zu Irrthümern verleitet, die er schon ehemals in einem Buche über die heil. Dreyeinigkeit an den Tag legte, welches aber von einer Synode unter Vorsitz eines päbstlichen Legaten zum Feuer verurtheilt worden, weil sich in demselben Ketzereyen vorfanden.

Verflucht sey, wer die zertrümmerten Reste von Jericho wieder aufbaut. Das Buch erhob sich aus seiner Asche, und mit ihm kamen viele Ketzereyen aus ihrem Todesschlummer zum Vorschein. Jetzt hat er schon seine Aeste bis ans Meer ausgestreckt, und seine Sprößlinge gedeyhen in Rom. Eben dieß ist es, was ihn stolz macht, daß sein Buch am römischen Hofe findet, wo es sein Haupt hinlege. Daher eben hat sein Irrthum noch tiefere Wurzel in ihm geschlagen, daß er mit Zuversicht seine Ketzereyen allenthalben verbreitet.

Als ihn nun der Abt von Clairvaux in Gegenwart der Bischöffe, mit dem Eyfer der Gerechtigkeit und des Glaubens bewaffnet, zur Verantwortung zog, apellirte er, ohne etwas bekannt oder geleugnet zu haben, auch ohne über etwas Beschwerde führen zu können, von einem Gerichte, das er sich selbst bestimmt hatte, an den apostolischen Stuhl.

Die Bischöffe, welche blos dieser Untersuchung halber versammlet sind, haben euch alles überlassen, und sich nicht an seiner Person vergriffen, sondern lediglich für die von den heiligen Kirchenvätern verdammten Ketzereyen eine Heilart beschlossen, die dem weitern

Fortgang der Krankheit wehrt. Weil nun jener Mensch sehr viel Anhänger hat, so müßt ihr eilen, dieser Krankheit mit einer Arzney zu begegnen.

Wir haben in gegenwärtiger Sache so viel gethan, als wir wagen konnten. Euer Geschäfft sey es nun, heiliger Vater, für das übrige zu sorgen, damit die Zierde der Kirche durch keinen Flecken von Ketzerey entstellt werde. Euch, Freund des Bräutigams, ist die Braut Christi anvertraut. Ihr müßt sie als eine keusche Jungfrau ihrem einzigen Manne Christo übergeben."

Antwort des Pabstes.

Bischoff Innocenz, ein Knecht der Knechte Gottes entbiethet seinen ehrwürdigen Brüdern, und Erzbischöffen Heinrich von Sens und Reinalt von Rheims, nebst ihren Suffraganen und dem geliebtesten Bruder in Christo Bernhard Abt von Clairvaux Heil und apostolischen Seegen.

Gleichwie nur Ein Gott ist, so ist auch, nach dem Zeugniß des Apostels, nur Ein Glaube, auf welchem, als auf einem unerschütterlichen einzig möglichen Grunde, die Festigkeit der catholischen Kirche unerschüttert besteht. Daher das ausnehmende Lob, welches Petrus, der oberste aller Apostel, für sein vortreffliches Glaubensbekenntniß verdienter Weise erhielt: Du bist Petrus und auf diesem Felsen will ich meine Gemeine erbauen. Unter dem Felsen wird die Festigkeit des Glaubens, und die catholische Einheit verstanden. Diese ist der aus Einem Stück gewirkte Rock unsers Erlösers, um den die Kriegsknechte gelooßt, den sie aber nicht haben theilen können. Gegen sie knirschten anfangs die Völker, und Nationen

nen drohten ihr den Untergang. Könige verbanden sich, und Fürsten traten zusammen. Aber die Apostel, die Anführer des Heeres Gottes, und ihre Nachfolger, die apostolischen Männer, vom Eyfer für die wahre Religion entbrannt, vertheidigten muthig den Glauben, und pflanzten ihn mit Aufopferung ihres Lebens unverdrossen in die Herzen der Völker. Nachdem endlich die Verfolger ausgetobt, gebot das Christenthum den Winden, und in der Kirche fieng eine große Stille an zu herrschen.

Weil aber der Feind des Menschengeschlechts immer umherschleicht, zu suchen wen er verschlinge, so erweckte er Ketzer voll Trug und List, damit sie die Reinheit des Glaubens bekämpfen möchten. Daher erhoben sich muthige ächte Führer der Kirche, und verdammten die Irrthümer sammt ihren Bekennern. So ward im Concilio zu Nicäa Arius verdammt, die Manichäer zu Constantinopel, Nestorius zu Ephesus und Chalcedon, an welchem letztern Ort auch dem Dioscurus nebst seinen Anhängern, und der Euthichianischen Ketzerey ihr Recht wiederfuhr. Kayser Martian, der gleichwohl nur ein Laye, aber ein großer Freund des Christenthums war, schrieb aus Eyfer für die Religion an den Pabst Johannes einen Brief gegen diejenigen, welche die heiligen Mysterien zu entweyhen trachten, worin er sich unter andern so ausdrückt: „Keiner aus dem geistlichen, aus dem Soldaten- oder irgend einem andern Stande, soll hinführo öffentlich über Glaubenssachen urtheilen. Was einmal durch den Schluß der verehrungswürdigsten Synode, abgethan ist, darf Niemand, ohne ihrem Ansehn zu nahe zu treten, nachher seinem Privaturtheil unterwerfen. Dieß sey ein Gesetz, dessen Uebertretung wie ein Kirchenraub bestraft werden soll. Ein Cleriker, der dawider handelt, soll aus der Geistlichkeit gestoßen werden.

Mit Schmerzen haben wir aus eurem an uns gerichteten Schreiben ersehen, daß unlängst, in den letzten Tagen, wo gefahrvolle Zeiten bevorstehen, Abailards verderbliche Lehren, die Irrthümer vorhingenannter Ketzer, und andre verkehrte dem c tholischen Glauben zuwiderlaufende Meynungen ihr Haupt emporzuheben anfangen. Dieß aber ist unser mächtigster Trost, für den wir Gott dem Allmächtigen Dank sagen, daß wir an euch treue Verfechter der reinen Lehre finden, die sich dem Ausbruch neuer Ketzereyen männlich entgegenstellen.

Wir also, die wir, obgleich unwürdiger Weise, auf dem Stuhle des H. Petrus sitzen, zu dem einst der Herr gesagt hat: auch du, wenn du dich dermahleins bekehrest, stärke deine Brüder, haben in einer Versammlung der Cardinäle, die von euch übersandten Lehrpuncte in Betreff der Abailardischen Irrthümer nebst ihrem Urheber verdammt, und legen diesem, als einem Ketzer, ein ewiges Schweigen auf. Auch wollen wir, daß alle seine Anhänger und Vertheidiger von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen, und excommunicirt werden sollen.

Gegeben im Lateran den 21sten Juli.

Dieser aus Rom erlassene Urtheilsspruch bewog den Abailard sich in das Kloster zu Clugny zu geben, wo er eine Apologie für sich schrieb, in der er gegen das nach Rom geschickte Verzeichniß seine Lehrsätze protestirte, und an demselben theils tadelte daß man ihm Ausdrücke untergeschoben, die er nie gebraucht, theils aber auch, daß man durchaus seinen Sinn verfehlt habe. Diese Schutzschrift fängt sich so an: Um nicht mit einer Vorrede, die wie Boetius sagt, ein ganz unnützes Ding ist, die Zeit zu verderben, will ich gleich

zur

zur Sache schreiten. Die Wahrheit selbst wird mehr als aller Wortschwall für meine Unschuld sprechen.

Aus den vielen Sätzen, die man ihm zu last legte, will ich nur folgende wenige ausheben.

Der Vater ist die volle Macht, der Sohn nur einigermaßen: der H. Geist gar nicht.

Der H. Geist ist nicht von der Substanz des Vaters.

Der H. Geist ist die Weltseele.

Christus hat das Fleisch nicht deswegen angenommen, um uns vom Joch des Teufels zu befreyen.

Diejenigen, welche aus Unwissenheit Christum tödteten, haben nicht gesündigt.

Abailard starb wenige Zeit nachher in demselben Kloster, und legte noch vor seinem Ende ein demüthiges Glaubensbekenntniß seinen Brüdern ab.

Die Geschichte dieses Mannes hat mich zu einer Ausschweifung verleitet, von der ich jetzt wieder einlenken muß. Wir verliessen oben die Streitigkeit Giliberts, wie sich der Abt Bernhard auf Anstiften zweyer Archidiaconen gegen ihn erklärte. Allein mit Gilibert hatte es eine ganz andere Bewandniß. Er war von Jugend auf durch den Unterricht großer Männer genährt, deren Ansehn er mehr als seinem eignen Dünkel traute. Hieher gehören Hilarius von Poitiers, Bernhard von Chartres, endlich die Brüder Anshelm und Radulph von Laon.

Der treue und lange fortgesetzte Gebrauch, den er von dem Unterricht seiner Lehrer machte, verschaffte ihm gründliche nicht oberflächliche Kenntnisse, mit

denen sein Betragen in einem schönen Ebenmaaße stand. Nicht Schwänke oder Dinge, die nur zur Belustigung dienten, sondern ernsthafte Gegenstände beschäfftigten seinen Geist. Daher lag auf allem, was er that, oder sprach, das Gepräge eines tiefen Ernstes, und in seinen Worten herrschte eine Dunkelheit, die kaum gelehrten geübten Männern, vielweniger jungen Leuten verständlich war.

Dieser Gilibert wurde also erst nach Autun dann nach Paris vorgefordert. Unter andern Heterodoxien, die man ihm vorwarf, waren auch folgende vier, die göttliche Majestät betreffend.

Das göttliche Wesen ist nicht Gott.

Die Eigenschaften der göttlichen Personen sind nicht die Personen selbst.

Die theologischen Personen können in keine Proposition prädizirt werden.

Die göttliche Natur ist nicht der menschlichen theilhaftig geworden.

Ausserdem noch einige andere minder erhebliche z. B.

Es giebt kein Verdienst, denn das Verdienst Christi.

Es wird keiner getauft, als der, der selig wird.

In der Synode, welche Pabst Eugen mit seinen Cardinälen und andern ehrwürdigen gelehrten Männern zu Paris hielt, traten zwey Lehrer Adam de Pont, der neuerlich Canonicus daselbst geworden ist, und Hugo von Beauchamp, des Königs Kanzler, gegen ihn auf, und versprachen es eydlich zu bezeugen, daß sie einige von jenen Lehrsätzen aus seinem eignen Munde ge-

gehört hätten. Dieß Verſprechen, von Seiten ſo großer Gelehrten, den Beweis durch einen Eyd zu führen, erregte bey vielen nicht wenig Aufſehn.

Indem Gilibert von allen Seiten heftig beſtürmt ward, und Mühe hatte, auf alle Einwürfe zu antworten, bediente er ſich folgender Ausdrücke: Ich bekenne es unverhohlen, daß der Vater durch etwas anders Vater, und durch etwas anders Gott, und doch nicht dieſes und dieſes ſey. Die Dunkelheit, mit der er ſich hier ausdrückte, ſchien dem Biſchoff Joſcelin von Soiſſons, eine profane Neuerung zu enthalten, der er durch eine andre Spitzfindigkeit zu begegnen ſuchte, welche aber ſo übel aufgenommen ward, daß nun alle Anweſende ihre Waffen auf ihn richteten. Nachdem der Lerm ſich gelegt hatte, fragte man Gilibert, warum er die göttlichen Perſonen ſo ſehr unterſcheide?— weil jede Perſon, antwortete er kurz, an ſich ſelbſt nur Eine iſt. Und hiermit war, zu nicht geringem Erſtaunen, für den Tag die Sitzung beendigt.

Nicht beſſer gieng es in mehreren nachfolgenden Sitzungen, biß endlich der Pabſt, als ein frommer behutſamer Mann, die ganze Unterſuchung auf das nächſte allgemeine Concilium verſchob, welches auf den nächſten Sonntag nach Mitfaſten und zwar zu Rheims in Frankreich angeſetzt war, weil der Pabſt bey Gelegenheit der in Rom ausgebrochenen Unruhen hatte entweichen müſſen.

Auf dieſem Concilio ſollte auch ein gewiſſer Ketzer ſein Urtheil empfangen, der als ein bloßer Laye ſich einen erſtaunenden Anhang unter dem Volke gemacht, und ſich gleichſam für den Sohn Gottes ausgegeben hatte. Die Oerter, wo er bisher ſein Weſen getrieben, waren die Winkel von Frankreich, Bretagne und Gaſcogne. Hier bewirkte die Entfernung von dem Her-

zen des Landes unter den Einwohnern eine gewisse Einfalt, oder Dummheit, wie ich sie lieber nennen möchte, der sich jeder Irrthum leicht aufzudringen pflegt.

Das Concilium wurde in der Marienkirche unter Vorsitz des Pabstes zu einer Zeit gehalten, da wir Kreuzfahrer von den Türken zerstreut nach Jerusalem schifften. Jener Ketzer, ein gemeiner, ungelehrter Mensch, der nicht einmal den Namen eines Ketzers verdiente, kam, zur Strafe für seine thörigte Hartnäckigkeit, in ein enges Gefängniß, in welches ihn Suger (der als Abt von St. Denis, laut eines Vorrechtes dieses Klosters in Abwesenheit des Königs die Statsgeschäffte verwaltete) zu stecken den Auftrag erhielt, und wo er auch bald sein Leben endigte.

Auf eben dieser Kirchenversammlung ließ auch Heinrich durch Gesandte, welchen er eine goldene Bulle mitgegeben hatte, dem Pabst seine Gelangung zur römischen Königswürde, nebst dem Streite dreyer Brüder gegen den vierten ältern um das Herzogthum Pohlen andeuten, und auch die Klagen der dortigen Bischöffe anbringen, die schon bey Lebzeiten des verstorbenen Herzogs dem ältesten Prinzen gehuldiget hatten. Ausserdem war schon das Gerücht von unserm unglücklichen Kreuzzug allenthalben erschollen.

Nach aufgehobener Kirchenversammlung blieben die geschicktesten Männer aus der Nachbarschaft zurück, um den Streit des Bischoffs Gilibert zu schlichten. Dieser stellte sich vor dem Bischoff von Rheims, las ganze Stellen aus den rechtgläubigen Kirchenvätern vor, deren Werke er vollständig, nicht bloß in Auszügen, mitgebracht hatte, und erklärte darauf, daß er mit ihnen in der Dreyeinigkeitslehre eines Glaubens sey. Der Pabst bekam endlich lange Weile. Guter Bruder, sag-

te

te er, ihr sprecht da vieles, leset vieles, das wir vielleicht nicht verstehen; bekennt uns nur ohne Umschweife, ob ihr das höchste Wesen, in welchem ihr drey Personen als einen Gott annehmet, für Gott selbst haltet. Gilibert, zerstreut und müde durch die lange Anstrengung, antwortete ohne gehörige Ueberlegung, Nein! Sogleich protocollirte der Notar folgende Worte: Der Bischoff von Poitou hat geschrieben und gesagt: das göttliche Wesen sey nicht Gott. Hiermit war die Sitzung für den Tag geschlossen.

Den folgenden Tag erklärte er sich, daß er dieses nicht geradezu wolle verstanden wissen. Der Name Gott, sagte er, bezeichnet bisweilen die Natur, bisweilen die Person. Natur: wenn es z. B. heißt: dein Gott ist einer. Person, wenn man sagt: der Vater ist Gott; der Sohn ist Gott. Auch nur eine einzige der drey Personen, als: Gott fährt auf in Herrlichkeit, wo sonder Zweifel die Rede vom Sohn ist. Daher, fügte er hinzu, könne er nur in dem Sinn zugeben, daß Gott die Gottheit sey, in so ferne Gott für die Natur gesetzt werde. Allein absolut, wo dieser Name für eine jede der Personen stehe, könne er es nicht zugeben. Denn sonst müßte er, wenn er sich so unbestimmt ausdrückte: Gott (d. i. eine jede der Personen) sey die Gottheit, ohne Einschränkung alles von einer jeden Person, und vom Wesen eingestehen, und in die Absurdität gerathen, von dem göttlichen Wesen, eben so wie von der Person des Sohnes sagen zu müssen, es habe gelitten u. s. w. Dies würde denn sehr leicht auf den Sabellianismus führen.

Seine Meinung suchte er durch Autorität des Theodorets und des Toledanischen Conciliums zu unterstützen. Letzteres drückt sich so aus: Allein das Wort

ward Fleisch, und wohnte unter uns. Und da die ganze Dreyeinigkeit bey der Bildung des angenommenen Menschen geschäfftig war, weil die Werke der Dreyeinigkeit unzertrennlich sind: so hat doch er allein in der Einzelnheit seiner Person, nicht in der Einheit der göttlichen Natur den Menschen angenommen; d. h. in dem, was dem Sohn eigen, nicht aber der Trinität gemein ist. Diese Ausdrücke wollte der Abt von Clairvaux näher bestimmen, weil er sich aber dabey einiger Ausdrücke bediente, die den Cardinälen nicht gefielen, so rief Gilibert aus: „Auch das protocollire man." Ja wohl, versetzte Bernhard, und zwar mit eisernem Griffel, und steinerner Faust. Darauf legten er und die übrige Geistlichkeit ihr Glaubensbekenntniß gegen die, dem erstern angeschuldigten, Punkte ab, welches also lautet.

Wir glauben, daß die Natur der Gottheit Gott sey, und daß es in keinem catholischen Sinne geleugnet werden könne, die Gottheit sey Gott oder Gott die Gottheit. Wenn es aber heißt: er sey durch Weisheit weise, durch Größe groß, durch Ewigkeit ewig, durch Einheit einer, durch Gottheit Gott: so glauben wir, daß er nur durch die Weisheit, welche Gott selbst ist, weise sey: nur durch die Größe, welche Gott selbst ist, groß, nur durch die Ewigkeit, welche Gott selbst ist, ewig: nur durch die Einheit, welche er selbst ist, einig, nur durch die Gottheit, welche er selbst ist, Gott: d. h. daß er durch sich selbst der weise, große, ewige, einige Gott sey.

Wenn wir von den drey Personen: Vater, Sohn, und Geist reden: so bekennen wir, daß sie ein

Gott,

Gott, eine göttliche Subſtanz ſeyn: und im Gegentheil, wenn wir von einem Gott, einer göttlichen Subſtanz reden, ſo bekennen wir, daß der eine Gott und die eine göttliche Subſtanz, drey Perſonen ſeyn.

Wir glauben, daß allein Gott Vater Sohn und heiliger Geiſt ewig ſey, und daß alle Beziehungen, Eigenſchaften, Singularitäten, Einheiten, oder wie ſie Namen haben, welche von Ewigkeit ſeyn, und doch nicht Gott ſeyn ſollen, etwas anders als Gott ſeyn.

Wir glauben, daß die Gottheit ſelbſt (man nenne ſie nun die göttliche Subſtanz, oder die göttliche Natur), in dem Sohne, incarnirt ſey.

Bernhard hatte zur Ablegung dieſes Glaubensbekenntniſſes ſo viel Geiſtliche, als er nur konnte zuſammenberufen. Die Cardinäle aber nahmen dieſen Schritt der gallicaniſchen Kirche als ein eigenmächtiges Unterfangen ſehr übel auf, und beſchwerten ſich darüber beym Pabſte. Ihr wißt, redeten ſie ihn einſtimmig an, daß ihr von uns, als den Angeln, in denen die ganze Kirche ſchwebt, zum Regiment der geſammten Kirche erhoben ſeyd, und müßt von der Zeit an nicht euch, ſondern uns, angehören. Ihr müßt neue und Privatfreundſchaften nicht jenen alten vorziehen, die ein allgemeineres Intereſſe geknüpft hat, ſondern für das Wohl aller ſorgen, und die Hoheit der römiſchen Braut die euch obliegenden Pflicht nie aus den Augen ſetzen. Allein was hat euer Abt, und mit ihm die gallicaniſche Kirche gethan? mit welcher frechen Stirne hat ſie ſich gegen das Primat des römiſchen Stuhls aufgelehnt? denn dieſer iſt es, der da ſchließt, was Niemand öffnet, und öffnet, was Niemand ſchließt. Er darf allein in Glaubensſachen entſcheiden, und kann,

ſelbſt

ſelbſt in ſeiner Abweſenheit, keine Eingriffe in dieſes Vorrecht dulden. Jene Franzoſen aber erdreiſten ſich ſogar unter unſern Augen die Puncte, welche wir jüngſt in unſern Zuſammenkünften in Erwägung gezogen haben, abzuſchlieſſen, und ohne unſer Zuziehen ihr Glaubensbekenntniß aufzuſetzen. Wenn im Orient, z. B. in Alexandrien oder Antiochien Geſchäffte dieſer Art vorfallen, ſo würde jeder Schluß der Patriarchen, dem unſre Beſtätigung fehlte, keine Gültigkeit haben; vielmehr muß dort alles dem hergebrachten Rechte nach dem Urtheil der römiſchen Curie unterworfen werden. Wie dürfen ſich nun jene ein Recht in unſrer Gegenwart anmaßen, das ſelbſt Entfernten, Männern, welche größer ſind als wir, nicht zukommt? Daher verlangen wir, daß ihr euch ungeſäumt dieſer verwegenen Neuerung widerſetzen, und ſie beſtrafen möget.

Der Pabſt beſänftigte ſie mit guten Worten, rief den Abt zu ſich, befragte ihn genau um die Art des Verfahrens und erhielt von ihm zur Antwort: „Weder er noch die Herren Biſchöffe hätten etwas über die erwähnten Sätze ausgemacht; ſondern er habe blos, da er vom Biſchoff von Poitou hörte, daß ſein Glaubensbekenntniß ſchriftlich verfaßt werden ſolle, unter Autorität und Zuſtimmung der Biſchöffe, um ſo etwas nicht allein zu wagen, auch das ſeinige in aller Einfalt aufgeſetzt.

Mit dieſer eben ſo demüthigen als beſcheidenen Antwort ließen ſich die Cardinäle befriedigen, jedoch unter dem Beding, daß die Schrift, welche der Abt verfaßt, weil ihr die Beſtätigung des päbſtlichen Hofes fehle, nicht das Anſehen eines Symbolums, das von förmlichen Concilien gegen Ketzer verfertigt wird, erlangen ſolle. Gott ſey geprieſen, daß durch Nachgiebigkeit

giebigkeit beyder Theile eine Trennung in der Kirche verhütet ward!

Der Biſchoff von Poitiers nahm den päbſtlichen Ausſpruch ehrerbietig an, ſöhnte ſich mit ſeinen Archidiaconen, die ihm den Streit zugezogen, aus, und gieng in ſeine Diöcös zurück, wo er wieder in den völligen Beſitz der biſchöfflichen Würde eintrat.

Ob nun Bernhard bey dieſer Geſchichte aus menſchlicher Schwachheit geſtrauchelt, oder ob Gilibert als ein ſehr gelehrter Mann ſeine wahren Abſichten zu verbergen gewußt, kann ich hier nicht ausmachen.

Erſten Buchs
Dritter Abſchnitt.

Unterdeſſen waren wir Kreuzfahrer bemühet, jeder ſo gut es angieng, feſtes Land zu erreichen. König Ludwig von Frankreich ſtieg in der Faſtenzeit bey Antiochien aus, an dem Orte, welcher der Hafen des heil. Simeon heißt; andre bey Ptolemais, das auch den Namen Akkon führt: andre bey Tyrus und Sidon in dem Sidoniſchen Flecken Sarepta. Einige litten Schiffbruch, wobey mehrere das Leben verloren. Diejenigen, welche am frühſten gelandet, kamen gegen den Palmſonntag in Jeruſalem an, und feyerten daſelbſt die ſtille Woche und das Oſterfeſt mit der größten Demuth des Herzens.

Kaiſer Conrad hatte noch in ſeinem Zuge den Biſchoff Ortlieb von Baſel, Arnold ſeinen Canzler, Friedrich Herzog von Schwaben, Herzog Heinrich von Bayern, Herzog Welf nebſt andern Grafen und Rittern. Er traf in der Oſterwoche zu Ptolemais ein, und wenige Tage darauf zu Jeruſalem, wo ihn der Clerus und das Volk mit großer Fröhlichkeit, und auſſerordentlichen Ehrenbezeugungen aufnahm.

Friedrich, Vogt der Regensburger Kirche und im Gefolge des Kaiſers, war kurz vorher geſtorben. Sein Leichnam wurde in die heilige Stadt geführt, und auf dem Kirchhofe der Tempelherren beerdigt. Der Kaiſer verweilte hier einige Tage im Palaſt der Tempelherren, beſah alle heilige Oerter, kehrte dann durch Samarien und Galiläa nach Ptolemais zurück, und brachte ſo viele von den ankommenden Soldaten als

er nur konnte durch Geld dahin, daß ſie in ſeinen Dienſten verblieben. Er hatte nehmlich mit dem Könige von Jeruſalem, dem Patriarchen, und den Tempelherren Abrede genommen, einen Feldzug nach Syrien zu thun, um Damaſcus zu erobern: und eben das war die Urſache, weswegen er mit ſchweren Koſten Leute aufzubringen ſuchte.

Gleiche Abſichten hegte König Ludwig von Frankreich, der aus Antiochien, welches ſeiner Gemahlin Oheim, väterlicher Seite, gehörte, bis vor Tyrus ſich gezogen hatte. Er und Konrad trafen an dem Orte, der den Namen Palme von den Palmbäumen führt, gegen Ende des Monat Junius zuſammen, um den Plan zu den künftigen Kriegsoperationen zu verabreden. Uebrigens hatten alle vorhergegangenen vielfältigen Widerwärtigkeiten den königlichen Stolz beyder Regenten noch nicht unterdrücken können. Ausführlichere Nachrichten über dieſen Damaſceniſchen Feldzug will ich biß auf einen andern Ort verſparen, oder ſie vielleicht ganz andern Erzählern überlaſſen.

Nach Beendigung deſſelben beſchloſſen die Fürſten in ihre Länder zurückzukehren. Der römiſche Kaiſer durch Griechenland, der König von Frankreich durch Calabrien und Apulien. Conrad ſegelte von Ptolemais nach Europa über, und traf auf der Grenze von Achaja oder Theſſalien ſeinen Bruder und Freund, den griechiſchen Kaiſer Manuel, an, bey dem er, krank und matt von den vielen ausgeſtandenen Beſchwerden, eine Zeitlang verweilte. Indeſſen war Friedrich, ſeines Bruders Sohn, durch die Bulgarey und Ungarn ſchon vorausgegangen, um die Angelegenheiten des Reichs in Ordnung zu bringen. Er traf im Monat April zu Hauſe ein, und verurtheilte einige von ſeinen Hofbedienten als Friedensſtöhrer zum Strange. Endlich

gieng

gieng auch der Kaiser mit dem Bischoff vom Basel, dem Kanzler Arnold, und seinem Bruder, Herzog Heinrich von Bayern, (Herzog Welf war schon über Calabrien und Apulien zurückgegangen) aus Griechenland ab. Er nahm seinen Weg durch Illyrien, Dalmatien, über die See, stieg an der Grenze seines Reichs bey Pola in Istrien ans Land; setzte darauf seinen Weg durch Aquileia nach Salzburg fort; feyerte hier das Pfingstfest, das er zwey Jahre vorher auf der Grenze von Ungarn begangen hatte, und hielt zu Regensburg einen Reichstag, bey dem sich sehr viele Fürsten einfanden.

Es giebt mehrere, die sich daran stoßen, daß dieser Kreutzzug einen so schlechten Ausgang genommen; aber war er gleich nicht gut zur Erweiterung der Grenzen, so war er doch gut zu vieler Seelen Heil. Abt Bernhard hat in einem eigenen, an Pabst Eugen gerichteten, Tractat sich hierüber entschuldigt. Auch erließ eben dieser Pabst an den römischen Kaiser ein trostreiches Schreiben folgenden Inhalts.

Bischoff Eugen, Knecht der Knechte Gottes, seinem in Christo geliebtesten Sohne, Conrad, Römischen Kaiser, Heil und apostolischen Segen.

Da in dieser Welt alles dem Wechsel unterworfen ist, so müssen wir, voll Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit, im Unglück so wenig zagen, als im Glücke trotzen; denn der Mittler zwischen Gott und Menschen pflegt, nach einer bewundernswürdigen Einrichtung, jeden, den er als Sohn aufnimmt, mit Widerwärtigkeiten heimzusuchen. Während seine liebreiche Stimme ihn zu den ewigen Belohnungen einladet, muß ihn die Welt, durch die Trübsale, welche sie ihm verursacht, von sich zurück stoßen: und er weicht um so viel leichter

ter von der Liebe des Irrdiſchen ab, je größer der Antrieb zu dem iſt, der ihn ruft. Wir ſehen dieſes in der Geſchichte des jüdiſchen Volks durch Moſes und Pharao beſtätigt. Indem Pharao das Volk mit harten Frohnen drückte, erſcholl die Stimme Moſes, ſo daß es durch das vorgehaltene Glück, wie durch den Druck des Elends aus ſeiner ſchändlichen Sclaverey geriſſen ward.

Mit dieſem Troſtgrund ermahnen wir euch im Herrn, das Unglück, ſo Gott über euch und euer Heer hat ergehen laſſen, geduldig zu ertragen, und eure Hoffnung auf den zu ſetzen, der Leiden verhängt, über welchen er will, aber auch die, welche ihm vertrauen gnädig zu beglücken pflegt. Wenn ihr bey Widerwärtigkeiten Geduld und Ergebung in den göttlichen Willen vollkommen beobachtet, ſo könnt ihr durch des Lebens Wüſte unter dem Schutz der Wolken- und Feuerſäule, das heißt, mit dem Troſte der Geduld, und dem Eifer der Liebe, unverſehrt wallen.

Weil wir nun eurer Perſon mit wahrer Liebe zugethan ſind, und großes Zutrauen zu euch hegen, ſo würde es uns ſehr angenehm geweſen ſeyn, wenn wir uns ohne Aufſchub über Sachen, die die heilige Kirche und das Reich betreffen, mündlich mit euch hätten unterreden können. Da uns aber Umſtände daran hindern, und wir doch eures Heils wegen beſorgt ſind, ſo haben wir, nachdem eure Ankunft in der Lombardey bekannt ward, wie wir es durch unſre ehrwürdigen Brüder, Hartwich Erzbiſchoff von Bremen, und Anſelm Biſchoff von Havelberg euch angedeutet, den Schluß gefaßt, einige von unſern Brüdern an eure Majeſtät zu ſenden, damit ſie euch unſre Neigung und Wohlwollen gegen euch bezeugen, und über das, was wir zu wiſſen begehren, von euch Beſcheid erhal-

ten möchten. Wir haben ihnen den Auftrag gegeben, euch, als unserm geliebtesten Sohne, als dem katholischen Monarchen und dem besondern Vertheidiger der heiligen römischen Kirche, unsern und dieser Kirche Zustand vorzustellen. Sie waren auch schon biß nach Tuscien gekommen, als sie Nachricht von euerm Aufbruche nach Deutschland erhielten, und sodann, aus Furcht vor dem langen Wege, und der bey der Sommerhitze sehr beschwerlichen Reise wieder umkehrten.

Weil wir nun begierig sind, Nachrichten von euch, und unserm geliebten Sohne, König Heinrich dem jüngern zu erhalten, den wir in eurer Abwesenheit väterlich geliebt, und dessen Unternehmungen wir fernerhin des Himmels Segen anwünschen, so ersuchen wir euch durch unsern getreuen Franko, Ueberbringern dieses Schreibens, und durch unsren apostolischen Brief, daß ihr uns durch eben diesen Franko, von euch, von Heinrich, und dem Zustande des Reichs benachrichtigen, und die Ehrfurcht, welche ihr gegen eure Mutter, die heilige römische Kirche hegt, gegenwärtig an den Tag legen möget. Denn auf die Weise werdet ihr unsrer Zuneigung gemäß handeln, und durch die Fürsprache des heil. Petrus, des obersten der Apostel, dem ihr euch ganz hingeben müßt, unsers Schöpfers reichlichere Gnade verdienen.

Gegeben im Tusculan
den 25sten Junius.

Im Jahr 1150. starb Heinrich erwählter römischer König. Sein noch kleiner Bruder hieß Friedrich.

Um eben diese Zeit erregte der Tod Hartliebs Bischoffs von Utrecht, einer Stadt in Friesland, einen

nen sehr erheblichen Zwiespalt, indem einige Friedrich, des Grafen Adolphs Sohn, andre Herrmann Probst der St. Gereons Kirche zu Cöln, auf den erledigten Sitz erheben wollten. Letztere kamen den erstern zuvor, wendeten sich an den Kaiser, den sie zu Nürnberg antrafen, und erhalten von ihm die Investitur. Die andre Partey begab sich nach Speyer, und erhielt noch auf einige Wochen Frist.

In diese Zeit fällt auch der Tod des Erzbischoffs Arnold von Cöln, der zu geistlichen und weltlichen Geschäfften gleich wenig taugte. Beyde Vacanzen veranlaßten den Kayser an den Niederhein zu gehen. In seinem Gefolge befanden sich die Bischöffe Otto von Freysingen, und Albert von Meißen. Bey Bobart einem königlichen Cammergute im Trierischen am Rhein gelegen, kamen ihm schon Gesandte aus Cöln mit der Nachricht entgegen, daß sein Canzler Arnold zum Erzbischoff erwählt sey, und daß man nur noch auf den Kayser warte, um die Wahl bestätigen zu lassen. Conrad nahm die Nachricht mit vielem Vergnügen auf, und bemächtigte sich auf dem weitern Fortmarsche zweyer sehr festen Schlösser. In das eine an der Mosel gelegene, das Kohin hieß, warf er eine Besatzung: das andere, Rheineck, am Rhein, ließ er verbrennen. Hier war es auch, wo ihm Arnold entgegen kam. Die beyden vorhingenannten Bischöffe, welche ihn begleiteten, weihten nicht weit vor Cöln eine Kapelle ein, die er auf seinem eignen Gute erbaut hatte. Endlich landete er zu großer Freude des Volks und des Klerus zu Schiffe in Cöln an, ertheilte dem Arnold, so sehr sich auch dieser dawider sträubte, die Investitur auf die geistliche und weltliche Würde, und gieng sodann in die Burg zu Nimwegen, um die Sache der Utrechter zu schlichten.

Mittlerweile hatte Herrmann vor seinem Nebenbuhler Friedrich entweichen müssen. Die Utrechter kommen in groſser Menge auf dem Rhein an, in den sie durch die Waal, einen Arm dieſes Flusses, gelangen konnten. Der Kaiſer wollte sie mit ihrer Gegenpartey ausgleichen, konnte aber auf keine Weiſe etwas ausrichten. Sie verlangten sicheres Geleite, um wieder zurückzukehren, und sagten: es sey ihnen unmöglich vor einem weltlichen Richter einen Proceß auszumachen, den sie schon beym Pabst anhängig gemacht. Eine so beleidigende Antwort muſste den Kaiſer nothwendig erbittern, und er würde sie auf der Stelle geahndet haben, wenn er ihnen nicht schon Sicherheit für ihre Personen versprochen gehabt hätte. Auch war es ihm für itzt noch nicht möglich etwas gegen Utrecht selbst zu unternehmen, weil er nach Bayern gehen muſste, um dort die Unruhen zu dämpfen, welche durch einige Grafen waren veranlaſst worden.

Er gieng also um Pfingsten nach Coblenz, verabschiedete hier die spanischen Gesandten, die sich lange bey ihm verweilt hatten, und gieng dann nach Bayern, wo er in Regensburg Hoftag hielt, und zweyen päbstlichen Legaten, Octavian und Jordan Audienz ertheilte. Die Ausschweifungen der Söhne des Pfalzgrafen Otto hatten die Folge, daſs ihr Vater in die Acht erklärt, und sein in der Donau gelegenes Schloſs Kelhaim so lange belagert ward, bis er einen von ihnen als Geiſsel stellte. Hierauf beendigte er die Streitigkeit der Utrechter Kirche zum Vortheile Herrmanns und zur Ehre des Reichs; und sein Verfahren wurde vom römischen Stuhl bestätigt, wodurch allen fernern Schwierigkeiten vorgebeugt ward.

Itzt hatte Conrad in seinem Reiche alles in Richtigkeit gebracht, bis auf den einzigen Römerzug, auf dem

dem er sich die Kaiserkrone holen wollte. Eine tödliche Krankheit aber, welche man seinen italienischen Aerzten Schuld giebt, die ihn auf Rogers von Sicilien Anstiften vergiftet haben sollen, vereitelte sein Unternehmen. Er kam zwar nach Bamberg zum Reichstag, starb aber daselbst den 15ten Februar 1152. Die Reichsinsignien übertrug er dem Herzog Friedrich, nebst seinem einzigen Sohne Friedrich. Denn da er die Unmöglichkeit, seinen noch unmündigen Sohn zum Thronfolger zu haben, sehr wohl einsahe, so wünschte er zum Besten des Reichs und seiner Familie, daß man seines Bruders Sohn zum römischen König erwählen möchte. Die Anverwandten des Verstorbenen wollten den Leichnam in das Kloster Lorch bringen, und ihn daselbst neben seinem Vater beysetzen; allein die Geistlichkeit zu Bamberg hielt es für schimpflich, wenn sie ihn nicht bey sich behielt, und so geschah es, daß er neben dem Grabe des Kayfers Heinrich, des Stifters von Bamberg, beerdigt ward.

Zweytes Buch.

Ich weiß es sehr wohl, Friedrich, Zierde der Kaiser und Könige! daß meine Feder, wenn sie eure preißwürdigen Thaten erzählt und eure sich immer mehrenden Siege, dem Gewichte des Inhaltes unterliegen wird. Jedoch unter zweyen Uebeln, wenn ich so reden darf, ist es besser, das geringere zu wählen, besser zu wenig von seinem erhabenen Gegenstande zu sagen, als gänzlich zu schweigen. Da ich nun das erste Buch mit Kaiser Conrads, eures glorreichen Oheims, Tode, als dem Anfang eurer Laufbahn geschlossen habe, so will ich dieses zweyte Buch, das eurem Ruhme gewidmet ist, folgendermaßen beginnen.

Nach dem, im Jahre 1152. erfolgten Tode Conrads, versammelten sich zu Frankfurt alle Fürsten Deutschlands nebst einigen italienischen Baronen, um ein neues Oberhaupt zu wählen. Denn dieß ist ein besonderes Vorrecht des römischen Reichs, daß seine Beherrscher nicht durch Erbfolge, sondern durch Wahl der Fürsten bestimmt werden. Hier nun wurde Herzog Friedrich von Schwaben, Herzog Friedrichs Sohn, einstimmig den 3ten März zum deutschen König ernannt.

Die Ursache, warum alle so einmüthig für Friedrich stimmten, läßt sich aus folgendem erklären. Im römischen Reiche waren bisher zwey berühmte Familien gewesen, die der Heinriche von Gibelingen, (Weiblingen) und der Guelfen von Altdorf. Aus der einen stammten Kaiser, aus der andern große Herzoge. Beyde waren, wie es bey ehrsüchtigen Großen gewöhnlich der Fall ist, eifersüchtig auf einander, und erregten dadurch häufige Unruhen im Staate. Endlich geschah es durch Gottes Vorsehung, der seinem Volke künftig Friede verleihen wollte, daß unter Heinrich dem fünften der Vater des jetzt regierenden Friedrichs, der aus der königlichen Familie abstammte, eine Tochter Herzog Heinrichs von Bayern, heyrathete, und durch eben diese Heyrath beyde Häuser mit einander verknüpfte. Nun sollte durch Erhebung Friedrichs auf den deutschen Thron der schwere langwierige Groll der Guelfen und Gibellinen, den bloße Privatabsichten genährt hatten, vollends gehoben werden; daher wurde auch Conrads noch unmündiges Kind bey der Wahl übergangen.

Nachdem nun alle ihm gehuldigt, und die Versammlung gröstentheils auseinander gegangen war, gieng Friedrich mit den wenigen übrigen, die er sich auslas, am Donnerstage zu Schiffe, trat bey dem königlichen

niglichen Gute Sinzich wieder ans Land, und kam den Sonnabend in Aachen an. Den folgenden Tag, Sonntag Lätare, wurde er von den Bischöffen in die Marienkirche geführt, von Arnold, Erzbischoff von Cöln gekrönt, und auf den fränkischen Thron gesetzt, den Karl der Große in dieser Kirche aufgestellt hatte.

Das sonderbarste bey seiner Thronbesteigung war, daß in einer so kurzen Zeit nicht allein eine große Menge Fürsten und Edler des deutschen Reichs, sondern selbst verschiedne aus Frankreich, wohin sich das Gerücht hievon wider Vermuthen schon verbreitet hatte, zusammen kamen.

Gleich hier bey dem Anfang seiner Regierung gab er einen auffallenden Beweis seiner unerbittlichen Gerechtigkeitsliebe. Als man ihm nach vollendeter Salbung die Krone aufsetzte, fiel einer von den Hofbedienten, der mit andern wegen schwerer Vergehungen in Ungnade gefallen, und verabschiedet worden war, mitten in der Kirche ihm zu Füßen, in der Hoffnung, daß die frohen Ereignisse dieses Tages Friedrichs Gemüth zur Gelindigkeit würden gestimmt haben. Allein Friedrich war nicht zu bewegen. Nicht Haß gegen seine Person, sprach er, sondern Achtung für das was Recht ist, haben ihn meiner Gnade verlustig gemacht. Alle Anwesende erstaunten über die feste Entschlossenheit desjenigen Mannes, dessen Handlung die Bedachtsamkeit eines Greises vorauszusetzen schien, und den weder Fürsprache der Großen, weder Schmeicheleyen des Glücks, noch äussere angenehme Eindrücke zu einer tadelhaften Schwachheit vermögen konnten.

Auch den sonderbaren Umstand muß ich hier noch erwähnen, daß an eben demselben Tage, in eben derselben Kirche, und von denselben Bischöffen, welche

Fried-

Friedrich gekrönt hatten, ein Geistlicher, der auch Friedrich hieß, zum Bischoff von Münster ordinirt ward, gleichsam als wenn der oberste König und Hoheprieſter bey der Feyerlichkeit zugegen geweſen wäre, da an einem Tage und an einem Orte, zwey Perſonen, die nach der Einrichtung des alten und neuen Bundes allein die ſacramentaliſche Salbung empfangen können, auch wirklich geſalbt wurden.

Nach vollendeter Feyerlichkeit verſammlete Friedrich die verſtändigern und mächtigern Fürſten in dem Palaſt, berathſchlagte ſich mit ihnen über Staatsangelegenheiten, und beſchloß, Geſandte an den Pabſt, die Stadt Rom, und alle italieniſche Staaten zu ſchicken, um ihnen ſeine Erhebung auf den Thron anzudeuten. Zu dieſem Geſchäffte wurden zwey gelehrte kluge Männer auserſehen: Hilin Coadjutor von Trier, und Eberhard Biſchoff von Bamberg. Von Aachen gieng Friedrich in die Gegend des Unterrheins, ſtrafte die Utrechter ihrer Widerſetzlichkeit wegen an Gelde, beſtätigte den Biſchoff Herrmann in ſeiner Würde, kehrte darauf zu Oſtern in Cöln ein, und gieng von hier durch Weſtphalen nach Sachſen.

Um die däniſche Krone ſtritten damals zwey Blutsverwandte: Peter, auch Sueno genannt, und Kanut. Friedrich berief ihrenthalben eine zahlreiche Reichsverſammlung zu Merſeburg, vor der ſie in aller Unterwürfigkeit erſchienen, und ihren Streit der Entſcheidung der Fürſten überließen. Dem Ausſpruch derſelben zufolge entſagte Kanut mit Beybehalt einiger Provinzen durch Ueberreichung des Schwerts dem königlichen Titel, denn nach Reichsſitte werden Königreiche durchs Schwert, Provinzen durch eine Fahne vom Kaiſer übergeben, oder zurückgenommen. Peter hingegen wurde zum Könige ernannt, und leiſtete den Eyd der

Treue, durch den er sich als einen Vasallen des Kaisers bekannte. Er empfieng also aus der Hand des letztern die Krone seines Reichs. Waldemar der ebenfalls mit ihm nahe verwandt war, erhielt ein gewisses Herzogthum in Dännemark.

Friedrich hatte noch nicht Sachsen verlassen, als der Tod des Bischoffs von Magdeburg, welches der Sitz des Erzbischoffs von Sachsen ist, Anlaß zu einem Zwiespalt gab, indem einige den Probst Gerhard, andre den Dechant des Stifts zu der erledigten Würde erheben wollten. Beyde Parteyen entschlossen sich endlich an den Kaiser zu gehen. Dieser versuchte anfangs die Sache in Güte auszumitteln, weil er aber damit nichts ausrichten konnte, so brachte er es bey der Partey, welche für den Decan stimmte, so weit, daß sie den Bischoff Wichmann von Zeitz, einen jungen rechtschaffnen Mann erwählten, der dann sogleich herbeygerufen, und von dem Kaiser mit den Regalien des Stifts belehnt ward. Denn nach einem Rechte, das unter Heinrich dem fünften, wo der Investiturstreit geschlichtet ward, die Kirche dem Reich zustand, kann der Kaiser, mit Zuziehung seiner Fürsten, wenn bey einer Bischoffswahl die Stimmen getheilt sind, einen Bischoff nach Gefallen ernennen: auch darf der Erwählte nicht eher consecrirt werden, als bis er von ihm die Regalien durch den Scepter erhalten.

Nachdem nun Friedrich ganz Sachsen in die gehörige Verfassung gesetzt, und sich des Gehorsams der Großen versichert hatte, gieng er nach Regenspurg, der Hauptstadt von Bayern, und ließ sich daselbst im Closter St. Emmeran (denn der Dom war mit einigen Straßen abgebrannt) krönen. Auch kamen hier die Gesandten aus Italien mit angenehmen Nachrichten zurück.

Ist

Iht glaubte Friedrich den rechten Zeitpunkt getroffen zu haben, um die Ruhe seiner Staaten zur Bekriegung der Ungarn zu benutzen, die er dem Reiche gern wieder einverleiben wollte. Weil er aber die Zustimmung der Fürsten aus gewissen geheimen Ursachen nicht erhalten konnte, so verschob er die Ausführung seiner Absicht auf eine bequemere Zeit.

Die einzige Unruhe, welche jetzt den Kaiser in Deutschland beschäfftigte, wurde durch den Streit zweyer seiner Anverwandten um das Herzogthum Bayern erregt. Der eine war sein Oheim väterlicher Seite, Herzog Heinrich, der andre war Heinrich, seiner Mutter Bruderſohn, dessen Vater, gleiches Namens, wie schon anderswo gesagt worden, Kaiser Conrad aus Bayern nach Sachsen vertrieb, und das Herzogthum erst dem Leopold, des Marggrafen Leopolds Sohn, nachher seinem Bruder Heinrich übertrug. Um nun diese Uneinigkeit beyzulegen, forderte er beyde auf, sich im October zu Würzburg zu stellen. Der zweyte erschien, der erste aber mußte mehrmalen citirt werden.

Hier in Würzburg kamen auch Flüchtlinge aus Apulien an, welche Roger aus ihren väterlichen Wohnsitzen vertrieben hatte. Sie warfen sich unter Vergiessung vieler Thränen dem Kaiser zu Füßen, und brachten ihn zu dem Entschluß, theils um ihr Unrecht zu rächen, theils auch die Kaiserkrone an sich zu bringen, in weniger als zwey Jahren einen Feldzug nach Italien zu thun.

Gerhard, einer von den beyden Competenten zum Magdeburgschen Bißthum, wollte sich nicht mit dem Ausspruche Friedrichs begnügen, sondern gieng nach Rom an den Pabst Eugen, und klagte Wichmann an, daß er sich widerrechtlicher Weise der Bischoffswürde

würde angemaßt habe. Der Pabſt nahm das Verfahren des Hofes ſehr übel auf, und bezeugte ſein Mißvergnügen, ſowohl in ſchriftlichen Antworten an diejenigen Biſchöffe, welche als Anhänger des Hofes zum Beſten Wichmanns an ihn geſchrieben hatten, als auch durch mündliche Vorſtellungen einiger Cardinäle, welche nachher zu uns herüberkamen. Sein Schreiben war folgendermaßen abgefaßt;

Biſchof Eugen, Knecht der Knechte Gottes, entbiethet ſeinen ehrwürdigen Brüdern, den Erzbiſchöffen Eberhard von Salzburg, Hartwich von Bremen, Hillin von Trier, und den Biſchöffen Eberhard von Bamberg, Hermann von Coſtnitz, Heinrich von Regensburg, Otto von Freyſingen, u. ſ. f. Heil und apoſtoliſchen Segen.

Das Schreiben, welches ihr in Betreff des Magdeburger Bißthums an uns aufgeſetzt, haben wir mit ſchuldiger Güte aufgenommen. Allein bey Leſung deſſelben hat uns kein geringes Erſtaunen überfallen, maßen es Dinge enthält, die ſich gar nicht mit der Pflicht, welche euch als Biſchöffen obliegt, vereinigen laſſen. Denn da ihr durch göttliche Vorſehung an die Spitze der Kirche geſetzt ſeyd, damit ihr von da aus alles Nachtheilige von ihr abwehren, das Nützliche mit eifrigem Beſtreben erhalten ſollet, ſo habt ihr, wie es euer Schreiben ausweiſt, nicht auf das geſehen, was zum Beſten der Kirche Gottes dient, was mit den canoniſchen Geſetzen übereinſtimmt, und folglich vom Willen des Himmels genehmigt wird, ſondern auf das, was den weltlichen Regenten gefällt. Statt die Geſinnungen der letztern zu berichtigen, ſie von Verirrungen zurückzuführen, und ihnen zu zeigen, wo der Weg des Herrn ſey, habt ihr ihnen falſche Anſchläge ertheilt,

theilt, und euch nicht als eine Mauer für das Haus Israel bezeugt; ja so gar, um mich der Worte des Propheten zu bedienen, die Mauer, welche sie aufführten, mit Leimen ohne Spreu überworfen. Es thut mir tief im Herzen wehe, daß ich dieß bekennen muß.

So dachte nicht der Oberste der Apostel, dem sein Glaubensbekenntniß das Vorrecht verschaffte, der Grundstein der ganzen Kirche zu werden. Als ihm und den Aposteln die Kinder der Welt den Tod drohten, wenn sie fortfahren würden, im Namen Jesu zu predigen, so antwortete er, voll Vertrauen auf die Kraft des Herrn: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Ihr aber gebt, um den Fürsten nicht entgegen zu seyn, jener von ihnen unternommenen Handlung, euren Beyfall, da doch die Verordnungen der Kirche, und des Höchsten Wille derselben offenbar zuwiderlaufen. Denn der Ausspruch des göttlichen Gesetzes gestattet es nicht, daß ein Bischoff ohne Noth, oder ohne daß der sichtbarste Vortheil daraus erwüchse, sein Bißthum mit einem andern vertausche, ja bey der Wahl desselben muß mehr als irgendwo auf Einstimmigkeit des Clerus und des Volks gesehen werden. Von dem allen aber finden wir bey der Versetzung unsers ehrwürdigen Bruders Wichmann aus Zeitz nach Magdeburg nicht die geringste Spur; sondern da saht ihr allein auf Fürstengunst, dachtet nicht daran, ob die Bedürfnisse einer Kirche, oder die Nutzbarkeit der Person das Unterfangen begünstigen, und versetztet wider Willen des Clerus, ja, wie man sagt, trotz der Protestation des größten Theils, den Bischoff von Zeitz nach Magdeburg.

Hier-

Hierüber wundern wir uns um so viel mehr, da wir den Wichmann aus seinem bisherigen Betragen als einen würdigen einsichtsvollen Mann kennen, und daher den Nutzen, den er seiner ersten Kirche zu verschaffen im Stande ist, nicht abläugnen können.

Mag nun der Hauch zeitlicher Antriebe jeden andern hin und her bewegen; - wir fußen auf den festen Felsen, der gewürdigt ward, Grundstein der Kirche zu seyn: wir dürfen, und wollen uns auch nicht jedem Winde fremder Grundsätze Preis geben, oder uns durch irgend etwas von der Richtschnur der heiligen Gesetze abbringen lassen. Deswegen befehlen wir euch durch gegenwärtigen Brief, in dieser Sache fernerhin nicht parteyisch zu seyn, und unsern theuersten Sohn Friedrich, den Gott zur Erhaltung der Freyheit unserer Kirche auf den römischen Thron gesetzt hat, durch Ermahnungen so weit zu bringen, daß er ebenfalls von seinem Vorhaben abstehe, und nicht gegen Gott, gegen die heiligen Verordnungen, gegen die Pflicht der königlichen Würde in dem angefangenen Unternehmen fortfahre; sondern die Magdeburger Kirche, so wie jede andere, die in dem Reich, das ihm Gott verliehen, befindlich ist, freye Macht lasse, jeden, welchen sie mit Gott will, zu wählen. Hernach, wenn die Wahl geschehen ist, kann er ihr, wie es seiner königlichen Majestät geziemt, seine Zustimmung geben. Sollte sie nun etwas für jenen unsern vorhingenannten Bruder thun, so würden wir Gründe haben weder seinem Willen noch eurem Begehr auf irgend eine Weise entgegen zu seyn, gegen Gott aber, und die heiligen canonischen Vorschriften können wir unter keinerley Gesuch unsern Entschluß von uns geben.

Gegeben zu Segni den 17. August.

In der Osterzeit des folgenden Jahres (1153) befand sich Friedrich zu Bamberg, und hatte an seinem Hofe zwey Cardinäle, die vom apostolischen Stuhl zu Absetzung einiger Bischöffe bestimmt waren. In Worms, wo er die Pfingsten feyerte, ließ er durch eben diese Cardinäle den Erzbischoff Heinrich von Maynz absetzen, der gegen alle noch so häufigen Ermahnungen in seiner Diöces nichts als Unheil anrichtete. An dessen Stelle wurde der Canzler Arnold durch einige Cleriker und Layen, welche nach Worms gekommen waren, erwählt. Hier stellten sich auch die beyden vorhin erwähnten Heinriche, die um das Herzogthum Bayern stritten.

Da aber der eine behauptete, er sey nicht gesetzmäßig citirt worden, so konnte ihre Sache dießmal nicht entschieden werden.

Ferner erklärten die Cardinäle auf Friedrichs Bewilligung den Bischoff Burkhard von Eichstädt für unfähig zu fernerer Amtsführung, und nun wollten sie auch gegen den Magdeburger und andre Bischöffe ihr Urtheil fällen. Friedrich aber befahl ihnen, ehe er es dahin kommen ließ, wieder nach Italien zurückzukehren.

Nach des Eugenius Tode, der als ein gerechter und frommer Mann bekannt war, gelangte Anastasius auf den apostolischen Sitz, dessen vieljährige Erfahrung ihn mit der Politik der römischen Curie genau bekannt gemacht hatte. Dieser schickte einen Cardinal, Namens Gerhard, als Legaten nach Deutschland, um durch ihn die bekannte Magdeburger Streitigkeit, in Absicht der dort vorgefallenen Bischoffswahl zu beendigen. Gerhard traf um Weyhnachten in Magdeburg ein, wo sich auch damahls

Frie-

Friedrich aufhielt, mußte aber unverrichteter Sache und schimpflich wieder abziehen, weil er gegen den Willen des Monarchen in manchen Stücken eigenmächtig hatte handeln wollen. Er starb noch auf der Rückreise. Dagegen ließ Friedrich den Wichmann mit einer Gesandtschaft nach Rom abgehen, die bey dem Pabste nicht blos die Genehmigung des ganzen Verfahrens, sondern auch das Pallium für Wichmann selbst auswirkten. — Eine Begebenheit, die um so mehr Aufsehen machte, da mehrere aus dem eignen Munde der Römer wußten, daß man in Rom um keinen Schritt habe nachgeben wollen. Seit diesem Vorfalle wuchs die Macht Friedrichs in weltlichen so wohl als kirchlichen Angelegenheiten sehr.

Im September dieses Jahrs wurden die Fürsten und Edeln von Bayern nach Regensburg vorgeladen, um den durch den Streit beyder Herzoge gestöhrten Landfrieden wiederherzustellen. Allein auch dießmal zerschlugen sich die Unterhandlungen. Zu gleicher Zeit beschäfftigten den Kaiser die Verbindung, in welche er mit dem griechischen Kayser Manuel treten wollte. Er war nemlich kurz vorher durch päbstliche Legaten von seiner Gemahlin geschieden worden, weil er mit ihr in naher Blutsverwandtschaft stand. Nun hatte er den Vorsatz, sich mit einer griechischen Prinzessin zu vermählen, und mit Manuel eine Allianz gegen Wilhelm von Sicilien zu schließen, der seinem unlängst verstorbenen Vater Roger in der Regierung gefolgt, und als ein Feind beyder Kayserthümer anzusehen war. Zu dem Ende schickte er auf den Rath seiner Großen den Anshelm von Hamelburg, und Alexandern als Gesandten nach Constantinopel. Letzterer war ehemals Graf von Apulien gewesen, aber von Robert nebst den übrigen Edeln dieser Provinz, weil

weil sie seinem herrschsüchtigen Geiste verdächtig schienen, vertrieben worden.

Im December stellten sich die beyden Heinriche zwar wieder zu Speyer vor Gericht: allein der Vorwand des einen, daß er auch dießmahl nicht gesetzmäßig sey vorgeladen worden, zog die Sache wieder in die Länge, bis endlich Friedrich eines Handels überdrüßig ward, an dessen Beylegung er schon zwey Jahre gearbeitet hatte. Er that also zu Gunsten dessen den Ausspruch, der an Bayern, als an sein väterliches ihm vorenthaltenes Erbtheil, Ansprüche machte, und den er auf dem bevorstehenden Feldzuge sehr gut brauchen konnte. Er hielt deßwegen zu Goslar eine Reichsversammlung, vor welche er beyde Herzoge durch Edikte citirte. Der eine erschien, der andre nicht, und so wurde dem Herzog Heinrich von Sachsen durch Gutachten der Fürsten das Herzogthum Bayern zuerkannt.

Im dritten Jahr seiner Regierung (1154), also nach Ablauf der beyden Jahre, an deren Schluß er sich zu einem Zuge nach Italien verpflichtet hatte, versammelte er zu Anfang des Octobers ein Heer im Lechfelde. Von diesem edlen Entschlusse konnte ihn der ziemlich laute Unwille anderer Fürsten, der durch seinen neulichen Ausspruch gegen einen so großen Reichsfürsten rege gemacht worden, nicht abhalten. Er achtete vielmehr alles, was dahinten war, für nichts, und strebte voll, Vertrauen auf Gott, nur nach dem, was vor ihm lag.

Der Marsch gieng durch Brixen, das tridentinische Thal, über die Alpen, bis an den See Guarda in den tridentinischen Gefilden. Hier blieb Friedrich eine Weile liegen, um sich mit seinen Großen über den weitern Zug zu berathschlagen, und vor allen Dingen

ſich erſt den Beherrſcher des Himmels zu verſöhnen. Denn auf dem Wege durch die Gebürge hatte ſich der Soldat aus Mangel an Lebensmitteln an verſchiedenen heiligen Oertern vergriffen.

Ob nun gleich dieſe Ausſchweifung dadurch hinlänglich entſchuldigt werden konnte, daß die Noth ſie dazu gezwungen, ſo ließ Friedrich dennoch unter dem geſammten Heere eine Collecte anſtellen, durch welche eine anſehnliche Summe Geldes zuſammen kam, die er vermittelſt zweyer Geiſtlichen an die Biſchöffe von Trient und Brixen übermachte, mit dem Andeuten, ſie an alle diejenigen heiligen Oerter auszutheilen, welche bey dem Durchmarſche gelitten hätten. — Wahrlich eine trefliche auf das allgemeine Wohl abzweckende Handlung des Fürſten, der bey den wichtigſten Unternehmungen zuvor die Gnade des Höchſten, ohne den nichts gut anzufangen, nichts glücklich beendigt wird, zu erlangen, und die Rache des Himmels von ſeinem Volke abzuwenden ſucht.

Von hier kam er in den Ronkaliſchen Feldern am Po, unweit Piacenza, im Nov. an. Einer alten Gewohnheit zufolge pflegen in dieſem Felde die fränkiſchen ſo wohl als deutſchen Könige, wenn ſie an der Spitze eines Heers ſich die römiſche Kaiſerkrone holen, liegen zu bleiben. Hier wird ein Schild an einer hohen Stange aufgeſteckt, und die ganze Schaar der Ritter, welche Lehen beſitzen, durch den Reichsherold aufgefordert in der nächſten Nacht bey dem Fürſten Wache zu halten. Nun bietet jeder ſeine Lehensmänner durch Herolde auf. Wer bey der Nachtwache gefehlt hat, wird den folgenden Tag vor den König, und die Fürſten, oder andre angeſehene Männer geladen, und ſo wird jeder, der ein Lehen beſitzt, aber ohne Willen ſeines Herrn ausgeblieben iſt, deſſelben verluſtig erklärt.

Dieſe

Dieſe Gewohnheit beobachtete hier auch Friedrich, und ſo geſchah es, daß die Lehen einiger weltlichen Herren eingezogen wurden. Eben ſo ergieng es auch den Biſchöffen Hartwich von Bremen, und Ulrich von Halberſtadt, jedoch mit dem Bedinge, daß ſie blos für ihre Perſon die Regalien verlohren, denn dieſe ſind von den Fürſten nicht den Perſonen, ſondern der Kirche auf immerwährende Zeiten verliehen worden.

Italien, dieſer anmuthige Garten, hat gegen Mitternacht die Alpen, gegen Mittag das Apenniniſche Gebürge, welches itzt unter verändertem Namen das Gebürge Bardo heißt; gegen Abend das Tyrrheniſche, und gegen Morgen das Adriatiſche Meer. Auſſer dem Po, den die Geographen zu den drey berühmteſten Flüſſen Europa's zählen, durchſtrömen das Land noch viele andre Gewäſſer. Sein Boden iſt ſo ſchön, als das Clima gemäßigt iſt. Es iſt fruchtbar an Korn, Wein, und Oehl, und erzeugt ſo viele Fruchtbäume, daß man deren ganze Wälder, vorzüglich von Caſtanien, Feigen und Oehlbäumen findet.

Das obere Italien wird in drey Provinzen getheilt, Venetien, Aemilien, Ligurien. Im erſteren war Aquileia, im zweyten Ravenna, im dritten Mayland die Hauptſtadt oder der erzbiſchöfliche Sitz.

Die Strecke Landes, innerhalb des Apenningebürges, worinn auch Rom begriffen iſt, heißt das innere Italien; diejenige aber, welche auſſerhalb dieſes Gebürges liegt, heißt Campanien, Apulien oder Calabrien, ehedem groß Griechenland. Andre Geographen theilen Italien nur in zwey Theile, in das obere und untere.

Barbaren aus der Inſel Scandinavien, welche unter ihrem Herzog Alboin nach Ungarn gegangen waren,

unterwarfen sich das Land, und gaben einer Provinz den Namen Longobardey. Ihre Weiber hatten sich nemlich, um männlich auszusehen, weil sie Kriegsdienste thun mußten, die Haupthaare über das Kinn geschlagen, und erhielten daher den Namen Longobarden von den langen Bärten. Seitdem führt das ehemelige Aemilien den Namen Romaniola, da die alten Einwohner im ravennischen Exarchat sehr zusammengeschmolzen sind. Jedoch hat die Vermischung der Barbaren mit den Eingebohrnen des Landes, bey der Güte des Clima's und Bodens so glücklich auf die jetzigen Einwohner gewirkt, daß man an ihnen eine nicht geringe Cultur in Sprache und Sitten bemerkt. Selbst ihre Staatsverfassung ist ein Nachbild der alten römischen, und ihre Freyheitsliebe geht so weit, daß sie sich lieber von Consuln als von Regenten beherrschen lassen.

Diese Consuln werden fast alljährlich aus den drey Ständen, der Capitaneen, Valvassoren und Gemeinen erwählt, damit sie keine Gelegenheit haben, sich eigenmächtig zu machen, und auch kein Stand sich vor dem andern Vorrechte anmaße. Daher kommt es, daß jede von den Städten, unter welche das Land vertheilt ist, alles was in ihrem Bezirk wohnt, an sich gerissen hat, und kaum irgend ein edler oder sonst vornehmer Mann in dem weitläuftigen Lande zu finden ist, der nicht die Regierung der Stadt, zu welcher er gehört, über sich anerkennte. Jeder einzelne Landesstrich, der seine eigne Gerichtsbarkeit hat, heißt eine Grafschaft.

Um ihre Nachbarn in Respect zu erhalten, werden junge Leute aus dem niedrigsten Pöbel, oder solche die verächtliche Handwerke treiben, welche andre Nationen, von den freyen Künsten als unrein verbannen, zum Soldatendienste genommen, in welchem sie zu ehrenvollen

renvollen Beförderungen gelangen. Hierin liegt der Grund, warum ſie vor allen übrigen Städten an Macht und Reichthum ſo viel voraus haben; auſſerdem kömmt ihnen auch noch die Abweſenheit der römiſchen Kaiſer ſehr wohl zu ſtatten.

Das einzige, was ihnen aus der vorigen Rohheit zurückgeblieben iſt, beſteht darinn, daß ſie keinen Geſetzen gehorchen, ſo ſehr ſie ſich auch rühmen, nach Geſetzen zu leben. Denn den Kaiſer, dem ſie doch ohne alle Schwierigkeiten ſich unterwerfen ſollten, empfangen ſie faſt nie mit der ihm gebührenden Ehrfurcht; oder unterziehen ſich ſeinen Geſetzen nicht anders, als wenn ihnen eine ſtarke Execution ins Land geſchickt wird. Anſtatt nun, daß der Unterthan durch Geſetze, der Feind durch Waffen gezwungen wird, ſo empfangen ſie den Kaiſer, der doch nur die ihm zuſtändigen Rechte fordert, öfters als einen Feind.

Hieraus entſteht nun ein doppelter Schade für den Staat, ſo wohl in Rückſicht auf den Kaiſer, als auf den Unterthan: jener muß ſeine Aufmerkſamkeit auf Bezwingung der Rebellen lenken, dieſer muß ſich bemühen ein Heer ins Feld zu ſtellen: und der Unterthan verliehrt immer ſehr viel, wenn er mit Gewalt zum Gehorſam gezwungen wird. Der Landesherr iſt in dieſem Fall bey Gott und Menſchen entſchuldigt, da er nicht anders handeln konnte, als er handelt; auf den Unterthan hingegen fällt der ganze Vorwurf zurück.

Unter den Städten des Landes, von dem hier die Rede iſt, behielt Mayland, das zwiſchen dem Po und den Alpen liegt, den Vorzug. Es führt den Namen Mayland (Mediolanum, Mittelland) von ſeiner Lage, indem es auf einer Inſel liegt, die von den Flüßen Teſin und der Adda, welche von den Alpen herab in den

Po fließen, gebildet wird. Andre wollen den Namen von einer Sau herleiten, die auf der einen Seite Borsten, auf der andern Wolle gehabt (also Mediolanum, Halbwollen). Mayland behauptet den Vorrang vor den übrigen Städten nicht allein wegen seiner Größe und vielen tapfern Einwohner, sondern auch deswegen, weil es sich die beyden nah gelegenen Städte Como und Lodi unterwürfig gemacht hat. Großes Glück aber erregt Uebermuth: so ergieng es auch Mayland. Es haschte schwindelnd von der Höhe, zu der es gelangt war, nach verbothenem Gute, befeindete seine Nachbarn, und scheute sich nicht, neuerdings den Zorn des Regenten gegen sich zu reitzen. Wie dieß letztere zugegangen sey, will ich kürzlich auseinander setzen, vorher aber etwas von den Gerechtsamen des Reichs erwähnen.

Es ist eine alte Sitte, die von der Zeit an, da das römische Reich an die Franken übergieng, bis auf den heutigen Tag besteht, daß der Monarch, wenn er einen Zug nach Italien thut, einige seiner Hofleute voraus schickt, die durch alle Städte und Dörfer ziehen, und von den Einwohnern die Lieferungen, das Fodrum genannt, eintreiben müssen. Nun trifft es sich oft, daß Städte, Dörfer, oder Schlösser diese Forderung entweder gar nicht oder nur zum Theil erfüllen wollen, und deshalb gänzlich zerstöhrt werden.

Eine andre ebenfals alte hergebrachte Gerechtigkeit besteht darin, daß alle Würden und Magistrats-Functionen aufhören, so bald der Monarch Italien betritt, und daß jetzt seine Entscheidung allein nach Vorschrift der Gesetze, und der Rechtskundigen Urtheil Kraft hat. Diese gestehen ihm so gar das große Vorrecht zu, von allen Landesproducten, die zur Unterhaltung der Armee dienen, mit Ausnah-

me

me des Saatkorns und der allernöthigſten zum Feldbau gehörigen Ochſen, völligen Gebrauch zu machen.

Während der fünf Tage, welche Friedrich in den Ronkaliſchen Feldern verweilte, erſchienen viele Fürſten, und die Angeſehenſten aus allen Städten, als Deputirte vor ihm, und brachten ihre Klagen an. Wilhelm, Marggraf von Montferrat, der von allen italieniſchen Edeln faſt allein die Obermacht der Städte nicht anerkannte, beſchwerte ſich in Verbindung mit den Biſchoff von Aſti, über den Uebermuth der Aſtenſer; der erſtere führte noch beſondere Klagen über die Einwohner von Caira.

Es würde meiner Meynung nach ein ſehr unerheblicher Beytrag zur Geſchichte der ſiegreichen Unternehmungen Friedrichs ſeyn, wenn ich alle Caſtelle, Bergſchlöſſer, Städte und dergleichen, die er zum Theil mit ſtürmender Hand erobert hat, einzeln hernennen wollte. Ich übergehe ſie lieber, um zu dem Wichtigern zu eilen. Ferner kamen die Conſuln aus Como und Lodi, in Gegenwart der Mayländiſchen Conſuln Obert von Orto und Gerhard Negro, mit Beſchwerden über die Unterdrückungen ein, welche ſie von den Mayländer erdulden mußten. Da nun Friedrich das obere Italien betreten, und durch das Mayländiſche Gebieth gehen wollte, ſo behielt er iene Conſuls bey ſich, um ſie als Wegweiſer und zu Beſtellung der Quartiere zu gebrauchen. Endlich fanden ſich auch Geſandte der Genueſer ein, welche ohnlängſt Almeria und Liſſabon, zwey wichtige durch Seidenmanufacturen berühmte ſpaniſche Städte den Sarazenen abgenommen, und daſelbſt reiche Beute gemacht hatten. Sie brachten unter andern koſtbaren Geſchenken, Löwen, Strauſſen und Affen mit.

Friedrich rückte aus den Ronkaliſchen Feldern ins Mayländiſche ein, wurde aber von den Conſuln an dürre unfruchtbare Oerter geführt, wo ſelbſt gegen Bezahlung keine Lebensmittel zu erhalten waren. Unwillig über dieſen Betrug entließ er ſeine Wegweiſer, und fieng jetzt an, die Mayländer feindlich zu behandeln. Zufälliger Weiſe trat damals ein heftiges Regenwetter ein, wodurch die Erbitterung der Soldaten, die ſchon genug vom Hunger leiden mußten, aufs Höchſte getrieben wurden, ſo, daß alle ſich bemühten, den Monarchen noch mehr gegen die Mayländer aufzubringen.

Eine andere Urſache eines Haſſes gegen ſie war, daß ſie ſich weigerten, die von ihnen zerſtörten Städte wieder aufzubauen, ja ſogar Verſuche machten, ihn durch Beſtechungen auf ihre Seite zu ziehen. Friedrich zog alſo ſein Heer aus den Wüſteneyen in beßre Gegenden, und ließ es nicht weit von der Stadt von dem beſchwerlichen Marſche ausruhen.

In der Nähe lag ein ſehr volkreiches Städtchen Roſetta, in welchem die Mayländer eine Beſatzung von fünfhundert bewaffneten Reutern unterhielten. Dieſe hatten Befehl, alles, was irgend brauchbar war, zu vernichten, den Ort anzuzünden, und ſich nach Mayland zurückzuziehen. Einige von ihnen wurden vor den Thoren der Stadt von Friedrichs Leuten theils verwundet, theils gefangen.

Die Mayländer verſahen ſich aus einem ſo mißlichen Anfange keines glücklichen Fortgangs, und ſchleiften, um Friedrichs Zorn zu ſtillen, das Haus des Conſul Gerhard, der als Urheber dieſes Unglücks anzuſehen war. Friedrich aber kehrte ſich nicht daran, ſondern drang, um ihnen noch mehr wehe zu thun, bis zum Fluß Teſin vor. Ueber dieſen Fluß führen zwey hölzerne Brücken, welche von den Mayländern zum

Behuf

Behuf ihrer Streifereyen gegen die Einwohner von Pavia und Novara angelegt, und mit Schanzen befestigt waren. Friedrich ließ sie, sobald sein Heer hinüber war, verbrennen, eroberte die schönen Vestungen, Mumma, Gailard, und Trica, welche die Mayländer auf Novarischen Boden erbaut hatten, und legte sie ebenfals in Asche.

Novara ist eine Stadt mittlerer Größe, die, seitdem sie vom Kaiser Heinrich zerstöhrt ward, wieder mit einer neuen Mauer und einem ziemlich festen Walle versehen ist. Im Bezirk derselben wohnt der Graf von Blandrate, der gegen die gewöhnliche Staatsverfassung von Italien, das ganze Novarische Gebiete unter Mayländischer Hoheit besitzt. Die Mayländer trachten selbst nach der Stadt Novara und Pavia, so wie sie auch andre Städte verschlingen.

Hierauf zog sich Friedrich durch Vercelli und Turin über den Po nach Pavia, und erklärte die Einwohner von Caira (Chiera) und Asti als Rebellen und Feinde in die Acht, weil sie seinen Befehl, die Gerichtsbarkeit des Marggrafen von Montferrat anzuerkennen, nicht respectieren wollten. Sie verließen aber, da er sich ihnen näherte, ihre Vestungswerke, und zogen sich in die umliegenden Gebürge.

Friedrich traf zuerst in Caira ein, wo er hinlänglichen Vorrath fand. Vor seinem Abzuge der nach einigen Tagen erfolgte, ließ er die Thürme, deren die Stadt nicht wenige hatte, abtragen, und die Häuser in Brand stecken. Von hier gieng er nach Asti, das er zwar leer an Menschen, aber voll Beute fand. Auch diesen Ort ließ er nach einem Aufenthalt von mehreren Tagen plündern und anzünden.

Ehe er von Asti abzog, machte er mit Zuziehung einsichtsvoller Personen eine Verordnung, die den vielen Uneinigkeiten in der Armee abhelfen sollte, und von allen und jeden beschworen werden müßte. Zufolge derselben durfte Niemand innerhalb des Lagers ein Schwert zu irgend einem Nachtheil seines Kameraden tragen, oder mußte gewärtig seyn, im Uebertretungsfall, wenn er einen verwundete, die Hand oder gar den Kopf zu verlieren. Dieses so weise als nothwendige Gesetz that die beste Wirkung, und brachte die unüberlegte Jugendhitze zur Ruhe.

Nicht weit von Asti lag die Stadt Tortona, die durch Natur und Kunst wohl befestigt war, und sich mit den Mayländern gegen Pavia verbunden hatte. Der größte Theil des Gebietes von Pavia erstreckt sich über den Fluß Tesin hinaus, wird durch keinen Fluß oder Berg begrenzt, und ist daher mehr den Plackereyen der Tortoneser als der Mayländer ausgesetzt.

Friedrich forderte die erstern auf, ihr Bündniß mit den letztern aufzugeben, weil sie sich aber dessen weigerten, so wurden auch sie für Feinde des Reichs erklärt. Darauf rückte er von Asti in eine Mark, Namens Busca, wo er einige Tage campirte, während daß einige seiner Truppen, mit seinem Bruder Conrad, dem Burgundischen Herzog Bertold, und seinem Fahnträger Otto, einem Pfalzgrafen aus Bayern, vorausgiengen, um die Lage der Stadt auszukundschaften, welche, nachdem sie selbst bis an die Vestungswerke gestreift, und alles gehörig in Augenschein genommen, auf der andern Seite des Flusses Taner in der Nähe desselben sich setzten.

Drey Tage darauf kam auch Friedrich an diesem Fluß an, der aber durch plötzliche Regengüsse so sehr an-

angeſchwollen war, daß er ſich mit jenen, die auf dem entgegenſtehenden Ufer ſtanden, nicht eher vereinigen konnte, als bis das Waſſer etwas verlauffen war. Aber nun wurde auch der Anfang mit den Feindſeligkeiten gemacht. Gleich beym erſten Anlauf waren die mit Mauer und Thürmen verſehene Vorſtädte erſtiegen. Beynahe hatte die einbrechende Nacht, und entſtandene üble Witterung die Einwohner verhindert, ſich in die obere Burg zurückzuziehen.

Tortona liegt faſt am Fuß des Apenniniſchen Gebürges, da wo ſich dieſes mit den Alpen vereinigt. Vor ihm eröffnet ſich die Ebene von Pavia und Mayland. Es liegt auf einem runden Berge, deſſen Seiten ſteile Felſenwände bilden, hat viele ſtolze Thürme, und vorzüglich einen aus Backſteinen, der vom Tarquinius Superbus aufgeführt worden und heut zu Tage Rubea heißt. Die auf dem Abhang des Berges erbaute Vorſtadt, durch welche ein kleines Waſſer fließt, iſt ſtark bevölkert, und mit Mauern und hohen Thürmen gut verwahrt.

Nachdem Friedrich die Vorſtadt eingenommen hatte, ſchritt er zur Belagerung der Burg, oder der Stadt ſelbſt. Auſſer den Tortoneſern, welche in dieſer Burg lagen, hatten auch noch die Mayländer, und die benachbarten Baronen, unter denen ein Marggraf Opiz mit dem Beynahmen Malaſpina war, ihre Truppen hineingeworfen, ſo da ſie ſich ſtark genug fühlten, dem Fürſten Troz zu bieten.

Die Belagerung von Tortona begann zu Anfange des Februar. Friedrich beſetzte den Berg rund umher, damit keiner entkommen, ſondern die ganze Menge wie in einem Kerker zuſammengepreßt bleiben möchte. Er ſelbſt nahm ſein Lager auf der weſtlichen

lichen Seite, Herzog Heinrich von Sachsen in der Vorstadt, oder der südlichen Seite gegen die Apenninen, und die Pavesaner in der Ebene, die gegen Pavia und Mayland nach Osten und Norden sich erstreckt.

Friedrich unterließ nichts, durch Maschinen aller Art dem Ort vorzüglich an seiner schwächeren Seite auf das härteste zuzusetzen. Die Belagerten hingegen wehrten sich um so verzweifelter, je mehr sie in die Enge getrieben wurden. Ein Hagel von Steinen und Pfeilen hielt sie in beständigem Schrecken, aber noch mehr als dieser marterte sie ihr eigenes Gewissen, das ihnen Abtrünnigkeit von ihren Herrn vorwarf, und der Anblick des Galgens an den sie als Rebellen sollten aufgeknüpft werden.

Demohnerachtet wagten sie, als wenn sie frey von aller Furcht wären, häufige Ausfälle, bey denen der Verlust auf beyden Seiten beträchtlich war. Denn von den Unsrigen blieben, die vielen Verwundeten ungerechnet, zwey edle junge Ritter, Kadold aus Bayern, und Johann von Sachsen. Von den Rebellen wurden, ausser denen die in der Vestung getödtet oder verwundet waren einige lebendig gefangen genommen, und vor aller Augen aufgeknüpfet. Eines Tages soll ein Stein aus der Wurfmaschine, die wir h. z. T. Marga nennen, mit einer solchen Gewalt gegen die Mauer geschmettert seyn, daß er in drey Stücke zerschellte, und drey Soldaten in voller Rüstung tödtete.

Unterdessen war das Lager der Pavesaner den häufigsten Anfällen ausgesetzt. Deswegen mußten auch Wilhelm Marggraf von Montferrat, und einige andere italienische Baronen zu ihnen stoßen. Denn der einzige Brunnen, der die Belagerten noch mit Wasser ver-

verſah, floß gerade in der Gegend des Lagers, und gab zu faſt ununterbrochnen Gefechten Anlaß, weil man ihnen den Gebrauch deſſelben verwehren wollte. Der andere Bach hingegen, der mitten durch die Vorſtadt ſich ergoß, war von dem Schutt der Mauern und Thürme verſtopft, und aus ſeinem Bette getreten; zugleich wurde er von dem Herzog zu Sachſen ſo genau bewacht, daß der Feind auch keinen Tropfen trüben Waſſers von daher erhalten konnte.

Bey dem allen verzögerte ſich die Belagerung zum größten Unwillen Friedrichs, der ſehnlich wünſchte, ſich bald im Beſitz der Kayſerkrone zu ſehen. Um nun recht bald zu ſeinem Zweck zu gelangen, ließ er nicht allein die Werke mit Mauerbrechern erſchüttern, ſondern bediente ſich auch eines ſehr ungewöhnlichen Mittels, indem er unter dem ſogenannten Rubea Thurm Minen anlegte, welche den Einſturz deſſelben befördern mußten. Dieſer Thurm ſteht an der Stelle, wo Mangel der natürlichen Befeſtigung die künſtliche nöthig machte. Denn ſonſt iſt die Stadt ohne Wall und Graben, blos durch ihre Lage innerhalb jäher Felſen, genug befeſtigt.

Aber auch dieß Mittel wurde durch Gegenminen, welche die Belagerten gruben, vereitelt, und es iſt wahrſcheinlich, daß es ihnen einige der Unſrigen verrathen haben. Hierauf verſuchte Friedrich ein anderes. Er ließ nemlich todte Körper von Menſchen und Vieh in den vorbemeldten Brunnen werfen, und als auch dieſes nichts fruchten wollte, brennende Fackeln von Pech und Schwefel hineinlegen, durch die das Waſſer ganz ungenießbar wird.

In der Nähe lag ein Mayländiſcher Ort, der durch Natur und Kunſt wohl befeſtigt iſt. Auf dieſen

sen hatte Friedrich sein Augenmerk gerichtet. Nun wurden in seinem Lager Leitern und andere zum Sturmlaufen erforderlichen Werkzeuge, vor den Augen der Tortonesser, verfertigt, die nicht anders gläubten, als daß diese Zurüstungen zu ihrem Verderben gemacht würden. Um Mitternacht begeben sich einige tapfere auserlesene Ritter unter Anführung des Herzog Bertolds und des Pfalzgrafen Otto auf den Weg nach jenem Ort, legen Leitern an, ersteigen schon die Mauern, und würden, da alles in tiefem Schlaf begraben lag, ihren Zweck erreicht haben, wenn nicht ihr zu voreiliges Geschrey die Einwohner aufgeweckt hätte.

Hier muß ich noch einer ausserordentlichen Kühnheit oder Verwegenheit eines gemeinen Soldaten gedenken, der dieser langen Belagerung überdrüssig, den übrigen ein Beyspiel geben wollte, wie sie beherzt den Sturm wagen sollten. Er nahm nichts, als sein Schwert, Schild, und kleines Beil, (wie es diese Art Menschen zu tragen pflegt) kletterte gegen den Rubeathurm an, und bahnte sich mit dem Beile den Weg. Weder die häufigen Steine, welche von den Wurfmaschinen der Belagerten gegen den Thurm, noch die Pfeile und Steine, die aus der Vestung selbst geschleudert wurden, konnten ihn zurückschrecken; er gelangte an den schon halb zerstörten Thurm, kämpfte hier muthig, streckte einen Feind zu Boden, und kehrte aus so unzähligen Gefahren unbeschädigt ins Lager zurück. Friedrich wollte ihn zur Belohnung seiner Tapferkeit zum Ritter machen, da er aber bekannte, daß er nur ein Gemeiner sey, und bleiben wolle, so wurde er mit ehrenvollen Geschenken begabt.

Das bittre ungenießbare Wasser erregte in der Vestung sehr große Noth. Aus andächtigen Absichten be-

beſchloß Friedrich vier Tage lang, vom grünen Donnerſtag bis zum zweyten Oſtertag die Feindſeligkeiten einzuſtellen: am Charfreytage eröffneten ſich die Thore der Stadt. Alle Cleriker und Mönche zogen in Proceſſion mit Kreuzen, Rauchfäſſern u. ſ. w. heraus, dem feindlichen Lager entgegen. Friedrich, der ſie von ferne erblickte, ſchickte Biſchöffe und gelehrte Männer an ſie ab, die ſie um die Urſache ihres Aufzugs befragen ſollten.

Wir ſind, antworteten ſie, ein unglückliches Häuflein aus Tortona, das ſich zu des Kaiſers Füßen werfen, und das Elend klagen will, welches wir nicht durch unſre, ſondern durch die Schuld ruchloſer Bürger erleiden. Da wir nun jetzt nicht vor das Antlitz unſers Herrn und Fürſten hintreten können, ſo wollen wir derweilen uns zu den Füßen Eurer Gnaden hinwerfen, und inſtändigſt bitten, daß ihr nur die Menſchen menſchlicher behandeln, und unſer Elend ſo zu Herzen nehmen wollet, als wenn es euch beträfe. Wir legen weder für die Stadt, noch für ihre rebelliſchen Unterthanen eine Fürbitte ein. Hätte ſie doch nie unſer Auge geſehen, nie das Schickſal mit uns verknüpft, das uns für die Zukunft nichts als Verderben bereitete! Soll denn der Unſchuldige mit dem Schuldigen, der, welcher nichts verbrochen, mit dem Verbrecher zu gleicher Strafe von einem billigen Richter verurtheilt werden? Wir ſind eingeſperrt, allen Schrecknissen einer belagerten Stadt ausgeſetzt, müſſen den brennenden Durſt mit verdorbenem Waſſer löſchen, und — ach! dieß iſt das ſchmerzlichſte — Die Umſtände verhindern uns, in dieſer heiligen Paſſionszeit Gott zu dienen. Denn bey den Altären ſauſen Pfeile und Steine umher, die uns viel zu ſehr zerſtreuen als daß wir in einer ruhigen Gemüthsverfaſſung bleiben könnten, weder in unſerm

Schlaf-

Schlafgemach, noch im Oratorio ſind wir ſicher, und können Gott nicht das Opfer des Friedens in Frieden bringen. Was haben wir gethan? was haben wir verſchuldet? ſind wir mit Mayland gegen Pavia zum Streit verbunden? darf uns als Bundesgenoſſen einer aufrühreriſchen Stadt des Fürſten Zorn treffen? Wir haben bisher wehrlos, ohne mit einem Menſchen, geſchweige denn mit Rebellen verbunden zu ſeyn, allein im Dienſte Gottes mit geiſtlichen, nicht aber mit weltlichen, Waffen geſtritten. Ohne unſern Rath rüſtet ſich der Krieger. Wir wiſſen es ſelbſt nicht, wenn er in den Streit auszieht. Das alles geſchieht auf Anſtiften der Conſuln und Großen der Stadt: ſie ſind es, die an dem Kriege Schuld haben. Unſere Geſchäffte ſind bloß auf kirchliche Verrichtungen eingeſchränkt, wir dürfen nur für der Könige und andrer hoher Standespersonen ungeſtörte Ruhe, zu Gott, dem Könige der Könige, unſre tägliche Bitte hinaufſchicken. — Aber, wird jemand einwenden, mitgefangen, mitgehangen. Theile mit dem die Strafe, deſſen Genoſſe in Freveltaten du geweſen biſt. Wer Pech angreift, beſudelt die Finger. Böſe Gewohnheiten verderben gute Sitten. Der Pſalmiſt ſagt: Bey dem Heiligen wirſt du heilig ſeyn, und bey dem Böſen wirſt du böſe werden.

War es denn unſer Wille oder göttliches Verhängniß, war es Beytritt zu den Frevlern, oder Noth, die uns zwang, an dem Ort zu bleiben? Iſt es alsdenn unmöglich in den Ringmauern Babylons, unter Menſchen, denen man mit Abſcheu begegnen, aber nicht entfliehen kann, kein Babylonier zu ſeyn? Ich kann ja bey einem Uebelthäter mich befinden, ohne ſein Genoſſe oder Freund zu ſeyn. Umſtände können mich mit einer Perſon in nahe Verbindung ſetzen, ohne mich

durch

durch irgend ein Recht zu ihren Fehlern zu verpflichten. Wenn ich des Menschen Natur liebe, so kann ich die zufälligen Mängel derselben hassen. Beweißt jemand aus dem obenangeführten Spruche des Weisen oder Psalmisten, daß gute oder böse Gesellschaften zu Tugenden oder Lastern verleiten, so kann dieß nicht so ganz allgemein gelten, sondern als eine Regel die unter Umständen Ausnahme leidet. Auch gilt das Beyspiel vom Pech nicht vom Aufenthalt unter bösen Leuten, sondern vom Beytritt zu ihren Gesinnungen. Auch erlangt die angeführte biblische Stelle aus dem Contexte einen ganz andern Sinn, indem sie sich nicht auf uns, sondern auf Gott bezieht, der in seiner Gerechtigkeit dem Heiligen heilig, dem Verkehrten verkehrt erscheint, eben so wie eine gerade Linie auf einer krummen Wand durch Augentrug krumm erscheinet. Daher sagt der Psalmist auch an einer andern Stelle: Wie gut ist der Gott Israels denen, die reines Herzens sind: und in einer folgenden Stelle: du wirst dein gebeugtes Volk beglücken, und die Augen der Stolzen daniederschlagen.

Möchte doch der Fürst der Erde dem Herrn des Himmels nachahmen, und wenn in einer Stadt der Demüthige beym Hoffärtigen gefunden wird, jenen nicht mit diesem zu gleicher Strafe ziehen. Erbarmt euch also, ihr Herren und Väter, unsers Zustandes, schaut mitleidig auf uns, die wir die Wundenmahle Christi tragen: und sollte euch unser hartes Schicksal nicht erweichen, o so möge es doch das Abbild des Herrn thun.

Aber ach! wie wunderbar ist das Schicksal der Menschen! Tortona! du leidest nicht für deine Verbrechen, sondern weil Pavia dich verleumdet hat; und du Pavia! klagst Tortona wegen Ungerechtigkeiten an, da doch, eins gegen das andre abgewogen, deine Schaale

te so viel schwerer ist. Es ist doch billig, wirst du sprechen, daß Tortona, als Bundesgenossin einer Stadt, die durch unbiegsamen Stolz ihre Nachbaren druckt, gerechte Strafe leide? Wohlan! Tortona ist eine Bundesgenossin Maylands, aber weswegen? Nicht um ihrer selbst willen, sondern aus Furcht vor dir; nicht um durch verstärkte Macht Herrschaft zu gewinnen, sondern um sich vor deinen Gewaltthätigkeiten zu sichern. Die Einäscherung von Laumellino bewog mich, den Schutz von Mayland zu suchen. Du verurtheilst Mayland, weil es bey rechtmäßiger Gelegenheit Cano zerstöhrt hat: auf dich selbst aber siehst du nicht, da du doch Laumellino eine Reichsstadt, die mit vielen tapfern Rittern besetzt, und als Residenz deines Pfalzgrafen berühmt war, ungescheut, und ohne Ursach zerstöhrt, und dich dabey einer schändlichen List bedient hast, indem du die Einwohner unter dem Vorwand, Friedensunterhandlungen mit ihnen zu pflegen, herauslocktest und gefangen nahmst. Jener, der edelste unter den Großen Italiens, der dein Herr seyn sollte, ist dein Einsasse worden; er dem du Abgaben hättest entrichten sollen, ist dir jetzt zinsbar. Laß doch Friedrich sehen, wie ehrenvoll für ihn und das Reich dieser dem Richter Italiens an der Seite steht! Laß deinen Vasallen Recht sprechen über die Verbrecher im Lande, laß sehen wie Er, der jetzt unter deinen Fahnen dient dem Arm der Gerechtigkeit Ehre machen wird! Ein gerechter Richter möge also billig urtheilen, möge vorher Tassino bestrafen, damit sich die übrigen Italienischen Städte ein Beyspiel daran nehmen.

Doch, was geht uns dieß an? Wir armes Häuflein, das nur dem Dienste Gottes gewidmet ist, sehen bloß auf unser Schicksal, und kümmern uns nicht um die Mächtigen der Erde. O käme doch das gold-

ne Zeitalter wieder, wo der Landmann, Pflug und Schaufel in der Hand, den Schooß der alles ernährenden Erde, nicht aber die Eingeweide seines Nebenmenschen durchwühlt: dann würde die Gott geweihte Schaar im Wachen und Beten ungestört bleiben. Wehe dem, der das Mordgewehr zum Verderben des menschlichen Geschlechtes zuckte, der seine Natur verleugnend gleich einem reissenden Thiere das erste Menschenblut vergoß. Wir haben nichts gethan, wir büßen anderer Verbrechen. Uns also möge deine fürstliche Huld verschonen, und wenn die unglückliche Stadt keine Gnade hoffen darf, uns wehrlose wenigstens, die von pestartigen Ausdünstungen angesteckt, und dem Tode nahe sind, die Freyheit gestatten, einen so bedrängten Ort zu verlassen."

So sprachen sie, streckten die Hände gen Himmel, und warfen sich mit einem großen Geheule, und unter Vergießung vieler Thränen denen zu Füßen, die an sie abgeschickt waren.

Friedrichs Seele ward zwar durch diesen Auftritt tief im innersten bewegt, aber doch durfte er, um nicht den Verdacht einer tadelhaften Schwäche zu erwecken, den Bitten kein Gehör geben. Die Geistlichen mußten also wieder in die Vestung zurückgehen. So sehr ihn das Schicksal dieser armen Leute auch schmerzte, so sehr freute ihn der Gedanke, daß diese stolzen Bürger jetzt bis zur Muthlosigkeit herabsinken würden. Allein das mannichfaltige Unglück hatte die Belagerten noch nicht kleinmüthig gemacht. Die vier Tage, welche ihnen zum Waffenstillstand bewilligt waren, nahmen sie an, um sich insgeheim eine Schleudermaschine zu verfertigen, mit der sie nachher vielen Schaden thaten, biß sie endlich, vorzüglich aus Mangel an trinkbarem Wasser, sich auf Bedingungen ergaben.

Drey Wochen nach Ostern, im April, geschah die Uebergabe der Stadt, die sogleich geplündert, zerstört und verbrannt ward. Nur die Einwohner wurden durch des Fürsten gnädigen Willen beym Leben und Freyheit erhalten. Bey der Gelegenheit wurde auch ein vornehmer Grieche befreyt, den Opiz Malaspina in ein hartes Gefängniß auf der Burg einer Geldforderung wegen hatte setzen lassen. Es war ein jammervoller Anblick, wie die armen Einwohner aus ihren Löchern, wie aus Todtengrüften, in leichenähnlicher Gestalt hervorkrochen.

Nach erhaltenem Siege zog Friedrich triumphirend in Pavia ein, wohin ihn die Bürger eingeladen hatten. Hier wurde er am Sonntag Jubilate, in der Kirche des heil. Michael, wo das alte Schloß der Longobardischen Könige stand, gekrönt, und hielt sich drey Tage in dieser Stadt auf, während welcher viele kostbare Feyerlichkeiten von derselben veranstaltet wurden. Von hier gieng er über Piacenza nach Bononien, wo er die Pfingsten feyerte, und dann den Theil Italiens, der jetzt Tuscien heißt, betrat. Den Pisanern, die im Besitz vieler Inseln und Seestädte sind, gab er Befehl, Schiffe gegen Wilhelm von Sicilien auszurüsten. Um dieselbe Zeit erhielt Anselm, Bischoff von Havelburg, der aus Griechenland zurückgekommen war, durch Wahl des Clerus und Volks das Erzbisthum von Ravenna, und zugleich als Belohnung für seine treflichen Dienste das Exarchat derselben Provinz.

Bey Viterbo kam ihm der Pabst Adrian mit seinen Cardinälen entgegen, und trug ihm die Beschwerden gegen das römische Volk vor, von welchem die Päbste, seit der eingebildeten Wiederherstellung der Senatorwürde, manches Herzeleid hatten erdulden müssen.

An

An dieſer Empörung hatte ein gewiſſer Arnold von Breſcia ſehr vielen Antheil, der unter dem Deckmantel der Religion, oder, um mich eines bibliſchen Ausdrucks zu bedienen, als ein Wolf in Schafskleidern, durch verführeriſche blendende Lehren das unwiſſende Volk bethörte. Er ſtammte aus Breſcia, war daſelbſt Cleriker und Lector, und hatte unter Peter Abailard ſtudirt. Er hatte einen guten Kopf, doch beſtanden ſeine Vorzüge mehr in einer ſchwelgeriſchen Beredſamkeit, als in gründlichen Kenntniſſen. Er war ein Sonderling, der nur immer nach dem Neuen haſchte; und Menſchen dieſer Art ſind gar zu gerne geneigt, Ketzereyen und Trennungen zu erregen. Als er von der Univerſität zurückkam, legte er, um ſeinen Betrug deſto ſicherer zu ſpielen, geiſtliche Kleidung an, und fiel ohne Schonung mit ſeinem Tadel über alles her. Er ſchmälerte das Anſehn der Cleriſey und Biſchöffe, verfolgte die Mönche, und ſchmeichelte nur den Layen. Kein Cleriker, ſagte er, der ein Eigenthum, kein Biſchoff der Regalien, kein Mönch der Beſitzungen hat, kann auf irgend eine Weiſe ſelig werden; dies alles gehöre dem Fürſten, und dürfe von deſſen Freygebigkeit nur zum Gebrauch der Layen bewilligt werden. Auſſerdem ſoll er vom Sacrament des Altars und der Kindertaufe falſche Begriffe gehabt haben.

Ich würde zu weitläuftig werden; wenn ich alle ſeine Streiche aufzählen wollte. Kurz er verhetzte die ohnehin ſchon gegen die Geiſtlichkeit aufgebrachten Layen in dieſer Gegend, durch boshafte Auslegung der heil. Schrift, und trieb den Unfug ſo weit, daß ihn der Biſchoff und die Religioſen von Breſcia auf dem unter Innocenz gehaltenen groſſen Concilium zu Rom verklagten.

Der Pabst legte ihm, um der Ausbreitung seiner verderblichen Lehren Einhalt zu thun, ein Schweigen auf. Nun aber floh er aus Brescia nach Zürch in Schwaben, und fieng da sein voriges Leben wieder an. Nach Innocenz Tode, zu Anfange der Regierung Eugens, kam er nach Rom, das er im Aufruhr gegen den Pabst begriffen fand, und bemühte sich das Feuer der Empörung nur noch mehr anzufachen, indem er das Beyspiel der alten Römer hervorsuchte und zeigte, durch welche Mittel sie das geworden, was sie waren. Daher gab er den Rath man solle das Capitol wieder aufbauen, und die Senatorwürde nebst dem Ritterstand wieder einführen. Den Pabst, sagte er, geht die politische Einrichtung der Stadt nichts an, der mag sich mit der geistlichen Gerichtsbarkeit begnügen. Das Gift seiner Grundsätze verbreitete sich bald weiter, und äusserte eine so fürchterliche Wirkung, daß nicht allein die Häuser vieler Großen und Cardinäle niedergerissen, sondern die letztern selbst von dem wüthenden Pöbel verwundet, und aufs äusserste gemißhandelt wurden.

Das Uebel dauerte lange ununterbrochen fort, von Celestins Tode an bis auf diese Zeit. Alle Aussprüche der Kirche verlohren an ihm ihre Kraft, bis endlich jener Friedensstöhrer auf der Grenze von Tuscien aufgefangen, dem Gerichte des Monarchen vorbehalten, und endlich vom Präfect der Stadt zum Scheiterhaufen verdammt ward. Seine Asche warf man in die Tyber, um sie der Verehrung des thörigten Pöbels zu entziehen.

Wir verließen eben Friedrich und den Pabst auf dem Wege nach Rom, den sie beyde, der geistliche Vater und sein Sohn, unter den vertraulichsten Gesprächen fortsetzten. Die beyden vornehmsten Hö-

se

ſe ſchmolzen, wenn ich ſo reden darf, in Einen zuſammen, und handelten gemeinſchaftlich geiſtliche und weltliche Geſchäffte ab.

Sobald die Römer von Friedrichs Ankunft hörten, fertigten ſie eine Geſandtſchaft an ihn ab, die ihn zum voraus für ſie einnehmen ſollte. Sie gieng nach erhaltenem ſichern Geleite ab, traf ihn zwiſchen Sutri und Rom, und that folgenden Antrag:

„Wir, beſter König, ſind Geſandte der Stadt, angeſehene Bürger Roms, die der Senat und das römiſche Volk an euch abgefertigt hat. Hört mit heiterm Gemüthe, und mit gnädigem Ohre, was euch Rom, die Beherrſcherin der Welt, zu verkünden hat, deſſen Fürſt, Kaiſer, und Herr ihr nächſtens mit Gottes Hülfe ſeyn werdet. — Seyd ihr in Friede gekommen? fragt euch Rom. Ja ihr ſeyd es, und ich freue mich deſſen. Ihr begehrt die Herrſchaft der Welt. Mit Vergnügen erhebe ich mich, euch die Krone zu reichen, mit Frohlocken zieh ich euch entgegen. Wie ſollte der nicht mit den Segnungen des Friedens ſein Volk beglücken, es mit Huld und Ehre überſchütten, der ſchon ſo lange aller Erwartung auf ſeine Ankunft gerichtet hat? Möchten doch die alten Zeiten zurückkehren, die Vorrechte der weltberühmten Stadt wieder anerkannt, Rom unter Friedrichs Scepter zur Alleinherrſcherin erhoben, und der ſtolze Erdkreys ihr unterworfen werden! Dann würde euch der Name, und der Ruhm eines Auguſtus gebühren.

Ihr wiſt, daß Rom durch die Weisheit des Senats, durch die Tapferkeit und Kriegszucht der Ritter, ſeine Herrſchaft von einem Meere zum andern aus-

ausgedehnt und die entfernteſten Inſeln unterjocht hat. Weder die ungeſtümen Wogen des Meers, noch die ſchroffen unzugänglichen Felſen der Alpen konnten die Völker vor der Eroberungsſucht der Römer ſchützen, deren Heldenmuth ſie alle überwältigte. Aber leider! unſre Fürſten entfernten ſich von uns, der Stolz des Alterthums, der Senat, wurde vernachläßigt, die Staatsklugheit ſchlummerte ein, und ſo mußten auch nothwendig die Kräfte abnehmen.

Euch, und dem erhabenen Staate zum Beſten erbiethe ich meine Dienſte, um den hochheiligen Senat und den Ritterorden wieder herzuſtellen, damit des erſtern Rath und des letztern Waffen dem römiſchen Reiche und eurer Perſon das vormalige Anſehn wieder verſchaffen.

Sollte dieß eurer Majeſtät nicht gefallen? Sollte ein ſo großes, eurer Würde angemeſſenes Unternehmen nicht alle Belohnung verdienen? — Schenket mir alſo ein gnädiges Gehör, wenn ich euch etwas weniges von eurer und meiner Gerechtſame vortrage.

Ihr wart ein Fremdling, ich hab euch zum Bürger erkohren. Ihr wart ein Fremdling jenſeit der Alpen entſproſſen; ich hab euch zum Fürſten eingeſetzt. Was mir von Rechtswegen zuſtand, hab ich euch ertheilt. Ihr müßt mir alſo für die Beobachtung meiner guten hergebrachten Gewohnheiten, für die Aufrechthaltung der alten Privilegien, welche mir von euren Verfahren, den Kaiſern, in rechtskräftigen Urkunden zugeſichert ſind, Gewähr leiſten, daß ſie vor der Wuth der Feinde unangetaſtet bleiben: müßt meinen Officianten, die euch im Capitol den Zuruf bringen werden, fünf tauſend Pfund entrichten,

die

die beleidigte Ehre der Republik selbst mit Vergießung des Bluts rächen, und alles dieß beeydigen und beurkunden"

Diesen so stolzen als ungewöhnlichen Antrag nahm Friedrich mit gerechtem Unwillen auf, unterbrach den nach italienischer Sitte weitschweifigen gedehnten Vortrag, und voll edeln königlichen Anstands, mit gelassenen Gebärden, gab er folgendes aus dem Stegreif zur Antwort.

"Wir haben, sagte er, bisher sehr vieles von der Weisheit und Tapferkeit der Römer gehört, besonders aber von ihrer Weisheit. Daher können wir uns nicht genug wundern, daß eure Reden mehr von dem Gegentheil zeugen. Ehe du den Adel deiner Stadt beweisest, erhebst du deine alte republicanische Verfassung bis zu den Sternen. Ich kenne sie sehr gut, und, um mich der Worte eines deiner Schriftsteller zu bedienen, es war, es war vormahls Heldentugend in diesem Staate. Vormahls sage ich, und gebe der Himmel, daß ich eben so viel Grund hätte, es jetzt noch zu sagen, als ich es wünsche!

Dein und auch mein Rom hat den Wechsel der Dinge erfahren. Es konnte nicht dem Schicksal entgehen, welches der Himmel nach einem unveränderten Gesetze allen Wesen unter dem Monde bestimmte. Dein Adel wanderte aus dieser unserer Stadt in die Kayserstadt des Orientes hinüber, und Jahrhundertelang hieng der durstige Grieche an deiner köstlichen Brust. Der Franke, edel durch seinen Namen und sein Thun, entriß dir den Rest deiner noch übrigen Hoheit. Willst du den alten Glanz deines Roms, den ehrwürdigen Senat, die

Kunst ein Lager zu formiren, die Tugend und Mannszucht des Ritterordens, den unerschrocknen, unbezwungenen Muth in Gefechten kennen lernen, so schau auf unsern Staat. Alles dieß findest du bey uns; es ist zugleich mit der Obergewalt zu uns herübergekommen. Wir haben nicht die bloße Herrschaft empfangen. Sie kam zu uns, umgürtet mit ihrer Tugend, im Gefolge aller ihrer Vorzüge. Eure Consuln sind bey uns: euer Senat ist bey uns: eure Ritter sind bey uns. Die Großen unter den Franken werden dich mit Klugheit beherrschen, fränkische Ritter deinen Beleidiger mit dem Schwerte vertreiben.

Du rühmst dich, mich gerufen, mich zuerst zum Bürger, nachher zum Kayser gemacht, mir alles gegeben zu haben, was dein war. Wie unerhört, wie widersinnig, wie unerweislich das sey, magst du selbst und die Sachkundigen untersuchen. Laß uns in die Geschichte der Kaiser neuerer Zeit hineingehen, und sehen, ob nicht unsre hochseligen Vorfahren, Carl und Otto den Besitz der Stadt keiner fremden Schenkung sondern ihrem eigenen Arm zu verdanken gehabt, ob sie nicht Rom und Italien den Griechen und Longobarden entrissen, und durch Gewalt der Waffen zum fränkischen Reiche geschlagen haben. Das können deine Beherrscher Desider und Berengar beweisen, auf die du trotzest, denen du als deinen Kayfern anhiengst. Die Geschichte lehrt es, daß sie nicht allein von unsern Franken bezwungen und gefangen, sondern auch in der Gefangenschaft alt geworden, und gestorben seyn. Ihre Asche die bey uns begraben liegt, kann dieß unwiderleglich beweisen.

Du sprichst, ich sey auf deinen Ruf gekommen. Ja, ich bin gerufen; aber laß hören, weswegen? Feinde

Feinde bedrängten dich, und weder dein eigner Arm, noch der verzärtelte Grieche konnten dich retten. Da mußte der Franke dir seinen Heldenarm leihen. War diß freywilliger Ruf oder nothgedrungene Aufforderung? In deinem Elend riefst du den Glücklichen an, in deiner Schwachheit den Starken, in deiner Ohnmacht den Mächtigen, in deiner Bedrängniß den Sichern. Unter diesen Umständen eingeladen, wenn anders diß eine Einladung heißen kann, bin ich gekommen. Ich machte deinen Fürsten zu meinem Vasallen, und nun bist du bis auf den heutigen Tag meiner Bothmäßigkeit unterworfen. Ich bin rechtmäßiger Besitzer; versuch es, wer da will, die Keule dem Hercules aus der Hand zu winden. Vielleicht soll dieses der Sicilianer thun, auf den du baust? Er mag sich an den Beyspielen anderer spiegeln. Noch ist die Hand des Franken oder Deutschen nicht entnervt. Wenn uns Gott gnädig ist, und Leben schenkt, so soll auch er dereinst die Folgen seiner Verwegenheit empfinden".

"Du dringst auf die Rechte, welche ich dir halten soll. Ich will es nicht erwähnen, daß der Fürst dem Volke, nicht aber das Volk dem Fürsten Gesetze vorzuschreiben hat; daß einer der sein Eigenthum antritt, sich nicht erst auf Bedingungen einzulassen braucht. Wir wollen den Grund dieser Foderung selbst untersuchen."

„Drey Puncte sind es, die du von mir beschworen haben willst; über einen jeden derselben will ich dir Rechenschaft geben. Zuerst soll ich dir schwören, die Privilegien, welche du von meinen Vorfahren, den Kaisern erhalten, und deine hergebrachten Gewohnheiten zu beobachten; zweytens, deine Wohlfahrt mit

Lebens-

Lebensgefahr zu beschützen. Auf beyde Puncte will ich dir zugleich antworten.

„Das was du verlangst ist entweder gerecht oder nicht. Ist es ungerecht, so darfst du es weder verlangen, noch ich es bewilligen. Ist es gerecht, so erkenne ich, daß ich es will, weil ich's muß, und daß ich es muß, weil ichs will. Daher ists unbillig, einer freywillig übernommenen Verpflichtung, und einem pflichtmäßigen Entschluß noch einen Eyd anzuhängen. Wie könnt ich dir deine Gerechtsame schmälern, da ich jedem, auch den Niedrigsten, sein Eigenthum zu erhalten strebe? Wie sollt' ich das Vaterland, und vorzüglich den Sitz meines Reichs selbst mit Lebensgefahr nicht vertheidigen, da ich die Grenzen desselben, so viel meine Kräfte vermögen, nicht ohne jene Gefahr, wiederherzustellen bedacht bin? Davon mag das neulich bezwungene Dännemark zeugen, das dem römischen Reiche wieder beygefügt ist, und dem vielleicht noch mehrere Länder und Reiche gefolgt wären, wenn mich nicht die gegenwärtigen Angelegenheiten verhindert hätten.

Ich komme zum dritten Punkt. Du verlangst, daß ich gegen Erlegung einer gewissen Summe zum Eyde solle gelassen werden. Wie Rom? du verlangst von deinem Beherrscher, was jeder Schenkwirth von seinem Gast verlangt? Dergleichen fordert man bey uns von Gefangenen. Bin ich hier ein Gefangener? Schmacht' ich in den Banden des Feindes? Bin ich nicht mit einem zahlreichen streitbaren Heer umgeben? Wenn der Beherrscher des römischen Reichs Wohlthaten verleyht, verleyht er sie aus schuldiger Pflicht oder aus Gnade? Bis jetzt war ich gewohnt, meine Wohlthaten nach freyer Willkühr, und vorzüglich Verdienstvollen Personen mitzutheilen. Denn so wie man

von

vom Niedern mit Recht ſchuldigen Gehorſam heiſche: ſo iſt es wiederum billig daß der Große die verdiente Wohlthat ertheile. Dieſe alte, von meinen Vorfahren und auch ſchon von mir beobachtete Maxime, ſoll ich ſie etwa zu Gunſten der Bürger Roms übertreten? Warum ſollte mein Einzug nicht Wonne für die Stadt ſeyn? Aber wer unrechtmäßiger Weiſe ungerechte Forderungen macht, dem werden ſie rechtmäßiger Weiſe verweigert"

So ſprach er mit ſichtbarem Zorn. Einige von den Anweſenden fragten die Geſandten, ob ſie noch mehr vorzulegen hätten. Nach einer kurzen Verabredung unter ſich gaben dieſe liſtig zur Antwort„ ſie müßten vorher, ehe ſie weiter giengen, ihren Mitbürgern die Entſchließung des Fürſten vorher bekannt machen. Man geſtattete ihnen daher ſichern Abzug, den ſie auch in größter Eile nahmen.

Friedrich merkte die Liſt, und erhohlte ſich nun Raths bey ſeinem Vater, dem römiſchen Pabſt. Mein Sohn, ſprach dieſer zu ihm, du wirſt die Ränke des römiſchen Volks noch beſſer kennen lernen, wirſt ſehen, daß ſie in böſer Abſicht gekommen und gegangen ſind. Aber mit Gottes gnädigem Beyſtande, der da ſpricht: ich will die Klugen in ihrer Klugheit zu Schanden machen, können wir ihren feinangelegten Nachſtellungen entgehen. Laß demnach eiligſt durch einen Theil deiner tapfern und erfahrnen Soldaten die Peterskirche und das Leoniniſche Schloß beſetzen. Es ſtehen dort unſre Ritter, welſche ſie, ſo bald ihnen mein Wille angezeigt iſt, unverzüglich einlaſſen werden. Auſſerdem wollen wir ihnen auch den Cardinal Octavian, der aus dem edelſten römiſchen Geblüte abſtammt, und dein getreueſter Diener iſt, beygeſellen."

Die-

Dieser Rath wurde befolgt. Ohngefähr tausend bewaffnete Reiter, die auserlesenste Mannschaft, treffen in der frühsten Morgendämmerung in der Leoninischen Vorstadt ein, besetzen die Peterskirche, und schicken sogleich Boten mit dieser frohen Nachricht ins Lager zurück.

Pabst Adrian erwartete schon mit den Cardinälen und der Geistlichkeit auf den Stufen der Peterskirche die Ankunft Friedrichs, als dieser eine Stunde nach Sonnenaufgang durch das goldne Thor in die Leoninische Stadt einrückte, in der jene Kirche steht. Ein fürchterlich schöner Anblick war es, wie das Heer Friedrichs im Glanz der Waffen und in unversehrter Ordnung daher zog. Auf den Stufen der Peterskirche empfieng ihn der Pabst, führte ihn bis zum Bekenntniß des H. Petrus, und hielt darauf das Hochamt, nach dessen Vollendung Friedrich, umringt von bewaffneten Rittern, die Krone des Reichs empfieng im vierten Jahr seiner Regierung den 19ten Junius 1155. Bey welcher Handlung ihm von allen Anwesenden ein lauter froher Zuruf gebracht, und Gott für diese freudenvolle Begebenheit gepriesen ward.

Unterdessen besetzten seine Leute die Brücke, welche bey dem Thurm der Crescentius Burg von der Leoninischen Vorstadt bis zum Eingange der Stadt Rom selbst führt; um zu verhindern, daß der wüthende Pöbel die Feyerlichkeit der Krönung nicht unterbräche. Nach Beendigung derselben bestieg der Kaiser ein prächtig geziertes Pferd, und kehrte durch das Thor, durch das er hinein gekommen, in sein Lager zurück, welches nahe an den Mauren geschlagen war. Die übrigen folgten ihm zu Fuße nach, nur der Pabst blieb in dem Pallast, der bey der Peterskirche steht.

Die

Die Senatoren und das römiſche Volk waren eben auf dem Capitol verſammelt, als ihnen die Nachricht von der ohne ihre Genehmigung vollbrachten Krönung zu Ohren kam. Hierüber geriethen ſie in eine ſolche Wuth, daß ſie ſich zuſammen rotteten, und in dem Heiligthum der Peterskirche ſelbſt einige von den zurückgebliebenen Soldaten ermordeten. Kaum erſcholl das Gerücht dieſes Vorfalls in Friedrichs Lager, ſo mußte ſein Heer unter die Waffen treten, ob es gleich von Hitze, Durſt und Arbeit ermattet, die Erhohlung höchſt nöthig gehabt hätte. Es bedurfte der Eile um ſo mehr, da zu befürchten ſtand, daß ſich der raſende Pöbel vielleicht gar an dem Pabſt und den Cardinälen möchte vergriffen haben. Beyde Theile wurden mit einander handgemein. Die Unſrigen hatten den Vortheil, daß ſie von dem Thurm des Creſcentius weder mit Steinen noch mit Pfeilen beſchädiget wurden, da ſelbſt die Weiber für ſie ins Mittel traten. Endlich mußten die Römer uns den Sieg überlaſſen, den ſie uns lange ſtreitig gemacht hatten; und nun fieng ein fürchterliches Blutbad unter ihnen an. Rom, konnte man jetzt ſagen, empfange ſtatt arabiſchen Golds deutſches Eiſen. Dieß iſt das Geld, das dir dein Regent für deine Krone darbietet. So kauft der Franke die Herrſchaft. Solche Verträge ſchließt dein Fürſt mit dir, ſo hält er dir ſeine Eyde!

Das Treffen dauerte ohngefähr von der zehnten Stunde des Tages bis in die Nacht. Von den Römern blieben auf dem Platze oder ertranken in der Tiber beynahe tauſend, zweyhundert wurden gefangen: von den unſrigen kam, welches zum Erſtaunen iſt, nur ein Einziger Mann um, und Einer wurde gefangen. Das ungewohnte Clima, und die unmäßige Hitze, ver-

vorzüglich in der Gegend von Rom, schadete den Deutschen mehr als alle römischen Waffen.

Nach einem so glänzenden Siege kehrte Friedrich in sein Lager zurück. Den folgenden Tag zog er sich, weil ihm der erbitterte Bürger keine Zufuhr zukommen ließ, in die Ebene zurück, und von da in ein anmuthiges Thal unweit der Stadt Tibur, wo er dem ermüdeten Soldaten einige Ruhe vergönnte. Nun nahte sich das Fest der Apostel Peter und Paul, das der ganzen römischen Kirche, vorzüglich aber dem Pabste und dem Kaiser, heilig ist. An diesem Tage wurde von dem Pabst Adrian das Hochamt gehalten, und der Kaiser gekrönt. Der erstere soll bey der Messe alle, die im Gefechte mit den Römern Menschenblut vergossen, absolvirt haben, und zwar aus dem Grunde, weil der Soldat der in Dienst des Fürsten gegen den Feind des Reichs streitet, nach göttlichen und menschlichen Rechten, nicht als Mörder, sondern als Rächer der beleidigten Majestät anzusehen ist. Aus diesem Thal rückte der Kaiser in die Gegend zwischen Tusculum und Rom.

Jetzt nahten die Hundstage heran. Aus den nahgelegenen Sümpfen stiegen dicke Nebel hervor, welche die Luft rings umher verpesteten. Der Bürger von Rom, der um diese Zeit auf die Berge flieht, empfand ihre Unbequemlichkeit eben so gut, als der an das Clima völlig ungewohnte Deutsche; und hätte letzterer nur diesem Ungemach Trotz bieten können, so würde er die Römer leicht übermeistert haben. Weil aber verheerende Seuchen unter der Armee einrissen, so mußte Friedrich sich in die nahen Berggegenden zurückziehen, und die Kranken dort heilen lassen.

Hier blieb er einige Tage liegen, und trieb unter der Zeit von den nahgelegenen Städten, Caſtellen, und Dörfern den Kaiſerzins (Todrum) ein, bey welcher Gelegenheit die Einwohner von Spoleto bey ihm in Ungnade fielen,, indem ſie die achthundert Pfund, welche ſie zahlen ſollten, theils unterſchlugen, theils in falſcher Münze entrichteten. Dazu kam noch, daß ſie den Grafen Guido Guerra, den angeſehenſten unter den Tuſciſchen Großen, auf ſeiner Rückreiſe von Apulien, wohin er in Geſchäften des Kaiſers gegangen war, angehalten und ihn als einen Gefangenen behandelt hatten, ohnerachtet der Kaiſer auf ſeine Loslaſſung gedrungen. Dieſer letzte Umſtand war es vorzüglich, warum Friedrich gegen ſie auszog.

Die Spoletaner lieſſen es nicht dabey bewenden, hinter ihren ſtarken Veſtungswerken eine Belagerung auszuhalten, ſondern giengen mit Bogenſchützen und Schleudern den Kaiſerlichen entgegen; ſie fiengen auch wirklich an zu ſcharmützeln. Das iſt Kinderſpiel, rief Friedrich aus, und kein Männerſtreit. Dieß geſagt ſtürzte er mit den Seinen muthig in den Feind. Die Spoletaner leiſteten einige Zeitlang tapfere Gegenwehr, mußten ſich aber doch zuletzt wieder in die Stadt zurückziehen. Der Rückzug geſchah in ſolcher Verwirrung, daß die Kaiſerlichen mit hineindrangen; und nun war auch die Stadt verlohren, die der Plünderung Preis gegeben ward. Ehe aber die Beute fortgeſchaft werden konnte, ſtand der ganze Ort ſchon in vollen Flammen. Die Bürger, welche dem Feuer und Schwert noch entrannen, retteten ſich halbnackt auf den nahgelegenen Berg, wohin ſie weiter nichts als ihr Leben mitbrachten.

Das Gefecht dauerte von der dritten bis zur neunten Stunde. Keiner that ſich dabey ſo ſehr

hervor als der Kaiser. Er selbst führte seine Truppen gegen eine der gefährlichsten Stellen, und erstieg mit Lebensgefahr den Berg, von dem er in die Stadt einbrach. Der unausstehliche Geruch verbrannter Leichname zwang ihn sein Lager an einem andern nahen Ort aufzuschlagen, wo er zwey Tage verweilte, um auch dasjenige, was das Feuer noch verschont hatte, den armen Spoletanern nicht zu lassen.

Von hier zog sich Friedrich gegen die Küste des Adriatischen Meeres. Bey Ancona gab er den Gesandten des Constantinopolitanischen Hofes, dem Paläolog, einem edlen Griechen von kayserlichem Geblüte, und Marodoch, die sehr ansehnliche Geschenke bey sich führten, Audienz hielt mit den anwesenden Fürsten Rath, und schickte darauf den Abt Wibold von Corvey als Bevollmächtigten nach Constantinopel.

Mittlerweile war der Fürst von Capua, Graf Andreas von Apulien, nebst mehrern Vertriebenen mit der kayserlichen Gesandtschaft in Campanien und Apulien angekommen, und hatten sich ohne Widerrede in den Besitz ihres vormaligen Eigenthums gesetzt, weil man durchgängig glaubte, der Kaiser würde ihnen auf dem Fuße nachfolgen. Dieser hatte sich auch wirklich alle Mühe gegeben, die Großen in seinem Heere zu einem Feldzuge nach Apulien zu bereden, allein es war ihm aus sehr natürlichen Gründen unmöglich gewesen, durchzudringen. Die Sommerhitze war unerträglich drückend, und die Luft äusserte die schädlichsten Wirkungen bey seinen Truppen. Es befanden sich sehr wenige Gesunde unter ihnen; viele waren auch bey den häufigen Gefechten verwundet worden, andre hatte der Tod weggerafft. Dies alles zwang ihn, obgleich zu seiner großen Betrübniß, auf den Rückweg nach Deutschland zu denken.

Die

Die Armee gieng auf verſchiedenen Wegen nach Hauſe. Ein Theil ſchifften nach Venedig über: unter dieſem war Peregrin, Patriarch von Aquileja, Eberhard Biſchoff vom Bamberg, Graf Bertold, Heinrich Herzog von Kärnthen, Odoacer Marggraf von Steyermark. Ein anderer gieng durch die weſtliche Lombardey: einige über den Jupiters Berg: andre durch das Thal von Moriemne. Viele blieben bey Friedrich, der als Sieger von Ancona aufbrach, durch Sinigaglia, wo nach der Römer Meynung die Seno Gallier ehemals ihre Wohnſitze aufgeſchlagen, rückte, Fano und Imola durchzog, und nach dem Uebergang über den Apennin in den Ebenen bey Bologna kampierte. Von da zog der Kaiſer weiter, gieng auf dem Po zu Schiffe und hielt im Gebiet von Verona ſtill, wo er am Anfang des Septembers anlangte.

Es iſt ein alter gleichſam verjährter Brauch, daß die Kaiſer auf dem Hin- oder Rückmarſche nicht durch Verona ſelbſt, ſondern etwas ſeitwärts auf einer Schiffbrücke über den Etſch gehet. Dies ſollte auch jetzt geſchehen. Die Veroneſer aber bauten eine ſo zerbrechliche Brücke, daß man ſie füglicher eine Mauſefalle nennen konnte. Ferner hatten ſie oberhalb des Stromes mehrere Flöße auf das Waſſer gelegt, die dann losgelaſſen werden und die Brücke auseinander treiben ſollten, wenn die eine Hälfte der Armee hinüber würde gegangen ſeyn, damit ſie mit der zweyten abgeſchnittenen Hälfte um deſto leichter fertig werden könnten.

Allein ſie fielen ſelbſt in die Grube, die ſie andern gegraben. Friedrichs Heer kam noch glücklich, wiewohl nicht ohne Gefahr, herüber. Einige von den Veroneſern, welche ihm nachgeſetzt, wollten ſich wieder zurückziehen. In dieſem Augenblick aber ſtießen

die Flöße an die Brücke, zerschmetterten sie, und schnitten ihnen den Rückweg ab. Sie fielen also in des Kaisers Hände, und wurden zur Strafe ihrer Verrätherey hingerichtet.

In der Nähe befand sich ein äusserst schmaler Paß, wo auf der einen Seite die Etsch, auf der andern ein jäher Felsen nichts als einen sehr engen Fußweg übriglassen. Hier hielt sich ein gewisser edler Veronesischer Ritter, Alberich, mit einer Menge Raubgesindels auf. Denselben Tag, als die Armee den Fluß passirt war, kamen schon einige Kaiserliche an, die um den Durchzug anhielten, und ihn auch erhielten. Den folgenden Tag wollte man keinen mehr durchlassen. Friedrich schickte zwey der angesehensten Veronesischen Bürger Garzaban und Isaak, die ihn bisher begleitet, an die Räuberbande ab, um sie von ihrem Unternehmen abzuhalten, aber man gab ihnen kein Gehör. Eben so wenig konnte ein widerhohlter Versuch ausrichten. Das Gesindel warf beständig Steine herab, und wollte mit keinem andern Bedinge sich befriedigen lassen, als wenn jeder Ritter einen Harnisch oder ein Pferd abgäbe, und der Kaiser ihnen eine ansehnliche Summe Geldes entrichtete.

Diese Bedingung, versetzte Friedrich, ist etwas hart. Will man haben daß ein römischer Kaiser einer Räuberbande zinsbar werden soll? — Aber was zu thun? wohin sollte er sich wenden? der Fluß bot keine Furth dar, durch die man waten konnte. Die Brücke war zernichtet. Auch den Weg nach Verona versperrte ihm ein Berg, der an den Strome steil anlief und nur einen Holweg übrig ließ, den die Veroneser besetzt hielten. Nichts als ein entschlossener Streich konnte ihm aus dieser Verlegenheit helfen.

Er

Er läßt die Soldaten ihr Gepäcke ablegen, und Zelte aufschlagen, als wenn er die Nacht über hier kampieren wollte. Hier, sprach er, wo uns schon der väterliche Boden entgegen lacht, erwartet uns nach so vielen überstandenen Gefahren der letzte Kampf. Er berief die beyden Veroneser Gazaban und Isaak zu sich, um sie über die Beschaffenheit des Orts, und was sie wohl für das zuträglichste hielten, zu befragen. Wir wissen, antworteten sie, euch keinen bessern Rath zu geben, als daß ihr den hohen fast unzugänglichen Felsen zu erreichen sucht, wenn er anders nicht schon von den Feinden besetzt ist.

Friedrich befolgte diesen Rath. Zweyhundert auserlesene junge Leute gehen unter Anführung des Fahnträgers Otto von Wittelsbach durch dicke Heiden, über die unwegsamsten Berge und Felsen, und kamen endlich bey dem bestimmten Platze an. Nun aber war noch eine Schwierigkeit zu überwinden. Der Fels, den sie erklimmen sollten, war gleichsam abgemeiselt, und bot keine Stelle dar, wo nur ein Fußtritt möglich gewesen wäre. Doch halfen sie sich unter einander, so gut sie konnten. Der eine gab seinen Rücken, der andre seine Schultern her, um seinem Kameraden in die Höhe zu helfen. Endlich machten sie sich Leitern aus ihren Lanzen, weil ihnen diese Waffe bey ihrer schweren Rüstung ohnehin zur Last fiel, und so kamen sie alle glücklich hinauf.

Kaum waren sie geborgen, so zog Otto die kaiserliche Fahne hervor, die er so lange versteckt gehalten hatte. Bey diesem Signal erhoben sie ein lautes Geschrey, und zugleich setzte sich die unten im Thal stehende Armee in Bewegung. Das Entsetzen der Räuber übersteigt alle Beschreibung, da sie sich von beyden Seiten und vorzüglich von derjenigen angegriffen sa-

hen, wo ihrer Meynung nach höchstens ein Vogel zu erwarten war. In ihrem gröſsten Unglücke waren alle Auswege versperrt, so daß kein einziger entfliehen konnte; und sich von oben hinab zu rollen war mit unvermeidlicher Lebensgefahr verbunden, weil sich der Mensch, der dieses wagte, an den vielen hervorragenden Felsenspitzen während dem Fallen nothwendig zerschmettern mußte. Kurz, alle bis auf einen, der sich in einer Höhle versteckt hatte, wurden auf der Stelle niedergemacht; den Alberich nebst zwölf andern Rittern ließ der Kayser lebendig greiffen, um ihnen einen schimpflichen Tod anzuthun. Als man sie verführte, und ihnen das Urtheil sprach, daß sie am Galgen sterben sollten, trat einer aus ihrer Zahl auf, und sagte: "Laßt euch Durchlauchtigster Kaiser das Schicksal eines unglücklichen Mannes erzählen. Ich bin ein Franzose, kein Lombarde von Geburt; zwar nur ein armer Ritter, aber ein freyer Mann. Der Zufall nicht mein freyer Entschluß hat mich zu diesen Räubern geführt, bey denen ich mein Glück zu machen suchte. Sie gaben mir das Versprechen, mich an Oerter zu führen, wo ich meine dürftigen Umstände verbessern könnte. Ich glaubte ihnen nur zu leicht, ließ mich bethören, und gerieth an diesen verwünschten Ort. Wer aber mags sagen, daß ich ungezwungen die Pflichten eines Vasallen verletzt, mich gegen mein Oberhaupt, gegen den Beherrscher des Römischen Reichs aufgeworfen habe? Schone, Kaiser, schone eines Elenden, den Unglück und Betrug hiehergezogen haben. Friedrich begnadigte ihn, jedoch mußte er zur Strafe bey den übrigen Delinquenten Henkersstelle vertreten, die sich durch groſse Summen, welche sie für ihr Leben boten, nicht vom Galgen loskaufen konnten. Die Erschlagenen, deren Zahl sich auf fünf hundert soll belaufen haben, wurden Haufenweise zum warnenden

Bey-

Beyſpiel für die Vorübergehenden, auf dem Wege aufgethürmt.

Von hier gieng der Marſch durch Trident nach Botzen. Dieß iſt eine Stadt auf der italieniſchen und bäyriſchen Grenze, welche mit einem ſüßen, zur Ausfuhr tauglichen Weine nach Bayern Handel treibt. Von nun an trennten ſich immer mehrere von der Armee, je nachdem ſie der Weg in ihre Heimath führte. Endlich kam Friedrich über Brixen auf Bayriſchem Grund und Boden faſt um eben die Zeit an, in der er das Jahr vorher ausgezogen war.

So viel ſey genug von der Geſchichte dieſes Feldzuges, aus den ich nur einzelne Thatſachen ausgehoben, weil ich, um ihn vollſtändig und anmuthig zu erzählen, ihm ſelbſt müßte beygewohnt haben. Daher führt die Geſchichte den Namen Hiſtorie von einem griechiſchen Worte, das ſo viel als ſehen bedeutet. Denn wer als Augenzeuge auftritt, kann um deſto vollſtändiger und zuverläßiger ſprechen, da er von keinem andern abhängt, und weder ängſtlich noch zweifelhaft nach der Wahrheit umherſchauen darf. Es iſt hart, wenn der Schriftſteller auf ſein eignes Erkenntniß gleichſam Verzicht thun, und von fremder Willkühr abhängen muß.

Des zweyten Buchs
Zweyter Abschnitt.

Nach glücklich beendigtem Feldzuge ließ sich der Kaiser die Beylegung der alten Streitigkeit über das bayrische Herzogthum wieder angelegen seyn. Er sprach deshalb in der Gegend von Regenspurg mit seinem Oheim Heinrich, um ihn dahin zu bringen, daß er sich mit dem andern Heinrich, dem schon das Herzogthum zuerkannt war, vergleichen möchte. Diese Unterredung lief eben so fruchtlos ab, als die folgende auf der bayrischen und böhmischen Grenze, bey der sich Friedrich einiger Mittelspersonen bediente, unter denen ich mich auch befand.

Hier war es, wo Ladislaw Herzog von Böhmen, Albert Marggraf von Sachsen, Herrmann Pfalzgraf am Rhein, nebst andern hohen Personen bey dem Kaiser eintrafen. Seine Heldenthaten hatten ihn so furchtbar gemacht, daß alle Großen, die bey der Armee nicht zugegen gewesen, ihm freywillig entgegen kamen, und durch zuvorkommenden Diensteyfer um seine Gnade buhlten. Wie sehr er die Italiener in Schrecken gesetzt, kann die Gesandtschaft der Veroneser beweisen, von der wir nächstens mit Gottes Hülfe umständlicher handeln wollen.

In der Mitte des October[6] begab sich Friedrich nach Regenspurg, der Hauptstadt in Bayern, um dort einen Reichstag zu halten. Er hatte in seinem Gefolge, Herzog Heinrichs Sohn Heinrich, dem er zum Besitze von Bayern verhelfen wollte. Regenspurg

ſpurg liegt an der Donau, die von den Geographen zu den drey berühmteſten Flüſſen in Europa gezählt wird, und zwar da, wo zwey ſchiffbare Flüße, der Regen und die Nab ſich in die Donau ergießen. Der lateiniſche Name dieſer Stadt, Ratisbona, kommt von dem Wort Rates (Schiffe) her, weil ſie ſehr bequem zur Schiffahrt liegt. Vormals war ſie die Reſidenz der Bayriſchen Könige, und jetzt der Herzoge.

Vor der Reichsverſammlung klagten Arnold Erzbiſchoff von Maynz und der vorhin benannte Herrmann, Pfalzgraf am Rhein einander an. Es war nemlich faſt ganz Deutſchland während der Abweſenheit des Kaiſers mit den ſchrecklichſten Auftritten erfüllt worden; vorzüglich hatten jene beyden Fürſten ihr Uebergewicht an Macht und Tapferkeit dazu gemißbraucht, den ganzen Rheindiſtrict und beſonders das ſchöne Gebieth der Stadt Maynz mit Feuer, Schwert, und Blutvergießen zu verheeren.

Was nun das bayriſche Herzogthum anbetrifft, ſo erhielt es eben derſelbe Heinrich, dem es Friedrich zugedacht hatte. Die bayriſchen Edeln ſchwuren ihm nicht allein den Eyd der Treue als Vaſallen zu, ſondern auch die Bürger mußten ihm huldigen, und um nicht in der Folge abtrünnig zu werden, Bürgen ſtellen.

Hardewich der unlängſt durch die Wahl des Clerus und des Volks zum Biſchoff von Regensburg ernannt, und von ſeinem Erzbiſchoff eingeweyht worden, wurde auf eben dieſem Reichstage zur Verantwortung gezogen, weil er, ob gleich aus Unwiſſenheit, zu voreilig und ohne des Kaiſers Ankunft zu erwarten, die Regalien übergeben hatte, welches kein

Bischoff eher thun kann, als bis er sie aus der Hand des Fürsten erhalten. Da er nun die That weder leugnen, noch vertheidigen konnte, so verfiel er in die gesetzmäßige Strafe. Auch die übrigen, denen er sie übergeben, empfiengen eine ähnliche nach ihrem Stand und Würden eingerichtete Strafe. Denn nach einem Reichsgesetze muß jeder Fürst ein Vergehen gegen seinen Oberherrn mit hundert Mark büßen: die andern von niedrigerem Range Freye, Freygebohrne, oder die in Bedienungen stehen, müssen deren zehen erlegen.

Hier in Regensburg erschien auch der Bischoff von Verona als Deputirter der Stadt mit den beyden vorhingenannten Rittern, Garzaban und Isaac, und redete bey seiner Audienz den Kaiser folgendermaßen an. "Eure getreuen Veroneser haben uns, glorreichster Fürst, an Ew. Hoheit abgeschickt. Ich, wiewohl unwürdiger Bischoff daselbst, habe nicht eher meine Gesandtschaft antreten wollen, als bis ich alle in der großen Kirche versammelt, und Gott gleichsam zum Zeugen angenommen hatte, daß sie wirklich so dächten, als sie redeten. Es wäre doch unglaublich, daß ein edelmüthiges wohlhabendes Volk ihren Seelenhirten zum Werkzeug des Betrugs machen sollte. Dazu hätten sich geschicktere Leute für sie gefunden. Ueberdem sind mir diese Männer als Gehülfen beygesellt, von deren Treue und Ergebenheit ihr in dem letzten Feldzuge Beweise genug erhalten. Glaubt also, Herr, glaubt dem was wir sagen. Seyd versichert, daß die Bürger von Verona euch mit besonderer Liebe und Ergebenheit zugethan sind. Bey eurem Durchmarsch durch ihr Gebiete hörten sie von der Verwegenheit einiger Räuber, die euch den Weg verlegen wollten, und dafür die schuldige

Stra-

Strafe erduldet haben. Dieſe Nachricht machte ihnen viel Freude. Verbrecher gegen Ew. Majeſtät ſind aus ihrer Zahl ausgeſchloſſen. Wie könnten ſie eine Räuberbande unter ihre Mitbürger zählen? Sehr traurig wäre es für ſie, wenn ihr ſie für Mitſchuldige dieſes Vergehens hieltet, und deswegen ſind wir hergeſchickt worden, um euch zu verſichern, daß nur ein Verläumder, der andrer Glück mit neidiſchen Augen anſieht, euch dieſen Argwohn beygebracht haben könnte. Hat Verona euch nicht gehuldigt? Iſt es nicht, auch da ihr fort waret, euch treu verblieben? Würde es ſich wohl gegen ſeinen Kaiſer ſolcher Heimtücke bedienen, dergleichen es ſich nicht gegen ſeines Gleichen erlaubt? Verlangt ihr mehr? Sollten euch aber alle angeführten Gründe nicht überzeugen können, ſo iſt die Stadt erbötig, ſich einer förmlichen gerichtlichen Unterſuchung zu unterwerfen. Nehmt alſo, gütigſter Fürſt, das Bekenntniß eines unſchuldigen euch ergebenen Volkes an, und kehrt euren Zorn gegen Mayland und Rom„

Der Kaiſer überlegte dieſe Sache mit ſeinen Fürſten, und begnadigte dieſe Stadt; denn ſie erlegte eine große Geldſumme, und machte ſich durch einen Eyd verbindlich, ſo viel Soldaten, als ſie könnte, gegen die Mayländer ins Feld zu ſtellen.

Von Regensburg gieng Friedrich in die Rheinländer, und feyerte das Weyhnachtsfeſt zu Worms; denn dieſe Gegend, welche der Rhein, einer der drey berühmteſten Flüſſe Europens durchſtrömt, iſt reich an Korn, Wein, Wild und Fiſchen. Auf der Seite nach Frankreich hat ſie den nahen Ardennerwald und das vogeſiſche Gebirge, auf der deutſchen erſtrecken ſich anſehnliche Gehölze, die noch ihre barbariſchen Na-

Namen führen; folglich ist sie im Stande, den Kaisern, wenn sie nicht in Italien beschäfftigt sind, auf eine lange Zeit Unterhalt zu verschaffen. Auf dem Hoftage, den der Kaiser zu Worms hielt, fanden sich der Erzbischoff Arnold von Maynz und Pfalzgraf Herrmann ein, um wegen der Verheerungen die sie in Friedrichs Abwesenheit im Lande angerichtet, zur Verantwortung gezogen zu werden. Sie wurden beyde mit ihrem Anhange schuldig befunden, der erste wegen seines Alters, Standes und gesetzten Betragens verschonet, der andre aber mit der gebührenden Strafe angesehen.

Bey den Franken und Alemannen ist eine alte Gewohnheit, welche durch die Länge der Zeit das Ansehn eines Gesetzes erlangt hat, daß jeder Landfriedensstöhrer, ehe er das Todesurtheil empfängt, beschimpft wird. Ein Edler muß nemlich einen Hund, ein Halbfreyer einen Sattel, und ein Einsasse oder Bauer ein Pflugrad bis in das nächste Gebiete tragen. Diesem Gesetze mußten sich auch der Pfalzgraf nebst zehen andern Grafen unterwerfen, und jeder eine deutsche Meile weit einen Hund tragen. Ein so strenges Urtheil wurde bald im ganzen Reiche bekannt, und verbreitete überall ein heilsames Schrecken. Friedrich that noch mehr. Er zog allenthalben umher, zerstöhrte verschiedene Raubschlösser, und ließ mehrere solcher aufgefangenen Räuber theils hinrichten, theils auf andre Weise hart bestrafen. Nur Bayern konnte wegen des bekannten Zwistes noch nicht dieser Wohlthat des Kaisers genießen.

In demselben (1156sten) Jahre, zwischen Ostern und Pfingsten, starb Arnold Erzbischoff von Cöln, ein trefflicher Mann, der Wiederhersteller seiner Kirche. Drey Tage nach Pfingsten traf Friedrich unweit Regensburg seinen Oheim den Herzog Heinrich an, und war

war hier erſt ſo glücklich, ihn zu einem Vergleiche mit dem andern Heinrich zu bewegen. Nichts hatte dem Kaiſer ſo ſehr am Herzen gelegen, als zwey ſo Große ihm ſo nahe verwandte Reichsfürſten ohne Blutvergießen mit einander auszuſöhnen. In der darauf folgenden Woche beging er zu Würzburg mit vieler Pracht ſein Beylager mit Beatrix des Grafen Reinalds Tochter. Reinald ſtammte aus einem alten berühmten Burgundiſchen Geſchlechte her, und war Graf von dem Theile Burgunds, das ehemals von dem König Rudolph dem Kaiſer Heinrich, Conrads Sohn, vermacht worden war. Von eben dieſer Provinz führten auch Conrad und ſein Sohn Bertold den herzoglichen Titel.

In Burgund, ſo wie in allen Provinzen Frankreichs iſt es eingeführt, daß die Herrſchaft dem ältern Bruder und ſeinen Kindern, ſowohl männlichen als weiblichen Geſchlechts zufälle; die übrigen Geſchwiſter müſſen ihn gleichſam als ihren Herrn betrachten. Daher kam es, daß Wilhelm, mit dem Beynahmen der Knabe, des Herzogs Conrad Schweſter Sohn, die Herrſchaft von Burgund erlangte. Nach ſeiner Entleibung (unter Heinrich V oder Lothar II) ſollte dem Grafen Reinald die Erbſchaft zufallen, aber er war dabey zu unthätig, verließ ſich zu ſehr auf ſeine gerechte Sache, und verſäumte es, ſich an den Kaiſer zu wenden, den dieſes ſo ſehr verdroß, daß er das Land dem Herzog Conrad antrug. Der Streit, der hierüber entſtand, erregte ſo gar blutige Auftritte, und iſt vor kurzem vom Kaiſer dahin geſchlichtet worden, daß Bertold, Conrads Sohn, drey Städte zwiſchen dem Juragebirge und dem Jupiters Berge, Lauſanne, Genf und N. erhielt, die übrigen der Kaiſerin ü erließ. Burgund erſtreckt ſich von dem Baſler und Mömpelgarder

gardter Gebiete biß an die Iſer, und von da biß an die Mündung der Rhone und die Stadt Arles. Mit Burgund iſt auch die Provence verknüpft. Reinald vermählte ſich mit der Tochter des Herzogs Simon von Lothringen, zeugte mit ihr nur eine einzige Prinzeſſin, welcher nach ſeinem bald darauf erfolgten Tode das ganze Land zufiel. Der Kaiſer erhielt alſo durch ſeine Heurath nicht allein Burgund, ſondern auch die Provence, zwey Länder die ſchon lange vom Reich abgeriſſen geweſen.

Hier in Würzburg traf auch der Abt Wibold von Corvey und Eſtaples aus Griechenland wieder ein. Die griechiſchen Geſandten, welche mit ihm gekommen waren, mußten in Salzburg bleiben, und wurden nicht zur Audienz gelaſſen. Die Urſache hievon war folgende. Als ſie den Kaiſer bey Ancona verlaſſen, bemächtigten ſie ſich heimlich einiger mit dem kaiſerlichen Siegel verſehenen Papiere, und bedienten ſich derſelben um die Einwohner von Campanien und Apulien zu überreden, Friedrich habe ihnen den Beſitz dieſer Provinz zugeſtanden, welches ihnen denn auch mit Beyhülfe anſehnlicher Beſtechungen gelang. Als ſie hiemit zu Stande waren, giengen ſie nach Bari, und eroberten die Burg, in der Wilhelm eine Beſatzung hatte. Paläolog ſtarb, und ſein Leichnam wurde nach Griechenland gebracht. Sie hatten zu ihrem Beyſtand nicht allein die Fürſten und Grafen, die vormals von ihren Gütern vertrieben geweſen waren, und ſich unlängſt wieder in den Beſitz derſelben geſetzt hatten, ſondern auch einen gewiſſen Grafen Robert von Cavilla, der durch Beſtechungen ihr Freund geworden war. Auſſerdem hieng ihnen auch faſt alles Volk in Städten und Dörfern an, um ſich bey dieſer Gelegenheit von einem ſchweren Joch zu befreyen, welches ihm unter

Wilhelm

Wilhelm und ſeinem Vater Roger auferlegt worden war. In den benachbarten Ländern, und ſelbſt bey uns gieng die Sage, Wilhelm ſey geſtorben, oder habe durch eine Krankheit den Gebrauch ſeines Verſtandes verlohren, und die Griechen befanden ſich in dem Beſitz aller jener Länder.

Friedrich berathſchlagte lange, ob er jene Geſandten des Kaiſers Manuel zur Audienz laſſen, oder als Verräther beſtrafen, oder mit Verachtung zurück ſchicken ſolle, bis er ſich endlich erbitten ließ, und ihnen Nürnberg als den Ort beſtimmte, wo ſie vor ihm erſcheinen ſollten.

So ſehr er nun den Wilhelm haßte, ſo wenig konnte er doch zugeben, daß Griechen diejenigen Länder in Beſitz nehmen ſollten, welche Roger vom Reiche abgeriſſen hatte. Er ließ ſich zu dem Ende ſchon einen Heerreszug dahin angeloben; da aber Wilhelm unterdeſſen Apulien und Calabrien wieder erobert hatte, ſo änderte er ſeinen Entſchluß, um Mayland ſeine ganze Rache empfinden zu laſſen, zu welchem Ende folgendes Schreiben an alle Reichsfürſten abgieng:

Friedrich von Gottes Gnaden römiſcher Kaiſer, ſteter Mehrer des Reichs, ſeinem geliebten Oheim dem Biſchoff Otto von Freyſingen, ſeine Gnade und alles Gute.

Da wir durch Gottes Huld Herr der Stadt und des Reichs ſind, ſo müſſen wir nach den mannigfaltigen Umſtänden und Zeitläuften demſelben rathen. Den Feldzug, welchen wir neulich zu Würzburg gegen die Griechen in Apulien uns zuſchwören ließen, wollen wir, da dieſe geſchlagen ſind, dir und den übrigen Fürſten erlaſſen, um euch zu andern Unternehmungen deſto bereitwil-

reitwilliger zu finden. Lange schon hat Mayland sein stolzes Haupt gegen das römische Reich erhoben, und geht jetzt damit um, ganz Italien seiner Herrschaft unterthänig zu machen. Damit nun ein so freches Unternehmen, durch das unsre Ehre danieder getreten wird, hintertrieben und allem künftigen Unheil vorgebeugt werde, müssen wir alle Kräfte unsers Reichs gegen dieses verwegene Volk in Bewegung setzen. Wir thun dir also hiemit kund, daß nach dem Urtheil der Fürsten, ein Heereszug gegen Mayland von den nächsten Pfingsten an auf ein Jahr beschlossen sey, und bitten und befehlen, daß du ihm beywohnen, und deshalb in Ulm zu uns stossen wollest, wobey du versichert seyn kannst, daß wir weder dich, noch irgend einen andern von unsern Fürsten zwingen werden, über die Apenninen zu gehen."

So wie Friedrichs Gegenwart Deutschland den Frieden wieder schenkte, eben so raubte ihn seine Abwesenheit den italienischen Staaten. Ausser den Unruhen, die Apulien und Calabrien bedrängten, fiengen die Mayländer wieder mit den Pavesanern Krieg an, und bauten Tortona wieder auf. Nachdem sie zwey Brücken über den Tesin geschlagen, belagerten sie die Stadt Vigenano, und brachten die Pavesaner so weit, daß sie um Friede bitten, und Geißeln stellen mußten. Da die Friedensbedingungen aber äusserst hart waren, und diese sich von neuem zu widersetzen anfiengen, so giengen die Mayländer wieder über die Brücken, bauten Laumello auf, und verwüsteten das ganze Gebiet von Pavia.

Wegen der Besetzung des erledigten Erzbißthums zu Cöln waren die Stimmen getheilt; die Pröbste und Aebte wählten den Probst Gerhard von Bonn, das Domcapitel aber den Sohn des Grafen Adolph, Friedrich.

drich. Beyde Theile kamen im Monat Julius nach Nürnberg, um ihre Sache dem Kaiſer vorzutragen, bey dem ſich auch die griechiſchen Geſandten einfanden.

Der griechiſche Kaiſer hatte vor kurzem in Verbindung mit dem Boritius den Ungarn ein Treffen geliefert, welches zu ſeinem großen Nachtheil ausfiel, indem der letztere von einem Kumaner oder Scythen, der mit ihm ausgezogen, durch einen Pfeilſchuß erlegt ward. Dieß war eine von den Urſachen, weßwegen er Geſandte nach Deutſchland ſchickte, die den Römiſchen Kaiſer bewegen ſollten, den folgenden September einen Einfall in Ungarn zu thun. Auſſerdem ſollten ſie noch eine Eheverbindung zwiſchen Friedrich und einer griechiſchen Prinzeſſin zu Stande bringen. Beyde Abſichten aber wurden dießmahl verfehlt. Friedrich hatte ſchon eine Gemahlin, und um einen Feldzug nach Ungarn zu unternehmen, war die vorgeſchriebene Zeit viel zu kurz. Jedoch erhielten die Geſandten Audienz, ihre Briefe wurden angenommen, und Friedrichs Capellan mit ihnen nach Conſtantinopel geſchickt, um dort des Kaiſers Geſinnungen näher zu erfahren.

Was die cöllniſche Biſchoffswahl anbetrifft, ſo beſchied Friedrich auf den Rath der Biſchöffe und Fürſten, welche bey ihm waren, die Parteyen, nachdem ſie drey Tage lang gegen einander geſtritten hatten, auf den Reichstag nach Regensburg, wo auch der Vergleich, welchen beyde Herzoge zur Beendigung ihres Zwiſtes geſchloſſen, öffentlich bekannt gemacht werden ſollte.

In der Mitte des Septembers waren ſchon alle Fürſten in Regensburg verſammelt, und warteten einige Tage auf die Ankunft des Kaiſers. Endlich erſchien er, gieng ſeinem Oheim, der in einer Entfernung von zwey deutſchen Meilen unter Zelten campir-

te, mit allen Fürsten und Edeln entgegen, und machte hier folgende Puncte bekannt, die in dem getroffenen Vergleich enthalten waren.

„Heinrich der ältere übergiebt das Herzogthum Bayern vermittelst sieben Fahnen Heinrich dem jüngern. Dagegen erhält er durch zwey Fahnen die Mark Oesterreich mit den seit alten Zeiten dazu gehörigen drey Grafschaften; diese werden nach dem Urtheil der Fürsten zu einem Herzogthum erhoben, nicht allein ihm sondern auch seiner Gemahlin durch zwey Fahnen übertragen, und mit dem Privilegium versehen, daß keiner seiner Nachkommen das Land zerstückeln könne." Dieß geschah im fünften Jahr von Friedrichs Regierung, und im zweyten nach Erlangung der Kaiserwürde.

Nachdem nun der Streit zwischen seinem Oheim und Vetter auf diese Art glücklich beendigt war, kehrte er vergnügt nach Regensburg zurücke, und ließ den folgenden Tag den Gottesfrieden von den nächsten Pfingsten bis auf ein Jahr in einer feyerlichen Versammlung beschwören, damit Bayern mit dem übrigen Reiche einer gleichen Ruhe genöße.

Uebrigens herrschte von dem Tage an biß jetzt, wo ich dieses schreibe, eine so tiefe Ruhe in ganz Deutschland, daß Friedrich mit allem Rechte, der Vater des Vaterlandes genannt zu werden verdient. Die Cölnische Streitigkeit wurde zum Vortheil Friedrichs, Sohns des Grafen Adolph geschlichtet, der vom Kaiser mit den Regalien belehnt und alsdann nach Rom geschickt ward, um dort von dem Pabst die Weyhung zu empfangen.

Radewichs Fortsetzung

der

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben Kaiser

Friedrichs des Ersten.

Den Hochweisen im Krieg und Frieden großen Männern, Ulrich des H. Pallastes Canzler, und Heinrich, Notar, wünscht der Canonicus und Diaconus zu Freysingen, Radewich, Fülle der Weisheit und Liebe.

Der emsige Blick, mit dem ich die Geschichte vergangener Zeiten durchlaufen habe, hat mir tausend und aber tausend Beyspiele gezeigt, aus denen ich den Unbestand aller menschlichen Dinge abnehmen konnte. Mit reissendem Fluge eilen die Tage der Sterblichen dahin, schneller enteilen sie als der Schatten verschwindet, und der Wind vorübersaust. Von der Wahrheit dieser Erfahrung kann uns auch die gegenwärtige Lebensbeschreibung einen überzeugenden Beweis geben, deren Verfasser zu früh starb, um sein so schön angefangenes Werk, zu vollenden. Er selbst trug meiner Wenigkeit, mit Zustimmung des Kayfers, das Geschäffte auf, diese so zu sagen noch unzeitige Geburt zu erwärmen und zur Reife zu bringen. Ich habe mich auch ohne Anstand dem Willen so großer Männer unterzogen, und will lieber den Tadel, ein schlechter Schriftsteller zu seyn, verdienen, als das Werk mit seinem Urheber in Vergessenheit sinken lassen. Eigentlich ziemte sich diese Arbeit für euch, als die glaubwürdigsten Zeugen. Allein andre mannigfaltige Sorgen und Beschäfftigungen rauben euch zu viel Zeit, als daß ihr selbst im Stande wäret, Schriftsteller zu werden: euch ist es bloß vorbehalten, die Werke anderer mit gerechtem Lob oder Tadel zu belegen.

Schriftsteller, welche, bey den Begebenheiten, die sie erzählen, nicht zugegen gewesen sind,

sondern nur aus anderer Munde ungewisse und
zusammenstimmende Nachrichten schöpfen, treten n
mit erborgten Rednerschmucke auf. Diejenigen abe
welche so als Augenzeugen erzählen, verstoßen aus Vo
liebe für den siegenden Fürsten, oder aus Haß gege
die Ueberwundenen, gern wider die Wahrheit.

Ich schätze mich glücklich, daß ich von beyde
Fehlern gleich weit entfernt bin. Ich habe mich weder
durch falsche Gerüchte irre führen, noch durch Partei
lichkeit gegen den Fürsten oder meine Nation zu Un
wahrheiten verleiten lassen. Aber Nachsicht muß ic
von dem geneigten Leser in so weit erbitten, als er de
auffallenden Contrast zwischen dem geschmackvollen We
ke, dessen Fortsetzer ich bin, und meiner dürren Ge
stesarbeit bemerkt. Mein Hauch — ich gesteh' es —
ist schon für eine kleine Flöte zu schwach; wie wollte
dann aus der Posaune meines Vorgängers jene reine
schmetternden Töne hervorlocken, mit denen dieser en
zückte. Jedoch hoffe ich die Mängel der Schreibar
durch ungeschminkte Wahrheitsliebe zu verbessern.

Euch also fordere ich auf, mein Werk zu prüfe
und zu beurtheilen, da ihr auf dem Posten, den ih
bekleidet, von allen Begebenheiten am besten unterrich
tet seyd: euch ersuche ich, jeden Fehler auszumerzen
und das Ueberflüssige eben so gut auszuschneiden, al
da, wo ich zu kurz bin, mich zu ergänzen. Ohne ei
re Hülfe würde ich der Arbeit unterliegen, und mi
vergebens an die Geschichte eines Kaysers gewagt ha
ben, der selbst die Schranken der Zeit durchbrochen z
haben scheint. Weit und breit trug er über den Erd
kreis seine Waffen, und war so groß im Krieg un
im Frieden, daß jeder der seine Thaten liest, nicht d
Geschichte eines Einzelnen, sondern mehrerer Könige
und Fürsten beysammen zu finden glauben muß.

Erſtes Buch.

Ganz Deutſchland war itzt durch Friedrichs weiſe Einrichtungen zu einer ungewohnten Ruhe gelangt. Lange Zeit hatten Privatkriege das Innre des Reichs zerrüttet, bis endlich der Friede erſchien, der dem ganzen Lande gleichſam eine andre Geſtalt gab. Die Menſchen ſchienen verwandelt, der Boden umgeändert, der Himmel milde und ſanfter geworden zu ſeyn. Friedrich aber mißbrauchte dieſe Ruhe nicht zum Müſſiggange, oder um im Genuß der Wollüſte zu ſchwelgen. Er hielt es für unwürdig, ſeinen ſo oft geprüften Heldenmuth in träger Unthätigkeit, ohne Gewinn für das Reich, erſchlaffen zu laſſen. Daher kam es, daß er im Auguſt des Jahrs 1157 einen Feldzug nach Pohlen unternahm.

Pohlen, welches itziger Zeit ſlaviſche Völker bewohnen, hat nach Angabe der Geographen im obern Deutſchland gegen Abend die Oder, gegen Morgen die Weichſel, gegen Norden Rußland und das ſcythiſche Meer (die Oſtſee) gegen Mittag die Böhmiſchen Wälder zur Grenze. Das Land ſelbſt iſt von Natur ſehr wohl verwahrt. Seine Einwohner ſind ſehr kriegeriſch, leben ohne Cultur, und werden durch die Barbarey ihrer Nachbarn noch mehr verwildert. Man ſagt nemlich, daß an der Küſte der Oſtſee Menſchen wohnen ſollen, die ſich, wenn ſie der Hunger zwingt, unter einander ſelbſt aufzehren, und ſich blos mit Jagen und Morden beſchäftigen, weil der ewige Winter, der in ihrem Lande herrſcht, faſt allen Ackerbau unmög-

lich machte. Sie treiben auch Caperenen zur See, und beunruhigen die Inseln des Oceans, Irrland, Britannien, Dännemark. Es war natürlich, daß die Pohlen von der Wildheit dieser schlimmen Nachbarn auch etwas annahmen, und eben daher weder ihren Fürsten noch ihren nahen Anverwandten treu waren.

Die Ursache des polnischen Kriegs war folgende. Boleslaus, Casimir, und Ladislaus sollten das ganze Land nach dem Rechte der Erbschaft besitzen, und Ladislaus als der ältere noch den Titel und die Würde eines Herzogs führen. (Dieser letztere war mit Gertrud einer Nichte des Kayfers, und Leopolds Marggrafen von Oesterreich Tochter vermählt. Allein die beyden andern vertrieben ihn mit seiner Gemahlin, und so sehr sich auch Kaiser Conrad, der ihn gnädig aufgenommen hatte, seinethalben verwendete, so wenig wollten sie doch nachgeben. / Erst Friedrich nahm sich der Sache mit mehrerm Nachdruck an, indem er sie zugleich als öffentliche Rebellen behandelte, die ihm den schuldigen Eyd der Treue noch nicht abgelegt, und den jährlichen Tribut von fünfhundert Mark schon lange vorenthalten hatten.

Obgleich Polen durch Kunst und Natur so sehr befestigt ist, daß die vorigen Könige oder Kaiser kaum bis an die Oder vordringen konnten, so gelang es doch Friedrich mit Hülfe der Vorsehung, die ihn augenscheinlich beschirmte, durch die Verhacke, welche er in den engen Wegen gemacht fand, nicht allein bis an die Oder zu kommen, die gleichsam Polens Vormauer ist, und in ihrem tiefen Bette keine Furth bildet, sondern auch mit seinem zahlreichen Heere sie zu passiren, und tiefer ins Herz des Landes zu dringen. Seine Soldaten brannten vor Begierde über den Fluß zu setzen: einige schwammen, andre ergriffen das erste Beste was

nur

nur die Dienste eines Rechens zu leisten im Stande war.

Die Pohlen, die sich dieses unvermutheten Besuchs nicht versahen, geriethen in das äußerste Schrecken. Sie standen zwar da mit einer ansehnlichen aus Rußen, Parthen, Preußen, Pommern bestehenden Armee; aber die Furcht hatte sich ihrer zu sehr bemeistert, als daß sie noch Muth gehabt hätten, einigen Widerstand zu leisten. Das einzige Mittel, welches sie in der Verzweiflung ergriffen, war die Flucht, auf der sie ihren eignen vaterländischen Boden mit Feuer verheerten, und alle Schlösser oder festen Oerter verwüsteten. Unter andern legten sie zwey sehr feste vorher noch unüberwundene Städte, Glogau und Beuthen in die Asche, um solche ausser Stand zu setzen, eine feindliche Besatzung aufzunehmen.

Friedrich verfolgte die Fliehenden durch das Gebiet des Bischofs von Breßlau, bis ins Bißthum Posen, und verheerte alles mit Feuer und Schwert, weil er diejenigen keiner Schonung werth hielt, die sich selbst mit der Grausamkeit eines Feindes behandelten.

Herzog Boleslaus Begriff nunmehr, daß es um Land und Leute würde gethan seyn, wenn er nicht nachgäbe. Zu dem Ende suchte er, theils mündlich theils durch Unterhändler, unsere Baronen und Fürsten für sich einzunehmen. Er wandte Bitten, Thränen, Versprechungen an, um des Kaisers Gnade zu gewinnen, und zum Vasallen des Römischen Reichs wieder angenommen zu werden: der heilsamste Entschluß, den er ergreiffen konnte, ehe die traurigen Folgen einer Rebellion über ihn im vollen Maße ausbrachen. Friedrich nahm den Antrag des gedemüthigten Herzogs mit einem Edelmuthe an, der nur des Stolzen Nacken

beugt, aber des Unterdrückten schont, und keinen schnellen von Gott verliehenen Sieg unmäßiger Weise mit Menschenblut befleckt.

Boleslaus kam also im Bisthum Posen zum Kaiser, that einen Fußfall, und erhielt, auf Vermittlung der Fürsten, unter folgenden Bedingungen, Gnade. Zuerst schwur er für sich und alle Pohlen, daß die Vertreibung seines Bruders nicht aus Geringschätzung des römischen Reiches geschehen sey. Zweytens versprach er sein bisheriges Ausbleiben vom Reichstage, und die unterlassene Belehnung der Lande dadurch zu büßen, daß er dem Kaiser zweytausend Mark, den Fürsten halb so viel, der Kayserin zwanzig Mark in Golde, und den Hofbeamten zweyhundert in Silber bezahlte. Drittens gelobte er, einen Feldzug nach Italien mitzumachen, und viertens machte er sich anheischig, die nächste Weynachten auf dem Reichstage in Magdeburg zu erscheinen, um dort nach dem Urtheile der böhmischen und polnischen Magnaten sich über die Vertreibung seines Bruders zu rechtfertigen.

Nachdem jener nun den gewöhnlichen Eyd der Treue abgelegt, und für die Erfüllung seiner Zusage, ausser andern Edeln, seinen Bruder Casimir als Geißel übergeben, kehrte der Kayser siegreich nach Deutschland zurück. Der Erfolg aber lehrte, daß der polnische Herzog nicht die geringste Lust bezeugte, sein gegebnes Wort zu halten; denn er erschien weder auf dem Reichstage, noch schickte er Abgeordnete mit hinlänglicher Vollmacht, noch machte er den versprochnen Feldzug nach Italien mit.

Nicht lange nachher trafen Gesandte aus Constantinopel mit Geschenken in Würzburg ein. Der Vortrag aber, den sie thaten, hatte einen so sichtbaren Anstrich

ſtrich von griechiſchem Stolze, daß der Kaiſer ſie verächtlich von ſich wieß, und in Verſuchung gerieth, ihnen, ſo fern es nur die Rechte der Geſandten zuließen, von gewiſſen Perſonen eine kränkende Antwort geben zu laſſen, wenn ſie nicht bey Zeiten den hohen Ton herabgeſtimmt hätten. Ihre Bitten und Thränen wirkten ihnen Verzeihung aus, jedoch unter dem Bedinge, daß ſie hinführo ſich der hochtrabenden Ausdrücke enthalten, und die dem römiſchen Kaiſer gebührende Ehrfurcht nicht verletzen ſollten.

Nach erhaltener Verzeihung trugen ſie darauf an, daß der noch ſehr junge Herzog von Schwaben Friedrich, Kayſer Conrads Sohn, mit dem Schwerte umgürtet, und in ihrer Gegenwart zum Ritter geſchlagen würde; welches ihnen auch bewilligt ward. Die Kayſerin Irene, Friedrichs Muhme, die ihm von Zeit zu Zeit, noch bis auf den heutigen Tag, viele koſtbare Geſchenke zufließen ließ, ſoll den Geſandten anbefohlen haben, nicht eher wieder nach Griechenland umzukehren, als bis ſie ihren Auftrag ausgerichtet. Auch ihr Gemahl der griechiſche Kayſer war dieſem Prinzen ſehr gewogen, aus Achtung gegen deſſen Vater, mit dem er in beſtem Vernehmen geſtanden hatte.

Auſſer den griechiſchen Geſandten kamen hier auch einige aus Engelland vom König Heinrich an, die unter vielen lieblichen Worten verſchiedne prächtige Geſchenke überreichten. Vorzüglich fiel uns ein Gezelt von auſſerordentlicher Größe und Güte auf. Es war ſo groß, daß es mit Maſchinen mußte gehoben werden; und ſo wohl die Materie, aus der es beſtand, als die Kunſt, mit der es gearbeitet war, machten es zu einem beynah unerreichbaren Meiſterſtück. Der Brief des Königs von Engelland an den Kaiſer lautete alſo:

Sci-

Seinem innigst geliebten Freunde, Friedrich, von Gottes Gnaden, unüberwindlichem römischen Kaiser, entbiethet Heinrich, König von Engelland, Herzog von der Normandie, und s. f. Heyl und Eintracht aufrichtiger Liebe.

Wir statten, Bester der Regenten, eurer Majestät den größten Dank für die uns erwiesene Gnade ab, daß ihr eine Gesandtschaft an uns abschicktet, uns mit einem Schreiben beehrtet, uns mit Geschenken zuvorgekommen seyd, und, welches das angenehmste war, daß es euch gefallen hat, einen Band des Friedens und der Liebe mit uns einzugehen. Euer Anerbiethen, die Angelegenheiten unsers Reichs in Ordnung zu bringen, verursachte uns ungemeine Freude, die unsern Muth gewissermaßen hob, und uns mit neuen Kräften belebte. Im Erguß dieser Freude geben wir uns mit ganzer Seele euch hin, und sind bereit nach unsern Kräften alles zu thun, was eure Ehre befördert. Wir überlassen euch unser Reich, samt allem was unsrer Herrschaft unterworfen ist, und stellen es eurer Gewalt anheim, so daß ihr in demselben nach eigner Willkühr Einrichtungen treffen sollt, und euer Wille in jedem Stücke befolgt werde.

Es müsse demnach zwischen uns und unsern Unterthanen Friede, Eintracht, und sicheres Verkehr bestehen, doch so, daß euch, als dem vorzüglichern Theile, die Oberherrschaft bleibe, und wir euch willig gehorchen. Wie nun aber die von Eurer Hoheit erhaltenen Geschenke das Andenken an euch in uns erregen, so wünschen wir auch auf ähnliche Weise uns eurem Gedächtniß zu empfehlen, und schicken euch daher das beste was wir hatten, und was euch vorzüglich gefallen wird. Seht auf den Willen des Gebers, nicht auf die Gabe, und

nehmt

nehmt es mit eben dem Herzen an, mit dem es euch gegeben wird. Euren Auftrag wegen der Hand des heiligen Jakobs haben wir an den Magister Heribert, und unsern Clerikus Wilhelm ausgerichtet, wovon Thomas, Canzler bey Norhant, Zeuge ist."

Endlich waren auch noch Gesandte aus Dännemark, Italien, Ungarn und Burgund zugegen, welche gleichfalls ihre Geschenke und ihr Anliegen anbrachten, und nicht wenig erstaunten, sich hier bey einander zu finden. In der Mitte des Octobers gieng der Kaiser nach Burgund, um in Besançon einen Reichstag zu halten. Besançon ist die Hauptstadt eines der drey Reiche, in die Karl der Große seine Monarchie vertheilte, um jedem seiner drey Söhne ein eignes Königreich zu hinterlassen. Hier erwartete ihn außer dem Burgundischen Adel, eine zahlreiche Gesandtschaft von Römern, Apuliern, Tusciern, Venetiern, Italienern, Franzosen, Engelländern, Spaniern, und führte ihn in feyerlichstem Pompe ein. Die ganze Erde bemühte sich gleichsam, ihm, als dem tapfersten und weisesten Fürsten, den man eben so sehr lieben als fürchten müsse, mit neuen Ehrenbezeugungen zuvorzukommen. Ehe ich aber an die politischen Angelegenheiten von Burgund komme, muß ich von den Legaten des Pabstes Adrian, und ihren Verrichtungen sprechen; denn dieß ist doch der wichtigere Theil, und die Geschäffte desselben von der meisten Bedeutung.

Die Legaten waren der Cardinal Roland, Canzler des römischen Stuhls: und der Cardinal Bernhard; zwey der reichsten und würdigsten Prälaten, die am römischen Hofe das meiste Gewicht hatten. Die Ursache ihres Hierseyns war dem Anschein nach sehr lauter, aber in der Folge entdeckte sich ihre böse Absicht nur zu deut-

deutlich. Nachdem sich der Kaiser aus dem Gedränge der Menge in ein abgelegenes Zimmer verfügt, wurden die Legaten ihm vorgestellt, und als Personen, die gute Nachrichten brächten, mit aller geziemenden Huld und Achtung empfangen. Aber schon die Ausdrücke, mit denen sie ihre Anrede eröffneten, waren auffallend. „Es grüßt euch, sprachen sie, unser allerheiligster Vater, Pabst Adrian, und das römische Cardinalscollegium. Jener als Vater, diese als Brüder" Nach einer kurzen Rede überreichten sie das päbstliche Schreiben, welches ich, so wie einige nachfolgende, als Belege für meine Erzählung hier beyfügen will, damit jeder Leser die Acten selbst vor Augen haben, und aus diesen authentischen Quellen selbst schließen möge, auf welcher Seite das Recht war.

Päbstliches Schreiben.

Bischoff Adrian, Knecht der Knechte Gottes, entbiethet seinem geliebten Sohne Friedrich, dem erlauchten römischen Kaiser Heyl und apostolischen Seegen.

Vor einiger Zeit haben wir Deiner Majestät jene entsetzliche verabscheuungswürdige That, jenes gotteslästerliche Verbrechen, welches, wie wir glauben, in Deutschland vorgefallen ist, schriftlich berichtet; jetzt sehen wir uns genöthigt, es euch nochmals ins Gedächtniß zu rufen, und zugleich unser großes Erstaunen über euer gleichgültiges Verhalten in dieser Sache an den Tag zu legen.

Unser Ehrwürdiger Bruder E. Erzbischoff von London, ist auf seiner Rückreise von Rom, in dem benannten Lande, von einigen gottlosen verruchten Menschen

schen (es thut mir im Herzen wehe, daß ich es sagen muß) angehalten worden, und wird noch bis auf diese Stunde als ein Gefangener behandelt. Die Böswichter, diese gottesvergessene, nichtswürdige Brut, sind über ihn und seine Leute gewaltsamer Weise mit gezückten Schwertern hergefallen, haben sie rein ausgeplündert, und auf das schändlichste behandelt. Das alles weiß eure allerdurchlauchtigste Hoheit, und in den entferntesten Gegenden spricht man davon.

Wir halten dich für einen Fürsten, dem das Gute gefällt, und das Böse mißfällt. Folglich hättest du die Rache jener himmelschreyenden Ungerechtigkeit mit dem größten Eyfer betreiben, das Schwert, welches dir die göttliche Vorsehung zur Bestrafung der Verfluchten, und zum Lohne der Frommen in die Hand gegeben, gegen den Nacken der Böswichter führen, und die Missethäter schrecklich zermalmen sollen. Du aber, spricht man, beträgst dich bey dem Vorfall so gleichgültig, vernachläßigst es so sehr das Bubenstück zu ahnden, daß die Frevler keine Ursache finden, sich ihre That gereuen zu lassen, weil sie keinen sehen, der da auftritt, sie als Kirchenräuber zu züchtigen.

Wir können uns dein Betragen gar nicht erklären, da unser Gewissen von allen Vorwürfen rein ist, dich in irgend einem Falle beleidigt zu haben; wir haben dich viel mehr als unsern besondern geliebtesten Sohn, und allerchristlichsten Fürsten, der ohne Zweifel auf dem Fels des apostolischen Glaubensbekenntnisses durch Gottes Gnade befestigt steht, mit aufrichtiger Zuneigung geliebt, und mit schuldiger Gefälligkeit behandelt.

Du mußt dich, glorreichster Sohn, erinnern, mit welchem Vergnügen dich vormals Deine Mutter

die

die allheiligste römische Kirche aufgenommen, mit welcher Zärtlichkeit sie dich behandelt, mit welcher Ehre sie dich überschüttet, wie bereitwillig sie dir die Kaiserkrone dargebothen, und in ihrem holdseligen Schooße dein erhabenes Haupt zu pflegen bemüht gewesen ist, indem sie nichts that, was deinem erlauchten Willen auch nur im mindesten entgegengewesen wäre. Es gereut uns auch nicht, dein Verlangen pünctlich erfüllt zu haben, sondern wir würden uns billig auch jezt noch erfreuen, dir wenn es möglich wäre, noch größere Wohlthaten (Beneficia) als die bereits empfangenen zu ertheilen; in Betracht der vielen Vortheile, welche der Kirche Gottes und uns durch dich erwachsen können. Jezt aber da der unerhörte Greuel, zur Beschimpfung der ganzen Kirche und deines Reichs, verübt ist, und du dich des beleidigten Theils gar nicht anzunehmen scheinst, müssen wir auf den Verdacht gerathen, daß dich ein böser Verleumder gegen deine allergnädigste Mutter, die hochheilige römische Kirche, und gegen uns selbst (welches Gott verhüte) mit irgend einem Groll erfüllt habe.

Zu dem Ende, und auch andrer Geschäffte halber, senden wir zwey unsrer besten und liebsten Söhne, die Cardinäle Bernhard und Roland, Männer deren Klugheit, Ehrbarkeit, und Religionseyfer hervorleuchtend sind, an Dich ab, und ersuchen Deine Hoheit angelegentlich, sie eben so ehrenvoll als gütig aufzunehmen, sie standesmäßig zu behandeln, und alles was sie Dir von unsrer Seite zu Gottes und der hochheiligen Kirche Ehre, und zu Deinem und des Reichs Bestem vortragen werden, ohne alles Bedenken so anzusehen, als wenn es aus unserm Munde käme, und ihren Worten eben so zu trauen, als wenn wir sie selbst vortrügen.

Dieſer Brief, der durch den Kanzler Reinald verdollmetſcht wurde, erregte unter den anweſenden Fürſten ſehr großen Unwillen, weil er in einem ziemlich bittern Tone geſchrieben war, und all das nachfolgende Unglück, zu dem er den Grund legte, gleichſam ſchon an der Stirne führte. Vorzüglich war ihnen die Stelle anſtößig, wo der Pabſt ſagt: daß er dem Kaiſer die höchſte Würde und die Kaiſerkrone ertheilt, und daß er ihm gerne noch mehrere Wohlthaten (Beneficia) möchte zufließen laſſen. Sie konnten an der Richtigkeit der Ueberſetzung ſo wohl als des Sinnes, den ſie mit den Worten verbanden, um ſo weniger zweifeln, da ſie die dreiſte Behauptung einiger Römer kannten, welche man ſo gar in Büchern und auf Gemälden findet, daß nemlich unſre Könige die Herrſchaft über Rom und Italien der päbſtlichen Schenkung zu verdanken hätten. So findet man z. B. über einem Bilde des Kaiſers Lothar im Lateran folgende Zeilen:

Rex venit ante ſores, jurans prius urbis honores,
Poſt homo fit Papae, ſumit quo dante coronam.

d. Er kam vor die Thore als König, beſchwor zuerſt die Freiheiten der Stadt, ward dann der Lehenmann des Pabſtes, der ihm die Krone aufſetzte.

Friedrich hörte bey ſeiner letzten Anweſenheit in Rom von dieſem Bilde, und bezeugte ſein großes Mißvergnügen darüber. Er gab deshalb dem Päbſte Adrian einen freundſchaftlichen Verweis, und ſoll auch von ihm das Verſprechen erhalten haben, das Bild nebſt der Ueberſchrift aus dem Wege zu ſchaffen, damit eine ſolche nichtige Poſſe keinen Anlaß zu Uneinigkeiten zwiſchen den wichtigſten Perſonen im Staate gäbe.

Dieß alles zuſammen erregte jetzt einen Tumult unter den Reichsfürſten, der immer größer ward. Endlich ſtand einer von den Legaten auf, und goß, ſo zu ſagen, vollends Oehl ins Feuer. „Von wem, ſagte er, hat denn der Kaiſer das Kaiſerthum, wenn er es nicht von dem Pabſte hat?" Dieſer Ausdruck ſetzte die Anweſenden in eine ſolche Wuth, daß Otto, Pfalzgraf von Bayern, wie man erzählt, ſein Schwert zog, um dem Legaten den Kopf zu ſpalten. Friedrich beſänftigte zwar durch ſein Anſehen die aufgebrachten Gemüther, die Legaten aber mußten ſich unter einem ſichern Geleite in ihre Wohnungen flüchten, und den folgenden Tag in aller Frühe abreiſen. Laut eines kaiſerlicher Befehls durften ſie unterweges weder auf den Sprengeln der Biſchöfe oder Aebte einſprechen, noch irgend einen Umweg nehmen, ſondern mußten die gerade Straße nach Rom verfolgen.

Sie giengen alſo unverrichteter Sache zurück. Der Kaiſer hingegen ließ das geſammte Reich von der ganzen Verhandlung wohlbedächtig durch ein Circularſchreiben benachrichtigen, welches folgendermaßen lautet.

„Da uns die göttliche Macht, von der alle Gewalt im Himmel und auf Erden abhängt, zum Beherrſcher des Reichs eingeſetzt, und uns beſtimmt hat, den Frieden in der Kirche durch die Macht des Kaiſerthums aufrecht zu erhalten: ſo müſſen wir Ew. Liebden mit vieler Rührung klagen, daß vom Haupte der H. Kirche, die doch von Chriſtus den Geiſt des Friedens und der Liebe empfangen hat, der Saame der Zwietracht und das Gift einer peſtilenzialiſchen Seuche ausgeſtreut wird, von welchem wir Verunreinigung des ganzen Körpers der Kirche, Trennung der Einheit, und Zwieſpalt zwiſchen der weltlichen Macht und dem Ieſterthum zu befürchten haben."

„Auf

„Auf dem letzten Reichstage zu Beſançon, wo wir uns die Ehre des und der Kirche mit ſchuldiger Sorgfalt angelegen ſeyn ließen, erſchienen päbſtliche Geſandte, die uns verſicherten, daß ſie Dinge vorzutragen hätten, die auf Vergrößerung der Ehre unſerer weltlichen Macht abzweckten. Den erſten Tag nahmen wir ſie ehrenvoll auf, den zweyten Tag zogen wir ſie, wie es Sitte iſt, in Gegenwart unſerer Fürſten zur Audienz, und hier übergaben ſie uns, aufgeblaſen vom ungerechten Mammon, von Hochmuth, Hoffarth, Eigendünkel erfüllt, das päbſtliche Schreiben, deſſen Inhalt dieſer war: „Wir ſollten es beſtändig vor Augen haben, daß der Herr Pabſt uns die kaiſerliche Krone gegeben, und es ſich nicht würde reuen laſſen, wenn wir ihm auch noch größere Wohlthaten zu verdanken hätten.“

Das war alſo jene Geſandtſchaft der väterlichen Sanftmuth, welche die Einheit der Kirche und des Reichs beſchützen ſollte, welche ſich bemühen ſollte, durch das Band des Friedens beyde zu verknüpfen, und die Herzen der Zuhörer zur Eintracht und zum Gehorſam anhalten ſollte. Bey dieſem verworfenen Antrage, der ganz von aller Wahrheit entblößt iſt, erwachte nicht mein Zorn allein, wie natürlich und billig war, ſondern alle übrigen anweſenden Fürſten geriethen in eine ſolche Wuth, daß ſie jenen beyden frevelhaften Geiſtlichen, das Todesurtheil würden geſprochen haben, wenn wir nicht dazwiſchen getreten wären.“

„Weil man endlich noch viele Briefe und beſiegelte unbeſchriebene Papiere bey ihnen fand, die ſie nach Gefallen ausfüllen, und, wie es bisher Sitte war, an alle Kirchen des teutſchen Reichts vertheilen konnten, wodurch ſich ihr Gift noch weiter verbreitet hätte, daß die Altäre entblößt, die Gefäße aus den

Gotteshäusern davon getragen, die Crucifixe entkleidet worden wären: so nöthigten wir sie, auf demselben Weg, den sie gekommen waren, zurück zu kehren."

„Das Reich und das Kaiserthum, ist uns durch die Wahl der Fürsten allein von Gott ertheilt worden, der bey den Leiden seines Sohnes Christi die Regierung der Welt zweyen nothwendigen Schwertern unterwarf. Ein gleiches lehret der Apostel Petrus, wenn er spricht: fürchtet Gott, und ehret den König. Wer demnach behauptet, daß wir die Kaiserkrone als eine Wohlthat von dem Herrn Pabst erhalten haben, der redet der göttlichen Einrichtung und Lehre Petri zuwider, und ist ein Lügner."

„Bisher haben wir uns bemüht, die Ehre und und Freyheit der Gemeinden, welche schon lange unter einem unverschuldeten Joche seufzen, aus der Hand der Egypter zu reissen, und alle, ihren Würden zuständigen, Rechte zu erhalten. Deshalb bitten wir euch, mit uns und dem Reiche an der erlittenen Beschimpfung innigen Theil zu nehmen, und hoffen von eurer aufrichtigen unerschütterlichen Treue, daß ihr die Ehre des Reichs, die von Erbauung Roms und von der Stiftung der christlichen Religion an keine Verkleinerung erduldet hat, durch eine so unerhörte Neuerung, durch so stolze Anmaßungen nicht werdet kränken lassen. Es sey euch aufrichtig gestanden, daß wir lieber in den Tod gehen wollen, als eine solche Kränkung überleben."

Nachdem Friedrich in dieser Sache so weit fertig war, gieng er wieder an die Statsangelegenheiten in Burgund. Burgund hatte ehemals mächtige, souveraine Könige. Liebe zur Freyheit, als einem unschätzbaren Gute, reitzte schon seit langer Zeit die Einwohner zum Uebermuthe, und machte sie gegen ihre Regen-

ten

ten schwierig, so daß sie nur mit vieler Mühe und Arbeit zum Gehorsam gebracht werden konnten. Jetzt aber hatte die Vorsehung das ganze Land zu einer ungewöhnlichen Ruhe kommen lassen, und Friedrich wäre in einer geringen Begleitung ungestöhrt bis Arelat, dem Sitz des burgundischen Reichs, gelangt, wenn ihn nicht andere Geschäffte zurückgehalten hätten.

Ein andrer sonderbarer Vorfall, dessen sich keiner der itzt lebenden Menschen erinnern kann, war, daß Stephan Erzbischoff von Vienne und Erzkanzler von Burgund, Heraclius, Erzbischof und Primas von Lyon, Odo Bischoff von Valencie, Ganfred von Avignon, und Silvio von Klara, ein großer mächtiger Fürst, sich auf dem Reichstage einstellten, Friedrich den Eyd der Treue leisteten, sich für seine Vasallen erklärten, und aus seiner Hand ehrerbiethig ihre Lehen empfiengen. Ein gleiches würde der Erzbischof von Arles, und alle anderen Erzbischöffe, Bischöffe, Primaten, und Edle gethan haben, wenn er sich länger hier verweilt hätte. Dagegen schickten sie angesehene Männer mit Briefen ab, und gelobten völlige Unterwerfung, und schuldige Lehnstreue dem römischen Reiche.

Auch Ludwig, König von Frankreich, reißte bis nach Dijon um dort mit dem Kayser persönlich zusammenzutreffen: dieser aber nahm seinen Weg nach Alemannien, und so wurden beyde verhindert sich in eigner hoher Person zu begrüßen. Jedoch verrichteten sie diese Ceremonie (denn im Grunde waren es doch bloße Höflichkeitsbezeugungen) durch Repräsentanten, nemlich den Canzler Reinald und den Graf Udalrich von Lenzburg von kaiserlicher, und den Canzler Alberich von königlicher Seite. Ich weiß es aus dem Bericht des Bischoffs Heinrich von Troyes, daß Ludwig, auf erhaltene Nachricht von den wichtigen Progreßen, die Friedrich in Bur-

gund machte, in Schrecken gesetzt werden, und sich nicht zu einer mündlichen Unterredung, wovon er Gefahr befürchtete, sondern zu einem Kriege vorbereitet; auch heimlich ein ansehnliches Heer zusammengebracht habe. Es sollen sogar schon, wie eben dieser Gewährsmann bezeugt, eilf Bischöffe mit ihren Mannen in der Stadt Troyes übernachtet haben. Aber auch schon dieser nicht unbedeutende Schrecken, welches ganz Frankreich überfiel, galt für einen Sieg.

Friedrich verließ Burgund, nachdem er alle Geschäffte glücklich beendigt, und mit den Gütern seiner Gemahlin die nöthigen Verfügungen getroffen hatte. In Magdeburg, wo er die Weyhnachtsfeyertage über sich aufhielt, und die Polen zur Beylegung ihrer Streitigkeiten erwartete, erhielt er einen Beweis, daß diese Menschen aus habsüchtigen, ehrgeitzigen Absichten weder Treue noch eydliche Versicherungen achteten. Hierauf gieng er nach Bayern, und hielt zu Regensburg zu Anfange des Jahres 1158 einen Reichstag, auf dem sich sehr viele Fürsten einfanden. Unter mehrern andern kamen auch Gesandte des Ungarischen Königs Gaisa daselbst an. Man hatte diesem König den Verdacht gegen seinen Bruder Stephan beygebracht, als ob dieser nach seiner Krone strebte. Man vermuthete auch, daß sein Oheim Bela, ein sehr einsichtsvoller Mann, der zu Neuerungen nicht ungeschickt war, sein Rathgeber sey, und der Verwegenheit des jungen Prinzen, durch eine vorzüglichere, ehrenvollere Behandlung immer mehr Nahrung verschaffe. Diese ausgezeichnete Achtung, welche Stephan genoß, trieb die Besorgniß seines Bruders auf das äusserste, der vorzüglich in allen Reden und Handlungen der Freunde und Vertrauten desselben lauter Verdächtiges zu finden glaubte, und ihn endlich hinterlistiger Weise aus dem Wege zu räumen wünschte.

Ste-

Stephan flohe zum Kaiser, in der Ueberzeugung, daß das römische Reich eine Freystätte für die ganze Welt sey, klagte ihm unter Vergießung vieler Thränen sein Leid, erklärte die Beschuldigungen, welche man gegen ihn mache, für erdichtet, und berief sich hierinn auf das allgemeine Zeugniß.

Friedrich nahm sich auch wirklich seiner Sache an, und ließ durch Gesandte bey dem Könige von Ungarn eine Fürbitte für den jungen Prinzen einlegen, die durch das kaiserliche Ansehn sehr vieles Gewicht erhalten mußte. Der König schickte dagegen zwey seiner Großen als Gesandte auf den Reichstag, den Bischoff Gervasius von Eisenburg, und den Grafen Heidenreich, die alle Beschuldigungen, welche man ihm gemacht, auf den klagenden Theil zurückwarfen. Stephan, sprachen sie, hat mit seinem Bruder die Regierung gemeinschaftlich geführt, und nichts weiter als den königlichen Titel entbehrt. Allein böse Rathgeber verleiteten seinen jugendlichen Geist zu Handlungen, welche die brüderliche Eintracht verletzten. Er selbst war der angreifende Theil, wurde unterdrückt, und beklagt sich nun, daß er nicht im Stande gewesen, widerrechtlich zu handeln. Zur Flucht hat ihn Niemand gezwungen; es stand ihm frey, im Reiche zu bleiben, bis alles gegen ihn so sehr würde eingenommen seyn, daß man ihn als einen blutdürstigen Feind, aus dem Lande vertriebe, ehe er im Stande wäre, es zu zerrütten und mit Blut zu beflecken.

Der Kaiser hatte nun beyde Theile abgehört, und merkte wohl, daß der Prozeß sich nur durch gemeinschaftliche Theilung, oder durch Verurtheilung Eines von beyden würde beendigen lassen. Um aber für die vielen noch vorhandenen Geschäffte Zeit zu gewinnen, beschloß er die Entscheidung des Streits auf eine gelegnere Zeit

zu verschieben, schickte den jungen Prinzen, seinem eignen Verlangen gemäß, über Venedig nach Griechenland, und entließ die Gesandten des Königs unter Friedensversicherungen und mit reichen Geschenken begabt, nachdem er von ihnen ein Geschenk von beynahe tausend Talenten erhalten hatte.

Auf demselben Reichstage im Jahr 1158 wurde der böhmische Herzog Ladislaus vom Kaiser und den Ersten des Reichs zum König ernannt, und ihm der Gebrauch des Diadems nebst andern königlichen Insignien durch ein Privilegium bestätigt; worauf er vergnügt in seine Staaten zurückkehrte, und Anstalten traf, um den Kaiser auf einem Feldzuge nach Italien zu begleiten. Ladislaus war ein sehr kluger, mächtiger, und tapferer Fürst, der schon viele Beweise seines Muths, seiner Treue und Ergebenheit, vorzüglich aber in dem letzten polnischen Kriege, abgelegt, und sich durch seine Verdienste allgemein beliebt gemacht hatte.

Noch ist zu merken, daß Friedrich hier in Regensburg die Uneinigkeit zwischen Otto Bischoff von Freysingen und dessen Bruder Herzog Heinrich von Oesterreich beylegte, die daher entstanden war, daß der letztere unerlaubte Eingriffe in die Kirchengüter hatte thun wollen.

Aus Bayern gieng Friedrich in das Gebieth der Ripuarier, durchstrich die Gegend des Unterrheins, und ließ keinen Tag ungenützt vorbeygehen, an dem er nicht etwas zum Besten des Reichs und zu Erhaltung der Gerechtigkeit gethan hatte. Daher die bewundernswürdige Ruhe im weiten deutschen Reiche, der Friede unter so vielen Nationen, die er nicht durch Waffen, sondern durch Klugheit bändigte, so daß er mehr Va-

ter

er einer Familie, als Beherrscher des Reichs genannt zu werden verdient. Nach Ostern gieng er wieder an den Oberrhein zurück, und hielt sich hier in dem Palaste den er bey Kaisers Lautern angelegt, einige Tage auf, um seine Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen.

Die Zeit zur Eröffnung des Feldzugs brach heran, und Friedrich war gesonnen, mit der Armee nach Italien zu gehen. Ehe er aber dieses wichtige Unternehmen begann, theilte er auf Anrathen einiger frommen Personen aus der Geistlichkeit, welche er als ein göttliches Orakel befragte, zum Beweis seines Vertrauens auf Gott an die Kirchen viele Gaben mit kaiserlicher Freygebigkeit aus. Vor allen folgte er hierin dem Rath seines treuen Seelsorgers, Bischoffs Hartmann von Brixen, der in einem besondern Ruf der Heiligkeit und eines strengen Lebenswandels stand. Er ließ ihn zu sich kommen, unterwarf sich demuthsvoll dem Rath, den dieser ihm über sein Vorhaben ertheilte, und erfüllte dadurch die Pflicht eines christlichen Fürsten, der vor dem Ausbruch eines Krieges erst seine Seele mit geistlichen Waffen versieht, und die Befehle des Himmels abwartet, ehe er seinen Soldaten Befehle ertheilt. Hartmann sowohl als die übrigen Bischöffe fanden die Ursachen des Krieges gerecht, und beugten allen etwa zu besorgenden Eingriffen in die Rechte der kaiserlichen Hoheit und allen Stöhrungen des kirchlichen Friedens dadurch vor, daß sie ihn durch ihren geistlichen Zuruf zum Feldzug gegen die Rebellen aufforderten.

Unterdessen waren die päbstlichen Legaten nach Rom zurück gekehrt, wo sie die Beleidigungen und Gefahren, denen sie ausgesetzt gewesen, mit den gehäßi-

sten Farben abschilderten, um den Pabst zur Rache anzureitzen. Nun theilte sich der römische Clerus in zwey Parteyen. Die eine, welche kaiserlich gesinnt war, tadelte die Legaten, daß sie unvorsichtig und unklug gehandelt hätten; die andre hielt es mit dem Pabst. Ich will hier abermals, um meine vorhin angegebene Maxime zu befolgen, die in gegenwärtiger Sache gewechselten Briefe mittheilen, damit es dem Leser frey stehe, sich aus den Acten selbst zu belehren. Mir wird man es verzeihen, wenn ich den Pabst und den Kaiser lieber mit schuldiger Achtung verehre, als über einen von beyden ein Urtheil zu fällen mich vermesse.

Schreiben des Pabstes an die Erzbischöffe und Bischöffe.

„So oft jemand in der Kirche gegen Gottes Ehre und der Gläubigen Heil zu handeln sich erfrecht, so oft müssen unsre Brüder, und Mitbischöffe, vorzüglich diejenigen, welche vom Geiste Gottes getrieben werden, dafür sorgen, daß das begangene Uebel auf eine Gott wohlgefällige Weise verbessert werde. Unser geliebtester Sohn, Kaiser Friedrich, (ich kann's ohne große Betrübniß nicht aussprechen) hat sich unlängst ein Vergehen zu Schulden kommen lassen, desgleichen die Geschichte unserer Vorfahren nicht aufzuweisen hat. Wir schickten nemlich zwey unserer angesehenern Brüder, die Cardinäle Bernhard und Roland an ihn ab. Bey der ersten Audienz wurden sie freudig aufgenommen. Den folgenden Tag erschienen sie wieder, und überreichten ihm unser päbstliches Schreiben, das eine Stelle enthielt, welche ihn in die äusserste Wuth versetzte. Denn kaum hatte er die Worte: wir haben euch die vorzügliche Wohlthat

der

der Krone ertheilt angehört, so brach er in Schmähungen gegen uns, und unsre Legaten aus, wies sie schimpflich von sich ab, und nöthigte sie, schleunig das Land zu verlassen. Kurz, was er that, kann man nicht ohne Kränkung anhören, und nicht ohne Rührung erzählen."

„Sobald nun meine Legaten fort waren, machte er einen Befehl bekannt, daß keiner aus eurem Reiche nach Rom gehe, und soll sogar auf allen Grenzen Deutschlands Wächter bestellt haben, die jeden, der dahin reisen wolle, mit Gewalt zurückbrächten. Dieses Verfahren schmerzte uns zwar sehr, doch haben wir den Trost, daß er wenigstens nicht durch euren und der Fürsten Schluß dazu bewogen worden ist. Und darum hoffen wir, daß euer Zureden ihn sehr leicht von seinem Vorsatz zurückbringeu werde. Da nun der gegenwärtige Fall nicht blos mich allein, sondern euch, und die übrigen Kirchen eben so nah angeht, so ermahnen wir euch im Herrn, euch als eine Mauer vor das Haus Gottes zu stellen, unsern vorhingenannten Sohn so bald als möglich auf den rechten Weg zu führen, und mit aller Macht darauf zu dringen, daß sein Kanzler Reinald, und der Pfalzgraf, für die ungeheuren Lästerungen, welche sie gegen unsre Legaten, und unsre Mutter die hochheilige römische Kirche ausgestoßen, eine exemplarische Strafe erhalten, die im Stande ist, eben so viele auf den rechten Weg zu bringen, als vorher durch ihre anstößigen Reden geärgert worden sind."

„Möge doch dieser unser Sohn nicht auf dem Vorsatz der Ungerechten bestehen, möge er doch die Geschichte älter und neuerer Zeiten vergleichen, und den Pfad betreten, den Justinian und andre catholi-

sche

sche Kaiser gegangen sind. Wenn er deren Beyspiel befolgt, so wird er seine Ehre auf Erden, und sein Glück im Himmel vermehren. Auch ihr werdet eure und eurer Kirchen Freyheit erhalten, wenn ihr ihn auf die rechte Bahn leitet, und dem H. Petrus, dem obersten der Apostel, gefälligen Gehorsam erweiset. Aus eurer Ermahnung, aus der Wahrheit der evangelischen Verheißung mag unser vorhin erwähnter Sohn lernen, daß die hochheilige römische Kirche auf dem festesten Felsen von Gott gegründet, trotz den heftigsten Stürmen, unter des Herrn Schutz in alle Ewigkeit fortdauern wird. Auch würde es, wie ihr wißt, sich für ihn nicht schicken, einen so steilen Weg, ohne euren Rath zu betreten. Daher glauben wir, daß er als ein wohldenkender Mann und catholischer Kaiser sich durch euer Zureden auf bessere Gesinnungen werde lenken lassen."

Antwort der hohen deutschen Geistlichkeit.

„Ob wir gleich wissen, und versichert sind, daß die auf einem festen Felsen erbaute Kirche Gottes weder von Stürmen noch Regengüssen herabgeschwemmt werden kann, so fahren wir doch als kleinmüthige und schwächere Menschen vor Entsetzen zusammen, wenn sich dergleichen schreckliche Erschütterungen zutragen. Eben daher sind wir vor Schrecken ganz ausser uns, da wir sehen, daß sich zwischen eure Heiligkeit, und eurem gottesfürchtigen Sohne, unserm Herrn dem Kaiser, Uneinigkeiten entspinnen, die, wenn Gott es nicht verhütet, zu sehr betrübten Auftritten Anlaß geben werden."

„Die „

„Die in eurem erwähnten Schreiben enthaltenen Worte haben das ganze Reich in Aufruhr gesetzt. Weder seine kaiserliche Majestät, noch die Fürsten konnten sie gelassen anhören; und wir, verzeiht es uns allerheiligster Vater, getrauten uns nicht, vermochten es auch nicht, die Vertheidigung dieser Worte zu übernehmen, ihnen eine schickliche Wendung zu geben, oder durch irgend einen schon vorhandenen Fall zu rechtfertigen; denn sie waren bis auf diese Zeiten noch unerhört gewesen.“

„Euer Schreiben haben wir mit gebührender Ehrfurcht angenommen, eurem Sohn dem Herrn unserm Kaiser, wie ihr es befohlen, Vorstellungen gethan, und von ihm, Gottlob, eine Antwort erhalten, wie man sie nur von einem katholischen Fürsten erwarten kann.“ „Die gesetzliche Verfassung unsers Reichs, sprach er, gründet sich entweder auf die heiligen Verordnungen der Kaiser oder auf gute, hergebrachten Gewohnheiten unserer Vorgänger und Väter. Diese Grenzen der Kirche wollen wir und können wir nicht überschreiten, was ihnen aber zuwider ist, nehmen wir nicht an. Wir erweisen sehr gerne die unserm Vater schuldige Achtung, schreiben nur der göttlichen Huld die freye Krone unsers Reichs zu, räumen die erste Wahlstimme dem Erzbischoffe von Maynz, und die folgenden den übrigen Fürsten der Reihe nach ein, die königliche Salbung dem Erzbischoff von Cöln, die höchste aber, nemlich die kaiserliche, dem Pabste. Was über das ist, ist überflüssig und übel. Die Cardinäle haben wir nicht aus Geringschätzung unsers geliebtesten verehrungswürdigsten Vaters über die Grenze geschickt, sondern wir wollten sie nur nicht zur Schande unsers Reichs mit ihren verdächtigen Papieren weiter kommen lassen. Den freyen Durch-

zug

zug aus und nach Italien haben wir weder durch ein Edict gesperrt, noch wollen wir ihn auf irgend eine Weise denen verweigern, die mit den Zeugnissen ihrer Bischöffe und Prälaten versehen, in eignen Angelegenheiten und aus erlaubter Absicht, an den apostolischen Stuhl zu gehen Willens sind. Allein wir wollen jenen Mißbräuchen, die zum unsäglichen Schaden aller Kirchen unsers Reichs eingerissen sind, und fast alle Klosterzucht ausgerottet haben, uns entgegensetzen. Gott hat die Kirche in Rom durch die weltliche Macht erhoben; in Rom will jetzt die Kirche (doch wohl nicht durch Gott) die weltliche Macht untergraben. Vom Gemählde fieng sie an, gieng dann zur Schrift über, und fußt jetzt auf das Ansehn der Gesetze; dieses gestatten, dieses dulden wir nicht. Ehe wollen wir die Krone vom Haupte legen, ehe sie so tief erniedrigt werden soll. Hinweg also mit jenen Bildern und Schriften, diesen ewigen Denkmählern der Feindschaft zwischen der geistlichen und weltlichen Macht."

„Dieß und noch andres, z. B. das Bündniß Rogers und Wilhelms von Sicilien, und mehrere in Italien geschehene Verträge haben wir aus dem Munde unsers Herrn und Kaisers vernommen, können sie aber nicht umständlich hier erzählen."

Da der Pfalzgraf in Angelegenheiten des bevorstehenden Feldzugs vorausgegangen ist, so haben wir von dem Canzler nichts als friedliche Nachrichten erhalten, ausser daß er ihnen mit Gefahr seines Lebens nach allen Kräften beygestanden, wovon alle Anwesende zeugen können."

„Uebrigens bitten, und beschwören wir Ew. Heiligkeit, unsre Schwäche zu schonen, und den beleidigten Stolz eures Sohnes, als ein guter Hirte, durch

durch ein anderes gelindes Schreiben, das das erstere wieder gut macht, zu besänftigen, damit sich die Kirche in ruhiger Andacht erfreue, und das Reich in seiner erhabenen Würde prange. Wozu der Mittler zwischen Gott und Menschen Christus Jesus seine Hülfe verleihen wolle."

Friedrich stand bey Augsburg am Lech, und wartete da sieben Tage lang, um aus verschiedenen Gegenden Truppen an sich zu ziehen. Unterdessen hatte der Pabst zuverläßige Nachrichten von dem bevorstehenden Feldzuge des Kaisers erhalten, denn die Gesandten desselben, der Kanzler Reinald, und der Pfalzgraf Otto waren schon geraume Zeit vorher nach Italien gegangen. Dieser Umstand machte ihn nachgiebiger, und war Ursache, daß er, um Friedrich zu besänftigen, zwey andre Legaten an ihn abschickte, den Cardinal Heinrich, Priester von S. Nereus und Achill, und den Cardinal Jacinctus, Diaconus, der H. Maria in der Griechischen Schule, zwey gute Staatsmänner, die sich zu politischen Unterhandlungen besser als ihre Vorgänger schickten.

Hier muß ich, ehe ich in der Erzählung weiter rücke, noch etwas weniges von der Person und den Thaten jener kaiserlichen Deputirten vorläufig erwähnen. Sie waren von einer schönen angenehmen Bildung, stammten aus einem edlen Geschlechte, besaßen große Vorzüge des Geistes, und einen unerschrocknen Muth. Sie erlaubten sich keine Verbrechen, keine Ausschweifung, geitzten nach edlen Thaten, waren freygebig mit ihrem Gelde, und wünschten sich nichts als Ruhm, und redlich erworbenes Vermögen. Sie standen noch in den reifern Jahren der Jugend, zeichneten sich durch eine hinreissende Beredsamkeit aus,

und zeigten durchaus ein übereinstimmendes Betragen, auſſer daß der eine, als eine geiſtliche Perſon, Sanfmuth und Barmherzigkeit in allen Handlungen blicken lieſs, der andre aber als ein Krieger, der ſein Schwert nicht ohne Urſache trug, mit Ernſt und Würde erſchien. Durch alles dieß erwarben ſie ſich und dem Reiche Ruhm, Ehre, und anſehnliche Vortheile, ſo daß damahls faſt keine groſe hervorſtechende That in dieſem Feldzuge ausgeführt wurde, bey der ſie nicht den vorzüglichſten Antheil gehabt hätten.

Sobald Reinald und Otto Italien betreten hatten, unterwarf ſich ihnen die am veroneſiſchen Paß gelegene von Natur unüberwindliche Veſtung Rivola, und dadurch erleichterten ſie den Hin- und Rückmarſch der Armee. Der Biſchoff und die zahlreiche Bürgerſchaft von Verona nahm ſie mit vielen Ehrenbezeugungen auf, und legte ihnen, ſo wie auch nachher die Einwohner mehrerer Städte den Eyd der Treue gegen den Kaiſer ab. Die Eydesformel, welche unter Berührung der heiligen Evangelien beſchworen wurde, war in folgenden Worten abgefaſt.

„Ich ſchwöre, daß ich von nun an fernerhin, ſo wie mein Herr und Kaiſer es von Rechtswegen fodern kann, ein treuer Unterthan meines Herrn, des römiſchen Kaiſers Friedrich, verbleiben, und ihm helfen wolle, die Krone des Reichs und alle ſeine Vorrechte in Italien zu erhalten, namentlich und abſonderlich dieſe Stadt, nebſt allen Rechten, die ihm in derſelben, in der ganzen Grafſchaft oder den Biſthum zukommen. Ich will ſeine Regalien weder hier noch anderwärts ihm entziehen, und wenn ſie entzogen ſind, treulich helfen, ſie wieder zu erhalten und zu beſchü-

ſchützen. Auch will ich weder mit Rath noch That dazu beytragen, daß er ſein Leben, ein Glied, oder ſeine Ehre verliehre, oder in böſer Gefangenſchaft gehalten werde. Alle Befehle, die er mir in eigner Perſon, oder ſchriftlich, oder durch Bevollmächtigte wegen Beobachtung der ihm zuſtändigen Rechte ertheilt, will ich treulich befolgen, und durch keine unerlaubten Mittel vermeiden, ſie anzuhören, aufzunehmen, und zu erfüllen. Alles das will ich treu und redlich ſonder Argliſt beobachten. So wahr mir Gott und dieſe heiligen vier Evangelien helfen!

Von Verona giengen die kaiſerlichen Abgeordneten durch Mantua nach Cremona. Hier fanden ſich auſſer vielen Grafen, Marggrafen und Conſuls aller umherliegenden Städte, die Erzbiſchöffe von Ravenna und Mayland nebſt funfzehn ihrer Suffraganbiſchöffe ein, daß es beynahe das Anſehn hatte, als ſollte hier ein Reichstag gehalten werden. So viel kann ich mit völliger Wahrheit behaupten, daß jene beyden Geſandten die Ehre der kaiſerlichen Macht, die unter Friedrichs Vorgängern häufig geſchmälert war, wieder gerettet haben.

Von Cremona ſetzten ſie ihre Reiſe durch Romaniola und Aemilien in das Exarchat von Ravenna fort, und zeigten ſich überall als thätige vorſichtige Männer, die bey jeder Gelegenheit die Vortheile des Kaiſers und Reichs zu befördern wußten. Ferner giengen ſie durch Rimini nach Ancona, wo Paläolog, Logotheta, nebſt andern Bevollmächtigten des griechiſchen Kaiſers, Truppen für Geld anwarben, dergleichen man Söldner nennt, um ſie ihrem Vorgeben nach gegen Wilhelm von Sicilien zu gebrauchen, eigentlich aber um ihren ſchon oft verſuchten Plan,

die Seestädte unter griechische Botmäßigkeit zu bringen mit List oder Gewalt durchzusetzen.

Nicht weit von Ravenna stießen sie auf viele Edelleute, die sich schon mit den Griechen in vertrauliche Unterhandlungen eingelassen hatten. Dieses eben so gewinnsüchtige als für das römische Reich entehrende Betragen reitzte ihren Zorn so sehr, daß Pfalzgraf Otto, trotz seiner schwachen Bedeckung, das Schwert zog, den vornehmsten der Ravenneser, Wilhelm, mit dem Zunahmen Maltraversar, ergriff, und ihn als einen Gefangenen fortzuführen drohte. Alle übrigen schwiegen, und getrauten sich nicht vor Furcht und Entsetzen, etwas dagegen einzuwenden. Otto's entschlossener Muth zeigt sich hier in einer bewundernswürdigen Größe. Weder die Ueberlegenheit seiner Gegner, noch die Nähe der Stadt konnten ihn dahin vermögen, das Ansehn eines kaiserlichen Gesandten da zu vergeben, wo er glaubte, daß es behauptet werden müsse. Endlich ließ er sich durch vieles Bitten und Zureden besänftigen, brachte ein ziemlich starkes Heer zusammen, und rückte mit demselben vor Ancona.

Die Erklärung, welche die kaiserlichen Gesandten hier an die Griechen gaben, war in sehr heftigen Ausdrücken abgefaßt. „Wer gab euch das Recht lautete sie, ohne das Kaisers Vorwissen also zu verfahren? Die Arglist, die Tücke der Griechen ist uns nur allzuwohl bekannt. Ihr habt unter dem Deckmantel einer gerechten Unternehmung nichts als Unheil anstiften wollen, habt euren Freunden das Verderben zugedacht, das ihr euren Feinden zu bereiten schienet. Da nun unwiderlegliche Beweise vorhanden sind, daß ihr als offenbare Feinde des Reichs handelt, so müßt ihr auch als Majestätsverbrecher zur gebührenden Strafe gezogen werden."

Die

Die Griechen erſchracken über dieſe Drohungen, und wandten alles an, um ſich ſo gut als möglich zu entſchuldigen. „Wir kennen, ſprachen ſie, das Geſetz, das gegen Staatsverbrecher abgefaßt iſt. Aber unſer Gewiſſen zeiht uns keiner Schuld. Im Gegentheil hat unſre Nation der eurigen ſchon ſehr viele Dienſte geleiſtet. Wir fordern als Zeugen unſrer redlichen Geſinnungen ganz Deutſchland und ſelbſt den Kaiſer auf, der aus eigner Erfahrung hierüber ſprechen kann. Billigkeit gegen die Lebenden, Mitleid mit den Todten, Achtung vor dem Kaiſer, und Freygebigkeit gegen die Großen; dieß ſind die Züge, an denen die Eurigen uns erkannt haben, und die durch ihre Wahrheit alle erdichteten Beſchuldigungen überwiegen.“

Sie fügten noch mehrere Gründe hinzu, und baten ſo kläglich, daß ſie den Verdacht böſer Abſichten von ſich wälzten, und Erlaubniß erhielten, in ihr Vaterland zurückzukehren, nachdem ſie den kaiſerlichen Geſandten reiche Geſchenke gemacht, die nun auch nach Modena zurückgiengen.

Hier erlebten ſie eine bisher ungewöhnliche Erſcheinung. Die päbſtlichen Legaten, Heinrich und Jacint, welche ſich keine Hoffnung machten, daß die Geſandten des Kaiſers ihnen entgegen kommen würden, gaben ſich den Schein der Demuth und machten von Ferrara aus einen unvermutheten Beſuch, und erklärten ihnen in aller Unterwürfigkeit, daß ihre Aufträge nur zum Frieden und zur Ehre des Reichs abzweckten, worauf ſie ihren Weg weiter verfolgten.

In dem Gebürge war die Nachricht von ihrer Ankunft erſchollen. Jedermann wußte, daß die kaiſerliche Majeſtät den Römern verhaßt ſey; und viele nah-

men daher Anlaß ihnen aufzulauern in der Meynung, daß dieser Straßenraub den Beyfall des Kaisers erhalten würde. Sie giengen also von Ferrara nach Verona, von Verona durch das tridentinische Thal, und hatten zu ihrer gröſſern Sicherheit den ehrwürdigen Bischoff von Trident Albert bey sich. Aber auch dieser konnte gegen die vermeſſene Raubsucht nichts ausrichten. Die Grafen Friedrich und Heinrich, die in den dortigen Gegenden sehr viel Gewaltthätigkeiten verübten, überfielen sowohl den Bischoff als die Cardinäle, plünderten sie, und setzten sie in gefängliche Verwahrung. Die Cardinäle wurden zwar auf freyen Fuß gestellt, als von Rom aus der Bruder des Jacintus als Geiſſel geschickt ward; den Bischoff aber befreyte offenbar die göttliche Allmacht. Jedoch rächte der edle Herzog von Bayern und Sachsen aus Liebe zur römischen Kirche und zu Ehren des Reichs nicht lange nachher diese Schmach; denn er entriß den Grafen den Bürgen, und nöthigte sie durch vieles Ungemach sich zu ergeben, und Genugthuung zu leisten.

Während daß Friedrich noch bey Augsburg kampirte, erschienen die päbstlichen Legaten, wurden gnädig aufgenommen, und um die Ursache ihrer Reise befragt. Sie traten ehrerbiethig, mit gesenktem Blicke hin, und antworteten in folgenden sehr bescheidenen Ausdrücken.

„Das Oberhaupt der römischen Kirche, der in Christo allerheiligste Vater, begrüßt euch als den liebsten Sohn des H. Petrus. Auch grüßen euch als den Herrn und Kaiser der Stadt und der Welt die gesammten Cardinäle, welche unsre Brüder, aber eure Cleriker sind.

Mit

Mit welcher Liebe die heilige römiſche Kirche die Größe und Ehre eures Reichs umfaſſe, wie ungern ſie, ohne ſich eines Vergehens bewußt zu ſeyn, euren Unwillen rege gemacht, können euch ſowohl gegenwärtige Papiere, als auch der durch uns mündlich auszurichtende Auftrag lehren.“

Hierauf überreichten ſie ihre Briefe, die dem ehrwürdigen Biſchoff von Freyſingen, Otto, dem es vorzüglich wehe that, den Staat und die Kirche mit einander veruneinigt zu ſehen, zum Durchleſen und Verdeutſchen übergeben wurden.

Entſchuldigungsſchreiben des Pabſtes Adrian IV.

Seitdem wir, nach Gottes Wohlgefallen und Anordnung, die Sorge für die allgemeine Kirche übernahmen, haben wir in allen Angelegenheiten deine Majeſtät ſo zu ehren getrachtet, daß du uns von Tage zu Tage mehr und mehr hätteſt lieb gewinnen, und den apoſtoliſchen Stuhl verehren müſſen. Nun hörten wir, daß einige Uebelgeſinnte dich gegen uns aufgewiegelt, und ſchickten daher zwey von unſern angeſehenſten vorzüglichſten Brüdern, die Cardinäle Bernhard und Roland, Männer die in der römiſchen Kirche jederzeit für die Ehre Deiner Majeſtät beſorgt geweſen ſind, an dich ab, um zu erfahren, wie du eigentlich gegen uns geſinnt wäreſt; allein zu unſerm großen Erſtaunen behandelteſt du ſie nicht ſo, als es deiner kaiſerlichen Würde angemeſſen war. Der Ausdruck Wohlthat (Beneficium) ſoll es ſeyn, was dich ſo ſehr entrüſtet hat? wahrlich ein Ausdruck, der auch nicht bey der geringſten Perſon, und am wenigſten bey dir, einen Anſtoß erregen ſollte! Denn ob er gleich öfters in einer andern Bedeutung

genommen wird, als er dem Sprachgebrauch nach hat, so hätte er doch hier in dem Sinne genommen werden müssen, den wir mit ihm verbinden, und der ihm ursprünglich zukommt. Er ist aus den Wörtern Wohl und That zusammengesetzt, und Wohlthat heißt bey uns kein Lehn, sondern eine gute That. In dieser Bedeutung kommt er in der ganzen heiligen Schrift vor, und es heißt, daß wir durch Gottes Wohlthat nicht als durch ein Lehen, sondern durch die Segnung und gute That desselben regiert und erhalten werden. Auch sieht es deine Hoheit deutlich ein, daß wir auf eine so gute ehrenvolle Art die kaiserliche Krone deinem Haupte aufgesetzt haben, daß sie von jedem eine gute That genannt werden könne."

„Wenn demnach einige diesen Ausdruck, und auch jene Stelle: wir haben dir die kaiserliche Krone ertheilt auf eine falsche Art auslegen und verdrehen, so haben sie keinen Grund für sich, sondern handeln nach ihrem Eigendünkel, und auf den Antrieb derer, die den Frieden zwischen dem Reich und der Kirche nicht gerne sehen. Denn unter dem Ausdruck: wir haben dir ertheilt verstehen wir nichts anders, als was weiter oben gesagt ist: wir haben dir aufgesetzt."

„Daß du nachher die Cardinäle, wie man spricht, gehindert hast, die hochheilige römische Kirche schuldigermaßen zu besuchen, wirst du, wenn es sich so verhält, geliebtester Sohn in Christo, wie wir glauben, als ein unbilliges Verfahren erkennen. Denn wenn du dich von uns beleidigt hieltest, so hätteſt du dein Anliegen uns nur durch Gesandte und Briefe vortragen dürfen, und wir würden deiner Ehre alle Genugthuung zu verschaffen bereit gewesen seyn.

Jetzt

Jetzt schicken wir auf Anmahnen unsers geliebten Sohnes, Herzogs Heinrich von Bayern und Sachsen, zwey von unsern Brüdern, die Cardinäle Heinrich und Jacint, verständige ehrbare Männer, an dich ab, und ermahnen dich im Herren, sie anständig und gütig aufzunehmen, und versichert zu seyn, daß alles, was sie deiner Majestät von unserer Seite vortragen werden, aus unserm redlichen Herzen komme. Mit ihnen werdet ihr also auf Vermittlung unsers vorbenannten Sohnes, des Herzogs, euch so weit vereinigen, daß zwischen dir und deiner Mutter, der hochheiligen römischen Kirche, kein Funke der Uneinigkeit übrig bleibe."

Der Kaiser, besänftigt durch dieses Schreiben, legte den päbstlichen Legaten einige Punkte vor, welche gehoben werden mußten, wenn man allem fernern Zwiste vorbeugen wollte, und erhielt hierüber von ihnen eine völlig befriedigende Antwort. Sie versprachen nemlich, die Würde des römischen Kaisers in keinem Stücke anzutasten, sondern die Ehr- und Gerechtsame des Reichs beständig ungefährt zu erhalten. Nachdem sie dieses angelobt hatten, erneuerte Friedrich die Freundschaft und den Frieden mit dem Pabst und dem Clerus durch einen Kuß, den er den Legaten gab, welche nun froh und mit königlichen Geschenken begabt von ihm schieden.

Noch in denselben Tagen, da er sich in Augsburg aufhielt, kamen Gesandte aus Dännemark an, die ihn um die Bestätigung der neuen Königswahl, und um Belehnung für den neuerwählten König ersuchten. Der Kaiser willfahrte ihnen, ließ sich den Eyd ablegen, und bestimmte, daß der König innerhalb vierzig Tagen nach seiner Rückkunft aus Italien vor dem Reichstag erscheinen, und von ihm die Belohnung erhalten solle.

Unterdessen verstärkte sich sein Heer durch Zuwachs von allen Seiten. Verschiedene Fürsten schickten Boten an ihn ab, um ihn zu fragen, welchen Weg jeder mit seinem Heere durch die engen Pässe im Gebürge nehmen solle. Es waren der Hülfsvölker so viel, daß sie an manchen Stellen vor übergroßer Menge sich kaum durchdrängen konnten: Franken, Sachsen, Rheinländer, Burgunder, Schwaben, Bayern, Lothringer, Böhmen, Ungarn, Kärnthner, und verschiedene andere Celtische oder deutsche Nationen; mit den mannigfaltigsten Rüstungen versehen, aber alles tapfre Männer und rasche nervigte Jünglinge, die sich unerschrocken den Gefahren des Krieges entgegenstellten.

Friedrich schrieb ihnen nach einem wohlüberlegten Plane, folgende Marschroute vor:

Herzog Heinrich von Oestreich, und Herzog Heinrich von Kärnthen, nebst den Ungarn, beynahe sechshundert auserlesene Bogenschützen, ferner die Grafen und Baronen jener Lande gehen durch Krain, Friaul, und die Mark Verona.

Herzog Bertold von Zähringen, oder vielmehr von Burgund, mit den Lothringern, über die Straße Julius Cäsars, die jetzt der Jupitersberg heißt,

Ein großer Theil Franken, Riparioler und Schwaben — durch Chiavenna und den Comer See.

Des Kaisers Gefolge bestand aus dem Könige von Böhmen, dem Herzog Friedrich von Schwaben, Kaiser Conrads Sohn, seinem Bruder Conrad, Pfalzgrafen am Rhein, den Erzbischöfen Friedrich von Cöln, Arnold von Maynz, Hellin von Trier, die Bischöfe Conrad von Eichstädt, Daniel von Prag, Herrmann von Verden, Gebhard von Würzburg, dem Abt von Fulda und noch ausser dem aus vielen Marggrafen, Grafen, und Edeln, mit deren Namen ich dem Leser nicht beschwerlich fallen will.

Mit

Mit diesem Gefolge, und unter dem Schutze Gottes trat Friedrich seinen Marsch über die Alpen an, und beendigte ihn glücklich. In der Ebene Italiens war Brescia der erste Ort, die sich stolz auf seine festen Werke, und den Muth seiner Vertheidiger der kaiserlichen Armee widersetzte, aber auch in einem Augenblicke gedemüthiget ward. Den ersten schweren Stoß gab ihm der Böhmische König; nachher als Friedrich herbeyrückte mußte sie sechszig Geißeln, und eine ansehnliche Summe Geldes liefern, und sich auf Discretion ergeben.

Nun mußte die Armee wieder eine Weile liegen bleiben, um die erwartete Verstärkung aus verschiedenen Städten Italiens an sich zu ziehen. Diese Zeit nutzte Friedrich, um durch gute Gesetz Ordnung in seinem Lager zu erhalten, und setzte in einer Fürstenversammlung folgende Friedensgesetze für die Armee fest:

1) Wir haben beschloßen und wollen es strenge gehalten wissen, daß weder Ritter noch Knecht sich erkühne, einen Streit anzufangen. Zanken sich zwey, so soll keine von beyden durch das Kriegsgeschrey Lerm rufen, um nicht dadurch seinen Kameraden Anlaß zu Händeln zu geben. Hat der Streit schon angefangen, so soll Niemand mit Schwert, Lanze oder Pfeil, sondern blos mit Panzer, Schild, Helm, und in der Hand einen Knittel, herbeyeilen, um ihn auszumachen. Niemand soll das Kriegsgeschrey ausrufen, ausgenommen, wenn er sein Quartier sucht. Hat aber der Soldat durch den Ausruf desselben Streit erregt, so soll ihm sein ganzer Harnisch genommen, und er aus dem Heere gestoßen werden; ist er ein Knecht, so soll er beschoren, geschlagen, und auf der Wange gebrandmarkt werden; es sey denn, daß ihn sein Herr mit seinem ganzen Harnisch auslöse.

2) Wer jemand verwundet hat, und die Schuld nachher ableugnet, dem soll, wenn der Verwundete durch zwey glaubwürdige Zeugen ihn überführen kann, (nur dürfen diese nicht seine Blutsverwandte seyn) die Hand abgehauen werden. Fehlen Zeugen, und will sich der Verklagte durch einen Eyd reinigen, so steht es dem Ankläger frey, ihm nicht zum Eyde zu lassen, sondern zum Zweykampf herauszufodern.

3) Hat jemand einen Mord begangen, und er wird von einem Verwandten, Freunde oder Gefährten des Erschlagenen durch zwey glaubwürdige Zeugen, die aber nicht seine Blutsverwandten seyn dürfen, dessen überführt, so soll er das Leben verwirkt haben. Will er in Ermangelung der Zeugen sich durch einen Eyd reinigen, so kann ein wahrer Freund des Ermordeten ihn zum Zweykampf herausfordern.

4) Wenn ein fremder Ritter auf einem Klepper sitzend, friedlich, ohne Schild und Gewehr, ins Lager kommt, so ist der, welcher ihn verletzt, als ein Friedensstöhrer zu bestrafen. Reitet er aber ein Streitroß, und ist mit Schild und Lanze bewaffnet, so kann ihn jeder, ohne den Frieden zu brechen, antasten.

5) Wenn ein Ritter einen Kaufmann beraubt, so muß er das Genommene zwiefach ersetzen, und schwören, daß er ihn nicht für einen Kaufmann gehalten. Hat dieß ein Knecht gethan, so wird er beschoren und auf der Backe gebrandmarkt, oder sein Herr muß für ihn den Raub ersetzen.

6) Sieht jemand, daß eine Kirche oder ein Waarenlager soll bestohlen werden, so muß er es, jedoch ohne Streit, zu verhindern suchen; kann er es nicht, so muß er den Schuldigen bey den Gerichten angeben.

7) Niemand soll eine Dirne in seinem Quartier haben: hat er sie doch, so wird er seines ganzen Harnisches

ſches beraubt, fortgejagt, und der Dirne die Naſe abgeſchnitten.

8) Keiner ſoll einen Ort angreiffen dürfen, der Reichstruppen zur Beſatzung hat.

9) Wird ein Knecht bey einem Diebſtahl ertappt, ſo ſoll er, wenn er ſich nicht ſchon vorher deſſelben Verbrechens ſchuldig gemacht hat, deswegen noch nicht gehangen, ſondern beſchoren, geſchlagen, auf der Wange gebrandmarkt, und ausgeſtoßen werden, oder ſein Herr muß ihn mit ſeinem ganzen Harniſch auslöſen. Hat er aber ſchon einmahl geſtohlen, ſo kommt er an den Galgen.

10) Wird ein Knecht nur des Diebſtahls beſchuldigt, ohne bey demſelben ertappt zu ſeyn, ſo kann er ſich den folgenden Tag durch ein glühendes Eiſen reinigen, oder ſein Herr muß für ihn ſchwören. Der Kläger hingegen muß ſchwören, daß er ihn aus keinem andern Grund belangt habe, als weil er ihn für den Schuldigen gehalten.

11) Findet jemand das Pferd eines andern, ſo muß er es nicht beſcheeren und unkenntlich machen, ſondern es dem Marſchall angeben, denn behält er es nicht die Diebiſcher Weiſe, und darf es mit ſeinem Gepäcke beladen. Wenn alsdann der Eigenthümer ſein Pferd auf dem Wege findet, ſo darf er ihm die Laſt nicht abnehmen, ſondern muß ihm bis zum Quartiere folgen, und es dann wiedernehmen.

12) Steckt jemand ein Landgut oder Haus an, ſo wird er geſchoren, auf der Backe gebrandmarkt, und geſchlagen.

13) Ein Schmidt ſoll keine Kohlen auf einem Landhauſe brennen, ſondern das Holz in ſeine Wohnung tragen, und es da verbrennen: widrigenfalls ſoll auch er mit eben derſelben vorhin angedrohten Strafe angeſehen werden.

14) Wenn

14) Wenn einer den andern verletzt unter dem Vorwande, daß dieser nicht den Frieden geschworen habe, so hat er nicht den Frieden gebrochen, es sey denn, daß der beleidigte Theil durch zwey tüchtige Zeugen beweisen könne, daß er den Frieden geschworen.

15) Keiner nehme einen Knecht an, der ohne Herrn ist, denn sonst muß er das, was dieser gestohlen, doppelt ersetzen.

16) Wer einen Schatz findet, mag sich seiner ungehindert bedienen: wird er ihm genommen, so erwiedre er nicht Böses mit Bösem, nehme keine Selbstrache, sondern bringe seine Sache bey dem Marschall an.

17) Wenn ein deutscher Kaufmann in die Stadt geht, Waaren aufkauft, sie zur Armee bringt, und ihren Preis zu hoch ansetzt, so soll der Kämmerer ihm sein ganzes Waarenlager nehmen, ihn schlagen, bescheeren, und auf der Backe brandmarken.

18) Kein Deutscher soll einen lateinischen Knappen haben, der nicht deutsch kann, bey Verlust alles dessen, was er besitzt.

19) Wenn ein Ritter den andern schimpft, so kann er es abschwören; wenn er das nicht thut, so muß er ihm zehn Pfund derjenigen Münze erlegen, die zu der Zeit im Heere gangbar seyn wird.

20) Findet jemand ein Gefäß voll Wein, so muß er den Wein so behutsam ausheben, daß das Gefäß nicht zerbricht, oder die Bänder desselben nicht zerschnitten werden, damit nicht aller Wein zum Schaden der Armee ausfließe.

21) In einer eroberten Stadt sey es erlaubt, alles zu plündern, nur muß sie nicht angezündet werden, wenn dieß nemlich nicht der Marschall selbst thut.

22) Das Wild, welches jemand mit Jagdhunden getrieben und erlegt hat, soll ihm ohne Widerrede gehören.

23) Hat einer mit Windhunden ein Stück Wild aufgejagt, so gehört es nicht nothwendig ihm, sondern dem, der es schießt.

24) Hat jemand mit Lanze oder Schwert ein Wild erlegt, und ein andrer nimmt's ihm weg, ehe er es mit der Hand berührt hat, so soll es ihm doch zuerkannt werden, und nicht dem, der sich dessen bemächtigt, ohne es getödtet zu haben.

25) Auch wenn jemand mit Schleuder oder Bogen ein Wild erlegt hat, so soll es sein seyn.

Diese Punkte bestätigten die Erzbischöffe, Bischöffe, Aebte, durch den Handschlag, und versprachen, die Uebertreter des Friedens mit der Strenge des geistlichen Amtes zu züchtigen.

Schon waren alle Truppen zusammen gestoßen, viel verständige Männer hatten sich eingefunden, und alle waren begierig zu erfahren, gegen welche Feinde der Kaiser sie zuerst anführen würde. Endlich trat dieser, belebt von jugendlicher Munterkeit, jedoch mit dem ganzen Ausdruck königlicher Würde an einem erhabenen Orte auf, wo er deutlich gehört werden konnte, und hielt an die Umstehenden folgende Rede.

„Wir erkennen, daß wir dem König der Könige vielen, unendlich vielen Dank schuldig sind. Da es ihm gefiel, daß wir, als sein Verwalter, das Ruder eures Reichs in Händen führen sollten, so hat er uns auch so viel Zutrauen zu eurer Redlichkeit und Klugheit eingeflößt, daß wir uns in den Stand gesetzt sehen, durch euren gütigen Schutz und Rath, nach den Beweisen, die ihr schon oft abgelegt habt allen Widerstand zu heben, und alles, was das römische Reich erschüttern kann, zu unterdrücken. Das römische Reich

sage

ſage ich, deſſen Verwaltung mir übertragen iſt, deſſen Hoheit aber bey euch, als den Großen deſſelben ſtehet.

Keiner glaube, daß wir uns aus freyer Willkühr zu einem Kriege entſchloſſen, von dem man nicht weiß, welchen Ausgang er gewinnen werde, der aber durch ſeine Gefährten, Hunger, Durſt, Strapatzen, und mannigfaltige Todesarten fürchterlich und ſchauderhaft iſt. Nicht Herrſchſucht treibt uns in das Treffen hinein, ſondern Empörer zwingen uns dazu. Mayland iſts, das euch aus unſern vaterländiſchen Wohnſitzen aufſcheucht; euch aus dem Kreys eurer lieben Kinder, aus den Umarmungen eurer Weiber reißt, und durch ſeine tollkühne Widerſetzlichkeit alle dieſe Mühe und Arbeit euch bereitet. Maylands Bürger haben euch gerechte Urſache zum Kriege gegeben, da ſie ſich gegen ihre rechtmäßige Regierung auflehnen —

Beginnt alſo den Krieg, nicht aus Leidenſchaft oder Blutdurſt, ſondern Friedens halber, damit der Verwegenheit geſteuert werde, und gute Zucht die ſchuldige Belohnung erhalte. Wenn wir aus Trägheit oder Freyheit die Schmach an den Mayländern nicht rächten, ſo würden wir das Schwert ohne Urſach führen, und nicht ſo wohl das Lob eines langmüthigen als den Vorwurf eines ſchläfrigen Regenten verdienen.

Und nun, ihr Diener der Gerechtigkeit, fordern wir euch gerechter Weiſe auf, eure Zuſtimmung zu geben, damit der übermüthige Vorſatz unſrer Gegner zu Schanden werde, und das Reich unter meiner Regierung die ihm ſchuldige Ehre erlange. Wir ſind nicht der angreiffende, ſondern der angegriffene Theil. Auf denn, ihr alle, die ihr hier verſammlet ſeyd. Der Krieg, den die höchſte Obergewalt beſchloſſen hat, iſt gerecht. Sammlet Lorbeeren im Felde, kämpft für das Wohl des Staats, und hoffet, daß euch zu ſeiner Zeit alles werde belohnt werden. Gehorcht, ſo

viel

viel ihr vermögt, den erhaltenen Befehlen. Zeigt euch nicht als Feigherzige ausgeartete Nachkommen eurer Vorfahren, beweißt es jener feindlichen Stadt, wie sehr ihr bereit und fähig seyd, das zu erhalten, was unsre Vorgänger Carl und Otto dem Reich erworben haben."

So sprach er, und lautes Geschrey ertönte unter dem frohlockenden Heere. Eine Art göttlichen Muths verbreitete sich über alle. Jeder schickte feurige Wünsche zum Himmel, und rief in seiner Muttersprache Heil und Glück dem Kaiser Friedrich zu.

Die Rechtsverständigen gaben den Rath, die Mayländer, ohnerachtet ihrer schweren Vergehungen, in gesetzmäßigen Terminen vorzuladen, damit es nicht schiene, als ob man gewaltsam mit ihnen verfahren, oder wider alles Recht einen Abwesenden verurtheilen wollte. Gesetzmäßige Termine nennt man drey nach einander folgende Ladungen vor Gericht. Ein peremptorischer Termin ist, wenn man ein für allemahl die Citation ergehen läßt.

Die Mayländer merkten jetzt nur zu wohl, daß der Krieg in seiner ganzen Schwere sie treffen würde, und sandten einige gelehrte und beredte Männer an den Kaiser ab. Ihre Sache war aber schon einmahl so weit gediehen, daß sie sich einem peinlichen strengen Rechtsurtheil unterwerfen sollten. Der Kaiser schlug die angebothene Geldsumme aus, die Großen wollten sich nicht für sie verwenden; kurz der Krieg war unvermeidlich. Friedrich fällte gegen sie, mit Zuziehung der Rechtsgelehrten, und der italienischen Großen ein Verdammungsurtheil, erklärte sie für seine Feinde, und bereitete sich zur Belagerung der Stadt.

Kaum hörten die Bürger von Mayland diese traurige Botschaft, so war es, als wenn die ganze Stadt

durch

durch einen Zauber wäre umgeändert worden. Man sah nichts als traurige Gesichter, wo kurz vorher Fröhlichkeit und Wohlleben, Töchter einer langen ungestöhrten Ruhe, geherrscht hatten. Aus dem ängstlichen Hin- und Herlaufen der Menschen zeigte sichs deutlich, wie sehr sie vor der nahen Gefahr bebten. Die Weiber heulten, hoben ihre Hände gen Himmel, und bedauerten ihre kleinen Kinder. Dennoch gab es mehrere, die verstockt genug waren, sich und ihr Vaterland ins Verderben zu stürzen. Bürger einer Stadt, welche nichts zu verliehren haben, aber mit Schulden überladen sind, sehen das Vermögen und die Ruhe anderer mit neidischen Augen an, trachten beständig nach Neuerungen, sind Projektenmacher, die aus Unwillen über ihr eignes Schicksal, alles umkehren wollen, und finden ihren Vortheil in der Empörung. Ausserdem wurde der zahlreiche Pöbel, der sich von seiner Hände Arbeit ernährte, durch öffentliche Austheilungen in den Stand gesetzt, nicht arbeiten zu dürfen, und so geschah es denn, daß man gegen den Rath der Edlern und Bessern den Krieg zu unternehmen beschloß.

Friedrich blieb einige Tage unthätig, um zu erwarten, ob nicht die Mayländer in sich gehen, und aus Betrachtung des mannigfaltigen Elends, welches sie sich bereiteten, ihren Entschluß ändern würden. Er wollte ihnen lieber, wenn sie Besserung angelobten, verzeihen, als Land und Leute verheeren, und über ein zu Grunde gerichtetes Volk triumphieren. Da sie aber in ihrem Vorsatz beharrten, so griff auch er endlich zum Ernste, und rückte mit der Armee bis an den Fluß Adda, der die Gränze zwischen dem Gebiete der Cremoneser und Mayländer macht, und schon öfters Ursache war, daß diese beyden Staaten, die mit

ein-

einander in den blutigsten Fehden lagen, ihre Streifereyen einstellen mußten. Selbst itzt war der Fluß durch den geschmolzenen Alpenschnee sehr angeschwollen, hatte die Brücken zertrümmert, und schien den Kaiserlichen das fernere Vordringen zu verwehren. Auf der andern Seite standen zweytausend rüstige Mayländische Reiter, die jeden ihrer Versuche, über den Fluß zu kommen, vereiteln wollten.

Allein die kühne Entschlossenheit des böhmischen Königs, und des Herzogs Konrad von Dalmatien gab der Sache gleich eine andre Wendung. Beyde stürzten sich mit ihrem Heere in den Strom, und erreichten, obgleich unter vieler Lebensgefahr, das entgegenstehende Ufer. Die Zahl derer, welche hiebey ertranken, wird auf ohngefähr zwey hundert angegeben. Kaum sahen die Mayländer, was vorgefallen war, so ergriffen sie, ohne einen Schwerdtschlag zu thun, die Flucht, und hinterließen ihre ganze Bagage den Unsrigen zur Beute.

Aus diesem den Mayländern so unglücklichen Anfange, zogen viele sehr üble Vorbedeutungen für die Zukunft. Das übrige zurückgebliebene Heer watete theils durch den Fluß, theils wartete es bis man die Brücken wieder hergestellt hatte.

Nicht weit davon lag ein fester den Mayländern gehöriger Ort, Trezzo genannt, auf einer kleinen Anhöhe im ebenen Felde. Von der einen Seite hatte er den Fluß Adda, von der andern eine starke Mauer und Thurm; durch die Vorstadt gieng eine feste Brücke. Dieser Ort war zu vortheilhaft gelegen, als daß Friedrich nicht gleich zuerst hätte suchen sollen, sich desselben zu bemeistern; welches auch in kurzer Zeit zu Stande gebracht wurde. Die Bürger wehrten sich zwar anfänglich, weil sie aber sahen, daß es hier auf

Tod oder Leben ankäme, und für sie weiter keine Rettung übrig bliebe, so ergaben sie sich auf Gnade, und die Festung erhielt eine kaiserliche Besatzung.

Mehrere Edle aus dem Heere ließen sich so bald sie Feindes Land betreten hatten, durch falsche Ehrbegierde verleiten, den andern zuvorzukommen, und unter sich um den Ruhm der größten Tapferkeit zu wetteifern. Hieher gehört Graf Eckebert von Butene, ein edler, reicher, muthiger, und starker Mann, nebst andern Edeln und Rittern des königlichen Hauses. Ihre Anzahl belief sich auf ohngefähr tausend Mann zu Roß. Sie thaten sich in der Absicht zusammen, um etwas Merkwürdiges zu unternehmen, das Glück aber war ihnen nicht so günstig, als ihr Muth es verdiente.

Vor den Thoren von Mayland, denn so weit hatten sie sich gewagt, stieß ihnen eine zahlreiche feindliche Schaar entgegen. Anfangs fochten beyde Theile nur mit Lanzen, nachher griffen sie zum Schwerte. Sie drangen heftig auf einander ein, daß fast keiner mehr unterscheiden konnte, auf welcher Seite er stritte. Der enge Raum erlaubte ihnen nicht, sich auszubreiten, und verursachte zum Theil diese Verwirrung. Keiner war im Stande, durch die dicke Staubwolke vor sich zu sehen, noch unter dem vermischten Geschrey ein Wort zu verstehen. Eben so wenig war es möglich zu entfliehen, oder den Flüchtling zu verfolgen. Wer im ersten Gliede stand, mußte entweder fallen oder würgen; eben so auch im Hinterglied. Kurz es blieb kein Fleck übrig, auf dem nicht Mann gegen Mann kämpfte.

Endlich siegte die überlegene Macht der Feinde über den Muth und die Geschicklichkeit der Unsrigen. Der Sieg war schon entschieden, als Graf Eckebert, um einem seiner Ritter, der an der Erde lag, zu helfen, vom Pferde springt, ihn befreyt, und den siegen-

den

den Feind bis an den Wall treibt. Alle flohen vor ihm; keiner konnte seinem Arm widerstehen. Das Schicksal aber hatte seinen Tod beschlossen. Hier, wo ihm niemand wegen Enge des Raums zu Hülfe kommen konnte, umringten ihn die Feinde, streckten ihn mit einem Lanzenstoß zu Boden, und schlugen ihm den Kopf ab.

So starb dieser edle aus königlichem Blute entsprossene Graf. Nicht blos seine Landsleute sondern auch Auswärtige bedauren seinen Verlust. Nach andern Berichten soll er lebendig gefangen, und in der Stadt enthauptet worden seyn. Es fielen auch noch einige andre Edle, z. B. Herzog Johann, aus dem Exarchat von Ravenna; verschiedene geriethen in Gefangenschaft, die übrigen kehrten in das Lager zurück, und wurden von den Fürsten und dem Kaiser sehr hart getadelt. „Die Mäylander, sprachen diese, thun alles mit kluger Vorsicht, und ihre List wird vom Glücke begünstigt. Die Unsrigen hingegen, denen als geübten an Subordination gewöhnten Truppen das Glück zu Gebote steht, begehen die unverzeihlichsten Fehler. Es geschieht ihnen daher Recht, wenn sie geschlagen werden, denn nichts ist unverantwortlicher, als im Beyseyn des Kaisers, ohne Anführer zu streiten; auch selbst der Sieg würde sie nicht von der Schande retten, ohne Befehl ihres Anführers gefochten zu haben. Ich werde, fügte Friedrich hinzu, alle diejenigen auf das schärfste bestrafen, die eigenmächtig handeln, und auch nur in Kleinigkeiten gegen die Subordination verstoßen"

Dießmahl erließ der Kaiser ihnen die Strafe, da die ganze Armee für sie bat, und Besserung versprach: aber er warnte sie, sich vor künftigen Uebereilungen zu hüten.

Der folgende Tag, als der 25ste Julius, war zum Aufbruch gegen die Stadt bestimmt. Der Kaiser theilte sein Heer in sieben Legionen ab, stellte bey einer jeden Officiere und Feldherrn an, die aus den Fürsten genommen wurden; ferner Fähndriche und andre Personen, die auf Zucht und gute Ordnung halten mußten. Fouriere giengen mit einer Bedeckung voran, um Dämme zu bessern, Wege zu ebnen und sonst noch alles vorzubereiten, daß der Soldat so wenig Beschwerden als möglich auf dem Marsche fände. Um den Adler und die andern Kriegszeichen befanden sich Pfeiffer und Hornbläser. Bey einer jeden Schwadron waren Leibeigene und Fußvölker, Maulesel und Zugvieh, welche das Gepäcke fortbrachten. Diesen folgten Leute, welche Belagerungsmaschienen und andere Kriegsgeräthe trugen. Den Trupp beschlossen Marquetender.

Dieß war die Ordnung, in der die Armee ihren Zug antreten sollte, und jedem Soldaten wurde anbefohlen, nicht aus dem Gliede zu weichen. Ehe der Aufbruch geschah, erhob das Heer, von kriegrischem Muth entflammt, laut seine Stimme zum Himmel, um dessen Hülfe anzuflehen, und trat dann langsam und mit der schönsten Regelmäßigkeit seinen Marsch an, als wenn ein Treffen werden sollte.

Die Armee, mit der Friedrich vor Mayland eintraf, bestand aus ohngefähr hundert tausend Mann oder noch darüber. Den ersten Tag hielt er sich ruhig obgleich seine Soldaten zum Angriff bereit waren. Die Mayländer, welche aus der Stadt gerückt waren, blieben am Walle stehen, ohne die mindeste Bewegung zu machen. Entweder hatte die Gegenwart des Kaisers sie mit Ehrfurcht, oder mit Furcht erfüllt, daß sie

nichts

nichts zu unternehmen wagten. Die Stadt wurde alſo rings um vor allen Thoren eingeſchloſſen, und die Blockade eröffnet.

In dem vorhergehenden Buche iſt ſchon von der Lage der Stadt und ihren Einwohnern ſo viel erwähnt worden, daß ich hier nur noch folgendes hinzuſetzen darf. Sie liegt in einer weiten Ebene, und enthält in ihrem Umfange über hundert Stadien. Rings um die Stadt geht eine Mauer, auſſerhalb welcher der Conſul ein Jahr vorher, unerachtet ſich viele dagegen ſträubten, einen breiten mit Waſſer angefüllten Graben hatte ziehen laſſen. Die Thürme ſind nicht ſo hoch wie bey andern Städten, denn die Menge und Tapferkeit ihrer eignen Bürger ſowohl als ihrer Bundsgenoſſen ſchien ihnen hinlänglich zu ſeyn, um jede Belagerung unmöglich zu machen. Daher kam es, daß Mayland ſeit uralten Zeiten her gegen die Regierung ſich widerſpenſtig bezeugte, und lieber zweyen Herren, als einem rechtmäßigen Oberhaupt gehorchen wollte. Es ſuchte immer das Reich zu veruneinigen, und war weder dieſer noch jener Partey getreu.

Das um die Stadt gezogene Lager wurde in aller Eile befeſtigt, um ſich gegen einen plötzlichen Ueberfall zu decken. Mit Mauerbrechern, Thürmen, Sturmböcken, und andern Kriegsmaſchienen war gegen eine ſo große Stadt nichts auszurichten, deſto mehr aber konnte man ihr durch eine langwierige Blockade oder wenn die Bürger einen Ausfall thäten, ſchaden.

Die Mayländer unterließen auch nicht den Kaiſerlichen allen möglichen Abbruch zu thun, beſchädigten ihr Lager, thaten häufige Ausfälle, und verwundeten ſehr viele mit Schleudern und Pfeilen. Am äuſſerſten Ende des Lagers ſtand Conrad, Pfalzgraf am

Rhein, des Kaisers Bruder, und Herzog Friedrich mit seinen Schwaben. Ihr Hause war theils schwächer als die übrigen, theils waren sie auch von dem Kern der Armee ganz abgeschnitten. Dieß, und der Umstand, daß sie noch sehr junge Männer waren, brachte die Mayländer auf den Gedanken, sie zu überrumpeln.

Nach Sonnenuntergang, da schon das ganze Heer schlief, brachen sie zum Thor heraus, stießen die Schildwachen nieder, und drangen zum Lager. So bald die Deutschen ihre Annäherung merkten, machten sie Lerm, ergriffen was ihnen in die Hand fiel, Degen, Steine, und dergleichen, und wehrten sich damit. Kaum hörte der böhmische König, dessen Lager nicht weit entfernt stand, das Kriegsgeschrey, so mußte alles die Waffen ergreiffen, und aufsitzen. Er selbst ritt mit den auserlesensten Leuten, Pfeiffern und Paukenschlägern voraus. Der Weg führte über verzäunte Weinberge und war äusserst schlecht und holpericht; alle die sclavischen Pferde sind solcher Märsche gewohnt. Der Pfeiffen und Paukenschall, der sich schon von ferne hören ließ, flößte den Deutschen neuen Muth und neue Kräfte ein. Die Böhmen kamen an, und das Treffen wurde mit der größten Lebhaftigkeit fortgesetzt. Der König bewieß sich als einen tapfern unerschrockenen Held, der bey allen Gefahren selbst zugegen war. Endlich ergreifen die Feinde die Flucht, und werden bis an die Thore verfolgt. Von dieser Zeit an unterblieben ihre Ausfälle. Einige von ihnen blieben auf dem Platze, mehrere wurden gefangen, und ein großer Theil schwer verwundet.

Die Belagerung von Mayland ist eine der merkwürdigsten Begebenheiten jetziger Zeit. Nicht allein Deutschlands sondern auch Italiens Kräfte hatten sich hier vereinigt, und jeder, der Ruhm suchte, fand

hier

hier nicht allein Gelegenheit ſich hervorzuthun, ſondern auch Nebenbuhler, mit denen er wetteifern konnte.

Eines Tages bemerkte Pfalzgraf Otto von Bayern, daß das Thor welches er bloquirt hielt, nur mit wenigen Poſten beſetzt ſey. Dieſe Nachläßigkeit des Feindes machte ihm Luſt, hier einen Streich zu wagen. In dieſer Abſicht befahl er ſeinen Rittern, ſich ohne Geräuſch gegen Abend zu rüſten, und die Knechte mußten Fackeln und dürre Reißer in Bereitſchaft halten, mit denen man auf ein gegebenes Zeichen hervorbrechen und wo möglich Thor und Brücken in Brand ſtecken ſollte. Dieß geſchieht, auf einen Wink der Officiere brechen die Truppen auf, ſtürzen ſich ſchnell auf die Veſtungswerke bey der Brücke, wo ſie in der größten Geſchwindigkeit Feuer anlegen. Es dauerte nicht lange, ſo ſtanden auch ſchon die Werke in Flammen.

Die Einwohner geriethen darüber in ein unbeſchreibliches Entſetzen, und zitterten nicht blos für die Brücke und das Thor, ſondern auch für die Stadt, die bey dieſer Gelegenheit ſehr leicht ein Raub der Flamme werden konnte. Es erhob ſich unter ihnen ein ängſtliches Geſchrey und ein verwirrter Zuſammenlauf, indem ſich Bewafnete unter Unbewafnete miſchten, um dem Feuer Einhalt zu thun. Das Gefecht wurde von beyden Theilen mit gleicher Lebhaftigkeit geführt. Der Brand von den angezündeten Werken, und die Flammen der Fackeln erleuchteten das Dunkel der Nacht. Waffengeklirr, Aechzen der Verwundeten, und wildes Schreyen durchtönte die Luft. Graf Otto, und ſeine Brüder, Friedrich und Otto, legten Proben der Tapferkeit ab, die ſelbſt der Feind an ihnen bewundern mußte. Erſt die tiefe Nacht ſchied die Kämpfenden von einander. Von beyden Seiten wurden viel verwundet, die Finſterniß aber verhinderte, daß das Mor-

den nicht schrecklicher war. Nach andern Erzählungen soll das Gefecht bis an den hellen Tag gewährt haben.

Die Mayländer unterließen dagegen auch nicht, wo Ort und Gelegenheit es gestatteten, uns ebenfalls zu schaden. Zwar brachen sie nicht in großen, sondern nur in kleinen Haufen, mit Bogen und Schleudern bewaffnet hervor, um denen, die sich nicht genug in Acht nahmen, aufzulauern; aber auch dies war schon Beweis genug, wie verwegen sie sind. Viele von ihnen, die an den vorigen Gefechten Antheil gehabt, waren, durch Erfahrung gewitzigt, etwas behutsam geworden; die übrigen aber setzten ihre Neckereyen ununterbrochen fort. Endlich wurde Herzog Heinrich von Oesterreich, des Kayfers Oheim, müde, diesen Uebermuth länger ungeahndet zu dulden. Er nimmt sich vor, einen Sturm gegen das Thor, vor welchem er lag, zu wagen, läßt seine Leute unter Waffen treten, und zieht die ungarischen Hülfsvölker, welche sehr gute Bogenschützen sind, nebst dem übrigen zu seinem Corps gehörigen Rittern zusammen.

Die Mayländer, welche sein Vorhaben gemerkt hatten, hielten es für schimpflich, wenn sie ihm nicht entgegen zögen, da sie ihm an Zahl gewachsen, ja wohl gar noch überlegen waren. Sie rückten also in Schlachtordnung zur Stadt hinaus, und lieferten ein förmliches Treffen. Schrecklich war das Schauspiel welches sich hier eröffnete. Dort setzte einer dem Fliehenden nach, hier sank der andre entseelt zu Boden, dort gab sich ein Dritter gefangen. Mann und Roß litt unter der Arbeit des Krieges. Viele konnten, mit Wunden bedeckt, weder fliehen, noch rasten, kaum rasten sie ihre letzten Kräfte zusammen, so stürzten sie ohnmächtig nieder. Das Feld war mit Gewehr, Rüstung, und Leichen bedeckt, und schwamm im Blute.

Endlich

Endlich entschied das Glück für den Herzog. Die Mayländer zogen sich hinter ihre Werke zurück, und liessen nach der Zeit ihre Ausfälle unterbleiben. Unter mehrere Todten, die sie im Treffen zählten, gehört auch ein gewisser Statius, den sie, wie man spricht, zu ihrem König hatten wählen wollen. Die ganze Stadt legte um ihn Trauer an, lößte seinen Körper mit vielem Gelde und gegen Wiedergabe der Gefangenen aus, und ließ ihn mit vielem Pomp bestatten.

Auch scheint mir folgender Umstand zu merkwürdig, als daß ich ihn übergehen könnte. Ein stolzer sich selbst gefälliger Mayländer ritt auf das kayserliche Lager zu, stieß verschiedene Prahlereyen aus, warf den Unsrigen Unerfahrenheit in ritterlichen Uebungen vor, und forderte den Geschicktesten zu einem Lanzenstechen heraus. Bald ließ er sein Roß im vollen Galopp rennen, bald tummelte er es, wie es bey solchen Fällen Sitte ist, im Kreise umher, oder ließ es nach allerley Wendungen laufen.

Verschiedne von den Kayserlichen sahen ihm mit Verachtung zu. Einigen pochte das Herz. Noch andre wollten sich mit einem Menschen nichts zu schaffen machen, der den Tod suchte. Es ist, dachten sie, nicht Tapferkeit, sondern Unverstand, gegen einen Feind zu streiten, den man besiegt, ohne deswegen eine große That auszuführen, und von dem man nicht ohne Schande besiegt wird.

Lange wagte sich keiner hervor, der den Kampf aufnähme. Endlich ergriff der edle Graf Albert von Tyrol seine Lanze und Schild, schwang sich auf sein Streitroß, rennte gegen den trotzigen Ligurier, und hob ihn aus dem Sattel. Zufrieden mit dem, was er gethan hatte, schenkte er dem Besiegten das Leben, und

kehrte ohne die geringste Prahlerey zu den Seinigen zurück. Er war überhaupt ein Mann der nichts weniger als Ruhmredigkeit liebte, desto mehr aber seine Thaten für sich sprechen ließ.

Unterdessen bemühte sich der Kaiser, alles zu thun, was nur das Verderben der Stadt beschleunigen könnte. Bald gieng er mit wenigen, bald mit vielen auserlesenen Rittern auf das Recognosciren aus, und versuchte durch allerhand Mittel die Belagerten zum Kampf herauszulocken. Bey dieser Gelegenheit entdeckte er eine Stelle, wo die Einwohner noch freyen Aus- und Eingang hatten, und ihr Vieh ungehindert vor den Thoren weiden ließen. Aber auch diesen Ausweg schnitt er ihnen ab, und nun fiengen sie recht an zu fühlen, wie groß das Elend einer belagerten Stadt sey.

Die Mayländer glaubten, daß der Kaiser bloß deswegen recognoscire, um Anstalt zu einem Sturme zu machen. Sie ließen es daher an nichts fehlen, um sich in den Stand zu setzen, denselben nach allen Kräften abzuschlagen, die Trommel wurde gerührt, und in die Trompete gestoßen. Dienstfähige Männer eilten zu den Waffen, Greise und Weiber erhoben ein lautes Geheul. Doch wagte sich Niemand zu den Thoren hinaus; seys aus Bangigkeit, oder aus Ehrfurcht vor dem Kaiser. Die bewaffnete Mannschaft stellte sich nun um die Stadt hin, mit dem Vorsatz, bloß vertheidigungsweise zu handeln.

Einen Pfeilschuß vom Wall stand ein starker aus Quadersteinen erbauter Thurm. Die Steine hatten eine erstaunliche Größe, und waren so künstlich zusammengefügt, daß man an ihnen, so wenig, als an einem römischen Werk eine Fuge erblicken konnte. Daher führ-

te er auch den Nahmen römischer Bogen. Er scheint seinen Ursprung entweder einem römischen Kaiser zu verdanken, der ihn als ein Denkmahl seines Sieges errichten ließ, oder, nach einer Nachricht, die sich in der Geschichte der Longobarden findet, hat ihn einer unsrer Könige zum Nachtheil der Stadt angelegt. Es befanden sich in ihm Casernen und Schlafgemächer zu vierzig auch wohl noch mehrern Personen, auch Behältnisse für Waffen und Lebensmittel im Fall einer Belagerung. Die Mayländer hatten ihn aus einer doppelten Absicht mit einer Besatzung versehen, theils, damit ihn die Feinde nicht als eine Warte gebrauchen möchten, von der sie alles was in der Stadt vorgieng bemerkten, theils aber damit ihre Leute alle Bewegungen im kaiserlichen Heere bemerken, und sie ihnen beständig mittheilen könnten.

So gern ihn Friedrich in seine Gewalt zu bekommen wünschte, so wenig Wirkung durfte er sich doch von den gewöhnlichen Maschinen versprechen, weil seine Festigkeit jedem Stoße Troß bot. Er versuchte also ein anderes Mittel, das auch glücklich anschlug. Es mußten sich nehmlich drey Reihen der geübtesten Schützen um den Thurm stellen, die alle so geschickt zu treffen wußten, daß jeder der sich unweit der Brustwehr sehen ließ, auf der Stelle niedergeschossen ward. Die Besatzung ergab sich unter der Bedingung eines freyen Abzugs.

Bey der Belagerung von Mayland zeigten die Truppen aus Cremona und Pavia den größten Eyfer und die höchste Erbitterung: dagegen wurden sie auch von den Mayländern am allerfeindseligsten behandelt. Jene beyden Städte hatten schon lange mit Mayland in heftigen Fehden gelebt. Viele tausend Menschen waren dabey ums Leben, oder in harte Gefangenschaft gekom-

gekommen, und die Ländereyen durch Raub und Brand verheert worden. Weil aber die Mayländer durch eigne Macht und durch ihre Bundesgenossen zu stark waren, als daß jene ihnen so wehe thun konnten, wie sie wünschten, so versparten sie ihre Rache auf eine gelegnere Zeit, welche eben jetzt gekommen war. Daher betrugen sie sich nicht, als ein mit den Mayländern verwandtes Volk, das seine Landleute im Kriege mit mehrerer Schonung behandeln sollte, sondern wütheten mit einer Grausamkeit, die selbst gegen Barbaren nicht vergönnt ist. Sie verheerten die Weinberge der Mayländer, hieben die Feigen und Oehlbäume um, oder schälten ihre Rinden ab, um sie zur Feurung zu gebrauchen. Jeder Gefangene wurde ohne Barmherzigkeit vor den Augen des Feindes umgebracht: eben so machten es auch die Mayländer, wenn ein Pavesaner oder Cremoneser in ihre Hände fiel. Sie zerhackten ihn in Stücken, und warfen ihn so über die Mauer hinaus.

Schon waren die Mayländer durch vielfältiges Unglück zu Boden gedrückt. Verzweiflung und Hungersnoth wuchsen mit jedem Tage. Die Reichen hatten zwar noch guten Vorrath, die Armen aber litten desto größern Mangel, und machten doch den mehresten Theil aus, weil sich eine ungeheure Menge Volks aus dem ganzen Maylandischen Gebiete in die Stadt geworfen hatte. Dazu kam noch eine Seuche, welche das Elend auf den höchsten Gipfel brachte. Kurz die Mayländer sahen weiter keine Mittel zu ihrer Rettung vor sich, als die Stadt zu übergeben. Nur einige tollkühne Menschen warfen sich noch zu Vertheidigern der Freyheit auf. In dieser Verwirrung faßten die Bessergesinnten den Entschluß, das Volk zu berufen, und es durch die Vorstellung des unabsehbaren

Elends

klends zu einem Schritt zu bewegen, der allein ihr Vaterland noch retten könne. Graf Guido von Blanerat war es, der durch seine hinreissende Beredsamkeit diesen Vorschlag durchsetzte. Er war ein gebohrner Mayländer, und hatte sich bey den ganzen Streite einer so weisen Mäßigung bedient, daß weder der Kaiser noch seine Landsleute ihn in einem bösen Verdachte hatten. Die Rede, welche er an die Versammlung hielt, war folgenden Inhalts:

„Ich habe es jederzeit für meine Pflicht gehalten, mich als einen treuen Bürger eurer Republik zu erweisen, und unserm Staate die feste Dauer zu wünschen, die zum weitern Emporkommen desselben dient. Von Jugend auf hab ich so viele Beweise eurer Huld genossen, daß ich mich zu schwach fühle, sie dankbar genug zu erwiedern, wenn ihr nicht selbst die Aeusserungen eines guten Willens mir zum Verdienst angerechnet hättet. Ich fordre euch alle zu Zeugen auf, ob ich nicht Wahrheit rede. Deshalb fürchte ich in der gegenwärtigen Sache, derenthalben ich spreche, keine Vorwürfe von einem Gutgesinnten zu hören, sollte ich auch mit ihm ganz verschiedener Meynung seyn. Ich befinde mich in einer Lage in der ich seyn muß, um unbefangen in einer so kitzlichen Angelegenheit urtheilen zu können. Mich verleitet weder Haß noch Freundschaft, weder Zorn noch Mitleid, die Wahrheit zu verlassen.

Eure Würde, Ruhm, und Glück standen bisher auf einer Höhe, wo sie durch nichts verdunkelt jedem in die Augen leuchteten. Eure Thaten wären in der ganzen Welt bekannt. Allein auf der höchsten Stufe des Glücks hätten wir uns am wenigsten eine unerlaubte Freyheit herausnehmen sollen. Wir wissen, wie viel Könige Mayland auf dem Thron befestigt, wie viele vom Thron gestoßen hat; aber wir wissen auch, daß alles dem

dem Wechsel des Glücks unterworfen ist. Es hat sich gewendet. Wohlan, laßt uns seinem Rathe folgen. Wer jetzt den Boden berührt, kann hernach wieder bis zu den Sternen gelangen.

Freyheit, wird man mir einwenden, ist ein unschätzbares Gut. Schön ist es, fürs Vaterland zu sterben. — Ich gesteh es ein, daß dieß bey Gründung des Staates gilt. Wenn aber Unterthanen, die schon seit langer Zeit einen Oberherrn anerkannt haben, das Joch abschütteln wollen, so sind sie nicht Verfechter der Freyheit, sondern stürzen sich unverantwortlicher Weise in den Tod. Es ist ein unverbrüchliches Gesetz, das dem unvernünftigen Thieren so wohl als den Menschen vorgezeichnet ist: weiche dem Mächtigern: laß dem den Sieg, der in den Waffen der Stärkere ist. Wer der Gewalt widersteht, widersteht der göttlichen Ordnung. Wie also? wenn ihr nun nicht dem Kaiser allein, sondern auch Gott entgegen handeltet? Es ist freylich schwer nach einer langen Ruhe, und durch den Genuß der Freyheit verwöhnt, Zaum und Gebiß zu tragen. Doch kann die Würde des Reichs, die Hoheit des Regenten euch für die Schmach der Unterwerfung entschädigen. Unsre Väter und Vorfahren, besser als wir, standen uns gewiß nicht nach, übertrafen uns vielmehr an Treue, Redlichkeit, und allen den Tugenden, durch die sie nach Ruhme, Ehre, und Freyheit strebten. Dessen ungeachtet konnten sie nicht dem deutschen Scepter widerstehen. Denkt nur an die deutschen Kaiser Carl den Großen, und Otto den Ersten.

Schon deswegen, ohne auf das Ungemach des Krieges zu sehen, das ihr bereits erduldet habt, wäre es das Rathsamste anders Sinnes zu werden, da euch noch der Weg zum Heyl offen steht, und das Unge-

gewitter noch nicht in vollem Maaße ausgebrochen iſt. Wir haben alles von der Gnade des Kaiſers zu erwarten, der ſeinen Zorn nicht bis aufs äuſſerſte treiben wird, wenn wir es nicht aufs äuſſerſte ankommen laſſen. Bieten gleich unſre Feſtungswerke jedem Feinde Hohn, ſo werden doch in kurzer Zeit Hunger und Peſt uns aufgerieben haben. Bedenket doch eure Söhne, Weiber und Eltern, die in kurzer Zeit, wenn ihr euren Sinn nicht ändert, Krieg oder Hunger aufreiben wird. Glaubt nicht, daß Verzagtheit aus mir ſpreche. Die Vorſtellung des Elends zwingt mich dazu. Ich bin bereit für meine Landsleute, für meine Vaterſtadt zu ſterben. Gerne wollt ich für euer Heil mein Leben aufopfern."

Sein Vorſchlag wurde von einigen angenommen, von andern verworfen. Jedoch hatte der Entſchluß den die geſunde Vernunft eingab, endlich das Uebergewicht. Man wurde alſo darüber einig, zuerſt mit dem König von Böhmen, und dem Herzog von Oeſterreich Unterhandlungen zu pflegen, die ſich auch, nebſt andern Fürſten, als Mittelsperſonen bey dem Friedensgeſchäffte gebrauchen ließen. Friedrich war zu gnädig, zu menſchlich geſinnt, um nicht einer ganzen Stadt ſeine Huld angedeyhen zu laſſen. Er trug die Sache dem ganzen Fürſtenrathe vor, und da ſich dieſe ſogleich bereitwillig dazu fanden, ſo wurde folgendes Friedensinſtrument aufgeſetzt.

Im Namen Jeſu Chriſti.

Dieß iſt der Vertrag, durch den die Mayländer die Gnade des Kaiſers wieder erlangen und behaupten werden.

1) Sie

1) Sie sollen Como und Lodi nicht verhindern, Reichsstädte zu werden, sollen sie von nun an weder befehden noch verwüsten, sich von aller Foderung des Heergeldes, der Fouragelieferung, und wie sie Namen haben, in ihrem ganzen Gebiete enthalten, auch dasselbe nicht eigenmächtig besetzen: denn jene Städte sollen von den Mayländern so wenig abhängen, wie diese von ihnen: ausgenommen in Kirchensachen, wo sie unter dem Erzbischoff und der Kirche von Mayland stehen.

2) Alle Mayländer mit einander, jung und alt, vom 14ten bis zum 70sten Jahre, sollen dem Kaiser ohne Argliſt huldigen, und ihren Eyd halten.

3) Den kaiserlichen Palast sollen sie zur Ehre des Herrn Kaisers nach dem Willen der Guten wieder aufrichten und in schuldiger Ehre halten.

4) Die dem Kaiser, der Kaiserin und den Hofleuten versprochenen Strafgelder sollen sie in bestimmten Fristen erlegen: nemlich den dritten Theil innerhalb dreyßig Tagen, von dem Tage an gerechnet, da dieser Vertrag geschlossen wird: den zweyten drittheil um Martini, und den letzten um Epiphanias. Ueberdem sollen sie an keine Privatversprechen gehalten seyn. Die zu bezahlende Summe aber besteht in neun tausend Mark Gold und Silber, oder in Münzen, die so viel werth sind.

5) Zu Gewährsmännern für die Erfüllung dieser Punkte sollen sie dreyhundert Geisseln, Capitanen, Valvassoren und Bürger stellen, welche der Erzbischoff von Mayland, der Graf von Blanderat, Marggraf Wilhelm von Montferrat, und drey geschworne Consuls ausgezeichnet haben. Die Geisseln sollen in Italien bleiben, ausgenommen funfzig, oder auch noch weniger, welche auf Vermittlung des böhmischen Königs und andrer Fürsten, wenn der Kaiser es so haben will, nach Deutschland gebracht werden. Diejenigen aber, bey wel-

elchen die Geiſſeln in Italien aufbewahrt werden, äiſſen den hinzu bevollmächtigten Mayländiſchen De- tirten ſchwören, daß ſie zur geſetzten Zeit innerhalb ht Tagen von dem Tage an gerechnet, da die Gei- ln zurückgefordert würden, dieſelben frey wieder aus- fern möchten, wenn nemlich die vorhingenannten unkte von den Mayländern erfüllt ſind. Auch ſollen ey deutſche Fürſten die rechte Hand darauf geben, ß die Geiſſeln, welche vielleicht aus Italien mitge- mmen werden, treulich wieder zurückgegeben wür- n.

6) Die Conſules, welche gegenwärtig ihre Wür- unter kaiſerlicher Hoheit und Bewilligung bekleiden, len für ihr Conſulat dem Kaiſer ſchwören, und es bis m erſten Februar behalten. Die folgenden Conſuls len vom Volk erwählt und vom Kaiſer beſtätigt wer- n. Alsdann muß ihre Mittelmäßigkeit zum aiſer ſelbſt kommen, wenn er in Italien iſt: befindet ſich aber auſſerhalb Italien ſo dürfen nur zwey Con- ls an ihn abgehen, welche für ſich und im Namen der rigen die Huldigung leiſten, und die conſulariſche ürde vom Kaiſer erhalten. Schickt dieſer einen Ge- ndten nach Italien, ſo kann derſelbe als ein Repräſ- tant Sr. Majeſtät dieſe Ceremonien verrichten.

7) Wenn kayſerliche Geſandte in Mayland ein- ffen, ſo müſſen ſie im Schloß reſidiren, und die nen vorgetragene Angelegenheiten zur Ehre des eichs entſcheiden.

8) Ehe die Belagerung aufgehoben wird, müſ- alle Gefangene dem böhmiſchen König ausgeliefert rden, der für ſich und die erlauchten Fürſten Ge- hr leiſtet, daß er die Gefangenen dem Kaiſer einlie- gen wolle, ſo bald er den Mayländern und ihren

Verbündeten, den Tortenesern, Cremensern, und Isolanern, einen Frieden mit den Cremonesern, Pavesanern, Novarensern, Comanern, Lodensern, Vercellensern ausgewirkt hat, und zwar so, daß die Ehre des Kayſers und die freundſchaftlichen Verbindungen der Mayländer ungetaſtet verbleiben. Sollte er aber den Frieden mit jenen Städten nicht zu Stande bringen können, ſo ſollen die alten Gefangenen den Mayländern zurückgegeben, und weder dieſe letztern noch ihre Alliirte um dieſer Urſache willen die Gnade des Kaiſers verliehren.

9) Die Regalien, als Münze, Zoll, Geleite, Hafen, und dergleichen oberherrſchaftliche Gefälle ſollen die Mayländer fahren laſſen, und ſich derſelben nicht weiter anmaßen. Sollte ſich jemand dieſelbe gewaltſamer Weiſe zueignen wollen, und ſich deshalb nicht vor dem Kaiſer oder ſeinen Geſandten zur Rechenſchaft ſtellen, ſo müſſen die Mayländer an ſeiner Perſon oder ſeinem Haab und Gut nach Möglichkeit Rache nehmen, und die Regalien dem Herrn Kaiſer ohne Hinterliſt und böſen Vorſatz wiederherſtellen.

10) Unter dieſen Bedingungen wird der Kaiſer und Beherrſcher von Mayland den Cremenſern gegen Erlegung von hundert und zwanzig Mark ſeine Gnade wieder ſchenken, und ſie ſo wie ihre Freunde öffentlich vor einer vollſtändigen Reichsſitzung von der Acht losſprechen. Ingleichen wird er alle Gefangene, die alten wie die neuen ihnen ausliefern, ſo bald ſie die Geiſſeln geſtellt, und ihrer ſeits die Gefangenen, alte und neue, dem Könige vom Böhmen zugeſchickt haben.

11) Den zweyten oder dritten Tag nach Uebergabe der Geiſſeln und Gefangenen ſoll die Belagerung auf-

aufgehoben werden, und der Kaiſer wird die Mayländer mit aller Schonung behandeln.

12) Der Mayländiſche Staat wird die genannten Bedingungen treulich, ſonder Trug und Argliſt halten, es ſey denn, daß ein ſehr gültiges Hinderniß eintrete, oder der Kaiſer entweder ſelbſt oder durch ſeine Geſandten oder daß ſein Nachfolger etwas daran nachlaſſen ſollte.

13) Die verlangte Summe Geldes mögen die Mayländer von denen einſammlen, die mit ihnen verbunden zu ſeyn pflegten, ausgenommen die Comaner, Lodenſer und diejenigen aus der Grafſchaft Solferino welche neulich dem Kaiſer gehuldigt haben.

Nachdem dieſe Friedensbedingungen von beyden Theilen angenommen waren, mußte Mayland vor der Reichsverſammlung erſcheinen. Erſt kam der Erzbiſchoff, der geſammte Clerus, und die Geiſtlichkeit, mit vorgetragenen Crucifixen, barfuß, in einem ſehr demüthigen Aufzuge. Ihnen folgten die Conſules und die Großen der Stadt, ebenfalls in ſchlechter Kleidung, barfuß und bloße Schwerdter am Nacken tragend. Es war ein großes und rührendes Schauſpiel. Jene vorhin ſo ſtolzen übermüthigen Menſchen erſchienen jetzt bebend und tiefgebeugt; eine Veränderung, die ſelbſt an einem Feinde Mitleid erregen mußte. Im kaiſerlichen Heer entſtand ein ſolches Gedränge, daß ſelbſt der Kaiſer und die Fürſten kaum durchkommen, und einen Platz erhalten konnten.

Friedrich ſchenkte den Mayländern einen holden Blick, und ſprach ihnen Muth zu. „Gott, ſprach er, hat eine ſo berühmte Stadt, ein ſo großes Volk dahin vermocht, den Frieden für den Krieg zu erwählen, und

mich aus der traurigen Nothwendigkeit gerissen, sie härter zu behandeln. Hättet ihr vom Anfang an so gehandelt, so würdet ihr kein Uebel erduldet, sondern sehr viel Gutes genossen haben. Weil es aber der göttlichen Ordnung gefallen, daß ihr die Macht und die Gnade des Reichs fühlen solltet, so müßt ihr euch bemühen, eure Vergehungen recht bald wieder gut zu machen, und euch dieselben gereuen lassen. Man kann mich leichter durch Gehorsam als durch Krieg besiegen. Jeder, auch der Feige, kann einen Kampf anfangen, der Ausgang aber beruht auf dem Sieger.

Hierauf antworteten sie nur weniges in demüthigen Ausdrücken. Sie hätten, sprachen sie, nicht aus feindseliger Absicht, nicht gegen das Reich die Waffen ergriffen, sondern blos, weil sie es nicht zugeben wollten, daß ihr von ihren Vorfahren durch das Recht des Krieges erworbenes Gebiete von ihren eigenen Landsleuten verwüstet würden. Uebrigens wolten sie, wenn sie Gnade erhielten, dahin streben, daß sie frey von aller Furcht des Kaisers Huld und Gewogenheit, in vollem Maaß genössen.

Es wurden ihnen die Punkte des angeführten Vertrages vorgelesen, und einstimmig angenommen. Hierauf erfolgte die Begnadigung, und zum Zeichen des Sieges steckte man die Kaiserliche Fahne in der Stadt auf.

Im Lager so wohl als in der Stadt war nun alles voll Freude. Die Gefangenen zogen in einem langen Reihen zu den Füssen des Kaisers. Mit Freudenthränen wurden sie von ihren Freunden und Bekannten aufgenommen. Ihr bleiches Gesicht, ihr schmutziger Anzug und ausgemergelter Körper erregte bey allen denen, die sie als blühende Jünglinge gekannt

hatten

atten, und nun ſo entſtellt wiederſahen, das empfind-
ichſte Mitleid. Das Wiederſehn nach einer langen
Trennung verurſachte die rührendſten Scenen, wo der
Vater an dem Nacken ſeines Sohnes hieng, ein Bru-
er den andern umarmte, und ein Freund an dem Bu-
n ſeines geliebten längſt vermißten Freundes weinte.
hätte der gute leutſelige Friedrich nur etwas weniges
on dem Stolze der ehemaligen Könige an ſich gehabt,
würde er dieſen Tag den Italienern jährlich zu feyn
n anbefohlen haben.

Von Mayland gieng er nach Monza dem Sitz
es italieniſchen Reichs, und wurde daſelbſt gekrönt.
Dieſer Kirche, die ſchon längſt von den Mayländern
nterjocht und beynahe zerſtöhrt war, gab er ihre vo-
ge Freyheit wieder, und ließ daſelbſt auf eigne Koſten
en biſchöfflichen Sitz ſehr prächtig erneuern.

Die Unterjochung einer ſo großen Stadt ließ
n hoffen, daß nun die größten Schwierigkeiten in Ita-
en würden überſtanden ſeyn. In dieſer Vorausſe-
ung gab er einem großen Theil ſeines Heeres Erlaub-
iß nach Hauſe zu gehen. Dahin gehört der König
on Böhmen, der Herzog von Oeſterreich mit den un-
ariſchen Truppen, Arnold Erzbiſchoff von Maynz,
erzog Bertold von Burgund, die Grafen und Marg-
afen und ein großer Theil von den Rittern. Alle
urden mit der größten Fröhlichkeit entlaſſen, der Kai-
r aber gieng jetzt an die übrigen Geſchäffte, welche ihm
ch in Italien übrig waren.

Der Ruhm ſeiner Thaten hatte ſo viel Schre-
n im Lande verbreitet, daß Niemand es wagte ſich
entlich gegen ihn aufzulehnen, allein unter der Aſche
immte noch immer der Funke des Aufruhrs. Ein
wiſſer Veroneſer Turiſund hatte mit ſeinem Anhän-

ger sich des königlichen Schlosses Garda bemächtigt, und wollte es durchaus nicht zurückgeben. Er und seine Rotte wurden also für Feinde erklärt, und unter diesen befanden sich mehrere Veroneser. Nun gieng Friedrich unvermuthet unterhalb Verona über die Etsch, durchzog ihr Gebiete, das lange Zeit keinen Feind gesehen hatte, ließ es verheeren, die Schlösser niederreissen und in die Asche legen. Dieß war ganz recht gehandelt, um die Rebellen in Schrecken zu setzen, und diejenigen, welche mit ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht, vor weiterm Schaden zu bewahren. Hierauf gieng er wieder wie vorher durch die Etsch, ohne ein Fahrzeug oder Brücke nöthig zu haben. Es scheint als habe die Natur alle ihre Kräfte aufgebothen, um jede Absicht des Kaisers befördern zu helfen. Die Witterung war durchaus günstig, der Boden fruchtbar, und die Flüsse beynahe versiegt. Eben dieser Umstand bewirkte auch noch eine andere glückliche Unternehmung.

Um die Zeit da alle Städte Geisseln stellten, gieng Otto Pfalzgraf von Bayern, um dieß Geschäffte zu betreiben, mit einem Theil des Heers nach Ferrara, paßirte den Po an der Stelle, wo er sich theilt, ohne dabey Schiffe zu gebrauchen, und überraschte die Stadt so plötzlich, daß er im Stande war, alles nach Wunsch einzurichten, und mit vierzig Geisseln zurückzugehen. Die Stärke von Ferrara bestand eben in dem wasserreichen Po, der hier unzugängliche Sümpfe bildete, auf welche die Einwohner nicht wenig trotzten. Es war fast undenkbar, daß man ihr etwas würde anhaben können, und daher mußte jene so glücklich beendigte Unternehmung um desto mehr Eindruck auf die benachbarten Städte machen.

Als der Kaiſer hierauf in die Krongüter des Mathildiſchen Hauſes einrückte, verbannte er den Troß von Marquetendern und Dirnen, die auch von ſeinen Vorfahren nicht gelitten waren, weil ſie nur dazu dienen, den Soldaten zu entnerven.

Der ſtille Friede, welcher jetzt nach den Unruhen des Krieges in Italien blühte, gab dem immer geſchäfftigen Friedrich, der keinen Augenblick ungenutzt verſtreichen ließ, Gelegenheit, den Lodenſern eine neue Stadt zu erbauen, die ihnen mehr Sicherheit verſchaffte, wenn etwa die Mayländer wieder Händel anfangen ſollten. Der Ort, den er hiezu erwählte, war mit aller Vorſicht ausgeſucht. Die Stadt ſollte nemlich an einem Platze angelegt werden, der rings um von dem Fluß Adda umſpühlt war; nur eine Stelle durfte mit Wall und Mauer verſehen werden. Die vielen Koſten, welche er hiezu anwandte, ſind ein großer Beweis ſeiner Freygebigkeit. Hierauf kündigte er allen italieniſchen Städten und Großen an, ſich auf Martini in den Ronkaliſchen Feldern zu einem allgemeinen Reichstage zu verſammlen, wo die Friedensverträge kund gemacht, und die Gerechtſame des Reichs, die ſchon ſeit langer Zeit in Verfall gerathen war, mit Zuziehung gelehrter Männer unterſucht, und in ihr voriges Anſehn geſetzt werden ſollte.

Kaiſer Manuel von Griechenland ſtand um dieſe Zeit gegen die Türken bey Antiochien im Felde. Der Vorgeſetzte über das Comicleum, (was bey uns der Canzler iſt) erkaufte drey verwegene Jünglinge durch große Summen Geldes, ihn aus dem Wege zu räumen. An dem zum Meuchelmord beſtimmten Tage wollte er mit einem zahlreichen Heere bey Conſtantinopel ſich in Bereitſchaft halten um ſogleich den kaiſerli-

chen Palaſt und den Thron in ſeine Gewalt zu brin
gen. Allein die Verſchwörung wurde durch einen ge
heimen Canal der Kaiſerin hinterbracht, die unverzüg
lich einen Eilbothen mit dieſer Nachricht an ihren Ge
mahl abgehen ließ. Man ergriff nun die Meuchelmör
der, bemächtigte ſich des Kanzlers, und ließ jedem ei
ne gerechte Strafe wiederfahren. Dem letztern wurden
die Augen ausgeſtochen, der Schlund durchbohrt, und
die Zunge durch die Oeffnung gezogen, ſo daß er jäm
merlich ſeinen Geiſt aufgeben mußte.

Zwey

Zweytes Buch.

Der Tag war gekommen, den Friedrich zu einer Reichsverſammlung in den ronkaliſchen Gefilden anberaumt hatte. Er erſchien mit einem großen Gefolge am Ufer des Po, an deſſen andern Ufer ſich die Mayländer Breſcianer, und noch viele andere niederließen. Aus allen Theilen des Reichs floß eine große Menge Erzbiſchöffe, Biſchöffe, und geiſtlicher Perſonen zuſammen, Herzoge, Marggrafen, Grafen, Edelleute, Conſules, und Stadtrichter. Jede Nation unterſchied ſich durch ihre Zelte, deren Anordnung ich hier, als an dem ſchicklichſten Orte, beſchreiben will.

Noch jetzt behält die Armee des römiſchen Reichs die alte römiſche Sitte bey, jedesmahl, wenn ſie Feindes Land betritt, zuerſt auf Befeſtigung ihres Lagers zu denken. Das Lager wird auf einem ſchicklichen Platze regelmäßig abgeſtochen, mehrentheils auf ebenem Felde, oder wenn der Boden uneben iſt, ſo wird er ſo viel als möglich geebnet. Die Figur deſſelben iſt gewöhnlich ein Cirkel, oft auch ein Viereck. Die Handwerker und Marquetender, welche in großer Anzahl der Armee folgen, machen, wenn das Lager viereckigt iſt, mit ihren Buden und Werkſtätten gleichſam die Vorſtädte aus, iſt es rund, ſo ziehen ſie ſich wie eine Mauer von außen rings um das Lager. Inwendig hat es breite Straßen und geräumige Thore, daß die Paſſage auf keine Weiſe gehemmt wird, und gleicht ganz einer Stadt, die in wenigen Augenblicken emporſteigt. In der Mitte ſteht das Zelt des Anführers,

oder Fürſten, das einem Tempel ſehr ähnlich ſieht, und um daſſelbe die Zelte der hohen Feldoberſten, in der einem jeden zukommenden Ordnung. Die Soldaten leben hier wohl und in Freuden mit einander, und ſetzen ihre Waffenübungen beſtändig fort.

Das auf dieſe Art eingerichtete kaiſerliche Lager wurde durch eine Brücke die in zweyen Tagen über den Fluß geſchlagen werden mußte, mit dem italieniſchen verbunden.

Die bey der Verſammluug anweſenden hohen Perſonen waren folgende. Aus Deutſchland, Friedrich Erzbiſchoff von Cöln, die Biſchöffe Eberhard von Bamberg, Conrad von Eichſtädt, Daniel von Prag, Gebhart von Würzburg, Herrmann von Verden. Aus Italien Guido von Crema, Cardinal, des Apoſtoliſchen Stuhls Legate, Pelegrin Patriarch von Aquileja und der Erzbiſchoff von Mayland. Die Biſchöffe von Turin, Alba, Aſta, Navara, Vercelli, Tortona, Pavia, Como, Lodi, Cremona, Piacenza (der von Parma lag zu Hauſe an einer tödtlichen Krankheit darnieder) Reggio, Modena, Bononien, Mantua, Caſale, Verona, Breſcia, Pergamo, und Concordia, das Exarchat von Ravenna war eben damals ſeines Metropolitans durch den Tod Anſelms erledigt.

Auſſer dieſen geiſtlichen Perſonen waren noch ſehr viele weltliche da. Friedrich aber deutete blos den Biſchöffen, und einigen wenigen Fürſten an, aus Furcht vor Gott ſolche Entſchließungen in den Angelegenheiten Italiens zu faßen, durch welche der Kirche Gottes bleibender Friede, und der Krone ihre hohen Rechte erhalten würden. Die Berathſchlagungen dauerten drey Tage. Den vierten Tag erſchien der allerdurch-

lauch-

lauchtigſte Kaiſer in der Verſammlung, ſetzte ſich auf einen erhabenen Ort, wo er von allen geſehen und gehört werden konnte, und redete ſie durch einen Dollmetſcher an.

Da es, ſprach er, der göttlichen Ordnung gefallen, uns das Ruder des römiſchen Reichs in die Hände zu geben, ſo bemühen wir uns billiger Weiſe, ſo viel wir unter Gottes Obhut vermögen, alles dasjenige zu erhalten, was demſelben zuſteht. Ferner halten wir es für Pflicht der kaiſerlichen Majeſtät, durch Wachſamkeit und Androhung der Strafen dem Verbrecher einen Zaum anzulegen, den Guten zu unterſtützen, und den Landfrieden zu erhalten. Eben ſo gut aber kennen wir auch die Rechte und Privilegien, welche uns nach göttlichen und menſchlichen Geſetzen zuſtehen. Unſer Wunſch iſt es; rechtmäßiger Herr des Reichs zu ſeyn, von einem jeden ſein Recht und ſeine Freyheiten zu beſchützen, aber nicht um den Tyrannen zu ſpielen, und alles ungeahndet zu thun. Mit Gottes Hülfe werde ich der ſeyn, deſſen Geſinnungen das Glück nicht ändern ſoll. Die Grundſätze, welche ich auf den Thron mitbrachte, werde ich auch in der Folge beybehalten, allein nie kann ich ruhig zuſehen, daß irgend jemand Eingriffe in die Rechte meiner Krone macht?

Weil man nun entweder im Krieg oder im Frieden groß werden kann, und das Vaterland eben ſo wohl durch Waffen beſchützen, als durch Geſetze vertheidigen muß, ſo wollen wir jetzt nach beendigtem Kriege uns an das Geſchäfte des Friedens machen. Ihr wißt daß die Bürgerlichen Rechte durch uns empor gehoben, und befeſtigt, und durch die, welche ſie genießen, genugſam gebilligt ſind, um hinlängliche Kraft zu beſitzen: allein die Rechte des Regenten ſind ſo ſehr geſchmählert,

daß

daß ich es durchaus als Nothwendigkeit erkenne, solche in Vereinigung mit euch auseinander zu seßen. Es sey nun von euren oder unsren Rechten die Rede, so muß bey ihrer Bestimmung darauf gesehen werden, ob sie anständig, gerecht, möglich, nothwendig, nüßlich, Zeit und Ort angemessen seyn. Daher ist sowohl uns als euch, bey Festsetzung derselben die größte Vorsicht nöthig. Denn sind die Gesetze einmal da, so steht es uns nicht mehr frey, über sie zu urtheilen, sondern wir sind gezwungen nach ihrer Vorschrift zu verfahren.

Dieser so kluge als hinreißende Vortrag erregte allgemeine Bewunderung, da ihn ein unstudierter Mann hielt, der noch dazu kaum über das jugendliche Alter hinaus war. Einer nach dem andern trat auf, zuerst die Bischöffe, dann die Landesfürsten, endlich die Consuln und Deputirte der Städte, wie es bey ihnen Sitte ist, um diesen ganzen Tag hindurch bis in die Nacht hinein Reden zu halten, welche man entweder als bloßen Prunk, oder als ein Bekenntniß ihrer Achtung gegen den Kaiser ansehen kann. Ich will hier anstatt aller die Rede des mayländischen Erzbischoffs herseßen.

„Dieß ist der Tag, sprach er, den der Herr gemacht hat, laßt uns an demselben fröhlich seyn und jauchzen. Ja ein Tag der Gnade ist er, ein Tag der Lust. Denn an ihm erscheint der allergnädigste Fürst, der berühmte Held, der friedliebende Sieger, mitten unter seinem Volke, nicht um mit Krieg und Tyranney zu schrecken, sondern um Gesetze des Friedens zu bestimmen. Nach vielen Jahrhunderten ist Italien endlich so glücklich, einem Fürsten zu gehorchen, der uns als Menschen, ja als seine Brüder betrachtet. Ihr seyd es, allerdurchlauchtigster Kaiser, der die alte längst

unter-

unterdrückte Freyheit wiederherſtellt, und jenen Ausſpruch: wachſet, vermehret euch, und herrſchet über die Fiſche im Meer und über die Vögel in der Luft, in Erfüllung bringt.

Wie viele Tyrannen haben nicht ehedem über dich geherrſcht, Italien! die gerade das Gegentheil von dem thaten, was dieſer Spruch lehrt. Sie unterdrückten den Guten, den Weiſen, der als ein vernünftiges Geſchöpf ſeine Vernunft brauchen wollte. Sie nahmen nur Böſewichter, Räuber, Wollüſtlinge in Schutz. Es gab Zeiten, wo wir unter dem Joch der Ungerechtigkeit, Grauſamkeit und Unterdrückung ſeufzten. Da ward kein Unterſchied zwiſchen Schuldigen und Unſchuldigen. Der Reiche wurde, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, vertrieben, obrigkeitliche Würde, und geiſtliche Aemter auf eine ſchändliche Weiſe beſetzt, und alle Greuel einer geſetzloſen Regierung unter unſern Augen verübt.

Wir dürfen uns alſo freuen und Gott danken, daß nach ſo trüben Tagen uns endlich die heitre Sonne des Friedens erſcheint, daß Ihr, unſer allerdurchlauchtigſter Herr, euer Reich lieber durch Gerechtigkeit erhalten, als durch Ungerechtigkeit erweitern, und mit dem Blute der Unterthanen beflecken wollt. Beherrſchet erhabenſter Kaiſer! die Fiſche des Meeres, und die Vögel des Himmels. Denn auch das göttliche Gericht widerſteht den Hoffärtigen, den Demüthigen aber giebt es Gnade.

Was die Abſicht betrifft, weswegen ihr hier ſeyd, ſo wißt, daß das ganze Recht des Volkes in Abfaſſung der Geſetze euch überlaſſen iſt. Das Recht beruht auf eurem Willen, nach dem Ausſpruch: was dem Fürſten gefällt, hat die Kraft des Geſetzes,

da das Volk ihm seine Macht und Gewalt übertragen hat. Was der Kaiser schriftlich oder mündlich bestimmt, gilt als ein Gesetz. Es ist natürlich, daß jeder, der die Beschwerlichkeiten irgend einer Sache übernimmt, auch von ihr wieder die Vortheile genieße; daher dürft ihr über uns alle herrschen, da ihr für uns alle die Sorgen der Regierung traget." Außer diesen Reden gab es auch einige, welche die Thaten des Kaisers öffentlich in Volksliedern besangen.

Die folgenden Tage beschäfftigte sich der Kaiser in der Versammlung mit Handhabung der Gerechtigkeit. Die Sitzung dauerte jedesmahl von früh Morgens bis spät auf den Abend, während welcher Zeit er das Anliegen der Reichen sowohl als der Armen mit vieler Gelassenheit anhörte. Die Gerichtspersonen, mit denen er die Processe untersuchte, waren Rechtskundige, die aus verschiednen Städten hieher gekommen waren, und worunter sich vier berühmte Rechtslehrer von Bononien befanden: Bulgar, Martin, Jakob und Hugo.

Es ist Sitte in Italien, daß jeder, der eine Klage zu führen hat, mit einem Crucifix in der Hand erscheint, und dieß geschah auch hier. Die große Menge derer, die dergleichen trugen, rührte den Kaiser nicht wenig." Ich kann mich, sprach er, in die Klugheit der Italiener nicht finden. Sie prahlen vorzüglich mit ihrer Kenntniß der Gesetze, und sind doch die größten Uebertreter derselben. Die vielen Menschen, welche nach Gerechtigkeit hungern und dürsten, sind klare Beweise, wie fest sie an Ausübung derselben halten mögen.

Er bestellte also über die Parteyen, welche aus einer und derselben Provinz her waren, besondere Rich-

ter

ter, die aber nicht aus ihren Landsleuten, ſondern aus den Gliedern der Reichsverſammlung, oder aus andern Städten genommen wurden, um alle Parteylichkeit zu verhüten, mit der ein Landsmann für oder wieder den andern ſprechen könnte.

Daher kam es, daß unter einer ſo großen Menge in Proceß verwickelter Menſchen nicht leicht einer war, der nicht entweder vollkommnes Recht erhalten oder ſich doch mit ſeinem Widerpart auf eine befriedigende Weiſe verglichen hatte.

Hierauf wurden die ſeit langer Zeit von den Regenten vernachläßigten und geſchmählerten Gerechtſame des Reichs in ernſtliche Erwägung genommen, und da Niemand die geſchehenen Eingriffe in dieſelben vertheidigen konnte, ſo wurden ſie ihm von allen Biſchöffen, Edeln und Städten einmüthig zugeſtanden, und zwar waren die Mayländer die erſten, welche auf dieſe von ihnen uſurpirten Rechte Verzicht thaten: dahin gehören: die Herzogthümer, Marggrafſchaften, Grafſchaften, die Conſulate, das Münzweſen, die Zölle, das Fodrum (oder die Lieferungen an den Kaiſer) die Mauthen, Hafen, Geleite, Mühlen, Fiſcherey, und alle Nutzungen von den Flüſſen; auch eine jährliche Steuer von ihren Perſonen ſowohl als Gütern.

Hiebey bewies ſich Friedrich ſo edelmüthig, daß er jedem, der auf eine von den benannten Regalien ein Privilegium hatte, welches er gehörig documentiren konnte, daſſelbe für alle folgende Zeiten beſtätigte. Bey dieſer Einrichtung blieben ihm doch an jährlichen Gefällen, ohngefähr 30000 Talente (Pfund Silber) übrig.

Außerdem wurde ihm auch noch das Vorrecht zugeſtanden, in jeder Stadt die obrigkeitlichen Würden

mit

mit Zustimmung des Volks zu besetzen, und zwar mit treuen einsichtsvollen Männern, die für die Rechte des Kaisers und das Beste ihres Vaterlandes mit gleicher Sorgfalt wachten. Alle diese im Vertrage eingegangene Artikel bekräftigte man endlich, und stellte noch zu mehrerer Sicherheit Bürgen. Der allgemein beschworne Landfriede erstreckte sich dahin, daß keine Stadt die andere, ohne Erlaubniß des Kaisers, befehden solle.

Was das Lehnrecht anbetrifft, daß bey den Lateinern noch nicht gehörig bestimmt war, und daher viele Verwirrungen angerichtet hatte, so erließ er hierüber folgende Anordnungen.

Friedrich von Gottes Gnaden Römischer Kaiser.

Der Landesherr muß für seinen Staat so genau wachen, und die Vortheile der Unterthanen sowohl in Acht nehmen, daß weder Land noch Leute im mindesten leiden. Da wir nun nach hergebrachter Sitte einen allgemeinen Reichstag in den Roncalischen Feldern hatten, und uns von den Fürsten Italiens und der hohen Geistlichkeit sehr erhebliche Klagen über das eigenmächtige Verfahren ihrer Vasallen mit den Lehngütern vorgebracht worden sind, daß viele ihre Lehen ohne Vorwissen des Lehnherrn verpfänden, oder verkaufen, wodurch ihnen der schuldige Dienst entzogen, und unsre Heeresfolge geschwächt wird: so haben wir, nach gepflogenem Rath mit den Bischöffen, Herzögen, Marggrafen, Grafen, Pfalzgrafen, Rechtsgelehrten, und andern angesehenen Männern, folgende Gesetze festgesetzt, die mit Gottes Hülfe immerwährende Gültigkeit haben sollen:

Kein Vasall soll sein Lehen verkaufen, verpfänden, oder auf irgend eine andre Weise veräussern, oder

es

es auch zu frommen Stiftungen verwenden, ohne Erlaubniß des Oberlehnsherren, dessen Vasall er ist.

Die Verordnung des Kaisers Lothar bezog sich blos auf das, was künftighin geschehen sollte, wir aber dehnen sie auch auf dasjenige aus, was bereits geschehen ist, erklären alle dergleichen unerlaubte Veräusserungen für null und nichtig, bey denen keine Verjährung statt findet, und wo der rechtmäßige Käufer den Kaufpreis zurückfordern kann.

Manche gebrauchen die List, daß sie nach empfangenem Gelde unter dem Schein der Belehnung, die sie als eine Gerechtsame, welche ihnen zukomme, ausgeben, die Lehne verkaufen, und auf andre übertragen. Diese und andre ähnliche Ränke, welche man sich gegen unsre Verordnung erlauben könnte, verbieten wir auf alle Weise, mit der ernstlichen Drohung, daß Käufer und Verkäufer, die einen so unerlaubten Handel getroffen haben, das Lehen verliehren und dieses dagegen an den Herrn zurückfallen solle. Der Schreiber der wissentlich über diesen Contract das Instrument ausgefertigt, soll seines Amts entsetzt werden, und die Hand verliehren.

Wenn ein Lehnträger, der über vierzehn Jahr alt ist, innerhalb Jahr und Tag aus Fahrläßigkeit die Belehnung von seinem Oberherrn nicht sucht, so soll er des Lehns verlustig seyn, und dasselbe an seinen Herrn wieder zurückfallen.

Ferner verordnen wir, wenn jemand, Italiener oder Deutsche, auf das von seinem Lehnsherren erlassene Aufgebot, sich nicht zur gehörigen Zeit einfindet, noch eine andere schickliche Person an seine Stelle sendet: oder auch, wenn er die Hälfte von dem einjährigen Ertrag seines Lehngutes dem Herrn nicht entrich-

tet; so soll er dasselbe, er mag es von einem Bischof, oder von einem andern Herrn bekommen haben, verliehren, und dieser hat völlige Freyheit es, wie er will, zu verwenden.

Kein Herzogthum, keine Marggrafschaft, keine Grafschaft soll zerstückelt werden, wohl aber jedes andere Gut, wenn es die Theilnehmer zufrieden sind. Dann aber müssen alle, die einen Theil des schon getheilten, oder noch zu theilenden Lehns besitzen, ihrem Herrn huldigen. Jedoch darf der Vasall nicht angehalten werden, mehrere Herren anzuerkennen, noch der Herr ohne Genehmigung der Vasallen ein Lehn an einen andern übertragen.

Hat der Sohn eines Vasallen, sich gegen den Herrn vergangen, so muß ihn sein Vater, wenn Jener ihn fordert, stellen, oder seinen Sohn von sich entlassen: widrigenfalls wird ihm sein Lehn genommen. Hält ihn sein Vater an, die verlangte Genugthuung zu leisten, er aber sträubt sich dagegen, so soll er nach des Vaters Tode nicht in dem Lehen folgen, bevor er diese geleistet hat. Eben so muß auch der Vasall für alle seine Angehörigen stehen.

Hat ein Vasall einen andern Vasallen, und beleidigt dieser den Lehnsherrn seines Herrn, so soll er, wenn er nicht im Dienst seines rechtmäßigen Herrn so gehandelt hat, sein Lehn verliehren, und dasselbe an den zurückfallen, von dem er es erhalten; es sey denn, daß er, von diesem aufgefordert, sich zur Genugthuung bereitwillig finden läßt. Hat aber sein Herr nach geschehenem Ansuchen des beleidigten Theils, als des Oberlehnsherrn, ihn nicht zur Genugthuung angehalten, so soll der Herr selbst mit dem Verlust des Lehen gestraft werden.

Wenn

Wenn zwischen zweyen Vasallen über ein Lehen Streit entsteht, so muß der Lehnsherr darüber erkennen, und entscheiden. Betrifft die Uneinigkeit aber den Herrn und Vasallen, so müssen die Magnaten darüber entscheiden.

Auch befehlen wir, daß bey jedem Eyde der Treue der Kaiser namentlich mit begriffen werde.

Wir Friedrich von Gottes Gnaden Römischer Kaiser befehlen Kraft dieses für alle nachfolgende Zeiten gültigen Gesetzes, den gesammten Unterthanen unsers Reichs, daß sie einen wahren dauerhaften Frieden unter einander beobachten, und beständig einen unverletzten Bund erhalten.

Die Herzoge, Marggrafen, Grafen, Capitaneen, Valvasseren, die Obrigkeiten, Vornehme und Gemeine jedes Orts, von ihrem achtzehnten bis siebzigsten Lebensjahre an, sollen eydlich geloben, den Frieden zu halten, und den Obrigkeiten in Beschützung und Wiederherstellung desselben beyzustehen: auch sollen sie jedesmahl nach Verlauf von fünf Jahren diesen Eyd erneuern.

Hat jemand aus irgend einer Ursache oder Handlung ein Recht gegen einen andern, so wende er sich an die Gerichte, und erwarte von diesen das ihm zuständige Recht.

Auf die freventliche Verletzung des Landfriedens wird folgende Strafe festgesetzt: eine Stadt zahlt eine Strafe von hundert Pfund Gold an unsre Kammer: ein Flecken zwanzig: Herzoge, Marggrafen, Grafen, funfzig. Capitaneen und obere Valvasseren, zwanzig. Niedre Valvasseren und alle andre Friedensstöhrer sechs, und vergüten den durch den Friedensbruch verursachten Schaden nach den Gesetzen.

Beleidigung oder Diebstahl soll nach den Gesetzen bestraft werden.

Todtschlag, Verstümmlung des Körpers, oder jedes andre Verbrechen soll nach den Gesetzen bestraft werden.

Richter, Befehlshaber, oder jede andre Magistratsperson die vom Kaiser eingesetzt oder bestätigt sind, und die Rechtspflege verabsäumen, den Bruch des Landfriedens nicht gehörig ahnden, sollen angehalten werden, allen daraus erwachsenden Schaden zu ersetzen: und außerdem, wenn sie zu den angesehenen Personen gehören, eine Strafe von zehn; wenn zu den niedern, eine Strafe von drey Pfund Goldes erlegen. Hat jemand aber so viel nicht im Vermögen, so muß er nach ausgehaltenem Staupenschlag sich funfzig Meilen weit von seinem Wohnort auf fünf Jahr entfernen.

Alle Verbindungen und Verschwörungen in und außerhalb der Städte, selbst unter dem Vorwand der Verwandschaft so wohl zwischen einer Stadt und der andern, als auch zwischen einer Person und der andern, oder zwischen einer Stadt und einer Person verbieten wir durchaus, heben die schon geschehenen auf, und bedrohen jeden, der dawider handeln wird, mit einer Geldbusse von einem Pfund Goldes. Auch wollen wir, daß der Bischof eines jeden Orts den Uebertreter dieses Gebots so lange mit einer Kirchenbuße belege, bis er Genugthuung geleistet hat.

Diejenigen, so einen Friedensstöhrer aufnehmen und kaufen, sollen einer gleichen Strafe gewärtig seyn.

Wer den Frieden nicht schwören und halten will, und denselben bricht, dessen Güter sollen confiscirt, und sein Haus eingerissen werden.

Unrecht-

Unrechtmäßige, wie wohl schon lange eingerissene Erpressungen, besonders von der Geistlichkeit, in Städten und Schlössern, verdammen und verbieten wir auf alle Weise, und wer sich dieselben doch erlaubt, soll das Erpreßte zwiefach erstatten.

Die Eyde mit welchen Pupillen freywillig die Gültigkeit der mit ihren Gütern vorgenommnen Einrichtungen beschwören, müssen unverletzt gehalten werden. Sind sie aber gewaltsamer und unrechtmäßiger Weise, selbst von schon majorennen Personen erzwungen, besonders um sie zu nöthigen, über ein verübtes Verbrechen keine Klage zu führen, so sollen sie keine Gültigkeit haben.

Wer sein Allodium verkauft, der kann die Gerichtsbarkeit des Kaisers nicht zugleich mit verkaufen. Thut er es doch, so soll es keine Gültigkeit haben.

Unter den streitenden Partenyen, welche hier vor dem Kaiser erschienen, lagen die Städte Cremona und Piacenza in dem hitzigsten Kampf. Nahe Nachbarinnen und blos durch den Po getrennt, standen sie wegen ihres Verhältnisses mit Mayland, in einem alten unaufhörlichem Zwist. Dazu kam noch, daß die Cremoneser, als sie mit dem Kaiser auf den Reichstag zogen, von Soldaten aus Piacenza zu einem Gefechte, oder Turnier, wie man es heut zu Tage gewöhnlich nennt, aufgefordert wurden, bey welchem von beyden Seiten verschiedne verwundet, gefangen genommen, auch einige getödtet wurden.

Dieses Vorfalls wegen klagten sich beyde Theile wechselseitig an. Die Cremoneser gaben vor, daß sie im Dienste und im Gefolge des Kaisers feindlich

wären überfallen worden: daß dadurch nicht so wohl sie selbst als die kaiserliche Majestät beleidigt sey: und daß der angreifende Theil eine schwere Strafe verdient habe. Die Bürger von Piacenza wandten dagegen ein, daß sie nicht gegen den Kaiser, sondern gegen ihre ärgsten Feinde ausgezogen seyn, von denen sie vieles Ungemach erduldet hätten.

Friedrich ließ sich die Gründe einer jeden Partey mit aller Genauigkeit vorlegen, und da ergab sichs, daß Piacenza sein Betragen gar nicht gehörig entschuldigen konnte, vorzüglich da es sich schon mehrmalen einer Untreue gegen das Reich schuldig gemacht hatte. Es wurde daher folgender Urtheilsspruch erlassen: Piacenza soll auf den Beding wieder zu Gnaden angenommen werden, wenn seine Bürger eine bestimmte ansehnliche Geldsumme erlegen, den schönen Wall und Graben, die erst seit Kurzem angelegt waren, abtragen und ausfüllen, und alle ihre Thürme schleifen würden. Dieß geschah auch wirklich zum Schrecken der übrigen Städte. Endlich wurden hier auch die Ansprüche Maylands auf Monza untersucht, und die Entscheidung der auserlesensten Rechtsgelehrten fiel dahin aus, daß diese Stadt unmittelbar unter Kaiserlicher Hoheit stehe.

Nachdem Friedrich in den Roukalischen Feldern alle Geschäffte glücklich beendigt und die Versammlung entlassen hatte, so richtete er sein Augenmerk auf das übrige Italien und die Inseln. Zu dem Ende schickte er den Bischof Conrad von Eichstädt, und den Grafen Emicho nach Sardinien und Corsica ab, und empfahl den Pisanern und Genuesern sie dahin zu führen, weil diese beyden Städte die mächtigsten auf dem Tyrrhenischen Meere sind. Wer aber die Vortheile kennt, welche Pisa und Genua aus Sardinien ziehen, der wird

leicht

leicht die Urſache vermuthen können, warum die Geſandtſchaft ohne Wirkung blieb. Wahrſcheinlich hat man ihre Reiſe durch verſchiedne Mittel zu verhindern gewußt. Denn Friedrich drohte ihnen mit einem Einfall in ihr Gebiete, nahte ſich auch wirklich demſelben, und ſetzte ſie mit unerhörter Geſchwindigkeit in ein ſolches Schrecken, daß ſie ſich mit tauſend Mark Silbers den Frieden erkauften, und die Stadtmauer, welche ſie eben angefangen hatten, nicht weiter fortzuſetzen verſprachen.

Man möchte beynahe ſagen, Gottes Vorſehung habe ſelbſt dieſe Furcht veranlaßt, damit ſie nicht durch ihr Beyſpiel mehrere andere zur Rebellion aufmuntern möchten. Denn Genua iſt durch ſeine Lage, durch die Alpen und das Meer ſo ſehr gedeckt, daß es nicht leicht einen Feind zu beſorgen hat. Allein Friedrich getraute ſich ſelbſt gegen die Natur zu kämpfen.

Jetzt aber gieng die Zeit des Feldzugs zu Ende, und Friedrich beſchloß zur Erholung ſeiner Truppen in den ſchönen Gegenden Italiens, die bisher noch verſchont geblieben waren, die Winterquartiere zu nehmen. Aus Alba, wo er die Weyhnachten feyerte, ſchickte er durch ganz Tuſcien, Campanien, und die Seeküſte Leute aus, um die Lieferungen an die Armee einzutreiben. Von den Großen, die er bey ſich hatte, giengen mehrere in die Städte ab, um Conſulen, oder Obrigkeiten zu erwählen; ſie hatten Geheimſchreiber bey ſich, die einen genauen Aufſatz der an den Fiskus zurückgefallenen Regalien verfertigen mußten. Auch die Kaiſerlichen Domänen, oder die ſo genannten Mathildiſchen Güter, die vom Herzog Welf und andern zerſtückelt waren, brachte er wieder zuſammen, und lieferte ſie vereinigt, und verbeſſert, ienem edlen Fürſten aus. Wer die Gegend am Po bereiſt hat, wird die

Größe und den reichen Ertrag dieser Güter leicht beurtheilen können.

Das Glück, welches den Kaiser auf diesem Feldzug begleitete, wurde durch den Tod einiger Großen sehr gestöhrt, die zu viel Vorzüge des Geistes und Körpers hatten, als daß ihr Andenken bey der Nachwelt gänzlich erlöschen sollte. Unter diese gehört vor allen andern Bischof Otto von Freysingen, der durch einen zu frühen Tod gehindert wurde, das gegenwärtige Werk zu vollenden. Der Tod dieses treflichen Mannes, und der schreckliche Brand, der Freisingen ins äußerste Elend stürzte, wird mich entschuldigen, wenn ich in Erzählung desselben etwas weitläuftig scheinen sollte, zumahl da das Unglück, welches ich erzählen will, meine Vaterstadt betrifft, die dadurch aus ihrem vormahligen Wohlstande in den traurigsten Zustand versetzt ward.

Im Jahr 1159, unter Kaiser Friedrichs Regierung, als dem fünften Jahr seit seiner Thronbesteigung, und dem dritten nach Erlangung der Kaiserwürde gieng Bischoff Otto aus dieser Zeitlichkeit in die Ewigkeit. Er fand Freysingen als einen elenden dürftigen Ort, dessen Einwohner fast kein Vermögen besaßen, wo die Gebäude verfallen waren, und die Klosterzucht fast gänzlich darnieder lag. Aber mit Gottes Hülfe brachte es der seelig Verstorbene so weit, daß er mehr der Seister als der Wiederhersteller seines Bischöflichen Sißes genannt zu werden verdient.

Hiezu waren ihm mehrere Umstände günstig. Er war ein Enkel Kaisers Heinrich IV., ein Schwestersohn Heinrichs V., Kaiser Conrads leiblicher Bruder, des jetzt regierenden Kaisers Friedrich Oheim, ein Sohn des Marggrafen Leopold und der Agnes, der Tochter

Kaisers

Kaiser Heinrichs IV. Seine Geschwister waren Conrad, Bischoff von Passau, Leopold Herzog von Bayern, Heinrich Herzog von Oesterreich, Gertrud Herzogin von Böhmen, Bertha Herzogin von Pohlen, Ita Margräfin von Montferrat, Mutter der Königin von Spanien.

Außer diesen Vorzügen einer erlauchten Geburt besaß er noch eine ungemeine Gelehrsamkeit, die ihn unter den deutschen Bischöffen wo nicht zum Rang des ersten, doch gewiß eines der vorzüglichsten Gelehrten erhob. Außer einer ungemeinen Kenntniß der H. Schrift und Theologie war er auch mit der aristotelischen Philosophie sehr genau bekannt, die ihm unter den ersten Weltweisen Deutschlands einen Rang verschaffte. Dieß sowohl, als seine Klugheit in politischen Geschäfften, und die freymüthige Beredtsamkeit, mit der er oft vor Königen und Fürsten sprach, zogen ihm nicht wenige Neider zu, denen er aber auf eine gute Art zu entgehen wußte.

Er führte eine strenge nach Art der Cistercienser Mönche geregelte Klosterzucht ein. Zuerst war er Abt des Klosters Morimund: dann Bischoff, nachdem er die verführerischen Jahre der Jugend überstanden hatte. Von den kleinen Flecken, welche er aus dem Umgange mit der Welt empfieng, reinigte ihn jetzt die Strenge seiner Tadler. Er hätte als ein Anverwandter Friedrichs, und in Staatsgeschäfften sehr brauchbarer Mann billig den letzten Feldzug mitmachen sollen: allein die Vorsehung wollte ihn nicht unter dem Geräusch der Waffen sterben lassen. Es schien, als ahndete er seinen Tod, da er den Kaiser um die Erlaubniß bat, zu Hause bleiben zu dürfen, und ihm unter vielen Thränen das Bißthum Freysingen anempfahl, daß er es auf eine Weise drücken, und demselben, wie es ehedem

mehreren Stiftern ergangen ist, nicht die Wahlfreyheit rauben möchte, Friedrich willigte in sein Begehren.

Er erfuhr, daß einigen, in Gesichten oder Träumen, sein bevorstehender Tod offenbart worden sey, und begab sich kurz vor seinem Ende in das Kloster Morimund, wo er, unter andern Verordnungen, auch wegen der von ihm angefangenen Lebensgeschichte verfügte, die er den Händen gelehrter und gottesfürchtiger Personen übergab, und sie bat, alles was ihnen in der Erzählung der Gilbertschen Händel anstößig scheinen sollte, nach Gefallen zu verbessern. Er verschied im Beyseyn vieler Bischöffe und Aebte, und wurde in der Kirche beym hohen Altare begraben, obgleich er sich ein Begräbniß ausser der Kirche ausgesucht hatte. Ich bin es der ihm die Augen zudrückte, und der ihm auch eine Grabschrift setzte.

Sein Todestag war der 22ste September 1159. Der 5te April oder Palmsontag des folgenden Jahres ist durch das Unglück merkwürdig, das Freysingen betraf. Ein gewaltiges Feuer legte die ganze Stadt völlig in die Asche. Alle Kirchen und Capellen, das Domstift, das Ritterhaus wurden ein Raub der Flammen. Nur sehr wenige Gebäude blieben verschont. Freysingen befand sich damahls in einem Wohlstande, daß es in dieser Rücksicht den benachbarten bischöflichen Sitzen den Rang streitig machen konnte. Die gute Kirchenzucht, welche die Geistlichkeit des Orts beobachtete, ihre Frömmigkeit, und der Fleiß, den sie auf die Studien verwandten, waren Eigenschaften, in denen es ihnen wenige im deutschen Reiche gleich thaten, keiner aber sie übertraf.

Es ereigneten sich einige Zeit vor jenem merkwürdigen Unglücke verschiedene Vorbedeutungen. Am To-

ge der Beſchneidung Chriſti, ſtürzte der geſegnete Kelch während der Prieſter das Hochamt verrichtete, vor aller Augen um, und der Wein ward verſchüttet, daß auch nicht ein Tropfen übrig blieb. Dieſen Vorfall erklärte der Biſchoff als eine üble Vorbedeutung, und rieth durch Faſten und Beten die göttlichen Strafgerichte abzuwenden. Um dieſelbe Zeit bezeugten glaubwürdige Perſonen, ſowohl Geiſtliche als Weltliche, gewiſſe vierfüßige Ungeheuer und andre dergleichen Erſcheinungen zu Nachtzeit in der Luft geſehen zu haben. Füchſe, Haſen und andre wilde Thiere, giengen, als wenn ſie zahm wären, in die Kirchen und Klöſtergebäude und ließen ſich mit Stricken fangen. Kinder trieben oft ihr Spiel damit, daß ſie in Proceſſionen durch die Straßen zogen, und Litaneyen abſangen, unbewußt wie nahe die Zeit ſey, da aus dem Spiele Ernſt werden ſollte. Im folgenden Jahr wurde der Ort, wo man den Dom und den biſchöflichen Sitz erbauen wollte, von einem Blitz angezündet. Eulen, Uhu, und Käutzlein heulten das ganze Jahr hindurch von den Dächern herab. Kobolde, die man Satyren nennt, hörte man faſt in allen Häuſern. Der jetzige Biſchoff und Nachfolger Otto's iſt Albert, von dem ſich Freyſingen alles Gute verſpricht.

In demſelben Jahre (1159) gieng auch die ſchöne prächtige Kirche zu Speyer in den Flammen auf. Die eingeſtürzte Mauer ſoll dabey viele Menſchen zerſchmettert haben. Auch fällt in dieſe Zeit der Tod Friedrichs Erzbiſchoffs von Cöln, nachdem er noch nicht völlig drey Jahre die biſchöffliche Würde bekleidet hatte. Sein Fleiſch und Eingeweide wurde in Pavia beygeſetzt, ſeine Knochen aber nach Cöln gebracht. Er war ein edler, gelehrter Mann, deſſen menſchenfreundlicher Character ihm weit und breit alle Achtung verſchaffte.

schafften. Auch Anselm, Metropolitan von Ravenna, der als ein alter treuer Vasall des Reichs bekannt war, und viele gelehrte Kenntnisse besaß, starb vor Mayland. Aus Sehnsucht nach seinem Vaterland nahm der Bischoff Gebhard von Würzburg seinen Abschied vom Kaiser, starb aber in Würzburg acht Tage nach seiner Zurückkunft. Ein Beweis, daß weder bessere Pflege, noch ein sicherer Wohnsitz den Tod abhalten können. Merkwürdig ist noch der Tod Conrads Herzogs von Croatien und Dalmatien, dessen Stammhaus Dachau in Bayern war. Der Leichnam wurde von Bergamo, wo er gestorben, in sein Land gebracht, und im Kloster Schiren begraben. Sein Edelmuth, und seine oft erprobte Tapferkeit werden ihn bey der Nachwelt im Andenken erhalten. Außer diesen sind noch viele andre edle tapfere Ritter, deren Namen mir nicht beyfallen, theils durch Krieg theils durch Krankheiten aufgerieben worden.

Während daß Friedrich in den Winterquartiren war, versuchte der Pabst Adrian, auf Anregung gewisser Personen, die alte in Augsburg schon abgethane Streitigkeit wieder auf die Bahn zu bringen. Seine Klagen betrafen theils die den päbstlichen Legaten zugefügten Beleidigungen, theils das unbillige Verfahren derer, die die Bedürfnisse für die Armee eintrieben, und die Beschwerden seiner Castellane. Gelegenheit, sich hierüber zu erklären, gab ihm der Umstand, daß geistliche sowohl als weltliche Mächte dem Kaiser die Regalien zuerkannt hätten. Er schrieb demnach einen Brief an den Kaiser, der beym ersten Durchlesen sehr gelinde war, bey genauer Betrachtung aber, viele Drohungen enthielt. Der Ueberbringer desselben war ein schlechter unwürdiger Mensch, der sich auch gleich davon machte, ehe noch der Brief vorgelesen war.

r. Friedrich hierüber aufgebracht faßte den Entluß ihm durch einen andern aber mehr schicklichen renvollen Gesandten eine derbe Antwort zuzustellen. chon vorher war der Bischoff von Vercelli mit einer undschaftlichen Bitte nach Rom abgegangen, um die bstliche Bestätigung für den neuerwählten Metropon von Ravenna, Guido, des vorhinerwähnten Grafen Guido's von Blanderat Sohn, auszuwirken. Dieser junge Mann nehmlich war noch nicht durch alle stliche Ordnungen gegangen, sondern ohnlängst zum ricus zu Rom und dann von dem Pabst Adrian zum bdiaconus gewählt worden; er konnte also ohne des ern besondere Einwilligung in keinen andern Sprenaufgenommen werden. Da sich nun der Pabst, die ganze Wahl rückgängig zu machen, hiezu nicht stehen wollte, so wurde Bischoff Herrmann von Ver- in derselben Sache nach Rom geschickt, aber auch rreichte seinen Zweck nicht.

Man wird sich am besten hierüber aus folgenden iefen unterrichten können.

Brief Kayfers Friedrich.

Friedrich von Gottes Gnaden, römischer Kaiser, dem ehrwürdigen Pabste Adrian.

ach dem Ableben des Bischoffs von Ravenna An-s, seligen Andenkens, unsers Treuen und Geliebbemühten wir uns eine so wichtige Stelle nicht e unbesetzt zu lassen, und ihm einen Nachfolger eben, der diesen schmerzlichen Verlust ersetzen könnund schicklich wäre, ein Vasall unsers Reichs zu Daher haben wir, aus Betrachtung des Sprus: Einer komme dem andern mit Ehrerbie-

bietung zuvor, den Sohn des Grafen von Blankenrat, den ihr auf unser Ansuchen zum Clerikus und Sohn der römischen Kirche angenommen, zu eurer und der römischen Kirche Ehre noch höher erheben wollen, und ihn zum Vorsteher einer Kirche gemacht, die nach der heiligen römischen, wo nicht die größte, doch eine der größten ist; und zwar ist diese Wahl auf einstimmige freye Bewilligung der ganzen Gemeinde von Ravenna in Gegenwart des Cardinal Jacinct eures Legaten, und des Bischoffs Hermann von Verden unsers Gesandten, zu Stande gekommen.

In der Person des Erwählten, vereinigen sich Gelehrsamkeit, gute Sitten, und Adel des Geschlechts; auch ist er mir durch eure Empfehlung noch weit lieber und angenehmer geworden. Die Zuneigung also und Ehre, welche ihr ihm erweißt, macht mir viele Freude und ich wünsche, daß ihr sie fortsetzen möget, jedoch auf eine Weise wie ein liebreicher Vater zu handeln pflegt, der seine Kinder zur gehörigen Zeit der väterlichen Gewalt entläßt, damit sie ihrem eignen Hauswesen vorstehen mögen. Es ist auch das Beste, was die heilige römische Kirche thun kann, wenn sie, als Mutter aller übrigen, ihre Söhne, die Frucht ihres Leibes erst zur Ehre des Hauses Gottes versammlet, dann aber wieder in verschiedene Familien vertheilt, wo ihnen unser Reich, als den Sprößlingen aus dem Schooß unserer Mutter, die geziemende Ehre weder versagen darf, noch will. Deßhalb möget ihr reiflicher überlegen, was in dieser Sache eurer und unsrer Würde geziemend sey.

Antwortschreiben des Pabstes Adrian an den Kaiser.

Adrian, Knecht der Knechte Gottes, entbeut seinem geliebtesten Sohn, dem erlauchten römischen Kaiser Friedrich, Heil und apostolischen Seegen.

Zur Ehre Gottes, und auf deine, wie auch unsers geliebten Sohnes, des Grafen Guido von Blandrat Fürsprache, haben wir unsern geliebten Sohn und Subdiaconus Guido, des obbemeldten Grafen Sohn, in unsre besondere Freundschaft aufgenommen, ihm auch in Betracht seiner guten Eigenschaften, zu Nutz und Ehren der Hochheiligen römischen Kirche, als wenn er schon zum Diaconus ordinirt wäre, eine Kirche besonders angewiesen. Das alles wird Euch sowohl als Uns sehr wohl bekannt seyn. Nun aber, da er diese Vorzüge von uns erhalten hat, und wir einsehen, wie viele Vortheile von ihm, und seinen edlen mächtigen Eltern die römische Kirche mit der Zeit zu erwarten habe: da er ferner in derselben immer höher steigen kann, so können wir ein so kostbares Pfand nicht von unsrer Seite lassen. Es ist nicht mehr als billig, daß jeder, der ein Sohn und Clericus der römischen Kirche ist, sich nicht aus ihrem Schooße begebe, und dagegen von ihr immer höher befördert werde. Gern lockt sie Männer von guten Sitten und Kenntnissen, und von hoher Geburt zu sich an, sie ist gewohnt, solche von andern Orten hier aufzunehmen, aber nicht, sich derselben wieder zu berauben, wenn sie sie einmal besitzt.

Weil wir nun diese Handlungsweise für die anständigste und glimpflichste halten, und das Zutrauen zu dir haben, daß du sie genehmigen werdest, so können wir deine Foderung nicht eingehen, und leben der

Hoff-

Hoffnung, daß du unsern Entschluß billigen werdest, sobald er dir eröffnet ist.

Der Kaiser benahm sich hierauf folgendermaßen. Sein Notar mußte in öffentlichen Schriften, des Kaisers Namen dem Namen des römischen Bischoffs voransetzen, und diesen im Singular anreden. Er hatte auch wirklich hierin eine alte Gewohnheit für sich, die aber in der Folge abgeändert ward. Der Pabst muß entweder, sagte Friedrich, in dem Ton und in dem Kanzleystyl seiner Vorgänger an den Kaiser schreiben, oder ich muß mich in meinen Briefen nach dem Brauch meiner Vorfahren richten. Dieser Umstand trieb die Erbitterung zwischen beyden so weit, daß der apostolische Stuhl in Briefen an Mayland und andre Städte von neuem Aufruhr blies. Die hier beygefügten Briefe können die Sache in ein helleres Licht setzen.

Schreiben des Cardinals Heinrich an Eberhard Bischof von Bamberg.

Dem ehrwürdigen Vater, Bruder und geliebtesten Freunde Eberhard von Gottes Gnaden, Bischoff von Bamberg, entbeut Heinrich, von Gottes Gnaden, Cardinal der heiligen römischen Kirche, Heil im Herrn.

So wie der Charakter des Kaisers aus seinen Hofbedienten erkannt wird, so müssen auch diese seine Rathgeber auf ihr Gewissen und Ehre Acht geben, weil ihre Ehre eben so viel Bezug auf den Herrn hat, als der Schade, den er nimmt, auch sie mit betrifft. Deswegen, geliebter Vater! ehrwürdiger Bruder, und bester Freund! wollen wir eure Klugheit nicht sowohl belehren als ermahnen, daß ihr des Kaisers Majestät in

in Dingen, welche den Frieden und die Ehre betreffen, den kräftigsten Rath ertheilet. Denn ihr seht das, was auf Gott, und die ungestörte Ausübung der Gerechtsame Bezug hat, besser ein, als alle andre Fürsten, die, so edel sie euch seyn mögen, doch weder die heiligen canonischen Gesetze, noch die ehemals von den Vätern getroffenen Einrichtungen kennen. Ihr selbst ward, als eine der getreuesten Mittelspersonen unsers Standes bey den Friedensunterhandlungen zugegen, die mit dem Kaiser so wohl in Absicht auf den Staat als die Kirche geschlossen wurden. Jetzt aber läßt uns der Brief, welche Se. Majestät an meinen Herrn geschrieben hat, und der ganz von der gewöhnlichen Schreibart und Form abweicht, fürchten, daß der Kaiser nach seiner Rückkunft sich geändert, und äußerlich anders scheine, als er innerlich denke. Darüber ist mein Herz mit Wehmuth erfüllt, und mein Gesicht verdüstert worden. All die Ehre, Ruhm, Herrlichkeit, welche ich mitbrachte, scheint durch jenen Brief zu Grabe getragen zu seyn.

Daher, geliebtester Bruder, wertheſter Freund, fordert euch die bischöfliche Würde und der Priesterstand, zu welchem euch die göttliche Weisheit erhoben hat, auf, euch zum Vertheidiger Gottes, eurer eignen Ehre, und der Freyheit der Kirche darzubieten, damit die Kirche im Besitz ihrer alten Rechte unangetastet bleibe, und ihre Ehre durch keine neuersonnenen Anschläge beeinträchtiget werde. Was wir nach eurem Rath zu bewirken glaubten, ist schon sehr rückgängig gemacht worden. Wir versichern euch, so lange Menschen, die in göttlichen Dingen unbewandert sind, Antheil daran nehmen, kann der Friede unmöglich Bestand haben. Wenn aber ihr, und der Bischoff von Magdeburg, euch für diese Sache verwendet, so wird

euer Religionseifer, und eure Einsichten, in denen ihr beyde so große Vorzüge habt, verbunden mit dem eifrigsten Bestreben zu dem vorgesetzten Zwecke, dem ganzen Geschäffte einen Ausgang geben, die zu Gottes und der Kirchen Ehren, und unsers Kaisers Ruhm gereicht. Findet sich zur Zeit der Erbitterung keiner, der auf Aussöhnung dringt, der durch seine Vorstellungen die Hindernisse heben kann, so wird die Sache selbst einen andern Gang nehmen, und das, was itzt noch unbeschädigt ist, sich verschlimmern.

Antwort Eberhards von Bamberg an den Cardinal Heinrich.

Ich habe euer Schreiben mehr als einmal durchlesen, und mich nicht genug über das Ach und Weh verwundern können, wovon ihr mir schreibet, und welches mir doch bis dahin ein Geheimniß war. Ich forschte aber nach,, und fand was ich wollte, was mir vielen Schmerz verursachte, und bey Gott! auch noch itzt äußerst kränkend ist. Ich hörte es, ward bestürzt, und in Trauer versenkt. Alle meine Glieder zitterten, die Haut hieng an meinen Gebeinen. Ich sah gar zu deutlich, daß ein feindselig Gesinnter unter den guten Samen, und auf euren guten Rath, den ich mir gar nicht anmaße, Unkraut gesäet habe. Alles Böse kam aus einer guten Quelle her. So wie es in der heiligen Schrift heißt: Der Herr hat die Gefäße des Todes bereitet, und die feurigen Pfeile geschmiedet, eben so findet man in den kaiserlichen Handlungen, Worten und Schriften, vieles, welches einige irre führt, andere erbaut. Wenn man die Jahrbücher nachschlägt, so wird man kaiserliche Beweise finden, welche ganz im Ton jener alten Zeiten der Gutherzigkeit und Einfalt geschrieben sind, wo man beym Sprechen weder die

Zahl

Zahl noch die Personen mit einander verwechselte. Allein jetzt ist alles umgeändert. Aber das Gold soll nicht verbleichen, die schönste Farbe nicht verschlechtert, die Steine des Heiligthums nicht auf den Straßen zerstreuet werden.

Die Aweichung von der heutigen Gewohnheit ist nur dadurch bewirkt worden, daß die schon erloschne Flamme durch den Wind eines Briefes wieder aufgeblasen wird, den der Pabst durch einen geriumpten, heimtückischen, feindseligen Gesellen, welcher sich auch sogleich unsichtbar machte, dem Kaiser einhändigen ließ, und worin er in harten, gleichsam gebieterischen Ausdrücken, den Kaiser anhalten will, in dem Streit zwischen Brescia und Bergamo keinen Ausspruch zu thun.

Dieß schreibe ich euch, nicht, um eine Sache zu bemänteln, die nicht braucht bemäntelt zu werden, sondern damit ihr und andre kluge, gottesfürchtige Männer der Krankheit desto leichter abhelfen möget, da ihr jetzt ihren Grund eingesehen habt. Wir sagen und schreiben alltäglich: Kommt, kommt — Wir werden kommen, wir werden kommen. — Nun sitzen wir da, (vergebt mir, eure Heiligkeit, daß ich so spreche) sitzen da, und gähnen. Wir warten, um mit jenem Römer zu reden, bey Tage den Anbruch der Nacht, bey Nacht den Anbruch des Tages ab, und gerathen wissentlich ins Verderben. Ich gestehe euch, ich mag kein trauriger Bote seyn, will nicht kommen, um unangenehme Dinge zu hören oder zu berichten.

Wo ist die Weisheit? wo die Klugheit im Staat sowohl als in der Kirche? Möge doch Gott die von uns trennen, deren Weisheit, wie es in der Bibel heißt, ganz verschlungen ist. Sagt uns nicht mehr, kommt!

sondern ihr, die ihr die Schlüssel der Wissenschaft in Händen habt, kommt uns zuvor! kommt ungerufen und belehrt eure Söhne nicht mit Bitterkeit, sondern mit Milde und Sanftmuth! Gott sey denen gnädig, die Oel ins Feuer gießen, die zwischen Vater und Sohn, zwischen Reich und der Priesterschaft Uneinigkeit stiften. Ich bin ein Thor geworden, ihr habt mich dazu gezwungen. Laßt Friedensmänner auftreten, die uns überführen, daß wir unrecht haben. Der Herr gebe, daß die Briefe wieder in der üblichen Form geschrieben, und der traurige Anfang zu einem frohen Ende gebracht werde. Als Euer Gesandte ankam, verließ der Kaiser plötzlich, gewisser geheimen Geschäfte halber, das Lager. Daher konnte weder ich einen bestimmtern Entschluß, noch ihr eine promptere Antwort erhalten. Was für ein Mann er ist, wißt ihr. Er ist dem gewogen, der ihm zugethan ist, und dem abgeneigt, der gegen ihn nicht gut gesinnt ist; denn auf die Kunst, seinen Feind zu lieben, versteht er sich noch zu wenig.

Eben desselben Schreiben an den römischen Pabst.

Schweigen und Reden hat seine Zeit. Bey einer allgemeinen Gefahr würde es nicht christlich, sondern verzagt gehandelt seyn, nichts zu sprechen. Hier müssen alle schreyen, zusammenlaufen, und Hülfe leisten. Läuft der Feind gegen eine Stadt an, oder bricht Feuer in ihr aus, so ist es vorzüglich Pflicht der Wächter, alle, welche in der Burg sind, selbst den Hausvater zur Hülfe herbey zu rufen. In Betracht dieser meiner Pflicht und besondern Schuldigkeit, die mir aus mehreren Gründen obliegt, rief ich, wenn gleich der kleinste unter den Bischöffen, der kaum den Namen eines Bischoffs verdient, euch, ehrwürdigster Va-

ter

r und Herr! aus unverſtändiger Dreiſtigkeit zu, auf
e Gefahr zu achten, welche jetziger Zeit uns Schwä-
ere bedroht. Schon iſt aus dem Topfe, den der
ordwind, wie der Prophet in einem Geſichte ſah, ent-
ndete, das Feuer in verborgenen Funken hervorge-
ochen: aber noch zeigt ſich, Gottlob! nur Rauch
ne Flamme.

Der Streit zwiſchen euch, Herr! und eurem
ohn unſerm Herrn, dem Kaiſer, iſt bis itzt nur noch
Worten geblieben. Jedoch ſteht zu befürchten,
ß ein Wort das andere geben, und ſie durch ihr An-
anderreiben ſich endlich erhitzen möchten, woraus
n leicht eine Flamme entſtehen dürfte, die weit und
it, (welches Gott verhüte) den weltlichen uno geiſt-
en Staat ergreifen könnte. Er ſelbſt, euer Sohn,
unſer Herr: ihr aber ſeyd, gleichwie Chriſtus, Leh-
und Herr. Niemand unter uns wagt es, hier
da zu fragen, warum handelt, warum ſprecht ihr
Wir wünſchen und erbitten nur das, was zum
den gehört. Dürften wir, ohne die Ehrfurcht zu
etzen, jedes Wort prüfen, und auf den Grund der
dlungen eines jeden Theils gehen, ſo würde das,
er einfältigen Meynung nach, nichts taugen; denn
muß das Feuer ohne Verzug zu löſchen ſuchen,
lange zu forſchen, an welcher Stelle es wohl möch-
usgebrochen ſeyn.

Ich weiß, daß ich von Dingen rede, die über
em Horizont ſind, aber ich rede in der Einfalt mei-
Herzens vor dem, der über alle erhaben iſt, für
s keine Geheimniſſe giebt, und ich will euch, als
em Vater und Herrn, noch mehr im Vertrauen ſa-
laßt alles weg, was nach den verſchiedenen Kö-
auch verſchiedene Deutungen bekommen kann,
bt an euren Sohn, unſern Herrn den Kaiſer, in

gelinden liebevollen Ausdrücken, und lockt ihn wieder mit gelinden liebevollen Worten zu euch zurücke. Samuel umfasse seinen David, und lasse sich nicht scheiden, damit Gott geehrt werde, und die katholische Kirche sich der Ruhe erfreue."

Wir lenken jetzt wieder auf die Vorfälle in der politischen Welt ein. Friedrich beorderte zwey oder mehrere seiner Großen, um durch sie die obrigkeitlichen Würden und Consulate in den Städten zu besetzen. In dieser Angelegenheit gieng der Canzler Reinald, Pfalzgraf Otto von Bayern, und der Graf Goswin nach Mayland, wo sie aber kaum angekommen waren, als das Volk einen Aufstand erregte, Schelтworte ausstieß, und die Häuser, welche sie bezogen, mit Steinen warf. Weder der Graf von Blandrate, noch die Edeln konnten den Pöbel zur Ruhe bringen; denn hier sowohl, als in andern italiänischen Städten hat, nicht der vornehmere, sondern der niedrige Theil der Einwohner an dergleichen Auftritten Schuld, die ihrem Hange nach Neuerungen angemessener sind, als stiller Friede. Doch nahmen dießmal auch einige von den Edeln Theil an dem Aufstand. Die kaiserlichen Commissarien, welche schon in der Stadt waren, sahen sich in dem äußersten Gedränge, da sie so vielen bewaffneten Personen unmöglich die Spitze bieten, und auch nicht einmal entfliehen konnten, weil die Thore gesperrt waren. Ihre Begleiter hingegen, welche vor der Stadt ihr Quartier bezogen hatten, flohen sogleich auf erhaltene Nachricht von dem Tumulte davon; den folgenden Tag folgte ihnen der Bischoff und der Canzler. So hatten die Mayländer den beschwornen Frieden gebrochen, und Gesandte verletzt, die schon das Völkerecht unter Barbaren in Schutz nimmt.

Es war ohngefähr um eben dieſe Zeit, daß die Griechiſchen Geſandten bey dem Kaiſer um ein ſicheres Geleite anſuchten, weil ſie ſich fürchteten der Tod des Abtes Wibold von Eſtaples, der nach Griechenland geſchickt und daſelbſt geſtorben war, möchte ihnen einen übeln Verdacht zugezogen haben. Ferner trafen Geſandte der beyden Könige, Ludwig von Frankreich, und Heinrich von Engelland ein, deren jeder durch viele gute Worte und Geſchenke den Kaiſer für ſeinen Fürſten geneigt zu machen ſich beyferte.

Seitdem Ludwig von ſeiner Gemahlin Eleonora geſchieden war, und König Heinrich von Engelland dieſe geheurathet hatte, dauerte unter beyden Königen eine beſtändige Uneinigkeit fort, und jeder von ihnen glaubte ſeinen Vortheil nicht beſſer, als durch eine Allianz mit dem römiſchen Kaiſer, befördern zu können.

Das bloße Gerücht von der nochmaligen Empörung der Mayländer bewog den König von Ungarn durch zwey gelehrte ehrbare Männer, die Magiſtri Matthäus und Primogenitus, ein neues noch ſtärkeres Heer dem Kaiſer anzubieten. Alle dieſe Geſandten entließ Friedrich mit klugen Antworten, und königlichen Geſchenken.

Um Lichtmeß fanden ſich viele Große aus dem Abendlande bey dem Kaiſer in den Flecken Antimiaco ein, wo dieſer in ihrer Verſammlung die gerechteſten Klagen über Mayland führte.

„Ich muß, ſprach er, vor euch ihr Edeln, gegen den Hochverrath, gegen das Verbrechen der beleidigten Majeſtät, deſſen ſich die gottloſen Einwohner Maylands mehr als einmahl ſchuldig gemacht haben, meine Stimme erheben. Ich würde euch den letztern Vorfall um-

ständlich erzählen, wenn nicht euer und das Ohr aller Bewohner des römischen Reichs dadurch beleidigt würde. Ihr stolzer Uebermuth, der nicht bloß uns, sondern auch euch und das Reich empfindlich kränkt, scheint durch ein geheimes göttliches Gericht dahin zu zielen, daß sie und ihre Mitschuldigen eine Strafe empfangen, die das kaiserliche Ansehn nach der Strenge der Gesetze exemplarisch rächt. Wo ist die Treue, welche die Mayländer in ihrer höchsten Reinigkeit behauptet zu haben, sich rühmten? Wo ist die Gerechtigkeit, welche sie in Aufrechthaltung der Gesetze ganz besonders bewiesen zu haben vorgaben? Nicht wir, sondern die verletzte Treue mag hier zeugen. Der begangene Meineyd, der Bundesbruch, die beleidigten Rechte der Gesandten, welche nicht blos uns und euch, sondern auch den Barbaren heilig sind, mögen den Ausspruch thun.

Wenn ich mir also von euch Treue, Gerechtigkeitsliebe, Tapferkeit, und unverzagten Muth versprechen darf, so schaut auf den Feind, der mitten in eurem Land steht, und vereinigt euch, ihn nicht als unsern, sondern als euren gemeinschaftlichen Widersacher, zu Paaren zu treiben. Beschirmt das römische Reich, dessen Glieder ihr seyd, so wie wir das Haupt desselben, und bedient euch hiezu unsrer Person, entweder als eines Soldaten oder als eines Kaisers. Zum zweytenmal haben sie sich des nehmlichen Verbrechens gegen uns, und gegen die Ehre des römischen Reichs erkühnt, welches nun eine so exemplarische Strafe erhalten soll, daß jedem andern der Muth zum Aufruhr entfalle."

Diese Rede wurde mit allgemeinem lauten Beyfall aufgenommen. Einer drengte sich vor dem

andern

andern, um seine Antwort zu geben, und jeder wetteyferte, nicht der letzte zu scheinen. Ausser den weltlichen Grossen waren auch zugegen die Bischöffe, Eberhard von Bamberg, Albert von Freysingen, Conrad von Eichstädt, Herrmann von Verden, Daniel von Prag; und die italienische Bischöffe von Pavia, Vercelli, Asti, Tortona, Piacenza, Cremona, und Novaria. Der Bischoff von Piacenza nahm für sie alle das Wort, und hielt folgende Anrede an den Kaiser.

Allerdurchlauchtigster Kaiser nächst Gott uns geliebtester Fürst.

Das schnöde Betragen der Mailänder erregt in uns den heftigsten Unwillen. Da wir aber wissen, wie ihr selbst von aller Schuld rein seyd, so danken wir Gott, der euch Gelegenheit giebt, eure große Güte und Herablassung an dem höchststrafbaren Uebermuth der Empörer zu offenbaren. O des unglücklichen Stolzes, der einen Engel aus dem Himmel, und den Menschen aus dem Paradiese vertrieb! Ich fürchte, er wird auch Mailand stürzen. Verblendete Stadt, die du viel Gelehrte und Weltweise in deinen Mauren zählst, ist denn deine ganze Weisheit zu Schanden worden? Babylon, Ninive, und viele andre große Städte, wurden überwältigt, liegen jetzt in ihren Trümmern da, und sind ein Aufenthalt der Drachen und Sträuße. Auch ich kann das nemliche Schicksal treffen, wenn du nicht deinen Sinn änderst. Wollte Gott, daß ich Lügen redete, daß meine Weissagung nicht erfüllt würde!

Euch, allerdurchlauchtigster Herr, rathen wir treuherzig, gerechte Rache an den Mayländern zu nehmen; denn ihr seyd der Oberherr, der jeder Unordnung steuern

ern muß. Zu dem Ende stehen euch Soldaten und Henker zu Befehl. Die Empörer irren sich, wenn sie wähnen, eure Hand reiche nicht bis zu ihnen hin. Ihr kamt und siegtet, und werdet den, den ihr einmahl überwandet, ohne Schwierigkeit auch zum zweytenmahl besiegen. Ihr, euer Land und Leute sind noch dieselben, die sie vorhin waren, denken noch eben so, als sie ehemals dachten. Ihr braucht blos auf die Art der Strafe zu sinnen, mit der ihr die Rebellen belegen wollt. Was nun diese anbetrifft, so hätten sie zwar eine ausserordentliche Züchtigung verdient: allein eure kaiserliche Gnade wird sie so weit zu mildern wissen, daß sie nicht sowohl dem Verbrechen als eurer Würde angemessen sey, und ihr nicht nach Leidenschaft, sondern nach Gerechtigkeit handelt. Wenn die Größe des Verbrechens in Anschlag gebracht, und eine ihm angemessene Strafe erdacht werden sollte, so wären wir wirklich zu schwach, euch hierin zu rathen. Daher möchte ich, daß ihr als ein guter Kaiser und gerechter Richter erst den Weg eines gütlichen Vertrags einschlüget, ehe ihr zu den Waffen greift." — Dieser Vorschlag wurde vom Kaiser und allen Großen gebilligt.

Die Mayländer erhielten also eine Citation, sich nach Verlauf der gesetzmäßigen Frist zu stellen; dieses geschah auch, und ihre Gesandten erschienen an dem bestimmten Tage auf dem königlichen Landgut Marnica. Der Erzbischoff von Mayland, der mit ihnen gekommen war, verließ sie unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit, von der ich nicht weiß, ob sie Grund hatte, oder nicht. So viel ist gewiß, daß die übrigen Gesandten zwar viel Worte machten, aber ohne Sinn und Gehalt. Auch konnten sie mit all ihrer Geschwätzigkeit nicht zum Zwecke gelangen: und als

sie

ſie ſich nicht anders zu helfen wußten, antworteten ſie: wir haben zwar geſchworen; aber nicht verſprochen, auf den Eyd zu achten.

Friedrich ſahe nun wohl ein, daß ohne Gewalt hier nichts würde auszurichten ſeyn. Da ſeine Armee ſchon ſeit einiger Zeit auseinander gegangen war, und er nur noch mit wenigen Truppen im Felde ſtand, ſo forderte er die Kaiſerin, den Herzog Heinrich von Bayern, die Biſchöffe und andre Große ſeines Reichs zu einem nochmaligen Beyſtande auf, den ſie ihm auch, ſo bald der Frühling käme, zu leiſten verſprachen.

Unterdeſſen war Friedrich nichts weniger als unthätig. Er durchzog mit ſeiner kleinen Schaar das Land, muſterte die neuen Soldaten und Hülfsvölker, und ſetzte die Veſtungen Verruka, Serra Longa, Lou, nebſt andern, die beynahe unüberwindlich ſind, in den beſten Stand. Der Ban von Neulodi wurde die ganze Faſten hindurch mit dem größten Eyfer betrieben. Es lag nur zwanzig Meilen von Mayland, und mußte durch dieſe geringe Entfernung ſehr wichtige Vortheile gewähren, indem man ein großes Heer geſchwind hineinwerfen konnte. Como empfieng den Kaiſer auf die ehrenvollſte Weiſe, und ſtellte ihm die verlangte Hülfe.

Im Comer See liegt eine ſehr reiche Inſel, die ein kriegeriſches Volk bewohnt, von dem man durchgängig glaubt, es könne nur durch Aufopferung vieler tauſend Menſchen bezwungen werden. Es ſtand mit den Mayländern in Verbindung und genauem Verkehr. Um nun auch den Rebellen von dieſer Seite zu ſchaden, ſo entſchloß er ſich zu einer Landung auf der Inſel, ſie mochte ihn nun als Feind oder als Freund aufnehmen, und ſchiffte ſich mit den wenigen, die er

bey sich hatte, ein. Die Insulaner, welche schon seinen unternehmenden Geist kannten, und noch mehr aus dieser Probe kennen lernten, kamen ihm auf dem See entgegen, baten um Friede, empfiengen ihn mit aller Fröhlichkeit, huldigten ihm und brachten ihm Geschenke. Nachher haben sie sich auch als ein sehr getreues Volk gegen uns bewiesen. Eine besondere Absicht, warum der Kaiser sie für sich zu gewinnen suchte, war, weil sie als wilde Corsaren in den Holwegen den Unsrigen viele Vortheile verschaffen konnten. In der That, man muß erstaunen über den Heldenmuth, und das Glück, mit dem er diese Unternehmung ausführte, ob man gleich zweifelhaft bleibt, welches von beyden man mehr bewundern müsse.

Eben so machte er es mit Piacenza, welches gleichfalls mit Mayland verbunden, und aus verschiedenen Ursachen im Verdacht der Untreue war. Daher musten die Einwohner auch, wie oben angemeldet worden, ihre Vestungswerke schleiffen. Unter andern Vergehungen hatten einige von ihnen einen Geldtransport, ohngefähr fünfhundert Talente, der aus Genua an den Kaiser gieng, aufgefangen, und geplündert. Friedrich machte dem Handel bald ein Ende. Er gieng mit einer geringen Begleitung nach Piacenza, feyerte da den Palmsonntag, ordnete alles auf das Beste an, und trieb die ihm geraubte Summe wieder ein.

Die Ostern des Jahres 1159 feyerte er bey Modena, und reiste darauf zur Armee, die im Gebiett von Bononien stand. Seine Ankunft verbreitete allgemeine Freude unter den Truppen, die ihn von dem Aschermittwoch an nur einmahl gesehen hatten. An seiner Stelle hatte er den Bischoff Eberhardt von Bamberg

rg zurückgelaſſen, deſſen Ausſpruch ſich alle unter-erfen mußten, welche in Prozeßſachen, oder in irgend inem andern Anliegen kamen.

Eberhard war ein eben ſo gottesfürchtiger als ge-hrter Mann, der nach den reinſten Grundſätzen han-elte. Sein ganz beſonderer Eyfer für das Beſte des Reichs hatte ihn in vielen Ländern ſehr berühmt ge-macht. Das Studium der H. Schrift und Theologie hatte für ihn ſo viel anziehendes, daß er mitten unter em Gewirre des Krieges ſeine Erhohlung in demſel-en ſuchte. Friedrich, der überhaupt den geiſtlichen Stand mit ausgezeichneter Liebe und Achtung begeg-ete, bediente ſich vorzüglich ſeines Raths, und theil-e mit ihm die Würde ſo wohl als die Bürde.

Der dritte oder vierte, den Mayländern angeſ-tzte, Termin war da. Sie ſollten rechtskundige Män-er, deren es viele in ihrer Stadt gab, ſtellen; allein Niemand erſchien. Nun wurden ſie als halsſtarrige Rebellen und Feinde erklärt, ihre Güter zur Plünde-ung, und ihre Perſonen zur Sclaverey verdammt.

Bey der Verſammlung, in der Friedrich die Strafe für Empörung und Majeſtätsverbrechen beſtim-men ließ, waren auch die päbſtlichen Legaten zugegen, emlich die Cardinäle Octavian, Heinrich, Wilhelm ormahls Archidiaconus zu Pavia, und Guido, Dia-onus von Crema. Die Urſache, warum ſie und die Geſandten des Römiſchen Senats und Volks gekom-en waren, wird ſich aus nachſtehendem Briefe erge-en.

Schrei-

Schreiben des Bischofs Eberhard von Bamberg an den Erzbischof Eberhard von Salzburg.

Ich weiß, heiligster Vater, daß ihr einen liebevollen Theil an meinen Arbeiten nehmt, meiner Seele Heyl, und meinem Körper Ruhe wünschet. Um euch aber zu zeigen, wie schwer das Loos sey, das mir gefallen ist, so bekenne ich euch, ich bin schon meines Lebens überdrüßig. Zwey Lasten drücken mich gewaltig darnieder: man führt mich, wohin ich nicht will, und ich weiß nicht, wie lange es noch dauern wird. Möchte mir doch euer und anderer Gläubigen Gebet helfen, daß ich von denen getrennt werde, welchen Gott im Zorne geschworen hat: sie sollen nicht zu meiner Ruhe kommen. Ferner scheinen gefährliche Zeiten bevorzustehen, und ein Bruch zwischen dem Reich und dem geistlichen Oberhaupt ist nahe. Der Pabst hat an den Kaiser die Cardinäle Octavian und Wilhelm gesandt, welche nach einem friedlichen Eingange gewisse sehr harte Forderungen machten. Der Kaiser, verlangten sie, solle ohne Wissen des Apostolischen Stuhls keine Gesandte an die Stadt Rom schicken, weil die Gerichtsbarkeit über diese Stadt nebst allen Regalien dem H. Petrus angehöre. Von den päbstlichen Gütern dürfe der Kaiser nur dann Lieferungen verlangen, wenn er zur Krönung komme. Die italienischen Bischöfe sollen dem Kaiser nur den Eyd der Treue leisten, ohne sich für seine Vasallen zu erklären: auch sollen die kaiserlichen Gesandten sich nicht in den bischöflichen Schlössern einquartieren. Ingleichen trugen sie auf Wiederauslieferung der zur römischen Kirche gehörigen Besatzungen an, heischten die

die Einkünfte von Ferrara, Maßa, Ficorola, von allen Gütern der Gräfin Mathildis, dem ganzen District von Acquapendente bis Rom, vom Herzogthum Spoleto und den Inseln Sardinien und Corsica.

Der Kaiser schlug ihnen eine Untersuchung auf dem Wege Rechtens vor, der sie so wohl als er sich unterwerfen müßten; sie aber wollten davon nichts wissen, weil der apostolische Herr sich keinem gerichtlichen Ausspruch unterziehen könne. Dagegen machte ihnen der Kaiser viele Vorwürfe, daß sie das gute Vernehmen gebrochen, welches ihm doch so heilig sey bewilligt worden; daß sie Griechen, Sicilianer, Römer, ohne allgemeine Bewilligung aufgenommen; daß Cardinäle ohne kaiserliche Bewilligung ungescheut im Reiche umherzögen, in die Rechte der Bischöfe Eingriffe thäten, und den Kirchen Gottes zur Last fielen: ferner bezeugte er seinen Unwillen über die ungerechten Appellationen, und mehrere andre Dinge, welche ich hier der Kürze halber nicht aufzählen kann. Auf seine Genehmigung schickten die vorhin erwähnten Cardinäle einen Abgeordneten mit einem Briefe an den Pabst, um sich noch mehrere Cardinäle auszubitten, welche den Auftrag hätten, diesen Beschwerden abzuhelfen; weil aber ihr Gesuch unerfüllt blieb, so war es auch um die lang gewünschte Eintracht geschehen.

Unterdessen kamen die Gesandten des Römischen Senats und Volks an, wurden gnädig aufgenommen und entlassen. Doch schickte der Kaiser, auf Bitten der Cardinäle, Gesandte an den Pabst und die Stadt, um mit dem Pabste, wenn er wollte, zuerst einen Frieden zu schließen, sonst aber mit dem Senat und Volk von Rom. Er erwartet jetzt die Ankunft seiner Gemahlin, des Herzogs von Bayern und Sachsen, und anderer Fürsten, nebst ihren Truppen. Auch hat

er

er einige Edle von Mayland und Trescia in Verwahrung. Gehabt euch wohl"

Des Kaisers Antwort auf den Antrag der Cardinäle war diese: „Ob ich gleich weiß, daß ich in einer so wichtigen Angelegenheit, nicht nach meiner Willkühr, sondern nach dem Schluß der Fürsten sprechen darf; so will ich doch für mein Theil unmaßgeblich so viel antworten. Mein Bestreben ist es gar, nicht die italienischen Bischöfe zu meinen Vasallen zu machen, nur müssen sie dagegen auch aller Ansprüche auf unsre Regalien sich begeben. Mögen sie es gern hören, wenn der Pabst sagt: was hast du mit dem Fürsten zu schaffen? so müssen sie's auch nicht übel nehmen, wenn ich sage: was gehn euch die weltlichen Besitzungen an? — Unsre Gesandte sollen nicht in den bischöflichen Schlössern einkehren? Gut! es mag gelten, wenn der Bischof ein Schloß auf seinem, aber nicht, wenn er es auf unserm Grund und Boden hat. Steht es auf unserm Gebiete und Allodium, so gehört es auch uns, als dem Grundeigenthümer an. Es wäre also Beleidigung wenn jemand unsern Gesandten den Gebrauch des kaiserlichen Schlosses verwehren wollte. Der Kaiser soll an die Stadt Rom keine Deputirten schicken, weil der ganze Magistrat und alle Regalien von Rom dem H. Petrus zugehören? Dieß ist fürwahr eine große, wichtige Forderung, die einer ernstlichen, reiflichen Ueberlegung bedarf. Denn da ich durch göttliche Verfügung römischer Kaiser heiße und bin, so würde ich nur einen bloßen Schein der mir übertragenen Macht, einen leeren Titel führen, wenn ich die Oberherrschaft über Rom mir aus den Händen winden ließe."

Diese

Dieſe ſo entſchloſſene Antwort des Kaiſers brachte es endlich dahin, daß von päbſtlicher Seite ſechs Cardinäle, und von kaiſerlicher ſechs einſichtsvolle gottesfürchtige Biſchöffe ernannt wurden, welche den ganzen Streit unterſuchen und entſcheiden ſollten. Aber auch dieſer Verſuch mißlang, wie man aus folgendem Briefe des Kaiſers an Eberhard, Erzbiſchof von Salzburg, erſehen kann.

„Die Treue und Standhaftigkeit, welche du dem Reiche bisher immer erwieſen, muntern uns auf, dich mit der gegenwärtigen Lage der Sachen bekannt zu machen, und uns deinen Rath auszubitten. Es kamen zu uns zwey päbſtliche Legaten, in der Abſicht, um zwiſchen uns und dem apoſtoliſchen Stuhl die bisherigen Mißhelligkeiten zu beendigen. Sie verlangten, daß die mit dem Pabſt Eugen geſchloßenen Tractaten jetzt wieder ihre Gültigkeit erlangen ſollten. Wir antworteten darauf, daß wir zwar die Friedensbedingungen unverletzt gehalten hätten, jetzt aber uns nicht ferner an dieſelbigen binden würden, da der Pabſt ſelbſt ſie übertreten, indem er ſich ohne unſre Bewilligung mit dem Sicilianer ausgeſöhnt. Doch, fügten wir hinzu, erböten wir uns, uns einem Reichsſpruche, der nach menſchlichen oder göttlichen Geſetzen gefällt würde, zu unterwerfen, wenn der Pabſt ein gleiches zu thun bereitwillig wäre; und nach dem Gutachten der Fürſten und der Geiſtlichkeit, aus Liebe zu Gott und der Kirche, jedes auch noch ſo harte Urtheil gerne anzunehmen. Den Cardinälen gefiel unſer Vorſchlag. Weil ſie aber keine Vollmacht hatten, etwas darüber zu beſtimmen, ſo ertheilten ſie dem Pabſte davon Nachricht. Allein dieſer beſtand auf Erneuerung der mit Eugen geſchloſſenen Tractaten. Als wir jenen Vorſchlag thaten, waren alle deutſchen und longobardiſchen Biſchöfe, Für-

sten, Baronen, Valvassoren, und selbst die Abgeordneten der römischen Bürgerschaft zugegen, welche mit vielem Unwillen die Forderungen des Pabstes anhörten; denn er begehrte so außerordentliche nie erhörte Dinge, daß wir deinen und anderer Getreuen Rath nöthig haben, um darüber etwas zu bestimmen.

Dieß war es, welches ich dir mittheilen wollte, damit du im vorkommenden Fall den wahren Verlauf der Sache wissen möchtest. Auch bitten wir dich, sobald du in einem so wichtigen Geschäfte zu uns herübergerufen wirst, ungesäumt die Reise anzutreten.

Was die Mayländer anbetrifft, so fiengen sie jetzt offenbare Feindseligkeiten an. Die Ostern waren noch nicht vorüber als sie schon Angriffe auf die Stadt Trezzo machten, in der eine kaiserliche Besatzung lag. Zu dem Ende hatten sie sich im voraus mit allen dazu nöthigen Maschinen versehen. Die Besatzung wehrte sich drey Tage lang mit unerschrocknem Muthe, biß sie endlich der ununterbrochenen Arbeit unterlag; denn die Belagerer stürmten unaufhörlich, weil sie von Zeit zu Zeit immer von frischen Truppen abgelößt wurden; in der Vestung aber mußte der Soldat auf dem Platz, der ihm angewiesen war ohne Unterbrechung stehen bleiben. Die Mayländer eroberten also den Ort, und hieben die Besatzung theils nieder, theils machten sie sie zu Gefangenen. Selbst gegen ihre eigenen in der Stadt befindlichen Landsleute, die nicht bey Zeiten davon gekommen waren bezeugten sie nicht das geringste Mitleid. Von dem unsrigen erhielten sie ohngefähr achtzig Mann am Leben. Der Verlust auf Seiten der Mayländer an Todten und schwer Verwundeten war auch nicht unerheblich. Bey ihrem Abzuge legten sie die Stadt, die ehemals ihnen

angehört hatte, in Asche, und zerstöhrten sie von Grund aus.

Bey der Nachricht von dieser Begebenheit mußte Friedrich eben so sehr seinen eigenen Unwillen, als die gereitzte Wuth seines Heeres so lange unterdrücken, biß der Reichstag in den Ronkalischen Feldern geendigt, und mehrere Truppen zu ihm gestossen waren. Nun aber, da dieß geschehen, fiel er ins Mayländische ein, und verwüstete Aecker, Weinberge und Gärten, um der Stadt alle Mittel zu benehmen, sich auf die bevorstehende Belagerung mit Proviant zu versehen. Hierauf ließ er alle Zugänge besetzen, und die Zufuhr nach der Stadt bey Strafe verbiethen; ja er bestimmte so gar Prämien, wenn jemand einen, der heimlich Victualien in die Stadt schaffen wollte, auffienge.

Die Mayländer waren zwar mit allem Nothdürftigen noch gut versehen; aus Besorgniß einer langwierigen Belagerung aber verkauften sie die Lebensmittel nur zu mäßigen Portionen: und eben dadurch erwachte bey ihnen ein desto stärkerer Appetit, je weniger sie Mittel hatten, ihn zu befriedigen. Bisweilen ritt der Kaiser bis vor die Stadt, um die streifenden Parteyen, welche da herumschwärmten, oder einen Ausfall aus der Vestung auf ihn wagten, zurückzuschlagen, und es gelang ihm, sie für ihre Verwegenheit zu züchtigen, so daß die Mayländer bey diesen Gefechten viele Menschen an Todten oder Gefangenen einbüßten.

Am heiligen Pfingstage streiften fünfhundert mayländische Reiter unvermerkt bis vor Neu Lodi, und trieben das Vieh von da fort. Allein der Bischoff Carsidonius von Mantica und Margraf Garnerio von Ancona jagten ihnen nach, und setzten sie durch das Geschrey einiger wenigen Deutschen so sehr

in Schrecken, daß sie eiligst davon liefen, und außer einigen Todten auch 16 ihrer edelsten Ritter als Gefangene zurückließen.

Die Verheerung des feindlichen Gebietes dauerte vierzig Tage hintereinander. Unter mehrere durch Natur oder Kunst befestigten Plätze gehört auch die Burg, Johannisberg genannt, welche sich in kurzer Zeit ergab, ob sie gleich bisher für unüberwindlich gehalten worden. Eben so ergieng es auch den übrigen zu Mayland gehörigen Städten und Castellen, die alle bis auf zwey an den Kaiser übergiengen.

Zu gleicher Zeit fielen die Brescianer, als Bundsgenossen der Mayländer, ins Cremonesische ein, wurden aber, weil ihr Vorhaben schon verrathen war, mit blutigen Köpfen zurückgewiesen. Sie verlohren dabey alle Beute, sieben und sechzig Reiter, und ohngefähr dreyhundert Mann zu Fuß, welche theils auf dem Platze blieben, theils in Gefangenschaft geriethen. Nachdem der Kaiser das Mayländischen verwüstet hatte, zog er sich bis Lodi zurück, und verabschiedete da die italienischen Truppen, weil er nun bald seine Deutschen erwartete.

Elend und Hungersnoth stiegen in Mayland immer höher; aber weit entfernt von ihrer tollkühnen Wiedersetzlichkeit abzustehen, trieben die Mayländer ihre Verzweiflung zu einem verruchten Anschlage gegen die Person des allerchristlichsten Fürsten, den sie durch einen Menschen, der sich verrückt stellte, aus dem Wege zu schaffen bemühet waren. Dieser Mensch schien durch seinen grossen starken Körperbau ganz zu ihrer Absicht geschaffen zu seyn. Durch Schmeicheleyen und Versprechungen gelockt, gieng dieser Mensch nach Lodi, wo Franz sich damahls aufhielt, und spielte seine

Rolle

lle so meisterhaft, daß er im ganzen Lager als ein
ffenmeister gepriesen ward. Friedrichs Zelt stand nah
der Adda auf einem erhabenen Ufer, von dem man
ht ohne Lebensgefahr hinabstürzen konnte. Als der
iser einst seiner Gewohnheit nach früh Morgens mit
ges Anbruch zum Zelt heraustrat, um seine Andacht
verrichten, ersah jener Mensch die Gelegenheit, über-
ihn, zerrte ihn an den Rand des Ufers, und würde
hrscheinlich zu seinem Zweck gelangt seyn, wenn sich
ht beyde in die Stricke, woran das Zelt befestigt
r, verwickelt hätten, und zu Boden gefallen wären.
s Geschrey des Kaisers zog die Wache herbey, die
Meuchelmörder nach vielen Mißhandlungen vom
r hinabstürzte. Nach anderer Meynung soll dieser
nsch wirklich wahnsinnig gewesen, und unschuldig
s Leben gebracht worden seyn.

Ich muß hier noch zweyer Umstände erwähnen,
che von traurigen Folgen hätten seyn können, wenn
verruchten Anschläge gelungen wären. Die Mey-
er erkauften nemlich, da ihnen jener Versuch miß-
gen war, acht Meerbrenner, welche Lodi in Brand
en sollten. Einer von diesen wurde in einer stür-
chen Nacht über der That ergriffen, und den Mor-
darauf Mayland gegen über aufgehangen. Ein
er, der sich als Mönch verkleidet hatte, erhielt
lbe Strafe. Nicht lange nachher empfieng der
ser ein Schreiben, worinn ihm angedeutet ward,
ein Spanier oder Sarazene mit einer Rotte nach
en gekommen; dieser sey der größte Meister in
Bistmischerkunst, ein alter, häßlicher, einäugiger
n, aber völlig entschlossen, mit Aufopferung seines
en Lebens, sich und seinen Gesellen durch Er-
ung des Kaisers einen unsterblichen Namen zu
en. Er führe zu dem Ende Medizin, Ringe,

Geminen, Zügel, Sporen, als Geschenke bey sich, die aber alle so sehr vergiftet seyn, daß schon ihr bloßes Berühren tödte. Er trage auch einen verborgenen Dolch an der Hüfte, um ihn auf den Fall zu gebrauchen, wenn es ihm mit dem Gift nicht gelingen sollte.

Diese Nachricht theilte der Kaiser einigen wenigen mit, und ließ genau Acht geben, wenn der Besagte kommen sollte. Er kam man fand unwiderlegliche Beweise, daß alles so zutreffe, wie es in dem Briefe gestanden, und setzte ihn in Verhaft. Hier wurde er befragt: wer ihn zu dem abscheulichen Verbrechen verleitet? Friedrich versprach ihm völlige Begnadigung, wenn er die Wahrheit gestände, widrigenfals er gemartert werden sollte. Allein er blieb verstockt, man mochte auch mit ihm machen, was man wollte. Er drohte so gar dem Kaiser mit einem augenblicklichen Tode, wenn er ihn hinrichten ließe; seine Gesellen bewiesen sich eben so hartnäckig als er, und da sie kein Geständniß von sich gaben, so wurde der Alte als der Rädelsführer an den Kreutzgalgen gehangen.

Endlich kam die Zeit, da die Kaiserin Beatrix, Herzog Heinrich von Bayern und Sachsen, und Conrad Bischoff von Augsburg mit ihren Truppen und allen nöthigen Kriegsbedürfnißen sich in Bewegung setzten. In wenigen Tagen betraten sie mit einem zahlreichen Heere die Grenze von Italien, worüber die Feinde eben soviel Furcht, als die Unsrigen Freude empfanden. Jener Fürst war ein Sohn Herzogs Heinrich, und Gertrude, einer Tochter des Kaisers Lothar. Seine Eltern waren ihm schon in seiner frühen Kindheit gestorben. Als er heranwuchs, ward er ein kraftvoller, schöner Jüngling, dessen Geistskräfte die körperlichen Vorzüge noch weit überwogen. Er verschwelgte seine Jugendblüthe nicht in Weichlichkeit oder Trägheit, son-

ſondern übte ſich, wie es unter den Sachſen Sitte iſt, im Reiten, Lanzenwerfen und Laufen; und ſo ſehr er auch alle an Ruhm übertraf, ſo ſehr wurde er doch von allen geliebt. Er befliß ſich aller der Tugenden, die ihn zu einem rechtſchaffenen Mann machten, ohne es ſcheinen zu wollen. Sein Werth lag nicht auf der Zunge, mit der er ſich etwa ſelbſt Lobeserhebungen gemacht hätte, ſondern ſeine Thaten müſſen für ihn ſprechen. Er erhielt, wie eben erzählt worden, vom Kaiſer das Herzogthum Bayern, machte ſich mit dem Zuſtand und den Sitten ſeiner Unthanen bekannt, und brachte es in kurzer Zeit durch unabläßige Bemühungen dahin, daß in ganz Böhmen der Landfriede zu Stande kam, und er von Gutgeſinnten eben ſo ſehr geliebt, als von Uebelgeſinnten gefürchtet wurde. Seine Anweſenheit machte in Beobachtung der Geſetze keinen Unterſchied; jeder ſcheute ſich ſie zu übertreten, um nicht in die Strafe zu verfallen, die der Fürſt auch aus der Entfernung über ihn verhängen konnte. Seine Truppen kamen, bald nach ihrer Vereinigung mit den alten gedienten Soldaten des Kaiſers, dieſen gleich. Nicht lange nach ihm kam des Kaiſers Oheim, Fürſt Guelfo von Sardinien, Herzog von Spoleto, und Marggraf von Thuſcien mit einem neuen Heere an. Dieſe beyden, durch die Bande des Bluts ſo innigſt verknüpften Männer, zeichneten ſich, jeder durch beſondre Tugenden, rühmlichſt aus. An Guelfo bewunderte man die ſanftern Tugenden der Menſchenliebe, Freygebigkeit, und Verſöhnlichkeit. An Heinrich hingegen ſah man mehr den feſten Mann, der mit Ernſt und Standhaftigkeit dem Verbrecher auf den Nacken tritt. Jener opferte ſich ganz ſeinen Freunden, mit Vernachläſſigung ſeines eigenen Vortheils auf: er konnte nichts ausſchlagen, was würdig war, ein Geſchenk zu ſeyn und ſtrebte nur nach Vergrößerung ſeiner Macht, und nach

neuen Kriegen, um Gelegenheit zu haben sich hervorzuthun. Heinrich war ganz für den Frieden gestimmt, den er nicht durch Geld, nicht durch Intriguen, sondern auf dem Wege suchte, wo es sich ziemte.

Cremona und Mayland waren schon lange so heftig an einander gerathen, daß sie nicht eher ruhen wollten, als bis einer von beiden Theilen gänzlich zernichtet, oder doch unterdrückt wäre. Nun hatte sich die Stadt Crema, die im Gebiete von Cremona liegt, und sowohl in geistlichen als weltlichen Dingen unter ihr steht, widerrechtlicher Weise mit den Mayländern verbunden, und wollte, da sie jetzt zur Rechenschaft gefordert wurde, sich durchaus nicht vor dem kaiserlichen Gericht stellen. Diese Halsstarrigkeit, und das Versprechen der Cremoneser, eilftausend Talente für die Zerstörung von Crema zu zahlen, wirkte so stark, daß eine harte Sentenz gegen sie ergieng, in der sie für einen Feind erklärt wurde.

Die Armee, mit welcher Friedrich jetzt den Feldzug eröffnete, war noch stärker als die im vorigen Jahr; daher konnte er sie sehr leicht in zwey Abtheilungen, an zwey verschiedenen Orten agiren lassen. Ein Theil zog gegen Crema, der andere, den er selbst anführte, fiel ins Mayländische ein. Die Cremoneser fingen mit dem ihnen überlassenen Corps die Belagerung von Crema mit vieler Heftigkeit an, und die Belagerten unterliessen dagegen auch nicht, sich muthig zu wehren. Auf beyden Seiten ward viel Blut vergossen; unter die Gebliebenen von kaiserlicher Seite gehört auch Garnherio, Marggraf von Ancona.

Crema liegt auf dem platten Lande, und ist durch Kunst und Natur stark befestigt. Es hat tiefe mit Wasser angefüllte Stadtgräben, eine doppelte hohe Mau-

Mauer, und wird zum Theil schon durch einen Sumpf
edeckt. Seine Einwohner sind ein verwegenes, streit-
ares Volk, das sich von seinem Glücke zu allen Aus-
weisungen des Uebermuths verleiten ließ.

Indem nun Crema belagert, und das Mayländ-
sche Gebiete verheert ward, kamen einige edle Rö-
er, als Gesandte des Senats und Volks, bey dem Kai-
an, bezeugten ihm ihren unterthänigsten Gehorsam,
ten um Schonung für die vielen ihrer Mitbürger,
iche an dem Frevel einiger wenigen keinen Theil
hmen: und setzten hinzu, daß sie es doch wären,
n denen er den Titel eines Kaisers trüge. So hart
iedrich bey einer andern Gelegenheit sich einsmals
gen sie bewiesen hatte, so gnädig betrug er sich jetzt,
ließ sie nach einigen Tagen mit königlichen Geschen-
n überhäuft, und schickte mit ihnen zugleich den Pfalz-
af Otto, und den Magister Haribert, Probst von
ui, einen klugen in Staatsgeschäfften sehr brauch-
ten Mann. Sie hatten den Auftrag, mit dem rö-
schen Volke die Verhandlungen wegen Bestätigung
s Senats, oder wegen Aufnahme eines Präfects zu
ndigen; und mit dem Pabste, wenn er es wollte,
streitigen Puncte ins Reine zu bringen. Bey ih-
n Einzug in die Stadt wurden sie vom Volk und
nat mit allen Ehrenbezeugungen aufgenommen, pfle-
von der Zeit an durch Mittelspersonen, welche hän-
hin und wieder giengen, Unterhandlungen mit dem
bste, und hielten dabey strenge auf das ihnen ge-
hrende Ceremoniel: ja sie setzten es sogar durch, daß
päbstlichen Unterhändler, so sehr diese auch nach ei-
römischer Hofetiquette behandelt seyn wollten, es
gefallen ließen, daß die Conferenzen nicht so oft
ihnen als in der Wohnung der kaiserlichen Ge-
ten gehalten wurden.

Friedrich, der jetzt in Ligurien stand; und den Mayländern, die sich alle in die Stadt geflüchtet, gerne einen Streich versetzt hätte, redete mit den tapfersten der Pavesaner ab, einen Angriff gegen die Stadt zu wagen, und sich dann in die Flucht treiben zu lassen; er selbst wolle schon zu rechter Zeit mit dem Hinterhalt in den nachsetzenden Feind einbrechen. Dieß geschah. Die Pavesaner nähern sich der Vestung, und sind schon im Begriff, die gemachte Beute fortzutreiben, als die Mayländer plötzlich hinter ihnen herkommen. Es entsteht ein Gefecht, bey dem sich der Vortheil so sehr auf die Seite der letztern neigte, daß jene wirklich in Unordnung gebracht die Flucht ergriffen, und von der Stelle abwichen, wo der Hinterhalt gelegt war. Kaum bemerkte dieß Friedrich, so lag er auch schon dem Feind in dem Rücken, der durch diesen unvermutheten Ueberfall in eine Falle gelockt war, aus welcher er nicht entkommen konnte. Es war schrecklich, wie jetzt die kaiserliche Reuterey in die Mayländer eindrang, die, von allen Seiten eingeschlossen, sich entweder mußten niederhauen oder gefangen nehmen lassen. Allenthalben, wohin man seine Augen richtete, erblickte man Gewehre, Rüstungen, Leichname, oder mit dem Tode ringende Menschen. Eine Stelle aus einem Briefe des Kaisers an den Bischoff Albert von Freysingen kann die Zahl der Gebliebenen und Gefangenen näher bestimmen. „Gott, schreibt er, hat eine große Menge Feinde in unsre Hände geliefert. Sechshundert sind gefangen, und beynahe 150 auf der Wahlstätte geblieben. Die Zahl der Ertrunkenen und Verwundeten war übergroß, und läßt sich nicht bestimmen. Nach erhaltenem Siege kehrten wir nach neu lodi zurück."

Den 1sten Sept. des 1159sten Jahres starb Pabst Adrian bey Anagni, und wurde den 4ten des Monats

in

in der Kirche des H. Petrus in Gegenwart des Clerus, Senats und römischen Volks zur Erde bestattet. Die kaiserlichen Gesandten befanden sich damals noch in Rom. Ueber die neue Pabstwahl entstanden jetzt unter den Cardinälen zwey Partheyen, die statt Eines Pabstes deren zwey erwählten, nemlich den Cardinal Octavian, dem sie den Namen Victor, und den Cardinal Roland, Canzler des römischen Hofes, dem sie den Namen Alexander beylegten. Um aber eine so wichtige Begebenheit in ungetrenntem Zusammenhang zu lassen, will ich vorher noch einige Kriegsvorfälle erzählen.

Mangel an Lebensmitteln nöthigte den Kaiser, seine Armee aus dem mayländischen Gebiete, das er schon zum Theil verwüstet hatte, hinwegzuführen, und mit vereinter Macht Crema anzugreifen, das schon längst von den Kaiserlichen bedrängt worden war, aber sich noch immer tapfer gewehrt hatte. Die Erscheinung des gesammten feindlichen Heeres erfüllte zwar die Belagerten mit ungemeinem Schrecken, schlug aber doch ihren Muth nicht so sehr danieder, daß sie nicht noch manche Beweise ihrer Verwegenheit gegeben hätten.

Eines Tages verließ Friedrich das Lager, um bey seiner Gemahlin in dem nah gelegenen Schlosse Sembasan einen Besuch abzustatten. Die Cremenser erfuhren es, brachen mit ohngefähr sechshundert Reutern zu dem Thore hinaus, vor dem die kaiserliche Edelwache stand, und lieferten eines der blutigsten Treffen, das die Unsrigen bey aller Anstrengung nicht gewinnen konnten. Es war ein beständiges Metzeln, dem erst die einbrechende Nacht ein Ende machte, wo sich beyde Theile trennten, ohne daß einer den andern zum Weichen vermocht hätte. Der Erzählung nach sollen

die

die Bäche auf dem Felde vom Blut der Erschlagenen oder Verwundeten gefärbt worden seyn.

Dieser Trotz, mit dem ein Besiegter beynahe schon zu Grunde gerichteter Feind noch Ausfälle zu thun sich erkühnte, reizte den Unwillen des Kaisers. Schon vorher hatten sie alles, und zwar nicht ohne Erfolg, versucht, um den Belagerern allen möglichen Abbruch zu thun: und jetzt, da man glauben sollte, ihr stolzer Sinn habe sich gelegt, prahlten sie noch mit ihren Heldenthaten. Es war ein trauriger Anblick, wenn man sah, wie die Unsrigen mit den Köpfen der Erschlagenen wie mit Bällen spielten, sie aus der rechten in die linke Hand warfen, und sich gleichsam damit belustigten; und wie dagegen die Cremenser, um ein ähnliches Gegenstück zu liefern, ihre Kriegsgefangene auf der Mauer ohne Barmherzigkeit in Stücke zerhackten. Es kam endlich so weit, daß Friedrich den Befehl gab, die gefangenen Cremenser im Angesicht der Stadt aufzuhängen. Allein diese Rache half nichts, sie bewirkte vielmehr, daß man in der Stadt an den Gefangenen von kaiserlicher Seite eine ähnliche Rache nahm. Gott! rief Friedrich aus, geht eure Verwegenheit so weit, daß ihr euch als elende Sclaven noch mit dem Sieger messen wollt. Unsre Nachsicht habt ihr zum schändlichsten Frevel gemißbraucht. Wir haben euch lange genug verschont, haben uns eurer Gefangenen erbarmt, unser gegebenes Wort beständig gehalten, den mordlustigen Soldaten gehindert, wenn er würgen wollte, und sind ungern zur Belagerung geschritten. Dieß alles könnt ihr so schnöde verschmähen. Nun so mag auch über euch, eure Kinder und Enkel Verderben und Untergang kommen. Ihr dürft euch nicht mehr meiner Schonung getrösten, da ihr euch selbst nicht schonen wollt."

Nach-

Nachdem er dieß gesagt hatte, ließ er durch einen Herold erklären, daß kein Cremenser ferner zu ihm übertreten, und Gnade hoffen solle. Keiner dürfe sich weiter Verzeihung versprechen, sondern alle sollen nach ihren Kräften streiten, weil nun bloß nach dem Rechte des Krieges würde verfahren werden. Und nun mußten die Geissein, welche die Cremenser gestellt hatten, vierzig an der Zahl, insgesammt an den Galgen wandern. Eine gleiche Strafe erhielten auch sechs edle mayländische Ritter, so viel Geld sie auch für ihr Leben darbothen. Sie waren in einer verrätherischen Absicht nach Piacenza gegangen, (das, wie oben gesagt, dem Kaiser nur dem Scheine nach ergeben, im Grunde aber ihm abgeneigt war) und von den Unsrigen aufgefangen worden. Einer von ihnen war ein Nepote des mayländischen Bischoffs, ein reicher Mann, der bey seinen Landsleuten außerordentlich viel galt.

Schon von diesem Vorfall wurde Crema von Tage zu Tage immer mehr in die Enge getrieben. Die Belagerer führten gegen die Mauern viele Maschinen und hohe Thürme auf, und die Belagerten strengten ihrer Seits alle ihre Kräfte an, um sie unbrauchbar zu machen. In der Vestung hatte man neun Catapulten, oder sogenannte Stangen, aus denen große Steine geschleudert wurden, und deren fürchterliche Wirkung der Kaiser dadurch zu schwächen suchte, daß er die Geissein der Cremenser an seine Maschinen schmieden ließ. Allein auch dieß Mittel half nichts. Die Rebellen besiegten die Gefühle der Natur, unterdrückten die Sprache des Herzens, welches sie zum Erbarmen für ihre Blutsfreunde, zum Mitleid gegen die zarte Jugend aufforderte. Sie schossen unaufhörlich Steine herab, und verstümmelten dadurch einige ihrer Kinder; ja sie trieben es so weit, daß diejenigen, welche am Leben blieben,

durch

durch den Strang ihr Leben endigen mußten. Kann man sich einen rührendern Auftritt denken, als da die Kinder an die Belagerungsmaschinen gefesselt, durch Worte oder Gebehrden ihre Väter zum Mitleid aufsoderten: und diese mit Thränen in den Augen, unter dem Jammergeschrey über ihr Unglück, das Schießen und Steinwerfen nicht einstellten. Wenn auch einige sich ihrer Kinder erbarmen wollten, so waren andere wieder da, die ihnen lieber den Tod, als ein Leben wünschten, das der Feind mit tausendfachen Quaalen vergälten könnte.

Die Mayländer glaubten, der Kaiser wäre vor Crema zu sehr beschäfftigt, als daß er seine Macht theilen könnte, um auch an andern Orten zu agiren. In dieser Voraussetzung wagten sie es, vor Manerbe, eine Stadt in der Gegend des Comer Sees, mit ohngefähr dreytausend Mann zu rücken, und sie förmlich zu belagern. Graf Goswin schickte sogleich einen Bericht hievon an Friedrich ab, bat um Verhaltungsbefehle, und erbot sich, so viel Truppen als möglich auf die Beine zu bringen, nur müsse er eine Verstärkung von der Hauptarmee erhalten. Er sammelte auch wirklich ein ansehnliches Heer, mit dem er den Feind in unaufhörlichen Scharmützeln neckte, ohne es jedoch zu einem Treffen kommen zu lassen, welches er nicht eher anfangen wollte, als bis die 500 bewaffnete Reiter, die ihm der Kaiser versprochen, angekommen wären. Sein Betragen brachte die Mayländer auf die Vermuthung, Friedrich selbst müsse zum Entsatz der Vestung schon aufgebrochen seyn; da sie nun keine Lust hatten, eine Schlacht zu liefern, die auf diesem Falle unvermeidlich gewesen seyn würde, so hoben sie die Belagerung auf, und flohen eiligst davon. Graf Goswin eilte ihnen nach, richtete eine fürchterliche Nie-

der-

verlage unter ihnen an, und kehrte dann mit vieler Beute beladen zurücke.

Unterdessen klärte sich die Verrätherey der Piacenzer nur zu deutlich auf. Sie hielten heimliche Unterredungen mit den Mayländern, brachten ihnen Getreyde und andre Lebensmittel heimlich zu, ja sie hatten auch einige von den ihrigen den Cremensern zu Hülfe geschickt. Dieses Betragen zwang den Kaiser, auch sie für Feinde zu erklären, weil er es lieber mit offenbaren Feinden, als mit verstellten Freunden zu thun haben wollte.

Jetzt komme ich auf die schon berührte Spaltung in der römischen Kirche. Ich will mich hier wieder gan meines Urtheils enthalten, und den Leser in den Stand setzen, sich aus den Schriften beyder Parteyen zu überzeugen, auf welcher Seite das Recht sey.

Nachdem Octavian zu Anfang des Octobers und Roland den achtzehnten September zu römischen Bischöfen consecrirt waren, machte jeder von ihnen seine Erhebung, durch die hier beygefügten Bullen, der Welt bekannt.

Bulle des Octavian, oder des Pabstes Victor.

Victor, Knecht der Knechte Gottes, seinen ehrwürdigen Brüdern, den Patriarchen, Erzbischöffen, Bischöffen, und seinen geliebtesten Söhnen, den Aebten, Herzogen, Marggrafen, Grafen, und übrigen Fürsten, wie auch allen hochberühmten Hofleuten des allerdurchlauchtigsten unüberwindlichsten Römischen Kaisers, Heyl und apostolischen Seegen.

Wir hoffen, daß ihr unsre aufrichtige Neigung für das Beste des Römischen Reichs und unsre gegenseitigen

tigen Freundschaftsbezeugungen noch im guten Andenken haben werdet. Jetzt, da wir mit Gottes Hülfe zu einer gröſsern Würde gelangt sind, wird es unser eyfriges Bestreben seyn, noch kräftigere Beweise derjenigen Achtung an den Tag zu legen, mit der wir euch und das Reich umfassen. Dagegen aber müssen wir euch inständigst bitten, daß ihr aus Ehrfurcht vor dem H. Petrus, und wegen des Bandes der Liebe welches uns unauflöslich verknüpft, dem Kaiser die Sorge und den Schutz der Kirche anempfehlen und ihn ermahnen wollet, der Bosheit zu steuern, und sich der Kirche Gottes, der Braut Jesu Christi, deren Schirmvogt und Vertheidiger er durch den Willen des Höchsten geworden ist, so wie auch seines, ihm von Gott verliehenen Reichs anzunehmen, damit nicht unter seiner Regierung das Schifflein Petri beschädigt, und der Glanz seines Reichs verdunkelt werde.

Wir thun euch aber alle, Kraft dieser Bulle, kund und zu wissen, daß wir nach des Herrn Willen, auf den apostolischen Stuhl gesetzt sind. Nach einer langwierigen vorhergegangenen Ueberlegung der wählenden Personen bewirkte es die göttliche Gnade, daß wir durch die Wahl eurer ehrwürdigen Brüder, der Bischöffe und Cardinäle, auf Ansuchen des römischen Clerus, mit Zustimmung des Volks, Senats, und der Capitaneen, auf eine canonische Weise zum Pabst erkohren, auf den apostolischen Stuhl gesetzt, und am ersten Sonntag des October Monats consecrirt wurden. Deshalb ersuchen wir euch nun, eure Fürsprache für uns bey dem einzulegen, von dem alle Gewalt und alle mit den Würden verbundene Vorrechte abhängen. Sollten aber von dem Kanzler Roland, der durch eine Verschwörung gegen die Kirche Gottes und das Reich, als ein Bundesgenosse Wilhelms von Sici-

Sicilien, zwölf Tage nachdem ich erwählt war, sich uf den apostolischen Stuhl drang; sollten von diesem Menschen Briefe an euch einlaufen, so müßt ihr sie, ls von einem Abtrünnigen und Ketzer nicht annehmen, nd euer Ohr vor ihrem lügenhaften Inhalt verschlie- en.

Gegeben zu Segni 1159.
den 27sten Septbr.

Bulle des Roland, oder des Pabstes Alexander.

Bischoff Alexander, Knecht der Knechte Gottes entbeut seinem ehrwürdigen Bruder, dem Bischoff Gerhard, und seinen geliebten Söhnen, den Canonicis, Rechtsgelehrten, und übrigen Lehrern zu Bononien Heil und Apostolischen Seegen.

Die ewige unwandelbare Vorsehung des Schöpfers ollte die heilige unbefleckte Kirche von ihrer Stiftung an ur durch Einen Hirten regieren lassen, dem sich alle rälaten ohne Widerrede unterwerfen, und als Glie- r eines Haupts in bewunderungswürdiger Einig- it anhangen sollten. Christus, der seinen Aposteln rhieß: Siehe ich bin bey euch bis an der elt Ende, wird auch seiner Kirche, deren Lehrer e Apostel waren, diese Verheissung erfüllen, und sie ihrem Zustand unwandelbar erhalten, sollte auch s Schiffein Petri bisweilen zu schwanken scheinen.

Es haben neulich drey falsche Brüder, die zwar n uns ausgegangen, und als Engel des Lichts ge- idet, aber eigentlich Kinder des Teufels sind, den genäheten Rock Christi zu zerstückeln versucht. Chri-

ſtus aber beſchützt ſeine Kirche, deren Haupt und Stifter er iſt, als ſeine einzige Braut, mit aller Vorſicht, und giebt nicht zu, daß das Schiff des trefflichen Fiſchers, ſo vielen Stößen es auch ausgeſetzt ſey, von den Wellen zertrümmert werde. Nach Adrians Tode waren wir mit unſern Brüdern eyfrig bedacht, ihm einen Nachfolger zu erwählen. Endlich fiel nach drey Tagen die Wahl auf mich, der ich einer ſolchen Würde und Bürde mit nichten gewachſen bin. Alle Stimmen der Anweſenden waren für mich, ausgenommen drey, Octavians, Johannes von St. Martin, und Guidos von Crema, Gott ſey mein Zeuge, daß ich die lautere Wahrheit rede! Ich ward alſo mit Zuſtimmung des Clerus und des Volks zum römiſchen Pabſt ernannt. Octavian gerieth darüber in eine ſolche Wuth, daß er den Mantel, welchen uns Odo, Prior der Diaconen, umhieng, ſo ſehr wir uns auch aus Gefühl unſerer Schwäche dagegen ſträubten, mit ſeinen eignen Händen von unſerm Halſe riß, und Gift und Galle ſprudelnd mit ſich forttrug. Einer von den Senatoren gerieth darüber in heiligen Eyfer, und riß ihm denſelben wieder aus der Hand. Neben dem Octavian ſtand ſein Capellan, den er hiezu ſchon abgerichtet hatte. Auf dieſen warf er einen wilden trotzigen Blick, ſchrie und winkte ihm zu, ſich geſchwind wieder in den Beſitz des Mantels zu ſetzen, welches auch geſchah. Alle Brüder hatten ſich entfernt, es ſtand Niemand weiter bey ihm als jener Capellan und ein Clericus, die ihm, nachdem er den Kopf entblößt und gebückt hatte, den Mantel umgaben, wobey er ſich ſelbſt helfen mußte. Aber durch eine göttliche Schickung geſchah es, daß derjenige Theil des Mantels, der vorne liegen ſollte, den Rücken bedeckte. Dieſer Zufall hat viele, die es ſahen, zum Lachen bewegt. Er ſelbſt bemerkte den Fehler, konnte aber in der Zerſtreuung

nicht die Capuze finden, sondern schlang den Saum um den Hals, damit der Mantel doch wenigstens auf irgend eine Art sitzen möchte. Und so geschah es, daß eben die verkehrte Lage seines Mantels einen Beweis von seiner verkehrten Denkungsart abgeben mußte. Nun wurden die verschlossenen Kirchthüren aufgethan; bewafnete Männer, die, wie es die Sache selbst zeigte, erkauft waren, drangen mit gezückten Schwerdten hinein, und nahmen jenen heillosen Menschen in Schutz, der keinen Cardinal auf seiner Seite hatte. Die Brüder, welche ein so entsetzliches und unerhörtes Vergehen ungeahndet gelassen, und befürchten mußten, von den Miethsoldaten ermordet zu werden, zogen sich mit uns in den befestigten Theil der Kirche zurück, wo man uns durch Vorschub einiger ebenfalls bestochenen Senatoren neun Tage lang eingeschlossen hielt. Endlich bewirkte der Unwille des Volks, daß die Senatoren uns herauslißen, aber uns sogleich in einem noch festern und sichern Ort in Verwahrung brachten. Hier mußten wir wieder drey Tage aushalten, nach deren Verfluß uns die Senatoren die Edeln und das Volk, das eine so schändliche Behandlung nicht länger geduldig ansehen konnte, einen ehrenvollen Durchzug durch die Stadt, unter Geläute der Glocken, gestattete. Den folgenden Sonntag hatten sich unsere ehrwürdigen Brüder, die Bischöffe Gregor von Sabinum, Hubald von Ostia Bernhard, Walther, Julius und B., die Cardinäle, Aebte, Priore, Rechtsgelehrte, Advocaten, Secretäre, der Primicer, und das Sängerchor, die Edeln und ein Theil des Volks bey Nimpha unfern der Stadt versammelt. Hier empfingen wir die Consecration, und wurden, nach der Sitte der römischen Kirche, feyerlich gekrönt.

Uebrigens berief Octavian, so lange er in der Stadt war, und auch nachdem er sie heimlich verlassen hatte, viele Bischöffe zusammen, um sich von ihnen einweyhen oder vielmehr entweihen zu lassen; er konnte aber zur Bestätigung seiner wahnsinnigen Frechheit nur den einzigen Bischoff von Ferrentino auf seine Seite bringen. So sehr er auch durch Drohungen, Gewalt, Bestechungen, und Schmeicheleyen die Bischöffe zu gewinnen suchte, so wenig konnte er doch über sie vermögen. Daher will sich auch jetzt noch Keiner finden, der an ihm das Amt der Einweihung, Entweihung wollte ich sagen, verrichtete. Allein die gedachten beyden Männer, Johann und Guido, beharren in ihrer Verstockung, trennen die Einheit der Kirche, und verehren ihn, als das Götzenbild, welches sie sich selbst errichtet haben. Er selbst, das Vorbild des Antichrists, maßt sich so hohe Dinge an, daß er so gar im Tempel Gottes sitzt, und sich als ein Gott brüstet. Viele haben dieses verworfene Scheusal an dem heiligen Ort nicht ohne bittere Thränen sehen können.

Bey dem Gefühl unserer Schwäche und Unzulänglichkeit setzen wir unsre ganze Hoffnung auf die Barmherzigkeit Christi, und sind versichert, daß er seine Kirche, für die er selbst in der Hülle der Sterblichkeit erschien, ohne den geringsten Flecken, in aller Lauterkeit und Ruhe, unter den größten Stürmen erhalten werde. Weil wir nun unsern eigenen Verdienste nicht trauen, dagegen aber von eurem Eyfer für das Gute und die Religion uns das Beste versprechen, so ersuchen wir euch, unsre Schwäche durch eure und der gesammten Kirche Fürbitte zu unterstützen, mit der zugefügten Ermahnung, in der Treue gegen eure Mutter, die hochheilige römische Kirche, eine unerschütterliche Standhaftigkeit zu zeigen. Sollte der vorhinge-

nann-

nannte gottlose Mensch einige seiner verdammungswürdigen Briefe an euch schicken, so müßt ihr sie, wie sie es verdienen, von euch weisen, sie als eitle, gotteslästerliche Schriften verachten und verwerfen.

Schlüßlich melden wir euch, daß wir eben diesen Octavian, acht Tage nach unserer Consecration, (denn auf so lange hatten wir ihm Frist gegeben, in sich zu gehen, und zur Einheit der Kirche zurückzukehren) als einen Abtrünnigen Ungehorsamen und Halsstarrigen, samt denen, die sich erfrechten, ihn zu consecriren nach einem allgemeinen Schluß unserer Brüder, der Bischöffe und Cardinäle, in der Kirche bey angezündeten Lichtern und der versammelten Clerisey mit dem Bannfluche belegt, und sie, nebst ihrem Anstifter dem Teufel, verdammt haben.

Schreiben der Cardinäle des einen Theils.

Den ehrwürdigen Brüdern in Christo, den Patriarchen, Erzbischöffen, Bischöffen, Aebten, Herzogen, Fürsten, Probsten, Prioren, und den übrigen Prälaten, an welche dieses Schreiben gelangt, entbieten Ymar Bischoff von Tusculum, Vorsteher der Bischöffe, Johann von S. Sylvester und Martin Guido von Crema von S. Calixtus, Cardinalbischöffe Raimund Diaconus von S. Maria in der breiten Straße, Sy. von S. Maria in Dominica, und der Abt von Subjaco, immerwährendes Heyl im Herrn.

Seitdem der Ehre Gottes und des Reichs zuwider der Pabst Adrian mit Wilhelm von Sicilien bey Be-

nevent einen Freundschaftsbund schloß, entstand unter den Cardinälen der hochheiligen römischen Kirche eine große sehr gegründete Trennung. Wir nemlich, die wir der heiligen Kirche Gottes und des Reichs Ehre und Würde auf keine Weise wollten schmälern lassen, waren mit jenem Bündniß das für Kirche und Reich große Nachtheile brachte, keineswegs zufrieden. Die andern hingegen, die durch Geld und Versprechungen verblendet, dem Sicilianer anhiengen, erklärten es für gültig, machten sich einen großen Anhang, und widerstanden uns aus allen Kräften. Ja sie giengen noch weiter, sie suchten den Pabst zu überreden, den Kaiser, zu einer Zeit, da dieser schon wichtige Eroberungen in Italien gemacht hatte, nebst seinem ganzen Gefolge, unter irgend einem Vorwande, in den Bann zu thun; und von uns verlangten sie, uns mit ihnen zu dieser Absicht endlich zu verbinden. Wir erwiederten, daß der Sicilianer vielmehr den Bannfluch verdiene, weil er die Kirche aller geistlichen und weltlichen Rechte gewaltsamer Weise beraubt: nicht aber der Kaiser, dessen eyfriges Bestreben es sey, die Rechte der Römischen Kirche und des Reichs wieder herzustellen, und die Kirche aus der Sclaverey zu erlösen. Unserer Bemühung hat man es also zu verdanken, daß sie jenen Versatz zu ihrer Beschämung wieder aufgeben mußten. Als darauf unser ehrwürdiger Bruder Octavian, damahliger Cardinal jetziger Pabst, und der Cardinal Wilhelm, als päbstliche Legaten an den Kaiser abgegangen waren, reißte der Pabst mit den Anhängern des oben gedachten Wilhelm nach Anagui, wo diese in seiner Gegenwart endlich bezeugten, daß die Person des Kaisers excommuniciert, und ihm in allen Stücken entgegengehandelt werden müßte, und daß in Zukunft nach Erledigung des apostolischen Stuhls keiner, als der mit ihnen einverstanden sey, denselben besteigen

sollte.

ſollte. Ueberdem forderten ſie den anweſenden Biſchöf-
feneine eydliche Verſicherung ab, daß ſie keinen, der
ohne ihre Zuſtimmung gewählt würde, einweihen
wollten.

Nach Adrians Tode entſtand erſt ein großer Streit, ob man ſeinen Körper zu Anagni laſſen, oder nach Rom führen ſolle. Das letztere geſchah. Nun machten wir unter einander folgenden Vergleich, der auch ſchriftlich aufgeſetzt ward. „Im Namen des „Herrn. Amen. Die Biſchöffe, Presbyteri, Diacone, „Cardinäle der heiligen Römiſchen Kirche, haben „einander zugeſagt, daß ſie bey der Wahl eines neuen „Pabſtes nach der Gewohnheit dieſer Kirche verfahren „wollen, welche darinn beſteht, daß ſie einige aus ihrer „Mitte dazu beſtimmen, den Willen eines jeden zu ver„nehmen, ihn ſorgfältig zu unterſuchen, und getreu„lich anzumerken. Sollte es nun Gott gefallen, uns „über die Wahl vereinigen zu können, ſo iſts gut; wi„drigenfalls ſoll es keinem erlaubt ſeyn, ohne allgemei„ne Bewilligung in der Sache einen Schritt weiter „zu wagen: und ſo wollen wir es denn ſonder Trug „und Argliſt gehalten wiſſen.“

Nachdem wir nun dieſen Vergleich getroffen und den entſeelten Körper Adrians zur Erde beſtattet hatten, ſchritten wir zur neuen Pabſtwahl, und ernannten die Perſonen, welche unſre Stimmen einſammlen ſollten. Aber die Gegenpartey hemmte den Gang der Geſchäfte, bis es endlich am Schluß des dritten Tages ſo weit kam, daß vierzehn Cardinäle, die ſich zuſammen verſchworen hatten, auf den Kanzler Roland ſtimmten; wir übrigen, neun an der Zahl, erwählten unſern ehrwürdigen Bruder, den Cardinal Octavian, einen ehrbaren gottesfürchtigen Mann, in dem feſten Vertrauen,

daß er würdig und geschickt sey, auf dem apostolischen Stuhl zu sitzen, und die Eintracht zwischen der Kirche und dem Reich zu erneuern und zu erhalten.

Bey so bewandten Umständen, da die Gegenpartey Anstalten machte, den getroffenen Vergleich gänzlich zu übertreten, verboten wir ihr, in des allmächtigen Gottes, aller Heiligen, und unserm Namen, ohne unsern Willen den Roland mit dem päbstlichen Mantel zu bekleiden. Weil sie aber unsern Vorstellungen kein Gehör gaben, so suchten wir ihnen zuvorzukommen und daher kam es, daß wir auf Bitten des Volks durch die Wahl des gesammten Clerus, mit Zustimmung fast des ganzen Senats, und aller Capitanen Baronen, Edeln, so wohl derer, die innerhalb als die ausserhalb der Stadt lebten, dem von uns erwählten Cardinal den Mantel anzogen, ihn auf den Sitz des H. Petrus setzten, und von da unter einer feyerlichen Begleitung in das Schloß einführten. Die Cardinäle von der Gegenpartey begaben sich in die Burg des H. Petrus, wo sie über acht Tage eingesperrt blieben. Die Senatoren ließen sie endlich abziehen, worauf sie den zwölften Tag nachher, welches nie erhört ist, in der Burg Cisterna genennt, zwischen Aritia und Terracina, dem Canzler Roland den Mantel umthaten, und ihn den folgenden Sonntag einweihten — entweihten, wollen wir sagen. Von Stund an schickten sie Gesandte an alle italienische Bischöffe ab, die sie mit der Excommunication und lebenslänglicher Entsetzung von ihren Aemtern bedrohten, wenn sie sich zur Consecration des von uns erwählten Pabstes einfinden würden, der demohngeachtet am ersten Sonntag des Octobers, aus göttlicher Vollmacht, mit allen Ehren consecrirt worden ist.

Dieß

Dieß iſt der wahre Verlauf der Sache, bey de-
en Erzählung wir nicht im geringſten gegen die Wahr-
eit verſtoßen haben, welches uns Gott ſelbſt, der Un-
rügliche, bezeugen wird. Und käme ein Engel vom
Himmel, ſo würde er Lügen reden, wenn er die Sache
nders vortrüge. Um uns ſo kurz als möglich zu faſ-
en, übergiengen wir noch vieles. Wir beſchwören,
rmahnen, bitten euch im Herrn, das Geſagte wohl
u beherzigen, damit ihr weder durch Geſpräche noch
urch Briefe euch irre führen laſſet, ſondern ſo wie wir
andhaft und unerſchüttert in der Wahrheit beharret.

Schreiben der Cardinäle des andern Theils.

Friedrich, von Gottes Gnaden, dem glorreichen, erlauchten, vortreflichen, und erhabenen römiſchen Kaiſer, wünſchen die Biſchöfe Gregor von Sabinum, Hubald von Oſtia, Julius von Präneſte, Bernhard von Porto, Walther von Alba: und die Cardinäle Hubert, Johann u. ſ. w. (16 an der Zahl) Heyl und Sieg über die Feinde.

Je größer die euch von Gott verliehene Macht iſt, und
e größer die Stufe, auf der ihr unter den Sterb-
ichen ſteht, um ſo viel mehr müßt ihr die hochheilige
ömiſche Kirche, eure beſondre und einzige Mutter eh-
en, und ihr vorzüglich zur Zeit der Noth kräftig un-
er die Arme greifen. Wir können euch nicht vorent-
alten, was unlängſt in eben dieſer Kirche vorgefallen
ſt, und welch eine unerhörte That diejenigen, die ſie
ls ihre Söhne anſah, verübt haben u. ſ. w.

Auch müſſen wir es Ew. Gnaden kund thun, daß
er Pfalzgraf Otto ſo wohl uns insgeſamt, als den von
ns erwählten Pabſt ſehr übel behandelt, die Kirche
Gottes zu trennen, und ohne einen vernünftigen Grund
u ſtören verſucht hat. Er kam nach Campanien,
nd in das Erbtheil des H. Petrus, mit dem Vorſatz,

dem untergeschobenen, unrechtmäßiger Weise aufgedrungenen Octavian, auf eine gewaltsame Art zum Besitz des Landes zu verhelfen.

Deswegen bitten wir und die ganze Kirche Gottes eure Majestät inständigst, zu eurer Seelen Heyl und des Reiches Ehre, euch dieser Sache eifrigst anzunehmen. Erwäget wohl, wie ihr euch gegen die hochheilige römische Kirche, und gegen ihren einzigen Bräutigam unsern Herrn, Jesum Christum, ohne welchen man weder das irrdische noch das himmlische Reich erlangen kann, verhalten, und wie ihr sie vorzüglich gegen die Angriffe der Schismatiker und Ketzer, vermöge eurer kaiserlichen Würde auf alle Weise vertheidigen und beschützen müßt. Was uns anbetrift, so bestreben wir uns, euch als den vorzüglichen Beschützer und Patron der römischen Kirche, so gut wir können, zu ehren, und euren Ruhm zu erhöhen. Dagegen bitten und flehen wir inständigst, daß ihr eure Mutter, die heilige römische Kirche, lieben, schützen, für ihren Frieden alles, was eurer kaiserlichen Majestät möglich ist, versuchen, und den unrechtmäßigen Pabst zur Ruhe verweisen wollet."

Diese Spaltung in der Kirche, wo zwey Päbste zu gleicher Zeit auf dem Stuhl saßen, und gegen einander den Bannstrahl schleuderten, lag dem Kaiser zu sehr am Herzen, als daß er nicht alle Anstalten, um ihr ein Ende zu machen, hätte treffen sollen. Da nun dieß ohne den Ausspruch der Kirche nicht geschehen konnte, so beschloß er ein Concilium zu berufen, bey welcher Gelegenheit er auch das alte Recht der Kaiser, ein Concilium berufen zu können, wieder in Ausübung brachte. Die schriftlichen Citationen, welche er durch die Bischöfe Daniel von Prag, und Herrmann von Verden an die beyden Päbste schickte, lauten so:

Schrei-

Schreiben des Kaiſers an Roland und die übrigen Cardinäle.

Es gebührt uns, den Geſetzen desjenigen nachzuleben, der uns zum Beherrſcher des Reichs erhoben hat. Als Beſchützer aller in unſerm Reiche befindlichen Kirchen iſt es vornehmlich unſre Pflicht, für die Römiſche zu ſorgen, die unſerm Schutz von der göttlichen Vorſehung beſonders anvertraut worden iſt. Wir empfinden daher den lebhafteſten Schmerz über die in ihr entſtandene Trennung, und befürchten zerſtöhrende Erſchütterungen, die um ſo viel ſtärker ſeyn müſſen, da ſie mit ſich ſelbſt nicht einig iſt. Um nun dem Uebel auf eine ſchickliche, Gott gefällige Weiſe vorzubeugen, haben wir eine allgemeine Kirchenverſammlung ausgeſchrieben, die acht Tage nach Epiphanias zu Pavia eröffnet werden ſoll. Wir haben zu derſelben nicht allein die Geiſtlichkeit unſers Reichs, ſondern auch anderer Länder, aus Engelland, Frankreich, Ungarn, Dännemark eingeladen, und wollen die Beylegung eines ſo wichtigen Streits ganz allein ihrem Urtheile überlaſſen. Zu dem Ende befehlen wir euch, im Namen des allmächtigen Gottes, und der catholiſchen Kirche, vor dem Concilium zu erſcheinen, und euch dem Ausſpruch deſſelben zu unterwerfen. Gott ſey unſer Zeuge, daß wir hiebey weder aus Neigung noch aus Haß gegen irgend einen verfahren, ſondern uns bloß die Ehre Gottes, und die Einheit der Kirche zum Zweck ſetzen. Die Biſchöfe, Herrmann von Verden, und Daniel von Prag, unſer Blutsfreund der Pfalzgraf, und noch andere, die von uns abgeſandt ſind, werden euch, wenn ihr kommen wollt, ſicheres Geleite verſchaffen. Wollt ihr aber den Richterſpruch Gottes und der Kirche in einer ſo feyerlichen Verſammlung nicht anerkennen, ſo möge Gott richten, deſſen Rechtsſpruch ich als römiſcher Kaiſer durchſetzen werde.

Ein-

Einladungsschreiben des Kaisers an die ausser-italienischen Bischöfe.

Friedrich von Gottes Gnaden römischer Kaiser entbietet dem Bischof Herrmann von Brixen Heyl und alles Gute.

Die beyden Schwerter, mit dem sich Christus in den Tagen seines Leidens begnügte, scheinen auf die römische Kirche und das Reich zu deuten, als durch welche die Welt in göttlichen und menschlichen Dingen regiert wird. Es ist nur ein Gott, es darf nur ein Pabst, ein Kaiser, eine Kirche seyn — aber leider haben wir jetzt zwey Päbste. u. s. w.

Ihr werdet euch also zur bestimmten Zeit an dem zur Kirchenversammlung angesetzten Ort einfinden, und euch bey der ganzen Geschichte als einen unpartheyischen Mann beweisen.

Gegeben zu Crema
den 23sten October 1159.

Ich komme jetzt wieder auf die Belagerung von Crema zurück, deren Einwohner noch immer Muth genug behielten, neue Erfindungen zu ihrer Vertheidigung zu ersinnen. Sie stellten nemlich bey dem Walle gewisse den Mausefallen ähnliche Maschinen auf, in welchen mancher Soldat, der sie nicht kannte, hängen blieb, und dann leicht gefangen oder todt geschlagen werden konnte. Zu eben dem Endzweck gruben sie auch viele Löcher in den Boden, und bedeckten sie mit zerbrechlichem Zeuge. Kurz sie reitzten den Zorn des Kaisers so sehr, daß er endlich den Entschluß faßte, die Vestung zu bestürmen. Sein ganzes Heer forderte ihn hiezu auf, weil die Soldaten des langen Zauderns, und der vielen Strapatzen überdrüßig, die Blockade einer Stadt, die noch reichlich mit Lebensmitteln versehen war, weder fortsetzen konnten, noch wollten.

Sechs

Sechs Monate hatten sie bereits davor gelegen, wobey sie sehr viel von Schnee und Kälte leiden mußten, die damahls außerordentlich stark war.

Es wurden also Belagerungsmaschinen, und hohe Thürme gegen die Mauren geführt. Die letztern waren mit Eisen und andern Materien wohl verwahrt, um theils fester stehen zu können, theils gegen das Feuer gesichert zu seyn. In denselben befanden sich die tapfersten Soldaten, welche mit ihrem Geschoß um so viel mehr Schaden thaten, da sie von oben sehr gut hinab sehen, aus den Straßen aber, und von den Vestungswerken nicht erblickt werden konnten. Die Feinde schossen zwar brennende mit Widerhaken versehene Bolzen auf die Thürme ab, allein sie konnten damit wenig ausrichten; das Feuer wurde sogleich gelöscht, und wenn ja ein Stück von der Bekleidung in Brand gerieth, so hieb man es mit Aexten aus. Bey diesem Kampf und Gegenkampf vergiengen wieder viele Tage, während welcher Zeit die Cremenser viele Menschen einbüßten, ohne den Unsrigen irgend einen beträchtlichen Schaden zufügen zu können.

Endlich gab der Kaiser, da er sah, daß die Cremenser durchaus keine Gnade suchen wollten, Befehl zu einem allgemeinen Sturm. Die tapfersten Männer aus dem ganzen Heere mußten die Thürme besetzen. Oben auf der Spitze eines jeden standen Bogenschützen und Lanzenschleuderer zur Bedeckung derer, welche bestimmt waren, die weiter unten befindliche Fallbrücke auf die Mauer fallen zu lassen. Die Thürme waren über hundert Fuß hoch, und konnten inwendig sehr viele Menschen fassen. Das übrige Heer war rings um die Mauer vertheilt, und hatte Befehl, sie entweder zu ersteigen, oder zu durchbrechen, sobald die Fallbrücken herabgelassen wären.

Die Belagerten strengten ihrer seits alle Kräfte an, um sich diesen Zurüstungen mit Nachdruck zu wi-

der-

derſetzen. Sie erwarteten den Angriff in den ſo genannten Gatten, und fochten mit der gröſten Erbitterung. Aber auch die Kaiſerlichen ließen es nicht an Proben der Tapferkeit mangeln. Ein Ritter, Bertold von Arrach, war einer von den erſten, die mit Hülfe der Fallbrücke auf die Mauer kamen; von hier ſprang er in die Stadt hinab, und focht mit einem ſolchen Muthe, daß er, ein einziger Mann, ſeine Feinde in die Flucht trieb, und ſie eine weite Strecke in die Stadt hinein verfolgte, bis er durch einen Streich von hinten zu Boden geſtreckt ward; denn von vorne getraute ſich keiner ihm beyzukommen. Ein Cremenſer ſoll ihm, als er todt war, die Haut vom Schädel geriſſen, und ſie auf ſeinen Helm geſteckt haben. Einem andern kaiſerlichen Soldaten hackten ſie Hände und Füße ab, und lieſſen ihn ſo zerſtümmelt durch die Straßen kriechen.

Unter denen, welche die Mauer zu erſteigen ſtrebten, und die alle verdient hätten, namentlich angeführt zu werden, zeichnete ſich Otto Pfalzgraf von Bayern beſonders aus. Endlich wandte das Glück den Rebellen den Rücken: denn die Kaiſerlichen, welche oben von den Thürmen herabſchoſſen, richteten eine ſolche Verwüſtung unter ihnen an, daß ſie von der erſten Mauer, in die Werke hinter der zweyten zurückwichen. Und nun erſt fiengen ſie an, ihre traurige Lage einzuſehen.

Strapatzen, Furcht, und tauſend andre Mühſeligkeit hatten ihre Kräfte wie ihren Muth geſchwächt. Der Kaiſer, der ihren unvermeidlichen Untergang vor Augen ſah, verſchob die Kirchenverſammlung noch auf einige Zeit, um ſich ganz allein mit Crema beſchäfftigen zu können. Die junge Mannſchaft in der Stadt war ſchon ſehr verdünnt, täglich wurden immer mehrere erſchoſſen, den Unſrigen hingegen konnte kein Leid widerfahren. In dieſer Noth hielten ſie um eine Un-

ter-

terredung mit dem Patriarchen Peregrin von Aquileia und dem Herzog Heinrich von Bayern und Sachsen an, welche ihnen auch unter dem Beding verwilligt ward, daß sie von ihrer Seite die angesehensten und verständigsten Männer zum Congreß schickten. Der Patriarch, ein gelehrter und in mehrerer Rücksicht schätzbarer Mann, eröffnete die Sitzung mit folgender Anrede:

„Wüßte ich nicht die Absicht, in der ihr hieher gekommen, wäre ich nicht überzeugt, daß ihr der edlere besser denkende Theil eurer Mitbürger seyd, so würde ich mich nie mit euch in Unterhandlungen eingelassen haben. Denn was vermögen gute Vorstellungen bey einem Haufen, der nur aus niedern Absichten zu handeln sich verschworen hat. Einige sind noch in den Jahren, wo ihnen die Unbekanntschaft mit den Beschwerden des Krieges Lust zum Streite macht; andre hegt unüberlegte Hoffnung der Freyheit, oder Habsucht auf. Es ist Pflicht den wenigen Guten, sie gleich zu Anfange aus diesem Taumel wilder Leidenschaften zu reißen, oder doch, wenn die That schon geschehen ist, sie hinterher so viel als möglich zu verbessern.

Bedenkt, daß eure Stadt wo nicht schon verlohren, doch der Zerstöhrung nahe ist. Erbarmt euch wenigstens eurer Weiber und eurer noch lebenden Kinder. Verschont die noch übrig gebliebenen Menschen, da ihr eurer väterlichen Mauern nicht habt schonen wollen. Ihr habet die Deutschen als wilde, starke, große Leute kennen lernen, ihr Geist aber ist noch größer als ihr Körper, und verachtet den Tod. Ich will euch kürzlich meine Meynung sagen: unterwerft euch dem siegreichen Kaiser, legt die Waffen nieder, und übergebt euch ihm, wenn ihr euer eigenes Bestes liebt. Wollt ihr euch hiezu nicht bequemen, so erwartet euch noch größer Elend, als ihr bisher erduldet."

„Wir haben, antworteten sie mit einem verbissenen Gram im Herzen, nicht gegen den Kaiser, son-

ſondern gegen unſre Landesleute, die Cremoneſer, die Waffen ergriffen. Es war ſchon lange unſer Verſatz, auſſer Gott und dem Kaiſer, keinem andern zu gehorchen. Unſer Entſchluß lieber den Tod als eine unverſchuldete Knechtſchaft zu dulden, liegt in vielen Beyſpielen klar am Tage. Wir ſchloßen deshalb ein Bündniß mit dem Mayländern, welches wir auch, ſo es Gott gefallen, treulich gehalten haben. Itzt leiden wir den Zorn des Himmels für unſre Sünden, und fühlen die Uebermacht des Kaiſers. Unſre Zeughäuſer ſind nicht leer, unſre Magazine noch angefüllt. Gott iſt es alſo, der uns ſichtbarlich die Hoffnung der Rettung entreißt. Wenn wir nun geſtraft werden ſollen, ſo bitten wir, daß der Kaiſer allein die Strafe über uns verhänge, nicht aber unſre abgeſagteſten Feinde und Landsleute, die Cremoneſer."

Dieſer Friedensantrag wurde dem Reichsgericht eröfnet und angenommen: die Friedensbedingungen entworfen, und von den Ständen beſtätigt. Die Bedingungen waren folgende: die Cremenſer ſollten die Stadt übergeben: mit Weib und Kind hinziehen, wohin ſie wollten: von ihrer Habe ſo viel mitnehmen, als ſie auf den Schultern tragen könnten: die Mayländer und Breſcianer, welche als Beſatzung in Crema geſtanden, ſollten Waffen und alles Ihrige zurücklaſſen, und nur mit dem Leben davon gehen. Dieſer Vertrag kam den 27ten Januar zu Stande. Zwanzigtauſend Menſchen zogen aus der Stadt, die darauf der Plünderung und den Flammen Preis gegeben wurde.

Nach der Zerſtöhrung von Crema zog Friedrich mit ſeinem ſiegreichen Heere in Pavia ein. Vor der Stadt erwartete ihn eine unzählige Menge Menſchen, Greiſe und Jünglinge, Weiber und Kinder, die ihn alle mit dem Zuruf empfiengen: da kommt, ſchrieen ſie, der tapfern Sieger, der Geber des Glückes, der allein würdig iſt, Römiſcher Kaiſer zu ſeyn! Ganz Pa-

dia war wie ein Tempel mit verschiedenen Zierrathen ausgeschmückt, und duftete von wohlriechenden Spezereyen. Kaum konnte er durch den ungeheuren Haufen bis in die Kirche gelangen, in der er, ehe er das das Schloß betrat, dem allmächtigen Gott seine Gelübde entrichtete. Das Concilium wurde nun auf den Tag der Reinigung Mariä angesetzt.

Das kayserliche Circular-Schreiben über die Eroberung oder vielmehr Zerstöhrung von Crema, lautete also:

Friedrich von Gottes Gnaden römischer Kaiser, steter Vermehrer des Reichs.

Ihr wißt, wie wir glauben, daß ein so großes Geschenk der göttlichen Gnade, welches uns, zum Preis und Ruhm des Namens Christi ertheilt worden, auch nicht verhehlt werden kann Wir thun es euch also hiemit kund, damit ihr als unsre Geliebtesten und Getreuen an der Ehr und Freude Theil nehmen möget. Den Tag nach Pauli Bekehrung hat uns Gott den vollkommensten Sieg über Crema gewährt, der so ehrenvoll für uns ausfiel, daß der unterjochte Theil nur unsrer Huld und Gnade sein Leben zu verdanken hat, welches wir ihm deswegen ließen, weil nach göttlichen und menschlichen Gesetzen, die Pflicht eines Fürsten es also fodert.„

Nachdem sich endlich das Concilium versammelt hatte, ermahnte der Kaiser alle Anwesende die Sache der catholischen Kirche durch Fasten und Beten Gott angelegentlich zu empfehlen und er selbst flehte in Vereinigung mit dem Volke die Fürsprache aller Heiligen an. In der Versammlung selbst redete er die Bischöffe folgender maßen an:

„Ob ich gleich weiß daß uns, als römischem Kaiser, das Recht, Kirchenversammlungen zu berufen, besonders unter so bedenklichen Umständen, als die ge-

gewärtigen ſind, zukommt, (denn Conſtantin, Theodos, Juſtinian, und unter den Neuern, Carl der Große und Otto haben es ausgeübt) ſo überlaſſe ich es euch doch gänzlich, in einer ſo wichtigen Sache zu entſcheiden. Denn Gott hat euch zu Biſchöffen eingeſetzt, und euch die Macht ertheilt, über uns zu urtheilen. Weil wir nun nicht berechtigt ſind, in geiſtlichen Dingen über euch zu urtheilen, ſo müßt ihr euch jetzt als Männer beweiſen, deren Urtheil wir als den Ausſpruch der Gottheit anſehen können."

Mit dieſen Worten entfernte er ſich aus der Verſammlung, in der ſich ohngefähr funfzig Erzbiſchöffe und Biſchöffe, und eine faſt unzählige Menge Aebte und Pröbſte befand. Auſſerdem waren noch verſchiedene Geſandte auswärtiger Mächte da, welche ſich der Entſcheidung des Conciliums zu unterwerfen verſprachen.

Nach mehreren Sitzungen, welche ſieben Tage lang dauerten erklärte endlich die Verſammlung den Octavian, der auf geſchehene Einladung ſich geſtellt, und ſeine Vertheidiger gefunden hatte, für den rechtmäſſigen Pabſt; Roland aber, der ſich halsſtarriger Weiſe geweigert hatte, vor ihr zu erſcheinen, wurde verworfen.

Wir müſſen in dieſer Geſchichte den Leſer nochmahls erſuchen, lediglich auf die Briefe zu bauen, welche wir als Urkunden aufſtellen.

Schreiben der Domherren des H. Petrus zu Rom, auf Seiten Victors.

Ihrem unüberwindlichſten und glorreichſten Herrn, Friedrich, Römiſchem Kaiſer, und den ehrwürdigen in Chriſti Namen verſammelten Vätern, wünſchen die zu Rom befindlichen Brüder, die Domherren der Kirche des H. Petrus, den gegenwärtigen Rath des Erzengels und die tröſtende Gnade des Heiligen Geiſtes.

Hei-

Heiligſte Väter! die Gott zum Troſt der Trauren-
den, zur Beſſerung der Fehlenden, wie der Apoſtel
ſpricht, auserſehen hat, züchtigt die Friedensſtöhrer,
tröſtet die Kleinmüthigen, merkt auf unſre Bitten,
und gewährt uns in unſerem Schmerze lindernden
Troſt. Der Kummer, welcher uns drückt, iſt ſo un-
ſäglich groß, daß wir nicht Worte finden, ihn aus-
zudrücken: doch wollen wir es verſuchen.

Merkt alſo, und ſehet, wenn euer Schmerz ſo
groß iſt, als der unſrige, ſchaut wie eure Mutter, die
ehemals glänzende römiſche Kirche, von ihren Söh-
nen — nein von Fremden, die ſich fälſchlich für ihre
Söhne ausgeben, die ſie ernährt und erhöht hat, und
dafür mit dem ſchändlichſten Undank belohnt wird —
ſchändlich gemishandelt, zum Theil zerſtümmelt, in
den Koth getreten wird, und ihre Schmach und
Schande nicht einmahl empfindet; ſo daß wir billig mit
Jeremias ſeufzen können: die Könige der Erde und
alle Bewohner des Landes glaubten es nicht, daß der
Feind durch die Thore von Jeruſalem dringen werde.
Ja wohl war unſre Mutter die römiſche Kirche ein
Jeruſalem: ſie gab allen, die ſich bey ihr darum bewar-
ben, den Frieden. Jetzt aber ächzen wir im Schmerz
wie das alte Jeruſalem: ach! die Stadt hat geſündigt,
deswegen iſt ſie wankend gemacht! Wegen der Verge-
hungen ihrer Propheten, wegen der Verbrechen ihrer
Prieſter, ſind ſie als Blinde auf den Straßen umher-
geirrt; des Herrn Angeſicht hat ſie getrennt. Wahr!
denn das Antliß des Herrn ſcheint auf die, ſo Böſes
thun, ihr Gedächtnis von der Erde zu vertilgen.
Dieſer Umſtand iſt für uns äuſſerſt beſchämend. Unſer
Jeruſalem hat ſich itzt eine Miſſethat zu Schulden
kommen laſſen, die aus Neid, Haß, und vielen an-
dern Laſtern entſprungen iſt: welches wir an der Pabſt-
wahl beweiſen wollen.

Nachdem Adrian, den 1ten September, den Weg alles Fleiſches gegangen war, wurde ſein Leichnam unter einem zahlreichen Gefolge nach Rom gebracht. Die Uneinigkeit unter den Cardinälen wuchs immer mehr und mehr, doch wurden ſie noch in ſo weit einig, daß ſie nach Rom gehen, und zu einer einſtimmigen Wahl ſchreiten wollten; ſollten ſie ſich aber hierüber nicht vereinigen können, ſo trafen ſie den Vergleich, auf einen dritten zu compromittiren, oder, wenn auch dieß nicht hälfe, die Wahl ſo lange auszuſetzen, bis ſich ein Mann fände, den ſie einmüthig zum Pabſt ernennen könnten. Dieſe Puncte wurden allgemein angenommen; warauf ſie nach Rom zurückkehrten. Der Herr Octavian und einige andre beſchäfftigten ſich mit dem Leichenbegängniß des Verſtorbenen: andre aber ſchickten den Unheilsſtifter, Boſo, den Erſtgebohrnen Satans voraus, um ſich der Burg des H. Petrus zu bemächtigen, deren Beſatzung ihm ſchon bey Adrians Lebzeiten den Eyd der Treue geleiſtet hatte, und nachher mit ihm die Burg beſtieg. Her Octavian, und Herr Roland giengen in einiger Begleitung zu uns. Unterweges rief man ihnen von der Burg zu, hinaufzukommen, ſie antworteten aber, die Furcht vor Boſo und ſeinen Mitverſchwornen erlaube es ihnen nicht, an einen Ort hinzugehen, wo man ſie leicht als Gefangene behandeln könnte. Wohlan, rief der Herr Canzler, ich will es wagen: er gieng und mit ihm der Diaconus de Carcere: allein ſie kamen nicht wieder, und ſo konnte man drey Tage lang über den Ort, wo die Zuſammenkunft gehalten werden ſollte, nichts ausmachen.

Endlich kamen ſie am Sonnabend aus der Burg herab, verſammleten ſich in dem Chor hinter dem Altar des H. Petrus, und giengen an das Wahlgeſchäffte. Da ſie nun hiemit nicht zu Stande kommen konnten, ſo that die Partey, welche Frieden und Eintracht in

der

der Kirche wünſchte, den Vorſchlag, die Wahl ihr zu überlaſſen, auf welchem Fall ſie einen von der andern Partey erwählen wolle: oder dieſer die Wahl unter dem Beding zu übertragen, daß ſie einen der Ihrigen zum Pabſt ernennte. Allein der Vorſchlag wurde verworfen. Da wollte nun der Diaconus Otto, Cardinal Adebaldus Craſſus, Johann von Neapel dem Herrn Canzler Roland den päbſtlichen Mantel mit Gewalt umthun, die Cardinäle der beſſern Partey aber verhinderten es im Namen des allmächtigen Gottes, der heiligen Apoſtel Petrus und Paulus, und der geſammten Kirche. Dennoch wollten jene, wiewohl vergeblich, ihren Vorſatz noch einmahl ausführen, und es lag nicht an ihnen, daß ſie ihn nicht durchſetzten. Der römiſche Clerus, welcher ſich in der Peterskirche verſammelt hatte, hörte den Lerm, lief herbey, umringte den Herrn Otto, und ſchrie einhellig: „Wählt den Herrn Octavian, durch den allein die Kirche Frieden haben kann!“ Darauf wurde auf Bitten des römiſchen Volks, durch die Wahl des geſammten Clerus, mit Zuſtimmung und auf Verlangen des ganzen Capitels der Peterskirche, der Herr Octavian, von dem beſſer geſinnten Theile der Cardinäle erwählt, mit dem Mantel bekleidet, und auf den Stuhl des H. Petrus geſetzt, ohne den geringſten Widerſpruch, und unter freudiger Anſtimmung des Liedes: De Deum laudamus! Nach dieſer Ceremonie nahten ſich ihm die Herren Cardinäle, und der ganze Clerus, der theils ſchon gegenwärtig war, theils noch herbeyſtrömte, ſo wie auch der größte Theil des römiſchen Volks, um ſeine Füße der Gewohnheit nach zu küſſen. Der Herr Canzler Roland, und ſein Anhang, der, wie man ſpricht, ſich ihm eydlich verpflichtet hatte, ſahen dieß ruhig, ohne den mindeſten Einſpruch zu thun an, ließen den Kopf ſinken, und giengen auf die Burg. Die Herrn Cardinäle, der Clerus, die Rechtsgelehrten, Secretäre,

Senatoren, das römische Volk, giengen mit den päbstlichen Insignien voraus, begleiteten ihn mit Frohlocken bis zum Palast, und riefen: Papa Victore S. Pietro l'eleggo! Den folgenden Tag begaben sich einige vom römischen Clerus auf die Burg, küßten die Hand des Herrn Canzlers, und baten ihn, nebst seinem Anhang, den Frieden in der Kirche zu bedenken. Ein Diaconus aber antwortete ihnen unwillig: Gestern habt ihr die Füße des Herrn Octavians geküßt, der seinem Bruder, dem Herrn Canzler, dem Mantel abgezogen und sich angelegt hat: jetzt kommt ihr zu uns? Herr Cardinal, antwortete der Herr Canzler, sprecht doch nicht die Unwahrheit. Der Herr Octavian hat mir nie den Mantel abgezogen, weil ich ihn nie angelegt habe. So blieb denn der Herr Canzler mit den Seinigen die ganze Woche in der Kirche des H. Petrus. Den neunten Tag giengen sie über die Tyber, und kamen nach zwey Tagen an die Cisterne Nero's, in welcher Nero auf der Flucht vor den Römern sich verborgen hielt. Ja mit Recht betraten sie die Cisterne, weil sie den Quell des lebendigen Wassers verlassen, und sich selbst Cisternen gegraben hatten: zerrissene Cisternen, welche kein Wasser halten können. Den folgenden Tag, als den zwölften nach der Wahl des Herrn Victors, zogen sie dem Canzler die Stola und das Pallium des Irrthums an, zum Ruin und zur Verwirrung der Kirche, und sangen allda zuerst: Te Deum laudamus.

Wer von euch, ihr heiligsten Väter hat je so was gehört? Heute ist, so viel an ihnen lag, eine Spaltung in der römischen Kirche geschehen. Jetzt müssen wir schweigen, damit der Herr Pfalzgraf Otto, Herr Guido Graf von Blandrate, Herr Probst Heribert, als Abgeordnete des Kaisers hierüber einen treuen und nähern Bericht ertheilen mögen. Wir geben ihnen noch zur Bestätigung dessen, was sie euch erzählen werden,

zwey

zwey von unſern Brüdern, den Peter Chriſtian, Diacon, und Peter Guido's Kämmerer, Subdiaconus zu Rom, als Zeugen mit. Ihr ſeyd am Tiſch des Herrn, an dem dieſer das Sacrament der Erlöſung des Menſchengeſchlechts vollzog. Die Apoſtel haben ſich zwey Schwerter zugeſchrieben, die auch ihr führet: und ihr wißt, was ihr mit ihnen zu thun habt. Chriſtus hat geſprochen, es iſt genug. Und wir, die wir in ſeine Fußſtapfen treten müſſen, ſagen euch, unſerm Herrn, indem wir dieß Werk beſchließen: es iſt genug. Die Weisheit des allmächtigen Vaters, der aller Wünſche vereinigen kann, möge auch euch lehren, und zu dem Zwecke verbinden, die babyloniſche Verwirrung zu zerſtreuen, die Simonie aus der Kirche zu verbannen und der Welt den begehrungswerthen Frieden wieder zu ſchenken.

Zu dieſem will ich noch den Verlauf des Conciliums hinzufügen.

Dieß ſind die Puncte, welche auf dem Concilio zu Pavia in Betreff der Pabſtwahl, feſtgeſtellt ſind. Herr Octavian, und kein anderer iſt zu Rom in der Peterskirche, auf Bitten und Bewilligung des Volks, und auf Verlangen des Clerus von den Cardinälen feyerlich mit dem Mantel bekleidet, und in Gegenwart des Canzlers, ohne deſſen Widerſpruch, auf den Stuhl des H. Petrus geſetzt worden, wobey die Cardinäle und der Clerus das Te Deum anſtimmten, und ihm den Namen Victor gaben. Darauf ſtieg der Secretair, nach altem römiſchem Brauch auf eine Erhöhung, und rief mit lauter Stimme aus: Hört Bürger von Rom, und Verſammlung der Republik. Den zweyten Tag in der Woche ſtarb unſer Vater Adrian, und den nächſt folgenden Sonnabend wurde der Herr Cardinal Octavian zum römiſchen Pabſt erwählt, eingekleidet, auf den Stuhl Petri geſetzt, und Victor genannt. Seyd ihr deſſen zufrieden? — ja, antwortete das Volk und

der Clerus mit lauter Stimme. Er fragte zum zweyten und drittenmahl, und erhielt dieselbe Antwort. Nachdem diese Ceremonie vorbey war, führete man den Pabst mit den päbstlichen Insignien in den Pallast.

Sogleich versammelte sich das Capitel des H. Petrus zu den Füßen des Pabstes Victor, um ihm seinen Gehorsam und schuldige Achtung zu beweisen, welchem Beyspiel auch das Volk und der Clerus folgte. Den andern Tag giengen die Vornehmsten der römischen Geistlichkeit zu dem Herrn Kanzler, und den bey ihm befindlichen Kardinälen, um zu sehen, ob er, wie einige vorgaben, das Pallium erhalten habe? allein sie fanden, daß dieß noch nicht geschehen sey, wie er selbst und seine Cardinäle es bezeugten, kehrten darauf zum Victor zurück, und bezeigten ihm ihren Gehorsam und Achtung.

Die Zahl aller geistlichen Personen, Kirchen, und Klöster, welche dem Pabst Victor die Obedienz geleistet haben, sind fast nicht alle herzunennen.

Als Victor den päbstlichen Stuhl betreten, schickten die Canonici des H. Petrus zweymahl einige an den Canzler Roland ab, um zu erfahren, ob er schon das Pallium angelegt, oder irgend einen Schritt zu seiner Erhebung gethan habe, und jedesmahl erhielten sie Nachricht, daß noch nicht einmahl ein Anschein dazu vorhanden sey. Um sich nun völlige Gewißheit zu verschaffen, giengen noch einmal einige Canonici dahin, um die Cardinäle während der Tafel zu beobachten, ob sie etwan dem Kanzler einen ehrenvolleren Sitz, als sonst gewöhnlich einräumten, ob er der sey, der über Tisch den Segen spräche, und ob er sich durch Ort, Betragen, oder Kleidung vor den übrigen auszeichne. Aber auch hier konnten sie noch keine Veränderung entdecken. Diese Nachforschungen wurden acht Tage hinter einander fortgesetzt.

Das Reſultat aller Ausſagen von Perſonen, die ihn beobachtet und geſprochen haben, läuft darauf hinaus, daß er noch nicht das Pallium erhalten. Er ſelbſt verwies mehrere, die ſich an ihn wandten, an den Victor. Unter andern bezeugte Johann von St. Stephano und Wolferamin, daß Adrian, als er Rom verließ, geſagt habe: „Octavian, den ich in die Lombardey geſandt, will die Mailänder excommuniciren, ich aber habe ihnen befohlen, ſich nicht um ihn zu bekümmern, ſondern in Verbindung mit den Breſcianern dem Kaiſer tapfern Widerſtand zu leiſten. Ich habe mit ihnen ſchon die Verabredung getroffen, daß der Kaiſer ihrenthalben ſeinen Zug nach Rom wird aufgeben müſſen; und mit den Cardinälen, daß Octavian nach meinem Tode nicht Pabſt werden ſoll.

Der Schluß des Concilium wurde Friedrich vorgelegt, der ihn ehrerbietig annahm und billigte. Die Erhebung Victors auf den päbſtlichen Stuhl geſchah mit vieler Feyerlichkeit, und unter einem großen Zulauf des Volks. Friedrich ſelbſt erwies ihm die gewöhnliche Ehrfurchtsbezeigung, ſo wie ſie Conſtantin dem Papſt Sylveſter vor der Kirchthüre erwies. Er hielt ihm beym Herabſteigen vom Pferde den Steigbügel, führte ihn ſelbſt an der Hand bis an den päbſtlichen Siß, und ſetzte ihn darauf.

Ueber den weitern Verlauf der Sache können folgende Briefe Aufſchluß geben.

Kaiſerliches Schreiben.

an Eberhard Erzbiſchoff von Salzburg, und deſſen Suffraganeen, den Biſchöffen Albert von Freyſingen, Hartmann von Brixen, und Romanus von Gurk, und der ganzen Salzburgiſchen Diöces.

Wenn ihr dem heiligen Concilium zu Pavia beygewohnt hättet, ſo würdet ihr alles, was daſelbſt, oder

in der römiſchen Kirche vorgefallen, mit eigenen Augen haben ſehen können. Damit aber die falſchen Berichte, welche ſchon faſt aller Orten davon ausgeſprengt ſind, nicht die Wahrheit verdunkeln, oder euch bethören möchten, ſo will ich euch die ganze Geſchichte kurz, aufrichtig, ohne den mindeſten Zuſatz der Verfälſchung erzählen.

Es iſt ſonnenklar, daß Pabſt Adrian, der Canzler Roland, und einige Cardinäle, weil ſie den Spruch: Eure Rede ſey ja, ja; nein, nein, aus der Acht ließen, mit dem vorhin excommunicierten Wilhelm von Sicilien und den übrigen Feinden des Reichs, den Mayländern, Breſcianern, Plazentinern, ſich verſchworen hatten, nach Adrians Tode keinen zum Pabſt zu wählen, der nicht zu ihrer Partey gehöre. Aus dieſer Urſache verließen ſie die Stadt, und erwählten zu ihrem Abgott den Canzler Roland, da doch Victor ſchon zwölf Tage auf dem päbſtlichen Stuhl ſaß.

Daß dieſe Verſchwörung, und die Art, wie Roland durch ſie Pabſt geworden, keine Erdichtung, ſondern wirkliche Thatſache ſey, iſt von dem Herzenskündiger wunderbarer Weiſe einigen Geiſtlichen entdeckt worden. Mittlerweile wir nun mit den Erzbiſchöffen und Biſchöffen Rath pflogen, was hier wohl zu thun wäre, kamen der Erzbiſchoff von Tarent, die Aebte von Clairvaux, Morimund und noch zehen andre, welche als Friedensvermittler nach Mayland giengen, und hier auf ihren Antrag folgende Antwort erhielten: „Ihr Herren Väter, wir haben mit dem Pabſt und den Cardinälen einen gegenſeitigen Vertrag errichtet, und beſchworen, daß weder wir ohne ihren Willen, noch ſie ohne den unſrigen mit dem Kaiſer Friede machen dürfen. — Da der Pabſt aber geſtorben iſt, wandten die Aebte ein, ſo ſeyd ihr an euer Verſprechen nicht mehr gebunden. — Nein! erwiederten ſie, wenn er gleich todt iſt, ſo ſind wir doch noch immer den Cardinälen,

nälen, und dieſe uns verpflichtet.“ — Außerdem ſo-
ben wir viele verdächtige Briefe aufgefangen.

Wir ſchrieben auf den Rath rechtgläubiger Per-
ſonen ein Concilium zu Pavia aus, wo die beyden ſo-
genannten Päbſte ſich einfinden, und dem geiſtlichen,
nicht weltlichen, Gericht ſich unterwerfen ſollten. Victor
erſchien, weil er ein gutes Gewiſſen hatte; Roland hin-
gegen wollte nicht kommen, weil der, der alle richten
ſollte, wie er vorgab, keinen andern Richterſpruch über
ſich erkennen könne. Die Verſammlung, zu der kein
Tag gelaſſen ward, dauerte acht volle Tage. Nach
langer Ueberlegung, und Anrufung der Gnade des H.
Geiſtes, erklärte die Kirche Gottes den Kanzler Roland
für einen Friedensſtörer und Schismatiker; den Herrn
Victor aber beſtätigte ſie in der biſchöfflichen Würde.
Jenem konnte man eine ſchändliche, Gott und der Kir-
che gehäſſige, Verſchwörung durch die offenbarſten Be-
weiſe zur Laſt legen: an dieſem aber war nichts ver-
werfliches zu finden, es müßte dann der einzige Umſtand
ſeyn, daß die Zahl der Cardinäle, welche ihn, um den
Frieden zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht zu
bewerkſtelligen, erwählt haben, die geringere war. Wir
beſtätigen nun den Victor in ſeiner erlangten Würde,
ernennen ihn mit Gottes Willen für den künftigen Va-
ter und Regierer der ganzen Kirche, und wünſchen,
daß ihr uns, zum Wohl der Kirche und des Staats,
hierin beypflichten möget.

Allgemeines Reſcript, das vor den Vorſte-
hern der Synode in alle Länder erlaſ-
ſen worden.

Enthält eine nochmalige Recapitulation aller ſchon vor-
hin erwähnter Auftritte: folglich nichts Neues. Eben
ſo auch der Brief des Biſchoffs von Bamberg an Eber-
hard, Erzbiſchoff von Salzburg, in welchem jener die-
ſen

sen auffordert, dem Schluß des Concilii beyzutreten, da außer dem Erzbischoff von Trier, den eine zugestoßene Schwachheit an der Reise verhindert hatte, er nur der einzige deutsche Prälat sey, der seine Zustimmung noch nicht gegeben. Das folgende Schreiben des Probstes Heinrich von Berchtesgaden ist gleichen Inhalts. Unter andern heißt es darinn: „Den zweyten Tag, nachdem Victor auf den päbstlichen Stuhl gelangt war, excommunicirte er seinen Gegner, und einige von dessen Anhängern, nemlich die Bischöffe von Ostia und Porto, weil sie sich erfrecht hatten, dem Roland die Weihe zu geben: die Cardinäle Heinrich von Pisa, Johann von Neapel, und Jacinctus: (Heinrich fiel deswegen in diese Strafe, weil auf sein Geheiß der Cardinal Raimund geplündert und ermordet worden) ferner den Probst von Piacenza, weil er den Herrn Tusculan mit bewaffneter Hand angefallen, beraubt, und sehr gemißhandelt hatte. Den König Wilhelm von Sicilien und die Mayländer forderte er für die an den Kirchen und dem Reiche verübten Gewaltthätigkeiten zur Genugthuung auf. Auf dem Concilium waren zugegen die Erzbischöffe von Maynz, Cöln, Magdeburg, Bremen, nebst mehreren ihrer Suffraganen, und der größte Theil der lombardischen Bischöffe. Der Herr Patriarch und einige andere stimmten dem Schluß der Kirchenversammlung bey, weil dieß die Angelegenheiten des Reichs so erforderten, jedoch mit Vorbehalt der Rechte der römischen Kirche auf künftige Fälle.

Die Ursache, warum dem Erzbischoff von Salzburg über die Verhandlungen des Conciliums so viele Briefe geschrieben wurden, war, daß eine unterwegs ihm zugestoßene Unpäßlichkeit ihn verhindert hatte, selbst in Pavia zu erscheinen. Er war ein ehrwürdiger Greis, der als Theolog und als praktischer Christ jedermanns Achtung verdiente. Seine Freygebigkeit gegen Mönche, Pilger und Arme erstreckte sich so weit, daß nicht bloß seine Schatulle, sondern auch die

r Finanzen ſeines Landes darunter litten. Er ſcheu-
rte nicht vor dem Anblicke der Elenden zurück, ließ
ch von Ausſätzigen berühren, berührte ſie ſelbſt, und
ſte ihnen die Hände. Es war ihm nicht genug, die Dürf-
gen durch ſeine Leute bedienen zu laſſen; er ſelbſt unterzog
ch bisweilen dieſem Geſchäfft, und ſetzte ihnen Eſſen, Trin-
n und Waſſer zum Waſchen der Hände und Füße vor.

Nachdem das Concilium geendigt, und an die
önige von Spanien, Engelland, Frankreich, Dän-
mark, Böhmen, Ungarn Geſandte abgegangen wa-
n, ſchickte Friedrich auch drey Abgeordnete an den
riechiſchen Kaiſer Manuel, nemlich den Herzog Hein-
ch von Kärnthen, den Notarius Heinrich, und einen
ewiſſen Reimer, Sohn des venetianiſchen Doge, Pe-
us Polanus. Die Abſicht ihrer Geſandtſchaft ſoll
n Geſuch des conſtantinopolitaniſchen Hofes wegen
er fünf Seeſtädte Apuliens, und geheime Berath-
hlagungen gegen Wilhelm von Sicillen betroffen haben.

Die ganze Lombardey war nun zwey Jahre nach
inander ein immerwährender Schauplatz des Krieges
ewesen, durch den ſowohl Freunde als Feinde gelitten
atten. Sie war dadurch ſo mitgenommen, daß Frie-
rich es für zuträglich fand, ihr wieder einige Ruhe zu
önnen, um neue Kräfte zu gewinnen, und im Stand
u ſeyn, bey einem künftigen Feldzug ſeine Armee beſſer
it Lebensmitteln zu unterſtützen.

Dieſer Umſtand nöthigte den Kaiſer, ſein Heer
us einandergehen zu laſſen. Er berief alſo die Fürſten
nd edelſten der Ritter zu ſich, dankte ihnen für ihren
ifer und Treue, die ſie in ſeinem Dienſte bewieſen,
bte eines jeden Tapferkeit, verſprach ihnen, ſie nach
Verdienſten zu belohnen, nannte auch jeden beſonders,
er ſich durch eine vorzügliche Handlung ausgezeichnet
atte, und beſchenkte ſie mit allerhand Koſtbarkeiten,
orauf die mehreſten nach Hauſe giengen; nur wenige
ieben mit dem Kaiſer in Italien zurück.

Da

Da es mein Vorſatz war, gegenwärtiges Werk nicht über vier Bücher anwachſen zu laſſen, ſo will ich dieß kleine und letzte Buch mit einer Beſchreibung der Perſon unſers Friedrichs ſchließen.

Friedrich iſt ein ſchöner Mann, nicht von den größten, aber doch über die Mittelſtatur erhaben. Er trägt gelbes Haar, das auf der Stirne etwas gekräuſelt iſt. Die Locken bedecken nicht völlig das Ohr, denn es iſt Sitte, daß ſie ſowohl als der Backenbart geſchoren werden. Seine Augen ſind ſcharf und durchdringend, der Bart reichlich, die Lippen fein, und der Mund niedlich abgerundet. Aus dieſem Geſichtszuge ſpricht ſein heiterer, aufgeweckter Geiſt. Die Zähne ſtehen in einer ſchönen Ordnung und glänzen vor Weiße. Die weiße Haut ſeines mehr nervigten als fetten Halſes iſt mit einer Röthe untermiſcht. Die Schultern treten ein wenig hervor, die Hüften ſind nett und ſtark; Lenden und Waden anſehnlich dick, und voll Mannkraft: ſein Tritt feſt, die Ausſprache deutlich, und der ganze Körperbau männlich. Er genießt eine ſehr dauerhafte Geſundheit, ausgenommen, daß er bisweilen an einem eintägigen Fieber leidet. Er liebt den Krieg, in ſo weit dieſer ein Mittel zum Frieden iſt. Dem geiſtlichen Stande ſchenkt er eine ſo ausgezeichnete Achtung, daß er hierin allen Italiänern zu einem Muſter dient. Er beſucht die Frühmetten entweder allein, oder in einem geringen Gefolge. In den Stunden, während welcher Gottesdienſt gehalten wird, beobachtet er eine Stille, die niemand durch irgend ein Anliegen unterbrechen darf. Nach verrichteter Andacht geht er früh morgens an die Regierungsgeſchäffte. In der Jägerey giebt er keinem nach, er braucht keinen Bogenſpanner, keinen, der ihm die Pfeile auflegte; er ſchießt, was man haben will. Seine Tafel hält die ſchöne Mittelſtraße zwiſchen Kargheit und Schwelgerey. Bey den Spielen legt er die Majeſtät ab, nie ſchreckt einen der

Fürſt

Fürſt zurück, wo er Privatmann ſeyn will; wo er als Richter handelt, ſieht man ihn die Strenge nie bis zur Blutdürſtigkeit, bey Vergehungen die Unterſuchung nie bis zu einer übertriebenen Genauigkeit treiben. Bey freundſchaftlichen Geſprächen verbannt er alle Härte, und läßt ſich gerne einen guten Rath gefallen. Er ſtudiert die Geſchichte und die Thaten der Alten mit anhaltendem Fleiße, theilt meiſtentheils mit eigener Hand den Armen Almoſen aus, giebt den Zehnten von ſeinem Gelde an Kirchen und Klöſter. In ſeiner Mutterſprache weiß er ſich ſehr gut auszudrücken, die lateiniſche aber kann er beſſer verſtehen als reden. Seine Kleidung iſt vaterländiſch, nicht koſtbar, nicht üppig, aber auch nicht gemein. Im Lager ſucht er mehr auf der Bahn des Mars als der Venus Lorbeere zu brechen. So ſehr er auch um die Erweiterung der Grenzen ſeines Reichs bemüht iſt, ſo ſehr iſt er doch auch Landesvater, der an mehrern Orten verſchiedenes zur Verſchönerung und Bequemlichkeit angelegt hat. Er hat die von Carl dem Großen angelegten Palläſte bey Nimwegen, und unweit Ingelheim in ihrer vorigen Pracht wiederhergeſtellt, da ſie zwar dauerhaft gebaut, aber durch Zeit und Vernachläſſigung in Verfall gerathen waren. Eben dieß gilt auch von dem königlichen aus rothen Steinen erbautem Hauſe bey Lautern, das er von der einen Seite mit einer Mauer, von der andern mit einem Fiſchteich umfaſſen ließ, und mit allen Ergötzungen für den Geſchmack und das Auge verſah. Dicht an ſtößt ein Thiergarten, in welchem Wild gehegt wird. Auch in Italien hat er durch Ausbeſſerung der Palläſte und Kirchen Denkmäler ſeiner Freygebigkeit geſtiftet, die ihn bey der ſpäten Nachwelt im Andenken erhalten werden. Die Könige von Spanien, Engelland, Frankreich, Dännemark, Böhmen und Ungarn, waren zwar auf ſeine Macht eiferſüchtig, aber ihm dennoch ſo ſehr zugethan, daß ſie

ihn

ihn schriftlich sowohl als durch Gesandte von ihrem Gehorsam versicherten. Den griechischen Kaiser Manuel, der ihm aus freyen Stüken ein freundschaftliches Bündniß antrug, und sich so wie seine Vorfahren einen römischen Kaiser nannte, brachte er dahin, daß er den Titel, Kaiser von Rom, mit dem Titel, Kaiser von Neu Rom vertauschte. Kurz, er strebt nach keinem höhern Ruhm und Vergnügen, als die Herrschaft Roms zu ihrem ehemaligen Glanze zurükzubringen.

Dieß ist die Geschichte des glorreichen Fürsten bis zum gegenwärtigen 1160sten Jahre nach Christi Geburt, welches das siebente seit seiner Königswahl und das fünfte seit seiner Erlangung der Kaiserwürde ist. Ihm ist noch eine große Laufbahn übrig, die er glüklich vollenden möge, um bey dem König der Könige mit den hinübergeschlummerten frommen Fürsten die ewige Seligkeit zu theilen.

Schlußrede.

Diese Blumen, bester Kaiser, hat euer geliebter Oheim, Bischoff Otto, und meine Wenigkeit auf dem weiten Felde eurer Thaten gepflükt, und aus ihnen haben wir den Kranz dieses Werkleins geflochten. Das übrige, was noch in unserer Erzählung fehlt, mögen die ergänzen, welche eure Geschichte besser kennen, und näher um euch leben. Sollte diese Arbeit bey einigen Unwillen, bey andern Tadel erregen, so beruhigt uns der Gedanke, daß wir sie auf hohen Befehl unternahmen, und daß sie eine Frucht unsres Gehorsams ist. Ueber den Werth derselben mögt ihr, vielgeliebteste Herren! die wir als Beurtheiler und Verbesserer aufgefordert haben, richten; denn ihr habt zu verantworten, was ihr stehen lasset, und was daran auszumärzen sey, muß euch am besten bekannt seyn.

SALADIN.

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Profeſſor der Philoſophie in Jena.

Erſte Abtheilung.

Dritter Band.

Jena,

bey Johann Michael Mauke, 1790.

Vorerinnerung.

Auf die Denkwürdigkeiten der Griechin Anna Komnena und des Lainers Otto, Bischoffs zu Freisingen, folgt in diesem dritten Bande ein arabischer Schriftsteller. Da diese drey Männen in den heiligen Kriegen eine Rolle gespielt haben, so foderte es die Gerechtigkeit der Geschichte, aus jeglicher einen Augen abzuhören, und — wenn auch nicht über dieselben Begebenheiten und denselben Zeitraum, doch über die Unternehmung

mung der Kreuzzüge überhaupt und das Betragen der mithandelnden Nationen — drey verſchiedene Stimmen einzuſammeln. Alle tragen das ſichtbare Gepräge ihrer Zeit und ihres Vaterlands, und mit beydem wird man ihre Mängel entſchuldigen. Aber die Verhältniſſe ihrer Verfaſſer geben dieſen drey Werken einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit, wo ſie von Thatſachen handeln und jeder von ſeinem Volke ſpricht.

Ich habe kein Bedenken getragen, den Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung Saladins als ganz ausgemacht anzunehmen, da die Beweisgründe, welche der lateiniſche Herausgeber Albert Schultens (Vita et res geſtae Sultani Almalich Alnaſir Saladini auctore Bohadino. F. Sjeddadi etc. etc. Lugduni Batavorum 1732. fol.) aufgeſtellt hat, keinen Zweifel übrig laſſen. Amadoddin von Iſpahan, Verfaſſer eines weitläuftigen Werks über Saladin, erzählt in demſelben, daß er ſelbſt nebſt dem Kadi Bohadin, Sjeddads Sohn, und mehrern andern, die er alle namentlich anführt, von Aladil, Saladins Bruder, an letztern ſey

abge-

abgesandt worden, um wegen Aladils projektirter Heirath mit der Prinzessin von England die Meynung des Sultans zu vernehmen. Eben diese Gesandtschaft wird auch von dem Verfasser der vorliegenden Memoires auf dieselbe Art erzählt. Er meldet von sich, daß ihm von Saladins Bruder diese Gesandtschaft sey aufgetragen worden, und nennt dabey die nehmlichen Begleiter, deren Amadoddin Erwähnung thut, indem er von sich selbst in der ersten Person spricht. Amadoddin nennt diesen Bohadin einen Kadi; der Verfasser dieser Memoires sagt gleichfalls von sich, daß er dieses Amt verwaltet habe. Abulfeda führt in seiner Universalgeschichte an, Saladin habe die Kirche der H. Anna zu Jerusalem in ein Gymnasium verwandelt und dem Kadi Bohadin, Sjeddads Sohn, die Aufsicht darüber anvertraut. Der Verfasser dieser Lebensgeschichte Saladins spricht gleichfalls von einem Auftrag, den ihm der Sultan gegeben, sich in Jerusalem aufzuhalten, um den angefangenen Bau eines Krankenhauses und Gymnasium zu vollenden.

Aus dieſen Denkwürdigkeiten ſelbſt erhellet, daß Bohadin das ganze Vertrauen des Sultans genoſſen, und ein ſehr wichtiges Amt bekleidet haben muß. Schultens will ihn nicht für einen gebohrnen Araber gelten laſſen, und iſt mehr geneigt, ſeinen Geburtsort nach Moſul oder Aſſyrien zu verlegen. Anfänglich, wie Bohadin ſelbſt erzählt, ſtand er in Dienſten des Sultans von Moſul, der ihn mit einem Auftrag an den Kalifhen zu Bagdad abſchickte. Auf einer Wallfahrt nach Mekka machte er Saladins Bekanntſchaft, den er gleich auf den erſten Anblick ſo lieb gewann, daß er dadurch bewogen wurde, ihm ſeine Dienſte zu widmen.

In den Geſchichtbüchern des Amadoddin und Abulfeda wird er Kadi (Richter) genannt, welchen Nahmen er ſich auch ſelbſt giebt. Dieſe Würde hat aber mehrere Klaſſen, und ſelbſt der oberſte Prieſter pflegt vorzugsweiſe den Nahmen Alkadi zu führen. Welch ein Mann dieſer Alkadi ſey, kann man aus folgenden Benennungen abnehmen, unter welchen

chen er bey den Gläubigen bekannt iſt: „Der tiefſinnigſten Doktoren allertiefſinnigſter, der Andächtigen allerandächtigſter, der Born der Tugend und Weisheit, der Erbe der prophetiſchen Lehren, der Enträthsler ſchwüriger Religionsfragen, der unwiderſprechlichſte Entſcheider, der Schlüſſel zu den Schätzen der Wahrheit, die Lampe der dunkelſten Spitzfindigkeiten.“ Und eben dieſe hohe Perſon ſoll, nach Schultens Meynung, auch Bohadin vorgeſtellt haben, deſſen Nahme ſchon (das arabiſche Wort für Preis der Religion) auf eine geiſtliche Würde hinzuweiſen ſcheint. Der Geiſt, in welchem das ganze erſte Buch abgefaßt iſt, verräth vielmehr den Mufti als den politiſchen Geſchäfftsmann; Frömmigkeit iſt die Tugend, welche er an ſeinem Helden in das helleſte Licht ſtellt. Indem er mit einer kaum verzeyhlichen Kürze über Begebenheiten aus Saladins Leben hinwegeilt, welche die Wißbegierde am meiſten intereſſieren, ſo verbreitet er ſich über die Andachtsübungen ſeines Helden mit einer ermüdenden Umſtändlichkeit. So oft auch der Nahme

des Sultans in dem Werke genannt wird, so geschieht es nie ohne hinzuzusetzen: „Gott erbarme sich seiner!“ — „Gottes Barmherzigkeit ruhe über ihm!“ Ist von einer muselmännischen Stadt oder Festung die Rede, so wird immer dabey ausgerufen: „Gott beschütze sie!“ und handelt er von den Christen, so unterläßt er nie sie mit einem unfreundlichen „Gott verfluche sie“ abzufertigen; — Unterbrechungen, welche man dem Leser in der Uebersetzung erspart hat. Dergleichen Affektation eines heiligen Eifers würde in jedem andern Munde als dem eines Mufti abgeschmackt seyn. Auch nur einem über gottesdienstlichen Gebräuchen unerbittlich haltenden Mufti konnte es eingefallen seyn, dem Sultan so zur Unzeit und so ungestüm an die Wallfarth nach Mekka zu mahnen, wie in diesen Denkwürdigkeiten erzählt wird. Daß dieser Bohadin überhaupt aus Saladins thatenreichem Leben beynahe nur den heiligen Krieg desselben gegen die Christen heraushebt, und die merkwürdigen Eroberungskriege, durch welche dieser Sultan seine Herrschaft gründete,

dete, entweder nur flüchtig berührt, oder höchstens in einem dürren Chronik-ähnlichen Auszuge liefert, ließe sich vielleicht durch die Verlegenheit erklären, in welcher sich der Biograph befand, in einer getreuen Darstellung dieser Kriege den Tugendruhm seines Helden zu behaupten, und das Andenken desselben von dem Vorwurfe der Ungerechtigkeit, ja der abscheulichsten Treulosigkeit zu befreyen. Diese Epoche aus Saladins Leben ertrug vielleicht allein das Licht der Geschichte, und es war wohl gethan, die übrigen Partien in eine gefällige Nacht zu verhüllen. In dem Religionskriege hingegen, durch welchen Saladin das christliche Reich in Jerusalem zerstörte, und überhaupt die Ausbreitung der Christen im Morgenland hemmte, erscheint dieser Fürst in dem vollen Glanz eines muselmännischen Heiligen, und der Beschützer des Islamismus war unstreitig für die Feder eines Mufti der würdigste Gegenstand.

Uebrigens glaubte der Herausgeber, dem Publikum durch Mittheilung einer Schrift, welche zu dem verschönerten Bil-

de des egyptiſchen Sultans in Leſſings Nathan das Urbild liefert, keinen unangenehmen Dienſt zu erzeigen. Da unvorhergeſehene gehäuffte Geſchäffte ihn verhindert haben, die univerſalhiſtoriſche Ueberſicht, in der Ordnung, wie ſie im erſten Bande angefangen worden, bey jedem Bande gleichförmig fortzuſetzen, und es dem gröſſern Theile der Leſer wahrſcheinlich lieber ſeyn dürfte, dieſe Materie auf einmal als ein Ganzes zu überſchauen, ſo iſt der vierte Band dieſer Erſten Abtheilung der hiſtoriſchen Memoires als ein Supplementband zu Fortſetzung dieſer Ueberſicht und zu einer Geſchichte der Kreutzzüge beſtimmt, und einſtweilen, um nicht zu weit hinter dem Inhalt der Memoires zurückzubleiben, die mit Barbaroſſa und Saladin gleichzeitige Geſchichte in der A. Ueberſicht vorausgeſchickt worden. Jena den 26. Sept. 1790.

Schiller.

Universalhiſtoriſche

Ueberſicht

der

merkwürdigſten Staatsbegebenheiten

zu den Zeiten

Kaiſer Friedrichs I.

Der heftige Streit des Kaiſerthums mit der Kirche, der die Regierungen Heinrichs IV. und Vten ſo ſtürmiſch machte, hatte ſich endlich (1122) in einem vorübergehenden Frieden beruhigt, und durch den Vergleich, welchen Letzterer mit Pabſt Kalixtus II. eingieng, ſchien der Zunder erſtickt zu ſeyn, der ihn wieder herſtellen konnte. Das Geiſtliche hatte ſich, Dank ſey der zuſammenhängenden Politik Gregors VII. und ſeiner Nachfolger, gewaltſam von dem Weltlichen geſchieden, und die Kirche bildete nun im Staate und neben dem Staate ein abgeſondertes, wo nicht gar feindſeliges, Syſtem. Das koſtbare Recht des Throns, durch Ernennung der Biſchöffe verdiente Diener zu belohnen und neue Freunde ſich zu verpflichten, war, ſelbſt bis auf den äußerlichen Schein, durch die frey gegebenen Wahlen für die Kaiſer verloren. Nichts blieb ihnen übrig von dieſem unſchätzbaren Regal, als den erwählten Biſchoff, vor ſeiner Einweihung, vermittelſt des Scepters, wie einen weltlichen Vaſallen, mit dem weltlichen Theil ſeiner Würde zu bekleiden. Ring und Stab, die

geweyhten Sinnbilder des bischöfflichen Amtes, durfte die unkeusche blutbesudelte Layenhand nicht mehr berühren. Bloß für streitige Fälle, wenn sich das Domkapitel in der Wahl eines Bischoffs nicht vereinigen konnte, hatten die Kaiser noch einen Theil ihres vorigen Einflusses gerettet, und der Zwiespalt der Wählenden ließ es ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, davon Gebrauch zu machen. Aber auch diesen wenigen geretteten Ueberresten der vormaligen Kaisergewalt stellte die Herrschsucht der folgenden Päbste nach, und der Knecht der Knechte Gottes hatte keine größere Angelegenheit, als den Herrn der Welt so tief als möglich neben sich zu erniedrigen.

Die gefährlichste Stelle in der Christenheit war jetzt unstreitig der römische Kaiserthron; gegen diesen zielte die aufstrebende päbstliche Macht mit allen Donnern, die ihr zu Gebote standen, mit allen Fallstricken ihrer verborgenen Staatskunst. Deutschlands Verfassung erleichterte ihr den Sieg über seinen Oberherrn; der Glanz des kaiserlichen Nahmens machte ihn schimmernd. Jeder deutsche Fürst, den die Wahl seiner Mitstände auf den Stuhl der Ottonen setzte, brach eben dadurch mit dem apostolischen Stuhl. Er konnte sich als ein Opfer betrachten, das man zum Tode schmückte. Zugleich mit dem kaiserlichen Purpur

mußte

mußte er Pflichten übernehmen, die mit den Vergrößerungsplanen der Päbste durchaus unvereinbar waren, und seine kaiserliche Ehre, sein Ansehen im Reich hieng an ihrer Erfüllung. Seine Kaiserwürde legte ihm auf, die Herrschaft über Italien und selbst in den Mauern Roms zu behaupten, in Italien konnte der Pabst keinen Herrn ertragen, die Italiener verschmähten auf gleiche Art das Joch des Ausländers und des Priesters. Es blieb ihm also nur die bedenkliche Wahl, entweder dem Kaiserthron von seinen Rechten zu vergeben, oder mit dem Pabst in den Kampf zu gehen und auf immer dem Frieden seines Lebens zu entsagen.

Die Frage ist der Erörterung werth, warum selbst die staatskundigsten Kaiser so hartnäckig darauf bestanden, die Ansprüche des deutschen Reichs auf Italien geltend zu machen, ungeachtet sie so viele Beyspiele vor sich hatten, wie wenig der Gewinn der erstaunlichen Aufopferungen werth war, ungeachtet jeder italienische Zug von den Deutschen selbst ihnen so schwer gemacht, und die nichtigen Kronen der Lombardey und des Kaiserthums in jedem Betracht so theuer erkauft werden mußten. Ehrgeitz allein erklärt diese Einstimmigkeit ihres Betragens nicht; es ist höchst wahrscheinlich, daß ihre Anerkennung in Italien auf die einheimische Autorität der Kaiser in Deutschland einen

einen merklichen Einfluß hatte, und daß sie alsdann vorzüglich dieser Hülfe bedurften, wenn sie durch Wahl allein, ohne Mitwirkung des Erbrechts auf den Thron gestiegen waren. Was auch ihr Fiskus dabey gewinnen mochte, so konnte der Ertrag des Eroberten den Aufwand der Eroberung kaum bezahlen, und die Goldquelle vertrocknete, so bald sie das Schwerdt in die Scheide steckten.

Zehen Wahlfürsten, welche jetzt zum erstenmal einen engern Ausschuß unter den Reichsständen bilden, und vorzugsweise dieses Recht ausüben, versammeln sich nach dem Hinscheiden Heinrichs V. zu Mainz, dem Reich einen Kaiser zu geben. Drey Prinzen, damals die mächtigsten Deutschlands, kommen zu dieser Würde in Vorschlag: Herzog Friedrich von Schwaben, des verstorbenen Kaisers Schwestersohn, Markgraf Leopold von Oesterreich und Lothar, Herzog zu Sachsen. Aber die Schicksale der zwey vorhergehenden Kaiser hatten den Kaisernahmen mit so vielen Schrecknissen umgeben, daß Markgraf Leopold und Herzog Lothar fußfällig und mit weinenden Augen die Fürsten baten, sie mit dieser gefährlichen Ehre zu verschonen. Herzog Friedrich allein war nun noch übrig, als eine unbedachtsame Aeusserung dieses Prinzen schien zu erkennen zu geben, daß er auf seine Verwandtschaft mit dem Verstorbenen

ein

ein Recht an den Kaiserthron gründe. Dreymal nach einander war das Scepter des Reichs von dem Vater auf den Sohn gekommen, und die Wahlfreyheit der deutschen Krone stand in Gefahr, sich in einem verjährten Erbrechte endlich ganz zu verlieren. Dann aber war es um die Freyheit der deutschen Fürsten gethan; ein befestig-

Erbthron widerstand den Angriffen, wodurch es dem unruhigen Lehengeist so leicht ward, das ephemerische Gerüste eines Wahlthrons zu erschüttern. Die arglistige Politik der Päbste hatte erst kürzlich die Aufmerksamkeit der Fürsten auf diesen Theil des Staatsrechts gezogen, und sie zu lebhafter Behauptung eines Vorrechts ermuntert, das die Verwirrung in Deutschland verewigt, und dem apostolischen Stuhl desto nützlicher wurde. Die geringste Rücksicht, welche bey dem neu aufzustellenden Kaiser auf Verwandtschaft genommen wurde, konnte die deutsche Wahlfreyheit aufs neue in Gefahr bringen, und den Mißbrauch erneuern, aus dem man sich kaum losgerungen hatte. Von diesen Betrachtungen waren die Köpfe erhitzt, als Herzog Friedrich Ansprüche der Geburt auf den Kaiserthron geltend machte. Man beschloß daher, durch einen recht entscheidenden Schritt dem Erbrecht zu trotzen, besonders da der Erzbischoff von Mainz, der das Wahlgeschäfft leitete, hinter dem Besten des Reichs eine persönliche Rache versteck-

te. Lothar von Sachsen wurde einstimmig zum Kaiser erklärt, mit Gewalt herbeygeschleppt, und auf den Schultern der Fürsten, unter stürmischen Beyfallgeschrey, in die Versammlung getragen. Die mehresten Reichsstände billigten diese Wahl auf der Stelle; nach einigem Widerstand wurde sie auch von dem Herzog Heinrich von Bayern, dem Schwager Friedrichs, und von seinen Bischöffen gut geheißen. Herzog Friedrich erschien endlich selbst sich dem neuen Kaiser zu unterwerfen.

Lothar von Sachsen war ein eben so wohldenkender als tapfrer und staatsverständiger Fürst. Sein Betragen unter den beyden vorhergehenden Regierungen hatte ihm die allgemeine Achtung Deutschlands erworben. Da er die vaterländische Freyheit in mehrern Schlachten gegen Heinrich IV. verfochten, so befürchtete man um so weniger, daß er als Kaiser versucht werden könnte, ihr Unterdrücker zu werden. Zu mehrer Sicherheit ließ man ihn eine Wahlkapitulation beschwören, die seiner Macht im geistlichen sowohl als im weltlichen sehr enge Grenzen setzte. Lothar hatte sich das Kaiserthum aufdringen lassen, dennoch machte er den Thron niedriger, um ihn zu besteigen.

Wie sehr aber auch dieser Fürst, da er noch Herzog war, [illegible] Verminderung des kaiserlichen Anse-

einen Ort zu ihrer Versammlung ernennt haben würde, sogleich zurück ziehen.

Dieser Antrag, der in gegenwärtiger Lage keinen wahren Erfolg mehr haben konnte, kam für Herrn von Bouillons Absicht immer noch zu gelegener Zeit; es war kein Zweifel, daß der Hof leicht einsehen würde, bei dieser Anerbietung sey im Grund nichts für ihn zu befürchten, daß er daher die Hände, wenigstens scheinbarlich dazu bieten, und zu gleicher Zeit den Spaniern einen schicklichen Vorwand, sich mit Ehren zurück zu ziehen, gewähren würde.

Der Bernhardiner war, wie er mir nachher allein gestand, nicht ganz mit diesem Ausweg zufrieden. Doch thaten beide, wie ihre Anweisung es ihnen auflegte, alles was Herr von Bouillon von ihnen verlangte, und ohne Widerspruch schrieben sie den Brief, den ich ihnen in die Feder sagte. Der Prinz von Conti war krank, und ich erhielt von ihm den Auftrag von diesen vorgeblichen Brief, welchen ihm die Abgesandten des Erzherzogs mit großer Feierlichkeit überreichten, in seinem Namen, im Parlement Bericht abzustatten. Diesen Auftrag, der meine Feinde berechtigte, mir in der allgemeinen Meynung das innigste Einverständniß mit Spanien anzudichten, und das in einem Augenblick, wo ich alle mir von Seiten Spaniens gethane, äußerst vortheilhaf Anträge standhaft zurück wies, und um das wahre Beste des Staats nicht zu kränken, jedes Verhältniß mit ihn zerriß, war ich so unschuldig, anzunehmen! Nie ist wohl eine vollständigere Thorheit begangen worden! Herr von Bouillon so sehr er auch seine Rechnung dabei fand, that es wehe, aus Liebe für mich. Alles was ich, um die Sache auf einige Art wieder gut zu machen, thun konnte, war, daß ich nach vorhergegangener Verabredung mit Herrn von Bouillon, den Bericht, welchen ich am 22sten im

Par-

Parlement erſtattete, noch beyfügte, daß ich im Na-
nen des Prinzen von Conti und der Herrn Gene-
ale die Geſellſchaft verſicherte, ſie wollten, im Fall, daß
er Erzherzog nicht genau ſein Verſprechen hielte, ohne
Verzug und ohne Bedingung ihre Truppen wider ihn
mit den Königlichen vereinigen.

Der Grund, warum, wie ich bereits geſagt ha-
e, Herr von Bouillon ſeine Rechnung dabei fand,
aß dieſer Vorſchlag durch mich geſchah, war folgen-
er: der Cardinal zweifelte keinen Augenblick, da
r mich für den ſtärkſten Gegner des Friedens hielt,
nd nun ſahe, daß ich dieſen Auftrag faſt zu der
ehmlichen Zeit übernommen hatte, als der Graf von
Maure bei der Conferenz auf ſeine Entfernung antrug,
aß dies die Folge einer von mir gebildeten Parthey
y. Seine Furcht war größer als nöthig geweſen
äre. In der Antwort, die er den Deputirten des
Parlements gab, und dieſe bei der Conferenz vor-
rachten, war es ſichtbar, daß der Cardinal erſchüt-
rt war. Seine Fieberſchauer, die ſelten anders als
urch Unterhandlungen, ſeine Lieblingsarzney, geheilt
urden, verurſachten, daß er dem Prinzen, der für
Herrn von Bouillon warb, mehr Gehör gab. Die-
r letztere, glaubte er, ſey über dieſen Schritt
it mir einverſtanden. Als er aber ſah, daß keine
eitern Folgen ſichtbar wurden, glaubte er, wir
ätten unſern Zweck verfehlt, und die Geſellſchaft hät-
nicht ſo leicht Feuer gefangen, als es unſer Wille
weſen. Er hoffte uns nun immer weiter treiben zu
nnen.

Der Prinz wünſchte die Ausſöhnung des Herrn
n Bouillon und Turenne, und meldete dem erſten
rch ein Billet, daß er den Cardinal in einer Nacht in
ückſicht ihrer ganz verändert gefunden habe. Es war
s nicht ſchwer, die Urſache dieſes Wechſels zu ent-
hſeln. Wir beſchloſſen, dieſem Mazarin noch einen

Stoß zu verſetzen, ihn nemlich perſönlich anzugreifen. Ihn, den eigentlich eine geſunde Vernunft gegen Anfälle dieſer Art in dem damahligen Zeitpunct mit Unempfindlichkeit hätte waſnen ſollen, weil ſie ihm, im Grunde kein großes Leid zufügten, konnte dies in Verzweiflung ſtürzen. Für uns waren dieſe Anfälle, obgleich auf verſchiedene Weiſe, nützlich. Herr von Bouillon hoffte, daß dadurch ſeine Unterhandlungen leichter ihr Glück machen würden, und ich hielt es für nothwendig, mich den Tag vor dem Schluß eines Vergleichs, der vielleicht allen, außer mir, den Frieden bringen konnte, ſo laut als möglich, als den Gegner von Mazarins Perſon zu erklären. Wir arbeiteten an dieſem Zweck mit allem Eifer, und es gelang uns, den Prinzen von Conti, ſo wenig Luſt er auch dazu hatte, dahin zu bringen, daß er im Parlement darauf antrug: ſie möchten ihren Deputirten befehlen ſich wegen Mazarins Entfernung mit dem Grafen von Maure zu vereinigen. Am 27ſten geſchah dies, und da wir 2 oder 3 Tage Zeit gehabt hatten, um auf die Gemüther zu wirken, gieng es mit 82 Stimmen gegen 40 durch, daß noch an demſelben Tag den Deputirten gemeldet werden ſollte, darauf zu dringen (inſiſter). „Und dabei zu beharren (perſiſter)“ ſetzte ich, als ich meine Stimme gab, noch hinzu, doch folgten mir hier immer nur 25 Stimmen, und es befremdete mich nicht. Sie wiſſen, daß ich meine eigenen Gründe hatte, mich auf dieſe Weiſe auszuzeichnen.

Durch verſchiedene Handlungen hatte ich mich bei dem Volk in üblen Verdacht bringen, und vor Mazariniſch-geſinnt gelten müſſen. Am 13ten März hatte ich der Wut des Volks gegen den erſten Präſidenten Einhalt gethan, und am 23 und 24ſten mich dem Verkauf der Bibliothek des Cardinals widerſetzt. Doch ſetzte ich mich in dem Saal des Palais und bei den Eifrigen des Parlements durch andere Dinge wieder in

Ach-

Achtung. Ich eiferte sehr gegen den Grafen von Grancei, der die Unverschämtheit begangen hatte, ein Haus des Herrn Coulon zu plündern; ich bestand am 24sten darauf, daß der Prinz von Harcourt Erlaubniß erhielt, die königlichen Zinsen in den Einnahmen der Picardie wegzunehmen; ich wütete am 25sten gegen einen Waffenstillstand, dessen Verweigerung gleichwohl in den Zeiten einer Conferenz lächerlich war, und widersetzte mich am 30sten demselben, ob ich gleich wußte, daß der Friede bereits geschlossen war. Und so hatte ich mich vollkommen gerechtfertigt. Jetzt zur Conferenz in St. Germain.

Daß die Deputirten hier boshafterweise mit den Forderungen der Einzelnen den Anfang machten, wissen Sie bereits. Der Hof, der, bis er des Friedens gewiß war, diese Ansprüche, durch geheime Unterhandlungen, mit den Bedeutendsten der Parthey, geschickt zu nähren wußte, betrog durch eine künstliche Antwort sie um den besten Theil derselben. Die Nahmen Gerechtigkeit und Gnade halfen diese Forderungen in 2 verschiedene Classen theilen; der Hof erklärte diese Distinction nach seiner Weise, und da der erste Präsident und der Präsident von Mesmes, mit ihm zum Nachtheil der von den Generalen ausgefertigten Deputirten einverstanden waren, ob sie gleich für die letztern zu sprechen schienen, so kam er mit wenig Kosten davon. Er opferte ihnen beinah gar nichts wirkliches auf; fast alles bestand in Versprechungen, und diese achtete Mazarin für nichts. Er rechnete es sich sehr hoch an, daß er — dies waren seine Ausdrücke, — diese Wolke von Ansprüchen mit ein wenig alchimistischem Staub aufgelöst habe; aber die Folge bewies, daß er weise gehandelt hätte, etwas Gold damit zu vermischen.

Mit noch größerer Leichtigkeit fand sich der Hof aus dem vom Erzherzog gethanen Vorschlag, wegen

des allgemeinen Friedens, heraus. Er nähme, antwortete er, diesen Vorschlag mit Freude an, und noch den nehmlichen Tag ward Herr von Brienne,*) zu dem Nuntius und den Venetianischen Gesandten abgeschickt, um mit diesen als Vermittlern über die Art des Vergleichs zu berathschlagen.

Was die Verbannung Mazarins betraf, welche der Graf von Maure, gleich anfangs verlangt, Herr von Brissac von Barriere und Creci, als Deputirte der Generale, dringend widerholt, und worauf die Parlements-Deputirten wenigstens dem Schein nach, weil es ihnen durch das Parlement befohlen worden war, von neuem gedrungen hatten, so erklärte die Königinn, der Herzog von Orleans, und der Prinz, daß sie nie darin willigen würden.

Ueber das Interesse des Parlements von Rouen, dessen Deputirte noch bei der Conferenz waren, fielen noch einige Streitigkeiten vor, doch gab der Ho zuletzt nach.

Ueber die Artikel, deren Abänderung das Parlement von Paris verlangt hatte, machte der Hof fast gar keine Schwierigkeiten. Die Königin ließ von ihrer Forderung ab, daß ein Gerichtshof in St. Germain gehalten werden sollte, Sie willigte darein, daß das ans Parlement erlassene Verbot, sich während des Jahres 1649 wieder zu versammeln, nicht in die Erklärung eingerückt werden sollte, doch unter der Bedingung, daß die Deputirten ihr Wort gäben, verschiedene vormals bewilligte Erklärungen unverbrüchlich beobachten zu lassen. Der Hof versprach, nicht auf die Wiedererstattung der Bastille zu dringen, und machte sich sogar verbindlich, sie in Louviers Händen zu lassen. Dieser, ein Sohn von Broussel, war, als Herr von El-

*) Heinrich August von Lomenie Graf von Brienne. Er starb den 5ten Novemb. 1666 in einem Alter von 71 Jahren. Er war Staatssecretair.

Elbeuf sie weggenommen hatte, vom Parlement zum Gouverneur der Bastille ernannt worden. Die Amnestie war ganz in den verlangten Ausdrücken bewilligt. Der Prinz von Conti, Herr von Longueville, von Beaufort, Elbeuf, Harcourt, Rieux, Lillebonne, Bouillon, Turenne, Brissac, Duras, Matignon, Beuvron, Noirmoutier, Sevigny, la Tremeuille, la Rochefaucaut, Retz, Estissac, Montresor, Matha, St. Germain d'Apchon, Sauvebeuf, St. Ibal, Laurerat, Laigues, Chavegnac, Chaumont, Caumesnil, Cugnac, Creci, Allici und Barriere, waren ausdrücklich darunter begriffen.

Einige Schwierigkeiten gab es bei Noirmoutier und Laigues. Der Hof machte Miene, sie förmlich zu begnadigen, weil ihr noch fortdauernder allgemein bekannter Aufenthalt, bei der spanischen Armee, sie strafbarer als die übrigen machte. Der Canzler zeigte dem Parlementsdeputirten sogar einen Befehl, worinn Noirmoutier als Generallieutenant der von den Prinzen von Conti commandirten königlichen Armee den Gemeinden der Picardie befahl, Lebensmittel in das Lager des Erzherzogs zu bringen, und einen Brief von Laigues, in welchem dieser den Gouverneur von Guise, Bridieu, dringend bat, diesen Platz den Spaniern zu überliefern, und ihm dagegen die Freiheit des in Neapel gefangen genommenen Herrn von Guise versprach. Herr von Brissac behauptete, daß diese Papiere erdichtet wären, und da der erste Präsident ihm beistimmte, wurde ausgemacht, daß beide, ohne Unterschied, in der Amnestie begriffen seyn sollten.

Der Präsident von Mesmes, der sich innigst freute, auf mich hier öffentlich hindeuten zu können, sagte als Vorwand, daß er nicht begreifen könne, warum ich nicht ausdrücklich bei dieser Amnestie genannt sey, da ein Mann von meiner Würde nicht unter dem gemeinen Haufen begriffen werden dürfe. Hier hatte Herr vo-

von Briſſac, der zum Weltmann tauglicher als zum Geſchäftsmann war, nicht Gegenwart des Geiſtes genug, und antwortete, daß es nothwendig ſey, meine Meinung hierüber zu wiſſen. Dem Edelmann, welchen er mir deshalb zuſchickte, gab ich ein Billet, das folgendes enthielt. „Da ich bei den gegenwärtigen Unruhen nichts gethan habe, als „was ich dem Dienſte des Königs und dem Wohl des „Staates für zuträglich hielt, ſo habe ich nur allzu viel „Gründe zu wünſchen, daß Se Majeſtät bei Ihrer „Mündigkeit ganz davon überzeugt werden mögen, und „erſuche deshalb die Herrn Deputirten angelegentlichſt, „nicht zu dulten, daß ich in der Amneſtie mit begriffen „ſey.“ Dieſ von mir unterzeichnete Billet, bat ich Herrn von Briſſac den Deputirten des Parlements und der Generale in Gegenwart des Herzogs von Orleans und des Prinzen zu übergeben. Auf Herrn von Liancours Bitte, welcher glaubte, daß dieſer Umſtand die Königin nur noch mehr gegen mich aufbringen würde, that er dies nicht. Doch ſagte er den Inhalt meines Billets, und mein Name ward in der Erklärung nicht genannt. Wie hoch mir dieſe Kleinigkeit in der Volksmeinung angerechnet ward, iſt unglaublich.

Am 30ſten kehrten die Parlementsdeputirten nach Paris zurück.

Am 31ſten ſtatteten ſie im Parlement ihren Bericht ab. Es kam hierüber zwiſchen Herrn von Bouillon und dem Präſidenten zu ziemlich bittern Aeuſſerungen. Alle Privatunterhandlungen waren Herrn von Bouillon verunglückt, und die, welche das Parlement für ihn gethan hatte, genügten ihm nicht. Sie enthielten nichts weiter als die Beſtätigung des vormals mit ihm geſchloſſenen Vertrags wegen Sedan, wobei er wenig Zuverläſſigkeit fand. Am Abend kam er ſogar auf die Idee, durch einen, bei der gegenwärtigen Stimmung des Volks leicht zu erregenden Aufruhr

das

das Fest zu stören, aber die Erinnerung an tausend Umstände, wodurch ein solcher selbst nach seinen Grundsätzen ganz zur Unzeit gewesen seyn würde, machte, daß er sie bald wieder aufgab. Daß die spanische Armee sich bereits zurückgezogen hatte, konnte als einer der unbedeutendsten Umstände angesehen werden.

Mit Frau von Bouillon hatte ich diesen Abend das innigste Mitleiden. Ihr Schmerz war unbegreiflich. — Es war nicht das einzigemal, wo Herr von Bouillon, blos aus eigner Schuld, und durch einen allzu großen Geschmack am Unterhandlen, die entscheidensten Augenblicke verfehlte. Dieser ihm allzunatürliche Fehler hat in einigen Augenblicken den Zweifel in mir aufgeregt, ob er überhaupt alles das, was seine großen Eigenschaften von ihm erwarten ließen, wirklich hätte ausführen können.

Am 1sten April, es war der grüne Donnerstag des Jahres 1649 ward der Friedensschluß im Parlement bestätigt. Schon in der Nacht war ich benachrichtigt worden, daß das Volk sich zur Widersetzung gegen denselben an verschiedenen Orten zusammenrottete, und sogar die Wachen im Parlement zu bezwingen drohte. Damit ich im Stande seyn möchte zum Beistand des Parlements, wenn es angegriffen werden sollte, herbei zu eilen, zögerte ich mit der Beendigung der Ceremonie des heiligen Oels, die ich in der Kirche unserer lieben Frauen verrichtete, so lang als möglich. Als ich aus der Kirche trat, erfuhr ich, daß der Aufstand auf dem quai des Orphevres seinen Anfang nehme. Ich gieng nach der Gegend hin, auf dem Weg dahin traf mich einer von des Herrn von Bouillons Pagen, und gab mir ein Billet, worinn mich dieser beschwor, meine Stelle im Parlement einzunehmen, weil er befürchte, daß das Volk meine Abwesenheit zum Vorwand eines Aufruhrs nehmen und behaupten werde, daß

ſie ein Beweis meines Misvergnügens mit dem Frieden ſey. Alle Straßen waren voll Menſchen, die alle: keinen Mazarin! keinen Frieden! ſchrieen. Es gelang mir das Volk, welches ich auf dem marché neuf und dem quai des orphevres fand, durch die Gründe, daß die mazariniſche Parthei das Volk vom Parlement trennen wollte, daß man ſich hüten müſſe in dieſen Faliſtrick zu fallen, und daß das Parlement ſeine Gründe habe, ſo zu handeln, wie es thue, zu zerſtreuen; die zugefügte Verſicherung: in Rückſicht Mazarins ſey nichts zu fürchten, und ich gäbe ihnen mein Wort, mit ihm mich nie zu verſöhnen, berichtigte ſie alle. Ich kam ins Palais und fand die Wache eben ſo erhizt wie das übrige Volk. Sie hatten, wie mir Herr von Vitri ſagte, ihm angeboten, alle, die er ihnen als Anhänger Mazarins nennen würde, umzubringen. Ich ſprach mit ihnen wie mit den erſten, und die Sitzung war noch nicht aus, als ich meine Stelle in der groſſen Kammer einnahm. Bei meinem Eintritt ſagte der erſte Präſident: das Oel, das er eben bereitet hat, iſt mit Salpeter vermiſcht. Es entgieng mir nicht, doch nahm ich keine Notiz davon; denn hätte ich dieſen Einfall gerügt und wäre er bis in groſſen Saal erſchollen, ſo wäre es nicht in meiner Macht geweſen, vielleicht nur ein einziges Parlementsglied zu retten. Doch ſagte ich es Herrn von Bouillon, der, wie er nachher erzählte, noch denſelben Nachmittag den erſten Präſidenten darüber zur Rede ſtellte.

Der Friede, den ſich der Cardinal ſo wohlfeil erkauft zu haben rühmte, war ihm nicht ſo einträglich, als er hoffte. Die Hefen von Misvergnügten, die er mir überließ, hätte er mir ſehr leicht entziehen können. Er that es nicht, und ich war mit dieſem Ueberreſt ſehr zufrieden. Der Prinz von Conti und Frau von Longueville machten, nach einer erſten Zuſam-

mmenkunft zu Chaliot mit dem Prinzen, die von bei-
n Seiten äuſſerſt froſtig war, ihre Aufwartung zu
t. Germain. Herr von Bouillon, dem der erſte Präſi-
nt, am Tage der Beſtätigung des Friedensſchluſſes
ue Verſicherungen wegen Sedan gegeben hatte, ward
m König von dem Prinzen, der ihn in ſeinen For-
rungen zu unterſtützen ſchien, vorgeſtellt, und der Car-
nal bewies ihm alle mögliche Achtung. Dies waren
e einzigen, die nach St. Germain giengen. Da ich
he, daß das Beiſpiel zu wirken anfieng, beharrte ich
ſter als ich anfangs entſchloſſen geweſen war, darauf,
cht an Hof zu gehen, wo mein ärgſter Feind noch
rrſchte. So erklärte ich mich gegen den Prinzen, wel-
en ich bei ſeinem Beſuch in Paris, 8 oder 10 Tage
ach dem Frieden, bei Frau von Longueville ſah. Auf
eiche Weiſe ſprach Herr von Beaufort und der Mar-
hall von la Mothe. Herr von Elbeuf, der auch Luſt
azu hatte, ward von dem Hof, ich weiß nicht, durch
elche Beſtechung, gewonnen. Herr von Briſſac,
eß, Vitri, Fiesco, Fontrailles, Montreſor, Noir-
outier, Matha, la Boulain, Caumeſnil, Moreuil, Lai-
ues und Anery blieben mit uns vereinigt, und wie bil-
eten zuſammen eine Wetterwolke, die mit der Volks-
unſt vereinigt gewiß keine leere Luftgeſtalt war. Und
och behandelte ſie der Cardinal anfänglich nicht beſſer.
r trieb ſeinen Hochmuth ſo weit, daß die Königin
uf die unterwürfigſten Gehorſams-Verſicherungen,
elche Herr von Beaufort, Briſſac, la Mothe und
), ein jeder einem ſeiner Freunde aufgetragen hatten,
e Antwort ertheilte, daß ſie dieſe Verſicherungen nur
nn annehmen würden, wenn wir zuvor gegen den
ardinal uns unſrer Pflicht entledigt haben würden.

In dieſem Zeitpunct kam Frau von Chevreuſe nach
aris zurück. Acht oder zehn Tage früher hatte uns
igues auf ihre Ankunft vorbereitet. Seiner Anwei-
ng zufolge hatte er ihr ſeine Huldigungen geweiht,

und

Ansehens gearbeitet hatte, so änderte doch der Purpur seine Gesinnungen. Er hatte eine einzige Tochter, die Erbin seiner beträchtlichen Güter in Sachsen; durch ihre Hand konnte er seinen künftigen Eidam zu einem mächtigen Fürsten machen. Da er als Kaiser nicht fortfahren durfte das Herzogthum Sachsen zu verwalten, so konnte er den Brautschatz seiner Tochter noch mit diesem wichtigen Lehen begleiten. Damit noch nicht zufrieden, erwählte er sich den Herzog Heinrich von Bayern, einen an sich schon sehr mächtigen Fürsten, zum Eidam, der also die beyden Herzogthümer Bayern und Sachsen in seiner einzigen Hand vereinigte. Da Lothar diesen Heinrich zu seinem Nachfolger im Reich bestimmte, das schwäbisch-fränkische Haus hingegen, welches allein noch fähig war, der gefährlichen Macht jenes Fürsten das Gegengewicht zu halten, und ihm die Nachfolge streitig zu machen, nach einem festen Plan zu unterdrücken strebte, so verrieth er deutlich genug seine Gesinnung, die kaiserliche Macht auf Unkosten der ständischen zu vergrößern.

Herzog Heinrich von Bayern, jetzt Tochtermann des Kaisers, nahm mit neuen Verhältnissen ein neues Staatssystem an. Er jetzt ein eifriger Anhänger des hohenstaufischen Geschlechts, mit dem er verschwägert war, wen er sich auf ein-

und, obgleich sie anfänglich keine Neigung für ihr empfunden hatte, doch zuletzt ihren Beifall errungen. Im Anfang ihrer Bekanntschaft hatte sie ihn, wie ich nachher von Fräulein von Chevreuse erfuhr, mit Belleroſe, einen Schauspieler von unbedeutendem Gesicht, verglichen, ihre Meinung aber, noch vor ihrer Abreise von Brüssel geändert, und in Cambray ihn in jeder Rücksicht nach ihrem Geschmack gefunden. Eben so zufrieden war Laigues mit ihr. Er kündigte sie uns als eine Heldin an, der wir, wenn der Krieg fortgedauert hätte, eine uns günstige Erklärung des Herrn von Lothringen, und den Marsch der spanischen Armee zu verdanken gehabt haben würden. Auch Montresor, der ihretwegen 15 Monate in der Bastille zugebracht hatte, sprach mit Beifall von ihr. Mit Freuden stimmte ich in ihren Ton, denn ich hatte den Plan, durch Fräulein von Chevreuse den Herrn von Beaufort, — von dessen Verheurathung mit ihr, schon ehedem geredet worden war, — der Frau von Montbazon zu entführen, und mir auf diese Weise nöthigen Falls, einen neuen Weg zu den Spaniern zu bahnen. Frau von Chevreuse kam mir mehr als den halben Weg entgegen. Noirmoutier und Laigues glaubten, daß ich ihr unentbehrlich sey, und da sie fürchteten, daß Frau von Guimene', welche, obgleich ihre Schwägerin sie tödtlich haßte, mich abhalten würde, in dem Grad als sie es wünschten, ihr Freund zu seyn, so sannen sie eine List aus, die ihnen auch gelang. Sie veranstalteten, daß ich am Tage ihrer Ankunft mit ihrer Tochter ein Kind über die Taufe halten mußte, das zur höchst gelegenen Zeit auf die Welt kam. Fräulein von Chevreuse erschien im Glanz aller ihrer Juwelen, sie war schön, und ich fühlte dies nur um so tiefer, weil ich gegen Frau von Guimene', die am 2ten Tage der Belagerung von Paris vor Schrecken nach Anjou reiste, aufgebracht war. Den Tag nach der Taufe entstand eine Gelegenheit, die mir ein Recht auf

ihre

ihre Dankbarkeit gab, und mich auf ihre Freundschaft hoffen ließ. Frau von Chevreuse war von Brüssel ohne Erlaubniß zurückgekommen, und die beleidigte Königinn schickte ihr einen Befehl, Paris in 24 Stunden zu verlassen. Ich erfuhr es augenblicklich durch Laiques, und eilte zu ihr. Fräulein von Chevreuse war an ihrer Toilette, und weinte. Mein Herz war weich, und ich bat ihre Mutter, nicht zu gehorchen, bevor ich sie wieder gesehen hätte. Ich eilte fort, um Herrn von Beaufort aufzusuchen, und überredete diesen, daß es sich mit unsrer Ehre so wenig wie mit unserm Vortheil vertrüge, die Wiedereinführung der letters de cachet, dieses Mittel zur Unterdrückung der allgemeinen Freyheit, welches gewiß nicht unter die mindergehaßten gehörte, zu dulden. Es war mir sehr einleuchtend, daß wir beide nicht allzu gut dazu bestimmt seyen, eine solche Handlung zu rügen. So rechtmäßig und für die Sicherheit wichtig es auch gewesen wäre, so blieb es doch, am Morgen nach dem Friedensschluß, und in Beziehung auf diese Dame, die im ganzen Reich für die ränkevollste und Partheyliebendste galt, allerdings eine kritische Sache. Aus diesem Grund, da wir es bei aller Gefahr doch einmal nicht vermeiden konnten und durften, hielt ich es für schicklicher, daß Herr von Beaufort dieses Scharmützel begönne, als ich. Doch war ich zuletzt gezwungen, den Auftrag selbst zu übernehmen, da er halsstarrig bei seiner Weigerung blieb, und sich doch einer von uns beiden der Sache unterziehen mußte, wenn bei dem ersten Präsidenten eine Wirkung davon zu hoffen seyn sollte. Ich gieng also zu diesem und fing an, ihm vorzustellen, wie nothwendig es sey, daß die Gemüther durch die Uebertretung so feierlicher Erklärungen nicht von neuem erbittert würden. Aber er unterbrach mich schnell. Genug! mein Herr Coadjutor, sagte er mir, Sie wollen daß sie bleibt, und sie wird bleiben. Hier näherte er sich

mir

mir und setzte noch leise hinzu; sie hat sehr schöne Augen! — Der wahre Zusammenhang war, daß er zwar seinen Auftrag an Frau von Chevreuse vollzogen, aber gleichwohl den Tag zuvor nach St. Germain geschrieben, und versichert hatte: alle Versuche würden vergeblich seyn, und man setze auf diese Weise das Ansehen des Königs allzuleicht aufs Spiel

Jetzt kehrte ich zur Frau von Chevreuse zurück und mein Empfang war sehr günstig. Fräulein von Chevreuse erschien mir immer liebenswürdiger. Ich suchte die genaue Bekanntschaft der Frau von Rhodes, der unehlichen Tochter des verstorbenen Cardinals von Guise, die ihre genaue Freundinn war. Auch stürzte ich in ihrem Herzen den Herzog von Braunschweig-Zelle, der so gut wie ihr Verlobter war. Laigues legte mir anfangs einige Hindernisse in den Weg, die jedoch von der Entschlossenheit der Tochter und der Nachsicht der Mutter bald gehoben wurden. Täglich sah ich sie nun in ihrem Hause, und sehr oft bei Frau von Rhodes, die uns ganz in Freiheit ließ. Wir benutzten diese Freiheit sehr gut, ich liebte sie, oder ich glaubte sie vielmehr zu lieben, denn ohngeachtet unsers Umgangs, setzte ich noch immer mein Verständniß mit Frau von Pomereux fort.

Die Herrn von Brissac, Vitri, Matha und Fontrailles waren mir treu geblieben, aber ihre Ergebenheit war kein ganz leichtes Geschenk. So ungeheuer ausschweifend, wie sie waren, gab ihnen die öffentliche Ungebundenheit nur freiern Spielraum, und kein Tag verging, den sie nicht mit den ärgerlichsten Ausschweifungen bezeichneten. Einmal kamen sie von einem Mittagsessen zurück, das sie bey Coulon gehalten hatten. Hier sahen sie einen Leichenzug kommen, stürmten mit gezogenen Degen darauf ein, und schrien zum Crucifix: Hier ist der Feind! Ein andermal mißhandelten sie einen Bedienten des Königs auf freier Stra-

ſie. Ihre Tafellieder ſchonten der Gottheit nicht. Dieſe Thorheiten machten mir Kummer. Der erſte Präſident wußte ſie ſehr ins Licht zu ſetzen, die Geiſtlichkeit nahm ein Aergerniß daran, das Volk fand ſie nicht im geringſten verzeihlich, und da ich ſie weder verdammen noch entſchuldigen konnte, fielen ſie nothwendigerweiſe auf die Frondeparthey zurück. Hier leſen Sie den Urſprung des Worts Fronde (Schleuder) das ich bis jetzt weggelaſſen habe, womit man dieſe Parthey bezeichnete.

Als das Parlement ſich wegen der öffentlichen Angelegenheiten zu verſammeln anfieng, kamen der Herzog von Orleans und der Prinz, wie Sie bereits wiſſen, ſehr oft in ihre Verſammlungen, und kühlten die Gemüther durch ihre Gegenwart ab. Doch war dieſe Ruhe nur periodiſch. Nach 2 Tagen kehrte die vorige Wärme gewöhnlich wieder zurück. Einſt fiel es Bachaumont ein, das Parlement im Scherz mit den Schülern zu vergleichen, die in den Gräben von Paris (Frondent) ſchleudern, aber ſich zerſtreuen, ſo bald ſie den Civillieutenant erblicken und doch ſchnell wieder ſammeln, ſo bald er ſich nicht mehr ſehen läßt. Dieſe Vergleichung fand vielen Beifall. Kleine Lieder machten ſie berühmt, und ſie blühte von neuem wieder auf, als man ſie nach geſchloſſenem Frieden auf die beendere Faction, derer, die ſich nicht mit dem Hof verſöhnt hatten, anwenden zu können glaubte. Wir ſelbſt, ſo bald wir merkten, daß dieſe auszeichnende Benennung die Köpfe ſtärker erwärmte, brachten ſie ſo viel als möglich in Umlauf und beſchloſſen am erſten Abend, Hutſchnüre zu erfinden, die etwas von der Form einer Schleuder hatten. Ein vertrauter Kaufmann verfertigte derer in großer Menge, und brachte ſie bei einer großen Anzahl Leute unter, die den geheimen Sinn nicht wußten. Wir ſelbſt, um jeden Schein von Plan, der das Ganze nur verdorben haben würde, zu

ver-

vermeiden, trugen ſie zuletzt. Was dieſe Kleinigkeit für Wirkung that, iſt unglaublich. Die Mode a la Fronde verbreitete ſich auf Hüte, Handſchuh, Tücher, Fächer und Beſetzungen, und wir ſelbſt kamen durch dieſe Tollheit mehr in die Mode, als durch das Weſentliche unſers Bundes. Aber wir bedurften auch alles zu unſerer Aufrechthaltung, da das ganze königliche Haus wider uns war. Den Prinzen hatte ich zwar bei Frau von Longueville geſprochen, aber nach allem zu urtheilen, glaubte ich nur ſehr mittelmäßig bei ihm zu ſtehen. Sein Betragen war höflich aber kalt, und ich wußte ſogar, daß er glaubte, ich habe mich über ihn beklagt, als wenn er die Verſprechungen, die ich auf ſeine Veranlaſſung einigen Gliedern des Parlements gegeben hatte nicht gehalten hätte. Da dies wirklich nicht geſchehen war, ſo fiel ich ganz natürlich auf den Gedanken, daß man uns zu trennen ſuchte. Und wahrſcheinlich war der von Natur boshafte Prinz von Conti, der mich überdies haßte, ohne ſelbſt zu wiſſen, warum, und ohne daß ich es je habe errathen können, der Urheber von dieſem Gerücht. Eben ſo wenig war mir Frau von Longueville hold, und hiervon entdeckte ich bald nachher den Grund. Gegen Frau von Montbazon war ich mißtrauiſch. Zwar hatte ſie über Herrn von Beaufort bei weitem nicht die Gewalt wie ich, doch hatte ſie immer noch mehr als nöthig war, um ihm alle ſeine Geheimniſſe zu entlocken. Sie, die wohl fühlte, daß ihr durch mich der beſſere Theil des Gewichts, welches Beauforts Liebe ihr in den Augen des Hofs hätte geben können, entriſſen ward, konnte mich ohnmöglich lieben. Zwar hätte ich mich mit ihr, die leichter zu erobern war, als irgend ein Weib, gar bald verſtändigen können, wenn nur dieſes Band mit meinen andern Verbindungen, die mir mehr gefielen, und ſicherer waren, zu vereinigen geweſen wäre. Sie ſehen, daß ich mich in mancher Verlegenheit befand. Auf

der

der andern Seite ſuchte der Graf von Fuenſaldagne mich auf alle Weiſe zu entſchädigen. Mit Herrn von Bouillon, der auch wirklich den entſcheidenden Augenblick zum allgemeinen Frieden verſäumt hatte, war er nicht zufrieden, und noch weniger mit ſeinen Abgeſandten, die er Maulwürfe nannte, deſto mehr, war er es mit mir, weil ich immer auf den Frieden der beyden Kronen beſtanden, und bei dem beſondern Frieden nicht das geringſte Intereſſe genommen hatte. Durch Don Antonio Pimentel ließ er mir alles anbieten, was der König ſein Gebieter ſ für mich thun könne, und mir zugleich ſagen, daß er, bei meinen jetzigen Verhältnißen mit dem Miniſter, gewiß glaube, ich bedürfe eines Beiſtandes. In dieſer Rückſicht bat er mich 100000 Rthlr. anzunehmen, welche Don Antonio Pimentel in 3 Wechſelbriefen überbrachte. Der eine war auf Baſel, der andere auf Straßburg, und der dritte auf Frankfurth geſtellt. Dies ſollte mir jedoch keine Verbindlichkeit auflegen; mich zu beſchützen ſey der einzige Vortheil, welchen der katholiſche König dabei zu finden wünſchte. Mit tiefer Ehrfurcht nahm ich dieſe ehrenvollen Anträge an, zeigte, wie hoch ich mich dafür verbunden achtete, verweigerte aber alles für die Gegenwart, ob ich gleich für die Zukunft nicht alle Ausſichten gänzlich von mir wies. Nach meinem Gefühl, ſagte ich zu Don Antonio, würde ich des Schutzes des katholiſchen Königs ganz unwerth ſeyn, wenn ich Geſchenke von ihm annähme, ohne im Stand zu ſein, ihm dienen zu können. Ich ſey Franzos, und durch meine Würde noch mehr als ein anderer an die Hauptſtadt des Reichs gebunden. Mein Unglück habe mich zwar mit dem erſten Miniſter des Königs in ein übles Vernehmen geſetzt, aber nie würde mein Unwille mich verleiten, zu Feinden meine Zuflucht zu nehmen, wenn nicht die Selbſt-Vertheidigung mich dazu zwingen würde. Auch habe die Vorſehung, welche die Reinheit meiner Abſichten ken-

ne, mich in Paris in eine Lage geſetzt, wo ich mich wahrſcheinlich durch mich ſelbſt erhalten könne. Bedürfe ich aber eines fremden Schutzes, ſo wiſſe ich, daß ich dieſen nirgends mächtiger und ruhmvoller finden könne als bey ſeiner katholiſchen Majeſtät, und ich würde ſtolz darauf ſeyn, meine Zuflucht zu ihm zu nehmen. Meine Antwort gefiel Fuenſaldagne. Sie bezeichne, ſagte er ſeit dem zu St. Ibal, einen Mann, der ſich eigener Stärcke bewußt und nicht geldgierig ſey, doch mit der Zeit zur Annahme deſſelben bewogen werden könnte. Mit einem langen ehrenvollen Brief von ihm kam Dom Antonio Pimentel ohne Verzug zu mir zurück. Auch überbrachte er mir ein kleines Billet, vom Erzherzog, das die Verſicherung enthielt, es bedürfe nur eine Zeile von meiner Hand, und er marſchiere con todas las fuercas del Rei el Sennor.

Den Tag nach der Abreiſe des Don Antonio Pimentel, ward ich in eine kleinliche Intrigue verwickelt, die mir verdrießlicher, als eine große war. Der Prinz von Conti, erzählte mir Laiques, ſey fürchterlich wider mich aufgebracht; er habe geäußert, daß ich die ihm ſchuldige Achtung aus den Augen geſetzt habe, und daß er ſich entweder rächen, oder mit ſeinem ganzen Haus zu Grunde gehen wollte. Kaum hatte er ſeinen Bericht geendet, ſo kam ſein Secretär Sarrazin *) und beſtätigte, was er geſagt. Bedenken Sie, wie ſehr ein Mann, der ſich von aller Schuld ganz frei fühlt, von einem ſolchem Ausfall befremdet ſeyn muß? Mein Erſtaunen war groß, aber deſto geringer meine Bekümmerniß, denn meine Achtung für den Prinzen von Conti traf nur ſeinen Stand, nicht ſeine Perſönlichkeit.

Gegen

*) Johann Franz Sarrazin, ein Schöngeiſt jener Zeit, der ſich durch verſchiedene Werke berühmt machte, und 1657 ſtarb.

Gegen den erſten wollte ich meine Pflicht erfüllen, und deshalb bat ich Laigues, den Prinzen in meinem Namen mit Ehrfurcht um die Urſache ſeines Zorns zu fragen, und ihn zu verſichern, daß er in Rückſicht meiner ohnmöglich eine gegründete Urſache haben könnte. Laigues that es, und kam mit der Ueberzeugung zurück, daß kein wirklicher Zorn vorhanden, ſondern alles nur erkünſtelt geweſen ſey, damit auf dieſe Weiſe eine Art von Erläuterung herbeigeführt werden, und aus dieſer eine Ausſöhnung entſtehen oder zu entſtehen ſcheinen möchte. Was ihn auf dieſe Idee brachte, war, daß ſein Auftrag von dem Prinzen von Conti, ſogleich mit Freuden aufgenommen, jedoch die Antwort an Frau von Longueville überlaſſen worden ſey, weil dieſe vorzüglich dabei intereſſirt ſeyn ſollte. Dieſe trug Laigues viel Verbindliches für mich auf, und bat ihn, mich dieſen Abend zu ihr zu bringen. Ich kam, und mit ſoviel Anmuth ich auch empfangen wurde, ſagte ſie doch daß ſie ſehr viel Grund zu Klagen über mich habe, und daß dies Dinge wären, die ſich gar nicht ſagen ließen, die ich aber wohl wiſſe. Dies war alles, was ich von ihr erfahren konnte. Uebrigens überhäufte ſie mich mit Verbindlichkeiten und zeigte mir ſo gar viel Zuvorkommendes, um, ſo waren ihre Worte, den Bund mit mir und meinen Freunden wieder zu ſchließen. Bei dieſen letzten Worten ſchlug ſie mich ſchalkhaft mit einem ihrer Handſchuhe ins Geſicht, und ſagte im Weggehen: verſtehen Sie mich auch? — Was ich von dieſem allen dachte, iſt folgendes. Herr von la Rochefoucaut hatte zwar viel mit dem Hof zu thun gehabt, da aber die Verſprechungen des Cardinals ſo unzuverläßig waren, ſo glaubte er, durch erneuerte Aufmerkſamkeit für den Prinzen von Conti ihn beſtürmen oder zu etwas beſtimmen zu müſſen. Bis jetzt, war dieſes von geringer Bedeutung geweſen, theils, weil man wußte, daß der Prinz ihn verachtete, theils weil es allenthalben ſichtbar ward,

daß

daß ihre Versöhnung nicht aufrichtig war. Aus diesem Grund wünschte der Prinz von Conti, sich wieder an die Spitze einer Parthey zu stellen, von der er sich gleich in den ersten Tagen des Friedens durch Witzeleien, die er nicht unterdrücken konnte, und durch seine Annäherung an den Hof, die aller gesunden Vernunft zum Trotz mehr scheinbar als wirklich war, getrennt hatte. Nun aber glaubte Herr von la Rochefaucaut, die sichtbar gewordene Erkaltung nicht natürlicher verbessern zu können, als durch eine Aussöhnung, welche Aufsehen machen, folglich die Aufmerksamkeit des Hofs erregen und so zur Erreichung seiner Zwecke dienen würde. In der Folge habe ich ihn ein oder zweimal um den wahren Zusammenhang dieser Intrigue gefragt, und er sagte mir bloß im allgemeinen, daß sie damals überzeugt gewesen wären, ich suche der Frau von Longueville bei ihrem Gemahl in Rücksicht seiner, zu schaden. Dies war von allen möglichen Handlungen diejenige, deren ich mein ganzes Leben hindurch am wenigsten fähig war. Auch glaube ich nicht, daß dieser Argwohn die Erbitterung bewirkte, welche der Prinz von Conti gegen mich blicken ließ. Zwei Gründe machten mir dies unwahrscheinlich. Zuerst, weil ich mit offenen Armen empfangen wurde, sobald ich nur durch Laigues die erste Form hatte beobachten lassen. Zweitens, weil Frau von Longueville, so bald sie mich auf das, was sie mir von meinen Freunden sagte, nur in allgemeinen Ausdrücken antworten hörte, in eine Kälte verfiel, die zuletzt in Haß übergieng. Natürlich war es, daß ich bei dem Wort Freunde ganz ungerührt blieb, da ich mir bewußt war, nichts gethan zu haben, was mir diesen brennenden Unwillen des Prinzen von Conti hätte zuziehen können, und ich ihn folglich für erkünstelt hielt, damit die darauf erfolgte Verständigung zu ihrem Privatinteresse dienen könnte. Jetzt merke Sie sich dies, und die Folgen, welche diese Scene vereinigt mit dem was vorhergegangen war, hatte, lehrte: daß bei wichtigen Händeln auch die kleinsten Schritte bedeutend werden.

mal zu der Partey des Kaisers, der es zu Grund zu richten suchte. Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, die beyden hohenstaufischen Brüder, Enkel Kaiser Heinrichs IV. und die natürlichen Erben seines Sohns, hatten sich die Stammgüter des Salisch-fränkischen Kaisergeschlechts zugeeignet, worunter sich mehrere befanden, die gegen kaiserliche Kammergüter eingetauscht oder von geächteten Ständen für den Reichs-Fiskus waren eingezogen worden. Lothar machte bald nach seiner Krönung eine Verordnung bekannt, welche alle dergleichen Güter dem Reichsfiskus zusprach. Da die hohenstaufischen Brüder nicht darauf achteten, so erklärte er sie zu Störern des öffentlichen Friedens, und ließ einen Reichskrieg gegen sie beschließen. Ein neuer Bürgerkrieg entzündete sich in Deutschland, welches kaum angefangen hatte, sich von den Drangsalen der vorhergehenden zu erhohlen. Die Stadt Nürnberg wurde von dem Kaiser, wiewohl vergeblich belagert, weil die Hohenstaufen schleunig zum Entsatz herbey eilten. Sie warfen darauf auch in Speyer eine Besatzung, den geheiligten Boden, wo die Gebeine der Fränkischen Kaiser liegen.

Konrad von Franken unternahm noch eine kühnere That. Er ließ sich bereden, den deutschen Königstitel anzunehmen, und eilte mit einer Armee

nach

. Joh. Wilh. v. Baden.
Cardinal u. Bischoff v. Metz.

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Hofrath und Profeſſor der Philoſophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Neunzehnter Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1800.

1/50 1/48

Der

Geist der Freude.

Fortsetzung.

Die Einleitung zum XVIII. Bande hat den Geiſt der Fronde von der ernſthafteſten Seite betrachtet. Sie war nach dieſem Geſichtspunkt ein Verſuch, von einem Miniſter, deſſen natürlichem Leichtſinn nur Stolz und Habſucht, und deſſen allbekannter Argliſt nur ſeine Furchtſamkeit in Unglück und ſeine Derbheit im Glück die Wage hielten, vor einer dem Günſtling hingegebenen Regentin durch die geſetzmäßige Fürſprecher des Volks mit allen rechtlich herkömmlichen Formalitäten zu verlangen, daß — Er die Nation noch wegen einiger andern Zwecke, als um ſeinetwillen, exiſtiren laſſen möchte.

Dieſer Standpunkt hat des Tragiſchen viel; nicht wenige ſagen: allzuviel! Es ſpricht ſich auf ihm ſelten gut, wenn man nicht wahr ſpricht; und dieſes Wahre hat dann ſein herbes; ein eigenes Salz, das ſich aus verdunſtenden Blutthränen der Menge, die doch auch Menſchen ſind, als Niederſchlag anſetzt, und nach der Erfahrung der raffinir-

teſten Plusmacher nicht einmal in der Kochkunſt gut *) ſeyn ſoll.

Das Beſte iſt, daß alle Dinge in der Welt wenigſtens zwei Seiten haben. Wie paßte Spleen und ein Schleuderſpiel in die Länge zuſammen? Und von Spleen ſoll man ſich nun einmal, wenn man nehmlich ein Herz hat, auf jenem erſten Standpunkt eben ſo wenig frei zu erhalten vermögen als man läugnen kann, daß die Sache von einer andern Seite betrachtet, — nach Anfang, Mitte und Ende die Fronde mehr nicht als ein Schleuderſpiel **) war. Iſt es nun erlaubt, ein längſt durchgeſpieltes Staatsdrama nach ſo vielen Jahren erſt mit aller hiſtoriſchen Treue in ſeiner urſprünglichen Kunſtform wi der herzu-

*) — — — traitons des Partisans
qui sont selon mon gout des fort mauvaises gens,
dont à peine on connoit la perfide origine
et rien n'est bon chez eux, si ce n'est la cuisine.
Car toujours on y voit à ripaille, à grand feu,
grand nombre des valets, argent dessus le jeu,
argent de tous côtés, ravi par violence
et qu'on pourroit nommer le pur sang de France,
France, que nous voyons par leur maudits exploits
presque nüe en chemise et reduits aux abois.
la Guerre declarée aux Partisans.

**) Vgl. den Urſprung dieſer Benennung in der nächſtfolgenden Einleitung.

herzuſtellen; und iſt hierzu vor allem eine deſkriptive Ueberſchrift unentbehrlich, ſo könnte, um den Vorwurf zu vermeiden, daß der Titel von dem Inhalt allzu wenig andeute, dem Hauptwort: „das Schleuderſpiel,“ noch das erklärende: „oder der Wettſtreit zwiſchen Hammer und Ambos“ beigefügt werden. Soviel iſt gewiß, daß dieſe Farce, worinn der Ambos Hammer zu werden die Abſicht zeigt, ſich in zwei ſehr ähnliche Akte theilt, in deren jedem das wunderenswürdige Streben des Ambos, den Hammer unter ſich zu bekommen, die Einheit des Stücks begründet, verbunden mit dem Reſultat, daß der Hammer Hammer blieb, ungeachtet nicht etwa Mangel an Größe und Schwere ihn zum Ambos untauglich gemacht hätte.

Wer den Geiſt eines Spiels geben will, muß zur rechten Zeit die ernſthafte Seite aufzugeben wiſſen. Da aber bekanntlich für einen Deutſchen nichts ſchwerer iſt, als ſich im Gegenſatz gegen den Schwerpunkt zu erhalten, ſo erſcheint im folgenden dieſer Geiſt des Schleuderſpiels der Fronde durchaus nach franzöſiſchen Luftbildern, welche doch, ſo leicht ſie daher ſchweben, als gleichzeitig aufgehaſchte Schilderenen unverkennbare Wahrheit haben. Um methodiſch zu verfahren, eröfnet ſich das Stück mit einer Vorbe-

reitung, welche wir nicht zum Stück selbst zu rechnen wagen, weil, wie die Philosophen entdeckt zu haben behaupten, das Fundament jedes würklichen Erfolgs ausser diesem Erfolg als solchem liegt und, wie die Herren des Systems noch deutlicher sagen, jeder Erfolg aus seiner Möglichkeit, im weitern und engern Sinn dieses Worts, unnachläßlich zu deduciren ist. Den zwei Hauptvorstellungen aber folgt ein Nachhall, welcher, wie wir zum voraus verrathen wollen, nicht zur Ehre der Menschheit gereicht, manche also mit dem Stück unzufrieden machen kann, weit mehrere aber mit ihm aussöhnen wird.

Fürs erste erscheinen demnach Hammer und Ambos in dem wunderseltsamen Verhältniß, daß sie zwar beide bereits sind, was sie sind, noch aber blos ein feineres Gehör mitten unter dem Jubeln der Hoffeste, mit denen die Regentin, Anna, ihre eigene Befreiung von langem, strengem Zwang dem einst mitgedrückten Frankreich kund machte, die Laute zu unterscheiden weißt, welche man die unwillkührlichen Seufzer des Ambos unter dem neuen thätigen Hammer nennen möchte.

Man muß nicht alles hören! dachte St. Evremond und sang von den glücklichen Tagen, in welchen Anna Frankreich, und Mazarin Anna essent-

öffentlich zu regieren angefangen hatte, in argloſer Begeiſterung:

J'ai vû *) le tems de la bonne Regence,
tems ou la ville auſſi bien que la cour.
ne reſpiroient, que les jeux **) et l'amour.
Une Politique indulgente
de notre nature innocente
favoriſoit tous les déſirs.
Tout gout ***) paroiſſoit légitime.
La douce erreur ne s'appelloit point crime,
Les vices delicats ſe nommoient des plaiſirs.

Meubles, habits, repas, danſes, muſiques.
Un air facile avec la propreté.
Rien de contraint. Pas trop de liberté.
Peu de gens vains, presque tous magnifiques.
N'avoir chez ſoi, que la commodité,
faiſoit alors les chagrins domeſtiques,
qu'en d'autres tems fait la neceſſité. — —

*) Dieſes „Auch Ich war in Arkadien" datirte ſich vom May 1643. dem Anfang der Regentſchaft und dauerte bis ins J. 1618.

**) Des Premierminiſters Verdienſt gieng ſo weit, ein eigenes Spiel, Hoc genannt, zu erfinden.

***) Madame de Hautefort gab ſich einmal die Mühe, der Königin die Entdeckung zu machen: Mazarin ſcheine dem böſen Habitum noch nicht ſo patriarchaliſch, daß man ſeinen Umgang mit Ihro Majeſtat blos für eine Amtspflicht zu halten geneigt wäre. Il n'aime pas les femmes, et il eſt d'un pays à avoir des inclinations d'une autre nature, war die Antwort dieſer Unſchuld.

nach Italien, um seinem Nebenbuhler, der dort noch nicht gekrönt war, den Rang abzulaufen. Die Stadt Mayland öffnete ihm bereitwillig ihre Thore, und Anselmo, Erzbischoff dieser Kirche, setzte ihm in der Stadt Monza die lombardische Krone auf; in Toskana erkannte ihn der ganze, dort mächtige, Adel als König. Aber Maylands günstige Erklärung machte alle diejenigen Staaten ihm abwendig, welche mit jener Stadt in Streitigkeiten lebten, und da endlich auch Pabst Honorius II. auf die Seite seines Gegners trat, und den Bannstrahl gegen ihn schleuderte, so entgieng ihm sein Hauptzweck, die Kaiserkrone, und Italien wurde eben so schnell von ihm verlassen als er darin erschienen war. Unterdessen hatte Lothar die Stadt Speyer belagert, und, so tapfer auch, entflammt durch die Gegenwart der Herzogin von Schwaben, ihre Bürger sich wehrten, nach einem fehlgeschlagenen Versuch Friedrichs sie zu entsetzen, in seine Hände bekommen. Die vereinigte Macht des Kaisers und seines Eidams war den Hohenstaufen zu schwer. Nachdem auch ihr Waffenplatz, die Stadt Ulm, von dem Herzog von Bayern erobert und in die Asche gelegt war, der Kaiser selbst aber mit einer Armee gegen sie anrückte, so entschlossen sie sich zur Unterwerfung. Auf einem Reichstag zu Bamberg warf sich Friedrich dem Kaiser zu Füßen und erhielt Gnade; auf

L'art le flatter, en parlant librement,
l'art de railler, toujours obligeamment,
en ce tems étoient choſes connues;
celles qu'on pourroit aujourd'hui ſûrement
mettre au rang des ſciences perdues.

Aucun amant, qui ne ſervit ſon Roy.
Guerrier aucun, qui ne ſervit ſa Dame.
On ménageoit l'honneur de ſon emploi,
en ménageoit la douceur de ſa flâme,
Tantôt les coeurs ſ'attachoient aux appas;
libres tantôt, ils cherchoient les combats.

Un jeune Duc, qui tenoit la Victoire,
comme un eſclave, attachée à ſa char,
Par ſa valeur, par l'éclat de ſa gloire
fit oublier Alexandre et Céſar.
Que ne mouroit alors ſon Eminence
pour ſon bonheur et pour notre repos!
Elle eut fini ſes beaux jours à propos,
laiſſant un nom toujours cher à la France.

Die Vorbereitung introduzirt hier eine Eminenz, die am Ende des Drama keinem Prinzen vom Geblût mehr die rechte Hand ließ. Hier mag ſie dem neuen Alexandro-Cäſar noch den Vortritt geſtatten. Sie ſoll zum Erſatz, da ſie des weiſen Dichters Zuruf: Sterben hat ſeine Zeit! nicht zu befolgen für gut gefunden hat, deſto öfter und in verſchiedenen Situationen auftretten.

Den

Den 14. Mai hatte Ludwig der XIII. aufgehört, ſich und ſeinen Hof zu ennuyieren. Nach Corneille ein Monarch.

Vainqueur de toutes parts, esclave dans sa cour.
Son tyran et le nôtre à peine sort du jour,
que dans la tombe même il *) le force à le suivre.
Après trente trois ans sur le trône perdus
commençant de regner, il a cessé de vivre.

Noch konnte das Concept des Epitaphs nicht trocken ſeyn, das, mehr mit Galle als mit Thränen geſchrieben, wenn es auf dieſen Ludwig allein anwendbar wäre, vom Mitleiden längſt mit Tropfen des Lethe ausgelöſcht ſeyn würde:

Ci gît un Roi, qui fons un Prêtre
joua son indigne rôlet:
Il eut cent vertus de valet
et n'en eut pas une de maitre. —

Und ſchon am 18 May bewies es ſich, daß er wenigſtens nicht, wie Richelieu, auch nach ſeinem Tode regiere. Dies war der Tag, an welchem das Parlament zu Paris, den kaum noch feierlichſt empfangenen letzten Willen des Monarchen mit eben der Leichtigkeit für caſſirt erklärte, als es über das Teſtament irgend eines Privatmanns abgeurtheilt haben würde.

Man

*) Richelieu war nur fünfthalb Monate früher geſtorben.

Man ſtaunt über dies ſchnelle Todtengericht. Der Grund, daß die Parlementer als die rechtskundigſten Stellvertreter der Gerechtigkeit gleich einem dritten Unpartheiiſchen zwiſchen der Nation und ihrem Könige zu ſtehen und über einſeitige Störungen der Staatsgrundgeſetze die Nullität auszuſprechen haben, ſchien dieſen Tag zum unblutigen Siegesfeſt des Rechts gegen die ſelbſtzerſtörende Gewalt einer wie der andern Parthie zu weihen, und das Blut der Urenkelwelt ſparen zu wollen. Aber diesmal hatte das Recht geſiegt, weil die Gewalt ihm den Triumph aufnöthigte. Und dieſe Nöthigung ſelbſt ſchloß die noch dreiſtere Hofnung in ſich, daß die Männer des Rechts ſich ihrer großen Vollmacht nur da, wo es der Macht angenehm ſeyn würde, zu erinnern wagen ſollten. Aber laſſen wir dieſe Siege der Feder.

Viel lauter tönte am nächſten Tage der blutige Triumph auf den Feldern von Rocroi und hier iſt es, wo der ſchon angekündigte Alexander Cäſar auftritt. Er ſiegte keineswegs blos, um dem Schmeichler *) Ludwigs des XIV. die Fleurette vorzubereiten:

Que d'espoir aux ſujets, de crainte aux ennemis,
donne un Roi, qu' au berceau **) couronne la Victoire!

Mais

*) Regnier Desmarais.

**) Der in deſſen Namen regiert und geſiegt wurde, war noch nicht ſieben Jahre alt.

Mais par combien de faits d'immortelle memoire
l'a-t-on vu ſurpaſſer ce qu'il avoit promis.

Der erſt zwei und zwanzigjährige Duc d'Enguien — denn dieſer iſts, gegen welchen der Prolog von St. Evremond die Heldenſchatten der Griechen und Römer zur Vergeſſenheit verdammt — ſchlug ſich tapfer, weil es ſo ſeine Natur war, glaubte aber auch geradezu, dafür daß er das Mächtigſte thue, ſelbſt als der Mächtigſte gelten zu müſſen! Erſt weit ſpäter, nachdem großes Unglück ihn zum großen Condé erzogen hatte, lernte Er, daß die Heldennatur allein nicht vor der Anmerkung *) ſchütze

— — — que ce jeune Mars
témoigne par ſes faits, qu'il veut ſuivre la trace
et imiter la fougue de ce grand Dieu de Thrace,
Jequel a plus de coeur qu'il n'a de jugement.

Für jetzt noch ſteht er in ſeinem erſten Kraftgefühl vor uns. Was ihm Le Laboureur in den Mund legte, iſt nach dem Selbſtbekenntniſſe zu urtheilen, das in dieſen Jahren in ſeiner Handlungsweiſe lag, nicht zu ſtolz, um nicht als die wahre Meinung ſeines Herzens ausgeſprochen werden zu können.

J'ai le coeur comme la naiſſance.
Je porte dans les yeux un feu vif et brillant.
J'ai

*) blos eines Pariſer Gaſſenhauers der damaligen Zeit. Aber — oft müſſen „die Steine ſchreyen.“

J'ai, de la foi, de la conſtance,
Je ſuis prompt, je ſuis fier, genereux et vaillant.
Rien n'eſt comparable à ma gloire
le plus fameux héros, qui brille dans l'hiſtoire
ne me le ſauroit diſputer.
Si je n'eſt pas une couronne,
c'eſt la Fortune, qui la donne;
il ſuffit de la mériter *).

Daß es Leute gab, welche wenigſtens das Geburtsrecht dieſes Prinzen in keinem Sinn unter ſeine Anſprüche auf eine Krone ſetzen wollten, war im Grunde das unbedeutendſte. Nur für ihn als Partheihaupt war es, da die Maſſe nicht anders als durch die Meinung zur Faction wird, immer eine unangenehme Erinnerung, wenn auch das gehaltloſeſte Straßenlied ihm zurief:

Prince, que l'on nomme „du Sang"
n'epuiſe pas celui de France
ſous un prétext de vengeance
ou bien craius d'y perdre ton rang.

Toi ſurtout, Prince de Condé,
qui n'en es pas en abondance,
et qu'une goutte à ta naiſſance
Soiſſons n'eut jamais accordé.

Fais

*) Man kennt dieſe vielſagende Zeilen als Portrait de Louis II. de Bourbon, Prince de Condé, Premier prince du ſang et Duc d'Enguien. Er war als Sohn von Henry II. Prince de Condé zu Paris 1621. gebohren.

- Fais connoitre à tous les François,
en les ôtant de la tyrannie,
que les Princes, quoiqu' on die,
peuvent bien naitre à treize mois.

Das Parlement hatte über dieſen myſteriöſen Punkt förmlich für den Prinzen entſchieden. Allein ſelbſt das Gewinnen eines ſolchen Prozeſſes iſt nicht volle Entſchädigung für die Möglichkeit, ihn zu verlieren. Und bitter mußte, da der Prinz in der Folge nichts unausſtehlicher fand, als die endloſen Formalitäten jener Herrn von der Feder, die Erinnerung des unerſchöpflich bittern Blot ſchmecken:

Condé, vous n'êtes pas trop ſage
d'expoſer votre grand courage
à cet auguſte Parlement;
Gardez d'irriter ſa colère,
et conſiderez ſeulement:
Qu'il vous fit et vous peut défaire.

Aber ſelbſt von dieſer beſondern Art von Nativitätsſtellerey, die, ſo ſehr das Zeitalter aller Horoſkopie günſtig war, gewiß die unbeliebteſte ſeyn mußte, waren die Tage unſers Vorſpiels „le tems de la bonne Regence" noch unbeläſtigt. Sie wäre der Kunſt nur mit Höflichkeit zu necken („l'art de railler toujours obligeamment") allzu laut entgegen geweſen. Nur im unübertreflichen Heldenglanze, immer höher als ein Alexandro-Cäſar, wurde Condé gemahlt. Auch konnte man dieſer Art von Schilderungen am allerwenigſten vorwer-

werfen, daß ſie nicht ausgemahlt ſeyen. Wenn wir gleich zwei Drittheile von dem, was Sarrazin nach der Schlacht bei Lens zum vollen Gemälde des Sieges für nothwendig hielt, weglaſſen, ſo beſorgen wir doch nicht, daß der folgende Ueberreſt blos Skizze ſcheinen möchte. Die Siegsode beginnt:

Quitte promtement l'armée
de l'invincible Condé,
Glorieuſe Renommée!
qui l'as toujours ſeconde.
Paſſe d'une aile legère
de l'un à l'autre hémiſphere
et ſur la terre et ſur les flots
dis de ce Prince indomptable,
que l'Hiſtoire ni la Fable
n'ont point de plus grands héros.

Erſt nach ſechs ſolchen Strophen, welche der Fama durch alle Welttheile nachfliegen, ſtehen wir wieder auf den Feldern von Lens, wo

Sous le harnois le plus riche,
que Vulcain ait inventé,
l'orgeilleux Prince d'Autriche *)
marche

*) Der Erzherzog Leopold, Kaiſer Ferdinands des III. Bruder, verlor, nach den Berichten der Sieger, an dieſem Tag den 20. Auguſt 1648. 8000 Mann, 100 Fahnen und Standarten, 38 Kanonen. Er hatte durch Stellung und Anzahl ſoviel Vortheil, daß, da die

marche au combat ſoubaité.
Contre lui Condé ſ'avance
Condé, de qui la vaillance
a merité le nectar,
et qui ſeul peut entreprendre
avec plus d'heur, qu' Alexandre
et de vertu que Céſar.

Le Prince marche à la tête
de corps les plus avancés
et mépriſe la tempête
de cent canons courroucés.
Le laurier, qui l'environne
d'une immortelle couronne
brave la foudre et le fer,
et quand ce héros ſ'expoſe,
il ne craint point d'autre choſe
que de ne pas triompher.

D'une cuiraſſe eprouvée
il prend le corps ſeulement.
Sa vertu deſſus gravée
lui ſert encore d'ornement.
On y voit en baſſe taille
mainte fameuſe bataille,

Rocroy.

die franzöſiſche Meuterey geworfen war, nach einem Verluſt von 2000 Mann der neue Alexandre Cäſar über die Nothwendigkeit eines Rückzugs Kriegsrath halten ließ. Ohne dieſen Umſtand hätte Carrazin gewiß nicht einmal „die Furcht, nicht zu triumphiren" in ihm für möglich angenommen.

Rocroy, Nordlingue, Fribourg *) — —
la priſe de mainte ville
Dunkerque, Ypres, Thionville
Worms, Spire, et Philibourg.

Il monte un cheval ſuperbe
qui furieux aux combats
à peine

*) Zum Sieg bei Rocroy d. 19. May 1643 am fünften Tag nach dem Uebergang der Krone auf Ludwig den XIV. hatte der 22jährige Held ſeinen Führer genöthigt, den behutſamen Marſchall de l'Hopital, welcher in dieſer Kriſe nichts wagen wollte. Der Plan der Schlacht war Abends fertig. Und nun ſchlief der Prinz tief, bis man ihn zur Ausführung weckte. — Der für unbringlich gehaltene Phalanx der Spaniſchen Infanterie wurde von der franzöſiſchen Reiterey ſo eingeengt, daß ihm das gewöhnliche Manoeuvre, für die Exploſion der Kanonen, welche er in ſeiner Mitte hatte, ſich plötzlich zu öffnen und aus dieſen Feuerſchlünden Verderben auszuſtrömen, unmöglich wurde. — — Die nächſten glücklichen Tage des Prinzen waren die Angriffe gegen Mercy auf den Höhen von Freyburg 1644 und die Schlacht von Nördlingen am 3. Aug. 1646. In einem dieſer Angriffe warf er ſeinen Commandoſtab in die feindlichen Verſchanzungen und eroberte ihn wieder an der Spitze des Regiments Conti. Bei Nördlingen fiel Mercy ſelbſt. Der Sieger ließ ihm auf dem Schlachtfeld begraben und bezeichnete den Stein mit der Aufſchrift: Sta viator, Heroem calcas. Wichtiger als dieſe Schlachten ſelbſt war der Gewinn, die Meinung von kriegeriſcher Ueberlegenheit dem Feinde entzogen und auf ſich übergetragen zu haben. Spaniens Furchtbarkeit hatte auf dieſer Meinung geruht

à peine fait courber l'herbe
sous la trace de ses pas.
Son regard semble farouche,
l'écume sort de sa bouche
prêt au moindre mouvement.
Il frappe du pied la terre
et semble appeller la guerre
par un fier hennissement.

Avec ce grand capitaine
nos plus braves combattans
couvrent le dos de la plaine
sous mille drapeaux flottans.
Ils sont suivis des Polaques
invincibles aux attaques,
des Ecossais, de Bretons,
des bandes des Germanie *)
des fiers soldats d'Hybernie
et des troupes des Cantons. — —

Condé lance cette foudre
qui, pour affermir son Roi,
fit trébucher sur la poudre
les Espagnols à Rocroi.

*) Jene Erbſchaft, welche Bernhard von Sachſen-Weimar ſeinen Bruder hinterlaſſen hatte. Sie war groß, wenn man ſich hinzu dachte, was Er, der größte unter den teutſchen Condottieri, dadurch in kurzer Zeit ſich zu eigen gemacht haben würde. Richelieu, wenn er auch nicht die Möglichkeit, den gefürchteten Teutſchen ſchneller zu verderben, befördert haben ſollte, eilte wenigſtens, die hinterlaſſenen Tapfern ſich zuzueignen.

eine ähnliche Weise erhielt sie auch Konrad zu Mühlhausen; beyde unter der Bedingung, den Kaiser nach Italien zu begleiten.

Den ersten Kriegszug hatte Lothar schon einige Jahre vorher in dieses Land gethan, wo eine bedenkliche Trennung in der römischen Kirche seine Gegenwart nothwendig machte. Nachdem Honorius II. im Jahr 1130 verstorben war, hatte man in Rom, um den Stürmen vorzubeugen, welche der getheilte Zustand der Gemüther befürchten ließ, die Uebereinkunft getroffen, die neue Pabstwahl acht Kardinälen zu übertragen. Fünfe von diesen erwählten in einer heimlich veranstalteten Zusammenkunft den Kardinal Gregor, einen ehmaligen Mönch, zum Fürsten der römischen Kirche, der sich den Nahmen Innocentius (II) beylegte. Die drey übrigen, mit dieser Wahl nicht zufrieden, erhoben einen gewissen Peter Leonis, den Enkel eines getauften Juden, der den Nahmen Anaklet (II) annahm, auf den apostolischen Stuhl. Beyde Päbste sucht sich einen Anhang zu machen. Auf Seiten des leztern stand die übrige Geistlichkeit des römischen Sprengels und der Adel der Stadt; außerdem wußte er die italienischen Normänner, furchtbare Nachbarn der Stadt Rom, für seine Partey zu gewinnen. Innocentius flüchtet sich der Stadt, wo sein Gegner

Avec lui vont la Victoire,
l'Honneur, la Valeur, la Gloire.
La fière Bellone et Mars
font paſſage à cet Alcide,
et Pallas de ſon égide
le couvre dans les haſards.

Dans l'effroyable tûrie
ſon cheval a ſuccombé.
Un cheval de Barbarie
eſt encor ſous lui tombé.
Cependant rien le laſſe.
Il n'eſt rien, qu'il ne terraſſe.
Il rompt mille bataillons.
et les piques heriſſées
ſont devant Lui renverſées
comme les blés des ſillons.

Genug. Denn in den folgenden iſt Sarrazin *) bis zu Viſionen begeiſtert. Er läßt ſeinen zweiten Herkules den neuen Titan, Leopold, zum Zweikampf aufſuchen. Dieſer

— marche ardent au carnage
comme un lion irrité.
Mais que lui ſert tant de rage?
Il lui même eſt dompté.
Et tel, qu'un autre Typhée,
dont l'audace eſt écraſée
par les monts Siciliens.
ſeul au milieu de la plaine

privé

*) Er war Secretär bei dem jüngern Bruder von Condé, dem Prinzen von Conti.

privé de force et d'haleine
il tombe ſous nos liens.

Le guerrier hautain et brave
ne peut fléchir ſon grand coeur,
à ſuivre comme un eſclave
le triomphe du vainqueur.
Son ſang, qui teint ſon armure
d'une profonde bleſſure
à grands flots ſort de ſon flanc.
Sa face devient affreuſe,
et ſon ame furieuſe
l'enſuit avecque ſon ſang.

An welch tragiſchem Ende des neuen Prophous aber auch nicht ein Wörtchen Wahrheit iſt! Ein großes Glück, daß das Bedürfniß des Poeten, ſeiner Ode einen pompöſen Ausgang zu erſchaffen, leichter zu befriedigen war, als gewiſſe Philoſophen, welche ſich von Bedürfniß bis zum Glauben an die Würklichkeit eine Brücke erbauen, die der Brücke zwiſchen Miltons Paradies und dem Himmel nichts nachgiebt.

War gleich bei Leus auf keinen neuen Titan ein Sicilianiſcher Bergfelſen niedergeſtürzt worden, ſo dachte doch eine Sicilianiſche Eminenz, auf die Titane des Pariſer Parlaments das ganze Gewicht der Schlacht ſelbſt zu werfen. Dieſe Eminenz iſt die zweite Perſon, welche unſer Vorſpiel noch zu introduziren hat. Wir müſſen mit

ihr bis zu einer andern Eminenz zurückgehen, deren Apotheoſe auf den Straßen von Paris ſo erklang:

Richelieu dans les enfers,
favori de Lucifer,
est dans ces lieux comme en France *).
On le traite d'Eminence. — —

Si tôt qu'il fermé l'oeil
Lucifer dans un fauteuil
releva bien la Mouſtache
du Curé de St. Euſtache. — —

Lucifer fut à cheval
au devant du Cardinal.
Les diablotins magnifiques
portèrent mousquets et piques. — —

A la moitié du chemin
Caron lui donna la main:
Paſſez, le plus grand Monarque!
qui fut jamais dans ma barque.

II

*) Ein Portrait aus jener Zeit erläutert das Gewicht dieſer Zeilen:

Un Miniſtre d'état, par des raiſons ſubtiles
d'une guerre ſans fin jette les fondemens,
et de l'ambition ſuivant les mouvemens
détruiſit par le fer nos campagnes fertiles.

Dans ces calamités, vendant ſes ſoins utiles,
Mit il des chefs, à ſon gré, dans les gouvernemens,
corrompit le clergé, ſoumit les parlemens,
s'enrichit des tréſors des plus puiſſantes villes.

Son orgueil triomphant éloigna de leur rang
et la Mère du Prince et les Princes du ſang,
et, maître de ſon Roi, deshérita ſon frere.
Dieu connoit le mal, qui lui reſtoit à faire!

Il n'étoit plus aux fauxbourgs,
qu'il entendit les tambours.
Lucifer pour ſa venue
fit balayer chaque rue. — —

tout comme on lui fit jadis
dans la ville de Paris,
revenant de Carcaſſonne
dans ſa machine à perſonne *). — —

Arrivé dédans ce lieu,
croyant être à Richelieu
les diablotins tous, en garde **),
mirent bas la hallebarde — —

D'Ancre, ce grand maréchal,
dès qu'il vit le Cardinal,
tout auſſitôt il ſ'écrie:
Chauſſez vous, je vous en prie — —

„Ah, morbleu, qu'il y fait chaud!
Ici n'a-t-on pas de l'eau?

*) Von Taraſcon aus, wo Richelieu dem König die Aufopferung ſeines letzten Günſtlings, Cinq-Mars, abgenöthigt hatte (d. 3. Jul. 1642.) ließ Er ſich todtkrank am Tage der Hinrichtung in einem tragbaren Zimmer nach Paris bringen. Die Träger dieſer Maſchine machten den ganzen Weg mit unbedecktem Kopf. Stadtthore, welche zum Durchgang zu niedrig waren, wurden eingeriſſen. Der Einzug in Paris war der Triumph eines Halbtodten, der ſich ſein Sterbebett zum öffentlichen Triumphwagen gemacht hatte.

**) R. hatte ſeine eigne Leibgarde gehabt.

Hola! oh laquais! oh page!
Par la ſacrebleu! j'enrage — —

„De Bullion à mon ſecours!
C'eſt a vous, que j'ai recours.
Je brûle. Qu'on me delivre.
Au diable le ſol pour livre *)" — —

Maugrebleu! j'ai bien de mal,
dit Bullion au Cardinal.
Les tailles et les ſubſiſtances
ſont cauſe de ma ſouffrances. — —

„Mais je ne vois point de Thou.
Ah, Cinqmars, ou êtes vous?
Vous êtes en purgatoire,
et moi dans la foſſe noire, — —

„Que ne ſuis-je avec le Roi! —
Helas, qu'eſt-ce que je vois?"
He dans l'ardeur, qui le preſſe,
prit Proſerpine pour niéce **). — —

Und dieſe franzöſiſche ***) Eminenz war es, aus deren Hand die Eminenz unſeres Vorſpiels das

*) Die damalige Vermögenſteuer.

**) Richelieu's Niece war Madame de Combalet, Ducheſſe d'Aiguillon. Ein Vaudeville nach des Kardinals Tod gab folgende Frage und Antwort:

Hélas, vous étonneriez vous
Si la pauvre ducheſſe pleure?
Ne perd-elle pas à même heure
et le père et l'oncle et l'époux!

***) geb. zu Paris 1586. Premierminiſter ſeit 1624. Vgl. die Einleitung zum XVI. XVII. Bande dieſer Memoiren.

das unmittelbare Erbe der Miniſterſchaft erhalten hatte. In Erwartung des Todes von jener war mehr als ganz Frankreich mit Blot einſtimmig:

Richelieu prolonge ſon ſort.
Alors que chacun le croit mort
et meurt lorsque moins on y penſe.

Quel plus grand fourbe peut-on voir?
il a trompé toute la France;
il trompe encore notre deſeſpoir.

Wollte man nichts böſes von ihr ſagen, ſo konnte man dies kaum anders, als wie Pierre Corneille: *)

Qu'on parle mal où bien du fameux Cardinal,
ma proſe ni mes vers n'en diront jamais rien

*) In dem individuellen Verhältniß gegen Corneille zeigte ſich R. wie in vielen Fällen ſeines Lebens, ſo klein, wie nur der Ehrgeiz große Seelen verkleinern kann. Er wollte auch als ſchöner Geiſt glänzen; ihm ſollte Corneille ſeinen Cid abtreten. Da dieſem ſein Ruhm theurer war, als Gnadengehalte, ſo ließ der Miniſter den Cid durch ſeine litterariſche Tochter, die franzöſiſche Akademie, in jener Kritik verfolgen, von welcher Boileau ſo ſchön ſagt:

En vain contre le Cid un Miniſtre ſe ligue.
Tout Paris, pour Chimène, a les yeux de Rodrigue.
L'Academie en corps a beau, le cenſurer.
Le public revolté l'obſtine à l'admirer.

Groß nennt es Voltaire, daß R. dennoch dem Corneille ſeine Gunſt und Penſion nicht entzog. Aber leicht entdeckt ſich eine

il m'a trop fait du bien pour en dire du mal
il m'a trop fait du mal pour en dire du bien.

Da der Eine ſeinen machtvollen Geiſt ausbauchte, athmete mit einem mal, man kann ohne Uebertreibung ſagen, ganz Europa leichter. Aber kaum begannen „die Freudentage der ſchönen Regentſchaft", ſo lispelte ſchon ein Unglücksvogel:

Un mort cauſoit notre jouiſſance,
les gens de bien vivoient en ésperance.
Mais
je crains, que ſous la Regence
on ne ſoit pis que jamais.

On va diſant que la Reine eſt ſi bonne,
qu'elle ne veut faire mal à perſonne.
Mais
A l'Etranger en ordonne
ce ſera pis, que jamais.

Von dieſem Fremden führte die fernſte Spur in das kleine Städtchen Mazare in der Provinz Abruzzo, in das Haus eines der größten Bankiers, die man in Mazare erwarten kann, wo ihn ſein Vater, Peter, d. 10. Jul. 1602 durch den Namen Julius

eine andere Urſache. Auch Corneille ward, wie Rotrou, l'Etoile, Collectet, Boisrobert, in Requiſition geſetzt, um Richelieu's Aveugle de Smyrne und andern Stücken, zu welchen der Miniſter das Gerippe zuſammenfügte, Fleiſch und Leben zu geben.

Julius zum Rivalen eines Cäſars einweihte. Von Rom aus, wohin ſich der Vater zog und ſtatt aller Geſchlechtsbeinamen noch nichts als den Namen eines „Mazariners" mitgebracht hatte, gieng Julius Mazarini im Gefolge des nachmaligen Kardinals Colonna bis Salamanca, um mit dem Vorurtheil, ſeinen juridiſchen Curſus gemacht zu haben, von der fremden Univerſität zurückzukommen. Nach der Themis weihte er ſich als Hauptmann unter dem Fußvolk im Mayländiſchen Kriege dem Kriegsgott, wahrſcheinlich aus einem Vorgefühl, daß Condé ſelbſt ihn einſt als den Mars begrüßen würde. Endlich fand er ſeine wahre Beſtimmung unter den heiligen Hüllen eines Mannes Gottes und der Kirche. Der Kardinal Sacchetti, deſſen intimſte Bekanntſchaft er nicht auf die frömmſte Weiſe genoſſen haben ſoll und dem er in der Folge nach des Pabſt Innocenz des X. Tod die dreifache Krone zum Dank zwiſchen den Fingern wegſchlüpfen ließ, hatte ihn ſeinen Beſchützer, dem Kardinal Anton Barberini, Neffen von Pabſt Urban dem VIII. empfohlen. Seine Heiligkeit erprobten in Beilegung des Mantuaniſchen Succeſſionsſtreits Mazarins Negotiationskünſte, welche in ſeinem ganzen Leben als ſeine Stärke gegolten haben, zu ihrem Schaden ſchon als ſo gereift, daß die Spanier ihn und die Mauren unter den höchſten Uebeln für ihren Staat in eine Klaſſe ſetzten.

Er

Er wußte, daß bei Richelieu, welchem er das Intereſſe derer, die ihm ſich anvertraut hatten, aufopferte, für ihn mehr zu gewinnen war. Rom ſelbſt mußte ihn belohnen. Der Kardinalshut, welchen jener ſeinem getreuen Joſeph, dem Kapuziner, allzu kurz vor ſeinem Tode gezeigt hatte, gieng, eine bedeutungsvolle Erbſchaft! auf Mazarin (1639) über, nachdem er zuvor als Nunzius in Frankreich dem Kenner Richelieu noch näher bekannt worden war. Eben dieſer empfahl ihn ſterbend dem folgſamen Ludwig dem XIII. zum Regentſchaft, gewiß nicht in der Abſicht, einen Mann nach ſich aufzuſtellen, welcher ſeinen Ruhm verdunkeln ſollte Vielmehr

on dit, que le feu Cardinal
voulut montrer à cet empire,
que, ſ'il avoit bien fait du mal,
un autre pourroit faire pire,
et qu'il choiſit à cette fin
pour ſucceſſeur — le Mazarin.

Von Richelieu war die Charakteriſtik furchtbar wahr:

Les Princes étoient ſes ſujets
le Rois redoutoient ſes projets
il avoit ébranlé l'Empire.
et ſ'il eut eu plus de ſanté,
il forcoit Rome de l'inſcrire
ſucceſſeur de ſa Sainteté.

Duraut

Durant ſon regne de vingt ans
il ſe moquoit des mécontens.
Les partis étoient morts en France.
Il mit ſi bas ces ennemis,
que rien ne heurta ſa puiſſance
que la parque, qui l'a ſoumis.

Auf Mazarin hingegen konnte man umgekehrt anwenden, was eine litterâriſch-politiſche Anekdote über Richelieu angemerkt hatte:

Chacun dit, que le Cardinal
faiſoit merveille en Comédie.
Mais le vulgaire en jugeoit mal,
et ſa fougue étoit trop hardie
pour s'abaiſſer a ce ſujet;
car à ſa fureur en effet,
convenoit mieux la Tragédie.

Und offenbar war dies die beſte der Unähnlichkeiten zwiſchen Mazarin und Richelieu. Denn welch ein ſchauervoller Sinn liegt in folgender Deutung des Purpurs, welchen Richelieu trug:

Vous, que le ſouvenir de bons ſiécles paſſés
porte à réverer l'ecarlate,
dont ce grand Cardinal eclate;
c'eſt ne pas ce, que Vous penſez.
Cette teinture n'eſt pas priſe
du ſang des martyrs de l'Egliſe.
Sa gloire ne veut rien d'autrui.
Le ſeul ſang des martyrs, qu'il a
faits à la France,

e'

ner die Oberhand hatte, und vertraute seine Person und seine Sache der Rechtgläubigkeit des Königs von Frankreich. Der Ausspruch eines einzigen Mannes, des Abts Bernhard von Klairvaux, der die Sache dieses Pabstes für die gerechte erklärt hat, war genug, ihm die Huldigung dieses Reichs zu verschaffen. Seine Aufnahme in Ludwigs Staaten war glänzend und reiche Schätze öffneten sich ihm in der frommen Mildthätigkeit der Franzosen. Das Gewicht von Bernhards Empfehlung, welches die französische Nation zu seinen Füßen geführt hatte, unterwarf ihm auch England, und der deutsche Kaiser Lothar ward ohne Mühe überzeugt, daß der heilige Geist bey der Wahl des Innocentius den Vorsitz geführt habe. Eine persönliche Zusammenkunft mit diesem Kaiser zu Lüttich hatte die Folge, daß ihn Lothar an der Spitze einer kleinen Armee nach Rom zurückführte.

In dieser Stadt war Anaklet, der Gegenpabst, mächtig. Volk und Adel gefaßt, sich aufs hartnäckigste zu vertheidigen. Jeder Pallast, jede Kirche war Festung, jede Straße ein Schlachtfeld, alles Waffe, was das Ohngefehr der blinden Erbitterung darbot. Mit dem Schwerdt in der Faust mußte jeder Ausweg geöffnet werden, und Lothars schwaches Heer reichte nicht hin eine Stadt zu stürmen, worin es sich wie in einem unermeßlichen

Ocean

et qui conte encore aujourdhui,
teint l'habit de Son Eminence.

Mazarin dürſtete nach Gold, nicht nach Blut. Und die Autorität, deren er zu Rechtfertigung ſeiner Habſucht bedurfte, gewann er durch Seiltänzerſprünge. Immer noch beſſer als durch Schaffote.

Devant la Reine Mazarin
a fait une trivelinade;
il faut comme un arlequin
devant la Reine Mazarin!
Mais dévant Cambray le faquin
a fait un Mazarinade *).

Mazarin hatte eine ſchöne Phyſiognomie. Die große Stirne, die ſchönen Augen, der angenehme Mund, die wohl gebildete Naſe, eine offene Mine, verbunden mit dem Talent gefälliger Geſprächigkeit, konnten einer troſtloſen **) Königin wahr-

*) Marigny ſpielt auf die Aufhebung der Belagerung von Cambray (Jul. 1649.) an, wo ſich Mazarin als Mars hatte zeigen wollen. Es circulierten darüber Les regrets du Card. de M. ſur le lévement du Siège de Cambray, avec la deſcription des Arcs de triomphe, qu'il prétendoit faire eriger, lorsqu'il feroit ſa prémière entrée dans cette place.

**) Elle avoit été obligée de ſigner en plein conſeil, qu'elle étoit coupable envers le roi, ſon mari. Quand elle accoucha de Louis XIV, ce même mari ne voulut jamais l'embraſſer ſelon l'uſage et

wahrſcheinlich nicht zur Mißempfehlung ſeyn. Gewiſſe Winke in den Memoiren ihres Kammerdieners, de la Porte, eines Manns, der ſeine Heldin im Regliſchee zu ſtudieren Gelegenheit hatte, deuten deswegen auf nichts allzu unglaubliches, wenn ſie ſchließen laſſen, daß Mazarin der Lenker des unverſöhnlichen Widerwillens von Ludwig dem XIII. gegen ſeine Gemahlin und doch zugleich der Freund von Anna ſelbſt zu ſeyn verſtanden und jene Auszeichnung zum voraus zu verdienen gewußt habe, vermöge welcher er neben der Prinzeſſin von Condé (einer Niece von Richelieu) Ludwig den XIV. zur Taufe zu halten und der Oberaufſcher von der Erziehung des Kronerben zu werden, erkohren war. Daß der König, damit er nur nicht nach ſeinem Vorſatz die Königin ganz ausſchlöſſe, durch Mazarin ſelbſt zu all den Beſchränkungen der Regentſchaft, welche ſein Teſtament enthielt, den Rath erhalten habe, daß die entgegengeſetzten Partheyen, welche dieſes Teſtament nach ihren, wie ſie glaubten, eigenen Planen, zernichteten, im Grunde von Mazarin zu ſeinem Reſultat gelenkt wurden, daß die Königin in all dieſen Kriſen von niemand als dem ungeſchickteſten aller Premierminiſter, (dem Biſchoff von Beauvais, Potier) geleitet ſchien, bis mit einem mal die Ent-

et cet affront altera ſa ſanté au point de mettre ſa vie en danger. Voltaire, nach den Memoiren der Frau von Motteville.

Enthüllung dieſer Verwicklungen einzig den Sicilianer als gewinnend auf dem Schauplatz erblicken ließ; — all dieſe Einleitung des Spiels iſt in der That ſo mazariniſch, als es die Fortſetzung davon war, in welcher der neue Premierminiſter „blos um der Regentin die unentbehrlichſten Notizen mitzutheilen" in Frankreich weilte und ſeine Sehnſucht, nach Italien in die Stille ſich zurückzuziehen, kaum aufzuhalten wußte. Immer reiſefertig, ſchien er nur noch als das Andenken ſeiner Popularität und Fröhlichkeit in Frankreich zurücklaſſen zu wollen.

Und aus dieſer volksgefälligen Laune entfalteten ſich die erſten und die einzigen frohen drei Jahre der ſchönen Regentſchaft; die Jahre, welche den Schauplatz unſers Vorſpiels ausmachten.

In einem ganz andern Tone beginnt das Staatsdrama ſelbſt, wie überhaupt dieſe eigene Gattung von Dramen, ſo viel man uns ſagt, in den untröſtlichen Refrain: Wir haben euch gepfiffen und ihr habt nicht getanzt! ſich häufig zu endigen pflegen. Doch! auch die Urſache, warum die Meiſten nicht lachen konnten, wurde wenigſtens geſungen:

Le bien eſt chez les Partiſans *)
et chez le peuple Indigence.
Tous François en ſont déplaiſans:

le

*) Die Pachter der Staatseinkünfte.

le bien eſt chez les Partiſans,
eſt-ce donc cet heureux tems
qu'on éſperoit ſous la Regence?

Man hatte bald allen guten Willen, ſich auf Koſten der wenigen Lacher lachen zu machen:

Trois hommes de baſſe naiſſance
le Cardinal et d'Hémery
et cet inſolent favori,
qui peut tout ſur Gaſton de Franco *),

ſans

*) Des Winks ungeachtet, daß man ſich von andern als „niedrig gebohrnen" mehr gefallen zu laſſen geneigt wäre, mag es genug ſeyn, wegen dieſes Jean Baptiſte Gaſton, Duc d'Orleans, Sohns von Heinrich dem IV. (geb. d. 25 Apr. 1606.) Bruders von Ludwig dem XIII. gebohrnen Oberſtatthalters von Frankreich, während der Minderjährigkeit u. ſ. w. — blos in einer Note auf die genaue Bekanntſchaft zu verweiſen, welche man in den Memoiren von Retz mit ſeinem „Verſtand ohne Geiſt und Herz" zur Genüge machen muß. Einſt, da er voll Eiferſucht gegen Condé als Oberfeldherr 1604. 1605. nach Flandern abgieng, um ſich durch ſeine Generale (la Meillerave, Gaſſion, Ranzau) einen Namen machen zu laſſen, begleitete ihn ſein eigner Kammerdiener, de Biot, mit einigen Reimen, welche zugleich auch dem Andenken des Favoriten la Riviere einige Farbenſtriche zuſetzen:

Adieu la France, adieu l'Eſpagne!
Gaſton ſe va mettre en campagne,
accompagné de ſon pédant.
Flandre ta ruine eſt certaine,
par le conſeils du confident
et la valeur du capitaine.

ſans honneur et ſans jugement
l'éſprit plein du dérèglement
n'ont pour but que nous détruire.
François, prévenez ces malheurs
et, pour conſerver cet empire,
faites pendre ces trois voleurs.

Der ungenannte Favorite, den man hier zwiſchen zwei andern neuen Perſonen auftreten ſieht, verdient kaum durch folgendes Namenſpiel bekannter zu werden. Um den blos figurierenden „Generallieutenant und Sohn von Frankreich" durch ihn zu führen, hatte ihn Mazarin mit dem fernglänzenden Roth des Kardinalshuts gelockt. Sobald er aber ſeiner nicht mehr bedurfte

à La Rivière avint cas fort nouveau
et tres facheux, quand on lui dit: Tout beau!
Vous n'êtes pas encore du Conſiſtoire *).
Car pour ſa tête un capelan doit croire,
qu'un chapeau rouge eſt un trop lourd fardeau.
Un Prince veut en aſſabler ſa péau **).

D'y

*) Sitzung des Kardinalcollegiums.

**) Mazarin hatte, wie faſt immer, durch Eine Liſt zwey entgegengeſetzte Parthieen zugleich getäuſcht. Um den genug gebrauchten la Riviere durch einen übermächtigen Nebenbuhler auszuſchließen, machte er dem Prinzen Condé die angenehme Ausſicht, daß ſein Bruder Conti mit dem rothen Hut in eine andere Laufbahn übertreten ſollte. Jener verlor, was er ſchon zu haben glaubte, und dieſer wurde nachher beredet, was man ihm zu bieten ſchien, nicht anzunehmen.

D'y reſiſter vous paſſeriez pour veau,
et, comme un âne, on vous méneroit boire
à la riviére.
Quoi! Vous rangé dans le ſacré troupeau,
Vous dont le pére et le gris de bureau,
près de Montfort, gauloit et pomme et poire.
Rentrez chez vous, pédant à robe noire;
où l'on renvoie, et l'homme et le chapeau,
à la riviere.

So wohlfeil war man übrigens ſeiner nicht los geworden. Von der Stelle eines Profeſſors im Collegium du Pleſſis zum Beichtvater bei dem Duc d'Orleans erhoben, wich er von dieſem Poſten anders nicht, als ſo, daß er als Biſchoff von Langers, Pair von Frankreich geworden war. Da er einſt gegen die Tochter ſeines hochgebohrnen Beſchützers von der unendlichen Werthſchätzung ſprach, welcher dieſer verdiene, ſo erwiederte Mademoiſelle: Beſſer muß auch den Wehrt meines Vaters niemand ſchätzen können, als wer ihn ſo oft verkauft hat, wie Sie!

Aber la Riviere und Gaſton bleiben bloße Nebenperſonen, ſelbſt der großen Denkwürdigkeit ungeachtet, daß jener der erſte franzöſiſche Geiſtliche war, welcher eine Perüque zu tragen wagte. Wichtiger und gewichtiger für ganz Frankreich war, mit ſeiner Bande, der Sieneſiſche Bauernſohn, Jean Particelly, welcher, bei den Finanzpach-

tungen bald Mittel fand, als Herr von Emery aufzutreten. Er hatte zum Beiſpiel die Abgaben von Bretagne, welche des Jahrs eine halbe Million betrugen, auf 10 Jahre um eine Million gepachtet. Nicht aber etwa um den Bretagnern einen Heller abzulaſſen. Einſt hatte Er als Oberaufſeher der Finanzen 23000 franzöſiſche Hausväter als Steuerſchuldner in den Gefängniſſen. Der Advocat, welcher eine Supplike um Steuererlaß aufſetze, verdiene, war ſein Vorſchlag, unter dem Titel eines Attentats gegen die königliche Kaſſe geſtraft zu werden *). Proben genug, um die Gründe des kurzen Prozeſſes, welchen das Volkslied anrieth, einzuſehen. Um ſo bedenklicher war die Zuſammenſtellung des Sieneſers mit der Eminenz aus Sicilien, die man zum Pabſt dieſer Ausſauger (le Pape des Maltôtiers) erhob. Man ſang ihm nichts als warnende Weiſen ins Ohr:

Monſeigneur, ſi Votre Eminence
ſavoit le discours que l'on tient.
L'un vous maudit, l'autre ſoutient,
que vous ruinez toute la France.
On ne rencontre plus d'argent.
Le peuple ſe trouve indigent
et dit, qu'il eſt trop ridicule
de ſe voir les yeux éblouis

en

*) ſ. Recherches ſur les finances de France, par Forbonnais.

enſouffrant, qu'un ſi méchant Jule *)
nous ait couté tant de Louis.

Sicher der Stimmung des Volks erinnerte ſich das Parlement, eher als man es dachte, der Stellung, welche Anna und Mazarin ſelbſt, um die Regentſchaft zu erhalten, ihm öffentlich zugeſtanden hatten. Als die Männer des Rechts, weder gebietend noch gehorchend, traten jetzt die „Herrn vom Palais" auf, um Mittler zwiſchen den Regierenden und Regierten zu werden. Da aber ihre Remonſtrationen gegen eine Menge neuer Taxen, welche ſich Mazarin mehr durch Verſchwendung am Hof als durch die Fortſetzung des Kriegs zum Bedürfniß gemacht hatte, nichts bewürkten, ſo riefen ſie,

*) Der Volkswitz nahm den Vornamen des Mazarinets nicht als Anſpruch auf Cäſars Ruhm. Eine unbedeutende Scheidemünze, Jule, ſagte man, haben wir gegen unſre ſelbſtregierende Louis und ihre Louisd'ors eingetauſcht. Nur in Italien läßt der Sicilianer, welcher all ſeinen Raub dorthin in Sicherheit brachte, unſre Louis etwas gelten.

De tes reſſentimens modère (o France) la ſaillie,
et confeſſe avec noi, qu'il aime Ta grandeur,
ſi par Lui Ta Louis regnent en Italie.

oder:

Bien que d'un bonnet purpurin
nous lui voyons couvrir le crin;
s'il eſt grand, c'eſt en apparence.
De ſcience il ne pas un brin,
et ne vaut pas, a conſcience,
un Jules.

um von Vorstellungen in bester Form zu Dekreten übergehen zu können, (durch Dekrete vom 13. May u. 15. Jun. 1648.) die vier Gesellschaften, welche nach altem Styl souveraine genannt wurden, in eine Union zusammen, die durch den geweihten Namen des heiligen Ludwigs als Assemblées de la chambre de Saint-Louis die Kraft der Gerechtigkeit und der Meinung gegen Mazarin aufbot und den Vorwurf, daß das Parlement blos die höchste Rechtsinstanz für Civilstreitigkeiten sey, durch Erneurung jener uralten von einem heiligen Könige selbst aufgestellter Schiedsrichter zum voraus abschnitt. Aus jeder Parlementskammer wurden zwei Deputirte an die drei andere souveräne Gesellschaften abgeschickt. Diese trugen alsdann in der Versammlung aller Parlementskammern das, was dort debattiert war, vor und das gesammte Parlement behielt sich das Recht, darüber zu beschließen. Nicht genug; daß Mazarins despotische Grundsätze gegen dieses Bollwerk nichts vermochten. Er meinte umsonst, daß der König diese Assembleen eben so leicht zu verbieten habe, Mein Herr! „als durch ein tel e t notre bon plaisir hier auf Ihre glands (Borden und Quasten) — so sagte Er dem ältesten Beisitzer des großen Conseils — alle Augenblicke ein Verbot gelegt werden könnte.“ Selbst das Wort Union, nicht blos die Sache, war ihm gefährlich. In seiner italiäni-

ſchen Ausſprache klang es bei ihm wie ognon (Zwiebel). Für die Menge iſt ein Wortſpiel mehr als ein Syllogism. Ein Sonnet von Marigny machte dies geltend:

L'Ognon ou l'Union,
qui fait mat à Mazarin.

„Qu'eſt-ce, que cet arrêt d'Ognon,
„qui nous cauſe tant de grabouge?"
dit tout triſte à ſa compagnon
le Pantalon au bonnet rouge.

Lors une femme, qui l'entend
et penſe, que par moquerie
l'Union des Cours il prétend
ainſi tourner en raillerie;

Cet Ognon te fera pleurer,
et tu ne pourras le digérer
dit elle alors, toute en colère.

Un autre dit: tu te deçois.
Cet Italien, ma commere,
ne fait qu' écorcher le françois.

Da der Zwiebe herb zu würken anfieng — zwiſchen dem 30. Juni und 9. Juli hatte jenes Comité ſchon faſt alle wunde Stellen der Staatsverwaltung, Rechtspflege, Finanzen, Polizey, Handel, Sold der Heere, Gnadenbezeugungen, Hausetat und Domänen des Königs u. dgl. berührt — ſo wollte ihn Mazarin durch Exemtionen der Parlementsräthe von den Laſten der übrigen und durch

Ocean verlor, wo die Häuser selbst gegen das Leben der verhaßten Fremdlinge bewaffnet waren. Es war gebräuchlich die Kaiserkrönung in der Peterskirche zu vollziehen, und in Rom war alles heilig, was gebräuchlich war; aber die Peterskirche, wie die Engelsburg, hatte der Feind im Besitz woraus keine so geringe Macht, als Lothar beysammen hatte, ihn verjagen konnte. Endlich nach langer Verzögerung willigte man ein, der Nothwendigkeit zu weichen und im Lateran die Krönung zu verrichten.

Man erinnert sich, daß es die Sache des Pabstes war, welche den Kaiser nach Italien führte; als der Beschützer, nicht als ein Flehender, foderte er eine Ceremonie, welche dieser Pabst ohne seinen starken Arm nimmermehr hätte ausüben können. Nichts desto weniger behauptete Innocentius den ganzen Pabstsinn eines Hildebrands, und mitten in dem rebellischen Rom, gleichsam hinter dem Schilde des Kaisers, der ihn gegen die mörderische Wuth seiner Gegner vertheidigte, gab er diesem Kaiser Gesetze. Der Vorgänger des Lothar hatte die ansehnliche Erbschaft, welche Mathilde, Markgräfin von Tuscien, dem römischen Stuhl vermacht hatte, als ein Reichslehen eingezogen, und Paschalis II., um nicht aufs neue die Aussöhnung mit diesem Kaiser zu erschweren,

ſchöne Worte verſüßen. Er ſelbſt begrüßte ſie jetzt als „Väter des Vaterlands“ als „Wiederherſteller von Frankreich.“ Dieſe Schmeicheleyen erregten verächtliches Lachen, die plumpen Beſtechungsverſuche den lauten Unwillen des Corps, deſſen ſchlechteſte Mitglieder diesmal durch Rechtlichkeit mehr zu gewinnen berechnen konnten. Auch der Weihrauch der Menge wurde nicht verachtet. Eine poetiſche Requête aux quatre compagnies ſouveraines unies enſemble iſt zwar zu langweilig, um in die Farce von der Fronde aufgenommen zu werden. Das Volkselend ſcheint in der Elendigkeit dieſer gereimten Supplike nachgeahmt zu ſeyn. Die Herrn aber, welchen ſie zurief:

Arbitres de nos deſtinées
Aſtres, qui ſur nôtre horizon
ramenez la belle ſaiſon
après tant de triſtes journées — —

mögen ſie ohne Zweifel dichteriſch genug gefunden haben. Man höre nun noch ein paar dieſer Trompetenſtöße:

Des commencemens ſi prospères
nous flattent d'un ſiecle plus doux
et l'état vous regarde tous
Comme ſes veritables pères.
Ce titre vous eſt glorieux.
Et toute la France a les yeux
deſſus votre auguſte puiſſance
puisqu' étant juges ouverains

Vous

Vous tenez dans votre balance
le bien et le mal des humains *).

Pauvre France! que l'on t'accable
pour t'avoir trop tiré de ſang!
Tant des vautours rongent ton flanc,
que tu n'eſt plus reconnaiſſable.
Mais tes maux ont aſſez duré
et bientôt un ſiècle doré
rendra tes plaintes aſſoupies.
Tu mangeras ton pain ſans pleurs,
et l'on chaſſera les harpies,
qui t'engraiſſent des tes malheurs.

Die Harpyien ließen indeß ſo viel in Mazarins eigene Kaſſe fallen, daß er in den Verbannungsfluch gegen ſie einzuſtimmen, ohne die höchſte Noth ſich nicht entſchließen konnte. Jetzt gerade erklang das Triumphgeſchrey von der Bataille bei Lens. Mazarin rechnete auf die Zauberkraft, wodurch ſolche lärmende Phänomene der Macht und des Glücks die Menge in einen Taumel hinzureißen pflegen, den man für Wonnetrunkenheit ausgiebt. Solche Meiſterſtreiche ſeiner Politik waren ſo gar kein Geheimniß, daß ſelbſt der kaum zehnjährige König bei der Nachricht vom Siege, in der ſchnellſten Combination, ausrief: dem Parlement wird dieſe Nachricht die unangenehmſte

*) Nicht am Ende des 18ten Jahrhunderts alſo iſt dieſe Sprache zuerſt vor den Schranken einer Nationalaſſemblée gehört worden!

seyn! Unglücklicher Staat, wo Siege über Feinde meist nur als Mittel, um über die Unterthanen zu siegen, willkommen sind. Der ganze Glanz des Hofs wurde in einer Prozession in die Kathedralkirche zu Schau getragen und, nachdem man für die tausend unschuldig gefallene Menschenopfer der Gottheit den Nachhall eines Te Deum gebracht hatte, streckte der Beschützer der Harpyien die eingezognen Klauen plötzlich auch nach seinen Opfern aus. Die drei lautesten Sprecher im Parlement sollten an den Pforten der Kirche verhaftet werden. Zwei wurden aus Paris weggeführt; Broussel in das Schloß Madrin, Novion Blancmesnil nach Vincennes; der dritte, Charton, entgieng der Verhaftung.

Aber für diesmal war der Effekt des plötzlichen Schlags unrichtig berechnet. Das Volk war schon zu voll von den Hofnungen der güldnen Zeit, welche die große Versammlung seiner Väter ihm erschaffen sollte. Und von diesen sah es die populärsten um seinetwillen vor seinen Augen mißhandelt! Ehe sie eine Stunde weit entfernt waren, erklang durch ganz Paris nichts als: Broussel und die Freiheit! Die grauen Haare des guten Manns machten ihn zum Signal der Menge. Längst war er dafür bekannt, daß seine Stimme nie gefehlt hatte, den Wunsch zu erfüllen:

Impots

Impots pris ſans raiſon ſeront tous abolis.
Mazarin n'aura plus de voix dans le chapitre;
Il doit être un zero, ſans credit et ſans titre
ce Monſieur l'éminent, qui ſit piaſe jadis.

Den Ausbruch des Volks zu ſeiner Befreyung entflammten Weiberſtimmen. Brouſſels alte Haushälterin hatte plötzlich ſo viele Matroſen aus ihrem Quartier zuſammengebracht, daß der Gardelieutenant Cominges, ihn erſt in dem dritten Wagen (zwei zerbrach die ſtürmende Menge) in das Schloß Madrit abführen konnte. Bald ſtürzte mit der Frau eines Advocaten, Martineau, aus der Vorſtadt St. Jakob mit Trommeln und Waffen ein weit größer Schwarm daher, welcher ſich, weil das Feſtin ohnehin alle Welt auf die Beine gebracht hatte, auf dem Zuge über die Brücke von St. Michel und andere Hauptplätze bis zum Schloß jeden Augenblick verſtärkte. Kaufleute und andere Bürger, welche etwas zu verlieren hatten, wollten jetzt durch Ketten und Gräben in den Straßen dieſe Flut dämmen. Aber ſchnell nahmen dieſe Anſtalten die entgegengeſetzte Richtung. Die Gegner ſelbſt hatten die beſte Nothhülfe entdeckt. Sobald Gewalt vom Louvre aus drohte, warfen alle Straßen gegen das Königsſchloß Verſchanzungen auf. Vor Morgens 10 Uhr waren, nach Talons Memoiren, 1200 ſolcher Bollwerke, manche kaum hundert Schritte vom Eingang des Pallaſts, fertig.

Cet fut un ſtrange rumeur,
lorsque tout Paris en fureur
ſ'émut et ſe barricada. Alleluja.

Vers deux heures après-diné
dedans la rue St Honoré
toutes les vitres on caſſa. — —

Le Maréchal de l'Hôpital
fut ſur le pont neuf à cheval,
afin d'y mettre le hola. — —

Un tas des faquins en émoi
lui fit crier: vive le Roi,
tant de fois qu'il ſ'enrhuma. — —

Auſſitôt le Grandmaitre *) vint
ſuivi de braves plus de vingt
monté chacun ſur un dada; — —

Mais

*) Auch im III. Th. der Memoiren von Reß kömmt Charles de la Porte, Duc de la Meilleraye, Maréchal de France, Grandmaitre de l'artillerie, unter dieſer großen Benennung vor. Als eine Creatur von Richelieu war er nur dadurch Grandmaitre, daß er früh gelernt hatte, des Mächtigſten unterthänigſter Diener zu ſeyn. So gieng er auch in Mazarins Schöpfung hinüber und ſein Sohn, vermählt mit deſſen Niece, Hortenſia Mancini, nahm endlich den Namen Mazarin an. — Am Barrikadentage verzweifelte er bald daran, das Volk maitriſiren zu können und rieth im Palais ſehr zum Nachgeben, wenn er gleich die Menge unten mit gezogenem Degen harangierte.

Mais pour faire trop l'arrogant
et n'être pas trop complaiſant
bien lui prit, qu'il ſ'en retourna. — —

Le Coadjuteur de Paris
diſoit humblement: Mes amis,
la Reine a dit, qu'elle viendra. — —

Le Chancelier eut ſi grand peur
que pour échapper au malheur
plus d'une chandelle il voua — —

On vit paſſer le Parlement,
qui ſ'en alloit tout bellement
au Louvre, dire: O Benigna! *) — —

Mais le peuple, qui l'attendoit
auprès de la Croix-du-Trahoir,
le preſſa tant, qu'il retourna. — —

Ils dirent a ſa Majeſté,
que Paris ſ'étoit revolté.
Lors la Reine ſ'humilia. — —

On

*) 160 Parlamentsherrn machten zu Fuß eine Proceſſion ins Schloß, um die Königin um Begnadigung der Verhafteten zu bitten. Da die Regentin auf ihrem Nein beharrte, wollte der Zug dieſer „perſonificirten Formalitäten" mit dem leicht erworbenen Bewußtſeyn, ihre Amtspflicht gethan zu haben, ruhig wieder zurück ſchreiten. Die Menge, einige von den Rußigen (wie man zu Nürnberg ſagt) an der Spitze, wollte von dieſer Proceſſion mehr unmittelbare Würkung ſehen, als von der um einige Stunden früheren, nach Notre Dame. Die Symbole der Gerechtigkeit mußten mit ſtärkeren Schritten zum Pallaſt umwenden.

On vit Monſieur le Cardinal
de rage, que tout alloit mal,
ronger les glands *) de ſon rabat. — —

On entendit toute la nuit
par la ville un étrange bruit
des courtauds, criant: qui va la? — —

Châtillon ſe trouva ſurpris,
lorsqu'en arrivant à Paris
Un corps de garde l'arrêta. — —

Il leur dit chapeau-bas ainſi:
Vive le Roi, Brouſſel auſſi!
et tel autre, qui vous plaira. — —

Or prions tout Notre Seigneur
pour cet illuſtre Senateur
dont à jamais on parlera. — —

Chacun veut avoir ſon portait **)
pour mettre dans ſon cabinet
parmi les arrêtés, qu'il a. — —

Le

*) Das Räſonnement über die Gleichheit der Bordons quaſten und der Parlementsaſſembleen (ſ. S. XXXVIII.) fällt auf ſeinen Erfinder zurück.

**) Es wurde bald auf allen Straßen verkauft, mit der Inſchrift:

Pierre Brouſſel, pere du peuple.
Ce Sénateur rempli de gloire,
ſur qui ni la peur ni les préſens
parmi les lacheté's tu tems
n'ont pû remporter la victoire;
qui demeurant ferme en la foi
de ſa patrie et de ſon roi

Montre

Le moindre petit artiſan
parlant de ce ſoulevement
dit, qu'il fit mirabilia. — —

Si les bourgeois euſſent voulu
le Cardinal étoit pendu;
Mais ſon bonnet on reſpecta. — —

Allzu lange aber hätte wohl auch der Reſpekt vor dem Scharlach nicht dauern mögen. Der Prieſter entſchloß ſich für den Augenblick zu Söhnopfern. Emery, der verhaßte Landsmann, mußte ſich auf ſeine Güter zurückziehen. Auch bei dieſem Erfolg wurde der Sieneſer und der Sicilianer ſogleich wieder gegen einander geſtellt.

Pour guerir d'Hémery de ce vomiſſement
qui fait tant diſcourir Meſſieurs du Parlement,
il croit, qu'il ſuffira, vite changer de gite.
Tout grand esprit qu'il eſt, il pèche lourdement;
un arret de la Cour chemine *) encore plus vite.

Le

montre une vertu ſans ſeconde
mérite bien un tel appui,
que tout le monde arme pour lui
puiſqu'il arme pour tout le monde.

*) Der Dichter war, wie man ſieht, für die ausleerende Methode Ein Schluß des Parlements (de la cour) ſollte, nach ſeinem Wunſch, bei Herrn von Emery die erſten Wege noch vor ſeinem Abgehen ſo öffnen, daß er nicht allzu belaſtet wegkäme. In der That iſt es für künftige Raubluſtige nicht ſehr abſchröckend, wenn ſie andere ihresgleichen, wo es aufs ſchlimmſte geht, noch wohl bepackt ihre Straße ziehen ſehen.

Le bon Sicilien lui dit à ſon départ:
„Pour vous guerir, couſin, je crains, qu'il ſoit trop tard;
Vous êtes oppreſſé de quantité de graiſſe.
Songez, que ceux qui ſont ainſi chargés de lard,
ſont fort incommodés au milieu de la preſſe.

Je me ſais bien purger, quand je me ſens trop plein,
je ſais le vrai ſecret, pour être toujours ſain,
de n'engendrer jamais bile où melancolie.
Mes ſuperfluités, du jour au lendemain,
lorsque je ſuis preſſé, paſſent en Italie.

Mais Vous, dont les humeurs ſont encore au dedans *).
craignez ces maux ſoudains, qui ſont grincer les dents.
La chambre de la juſtice eſt deſormais complète.
On va Vous tordre nez et tous les Intendans
déſirent de Vous voir bientôt ſur la ſellette."

A' ces mots on le vit enrager de dépit.
N'eut été, qu'il craignoit de gâter ſon habit,
il

*) Emery's Güter lagen in Frankreich. Für jetzt gieng er auf eines derſelben à Tanlay. Die Stimme des Volks wollte, daß er auch ſeinen Landsmann mitnähme. Man rief dem Abreiſenden zu:

d'Hémery, ne t'en va pas.
Jules te ſuit pas à pas
Attends-le!

Die Aehnlichkeit in der Ausſprache zwiſchen à Tanlay und Attends-le gab dieſem fliegenden Witz ſo viel Haltung, als er für den Augenblick bedurfte.

il fut crevé cent fois aux pieds de l'Eminence. —
J'en ſortirai pourtant, dit il, ſans contredit.
Je tiens en mon pouvoir tous les Juſtes *)
de France.

Die Gedrückten, ſobald ſie Nachgiebigkeit fühlten, hielten gar zu bald alles für gewonnen. Man rief:

France, rejouis-toi, ne traîne point tes vacarmes;
tu te verras bientôt au bout de tes malheurs.
Car nous ne poſerons les armes,
que deſſus le tombeau de tes monopoleurs.

Mazarin hatte es ſchon anders beſchloſſen. Noch ehe der Abend kam, ſobald die Freilaſſung der Verhafteten zugeſagt war, ebneten ſich die Barrikaden wieder. So kleinlaut er kurz vorher noch neben der trotzenden Anna geſtanden hatte, athmete er jetzt wieder frei genug, um auf neuen Ausbeugungen ſeinen Weg, dem keine, als die gerade Linie, fremde war, zu verfolgen. Furchtſamkeit war ohnehin ſo ſehr in ſeinem Charakter, daß ſelbſt ein auffallendes Nachgeben von ſeiner Seite den Verdacht, er ſuche blos Einſchläfrungsmittel, nicht leicht wecken konnte.

Er machte jetzt nicht einmal Einwendung gegen zwei unſtreitig ungerechte Beſchlüſſe, von denen

*) Die Gerechten — in der Sprache. ſ. oben.

ren, hatte in dem Vergleich, der den Investiturstreit endigte, ganz von dieser geheimen Wunde geschwiegen. Diese Ansprüche des römischen Stuhls auf die Mathildische Erbschaft brachte Innocentius jetzt in Bewegung, und bemühte sich wenigstens, da er den Kaiser unerbittlich fand, diese anmaßliche Rechte der Kirche für die Zukunft in Sicherheit zu setzen. Er bestätigte ihm den Genuß der mathildischen Güter auf dem Weg der Belehnung, ließ ihm dem römischen Stuhl einen förmlichen Lehenseid darüber schwören, und sorgte dafür, daß diese Vasallenhandlung durch ein Gemählde verewigt wurde, welches dem kaiserlichen Nahmen in Italien nicht sehr rühmlich war.

Es war nicht der römische Boden, nicht der Anblick jener feyerlichen Denkmähler, welche ihm die Herrschergröße Roms ins Gedächtniß bringen, wo etwa die Geister seiner Vorfahren zu seiner Erinnerung sprechen konnten, nicht die zwangauflegende Gegenwart einer römischen Prälaten-Versammlung, welche Zeuge und Richter seines Betragens war, was dem Pabst diesen standhaften Muth einflößte; auch als ein Flüchtling, auch auf deutscher Erde hatte er diesen römischen Geist nicht verleugnet. Schon zu Lüttich, wo er in der Gestalt eines Flehenden vor dem Kaiser stand, wo er sich diesem Kaiser für eine [illegible] frische Wohl-

nen einer allen Finanzbeamten eine außerordentliche Abgabe auferlegte und der andere alles dem König auf Assignationen vorausbezahlte cassierte, jenes, weil die Finanzbeamten fast alle nichts taugten" — dieses „weil die Besitzer der Assignationen fast alle reich seyen"!! — Ihm war er gleichgültig, daß bei den Bezahlten nun auch das Bezahlen an die Reihe käme; wenn nur für die Kasse des Königs soviel eingienge, um davon seinen Rabat zu machen. Und was ist zu jeder Zeit den Urhebern der Mißbräuche willkommner, als wenn im Herumgreifen nach Hülfe in der von ihnen herbeigeführten Noth auch ihre Gegner auf den unseligen Gedanken fallen, einmal von Mißbräuchen der Gewalt eine vermeintlich gute Anwendung zu machen. Die beste Sache ist verloren, wenn sie die Ungerechtigkeit zu Hülfe ruft. Man will gerecht seyn und erlaubt sich das Gegentheil nur in drängenden Verlegenheiten. Wer aber nur halb ist, was er seyn soll, hat zum voraus gegen den verloren, welcher, was er seyn will, ganz und mit Consequenz ist. Ohnehin bedarf das Gute den höchsten Aufwand aller Kräfte des Willens und der Klugheit, um einen Feind zu bekämpfen, der, wenn er alles ist, was er seyn kann, in Zwecken und Mitteln durchaus nichts für unerlaubt annimmt. Eine böse Kraft dieser Art fällt nur, wenn all ihr Gift, ohne den Gegner anstecken zu können, nach der Fabel

vom

vom Baſiliſken in ſie ſelbſt zurückgeht und durch dies Uebermaaß ſie berſten macht.

Mazarin hörte die Triumphlieder über Entfernung der Verhaßteſten von jenen „Erbſchleichern des Staats.“ Die Freude machte ſie dem Volke ſo denkwürdig, daß ihre Namen (wie viele Namen der Wohlthäter des Menſchengeſchlechts drückt Vergeſſenheit!) verewigt wurden.

Chantons tout haut: Gaudeamus!
le Parlément a le deſſus,
et nous remets en nos états. Alleluja.

Nous jouiſſons par ſa bonté
de cette ancienne liberté.
Plus d'impot on ne ſouffrira. — —

Tous les maltôtiers ſont camus;
ces malheureux n'en peuvent plus,
et retournent en leurs états. — —

Charles Picard, tout le premier,
reprend l'etat de cordonnier,
que jadis ſon père exerça. — —

Tabouret veut auſſi rentrer
dedans l'honorable mêtier
de fripier, tant il ſ'y forma. — —

Doublet malgré tous ſes ſuppôts
reprend aujourdhui les ſabots,
que dans Paris il apporta. — —

Pour le Fèvre, chacun ſoutient,
que, puiſqu'il eſt venu de rien,
en l'air ſes jours il finira. — —

Quoiqu'on ait vù Monſieur Larcher
avec grand train toujours marcher,
au village on le trouvera. — —

Sans rechercher l'extraction
de Catelan, ni ſa maiſon *)
d'abord on croit, qu'on le pendra. — —

Et pour le regard de l'Hemery
dedans Paris il n'eſt, qu'un cri:
que le diable l'emportera! — —

Et ce ſorcier de Mazarin,
qui, pour troubler tout, fit ce train,
nous chanterons ſon „libera“. — —

Selbſt der Teufel, glaubte man, würde ſich dieſe heilloſe Geſellſchaft verbitten. Man ſchrieb ihr Epitaph:

Paſſant, contente-toi de ſavoir leur trépas
ſans demander: où ſont leurs ames?
Car je crois, que de ces infames
le diable même ne veut pas.

Sie

*) Es war ein alphabetiſches Verzeichniß von dieſen Herrn nebſt Nachweiſungen von ihrer Abkunft im Umlauf. Auch hier ſchien man es wieder übel zu nehmen, daß man — auch von andern als hochgebohrnen gemißhandelt worden war. ſ. oben de la baſſe naiſſance.

Sie hatten mit den Dämonen auch dies gemein, daß, wie das Evangelium ſagt, der unreine Geiſt, wenn er wieder kommt, nur mit ſieben ſchlimmern, als er ſelbſt iſt, zurückkehrt. D'Emery bekam ſeinen Landsmann ſogar nicht zum Nachfolger nach Talay, daß er vielmehr, ehe Ein Jahr vergieng, ſelbſt wieder in die ergiebige Oberaufſicht der Finanzen, mit welcher man indeß dem ſchon geſchilderten de la Meilleraye eine Gegengefälligkeit erwieſen hatte, eintrat und bis an ſeinen Tod (1653) in feſtem Beſitz blieb.

Dieſe um vieles verſtärkte Rückkehr hatte Mazarin in einer ſo kurzen Zwiſchenzeit durch ein ganz entgegengeſetztes Mittel — durch Entfernung — möglich gemacht.

Am Königsfeſt in aller Frühe entführte Er mit Anna ſeinen Mündel, den König, durch eine geheime Pforte aus dem Pallaſt zu Paris nach St. Germain, an eben den Ort, wo kurz zuvor (den 24. Octob.) eine Ausgleichung mit dem Parlement durch Verringerung der drückendſten Abgaben feſtgeſetzt worden war; eine Ausgleichung, deren Verletzung ſchon den 13 Nov. zu neuen Verſammlungen der ſouveränen Rechtsſtellen Stoff gegeben hatte.

Gaſton, der erſte Prinz vom Hauſe, und was weit mehr war, Condé ſelbſt waren Begleiter

ter der Entweichenden. Der ganze Hof, durch die Nachricht sonder gleichen aus dem Morgenschlummer geweckt, strömte nach, so lange die Pariser einen Ausgang offen ließen.

Die Residenz sollte nicht blos empfinden, was ohne all diese wichtige Beförderer des Geldumlaufs aus ihr werden müßte. Sobald man nur sicher war, daß der nahen Königsgewalt nicht die rebellische Gewalt neuer Barrikaden entgegengesetzt werden konnte, sollte zwischen dem König und seiner „guten Stadt Paris" offene Fehde beginnen. Und fürs erste war nichts einem Feldlager ähnlicher, als die Zimmer zu St. Germain selbst. Verheimlichung und Eile hatten keine Vorbereitungen gestattet. Prinzen und Prinzessinnen mußten mit Strohlagern, ohne Feurung und Wäsche, sich begnügen und den Mangel, welcher den Parisern zugedacht war, zuerst schmecken. Geld fehlte so sehr, daß auf die Kronjuwelen geborgt wurde und der Hof fühlte am stärksten die Wahrheit des Bonmots, welches zu Paris zugleich mit der Nachricht von Entführung des Königs durch die Straßen lief:

Ces voleurs de Louis, ces infames harpies,
le Grandmaitre *) et le Cardinal,
après

*) de la Meillerape, Grandmaitre de l'artillerie etc. (s. oben.) Er war jetzt gerade interimistischer Surintendant des Finances oder Chef der ordentlichen Staatsharpyien.

après s'être saisi de toutes les copies,
ont enlevé l'original.

Leicht, wie ein ſolcher witziger Einfall, erhob ſich zu gleicher Zeit ganz Paris, von dem in ſeiner Weisheit deretirenden Parlement an bis zu den Mären des Lohnkutſchers herab, um die Entflohenen durch hochtrabende Beſchlüſſe ſo ſehr als durch eine aus den Wagenpferden erſchaffene Cavalerie mit neuen Schröckniſſen zu verfolgen.

Unſre Farce überſpringt das Ernſthafte all dieſer Anſtalten. Sie ſoll uns vielmehr hören laſſen, wie die Pariſer ihre Gegner, und dann wie ſie ſelbſt die Helden und die Heldinnen von der Schleuder beſangen, welche jetzt die gute Stadt eine Zeitlang neben ſich hungern zu ſehen, entſchloſſen waren, um für ihre edle Perſonen und Sippſchaft am Ende einen Lohn der Ausſöhnung zu bedingen, der ſie ſelbſt auf künftige Zeiten gegen das Hungern ſichern ſollte.

An die Perſon des zehnjährigen Königs wandte ſich das Volkslied mit all jener altfranzöſiſchen Royalität, welcher einſt dieſe Nation ſpäter als dem Leben entſagen zu können ſchien; und man ſieht bald, wie ſehr die folgende verſificierte Kriegserklärung, durch die Wendung, daß die Kriegsrüſtung blos gegen den Miniſter gemacht werde, jener angeſtammten Nationalgeſinnung angepaßt war:

Vous, à qui ſeul toute la France
adreſſe ſes voeux aujourdhui,
Grand Roi, dont la juſte puiſſance
eſt dans l'injuſte main d'autrui;
ſi celui, qui de Vous diſpoſe,
Vous a fait l'innocente cauſe
des maux, qu'on nous a fait ſouffrir,
quelque force, qui nous opprime,
connoiſſez-nous exempts du crime,
dont il tache de nous couvrir.

Si Paris fut les armes prendre
après le vol fait de ſon Roi;
ce ne fut point pour ſe défendre,
il ſongea plus à Lui qu'à ſoi.
Quelque violence, qu'en ſuite
d'une promte et facheuſe fuite
l'on craignit pour la liberté,
peut-être eut-elle été ſoufferte,
ſ'il n'eut connu jointe à ſa perte
celle de Votre Majeſté,

Mais ſachant, que ſon adverſaire
avoit pour but de ſes projets,
detruiſant Paris, de Vous faire
un roi ſans peuple et ſans ſujets;
chacun ſes bien et ſon ſang donne
pour ſoutenir Votre couronne.
Chacun veut devenir ſoldat.
On repouſſe force par force,
et toute la ville ſ'efforce
de détruire ce ſcelerat.

Les François laſſés de la guerre,
quand Dieu vous mit le ſceptre en main,
avoient eſpére dans leur terre
voir la paix dès le lendemain,
et que la Reine Votre mère *)
ayant eu part en leur miſére
ſe plairoit, à les protéger.
L'ordinaire des miſerables
étant de chérir leur ſemblables
et d'aimer à le ſoulager.

Cependant, dès lors que ſa tête
ſe voit exempte de leur ſort,
Elle les croit hors de la tempête,
à cauſe qu'Elle eſt dans le port.
Ses bons deſſeins ſe rallentiſſent.
Fort peu de beaucoup, qui pâtiſſent,
par ſon moyen ſont allégés.
Même il ſemble, qu'Elle ſe plaiſe
pour un, qu'Elle met à ſon aiſe
d'en voir mille autres affligés.

Le ſoin de l'état l'incommode,
elle y commet un Etranger,
qui le gouvernant à ſa mode

*) Richelieu, deſſen Ehrgeiz allein man die Fortſetzung des Kriegs zuſchrieb, wurde auch für den Verfolger der Gemahlin Ludwigs des XIII. gehalten. Wahrſcheinlich war es mehr Nachgiebigkeit gegen den Haß ihres Gemahls als eigene Erbitterung wider ſie, was ihm neben ſo vielen verdienten Beſchuldigungen auch dieſe minder verſchuldete zuzog.

en trouve le faix fort léger.
Il prend toute Votre finance,
vend Vos revenus par avance,
garnit d'arrêts le Partiſan,
N'importe, qu'un peuple périſſe;
tout va bien, pourvu qu'on fourniſſe
à l'avidité du tyran.

Quand un Parlement, que la France
connoit pour Tuteur de ſes Rois,
à ce monſtre fait reſiſtance
et ne veut pas ſubir ſes lois;
il met tout en uſage
pour abattre leur grand courage
et gagner quelqu'un d'entr'eux.
Puis ſa main perfide et tràitreſſe
en une publique allegreſſe
enlève les plus généreux.

Si vos ſujets, jugeant leur perte
par celle de leurs protecteurs,
ſe veulent rendre, à force ouverte,
malgré lui leurs liberateurs;
il ſouffre cette violence,
mais alors, que moins y penſe,
il Vous enlève en pleine nuit.
Le jour meme on bloque la Ville.
Tout autour on viole, on pille,
et le plat pays eſt détruit.

Toutefois la bonté divine
ne nous laiſſe point en beſoin;

Elle détourne la famine
et de ce grand peuple prend ſoin.
L'on voit contre toute eſperance
venir des biens en abondance
par les ordres des magiſtrats *),
et Vos ſujets, ceſſant de craindre,
ſe trouvent en chemin d'éteindre
les deſordres des Vos états.

Louez la genereuſe flamme,
qui les obligea de ſ'armer.
Ils n'ont d'autre deſſein dans l'ame,
que de faire bientôt regner
la paix dedans chaque province,
d'avoir leur légitime Prince
et le remettre dans ſon rang;
puis contens de cette victoire
de ſacrifier à Sa gloire
leurs biens, leurs plaiſir et leur ſang.

Ein ganz andrer, als dieſer fromme, geſchichtmäßig ruhige Ton, erklang gegen alle übrige, vom Glanz der Majeſtät nicht umſtrahlte, Häupter der Hofpartiie. Der Premierminiſter und die Königin wurden, wie man leicht denken kann, am wenigſten geſchont. Selbſt Richelieu mit ſeiner Allgewalt

*) Die Blokade war noch nicht in Ordnung; der aufgeregte Eifer der Pariſer und der Landleute noch in ſeiner erſten Wärme; und in den Caſſen der Patrioten, bei denen man anklopfte, ſtrömte noch die Ebbe.

that verpflichtet fühlte, und eine zweyte noch grö-ßre von ihm erwartete, hatte er ihn genöthigt, eine bescheidene Bitte um Wiederherstellung des Investiturrechts zurückzunehmen, zu welcher der hülflose Zustand des Pabstes dem Kaiser Muth gemacht hatte. Er hatte einem Erzbischoff von Trier, ehe dieser noch von dem Kaiser mit dem zeitlichen Theil seines Amtes bekleidet war, die Einweyhung ertheilt, dem ausdrücklichen Sinn des Vertrags entgegen, der den Frieden des deutschen Reichs mit der Kirche begründete. Mitten in Deutschland, wo er ohne Lothars Begünstigung keinen Schatten von Hoheit besaß, unterstand er sich, eines der wichtigsten Vorrechte dieses Kaisers zu kränken.

Aus solchen Zügen erkennt man den Geist, der den römischen Hof beseelte, und die unerschütterliche Festigkeit der Grundsätze, die jeder Pabst, mit Hintansetzung aller persönlichen Verhältnisse befolgen zu müssen, sich gedrungen sa . Man sah Kaiser und Könige, erleuchtete Staatsmänner und unbeugsame Krieger im Drang der Umstände Rechte aufopfern, ihren Grundsätzen ungetreu werden und der Nothwendigkeit weichen; so etwas begegnete selten oder nie einem Pabste. Auch wenn er im Elend umher irrte, in Italien keinen Fußbreit Landes, keine ihm holde Seele besaß, und von der

Barm-

gewalt über Ludwig den XIII. kam zu Ehren, um den Contraſt über das Verhältniß zwiſchen Mazarin und der ihm ſo ganz hingegebenen Regentin zu verſtärken. Biot drängte ſeine ganze Bosheit in dieſe Zeilen zuſammen:

Mon Dieu! quelle difference,
qu'on voit ſon Eminence
d'avec le défunt Cardinal.
La raiſon eſt toute prête:
L'un conduiſoit ſon animal;
et l'autre monte ſur ſa bête.

Ein andrer ſpäterhin, da die verhaßte Vereinigung ſich gegen Parlamentsſchlüſſe und Spottlieder als unauflöslich gezeigt hatte, ſang zur Erläuterung:

Bien que tout les jours on tente
quelque nouveau mouvement,
ce beau couple toujours chante,
en dépit du Parlement:
Ah, que ma Reine eſt divine!
que Mazarin eſt divin!
(das Volk:) Ah que j'aime Mazarine,
ah, que j'aime Mazarin.

Wie aber konnten denn jemals Franzoſen gegen ein Verhältniß, das wenigſtens mit allen ſtandesmäßigen Rückſichten umſchattet wurde, ſo ſittenſtreng oder ſo neidiſch ſeyn? Der wahre

Grund

Grund lag in einer ganz andern Art von Gunſtbezeugungen. Unter der Aufſchrift: Faveur de Mazarin, entdeckt ſich die Quelle all jener bittern Thränen:

Quand vous feriez comme le Prince *),
devant qui tout l'Empire a fui,
et que vous euſſiez, comme lui,
conquis de villes et de provinces —
Si vous n'êtes Italien,
adieu l'espoir de la fortune!
Si vous n'êtes Italien,
vous n'attraperez jamais rien.

Bien qu'à l'aſſaut de trente villes
on auroit connu votre nom
et qu'on ſauroit, que le canon
vous auroit fait jambes de quilles;
Si vous n'êtes Italien etc. — —

Faſſiez vous noble de cent races,
fils de comte ou de maréchal,
jamais, au palais cardinal,
on ne vous offrira des places;
ſi vous n'êtes Italien etc. — — —

Sans doute c'eſt une injuſtice
de mépriſer les gens de coeur;
Si l'on connoit votre valeur
l'on ſe rit de votre ſervice;
ſi vous n'êtes Italien etc. — — —

Vous

*) Conté.

Vous dites: je ſuis gentilhomme
je ſuis percé de mille coups.
Mon ami! retirez vous,
car vous ne venez pas de Rome.
Si vous n'êtes Italien etc. — — —

Nur wenn der Furchtſame die „Männer von Herz" nöthig hatte, wußte er auch ſie bald anzukörnen. Condé war gewiß noch weniger für die feige Schlauheit Mazarins, die er verachtete, als für die Langweile der Parlementsformen, die ihn anekelten. Dannoch wußte der Schakal dieſen Löwen in eine Geſellſchaft herüberzuziehen, welche Marigny kurz und gut charakteriſierte:

Le vaillant Prince de Condé,
nous refuſe miſéricorde.
Vertubleu! qu'il ſera frondé,
le vaillant Prince de Condé!
car on dit, qu'il eſt ſecondé
par des gens de ſac et de corde. — —

Je weniger dieſe Art von Leuten gens de coeur zu ſeyn pflegen, deſto unentbehrlicher war ihnen der Sieger, welchen ſelbſt ſeine Gegner nur mit Scheu und Achtung in dieſem Poſſenſpiel aufzuführen Anlaß geben. Man höre dies Sonnet au Prince de Condé:

Prince, dont le mérite épuiſeroit mes vers,
Si Paris outragé ne m'impoſeroit ſilence;

Je crois connoitre aſſez dans ce fâcheux revers
la cauſe de ſon mal et de ta violence.

Quelqu'eut été l'éclat de mille exploits divers,
quand de nos ennemis Tu domptois l'inſolence,
Condé ne ſeroit pas craint de tout l'Univers,
ſi la foi, mieux gardée, en exceptoit la France.

Si c'eſt pour ce motif, que ton bras eſt armé
contre le ſeul repos de ſon peuple alarmé;
ſouviens-Toi, que Ton ame en veut à Ta patrie
et que ſi cet orage a pour Toi des appas,
on pourra voir Ta gloire également flétrie
par le malheur de vaincre ou de ne vaincre pas.

Neben Condé ſich bemerkbar zu machen, wäre auf alle Fälle ſchwer geweſen. Wie ſehr Gaſton gegen ihn im Schatten ſtund, haben wir ſchon im Vorſpiel gehört. Dieſe Nullität war auch jetzt für niemand ein Geheimniß:

La France au Duc d'Orleans endormi.

Gaſton, Gaſton, réveille-toi
entends mes cris, aſſiſtez-moi
contre ces trois tyrans *), dont je ſuis déchirée!
Ces trois monſtres cruels ont ma perte jurée.
Fais pour m'en garantir de ſemblables efforts!
— „Je dors." —

Fils

*) Mazarin, Dame Anne, (wie die Fronde ſie nannte) und Condé.

Fils d'un pére *) ſi glorieux,
qui, par des conſeils généreux,
me gouverna vingt ans ſans compagnon, ni maitre!
dois-je pas éſperer, que tu feras paroitre
des ſentiments pareils à ceux, qu'il eut pour lors?
— „Je dors.“ —

Sois touché de cris douloureux
de tant de peuples malheureux.
Le pillage, le fer, le feu, la faim, la rage
changent tout en déſerts. Souffres-tu cet outrage?
Veux-tu point arrêter cés barbares efforts?
— „Je dors.“ —

Las! mon interêt eſt le tien.
Nous nous prêtons égal ſoutien.
Ta grandeur ſe perdra, ſi l'on me peut détruire.
Deſille un peu tes yeux, ſoulage mon martyre,
ou je vais ſuccomber ſous de ſi grands efforts:
— „Je dors.“ —

Un Prince, indigne de ce rang,
veut par le fer et par la ſang
s'élever au ſommet, où ſon orgueil aſpire.
Tout

*) Ludwigs des XIII. und Gaſton Vater war — der große Heinrich IV.

Tout obſtacle *) eſt facheux, à qui veut un empire!
Il n'y ſauroit monter, ſans te mettre déhors.
— „Je dors.“ —

Ces raiſons ne te touchent pas?
Quoi! ſ'il me réduit au trépas,
que deviendra ton nom, ta grandeur, ta puiſſance?
Il ne t'en reſtera qu'une vaine apparence.
Tu ſeras ſon jouet. Que deviendra-tu lors?
— „Je dors.“ —

„Va, France; loin de moi gémir,
Lui dit Gaſton, je veux dormir.
Je nâquis en dormant, j'y veux paſſer ma vie.
Jamais de m'éveiller il ne me prit envie.

Toi

*) Nach den minderjährigen Prinzen, Ludwig XIV und ſeinem Bruder, wäre Gaſton der nächſte zur Krone geweſen. Seine Eiferſucht gegen Condé iſt aus Reb bekannt genug. Dannoch würkte er jetzt gegen Paris ſo mit, daß Condé, als Krieger, ſich zum Unentbehrlichen erheben konnte. Die Endzeilen von Le Labourens ſchon angeführtem Porträt des Prinzen Condé

Si je n'ai pas une couronne,
Ceſt la Fortune, qui la donne.
Il ſuffit de la mériter.

laſſen leicht errathen, was wenigſtens Andere von ihm als möglich annahmen.

Toi, ma femme et ma fille *), y perdez vos efforts.

— „Je dors.“ —

In der That war Condé hier an einer Stelle, auf welcher nicht einmal er ſelbſt ſich zu zeigen vermochte. Gefechte vermieden die Anführer der Pariſer aufs möglichſte; und welch ein Ruhm, Streiter

*) Die letztere hat ſich durch einige männliche Unternehmungen, während dieſer Bürgerkriege ausgezeichnet. Jene trieb Gaſton oft — umſonſt — zu entſcheidenden Entſchlüſſen. In Le Pour et le Contre de la Cour wird dieſe Familie auf folgende Art gegeneinander vorgeſtellt.

Si le Duc d'Orleans ſe fâche,
qu'on ne réſout pas promtement
Il n'eſt perſonne, qui ne fache,
qu'il peut changer dans un moment,
et l'on peut voir dans ce rencontre:
qu'il eſt tantôt Pour, tantôt Contre.

Si Madame le ſolicite,
à l'inſtant il lui promets tout.
Mais auſſitôt, qu'elle le quitte,
La Riviere cauſa un dégout,
et l'on voit bien dans ce rencontre!
qu'il eſt tantôt Pour, tantôt Contre.

Mademoiſelle a beau ſe plaindre,
on n'entend point ſon ſentiment.
Mais elle, qui ne veut rien craindre,
aime le peuple uniquement,
et l'on voit bien dans ce rencontre:
qu'elle préfére Pour au Contre.

ter zu bekämpfen, deren eigene hochpatriotiſche Aufforderungen die lebhafteſte Satyre auf ſie ſelbſt werden mußten. Ein Bürgergeneral der damaligen Zeit wird in zerſtreuten Triolets von ſeiner eignen Parthie ſo redend eingeführt, daß man bisweilen in Verſuchung kommt, den Verfaſſer für einen verkappten Mazariniſten zu halten. Auf alle Fälle war das Bild getroffen:

„Aux armes! ils ſont aux fauxbourgs.
Laquais, mon pot et ma cuiraſſe!
Qu'on faſſe battre les tambours.
„Aux armes; ils ſont aux fauxbourgs."
Allons avec un prompt ſecours
contre cette méchante race
Aux armes, ils ſont etc.
Laquais etc.

Alons, puisque j'ai pris mon pot
allons, qu'on ſarme et que l'on tue.
Allons en bon ordre au grand trot *)

 allons

*) Man hört ja wohl das mächtige Trottieren dieſer Cavalerie, zu welcher jede Kutſche einen Berittenen liefern mußte. Sie hieß den Spöttern la cavalerie des portes cochères. Ein Mazariniſtiſches Triolet ſang:

Ne vous emancipez pas tant,
Cavaliers à porte cochère.
Votre cheval eſt bien peſant.
Ne vous émancipez pas tant.
Gardez vous de tout accident,
qui pourroit gâter votre affaire.

allons, puisque j'ai pris mon pot,
allons frapper, ſans dire un mot.
allons, la viſière abattre.
allons, puisque etc.

Plaideurs, mettez vos ſacs au croc
et ſongez à prendre les armes.
Il eſt temps de faire ce troc;
Plaideurs, mettez vos ſacs au croc.
Point d'arrêts, cela vous eſt hoc,
ſi non pour calmer vos vacarmes.
Plaideurs mettez etc.

Comédiens, c'eſt un mauvais tems!
prenez les armes ſans vergogne;
gardez vous, d'être fainéans.
Comédiens c'eſt un mauvais tems.
La Tragédie eſt pour le champ
bien mieux, qu'à l'Hôtel de Bourgogne.
Comédiens etc.

Violons, il n'eſt plus de bal,
pour cultiver les amourettes.
Encor qu'on ſoit au Carneval,
Violons, il n'eſt plus de bal;
on aime mieux un bon cheval,
des piſtolets et des trompettes.
Violons etc.

Pariſiens, ne rêvez pas tant;
la défenſe eſt toujours permiſe.
En ce malheureux accident,

Pari-

Pariſiens, ne revez pas tant.
Ça, ça. Il nous faut de l'argent;
donnons tout jusqu' à la chémiſe!
Pariſiens etc.

Qu'ils prient bien nos ennemis,
ſ'ils ont de la pieté dans l'ame;
ce ſaint devoir leur eſt permis,
qu'ils prient bien nos ennemis
Saint Germain, Saint Cloud, Saint Denys.
Nous avons pour nous Notre-Dame.
Qu'ils prient bien etc.

Nos gréniers ſont remplis de blé,
qu'on en faſſe de la farine.
Le peuple a tort, d'être troublé;
nos greniers etc.
on ne ſauroit être accablé
d'un an entier de la famine.
Nos greniers etc.

Corbeil ſera bientôt repris
et tout viendra par la rivière;
qu'on ne craigne point à Paris!
Corbeil etc.
on aura de tout, pas à grand prix
Corbeil etc.

Fourbiſſeurs *), ne vous laſſez pas
Armuriers, travaillez ſans ceſſe;

*) Der Volksgeſang verſpricht ſich bei ſolchen Leuten, wie die fourniſſeurs zu ſeyn pflegen, gar leicht.

Barmherzigkeit der Freundlinge lebte, hielt er stand-
haft über den Vorrechten seines Stuhls und der
Kirche. Wenn jede andre politische Gemeinheit
durch die persönlichen Eigenschaften derer, welchen
ihre Verwaltung übergeben ist, zu gewissen Zei-
ten etwas gelitten hat und leidet, so war dieses
kaum jemals der Fall bey der Kirche und ihrem
Oberhaupt. So ungleich sich auch die Päbste in
Temperament, Denkart und Fähigkeit seyn moch-
ten, so standhaft, so gleichförmig, so unveränder-
lich war ihre Politik. Ihre Fähigkeit, ihr Tem-
perament, ihre Denkart schien in ihr Amt gar nicht
einzufließen, ihre Persönlichkeit, möchte man sa-
gen, zerfloß in ihrer Würde, und die Leidenschaft
erlosch unter der dreyfachen Krone. Obgleich mit
jedem hinscheidenden Pabste die Kette der Thron-
folge abriß, und mit jedem neuen Pabste wieder
frisch geknüpft wurde — obgleich kein Thron in
der Welt so oft seinen Herrn veränderte, so stür-
misch besetzt, und so stürmisch verlassen wurde, so
war dieser doch der Einzige Thron in der christ-
lichen Welt der seinen Besitzer nie zu verändern
schien, weil nur die Päbste starben, aber der Geist,
der sie beseelte, unsterblich war.

Kaum hatte Lothar Italien den Rücken ge-
wendet als Innocentius aufs neue seinen Gegnern
das Feld räumen mußte. Er stieg in Begleitung des

hei-

c'eſt pour armer tous nos ſoldats.
Fourbiſſeurs ne vous laſſez pas.
Il faut couper jambes et bras
à ceux, qui nous tiennent Goneſſe *).

Mon Dieu! l'admirable bonheur
en ces diſſenſions nouvelles.
L'euſſes-tu penſer, mon coeur,
mon dieu! l'admirable bonheur.
La Baſtille **) a pour gouverneur

le

*) Die feinen Brödtchen von dorther zu entbehren, ſchien den Pariſern bald unerträglicher, als der ganze Mazarinismus.

**) Auch hier gab es eine priſe de la Baſtille. Herr von Tremblay (der Bruder des berüchtigten P. Joſeph) war mit 22 Mann ohne Brod und ohne Pulver in der Baſtille aus Angſt geradezu vergeſſen worden, da Mars Mazarin ſein Heer von Prinzen und Hofleuten nach St. Germain in Sicherheit brachte. Der Commandant der Feſte wurde — mit zwei Kanonenſchüſſen — aufgefordert (d. 11. Jan.). Er mußte verſprechen, in 24 Stunden, wenn nicht Succurs käme, ſich zu übergeben. Halb Paris lagerte ſich im Garten des Arſenals, um mit größter Behaglichkeit den Auszug der Bezwungenen zuzuſehen. Er geſchah und das Parlement ernannte — um aus Indolenz eben ſo nachläſſig zu ſeyn als Mazarin aus Furcht — den „guten Mann" Broufſel zum Gouverneur, welcher nachher, ſobald der Hof nur einen Wink gab, willig wieder der Ehrenwache entſagte.

le fameux Monſieur de Brouſſelles.
Mon Dieu etc.

Pariſiens, nous ferons des fous
ſi nos coeurs ne ſe font connoître,
et ſi nous n'agiſſons bien tous.
Pariſiens etc.
puisque l'arſenal eſt à nous,
l'on n'a, que faire de Grandmaitre.
Pariſiens etc.

Puisque c'eſt à nous les canons
avec les boulets et la poudre,
Bourgeois, ſi mes conſeils ſont bons,
puisque c'eſt à nous les canons,
pour immortaliſer nos noms
allons partout lancer la foudre.
Puisque c'eſt à nous etc.

Je veux moi-même aller aux coups,
mois, qui je ſuis homme d'étude;
pour donner un bon exemple à tous
je veux moimême aller aux coups.
S'il faut mourir, je m'y reſous
encor que la mort ſoit bien rude.
Je veux etc.

Il faut chaſſer ce Mazarin,
qui vole tout l'or de la France.
Fut il plus fort, fut il plus fin!
Il faut chaſſer ce Mazarin;
Qu'il retourne délà Turin
pour être plus en aſſurance.

Il faut chaſſer ce Mazarin,
qui vole tout l'or de la France.

Aber nicht immer kömmt der Fuchs, auf welchen die Jagd eingerichtet iſt, in die Prelle. Warum, trotz des allgemeinen Aufgebots, das Ende des Akts kein anderes ſeyn konnte, als daß er unverſehrt in ſein Malepartus zurückkehrte, wird uns die Stimme des Volks in ihren Kritiken über die Häupter der Gegenparthie bald entdecken. Unter dergleichen Umſtänden iſt ſie, der Ausſpruch vieler unbemerkter Beobachter, nicht ſelten, was das Sprüchwort ſagt, die Stimme Gottes oder der Wahrheit.

(Der Schluß folgt im XX. Theil.)

Denkwürdigkeiten

des

Kardinal's von Retz.

Drittes Buch.

Der Friede war geſchloſſen, und alles Beſtreben des Kardinal Mazarins gieng einzig dahin ſich gegen die große Schuld, die er dem Prinzen, der ihn im buchſtäblichen Sinne von dem Galgen gerettet hatte, abtragen ſollte, gleichſam aufzumuntern. Der erſte Schritt, den er hiezu that, war, mit dem Hauſe Vendome, das in verſchiedenen Fällen, ein dem Hauſe Conde entgegen geſetztes Intereſſe gezeigt hatte, in nähere Verbindung zu treten. Aus dem nemlichen Bewegungsgrunde ſuchte er den Abt la Riviere für ſich zu gewinnen, und er begieng ſogar die Unvorſichtigkeit, den Prinzen merken zu laſſen, daß er ihm zu der dem Prinzen von Conti beſtimmten Kardinalswürde Hofnung gemacht habe.

Als ferner einige Domherrn von Lüttich ebenfalls den Prinzen von Conti für ihr Bisthum zu erwählen gedachten, ſtellte ihnen der Kardinal, unter dem Vorwande, als ſey es Frankreichs Intereſſe zuwider, ſich mit dem Hauſe Baiern, das darauf natürliche und erklärte Anſprüche habe, zu entzweien, Hinderniſſe entgegen. Gegen la Riviere nahm er den Schein an, als

hätte er gewünscht, dem Prinzen den geistlichen Stand zu verleiden.

Ich übergehe hier eine Menge Umstände, die dem Prinzen die Undankbarkeit und das Mißtrauen des Kardinals hinlänglich bewiesen. Zu lebhaft und zu jugendlich, um darauf zu denken, wie das letztere zu vermindern sey, vermehrte er es vielmehr noch dadurch, daß er Chavigni, welchem Mazarin äußerst zuwider war, in Schutz nahm und ihm die Freiheit wieder nach Paris zu kommen, verschafte; daß er an den Angelegenheiten des Herrn von Bouillon, der sich seit dem Frieden sehr an ihn angeschlossen hatte, thätigen Antheil nahm und daß er seiner Seits gegen la Riviere Rücksichten beobachtete, die nicht unbekannt blieben. Er hatte Unrecht; denn man darf nie mit denen spielen, welche die königliche Gewalt in Händen haben. So groß ihre Schwächen auch seyn mögen, so sind sie wichtig genug, daß man sie entweder schone, oder zu stürzen suche. Verachten sollte sie ihr Feind nie; denn sie sind in der Welt die einzige Gattung von Menschen, die in keinem Falle mit Vortheil verachtet werden kann.

Die Erbitterung verursachte, daß der Prinz bei diesem Feldzug nicht eilte, das Commando über die Armeen zu übernehmen, wie er sonst wohl zu thun pflegte. Die Spanier hatten Saint Venant und Ypres weggenommen, und der Kardinal setzte sich in den Kopf Cambrai wegzunehmen. Der Prinz, der diese Unternehmung nicht für ausführbar hielt, wollte sich nicht damit befassen, und überließ sie dem Grafen Harcourt, der daran scheiterte. Zu eben der Zeit, als der König sich Compiegne näherte, um die Belagerung von Cambrai

mit

mit Hitze zu betreiben, reiste der Prinz nach Bourgogne ab.

Diese Reise beunruhigte den Kardinal, obgleich sie mit Bewilligung des Königs geschah, und bewog ihn, dem Prinzen Aussöhnungsvorschläge thun zu lassen. Herr von Bouillon versicherte mir, daß Arnaud, ehemaliger Befehlshaber der Carabinier und ein eifriger Anhänger des Prinzen, diesen Auftrag bekommen habe; ich weiß aber nicht, ob Herr von Bouillon diese Nachricht aus sichern Quellen gezogen hatte, auch nicht, was diese Vorschläge, wenn sie wirklich statt gefunden haben, für Folgen gehabt haben mögen. Alles, was ich bemerkte, war, daß des Prinzen Unterhändler, Mezerolles, um diese Zeit nach Compiegne kam; daß er mit dem Kardinal geheime Unterredungen hielt, und ihm im Namen seines Herrn erklärte: Der Prinz mache, im Fall die Königin die Oberaufsicht über die Flotten, welche sie seit dem Tode des Herrn von Brezé, sich zugeeignet hatte, aufgeben wollte, Ansprüche darauf, daß es zu seinem Vortheil, und nicht, wie der Ruf sagte, zum Vortheil des Herrn von Vendome geschähe. Frau von Bouillon, welche sichere Nachrichten zu haben glaubte, sagte mir, daß der Kardinal über diese Aeußerungen höchst erstaunt gewesen sey, und mit nichts als einem Galimathias darauf geantwortet habe, worüber er, fügte sie hinzu, den vollständigsten Aufschluß geben soll, sobald man ihn erst in Paris haben wird. Ich bat sie um Erklärung dieser letzten Rede, die mir aufgefallen war. Sie gab mir sie; und ich erfuhr, daß der Prinz nur kurze Zeit in Bourgogne zu verweilen gedächte, und nach seiner Zurückkunft den Hof nöthigen wollte, nach Paris zurückzukehren, wo der Kardinal geschmeidiger als an jedem andern Orte seyn würde. Diese Aeußerung hätte mir, wie Sie

bald sehen werden, beinahe das Leben gekostet; doch lassen Sie mich zuvor, von den Vorfällen, die in Paris vorgiengen, reden.

Die Freiheit gränzte in Paris so nahe an Zügellosigkeit, daß wir auch jene Freiheit, die nicht in unsern Plan taugte, nicht verhindern konnten. Von allen Schwierigkeiten, mit denen eine Faction zu kämpfen hat, ist dies die unüberwindlichste, daß jede Frechheit, die der Faction nicht zu ihren Plänen zuträglich ist, ihr immer gefährlich wird, weil sie ihr einen üblen Ruf bringt. Unser Interesse verlangte, daß wir Schmähschriften und Vaudevilles gegen den Kardinal nicht unterdrückten, aber es war demselben eben so sehr entgegen andere, die gegen die Königin und den Staat gerichtete ungeahndet zu lassen. Es ist unbeschreiblich, was uns diese Ausbrüche erhitzter Geister, für Kummer machten. Zwei solche Verbrecher, welche als Verfasser zweier des Feuers vollkommen würdigen Werke, überwiesen waren, wurden von der Tournelle zum Tode verdammt. Auf der Leiter schrieen sie, daß sie wegen einiger gegen Mazarin gerichteten Verse zum Tode verurtheilt worden wären, und das Volk entriß sie den Händen der Gerechtigkeit. Ich führe diesen Umstand blos in der Absicht an, um Ihnen zu zeigen, in welche Verlegenheit diejenigen gerathen, auf deren Rechnung stets mit großer Bereitwilligkeit Alles, was gegen die Gesetze geschieht, gesetzt wird, und was noch schlimmer ist, — nur der Zufall kann es verhüten, daß nicht fünf oder sechsmal des Tags, die besten und weisesten Erzeugnisse des gesunden Verstands, durch unglückliche Ereignisse, die in solchen Fällen häufiger vorkommen, als irgend anderswo, verkannt und unterdrückt werden. Hiervon nur Ein Beispiel.

Jerzai,

Jerzai, damals ein ſehr eifriger Anhänger des Kardinals, ſetzte ſich in Kopf, die Pariſer, wie er ſagte, an ſeinen Namen zu gewöhnen, und wähnte, daß es ihm gelingen würde, wenn er ſich, mit allen andern jungen Hofleuten, die ihm gleich geſtimmt waren, in den Tuillerien, wo es Ton war, jeden Abend ſpazieren zu gehen, glänzend auszeichne. Von Candale *), von Bouſſeville **), von Souvre, von St. Megrin ***) ließen ſich zu dieſer Thorheit, die Anfangs glückte, überreden. Wir achteten nicht darauf, und hielten es ſogar für anſtändig mit Leuten von Stande, die, ob ſie gleich von der entgegengeſetzten Parthei waren, doch auf Schonungen von unſerer Seite Anſpruch machen konnten, auf einen artigen Fuß zu leben. Wir hielten uns dafür an das Bewußtſeyn, daß wir Herren des Platzes wären. Sie zogen hieraus Vortheil, und brüſteten ſich in Saint Germain, daß die Frondeurs ſie nicht von den erſten Plätzen der Tuillerien zu verdrängen wagten. Sie fiengen an mit groſſem Geräuſch auf der Teraſſe des Gartens Renard glänzende Abendeſſen mit Muſik zu halten und dabei öffentlich die Geſundheit ſeiner Eminenz zu trinken. Dieſe Ausgelaſſenheit beunruhigte mich. Auf der einen Seite wußte ich: Es ſey gefährlich zu dulden, daß unſere Feinde vor den Augen des

*) Ludwig Karl Gaſton von Nogaret, le Valette und Foix Herzog von Candale u. ſ. w. Er ſtarb unverheirathet im Jahre 1688, etwas über 30 Jahre alt.

**) Franz Heinrich von Montmorenci, Herzog von Pinei, Luxemburg, ſeit 1675 Marſchall von Frankreich geb. den 4ten Januar 1695.

***) Jacob Eſthuert Marquis von Saint Megrin ward 1652 bei den Unruhen in Paris getödtet.

heiligen Bernhards nach Pisa, wo er den Gegenpabst und dessen Anhang auf einer Kirchenversammlung feyerlich verfluchte. Dieses Anathem galt besonders dem König Roger von Sicilien, der Anaklets Sache machte, unterstützte und durch seine reissenden Fortschritte im untern Italien den Muth dieser Partey nicht wenig erhöhte.

Da sich die Geschichte Siciliens und Neapels und der Norrmänner, seiner neuen Besitzer, mit der Geschichte dieses Jahrhunderts aufs genaueste verbindet, da uns Anna Comnena und Otto von Freysingen auf die Norrmännischen Eroberungen aufmerksam gemacht haben, so ist es dem Zweck dieser Abhandlung gemäß, auf den Ursprung dieser neuen Macht in Italien zu gehen, und die Fortschritte derselben kürzlich zu verfolgen.

Die mittaglichen und westlichen Länder Europens hatten kaum angefangen, von den gewaltsamen Erschütterungen auszuruhen, wodurch sie ihre neue Gestalt empfiengen, als der europäische Norden im neunten Jahrhundert aufs neue den Süden ängstigte. Aus den Inseln und Küstenländern, welche heut zu Tage dem dänischen Scepter huldigen, ergossen sich diese neuen Barbarenschwärme; Männer des Nordens, Norrmänner nannte man sie, ihre überraschende schreckliche

Ankunft

Volks Handlungen begiengen, die uns mißfällig seyn mußten, weil dieses aus unserer Duldung leicht auf unser Unvermögen es abzuändern, schließen konnte. Und gleichwohl sah ich auf der andern Seite, daß Gewaltthätigkeit das einzige Mittel sey, es zu verhindern; und war diese bei unserer Ueberlegenheit gegen Einzelne anständig? War es klug, auf diese Art einzelne Streitigkeiten anzuknüpfen, die Mazarin freudig benutzt haben würde, um uns auf eine feine Weise von der Hauptsache abzubringen? — Endlich glaubte ich einen Ausweg gefunden zu haben. Ich versammelte die Herrn von Beaufort, la Mothe, Brissac, Retz, Vitri und Fontrailles bei mir. Ehe ich ihnen meine Meinung sagte, mußten sie mir schwören, sich in Ausführung einer Sache, die ich ihnen vorzuschlagen gedächte, ganz nach meinem Sinn zu benehmen. Und nun schilderte ich ihnen die nachtheiligen Folgen, die eine längere Unthätigkeit bei den Vorfällen in den Tuillerien nothwendig hervorbringen werde; ich vergrößerte absichtlich die Schwierigkeiten, wenn wir vereinzelt gegen sie verfahren wollten, und brachte es dahin, daß wir übereinkamen, Herr von Beaufort sollte sich noch diesem Abend, in Begleitung der ebengenannten, mit noch hundert oder hundert und zwanzig andern Edelleuten, wenn diese Herren am Tische sitzen würden, bei Renard einfinden, und nachdem er Herrn von Candale und die andern seines gleichen begrüßt haben würde, zu Jerzai sagen, daß er es allein der Achtung für diese zu verdanken habe, wenn man jetzt ihn nicht von dem Wall hinabwerfe, um ihn pralen zu lehren. Ich fügte noch die Bemerkung bei, daß es gut seyn würde, den Musikanten einige ihrer Instrumente zerbrechen zu lassen, sobald sie weit genug entfernt wären, so daß Personen, welche man nicht zu beleidigen gedächte, nicht mehr

daran

daran Theil nehmen könnten. Das mißlichſte bei der ganzen Sache war die vermuthliche Gegenantwort des Jerzai, die, da er nicht von guter Herkunft war, für ihn ſelbſt keine nachtheiligen Folgen, deſtomehr aber für Andere haben konnte. Sie verſprachen mir, kein Wort von ihm anzuhören, und den ganzen Vorfall blos als ein Opfer ihrer gemeinſchaftlichen Sache, als einen Partei-Streit zu behandeln. Dieſer Vorſatz ward jedoch ſehr ſchlecht gehalten. Anſtatt dem entworfenen Plane gemäß zu handeln, ließ ſich Beaufort ganz von ſeiner Hitze dahinreißen. Er riß das Tiſchtuch hinweg, warf den Tiſch um, dem armen Vineville, den blos das Ungefähr zu dieſem Mahle gebracht hatte, flog eine Schüſſel an Kopf und der Kommandeur von Jars hatte gleiches Schickſal. Die Inſtrumente wurden auf den Köpfen der Spieler zerbrochen. Menil, einer von den Begleitern des Herrn von Beaufort, gab Jerzai drei oder vier Stiche. Die Herrn von Candale und Bouteville, jetziger Herr von Luxemburg, zogen den Degen, und würden ſich auf gut Glück unter die Menge, die alle Degen gezogen hatte, geſtürzt haben, wenn nicht Caumeſnil ſie mit Gewalt zurückgehalten hätte.

So bitter mein Verdruß über dieſen Ausgang der Sache war, ſo groß war die Freude, womit alle Anhänger des Hofs den Tadel der Welt ganz allein auf mich zu ziehen ſuchten. Aber, weil die Sorgfalt, womit ich alle weitere Folgen zu verhindern ſuchte, meine Denkungsart hinlänglich bewies, und weil es überhaupt Zeiten giebt, wo gewiſſe Leute immer Recht behalten, ſo war dieſe Freude nur von kurzer Dauer. Aus dem entgegengeſetzten Grunde hatte Mazarin immer Unrecht. Natürlich ſäumten wir nicht, unſerer Schuldigkeit gemäß, die Nachricht von der aufgehobenen Belagerung von Cambrai, die gute Aufnahme Ser-

viens, womit man ihn für den Münsterischen Friedensbruch zu bezahlen dachte, das Gerücht von der Wiedereinsetzung Emerys, das sich, sobald Herr von la Meilleraie die Oberaufsicht der Finanzen niedergelegt hatte, zu verbreiten anfieng, und bald nachher bestätigte, so laut als möglich bekannt zu machen. Alles kam auf Mazarins Rechnung; wir befanden uns in der Lage, mit Ruhe und selbst mit Würde, das was im Hinterhalt der Zeiten lauschte, erwarten zu können, und wir fiengen bereits an, große Erbitterungen des Prinzen gegen den Kardinal, und des Kardinals gegen den Prinzen, daraus hervorschimmern zu sehen.

Damals war es, als Frau von Bouillon, mir den Entschluß des Prinzen, den König zur Rückkehr nach Paris zu nöthigen, entdeckte, und da ihr Gemahl mir diese Nachricht bestätigte, so beschloß ich, die Ehre dieser von dem Volk so heiß gewünschten Rückkehr mir zuzueignen. Zu diesem Zweck wußte ich am Hof die Nachricht verbreiten zu lassen, daß die Frondeurs gerade diese Rückkehr befürchteten, indessen ich, zu gleicher Zeit, um Mazarin allen Verdacht, daß wir künstlich handelten zu benehmen, alle Unterhandlungen willig anhörte, die von seiner Seite keine Woche ausblieben. Ich versuchte Alles, um Herrn von Beaufort zu bewegen, diesmal unter seinem eigenen Namen zu handeln, weil ich glaubte, daß Mazarin, in der Hofnung ihn leichter zu betrügen, lieber mit ihm, als mit mir verhandeln würde. Aber kaum erfuhr Herr von Beaufort, daß eine Reise nach Compiegne mit zu den Bedingungen dieser Verhandlung gehöre, so war an seine Einwilligung nicht mehr zu denken, weil la Boulaie, dem er sich anvertraut hatte, ihm durchaus davon abrieth. Vielleicht daß dieser es als gefährlich für Beaufort ansah, vielleicht auch, daß er, als ein eifriger Anhänger

hänger der Frau von Montbazon, sich nicht entschlie-
ßen konnte, ihn einen Schritt thun zu lassen, der den
Hofnungen zur Aussöhnung, welche die Montbazon, dem
Hof noch unaufhörlich machte, so offenbar entgegen ge-
wesen wäre. Ich gestehe, daß mir Beauforts Ver-
traulichkeit gegen la Boulaie und seine Freundin, deren
Treulosigkeit ich kannte, viel Unruhe machte, denn
durch sie erschien mir nun die falsche Unterhandlung mit
dem Hof, wozu ich mir den Plan gemacht hatte, nicht
allein zwecklos, sondern selbst gefährlich. Und doch
war sie nothwendig, weil, wie Sie leicht begreifen
werden, es noch weit gefährlicher war, die Ehre der
Rückkehr des Königs, dem Kardinal oder dem Prin-
zen zu überlassen, welche beide ihre beständige Behauptung,
daß wir uns darwider setzten, damit belegt haben wür-
den. Damals sagte mir der Präsident von Bellievre,
daß ich Herrn von Beaufort, da er in einer Sache, die
mein Verderben nach sich ziehen könnte, das Schwei-
gen gebrochen hätte, mit allem Rechte aus einer an-
dern, wodurch er selbst gerettet werden könnte, ein
Geheimniß machen dürfte; daß Alles, was geschähe,
zum Besten der Partei geschehen müsse; daß Beaufort
zu seinem eigenen Vortheil betrogen werden müsse; und
daß er mir sein Wort gäbe, wenn ich ihn handeln ließ,
noch vor Nachts alles Uebel, was Beauforts Mangel
an Verschwiegenheit verursacht habe, wieder gut zu ma-
chen. Er nahm mich in seinen Wagen und brachte
mich zur Montbazon, wo Beaufort jeden Abend zuzu-
bringen pflegte. Er kam auch jetzt einen Augenblick
nach uns, und Bellievre benahm sich so geschickt, daß
er wirklich alles wieder gut machte, was verdorben war.
Er wußte es ihnen glaubhaft zu machen, daß er mich
beredet hätte, aufrichtig an einen Vergleich zu den-
ken; daß es unanständig sey, den König nach Paris
zurückkommen zu lassen, ohne wenigstens die Verhand-

lungen

lungen angefangen zu haben, und daß dieser Anfang nothwendig in eigner Person, das heißt, durch Herrn von Beaufort und mich, geschehen müsse. Diese Eröfnung wirkte. Die Montbazon fieng Feuer, und äusserte, weil sie nun glaubte, daß, da man ernstlich zu unterhandeln gedächte, bei dieser Reise keine Gefahr mehr sey, sogleich die Meinung, daß es besser sey, wenn Herr von Beaufort die Reise thäte. Hierauf führte der Präsident ein Dutzend Gründe an, wovon er selbst nicht Einen verstand, die ihr beweisen sollten, daß dies nicht vortheilhaft seyn würde, und ich machte hier die Bemerkung, daß Menschen von wenig Geist, durch nichts so leicht überredet werden, als durch das, was sie selbst nicht verstehen. Der Präsident ließ sie sogar merken, es würde vielleicht vortheilhaft seyn, wenn ich mich bereden ließ, dort den Kardinal zu sehen. Frau von Montbazon, die, wegen der verschiedenen Verhältnisse, worin sie mit jedem stand, mit der ganzen Welt Briefe wechselte, schrieb sich in einem Brief an den Marschall von Albret *), wie ich späterhin erfuhr, am Hof die Ehre dieses Plans zu. Und was mir es glaubwürdig macht, ist, daß Servien sogleich mit großer Emsigkeit die Verhandlungen mit mir wieder anfieng. Ich antwortete auf Gerathewohl, als wenn ich hinlänglich überzeugt gewesen wäre, daß die Montbazon den Hof bereits davon benachrichtigt habe. Ich verpflichtete mich dann freilich nicht, den Kardinal in Compiegne zu besuchen, weil ich ganz bestimmt entschlossen war, es nicht zu thun, aber ich gab doch zu verstehen, daß es geschehen könnte; denn ich sah ganz deutlich, daß der Kardinal ohne die Hofnung zu diesem Besuch, der mich bei dem Volk in üblen

*) Cäsar Phoebus von Albret, Graf von Miossens war 1653 Marschall von Frankreich und starb 1676.

üblen Verdacht bringen ſollte, nie in eine Reiſe gewilligt haben würde, die dem Volk als ein Beweis meines Antheils an der Rückkehr des Königs gelten könnte. Daß dieſe Rückkehr der Neigung des Kardinals nicht ſo ſehr entgegen war, als es in Paris und ſelbſt am Hof geglaubt wurde, ſchloß ich mehr aus Serviens Miene, als aus dem, was er ſagte. Ich rechnete ſehr darauf, die Königin auf dieſer Reiſe zu ſprechen, aber natürlich, daß ich dies Servien zu ſagen vergaß. Mit unbegränzter Freude reiste er ab, um meine Ankunft in Compiegne voraus zu ſagen. Alle meine Freunde ſetzten ſich dieſer Reiſe, die ſie für äuſſerſt gefährlich für mich hielten, mit ungewöhnlicher Hartnäckigkeit entgegen, und nur dadurch, daß ich ihnen ſagte, daß alles, was nothwendig iſt, nicht für gewagt gelten kann, ſchloß ich ihnen den Mund. Ich brachte die Nacht in Lancourt zu, wo der Herr des Hauſes und ſeine Gemahlin alles verſuchten, um mich zur Rückkehr nach Paris zu bewegen, und kam des andern Tags beim Lever der Königin in Compiegne an.

Als ich die Treppe hinauf ſtieg, ſteckte mir ein kleiner, ſchwarzgekleideter Mann, den ich nie zuvor, und ſeitdem nicht wieder geſehen habe, ein Billet in die Hand, wo ich mit großen Zügen die Worte fand: Sie ſind des Todes, wenn Sie zum König kommen. Nach den bereits gethanen Schritten, war es nicht mehr Zeit zurückzutreten, und ich glaubte mich in Sicherheit, als ich, ohne getödtet zu werden, durch die Wachen hindurch gekommen war. Ich ſagte der Königin: Ich käme, ſie von meiner demüthigſten Ergebenheit, und von der Bereitwilligkeit, womit die Kirche von Paris ihren königlichen Beherrſchern alle ſchuldige Dienſte zu leiſten gedächte, zu verſichern, und ließ in meine Rede alles, was darauf hindeuten konnte, daß ich eifrig für

die

die Rückkehr des Königs gestimmt habe, einfließen. Die Königin antwortete mir mit vieler Güte, und selbst mit Anmuth, aber kaum war das Gespräch auf den Kardinal gefallen, kaum hatte sie gesehen, daß ich, bei allen ihren dringenden Vorstellungen den Kardinal zu besuchen, immer bei der Antwort beharrte, daß dieser Besuch mich zu ihrem Dienst untauglich machen würde, so verlor sie ihre Fassung, ward roth, und alles was sie über sich erhalten konnte, war, wie sie nachher geäussert hat, mir nichts beleidigendes zu sagen.

Wie Servien einst dem Marschall von Clarembaut erzählt hat, so that der Abt Fouquet *) den Vorschlag, mich bei ihm, wo ich Mittags speisete, ermorden zu lassen; und nur seine Ankunft, setzte er hinzu, habe dieses Unglück noch verhüten können. Auch suchte mich Herr von Vendome, der nach der Tafel zu Servien kam, durch die Versicherung, daß man über bösen Anschlägen gegen mich brüte, zu einer schnellen Abreise zu bewegen. Seine Reden machten keinen Eindruck auf mich, so sehr sie auch diesmal wahr seyn konnten. Aber er hätte es gesagt, wenn es auch nicht wahr gewesen wäre, denn es war der größte Lügner seiner Zeit.

Mit dem süßen Bewußtseyn, alles, was ich gewünscht, ausgeführt zu haben, kam ich nach Paris zurück. Ich hatte den Argwohn, daß die Frondeurs der Rückkehr des Königs entgegen wären, vertilgt, auf den Kardinal alles Gehässige des Verzugs geworfen, ihm auf seinem Throne getrotzt und mir die vorzüglichste Ehre der Rückkehr zugeeignet. Gleich mit dem folgenden Tage erschien eine Schmähschrift, die

*) Basile Fouquet, Abt von Bargeau, Bruder des obersten Finanzaufsehers, starb 1680.

die alle dieſe Vortheile in ihr gehöriges Licht ſtellte. Frau von Montbazon ward durch den Präſidenten Bellievre überzeugt, daß beſondere Umſtände mich gezwungen hätten, meine Geſinnungen jenen dem Kardinal zugedachten Beſuch betreffend zu ändern. Mir ward es leicht, Herrn von Beaufort, das nemliche zu überreden, da er von der glücklichen Würkung, die dieſer Schritt auf das Volk hatte, bereits ganz entzückt war. Noch an demſelben Tage machte Hoquincourt, der zu den Unſrigen gehörte, den Kardinal, ich weiß nicht mehr durch welchen tollen Streich, lächerlich, und wir vergaſſen nicht, dieſen durch tauſend Farben zu erheben. Genug wir überzeugten uns hinlänglich, daß wir der Einbildung des Volks noch auf lange Zeit Nahrung gegeben hätten, und davon hängt in ſolchen Fällen Alles ab.

Sobald der Prinz nach Compiegne zurückgekommen war, faßte oder erklärte der Hof den Entſchluß nach Paris zurückzukehren. Sein Empfang daſelbſt war, wie Könige ihn immer gehabt haben, und immer haben werden, das heißt, — von Zurufungen begleitet, die nur für ſolche, die gern ihre Eitelkeit gekützelt ſehen, einigen Werth haben. Ein unbedeutender Procurator vom Chatelet gewann durch Geld die Stimmen von zwölf oder funfzehn Weibern, die, beim Eintritt in die Vorſtadt, dem Kardinal, der in dem Wagen des Königs ſaß: Es lebe Seine Eminenz! zuriefen, und Seine Eminenz hielten ſich deshalb für den Herrn von Paris. Aber eine Zeit von drei oder vier Tagen benahm ihm dieſen Wahn. Die Schmähſchriften dauerten fort. Marigni, ein Schöngeiſt der damaligen Zeit, verfertigte aus allen Kräften, Gedichte; die Frondeurs ſchienen ſtolzer als je. Zuweilen zeigten wir uns, Beaufort und ich, ganz allein, einen einzigen Pagen hinter

unſern

unſern Wagen; zuweilen erſchienen wir in Begleitung von funfzig Bedienten und hundert Edelleuten. Wir veränderten die Scene nach Gefallen, wie wir glaubten, daß es dem Geſchmack der Zuſchauer am angemeſſenſten ſeyn würde. Die Hofleute ahmten uns auf ihre Weiſe nach, ob ſie gleich von Morgen bis zum Abend nicht aufhören konnten uns zu tadeln. Nicht Einer unter ihnen war, der nicht die Frotaden, — dies Wort war von des Präſidenten Bellievres Erfindung — welche wir dem Miniſter gaben, zu deſſen Nachtheil benutzt hätte. Der Prinz, der zu viel oder zu wenig Rückſicht auf ihn nahm, fuhr fort, ihn verächtlich zu behandeln. Er zeigte ſeine Unzufriedenheit über die Verweigerung der Oberaufſicht über die Flotten, und der Kardinal ſann darauf, ihn durch Vorſchläge zu irgend einer andern Vergütung, die er ihm jedoch am liebſten nur in der Hofnung zu geben gedachte, wieder zu verſöhnen. Er bot dem Prinzen an, daß der König die Grafſchaft von Mömpelgart, eine ſehr beträchtliche Herrſchaft, für ihn kaufen ſollte, und gab Hervart den Auftrag, dieſe Sache mit dem Eigenthümer, der einer von den Prinzen des Hauſes Wirtemberg war, ins Reine zu bringen. Damals behauptete man, daß Hervart ſelbſt den Prinzen benachrichtigt habe, ſein geheimer Auftrag ſey, dieſen Handel nicht zu ſchließen. So viel iſt indeſſen gewiß, daß der Prinz mit dem Kardinal unzufrieden war, und daß er, nach ſeiner Zurückkunft nicht allein fortfuhr den Hauptfeind deſſelben, Herrn von Chavigni, ſehr vorzüglich zu behandeln, ſondern ſogar ſich den Frondeurs dem Scheine nach, wieder näherte. Er bewies mir jetzt weit mehr Wohlwollen als in den erſten Tagen nach dem Frieden, und zeigte gegen ſeinen Bruder und ſeine Schweſter weit mehr Schonung als ſonſt. Damals war es, wenn ich nicht irre, daß er dem Prinzen von Conti die würkliche

Wer-

Verwaltung des Gouvernements von Champagne, wovon er bisher nur den Titel gehabt hatte, übergab. Er erwarb sich in dem Abt la Riviere einen eifrigen Anhänger, weil er es von seinem Bruder duldete, daß dieser, der durch eine bloße Anempfelung Kardinäle machen zu können glaubte, dem Abt die Ernennung dazu überließ und den Ritter von Elbene deshalb nach Rom abschickte. Alles dies war nicht geschickt, das Mistrauen des Kardinals zu vermindern, das ohnehin durch die Anhänglichkeit, die der misvergnügte Bouillon für den Prinzen zeigte, großen Zuwachs erhalten hatte. Aber als er nun sogar glaubte, daß der Prinz den Aufstand von Bourdeaux mit günstigen Augen betrachte, ward es noch unendlich drückender. Diese durch den harten Sinn des Herrn von Espernon tyrannisirte Stadt, hatte mit Bewilligung des Parlaments, unter der Anführung von Cambrai und späterhin von Sauvebeuf, die Waffen ergriffen. Das dortige Parlament hatte deshalb einen seiner Räthe, Guionnet, an das Pariser Parlament abgeschickt. Dieser Guionnet war ohne Aufhören bei Herrn von Beaufort, der seiner Seits Alles, was groß schien, auch für gut hielt. So viel Mühe ich mir auch gab, diesen Schein, der zu nichts diente und im Gegentheil schaden konnte, zu vertilgen, so richtete ich doch nichts dagegen aus.

Der Prinz eiferte im Gespräch mit mir mit großer Erbitterung gegen diese Unterredungen zwischen Guionnet und Beaufort, und gab dadurch einen hinlänglichen Beweis, wie wenig er die Unruhen in Guienne zu hegen gedachte; aber weil er zum Vergleich geneigt, und nicht der Meinung war, daß eine wichtige Provinz, wie diese, der Laune des Herrn von Espernon zu gefallen, beunruhigt werden müsse, so glaubte es der Kardinal demungeachtet. Ueberhaupt

Ankunft beschleunigte und verbarg der westliche Ocean. So lang zwar der Herrschergeist Karls des Großen das fränkische Reich bewachte, ahndete man den Feind nicht, der die Sicherheit seiner Grenzen bedrohete. Zahlreiche Flotten hüteten jeden Hafen und die Mündung jedes Stroms; mit gleichem Nachdruck leistete sein starker Arm den arabischen Korsaren im Süden, und im Westen den Normännern Widerstand. Aber dieses beschützende Band, welches rings alle Küsten des fränkischen Reichs umschloß, löste sich unter seinen kraftlosen Söhnen, und gleich einem verheerenden Strom drang nun der wartende Feind in das blosgegebene Land. Alle Anwohner der aquitanischen Küste erfuhren die Raubsucht dieser barbarischen Fremdlinge; schnell wie aus der Erde gespieen, standen sie da, und eben so schnell entzog sie das unerreichbare Meer der Verfolgung. Kühnere Banden, denen die ausgeraubte Küste keine Beute mehr darbot, trieben in die Mündung der Ströme, und erschreckten die ahndungslosen innern Provinzen mit ihrer furchtbaren Landung. Weggeführt ward alles was Waare werden konnte; der Pflugziehende Stier mit dem Pflüger, zahlreiche Menschenheerden in eine hoffnungslose Knechtschaft geschleppt. Der Reichthum im innern Lande machte sie immer lüsterner, der schwache Widerstand immer kühner, und die kurzen Stillstände

welche

war dies gewiß einer der größten Fehler Mazarins, daß er nie glauben konnte, ein Anderer rede aufrichtig und aus reinen Absichten mit ihm.

Der Prinz, der sein ganzes Haus wieder zu vereinigen wünschte, glaubte, den Herrn von Longueville auf keine andere Weise völlig zufrieden zu stellen, als wenn er den Kardinal dahin gebracht hätte, ihm das, bei dem Friedensschluß von Ruel gegebene Versprechen, zu erfüllen, daß nehmlich Herr von Longueville die Gewalt über Pont de l'Arche erhalten sollte, welche mit dem alten Pallast von Rouen, Caen und Dieppe zusammengenommen, für einen Gouverneur der Normandie nicht übel paßte. Aber der Kardinal beharrte dabei, es unerfüllt zu lassen. Als hierauf der Prinz sich einst in voller Versammlung bei der Königin befand, und ihn stärker als gewöhnlich den Stolzen spielen sah, sagte er, indem er aus dem Cabinet der Königin trat, zu ihm: Adieu Mars. Dies geschah um eilf Uhr des Abends, und eine halbe Stunde nachher wußte ich es, so wie die ganze Stadt. Des andern Tags eilte ich schon des Morgens um sieben Uhr nach dem Hotel von Vendome, um Herrn von Beaufort dort zu sprechen, fand diesen aber, im Wagen des Herrn von Nemours bereits auf dem Pont-neuf, in der Absicht, Frau von Nemours zu sehen, für die er viel Zärtlichkeit empfand. Herr von Nemours, der noch ganz für die Königin war, und bereits die große Neuigkeit des vorigen Tages wußte, hatte sich in Kopf gesetzt, Herrn von Beaufort dahin zu bringen, daß er sich bei dieser Gelegenheit für die Königin erklärte, und Beaufort befand sich um so viel mehr dazu geneigt, da Frau von Montbazon bis zwei Stunden nach Mitternacht ihm über den nemlichen Text gepredigt hatte. Bei meiner Kenntniß seines Charakters hätte mich seine Kurzsichtigkeit gar

nicht

nicht befremden ſollen, und doch war ich überraſcht. Ich ſtellte ihm vor, daß in unſerer Lage nichts in der Welt dem geſunden Verſtand mehr zuwider ſeyn könnte, als dies, da wir nichts wagten, wenn wir auf die Seite des Prinzen träten, und alles, wenn wir die Partei der Königin ergriffen Thäten wir dies letztere, ſo würde ſich der Prinz mit Mazarin, der ihn mit offnen Armen aufnehmen würde, ausſöhnen, und durch ſein eigenes Anſehen ſowohl, als durch die Bemühung, dem Volk zu zeigen, daß es eigentlich den Frondeurs Mazarins Erhaltung zu verdanken habe, uns bei demſelben in äuſſerſten Miscredit bringen. Ergriffen wir hingegen die Partei des Prinzen, ſo würde das ſchlimmſte ſeyn, daß wir blieben wie vorher, jedoch mit dem Unterſchied, daß wir uns in den Augen des Volks durch die Bemühung, ſeinen Feind zu ſtürzen, ein neues Verdienſt würden erworben haben. Herr von Beaufort ergab ſich dieſen Gründen, und wir giengen Nachmittags nach dem Pallaſt des Herrn von Longueville, wo wir den Prinzen im Zimmer ſeiner Schweſter fanden. Wir boten ihm unſere Dienſte an und fanden eine Aufnahme, die Sie ſich leicht denken können. Den Abend ſpeiſeten wir mit ihm bei Prudhomme, wo Mazarin einen Panegyricus erhielt, wobei keine rhetoriſche Figur vergeſſen wurde.

Am Morgen des folgenden Tages beehrte mich der Prinz mit ſeinem Beſuch, und fuhr fort in dem geſtrigen Ton mit mir zu reden. Er nahm ſogar die Ballade in na, ne, ni, no, nu, welche Marigni ihm auf der Treppe überreichte, mit Vergnügen auf. Um eilf Uhr des Abends erhielt ich ein Billet von ihm, worin er mir auftrug, des andern Morgens um vier Uhr mit Notremoutier zu ihm zu kommen. Wir weckten ihn auf, wie er uns befohlen hatte, und er ſchien anfangs in ziemli-

cher Verwirrung zu seyn. Er sagte uns, daß er sich nicht entschließen könne, einen bürgerlichen Krieg anzufangen, und daß gleichwohl kein anderes Mittel sey, die allzusehr für den Kardinal eingenommene Königin von diesem zu trennen; daß aber sein Gewissen und seine Ehre ihm dies zu ergreifen verböten, und er aus einem Stamme sey, dem das Betragen eines Valafe *) nicht anständig sey. Hier fügte er noch hinzu, daß er nie vergessen würde, was er uns schuldig sey, daß er, wenn wir es wollten, uns mit sich zugleich, mit dem Hofe aussöhnen werde, oder, wenn dies nicht unsere Absicht sey, in allen Fällen, wo uns zu nahe getreten würde, laut und nachdrücklich unsere Vertheidigung übernehmen werde. Unsere Antwort hierauf war: die Ehre ihm zu dienen sey die einzige Triebfeder gewesen, ihm unsere Dienste anzubieten, und der Gedanke, seine Versöhnung mit der Königin nur einen Augenblick verzögert zu haben, würde uns unendlich schmerzhaft seyn. Wir baten ihn ferner, uns in unserm bisherigen Verhältniß mit dem Kardinal zu lassen, und versicherten ihn, daß dadurch die Sr königlichen Hoheit schuldigen Ehrfurchtsbezeugungen und Dienstleistungen nicht im geringsten leiden würden.

Nie sind die Bedingungen, welche der Vergleich des Prinzen mit dem Kardinal enthielt, ins Publikum gekommen, und Alles, was man davon wußte, war mehr nicht, als was dem Kardinal damals bekannt zu machen gefiel. Die einzige sichtbare Wirkung davon war, daß Pont de l'Arche den Herrn von Longueville übergeben wurde.

So sehr beschäftigten mich indessen diese öffentlichen Angelegenheiten nicht, daß ich darüber alles Privatinteresse

*) Heinrich von Lothringen, der Erste dieses Namens,

tereſſe, das mir oft genug zu ſchaffen machte, hätte vergeſſen dürfen. Frau von Guimene, die das Schrecken in den erſten Tagen der Belagerung aus Paris vertrieben hatte, brachte der Zorn bei der erſten Nachricht, die ſie von meinen Beſuchen in dem Hauſe Chevreuſe hatte, wieder dahin zurück. Ich war Thor genug, ſie bei der Gurgel zu faſſen, weil ſie mich ſo feig verlaſſen hatte, und ſie hatte die Thorheit, mir, wegen meiner mit Fräulein von Chevreuſe begangenen Treuloſigkeit, einen Leuchter an den Kopf zu werfen. Nach einer Viertelſtunde waren wir ſo harmoniſch wie zuvor, und am folgenden Tage that ich zu ihrem Dienſte, was Sie bald hören werden.

Fünf oder ſechs Tage nach dem Vergleich des Prinzen ließ er mir durch den Präſidenten Viole ſagen, daß er in Paris als ein Mann verſchrieen ſey, der den Frondeurs ſein Wort gebrochen habe, daß er mich zwar nicht für den Urheber dieſes Gerüchts halten könne, aber doch wiſſe, daß Herr von Beaufort und Frau von Montbazon vielen Theil daran hätten; er bitte mich, darinn Ordnung zu machen. Statt aller Antwort ſtieg ich ſelbſt in den Wagen des Präſidenten Viole und fuhr mit demſelben zum Prinzen zurück, dem ich hinlänglich zeigte daß ich in Rückſicht ſeiner ſtets ſo geſprochen hätte, wie ich ſprechen ſollte. Auch Beaufort und die Montbazon ſuchte ich, ſoviel ich konnte, zu entſchuldigen, obgleich mir nicht unbekannt war, daß die letztere in ihren Reden nur allzu unvorſichtig geweſen war. Ich bemühte mich, es ihn fühlen zu laſſen, daß ihre Klagen über ſeine Verſöhnung, welche Mazarin zum zweitenmal auf den Thron erhübe, in einer gegen dieſen ſo wüthend eingenommenen Stadt, wie Paris, nicht befremdend ſeyn könnten. Er war gerecht und geſtand, daß das Volk nicht erſt fremde Anreizung bedürfe, um

über dieſen Punkt erhitzt zu ſeyn. Auch ließ er ſich mit mir in ein Geſpräch über ſeine Gründe, die Sachen nicht weiter zu treiben, ein, und billigte, was ich ihm zur Rechtfertigung meines eigenen Betragens ſagte. Die Unterhaltung endigte mit Verſicherungen ſeiner Freundſchaft und meines Dienſteifers, ſo zärtlich, daß ich hinlängliche Urſache zu haben glaubte, ihn von meiner Anhänglichkeit überzeugt zu halten, und keine Mißbilligung von ſeiner Seite fürchten zu dürfen, wenn ich mich in eine Sache miſchte, die gerade den Tag zuvor vorgegangen war, und die ich Ihnen erzählen will.

Die Bitten Meille's, des Jüngſten aus dem Hauſe Foix, eines großen Anhängers des Prinzen, hatten dieſen dahin gebracht, der Gräfin von Foix das Tabouret verſchaffen zu wollen, aber der Kardinal, der viel Abneigung dagegen hatte, reizte die ganze Jugend des Hofs, ſich allen Tabourets, die nicht auf Patente gegründet wären, zu widerſetzen. Der Prinz, der mit einem male den Adel in einer Art von Aufſtand und an deſſen Spitze ſo gar der Marſchall von Hoſpital ſah, wollte, für ein ihm ziemlich gleichgültiges Intereſſe, nicht den allgemeinen Widerſpruch reitzen, und glaubte für das Haus Foix genug gethan zu haben, wenn er auch die Tabourets der andern privilegirten Häuſer aufhübe. Das Haus Rohan war das erſte, auf welches dies Schickſal fiel, und denken Sie ſich den Schmerz welchen ein Unglück dieſer Art den Damen dieſes Hauſes machen mußte! — Sie erfuhren dieſe Nachricht gerade an dem Abend, als die Prinzeſſin von Guimené von Anjou zurückkam; Frau von Chevreuſe, von Rohan und von Montbazon fanden ſich am folgenden Tage bei ihr ein. Sie behaupteten, daß die ihnen zugedachte Beſchimpfung nichts als eine Rache gegen die Fronde ſey, und wir machten zur Erhaltung des Tabou-

ret

reits für das Haus Rohan den Plan zu einem Gegenaufſtand des Adels Fräulein von Chevreuſe hatte viele Zufriedenheit darüber gehabt, daß man ſie in dieſer Sache dem Hauſe Lothringen vorgezogen hatte, doch wagte ſie, aus Rückſicht für ihre Mutter, nicht, der gemeinſchaftlichen Meinung entgegen zu ſeyn. Wir beſchloſſen, ehe wir etwas auffallendes thäten, einen Verſuch zu machen, ob der Entſchluß des Prinzen vielleicht zu erſchüttern ſey, und ich übernahm die Ausführung. Noch an dem nemlichen Abend gieng ich zu ihm hin, und trug, unter dem Vorwand meiner Verwandtſchaft mit dem Hauſe Guimene, mein Anliegen vor. Der Prinz verſtand mich mit halben Worten, und antwortete mir folgendes. Es iſt billig, einem ſo guten Verwandten wie Sie, eine Gefälligkeit Genüge zu leiſten, und ich verſpreche Ihnen das Tabouret des Hauſes Rohan unerſchüttert zu laſſen.

Ich gieng ſogleich zur Frau von Guimene, wo ich die ganze Geſellſchaft noch verſammelt fand, und vollzog den Befehl des Prinzen auf das gewiſſenhafteſte. Ehe ich den Damen von meiner Geſandſchaft Bericht erſtattete, bat ich Fräulein von Chevreuſe das Cabinet zu verlaſſen, und nun that ich es zur großen Zufriedenheit der Zurückgebliebenen. Weil es ſo ſelten iſt, daß eine Unterhandlung auf dieſe Weiſe endigt, ſo habe ich ſie der Aufbewahrung nicht unwerth geachtet.

Dem Kardinal, der täglich neue Veranlaſſungen zum Verdruß erhielt, war auch dieſe mir erzeigte Gefälligkeit des Prinzen ein neuer Zuwachs ſeines Mißvergnügens. Um dieſe Zeit ſtarb der alte Herzog von Chaunes *), der zugleich Gouverneur von Auvergne,

*) Honore Albert, Herzog von Chaunes, Gouverneur von Amiens, Bruder des Connetable von Luines. Er ſtarb 1649 im 69ſten Jahre.

Lieutnant in der Picardie und Gouverneur von Amiens war. Der Kardinal, dem die Feſtung von Amiens ſehr in die Augen ſtach, ſuchte es dahin zu bringen, daß le Vidame, der die Anwartſchaft darauf hatte, ihm das Gouvernement von Amiens überließ, und dagegen das von Auvergne hinnahm. Aber le Vidame, der ältere Bruder von dem jetzigen Herrn von Chaunes, nahm dieſe Vorſchläge ſehr übel auf, ſchrieb einen ſehr ſtolzen Brief an den Kardinal und wandte ſich an den Prinzen. Das letztere that auch Herr von Nemours, weil man anſtand, ihm das Gouvernement von Auvergne zu geben. Moſſans, der jetzt Marſchall von Albret iſt, und damals an der Spitze der Gensd'armes des Königs ſtand, gewöhnte ſich ſelbſt und andere, dem Miniſter zu drohen, und dieſer vermehrte noch den allgemeinen Haß, durch die Wiedereinſetzung des dem ganzen Reich eben ſo verhaßten Emeri. Uns beunruhigte indeſſen dieſe Wiedereinſetzung ein wenig; denn wir wußten, daß dieſer Mann Paris weit beſſer kannte als der Kardinal und daß er es verſtand, und zwar zur rechten Zeit, Geld auszuſpenden. Um dies mit Erfolg zu thun, gehört eine Kenntniß dazu, die wohl verſtanden, eben ſo viel gute Wirkungen bei dem Volke hervorbringt, als ſie im Gegentheil ſchlimme hervorbringen kann. Sie gehört unter die Dinge, die entweder ganz gut oder ganz böſe ſind.

Dieſes kluge und geräuſchloſe Ausſpenden machte es für uns nothwendig, aufs neue gefliſſentlicher als bisher uns mit dem Volke zu vereinigen, und da wir bald eine an ſich ſehr gute Gelegenheit dazu fanden, ließen wir ſie nicht unbenutzt vorbei. Hätte man mir indeſſen geglaubt, ſo hätten wir ſie nicht ſo bald ergriffen, denn wir waren nicht gedrängt, und in Factionen, wo man ſtets nur im Vertheidigungszuſtande iſt, iſt es nie klug etwas zu thun, wozu man ſich nicht gedrungen fühlt.

fühlt. Aber in dieſen Verhältniſſen iſt die Ungeduld der Untergeordneten, die immer glauben, daß alles verloren iſt, wenn nicht gehandelt wird, das beſchwerlichſte von Allem. Vergebens predigte ich ihnen täglich vor, daß wir uns leidend verhalten müßten, daß alles Gewaltſame gefährlich ſey, daß Geduld größere Wirkungen als Handlungen hervorbringen könnte; Niemand faßte dieſe Wahrheiten. Dagegen war der Eindruck, den Ein boshafter Einfall der Prinzeſſin von Guimene auf die Gemüther machte, deſto unglaublicher. Ein Vaudeville, das vorlängſt auf ein gewiſſes Regiment Brülon verfertiget worden war, worin man von dieſem ſagte, daß es nur zwei Dragoner und vier Tambours habe, fiel ihr ſehr zur ungelegenen Zeit ein. Sie, die die Fronde aus mehr als einem Grunde haßte, zog mich einſt, als ich bei ihr war, damit auf, daß unſere Partei nur noch aus vierzehn beſtände, und verglich dann dieſelbe mit dem Regiment Brülon. Seit dieſem Scherz, der tiefen Eindruck machte, plagten mich Noirmoutier, der lebhaft aber zugleich unbeſonnen war, und der ſchwerfällige aber hochmüthige Lorgues vom Morgen bis zum Abend, daß ich mich entweder vergleichen, oder die Sachen aufs äuſſerſte treiben ſollte. Und da die Häupter der Factionen dies immer nur in dem Grade ſind, als ſie den Beſchwerden zuvorkommen, oder ſie zu ſtillen wiſſen, ſo mußte ich mich wohl endlich zum Handeln entſchließen, obgleich es noch nicht Zeit war. Ein günſtiger Zufall ließ mich einen Stoſſ finden, der alle Unvorſichtigkeit hatte verbeſſern können, wenn nicht diejenigen, die dabei im Spiele waren, in Allem zu weit gegangen wären.

Die Einkünfte des Stadthauſes von Paris ſind ihrer Natur nach, das Erbtheil aller, die nur wenig Glücksgüter haben. Es iſt wahr, daß auch

reiche Familien daran Theil haben, aber es iſt noch weit gewiſſer, daß die Vorſehung ſie eher den Armen als den Reichen beſtimmt zu haben ſcheint. Und, verſtünde man die rechte Anwendung dieſes Satzes, wie viel könnte der Dienſt des Königs dabei gewinnen, da es als ein Mittel gebraucht werden könnte, eine zahlloſe Menge von Familien des Mittelſtandes, die in den Revolutionen ſtets die furchtbarſten ſind, für das königliche Intereſſe zu gewinnen. Und dies Mittel würde um ſo viel wirkſamer ſeyn, je weniger es als ſolches erſcheinen würde! — Mehr als einmal hatte die Frechheit jener Zeiten dieſe geheiligte Stiftung zu verletzen gewagt.

Die Unwiſſenheit des Kardinal Mazarin kannte keine Gränzen ſeiner Macht. Bald nach den Frieden fieng er wieder an die Maasregeln, welche theils durch Parlamentsſchlüſſe, theils durch Erklärungen des Königs zur Verhütung dieſer Unordnung genommen worden waren, aufzuheben. Die von dem Miniſter abhängigen Beamten des Stadthauſes trugen durch ihre geſetzwidrigen Handlungen zur Vermehrung des Uebels bei. Die von Renten Lebende lehnten ſich dagegen auf, und hielten zahlreiche Verſammlungen. Die Ferien-Kammer verbot dieſe Verſammlungen durch einen Beſchluß, und das Parlament beſtätigte denſelben, der an ſich rechtmäſſig war, weil ohne Bewilligung des Fürſten gehaltene Verſammlungen immer unrecht ſind in der That aber das Uebel in Schutz nahm, — weil er das Mittel dagegen verhinderte, — bei Zurückkunft der großen Kammer am Martinsfeſt des Jahrs 1649.

Aber, als ungeachtet des Beſchluſſes der Ferien-Kammer ſich die Rentenbeſitzer an dreitauſend Bürger ſtark

ſtark, alle ſchwarz gekleidet, verſammelten und zwölf Anwälde wählen, um, wie ſie ſagten, über die Betrügereien des Prevots der Kaufleute zu wachen, da ſah ſich die große Kammer genöthigt, einen zweiten Beſchluß zu geben. Die Idee zu Ernennung der Anwalde ward den Bürgern durch fünf oder ſechs Perſonen, die zwar einigermaßen bei den Renten intereſſirt waren, aber eigentlich von mir unter die Verſammlung, ſobald ich ſie einmal zu Stande gebracht ſah, gemiſcht worden waren, beigebracht. Durch dieſe ſollte die Verſammlung geleitet werden, und indem ich ſie, die ohnedem zuverläſſig in einem ſehr großem Aufruhr ausgeartet wäre, auf dieſe Weiſe ordnete, that ich ſicher dem Staat einen äuſſerſt wichtigen Dienſt. Alles geſchah jetzt mit der größten Ordnung, die Bürger nahmen vier oder fünf Parlamentsräthe, die ſich an ihre Spitze ſtellten, und mit Vergnügen ihre Anwalde ſeyn wollten, mit Achtung auf, und beharrten bei ihrer Aufführung mit deſto mehr Freude, als ſie eben durch dieſe Räthe erfuhren, daß Herr von Beaufort und ich, ſie in unſern Schutz nähmen. Sie ſandten eine feierliche Deputation an uns ab, und dieſer Schritt war es eben, der den entrüſteten erſten Präſidenten bewog, den zweiten von mir erwähnten Beſchluß ergehen zu laſſen. Die Anwalde beſtanden darauf, daß ihr Syndicat nur durch das ganze verſammelte Parlament, und nicht durch die große Kammer allein aufgehoben werden könnte. Sie beklagten ſich deshalb bei der Appellationskammer, die, nach vorhergegangener Berathſchlagung, ihnen Recht gab, und giengen darauf von einer großen Anzahl Bürger begleitet, ſelbſt zu dem erſten Präſidenten.

Jetzt glaubte der Hof ſeine Gewalt zeigen zu müſſen, und wollte einen gewiſſen des Coutoures, welcher Hauptmann ſeines Viertels und einer der zwölf Anwalde war,

welche sie den Einwohnern gönnten, brachten sie nur desto zahlreicher und desto gieriger zurück.

Gegen diesen immer sich erneuernden Feind war keine Hülfe von dem Throne zu hoffen, der selbst wankte, den eine Reihe ohnmächtiger Schattenkönige, die unwürdige Nachkommenschaft Karls des Großen entehrte. Anstatt des Eisens zeigte man den Barbaren Gold, und setzte die ganze künftige Ruhe des Königreichs aufs Spiel, um eine kurze Erhohlung zu gewinnen. Die Anarchie des Lehenwesens hatte das Band aufgelöst, welches die Nation gegen einen gemeinschaftlichen Feind vereinigen konnte, und die Tapferkeit des Adels zeigte sich nur zum Verderben des Staats, den sie vertheidigen sollte.

Einer der unternehmendsten Anführer der Barbaren, Rollo, hatte sich der Stadt Rouen bemächtigt, und, entschlossen seine Eroberungen zu behaupten, seinen Waffenplatz darin errichtet. Ohnmacht und dringende Noth führten endlich Karln den Einfältigen, unter welchem Frankreich sich damals regierte, auf den glücklichen Ausweg, durch Bande der Dankbarkeit, der Verwandtschaft und der Religion sich diesen barbarischen Anführer zu verpflichten. Er ließ ihm seine Tochter zur Gemahlin und zum Brautschatz das ganze Küstenland

anbie-

war, durch Häscher wegholen lassen. Sie fanden ihn nicht in seinem Hause. Aber Tags darauf versammelten sich die Bürger in sehr beträchtlicher Menge in dem Stadthause, und faßten da die Entschließung, das Parlament, wegen der, gegen einen ihrer Anwalde, beschlossenen Gewaltthätigkeit, durch eine Bittschrift zur Gerechtigkeit aufzufordern.

So weit war Alles ganz nach unsern Wünschen gegangen. Wir hatten uns für die beste und gerechteste Sache interessirt, wir waren im Begriff uns mit dem Parlament, das eine Versammlung der Kammern verlangen wollte, und dadurch Alles, was wir bereits gethan hatten, gut hieß, zu verständigen, und uns von neuem an dasselbe anzuschließen. Aber ein böser Dämon verdrehte den Untergeordneten in unserer Partei die Köpfe. Sie ließen sich einfallen zu glauben, daß diese schöne Gelegenheit scheitern würde, wenn wir sie nicht — mit einem Zusatz von höhern Geschmack, als die gerichtlichen Formen, zu erheben verstünden. Dies waren Montresors eigene Worte, als er, in einem, bei dem Präsidenten von Bellievre gehaltenen Rath der Frondeurs vorschlug, nach einem der Anwalde zu schießen, um das Parlament zu einer Versammlung zu nöthigen. Denn, setzte er hinzu, auf keine andere Weise werden wir den ersten Präsidenten dahin bringen, jemals die Versammlung der Kammern zu bewilligen, und doch ist diese uns durchaus nothwendig, weil sie uns mit dem Parlament vereinigen wird, in einer Angelegenheit, wo wir mit dem Parlament zugleich, die Rechte der Witwen und Waisen vertheidigen werden, und wo wir ohne dasselbe nichts als Aufrührer und Tribunen des Volks sind. Und hiezu, endigte er, brauchts nichts mehr als in einer Straße eine Pistole auf einen unserer Anwalde abzuschießen, der bei dem Volk nicht

zu bekannt ſeyn darf, um einen allzugroßen Aufſtand zu erregen, aber doch eine Bewegung bewirkt, die hinreicht, uns die ſo nöthige Verſammlung der Kammern zu verſchaffen.

Vergebens widerſetzte ich mich aus allen Kräften dieſem Plane; vergebens ſtellte ich ihnen vor, daß wir die Verſammlung der Kammern, auch ohne ein ſo ſeltſames, und mit tauſend Schwierigkeiten verbundenes Mittel, erlangen würden. Der Präſident von Bellievre behandelte meine Zweifel als armſelige Einwürfe. Er bat mich, mir den Satz, den ich einſt in dem Leben Cäſars ſelbſt aufgeſtellt hatte: daß bei öffentlichen Angelegenheiten die Moral einen weitern Umfang hat, als in Privatſachen, ins Gedächtniß zurückrufen, und ich erſuchte ihn dagegen, ſich an das zu erinnern, was ich über denſelben Gegenſtand am Ende des Buchs geſagt hatte, nemlich: daß es immer vernünftig ſey, ſich dieſer Freiheit nur mit der äuſſerſten Vorſicht zu bedienen, weil nur der Erfolg ſie rechtfertigen kann; wer aber will es übernehmen für dieſen zu haften? — Genug, ich ward nicht gehört, obgleich es ſchien, wie Sie aus der Entwicklung ſehen werden, als wenn Gott ſelbſt mir dieſe Worte eingegeben hätte. Es wurde beſchloſſen, daß ein Edelmann, ein Freund von Noirmoutier, in Joli's Wagen, eine Piſtole abſchießen ſollte. Dieſer Joli, den Sie ſeitdem bei mir geſehen haben, war einer von den Anwalden der Bürger. Er verſtand ſich dazu, ſich ſelbſt die Haut zu zerkratzen, um es für eine Verwundung auszugeben, ſich ins Bette zu legen, und dem Parlament ſeine Bittſchrift überreichen zu laſſen. Dieſer Plan beunruhigte mich ſo ſehr, daß die ganze Nacht kein Schlaf in meine Augen kam, und

am folgenden Morgen ſagte ich zu Bellievre die beiden Verſe des berühmten Corneille:

Ie rends graces aux Dieux de n'etre point Romain
pour conſerver encore quelque choſe d'humain.

Einen gleichen Widerwillen gegen dieſen Schritt fühlte auch der Marſchall la Motye. Er geſchah jedoch am 11ten December wirklich, und das Glück ermangelte nicht, ſein grauſamſtes Spiel damit zu treiben. Der Marquis la Boulaie, durch eigene Tollheit bewogen, oder im Einverſtändniß mit dem Kardinal hatte kaum den Zuſammenlauf geſehen, der durch den Piſtolenſchuß und durch die Klagen des Präſidenten Charton, eines der Anwalde, der ſich einbildete, daß der Schuß ihm gegolten hätte, auf dem Platz Maubert verurſacht worden war, als er, wie ein Beſeſſener, mit dem Gefolg von funfzehn oder zwanzig Elenden, darunter der vornehmſte ein Schuhflicker war, mitten in den Saal des Palais drang, als das Parlament eben verſammelt war. Er ſchrie: zu den Waffen, und vergaß nichts um die benachbarten Straßen zu dieſem Schritt zu verleiten. Er lief zu dem guten Brouſſel, der ihm einen Verweis nach ſeiner Weiſe gab, er kam zu mir, und ich drohte ihn aus dem Fenſter werfen zu laſſen. — Folgende Gründe veranlaßten mich zu glauben, daß er mit dem Kardinal einverſtanden ſey.

Als Verwandter des Herrn von Beaufort gehörte er unter die Anhänger deſſelben, aber mehr noch war er es durch Frau von Montbazon, von welcher er in gänzlicher Abhängigkeit lebte. Dieſer Elende aber hielt, wie ich entdeckt hatte, zu gleicher Zeit geheime Unterredungen mit Frau von Epinelle, welche die bekannte Mai-

Maitreſſe von Ondebei und Mazarins treue Spionin war. Deshalb hatte mir Herr von Beaufort auf dem Evangelienbuche einen Eid ablegen müſſen, daß er ihm nie etwas von dem, was mich beträfe, ſagen wollte. In der Folge habe ich durch Joignes erfahren, daß der Kardinal ihn als einen Mann, der ihm immer treu gedient habe, ſterbend dem Könige empfohlen, und dieſer nemliche Mann bekannte ſich, bemerken Sie wohl, ſtets als eifriger Anhänger der Fronde.

Ich komme auf Joli zurück. Das verſammelte Parlament befahl, daß von dieſem Meuchelmorde nähere Erkundigungen eingezogen werden ſollten. Die Königin, als ſie ſahe, daß la Boulaie mit ſeinem Verſuche, Aufruhr zu erregen, nichts ausgerichtet hatte, gieng ganz ruhig, wie ſie jedem Sonnabend zu thun pflegte, in die Meſſe, in Notre Dame. Bei ihrer Zurückkehr erſchien der Prevot der Kaufleute, um ſie von der Treue der Stadt zu verſichern. Man beeiferte ſich, dem Scheine nach im königlichen Pallaſt bekannt zu machen, daß die Frondeurs das Volk zur Empörung hätten reizen wollen, aber ihren Zweck nicht erreicht hätten. Doch Alles dies war nur Kleinigkeit gegen das, was am Abend vorgieng. Boulaie ſtellte auf dem Platz Dauphine eine Art von Wache aus, die aus ſieben oder acht Reitern beſtand, indeß er ſelbſt, wie mir ſeitdem verſichert worden iſt, bei einem Freudenmädchen in der Nachbarſchaft war. Zwiſchen dieſen Reutern und der aus Bürgern beſtehenden Schaarwache, gab es, ich weiß nicht durch welche Veranlaſſung, einigen Lärm, und ſogleich kam die Nachricht in königlichen Pallaſt, daß dies Viertel in Bewegung ſey. Servien erhielt Befehl, ſich von der Urſache unterrichten zu laſſen, und man behauptet, daß er die Anzahl des dort befind-

sinnlichen Volks in seinem Berichte ansehnlich vergrös-
sert habe. Ja man hat sogar beobachtet, daß er mit
dem Kardinal in dem kleinen grauen Zimmer der Kö-
nigin eine lange Unterredung gehalten, und erst
nach dieser, ganz erhitzt, dem Prinzen versichert habe,
daß ganz sicher ein Anschlag gegen seine Person im
Werke sey. Der Prinz, der sogleich sich darüber per-
sönlich Aufschluß verschaffen wollte, ward von der Kö-
nigin zurückgehalten, und sie kamen überein, blos den
Wagen des Prinzen, in Begleitung von einigen andern
dahin abzusenden, umzusehen, ob man sie anfallen wer-
de. Die Wagen kamen auf dem Pontneuf, wo sie ei-
ne Menge bewaffnetes Volk fanden, weil die Bürger
bei dem ersten Lärm die Waffen ergriffen hatten, aber
es geschah nichts. Ein einziger Bedienter, der auf dem
Wagen von Duras stand, ward, man weiß nicht wie,
durch einen Pistolenschuß verwundet. Wenn es wahr
ist, was man zu jener Zeit behauptete, daß dieser
Schuß von zwei Reitern, die zuvor in den Wagen des
Prinzen gesehen und Niemand darin gefunden hätten,
herrührte, so war es, aller Wahrscheinlichkeit nach, nur
das fortgesetzte Spiel des Morgens. Ein Fleischer,
den ich als einen vollkommen rechtschaffenen Mann
kannte, versicherte mir acht Tage nachher, und hat mir
es seitdem zwanzigmal wiederhohlt, daß von diesen zwei
Reitern kein Wort wahr sey, daß la Boulaies Reiter,
bei Erscheinung der Wagen, nicht mehr dagewesen
und diese Pistolenschüsse blos zwischen einigen trun-
kenen Bürgern und einigen von Poisi zurückkehrenden,
ebenfalls nicht nüchternen Fleischern, vorgefallen seyen.
Dieser Mann, der la Nour hieß und Vater des
Charbreux war, von dem Sie gehört haben werden,
versicherte mir, daß er selbst von der Gesellschaft dieser
letzteren gewesen sey.

Durch Serviens Geſchicklichkeit vereinigte ſich der Prinz, der ſich nun gedrungen ſah, die Frondeurs anzugreifen, weil ſie, wie er glaubte, einen Anſchlag auf ſein Leben gemacht hatten, mit dem Kardinal. Alle ſeine Anhänger glaubten ihm nicht genug Eifer zu zeigen, wenn ſie ſeine Gefahr nicht ſo ſehr als möglich vergrößerten, und die Schmeichler im königlichen Pallaſt, wußten die Unternehmung des Morgens, mit dem, was ſich am Abend zugetragen hatte, ſehr geſchickt zu vermengen. Auf dieſen Grund zeichnete man Alles, was nur die niedrigſte Gefälligkeit, die ſchwärzeſte Betrügerey und die albernſte Leichtgläubigkeit nur erfinden können, und am folgenden Morgen weckte uns die Nachricht, daß in der ganzen Stadt das Gerücht verbreitet ſey: wir hätten den König entführen, ihn in das Stadthaus bringen, und den Prinzen ermorden wollen und, im Einverſtändniß mit uns, nähern ſich zu eben dieſem Zweck die ſpaniſchen Heere den franzöſiſchen Gränzen. Frau von Montbazon war, als die bekannte Beſchützerin von la Rochefoucault, an jenem Abend durch den Hof in ein tödtliches Schrecken verſetzt worden. Durch den Marſchall von Albret, der ſich mit ihrer Liebe ſchmeichelte, erfuhr ſie Alles, was der Kardinal für gut hielt, ihr zukommen zu laſſen, und Vigneuil, der ihre Liebe wirklich beſaß, erfüllte ihren Kopf mit Allem, was der Prinz gern von ihr geglaubt wiſſen wollte. So war es natürlich, daß ſie dem Herrn von Beaufort die Hölle offen zeigte. Ihre Vorſtellungen machten auch wirklich ſo tiefen Eindruck auf ihn, daß er ſchon um 5 Uhr des Morgens an mein Bett kam, und mir ſagte: wir wären verloren und es ſey nur noch Ein Ausweg für uns übrig. Dieſer beſtand, ſeiner Meinung nach, für ihn darin, ſich nach Peronne zu flüchten, wo ihn Hoquincourt aufnehmen würde, und für mich, nach Vieſ-

sieres zu gehen, wo Pusä Cennat mir in Allem zu Gebot stehen würde. Anfänglich glaubte ich, daß irgend eine Tollheit, die er mit la Boulaie begangen, der Grund dieser Muthlosigkeit sey. Als er mir aber mit tausend Eiden versichert hatte, daß er in diesem Falle eben so unschuldig sey, als ich, so sagte ich ihm, daß der vorgeschlagene Ausweg sehr verderblich für uns sey, weil er uns vor den Augen der ganzen Welt als strafbar darstellen würde, und daß wir nichts anderes thun könnten, als uns in unsere Unschuld zu hüllen, Alles mit Anstand zu ertragen, gegen Alles, wodurch wir nicht unmittelbar angegriffen würden, nichts zu unternehmen und zu beschließen, was wir bei vorkommendem Anlaß zu thun hätten. Meine Gründe siegten. Um acht Uhr giengen wir aus, um uns dem Volke zu zeigen, und unserer Seits die Stimmung des Volks, das, wie uns gemeldet worden war, in einigen Vierteln sehr bestürzt seyn sollte, zu beobachten. Dies letzte schien uns gegründet zu seyn, und hätte der Hof uns in diesem Moment angegriffen, so weiß ich nicht, ob ihm sein Vorhaben nicht geglückt hätte. Noch vor Mittags erhielt ich wohl dreißig Billets, aus denen ich schloß, daß dies seine Absicht seyn möchte, und dreißig andere, die mir die Besorgniß abnöthigten, er könne es jetzt mit dem besten Erfolg.

Herr von Beaufort, la Mothe, Brissac, Noirmoutier, Laigues, Fiesque, Fontrailles und Mathe speiseten den Mittag mit mir und nach Tische gab es einen großen Streit zwischen uns. Die meisten wollten, daß wir uns in Vertheidigungsstand setzten. Die war: uns für schuldig anerkennen, bevor wir noch angeklagt wären. Nach großen Wiedersprüchen gieng meine Meinung durch: daß nemlich Beaufort ganz allein mi

mit einem einzigen Pagen hinter ſeinem Wagen, und ich auf dieſelbe Art, durch die Straßen fahren, und jeder für ſich zu dem Prinzen gehen ſollte, um ihm zu ſagen, wir wären feſt überzeugt, er werde nie die Ungerechtigkeit begehen, uns mit den gegenwärtigen Gerüchten zu vermengen.

Da ich den Prinzen nicht zu Hauſe gefunden hatte, und es Herrn von Beaufort eben ſo gegangen war, ſo fanden wir uns um ſechs Uhr bei Frau von Montbazon, die uns mit aller Gewalt bewegen wollte, Poſtpferde zu beſtellen und die Flucht zu nehmen. Der Streit, den ich hierüber mit ihr hatte, gab zu einer Scene Gelegenheit, die viel lächerliches enthielt, ſo tragiſch auch der Stoff des Streites immer war. Frau von Montbazon fuhr fort zu behaupten, daß bei der Rolle, die wir beide, Beaufort und ich, ſpielten, nichts leichter ſey, als uns aus dem Wege zu räumen, wenn wir uns unſern Feinden ſelbſt in die Hände lieferten. Ich antwortete: Es iſt wahr, daß wir unſer Leben wagen, wenn wir bleiben, aber unſere Ehre iſt verloren, wenn wir fliehen. — Hier ſtand ſie auf — denn ſie hatte bisher auf ihrem Bette gelegen, und führte mich ans Camin. „Geſtehen Sie nur die Wahr„heit, ſagte ſie mir hier, dies iſt es nicht, was Sie „zurückhält; nur von ihren Nymphen können Sie ſich „nicht trennen. Aber die Unſchuldige kann ja mit uns „reiſen, und über die andere werden Sie ſich hoffent„lich bald tröſten.“ Schon längſt mit ihrem Ton bekannt, fiel mir dieſe Rede nur wenig auf, aber dies überraſchte mich, daß ich ſie entſchloſſen fand, nach Peronne zu gehen, und ſo ganz von Furcht eingenommen, daß ſie ſelbſt nicht wußte, was ſie ſagte. Hier fand ich, daß ihre beiden Liebhaber ihr mehr Furcht, als ſie vielleicht ſelbſt wünſchten, eingeflößt hatten. Ich

verſuchte es, ſie zu beruhigen, und als ſie mir einig
Vertrauen zeigte, daß ich, als der vertraute Freu
von Fräulein Chevreuſe und Frau von Guimène, wo
nicht der übrige ſeyn könnte, ſagte ich ihr Alles, w
meine Verbindung mit Herrn von Beaufort mir in
nem ſolchen Falle nur auflegen konnte. Hierauf a
wortete ſie mir erhitzt: Ich will, daß man, u
mein ſelbſt willen mein Freund ſeyn ſo
und verdiene ich es etwa nicht? Natürli
daß ich ihr nun ihr eigenes Bild, ſo ſchön als mögl
gezeichnet, vorhielt, und im ferneren Geſpräch, — de
unſere Unterhaltung dauerte lange — kam ſie endl
auf die herrlichen Thaten, die wir hätten ausrich
können, wenn wir vereint geweſen wären. „Ihr
„es unbegreiflich, ſetzte ſie hinzu, wie ich in dem U
„gange mit einem alten Weibe, welches boshafter als
„Teufel ſey, und mit einem jungen, das nach Verhä
„niß noch dümmer ſey, mein Vergnügen finden könn
„Warum, fuhr ſie fort, und zeigte auf Herrn von Be
„fort, der Schach ſpielte, warum ſtreiten wir uns
„aufhörlich um dieſen Unſchuldigen, verurſachen
„ſelbſt ſo viel Mühe, und verderben uns gegenſei
„unſere Plane? Warum verſtehen wir uns nicht b
„ſer? Laſſen Sie uns nun nach Peronne gehen. Sie
„Herr von Mezieres, und der Kardinal wird ſo
„morgen ſeine Unterhandlungen mit Ihnen anfange
Wundern Sie ſich nicht, die Montbazon auf dieſe A
ſe reden zu hören. Dies waren ihre gewöhnlichen A
drücke, wenn ſie von Beaufort ſprach, und ſie ſa
Jedem, der es hören wollte, daß der arme Herr—
vermögend ſey. Wahr, oder doch beinah wahr iſt
daß er nie die Spitze ihres Fingers verlangt hat,
nur in ihren Geiſt verliebt war, ja ich verſichere
nen, daß er mir oft in Verzweiflung zu ſeyn ſch
wenn er ſie, was oft zu geſchehen pflegte, am Frey

Fle

Fleiſch eſſen ſah. Ich war an ihre Reden gewöhnt, aber nicht an ihre Liebkoſungen, und ſie rührten mich, obgleich ſie mir, bei dieſer Lage der Sachen, verdächtig vorkamen. Bei ihrer wirklich ſeltenen Schönheit, und meiner natürlichen Stimmung, keine Gelegenheit dieſer Art verloren gehen zu laſſen, war es natürlich, daß ich immer zärtlicher ward, und man kratzte mir deshalb nicht die Augen aus. Ich that den Vorſchlag ins Kabinet zu gehen, erhielt aber dagegen den, vor allen andern Dingen die Reiſe nach Peronne in Richtigkeit zu bringen; und hier endigte unſere Liebſchaft. Die Unterhaltung ward wieder allgemein, und betraf die Frage, welches Benehmen hier das Beſte ſey. Der Präſident von Bellievre, den Frau von Montbazon um Rath fragen ließ, war der Meinung, daß das Einzige, was wir thun könnten, ſey, dem Prinzen auf alle Art entgegen zu kommen, da die Achtung für ihn uns dieſes ohnehin auflegte, und wenn er es verſchmähte, uns durch unſere Unſchuld und Feſtigkeit allein aufrecht zu erhalten.

Herr von Beaufort verließ die Geſellſchaft, um den Prinzen aufzuſuchen, und fand ihn bei Tiſch. Er grüßte ihn mit Ehrerbietung, und der Prinz, den ſeine Erſcheinung überraſcht zu haben ſchien, fragte: ob er an der Tafel Platz nehmen wolle. Beaufort nahm es an, und hielt die ganze Unterhaltung, ohne in Verlegenheit zu gerathen, mit einer Verwegenheit aus, die jedoch nicht aus ihren Gränzen trat. Was zwiſchen dieſem Abendeſſen und dem folgenden Morgen vorgegangen ſeyn mag, weiß ich nicht; aber dies weiß ich, daß der Prinz, der an dieſem Abend keine Erbitterung gegen uns gezeigt hatte, den Tag darauf äuſſerſt gegen uns aufgebracht zu ſeyn ſchien.

anbieten, welches den Normännischen Verheerungen am meisten blosgestellt war. Ein Bischoff führte das Geschäfft, und alles was man von dem Normann dafür verlangte, war, daß er ein Christ werden sollte. Rollo rief seine Korsaren zusammen, und überließ den Gewissensfall ihrer Beurtheilung. Das Anerbieten war zu verführerisch, um nicht seinen nordischen Aberglauben daran zu wagen. Jede Religion war gleich gut, bey welcher man nur die Tapferkeit nicht verlernte. Die Größe des Gewinns brachte jede Bedenklichkeit zum Schweigen. Rollo empfieng die Taufe, und einer seiner Gefährten wurde abgeschickt, der Ceremonie der Huldigung gemäß, bey dem König von Frankreich den Fußkuß zu verrichten.

Rollo verdiente es, der Stifter eines Staats zu seyn; seine Gesetze bewirkten bey diesem Räubervolk eine bewundernswürdige Verwandlung. Die Korsaren warfen das Ruder weg, um den Pflug zu ergreifen, und die neue Heimat ward ihnen theuer, so bald sie angefangen hatten, darauf zu ärnten. In dem gleichförmigen sanften Takte des Landlebens verlor sich allmählich der Geist der Unruhe und des Raubes, mit ihm die natürliche Wildheit dieses Volks. Die Normandie blühte unter Rollos Gesetzen, und ein barbarischer Eroberer mußte es seyn, der die Nachkommen Karls

des

An diesem Tage gieng ich mit Noirmoutier z
ihm hin. Aber obgleich der ganze Hof dahin kam, u
ihm Glück zu wünschen, daß der vorgebliche Anschla
auf sein Leben verunglückt sey, und er sie alle, na
und nach, in sein Kabinet eintreten ließ, so mußte i
allein immer zurückbleiben, und sein Kammerjunk
der Ritter von Riviere sagte mir, daß er keinen B
fehl habe mich hineinzurufen. Der lebhafte Noirmo
tier ward ungeduldig, und ich zeigte eine künstliche G
duld. Drei ganze Stunden lang blieb ich im Zimm
und verließ es nur mit dem letzten. Ich that n
mehr, um dem Prinzen entgegen zu kommen.
gieng zu Frau von Longueville, wo ich eine zieml
frostige Aufnahme fand, und von da zu ihrem Gema
der erst seit einigen Tagen nach Paris gekommen w
Diesen bat ich, mir ein günstiges Zeugniß bei d
Prinzen zu geben, und er, der fest überzeugt war,
dies Alles nur eine Schlinge sey, die der Hof d
Prinzen zu legen gedächte, äußerte gegen mich,
ihn alles, was er jetzt sähe, mit tödtlichem Wider
len erfülle. Aber, da er von Natur muthlos,
seine Versöhnung mit dem Hofe, noch im frischen
denken war, so hielt er sich nur an allgemeine Aus
cke, und vermied, wider seine Gewohnheit, eine ge
Zergliederung.

Alles dieses geschah am 11ten und 12ten
cember 1749. Den 13ten kam der Herzog von
leans, von dem Prinzen, Herrn von Bouillon,
dome, Simon, Elbeuf und Mercoeur begleitet, in
Parlament. Hier ward, zu Folge eines vom K
erhaltenen Siegelbriefs, durch welchen er befahl,
über die Urheber des Aufruhrs, Erkundigung ein
gen werden sollte, beschlossen: daß an dieser Sach
all dem Eifer, den eine Verschwörung gegen den S
verdiene, gearbeitet werden solle.

Den 14ten brachte der Prinz seine Klage vor, und verlangte, daß über den auf sein Leben gemachten Anschlag gerichtlich verfahren werden sollte.

Den 15ten war keine Versammlung, weil man dem Herrn Charon und Doujat Zeit lassen wollte, ihrem Auftrag gemäß, vollständige Erkundigungen einzuziehen.

Den 15ten gab Joli, weil das Parlament aus dem nemlichen Grund keine Versammlung hielt, eine Bittschrift bei der großen Kammer ein, worin er an das Kriminalgericht verwiesen zu werden verlangte, weil seine Sache nur eine Privat-Angelegenheit sey, und weil sie keinen Beziehung auf die Empörung hätte, auch nicht für die Versammlung der Kammern gehöre. Der erste Präsident, der aus Allem, was am 11ten vorgegangen war, einen Proceß zu machen wünschte, verwies die Bittschrift an die Versammlung der Kammern.

Den 19ten war noch immer keine Versammlung.

Den 20ten kamen Monsieur und der Prinz ins Palais, und während der ganzen Sitzung wurde nichts weiter abgethan, als die Frage, ob der Präsident Charton, der an dem Tage des von Joli vorgeblichen Meuchelmords, seine Klage eingereicht hatte, mitstimmen dürfe? Er ward ausgeschlossen und dies mit Recht.

Den 21sten war keine Versammlung.

Indessen schlief die Fronde nicht, und ich vergaß auf meiner Seite nichts, was nur im Geringsten zu Wiederherstellung unserer Angelegenheiten dienen konnte. Beinahe alle unsere Freunde waren in Verzweif-

lung, und alle waren entkräftet. Selbſt der Marſchall von la Morlye ließ ſich von der Achtung des Prinzen, der ihn allen Andern vorzog, ſo ſehr rühren, daß wenn er uns auch nicht ganz verließ, er doch ſehr lau für unſere Angelegenheiten wurde. Hier ſehe ich mich verpflichtet, etwas zu Caumartins Lobe zu ſagen. Dieſer war durch Eſtri. meinen Verwandten, der eine von ſeinen Tanten geheyrathet hatte, mit mir in Verbindung gekommen. Er hatte immer einige Freundſchaft für mich gezeigt, aber es war doch bisher noch keine Vertraulichkeit zwiſchen uns entſtanden. Erſt an dem Tage nach dem durch la Boulaie verurſachten Lärm, gab er mir ſein ganzes Vertrauen und ſeine Freundſchaft, und theilte mein Intereſſe zu einer Zeit, wo Alles mich für verloren hielt. Zur Belohnung ſchenkte ich ihm mein gegenſeitiges Vertrauen, und nach Verlauf von acht Tagen, wo ich Gelegenheit gehabt hatte, ſeine Fähigkeit, die ſein Alter überſtieg, zu beobachten auch meine Achtung.

Wo ich in ganz Paris in dieſer Beſtürzung die größte Standhaftigkeit fand, das war bei den Geiſtlichen. Während dieſer Leben oder acht Tage, arbeiteten ſie bei dem Volk mit unglaublichem Eifer, und der Pfarrer von St Gervais, Bruder des General-Advokaten Talon, ſprach mir: Sie werden die Oberhand behalten, retten Sie ſich nur vor Meuchelmord. Eh' noch acht Tage verlaufen ſind, werden Sie ſtärker, als Ihre Feinde ſeyn.

Den 25ſten ließ mich ein Beamter der Kanzlei, am Mittag benachrichtigen, daß der General-Procurator Meſſant, ſich dieſen Morgen zwei Stunden lang mit dem Kanzler und Herrn von Cheſeigni eingeſchloſſen

ſchloſſen habe, und daß er mit Beiſtimmung des erſten Präſidenten beſchloſſen habe, am 23ſten ſeine Schlüſſe gegen Herrn von Beaufort, Herrn von Broufſel und mich ergehen zu laſſen. Der Inhalt derſelben ſollte ſeyn, daß wir vor Gericht geladen würden, um dort angehört zu werden; was nichts anders, als eine etwas mildere Art von gewöhnlicher Citation iſt.

Den Nachmittag hielten wir Frondeurs bei Longueil einen groſſen Rath, wo es viele Widerſprüche gab. Es war zu befürchten, daß bei der jetzigen Niedergeſchlagenheit des Volks der Hof den Moment benutzen würde, um uns, unter einer rechtlichen Form, die, wie Longueil behauptete, durch die Geſchicklichkeit des Präſidenten von Meſmes unvermerkt ſich in das Verfahren eingeſchlichen, und durch die Kühnheit des erſten Präſidenten, ſich darinn erhalten hatte, in Verhaft nehmen zu laſſen. Dieſe Meinung beunruhigte mich, wie die andern; doch konnte ich ihren Vorſchlägen, einen Aufſtand zu wagen, nicht beiſtimmen. Ich wußte, daß das Volk zu uns zurückkehren würde, aber ich wußte nicht, ob es bereits zurückgekehrt ſey. Wir konnten alſo unſern Zweck erreichen; und ſelbſt, wenn wir glücklich waren, ſchien nur dennoch unſer Verderben gewiß, weil wir uns in der Folge nicht behaupten konnten, und uns dadurch, ſelbſt dreier höchſt verhaften, wichtiger Verbrechen angeklagt hätten. Gründe dieſer Art, machen natürlicher Weiſe auf alle Gemüther, die nicht in Furcht ſind, Eindruck machen; aber was vermögen ſie gegen ſolche, die für nichts Anders empfänglich ſind, als was die Furcht ihnen einflößt? — Damals bemerkte ich, daß das Schrecken, wenn es bis zu einem gewiſſen Grade geſtiegen iſt, die nemlichen Wirkungen hervorbringen kann als die Ver-

wegenheit. Longueil war der Meinung, daß wir den königlichen Pallaſt umringen ſollten, und Andere waren noch verwegener in ihren Plänen. Ich ließ ſie lange ihre gegenſeitigen Meinungen beſtreiten, damit die Einbildungskraft, die erhitzt, nie zu gewinnen iſt, ſich abkühlen ſollte, und dann erſt trat ich mit meiner Meinung hervor, die ich ſchon, ehe ich in ihre Verſammlung kam, beſchloſſen hatte. Es war dieſe. Herr von Beaufort und ich ſollten uns morgen, ſo bald wir wüßten, daß Monſieur und die Prinzen im Palais verſammelt wären, auch dahin begeben, er von Niemand als ſeinem Stallmeiſter begleitet, und ich zu gleicher Zeit, durch eine andere Treppe, mit einem einzigen Geiſtlichen. Hier wollte ich, nachdem wir unſere Plätze eingenommen hatten, in ſeinem und meinen Nahmen ſagen: wir hätten erfahren, daß man uns in die Sache der Empörer verwickle und wir erſchienen hier, dem Parlament unſere Köpfe darzubieten, um beſtraft zu werden, wenn wir ſtrafbar wären, aber auch um Gerechtigkeit gegen die Verläumder zu verlangen, wenn wir unſchuldig befunden würden; ich ins beſondere, obgleich ich nicht glaubte, daß ich der Geſellſchaft verantwortlich ſey, entſagte dennoch allen Vorrechten, blos um eine Verſammlung, für die ich während meines ganzen Lebens ſo viel Anhänglichkeit und Verehrung gefühlt hätte, von meiner Unſchuld zu überzeugen. Ich weiß es ſehr wohl, meine Herrn, fügte ich noch hinzu, daß dieſer Schritt allerdings bedenklich iſt, denn wir können im Palais getödtet werden. Aber unterläßt man dies, ſo ſind wir morgen Herrn des Platzes, und der Gedanke, am folgenden Tag über eine ſchwere Anklage geſiegt zu haben, iſt für die Einzelnen ſo ſchön, daß man Alles dafür wagen kann. Wir ſind uns unſerer Unſchuld bewußt. Die Gewalt der Wahrheit iſt groß, die Niedergeſchlagenheit des Volks und unſerer

serer Freunde kömmt nur allein daher, weil der unglückliche Zusammenfluß von Umständen, welche ein feindliches Schicksal bis zu einem gewissen Grad um uns versammelt hat, sie mit Zweifeln gegen unsere Unschuld erfüllen. Unsere Sicherheit wird das Parlament und das Volk zu uns zurückführen. Ich stehe dafür, daß wir morgen das Palais — wenn wir es wieder verlassen — mit größerer Begleitung verlassen, als unsere Feinde. Das Weihnachtsfest ist vor der Thür, es wird nur noch morgen und übermorgen Parlamentsversammlung seyn. Gehen unsere Angelegenheiten, so wie ich gezeigt habe, so werde ich sie bei dem Volk, durch eine Predigt, die ich am Weinachtsfeyertage in St. Germain von Lazerrois, dem Kirchspiel des Louvre, zu halten gedenke, schon dabei zu erhalten wissen; und nach dem Feste, werden wir uns, durch unsere Freunde behaupten, die wir indessen aus den Provinzen kommen lassen.

Diese Vorstellungen siegten. Man empfahl uns dem Schutz des Himmels, wie vor einer großen Gefahr, und ein jeder gieng mit sehr geringer Hofnung, nach Hause.

Als ich in meine Wohnung zurückkam, fand ich ein Billet von Frau von Lesdiguieres, worinn sie mir meldete: die Königin habe vorhergesehen, daß wir — weil die Beschlüsse, die der Generalprocurator dort zu nehmen gedachte, in der That bekannt genug waren — uns vielleicht entschließen könnten, selbst ins Parlament zu kommen; um mich daran zu verhindern, habe sie dem Erzbischoff von Paris geschrieben, und ihn beschworen, seinen Platz im Parlament einzunehmen, weil ich bei der Anwesenheit desselben keine Stelle mehr dort hatte.

Es war drei Uhr des Morgens, als ich die Herrn von Brissac und Retz aufsuchte, und sie mit mir zu den Capucinern der Faurbourg St. Jaques führte, wo der Erzbischoff geschlafen hatte, damit sie diesen mit mir vereint bitten möchten, nicht ins Parlament zu kommen. Mein Onkel hatte wenig Geist, auch dies Wenige hatte eine schiefe Richtung erhalten; er war schwach, furchtsam und voll von einer lächerlichen Eifersucht gegen mich. Er hatte der Königin versprochen seine Stelle im Parlament einzunehmen und wir erndteten von unserer Bemühung nichts, als Beleidigungen und Prahlereien ein, wie zum Beispiel diese, daß er mich besser vertheidigen würde, als ich selbst. Bemerken Sie hier, ich bitte, daß er, in Privatunterhaltungen, so geschwätzig wie eine Elster, vor dem Publikum, stumm wie ein Fisch war. Ein Chirurgus, den er in seinem Dienst hatte, bat mich bei den Karmelitern, die nicht weit davon sind, auf ihn zu warten, und er kam nach einer Viertelstunde wirklich dahin. Er erzählte mir, daß er, so bald wir das Zimmer meines Onkels verlassen hätten, zu ihm gegangen sey, und ihm über die Festigkeit, womit er seinen Aerzten, die ihn lebendig begraben wolle, Widerstand geleistet hätte, große Lobsprüche gemacht habe. Hierauf habe er ihn beständig gebeten eilig aufzustehen, um zu rechter Zeit ins Parlament zu kommen, sobald aber mein Onkel das Bett verlassen, ihn mit dem Ton des Schreckens um sein Befinden gefragt. Mein Onkel habe ihn zur Antwort gegeben, daß er sich wohl befände, er aber habe erwiedert, daß dies unmöglich sey; sein Gesicht sey zu verändert, und nachdem er seinen Puls untersucht, habe er ihm versichert, daß er das Fieber habe. Hierauf sey der Mann erschrocken wieder ins Bett gegangen, und alle Könige und Königinnen der Welt würden ihn unter 14 Tagen

nicht

nicht herausbringen. Einzeln und ohne Begleitung giengen wir nun, Herr von Beaufort, Briſſac, Retz und ich, ins Parlament. Die Prinzen hatten über tauſend Edelleute bei ſich, und man kann behaupten, daß faſt der ganze Hof dort verſammelt war. Mit dem Chorhemd und Mäntelchen bekleidet, gieng ich durch den groſſen Saal mit meinem Baret in der Hand, und nur wenige erwiederten meinen Gruß; ſo ſehr war man überzeugt, daß ich verloren ſey. Da ich in die groſſe Kammer noch vor der Ankunft des Herrn von Beaufort trat und folglich die Verſammlung mit meinem Anblick überraſchte, ſo entſtand ein leiſes, dunkles Geräuſch, dem ähnlich, das Sie zuweilen in Predigten beim Schluß eines Perioden, der gefallen hat, hören. Ich nahm dies für eine gute Vorbedeutung, und ſagte nun mit wenigen Worten, was ich bei Conqueil entworfen hatte. Ein neues Flüſtern folgte meiner Rede, die gedrängt und beſcheiden war. Als in dieſem Augenblick ein Rath über eine Bittſchrift für Joli ſeinen Bericht abſtatten wollte, ſagte der Präſident von Mesmes, daß man vor allem Anderen, die, über die bekannte Verſchwörung, wofür Gottes Gnade den Staat und das königliche Haus behütet habe, eingezogenen Nachrichten leſen müſte. Beim Schluß dieſer Worte ſagte er noch etwas von der Verſchwörung von Amboiſe, das mir, wie Sie ſehen werden, eine furchtbare Ueberlegenheit über ihn gab. Auch hier bemerkte ich, wie bei tauſend andern Gelegenheiten, daß eine ſorgfältige Wahl der Worte bei wichtigen Angelegenheiten eben ſo nothwendig, als bei Kleinigkeiten überflüſſig iſt.

Jezt las man die Berichte. Die Zeugen, die man darin fand, waren ein gewiſſer Canto, der in Pon zum

Galgen

den, ſchon an mich kommen würde, aber der Haufen der Apellationsräthe erhob ſich und drohte ihn zu erſticken. Was ich ſagte, war folgendes:

„So wenig ich glaube, meine Herrn, daß die „vergangenen Jahrhunderte Zeugen einer perſönlichen „Citation an Perſonen unſeres Standes auf ein blo„ßes Hörenſagen geweſen ſind; eben ſo wenig glaube „ich, daß die Nachwelt es dulden oder nur glauben „könne, daß dieſes Hörenſagen aus dem Munde der „ſchändlichſten Verbrecher, welche die Kerker je ausge„ſpieen haben, nur des Anhörens gewürdiget worden „iſt. Dieſer Canto iſt in Pau zum Strick verurtheilt „worden; Pichon in Mons zum Rade; der Name „Sociande ſteht noch gegenwärtig in ihren Kriminal„regiſtern — (Ich hatte dieſe Nachrichten um zwei „Uhr des Morgens von dem General-Advocaten „Bignon erhalten). — Ich erſuche Sie von dem Ge„präge, das ſie führen, und von ihrem Gewerbe, wel„ches einzig darin beſteht, bekannte Schurken zu „ſeyn, auf den Werth ihrer Zeugniſſe zu ſchlie„ßen. Aber, meine Herren, dies iſt noch nicht Al„les; Sie beſitzen noch eine andere, weit höhere und „ſeltnere Eigenſchaft; ſie ſind privilegirte Zeugen. „Das Herz blutet mir, daß die Vertheidigung unſerer „Ehre von göttlichen und menſchlichen Geſetzen uns „auferlegt, mich gezwungen hat, unter dem unſchul„digſten aller Könige Etwas ans Licht zu ziehen, was „die verdorbenſten Jahrhunderte, ſelbſt während der „größten Verwirrungen von Tyrannen voriger Zeiten, „verabſcheut haben. Ja, meine Herren, Canto, So„ciande und Gorgibus haben Brevets, um uns anzu„klagen, und dieſe Brevets ſind mit dem erhabenen „Namen, der nur zu Aufrechthaltung der heiligſten „Geſetze gebraucht werden ſollte, unterzeichnet. Aber

„aller-

des Großen ihren Vasallen widerstehen, und ihre Völker beglücken lehrte. Seitdem Normänner Frankreichs westliche Küste bewachten, hatte es von keiner normännischen Landung mehr zu leiden, und die schimpfliche Auskunft der Schwäche ward eine Wohlthat für das Reich.

Der kriegerische Geist der Normänner artete in ihrem neuen Vaterland nicht aus. Diese Provinz Frankreichs ward die Pflanzschule einer tapfern Jugend, und aus ihr giengen zu verschiedenen Zeiten zwey Heldenschwärme aus, die sich an entgegengesetzten Enden von Europa einen unsterblichen Nahmen machten und glänzende Reiche stifteten. Normännische Glücksritter zogen südostwärts, unterwarfen das untre Italien und die Insel Sicilien ihrer Herrschaft, und gründeten hier eine Monarchie, welche Rom an der Tiber und Rom an dem Bosphorus zittern machte. Ein Normännischer Hetzog wars, der Brittannien eroberte.

Unter allen Provinzen Italiens waren Apulien, Calabrien und die Insel Sicilien viele Jahrhunderte lang die beklagenswürdigsten gewesen. Hier unter dem glücklichsten Himmel Großgriechenlands, wo schon in den frühesten Zeiten griechische Kultur aufblühte, wo eine ergiebige Natur die hellenischen Pflanzungen mit freywilliger Milde pflegte, dort

auf

„allerdings, der Herr Kardinal Mazarin kennt keine Ge„ſetze, als ſolche, welche ihm Rache gegen die Vertheidiger der öffentlichen Freiheit vorſchreibt. Er hat „den Staatsſecretär Herrn le Tellier gezwungen, dieſe „ſtaatlichen Brevets mit zu unterſchreiben. Wir „fordern die Gerechtigkeit Sr. Majeſtät auf, aber nicht eher, „als bis wir auf das demüthigſte gebeten haben, Alles „was die ſtrengſte aller Verordnungen gegen Aufrührer „vorſchreiben, an uns zu vollziehen, wenn es ſich findet, daß wir unmittelbar oder „mittelbar zu dem, was dieſen letzten Aufſtand verurſacht hat, beigetragen haben. Iſt es möglich, „meine Herren, daß ein Enkel des großen Heinrichs, „ein ſo bejahrter und bekannt redlicher Senator, wie „Herr von Brouſſel, ein Koadjutor von Paris, bei „einem Aufſtand, den ein Hirnloſer, an der Spitze von „einem Dutzend Elender aus der Hefe des Volks verurſacht hat, nur in Verdacht gezogen werden können? „Mich weiter über dieſen Gegenſtand auszubreiten, „würde mir, nach meiner Ueberzeugung, ſchimpflich „ſeyn; und dies meine Herren, iſt Alles, was ich von „der „neuen Verſchwörung von Amboiſe" weiß."

Der Beifall der Appellationsräthe war unbeſchreiblich, doch erhoben ſich auch viele Stimmen über das, was ich von Zeugen mit Brevets geſagt hatte. Der gute Doujat, der einer von den Referenten war, und mir durch ſeinen Verwandten, den General-Advokaten Talon, Nachricht davon ertheilt hatte, gab die Thatſache zu, indem er ſie mildern zu wollen ſchien. „Dieſe Brevets, mein Herr, ſagte er mit unendlicher „Feinheit, als nöthigte ihm der Zorn dieſe Aeußerung „ab, — dieſe Brevets ſind nicht, wie Sie ſagten, zu Ihrer Anklage beſtimmt. Daß es wirklich welche giebt, „iſt wahr; aber ſie haben keinen andern Zweck als die „Ent-

„Entdeckung deſſen, was in den Verſammlungen der „Rentenzieher vorgeht. Wenn der König nicht denen, „die ihm von dem, was vorgeht, nützlichen Bericht „abſtatten, Strafloſigkeit verſpräche, woher ſollte er ſeine Nachrichten ziehen, da jene zuweilen genöthigt ſind, zu Erreichung ihres Zwecks Aeußerungen zu gebrauchen, die ihnen als Verbrechen ausgelegt werden könnten? Es iſt ein groſſer Unterſchied „zwiſchen Freybriefen dieſer Art und zwiſchen ſolchen, „die gegeben wären, um Sie anzuklagen.“

Dieſe Rede milderte den erſten Unwillen der Geſellſchaft, und vermehrte auf der andern Seite ihre Lebhaftigkeit. Jedes Geſicht fieng an zu glühen. Der erſte Präſident, den das Geräuſch nicht befremdete, ſagte, indem er ſeinen langen Bart anfaßte, — ſeine gewöhnliche Gebärde, wenn er zornig zu werden begann. — „Geduld, meine Herren, laſſen Sie uns zur „Ordnung ſchreiten. Sie, Herr von Beaufort, der „Herr Koadjutor und Herr Bruſſel ſind angeklagt, es „ſind Beſchlüſſe gegen Sie da, verlaſſen Sie ihre „Plätze. Herr von Beaufort und ich, waren im Begriff weg zu gehen, als Bruſſel uns zurückhielt. „Wir dürfen nicht weggehen meine Herren, ſagte er, „Sie ſo wenig wie ich, bis die Geſellſchaft es befiehlt; „und gehen wir hinaus, ſo muß der Herr Präſident, „der, wie Jedermann bekannt iſt, zu unſerer Gegenpartei gehört, mit uns gehen. Hier fügte ich noch „den Namen des Prinzen hinzu. Der Prinz hörte „es, und ſagte voll Stolz, und mit ſpöttiſchem Ton: „Ich, ich! — Ja, mein Herr, erwiederte ich, die „Gerechtigkeit macht alle Menſchen gleich. Hier nahm der Präſident von Mesmes das Wort. „Nein, mein Herr, ſagte er, ſo lange es die Geſellſchaft nicht befiehlt, dürfen Sie nicht weggehen; und

„wenn der Herr Koadjutor es wünſcht, ſo iſt es noth-
„wendig, daß er es durch eine Bittſchrift verlange. Er
„hingegen iſt angeklagt; es iſt der Ordnung gemäß,
„daß er hinweg geht; da er aber Schwierigkeiten
„macht, ſo muß geſtimmt werden.“ Achtzig Stimmen waren dafür, daß wir auf unſern Plätzen bleiben ſollten, obgleich nichts in der Welt den gerichtlichen Formen mehr entgegen ſeyn konnte. So groß war die Erhitzung über unſere Anklage und über die Zeugen mit den Brevets. Die Mehrheit der Stimmen gieng jedoch dahin, daß wir uns entfernten, aber der größte Theil derſelben enthielt Lobreden für uns, Satyren gegen die Miniſter und Verwünſchungen gegen die Brevets.

Verſchiedene von den Unſrigen waren in den Laternen *), und ermangelten nicht, von da aus Nachrichten von Allem, was vorgieng, in dem Saal zu verbreiten. Die Pfarrer der Kirchſpiele vergaßen ſich auch hier nicht. Das Volk ſtrömte aus allen Winkeln der Stadt haufenweis nach dem Palais zu. Wir waren um ſieben Uhr des Morgens dahin gekommen, und verließen es erſt Abends um fünf Uhr. In einer Zeit von zehn Stunden kann man ſich genug verſammeln, und man mußte ſich gegenſeitig durch den großen Saal, die Galerie, den Hof und die Treppe hindurch tragen. Nur allein Herr von Beaufort und ich trugen Niemand, ſondern wurden blos getragen, obgleich man der Ehrerbietung gegen Monſieur und den Prinzen nichts vergab. Doch beobachtete man nicht Alles, was man ihnen ſchuldig war, denn eine unendliche Menge Stimmen

*) Dies ſind kleine, vergitterte Cabinete, nahe bei den Kammern des Parlaments, wo diejenigen ſich aufhalten, welche die Reden hören, aber nicht geſehen ſeyn wollen.

men erhoben ſich und ſchrien in ihrer Gegenwart: Es lebe Beaufort! Es lebe der Koadjutor!

Unter ſolchen Umſtänden verließen wir das Palais, und giengen nach meiner Wohnung, die wir, wegen der unbeſchreiblichen Volksmenge, nur mit Mühe erreichen konnten, um dort des Abends um ſechs unſer Mittagsmahl zu holten. Um eilf Uhr wurden wir benachrichtigt, daß man im königlichen Pallaſt beſchloſſen hätte, den folgenden Tag die Kammern nicht zu verſammeln, und der Präſident von Bellievre, dem wir die Nachricht mittheilten, rieth uns, des Morgens um ſieben Uhr ins Palais zu gehen, und die Verſammlung zu verlangen. Wir befolgten ſeinen Rath.

Herr von Beaufort ſagte zum erſten Präſidenten, daß, da der Staat und das königliche Haus in Gefahr wären, die Augenblicke koſtbar ſeyen, und an den Verbrechern ein Exempel gezeigt werden müßte. Es ſey alſo dringend nothwendig, ohne Zeitverluſt die Geſellſchaft zu verſammeln. Der ehrliche Bruſſel, welcher ganz ungewöhnlich entrüſtet war, ſagte dem erſten Präſidenten ſogar einige perſönliche Anzüglichkeiten. Gleich darauf traten acht oder zehen Räthe in die große Kammer und äußerten das höchſte Erſtaunen, daß man nach einer ſo wüthenden Verſchwörung ruhig die Hände in den Schoos legen könnte, ohne weiter in das Innere des Verbrechens zu dringen. Die General-Advocaten Bignon und Talon hatten dadurch, daß ſie im Parket geſagt: ſie hätten an den Beſchlüſſen keinen Theil gehabt, und dieſe wären lächerlich! alle Gemüther in Flammen geſetzt. Der erſte Präſident betrug ſich bei dieſem Allem mit der größten Klugheit; er ließ die beißendſten Reden, die man an ihn richtete, nicht unbeantwortet, und hielt mit einer unglaublichen Geduld

aus. Der Grund von dieser Mäßigung war der freilich sehr richtige Glaube, daß wir sehr erfreut seyn würden, wenn wir ihn zu einer Antwort bringen könnten, durch welche eine Verwerfung seiner Person als Richter zu gründen oder zu bekräftigen wäre.

Den Nachmittag arbeiteten wir daran, unsere Freunde aus den Provinzen um uns zu versammeln und dies konnte ohne Aufwand nicht geschehen. Herr von Beaufort hatte keinen Heller, aber Lozière, dessen ich bei Gelegenheit der zu der Koadjutorei von Paris erforderlichen Bullen, gedacht habe brachte mir 3000 Pistolen, mit denen wir Alles bestreiten konnten. Herr von Beaufort rechnete auf sechszig Edelleute aus Vendomois und aus dem Gebiet der Stadt Blois, und auf vierzig aus der Gegend von Anet; aber es kamen im Ganzen nicht mehr, als vier und funfzig. Zu mir kamen vierzehn aus Brie und vier und zwanzig führte mir Anneri und Vexin zu die alle, nicht allein nie die geringste Entschädigung von mir nehmen wollten sondern es sogar nicht duldeten, daß ich in den Gasthöfen für sie bezahlte. So lange dieser Proceß dauerte, waren sie wie eine Leibwache stets mit großer Beflissenheit um mich. Anneri vermochte Alles über sie, und ich Alles über Anneri der einer der zuverlässigsten Menschen war. Wozu wir diese Edelleute bestimmten, werden Sie in der Folge sehen.

Den Weihnachtstag predigte ich in St. Germain von l'Auxerrois. Meine Predigt handelte von der christlichen Liebe, ohne der gegenwärtigen Angelegenheiten nur mit einem Worte zu erwähnen. Die Frauen weinten vor Rührung über die ungerechte Verfolgung eines Erzbischoffs, der nichts als Zärtlichkeit gegen seine Feinde fühlte, und die Segnungen, die beim Weggehen

gehen aus dem Kirchſtuhle auf mich ſtrömten, überzeugten mich, daß ich mich in den großen Erwartungen, die ich von der Wirkung dieſer Rede gehabt, nicht betrogen hatte. Die Wirkung war unglaublich und übertraf alle meine kühnſten Hofnungen.

Bei Gelegenheit dieſer Predigt, ereignete ſich ein Fall *) — — — — — und aus ſeinem Haß gegen ſie. Ich glaube ohne Scherz, daß der nemliche Grund ſie zu dem Entſchluß brachte, mich daran Theil nehmen zu laſſen. — — — Ich bemerkte daß ich beſſer gethan hätte, es zu ſeyn.

Gerade vier oder fünf Tage zuvor, ehe der Criminalproceß ſeinen Anfang nahm, glaubte ich, da mein Arzt unglücklicherweiſe höchſt gefährlich krank war, und mein Hauschirurgus ſich wegen eines Mords aus meinem Haus geflüchtet hatte, nichts beſſeres thun zu können, als mich an den Marquis von Noirmoutier, der mein vertrauter Freund war, zu wenden, und ihn um ſeinen Arzt zu bitten, den ich als einen ſehr geſchickten und zuverläſſigen Mann kannte. — — Noirmoutier, der ſich eben bei ihr befand, antwortete: Sie würden es noch weit ſchöner finden, wenn Sie wüßten, daß er in dieſem Augenblick ſo krank iſt, daß ein Anderer, als er, nicht einmal den Mund öfnen würde. — — — Vor zwei Tagen, da ich mit ihr ſelbſt geſprochen, war ich genöthigt geweſen, der Sache eine andere Wendung zu geben. Die ſchöne Wirkung, welche dieſe Unbeſonnenheit, oder vielmehr dieſe Verrätherei hervorbrachte,

*) Hier und bei den folgenden Stellen ſind im Original mehrere Zeilen ausgelöſcht.

te, können Sie sich denken! — — — Aber ich war Thor genug, um mich mit ihm, der so dringend um Verzeihung bat, und mich mit so viel Versicherungen bestürmte, daß ich zuletzt seine Leidenschaft, oder seinen Leichtsinn entschuldigte, wieder auszusöhnen. Am verzeihlichsten mußte mir sein vermuthlicher Leichtsinn scheinen, weil mein eigner, ihm einen so wichtigen Posten als Mont-Olymp anzuvertrauen, nicht geringer war. Die nähern Umstände hiervon werden Sie in der Folge erfahren, und zugleich, wie sehr er meiner Unvorsichtigkeit Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Er verließ und betrog mich zum zweiten male.

Am 29ten kamen wir, Beaufort und ich, mit einem Gefolge von Edelleuten, deren Anzahl sich wohl auf 300 belaufen konnte, noch vor der Ankunft der Prinzen, zusammen ins Palais. Zwar hätte das Volk, das wieder mit neuer Wärme an uns hieng, uns Sicherheit genug gewähren können; doch sollte uns diese Verschanzung vom Adel theils dazu dienen, daß wir nicht als Volkstribunen allein erschienen, theils waren wir auch froh, da wir uns einmal vorgenommen hatten, uns alle Tage in der vierten Kammer der Appellationsräthe, die in die große Kammer führt, einzufinden, an einem Orte, wo das Volk keinen Zutritt hatte, nicht länger dem Angriff der Hofparthei, die hier mit uns vermischt war, ausgesetzt zu seyn. Es ist wahr, daß wir uns gegenseitig unterhielten und uns Höflichkeiten bezeigten, aber dies hinderte nicht, daß wir nicht jeden Morgen zehnmal auf dem Punkt waren, uns zu erwürgen, so oft in der großen Kammer die Stimmen nur etwas lebhafter wurden. Und dies kam bei der Hitze der Gemüther sehr häufig vor. Jedermann war voll Mistrauen, und ich kann ohne Uebertreibung behaupten, daß in dem Palais nicht zwan-

zig Leute waren, die nicht mit Dolchen bewaffnet gewesen wären, selbst die Parlamentsräthe nicht ausgenommen. Ich hatte mich nie dazu verstehen wollen, einen zu führen, und nur, als an dem einen Tage der Anschein war, daß man sich mehr als gewöhnlich erhitzen würde, hatte mir Herr von Brissac mit Gewalt einen aufgedrungen. Der Gedanke, Waffen zu führen, die so wenig für mich paßten, erfüllte mich mit dem lebhaftesten Verdruß. Herr von Beaufort, der von Natur ein wenig schwerfällig, plump und unbedachtsam war, hatte kaum die Scheide des Dolchs, deren Spitze ein wenig aus meiner Tasche hervorragte, bemerkt, als er sie Armaud, Moussage und des Noëes, dem Gardehauptmann des Prinzen zeigte, mit dem Zusatz: Sehen Sie das Brevier des Herrn Koadjutors. Ich nahm es als Scherz, aber ich gestehe, daß ich es nicht mit freyem Herzen that.

Wir überreichten dem Parlament eine Supplik, worinn wir den ersten Präsidenten, als unsern Feind, verwarfen, und hier war es, wo ihn seine natürliche Fassung verließ. Er schien bewegt, niedergeschlagen sogar. Die Berathschlagung, ob diese Verwerfung gültig oder nicht gültig sey, dauerte mehrere Tage lang. Die Stimmensammlung geschah mit größter Feyerlichkeit, und es ist ohne Zweifel, daß dieser Gegenstand ganz erschöpft wurde. Zuletzt entschied die Mehrheit von acht und neunzig Stimmen gegen zwei und sechzig dahin, daß er Richter bleiben sollte, und ich sage mit Ueberzeugung, daß dieser Beschluß, wenigstens nach den Formen des Palais, gerecht war. Aber ich bin zu gleicher Zeit auch überzeugt, daß, da diese obrigkeitliche Person mit so viel Leidenschaft bei dieser Sache, die er freilich selbst nicht recht kannte, zu Werke gieng, diejenigen, die nicht dieser Meinung waren, im Grun-

de Recht hatten. Seine Absicht war gut, aber man hatte ihm alles im falschen Licht gezeigt. Die Zeit nach diesem Urtheil, das am 4ten Januar gefällt wurde, ward einzig zu listigen Versuchen gebraucht, welche einer von den Referenten und Creaturen des ersten Präsidenten, Namens Charon anwendete, um zu sehen, ob es nicht möglich sey, durch einen gewissen Broquemont, der zur Zeit des bürgerlichen Kriegs unter la Boulaye Lieutenant gewesen war und einen der Bürger-Anwalde, Belot genannt, welcher damals in der Conciergerie gefangen saß, über die vorgebliche Verschwörung einiges Licht zu bekommen.

Dieser nemliche Belot hätte beinah die gänzliche Empörung von Paris bewürken können. Er war ohne Dekret eingezogen worden, und der Präsident von la Grange zeigte, daß nichts so sehr der Erklärung des Königs, welche zu erhalten sonst Alles angewandt worden wäre, zuwider sey, als dies. Als der erste Präsident diese Gefangenschaft vertheidigte, sagte ihm ein Rath der dritten Kammer, mit Namen Ducrot: er erstaune, wie ein Mann, für dessen Absetzung zwei und sechzig Stimmen gewesen wären, es wagen könnte, im Angesichte des Tages die heiligen Gesetze der Gerechtigkeit zu übertreten. Hierauf stand der erste Präsident voll Zorn von seinem Stuhle auf, und sagte, daß es keine Zucht mehr gäbe, und daß er seine Stelle an Jeden abträte, für den man mehr Achtung habe als für ihn. Dieser Schritt verursachte eine sehr heftige Bewegung, und das Füßestampfen in der großen Kammer war so heftig, daß es in der vierten gehört wurde, und die beiden, dort versammelten Parthieen sich mit Eilfertigkeit von einander trennten und jeder sich zu der einigen hielt. Hätte damals der geringste Bediente

im

im Palais den Degen gezogen, ſo wäre ganz Paris in Verwirrung gerathen.

Wir fuhren fort auf unſer Urtheil zu dringen, das jedoch ſo lange als möglich verzögert wurde; denn man konnte nicht umhin, uns frey zu ſprechen und die Zeugen mit dem Brevet zu verdammen. Bald gab man vor, daß ein gewiſſer Desmarlinaux, der in der Normandie eingezogen worden war, weil er in den Bürgerverſammlungen gegen den Miniſter geſchrieen hatte, und den ich damals weder perſönlich noch dem Namen nach kannte, erſt erwartet werden müßte; bald machte man über die Art, unſer Urtheil zu ſprechen, groſſe Schwierigkeiten. Die Einen behaupteten, daß über alle diejenige, deren Namen in den eingezogenen Nachrichten ſtünden, zugleich geurtheilt werden müßte, da hingegen die Andern es nicht leiden wollten, daß man unſere Namen, mit den Namen ſolcher Menſchen, wie in dieſe Sache zum Theil mit verwickelt waren, zuſammen ſtellte. Es war freylich nichts leichter, als bey einem Proceß, wo ein einziges Wort funfzig Perſonen zum Reden brachte, die Vormittage verſtreichen zu laſſen. Man mußte in jedem Augenblicke jene elenden Zeugniſſe, die nicht genug Beweiſe enthielten, um einen Laſtträger die Peitſche geben zu laſſen, wieder ableſen; das Parlament blieb in dieſem Zuſtande bis zum 15ten Januar 1650. Dies war den Augen der ganzen Welt ſichtbar, aber was auſſer denen, welche die Triebfedern der Maſchine kannten, Niemand wußte, iſt folgendes:

Unſere erſte Erſcheinung im Parlament, und das Lächerliche der gegen uns gerichteten Zeugniſſe brachte eine ſo groſſe Veränderung in den Gemüthern hervor,

auf der gesegneten Insel, wo die jugendlichen Staaten, Agrigent, Gela, Leontium, Syrakus, Selinus, Himera in muthwilliger Freyheit sich brüsteten, hatten gegen Ende des ersten Jahrtausends Anarchie und Verwüstung ihren schrecklichen Thron aufgeschlagen. Nirgends, lehrt eine traurige Erfahrung, sieht man die Leidenschaften und Laster der Menschen ausgelassener toben, nirgends mehr Elend wohnen, als in den glücklichen Gegenden, welche die Natur zu Paradiesen bestimmte. Schon in frühen Zeiten stellten Raubsucht und Eroberungsbegierde dieser gesegneten Insel nach; und so wie die schöpferische Wärme dieses Himmels die unglückliche Wirkung hatte, die abscheulichsten Geburten der Tyranney an das Licht zu brüten, hatte selbst auch das wohlthätige Meer, welches diese Insel zum Mittelpunkt des Handels bestimmte, nur dazu dienen müssen, die feindseligen Flotten der Mamertiner, der Karthager, der Araber an ihre Küste zu tragen. Eine Reihe barbarischer Nationen hatte diesen einladenden Boden betreten. Die Griechen, aus Ober- und Mittelitalien durch Langobarden und Franken vertrieben, hatten in diesen Gegenden einen Schatten von Herrschaft gerettet. Bis nach Apulien hinab hatten sich die Langobarden verbreitet, und arabische Korsaren mit dem Schwerdt in der Hand sich Wohnsitze darin errungen. Ein barbarisches Gemisch

daß das Publikum vollkommen von unserer Unschuld überzeugt war. Vier oder fünf Tage nach dem Lesen der Untersuchungen war auch der Prinz besänftigter. Die wenigen Beweise, die er für das gefunden, was der Hof ihm anfänglich als klar und gewiß dargestellt hatte, erfüllten ihn, wie Herr von Bouillon mir seitdem mehr als einmal gesagt hat, sehr bald mit starken Vermuthungen über Serviens Betrügerei und des Cardinals Arglist, und Herr von Bouillon versicherte nichts vergessen zu haben was ihn in diesen Gedanken hätte bestätigen können. Er fügte aber auch hinzu: daß Chavigni, der sonst Mazarins Feind war, ihn bei dieser Gelegenheit nicht unterstützt habe, weil er nicht wünschte, daß der Prinz sich den Frondeurs wieder nähern möchte. Dies Letztere kann ich jedoch mit dem Schritt, den Chavigni zu eben der Zeit gegen mich that, nicht wohl zusammen reimen. Du Gue de Bagnols, der Vater dessen, den Sie kennen, der sein Freund und der meinige war, ließ uns die Nacht zu sich kommen, und Chavigni gab mir dort die Versicherung, daß er sich für den glücklichsten aller Menschen würde gehalten haben, wenn er Etwas zur Aussöhnung hätte beitragen können. Er sagte ferner, der Prinz sey überzeugt, daß wir keinen Anschlag gegen ihn geführt hätten, aber Rücksichten für die Welt und den Hof verbänden ihn, sich uns zuwider zu stellen; was den Hof beträfe, ließe sich wohl ein Ausweg finden, aber in Rücksicht auf die Welt wäre es äusserst schwer etwas zu finden, was einen ersten Prinzen von Geblüte, dem man öffentlich und mit den Waffen in der Hand, die erste Stelle streitig machte, Genüge leisten könnte, wenn es nicht dies sey, daß ich mich entschlösse, ihm dieselbe wenigstens für einige Zeit abzutreten. Zu diesem Zwecke schlug er mir die gewöhnliche Gesandschaft nach Rom oder die ungewöhnliche in das Römische Reich, von welcher damals, ich

weiß

weiß nicht bei welcher Gelegenheit die Rede war, vor. Sie begreifen leicht, was in meiner Antwort enthalten ſeyn konnte. Wir kamen über nichts überein; jedoch vergaß ich nicht Herrn von Chavigni zu zeigen, mit welcher Leidenſchaft ich von neuem, die Gunſt des Prinzen zu erhalten wünſchte. Einſt fragte ich den Prinzen zu Bruxelles, welche Entwicklung dieſe Unterhandlung Chavignis gehabt hätte, aber ich erinnere mich nicht mehr was er mir antwortete.

Dieſe Unterredung mit Chavigni geſchah am 30ſten December 1649. Am 1ſten Januar gieng Frau von Chevreuſe, welche die Königin, ſeit der König nach Paris zurückgekommen war, wieder beſuchte und ſelbſt während ihrer Ungnade eine Art von unbegreiflichem Zuſammenhang mit ihr unterhalten hatte, in den königlichen Pallaſt. Der Kardinal, der ſich mit ihr im kleinen Kabinet der Königin befand, zog ſie in ein Fenſter und ſagte: Wie iſt es nur möglich, da Sie die Königin lieben, daß Sie Ihre Freunde nicht auch zu den Ihrigen machen können? Und wie? — antwortete ſie, die Königin iſt nicht mehr Königin, ſie iſt die unterthänigſte Dienerin des Prinzen. Mein Gott, fuhr der Kardinal fort, und rieb ſich die Stirne, könnte man ſich nur ſeiner Leute verſichern, ſo würde viel auszuführen ſeyn. Aber Herr von Beaufort lebt für Frau von Montbazon, dieſe für Vigneuil, und der Koadjutor — — hier fieng er an zu lachen. Ich verſtehe Sie, ſagte Frau von Chevreuſe, und ich bürge für ihn und ſie. So ward dieſe Unterhaltung eingeleitet. Frau von Chevreuſe bemerkte, daß der Kardinal der Königin einen Wink gab, und ſah daraus, daß Alles verabredet war.

Noch

Noch an demſelben Abend hatte ſie eine ſehr lange Unterredung mit der Königin, die ihr folgendes, von ihrer Hand geſchriebenes und unterzeichnetes Billet gab.

Des Vergangenen und Gegenwärtigen ohngeachtet kann ich an des Herrn Koadjutors Ergebenheit für mich nicht zweifeln. Ich bitte ihn, daß ich ihn ſehen kann, ohne daß außer Frau und Fräulein von Chevreuſe noch Jemand etwas davon weiß. Dieſer Name wird ſeine Sicherheit ſeyn.

Anne.

Frau von Chevreuſe fand mich in ihrer Wohnung, als ſie aus dem Palais Royal zurückkam, und ich bemerkte ſogleich, daß ſie mir etwas zu ſagen hätte. Fräulein von Chevreuſe, mit der ſie ſich im Wagen verabredet hatte, ſprach ſehr viel von der Stimmung, worin ich ſeyn würde, im Fall Mazarin mit mir ausgeſöhnt zu ſeyn wünſchte. Ich war nicht lang im Zweifel, ob hinter dieſen Reden ein Plan zu ſuchen ſey, denn Fräulein von Chevreuſe, die in Gegenwart ihrer Mutter nicht offen zu reden wagte, drückte mir verſtohlen die Hand, indem ſie ihren Muff aufhob, als wollte ſie mir ſagen, daß ſie nicht blos aus eigenem Antrieb ſo redete. Frau von Chevreuſe hatte freilich Grund zu fürchten, daß ich nicht die Hände bieten würde, weil ich vor einiger Zeit, ganz ihrem Willen zuwider, eine Unterhandlung, welche Ondedei durch Frau von Empus dem Noirmoutier hatte vorſchlagen laſſen, gänzlich abgebrochen hatte. Ich hatte die Genugthuung, daß Laigues, der deshalb anfänglich ſehr aufgebracht gegen mich war, ſechs Tage nachher ſagte, ich hätte ſehr wohl gethan, weil er wüßte, daß, wenn Noirmoutier,

tier, Ondedeis Plan zu Folge, die Nacht bei der Königin geweſen wäre, alles ſchon verabredet war, um den Marſchall von Grammont hinter eine Tapete zu bringen, damit er den Prinzen überzeugen könnte, daß die Frondeurs, die ihn täglich ihrer Ergebenheit verſicherten, nichts als Betrüger wären. Demohngeachtet war mein Entſchluß gefaßt. Ich wog die Umſtände, und der überzeugendſte Grund, daß der Königin Zorn gegen den Prinzen aufrichtig ſey, war mir dieſer, daß ich wußte, ſie rechne es dem Prinzen zu, daß Jerzai Jedermann zu überreden ſuchte, es ſey ein Liebeshandel zwiſchen ihm und ihr. Fräulein von Chevreuſe wandte Alles an, um mich von einem Schritte zurückzuhalten, der, wie ſie glaubte, mich ins Verderben ſtürzen würde, und ſo ſehr ſie anfänglich ihre wahre Geſinnung vor ihrer Mutter zu verbergen geſucht hatte, ſo wenig konnte ſie ſich in der Folge zurückhalten. Als ich ihr endlich ihre Einwilligung abgenöthigt hatte, gab ich der Königin folgende Antwort: Ich bin mir in meinem ganzen Leben keines Augenblicks bewußt, wo ich nicht immer gleiche Ergebenheit für Ihro Majeſtät gefühlt hätte. Da ich nur allzu glücklich ſeyn würde, für Ihren Dienſt zu ſterben, wie könnte ich an meine Sicherheit denken? — Ich werde an jeden Ort kommen, wo es mir befohlen wird.

Ich ſchloß ihr eigenes Billet in das meinige ein, und am folgenden Tag überbrachte Frau von Chevreuſe meine Antwort, welche die beſte Aufnahme fand. Die Stunde ward verabredet, und ich fand mich um Mitternacht bei dem Kloſter St. Honoré ein, wo der Schleppenträger der Königin, Gabouri auf mich wartete, und mich durch eine verſteckte Treppe in das klei-

ne

re Betzimmer führte, worin ſie ſich ganz allein eingeſchloſſen hatte. Hier erhielt ich von ihr alle Gnadenbezeugungen, welche ihr der Haß gegen den Prinzen einflößen, und ihre Anhänglichkeit an den Kardinal Mazarin erlauben konnte. Dieſe leztere Empfindung ſchien mir jedoch ſtärker als die erſtere; denn während ſie mit mir von dem bürgerlichen Krieg und ſeiner Freundſchaft für mich ſprach, wiederholte ſie wohl zehnmal: Der gute Kardinal! Eine halbe Stunde nachher erſchien ihr Kardinal ſelbſt. Er beſchwor die Königin ihm zu vergönnen, einen Augenblick den ſchuldigen Reſpect gegen ſie aus den Augen zu ſetzen, um mich in ihrer Gegenwart zu umarmen. Er wäre in Verzweiflung, ſagte er, daß er mir nicht unverzüglich ſeinen Kardinalshut geben könnte, und ſo fuhr er fort, ſo viel von Gunſtbezeugungen, Belohnungen und Wohlthaten zu ſprechen, daß ich mich zu einer Erklärung durchaus genöthigt fand. Ich wußte ſehr wohl, daß bei neuen Verſöhnungen nichts ſo ſehr Mistrauen erregt, als die Abneigung, die der eine Theil zeigt, gegen die, mit denen er ſich wieder vereinigt, Verbindlichkeiten zu haben. Ich antwortete dem Kardinal, daß, ſelbſt wenn ich die Krone gerettet hätte, die Ehre der Königin zu dienen, die ausgezeichneteſte Belohnung, die ich je hoffen könnte, ſey, und daß ich ſie in tiefſter Demuth erſuche, mir nie eine andere, als dieſe zu ertheilen, damit ich wenigſtens die Genugthuung hätte, ihr zu zeigen, dies ſey die Einzige, die ich achtete, und für die ich je empfänglich ſeyn könnte.

Der Kardinal nahm hier von neuem das Wort, und bat die Königin, mir zu befehlen, daß ich die Ernennung zu der Kardinalswürde, die la Riviere, dies waren ſeine Worte, mit Frechheit an ſich geriſſen, und

mit

mit Treuloſigkeit vergolten hatte, annehmen möchte. Ich lehnte dies von mir ab, und ſagte, daß ich mir ſelbſt gelobt hätte, durch kein Mittel, das den geringſten Zuſammenhang mit dem bürgerlichen Krieg haben könnte, Kardinal zu werden, damit ich auf dieſe Art der Königin zeigen könnte, wie nur die Nothwendigkeit allein, mich von ihrem Dienſt getrennt habe. Dies war der Grund, worauf ich bei allen andern Anerbietungen des Kardinals, theils zur Bezahlung meiner Schulden, theils wegen der Würde als Grand-Aumonier und der Abtei von Orkan immer wieder zurückkam. Und als er dabei beharrte, daß die Königin bei dem wichtigen Dienſt, den ich ihr zu leiſten im Begriff ſey, unmöglich ſich enthalten könnte, etwas auffallendes für mich zu thun, ſagte ich ihm: „Es giebt einen „Fall, mein Herr, wo die Königin mehr für mich thun „kann, als wenn ſie mir die Pabſtkrone gäbe. Ihro „Majeſtät haben mir eben geſagt, daß ſie den Prinzen „arretiren laſſen wollen. Ein Mann von ſeinem Range „und ſeinem Verdienſte, kann und darf keine ewige „Dauer ſeines Gefängniſſes zu befürchten haben. Sei„ne Erbitterung gegen mich, die, wenn er es wieder „verlaſſen wird, mich unausbleiblich trifft, wird ein Un„glück für mich ſeyn, das ich jedoch ertragen zu können eini„germaßen hoffen darf. Aber viele andere, die mit „mir verbunden ſind, werden in dem gegenwärtigen „Falle der Königin dienen. Sollte es ihr gefallen, ei„nem von dieſem, irgend einen bedeutenden Poſten an„zuvertrauen, ſo würde das mich mehr als zehn Karos „nalshüte verpflichten.“ Der Kardinal ſagte der Königin, daß nichts gerechter ſey als dies, und daß das nähere zwiſchen ihm und mir verabredet werden ſollte. Die Königin verlangte mein Wort, daß ich Herrn von Beaufort nicht eher als am Tage der Ausführung etwas von dem Plane, den Prinzen zu arretiren, ſagen

ſollte,

ſollte, weil Frau von Montbazon, der er es ſicher mittheilen würde, es Vigneul dem eifrigen Anhänger des Hauſes Cond: eben ſo wenig würde verſchweigen können. Hierauf antwortete ich, es würde mich vor der Welt entehren, wenn ich im Stande wäre, Herrn von Beaufort in dieſem Falle, wo unſer gegenſeitiges Intereſſe ſo innig verbunden ſey, ein ſolches Geheimniß zu verſchweigen, es ſey denn, daß ich dieſen Fehler durch einen ausgezeichneten Dienſt wieder gut machte; und ich wage es daher Ihro Majeſtät zu ſagen: daß die, dieſem Haus ſchon ſeit den erſten Tagen der Regentſchaft verſprochene Oberaufſicht der Meere in dieſer Hinſicht in der Welt Wunder thun würde. Sie iſt dem Vater und dem älteſten Sohne verſprochen geweſen, fiel mir hier der Kardinal ſchnell ins Wort, und ich erwiederte: „das Herz ſagt mir, daß „der älteſte Sohn eine Verbindung eingehen wird, die „ihn weit über die Oberaufſicht der Meere erheben „wird.“ Er lächelte und ſagte der Königin, daß er auch dieſe Angelegenheit mit mir in Richtigkeit bringen wolle. An dem nemlichen Orte und zu derſelben Stunde hatte ich noch eine zweite Unterredung mit der Königin und ihm, und noch drei folgende mit ihm allein in ſeinem Kabinet im königlichen Pallaſt, bei welcher ſich auch Noirmoutier und Laigues einfanden. In dieſen Zuſammenkünften ward ausgemacht, daß Herr von Vendome die Oberaufſicht der Meere und Herr von Beaufort die Anwartſchaft darauf, Herr von Noirmoutier das Gouvernement von Charleville und von Mont-Olympe erhalten, Herr von Laigues Gardehauptmann bei Monſieur werden; der Chevalier von Sevigni zwei und zwanzig tauſend Livres erhalten, und Herr von Briſſac um einen gewiſſen Preis das Gouvernement von Anjou nebſt einem Patent, wodurch es ſeinen Erben gleichfalls zugeſichert würde,

haben

haben ſollte. Man beſchloß den Prinzen, den Prinzen von Conti und Herrn von Longueville in Verhaft nehmen zu laſſen. Ich vergaß nichts, um dieſen letztern davon zu befreyen; ich erbot mich für ihn Bürge zu ſeyn, ich leiſtete den hartnäckigſten Widerſtand und ergab mich nicht eher, bis der Kardinal ein Billet von la Rivieres Hand an Flamarin zeigte, worinn ich folgende Worte laß: Ich danke Ihnen für Ihre Nachricht, aber ſo gewiß Ihnen Herr von la Rochefoucaut iſt, ſo ſicher kann ich ebenfalls auf Herrn von Longueville rechnen. Die Sache hat nun ihre Richtigkeit.

Bei dieſer Gelegenheit erzählte uns der Kardinal mit großer Weitläuftigkeit die nähern Umſtände von la Rivieres Untreue, die in der That Abſcheu erregte. „Dieſer Menſch, ſetzte er hinzu, glaubt, daß ich der „größte Dummkopf von der Welt bin, und er mor„gen Kardinal ſeyn wird. Ich habe heute das Ver„gnügen gehabt, ihn rothe Zeuge, welche ich aus Ita„lien erhalten habe, probieren zu laſſen, und habe „ſie ihm ganz nahe an das Geſicht gehalten, um zu „ſehen, ob Feuerfarbe oder Incarnat beſſer dazu paß„te.“ Doch ſo groß auch la Rivieres Verrätherei gegen den Kardinal ſeyn konnte, ſo iſt ihm dieſer, wie ich ſpäterhin in Rom erfahren habe, nichts ſchuldig geblieben. An demſelben Tage, als er ihn von dem König hatte ernennen laſſen, ſchrieb er an den Kardinal Sachetti einen Brief, der weit geſchickter war, die Kardinalswürde ihm zu entziehen, als zu verſchaffen. Dieſer Brief war jedoch voll von Zärtlichkeit für la Riviere, weil dies gerade das rechte Mittel war, ihn bei Innocent, der den Kardinal ſo ſehr haßte, daß ſelbſt ſeine Freunde ihm Abſcheu erregten, anzuſchwärzen.

Bei meiner zweiten Unterredung mit der Königin war die Wahl der Mittel, die Monsieur zur Einwilligung in die Gefangenschaft der Prinzen bewegen sollten, der vorzüglichste Gegenstand. Die Königin sagte, daß dies keine Schwierigkeiten haben würde, aber der Kardinal schien von Monsieurs Bereitwilligkeit nicht so überzeugt zu seyn, wie sie. Frau von Chevreuse übernahm es, ihn darüber auszuforschen. Er hatte von Natur viel Neigung für sie, und sie wußte sich derselben geschickt zu bedienen. Sie überredete ihn, daß die Königin nur durch ihn selbst zu einem solchen Entschluß gebracht werden könnte, so unzufrieden sie auch im Grunde mit dem Prinzen sey. Sie wußte ihm den Gewinn, eine so mächtige Parthei als die Fronde zu dem Dienst des Königs zurückzubringen, mit so starken Farben zu schildern, und die tägliche Gefahr, Paris in Feuer und Flammen zu sehen, so anschaulich darzustellen, daß es ihr wirklich gelang, ihn zu rühren. Ich bin überzeugt, und sie war es ebenfalls, daß dieser letztere Grund nicht wenig Eindruck auf ihn machte; denn er bebte vor Furcht, so oft er ins Palais kam, und es gab Tage wo es dem Prinzen unmöglich war, ihn zum Mitgehen zu bewegen. Dann sagte man, daß Ihro königliche Hoheit einen Anfall von Kolik habe. Indessen war seine Furcht nicht ohne Grund, denn wenn es einem einzigen Bedienten eingefallen wäre, den Degen zu ziehen, so wären wir alle in Zeit von einer Viertelstunde getödtet worden, und das Sonderbare war, daß, wenn dieser Fall sich zwischen dem ersten und achtzehnten Januar ereignet hätte, unsere Mörder gerade die gewesen wären, mit denen wir einverstanden waren; denn Alles was zum Haus des Königs, der Königin, Monsieurs und des Kardinals gehörte, stand in der festen Ueberzeugung, daß sie diesen den Hof nicht besser machen könnten, als wenn sie

alle

alle Tage die regelmäßigen Begleiter der Prinzen wären.

Die Urſache, warum der Kardinal noch fünf oder ſechs Tage lang, mit der Ausführung dieſes Plans zögerte, habe ich mir nie erklären können. Laigues und Noirmoutier waren der Meinung, daß er es vorſetzlich thue weil er hoffte, daß der Prinz und wir uns noch im Palais umbringen ſollten. Aber, wenn dies wirklich ſeine Absicht war, ſo hätte er ſie ja auf die leichteſte Art, durch zwei erkaufte Männer, die den Lärm anzufangen hätten, erreichen können. Ich glaube vielmehr, daß er, der wohl wußte, daß kein Zufluchtsort heilig genug war, um ihn ſelbſt bei einer ſolchen Kataſtrophe in Sicherheit zu wiegen, ſich eben ſo ſehr als wir dafür fürchte, und daß nichts Anderes als ſeine natürliche Unentſchloſſenheit an dieſem Verzug, der faſt unvermeidlich große Hinderniſſe herbei führen mußte, Schuld war. Demohngeachtet blieb dieſes Geheimniß unter den ſiebzehn Perſonen, die darum wußten, unverletzt, und dies war einer von den Fällen, die mich überzeugten, daß Schwatzhaftigkeit bei Leuten, die an wichtige Angelegenheiten gewöhnt ſind, kein ſehr gemeiner Fehler ſey. Was mich indeſſen ſehr beunruhigte, war der Gedanke an Noirmoutier, den ich als einen der plauderhafteſten Menſchen kannte.

Endlich am 18ten Januar, als Laigues in einer nächtlichen Unterredung mit Lionne aufs äuſſerſte auf die Ausführung gedrungen hatte, entſchloß ſich der Kardinal des Mittags dazu. Den Tag zuvor hatte er den Prinzen überredet, daß Parain des Couſtures, ein ehemaliger Bürger-Anwald in einem gewiſſen Hauſe verborgen ſey, und er hatte es unter dem Vor-

von Sprachen und Sitten, von Trachten und Gebräuchen, von Gesetzen und Religionen zeigte noch jetzt von ihrer verderblichen Gegenwart. Hier sah sich der Unterthan nach dem langobardischen Gesetz, sein nächster Nachbar nach dem Justinianischen, ein dritter nach dem Koran gerichtet. Derselbe Pilger, der des Morgens gesättigt aus den Ringmauern eines Klosters gieng, mußte des Abends die Mildthätigkeit eines Moslems in Anspruch nehmen. Die Nachfolger des heiligen Petrus hatten nicht gesäumt, ihren frommen Arm nach diesem gelobten Land auszustrecken; auch einige deutsche Kaiser die Hoheit des Kaisernahmens in diesem Theile Italiens geltend gemacht, und einen großen Distrikt desselben als Sieger durchzogen. Gegen Otto den Zweyten schlossen die Griechen mit den verabscheuten Arabern einen Bund, der diesem Eroberer sehr verderblich wurde. Calabrien und Apulien traten nunmehr aufs neue unter griechische Hoheit zurück, aber aus den festen Schlössern, welche die Saracenen in diesem Landstrich noch inne hatten, stürzten zu Zeiten bewaffnete Schaaren hervor, andre arabische Schwärme setzten aus dem angrenzenden Sicilien hinüber, welche Griechen und Lateiner ohne Unterschied beraubten. Von der fortwährenden Anarchie begünstigt, riß jeder an sich, was er konnte, und verband sich, je nachdem es sein Vortheil war, mit

Muham-

wand, das Nöthige zum Verhaft dieſes unbedeutenden Mannes zu beſorgen, ſo zu machen gewußt daß der Prinz ſelbſt den Gensdarmen und leichten Reutern des Königs die nöthigen Befehle gab, ihn bis an das Gehölz von Vincennes zu bringen. Als die Prinzen ins Conſeil gekommen waren, ſo nahm Guitaut der Gardehauptmann der Königin den Prinzen in Verhaft; der Lieutenant Cominge den Prinzen von Conti, und der Fähndrich Creſſi den Herrn von Longueville. Folgendes, was noch hierher gehört, vergaß ich Ihnen zu ſagen. Als Frau von Chevreuſe es bei Monſieur ſo weit gebracht hatte, daß er ihren Vorſchlag bei der Königin Alles anwenden zu dürfen, um dieſe zu einem Entſchluß gegen den Prinzen zu bringen, annehmlich gefunden hatte, verlangte er zum voraus, ich ſollte ihm ſchriftlich angeloben, ihm zu dienen, und ſobald er mein Billet hatte, trug er es zur Königin, in der Meinung ihr einen ſehr weſentlichen Dienſt geleiſtet zu haben.

Als der Prinz arretirt war, ſprengte Herr von Bouteville, der jetzige Herr von Luxemburg mit verhängtem Zügel über die Brücke Notre Dame, und ſchrie dem Volke zu, daß man ſo eben Herrn von Beaufort in Verhaft gebracht habe. Jedermann griff zu den Waffen, legte ſie aber bald wieder nieder, weil ich mit fünf oder ſechs Fackeln durch die Straßen zog. Das nemliche that auch Beaufort und allenthalben wurden Freudenfeuer angezündet.

Wir gienzen zuſammen zu Monſieur, wo wir la Riviere im großen Saale antrafen. Er zeigte viel Haltung und erzählte den Umſtehenden, die nähern Umſtände deſſen, was ſich im Palais Royal zugetragen hatte. Gleichwohl mußte er es wiſſen, daß er

ver-

verloren war. Er verlangte ſeinen Abſchied und erhielt ihn, doch lag es nicht an dem Kardinal, daß er nicht blieb. Um Mitternacht kam Lionne, als Mazarin's Abgeſandter zu mir, und that mir Vorſchläge deshalb. Es war mir leicht, ſeinen Gründen, mit denen er mich dazu überreden wollte, und die nicht ſchlechter ſeyn konnten, ſehr gute Gegengründe entgegen zu ſetzen. Vor fünf oder ſechs Jahren hat mir Lionne geſagt, daß Herr le Tellier, aus Furcht, die Frondeurs möchten ſich zu ſehr bei Monſieur einſchmeicheln, den Kardinal zu dem Wunſch, la Riviere zu behalten, vermocht habe.

Unverzüglich nach der Verhaftnehmung ſchickte die Königin eine Lettre du Roi ins Parlament welche die Gründe zur Gefangennehmung der Prinzen enthielt, die eben nicht ſehr ſtark und gut colorirt waren. Wir hingegen wurden durch einen Beſchluß frey geſprochen und giengen in den königlichen Pallaſt, wo die Zierereyen der Hofleute mich mehr in Erſtaunen ſetzte als die Ausgelaſſenheit der Bürger.

Die Prinzeſſinnen hatten den Befehl ſich nach Chantilli zu verfügen. Frau von Longueville verließ Paris, um nach der Normandie zu gehen, wo ſie jedoch keinen Zufluchtsort fand. Das Parlament von Rouen ließ ſie erſuchen, die Stadt zu verlaſſen; der Herzog von Richelieu weigerte ſich, ſie in Havre de Grace aufzunehmen. Sie gieng nach Dieppe, wo ſie gleichfalls nicht lange bleiben konnte.

Herr von Bouillon, der ſeit dem Frieden ein eifriger Anhänger des Prinzen war, reiſte eilig nach Türenne. Herr von Türenne, der, ſeit er nach Frankreich zurückgekehrt war, die nemlichen Geſinnungen ge-

zeigt hatte, reiste nach Stenai einem wohl befestigten Orte, welchen der Prinz dem la Mouſſaye anvertraut hatte. Herr von la Rochefoucaut, damaliger Prinz von Marſillac, gieng nach Poitou, und der Marſchall von Brezé, der Schwiegervater des Prinzen begab ſich nach Saumür.

Im Parlament ward eine Erklärung bekannt gemacht und in die Regiſter eingetragen, worinn ihnen befohlen ward, ſich in Zeit von vierzehn Tagen bei dem König einzufinden, wofern ſie nicht als Störer der öffentlichen Ruhe und Majeſtätsverbrecher anerkannt ſeyn wollten. Zu gleicher Zeit reiste der König nach der Normandie, weil man befürchtete, daß Frau von Longueville, welche von Montigni einen Diener ihres Gemahls, und Chamboi, der in ſeinem Nahmen Befehlshaber von Pont de l'Arche war, in dem Schloß von Dieppe aufgenommen worden war, dort vielleicht, einigen Aufſtand erregen möchte. Alles beugte ſich vor dem Hof. Frau von Longueville flüchtete ſich zu Schiff nach Holland, und gieng von da nach Arras, um den ehrlichen la Tour, dem ihr Gemahl ein Jahrgehalt gab, auszuforſchen. Er bot ihr ſeine Perſon an, aber verweigerte ihr ſeinen Plaz. Sie gieng nach Stenai, wo Herr von Türenne, mit allen Freunden und Dienern der Prinzen, die er ſeit ſeiner Abreiſe von Paris hatte ſammeln können, ſich mit ihr vereinigte. La Becheraille hatte die Garniſon von Damvillers gegen den Chevalier von Rochefoucaut, der hier ſtatt ſeines Bruders commandirte, aufrühriſch gemacht, und bemächtigte ſich dieſes Plazes, wo er ehmals königlicher Lieutenant geweſen war. Der Marſchall von la Ferté ward ohne einen Schwerdtſchlag von Clermont Meiſter, und die Einwohner von Mouzon vertrieben ihren Gou-

ver-

verneur, den Grafen von Grandpré, weil er ihnen vorgeſchlagen hatte, ſich für die Prinzen zu erklären. Der König gieng, als er aus der Normandie zurückgekommen war, nach Bourgogne, und ſetzte hier an die Stelle des Prinzen den Herrn von Vendome als Gouverneur, wie er in der Normandie, ſtatt des Herrn von Longueville, den Grafen von Harcourt zum Gouverneur ernannt hatte. Das Schloß Dijon ergab ſich an Herrn von Vendome; Bellegarde, durch Herrn von Tavannes und Bouteville vertheidigt, that dem König nur ſchwachen Widerſtand, und der König kehrte von ſeinen zwei Reiſen, in die Normandie und Burgogne ganz mit Lorbeeren bedeckt, zurück.

Ein ſolches Glück verdrehte dem Kardinal beinah den Kopf. Er zeigte ſich noch weit ſtolzer, als er vor des Königs Abreiſe geſchienen hatte. Während der König abweſend war, kam die verwittwete Prinzeſſin Mutter nach Paris, und reichte bei dem Parlament eine Bittſchrift ein, worinn ſie verlangte, daß das Parlament ſie im Schutz nehmen ſollte, damit ſie in Paris bleiben und wegen der ungerechten Verfolgung ihrer Kinder Recht ſuchen könne. Hierauf verordnete das Parlament, daß, während man den Herzog von Orleans erſuchen laſſen würde, ſeinen Platz einzunehmen, die Prinzeſſin ſich zu Herrn la Grange, Maitre des Comptes, im Hofe des Parlamentspallaſtes begeben ſollte.

Die Antwort, welche der Herzog von Orleans den Deputirten der Geſellſchaft ertheilte, fiel dahin aus, daß er, da die Prinzeſſin dem königlichen Befehl gemäß nach Bourges hätte gehen ſollen, ſich nicht erlaubte, im Palais über eine Sache zu ſtimmen, in welcher nichts zu thun ſey, als den höhern Befehlen zu gehorchen. Er fügte hinzu, daß er den erſten Präſiden-

ten um fünf Uhr bei ſich zu ſehen wünſchte. Dieſer gieng und überzeugte Monſieur, daß es für ihn nothwendig ſey, am folgenden Tag ins Palais zu gehen, damit durch ſeine Gegenwart der Keim eines ſchlimmen Erfolgs, der durch das höchſt natürliche Mitleiden gegen eine große Fürſtin in ihrer Trauer und durch den noch immer flammenden Haß gegen den Kardinal ſchnell wachſen könnte, unterdrückt und ausgerottet würde. Monſieur glaubte es und kam dahin. Beim Eintritt in das große Zimmer warf ſich die Prinzeſſin zu ſeinen Füßen; Sie bat Herrn von Beaufort um ſeinen Schuz und ſagte mir, daß ſie die Ehre habe meine Verwandtin zu ſeyn. Beaufort war in äuſſerſter Verlegenheit, und ich glaubte vor Beſchämung zu ſterben. Monſieur ſagte der Geſellſchaft, daß der König der Prinzeſſin befohlen habe, Chantilli zu verlaſſen, weil man bei einem ihrer Bedienten einige an den Kommandanten in Saumür gerichtete Briefe gefunden habe. Er fuhr fort, daß er ſie in Paris nicht dulden könne, weil ſie gegen die Befehle des Königs dahin gekommen ſey, und daß ſie Paris verlaſſen ſollte, um ihren Gehorſam zu zeigen, und es zu verdienen, daß der König, der in einigen Tagen zurückgekehrt ſeyn würde, auf die Gründe, die ſie in Rückſicht ihrer Geſundheit anführte, Rückſicht nähme. Sie reiste noch denſelben Abend ab, und brachte die Nacht in Berni zu, bis ihr der König, der den Tag darauf ebenfalls da eintraf, nach Valeri zu reiſen befahl. Sie blieb krank in Angerville zurück.

Meinem Bedünken nach hätte Monſieur bei dieſer Gelegenheit nicht mehr Treue für den Dienſt des Königs beweiſen können, als er wirklich that. Und doch behauptete der Kardinal, daß er die Prinzeſſin mit zu vieler Schonung behandelt habe, ſo wie er dem Herrn von Beaufort und mir ſagte; dies ſey eine Gelegenheit

geweſen

Weſen, wo wir unſere Gewalt über das Volk recht auffallend härten zeigen ſollen. Es lag in ſeinem Naturell, kleinlich und zänkiſch zu ſeyn. Ein großer Fehler für Menſchen, die in Verhältniſſen mit vielen Andern ſtehen.

Zwei Tage darauf bemerkte ich etwas noch ſchlimmeres. Einige Privatperſonen waren durch ihr Intereſſe, das ſie an den Renten genommen hatten, veranlaßt worden, in den Verſammlungen des Stadthauſes Lärm anzufangen, und da ſie nun fürchteten, darüber zur Rede geſetzt zu werden, wünſchten ſie, bald nach der Gefangennehmung des Prinzen, daß ich eine Amneſtie auswürken möchte. Ich ſprach darüber mit dem Kardinal, welcher keine Schwierigkeiten machte, und, indem er mir ſeine Huthſchnur zeigte, die à la fronde war, ſagte er im großen Kabinet der Königin: Ich ſelbſt werde unter dieſer Amneſtie mit begriffen ſeyn.

Anders war es, als der König von ſeinen Reiſen zurückgekehrt war. Er ſchlug mir eine Abolition vor, durch deren Namen allein, fünf oder ſechs Parlamentsglieder, welche Anwalde geweſen waren und vielleicht tauſend oder zweitauſend der angeſehenſten Bürger von Paris beſchimpft worden wären. Ich machte ihm dieſe Vorſtellungen, die keine Einwendungen zuzulaſſen ſchienen. Gleichwohl widerſtritt, verſchob, verzögerte er; er that die Reiſen in die Normandie und Bourgogne ohne etwas zu beſchließen, und obgleich der Prinz ſchon ſeit dem 18ten Januar verhaftet war, ſo wurde die Amneſtie doch nicht früher, als den 12ten Mai bekannt gemacht, und im Parlament regiſtrirt. Und auch da hätte ich ſie nicht erhalten, wenn ich nicht zu verſtehen gegeben hätte, daß, wenn man mir ſie nicht

bewilligte, ich gegen die Zeugen mit Brevets nach aller Strenge der Gerechtigkeit verfahren würde. Dafür fürchtete man sich im höchsten Grad, weil es auch im Grunde äusserst schimpflich war, und man war so sehr davon überzeugt, daß Canto und Pichon, noch eh der Prinz arretirt war, verschwanden.

Fast zu eben der Zeit hatten wir eine andere Streitigkeit über die Renten des Stadthauses. Emeri, der bald nachher starb, unterließ nichts, was die Bürger selbst in Fällen, wobei der König wenig gewann, aufbringen konnte, und ich hatte Gründe zu glauben, daß der Zweck dieses Verfahrens kein anderer sey, als ihnen zu zeigen, ihre Beschützer hätten sie, seit ihrer Versöhnung mit dem Hof, verlassen. Ich erhielt noch überdies Nachricht, daß der Abt Fouquet den Pöbel gegen mich aufzubringen suchte, Geld austheilte, und alle möglichen Gerüchte, die mich verdächtig machen konnten, auszustreuen suchte.

Dies ist gewiß, daß ohne Ausnahme alle Subalternen eine wahre Vereinigung durch die Heirath des ältesten Mancini *) mit Fräulein von Retz, die jetzt Nonne ist, zwischen dem Kardinal und mir für sehr wahrscheinlich hielten, fürchteten, und seit dem Morgen unserer Aussöhnung auf nichts weiter sannen, als uns von neuem zu veruneinigen. Es konnte ihnen nicht schwer werden, ihren Zweck zu erreichen, weil, theils schon das Vertrauen, welches der Herzog von Orleans gleich nach der Gefangennehmung des Prinzen

*) Der Sohn von Michel Laurent Mancini und Hieronime Mazarini, der Schwester des Kardinals. Er ward 1652 in einem Gefecht in der Fauxbourg St. Antoine getödtet.

zen zu mir faßte, bei dem Kardinal ein höchſt natürliches Mistrauen erregen mußte, und überdies auch die Rückſichten, welche ich, wenn ich nicht verloren ſeyn wollte, vor dem Volk beobachten mußte, ihnen Stoff genug darboten, alles bei Mazarin nach ihrer Weiſe zu deuten. Zur Vermehrung jenes Mistrauens trug auch Goulas das Seine redlich bei. Er war erſter Secretär des Herzogs, und bekleidete, ſeit dem la Riviere, welcher ihn weggejagt hatte, gefallen war, wieder ſeinen vorigen Poſten. Dieſer hielt es ſeinem Intereſſe gemäß, wenn er mit Hülfe des Hofs meine aufkeimende Gunſt bei ſeinem Herrn zu unterdrücken ſuchte. Bemerken Sie hier, daß ich um dieſe Gunſt, die ich bei der Gemüthsart des Herzogs für äuſſerſt vergänglich und ſelbſt für gefährlich hielt, nie gebuhlt hatte, und daß ich wohl wußte, wie ſchon der bloße Verdacht, an einem Kabinet, deſſen Schwachheiten man nicht hindern kann, Antheil zu nehmen, iſt für einen Mann, deſſen gröſte Stärke in der öffentlichen Meinung beſteht, nachtheilig ſey. Meine Idee war, ihm, da er einmal Jemand haben mußte, der ihn leitete, den Präſidenten von Bellievre zu verſchaffen, aber er war fein genug, meine Abſicht zu merken. Er hätte, ſagte er, eine Abneigung gegen die Miene deſſelben, die allzu klug und allzu bürgerlich ſey. Der Kardinal, der mit Grund glaubte, daß Goulas allzuſehr von Chavigni abhängig ſey, wankte zu ſehr in der Wahl; denn hätte er ſich gleich anfangs für Beloi, einen Freund von Goulas entſchieden, ſo glaube ich ſicher, daß er ſeine Abſicht erreicht hätte. Genug, das Loos traf mich, und wenn der Hof darüber böſe war, ſo war ich es gewiß nicht minder, theils aus den eben angeführten Gründen, theils auch, weil dieſes Joch meinem Hang zum freien Leben, welches damals alle Schranken der Vernunft verachtete, Zwang anlegte.

Noch ein anderer Fall, der sich ereignete, entzweite mich mit dem Kardinal. Der Graf von Montroß *, ein Schotte und das Haupt des Hauses Graham, der einzige Mann in der ganzen Welt, der mir jemals das Bild gewisser Helden, die man nirgends mehr findet als in den Lebensbeschreibungen des Plutarch, dargestellt hat, hatte in seinem Lande die Partei des Königs von England mit einer Seelengröße verfochten die in diesem Jahrhundert ohne Beispiel ist. Er allein schlug die Parlamentspartei, die sonst überhaupt den Sieg davon getragen hatte und legte die Waffen nicht eher nieder, bis der König, sein Herr, sie selbst in die Hände seiner Feinde geliefert hatte. Kurz vor Ausbruch des bürgerlichen Kriegs kam er nach Paris, wo ich durch einen mir ergebenen Schotten, der mütterlicherseits mit ihm verwandt war, mit ihm bekannt ward. Ich fand Gelegenheit, ihm in seinem Unglück zu dienen und die Freundschaft, die er für mich faßte, bestimmte ihn, Frankreichs Interesse, dem Interesse des Kaisers vorzuziehen, obgleich der letztere ihm die Stelle eines Feldmarschalls, die ein sehr beträchtliches Posten ist, anbot. Ich selbst war der Unterhändler der Versprechungen, welche der Kardinal ihm gab, und welche er nur für die Zeit, wo der König von England seine Dienste nicht nöthig haben würde, annahm. Einige Tage darauf ward er wirklich, durch ein eigenhändiges Billet des Königs zurückberufen. Er zeigte es dem Kardinal, der sein Verfahren billigte, und ihm in feierlichen Ausdrücken versicherte, daß

* Jacob Graham Marquis von Montroß. Die englischen Acten sagen verunstalteten ihn, als er bei seiner Landung in Schottland gefangen genommen worden war, den 20sten oder 30sten Mai 1650 zu Edinburg zum Tode.

daß die bereits genommenen Verbindlichkeiten treulich gehalten werden sollten.

Zwei oder drei Monate nach der Gefangennehmung des Prinzen, kehrte Milord Montroß, von beinah hundert Officieren begleitet, die meist aus guten Häusern waren und alle bereits gekämpft hatten, nach Frankreich zurück. Damals konnte sie der Kardinal nicht mehr *). Hatte ich, sagen Sie selbst, bei dieser Lage der Sachen Ursache zufrieden zu seyn? Dennoch arbeitete ich unermüdet, alle Fehltritte, welche die Unwissenheit des Kardinals und Herrsucht sie in mehr als zehn Fällen begehen ließen, bei dem Parlament und dem Volke wieder gut zu machen. Es gelang, die meisten derselben zu verhehlen, und hätte es dem Hof gefallen, mit Mäßigung zu verfahren, so hätte der Prinz, wenigstens auf ziemlich lange Zeit Mühe gehabt, sich wieder zu heben. Aber in den Zeiten der Ruhe, die unmittelbar auf große Stürme folgen, wo die Schmeichelei sich verkörpelt, und das Mistrauen gleichwohl nicht verlöscht ist, wird gerade diese Mäßigung den Ministern am schwersten und beinah unmöglich.

Freilich konnte der jetzige Zustand, auch nur in Vergleichung mit der Vergangenheit, Ruhe genannt werden. Die Flamme begann bereits von vielen Seiten wieder auszubrechen. Den Marschall von Vrezé, einen Mann von geringem Werth, hatte die erste Erklärung, die im Parlament eingetragen ward, sehr beschränket, und er ließ den König von seiner Treue ver-

*) Man kann hierüber Mylords Clarendon Geschichte der bürgerlichen Kriege in England nachlesen.

Muhammedanern, mit Griechen, mit Lateinern. Einzelne Städte, wie Ganta und Neapel, regierten sich nach republikanischen Gesetzen. Mehrere Longobardische Geschlechter genossen unter dem Schirm einer scheinbaren Abhängigkeit von dem römischen oder griechischen Reich einer wahren Souveränität in Benevent, Kapua, Salerno und andern Distrikten. Die Menge und Verschiedenheit der Oberherrn, der schnelle Wechsel der Grenze, die Entfernung und Ohnmacht des Griechischen Kaiserhofs hielten dem straflosen Ungehorsam eine sichere Zuflucht bereit; Nationalunterschied, Religionshaß, Raubsucht, Vergrößerungsbegierde, durch kein Gesetz gezügelt, verewigten die Anarchie auf diesem Boden, und nährten die Fackel eines immerwährenden Kriegs. Das Volk wußte heute nicht wem es morgen gehorchen würde, und der Sämann war ungewiß, wem die Aernte gehörte.

Dieß war der klägliche Zustand des untern Italiens im Neunten, Zehenten und Eilften Jahrhundert, während daß Sicilien unter arabischem Scepter einer ruhigeren Knechtschaft genoß. Der Geist der Wallfarth, welche beym Ablauf des Zehenten Jahrhunderts, der gedrohten Annäherung des Weltgerichts, in den Abendländern lebendig wurde, führte im J. 983 auch einige Normännische Pilger, funfzig oder sechzig an

versichern, aber er starb bald darauf. Du Mont, den Sie als einen Anhänger des Prinzen kennen, und welcher in Saumür unter demselben Befehlshaber war, glaubte, daß seine Ehre es erforderte, dem Interesse der Prinzessin ergeben zu bleiben. In der Hoffnung, daß la Rochefoucault, der die Begräbnißfeierlichkeiten seines Vaters zum Vorwand genommen hatte, um eine große Versammlung des Adels zu veranstalten, ihm beistehen würde, erklärte er sich für die Parthei. Als aber seine Hoffnung, sich zum Herrn von Loudun zu machen, fehlschlug, und dieser Adel sich wieder zerstreut hatte, überließ er seinen Posten an Comminges *), dem das Gouvernement desselben, von Seiten der Königin, übertragen worden war.

Frau von Longueville und Herr von Turenne schlossen mit den Spaniern einen Vertrag. Der letztere vereinigte sich mit ihrer Armee, die in die Picardie einbrang, und, nachdem sie le Catelet weggenommen hatte, Guise belagerte. Der Gouverneur davon Pridieu vertheidigte sich vortreflich und der Graf von Clermont, vom Hause Tonnerre zeichnete sich sehr dabei aus. Die Belagerung dauerte achtzehn Tage, wo Mangel an Lebensmitteln den Erzherzog zwang, sie aufzuheben. Herr von Turenne hatte mit den durch Vertrag

*) Franz von Commenge, Herr von Guitaut, Oberschenk unter der Königin Anne von Oestreich starb 1663. Ich glaube aber, daß der hier erwähnte, Gaston Jean Baptiste von Commenge ist, der bei Hof unter dem Namen, Graf von Commenge bekannt und Gouverneur von Saumur war. Er hatte zugleich die Anwartschaft, nach dem Tode seines Onkels Franz, der am Hof der alte Guitaut genannt wurde, Landeshauptmann zu werden.

Vertrag bewilligten Spaniſchen Geldern einige Truppen angeworben, und ſie mit den Trümmern der in Bellegarde zurückgebliebenen vermehrt. Der größte Theil der Offiziere, die zu der Fahne der Prinzen geſchworen hatten, geſellten ſich zu ihm; Ein gleiches thaten die Herrn von Vonteville, Coligni, Longres, Dures, Rochefort, Tavannes, Perſan de la Mouſſaie, de la Suze, von St. Joel, Eugnac, Chavagnac *), Guitaut, Mailli, Meille, die Ritter Foix und Grammont und mehrere.

Dieſes herauziehende Gewitter hätte den Kardinal auf den Zuſtand von Guienne aufmerkſam machen ſollen. Die elende Aufführung des Herrn von Epernon hatte dort alle Angelegenheiten ſo verwirrt und ſchlimm gemacht, daß nur ſeine Entfernung wieder etwas gut machen konnte. Tauſend Privatſtreitigkeiten, die meiſt aus der lächerlichen Chimäre ſeiner angemaßten Fürſtenwürde herrührten, hatten ihn mit dem Parlament und mit dem Magiſtrat von Bourdeaux, der zum Theil nicht klüger war als er, entzweit. Doch dünkt mich, daß Mazarin dadurch, daß er Alles, was ein geſchickter Miniſter ohne Schwierigkeit, und ſelbſt zum Vortheil des Königs, den beiden Partheien hätte zur Laſt legen können, auf Rechnung der königlichen Autorität ſetzen ließ, noch ein größerer Thor als alle Beide war.

Die Ausführung des Grundſatzes: den Höhern ſtets gegen den Niedern in Schutz zu nehmen, den ein übelverſtandenes Privat-Intereſſe bei den Miniſtern eingeführt hat, gehört mit unter die größten Uebel,

*) Gaſpard Graf von Chavagnac.

Uebel, welche das despotische Ansehen der Minister des vergangenen Jahrhunderts, über den Staat gebracht hat. Machiavel, den die meisten, die ihn lesen, nicht verstehen, und der von andern für äusserst klug gehalten wird, weil er immer äusserst böse war, hat diesen Grundsatz zuerst eingeführet. Ihm fehlte jedoch zu einem vollkommenen Staatsmann noch sehr viel, und er hat sich sehr oft geirrt; meinem Bedünken nach, nirgends mehr, als eben in dieser Behauptung. Die unmäßige Leidenschaft mit Herrn von Candale, der an sich nichts Grosses hatte, in Verbindung zu treten, verblendete den Kardinal über diesen Punkt noch mehr. Herr von Candale, dessen Geist noch unter das Mittelmäßige herabsank, ward von dem Abt von Etrees*) jetzigem Kardinal, dem schwärmerischten und unruhigsten Kopf von der Welt, beherrscht. Alle diese verschiedenen Charaktere richteten in den Angelegenheiten von Guienne, deren Entwickelung selbst den gesunden Verstand der Jeannin' und Villeroi, in dem Gehirn des Kardinals von Richelieu zusammen gemischt, vielleicht zu schwer gewesen wäre, eine unauflösliche Verwirrung an. Monsieur begriff diese Unordnung, und als er einst auf einem Spaziergang in dem Garten Luxemburg mit mir darüber sprach, drang er in mich, mit dem Kardinal Laon zu sprechen. Ich lehnte es von mir ab, weil, wie er selbst sehe, nur der Schein mich noch mit dem Kardinal vereinigte, und gab ihm dafür den Rath, demselben durch den Marschall von Etrees und durch Senneterre, wo möglich die Augen öffnen zu lassen.

*) Cäsar von Etrees damaliger Abt von Long-Pont, von St. Germain des Prez u. s. w. Er ward hierauf Bischof und Herzog von Laon und 1671 Kardinal. Er starb den 18ten December 1714 in einem Alter von 87 Jahren.

lassen. So sehr diese beiden auch dem Hof ergeben waren, so fand er bei ihnen doch die nemlichen Gesinnungen, die er selbst hatte. Senneterre unternahm es sogar höchst erfreut, als ihn Monsieur versicherte, daß ich, wie er selbst, in der aufrichtigsten und besten Stimmung von der Welt sey, mich mit dem Kardinal, mit welchem ich noch nicht öffentlich gebrochen hatte, wieder auszusöhnen. Er sprach darüber mit mir, und ich war sogleich bereitwillig dazu, denn ich sah wohl ein, daß unsere Theilung die Parthei des Prinzen augenblicklich verstärken, und Alles in eine Verwirrung bringen würde, wo man nur in höchster Eil seine Parthei ergreifen, und folglich reife Ueberlegung keinen Theil daran haben könnte. Nach diesem Gespräch gieng ich mit Herrn von Senneterre zu dem Kardinal, der mich mit einer zärtlichen Umarmung aufnahm. Er trug das Herz auf der Zunge — dies war sein eigner Ausdruck — und versicherte mich, daß er mit mir, wie mit seinem Sohn reden wollte. Ich glaubte es nicht, aber ich versprach ihm dagegen, daß ich mit ihm, wie mit meinen Vater reden wollte, und ich hielt Wort. Ich hätte, sagte ich ihm, auf der Welt kein anderes persönliches Interesse, als das, die öffentlichen Angelegenheiten ohne eignen Gewinn zu verlassen; aber der nemliche Grund verpflichte mich auch mehr als einen Andern, sie ehrenvoll und mit Würde zu endigen. Ich bäte ihn zu bedenken, daß mein Alter und der Mangel an Fähigkeiten jeden Schatten von Eifersucht wegen des ersten Ranges von ihm entfernen müßten, und zu gleicher Zeit möchte er Rücksicht darauf nehmen, daß die Würde, welche ich in Paris bekleide, durch diese Art von Volks-Tribunat mehr erniedrigt als geehrt, und dies letztere mir nur durch die Nothwendigkeit allein erträglich würde. Ich bat ihn ferner zu entscheiden, ob diese Ueberlegung allein nicht hinreichend seyn wür-

de, mir den ungeduldigen Wunsch die Factionen zu verlassen, einzuflößen, wenn es auch nicht noch tausend andere Gründe gäbe, die meinen Widerwillen jeden Augenblick erweckten. Was die Kardinalswürde betreffe, die ihm vielleicht einigen Verdacht hätte geben können, so wollte ich ihm jetzt meine Ideen, die ich jederzeit über diese Würde gehabt, und noch gegenwärtig habe, aufrichtig mittheilen. Ich hätte, fuhr ich fort, mir thörichterweise in Kopf gesetzt, sie lieber zu vertilgen als zu besitzen, und er könnte es nicht vergessen haben, daß ich bei manchen Gelegenheiten einige Spuren dieser Schwärmerei verrathen habe; aber Herr von Agen habe mich davon geheilt, und mich durch gute Gründe überzeugt, daß dieser Plan noch keinem, der ihn unternommen, geglückt sey. Dieser Umstand aber könnte ihm beweisen, daß, selbst in meinen frühern Jahren, die Begierde nach dem Purpur nicht sehr groß in mir gewesen sey; sie habe sich jetzt noch vermindert, und ich sey eben so sehr gewiß, daß diese Würde einem Erzbischoff von Paris zu seiner Zeit schwerlich fehlen könnte, als ich überzeugt sey, daß die Leichtigkeit, sie mit Recht zu erhalten, jedes andere Mittel, sich ihren Besitz zu verschaffen, für ihn schimpflich machte. Ich würde, fuhr ich fort, in Verzweiflung seyn, wenn auf meinem Purpur ein einziger in dem bürgerlichen Krieg vergossner Tropfen Blut haftete, und ich sey entschlossen, ehe ich nur den kleinsten Schritt, der darauf den mindesten Bezug hätte, thun oder zulassen würde, lieber auf Ewig Alles, was Intrigue heißt, gänzlich aufzugeben. Er wisse, daß ich aus dem nemlichen Grund weder Geld noch Abtei annehmen wollte und daß ich mich durch öffentliche Erklärungen verpflichtet habe, der Königin ohne Eigennutz zu dienen; das einzige Interesse, das mich in meiner jetzigen Stimmung erhalte, sey, mit Ehren zu endigen,

tigen und zu den rein geiſtigen Pflichten meines Standes, jedoch mit Sicherheit, wieder zurückzukehren. Alles, was ich von ihm zu dieſen Endzweck verlange, ſey die Erfüllung deſſen, wodurch der Dienſt des Königs noch mehr als mein Privatvortheil gewinne. Er wiſſe, daß ich am Morgen nach der Gefangennehmung des Prinzen auf ſeine Veranlaſſung den Bürgern die und die Verſprechungen überbracht habe, und ich ſähe, daß man zum Nachtheil dieſer Verſprechen, Alles hervorſuchte, um dieſe Leute zu überreden: ich ſey mit dem Hof einverſtanden, um ſie zu betrügen. Auch ſey ich benachrichtigt worden, daß Ondedei zu der und der Stunde bei Herrn Dempus geſagt habe: Der arme Kardinal habe ſich durch den Koadjutor überraſchen laſſen, aber man habe ihm die Augen geöffnet, und man würde dem letztern etwas zu ſchaffen machen, worauf er nicht gefaßt ſey. Ich zweifelte nicht, ſo ſchloß ich endlich, daß mein Zutritt bei Monſieur ihm einigen Verdruß mache, aber er werde es ſicher wiſſen, daß ich ihn auf keine Weiſe geſucht hätte, und daß ich die nachtheiligen Folgen vorausſehe. Ueber dieſen Punkt, der für einen Staatsmann, noch mehr aber für einen Hofmann am ſchwerſten zu begreifen iſt, breitete ich mich weitläuftig aus; denn dieſe Art Menſchen ſind immer ſo davon eingenommen, daß ſelbſt Erfahrung ihnen die Einbildung: alles Anſehen beſtehe blos in einem ſolchen Zutritt, nicht benehmen kann. In dieſer ganzen Unterredung, die von drei Uhr des Nachmittags an bis zehn Uhr des Abends dauerte, ſagte ich nicht ein Wort, das mich in der Stunde des Todes reuen könnte. Wenn die Wahrheit einen gewiſſen Grad erreicht hat, ſo verbreitet ſie einen Glanz um ſich, welchem Niemand widerſtehen kann. Auch Mazarin, obgleich ich nie einen Menſchen gekannt habe, für den ſie ſo wenig Reiz hatte, als für ihn, fand ſich in dieſem

Fall, so sehr gerührt, daß Senneterre, der gegenwärtig war, darüber erstaunte. Er drang in mich, diesen Augenblick zu ergreifen, und mit ihm über die gefährlichen Folgen der Unruhen in Guienne zu reden, und ich that es. Ich stellte ihm vor, daß, wenn er dabei beharrte, Herrn von Epernon zu unterstützen, die prinzliche Parthei gewiß diese Gelegenheit nicht versäumen würde, daß wir, sobald das Parlament von Bourdeaux sich mit einmischte, nach und nach auch das Pariser Parlament verlieren würden; daß nach einer so großen Feuersbrunst die Flamme unmöglich ganz in dieser Stadt gelöscht seyn könnte, und immer zu befürchten sey, sie glimme noch aller Orten unter der Asche: daß die Partheigänger freies Feld haben würden, das Ganze für sich aufs beste zu benutzen. Senneterre unterstützte meine Gründe nachdrücklich, und es gelang uns den Kardinal zu erschüttern. Vieles mochten freilich auch die Nachrichten dazu beitragen, daß Herr von Bouillon sich in Limousin, wo Herr von la Rochefoucaut mit einiger Mannschaft sich mit ihm vereinigt hatte, zu regen anfieng, aus Brives die Gensdarmen Compagnie des Prinzen Thomas weggenommen und einen Versuch auf die in Tülles befindlichen Truppen gemacht hatte. Diese Nachrichten zwangen freylich Ihro Eminenz reiflicher über das, was wir ihm sagten, nachzudenken. Er schien uns weniger widerspenstig als gewöhnlich, und am folgenden Tage sagte uns der Marschall von Etrées, der ihn eine Viertelstunde nach uns gesprochen hatte, daß er ihn von meiner Aufrichtigkeit und Treue überzeugt gefunden, und zu verschiedenen malen habe sagen hören: Im Grund will dieser junge Mann das Wohl des Staats. Diese beiden Männer, die, so höchst verderben sie übrigens waren, die öffentliche Ruhe wünschten, weil sie, bei dem Alter, das sie erreicht hatten,

hatten, ihr Eigene darinn zu finden hofften, wurden durch diese Lage der Sachen veranlaßt, auf Mittel zu denken, wie der Kardinal und ich näher zu vereinigen wären. Sie thaten ihm zu diesem Endzweck den Vorschlag, seinen Neffen mit meiner Nichte zu verheurathen, und er bot gern beide Hände dazu. Aber in gleichem Maaß zog ich mich zurück; denn wie hätte ich mich entschließen können mein Haus mit Mazarins Haus zu verwickeln, und die Größe hoch genug zu achten, um sie mit dem allgemeinen Haß erkaufen zu wollen? — Ich antwortete den beiden Vergeßlichen (Oublieux) — denn so nannte man diese Herren, weil sie alle Abende zwischen acht und neun Uhr in die Häuser zu gehen pflegten, wo sie etwas abzumachen hatten, und etwas abzumachen hatten sie immer! — ich antwortete ihnen, höflich aber verneinend. Aber sie, die nun einmal keinen Bruch zwischen uns wünschten, wußten meine Verweigerung so geschickt vorzutragen, daß keine Erbitterung daraus entstand, und da sie mir abgemerkt hatten, daß ich bei dem allgemeinen Frieden mit großer Freude eine Rolle übernehmen würde, so wußten sie es so gut einzurichten, daß der Kardinal, dessen Enthusiasmus für mich zwölf oder funfzehn Tage lang währte, mir diese Freude wie aus freyem Antrieb und mit der besten Art von der Welt versprach.

Der Marschall von Etrées suchte diese günstige Zwischenzeit mit vieler Geschicklichkeit zur Wiedereinsetzung des Herrn von Chateauneuf *) in sein Amt, als

*) Karl von l'Aubespine, Marquis von Chateauneuf war 1580 gebohren. Nachdem er die Siegel etwas über zwei Jahr gehabt hatte, wurden sie ihm im Jahr 1633 genommen. Er erhielt sie zurück den 21ten März 1650. Er starb den 17ten September 1653.

Siegelbewahrer, welches ihm der Kardinal von Richelieu entzogen hatte, zu nutzen. Herr von Chateauneuf hatte dreizehn Jahre lang in dem Schloß von Angouleme als Gefangener leben müssen. Dieser Mann war in Aemtern alt geworden und hatte sich darin einen Ruf erworben, dem seine lange Ungnade nur einen größern Glanz gab. Er war ein naher Verwandter des Marschall von Villeroi. Wegen seiner Streitigkeiten mit dem Kardinal Richelieu hatte der Kommandeur von Jars das Schafot von Troyes bestiegen. Er war als ein Liebhaber der Frau von Chevreuse bekannt, und er war es nicht unerhört gewesen. Jetzt war er 72 Jahre alt; aber seine rüstige feste Gesundheit, sein glänzender Aufwand, seine gänzliche Uneigennützigkeit bei Allem, was nicht das Mittelmäßige überstieg, seine ungestüme und wilde Gemüthsart, die den Schein von Geradheit hatte, übertrugen sein Alter, und bewirkten, daß er noch nicht für einen Mann ohne Einfluß galt. Der Marschall von Etrées hatte kaum bemerkt, daß der Kardinal sich in Kopf gesetzt hatte, durch die Vergleichung der Bourbeauxischen Angelegenheiten und Wiederherstellung der Ordnung in den Renten sich mit dem Publikum wieder auszusöhnen, als er die Zeit dieser Begeisterung, die, wie er sagte, nicht lange dauern würde, zu benützen gedachte. Er suchte den Kardinal zu überreden, daß es nothwendig sey, sein Werk mit Absetzung des, wegen seiner natürlich knechtischen Denkungsart, die seine sonst großen Fähigkeiten verdunkelte, allgemein gehaßten oder vielmehr verachteten Kanzlers, und durch die Einsetzung des Herrn von Chateauneuf, dessen Name allein schon seine Wahl ehren würde, zu krönen. Nie bin ich mehr erstaunt als da der Marschall von Etrées dem Herrn von Bellievre und mir sagte, daß diese Veränderung zu hoffen sey. Ich kannte Herrn von Chateauneuf zwar

nur durch den Ruf, aber ich konnte mir nicht denken, daß die Eiferſucht eines Italiäners ihm erlauben könnte, einen für das Miniſterium ſo ganz gemachten Kopf, an ſeine gehörige Stelle zu ſetzen. Mein Erſtaunen, das keinen andern Grund hatte, als dieſen, ward gleichwohl von dem Marſchall von Etrées als eine Folge meiner Beſorgniß, dieſes Genie möchte auch eben ſo gut zu einem Kardinal taugen, ausgelegt. Zwar ließ er ſich gegen mich nichts davon merken, ſondern äuſſerte es am Abend gegen den Präſidenten Bellievre, der ihm jedoch, mit meinen Abſichten beſſer bekannt, eifrig das Gegentheil verſicherte, ihn aber nicht überzeugte. Er hieng vielmehr ſo feſt an ſeiner Meinung, daß er nicht aufhören konnte, ſich darüber zu verwundern, und um jedes Hinderniß, welches ich, wie er irrigerweiſe fürchtete, vielleicht ſeinem Freund in Weg legen möchte, zu heben, brachte er mir einen Brief von dieſem Letztern, der die Verſicherung enthielt, bevor ich ſelbſt die Kardinalswürde erlangt habe, nie nach derſelben zu ſtreben. Ich glaubte aus den Wolken zu fallen, als ich ein ſolches Kompliment, das ich mir auf keine Weiſe zugezogen hatte, erhielt. Alles, was ich zur Ablehnung deſſelben ſagte, diente nur, um es auf eine andere Art wieder zu hören; man ſagte es meinetwegen zu Frau von Chevreuſe, zu Noirmoutier, Loigues und ein Dutzend Andern. So warb der ehrliche Chateauneuf noch Jedermanns Hülfe und Jedermann leiſtete ſie ihm. Der Kardinal machte ihn zum Siegelbewahrer, nicht um die beiden großen Zwecke, die Vergleichung der Bourdeauxer und die Wiederherſtellung der Renten damit zu krönen, ſondern um vielmehr im Gegentheil, ſeine, nach den Zuredungen der Subalternen, die nichts mehr als eine Vereinigung zwiſchen uns fürchteten, gefaßte, ganz entgegen geſetzte Handlungsweiſe, durch einen ruhmvollen Namen zu

der Zahl, nach Jerusalem. Auf ihrer Heimkehr stiegen sie bey Neapel ans Land und erschienen zu Salerno, eben als ein arabisches Heer diese Stadt belagerte und die Einwohner damit beschäfftigt waren, sich durch eine Geldsumme ihres Feindes zu entledigen.

Ungern genug hatten diese streitbaren Wallfahrer den Harnisch mit der Pilgertasche vertauscht; der alte Kriegesgeist ward bey dem kriegrischen Anblick lebendig. Tapfre Hiebe auf die Häupter der Ungläubigen geführt, dünkten ihnen keine schlechtere Vorbereitung auf das Weltgericht zu seyn, als ein Pilgerzug nach dem heiligen Grabe. Sie boten den belagerten Christen ihre müßige Tapferkeit an, und man erräth leicht, daß die unverhoffte Hülfe nicht verschmäht ward. Von einer kleinen Anzahl Salernitaner begleitet, stürzt sich die kühne Schaar bey Nachtzeit in das arabische Lager, wo man, auf keinen Feind gefaßt, in stolzer Sicherheit schwelgt. Alles weicht ihrer unwiderstehlichen Tapferkeit. Eilfertig werfen sich die Saracenen in ihre Schiffe, und geben ihr ganzes Lager Preis. Salerno hatte seine Schätze gerettet, und bereicherte sich noch mit dem ganzen Raub der Ungläubigen; das Werk der Tapferkeit von sechzig normännischen Pilgern. Ein so wichtiger Dienst war der ausgezeichnetsten Dankbarkeit

werth,

autoriſiren: er wollte nemlich das Parlament von Guienne aufs äuſſerſte treiben und die Frondeurs in Paris herabſezen. Auch glaubte er, daß dieſer Name den Schaden, den er ſich in der Meinung des Publikums durch die Einſetzung des Präſidenten des Maiſons, deſſen Redlichkeit weniger als problematiſch war, in die durch Emeris Tod erledigte Oberaufſicht der Finanzen gethan hätte, ein wenig wieder gut machen ſollte. Endlich hielt er es auch für notwendig, mir für den Nothfall einen bedeutenden Nebenbuhler um die Kardinalswürde entgegen ſetzen zu können. Dieſer Mann, ſagte mir Senneterre, ein Anhänger des Hofs und ſelbſt des Kardinals, als einſt von dieſem die Rede war, dieſer Mann wird noch, den ſchönen Augen des Herrn von Candale zu Gefallen, ſich und vielleicht den Staat ins Verderben ſtürzen.

An eben demſelben Tage, als Senneterre dieſes Orakel ausſprach, kamen die Nachrichten an, daß auf Bouillons und Rochefoucaults Veranlaſſung die Prinzeſſin und der Duc nach Bourdeaux gekommen ſeyen. Dieſen leztern hatte der Kardinal, anſtatt ihn, wie Servien es ihm rieth bei dem Könige erziehen zu laſſen, den Händen ſeiner Mutter überlaſſen. Das Parlament von Bourdeaux, welches damals aus lauter Gliedern beſtand, deren weiſeſtes und älteſtes mit Frauen ſein ganzes Vermögen in einem Abend verſpielte, ohne ſeinem Ruf zu ſchaden, hatte in demſelben Jahre zwei auſſerordentliche Schauſpiele. Es ſah einen Prinzen und eine Prinzeſſin vom Geblüt vor ſeinem Büreau knieen und, von ihm Gerechtigkeit verlangen und es war Thor genug — wenn man von einer ganzen Geſellſchaft ſo reden kann — um auf dem nemlichen Büreau eine geweihte Hoſtie auszuſtellen, welche

die Soldaten des Herrn von Epernon aus einem geſtohlnen und wieder erhaltenen Hoſtiengefäß hatten fallen laſſen.

Obgleich das Parlament von Bourdeaux nicht böſe darüber war, daß das Volk dem Duc Eingang verſtattet hatte, ſo beobachtete es doch weit mehr Mäßigung, als von dem Gascogniſchen Clima und von ſeiner Stimmung gegen Herrn von Epernon zu erwarten war. Es verordnete, die Prinzeſſin und der Duc, nebſt den Herrn von Bouillon und la Rochefoucaut ſollten nur unter der Bedingung, daß ſie ihr Wort gäben, nichts gegen den Dienſt des Königs zu unternehmen, die Freiheit haben, in Bourdeaux zu bleiben. Indeſſen ſolle die Bittſchrift der Prinzeſſin an Ihro Majeſtät, mit den demüthigſten Vorſtellungen wegen der Gefangenſchaft der Prinzen begleitet, geſchickt werden. Der Präſident von Gourges fertigte an Seneterre, ſeinen Freund, einen Kourier mit einem dreizehn Blätter langen Brief in Chiffern ab. In dieſem benachrichtigte er ihn: Sein Parlament ſey nicht ſo aufgebracht, daß es nicht, wenn der König den Herrn von Epernon zurückberufe, ſeine vorige Treue beibehalten ſollte; er ſtünde ihm dafür, daß Alles, was es bisher gethan, nur in dieſer Abſicht geſchehen ſey daß er aber, wenn man noch länger zögerte nicht mehr für das Parlament, und noch weit weniger für das Volk ſtehen könnte, welches, ſo ſehr gehegt und unterſtützt von der prinzlichen Parthei, ſich in kurzer Zeit ſelbſt zum Herrn des Parlaments machen würde. Seneterre vergaß nichts, um dieſe Nachrichten für den Kardinal nützlich zu machen. Herr von Chateauneuf hielt ſich vortreflich, und als der Kardinal auf ſeine Gründe, nur mit Ausrufungen über die Unverſchämtheit des Parlements von Bourdeaux, Perſonen

die durch eine Deklaration des Königs verurtheilt wären, eine Zuflucht zu verſtatten, antwortete, ſagte er ihm hitzig: So reiſen Sie morgen ab, mein Herr, wenn Sie ſich heute nicht vergleichen. Sie ſollten ſchon auf der Garonne ſeyn. Der Erfolg bewieß, daß Herr von Chateauneuf mit Recht zur Gelindigkeit gerathen hatte, und daß man beſſer gethan hätte, weniger mit der Vollziehung zu eilen. Denn, obgleich die Hitze des Parlaments von Bourdeaux oft bis zur Wut ſtieg, ſo widerſtand es doch eine lange Zeit den Erbitterungen des durch Herrn von Bouillon gereizten Volks, und befahl durch einen Beſchluß, dem Don Joſeph Oſorio, der mit Silleri und Voſſé aus Spanien gekommen war, die Stadt zu verlaſſen. Die Letztern nehmlich waren von Herrn von Bouillon, um zu unterhandlen, von Spanien geſchickt worden. Das Parlament that noch mehr. Es befahl, daß keiner aus ſeinem Korps irgend jemand, der mit den Spaniern Umgang gehabt, die Prinzeſſin ſelbſt nicht ausgenommen, beſuchen dürfe, und als eine Volksmaſſe es wagte, mit Gewalt ſeine Stimmen für Vereinigung mit den Prinzen zu fordern, bewaffnete es die Juraten *), die das Volk mit Flintenſtößen zurückdrängen mußten. Dieſes Betragen des Parlaments von Bourdeaux iſt beinahe von der ganzen Welt als Verſtellung ausgelegt worden; aber Herr von Bouillon hat mir ſeitdem mehrmals verſichert, es ſey wahrhaft und aufrichtig geweſen, und es würde Mühe gekoſtet haben die Sachen dort aufs äuſſerſte zu treiben, wenn der Hof nicht ſelbſt ſie dazu gebracht hätte. So viel iſt gewiß, daß der Hof Alles

*) So werden die Policeydiener der Stadt Bourdeaux, und einiger andern Städte in Gascogne genannt.

was das Parlament that, für nichts als Grimasse hielt. Es ward beschlossen, daß der König, welcher von Compiegne zurück kam, wohin er während der Belagerung von Guise gegangen war, um durch seine Gegenwart der, durch den Marschall du Plessis-Praslin commandirten Armee neuen Muth zu geben, nach Guienne gehen sollte. Diejenige, welche die Folgen dieses Schritts vorstellten, wurden für Aufwiegler gehalten, die an ihres gleichen kein Urtheil vollzogen zu sehen wünschten, und mit denen von Bourdeaux Gemeinschaft unterhielten. Alles, was über die nahen Folgen und den unmittelbaren Einfluß dieser Reise auf das pariser Parlament gesagt wurde, passirte für Vorhersagung eines Unglücks, welches man selbst zu bewirken gedenke, und das sie zu vereiteln hofften. Als endlich Monsieur sich anbot, sobald man ihm nur das Versprechen gäbe, den Herrn von Epernon zurückzurufen, persönlich an der Aussöhnung zu arbeiten, war alles, was man ihm zur Antwort gab, dieses: daß die Ehre des Königs erfordere, Epernon in seinem Gouvernement zu erhalten.

Daß die Zärtlichkeit des Kardinals für mich nicht von langer Dauer war, habe ich Ihnen bereits gesagt. Seneterre, der von Natur mit einem unwiderstehlichem Hange, Alles auszugleichen begabt war, wollte den Hof nicht reisen lassen, ohne in die Wunde, die, wie er sagte, durch ein bloßes Mißverständniß bewürkt worden sey, ein wenig Oel zu gießen. So viel ist gewiß, daß der Kardinal sich nicht über mich beklagen konnte, und daß ich mich, obgleich ich Ursache genug gehabt hätte, noch weniger über ihn beklagen wollte. Wenn man sich nicht beklagen will, so ist die Aussöhnung weit leichter, als wenn man sich gern beklagen möchte, ohne jedoch eine Ursache zu haben. Auch dieser

ser Fall war mir ein Beweis dafür. Senecterre sagte dem ersten Präsidenten: eine Aeusserung der Königin gegen den Kardinal zum Lobe meiner Standhaftigkeit habe diesen auf eine solche Art erschüttert, daß er sich nie davon erholen würde. Würklich bezeigte er mir auch, ehe er nach Guienne abreißte, alle erdenkliche Freundschaft. Er setzte Etwas darein, mir die Wahl eines Prevots der Kaufleute zu überlassen; aber dieses scheinbar aufrichtige Verfahren war nur ein feiner Streich von ihm, weil er sich überzeugt hatte, daß der Vorige, von ihm selbst gewählte, ihm gänzlich unnütz gewesen war. An eben demselben Tage wandte er Alles an, um den Herrn von Beaufort und mich zu veruneinigen. Doch um Ihnen die näheren Umstände hievon zu erzählen, muß ich etwas weiter ausholen.

Sie wissen, daß die Königin gewünscht hatte: ich möchte dem Herrn von Beaufort aus ihrem Plane, die Prinzen zu arretiren, ein Geheimniß machen. Am Tage der Ausführung dieses Plans, die ohngefähr um sechs Uhr des Abends vorgieng, ließ Frau von Chevreuse ihn und mich um Mittag zu sich rufen, und entdeckte uns das Ganze als ein großes Geheimniß, welches ihr die Königin, beim Ausgang aus der Messe, uns mitzutheilen befohlen habe. Herr von Beaufort nahm dies für baare Münze; ich behielt ihn den Mittag bei mir, beschäftigte ihn den ganzen Nachmittag über mit Schachspielen, verhinderte ihn zu Frau von Montbazon zu gehen, und der Prinz ward arretirt, ohne daß sie die leiseste Ahnung davon gehabt hätte. Aeusserst darüber entrüstet, sagte sie Herrn von Beaufort Alles, was ihm überreden konnte: man habe nur mit ihm gespielt. Als er sich gegen mich darüber beklagte, gab ich ihm in ihrer Gegenwart über Alles Aufschluß,

und

nd zog das Patent zur Admiralswürde aus meiner
aſche. Er umarmte mich; und ſie belohnte mich mit
inf oder ſechs zärtlichen Küſſen, und ſo endigte die
eſchichte.

Dem Herrn Kardinal gefiel es indeſſen ſie ei-
ige Tage vor ſeiner Abreiſe nach Bourdeaux wie-
er zu erneuern. Er zeigte auf einmal eine auſſeror-
entliche Freundſchaft gegen Frau von Montbazon war
ngewöhnlich vertraulich gegen ſie, und endigte nach
roßen Umſchweifen damit, daß er ihr mit den ſtärk-
en Farben ſeinen Schmerz ſchilderte, mit welchem er der
othwendigkeit, wegen der Bitten der Frau von Che-
reuſe und des Coadjutors aus der Gefangenſchaft der
rinzen ein Geheimniß zu machen, nachgegeben habe.
ls der Präſident von Bellievre dem Herrn von Beaufort
igte, daß dieſe falſche Vertraulichkeit nur eine Arg-
ſt von Mazarin ſey, ſagte mir dieſer in Gegenwart
r Frau von Montbazon: Seyn Sie wachſam,
ächſtens wird man ſich, ich wette, des
räuleins von Chevreuſe bedienen wol-
en, um uns zu trennen.

In den erſten Tagen des Julius reiſte der König
ch Guienne ab, und kurz vor ſeiner Abreiſe erfuhr
azarin, daß das Gerücht von dieſer Reiſe ſchon ins
raus Alles, was ihm vorhergeſagt worden war, be-
ürkt habe; daß das Parlament von Bourdeaux in
e Vereinigung mit dem Prinzen gewilligt, und an das
ariſer Parlament eine Deputation ernannt habe; daß
eſer Deputirte befehligt ſey, weder den König noch die
inißer zu ſehen; daß ferner die Herrn von la Force *)
und

*) Armand Nompar von Caumont, Herzog von la Force
wurde im Jahr 1652 zum Marſchall von Frankreich er-
nannt, ſtarb 1675.

und St. Simon *) in Begriff ſtünden, ſich gegen den Hof zu erklären, — ein Entſchluß, dem ſie jedoch nicht treu blieben — und daß die ganze Provinz zum Aufruhr bereit ſey. Die Beſtürzung des Kardinals war gränzenlos. Er empfahl ſich jetzt ſelbſt dem geringſten Frondeur mit einer Niedrigkeit, die ich Ihnen nicht beſchreiben kann. Monſieur blieb als Befehlshaber in Paris. Doch ließ ihm der Hof Herrn le Tellier zum Aufſeher zurück. Der Siegelbewahrer und der erſte Präſident wurden ins Conſeil aufgenommen. Mir bot man eine Stelle darin an; ich hielt es aber nicht für zuträglich ſie anzunehmen. Jedermann, ohne Ausnahme, befand ſich darinn in großer Verlegenheit; denn wir Alle in einer Lage, wo es unmöglich war, nicht bei jedem Schritt, bald auf dieſe, bald auf jene Seite zu wanken. Sie werden dies finden, wenn ich Ihnen erſt ein paar Worte über die Reiſe nach Guienne geſagt habe.

Sobald der König in der Nähe war, kam Herr von St. Simon, Gouverneur von Blaie, der zuvor gewankt hatte, an den Hof, und Herr von la Force, mit welchem Herr von Bouillon gleichfalls in Unterhandlung geſtanden hatte, blieb in Unthätigkeit, nur Dognon **), der zu Brouage kommandirte, und dem verſtorbenen Herzog von Brezé ſein ganzes Glück zu verdanken hatte, entſchuldigte ſich unter dem Vorwand des

*) Claude von St. Simon, Gouverneur der Stadt, des Schloſſes und der Grafſchaft Blaie u. ſ. w. Er war der Günſtling Ludwigs des dreizehnten geweſen, und ſtarb 1693 in einem Alter von 85 Jahren.

**) Louis Foucaut, Graf von Dognon, Gouverneur von Brouage, und 1653 zum Marſchall von Frankreich ernannt. Er ſtarb 1659.

des Podagra. Die Deputirten des Parlaments von Bourdeaux kamen dem Hof in Libourne entgegen, und man befahl ihnen stolz, ihre Thore zu öffnen, und den König mit seinem ganzen Heer in ihre Stadt aufzunehmen. Sie antworteten, daß eines ihrer Vorrechte darin bestünde, die Person der Könige, wenn sie in ihren Städten wäre, selbst zu bewachen. Der Marschall von la Meilleraie rückte zwischen der Dordogne und der Garonne vor, und nahm das Schloß Vaire weg, wo Pichon 300 Mann für die von Bourdeaux kommandirte. Der Kardinal ließ ihn in Libourne, hundert Schritte von der Wohnung des Königs aufhängen. Als Wiedervergeltung ließ Herr von Bouillon ebenfalls einen Officier von der Armee des Herrn la Meilleraie, Canolle genannt, aufhängen. Er griff darauf die Insel St. George an, die durch la Mothe de Las nur wenig vertheidigt ward, und wo der Chevalier von la Valette *) eine tödtliche Wunde erhielt. Hierauf belagerte er Bourdeaux förmlich, und nahm, nach einem großen Gefecht, wo St. Mesgrin und Roquelaure, Generallieutenants bei der königlichen Armee, sich sehr hervorgethan hatten, die Fauxbourg St. Saurin weg. Herr von Bouillon that Alles, was man von einem klugen Staatsmann und großen Feldherrn erwarten konnte. La Rochefoucaut gab während dieser Belagerung und vorzüglich bei der Vertheidigung des halben Mondes, wo viel Blut vergossen ward, die stärksten Proben seines Muths; doch mußten sie endlich den Stärkern weichen. Das Parlament und das Volk,

*) Jean Louis von la Valette, der Chevalier von la Valette genannt, war ein natürlicher Sohn des Herzogs von Epernon, und Bruder von der linken Seite von Bernhard von Nogaret. Er starb 1650.

Volk, das von Spanien keine Hülfe kommen sah, zwang die Krieger zu capituliren, oder, eigentlicher zu reden, eine Art von Frieden zu schließen. Gourville gieng im Namen der Belagerten an den Hof, der sich bis Bourg genähert hatte, und stellte dort mit den Deputirten des Parlaments zugleich folgende Bedingungen fest. Allen, welche die Waffen ergriffen und mit den Spaniern negociirt hätten, sollte ohne Ausnahme eine allgemeine Amnestie bewilligt werden. Alle vom Militär sollten ihren Abschied erhalten, mit Ausnahme derer, die der König in seinem Dienst zu behalten beliebte; die Prinzessin und der Duc sollten entweder in Anjou, in einem von ihren Schlössern oder in Mouzon, ganz nach ihrer Wahl wohnen können, doch mit der Bedingung, daß, wenn sie das befestigte Mouzon wählten, sie darin nicht mehr als zwei hundert zu Fuß und sechzig zu Pferd halten dürften. Herr von Epernon würde von dem Gouvernement von Guienne zurückberufen werden.

Die Prinzessin hatte eine Zusammenkunft mit dem König und der Königin; bei dieser Gelegenheit fielen auch große Unterredungen zwischen Bouillon, la Rochefoucaut und dem Kardinal vor. Was indeß den Kardinal bewog, nicht auf einer vollständigen und gänzlichen Bezwingung von Bourdeaux zu bestehen, war, wie man wenigstens geglaubt hat, seine ausserordentliche Ungeduld nach Paris zurückzukehren. Seine Gründe dazu waren folgende.

Die Kanonenschläge von Bourdeaux waren bis nach Paris gedrungen, selbst ehe man sie dort angezündet hatte. Sobald der König abgereist war, verlangte der Rath und Deputirte des Parlements von Bourdeaux, Voisin, bei dem Pariser Parlement Gehör.

hör. Man hat Monsieur seine Stelle im Parlement einzunehmen, und da ich benachrichtigt wurde, die Erscheinung dieses Deputirten werde viel Bewegung verursachen, so rieth ich Monsieur, zuvor mit dem Siegelbewahrer und Herrn le Tellier über das, was zu thun sey, Abrede zu nehmen. Er liess sie sogleich zu sich bitten, und befahl mir, mit ihnen im Kabinet zu bleiben. Der Siegelbewahrer konnte oder wollte nicht begreifen, wie das Parlement nur daran denken könne, über einen Vorschlag dieser Art zu stimmen. Ich sah in seiner Sicherheit nur den Stolz eines an die Zeiten des Kardinal Richelieu gewöhnten Ministers; aber Sie werden bald sehen, daß sie sich auf etwas anderes gründete. Als ich bemerkte, daß Herr le Tellier, der doch aus der Schule war, in dem nemlichen Ton redete, mäßigte ich mich, und stellte mich, von dem, was bald der Eine, bald der Andere sagte, erschüttert zu seyn. Als Monsieur, der die Lage der Sache besser kannte, darüber in Zorn gegen mich gerieth, schlug ich ihm vor, die Meinung des ersten Präsidenten zu hören. Herr le Tellier ward sogleich zu diesem abgesandt. Bei seiner Zurückkunft war er ganz meiner Meinung, und sagte zu Monsieur ganz bestimmt: der erste Präsident habe geäussert, man werde ganz einstimmig annehmen, den Deputirten anzuhören. Bemerken Sie hier, daß, als bei der Abreise des Königs die Parlements-Deputirten seine Befehle zu empfangen, gekommen waren, ihnen der Siegelbewahrer in seiner Gegenwart gesagt hatte, dieser Deputirte von Bourdeaux sey ein Gesandter von Aufrührern und nicht vom Parlement.

Am folgenden Morgen fand sich dannoch, daß die Meinung des ersten Präsidenten gut war. Obgleich Monsieur seinen Vortrag damit angefangen hatte, daß

werth, und befriedigt von der Freygebigkeit des Fürsten zu Salerno schiffte die Heldenschaar nach Hause.

Das Abentheuer in Italien ward in der Heimat nicht verschwiegen. Neapels schöner Himmel und gesegnete Erde ward gerühmt, der nie geendigte Krieg auf diesem Boden, der dem Soldaten Beschäfftigung und Ansehen, der Reichthum der Schwachen, der ihm Beute und Belohnung versprach. Mit begierigem Ohr horchte eine kriegrische Jugend. Das untre Italien sah in kurzer Zeit neue Haufen von Norrmännern landen, deren Tapferkeit ihre kleine Anzahl verbarg. Das milde Clima, das fette Land, die köstliche Beute waren unwiderstehliche Reitzungen für ein Volk, das in seinen neuen Wohnsitzen und bey seiner neuen Lebensart das korsarische Gewerbe so schnell nicht verlernen konnte. Ihr Arm war jedem feil, der ihn dingen wollte; Fechtens wegen waren sie gekommen, gleichviel für wessen Sache sie fochten. Der griechische Unterthan erwehrte sich mit dem Arme der Norrmänner einer tyrannischen Satrapenregierung, mit Hülfe der Norrmänner trotzten die langobardischen Fürsten den Ansprüchen des griechischen Hofs, Norrmänner stellten die Griechen selbst den Saracenen entgegen. Lateiner und Griechen hatten ohne Unterschied Ursache den

der König dem Herrn von Epernon befohlen habe, Guienne zu verlassen, und ihm auf seinem Weg entgegen zu kommen, damit die Sachen in Güte beigelegt würden und er als Vater lieber, dann als König handeln könnte; so waren doch nicht zehn Stimmen gegen die Annahme des Deputirten. Noch in eben der Stunde verstattete man ihm den Zutritt. Er überreichte den Brief des Parlements von Bourdeaux, hielt eine Rede voll Beredsamkeit, legte die von seinem Parlement gegebenen Beschlüsse auf dem Büreau nieder, und endigte mit der Bitte um Vereinigung.

Die Stimmensammlung über diese Angelegenheit dauerte zwei oder drei Tage lang hintereinander. Es ward beschlossen, das, was Monsieur über den Befehl des Königs, Herrn von Epernon betreffend, gesagt hatte, zu registriren; der Deputirte von Bourdeaux sollte seine Instruction schriftlich eingeben, und diese würde durch die Deputirten des Pariser Parlements, welche zugleich die Königin demüthigst um den Frieden für Guienne bitten wollten, dem König überreicht werden. Die Berathschlagung war mit ziemlicher Weisheit, ohne Ungestüm geschehen; und nur die, welche das Parlement kannten, sahen mehr aus dem Ansehen, als aus den Worten desselben ganz deutlich ein, daß das Parlement von Paris nicht das Verderben des von Bourdeaux wünschte. Als wir das Palais verließen, sagte mir Monsieur in seinem Wagen: „Nun wird der Kar„dinal von seinen Schmeichlern erfahren, daß Alles gut „gehe; und, wer weiß auch, wäre es nicht vielleicht „besser gewesen, wenn es heute etwas hitziger zugegan„gen wäre?“ — Er hatte Recht; denn der Siegelbewahrer sagte mir selbst kurz darauf, daß die gestern gegen Monsieur geäußerte Meinung des ersten Präsidenten, nur die Würkung seiner Leidenschaft, sich in

den

den kleinſten Dingen geltend zu machen, geweſen ſey. Dieſe Behauptung war ein Beweis, daß er ihn nicht kannte; denn dies war ſeine Schwäche nicht.

Noch an dem nemlichen Tage begieng der Siegelbewahrer einen noch wichtigeren Fehler. Der Brief des Parlements von Bourdeaux enthielt eine Klage gegen die Gewaltthätigkeiten des Quartiermeiſters und Juſtizaufſehers in Limouſin, Foulai. Ueber dieſen Punkt verordnete die Geſellſchaft, daß Foulai verhört werden ſollte. Der Siegelbewahrer glaubte: das königliche Anſehn müſſe hier wenigſtens mittelbar vertheidigt werden. Er bewog einen Rath der großen Kammer Menardeau, der ein geſchickter Mann, aber wegen des Mazarinismus verrufen war. Dieſer mußte mit einer Proteſtation gegen das von Broufſel eingereichte und von einem gewiſſen Chambret verfertigte Geſuch einkommen. Dieſer Chambret proteſtirte ſeiner Seits gegen Menardeau, und dieſer Streit erhielt die Kammern fünf oder ſechs Tage verſammelt. Der Präſident von Gourgues kam in Begleitung eines gewiſſen Rath Guyonet, der vom Parlement als Chef der Deputation abgeſandt war, nach Paris, und Monſieur hatte kaum ſeine Ankunft erfahren, als er ihn mit Beiſtimmung des Herrn le Tellier, zu ſehen wünſchte. Dieſer letztere war vor Allen, die zum Hof gehörten, derjenige, welcher die wichtigen Folgen der Unruhen in Guienne am beſten kannte. Ich glaubte damals, und ich habe nie Gewißheit darüber erhalten, daß er durch geheime Befehle vom Hof bewogen worden ſey, Monſieur den Rath zu geben, welchen Sie ſogleich erfahren werden. Denn ſo viel ich ſeine Stimmung kenne, hätte er es nie gewagt, einen ſolchen Schritt aus eigenem Antrieb zu thun. Was er zu Monſieur ſagte, war Folgendes. Seine Meinung ſey, daß Seine königli-

che Hoheit morgen die Deputirten versichern sollte: der König habe Herrn von Epernon nach Loches geschickt, und er werde ihm sogar das Gouvernement von Guienne nehmen, um dem Widerwillen des Volks Genüge zu leisten; den Herrn von Bouillon und la Rochefoucaut werde eine allgemeine Amnestie gegeben werden; ferner daß er wünschte, sie möchten ihrem Parlement die Vorschläge, die er ihnen mache, schreiben und dasselbe versichern, daß er, wenn es das Parlement verlangte, in eigner Person mit dem Hof negociiren würde. Monsieur trug mir auf, darüber in seinem Namen mit dem ersten Präsidenten zu reden, und dieser umarmte mich; denn auch er zweifelte nun, wie ich selbst, keinen Augenblick mehr, daß der Kardinal sich durch die Schwierigkeiten, die er in Guienne fand, genöthigt gefühlt hätte, diese Vorschläge durch Monsieur thun zu lassen, damit er seinen Mangel an Klugheit und seinen Leichtsinn darunter verstecken könnte. Der erste Präsident schien vollkommen überzeugt, daß diese Vorschläge das Parlement besänftigen würden, und da er wußte, daß Monsieur sie bereits den Deputirten von Bourdeaux bekannt gemacht habe; so schickte er die königlichen Kommissarien in die Appellationsgerichts-Kammern und ließ im Namen Seiner königlichen Hoheit sagen, daß er diesen Morgen ihnen den Befehl gegeben hätte, der Gesellschaft zu erklären, ihre Versammlung sey nicht nöthig, weil er mit den Deputirten von Bourdeaux bereits in Unterhandlung stünde. Dieses Verfahren beleidigte die Appellationsräthe. Mit großem Geräusch nahmen sie in der großen Kammer ihre Plätze ein, und der älteste ihrer Präsidenten sagte dem ersten Präsidenten, daß es nicht in der Ordnung sey durch die Gens du Roi in einzelnen Kammern Aufträge ausrichten zu lassen, sondern daß, wenn eine Proposition zu machen sey, sie bei voller

Ver-

Verſammlung des Parlements geſchehen müſſe. Der überraſchte erſte Präſident konnte dies nicht wohl abſchlagen, und um ſie nur wenigſtens bis morgen zu verſchieben, nahm er den Vorwand, daß es reſpectwidrig und ſelbſt unmöglich ſey, ohne Monſieur zu ſtimmen, da der Vorſchlag, den es beträfe, von ihm ſelbſt gethan worden ſey.

An dieſem Abend gab es bei Monſieur einen Auftrit, der Ihrer Aufmerkſamkeit nicht unwerth iſt. Um unſere Meinung zu wiſſen über das Betragen, das er den folgenden Morgen im Parlement zu beobachten habe, hatte er den Siegelbewahrer le Tellier, Beaufort und mich, bei ſich zuſammen kommen laſſen. Der Siegelbewahrer behauptete anfänglich, daß Monſieur entweder gar nicht ins Parlement gehen, oder die Verſammlung verbieten, oder wenigſtens nur einen Augenblick darin verweilen, und wenn er der Geſellſchaft ſeine Meinung geſagt haben würde, bei dem geringſten Widerſpruch ſogleich das Parlement verlaſſen müſſe. Dieſe Meinung, die, wenn ſie ausgeführt worden wäre, in weniger als fünf Minuten das ganze Parlement auf die Seite der Prinzen gebracht haben würde, fand keinen Beifall, obgleich ſich keiner als Herr von Beaufort und ich dagegen ſetzte. Herr le Tellier, der das Lächerliche derſelben ſo gut wie wir einſah, wollte nicht mit Nachdruck widerſprechen, weil er den Streit zwiſchen dem Siegelbewahrer, welcher dieſe Gelegenheit zum Streit mit Freuden ergriff, und mir deſto hitziger zu machen wünſchte. Auch wollte er dem Kardinal durch ſeine Bereitwilligkeit für ſeinen Dienſt auch die ſtrengſten Meinungen durchgehen zu laſſen, ſeine Huldigung bezeigen. Die nemliche Unterredung überzeugte mich, daß der Siegelbewahrer ſeine rohen Sitten und ſeine alten Grundſätze mit künſtlichen vermiſchte,

um ebenfalls auf meine Unkoſten zu ſchmeicheln, und der Königin zu zeigen, daß er ſich von den Frondeurs trenne, ſo oft das königliche Anſehen dabei im Spiel ſey. Auch bemerkte ich, daß ich durch meine Widerſetzlichkeit gegen ihre Meinungen ihnen und allen, welche dem Hof zu gefallen wünſchten, Grund gab, mich für einen gefährlichen Kopf auszuſchreien, der bei Monſieur hinterliſtig Zahm arbeite, ſie von ihm zu entfernen, und ſogar mit den Rebellen von Bourdeaux in Verſtändniß ſtünde. Auf der andern Seite überlegte ich, daß das Parlement von Paris, wenn Monſieur ihren Rath befolgte, in wenig Wochen dem Prinzen angehören und Monſieur bei ſeiner bekannten Schwäche, ſobald er ſähe, daß das Publikum dem Prinzen huldigte, das nemliche thun werde; daß ſelbſt der Kardinal auf dieſe Seite treten könnte, und daß ich auf dieſe Art Gefahr lief, durch fremde Fehler und ſelbſt durch ſolche, die mir abgedrungen würden, mir durch meine Einwilligung, entweder das Mistrauen und den Haß des Hofs, oder den Abſcheu des Volks, und die Schmach einer verſtellten Unternehmung zuzuziehen. Ich fand keinen andern Ausweg, als mich dem Urtheil des erſten Präſidenten zu unterwerfen. Herr le Tellier gieng in Monſieur Namen zu ihm hin, und kam mit der Ueberzeugung zurück, daß in dieſer Lage der Sachen, wo die Diener des Prinzen nichts zu thun vergeſſen, wodurch die Furcht vor den Folgen des Verderbens von Bourdeaux erregt werden konnte, das Parlement mit großer Schonung behandelt werden müſſe, wenn man nicht Alles verlieren wollte.

Das Betragen des Herrn le Tellier nach ſeiner Rückkehr überzeugte mich noch ſtärker, daß ſeine vorige Gefälligkeit gegen den Siegelbewahrer, nichts als die Folge der Ihnen bereits angeführten Gründe geweſen ſey;

ſey; denn ſo bald er genug geſagt hatte, um den Hof zu überzeugen, daß es nicht an ihm gelegen habe, Wunder zu thun, und ſobald er mich mit dem Siegelbewahrer zum Streit gebracht hatte, trat er, unter dem Vorwand, ſich dem Ausſpruch des erſten Präſidenten zu ergeben, zu meiner Meinung mit einer Eilfertigkeit über, die ſelbſt Monſieur bemerkte. Le Tellier ſey im Herzen einer andern Meinung geweſen, ſagte mir dieſer am Abend, als der, von welcher er, wie er vorgab, erſt wieder zurück gekommen war.

Am folgenden Tage trug Monſieur im Parlement Alles vor, was er den Deputirten von Bourdeaux angeboten hatte. Er wünſche, fügte er hinzu, daß ſeine Anerbietungen in zehn Tagen angenommen würden, wo nicht, ſo würde er ſein Wort zurücknehmen. Sie begreifen leicht, daß Herr le Tellier nicht nur keinen Vorſchlag dieſer Art gethan, ſondern ſelbſt ſeine Einwilligung dazu nie gegeben haben würde, wenn er vom Kardinal nicht einen ganz ausdrücklichen Befehl dazu gehabt hätte. Aber noch einleuchtender iſt es, wie wichtig es ſey, Vorſchläge dieſer Art, immer zur rechten Zeit zu thun. Wäre der Vorſchlag von der Abſetzung des Herrn von Epernon nur acht Tage vor der Abreiſe des Königs, die in den erſten Tagen des Julius fiel, geſchehen; ſo würde die Guienne vielleicht auf immer entwaffnet, und denen im Pariſer Parlement befindlichen Anhängern des Prinzen Stillſchweigen aufgelegt geweſen ſeyn. Den achten oder neunten Auguſt hingegen ward ſie für wenig geachtet; man begnügte ſich zu verordnen, daß dem Präſidenten le Bailleul und andern Deputirten der Geſellſchaft, die auf der Reiſe an den Hof begriffen waren, Nachricht davon ertheilt werden ſollte, und Monſieur konnte nicht verhindern, daß viele Stimmen von der Königin die Loslaſſung

der Prinzen und die Entfernung des Kardinals verlangten, ob er gleich alle Augenblicke drohte, daß er weggehen würde, wenn man bei dieser Deliberation fremdartige Materien einmischen wollte. Der Präsident Viole, ein leidenschaftlicher Anhänger des Prinzen, trug diese Meinung vor. Nicht daß er gehofft hätte, sie durchgehen zu sehen; er wußte nur zu gut, daß wir ihm an Stimmen noch weit überlegen waren, aber blos um das Vergnügen zu haben, Beaufort und mich durch einen Gegenstand, worüber wir uns zu sprechen hüteten und nun gleichwohl nicht schweigen konnten, ohne auf gewisse Art für Mazarinisten zu gelten, in Verlegenheit zu setzen. Bei eben dieser Gelegenheit, wo der Präsident Viole dem Prinzen so vortreffliche Dienste leistete, übte Bourdet, ein braver Soldat, der Gardehauptmann gewesen und in der Folge Anhänger des Prinzen geworden war, eine Handlung aus die ihm zwar nicht gelang, aber seiner Parthei doch einen großen Zuwachs von Kühnheit gab. Er verkleidete sich mit achtzig Offizieren von seinen Truppen, die sich in Paris eingeschlichen hatten, als Maurer, und als er durch Geld auswerfen, die Hefen des Volks um sich versammelt hatte, drängte er sich ganz nahe zu Monsieur, der wegging und schon in der Mitte des Saals war, und schrie: Keinen Mazarin, es leben die Prinzen. Bei dieser Erscheinung und zwei Pistolenschüssen, welche Bourdet zu gleicher Zeit losdrückte, kehrte Monsieur halb um, und entfloh, was Herr von Beaufort und ich auch thaten, um ihn zurückzuhalten, in die große Kammer. Mein Chorherrnd ward mit einem Dolch durchstochen, und Beaufort hielt mit den Wachen von Monsieur und unsern eigenen kleinen Stand, drängte Bourdet zurück, und jagte ihn bis auf die Treppen des Palais. Zwei Garden wurden getödtet.

Die

Die Unruhen der großen Kammer waren etwas gefährlicher. Wegen Foulons Angelegenheit, die ich bereits erwähnt habe, versammelte man sich beinahe täglich, und keine Versammlung gieng vorbei, wo man dem Kardinal nicht neue Streiche versetzte, und wo die Partheigänger des Prinzen sich nicht zwei oder dreimal des Tags, das Vergnügen machten, das Volk zu überzeugen, daß wir in der vollkommensten Vereinigung mit ihm wären. Noch bewunderungswürdiger war es, daß wir zu der nemlichen Zeit von dem Kardinal und seinem Anhang des Einverständnisses mit dem Parlement von Bourdeaux beschuldigt wurden, weil wir fest bei der Behauptung blieben, daß ohne die Aussöhnung mit diesem, das Parlement von Paris sich ganz unfehlbar für den Prinzen bestimmen würde. Herr le Tellier fühlte dies so gut, wie wir, und sagte uns, daß er täglich dem Hof diese Meinung mittheile; aber ich kann nicht sagen, was daran wahr war. Der Grand-Prevot, der am Hof war, hat mir bei dessen Zurückkunft versichert, daß er aus sichern Quellen wüßte: le Tellier habe mir die Wahrheit gesagt. Aber Lionne *) sagte mir seitdem oft gerade das Gegentheil; es sey zwar wahr, daß le Tellier auf die Rückkehr des Königs nach Paris gedrungen habe, aber, wie er sagte, blos um den Cabalen, welche ich zum Nachtheil des königlichen Dienstes ausbrütete, zuvorzukommen. Und wehte sich mir jetzt die Stunde des Todes, so könnte ich über diesen Punkt nichts weiter bekennen. Ich betrug mich damals mit einer Aufrichtigkeit, als wenn ich der Neffe Mazarins gewesen wäre. Zwar that

*) Hugues von Lionne, Marquis von Berni, Secretär, Staatsminister und Gesandter starb 1671 in einem Alter von beynahe Jahren.

ich es nicht aus Liebe für ihn, sondern bloß, weil ich es meiner Pflicht, für das gemeine Beste zu wachen, angemessen hielt, mich den Fortschritten zu widersetzen, welche die Faction des Prinzen, durch das üble Betragen seiner eigenen Feinde machte, und um dies mit Erfolg zu thun, mußte ich eben so eifrig gegen die Schmeicheleien der Anhänger des Ministers, als gegen die Bemühungen der prinzlichen Parthei kämpfen.

Am dritten September kam der Präsident le Bailleul mit den andern Deputirten zurück; und stattete im Parlament von seiner Reise an den Hof, Bericht ab. Das Wesentliche war, daß die Königin ihnen für die gute Meinung der Gesellschaft gedankt, und befohlen habe, sie in ihrem Namen zu versichern, daß sie sehr bereitwillig sey, der Provinz Gaienne den Frieden wieder zu geben; welches bereits geschehen seyn würde, wenn nicht Herr von Bouillon, der mit den Spaniern Verträge geschlossen habe, sich zum Meister von Bourdeaux gemacht und die Wirkungen der königlichen Güte verhindern hätte.

Zu gleicher Zeit traten auch die Deputirten des Parlements von Bourdeaux in die große Kammer und brachten förmlich ihre Klagen an. Sie beschwerten sich, daß man den Deputirten von Paris so kurze Zeit zu negociiren gegeben, und ihnen nicht einmal einen Aufenthalt von zwei Tagen in Libourne erlaubt, auch daß man sie drei Tage ohne die geringste Antwort zu Angoulesme gelassen habe, daß sie genöthigt gewesen, so wenig unterrichtet nach Paris zurück zu kommen, wie sie es verlassen hätten. Unfehlbar würde dieses Verfahren in der Gesellschaft eine große Bewegung verursacht haben, wenn nicht Monsieur, welcher dies vorausgesehen, mit vieler Weisheit die Parthie ergriffen hätte,

hätte, den kleinſten Keim zur Unruhe über dieſen Gegenſtand durch die größte Bewegung über einen andern zu erſticken. Dies bewürkte er dadurch, daß er dem Parlement ſagte, er habe einen Brief vom Erzherzog erhalten, worin er benachrichtigt werde, daß der König von Spanien Vollmacht zum Frieden gegeben habe, und der Erzherzog ſehr eifrig wünſche, deshalb mit ihm in Unterhandlung zu treten. Er habe, fügte Monſieur noch hinzu, keine Antwort, als mit Beiſtimmung der Geſellſchaft, geben wollen.

Dieſer kleine Regen dämpfte den Sturm, der ſich in der großen Kammer zu erheben anfieng, und man beſchloß, ſich am folgenden Montag zu verſammeln, um über einen Vorſchlag von ſolcher Wichtigkeit zu ſtimmen.

Ehe Monſieur dieſe Sache im Parlement vortrug, war ſie in ſeinem Kabinet mit großer Genauigkeit unterſucht worden, und man war darin übereingekommen, daß es die Spanier allem Anſchein nach nicht redlich meinten. Sie hatten eben la Capelle weggenommen. Herr von Türenne war mit Allem, was er von den Offizieren und Leuten der Prinzen hatte verſammeln können, zu ihnen geſtoßen; der Marſchall du Pleſſis, der die königliche Armee kommandirte, war nicht im Stande, ihnen die Spitze zu bieten. Der Trompeter, welcher den Brief des Erzherzogs, aus dem Lager bei Bazoches nahe bei Rheims datirt, überbrachte, verurſachte bei dem Platz la Croix du Tiroir, einen Zuſammenlauf, und hielt ſogar an das Volk ſehr aufrühreriſche Reden. Den folgenden Morgen fand man an verſchiedenen Orten fünf oder ſechs im Namen des Herrn von Türenne angeſchlagene Patente, worin er verſicherte, daß der Erzherzog nur mit dem

Geiſt

Arm dieser Fremdlinge wechselsweise zu fürchten und zu preisen.

In Neapel hatte sich ein Herzog aufgeworfen, dem die Tapferkeit der Norrmänner gegen einen Fürsten von Kapua große Dienste leistete. Diese nützlichen Ankömmlinge immer fester an sich zu knüpfen, ihren hülfreichen Arm stets in der Nähe zu wissen, schenkte er ihnen Landeigenthum zwischen Kapua und Neapel, auf welchem Boden sie im Jahr 1029 die Stadt Aversa erbauten — ihre erste feste Besitzung auf italienischer Erde, errungen durch Tapferkeit aber nicht durch Gewalt, — vielleicht die einzig gerechte, deren sie sich zu rühmen hatten.

Die Norrmännischen Ankömmlinge mehren sich, sobald eine landsmännische Stadt ihnen die gastfreyen Thore öffnet. Drey Brüder, Wilhelm, der Eiserne Arm, Humfred und Drogon beurlauben sich von Neun andern Brüdern, und ihrem Vater, Tancred von Hauteville, um in der neuen Colonie das Glück der Waffen zu versuchen. Nicht lange rastet ihre kriegrische Ungeduld. Der griechische Statthalter von Apulien beschließt eine Landung auf Sicilien, und die Tapferkeit der Gäste wird aufgefordert, die Gefahren dieses Feldzugs zu theilen. Ein Saracenisches

Heer

Geiſt des Friedens käme. In einem dieſer Patente waren folgende Worte: „Dir kommt es zu, Volk von „Paris, um deine falſchen Tribunen anzutreiben, die „endlich Kreaturen und Beſchützer des Kardinal Ma„zarins geworden ſind, ſeit ſo langer Zeit mit deinem „Glücke und deiner Ruhe ſpielen, und dich nach ihren „Launen und den verſchiedenen Graden ihres Ehrgei„zes, bald vorwärts geſtoſſen, bald zurückgehalten „haben.“

Sie ſehen, in was für einer Lage die Frondeurs waren, da ſie unter dieſen Umſtänden keinen Schritt thun konnten, der nicht gegen ihren Vortheil geweſen wäre. Monſieur ſprach damals mit mir von dem Kardinal mit einer Erbitterung, die er bis dahin nie gezeigt hatte. „Er glaube, ſagte er mir, daß ihm der „Kardinal, blos in der Abſicht um ihn verdächtig zu „machen, durch le Tellier habe rathen laſſen, ſo vorei„lig dieſe Sache im Parlement vorzutragen. Ein ſo „unzeitiger Rath könne nicht die Wirkung der Unvor„ſichtigkeit allein, er müſſe die Folge einer böſen Ab„ſicht ſeyn. Er wollte mir ein Geheimniß entdecken, „worüber er ſich bis jetzt gegen Niemand erklärt ha„be. Der Kardinal habe bereits zweimal in ſeinem „Leben fürchterlich treulos gegen ihn gehandelt. Ue„ber das Eine werde er ſich nie gegen Jemand erklä„ren.“ — Die zweite Untreue war folgende. In dem Vergleich, welchen er mit dem Prinzen wegen Pont de l'Arche machte, war ausdrücklich enthalten: daß wenn je Monſieur einen Streit mit dem Prinzen haben würde, Mazarin ſich wider jenen erklären, und keine von ſeinen Nieen ohne die Einwilligung des Prinzen verheurathen werde. Monſieur fügte noch einige eben ſo verbindliche Bedingungen hinzu, die ich vergeſſen habe, mit Schmähungen gegen la Riviere,

der

der an ihm, wie er ſagte, wegen der beiden andern zum Verräther geworden ſey, und ſie doch alle drei verrathen hätte. Monſieur fuhr fort, gegen den Kardinal zu eifern, und erhitzte ſich ſo ſehr, daß er ſagte: der Kardinal werde ſich ſelbſt und den Staat zugleich verderben, er werde uns Alle mit ſich zu Grunde richten, und den Prinzen auf den Thron bringen.

Hätte ich damals Monſieur aufs äuſſerſte treiben wollen, ſo verſichre ich Ihnen, daß es mir ein leichtes geweſen wäre, ihn zu Schritten zu verleiten, die dem Hof nicht ſehr günſtig geweſen ſeyn würden. Aber, weil bei der Entfernung des Hofs, der geringſte Schein von Mißvergnügen auf Monſieurs Seite fähig geweſen wäre, die Annäherung deſſelben zu verhindern, und den Hof vielleicht gar dahin gebracht hätte, ſich mit dem Prinzen wieder auszuſöhnen, ſo glaubte ich mich zu der entgegen geſetzten Aufführung verpflichtet. Ich antwortete Monſieur, daß ich das Verfahren des Kardinals, welches nicht zu rechtfertigen ſey, zwar nicht entſchuldige, aber doch, meiner Ueberzeugung nach, es aus keinem ſo ſchlimmen Bewegungsgrunde herleite. Meinem Bedünken nach, ſey ſein erſter Plan wohl geweſen, ernſtlich an eine Ausſöhnung zu denken, weil er geſehen, daß die Gegenwart des Königs in Bourdeaux nicht die gehoffte Wirkung hervorgebracht hätte, und dieſem gemäß habe er le Tellier ſeine Befehle gegeben. Da er aber in der Folge geſehen, daß die Spanier nicht ſo viel für dieſe Stadt gethan, als er gefürchtet, ſo habe er, in der Abſicht und Hofnung Bourdeaux zu bezwingen, ſeine Meinung geändert. Ich verlange nicht, ſetzte ich hinzu, durch dieſe Entſchuldigung der Lobredner des Kardinals zu werden, aber ich fühle demohngeachtet, daß zwiſchen einem Fehler dieſer Art und einem ſolchen, wie Monſieur ihn voraus-

ſetz,

ſetze, noch ein beträchtlicher Unterſchied ſey. Sie ſehen, auf was für Art ich ſeine Schutzrede anfieng. Ich ſetzte ſie mit all den Gründen fort, welche je der beſte ſeiner Freunde hätte vorbringen können, und endigte mit Anwendung des Grundſatzes, der uns befiehlt: von den Fehlern derer, die unſere Freunde ſind, nie ſo ſehr beleidigt zu werden, daß die Gegner dabei gewinnen können. Dieſer letzte Grund wirkte. Ich geſtehe, ſagte mir Monſieur der beinahe augenblicklich wieder zu ſich kam, daß es noch nicht Zeit iſt, Mazarin zu ſtürzen. Dieſe Worte waren mir merkwürdig, und ich ſagte ſie am Abend dem Präſidenten Bellievre, der mir darauf zur Antwort gab: Nur wachſam; dieſer Menſch kann uns alle Augenblicke entſchlüpfen.

In dem Augenblick, da dieſe Unterhaltung mit Monſieur geendigt war, traten der Siegelbewahrer, der erſte Präſident, Herr von Aveux und die Präſidenten le Coigneux der Vater und Bellievre, die er alle hatte zu ſich bitten laſſen, mit Herrn le Tellier in ſein Zimmer. Sie fanden ihn noch in der, durch ſeinen Zorn gegen den Kardinal verurſachten Bewegung, und da ſein erſtes Wort, welches er mit Herrn le Tellier ſprach, ein Vorwurf war, daß er ihn zu einem Schritt verleitet hätte, der durch den Kardinal ſo ſchlecht unterſtützt worden ſey, ſo zweifelte die ganze Geſellſchaft, weil ſie mich allein bei ihm fand, keinen Augenblick, daß ich dieſe Bewegung verurſacht habe. So aufrichtig ich auch immer denen beiſtimmte, die ihn anflehten, bevor er ſich beklage, zuerſt die Rückkehr des Coudrai-Montpenſier abzuwarten, den er wegen dieſer Angelegenheit an den Hof und nach Bourdeaux abgeſchickt hatte, ſo glaubte doch auſſer dem Präſidenten Bellie-

vre,

ure, der meine Denkart kannte, keiner von Allen, daß meine Aeuſſerungen etwas anderes als ein Theaterſtreich ſeyen. Dieſes wurde noch wahrſcheinlicher, weil ich von Zeit zu Zeit Monſieur gewiſſe Winke gab, die ihn an das erinnern ſollten, was er ſelbſt zugeſtanden hatte, daß es nemlich jetzt nicht Zeit ſey, gegen den Kardinal loszubrechen. Da Monſieur dieſe Winke nicht ſogleich bemerkte und zu eifern fortfuhr, nahm man ſie gerade in dem entgegengeſetzten Sinn, ſo daß ſie ſeine mildere Stimmung bloß der Stärke ihrer Gründe zuſchrieben, die endlich über die Wut meiner Rathſchläge geſiegt hätte. Noch an demſelben Abend brüſteten ſie ſich in Briefen an den Hof mit dieſem vermeinten Sieg. Zwei oder drei Wochen nachher erhielt ich durch Frau von Lesdiguieres eine ſehr feine und boshaft umſtändlich gezeichnete Schilderung davon, aber ſie wollte mir nicht ſagen, wer ſie ihr verſchafft habe. Sie verſicherte mir bloß, daß ſie nicht von dem Marſchall von Villeroi ſey. Ich glaubte, daß Vardes *), der damals einige Zärtlichkeit für ſie fühlte, ſie ihr verſchafft hatte.

In dieſem Augenblick kam auch Herr von Beaufort zu Monſieur. Ungeduldig durch die gewohnten Zurufungen des Volks jetzt oft genug Stimmen zu hören, die uns Vereinigung mit Mazarin vorwarfen, ſagte er ziemlich ungeſtüm zu Herrn le Tellier, daß er nicht begreifen könne, warum es dem Kardinal beliebt hätte, die Deputirten des Pariſer Parlements ſo zu empfangen, wie er gethan, da dies das ſicherſte Mittel ſey, das Parlement ganz dem Prinzen in die Hände zu ſpielen. Als ich, der das Ungeſtümm ſeiner Beredſamkeit fürchtete, ein Wort ſagen wollte um ihn

*) Franz René du Bec, Marquis von Vardes, ſtarb 1688.

ihr in Schranken zu halten, sagte der Siegelbewahrer dem ersten Präsidenten ins Ohr: Hier sehen Sie den guten und den bösen Soldaten. Orsano *), der Garderobe-Meister von Monsieur hörte dies, und von ihm erfahr ich es eine halbe Stunde darauf.

Der Ueberrest des Abends machte nichts von dem wieder gut, was das Schicksal nun einmal verderben zu wollen schien. Das Gespräch fiel auf den Brief des Erzherzogs, und der erste Präsident entschied darüber mit vieler Kühnheit, selbst ehe man noch seine Meinung verlangt hatte. Man muß ihn für gut aufnehmen, sagte er, wenn er es zufälliger Weise ist. Ist er nicht gut, so wird es gewiß von großer Wichtigkeit seyn, den Franzosen und den fremden Nationen die Argliſt deſſelben aufzudecken. Sie werden mir zugeben, daß kein redlicher und kluger Mann anders hierüber denken konnte. Demohngeachtet bekämpfte ihn der Siegelbewahrer mit einem Nachdruck, der bis zur Grobheit stieg, und behauptete: die Ehrerbietung gegen den Souverain verlange, den Brief unbeantwortet zu lassen, und alles der Königin anheim zu stellen. Le Tellier fühlte es wie wir, daß durch ein solches Betragen die Anhänger des Prinzen Gelegenheit haben würden, den Bruch des öffentlichen Friedens auf unsere Rechnung zu schreiben, da es ohnehin bekannt war, daß der Kardinal den Frieden von Münſter gebrochen hatte. Er bekräftigte die Meinung des Siegelbewahrers nur so viel als nöthig war, um uns noch mehr zu ver-

*) Joseph Karl von Orsano, der Sohn von Alfonse Corse Orsano, Marschall von Frankreich. Er war Garderobemeister von Gaston Herzog von Orleans, und starb 1670 in einem Alter von 78 Jahren.

vereinigen. Sobald er diesem Zweck erreicht sah, trat er eben so schnell, wie das vorige mal, zurück, und ergab sich den Gründen des Herrn von Avaux *). Dieser ging noch weiter als der erste Präsident mit sich. Anstatt daß wir nur vorgeschlagen hatten, Monsieur sollte dem Erzherzog schreiben, und ihm im Allgemeinen sagen, er habe seine Anerbietungen mit Freuden empfangen, und bäte ihn, über die Art des Vertrags seine Meinung näher zu erklären, behauptete er, daß Monsieur mit dem folgenden Tag einen Abgesandten an den Erzherzog schicken sollte, um ihm hierüber selbst Vorschläge zu thun. Dieses, fügte er hinzu, wird die Sache um vieles abkürzen; und haben die Spanier bei ihrem Vorschlag vielleicht eine böse Absicht gehabt, weil sie überzeugt sind, daß wir den Frieden nicht wollen, so werden sie dadurch sehen, daß sie mit ihrem Vorschlag etwas besseres, als sie gedacht, bewirkt haben. Herr le Tellier bekräftigte diese Meinung und sagte zu Monsieur, daß er ihn versichern könne, die Königin werde diese Schritte nicht mißbilligen, und er bitte ihn, einen Courier an sie abzufertigen, der ihm ganz sicher eine bestimmte Vollmacht, den allgemeinen Frieden zu verhandeln und abzuschließen, von ihr zurückbringen werde.

Am folgenden Morgen reiste der Baron von Verberonne mit einem Brief von Monsieur zu den Erzherzog ab. Der Brief enthielt die Antwort, daß Spanien nur Ort, Zeit und Personen, um den Frieden zu schließen, bestimmen sollte. Er gäbe die Versicherung,

*) Claude von Mesmes, Graf von Avaux, Bevollmächtigter in Münster, in der Folge Oberaufseher der Finanzen und Staatsminister. Er starb 1651.

für den bestimmten Tag und Ort, ohne weitern Verzug, eine gleiche Anzahl Personen zu schicken. Verneuil war im Begriff abzureisen, als Monsieur bei der von le Tellier gesammten Antwort, noch einige Bedenklichkeiten fand, und dieselbe Gesellschaft, wie am vorhergehenden Abend, zu sich holen ließ; hier las er seine Antwort vor. Der erste Präsident merkte an, daß Monsieur auf den Artikel, worinn der Erzherzog ihm eine persönliche Verhandlung vorgeschlagen, nicht geantwortet habe, und fügte leise gegen mich hinzu: Ich weiß nicht, ob ich diesen Fehler rügen soll. Herr von Avaux kam ihm zuvor, und sprach sogar mit Heftigkeit dagegen. Herr le Tellier nahm zur Entschuldigung, daß man sich den Tag zuvor nicht bestimmt darüber erklärt hätte. Herr von Avaux blieb dabei, daß diese Clausel durchaus nothwendig sey. Der erste Präsident trat auf seine Seite, und le Coigneux und Bellievre waren eben der Meinung. Auf der andern Seite behaupteten der Siegelbewahrer und le Tellier, daß Monsieur sich ohne eine ausdrückliche Genehmigung und selbst einen bestimmten Befehl des Königs nicht zu einer persönlichen Unterredung mit dem Erzherzog verbindlich machen könnte, und daß zwischen einer allgemeinen Antwort über einen Friedensvertrag, welche der Hof nie mißbilligen könne, und einer persönlichen Conferenz zwischen einem Prinzen von Geblüte und einem Prinzen aus dem Hause Oestreich ein wichtiger Unterschied sey.

Der von Natur schwache Herzog von Orleans ergab sich den Gründen oder dem Ansehn des Herrn le Tellier, und der Brief blieb unverändert. Herr von Avaux, ein Mann von hoher Rechtschaffenheit, ereiferte sich gegen den falschen Cato, wie er den Siegelbewahrer nannte, und zeigte viel Zufriedenheit mit dem

wa

was ich Monsieur gesagt hatte. Wir kannten uns wenig; denn der wenige Umgang, welchen wir vor den Unruhen mit einander gehabt hatten, war so gut als verloren, da er ein Bruder des Präsidenten Mesmes war, von welchem ich, der öffentlichen Angelegenheiten wegen, sehr entfernt lebte. Die Aufrichtigkeit aber, mit welcher ich bei Monsieur gegen Herrn le Telliers Meinung eiferte, gab ihm Veranlassung mit mir ein näheres Gespräch über den Frieden anzufangen. Für diesen hätte er, das bin ich überzeugt, sein Leben mit tausend Freuden geopfert. Hievon hatte er zu Münster sprechende Beweise gegeben und hätte Herr von Longueville damals die nöthige Festigkeit gehabt, so würde er, trotz allen Kunstgriffen des Ministers, Frankreich den Frieden mit mehr Ruhm und Vortheil, als zehn gewonnene Schlachten nicht gewähren konnten, verschafft haben. In der eben erwähnten Unterredung fand er meine Gesinnungen so harmonisch mit seinen eignen, daß er mich seitdem immer liebte, und sogar darüber häufigen Zwist mit seinen Brüdern hatte.

Verderonne kam zurück, und mit ihm Dom Gabriel von Toledo, welcher Monsieur einen Brief vom Erzherzog überbrachte. Dieser Brief enthielt die Bitte, daß die Zusammenkunft zwischen Rheims und Rhetel geschehen möchte, um persönlich, jedoch von beiden Seiten mit freier Auswahl der Begleitung, über den Frieden zu verhandeln. Bald nachher gelangte auch der an den Hof abgeschickte Courier wieder an, und es schien, daß der Himmel zu einer Zeit, wo alle Hoffnungen verblichen waren, dieses große Werk auf die unerwartetste Weise segnen wollte.

Der Hof war über den Vorschlag des Erzherzogs erstaunt und betrübt. Servien hatte wirklich den Kopf des Kardinals mit einem verderblichen Widerwillen gegen den allgemeinen Frieden erfüllt und noch überdies hatte mein Wunsch, einer der Bevollmächtigten zu seyn, welchen ich ihm bei unserer letzten Aussöhnung geäussert hatte, den Argwohn in ihm erregt, daß hinter diesem Vorschlag etwas versteckt sey, und ich, im Einverständniß mit dem Herrn von Türenne, den Erzherzog dazu vermocht haben könnte. Gleichwohl wagte er es nicht, sich zu weigern, da le Tellier ihm gemeldet hatte: schon sein Wanken allein würde ganz Paris zum Aufstand bringen. Servien hatte indessen, wie mir der Grand-Prevot bei seiner Zurückkunft sagte, alles angewandt, was den Kardinal verhindern konnte, Monsieur die Vollmacht zu schicken, und vorzüglich über den Punkt der persönlichen Unterredung desselben mit dem Erzherzog nachzugeben.

Die Patente kamen noch zu rechter Zeit an, so daß sie Don Gabriel sehen konnte. Monsieur erhielt durch sie volle Gewalt, den Frieden auf solche Bedingungen, welche Er zum Dienst des Königs für anständig und zuträglich halte, zu verhandeln und abzuschließen. Herr Mole erster Präsident und Herr von Avaux wurden ihm zwar untergeordnet, aber doch mit dem Titel als ausserordentliche Gesandte und Bevollmächtigte beigesellt. Vielleicht erstaunen sie nach den vormals erwähnten Versprechungen, mich hier nicht als den Dritten zu finden. Auch ich erstaunte; doch bezwang ich mich, und verhinderte selbst Monsieur, seinen Unwillen, der so groß als der meinige war, ausbrechen zu lassen. Bei den Präliminarien eines so großen und so allgemeinen Guts als der Friede, wünschte

te ich auch nicht den leisesten Verdacht eines Privatinteresses zu erregen. Ich erklärte mich darüber in ähnlichen Ausdrücken gegen Jedermann, und fügte hinzu, daß ich, so lange noch Hoffnung zu einem glücklichen Erfolg da sey, meinen gerechten Unwillen über diese Beleidigung mit Freuden aufopfern würde. Frau von Chevreuse befürchtete um so mehr die Folgen, je gelassener ich schien und drang in le Tellier, deshalb an den Hof zu schreiben. Sie selbst schrieb in sehr starken Ausdrücken dahin. Der Kardinal erschrack und schickte mir den Auftrag als ausserordentlicher Gesandter, wie den beiden andern. Herr von Avaux war darüber vor Freuden auffer sich, und beredete mich mit Dom Gabriel eine besondere Unterredung zu halten, worin ich diesem in unserm Namen versicherte, daß wir den Frieden in zwei Tagen schließen würden, so bald die Spanier sich nur zu billigen Bedingungen verstehen wollten. Merkwürdig ist es, was mir Herr von Avaux über diesen Gegenstand sagte. Auch ich, — sagte er mir, weil ich einige Bedenklichkeiten hatte, über diese Materie, auch nur flüchtig, mit einem spanischen Minister zu conferiren, nachdem ich so eben die Würde eines Bevollmächtigten erhalten hatte, — „auch „ich hatte diese Schwachheit bei einer Gelegenheit zu „Münster, und sie hat vielleicht Europa den Frieden „gekostet. Monsieur ist Generallieutenant des Staats „und der König minderjährig. Sie werden ihm das, „was ich Ihnen vorschlage, annehmlich machen; spre„chen sie mit Monsieur darüber, und sagen sie ihm „selbst, ich bin dies zufrieden, daß ich es Ihnen gera„then habe.“ Ohne Verzug gieng ich in das Büchercabinet, wo Monsieur seine Medaillen ordnete, und trug ihm hier den Vorschlag des Herrn von Avaux vor. Dieser mußte selbst herbei kommen, und länger als eine Viertelstunde sich umständlich darüber erklären. Dar-

Heer wird geschlagen und sein Anführer fällt unter dem Eisernen Arm. Der kräftige Beystand der Normänner verspricht den Griechen die Wiedereroberung der ganzen Insel; ihr Undank gegen diese ihre Beschützer macht sie auch noch das wenige verlieren, was auf dem festen Lande Italiens noch ihre Herrschaft erkennt. Von dem treulosen Statthalter zur Rache gereitzt, kehren die Normänner gegen ihn selbst die Waffen, welche kurz zuvor siegreich für ihn geführt worden waren. Die griechischen Besitzungen werden angegriffen, ganz Apulien von nicht mehr als vierhundert Normännern erobert. Mit barbarischer Redlichkeit theilt man sich in den unverhofften Raub. Ohne bey einem apostolischen Stuhl, ohne bey einem Kaiser in Deutschland oder Byzanz anzufragen, ruft die siegreiche Schaar den Eisernen Arm zum Grafen von Apulien aus, jedem Normännischen Streiter wird in dem eroberten Land irgend eine Stadt oder ein Dorf zur Belohnung.

Das unerwartete Glück der ausgewanderten Söhne Tancreds erweckte bald die Eifersucht der daheim gebliebenen. Der jüngste von diesen, Robert Guiscard (der Verschlagene) war heran gewachsen, und die künftige Größe verkündigte sich seinem ahndenden Geist. Mit zween andern Brüdern machte er sich auf in das goldne

auf trug er mir auf, Dom Gabriel, der sich, wie er sagte, bestechen ließ, zu sagen oder sagen zu lassen, daß er ihm hundert tausend Thaler gebe, wenn es bey der vorgeschlagnen Conferenz zum Friedensschluß käme; und daß er ihm böte, dem Erzherzog statt aller Bedingungen blos zu sagen, daß wenn die Spanier billige Bedingungen machen würden, er sie annehmen, unterzeichnen und im Parlement registriren lassen würde, ehe Mazarin nur die erste Nachricht davon hätte.

Herr von Avaux war der Meinung, daß ich zugleich an Herrn von Turenne schreiben sollte, und übernahm es, meinen Brief in seine eignen Hände zu geben. Dieser Brief hatte einen Anstrich von Tollheit, und schien nicht über einen ernsthaften Gegenstand geschrieben zu seyn. „Es steht Ihnen wohl „an — dies war sein Anfang — verdammter Spa„nier, uns als Volkstribunen zu behandeln.“ Der Schluß war in gleichem Ton. Ich zog ihm mit seiner Liebschaft zu einer artigen Bürgerin auf, die in der Straße des Petits-champs wohnte. Die Mitte des Briefs war bedeutender, und zeigte ihm hinlänglich, daß wir in der besten Meinung für den Frieden seyen. Mit Dom Gabriel von Toledo sprach ich in Monsieurs Gegenwart, auf eine scheinbarlich unbefangene Weise, daß niemand darauf achtete, und er dennoch den Sinn alles dessen, was ich ihm zu sagen hatte, hinlänglich faßte. Er nahm es mit sichtbarer Freude auf, und spielte, selbst als die Rede von den hunderttausend Thalern war, weder den Stolzen noch den Zartfühlenden.

Er war sehr vertraut mit Fuensaldaigne, und dieser, der ihn sehr liebte, sagte oft zur Entschuldigung gewisser sonderbarer Launen, die sich seiner

wei

wollen bemeiſtern, daß er der klügſte Mann ſey, den er je geſehen hätte. Mehr als einmal habe ich bemerkt, daß Menſchen dieſer Art ſelten überzeugen, aber meiſt immer überreden. und daß das Talent zu überreden weit mehr im Gebrauch iſt, als das zu überzeugen. Ueberreden kann man jedermann; aber überzeugen faſt keinen. Diesmal ward Farnesedeigne von Dom Gabriel weder überredet noch überzeugt, wie man gehoffet hatte. Der päbſtliche Nuntius und der Miniſter, der in Abweſenheit des Geſandten der Republik Venedig ſich in Paris aufhielt, waren ihm mit Herrn von Avaux ganz nahe gefolgt, und brachten die Nacht in Manteuil zu, um ſo nahe als möglich die Päſſe zu erwarten, die ſie von dem Erzherzog verlangt hatten, damit ſie das, was Dom Gabriel nur im Allgemeinen berührt hatte, umſtändlich verabreden könnten. Die ganze Antwort, die ſie erhielten, beſtand darin, daß Seine kaiſerliche Hoheit, nachdem ſie den Ort und die Zeit beſtimmt, nicht neues mehr zu ſagen hätten, daß die Bewegung der Heere ihm nicht erlaubten, länger als bis den achtzehnten zu warten, daß keine Mittelsperſonen nöthig wären, und man gewiß, ſo oft die Umſtände erlauben würden, über den Frieden zu verhandeln, alle erdenkliche Erleichterungen dabei verſchaffen würde. Sie ſehen, daß man ſich unmöglich, ich will nicht ſagen unredlicher, ſondern ſelbſt plumper aus der Affaire ziehen kann, als die Spanier in dieſem Fall thaten. Sie handelten gegen ihren Vortheil und Ruhm, wie gegen den Wohlſtand, und niemals hat mir jemand den Grund davon ſagen können. Ich halte dies Ereigniß für eines der ſeltenſten und auſſerordentlichſten unſers Jahrhunderts. Ein Fall von einer andern Art, der es jedoch nicht minder iſt, war folgender.

Der König von England hatte die Schlacht bei Worcester den 13ten September 1650 verloren, und kam gerade an dem Tag nach Paris, als Dem Gabriel abgereist war. Mylord Taff diente ihm als Oberkammerherr, als Kammerdiener, Küchenmeister und Oberschenk. Die Equipage war des Hofschaats würdig; er hatte, seit er England verlassen, seine Wäsche nicht gewechselt. Bei seiner Ankunft gab ihm Mylord Jermyn eines von seinen Hemden. Die Königin, seine Mutter, hatte nicht so viel Geld, um sich für den nächsten Morgen zu versorgen.

Monsieur besuchte ihn, sobald er angekommen war; aber es stand nicht in meiner Macht ihn zu bewegen, daß er dem König, seinen Neffen, nur einen Heller angeboten hätte. Wenig, sagte er, ist unter seiner Würde, und viel würde mich in der Folge zu mehrerem verbindlich machen.

Bei dieser Gelegenheit machte ich die Bemerkung, daß nichts so peinlich ist, als der Minister eines Fürsten zu seyn, dessen Günstling man nicht ist. Nur als ein solcher erhält man die Herrschaft über die Privat-Verhältnisse seines Hauses. Und gleichwohl nimmt uns das Publikum dafür in Anspruch, sobald es sieht, daß wir unsern Einfluß bey weit wichtigern Dingen als die häuslichen sind, geltend zu machen wissen. — Die Gunst des Herzogs von Orleans ließ sich nicht verdienen, sondern erobern. Er wußte, daß er immer beherrscht wurde, und setzte etwas darein, es immer zu vermeiden, oder vielmehr zu scheinen es vermieden zu haben. So lange bis er bezähmt war, machte er, so zu sagen, tausend Sprünge, und schlug von allen Seiten aus. Ich hatte es für anständig geachtet mich in große Händel zu mischen, aber mich auch mit den klei-

nen

um abzugeben hatte ich nie für nöthig gehalten. Die Rolle, die ich dabei zu spielen gehabt hätte, würde mir ein allzu zerstreutes Ansehn gegeben haben, und dieses ließ sich nicht leicht mit dem Posten eines Volksfreundes vereinigen, den ich doch für weit schöner und sicherer hielt als der Günstling des Herzogs von Orleans zu seyn. Sicherer deshalb, weil das Pariser Volk sich weit leichter als irgend ein andres bestimmen läßt. Herr von Villeroi ist eben der Meinung gewesen und er hatte die Natur desselben, während des ganzen Laufs der Ligue, wo er unter Herrn du Maine regierte, vollkommen wohl studiert. Meine eigne Erfahrungen überzeugten mich noch mehr davon, und ich blieb meinem Entschluß getreu, so sehr auch Montresor, der lange Zeit Monsieurs Günstling gewesen war, in mich drang, im Orleanischen Pallast die mir durch Monsieur angebotne Wohnung des Abt von la Riviere anzunehmen; so oft er mich auch versicherte, daß ich ewigen Verdruß haben würde, so lang ich mich nicht selbst zum Günstling emporgeschwungen hätte; und so sehr selbst Madame deshalb oft in mich drang; so leicht es endlich gewesen seyn würde, weil Monsieur mit der Neigung für meine Person noch eine sehr große Achtung für mein Ansehen bei dem Volk verband. Demungeachtet blieb ich standhaft bei der Meinung, die im Grund gut, jedoch in der Folge nicht ohne große Schwierigkeiten war. Ein Beispiel davon ist der eben erwähnte Fall. Hätte ich im Orleanschen Pallast eine Wohnung eingenommen, hätte ich die Rechnungen von Monsieurs Schatzmeister angesehen, so würde ich die Hälfte seiner Apanage nach Gefallen vertheilt haben, und er hätte nichts dagegen einzuwenden gewagt, selbst wenn er es nicht gebilligt hätte. Aber ich wollte mich nicht auf diesen Fuß setzen. Und es war folglich nicht in meiner Gewalt, ihn zu nöthigen, um dem König von Eng-

land mit einem Tausend Pistolen beizustehen. Ich schlug te mich darüber in seinem und meinem Namen. Ich entlehnte funfzehnhundert Pistolen von Herrn von Marangis, dem Onkel des Ihnen bekannten, und brachte sie Mylord Taff für den König *) seinen Herrn. Es lag an mir allein, daß ich diese Summe nicht gleich den Tag darauf, selbst in der Münze seines Landes wieder erhielt. Als ich nemlich um eilf Uhr des Abends nach Hause kam, fand ich einen gewissen Engländer Tilnei, den ich sonst in Rom gekannt hatte. Er sagte mir, daß so eben der eifrige Parlementsanhänger und große Vertraute von Cromwel, Vaire, zu Paris angekommen sey, und Befehl habe mich zu besuchen. Ich fühlte mich etwas verlegen; doch glaubte ich diesen Besuch nicht ausschlagen zu dürfen. Vaire gab mir einen kleinen Brief, der nichts anders als ein Kreditiv von Cromwell war. Er enthielt die Aeusserung, daß die bey Vertheidigung der Volksfreiheit bewiesenen Gesinnungen und mein sonstiger Ruf ihm, Cromwellen, den Plan eingegeben hätten, eine genaue Freundschaft mit mir zu stiften. Dieser Gedanke war mit allen erdenklichen Anerbietungen, Höflichkeiten und Aussichten ausgeführt. Ich antwortete mit Ehrerbietung, sagte aber und that nichts, was eines wahren Katholiken und eines gutgesinnten Franzosen unwürdig gewesen wäre. Vaire erschien mir als ein Mann von ausserordentlichen Talenten.

Jetzt zu dem zurück, was am folgenden Morgen bei Monsieur vorgieng.

Lai-

*) Mylord Clerendon spricht mit vielen Lob von dem edeln Betragen des Kardinal von R.tz gegen König Karl den zweiten, und er fügt zugleich eine sonderbare Unterredung desselben mit dem König bei.

Laigues hatte an diesem Morgen eine lange Unterredung mit Herrn le Tellier gehabt. Er kam auf mich zu, so bald er mich ersichtig wurde. Ich bemerkte sogleich, daß er mir etwas mitzutheilen habe. Als ich es ihm sagte, antwortete er mir: Sie haben Recht, aber geben Sie mir Ihr Wort zu schweigen? — Ich that es, und erfuhr, daß le Tellier ausdrückliche Befehle vom Kardinal habe, die Prinzen von Bois de Vincennes weg zu bringen, sobald die Feinde in die Nähe davon zu kommen drohten, daß er alles aufbieten sollte, um Monsieur zur Einwilligung zu bewegen, aber selbst wenn er nicht einwilligen würde, es dennoch ausführen sollte. Auch sollte er einen Versuch machen, mich durch Frau von Chevreuse zu gewinnen. Diese hatte die vier und zwanzig tausend Livres, welche ihr die Königin von dem Lösegeld des bei der Schlacht von Lens gefangnen Prinzen von Ligne, gegeben hatte, noch nicht völlig erhalten, und man glaubte, daß sie deshalb in größrer Abhängigkeit von dem Hof sey. Laigues fügte hier selbst noch alle erdenkliche Gründe hinzu, um mir die Nothwendigkeit und Nützlichkeit dieser Versetzung zu beweisen. Ich unterbrach ihn ganz mit der Antwort, daß ich in le Telliers Gegenwart mit ihm darüber zu sprechen wünschte.

Wir erwarteten diesen bei Monsieur, nahmen ihn von der Treppe weg, und führten ihn in das Zimmer des Grafen von Autel. Hier versicherte ich ihn, daß ich gegen die Versetzung der Prinzen keinen Widerwillen habe, daß ich gar kein Interesse dabei zu haben glaube, und selbst überzeugt sey, auch Monsieur könne nicht wahrhaft dabei interessirt seyn. Ich würde, fuhr ich fort, wenn mir Monsieur die Ehre erzeigte, mich um meine Meinung zu fragen, es meinem Gewissen zuwider achten, vor ihm nicht eben so zu reden; aber es sey zugleich meine Meinung, daß nichts dem Dienst des Königs so sehr entgegen sey, als diese

Ver-

Verſetzung, weil ſie zu den Dingen gehöre, deren Grund nicht gut, und deren Schein ſchlimm iſt und die deshalb immer gefährlich ſind. Ich will mich darüber näher erklären, ſetzte ich hinzu. „Wenn die „Spanier nach Vincennes kommen ſollten, müßten ſie „zuvor eine Schlacht gewonnen haben, und, um es „einzuſchließen, ehe man Zeit hätte, die Prinzen hin„weg zu bringen, müßten ſie fliegende Escadrons ha„ben. Aus dieſem Grund bin ich überzeugt, daß dieſe „Verſetzung unnöthig iſt, und bleibe dabei, daß bei „allen Fällen, die an ſich nicht günſtig ſind, jede nicht „nothwendige Veränderung verderblich iſt, weil ſie den „Haß herbei zieht. Aus Rückſichten auf Monſieur „und die Frondeurs ſie zu veranſtalten, halte ich für noch „weniger nothwendig. Vorausgeſetzt, daß Monſieur „die ſchlimmſten Abſichten gegen den Hof hätte, und „daß Herr von Beaufort oder ich die Prinzen entführen „wollten, wie ſollten wir es anfangen? — gehören „nicht alle im Schloß befindliche Corps dem König „zu? wo hat Monſieur Soldaten, um Vincennes zu „belagern? und ſollten die Frondeurs, ſo toll ſie im„mer ſeyn mögen, das Pariſer Volk bei einer Belage„rung ausſetzen, da zweitauſend von der königlichen Ar„mee abgeſchickte Reuter in einer Viertelſtunde hun„derttauſend Bürgern alles abgewinnen würden. Ich „folgere daraus, daß dieſe Verſetzung an ſich nicht gut „iſt. Wir wollen nun auch den Schein prüfen. Wür„de es nicht den Anſchein haben, als wolle der Kardi„nal ſich, unter dem Vorwand der Furcht vor den „Spaniern, der Perſonen der Prinzen bemächtigen um „darüber nach Gefallen zu verfügen? — Wer kann „dafür ſtehen, daß ſelbſt Monſieur Argwohn ſchöpfen „wird, oder ſich wenigſtens durch eine Handlung, die „ihm nach dem gemeinen Glauben nicht anders als „nachtheilig ſeyn kann, beleidigt fühlt? Das Volk, wel-

„welches im allgemeinen immer auf der Seite der Fron-
„de iſt, wird, wenn es den Prinzen, den es jetzt in ſeinen
„Händen glaubt, aus der Feſtung führen ſieht, glau-
„ben, daß ſie ihm denſelben entreißen wollen, und zwar
„in keiner andern Abſicht, als um dem Prinzen nach
„Gefallen die Freiheit wieder zu geben, und Paris
„mit ihm zum zweiten mal zu belagern. Die Anhän-
„ger des Prinzen werden dies benutzen, um durch das
„Mitleid, welches ſchon das bloſſe Schauſpiel dreier
„gefeſſelter und von Kerker zu Kerker geſchleppter Prin-
„zen in der Einbildungskraft hervorbringen wird, die
„Gemüther noch mehr zu erhitzen. Ich habe Ihnen
„geſagt, daß ich bei dieſer Verſetzung kein eignes In-
„tereſſe habe; aber ich irrte mich. Ich finde vielmehr
„mich ſehr ſtark dabei intereſſirt. Das Volk, und un-
„ter demſelben begreife ich hier auch das ganze Parle-
„ment, wird ſchreien, und ich werde genöthigt ſeyn zu
„meiner Selbſterhaltung zu ſagen, daß ich dieſen
„Schritt nicht gebilligt habe. Man wird dem Hof
„melden, daß ich ihn tadle und man wird die Wahrheit
„ſagen. Aber man wird hinzu ſetzen, daß ich dies
„thue um das Volk aufzuwiegeln, und den Herrn Kar-
„dinal in Miscredit zu ſetzen, und dies iſt die Wahr-
„heit nicht. Aber da dieſe Wirkung erfolgen wird,
„ſo wird man es glauben, und ich werde erfahren, was
„mir bereits im Anfang der Unruhen begegnet iſt und
„was ich noch heute wegen der Angelegenheiten von
„Guienne erfahre. Ich habe Unruhen *erregt*, weil
„ich ſie *vorher geſagt* habe, und ich bin Urheber
„des Aufſtands von Bourdeaux weil ich mich dem
„Betragen, durch welches er entſtand, entgegen ſetzte.
„Dies iſt es, was ich Ihnen über Ihren Vorſchlag
„zu ſagen habe, und was ich, wenn Sie wollen noch
„heute für den Kardinal, und ſelbſt für die Königin
„niederſchreiben will.“

Le

le Tellier, der ſeine Befehle hatte, nahm aus meiner Rede nichts, als was ſein Vorhaben erleichterte. Er dankte mir in Namen der Königin, für die geäuſſerte Bereitwilligkeit, mich nicht zu widerſetzen. Er vergrößerte es abſichtlich, wie vortheilhaft es für mich ſeyn würde, durch dieſe Gefälligkeit die — freilich nicht billige — Furcht der Königin gegen meinen Einfluß auf Monſieur zu tilgen. Hier bemerkte ich was man mir bereits von le Tellier geſagt hatte, daß es eine ſeiner liebſten rhetoriſchen Figuren ſey, denjenigen nicht zu rechtfertigen, welchem er nicht dienen wollte.

Seine wirklich ſeichten Gründe beſiegten mich nicht, aber ich hatte ſchon im voraus andere erwartet, nämlich die, welche aus der Nothwendigkeit floſſen, den Kardinal nicht zu beleidigen in einem Fall, wo er ſich alle Augenblicke mit dem Prinzen ausſöhnen konnte. Ich verſprach Herrn le Tellier alles, was er bei dieſer Gelegenheit verlangte, und hielt es ihm treulich. Sobald er Monſieur von Seiten der Königin dieſen Vorſchlag gethan, nahm ich das Wort, freilich nicht, um das, was er über die Nothwendigkeit dieſer Verſetzung ſagte, zu bekräftigen, — dies konnte ich nicht über mich gewinnen, — ſondern bloß, um Monſieur zu zeigen, daß es ihm für ſeine Perſon gleichgültig wäre, und daß er einwilligen müſſe, wenn die Königin es ausdrücklich verlange. Aber mit Ungeſtüm ſetzte ſich Herr von Beaufort wider le Telliers Vorſchlag.

Er ging ſo weit, daß er Monſieur anbot, auf den Fall, wenn man die Prinzen würde weiter bringen wollen, ihre Garden ſcharf laden zu laſſen. Indeſſen fehlte es mir nicht an triftigen Gründen gegen dieſe

Diese Meinung, und er ergab sich sehr gern dem letztern, welchen ich ihm anführte. Es war dieser, daß ich aus dem Munde der Königin selbst wußte: Bar habe ihr, bei ihrer Abreise nach Vienne angeboten, im Fall etwas vorfallen sollte, wo er die Prinzen nicht an ihrer Flucht verhindern könnte, sie eigenhändig zu tödten. Ich wunderte mich sehr über diese Vertraulichkeit und schloß daraus, daß Mazarin ihr damals den Argwohn, als ob die Frondeurs sich der Person des Prinzen zu bemächtigen dächten, in den Kopf gesetzt haben müsse; eine Idee, woran ich nie gedacht habe. Monsieur begriff die fürchterliche Schwierigkeit einer Handlung, die so schreckliche Folgen haben könnte, in ihrer ganzen Größe; Herr von Beaufort schauderte davor zurück, und man kam überein, daß Monsieur die Hände zu dieser Versetzung bieten sollte, daß aber Beaufort und ich dem Volk nicht sagen sollten, es sey mit unsrer Bewilligung geschehen. Le Tellier äusserte viele Zufriedenheit mit meinem Verfahren, als er erfuhr, daß ich bei Monsieur seiner Meinung beigetreten war. Aber an den Hof berichtete er, wie mir Servien in der Folge gesagt hat, ganz das Gegentheil, und machte sich ein Verdienst daraus, über Monsieur, trotz den Frondeurs, gesiegt zu haben. Was an dieser Zweizüngigkeit wahr ist, weiß ich nicht.

Hier erlauben Sie mir, diese ernsthaften Materien mit zwei kleinen Erzählungen zu erheitern, die an sich sehr lächerlich sind, aber Sie doch den Geist der Menschen, mit denen ich zu thun hatte, erkennen lassen. Als Herr le Tellier der Frau von Chevreuse die Versetzung der Prinzen vorschlug, fragte er sie: ob sie sich meiner über diesen Punkt versichern könnte, und wiederholte diese Frage zwei oder dreimal. Sie begriff endlich, was er damit sagen wollte, und antwortete:

Land, wo man mit dem Degen Fürstenthümer angelt. Gerne erlaubten die deutschen Kaiser, Heinrich II. und III., diesem Heldengeschlechte, zu Vertreibung ihres verhaßtesten Feindes und zu Italiens Befreyung ihr Blut zu versprützen. Gewonnen dünkte ihnen für das abendländische Reich, was für das morgenländische verloren war, und mit günstigem Auge sahen sie die tapfern Fremdlinge von dem Raube der Griechen wachsen. Aber die Eroberungsplane der Norrmänner erweitern sich mit ihrer wachsenden Anzahl und ihrem Glück; der Griechen Meister, bezeigen sie Lust, ihre Waffen gegen die Lateiner zu kehren. So unternehmende Nachbarn beunruhigen den römischen Hof. Das Herzogthum Benevent, dem Pabst Leo (IX.) erst kürzlich von Kaiser Heinrich dem Dritten zum Geschenke gegeben, wird von den Norrmännern bedroht. Der Pabst ruft gegen sie den mächtigen Kaiser zu Hülfe, der zufrieden ist, diese kriegrischen Männer, die er nicht zu bezwingen hofft, in Vasallen des Reichs zu verwandeln, dem ihre Tapferkeit zur Vormauer gegen Griechen und Ungläubige dienen sollte. Leo der Neunte bedient sich gegen sie der nimmer fehlenden apostolischen Waffen. Der Fluch wird über sie ausgesprochen, ein heiliger Krieg wird gegen sie gepredigt, und der Pabst hält die Gefahr für drohend genug, um mit seinen Bischöffen in eigner Person an

der

tete: ich verſtehe Sie; ja, ich bin ſeiner und ihrer gewiß; er iſt ihr mehr als je ergeben; und ſollte ſeine Anhänglichkeit aufhören, oder ſich nur vermindern, ſo können ſie von meiner Ergebenheit gegen die Königin und den Kardinal zuverſichtlich erwarten, daß ich Sie treulich davon benachrichtigen werde. Le Tellier nahm dieſe Verſicherung mit vieler Erkenntlichkeit auf; aber kaum war eine Stunde darauf verfloſſen, als er le Waſſé — vermuthlich weil er dieſen eher als die Ausrufer der Stadt in ſeinem Weg fand, — ſein Geheimniß anvertraute, dabei aber freilich die Verbindlichkeit zum Schweigen, um den Schein der Undankbarkeit zu vermeiden, verbarg.

An eben dieſem Tag ſchenkte Frau von Chevreuſe auch mir auf eine andere Art ihr Vertrauen. Sie führte mich in ein Kabinet im untern Stock ihres Hauſes, ſchloß die Thüren hinter uns zu, und fragte mich, ob ich auch in der That ihr Freund ſey? — Sie glauben vielleicht daß es nun zu einer Erklärung gekommen ſey? Keineswegs. Ich verſicherte ſie indeß meiner Behutſamkeit, und als ich ihr mein Wort darauf hatte geben müſſen, ſagte ſie recht aus Herzensgrund: Laigues iſt zuweilen ganz unerträglich. Dieſe Aeuſſerung, mit den unverſchämten Verweiſen, die er ſich von Zeit zu Zeit auf eine ſo wegwerfende Art erlaubte, zuſammen genommen, und was noch mehr, die allzu enge Freundſchaft, die er mit le Tellier angeknüpft zu haben ſchien, nöthigte mich im Kabinet der Frau von Rhodes einen Rath über ihn zu halten, und wir, Frau von Rhodes, Fräulein von Chevreuſe und ich beſchloſſen einmüthig, der Mutter einen andern Liebhaber zu geben. Hacqueville, der damals anfing das Hotel von Chevreuſe ſehr fleißig zu beſuchen, und ſeit kurzem eine alte Schulfreund-

ſchaft

Geist mit mir erneuert hatte, sollte in die Schranken treten. Er sagte mir aber wiederholt, daß er den Auftrag nicht angenommen haben würde, und ich berufe mich darauf. Weil ich zu schwach war, um es von mir zu erhalten, daß ich die Zusammenkunft der Prinzen hätte, so drang ich auch nicht auf die Ausführung des neuen Plans; aber ich besann mich deswegen nicht besser, und es war nicht das erstemal, daß ich erfuhr, wie man oft auf seine eignen Kosten gutmüthig ist.

Die Prinzen wurden nun nach Marcoussi gebracht, ein Haus des Herrn von Entragues, das in einer sechs Meilen weiten Entfernung von Paris auf einer Seite, wo die Spanier, der Flüsse wegen, nicht hätten angreifen können, liegt, und gegen einen raschen Anfall sicher genug ist. An demselben Tage sprach der Präsident Bellievre in sehr starken Ausdrücken mit dem Siegelbewahrer und erklärte ihm ganz bestimmt: daß er sich genöthigt sähe, wenn er sein angefangnes Verfahren, in Rücksicht meiner, fortzusetzen gedächte, zu seiner eignen Ehre, das Zeugniß, welches er der Wahrheit schuldig sey, abzulegen. Die Prinzen — antwortete hierauf der Siegelbewahrer, ziemlich rauh — sind nicht mehr im Angesicht von Paris; und es ziemt dem Coadjutor nicht, in einem so hohen Ton zu sprechen. Jetzt zum Parlement zurück.

Coudrai-Montpensier war von seiner Reise an den Hof und nach Bordeaux, wohin Monsieur ihn mit den, hier angemerkten Bedingungen gesendet hatte, zurück gekehrt, ohne viel mehr befriedigendes, als die Deputirten von Paris, mit gebracht zu haben. In voller Versammlung stattete er von der Erfüllung seines Auf-

trags bei dem einen und den andern Theil folgenden Bericht ab. Als er, Coudrai Montpenſier, zu Libourne, wo ſich der König aufhielt, angekommen ſey, habe er zwei Trompeter und zwei Couriers mit dem Vorſchlag zu einem zehntägigen Waffenſtillſtand nach Bourdeaux abgeſchickt. Da aber acht Tage hingegangen wären, ehe er, um die Antwort darauf zu hören, in Bordeaux hätte ſeyn können; ſo habe das dortige Parlement als er daſelbſt angelangt, gewünſcht, daß dieſer Waffenſtillſtand erſt von dem Tage an gerechnet werden möchte, an welchem Coudrai-Montpenſier, von ſeiner Reiſe nach Libourne, zurückgekehrt ſeyn würde, wohin er nämlich nun auf ihre Bitten reiſen ſollte, um von dem König dieſe Verlängerung zu erhalten. Er fuhr fort, daß, da ihm dieſe Bedingung billig geſchienen, er die Stadt verlaſſen und den Weg nach Libourne zurück genommen habe. Aber ſchon auf der Hälfte des Wegs habe er einen Befehl vom König erhalten, die Begleitung und den Tambour des Herrn von Bouillon zurückzuſchicken, und am folgenden Tag als er und die Bourdeauxer einer günſtigen Antwort entgegen geſehen, ſo plötzlich der Marſchall von le Meilleraie erſchienen, und habe in der Meinung, ſie zu überraſchen einen Angriff auf die Baſtide gethan, der aber mißlungen ſey.

Dies iſt ein getreuer Auszug von Coudrai Montpenſier's Bericht. Ob die geringe Bewegung, welche er an dieſem Tage in der Verſammlung der Kammer verurſachte, den milden Farben, mit welchen wir ihn den Abend zuvor bei Monſieur zu bedecken geſucht, oder den ſanften und ſegensvollen Einflüſſen, welche an gewiſſen Tagen, wie höhere Mächte, die Gemüther eines Corps beſänftigen, zuzuſchreiben ſey, weiß ich nicht. Aber nie habe ich ſo viel Mäßigung, wie damals, im Parlement geſehen; der Kardinal ward

gar nicht genannt, und man ſtimmte ohne Widerrede nach der Tags zuvor mit Herrn le Tellier verabredeten Meinung Monſieurs: Coudrai-Montpenſier in Begleitung zweier Parlements-Deputirten zum letztenmal nach Bourdeaux zu ſchicken und zu erfahren, ob das Parlement den Frieden wolle oder nicht, auch zwei Deputirte von Bourdeaux einzuladen, um die von Paris zu begleiten.

Fünf oder ſechs Tage darauf ſchrieb das Parlement von Toulouſe, wegen der Unruhen in Guienne, da dieſe Provinz zum Theil unter ſeiner Gerichtsbarkeit ſteht, an das Pariſer Parlement und verlangte die Vereinigung in beſtimmten Ausdrücken; aber Monſieur wußte ſich bei dieſem allerdings ſehr wichtigen Fall mit Geſchicklichkeit zu betragen, und mehr durch Gewandheit als durch Machtſprüche es dahin zu bringen, daß das Parlement nur mit ſchönen Worten, die im Grunde nichts bedeuten, antwortete. Um ſein Spiel noch mehr zu decken, fand er ſich bei der Deliberation ſelbſt nicht ein. Am Nachmittag ſagte mir der Präſident Bellievre: Welche Wolluſt würde es ſeyn, ſo zu handeln, wie wir handeln; thäten wir es für Menſchen, die es zu erkennen fähig wären. Er hatte recht und Sie ſelbſt werden einſtimmen, wenn ich Ihnen ſage, daß Er und ich einen Theil des Abends in Monſieurs und le Telliers Geſellſchaft zugebracht hatten, ohne daß der letztere uns nur ein Wort darüber ſagte.

So vollkommen war indeß die Ruhe des Parlements nicht, daß es nicht immer kleine Stürme gegeben hätte. Bald verordnete es durch einen Beſchluß, daß die in der Baſtille befindlichen Staatsgefangenen verhört werden ſollten; bald zog ein Nichts eine Ge-

wetterwolke zusammen, die mit Blitz und Donner gegen den Kardinal schwanger gehen; bald klagten sie über die Entwendung der zu den Renten bestimmten Fonds. Es kostete uns Mühe, allen diesen Schlägen zu begegnen, und wir hätten es sicher nicht lange gegen die anströmenden Wellen aushalten können, wenn nicht die Nachricht von dem Frieden mit Bourdeaux angelangt wäre. Am ersten October 1650 war dieser Friede zu Bourdeaux im Parlement eingetragen worden, und am eilften wurde im Parlement ein Brief von Meunier und Bitaut, zwei Deputirten des Pariser Parlements, gelesen, worinn sie es der Gesellschaft meldeten. Diese Nachricht benahm den Anhängern der Prinzen allen Muth; sie wagten kaum noch den Mund zu öffnen und die Versammlungen der Kammern giengen noch denselben Tag aus einander, um nicht eher, als am St. Martinstag wieder anzufangen. Auch ward zu Fortsetzung des Parlements während der Ferien, so gewiß ohne diese Nachricht sie einmüthig beschlossen worden wäre, nicht einmal der Vorschlag gehört.

Ondedei's *) schändliche und niedrige Habsucht bedeckte und nährte jedoch das Feuer, das noch unter der Asche glimmte, und Montreuil der Secretär des Prinzen von Conti, oder des Prinzen selbst, (ich erinnere mich's nicht mehr genau) einer der artigsten jungen Männer, die ich je gekannt habe, wußte durch sein Geschicklichkeit und seinen Eifer alle in Paris befindliche Diener des Prinzen zu vereinigen und daraus ei unsich

*) Longo Ondedei, Doctor der Rechte, und in der Folg Bischof von Frejus, war eine Kreatur des Kardin Mazarin.

unsichtbares Ganzes zu bilden, das bei solchen Händeln oft furchtbarer ist, als Bataillone von Soldaten. Ich gab dem Hof frühzeitig Nachricht davon. Doch da zu meiner Verwunderung nichts dagegen gethan, so glaubte ich lange Zeit, der Kardinal wisse mehr davon als ich selbst und jener sey vielleicht von ihm gewonnen. Nach meiner Aussöhnung mit dem Prinzen, als ich täglich mit Mortemil zu thun hatte, sagte mir dieser, daß er selbst den Ondedei durch ein Jahrgeld von tausend Thalern gewonnen habe, und auf diese Art seiner Verweisung von Paris entgangen sey. Hier that er den Prinzen bewundernswerthe Dienste, und erhielt durch seine unermüdete von der Pfalzgräfin geordnete, und von Arnaud, Viole und Croissi unterstützte Thätigkeit einen Satz der Parthei in Paris, welchen zu dulden die Klugheit nicht verstattete. Damals machte ich die Bemerkung, daß große Namen immer gefährlich sind, selbst dann wenn sie wenig oder gar nicht mit Würde trägt.

So ermangelte Herr von Nemours, der in Hinsicht auf Fähigkeit weniger als nichts war, doch nicht, eine gewisse Rolle zu spielen und uns bei gewissen Gelegenheiten lästig zu werden. Die Frondeurs konnten diese Kabale schwerlich anders als durch Gewaltthätigkeit aus dem Wege räumen, aber von dieser, die ohnehin Privatpersonen fast in keinen Fällen anständig ist, hatte sie das, was bei Renard vorgegangen war, sehr zurückgebracht. Die kleinliche Feinheit, welche der sonst gewandten Politik des Kardinals stets anhieng, ließ ihn Geschmack darin finden, vor unsern Augen und gleichsam zwischen ihm und uns, Leute stehen zu lassen, mit denen er sich zu unserm Nachtheil vereinigen konnte. Die nemlichen spielten mit ihm Unterhandlungen, und er glaubte sie auf eben dem Weg zu hintergehen. Durch

dieſe Verhältniſſe zog ſich eine Wolke zuſammen, die ſich immer mehr bildete und vergrößerte, und zuletzt die Frondeurs ſelbſt einhüllte; doch waren ſie es, die in ihr die Dünſte entzündeten und die Blitze ſchmiedeten.

Nach dem geſchloßnen Frieden blieb der König nur noch zehn Tage in Guienne, und der vom glücklichen Erfolg des Vergleichs mit dieſer Provinz berauſchte Kardinal ſann auf nichts, als ſeinen Sieg mit einer Züchtigung der Frondeurs zu krönen. Dieſe, ſagte er, hätten die Abweſenheit des Königs benutzt, um Monſieur von ſeinem Dienſt zu entfernen, den Aufruhr von Bourdeaux zu begünſtigen, und die Prinzen wo möglich in ihre Gewalt zu bekommen. Zu gleicher Zeit ließ er der Pfalzgräfin ſagen, daß er vor dem Haß, den ich heimlich gegen den Prinzen hege, zurückſchaudre, da ich ihm über dieſen Punkt täglich Vorſchläge, die eines Chriſten ganz unwürdig ſeyen, thun laſſe. Ein anderes Gerücht wußte er zu eben der Zeit durch Beloi, der zwar ein Diener von Monſieur, aber dennoch dem Kardinal ergeben war, der letztern beizubringen. Ich wünſche nemlich, hieß es, ſehr mit dem Hof ausgeſöhnt zu ſeyn und ſey deshalb ſehr zuvorkommend gegen ihn, er aber könne kein Zutrauen zu mir faſſen, weil ich von Morgen bis zum Abend mit den Anhängern des Prinzen in Unterhandlungen ſtünde. Auf ſolche Art belohnte mich der Kardinal für alles, was ich während der Abweſenheit des Hofs für den Dienſt der Königin mit unglaublichem Fleiß, und — die Wahrheit zwingt mich es zu ſagen — mit faſt beiſpielloſer Aufrichtigkeit gethan hatte.

Die Gefahr, welcher ich täglich zwei bis dreimal ausgeſetzt geweſen zu ſeyn glaube, und die größer war

war als in Schlechten, will ich hier nicht einmal in Anſchlag bringen. Aber, ſagen Sie ſelbſt: was mußte es mich gekoſtet haben, daß ich in einer Stadt, wo der Kardinal unaufhörlich daran arbeitete, mich aus der Gunſt eines Prinzen, zu ſtürzen, deſſen beide Haupteigenſchaften darin beſtanden, ewig in Furcht zu ſeyn, und ſich immer Leuten anzuvertrauen, die bei meinem Verderben ihre Rechnung fanden, dem Neid trotzte und den Abſcheu, welcher auf einen ſo verhaßten Namen, wie Mazarin, ruhte, aushielt.

Trotz allen dieſen Betrachtungen gieng ich während der Belagerung von Bourdeaux meinen Gang getroſt fort, und hüllte mich in das Bewußtſeyn meiner Pflicht. Damals, ich kann es wohl ſagen, that ich keinen Schritt, der nicht eines guten Chriſten und eines guten Bürgers würdig geweſen wäre. Dieſes Ideal, das nun einmal feſt vor meiner Seele ſtand, und mein Abſcheu vor allem, was nur im geringſten einer Wetterfahne ähnlich ſah, hätte mich, wie ich glaube, auf dem Weg der Geduld, unvermerkt in den Abgrund hinabgeführt, hätte es nicht dem Kardinal gefallen, mich wie mit Gewalt heraus zu reiſſen und wider meinen Willen in die Faction zurück zu werfen.

Von allen Seiten ſtrömten neue Gerüchte von den auffallenden Aeuſſerungen des Kardinals, nach dem Frieden von Bourdeaux, auf mich zu. Frau von Lesdiguieres zeigte mir einen Brief vom Marſchall von Villeroi, worin er ihr ſchrieb, daß ich ſehr klug handeln würde, wenn ich abreiſte, ohne die Rückkunft des Königs zu erwarten. Das nemliche ſchrieb mir der Grand-Prevot.

Es war nun kein Geheimniß mehr; und hat eine Sache dieser Art einmal die Form des Geheimnisses verloren, so ist ihr nicht mehr abzuhelfen. Frau von Chevreuse dachte darauf, den Folgen, welche das Betragen des Kardinals befürchten ließ, vorzubeugen. Sie begriff, daß es mir Mühe kosten würde, mich unthätig und geduldig unter das eiserne Joch zu schmiegen, und hätte es doch gern gesehen, daß die Freunde den Dienst der Königen, deren Umgang ihr wieder Vergnügen zu machen anfieng, nicht verlassen müßte. Zur Erreichung dieses Zwecks war ihr die Stimmung vieler von unsrer Parthei sehr behülflich; denn die meisten waren gar nicht geneigt zu der Parthey des Prinzen zurück zu kehren. Fast alle vereinigten sich mit ihr, nicht um mich zu überreden, — denn sie ließen mir Gerechtigkeit wiederfahren, und wußten, daß es lächerlich gewesen seyn würde mich einzuwiegen — sondern um den Hof aus seinem Irrthum zu reißen und dem Kardinal die Reinheit meines Verfahrens und seinen eignen Vortheil zu zeigen.

Ich erinnere mich hier einer Stelle aus einem Brief, den Frau von Chevreuse ihm deshalb schrieb. Nach einer überspannten Schilderung dessen, was ich zur Aufrechthaltung des Volks gethan, fügte sie hinzu: „Ist es möglich, daß es so abscheuliche Menschen geben kann, die Ihnen vorzusagen wagen, daß der „Koadjutor mit den Bordeauxern Verkehr gepflogen „hat? Ich selbst bin Zeugin, daß es ihm sogar damals, „da er Ihr erklärter Feind war, etwas kostete, die nöthigen Rücksichten gegen ihren Deputirten zu beobachten, „und als ich ihm einst vorwarf, daß er mit denen aus „der Provence in besserm Vernehmen lebte, antwortete „er mir: diese seyen blos leichtsinnig und es sey doch „zuweilen etwas mit ihnen anzufangen; aber die Gas-

„cogner

„wagner seyen als ewige Narren zu betrachten, und „als Leute welche nur zu tollen Streichen taugen.“ Frau von Chevreuse ließ mir Gerechtigkeit widerfahren, aber den Kardinal konnte sie nie dazu überreden. Vielleicht war er würklich durch den Siegelbewahrer oder durch le Tellier hintergangen, wie mir Lionne in der Folge gesagt hat; vielleicht auch stellte er sich nur, dies zu seyn, in der Hoffnung mich aufs äusserste zu treiben.

Frau von Rhodes fand bei dieser Lage der Sachen einen reichhaltigen Stoff, ihrem natürlichen Hang zur Intrigue Gnüge zu thun. Der treuherzige Siegelbewahrer war damals verliebter in sie als sie in ihn, und meine Bekanntschaft mit Frau von Chevreuse machte, daß ich sehr häufig mit ihr umgieng. Sie entzweite sich nicht mit dem Siegelbewahrer dadurch, daß sie zu meiner Entfernung vom Hofe beitrug.

Sie that dies auch nicht durch Verrätherey gegen mich — denn sie war jeder Treulosigkeit unfähig — sondern dadurch, daß sie an den Mitteln, mich vom Hof zu entfernen, Antheil nahm. Sie war mit Frau von Longueville ziemlich vertraut gewesen und noch mehr mit der Frau Pfalzgräfin. Diese letztere drang in sie, mir einige die Freiheit der Prinzen betreffende Vorschläge zu thun. Diese Vorschläge, aus denen sie im Hause Chevreuse kein Geheimniß machte, brachten die ganze Cabale derjenigen von der Parthei, die nichts als ihre kleinen Privatvortheile, welche sie am Hof fanden und wegen welcher sie gern in gutem Vernehmen mit ihm geblieben wären, vor Augen hatten, in Aufruhr. Unter dieser Anzahl befanden sich Frau von Chevreuse, Noirmoutier und Laiques. Die übrigen waren unter sich wieder in zwei Banden getheilt, wovon die eine die

der Spitze seines heiligen Heers gegen sie zu streiten. Die Normänner achten gleich wenig auf die Stärke dieses Heers und auf die Heiligkeit seiner Anführer. Gewohnt in noch kleinerer Anzahl zu siegen, greifen sie unerschrocken an, die Deutschen werden niedergehauen, die Italiener zerstreut, die heilige Person des Pabstes selbst fällt in ihre ruchlosen Hände. Mit tiefster Ehrfurcht wird dem Statthalter Petri von ihnen begegnet, und nicht anders als knieend nahen sie sich ihm, aber der Respekt seiner Ueberwinder kann seine Gefangenschaft nicht verkürzen.

Der Einnahme Apuliens folgte bald die Unterwerfung Calabriens und des Gebietes von Kapua. Die Politik des römischen Hofes, welche nach mehrern mißlungenen Versuchen dem Unternehmen entsagte, die Norrmänner aus ihren Besitzungen zu verjagen, verfiel endlich auf den weiseren Ausweg, von diesem Uebel selbst für die römische Größe Nutzen zu ziehen. In einem Vergleich, der zu Amalphi mit Robert Guiscard zu Stande kam, bestätigte Pabst Nicolaus II. diesem Eroberer den Besitz von Calabrien und Apulien als päbstlicher Lehen, befreyte sein Haupt von dem Kirchenbann und reichte ihm als oberster Lehenshert die Fahne. Wenn irgend eine Macht die Tapferkeit der Norrmänner mit dem Geschenk

Sicherheit und Ehre der Parthei beabsichtigte, als Montresor, Retz, Bellievre, Brissac, (dieser auf seine eigne träge Weise) und Caumartin, die andern aber wußten beinahe selbst nicht, was sie wollten. Hier zeichneten sich vorzüglich Herr von Beaufort und Frau von Montresor aus, die, weil sie alles wollten, eigentlich nichts wollten. Diese Art von Köpfen bringt in ihrer Einbildungskraft immer ganz widersprechende Dinge zusammen. So sagte ich erst der Frau von Montbason, daß ich, wenn es ihr gefiele, nicht mehr zwei oder dreimal des Tags ihre Meinung zu ändern, und mit der Parthei des Prinzen und des Kardinals zu wechseln, nur allzu sehr mit ihrer Aufführung zufrieden seyn würde.

Um die Verwirrung aufs höchste zu bringen, hatte ich nun noch mit Monsieur zu thun, den ich bereits als einen der schwächsten, mißtrauischen und versteckteſten Menschen geschildert habe. Nur wer einmal selbst diese Erfahrung gemacht hat, kann es wissen, wie schwer und peinlich der Umgang mit einem Menschen ist, in dem sich diese Eigenschaften vereinigen. Da ich fest entschlossen war, ohne die Uebereinstimmung der mit mir Vereinigten keinen Entschluß zu fassen, so war ich froh mich gegen sie gründlich über alles zu erklären. Alle trafen aus verschiedenem Interesse in einer Meinung zusammen, welche Caumartin ihnen geschickt einzuflößen gewußt hatte. Schon seit langer Zeit suchte er meine Hartnäckigkeit, nicht an den Purpur denken zu wollen, zu bekämpfen. Schon öfter hatte er mir vorgestellt, daß meine über diesen Punkt gethane Erklärung durch die, bei so vielen Fällen bewiesene Uneigennützigkeit mehr als zu sehr erfüllt und bestätigt worden sey. Sie sollte, sagte er, und konnte aber höchstens während der Zeit des Pariser Bürgerkriegs

statt

ſtatt haben; damals könne ich einigen Grund gehabt haben, ſo zu reden und zu handeln; aber jetzt ſey nicht von Vertheidigung der Stadt Paris und nicht mehr von Bürgerblut die Rede. Der gegenwärtige Zwiſt im Staat ſey eigentlich nichts weiter als eine Kabinets-Intrigue zwiſchen einem Prinzen von Geblüte und einem Miniſter, und wenn die Ehre bei dem vorigen Unternehmen in Uneigennützigkeit beſtanden habe, ſo beſtehe ſie bei dem gegenwärtigen in der Geſchicklichkeit, ſich geltend zu machen. Hier ſey die Rede davon, entweder für einen Thoren oder einen gewandten Kopf gehalten zu werden. Ich ſey von den Prinzen durch die erſonnene Beſchuldigung gegen mich ſchmerzlich beleidigt worden und durch die Verhaftnehmung habe ich ihn ebenfalls unverſöhnlich beleidigt. Das Verfahren des Kardinals könne mir hinlänglich beweiſen, daß meine der Königin jetzt geleiſteten Dienſte ihm eben ſo peinlich ſeyen, als die, welche ich ehemals dem Parlement geleiſtet hätte. Alle dieſe Betrachtungen ſollten mich doch überzeugen, daß es für mich durchaus nothwendig ſey, mich vor dem Zorn des Prinzen und zugleich vor der Eiferſucht des Miniſters, die ſich in jedem Augenblick vereinigen könnten, in Sicherheit zu ſetzen, und nur der Kardinalshut könne mich durch die Größe der Würde beiden gleichſtellen, was die Biſchoffsmütze von Paris mit allen ihren Brillanten nicht bewirken könne, und was gleichwohl, beſonders in Zeiten der Ruhe, zur Aufrechthaltung gegen die, welchen ein überlegner Rang ſonſt immer eben ſo viel Anſehen und Gewalt als Glanz und Einfluß verſchaffe, durchaus nothwendig ſey.

Dies war es, was Herr von Caumartin und alle die mich liebten, mir vom Abend bis zum Morgen vorredeten. Sie hatten recht; denn es iſt unläugbar, daß

ich,

ich, wenn der Prinz und der Kardinal sich damals vereinigt hätten unter ihrem Gewicht gänzlich hätte erliegen müssen, und daß, was in den Zeiten, wo ich stand, Uneigennützigkeit schien, zu den Zeiten meiner Niederlage für Betrug gegolten haben würde. Es giebt nichts rühmlicheres als Großmuth, aber auch nichts, wobei man sich so sehr für Uebertreibung zu hüten hat; hundert Beispiele zeugen für die Wahrheit dieses Satzes.

Seit ich mit Gewißheit vernahm, daß ich am Hofe, und zwar durch meine Dienste selbst immer mehr sank, hatten mich die Gründe Caumartins und Bellievres — der eine war von Freundschaft der andere von Eigennutz angespornt — sehr erschüttert. Aber in Dingen, die gegen unsre Neigung sind, ist von der bloßen Ueberredung bis zur wirklichen Handlung der Weg noch weit. In einem solchen Mittelzustand werden die Gelegenheiten wohl benutzt, aber nicht gesucht. Das Glück führte mir während sechs oder acht Wochen zwei zu, noch ehe der Hof von Guienne zurückkam. Es ist nöthig, hier etwas weiter auszuholen.

Mazarin war vormals bei Pancirole *), dem ausserordentlichen Nuntius bei dem Friedensschluß mit Italien, Secretär gewesen. Er hatte bei dieser Gelegenheit seinen Herrn verrathen, und war sogar überführt, daß er dem Gouvernement von Mailand von seinen Verrichtungen Bericht abgestattet hatte. Ich habe dies alles von Pimentel ausführlich erzählen hören, doch würde diese Wiederholung hier ermüden. Als

*) Jean Jaques Pancirole, oder vielmehr Pancirolo. Er ward 1643 von Urban dem achten zum Kardinal ernannt und starb 1652.

Als Pancirole Kardinal und Staatssecretär der Kirche geworden war, vergaß er die Treulosigkeit seines Secretärs, welchem der Pabst Urban, auf die inständigen Bitten des Kardinals Richelieu, den Kardinalshut gegeben hatte, im geringsten nicht. Die Bitterkeit, welche der Pabst Innocenz seit Ermordung seines Neffen gegen Mazarin hegte, weil er ihn für einen Mitschuldigen des Kardinals Antoine *) hielt, war ihm willkommen, und er suchte sie nicht zu mildern. Jetzt da Pancirole glaubte, daß er Mazarin nicht empfindlicher kränken könnte, als wenn er nur die Kardinalswürde verschaffte, sprach er mit Innocenz darüber, und dieser Pabst genehmigte, daß er in Verbindung mit mir trat. Der General-Vicar der Augustiner, mit dem er sehr vertraut war, mußte ihm hierin behülflich seyn, als er auf seiner Reise nach Spanien, durch Paris kam. Er brachte mir einen Brief von ihm, zeigte mir seine Vollmacht, und versicherte mich, daß der Pabst, hätte ich einmal die Nomination erhalten, die Promotion ohne Verzug folgen lassen würde.

Diese Anerbietungen vollendeten zwar meinen Entschluß, um die Ernennung zu bitten, oder sie nur anzunehmen, noch nicht; aber sie waren doch Ursache daß ich mich, als die vorhin erwähnten andern Triebfedern gerade in dem Zeitpunkt des nach dem Bourbeauxischen Frieden gegen mich ausgebrochenen Unwillens des Hofs zusammentrafen, leichter dazu bringen ließ, als ich sonst, wenn ich des guten Willens von Rom

*) Antoine Barberini, ein Neffe Urbans des achten. Er ward 1628 zum Kardinal ernannt, ward 1653 Protektor der Französischen Krone 1634, Grand Aumonier von Frankreich, erhielt 1657 das Bisthum von Poitiers und ward Erzbischof von Rheims. Er starb 1671.

Rom nicht gewiß zu ſeyn geglaubt hätte, gethan haben würde. Denn in der Schwürigkeit, die Nomination unwiderruflich zu wiſſen, beſtand einer von den Gründen meiner Abneigung gegen den Kardinalshut. Sie kann immer wiederrufen werden, und dies iſt das ſchlimmſte, was ich kenne; denn dieſer Wiederruf ſetzt den Bewerber ſtets noch tiefer herab, als er vorher war. Der an ſich ſchon verächtliche la Riviere ward dadurch noch mehr erniedrigt und es iſt gewiß, daß der Schaden mit dem Stande deſſen, den er trifft, in gleichem Verhältniß ſteigt.

Nun, da ich überzeugt war, daß ich an den Purpur denken müßte, bediente ich mich der Maasregeln, die ich bisher anſtatt ſelbſt zu nehmen, blos hatte nehmen laſſen. Ich fertigte einen Kourier nach Rom ab, und erneuerte die Unterhandlungen. Von Pancirole erhielt ich alle erdenkliche Sicherheit und fand ſogar noch einen andern Schutz, der mir nicht unnütz war. Die Prinzeſſin von Roſſane, die mit dem Prinzen Sülmone verheurathet geweſen war, und darauf ſich mit dem Neffen des Pabſtes vermählt hatte, war ſeit kurzem mit dem Pabſt wieder ausgeſöhnt. Sie war eine Tochter und Erbin des Hauſes Aldobrandini — einem Haus, mit welchem das meinige in Italien ſehr in Verbindung und Einigkeit gelebt hatte. Sie vereinigte ſich für mein Intereſſe mit Pancirole, und Sie werden ſehen, was der Erfolg war.

Während ich wegen Roms wachte, war Caumartin in Paris nicht müſſig. Jeden Morgen wußte er der Frau von Chevreuſe neue ſchmerzliche Beſorgniſſe wegen meiner Verſöhnung mit dem Prinzen einzuflößen. Dieſe wird uns alle verderben, ſagte er, „denn „ſie wird uns in eine Parthei verwickeln, von deren

„Zorn

„Zorn ſtets mehr zu fürchten als von ihrer Erkenntlich„keit zu hoffen iſt.“ Jeden Abend erregte er bei Monſieur neuen Argwohn, wegen der wenigen Sicherheit, die am Hof zu finden ſey, und der Schwierigkeiten, welche bei den Prinzen zu bekämpfen wären. Er machte hier von der Regel: natürlich ſchwachen Köpfen alle Arten von Gefahren zu zeigen, weil dies das wahre Mittel iſt, ſie zu nöthigen, daß ſie den erſten Weg, welchen man ihnen eröfnet, begierig ergreifen, eine ſehr geſchickte Anwendung. Zu Folge des nemlichen Grundſatzes wußte Herr von Bellievre ihn unaufhörlich wegen der Treuloſigkeit des Hofs in neues Schrecken zu ſetzen, und zu gleicher Zeit von dem Aufleben der Faction fürchterliche Bilder in ihm zu erregen. Durch all dieſe verſchiednen Ideen, die ſich täglich fünf oder ſechsmal durchkreuzten, kam man auf den Einfall, ſich gegen den Hof durch den Hof ſelbſt zu vertheidigen und wenigſtens, ehe man ſich entſchlöſſe in die Faction zurückzutreten, zu verſuchen, ob in dem Kabinet nicht eine Theilung zu machen ſey.

Ich habe bereits die Bemerkung gemacht, daß unentſchloßnen Köpfen alles, was blos hinhaltend iſt, als weiſe erſcheint, weil ihr Hang ſie nie mit beſtimmten Entſchlüſſen fertig werden läßt. Sie ſchmeicheln ihren Neigungen mit ſchönen Worten. Dieſe natürliche Stimmung der Menſchen, mit welchen Caumartin zu thun hatte, begünſtigte ſeine Plane, und verurſachte daß er die Idee, welche er wünſchte, beinahe unvermerkt in ihnen ſelbſt entſtehen machen konnte. Monſieur handelte in allen Dingen, wie die meiſten, wenn ſie ſich baden; ſie verſchließen die Augen und werfen ſich ins Waſſer. Caumartin, der ſeine Stimmung ſehr genau kannte, gab mir den

Rath,

Rath, ihm durch gemäßigte aber immer auf einander folgende Besorgnisse die Augen offen zu erhalten. Ich gestehe, daß dieser Gedanke mir nicht in den Sinn gekommen war; denn da Feigheit sein Fehler war, so hatte ich immer geglaubt, daß es gut sey, ihm unaufhörlich Kühnheit einzuflößen. Caumartin bewies mir das Gegentheil und ich bekannt mich bei seiner Meinung sehr wohl. Ihnen alle die verschiedenen Wendungen zu schildern, welche er dieser Intrigue zu geben wußte, würde langweilig seyn. Ich selbst muß gestehen, daß ich aus einem, nur allzuthörichten Uebereifl von Zweifel, bei dieser Sache nicht die gehörige Thätigkeit bewies, ob ich gleich überzeugt war, daß mir der Purpur durchaus nothwendig sey.

Endlich wurde das Ziel auf folgende Art erreicht. Monsieur glaubte, daß seine Ehre und sein Vortheil es verlangten, mir den Kardinalshut zu verschaffen. Frau von Chevreuse war überzeugt, daß, wenn sie auf diese Art verhindern oder verzögern könnte, daß ich die Verbindung mit dem Prinzen, weshalb man in mich drang, nicht einging, sie eben so viel für den Hof als für mich gethan haben würde. Frau von Montbason war froh, sich von zwei Seiten geltend machen zu können; denn die Unterhandlung mit der Einen gaben bei der andern immer Gewicht. Herr von Beaufort endlich hielt es für einen Ehrenpunkt gegen das, was ich ihm bei der Oberaufsicht der Flotten wirklich geleistet hatte, bei der Kardinalswürde mir, wenigstens so viel in seinem Vermögen stand, geleistet zu haben. Freilich sahen wir wohl ein, daß bei all diesem Zusammenfluß von Umständen der Erfolg noch nicht sicher war; aber bei der Verwirrung, worin der Kardinal sich befand, hielten wir ihn doch für möglich. Sieht man sich im Stand, selbst aus dem vereitelten Erfolg noch Nutzen

zu

zu ziehen, ſo muß man immer das Mögliche, um ihn zu erreichen, wagen.

Es war meinem Intereſſe gemäß, im Fall ich meinen Entſchluß faßte, dem Prinzen meine Freunde zuzuführen, und ich glaubte, daß der geringe Grad von Neigung, den ich bei allen dazu ſpürte, nicht wohl natürlicher vermehrt werden könnte, als wenn ſie mit mir wegen einer Sache in Verbindung träten, wo ſie durch die Art, wie ich für ihren Vortheil gehandelt hatte, ſich entehrt fühlen würden, wenn ſie ihrer Seits nicht auch zu meinem Glück beitragen wollten. Dies war es, was mich eigentlich mehr als alle die andern angeführten Gründe, bewog, dieſe Lanze zu brechen. Denn daß der Kardinal ſich entſchließen könnte, mir den Kardinalshut aufzuſetzen, oder vielmehr nach Caumartins Ausdruck, mir ihn aufs Haupt fallen zu laſſen, davon konnte ich mich im Grund doch nicht recht überzeugen. Dies letztere, behauptete aber Caumartin könnten wir von Mazarin, obgleich gegen ſeine eigne Neigung, erwarten. Auch vergaßen wir nicht, den Siegelbewahrer durch Frau von Rhodes ſo viel als möglich beim Guten zu erhalten, damit er uns doch nicht all das Böſe zufügte, was ſein Betragen uns fürchten ließ. Allein der genaue Umgang der Frau von Rhodes mit Fräulein von Chevreuſe, Caumartin und mir, hatten ſeinen Unwillen erregt, und ſein Vertrauen zu ihr um vieles vermindert. Er trieb ſein Spiel mit ihr, und was er ihr ſagte, war gerade nicht von der Art, daß es mich hätte abhalten ſollen, gegen ſeine Angriffe die nöthigen Maasregeln zu gebrauchen.

Nachdem alle Zubereitungen gemacht waren, eröffnete Frau von Chevreuſe die Laufgräben. Sie ſagte Herrn le Tellier: es könnte ihm nicht unbekannt ſeyn, was

für grausame Ungerechtigkeiten gegen mich verübt worden wären, und sie wollte ihm auch nicht verhelen, daß ich mit Recht darüber entrüstet sey. Es sey am Hof bekannt, daß der Kardinal mit dem Entschluß, mich zu stürzen, zurückkomme, und daß ich in Paris öffentlich sage, ich würde mich dagegen in Vertheidigungsstand setzen. Er sehe, fuhr sie fort, so gut wie sie, daß die scheinbar entschlafne, aber nicht todte Parthei des Prinzen, bei diesem Streit mit großen Hofnungen erwachen würde. Sie wisse, daß man ungeheure Wetten darauf mache, daß der größte Theil meiner Freunde bereits gewonnen sey. Diejenigen welche noch standhaft blieben, worunter sie selbst, Noirmoutier und Laigues wären, wüßten nicht, was sie antworten sollten, wenn ich ihnen sagte: aber was habe ich denn gethan? welches Verbrechen habe ich begangen? wo finde ich meine Sicherheit, von Belohnungen nicht zu reden? — Ich habe mich zwar, setzte sie hinzu, bis jetzt noch nicht beklagt, weil man mich hinzuhalten gewußt hätte; aber bei ihrem Verhältniß mit der Königin und als eine wahre Freundin des Kardinals könne sie es nicht verhelen, daß die Person, welche bisher das beste gethan, selbst nicht mehr hinzuhalten sey, und daß sie über die Gewalt derselben, wenigstens in diesem Punkt, starken Zweifel zu hegen anfange. Zwar äusserte ich mich wenig darüber, aber an meiner ganzen Haltung sey es sichtbar, daß ich meine Kräfte fühle, und daß mein Muth im Verhältniß mit den Drohungen immer höher steige. Sie kenne zwar mein Verhältniß mit Monsieur nicht genau, aber seit zwei Tagen habe er ihr gesagt, daß noch kein Mann dem König treuer gedient habe, und daß der Hof durch sein Betragen gegen mich ein sehr verderbliches Beispiel gebe. Herr von Beaufort habe vor allen in Monsieurs Antichambre befindlichen Leuten geschworen, daß er sich bereiten würde, ei-

ne zweite Belagerung von Paris unter Anführung Seiner königlichen Hoheit auszuhalten, wenn das bisherige Verfahren noch acht Tage lang fortgesetzt würde, und meine Antwort darauf sey gewesen: Sie sind nicht im Stand uns zu belagern; denn wir sind im Stand sie zu schlagen. Sie könne sich unmöglich denken, daß Gespräche dieser Art so nahe bei Monsieur gehalten werden könnten, wenn die Sprechenden nicht seiner Meinung gewiß wären. Die Absichten, welche sie in unsern Köpfen und selbst in unsern Herzen lese, seyen im Grund nicht schädlich; wir fänden uns freilich vom Kardinal beleidigt, aber Rücksicht auf die Königin würde diese Erbitterung augenblicklich ersticken, wenn sie nicht durch Mistrauen vergiftet würde. Und diesem Uebel müsse man abzuhelfen suchen.

Sie sehen, worauf dies alles gieng, und daß der Purpur das Ziel dieser Rede war. Ein lebhafter Streit entstand; le Tellier weigerte sich die Sache bei Hof vorzubringen; Frau von Chevreuse erbot sich, alle Folgen auf sich zu nehmen, und er willigte zuletzt, unter der Bedingung, daß Frau von Chevreuse bekennen sollte, ihn gleichsam dazu gezwungen zu haben, ein. Der Hof erhielt diese angenehmen Briefe auf seiner Reise von Bordeaux, und der Kardinal schob die Antwort auf, bis er nach Fontainebleau kam.

Der Siegelbewahrer glaubte jetzt einen doppelten Streich führen zu können. Er wollte nicht, daß ich Kardinal würde, weil er es selbst zu werden wünschte. Auf der andern Seite suchte er Mazarin zu stürzen, weil er selbst noch Minister zu werden gedachte. Um beides zu erreichen, suchte er Monsieur beizubringen: es sey nicht rathsam, daß Monsieur seine Per-

dieser Fürstenthümer belohnen konnte, so kam es doch keineswegs dem römischen Bischoff zu, diese Großmuth zu beweisen. Robert hatte kein Land weggenommen, das dem ersten Finder gehörte; von dem griechischen, oder wenn man will, von dem deutschen Reich waren die Provinzen abgerissen, welche er sich mit dem Schwerdt ‚ugeeignet hatte. Aber von jeher haben die Nachfolger Petri in der Verwirrung geärntet. Die Lehensverbindung der Norrmänner mit dem römischen Hofe, war für sie selbst und für diesen das vortheilhafteste Ereigniß. Die Ungerechtigkeit ihrer Eroberungen bedeckte jetzt der Mantel der Kirche; die schwache kaum fühlbare Abhängigkeit von dem apostolischen Stuhl entzog sie dem ungleich drükkenderen Joche der deutschen Kaiser, und der Pabst hatte seine furchtbarsten Feinde in treue Stützen seines Stuhls verwandelt.

In Sicilien theilten sich noch immer Saracenen und Griechen, aber bald fieng diese reiche Insel an, die Vergrößerungsbegierde der Norrmännischen Eroberer zu reitzen. Auch mit dieser beschenkte der Pabst seine neuen Clienten, dem es bekanntlich nichts kostete, die Erdkugel mit neuen Meridianen zu durchschneiden und noch unentdeckte Welten auszutheilen. Mit der Fahne, welche der heilige Vater geweihet hatte, setzten die Söhne

son Mazarins Launen aussetze, da dieser so öffentlich gezeigt habe, daß er seine während der Abwesenheit des Hofs beobachtete Aufführung nicht gut heiße. Da er überzeugt war, daß mir daran gelegen sey, wenn Monsieur an den Hof reiste, weil eine mündliche Erklärung meine Ansprüche sehr geltend machen konnte, und er also darauf rechnete, daß ich unfehlbar dazu rathen würde, so hielt er dies für den besten Weg, durch diese Sorgfalt für die Person Ihrer Hoheit, auf Unkosten des Kardinals und selbst des Koadjutors seine Ergebenheit zu zeigen. Endlich glaubte er diese Rolle mit der größten Sicherheit spielen zu können; denn er wählte zur Ausführung dieses Plans Fremont, Monsieurs ersten Secretär, einen Mann, der von allen im ganzen Hause am ersten blos gestellt werden konnte.

Da ich wußte, mit wem ich zu thun hatte, da Fremont nicht eben unter die feinsten gehörte, und überdies mir ziemlich geneigt war, so erkannte ich leicht an seinem ersten Wort, daß seine Rolle einstudirt war. Zwei Gründe bestimmten mich in denselben Ton einzustimmen: theils weil ich der hier mir gelegten Schlinge, welche gegen Monsieurs schwächste Seite gerichtet war, ausweichen wollte, theils weil ich auch wirklich für seine Person fürchtete. Ueber diesen letzten Punkt hatte ich die Spöttereien aller meiner Freunde auszustehen. Daß man in der gegenwärtige Lage des Reichs nur den Gedanken wagen sollte, Monsieur in Verhaft zu nehmen, dünkte ihnen ganz ungereimt. Aber ich gestehe, daß ich über diesen Punkt nicht ruhig seyn und mich nie entschließen konnte ihm zur Reise nach Fontainebleau zu rathen, so sehr ich auch einsah, daß mein Interesse dabei gewonnen hätte. Meinem Bedünken nach hätte der Kardinal, wenn der Hof zu einem solchen Schritt einmal Kühnheit genug gehabt hätte, in

der

der Folge wenigſtens eben ſo ſichre Auswege finden können, als die waren, welche er auf eine andere Art hoffen konnte. Freilich würde dieſes Wagſtück eine allgemeine Gährung der Gemüther nach ſich gezogen und die Parthei der Prinzen würde, mit den Frondeurs vereinigt, anfänglich an Kraft und günſtigem Vorurtheil für ſich gleich viel gewonnen haben. Aber ich weiß auch, daß, wenn Monſieur, wie die Prinzen, in Verwahrung gebracht worden wäre, und die dem Hof entgegengeſetzte Parthei nichts mehr als die Namen derſelben an ihrer Spitze gehabt hätte, ihre Bedeutung mit jedem Tag ſchwächer geworden ſeyn würde. Jeder hätte ſich dieſer Namen nach ſeiner Art bedienen wollen, und ſo wäre die Parthei entweder bald zerſtreut oder zur Sache des ganzen Volks geworden. So ein großes Uebel dies letztere auch für den Staat geweſen ſeyn würde, ſo war es doch nicht von der Art, daß Mazarin es vorausſehen konnte. Es konnte folglich auch kein Beweggrund für ihn werden, ihn von einem Angriff auf Monſieurs Freyheit zurückzuhalten. Ich war jedoch immer der einzige bey dieſer Meinung; in der Folge aber habe ich erfahren, daß ich nicht ganz Unrecht hatte. Herr von Vienne ſagte mir, ein oder zwei Jahre vor ſeinem Tod, zu St. Germain: daß Servien zwei Tage zuvor ehe ſie zu Fontainebleau ankamen, dem Kardinal in Gegenwart der Königin dieſen Vorſchlag gethan, daß die Königin von ganzem Herzen eingewilligt, Mazarin aber denſelben als unſinnig verworfen hätte. So viel iſt gewiß, daß meine Beſorgniß keinem gegründet ſchien und mir ſogar ganz anders ausgelegt wurde. Es glaubten nemlich viele, dies ſey nur ein Vorwand, womit ich meine eigentliche Furcht: Monſieur möchte ſich von der Königin gewinnen laſſen, verdecken wollte. Ich konnte aber die Gränzen ſeiner Schwäche, und war überzeugt, daß

ſie nicht zu einem ſolchen Grad ſteigen würde. Ich erſtaunte, daß alles was Fremont ihm geſagt hatte, um ihm vor dieſer Reiſe Furcht einzuflößen, ganz und gar keinen Eindruck auf ihn gemacht hatte; und ich erinnere mich, daß er zu ſeiner etwas ſchwankenden Gemahlin ſagte: bei Richelieu würde ich es nicht gewagt haben, aber bei Mazarin hat es keine Gefahr.

Er unterließ nicht, gegen le Tellier, auf eine feine, geſchickte Weiſe für den Hof und den Kardinal insbeſondere, eine günſtigere Stimmung, als bisher, zu zeigen, und ward, in Einverſtändniß mit mir, ſogar dem Anſchein nach, etwas kälter gegen mich. Auf meinen Rath entſchloß er ſich, in den Vorſchlag die Prinzen nach Havre de Grace zu bringen, welcher ihm, wie ich den Tag vor ſeiner Abreiſe erfuhr, in Fontainebleau durch die Königin gethan werden ſollte, einzuwilligen. Dieſe Nachricht ſetzte ihn jedoch in ſolches Erſtaunen, daß ſein Entſchluß zur Reiſe zu wanken anfieng. Das Mißtrauen, welches bei ſeiner Einwilligung, ſie nach Marcouſſi zu bringen, entſtanden war, ließ ihn jetzt noch ein weit größeres befürchten. Ich blieb dabei, daß er ſich, wenn er einmal an den Hof zu reiſen entſchloſſen ſey, dieſem Vorſchlag nicht mehr widerſetzen dürfe, als eben nöthig ſey, um ſeiner Einwilligung einen größern Werth zu geben. Meiner Ueberzeugung nach konnte es ihm und den Frondeurs im Grunde ſehr gleichgültig ſeyn, an welchem Ort die Prinzen ſich befänden, da der Hof über jeden derſelben gleich zu gebieten hatte. Hätte der Hof gewußt, was ich ſeitdem von dem Prinzen erfahren habe: daß ihm eine Unternehmung, welche eben ausbrechen ſollte, unfehlbar aus Marcouſſi gerettet haben würde, wenn man ihm nicht durch dieſe Verſetzung zuvorgekom-

kommen wäre, ſo würde mich die Ungeduld, womit der Kardinal dieſe Angelegenheit betrieb, nicht befremdet haben. Da aber Mazarin alles in vollkommener Sicherheit glaubte, ſo habe ich nie begreifen können, was ihn eigentlich zu dieſer Handlung, die ihm zu nichts diente und alle Gemüther gegen ihn erbitterte, bewogen habe. Sie lag ihm ſo ſehr am Herzen, daß er, wie wir in der Folge erfuhren, über Monſieurs unerwartet günſtige Neigung für Freuden auſſer ſich war, und daß die Nachricht: die Frondeurs wären darüber in Verzweiflung! dieſe Freude bis zum Lächerlichen erhöhte.

Wir indeſſen thaten das unſrige und wußten dieſe That mit allen erdenklichen Farben auszuſchmücken. Zwei Tage nach ihrer Ausführung ſah man auf dem Pontneuf und in den Läden der Kupferſtecher einen Kupferſtich, der den Grafen von Harcourt in voller Rüſtung darſtellte, wie er den Prinzen in Triumpf wegführte. Die Wirkung dieſes Kupferſtichs und das Mitleiden, welches er in den Herzen der Bürger erregte, iſt unglaublich. Wir vergaſſen aber nicht, Monſieur aus dieſem gefährlichen Handel herauszuziehen. Kaum war er von Fontainebleau zurük, ſo machten wir bekannt, daß er alles angewendet habe, um die Wegführung der Prinzen zu verhindern; am Ende habe er nun nachgegeben, weil er ſich ſelbſt nicht mehr in Sicherheit geglaubt. Ich muß bekennen, daß man ſchwerlich ſeine Rolle beſſer ſpielen kann, als er in Fontainebleau gethan hatte. Er that keinen Schritt, der nicht eines Franzöſiſchen Prinzen würdig geweſen wäre; er ſagte kein Wort, das als unanſtändig hätte angeſehen werden können; alles was er ſagte, war entſchloſſen, klug und anſtändig. Er vergaß nichts, um das Gefühl der Königin für die Wahrheit zu ſtimmen,

und ſie dem Kardinal vor Augen zu ſtellen, und doch zog er ſich geſchickt aus dem Handel, als er ſah, daß er mit einer verworfenen Sinnesart zu thun hatte. Als er nach Paris zurückkam, ſagte er mir: „Frau von „Chevreuſe hat in ihrer Sache aus den Schranken „treten müſſen, und ich bin von dem Kardinal über „dieſen Punkt, wie in allem übrigen, verächtlich be„handelt worden. Ich freue mich darüber; denn der „Elende hätte uns nur hingehalten und zuletzt alle mit „in ſein Verderben gezogen. Er taugt zu nichts als „zum Hängen.“ In Rückſicht meiner war am Hof folgendes vorgefallen.

Frau von Chevreuſe unterrichtete die Königin und Mazarin von allem, was ſie während der Abweſenheit des Königs mich ausführen geſehen hatte, und gewiß, was ſie hier zu erzählen hatte, war nichts als eine Reihe von beträchtlichen der Königin geleiſteten Dienſten. Hierauf kam ſie auf die mir beſtändig erwieſenen Ungerechtigkeiten zurück, die bei aller Gelegenheit geäuſſerte Verachtung, und die gerechten Urſachen zum Mistrauen, das ſich mir jeden Augenblick aufnöthigte. Sie zog das Reſultat, daß dieſe nothwendig gehoben werden müßten, und daß dieſer Zweck unmöglich anders als durch den Kardinalshut zu erreichen ſey. Die Königin entrüſtete ſich heftig darüber und der Kardinal ſuchte es, nicht durch eine abſchlägliche Antwort — denn er hatte mir es ſelbſt nur allzuoft angeboten — ſondern durch den Vorſchlag, die Sache noch aufzuſchieben, von ſich abzulehnen. Er gründete dieſe Ausflucht auf die Würde, welche ein groſſer Monarch, der nie zu etwas gezwungen werden dürfe, ſtets in ſeinem Betragen beobachten müſſe.

Als aber nun auch Monſieur zum Beiſtand der Frau von Chevreuſe herbeikam, war Mazarin, wenigſtens dem Schein nach erſchüttert, und wünſchte, freilich nur in Worten, ihm ſeine Ehrfurcht und die Rückſichten, welche er gegen ihn beobachte, zeigen zu können. Sobald man einmal capitulirte, glaubte Frau von Chevreuſe über den Ausgang der Capitulation keinen Augenblick mehr ungewiß zu ſeyn, und ihr Glaube ward noch feſter als ſie die Königin beſänftigt ſah, und zu Monſieur ſagen hörte: daß ſie ihren ganzen Zorn in ſeine Hände gebe, und was ihr Conſeil für gut und billig anerkennte, vollziehen würde. Dieſes Conſeil blos ein leerer Name, war auf den Herrn Kardinal, den Siegelbewahrer, le Tellier und Servien zuſammen geſchmolzen.

Monſieur ſpottete über dieſes Auskunftsmittel, und urtheilte mit vieler Klugheit, daß es keinen andern Zweck habe, als die Verweigerung meines Geſuchs. Der etwas ungeſchickte Intrigues aber lies ſich von Mazarin die Fabel aufheften, daß dieſes Mittel nöthig ſey, um die Hartnäckigkeit der Königin zu überwinden.

Der Kardinal trug im Conſeil die Sache vor, und ſchloß mit einer höchſt demüthigen Bitte an die Königin, daß ſie das Verlangen des Herzogs von Orleans bewilligen möchte, was die geleiſteten Dienſte und Vorzüge des Herrn Koadjutors — dies waren ſeine eigenen Worte — noch dringender verlangten. Sein Vortrag ward mit einem Stolz und Trotz aufgenommen, welche in den Conſeils, wenn es darauf ankommt, die Meinung der erſten Miniſter zu widerlegen, wohl ſelten gefunden wird. Le Tellier und Servien begnügten ſich ihm blos ihren Beifall nicht

zu geben; aber der Siegelbewahrer verlor alle Achtung aus den Augen. Er beſchuldigte ihn der Untreue gegen ſein Amt und der Schwäche. Er bog ſogar ein Knie vor der Königin, um ſie im Namen des Königs, ihres Sohns, anzuflehen, durch ein Beiſpiel, welches er ſchrecklich nannte, nicht die Unverſchämtheit eines ihrer Unterthanen zu beſtärken, der mit dem Degen in der Hand ihre Gunſtbezeugungen an ſich reiſſen wolle.

Die Königin war erſchüttert, der arme Kardinal ſchämte ſich ſeiner Weichlichkeit und allzugroßen Gutmüthigkeit, und Frau von Chevreuſe und Laigues konnten ſich zur Gnüge überzeugen, daß ich richtig geurtheilt und ſie ein grauſames Spiel mit mir getrieben hatten. Wahr iſt es, daß ich meiner Seits die ſchönſte und natürlichſte Gelegenheit dazu gegeben hatte. Ich habe im Leben ſo manche Thorheit begangen; aber dieſe zeichnete ſich ſicher vor vielen aus. Wenn die Menſchen, ich habe dieſe Bemerkung öfter gemacht, aus Furcht das Ziel nicht zu erreichen, bei einer Unternehmung lange gewankt haben, und es dann doch thun, ſo bewürkt der zurückgebliebene Eindruck der Furcht gewöhnlich, daß ſie in der Folge bei der Ausführung ihrer Unternehmungen zu raſch fortſchreiten. Dies wiederfuhr mir ſelbſt bei dieſer Gelegenheit. Weil der Anſpruch auf die Kardinalswürde, ohne die völlige Gewißheit eines glücklichen Erfolgs, mir meiner unwürdig ſchien, ſo hatte es mich die gröſte Mühe gekoſtet, dazu mich zu entſchlieſſen. Aber ſo bald ich einmal dahin gebracht war, zwang mich der Ueberreſt dieſer Idee, gleichſam in den Abgrund hinab zu ſpringen, um nur nicht lange in dieſem Zuſtand zu bleiben. Anſtatt die Frau von Chevreuſe,

reuſe, unſrer Verabredung gemäß, mit le Tellier die Sache einleiten zu laſſen, ſprach ich nach einigen Tagen ſelbſt mit ihm, und äußerte ganz freundſchaftlich, daß es mir unendlich leid thue, mich wider meinen Willen in eine Lage verſetzt zu ſehen, wo ich entweder Partheihaupt oder Kardinal werden müßte, und daß Mazarin hier zu wählen habe. Dieſe Rede war es, die, von le Tellier treulich hinterbracht, dem Siegelbewahrer das Thema zu ſeinem Vortrag gegeben hatte. Es iſt gewiß, daß er, bei dem was er mir ſchuldig war, und bei dem wider meinen Willen mit mir eingegangenen Verbindlichkeiten ein anderes Thema hätte wählen ſollen; aber ich bekenne auch, daß es unbedachtſam genug war, zu dieſem die Veranlaſſung zu geben. Der, welcher eigenmächtig aber als Herr handelt, ſündigt weniger gegen die Klugheit, als der, welcher als Unterthan nicht geziemend ſpricht.

Faſt eben ſo wenig Klugheit zeigte der Kardinal in der Auswahl der Farben, womit er die verweigerte Ernennung übertünchte. — Dadurch, daß er dem Publikum zeigte: auch ich, der ſtets etwas darein geſetzt hätte, kein perſönliches Intereſſe zu haben, verrathe hier das Gegentheil, glaubte er mir unendlich viel Schaden zu thun. Aber er unterſchied die verſchiednen Zeitpunkte nicht; er bedachte nicht, daß jetzt, wie Caumartin richtig ſagte, nicht mehr von der Vertheidigung von Paris und der Beſchützung des Volks die Rede war. Damals ſchien alles, was nicht für das Ganze war, verdächtig; aber jetzt, da meine Beförderung ganz der Ordnung gemäß und höchſt nothwendig war, ſchadete mir ſein Spiel beim Publikum nicht, ſondern es nöthigte mich nur, über dieſen Punkt mich nie mit ihm zu verſöhnen.

Nach

Nach einiger Zeit kam der Kardinal mit dem König zurück, und bot mir durch Frau von Orkan, St. Lucien, die Bezahlung meiner Schulden und der Würde als Grand-Aumonier an. Frau von Chevreuse und Laigues thaten alles, um mich zur Annahme dieses Erbietens zu bewegen, aber selbst wenn er ein Dutzend Hüte hinzugefügt hätte, würde ich es dennoch ausgeschlagen haben. Ich hatte mich Monsieur geweiht und diesem war, durch die in Fontainebleau erkannte Unbeständigkeit, das Kabinet zu theilen, und mich im rothen Käppchen dem Kardinal Mazarin entgegen zu setzen, die Idee: Altar gegen Altar aufzurichten, gänzlich entleidet worden. Dafür hatte er nun den Entschluß gefaßt, die Prinzen aus ihrem Gefängniß zu befreien.

Schon seit geraumer Zeit hatte ich Keime dieses Vorsatzes bei ihm bemerkt; aber sie wären noch lange unfruchtbar geblieben, wenn ich sie nicht erwärmt und gepflegt hätte. Diese Idee sah er immer nur als sein Aeusserstes an. Es war allzunatürlich daß er den Prinzen, der ihm an Ruhm, Muth und Genie ohne Vergleich überlegen war, als Beleidigten noch mehr fürchten mußte. So erstarben diese augenblicklichen Einfälle sogleich wieder, sobald er nur den leisesten Anschein vor sich sah, der Verwirrung, worein der Kardinal ihn in Rücksicht des Volks, dessen Liebe er auf keine Weise verlieren wollte, unaufhörlich verwickelte, auf einem andern Weg zu entgehen. Und dieser Stimmung hatte sich Caumartin geschickt zu bedienen gewußt, als er ihm meine Erhebung zum Kardinal als einen Mittelweg zwischen der Nothwendigkeit, entweder sich Mazarin gänzlich zu überlassen, oder die Faction erneuert zu sehn, vorgeschlagen hatte. Monsieur hatte diesen Ausweg mit Freuden ergriffen, weil er glaubte, daß

daß dieſer Plan nichts als eine Cabinetsintrigue nach ſich ziehen würde, die man in der Folge nach Gefallen verlängern und wenden könnte. Aber kaum ſah er dieſe Thüre durch den Kardinal verſchloſſen, ſo war er über die Befreiung der Prinzen nicht länger ungewiß.

Hier muß ich freilich geſtehen, daß er, wie alle von Natur unentſchloſſene Menſchen, die ſich, ſelbſt wenn ſie über ihren Zweck in Richtigkeit ſind, doch ſchwerlich zu den Mitteln dazu entſchließen können, von dem Entſchluß bis zur Ausführung noch lange zugebracht haben würde, wenn ich ihm nicht den Weg dazu gebahnt hätte. Die nähern Umſtände hievon will ich ihnen erzählen, wenn ich zuvor zweier ziemlich ſeltſamen Vorfälle erwähnt habe. Als der Kardinal nach Paris zurückgekommen war, beſchäftigte ihn nichts ſo ſehr als der Plan, die Fronde zu zertheilen. Das Betragen der Frau von Chevreuſe gab ihm zu Erreichung ſeines Zwecks ſchöne Hoffnungen. So genau dieſe auch wußte, daß ſie, ſobald ſie ſich von mir trenne, in Nichts zerfallen würde, ſo wenig konnte ſie es doch laſſen, dem Hof bei allen ſeinen Abſichten zu ſchmeicheln und immer von ſich die Meinung zu erhalten, daß ſie weniger durch ſich ſelbſt als durch die feſte Anhänglichkeit ihrer Tochter mit mir verbunden ſey. Der Kardinal glaubte, mein Anſehen bei Monſieur nicht mehr ſchwächen zu können, als wenn er Frau von Chevreuſe, für welche dieſer eine natürliche Neigung hatte, von mir trennte. Er hielt es daher für den glücklichſten Streich, wenn er mich und Fräulein von Chevreuſe entzweien könnte. Ein Nebenbuhler, der mehr Reiz für ſie hätte, glaubte er, ſey das ſicherſte Mittel hierzu. Er erwählte zur Erreichung dieſes Zwecks Herrn von Aumale, der ſchön wie ein Engel war,

ne Tancreds Guiscard und Roger in Sicilien über, und unterwarfen sich in kurzer Zeit die ganze Insel. Mit Vorbehalt ihrer Religion und Gesetze huldigten Griechen und Araber der normännischen Herrschaft, und die neue Eroberung wurde Rogern und seinen Nachkommen überlassen. Auf die Unterwerfung Siciliens folgte bald die Wegnahme von Benevent und Salerno, und die Vertreibung des in der letzten Stadt regierenden Fürstenhauses, welches aber den kurzen Frieden mit der römischen Kirche unterbricht, und zwischen Robert Guiscard und dem Pabst einen heftigen Streit entzündet. Gregor der Siebente, der Gewaltthätigste aller Päbste, kann einige Normännische Edelleute, Vasallen und Nachbarn seines Stuhls weder in Furcht setzen, noch bezwingen. Sie trotzen seinem Bannfluch, dessen fürchterliche Wirkungen einen heldenmüthigen und mächtigen Kaiser zu Boden schlagen, und eben der herausfodernde Trotz, wodurch dieser Pabst die Zahl seiner Feinde vergrößert und ihre Erbitterung unversöhnlich macht, macht ihm einen Freund in der Nähe desto wichtiger. Um Kaisern und Königen zu trotzen, muß er einem glücklichen Abentheurer in Apulien schmeicheln. Bald bedarf er in Rom selbst seines rettenden Arms. In der Engelsburg von Römern und Deutschen belagert, ruft er den Herzog von Apulien zu seinem Beystand herbey, der

war, und dem Fräulein leicht aus Sympathie gefallen konnte. Herr von Aumale war dem Kardinal, selbst zum Nachtheil seines ältern Bruders, des Herrn von Nemours, gänzlich ergeben, und fand sich durch diesen Auftrag sehr geehrt. Er suchte im Hause Chevreuse Zutritt, und betrug sich anfänglich so gut, daß ich keinen Augenblick zweifelte: er sey bestimmt den zweiten Akt des, bei Herrn von Candale verunglückten Stücks zu spielen. Je mehr ich jeden seiner Schritte beobachtete, desto fester fand ich mich in dieser Meinung bestärkt. Ich theilte sie Fräulein von Chevreuse mit, fand aber nicht, daß sie mir auf meine Weise antwortete. Ich ward entrüstet, sie beruhigte mich; ich gerieth von neuem in Zorn und um mir gefällig zu seyn und ihn zu reizen, sagte sie einst in seiner Gegenwart: sie begreife nicht wie man einen Zudringlichen dulden könne. Verzeihen Sie mein Fräulein, erwiederte ich, die Zudringlichkeit findet zuweilen der Ausgelassenheit wegen Gnade. Der saubere Herr von Aumale war beider Tugenden wegen allgemein berühmt.

Diese Wendung fand Beifall und ward wohl angewandt. In wenig Tagen ward man ihn im Haus Chevreuse los; aber nun wollte Er auch meiner los seyn. Er bestach einen Schurken, Namens Grandmaison, der mich ermorden sollte; aber anstatt seinen Auftrag zu vollziehen, benachrichtigte mich dieser selbst davon. Ich sagte es Herrn von Aumale, als ich ihn bei Monsieur fand, ins Ohr und fügte hinzu: ich habe zu viel Achtung für den Namen Savoyen, als daß ich es nicht verschwiegen seyn sollte. Er läugnete die That, doch auf eine Art, die mich vom Gegentheil überzeugte; denn er beschwor mich, sie nicht laut werden zu lassen. Ich versprach es und habe ihm Wort gehalten.

Die

Die zweite Begebenheit war noch seltsamer. Aus allem, was Sie von Frau von Guimine wissen, werden Sie leicht schließen, daß es zwischen uns beiden einigen Zwist geben mußte, und wenn ich nicht irre, so hat Caumartin an einem Abend, den wir bei Ihnen zubrachten, Sie mit der Erzählung der genauern Umstände davon eine Viertelstunde lang unterhalten. Bald klagte sie alsdann meinem Vater, als eine gute Verwandtin, ihr Leid; bald vertraute sie es einem Canonicus von Notre Dame, der mir viel zu schaffen machte; bald ließ sie sich zu lauten, bittern Schmähungen gegen die Mutter, die Tochter und mich hinreißen und nur zuweilen ward der Friede auf einige Tage, oder gar einige Wochen, hergestellt. Nun kam das äusserste. Sie ließ in ihrem Haus eine Art von Keller oder vielmehr Gewächshaus sehr niedlich einrichten, das die Aussicht auf den Garten hatte und gerade unter ihrem Cabinet war. Sie schlug der Königin vor, mich ihr dort in die Hände zu liefern und versprach ihr dazu alle Mittel zu verschaffen, wenn sie ihr dagegen das Wort gäbe: mich unter ihrer Aufsicht und in dem Gewächshaus eingeschlossen zu lassen. Dies hat mir in der Folge die Königin gesagt und Frau von Guimine gebeichtet. Aus Furcht, daß das Volk sich wegen meines Verschwindens an ihn halten möchte, hatte der Kardinal nicht eingewilligt, und zu gutem Glück fiel ihr dies schöne Kunststück erst, als der König in Paris war, ein. Wäre es während seiner Reise nach Guienne geschehen, so war ich verloren; denn da ich damals zuweilen des Nachts und allein zu ihr gieng, so wäre es ihr ein leichtes gewesen, mich in ihre Gewalt zu bekommen.

Jetzt zu Monsieur zurück. Er hatte, wie Sie wissen, nun den Entschluß, die Prinzen aus ihrem Gefäng-

fängniß zu befreien, gefaßt; aber nichts war wohl ſchwerer, als die rechte Art zu finden, wie man ſich dabei zu benehmen habe. Da ſie in den Händen des Kardinals waren, ſo konnte ſich dieſer in einer Viertelſtunde, wenigſtens im Erfolg all das Verdienſt zueignen, welches Monſieur vielleicht Jahre voll Bemühung gekoſtet hatte; und ſchon die kleinſte Spur dieſer Bemühungen konnte in einigen Monaten dieſen Entſchluß bei ihm hervorbringen. Alles wohl überlegt, beſchloſſen wir alſo den eigentlichen Zweck unſers Vorhabens verdeckt zu halten, und ohne Rückſicht auf Privatbeleidigungen oder Vortheile, alle die zu vereinigen, welche ein gemeinſchaftliches Intereſſe an dem Sturz des Miniſters hatten. Wir wollten ferner nicht allein bei den Anhängern des Hofs, ſondern auch bei denen unter der prinzlichen Parthei, die den Frondeurs am wenigſten geneigt waren, den Schein einer nicht aufrichtig und redlich gemeinten Abſicht für die Freiheit der Prinzen über uns zu verbreiten ſuchen, Ausſichten zu Trennungen unter uns blicken laſſen, und dieſen Argwohn durch unſere Annäherung zu den Prinzen, welche wir, getrennt, einer nach den andern, zu zeigen gedachten, von Zeit zu Zeit immer mehr beſtärken. Ferner ward ausgemacht, Monſieur für den entſcheidenden Augenblick aufzuſparen, und dann mit einmal den Miniſter und das Miniſterium aufs äuſſerſte zu treiben, jener durch das Cabinet und dieſes durch das Parlement; doch ward als nothwendig erkannt, ſich vor allen Dingen mit einer Perſon von des Prinzen Parthei, welche das Vertrauen derſelben ganz hätte, zu verſtehen.

Alle dieſe Plane waren nothwendig, und kein einziger fehlte. Alle Theile der Maſchine hatten ihre volle Bewegung und Richtigkeit, um das zu bewirken, wozu

wozu ſie beſtimmt waren; nur einige Räder wollten ein wenig geſchwinder gehen, als man berechnet hatte. Doch ſtellte ſich beinah im Augenblick der Verwirrung das Gleichgewicht wieder her. Ich erkläre mich deutlicher. Frau von Rhodes hatte noch immer häufigen Umgang mit den Siegelbewahrer. Sie bildete ihm ein, daß ſie durch Fräulein von Chevreuſe genug bei mir vermöge, um mich von einem gänzlichen Bruch mit ihm wegen des letzt geſpielten Streichs abzuhalten, und machte ihm damit eine ſehr groſſe Freude. Da er mir, ſeiner Meinung nach, den Purpur entzogen hatte, ſo fühlte er ſich glücklich, eine gute Hand zu finden, welche mir bei dieſer Gelegenheit die Pille vergoldete. Er wünſchte zugleich mit einer Cabale, welche Mazarins Verderben zum Zweck hatte, vereinigt zu bleiben; denn dabei fand er ſeine Rechnung. Dannoch ſchien er ſich davon getrennt zu haben; und auch dies gehörte zu ſeiner Rolle. Uns hingegen war es äuſſerſt wichtig, den Siegelbewahrer, der einſt einer von den Unſrigen geweſen war, und ſelbſt noch jetzt, mein Bewerben um den Kardinalshut ausgenommen, vielen Zuſammenhang mit uns hatte, folglich unſre Maſchinerien kannte, nicht mit dem Kardinal vereinigt zu ſehn. Alles was er über die Comödie in Fontainebleau mir zu ſagen beliebte, nahm ich daher wie baare Münze oder ſchien es ſo zu nehmen. Er ſpielte ſeine Rolle vortreflich und ich die meinige nicht ſchlecht. Ich fand, daß es ihm, unter dieſen Umſtänden, unmöglich geweſen ſey, anders zu handeln als er gethan; Fräulein von Chevreuſe nannte ihn ihren Papa und that Wunder. Wir ſpeiſeten bei ihm und er gab uns eine Komödie in jedem Sinn. Da er ein auſſerordentlicher Liebhaber von Edelſteinen war und ſtets alle Finger voll kleiner Ringe trug, brachten wir einen Theil des Abends da-

mit zu; darüber zu ſchwazen — — — —. — — — — — — — — — die uns nicht unnüz waren und Mazarin theuer zu ſtehen kamen. Dieſer bildete ſich ein, daß Frau von Rhodes dem Fräulein von Chevreuſe alles, was er wollte, einrede, und mich durch ſie hintergehe. Daß der Siegelbewahrer und ich von Herzen Feinde ſeyen, daran konnte er nicht zweifeln; und ich weiß, daß, als er endlich erkannte, wir hätten uns zu ſeinem Verderben verſöhnt, er betheuerte: von Allem was ihm je begegnet ſey, habe ihm nichts ſo ſehr überraſcht als dies!

Die Dienſte, welche Frau von Rhodes uns in Rückſicht der Pfalzgräfin leiſtete, waren von nicht geringerm Gehalt. Wie ſehr dieſe ihren Umgang ſuchte, habe ich Ihnen bereits geſagt, und Sie können daraus auf Ihren Empfang ſchließen. Sie wußte ſich bei ihren Einleitungen ſehr fein zu benehmen. Ich ſah ſie des Nachts und mußte ſie wegen ihrer erſtaunenswürdigen Fähigkeiten bewundern. Vorzüglich weil ſie auf einem beſtimmten Punkt feſtzuhalten wußte; denn dieſe höchſt ſeltne Eigenſchaft iſt ein untrügliches Zeichen eines ungewöhnlichen hellen Geiſtes. Sie freute ſich, mich über das Bewahren des Geheimniſſes ſo unruhig zu finden; weil ſie keine geringere Unruhe dabei fühlte. Ich ſagte ihr gerade heraus, daß wir beſorgten: die von der Parthei der Prinzen möchten uns an den Kardinal verrathen, um dadurch einen Vergleich mit ihm zu erzwingen. Sie geſtand mir dagegen, daß jene die nämliche Furcht für uns fühlten. Als ich ihr hierauf antwortete, daß ich ihr meine Ehre verpfände, wir würden nie einen Vorſchlag von Seiten des Hofs annehmen, ſah ich ſie in einem Grade entzückt, den ich nicht beſchreiben kann.

Sie

Sie könne, sagte sie, uns freilich nicht die nemliche Versicherung geben, weil die gegenwärtige Lage des Prinzen ihn alles, was ihm seine Freiheit wieder geben könnte, anzunehmen zwinge; aber sie versicherte mich, daß wenn ich mit ihr in Unterhandlung treten wollte, die erste Bedingung diese seyn würde: Alles, was auch der Prinz dem Hof versprechen könnte, sollte ihn niemals zum Nachtheil dessen, worüber wir übereinkommen würden, verpflichten können.

Wir giengen hierauf tiefer in die Sache selbst ein. Ich theilte ihr meine Absichten mit, und sie enthüllte mir die ihrigen. Ich sehe wohl, sagte sie nach einer Unterredung von zwei Stunden, daß wir bald von einer Parthei [redacted] werden, wenn wir es nicht bereits sind. Ich muß Ihnen alles sagen — Und, mit diesen Worten zog sie unter ihrem Kopfküssen — denn sie war im Bett — acht oder zehn Pakete in Ziffern geschriebner Briefe und Vollmachten hervor. Sie faßte Vertrauen zu mir, und wir machten über das, was jedes auf seiner Seite zu thun habe, einen kleinen Aufsatz dessen Auszug hier folget.

Wir kamen überein, daß die Frau Pfalzgräfin gegen Herrn von Nemours, den Präsidenten Viole, Arnauld und Croissi äussern sollte: Die Frondeurs seyen für den Dienst des Prinzen in Bewegung, aber es sey bei ihr noch sehr unentschieden, ob die Absicht des Coadjutors nicht mehr dahin gehe, sich der prinzlichen Parthei zur Niederlage des Kardinals zu bedienen, als den Prinzen die Freiheit zu verschaffen. Der, welcher die ersten Schritte gegen sie gethan hätte und nicht genannt seyn wollte, habe darüber so zweideutig gesprochen, daß sie deshalb Argwohn gefaßt habe; doch müsse man auf jeden Fall Gehör geben, aber desto

mehr auf der Hut seyn, weil hier doppelte Schläge zu fürchten wären. Die Pfalzgräfin glaubte anfänglich so reden zu müssen, weil ihr daran gelegen war, bei vielen von ihrer Parthei den Zweifel, daß sie nur allzusehr dem Hof ergeben sey, zu vertilgen. Sie glaubte dadurch den Prinzen einen wichtigen Dienst zu leisten. Auf der andern Seite wünschte sie gleichfalls unter ihrer Parthei ein gewisses Mistrauen gegen die Frondeurs zu verbreiten, damit dies bis zum Hof gelangen, und diesen verhindern möchte, über ihre Vereinigung allzu starker Argwohn zu schöpfen.

„Hätte ich, sagte mir die Frau Pfalzgräfin, die „Meinung derjenigen, welche glauben, daß Mazarin „sich je entschließen könne, dem Prinzen seine Freiheit „wieder zu geben, so würde ich ihm freilich durch dies „Verfahren sehr schlechte Dienste leisten. Aber alles „was ich seit dieser Gefangenschaft an seinem Betragen „beobachtet habe, hat mich fest überzeugt, daß er nie„mals einwilligen wird. Hier glaube ich, ist nichts „besseres zu thun, als sich in Ihre Hände zu geben, und „wir würden dies nur halb thun, wenn wir Ihnen nicht „behülflich wären, sich vor den Fallstricken in Acht zu „nehmen, welche diejenigen von den Freunden des Prin„zen, die nicht meiner Meinung sind, Ihnen zu legen „gedenken, und die doch in der That nur dem Prinzen „selbst gelegt wären. Ich weiß, wie viel ich aufs „Spiel setze, und wie leicht Sie mein Zutraun miß„brauchen könnten; aber ich weiß auch, daß man für „den Prinzen alles wagen muß, und daß man ihm bei „dieser Lage der Sachen nicht anders nützen kann als ge„rade durch das, was ich wage. Sie selbst geben mir zu„erst das Beispiel. Sie sind auf mein Wort hieher „gekommen; sie sind in meiner Gewalt.“

Ich hatte eine natürliche Neigung dem Prinzen zu dienen; aber ich glaube, daß auch ohne dieſe, das klare und gewandte Verfahren der Pfalzgräfin mich unfehlbar dazu gebracht hätte. Ich fieng an, ſie zu lieben; denn ſie zeigte, als ſie mir die Gründe ihrer Geſinnungen anvertraute, eben ſo viel Güte, als ſie erſt Kunſt gezeigt hatte, mich von der Wichtigkeit dieſer Gründe zu überreden. Als ſie ſah, daß ich ihrer Offenheit entſprach, nicht allein durch meine Redlichkeit in Anſehung der Dinge, die geſchehen ſollten, ſondern auch durch die Aufſchlüſſe über die Bewegungsgründe dazu, legte ſie die Feder, womit ſie den Aufſatz ſchrieb, weg und zeichnete mir den Plan ihrer eigenen Parthei.

Der erſte Präſident, ſagte ſie, wolle die Freiheit des Prinzen theils aus eignem Antrieb, theils auf Champlatreux Veranlaſſung; aber er hoffe ſie durch den Hof und nicht durch Krieg zu erlangen. Der Marſchall von Grammont wünſche ſie gewiß mehr, als irgend ein Menſch in Frankreich, aber keiner ſey auch nach ihrer Ueberzeugung geſchickter, die Bande immer feſter zu ziehen, weil er ewig das Spiel des Cabinets ſeyn werde. Frau von Montbazon errege täglich ihre Hoffnung auf Herrn von Beaufort; aber auf ihre Zuverläſſigkeit ſey Nichts und auf ihren Einfluß nur wenig zu rechnen. Arnauld und Viole wünſchten die Freiheit der Prinzen blos wegen ihres Privatvortheils, und ihre Hoffnungen würden einzig durch ihre Bierigkeit erhalten. Sie ſchloß damit, mir zu ſagen: daß zwar Croiſſi feſt überzeugt ſey, ohne mich könnte nichts geſchehen, daß er aber allzu heftig wäre, um jetzt ſchon ohne Gefahr eine Mittheilung erhalten können. Herr von Nemours ſey nur ein angenehmes Phantom; Montrenil aber der einzige Menſch, dem ſie ſich entdecken, und durch den

ſie mit mir im Verſtändniß bleiben wollte. — — Hier nahm ſie ihren Aufſatz wieder und fieng an weiter zu ſchreiben.

Den erſten Punkt wiſſen Sie bereits. Durch den zweiten ward ausgemacht, daß, ſo bald wir die Erſcheinung der Fronde für nöthig hielten, der Anfang mit Frau von Montbazon gemacht werden ſollte. Dieſe würde ſo feſt glauben, daß Herr von Beaufort, den ich jedoch vorher dazu geſtimmt haben würde, blos auf ihre Veranlaſſung Antheil nähme, daß der Kardinal ſelbſt, ſobald er dies erfahre, keinen Augenblick zweifeln würde, die Fronde habe ſich getheilt. Dies werde ſeine Dreuſtigkeit nur vermehren, anſtatt ihm Schrecken einzujagen.

Der dritte Punkt war, daß ſie ſich, was mich beträfe, keinem, wer es auch ſey, eher anvertrauen wollte, bis alle Gemüther der Faction in der rechten Stimmung ſeyn würden, um das, was ſie erfahren ſollten, anzuhören.

Hierauf ſchwuren wir uns eine gänzliche, vollkommene Uebereinſtimmung und wir hielten treulich Wort.

Monſieur billigte was ich gethan. Es war dies eigentlich nur der Plan unſers Verfahrens und äuſſerſt dringend, weil man uns in jedem Augenblick durch entgegengeſetzte Schritte aus der Faſſung bringen konnte. Schon auf die nächſte Nacht hatten wir die Zergliederung der Bedingungen, welche ſonſt gewöhnlich voraus gehen, feſtgeſetzt. Wir machten keine Schwierigkeit, in dieſem Fall mit ihnen zu endigen, weil die Fronde die Carte blanche hatte und es hier keine Ehrenpunkte zu bekämpfen gab. Monſieur

ſieur verlangte keine andere Bedingungen als die Freundſchaft des Prinzen, die Verheirathung des Fräuleins von Alençon mit dem Duc und die Erneuerung der Connetableſtelle. Mir wurden die Abteien des Prinzen von Conti angeboten, und ſie können leicht glauben, daß ich ſie ausſchlug. Herr von Beaufort war zufrieden, daß er nicht in dem Beſitz der Admiralswürde beunruhigt wurde; und hievon war die Rede nicht. Fräulein von Chevreuſe war nicht böſe, durch die Heirath mit dem Prinzen von Conti eine Prinzeſſin vom Geblüt zu werden, und dies war das Erſte, was die Frau Pfalzgräfin der Frau von Rhodes anbot. Zu gleicher Zeit war aus dem nemlichen Grund, wegen deſſen man keine gemeinſame Verſprechungen gehalten hatte, feſtgeſetzt: daß nichts über die Sache niedergeſchrieben werden ſollte, als da, wo beſondere Verträge gemacht würden. Die Frau Pfalzgräfin drang ſehr in mich, das Verſprechen, meiner Kardinalswürde nicht entgegen zu ſeyn, von den Prinzen förmlich anzunehmen. Aber ich verweigerte dies, und Sie werden in der Folge den Grund ſehen, warum ich es damals nicht annehmen wollte.

Kaum wird die Nachwelt glauben, mit welcher Genauigkeit alle dieſe Verabredungen beobachtet wurden. Dem, was ſie am leichteſten hätte ſtören können, dem Mangel an Verſchwiegenheit und der Treuloſigkeit der Frau von Montbazon hatte ich vorzubeugen geſucht.

Wir beide, die Frau Pfalzgräfin und ich, hielten es für zeitgemäß, daß Herr von Beaufort ſich den Freunden der Prinzen mehr als bisher entdecken ſollte. Ich ſtellte ihm vor, daß er ſich durch das Verſchweigen der Gründe, welche Monſieur und ich ihm angeführt hätten,

der auch wirklich an der Spitze normännischer, griechischer und arabischer Vasallen das Haupt der lateinischen Christenheit frey macht. Gedrückt von dem Hasse seines ganzen Jahrhunderts, dessen Frieden seine Herrschsucht zerstörte, folgt eben dieser Pabst seinen Errettern nach Neapel, und stirbt zu Salerno unter dem Schutz von Hautevilles Söhnen.

Derselbe Normännische Fürst, Robert Guiscard, der sich in Italien und Sicilien so gefürchtet machte, war das Schrecken der Griechen, die er in Dalmatien und Macedonien angriff und selbst in der Nähe ihrer Kaiserstadt ängstigte. Die griechische Ohnmacht rief gegen ihn die Waffen und Flotten der Republik Venedig zu Hülfe, die durch die reissendsten Fortschritte dieser neuen italienischen Macht in ihren Träumen von Oberherrschaft des adriatischen Meers fürchterlich aufgeschreckt worden. Auf der Insel Cephalenia setzte endlich, früher als sein Ehrgeitz, der Tod seinen Eroberungsplanen eine Grenze. Seine ansehnlichen Besitzungen in Griechenland, lauter Erwerbungen seines Degens, erbte sein Sohn Bohemund, Fürst von Tarent, der ihm an Tapferkeit nicht nachstand, und ihn an Ehrsucht noch übertraf. Er war es, der den Thron der Kommener in Griechenland erschütterte, den Fanatismus der

Kreutz-

ten, ein groſſes Verdienſt bei Frau von Montbazon erwerben könne, weil ſie dann glauben würde, ganz allein ihn zu dieſer Sache vermocht zu haben. So könne er ihre ewigen Vorwürfe von meiner Gewalt über ihn bei ihr niederſchlagen. Er fühlte die Stärke dieſes Grundes, und freute ſich darüber. Es war unterhaltend, zu ſehen, wie nun Arnould glaubte, zu Gunſten ſeiner Parthei, dadurch, daß er den Herrn von Beaufort durch Frau von Montbazon gewonnen, ein Wunder gethan zu haben, und wie Frau von Nemours auf der andern Seite auf eben dieſen Ruhm Anſpruch machte. Die Frau Pfalzgräfin gab ſich und mir dies Schauſpiel faſt jede Nacht. Ein Wunder aber war es, daß dieſe Verabredung des Herrn von Beaufort, trotz aller Vermuthung vom Gegentheil, doch ſtreng verſchwiegen blieb, daß ſie durchaus keinen Nachtheil und genau den Erfolg hervorbrachte, den man von ihr wünſchte. Dieſer war nemlich, daß ſie denen, welche in Paris die Sachen des Prinzen regierten, beweiſen ſollte, Mazarin ſey nicht ihre einzige Zuflucht. Einer der Artikel enthielt, daß Herr von Beaufort ſein möglichſtes thun wollte, um Monſieur zu nöthigen, Beſchützer der Prinzen zu werden, und daß er ſogar mit dem Koadjutor brechen würde, wenn er bei der bisher gezeigten, ihrer Befreiung nachtheiligen Hartnäckigkeit beharren würde.

Frau von Montbazon war in der letzten Zeit von dem Hof, der weder ihre Fähigkeiten noch ihre Treue ſchätzte, und ihren geringen Einfluß kannte, vernachläſſigt worden und dieſer Umſtand war für uns nicht ohne Nutzen.

Als nun die Frau Pfalzgräfin ihrer Parthei Zeit genug gelaſſen hatte, um von den falſchen Hoffnungen, womit

womit der Hof ſie hinhielt, zurückzukommen, und die Gemüther dahin gebracht waren, wo Monſieur ſie zu ſehen wünſchte, ließ ich meine Abſichten gegen Arnauld und Viole deutlicher als bisher blicken. Sie eilten, dieſe gute Nachricht der Frau Pfalzgräfin zu hinterbringen. Croiſſi vermittelte unſre Zuſammenkunft und wir ſahen uns des Nachts in ihrem Hauſe. Hier verfertigten und unterzeichneten wir den Vertrag, welchen Herr von Beaufort gleichfalls unterſchrieb, um der Parthei der Prinzen unſre Vereinigung zu beweiſen, und zugleich zu zeigen, daß jener, welchen er vorher allein unterzeichnet hatte, nicht der ächte geweſen ſey. Wir kamen überein, daß dieſer Vertrag in die Hände Blancmenils niedergelegt werden ſollte. Dieſer machte damals Aufſehen, weil er einer von den Erſten geweſen war, welche im Parlement laut gegen den Kardinal Mazarin geſprochen hatten. Dieſer Vertrag iſt noch jetzt im Original in Caumartins Händen, der ihn, als er vor acht oder zehn Jahren mit mir in Zeigni war, in einem alten Kleiderſchrank ganz verlaſſen wieder fand. Das luſtigſte bei dieſer Zuſammenkunft war, daß ich den andern, im Einverſtändniß mit der Frau Pfalzgräfin, aus Monſieurs Abſichten ein Geheimniß machte, weil dies die Hauptſaite war, die nur zuletzt berührt werden ſollte, und daß ſie, gleichfalls ihrer Verabredung gemäß, über das, was ſie davon wußten, auch gegen mich die Feinen ſpielten. Der Unterſchied beſtand jedoch darin, daß mich die Pfalzgräfin das Untere der Karten gern ſehen ließ, weil ſie wußte, daß ich das Spiel nicht verderben würde, und daß ſie es den Andern verbarg, aus einem Grund, den ich ſogleich erklären will.

Monſieur beſtimmte ſich ſtets nur mit größter Mühe zu den Mitteln, wenn er gleich den Zweck be-

ſchloſſen hatte. Ein Fehler, der eine von den giftigſten Quellen menſchlicher Fehler iſt. Er wünſchte die Freiheit der Prinzen; aber es gab Augenblicke, wo er ſie durch den Hof erlangen wollte. Dies konnte jedoch nicht ſeyn; denn hätte der Hof ſie gegeben, ſo wäre ſeine erſte Sorge geweſen, Monſieur ganz von allem Antheil daran auszuſchließen, oder ihn wenigſtens erſt nach vollbrachter That blos zum Schein zuzulaſſen. Er beurtheilte dies ſehr richtig; aber er war ſchwach. Auch ließ er ſich zuweilen durch den Marſchall von Grammont irre führen, der ſeinerſeits vom Morgen bis zum Abend das Spiel Mazarins war.

Ich merkte gar bald, daß die langen Unterhaltungen mit dem Marſchall von Grammont nicht ohne Wirkung waren; aber ich achtete nicht ſehr darauf, weil ich feſt glaubte, alle dieſe Eindrücke durch ein Paar Worte ſtets glücklich wieder auslöſchen zu können.

Daß Monſieur, welcher wegen der Sicherheit des Geheimniſſes ſtets tödliche Beſorgniſſe gegen mich geäuſſert hatte, fähig wäre, ſich von einem Mann hinreißen zu laſſen, bei dem ein Geheimniß, wie er wohl wußte, unſicherer wie bei jedem andern war, daran dachte ich nicht. Ich irrte mich! Monſieur hatte ihm zwar wirklich verſchwiegen, daß er mit der prinzlichen Parthei durch die Frondeurs in Unterhandlung ſtünde; aber er hatte ihm entdeckt, was beinahe noch ſchlimmer war, daß die Frondeurs dort für ſich ſelbſt Vergleiche ſchlöſſen; daß ſie ihn hätten überreden wollen, das nemliche zu thun, daß er es ausgeſchlagen habe, und eigentlich in dieſer Sache, weil er glaube, daß der Hof redlich dabei zu Werke gehen würde, nur im Einverſtändniß mit dem Hof handeln wolle.

Natür-

Natürlich, daß der erſte Präſident und der Mar-
all von Grammont, welche beide einverſtanden was
, ſich mit dieſer wichtigen Neuigkeit bei Viole, Croiſſi
d Arnauld brüſteten, und ſie dadurch zurück halten
ollten, in die Frondiſten, die ihre größte Wichtigkeit
ch eigentlich nur durch Monſieur erhielten, das ge-
gſte Vertrauen zu ſetzen. Was würden die Folgen
ſer Handlung geweſen ſeyn, wenn meine, mit der
au Pfalzgräfin genommenen Maasregeln ſie nicht
hindert hätten! — Dieſe wußte ſogar dieſen Unfall
t vieler Feinheit zu benutzen, um das damit zu über-
ken, worüber Viole's Heftigkeit etwas zu viel Licht
breitet hatte. Als ſie, was ſie wünſchte, erreicht
te, hielt ſie die Comödie in der Comödie nicht mehr
zuträglich, und entwickelte das Stück wie ſie ſehen
den, noch mit unendlich mehr Feinheit.

Sie und ich hielten für gut, daß ich mich gegen
onſieur erklärte, damit dadurch für ein andermal der-
ichen Irrungen, welche die beſten Maasregeln zu
wirren fähig waren, vermieden würden. Meine
uſſerungen gegen ihn waren frei, und meine Klagen
t ohne Entrüſtung. Sie thaten ihm wehe. An-
glich bezahlte er mich mit falſcher Münze, und läug-
, dies und jenes zu dem Marſchall von Grammont
agt zu haben; aber die Wahrheit war, daß er es
zuträglich gehalten hatte, den Marſchall zu bereden,
ange gar nicht ſo feſt an den Frondeurs als die Kö-
n zu glauben ſchien. Es gelang mir ihm die wich-
n Folgen, welche dieſer Fehltritt für ihn und uns
en würde, zu zeigen und er erbot ſich angelegentlich,
s nöthige zu thun, um dies wieder gut zu machen.
ſchrieb einen zurück datirten Brief von Limours aus,
er oft zu ſeyn pflegte, worinn er über die Unter-
dlungen, welche der Marſchall von Grammont mit

ihm

ihm zu haben vorgäbe, sehr launig gegen mich scherzte. Dieser Scherz war, den Belehrungen welche ich von der Frau Pfalzgräfin erhalten hatte, zu folge, so sehr den Umständen angemessen, und so gut gestellt, daß die Ideen des Marschalls dadurch nur in einem phantastischen Licht erschienen. Sie selbst zeigte diesen Brief ganz im Vertrauen an Viole, Arnauld und Croissi. Ich that, als wenn ich darüber böse wäre, doch besänftigte ich mich und nahm bald an den Spöttereien Theil. Von diesem Tage bis zu dem, wo die Prinzen ihre Freiheit wieder erhielten, pflegte man sich über den Marschall von Grammont und den ersten Präsidenten auf eine Art lustig zu machen, die mir zuweilen Mitleiden einflößte.

Noch ein andres kleines Hinderniß drängte sich in unsern Weg. Der Siegelbewahrer hatte sich mit uns blos zu Mazarins Verderben vereinigt, und fürchtete die Freiheit des Prinzen über alles, ob er sich gleich, gegen uns, niemals darüber heraus ließ. Mit Laignes Hülfe, der ohnehin blos weil er nicht die Kraft gehabt hatte, mir Widerstand zu leisten, für diese Sache war, suchte er unsre Fortschritte durch Frau von Chevreuse zu hemmen. Aber ich bemerkte es bald und verjagte diese Wolken durch die Vermittlung des Fräuleins, welche ihre Mutter über ihr Wanken bei einer Sache, wobei das Glück ihrer Tochter gewann, so sehr beschämte, daß sie zu uns zurückkam, und uns sogar bei Monsieur nicht geringe Dienste leistete.

Dieser hatte in seiner Schwäche ganz verschiedene Grade. Vom Wünschen bis zum Wollen von diesem bis zum Entschluß, vom Entschluß bis zur Wahl der Mittel und von diesen bis zur Anwendung derselben war immer ein sehr weiter Weg. Ja oft genug

geschah

geſchah es, daß er unvermuthet mitten in der Anwendung ſtehen blieb. Hierbei war uns Frau von Chevreuſe von groſſem Nutzen, und ſelbſt Caigues ſchadete uns nicht, da er einmal die Sache zu weit gekommen ſah. Frau von Rhodes vergaß bei dem Siegelbewahrer, der ſich überdies nicht völlig zu erklären wagte, ihre Rolle nicht, und es kam endlich dazu, daß Monſieur den Tractat unterzeichnete. Caumartin trug ihn in der einen Taſche und in der andern ein Schreibzeug. Er hielt Monſieur zwiſchen beiden Thoren feſt, gab ihm eine Feder in die Hand, und er unterzeichnete, wie Frau von Chevreuſe ſagte, wie er einen Vertrag mit dem Teufel unterzeichnet haben würde, wenn er gefürchtet hätte von ſeinem guten Engel dabei überraſcht zu werden. Die Heirath des Fräuleins von Chevreuſe mit dem Prinzen von Conti war durch diesen Vertrag ausdrücklich ausbedungen. Das Verſprechen, meiner Ernennung zum Kardinal nicht entgegen zu ſeyn, wurde gleichfalls beigefügt, jedoch nur in Bezug auf den Artikel dieſer Heirath, und mit dem ausdrücklichen Zuſatz, daß Monſieur mich nicht eher habe bewegen können dies Verſprechen von dem Prinzen anzunehmen, bis er mir gezeigt hätte, daß der veränderte Stand ſeines Bruders ihm keine weitern Anſprüche darauf verſtattete.

Mit all dieſen Verhandlungen waren die Prinzen ſo bekannt als wenn ſie in voller Freiheit geweſen wären. Wir ſchrieben ihnen und ſie antworteten uns; der Verkehr zwiſchen Paris und Lion iſt nie beſſer beſtellt geweſen. Bar *), ihr Wächter, war ein eingeſchränk-

*) Nach Joli's Nachrichten war de Bar ein wilder Menſch, der durch üble Behandlung der Prinzen ſein Glück

ſchränkter Kopf, aber auch die Feinſten wurden dabei hintergangen.

Der Kardinal hatte bei der Zurückkunft des Königs von Guienne, zum zweitenmal, an dem Zurufen des Volks Geſchmack gefunden, war es aber bald müde geworden. Die Frondeurs behaupteten deshalb nicht weniger das Feld, und ich war nicht weniger oft in den Hotel Chevreuſe, dem jetzigen Hotel Longueville, das nur hundert Schritte vom Pallaſt des Königs entfernt lag. Ich gieng alle Abende dahin und meine Wachen ſtunden regelmäßig ihre zwanzig Schritte weit von der königlichen Schildwache. Ich ſchäme mich, wenn ich jetzt daran denke; aber eben das, was mich ſeit jener Zeit im innerſten des Herzens mit Scham erfüllt, erſchien dem gemeinen Haufen groß, weil es ein Vornehmthun war; die Andern ſahen es als verzeihlich an, weil ſie es für nothwendig hielten. Freilich hätte man einwenden können, daß ich nicht nöthig gehabt hätte das Hotel Chevreuſe zu beſuchen; aber dies äuſſerte faſt kein Einziger. So ſehr nimmt die Macht der Gewohnheit, vorzüglich bei Factionen, diejenigen, welche die Herzen zu gewinnen gewußt haben, in Schuz. Erinnern Sie Sich hier was ich in dem erſten Buch dieſes Werks über dieſen Gegenſtand geſagt habe. Allem dem, was im Hotel Chevreuſe vorgieng, konnte wohl nichts gerader entgegen geſetzt ſeyn, als Firmelungen, heilige Unterredungen und andere fromme Uebungen. Ich hatte aber die Kunſt gefunden, beides zu vereinigen, und dieſe Kunſt rechtfertigt in den Augen der Welt den, der ſie übt.

Da-

Glück zu machen ſuchte. Er wurde von Montreuil dem Secretär des Prinzen von Conti, oft hintergangen. Siehe die Memoires von Joli, den 1ſten Band, S. 88.

Damals verließ der Kardinal Paris ziemlich unerwartet, um nach Champagne zu gehen. Theils war er der ewigen Unruhen müde, welche der Abt Fouquet, um sich ihm wichtig zu machen, in Paris gegen ihn zu erregen anfieng, theils hatte er sich von seinen Talenten einer Armee zu gebieten, große Ideen in Kopf gesetzt. Er wollte Rhetel und Chateau-Portien, welches die Feinde besetzt hatten, und wo Turenne die Winterquartiere zu halten gedachte, wieder wegnehmen. Dieser hatte von dem Erzherzog, der nach einer sehr hartnäckigen Belagerung Mouzon eingenommen, einen beträchtlichen Zuwachs von Truppen erhalten und diese, mit allem, was von den Anhängern der Prinzen zusammenzubringen war, vermehrt, machten eine sehr wohl ausgestattete und schöne Armee aus.

Jedoch war die Armee, welche der Kardinal ihnen entgegensetzte, nicht weniger stark; denn er vereinigte mit der von dem Marschall du Plessis in der Provinz bereits commandirten Armee noch die mit dem König von Guienne zurückgekommenen Truppen nebst anderen, welche Villequier und Hoquincourt den Sommer über erhalten und sogar vermehrt hatten. Die Thaten dieser beiden Armeen will ich Ihnen erzählen, wenn sie zuvor von dem, was sich bald nach der Abreise des Kardinals im Parlement zutrug, unterrichtet seyn werden.

In einem bei der Frau Pfalzgräfin gehaltnen Rath beschlossen wir, den Kardinal nicht zu Athem kommen zu lassen, und ihn sogleich bei Eröfnung des Parlements anzugreifen. Der erste Präsident hatte für den Prinzen die besten Absichten. Er hatte gegen die Diener desselben geäussert, daß e ihm in allem, was auf dem Weg des Rechts läge, mit Eifer dienen würde,

de, aber die Wege der Faction, wenn man diese nehmen würde, nicht betreten könne. Auf diese Art hatte er sich gegen den Präsidenten Viole erklärt, mit dem Zusaz, daß der Kardinal sich unfehlbar ergeben müßte, wenn er sähe, daß das Parlement nicht länger anstehen könne, zween Prinzen von Geblüt, gegen welche eigentlich gar keine gerichtliche Beschuldigung da sey, endlich die verlangte Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Gäbe man ihm aber nur den geringsten Grund zu glauben, daß man mit den Frondeurs einverstanden sey, so würde sein leisester Argwohn hievon ihn eher zum Aeussersten bringen, als zu den geringsten Gedanken an ihre Befreiung. Dies war es, was die Königin, der Kardinal und die Subalternen unaufhörlich im Munde führten. Dies war es was der erste Präsident und der Marschall von Grammont wirklich für baare Münze hielten, und dies hätte ohne den richtigen Blick und die Festigkeit der Pfalzgräfin den Prinzen vielleicht, so lange Mazarin lebte, in Fesseln erhalten. Urtheilen Sie, wie nothwendig es uns bei dieser Lage der Sachen seyn mußte, da das Betragen des ersten Präsidenten, wenigstens bei Eröfnung der Scene sehr wichtig für uns war, unser Spiel geheim zu halten. Vielleicht ward nie eine Comödie besser ausgeführt als diese.

Monsieur bildete dem Marschall von Grammont ein, daß er die Freiheit der Prinzen wünsche, aber sie nur vermittelst des Hofs zu erhalten verlange, weil nur dieser sie ohne bürgerlichen Krieg geben könne. Er habe entdeckt, seßte er hinzu, daß die Frondeurs sie im Grunde nicht wünschten. Den ersten Präsidenten beredeten die Freunde des Prinzen, daß wir sie zu betrügen gedächten und uns ihrer, unter dem Vorwand, den Prinzen zu nüzen, nur zu Mazarins Verderben bedie-

bedienen wollten, und daß ſie uns gleichfalls für die Freiheit des Prinzen, unter dem Vorwand Mazarin zu ſtürzen, benutzen wollten.

Dieſen Aeuſſerungen und dieſem Argwohn war ich bemüht durch mein Benehmen den gröſten Schein von Wahrheit zu geben, und meine Bemühung brachte die erwünſchte Wirkung vollkommen hervor. Der erſte Präſident und alle die Parlementsglieder, welche gegen die Fronde waren, erhielten dadurch neue Wärme für den Dienſt der Prinzen; der Kardinal ward, weil er hoffte, beide Partheien Eine durch die Andere aufreiben zu können, zurück gehalten, irgend eine raſche, uns mißfällige Entſchlieſſung zu faſſen, und unſer ſtiller Gang ward ſo gut dadurch verſteckt, daß der Hof auf die Nachrichten, welche von allen Seiten dagegen einliefen, nicht achtete, weil er das wahre Spiel zu kennen glaubte. Oft konnte ſich der Präſident nicht enthalten, gewiſſe zweideutige Reden fallen zu laſſen, die uns nach ſeiner Meinung unverſtändlich ſeyn muſten, und über die wir den Abend zuvor bei der Pfalzgräfin Aufſchluß erhalten hatten. Auch freuten wir uns über den Marſchall von Grammont, welcher ſagte, daß die Frondeurs bald das Spiel der Andern ſeyn würden. Genug; es gab bei dieſem Handel tauſend Scenen, welche der Feder eines Moliere würdig geweſen wären. Jetzt zum Parlement zurück.

Der St. Martinstag des Jahrs 1650 war herbeigekommen. Der erſte Präſident und der General-Advocat Talon ermahnten die Geſellſchaft, ruhig zu bleiben, damit im entgegengeſetzten Fall die Feinde des Staats keinen Vortheil daraus zögen. Deslans des Payen, ein Rath bei der groſen Kammer, ſagte, daß er von der Prinzeſſin um neun Uhr des vo-

Kreutzfahrer den Entwürfen einer kalten Vergrößerungsbegierde listig dienen ließ, in Antiochien sich ein ansehnliches Fürstenthum errang, und allein von dem frommen Wahnsinne frey war, der die Fürsten des Kreutzheers erhitzte. Die griechische Prinzessin Anna Comnena schildert uns Vater und Sohn als gewissenlose Banditen, deren ganze Tugend ihr Degen war; aber Robert und Bohemund waren die fürchterlichsten Feinde ihres Hauses, ihr Zeugniß reichte also nicht hin, diese Männer zu verdammen. Eben diese Prinzessin kann es dem Robert nicht vergeben, daß er, ein bloßer Edelmann und Glücksritter, Vermessenheit genug besessen, seine Wünsche bis zu einer Verwandtschaftsverbindung mit dem regierenden Kaiserhause in Constantinopel zu erheben. Immer bleibt es eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte, wie die Söhne eines unbegüterten Edelmanns in einer Provinz Frankreichs auf gut Glück aus ihrer Heimat auswandern, und, durch nichts als ihren Degen unterstützt, ein Königreich zusammenrauben, Kaisern und Päbsten, zugleich mit ihrem Arme und ihrem Verstande, widerstehen, und noch Kraft genug übrig haben, auswärtige Throne zu erschüttern.

Ein andrer Sohn Roberts, mit Nahmen Roger, war ihm in seinen calabrischen und apulischen

rigen Abends, den Auftrag, eine Bittſchrift einzureichen, erhalten habe. Sie wurde geleſen und gieng dahin, daß die Prinzen nach dem Louvre gebracht und dort durch einen Offizier aus dem königlichen Hauſe bewacht, daß der Generalprocurator zu der Erklärung, ob er etwas gegen ihre Unſchuld vorzubringen habe, aufgefordert, und in Ermanglung einer Beſchuldigung unverzüglich an ihre Freiheit gedacht werden ſollte. Luſtig war es, daß dieſe Bittſchrift zwei Tage zuvor bei der Frau Pfalzgräfin von Croiſſi, Viole und mir entworfen worden war, und daß der erſte Präſident, als ſie den Tag darauf bei ihm aufgeſetzt wurde, zu den beiden andern ſagte: Das heißt doch den Prinzen nach rechtlichen Formen, wie es ehrlichen Leuten geziemt, und nicht wie die Aufrührer dienen. Man ſetzte jenen Abend das soit montré („vorzulegen") auf die Bittſchrift, wie es ebenfalls der Form gemäß war. Sie ward ins Parquet zurückgeſchickt und man beſtimmte den folgenden Mittwoch als den 7ten December zu dem Tag, wo deliberirt werden ſollte.

Als an dieſem Tage die Kammern verſammelt waren, ſagte der Generaladvocat Talon, welchen man aufgefordert hatte, über die Bittſchrift ſeine Beſchlüſſe anzugeben; die Königin habe geſtern die Gens de Roi zu ſich fordern laſſen, und ihnen befohlen, der Verſammlung wiſſen zu laſſen: Ihre Meinung ſey, das Parlement ſollte von der, durch die Prinzeſſin eingereichten Bittſchrift keine Notiz nehmen, weil alles, was auf die Gefangenſchaft der Prinzen Bezug hätte, einzig und allein der königlichen Gewalt angehöre. Die Beſchlüſſe nun, welche Talon im Namen des General-Procurators angab, giengen dahin, daß das Parlement die Bittſchrift durch eine Deputation an die Königin ſchicken,

ſchicken, und ſie bitten ſollte, ſie in Erwägung zu ziehen. Talon hatte ſeine Rede noch nicht vollendet, als der Dechant der groſſen Kammer, Creſpin, eine andere Bittſchrift einreichte, worin das Fräulein von Longueville, die Freiheit ihres Vaters und die Erlaubniß verlangte zur Fortſetzung dieſer Bitte in Paris bleiben zu dürfen.

Kaum war dieſe Bittſchrift geleſen, ſo meldeten die Thürhüter, daß der Gardehauptmann des Prinzen Desroches an der Thür ſey und ſich von der Verſammlung Zutritt erbitte, weil er ihr einen Brief von den drei Prinzen zu überreichen hätte. Er erhielt Audienz und ſagte: daß ein Reuter von den Truppen, welche den Prinzen nach Havre de Grace gebracht hätten, ihm dieſen Brief gegeben habe. Man las den Brief, und er enthielt die Bitte, daß ihr Proceß gemacht oder ihnen die Freiheit wieder gegeben werden möchte.

Als am neunten, Freitags ſich das Parlement zur Deliberation verſammelt hatte, überbrachte der Ceremonien-Lieutnant Saintot der Geſellſchaft einen königlichen Brief, durch welchen der König befahl, alle Deliberationen ſo lange zu verſchieben, bis man Deputirte an ihn geſchickt haben würde, um ſeinen Willen zu vernehmen.

Noch denſelben Nachmittag wurde deputirt. Die Königin empfieng die Deputirten im Bett, und ſagte ihnen, daß ſie ſich ſehr übel befinde. Hier fügte der Siegelbewahrer noch hinzu, die Meinung des Königs gehe dahin, daß das Parlement, zu welchem Zweck es auch ſey, ſich nicht eher wieder verſammle, bis die Geſundheit der Königin, ſeiner Mutter, einigermaßen wieder hergeſtellt ſey, damit ſie ſelbſt mit gröſſerer Aufmerkſamkeit an dem, was zu ihrer Zufriedenheit zuträglich ſey, arbeiten könne.

Den 10ten beſchloß das Parlement keinen längern Aufſchub als bis zum 14ten zu geben, und an eben dem Tage war es, wo Creſpin, als Dechant des Parlements, in der Ungewißheit über die Meinung, welcher er beitreten ſollte, den Vorſchlag that, den Erzbiſchoff zu bitten, daß er durch eine allgemeine Prozeſſion Gott um gute Beſchließungen anflehen laſſen möchte.

Am 14ten erſchien ein Lettre de Cachet, um die Deliberation zu verhindern. Er berichtete, daß die Königin über die Angelegenheit der Prinzen, ſobald als möglich Auskunft geben würde. Man nahm auf dieſen Lettre de Cachet keine weitere Rückſicht. Der Rath der großen Kammer, Lenain, war der Meinung, daß man den Herzog von Orleans einladen ſollte, ſeinen Platz im Parlement einzunehmen, und die Mehrheit der Stimmen war dafür. Aber aus Allem, was Sie von dem Vorhergehenden geſehen haben, werden Sie leicht ſchließen, daß es für Monſieur noch nicht Zeit war, aufzutreten. Er antwortete den Deputirten, daß er ſich nicht in der Verſammlung einfinden würde. Der Lärm, welcher dort herrſche, ſey zu groß; es ſey nichts mehr als ein wilder Haufen; er könne nicht begreifen, was das Parlement haben wollte; es ſey unerhört, daß es ſich mit ſolchen Dingen befaſſe, und die Bittſchriften müßten der Königin zugeſchickt werden. Hier bemerken Sie, daß dieſe Antwort, welche bei der Pfalzgrafin entworfen worden war, durch Monſieurs Geſchicklichkeit, ihm von dem Hof eingeflößt zu ſeyn ſchien. Ehe er den beiden Deputirten Donjat und Menardeau *) antwortete, pflog Er erſt mit der Köni-

*) Gratien Menardeau Parlementsrath von Paris.

Königin Rath, und wußte seiner Abwesenheit im Parlement bei dieser eine so feine Wendung zu geben, daß sie ihn noch selbst darum bitten mußte. Durch das, was er den Deputirten sagte, erhob er die Meinung des Hofs, daß der Marschall von Grammont seine wahren Absichten kenne, nun zur völligen Gewißheit; und fügte zu der Ueberzeugung des ersten Präsidenten, daß die Frondeurs die Betrogenen bleiben würden, eine neue Bestätigung hinzu. Da er selbst nicht das Spiel von Mazarin war, wenigstens nicht in dem Grade, wie der Marschall von Grammont; so war er gar nicht böse darüber, daß ihn das Parlement anfeuerte und wenn er es gleich von Zeit zu Zeit abzuwenden schien, so konnte man doch, zuweilen durch ihn selbst, stets aber an seinen Anhängern im Parlement, wahrnehmen, daß er die Freiheit der Prinzen wünschte, obgleich nicht durch Krieg.

Am 15ten fuhr man mit der Deliberation fort.

Am 17ten desgleichen; doch mit dem Unterschied daß Deslandes Paien, welcher für die Bittschrift und die Prinzen zu reden den Auftrag hatte, von dem ersten Präsidenten gefragt wurde, ob er seiner am 14ten vorgetragenen und am 15ten wiederholten Sache, nichts beizufügen habe. Hierauf fügte er dann hinzu: daß, wenn die Gesellschaft es für gut hielte, mit den Vorstellungen, welche er laut und schriftlich für die Freiheit der Prinzen machen würde, noch eine förmliche Klage gegen die Aufführung des Kardinal Mazarins anzunehmen, er davon nicht entfernt sey. Broussel votirte noch stärker gegen diesen. Den Grund, warum der erste Präsident sich selbst gegen die Form, diese Wiederholung des Referenten zuzog, weiß ich nicht;

aber daß man ihm im Palais royal nicht böse war, um so mehr, da der Kardinal bei dieser Wiederholung genannt wurde, das weiß ich.

Am 18ten kam die Nachricht an: Der Marschall du Plessis habe gegen Herrn von Türenne eine wichtige Schlacht gewonnen. Der letztere sollte zum Entsatz von Rethel herbei gekommen seyn, und es bereits durch Dellyonti, der es commandirte, an den Marschall du Plessis ergeben gefunden haben; da die spanische Besatzung sich habe zurückziehen wollen, sey sie gezwungen worden, sich auf der Ebene von Saumepuis zu schlagen. Herr von Türenne habe sich, nachdem er Wunder gethan, mit großer Mühe gerettet; mehr als zweitausend Mann, worunter einer von den Brüdern des Churfürsten von der Pfalz, und sechs Obristen, seyen auf dem Platz geblieben, und nahe an viertausend zu Gefangenen gemacht. Unter diesen sollten sich Dom Estevan de Gamarre, der zweite bei der Armee, Bouteville, jetziger Herr von Luxemburg, der Graf von Broglio, der Graf von Quinkin-Haucourt, Senesy, der Chevalier von Jersai und alle Obristen befinden. Man fügte noch hinzu, daß zwanzig Fahnen und vier und achtzig Standarten erobert worden wären. Die Bestürzung der prinzlichen Parthei wurde unbeschreiblich. Die ganze Nacht durch war ich mit Weinenden und Verzweifelten umgeben. Monsieur fand ich gänzlich niedergedrückt.

Den 19ten gieng ich ins Palais, wo die Kammern sich versammeln sollten. Das Volk in den Straßen schien mir traurig, muthlos, betäubt. Dieser Moment belehrte mich, wie sehr ernstlich der erste Präsident auf der Seite der Prinzen sey; denn als Herr von Rhodes, der Groß-Ceremonien-Meister, dem

Parle-

Parlement von Seiten des Königs befohlen hatte, ſich den folgenden Tag bei dem te Deum in Notre-Dame einzufinden, benutzte er dieſe Gelegenheit, um zu bewirken, daß nur wenige von den Stimmenden votirten, weil er vorausſah, daß in einem ſolchen Augenblick doch niemand mit Feſtigkeit ſtimmen würde. Auch gab es in der That nur funfzehn oder ſechszehn Räthe, welche ſprachen. Indeſſen hatte der erſte Präſident die Zeit ſo gut zu gebrauchen gewußt, daß die Meiſten für die Freiheit der Prinzen Vorſtellungen machten, aber einfach, furchtſam, ohne Wärme und ohne Mazarins zu erwähnen. Niemand als Menardeau Chambre nannte ihn, aber mit Lobeserhebungen. Er eignete ihm allein die Ehre der Schlacht bei Rhetel zu, und ſagte, was auch wahr war, daß er den Marſchall von Pleſſis dazu gezwungen habe. Er gieng noch weiter und ſagte, daß die Geſellſchaft nichts beſſeres thun könnte, als die Königin anzuflehen, die Prinzen unter die Aufſicht dieſes guten und weiſen Miniſters zurückzugeben, der für ſie eben ſo viel Sorgfalt zeigen würde, als er bisher für den Staat bewieſen.

Es überraſchte mich, daß dieſer Mann in der Verſammlung der Kammern nicht nur nicht ausgepfiffen wurde, ſondern auch, als er durch den Saal gieng, worin ſich eine ungültige Menge Volks befand, nicht eine einzige Stimme wieder ihn ſich erhob. Dieſer Umſtand zeigte mir den Grund von der Niedergeſchlagenheit des Volks, und bewog mich, wenn ich es mit dem, was ich den Nachmittag in der alten und neuen Fronde — dies letztere war die prinzliche Parthei — bemerkte, zuſammenhielt, zu dem Entſchluß, mich den folgenden Tag zu erklären, um den geſunkenen Muth wieder zu beleben. Die einzige Vorſicht, die ich dabei beobachtete, war: meiner Erklärung, die für die

Prinzen günstig scheinen würde, einen Anstrich zu geben, welcher Mazarin und den ersten Präsidenten glauben lassen konnte, ich erkläre mich nur deshalb so laut, weil ich nicht verbunden seyn wollte ins Geheim an ihrer Freyheit zu arbeiten. Ich kannte den ersten Präsidenten als einen schlichten, geraden Mann, und diese Art Leute unterlassen nie allen Schein, der sie in ihrem ersten, einmal gefaßten Eindruck bestärkt, begierig aufzufangen. Den Kardinal hingegen konnte ich als einen Kopf, der es sich nicht denken konnte, daß nicht alle Thaten, wo nur einigermaßen Platz dazu da sey, eine Hinterthür angebracht seyn sollte, um bequem dadurch herauszuschlüpfen. Mit Menschen dieser Art, hat man faß immer ein sicheres Spiel, wenn man sie bereden kann, daß man die zu betrügen gedenkt, denen man eigentlich dienen will. Auf diesen Grund baute ich meinen Entschluß, den folgenden Tag stark gegen die Unordnungen des Staats zu sprechen. Das Thema dazu, wollte ich daher nehmen, daß uns Gott nun, da er die Waffen des Königs gesegnet und durch den Sieg des Marschall von Plessis die Feinde von der Gränze des Reichs entfernt habe, Zeit liesse, an die innern Krankheiten, als die gefährlichsten ernstlich zu denken. Ich dachte noch hinzuzufügen, daß ich mich in diesem Moment, wo seine Allmacht den, durch die letzte Niederlage gänzlich zu Boden gedrückten Spanien, einigen Vortheil gewähren könnte, verbunden glaubte, über die Unzufriedenheit des Volks zu sprechen; daß die Erhaltung der Würde des königlichen Hauses eine von den Hauptsachen des Staates sey, und ich mir die Prinzen [illegible] mit dem duldenden Schmerz in einer so schädlichen Lage, als zu schwere [illegible] könne, daher glaube, daß [illegible] Königin die dringendsten Vorstellungen sie aus [illegible] Orte hinweg, und an einen andern zu bringen,

wenigſtens nichts für ihre Geſundheit zu fürchten ſey, machen ſollte. Mazarin glaubte ich hierbei nicht nennen zu müſſen, damit er ſelbſt und der erſte Präſident dieſe Schonung für die Folge eines im Hinterhalt lauſchenden Gedankens halten möchte: daß es mir leichter ſeyn werde mich mit ihm auszuſöhnen, wenn ich die Parthei der Prinzen durch eine endliche Erklärung, welche, da ſie nicht für ihre Freyheit war, mich in der Folge zu nichts verbände, erſt gegen ihn aufgebracht und erbeßt hätte. Ich theilte dieſe Ideen der Frau von Ledigniere, der Frau Pfalzgräfin, Frau von Chevreuſe, auch Viole, Arnauld, Croiſſi, dem Präſidenten Bellievre und Caumartin nur, aber keiner als der letzte, gab ihnen Beifall. Alle ſagten, daß man die noch zerſtreuten Gemüther erſt wieder zu ſich ſelbſt kommen laſſen müßte. Meine Hartnäckigkeit behielt zuletzt die Oberhand, aber ich ſah nur allzu deutlich, daß, wenn der Erfolg nicht glücklich ſeyn ſollte, ich von dem Einzigen beyſtimmenden verläugnet und von allen getadelt werden würde. Dieſer Schritt war indeß ſo nothwendig, daß ich Alles darum wagen zu müſſen glaubte.

Am 20ten führte ich meinen Vorſatz, ohngefähr in den vorhin bemerkten Ausdrücken aus. Jedermann faßte neuen Muth; man ſah daß noch nicht Alles verloren war. Der erſte Präſident gieng, wie ich mir geſchmeichelt hatte, in die gelegte Schlinge, und äußerte, als die Verſammlung aufgehoben war, gegen den Präſidenten le Coigneux, daß mein Vortrag zwar ſehr künſtlich geweſen ſey, mein Haß gegen den Prinzen aber doch daraus hervorgeſchimmert habe. Der einzige Präſident von Mesmes ließ ſich nicht betrügen. Er ſahe, daß ich mich mit dem Prinzen verſöhnt habe, und dies betrübte ihn in einem ſo hohen Grad, daß

manche Leute glaubten, dieſer Schmerz habe ſeinen Tod, der bald darauf erfolgte, befördert. Weil zum te Deum gegangen werden mußte, ſo waren an dieſem Tage nur ſehr Wenige, welche ihre Stimmen gaben; aber in der Haltung der Gemüther und der Geſichter ward eine merkliche Veränderung ſichtbar. Der Saal des Palais war durch die, welche ſich in den Lanternen befanden, bald von dem Vorgefallnen unterrichtet, und überließ ſich ſeinem erſten Eifer von neuem. Er hallte bei unſerm Wegfahren von den gewohnten Zurufungen wieder, und ich ſah an dieſem Tage dreihundert Wagen bei mir.

Am 22ten ward die Deliberation fortgeſetzt, und es wurde immer ſichtbarer, daß das Parlement dem Triumphwagen Mazarins nicht folgte. Seine Unvorſichtigkeit, bei der letzten Schlacht das ganze Königreich gewagt zu haben, wurde mit allen Farben, wodurch nur der Glanz des Siegs verdunkelt werden konnte, hervorgehoben.

Der 30ſte krönte das Werk. Er brachte den Beſchluß hervor, durch welchen verordnet ward, daß der Königin demüthige Vorſtellungen gethan werden ſollten, um die Freiheit der Prinzen und den Aufenthalt des Fräuleins von Longueville in Paris zu erlangen.

Auch ward beſchloſſen, an den Herzog von Orleans einen Präſidenten und zwei Räthe abzufertigen, mit der Bitte, ſein Anſehen für den nemlichen Zweck zu verwenden.

Es würde unbillig ſeyn, wenn ich hier des berühmten, auf Herrn von Beaufort verfertigten Liedchens nicht gedenken wollte *).

Bis-

*) Dies hier erwähnte Lied iſt folgendes:

Or ecoutés, Peuple de France,
Le propre Avis en terme exprés
Du grand Beaufort fait en preſence
Du Parlament dans le palais.

Il ſalnit la compagnie
De ſon chapeau très-humblement.
Puis d'une mine très hardie
Il fit ce beau raiſonnement.

J'avoue trois points dans notre affaire:
Les princes ſont le premier point.
Je les honore et les revere:
C'est pourquoi je n'en parle point.

Le ſecond eſt de l'Eminence
Monſieur Jules de Mazarin.
Sans barguigner j'aime la France
Et vas toujours mon grand chemin.

J'ai le coeur fait comme la mine
Et ſuis tous les beaux ſentimens.
C'est pourquoi je conclus et opine,
Comme fera Monſieur d'Orleans.

A ces beaux mots la compagnie
Frappa des mains et dit tout haut:
Voica comme pour la patrie
Beaufort opine comme il faut.

Mer-

schen Besitzungen gefolgt; aber schon vierzig Jahre nach Roberts Tode erlosch sein Geschlecht. Die Normännischen Staaten auf dem festen Lande wurden nunmehr von der Nachkommenschaft seines Bruders in Besitz genommen, welche in Sicilien blühte. Roger, Graf von Sicilien, nicht weniger tapfer als Guiscard, aber eben so gutthätig und milde, als dieser grausam und eigennützig war, hatte den Ruhm, seinen Nachkommen ein glorreiches Recht zu erfechten. Zu einer Zeit, wo die Anmaßungen der Päbste alle weltliche Gewalt zu verschlingen drohten, wo sie den Kaisern in Deutschland das Recht der Investituren entrissen, und die Kirche von dem Staat gewaltsam abgetrennt hatten, behauptete ein Normännischer Edelmann in Sicilien ein Regal, welches Kaiser hatten aufgeben müssen. Graf Roger drang dem römischen Stuhle für sich und seine Nachfolger in Sicilien die Bewilligung ab, auf seiner Insel die höchste Gewalt in geistlichen Dingen auszuüben. Der Pabst war im Gedränge; um den deutschen Kaisern zu widerstehen, konnte er die Freundschaft der Normänner nicht entbehren. Er erwählte also den staatsklugen Ausweg, sich durch Nachgiebigkeit einen Nachbar zu verpflichten, welchen zu reitzen allzugefährlich war. Um aber zu verhindern, daß dieses zugestandne Recht ja nicht mit den übrigen Regalien vermengt würde,

Bis zwei Uhr nach Mitternacht hatte ich bei Frau von Montbazon an Herrn von Beaufort gearbeitet, damit er bei einem so seinen Fall nur wenigstens einigermaßen etwas passendes sagen möchte. Wie mir es glückte, kann Ihnen das Liedchen beweisen, das wirklich seine Prose wörtlich in Reimen wiederholt.

Bewun-

Vernehmet was einst im Palais, —
Ihr Franken hört's und sagt es nach!
Im Parlement, aus eignem Trieb
Der große Beaufort rühmlich sprach.

Erst grüßt er die Versammlung rings,
Mit seinem Hut demüthiglich,
Dann mit dem freisten Blick erklärt
Auf diese schöne Weis' er sich:

Mich dünkt in unsrer Sache sind
Drei Punkte, die ich nennen will.
Der erste sind die Prinzen, die
Verehr ich tief, drum schweig ich still.

Der zweite ist die Eminenz
Herr Julius von Mazarin.
Ich liebe Frankreich ohne Falsch,
Und handle stets mit offnem Sinn.

Aus meiner Mine spricht mein Herz
Und weil ich stets, wie sichs gebührt,
Dem Schönen folge, stimm ich jetzt,
Wie Herr von Orleans stimmen wird.

Bei diesen Worten sagte laut
Der ganze Saal zu seinem Preis:
Ha, seht, wie trefflich Beaufort doch
Fürs Vaterland zu stimmen weiß.

Bewundern Sie hier die Macht der Einbildung. Der alte Machaut, Doien des Conſeil, ein Mann, der nichts weniger als geiſtlos war, ſagte mir bei Anhörung ſeines Vortrags ins Ohr: Man ſieht wohl, daß das nicht auf ſeinem Boden gewachſen iſt. Aber noch ſeltſamer iſt es, daß die Hofleute Feinheit darin zu finden glaubten. Als ich Herrn von Beaufort fragte, warum er in ſeinem Vortrag den Herrn von Orleans erwähnt habe, der nicht ſtimmen konnte, weil er nicht gegenwärtig war, antwortete er mir, daß er dies gethan habe um den erſten Präſidenten in Verlegenheit zu bringen. Dieſe Antwort war des Liedes werth.

Als die Gens de Roi zu ihren Vorſtellungen um Audienz gebeten hatten, verwies ſie die Königin, unter dem Vorwand einer Kur, die ihr durch Befehl der Aerzte verordnet ſey, auf acht Tage weiter hinaus. Monſieur antwortete dem an ihn abgeſandten Präſidenten von Novion ſchwankend und unbeſtimmt. Die Arzneimittel der Königin dauerten noch acht oder zehen Tage länger als ſie geglaubt, oder vielmehr als ſie geſagt hatte, und die Vorſtellungen des Parlements geſchahen nicht eher als am 20ſten Januar 1651.

Sie waren ſtark, und der erſte Präſident vergaß nichts, was ſie wirkſam machen konnte.

Am 21ſten ſtattete er ſeinen Bericht darüber ab; das heißt, er wollte es thun. Denn ein verwirrtes Geräuſch, das ſich plötzlich auf der Bank der Apellationsräthe erhob, verhinderte ihn daran. Dieſer Lärm nöthigte ihn ſeinen Bericht, worin von nichts geringeren als von Freiheit der Prinzen vom Geblüt und

von

von Ruhe oder Umsturz des Staats die Rede war, aufzuschieben, und dafür eine Sache vorzunehmen, worin, wie man behauptete, der Siegelbewahrer in der Person eines Secretärs des Königs, einen Anschlag gegen die Gerichtsbarkeit des Parlements gemacht habe. Diese Kleinigkeit nahm den ganzen Morgen hin und nöthigte den ersten Präsidenten den Bericht erst am 28sten vorzutragen. Er sagte am Schluß, daß die Königin erwiedert habe, sie wollte in wenig Tagen Antwort ertheilen.

Damals erfuhren wir, daß der Kardinal den Plan hatte, den König aus Paris zu entfernen. Er war nur deshalb nach der Schlacht bei Rhetel nach Paris zurückgekehrt, weil er nicht zweifelte, daß er alle seine Feinde gänzlich zu Boden werfen müsse, und da er diese Hofnung für jetzt scheitern sah, sann er auf andere Mittel. Wir erfuhren sogar, daß Beloi, welcher, ob er gleich zu Monsieurs Hause gehörte, doch dem Kardinal ergeben war, dem Hof ganz sicher folgen würde. Frau von Frenoi äußerte gegen Fremont, daß ihr Mann dieser Meinung sey, und dies nicht ohne Grund; sie verstellte sich gegen Fremont nicht, weil er ihr Geld lieh. Herr von Frenoi war zwar Anhänger von Madame und stand im Verständniß mit Beloi; aber dennoch hielten wir seine Frau diesmal nicht für unterrichtet.

Da man indessen über Monsieurs Denkungsart nie gänzliche Gewißheit haben konnte, und wir überdies überlegten, daß das Parlement sich für die Freiheit der Prinzen nun einmal verbindlich gemacht, und der erste Präsident sich selbst so laut dafür erklärt habe, daß von beiden kein Rückfall mehr zu befürchten war, so hielten wir es nicht mehr für gefährlich, daß Monsieur

ſieur ſich erklärte. Wenigſtens konnte die geringe Gefahr, welche dabei noch übrig bliebe, die Nothwendigkeit, Monſieur ſelbſt zu binden, nicht aufwiegen. Denn hatte Monſieur nur einmal öffentlich mit dem Kardinal gebrochen, ſo konnten wir ſehr gewiß ſeyn, daß, im Fall wenn der König Paris verließe, Monſieur ihm nicht folgen würde; geſchah dies aber noch zu der Zeit, da Monſieur noch gewiſſe Rückſichten beobachtete, ſo konnten wir uns nicht dafür bürgen.

Wir benutzten das unzeitige Zwiſchenſpiel, das, wie ich vorhin erwähnte, bei Gelegenheit eines königlichen Secretärs im Parlement vorgefallen war, um bei Monſieur die Beſorgniß rege zu machen: dies Beiſpiel könne den Hof belehren und ihm den Gedanken einflößen, bei dieſer Lage der Sachen, wo die Augenblicke koſtbar waren, und es oft nur einen Moment bedurfte, um die weiſeſten Entſchlüſſe zu vereiteln, ähnliche Störungen, wozu er immer tauſend Mittel in Händen habe, zu veranſtalten.

Zwei oder drei Tage giengen hin, Monſieur zu überreden, daß die Zeit der Verſtellung vorüber ſey. Er erkannte, er fühlte es wie wir; aber ſo lange den Unentſchloſſenen nur noch Eine Ausflucht ſich zu beſtimmen, übrig bleibt, folgen ſie niemals weder ihren Zwecken, noch ihrem Gefühl. Was er uns zur Entſchuldigung anführte, war, daß, wenn er ſich erkläre, der König Paris verlaſſen und wir auf dieſe Art den bürgerlichen Krieg bewirken würden. Wir erwiederten, daß er, als Generallieutenant des Staats, es leicht ſo einrichten könne, daß der König ſich nicht aus Paris entfernte, und daß die Königin bei ſeiner Minderjährigkeit die Sicherheit, welche man deshalb verlangen würde,

würde, nicht verweigern könnte. Monſieur zog die Schultern; er verſchob vom Morgen bis zum Mittag und von Mittag bis zum Abend.

Eine der größten Verlegenheiten in Umgange mit Prinzen iſt, daß man oft genöthigt wird, ihnen zu ihrem eigenen Beſten Rathſchläge zu geben, deren wahren Grund man ihnen verſchweigen muß. Hier war der Grund, welcher uns beſtimmte, kein anderer, als der Zweifel über ſeine Schwäche, oder vielmehr die Gewißheit derſelben, und gerade dieſen durften wir nicht anführen. Zum Glück für uns handelten wir gegen einen Mann, deſſen Unvorſichtigkeit die Schwäche deſſen, für welchen wir ſprachen, noch weit überwog. Gerade drei oder vier Tage, ehe die Königin auf die Vorſtellungen des Parlements antwortete, ſagte Mazarin Monſieur in Gegenwart der Königin, ſehr harte Dinge über ſein Vertrauen gegen mich. Am Tage der Antwort ſelbſt, welches der letzte Januar war, verſtärkte er noch dieſen Ton. Im Kabinet der Königin ſprach er gegen Monſieur von dem Parlement, Herrn von Beaufort und mir, wie von dem Unterparlement in London, von Fairfax und Cromwell. Er trieb es ſo weit, daß er ſich ſogar mit Anrufungen an den König wandte, und flößte Monſieur ein ſolches Schrecken ein, daß dieſer, als er in den Wagen ſtieg, in ſeiner Freude ſich glücklich prieß, den königlichen Pallaſt mit heiler Haut verlaſſen zu haben, und zu Joly, einem von ſeinen Anhängern ſagte, er würde ſich niemals wieder in die Hände dieſer wütenden Furie liefern. So nannte er die Königin, weil ſie die Reden des Kardinals noch in ein helleres Licht geſetzt hatte.

Joly war Einer von meinen Freunden, und hinterbrachte mir ſogleich dieſe Stimmung, die ich nicht erkal-

erkalten ließ. Herr von Beaufort und ich vereinigten uns, um ihn zu dem Entſchluß zu bringen, ſich morgen im Parlement zu erklären. Wir zeigten ihm, daß nach dem bereits Vorgefallenen, in der Mäßigung keine Sicherheit mehr für ihn zu erwarten ſey. Würde der König Paris verlaſſen, ſo würde ein bürgerlicher Krieg erfolgen, worin er wahrſcheinlich mit Paris allein daſtehen müßte, weil der Kardinal mit den Prinzen, die in ſeiner Gewalt wären, ſich ganz ſicher ſetzen würde. Er wiſſe, fuhren wir fort, am beſten, daß wir ihn eher zurückgehalten, als angetrieben hätten, ſo lange wir den Kardinal noch hinzuhalten geglaubt hätten; aber jetzt, da die Sache in ihrer Reife ſey, würden wir ihn betrügen, und unnütze Diener ſeyn, wenn wir ihm ſagen wollten, daß, wenn er ſich nicht entſchlöſſe, alles Vertrauen der prinzlichen Parthei, die ohnehin aus ſeiner Unthätigkeit Argwohn zu ſchöpfen anfinge, gänzlich aufzugeben, keine Zeit mehr zu verlieren ſey. Der Kardinal müſſe nothwendig der verblendetſte aller Menſchen ſeyn, daß er dieſen Zeitpunkt nicht ergriffen habe, um mit den Prinzen Vergleiche zu ſchließen, und ſich das Verdienſt ihrer Freiheit zuzueignen, worauf der Schein, dieſe Freiheit gefürchtet zu haben, auf den Herzog gefallen ſeyn würde. In dieſem Fall würde dann Alles, was die Frondeurs geſagt oder gethan hätten, für ein bloſſes Spiel gehalten werden. Wir ſetzten hinzu: es ſey kein Zweifel, daß der Hof im Begriff ſtehe, dieſe Parthei zu ergreifen; ſeine dem Parlement gegebene Antwort, wodurch er ihm die Freiheit der Prinzen verſprochen ſobald ihre Parthei entwaffnet ſeyn würde, ſey davon ein ſicheres Kennzeichen. Dieſe Antwort ſey zwar verfänglich, aber doch beſtimmt ſie nöthige dem Hof ohne einen Vorwand; weiter zu einer Verhandlung mit der prinzlichen Parthei zu geſtatten. Der Kardinal werde dieſe leicht und

künſtlich abzuwenden wiſſen, wenn Monſieur ſie nicht beſchleunige, oder er würde ſie gegen Monſieur ſelbſt richten, wenn Er ſich nur halb dafür verwenden wollte. Es würde für Se königliche Hoheit in gleichem Grade ſchimpflich und gefährlich ſeyn, entweder die Prinzen in ihren Feſſeln zu laſſen, nachdem er einmal ſich für ſie verwendet hätte, oder dem Kardinal die Mittel zu überlaſſen, ſich ihnen als den wahren Schöpfer ihrer Freiheit vorzuſtellen; und doch ſey nichts geringeres als dieſer beiden Uebel eines bei fernerem Verzug zu beſorgen. Die morgende Verſammlung würde, vielleicht darüber entſcheiden, weil dieſe Entſcheidung von der Art, wie das Parlement die Antwort der Königin aufnehmen würde, abhange. Doch ſey der Erfolg nicht ungewiß, ſobald Monſieur im Parlement erſcheinen und durch ſeine Gegenwart den Prinzen ihre Freiheit zuſichern, und ſich die Ehre davon zueignen wollte.

Wir hatten in dieſem Tone von acht Uhr bis nach Mitternacht mit Monſieur geſprochen, und Madame, welche auf unſere, durch den Vicomte von Autel *), Monſieurs Gardehauptmann, an ſie ergangene Nachricht gleichfalls herbeigekommen war, gab ſich unglaubliche Mühe ihn zu überreden. Als es ihr gleichwohl nicht gelang, ward ſie heftig, und ſprach ſogar mit Bitterkeit, was ſie, ihren Verſicherungen nach, nie gegen ihn gethan hatte. Auf ſeine etwas heftige Aeuſſerung, daß der Kardinal den König wegbringen würde, wenn er ſich im Palais gegen den Hof erklären würde,

*) Kerry Choiſeul, der dritte dieſes Namens, Vicomte von Autel, jüngerer Bruder des Marſchalls Herzog von Choiſeul, Marſchall du Pleſſis genannt.

würde, ſchrie ſie gleichfalls: Wer ſind Sie, mein Herr? ſind Sie nicht Generallieutenant des Staats? nicht Befehlshaber der Armee? nicht Herr des Volks, ich ſtehe dafür, daß ich allein ihn daran hindern will! Monſieur blieb unbeweglich, und Alles, was wir von ihm erhalten konnten, war, daß das, was wir von ihm im Parlement vorgetragen wünſchten, durch mich in ſeinem Namen und auf ſeinen Willen geſagt werden ſollte. Mit einem Wort, ſeine Abſicht war, daß ich den Erfolg einer Sache, die er für ſehr ungewiß hielt, auf meine Rechnung nehmen ſolle. Das Parlement, glaubte er, würde der Antwort der Königin nichts entgegen zu ſetzen haben, und er ſchloß ſo, daß wenn mein Vortrag Glück machen würde, er die Ehre und die Früchte deſſelben einärnten könnte, da hingegen, wenn das Parlement ſich mit der Antwort der Königin begnügte, er es in ſeiner Gewalt haben würde, meinen Vortrag auszulegen, das heißt, mich auf eine feine Art zu verleugnen.

So deutlich ich auch dieſe Abſicht durchſchaute, ſo wankte ich doch keinen Augenblick. Hier ſtand Alles auf dem Spiel, und ich bin noch jetzt überzeugt, daß, wenn ich ſeine Erklärung nicht, wie ich wirklich that, Tags darauf vorgetragen hätte, der Kardinal, den Prinzen ihre Freiheit noch ſehr lange vorenthalten haben würde, und daß am Ende eine Unterhandlung gegen Monſieur daraus geworden wäre. Madame fühlte, was ich für das gemeine Beſte wagte, und bemitleidete mich. Sie bot alles auf um Monſieur zu bewegen, daß er mir den Auftrag gäbe, die gegen den König gethane Aeußerung des Kardinals, das Unterparlement in London, Fairfax und Cromwel betreffend, im Parlement zu wiederholen. Dieſer in Monſieurs Namen abgeſtattete Bericht, müßte ihn, ihrer

Meinung nach, noch mehr verbindlich machen, und ſie hatte Recht. Und eben deshalb, wie ich glaube, verbot er mir es ausdrücklich. Für mich ein neuer Beweis, daß er den Ausgang abwarten wollte.

Ich war den Reſt der Nacht in Bewegung, um zu bewirken, daß das Parlement im Anfang der Sitzung gegen die Antwort der Königin eiferte. Dieſe wahrhaft blendende Antwort enthielt: daß die Königin aus einem Uebermaas von Güte auf die Bitten des Parlements, dem es eigentlich nicht zukäme, von dieſer Sache Notiz zu nehmen, Rückſicht haben, und den Prinzen die Freiheit geben wollte. Auch enthielt ſie mehr als ein Verſprechen, Alle die, welche die Waffen ergriffen hätten, zu begnadigen. Für dies Alles giengen nur einige kleine vorläufige Bedingungen voraus. Sie waren, daß Herr von Türenne die Waffen niederlegen, Frau von Longueville ihrem Vertrag mit Spanien entſagen und aus Stenoi und Mouzon die Beſatzung genommen werden ſollte. Dieſe Antwort war, wie ich ſeitdem erfahren, Mazarin von dem Siegelbewahrer eingegeben worden. Zuverläſſig hat dieſe Antwort den erſten Präſidenten ſo ſehr geblendet, daß er ſie am letzten Januar, welches der Tag war, an welchem er von dem im Palais royal Vorgegangenen, Bericht erſtattete, dem Parlement annehmlich zu machen gedachte, es iſt gewiß, daß der Marſchall von Grammont ſie wirklich für gut hielt, und ſie Monſieur in dieſem Licht vorgetragen hatte, daß er ſich für feſt überzeugt hielt, man könne ihr nicht einmal widerſprechen; gewiß endlich iſt, daß das Parlement an jenem eben angeführtem Tage, beinahe eben ſo blind, wie der erſte Präſident in die Schlinge gieng. Aber, es iſt nicht weniger zuverläſſig, daß den Tag darauf, es war Mittwochs den erſten Februar, Jedermann

von

von dieſer Verblendung zurückkam, und über ſich ſelbſt erſtaunte. Die Appellationsräthe äußerten es durch ein dumpfes Murmeln zuerſt. Man fragte hierauf den erſten Präſidenten, ob die Erklärung ausgefertigt ſey, und als dieſer antwortete, daß der Siegelbewahrer ein oder zwei Tage Zeit verlangt habe, um ſie aufzuſetzen, ſagte Viole, daß die dem Parlement ertheilte Antwort, nichts als eine der Geſellſchaft gelegte Schlinge ſey, um ſie hinzuhalten. Er fügte hinzu, daß der vorgeblich feſtgeſetzte und auf den zwölften Merz beſtimmte Zeitpunkt zur Salbung des Königs verfloſſen ſeyn würde, ehe man die Antwort der Frau von Longueville und des Herrn von Türenne erhalten könnte, und wenn der Hof einmal außerhalb Paris ſeyn würde, er des Parlements nur ſpotten würde.

Bei dieſer Rede war in den beiden Fronden ein Aufſtand, und als ich ſie genug erhitzt ſah, gab ich mit meiner Mütze ein Zeichen und ſagte: „Ich gäbe auf „Monſieurs Befehl der Geſellſchaft in ſeinem Namen „die Verſichrung, daß er ſich durch die Achtung für „ihre Meinungen in ſeinen natürlichen Geſinnungen „gegen ſeine Vettern beſtärkt gefühlt und beſchloſſen „habe, mit ihr zugleich an ihrer Freiheit zu arbeiten, „und Alles, was in ſeiner Macht ſtünde, dazu beizu„tragen". Die Wirkung dieſer dreißig oder vierzig Worte überſtieg allen Glauben und überraſchte mich ſelbſt. Die Vernünftigſten zeigten ſich ſo närriſch wie das Volk, und das Volk erſchien mir närriſcher als je. Das Freudengeſchrei gieng über alle Vorſtellung. Aber es bedurfte auch nicht weniger, um Monſieur zu beruhigen.

Er hatte die ganze Nacht Plane zur Welt gebracht, mit weit größern Schmerzen, ſagte mir Ma-

de, um den Genuß deſſelben im Lichte einer päbſtlichen Vergünſtigung zu zeigen, erklärte der Pabſt den ſicilianiſchen Fürſten zu ſeinem Legaten oder geiſtlichen Gewalthaber auf der Inſel Sicilien. Rogers Nachfolger fuhren fort, dieſes wichtige Recht unter dem Nahmen gebohrener Legaten des römiſchen Stuhls auszuüben, welches unter dem Nahmen der Sicilianiſchen Monarchie von allen nachherigen Regenten dieſer Inſel behauptet ward.

Roger der Zweyte, der Sohn des vorhergehenden war es, der die anſehnlichen Staaten Apulien und Calabrien ſeiner Grafſchaft Sicilien einverleibte, und ſich dadurch im Beſitz einer Macht erblickte, die ihm Kühnheit genug einflößte, ſich in Palermo die königliche Krone aufzuſetzen. Dazu war weiter nichts nöthig, als ſein eigener Entſchluß und eine hinlängliche Macht, ihn gegen jeden Widerſpruch zu behaupten. Aber derſelbe ſtaatskluge Aberglaube, der ſeinen Vater und Oheim geneigt gemacht hatte, die Anmaßung fremder Länder durch den Nahmen einer päbſtlichen Schenkung zu heiligen, bewog auch den Neffen und Sohn, ſeiner angemaßten Würde durch eben dieſe heiligende Hand die letzte Sanktion zu verſchaffen. Die Trennung, welche damals in der Kirche ausgebrochen war, begünſtigte

Rogers

dame, als ich je ein Kind gebohren habe. Ich traf ihn in der Galerie, in Begleitung von dreißig oder vierzig Räthen welche ihn mit Lobsprüchen überhäuften. Er zog die Einen nach den Andern bei Seite, und unterrichtete sich hier von Allem, um ja des Erfolgs recht gewiß zu seyn. Bei jeder neuen Bestätigung verminderte sich die gütige Behandlung, welche er diesen Morgen dem Herrn von Elbeuf bewiesen hatte um einen Grad. Dieser hatte sich, seit dem Pariser Frieden, dem Kardinal mit Leib und Seele ergeben, und bekleidete die Stelle eines seiner Unterhändler bei Monsieur.

Als er sich nun endlich von dem, seiner Erklärung geweihten Beifall vollkommen überzeugt hatte, umarmte er mich vor allen Anwesenden, fünf oder sechsmal, und als le Tellier ihn von Seiten der Königin fragte, ob er sich zu dem bekenne, was ich im Parlement gesagt, antwortete er: Ja, ich bekenne mich dazu, und ich werde stets alles gut heißen, was er in meinem Namen sagen oder thun wird. Daß Monsieur, nach einer so wichtigen Erklärung, wie diese, noch Schwierigkeiten machen würde, die nöthige Vorsicht zu gebrauchen, damit der König nicht vom Kardinal entführt werden möchte, glaubten wir nicht. Madame schlug ihm vor, unter dem Vorwand eines Volksaufruhrs die Thore der Stadt bewachen zu lassen. Aber es stand nicht in ihrer Macht, ihn dazu zu bewegen. Er machte sich, sagte er, ein Gewissen daraus, seinen König gefangen zu halten.

Als auch die Mitglieder der prinzlichen Partei deshalb in ihn drangen, und ihm vorstellten, daß die Freiheit der Prinzen davon abhienge, sagte er zu ihnen: Er wolle etwas thun, was alles Mistrauen, welches

sie

ſie in ihn zu ſetzen ſchienen, gänzlich aufheben ſollte. Er ließ den Siegelbewahrer, den Marſchall von Villeroi und le Tellier auf der Stelle zu ſich holen und befahl ihnen, der Königin zu ſagen, daß er den königlichen Pallaſt nie wieder betreten wolle, ſo lang der Kardinal dort ſey, und daß er mit einem Mann, der den Staat ins Verderben ſtürze, nicht länger umgehen könne. Ich trage Ihnen, fuhr er fort, und wandte ſich zum Marſchall von Villeroi, die Sorge für die Perſon des Königs auf, Sie werden mir dafür haften.

Ich erfuhr dieſe ſchöne That eine Viertelſtunde darauf, und war äuſſerſt darüber aufgebracht, weil ich ſie für das ſicherſte Mittel hielt, den König aus Paris zu entfernen; und dies war das Einzige, was wir zu fürchten hatten. Was den Kardinal bewogen hat, nach dieſem Ausbruch noch zu bleiben, habe ich nie erfahren können. Nothwendig muß ihm damals der Kopf ganz verdreht geweſen ſeyn. Hierin ſtimmte mir auch Servien bey, den ich in der Folge um Aufſchluß bat. Er ſagte mir, daß der Kardinal dieſe zwölf oder vierzehn Tage über kein Menſch mehr geweſen ſey. Dieſer Auftritt im orleaniſchen Palais gieng am zweiten Februar vor.

Am dritten gab es im Parlement eine zweite Scene. Monſieur beobachtete gegen Mazarin keine Rückſichten mehr, und beſchloß ihn perſönlich aufs äuſſerſte zu bringen, und wo möglich wegzujagen. Er befahl mir, der Geſellſchaft von ſeiner Seite und in ſeinem Namen des Kardinals, zwiſchen dem Parlement und dem Unterhaus in London, ferner zwiſchen einigen Privat-Perſonen und Fairfax und Cromwel gezogne Paralelle, zu berichten. Ich führte dies als den

den Grund von Monsieurs gestern bewiesener Heftigkeit an, und suchte es mit allen Farben zu verschönern.

Niemals, ich kann dies ohne Uebertreibung sagen, sind an irgend einem Ort in der Welt die Gemüther mehr in Flammen gerathen. Mehrere verlangten, daß gegen den Kardinal eine persönliche Citation decretirt werden sollte, andere, daß man ihn auf der Stelle vorladen müsse, um von seiner Staatsverwaltung Rechnung abzulegen. Die gelindesten schlugen vor, seine Entfernung durch Vorstellungen von der Königin zu erlangen.

Wie dieser Donnerschlag im königlichen Pallast wirkte, können Sie sich denken. Die Königin ließ Monsieur bitten, daß sie den Herrn Kardinal zu ihm führen dürfe. Seine Antwort war: er besorge, er möchte bei ihm nicht sicher seyn. Sie erbot sich allein in den Pallast von Orleans zu kommen; er lehnte es mit Ehrerbietung ab, aber er lehnte es doch ab. Nach einer Stunde ließ er den Marschällen von Frankreich verbieten keine andern Befehle als die Seinigen, als Generallieutenant des Staats, anzuerkennen, und dem Prevot der Kaufleute befahl er, nur auf sein Wort die Waffen ergreifen zu lassen.

Ganz sicher werden Sie erstaunen, daß man sich nach diesem Schritt nicht der Thore von Paris zu versichern gedachte. Aber vergebens verdoppelte Madame, welche vor Furcht wegen der Entfernung des Königs zitterte, täglich ihre Bemühungen; sie dienten nur zum Beweis, daß ein natürlich schwacher Mensch nie eigentlich stark seyn kann.

Den

Den 4ten kam Monſieur ins Palais und verſicherte das Parlement: daß er im vollkommenſten Einverſtändniß mit ihnen für das Beſte des Staats die Freiheit der Prinzen und an der Entfernung des Kardinals arbeiten wolle. Er hatte kaum aufgehört zu ſprechen, als die Gens du Roi hereintraten und meldeten: daß der Großceremonienmeiſter, Herr von Rhodes, einen Lettre de Cachet vom König zu überreichen verlange. Monſieur ſagte, daß man, ſeiner Meinung nach, bei einer Minderjährigkeit, den König nicht ans Parlement ſchreiben laſſen könnte, ohne ihn, als Generallieutenant des Staats mit dazu gezogen zu haben. Dieſes machte die Geſellſchaft unſchlüſſig, ob ſie Gehör geſtatten wolle. Da er aber hinzuſetzte: er wäre dafür den Brief anzunehmen, ſo erhielt Herr von Rhodes Zutritt.

Der Brief ward geleſen; er enthielt den Befehl, daß die Verſammlung auseinander gehen, und ſo viele Deputirte als möglich, in den königlichen Pallaſt kommen ſollten, um dort den Willen des Königs zu vernehmen. Es ward beſchloſſen, daß dem Befehl zu Folge ſogleich Deputirte abgeſandt werden ſollten; die Geſellſchaft aber ſolle nicht auseinander gehen, ſondern die Rückkunft der Deputirten in der groſſen Kammer erwarten. Eben als ſie aufgeſtanden, um ans Feuer zu gehen, erhielt ich ein Billet von Frau von Lesdiguires. Sie meldete mir: daß das Stück, welches man zu ſpielen gedenke, geſtern zwiſchen Servien, dem Siegelbewahrer und dem erſten Präſidenten verabredet worden war, und daß dieſes Stück, deſſen nähere Umſtände ſie noch nicht entdecken können, gegen mich gerichtet ſey. Ich theilte Monſieur die eben erhaltene Nachricht mit, und er antwortete mir, daß er in Rückſicht des erſten Präſidenten keinen Augenblick daran zweifle,

weil dieſer die Freiheit der Prinzen nun einmal durch den Hof zu erhalten wünſchte. Aber, ſetzte er hinzu, wenn der alte Pantalon (ſo nannte er den Siegelbewahrer, weil er beſtändig eine ſehr kurze Jacke und kleinen Hut trug) dieſes zugleich tollen und treuloſen Streichs fähig wäre, ſo verdiente er, Mazarin gegenüber, aufgehangen zu werden. Er verdiente dies alſo; denn er war würklich der Autor von der Comödie, die ich Ihnen beſchreiben will.

Als die Deputirten im königlichen Pallaſt angekommen waren, richtete der erſte Präſident ſeinen Vortrag an die Königin. Das Parlement, ſagte er, ſehe mit inniger Betrübniß, wie ungeachtet des Verſprechens, welche Ihre Majeſtät für die Freiheit der Prinzen bewilligt hätten, die Deklaration noch nicht erſchienen ſey, welche das ganze Publikum von ihrer Güte und ihrer Zuſage erwarte. Hierauf antwortete die Königin, daß der Marſchall von Grammont bereits abgereist ſey, um das Gefängniß der Prinzen jedoch mit der für den Staat nöthigen Sicherheit zu öffnen. (Von dieſer Reiſe werde ich Ihnen bald mehr ſagen.) Doch ſey dies jetzt nicht der Grund, warum Sie ſie habe fordern laſſen, ſondern es betreffe hier etwas anders was ihnen der Siegelbewahrer vortragen werde. Dieſer that als wollte er ſich darüber erklären, aber er redete unter dem Vorwand eines heftigen Schnupfens ſo leiſe, daß niemand ihn verſtand. Er that dies, wie ich feſt glaube, blos um Gelegenheit zu haben, das blutige Manifeſt gegen mich ſchriftlich zu geben. Herr von Pleſſis hatte Mühe es zu leſen; aber die Königin half ihm ein, und ſagte von Zeit zu Zeit, was auf dem Papier ſtand. Folgendes war der Inhalt: Alle von den Koadjutor im Parlement abgeſtatteten Berichte ſind falſch und von ſeiner eignen Erfindung.

Er

Er hat ſie erlogen (dies war das einzige Wort, welches die Königin dem Aufſatz noch mündlich zufügte). Er iſt ein ſchlimmer, gefährlicher Kopf, welcher auch Monſieur verderbliche Rathſchläge giebt. Weil man ihm den Kardinalshut verweigert hat, will er den Staat ins Verderben ſtürzen, und hat ſich öffentlich gerühmt, daß er an allen vier Enden des Königreichs Feuer anzünden, und ſich mit hunderttauſend Mann in der Nähe halten wollte, um jeden, der zur Löſchung deſſelben herbei eilen würde, den Hals zu brechen.“ Dieſer Ausdruck war etwas ſtark und ich verſichre Ihnen, daß ich nie etwas ähnliches geſagt habe. Er war indeſſen dem Zweck, das Gewitter von Mazarins Haupt hinweg, auf das meinige abzuleiten und es ſo ſchwer als möglich zu machen, vollkommen angemeſſen. Das Parlement war jetzt verſammelt, um vortheilhafte Beſchlüſſe für die Prinzen zu ertheilen. Monſieur hatte ſich in der großen Kammer perſönlich gegen Mazarin erklärt, und man glaubte, daß hier nur durch überraſchende Neuheit eine Diverſion möglich ſey. Und welche konnte größer ſeyn als die, den Koadjutor in gewiſſer Rückſicht als Verbrecher darzuſtellen und ihn jedem beiſſenden Spott Preis zu geben, den irgend der geringſte aus der Geſellſchaft ſich gegen ihm erlauben wollte? Und dies alles war eingeleitet auf eine Art, welche dem Parlement keine Klage über die Form verſtattete. Es war vielmehr nichts vergeſſen, was den Angriff ehrwürdig machen und die Vertheidigung ſchwächen konnte. Die Schrift war von vier Staats-Secretärs unterzeichnet; um alles was ich wahrſcheinlich zu meiner Rechtfertigung ſagen würde, deſto gewiſſer vereiteln zu können, ließ man den Grafen von Brienne den Deputirten auf dem Fuße nachfolgen. Er hatte den Auftrag, Monſieur zu bitten, daß er zur Königin kommen möchte, um ſich über das wenige, was noch zur Endigung

digung der Angelegenheit der Prinzen übrig ſey, zu berathſchlagen.

Die Folgen werden Ihnen zeigen, daß kein andrer als der Siegelbewahrer der Erfinder dieſes Mittels war. Er hatte zwei Abſichten dabei. Zuerſt ſollte er die Stimmenſammlung des Parlements, welche gerade auf die Freiheit der Prinzen gehen mußte, noch durch neue Zwiſchenfälle weiter hinaus ſchieben, und zweitens wünſchte er, daß ſich der Hof ſo laut gegen meine Kardinalswürde erklären möchte, damit man ſelbſt die Würde des königlichen Worts in die Verweigerung derſelben verflochten fände. Dies war das Intereſſe, welches den Siegelbewahrer dabei leitete.

Auf der andern Seite ward Servien von dem erſten Präſidenten mit offnen Armen empfangen, als er mit dieſem Vorſchlag zu ihm kam. Der erſte Präſident wünſchte nicht, daß der Prinz ſich, wenn er das Gefängniß verließ, mit Monſieur und den Frondeurs vereinigt finden möchte. Er ſuchte daher nur eine Gelegenheit, um ihre Freiheit, die er auf jede Weiſe für geſichert hielt, ſo lange aufzuſchieben, bis die Lage der Sachen ſich ſo weit verändert haben würde, daß der Prinz ihnen wenigſtens nicht ſo offenbar und vollſtändig verbunden ſeyn müßte, wie in dieſem Fall.

Menardeau, dem dieſer Plan gleichfalls mitgetheilt wurde, hoffte für ſich und den Hof noch weit mehr davon; denn er verſprach, wie ich ſeitdem von Herrn von Lionne erfahren, mit dem Votum hervor zu treten, daß man auf eine ſo authentiſche Klage dem General-Procurator Auftrag geben ſollte, mich zu verhören. Dies meinte er, würde von großem Nutzen ſeyn, weil der Koadjutor durch dieſe Procedur für

ſchul-

ſchuldig erklärt, und dadurch in üblen Ruf gebracht, das Spiel in Rückſicht des Kardinals aber verändert werden würde.

Zwiſchen eilf und zwölf Uhr kamen die Deputirten ins Parlement zurück. Monſieur hatte, damit die Deliberation noch dieſen Tag geendigt werden könnte, nur im Nebenzimmer etwas gegeſſen. Der erſte Präſident fieng ſeinen Bericht abſichtlich mit der Vorleſung der gegen mich gerichteten Schrift an. Er glaubte, auf dieſe Art die Gemüther am meiſten zu überraſchen. Und es glückte ihm, wenigſtens in dieſer Rückſicht, vollkommen.

Auf allen Geſichtern mahlte ſich die höchſte Ueberraſchung. Ob ich gleich unterrichtet war, ſo war ich es doch nicht genau, und ich geſtehe, daß dieſe Form der Maſchinerie mir nicht in den Sinn gekommen war. Ich hatte ſie kaum erblickt, als ich auch die Folgen davon erkannte und fühlte. Ich fühlte dies noch lebhafter, als der erſte Präſident ſich ganz kalt auf die linke Seite wandte, und ich ihn fragen hörte: Ihre Meinung, Herr Dechant? Nun zweifelte ich nicht mehr, daß alles in Richtigkeit ſey, und wäre bald vollkommen überzeugt worden, wenn nicht Menardeau, welcher den Laufgraben eröffnen ſollte, ſich vor einer Ladung aus dem Saal gefürchtet hätte. Er hatte hier beim Eintritt eine ſo große Menge Volks gefunden, ſo viele Aufrufungen an die Fronde und Verwünſchungen gegen Mazarin gehört, daß er es nicht wagte, Sturm zu laufen, und ſich damit begnügte, die Trennung im Staate und vorzüglich die des königlichen Hauſes pathetiſch zu beweinen. — Welcher Meinung die Räthe der großen Kammer waren, weiß ich Ihnen nicht zu ſagen; ich glaube, daß ſie es ſelbſt nicht hätten

ſagen

ſagen können, wenn man ſie nicht beim Schluß ihrer Reden dazu gedrungen hätte. Der eine meinte, daß man auf vierzig Stunden öffentliche Gebete anordnen, ein andrer, daß Monſieur gebeten werden ſollte, für das gemeine Beſte Sorge zu tragen. Der gute Brouſſel vergaß es ganz, daß die Verſammlung die Angelegenheit der Prinzen zum Zweck hatte und ſprach im Allgemeinen gegen die Unordnungen des Staats. Dies war jedoch nicht nach meinem Geſchmack; denn ich wußte ſehr gut, daß, wenn die Deliberation nicht weiter gienge, ſie immer wieder auf etwas mir unangenehmes verfallen könne. Mein Platz, um zu ſtimmen, war gerade zwiſchen der großen Kammer. Ich hatte folglich Zeit, über das was ich zu thun hätte, nachzudenken. Ich beſchloß jene Schrift als eine von dem Kardinal gegen mich verfertigte Satyre und Schmähſchrift zu behandeln, die Einbildungskraft der Zuhörer durch irgend eine kurze aber treffende Wendung wieder zu wecken, und dann die Deliberation auf ihren wahren Gegenſtand zurückzuführen. Da mein Gedächtniß mir keine zu dieſem Endzweck ſchickliche Stelle aus den Alten darbieten wollte, ſetzte ich mir aus dem reinſten Latein, welches ich in meiner Gewalt hatte, eine Stelle zuſammen, und faßte meinen Vortrag in folgende Ausdrücke.

„Wenn Achtung für die Herrn, welche vor mir „geſtimmt haben, mir nicht den Mund verſchlöſſe; ſo „würde ich mich der Klage nicht enthalten können, daß „ſie die Unwürdigkeit dieſes in dieſer Verſammlung, „allen Formen zuwider, eben vorgeleſenen Geſchwätzes „nicht gerügt haben. Man ſieht, daß es in den nem„lichen Ausdrücken abgefaßt iſt, die einſt den geheilig„ten Namen des Königs entehrt haben, um Zeugen „durch ein Brevet gegen mich aufzumuntern. Doch,

„ich

„ich denke, daß ſie dieſe Schmähſchrift die nichts als „ein Ausfall von der Wut des Herrn Kardinal Maza„rin iſt, zu ſehr unter ihrer und meiner Würde geach„tet haben. Um dieſem Beiſpiel zu folgen, meine „Herrn, will auch ich durch nichts als eine Stelle aus „einem Alten, die mir eben einfällt, darauf antworten. „In ſchlimmen Zeiten habe ich die Stadt „nicht verlaſſen; in guten habe ich keinen „Privat-Vortheil dabei beabſichtigt und „in hofnungsloſen nichts gefürchtet. Ich „bitte die Geſellſchaft wegen der Freiheit durch dieſe „wenigen Worte von den Gegenſtand der Deliberation „abgewichen zu ſeyn, um Verzeihung. Meine Mei„nung iſt, daß wir dem König demüthige Vorſtel„lungen thun und ihn inſtändig bitten, unverzüglich „einen Lettre de cachet für die Freiheit der Prinzen „und eine ihnen günſtige Erklärung auszufertigen, „und von Seiner Perſon und Seinem Rath den „Kardinal Mazarin zu entfernen. Auch, meine „Herrn, müßte, meiner Meinung nach die Geſellſchaft „noch heut beſchließen, ſich Montags wieder zu ver„ſammeln um die Antwort zu empfangen, welche Se „Majeſtät den Deputirten zu ertheilen geruhen wer„den.“

Die Frondeurs gaben dieſem Vortrag Beifall; die Parthei der Prinzen fand in ihr den einzigen Weg zu ihrer Freiheit; es ward mit vieler Wärme geſtimmt und meine Meinung gieng einſtimmig durch. Wenigſtens kann ich verſichren, daß nicht drei Stimmen dawider waren.

Man ſuchte lange nach meiner Stelle, welche im Latein eine ganz andre Anmuth und ſelbſt weit mehr Stärke hatte als im Franzöſiſchen.

Der

Rogers Absichten. Er verpflichtete sich den Pabst Anaclet, indem er die Rechtmäßigkeit seiner Wahl anerkannte und mit seinem Degen zu behaupten bereit war. Für diese Gefälligkeit bestätigte ihm der dankbare Prälat die königliche Würde und ertheilte ihm die Belehnung über Kapua und Neapel, die letzten griechischen Lehen auf italienischem Boden, welche Roger Anstalten machte, zu seinem Reich zu schlagen. Aber er konnte sich den Einen Pabst nicht verpflichten, ohne sich in dem andern einen unversöhnlichen Feind zu erwecken. Auf seinem Haupte versammelt sich also jetzt der Segen des Einen Pabstes und der Fluch des andern; welcher von beyden Früchte tragen sollte — beruhte wahrscheinlich auf der Güte seines Degens.

Der neue König von Sicilien hatte auch seine ganze Klugheit und Thätigkeit nöthig, um dem Sturm zu begegnen, der sich in den Abend- und Morgenländern wider ihn zusammenzog. Nicht weniger als vier feindliche Mächte, unter denen einzeln genommen keine zu verachten war, hatten sich zu seinem Untergang vereinigt. Die Republik Venedig, welche schon ehmals wider Robert Guiscard Flotten in See geschickt und geholfen hatte, die Griechischen Staaten gegen diesen Eroberer zu vertheidigen, waffnete sich aufs neue gegen seinen Neffen, dessen furchtbare Seemacht

ihr

Der erſte Präſident, dem nie etwas zu auffallend war, ſprach von der Nothwendigkeit, den Kardinal zu entfernen, nach aller Kraft des Beſchluſſes und mit ſo viel Nachdruck, als wenn er ſelbſt dieſen Vorſchlag gemacht hatte. Aber er that es auf eine ſo feine, geſchickte Weiſe, daß er in dieſer Entfernung ſelbſt einen Bewegungsgrund für Monſieur zu finden wuſte, der Königin die durch Herrn von Brienne verlangte Zuſammenkunft zu gewähren. Er fuhr fort, als Monſieur ſich damit entſchuldigte, daß dort wenig Sicherheit für ihn ſey, inſtändig und ſogar mit Thränen zu bitten; und als er ihn endlich etwas erſchüttert ſah, ließ er die Gens du Roi hereinkommen.

Hier that der General-Advocat Talon das ſchönſte, was je in dieſer Art geſchehen iſt. Nie hab ich eine größere Beredſamkeit gehört oder geleſen; er begleitete ſeine Worte mit Allem, was ihren Nachdruck vermehren konnte. Er flehte die Manen Heinrichs des Groſſen an und empfahl mit gebogenem Knie ganz Frankreich dem Schutz des heiligen Ludwigs. Vielleicht denken Sie jetzt, daß Ihnen dies Schauſpiel lächerlich geweſen ſeyn würde, aber ich ſtehe Ihnen dafür, daß Sie eben ſo bewegt geweſen ſeyn würden, wie die ganze Verſammlung es war. Die Rührung war ſo ſtark, daß ſelbſt das Geſchrei der Appellationsräthe darüber ſchwächer wurde. Der erſte Präſident bemerkte es wie ich, und that, um die Gelegenheit zu nützen, Monſieur den Vorſchlag, die Stimmen der Geſellſchaft zu ſammeln. Ich erinnere mich, daß Barillon Ihnen einſt dieſe Scene ſchilderte.

Als ich Monſieurs Erſchütterung ſah, und ihn ſogar ſagen hörte, daß er alles thun würde, was das Parlement ihm rathe, nahm ich das Wort und ſagte: Der Rath, welchen Monſieur verlange, ſey nicht: Ob

er

er in den königlichen Pallaſt gehen ſollte oder nicht; denn hierüber habe er ſich ſchon mehr als zwanzig mal erklärt. Er verlange vielmehr den Rath der Geſellſchaft über die Art, wie er ſich bei der Königin am beſten entſchuldigen ſollte. Monſieur verſtand mich vollkommen; er begriff, daß er zu weit gegangen ſey, und beſtätigte meine Auslegung. Brienne wurde hierauf mit der Antwort zurückgeſchickt, daß Monſieur, ſobald die Prinzen in Freiheit, und Mazarin von der Perſon des Königs und aus ſeinem Rath entfernt ſeyn würde, der Königin ſeine demüthigſten Huldigungen perſönlich bezeigen würde.

Es iſt wahr, daß wir wirklich, wenn Monſieur ins Palais royal gegangen wäre, einen Schritt der Verzweiflung von der Königin und Mazarins befürchteten, hätten wir aber nur dieſen Grund gehabt, ſo hätten ſich dagegen wohl Sicherheits-Maasregeln finden laſſen. Allein was wir weit mehr fürchteten, war ſeine Schwäche; und wir hatten dazu um ſo vielmehr Urſache, da, wie wir wohl wußten, der Kardinal keinen andern Grund hatte, die Freiheit der Prinzen zu verzögern, als die Hoffnung daß die Königin Monſieur wieder gewinnen werde. Deswegen hatte er auch den Marſchall von Grammont und Lionne nach Havre de Grace reiſen laſſen, als ſollten ſie dort mit den Prinzen die nöthigen Verabredungen für ihre Freiheit nehmen.

Monſieur hielt die Sache auch wirklich dadurch für ſo weit gebracht, daß er ſich bewegen ließ, ſeinen erſten Secretär Goulas mitreiſen zu laſſen. Er verſprach dies dem Marſchall von Grammont am ersten des Monats, und am zweiten früh, als ich ihm die Folge davon zeigte, that es ihm leid. Das

Parlement konnte nemlich jetzt glauben, der Kardinal sey aufrichtig geneigt, den Prinzen ihre Freiheit zu geben. Der Erfolg zeigte, daß meine Muthmaßungen richtig gewesen waren.

Der Marschall von Grammont, der nach Havre abgereist war, und im Luxemburg öffentlich gesagt hatte, die Prinzen hätten ihre Freiheit erhalten und zwar ohne die Frondeurs, hatte nur das Vergnügen, Ihnen einen Besuch gemacht zu haben. Er war ohne Instruction abgereist, und man versprach sie ihm nachzuschicken. Aber kaum sah man, daß Monsieur dem Netz entgangen war, so machte man andere Plane, und der arme Marschall von Grammont spielte mit den besten Absichten von der Welt eine der lächerlichsten Rollen, welche ein Mann von seinem Stand je spielen kann.

Ich will Ihnen bald durch eine überzeugende Probe beweisen, daß alle Handlungen, oder vielmehr alle Versicherungen, durch welche der Kardinal seit einiger Zeit seine Bereitwilligkeit zur Befreiung der Prinzen zu beweisen dachte, einzig den Zweck hatten, Monsieur unter dem Vorwand der Vereinigung mit der Königin von der Prinzen Interesse abzuziehen.

Ich habe Ihnen bereits erzählt: daß dieser große Auftritt wo auf die Entfernung des Kardinals gedrungen wurde und Herr von Brienne abschlägliche Antwort erhielt, am vierten Februar vorgieng; es blieb nicht bei diesem allein. Der alte ehrliche Beauville, der Marquis von Sourdis, der Graf von Fiesque, Bethune und Montresor setzten sich in den Kopf eine Versammlung des Adels zu Wiederherstellung ihrer Privilegien zu errichten. Ich setzte mich bei Monsieur stark dagegen, weil ich überzeugt war, daß in einer Faction

nichts

nichts gefährlicher ſey, als ohne Noth etwas hinein zu miſchen, was den Anſchein davon hat. Ich habe dies mehr als einmal erfahren, und alle Umſtände hätten in dieſem Fall davon abrathen ſollen. Hatten wir nicht Monſieur, das Parlement, das Stadthaus für uns? Dieſe zuſammen ſchienen den gröſſern Theil des Staats auszumachen; alles, was keine rechtmäßige Verſammlung war, nahm uns dieſen Schein.

Ich muſte ihrem Verlangen nachgeben; doch that ich es mehr um der Phantaſie des Anneri, gegen den ich, wie ſie bereits wiſſen, Verbindlichkeiten hatte, zu ſchonen. Dieſer war Sekretär jener Aſſemblee. Noch weit mehr, als ſonſt, machte ihn ſeine Anhänglichkeit an ſie zum Fanatiker. Die im Hotel von Vieuville gehaltne Verſammlung verbreitete im königlichen Pallaſt ein ſolches Schrecken, daß man ſechs Compagnien von der Garde aufſetzen ließ. Monſieur war darüber böſe, und ließ dem Infanterie-Obriſten Herrn von Epernon und dem Obriſten der Schweizer, Herrn von Schomberg, als Generallieutenant des Staats befehlen, daß ſie keine andern Befehle als von ihm annehmen ſollten. Sie antworteten ehrerbietig, aber als Leute, welche der Königin ergeben waren.

Am 5ten ward die Verſammlung des Adels bei Herrn von Nemours gehalten.

Als am 6ten die Kammern verſammelt waren, und Monſieur ſeine Stelle im Parlement eingenommen hatte, traten die Gens du Roi herein, und ſagten der Geſellſchaft, daß die Königin auf ihre Bitte, den Vorſtellungen Gehör zu geben, geantwortet habe: ſie wünſche die Befreiung der Prinzen mehr als irgend jemand; aber es ſey nöthig, den Staat dabei ſicher zu

ſtellen. Was den Herrn Kardinal betreffe, ſo werde ſie ihn ſo lange in ihrem Rath behalten, als ſie es zum Dienſt des Königs für zuträglich halten würde, und es komme dem Parlement nicht zu, über Ihre Miniſter ſich etwas heraus zu nehmen.

Der erſte Präſident mußte hier alle erdenkliche Vorwürfe erdulden, weil er nicht dringender gebeten hätte. Man wollte ihn nöthigen, Audienz für den Nachmittag zu verlangen, und der längſte Aufſchub, den er erhalten konnte, war bis zum folgenden Tag.

Monſieur ſagte, daß die Marſchälle von Frankreich von dem Kardinal abhängig wären, und es wurde ſogleich ein Beſchluß gegeben, der den Befehl an ſie enthielt, Monſieur Gehorſam zu leiſten.

Als ich des Abends zu Hauſe war, kamen die Herrn von Guimené und Bethune zu mir, und erzählten: daß der Kardinal ſich geflüchtet und Paris verkleidet verlaſſen habe, und daß im königlichen Pallaſt eine fürchterliche Beſtürzung herrſche. Ich wollte bei dieſer Nachricht ſogleich in den Wagen ſteigen, und Monſieur aufſuchen; aber ſie baten mich mit ihnen in ein kleines Kabinet zu gehen, wo ſie mit mir ganz ungeſtört ſprechen könnten. Ihr Geheimniß beſtand darin, daß Chandenier, der wachhabende Gardehauptmann, im Wagen des Prinzen von Guimené da ſey und gerne ein Wort mit mir ſprechen, aber von keinem meiner Bedienten geſehen ſeyn wolle.

Ich hatte die beiden Herrn immer als nicht ſehr weiſe gekannt, aber ich hielt ſie für völlig verrückt und zum Tollhaus reif, als ſie mir Chardenier nannten. Ich hatte ihn ſeit den Schuljahren und noch dazu ſeit den erſten Schuljahren, wo wir beide neun oder zehn

Jahre

Jahre alt waren, nicht geſehen. Wir hatten uns nie Beſuche gemacht. Er war ein eifriger Anhänger des Kardinals Richelieu, deſſen Haus ich immer gemieden hatte. Er war Gardehauptmann; ich hatte meinen Poſten in der Fronde. Und gerade an dem Tage, wo die Fronde dem König ſeinen erſten Miniſter mit Gewalt verdrängte, ſehe ich ihn an meiner Thüre, in meinem Zimmer.

Seine erſte Frage war, ob ich nicht ein Diener des Königs ſey? Ich geſtehe Ihnen, daß mir ohne das Bewußtſeyn, eine tüchtige Wache in meinem Hof, und eine beträchtliche Anzahl ſehr beherzter und treuer Leute in meinem Vorzimmer zu haben, wohl bange geworden wäre. Aber kaum hatte ich Chandenier geantwortet: daß ich dem König ſo ergeben ſey, als er, ſo ſprang er an meinen Hals und ſagte: und ich bin des Königs ſo wie Sie; aber auch ſo wie Sie gegen Mazarin. Durch Kabale, das verſteht ſich, ſetzte er hinzu, denn auf dem Poſten, den ich bekleide, möchte ich ihm auf keine andere Weiſe ſchaden. Hierauf bat er mich um meine Freundſchaft, vertraute mir, daß er gar nicht ſo ſchlecht bei der Königin ſtünde, als man glaubte und ſagte: daß er auf ſeinem Poſten wohl Augenblicke finden würde, wo er dem Sicilianer tüchtige Stöße verſetzen könnte. Er wiederholte ſeinen Beſuch zum zweitenmal in der nemlichen Geſellſchaft zwiſchen zwölf und ein Uhr, und kam zum drittenmal mit dem Grand-Prevot. Dieſer that dieſen Schritt, meiner Meinung nach, mit Bewilligung des Hofs, ob er gleich ſeit geraumer Zeit ſich für meinen Freund bekannte. Die Königin ward von dieſem allem unterrichtet, und von welcher Seite ihr auch dieſe Nachricht gekommen war, ſo iſt doch gewiß, daß ſie es war. Es iſt nicht weniger gewiß, daß ſie es nothwendig ſeyn

mußte. Der Prinz von Guimene und Bekhume waren, was Verſchwiegenheit betrifft, die gewiſſenloſeſten Menſchen im ganzen Reich. Ich ſagte dies, in ihrer Gegenwart, dem Chandenier ſogleich bei dem erſten Beſuch. Er erhielt den Befehl ſich nach Poitou, wo er einheimiſch war, zurück zu ziehen; dies war alles, was unter uns vorgegangen iſt. Was es jedoch für weitre Folgen hatte, ſollen Sie zu ſeiner Zeit erfahren.

Sobald mich Chandenier verlaſſen hatte, eilte ich zu Monſieur. Ich fand ihn von Hofleuten umringt, die über den Sieg frohlockten.

Monſieur ſah mich nicht ſo zufrieden als er wünſchte, und ſagte: Er wette, ich befürchte, der König möchte weggehen. Ich geſtand es ihm zu und er ſpottete meiner Beſorgniß. Hätte der Kardinal dieſen Plan gehabt, verſicherte er mich, ſo würde er ihn unfehlbar jetzt ausgeführt und den König mit ſich genommen haben. Hierauf erwiederte ich: daß der Kardinal dem Anſchein nach ſeit einiger Zeit den Kopf ganz verloren habe, und daß es auf jeden Fall gut ſey, ein wachſames Auge darauf zu haben, weil bei ſolchen Menſchen immer verdrüßliche Zufälle zu fürchten wären. Aber alles, was ich von Monſieur erhalten konnte, war, daß ich zu Chamboy, der mein guter Freund war und die Gensdarmencompagnie des Herrn von Longueville commandirte, wie aus eignem Antrieb ſagen dürfte: er möchte, ganz im Stillen, einige Patrouillen in dem Viertel des Palais royal ausſtellen. Dieſer Chamboy hatte, im Einverſtändniß mit mir, ſeit ich mit den Prinzen in Unterhandlung ſtand, unvermerkt 50 bis 60 Mann von ſeinen Gensdarmen nach Paris gebracht. Ich wollte Chamboy aufſuchen laſſen, als mich Monſieur zurückrief und mir ausdrücklich verbot, dieſe Patrouil-

trouillen zu veranſtalten. Seine Vorurtheile über dieſen Punkt waren unbegreiflich; und es iſt nicht die einzige Gelegenheit die mir die Bemerkung beſtätigte, daß die meiſten Menſchen nur durch ihre Bedenklichkeiten, kleine Uebel zu begehen, zu den größern verleitet werden. Monſieur fürchtete nichts ſo ſehr als den bürgerlichen Krieg. Dieſer war unvermeidlich, ſobald der König weggegangen wäre; und doch machte er ſich den bloßen Gedanken, Ihm daran hinderlich zu ſeyn, zum Verbrechen.

Es wurde viel über die heimliche Flucht des Kardinals geſprochen und jeder wollte davon die Triebfedern nach ſeiner Weiſe entdecken. Nach meiner Ueberzeugung war Furcht der einzige Grund und dieſer verhinderte ihn ſogar ſich ſo viel Zeit zu laſſen, als nöthig war, um den König und die Königin wegzubringen. Daß es nicht an ihm lag, wenn ſie nicht bald hernach Paris verließen, werden ſie in der Folge ſehen, und wahrſcheinlich war ſchon vor ſeinem Weggehen der Plan dazu gemacht.

Ich habe nie eingeſehen, was ihn nöthigen konnte, bei dieſer Lage der Sachen, wo er ſtets fürchten mußte, daß der künftige Augenblick ihm den größten Widerſtand leiſten werde, ſeinen Plan nicht eiligſt auszuführen.

Den 17ten verſammelte ſich das Parlement, und verordnete in Monſieur Beyſeyn, daß an die Königin die demüthigſten Dankſagungen für die Entfernung des Kardinals ergehen und ſie zugleich gebeten werden ſollte, einen Lettre de cachet für die Freiheit der Prinzen ausfertigen zu laſſen, auch eine Erklärung einzuſchicken, wodurch Fremde auf immer von dem Conſeil des Königs ausgeſchloſſen würden.

Der erſte Präſident entledigte ſich dieſes Auftrags gegen vier Uhr des Abends, und die Königin ſagte ihm: daß ſie, ehe ſie mit dem Herzog von Orleans zu Rathe gegangen ſey, keine Antwort ertheilen könnte. Man ſchickte deshalb den Siegelbewahrer, den Marſchall von Villeroi und le Tellier an ihn. Er gab zur Antwort, daß er nicht in den königlichen Pallaſt gehen könnte, bis die Prinzen frei wären, und bis der Kardinal noch viel weiter von dem Hof entfernt ſeyn würde.

Als der erſte Präſident am achtzehnten von den Aeuſſerungen der Königin, ſeinen Bericht im Parlement abgelegt hatte, erklärte ſich Monſieur gegen die Geſellſchaft über die Gründe, welche ihn beſtimmt hätten, die verlangte Zuſammenkunft auszuſchlagen. Er machte bemerkbar, daß der Kardinal nur in St. Germain ſey, und von dort aus noch immer das Reich regiere, auch Neffe und Nichten von ihm ſich noch in Palais royal befänden. Er ſchlug daher vor: daß man die Königin demüthigſt erſuchen ſollte, zu erklären, ob dieſe Entfernung für immer und ohne Rückkehr ſey? Die Bewegung der Geſellſchaft war an dieſem Tag unglaublich. Es gab einige Stimmen, die den Befehl verlangten, daß es künftig keine Günſtlinge mehr in Frankreich geben ſollte. Hätte ich es nicht ſelbſt mit angehört, ſo würde es mir Mühe koſten zu glauben, daß die Ausſchweifung der Menſchen bis zu dieſem Grad ſteigen könne. Monſieurs Meinung, von der Königin zu verlangen: ſie möchte näher beſtimmen, von welcher Art Mazarins Entfernung ſey, und die Ausfertigung des Lettre de Cachet für die Prinzen beſchleunigen, gieng endlich durch.

An dem nemlichen Tag verſammelte die Königin die Herrn von Vendome, Nemours, Elbeuf, Harcourt, Rieux, Iſlebonne, Epernon, Candale, Ebreers, Hopital, Villeroi, du Pleſſis-Praslin, Hoquincourt und Grancei, im königlichen Pallaſt. Mit ihrer Beiſtimmung ſandte ſie die Herrn von Vendome, Elbeuf und Epernon zu Monſieur. Sie ſollten ihn erſuchen, ſeinen Platz im Conſeil einzunehmen, und ihm ſagen: daß, wenn er dies nicht für gut fände, ſie den Siegelbewahrer zu ihm ſchicken würde, damit er mit ihm über die Angelegenheit der Prinzen das nöthige verabreden könnte. Monſieur nahm dieſen zweiten Vorſchlag an, und lehnte den erſtern in ſehr ehrerbietigen Ausdrücken von ſich ab. Aber als Herr von Elbeuf etwas zu ſehr in ihn drang, daß er in den königlichen Pallaſt kommen möchte, behandelte er ihn ſehr hart *).

Dieſe Herrn ſagten ferner zu Monſieur, daß ſie ihn auf Befehl der Königin verſichern ſollten: der Kardinal ſey auf immer entfernt. Hätte ſich Monſieur an dieſem Tage den Händen der Königin überliefert, ſo war, wie Sie bald ſehen werden, zu vermuthen, daß ſie Paris verlaſſen, und ihn mit ſich weggeführt hätte.

Als am 19ten Monſieur das, was ihm die Königin, Mazarins Entfernung betreffend, hatte melden laſſen, im Parlement wiederholt, und die Gens du Roi hinzugefügt hatten: daß ſie der Geſellſchaft auf Befehl der Königin das nemliche ſagen ſollten, ſo ward durch einen Beſchluß verordnet, daß nach dieſer Erklärung

*) Er behandelte ihn als einen, der in Mazarins Sold ſtände, u. dgl. m. Siehe Joli's Memoiren 1. Buch S. 117.

ihr die Oberherrschaft auf dem adriatischen Busen streitig zu machen drohte. Roger hatte diese kaufmännische Macht an ihrer empfindlichsten Seite angegriffen, da er ihr eine große Geldsumme an Waaren wegnehmen ließ. Der griechische Kaiser Kalojohannes hatte den Verlust so vieler Staaten in Griechenland und Italien und noch die neuerliche Wegnahme von Neapel und Kapua an ihm zu rächen. Beyde Höfe von Constantinopel und Venedig schickten nach Merseburg Abgeordnete an Kaiser Lothar, dem verhaßten Räuber ihrer Staaten einen neuen Feind in dem Oberhaupt des deutschen Reichs zu erwecken. Pabst Innocentius, an kriegrischer Macht zwar der schwächste unter allen Gegnern Rogers, war einer der furchtbarsten durch die Geschäfftigkeit seines Hasses und durch die Waffen der Kirche, die ihm zu Gebote standen. Man überredete dem Kaiser Lothar, daß das Normännische Reich im untern Italien und die Anmaßung der sicilianischen Königswürde durch Roger mit der obersten Gerichtsbarkeit der Kaiser über diese Länder unverträglich seyen, und daß es dem Nachfolger der Ottonen gebühre, der Verminderung des Reichs sich entgegen zu setzen.

So wurde Lothar veranlaßt, einen zweyten Marsch über die Alpen zu thun, und gegen König

der Kardinal Mazarin mit allen ſeinen Verwandten und ausländiſchen Bedienten binnen 14 Tagen das Reich und alle in königlicher Botmäßigkeit ſtehenden Länder meiden ſollte; widrigenfalls mit aller Strenge gegen ſie zu verfahren und den Gemeinden und allen andern zu erlauben ſey, ſich an ihnen zu vergreifen.

Beim Weggehen aus dem Parlementshaus wurde der durch den Abt Charrier zuerſt in mir erregte Argwohn: daß der König an dieſem Tage noch weggebracht werden möchte, ſehr ſtark. Dieſer, von welchem der Grand-Prevot das Meiſte von dem, was er ihm ſagte, für baare Münze annehmen mochte, kamen ganz erhitzt zu mir, und verſicherte mich: Frau von Chevreuſe und der Siegelbewahrer ſpielten nur mit mir und vertrauten mir nicht alle Geheimniſſe an, wenn ſie mich nicht von ihren, dem Kardinal geſpielten Streich unterrichtet hätten. Er wiſſe, fuhr er fort, von guter Hand und aus ſichren Quellen, daß ſie es wären, auf deren Ueberredung der Kardinal Paris verlaſſen habe, weil ſie ihm ihr Wort gegeben hätten, ihm in der Folge zum Beſitz ſeines vorigen Glücks zu verhelfen, und bei Monſieur die Bitten der Königin zu unterſtützen, welchen er ohnehin nicht widerſtehen könnte, wenn ſie mündlich an ihn gerichtet würden. Dieſe Nachricht begleitete der Abt Charrier mit all den Umſtänden, welche ich ſeitdem im Publikum verbreitet gefunden habe, und wodurch jedermann — wenigſtens jeder von denen, welche alles, was ihnen das feinſte ſcheint, auch für das wahrſte halten, — überredet wurde, daß nemlich Mazarins Entweichung, ein zwiſchen Madame de Chevreuſe und dem Siegelbewahrer verabredeter groſſer politiſcher Streiche geweſen ſey, wodurch ſie den Kardinal durch ſich ſelbſt zu ſtürzen geſucht hätten. Die elenden Zeitungsſchreiber jener Zeit haben hieraus noch

eine

eine Menge abgeſchmackter Mährchen geſchmiedet, lächerlicher als man ſie Kindern zu erzählen pflegt. Ich, der beide, bei der Nachricht von der Kardinals Entweichung, ſehr verlegen geſehen hatte, weil ſie befürchteten, daß der König bald folgen möchte, lachte im Herzen über dieſe Nachricht. Da ich aber ſchon in mehreren Fällen bemerkt hatte, daß der Hof ſich des Grand Prevots bediente, um gewiſſe Nachrichten zu mir gelangen zu laſſen, achtete ich genau auf alle Umſtände.

Der Abt Charrier geſtand mir, daß er vieles an dem Grand-Prevot erfahren habe, und alles dies ſchien mir abſichtlich ſo geſtellt, daß ich glauben ſollte: Mazarin habe ruhig das Reich verlaſſen, um in Sicherheit den Erfolg der von den Siegelbewahrer und Frau von Chevreuſe erhaltenen Verſprechungen zu erwarten. Das Aufſehen, welches dieſer groß: politiſche Streich machte, war ſo allgemein, daß er, meiner Meinung nach, zu mehr als einem Zweck verbreitet ſeyn mochte. Ich bin überzeugt, daß man ſehr froh war, ſich deſſelben zu bedienen, um an dem nemlichen Tage, wo man wirklich daran arbeitete, den König aus Paris zu entfernen, dieſen Gedanken bei mir zu verdrängen. Meinen Argwohn verſtärkte noch dies: daß die Königin nun auf einmal nachgegeben und ſich erboten hatte, zur Beendigung der Angelegenheit der Prinzen, den Siegelbewahrer zu Monſieur zu ſchicken, da ſie bisher immer Aufſchub veranlaßt hatte.

Alle dieſe Wahrſcheinlichkeiten ſtellte ich Monſieur vor, und bat ihn inſtändig, darauf Rückſicht zu nehmen. Ich drang in ihn, ich beſtürmte ihn. Der Siegelbewahrer aber, der am Abend zu ihm kam, um mit ihm die Befehle zu ordnen, welche man am andern

Morgen

Morgen zur Freiheit der Prinzen zu geben versprach, flößte ihm das vollkommenste Vertrauen ein. Ich konnte nichts über ihn gewinnen, und gieng mit der größten Ueberzeugung, daß es bald einen neuen Auftritt geben würde, nach Hause.

Ich war beinah eingeschlafen, als einer von Monsieurs Edelleuten meine Bettvorhänge zurückzog, und mir sagte, daß Se K. Hoheit mich verlangte. Ich war neugierig die Ursache dieser Sendung zu wissen, aber alles was er mir sagen konnte war: daß Fräulein von Chevreuse Monsieur geweckt habe. Als ich mich ankleidete, brachte mir ein Page ein Billet von ihr.

„Kommen Sie eilig nach Luxemburg, und setzen Sie sich auf dem Wege vor".

Fräulein von Chevreuse saß auf einem Coffre im Zimmer, als ich ankam. Sie sagte mir, ihre Mutter habe sich nicht wohl befunden und deshalb habe sie Monsieur die Nachricht bringen müssen: daß der König in Begriff stehe, Paris zu verlassen. Er habe sich wie gewöhnlich niedergelegt, sey aber eben wieder aufgestanden, und sey sogar schon in Stiefeln.

Diese Nachricht kam in der That aus keiner allzu guten Quelle. Sie schrieb sich von dem wachthabenden Gardehauptmann, Marschall von Aumont, her, der sie mit Einstimmung des Marschalls von Albret in keiner andern Absicht ertheilt hatte, als das Reich nicht in die schreckliche Verwirrung, die er vorher sah, fallen zu sehen. In dem nemlichen Augenblik hatte der Marschall von Villeroi durch den Siegelbewahrer das nemliche sagen lassen. Fräulein von Chevreuse setzte hinzu: sie glaube, daß es uns viele Mühe kosten würde, Monsieur zu einer guten Entschließung zu bringen;

gen;

gen; denn das erſte Wort, was ſie ihn hätte ſagen hören, als ſie ihn geweckt, ſey geweſen: Man hole den Koadjutor! jedoch was iſt dabei zu thun?

Wir traten in das Schlafzimmer von Madame, wo Monſieur mit ihr zu Bette lag. Sie haben mir das richtige zuvor geſagt; ſagte er ſogleich zu mir, was fangen wir nun an? Der einzige Ausweg, antwortete ich, iſt daß wir uns der Thore von Paris bemächtigen. — Wie iſt dies möglich, bei dieſer Zeit! ſagte er in gebrochenen Worten. In einem ſolchen Zuſtand reden Menſchen dieſer Art nur einſilbig. Ich erinnre mich, daß ich Fräulein von Chevreuſe darauf aufmerkſam machte. Sie benahm ſich bewundernswürdig und Madame übertraf ſich ſelbſt. Es war jedoch unmöglich, Monſieur zu etwas entſcheidendem zu bringen, und alles was man von ihm erhalten konnte, war, daß er den Schweizerhauptmann, des Touches, zur Königin ſchicken und ſie bitten laſſen wollte, über die Folgen einer ſolchen Handlung nachzudenken. Dies wird hinreichend ſeyn, ſagte Monſieur. Denn ſieht die Königin, daß ihr Vorhaben entdeckt iſt, ſo wird ſie ſich hüten, die Ausführung zu wagen.

Madame ſah ein, daß dieſes Mittel, wenn es nicht von andern Umſtänden begleitet wäre, gerade der Weg ſey, alles zu verderben, und da ſich Monſieur demungeachtet nicht entſchließen konnte, den geringſten Befehl zu geben, ſo befahl ſie mir, ihr ein in ihrem Kabinet ſtehendes Schreibzeug zu bringen. Ich that es und ſie ſchrieb auf ein großes Blatt Papier folgende Worte.

Der Herr Koadjutor hat den Auftrag die Waffen ergreifen zu laſſen, und zu ver-

verhindern, daß die Kreaturen des von dem Parlement verurtheilten Kardinals Mazarin, nicht den König aus Paris entfernen.

Margarethe von Lothringen.

Monsieur wollte diese Ausfertigung sehn und entriß sie den Händen seiner Gemahlin. Daran konnte er sie aber nicht hindern, daß sie zu Fräulein von Chevreuse sagte: Ich bitte dich, meine liebe Nichte, dem Koadjutor zu sagen, daß er alles nöthige besorge, und ich stehe ihm Morgen für Monsieur, was er auch heute sagen mag. Herr Koadjutor, rief mir Monsieur zu, als ich das Zimmer verließ, Sie können das Parlement, ich will wenigstens durchaus nicht mit ihm entzweit werden. Fräulein von Chevreuse zog die Thür zu mit den Worten: Ich fordere sie heraus, sich mit ihm so sehr zu entzweien als Sie es mit mir sind.

Die Lage, worin ich mich nun befand, können Sie sich leicht denken: aber ich glaube auch, daß Sie keinen Augenblick zweifeln, welchen Entschluß ich faßte. Die Wahl war wenigstens nicht schwer, so bedenklich auch die Ausführung seyn mochte.

Ich benachrichtigte Herrn von Beaufort durch ein Billet von dem was vorging, und bat ihn eiligst ins Hotel von Montbazon zu kommen. Fräulein von Chevreuse weckte den Marschall von la Motte, der auch sogleich zu Pferde stieg, und alles was er von der prinzlichen Parthei zusammen bringen konnte, vereinigte. Dies weiß ich, daß Laignes und Coligni darunter waren. Herr von Montmorency brachte an Epinai den Befehl von mir, daß er die Compagnie, bei welcher er

Lieute-

Lieutenant war, bewaffnen ſollte, und dies geſchah. Er bemächtigte ſich des Thores Richelieu. Martineau war nicht zu Hauſe gekommen worden; aber ſeine Frau, Schweſter der Frau von Pomereux, eilte in weiblichem Anzug auf die Straße, ließ die Trommel ſchlagen und dieſe Compagnie beſetzte die Straße St. Honoré.

Unterdeſſen entledigte ſich des Touches ſeines Auftrags. Er fand den König im Bette denn er hatte ſich wieder hinein gelegt — und die Königin in Thränen.

Sie ließ Monſieur durch ihn ſagen: daß ſie nie daran gedacht hätte, den König zu entführen, und daß dies ein Streich von meiner Art ſey. Man brachte den Ueberreſt der Nacht mit Anordnung der Wachen zu. Herr von Beaufort und la Motte nahmen die Patrouillen mit der Cavallerie über ſich. Kurz man verdoppelte die bei dieſer Gelegenheit nöthige Sicherheit.

Ich kehrte zu Monſieur zurück, um ihm von dem Erfolg Nachricht abzulegen. So zufrieden er im Herzen damit war, ſo wagte er es doch nicht ſeine Freude darüber zu äußern, weil er erſt wiſſen wollte, wie das Parlement darüber dächte. Das, was er mir ſelbſt ſagte, bewies mir ganz klar, daß ich, ſobald das Parlement zürnte, Befehl hatte, von ihm verlangnet zu werden. Und Sie werden ſelbſt geſtehen müſſen, daß der Unwille des Parlements in wenigen Fällen mehr zu befürchten war, als in dieſem, weil nichts den Zornen des Parlements mehr entgegen ſeyn kann, als den königlichen Pallaſt zu umringen. So vollkommen ich auch überzeugt war, und noch bin, daß es durch die Umſtände gerechtfertigt, ja ſogar geheiligt war; (denn es iſt erwieſen, daß die

Flucht

Flucht des Königs das Verderben des Staats nach sich ziehen konnte) so kannte ich doch das Parlement, und wußte, daß das Beßte, welches nicht in den rechtlichen Formen geschieht, gegen den Einzelnen immer zum Verbrechen gemacht wird.

Ich bekenne es: dies war einer von den Fällen, wo ich mich in meinem Leben am meisten in Verlegenheit gefühlt habe. Ich durfte an wütenden Aeußerungen der königlichen Kommissarien über diese Handlung nicht zweifeln, und eben so wenig an dem Donnern des ersten Präsidenten. Auch war ich fest überzeugt, daß Longueil, der, seitdem sein Bruder Oberaufseher der Finanzen geworden war, der Fronde entsagt hatte, mich mit seinen versteckten Angriffen nicht schonen würde; und diese waren, wie ich wohl wußte, noch weit gefährlicher als die lauten Aeußerungen der Andern.

Mein erster Gedanke war so gleich Morgens um sieben Uhr zu Monsieur zu gehen, und ihn zum Aufstehen zu nöthigen. Aber dies war ein großes Werk; ihn dazu zu bringen, daß er ins Parlement gienge, war das zweite. Communartin rieth mir nicht dazu, und der Grund, den er mir anführte, war, daß bei der gegenwärtigen Sache, bloße Billigung nicht hinreichend sey. Ich drang sogleich in den Sinn seiner Rede; ich begriff, daß der bloße Argwohn, als sey das Geschehene nicht auf Monsieurs ausdrücklichen Befehl gethan worden, die schlimmsten Folgen nach sich ziehen könnte, und daß seine geringste Weigerung ins Parlement zu gehen, diesen schädlichen Argwohn erregen würde. Ich beschloß also, Monsieur nicht durch Worte für meinen Zweck zu gewinnen, sondern durch mein

Betra-

Betragen ihn dazu zu nöthigen. Dies ſuchte ich auf folgende Weiſe zu erreichen.

Herr von Beaufort, la Motte und ich ſandten uns in großer Begleitung im Palais ein und hatten dort unter dem Volk große Zurufungen veranſtaltet. Die von uns abhängigen Offiziere theilten ſich; die Einen mußten im Palais den Zulauf vermehren helfen; die andern bei Monſieur ſich zeigen, gleichſam, als kämen ſie, um ihm bei einem für die Stadt ſo gefährlichen Fall, als das Weggehen des Königs iſt, ihre Dienſte anzubieten. Zu gleicher Zeit fand ſich auch Herr von Nemours, mit dem Herrn von Coligni, Laigues, Tavannes und mehreren von der prinzlichen Parthei, dort ein. Sie ſagten Monſieur, daß die Prinzen, ſeine Vettern, ihm nun ihre Freiheit zu verdanken hätten und daß ſie ihn bäten, ſein Werk im Palais zu krönen. Herr von Nemours konnte dies nicht eher anbringen, bis nach acht Uhr, weil Monſieur ſeinen Leuten befohlen hatte, ihn nicht früher zu wecken. Vermuthlich wollte er abwarten, was der Morgen bringen werde.

Wir indeſſen waren ſchon ſeit ſieben Uhr im Palais und bemerkten: daß der erſte Präſident dieſelbe Aufführung wie Monſieur beobachte. Ohne Zweifel verſammelte er die Kammern noch nicht, um vorher abzuwarten, was Monſieur thun würde. Er war an ſeinem Platz in der großen Kammer und fertigte die gewöhnlichen Angelegenheiten ab, aber auf ſeinem Geſicht und in ſeinem ganzen Weſen war es ſichtbar, daß wichtigere Ideen ihn beſchäftigten. Betrübniß mahlte ſich in ſeinen Augen, aber jene Art von Betrübniß, welche bewegt und rührt, weil ſie nichts von Muthloſigkeit an ſich hat. Endlich, ziemlich ſpät, erſt nach

dem Ufer, sahen wir Monsieur anlangen. Herr von Nemours hatte ihn nur mit der größten Mühe dazu bewegen können. Er sagte bei seiner Ankunft der Gesellschaft, daß er gestern mit dem Siegelbewahrer conferirt habe, daß die zur Freiheit der Prinzen nöthigen Lettres de Cachet in zwei Stunden ausgefertigt seyn und unverzüglich abgehen würden. Hierauf nahm der erste Präsident das Wort und sagte mit einem tiefen Seufzer: der Prinz ist nun frei und der König, der König unser Herr ist ein Gefangner. Der König, versetzte Monsieur, dem das, alle bisher empfangene Huldigungen weit übersteigende Freudengeschrei in den Straßen und im Saal des Palais, nebst Coulons leiser Versicherung: daß die Salve der Appellationsrufe nicht weniger stark seyn würde, alle Furcht benommen hatte; der König war ein Gefangner, in Mazarins Händen, aber, Gott sey Dank, er ist es nun nicht mehr. — Er ist es nicht mehr, er ist es nicht mehr, tönte es bei den Appellationsrufen, wie ein Echo, wieder.

Hierauf erzählte Monsieur, welcher bisweilen stets ein guter Redner war, in gedrängten Zügen die Scenen der verflossnen Nacht. Er that es mit Feinheit und doch auf eine Art, die das geschehene hinreichend rechtfertigte. Der erste Präsident antwortete mit nichts als einem bittern Ausfall gegen die welche der Königin eine so schlimme Absicht angedichtet hätten, und mit der Versicherung daß nichts weniger wahr sey als dies. Ich antwortete blos mit einem Lächeln. Monsieur nannte, wie sie leicht glauben können, seine Quellen nicht; aber er versicherte im Allgemeinen gegen den ersten Präsidenten mehr davon zu wissen, als ihm bekannt seyn möge. Des Nachmittags ließ die Königin die Gens du Roi und die Bevollmächtigten der Stadt-

Stadthauſes holen und ſagte ihnen: daß ſie nie einen ſolchen Gedanken gehabt habe. Zugleich befahl ſie ihnen die Thore der Stadt bewahren zu laſſen, damit dieſer Argwohn ganz in den Gemüthern des Volks vertilgt würde. Man gehorchte ihr pünktlich. Dies geſchah am 10ten Februar.

Am 11ten reiſte der Staatsſecretär Herr von Brüllière mit allen erforderlichen Ausfertigungen zur Befreiung der Prinzen ab.

Am 13ten kam der Kardinal nach Havre de Grace. Er hatte ſich nicht eher aus der Gegend von Paris entfernt, bis er die Nachricht erhalten hatte, daß man ſich dort rüſte. Hier erniedrigte *) er ſich vor dem Prinzen auf alle erdenkliche Weiſe. Dieſer behandelte ihn ſehr ſtolz und ſagte ihm für die Freiheit, welche er ihm nach den Eſſen ankündigte nicht den geringſten Dank. Was den Kardinal zu dieſem Schritt bewog, der mir, unter all dieſen Umſtänden, eine der lächerlichſten Handlungen zu ſeyn ſcheint, habe ich nie begreifen können.

Am 15ten hatte man in Paris Nachricht von der Abreiſe der Prinzen. Monſieur beſuchte die Königin. Das Geſpräch war unbedeutend und kurz.

Am 16ten kamen die Prinzen an. Monſieur ging ihnen bis den halben Weg nach St. Denis entgegen und nöthigte ſie in ſeinen Wagen zu ſteigen, wo Herr von Beaufort ſich mit mir befand. Sie ſtiegen im königlichen Pallaſt ab, und die Un-

*) Er weinte, bat, umfaßte des Prinzen Knie. Joly's Memoiren im 1. Buch S. 120.

Roger von Sicilien einen Feldzug zu unternehmen. Seine Armee war jetzt zahlreicher, die Blüthe des deutschen Adels war mit ihm, und die Tapferkeit der Hohenstaufen kämpfte für seine Sache. Die lombardischen Städte, von jeher gewohnt, ihre Unterwürfigkeit nach der Stärke der Kriegsheere abzuwägen, mit welchen sich die Kaiser in Italien zeigten, huldigten seiner unwiderstehlichen Macht, und ohne Widerstand öffnete ihm die Stadt Mayland ihre Thore. Er hielt einen Reichstag in den ronkalischen Feldern, und zeigte den Italienern ihren Oberherrn. Darauf theilte er sein Heer, dessen eine Hälfte unter der Anführung Herzog Heinrichs von Bayern in das Toskanische drang, die andre unter dem persönlichen Commando des Kaisers, längs der adriatischen Seeküste, geraden Wegs gegen Apulien anrückte. Der griechische Hof und die Republik Venedig hatten Truppen und Geld zu dieser Kriegsrüstung hergeschossen. Zugleich ließ die Stadt Pisa, damals schon eine bedeutende Seemacht, eine kleine Flotte dieser Landarmee folgen, die feindlichen Seeplätze anzugreifen.

Jetzt schien es um die Norrmännische Macht in Italien gethan, und nicht ohne Theilnehmung sieht man das Gebäude, an welchem, die Tapfer-

keit

terhaltung war weder wärmer noch länger als am vorigen Tage. So lange ſie bei der Königin waren, blieb Herr von Beaufort in der Gegend des Thores St. Honoré; ich verweilte bei den Vätern des Oratoriums, um die Veſper zu hören, und der Marſchall von la Mothe verließ den hintern Theil des königlichen Palaſtes nicht. Die Prinzen holten uns am Croix du Tiroir ab. Wir ſpeiſten des Abends bei Monſieur und tranken die Geſundheit des Königs mit dem Refrain: nichts von Mazarin! Der arme Marſchall von Grammont und Herr von Amoille waren gezwungen, wie die andern, mitzutrinken.

Den 17ten führte Monſieur die Prinzen ins Parlement; und merkwürdig iſt es, daß eben das Volk, welches dreizehn Monate früher bei ihrer Gefangennehmung Freudenfeuer anzündete, jetzt das nemliche ihrer Freiheit zu Ehren that.

Am 20ſten ward die verlangte Erklärung des Königs gegen den Kardinal ins Parlement gebracht, um da in die Regiſter eingetragen zu werden. Weil aber darinn der Grund ſeiner Entfernung ſo verdeckt und mit ſo vielen Farben des Raiſonnirens verziert war, daß ſie eigentlich einer Lobrede glich, ſo ward ſie mit Murren zurück geſchickt.

In dieſer Erklärung war enthalten, daß alle Ausländer von dem Conſeil des Königs ausgeſchloſſen ſeyn ſollten! und der ehrliche Brouſſel, welcher immer weiter als die andern gieng, ſetzte noch hinzu: und alle Kardinäle, weil ſie dem Pabſt geſchworen haben. Der erſte Präſident bewunderte Broufſels geſunden Verſtand und trat ſeiner Meinung bei, weil er mich dadurch ſehr zu kränken gedachte.

Dies

Dies geſchah ſehr ſpät und die meiſten wollten zum Mittagseſſen. Wenige hatten darauf geachtet und da in dieſer Zeit alles in Worten und Handlungen, was mittelbar oder unmittelbar gegen Mazarin gerichtet war, ſo natürlich zu ſeyn ſchien, daß es nicht vernünftig geweſen wäre, einen geheimen Zweck darin zu ſuchen, würde auch ich, wie ich glaube, ohne Herrn von Chalons, nicht mehr als die andern darauf geachtet haben. Aber dieſer, der an dieſem Tage ſeinen Platz im Parlement eingenommen hatte, ſagte mir: daß der Prinz, als Brouſſel die Ausſchließung der Franzöſiſchen Kardinäle vorgeſchlagen und das Parlement durch verworrene Stimmen ſeinen Beifall gezeigt habe, lebhafte Freude geäuſſert und ausgerufen habe: Welch ein liebliches Echo! —

Hier muß ich mein eigner Lobredner werden. Ich konnte mich wohl einigermaßen darüber beleidigt fühlen, daß der Prinz den Tag nach Schließung eines Vertrags, worin Monſieur ſeine Abſicht mich zum Kardinal zu machen erklärt hatte, einen Vorſchlag unterſtützte, der geradezu auf die Verringerung dieſer Würde gieng. Die Wahrheit iſt: daß der Prinz an dieſem Vorſchlag keinen Antheil hatte; daß er ohne weitere Abſicht geſchah, und blos deshalb Beifall fand, weil nichts, was gegen Mazarin gerichtet war, gemißbilligt werden konnte. Damals aber hatte ich Grund darin ein Geheimniß zu ahnen. Ich hatte Grund zu glauben daß der ehrliche Brouſſel in Longueils Schlingen gegangen ſey und daß alle, welche ſich für Diener des Prinzen bekannten, ſich hitzig hinein geſtürzt hätten, und ich hatte auch eben ſo viel Grund zu hoffen, daß ich den Plan vereiteln könnte. Denn ſobald die Frondeurs wahrnahmen, daß der erſte Präſident ſich der Wärme, welche die Geſellſchaft für das Allgemeine

zeigte, gegen mich insbesondre bedienen wollte, boten sie mir ohne weitere Umstände an, auf eine Erklärung des Beschlusses zu dringen und auf eine solche Art loszubrechen, daß der Prinz gewiß genöthigt seyn sollte, die von seiner Parthei aus einem andern Ton sprechen zu lehren. Zur nemlichen Zeit bot sich mir noch eine andere Gelegenheit dar, welche, wenn ich sie hätte benutzen wollen, mir noch ein weit sicherers und kräftigeres Mittel verschaft haben würde, die Karten in Unordnung zu bringen und das ganze Theater auf eine Art zu verwirren, die den ersten Präsidenten nicht mehr erlaubt haben würde, sich auf meine Unkosten zu freuen.

Ich habe bereits der Versammlung des Adels gegen Sie erwähnt. Der Hof, immer aufgelegt, das ärgste zu glauben, war überzeugt, daß diese Versammlung mein Werk sey, und daß ich viel darauf baue. Sie wissen, wie falsch dies war; aber er glaubte mir einen harten Streich zu versetzen, wenn er sie zerstreute, und hätte sich, diesem irrigen Grundsatz zu folge, beinahe zwei wirkliche Uebel zugefügt, die seine tödtlichsten Feinde nicht kräftiger hätten bewirken können. Damit das Parlement, welches natürlicher Weise die Versammlung der Stände fürchtet, genöthigt werden möchte, gegen diese Versammlung des Adels einen Beschluß zu geben, schickte der Hof den Marschall von Hopital an sie, und ließ ihr sagen: sie möchte nun aus einander gehen, weil der König ihnen auf Wort und Treue verspreche, die Generalstände am ersten October zu versammeln.

Ich weiß wohl, daß man dies Versprechen nicht zu erfüllen gedachte, aber ich weiß auch, daß, wenn Monsieur und der Prinz sich, wie es eigentlich ihrem

Im-

Intereſſe gemäß war, vereinigt hätten, um auf die Vollziehung zu dringen, die Miniſter ſich ohne Noth, wegen einer Kleinigkeit, dasjenige von allen Uebeln, was ſie immer am meiſten gefürchtet haben, auf den Hals gezogen hätten. Sie ſetzten ſich zweitens der Gefahr aus, daß Monſieur dieſe Verſammlung des Adels in Schutz nahm; und es fehlte wenig daran, daß er es wider meinen Willen that. Hätte er es ſogleich anfangs gethan, wie er zu thun im Begriff war, ſo hätte die Königin ganz ihrem Vortheil und ihrer Abſicht zuwider, Monſieur und den Prinzen durch dieſe Aufſehn erregende Handlung nur noch mehr vereinigt. Denn da es in den erſten Tagen der Freiheit geſchah, ſo wäre der Befreite nothwendig in die Parthei des Befreiers gezogen worden. Die Zeit bringt mancherlei Vorwand herbei; ſie giebt ſogar oft Gründe, die auf gewiſſe Art, von den empfangenen Wohlthaten losſprechen; aber es iſt niemals klug, wenn noch alles neu iſt, zur Undankbarkeit nöthigen zu wollen.

Eines Tags ſuchten la Vieuville *) und von Courdis **) alles auf, um Monſieurs Unwillen über die Undankbarkeit des Parlements zu reizen, das darauf beſtehen könnte, eine Verſammlung trennen zu wollen, die ſich unter ſeinen Augen gebildet habe. Montreſor, der ſeit la Rivieres Fall ſein Anſehen bei Monſieur ziemlich wieder gewonnen hatte, unterſtützte ſie,

*) Dieſer Vieuville iſt Karl Herzog von Vieuville, der Gouverneur von Poitou, Gene. allieutenant in Champagne, u. ſ. w. Er ſtarb 1689 in einem Alter von 71 Jahren.

**) Karl von Escoubleau, Marquis von Courdis, ſtarb 1666.

und Monsieur versprach ihnen, daß er, wenn Morgen wieder die Rede davon seyn würde, der Gesellschaft erklären wollte: er würde zu den Cordeliers gehen. (wo die Versammlung gehalten wurde) und dort an der Spitze derselben die Gerichtsdiener des Parlements erwarten, wenn sie kühn genug wären, ihm den Beschluß zur Unterschrift hinzubringen. Bemerken sie hier, wenn ich bitten darf, daß Monsieur seit dem Tage, an welchem der königliche Pallast besetzt worden war, eine so hohe Meinung von seiner Gewalt über das Volk bekommen hatte, daß er das Parlement gar nicht mehr fürchtete. Herr von Beaufort, der zu dieser Unterhaltung hinzu kam, feuerte ihn noch mehr an, und er ward sogar bitter gegen mich. Er warf mir vor, ich hätte dazu beigetragen, daß man die Erklärung gegen die Französischen Kardinäle geduldet habe. Er wisse wohl, fuhr er fort, daß ich mich wenig darum kümmere, weil dieser Parlementsschluß, so oft es nur dem Hof beliebte, stets ein bloßes Wort und zwar ein sehr unverschämtes und lächerliches bleiben werde. Aber ich sollte doch nicht vergessen, daß sein Ruhm allzusehr dabei interessirt sey, und daß er es unmöglich dulden könne, wenn die Mazarins — das heißt diejenigen, welche diesen Minister aus allen Kräften im Parlement unterstützt hatten — sich an denen, die ihm, um jenen zu stürzen, gedient hätten, rächen wollten, indem sie zwar nicht seine Person aber seine Würde in einem Manne angriffen, dem er, Monsieur, mit dem Kardinalshut bekleiden wollte.

Herr von Beaufort vergaß nichts, um ihn immer mehr anzufeuern. Dieser war beleidigt, daß der Präsident Perault *), ihm den Tag zuvor im Büreau der Rech-

*) Präsident in der Rechnungskammer und Oberaufseher in des Prinzen Haus.

Rechnungskammer geſagt hatte, er würde ſich im Namen ſeines Herrn, dem Protocolliren ſeiner Beſtallung zur Admiralität widerſetzen. Er wandte alles an, um Monſieur in Kopf zu ſetzen, man dürfe dieſe beiden Gelegenheiten nicht vorbei laſſen, ohne zu verſuchen, was von dem Prinzen zu erwarten ſey, da alle ſeine Anhänger ſich ſehr mit den Anhängern des Hofs zu vereinigen ſchienen.

Sie ſehen, daß mein Spiel nicht beſſer ſtehen konnte, um ſo mehr, da ich beinahe der entgegen geſetzten Meinung ſeyn konnte, ohne mich nur im geringſten mit meinen Freunden unter dem Adel zu entzweien. Ich wankte keinen Augenblick. Mein Entſchluß ſtand feſt, mich meiner Pflicht aufzuopfern, und die innere Genugthuung nicht zu ſtören, die ich in dem Bewußtſeyn fand, zu der Entfernung des Kardinals und der Freiheit der Prinzen ſo vieles beigetragen zu haben, als ich wirklich gethan. Beides war dem Publikum unendlich angenehm.

Sollte ich dies belohnende Gefühl nun durch neue Intriguen und innere Trennungen der Parthei vernichten, mich dadurch immer von dem Hauptſtamm entfernen, und auf der andern Seite in der Welt die Meinung verbreiten, daß dies die Wirkungen meines Zorns wären, den ich gegen das Parlement habe faſſen können? Ich ſage, den ich haben konnte; denn ich hatte ihn nicht. Theils wußte ich, daß der größte Theil des Parlements immer ſehr vortheilhaft für mich dachte und ihm weit mehr daran lag, Mazarin anzugreifen als mir Kränkungen zuzufügen; theils habe ich auch nie begreifen können, wie man ſich gegen das auflehnen kann, was eine ſtaatsverwaltende Geſellſchaft thut. Daß ich gelaſſen war, konnte nicht für Verdienſt gel-

ten, aber daß ich auch dann unerschüttert blieb, als ich sah, wie andere, die mich nicht liebten, meine Kälte benutzten, dies konnte mir, wie ich glaube, wohl einigen Anspruch darauf geben. Ihre Prälereien führten mich in Versuchung, aber ich unterlag nicht, und blieb fest bey der Behauptung, daß Monsieur die Versammlung des Adels aufheben, sich der Erklärung, welche die Französischen Kardinäle von dem Rath ausschloß, nicht widersetzen, und zu seinem einzigen Zweck machen sollte, künftig alle Partheilichkeiten zu unterdrücken. Von allem, was ich je gethan, hat mir nichts so viel innre Zufriedenheit gewähret, als diese Handlung. In das was ich einst für den Frieden von Paris that, mischte sich mein Wunsch, nie Untergebener von Fuensaldagne zu werden; aber dieser Handlung lag blos das reine Gefühl meiner Pflicht zum Grunde. Ich beschloß mich künftig einzig und allein an diese zu halten; ich war mit meinem Werk zufrieden, und, hätte es dem Hof und dem Prinzen gefallen, meinen Aeusserungen mit einiger Aufrichtigkeit zu begegnen, so würde ich mich selbst wieder, mit der besten Gesinnung von der Welt, auf die reinen und einfachen Pflichten meines Standes eingeschränkt haben. Die Welt glaubte, daß ich Mazarin, den Abscheu des Publikums, vertrieben, und die Prinzen, welche die Freude desselben geworden waren, befreit habe. Dies war mir die süßeste Belohnung; und ich fühlte es so lebhaft, daß es mir äusserst leid that, auf Zureden der andern auf die Kardinalswürde Anspruch gemacht zu haben. Die Gleichgültigkeit mit welcher ich die Kardinäle aus den Conseils ausschließen sah, sollte beweisen, wie wenig mir an dieser Würde lag. Ich widersetzte mich Monsieurs Vorsatz, sich im Parlement laut gegen die Ausschließung zu erklären; und ich brachte es so weit, daß er sich begnügte, die Gesellschaft zu erinnern: sie gehe zu weit, und

das

das erſte, was der König bei ſeiner Volljährigkeit thun würde, ſey, (wie es auch wirklich geſchah) dieſe Erklärung zu wiederrufen. Ich aber trat der Einwendung, welche die Franzöſiſche Geiſtlichkeit durch den Erzbiſchoff von Ambrun *) machte, in nichts bei, und ſtimmte nicht allein im Parlement, nicht wie die andern, ſondern ich nöthigte auch alle meine Freunde, gleich mir zu ſtimmen.

Der Präſident von Bellievre wollte ſich über dieſen Punkt, mit aller Gewalt, dem erſten Präſidenten entgegen ſetzen, und es iſt wahr, daß es ſehr leicht geweſen wäre, durch dieſe Sache eine Lächerlichkeit auf einen Mann zu werfen, der dieſe Würde in Mazarins Perſon aus allen Kräften unterſtützt hatte. Einmal als mir der Präſident, vor dem Feuer der großen Kammer, den Vorwurf machte, daß ich durch mein Betragen das Intereſſe der Kirche vernachläſſige, antwortete ich ganz laut: man hat der Kirche nur ein eingebildetes Uebel zugefügt, ich aber würde dem Staat ein wirkliches zufügen, wenn ich nicht alle Theilungen deſſelben aus allen Kräften zu bekämpfen ſuchte! Viele waren mit dieſer Antwort ſehr zufrieden. Weniger billigte man meine zu eben der Zeit bewieſene Unthätigkeit in Rückſicht der General-Ständeverſammlung. Man wollte ſich bereden, daß durch ſie der Staat verbeſſert werden würde, und ich war nicht dieſer Meinung. Ich wußte, daß der Hof ſie nur in der Abſicht vorgeſchlagen hatte, damit das Parlement, das ſie immer fürchtet, ſich mit dem Adel entzweien möchte.

Der

*) Georg von Aubuſſon de la Feuillade, Erzbiſchoff von Ambrun, und darauf Biſchoff und Fürſt von Metz, u. ſ. w. Er ſtarb 1697 in einem Alter von 88 Jahren.

Der Prinz hatte mir von seiner Gefangenschaft wohl zwanzigmal gesagt, daß weder ein König noch die Prinzen vom Geblüte sie dulden dürften. Und kannte ich nicht Monsieurs Schwäche, die ihn unfähig machte, eine Maschine von diesem Umfang zu regieren? Dies waren meine Gründe, warum ich in diesem Fall nicht so thätig war, wie viele wünschten, und noch jetzt glaube ich, daß ich recht hatte. Alle diese Betrachtungen bestärkten mich, anstatt daß die Angelegenheit der Generalstände, der Versammlung des Adels, der Erklärung gegen die Kardinäle meine Thätigkeit geweckt hätte, nur immer fester in der Idee, auf meinen letzten Thaten gleichsam zu ruhen. Ich sann sogar darüber nach, auf welche Art ich dies mit Ehren thun könnte. Das was Herr von Chalons mir von den Prinzen gesagt hatte, fieng an, wenn ich es mit dem, was in der Aufführung vieler von seinen Dienern sichtbar war, zusammenhielt, mir einigen Argwohn zu geben. Dieser Argwohn machte mir vielen Kummer; denn ich sah voraus, daß seltsame Verwirrungen entstehen würden, wenn die Fronde sich mit dem Prinzen entzweite. In dieser Hinsicht faßte ich den Entschluß, allem, was dazu Anlaß geben könnte, zuvor zu kommen. Ich gieng zu Fräulein von Chevreuse, sagte ihr meine Zweifel und versicherte sie, daß ich ohne Ausnahme, alles was sie wollte, für ihren Vortheil thun würde. Darauf bat ich sie, ihr vorstellen zu dürfen, daß sie von ihrer Verheurathung mit dem Prinzen von Conti zwar immer wie von einer Ehre, aber doch nur wie von einer Ehre, die nicht über ihre Ansprüche sey, sprechen, und sie aus diesem Grund nicht eitrig suchen, sondern erwarten müsse. Ich fuhr fort, ihr zu sagen, daß bis jetzt alle Würde beibehalten worden sey, weil man sie gesucht, ja sogar mit Bitten verfolgt habe, aber daß es darauf ankomme, sich auch ferner nichts zu ver-

vergeben. Ich glaubte zwar nicht, daß man das, was nicht allein im Gefängniß verſprochen, ſondern auch ſeitdem durch die feierlichſten Verbindlichkeiten beſtätigt worden ſey, zu brechen gedenke. (Hier muß ich Ihnen bemerken, daß der Prinz von Conti faſt alle Abende im Hotel von Chevreuſe ſpeiſete.) Aber, fuhr ich fort, — da ich einige Spuren habe, daß der Prinz nicht ſo günſtig gegen die Fronde geſinnt ſey, als wir anfänglich mit Recht gehofft hätten; ſo erfordere die Klugheit, ſich einer ſo ſchlimmen Sache, als für eine Perſon ihres Standes eine abſchlägliche Antwort wäre, nicht auszuſetzen. Mir iſt ein Mittel eingefallen, ſetzte ich hinzu; ein Mittel, das mir edel und ihrer Geburt würdig zu ſeyn ſcheint. Es ſoll uns über die Geſinnungen des Prinzen Aufſchluß geben und die Ausführung beſchleunigen, wenn jene gut iſt, oder im entgegen geſetzten Fall, die Folgen verbeſſern oder beſchönigen. Dieſes Mittel beſteht darin, daß ich dem Prinzen ſage, Frau von Chevreuſe und Sie haben mir aufgetragen, ihm zu verſichern: daß ſie auf keine Weiſe von den in den Verträgen geſchloſſenen Verbindlichkeiten Gebrauch zu machen gedächten, daß ſie durch ihre Einwilligung ſich blos das Vergnügen hätten erkaufen wollen, ihm ſein Wort zurück zu geben. Ich werde ihn dann in beider Namen bitten, zu glauben, daß ſie gern alles aufgeben wollten, ſobald es ihm nur den geringſten Kummer machen oder bei den Rückſichten, die er vielleicht gegen den Hof zu beobachten hätte, nur im geringſten nachtheilig ſeyn könnte, und daß ſie deshalb nicht weniger mit allen ihren Freunden ſeinen Dienſt gewidmet bleiben würden.

Fräulein von Chevreuſe gab mir recht, weil die Meinung des Mannes, den ſie liebte, auch ſtets die ihrige war. Ihre Mutter willigte ſchnell ein, weil ihre

keit so vieler Helden gearbeitet, welches das Glück selbst so sichtbar in Schutz genommen hatte, sich zu seinem Untergang neigen. Glorreiche Erfolge krönen den ersten Anfang Lothars. Kapua und Benevent müssen sich ergeben. Die apulischen Städte Trani und Bari werden erobert; die Pisaner bringen Amalphi, Lothar selbst die Stadt Salerno zur Uebergabe. Eine Säule der Normännischen Macht stürzt nach der andern, und, von dem festen Lande Italiens vertrieben, bleibt dem neuen Könige nichts übrig, als in seinem Erbreich Sicilien eine letzte Zuflucht zu suchen.

Aber es war das Schicksal von Tancreds Geschlecht, daß die Kirche mit und ohne ihren Willen für sie arbeiten sollte. Kaum war Salerno erobert, so nimmt Innocentius diese Stadt als ein päbstliches Lehen in Anspruch, und ein lebhafter Zank entspinnt sich darüber zwischen diesem Pabst und dem Kaiser. Ein ähnlicher Streit wird über Apulien rege, über welche Provinz man übereingekommen war, einen Herzog zu setzen, dessen Belehnung als das Zeichen der obersten Hoheit, Innocentius gleichfalls dem Kaiser Lothar streitig macht. Um einen dreyßigtägigen verderblichen Streit zu beendigen, vereinigt man sich endlich in der sonderbaren Auskunft, daß beyde, Kai-

ihre natürlichen Einsichten das Gute immer schnell zu ergreifen wußten. Laigues setzte sich dagegen, weil er sich vor begriff und Menschen von diesem Charakter die größte Mühe von der Welt haben, das, was zwei Seiten hat, wohl zu fassen. Zuletzt waren noch Bellievre, Caumartin und Montresor so glücklich, ihm diese doppelte Seite zu zeigen und seine Beistimmung zu erpressen. Sie zeigten ihm, daß dies Verfahren den Prinzen binden würde, wenn er gut gesinnt sey, und ihn, wenn er dies nicht sey, wenigstens hindern würde, sich in dem Moment, wo wir so ehrfurchtsvoll, so offen und so edel gegen ihn handelten, feindselig gegen uns zu bezeigen. Und dieser Moment war es eigentlich, was wir allein und mit Recht zu fürchten hatten.

Die Lage der Sachen bewies uns mehr als hinreichend, daß wir nicht lange so bleiben würden, ohne vielleicht in noch weit ungünstigere Verhältnisse zu gerathen, wenn wir auch jetzt durchschlüpften. Ueberlegen Sie, ich bitte, wie bedenklich der Zeitpunkt für uns hätte seyn müssen, der die königliche Gewalt, von dem Mazarinismus gereinigt, und die Parthei des Prinzen, von der Faktion frei, gegen uns vereinigen konnte; — und bei diesem allen kann die Zuverlässigkeit des Herzogs von Orleans! Sie sehen daß ich mit Recht dem Ungewitter zuvorzukommen strebte. Ich wünschte uns ein Verdienst aus dem zu machen, was wir ohnedem ertragen mußten.

Ich richtete nun meine Gesandtschaft bei dem Prinzen ins Werk. Ich legte in seine Hände meine Ansprüche auf den Kardinalshut nieder; ich gab ihm das Heurathsversprechen des Fräulein von Chevreuse zurück. Er ward aufgebracht gegen mich, er schwur; er fragte, für wen ich ihn halte. Ich verließ ihn mit

der

der Ueberzeugung — und ich habe ſie noch jetzt — daß er geſonnen war, ſeine Verſprechungen zu halten.

Alles was ich Ihnen von der Verſammlung des Adels, der Generalſtände und der Erklärung gegen die Kardinäle ſo wohl franzöſiſche als fremde geſagt habe, trug ſich in dem Zeitraum vom 17ten Februar 1651 bis zum 3ten April zu. Ich habe die Tage nicht datirt, weil ich ſie durch die Widerholung zu ermüden fürchtete. Denn dieſe Sachen wurden ohne Unterbrechung im Parlement verhandelt. Der Hof zog, nach ſeiner Gewohnheit, alles in die Länge, und gab, auch nach ſeiner Gewohnheit, endlich bei Allem nach. Er brachte es durch ſein Hinausſchieben ſo weit, daß das Parlement von Paris an alle Parlementer des Reichs ſchrieb und ſie aufforderte, gegen den Kardinal Mazarin Beſchlüſſe zu geben, was auch geſchah; daß er ferner ſich genöthigt ſah, eine Erklärung zu geben, welche für die Unſchuld des Prinzen zur Lobrede ward, daß er endlich zu einer andern Erklärung gezwungen wurde durch welche alle Kardinäle ſowohl franzöſiſche als fremde aus dem Conſeil des Königs ausgeſchloſſen wurden. Das Parlement ruhte nicht eher, bis der Kardinal Sedan verlaſſen und ſich nach Breull, dem Kurfürſt von Köln gehörig, begeben hatte. Alles dies gieng im Parlement, wie es ſich ſelbſt einbildete, ſehr natürlich zu, aber die Triebräder der Maſchine waren unter dem Theater, wie ich Ihnen zeigen werde.

Der Hof lag dem Prinzen unaufhörlich an, ſich zu verſöhnen, und dieſer reizte das Parlement von Tag zu Tag, um dadurch ſich ſelbſt der Königin und Monſieur immer nöthiger zu machen. Auf der andern Seite war ich nicht unthätig, weil mir daran lag, die alte Fronde in Athem und in Ehren zu erhalten. Damals

ließ

ließ mir die Königin, deren Widerwillen gegen den Prinzen von allem das neueste war, beibringen: daß sie alles anwende um ihn zum Negociiren zu nöthigen. Der Vicomte d'Autel, Gardehauptmann bei Monsieur und mein genauer Freund, drang wohl sieben oder acht Tage lang in mich, daß ich doch in eine geheime Unterredung mit dem Marschall du Plessis-Praslin, seinem Bruder, einwilligen möchte, weil es hier, sagte er, mein Leben und meine Ehre betreffe. Ich machte viele Schwierigkeiten; denn ich kannte den Marschall du Plessis als einen eifrigen Mazarinisten, und den Vicomte von Autel als einen ehrlichen Mann, der leicht zu hintergehen war.

Als ich Monsieur von diesem Gesuch benachrichtigte, befahl er mir, jedoch mit möglichster Vorsicht, den Marschall anzuhören. Was ihm zu diesem Befehl bewog, war, daß ihm der Marschall durch seinen Bruder hatte sagen lassen: er unterwerfe sich allem was er über ihn aussprechen würde, wenn das, was er mir zu sagen habe, nicht von der äussersten Wichtigkeit für Se K. H. sey. Ich kam also mit ihm bei dem Vicomte von Autel, der sein Zimmer in Luxemburg, aber auch eine Wohnung in der Straße Enfer hatte, zusammen. Er sprach ohne viele Umstände, im Namen der Königin; sagte mir, daß sie stets viel Güte für mich gehabt hätte, daß sie mein Verderben nicht wünsche und mir durch die Nachricht, daß ich am Rand des Abgrunds stehe, einen Beweis davon geben wolle; daß ferner der Prinz mit ihr in Traktaten stünde, und daß sie mir nicht mehr sagen könne, weil sie meiner nicht gewiß sey, aber wenn ich mich zu ihrem Dienst verbände, mir alles aufs genaueste vorlegen wolle. Dies war, wie sie sehen, ein wenig zu sehr im Allgemeinen gesprochen.

Ich

Ich antwortete: ich für meinen Theil, würde an dem, was die Königin mir sagen zu lassen beliebte, niemals im geringsten zweifeln: Monsieur aber, wie ich ihrem eigenen Urtheil überlasse, werde in den Verhältnissen, worin er mit dem Prinzen stünde, nicht mit ihm brechen, wenn er nicht Thatsachen sähe, und zwar so, daß er diese Thatsachen dem Publikum vorhalten könne. Diese Antwort, so vernünftig sie war, erbitterte die Königin sehr gegen mich. Er will sein Verderben, sagte sie zu dem Marschall, er soll es haben. Noch mehr als zehn Jahren habe ich dies von ihm selbst erfahren.

Worauf sie sich hier bezog, ist folgendes. Servien und Lionne standen mit dem Prinzen in Unterhandlung. Sie versprachen ihm das Gouvernement von Guienne für ihn selbst, das von der Provence für seinen Bruder, die Stelle eines Vicegouverneurs und das Gouvernement von Blaye für la Rochefaucoult, der an dem Geheimniß der Negociation Theil hatte und sogar dabei gegenwärtig war. Nach eben diesem Vertrag sollten die Truppen des Prinzen in diesen Provinzen unterhalten werden diejenige ausgenommen, welche in den ihm bereits übergebenen Festungen lagen. Er hatte Clermont durch Meillant, Stenai durch Marsin, Bellegarde durch Bouteville, das Schloß von Dijon durch Arnaud, und Mouron durch Persan besetzt. Urtheilen Sie was für eine vortheilhafte Lage dies war! — Lionne hat mir in der Folge mehr als einmal versichert, daß er und Servien es mit allen dem Prinzen gethanen Vorschlägen sehr aufrichtig gemeint hätten, weil nach ihrer Ueberzeugung der Hof ihn um jeden Preis gewinnen mußte. Andere, die in allen Dingen Geheimnisse suchen, haben gesagt, sie hätten den Prinzen nur hinzuhalten gedacht, und

der Erfolg, daß diese Sache ihnen so glückte, als wenn sie wirklich dies Vorhaben gehabt hätten, gab dieser Meinung den Anstrich von Wahrheit.

Der Prinz hielt es für unmöglich, daß zwei so sehr von dem Kardinal abhängige Menschen es wagen könnten, ihm, ohne seinen Befehl, so äusserst wichtige Vorschläge zu thun, und fand überdies gleich anfänglich die größte Leichtigkeit, das Gouvernement von Guienne zu übernehmen, da er es wirklich schon versah, indem er dem Herrn von Epernon das von Bourgogne überließ, so daß er keinen Augenblick zweifelte, der Kardinal werde ihm auch das Gouvernement von Provence zugestehen. Ehe er es noch erhalten hatte, gab er seine Einwilligung, oder — denn man ist darüber nicht einig — ließ merken, daß er sie geben würde, zu der Veränderung, die den dritten April im Conseil, auf eine Art, die ich Ihnen erzählen will, vorgieng. Doch muß ich Sie zuvor bitten zu bemerken, daß dieser Fehler, meinem Bedünken nach, der größte ist, den der Prinz jemals gegen die Politik begangen hat.

Am 3ten April, als Monsieur und der Prinz im königlichen Pallast waren, erfuhr Monsieur: daß die Königin Chavigni, der in der engsten Verbindung mit dem Prinzen stand, von Touraine, wo er damals war, zurückberufen habe. Monsieur, der ihn tödtlich haßte, beklagte sich gegen die Königin, daß sie ihn habe zurück kommen lassen, ohne mit ihm darüber zu sprechen; um so mehr, da sie ihm, wenigstens der allgemeinen Sage nach, den Platz des Ministers im Conseil einräumen wolle. Die Königin antwortete stolz: daß er wohl andere Sachen ohne Sie gethan habe. Monsieur

ſieur verließ den königlichen Pallaſt und der Prinz folgte ihm.

Nach dem Conſeil ließ die Königin dem Herrn von Chateauneuf, durch Herrn von la Vrilliere die Siegel abfordern. Sie gab ſie Abends um 10 Uhr dem erſten Präſidenten und ſchickte Herrn von Sülleri zu ſeinem Schwiegervater, damit dieſer im Conſeil den Platz des Canzlers einnehmen ſollte. Zwiſchen 10 und 11 Uhr gab der Gardelieutenant, la Tivolliere, Monſieur von dieſer Veränderung Nachricht. Frau von Chevreuſe und ihre Tochter boten alles auf um ihn die Wichtigkeit dieſes Verfahrens fühlen zu laſſen, und dies konnte bei einem Generallieutenant des Staats, der ſo hart und öffentlich beleidigt war, wie Er, wohl nicht ſchwer ſeyn. Auch ich behielt, wie Sie ohne Verſicherung glauben werden, bei dieſer Gelegenheit die Mäßigung nicht, die ich Ihnen gerühmt habe. Monſieur ſchien ſehr bewegt und verſammelte uns alle, das heißt: den Prinzen, Prinzen Conti, Herrn von Beaufort, Herrn von Nemours, von Briſſac, Rochefaucaut, Chaulnes, den älteſten Bruder von dem, den Sie kennen, la Motte, Eſtampes, Fiesque und Montreſor. Er trug die Sache vor und verlangte die Meinungen darüber. Montreſor äußerte, daß man dem erſten Präſidenten im Namen Sr. K. H. die Siegel abfordern ſollte, und Chaulnes, Briſſac, Vitri und Fiesque ſtimmten ihm bei. Ich war der Meinung, daß dieſer Vorſchlag gerecht und auf die rechtmäßige Gewalt von Monſieur gegründet und daß er ſogar nothwendig ſey; da er aber, ſeiner Güte gemäß, alles zu vermeiden ſuche, was bei einer ſolchen Gelegenheit zu gewaltſamen Auftritten Gelegenheit geben könnte, ſo ſey meine Idee nicht, wie Herr von Chaulnes eben geſagt habe, daß er ſich des Volks bedienen müſſe,

ſondern meinem Bedünken nach, ſey es zweckmäßig, wenn Monſieur die Sache durch ſeinen Gardehauptmann vollziehen laſſe. Herr von Beaufort und ich konnten dabei auf den Straßen bleiben, die zu beiden Seiten des Pallaſts ſind, um das Volk zurück zu halten, das bei allem, wo Monſieurs Name erſchien, nur im Zaum gehalten werden müſſe.

Hier unterbrach mich Herr von Beaufort und ſagte: Ich werde ſchon für mich reden, mein Herr, wenn die Reihe zu ſtimmen an mir iſt; warum mich hier anführen? Ich glaubte aus den Wolken zu fallen. Denn es war bisher unter uns nicht die geringſte Spur von Misvergnügen, viel weniger von Spaltung zu ſehen geweſen. Herr von Beaufort fuhr fort: er ſtünde nicht dafür, daß wir das Volk im Zaum halten und verhindern könnten, daß es nicht vielleicht den erſten Präſidenten in den Fluß würfe. Hier nahm einer von der prinzlichen Parthei — ich erinnere mich nicht genau, ob es Herr von Nemours oder la Rochefoucaut war — das Wort, und erhob und zierte dieſe Rede mit allem, was der meinigen den Anſtrich einer Aufforderung zu einem Blutbad geben konnte. Der Prinz ſetzte noch hinzu, er müſſe bekennen, daß er nichts von ſolchen Nachtgeſchirr-Kriegen verſtünde, und bei allen Gelegenheiten, wo Volksaufruhr und Aufwiegelei im Spiel ſey, ſich ſogar ganz muthlos fühlte, daß er aber, wenn Monſieur ſich für genug beleidigt halte, um einen bürgerlichen Krieg anzufangen, bereit ſey, zu Pferd zu ſteigen, nach Bourgogne zu gehen und für ſeinen Dienſt Truppen anzuwerben. Herr von Beaufort fuhr in demſelben Ton fort; und gerade dies war es, was Monſieur muthlos machte, denn da er Herrn von Beaufort auf des Prinzen Seite treten ſah, glaubte er, daß ſich das Volk zwiſchen ihm und mir theilen würde.

Ohne

Ohne Zweifel ſind Sie neugierig zu wiſſen, was Herrn von Beaufort zu dieſer Aufführung bewog und Sie werden erſtaunen, wenn Sie es erfahren. Seine Schweſter Frau von Nemours, die er ſehr liebte, hatte ihm, wie mir ſein Gardelieutenant Gonzeville in der Folge geſagt hat, mehr durch Thränen als durch Gründe in einer den Nachmittag gehaltenen Unterredung dahin gebracht, daß er ſich von Herrn von Nemours, der von dem Prinzen unzertrennlich war, nicht trennen wolle. Er ſagte ferner, daß auch Frau von Montbazon einverſtanden geweſen ſey, und dieſe ſollte, wie er behauptete, durch Vigneuil von einer Seite und von der andern, durch den Marſchall von Albret, die damals beide vereint, die Fronde zu trennen ſuchten, überredet worden ſeyn.

Frau von Montbazon hingegen hat gegen den Präſidenten von Bellievre ſtets behauptet, daß ſie an dieſem Complot nie den geringſten Antheil gehabt, und mehr als alle andere überraſcht geweſen ſey, als ihr Beaufort am andern Morgen das Vorgegangene erzählt habe. Der Präſident ſetzte nie ein großes Vertrauen in ihre Reden, und nie weniger als bei dieſer Sache, wobei ſich Herr von Beaufort ſo übel benahm, daß er plötzlich in ein Nichts zuſammen ſank. Frau von Montbazon hatte daher, wie Sie in der Folge ſehen werden, ganz Recht, daß ſie ſein Betragen nicht auf ſich nehmen wollte. Gonzeville hat mir oft verſichert, daß Herr von Beaufort gleich am andern Morgen die größte Reue darüber gefühlt habe. Sein Stallmeiſter, Veillet, hingegen, hat, wie ich weiß, das Gegentheil verſichert. Dies alles iſt ungewiß, aber was mir immer am wahrſcheinlichſten geſchienen hat, iſt: daß er mich verloren glaubte, weil er den Hof mit dem Prinzen vereinigt ſah, und Monſieur nicht die Kraft zutrau-

te, ſich gegen beide zu halten. Er ſchloß jedoch nicht richtig; denn ich bin überzeugt, daß Monſieur alles, was wir wünſchten, gethan, und mit Sicherheit würde haben thun können, wenn er ſich nicht ſelbſt von mir getrennt hätte.

An mir lag es nicht, daß Monſieur nicht überzeugt ward, er könne es auch ohne ihn, wie es auch wirklich war. Als er nach dieſer Unterredung in das Zimmer ſeiner Gemahlin kam, wo Frau und Fräulein von Chevreuſe ihn erwarteten; ſchlug ich ihm, in ihrer Gegenwart vor: er ſollte die Prinzen, unter dem Vorwand, noch weiter über dieſen Gegenſtand zu ſprechen, hinhalten. Zugleich verſprach ich ihm, wenn er mir nur zwei Stunden Zeit gäbe, daß die Obriſten die Waffen ergreifen und dem Prinzen zeigen ſollten: Er, Monſieur, herrſche unumſchränkt über das Volk.

Madame weinte vor Zorn und wollte durchaus, daß man dieſen Ausweg wählen ſollte. Er war erſchüttert, und ſagte: wenn wir aber dieſen Entſchluß faſſen, ſo müſſen ſie unverzüglich arretirt werden, Sie und mein Neffe Beaufort mit Ihnen. „Sie ſind in das Büchercabinet gegangen, antwortete Fräulein von Chevreuſe, um dort J. K. H. zu erwarten. Eine Wendung des Schlüſſels reicht hin, um ſie dort einzuſchließen. Ich beneide den Grafen von Autel um dieſe Ehre; ſchöner iſt es, wenn ein Mädchen einen Eroberer gefangen nimmt!“ — Bei dieſen Worten that ſie einen Sprung um hinzueilen. Die Größe dieſes Vorſchlags befremdete Monſieur, und eben weil ich ſeine Art vollkommen kannte, hatte ich ihm nichts davon geſagt, ſondern nur vom Hinhalten geſprochen. Sein Verſtand zwang ihm das Urtheil ab, daß es durchaus

nöthig

nöthig seyn würde, die Prinzen zu arretiren, so bald die Stadt in Bewegung gerieth, und seine Einbildungskraft entriß ihm diesen Vorschlag. Hätte Fräulein von Chevreuse geschwiegen, so würde ich seiner nicht erwähnt haben, Monsieur hätte mich vielleicht machen lassen, und hätte sich dadurch selbst die Nothwendigkeit aufgelegt, das auszuführen, was seine Einbildungskraft ihm bereits vorgehalten hatte. Das Ungestümm des Fräuleins hielt ihm die Handlung mit einemmal zu nahe vor die Augen und nichts erschreckt so sehr einen schwachen Geist, als dies. Er fieng an zu pfeifen, und dies, obgleich nicht seltne Zeichen, war niemals von guter Bedeutung. Dann trat er in eine Fensterwölbung, um nachzudenken; bestellte uns auf Morgen wieder; gieng in das Büchercabinet, wo er die Gesellschaft beurlaubte. Die Prinzen verließen den Pallast, und spotteten auf den Treppen laut über den Nachtgeschirr-Krieg.

Den Tag darauf, als ich des Morgens in dem Zimmer der Frau von Chevreuse war, trat der Präsident Viole mit großer Verlegenheit herein. Er richtete die Gesandtschaft, welche er zu bringen hatte, mit dem Ansehen eines Mannes aus, der sich derselben schämt. Die Hälfte von dem, was er zu sagen hatte, verschluckte er, und aus der andern begreifen wir: daß er gekommen war, die Aufhebung der Heurath zu erklären.

Frau von Chevreuse antwortete ihm mit vieler Artigkeit, und Fräulein von Chevreuse, die sich beim Feuer ankleidete, fieng an zu lachen. Wir waren, wie sie leicht denken können, über die Sache nicht erstaunt, wohl aber über die Form. Und ich gestehe Ihnen daß ich dies noch bin. Ich habe sie niemals

ser und Pabst, bey dem Belehnungsakt dieses Herzogs berechtigt seyn sollten, zu gleicher Zeit die Hand an die Fahne zu legen, die dem Vasallen bey der Huldigungsfeyerlichkeit von dem Lehensherrn übergeben ward.

Während dieses Zwiespalts ruhte der Krieg gegen Roger, oder ward wenigstens sehr läßig geführt, und dieser wachsame thätige Fürst gewann Zeit, sich zu erhohlen. Die Pisaner, unzufrieden mit dem Pabst und den Deutschen, führten ihre Flotte zurück; die Dienstzeit der Deutschen war zu Ende, ihr Geld verschwendet, und der feindselige Einfluß des neapolitanischen Himmels fieng an, die gewohnte Verheerung in ihrem Lager anzurichten. Ihre immer lauter werdende Ungeduld rief den Kaiser aus den Armen des Siegs. Schneller noch als sie gewonnen worden, giengen die meisten der gemachten Eroberungen nach seiner Entfernung verloren. Noch in Bononien mußte Lothar die niederschlagende Nachricht hören, daß Salerno sich an den Feind ergeben, daß Kapua erobert, und der Herzog von Neapel selbst zu den Normännern übergetreten sey. Nur Apulien wurde durch seinen neuen Herzog mit Hülfe eines zurückgebliebenen deutschen Corps standhaft behauptet, und der Verlust dieser Provinz war der

Preis,

begriffen, und was noch mehr iſt, niemand hat ſie mir erklären können. Tauſendmal habe ich mit dem Prinzen darüber geſprochen, mit Frau von Longueville, mit Herrn von Rochefoucaut. Keiner von ihnen hat mir von dieſem, in ſolchen Fällen, wo man wenigſtens immer noch einen Vorwand ſucht, ganz ungewöhnlichen Verfahren, nur die geringſten Gründe anführen können.

Die Königin, ſagte man nachher, habe dieſe Verbindung verboten und ich zweifle nicht daran. Aber daß Viole in ſeiner Rede kein Wort davon geſagt hat, weiß ich gewiß. Noch befremdender iſt es, daß Frau von Longueville mir ſeit ihrer Frömmigkeit zwanzigmal geſagt hat: ſie habe dieſe Heurath nicht abgebrochen; daß Herr von la Rochefoucaut nie dies beſtätigt hat, und daß gleichwohl auf der andern Seite, der Prinz — gewiß der wahrhafteſte Menſch von der Welt! — mir geſchworen hat, er habe weder mittelbar noch unmittelbar dazu beigetragen. Als ich einſt gegen Guitaut äuſſerte: dieſe Verſchiedenheit ſey mir auffallend! ſo antwortete er: ihn befremde ſie nicht, denn der Prinz und ſeine Schweſter hätten, wie er ſchon in vielen Fällen bemerkt habe, was zu jener Zeit vorgegangen ſey, gröſtentheils vergeſſen. Welch ein Beweis für die Unzuverläſſigkeit der Nachforſchungen, welche die Gelehrten täglich über die Geſchichte noch entfernterer Jahrhunderte einziehen.

Sobald Viole das Haus verlaſſen hatte, erhielt ich ein Billet von Joui, einem von Monſieurs Anhängern. Der Inhalt deſſelben war: daß S. K. H. ſehr früh aufgeſtanden ſey, und ſehr beſtürzt zu ſeyn ſcheine; daß der Marſchall von Grammont lange mit ihm geſprochen und Goulas eine beſondre Unterredung

mit

mit ihm gehabt habe; daß endlich, der Marſchall von la Ferte-Imbaut *), der eine Art von Wetterfahne war, alle, welche im Hauſe als meine Freunde bekannt waren, zu fliehen anfieng. Bald darauf kamen mein Freund, der Marquis von Sabloniere, der das Regiment Valois commandirte, zu mir und ſagte: daß Goulas nach ſeiner mit Monſieur gehaltenen Unterredung mit einem ſehr freudigen Geſicht zu Chavigni gegangen ſey. Zu gleicher Zeit hatte Madame an Fräulein von Chevreuſe geſchrieben, und ihr aufgetragen, mir zu ſagen: ich möchte auf meiner Hut ſeyn und die Furcht, Monſieur möchte durch Drohungen genöthigt werden, mich zu verlaſſen, tödte ſie beinah.

Alle dieſe Nachrichten gaben mir den Gedanken ein, mir aus dem, was ich von Monſieurs Schwachheit zu fürchten hatte, und für meine Sicherheit nothwendig glaubte, ein Verdienſt zu machen. Ich erklärte meinen Entſchluß im Hotel von Chevreuſe den vertrauteſten Gliedern der Parthey. Sie billigten ihn und ich führte ihn auf folgende Art, aus **).

Ich gieng zu Monſieur, und ſagte ihm: ich würde mich jetzt, nachdem ich die Ehre und die Genugthuung gehabt hätte, ihm in den zwey Sachen, die ihm am meiſten am Herzen lagen, bey der Entfernung Mazarins, und der Freiheit ſeiner Vettern dienen zu können, verpflichtet fühlen, zu den einfachen Uebungen meines

*) Jaques d'Eſtampes, Marquis von la Ferte-Imbaut. Er war 1651. zur Würde eines Marſchalls von Frankreich erhoben und ſtarb 1668 in einem Alter von 78 Jahren.

**) Man kann hierüber Jolis Memoiren nachleſen im 1. Band S. 131.

Amts zurück zu kehren, selbst dann wenn ich auch keine andern Gründe dazu hätte, als die schickliche Gelegenheit, die sich mir jetzt darböte. Da aber jetzt ein Zeitpunkt sey, wo mein Dienst nicht allein für ihn ohne Nutzen sey, sondern meine Gegenwart ihn sogar in Verlegenheit setzen könnte; so würde ich sehr thöricht seyn, wenn ich diese Gelegenheit vorbey lassen wollte. Ich wüßte wohl, fuhr ich fort, daß er meinetwegen mit Bitten und Zudringlichkeiten überhäuft werde, und ich beschwöre ihn, mir zu erlauben, mich in meine Einsamkeit zurück zu ziehen, und jene auf diese Art zu endigen.

Es würde zwecklos seyn, Ihnen die ganze Rede herzusetzen, da sie der Erfolg hinreichend mit dem Inhalt derselben bekannt machen wird. Das Entzücken, welches aus Monsieurs Augen und aus allen seinen Zügen hervor leuchtete, so sehr er auch sonst an Verstellungskunst alle andere übertrift, und so sehr er in Worten, alles anwandte um mich zurück zu halten, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Er versprach, daß er mich nie verlassen würde, obgleich, wie er gestand, die Königin deshalb in ihn dränge. Er versicherte mich, daß die Vereinigung der Königin und der Prinzen, ihn zwar nöthige gelindere Saiten aufzuziehen, daß er aber nie die schreckliche Beleidigung vergessen werde; daß er Wunder gethan haben würde, wenn Herr von Beaufort nicht abtrünnig geworden wäre. Dies allein habe sein Nachgeben bewirkt, weil er befürchtet, das Volk könne sich theilen. Wollte ich aber nur ein wenig Geduld haben, so würde ich erfahren, daß er seine Zeit ersehen würde, um die Leute zu ihrer Pflicht zurück zu führen. Ich blieb unerschüttert, und Er ließ sich bewegen; jedoch mit großen Versprechungen, mich so lang er lebte, in seinem Herzen zu tragen, und durch Joui einen geheimen Umgang mit mir zu unterhalten. Er ver-

verlangte meine Meinung über das, was er thun müſſe, und führte mich zu ſeiner Gemahlin, die ſich im Bett befand, damit ich meinen Vortrag in ihrer Gegenwart wiederholen möchte. Ich rieth ihm, ſich mit dem Hof zu verſöhnen, und keine andere Bedingung dabey feſt zu ſetzen, als die: daß dem erſten Präſidenten die Siegel wieder genommen würden. Ich ſagte dies ohne den geringſten perſönlichen Haß.

Denn ob wir gleich einander ſtets zu wider waren, ſo iſt es doch wahr, daß ich den Mann von Natur liebte. Ich glaubte aber ſo handeln zu müſſen, wenn ich nicht an meinen Pflichten gegen Monſieur zum Verräther werden wollte. Ich mußte ihm vorſtellen, daß es ſchimpflich für ihn ſeyn würde, zu dulden, daß ein Mann, der die Siegel ohne Wiſſen des General Lieutenants in Staat bekommen hätte, ſie behalten dürfte. Und von Chavigni, fiel hier Madam ſchnell ein, ſagen Sie nichts? Nein Madam, erwiederte ich, weil es gut iſt, daß er bleibt. Die Königin haßt ihn eben ſo fürchterlich, wie er dagegen Mazarin haßt, und man hat ihn nur dem Prinzen zu gefallen ins Conſeil aufgenommen; zwey oder drey Gran von dieſer Mixtur könnten die natürlichſte und beſte Zuſammenſetzung von der Welt in Unordnung bringen. Laſſen ſie ihn, Madame, er ſteht für Monſieur, deſſen Intereſſe nicht verlangt, daß das Bündniß, worinn er nur gewaltſam eintritt, lange dauert, am rechten Orte.

Bemerken ſie hier, daß dieſer Chavigni, von welchem die Rede iſt, der Günſtling und, wie man geglaubt hatte, ſogar der Sohn des Cardinals Richelieu war, und daß dieſer ihn zu Monſieurs Canzler machte, aber dieſer Canzler behandelte Monſieur, ſeinen Herrn, ſo vertraulich, daß er ihm einſt

einen Knopf von ſeinem Wamms abdrehte, und ihm ſagte: Ich wünſchte Sie wüßten, daß der Herr Cardinal Sie wenn er will, eben ſo leicht ſpringen laſſen könne, wie ich dieſen Knopf ſpringen laſſe. Ich habe dies aus Monſieurs eignem Munde, und Madame hatte, wie Sie ſehen, nicht ſo Unrecht, ſich an Chavigni zu erinnern. Es koſtete Monſieur viel Ueberwindung, ihn im Conſeil zu dulden; doch ergab er ſich meinem angeführten Grund. Er beſtand auf nichts als auf der Abſetzung des neuen Siegelbewahrers; und dieſe geſchah. Der Hof glaubte einen wohlfeilen Handel geſchloſſen zu haben, und hatte Recht.

Als ich Monſieur verlaſſen hatte, gieng ich hin, um von den Prinzen Abſchied zu nehmen. Sie waren mit Frau von Longueville und der Frau Pfalzgräfin im Hotel Condé? Der Prinz von Conti nahm mein Abſchieds Compliment lachend auf, und behandelte mich als einen ehrlichen Pater Eremiten. Frau von Longueville ſchien nicht ſehr darauf zu achten. Aber der Prinz begrif die Folgen davon, und war, wie ich deutlich ſah, von dieſem Schritte überraſcht. Die Frau Pfalzgräfin beobachtete ihn beſſer, als alle andere, wie Sie in der Folge ſehen werden. Ich zog mich in mein Kloſter Notre Dame, zurück, doch vertraute ich hier nicht der Vorſehung ſo gänzlich, daß ich mich nicht auch menſchlicher Mittel zur Vertheidigung gegen die Angriffe meiner Feinde bedient haben ſollte.

Annery, mit dem Adel von Vexin, geſellte ſich zu mir; Chateau-Briant, Argenteuil, der Chevalier von Hümieres zogen in mein Kloſter: Balantin und der Graf von Craffort nebſt funfzig Schottiſchen Offizieren, die unter Montroſſe gedient hatten, wur-

den

ien in die mir am meiſten ergebenen Häuſer der Rue-Neuve vertheilt. Von den Oberſten und Hauptleuten des Viertels, die meine Anhänger waren, hatte jeder ſein Zeichen und Wort, um ſich zu verſammeln. Und ſo beſchloß ich zu erwarten, was im Reich der Zufälle geſchehen würde, erfüllte meine Amtspflichten mit großer Genauigkeit und ließ keinen weitern Antheil an Welthändeln an mir kleben. Joni ſah mich nur verſtohlner weiſe und das Hotel Chevreuſe beſuchte ich nur des Nachts mit Malclerc. Domherrn und Geiſtliche waren mein einziger Umgang. Im Königlichen Pallaſt und im Hotel Conde machte man ſich ſehr darüber luſtig. Als ich damals in eine Fenſterwölbung einen Vogelbauer machen ließ, ſagte Regent: le Conditeur fille les linotes, und machte es zum Sprüchwort.

Die Stimmung von Paris tröſtete mich über die Neckereien des Königlichen Pallaſts vollkommen. Dort ſtand ich ſehr gut, um ſo mehr, da alle Andern in übelm Credit ſtanden. Die Geiſtlichen aller Art waren von der Negotiation des Prinzen ſorgfältig unterrichtet worden. Herrn von Beaufort griff ich auf eine Art an, der er nicht mit der gehörigen Geſchicklichkeit begegnete. Herr von Chateauneuf, der ſich nach Abnahme der Siegel nach Montrouge zurück gezogen hatte, theilte mir alle Nachrichten mit, die er gewöhnlich von dem Marſchall von Villeroi, und dem Commendanten von Jarzai ſehr ächt erhielt. Monſieur, der im Herzen äuſſerſt gegen den Hoff aufgebracht war, ſetzte ſeinen Umgang mit mir ſehr ſorgfältig fort. Was dieſem allen erſt Geſtalt und Wichtigkeit gab, iſt folgendes. Zwiſchen 12 und 1. Uhr des Nachts kam der Vicomte von Autel zu mir, und ſagte mir daß ſein Bruder der Marſchall von

Pleſſis

Pleſſis noch im Wagen vor meiner Thüre ſey. Kaum war er herein getreten, ſo umarmte er mich mit den Worten: Ich begrüße ſie als unſern Miniſter. Und als er mich bey dieſer Anrede lächeln ſah, ſetzte er hinzu: Nein, ich ſcherze nicht; es wird nur von Ihnen abhängen, es zu ſeyn. Die Königin hat mir eben aufgetragen, Ihnen zu ſagen, daß ſie die Perſon des Königs und die Crone Ihren Händen übergiebt. Hören ſie weiter. Hierauf machte er mir eine vollſtändige Schilderung von dem vorgeblichen Vertrag zwiſchen den Prinzen und Servien, und Lionne, deſſen ich bereits erwähnt habe. Er ſagte mir, der Kardinal habe der Königin geſchrieben, daß ſie auf immer entehrt ſeyn würde, wenn ſie zu dem eben abgetretenen Gouvernement von Guienne noch das von Provence hinzufügen wollte, und daß der König, ihr Sohn, ſie bei reifen Jahren als die Verderberin ſeines Staats anſehen werde. Dieſer, ſeinen Privatvortheilen ſo entgegengeſetzte Rath, hatte er hinzugeſetzt, könnte Ihr ein Beweis ſeines Eifers für Ihren Dienſt ſeyn. Er hätte bei dieſem Vertrag, der ihm eine vortheilhafte Lage zugeſichert haben würde, ſehr ſeine Rechnung finden können, weil der Miniſter eines geſchwächten Königs zuweilen für ſein Privatintereſſe mehr bei der Abnahme der Gewalt gewinnt, als bei der Erweiterung derſelben. — (Er würde Mühe gehabt haben, dieſen Satz zu beweiſen.) Er aber wollte lieber zeitlebens als Bettler vor den Thüren herumgehen, eh' er zugäbe, daß die Königin ſelbſt zu dieſer Vereinigung beitrüge, vorzüglich wenn ſie es ſeinetwegen thun wolle. Hier zog der Marſchall du Pleſſis einen Brief aus der Taſche, der von Mazarins Hand, die ich ſehr genau kannte, geſchrieben war. Ich erinnere mich nicht, je einen ſo ſchönen Brief geſehn zu haben, und dies war eben der Grund, warum

ich

ich glaubte daß er blos geſchrieben ſey, um vorgezeigt zu werden. Daß er nicht in Chiffren war, befremdete mich nicht; denn er war durch einen ſehr ſichern Weg gekommen. „Sie wiſſen, Madame, daß in der ganzen Welt der Koadjutor mein größter Feind iſt. Bedienen Sie ſich aber deſſelben eher als Sie die Bedingungen, welche der Prinz von Ihnen verlangt, eingehen; machen Sie ihn zum Kardinal, geben Sie ihm meine Stelle; räumen Sie ihm mein Zimmer ein. Er wird vielleicht mehr Monſieur angehören, als Ihro Majeſtät; aber Monſieur will nicht das Verderben des Staats. Seine Abſichten ſind im Grund nicht böſe. Kurz, Madame, lieber alles andere, als den Prinzen, was er verlangt, bewilligen! Erhält er es, ſo bleibt nichts übrig, als ihm nach Rheims zu führen.“ So lautete der Brief des Kardinals, deſſen Worte ich mich vielleicht nicht mehr genau erinnere, deſſen Inhalt mir aber noch ganz beſtimmt gegenwärtig iſt.

Ich glaube, daß Sie mein Urtheil, wie ich es im Herzen über dieſen Brief fällte, nicht verdammen werden. Dem Marſchall ſagte ich freilich, daß ich ihn für ſehr aufrichtig halte, und folglich mich ihm ſehr verpflichtet fühlen müſſe. Da ich aber in der That, von Seiten des Hofs, nur die Hälfte für baare Münze nahm, beſchloß ich auch ohne Bedenken, auf meiner Seite, eben ſo zu handeln, die Miniſterſtelle nicht anzunehmen, aber die Kardinalswürde dabei zu gewinnen.

Ich antwortete dem Marſchall, daß ich von der Güte der Königin aufs lebhafteſte gerührt ſey, und ſie um die Erlaubniß bitte, ihr ohne Intereſſe dienen zu dürfen, damit ich ihr meine Erkenntlichkeit deſto reiner

ver zeigen könnte. Zum Minister sey ich aus vielen Gründen ganz untüchtig; auch sey es der Würde der Königin zuwider, wenn sie einen Mann dazu erheben wollte, der gleichsam noch ganz warm und rauchend aus der Action käme. Auch der bloße Titel als Minister würde mich in Rücksicht Monsieurs und noch weit mehr von Seiten des Volks hindern, ihr so vielen zu nützen, wie ich wünschte. Diese beiden Seiten der Sache seyen für Sie bei der gegenwärtigen Lage der Dinge die wichtigsten. Aber, fiel der Marschall mir schnell ein, es ist jemand nöthig, der die leere Stelle ausfüllt. So lange sie unbesetzt ist, wird der Prinz beständig sagen, daß man sie durch den Kardinal wieder zu besetzen gedenke; und dies wird ihn mächtig machen. Sie haben, antwortete ich, andere Männer, die weit geschickter dazu sind, als ich. Hierauf erwiderte der Marschall: der erste Präsident wird der Königin nicht angenehm seyn, und Chavigni ist der nicht, dem sich die Königin oder Monsieur jemals anvertrauen. Nach einigen Umschweifen nannte ich ihm Herrn von Chateauneuf. Was, rief er bei diesem Namen, mit einem Schrey des Erstaunens: Sie wissen nicht, daß er es war, der sich in Fontainebleau Ihrer Kardinalswürde entgegen setzte? Daß er es war, der mit eigner Hand das schöne Memorial schrieb, welches zu Ihrer Ehre und Lob ins Parlement geschickt wurde? — Auf diese Art erfuhr ich diesen letztern Umstand. Den Streich in Fontainebleau wußte ich bereits. Ich antwortete dem Marschall: daß ich vielleicht nicht so unwissend sey als er glaubte, daß aber die Zeit Aufklärungen herbei gebracht habe, welche in Rücksicht des Publikums das Vergangne bedecken und daß ich die Nothwendigkeit der Absolution wie den Tod fürchte. — Aber, sagte der Marschall, wenn wir Ihnen die ins Parlement ein-

eingeſchickte Schrift in die Hände geben? — Wenn Sie dies thun, erwiederte ich, ſo werde ich Herrn von Chateauneuf aufgeben; denn in dieſem Fall wird mir jene, mit meiner Anſtellung geſchriebene Schrift als Apologie dienen. Der Marſchall ſprach ſehr lebhaft über dieſen Punkt und nahm Veranlaſſung, mir, auf eine feinere Art als ihm gutam, zu ſagen, daß Monſieur mich auch verlaſſen habe. Er ließ dies mit einfließen, um zu erfahren, wie ich mit ihm ſtünde. Ich wünſchte, ihn darüber gutreten zu ſtellen, und antwortete: es ſey wahr; aber ich würde ihn dennoch nicht wie Herrn von Chateauneuf behandlen. Ein leichtes gleichſam unwillkührliches Lächeln, womit ich dieſe Antwort begleitete, ſollte ihm ſagen, daß ich vielleicht nicht ſo übel als man glaubte, von Monſieur behandelt würde. Da er ſah, daß ich nach ſeinem kleinen Schein wieder ſo verſchloſſen war, wie vorher, ſagte er: Sie müſſen durchaus die Königin ſelbſt ſehen. Ich that, als hätte ich es nicht gehört, und er wiederholte es noch einmal. Hierauf warf er plötzlich ein Papier auf den Tiſch und ſagte: Hier, leſen Sie, werden Sie dieſem trauen?

Es war ein von der Königin unterſchriebenes Schreiben, das mir, wenn ich in den königlichen Pallaſt gehen wollte, die größte Sicherheit verſprach. Nein, antwortete ich dem Marſchall, und — Sie ſollen es hören. Hierauf küßte ich das Papier mit tiefer Ehrerbietung, warf es ins Feuer und ſagte: Wann wollen Sie mich zu der Königin führen?

Nie habe ich einen Menſchen mehr überraſcht geſehen als den Marſchall. Wir machten aus, daß ich mich um Mitternacht in das Kloſter St. Honoré einfinden ſollte. Ich fehlte nicht; er führte mich durch eine geheime Treppe ins kleine Bettzimmer. Nach einer

Preis, um welchen Roger seine übrigen Länder gerettet sah.

Nachdem der Normännische Pabst Anaklet gestorben, und Innocentius alleiniger Fürst der Kirche geworden war, hielt er im Lateran eine Kirchenversammlung, welche alle Dekrete des Gegenpabstes für nichtig erklärte, und seinen Beschüzzer Roger abermals mit dem Bannfluch belegte. Innocentius zog auch, nach dem Beyspiel des Leo, in Person gegen den Sicilianischen Fürsten zu Felde, aber auch er mußte, wie sein Vorgänger, diese Verwegenheit mit einer gänzlichen Niederlage und dem Verlust seiner Freyheit bezahlen. Roger aber suchte als Sieger den Frieden mit der Kirche, der ihm um so nöthiger war, da ihn Venedig und Konstantinopel mit einem neuen Angriff bedrohten. Er erhielt von dem gefangenen Pabste die Belehnung über sein Königreich Sicilien, seine beyden Söhne wurden als Herzoge von Kapua und Apulien anerkannt. Er selbst sowohl als diese mußten dem Pabst den Vasalleneid leisten, und sich zu einem jährlichen Tribut an die römische Kirche verstehen. Ueber die Ansprüche des deutschen Reichs an diese Provinzen, um derentwillen doch Innocentius selbst den Kaiser wider Rogern bewaffnet hatte, wurde bey diesem Vergleiche ein tiefes Stillschweigen beobachtet. So wenig konnten die rö-

Viertelſtunde trat die Königin herein; der Marſchall ging weg und ich blieb allein mit ihr. Ihre Majeſtät bot alles auf, was mich möchte bewegen können, den Titel als Miniſter und das Zimmer des Kardinals im königlichen Palaſt anzunehmen. Denn das letzte war einzig und allein nothwendig, um mich dazu zu beſtimmen. Es war mir ganz klar, daß ſie den Kardinal beſſer als je im Kopf und Herzen trug, und obgleich ſie mir ſagte, daß ſo ſehr ſie ihn auch ſchätzte und liebte doch ſeinetwegen den Staat nicht ins Verderben ſtürzen wollte, hatte ich doch alle Urſache zu glauben, daß ſie geneigter dazu ſey, als jemals. Noch ehe ich das Zimmer verließ, ward ich überzeugt, daß ich richtig geurtheilt hatte. Denn ſobald ſie ſah, daß ich wegen der Miniſterſtelle unentſchloſſen blieb, zeigte ſie mir die Kardinalshüte, eher als den Lohn für die Bemühungen, die ich, ihr zu Liebe, dies war ihr Ausdruck, zu Mazarin's Beſten thun würde. Hier hielt ich es für nothwendig, ſo bedenklich auch der Schritt ſeyn mochte, meine wahre Meinung zu ſagen, und ich befolgte bei dem, was ich der Königin ſagte, den Grundſatz, den ich zeit lebens hochgehalten habe, daß, wer in den Fall iſt, etwas ſagen zu müſſen, wenn er vorher ſieht, daß es nicht angenehm iſt, ſeinem Vortrag nie ſo ſehr die Farbe der Aufrichtigkeit geben kann, weil dies der einzige Weg iſt, den üblen Eindruck deſſelben zu mildern.

„Ich bin in Verzweiflung, Madame, ſagte ich, „daß es Gott gefallen hat, die Lage der Sachen ſo zu ſtellen, daß es einem Unterthan nicht blos erlaubt, „ſondern ſogar befohlen ſcheint, ſo mit ſeiner Gebieterin zu ſprechen, wie ich mit Ihrer Majeſtät ſprechen „werde. J. M. wiſſen beſſer als irgend jemand, wie „vieles meiner Verbrechen gegen den Kardinal darin „beſteht, daß ich dies vorher geſagt habe, und man hat „mich

„mich für den Urheber deſſen gehalten, wenn ich nur „der Prophet geweſen bin. Jetzt iſt dies Wirklich„keit; und Gott iſt mein Zeuge, daß niemand in ganz „Frankreich, ohne Ausnahme, betrübter darüber ſein „konnte als ich. Ihre Majeſtät wünſchen dieſe Sache der „Sachen zu ändern, und dies mit vielem Recht. „In tiefſter Demuth bitte ich, daß mir zu ſagen „vergönnt ſey: Sie können es, meines Bedünkens „nicht, ſo lange Sie den Kardinal zurück zu rufen im „Begriffe ſind. Ich ſage dies nicht, Madame, als ob „ich Ihre Majeſtät überreden zu können, ſon„dern blos, um meine Pflicht zu thun. Ich berühre „diesen Punkt, der, wie ich weiß Ihrer Majeſtät „nicht angenehm iſt, nur ſo leicht als möglich, und „gehe auf das über, was mich betrifft. Ich wünſche, „Madame, mit heftiger Leidenſchaft, das wieder gut „machen zu können, wozu mein Unglück mich in den „letzten Begebenheiten gezwungen hat. Ich wünſchte „bei meinen Handlungen keine andere Regeln mehr „anerkennen zu müſſen, als ſolche, die ich von dem „größern oder geringern Vortheil für J. M. herlei„ten darf. Ich kann dieſes Wort nicht ausſprechen „ohne Ihre Majeſtät noch einmal zu bitten, mir es zu „verzeihen. In ruhigen Zeiten würde es ſtrafbar „ſein, weil nur auf den Willen des Herrſchers Rück„ſicht genommen werden müßte. Aber bei den Un„glücksfällen, worein der Staat verwickelt iſt, kann „man, wenn man gewiſſe Stellen bekleidet, keinen „andern Zweck haben als ihm zu dienen, und man iſt „verbunden, es zu thun. Kein rechtſchaffener Mann „darf ſich von dieſer Verbindlichkeit losſprechen hal„ten. Ich würde gegen die, Ihrer Majeſtät ſchuldi„ge Ehrfurcht ſündigen, wenn ich Ihren Gedanken in „Rückſicht des Herrn Kardinals anders als durch eine „höchſt demüthige und einfache Vorſtellung unterbre-

„den wollte. Aber ich glaube, sie bei den gegenwär-
„tigen Umständen nicht zu verlieren, wenn ich Ihnen
„mein treues Unterthänigkeit versichle, auf welche Weise
„ich sie zu Ihrem Dienst möglich etwas wenig kon
„kann. Sie haben sich, Madame, gegen den Prin-
„zen zu verpflichten, der den Herrn Kardinal unter
„der Bedingung zurückberufen lassen will, daß Sie
„ihm zum voraus alles einräumen, wodurch er ihn ab
„kann, so oft es ihm beliebt, hinzu kann. Sie
„wissen hinlänglich Monsieur Mitleiden, der
„die Zurückberufung des Kardinals nicht will; die
„Prinzen aber angenommen, in alles einwilligt, was
„Ihnen gefällt. Sie wollen dem Herrn Prinzen nicht
„geben was er verlangt, noch Monsieur gewähren
„was er wünscht. Ich wünsche aufs leidenschaftlich-
„ste, Ihnen gegen den Einen und den andern die-
„nen zu können; und es ist klar daß ich dies nicht
„anders erreichen kann, als wenn ich Mittel wähle,
„die zu beiden Zwecken tauglich sind. Der Prinzen
„ganze Macht gegen Ihre Majestät besteht in dem
„Hasse, welche man gegen den Kardinal hegt, und
„Monsieur hat außer seiner Geburt kein Gewicht, das
„ihnen gegen den Herrn Prinzen nützlich sein könnte,
„als das, welches er daher entlehnt, daß er zum
„Nachteil des Kardinals gearbeitet hat. Sie sehen
„Madame, wie viel Kunst selbst kann, wenn Gewalt
„für den Kardinal genommen wäre, hier noch
„erforderlich sein würde, um diese Widersprüche zu ver-
„einigen. Aber es ist es nicht; und ich betheure Ih-
„nen, daß ich glaube, es kann es nicht werden, und
„es würde sich lieber heute als morgen in die Arme
„des Prinzen werfen, sobald er sähete, daß ich ihn
„dazu nötigen wollte.“ Die Königin lächelte bei die-
sen letzten Worten und sagte: Wenn Sie es wollen,
wenn Sie es wollten. „Nein Madame, erwiderte
„ich

„ich ich schwöre es Ihnen bei allem, was in der Welt „heilig ist. — Kommen Sie zu mir zurück, sagte Sie, „und ich hasse Ihres Monsieur, der der elendeste aller „Menschen ist. Ich antwortete: Ich schwöre es Ihnen, Madame, daß, wenn ich diesen Schritt thäte, „der geringste Anschein, als ob ich mit dem Kardinal „ausgesöhnt sey, mich zu ihrem Dienst bei Monsieur „und dem Volk untauglicher machen könnte, als den „Prälaten von Dole, weil ich ohne Vergleich mehr „von beiden Seiten gehaßt werden würde."

Hier wurde die Königin zornig und sagte: daß Gott den König, ihren Sohn beschützen würde, da jedermann ihn verlasse. Sie war über eine halbe Viertel Stunde lang in großer Bewegung; alsdann ließen ihre Stimmung eine günstige Wendung zu nehmen. Ich wollte diesen Augenblick benutzen, um den Faden meiner angefangenen Rede wieder aufzunehmen; aber sie unterbrach mich. „Ich rathe Sie, sagte sie, was Monsieur betrifft, nicht so sehr, als Sie „denken. Es ist ein seltsamer Herr. Hier, fiel sie „schnell ein, ich thue alles für Sie, ich habe Ihnen „eine Stelle im Conseil angeboten, ich biete Ihnen die „Ernennung zum Kardinal an, was werden Sie für „mich thun? — Wenn Ihre Majestät, antwortete „ich, mir erlaubt hätten das was ich angefangen hatte, zu vollenden, so würden sie schon jetzt wissen, daß „ich nicht hierher gekommen bin, um Gunstbezeugungen „zu empfangen, sondern um sie, wo möglich, zu verdienen." Hier kürzte sich das Gesicht der Königin auf, und sie sagte mit dem sanftesten Ton: nun was werden Sie thun? „Vergönnen mir Ihre Majestät, aber befehlen Sie mir vielmehr eine Hirte zu „sagen, wodurch ich die dem königlichen Blut schuldige Ehrfurcht aus den Augen setze?" Nun

Sie, erwiederte die Königin ungeduldig, reden Sie. Madame, sagte ich, ehe acht Tage vergehen, werde ich den Prinzen nöthigen Paris zu verlassen und morgen schon werde ich ihm Monsieur entführen. Die Königin war vor Freuden außer sich; sie reichte mir die Hand und sagte: „Wenn Sie es so weit bringen, „so sind Sie übermorgen Kardinal und noch mehr, „der zweite unter meinen Freunden.“

Sie ließ sich hierauf über die Mittel ein; ich erklärte sie ihr, und sie gefielen ihr gar sehr. Sie hatte die Güte meine genaue Zergliederung und eine Art von Schutzrede wegen des Vergangenen anzuhören. Einige meiner angeführten Gründe thaten ihr Genüge, oder schienen ihr Genüge zu thun; die andern widerlegte sie mit Güte und Sanftmuth. Hierauf fing sie von neuem an, von Mazarin zu sprechen und sagte: daß sie mich als Freunde zu sehen wünsche. Ich versetzte: daß sobald diese Saite berührt würde, ich zu ihrem Dienst ganz unnütz werden würde, und daß ich sie also beschwöre, mir den Charakter eines Feindes von Mazarin zu lassen. „Aber in Wahrheit, sagte die „Königin, wie hat sich noch, wie ich glaube, etwas so „seltsames zugetragen! Um mir zu dienen, müssen „Sie der Feind desjenigen werden, der mein Vertrauen „hat! Ja Madame, ich muß es; habe ich Ihrer „Majestät nicht sogleich beim Eintritt gesagt, daß jetzt „Zeiten sind, wo ein rechtschaffener Mann gezwungen sich „schämt so zu reden, wie er doch reden muß? Aber, „setzte ich hinzu, um Ihrer Majestät zu zeigen, daß „ich auch in Rücksicht des Herrn Kardinals so weit gehen will, als Pflicht und Ehre mir erlauben, thue „ich ihm einen Vorschlag. Er betiene sich des Verhältnisses, worin ich mit dem Prinzen stehe, so wie „ich das Verhältniß des Prinzen zu ihm benutze;

„und

„und vielleicht kann er seine Rechnung so gut dabei „finden, wie ich die meinige.“ Die Königin fing auf eine recht gutmüthige Art zu lachen an.

Hierauf fragte sie mich, ob ich das, was vorgehen sollte, Monsieur mittheilen würde? Ich antwortete: er würde es, wie ich sicher wüßte, billigen, und zum Beweis dafür, sollte er morgen im Cercle, von einem Zimmer reden, das sie zu Fontainebleau einrichten oder machen lassen wollte.

Auf meine Bitte, daß sie das Geheimniß sich verwahren möchte, antwortete Sie: sie habe dazu mehr Gründe, als ich glaubte. Und nun nahm sie Gelegenheit gegen Servien und Nemours alles zu sagen, was nur die größte Wut eingeben kann. Sie nannte diese beiden wohl zwanzigmal Tyrannen; Chavigni behandelte sie als einen unausstehlichen Menschen und von le Tellier sagte sie: er ist nicht so sehr Verräther wie die andern; aber er ist schwach und nicht erkenntlich genug. „Madame, „versetzte ich, ich bitte Ihre Majestät, daß mir zu „sagen erlaubt sey; der Prinz wird, so lange die „Stelle des Ministers unbesetzt ist, ein großes Uebergewicht erhalten, weil er immer behaupten wird, daß „sie für den Empfang des Kardinals offen stehe.“ — „Es ist wahr,“ antwortete die Königin, „und ich „habe über das, was Sie die vergangene Nacht dem „Marschall von Villeroi gesagt habe, nachgedacht. „Der alte Chatrouneux ist dazu gut; nur wird es dem „Kardinal wehe thun, weil er ihn eitelkeit haßt und „Ursache dazu hat. le Tellier glaubt, daß nur er „an diese Stelle gesetzt werden soll; aber, sahe sie fort, „hierbei muß ich Ihre Thorheit bewundern! Sie machen sich einen Ehrgeizigen daraus, diesen Mann wie-

„der einzusetzen, der doch auf der ganzen Welt ihr „größter Feind ist.“ Warten Sie — — Hier verließ sie das kleine Betzimmer, kam aber bald wieder zurück, und warf auf einen kleinen Altar jenes in das Parlement geschickte, gegen mich gerichtete Memoire. Es war vieles darin gestrichen und verändert, aber das Ganze doch von der Hand des Herrn Chateauneuf. „Wenn Sie mir vergönnen, Madame,“ sagte ich, nachdem ich es gelesen hatte, „es zu zeigen, so „werde ich mich von morgen an vom Herrn von Cha„teauneuf scheiden; denn ohne eine Rechtfertigung „dieser Art, würde, wie Ihre Majestät selbst finden „werden, ein solcher Schritt mich entehren.“ „Nein,“ antwortete die Königin, „ich will nicht, daß Sie die „Schrift zeigen. Chateauneuf ist uns nützlich; und „Sie müssen vielmehr jetzt freundlicher gegen ihn sein, „als je.“ Sie nahm mir hier das Papier wieder aus den Händen, und sagte: „Ich habe es auf, um es zu „seiner Zeit der Frau von Chevreuse seiner Freundin „zu zeigen: aber der Name Freundin erinnert mich „Ihnen zu sagen, daß Sie eine Freundin haben, bei„der als Sie vielleicht denken. Raten Sie! — Es „ist die Pfalzgräfin,“ sahe sie fort. Ich war überrascht, denn ich glaubte, daß diese noch ganz für den Prinzen sei. „Sie sind erstaunt, sagte die Königin, „sie ist mit dem Prinzen noch weniger zufrieden als „Sie, und seitdem Sie, ich bin mit ihr übereingekommen, daß Sie beide gemeinschaftlich unterhandeln „sollen, was dem Kardinal von diesem allem zu melden ist; denn, ohne Nachricht von ihm zu haben, „werde ich, wie Sie leicht glauben werden, nichts „unterhehen. Nicht als wenn dies in Absicht Ihrer „Kardinalswürde nöthig wäre. Hierüber ist er ganz „unbesorgt, und er sieht vollkommen ein, daß Sie „selbst nicht mehr davon abgehen können. Aber schwer

„wird es seyn, ihn wegen Chateauneuf zu überreden.
„Die Pfalzgräfin wird Ihnen noch andere Dinge sa-
„gen. Bertet muß fort; die Zeit drängt mich, Sie
„sehen, wie der Prinz mich behandelt! Seitdem ich
„mich von meinen beiden Verräthern" — so nannte
sie Servien und Lionne — „geschieden habe, fügt er
„mir täglich neue Beleidigungen zu." In Rücksicht
des letztern änderte sie, wie Sie sehen werden, bald
ihre Meinung.

Diesen Augenblick, wo sie vor Zorn erröthete,
wählte ich, um ihr meine Ergebenheit zu bezeigen.
„Ehe noch zwei Tage vergangen sind, Madame, ant-
„wortete ich, soll der Prinz Sie nicht mehr beleidi-
„gen können. Ihre Majestät wollen erst Nachrichten
„von dem Kardinal erwarten, um das in Erfüllung
„zu setzen, was sie mir zu versprechen geruht haben;
„ich bitte demüthigst, daß es mir vergönnt sey, Ihnen
„zu dienen, ohne irgend etwas zu erwarten."

Diese Aeußerung schien der Königin edel zu seyn,
und rührte sie. Für mich war sie, die Wahrheit zu
sagen, höchst nothwendig; denn ich sahe wohl ein, daß
der Prinz durch seine heftigen Aeußerungen gegen Ma-
zarin sie binnen fünf oder sechs Tagen aus Fuß fassen, und daß
es für mich Zeit wäre, zu erscheinen, um meinen An-
theil zu nehmen. Ich suchte den Schritt, den ich
vorhatte, ganz ungekünstelt bei der Königin geltend
zu machen, und führte die Art, wie es geschehen soll-
te, die ich im Gespräche bereits berührt hatte, nun
weiter aus. Sie war vor Entzücken außer sich. Die
Zärtlichkeit für ihren lieben Kardinal machte es ihr
freilich schwer, gut zu heißen, daß ich fortginge, wenn
im Palais-Royal, wo man alle Viertelstunden grobe Sa-
chen gegen ihn zu sagen, nicht schonen. Der Un-

berlegung aber, daß es nothwendig ſey, trug den Sieg davon.

Als ich das Bettzimmer ſchon verlaſſen hatte, rief ſie mich noch einmal zurück, und ſagte: ich möchte wenigſtens nicht vergeſſen, daß der Kardinal Ihr angelegen habe, mir die Ernennung zu geben. Ich antwortete, daß ich mich deshalb ſehr verpflichtet fühlte, und daß ich ihm in Allem, was nicht meiner Ehre zuwider ſey, ſtets meine Erkenntlichkeit zeigen würde; ſie wiſſe, was ich ihr gleich anfänglich geſagt habe, und ich müßte ihr verſichern, daß ich ſie doppelt betrügen würde, wenn ich ſagte, ich könne ihr bei der Wiedereinſetzung des Kardinals ins Miniſterium nützlich ſeyn. Ich bemerkte, daß ſie hier ein wenig nachdenklich war. Alsdann ſagte ſie ziemlich heiter: Gehen Sie, Sie ſind ein wahrer Dämon. Beſuchen Sie die Pfalzgräfin. Gute Nacht. Daß ich es den Tag zuvor weiß, wann ſie ins Palais gehen wollen. Hier übergab ſie mich Gabouris Händen — den Marſchall du Pleſſis hatte ſie zurückgeſchickt — und dieſer führte mich durch unendlich viele Umwege nahe an der Thür des Küchenhofs hinaus.

In der darauf folgenden Nacht ging ich zu Monſieur, der ſich unbeſchreiblich freute. Doch ſchalt er mich, daß ich die Miniſterſtelle und die Wohnung im königlichen Pallaſt nicht angenommen hätte; denn ſagte er die Königin iſt eine Frau, über welche Gewohnheit ſehr viel Gewalt hat, und Sie hätten ſich vielleicht in ihr Gemüth eingeſchlichen. Ich kann mich indeſſen noch jetzt nicht von meinem Unrecht in dieſem Fall überzeugen. Mit der Gunſt, glaube ich, darf man nie ſpielen. Iſt ſie ächt, ſo können wir ſie nicht innig genug umfaſſen;

ſen; und ſie nicht genug entfernen, wenn ſie falſch iſt.

Von Monſieur gieng ich zur Pfalzgräfin, die ich erſt ganz kurz vor Anbruch des Tages verließ. Ich habe mein Gedächtniß ſo ſehr als möglich angeſtrengt, um mir zurückzurufen, was ſie mir als Gründe ihres Mißvergnügens mit dem Prinzen anführte. Ich weiß, daß es drei oder vier Gründe waren, von denen ich nur zwei behalten habe. Der Eine wurde, meinem Bedünken nach, weniger der intereſſirten Perſon als meinetwegen angeführt; der Andere war in jeder Rückſicht äuſſerſt gegründet und wahr. Zuerſt ſagte ſie, daß ſie die Beleidigung, welche Fräulein von Epernone erduldet hätte, theile, weil ſie zuerſt ihr Wort wegen dieſer Heirath gegeben; und zweitens hätte der Prinz nicht alles angewandt, um dem ehrlichen la Vieuville *) die Oberaufſicht über die Finanzen zu verſchaffen. Dies war der Vater des Chevaliers gleiches Namens, den ſie unbeſchreiblich liebte. Sie ſagte mir: die Königin habe ihr deshalb ausdrücklich ihr Wort gegeben; ſie ließ ſich auch das meinige geben, und gab mir dagegen ihr Wort wegen meiner Kardinalswürde. Wir blieben von beiden Seiten unſern Verſprechungen getreu, und ich glaube wirklich, daß ich ihr den Hut zu danken habe, denn ſie wußte den Kardinal ſo geſchickt zu behandeln, daß er bei den feindſeligſten Abſichten von der Welt, ſich nicht enthalten konnte ihn endlich auf meinen Kopf fallen zu laſſen.

*) Karl von la Vieuville, der erſte dieſes Namens, Marquis und hierauf Herzog von la Vieuville, Großfalkenier von Frankreich und Oberaufſeher der Finanzen. Er ſtarb 1653.

mischen Kaiser auf die päbstliche Redlichkeit zählen, wenn man ihres Arms nicht benöthigt war! Roger küßte den Pantoffel seines Gefangenen, führte ihn nach Rom zurück, und Friede war zwischen den Norrmännern und dem apostolischen Stuhl. Kaiser Lothar selbst hatte auf der Rückkehr nach Deutschland im Jahr 1137 in einer schlechten Bauernhütte zwischen dem Lech und dem Inn sein mühe- und ruhmvolles Leben geendigt.

Unfehlbar war der Plan dieses Kaisers gewesen, daß ihm sein Tochtermann, Herzog Heinrich von Bayern und Sachsen, auf dem Kaiserthron folgen sollte, wozu er wahrscheinlich noch bey seinen Lebzeiten Anstalten zu machen gesonnen gewesen war. Aber ehe er einen Schritt deßwegen thun konnte, überraschte ihn der Tod.

Heinrich von Bayern hatte die Fürsten Deutschlands mit vielem Stolz behandelt, und war ihnen auf dem italienischen Feldzug sehr gebieterisch begegnet. Auch jetzt, nach Lothars Tode, bemühte er sich nicht sehr um ihre Freundschaft, und machte sie dadurch nicht geneigt, ihre Wahl auf ihn zu richten. Ganz anders betrug sich Conrad von Hohenstaufen, der den Zug nach Italien mit gemacht, und auf demselben die Fürsten, besonders

laſſen. Wir überlegten dieſe Nacht und die folgende, alles, was wegen Bertets Reiſe feſtgeſetzt werden mußte. Die Pfalzgräfin ſchrieb eine lange Depeſche in Chiffern für den Kardinal, welche B. mitnehmen ſollte. Dies war eins der ſchönſten Werke, welche vielleicht jemals geſchrieben wurden. Sie ſprach unter andern über meine gegen die Königin bewieſene Weigerung, zu ſeiner Rückkehr nach Frankreich behülflich zu ſeyn, ſo fein und geſchickt, daß es mir ſelbſt ſchien, als ſey dies das vortheilhafteſte, was man für ihn thun könnte.

Ich ſuchte nun die Gemüther in Paris auf die Eröfnung der neuen Scene, die ich im Sinn hatte, vorzubereiten, und daß ich in Hinſicht auf Rom nicht einſchlief, können ſie wohl denken. Die Wichtigkeit der Gouvernements von Guienne und Provence wurde zu Paris übertrieben, die Nachbarſchaft von Spanien und Italien mehr ins Licht geſetzt; auch wurden die Spanier, welche die Stadt Stenai noch nicht verlaſſen hatten, obgleich der Prinz die Citadelle beſetzt hielt, nicht vergeſſen. Nachdem ich auf dieſe Weiſe das Publikum ein wenig aufgereizt hatte, damit die Keime Wurzel faſſen könnten, eröfnete ich mich gegen die Einzelnen.

Ich ſey in Verzweiflung, ſagte ich ihnen, daß die gegenwärtige Lage der Sachen mich nöthige, aus meiner Zurückgezogenheit wieder hervor zu treten. Ich hätte gehofft, daß man nach ſo vieler Unruhe endlich mit Ehren einiger Ruhe und Zufriedenheit würde genießen können; aber dem Anſchein nach, ſtünden wir im Begriffe in eine noch ſchlimmere Lage zu gerathen, als die, welche wir eben verlaſſen hätten. Die unaufhörlichen Negotiationen mit Mazarin ſeyen dem

Staat

Staat weit nachtheiliger, als die Staatsverwaltung deſſelben ſelbſt; durch ſie werde bei der Königin die Hofnung, ihn wieder eingeſetzt zu ſehen, genährt; es geſchehe folglich alles durch ihn, und da die Forderungen des Prinzen unermeßlich wären, liefen wir Gefahr als Vorläufer zur Wiederherſtellung des Kardinals einen bürgerlichen Krieg zu haben. Dieſer würde der Preis der Verſöhnung und Monſieur würde das Opfer ſeyn. Den letztern werde jedoch ſein Stand retten; aber die armen Frondeurs würden bluten müſſen.

In dieſen ſchönen und ſtarken Grund, der von Caumartin geſponnen und ausgebreitet worden war, webte ich nun allerlei Farben, wie ich ſie für die, welchen ich ihn zeigte, gerade paſſend hielt. Es glückte. Nach drei oder vier Tagen nahm ich wahr, daß meine Bemühung den gewünſchten Erfolg gehabt hatte, und ließ die Königin durch die Pfalzgräfin wiſſen, daß ich morgen ins Palais gehen würde.

Eine lebhafte Aeuſſerung, die ſonſt nicht erwähnt zu werden verdiente, mag Ihnen hier die Größe ihrer Freude ſchildern. Wie mich dünkt, habe ich Ihnen bereits geſagt, daß Frau von Chevreuſe in allen Fällen Rückſichten gegen die Königin beobachtete, und ihr ſorgfältig zu zeigen ſuchte, ſie werde mehr durch ihre Tochter als durch ſich ſelbſt zu Allem, was vorgieng, gebracht. Wie die Königin eigentlich darüber dachte, kann ich Ihnen nicht beſtimmt ſagen, weil ich über dieſen Punkt vieles kalter und kaltſinniger beobachtet habe. Was indeſſen erfolgte, war, daß Frau von Chevreuſe ſelbſt zu der Zeit, als der Prinz Herr des königlichen Pallaſts zu ſeyn glaubte, nicht aufhörte ihn zu beſuchen, und mit der Königin vertraulich zu ſpre-

ſprechen fortfuhr, ſobald der Vertrag, welchen der Prinz mit Servien und Lionne geſchloſſen zu haben glaubte, für ungültig anerkannt worden war. Als die Pfalzgräfin der Königin ſchrieb, daß ich ins Palais gehen würde, war Frau von Chevreuſe mit ihrer Tochter bei ihr in ihrem Kabinet. Die Königin rief das Fräulein und fragte ſie, ob ich bei dieſem Entſchluß bleiben würde, und als dieſe ihr antwortete: daß ich gewiß hingehen würde, küßte ſie ſie zwei bis dreimal und ſagte: Kleiner Schelm, du biſt mir jetzt eben ſo nützlich, als du mir ſchädlich geweſen biſt.

Der Prinz munterte von Zeit zu Zeit das Parlement auf, um, wie Sie bereits geſehen haben, ſein Gewicht am Hof zu vermehren. Als er aber erfuhr, daß der Kardinal den von Servien und Lionne geſchloſſenen Vertrag nicht zu halten dachte, ſuchte er es auf alle Weiſe in Flammen zu ſetzen, um ſich der Königin furchtbar zu machen. Täglich gab es neue Auftritte im Parlement. Bald ließ man in den Provinzen gerichtliche Erkundigungen über den Kardinal einziehen. Bald wurden ſeine in Paris befindlichen Güter unterſucht. Bald deklamirte man in den verſammelten Kammern gegen die Bertets, Bruchets und Fouquets, welche unaufhörlich von Paris nach Creuil giengen und kamen.

Da ich ſeit meiner Zurückgezogenheit nicht mehr ins Parlement gegangen war, bemerkte ich, wie man meiner Abweſenheit den Anſtrich zu geben ſuchte, als denke ich jetzt gelinder gegen Mazarin, und fürchte in Lagen zu kommen, wo ich mich über ihn erklären müßte. Ein gewiſſer Montarde, ein bösartiger Scribler, welchem de Bartes, wegen, ich weiß nicht welcher

Schelm-

Schmähſchrift gegen ſeine Schweſter, die Marſchallin von Guebriant, die Naſe hatte abſchneiden laſſen, trat in die Dienſte des Kommandeurs von St. Simon, um Brod zu haben. Dieſer war das Haupt der Schreier von der prinzlichen Parthei, und der armſelige Montarde griff mich in einer Zeit von vierzehn Tagen durch zwölf oder funfzehn Schmähſchriften an, wo immer eine ſchlechter als die andere war. Ich ließ mir ſie alle regelmäßig in der Stunde, wo ich Mittags zu ſpeiſen pflegte, bringen, um ſie am Ende der Tafel vor Allen, die bei mir waren, laut zu leſen. Doch als ich den Einzelnen hinlänglich bewieſen zu haben glaubte, daß ich Ausfälle dieſer Art verachte, beſchloß ich dem Publikum zu zeigen, daß ich ſie auch zu beſtrafen wüßte.

Zu dieſem Entzweck arbeitete ich eine kurze, aber allgemeine Antwort ſorgfältig aus. Ich gab ihr den Titel: die Apologie der alten und rechtmäßigen Fronde, und obgleich die Worte gegen Mazarin gerichtet zu ſeyn ſchienen, ſo gieng doch der Sinn gerade zu gegen die, welche ſich ſeines Namens zur Schwächung der königlichen Gewalt bedienten. Dieſe Schrift ließ ich in Paris durch funfzig Colporteurs ausrufen und verkaufen. Sie erſchienen zu gleicher Zeit in verſchiedenen Straßen und wurden überall durch beſtochene Leute unterſtützt. Den nemlichen Morgen gieng ich mit 400 Menſchen ins Palais. Ich machte dem Prinzen, den ich am Feuer in der großen Kammer fand, eine tiefe Verbeugung, die er ſehr höflich erwiederte, und nahm darauf meinen Platz ein. Der Prinz ſprach in der Sitzung mit vieler Bitterkeit gegen die Geldausfuhren, welche durch den Banquier des Kardinals, Cantarini, aus dem Reich geſchaft wurden. Ich behandelte ihn, wie ſie leicht glau-

glauben, nicht ſchonender, und alle Glieder der alten Fronde ſetzten etwas darein, die Neue zu übertreffen. Dieſe ſchien darüber verlegen.

Croiſſi, der unter ihren Anhang gehörte, und eben die Apologie der alten Fronde geleſen hatte, ſagte zu Caumartin: „der Streich iſt ſchön, Sie verſtehen „das beſſer als wir.“ Ich hatte es dem Prinzen geſagt, daß dem Scribler Moutarde Stillſchweigen aufgelegt werden müßte. Da er aber nicht ſchwieg, ſo fuhr auch ich auf meiner Seite fort zu ſchreiben und ſchreiben zu laſſen. Um dieſe Zeit ſchrieb Portail, ein Advokat des Parlements, ein ſehr geſchickter Mann, die Vertheidigung des Koadjutors, die mit großer Beredſamkeit verfertigt iſt. Der Secretär des Prinzen von Conti, Sarrazin, war der Verfaſſer des gegen mich geſchriebenen Briefs des Küſters an den Pfarrer, der gleichfalls ein ſehr ſchönes Product iſt. Patrü, ein ſehr gebildeter Schöngeiſt beantwortete ihn durch einen ſehr geiſtvollen Brief des Pfarrers an den Küſter.

Ich ſelbſt verfertigte in der Folge: das Wahre und Falſche des Prinzen von Conde und des Kardinal von Retz; das Wahrſcheinliche; der Einſame: das Intereſſe der Zeit: die Unfälle des Herrn von Chavigni; *) das Manifeſt des Herzogs von

*) Man findet dieſe kleine Schrift unter den Werken von Saint Evremond, ſie iſt betitelt: Apologie des Herrn von Beaufort. Chirard, der Verfaſſer von dem Leben des Herzogs von Espernon, iſt es auch von dieſer Apologie.

von Beaufort, ganz in ſeiner Sprache geſchrieben.

Joli *), einer meiner Anhänger, ſchrieb die Intrigue des Friedens. Der arme Montarde hatte ſich in Beleidigungen erſchöpft, und es iſt gewiß, daß die Parthie in Rückſicht des Schreibens nicht gleich war. Croiſſi legte ſich ins Mittel, damit dieſer Federkrieg ein Ende nehmen möchte. Der Prinz verbot den Seinigen, wäre es auch in den höflichſten Ausdrücken, gegen mich weiter zu ſchreiben. Ich that das nemliche auf die ehrerbietigſte Art von der Welt. Es wurde von beiden Seiten nichts weiter geſchrieben, und beide Fronden beluſtigten ſich nur auf Mazarins Unkoſten.

Dieſer Federkrieg hatte wohl drei oder vier Monate ſehr hizig fortgedauert. Doch hielt ich es für gut, alles was dieſe Kämpfe und den darauf erfolgten Waffenſtillſtand betrift, in dieſe wenigen Zeilen hier zuſammenzufaſſen, damit ich nicht genöthigt wäre auf eine Materie zurükzukommen, die ſich nicht gänzlich auslaſſen ließ, und doch, meinem Bedünken nach, keine große Erwähnung verdient. Von den mehr als 60 Bänden, die im Laufe des bürgerlichen Kriegs geſchrieben worden ſind, glaube ich mit Wahrheit ſagen zu können, daß nicht hundert Seiten geleſen zu werden verdienen.

Meine

*) Ein Joli damaliger Rath im Chatelet und darauf im Parlement, Verfaſſer der Memoiren, die ſeinen Namen tragen.

Meine Erscheinung im Palais gefiel der Königin so sehr, daß sie den Nachmittag der Pfalzgräfin schriftlich auftrug, mir ihre Zufriedenheit zu bezeigen, und mir in ihrem Namen zu befehlen, mich Morgen zwischen 11 und 12 Uhr des Nachts, an der Thüre des Closters St. Honoré wieder einzufinden. Dort empfing mich Gabouri und führte mich in das schon erwähnte kleine Betzimmer, wo ich die Königin fand. Sie war ganz freudetrunken, eine erklärte Parthei gegen den Prinzen auf dem Kampfplatz zu sehen, und gestand mir, daß sie ihre Erscheinung, wenigstens nicht so bald, für möglich gehalten hätte. Herr le Tellier, sagte sie, könne es sich noch immer nicht überreden; und Servien behaupte, daß ich ingeheim mit dem Prinzen einverstanden seyn müßte. „Doch über „Servien, setzte sie hinzu, wundere ich mich nicht. „Dieser ist ein Verräther, der sich mit jenen versteht, „und verzweifelt darüber, daß sie ihm die Spitze „bieten. — Aber hier fällt mir ein, fuhr sie fort, „daß ich Lionne Gerechtigkeit wiederfahren lassen muß. „Er ist von Servien betrogen worden, und an allem, „was vorgefallen ist, unschuldig. Der Arme ist „über meinen Argwohn so betrübt, daß ich ihm den „erbetenen Trost, heute Abend mit Ihnen über alles, „was gegen den Prinzen zu thun ist, Abrede nehmen „zu dürfen, nicht habe abschlagen können."

Ich würde Ihnen Langeweile machen, wenn ich Ihnen hier umständlich zergliedern wollte, was den Herrn von Lionne in den Augen der Königin rechtfertigte, und ich begnüge mich damit, Ihnen im Allgemeinen zu sagen, daß seine Loosprechung mir keine bessern Gründe zu haben schien, als der vorher gegen ihn gefaßte Argwohn. Bis dahin wenigstens hatte ich nichts verdächtiges in seiner Aufführung fin-

den

den können; doch wird in der Folge, wie Sie sehen werden, eine wunderbare Schwung des Prinzen in allen seinen Handlungen sichtbar. Über alles, was ich damals in den Klagen der Königin über Lionne und Servien, wegen ihres zum Vortheil des Prinzen geschlossenen Vertrags bemerkte, gibt mir doch jetzt weder Grund zu ihrer Verdammung, noch zu ihrer Lossprechung. Die klarsten Thatsachen selbst, die in dieser Sache vorgefallen sind, finden sich in einem so großen Zusammenfluß von dunkeln und seltsamen Umständen, daß man sich wie ich mich erinnere, selbst in den nächsten Augenblicken darum verlohr. Gewiß ist daß die Königin am letzten Mai, gegen mich über Servien und Lionne auf die Art wie sie gelesen haben gesprochen hatte, daß sie alsdann am 25sten Juni des letztern, als eines rechtschaffenen Mannes erwähnte, am 28sten aber mir durch die Pfalzgräfin sagen ließ, daß der erste nicht, aus Bosheit gefehlt habe, und der Cardinal ganz von seiner Unschuld überzeugt wäre. Mit dem Prinzen, der allein alles aufklären konnte, über die genauen Umstände dieser Zwydeutigkeit zu sprechen, habe ich immer vergessen.

Ich komme jetzt auf meine Unterredung mit der Königin zurück. Durch sie, die bis zwey Uhr des Morgens dauerte, glaubte ich in ihrem Herzen und Kopf ganz deutlich zu lesen, daß sie die Ausgleichung mit dem Prinzen fürchtete, und mit außerordentlicher Leidenschaft wünschte, der Cardinal möchte diesen Gedanken aufgeben, den er wie sie sagte nur aus einem Übermaas von Gutmüthigkeit unterhielt; auch daß sie den bürgerlichen Krieg für kein großes Übel hielt.

Da sie aber doch zugestand, das kürzeste Mittel sey, den Prinzen wo möglich in Verhaft zu nehmen, so befahl sie mir, daß ich ihr die Art, wie dies geschehen könnte, auseinander setzen möchte. Ich schlug ihr vor, Monsieur zu überreden, daß dieß in seinem Hause ausgeführt werden müßte, und ich habe nie den Grund erfahren können warum sie diesen Weg nicht genehmigte. Ich hatte bereits nachgeforscht und wußte sehr gut, daß ich nichts bey diesem Vorschlag wagte; aber sie wollte unter dem Vorwand, daß Monsieur nie eines solchen Entschlusses fähig seyn würde, und daß es selbst gefährlich sey, ihm diese Idee mitzutheilen, nichts mehr davon hören. Ich weiß nicht, ob sie vielleicht fürchtete, daß Monsieur nach einer so gewaltsamen That auf den Gedanken kommen möchte, diese Gewalt gegen sie selbst auf ähnliche Weise zu gebrauchen. Auch weiß ich nicht, ob das Anerbieten Hoquincourts, den Prinzen auf der Straße anzufallen und zu tödten, welches er mir selbst sagte, ihr ein entscheidenderes Mittel geschienen hat. Genug; sie verwarf das meinige, das unfehlbar war, gänzlich, und befahl mir, mit Hoquincourt zu sprechen, der Ihnen, setzte sie hinzu, sagen wird, daß es sichrere Mittel giebt, als das, was sie vorschlagen.

Als ich Hoquincourt den Tag darauf im Hotel Chevreuse sah, erzählte er mir ganz vertraulich sein der Königin gethanes Anerbieten mit den genauesten Umständen. Ich schauderte zurück; und ich bin es der Wahrheit schuldig, zu sagen, daß Frau von Chevreuse von gleichem Abscheu durchdrungen war. Zum Verwundern war es, daß die Königin gegen uns, Frau von Chevreuse und mich, äußerte, sie billige unsere Gesinnungen, (die doch gewiß sehr weit von einer

einer Handlung dieſer Art entfernt waren) vollkommen, und daß ſie mir gleichwohl den Tag zuvor Hoquincourt als einen Mann, der ihr einen ſehr vernünftigen Vorſchlag gethan hätte, vorgeſtellt hatte. Sie leugnete ſogar durchaus, daß er ihr ſeinen Vorſchlag auf dieſe Art erklärt habe. Dies iſt die Thatſache, worauf Sie nun ihre Muthmaßungen gründen können.

Herr von Lionne hat mir ſeitdem geſagt, daß die Königin eine Viertelſtunde nachher, als ſie von Frau von Chevreuſe erfahren, daß ich Hoquincourts Vorſchlag mit Abſcheu verworfen habe, zu Stenette bey einer ganz unbedeutenden Veranlaſſung geſagt habe: der Coadjutor iſt nicht ſo kühn, als ich glaubte. Zu eben der Stunde äuſſerte der Marſchall du Pleſſis, ebenfalls ohne Veranlaſſung, gegen mich, daß der Gewiſſensſkrupel unter der Würde eines großen Mannes ſey. Damals achtete ich dieſe Rede nicht; aber da mir der Herzog von Vitri in der Folge mehr als einmal geſagt hat, daß Frau von Ormail, eine Verwandte und genaue Freundin des Marſchals, ihn ſelbſt damals bey Argenville aufſuchen ließ, und ihm in Picardie, wohin er, um ſeine Andacht zu verrichten gekommen war, vorſchlug, mit dem Marſchall einen Anſchlag auf die Perſon des Prinzen zu unternehmen, ſo iſt ſie mir aufgefallen und hat mich überzeugt, daß der Marſchall Hoquincourts Unternehmung nicht allein wußte, ſondern auch billigte. Frau von Ormail hat ſich in der That nicht an den rechten Mann gewandt; denn ich habe keinen Menſchen gekannt, der einer ſchwarzen Handlung unfähiger geweſen wäre, als der Herzog von Vitri.

sonders den Erzbischoff von Trier für sich einzunehmen gewußt hatte. Außerdem schwebte die kürzlich festgesetzte Wahlfreyheit des deutschen Reichs den Fürsten noch zu lebhaft vor Augen, und alles kam jetzt darauf an, den geringsten Schein einer Rücksicht auf das Erbrecht bey der Kaiserwahl zu vermeiden. Heinrichs Verwandtschaft mit Lothar war also ein Beweggrund mehr, ihn bey der Wahl zu übergehen. Zu diesem allem kam noch die Furcht vor seiner überwiegenden Macht, welche, mit der Kaiserwürde vereinigt, die Freyheit des deutschen Reichs zu Grund richten konnte.

Jetzt also sah man auf einmal das Staatssystem der deutschen Fürsten umgeändert. Die welfische Familie, welcher Heinrich von Bayern angehörte, unter der vorigen Regierung erhoben, mußte jetzt wieder herabgesetzt werden; und das hohenstaufische Haus, unter der vorigen Regierung zurückgesetzt, sollte wieder die Oberhand gewinnen. Der Erzbischoff von Maynz war eben gestorben, und die Wahl eines neuen Erzbischoffs sollte der Wahl des Kaisers billig vorangehen, da der Erzbischoff bey der Kaiserwahl eine Hauptrolle spielte. Weil aber zu fürchten war, daß das große Gefolge von sächsischen und bayrischen Bischöffen und weltlichen Vasallen, mit welchen Heinrich auf den Wahltag würde angezogen kommen, die Ueber-

Den Tag darauf, nachdem dies eben erzählte vorgefallen war, erhielt ich um vier Uhr des Morgens ein Billet von Montresor, worinn er mich unverzüglich zu ihm zu kommen bat. Ich fand dort Herrn Lionne. Die Königin, sagte mir dieser, könne den Prinzen nicht länger dulden, sie wisse aus sichern Händen, daß er einen Anschlag auf die Person des Königs im Sinn habe; auch habe er nach Flandern geschickt, um mit den Spaniern einen Vergleich zu schließen. Er oder sie müßten fallen; sie wollte sich keiner blutigen Mittel bedienen, aber Hoquincourts Vorschlag könne nicht mit diesem Namen belegt werden; denn er habe ihr geschworen versichert, daß er den Prinzen ohne einen Schwertschlag wegnehmen wollte, so bald ich nur für das Volk stünde. Genug, aus allem, was er sagte, sah ich ganz deutlich, daß die Königin von neuem erhitzt seyn mußte, und ich fand gar bald, daß meine Muthmaßung sehr wohlgegründet war. Lionne sagte mir, daß Ondedei mit einem blutigen Memoire gegen den Prinzen angekommen sey, wodurch die Königin überzeugt werden sollte, sie habe von der „allzugroßen Gutmüthigkeit" des Cardinals nichts zu besorgen. Was Lionne betrift, so schien er sich hier mit einer Lebhaftigkeit zu interessiren, die selbst die Gränzen des Wohlstands überschritt. In der Folge werden sie sehen, daß seine Erbitterung so erkünstelt, als die der Königin natürlich war.

Alles trug an diesem Tage dazu bey, ihr Gemüth noch mehr zu erbittern. Das Parlement setzte sein Verfahren gegen Mazarin mit aller Strenge fort, und er ward durch die Register von Tantarini überwiesen neun Millionen gestohlen zu haben. Der Prinz hatte, so sehr auch der erste Präsident sich da-

dagegen ſetzte, die Kammer genöthigt ſich zu verſammeln, und einen neuen Beſchluß gegen das Verſtändniß, welches die Hofleute mit dem Cardinal unterhielten, zu geben.

Unter dieſen Umſtänden langten die Befehle von Breull an, und ſetzten die Galle der Königin, die von Natur einer großen Hitze fähig war, leicht in Gährung.

Lionne, der, wie mir ſcheint, glaubte, daß der Prinz das Feld, ſey's durch die Faction oder durch Negociation auf jeden Fall behaupten würde, und deshalb alle mögliche Rückſichten gegen ihn beobachtete, ſuchte mich auf alle Art zu nöthigen, die Sachen aufs äuſſerſte zu treiben. Vermuthlich that er es, damit mein ganzes Spiel dadurch entdeckt werden, und er ſich aus dem Aufſchluß, den er ſelbſt darüber zu geben vermöchte, ein Verdienſt machen könnte. Er redete mir mit Lebhaftigkeit zu, an Hoquincourts Unternehmung Theil zu nehmen, wovon der Plan, obgleich in verſteckten Ausdrükken, doch da hinaus lief, den Prinzen zu ermorden; das mich noch jetzt befremdet. Zwanzigmal mahnte er mich im Namen der Königin, an meine ihr gegebene Verſicherung, den Prinzen aus dem Wege zu räumen; ſeine Bitten giengen bis zum Ungeſtüm, und er ſchien mit unſerer Unterredung nur ſehr mittelmäßig zufrieden zu ſeyn, ob ich ihm gleich angeboten hatte, den Prinzen im orleaniſchen Pallaſt arretiren zu laſſen. Wollte dies die Königin nicht, ſo verſprach ich, immer in ſtarker Begleitung ins Palais zu gehen und in Verfaſſung zu ſeyn, um mich dem Prinzen in allem, was er zu ihrem Nachtheil unternehmen wollte, widerſetzen zu können.

Montresor, der bei dieser Unterredung gegenwärtig war, hat Lionne immer für aufrichtig gehalten, und geglaubt, daß es ihm mit dem Verderben des Prinzen Ernst gewesen sey, und daß er erst dann Rücksichten gegen ihn beobachtet habe, als er gesehen, daß ich kein Blut wollte, und folglich der Prinz am Ende Meister bleiben würde. Wahr ist es, daß er mir, während des Gesprächs zwey bis dreimal wiederholte, was Machiavell sagt: das Verderben der meisten Menschen kömmt daher, weil sie im Bösen nur halb sind. Ich hingegen bin noch jetzt überzeugt, daß sich Montresor irrte, und daß Lionne gleich im Anfang seiner Rede keine andere Absicht hatte, als mich über meine Absichten so sehr als möglich auszuforschen, um den Gebrauch davon zu machen, welchen er auch wirklich davon machte. Etwas gewisses, das ich in seinem Gesichte und in seinen Worten bemerkte, das sich nicht ausdrücken läßt, aber oft mehr als alles, was ausgedrückt werden kann, beweißt, ist mir immer der stärkste Grund dafür gewesen. Ich habe diese Bemerkung vielleicht mehr als tausendmal in meinem Leben gemacht. Doch beobachtete ich auch in diesem Fall, daß es in der Geschichte gewisse unerklärbare Stellen giebt, die selbst in der Gegenwart unauflöslich sind.

Meine Unterredung mit Lionne fieng um fünf Uhr des Morgens an und endigte um sieben. Um acht Uhr erfuhr sie der Marschall von Grammont durch Lionne, der sie dem Prinzen um Zehn durch Chavigni berichten ließ. Aller Wahrscheinlichkeit nach, war Lionne für den Prinzen. Es ist jedoch erwiesen, daß er ihm den genauen Zusammenhang nicht entdeckte, daß er Hoquincourts Anschlag, der jedoch der gefährlichste war, nicht erwähnte, und daß

es

er ſich damit begnügte, ihn wiſſen zu laſſen, die Königin ſey mit dem Coadjutor in Unterhandlung, um ihn arretiren zu laſſen. Mit Herrn von Lionne habe ich über dieſen Handel, der wie Sie ſehen, nicht der ſchönſte Zug aus ſeinem Leben iſt, nie ſprechen mögen, und der Prinz, mit dem ich darüber geſprochen habe, weiß, dem Anſchein nach, von den Gründen dieſes ungleichen Betragens nicht mehr als ich. Die Königin, mit der ich mich zwey Tage ſpäter ſehr lange über dieſen Gegenſtand unterhielt, war darüber ſo erſtaunt, als Sie ſelbſt nur immer ſeyn können. Muß man nicht, nach ſolchen Thatſachen, die unverſchämte Anmaßung gemeiner Geſchichtſchreiber bewundern, die ſich etwas zu vergeben glauben, wenn ſie in ihren Werken eine einzige Begebenheit hingehen laſſen, ohne ihre geheime Triebräder aufzudecken? und wornach richten ſie ſich bei Aufſuchung derſelben anders, als nach Tagregiſtern ähnlicher Sammler?

Es blieb kein Geheimniß, daß Lionne den Prinzen von allem benachrichtigt hatte. Noch am nehmlichen Tag um acht Uhr des Abends erfuhr ich es durch Frau von Pommereux. Dieſer hatte es Flammarin geſagt, und auch zugleich den Kanal angegeben, durch welchen es an den Prinzen gekommen war. Zu gleicher Zeit ging ich zur Pfalzgrafin, die es bereits von einer andern Seite her wußte, und mir noch einen Umſtand beifügte, den ich vergeſſen habe, der aber doch, ſo viel ich mich erinnere, in Bezug auf den begangenen Fehler der Königin, ſich Lionne anzuvertrauen, ſehr wichtig war. Dies weiß ich, daß die Frau Pfalzgrafin mir ſagte: die Königin ſey, als ſie die bereits erwähnte Depeſche von Breull erhalten, zuerſt darauf gefallen, mich

zur gewöhnlichen Stunde ins kleine Bettzimmer holen zu laſſen, aber die Furcht, daß es Ondedei mißfallen möchte, der ohnehin über dieſen beſondern Unterredungen Argwohn zu ſchöpfen ſchien, habe ſie zurückgehalten. Doch eben dieſer Ondedei ward durch Lionne's Verrath ſo erſchüttert, daß er nicht mehr ſo bedenklich war, ſondern ſelbſt in die Königin drang, ſie möchte mir befehlen, dieſe Nacht zu ihr zu kommen.

Ich erwartete Gaboury vor den Jakobinern; denn die Zuſammenkunft im Kloſter war für unſicher erklärt worden, da Lionne ſie kannte. Er führte mich in die kleine Galerie, welche aus eben dem Grund anſtatt des Bettzimmers erwählt worden war. Ich fand die Königin unbeſchreiblich gegen Lionne aufgebracht, ohne es deshalb minder gegen den Prinzen zu ſeyn. Sie kam immer wieder auf Hoquincourts Vorſchlag zurück, und wußte ihm einen Anſtrich von Schuldloſigkeit zu geben. Ich bekämpfte ſie ſtandhaft und behauptete unverrückt, daß der glücklichſte Erfolg davon nie ſchuldlos ſeyn könnte. Ihr Zorn entlaſtete ſich in Vorwürfen, und gieng ſo weit, daß ſie gegen meine Aufrichtigkeit Mistrauen äußerte. Ich duldete Mistrauen und Vorwürfe mit der ihr ſchuldigen Ehrerbietung und Unterwürfigkeit, und antwortete nichts, als dieſe Worte: „Ihre Majeſtät wollen nicht „des Prinzen Blut, und ich nehme mir die Freiheit „zu ſagen, Sie werden mir einſt für meinen Widerſtand danken, daß es nicht gegen Ihre Abſicht vergoſſen wird. Und dieß, meine Gebieterin, würde, wenn „man die vorgeſchlagenen Mittel des Herrn von Hoquincourt wählte, der Fall ſeyn, ehe noch zwei Tage verfloſſen ſind.“ Können Sie ſich vorſtellen, daß das gelindeſte dieſer Vorſchläge darinn beſtand, ſich bei Anbruch des Tags des Pavillons im condeiſchen Hotel

Hotel zu bemächtigen, und den Prinzen im Bett zu überfallen. Sagen Sie ſelbſt, ob dieſer Plan in einem Hauſe das voll Mistrauen und alſo auf ſeiner Hut war, und gegen den muthigſten Mann von der Welt, ohne Blutbad ausführbar war?

Die Königin war nach einem lebhaften und langen Streit genöthigt, ſich damit zu begnügen, daß ich die angefangene Rolle in Paris zu ſpielen fortführe. „Durch dieſe, ſagte ich, wage ich Ihnen zu verſpre„chen, Madame, daß der Prinz Ihrer Majeſtät das „Feld räumen, oder ich für Ihren Dienſt ſterben wer„de. Dann mag der Argwohn, den Ondedei Ihnen „über meine Treue einflößt, mit meinem Blut aus„gelöſcht werden.“

Die Königin ſah, daß ihre Aeußerungen mich bewegt hatten, und ſagte mir tauſend Artigkeiten, denen ſie noch die Verſicherung beifügte, daß ich Ondedei Unrecht thue, und daß ich ihn ſehen müßte. Sie ließ ihn auf der Stelle durch Gabourg holen. Er kam ganz wie ein Theaterheld angekleidet und mit Federn bepackt wie ein Mauleſel. Seine Reden kamen mir noch närriſcher vor, als ſein Anſtand. Er ſprach von nichts als wie leicht es ſey, den Prinzen zu verdrängen und den Kardinal an ſeine vorige Stelle zu bringen. Meine inſtändigen Bitten, daß die Königin erlauben möchte, dem Prinzen bei Monſieur wegnehmen zu laſſen, behandelte er als lächerliche Vorſchläge, die in der Abſicht gethan würden, um die leichteſten und vernünftigſten Anſchläge gegen ihn auf eine geſchickte Art zu vereiteln. Kurz alles, was ich dieſen Abend von ihm ſah, war ein Gewebe von Grobheit und Wut. Auf die demüthigen Bitten der Königin, in deren Augen er ein großes Ge-

nicht zu haben schien, beſänftigte er ſich gegen das Ende des Geſprächs ein wenig, und die Frau Pfalzgräfin verſicherte mir zwei Tage nachher, daß Alles, was ich von dieſem Bramarbas geſehen hatte, in Vergleich mit dem, was den Tag zuvor vorgegangen war, für nichts zu achten ſey. Da habe er ſie mit einer Unverſchämtheit behandelt, die man ſich kaum vorſtellen könnte. Doch ſeine Aeußerungen wurden ein wenig gemildert, als Bertet mit einer groſſen Depeſche vom Kardinal zurückkehrte, worin er diejenige, und zwar mit Bitterkeit, tadelte, welche die Königin verhindert hätten, zu dem von mir gethanen Vorſchlag, den Prinzen bei Monſieur arretiren zu laſſen, die Hände zu bieten; worin er mich wegen dieſes Vorſchlags hoch erhob, Onkelei als einen Narren, le Tellier als Poltron, Servien und Lionne als leichtgläubige behandelte, und ſogar die Königin ſehr dringend bat, mir die Ernennung zum Kardinal ausfertigen zu laſſen, dem Herrn von Chateauneuf die erſte Stelle im Conſeil einzuräumen, und die Oberaufſicht der Finanzen dem Herrn von la Vieuville zu geben. Eine Stunde nach der Entzifferung dieſes Schreibens ließ mir die Königin befehlen, zwiſchen 12 und 1 Uhr des Nachts zu ihr zu kommen. Sie zeigte mir das entzifferte, das mir ächt zu ſeyn ſchien, und äußerte die lebhafteſte Freude über die Geſinnungen des Kardinals. Ich mußte ihr verſprechen, ſie bei Monſieur in das ſchönſte Licht zu ſtellen, und ſein Gemüth wegen des Kardinals ſo ſehr als möglich zu beſänftigen. „Denn, ſey„te ſie hinzu, ich ſehe wohl, daß er allein Sie zurück„hält, und daß Sie für Mazarin ſeyn würden, wenn „Sie nicht dieſe Verbindung hätten.“ Ich war ſehr froh, ſo leichten Kaufs los zu kommen, und antwortete, daß es mich zur Verzweiflung brächte, ſo gebunden zu ſeyn, und daß nichts mich darüber tröſten könne,

ne,

ne, als der Gedanke, ich könne durch diese Verbindung ihr minder unnütz seyn, als durch meine Freiheit. Hierauf sagte mir die Königin: der Marschall von Villeroi habe ihr gerathen, die beschlossene Veränderung der Sicilien im Conseil nicht eher als bei der sehr nahen Volljährigkeit des Königs bekannt zu machen. Diese neue, dem Prinzen sicher höchst unangenehme Einrichtung würde dann von einer Handlung, welche dem königlichen Ansehn neuen Glanz verleihe, auch mehr Würde und Nachdruck erhalten. „Aber," fiel sie schnell ein, „aus eben diesem Grund muß auch Ihre „Ernennung, nach Herrn von Chateauneuf's Ernennung, noch aufgeschoben werden." — Sie lächelte hier, und fuhr fort: „Nein, hier ist sie in bester „Form; man darf dem Prinzen nicht Zeit lassen, in „Rom gegen Sie Cabalen zu machen." Was ich der Königin hierauf antwortete, können Sie sich leicht vorstellen. Weil sie selbst von dem Kardinal getäuscht war, welcher ihr gesagt hatte, daß man aufrichtig mit mir verfahren müsse; so that sie jetzt dies mit der liebenswürdigsten Art von der Welt. Mehr als einmal habe ich seitdem von Bluet, der Advokat im Conseil und Ondedei's Vertrauter war, gehört: daß dieser ihm am Abend nach seiner Ankunft gestanden habe, nichts sey ihm von dem Kardinal dringender empfohlen worden, als die Königin selbst zu überreden, daß seine Absicht wegen meiner Kardinalswürde vollkommen aufrichtig sey. „Denn, hatte er zu Ondedei „gesagt, wenn die Königin wüßte, was wir im Herzen haben, so würde Frau von Chevreuse sie unfehlbar durchschauen." Was in diesem Herzen verborgen war, wird Sie sicher nicht befremden. Es war nichts anders, als der wohlausgedachte Plan, mich hinter das Licht zu führen, sich meiner gegen den Prinzen zu bedienen, mich unter der Hand nach Rom zu wei-

weisen, meine Ernennung zu verzögern, und im Gebiete der Zufälle irgend einen zu benutzen, um sie zurückzunehmen.

Anfangs schienen diese Entwürfe vom Glück begünstigt. Denn als ich mich den Abend darauf bei dem Abt von Bernai eingeschlossen hatte, um ungestörter nach Rom schreiben, und den Abt Charrier, den ich zur Betreibung meiner Promotion dahin abschickte, abfertigen zu können, erhielt ich einen Brief, mit der Nachricht, daß Pancirole todt sey. Dieser Unfall, der in einem Augenblick die einzigen Maasregeln, auf die ich rechnen zu können glaubte, vernichtete, setzte mich in große Verlegenheit. Ich hatte um so mehr Gründe dazu, da es mir nicht unbekannt seyn konnte, daß der Commandeur von Valencai des Königs Gesandter, der ohnehin große Ansprüche auf den Kardinalshut hatte, aus allen Kräften mir entgegen seyn würde. Demungeachtet ließ ich den Abt Charrier reisen, und er fand, wie Sie in der Folge sehen werden, was auch immer der Kardinal dagegen that, wenig Hindernisse bei seiner Negotiation.

Es verdient bemerkt zu werden, daß die Königin, während unserer Unterhaltung über die Depesche des Kardinals, desjenigen, was ihr dieser in einem besondern Billet wegen Vermählung des Fräuleins von Orleans, jetziger Frau von Toskana, mit dem König geschrieben hatte, mit keiner Sylbe erwähnte. Daß

* Heinrich von Estampes, Grand Ecuyer, und Baillif von Malta, Großprior von Frankreich, hierauf Gesandter in Rom, starb in Malta 1678 in einem Alter von 75 Jahren.

Daß er ihr darüber geſchrieben, erfuhr ich den folgenden Tag von Herrn von Chateauneuf. Ihre ältere Schweſter hatte groſſe Anſprüche auf dieſe Heurath gemacht; der Kardinal hatte ihr auch Hofnung dazu gegeben; aber da ſie wahrnahm, daß er im Grunde nicht die Abſicht hatte, ſie zu erfüllen, ſpielte ſie die Franciſkin bis zur Heftigkeit. Sie zeigte eine unbeſchreiblich warme Theilnahme für die Freiheit des Prinzen. Monſieur aber kannte ſie ſo gut und hatte ſo wenig Achtung für ſie, daß man auf ihre Schritte, ſelbſt zu der Zeit, wo ſie, wenigſtens durch ihren Stand, einiges Gewicht hätte haben können, beinahe gar nicht achtete. Dieſer Grund mag mir auch bei Ihnen zur Entſchuldigung dienen, daß ich ihrer bis jetzt nicht gegen Sie gedacht habe.

Da der Kardinal glaubte, daß Monſieur ſich ſchmeicheln könnte, weit leichter die Jüngere mit dem König zu verheurathen, deren Alter auch in der That paſſender war, ſo ſchrieb er der Königin, ſie ſollte ihm zwar alle mögliche Hofnung zu dieſer Verbindung, aber vor allen Dingen nicht durch mich, geben; denn, fügte er hinzu, der Koadjutor würde die Fäden ſchneller und feſter zuſammenziehen als es für Ihre Majeſtät vortheilhaft iſt. Dieſe Worte zeigte mir Herr von Chateauneuf in einem Billet, welches er von der Handſchrift des Kardinals kopirt zu haben ſchwor. Der Kardinal bat die Königin ferner: Monſieur dieſes Verſprechen oder vielmehr dieſe Ausſicht durch Beley hinterbringen zu laſſen. „Wenn — ſo lautete das Billet — „man ſeiner noch gewiß iſt.“ Monſieur hat mir in der Folge mehr als zehnmal zugeſchworen, daß ihm dieſer Vorſchlag nie weder mittelbar noch unmittelbar gemacht worden ſey. Dieſe beiden Thatſachen

legenheit der Stimmen auf seine Seite neigen möchte, so eilte man — wenn es auch eine Unregelmäßigkeit kosten sollte — vor seiner Ankunft die Kaiserwahl zu beendigen. Unter der Leitung des Erzbischoffs von Trier, der dem hohenstaufischen Hause vorzüglich hold war, kam diese in Koblenz zu Stande (1137), Herzog Conrad ward erwählt, und empfieng auch sogleich zu Aachen die Krone. So schnell hatte das Schicksal gewechselt, daß Conrad, den der Pabst unter der vorigen Regierung mit dem Banne belegte, sich jetzt dem Tochtermann eben des Lothar vorgezogen sah, der für den römischen Stuhl doch so viel gethan hatte? Zwar beschwerten sich Heinrich und alle Fürsten, welche bey der Wahl Conrads nicht zu Rath gezogen worden, laut über diese Unregelmäßigkeit; aber die allgemeine Furcht vor der Uebermacht des welfischen Hauses, und der Umstand, daß sich der Pabst für Conrad erklärt hatte, brachte die Mißvergnügten zum Schweigen. Heinrich von Bayern, der die Reichsinsignien in Händen hatte, lieferte sie nach einem kurzen Widerstand aus.

Conrad sah ein, daß er dabey noch nicht stille stehen könne. Die Macht des welfischen Hauses war so hoch gestiegen, daß es eben so gefährliche Folgen für die Ruhe des Reiches haben mußte, dieses mächtige Haus zum Feinde zu haben, als die Erhe-

sachen scheinen sehr widersprechend, aber nicht weniger unerklärbar ist folgendes.

Daß der Kardinal in seiner Depesche diejenige außerordentlich tadelte, welche der Königin von meinem Vorschlag, dem Prinzen bei dem Herzog von Orleans arretiren zu lassen, abgerathen hatten, habe ich Ihnen bereits gesagt. Ich erwartete nun, daß sie diesen Gedanken jetzt auffassen, und sogar in mich dringen würde, mein ihr deshalb gethanes Versprechen zu halten. Mein Erstaunen erreichte den höchsten Grad, als ich fand, daß sie nicht einmal darauf geachtet zu haben schien. Und denke ich noch jetzt darüber nach, so erstaune ich von neuem. Weder le Tellier noch Servien und die Frau Pfalzgräfin, die ich hundertmal auf dieses Gespräch gebracht habe, schienen mehr, als ich, davon zu wissen; doch kannten sie, was mein Erstaunen noch vermehrte, alle darin überein, daß der Bericht des Kardinals in diesem Punkte wahrhaft und aufrichtig gewesen sey. Dies bestätigte mir also, was ich schon vorhin gesagt habe, daß es in der Geschichte gewisse Punkte und Handlungen giebt, die oft durch ganz natürliche Zufälle selbst den scharfsichtigsten entschlüpfen. Dieser Fall würde gewiß häufiger in den Geschichtbüchern vorkommen, wenn die Verfasser derselben selbst in die Geheimnisse der Begebenheiten eingeweiht gewesen, und folglich von der gewöhnlichen, lächerlichen Eitelkeit solcher Schriftsteller frey wären. Meist im Staub gebohren, und nie bis in die Antichambre gekommen, setzen dieselbe gewöhnlich etwas darein, alles wissen zu wollen, was in den Kabinetern vorgegangen ist. Ich bewundre oft die unverschämte Anmaßung solcher, in jeder Rücksicht unbedeutender Menschen, die sich einbilden, in den Herzen derer, die den meisten Theil

an

an Welthändeln genommen haben, alle Falten durchſchaut und jedes Ereigniß bis auf ſeine feinſten Triebfedern und Folgen entwickelt zu haben. Ich fand einſt im Cabinet des Prinzen zwei oder drei Arbeiten von dergleichen knechtiſchen und feilen Seelen auf dem Tiſch liegen. Dieſe Elenden, ſagte der Prinz, als er ſah, daß ich die Augen darauf geheftet hatte, haben uns beide zu dem gemacht, was ſie an unſerer Stelle geweſen ſeyn würden. Dieſe Worte enthalten einen tiefen Sinn.

Ich komme zu dem zurück, was am Schluß meiner diesmaligen Unterredung mit der Königin vorgieng. Ich mußte ihr verſprechen, daß ich, ſo oft der Prinz ins Palais gieng, nie fehlen wollte. Als ich den Tag darauf der Frau Pfalzgräfin ſagte, daß die Königin, wie ich bemerkt hätte, einen beſondern Nachdruck auf dieſen Punkt geſetzt habe, antwortete mir dieſe folgende Worte: „Ich kenne den Grund da„von; Servien ſagte ihr unaufhörlich, Sie ſeyen mit „dem Prinzen einverſtanden, und würden ſich, dieſem „Verſtändniß zufolge, bei gewiſſen Gelegenheiten „nicht bei den Verſammlungen des Parlements ein„finden.“ Ich fehlte bei keiner, und meine ganze Aufführung mußte, wenigſtens durch den Ausgang, Serviens Ausſpruch beſchämen. Die Gefälligkeit, welche ich gegen den Prinzen zeigte, war von der Art, daß ſie ihm nicht gefallen konnte. Ich gab allem, was er gegen den Kardinal ſagte, meinen Beifall, aber ich ſuchte dabei ſtets, jeden davon hergenommenen Vorwand und alle Unterhandlungen in ein klares Licht zu ſetzen. Ein ſolches Betragen mußte freilich in einer Partei große Verwirrungen verurſachen, wo man im Grund keine andere Abſicht hatte, als ſich mit dem Hof durch Hülfe der dem Miniſter verſetzten ſcheinba-

ren Streiche zu verſöhnen. Der Prinz war weit entfernt, einen Bürgerkrieg zu wollen; Herr von Rochefoucaut, welcher die Frau von Longueville und den Prinzen von Conti beherrſchte, war ſtets zur Negotiation geneigt. Die Umſtände nöthigten beide Theile oft zu Erklärungen und Aeußerungen, die ihren Zweck hätten erreichen können, wenn nicht dieſe Deklamationen durch die Frondeurs bei Hof und in der Stadt ſorgfältig ins Licht geſetzt und erläutert worden wären. Die äuſſerſt ſtolze Königin faßte kein Vertrauen zu den Schritten, denen immer Drohungen vorhergiengen. Der Kardinal blieb ohne Furcht, weil er ſah, daß der Prinz, wenigſtens nicht allein in Paris herrſche. Das Volk, von dieſem Spiel unterrichtet, nahm nicht alles für baare Münze, was man ihm auf Mazarins Rechnung, den es nicht mehr ſah, aufdringen wollte.

Dieſe Lage der Sache nöthigte den Prinzen, als noch die Nachricht von meiner mit Lionne gehaltenen Unterredung, und dem Marſch zweier Gardekompagnien dazu kam, am 6ten Juli um 2 Uhr des Morgens das condeiſche Hotel zu verlaſſen und ſich nach St. Maur zurückzuziehen. Es iſt klar, daß er keine andere Partie zu nehmen hatte, und daß er ſich nicht länger in Paris auf ſeinem Poſten erhalten konnte, wenn er ſich nicht ſchon damals zu dem, was er in der Folge that, entſchließen — das heißt, wenn er ſich nicht öffentlich in Vertheidigungsſtand ſetzen wollte. Er that dies nicht, weil er ſich noch nicht zum bürgerlichen Krieg, wogegen er einen fürchterlichen Widerwillen hatte, entſchließen konnte. Einige haben dieſe Unentſchloſſenheit tadeln wollen, aber ich glaube, daß man ihren Grund vielmehr verehren muß, und ich fühle gegen jene niedrige Seelen, welche

ſchrei-

ſchreiben und drucken zu laſſen gewagt haben, daß Cäſars ſtarkes und erprobtes Herz in dieſem Fall einer übel verſtandenen Furcht fähig geweſen ſey, den höchſten Grad von Verachtung. Dergleichen unverſchämte und lächerliche Schriftſteller verdienten in der Karre gepeitſcht zu werden.

In was für eine Bewegung alle Gemüther bei dieſer Handlung des Prinzen geriethen, werden Sie leicht glauben. Frau von Longueville begab ſich unverzüglich zu ihm, ob ſie gleich krank war zu gleicher Zeit reisten auch der Prinz von Conti, die Herrn von Nemours, Bouillon, Türenne, la Rochefoucaut, Richelieu und la Mothe zu ihm hinaus. Er ſchickte Rochefoucaut an Monſieur, um ihn von den Gründen ſeiner Flucht benachrichtigen zu laſſen. Monſieur ſchien darüber erſtaunt, und war es wirklich. Er ſpielte den Traurigen, gieng zur Königin und billigte ihren Vorſatz, den Marſchall von Grammont nach St. Maur zu ſenden, um dem Prinzen verſichern zu laſſen, daß ſie keinen Anſchlag auf ſeine Perſon gehabt habe. Monſieur trug dem Marſchall von Grammont auf, ihm von ſeiner Seite alle nur mögliche Verſicherungen zu geben; denn er glaubte, daß der Prinz nach dieſem Schritt nicht wieder nach Paris zurückkehren werde, und wähnte aus dieſem Grund, ihn ſehr wohlfeil ſich verbindlich machen zu können. Sein Beiſpiel wird Ihnen in der Folge zeigen, daß es immer bedenklich iſt, ſich auf gewiſſe Vorausſetzungen, die man für ausgemacht hält, zu etwas anheiſchig zu machen. Und doch iſt es nicht weniger wahr, daß es beinahe jeder ohne Bedenken thut.

Sobald der Prinz zu St. Maur war, bemühten ſich alle Glieder ſeiner Parthei, ihn mit dem Hof wie-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20203 / 161

der in gutes Vernehmen zu bringen. Dies ist das gewöhnliche Schicksal aller Partheihäupter, die dafür bekannt sind, daß sie die Faktion nicht lieben. Doch; lieben kann sie ohnehin kein vernünftiger; aber wenn man einmal das Unglück hat, darein verwickelt zu seyn, so ist es Klugheit seine Abneigung zu verbergen.

Der Schwiegersohn des Admirals von Coligni, Teligni, sagte am Tage vor St. Bartheleemi, daß sein Schwiegervater bei der Parthei der Hugenotten, dadurch, daß er seine Lässigkeit hätte errathen lassen, grössern Verlust gehabt habe, als da er die Schlachten von Montcontour und St. Denis verloren hätte.

Dies war dann die erste Wunde, welche die Partei der Prinzen erhielt, und sie war um so gefährlicher, da vielleicht nie einem Körper solche Wunden tödtlicher gewesen wären, als der prinzlichen Parthei. Herr von la Rochefoucaut, der wegen seiner unumschränkten Herrschaft über das Gemüth des Prinzen von Conti und der Frau von Longueville, als eines der bedeutendsten Partheiglieder angesehen werden mußte, war in der Faktion, was Herr von Büllion ehemals bei den Finanzen gewesen war. Von diesem sagte der Kardinal, daß er zwölf Stunden des Tags dazu verwendete neue Aemter zu erschaffen, und die zwölf andern, um sie wieder abzustellen. Diese Bemerkung wandte Matha auf la Rochefoucaut an, und sagte, daß er alle Morgen einen Zwist zubereite, und alle Abend an einer Versöhnung arbeite. Herr von Bouillon, der mit dem Prinzen so wenig zufrieden war, wie mit dem Hof, trug nichts dazu bei, seine Entschlie-

sun-

fungen zu bestimmen; denn die Schwierigkeit sich des einen und des andern zu versichern, veränderte des Mittags die Absichten, die er des Morgens, sey's für den Bruch oder zur Versöhnung, gehabt hatte. Herr von Türenne, ebenfalls mit beiden Theilen so wenig zufrieden wie sein Bruder, war bei politischen Händeln bei weitem nicht so bestimmt, wie im Krieg. Herr von Nemours war in Frau von Chatillon verliebt und die Furcht sich von ihr trennen zu müssen, hielt die Thätigkeit zurück, zu welcher ihn sonst mehr die Lebhaftigkeit seines Alters, als seines Ehrgefühls gedrungen hätte. Chavigni, der vermittelst des Prinzen ins Cabinet, das heißt, in sein einziges Element, gekommen war, konnte es nicht dulden, dies aufzugeben, und konnte es noch weniger ertragen, in gutem Vernehmen mit Mazarin zu stehen, welcher der Gegenstand seines Abscheus war. Der von Chavigni abhängige Viole fügte den immer schwankenden Meinungen seines Freundes noch seine eigene sehr große Feigheit und seine nicht geringere Habsucht bei. Croissi, ein von Natur heftiger Kopf blieb unthätig, weil er zwischen den Gewaltsamkeiten, wozu seine Neigung ihn antrieb und der Mäßigkeit, zu welcher die gegen Herrn von Chateauneuf stets sorgfältigst beobachtete Rücksicht ihn wenigstens dem Schein nach nöthigte, niemals wählen konnte. Frau von Longueville wünschte in manchen Augenblicken die Aussöhnung, weil la Rochefoucaut es verlangte, in andern Augenblicken wollte sie den Bruch, weil sie dadurch von ihrem Gemahl entfernt worden wäre, den sie nie geliebt, aber seit einiger Zeit zu fürchten angefangen hatte.

Diese Stellung der Gemüther hätte einen Sertorius verlegen machen können, wie mußte sie auf einen

Prinzen von Geblüte wirken, der mit schuldlosen Lorbeern geziert, die Stelle eines Partheihaupts als ein Unglück, ja, als ein Unglück betrachtete, das unter seiner Würde sey. Eins seiner größten Leiden war, wie er mir in der Folge gesagt hat, der unaufhörliche Kampf mit dem Argwohn der Glieder, der bei Anfang politischer Händel noch natürlicher als in ihrem Fortgang und in der Folge ist, und würklich bis ins Unendliche geht. In diesem Zeitpunkt, wo noch nichts gebildet und alles unbestimmt ist, hat die schrankenlose Einbildungskraft den freiesten Spielraum, und zieht alle Möglichkeiten in ihren Gesichtskreis. Das Haupt der Parthei wird schon im voraus für Alles das in Anspruch genommen, was man argwöhnt, daß es ihm je in den Sinn kommen könnte. —

Der Prinz hielt sich nicht für verpflichtet, dem Marschall von Grammont, den er gleichwohl immer geliebt hatte, ein besondres Gehör zu geben. Er begnügte sich ihm in Gegenwart aller um ihn versammelten Standespersonen, zu sagen, daß er, so lange die Creaturen des Herrn Kardinals die ersten Stellen am Hof einnähmen, nicht dahin zurückkehren könnte. Bei diesem Vorschlag, der die Subalternen des Cabinets erschreckte, und sie gegen die verschiedenen Foderungen der Einzelnen geneigter machte, fanden alle, die an den Prinzen gebunden waren, und meist seine Aussöhnung mit dem Hof wünschten, ihre Rechnung.

Chavigni, der beständig von St. Maur nach Paris, und von Paris nach St. Maur gieng und kam, machte sich bei der Königin, wie sie mir selbst gesagt hat, ein Verdienst daraus, daß der erste Wetterstral, welcher von dem Prinzen ausgieng, mehr

le Tellier, Lionne und Servien, als den Cardinal selbst traf. Chavigni selbst verlor, wenn diese drey aufs äusserste getrieben wurden, nichts von seinem eignen Zweck, der in nichts anderm bestand, als alle, deren wahre und gründliche Staatsverwaltung die seinige, welche nur scheinbar und eingebildet war, verdunkelte, von der Königin zu entfernen. Dieser Plan, der gewiß mehr spitzfindig als vernünftig war, entzückte ihn in einem so hohen Grade, daß er an dem Tag, da der Prinz sich gegen sie erklärt hatte, gegen Bagnols davon, wie von der klügsten und feinsten Handlung unsers Jahrhunderts, redete. „Auf diese Art, sagte er, wird der Cardinal hinge„halten, weil er sich überredet, daß man einen an„dern Weg einschlagen will, und anstatt die Erklärung „gegen ihn, die noch nicht ausgefertigt ist, zu be„schleunigen, sich begnügt gegen seine Freunde zu wü„ten. Hierdurch werden ferner die Einzigen, denen „die Königin sich anvertrauen konnte, aus dem Kabi„net vertrieben, und andere darin erhalten, denen „sie sich dann nothwendig anvertrauen muß; zu„gleich sind die Frondeurs genöthigt, entweder für „Mazarinisten gehalten zu werden, wenn sie seine „Creaturen schonen, oder wenn sie gegen diese eifern, „mit der Königin zu zerfallen.“ Dieses Raisonnement, welches ich eine Viertelstunde nachher von Bagnols erfuhr, schien mir in diesem letztern Punkt eben so gründlich, als es mir in Rücksicht der andern nichtig vorkam. Ich nahm mir vor, sorgfältig auf Gegenmittel zu sinnen, und die Folge wird Ihnen zeigen, daß ich mit Erfolg daran arbeitete.

Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß es der 6te July 1651. war, als der Prinz sich nach St. Maur zurückzog. Am 7. kam der Prinz von Conti ins

Palais, um dort die Gründe, welche den Prinzen zu diesem Schritt bestimmt hatten, vorzutragen. Er sprach von denen, von allen Seiten her eingegangenen Winken über feindselige Absichten des Hofs gegen des Prinzen Person nur im Allgemeinen. Hierauf erklärte er, daß sein Bruder, so lange die Herrn le Tellier, Servien und Lionne nicht vom Hof entfernt würden, dort keine Sicherheit finden könne. Nun folgten lebhafte Klagen, daß der Cardinal sich von Breysach und Sedan habe Meister machen wollen, und endlich schloß er mit der Nachricht, daß der Prinz einen Edelmann mit einem Brief an das Parlement sende. Der erste Präsident antwortete dem Prinzen von Conti: der Prinz würde besser gethan haben, wenn er selbst gekommen wäre, um seine Stelle im Parlement einzunehmen. Man ließ den Edelmann hereinkommen, dessen überreichter Brief zu der Rede des Prinzen von Conti nichts neues hinzufügte. Der erste Präsident nahm das Wort, und sagte der Gesellschaft, die Königin habe ihm um fünf Uhr des Morgens einen Edelmann zugeschickt, durch den sie ihm die Ankunft dieses Briefs vom Prinzen habe ankündigen und befehlen lassen, der Gesellschaft beizubringen, ihre Majestät wünsche nicht, daß zur Stimmensammlung darüber geschritten werde, ehe sie der Gesellschaft ihren Willen habe wissen lassen.

Der Herzog von Orleans fügte hinzu, sein Gewissen verpflichte ihn, zu bezeugen, daß die Königin nicht daran gedacht habe, den Prinzen seiner Freiheit zu berauben; daß die in der Fauxbourg St. Germain befindliche Wache keinen andern Zweck gehabt habe, als für die Einfuhr einiger Weine zu sorgen, die man ohne Zoll zu bezahlen hätte

Erhebung desselben zur Kaiserwürde für die ständische Freyheit gehabt haben würde. Neben einem Vasallen von dieser Macht konnte kein Kaiser ruhig regieren, und das Reich war in Gefahr, von einem bürgerlichen Kriege zerrissen zu werden. Man mußte also die Macht desselben wieder herunter-setzen, und dieser Plan wurde von Conrad III. mit Standhaftigkeit befolgt. Er lud den Herzog Heinrich nach Augsburg vor, um sich über die Klagen zu rechtfertigen, die das Reich gegen ihn habe. Heinrich fand es bedenklich zu erscheinen, und nach fruchtlosen Unterhandlungen erklärte ihn der Kaiser auf einem Hoftag zu Würzburg in die Reichsacht; auf einem andern zu Goslar wurden ihm seine beyden Herzogthümer Sachsen und Bayern abgesprochen.

Diese raschen Urtheile wurden von eben so frischer That begleitet. Bayern verlieh man dem Nachbar desselben, dem Markgrafen von Oestreich, Sachsen wurde dem Markgrafen von Brandenburg Albrecht, der Bär genannt, übergeben. Bayern gab Herzog Heinrich auch ohne Widerstand auf, aber Sachsen hoffte er zu retten. Ein kriegerischer ihm ergebener Adel stand hier bereit, für seine Sache zu fechten, und weder Albrecht von Brandenburg, noch der Kaiser selbst, der gegen ihn die Waffen ergriff, konnten ihm dieses Herzogthum entreißen. Schon war er im Begriff,

habe hereinbringen wollen; und daß die Königin an dem, was zu Breysach vorgefallen sey, keinen Antheil habe. Kurz Moysieur sprach so, wie er hätte thun müssen, wenn er mit der Königin in dem allerbesten Vernehmen gestanden hätte.

Als ich mir nach aufgehobener Sitzung die Freiheit nahm, ihn zu fragen, ob er nicht gefürchtet habe, die Gesellschaft möchte von ihm die Bürgschaft für die Sicherheit des Prinzen fodern, wovon er eben so bestimmte Versicherungen gegeben hatte, antwortete er mir mit großer Verlegenheit: Kommen Sie zu mir; da will ich Ihnen meine Gründe sagen. Es ist gewiß, daß er sich durch seine Aeusserungen dieser nicht geringen Verwirrung ausgesetzt hatte, und nur der erste Präsident, der damals dem Hof aufrichtig diente, wandte es mit grosser Geschicklichkeit von ihm ab, indem er Machaut, der auf dieses Mittel gefallen war, listig davon abzubringen wußte, und Monsieur blos bat, den Prinzen zu beruhigen, und alles anzuwenden, um seine Rückkehr nach Hof zu bewirken. Auch wußte er die zur Sitzung bestimmte Zeit so künstlich abzukürzen, daß nichts übrig war, als die Versammlung auf Morgen zu verlegen und in Erwartung dessen blos zu beschließen, daß der Brief des Prinzen der Königin gebracht werden sollte. Ich komme nun auf das zurück, was Monsieur mir nachher in seiner Wohnung sagte.

Als er mich hier in das Büchercabinet geführet, und die Thüre fest verriegelt hatte, warf er seinen Hut mit Ungestüm auf einen Tisch und schrie fluchend: „Entweder man hält Sie für Narren, oder ich bin „selbst ein Narr; glauben Sie denn, es sey der Wille

„der Königin, daß der Prinz an den Hof zurück-
„komme? — Ja, gnädiger Herr, sagte ich ohne Be-
„denken, wenn er nemlich in einen Zustand kömmt,
„wo er leicht gefangen genommen oder umgebracht
„werden kann. Nein, antwortete er, Sie will, daß
„er auf jede Weise nach Paris zurückkomme. Fragen
„sie nur Ihren Freund, den Vicomt von Autel, was
„er mir heute beim Eintritt in die groſse Kammer, im
„Namen der Königin, gesagt hat." Dies war nem-
lich folgendes: die Königin habe seinem Bruder, dem
Marschall du Plessis-Pralin um 6 Uhr des Mor-
gens befohlen, Monsieur zu bitten, daß er das Parle-
ment in ihrem Namen versichern sollte, der Prinz
würde keine Gefahr laufen, wenn es ihm gefällig wä-
re, nach Hof zurückzukehren. „So weit bin ich zwar
„nicht gegangen, fügte Monsieur hinzu, weil ich tau-
„send Gründe habe, hier nicht als Bürge zu dienen;
„weder der eine noch der andre Theil hat es um
„mich verdient. Aber Sie sehen wenigstens, fuhr er
„fort, daß ich nicht weniger sagen konnte, als ich ge-
„sagt habe, und Sie sehen auch, was es für eine
„Freude ist, mit allen diesen Leuten zu thun zu ha-
„ben. — Vorgestern sagte die Königin, daß sie oder
„der Prinz das Feld räumen müßte; heute will sie,
„daß ich ihn zurückbringe, und daß ich beim Parle-
„ment meine Ehre für seine Sicherheit verpfände.
„Der Prinz hat gestern früh Paris verlassen, um der
„Gefangenschaft zu entgehen, und ich wette, daß er
„auf die Art, wie sich die Sachen wenden, ehe zwei
„Tage vergehen, wieder nach Paris zurückkömmt. Ich
„will nach Blois gehen, um sie alle auszulachen."

Da ich Monsieur kannte und überdem wußte, daß Valois, der ihm ergeben, aber zugleich ein Diener des Prinzen war, den Tag zuvor geäußert hatte, zu

St.

St. Maur glaube man des orleanischen Hauses sehr
ewiß zu seyn, so zweifelte ich keinen Augenblick,
Monsieurs Zorn rühre blos von seiner Verlegenheit
er, und diese Verlegenheit habe keinen andern Grund,
ls die Schritte, welche er, in der Meinung, sich da-
urch zu nichts zu verbinden, bereits dem Prinzen ent-
egen gethan hatte. Denn er hatte fest geglaubt, daß die-
r nie wieder an den Hof kommen werde. Kaum aber
ah er, daß die Königin dem Prinzen, anstatt ihn
uis äusserste zu treiben, im Fall er nach Paris zu-
ückkehren wollte, alle mögliche Sicherheit anbot, und
iese Aufführung ihn schließen ließ, daß sie leicht im
Stande sey, wegen Lionne's, Serviens und le Tel-
ers vorgeschlagener Entfernung nachzugeben, so ge-
ieth er in die lebhafteste Unruhe. Der Prinz glaubte
, würde nun nächster Tage nach Paris wieder kommen,
nd die Schwäche der Königin aufs beste benutzen, nicht,
m die Minister wirklich fortzujagen, sondern um ihr durch
iese Aussöhnung zu schmeicheln, und zum Lohn seiner
efälligkeit wichtige Vortheile für sich einzuärndten.
us diesen Gründen glaubte Monsieur die Königin
icht zart genug behandeln zu können. Und doch hat-
e sie ihm den Tag zuvor wegen seines Verhältnisses
it dem Prinzen Vorwürfe gemacht, „nach dem, was
er gethan hat, fügte sie hinzu, ohne das, was ich
Ihnen noch nicht gesagt habe." Ueber diesen Punkt
at sie sich übrigens nie näher erklärt, und dies hat
ich auf den Gedanken gebracht, daß eigentlich nichts
ahinter gewesen sey. — Monsieur trug dem Mar-
chall von Grammont alle mögliche Artigkeiten und
Versicherungen für seine Sicherheit, an den Prinzen
uf, und an dem Nachmittag des nemlichen Tags, den
ten July, that der Marschall die oben erwähnte Rei-
nach St. Maur, welche mit der Königin verabredet
orden war. Auf diese Art glaubte Monsieur auf der

einen

einen Seite dem Willen der Königin Genüge geleistet, auf der andern dem Prinzen alle mögliche Gewähr für seine Sicherheit gegeben und eben dadurch sich selbst von beiden Seiten sicher gestellt zu haben.

Die Furcht, welche alle Gegenstände vergrößert, leiht ihren Hirngespinnsten eine gewisse Festigkeit; was die Furchtsamen in Gedanken ihren Feinden unterlegen, halten sie für eine Erscheinung von Aussen, und das Entsetzen, welches sie wegen eingebildeter Uebel peinigt, treibt sie fast immer in sehr wirkliche Uebel. Monsieur bemerkte am Abend des 6ten ganz deutlich, daß das Gemüth der Königin sehr für eine Aussöhnung mit dem Prinzen gestimmt war, obgleich ihr Mund das Gegentheil versicherte; und es konnte ihm noch nicht unbekannt seyn, daß die Neigung des Prinzen ebenfalls dahin gieng. Von seiner Furchtsamkeit überredet, daß diese Stimmungen am 8ten sich sicher durch den Erfolg offenbaren würden, that er, auf diese falsche Voraussetzung hin, am siebenten Schritte, die nur dann zweckmäßig gewesen wären, wenn die Versöhnung am fünften bereits vorgefallen wäre. Noch ehe ich ihn verließ, brachte ich ihn durch folgendes Dilemma dazu, daß er dies selbst gestand; „Sie fürchten, daß der Prinz an den Hof zurückkehre, weil er Herr desselben seyn wird; ist es ein zweckmäßiges Mittel, ihn davon entfernt zu halten, wenn „sie ihm alle Eingänge eröffnen und sich selbst für seine „Sicherheit verbürgen? Wünschen Sie seine Zurückkunft, damit Sie ihn mit größerer Sicherheit stürzen „können? — Eines solchen Gedankens halte ich Sie „nicht fähig, gegen einen Mann, dem Sie im Angesicht eines ganzen Parlements und eines ganzen Königreichs ihr Wort geben. Wünschen Sie seine „Zurückkunft, um ihn wirklich mit der Königin aus-

„ge-

„gesöhnt zu sehen? Diese Idee ist die beste, sobald „Sie nur versichert sind, daß sie sich nicht gegen Sie „selbst vereinigen werden, wie sie noch vor nicht gar „langer Zeit gethan. Doch Ihre königliche Hoheit „haben ganz gewiß dagegen sichre Vorkehrungen zu „treffen gewußt."

Monsieur, der dies nicht gethan hatte, fühlte sich durch meine ziemlich nachdrückliche Vorstellungen beschämt, und sagte: „Grosse Schwierigkeiten! Aber „was ist bei der gegenwärtigen Lage der Sachen zu „thun? Sie werden sich alle zusammen vereinigen, „und ich werde, wie vorher, allein stehen. Wenn „Sie mir befehlen, antwortete ich mit der Königin in „ihrem Namen, auf eine gewisse Art, die ich Ihre kö„nigliche Hoheit vorschlagen will, zu reden, so wage „ich es, Ihnen dafür zu stehen, daß Sie, wenigstens „bald, mit ihren Angelegenheiten ins Reine seyn wer„den." Er gab mir eine Vollmacht, was er immer mit großer Leichtigkeit that, sobald er in Verlegenheit war, und die Art, wie ich sie ausfüllte, gefiel ihm. Auch die Wendung, welche ich meinem Antrag an die Königin zu geben gedachte, und die ich ihm erläuterte, hatte seinen Beifall, und ich lies die Königin durch Gabourey um die Erlaubniß bitten, zur gewöhnlichen Stunde in die kleine Galerie kommen zu dürfen.

Die Königin hatte mir sagen lassen, daß ich um Mitternacht an dem bestimmten Ort eintreffen sollte, und als ich Monsieur durch Joui hievon Nachricht gab, ließ er mich um 8 Uhr aus dem Hotel Chevreuse, wo ich speisete, zu sich rufen. Er gestünde, sagte er mir, daß er in seinem Leben nicht so in Verlegenheit gewesen sey, als jetzt; er gäbe zu, daß er selbst an

vielem

vielem Schuld sey, aber es sey verzeihlich in einem Fall zu fehlen, wo jedermann, wie es schien, auf nichts dächte, als seine eignen Plane zu vernichten. Was ihm der Prinz, fuhr er fort, um sieben Uhr des Morgens durch Croissi hätte sagen lassen, veranlasse ihn zu glauben, daß er nicht nach Paris zurückkommen werde; da hingegen Herr von Chavigni sich um sieben Uhr des Abends gegen ihn auf eine Art geäußert habe, die ihn schliessen lasse, der Prinz könnte in diesem Augenblick da seyn. Er setzte noch hinzu die Königin sey eine seltsame Frau. Gestern habe sie ihm gesagt, sie sey äußerst froh, daß der Prinz sich entfernt habe, und was sie ihm durch den Marschall von Grammont werde sagen lassen, sey blos der Form wegen; und heute früh um 6 Uhr habe sie ihm sagen lassen, daß der Prinz auf alle Weise nach Hof zurückzukehren genöthigt werden müsse. Er habe mich daher rufen lassen um mir in meinem Gespräch mit der Königin ja die gröste Vorsicht anzubefehlen. „Denn „am Ende, sagte er, wenn ich sehe, daß sie sich mit „dem Prinzen versöhnen wird, wie ich es auch wirk„lich sehe, so erkläre ich Ihnen, daß ich mich weder „mit dem einen noch mit dem andern Theil entzweien will."

Ich versuchte, Monsieur begreiflich zu machen, daß das sicherste Mittel, sich mit beiden zu entzweien, dieses seyn würde, wenn er den bereits genommenen oder wenigstens beschlossenen Weg, von der Königin eine Erklärung zu verlangen, nicht befolge. Er hatte mancherlei kleinlichte Bedenklichkeiten über die Art, die er doch am Mittag gebilligt hatte, und dieser Fall bestätigte mir die Bemerkung von neuem, daß von allen Leidenschaften keine die Schärfe der Urtheilskraft mehr schwächt, als die Furcht, und daß die von ihr

Bi-

Beſeſſenen leicht die Bilder, welche ſie vorſtelle, ſelbſt kann noch feſt halten, wenn ſie ſich, oder vielmehr andere ſie ſelbſt gegen ihre Anfälle vertheidigen. Ich habe dieſe Bemerkung drei oder viermal in meinem Leben gemacht.

Als die Unterhaltung mit Monſieur mehr über die Form, als über das Weſen der vorzutragenden Dinge, von deren Nothwendigkeit ich ihn überzeugt zu haben ſchien, wärmer zu werden begann, trat der Marſchall von Grammont herein. Er kam, um der Königin von ſeiner bereits erwähnten Reiſe nach St. Maur Rechenſchaft abzulegen, und da ihn die Verweigerung des Prinzen, ihm ein beſonderes Gehör zu erſtatten, lebhaft gereizt hatte, gab er ſeiner Reiſe und ſeinen Geſchäften einen Anſtrich von Lächerlichkeit, der mir nicht unnütz war. Es war ſichtbar, daß Monſieur, der ſich unendlich gern amüſiren ließ, ſeine Beſchreibung der in St. Maur verſammelten Staaten der Ligue — ſo nannte der Marſchall den Rath, vor welchem er geſprochen hatte — mit großem Vergnügen anhörte. Er ſchilderte die einzelnen Glieder deſſelben mit vieler Laune, und ich nahm wahr, wie dieſe leichte Behandlung die fürchterlichen Ideen von des Prinzen Parthei in Monſieurs Gemüth um vieles verminderte.

In dem Augenblick, da der Marſchall von Grammont Monſieur verließ, erhielt ich ein Billet von der Frau Pfalzgräfin, deſſen Inhalt mir nicht weniger nützte, um ihm die Wahrheit eindringlich zu machen, daß die Maßregeln des Hofs noch nicht feſt genug wären, um auf ſie wie auf eine Grundmauer zu bauen.

Ich bitte Sie, so lautete das Billet, so bald Sie die Königin verlassen haben, zu mir zu kommen; ich muß Sie nothwendig sprechen. Ich war heute zu St. Maur, wo sie nicht wissen, was sie können, und komme eben aus dem königlichen Pallast, wo sie noch weniger wissen, was sie wollen.

Diese Worte legte ich auf meine Art aus. Sie bezeichneten, sagte ich zu Monsieur, daß im Gemüth der Königin noch alles beim Alten sey. Ich versicherte ihm, daß ich gewiß eine Nachricht mitbringen würde, die ihn aus der Verlegenheit, worin ich ihn sähe, reißen würde, sobald er nur nichts an seinem bereits gegebenen Befehl ändere, und mir auftrage, in seinem Namen mit ihr zu negociiren. Er versprach mir dies, obgleich mit Einschränkungen, welche die Furchtsamkeit stets überflüssig in Bereitschaft hat.

Ich gieng zur Königin, und sagte ihr: Monsieur habe mir befohlen, Ihr alles, was er ihr gestern über des Prinzen Entfernung betheuert habe, nochmals zu versichern. Er habe nicht allein nichts davon gewußt, sondern mißbillige und verdamme sie auch im höchsten Grad. Nie würde er sich auf irgend etwas, was dem Dienst des Königs und Ihrem eigenen entgegen wäre, einlassen. Da der Kardinal einmal entfernt sey, so begünstige er auf keine Weise die mancherlei Arten von Vorwänden, welche man von der Furcht vor seiner Rückkehr hernehmen wolle; weil er wirklich überzeugt sey, daß die Königin nicht mehr daran denke. Des Prinzen einziges Bestreben sey, sein Phanton immer mehr zu beleben, und damit das Volk immer mehr in Bewegung zu setzen; er, Monsieur, aber habe keinen andern Zweck als dasselbe zu besänf-

tigen

tigen. Um dies Ziel zu erreichen, gebe es kein andres Mittel, als die Rückkehr des Kardinals zur Unmöglichkeit zu machen; denn so lange man noch Furcht für seiner Nähe erwecken lasse, werde das Volk nebst den Parlementern in stetem Mistrauen und Wärme erhalten. —

Mit dieser Vorrede, die, um aufrichtig zu seyn, eben nicht nöthig war, leitete ich meine Sendung an die Königin ein. Ich hielt bei dieser Stelle an, um zu versuchen, ob ich aus der Art, wie sie diese, im Grunde für sie höchst unangenehme Rede aufnähme, über die Wahrheit dessen, was man mir beim Weggehn von Monsieur zugeflüstert hatte, einiges Licht erhalten könnte.

Als ich nämlich in den Wagen stieg, hinterbrachte mir Valois, einer von Monsieurs Anhängern, er habe gehört, daß Chavigni dem Goulas ins Ohr gesagt habe: die Königin zeige seit Mittag einen Stolz, der ihn fürchten lasse, sie habe mit dem Prinzen ein verborgenes Verständniß. Ich fand in ihrem Wesen so wenig, wie in ihren Worten, die leiseste Spur davon; sie hörte alles, was ich ihr sagte, sehr friedlich und ohne Bewegung an, und ich war genöthigt früher, als ich geglaubt hatte, auf den wahren Gegenstand meiner Gesandschaft überzugehen.

Ich bat sie also, sich einmal recht herzlich mit Monsieur über die Art zu verständigen, auf welche sie ihn gegen den Prinzen handeln zu sehen wünschte. Eine gänzliche und vollständige Aufrichtigkeit sey in diesem Fall Ihrem Dienst noch zuträglicher, als Monsieurs Interesse; denn die geringsten nicht vorher verabredeten Schritte könnten dem Prinzen Vortheile

einräumen, die um so gefährlicher wären, weil sie die Gemüther mit Mistrauen anfüllen würden, in einem Fall, wo das Vertrauen unumgänglich nothwendig sey. Hier fiel mir die Königin ein, und der Ton, womit sie folgendes sagte, schien mir sehr natürlich, ja sogar gutmüthig. „Worin habe ich gefehlt? be„klagt sich Monsieur seit gestern über mich?" — „Nein, Madame, war meine Antwort, aber Ihre „Majestät äußerten sich gestern Mittags gegen ihn, „daß sie über des Prinzen Entfernung äußerst zufrie„den seyen, und heute Morgen ließen sie ihm durch „den Vicomte von Autel sagen, er könne Ihnen keinen „größern Dienst erzeigen, als wenn er des Prinzen „Zurückkehr bewirkte." —

„Hören Sie mich an, fuhr die Königin schnell „und ohne Bedenken fort, und wenn ich Unrecht ha„be, so gebe ich Ihnen das Recht, mir es frei zu sa„gen. Gestern Mittags komme ich mit Monsieur „überein, daß wir den Marschall von Grammont blos „der Form wegen an den Prinzen senden, und den „Gesandten selbst, der, wie Sie wissen, kein Schwei„gen beobachtet, hintergehen wollen. Gestern Nachts „erfahre ich, daß Monsieur Abends um neun dem Chavig„ni durch Goulas habe befehlen lassen, dem Prinzen „in seinem Namen die ausdrücklichsten und deutlichsten „Freundschafts- und Einigkeitsversicherungen zu ge„ben. Zu gleicher Zeit erfuhr ich, daß er zum Präsi„denten von Nesmond gesagt hat: er würde im Par„lement für seinen Vetter Wunder thun. Konnte ich „nun, bei der allgemeinen Bewegung, welche ich durch „des Prinzen Flucht hervorgebracht sehe, weniger „thun, als einige Zeichen aufzustellen, durch welche „ich mich, selbst gegen Monsieur, wider die Vorwürfe „vertheidigen kann, welche er vielleicht morgen mir zu „machen

auch Bayern wieder zu erobern, als ihn der Tod von seinen Unternehmungen abrief, und die Fackel des Bürgerkriegs in Deutschland verlöschte. Bayern erhielt nun der Bruder und Nachfolger des Markgrafen Leopold von Oestreich, Heinrich, der sich im Besitz dieses Herzogthums durch eine Heurathsverbindung mit der Wittwe des verstorbenen Herzogs, einer Tochter Lothars, zu befestigen glaubte. Dem Sohn des Verstorbenen, der nachher unter dem Nahmen Heinrichs des Löwen berühmt ward, wurde das Herzogthum Sachsen zurückgegeben, wogegen er auf Bayern Verzicht that. So beruhigte Konrad auf eine Zeitlang die Stürme, welche Deutschlands Ruhe gestört hatten, und noch gefährlicher zu stören drohten — um in einem thörichten Zug nach Jerusalem der herrschenden Schwachheit seines Jahrhunderts einen verderblichen Tribut zu bezahlen.

(Die Fortsetzung im vierten Bande.)

„machen im Stande iſt? Ihnen rechne ich ſein Betra-
„gen nicht zu; denn ich weiß wohl, daß Sie in den
„durch Goulas und Chavigni wirkenden Plan nicht
„einſtimmen; aber da Sie jene einmal nicht hindern
„können, ſo darf es Sie auch nicht befremden, daß
„ich einige Vorkehrungen dagegen treffe. Ueberdies
„geſtehe ich Ihnen, fuhr die Königin nach einer klei-
„nen Pauſe fort, daß ich nicht weiß, woran ich bin.
„Der Kardinal iſt über hundert Meilen weit von mir
„entfernt, und jeder läßt ihn nach ſeiner Weiſe reden.
„Lionne iſt ein Verräther, Servien will, daß ich mor-
„gen Paris verlaſſe, oder heute alles thue, was dem
„Prinzen gefällt, und dies zu Ihrer Ehre und Erhebung.
„Le Tellier will nichts als was ich befehlen werde. Der
„Marſchall von Villeroi erwartet die Befehle ſeiner
„Eminenz. Indeſſen ſetzt mir der Prinz das Meſſer
„an die Kehle, und nun kömmt auch Monſieur, und
„ſagt zur Aufheiterung, daß es mein Fehler iſt, und
„daß er ſich über mich beklagen will, weil er ſelbſt mich
„verläßt.“

Ich bekenne, daß mich dieſe Rede der Königin, die aus dem Herzen kam, ſehr bewegte. Sie bemerkte meine Rührung und äußerte mir ihre Dankbarkeit. Hierauf befahl Sie mir, Ihr meine Gedanken über die Lage der Sache frei herauszuſagen. Ich kann meinen Vortrag wörtlich einrücken, weil ich ihn den Tag darauf getreu aufzeichnete.

„Wenn Ihre Majeſtät ſich entſchließen können,
„nicht mehr an die Rückkehr des Herrn Kardinals zu
„denken, ſo können Sie ohne Ausnahme thun, was
„Sie wollen. Denn aller Kummer, den man Ihnen
„verurſacht, kömmt allein davon her, daß man glaubt,
„Sie denken auf nichts, als auf dieſe Zurückkehr. Der

„Prinz ist überzeugt, daß er alles erhalten kann, wenn „er Ihnen nur dazu Hofnung macht. Monsieur „nimmt bey jedem Ereigniß auf den Prinzen Rück„sicht, weil er glaubt, daß er hierin richtig rechne. „Das Parlement, welchem dieser Gegenstand täglich „vor die Augen gehalten wird, will von seiner Hitze „nichts nachlassen. Die Hitze des Volks steigt höher, „der Herr Kardinal ist in Breull, und sein Name „fügt Ihrer Majestät und dem Staat so vielen Scha„den zu, als seine Person nur immer bewirken könnte, „wenn er noch im königlichen Pallast wäre.“ Dies ist nichts als ein Vorwand, erwiederte die Königin, scheinbar entrüstet. Lasse ich das Parlement nicht täglich versichern, daß er auf immer und ohne Hofnung zur Rückkehr entfernt ist? „Ja, Madame, antwortete ich, aber „demüthigst bitte ich Ihre Majestät, mir die Vorstel„lung zu erlauben, daß alles was gegen diese öffent„lichen Erklärungen gesagt und gethan wird, kein „Geheimniß bleibt. Als der Kardinal den mit Ser„vien und Lionne wegen des Gouvernements von Pro„vence geschlossenen Vertrag abgebrochen hatte, wuß„te eine Viertelstunde nachher, einer wie der andere, „daß seine Rückkehr an den Hof der erste Artikel desselben „gewesen war. Der Prinz hat Monsieur nicht einge„standen, daß er dazu seine Einwilligung gegeben ha„be, aber er hat zugegeben, daß es von Ihrer Maje„stät als eine nothwendige Bedingung vorgeschlagen „worden sey, und dies sagt er laut jedem, der es hören „will.“ Weiter, weiter, begann die Königin, es dient zu nichts, diese Frage ferner abzuhandeln. Ich kann hierbei nichts thun, als was ich gethan habe. Man will es glauben, ich mag sagen, was ich will; ich

muß

muß alſo dem gemäß handeln was man nun einmal glauben will.

„In dieſem Fall, Madame, bin ich überzeugt, „daß wohl Prophezeihungen zu machen, aber keine „Rathſchläge zu geben ſind.“ Sagen Sie Ihre Prophezeihungen, verſetzte die Königin; vor allem aber, daß ſie jenen Prophezeihungen von den Barricaden nicht ähnlich ſind. Im Ernſte fügte ſie hinzu, ſagen Sie mir als ehrlicher Mann, was Sie von dem Allem denken. Sie ſind nun Kardinal, was es auch gilt, und Sie würden ein böſer Mann ſeyn, wenn Sie den Umſturz des Staats beabſichtigten. Ich bekenne, daß ich nicht weiß, woran ich bin; ich bin mit nichts als Verräthern und Feigen umgeben. Sagen Sie mir ihre Meinung ganz frei. „Ich will es thun, Madame, erwie„derte ich, obgleich nicht ohne Mühe, da, wie ich „weiß, alles, was den Herrn Kardinal betrift, für Ihre „Majeſtät empfindlich iſt. Aber demohngeachtet fühle „ich mich gedrungen, Ihnen nochmals zu ſagen, daß „Sie morgen unumſchränkter, als in den erſten Tagen „ihrer Regentſchaft ſeyn werden, wenn Sie ſich heute „entſchließen können, jedem Gedanken an die Rückkehr „des Kardinals zu entſagen, und daß Sie dagegen „den Staat aufs Spiel ſetzen, wenn Sie dabei behar„ren, ihn an ſeinem vorigen Poſten ſehen zu wollen.“ Warum? fiel ſie ein, ſobald Monſieur und der Prinz ihre Einwilligung geben? „Weil „Monſieur nur dann einwilligen wird, wenn der Staat „wirklich auf dem Spiel ſteht, und der Prinz ſeine „Einwilligung nur geben wird, um ihn aufs Spiel zu „ſetzen.“ Hier ſetzte ich ihr alles, was zu fürchten

war, umständlich aus einander. Ich mahlte die Unmöglichkeit, den Prinzen vom Parlement zu trennen, und bei diesen Umständen das Parlement anders, als mit Gewalt, — wobei alsdann aber die Krone in Gefahr kommen könnte, — zu gewinnen, mit den stärksten Farben. Ich legte ihr die unermeßlichen Forderungen des Prinzen, der Herrn von Bouillon und la Rochefoucaut vor Augen. Ich ließ sie aufs deutlichste sehen, wie sie, nach Gefallen, mit einem einzigen Wort, das aus dem Herzen käme, alle diese schwarzen und dichten Dünste zerstreuen könnte, und als ich wahrnahm, daß sie von meinen Vorstellungen gerührt war, und besonders an dem, was ich ihr über die Wiederherstellung ihres Ansehens sagte, Geschmack fand, hielt ich dies für den günstigen Moment, um ihr die Lauterkeit meiner Absichten zu zeigen. „Wollte „Gott, Madame, fügte ich hinzu, daß Ihre Majestät „ihr Ansehn durch mein eigenes Verderben wieder „herstellen wollten! Man sagt Ihnen zu allen Stunden des Tags, daß ich nach der Ministerstelle trachte; und der Herr Kardinal hat sich an die Worte „gewöhnt: Er will meine Stelle. Ist es „möglich, Madame, daß man mir die Unverschämtheit zutraut, ich bilde mir ein, durch die Faction zum „Minister gelangen zu können? ich sollte die Festigkeit Ihrer Majestät so wenig kennen, daß ich glaubte, ich würde Ihre Gunst durch die Waffen erobern? „Aber nur allzuwahr ist es, daß das, was so lächerlicherweise von der Ministerstelle gesagt wird, in Rücksicht der Ansprüche der Uebrigen wirklich geschieht. „Der Prinz hat eben Guienne erhalten, er verlangt „Blaye für Herrn von la Rochefoucaut, die Provence „für seinen Bruder; Herr von Bouillon verlangt „Sedan; Herr von Türenne die Befehlshaberstelle in „Teutschland, Herr von Nemours will Auvergne,

„Viole

„Viole will Staatssekretär seyn; Chavigni will an „seinem Posten bleiben: und ich, Madame, verlange „den Kardinalshut. Gefällt es Ihrer Majestät aller „unsrer Foderungen zu spotten, und sie ganz nach ih„rem eignen Vortheil und Willen zu ordnen, so dürfen „sie nur den Herrn Kardinal erstlich nach Italien zu„rücksenden, allen Zusammenhang, welchen Einzelne „mit ihm unterhalten, aufheben und aufrichtig alle „Ideen von seiner Rückkehr, die noch immer vorhanden „sind und sogar mit jedem Tag stärker werden, ver„tilgen. Hierauf erklären Sie, daß Sie es ihrer „Würde gemäß halten, nun, da sie dem Publikum „die gewünschte Befriedigung wegen des Kardinals „Entfernung gewährt haben, den Einzelnen die unter „diesem Vorwand erbetnen oder gefoderten Gunstbe„zeugungen zu verweigern. Niemand wird bei diesem „Verfahren mehr verlieren als ich. Meine Ernen„nung wird dadurch auf eine Art zurückgenommen, „die allgemeinen Beifall finden, aber von kei„nem, ohne Ausnahme, gewiß mehr gebilligt wer„den wird, als von mir selbst, weil meine Gründe, „sie für mich für nothwendig zu halten, nicht mehr „Statt finden werden, so bald J. M. die Sachen „wieder in die Ordnung, worin sie seyn sollten, zu„rückgebracht haben werden." — Habe ich nicht alles gethan, was Sie mir vorschlagen? versetzte die Königin; Habe ich nicht Monsieur, den Prinzen und das Parlement zehnmal versichern lassen, daß der Kardinal nicht zurückkehren werde? Haben Sie deshalb mit Ihren Foderungen aufgehört, und — Sie, der jetzt spricht, am wenigsten. „Nein, „Madame, sagte ich. Weil jedermann weiß, daß der „Kardinal mehr, als jemals herrscht, so hat auch „Niemand seine Ansprüche aufgegeben. J. M. ha-

„ben mir die Ehre erzeigt, mir über dieſen Punkt „kein Geheimniß zu machen; aber die, welchen Sie „nichts darüber ſagen, wiſſen vielleicht noch mehr da„von, wie ich. Und dies verdirbt alles. Denn je„der glaubt ein Recht zu haben, ſich gegen das zu „vertheidigen, was man um ſo weniger für rechtmäßig „hält, da J. M. es öffentlich nicht gut heißen.“ Aber im Ernſt, ſagte die Königin, glauben Sie, daß Monſieur ſich von dem Prinzen trennte, wenn er gewiß wäre, daß der Kardinal nicht zurückkömmt? „Können Sie, Ma„dam, antwortete ich, nachdem, was Sie vor kurzem „geſehen haben, noch daran zweifeln? Hätten Sie ge„wollt, ſo würde er ihn in ſeinem Hauſe arretirt ha„ben, obgleich er es keineswegs für gewiß hielt, daß „der Kardinal nicht zurückkommen werde.“ Die Königin dachte hierüber einige Momente lang nach; alsdann aber ſagte ſie ſchnell, ja ſogar raſch, — als wenn ſie dem Ende dieſes Geſprächs mit Ungeduld entgegen ſähe: — Ein artiges Mittel, den Miniſter wider Willen des Königs wegzujagen, um das königliche Anſehn wieder herzuſtellen!

Sie erlaubte mir nicht etwas zu erwiedern, ſondern fuhr ſogleich fort, mir nochmals zu befehlen, ihr über die gegenwärtige Lage der Sachen meine Meinung zu ſagen: Denn, fügte ſie hinzu, ich kann in dieſem Punkt nicht mehr thun, als ich ſchon gethan habe und noch täglich thue. Da ich wohl merkte, daß ſie ſich hierüber nicht deutlicher erklären wollte, beſtand ich nicht geradezu darauf. Aber ich that das nemliche, indem ich ihrem Befehl Genüge leiſtete, und ihr meine Meinung ſagte. „Madame, hub ich an, ich muß, um J. M. zu gehor-

„chen,

„chen, in den Propheten Ton zurückfallen, einen Ton,
„welchen anzuſtimmen, ich mir ſchon ehemals die
„Freiheit nahm. Bleiben die Sachen, wie ſie jezt
„ſind, ſo wird Monſieur in ewiger Beſorgniß ſeyn,
„daß der Prinz mit Ihnen wegen der Zurückberufung
„des Kardinals übereinkommen möchte; er wird ſich
„deshalb genöthigt fühlen, ſtete Rückſicht auf ihn zu
„nehmen und ſich im Parlement und beim Volk
„ſorgfältig zu erhalten. Der Prinz wird ſich entwe-
„der mit ihm gegen die Zurückkehr des Kardinals ver-
„einigen, wenn er nicht ſeine Rechnung dabei findet,
„oder das Königreich theilen, um ihn ſo lange zu dul-
„den, bis es einſt ſeinem Vortheil gemäßer ſeyn wird,
„ihn wegzujagen. Die Privatperſonen von einiger
„Bedeutung, werden dabei ihren Vortheil beabſichti-
„gen, und es wird am Hof und in den Faktionen un-
„zählige Unterabtheilungen geben. Welch ein Stoff,
„Madam, zum bürgerlichen Krieg! und wenn ſich die-
„ſer Krieg mit einem ſo wichtigen auswärtigen Krieg
„vermiſcht, wie der gegenwärtige iſt, ſo kann der
„Staat ſich zu ſeiner Auflöſung hinneigen.“

— — Wenn Monſieur wollte, fiel die Königin ein. — — „Er wird nie wollen, antwortete
„ich. Man betrügt J. M. mit dieſer Hofnung, und
„ich würde nichts mehr bei ihm gelten, wenn ich es
„ihm nur hätte vorſchlagen wollen. Er fürchtet den
„Prinzen; er liebt ihn nicht; dem Herrn Kardinal
„kann er ſich nicht mehr anvertrauen. Er wird in
„gewiſſen Augenblicken, wie ſeine Beſorgniß es ihm
„eingiebt, gegen einen oder den andern ſchwach ſeyn;
„aber er wird ſich nie von dem Schatten des Publi-
„kums ſcheiden, ſo lange dieſes Publikum einen Kör-
„per ausmachen wird, und dies wird es noch lan-
„ge in einer Sache, wo J. M. ſelbſt genöthigt ſind,

„es durch neue Erklärungen immer wieder zu er-
„hitzen."

Nie habe ich die Unmöglichkeit, daß der Hof es begreifen könne, was eigentlich das Publikum ist, so klar eingesehen, wie hier. Die Schmeichelei, die Pest des Hofs, steckt ihn immer in einem so hohen Grade an, daß sie ihm über diesen Punkt eine unheilbare Blindheit verursacht. Ich bemerkte, daß die Einbildung der Königin alles, was ich ihr darüber sagte, als Chimäre, und mit eben dem Stolz behandelte, als wenn sie nie den geringsten Grund gehabt hätte, über die Barricaden nachzudenken. Diese Rücksicht machte, daß ich hierüber leichter als mein Gegenstand es eigentlich mit sich brachte, hinwegglitt. Auch berechtigte sie mich vollkommen dazu, weil sie mich durch die Frage, was ich zu des Prinzen Vorschlag dächte, le Tellier, Lionne und Servien zu entfernen, auffoderte, über die Handlungsart des Prinzen ganz besonders zu sprechen. Ich beantwortete diese Aufoderung der Königin mit einem ehrerbietigen, doch etwas geheimnißvollen Lächeln. Denn ich wünschte aufs sehnlichste, ausspähen zu können, ob dieser Vorschlag nicht etwa das Zeichen einiger verborgener Negociationen sey. Die Königin, die sich vollkommen auf Mienen verstand, faßte mich sogleich und sagte: „Nein,
„hier geht nichts vor, als was Sie so gut wie ich
„und die ganze Welt sehen. Der Prinz hat, durch
„die Hoffnung einen Minister zu behalten, den er mir
„vielleicht Tags darauf wieder genommen hätte, etwas
„von mir erhalten wollen, wodurch er ein Dutzend
„Minister hätte wegjagen können. Da dieser Fall-
„strick nicht geglückt ist, legt er einen andern. Er
„will mir die Zurückgebliebenen nehmen; das heißt, er
„schlägt vor, sie zu nehmen. Denn wenn er die Pro-
„vence

„vence behält, will er mir le Tellier lassen, und viel„leicht werde ich Servien mit Languedoc erkaufen. „Was sagt Monsieur dazu? — Er prophezeiht, „Madame, antwortete ich, denn was kann man, wie „ich schon gegen J. M. geäußert habe, bei dieser La„ge der Sachen wohl sagen?“ — Aber, was sagt er denn, versetzte die Königin. Wird er sich nicht mit dem Prinzen vereinigen, um mich zu diesem Balletsprung zu bringen? „Ich „glaube es nicht, Madame, wenn ich mir das zurück„rufe, was er mir heute gesagt hat; denke ich aber „daran, daß er vielleicht morgen dazu gezwungen seyn „wird, so zweifle ich nicht. Und Sie, sagte die „Königin, was werden Sie thun? Ich werde „mich im vollen Parlement, und sogar auf der Kanzel „gegen diesen Vorschlag erklären, wenn J. M. sich „entschließen das einzige und unfehlbare Mittel anzu„wenden, und ich werde wahrscheinlich wie die andern „stimmen, wenn Sie alles so lassen, wie es ist.“ *)

Hier

*) Es ist bekannt, wie sehr der Koadjutor damals, unter dem Ansehn des Prinzen von Conde, der das Haupt der, dem Kardinal entgegengesetzten Partei war, den Kardinal Mazarin angreifen wollte. Zu dieser Zeit machte man folgendes Vaudeville.

Monsieur de Retz a juré par sa Crosse,
Et Conti par sa bosse
Nous allons de Saint Germain
Chasser le Mazarin.

Ungefähr:

Retz hat beim Bischofsstab
Bei seinem Hocker Conti geschworen,
Durch uns soll Mazarin
In Saint-Germain verloren.

Hier ward die Königin, welche bis dahin ihre Fassung behalten hatte, heftig; sie erhob sogar die Stimme und sagte, ob ich diese Audienz von ihr erbeten habe, um ihr ins Gesicht den Krieg anzukündigen?

„Von einer solchen Unverschämtheit und Thor„heit, antwortete ich, bin ich weit entfernt, und „ich habe mir die Ehre, J. M. heute aufwarten „zu dürfen, in keiner andern Absicht erbeten, als „um in Monsieurs Namen die Befehle zu erfah„ren, die J. M. zu geben geruhen werden, um „demjenigen, womit der Prinz sie bedroht, zuvorzu„kommen. Ich sagte J. M. vor einiger Zeit, daß es „ein großes Unglück sey, wenn Zeiten kommen, wo „einem rechtschaffnen Mann seine Pflicht selbst gebie„tet, gegen die seinem Herrn schuldige Ehrfurcht zu „sündigen. Ich weiß, Madame, daß ich durch die Art, „wie ich über den Kardinal spreche, diese Ehrfurcht „nicht beobachte; aber ich weiß auch, daß ich als ein gu„ter Unterthan rede und handle, und daß alle, welche an„ders reden, Pflichtvergeßne sind, die nur auf Kosten „ihres Gewissens gefallen. J. M. befehlen mir, Ih„nen meine Gedanken frei vorzutragen, und ich gehor„che. Sie gebieten mir Stillschweigen, und Sie sol„len meine Unterwürfigkeit sehen, wie ich ohne Zusatz „und Gegenrede die Aufträge, womit Sie mich beeh„ren werden, an Monsieur überbringen will.“ — Nein, sagte die Königin, und nahm schnell ein sanfteres Wesen an, ich verlange im Gegentheil, daß Sie mir ihre Meinung sagen, von Grund aus sagen. Diesen Befehl befolgte ich buchstäblich; ich stellte ihr die wahre Lage der Sachen so getreu dar, als es mir möglich war; ich mahlte ihr das, wovon Sie nur einen groben Entwurf gesehen haben, weiter aus, und sagte ihr die Wahrheit mit

eben

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben

Al Malich Al Raſir Saladins,

Sultans von Egypten,

beſchrieben

durch

Bohadin, Sjeddads Sohn,

ſeinen Vertrauten.

en der Aufrichtigkeit und Genauigkeit als ich es ge-
an haben würde, wenn ich eine Viertelſtunde darauf
r Gott hätte Rechenſchaft ablegen ſollen. Die Kö-
gin war bewegt, und war, wie ſie den andern Tag
r Frau Pfalzgräfin ſagte, überzeugt, daß es mir
m Herzen gieng, nur ſey ich ſelbſt durch vorgefaßte
Meinungen verblendet. So viel mir ſchien, war ſie
es ſelbſt, durch ihre Anhänglichkeit an den Kardinal
Mazarin, in hohem Grade. Ich ſah, wie ſich von
eit zu Zeit ein leiſer Wille, die Ausſichten zu be-
ützen, welche ich ihr zur Wiederherſtellung des köni-
ichen Anſehens auf Koſten der Mazariniſten und
r Frondeurs eröffnete, in ihr regte, aber ihre Mei-
ung trug immer den Sieg davon. Ich bemerkte,
aß ſie gegen das Ende der Unterhaltung Vergnügen
ran fand, mich über dieſen Gegenſtand ſprechen zu
ören, und ſie äußerte ihre Erkenntlichkeit, da ich es
irklich mit Aufrichtigkeit und wohlmeinend that.

Ich müßte fürchten Ihnen Langeweile zu machen,
enn ich mich bei dieſer ſchon allzulangen Auseinander-
etzung noch länger aufhalten wollte, und begnüge
ich alſo Ihnen nur das Reſultat der Unterredung zu
agen. Es beſtand darin, daß ich Monſieur aus allen
Kräften abhalten ſollte, dem Verlangen des Prinzen,
aß le Tellier, Servien und Lionne ſich entfernen ſoll-
n, beizutreten. Ich ſolle ihm das Verſprechen von
er Königin geben, daß ſie ſelbſt ohne Monſieurs
heilnahme und Einwilligung ſich nicht mit dem Prin-
n verſöhnen werde. Es koſtete mir viele Mühe dies
Verſprechen von ihr herauszubringen, und die dabei
efundene Schwierigkeit beſtärkte mich in der Meinung,
aß der Schimmer von Ausſöhnung zwiſchen dem kö-
iglichen Pallaſt und St. Maur nicht gänzlich erlo-
chen ſey. Mein Verdacht ward noch ſtärker, als ich

es

es unmöglich fand, die Königin zum Geständniß ihrer wahren Absichten, wegen Monsieurs Betragen zu bringen. Sie erklärte sich nicht, ob er die Rückkehr des Prinzen befördern, oder hindern sollte, und sagte mir blos künstlich: daß sie, seitdem sie mit Monsieur selbst darüber gesprochen, ihre Meinung nicht geändert habe. Und doch zeigten mir ihre Haltung und selbst einige ihrer Worte, ganz klar, daß sie, seitdem ich in der Gälerie war, mehr als dreimal andern Sinnes geworden war. Die Worte der Frau Pfalzgräfin, daß man im königlichen Pallast nicht wisse, was man wolle, fielen mir lebhaft ein. Ich ließ nicht ab, der Königin deshalb aufs dringendste anzuliegen, denn ich wußte wohl, daß der hellsehende Monsieur seine ganze vorige Meinung verändern und verwerfen würde, wenn ich ihm nichts als ein allgemeines und unbestimmtes Wort überbringen könnte. Ich wußte, daß er diesem wenig Glauben beimessen würde, weil er in die Absichten der Königin, in Rücksicht seiner ein großes Mistrauen setzte, und bei dem geringen Aufschluß, welchen ich ihm über das wahre Vorhaben der Königin geben konnte, hätte er auch sehr Recht gehabt. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß diese Betrachtung ihn zu neuen Schritten gegen den Prinzen bringen würde, und dies hielt ich seinem eignen Interesse so wenig gemäß, wie dem königlichen. Ich sprach hierüber nachdrücklich mit der Königin, aber ohne Erfolg, und ich konnte keinen Erfolg haben, weil sie selbst noch unbestimmt war. Wie dies zugieng, will ich Ihnen in der Folge genauer sagen.

Es war fast Tag, als ich den königlichen Pallast verließ, und ich hatte also keine Zeit zur Frau Pfalzgräfin zu gehen. Um sechs Uhr des Morgens erhielt ich von dieser ein Billet, das mir sagte, sie erwarte

mich

ich in einem Miethwagen vor dem Spital der Unheil-
aren (devant Incurables). Ich begab mich
gleich) in einem unkenntlichen Wagen dahin. Sie
gte mir, als Erklärung ihres Billets vom vorigen
bend, daß sie den Prinzen zwar sehr stolz gefunden,
ber aus den Reden der Frau von Longueville doch
anz deutlich ersehen habe, daß er seine Gewalt nicht
nne, und seine Feinde für weit vereinter und über-
nstimmender halte, als sie wären. Die Königin,
hr sie fort, wisse nicht, woran sie sey; in dem einen
ugenblick wolle sie, daß der Prinz, auf welche Be-
ngung es auch sey, zurückkehren sollte, und in dem
dern danke sie Gott, daß er Paris verlassen habe.
er Grund dieser Veränderlichkeit liege in den ver-
iedenen Rathschlägen, welche ihr gegeben würden.
on der einem Seite sage ihr Servien, der Staat
verloren, wenn der Prinz sich entfernte; le Tellier
anke; anders woher versichere der erst kürzlich von
reull zurückgekommene Abt Fouquet, der Kardinal
ürde verzweifeln, wenn sie nicht diese von dem Prin-
n selbst herbeigeführte Gelegenheit benutzte, um ihn
fs äusserste zu treiben; der ältere Fouquet hingegen
haupte, aus sichrer Hand das Gegentheil zu wissen,
d so würde alles hingehen, bis der Befehl von Breull
dlich entschieden haben würde.

Vor allem glaubte die Pfalzgräfin fest, daß hier
rborgene Vorschläge im Spiel wären, welche
dieser Ungewißheit der Königin mitwirkten. Das
r es, was sie mir mit geflügelten Worten sagte;
n die Zeit in den Pallast zu gehen, nahte herbei,
d Monsieur hatte schon zweimal zu mir geschickt.
h fand ihn im Begriff, in den Wagen zu steigen,
te ihm in wenig Worten von meinem Auftrag Re-
nschaft ab, und trug ihm die Sache selbst ganz ein-
fach

sach vor. Er nahm es sogleich so auf, wie ich der Königin vorhergesagt hatte, und sobald er sah, daß ihrem Versprechen keine weitere Verabredung, in dem gegenwärtigen Fall gemeinschaftlich zu handeln, weder vorhergieng noch folgte, fieng er an zu pfeifen und sagte: Ein schöner Handel! — Fort, fort in den Parlements-Pallaſt! Aber, sagte ich, es würde doch, wie mir scheint, gut seyn, wenn Ihre königliche Hoheit vorher beschlöſſen, was Sie dort sagen werden. Wer Teufel kann das wiſſen? Wer kann es vorherſehen? antwortete er. Mit dieſen Leuten iſt ja kein Auskommen. Fort; und wenn wir in der groſſen Kammer ſind, ſo werden wir vielleicht finden, daß heute nicht Sonnabend iſt. Es war gleichwohl Sonnabend und der 8te Juli 1651.

Sobald Monſieur ſeinen Platz eingenommen hatte, trat der General-Advocat Talon mit ſeinen Collegen herein, und ſagte, daß er der Königin geſtern den vom Prinzen ans Parlement geſchriebenen Brief überbracht, daß Ihre Majeſtät das Betragen der Geſellſchaft ſehr gebilligt, und daß der Kanzler den Händen des Generalprokurators eine Schrift übergeben habe, die ihn von dem Willen des Königs unterrichten würde.

Der Inhalt dieſer Schrift war: die Königin ſey höchſt erſtaunt, wie der Prinz, nach ſo oft wiederholten Verſicherungen, daß man keinen Anſchlag gegen ſeine Perſon im Sinn habe, dennoch zweifelhaft ſeyn könnte; ſein gezeigter Argwohn wegen der Rückkehr des Kardinals befremde ſie nicht; ſie erkläre aber, ihr deshalb dem Parlement gegebenes Wort gewiſſenhaft

ſt halten zu wollen; von der Heurath des Herrn
n Mercoeur wiſſe ſie ſo wenig, als von den Un-
handlungen zu Sedan, und über das, was zu
reyfach vorgegangen ſey, habe ſie mehr Urſache zu
gen, als jeder andere. (Ueber dieſe drey letzten
nkte will ich Ihnen bald mehr ſagen.) Ferner
nd darinn, daß ſie, was die Entfernung le Tel-
rs, Servien's und Lionne's betreffe, wünſche,
n möchte bedenken, daß ſie in der Wahl der
iniſter des Königs ihres Sohns, ſo wenig wie in
Wahl ihrer Diener beſchränkt zu werden verlange,
daß der deshalb gethane Vorſchlag um ſo unge-
hter ſey, da keiner von den drey genannten nur
nen Schritt für die Zurückrufung des Kardinal
azarins gethan habe.

Nach Leſung dieſer Schrift gerieth die Geſellſchaft
in Hitze, weil man ſie nicht unterzeichnet fand;
Umſtand, der, in dieſer Lage der Sachen, nicht
e Wichtigkeit war. Aber da in Geſellſchaften
er Art alles, was die Form betrift, die kleinen
iſter rührt, und ſelbſt die vernünftigern hinhält,
ward dieſer Morgen im eigentlichſten Sinn zu
ts verwendet und die Verſammlung bis auf
Montag verlegt. Inzwiſchen bat man Monſieur,
für die Ausſöhnung zu verwenden *).

Der Prinz von Conti und der erſte Präſident
en in dieſer Sitzung hart an einander. Der
ere war mit dem Prinzen ganz und gar nicht
ieden, weil er, meinem Bedünken nach, ohne
Grund,

* Die nähern Umſtände dieſer Sitzung ſind in Joli's
Memoiren zu finden. 1ſtes Buch. p. 139.

Grund, mehr Dank von ihm verdient zu haben glaubte, als er empfangen. Er sprach sehr nachdrücklich von der Flucht nach St. Maur, und nannte diese sogar eine traurige Einleitung des bürgerlichen Kriegs. Er setzte noch ein paar Worte hinzu, die auf die vergangenen, und durch den Prinzen von Conde bewirkten Unruhen hinzudeuten schienen.

Der Prinz von Conti rügte diese Worte sogar mit Drohungen, und sagte, daß er ihn an jedem andern Ort lehren würde, sich in den gegen Prinzen vom Geblüt schuldigen Schranken zu halten. Hierauf erwiederte der erste Präsident kühn: er fürchte nichts, er selbst habe Ursache sich zu beklagen, daß man ihn auf seinem Platz, wo er die Person des Königs vorstelle, zu unterbrechen wagte. Man erhob sich von beiden Seiten. Monsieur, höchst erfreut eins wieder das andere aufgebracht zu sehen, mischte sich nicht eher darein, als bis er es nicht mehr vermeiden konnte, und sagte am Ende, dem einen wie dem andern Theil, daß jedermann auf nichts bedacht seyn sollte, als die Gemüther zu besänftigen.

Als Monsieur nach Hause gekommen war, führte er mich in sein Büchercabinet, und verriegelte selbst die Thüren. Hier warf er seinen Hut auf den Tisch, und sagte mir mit sehr bewegter Stimme: er habe, ehe er ins Palais gieng, nicht Zeit gehabt mir etwas zu sagen, was mich sehr überraschen würde, ob es mich gleich nicht überraschen sollte. Seit Mitternacht wisse er, daß der alte Pantalon, (so nannte er Herrn von Chateauneuf) durch St. Romain und Croissi mit Chavigni die Versöhnung des Prinzen mit der Königin verhandle. Er wisse wohl, fügte er hinzu, was ich darüber zu sagen hätte,

hätte, aber über Thatsachen sey nicht zu streiten, und diese sey zuverläßig. Und wenn sie noch daran zweifeln, fuhr er fort, und warf mir einen Brief zu, so nehmen Sie hier, sehen Sie, lesen Sie.

Dieser Brief war von Chateauneuf an Croissi gerichtet, und enthielt unter andern folgendes: „Sie „können Herrn von Chavigni versichern, daß der „Commandeur von Jarzai, ein Mann, der sich in „großen Dingen nie hintergehen läßt, zugegeben hat, „daß die Königin aufrichtig zu Werke geht, und „daß nicht die Frondeurs allein, sondern le Tellier „selbst nichts von unsrer Unterhandlung wissen. Des „Herrn St. Romain Argwohn ist nicht gegründet."

Hier bitte ich Sie, zu bemerken, daß le Grand, Monsieurs erster Cammerdiener, dies Billet aus Croissis Tasche hatte fallen sehen, es aufgehoben und zu Monsieur gebracht hatte.

„Hatte ich Unrecht, — fuhr Monsieur fort, ohne zu erwarten, daß ich den Brief bis zu Ende gelesen hatte, — als ich Ihnen heute Morgens sagte, daß „man nicht weiß, woran man mit diesen Menschen „ist? Gewöhnlich sagt man, auf das Volk sey nicht „mit Gewißheit zu rechnen; man hat gelogen; das „Volk ist tausendmal zuverläßiger als das Cabinet, „ich will mich von nun an in die Hallen einquartiren." Sie glauben also, Monsieur, sagte ich, daß die Versöhnung geschlossen ist.„ Nein, „war seine Antwort, ich glaube nicht, daß dies ge„schehen sey." Und ich, Monsieur, ich würde überzeugt seyn, daß es durch diesen Canal nie geschehen könnte, wenn es mir er-

laubt wäre, eine andere Meinung, als J. K. H. zu haben.

Ueber diese Frage ward mit Hitze gestritten. Ich behauptete meine Meinung aus dem Grund, weil es mir ganz undenkbar zu seyn schien, daß eine Unterhandlung, wobey, durch ein seltsames Spiel des Zufalls, alle Theilnehmende Personen wenigstens für diesen, schon an sich sehr mißlichen Fall alle Eigenschaften, das leichteste Verständniß zu zerreissen, im höchsten Grad besäßen, einen guten Erfolg haben könnte. Monsieur, welchem seine natürliche Schwäche alles, was er fürchtete, auch immer als unfehlbar und nahe zeigte, blieb bey seiner Meinung. Mir kam es zu, wie Sie wohl glauben können, nachzugeben und seine Befehle zu empfangen.

Er trug mir auf, der Königin des Mittags durch die Frau Pfalzgräfin sagen zu lassen: seiner Meinung nach sollten Ihre Majestät sich auf alle Weise mit dem Prinzen versöhnen. Da Parlament und Volk einmal so sehr gegen alles eingenommen sey, was einigermaßen im Verdacht des Mazarinismus stünde, so müsse man auf nichts weiter denken, als demjenigen, beizustimmen, der, — so sagte er mir selbst mit Bitterkeit, — gewandt genug gewesen sey das Scharmützel gegen den Sicilianer früher, als wir, von neuem anzufangen.

Vergebens stellte ich ihm vor, daß wenn wir auch das, was er für sehr nahe und ich für sehr entfernt hielt, für gewiß annehmen wollten, doch, wenn ich hier einen Widerspruch wagen dürfte, die Partei, die er zu nehmen gedächte, die größten Schwierigkeiten hätte, unter welchen die vorzüglichste sey, daß bei

i der Königin die gefürchtete Entſchlieſſung be-
bleunigt, und ſie ſogar genöthigt würde, ſich gegen
Monſieurs Zorn noch mehr Schutz zu ſuchen.

Alle meine angeführten Gründe hielt er für er-
inſelt, um darunter den wahren, der eigentlich aus
ir ſpräche, zu verſtecken. Dieſen ſetzte er in meine
urcht: daß wohl er ſelbſt ſich mit dem Prinzen ausſöh-
en möchte. Er ſagte mir, er würde gegen St. Maur
ine Maasregeln ſo gut zu nehmen wiſſen, daß ich
cht fürchten dürfte, ihn in das erwähnte Uebel fallen
ſehen, und wenn die Königin ihm Einmal zuvor-
kommen wäre, ſo würde er ihr es ſchon zu vergel-
n wiſſen. Ich bin kein ſolcher Thor, wie
e glaubt, ſetzte er hinzu, und ich denke mehr
n Ihren Vortheil, wie Sie ſelbſt. Ich be-
nne, daß ich den Sinn dieſer letzten Aeuſſerung in dieſer
uſammenſtellung nicht verſtand, doch als er bald dar-
f fortfuhr: So aufgebracht auch der Prinz
gen Sie iſt, hat er Sie doch in ſeinem
us Parlement geſchriebenen Brief nicht
enannt! ſo muthmaßte ich, daß Monſieur dies
chweigen hier geltend machen, und es mir als ein
ichen der ſeinetwegen bewieſenen Schonung, und
r Sorgfalt, die er nöthigenfalls von dieſer Seite
r mich tragen würde, andeuten wollte.

Aus dieſen und mehrern andern vorhergegange-
n und nachfolgenden Aeuſſerungen, ſchloß ich,
ß blos die Ueberzeugung, die Königin und der
rinz wären bereits verſöhnt oder wenigſtens im Be-
if ſich zu verſöhnen, ſein eigentlicher Grund zu dem
efehl ſey, die Königin in ſeinem Namen zu dieſem
chritt zu nöthigen und ihr ſogar zu zeigen, daß er
ch durch ihre Verſöhnung nicht beleidigt fühlen

würde. Auf der andern Seite hoffte er, sich bei dem Prinzen aus dem der Königin gegebenen Rath ein Verdienst zu machen. Mein Argwohn erhielt die höchste Bestätigung, als ich erfuhr, daß Monsieur, gleich nachdem ich ihn verlassen, eine mehr als stundenlange Unterredung mit Charei hatte, der, wie ich Ihnen bereits gesagt, dem Prinzen besonders ergeben war, obgleich er zu Monsieurs Dienerschaft gehörte.

So sehr ich Monsieurs Meynungen, die in Wahrheit mehr die Verirrungen der Furcht, als Vernunftgründe zu nennen waren, aus allen Kräften bestritt, so erschütterte ich ihn doch nicht, und ich erfuhr bey dieser Gelegenheit, was ich nachher in mehrern Fällen beobachtet habe, daß eine durch Gründe der Politik geschmeichelte Furchtsamkeit unüberwindlich ist.

Die fürchterlichste Verwirrung, mit der ich Monsieur verließ, können Sie sich denken. Nicht viel geringer war die Verwirrung der Frau Pfalzgräfin über das, was ich ihr in Monsieurs Namen an die Königin auftrug. Einiges Nachdenken über die Lage der Dinge brachte sie jedoch schneller und leichter davon zurück. Diese, sagte sie mit vielem Geist, wird hier die Menschen zurecht weisen, anstatt daß gewöhnlich die Menschen die Dinge verbessern.

Frau von Beauvais kam und meldete ihr, daß so eben Melayer, der Cammerdiener des Cardinals, von Breul angekommen sey. Vielleicht, — setzte sie hinzu, — daß dieser Mensch etwas bringt, was in einem Augenblick alles umändern kann. Sie sagte dies

dies auf gut Glück, ohne einen andern Grund, als den, daß der Cardinal nie etwas von dem, was durch Chavigni geschehe, billigen könnte. Ihre Ahnung war weissagend; denn wirklich hatte der Abgesandte gegen die gethanen Vorschläge wahre Bannsprüche überbracht. So sehr auch der Cardinal mehr als irgend ein anderer die Kunst ausübte, das, was er im Grunde nicht wollte, stets dem Scheine nach, mit der angenehmsten Art aufzunehmen, so hatte er doch hier alle Rücksicht, die nur von ferne seinem gewohnten Betragen ähnelte, aus den Augen gesetzt; eine Aufführung, welche wir beyde seinem Widerwillen gegen die Unterhändler zuschrieben. Chateauneuf war ihm äusserst verdächtig; den Chavigni verachtete er; St Remain war ihm, theils durch seine Anhänglichkeit an Chavigni, theils durch seine zu Münden bewiesene Neigung für Herrn von Avaux, verhaßt.

Die Frau Pfalzgräfin, die nur die Ankunft des Boten, aber noch nicht den Inhalt seiner Sendung wußte, hielt für gut, daß ich zu Monsieur zurückkehren, und ihm sagen sollte: da der Courier der Königin vielleicht neue Aussichten eröfnet habe, so glaube sie, in dieser Hinsicht, daß es besser seyn könnte, wenn sie den ihr durch mich gegebenen Auftrag, nicht eher vollzöge, bis man von den nähern Umständen unterrichtet wäre.

Ich eilte unverzüglich zu Monsieur, aber ein Vorurtheil, das ihm, wie vielen andern sehr gewöhnlich war, entrüstete ihn gegen diese Meynung, die gleichwohl sehr weise war. Die meisten Menschen prüfen die Gründe, welche man gegen ihre Meynung vorträgt, weniger,

als die, welche den Vortragenden bewegen können, sie auszuführen. Dies ist ein sehr gemeiner und großer Fehler.

Ich sah ganz deutlich, daß Monsieur, alles, was ich ihm von Seiten der Pfalzgrafin sagte, blos für die Wirkung einer festgesetzten beiderseitigen Abneigung zwischen ihr und dem Prinzen hielt. Ich drang in ihn; er blieb standhaft, und dieser Fall bestätigte mir, daß ein Mann, der nicht auf sich selbst vertraut, auch keinem andern jemals wahrhaft trauen wird. Ich hatte sein Zutrauen in einem, ohne Vergleichung höhern Grad, als alle, die ihm jemals nahe waren, aber dies Vertrauen hat nie eine Viertelstunde gegen seine Furcht ausgehalten.

Wäre das von Monsieur an die Königin aufgetragene Compliment, durch eine minder geschickte Person, als die Frau Pfalzgrafin überbracht worden, so hätte mir der Erfolg noch weit mehr Sorge gemacht. Aber sie wußte es so geschickt zu behandeln, daß es nüzte, anstatt zu schaden. Das Glück diente ihr hierinn aufs beste, da es den eben erwähnten Boten gerade in dem Augenblick ankommen ließ, wo er nöthig war, wenn er das wieder gut machen sollte, was nicht zu verderben nicht an Monsieur lag. Die Königin, welche zwar dem Kardinal Mazarin immer, doch alsdann zwiefach unterwürfig war, wenn sein Wille mit den Wünschen ihres Zorns zusammentraf, fand sich, als die Frau Pfalzgrafin ihre Rede begann, in einer von der Versöhnung mit dem Prinzen so entfernten Stimmung, daß alles, was ihr diese in Monsieurs Namen sagte, keine andere Regungen, als die, welche wir wünschen konnten in ihr hervorbrach-

brachte. Wir würschten nehmlich nichts anders, als daß Monsieur eine Vollmacht erhalten, und die Königin genöthigt werden möchte, wegen ihres Wankelmuths, gleichsam zu beichten, und solche Entschuldigungen deshalb vorzübringen, welche uns für die Zukunft sicherten; ferner sollte sie mit Ungeduld eine Unterredung mit mir verlangen.

Die Frau Pfalzgräfin erhielt von der Königin den Auftrag das nähere, aus der Depesche, Monsieur durch mich wissen zu lassen, und mir zu befehlen, zwischen eif und zwölf Uhr an den gewöhnlichen Ort zu kommen Daß Monsieur über die Nachrichten, welche ich ihm zu bringen hatte, innig erfreut seyn müsse, daran zweifelte die Frau Pfalzgräfin so wenig als ich. Wir irrten uns beide sehr.

Kaum hatte ich ihm gesagt, daß die Königin ihm, sobald er nur sich seinerseits aufrichtig und vollständig gegen den Prinzen mit ihr vereinigen wollte. Alles ohne Ausnahme anböte, so fiel er in einen Zustand, der nicht wohl anders zu beschreiben ist, als wenn ich Sie bitte, sich aus ihrer eignen Erfahrung eine Stimmung zurükzurufen, worinn Sie nothwendig doch einmal gewesen seyn müssen. Gewiß nehmlich haben Sie schon einmal nach Voraussetzungen gehandelt, die Ihnen gleichwohl nicht gefielen. Ist es nicht wahr, daß wenn diese Voraussetzungen als ungegründet erschienen, dann gleichwohl in Ihnen selbst ein Kampf entstand, der aus der Freude, sich zu Ihrem Vortheil selbst betrogen zu sehen, und aus dem Verdruß, die bereits gethanen Schritte vergeblich gethan zu haben, zusammengesetzt war? Ich selbst habe diese Lage tausendmal erfahren.

Monsieur war entzükt, daß die Königin von der Versöhnung viel weiter entfernt war, als er geglaubt hatte; aber er war auch in Verzweiflung, gegen den Prinzen so zuvorkommend gewesen zu seyn, als er in Hinsicht auf diese Versöhnung, die er für weit gediehen hielt, wirklich gewesen war. Menschen, welche sich in dieser Lage befinden, beharren gemeiniglich noch lange, selbst nachdem sie bereits das Gegentheil einsehen, in dem Glauben, daß sie nicht getäuscht seyen. Die Schwierigkeit, welche sie dabey finden, das angefangene Gewebe wieder zu knüpfen, bewürkt, daß sie sich selbst deshalb Einwürfe machen; Einwürfe, die ihnen Wirkungen ihrer Vernunftgründe zu seyn scheinen, und beinah nie etwas anders, als natürliche Folgen ihrer Neigung sind.

Monsieur war, wie ich Ihnen bereits mehrmalen gesagt habe, im höchsten Grade träg und furchtsam. In dem Moment, als ich ihm die Veränderung der Königin ankündigte, sah ich Fröhlichkeit und Verwirrung zugleich auf seinem Gesicht erscheinen. Lebendig sehe ich dieses noch jetzt vor mir, so wenig ich es ausdrücken kann; und wenn ich damals noch gar kein Licht über seine gegen den Prinzen gethane Schritte gehabt hätte, so würde ich in seinen Augen gelesen haben, daß er über diesen Gegenstand eine Nachricht erhalten hatte, welche ihm Freude und Sorge zugleich verursachte. Seine Worte straften seine Haltung nicht Lügen. Er wollte an dem zweifeln, was ich ihm sagte, obgleich er nicht daran zweifelte. Dies ist bey so gestimmten Menschen, in einem solchen Zustand, die erste Neigung. Die zweyte, zu welcher auch Monsieur gleich darauf übergieng, ist, daß sie sich wegen der Eil-

Eilfertigkeit, welche sie in diese Verlegenheit gestürzt hat, zu rechtfertigen suchen. Es ist hohe Zeit! sagte er auf einmal, die Königin thut Dinge, welche Verbindlichkeiten — — —

Hier hielt er ein; meinem Bedünken nach, weil er sich schämte, mir das, was er gethan, zu gestehen. Er drehte und wandte sich einige Zeit lang, pfif und trat an das Camin, um einen Augenblick nachzudenken. „Was Teufel, sagte er darauf, „werden Sie der Königin sagen? Sie wird ver„langen, daß ich ihr versprechen soll, die Minister „nicht aufs äusserste zu treiben; und wie kann ich „das, nach dem, was ich dem Prinzen versprochen „habe?' Hier brachte er einen vollkommnen Galimathias vor, womit er das, was er seit 24 Stunden dem Prinzen hatte sagen lassen, gegen mich rechtfertigen wollte, und dieser Galimathias sollte mich, wie ich einsah, vorzüglich dahin bringen, daß ich sein gestriges Betragen nicht für planmäßig und versteckt halten sollte. Ich nahm alles für baare Münze, und ich bin noch jetzt überzeugt, daß er seinen Zweck erreicht zu haben glaubte. Dadurch, daß ich diesen Wahn in ihm erregte, gab ich ihm Gelegenheit, weit ofner gegen mich zu seyn, als er gewesen seyn würde, wenn er mich für unbefriedigt gehalten hätte; und so erfuhr ich die genauen Umstände von allem, was er gethan. Es ist in wenig Worten folgendes.

Da der Grund, worauf er baute, die Meynung war, der Prinz sey mit dem Hof, wo nicht versöhnt, doch im Begrif sich zu versöhnen; so glaubte er nichts dabey zu wagen, wenn er sich, zu allem erbötig machte, bey einer Gelegenheit, wo er

seine

seine Anerbietungen wider den Hof nicht angenommen zu sehen hoffte, weil man sich mit diesem ohnehin versöhnen wollte. Das Richtige dieses Schlusses wird Ihnen beym ersten Anblick einleuchten. Auch Monsieur, der viel Geist besas, sah es ein, sobald er sich von der Gefahr, die ihm seine Furcht vorgemahlt hatte, befreyt hielt. Aber da es stets weit leichter ist, das Uebel, als das Mittel dafür wahrzunehmen, suchte er das letztere lange vergebens, weil er durchaus kein anders suchen wollte, als eines, wodurch er beyde Theile zufrieden stellte. Es giebt Fälle, wo dies schlechterdings unmöglich ist, und dann ist dies Bestreben gefährlich, weil es beide Theile unfehlbar misvergnügt macht. Nicht minder beschwerlich ist es für die Negocianten, weil es stets einen Anstrich von Schelmerey giebt. Ich that alles, um Monsieur durch diese beyden Gründe auf andere Gedanken zu bringen, aber es war nicht in meiner Gewalt, und ich erhielt Befehl, der Königin annehmlich zu machen, daß Monsieur sich im Parlament gegen die drey Unter-Minister erklärte, im Fall der Prinz ihre Entfernung zu verlangen fortfahren sollte. Zu gleicher Zeit hatte ich die Freyheit, Ihr zu versichern, Monsieur würde sich vermittelst dieser Erlaubniß, in der Folge wider den Prinzen erklären, im Fall dieser nachher neue Foderungen thun sollte.

Da ich es weder für Recht, noch für klug hielt, die Königin durch ein so auffallendes Betragen auf alle Weise zu beleidigen, stellte ich Monsieur aufs nachdrücklichste vor, daß er hier die schönste Gelegenheit habe, einen doppelten, ja dreyfachen Vortheil einzuernten. Er könne nemlich die Königin durch die Erhaltung der Unterminister (die im Grund ziem-

ziemlich gleichgültig war) sich verbinden, zweitens durch diesen Fall zeigen, daß der Prinz sich nicht mit der Absetzung des Cardinals begnüge, sondern auch die Grundveste des königlichen Ansehens untergraben wolle, da er der Regentin selbst den Schatten von Ansehen zu rauben suche; und zu gleicher Zeit könne er drittens dem Publikum durch eine wiederholte schärfere Anklage gegen den Kardinal Genüge leisten. Dieses letztere schlug ich vor und versicherte sogar, es der Königin annehmlich zu machen.

Die Frau Pfalzgräfin hatte mir gesagt, daß sie in einem Brief des Kardinals an die Königin die dringende Bitte gelesen habe, nichts von dem zu verweigern, was man von Ihr gegen ihn verlangen werde; weil er überzeugt sey, daß Alles, was man, nach dem bereits gethanen Ausfall, verlangen könnte, sich mehr zu seinem Vortheil wenden werde, als wenn man gemäßigt geblieben wäre. Auf der andern Seite hielt er es Ihrem Dienst für zuträglich, die Uebelgesinnten mit Zänkereien hinzuhalten, welche doch nichts anders, als höchst unnütze Wiederholungen seyn könnten. Ich bediente mich dieses Schlusses des Kardinals, den ich übrigens nicht für allzurichtig hielt, um das Betragen, welches Monsieur meinen Wünschen zufolge ergreifen sollte, daraus herzuleiten, und schloß auf folgende Art: „Wenn Monsieur zu der Verbannung der Unterminister das seinige beiträgt, so begünstigt er dadurch wahrscheinlich die Plane des „Prinzen, weil die Königin alsdann vielleicht genöthigt wird, alle künftige Foderungen des Prinzen „zu bewilligen. Von Seiten des Hofs wird er hingegen seine Rechnung nicht dabei finden, weil er die „Königin immer mehr, über dies aber auch diejenigen, „welche ihr nahe sind, beleidigen wird. Auch von Seiten

„des

„des Publikums wird Er seine Rechnung nicht finden;
„denn der Prinz ist ihm, wie er selbst gesagt hat, be-
„reits zuvorgekommen, und der, welcher den ersten
„Vorschlag gethan hat, sich von diesen Ueberresten des
„Mazarinismus zu befreien, wird auch die Erstlinge
„des Ruhms davon haben, was in den Augen des
„Volks den meisten Werth hat. Eine bedeutende
„schlimme Würkung davon wird seyn, daß die Köni-
„gin in eine Furcht gesetzt wird, deren sich der Prinz
„zu seinem Vortheil bedienen kann! eine sehr üble
„Würkung sage ich, die von mehr als einer Seite
„Monsieurs Ruhm Nachtheil bringt, weil dadurch
„Monsieur als dem Prinzen untergeordnet, und zu ei-
„ner Handlungsweise verleitet, erscheint, die ihm nicht
„allein keine Ehre macht, sondern selbst eine schimpf-
„liche Wendung für ihn nehmen wird, durch die Mei-
„nung, daß er der erste, jene Maasregel zu fordern,
„hätte seyn sollen. Welchen Gewinn wird er finden,
„der mit diesem Nachtheil zu vergleichen wäre? Der
„einzige, welcher sich denken läßt, ist, daß auf diese
„Art der Königin gewisse Personen, welche man dem
„Kardinal ergeben glaubt, entzogen werden. Ist dies
„ein Gewinn, wenn man bedenkt, daß die Fouquets,
„die Bertets, die Brachets, wie vorher halbe Nächte
„bei ihr zubringen werden, daß die Etrées, die Sou-
„verets und die Senecterres den Tag über um sie sind,
„und daß diese alle in dem Grad gefährlicher werden,
„als die Erbitterung der Königin durch die Erbitte-
„rung der andern steigen wird? Alle diese Betrach-
„tungen überzeugen mich, daß Monsieur in der ersten
„Versammlung der Kammern, dem Prinzen über die
„gegen die Rückkehr des Kardinals Mazarins bewie-
„sene Festigkeit eine Lobrede halten muß; Alles, was
„in dessen Namen von dem Prinzen von Conti, über
„die Nothwendigkeit von Vorkehrungen gegen des Mi-
„nisters

wiſſen Zuverläſſigkeit geſagt worden iſt, beſtätigen, aber
öffentlich und durch triftige Gründe, die Vorſicht, die
man durch die Entfernung der drei Miniſter zu be-
weiſen gedenkt, beſtreiten und zeigen muß, daß ſie für
die Königin beleidigend ſey, und daß man ihr für ih-
re, bei jeder Gelegenheit wiederholte Verſprechung,
den Kardinal Mazarin auf immer entfernt zu
halten, doch gewiß ſo viel Ehrerbietung und ſelbſt
Erkenntlichkeit ſchuldig ſey, um nicht ihre Güte durch
neue endloſe Bewegungen zu mißbrauchen. Endlich
muß er noch hinzufügen, daß der Vorſchlag, auf die-
ſe Art von Zweig zu Zweig zu gehen, ſogar verdäch-
tig ſeyn würde, weil der Hauptſtamm des Baums
noch nicht mit der Wurzel heraus ſey, wenn er nicht
aus einer ſo unverdächtigen Quelle, wie der Prinz
ſey, herkäme. Die Erklärung gegen den Kardinal
iſt noch nicht ausgefertigt, man weiß daß anſtatt
ſie zu beſchleunigen, anſtatt dieſes Werk, worüber
jedermann überein gekommen iſt, zu vollenden, oder
vielmehr zu befeſtigen, noch über Worte geſtritten
wird. Es werden neue Vorſchläge gemacht, welche
in den wohldenkendſten Köpfen Zweifel aufwecken
können. Mancher, der ſich zu heiligen glaubt, wenn
er einen Stein auf Mazarins Grab legt, würde es
für eine große Sünde halten auf die, deren ſich die
Königin künftig bedienen wird, nur einen kleinen
Stein zu werfen. Nichts würde mehr dieſen ſtraf-
baren Miniſter rechtfertigen, als wenn nur der ge-
ringſte Grund zu glauben da wäre, daß man aus
dem, was in Rückſicht ſeiner geſchehen iſt, ein be-
ſtändiges und häufiges Beiſpiel ziehen wollte. Die
Gerechtigkeit und Güte der Königin hat das, was
wir mit den reinſten und aufrichtigſten Abſichten, ihr
zu dienen und das Wohl des Staats zu befördern,
gethan haben, geheiligt; uns liegt es nun ob, den-

„ſelben durch Handlungen zu entſprechen, und zu zei-
„gen, unſere vornehmſte Sorge ſey, das, was wir für
„das Wohl des Reichs gegen den Miniſter gezwun-
„gen thun mußten, das wahre Anſehen des Königs
„keineswegs verletzen dürfe. Wir haben in dieſem
„Fall einen höchſt ausgezeichneten Vortheil. Die öf-
„fentliche, von der Königin, den Prinzen, und dem
„Parlement ſo oft gethane Erklärung: daß ſie den
„Kardinal auf immer aus dem Miniſterium verbanne,
„gibt uns das Recht, ohne das königliche Anſehen,
„das uns heilig ſeyn ſoll, zu verletzen, alle mögliche
„Sicherheit dieſes Verſprechens zu ſuchen. Dies iſt
„es, deſſen ſich J. K. H. mit Würde und Eifer be-
„fleißigen ſollten; aber Sie müſſen ſich, meinem Be-
„dünken nach, nicht täuſchen laſſen, und auch das
„Parlement warnen, daß es ſich nicht durch vorge-
„ſchlagene Nebendinge, die in Vergleichung mit dem,
„was wirklich zu thun iſt, nur nichtig ſind, hintergehen
„laſſe. Das wahrhaft dringende iſt: die Erklä-
„rung gegen den Kardinal wohl zu begründen. Die
„erſte, welche erſchien, war ſeine Lobrede; die, woran
„gegenwärtig gearbeitet wird, iſt, wie man uns wenig-
„ſtens geſagt hat, auf nichts als auf die Vorſtellun-
„gen des Parlements und die Einwilligung der Kö-
„nigin gegründet, und würde alſo in der Folge nach
„Gefallen ausgelegt werden können. J. K. H. kann
„alſo der Geſellſchaft morgen ſagen, dieſe Erklärung
„könne nur durch eine wahrhafte und gründliche Be-
„hutſamkeit bewährt werden, und die ſicherſte Probe
„deshalb ſey, wenn man die Clauſel beifügte, daß
„der König den Kardinal aus ſeinem ganzen Reich,
„und aus ſeinem Conſeil verbanne, weil es eine öf-
„fentliche und unbeſtreitbare Wahrheit iſt, daß er die
„allgemeinen Friedensunterhandlungen zu Münſter ge-
„brochen hat. Wenn Monſieur morgen in dieſem

„Tone

Inhalt.

Vorrede des Verfaſſers.

Saladins Geburt, Abkunft, Jugend — Seine Gottesfurcht — Gerechtigkeitsliebe — Freygebigkeit — Tapferkeit — Religionseifer — Standhaftigkeit — Seine Sanftmuth, Gnade und Verſöhnlichkeit — Seine Leutſeligkeit gegen die Fremden und gefälliges Betragen.

Saladins erſter Feldzug in Begleitung ſeines Oheims — zweyter Feldzug nach Egypten und Schlacht bey Babein — dritter Feldzug nach Egypten — Aſedoddin ſtirbt; Saladin folgt ihm — Angriff der Lateiner auf Damiata — Saladins Vater kommt nach Egypten — Tod des Kaliphen Eladid — Saladins erſter Zug gegen die Franken — Sein Vater ſtirbt — Sultan Noureddin von Damaſkus ſtirbt — Empörung eines Egyptiers wider Saladin — Angriff der Franken auf Alexandria — Saladin erobert Damaſkus — Saiphoddin, Sultan von Moſul wider Saladin — Niederlage bey Ramla — Rückzug nach Syrien — der Sultan von Haleb ſtirbt und Ezoddin Herr von Moſul erſcheint zu Haleb — Saladin bekriegt den Sultan von Moſul — der Schach von Armenien Beſchützer

„Tone spricht, so verbürge ich mich, daß er am Abend „bei der Königin willkommen seyn soll. Er vereinigt „sich mit ihr, während er doch Mazarin einen tödli„chen Streich versetzt; er eignet sich vor dem Publi„kum die Ehre zu, ihn persönlich und gründlich ge„stürzt zu haben, und raubt diese Ehre dem Prinzen „dadurch, daß er zeigt, wie dieser nur seinen Schatten „angreift. Alle weise und gemäßigte Köpfe werden „sich durch diese Handlung überzeugt finden, daß er es „nicht leiden wolle, wenn man Mazarin zum Vorwand „wählt, um das königliche Ansehn täglich aufs neue „zu verletzen."

Dies war mein Rath, den ich Monsieur gab, den ich ihm, ehe ich ihn verließ, schriftlich zurückließ; dies war es, was er zu seiner Gemahlin brachte, die in Verzweiflung darüber war, ihn mit dem Prinzen verbunden zu sehen; — dies war es, was er von ganzem Herzen billigte; und dies war es gleichwohl, was er nicht zu thun wagte, weil er, in der festen, bereits erwähnten Meinung, daß der Prinz sich mit dem Hof vereinigen würde, diesem zu seinem eigenen Vortheil, wie er damals glaubte, versprochen hatte, sich mit ihm gegen die Unterminister zu erklären.

Seiner Gemahlin gestand er noch die nähern Umstände, die er mir verschwiegen hatte. Alles, was ich von ihm erlangen konnte, war, daß er der Königin sein Wort gab, sich bei dem Prinzen treulich dafür zu verwenden, daß er gegen die drei Obenbenannten nichts weiter unternähme, und daß er, wenn ihm dies nicht gelingen und er gezwungen seyn sollte gegen sie zu sprechen, zu gleicher Zeit dem Prinzen erklären würde: es geschähe dies zum letztenmal und er werde sich, da die Königin dem, wegen der Entfernung des

Kardinals gegebenen Worte treu bliebe, nicht mehr von ihrem Intereſſe trennen.

Madame nöthigte ihren Gemahl zu dem Verſprechen, ſich morgen krank zu ſtellen, in der Hoffnung, die Verſammlung der Kammern dadurch zu verſchieben, und auf dieſe Weiſe Zeit zu gewinnen, um etwas mehr von ihm zu erlangen. Sie liebte Herrn le Tellier, und war aus dieſem Grund, und noch aus vielen andern ſehr unwillig, daß Monſieur nicht mehr thun wollte. Kaum hatte er eingewilligt ſich krank zu ſtellen, ſo benachrichtigte ſie die Königin davon, und meldete ihr zugleich, daß ich für ihren Dienſt Wunder thue. Dieſes Zeugniß ward höchſt gütig aufgenommen, denn es kam gerade in einem Augenblick an, wo die Königin, was nicht oft bei ihr der Fall war, äuſſerſt zufrieden mit Madame war.

Mein Geſchäft ward dadurch ſehr erleichtert. Ich fand auf dem Geſicht der Königin als ich des Abends zu ihr kam, einen heitern Himmel. Daß ſich dieſer Himmel nicht umwölkte, ſelbſt alsdann, als ich ihr erklärt hatte, man könne Monſieur nicht hindern, gegen die Unterminiſter mit dem Prinzen vereint zu handeln, und daß ich ſelbſt nicht umhin könne, dafür zu ſtimmen, wenn es im Parlement zur Sprache käme, war mir der ſtärkſte Beweis, daß ſie mit mir zufrieden war.

Weil ich glaube, daß die ewigen Wiederholungen vergangner Unterhaltungen Sie ermüden, ſo will ich Sie mit einer umſtändlichen Zergliederung der nächſten, die ziemlich lange dauerte, verſchonen, und mich begnügen, Ihnen nur das Reſultat derſelben vorzulegen. Ich ſollte mich aus allen Kräften befleiſſigen,

ſigen, Monſieur zu vermögen, daß er ſein Verſprechen, das Gemüth des Prinzen gegen die drei Genannten durch alles mögliche günſtiger zu ſtimmen, treulich ausführte. Im Fall er es nicht vermöchte, ſondern ſogar genöthigt wäre, aus Rückſicht für den Prinzen, ſelbſt gegen ſie zu handeln, und ich aus eben dem Grund gezwungen wäre, meine Stimme dazu zu geben, ſollte ich Monſieur erklären, daß ich wenigſtens, wenn der Prinz in der Folge neue Vorſchläge thun würde, keinen Antheil mehr daran nehmen würde, ſelbſt alsdann nicht, wenn Monſieur ſich dazu hinreißen ließe. Ich geſtehe, daß ich dieſe letzte Clauſel lange von mir abzulehnen ſtrebte, weil ſie mich in Wahrheit ſehr verbindlich machte, und mir ſogar der Ehrerbietung im höchſten Grad zuwider ſchien; denn meine eignen Verbindungen wurden dadurch mit denen des königlichen Hauſes vermengt, und gleichſam ihnen gleich geſtellt. Ich mußte zuletzt nachgeben.

Monſieur billigte es ohne die geringſte Schwierigkeit. Er war darüber, daß er, ſelbſt mit der Königin Beiſtimmung, ſich von der Nothwendigkeit befreit ſah, mit dem Prinzen zu brechen, ſo froh, daß er mit allem, was dieſen Vertrag erleichtert hatte, höchſt zufrieden war. Die Folge davon will ich Ihnen erzählen, wenn ich Sie zuvor gebeten habe, auf zwei in dieſer letzten Unterredung vorgefallne Umſtände Rückſicht zu nehmen.

Als ich mit der Königin von den Herrn le Tellier, Servien und Lionne redete, gebrauchte ich für ſie den Ausdruck der drei Unterminiſter. Sie widerholte dieſen Namen bitter und ſagte: „Sagen Sie vielmehr „die Beiden. Kann der Verräther Lionne dieſen „Namen tragen? Dieſer iſt nur ein unbedeutender

„Sekretär des Herrn Kardinals. Es ist wahr, daß „er einst Staatssekretär werden kann, weil er ihn „schon zweimal verrathen hat.“ Diese Bemerkung ist durch den Gang der Dinge merkwürdig geworden.

Als ich ferner der Königin versprach, mich in der Folge nicht mit dem Prinzen zu versöhnen, selbst wenn Monsieur sich mit ihm aussöhnen sollte, und hinzufügte, daß ich dies morgen Monsieur sagen wollte, schrie sie mehr, als sie sprach: Welche Ueberraschung für Herrn le Tellier! Darauf faßte sie sich schnell, und obgleich ich alles mögliche anwandte, um den Sinn dieses Ausbruchs zu ergründen, konnte ich doch nichts weiter von ihr erfahren. Jetzt zu Monsieur zurück.

Ich sah ihn am folgenden Morgen bei seiner Gemahlin. Er war mit meiner Negociation äußerst zufrieden, und äußerte, daß mein, der Königin besonders geleistetes Versprechen ihm nicht den geringsten Kummer machen könne, weil er selbst fest entschlossen sey, nach dem gegenwärtigen Fall, nie wieder mit dem Prinzen vereint zu handeln, sobald die Königin ihrem Versprechen wegen Mazarins Verbannung getreu bleiben würde. Seine Gemahlin suchte ihn in dieser Idee auf alle Weise zu befestigen. Sie machte sogar einen neuen Versuch, um ihn zu bereden, daß er wenigstens von diesem Tag an versuchen sollte, ob er über das Gemüth des Prinzen etwas vermöchte. Er half sich mit schlechten Ausflüchten, und sagte: daß er weit sichrere Maasregeln ergreifen könnte, wenn er sich diesen ganzen Tag Zeit ließe, um zu erwarten, was der Prinz selbst sagen lassen würde. Gegen Mittag erschien auch wirklich ein Edelmann von demselben, aber er kam blos, um sich von dem Zustand sei-

seiner Gesundheit zu unterrichten, oder vielmehr, um zu erfahren, ob er morgen in den Pallast gehen würde. Monsieur säumte nicht am Abend zur Königin zu gehen, ob er gleich Medicin genommen zu haben vorgab. Er bestätigte hier mit Schwüren, was ich auf seinen Befehl versprochen hatte. Er betheuerte der Königin, daß sie nur in diesem Fall noch dem Prinzen nachgeben sollte, wenn er ja wegen der Unterminister nicht zu gewinnen wäre. „Blos Ihretwe„gen, sagte sie hierauf — und auf ihr Versprechen, „daß Sie bei allen übrigen Foderungen des Prinzen, „die ohne Zweifel bis ins Unendliche gehen werden, „für mich seyn wollen, willige ich ein.“ Hierauf beschwor sie ihn, seinem durch mich gegebenen Wort getreu zu bleiben, und alles anzuwenden, um den Prinzen von seinem Vorhaben abzubringen. Monsieur versicherte, daß er den Marschall von Estampes zu diesem Endzweck nach St. Mour gesendet habe. Dies war so; denn er hatte, nachdem er es seiner Gemahlin abgeschlagen hatte, wie ich Ihnen vorhin sagte, seine Meinung geändert. Er erwartete sogar die Antwort des Marschalls von Estampes im königlichen Pallast. Sie war verneinend und enthielt ausdrücklich, daß der Prinz nie von seinem Begehren abstehen werde. Monsieur kam, wenigstens wie es mir schien, sehr verlegen nach Haus. Er war den ganzen Abend nachdenkend und verließ die Gesellschaft weit früher, als gewöhnlich.

Den Tag darauf, es war Dienstags den 11ten Juli, versammelten sich die Kammern, und der Prinz von Conti fand sich im Pallast mit einer starken Begleitung ein. Monsieur sagte der Gesellschaft, er habe bei der Königin und dem Prinzen aus allen Kräften an einer Versöhnung gearbeitet, aber weder über den

einen, noch über den andern Theil etwas vermocht; er bitte die Gesellschaft ihre Bemühungen mit den seinigen zu vereinigen. Sobald er aufgehört hatte zu sprechen, nahm der Prinz von Conti das Wort, und sagte: daß sich an der Thür der großen Kammer ein Edelmann von seinem Bruder befinde. Man ließ ihn hereintreten, er überreichte einen Brief vom Prinzen, der aber nichts als eine Wiederholung des ersten war.

Der erste Präsident drang ziemlich lang in Monsieur, aufs neue an der Versöhnung zu arbeiten. Er lehnte es anfänglich ab, blos aus der bei allen Menschen häufigen Gewohnheit, sich selbst um Dinge, die sie heimlich wünschen, gern bitten zu lassen. Er schlug es in der Folge unter dem Vorwand der Unmöglichkeit eines guten Erfolgs ganz ab. aber im Grund, wie er mir noch diesen Tag gestand, aus Furcht, dem Prinzen von Conti, oder vielmehr dem ganzen jüngern Theil der Gesellschaft zu mißfallen. Dieser war sehr laut und verlangte, daß gegen die Ueberreste des Mazarinismus gestimmt werden sollte. Der erste Präsident war genöthigt nachzugeben. Die Gens de Roi wurden vorgeladen, um über das Begehren des Prinzen ihre Beschlüsse zu nehmen. Die ungünstige Stimmung gegen die Unterminister schien an diesem Tag sehr stark zu seyn, und die ganze Geschicklichkeit des ersten Präsidenten und Monsieurs Freundlichkeit, der sich im geringsten nicht gegen sie eingenommen zeigte, half zu nichts, als die Deliberation bis auf den folgenden Tag zu verschieben, indem gleichwohl verordnet ward, daß der Brief des Prinzen noch heute der Königin überbracht werden sollte. Auch wurde Monsieur vom Parlement gebeten, in seinen Bemühungen für die Versöhnung fortzufahren.

Das

Das Feuer, welches diesmal die Köpfe belebt, und in dem Saal des Pallasts heute außerordentlich gelodert hatte, bewirkte, daß Monsieur es sich sehr Dank wußte, meinen Rath, sich der Erklärung des Prinzen gegen die Unterminister zu widersetzen, nicht befolgt zu haben. Er zog mich sogar beim Weggehen aus dem Pallast auf gewisse Art damit auf; ich antwortete mit der Bitte, mich erst den folgenden Tag um eben die Stunde vertheidigen zu dürfen.

Den Mittag gieng Monsieur nach Rambouillet, wo er mit den Prinzen eine Zusammenkunft verabredet hatte. Hier hatten sie zusammen eine lange Unterredung im Garten, und am Abend sagte er mir: daß er nichts vergessen habe, um ihn von seinem Verfahren gegen die Minister abzubringen. Das nemliche sagte er seiner Gemahlin, die davon vollkommen überzeugt war, und noch jetzt glaube ich es, weil es gewiß ist, daß er nichts in der Welt so sehr fürchtete, als des Prinzen Zurückkunft, und es für ausgemacht hielt, daß er, wenn die Minister am Hof blieben, nicht zurückkommen werde. Die Königin hingegen sagte mir: er habe, wie sie aus sichern Quellen wisse, nur sehr schwach für sie gekämpft. So unwahrscheinlich es ist, daß ich mich bei meinen folgenden Unterhaltungen mit dem Prinzen, nicht über die nähern Umstände hievon aufgeklärt haben sollte, so erinnere ich mich doch im geringsten nicht, was er mir darüber gesagt hat. So viel ist gewiß, daß seine Leichtigkeit, die Sache zur Deliberation kommen zu lassen, die Königin überredete, er hintergehe sie. Auch von mir argwöhnte sie diesen und noch mehr den folgenden Tag, daß ich von der andern Parthei sey. Doch behielt sie, wie Ihnen die Folge zeigen wird, diese ungerechte Meinung nicht lange gegen mich.

Am andern Morgen, den 12ten Juli, versammelte sich das Parlement und der Generaladvocat Talon stattete von der, bei der Königin gehabten Audienz, seinen Bericht ab. Ihre Majestät hatte ihm die ganz einfache Antwort ertheilt, daß, da des Prinzen zweiter Brief von eben dem Inhalt, wie der erste sey, sie ihrer bereits ertheilten Antwort nichts weiter beizufügen habe.

Hierauf unterrichtete der Herzog von Orleans die Gesellschaft von den Zusammenkünften, die er den vorigen Tag mit der Königin und dem Prinzen gehabt habe; und erklärte, daß er weder bei dem einen noch bei dem andern Theil etwas habe ausrichten können. Er behandelte den Punkt wegen der drei Minister mit der größten Zartheit, und glaubte durch dies Benehmen der Königin Genüge leisten zu können. Auf der andern Seite mahlte er die Ursachen zum Mistrauen, welche der Prinz zu haben vorgab, mit den stärksten Farben, und wähnte durch diese Uebertreibung den Prinzen zu befriedigen. Es glückte ihm weder bei jener noch bei diesem. Die Königin war überzeugt, daß er wortbrüchig gegen sie geworden sey, und sie war hinlänglich dazu berechtigt, ob ich gleich nicht überzeugt bin, daß er es wirklich gewesen sey. Auch der Prinz beklagte sich am Abend sehr über sein Betragen, wenigstens nach dem, was der Graf von Fresque zu Herrn von Brissac sagte. Dies ist das Schicksal aller, die, um jedermann zufrieden zu stellen, das Widersprechende vereinigen wollen.

Als Talon seine Beschlüsse vorgetragen hatte, die diesmal seiner gewöhnlichen Festigkeit nicht entsprachen, und eher einem gezierten Wortschwall als einer würdevollen Rede ähnlich waren, fieng man an

zu

zu ſtimmen. Es waren anfänglich zwei laute Meinungen. Die eine, mit den entworfenen Beſchlüſſen übereinſtimmend, gieng dahin, der Königin für ihre aufs neue gegebene Verſicherungen, daß Mazarin's Entfernung auf immer dauern ſolle, zu danken, und ſie zu bitten, dem Prinzen einige Genugthuung zu geben. Dies iſt es, was ich eben einen Miſchmaſch und Wortſchwall nannte. Das andere Gutachten war von Des-Landes-Paien, welcher, obgleich mit Lionne nah verwandt, gegen die drei Unterminiſter eiferte, und ſeine Stimme dafür gab, ihre Entfernung nach den Rechten zu verlangen. Sie begreifen leicht, daß ich dieſes Gutachten, welches ich in Monſieur's Kabinet beſtritten hatte, im Pallaſt unangefochten ließ. Doch miſchte ich in meinen Vortrag gewiſſe Züge, die mich von der Menge zu unterſcheiden dienten, das heißt, die mich von denen auszeichneten, die mit völliger Blindheit gegen den Namen Mazarin ſtimmten. Dieſe Auszeichnung war mir in Rückſicht der Königin nöthig und war mir vortheilhaft in Rückſicht aller derer, die des Prinzen Aufführung nicht billigten. Sie waren in großer Anzahl im Parlement, und der Rath der großen Kammer, der ehrliche Laine, ein Mann von wenig Kopf, aber unbeſcholtner Aufführung und leidenſchaftlich gegen Mazarin geſinnt, erklärte ſich ſogar frei gegen des Prinzen Begehren. Er behauptete, daß es eine Beleidigung des königlichen Anſehens ſey. Dieſer Umſtand und noch einige andere nöthigten Monſieur am Abend zu dem Geſtändniß, daß ich richtiger geſchloſſen habe, wie er, und daß, wenn er ſich, meinem Rath gemäß, dem Vorſchlag widerſetzt hätte, anſtatt er ihn jetzt, ſtillſchweigend zu billigen ſchien, viele beigetreten ſeyn würden. Auch diejenigen, welche ihn nur mit Mühe beſtritten, würden mit Freuden beigeſtimmt haben.

Da ich nicht Gewicht genug hatte, um ſo ſehr auf die Gemüther zu wirken, wie Monſieur durch ſeine Widerſetzung gethan haben würde, ſo that ich keinen Widerſtand. Aber da ich einſah, daß, wenn er ſich widerſetzt hätte, viele ihm beigetreten wären, ſo glaubte ich auf dieſe Ausſicht hin, ohne mir beim Publikum zu ſchaden, eine Handlung mittelbar angreifen zu müſſen, deren Verdienſt zu verringern in jeder Rückſicht zuträglich war, ob ich gleich aus Rückſicht für Monſieur und das Volk mich gezwungen ſah, wenigſtens durch meine Stimme zu ihrer Vollziehung beizutragen. Dieſes Gewirre iſt mir ſelbſt verſtändlicher, als ich Ihnen erklären kann, und es iſt wahr daß es nur denen verſtändlich ſeyn kann, die damals bei den Deliberationen dieſer Geſellſchaft gegenwärtig waren. Mehr als zwanzigmal habe ich in dieſen Sitzungen bemerkt, daß etwas, was in dem einen Moment für unbeſtreitbar gut durchgieng, bei einer andern Wendung, welche man einem zuweilen nichtigen Wort gegeben hätte, in dem nächſten Augenblick für unwiderſprechlich bös gehalten worden wäre. Das Geheimniß hierbei iſt, die Augenblicke wohl zu beurtheilen und zu ergreifen. Monſieur fehlte in dieſem Punkt. Ich verſuchte dem, was mich betraf, auf eine Art nachzuhelfen, welche dem Prinzen nicht den Vortheil über mich verſtattete, ſagen zu können: ich ſchone die Ueberreſte des Mazarinismus, und doch im Stande war, ſein Betragen auf gewiſſe Art anzugreifen. Hier haben Sie meinen Vortrag, den ich aus Gründen, die ich Ihnen in der Folge erklären will, drucken und Tags darauf in Paris bekannt machen ließ *).

„Mei-

* Dieſe Rede findet ſich, mit einiger Verſchiedenheit in Jolis Memoiren 1. Buch S. 140. Dieſen Memoiren

ſchützer der Moſulaner — Saladin geht nach Syrien zurück — Feldzug nach Elejalut — Unternehmung gegen Karacha — Elmalich Aladil erhält Haleb — Bohadin wird von dem Sultan von Moſul an Saladin als Geſandter geſchickt — Neuer Feldzug Saladins gegen Caracha — Zweyte Unternehmung gegen Moſul — der Schach von Armenien ſtirbt — Friede mit Moſul — Saladin geht nach Syrien — Almalich Aladil nach Egypten — Neue Unternehmung gegen Caracha — Gewonnene Schlacht bey Hitton — Eroberung von Jeruſalem — Angriff auf Tyrus — Saladins Flotte geſchlagen — Cauchcha von Saladin belagert — Laodicea erobert — Sybla, Sebjoun, Bacaſium, Burzia, Derbeſak, Pagrà, Saphada, Cauchcha eingenommen — Neue Bewegungen der Franken — Gefechte — Marſch nach Ptolemais — Geſchichte des Herrn von Sjakof — Treffen bey Acca — Ptolemais von Saladin entſetzt — Rückzug der Muſelmänner — Treffen bey Ptolemais — Ankunft des deutſchen Königs in Aſien — Gefecht bey Ptolemais — Iſa ſtirbt; Uebergabe von Sjakof — Geſandtſchaft des Kalifen von Bagdad an Saladin — Ankunft von Saladins Flotte vor Ptolemais — Gefechte mit den Franken — Geſchichte des deutſchen Königs Friedrichs Barbaroſſa — Brief des Armeniſchen Fürſten Kalkous an Saladin, Friedrich Barbaroſſa betreffend — Fernere Geſchichte des deutſchen Kreuzheers in Aſien — Treffen zwiſchen den Saracenen und Kreuzfahrern — Ankunft des Grafen Heinrich — Schreiben des griechiſchen Kaiſers Iſaac an den Sultan von Egypten — Verbrennung der Kriegsmaſchinen des fränkiſchen Heers vor Ptolemais — Kriegslift, wodurch dieſe Stadt verproviantirt wird — Geſchichte eines Tauchers — Fernere Geſchichte der Deutſchen und ihres neuen Königs — Ankunft der Proviantſchiffe aus Egypten — Fortgeſetzte Belagerung von Ptolemais — Ankunft der Deutſchen vor dieſer Stadt — Vernichtung der Belagerungsmaſchinen durch die Belagerten — Mozoddin, Fürſt von Meſopotamien — Hungersnoth der Kreuzfahrer — unglückliches Gefecht mit den Saracenen — Sie werden in einen Hinterhalt ge-

„Meiner beſtändigen Ueberzeugung nach, wäre „es zu wünſchen geweſen, daß die Gemüther wegen „der Rückkehr des Herrn Kardinal Mazarins nie ei„nige Unruhe gezeigt, ſondern ſie ſogar für unmöglich „gehalten hätten. Da ſeine Entfernung einmal durch „die allgemeinen Wünſche von ganz Frankreich als „nothwendig anerkannt worden iſt, ſo ſcheint es, daß „man über ſeine Rückkehr nicht zweifelhaft ſeyn könne, „ohne zugleich auch an dem Heil des Staats zu vez„zweifeln, der dadurch ganz ſicher in Unordnung und „Verwirrung ſinken würde. Sind die Zweifel, die „hierüber in den Gemüthern ſichtbar werden, gegrün„det, ſo werden ſie dieſe furchtbare Würkung unfehl„bar hervorbringen; ſind ſie es nicht, ſo werden ſie „dennoch durch den Vorwand, den ſie zu allen Neue„rungen geben werden, die gerechte Beſorgniß einer „ſehr gefährlichen Folge erregen.“

„Um ſie mit einemmal zu erſticken, um den Ei„nen die Hoffnung und den Andern den Vorwand „zu benehmen, kann man meines Erachtens in dieſer „Sache nicht zu entſcheidend verfahren, und da man „viel von Verſtändniſſen ſpricht, die das Publikum „erſchrecken und die Gemüther beunruhigen, ſo glaube „ich, daß es gut ſeyn würde, diejenigen, welche mit „dem Herrn Kardinal Mazarin, oder wegen ſeiner „Zurückkehr, auf welche Art und Weiſe es auch ſeyn „mag, negociiren würden, für ſtrafbare Störer der „öffentlichen Ruhe zu erklären.“

„Hätte

ren zufolge hatte ſie der Koadjutor mit Caumartin und Joli, welche beide die Stimmung des Parlements, ſammt den bei dieſer Gelegenheit nöthigen Wendungen vollkommen kannten, zuſammen verfertigt.

„Hätte man den Gesinnungen gemäß gehandelt,
„welche J. K. H. vor einigen Monaten über diesen
„Punkt in dieser Gesellschaft an den Tag legten, so
„würden die Sachen jetzt ein andres Ansehn haben.
„Man würde nicht in dies Mistrauen verfallen seyn;
„die Ruhe des Staats wäre sicher gewesen, und wir
„würden jetzt nicht genöthigt seyn, wie es meine Mei-
„nung ist, Ihre königliche Hoheit zu bitten, sich bei
„der Königin dafür zu verwenden, daß die Ueberreste
„des Mazarinismus und die genannten Creaturen des
„Kardinals Mazarin vom Hof entfernt werden. Ich
„weiß, daß die Form, wie man diese Entfernung ver-
„langt, ungewöhnlich ist. Wahr ist es, daß das kö-
„nigliche Ansehen und die Freiheit der Unterthanen
„sehr vermindert werden würde, wenn die Abneigung
„eines der Prinzen von Geblüt immer die Regel des
„Glücks der Privatpersonen seyn sollte; und man könn-
„te dann sagen, daß die Glieder des Raths und ande-
„re, die nur durch den Hof subsistiren, gar viele Her-
„ren über sich haben würden."

„Ich glaube aber dennoch, daß es in diesem Fall
„eine Ausnahme leidet. Hier betrifft es eine Sache,
„die eine natürliche Folge von der Angelegenheit des
„Kardinals Mazarin ist. Es betrifft eine Entfernung,
„welche vielen Argwohn wegen seiner Rückkehr haben
„kann, eine Entfernung, die nicht anders, als höchst
„nützlich seyn kann, und die von dem Herrn Herzog
„von Orleans gewünscht und vorgeschlagen worden ist,
„dessen vollkommen reine und aufrichtige Absichten für
„den Dienst des Königs, und das beste des Staats
„von ganz Europa gekannt sind, und dessen Gesinnun-
„gen, da er Onkel des Königs und Generallieutenant
„des Staats ist, für keinen, wer es auch sey, nach-
„theilige Folgen haben können."

„Wir

„Wir müssen von der Klugheit der Majestäten, nd dem weisen Betragen des Herzog von Orleans ffen, daß die Angelegenheiten sich aufs beste wen- n, das Mistrauen gehoben, der Argwohn zer- eut, und wir die Eintracht des königlichen Hauses ld wieder hergestellt sehen werden. Sie war von her der eifrigste Wunsch aller Gutgesinnten, welche s diesem Grunde die Freiheit der Prinzen mit so el Eifer wünschten, und sich höchst glücklich fühlten, s sie durch ihre Stimme dazu beitragen konnten."

„Um nun meine Meinung kurz zusammen zu fas- n stimme ich dafür, daß diejenigen, welche mit dem ardinal Mazarin oder für seine Rückkehr negociiren, f welche Art es auch sey, für Verbrecher und öf- ntliche Ruhestöhrer erklärt werden; daß Monsieur müthigst gebeten werde, sich bei der Königin wegen ntfernung der genannten Kreaturen des Kardinals verwenden, und die Vorstellungen der Gesellschaft erinn zu unterstützen; und daß ihm für die Sorge ankt werden sollte, die er unaufhörlich für die ereinigung des königlichen Hauses trägt. Diese für die Ruhe des Staats und der ganzen Christen- it so wichtig, und ich wage es zu behaupten, daß die einzig nöthige Vorbereitung zum allgemeinen rieden ist."

Hier bitte ich Sie zu bemerken, daß Monsieur chaus verlangte, ich sollte ihn in meinem Vortrag den ersten Urheber des gegen die Unterminister ge- teten Vorschlags anführen, weil er einer allgemein stigen Aufnahme desselben gewiß zu seyn glaubte; daß ich ihm in diesem Punkt nur mit vieler Mü- gehorchte, weil ich das, was er von Zeit zu Zeit en die Freunde des Kardinals sehr im Allgemeinen

ge-

geäußert hatte, für keinen hinreichenden Grund hielt, um eine so besondre Thatsache damit zu begründen und zu unterstützen. Bemerken Sie ferner, daß die Bewegung der Gemüther diese Behauptung für so trifftig aufnehmen ließ, als wenn sie ganz der Wahrheit gemäß gewesen wäre; daß diese Bewegung, so groß sie war, viele nicht hinderte über das, was Herr Lionne in seinem Vortrag klar an den Tag gelegt, und ich in dem meinigen von dem auf das königliche Ansehn geschehnen Angriff berührt hatte, ernstlich nachzudenken, und daß Monsieur, der es wahrnahm, so rasch gewesen zu seyn bereuete, und mit Sicherheit, ohne beim Publikum etwas zu wagen, sich ein wenig mildern zu können glaubte.

Welche Menge von ganz entgegengesetzten Bewegungen! welcher Widerspruch! welche Verwirrung! In der Geschichte erregt dies Erstaunen, aber indem es geschieht, wird es nicht wahrgenommen. Nichts schien gewöhnlicher als das, was an diesem Tag gethan und gesagt ward. Ich habe seitdem oft darüber nachgedacht, und bekenne, daß ich noch jetzt die Menge, die Verschiedenheit und die Stärke der Bewegungen, welche mein Gedächtniß mir darstellt, nur mit Mühe verstehen kann. Aber da man beim Stimmengeben zuletzt beinah doch einerlei Meinung war, wurde diese Bewegung beinahe nicht empfunden, und ich erinnere mich, daß Deslandes-Paien mir bei Aufhebung der Sitzung sagte: Es ist ein schöner Anblick, eine Gesellschaft so Eines Sinnes zu sehen!

Monsieur, der es richtiger zu beurtheilen verstand, nahm sehr gut wahr, daß die Gesellschaft dies widrigenfalls gar wenig gewesen seyn würde. Er

sagte

ſagte mir ſelbſt, wie dieſe nemlichen Menſchen, die jetzt ſo gleichförmig ſprachen, mit Ausnahme einiger wenigen, welche ſich zu verſtehen ſchienen, auf ſeine Seite getreten ſeyn würden, wenn er ſich gegen den Vorſchlag erklärt hätte. So ſehr es ihn reuete, dies nicht gethan zu haben, ſo ſchämte er ſich und mit Recht, wankelmüthig zu ſeyn. Er begnügte ſich, mir zu befehlen, daß ich die Königin durch die Frau Pfalzgräfin wiſſen laſſen ſollte: er hoffe Gelegenheit zu finden, das Geſchehene zu mildern. Die Antwort der Königin war, daß ich mich um Mitternacht im Betzimmer einfinden ſollte.

Sie ſchien über das am Morgen im Pallaſt Vorgegangene im höchſten Grad erbittert, behandelte Monſieur als einen Meineidigen, und unterſchied mich nur deshalb von ihm, um mir es noch tiefer fühlen zu laſſen, daß ich in ihrem Herzen für nichts anders galt. Meine Rechtfertigung ward mir nicht ſchwer, und ich zeigte ihr, daß ich auf keine andere Weiſe ſtimmen konnte und durfte, als ich wirklich gethan, und ihr ſelbſt vorher nicht verſchwiegen hatte. Ich bat ſie zu bemerken, daß mein Vortrag nicht weniger gegen den Prinzen, als gegen den Kardinal gerichtet war. Auch Monſieurs Handlungsweiſe entſchuldigte ich, ſo viel mir möglich war, dadurch, daß er in der That nicht verſprochen hatte nicht gegen die Miniſter zu ſtimmen. Aber als ich ſah, daß alle Gründe ohne Wirkung blieben, und daß die vorgefaßte Meinung, deren eigenthümlicher Charakter iſt, beſonders gegen Handlungen zu Felde zu ziehen, Argwohn ſelbſt aus denen ſchöpfte, die ihr die klärſten hätten ſeyn ſollen, ſo ſchien mir das einzige Mittel, dieſen zu heben, ein Verſuch das Vergangene durch die Zukunft aufzuhellen. Denn ich habe mehr als einmal erfahren, daß

Hoff-

Hoffnung das einzige Mittel gegen vorgefaßte Meinung ist. Ich schmeichelte also der Königin mit der Hoffnung, daß Monsieur sich in der Folge der Deliberation, welche einen oder zwei Tage lang dauern sollte, herabstimmen werde, und da ich vorhersah, daß diese Stimmung nicht den zur Erhaltung der Unterminister nöthigen Grad erreichen würde so kam ich dem was ich von ihrer Wirkung etwas zu überspannt sagte, durch einen Vorschlag zuvor, der mich im voraus rechtfertigte, wenn jener Erfolg nicht der erwünschte seyn sollte. Ein solches Betragen ist immer gut, wenn man mit Menschen zu thun hat, die nicht anders, als aus dem Erfolg zu urtheilen fähig sind. Der nemliche Charakter welcher diesen Fehler erzeugt, bewirkt auch, daß die, welchen er eigen ist, fortdauernd die Würkungen mit ihren Ursachen zusammenhalten. Diese Gründe bewogen mich, der Königin anzubieten, meinen im Parlement gehaltnen Vortrag, morgendes Tages drucken und bekannt machen zu lassen. Dieser Anerbietung bediente ich mich, um sie zu überreden, daß ich eine Handlung, durch welche ich den Prinzen bereits mehr angegriffen hatte, als selbst die gewöhnliche Politik es mir erlaubte, nicht ohne Noth auf eine so auffallende Art bekannt machen würde, wenn ich es nicht für ganz ausgemacht hielt, daß das Ende der Deliberation dem Prinzen nicht günstig seyn könnte.

Die Königin folgte diesem Schimmer, der ihr gefiel, ohne Bedenken. Sie glaubte, daß mein Vorschlag keinen andern Grund, als den von mir angegebenen habe. Die Beruhigung, welche sie in diesem Gedanken fand, bewirkte, daß sie selbst unvermerkt von dem, was am Morgen vorgegangen war, mildere Ideen faßte, daß sie sich über die nähern Umstände

dessen,

deſſen, was morgen vorgehen könnte, mit minderer Bitterkeit einließ, und, daß ſie mir es nicht zurechnete, als ſie nach 24 Stunden einſah, wie Monſieur's gemilderte Stimmung ihr, wenigſtens in dem gegenwärtigen Fall, von keinem großen Nutzen ſeyn würde.

Wir dürfen durch Wendungen dieſer Art freilich nicht mit jedermann ſpielen; ſie ſind nur gut bei Menſchen, welche wenig Scharfſinn und viele Thätigkeit beſitzen. Wäre die Königin in dieſem Fall der Vernunft mächtig geweſen, oder wäre ſie vielmehr von Perſonen bedient worden, welche den wahren Dienſt der Königin ihrem Privatnutzen vorgezogen hätten, ſo würde ſie erkannt haben, daß in dieſem Augenblick, da Monſieur nichts mehr für ſie that, ihr weiter nichts zu thun übrig blieb, als nachzugeben, wie ſie es Monſieur verſprochen hatte. Sie konnte aber die Wahrheit jetzt noch nicht ertragen, und von mir weniger, wie von jedem andern. Aus dieſem Grund verſchleierte ich ſie ihr, wie die andern, und glaubte dazu verpflichtet zu ſeyn, damit ich in der Folge, ihr ſelbſt, Monſieur und dem Publikum nützlich ſeyn könnte.

Den Tag darauf am 13 Julii verſammelte ſich das Parlement. Die Deliberation ward fortgeſetzt, und blieb faſt immer in dem nemlichen Ton, wenn ich fünf oder ſechs Stimmen ausnehme, welche die Herrn le Tellier, Servien und Lionne für Störer der öffentlichen Ruhe erklärten. Jemand, deſſen Namen ich vergeſſen habe, ſetzte den Abt von Montaigne hinzu.

Am 14ten gieng der Beſchluß, dem Gutachten Monſieurs gemäß, mit neunhundert Stimmen gegen zwei und ſechzig durch und wurde abgefaßt. Sein

Inhalt war, daß der Königin für ihr gegebenes Wort, den Kardinal nicht zurückkommen zu lassen, gedankt, daß sie demüthigst gebeten werden sollte, eine Erklärung darüber ins Parlement zu schicken, wie auch dem Prinzen alle für seine Rückkehr nöthige Sicherheit zu geben, und daß gegen die, welche einiges Verständniß mit dem Kardinal unterhielten, unverzüglich verfahren werden sollte.

Monsieur glaubte, dadurch, daß er die namentliche Anführung der Unterminister in dem Beschluß verhindert hatte, seinem Versprechen gegen die Königin mehr als zuviel nachgekommen zu seyn. Eben so wenig zweifelte er, daß der Prinz mit ihm zufrieden seyn würde, weil die für ihn verlangte Sicherheit, die Entfernung der Unterminister sicher, obgleich stillschweigend, in sich einschloß. Höchst zufrieden mit sich selbst verließ er den Pallast, aber niemand war es mit ihm.

Die Königin nahm das, was er gesagt hatte, für nichts als eine für ihn lächerliche und ihr unnütze Doppelzüngigkeit. Der Prinz nahm es als ein Zeichen auf, daß Monsieur daran gelegen sey, den Hof wenigstens zu schonen. Die Königin verbarg ihre Empfindlichkeit gar nicht, und der Prinz die seinige wenig genug. Monsieur ward bange, und die Furcht, welche nie zweckmäßige Hülfsmittel anwendet, brachte ihn zu Unterwürfigkeiten gegen die Königin, die, weil sie ohne Maas waren, ihr Mißtrauen nur vermehrten. Gegen den Prinzen zwang sie ihn auf eine Art zuvorkommend zu seyn, welche eine, seinen Wünschen gerade entgegengesetzte Würkung hervorbrachte. Sein einziges Verlangen war, beide zu befriedigen, und dies jedoch auf eine Art zu thun, daß der Prinz nicht an den Hof zurückkäme, sondern friedlich in seinem Gou-

wernement bliebe. Zu Erreichung dieſes letzten
eckes gab es kein andres Mittel, als ihn auf eine
zufrieden zu ſtellen, welche ihn für einige Zeit be-
igte, aber ihn für die Gegenwart nicht ſicher ſtellte,
r wenigſtens nicht ſicher genug, um ihn zur Rück-
r nach Paris zu bewegen. Dies war es, was ich
vorgeſchlagen, dies war es, was ſeine Gemahlin
allen Kräften unterſtützt hatte. Er ſah den Nu-
davon ein, er wollte es, ſeine Schwäche aber lei-
ihn auf den ganz entgegen geſetzten Weg. Durch
e niedrigen und falſchen Entſchuldigungen raubte
ſich im Gemüth der Königin den Credit, der ihm
nöthig war, wenn er im Einverſtändniß mit ihr ei-
vernünftige Ausſöhnung mit dem Prinzen zu
ande bringen wollte. Auf der andern Seite gab
in der Abſicht, die in Rückſicht der Unterminiſter
ieſene Schonung zu verbeſſern, dem Prinzen ſo
e Verſicherungen ſeiner Freundſchaft, daß dieſer,
s, daß er wirklich ſeine Verſicherungen für wahr-
t hielt, ſey's, daß er ſein Vertrauen ſelbſt auf die
rcht gründete, welche Monſieur, wie er wußte,
ihn hatte, ſich entſchloß nach Paris zurückzukeh-
, unter dem Vorwand, daß, da nunmehr Maza-
s Creaturen entfernt wären, er nicht mehr für ſeine
iheit fürchte. Ehe ich dieſe neue Scene eröffne,
e ich Sie hier eine Bemerkung zu machen, die
inem Bedünken nach die Vorrechte und die Vor-
fflichkeit der Aufrichtigkeit ſo anſchaulich als mög-
zeigt.

Monſieur hatte der Königin nicht verſprochen,
nicht gegen die Unterminiſter zu erklären; viel-
hr hatte er ihr in förmlichen Ausdrücken geſagt,
er ſich dafür erklären würde. Er that dies nur
Hälfte, ſchonte ſie, erſparte ihnen den Verdruß

in dem Beschluß genannt zu werden; er eiferte nicht gegen die Königin, ob sie gleich selbst nicht hielt, wozu sie sich verbindlich gemacht hatte, daß sie nemlich die Minister verlassen wollte, im Fall Monsieur den Prinzen nicht an ihrem Verderben hindern könne. Gleichwohl beklagte sich die Königin mit unglaublicher Erbitterung über Monsieur, sie machte ihm den Nachmittag mündlich so heftige und harte Vorwürfe, als wenn er auf alle Weise meineidig gegen sie gewesen wäre, sie behauptete, durch sein Verfahren von ihrem gegebenen Wort, nicht auf der Erhaltung der Unterminister zu bestehen, entbunden zu seyn; sie sagte dies nicht allein, sie glaubte es auch und zwar deswegen, weil er, von der eben mit Madam gehabten Unterredung erschreckt, den Marschall von Estampes zur Königin geschickt, und von ihr Begnadigung verlangt, ja diese am Nachmittag selbst von ihr erbeten hatte, von Entschuldigungen begleitet, die, so sagte mir die Königin selbst, nur ein Strafbarer zu machen fähig ist.

Als ich des Abends auf Monsieur's Befehl zu ihr gieng, hielt ich für mich selbst keine Schutzrede. Ich setzte voraus, daß sie das nicht vergessen haben konnte, was ich ihr im voraus bei dieser Gelegenheit zu thun versprochen hatte. Sie erinnerte sich desselben mit Güte und sagte mir ausdrücklich, daß sie sich über mich nicht beklagen könne; und ich sah ganz klar, daß sie von Herzen sprach. „Was würde diese Auf„richtigkeit, sagte die Frau Pfalzgräfin, die bei dieser „Unterredung gegenwärtig war, zur Königin, nicht „bei den Handlungen eines Sohns von Frankreich „vermögen, da sie Ihre Majestät an einem Koadjutor „von Paris, selbst dann, wenn er Ihrem Willen ent„gegen handelt, zum Beifall zwingt?"

Eben

lekt — Ptolemais wird mit neuen Truppen verſtärkt — die Franken verlieren einige Schiffe mit Waaren — Tod des deutſchen Prinzen, Peſt im chriſtlichen Lager — Kriegriſche Auftritte vom Jahr der Hegira 581 — Ankunft neuer ſaracenſcher Truppen und des Königs Philipp August von Frankreich — Nachricht von König Richard von England — Anekdote von einem ſäugenden Knaben — Ptolemais wird von den Kreutzfahrern immer mehr in die Enge getrieben — Ankunft Richards Löwenherz — Verluſt der Muſelmänner — Verluſt der Chriſten — Mehrere Gefechte — Flucht des Markgrafen von Tyrus — Fernere Kriegsauftritte — Geſandtſchaft des engliſchen Königs an den Sultan von Egypten und Almalich Aladil — Ptolemais in immer größrer Gefahr — Geſandtſchaft aus der Stadt an die Belagerer — Fortſetzung der Feindſeligkeiten — Schreiben aus der Stadt — Die Stadt fängt an, zu kapituliren — Sie ergiebt ſich den Chriſten — Grauſamkeit des Königs von England gegen die gefangenen Muſelmänner — die Chriſten ziehen ſich gegen Aſkalon und gegen die öſtliche Küſte — Zuſammenkunft Almanch Aladils mit dem König von England — Unglückliches Treffen der Muſelmänner bey Aſoph — Gefahr der Stadt Aſkalon — Saladin geht nach Namla — Geſandtſchaft des Markgrafen von Tyrus an die Muſelmänner — Unterhandlungen — Almalich Aladil geht nach Jeruſalem, dieſe Stadt in Vertheidigungsſtand zu ſetzen — Geſandtſchaft deſſelben an den König von England — Bohadin von Almalich Aladil an den Saladin geſchickt — Geſandtſchaft der Saracenen an Richard von England — Schreiben des Divans von Bagdad — Der Fürſt von Sidon kommt ins ſaracenſche Lager in ſeinem und des Markgrafen von Tyrus Nahmen, ein Bündniß mit dem Sultan zu ſchlieſſen — Kriegsvorfälle — Zuſammenkunft Aladils und Richards — Berathſchlagungen des Sultans mit ſeinem Divan über den Antrag Richards und des Markgrafen von Tyrus — die Armeen beziehen die Winterquartiere — Almalich Aladil geht nach Jeruſalem — der Geſandte des Markgrafen wird entlaſſen — Rebellion im Orient — Wiederkehr des [illegible]

Eben dieſe Dame ſuchte der Königin auf alle Weiſe zu zeigen, ſie dürfe nicht erſt die Vorſtellungen des Parlements erwarten, um die Unterminiſter zu entfernen, weil es ihrer Würde angemeſſener ſey, ihnen zuvorzukommen. Aber ſie vermochte nichts über ihren Geiſt, oder vielmehr über ihre Erbitterung, die, in gewiſſen Augenblicken, bei ihr für alles galt. In ſpätern Zeiten hat mir der Marſchall von Etrées geſagt, daß hier noch etwas mehr, als ihre Erbitterung im Spiel geweſen ſey, daß nemlich Chavigni ihr ſchmeichelte, den Prinzen dahin zu bringen, daß er eine Erklärung des Beſchluſſes dulde. Dies wird dadurch wahrſcheinlich, daß Chavigni damals in den erſten Präſidenten drang, um in den Vorſtellungen gewiſſe Wendungen anzubringen. Ich weiß dies von ſicherer Hand. Die Antwort des Präſidenten war merkwürdig, und einer großen obrigkeitlichen Perſon würdig: Sie mein Herr, ſind einer von denen geweſen, welche jene Herrn am meiſten gedrängt haben; Sie ändern ſich, und ich habe Ihnen nichts darüber zu ſagen; aber das Parlement verändert ſich nicht.

Die Königin war an dieſem Tag gar nicht dieſer Meinung; denn, wie mir es ſchien, glaubte ſie, daß der Beſchluß in der Folge ausgelegt werden könne, und daß der Präſident ſelbſt ihn vielleicht bei der Vorſtellung auslegen könne. Sie ließ ihm, wie Sie bald ſehen werden, in dieſem Fall keine Gerechtigkeit widerfahren.

Dieſer Beſchluß war am 14ten Juli gegeben, und, da die Unterminiſter nicht darin mit Namen bezeichnet waren, eröfnete er der Ueberlegung und folglich den Unterhandlungen vom 14ten bis zum 18ten,

an dem die Vorstellungen gethan wurden, ein groſses Feld. Ich könnte Ihnen die Gerüchte, die darüber im Umlauf waren, mittheilen; aber da alles, was man davon sprach, eigentlich nichts weiter, als das Echo, oder die, wahrscheinlich mit Vorsatz in Umlauf gebrachten Gerüchte aus St. Maur und aus dem königlichen Pallaste waren, so würde, meinem Bedünken nach, sie hier aufzuzählen eben so überflüssig, als ungewiß seyn. Ich begnüge mich Ihnen zu sagen, daß ich damals mehr nicht wahrnehmen konnte, als eine den Untergeordneten beider Partheien eigne lächerliche Eilfertigkeit, zu negociiren. In Fällen dieser Art ist dieser Eifer stets von Unterhandlungen begleitet; aber es ist gewiß, daß er noch weit mehr eingebildete, als wirkliche hervorbringt. Der Zufall, daß die Vorstellungen, theils weil die Unterzeichnung des Beschlusses fehlte, und theils aus einem andern, ich weiß nicht welchem, von Seiten des königlichen Pallastes sehr natürlichen Hindernisse bis zum 18ten verschoben wurden, gab dazu Veranlassung. Alle, die nicht an groſse Unternehmungen gewöhnt sind, sehen in den Zeiten der Faction und Intrigue jeden unausgefüllten Zeitraum als geheimnisvoll an. Diese Leere, welche während dem 15. 16. und 17ten mit nichts, als Negociationen ausgefüllt war, die, wie die Folge wenigstens zeigte, von äuſserst flüchtigem Gehalt waren, erhielt am 18ten durch die Vorstellungen des Parlements die möglichste Ausfüllung. Der erste Präsident trug sie mit gröſster Stärke vor, und ob er sich gleich bis auf die Ausdrücke in den Gränzen des Beschlusses hielt, und die Unterminister nicht nannte, so bezeichnete er sie doch so gut, daß die Königin bitter darüber klagte, und behauptete: er seo in einer unbegreiflichen Stimmung, schlimmer gesinnt, als die Uebel-

elgeſinnteſten. Als ſie in ſolchen Ausdrücken mit
nir darüber ſprach, und ich mir die Freiheit nahm,
hr zu antworten: das Haupt einer Geſellſchaft, könne,
hne untreu zu handeln, nicht umhin, die Geſin-
ungen ſeines Corps zu erklären, obgleich ſie vielleicht
icht die ſeinigen ins beſondere wären, ſo ſagte ſie
nir zornig: da haben ſie republikaniſche
Grundſätze! Ich erwähnte dieſen kleinen Umſtand
ur, damit er Ihnen die unglückliche Lage in Mo-
archien begreiflich machen ſoll, wenn die, welche
ie beherrſchen, nicht die rechtmäßigſten Regeln und
ie gemeinſten Uebel kennen. Was die Vorſtellungen
ür Folgen hatten, will ich Ihnen ſagen, wenn ich
hnen erſt eine Geſchichte, die in der Zeit der eben
eſchriebenen Deliberationen im Pallaſt vorfiel, mit
etheilt haben werde.

Die Seltſamkeit des Gegenſtandes zog viele
Damen hin, die aus den Laternen die Sitzung ſahen,
nd auch die Vorträge anhörten. Am 13ten Juli,
en Tag zuvor, ehe der Beſchluß gegeben ward, fan-
en ſich auch Frau und Fräulein von Chevreuſe mit
ielen andern da ein. Ein gewiſſer Moullard, ein
eſoldeter Schreyer der prinzlichen Partei, erkannte
ie unter allen andern. Die Damen hatten die Later-
nen nicht eher verlaſſen, bis Monſieur und alle an-
ere weggegangen waren, weil ſie das Gedräng
ürchteten. Sie wurden im Saal durch ein Hohn-
gelächter von zwanzig oder dreyßig Bettlern empfangen,
ie alle von dem Gehalt ihres Oberhaupts waren,
er ſeines Handwerks ein Schuhflicker war. Mein
Name war dabey nicht vergeſſen. Ich erfuhr dieſe
Neuigkeit erſt als ich, nachdem ich Monſieur nach
Hauſe begleitet, ins Hotel Chevreuſe zur Mittags-
afel gieng. Dort fand ich Frau von Chevreuſe

wütend, und das Fräulein in Thränen. Ich verſuchte ſie durch die Verſicherung zu tröſten, daß ſie durch die Beſtrafung dieſer Unverſchämten eine ſchnelle Genugthuung haben ſollte, und erbot mich, noch an demſelben Tag eine exemplariſche Züchtigung zu veranſtalten. Dieſe unwürdigen Schlachtopfer wurden verworfen, ja man war ſogar unwillig, daß von ihnen nur die Rede geweſen war. Blut von Bourbon müße flieſſen, um die, dem Lothringiſchen Hauſe geſchehene Beleidigung wieder gut zu machen. Dies ſind die eignen Worte der Frau von Chevreuſe, und alles, was Frau von Rhodes, durch Herrn von Caumartin belehrt, mildern konnte, war, daß ſie morgen wieder, aber mit einer Begleitung in den Pallaſt kommen würden, welche im Stande ſeyn ſollte, jenen Ehrfurcht aufzulegen, und dem Prinzen von Conti zu zeigen, ſein eigner Vortheil verlange, daß er den Leuten ſeiner Partei alle fernere Unverſchämtheit verbiete. Montreſor, der zufälligerweiſe dort war, ſuchte den Damen das Gewagte eines ſolchen Schritts begreiflich und fühlbar zu machen. Er ſtellte ihnen vor, wie bedenklich es ſey, in einem Zeitpunkt, der ſo auſſerordentliche und fürchterliche Begebenheiten die vielleicht einem Prinzen das Leben koſten könnten, nach ſich ziehen, oder hervorbringen könnte, eine Privatſache zur allgemeinen zu machen. Als er ſahe, daß er über den Sinn der Mutter und Tochter mit allen ſeinen Bemühungen nichts ausrichtete, wandte er ſich an mich, und ſuchte mich auf alle Weiſe dahin zu vermögen, daß ich meinen Unwillen bis auf ein andermal verſchöbe. Er zog mich ſogar bey Seite, damit er mir die Freude und dem Triumph meiner Feinde, wenn ich mich von dem Ungeſtümm dieſer Damen hinreißen ließe, freyer ausmahlen könnte. „Ich habe Unrecht, antwortete

„ich

ch ihm, mit Fräulein von Chevreuſe ſo verbunden zu
eyn, als ich bin, theils wegen meines Stands,
nd ſelbſt auch wegen der Händel, die auf mir
iegen; aber dies Bündniß, worüber nachzudenken
un zu ſpät iſt, einmal vorausgeſetzt, habe ich Recht,
n gegenwärtigen Fall, Genugthuung zu ſuchen und
u finden. Ermorden werde ich den Prinzen von
Conti nicht, aber über alles andere, was nicht Gift
der Dolch iſt, darf ſie nur befehlen. Mit mir iſt
ierüber nicht weiter zu ſprechen.“ Caumartin
ählte, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, den Aus-
g, im Triumph in den Pallaſt zu gehen, nicht als
en guten, ſondern, bey der Stimmung der Da-
en, nur als den weniger böſen. Er ließ ihn durch
au von Rhodes, die viel über ſie vermochte, vor-
lagen, und er ward genehmigt. Die Damen
nden ſich den folgenden Tag, es war am 14ten,
o der Beſchluß gegeben ward, mit mehr, als vier-
ndert Edelleuten, und über vier tauſend der reich-
n Bürger in den Laternen ein. Bei dieſem An-
ick verſchwanden die aus den Hefen des Volks, die
nſt nur zu klaffen gewohnt geweſen waren, voll
ntſetzen, und der Prinz von Conti, welcher von
eſer Verſammlung, die mit einer wunderbaren
tille veranſtaltet und vollzogen worden war, kein
Wort wußte, war genöthigt, vor den beiden Damen
it tiefen Verbeugungen vorüber zu gehen, und
ußte es dulden, daß Moullard, den man auf den
tufen der heiligen Capelle fand, einige Ladungen
tockſchläge erhielt. So endigte ſich einer von den
denklichſten Fällen, die mir im Lauf meines gan-
n Lebens aufgeſtoßen ſind. Die Entwicklung konnte
rauſam und verderblich ſeyn; denn da ich nichts
ethan hätte, als was ich bey dieſen Umſtänden
thun verbunden war, konnte ich an Ruhm und

Glück gleich groſsen Verluſt leiden, wenn das geſchehen wäre, was natürlicherweiſe dabey geſchehen konnte. Ich fühlte dies, und wagte doch; und niemals ſogar habe ich mir wegen dieſes Schritts Vorwürfe gemacht, weil ich überzeugt bin, er gehöre unter diejenigen, welche die Politik verdammt, und die Moral rechtfertigt. Jetzt fahre ich fort die Folgen der Vorſtellungen zu ſchildern.

Die Königin beantwortete ſie mit einem mehr muntern und freyern Weſen, als ihre Gewohnheit war. Sie ſagte den Deputirten, daſs ſie morgen die von ihr verlangte Erklärung gegen den Cardinal Mazarin ins Parlement ſchicken, und in Rückſicht des Prinzen der Geſellſchaft ihren Willen kund thun laſſen wollte, wenn ſie zuvor mit dem Herzog von Orleans darüber würde zu Rathe gegangen ſeyn. Dieſe Conferenz gieng noch denſelben Abend wirklich vor ſich, und brachte dem Anſchein nach, den gewünſchten Erfolg hervor. Die Königin äuſſerte gegen Monſieur, daſs ſie, wenn er es wirklich wünſchte, dem Begehren wegen der Unterminiſter nachgeben wolle. Die Wahrheit iſt, daſs ſie ſich bemühte, das, was ſie bereits am Morgen, weit weniger durch die Vorſtellungen des Parlements bewogen, als von der deshalb von Breull erhaltenen Erlaubniſs, beſchloſſen hatte, gegen ihn geltend zu machen. Wir, die Frau Pfalzgräfin und ich, vermutheten dies, weil ihre Veränderung gerade in dem Augenblick ſichtbar ward, wo wir erfuhren, daſs Marſac in der Nacht angekommen ſey, und die nähern Umſtände davon wurden uns bald bekannt. Der Cardinal ſchrieb nehmlich der Königin, ſie ſolle nicht anſtehen, die Unterminiſter zu entfernen, und ihre Feinde leiſteten ihr dadurch, daſs ſie ihrer Wuth

keine

keine Gränzen ſetzten, weſentliche Dienſte. Von Bertet erfuhr ich nach einigen Tagen den Inhalt dieſes ſehr ſchön abgefaßten Schreibens. Monſieur kam in ſeinem Wahn, mit Sieg gekrönt, nach Hauſe.

Am folgenden Tag ließ die Königin die Deputirten holen, um ihnen aufzutragen, dem Parlement ihren Entſchluß mitzutheilen.

Der Entſchluß des Prinzen, am 21ſten ſeine Stelle im Parlement einzunehmen, befremdete Monſieur, ob er ihn gleich wohl hätte vorausſehen ſollen, in einem Grad, dem ich Ihnen nicht beſchreiben kann. Ich hatte es ihm mehrmals vorhergeſagt. Der Prinz kam um 8 Uhr des Morgens, von Herrn la Rochefoucaut und funfzig oder ſechzig Edelleuten begleitet, ins Parlement. Da er die Geſellſchaft wegen der Aufnahme zweyer Räthe verſammelt fand, ſagte er ihr, er käme um ſich mit ihr zu freuen, daß ſie die Entfernung der Miniſter erhalten habe, daß dieſe Entfernung aber nur durch einen, der verſprochnen Erklärung, beigefügten Artikel geſichert werden könnte. Der erſte Präſident beantwortete dies in dem ſanfteſten Tone, mit Erzählung deſſen, was im königlichen Pallaſt vorgegangen war, und ſetzte hinzu, daß es weder gerecht, noch der ſchuldigen Ehrfurcht gegen die Königin angemeſſen ſeyn würde, täglich neue Bedingungen von ihr zu verlangen; das Wort Ihrer Majeſtät ſey allein hinreichend; ſie habe noch überdies die Güte, es beim Parlement niederzulegen; daß es zu wünſchen geweſen wäre, der Prinz hätte das Vertrauen, welches er in dies Wort ſetzen ſollte, dadurch bewieſen, daß er im königlichen Pallaſt früher, als im richterlichen abgetreten wäre; und daß er ſich nicht

enthalten könne, ihm sein Erstaunen hierüber zu zeigen. Der Prinz versetzte, seine vor kurzem in Gefängniß gemachte traurige Erfahrung müsse jeden abhalten, es seltsam zu finden, daß er sich nicht mehr ohne Vorsicht in Gefahr setze; es sey allgemein bekannt, der Cardinal Mazarin herrsche im Cabinet unumschränkter, als je; er wolle unverzüglich mit Monsieur über diesen Gegenstand konferiren, und bitte die Gesellschaft, darüber nicht anders, als in Gegenwart seiner königlichen Hoheit zu stimmen.

Er gieng hierauf zu Monsieur und sprach mit ihm von seiner Erscheinung im Parlement, wie von einer Sache, die den Tag zuvor in Rambouillet zwischen ihnen verabredet worden sey. Es ist wahr, daß sie dort wenigstens zwei oder drei Stunden lang zusammen spatieren gegangen waren. Das wundernswürdige hierbei ist, daß Monsieur seiner Gemahlin, als er von dieser Unterredung zurückgekommen war, sagte, der Prinz sey so schön (effarouché war sein Wort) daß er glaubte, er würde sich nicht eher, als zehn Jahre nach des Kardinals Begräbniß entschließen können, nach Paris zurückzukehren; und mir sagte er, als er mit dem Prinzen, der unmittelbar aus dem Parlement zu ihm kam, gesprochen hatte: „Gestern wollte „der Prinz nicht nach Paris kommen, heute ist er „da, und um die Geschichte zu verschönern, muß ich „mit ihm verfahren, als wenn seine Ankunft mit mir „verabredet gewesen sey. Er selbst sagt mir, daß wir „es gestern zusammen beschlossen hätten.“ Bemerken Sie hier, ich bitte, daß mir der Prinz, mit dem ich nach sieben oder acht Jahren hierüber sprach, gleichfalls versicherte, er habe Monsieur gesagt, daß er ins Parlement kommen würde, und auf seinem Gesicht gelesen, daß er es lieber gesehen hätte, wenn er nicht ge-

kommen wäre; er habe ſich aber nicht weiter wider-
ſt, und als er aus dem Parlement zu ihm gekom-
en ſey, ihm ſogar ſeine Freude darüber bezeigt. So
abenteuerlich ſind die Würkungen eines ſchwachen Ge-
ürns, und ſeltſamer, wie ich behaupte, als die hef-
igſte Leidenſchaft ſie hervorbringen kann. Bei ihm
reinigen ſich widerſprechende Sätze weit häufiger,
s bei irgend einer Leidenſchaft.

Der Prinz kehrte nach St. Maur zurück, und
Monſieur gieng zur Königin um ſich wegen des Be-
ehs vom Prinzen zu entſchuldigen oder vielmehr ihr
rklärungen zu geben. Die Königin ſchloß gar bald
us der Verwirrung ſeiner königlichen Hoheit, daß
ine Aufführung mehr die Würkung ſeiner Schwäche,
s ſeines böſen Willens ſey. Sie hatte Mitleiden
it ihm, aber jene Art von Mitleiden, die an Ver-
chtung gränzt, und bald darauf in Zorn übergeht.
ie konnte ſich nicht enthalten, Monſieur weit mehr
on dieſer Stimmung blicken zu laſſen, als ſie ſelbſt
ollte, und ſie ſagte am Abend zur Frau Pfalzgräfin:
s ſey weit ſchwerer, als man glaube, ſich gegen die
verſtellen, die man verachtet. Zu gleicher Zeit
befahl ſie ihr, mir zu ſagen: ſie wiſſe wohl, daß ich
einen Theil an Monſieur's ſchändlicher Aufführung
habe — dies war ihr Ausdruck — und ſie zweifle
nicht, daß ich ihr mein gegebnes Wort, mich laut ge-
gen den Prinzen zu erklären, wenn er nach der Ent-
fernung der Unterminiſter noch fernerhin den Hof be-
unruhigen würde, gewiß halten würde. Monſieur
reuete ſich unendlich, als ich ihm ſagte, daß ich die
Vollziehung deſſen, wozu ich mich, mit ſeiner Bei-
timmung anheiſchig gemacht habe, nicht von mir ab-
ehnen könnte; denn er glaubte, die Königin einiger-
maßen zufrieden zu ſtellen, wenn er dies Betragen

gut hiße. Den Tag darauf sah ich die Königin, und versicherte ihr, daß wenn der Prinz, wie man sagte, mit Gefolg und Waffen nach Paris zurückkäme, ich mich in die nemliche Verfassung setzen würde, und daß ich ihr dafür stünde, wenn sie mir anders fernerhin erlaube, gegen den Kardinal, wie bisher zu reden und zu schreiben, auf keinen Fall zu weichen, sondern ihn durch die Behauptung, es sey nicht gerecht, jetzt, da der Kardinal und seine Kreaturen entfernt wären, noch ferner ihre Namen zu gebrauchen, und einiger Privatvortheile wegen das königliche Ansehn zu vernichten, im Zaum zu halten. Die Zufriedenheit der Königin war unbeschreiblich groß; und es entwischte ihr sogar die Aeußerung: „Sie sagten mir vor einiger Zeit, die „Menschen hielten andere nie dessen fähig, wozu sie „selbst die Fähigkeit nicht fühlen. Wie wahr ist dies!“ Damals verstand ich den Sinn dieser Aeußerung nicht, aber Berret erklärte mir es in der Folge. Die Königin hatte ihm das nemliche gesagt, und sich zugleich beklagt: die Unterminister, und besonders le Tellier opferten ihrem Haß gegen mich selbst dasjenige auf, was ihrem Dienst zuträglich sey, und sagten ihr täglich: ich betröge sie; blos auf meinen Antrieb handle Monsieur so, wie er würklich thue, und sie würde bald sehen, daß ich das Feld entweder nicht behaupten, oder es, mit dem Prinzen einverstanden, behaupten würde. Alles dies eben Erzählte gieng in der Zeit vom 21sten Juli Freitags bis den 23sten Sontags Abend vor.

Als ich eben ins Bett steigen wollte, erhielt ich ein Billet von der Pfalzgräfin, worin sie mir schrieb, ich sollte eiligst in den königlichen Pallast gehen. So bald ich dort war, sagte mir die Königin mit unruhigem Gesicht; sie habe so eben von sicherer Hand erfah-

ren,

ſchen Geſandten — Tod des Markgrafen — Ankunft eines griechiſchen Geſandten — die Franken erobern Daroun — Ankunft friſcher Truppen bey dem ſaraceniſchen Heer — Zug der Franken nach Jeruſalem — Eine Karavane von ihnen aufgehoben — Sie ziehen ſich nach Ramla zurück — Geſandtſchaft des Grafen Heinrich; Friedensvorſchläge der Franken — Neue Geſandtſchaft, die Unterhandlungen bleiben fruchtlos — Saladin eröffnet den Feldzug — Jaffa wird von ihm erobert — Die Burg bleibt in den Händen der Chriſten — Erneuerung der Friedensvorſchläge — Saladin geht nach Ramla — Der König von England ſteht von ſeiner Foderung in Anſehung Aſkalons ab — Der Friede kommt zu Stande — Aſkalon wird geſchleift. Gutes Vernehmen zwiſchen Saracenen und Chriſten — Geſandtſchaft aus Bagdad — Almalich Addahir, Saladins Sohn, nimmt einen ſchmerzhaften Abſchied von ſeinem Vater — Saladins Krankheit und Tod — Beſchluß.

em, daß der Prinz morgen mit groſſer Begleitung ins Parlement kommen, die Verſammlung der Kammern verlangen und die Geſellſchaft nöthigen würde, in der Erklärung gegen den Kardinal die Verbannung der Unterminiſter mit einrücken zu laſſen; „worüber, „ſetzte ſie mit einem Unwillen hinzu, der ihr natürlich „ſchien, ich mich wenig bekümmern würde, wenn nur „von ihnen die Rede wäre. Aber Sie ſehen, daß die „Forderungen des Prinzen kein Ende nehmen, und „daß er, findet man nicht Mittel ihn zurückzuhalten, „nach Allem ſtreben wird. So eben iſt er von St. „Maur angekommen, und Sie werden mir zugeben, „daß der Wink gut war, welchen ich wegen ſeines „Vorhabens erhalten, und weshalb ich Sie zu mir „gebeten habe. Was wird Monſieur thun? was „Sie?“ Ich antwortete der Königin, daß ich, wie ſie aus den vergangenen Erfahrungen wohl wiſſe, ſchwerlich für Monſieur bürgen könne; daß ich aber dafür ſtünde, alles aufzubieten, um Monſieur zu nöthigen, in dieſem Fall ſo zu handeln, wie er es Ihr ſchuldig ſey, und im Fall er es nicht thäte, Ihrer Majeſtät zeigen würde, daß wenigſtens von meiner Seite nichts dabei verſehen worden ſey. Ich verſprach ihr, mich, meinerſeits, mit allen meinen Freunden im Parlement einzufinden, und mich auf eine Art zu betragen, die ihr Genüge leiſten würde. Ich wußte es ihr ſogar annehmlich zu machen, daß, wenn ich Monſieur nicht bewegen könnte, ſich für ſie zu erklären, ich alles anwenden wollte, um ihn zu überreden, unter dem Vorwand Aegnei zu nehmen, wenigſtens auf einige Tage nach Limours zu reiſen, damit das Volk und das Parlement ſähen, er billige des Prinzen Aufführung nicht.

Alle diese Aussichten gefielen der Königin im hohen Grad, und sie eilte mich zu Monsieur zu senden, den ich mit seiner Gemahlin im Bett fand. Ich ließ sie aufwecken, und stattete ihnen von meinem Auftrag Bericht ab. Der Prinz war bei seiner Ankunft bei Monsieur abgestiegen, und dieser war auf das Auskunftsmittel, welches ich ihm vorschlagen wollte, von selbst gefallen. Er hatte dem Prinzen, der ihm anlag ins Parlement zu kommen, geantwortet, es sey ihm unmöglich, und er befinde sich so übel, daß er genöthigt sey, auf einige Tage nach Limours zu reisen, um der freien Luft zu genießen. Bei dieser Gelegenheit begieng ich eine merkwürdige Thorheit. Anstatt diese Reise der Königin als die Folge meiner, gegen sie bereits geäußerten Gründe vorzustellen und geltend zu machen, meldete ich ihr blos durch Bertet, der mich am Ende der Straße de Tournon erwartete: ich hätte ihn bereit dazu entschlossen gefunden. Da kleine Seelen nie etwas von dem, was die Kunst hervorbringen kann, für natürlich halten, so konnte sich die Königin nicht vorstellen, daß Monsieur's Entschluß durch bloßes Ungefähr so genau mit dem, was ich ihr im königlichen Pallast gesagt hatte, zusammentreffen könnte. Ihr Argwohn, daß ich an allem, was Monsieur thäte, Antheil habe, fiel ihr wieder ein. Doch meine eignen, in der Folge gethanen Schritte brachten sie, ihrem eignen Geständniß nach, zur Reue wegen dieser Ungerechtigkeit.

Das erste, was ich that, war, daß ich mich Tags darauf, Montags den 24sten Juli mit einer großen Anzahl von Adel und ansehnlichen Bürgern im Parlement einfand. Der Prinz trat in die große Kammer und verlangte die Versammlung der Gr-

Gesellschaft. Ohne Bedenken verweigerte sie der erste Präsident und sagte, bevor er den König gesehen, könne er sie nicht bewilligen. Hierüber gab es viele Worte, welche die ganze Zeit der Sitzung wegnahmen. Man erhob sich, und der Prinz kehrte nach St. Maur zurück. Von hier aus schickte er Chavigni an Monsieur, mit weit stärkern und sogar bittern Klagen, als er gegen ihn den Tag zuvor vorgebracht hatte. Denn, wie ich Ihnen zu sagen vergessen habe — als Monsieur ihm erklärt hatte, daß er auf einige Tage nach Limours zu gehen gedenke, hatte er wenig Unwillen darüber gezeigt. Was ihn genöthigt habe seine Meinung zu ändern, weiß ich nicht, aber daß er sie änderte, weiß ich. Er ließ durch Chavigni so sehr in Monsieur dringen, nach Paris zurückzukehren, daß er endlich seinen Zweck erreichte. Monsieur schickte mir, beim Einsitzen in den Wagen Joni zu, mit dem Befehl: ich sollte der Königin sagen, der Erfolg werde ihr zeigen, daß diese Rückkehr zu ihrem Dienst sey. Ich entledigte mich dieses Auftrags getreu, da aber nach Joni's Aussage, Chavigni blos durch die Furcht vor dem Prinzen, auf Monsieur gewirkt hatte, so fürchtete ich, daß die Fortdauer dieser Furcht ihn nöthigen möchte, diesen der Königin versprochenen Dienst auf eine Art auszulegen, die ihr nicht angenehm seyn dürfte, und hielt es aus diesem Grund für zweckmäßiger, ihr von meinem eignen Diensteifer stärkere und bestimmtere Versicherungen zu geben, als von dem seinigen. Sie bemerkte es und faßte Vertrauen, was bei Anerbietungen, deren Erfüllung nahe liegt, fast immer der Fall ist. Dies sagte sie auch Monsieur, der bei seiner Rückkunft von Limours bei ihr abstieg, und sich bemühte, diesen Schritt als eine Würkung seines Wunsches, des Prinzen zu schonen und sein Ungestümm zu mäßigen, vorzustellen.

Da es ihr unmöglich war, über das, was er deshalb morgen früh im Parlement thun wollte, etwas näheres von ihm zu erfahren, schrie sie in ihrem schneidenden Diskant: beständig für mich in der Zukunft, beständig wider mich in der Gegenwart. Hierauf folgten Drohungen, und auf diese Blitz und Donner; Monsieur war erschüttert.

In seinem Hause gieng es ihm nicht besser; denn kaum war er dort angekommen, als seine Gemahlin alles, was die Wut nur eingeben kann, gegen ihn ausströmte. Ich bemühte mich nicht, ihm die Abgründe zu verdecken, welche sie ihm offen sehen ließ. Wofür ihm Chaviani das meiste Schrecken eingejagt hatte, war der Haß des Volks, der ihn, seiner Versicherung nach, unausbleiblich treffen würde, wenn es nur im geringsten bekannt würde, daß er mit dem Prinzen nicht einverstanden sey. Madame, welche seine Delikatesse über diesen Punkt oder vielmehr seine Schwäche kannte, schlug vor, es dahin zu bringen, daß die Königin dem Parlement neue Hoffnungen zu der Erklärung gegen den Kardinal und der immerwährenden Entfernung der Unterminister geben sollte. Und — wegen der Sicherheit des Prinzen — setzte Monsieur hinzu. Hier gerieth Madame, der er es hundert und aber hundertmal gesagt hatte: er fürchte nichts in der Welt so sehr, wie seine Rückkehr! in Hitze. Sie stellte ihm vor, daß er, wie es schien, sein Vergnügen darin finde, unaufhörlich seinem Vortheil und seinen Absichten entgegen zu handeln. Das Resultat war, er habe für diesmal sich verbindlich gemacht, und wolle auch dem gemäß handeln; aber sobald diese Versammlung, wobei zu erscheinen er dem Prinzen nicht habe abschlagen können, vorbei wäre, wollte er unfehlbar seiner Gesundheit wegen nach Limours reisen, und dem Prinzen überlassen,

die

die Sachen nach Gefallen ins Reine zu bringen. Auch fügte er hinzu, daß es der Königin zukäme, dem Parlement etwas sagen zu lassen, wodurch es verhindert würde, den Schimmer von Gunst, welcher täglich tausendmal vom Hof auf den Kardinal Mazarin ausströmte, für wesentlich zu halten.

Madame ließ noch an dem nemlichen Abend der Königin wissen, was zwischen ihr, ihrem Gemahl und mir vorgefallen war. Die Königin schickte sogleich Herrn von Brienne an den ersten Präsidenten, und dieser meldete ihr, daß es in der That sehr zweckmäßig seyn würde, wenn sie morgen früh, einen lettre de Cachet ins Parlement schickte, der den Befehl enthielte, um 11 Uhr Deputirte an sie abzuschicken. Sie sollte ihm ferner durch den Kanzler in ihrem Beiseyn sagen lassen, sie hätte geglaubt, daß die Deputirten in den vergangenen Tagen zu den Kanzler kommen sollten, um dort an der gegen den Kardinal Mazarin gerichteten Erklärung zu arbeiten, und mündlich hinzufügen: sie habe die Deputirten zu sich gefordert, um das königliche Wort, welches sie dem Prinzen gäbe, daß er in voller Sicherheit in Paris bleiben könne, bei ihnen niederzulegen, da sie nie daran gedacht habe, ihn arretiren zu lassen, und daß die Herren le Tellier, Servien und Lionne auf immer und ohne die geringste Hoffnung zur Rückkehr entfernt wären. Dies war es, was der erste Präsident der Königin schriftlich zuschickte, mit der Versicherung, vermittelst einer solchen Erklärung würde er den Prinzen zur Mäßigung nöthigen. Dies war sein Ausdruck.

Tags darauf, es war Dienstags den 26sten Juni, versammelte sich das Parlement. Der Ceremonien-Lieutenant Saintot überbrachte den lettre de Ca-

dent, der erſte Präſident gieng mit 12 Räthen aus jeder Kammer in den königlichen Pallaſt. Der Kanzler ſprach ſo, wie ich eben geſagt habe, und die Königin erklärte ſich auf gleiche Weiſe. Monſieur reiſete nach Limours und ſagte, daß er vor künftigen Montag nicht zurück kommen könnte; und der Prinz, der ſeinen Hofſtaat beträchtlich vermehrt und verſchönert hatte, zog, anſtatt nach St. Maur zurückzukehren, mit einem zahlreichen Gefolg und ſogar mit vieler Pracht nach dem condeiſchen Hotel, wo er wohnte.

Ganz ſicher haben Sie ſchon ſeit einiger Zeit die genauen Umſtände, oder vielmehr das Innere der prinzlichen Partei von mir zu erfahren gewünſcht. Dieſes groſſe Kunſtwerk, deſſen Bewegungen Ihnen, wenn ich nicht irre, ſonderbar genug erſchienen ſind, muß Ihre Neugierde, die Triebräder, die es in Thätigkeit ſetzten, zu erfahren geſpannt haben. Es iſt mir unmöglich, Ihrem Verlangen Genüge zu leiſten. Theils ſind eine unendliche Menge von Umſtänden aus meinem Gedächtniß entſchlüpft, theils erinnere ich mich im Allgemeinen, daß die zahlloſe Menge verſchiedener Triebfedern, die das Ganze und die Theile bewegten, ſchon damals ſo verworren waren, daß wenig deutliches zu erkennen war. Durch Frau von Longueville, Herrn von Bouillon, von Nemours, la Rochefoucaut und Chavigni ward ein unerklärbares Chaos von nicht allein undeutlichen, ſondern auch entgegengeſetzten Abſichten und Intriguen gebildet. Ich weiß, daß die, welche aufs innigſte mit dem Ganzen verbunden waren, geſtanden, dieſe Verwirrung nicht entziffern zu können. Ich weiß, daß Viole damals, am letzten Juli, einem ſeiner vertrauteſten Freunde gewiſſe Gründe von der Reiſe, welche Frau von Longueville am 18ten nach Montrau machte, angab; und Croiſ-

ſy,

ſo, am 4ten Auguſt, einem Mann, den er gewiß unter allen Menſchen am wenigſten hintergehen wollte, gerade ganz entgegengeſetzte Urſachen dieſer nemlichen Reiſe anführte. Zwanzig Fälle von dieſer Art rufe ich mir zurück, die nur alle über das Innere nicht mehr Licht geben, als ich nöthig habe, um Ihnen zu verſichern, daß Sie, wenn ich es unternehmen wollte, die Bewegungen, welche bei dem Prinzen und den Gliedern ſeiner Partei in jenen Augenblicken ſichtbar wurden, darzuſtellen, eigentlich nichts, als eine ſehr mangelhafte Skizze erhalten würden; bloß Muthmaſſungen, welche wir alle des Morgens aufs Gerathewohl erfanden und am Abend wieder verwarfen.

Da die Fronde harmoniſcher war, ſo bin ich überzeugt, daß die von den entgegengeſetzten Parteien weit ſicherer über ſie urtheilen konnten; doch bin ich nicht weniger überzeugt, daß auch ſie ſich oft verirren würden, wenn ſie es unternehmen wollten, in einer genauen Erzählung alle Schritte, die ſie in jenen Zeiten that, zu verfolgen. Ich gebe ihnen einen getreuen Abriß von dem, was ich gewiß weiß. Dieſe Gewiſſenhaftigkeit war der Grund, daß ich das was zu St. Maur *) vorgieng, nur ſehr flüchtig berührt habe. Man könnte ganze Bände anfüllen, wenn man alles ſammeln wollte, was damals geſagt wurde; und der Entſchluß der Frau von Longueville ſich mit der Prinzeſſin nach Berry zurückzuziehen, hatte allein ſo vielerlei Bedeutungen und bekam ſo verſchiedene Aus-

*) Hier kann man die Memoires des Herrn von la Rochefoucaut nachſehen, in ſeiner Erzählung deſſen, was ſich ſeit der Gefangenſchaft der Prinzen bis zum Krieg von Guienne zutrug.

legungen, als es Herrn oder Damen gab, denen es darüber zu urtheilen beliebte.

Ich komme jezt auf das zurück, was sich im Parlement zutrug.

Der Herzog von Orleans hatte, wie ich Ihnen schon oben gesagt habe, den Entschluß zu einer zweiten Reise nach Limours gefaßt. Der Prinz, welcher dies erfuhr, kam um zehn Uhr Abends zu ihm, um sich darüber zu beklagen, und nöthigte ihn, dem ersten Präsidenten melden zu lassen: er werde sich künftigen Montag bei der Versammlung der Kammern einfinden. Da er dies nur, weil er nicht die Kraft hatte, dem Prinzen ins Gesicht zu widersprechen, eingegangen hatte, so stellte er sich am Sonntag krank und ließ sich wegen des Montags entschuldigen. Der Prinz ließ den Dienstag früh durch einige Appellations-Räthe die Versammlung verlangen. Der erste Präsident lehnte es ab, wegen Monsieur's Abwesenheit. Man murrte, und war bemüht dieses Murren bei Monsieur zu vergrößern. Chavigni schilderte ihm den Prinzen in seiner ganzen Pracht und als Herrn des Volks, mit einer glänzenden Dienerschaft und einem zahlreichen Gefolg. Monsieur glaubte, daß der Prinz sich zum Herrn des Volks machen würde, wenn er selbst nicht seinen Antheil an dem Geschrei gegen den Kardinal zu nehmen eilte. Er erfuhr, daß die Weiber am Sonntag Abends in der Straße St. Honoré bei der Ankunft des königlichen Wagens geschrieen hätten: Keinen Mazarin. Er wußte, daß der Prinz dem König auf dem Spaziergang begegnet war, und daß seine Begleitung zum mindesten eben so stark, wie die des Königs gewesen war. Genug er gerieth in Schrecken. Er kam am Dienstag

nach

nach Paris zurück und Mittwochs den zweiten Auguſt ins Parlement, wo ich mich mit allen meinen Freunden und einer ſehr großen Anzahl zuverläſſiger Bürger einfand.

Der erſte Präſident erſtattete von Allem, was ſich am 26ſten im königlichen Pallaſt zugetragen hatte, Bericht und vergrößerte die Güte der Königin, bei dem Parlement ihr für des Prinzen Sicherheit gegebenes Wort niedergelegt zu haben, außerordentlich. Hierauf fragte er den Prinzen, ob er den König geſehen habe? Der Prinz antwortete: nein. Er habe keine Sicherheit, und wiſſe vielmehr aus guter Hand, daß vor kurzem geheime Conferenzen gehalten worden ſeyen, um ihn ſeiner Freiheit zu berauben, und daß er an Ort und Stelle die Urheber dieſer Rathſchläge nennen würde.

Bei dieſen letzten Worten blickte er auf mich mit Stolz und auf eine Art, die alle Augen auf ſich zog.

Er fuhr fort, daß Ondedei dieſen Abend in Paris — von Breuil zurück — ankommen ſollte, daß Bertet, Fouquet, Silhon, Brachet ununterbrochen dahin reiſten; daß Herr von Mercoeur vor kurzem die Mancini geheurathet habe; daß der Marſchall von Aumont *) Befehl habe, die Regimenter Conti, Tenti und Enguien in Stücken zu hauen, und daß dieſer Befehl der einzige Grund ſey, warum ſie bisher nicht zu der königlichen Armee geſtoßen wären.

*) Antoine von Aumont von Rochebaron, Herzog, Pair und Marſchall von Frankreich. Er ſtarb 1669 in ſeinem 62ſten Jahr.

Als der Prinz seine Rede geendigt hatte, sagte der erste *) Präsident: er sehe Ihn, bevor Er den König gesehen habe, ungern auf diesem Platz! und es schien, daß er eine Spaltung erregen wollte. Dieser Ausdruck erbitterte den Prinzen; er bemerkte bei seiner Rechtfertigung, daß alle die, welche gegen ihn sprächen, es nur wegen ihres Privatinteresses thäten. Stolz erwiederte der erste Präsident: ein solches habe er nie gekannt, aber er habe von seinen Handlungen niemanden Rechenschaft zu geben, als dem König. Er vergrößerte hierauf das Unglück, worein der Staat durch die Theilung des königlichen Hauses gerathen könnte, und sagte: indem er sich gegen den Prinzen wandte, mit pathetischem Ton: Ist es möglich, mein Herr, daß Sie selbst nicht einen heiligen Schauder gefühlt haben, wenn sie über das nachdachten, was sich am vergangenen Montag auf dem Spazierweg zutrug? Der Prinz antwortete, er sey darüber in Verzweiflung gewesen; das Ganze sey aber blos Werk des Zufalls und nicht seine Schuld. Denn wie hätte er sich einbilden sollen, daß er bei so kalter Witterung den König auf der Rückkehr vom Bade treffen könnte?

Hier gab es zwei Misverständnisse, welche das Spiel beinahe verändert und gegen mich gerichtet hätten. Monsieur hörte den lauten Beifall, welcher der Aeusserung des Prinzen folgte, weil er sich wirklich über diesen letzten Punkt, der an sich eben nicht vortheilhaft war, meisterhaft vertheidigt hatte; aber er unterschied nicht, daß der Beifall der Gesellschaft nur bis auf diesen Punkt gieng. Er glaubte, daß die mei-

*) Siehe Joly's Memoiren erstes Buch, S. 145.

Vorrede des Verfassers.

Im Namen Gottes des Barmherzigen, des Erbarmers.

Gelobet sey Gott, der uns zu Muhammedanern gemacht, uns zum schönsten Glauben geführt, und der Fürbitte unsers Propheten gewürdiget hat, dem Heyl und Segen im reichlichsten Maaße zu Theil ward. Gelobet sey er, der in der Geschichte lehrreiche Beyspiele für vernünftige Wesen aufgestellt, und das wechselnde Glück zum Schiedsrichter über die Schicksale gesetzt hat, damit der Freund der holden Tugend nicht bethört, noch derjenige, der ein Ball des Unglücks ist, muthlos werde.

Mit einem Bekenntnisse, das Linderung in den Flammen der Hölle gewährt, bezeuge ich, daß keiner Gott sey, als dieser einzige, der keinen seines gleichen hat, und daß sein Knecht und Gesandte Muhammed sey, der die Pforten zum rechten Wege des Heyls auf-

meiſten das billigten, was er von der Gefahr, die ſeiner Perſon drohe, geſagt hatte. Da er fürchtete, in dieſen Argwohn mit verwickelt zu werden, eilte er, ſich heraus zu ziehen, und ſagte: es ſey wahr, daß des Prinzen Mißtrauen nicht ohne Grund, daß die Heurath des Herrn von Mercoeur gewiß ſey, und man fortfahre, ein ſtarkes Verſtändniß mit Mazarin zu unterhalten.

Der erſte Präſident ſah die Aeußerung des Prinzen wegen der ihm drohenden Gefahr, die in der nemlichen Rede, worein er mich bezeichnet hatte, enthalten geweſen, durch Monſieur auf gewiſſe Art beſtätigt und glaubte, daß ſich dieſer von mir losgeſagt habe. Da er gegen den Prinzen weit beſſer geſinnt war, als gegen mich, ob er gleich den Hof auch ihm vorzog; ſo wandte er ſich ſchnell auf die linke Seite und ſagte: Ihre Stimme, Herr Doyen? Er zweifelte nicht, daß ich bei einer Stimmenſammlung, wo von der Sicherheit des Prinzen die Rede war, von vielen genannt werden würde.

Ich bemerkte ſeinen Plan ſogleich; er verwirrte mich ſehr, aber nur auf kurze Zeit; denn ich erinnerte mich, was einſt Herr von Guiſe *) in eben dieſem Parlement that, als der Prinz von Condé **) ſeine

*) Franz von Lothringen, Oberhofmeiſter, Oberkammerherr und Oberjägermeiſter; derjenige, welcher den 24ſten Februar 1563 verrätheriſcherweiſe von Poltrot getödtet wurde.

**) Ludwig von Bourbon, der erſte dieſes Namens, der ſiebente Sohn Karls von Bourbon, Herzogs von Vendome, gebohren 1530. Bei Gelegenheit der amboiſiſchen Unter-

Klage gegen diejenige vortrug, die ihn unter Franz dem II. nahe ans Schaffot gebracht hatten. Der Prinz sagte nemlich der Gesellschaft, er sey bereit, sich seiner Würde als Prinz von Geblüte zu entkleiden, um mit denen sich zu duelliren, welche seinen Verhaft bewirkt hätten. Herr von Guise, den er als solchen bezeichnete, bat hierauf das Parlement, den Prinzen zu bewegen, daß er ihm die Ehre erlaube, ihm in dem Duell als Sekundant zu dienen.

Da die Reihe zu stimmen mich gerade nach der großen Kammer traf, hatte ich Zeit hierüber nachzudenken, und diese Idee war um so viel besser, weil, wie ich wohl einsah, ich im eigentlichen Sinn derjenige seyn würde, der den Vortrag eröffnete; denn jene ehrlichen Greise brachten, wenn sie über einen Gegenstand stimmen mußten, auf welchen sie nicht vorbereitet waren, nie etwas bedeutendes hervor.

Ich irrte mich nicht in dieser Vermuthung. Der Doyen ermahnte den Prinzen, gegen den König seine Schuldigkeit zu erfüllen; Broussel deklamirte gegen Mazarin; Charon berührte den Gegenstand so flüchtig, daß ich immer noch behaupten konnte, es sey seiner noch nicht gedacht worden.

Ich sagte in meinem Vortrag: die Herrn, welche vor mir gesprochen hatten, möchten mir verzeihen, wenn ich mich wundere, daß sie, wenigstens meinem Bedün-

ken

Unternehmung ward er in Orleans von der Faction des Hauses Guise gefangen genommen, 1562 aber wurde Er im Parlement wieder losgesprochen. Er kam um im Gefechte von Jarnac 1569.

nach, über die Wichtigkeit dieſer Deliberation
ch nicht genug nachgedacht hätten. Auf der Sicher-
t des Prinzen beruhe bei gegenwärtiger Lage der
achen die Sicherheit des Staats, und die Zweifel,
lche hierüber ſichtbar würden, gäben unter allen Um-
nden einen ſchädlichen Vorwand. Ich ſtimmte deß-
gen dahin, daß dem Generalprokurator der Auf-
g gegeben würde, gegen die, welche zur Gefangen-
aft des Prinzen gerathen hätten, gerichtlich zu ver-
ren.

Der Prinz fieng, als er mich ſo reden hörte, zu
an zu lachen; das nemliche that beinahe die ganze
ſellſchaft.

Ich fuhr in meinem Vortrag ſehr ernſthaft fort,
d fügte hinzu: ich ſey im übrigen der Meinung des
rrn von Charon, daß die Zuſage der Königin
die Regiſter eingetragen, der Prinz von der ganzen
erſammlung, zum König zu gehen, gebeten und
rr von Mercoeur vorgefodert werden ſollte, um
chſten Montag der Geſellſchaft von ſeiner vorgebli-
n Heurath Rechnung abzulegen. Ferner ſollten die,
gen die Diener des Kardinals gegebenen Beſchlüſſe
lzogen, Ondedei gegriffen, Bertet aber, Brachet,
Abt Fouquet und Silhon vorläufig durch Herrn
rouſſel und Mennier vorgeladen werden, um auf die
atſachen, welche der Generalprokurator gegen ſie
ibringen könnte, zu antworten. Dies gieng mit
en Stimmen durch.

Der Prinz, der ſich ſehr damit zufrieden bezeig-
ſagte: weniger bedürfe er, um ſicher zu ſeyn,
ht.

Nach dem Essen führte ihn Monsieur zum König und der Königin, wo er sehr frostig empfangen wurde, und der erste Präsident sagte am Abend zu Herrn von Türenne, von dem ich es seitdem wieder erfahren habe: daß der Prinz, wenn er den Ball zu spielen verstanden hätte, den er ihm am Morgen dargereicht, unsehn gegen mich voraus gehabt haben würde. Gewiß ist es, daß es in dieser Sitzung zwei oder drei Momente gab, wo die Klage des Prinzen in der Gesellschaft Eindruck und Bewegungen hervorbrachte, die mir bange machten. Durch die oben erzählte Anwendung veränderte ich jenen und leitete diese ab, und dies kann Ihnen bestätigen, was ich Ihnen schon öfters gesagt habe, daß in Versammlungen dieser Art von einem Augenblick alles abhängen kann.

Die Königin war ohne Vergleich mehr darüber gerührt, daß man die Heurath des Herrn von Mercoeur angegriffen hatte, als über den wichtigsten und wesentlichsten Angriff auf ihr Ansehn. Sie befahl mir zu ihr zu kommen, und trug mir auf, Monsieur in ihrem Namen zu beschwören, er möchte die fernere Betreibung dieser Sache verhindern. Sie sprach deshalb selbst, die Augen voll Thränen, mit ihm, und ließ mich deutlich sehen, daß das, wovon sie glaubte, es gehe den Kardinal persönlich an, ihr das empfindlichste sey und immer bleiben würde.

Herr le Tellier benahm ihr diese Phantasie. Er schrieb ihr, es sey ein Glück, daß sich die Faktion mit dieser Kleinigkeit beschäftige; sie sollte sich darüber freuen, um so viel mehr, da er sich dafür verbürgen wolle, alle diese Bewegungen wären nur ein Strohfeuer, welches in vier Tagen verrauchen und eine lä-

cher-

he Wendung nehmen würde, weil man im de nichts ernſtliches gegen dieſe Heurath unter- en könnte. Die Königin begriff endlich dieſe rheit, obgleich mit Mühe, und willigte ein, daß von Mercoeur vor dem Parlement erſchiene.

Was wegen dieſer Angelegenheit Montags den Auguſt und den darauf folgenden Tag im Parle- vorgieng iſt von ſo weniger Bedeutung, daß es Aufmerkſamkeit nicht verdient. Ich begnüge Ihnen zu ſagen, daß Herr von Mercoeur an- lich wie Jean Doucet antwortete, dem er lich in ſeinem Betragen vollkommen ähnlich war. man ihn aber allzuſtark neckte, ward er ſo warm, er Monſieur und den Prinzen in eine grauſame legenheit ſetzte. Er behauptete gegen den erſten: derſelbe ihm während drei ganzer Monate lang en dieſer Heurath angelegen habe; und gegen den iten, er habe ſeine Einwilligung dazu beſtimmt ausdrücklich gegeben. Der größte Theil dieſer en Sitzungen vergieng mit Unterhandlungen und lärungen, und am Ende der zweiten las man die en den Kardinal gerichtete Erklärung, welche dem nzler zurückgeſchickt wurde. Man vermißte darin Artikel, daß der Kardinal den münſteriſchen Fric- sſchluß verhindert, und den König gegen den Rath Herzogs von Orleans zu der Reiſe nach Bour- ux und zur Belagerung dieſer Stadt verleitet ha- Auch verlangte man des Prinzen Weigerung die Heurath des Herrn von Mercoeur mit Fräulein Manzini zu willigen, ſollte darinn als eine Ur- he, warum der Kardinal den Prinzen hatte arretiren ſen, angegeben werden.

Höchst beleidigt über die fortdauernde Aufführung des Prinzen, der in Paris mit einem größern und prächtigern Gefolge, als der König, erschien, und über Monsieur's Betragen, das einem ewigen Wechsel unterworfen war, beschloß die Königin, der Verzweiflung nahe, à quitte oder à double zu spielen. Herr von Chateauneuf schmeichelte dieser Neigung und eine Depesche von Breull, die Feuer und Flamme sprühete, bestärkte sie darin. Sie sagte Monsieur ganz klar, daß sie nicht länger in dem gegenwärtigen Zustande bleiben könnte, und von ihm eine bestimmte Erklärung für oder gegen sie verlange. Sie foderte mich in seiner Gegenwart auf, ihr mein gegebenes Wort zu halten, und ohne Wanken gegen den Prinzen loszubrechen, wenn er fortführe, so zu handeln, wie er angefangen habe.

Kaum sah Monsieur, daß ich nicht zögerte, diese Partie, wozu ich mich mit seiner Beistimmung verbindlich gemacht hatte, zu ergreifen; so machte er sich bei der Königin eine Ehre daraus, und glaubte, ihr durch dieses Mittel abzutragen, was er durch seine Person, die er von Natur ungerne aussetzte, nicht zahlen wollte. Er führte ihr ein Dutzend Gründe an, warum er sich nicht mehr im Parlement einfinden könnte, und ließ mit einfließen, daß meine Gegenwart, die den bessern Theil seines Hofstaats mit sich führte, seine Neigung und seine Absichten dem Parlement und dem Publikum hinlänglich zu erkennen geben würde. Sehr leicht tröstete sich die Königin über seine Abwesenheit, ob sie gleich darüber erzürnt zu seyn vorgab.

Sie sah bei dieser Gelegenheit, daß ich ihr aufrichtig diente; sie konnte nicht daran zweifeln. Es war klar, daß ich nicht wankte, ihr mein Versprechen zu hal-

alten. Hier war es, wo sie die Güte hatte, auf je-
e Art mit mir zu reden, die ich Ihnen, wie mich
ükt, bereits flüchtig erwähnt habe. Sie ließ sich
o weit herab, daß sie sich über das gegen mich gehab-
e Mistrauen und die mir angethane Ungerechtigkeit
— dies waren ihre Ausdrücke — bei mir entschul-
igte; und sie that dies ohne Verstellung und von
Herzen. Sie verlangte, daß ich mit Herrn von Cha-
eauneuf über den Vorschlag, welchen sie ihm gethan
atte, conferiren sollte. Dieser bestand darin: nicht
mmer, wie bisher blos im Vertheidigungsstand zu
leiben, sondern den Prinzen im Parlement anzugrei-
en. Von dem Erfolg dieses Vorschlags werde ich
Ihnen Rechenschaft ablegen, wenn ich Ihnen zuvor
ie Ursache erklärt habe, durch welche die Königin da-
in gebracht war, mehr Vertrauen wie bisher, in
ich zu setzen.

Monsieur's Unzuverlässigkeit hatte sie so empört,
aß sie oft nicht wußte, an wen sie sich deshalb zu
alten hatte, und die Unterminister, welche außer Lion-
e, den sie tödtlich haßte, das Verständniß mit ihr
ehr unterhielten, wandten alles an, um sie zu über-
eden, daß alles was Monsieur thäte, eigentlich nur
uf mein Anstiften geschähe. Dannoch kamen ihr
inige seiner Handlungen so regellos, und meinen
Grundsätzen so ganz entgegengesetzt vor, daß sie mir
olche unmöglich zuschreiben konnte; und ich weiß, daß
ie einst an Servien darüber folgendes schrieb. „Ich
lasse mich nicht von dem Koadjutor hintergehen;
aber ich würde mich von Ihnen hintergehen lassen,
wenn ich das glaubte, was Sie mir heute von ihm
schreiben.“ Bertet war, wie er mir gesagt hat,
ugegen, als sie dies Billet schrieb, aber er erinnerte
ich nicht genau, welchen Gegenstand es betraf.

Als nun ihre Geduld am Ende war, und sie sich auf Herrn von Chateauneufs Rath, und die von Breull aus erhaltne Erlaubniß, entschlossen hatte, den Prinzen anzugreifen, war sie erfreut, mir mit Grund zutrauen zu können, daß ich ihr dabei dienen würde. Sie suchte sich in diesem Glauben mit mehr Fleiß, als sie bisher gethan hatte, zu bestärken. Ein Beweis hiervon war, daß sie Madame an einem Tage, wo eine Feierlichkeit des Ordens vorgieng, mit sich zu den Karmelitern führte, und nach geschehener Kommunion schwören ließ, auf das, was sie fragen würde, die Wahrheit zu antworten. Ihre Frage war alsdann: ob ich ihr bei Monsieur wirklich aufrichtig diene? — Madame antwortete ohne das geringste Bedenken, daß ich ihr in Allem, was nicht die Rückkehr des Kardinals beträfe, nicht allein mit Treue, sondern auch mit Eifer diene. Die Königin, welche die wahrhafte Frömmigkeit dieser Dame liebte und ehrte, vertraute ihrem unter diesen Umständen gegebenen Zeugniß.

Glücklicherweise traf es sich, daß ich den Tag darauf Gelegenheit fand, mich gegen die Königin in Monsieur's Gegenwart zu erklären. Ich that es ohne Bedenken, und auf eine Art, die ihr gefiel. Noch mehr als alles dies rührte es sie, daß Monsieur, der bis dahin in Rücksicht seiner, der Königin in gewissen Fällen gethanen Versprechungen, keine große Festigkeit gezeigt hatte, in diesem Fall, sich wenigstens nicht so vollständig, wie die andernmale, dagegen vergieng. Der Prinz konnte ihn nicht dahin bringen, ins Parlement zu gehen, ob er gleich alle Kräfte dazu aufbot, und die Königin hielt für die Frucht meiner Bemühungen, was ich gleich damals und auch in der Folge blos für eine Wirkung der Furcht angesehen habe.

Jetzt

Jetzt zu der Conferenz zurück, welche ich auf der
igen Befehl mit Herrn von Chateauneuf hielt.

Ich gieng nach Mont-rouge, wo ich ihn, mit
Präsidenten Bellievre, fand, der unter ihm das
oire geschrieben hatte, welches die Königin nach
n Vorschlag ins Parlement schicken sollte, und
n Züge in Wahrheit mehr mit Galle als mit Din-
eschrieben schienen. In Herrn von Chateauneuf,
wie ich Ihnen schon oben gesagt habe, mit noch
ge Wochen zu warten hatte, um sich an der Spi-
e Conseils zu setzen, vereinigte sich bei diesem Fall
seiner Galle und von Natur heftigen Gemüths-
nung eine unbeschreibliche Furcht, daß der Prinz
mit dem Hof versöhnen und ihm sein neues Amt be-
higen möchte. Dieser Gedanke hatte, glaube ich
n Stil noch bitterer gemacht. Ich sagte ihm
er meine Meinung frei heraus; der Präsident
Bellievre trat mir bei; er milderte einige Ausdrü-
doch ohne dem Inhalt etwas zu nehmen. Ich
rachte es der Königin, und sie fand es zu sanft.
sieur, dem sie es durch mich zuschickte, hielt es
u stark. Der erste Präsident, welcher es durch
n von Brienne erhielt, fand, daß es zuviel Essig
lte; aber er mischte Salz dazu. Dies war sein
ruck mit dem er es dem Herrn von Brienne, nach
halben Tag, wieder zurückgab.

Der Inhalt war im Auszug folgender: Vorwürfe
elle Gnadenbezeugungen, welche das Haus Con-
m Hof empfangen hatte; Klagen über die Art,
ich der Prinz nach seiner Freiheit betragen; ein
ues Verzeichniß dieses Verfahrens; seine Caba-
n den Provinzen; die Verstärkung der in den Fe-
en liegenden Garnisonen, der Frau von Longue-

ville Reise nach Montrand; die Spanier in Stenay; das Verständniß mit dem Erzherzog; die Trennung seiner Soldaten von den königlichen. Eine feierliche Versicherung, den Kardinal Mazarin nie zurückzurufen, schmückte den Anfang dieser Schrift, und am Schluß stand eine Vermahnung an die höchsten Staatsverwaltungen und das Stadthaus von Paris, fest in ihrer Treue zu beharren.

Diese Schrift wurde Donnerstags den 17ten August des Morgens um 10 Uhr in Gegenwart des Königs und der Königin, vor allen Großen des Hofs, und den Herrn des Parlements, von denen Deputirte in den königlichen Pallast gefodert worden waren, vorgelesen. Nachmittags geschah die nemliche Zeremonie an dem nemlichen Ort vor den Gliedern der Rechnungskammer, dem Steuerkammergericht, und dem Prevot der Kaufleute.

Freitags den 18ten erschien der Prinz mit groser Begleitung in der Versammlung der Kammern, welche wegen der Aufnahme eines Raths gehalten wurde. Er sagte der Gesellschaft, daß er sie bitte, ihm wegen der Verläumdungen, durch welche man ihn im Gemüth der Königin angeschwärzt habe, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; er unterwürfe sich der Strafe, im Fall er strafbar wäre; verlange aber auch die Züchtigung seiner Verläumder, wenn er unschuldig erfunden würde, und da er mit Ungeduld sich zu rechtfertigen wünsche, bitte er die Gesellschaft, ohne Verzug den Herzog von Orleans durch Deputirte zu ersuchen, daß er seinen Platz einnähme.

Gegen eine Einladung des Parlements glaubte der Prinz, könne sich Monsieur nicht halten. Er

irrte

geſchloſſen, welche ſich jetzt jedem, der ſich ihnen mit dem Schlüſſel der Demuth und Ergebenheit naht, aufthun. Ihn ſegne Gott mit ſeinem unvergänglichen Segen!

Mit dieſem Eingang eröffne ich das Leben des ſiegreichen Königs, der ein Vertheidiger des Glaubens, ein Ueberwinder der Kreuzfahrer war, der das Panier der Gerechtigkeit und Billigkeit errichtete, der das Land und die Religion beſchirmte, das Haupt der Muſelmänner, ja ſo gar des Muhammedanismus war, der das heilige Gotteshaus den Händen der Abgötter entriß, und zwey geheiligte Städte unter ſeinem Scepter hatte. (1) Ihn meine ich, Saladin Abulmoſfer Joſeph, Jobs Sohn, Schajadk is Enkel, deſſen Grabmahl Gott mit dem Regen ſeiner Güte benetzen, dem er vom Thron ſeiner Barmherzigkeit herab die ſüßen Früchte ſeines Glaubens verleihen wolle. Wenn ich die Thaten Saladdins betrachte, ſo werden mir jene alten Erzählungen, die eben ihres Alters wegen fabelhaft ſchienen, immer wahrſcheinlicher, und ich zweifle nicht mehr, daß es unter Freyen ſo wohl als Knechten Männer von auſſerordentlicher Tapferkeit gegeben habe, da ich es ſelbſt mit eignen Augen geſehen, mit welchem unerhörten ausdauernden Muthe Menſchen für die Sache Gottes alles Ungemach erdulden. Ich habe Dinge erlebt, die man kaum denken, viel weniger ausſprechen oder niederſchreiben kann, und die doch von der Art ſind, daß keiner, der mit ihnen bekannt iſt, ſie verſchweigen, und der Welt vorenthalten kann.

Mich vorzüglich fördert die ausgezeichnete Gnade des Fürſten, die innige Freundſchaft, der er mich würdigte, und der Dienſt, den er mir übertrug, zu dem

irrte ſich; und Monarbeau und Douſat, welche auf der Stelle an ihn abgeſchickt wurden, brachten ſtatt aller Antwort zurück, daß er zur Ader gelaſſen habe, und ſogar nicht wiſſe, ob ſeine Geſundheit ihm erlauben werde, der Deliberation beizuwohnen. Nach der Sitzung gieng der Prinz ſogleich zu ihm, und ſprach mit einer ehrerbietigen Hoheit mit ihm, welche Monſieur Furcht einflößte. Er fürchtete nichts in der ganzen Welt ſo ſehr, als bei des Prinzen Ausfällen wie ein verſteckter Beſchützer Mazarins bezeichnet zu werden; und gab dem Prinzen Hoffnung, daß er ſich morgen bei der Verſammlung der Kammern einfinden könnte. Ein Wort, welches ihm entſchlüpfte, verrieth mir am Mittag dieſe Stimmung.

Ich brachte ihn dahin, ſeinen Entſchluß zu ändern, weil ich ihm zeigte, daß nach dieſem Schritt keine Rückſicht gegen die Königin mehr möglich ſey. Noch größere Würkung that die ungekünſtelte Schilderung der Gefahr, welche mit den, bei gegenwärtigen Umſtänden, unvermeidlichen Erſchütterungen verbunden war. Dieſe Idee würkte ſo ſtark auf ſeine Einbildungskraft, daß alle Bitten vom Prinzen und von Chavigni, welche ſich während des ganzen Abends ablöſeten, durchaus vergebens waren.

Es iſt wahr, daß Monſieur, um Goulas Quälereien los zu werden, ein Billet unterzeichnete, wodurch er erklärte, daß er die, den Geſellſchaften vorgeleſene, gegen den Prinzen gerichtete Schrift der Königin nicht billige, beſonders den Punkt nicht, worin der Prinz des Einverſtändniſſes mit Spanien beſchuldigt würde. Eben dies Billet rechtfertigte den Prinzen auf gewiſſe Art darüber, daß die Spanier noch in Stenay waren, und des Prinzen Truppen ſich noch nicht mit

den königlichen vereinigt hatten. Monsieur unterzeichnete es, indem er sich selbst überredete, daß er nichts unterzeichne. Man müsse, sagte er Tags darauf zur Königin, bei einer Sache, wo selbst ihr Dienst es verlange, daß er nicht gänzlich mit dem Prinzen bräche, diesen wohl mit einer Kleinigkeit befriedigen; er wollte sich in den Stand setzen, an der Aussöhnung zu arbeiten, wenn Sie diese nöthig zu haben glaubte. Die Königin, gerade mit dem Morgen des Tags äußerst zufrieden, an welchem Monsieur ihr des Nachmittags diese Aeußerung that, nahm es gefällig auf, und am Abend schien es mir wirklich, daß dieser Schritt keinen Eindruck auf sie gemacht hatte. Gleichwohl habe ich sie in keiner Lage gesehen, wo sie, meinem Bedünken nach, mehr Ursache gehabt hätte, unzufrieden zu seyn, als hier. Aber es war nicht das erstemal, daß ich die Bemerkung machte, wie geneigt man bei guten Ereignissen ist, gegen keinen erbittert zu werden.

Folgendes war die Frucht der am 19ten Sonnabends gehaltenen Versammlung der Kammern.

Nachdem der erste Präsident von dem, was im königlichen Pallast vorgegangen war, Bericht abgestattet, und die, von der Königin an die Deputirte gegebene Schrift *) hatte vorlesen lassen, nahm der Prinz das Wort und sagte: daß er der Ueberbringer eines Billets vom Herzog von Orleans sey, welches seine Rechtfertigung enthalte. — Er fügte noch einige

*) Der Prinz beschuldigte den Koadjutor, daß er der Verfasser dieser Schrift sey, wie man bald sehen wird; aber er hatte nur dazu gerathen und sie gebilligt. Siehe Joli's Memoiren, erstes Buch S. 150.

e Worte deſſelben Inhalts hinzu, und ſchloß damit, er ſich gegen die Geſellſchaft für höchſt verpflichtet ten würde, wenn ſie die Königin bitten wollte, ſei- Ankläger zu nennen.

Er legte Monſieur's Billet, und eine andere noch weitläuftigere, von ihm ſelbſt unterzeichnete Schrift das Büreau. Dieſe letztere war eine ſehr ſchöne antwortung der vor der Königin gegen ihn gerichte- Schrift. Beſcheiden und klug bemerkte er die von verſtorbenen Prinzen geleiſteten Dienſte nebſt ſei- eigenen. Er zeigte, daß ſeine Lage nicht mit der Kardinals zu vergleichen ſey, und ſprach von ſei- Bittſchrift gegen die Unterminiſter als von einer natürlichen und nothwendigen Folge von Maza- s Entfernung. Auf das, was man gegen den Aufent- ſeiner Gemahlin und der Frau von Longueville ſei- Schweſter eingewandt hatte, antwortete er, daß zweite in dem Karmeliter-Kloſter von Bruges ſey, die erſte eines von denen ihr, in den Zeiten ſeiner fangenſchaft zum Aufenthalt angewieſenen Häuſern ohne. Es habe, behauptete er ferner, nur an der nigin gelegen, daß die Spanier Stenay verlaſſen, die Truppen, welche ſeinen Namen führten, ſich der königlichen Armee vereinigt hätten. Als Zeu- für dieſe Wahrheit führte er den Herzog von Or- ns an. Er verlangte daher gegen ſeine Verläum- Gerechtigkeit. Auf den Vorwurf der Königin, er ſie zu der, gleich nach ſeiner Freiheit, ſichtbar ordenen Veränderung im Conſeil, gleichſam ge- ungen habe, antwortete er, daß er an dieſer Ver- erung keinen andern Antheil habe, als in ſofern er dem Vorſchlag des Herrn Koadjutors und des ern von Montreſor, das Volk zu bewaffnen und

dem erſten Präſidenten die Siegel mit Gewalt wegzunehmen, widerſetzt habe.

Sobald man mit Verleſung dieſer beiden Schriften fertig war, ſagte der Prinz: er ſtehe nicht an, mich für den Verfaſſer der gegen ihn gerichteten Schrift zu halten; dieſe Arbeit ſey eines Mannes würdig, der den gewaltſamen Rath habe geben können, Paris zu bewaffnen, und die Siegel dem, welchem ſie von der Königin anvertraut geweſen wären, mit Gewalt wegzunehmen.

Ich antwortete: ich würde gegen die Monſieur ſchuldige Achtung zu ſündigen glauben, wenn ich nur ein Wort zur Rechtfertigung einer Handlung ſagen wollte, die unter ſeinen Augen vorgegangen ſey.

Der Prinz verſetzte, daß die Herren von Beaufort und la Rochefoucaut, welche zugegen waren, die Wahrheit ſeiner Behauptung bezeugen könnten.

Ich ſagte, daß ich ihn demüthigſt bäte, mir zu erlauben, aus dem eben angeführten Grunde, niemand als Monſieur zum Zeugen und Richter meiner Handlungen anzuerkennen; daß ich aber unterdeſſen die Geſellſchaft verſichern könnte, bei dieſer Gelegenheit nichts gethan und geſagt zu haben, was eines rechtſchaffnen Mannes unwürdig ſey, und daß vor allem mir niemand die Ehre und die Genugthuung rauben könnte, niemals beſchuldigt worden zu ſeyn, mein Wort gebrochen zu haben.

Dieſe letzte Aeußerung war nichts weniger als klug, vielmehr gehört ſie, meinem Bedünken nach unter die größten Unvorſichtigkeiten, die ich je begangen habe. Der Prinz behielt ſeine Faſſung, obgleich

ßgleich der Prinz von Conti, wie jedermann bemer-
n konnte, ihn anreizte, dies nicht ungerügt zu laſ-
n — eine Mäßigung, die bei ihm nichts anders
s eine Würkung der Größe ſeines Muths und ſeiner
Seele ſeyn konnte. So ſtark auch an dieſem Tage
eine Begleitung war, ſo war die ſeinige doch un-
leich ſtärker; und es iſt keine Frage, daß, wenn man
dieſem Augenblick den Degen gezogen hätte, der
Vortheil unſtreitig ganz auf ſeiner Seite geweſen ſeyn
ürde. Er hatte die Gewalt über ſich, dies nicht zu
un; ich hingegen beſaß deren nicht genug, um es
m Dank zu wiſſen. Ich verdankte den guten Erfolg
ur meiner Haltung und der Kühnheit meiner Freunde,
nd dachte an weiter nichts, als mich das nächſtemal,
ſſer beſorgt, im Parlement einzufinden.

Die Königin war entzückt, daß ſich Menſchen
funden hatten, welche dem Prinzen die Herrſchaft
reitig machten *). Sie fühlte die Ungerechtigkeit,
elche ſie durch den Argwohn, daß ich mit ihm einver-
anden ſey, an mir begangen hatte, bis zur Rührung
nd ſagte mir alles, was der Zorn gegen des Prinzen
arthei und die Zärtlichkeit für einen Mann, der we-
gſtens ſein möglichſtes that, um jene zu entkräften,
ur eingeben konnte. Sie befahl dem Marſchall von
lbert 30 Gensdarmen zu befehligen, ſich, wohin ich
ünſchen würde, zu ſtellen. Einen gleichen Befehl

*) Die Königin, ſagt Herr von la Rochefoucaut in ſeinen Memoiren, war ſehr erfreut zwiſchen zwei Menſchen, die ſie im Herzen gleich haßte, eine neue Urſache zur Spaltung entſtehen zu ſehen. — Sie fuhr jedoch nicht minder fort, ſich gegen den Koadjutor, dem Schein nach, als Beſchützerin zu zeigen.

erhielt der Marschall von Schomberg wegen eben so viel leichter Reuter. Pradelle schickte mir den Chevalier Ravaz, Gardehauptmann und meinen genauen Freund mit 40 der bravsten ausgesuchten Soldaten des Regiments zu. Annery mit dem vexinischen Adel ward nicht vergessen. Die Herrn von Noirmoutier, Fosseuse, Chateaurenaut, Montauban, St. Auban, Laigues, Montaigü, Argenteuil, Lamet und Sevigni theilten sich in die Mannschaft und die Posten. Guerin, Brigallier und Epinai, Officiere bei den Stadtkompagnien bestellten eine große Menge angesehener Bürger, welche alle mit Pistolen und Dolchen unter ihren Mänteln versehen waren. Da ich mit den Büvetiers gut bekannt war, so ließ ich des Abends eine Menge mir ergebener Leute in die Buvettes schleichen, durch welche sich der Saal des Pallasts, ohne daß man es wahrnahm, von allen Seiten umringt befand. Da ich den Haupttheil meiner Freunde linker Hand im Saal zu stellen beschlossen hatte, so hatte ich in eine der Kammern dreißig vexinische Edelleute gebracht, welche, im Fall eines Kampfs, der prinzlichen Partei in die Seite und den Rücken fallen könnten. Die Schränke des vierten Büvetts, welches an den großen Saal stieß, waren ganz mit Granaten angefüllt. Genug, alle meine Maasregeln, in Rücksicht des Innern des Pallasts sowohl als außerhalb, wo der Pont Notre-Dame, und der Pont St. Michel, die mir leidenschaftlich zugethan wären, nur das Zeichen erwarteten, wurden so gut genommen, daß ich aller möglichen Wahrscheinlichkeit nach, nicht geschlagen werden konnte. Monsieur, der vor Entsetzen bebte, so sicher er auch in seinem Haus war, wollte sich, seiner löblichen Gewohnheit nach, vor jedem Ereigniß von beiden Seiten decken. Er genehmigte, daß Ravaz, Belai und Valois, die zu seinen Ergebenen gehörten, dem

Prinzen

ngen folgten, und der Vicomte von Autel, der
equis von la Sablonniere und Gevlis mit mir
gen. Von beiden Seiten hatte man den ganzen
ntag zu Vorbereitungen Zeit.

Montags den 21ſten Auguſt verſammelten ſich
Morgens um 7 Uhr alle Diener des Prinzen bei
, und meine Freunde fanden ſich zwiſchen fünf und
s bei mir ein. Als ich in den Wagen ſtieg, fiel
Kleinigkeit vor, die nicht verdienen würde, Ihnen
hlt zu werden, wenn es nicht gut wäre, das Ernſt-
e zuweilen durch das Lächerliche aufzuheitern. Der
rquis von Rouillac, durch ſeine Tollheiten bes
nt, die jedoch ein kühner Muth begleitete, bot
mir an. In dem nehmlichen Moment erſchien
der Marquis von Canillac, ein Mann von glei-
n Gehalt. Kaum hatte er Rouillac geſehen, ſo
hte er mir, doch ſchon halb weggewandt, eine tiefe
rbeugung und ſagte: Ich kam, um Ihnen meine
gebenheit zu verſichern; aber es iſt unbillig, daß
beiden größten Narren des Reichs bei Einer Par-
ſeyn ſollten. Ich gehe in das Hotel Condé; und
ieng wirklich dahin.

Ich kam eine Viertelſtunde früher in dem Pallaſt
als der Prinz, der mit auſſerordentlichem Gefolg
hien. Doch glaube ich, daß das meinige an der
hl ſtärker war; auf ſeiner Seite aber war, wie
ürlich und billig, ohne Vergleichung mehr hoher
el. Ich hatte nicht gewollt, daß diejenigen von
Anhängern des Hofs, welche ſich wegen der Kö-
in gerne zu mir geſellt hätten, mich begleiteten,
s Furcht, daß dadurch ein Schein von Mazarinis-
s auf mich fallen möchte. Und ſo hatte ich auf-
drey oder vier, welche, obgleich der Königin er-

geben, doch für meine besondern Freunde bekannt waren, keinen andern, als den Adel der Fronde bey mir, der an Menge jenem nicht gleich kam. Dieses Uebergewicht war jedoch meinem Bedünken nach, durch meine ungleich größere Gewalt über das Volk, und durch die Posten, deren ich mich versichert hatte, mehr als hinreichend ersetzt.

Als Chateau-Briaut, welcher auf den Straßen geblieben war, um den Zug des Prinzen zu beobachten, zu mir kam, und mir in Gegenwart Vieler sagte, daß der Prinz in einer halben Viertelstunde hier seyn werde, daß er wenigstens eben so viel Menschen um sich habe, als wir, wir aber unsere Posten bereits genommen hätten, welches ein großer Vortheil für uns sey, antwortete ich: Sicher ist der Saal des Pallasts der einzige Ort, wo wir uns hierauf besser verstanden haben, als der Prinz. Ich fühlte in mir selbst, daß eine Regung von Scham, einen Vergleich zwischen dem Prinzen und mir zu dulden, diese Rede hervorbrachte. Meine Vernunft tadelte diese Regung nicht, und wäre ich weiser gewesen, so hätte ich sie länger zu unterhalten gesucht, als ich, wie Sie sehen werden, that.

Als der Prinz seinen Platz eingenommen hatte, sagte er der Gesellschaft, daß er sich über den Zustand, worinn er den Pallast finde, nicht genug wundern könne; daß es eher ein Lager, als ein Tempel der Gerechtigkeit zu seyn scheine, daß es hier besetzte Posten, kommandirte Mannschaft, Zeichen der Wiedervereinigung gebe, und daß er nicht begreife, wie es im Staat so unverschämte Menschen geben könne, die ihm den Rang streitig zu machen versuchten. Dies letzte wiederholte er zweymal. Ich verbeugte

mich

ch lief gegen ihn und ſagte: ich bitte Seine Hoheit nürhigſt mir zu verzeihen, wenn ich ſagte, daß ich emanden im ganzen Reiche für anmaßend genug lte, ihm den erſten Rang ſtreitig zu machen; daß aber andere gebe, welche, vermöge ihrer Würde, r dem König weichen könnten und dürften, davon ich überzeugt. Der Prinz antwortete: Er werde ch ſchon zum weichen bringen. Ich erwiederte: es dürfte ſo leicht nicht ſeyn.

In dieſem Augenblick erhob ſich die Menge. ie jungen Räthe von der einen und andern Partey hmen gleich im Anfang des Streits, der, wie Sie hen, ſehr bitter begann, Antheil. Die Präſiden- n warfen ſich zwiſchen den Prinzen und mich; ſie ſchworen ihn, auf den Tempel der Gerechtigkeit, auf e Erhaltung der Stadt Rückſicht zu nehmen; ſie ten ihn, zu genehmigen, daß man alles, was ſich on Adel und bewafneten Leuten im Saal befand, erausgehen laſſe.

Er hieß dies gut, und bat Herrn von la Roche- ucaut, es in ſeinem Namen ſeinen Freunden zu gen.

Er bediente ſich des Ausdrucks Freunde, der in inem Munde ſchön und beſcheiden war; aber nur er Erfolg verhinderte, daß er in dem meinigen nicht cherlich ward. Er iſt es jedoch in meinem Urtheil ber mich ſelber nicht weniger, und es thut mir noch zt weh, daß die erſte gerechte und vernünftige Ant- ort, welche ich dem Prinzen über die Behauptung es Platzes gab dadurch verunſtaltet ward. Als er Prinz Herrn von la Rochefoucaut gebeten hatte, ine Freunde hinausgehen zu laſſen, ſtand ich auf, nd ſagte unvorſichtigerweiſe: Ich will die mei- igen ſelbſt wegzugehen bitten. Der junge

Avaux

Avaux, den Sie als Präsidenten von Mesmes kennen, und der damals zu der Partey des Prinzen gehörte, sagte zu mir: Sie sind also bewafnet? Wer zweifelt daran? antwortete ich, und dies war in einer halben Viertelstunde die zweyte Sottise. Nie ist es einem Niedrigern erlaubt, sich in Worten dem gleich zu stellen, welchem er Ehrfurcht schuldig ist, wenn er es gleich in Handlungen thut; und eben so wenig kömmt es einem Geistlichen zu, sich für bewafnet zu erklären, selbst dann nicht, wenn er es wirklich ist. Es giebt gewisse Dinge, wo es unleugbar ist, daß die Welt betrogen seyn will. Durch ihre Thaten werden die Menschen in Hinsicht auf öffentliche Meynung, sehr häufig über das gerechtfertigt, was sie ihrem Stand zuwider thun; aber nie habe ich gesehen, daß sie durch dieselbe über das gerechtfertigt worden wären, was sie unschickliches gesagt haben.

Als ich aus der großen Kammer trat, begegnete ich im Stand der Gerichtsdiener, dem Herrn von la Rochefoucaut, der eben zurückkam. Ich achtete nicht darauf, und gieng in den Saal, um meine Freunde zu bitten, wegzugehen. Ich sagte ihnen dies und kam wieder zurück. Als ich den Fuß in die Thüre des Parquets setzte, hörte ich vom Saal her ein gewaltiges Lermen von Menschen, die „zu den Waffen" schrien. Ich wollte umkehren, um zu sehen, was es sey, ich hatte keine Zeit dazu; ich fühlte mich zwischen den beyden Flügeln der Thüre eingeklemmt. Herr von la Rochefoucaut hatte die Thür vor mir verschlossen; und schrie Herrn von Coligny und Ricausse zu, mich zu tödten *). Der erste begnügte sich da-

*) Diese That ist in den Memoiren des Herrn von la Rochefoucaut sehr verschwiert und gemildert. Soll der rich-

dem Geschäffte auf der Nachwelt die glorreichsten seiner Thaten zu überliefern. Zu dem Ende will ich meine eignen Aufsätze, die theils das, was ich selbst erlebt, theils von andern glaubwürdigen Zeugen erfahren habe, enthalten, in einen Auszug vereinigen. Nur einen Theil vom Ganzen will ich berühren, mir einen Tropfen aus der Fülle aufnehmen. Mein Werk soll nichts als ein Leitfaden für den seyn, der einst eine ausführlichere Geschichte zu schreiben gedenkt. Es zerfällt in zwey Theile, davon der erste den Leser mit der Geburt, der Erziehung und dem Charakter Saladins bekannt macht, der andre aber die Schicksale desselben nach der Zeitfolge aufstellt.

Ich rufe Gott an, daß er mich vor Fehlern in der Erzählung bewahre und meinen Geist da nicht irren lasse, wo dem Fuße ein Stein des Anstoßes bereit liegt.

es nicht zu glauben: der zweyte sagte, daß dem Prinzen keinen Befehl dazu habe. Mon- der mit einem, mir sehr zugethanen Burschen aris, Namens Noblet, im Stand der Ge- iener war, hielt den einen Flügel, der mich rdentlich drückte, etwas zurück. Herr von latreux, der auf den, im Saal entstandenen rbeygelaufen war und mich in dieser Noth sah, Herrn von la Rochefoucaut mit Gewalt weg. Meuchelmord von dieser Art sey schimpflich, em- . Er öfnete die Thür und ließ mich hinein. Gefahr war jedoch nicht die größte, die mir eser Gelegenheit drohte. Sie sollen selbst da- urtheilen, wenn ich das, wodurch sie entstand digte, erläutert haben werde.

Zwey oder drey zur Partey des Prinzen gehö- Schreier, aus den Hefen des Volks, ließen sich en mir von weitem nachzu chreien: Auch Ei- on Mazarins Anhängern! Viele aus olk und unter andern auch Chavignac bezeugten eym Vorübergehen ihre Freude über die Mäßi- welche jetzt sichtbar zu werden anfieng, als von des Prinzen Garden, ebenfalls sehr weit t, die Hand an den Degen legten. Die, wel- en am nächsten waren, schrien zu den Waffen. ergrif sie. Meine Freunde nahmen Degen und in die Hand; und durch ein Wunder ohne iel blieben alle diese Degen, Dolche und Pistolen Moment lang unthätig. In diesem Moment sagte n, der des Prinzen von Conty Gensdarmen Com- kommandirte, aber auch einer von meinen äl- tern

chtet sie in seinen Memoiren 1. Buch p. 155. wenig es ausgenommen, beynah eben so, wie der Cardinal von Retz.

tern Freunden war, und sich glücklicherweise mit Herrn von Laigues, den er sehr gut kannte, gegenwärtig befand: Was thun wir? sollen wir den Prinzen und den Coadjutor erwürgen lassen? ein Schelm, der nicht den Degen in die Scheide steckt. Dieses Wort, von einem Manne ausgesprochen, dessen Ruf in Rücksicht des Muths aufs beste gegründet war, bewirkte, daß jedermann ohne Ausnahme seinem Beispiel folgte. Dieser Vorfall gehört vielleicht unter die ausserordentlichsten unsers Jahrhunderts.

Nicht weniger selten ist die Geistesgegenwart und der Muth, welche Argenteuil hier bewies. Zufälligerweise befand er sich, als ich in der Thüre festgehalten wurde, ganz nahe bei mir, und war kaltblütig genug, um zu bemerken, daß Peche *) ein berühmter Aufrührer aus des Prinzen Partei mich, den Dolch in der Hand, mit den Augen suchte, und: wo ist der Coadjutor? fragte. Argenteuil, welcher glücklicherweise in meiner Nähe stand, weil er hervor getreten war, um mit einem Bekannten aus der prinzlichen Partei zu sprechen, hielt es für zweckmäßiger, anstatt, was jeder mittelmäßig beherzte Mann in diesem Fall gethan haben würde — zu seinen Leuten zurückzukehren und den Degen zu ziehen, auf Peche, der nur eine halbe Wendung links zu machen hatte, um mir den Dolch in die Seite zu stoßen, zu achten und ihn hinzuhalten. Er führte diesen Gedanken mit so vieler Geschicklichkeit aus, stritt sich mit ihm, und bedeckte mich mit seinem langen Mantel, daß er mir das Leben rettete, das um so mehr in Gefahr war, weil meine Freunde glaubten, daß ich in die große Kam-

*) Joli stellt ihn als den Großen Kleffer des Prinzen vor und nennt ihn Pech p. 157.

Kammer zurück sey, und auf nichts dachten, als sich Platz zu machen.

Vielleicht werden sie sich wundern, daß ich das Parquet und die Lanternen nicht mit meinen Freunden besetzt hatte, da ich übrigens mich allenthalben wohl vorgesehen hatte; aber ihr Erstaunen wird aufhören, wenn ich Ihnen die Gründe anführe welche mich bei aller vorhergegangenen Ueberlegung davon zurückhielten. Das einzige Mittel, welches ich, um den gefährlichen Folgen dieses Mangels vorzubeugen, anwenden konnte, diese Oerter nehmlich mit vertrauten Leuten anzufüllen, war unausführbar, oder konnte wenigstens nicht ausgeführt werden, ohne noch größere Uebel herbei zu ziehen. Fast alle Standespersonen meiner Partei hatten ihre Aemter, und zwar ihre in den verschiedenen Posten, welche besetzt werden mußten, durchaus nothwendigen Aemter. Leute aus dem Volk, oder vom niedrigen Rang in diese Oerter zu bringen, wo in der Regel nur Standespersonen den Zutritt haben, würde der verhaßteste Anblick gewesen seyn. Hätte man sie, zum Nachtheil einer unendlichen Menge hoher Personen aus dem Gefolge des Prinzen, mit Menschen von geringerer Abkunft angefüllt gesehen; so würden die Gleichgültigen des Parlements unfehlbar gegen ein Schauspiel dieser Art eingenommen worden seyn. Es war mir wichtig, meinem Verfahren ganz das Ansehen der Vertheidigung zu lassen; und dieser Vortheil galt mir mehr, als eine größere Sicherheit. Es wäre mir jedoch beinah theuer zu stehen gekommen, denn außer dem vorhin erzählten Vorfall an der Thüre, hat mir der Prinz, mit dem ich in der Folge sehr oft über diesen Tag gesprochen habe, gesagt, daß er auf diesen Umstand gerechnet habe, und mich, wenn der Lerm im Saal noch

ei-

einen Augenblick gedauert hätte, an der Gurgel gefaßt haben würde, um mich für alles übrige verantwortlich zu machen. Er konnte dies, da er in den Laternen ganz sicher weit mehr Personen hatte, wie ich; aber der Erfolg wäre, dies bin ich überzeugt, gewiß beiden Parteien furchtbar gewesen, und er selbst würde große Mühe gehabt haben, sich herauszuziehen. — Ich fahre jezt in meiner Erzählung fort.

Sobald ich in die große Kammer zurückgekommen war, sagte ich dem ersten Präsidenten, daß ich seinem Sohn mein Leben zu danken habe. Dieser hatte wirklich in diesem Fall alles gethan, was der höchste Edelmuth nur bewirken kann. Er war dem Prinzen, in Allem, was nicht dem Betragen und den Grundsätzen seines Vaters entgegen war, bis zur Leidenschaft ergeben. Er war, obgleich mit Unrecht überzeugt, ich sey an den Empörungen, die während der Belagerung von Paris zwanzigmal gegen seinen Vater sichtbar geworden waren, Theilnehmer gewesen; er war durch nichts verbunden, mehr Antheil an der Gefahr, worin ich schwebte, zu nehmen, als die meisten Parlements Glieder, die ganz ruhig auf ihren Sitzen blieben. Sein Antheil für meine Erhaltung gieng aber so weit, daß er sich sogar mit der Partei entzweite, die wenigstens hier die stärkere war. Es giebt wenig so schöne Handlungen, und eine zärtliche Erinnerung an sie wird mich bis ins Grab begleiten.

Ich bezeigte dem ersten Präsidenten öffentlich meinem Dank; und fügte hinzu, daß Herr von la Rochefoucaut alles gethan habe, um mich umbringen zu lassen. *). Verräther, war seine Antwort, es kom-

*) Der Herzog antwortete, wie er selbst in seinen Memoiren erzählt, daß die Furcht ihm die Kraft zu antwor-

kümmert mich wenig, was aus dir wird. Stille, Stille, antwortete ich, la franchise notre Ami, (diesen Spottnamen hatten wir ihm in unserer Partei gegeben) Sie sind ein Poltron (ich log; denn er ist brav) und Ich bin ein Priester; der Duell ist uns verboten. Herr von Brissac, der unmittelbar bei ihm stand, drohte ihm mit Stockschlägen; er bedrohte den Herrn von Brissac mit den Sporen.

Die Präsidenten glaubten mit Recht, daß dies Sprechen und Widersprechen der Anfang zu einem Streit seyn möchte, welcher über bloße Worte hinaus gehen würde; sie warfen sich zwischen uns. Der erste Präsident, der kurz vorher die Gens du Roi vorgeladen hatte, vereinigte sich mit ihnen, um den Prinzen bei dem Blut des heiligen Ludwigs feierlichst zu beschwören, daß er den Tempel, welchen dieser zur Erhaltung des Friedens und zum Schutz der Gerechtigkeit geweiht habe, nicht mit Blut beflecken lassen sollte. Mich bat er bei meiner geheiligten Würde, nicht zu dem Mord des Volks, das Gott mir anvertrauet habe, beizutragen.

Der Prinz genehmigte, daß zwei von diesen Herren in den großen Saal giengen und seine Diener durch die Treppe der Kapelle herausgehen ließen; zwei andere ließen meine Freunde auf der großen Treppe, die beim Herausgehen aus dem Saal linker Hand ist,

theilen, geraubt haben müßte. Siehe in la Rochefoucaults Memoiren den Bericht dessen, was seit der Gefangenschaft der Prinzen vorgegangen ist.

ist, heraus. Es schlug zehn Uhr; die Gesellschaft stand auf, und so endigte sich dieser Morgen, der beinahe ganz Paris ins Verderben gestürzt hätte.

Es ist mir, als hörte ich Sie fragen, welche Rolle Herr von Beaufort bei dieser letzten Scene spielte? und nach der, welche Sie ihn bey den erstern Auftritten spielen sahen, muß Ihnen das Schweigen, worin er seit einiger Zeit wie begraben zu seyn scheint, befremdlich seyn. Meine Antwort wird eine neue Bestätigung der in diesem Werke mehr als einmal gemachten Bemerkung enthalten, daß wer jedermann Genüge leisten will, stets niemand zufrieden stellt.

Herr von Beaufort setzte sich in den Kopf, oder ließ sich vielmehr von Frau von Montbazon in den Kopf setzen, daß er sich, nachdem er mit mir gebrochen hatte, zwischen dem Prinzen und der Königin theilen müsse und könne. Er trieb es bei der Bemühung, den Schein dieser Mäßigung zu beobachten, so weit, daß er etwas darein setzte, sich bei den beiden eben beschriebenen Versammlungen des Parlements, ganz allein, ohne das geringste Gefolg einzufinden. In der letztern sagte er sogar ganz laut, und mit dem Ton eines Cato, der sich so wenig für ihn schickte: Was mich betrift, so bin ich nur ein Privatmann, der sich in nichts mischt. — Man muß gestehen, sagte ich zu Herrn von Brissac, daß Herr von Angouleme und Herr von Beaufort eine gute Aufführung zeigen! Ich sagte es jedoch nicht leise genug; der Prinz hörte es und lachte darüber. Herr von Angouleme *) war, wie

*) Carl von Valois, ein natürlicher Sohn Carls des 9ten. Er war den 28sten April 1573 gebohren und starb

wie ich Sie zu bemerken bitte, über 90 Jahr alt, und kam nicht mehr aus seinem Bett. Ich bemerke diese Kleinigkeit hier blos, weil sie zeigt, daß jeder, den allein das Glück zu einer öffentlichen Person gemacht hat, fast immer in kurzer Zeit eine lächerliche Privatperson wird. Von diesem Zustand kömmt man nie zurück, und den Herrn von Beaufort konnte seine seit der Zurückkehr des Kardinals, wider den er sich ohne Bedenken erklärte, in mehr als einem Fall bewiesene Herzhaftigkeit, von seinem Sturz nicht aufrichten. — Aber es ist Zeit, den Faden meiner Erzählung wieder aufzunehmen.

Die Bewegung, welche während des eben beschriebenen Morgens in Paris vorgieng, ist leicht begreiflich. Die meisten Handwerker hatten bei ihrer Arbeit in ihren Werkstätten ihre Gewehre bei sich. Die Weiber beteten in den Kirchen. Aber wahr ist es auch, daß ganz Paris des Nachmittags durch die Furcht, in die Gefahr zu verfallen, in gröſserer Bewegung war, als am Morgen, da es sich würklich darin befand. Traurigkeit erschien auf den Gesichtern aller, die nicht genau mit der einen oder andern Partei verbunden waren; nicht mehr durch Leidenschaft beschäftigt, gaben selbst die Gemüther derer, die am meisten Antheil daran hatten, nun der Ueberlegung Raum.

Der Prinz sagte zu dem Grafen von Fiesque, wie dieser wenigstens am Abend öffentlich erzählte: Paris hat heute auf dem Punkt gestanden, angezündet zu werden; welch ein Freudenfeuer für Mazarin! und — seine

starb den 24sten September 1650 in einem Alter von 77 und einem halben Jahr. Es ist nicht zu begreifen wie Herr von Retz sich hier geirrt hat. (Man lese 60 statt 90.)

Hauptfeinde waren es, die im Begriff ſtanden, es zu thun.

Ich, meinerſeits ſah ein, daß ich am Abhang des ſchrecklichſten und gefährlichſten Abgrunds geſtanden hatte, der je einem Privatmann drohen konnte. Das beßte, was mir begegnen konnte, war: wenn ich über den Prinzen die Oberhand behielt; und dieſes beſte, wenn er dabei umgekommen wäre, hätte ſich damit geendigt, daß ich für den Mörder des erſten Prinzen vom Geblüte galt, von der Königin unausbleiblich verlaſſen wurde, und die ganze Frucht meiner Mühe und Gefahr durch den Erfolg, der alle Unordnungen, die bis zum äuſſerſten Grad ſteigen, jederzeit zum Vortheil des königlichen Anſehens wendet, dem Kardinal zufallen ſah. Dies iſt es, was meine Freunde, wenigſtens die Klügern mir vorſtellten, und was ich mir ſelbſt vor Augen hielt. Aber welches Mittel, welcher Ausweg, welches Gegengift giebt es, das uns aus einer Verlegenheit ziehen kann, worein wir uns mit Grund ſtürzten, und wo die einmal übernommene Verbindlichkeit einen zweiten Grund ausmacht, der zum mindeſten eben ſo ſtark wie der erſte iſt? Es gefiel der Vorſehung dies alles zu ordnen.

Monſieur, von dem Angſtgeſchrei der Stadt, das mit Entſetzen bis ins orleaniſche Palais drang, betäubt und noch mehr von ſeiner eignen Furcht angeſpornt, die ihm vorſtellte, daß eine ſo allgemeine Bewegung als dieſe, nicht bei dem Pallait ſtehen bleiben würde, — Monſieur, ſage ich, ließ ſich von dem Prinzen verſprechen, daß er am folgenden Tag nur von ſechs Perſonen begleitet ins Parlament kommen wollte, wenn ich mich nemlich verbindlich machte, mit keiner größern Anzahl dahin zu gehen. Ich bat Monſieur, mir zu verzeihen, wenn ich dieſen Ausweg nicht

annäh-

annähme; ich würde, wenn ich es thäte, theils gegen die dem Prinzen schuldige Ehrfurcht fehlen, mit dem ich mich, wie ich wohl wisse, nie vergleichen dürfe. Auf der andern Seite fände ich auch keine Sicherheit für mich dabei. Was sollte mich gegen die Aufrührer schützen, welche gegen mich schrieen, und keine Regeln und kein Oberhaupt anerkannten? Und gegen diese Menschenklasse allein sey ich bewaffnet; ich kenne die Achtung, die ich dem Prinzen schuldig sey, und wisse, daß zwischen einem Edelmann und ihm so wenig Gleichheit sey, daß 500 Mann für ihn weniger wären, als ein Bedienter für mich.

Als Monsieur sah, daß ich seinen Vorschlag nicht annahm, und Frau von Chevreuse, zu welcher er Orano abgeschickt hatte, um sie zu überreden, ihm hatte sagen lassen, daß ich Recht habe, gieng er zur Königin, und stellte ihr die schrecklichen Folgen vor, welche die Fortdauer dieses Betragens unfehlbar hervorbringen würde.'

Diese, welche von Natur nichts fürchtete und wenig voraussah, kehrte sich an seine Vorstellungen um so weniger, da sie im Grunde über die äußersten Gewaltthätigkeiten, welche sie für sehr möglich hielt, erfreut war. Endlich sprach der Kanzler in starken Ausdrücken mit ihr, und die Bertets und Brachets, die in tiefster Traurigkeit auf den Böden des königlichen Pallasts verborgen waren, und bei einem allgemeinen Aufstand umzukommen fürchteten, überzeugten sie, daß, wenn der Prinz und ich bei gegenwärtiger Lage der Sache zu Grunde giengen, dieser Verlust alles in eine Verwirrung stürzen würde, welche schon durch den bloßen Namen Mazarin dem königlichen Hause furchtbar werden könnte.

Thränen konnten die Königin eher erweichen, als die Gründe des ganzen Menschengeschlechts. Sie bewilligte, daß dem einen, wie dem andern durch einen Befehl des Königs verboten werden sollte, ins Parlement zu gehen.

Der erste Präsident zweifelte nicht, daß der Prinz diesen Ausweg, der ihm auch, in Wahrheit, gerechter weise nicht befohlen werden konnte, weil seine Gegenwart dort nothwendig war, nicht annehmen werde, und gieng mit dem Präsidenten von Nesmes zur Königin. Er zeigte ihr, daß es gegen alle Billigkeit seyn würde, dem Prinzen einem Ort zu verbieten, wo er nur hinkäme, um sich wegen eines angeschuldigten Verbrechens zu rechtfertigen. Er bemerkte den Unterschied, welchen sie unter einem ersten Prinzen vom Geblüt, dessen Gegenwart in diesem Fall nothwendig sey, und unter einem Koadjutor von Paris machen müsse, welcher nie anders als durch eine gewöhnliche Gunst des Parlements Sitz und Stimme habe. Er fügte hinzu: er bitte hier die Königin zu bemerken, wie nur die Gewalt seiner Pflicht ihn zu diesen Aeusserungen bringen könne, weil er ihr frei gestände, daß die Art, wie ich den kleinen Dienst, welchen sein Sohn mir diesen Morgen zu leisten versucht habe, (dies war sein Ausdruck) aufgenommen, ihn so herzlich gerühret hätte, daß er sich selbst außerordentliche Gewalt anthun müsse, um etwas, was mir vielleicht nicht so ganz angenehm seyn dürfte, von ihr zu erbitten.

Die Königin ergab sich seinen Gründen und den Bitten aller Damen des Hofs, welche, aus verschiedenen Bewegründen, den beinahe unvermeidlichen Lerm des künftigen Tages fürchteten. Sie ließ mir durch

Erſter Theil.

Nach den Berichten glaubwürdiger Männer, die dem Saladin als Aſtrologen die Nativität geſtellt haben, fällt die Zeit ſeiner Geburt in das Jahr der Hegira 532 (1137 n. C. G.) Er wurde in der Veſtung Tecrita geboren, wo ſein Vater Job Schjadſis Sohn, aus Dawin gebürtig, ein edler, tapfrer und kluger Mann, den Oberbefehl führte.

Von Tecrita zogen Vater und Sohn nach Moſul, wo letzterer bis in ſein Jünglingsalter blieb. Der Vater und deſſen Bruder Aſedoddin Schjrchoich gelangten bey Athabeg Zench zu hohen Ehren. Endlich zog jener nach Syrien in die Stadt Baalber, die ihm als ein Geſchenk zugefallen war, und ließ nach Verlauf einiger Zeit ſeinen Sohn dahin kommen, der ſich dort unter ſeinen Augen zu einem groſſen Mann bildete, zu dem ihn das Schickſal beſtimmt hatte. Elmelich Eladil Nureddin Mahmud, Zenchs Sohn, übertrug ihm zuerſt öffentliche Geſchäffte, und würdigte ihn ſeiner vorzüglichen Gnade. Auf jeder neuen Ehrenſtufe, die er betrat, gab er immer mehrere Beweiſe ſeiner künftigen Gröſſe, bis er endlich mit ſeinem Oheim Aſedoddin den Feldzug nach Egypten übernahm, wovon ich hernach ausführlicher reden werde.

Erſtes Kapitel.

Der Prophet ſoll, wie eine ſichere Sage lautet, folgende fünf Stücke als die Grundfeſten des Muhammeda-

durch den Dienſtleiſtenden Gardehauptmann, Herrn von Tharoſt, im Namen des Königs verbieten, morgen ins Parlement zu gehen.

Der erſte Präſident, welchem ich nach aufgehobenem Parlement durch ein Beſuch gedankt hatte, kam eben, als Herr von Tharoſt mich verließ, um meinen Beſuch zu erwiedern. Er erzählte den genauen Inhalt deſſen, was er ſo eben der Königin geſagt hatte, mit großer Aufrichtigkeit. Ich ſchätzte ihn deshalb, weil er Recht hatte und zeigte ihm überdies meine Freude darüber, weil er mich mit Ehren von einem ſehr bedenklichen Schritt zurückhielt. Es iſt ſehr weiſe, antwortete er mir, ſo zu denken, und es iſt noch weit edler, es zu ſagen. Eine zärtliche Umarmung begleitete die letztere Aeußerung. Wir ſchworen uns Freundſchaft zu, und ſo lange ich lebe, werde ich ſie ſeiner Familie mit zärtlicher Erkenntlichkeit halten.

Am folgenden Morgen, Dienſtags den 22ſten Auguſt, verſammelte ſich das Parlement. Man ließ den Pallaſt, auf jeden Fall, durch zwei Bürger-Kompagnien bewachen, weil noch ein Reſt von Auflauf in der Stadt ſichtbar war. Der Prinz blieb in der vierten Appellationskammer; denn es war wider die Form, daß er einer Deliberation beiwohnte, worin ſein Verlangen vorgetragen wurde, daß man ihn entweder frey ſprechen, oder ſeinen Prozeß machen ſollte.

Es kamen ſehr verſchiedene Meinungen vor. Die Meinung des erſten Präſidenten gieng durch: daß nemlich alle Schriften, die von der Königin und dem Herzog von Orleans ſowohl, wie die von dem Prinzen, durch Deputirte zu dem König und der Kö-

nigin gebracht, und ihnen über die Wichtigkeit derſelben die demüthigſten Vorſtellungen gethan werden ſollten; daß ferner die Königin, dieſen Handel zu unterdrücken, und der Herzog von Orleans ſich für die Ausſöhnung zu vermitteln, gebeten werden ſollten.

Als der Prinz dieſe Verſammlung, von einer ihm ergebenen Volksmenge begleitet, verließ, befand ich mich, nahe bei den Franziskanern, mit der Prozeſſion der grande Confraierie *), welche ich anführte, gerade ſeinem Wagen gegenüber. Da dieſe Prozeſſion aus 30 bis 40 pariſer Geiſtlichen beſteht, und immer von vielem Volk begleitet iſt, glaubte ich meiner gewöhnlichen Begleitung dabei nicht nöthig zu haben, und hatte ſogar etwas darein geſetzt, nur fünf oder ſechs Edelleute bei mir zu haben; ſie waren Herr von Faſſeuſe, Lonnet, Querieux, Chateau-briant und die Chevaliers von Humieres und Sevigné. Als jene mich ſahen; ſchrieen drei oder vier Stimmen aus der Volksmaſſe, welche dem Prinzen nachfolgte: Mazarin! Der Prinz, welcher, wie mich dünkt, mit Herrn von la Rochefoucaut, Rohan und Geneourt im Wagen ſaß, ſtieg heraus, ſobald er mich wahrgenommen hatte **). Er ließ diejenige von ſeinem Gefolge, welche zu ſchreien angefangen hatten, zum Schweigen bringen, und kniete nieder, um meinen See-

*) Eine gewiſſe andächtige Brüderſchaft in Rom und Paris, welche für die Verſtorbenen betet.

**) Herr von la Rochefoucaut ſagt in ſeinen Memoiren, daß das Volk dem Koadjutor tauſend Beleidigungen zugeſchrien und ſich gerüſtet habe, ihn in Stücken zu zerreißen, wenn der Prinz nicht zur Stillung des Lerms ſeine Leute hätte abſteigen laſſen.

Segen zu empfangen. Ich ertheilte ihm denſelben
it bedecktem Haupt; aber ſogleich nachher zog ich die
Mütze ab, und machte ihm eine tiefe Verbeugung.

Dieſe kleine Begebenheit war luſtig genug; eine an-
ere, die ich Ihnen erzähle, wurde durch ihren Ausgang
inder unterhaltend, und meinem Bedünken nach iſt
e es, welche mir mein Glück, und mehrmals beinah
as Leben gekoſtet hat.

Das Entzücken der Königin über die Hinder-
iſſe, welche der Prinz bei ſeinen Planen fand, und
hre Zufriedenheit mit der Aufrichtigkeit meines Ver-
ahrens war ſo groß, daß ich mit Wahrheit ſagen
ann, einige Tage lang in Gunſt geſtanden zu haben.
Sie konnte denen, welche ihr nahe waren, gar nicht
enug zeigen, wie zufrieden ſie mit mir ſey. Die
Frau Pfalzgräfin war überzeugt, daß es ihr von Her-
en gieng. Frau von Lesdiguieres ſagte mir: Frau
on Beauvais, ihre genauere Freundin, habe ihr ver-
ichert, daß ich ihr Gemüth immer mehr gewinne.
Mich ſelbſt überredete davon mehr, als alles übrige,
aß die Königin, welche faſt den leiſeſten Ausfall auf
Mazarin nicht ertragen konnte, auf die beſte Art in
inen Scherz einſtimmte, den ich über ihn geſagt hat-
e. Bertet hatte mir einige Tage vorher, ich weiß
icht mehr bei welcher Gelegenheit, geſagt, daß der
eine Kardinal zuweilen in großer Verlegenheit ſey,
nd ich hatte ihm darauf geantwortet: Geben Sie
mir den König nur zwei Tage lang, und
Sie ſollen ſehen, ob ich mich durch etwas
werde verlegen machen laſſen. Er hatte die-
en Einfall luſtig gefunden, und, da er ſelbſt den
Scherz ſehr liebte, ſich nicht enthalten können, ihn
er Königin zu ſagen. Sie ward nicht böſe, ſie be-

lachte ihn herzlich; und dieser Umstand gab Frau von Chevreuse, welche die Königin vollkommen kannte, vielen Stoff zum Nachdenken. Eine Aeußerung, welche ihr Frau von Lesdiguieres hinterbrachte, kam hinzu, und ließ einen Gedanken in ihr aufkeimen, den ich Ihnen mittheilen will, sobald ich Ihnen von dieser Aeußerung Bericht abgestattet habe.

Frau von Chavignon sagte einst in der Königin Gegenwart, daß ich sehr häßlich sey, und dies war vielleicht in ihrem Leben das einzige mal, wo sie nicht log. Er hat sehr schöne Zähne, antwortete die Königin, und mit diesen ist ein Mann nie häßlich. Frau von Chevreuse erinnerte sich, als sie dies Gespräch wieder erfuhr, von der Königin bei vielen Gelegenheiten die Aeußerung gehört zu haben, daß der Männer einzige Schönheit in den Zähnen bestehe. Lassen Sie uns einen Versuch machen, sagte sie mir eines Abends, als wir ganz allein in ihrem Garten spazieren giengen. Wenn Sie Ihre Rolle gut spielen wollen, so verzweifle ich an nichts; spielen Sie nur den Träumer, wenn Sie bei der Königin sind. Heften Sie ihre Blicke unverwandt auf ihre Hände; fluchen Sie auf den Kardinal und überlassen Sie mir das Uebrige. Wir kamen über die genauern Umstände des Schauspiels überein und spielten genau so, wie wir verabredet hatten.

Ich verlangte nach der Reihe, wegen unbedeutender Dinge, drei oder vier Unterredungen von der Königin; und lenkte dabei das Gespräch auf nichts als was sie nöthigen konnte, dem Grund, warum ich sie verlangt hätte, nachzuspüren. Von Punkt zu Punkt befolgte ich den Rath der Frau von Chevreuse, und trieb die Unruhe, und den Unwillen gegen den Kardinal

nal bis zur Ausschweifung. Die Königin, von Natur äußerst koquet, verstand, was dieses sagen wollte, und sprach mit Frau von Chevreuse darüber. „Diese stellte sich überrascht und erstaunt, jedoch nicht mehr, als nöthig war, um ihre Rolle besser zu spielen; ein fernes Licht schien ihr aufzugehen, und die Aeusserungen der Königin über mein Ungestüm gegen den Kardinal, das sie gleich bei meiner Ankunft in Paris bemerkt hatte, schienen Betrachtungen in ihr zu erwecken, worauf sie ohne dieses nie gefallen seyn würde. „Wahr ist es Madam, sagte sie zur Königin, Ihre „Majestät rufen mir gewisse Umstände ins Gedächtniß „zurück, die mit dem, was Sie sagen, sehr übereinstimmen. Ganze Tage sprach der Koadjutor über „das ganze vergangene Leben Ihrer Majestät mit einer „Neugierde, die mich befremdete, weil er tausend „Dinge mit ins Gespräch zog, die auf die Gegenwart „keinen Bezug hatten. So lange nur von Ihnen „die Rede war, konnte nichts sanfteres seyn, als diese „Unterredungen. Geschah es aber von ohngefähr, daß „der Kardinal genannt wurde, so war er nicht der „nemliche Mensch mehr. Er wüthete sogar gegen „Ihre Majestät; doch schnell war er wieder besänftigt, „niemals aber gegen den Kardinal. — Aber hier fällt „mir ein, daß ihm eines Tages, ich weiß nicht mehr „welche Tollheit gegen Bukingham in den Kopf stieg; „ich muß mich derselben genauer erinnern. Er konnte „es nicht leiden, daß ich ihn als einen rechtschaffnen „Mann schilderte. Was mich immer abgehalten hat, „über tausend und aber tausend Dinge dieser Art, die „ich jetzt mit einem Blick übersehe, Betrachtungen anzustellen, ist seine Anhänglichkeit an meine Tochter. „Freilich ist diese Neigung im Grunde gar nicht so „groß, als man glaubt, und ich wünschte sehr, daß „die Arme nicht mehr Neigung für ihn hätte, als er

„für

„für sie. Doch ich kann mir nicht einbilden, daß der „Koadjutor Thor genug sey, um seine Phantasie mit „so hohen Einbildungen zu beschäftigen.“

Hier haben Sie eine von den Unterhaltungen der Frau von Chevreuse mit der Königin. Es fielen noch zwanzig oder dreißig ähnliche vor, in welchen sich am Ende fand, daß die Königin Frau von Chevreuse überredete, ich sey wirklich Thor genug, mir dieses Hirngespinnst in den Kopf zu setzen und gleichfalls von Frau von Chevreuse beredet ward, daß ich fester daran hienge, als sie selbst geglaubt habe.

Ich meinerseits vergaß mich nicht; ich agirte gut, und gieng bei den Unterhaltungen von der Träumerei zu Vergessenheiten über, und kam aus dieser nur durch neue Anfälle zurück, die mit der tiefsten Ehrfurcht für sie, zugleich Kummer, zuweilen Zorn über den Kardinal verriethen. Ich bemerkte, daß ich es durch diese Aufführung mit dem Hof ganz und gar nicht verdarb; aber der Fräulein von Chevreuse gefiel es, ihn nach Verlauf zweier Monate durch die größte und ausgezeichnetste aller Unvorsichtigkeiten zu erbittern. Ihre Mutter hatte für gut befunden, ihr die Sache annehmlich zu machen, aus einem Grund, den Sie gleich nachher erfahren werden. Ich werde Ihnen mehr davon sagen, sobald ich erst mir selbst wegen einer Nachlässigkeit, die ich mir schon lange in dieser Schrift vorwerfe, werde genug gethan haben.

Fast alles hier enthaltene ist nur eine Kette von Folgen, die aus der Neigung der Königin für den Kardinal Mazarin entstunden, und es scheint, daß ich aus diesem Grund Ihnen die Natur dieser Neigung weit eher hätte erklären sollen. Ich glaube aber, daß

Sie

ſie weit ſicherer darüber werden urtheilen können,
enn ich Ihnen vorher einige Ereigniſſe aus den frü-
rn Jahren der Königin erzähle. Da ich ſie von
rau von Chevreuſe, der einzigen wahren Vertrauten
rer Jugend weiß, ſo halte ich ſie für eben ſo gewiß,
s wenn ſie unter meinen Augen vorgegangen wären.

Mehr als einmal hat mir dieſe geſagt, die Köni-
n ſey weder an Geiſt noch Körper eine Spanierin, ſie
be weder das Temperament noch die Lebhaftigkeit ihrer
ation; nur die Koquetterie ſey ihr geblieben, und
ſe beſitze ſie im höchſten Grad. Sie ſagte ferner,
ß Herr von Bellegarde *) zwar alt, aber gebildet
d ſo galant, wie es an Heinrichs des dritten Hof
ode war, ihr gefallen hätte, daß er ihr aber zu-
der geworden ſey, weil er einſt, als er die Armee
r Rochelle zu kommandiren abgieng, beim Abſchied
s im Allgemeinen die Erlaubniß vor ſeiner Abreiſe
e Gnade von ihr hoffen zu dürfen, verlangt, und
) alsdann auf die Bitte eingeſchränkt hätte, daß
das Stichblatt ſeines Degens mit der Hand be-
ühren möchte; dieſes Betragen ſey ihr ſo abgeſchmackt
rgekommen, daß ſie es nie hätte vergeſſen können.
e Galanterie des Herrn von Montmorenci ſey ihr
it angenehmer geweſen, als ſeine Perſon; gegen
Manieren des Kardinal von Richelieu, der in
Liebe eben ſo ſehr Pedant als in andern Dingen
Mann von Ehre war, habe ſie eine ſolche Abnei-
ng gehabt, daß ſie nie ſeine Neigung habe leiden
kön-

*) Roger von Saint Lary und von Bellegarde, Pair und Großſtallmeiſter von Frankreich. Er war König Heinrichs III. Günſtling und ſtarb 1646 in einem Alter von 83 Jahren und ſieben Monaten.

können. [Hier fehlt eine halbe Seite in der Urschrift.] Gleich beim Antritt der Regentschaft habe sie eine große Neigung für den Kardinal Mazarin an ihr bemerkt, aber nie bestimmen können, wie weit diese führe. Sie selbst sey bald darauf vom Hof verjagt worden, und habe also, wenn etwas daran gewesen sey, nicht Zeit gehabt, viel darinn zu sehen; nach ihrer Zurückkehr in Frankreich, nach der Belagerung von Paris, sey die Königin anfänglich so verschlossen gegen sie gewesen, daß sie nichts habe ergründen können; doch seit sich die vorige, gewohnte Vertraulichkeit wieder bei ihr eingefunden, habe sie in manchen Augenblicken ein gewisses Betragen an ihr bemerkt, das mit ihrem ehemaligen gegen Bukingham viel Aehnliches habe; in andern Augenblicken seyen ihr Umstände aufgefallen, die sie nur auf ein bloßes, genaues Geistesbündniß hätten schließen lassen; unter die wichtigsten derselben rechnete sie die wenig galante und sogar unfeine Art, wie der Kardinal mit ihr lebte; doch fügte Frau von Chevreuse noch hinzu: dies hat bei der Laune, die ich an der Königin kenne, immer noch zwei Seiten. Bukingham sagte mir ehmals, er habe drei Königinnen geliebt und sey genöthigt gewesen, sie alle drei unter der Ruthe zu halten. Dies verursachte, daß ich nicht weiß, was ich davon denken soll. — Und dies war es, was Frau von Chevreuse mir sagte. Jetzt zu meiner Erzählung zurück.

So sehr ich mich auch durch die Rolle, welche ich gegen den Prinzen spielte, für geehrt hielt, so kützelte sie mich doch nicht genug, um die Gefahren, welche diesen Standpunkt umgaben, nicht in ihrem ganzen Umfang zu sehen. Wo führt uns dieser Weg hin, sagte ich zu Herrn von Bellievre, der mir schon ganz zufrieden

frieden zu seyn schien, daß der Prinz mich nicht zerrissen hatte. — Für wen arbeiten wir? Ich weiß, daß wir nicht besser handeln können; aber sollen wir uns über eine Nothwendigkeit freuen, die uns, wenn es am Besten geht, dahin bringt, daß wir daraus in das schlimmste verfallen? Ich verstehe Sie, antwortete der Präsident von Bellievre, und halte sie hier fest, um Ihnen zu sagen, was ich von Cromwel gelernt habe. (Herr von Bellievre hatte ihn in England gesehen und gekannt.) Er sagte mir einst, daß man nie höher steigt, als wenn man nicht weiß, wohin es führt. Sie wissen, antwortete ich, daß ich Cromwell verabscheue; aber, als ein so großer Mann er uns auch gerühmt wird, so füge ich doch Verachtung hinzu, wenn er würklich dieser Meinung ist; es ist die Meinung eines Thoren.

Dieses an sich unbedeutende Gespräch, führe ich blos an, um Ihnen zu zeigen, wie wichtig es ist, nie von Personen zu sprechen, die bedeutende Stellen bekleiden. Der Präsident von Bellievre erzählte, als er in sein Kabinet, das mit Menschen angefüllt war, zurückkam, diese Aeußerung als einen Beweis, wie ungerecht man gegen mich sey, wenn man behaupte, daß mein Ehrgeiz ohne Maas und Ziel sey. Sie ward dem Protector hinterbracht, welcher sich ihrer, bei einer Gelegenheit, wovon ich in der Folge reden werde, mit Bitterkeit wieder erinnerte, und darüber dem Herrn von Berdeaux, dem französischen Gesandten in England sagte: Ich kenne nur Einen Mann in der Welt, der mich verachtet, den Kardinal Retz. Diese Meinung wäre mir beinah theuer zu stehen gekommen. — Ich fasse jetzt den Faden meiner Erzählung wieder auf.

Monsieur höchst erfreut, sich mit so leichten Kosten aus seiner oben beschriebenen Verlegenheit gezogen zu haben, dachte an nichts, als wie er sie künftig vermeiden könnte und gieng den 26sten nach Limoues, um, wie er der Königin sagte, zu zeigen, daß er an Allem, was der Prinz thäte, keinen Antheil habe.

Den 28sten Montags und den Tag darauf wandte der Prinz im Parlement alles an, um die Gesellschaft zu nöthigen, daß sie in die Königin dringen möchte, ihn entweder zu rechtfertigen, oder die gegen ihn eingeschickte Schrift zu beweisen. Aber der erste Präsident blieb fest dabei, keine Deliberation zu gestatten, bis der Herzog von Orleans zurückgekommen sey; und da er überzeugt war, daß dieser so bald nicht zurückkommen werde, willigte er ein, daß er von der Gesellschaft gebeten würde, seine Stelle einzunehmen. Der Prinz reisete in Begleitung des Herrn von Beaufort, Nachmittags den 29sten selbst zu ihm, um ihn dahin zu bringen. Aber vergebens. Joui kam um Mitternacht zu mir, um mir in Monsieurs Namen den Inhalt ihrer Unterredung zu erzählen, mit dem Befehl, morgen der Königin davon Bericht zu erstatten.

Den 30sten kam der Prinz ins Parlement und hatte das Vergnügen, Herrn von Vendome eine der lächerlichsten Rollen, die man sich denken kann, spielen zu sehen. Dieser verlangte, daß die Erklärung, welche er jetzt that: seit dem Jahr 1643 von der Bewerbung um Fräulein von Mancini nicht reden gehört zu haben, zu den Akten genommen werden möchte. Er überredete niemand, wie Sie leicht glauben können.

medanismus angegeben haben: Bekenntniß eines einzigen Gottes: Beobachtung der angeordneten Gebete: Almosengeben: Fasten im Monat Ramadan: und Wallfarth zu dem allerheiligsten Orte.

Saladin besaß ganz ungewöhnliche Kenntnisse der Theologie, die er aus den Unterredungen mit den vorzüglichsten Gottesgelehrten geschöpft hatte. Bey theologischen Untersuchungen, die in seiner Gegenwart angestellt wurden, enthielt der Ausspruch, den er that, jederzeit sehr viel Vortreffliches, wie wohl man ihn in den Schriften der gelehrtesten Ausleger vergebens suchen würde. In der Religion war er orthodox, ganz nach dem Sinne der vornehmsten Theologen. Die Dogmatik, welche ihm Doctor Kotboddin von Nisabur aufgesetzt hatte, war ihm so werth, daß er selbst seine Kinder daraus unterrichtete.

Die Gebete verrichtete er eben so eifrig als ungeheuchelt. Er gestand es selbst, daß er schon seit vielen Jahren, sie eben so, als in einer öffentlichen Versammlung zu geschehen pflegt, beobachtet habe. Wenn er krank war, mußte ihn ein Geistlicher besuchen, und er selbst ließ sich dann in die Höhe richten, um in dieser Lage beten zu können; denn nichts war ihm heiliger als die Beobachtung der einmahl eingeführten Ceremonien. Er hatte auch Gebete, die er in der Nacht, wenn er erwachte, und andere die er vor der Morgenandacht verrichtete. Diese Gebete setzte er so lange fort, als er Kräfte des Geistes in sich fühlte. Selbst während seiner letzten Krankheit habe ich ihn stehend seine Andacht halten sehen, und nur die drey Tage hindurch, da er seines Verstandes nicht mächtig war, wurde dieser Gottesdienst ausgesetzt. Ueberfiel ihn unterweges die Stunde des Gebets, so stieg er ab, und verrichtete seine Andacht.

Als der Prinz hierauf den ersten Präsidenten ge-
hatte, ob die Königin auf die, seinetwegen vom
lement gethanen Vorstellungen geantwortet habe,
man die Gens du Roi holen. Diese sagten: die
igin habe die Antwort bis auf die Rückkehr des
ogs von Orleans, der zu Limours wäre, verscho-
Der Prinz beklagte sich über diesen Verzug,
über eine Weigerung des Rechts. Es erhoben
viele Stimmen, und der erste Präsident war,
vielem Widerstand genöthigt, zu berichten, was
am letzt vergangenen Sonnabend, den Tag, an
em er die Vorstellung gethan hatte, im köni-
n Pallast zugetragen hatte. Sein Vor-
war von gewaltigem Nachdruck, und er hatte
vergessen, was der Königin den Nutzen und so-
ie Nothwendigkeit einer Vereinigung des königl.
Hauses fühlbar machen konnte. Beim Schluß
Rede sagte er dem Parlement, daß die Köni-
n sowohl, wie die Gens du Roi, auf die Zurück-
des Herzogs von Orleans verwiesen habe.

Der Präsident von Mesmes war von Seiten des
ments nach Limours gegangen, um den Herzog
ten, daß er seine Stelle einnehmen möchte. Die
oppelsinnige Antwort, die er zurückgebracht, und
mehr dies, daß Herr von Beaufort, der den Prin-
en Tag zuvor nach Limours begleitet hatte, sagte:
sieur habe ihm befohlen, die Gesellschaft in sei-
Namen zu bitten, ihn nicht zu erwarten, wie
chlossen worden sey, um über die gegen den Kar-
gerichtete Erklärung ins Reine zu kommen, be-
daß er nicht kommen würde.

Den 31sten kam der Prinz nochmals ins Parle-
und beklagte sich in starken Ausdrücken, daß

die Königin noch nicht auf die Vorstellungen geantwortet habe. Sie hatte, es ist wahr, den Gens du Roi blos durch den Canzler sagen lassen, daß sie den Herrn von Brienne erwarte, welchen sie um 5 Uhr des Morgens nach Limours geschickt habe.

Sicher werden Sie glauben, daß die Ursache dieser Sendung war, Monsieur für die bewiesene Festigkeit in Verweigerung seiner Rückkehr, zu danken, und ihn darin zu bestärken; und Sie werden zu diesem Glauben noch mehr Grund haben, wenn ich Ihnen sage, daß die Königin mir den Tag zuvor befahl, Monsieur in ihrem Namen zu schreiben, sie sey über seinen, den letztern Bitten des Prinzen geleisteten Widerstand von einer Erkenntlichkeit (sie bediente sich dieses Worts) durchdrungen, die nur mit ihrem Leben endigen werde. Die Nacht, oder vielmehr der Augenblick der Nacht, wo Melayer, des Cardinals Cammerdiener ankam, änderte Alles. Dieser brachte eine Depesche, welche unter andern, folgende Worte enthielt: Geben Sie, Madame, dem Prinzen alle Erklärungen von Unschuld, die er nur verlangen wird; wenn Sie ihn nur hinhalten und verhindern, daß er nicht seine Flügel ausbreitet; so ist alles gut. Ich habe dies in der Folge von dem Marschall du Plessis erfahren, der es im Original gesehen haben wollte.

Bewundernswürdig ist es, daß die Königin nur drey Tage vorher sagte, sie wünsche von Herzen, daß der Prinz schon in Guienne seyn möchte; wenn man nur, fügte sie hinzu, nicht glaubte, daß ich es wäre, der ihn so weit gebracht hätte. Dieser Moment in der Geschichte ist einer von denen, über die ich Ihnen

bey

bey einer andern Gelegenheit gesagt habe, daß sie in den Geschichtbüchern unerklärlich, und selbst für die, welche ganz nahe dabey stehen, undurchdringlich sind.

Ich erinnere mich, daß die Frau Pfalzgräfin und ich damals alles aufboten, um uns den Grund dieser so schnellen Veränderung zu enträthseln; daß wir irgend eine verborgene Negociation argwohnten, und in der Folge vollkommen überzeugt zu seyn glaubten, daß diese Vermuthung nicht gegründet war. Was uns in dieser Meynung bestärckte, war, daß die Königin am ersten September dem Parlement, welches sie in den königlichen Pallast gefodert hatte, in ihrer Gegenwart durch den Canzler sagen ließ: Ihre Majestät wollte die Nachrichten, welche sie von dem Einverständniß des Prinzen mit den Spaniern erhalten, da es nicht weiter fortgesetzt worden sey, nicht für wahrhaft anerkennen, und daß am 4ten der Prinz bey voller Versammlung der Cammern erklärte: diese Rede der Königin enthalte keine hinreichende Rechtfertigung, weil sie zugleich bezeichne, daß, wenn das, was zur ersten Beschuldigung Anlaß gegeben, fortgesetzt worden wäre, wirklich ein Verbrechen statt gefunden habe. Er bestand darauf einen förmlichen Beschluß zu haben; und breitete sich über diesen Gegenstand mit so viel Feuer aus, daß die vorgebliche Erweichung der Königin wirklich nicht mit ihm verabredet zu seyn schien.

Da diese gemilderte Stimmung nicht mit Monsieur verabredet war, so machte sie auf ihn vollkommen den Eindruck, als wenn eine wahre Aussöhnung zwischen dem Prinzen und der Königin statt gefunden hätte. Sein Argwohn bestimmte ihn, den Parlementsdeputirten Doujat und Monarbeau, die ihn baten, seinen Platz im Parlement einzunehmen, die

Antwort zu geben: er würde nicht fehlen! Und wirklich fehlte er nicht. Den ganzen Abend am 3ten behauptete er gegen mich: eine so plötzliche Veränderung könne nur das Werk einer versteckten Negociation seyn. Er glaubte, daß die Königin, welche ihm tausendmal das Gegentheil zuschwor, blos mit ihm spiele; und unterstützte daher am 4ten des Prinzen Vorschlag mit so vielem Feuer, daß nicht mehr als drey Stimmen in der Versammlung waren, die nicht darauf stimmten: man solle der Königin demüthige Vorstellungen thun, um eine Erklärung über die Unschuld des Prinzen in bester Form Rechtens zu erhalten, welche noch vor der Volljährigkeit des Königs in die Register eingetragen werden könnte. Bemerken Sie hier, daß diese auf den 7ten fiel.

Als der erste Präsident in seinem Vortrag gesagt hatte, es sey billig, dem Prinzen diese Erklärung zu bewilligen, es sey aber auch nothwendig, daß er zuvor dem König seine Schuldigkeit bezeige, ward er von einer großen Menge verworrener Stimmen unterbrochen, welche die Erklärung gegen den Cardinal verlangten.

Diese beyden Erklärungen wurden am 5ten ins Parlement gebracht; sie waren noch von einer dritten begleitet, welche die Fortsetzung des Parlements, jedoch nur für die öffentlichen Angelegenheiten, betraf.

Am 6ten wurden die, welche den Cardinal betraf und die andere wegen Fortsetzung des Parlements in der Versammlung publizirt. Die, welche des Prinzen Unschuld betraf, ward bis zum Tag der Volljährigkeit aufgeschoben, unter dem Vorwand, sie durch des Königs Gegenwart noch wichtiger und feyer-

rlicher zu machen. Der wahre Grund war, Zeit
ekommen, um zu sehen, was die königliche Ma-
t, die man in ihrem ganzen Glanz erscheinen las-
wollte, auf die Volksstimmung wirken würde.
dieſen Gedanken kam ich, weil Servien zwey
ge nachher gegen einen glaubwürdigen Mann
der mir es erſt nach zehn Jahren wieder erzählt
— äuſſerte: wenn der Hof dieſen Moment wohl
benutzen verſtanden hätte, ſo würde er die Prinzen
ohl als die Frondeurs unterjocht haben. Dies
ein unſinniger Gedanke. Wer Paris genau
nte, hätte nie dieſe Meinung hegen können.

Der Prinz traute dem Hof ſo wenig wie den
ndeurs, und ſein Mistrauen gegen beyde war nicht
egründet. Er wollte ſich nicht bey der Ceremonie
finden; und begnügte ſich den Prinzen von Conti das
zu ſenden. Dieſer überreichte dem König in ſeinem
men einen Brief, worin er Seine Majeſtät um
rzeihung bat; die Verläumdungen und Anſchläge
er Feinde erlaubten ihm nicht, ſich im Pallaſt
zufinden, die Ehrfurcht für Seine Majeſtät ſelbſt
der einzige Bewegungsgrund, der ihn davon ab-
te. Dieſe letzte Aeuſſerung, welche zu ſagen ſchien,
er ohne die Rückſicht auf dieſe Ehrfurcht, in
cherheit hätte kommen können, erbitterte die Kö-
in mehr als ich bis auf dieſen Augenblick je geſe-
hatte. Der Prinz muß fallen, oder ich,
te ſie mir am Abend. Ich hatte keinen Beruf, ihr
müth in dieſem Fall zu beſänftigen Aber als ich,
s reinem Gefühl für Recht, ihr dennoch vorſtellte,
des Prinzen Ausdruck wohl einen andern und
ſchuldigen Sinn haben könnte, wie es auch wahr
r, ſagte ſie mir aufgebracht: ich haſſe dieſe
lſche Großmuth. Gewiß iſt es, daß des

Prinzen Brief an den König äuſſerſt klug und abgemeſſen war.

Der Prinz war von der Reiſe nach Brie, wieder zu Chantilly. Hier erfuhr er, daß die Königin am Tage der Volljährigkeit, dem 7ten des Monats, die neuen Miniſter ernannt hatte. Was aber ſeinen Entſchluß, ſich vom Hof immer mehr zu entfernen, völlig zur Reife brachte, war die Nachricht, welche er in demſelben Augenblick von Chavigni erhielt, daß Monſieur ſich bey dieſer Einrichtung nicht habe enthalten können, lachend zu ſagen: Dieſe wird von längerer Dauer ſeyn, wie die vom heiligen Donnerſtage.

In dem Brief, welchen er an Monſieur ſchrieb, um ſich über dieſe Einrichtung zu beklagen, und ihm ſeine Gründe, warum er den Hof verlaſſe, anzuführen, vergaß er nicht, was ſehr klug war, vorauszuſetzen, daß Monſieur die Beleidigung mit ihm theile. Dieſer, im Innerſten erfreut, ihn den Weg der Entfernung betreten zu ſehen, war es nicht minder, ſich nun ſelbſt überreden zu können, oder zu wollen, daß der Prinz mit ihm zufrieden ſey, und folglich von ſeinem Einverſtändniß mit der Königin über die Entfernung der Miniſter nichts wiſſe. Nun, glaubte er, auf jeden Fall in dem beſten Vernehmen mit ihm bleiben zu können; und ſeine Schwäche es beſtändig mit beyden Theilen halten zu wollen, riß ihn dießmal ſogar weiter und ſchneller fort, als gewöhnlich. Er war ſo eilig, dem Prinzen im Augenblick ſeiner Abreiſe ſeine Freundſchaft zu bezeigen, daß er alle Rückſicht gegen die Königin vergaß, und ſich nicht einmal die Mühe gab, ihr den geheimen Zuſammenhang

hang der ſcheinbaren Bemühungen zu erklären, die er, um ihn zurückzurufen, that.

Er fertigte einen Edelmann an den Prinzen ab, mit der Bitte, ihn in Angerville zu erwarten. Aber der Edelmann erhielt zugleich Befehl, nicht eher Angerville zu erreichen, bis er des Prinzen Abreiſe von dort erfahren haben würde. Da er in die Königin Mistrauen ſetzte, ſo wollte er ihr dieſe abſcheuliche Feinheit, welche den Prinzen überreden ſollte, daß es nicht an ihm läge, wenn er nicht an dem Hof bliebe, nicht anvertrauen. Die Königin erfuhr die Sendung des Edelmanns, ohne mit dem Geheimniß derſelben bekannt zu ſeyn, und glaubte, es habe nicht an Monſieur gelegen, daß der Prinz nicht geblieben ſey. Sie ſchöpfte daraus Argwohn, und ſprach mit mir darüber. Ich ſagte ihr frei heraus, was ich davon wußte, und dieß war, ungeachtet ich von Monſieur nur einen ſehr verworrenen und dunkeln Wortſchall darüber gehört hatte, das Wahre. Die Königin glaubte nicht, daß ich ſie täuſche; aber ſie hielt mich ſelbſt für den Betrogenen, und glaubte, daß Chavigni ſich Monſieur's zu meinem Nachtheil bemächtigt habe.

Dieſe Meinung war nicht gegründet. Monſieur haßte Chavigni mehr als den Teufel, und der einzige Grund ſeines ganzen Betragens war in ſeiner Feigheit zu ſuchen, die ihn ſtets antrieb, ſich ſelbſt durch lächerliche Rückſichten aller Partheien zu verſichern.

Doch bevor ich weiter in dieſer Erzählung fortfahre, halte ich es für ſchicklich, Ihnen hier einen ziemlich auffallenden Zug zu erzählen, welcher Herrn von Chavigni betrifft. Sie haben dieſen bereits auf dem

Schauplaß geſehen, und werden ihn, wenigſtens noch für einige Zeit da ſehen.

Daß Monſieur kurz nach der Veränderung des heiligen Donnerſtags im Begriffe ſtand, die Königin um ſeine Entfernung zu bitten, glaube ich Ihnen bereits geſagt zu haben. Er veränderte ſeine Meinung, als ich ihm vorſtellte, daß es ſehr vortheilhaft für ihn ſey, einen Mann im Conſeil zu laſſen, der, wie dieſer, ſo fähig wäre, den Keim der Zwieſpalt und das Mistrauen unter denen auszuſtreuen und zu nähren, mit deren Aufführung S. K. H. nicht zufrieden ſey. In der Folge fand es ſich, daß mein Urtheil nicht falſch geweſen war. Chavigni's Anhänglichkeit an den Prinzen trug viel dazu bei, der Königin alle Schritte ſeiner Partei verdächtig zu machen, weil ihr ſein beißender Haß gegen den Kardinal nicht unbekannt ſeyn konnte. Sie wußte mit höchſter Gewißheit, daß vorzüglich auf ſein Anſtiften die Vertreibung der drei Unterminiſter betrieben worden ſey. Ihr Zorn darüber bewog ſie, ihm drei oder vier Tage nach ſeinem Fall zu befehlen, daß er ſich nach Touraine zurückziehen ſollte. Er nahm die Krankheit ſeiner Mutter als Vorwand zu ſeiner Entſchuldigung; und des Prinzen Anſehn zu ſeiner Schutzwehr. Als aber der Prinz nicht mehr genug Anſehn in Paris hatte, um ihn dort aufrecht zu halten, machte es ſich die Königin zum Vergnügen, ihn ohne Amt da zu ſehen. Ich werde, ſagte ſie mir mit unglaublicher Bitterkeit, die Freude haben, ihn als Pflaſtertreter zu ſehen. Dieſer Grund bewog ſie, ihm am erſten Tag, als die neuen Miniſter eingeführt waren, ſagen zu laſſen: er könne in Paris bleiben. Er entſchuldigte ſich unter dem Vorwand häuslicher Angelegenheiten, und zog ſich nach Touraine zurück, wo er jedoch nicht

die

die Kraft hatte zu bleiben. In Abweſenheit des Königs kam er nach Paris zurück, wo er, wie Sie in der Folge ſehen werden, eine traurige und gefährliche Rolle ſpielte, die ihm an Ende Ehre und Leben koſtete. Nichts iſt nothwendiger, wie Herr von la Rochefoucaut ſehr richtig bemerkt hat, als Langeweile ertragen zu können.

Ehe ich den Faden meiner Erzählung wieder aufnehme, iſt noch eine andere Abweichung nöthig, um das, was in jenem Zeitpunkt zwiſchen dem Prinzen und Herrn von Türenne vorgefallen war, zu erzählen. Sobald der Prinz Paris verlaſſen hatte, um nach St. Maur zu gehen, kamen die Herrn von Bouillon und Türenne dahin, und boten ihm ihre Dienſte öffentlich und auf die nemliche Art an, wie die andern, die am innigſten mit ihm verbunden ſchienen. Der Prinz hat mir in der Folge erzählt, daß Herr von Türenne ihm den Tag zuvor, ehe er St. Maur verlaſſen, um nach Brie zu reiſen, von wo aus er nicht wieder an den Hof zurückkehrte, ſeine Dienſte beſtimmt verſprochen, und ſogar einen, von ſeiner Hand unterzeichneten Befehl angenommen habe, durch welchen er la Mouſſaye, der in des Prinzen Namen zu Stenay kommandirte, befohlen, dieſen Ort in ſeine Hände zu geben. Gleichwohl ſey die erſte Nachricht, die er hierauf vom Herrn von Türenne erhalten, dieſe geweſen, daß er abgereist ſey, um die königliche Armee zu kommandiren.

Der Prinz, ich bitte Sie dies zu bemerken, iſt unter allen Menſchen, die ich gekannt habe, derjenige, welchen ich vorſätzlicher Betrügerei immer am unfähigſten halte. Mir vom Herrn von Türenne eine gründliche Erklärung über dieſen Punkt geben zu laſſen, habe ich nie gewagt; aber was ich durch Umſchweife im

Geſpräch von ihm habe erfahren können, iſt, daß er gleich nach des Prinzen Freiheit alle mögliche Urſache hatte, mit ſeinem Verfahren gegen ihn unzufrieden zu ſeyn; daß er ihm in Allem und bei Allem den Herrn von Nemours vorzog, welcher ihm gleichwohl an Verdienſten nicht gleichkam, und überdies bei weitem weniger Dienſte geleiſtet hatte; daß er aus dieſem Grund von ſeinen erſten Verbindlichkeiten frei zu ſeyn geglaubt habe. Bemerken Sie, daß Herr von Türenne von allen, die ich je gekannt habe, einer ſchlechten Handlung am unfähigſten war. Laſſen ſie uns alſo hier nochmals bekennen, daß es in der Geſchichte Stellen giebt, die ſelbſt denen, welche ſich zunächſt bei den Handelnden befinden, unerklärlich ſind. — Jetzt nehme ich den Faden meiner Erzählung wieder auf.

Der Prinz verweilte nur einen oder zwei Tage zu Angerville, und nahm den Weg nach Bourges welcher eigentlich nach Bourdeaux führt. Die Königin, ſo ſehr ſie ſich, wenn ſie ihrer Neigung gefolgt wäre, über des Prinzen Entfernung gefreut hätte, hatte von Breull eine entgegengeſetzte Lection erhalten und wagte es nicht, ſich Monſieurs Meinung zu widerſetzen. Dieſer, durch Chavigni's Rath beſtürmt und überdies in der Ueberzeugung, daß der Hof beſtändig in geheimen Unterhandlungen mit dem Prinzen ſtehe, erkünſtelte den Schein, als wäre es ſein eifrigſtes Verlangen, daß der Prinz ſich nicht entfernen möchte. Was ihn in dieſem Verfahren vollkommen befeſtigte, war, daß ein Gerücht, welches damals, wenigſtens, dem allgemeinen Ruf nach, dem Herrn le Tellier zugeſchrieben ward, ihn überredete, er ſpiele ein ſichres Spiel, und dieſer Eifer, ſeinen Vetter an den Hof zurückzurufen, würde würklich nur dazu dienen, ihn

ruhig

Die im Gesetze vorgeschriebenen Almosen kürzte er den Armen so wenig ab, daß er vielmehr durch freywillige Gaben seinen ganzen Reichthum vergeudete. Er hinterließ in seinem Schatze nichts mehr als sieben und vierzig Naziritische Silbergroschen, und eine kleine Goldmünze; ausserdem auch nicht ein Haus, nicht einen Garten oder ein andres liegendes Grundstück. Kurz seine Erben erhielten nichts von ihm, da er doch Königliche Reichthümer besessen hatte.

Die Fasten im Ramadan konnte er nicht immer genau halten, weil ihn einigemahl um diese Zeit eine Krankheit überfiel. Doch merkte der Richter Elphadil diese Tage genau an, und Saladin fieng in dem letzten Jahre seines Lebens zu Jerusalem an, diese Lücke dadurch auszufüllen, daß er die Fasten gegen den Rath seines Arztes, länger als einen Monat fortsetzte. Krankheit, immerwährende Feldzüge und die Beschaffenheit seines Körpers, der diesen Anstrengungen nicht gewachsen war, hatten ihn zweymahl verhindert, den Ramadan zu halten.

Die Wallfarth nach Mecca lag ihm beständig im Sinn, aber er konnte sie nicht ausführen. Er hatte schon alle Verkehrungen zur Reise gemacht, Mangel an Zeit, und an Gelde verhinderten sie; er verschob sie deswegen auf das künftige Jahr, das er jedoch nicht mehr erlebte.

Den Koran ließ er sich gerne vorlesen, unterredete sich darüber mit seinem Geistlichen, und verlangte von diesem, daß er das heilige Buch nicht blos gründlich verstände, sondern es auch genau im Gedächtnisse hätte. Des Nachts, wenn er im Schloß war, mußten ihm seine Leibwächter zwey, drey bis vier Abschnitte vorlesen; ja selbst bey öffentlichen Sitzun-

ruhig in ſeinem Gouvernement feſtzuhalten, wobei Monſieur auf alle Weiſe ſeine Rechnung zu finden glaubte. Dieſe Eröffnung war: man habe dem Prinzen angeboten, ruhig in ſeinem Gouvernement zu bleiben, bis man die General-Staaten verſammelt hätte. Dieſer Vorſchlag gehört unter die Dinge, welche, wie ich ſchon mehrmals erwähnt habe, unverſtändlich ſind, weil es unbegreiflich iſt, was ihnen das Daſeyn gegeben hat. Es iſt gewiß, daß dieſes Gerücht, ſey's durch Herrn le Tellier, oder durch einen andern, vom Hof kam; und es iſt nicht weniger erwieſen, daß nichts in der Welt dem wahren Vortheil des Hofs ſo zuwider war. Denn dieſe eingebildete Ruhe des Prinzen in ſeinem Gouvernement gab ihm Veranlaſſung, ſeine Truppen, die, dem nemlichen Vorſchlag gemäß, dort in den Winterquartieren bleiben ſollten, zu erhalten, zu verſtärken und zu vermehren.

Monſieur nahm dannoch dieſe Nachricht mit einer Freude auf, die mich in das höchſte Erſtaunen ſetzte. Er war es, der mir mehr als tauſendmal geſagt hatte, bei der, ihm bekannten, aller Unterhandlungen empfänglichen Stimmung des Kardinals, halte er für ſeinen eignen Vortheil nichts ſo gefährlich, als die Ruhezeiten zwiſchen dem Prinzen und dem Hof. Konnte man, nach dieſer Vorausſetzung etwas gefährlicheres finden, als das, welches jener Vorſchlag bewürken mußte? Wunderbar iſt es, daß dieſer Vorſchlag, welcher für den Hof und Monſieur ſo entſchiednen Nachtheil hatte, von dem Prinzen verworfen ward, und daß ſein Schickſal ihn beſtimmte, ſeinen Neigungen und ſeinen Zwecken zuwider, den Eigenſinn ſeiner Freunde und Diener dem-

demſelben vorzuziehen. Ich weiß von den genaueren Umſtänden nichts, als was mir Croiſſy, der von Monſieur nach Bourgis geſchickt ward, ſeitdem in Rom erzählt hat; aber ich bin überzeugt, daß er Wahrheit ſagte, weil er kein Intereſſe hatte ſie mir zu verhehlen. Dies ſind die nähern Umſtände.

Der Prinz, den ſeine Neigung ganz vom bürgerlichen Krieg entfernte, ſchien anfänglich ſehr geneigt, Croiſſi's Vorſchläge, welche er ihm in Monſieurs Namen that, anzunehmen. Und dies um ſo viel leichter, da die Anerbietungen, welche man ihm machte, ihm wenigſtens für lange Zeit die Freiheit ließen, unter dem, was er ergreifen wollte, zu wählen. Der Entſchluß, Vorſchläge dieſer Art zu verwerfen, iſt unendlich ſchwer, beſonders, wenn ſie gerade in Augenblicken anlangen, wo man gedrängt wird, eine Partie gegen ſeine Neigung zu ergreifen. Des Prinzen Neigung war nicht für den bürgerlichen Krieg, und eben ſo leicht hätten auch alle die, welche um ihn waren, dieſen Gedanken aufgegeben, wenn ſie nur zuſammen über die Vorſchläge zu ſeiner Ausſöhnung hätten einig werden können. Ein jeder hätte dieſe gern allein übernommen, um ſeinen Privatvortheil dabei zu finden; aber keiner ſah ſich dazu vermögend genug, weil keiner ſo viel Gewicht in dem Gemüth des Prinzen hatte, um die andern von der Negociation ausſchließen zu können. Alle beſchloſſen daher den Krieg, weil keiner von Allen den Frieden allein ſchließen zu können glaubte; und dieſe allgemeine Stimmung, an welcher ſich noch die Neigung der Frau von Longueville anſchloß, die bei der Entfernung

nung von ihrem Gemahl ihren Vortheil fand, stellte der Aussöhnung ein unübersteigliches Hinderniß entgegen. Man weiß nicht, was eine Partei ist, wenn man ihren Anführer für den Herrn derselben hält. Sein wahrer Dienst wird fast immer von dem, oft blos eingebildeten, Interesse der Glieder untergraben. Noch schlimmer ist es, daß sich zuweilen seine Edelmuth, und fast immer seine Klugheit mit ihnen, selbst gegen seine Neigung vereint.

Croissi hat mir mehr als einmal gesagt, die Empörung und die Heftigkeit der Freunde des Prinzen sey in diesem Fall so weit gegangen, daß sie in Montrond, wo er seine Schwester besuchte, einen Vertrag unter sich geschlossen, durch welchen sie sich verbanden, ihn, im Fall er sich auf die vom Herzog von Orleans durch Croissi vorgeschlagene Bedingungen mit dem Hof versöhnen würde, zu verlassen, und unter dem Schutz des Prinzen von Conti eine dritte Partie zu bilden. Ich würde dieser Erzählung, so hoch er mir auch die Wahrheit derselben betheuerte, nur mit Mühe haben glauben können — so groß schien die Schwäche und Lächerlichkeit dieser fanatischen Faction — wenn ich nicht gleich nach des Prinzen Freiheit bereits ein ähnliches Beispiel gesehen hätte. Als ich oben bei dieser Stelle in meiner Erzählung war, habe ich Ihnen zu sagen vergessen, daß Frau von Longueville, fünf oder sechs Tage nach ihrer Zurückkunft von Stenay, mich in Herrn von la Rochefoucauts Gegenwart gefragt habe: ob ich, im Fall eines Bruchs zwischen den beiden Brüdern, mich nicht für den Prinzen von Conti erklären würde? —

Die

Die Unterabtheilungen sind es, was fast alle Parteien zerrüttet, vorzüglich, wenn jene Art von Feinheit sie hervorbringt, welche der Klugheit gerade entgegen gesetzt ist. Dies ist es, was die Italiäner Comedia in Comedia nennen.

Louis II de Bourbon

Prince de Condé

né à Paris 1621

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Hofrath und Profeſſor der Philoſophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Zwanzigſter Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1800.

L... ...thek
D

1750 II ° 1748

Zur

Lebensgeſchichte

des

Kardinal's von Retz.

Zum Theil nach der Vorrede der Ausgabe von Amſterdam 1719.

zungen hatte er seine gewöhnlichen Vorleser bey sich, die ihm über zwanzig Verse vorlesen mußten. Einst bemerkte er einen Knaben, der seinem Vater aus dem Koran vorlas; dieß machte ihm so viel Vergnügen daß er den Knaben zu sich rief, ihn mit Speisen von seiner Tafel beschenkte, und dem Vater ein Stück Land auf einige Zeiten anwies.

Er war von kleiner zarter Leibesstatur, sehr leicht zu Thränen geneigt, vorzüglich wenn er den Koran vorlesen hörte. Besonders fand er an den Traditionen sehr vielen Geschmack, ließ jeden der hierin bewandert war, zu sich kommen, und hörte ihn in der Versammlung seiner Kinder, Sclaven und Freunde an. War der Gelehrte keiner von denen, die gewöhnlich bey Hofe erscheinen, so gieng er selbst zu ihm. In Alexandrien z. B. lebte ein gewisser Elhayhid von Hispahan, den er oft aus Liebe zum Lernen besucht hat.

Ich habe mich öfters unter seinen Kindern befunden, wo er selbst den Vorleser machte, und bey merkwürdigen Stellen die innigste Rührung des Herzens bezeigte.

Die Religion verehrte er mit der größten Achtung. Er glaubte eine Auferstehung, ein Paradies zur Belohnung der Guten, und eine Hölle zur Bestrafung der Bösen. Er war kein Freund der Philosophen, Moatalisten, und aller derer die sich gegen die Glaubenssätze erklärten. Seinem Sohn Haleb Almalich Alnaßer, den Gott verherrlichen wolle, gab er einst Befehl einen jungen Menschen, Namens Ossahaverd, hinzurichten, weil er von den Lehren der Religion verächtlich sollte geurtheilt haben; und das Urtheil, wurde auch nach angestelltem Verhör, in wenigen Tagen vollzogen.

Johann Franz Paul von Gondi, Kardinal von Retz, Damoiseau (souverainer Herr) von Comercy, Prinz von Euville, zweiter Erzbischoff von Paris, Abt von Saint Denis in Frankreich, war im Oktober 1614 zu Montmirel in Brie gebohren.

Die Familienverbindungen haben in das Schickſal von Männern ſeiner Herkunft ſo mächtigen und mannichfachen Einfluß, daß ohne einen Blick auf die Genealogie vieles in dem Gang ihres Lebens unerklärt bleiben würde. Der Vater des Kardinals war Philipp Emanuel von Gondi, Graf von Joigni, General der Galeeren von Frankreich, und Ritter der königlichen Orden; gebohren zu Lyon 1581 in dem väterlichen Hauſe der Gondi, nahe bei der St. Paulskirche, wo man das Wappen der Gondi mit dem von Pierre-Vive in einem viertheiligen Schilde über der Thüre ſah. Franziska Margaretha von Silly, — eine Tochter von dem Grafen von Rochepot, Ritter der königlichen Orden, und von Marie von Lannoy, Freifrau von Folleville und Paillart, souveräne Frau von Comercy und von Euville — war ſeine Mutter. Philipp Emanuel von Gondi legte alle ſeine Aemter nieder, und begab ſich zu den Vätern des Oratoriums; dort wurde er Prieſter, und ſtarb zu Joigni den 29ſten Junius 1662 in einem großen Ruhm von Frömmigkeit. Er wurde nach Paris gebracht, und in der Seminariumskirche von Sanct Magloire, in der Vorſtadt Saint Jacques zu Paris, begraben. Sein Leichnam wurde mitten in dem Sanktuarium beigeſetzt, wo ſein Epitaphium auf einem großen Stein von ſchwarzem Marmor ſtand.

Er war Vater von Peter von Gondi, Herzog von Retz; welcher ohne männliche Erben den 20sten April 1676 starb.

Die Herzogin von Lesdiguieres (von welcher oft in den Retzischen Memoiren) war die Tochter dieses Herzogs von Retz.

Der Kardinal von Retz war Enkel von Albert von Gondi (Herzog von Retz, Marquis von Belle-Isle, Pair, Marschal, General der Galeeren von Frankreich, Obristen der französischen Cavalerie, einzig erstem Kammerherrn, Großkämmerer der Könige Karl des IX. und Heinrich des III.) und von Claudine Katherine von Clermont.

Der Urgroßvater war Anton von Gondi der zweite dieses Namens, welcher nach Frankreich übergegangen war und sich zu Lyon niedergelassen hatte; wo er den 20. Jan. 1516 mit Catharine von Pierrevive, aus einer alten Familie, welche aus der Stadt Guiens in Piement abstammte und Hofmeisterin der königlichen Kinder wurde, sich vermählte.

Dieser Anton war der funfzehnte Sohn von Antonio von Gondi, dem ersten dieses Namens, und von Magdalene von Corbinelli. Von ihm stammte Peter von Gondi, Kardinal Bischoff von Paris, vorher Canonicus von der Collegial-Kirche von St. Paul in Lyon. Der Marschall von Retz, welcher Urheber von dem Glück dieses Hauses wurde, zog ihn nach Paris, und verschaffte ihm das dortige Bisthum; welches in der Folge auf des Marschalls Söhne, Heinrich, Kardinal von Gondi, und Johann Franz von Gondi, den ersten Erzbischoff, übergieng.

Dies

Diejenige, welche die Titel, den Rang, das Alter und die Genealogie des Hauſes Gondi von Retz ausführlicher zu wiſſen wünſchen, werden es in d'Hozier, dem Genealogiſten des Königs, Ugolino Verini, Paolo Mini, Scipio Amirato, Jean Villani und andern Schriftſtellern aus Italien, woher dieſes Haus abſtammte, finden können. Endlich auch in des Herrn Corbinelli Geſchichte derer von Gondi. Dieſer hatte die Ehre, durch eine ſeiner Groß-Tanten, Magdalena Corbinelli, dieſem Hauſe anzugehören. Seine Geſchichte wurde im Jahr 1705 bei Johann Baptiſt Coignard zu Paris, auf Koſten der Herzogin von Lesdiguieres, gedruckt.

Mit dieſer Dame endigte das berühmte Haus Gondi von Retz, deſſen Güter dem Hauſe Villeroi zugefallen ſind. Die verſtorbene Marſchallin von Villeroi war eine leibliche Couſine von der Herzogin von Lesdiguieres. Dieſe letztere war nemlich Erbtochter von Peter von Gondi, Herzog von Retz, Pair von Frankreich, Grafen von Joigni und General der Galeeren nach der Entlaſſung ſeines Vaters; und — von Katherine von Gondi, Herzogin von Retz, der älteren Tochter Heinrichs Herzogs von Retz und der Johanne von Scepeaux, einzigen Tochter von Gui von Scepeaux, dem III. dieſes Namens, Herzogin von Beaupreau. Margaretha Franziska von Gondi, Herzogin von Beaupreau aber, die jüngſte Schweſter, von Catharine, vermählte ſich mit Ludwig von Coſſe, Herzog von Briſac; die verſtorbene Marſchallin von Villeroi war ihre Tochter, deren Kinder, der Herzog von Villeroi, und ſein Bruder, Erzbiſchoff von Lyon, als die nächſten Verwandten, Erben der Herzogin von Lesdiguieres wurden.

Den Verfaſſer des ſogenannten Discours merveilleux de la vie, actions et deportemens, de la Reine

Catherine de Medicis, mere de François II. Charles IX, et Henri III. Rois de France ..... darf man nicht unter die Schriftsteller rechnen, welche über das Haus von Gondi zu vergleichen seyen, weil er sehr leidenschaftlich schrieb. Er hat seine Galle nicht an Catharina von Medicis allein, sondern auch an allen ihren Anhängern ausgelassen. Doch darf man der Genauigkeit wegen den in diesem Werk enthaltenen Artikel über das Haus von Gondi, nicht ganz mit Stillschweigen übergehen; sollte es auch nur in der Absicht geschehen, um denkende Leser von der Unglaubwürdigkeit zu benachrichtigen. Es findet sich in dem Recueil de diverses pieces, servant à l'Histoire de Henri III. Roi de France et de Pologne, nach der Ausgabe von Cölln bei Peter Marteau (Hammer) 1693. Der Verfasser macht eine Vergleichung zwischen Catharine von Medicis (die er von einem Köhler und Arzt abstammen läßt) und der Königin Brünehilde, und sagt S. 711. und 712. Brünehilde liebte zu ihren geheimsten Diensten einen Proclaiden aus Rom oder aus der Lombardey, einen Mann von niedrigem Stande und keinem Werth. Catharine liebte zu eben dem Gebrauch einen Gondi, einen Florentiner, von der Race der Maranen, den Sohn eines Banquiers, der zweimal zu Lyon Banquerut machte, und — einer öffentlichen Hure und nachherigen Kupplerin in derselben Stadt. Man hatte ihn einige Zeit den Coffre eines Schatzmeisters begleiten gesehen; nachher wurde er Schreiber bei einem Proviantkommissär im Lager von Amiens; kurze Zeit darauf Liebling der Königin und Aufseher der Garderobe vom König. Endlich sah man ihn, ohne daß er dem Königreich irgend einen Dienst geleistet hätte, als Grafen von Retz, und fast einzigen Marschall von Frankreich .... Brünehilde ließ die Großen, Rufin und Egil tödten, und veranlaßte nachher den Krieg zwischen Theodorich, dem König von Orleans, und Clo-

tar,

tar, dem König von Paris .... Catharine wollte mit ihrem Gondi alles beherrschen ... Sie wachte sich in kurzer Zeit von dem König von Navarra, dem Connetable Anna von Montmorenci, von Franz von Lothringen, Herzog von Guise .... von dem Marschall von St. Andre, und mehreren andern, loc. — — Was ebendaselbst sonst über die Verschwörung von Amboise, die berüchtigte „Hecht-Sauce" und über den Marschall von Retz gesagt wird, ist eben so boshaft und unwahrscheinlich. Wenn man bestimmt darauf antworten sollte; so müßte man vor allem als falsch angeben, daß Anton von Gondi, der Vater des Marschalls von Retz, von welchem hier die Rede ist, zu Lyon Banquerutt gemacht habe. Es ist in dieser großen Stadt allbekannt, daß Anton einer von denen Florentinern war, welche sich dahin zurückgezogen haben, und daß er daselbst in grossen Ehren und Ansehen lebte. In der Jakobinerkirche dieser Stadt sah man noch lange Beweise von dem Reichthum dieses edlen Fremden und seiner Landsleute, das heißt, der Gesellschaft von Florentinischen Kaufleuten. Wäre seine Frau, Catharina von Pierre-Vive so gewesen, wie sie jener Verfasser niedrig genug schildert, wie würde sie zur Aufseherin der Kinder von Frankreich gewählt worden seyn? Im Gegentheil war sie eine Frau, deren Tugend zu Lyon als Beispiel angeführet wird.

Ueber die Verbrechen, welche er dem Marschall von Retz zur Last legt, ist folgendes zu bemerken. Anton von Bourbon, König von Navarra, wurde bei der Belagerung von Rouen getödtet. Der Connetable von Montmorenci, und der Marschall von St. André, verloren ihr Leben in den Schlachten bei St. Denis und bei Dreux; Franz, Herzog von Guise, wurde bei der Belagerung von Orleans, durch Poltrot ermordet; und man weiß, auf wessen Befehl dieser Mörder handelte. Es bleibt nichts zu

sagen übrig, als daß der Marschall von Retz Karl den IX. zu schwören gelehrt habe; was so viele Geschichtschreiber schon früher angegeben haben.

Der Kardinal von Retz, Verfasser der Memoiren, hatte den berühmten Vincent de Paul zum Erzieher; welcher in der Folge Beichtvater der Königin Anna von Oestreich und endlich Oberaufseher der Priester von der Mission des h. Lazarus wurde.

Er wurde den 3. Dezember 1627 durch seinen Oheim, den ersten Erzbischoff zu Paris, an die Stelle von Isaac l'Artigues zum Canonicus von der Kirche zu Paris ernannt. Vorher hatte er die Abteien von Buzai *), und von Quimperlai **) in Bretagne, und die Abtei von Chaus

*) Er legte diese Abtei, zu Gunsten des nachmaligen Abbé von Caumartin, nieder, der hierauf zum Bischoff von Vannes ernannt wurde, damals aber erst fünf Jahre alt war. Der Kardinal von Retz war dessen Vater viele Verbindlichkeiten schuldig und wollte ihm seine Erkenntlichkeit beweisen.

**) Auch diese Abtei legte er nieder, zu Gunsten des Abbé Charier, von welchem in diesen Memoiren oft die Rede ist. Er hatte immer viele Anhänglichkeit für ihn, eben so wie sein Bruder, der berühmte Senator Charier, welcher durch seine Standhaftigkeit so bekannt war. Nach Charriers Tod ließ der Kardinal diese Abtei dem Neffen desselben, dem Sohn des benannten Senators zufallen, welcher letztere im September 1717. starb. Die Herrn von Charier stammen von Anton und Wilhelm Charier ab. Der Erstere war Gardiateur der Stadt Lyon im Jahr 1527, nachher, wie Wilhelm, Echevin, nachdem Heinrich der IV. die Zahl dieser Beamten bis auf vier vermindert hatte.

Chaume gehabt. Auſſer dieſem war er noch Doctor des Hauſes und der Geſellſchaft von der Sorbonne.

Im Jahr 1643 wurde er zum Koadjutor von dem Erzbisthum von Paris ernannt, mit dem Titel eines Erzbiſchoffs von Corinth. Die Bullen, welche ihm der Pabſt Urban VIII. ertheilte, ſind vom Oktober 1643 datirt. Den 31ſten Januar des folgenden Jahrs wurde er von ſeinem Oheim eingeweiht, welcher ſein Canonikat dem Abiè de Bragelone gab.

Während er Koadjutor war, verdiente er durch ſeine prieſterliche Wachſamkeit, daß man ihm oft die wichtigſten Geſchäfte der Kirche anvertraute. Den 30. July 1646 führte er ſogar das Wort im Namen der Geiſtlichkeit von Frankreich, bei der Gegenvorſtellung, welche dem König zu Fontainebleau, in Gegenwart der Königin Mutter, gemacht wurde.

Da ihn Se Majeſtät im September 1651. zum Kardinal erwählt hatte; ſo war er mit unter der Creation vom Pabſt Innocenz dem X. 1652. Er bekam dabei den Titel von der h. Maria de la Minerva, welchen nach ihm der Kardinal von Noailles führte.

In demſelben Jahre predigte er das letzte mal in ſeiner Kirche, am erſten Advent; denn kurze Zeit nachher wurde er verhaftet und nach Vincennes gebracht. Die übrigen wunderbaren Begebenheiten ſeines Lebens ſind in ſeinen Memoiren angegeben. Er ſtarb zu Paris in dem Hotel von Lesdiguieres, den 24ſten Auguſt 1679 in einem Alter von beinahe 66 Jahren. Sein Leichnam wurde nach St. Denis gebracht, wo er in der großen Kirche, nahe bei dem eiſernen Gitter, welches das Chor einſchließt, unweit von dem großen Pfeiler des Creuzgangs, dem Grabmal Königs Franz des I. gegenüber lag. Sein

Herz

Herz wurde in der Calvarien-Kirche von Marais niedergelegt, wo seine Nichte *), Marie Catharine von Gondi, älteste Schwester der verstorbenen Herzogin von Lesdiguieres, damals Nonne, nach diesem General-Priorin dieses Ordens war.

Der Pabst legte ihm einige Zeit vor seinem Tode die Frage vor: Was zu einem vollkommenen Kardinal gehöre? Dieser Brief enthielt viele Beweise der Achtung und des Zutrauens gegen den Kardinal von Retz, welcher, wie man versichert, an einem Werk zu Beantwortung der Aufgabe gearbeitet hat.

Er besaß viel Geist und Muth, ein außerordentliches Gedächtniß, mehr Kraft als Feinheit in seinen Reden, ein sanftes wohlthätiges Herz und eine bewundernswürdige Gelehrigkeit bei Klagen und Vorwürfen, die er von seinen Freunden anhörte. Man hat von ihm geurtheilt, daß er wenig Frömmigkeit, aber viel Religiosität gehabt, daß er ehrgeiziger geschienen, als er würklich war, daß bloße Eitelkeit ihn große Dinge zu unternehmen veranlaßt habe, die fast alle seinem Stande entgegen gewesen. Wenn er große Staats-Unruhen veranlaßte; so geschah es wenigstens nicht in der Absicht, in dem Ministerium den Platz des Kardinals Mazarin einzunehmen, wie dieser letztere es glaubte. Er hatte nie einen andern Zweck als diesem entgegen zu arbeiten, sich ihm furchtbar zu machen, und sich laut und ehrenvoll für die Verachtung zu rächen, mit welcher ihn dieser Premierminister, bei seiner Vermittlung zur Zeit der Barricaden, behandelt hatte.

Seine

*) Für diese Dame stifteten ihre Eltern das Calvarienkloster von Machecoul in Bretagne.

Seine Verhaftung und andere Mißhandlungen duldete Retz mit Muth und Festigkeit. Nur seiner Kühnheit und Gewandtheit verdankte er seine Freiheit. Phlegma sowohl als Geistesstärke erhielten ihn mit Ruhm auch während der Dunkelheit einer sechsjährigen Entfernung. Ein gewisser Chassebras, Curè de la Magdelaine, den er zu seinem Grandvicaire ernannt hatte, vertheidigte seine Ansprüche mit gleich vieler Unerschrockenheit und Klugheit. Er gab im Namen des Kardinals seine Mandemens und seine Abmahnungsschreiben gegen Verfolger desselben, untersagte denen vom Capitel auf Befehl des Hofs ernannten Großvicarien ihre Funktionen und drohte sogar mit Excommunication. Die Aufsätze hielt man für das Werk der sogenannten Solitaires von Portroyal, von denen der Minister fest glaubte, daß sie den Geist der Rebellion zu verbreiten strebten. Sie sollen in dem Thurm von St. Jaques de la Boucherie gedruckt worden seyn. Ungeachtet der Menge von Spionen kamen sie überall hin, und wurden überall angeheftet, wo es nöthig war. Weil sie gut geschrieben waren, machten sie groſsen Eindruck. Der Pöbel forderte mit Murren seinen Erzbischoff und hätte dieser selbst für seine Wiederherstellung gleich stark gearbeitet, so würde er sie vielleicht seinen Feinden abgenöthigt haben. Allein sein alter Hang zu einer minder gezwungenen Lebensart, der sich auf seinen Reisen ungehindert wieder gehoben und den er jetzt noch mehr als vorher mit Anstand und Behaglichkeit zu verbinden gelernt hatte, mochten in ihm die Wünsche der Rache und des Ehrgeizes, mehr noch als jede äußere Schwürigkeit, mäßigen. Man gab ihm für das Erzbisthum mehrere reiche Abteien. Er lebte alsdann zuerst in Lothringen so eingezogen, daß er für seine Schulden groſse Ersparnisse machte. Seinen langen Widerstand gegen die Forderung, das Erzbisthum zu Paris niederzulegen, muß man seinem persönlichen Verhältniß gegen Mazarin zuschreiben.

Er

Er wollte es durchaus nicht eher als nach dem Tode dieses Ministers Kardinals abgeben, um ihm diesen letzten Triumph nicht gewährt zu haben. Indeß wohnte er verschiedenen Pabstwahlen bei, und sein Betragen daselbst gab seinem Ruhm immer einen neuen Glanz. Später hin erhielt er die Erlaubniß, nach Paris selbst zurückzukommen. Hier brachte der Mann, welcher einst ganz Frankreich in Unruhe versetzt hatte, seine letzten Jahre im Zirkel einiger auserlesenen Freunde zu, fast unbekannt von der Menge. Es war sein Charakter, sich immer gerne der Muße hinzugeben, so bald er konnte. Dennoch arbeitete er, bei wichtigen Geschäften, als ob ihm Ruhe und Unthätigkeit unerträglich wurden. Waren diese geendigt, so ergab er sich wieder einem geschäftlosen Leben, als ob ihm die Arbeit ganz fremd wäre.

Von seinem letzten Aufenthalt zu Paris verdient ein Brief der Madame de Sevigné, welche zu seinem geschlossenen Zirkel gehörte, nachgelesen zu werden Er war ein ganz anderer Mensch geworden, oder vielmehr, seine edle und geistreiche Natur war jetzt, ohne jenen Sturm der frühern Leidenschaften, welcher sie oft aus ihrer Bahn gestoßen hatte, in klarer Reinheit sichtbar.

Man kann noch folgende Züge seines Charakters sammeln.

Er besaß viele Gegenwart des Geistes, und wußte alle Gelegenheiten, die das Glück herbeiführte, so sehr zu seinem Vortheil zu benutzen, daß es schien, er habe sie vorher gesehn, oder vorbereitet. Gerne erzählte er, was er gesehen hatte; oft aber mag ihm auch seine Einbildungskraft ersetzt haben, was seinem Gedächtniß abgieng.

Er hatte wenig Empfänglichkeit weder für Haß noch Freundschaft, obgleich er bei verschiedenen Gelegenheiten

von

Von ſeinem unbegrenzten Vertrauen gegen Gott will ich ein Beyſpiel anführen, das ich ſelbſt erlebt habe. Als die Franken — über die Gott alles Unheil verhängen wolle — bey Beit-Nuba ohnweit Jeruſalem, wo ſich damahls der Sultan aufhielt, ſtanden, erfuhr er durch ſeine Kundſchafter, daß ſie geſonnen wären, Jeruſalem zu belagern. Sogleich berief er den Kriegsrath, und fragte, ob man es für gut befände, das er in der Stadt bliebe. Alle riethen ihn davon ab: es wäre beſſer, ſagten ſie, wenn er mit einem Theil der Armee den Feinden entgegenrückte, und ſie durch Abſchneidung der Zufuhr, ſo wie bey Ptolemais, in die Enge triebe: ſie ſelbſt wollten unterdeſſen ſchon die Vertheidigung der Stadt über ſich nehmen. Allein er merkte ſehr wohl, daß ſie anders dachten, als ſie redeten, und blieb alſo in der Stadt, die gewiß, wenn er ſich entfernt hätte, auch von allen übrigen wäre verlaſſen worden.

Kaum war die Verſammlung aus ein der gegangen, ſo ließen ihm die Mitglieder derſelben wieder zurückſagen, ſie könnten unmöglich hier ausdauern, wenn nicht ſein Bruder Almalich Aladil, oder einer von ſeinen Söhnen, der das mehreſte Anſehn hätte, Stand hielt. Hieraus konnte er zur Gnüge abnehmen, daß alle davon gehen würden. Die ganze folgende Nacht, die ich bey ihm zubrachte, beſchäfftigte ihn dieſer quälende Gedanke. Es war eben Winter und unſre Mannſchaft äuſſerſt geringe. Wir überlegten reiflich, was uns in dieſer mißlichen Lage zu thun übrig bliebe, bis ich ihn endlich aus Schonung für ſeinen abgezehrten ſchmächtigen Körper bat, ſich aufs Bette zu werfen. Ich ſehe, antwortete er, ihr ſeyd ſchläfrig, und ſtand ſogleich auf. Kaum hatte ich mein Haus erreicht, und dort ein kleines Geſchäfte unter-

ter-

von beiden leidenſchaftlich beherrſcht zu ſeyn ſchien. Seinem Fehler wußte er einen ſchönen Anſtrich zu geben. Oft hat er ſelbſt geglaubt, das würklich geweſen zu ſeyn, was er gegen andere ſcheinen wollte. Denn andere Fehler, die er an ſich bemerkte, entdeckte er mit Freymüthigkeit und ohne Schonung, wie ein Mann, der ſich ſeiner beſſern Natur im ganzen bewußt iſt.

Er hatte mehr von ſeinen Freunden geborgt, als ein Privatmann wieder zu bezahlen hoffen konnte; dennoch entledigte er ſich ſeiner Schulden mit Ehren. Noch ehe er nach Rom abgieng, ließ er alle ſeine Gläubiger verſammlen, und wollte ihnen ſeine Güter abtreten. Er forderte von ihnen nur ſo viel von ſeinen Einkünften, um mäßig leben zu können, was ſie aber großmüthig abſchlugen. Eine Frau, welcher er eine beträchtliche Summe ſchuldig war, ließ ihm ſogar noch zwanzigtauſend Thaler anbieten; und ſein Caplan, von dem er ebenfalls viel erborgt hatte, bot ihm alles an, was er beſaß, und ſagte ihm, daß ihm auch noch ein Biberhut von zwei Piſtolen am Werth zu Dienſte ſtehe. Dieſe beiden Züge geben einen Beweis, von dem beſondern achtungsvollen Zutrauen, welches er ſich in den Herzen der Pariſer erworben hatte.

Auf eine großmüthige Art legte er ſeine Erzbiſchoffswürde ab. Er wollte auch das Kardinalat niederlegen, allein der Pabſt wollte nie einwilligen. Was ſeine Gläubiger ihm übrig ließen, theilte er unter ſeine Freunde und Dienerſchaft. Ungeachtet er allem entſagte, blieb er doch noch immer den boshaften Urtheilen des Publikums ausgeſetzt. Selbſt ſeine Zurückgezogenheit gab dem Zweifel Raum, ob er aus Frömmigkeit oder aus menſchlicher Schwäche ein ſo großes und ſeltnes Vorhaben unternehme und ausführe?

„Er

„Er war, sagt Voltaire, der erste Bischoff von Frankreich, der ohne Religion zum Vorwand zu nehmen, das Reich in einen Bürgerkrieg verwickelte. Aus dem Schoos der Ausschweifung trat er vor dem Volk auf die geistliche Rednerbühne und erhob sich zu dessen Abgott. Seine Memoiren sind mit einem eigenthümlichen Anstrich von Größe und mit einem genialischen Ungestüm, aber auch mit einer Ungleichheit geschrieben, welche der Charakter seines Lebens war.“ — Noch als Jüngling hatte Retz die Verschwörung des Fiesko entworfen, so wie er im 23sten Jahr seines Alters die Seele eines Complots gegen Richelieu gewesen war. Und doch war es nicht Hang zur Intrigue selbst, auch nicht bloßer Ehrgeiz, sondern mehr ein Trieb, mit andern als mit seinen Maschinen zu spielen, was ihn eine Zeitlang zum Chef der intrigantesten Staatsfaktion machte, welche man aus der Geschichte kennt. Denn das Lob der Fronde ist, das meiste durch Kopf und Geist, wenig mit bloßer Gewalt, gewürkt zu haben.

Wenn Voltaire als Probe unmäßiger Eitelkeit anführt, daß Retz, dessen Voreltern doch nur Kaufleute gewesen seyen, sein Geschlecht den Fürsten aus dem Hause Medicis gleichgesetzt habe, so vergaß der Beurtheiler, daß auch diese aus Kaufleuten Fürsten geworden sind, da zu Florenz der älteste Adel mit der Gewerbsamkeit des Kaufmanns ohne Anstoß verbunden seyn konnte, und daß jene Vergleichung nur in einem Streit mit dem ungebändigten Kardinal Jean Charles von Medicis hingeworfen wurde.

Denkwürdigkeiten

des

Kardinal's von Retz.

Viertes Buch.

Ich bitte unterthänig, daß Sie es ſich nicht befremden laſſen, wenn Sie in der Folge dieſer Erzählung, in Rückſicht der Parlamentsverſammlungen nicht die bisherige Umſtändlichkeit finden. Da der Hof gleich nach der Majorennität des Königs, die am 7. September eintrat, Paris verlaſſen hatte und nach Berri und Poitou gegangen war, auch der Herzog von Orleans noch immer zwiſchen der Königin und dem Prinzen ſtand, ſo hatten die Auftritte im Palais freilich bei weitem weniger Zuſchauer als bisher, ja man kann behaupten, daß ſeit Erklärung der Majorennität bis zu Eröfnung des nächſtfolgenden Martinfeſtes oder den 20. November, außer den Scenen vom 7. und 14. Oktober, gar nichts bedeutendes im Parlament vorfiel.

An dieſen Tagen meldete Monſieur der Geſellſchaft, daß er vom König Vollmacht, mit dem Prinzen in Unterhandlungen zu treten erhalten, habe, und daß zu dieſem Geſchäfft noch die Herren von Aligre und la Marguerie, Staatsräthe, und von Meſmes, Menardeau und Cümont aus dem Parlament ernannt ſeyen. Dieſe Deputation hatte gleichwohl nicht

Statt, weil der Prinz die Einladung des Herzogs von Orleans, mit ihm in Richelieu zusammen zu kommen, abschlug und den ganzen Vorschlag als eine verfängliche, vom Hof blos zur Abkühlung der wärmsten unter den Anhängern des Prinzen ausgedachte List verworfen hatte.

Am 12ten war der Prinz zu Bourdeaux angekommen; am 26sten erfuhr man es in Paris und noch denselben Tag reisete der König nach Fontainebleau. Hier erhielt er noch am Abend die Nachricht: die Ankunft des Hofs in Bourges würde ohnfehlbar die Anhänger des Prinzen aus diesem Ort verjagen. Chateauneuf und der Marschall von Villeroi drangen heftig in die Königin, daß sie Persan nicht Zeit lassen sollte, mit dem Adel des Landes diesen Ort zu besetzen. Der Hof näherte sich sofort, und da die vornehmsten Einwohner sich für den König erklärt hatten, so ergab sich alles ohne Schwerdtstreich. Pallüau ward mit einer kleinen Armee dort gelassen, um die Blockirung von Montrond, welches Persan vertheidigte, vorzunehmen.

Der Prinz von Conty und Frau von Longueville reiseten in großer Eil nach Bourdeaux. Herr von Nemours begleitete sie, und faßte auf dieser Reise eine Anhänglichkeit gegen Frau von Longueville, inniger als es Frau von Chatillon und Herr la Rochefoucaut lieb war. Der Prinz schmeichelte sich, durch eine zu Trie gehaltene Zusammenkunft den Herrn von Longueville in sein Interesse gezogen zu haben; er fand sich aber getäuscht, da dieser in Rouen zurückgeblieben war. Auch die Bewegungen, welche die von dem Grafen von Tavannes in der Gegend von Stenai commandirten Truppen auf Befehl des Prinzen machten,

waren

waren von geringer Bedeutung, weil der Graf von Grand-pré, der aus Misvergnügen den Dienst des Prinzen verlassen hatte, sie bei Ville-Franche und bei Givet in Furcht erhielt.

Dagegen war Marsin's Entweichung in Catalonien von sehr großem Gewicht. Dieser commandirte in dieser Provinz als der Prinz in Verhaft genommen wurde. Man hielt es am Hof nicht für klug, ihm zu trauen, da er als ein eifriger Anhänger des Prinzen bekannt war, und der dortige Intendant bekam Befehl, sich seiner Person zu bemächtigen. Mit der Freiheit des Prinzen erhielt er auch die seinige zurück und wurde sogar in sein voriges Amt wieder eingesetzt. Als der Prinz nach seiner Gefangenschaft sich vom Hof entfernte, und den Weg nach Guyenne nahm, wünschte die Königin, Marsin für sich zu gewinnen, und schickte ihm deshalb das von ihm sehnlichst gewünschte Patent als Vicekönig in Catalonien, von den schönsten Versprechungen für die Zukunft begleitet. Er aber, zu rechter Zeit von des Prinzen Abreise und Entschluß benachrichtigt, fürchtete die nehmliche Behandlung, wie vormals, verließ Catalonien, ehe er die Anerbietungen der Königin erhalten hatte, und gieng mit Baltons, Lüssan, Montpouillon, le Marcousse und so vielen von seinen Soldaten, als er dazu bereden konnte, nach Languedoc. Man kann behaupten, daß dieser Schritt, welcher den Spaniern ein so großes Uebergewicht in dieser Provinz gab, Frankreich den Verlust derselben zugezogen habe.

Der Prinz war indessen in Guyenne nicht müßig. Er wußte den ganzen Adel in sein Interesse zu ziehen. Sogar der alte Marschall de la Force erklär-

te ſich für ihn, und der Gouverneur von Brouage, Graf du Doignon, der ſein ganzes Glück dem Herzog von Breze zu verdanken hatte, hielt ſich für verpflichtet, der Prinzeſſin, als der Schweſter ſeines Wohlthäters, ſeine Erkenntlichkeit zu bezeigen.

Auch vergaß man keinesweges, fremden Beiſtand zu ſuchen. Laine ward nach Spanien geſandt, wo er den Vertrag des Prinzen mit dem katholiſchen Könia ſchloß. Der Erzherzog, der damals in den Niederlanden commandirte, und eben Bergue St. Vinox weggenommen hatte, beſchäftigte ſich ſeinerſeits mit Vorbereitungen, welche Frankreich in der Folge Dünkirchen und Grevelingen koſteten, und den Hof nöthigten, von dieſer Zeit an, auf der Gränze einen Theil Truppen zu halten, welche eigentlich in Guyenne höchſt nöthig geweſen wären.

Dieſe aufſteigenden Gewitterwolken brachten indeß, wenigſtens dem Innern des Reichs, nicht ſo viel Uebel, als ihre Größe und Dunkelheit befürchten ließ. Die Werbungen des Prinzen waren nicht ſo glücklich, als ſein Stand und ſeine Perſönlichkeit verdienten. Vorzüglich verfuhr der Marſchall la Force dabei auf eine Art, die mit ſeinem ſonſtigen Betragen übereinſtimmend war. — Die Thürme von la Rochelle hielten ſich unter dem Grafen du Doignon nur ſehr kurze Zeit gegen den Grafen von Harcourt, welcher die königliche Armee kommandirte; die Spanier, denen er Bourg, einen nahe bei Bourdeaux gelegenen Ort, übergeben hatte, leiſteten ihm nur ſchwachen Beiſtand. Agen und Saintes waren die einzigen Eroberungen, welche der Prinz machen konnte. Die Belagerung von Cognac mußte er aufheben, und er, ohne Ausnahme der größte Feldherr dieſer Zeit, ſah ein,

oder bewies wenigſtens in allen Fällen, daß bei dem höchſten heroiſchen Muth und der ſeltenſten Fähigkeit, neu angeworbene Truppen nur mit unendlichen Schwierigkeiten gegen die alten angeführt werden können.

Da ich mir gleich beim Anfange dieſer Schrift ſtreng zur Regel gemacht habe, mich eigentlich nur bei denjenigen Ereigniſſen aufzuhalten, die unter meinen eignen Augen vorgegangen ſind, ſo berühre ich alles, was bei den erſten Bewegungen des Prinzen in Guienne vorgefallen iſt, nur flüchtig und blos in ſo weit es Bezug auf die Dinge hat, die ich ſelbſt in Paris erlebte und am Hofe durchſchaute. Durch das bisherige werden Sie alles, was ich Ihnen zu erzählen habe, nun in ſeinem vollſtändigen Zuſammenhang finden.

Wenn ich nicht irre, ſo habe ich ſchon oben geſagt, daß der Hof ſich (1651.) von Bourges nach Poitiers zog, um den Fortſchritten des Prinzen mehr in der Nähe entgegen arbeiten zu können. Von dem Augenblick an, da der Hof ſah, der Prinz gehe nicht in die ihm, durch eine vorgebliche Unterhandlung gelegte Schlinge, gebrauchte er gegen ihn ferner keine Mäßigung. Man ſandte ſofort eine Erklärung gegen den Prinzen ins Parlament, worin er des Majeſtätsverbrechens u. ſ. w. ſchuldig erklärt wurde.

Dieſe Reiſe war meinem Bedünken nach, der entſcheidende und unglückliche Moment der Revolution. Nur Wenige erkannten die wahre Wichtigkeit derſelben, und ſuchten eine eingebildete auf. Manche bildeten ſich ein, der Grund deſſen, was jetzt erfolgte, liege in den Cabalen, welche, ihrer Meinung nach, am Hofe für und wider des Königs Reiſe gemacht

macht worden wären. Aber nichts iſt falſcher als dieſe Meinung. Sie geſchah vielmehr mit allgemeiner Uebereinſtimmung der Gemüther. Alle glaubten durch dieſe Reiſe ihren Wünſchen näher zu kommen. Die Königin brannte vor Ungeduld, ſich in Freiheit und an einem Ort zu ſehen, wo ſie den Kardinal nach Gefallen zurückrufen konnte; eine Stimmung, worin alle Briefe der Unterminiſter ſich beſtärkten. Monſieur wünſchte des Hofs Entfernung mehr als irgend einer, weil ihm, nach ſeiner natürlichen und herrſchenden Laune, alles, was die täglichen Pflichten, zu welchen ihn des Königs Gegenwart verband, vermindern konnte, ungemein willkommen war. Herr von Chateauneuf vereinigte mit dem Verlangen, durch einen neuen Ausbruch den Prinzen noch mehr mit dem Hof entzweit zu ſehen, noch die Hofnung, während dieſer Reiſe, wo des Kardinals Abweſenheit und der Sousminiſter Entfernung ihm günſtig waren, das Gemüth der Königin immer mehr zu gewinnen, und ſich ihr noch angenehmer und unentbehrlicher zu machen. Der erſte Präſident betrieb die Reiſe aus allen Kräften, weil er theils ſie ſelbſt dem Dienſt des Königs ſehr angemeſſen fand, theils auch die ſtolze Behandlung von Chateauneuf längſt unerträglich gefunden hatte. Herr von Vieuville war, ſo viel mir ſchien, nicht böſe, in den erſten Tagen ſeiner Finanzoberaufſicht nicht allzu ſehr ans Licht gezogen zu werden und eine Aeußerung von Bourdeaux ſeinen Vertrauteſten, verrieth mir ſogar, daß er des Königs Entfernung von Paris mit Ungeduld erwartete. Nicht minder ungeduldig war auch die Parthei der Fronde, theils weil die wirklich gegründete Nothwendigkeit, den Prinzen nicht jenſeits der Loire feſten Fuß faſſen zu laſſen, in die Augen leuchtete, theils auch, weil ſie auf Monſieur's Denkungsart in der Ferne vom Hof ſichrer

rech-

ternommen, als mit Anbruch der Morgenröthe der Wächter die Zeit des Morgengebets andeutete, das ich in Saladins Gesellschaft meistentheils zu verrichten pflegte. Ich eilte wieder zu ihm, und fand ihn im Begriff sich zu waschen, ohne daß er im mindesten geschlafen hätte. Nach vollbrachter Andacht entdeckte ich ihm, daß ich einen Vorschlag wüßte, der mit Gottes Hülfe ohnfehlbar glücken würde. — Und der wäre? „fragte Saladin — Wir müssen, versetzte ich, Gott allein vertrauen, und uns ganz seiner Führung überlassen — Was sollen wir aber, erwiederte er, jetzt unternehmen? — Heut ist, antwortete ich, Freytag; auf den Abend müßt ihr euch waschen, und in der Moschee, an der Stelle, wo unser Prophet seine nächtliche Reise antrat, euer gewöhnliches Gebet verrichten; vorher aber durch einen treuen Menschen heimlich Almosen austheilen lassen. Hierauf müßt ihr während des öffentlichen Gebets zweymahl euer Haupt zur Erde neigen, und dabey folgende seit alten Zeiten bewährte Formel aussprechen: „Gott! meine Macht, die ich zur Beschützung deiner Religion anwandte, ist zertrümmert, und nichts bleibt mir übrig, als auf dich hinzublicken, deinen Bund zu ergreifen, und deiner Huld mich zu trösten. An dir habe ich zur Gnüge: du bist der mächtigste Beschirmer." — Gewiß! Gott ist zu huldreich, als daß er euren Wunsch nicht befriedigen sollte.

Er befolgte meinen Rath, und vergoß bey der Andacht häufige Thränen, ich konnte aber seine Worte, ob ich ihm gleich zur Seite stand, nicht vernehmen. Noch vor Endigung desselben Tages erhielt er von dem Anführer der Patrouillen, Azzoddyn Sjordych, eine schriftliche Nachricht, daß die Franken in großer Unordnung seyen; ihre Armee sey heute in die

nen zu können glaubten, als wenn er in der Nähe deſſelben lebte. Dies iſt es, was mir wegen des Königs Reiſe ohne Ausnahme allgemeine Stimmung zu ſeyn ſchien; und ich begreife nicht, wo man die Menge verſchiedener Meinungen hat herleiten wollen, welche, wie es geſagt, wo nicht gar geſchrieben worden iſt, im Conſeil über dieſen Punkt vorgefallen ſeyn ſollen.

Sie ſehen, daß bei der Abreiſe des Königs kein Geheimniß im Spiel war; deſto unerwarteter waren die Folgen dieſer Reiſe. Denn ein jeder fand gerade das Gegentheil von dem, was er gehoffet hatte.

Die Königin fand bei der Zurückberufung des Kardinals, ohne Vergleich mehr Hinderniſſe von Seiten des Herrn von Chateauneuf, als ſie zu Paris gefunden hatte. Die Sousminiſter erſtarrten vor Schrecken, wenn ſie bedachten, daß Gewohnheit und Unentbehrlichkeit endlich den Herren Chateauneuf und Villeroi, in dem Gemüth der Königin, welche ohnedem ihrer müde ſchien, feſten Platz geben könnten. Auf der andern Seite fand Chateauneuf ſeine Hoffnungen über dieſen Punkt doch bei weitem der Erfüllung nicht ſo nahe, als er geglaubt, weil die Königin noch immer an dem engſten Einverſtändniß mit dem Kardinal und allen, welche vorher Anhänger von ihm waren, feſt hielt. Monſieur fand in kurzer Zeit, daß die Freude, ſich durch des Hofs Entfernung in Freiheit zu ſehen, bei weitem nicht ſo groß war, als die Angſt, worein ihn die Gerüchte von geheimen Unterhandlungen bald genug verſetzten, welche er, eben dieſer Entfernung wegen, für weit gefährlicher hielt. Herr von Vieuville, welcher ſich vor Mazarin über alles fürchtete, ſagte mir 14 Tage nach des Königs

Abreise, daß wir alle betrogen seyen, insofern wir uns derselben nicht widersetzt hätten. Ich gab ihm in meinem und aller Frondeurs Namen darin Recht; und dies thue ich noch heute und gestehe, daß dieser Fehler der allerunverzeihlichste war, den ein jeder bei dieser Lage der Sachen gegen sich selbst begehen konnte. Ich sage ein Jeder von denen, welche Mazarins Zurückberufung nicht wünschten; denn die in sein Interesse verflochtene konnten ohne Zweifel nichts beßres thun. Und der Grund, der uns zu diesem zweckwidrigen Verfahren bewog, lag blos in der den Menschen natürlichen Neigung, lieber augenblickliche Linderung ihrer Uebel zu suchen, als diese erst für die Zukunft, aber desto sichrer zu bewürken. Auch ich verfiel gleich den Andern in diesen Fehler, und das Beispiel anderer milderte meine Beschämung darüber keineswegs. Daß wir die schlimmen Folgen, welche auch in Wahrheit nicht allein sichtbar, sondern vielmehr ganz klar waren, wirklich vorausgesehen hatten, vergrößerte unsern Fehler noch um vieles. Denn wir waren verkehrt genug, das größere Uebel zu wagen, um die kleineren zu vermeiden. Für uns war es, in der That, minder gefährlich, den Prinzen in Guienne zu Kräften kommen zu lassen, als — die Königin, wie wir thaten, in Freiheit zu setzen, um ihren Günstling zurückrufen zu können. Dieser Fehler ist einer von denen, der mir Anlaß zu der schon öftrer gemachten Bemerkung gegeben hat, daß die gewöhnlichste Quelle menschlicher Fehler in der allzugroßen Furcht vor der Gegenwart und dem allzugroßen Leichtsinn in Rücksicht der Zukunft, zu suchen ist. In kurzem erkannten und fühlten wir: bei Partheien, welche dem königlichen Ansehen entgegen arbeiten, sey ein einziger bedeutender Fehler von so großem Gewicht, daß diejenigen, welche ihren Theil daran haben,

ben, fast unvermeidlich fallen müssen, welches Betragen auch immer sie alsdann wählen mögen.

Ich erkläre mich deutlicher. Monsieur hatte, nachdem er die Königin recht eigentlich in die Freiheit, den Kardinal zurückzurufen, versetzt hatte, nur unter drei Wegen zu wählen. Der Eine war: in seine Rückkehr zu willigen; der andere: sich derselben mit dem Prinzen gemeinschaftlich zu widersetzen; und der dritte: eine neue Partei im Staat zu bilden. Der erste wäre, nach den öffentlich eingegangnen Verpflichtungen für ihn schimpflich gewesen; bei dem zweiten war, wegen der ewigen, durch die Unterabtheilungen in der prinzlichen Partei ganz unvermeidlichen Unterhandlungen, wenig Zuverläßigkeit; und der dritte wäre dem Staate gefährlich und selbst als eine Sache, welche Monsieurs Geisteskräfte weit überstieg, unausführbar gewesen.

Chateauneuf konnte, als er sich mit dem Hof ausserhalb Paris befand, nichts anders thun, als der Königin mit der Hofnung einer baldigen Zurückberufung des Ministers schmeicheln, oder sich dieser Zurückkehr mit Hülfe des Cabinets entgegen setzen. Das eine war für ihn verderblich, weil bei der vorhandenen Lage der Sachen diese Hofnungen allzu nahe lagen, um aus ihnen ein bloßes Spiel machen zu können; das andere war bei der Laune und dem Eigensinn der Königin ganz chimärisch.

Wie aber mußte ich selbst verfahren, wenn ich den Regeln der Klugheit und der Rechtschaffenheit jetzt gemäß handeln wollte? — Entweder mußte ich dem Wunsch der Königin behülflich seyn und des Kardinals Rückkehr befördern, oder mich derselben mit

Mon-

Monsieur gemeinschaftlich widersetzen, oder mich zwischen beiden hinhalten. Auch mußte ich mich ferner entweder mit dem Prinzen versöhnen, oder mit ihm entzweit bleiben. Welche Sicherheit hatte ich nun in allen diesen Fällen zu erwarten? Hätte ich mich für die Königin erklärt, so wäre ich im Parlament, bei dem Volk und bei Monsieur unwiederbringlich verloren gewesen, und mein ganzer Lohn würde „Mazarins Treue" gewesen seyn. Wäre ich auf des Prinzen Seite getreten, so würde, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine Viertelstunde später die Widerrufung meiner Ernennung zur Kardinalswürde erfolgt seyn. Konnte ich dann aber mit dem Prinzen entzweit bleiben, wenn Monsieur, mit ihm vereint, gegen den König auftreten wollte? Und wiederum; konnte ich mich mit ihm versöhnen, in einem Moment, wo die Königin mir erklärte: sie entschließe sich nur auf mein gegebenes Wort, mich nicht mit ihm zu versöhnen, mir die Ernennung zum Kardinal zu lassen? So lange die Königin noch in Paris war, gab es tausenderlei Rücksichten, welche viele dieser Schwierigkeiten gehoben und andere gemildert haben würden. Wir aber selbst beförderten ihre Entfernung, anstatt daß wir derselben beinah unübersteigliche Hindernisse entgegen setzen sollten, die auch auf mehr als eine Art in unsrer Gewalt waren.

Natürlich erfolgte auch hier, was immer denen begegnet, welche gewisse entscheidende Momente in den Welthändeln verfehlen. Da wir sahen, daß uns kein guter Weg mehr offen stand, so ergriffen wir alle, ein jeder nach seiner Weise, solche Auskunftsmittel, die uns blos ein minderes Uebel schienen; ein Verfahren, welches stets zwei üble Folgen hat. Die Eine ist, daß dieses Gemisch von Ansichten der Sache immer

etwas

etwas verworrenes und trübes iſt; die zweite, daß der Zufall allein ihren Werth bestimmt. Wenn ich Ihnen erſt einige ſonderbare und für jene Zeit ziemlich merkwürdige Ereigniſſe werde erzählt haben, will ich dies näher erklären und auf den gegenwärtigen Fall anwenden.

Kaum fühlte die Königin, welche die Rückkehr des Kardinals beſtändig im Sinn gehabt hatte, ihre Freiheit, ſo fieng ſie an, ſich über dieſen Punkt weniger zu zwingen. Chateauneuf und Villeroi erkannten bald nach der Ankunft des Hofs in Poitiers, daß ihre gefaßten Hofnungen, wenigſtens dem Ausgang nach, ſehr übel begründet waren. Des Grafen von Harcourt Fortſchritte in Guienne; das Verfahren des pariſer Parlaments, welches den Kardinal durchaus nicht wollte, aber zu gleicher Zeit bei Lebensſtrafe die Werbungen des Prinzen unterſagte, welche er doch zur Widerſetzung gegen dieſe Rückkehr unternahm; die bekannte und erklärte Theilung zwiſchen des Prinzen Dienern und meinen Freunden in Monſieurs Hauſe, beſeelten die Anhänger des Miniſters mit Muth. Sie wurden kühner bei der Königin, die ohnehin in allem, was nach ihrer Neigung war, nur zu viel Muth beſaß.

Haquincourt reiſete im Geheim nach Breul und zeigte dem Kardinal ein Verzeichniß von 5000 Mann, die bereit waren, ihn auf der Gränze zu empfangen, und im Triumph nach Poitiers zu führen. Nichts ſetzte bei dieſer Nachricht — ich weiß dies von einem Augenzeugen — die Einbildungskraft des Kardinals mehr in Feuer, als die Vorſtellung, eine Armee zu ſehen, welche ſeine (die grüne) Farbe trug. Dieſe Schwäche ward für jedermann bemerkbar.

Die

Die Königin indeß gab den Weg der Unterhandlung selbſt da noch nicht auf, als ſie ſchon mit dem Plan die Waffen zu ergreifen, umgieng. Gourville gieng noch immer in Angelegenheiten des Prinzen ab und zu. Bertet kam nach Paris, um die Herrn von Bouillon, Turenne und mich zu gewinnen. Dieſe Scene verdient ihrer Sonderbarkeit wegen, in der That ein kleines Denkmal.

Daß Bouillon und Turenne von dem Prinzen getrennt waren, habe ich Ihnen bereits geſagt; beide lebten in Paris in großer Zurückgezogenheit, und ſahen außer ihren Vertrauten wenig Geſellſchaft. Unter ihre Freunde gehörte auch ich, und da ich ihren Werth und ihr Gewicht mehr als irgend jemand kannte, ſo wandte ich alles an, Monſieur mit ihrer Wichtigkeit bekannt zu machen und die beiden Brüder in ſein Intereſſe zu ziehen. Aber die natürliche Abneigung, welche Monſieur ohne zu wiſſen warum, gegen den älteſten fühlte, hielt ihn ab, das zu thun, was er in dieſem Fall ſich ſelbſt ſchuldig war; ſo wie die Verachtung des jüngern gegen Monſieur, deren Grund er ſehr wohl kannte, meiner Unterhandlung eben auch nicht günſtig war. In dieſer Lage der Sachen kam Bertet nach Paris, und durch die Frau Pfalzgräfin, unſre gemeinſchaftliche Freundin, an die er, ſeinem Befehl nach, ſich geradezu wenden ſollte, traf es ſich, daß er ſich an die beiden Brüder und mich zugleich wandte. Zwiſchen 12 und 1 Uhr des Nachts verſammelte ſie uns zu ſich und ſtellte uns Bertet vor, der, unter einen Strom hochtrabender Ausdrücke, uns ſagte, daß die Königin, ihren Entſchluß, den Kardinal Mazarin zurückzurufen, nicht habe ausführen wollen, ohne unſre Meinungen zu hören.

Herr

Herr von Bouillon ſchien verlegen. Er hatte, wie er mir eine Stunde darauf zuſchwor, bis dahin noch nicht den geringſten Vorſchlag von Seiten des Hofs erhalten. Er zog ſich indeſſen nach ſeiner Weiſe, aus dem Handel; das heißt als ein Mann, der ſich beſſer, als irgend einer von meiner Bekanntſchaft darauf verſtand, die meiſten Worte zu machen, wenn er am wenigſten ſagte. Herr von Türenne, lakoniſcher und auch in Wahrheit, weit offner als Er, wandte ſich zu mir und ſagte: „ich glaube, Herr Ber„tet wird alle Menſchen, die er auf der Straße findet, „beim Rock ziehen, um ſie über ihre Meinung wegen „des Kardinals Rückkehr zu befragen; denn wahr„haftig, ich finde, daß man, ſo wie mein Bruder und „ich darum gefragt werden, eben ſo gut alle, die heute „über den Pontneuf gegangen ſind, um ihre Mei„nung befragen kann.“

„Noch weit weniger Grund findet bei der an mich gerichteten Frage Statt, antwortete ich. „Denn „unter den heute über den Pontneuf gegangenen giebt „es doch Einige, die wohl ihre Meinung über dieſen „Punkt ſagen könnten; aber von mir weiß die Köni„gin, daß ich mich nie darauf einlaſſen kann. — — Und „Ihr Kardinalshut? erwiederte hier Bertet, ſchnell „und unſanft, was wird aus dem werden? Was „da werden kann, ſagte ich.

„Und was werden Sie der Königin für dieſen „Hut gewähren? verſetzte er. — Was ich ſchon hun„dert und aber hundertmal geſagt habe! war meine „Antwort. Ich werde mich nicht mit dem Prinzen „ausſöhnen, es ſey denn, daß meine Ernennung zu„rück genommen wird; und ich werde mich morgen „mit ihm ausſöhnen und die iſabellfarbene „Schär-

„Schärpe tragen, wenn man fortfährt, mir auch nur „damit zu drohen.“ — Die Unterhaltung wurde lebhafter; doch schieden wir noch ziemlich in guten, und Herr von Bouillon hatte, wie ich, bemerkt, daß Bertets Verhaltungsbefehl dahin gieng, sich, im Fall er nichts über mich gewinnen könnte, mit dem zu begnügen, was ich der Königin schon tausendmal gesagt hatte.

Viel länger dauerte das Geschwätz mit Herrn von Bouillon und Türenne. Ein Geschwätz im eigentlichsten Sinn; denn was konnte lächerlicher seyn, als einen kleinen armseligen Biscayer zu sehen, der sich unterfieng, zwei der größten Männer von der Welt zu einer der ausgezeichnesten Tollheiten zu überreden, zu der nemlich, sich, ohne die geringste Vorsicht, für den Hof zu erklären. Natürlich glaubten sie ihm nicht, sondern nahmen zuvor gute Maasregeln.

Herrn von Turenne ward die Befehlshaberstelle bei der Armee versprochen und Herrn von Bouillon die unermeßliche Entschädigung für Sedan zugesichert, welche er seitdem gehoben hat. Sie hatten die Gutmüthigkeit, mir ihre Bedingungen im Vertrauen zu nennen, ob ich gleich von der Gegenpartei war; der Erfolg fügte es so, daß diese Vertraulichkeit ihnen ihre Freiheit erhielt.

Monsieur nehmlich erfuhr, sie wären auf des Königs Seite getreten, und wollten Paris den und den Tag um eine bestimmte Stunde verlassen. Er sagte mir, eben als ich von ihnen Abschied genommen hatte, daß sie arretirt werden müßten, und daß er dieserhalb dem Vicomte von Autel, seinem Gardehauptmann, sogleich Befehl geben wollte. Urtheilen Sie, in welcher Verwir-

wirrung ich mich befinden mußte, da ich bedachte, mit welchem Schein man mich für den Verräther meiner Freunde halten würde, und auf der andern Seite kein ſchickliches Mittel finden konnte, Monſieur von der Vollziehung dieſes Vorſatzes abzubringen. Anfänglich focht ich gegen die Aechtheit ſeiner Nachrichten, und ſtellte ihm die ſchlimmen Folgen einer ſolchen Beleidigung gegen ſolche Männer aufs lebhafteſte vor. Als ich ſah, daß er ſeine Quellen für ſehr ſicher hielt, wie ſie es auch in der That waren, und daß er bei ſeinem Vorſatz beharre, ſo änderte ich die Sprache und dachte an nichts als — Zeit zu gewinnen, damit ſie ſich indeſſen unſichtbar machen könnten. Das Glück begünſtigte meine Abſicht. Der Vicomte von Autel war nirgends zu finden. Monſieur amüſirte ſich mit einer Medaille, welche Bruneau ihm zur höchſt gelegnen Zeit brachte; und ich gewann auf dieſe Art Zeit, Herrn von Turenne durch Varennes, der mir wie durch ein Wunder in die Hände lief, zu melden, daß ſie ſich augenblicklich retten ſollten. Der Vicomte d'Autel kam alſo um zwei oder drei Stunden zu ſpät. Monſieur tröſtete ſich bald darüber; und nach einigen Tagen, da ich ihn eben bei guter Laune fand, erzählte ich ihm die Sache, wie ſie ſich wirklich zugetragen hatte. Er zürnte mir nicht darüber, und hatte ſogar die Gutheit, mir zu ſagen, daß er, wenn ich ihm ſogleich alles anvertraut hätte, meinen Vortheil gewiß ſeinem eignen vorgezogen haben würde, weil die Sache als ein mir anvertrautes Geheimniß ungleich wichtiger hätte ſeyn müſſen. Wie ſehr durch dieſe Begebenheit die alte Freundſchaft zwiſchen Herrn von Turenne und mir gewann, werden Sie leicht glauben.

Daß die Freundschaft des Herrn la Rochefoucault für mich nicht so erwiesen war, haben Sie schon bei mehr als einer Stelle dieser Geschichte erfahren. Ich will Ihnen hier noch einen Beweis davon anführen, der wahrhaftig nicht verschwiegen zu werden verdient. Eines Morgens, da ich noch im Bett war, trat Talon, jetziger Kabinets-Secretär, und seit jener Zeit dem Interesse des Kardinals ergeben, in mein Zimmer. Nachdem er mich begrüßt und mir seinen Namen genannt hatte (denn ich kannte ihn nicht einmal von Ansehen), sagte er: er könne sich nicht enthalten, mir die Gefahr zu eröfnen, worin ich schwebe, so wenig er auch zu meinen nähern Freunden gehöre. Der einzige Abscheu vor bösen Handlungen und die Achtung für meine Person nöthige ihn, mir zu entdecken, daß Gourville und la Roche-Corbon, zwei von la Rochefoucauts Bedienten, nebst Major von Damvilliers mich auf dem Quai, gegenüber dem Pont Bourbon, hätten ermorden wollen, mich aber verfehlt hätten. Sie können wohl denken, wie sehr ich Herrn Talon dankte und sicher werde ich bis zum letzten Augenblick eine zarte Erkenntlichkeit für ihn fühlen. Aber zu sehr an dergleichen Nachrichten gewöhnt, achtete ich nicht so sehr darauf, als ich bei dem Namen und Verdienst eines Talons hätte thun sollen; ich fuhr vielmehr am Abend des andern Tags nur in Begleitung von zwei Pagen und drei oder vier Bedienten zur Frau von Pomereux. Talon kam Tags darauf noch einmal zu mir, bezeigte mir seine Verwunderung, daß ich seiner ersten Warnung so wenig geachtet, und fügte hinzu, daß mich diese Herren abermals um eine Viertelstunde verfehlt hätten. Um 9 Uhr des Abends hätten sie mich bei den Blancs-Manteaux erwartet. Diese zweite noch bestimmtere Nachricht zog mich aus meiner Schlafsucht. Ich war auf

mei-

Wüſte gezogen, bis Mittag da geblieben, und dann wieder ins Lager zurückgekehrt. Den folgenden Sonnabend frühe kam ein Brief gleichen Inhalts; einige Stunden nachher ſagten die Kundſchafter aus, daß der Feind unter ſich uneins wäre. Die Franzoſen wollten nemlich gerade vor Jeruſalem rücken, die Engländer hingegen mit ihrer Partey hielten es nicht für rathſam die chriſtliche Religion ſo ſehr aufs Spiel zu ſetzen, und den Soldaten zwiſchen Gebürge zu ſtellen, wo er an Waſſer Mangel leiden müſſe, indem der Sultan alle Brunnen um Jeruſalem hatte verderben laſſen. Ferner hätten ſie ihrer Gewohnheit nach zu Pferde Kriegsrath gehalten, und zehn Schiedsrichter erwählt, deren Ausſpruch ſich Niemand widerſetzen durfte. Endlich lief am Montage die frohe Bothſchaft ein, daß ſie ſich wieder nach Ramla zurückgezogen hätten.

Dieſen auſſerordentlichen Beweis ſeines Muthes und Zutrauens zu Gott kann ich als Augenzeuge erhärten.

Zweytes Kapitel.

Im Abu-Beer finden wir folgende Worte des Propheten „Ein gerechter Oberer iſt ein Schatten Gottes auf Erden. Wer gerecht gegen ſich und andere verfahren iſt, den wird Gott, wenn jeder andere Schatten ſchwindet, mit ſeinem Throne beſchatten. Den Böſen aber, der ſich und andern geſchadet hat, wird Gott am Tage der Auferſtehung beſtrafen. Dem gerechten Fürſten werden die Werke von ſechzig der redlichſten Diener Gottes zugerechnet, die ſeiner Seelen Wohl eifrig beſorgen."

Ein

meiner Hut und verſetzte mich immer in den Stand, nicht überraſcht zu werden. Auch zog ich durch Talon ſelbſt die genaueſte Nachricht von allem ein. Ich ließ alsdann la Roche Corbon einziehen und verhören. Er geſtand vor dem Criminal-Richter, daß Herr von la Rochefoucaut ihm befohlen habe, mich zu entführen und nach Damvilliers zu bringen; daß er zu dieſem Endzweck von der dortigen Garniſon 60 Mann gewählt und ſie einzeln nach Paris gebracht habe; daß er und Gourville bemerkt hätten ich komme alle Nächte zwiſchen 12 und 1 Uhr aus dem Hotel Chevreuſe von nicht mehr als 10 oder 12 Edelleuten begleitet. Deshalb hätten ſie ihre Leute unter einen dem Pontneuf gegen über liegenden Bogengang geſtellt. Da ſie mich aber an jenem Tage nicht dieſen Weg hätten nehmen ſehen, ſo hätten ſie mich die folgenden Male bei den Blancs-manteaux erwartet, mich aber wieder verfehlt, weil derjenige, welcher bei der Frau von Pomereur mein Weggehen hätte belauren ſollen, ſich in einem benachbarten Wirthshaus mit Trinken die Zeit vertrieben habe. Der Criminal-Richter legte dieſe Ausſage Monſieur in meiner Gegenwart vor. Natürlich, daß es mir nach einem Geſtändniß dieſer Art ein leichtes geweſen wäre, ihn auf die Folter bringen zu laſſen, und vielleicht hätte er dann noch mehr, als den Plan mich zu entführen, bekannt. Aber der Graf von Pas Bruder des Herrn von Feuquieres beſchwor mich ihm das Leben zu ſchenken; ich war dieſem große Verbindlichkeiten ſchuldig und bewilligte ſeine Bitte. Ich drang deswegen in Monſieur, daß er dem Richter befehlen möchte, die Unterſuchung aufzugeben; und da er mir ſagte, man muſſe ihn wenigſtens bis auf die Folter bringen, um doch die ganze Wahrheit zu erfahren, ſo antwortete ich in Gegenwart aller im Cabinet von Luxemburg befindlichen Per-

sonen: „Es ist in der That so schön, so edel, so auf„serordentlich, daß Personen, die einmal eine solche „Unternehmung wagen und sich der Gefahr aussetzen „zu ihrem eigenen Verderben ihren Zweck blos dadurch „zu verfehlen, daß sie, einen Mann, der des Nachts „nie unbegleitet ausgeht, auf 60 Meilen weit ausser „das Reich zu bringen sich vorsetzen — dies ist so schön, „sage ich, lieber so viele Gefahr zu übernehmen als „ihn kurz und gut durch einen Mord wegschaffen zu „wollen, daß man, meinem Bedünken nach, ja nicht „weiter die Sache untersuchen muß, weil es Schade „wäre, vielleicht auf etwas zu stoßen, was eine solche „Großmuth, die unserm Jahrhundert Ehre macht, „verunstalten könnte." Jedermann lachte und vielleicht thun Sie dasselbe. Mein eigentlicher Zweck war, dem Grafen von Pas meine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Dadurch, daß er mir vor zwei oder drei Monaten alle Heerden von Commerci, die nach dem Kriegsrecht sein waren, unentgeldlich zurückgeschickt hatte, war ich ihm sehr verpflichtet, und ich mußte befürchten, bei fernerer Untersuchung und Bestätigung des Meuchelmords, der bereits allzu sehr entdeckt war, den unglücklichen Edelmann nicht mehr aus der Gewalt des Parlaments befreien zu können. Durch meine Bitten bewog ich den Criminallieutnant, das Verhör aufzuheben, und brachte Monsieur dahin, daß er den Gefangnen in die Bastille bringen ließ; denn ihn frei zu geben, dazu konnte ich ihn mit allen meinen Bitten nicht bewegen. Nach fünf oder sechs Monaten setzte er sich selbst in Freiheit und entfloh aus der Bastille, wo er, die Wahrheit zu sagen, äusserst nachlässig bewacht wurde.

Einer meiner Edelleute, **Malclerc**, und la Foret, Lieutenant des Prevots von Lille, nahmen, zu

Moul-

Moulheri, Gourville gefangen, der im Begriff war, an den Hof zu reiſen, mit welchem la Rochefoucaut ſtets in geheimen Unterhandlungen ſtand. Aber Gourville war kaum drei oder vier Stunden in den Händen der Häſcher, als ſchon ein Befehl vom erſten Präſidenten ankam, der ihn in Freiheit ſetzte. —

Geſtehen muß ich, daß mich im obigen Fall nur ein Wunder vom Untergang gerettet hat. Denn an dem Tage, da ich auf dem Quai erwartet wurde, gieng ich zu Caumartin und ſagte: ich ſey es müde, ſtets mit fünf oder ſechs Wagen voll Edelleuten und Musketons durch die Straßen zu ziehen, und bitte ihn, mir heute ſeinen Wagen zu leihen, um mich ohne Livree nach dem Hauſe Chevreuſe, wo ich gerne bei guter Zeit ſeyn wollte, hinbringen zu laſſen. Caumartin machte mir, wegen der immerwährenden Gefahr, worin ich ſey, viele Schwierigkeiten, und willigte nur unter der Bedingung ein, daß mich ſein Wagen nicht wieder nach Hauſe bringen, ſondern mein Gefolge mich, wie gewöhnlich, abholen ſolite. Ich ſetzte mich alſo in ſeinen Wagen, deſſen Vorhänge halb zugezogen waren, und ich erinnere mich ſehr wohl, daß er bei einigen Menſchen in ledernen Collets, welche uns auf dem Quai begegneten, anmerkte: Dieſe Menſchen ſind vielleicht um Ihrentwillen da. Ich achtete nicht ſehr darauf; brachte den ganzen Abend im Hauſe Chevreuſe hin, und fand zufälligerweiſe, als ich weggehen wollte, nur neun von meinen Edelleuten. Eine ſehr bequeme Anzahl für die Meuchelmörder! — Gerade an dieſem Abend aber hatte Frau von Rhodes einen ganz neuen Trauerwagen, und da es ſtark regnete, bat ſie mich ſie in dem meinigen nach Hauſe zu bringen, weil ſie den ihrigen verderben würde. Ich weigerte mich, indem ich mit ihr über ihre Aengſtlich-

keit ſcherzte; aber Fräulein von Chevreuſe lief mir bis auf die Treppe nach, um mich zu überreden; und gerade dies war es, was diesmal mein Leben rettete. Denn auf dieſe Art fuhr ich durch die Straße St. Honoré, nach dem Hans Briſſac, der Wohnung der Frau von Rhodes, und vermied den Quai, wo ich erwartet wurde. Wenn Sie dies alles zuſammen nehmen, den Zufall bei den Blancs-manteaux, Talons ſeltne Großmuth, der als Anhänger einer der meinigen ganz entgegen geſetzten Partei, gleichwohl die Redlichkeit beſaß, mich vor dieſer Gefahr zu warnen, nebſt dem eben erzählten Umſtand mit Frau von Rhodes, ſo werden Sie geſtehen, daß der Menſch nicht über das Leben des Menſchen gebieten kann.

Ich komme nun, meinem obigen Verſprechen gemäß, auf die Folgen, welche des Königs Reiſe nach ſich zog.

Ich habe bereits geſagt, daß wir alle in weniger als 14 Tagen ganz klar einſahen, nach dem von uns begangnen Fehler ſey kein Ausweg für uns übrig, der nicht mit fürchterlichen Schwierigkeiten verbunden wäre. Wir verfielen — wie es in ſolchen Fällen immer geht — auf den gefährlichſten von allen, den nemlich, nichts Entſcheidendes zu thun, ſondern von jeder Masregel etwas zu nehmen.

Monſieur ergriff nicht mit dem Prinzen zugleich die Waffen, und glaubte dadurch viel für den Hof zu thun. Er erklärte ſich in Paris und im Parlement gegen Mazarins Rückkehr und hoffte dadurch dem Publikum Gnüge geleiſtet zu haben.

Ch

Chateauneuf ſchmeichelte ſich noch die erſte Zeit in Poitiers, die Königin durch die Hoffnung, ihren Miniſter unter den und jenen Umſtänden zurück zu berufen, hinhalten zu können. Aber er ſah bald ein, daß dieſe Umſtände, die er weit entfernt glaubte, durch der Königin Ungeduld und des Kardinals Eifer ſchnell herbei gerufen wurden, und entſchloß ſich nun zur Aufrichtigkeit. Er ſetzte ſich der Rückkehr geradezu entgegen, mit einer Freimüthigkeit, die, wenn ſie nur als Nothbehelf gebraucht wird, ſtets eben ſo zwecklos als verhaßt iſt.

Das Parlement that im Gefühl ſeines lebhaften Intereſſe an Mazarins Verweiſung, bei dem geringſten Anſchein ſeiner Zurückkehr einen wütenden Ausfall dagegen. Aber da es auf der andern Seite nicht das geringſte thun wollte, was der Form entgegen war und das königliche Anſehen kränken konnte; ſo zerſtörte es ſelbſt alle Maasregeln, welche andere zur Verhinderung derſelben nehmen konnten.

Ich, für meinen Theil wünſchte dieſe Rückkehr weniger als irgend jemand, aber eben ſo wenig wollte ich, nach den oben angeführten Gründen, daß der Prinz zurückkehren möchte. Auf dieſe Art begünſtigte ich, wider meinen Willen, das erſtere, durch ein Betragen, das zwar für den Moment ſo zweckmäßig als nothwendig war, deſſen Grund aber nicht entſchuldigt werden konnte. Dies war kein andrer, als daß ich einen jener Hauptfehler begangen hatte, nach welchem kein kluges Benehmen mehr möglich iſt. Und dies war es eben, was uns alle, Einen wie den andren, wie Sie in der Folge ſehen werden, zu Grunde richtete.

Monſieur, der mehr als irgend ein Menſch nach Gründen ſuchte, die ihn von einem Entſchluß zurückhalten könnten, hätte ſich ſelbſt immer gern beredet, die Königin werde ihren Wunſch, den Kardinal Mazarin an den Hof zurück zu rufen, nie bis zur Ausführung treiben; denn daß ſie dieſen Wunſch wirklich hege und immer hegen werde, mußte er freilich bekennen. Als es endlich nicht mehr in ſeiner Gewalt war, ſich ſelbſt zu täuſchen, hielt er ſein Betragen für das einzige Gegenmittel, die Königin zu verwirren, ohne ſie aufs äußerſte zu treiben. Ich bemerkte in dieſem Fall, wie bei ſo manchem andern, daß die Menſchen einen unbeſchreiblichen Hang haben, zu glauben, Andere können durch eben die Mittel hingehalten werden, die, wie ſie fühlen, bei ihnen die wirkſamſten ſind. Monſieur handelte nie, als wenn er dazu gedrungen ward, und Fremont nannte ihn deshalb ein leibhaftiges Zwiſchen-Urtheil. Von allen Mitteln, ihn in die Enge zu treiben, war keines kräftiger und unfehlbarer als die Furcht; und er fühlte daher im Gegentheil einen natürlichen Hang zur Unthätigkeit, wenn er nicht in Schrecken geſetzt war. Daſſelbe Temperament, welches dieſe Stimmung hervorbringt, erzeugt auch zugleich die, ſich nicht entſchließen zu können, bis man ſich im Gedräng fühlt. Er beurtheilte nun die Königin nach ſich ſelbſt, und ich erinnere mich noch ganz genau, daß er mir eines Tages, auf meine Vorſtellung: es ſey vernünftig und ſogar nothwendig, unſer Betragen nach der verſchiednen Gemüthsart der Perſonen, mit denen man zu thun habe, zu ändern, dieſe Worte antwortete: Ach! einer denkt wie der andere; nur ſo, daß manche ihre Gedanken beſſer als die andern zu verbergen wiſſen. Freilich mußte ich bei dieſer Aeußerung ſeufzen, daß die

leich-

leichtigkeit, womit jeder seine eignen Fehlern auch bei andern zu finden glaubt, eine der größten menschlichen Unvollkommenheiten ist.

Monsieur betrog sich in diesem Fall noch weit mehr, wie in jedem andern. Denn der Königin Kühnheit bedurfte, um zur Ausführung ihres Entschlusses reif zu werden, nicht erst der Verzweiflung, welche Monsieur so gern vermeiden wollte, so wie sie auf der andern Seite alle Schranken, die er ihr durch manche in den Weg geworfene Hindernisse entgegen zu setzen gedachte, muthig durchbrach. Freilich bildete er sich ein, daß er durch seine Entfernung von dem Prinzen und die, bald durch Damville bald durch Caument immer fortgesetzten Unterhandlungen mit dem Hof, die Königin hinhalten würde, die ohnehin durch die Furcht vor seiner Erklärung, seinem Bedünken nach, zurückgehalten werde. Auch hätte er sich gern überredet: er habe durch seine öffentliche Aufmunterung das Parlament möchte sich des Kardinals Rückkehr widersetzen, dem Hof nur jene Art von Furcht eingeflößt, die mehr in Zaum zu halten als zu beschleunigen vermag. Als ein guter Redner legte er dem Präsidenten Bellievre und mir einen schönen Plan über diesen Gegenstand vor, der uns jedoch auf keine Weise überzeugte. Auch bestritten wir ihn mit zahllosen Einwürfen, die er aber alle mit einem einzigem, schon oben angeführten, vernichtete. „Wir haben, sagte Er, die Thor„heit begangen, die Königin aus Paris zu lassen; „wir können nun nichts anders als Fehler begehen, „haben keinen guten Ausweg mehr zu ergreifen. Wir „müssen uns jetzt kümmerlich hinhelfen. Und nach „dieser Voraussetzung, bleibt nichts übrig als das, „was ich ihnen gesagt habe."

Hier war es, wo ich ihm ein drittes Auskunftsmittel, welches mir in der Folge sehr zum Vorwurf gemacht worden ist, und welches ich erst Tags vorher erdacht hatte, vorschlug. — Ich kann mit Wahrheit, ohne eitel zu seyn, behaupten, daß ich an der unfehlbaren Rückkehr des Kardinals nicht mehr zweifelte, sobald ich die Königin mit einer Armee außerhalb Paris sah. Monsieurs Schwäche, des Parlaments Mißgriffe, die unabänderlichen Kabalen unter des Prinzen Parthei konnten sich, meinem Bedünken nach, nicht lange gegen den Hartsinn der Königin und das Gewicht des königlichen Ansehens halten. Auch glaube ich mir nicht zu schmeicheln, wenn ich behaupte, diese Ansicht der Dinge bei guter Zeit gehabt zu haben. Denn durch das freimüthige Bekenntniß, daß ich dies erst einsah, als der König zu Poitiers war, gestehe ich auch zugleich, daß ich sie um vieles zu spät faßte. Daß wir uns dieser Reise nicht widersetzten und dadurch den unverzeihlichsten Fehler begingen, habe ich bereits gesagt, und er war es um so mehr, da nichts leichter war, als die Folgen desselben voraus zu sehen. Dieser Fehltritt, den wir alle ohne Ausnahme recht um die Wette begiengen, gehört unter diejenigen, welche mich veranlaßt haben, Ihnen zuweilen zu sagen: nicht alle Fehler gehören den Menschen an; denn einige derselben sind so plump, daß der gemeinste Menschenverstand sie einsehen müßte.

Sobald ich die Folgen des jetzigen eingesehen, gewogen und empfunden hatte, dachte ich nur auf Mittel, ihn, so viel als möglich, wieder gut zu machen. Nach allen den Betrachtungen über die Lage der Sachen, welche sie in den vorliegenden Blättern zerstreut finden werden, fand ich nur zwei Auswege. Der Ei-

ne war derjenige, deſſen ich ſchon oben erwähnt hatte, der für Monſieurs Geſchmack und Genie paßte, und den er ſogleich aus eignem Antrieb gewählt hatte. Dieſer konnte für mich insbeſondere viel Vortheile haben; denn ſo lange Monſieur ſich nicht für den Prinzen erklärte und den Hof mit Unterhandlungen nährte, konnte ich immer Zeit gewinnen, meinen Kardinalshut kommen zu laſſen. Aber dieſer Ausweg ſchien mir nicht rechtlich genug, ſo lange er nicht unbedingt nothwendig war. Er konnte mir die Kardinalswürde nicht gewähren, (was vielleicht durch Umſtände geſchehen wäre) ohne dadurch allen, die für das Intereſſe des ſogenannten Publikums ſprachen, im höchſten Grad verdächtig zu werden. Dieſes Publikum wollte ich auf keine Weiſe verlieren; und ſo geſchah es, daß ich aus dieſer Rückſicht und nach einigen andern bereits angeführten Gründen dieſes Auskunftsmittel, deſſen Schein nicht gut und deſſen Erfolg ungewiß war, ganz verwarf.

Das andere war weit größer, edler und erhabner; und ich blieb ohne Bedenken bei ihm ſtehen. Dieſem zufolge ſollte Monſieur öffentlich eine vom Prinzen getrennte, dritte Partei formiren, die aus Paris und aus den meiſten großen Städten von Frankreich, die ohnehin ſehr zum Aufſtand geſtimmt waren, und mit denen ich zum Theil Briefwechſel unterhielt, zuſammengeſetzt ſeyn müßte.

Der Graf von Fuenſaldagne brachte mich zuerſt auf dieſen Plan. Er hatte, in der Meinung, daß nur mein Mistrauen gegen den Prinzen mich zu gewiſſen Rückſichten für den Hof nöthige, Dom Antonio de la Cruſo mit gewiſſen Vorſchlägen zu mir geſandt. Er bot mir nemlich einen geheimen Vertrag an,

an, durch welchen er mir Geld zusicherte, ohne mich gleichwohl zu irgend etwas verbindlich zu machen, welches auf ein Einverständniß mit Spanien schließen ließ.

Auf dieses und auf verschiedne andere Umstände hin, die gerade in dieser Zeit zusammentrafen, gründete ich die Idee, Monsieur vorzuschlagen daß er im Parlament öffentlich erklären sollte: er sähe, daß die Königin entschlossen sey, den Kardinal Mazarin wieder ins Ministerium zu bringen, und habe daher seinerseits beschlossen, sich diesem Vorsatz auf jede Art, welche seine Geburt und öffentliche Verbindlichkeiten erlaubten, zu widersetzen. Es sey weder seiner Klugheit noch seinem Ruhm anständig, sich hier mit Parlamentsvorstellungen zu begnügen; diese würde die Königin anfangs hinhalten und am Ende verachten; indessen der Kardinal Truppen anwerbe, um in Frankreich einzudringen und sich der Person des Königs zu bemächtigen, wie er bereits das Gemüth der Königin beherrsche. Er, als Onkel des Königs, fühle sich verbunden, dem Parlament zu sagen, daß es seiner Gerechtigkeit angemessen sey, ihm hier beizutreten, in einem Fall, wo es eigentlich nichts geringeres betreffe, als die Aufrechthaltung seine eignen Beschlüsse und Erklärungen. Es sey dies seiner Weisheit eben so angemessen, da, wie das Parlament wohl wisse, die ganze Stadt mit ihm über eine dem Besten des Staats so nothwendige Sache einverstanden sey. Er habe sich nicht so frei gegen sie erklären wollen, ehe er sich in den Stand gesetzt habe, sie von dem guten Erfolg versichern zu können. Deshalb habe er alles schon in Richtigkeit gebracht; habe so und so viel Geld, sey schon so und so vieler Festungen gewiß und was das Parlament mehr als alles andere bewegen

und

Ein solcher guter Fürst war Saladin. Gerecht, gnädig, mitleidig, ein Beschützer der leidenden Armuth gegen den mächtigen Unterdrücker. Er verwaltete selbst die Ausübung der Gerechtigkeit, und saß alle Montage und Donnerstage mit andern Rechtsgelehrten zu Gerichte, vor dem jedermann, wes Standes und Alters er auch seyn mochte, erscheinen durfte. Diese Gewohnheit beobachtete er so wohl in seiner Residenz, als auf Reisen. Noch mehr, er gestattete es, daß man ihm zu jeder andern Zeit Bittschriften überreichte, und war dann bey Tage oder bey Nacht mit seinem Secretär beschäfftigt, sein Urtheil, das ihm Gott ins Herz gegeben, ihnen beyzufügen. Keiner ist je mit seiner Klage ohne gehört zu seyn, von ihm zurückgewiesen worden. Er achtete nicht das Ansehn irgend einer Person, und selbst sein Brudersohn mußte sich stellen, als er von einem Bürger aus Damascus Ibn Zochair verklagt ward.

Einen noch größern Beweis seiner Gerechtigkeitsliebe kann folgende Begebenheit liefern. Als ich einst zu Jerusalem Gericht hielt, trat ein alter ehrwürdiger Mann, ein Kaufmann aus Chalat, Namens Omar, auf, und überreichte mir eine Bittschrift, mit dem Begehr, sie zu eröffnen. Wer ist denn euer Gegner, fragte ich? — Der Sultan, erwiederte er. Hier ist der Sitz der Gerechtigkeit, und ich weiß, daß ihr euch durch keine Parteylichkeit blenden lasset. Sunkar von Chalat war mein Knecht bis an sein Ende. Er hinterließ ein großes Vermögen, das eigentlich mir gehörte, der Sultan aber eignete es sich zu, und jetzt bin ich hier, um auf Wiedererstattung zu dringen. —

Warum habt ihr, guter Alter! so lange geschwiegen? — Weil Rechte durch Aufschub nichts verlieren.

und demselben die Nothwendigkeit mit ihm gemeinschaftlich für das Wohl des Staats zu arbeiten, sogar zur Freude machen würde, sey die öffentliche Verpflichtung, welche er hiemit ihm eingehe, nie das geringste Einverständniß mit den Feinden des Staats zu haben und niemals, unmittelbar oder mittelbar irgend einer Unterhandlung, welche nicht im vollen Parlament bei versammelten Kammern vorgetragen würde, Gehör zu geben. Auch mißbillige er deshalb alles, was der Prinz in Rücksicht Spaniens gethan habe und noch thue. Er wolle aus diesem Grunde und wegen der häufigen und verdächtigen Unterhandlungen der prinzlichen Partei durchaus keine andere Gemeinschaft mit dem Prinzen haben, als die, welche der Anstand gegen einen Mann von so vielen Verdiensten fodere u. s. w.

Dies war es, was ich Monsieur vortrug und bei ihm mit allen Gründen unterstützte, welche ihm die Möglichkeit der Ausführung, von der ich noch jetzt sehr überzeugt bin, anschaulich machen konnten. Dagegen stellte ich ihm die Gefahr einer entgegen gesetzten Aufführung mit den lebhaftesten Farben dar, und sagte ihm alles vorher, was in der Folge das Parlament würklich gethan hat. Dies erklärte nemlich, in dem Moment, als es Beschlüsse gegen den Kardinal gab, alle diejenigen, welche sich seiner Rückkehr wiedersetzen würden, des Majestätsverbrechens schuldig.

Trotz Allem diesem blieb Monsieur unerschüttert — sey's daß er, wie er behauptete, die Vereinigung der großen Städte fürchtete, die auch in der That dem Staat hätte gefährlich werden können — sey's daß er besorgte, der Prinz möchte sich mit dem Hof wider ihn verbinden; wogegen ich ihm gleichwohl

mehr

mehr als ein Mittel vorgeſchlagen hatte. So viel es mir ſchien, fühlte er das Unternehmen zu ſchwer für ſich; und da es würklich über ſeine Gränzen hinausgieng, ſo hatte ich Unrecht, deshalb in ihn zu dringen.

Ueberdies iſt es wahr, daß die Vereinigung der großen Städte bei ihrer damaligen Stimmung große Folgen haben konnte. Ich ſelbſt war zweifelhaft, weil ich ſtets alles ſcheute, was dem Staat wirklichen Schaden zufügen konnte; und Caumartin konnte, eben aus dieſem Grund, niemals dieſer Meinung beiſtimmen. Aber was mich, nach meiner gewohnten Handelsweiſe und meiner Neigung zum Trotz, für dieſen Weg einnahm, war die Verwirrung, worein uns der andere führen mußte, und das Lächerliche eines Betragens, wo wir, meinem Bedünken nach, alle wie die Andabaten *) der Alten fochten.

Eine zweite Unterredung über dieſen Gegenſtand, in der großen Allee der Tuillerien, war ſonderbar genug, und dem Ausgang zufolge beinah von prophetiſchem Gehalt. „Was ſoll aus Ihnen wer„den," ſagte ich hier zu Monſieur, „wenn der Prinz „mit dem Hof verſöhnt? oder wenn er nach Spa„nien gegangen ſeyn wird? wenn das Parlament ge„gen den Kardinal Beſchlüſſe geben und zugleich alle, „die ſich ſeiner Rückkehr widerſetzen für Verbrecher er„klären wird? und Sie ſich weder zu Mazarins „Partei noch zur Fronde mit Ehren und Sicherheit „halten können? — Ich werde Fils de France (Sohn von Frankreich) ſeyn, antwortete er; Sie wer-

*) Klopffechter, die mit verbundnen Augen fochten.

„werden Kardinal werden und Koadjutor „bleiben. Ja, verſetzte ich unverzüglich, mit einer Art von Enthuſiasmus, „Sie werden Fils de France „zu Blois ſeyn und ich Kardinal, aber im Bois de „Vincennes.“

Was ich auch immer ſagen mochte, Monſieur blieb unverändert; und man mußte ſich entſchlieſſen, in den Tag hinein zu leben. So nannte Patrü unſre Handlungsweiſe, von der ich Ihnen noch mehr ſagen werde, wenn ich Ihnen vorher eine ſehr peinliche Lage beſchrieben haben werde, in die ich damals verſetzt wurde.

Sie wiſſen bereits, daß Bertet nach Paris gekommen war, um mit Herrn von Bouillon und mir in Unterhandlung zu treten. Zugleich war ihm von der Königin aufgetragen worden, Frau von Chevreuſe öfters zu ſehen, und ſie, wo möglich, zu einer noch feſtern Anhänglichkeit an die Königin zu bereden. Er fand ſie in einer ſeinem Zweck ſehr günſtigen Stimmung. Laigues war nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt und überdies der wankelmüthigſte Menſch von der Welt. Schon ſeit einiger Zeit ſagte er, wie Fräulein von Chevreuſe mir anvertraut hatte, ihrer Mutter täglich vor: es müſſe einmal entzigen; alles ſey in Verwirrung und keiner wiſſe mehr, was man ergreifen ſollte! Bertet von Natur lebhaft, ſcharfſichtig, zudringlich, nahm die ſchwache Seite ſehr bald wahr und nützte ſie geſchickt für ſeinen Zweck. Durch Drohungen und Verſprechen brachte er endlich Frau von Chevreuſe zu dem Verſprechen, der Rückkehr des Kardinals auf keine Weiſe entgegen zu ſeyn, und im Fall ſie nichts über mich gewinnen könnte, doch wenigſtens alles aufzubieten, um Roumoutier, den

Gou-

Gouverneur von Charleville und Mont Olympe, von mir abzuziehen, ob er gleich beide Stellen durch mich erhalten hatte. Es gelang ihr. Noirmoutier ließ sich durch Hofnungen, die sie ihm von Seiten des Hofs zeigte, verblenden, und als ich ihn aufforderte, Monsieur seine Dienste anzubieten, da der Kardinal mit seinen Truppen ins Reich rückte, erklärte er, daß er dem König ergeben sey. Zwar werde er in allem, was mich persönlich angienge, jede andere Rücksicht aufopfern, doch im gegenwärtigen Fall, wo es nur einen Zwist zwischen Monsieur und dem Hof betreffe, müsse er seiner Pflicht getreu bleiben.

Wie diese Handlung mich aufbrachte, können Sie denken. Ich äußerte laut und heftig meinen Unwillen gegen ihn, und ob ich gleich meine Besuche bei Fräulein von Chevreuse, die sich in diesem Fall laut gegen ihre Mutter erklärt hatte, täglich fortsezte, so grüßte ich doch weder ihn noch Laiques, und mit Frau von Chevreuse sprach ich fast gar nicht mehr. — Ich fahre nun in meiner Erzählung fort.

Als am St. Martinsfest des Jahrs 1651 das Parlament wieder geöffnet wurde, deputirte es Herrn Doujat und Baron an den Herzog von Orleans, der sich zu Limours aufhielt, und bat ihn, seine Stelle im Parlament einzunehmen. Der Grund sey, eine von dem König seit den 5ten Oktober eingeschickte Erklärung, worin er den Prinzen des Majestäteverbrechens schuldig erklärte.

Am 20. November kamen Monsieur ins Parlament und der erste Präsident schloß eine Rede, worin er die Vorfälle in Guienne mit Nachdruck schilderte, mit der Vorstellung: daß es höchst nothwendig sey, dieß

dieſe Erklärung der Form gemäß in die Regiſter einzutragen, um „dem gerechteſten Willen des Königs" — dies war ſein Ausdruck — gehorſam zu ſeyn. Monſieur hatte, wie Sie bereits wiſſen, ſeinen Entſchluß gefaßt und antwortete: dieſe Sache vertrage keine Eile. Man müſſe Zeit gewinnen, um an der Ausſöhnung zu arbeiten; er werde aus allen Kräften dazu beitragen; Herr Damville ſey mit Nachrichten vom Hof unterwegs; und es ſey allerdings ſeltſam, daß man die Erklärung gegen einen Prinzen vom Geblüte ſo emſig betreibe, und dagegen der Zubereitungen Mazarins, um mit gewaffneter Hand ins Königreich zu dringen, mit keiner Silbe gedenke.

Wollte ich fortfahren, Ihnen eine genaue Beſchreibung deſſen, was in den Verſammlungen der Kammern vorfiel, zu liefern, ſo würde ich Ihnen ganz unnöthigerweiſe Langeweile machen. Sie fiengen, wie ich Ihnen bereits geſagt habe, am 20. November an, und die vom 23. 24 und 28. dieſes Monats und vom 1. und 2. December, waren im eigentlichſten Sinn, einen ewige Wiederholung von der Nothwendigkeit, des Königs Erklärung in die Regiſter einzutragen, welcher Monſieur verſchiedne Gründe zum Aufſchub entgegenſetzte. Bald erwartete er nur die Zurückkunft eines ſeiner an den Hof geſandten Edelleute; bald verſicherte er, daß Damville nächſter Tage mit Verſöhnungsvorſchlägen vom Hofe zurückkehren werde; bald beſtand er auf der Form, die bei der Verurtheilung eines Prinzen vom Geblüte beobachtet werden müſſe; bald behauptete er: das nothwendigſte von allem ſey, der Rückkehr des Kardinals entgegen zu arbeiten. Auch brachte er Briefe an den König und ſelbſt ans Parlament gerichtet, worinn der Prinz ſich zu rechtfertigen begehrte. Aber

als er sah, daß das Parlament sogar das Lesen dieser Briefe nicht verstatten wollte, weil sie von einem Prinzen kämen, der gegen seinen König die Waffen ergriffen habe, und daß überhaupt der größere Theil der Gesellschaft für das Protokolliren der Erklärung stimmte, so trat er zurück und schickte am 4ten den Herrn von Croisse ins Parlament, mit der Bitte, ihn bei der Deliberation nicht zu erwarten, weil er beschlossen habe, bei dieser Sache nicht gegenwärtig zu seyn. Man stimmte und es gieng, nach einigen mehr der Form als dem Inhalt nach verschiednen Vorträgen, mit sechs und zwanzig Stimmen durch, daß die Erklärung gelesen, publizirt und in die Register eingetragen werden sollte, um sie nach Form und Inhalt zu vollziehen.

Was Monsieur bestürzt machte, war: daß Croisse fast gar nicht gehört ward, als er beim Schluß der Versammlung bat, einen Tag zu bestimmen, wo man über die Rückkehr des Kardinals, woran niemand mehr zweifelte, stimmen möchte. Monsieur sprach am Abend mit mir hierüber und sagte: er sey entschlossen, das Volk in Bewegung zu setzen um das Parlament aus seinem Schlummer zu wecken. „Das „Parlament, war meine Antwort, wird gegen den Kar„dinal in Worten nur allzu sehr aufwachen; aber sei„ne Thätigkeit wird in diesem Fall ewig schlafen. Daß „diesmal alles so still gewesen ist, wird Sie nicht „mehr befremden, wenn Sie bedenken, daß es Mit„tag war und jedermann essen wollte."

Monsieur nahm, was ich ihm hier ganz ernsthaft sagte, nur für Scherz: und befahl seinem Garderobenmeister Ornano durch den bereits erwähnten Maillard eine Art von Aufstand anstiften zu lassen.

Dieser

Dieſer Elende führte, zur beſſern Bedeckung ſeines Spiels, 20 oder 30 Schreyer zu Monſieur und von da zu dem erſten Präſidenten. Aber dieſer ließ ihnen die Thür öfnen und drohte ihnen, mit ſeiner gewöhnlichen Faſſung, ſie aufhängen zu laſſen.

Am 7. wurde bei voller Verſammlung der Kammern ein Beſchluß gegeben, wodurch dergleichen Frechheiten fürs künftige zu verhindern wären, aber man konnte ſich freilich auch nicht der Bemerkung enthalten: daß es nöthig ſey die Beſchwerden zu heben, welche dergleichen Auftritten zum Vorwand dienten. Demzufolge verſammelten ſie ſich am 9ten, um über die von der nahen Rückkehr des Kardinals laufenden Gerüchte zu ſtimmen. Auf Monſieurs Verſicherung, daß ſie nur allzu wahr ſeyen, ſuchte der erſte Präſident noch dadurch auszuweichen, daß er vorſchlug, die Gens du Roi vorzuladen und die gerichtlichen Erkundigungen leſen zu laſſen, welche, den vorhergehenden Beſchlüſſen zufolge, gegen den Kardinal eingezogen worden waren.

Hier ſtellte Talon vor: von dieſen Erkundigungen ſey die Rede nicht. Da der Kardinal durch eine königliche Erklärung verdammt worden ſey, ſo habe man keine andern Beweiſe aufzuſuchen; und wenn Erkundigungen eingezogen werden müßten, ſo könnte dies nur über die Verletzungen dieſer Erklärung geſchehen. Er ſchloß damit, daß man an Ihre Majeſtät Deputirte ſchicken ſollte, um den König von dieſen Gerüchten zu benachrichtigen und zu bitten, das in dieſer Hinſicht ſeinem ganzen Volk gegebene königliche Wort zu beſtätigen. Auch fügte er noch hinzu: es müſſe allen Gouverneurs der Provinzen und Gränzfeſtungen verboten werden, dem Kardinal die Durch-

reise zu verstatten; auch müßten alle Parlamenter von diesem Beschluß Nachricht erhalten und aufgefodert werden, einen gleichen ergehen zu lassen.

Nach dieser Vorstellung fieng man das Stimmgeben an. Da aber die Deliberation nicht beendet werden konnte, und Monsieur Sonnabends unpäßlich war, so blieb die Versammlung bis Mittwochs den 15ten ausgesetzt. Der Beschluß war fast einstimmig ausgefertigt und enthielt noch außer dem, was ich Ihnen bereits gesagt habe, daß der König gebeten werden sollte, den Papst und den andern auswärtigen Fürsten die Gründe mitzutheilen, welche ihn bewogen hätten, den Kardinal von seiner Person und aus seinem Rath zu entfernen.

Ein kleines Zwischenspiel, was an diesem Tag vorfiel, wird Ihnen beweisen, daß ich nicht ohne Grund die schwere Rolle vorher gesehen hatte, welche ich für meinen Theil bei diesem ganzen Verfahren zu spielen hatte. Machaut und Fleury, beide des Prinzen leidenschaftliche Diener, sagten, indem sie ihre Stimme gaben: die Unruhen des Staats würden nur durch gewisse Leute bewirkt, welche durchaus den Kardinalshut davon tragen wollten. Ich unterbrach den ersten und sagte: ich sey so daran gewöhnt, Kardinalshüte in meiner Familie zu sehen, daß mich ihre Farbe wahrscheinlich nicht in so hohem Grad verblenden könnte, um deshalb all das Böse zu begehen, welches er mich beschuldige. Hier erhob sich ein grosser Lerm zu Gunsten Machauts, weil man die Vorträge nie unterbrechen darf. Ich bat die Gesellschaft, meine Hitze, welche nicht aus Mangel an Ehrerbietung herrühre, zu entschuldigen.

Ein

Ein andrer sagte in seinem Vortrag: man müsse in Rücksicht des Kardinals so verfahren, wie man ehemals mit dem Admiral Coligny gethan habe; das heißt seinen Preis auf seinen Kopf setzen. Hier stand ich auf und mit mir alle andern geistlichen Räthe. Denn den Geistlichen ist es durch ein Gesetz verboten, den Deliberationen, worin laut für den Tod gestimmt wird, beizuwohnen.

Am 18ten kam eine Deputation von den Apellationsräthen in die große Kammer, und befragte die Versammlung wegen eines Briefs, in welchem Mazarin von dem Herrn von Elbeuf wegen seiner Rückkehr nach Frankreich Rath verlangte. Der erste Präsident erklärte: Herr von Elbeuf habe ihm den Brief zugeschickt; er habe dem König davon Bericht erstattet und erwarte die Rückkunft seines Abgesandten, um im Fall, daß es Sr Majestät nicht gefiele, Genugthuung zu geben, die Gesellschaft zu versammeln. Die Appellationsräthe begnügten sich mit dem Versprechen des ersten Präsidenten nicht. Am andern Tage, den 19ten, erschien eine zweite Deputation an die große Kammer, und man sah sich genöthigt, am 20sten die Kammern zu versammeln, wozu der Herzog von Orleans eingeladen ward. Nachdem der erste Präsident gesagt hatte: Der Grund dieser Versammlung sey der obenerwähnte Brief und eine Reise des Herrn von Noailles zu Herrn von Elbeuf, wurden die Gens du Roi vorgeladen. Diese trugen durch Herrn Talon darauf an, daß die Parlaments-Deputirten sich aufs schleunigste zum König begeben sollten, um ihn von dem, was auf der Gränze vorgehe, zu benachrichtigen und den König zu bitten, daß er an den Kurfürsten von Köln, wegen Entfernung des Kardinal Mazarins aus allen seinen Besitzungen schrei-

ben laſſen möchte. Ferner ſollte der Herzog von Orleans gebeten werden, zu demſelben Zweck an den König zu ſchicken, auch dem Marſchall von Hoquincourt und andern Befehlshabern der Truppen von des Kardinals Vorhaben in Frankreich einzufallen, Nachricht zu geben. Ferner ſollten einige Räthe ernannt werden, die ſich nach der Gränze verfügen, und über alles, was dort vorgehe, Protocolle führen ſollten. Den Bürgermeiſtern und Maires der Städte ſollte verboten werden, ihm den Durchgang zu verſtatten, Truppen, welche ihn begünſtigten, verſammeln zu laſſen, oder einem ſeiner Verwandten und Bedienten Aufenthalt zu erlauben. Herr von Noailles endlich ſollte in Perſon erſcheinen und von ſeinem mit dem Kardinal unterhaltenen Umgang Bericht abzulegen. Oeffentlich aber ſollte eine Aufforderung erlaſſen werden, um von all dieſem Zuſammenhang Unterricht zu erhalten. Dies waren die Hauptheile dieſer Vorträge, denen zufolge der Beſchluß abgefaßt wurde.

Ganz gewiß erwarten Sie nun nach dieſen von den Gens du Roi ſelbſt hervorgebrachten Blitzen, einen Feuerregen vom Parlament auf den Kardinal herabfallen zu ſehn? — Nichts weniger!

In dem nehmlichen Moment, da dieſer Beſchluß mit einer Art von Wut gegeben wurde, ſagte einer von den Räthen, daß die auf der Gränze für Mazarins Dienſten verſammelten Soldaten aller Verbote des Parlaments ſpotten würden, wenn ſie nicht durch einige, mit guten Musketen und Picken verſehne Executoren unterzeichnet wären; und dieſer Mann, deſſen Namen ich vergeſſen habe, der aber, wie Sie ſehen, gar nicht unverſtändig ſprach, wurde mit einem allgemeinen Stimmenaufſtand zurückgeſtoßen, als hätte er die tollſte

ren. Diese Schrift wird euch lehren, daß der Mann bis an seinen Tod in meinem Dienst geblieben sey.

Ich las sie also durch, und fand, daß er den Sunkar von einem gewissen Kaufmann erstanden, wobey Tag, Monat, und Jahr des Kaufs angezeigt waren: und daß Sunkar so lange sein Sclave geblieben, bis er davon geflohen. Ferner bezeigten die unterschriebenen Personen, dieser Sklave sey auf keine Weise des Dienst:s seines ehemaligen Herrn entledigt. Kurz die Schrift war eben so genau als rechtskräftig. Ich gerieth hierüber in keine geringe Verlegenheit, und stellte ihm vor, er müsse sich so lange gedulden, bis ich ihm des Fürsten Antwort geben würde, womit er auch zufrieden war.

Noch denselben Tag trug ich Saladin die Sache vor, der sie aber für grundlos hielt, und mich fragte, ob ich auch die Papiere durchgesehen? Freylich antwortete ich, sie waren zu Damascus gerichtlich ausgefertigt, und mit Zeugen-Unterschrift versehen. — Wenn dem so ist, so wollen wir den Mann her fodern, und das Recht möge dann zwischen uns entscheiden. Ich verlange einen Sachwalter, die Zeugen sollen schwören, und ihr eröffnet die Schrift nicht eher, als bis der Kläger zugegen ist. Dieß geschah. Der Kläger mußte sich setzen, und Saladin stieg, um sich ihm gleich zu machen, vom Thron herab. Jener trug sein Anliegen so wie das erste mahl vor. Der Sultan wandte dagegen ein, Sunkar sey so lange sein Sclave gewesen, bis er ihm die Freyheit geschenkt, worauf er denn sein Testament gemacht, und verstorben sey. Was aber die in der Schrift angegebene Zeit betreffe, so könne er beweisen, daß er ihn schon ein Jahr vorher nebst acht andern gekauft, und bis zu seiner Los-

lassung

tollſte und unverſchämteſte Meinung vorgetragen. Die ganze Verſammlung verſicherte mit dem größten Nachdruck: daß die Abdankung der Soldaten nur Sr Majeſtät zukomme.

Vereinigen Sie doch, wenns möglich iſt, dies Zartgefühl für das königliche Anſehen mit dem Beſchluß, der in dem nemlichen Moment allen Städten verbietet, demjenigen, welchen dies nemliche Anſehen wieder zurückrufen will, Durchgang zu verſtatten! Aber ſo iſt es; Das wunderſamſte, was kommenden Jahrhunderten als unglaublich erſcheint, wird in der Gegenwart kaum empfunden; Und ich habe, noch in den Augenblick, wo ich dies ſchreibe, viele Andere dieſen Punkt beſtreiten und behaupten hören: zwiſchen dieſer Einſchränkung und dem Beſchluß ſey kein Widerſpruch.

Was ich während unſrer Unruhen ſelbſt erfahren habe, hat mir vieles aufgelößt, das ich ſonſt in der Geſchichte unbegreiflich fand. Man findet oft ſo entgegengeſetzte Thatſachen darin, daß ſie uns unglaublich vorkommen; aber die Erfahrung lehrt, daß nicht alles unwahr ſey, was unglaublich iſt. Sie werden in der Folge meiner Erzählung noch manchen Beweis für dieſe Wahrheit finden.

Im Kabinet war man über die vom Hof gegen das Parlament zu beobachtende Aufführung nicht einig. Der eine Theil behauptete, daß es mit Schonung behandelt werden müſſe; der andere: es ſey am beſten, es ſich ſelbſt zu überlaſſen! Dies war Brachet's Ausdruck, deſſen er ſich gegen die Königin bediente. Der eigentliche Erfinder deſſelben aber war Menardeau-Champr., ein Rath der großen Kam-

mer, und ein Mann von vieler Einsicht. Dieser hatte der Königin durch Brachet sagen lassen: Sie könne nichts besseres thun, als zu Paris alles in Verwirrung kommen zu lassen; ein Zustand, der, wenn er zu einen gewissen Grad gestiegen seyn werde, immer dazu diene, das königliche Ansehen wieder herzustellen. Sie müsse zu diesem Endzweck dem ersten Präsidenten befehlen, an den Hof zu kommen, um sein Amt als Siegelbewahrer zu versehen, den Herrn von Vieuville nebst allem was zum Finanzwesen gehört ebenfalls an den Hof fordern, den großen Rath dahin berufen u. s. w. Dieser Vorschlag war auf die Uebel gegründet, welche die auffallende Abreise aller dieser Menschen ohnfehlbar in einer Stadt, wo alle Klassen, wie nicht zu leugnen ist, sehr genau unter sich verbunden sind, hervorbringen würde. Aber er hatte alle die zu Gegnern, welche befürchteten: die Feinde des Kardinals würden von der Schwäche des Präsidenten le Bailleul, der in Abwesenheit des ersten Präsidenten an der Spitze des Parlaments gestanden hätte, und von der durch so auffallende Auftritte neu erregten Bitterkeit der Volksstimmung, Vortheil ziehen. Der Kardinal schwankte lang zwischen beiden Gründen, obgleich die Königin, welche ihrem Geschmack zufolge das härteste immer für das beste hielt, sogleich für das erste entschieden hatte. Was endlich den Ausschlag gab, war, wie ich seitdem von dem Marschall de la Ferte erfuhr, die Meinung des Herrn von Senneterre, welcher deshalb in starken Ausdrücken an den Kardinal schrieb. Er erregte sogar seine Besorgniß wegen der oft sehr rauhen Aeusserungen des ersten Präsidenten, die, fügte er hinzu, oft mehr Unheil anrichten, als seine Meinung Gutes bewirken könnte. Dies war zu nahe ans Herz gelegt. Der erste Präsident verließ endlich Paris auf des Königs

nigs Befehl, und sogar ohne vom Parlament Abschied zu nehmen. Zu diesem letztern bewog ihn Herr von Champlatreux, sehr gegen seine Neigung. Aber Champlatreux hatte Recht. Denn bei der Bewegung, welche ein solcher Auftritt nothwendig erregen mußte, war allerdings für ihn zu fürchten. Den Tag vor seiner Abreise ging ich zum Präsidenten, um Abschied zu nehmen. Er sagte mir die Worte: Ich gehe an den Hof und werde die Wahrheit sagen. Hernach müssen wir dem König gehorchen. Daß er wirklich so handelte, wie er sagte, bin ich überzeugt. Jetzt zum Parlament zurück.

Am 29sten December kamen die Gens du Roi in die große Kammer, und überreichten einen lettre de Cachet. Dieser enthielt den Befehl an die Gesellschaft, daß die Sendung der durch den Beschluß vom 13ten ernannten Deputirten noch verschoben werden sollte, weil der König ihnen bereits seine Willens-Meinung mehr als deutlich erklärt habe. Herr Talon, setzte noch hinzu: er sey, vermöge seines Amts verbunden, auf die Bewegungen aufmerksam zu machen, welche eine solche Deputation in einer ohnehin so unruhigen Zeit nach sich ziehen könnte. Sie sehen, fuhr er fort, wie das ganze Königreich wankt. Hier haben sie noch einen Brief vom Parlament zu Rouen; er meldet uns: daß das Parlament einen, den Ihrigen gleichen Beschluß gegen den Kardinal Mazarin erlassen hat.

Hierauf nahm der Herzog von Orleans das Wort. Er sagte: der Kardinal Mazarin sey am 25sten zu Sedan angekommen. Die Marschälle von Hoquincourt und la Ferte würden mit einer Armee zu ihm stoßen und ihn an Hof führen. Es sey höchs

ste Zeit sich seinem Vorhaben zu widersetzen, das nun nicht mehr zweideutig sey. Es ist unmöglich, Ihnen den Sturm zu schildern, der bei dieser Nachricht die Gemüther ergriff. Kaum konnte man es erwarten, bis die Gens du Roi ihre Conclusionen gefaßt hatten. Sie fielen dahin aus, daß unverzüglich Deputirte zum König abreisen und von diesem Augenblick der Kardinal und seine Anhänger des Majestätsverbrechens schuldig erklärt werden sollten. Allen Mairen und Bürgermeistern der Städte sollte verboten werden, ihnen Durchgang zu verstatten, seine Bibliothek und alle seine Meublen sollten verkauft werden. Durch den Beschluß ward noch hinzugefügt, daß, wer den Kardinal lebend oder tod überliefern würde, die Summe von 150,000 Livres erhalten sollte. — Hier standen die geistlichen Räthe aus dem bereits erwähnten Grund abermals auf.

Ganz gewiß denken Sie sich nun alles im höchsten Grad erbittert; um so mehr, wenn ich Ihnen noch sage, daß am nächsten 2ten Januar, (von 1652) über die Conclusionen der Gens du Roi und die erhaltne Nachricht, daß der Kardinal schon durch Epernay gekommen sey, ein zweiter Beschluß gegeben wurde, durch welchen noch überdies verordnet ward, alle andere Parlamenter einzuladen, ein gleiches mit dem Beschluß vom 29ten December zu beschließen; ferner: den vier bereits ernannten Räthen, welche Befehl hatten die Gemeinden zu bewaffnen, noch zwei zuzufügen *); die Truppen des Herzogs von Orleans zu

*) Diese waren Betaud und du Londray-Giviers. Siehe Jolys Memoiren 1 Buch S. 181.

zu befehligen, ſich der Annäherung des Kardinals zu widerſetzen und zuletzt die Befehle wegen ihrer Erhaltung auszufertigen. — Nach dieſen Concluſionen und nach dieſem Beſchluß ſchien es freilich, als wollte das Parlament den Krieg. Meinen Sie nicht auch? — aber nichts weniger. Der Vorſchlag eines Raths: da doch der erſte Schritt zum Unterhalt der Truppen ſey, ſich Geld zu verſchaffen, ſo ſolle man dieſes aus den außerordentlichen Einkünften des Königs vom droit annuel *) nehmen, ward mit Widerwillen und Geſchrei verworfen. Die nemliche Geſellſchaft, welche ſo eben Monſieurs Truppen den Befehl zum Marſch gegeben hatte, um ſich der königlichen Armee zu widerſetzen, behandelte den Vorſchlag dieſe Gelder zu nehmen, mit eben der Gewiſſenhaftigkeit, die es nur bei der vollkommenſten Ruhe des Reichs hätte haben können.

Sehen Sie nun, ſagte ich Monſieur nach aufgehobenen Parlament, daß ich die Wahrheit ſagte, wenn ich Ihnen ſo oft wiederholte: es werde bei den Concluſionen der Gens du Roi nie auf eine gute Art zum bürgerlichen Krieg kommen. Er erhielt den Tag darauf noch einen andern Beweis für dieſe Behauptung. Der Marquis von Sablonnieres, Obriſter des Regiments Valois, trat herein und meldete Monſieur, daß du Coudray Giviers, einer von den zur Bewaffnung der Gemeinden abgeſchickten Kommiſſaren getödtet, und der zweite derſelben, Betaud, von

dem

*) Dies betrifft die Beſoldungen ſolcher Stellen, welche dem König wieder zufallen, wenn Beamte ſterben, ohne die gewöhnliche jährliche Abgabe bezahlt zu haben, wodurch ſie ſich die Stelle als erblich erkaufen.

den Feinden gefangen genommen worden ſey. Hierüber kamen die Gemüther ſo in Wallung, daß ſie nicht aufgebrachter hätten ſeyn können, wenn von dem allerſchwärzeſten und ſchauderhafteſten bei vollkommnem Frieden vollzognen Meuchelmord die Rede geweſen wäre. Ich erinnere mich, daß Bachaumont ſich an dieſem Tag gerade hinter mir befand und mir ſpöttiſch ins Ohr ſagte: Ich werde mir den höchſten Ruhm erwerben. Ich will darauf ſtimmen, daß man Herrn von Hoquincourt viertheilen ſolle, weil er ſo unverſchämt geweſen iſt, auf Leute ſchießen zu laſſen, welche die Gemeinden gegen ihn bewaffnen. Vermuthlich war der Zorn des Parlaments über dieſes Vergehen, wogegen es förmlich decretirte, Urſache, daß man einen von den Edelleuten *) des Prinzen, welcher einen Brief und eine Bittſchrift von ihm brachte, den Zutritt nicht verweigerte. Denn aus welchem Grund hätte man ſonſt dieſe, erſt nach der in die Regiſter eingetragnen Erklärung angekommene Sendung annehmen können, da das nemliche Parlament am 2ten December einen Brief vom Prinzen gleichen Inhalts nicht ſehen wollte, zu einer Zeit, wo in der Geſellſchaft noch kein rechtliches Verfahren gegen ihn ſtatt fand. Ich bemerkte dies am Abend gegen Talon, welcher ſelbſt für die Annahme des Abgeſandten geſtimmt hatte, und ſeine Antwort war: Wir wiſſen alle nicht mehr, was wir thun; wir binden uns an keine allgemeine Regel mehr. Er blieb bei ſeinen Concluſionen: daß die königlichen Gelder nicht angegriffen werden ſollten; denn dieſe, behauptete er, ſeyen geheiligt,

*) de la Salle.

heiligt, was auch je geſchehen könnte. Wie aber, ſagen Sie ſelbſt, ließ ſich dies mit dem andern Theil ſeiner, einige Tage früher gegebnen Concluſionen vereinigen, vermittelſt deſſen er die Gemeinden bewaffnete und Truppen marſchiren ließ, um ſich den königlichen Armeen zu widerſetzen.

Tauſendmal in meinem Leben habe ich die Geiſtesarmuth der elenden Zeitungsſchreiber bewundert, welche die Geſchichte jener Zeit geſchrieben haben; nicht einer unter ihnen hat über dieſe Widerſprüche, gewiß die ſeltſamſten und merkwürdigſten von der Welt, auch nur die flüchtigſte Bemerkung gemacht. Von allen Widerſprüchen waren mir keine unerklärbarer, als die, welche ich in Talons Handlungsweiſe bemerkte. Weil er wirklich eine Geſetztheit und eine gründliche Urtheilskraft beſaß, ſo hielt ich ſie zuweilen für erkünſtelt. Ich gab aber dieſe Idee, wie ich mich erinnere, nach reiflichen Ueberlegungen ganz wieder auf, und blieb, aus Gründen, die mir ſelbſt nicht mehr ganz gegenwärtig ſind, bei der Ueberzeugung, daß auch Er, gleich den Andern von dem allgewaltigen Drang der Umſtände mit fortgeriſſen ward, die in ſolchen Zeiten, empörten Wellen gleich, die Gemüther in demſelben Moment nach mehrern Seiten hinreißen.

Talon war bei der erwähnten Deliberation gerade in dieſem Fall. Denn als er den Beſchluß vorgelegt hatte, des Prinzen Abgeſandten Zutritt zu verſtatten, um Brief und Bittſchrift deſſelben zu leſen, ſetzte er noch hinzu: beides müſſe dem König zugeſchickt, und bevor Er geantwortet, die Deliberation ausgeſetzt bleiben. Des Prinzen Brief war nichts als eine Anerbietung ſeiner Perſon und ſeiner Waffen

gegen

gegen den gemeinschaftlichen Feind; und die Bittschrift gieng dahin, daß die Vollstreckung der gegen ihn einregistrirten Erklärung so lange ausgesetzt bleiben sollte, bis die gegen den Kardinal gegebnen Erklärungen und Beschlüsse ihre volle Wirkung gehabt hätten.

Die Deliberation konnte nicht beendigt werden, ohngeachtet sie bis 3 Uhr Nachmittags dauerte. Erst den folgenden Tag, den 12ten Januar, ward sie vollendet. Der gegebne Beschluß enthielt: man solle Betaud und Giviers, die nur Gefangne waren, vom Herrn von Hoquincourt zurückverlangen, und ihn und seine Nachkommenschaft im Fall der Verweigerung, für alles was ihnen geschehen könnte, verantwortlich machen; die gegen den Kardinal gerichtete Erklärungen und Beschlüsse sollten vollstreckt werden; an alle Unterthanen des Königs sollte ein Verbot ergehen, den Marschall von Hoquincourt und andere, welche dem Kardinal beistünden, jetzt für Befehlshaber anzuerkennen; die Vollstreckung der gegen den Prinzen gerichteten Erklärung nebst dem Beschluß darüber sollte ausgesetzt bleiben, bis die gegen den Kardinal gerichteten vollständig vollzogen wären.

Das, was am 16 und 19 Januar im Parlament vorgieng, ist von keiner Bedeutung. Am 19ten Abends kamen Herr von Nemours nach Paris. Er kam von Bourdeaux zurück und gieng nach Flandern, um die dem Prinzen von den Spaniern gegebnen Truppen zurückzuführen. Es ist nöthig in Rücksicht dieser Reise, welche bei Monsieur viel Mißtrauen erregte, in der Geschichte etwas zurück zu gehen.

Daß der Herzog von Orleans täglich fünf bis sechsmal in die äußerste Verwirrung gerieth, weil er überzeugt war, alles gehe aufs Gerathewohl und es sey sogar unmöglich klug zu handeln; dies habe ich Ihnen bereits gesagt. Es gab Momente, wo er jene Art von Muth faßte, welchen die Verzweiflung erzeugt. In diesen Augenblicken sagte er: das ärgste, was ihm begegnen könnte, sey, zu Blois zur Ruhe gesetzt zu werden. Aber seine Gemahlin, die diese Ruhe nicht schicklich für ihn achtete, beunruhigte seine süßen Bilder mit neuen Ansichten und erfüllte ihn folglich mit tausend Besorgnissen, zu denen er ohnehin allzu geneigt war. Freilich war die Lage der Sachen nicht geschickt, ihm Kühnheit einzuflößen. Denn ausserdem, daß er immer über Abgründen wandelte, so war auch der Gang, den er zu nehmen gezwungen ward, von der Art, daß selbst Menschen von sichrer Haltung und festem Schritt leicht dabei hätten ausgleiten können. Seine ausserordentliche Furcht vor der Abhängigkeit, in welche ihn die gänzliche Vereinigung mit dem Prinzen unfehlbar ziehen würde, nöthigte ihn, sich bei allem, was er that, einen Zwang aufzulegen, der täglich seine natürlichsten Handlungen verdarb; und in der Zeit, als er noch hoffte, des Kardinals Rückkehr durch andre Mittel als den bürgerlichen Krieg hintertreiben zu können, gewöhnte er sich so sehr daran, die bei dieser Voraussetzung schicklichen Rücksichten zu beobachten, daß er, als er sich endlich ändern mußte, ein ganz unregelmäßiges, dem Gang der Sache im Parlament ähnliches Betragen annahm.

Diese Gesellschaft beorderte, wie Sie schon in mehreren Fällen gesehn haben, in eben derselben Sitzung, die Truppen zum Aufbruch, und verbot zugleich,

gleich, für ihren Unterhalt zu sorgen; sie bewaffnete das Volk gegen die Soldaten, welche vom Hof aus förmlich commandirt wurden, und eiferte in dem nemlichen Moment gegen die, welche vorschlugen, diese Soldaten abzudanken; sie befahl den Gemeinden, die Generale der königlichen Armeen anzugreifen, und verbot zu gleicher Zeit bei Lebensstrafe, keine Werbungen ohne ausdrücklichen Befehl des Königs vorzunehmen.

Sanft eingewiegt durch die Vorstellung: er werde sich, wenn er mit dem Parlament vereinigt bliebe, gegen Mazarin halten, ohne von dem Prinzen abhängig zu werden, ließ sich Monsieur um so leichter in die Tiefe ziehen, wohin er sich wegen seiner natürlichen Unentschlossenheit ohnehin sehr neigte. Dieser letztern zufolge hielt er es gewiß, so oft es möglich war, mit zwei Theilen. Was erst Neigung bei ihm war, ward nothwendig durch die Vereinigung mit einer Gesellschaft, welche bei allen ihren Handlungen dem Ziel folgte, — die königlichen Befehle mit dem bürgerlichen Krieg zu verbinden. Freilich ist das Lächerliche einer solchen Handlungsweise für die Zeitgenossen immer auf gewisse Art durch den Nimbus bedeckt, durch welchen ein großes Ganze, wie das Parlament, umhüllt und in den Augen der meisten Menschen unfehlbar gemacht wird. Dagegen zeigt es sich an Einzelnen — sie mögen nun Söhne Frankreichs oder Prinzen vom Geblüte seyn — immer früh genug.

Ich sagte dies täglich zu Monsieur; er gab mir Recht; wiederholte mir aber allemal: Was kann man beßres thun?

laſſung beſtändig im Dienſt behalten habe; welches denn auch viele der angeſehenſten und edelſten Männer mit ihrem Zeugniß erhärteten.

Der Kläger verſtummte. Saladin aber war viel zu großmüthig, als daß er ihm ſeine Verwegenheit hätte ſollen entgelten laſſen. Vielmehr beſchenkte er ihn mit einem reichen prächtigen Kleide, deſſen Werth mir aus dem Gedächtniß entfallen iſt.

Drittes Kapitel.

„Wenn der Freygebige ſtrauchelt, ſpricht unſer Pro„phet, ſo hält ihn Gott ſelbſt bey der Hand zurück.“ Saladins Mildthätigkeit iſt ſo bekannt, daß es unnöthig wäre, ſie durch Schriften noch bekannter zu machen. Daher will ich nur in wenigen Worten ihrer gedenken.

Er, der ſo viel in ſeinem Leben beſeſſen hatte, hinterließ im Schatze nichts, als ſieben und vierzig Nazaritiſche Drachmen, und ein kleines tyriſches Goldſtück, von mir unbekanntem Gehalte. Bisweilen verſchenkte er ganze Gegenden und Provinzen; zu Jeruſalem fanden ſich viele Deputirte bey ihm ein, die er bey ihrer Abreiſe nach Damaſcus nicht hätte beſchenken können, wenn er nicht ſeine eigne Kaſſe angegriffen und bis auf den letzten Heller ausgeleert hätte, denn in der Schatzkammer war kein Geld.

Er war immer gleich freygebig, er mochte nun viel oder wenig haben. Deswegen legten die Verwalter des Schatzes, auf den Fall eines plötzlich eintretenden Bedürfniſſes, heimlich etwas Geld bey Seite, denn ſie wußten wohl, daß alles, was er vorfand, in

An dem Tage, da Herr von Nemours nach Paris gekommen, war diese Redensart, während einer ganzen Unterredung, die ich mit ihm hatte, der Refrain von allem, was er sagte. Monsieur bezeigte viele Besorgniß, daß diese aus Flandern hergeführten Truppen die Gewalt des Prinzen allzusehr vermehren würden, und daß er sie, setzte er hinzu, zu seinen Zwecken und nach seinem Gefallen gebrauchen würde. Ich sagte ihm: es thue mir unendlich weh, zu sehen, wie ihn in seinem gegenwärtigen Zustand nichts erfreuen, sondern alles nur betrüben könnte und müßte. „Was sollen Sie, fuhr ich fort, wenn der Prinz geschlagen wird, mit dem Parlament anfangen, daß „noch die Conclusionen der Gens du Roi erwartet, „wenn der Kardinal schon mit einer Armee vor den „Thüren der großen Kammer steht? und was werden „Sie thun, wenn der Prinz siegte, da jetzt 4000 „Mann, welche ihm zugeführt werden sollen, Sie „schon in Sorge setzen?"

So unangenehm es mir auch, theils wegen meines der Königin gegebnen Worts, theils um meines Privat-Interesses willen gewesen wäre, Monsieur mit dem Prinzen fest vereinigt zu sehen — was er überdies bei der Ungleichheit ihrer Geister, ohne Unterwerfung nicht werden konnte — so hätte ich doch immer jene kleinlichen, von Neid und Furcht erregten Schwächen aus seinem Gemüth vertilgt gewünscht. Meinem Bedünken nach gab es gewisse Mittelwege, wodurch er dem Prinzen zu seinen Zwecken behülflich seyn konnte, ohne ihm die gefürchtete Ueberlegenheit zu verstatten. Daß diese Wege schwer auszuführen waren, gebe ich zu, und folglich auch, daß sie für Monsieur, der das Schwere beinah nie von dem Unmöglichen unterschied, unmöglich scheinen mußten.

Was für Mühe koſtete es mir nicht, ihn nur zu bereden, daß er ſein möglichſtes thun müßte, damit das Parlament ſich nicht gegen die für den Prinzen beſtimmten Hülfstruppen erkläre! — Mit dem größten Nachdruck ſtellte ich ihm alle die Gründe vor, welche ihn bewegen mußten, dieſe Truppen bei der gegenwärtigen Lage der Sachen nicht zu unterdrücken und die Geſellſchaft nicht daran zu gewöhnen, daß ſie die gegen Mazarin gethanen Schritte mißbillige. Ich gab zu, daß man die Vereinigung mit fremden Mächten öffentlich tadeln müſſe, behauptete aber als nothwendig, zu gleicher Zeit die über dieſen Gegenſtand angeſtellten Deliberationen in die Länge zu ziehen. Hiezu ſchlug ich verſchiedne Mittel vor, die theils durch natürliche Spaltungen, theils durch des Präſidenten le Bailleul Schwachheit ganz unvermerkt hätten in Thätigkeit geſetzt werden können. Lange beharrte Monſieur in ſeinem Entſchluß, die Sache ihren Gang gehen zu laſſen, weil, ſagte er, der Prinz ohnehin allzuſtark ſey.

Als ich ihn endlich durch meine Gründe überzeugt hatte, that er das, was ſchwache Menſchen in ähnlichen Fällen zu thun pflegen. Sie wenden ſich ſo ſchnell, wenn ſie einmal ihre Meinung ändern, daß ſie ihre Schritte nicht mehr abmeſſen können und anſtatt zu gehen, ſpringen. Monſieur fiel, was ich ihm auch dagegen ſagen mochte, auf einmal darauf, den Marſch der fremden Truppen zu rechtfertigen, und zwar im Parlament durch Scheingründe zu rechtfertigen, wodurch niemand betrogen, ſondern wodurch nur dies ſichtbar wird, daß man betrügen will. Dieſer Kunſtgriff hat zu allen Zeiten für Rhetorik gegolten; aber man muß geſtehen, daß er zur Zeit des Kardinals Mazarin häufiger und unverſchämter ſtudirt und ausgeübt

übt worden iſt, als alle andere. Nicht allein, daß er täglich angewandt wurde, er ward auch durch Beſchlüſſe, Edicte und in Declarationen geheiligt; und ich bin überzeugt, daß dieſe öffentliche Beleidigung, wie ich ſchon im erſten Theil geſagt zu haben glaube, der Hauptgrund unſrer Empörungen war. Monſieur ſagte mir im Parlament; er behaupte, daß dieſe Truppen nicht ſpaniſch zu nennen wären, weil ſie aus deutſcher Mannſchaft beſtanden. Bemerken Sie hier, daß ſie bereits ſeit drei oder vier Jahren Spanien in Flandern dienten, unter dem Commando eines Prinzen aus dem Hauſe Wirtemberg, der namentlich im Sold des katholiſchen Königs ſtand; und daß viele Leute von Stand auch aus den Niederlanden Offizierſtellen bekleideten. Vergebens ſtellte ich Monſieur vor: wir ſelbſt tadelten in des Kardinals Betragen eben dieſe Art zu handeln und zu ſprechen, täglich am meiſten. Er ſpottete über mich und antwortete, daß die Welt betrogen ſeyn wolle. Dies iſt wahr, und auch dieſer Fall zeugte davon.

Erlauben Sie mir hier eine kleine Pauſe, und die Bemerkung, daß man es nicht ſeltſam finden darf, wenn Geſchichtſchreiber bei Gegenſtänden, wo ſie nicht ſelbſt Antheil gehabt haben, oft in große Irrthümer gerathen, da ſogar Zeitgenoſſen, die alles in der Nähe ſahen, bei einer Menge von Fällen oft einen durchaus falſchen Schein für Wahrheit nehmen müſſen. Damals gab es nicht einen Mann, ich ſage nicht im Parlamente allein, ſondern ſelbſt im Luxemburg, der nicht geglaubt hätte, mein einziges Beſtreben bei Monſieur gehe dahin, alles gute Vernehmen zwiſchen ihm und dem Prinzen aufzuheben. Ich

hätte dies gewiß gethan, wenn ich nur die geringste Neigung zu einem festen und wesentlichen Bündniß bei ihm hätte wahrnehmen können; aber ich versichre Ihnen, daß er, selbst von den Schritten, zu welchen die Verhältnisse ihn, allen Regeln eines guten Benehmens zufolge, verpflichteten, so himmelweit entfernt war, und ich ihn sorgfältig bereden mußte, wenigstens in diesem Fall eine gewisse Gerechtigkeit zu beobachten. Dies that ich nun zu eben der Zeit, wo jedermann glaubte, mein einziges Bemühen sey, ihn von dem Prinzen abzuziehen. Indessen war mir dies Gerücht, obgleich es mir von Zeit zu Zeit bei den Parlamentsversammlungen ein kleines Ungewitter kostete, nicht unlieb; denn ich beschloß sogleich, mich desselben bei der Königin zu bedienen. Doch ließ sie sich nicht lange dadurch hinhalten. Da sie wußte, daß ich Monsieur immer rieth, nicht mit dem Prinzen zu brechen, obgleich ich auf der andern Seite, meinem ihr gegebnen Worte getreu, mich nicht mit ihm aussöhnte, so ließ sie mir durch Brachet, der um diese Zeit nach Paris kam, darüber Vorwürfe machen. Er mußte unter meiner Aufsicht ein Memoire schreiben, welches klar bewies, daß ich, wie es auch wirklich wahr war, in nichts meinem der Königin geleisteten Versprechen zu nahe getreten sey; denn unter allem dem, wozu ich mich verbindlich gemacht hatte, befand sich nichts, was mit meinem bei Monsieur gegebnen Rath im Widerspruch stand. Brachet sagte mir, als er zurück kam: die Königin sey, nachdem er sie das Gewicht meiner Gründe habe fühlen lassen, vollkommen überzeugt gewesen; Herr von Chateauneuf aber habe ausgerufen: „Auch ich stimme nicht für des „Kardinals Rückkehr, so wenig wie der Koadjutor. „Aber ich finde es gleichwohl strafbar, daß ein Un„terthan ein Memoire, wie dieses, schreiben läßt, so „sehr

„sehr, daß, wäre ich sein Richter, ich ihn ohne Be-
„denken, wegen dieser einzigen Thatsache verdammen
„würde." Die Königin war so menschenfreundlich
mir diese Aeußerung durch Brachet hinterbringen und
zugleich sagen zu lassen, der Kardinal werde redlicher
mit mir verfahren, als dieser Elende, dem ich gleich-
wohl nie zu diesem Betragen Veranlassung gegeben
hätte. Dies waren ihre eignen Worte. Nun zum
Parlament zurück.

Was vom 12ten bis zum 24sten Januar darin
orfiel, ist Ihrer Aufmerksamkeit nicht werth; denn
s war beinahe von nichts andern die Rede, als von
Betauds und Guiviers Angelegenheit, und diese Sa-
e ward nicht anders behandelt, als wenn es ein
it kalten Blut auf den Stufen des Palais begang-
r Meuchelmord gewesen wäre.

Am 24sten legten der Präsident von Bellievre
d die andern zu Poitiers gewesenen Deputirten ih-
n Bericht ab, über die Vorstellungen, welche sie
m König gegen des Kardinals Rückkehr im Namen
s Parlaments mit möglichster Kraft und Nach-
ücklichkeit gethan hatten. Sie meldeten, daß nach
ner mit der Königin und ihrem Rath gehaltenen Ue-
legung der König durch den Siegelbewahrer ihnen
ihrer Gegenwart folgende Antwort habe geben las-
. „Als das Parlament seine letzten Beschlüsse ge-
en habe, sey ihm, ohne Zweifel, noch unbekannt
wesen, daß der Kardinal Mazarin nicht anders als
f des Königs ausdrücklichen Befehl Truppen ange-
rben habe; er selbst habe ihm befohlen, nach Frank-
h zu kommen und seine Truppen mitzubringen.

Dem zufolge fände der König die Handlungen der Gesellschaft nicht unrecht; er zweifle aber auch nicht, daß sie, sobald sie den nun erwähnten Zusammenhang erfahren, und noch überdies hören werde, daß der Kardinal Mazarin sich zu rechtfertigen wünsche, allen Unterthanen das Beispiel eines pflichtmäßigen Gehorsams geben werde."

Ich überlasse es Ihnen selbst, sich die Empörung zu denken, welche eine solche Antwort, nach wiederholten so feierlichen Versprechungen der Königin in den Gemüthern hervorbringen mußte. Der Zusatz des Herzogs von Orleans, daß der König ihm durch Ruvigny eben dasselbe habe sagen und ihm befehlen lassen, die unter seinem Namen stehenden Regimenter in ihre Garnisonen zurück zu schicken, milderte den Eindruck nicht; er ward vielmehr noch um vieles lebhafter, als man gerade in diesem Moment die gegen Mazarin gegebnen Beschlüsse des Parlaments von Toulouse und Rouen, und einen Brief des Bretagner Parlaments vorlas, welcher das pariser Parlament auffoderte, sich mit ihm gegen die Gewaltthätigkeiten des Marschalls la Meillerane zu vereinigen.

Talon hielt eine Rede gegen den Kardinal, deren Nachdruck bis zur Wut gieng; er donnerte zu Gunsten des Parlaments von Rennes gegen den Marschall la Meillerane; aber er schloß mit Vorstellungen gegen die Rückkehr des erstern und Vorschlägen zu einem rechtlichen Verfahren gegen des Marschalls Truppen. So löschten Worte den ungestümen, innern Brand. Die Mittagsstunde schlug und die Deliberation ward bis auf morgen ausgesetzt. Das Resultat derselben war ein Beschluß, dem Ende der eben angeführten Rede Talons gleich, jedoch mit dem Zu-

Zuſatz, der beſonders auf den Marſchall la Meille-
raye Bezug hatte: daß, ehe der Kardinal das Reich
verlaſſen habe, im Parlament kein Duc, Pair oder
Marſchall von Frankreich aufgenommen werden
ollte.

Ein Zufall, der während dieſer Sitzung vor-
el, ward von den Meiſten für etwas ſehr geheimniß-
olles gehalten. Der Marſchall von Eſtampes nem-
ch ſagte in ſeinem Vortrag ohne alle weitere Abſicht:
as Parlament ſollte ſich mit Monſieur gegen den ge-
einſchaftlichen Feind vereinigen. Einige Räthe
atten eben ſo planlos, ihn in ihren Vorträgen nach-
ahmt. Andre hingegen widerſprachen ihm, ledig-
ch von jenem Geiſt angetrieben, der ſich in Geſell-
haften dieſer Art, allem was verabredet iſt oder
heint, entgegen ſetzt. Der Präſident von Novion,
ſo innigſte mit dem Hof verſöhnt, benutzte dieſen
mſtand ſehr geſchickt, um dieſem zu dienen. Er ur-
eilte ſehr richtig, daß der Marſchall von Eſtampes,
r einer von Monſieurs Dienern war, die Behaup-
ng von einem hier verſteckten Plane ſehr glaubwür-
g mache, und erhob ſich mit dem Präſidenten von
leſmes gegen das Wort Vereinigung, als ge-
n die ſtrafbarſte Sache von der Welt. Mit großer
eredſamkeit ſchilderte er die Beleidigung, das Par-
ment einer Vereinigung fähig zu halten, welche un-
sbleiblich den bürgerlichen Krieg nach ſich ziehen
rde. Hier ſchmolzen alle Herzen in Rührung für
s königliche Anſehen. Nicht Worte, ein wahres
ſchrei erhob ſich gegen den Vorſchlag des armen
arſchall von Eſtampes; mit Abſcheu wurde er ver-
rfen, gleich als wäre er nicht ſeit ſechs Wochen durch
ßig Räthe vorgetragen worden, als hätte das
rlament nicht in allen Sitzungen Monſieur für die

Hinderniſſe gedankt, welche er des Kardinals Rückkehr im Weg legte, und endlich, als hätten die Gens du Roi nicht auf verſchiedne Art beſchloſſen, ihn zu bitten, daß er zu dieſem Endzweck ſeine Truppen marſchiren laſſen möchte. Aber ich wiederhole, was ich ſchon ſo oft geſagt habe: nichts iſt gemeiner als Collegien dieſer Art.

Der Herzog von Orleans war von dieſer Scene, die in ſeiner Gegenwart vorfiel, ganz zu Boden geworfen. Sie beſtimmte ihn, ſeine Truppen mit den prinzlichen zu vereinigen. Schon lange hatte er dem Prinzen die Hofnung dazu gegeben, weil er theils zu ſchwach war, ſie ihm zu verweigern, theils auch durch Beaufort unabläſſig dazu gedrungen wurde. Dieſen trieb ein perſönliches Intereſſe; denn Er ſollte ſie commandiren. Aber am Abend des Tags, an welchem dieſe lächerliche Scene vorfiel, ſagte mir Monſieur: nur mit Mühe könne er ſich zu dieſem Schritt entſchlieſſen. Doch, da er vom Parlament durchaus nichts zu hoffen habe, da es ſich ſelbſt und alle, die mit ihm einen Weg giengen, zu Grunde richte, ſo dürfe er den Prinzen nicht ſinken laſſen. Wenig fehlte, daß er mir nicht vorſchlug, mich ſelbſt mit dem Prinzen auszuſöhnen. Doch, ſey's daß er auf meine, ihm nicht unbekannten, Verbindlichkeiten Rückſicht nahm, ſey's — und dies iſt mir das wahrſcheinlichſte — daß die Furcht, von dem Prinzen abhängig zu werden, ſtärker war, als der Verdruß über das Parlament; genug, er ließ es nicht ſo weit kommen. Ehe ich weiter in dieſer Erzählung fortfahre, erlauben Sie mir mit einigen Worten die am Hofe geſchehnen Vorfälle zu erzählen.

Daß Herr von Chateauneuf zuletzt den Weg einſchlug, ſich ganz beſtimmt gegen des Kardinals Rückkehr zu erklären, habe ich bereits geſagt. Er that dies, meinem Bedünken nach, ohne alle Hofnung des Erfolgs, lediglich in der Abſicht, ſich auf ſeiner Entlaſſung, die ihm unvermeidlich ſchien, bei dem Publikum ein Verdienſt zu machen, und ſie, wenigſtens in der Volksmeinung als Wirkung der Freiheit, womit er ſich gegen den Miniſter geäußert, geltend zu machen. Er verlangte ſeinen Abſchied und erhielt ihn.

Der Kardinal Mazarin kam nun an den Hof und wurde empfangen, wie Sie ſich leicht denken können. Er fand dort Herrn le Tellier, welchen Chateauneuf und Villeroi zu irgend einem Zweck, der damals für ein Geheimniß galt und deſſen ich mich nicht mehr erinnern kann, bereits hatten zurückkommen laſſen. Er beſtimmte den König, nach Saumur zu gehen, obgleich viele andre ihm riethen, nach Guienne zu reiſen, um dort den Prinzen vollends zum Weichen zu bringen. Der Kardinal hielt es für zweckmäßiger, ſogleich den Herrn von Rohan *), welcher ſich als Gouverneur von Angers mit Stadt und Schloß für die Prinzen erklärt hatte, zu unterdrücken. Angers wurde von la Meilleraye und Hoquincourt belagert, hielt ſich nur ſehr kurze Zeit und koſtete wenig Mannſchaft **). Gleich darauf ward auch

*) Heinrich Chabot von Saint Aulaie, Herzog von Rohan, franzöſiſcher Pair und Gouverneur von Anjou. Er ſtarb im 39ſten Jahr. 1656.

**) Der Herzog von Rohan ward von beiden Parthieen deshalb getadelt. Siehe Jolys Memoiren 1. Buch.

der Pont de Sé, wo Beauvau für die Prinzen commandirte, durch Noailles und Broglio beinah ohne Widerstand weggenommen.

Der König verließ Saumur und gieng nach Tours, wo der Erzbischof von Rouen *), durch seine im Namen der dort befindlichen Bischöfe gegen die wider Mazarin gefaßten Parlamentsschlüsse eingereichten Beschwerden sich den ersten Grad der königlichen Gunst erwarb. Der König gieng hierauf nach Blois, wo Servien zu ihm kam. Der Marschall von Hoquincourt näherte sich mit seiner Armee, die, aus Mangel des Soldes, unglaubliche Unordnungen begieng. Eh' ich seine Fortschritte erzähle, wieder nach Paris zurück.

Ich übergehe, was vom 25sten Januar bis 15ten Februar im Parlament in den Versammlungen der Kammern vorfiel, weil es Ihnen langeweile machen würde. Eine oder höchstens zwei dieser Versammlungen ausgenommen, enthielten die übrigen nichts als Beschlüsse für die Wiederherstellung der zu Bezahlung der Stadthaus-Renten bestimmten Fonds, welche der Hof, seiner löblichen Gewohnheit gemäß, heute einzog, um in Paris Verwirrung zu verbreiten, und morgen wieder berichtigte, aus Furcht, diese Verwirrung zu sehr zu vergrößern. Das merkwürdigste, was in dieser Zeit im Palais vorfiel, war, daß die große Kammer am 8ten Februar einen Beschluß gab, durch welchen sie einem jeden ohne Ausnahme

*) Franz Harlai von Chauvalon, Erzbischof von Rouen und in der Folge von Paris. Er starb 1695.

in weniger Zeit ausgab. So wohlthätig er auch war, so hab ich ihn doch nie mit seinen guten Werken prahlen hören. Er ließ es niemanden merken, daß er ihm zum zweytenmahle eine Gabe mittheile. Ich wurde mehrentheils von ihm zu diesem wohlthätigen Geschäffte gebraucht, und bemerkte bey der Gelegenheit die Unverschämtheit, mit der einige foderten, und die doch nicht im Stande war, seine Geduld zu ermüden. In kurzer Zeit hatte er alle die Seinigen so reich gemacht, daß sie nach keiner andern Hülfe sich ferner umsehen durften. Die Zahl seiner Geschenke läßt sich gar nicht mehr berechnen. Blos in der Ebene von Ptolemais hat er ohngefähr 10000 Pferde verschenkt.

Viertes Kapitel.

Saladin war einer der größten Helden, mit einem unerschütterlichen Muthe begabt. Ich habe es selbst gesehen, wie er mit einer geringen Mannschaft gegen eine unzählige Menge Feinde aushielt. Als Balian, Barezans Sohn, einer von den Phönizischen Fürsten, zu Saladin kam, um das Friedensgeschäfft zu betreiben, erzählte er mir, er wäre aus Tyrus zu seiner Armee gezogen, und hätte mit dem Fürsten von Sidon ihre Stärke auf fünf bis sechsmahlhundert tausend Mann geschätzt. Davon wären im Treffen hundert tausend auf dem Platze geblieben, weit mehrere aber hätten im Wasser oder auf andere Weise ihren Tod gefunden, weil die Zahl der übrigen, die mit dem Leben davon gekommen, nur sehr gering gewesen sey.

Nichts konnte ihn abhalten, die Feinde täglich und zu verschiedenen mahlen zu recognosciren. Einst erschienen 10 Schiffe in einer Nacht vor Ptolemais, die

nahme verbot, ohne Auftrag des Königs Truppen anzuwerben. Wie schön dies mit sieben oder acht vorhergehenden Beschlüssen harmonirte, werden Sie leicht bemerken.

Am 15ten Februar kamen zwei lettres de Cachet an das Parlament und die Stadt, worin der König ihnen Rohans Rebellion und den Marsch der spanischen Soldaten unter des Herrn von Nemours Anführung bekannt machte, ihnen die schlimmen Folgen hievon vorstellte und sie zum Gehorsam ermahnte. Hierauf nahm Monsieur das Wort. Er stellte vor: daß Herr von Rohan, indem er sich zum Herrn der Stadt und des Schlosses Angers gemacht, blos die Beschlüsse der Gesellschaft vollzogen habe, welche allen Gouverneurs befohlen, sich des Kardinals Unternehmungen zu widersetzen. Boisleur, der Generallieutenant von Angers und ein leidenschaftlicher Anhänger dieses Ministers habe einen ganzen reifen Plan auf diesen Ort gehabt; und Herr von Rohan sey daher genöthigt gewesen, ihm zuvorzukommen und sich sogar seiner Person zu bemächtigen. Er könne, fuhr Monsieur fort, nicht begreifen, wie sich das, was alle Tage im Parlament vorfalle, vereinigen lasse. Die versammelten Kammern haben nach und nach sieben bis acht Beschlüsse gegeben, worin sie die Gouverneurs der Provinzen und Städte aufforderten, sich gegen den Kardinal zu erklären, und vor zwei Tagen habe dannoch die Kriminalkammer la Tournelle, auf die Bittschrift des Bischoffs von Angers, Boisleurs Bruder, einen Beschluß gegen den Herzog von Rohan gegeben, welchem gleichwohl kein andres Verbrechen zur Last falle, als die Beschlüsse der versammelten Kammern vollzogen zu haben. Auch habe die große Kammer so eben verboten, ohne Auftrag

des

Königs Truppen anzuwerben und gleichwohl könne der von dem ganzen Parlament an ihn, dem Herzog von Orleans ergangnen und mehrmals wiederholten Bitte, zur Entfernung des Kardinals alle Kräfte aufzubieten, nichts mehr entgegen seyn als dies. Endlich halte er es für seine Pflicht, die Gesellschaft zu benachrichtigen, daß alle gegebnen Beschlüsse weder an die Aemter noch an die Parlamenter dem Befehl zufolge abgeschickt worden wären. Er fügte noch hinzu, daß Damville von des Königs Seite zu ihm gekommen sey und eine Vollmacht mitgebracht habe um seine Einwilligung zu des Kardinals Wiedereinsetzung ihm abzunöthigen. Hiezu aber könne ihn nichts in der Welt bewegen, eben so wenig als sich jemals vom Parlament zu trennen, u. s. w.

Hierauf behaupteten die Präsidenten le Bailleul und Novion standhaft, daß die Beschlüsse der großen Kammer und der Criminal-Kammer, worüber Monsieur sich beklage, vollkommen rechtmäßig seyen, weil sie in den Kammern, bei einer vollständigen Anzahl von Richtern ausgefertigt worden wären. Dieser Grund, so unverschämt wie Sie ihn hier sehen, that in diesem Fall dem größten Theil der in den Zimmern des Palais erschossenen oder begrabnen Genüge. Die durch Monsieurs Rede erhitzte Jugend aber erhob sich und zwang Herrn le Bailleul, über die Sache stimmen zu lassen. Der General-Advocat Talon wußte aber doch auf eine feine Art zu verhindern, daß es über diese beiden Beschlüsse der großen und der Criminal-Kammer nicht weiter zur Rede kam: dadurch nemlich, daß er die Gesellschaft mit einer ihr sehr angenehmen Declamation gegen den wegen seines schändlichen Lebens und seiner sklavischen Ergebenheit für den Kardinal verhaßten Beschluß von Tours-

Ivranches zu unterhalten wußte. Er machte sich bei dieser Gelegenheit über die Nichtresidenzschaft der Bischöffe lustig, gegen welche wirklich ein starker Beschluß gegeben ward, und schloß mit dem Votum für ein an die Maires und Burgermeister der Städte und Gouverneurs der Festungen zu richtendes Verbot, den spanischen Truppen, welche Herr von Nemours begleite, Durchzug zu verstatten.

Hier war es, wo Monsieur das Vorhaben, wovon ich schon eben gesagt habe, ins Werk setzte; ja er gieng sogar noch weiter. Er behauptete, diese Truppen seyen nicht Spanier; er habe sie in seinen Sold genommen. Seine ziemlich umständliche Akte nahm Zeit weg; die Stunde schlug und die Versammlung ward bis Morgen ausgesetzt. Sie fand jedoch nicht Statt, weil Monsieur sich den folgenden Tag mit einer Colik entschuldigen ließ. Der wahre Grund des Aufschubs aber war folgender.

Die letztern Vorfälle im Parlament hatten ihn über allen Ausdruck verwirrt. — Er wiederholte, glaube ich, in zwei Tagen mehr als hundert mal die Worte: „Es ist schrecklich, in einer Lage zu seyn, wo man auf keine Weise gut handeln kann! ich habe nie darauf geachtet; jetzt aber fühle und erfahre ich es.“ Niemals aber war seine Bewegung, die wie das Fieber Vermehrung und Verminderung erlitt, stärker, als an dem Tage, da er dem Herrn von Beaufort befohl oder vielmehr erlaubte, seine Truppen agiren zu lassen. Als ich ihm vorstellte, nach seinen so oft wiederholten Erklärungen gegen Mazarin, die er im Parlament und an allen andern Orten gethan, könnte der Schein, seine Soldaten gegen ihn in Bewe-

gung

gung zu setzen, meinem Bedünken nach, das Mißvergnügen des Hofs nur wenig vergrößern, entwortete er mir folgende merkwürdige Worte, über die ich schon tausend Betrachtungen angestellt habe: Wären Sie als Fils de France, Infant von Spanien, König von Ungarn oder Prinz von Wallis gebohren, so würden Sie eine ganz andre Sprache führen. Wir Fürsten rechnen Worte für nichts; Handlungen aber vergessen wir nie. Wenn ich den Kardinal morgen früh dulden will, so wird die Königin sich morgen Mittag keine meiner Declamationen gegen ihn mehr erinnern, da sie es hingegen nicht vergessen wird, wenn meine Soldaten einen einzigen Flintenschuß thun, was ich auch in 2000 Jahren vornehmen mag.

Das allgemeine Resultat, welches ich aus dieser Aeußerung zog, war: daß Monsieur überzeugt sey, alle Fürsten seyen in gewissen Punkten einander ähnlich; insbesondre aber folgte soviel, daß Monsieur nicht so sehr gegen den Kardinal aufgebracht war, um auf den Nothfall alle Versöhnung unmöglich zu machen. Gleichwohl schien er mir eine Viertelstunde nach diesem Ausspruch entfernter davon als jemals. Denn als Damville in seinem Büchercabinet, wo beide allein wären, ihn im Namen der Königin unbeschreiblich gebeten hatte, daß er ihr versprechen möchte, seine Soldaten nicht mit denen des Herrn von Nemours zu vereinigen, blieb er seinen Entschluß ganz unerschütterlich treu, und sprach so gar über diesen Gegenstand ganz mit der Stärke und den Gesinnungen, welche ein Fils de France, wenn er einmal durch die Umstän-

de

de zu einer solchen Handlung gedrungen wird, haben kann und soll.

Hier haben Sie einen kurzen Auszug seiner Rede. Er wisse es sehr wohl, sagte er, daß die Rolle, welche er in diesem Fall zu spielen habe, die unangenehmste von der Welt sey, da sie ihm nie einigen Vortheil bringe, sondern vielmehr schon im voraus alle Ruhe und Zufriedenheit raube. Man kenne ihn genug, um nicht Ehrgeiz für die Triebfeder seiner Handlungen zu halten; auch würde man eben so wenig Haß dafür erkennen, da jedermann wisse, daß er niemals habe hassen können. In der That habe ihm nichts, als die Nothwendigkeit, den Staat nicht unter den Händen eines unfähigen und von dem Menschengeschlecht verabscheuten Ministers zu Grunde gehen zu lassen, dazu vermochte. Er habe diesen Minister, einzig und allein aus Rücksicht gegen die Königin, seinem eignen Gewissen zum Trotz, während des ersten Kriegs in Paris unterstützt; er habe ihn mit gleichem Bedenken, aber aus denselben Grund, im Lauf der Guienner Unruhen vertheidigt; aber sein elendes Betragen zu Einer Zeit, und der Gebrauch den er zur andern, von den durch Monsieur ihm verschafften Vortheilen zu seinem Nachtheil habe machen wollen, habe ihn gezwungen, an seine Sicherheit zu denken. Er gestehe, — fuhr er fort, obgleich mit Verwirrung, — daß Gott sich dieses Bewegungsgrundes bedient habe, um ihn zu dem Entschluß zu nöthigen, welchen seine Pflicht ihn schon seit langer Zeit befohlen habe. Auch habe er sich hiebei nicht wie ein Empörer betragen, der sich in einem Winkel des Reichs verschanzt und Fremde herbei ruft; er habe sich blos mit den Parlamentern vereinigt, welche ohne Vergleichung bei der Erhaltung des Staats mehr als irgend

irgend jemand interessirt seyen. Gott habe seine Absichten so gesegnet, daß er diesen unglücklichen Minister ohne Feuer und Schwerdt zu gebrauchen, los geworden sey. Der König habe hierinn Gerechtigkeit den Thränen seiner Völker bewilligt, und dadurch zu seinem eignen Vortheil mehr noch als zur Zufriedenheit seiner Unterthanen, beigetragen; alle Tribunale im ganzen Reich ohne Ausnahme haben hierauf durch Beschlüsse und Danksagungen, Freudenfeuer und öffentliche Feste ihre frohe Theilnahme bezeigt; und der Augenblick sey nahe gewesen, wo die Vereinigung des königlichen Hauses wieder hergestellt und in kurzer Zeit aller Schaden, welchen die Spaltung desselben verursacht hätte, wieder gut gemacht worden wäre. Aber Frankreichs böser Dämen habe diesen Elenden wieder aufgeweckt, um allenthalben neue Verwirrung zu verbreiten, und zwar die gefährlichste von allen, weil diejenigen, welche die reinsten Absichten hätten, gerade am wenigsten dagegen thun könnten. Bei den meisten vorigen Staatsunruhen habe man mit Befriedigung des Ehrgeizes einiger einzelnen Urheber auch das Ende derselben hoffen können, und so sey der Grund davon auch sehr oft das Mittel dagegen geworden. Aber dies sey nicht die Natur des jetzigen großen Symptoms; hier seyen, einer allgemeinen Erschütterung des ganzen Körpers zufolge, alle Glieder unvermögend, einander insbesondre zu unterstützen; und es gäbe kein andres Heilungsmittel mehr, als das innerliche zerstörende Gift nach außen zu treiben. Hiezu sey das Parlament so sehr verpflichtet, daß es nicht würde auf andre Gedanken gebracht werden können, wenn auch der Herzog von Orleans und der Prinz davon abstünden. Da hingegen sie beide ihrer eignen Sicherheit wegen, so sehr dazu genöthigt

seyen,

ſeyen, daß ſie ſich wider die Parlamenter erklären würden, im Fall ſich dieſe ändern ſollten. „Werden „Sie mir rathen, Brion! ſagte Monſieur (welcher den Herzog von Denville noch häufig mit dem Namen, den er als ſein erſter Stallmeiſter geführt hatte, nannte) „würden Sie mir rathen, nach dem, was vorgefallen iſt, Mazarins Verſprechungen zu trauen? „würden Sie es dem Prinzen rathen? und angenommen, daß wir es könnten, glauben Sie, daß die Königin anſtehen darf, uns die Genugthuung zu geben, „welche ganz Frankreich, ja ganz Europa mit uns „verlangt? Keiner fühlt den beweinungswürdigen Zuſtand des Reichs tiefer als ich, und ich kann die „ſpaniſchen Standarten nie ohne Schaudern ſehen, „wenn ich bedenke, daß ſie im Begriff ſtehen, ſich mit „den languedockiſchen und valoiſiſchen zu vereinigen. „Aber iſt mein Fall nicht einer von denen, wo man „mit Recht ſagen kann, daß die Noth kein Geſetz „hat? Muß ich nicht dieſen Weg einſchlagen, da er „der einzige iſt, der mich und meine Freunde vor der „Königin Zorn und ihres Miniſters Rache retten „kann? In ſeinen Händen iſt das königliche Anſehen, „alle feſten Plätze ſind in ſeiner Gewalt, er ſchaltet „nach Belieben mit den alten Truppen, treibt den „Prinzen in einen Winkel des Königreichs, bedroht „das Parlament der Hauptſtadt und — ſucht ſelbſt ſpaniſchen Schutz. Denn wir wiſſen ganz genau, was er bei ſeiner Durchreiſe durch Lüttich dem Don Antonio Pimentel verſprochen hat. Was kann ich in einer ſolchen Lage thun? oder vielmehr, was bin ich nicht ſchuldig zu thun, wenn ich nicht mich ſelbſt entehren, und für den niedrigſten, nicht allein der Königsſöhne, ſondern der Menſchen gehalten ſeyn will? — Was würde man ſagen, wenn ich nun den Prinzen unterdrücken, Guyenne unterjochen lie-

„ße und nun der Kardinal mit einer siegreichen Ar-
„mee von den pariser Thoren stünde? Würde da das
„Publikum sagen: der Herzog von Orleans ist
„hochachtungswürdig, daß er seine Person, das Par-
„lament und die Stadt lieber Mazarins Rache aufge-
„opfert, als sich der Waffen der Kron-Feinde bedient
„hat? Oder würde es nicht im Gegentheil heißen: der
„Herzog ist ein feiges, schwaches Wesen, daß er hier
„Bedenklichkeiten nachgegeben hat, die einem Cava-
„liner nicht zu verzeihen wären, wenn er so aufgefo-
„dert würde, wie der Herzog von Orleans?"

Dies war es, was Monsieur dem Herzog von Damville mit jenem Strom von Beredsamkeit sagte, der ihm natürlich war, so bald er ohne Vorbereitung sprach.

Daß Dom Antonio Pimentel dem Kardinal, unter dem Vorwand ihn zu geleiten, von Jurnsaldaigne zugeschickt worden war, habe ich Ihnen zu sagen vergessen. Der Kardinal gab ihm große Hofnungen zu einem für Spanien sehr vortheilhaften Frieden, und redete zu ihm, wie Dom Antonio mir wieder gesagt hat, auf folgende Art: diese ganze Verwirrung veranstalte ich zu ihrem Besten. Lohnen Sie mir dies dadurch, daß Sie für den Prinzen nur die Hälfte von dem thun, was Sie thun könnten; oder sagen Sie sogleich, was Sie für den Frieden haben wollen. Die Art, wie Frankreich mich behandelt, setzt mich in den Stand, Ihnen ohne Bedenklichkeit dienen zu können.

Monſieur hätte wahrſcheinlich noch weiter fortgeſprochen, wenn er nicht die Nachricht erhalten hätte, daß der Präſident Bellievre *) ihn in ſeinem Zimmer erwarte. Er gieng zu ihm und ließ mich mit Damville allein. Dieſer ſuchte mich nun mit einer Gewalt, die dem Geiſt des Hauſes Ventadour vollkommen würdig war, zu überreden: ſowohl des Prinzen Haß gegen mich, als meine der Königin gethanen Verſprechungen verbänden mich, aus allen Kräften zu hindern, daß Monſieur ſeine Truppen mit den Soldaten des Herrn von Nemours vereine. Was ich ihm antwortete, oder vielmehr auf ſeine Schreibtafel ſchreiben ließ, mit Bitte, es der Königin und dem Kardinal mitzutheilen, war folgendes:

„Ich habe verſprochen, mich nicht mit dem „Prinzen auszuſöhnen; ich habe erklärt, Monſieurs „Dienſte nicht verlaſſen zu können und folglich ihm „auch in allem, was er gegen des Herrn Kardinals „Rückkehr thut, dienen zu müſſen. Dies habe ich „der Königin in Monſieurs Gegenwart geſagt; ich „habe es Monſieur im Beiſeyn der Königin geſagt; „und dies halte ich treulich. Der Prinz wird mir, „wie der Graf von Fiesque dem Herrn von Briſſac „täglich verſichert, als Bedingung zugeben, was ich „irgend wünſche; ich höre dies mit ſchuldiger Ehrfurcht an, aber ohne etwas darauf zu erwiedern. „Monſieur befiehlt mir, ihm meine Meinung über

*) Pompone von Bellievre, der zweite dieſes Namens, Parlaments-Rath, Präſident zu Mortier und in der Folge erſter Präſident. Er gieng als Geſandter an verſchiedne Höfe und ſtarb 1657.

„seine Lage zu sagen, vorausgesetzt, daß er fest entschlossen ist, niemals in des Kardinals Rückkehr zu willigen; und Ehre und Gewissen verpflichten mich ihm zu antworten, daß er dem Kardinal allen Vortheil über sich verstatten würde, wenn er nicht ein beträchtliches Heer zusammenbrächte, welches sich des Kardinals Truppen widersetzen und den durch sie bedrängten Prinzen befreien kann. Sagen Sie endlich der Königin, daß ich nichts thue, als was ich ihr immer gesagt hätte, und daß sie meine so oft wiederholte Aeußerung nicht vergessen haben könne, daß nemlich kein Mensch im ganzen Königreich mit mehr Betrübniß sich in der Nothwendigkeit sehen kann, als Unterthan auf solche Weise mit seiner Gebieterin zu sprechen.“

Ich erzählte hier Damville, was ehmals über diesen Punkt in meinen Unterhaltungen mit der Königin vorgefallen war. Es rührte ihn, weil er es würklich gut meinte und dem König leidenschaftlich ergeben war. Seine Bewegung war — besonders als ich ihm schilderte: mit welcher Wärme ich einst der Königin zu zeigen gesucht hätte, daß sie unumschränkte Beherrscherin aller unsrer Wünsche und von allen der meinigen werden könnte, so bald sie wollte, — so groß, daß er, von ihr bezwungen, sich mehr als vorher eröfnete und mir sagte: dieser Elende (der Kardinal) wird alles verderben; seyn Sie auf Ihrer Hut. denn er sinnt auf nichts anders als Ihnen an der Kardinalswürde hinderlich zu seyn; mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Aber wie Sie bald sehen werden, so wußte ich hievon mehr als er.

die aber nicht im mindeſten ſeinen Muth wankend machten. Mitten im Gefechte befand er ſich zwiſchen beyden Herren, blos von einem Knappen begleitet, der ein Pferd mit ſich führte, ritt die Linien auf und ab, und commandirte allenthalben ſelbſt.

Ich erinnerte ihn einſt, daß der Koran zwar ſchon an allen berühmten Orten abgeleſen worden ſey, aber noch nie während einer Schlacht, und er ſich einen bleibenden Ruhm bey der Nachwelt erwerben würde, wenn er dieß thäte. Auf dieſe Vorſtellung ließ er auch wirklich während des Schlachtgetümmels den Koran herbeybringen, und die heilige Handlung hinter der Reiterey verrichten.

Nie preßte die Uebermacht des Feindes, oder die Schwere des Kriegs ihm einige Klagen aus. Obgleich er alles ſelbſt mit der größten Genauigkeit anordnete, ſo bemerkte man doch nie eine Spur von Mißmuth oder Unwillen an ihm. In der blutigen Schlacht auf der Ebene von Ptolemais war ſein Heer ſchon zum Weichen gebracht, er ſammelte es aber wieder, führte es von neuem gegen den Feind, und erfocht einen glänzenden Sieg, der den Feinden ohngefähr 7000 Mann koſtete. Nur die Schwäche ſeiner Armee bewog ihn, einen Frieden zu ſchließen, um den der Feind ſehnlichſt gebeten hatte, der zwar auch ſehr geſchwächt war, aber doch Hülfstruppen erwartete, die wir auf keine Weiſe uns verſprechen konnten.

Er hatte noch mit mancher Noth zu kämpfen, ehe er den Frieden zu Stande brachte, aber ſeine Standhaftigkeit wußte auch hier zu ſiegen. Wir waren den Feinden beſtändig ſo nahe, daß wir ihr Glockengeläute, und ſie den Ausrufer hören konnten, der bey uns die Stunden zum Gebet abkündigte.

Fünf-

Bei dieſer Stelle unſrer Unterredung trat Monſieur mit dem Präſidenten Bellievre ins Zimmer, und ſagte zu Damville: er möchte zu Madame gehen die nach ihm geſchickt habe. Darauf ſetzte er ſich und ſagte zu mir: „So eben habe ich dem Präſidenten, „das was ich vorhin in Ihrer Gegenwart gegen Dam„ville ſagte, wieder erzählt; jetzt aber muß ich Ihnen „beiden etwas ſagen, was ich freilich vorhin weislich „verſchwieg. Ich bin in der grauſamſten Verlegen„heit, weil ich ſehe, daß alles, was ich vorhin als „nothwendig aufſtellte, was es auch in der That iſt, „deshalb doch ſehr mißlich iſt. Ein ſolches Ver„hältniß, wie dieſes, hat vielleicht noch nie in der „Welt exiſtirt. Ich habe die ganze Nacht darüber „nachgedacht; ich habe mir die Intrigue der ligue, „die Faction der Hugenotten, alles was der Prinz „von Oranien einſt that, ins Gedächtniß gerufen und „bei allem nichts ſo ſchwieriges gefunden, als ich in „meiner Lage jede Stunde, ja jeden Augenblick finde.“ Hier häufte er alles zuſammen, was Sie bisher über dieſen Punkt zerſtreut gefunden haben und auch ich antwortete alles das, was Sie aus meinen bisherigen Aeußerungen ſchließen müſſen. Aber weil es unmöglich iſt eine Unterhaltung zu führen, deren Gegenſtand die Ungewißheit ſelbſt iſt, ſo beantwortete er ſtets, nicht mich, ſondern ſich ſelbſt; und da dies nie wahrgenommen wird, ſo kömmt man in einer ſolchen Unterhaltung nie zum Ende. Dies bewog mich, Monſieur um die Erlaubniß zu bitten, ihm meine Meinung über die Lage der Sachen ſchriftlich mittheilen zu dürfen. Hiezu, ſagte ich, bedürfe es nur einer Stunde. Ich geſtehe Ihnen, daß ich mit Freuden die Gelegenheit ergriff, Monſieur das, was ich in vorkommenden Fällen ſchon mehrmals vorher geſagt hatte, hier durch Herrn Bellievre beſtätigen zu laſſen.

Er nahm mich beim Wort und gieng in die Gallerie, wo eine Menge ihn erwartete, indeß ich im Büchercabinet folgenden Aufſatz, den ich noch im Original beſitze, aufzeichnete.

„Meinem Bedünken nach kömmt es jetzt nicht „darauf an, zu unterſuchen, was Monſieur bis jetzt „hat thun können oder ſollen. Ich glaube vielmehr, daß es bei wichtigen Händeln unzweckmäßig „iſt, das Vergangene in anderer Abſicht zu wiederholen, als in ſo fern es auf das Künftige Bezug „haben kann, und man dem Gedächtniß zu Hülfe „kommen muß. Vier Wege ſtehen Monſieur jetzt „offen. Er muß ſich mit der Königin, das heißt mit „dem Kardinal Mazarin verſöhnen, — oder ſich eng „an den Prinzen anſchließen, — oder eine dritte Partei im Königreich bilden, — oder in ſeinem jetzigen „Zuſtand bleiben, das heißt, es in gewiſſer Hinſicht „mit allen halten. Mit Allen? Mit der Königin „nemlich, wenn er mit dem Parlament vereinigt „bleibt; denn dieſes beobachtet ſtets, ſo ſehr es auch „gegen den Kardinal eifert, gewiſſe Rückſichten gegen „das königliche Anſehen, durch welche es täglich des Prinzen Pläne zerrüttet; mit dem Prinzen, „indem er ſeine Truppen mit denen des Herrn von „Nemours vereinigt; und mit dem Parlamente, wenn „er fortfährt, auf Mazarin zu ſchmähen, und ſich „gleichwohl, um die Geſellſchaft weiter zu treiben „als ſie gehen will, der Gewalt nicht bedient, welche „ſeine Geburt und die Liebe der Pariſer ihm in die „Hände giebt.“

„Der erſte dieſer vier Wege, Verſöhnung mit „dem Kardinal iſt, als ſeiner Würde und ſeiner Sicherheit gleich wenig angemeſſen, ſtets von Mon-

„ſieur

„ſieurs Ueberlegungen ausgeſchloſſen geblieben. Der „zweite, ſich gänzlich und ausſchließend mit dem Prin„zen zu vereinen, hat eben ſo wenig Beifall gefunden, „weil Monſieur, wie er ſelbſt ſagt, es unbegreiflich „findet, wie er ſich jemals zumuthen könnte, vom „Parlament ſich zu trennen, und auf dieſe Art ſich „des Prinzen Willkühr und des Herrn la Rocheſou„cauts Rückkehr gänzlich zu überlaſſen. Den dritten „Weg hat Monſieur deshalb verworfen, weil er für „den Staat allzugefährliche Folgen haben und nicht „gelingen kann, ohne das Parlament zu einer Hand„lungsweiſe zu zwingen, welche ſeinen Formen und „Gewohnheiten ganz entgegen geſetzt iſt. Und dies „könnte nur durch Mittel erreicht werden, welche mit „Monſieurs Neigung und Grundſätzen noch weit „mehr im Widerſpruch ſtehen. Der vierte Weg, „welchem Se Hoheit gegenwärtig folgt, iſt der, wel„cher alle jetzigen Bekümmerniſſe und Unruhe mit ſich „führt; denn da er von allen übrigen etwas hat, ſo „hat er faſt die Beſchwerden aller ohne die Vortheile „eines einzigen zu haben. Aus Gehorſam gegen Mon„ſieurs Befehl, will ich jetzt meine Meinung über „alle vier Auswege aus einander ſetzen. Da ich für „meinen Theil bei einer Ausſöhnung mit dem Kardi„nal meinen Privatvortheil finden könnte, und auf „der andern Seite mich ſo ſtark gegen ihn erklärt ha„be, ſo können oder müſſen gar meine Gedanken über „das, was ihn betrifft, als verdächtig erſcheinen. „Demungeachtet ſtehe ich keinen Augenblick an, frei„müthig zu ſagen: Monſieur könne, bei der allge„meinen Stimmung der Parlamenter, der Städte „und des ganzen Volks, ohne ſich zu entehren, über „dieſen Punkt keine mildere Denkart annehmen. Er „könnte dies, bei der jetzigen Lage der Sachen, der „Stimmung des Prinzen u. ſ. w. noch weit weniger

„mit Sicherheit thun. Da die Gründe dieſer Be-
„hauptung in die Augen ſpringen, ſo habe ich ſie nur
„flüchtig berührt. Was den zweiten Weg betrifft,
„die feſte Vereinigung mit dem Prinzen, ſo zwingen
„mich zwei Gründe, Monſieur zu bitten, keine nähe-
„re Erklärung darüber mir abzunöthigen. Der erſte
„iſt, weil meine über dieſen Punkt mit der Königin
„eingegangenen Verbindlichkeiten, ihm vielleicht mei-
„nen Rath als verdächtig darſtellen könnten; der
„zweite liegt in der Ueberzeugung, daß, wenn er ein-
„mal entſchloſſen wäre ſich vom Parlament zu tren-
„nen, er ſich nothwendig mit dem Prinzen vereinigen,
„aber auch dadurch dem Prinzen auf gewiſſe Art un-
„terwürfig machen müßte. Und eben dieſe Furcht vor
„Abhängigkeit hat mich hauptſächlich auf die Idee des
„dritten Wegs gebracht. Ueber dieſen muß ich mich
„etwas weitläufiger erklären, weil er mit dem vierten,
„nemlich dem, etwas von allen zu nehmen, genau zu
„verbinden iſt. Der Prinz hat Schritte gegen Spa-
„nien gethan, die ſich nur durch ein Wunder mit der
„Sinnesart des Parlaments vereinigen laſſen; er und
„die Glieder ſeiner Partei bezeigen ſich noch täglich
„gegen den Hof auf eine Art, die ſich mit der gegen-
„wärtigen Verfaſſung des Parlaments noch weniger
„verträgt. Monſieur iſt in ſeinem Entſchluß, ſich
„nicht vom Parlament zu trennen, unerſchütterlich,
„und würde dies gleichwohl müſſen, wenn er ſich ganz
„mit dem Prinzen vereinigen wollte. Denn dieſer
„gibt durch ſeine, oder wenigſtens ſeiner Anhänger
„Unterhandlungen mit Mazarin, dem Parlament
„Stoff zu einem ewigen Mißtrauen. Er zwingt es
„zu gleicher Zeit durch ſein öffentliches Verſtändniß
„mit Spanien, täglich ſich laut gegen ihn zu erklä-
„ren. Nun findet ſich aber, daß Monſieur in eben
„dem Moment, wo er aus der eben angeführten Nä-
„ſicht

„ſicht von einer gänzlichen Verbindung mit dem Prin-
„zen zurückgehalten wird, auch verpflichtet iſt, den
„Prinzen nicht ſinken zu laſſen, weil ſein Sturz dem
„Kardinal allzu viele Gewalt geben würde. Dies
„vorausgeſetzt, findet keine andre Wahl ſtatt, als zwi-
„ſchen dem dritten Weg und dem, welchen Monſieur
„jetzt ſchon befolgt. Es ſcheint mir alſo zweckmäßig,
„die Nachtheile und Vortheile des letztern zu prüfen,
„ehe ich mich in eine beſondre Unterſuchung des drit-
„ten einlaſſe. Der erſte Vortheil, der mir in die
„Augen fällt, iſt, daß er klug ſcheint; und dies iſt
„immer gut. Denn Klugheit iſt eine Tugend, wel-
„che von dem gemeinen Haufen, mehr nach dem
„Schein als dem Weſentlichen beurtheilt wird. Zwei-
„tens läßt er, wenigſtens wie es ſcheint, da er nicht
„entſcheidend iſt, Monſieur freie Wahl und folglich
„das Vermögen, alles zu ergreifen, was das Spiel
„des Zufalls vielleicht herbei führen kann. Ferner
„wird Monſieur, ſo lang er dieſem Weg folgt, nie
„das Amt eines Vermittlers aufgeben, welches ſeine
„Geburt ihm ohnehin anweiſt, und wodurch allein er in
„Einem gut benutzten Augenblick, mit Vortheil alle
„unangenehmen Schritte, die er bisher am Hof ge-
„than hat und vielleicht noch künftig thun wird, zu-
„rückthun kann. Dies ſind, meinem Bedünken nach,
„die drei guten Seiten, welche ſich an der bis jetzt
„befolgten Aufführung bemerken laſſen. Wir wollen
„die ſchlimmen dagegen abwägen. Sie ſtellen ſich
„ſo zahlreich dar, daß meine Feder ſie kaum faſſen
„kann, und ich halte mich nur bei der vornehmſten
„auf, die alle andre in ſich faßt. Monſieur beleidigt
„alle Parteien und verſtärkt die einzige, mit welcher
„er keine Vereinigung will, wahrſcheinlich ſo ſehr,
„daß er ſeine eigne Partei wie die andern ſchwächt,
„und gewiß den Prinzen nöthigt, ſich mit dem Hof

„auszusöhnen. Und dies thut er gerade in dem Au-
„genblick, wo er dem Prinzen einen sehr scheinbaren
„Vorwand dazu giebt, weil er täglich den Delibera-
„tionen einer Gesellschaft beiwohnt, die des Prinzen
„Waffen verdammt und gegen ihn gerichtete Declara-
„tionen in die Register einträgt. Monsieur sieht und
„fühlt die Wichtigkeit dieses Uebels mehr als irgend
„jemand; aber er glaubt, wenigstens in manchen Au-
„genblicken, die Auctorität des Parlaments und Pa-
„ris vermöge ihn auf jeden Fall in Schutz zu nehmen.
„Ich habe dies immer, mit aller schuldigen Ehrfurcht,
„bestritten. denn das Parlament fällt in der Folge
„eines bürgerlichen Kriegs in Nichts zusammen, wenn
„es seine gewohnte Handlungsweise fortsetzt, und die
„Stadt theilt sein Schicksal, wenn Monsieur ihr in
„ihrer gewöhnlichen Unterwerfung gegen das Parla-
„ment zu verbleiben verstattet. Und dies Betragen
„des Parlaments ist es eben, das den Kardinal, ganz
„Frankreich, ja ganz Europa zum Trotz, wieder in sei-
„ne vorige Lage versetzen wird, wie es ihn bereits ins
„Königreich zurückgebracht hat. Mit vier oder fünf-
„tausend Mann zusammengeraffter Truppen ist er be-
„reits durch das Land marschirt, während doch Mon-
„sieur eine beträchtliche Anzahl, wenigstens eben so
„guter und kriegerischer Soldaten als jene sind, in
„seinem Dienst hat; während die meisten Parlamen-
„ter sich gegen ihn erklärt haben; während beinah
„im ganzen Staat keine einzige grose Stadt dem Hof
„ergeben ist, und das ganze Volk gegen Mazarin
„wütet. Dies scheint ein Wunder; aber es ist es
„nicht, da das Parlament nur durch Beschlüsse
„handelt, welche durch das Verbot, Truppen anzu-
„werben und die öffentlichen Gelder zu gebrauchen,
„den Kardinal weit mehr begünstigen, als sie ihm
„leides zufügen, indem sie ihn für strafbar er-

„klä-

„klären; da ferner die Städte, vermöge eines natürlichen „Hangs dem Parlament zu folgen, gerade eben so „verfahren, und endlich diese Krieger nur durch Triebfe„dern in Bewegung gesetzt werden welche in unendlich „vielen Beziehungen mit dem Parlament stehen, dessen tägliches Geschäft ist, diese Bewegung zu ver„dammen. Den Fremden scheint Monsieur das Par„lament zu leiten, weil es so wie er gegen den Kardi„nal declamirt. Aber eigentlich wird Monsieur vom „Parlament geleitet; denn dies bewirkt, daß er von „den Mitteln, Mazarin zu schaden, die in seinen Hän„den sind, nur eine sehr gemäßigte Anwendung mache. „Die Besorgniß, dieser Gesellschaft zu mißfallen, ist „ja einer der Gründe, die ihn abgehalten haben, sei„ne Soldaten in Bewegung zu setzen und neue anzu„werben; und die nemliche Politik wird ihn bewegen, „die bevorstehende Vereinigung seiner Regimenter mit „des Herrn von Nemours Corps, durch die Gefällig„keit und den Beifall aufzuwägen, womit er bei allen „Deliberationen zugegen seyn wird, in welchen man „gegen ihren Marsch nicht ohne Wut zu stimmen fort„fährt. Auf diese Art beleidigt er die Königin, bringt „den Kardinal aufs äußerste, thut dem Prinzen keine „Gnüge, und befriedigt die Fronde nicht. Alle diese „Ansichten werden ihn, in der Folge noch weit mehr „als bisher, erschüttern, weil die Gegenstände mit je„dem Augenblick sich vergrößern. Die Entwicklung „des Spiels aber wird die Rückkehr eines Mannes „seyn, dessen Sturz für so leicht gehalten ward, daß „sein Aufleben äußerst beschämend seyn muß. — Ich „wagte es Sr Hoheit einst ein Gegenmittel vorzu„schlagen, und um allen seinen Befehlen Gnüge zu „leisten, will ich es hier nochmals wiederholen. Das „größte Hinderniß, welches sich einem entscheidenden „Entschluß entgegenstellt, ist, wie mir Monsieur,

„mit

„mit einem mich ehrenden Vertrauen, ſchon mehrmal „geſagt hat: daß er nicht durch ſich ſelbſt dazu ge„langen kann, ohne mit dem Parlament zu brechen, „weil das Parlament, vermöge der Anhänglichkeit „an ſeine Formen, nie einen ſolchen Entſchluß faſſen „kann. Noch mehr Hinderniſſe finden ſich auf Sei„ten des Prinzen; denn hier kömmt noch das gerechte „Mißtrauen hinzu, welches Monſieur in die ver„ſchiednen Cabalen ſetzt, wodurch deſſen Partei ge„ſpalten iſt. Dieſe beiden Anſichten ſind ohne allen „Zweifel ſehr einſichtsvoll gefaßt, und ſie haben mich „eben bewogen einen Ausweg vorzuſchlagen, wodurch „dieſe allerdings ſehr wichtigen und gefährlichen Ue„bel vermieden werden.“

„Dieſer wäre, daß Monſieur eine neue Partei „bildet, von den Parlamentern und Hauptſtädten des „Reichs zuſammengeſetzt, durch öffentliche Erklärung „von Fremden getrennt, und, eben dadurch von dem „Prinzen ſelbſt, wegen deſſen Vereinigung mit die„ſen unabhängig. Die Art, wie Monſieur dies „erreichen könnte, wäre, meiner Meinung nach, wenn „er ſich vor den verſammelten Kammern, klar und „deutlich über ſeine Abſichten erklärte und der Geſell„ſchaft folgendes ſagte. Nur die Rückſichten für ſie „haben ihn bewogen, ſo wie er bisher gethan, ſeinen „Zwecken, ſeiner Sicherheit und ſeinem Ruhm zu„wider zu handeln. Ob er gleich ihre Abſicht lobe, „ſo müſſe er ſie doch zu bedenken bitten, daß das bis„herige doppelſinnige Betragen alles vernichtete, was „das Königreich gegen den Kardinal thun wollte. „Dieſer Miniſter, der Abſcheu der ganzen Na„tion, triumphirte mit vier oder fünftauſend Mann, „die ihn im Triumph an den Hof geleiteten, über all „ihren Haß; blos darum, weil das Parlament, ſelbſt

„in

„in dem Moment, wo es sich mit erhöhter Bitterkeit
„gegen ihn erklärte, täglich Beschlüsse zu seinem Ver-
„derben gebe. Er selbst (Monsieur) habe, aus Gefäl-
„ligkeit für das Parlament, Erörterungen beobachtet,
„die in gewisser Hinsicht das nemliche bewürkt hätten;
„jetzt aber bei immer wachsender Größe des Uebels,
„müsse er nothwendig auf Gegenmittel sinnen. Er
„kenne zwar bereits einige, doch wünschte er dabei
„mit der Gesellschaft harmonisch zu handeln. Sie selbst
„müsse ihrer Seits auch einen guten Entschluß fassen,
„und sich einmal für kräftige Mittel bestimmen,
„wodurch sie Mazarin endlich würklich verjagte, da
„sie seine Entfernung so oft dem Dienste des Königs
„zuträglich geachtet hätte. Das einzige Mittel hie-
„zu sey — der Krieg und um diesen auf eine gute
„Art zu beginnen, müsse man es ohne Gewissensbisse
„thun können. Hier, glaube er, sey für's erste,
„nichts weiter zu beobachten, als die Entfernung der
„Feinde des Staats, mit welchen er, wie er hier
„laut erklärte, nie Gemeinschaft oder Umgang haben
„wollte. Er verlange dafür keinen Dank; denn er
„fühle seine Kräfte und wisse, daß er ihren Beistand
„nicht bedürfe. Auch sey es dieser Grund, welcher,
„nebst der Ueberzeugung daß eine Verbindung mit
„Fremden der Krone immer Schaden thun könne, ihn
„bewege, alles, was der Prinz in dieser Hinsicht ge-
„than habe, nicht zu billigen, noch weniger selbst da-
„hin mitzuwürken. Aber, diesen einzigen Punkt aus-
„genommen, sey er entschlossen, wie der Prinz zu
„handeln und keine weitere Schonung zu beobachten;
„Mannschaft und Gelder auszuheben, sich des Bü-
„reaus und der königlichen Einnahme zu bemächti-
„gen, und alle, die sich, auf welche Art es seyn möch-
„te, widersetzen wollten, als Feinde zu behandeln. —
„Hier glaube ich, daß Se Hoheit noch hinzusetzen
„könn-

„könnte: die Gesellschaft würde wohl wissen, daß er „bei der Liebe der Pariser für ihn, diesen Vorsatz eben „so leicht hätte ausführen als sagen können; aber „seine Achtung für sie habe ihn bewogen, ehe er sich „im Hotel de Ville erklärte, was er diesen Nachmit„tag thun wolle, ihn der Gesellschaft mitzutheilen. „Indem ich Monsieur diesen Ausweg vorschlage, so „wage ich, mit meinem Kopf dafür zu haften, daß die„se Rede unter gewissen Umständen — nemlich die „Versammlung des Adels, der Geistlichkeit, des „Volks vorausgesetzt — ohne allen Widerspruch auf„genommen werden würde. Ja, ich gehe noch weiter, „und sage: das Parlament würde, was es den ersten „Tag aus Ueberraschung that, am zweiten mit dem „besten Herzen thun. Diese Gesellschaften sind ein„mal von der Art, daß ihnen eine Gewohnheit von „drei oder vier Tagen selbst das, was sie erst mit „Zwang anfiengen, zur andern Natur macht. Mon„sieur hat auch, sobald die Sachen einmal so stehen, „keine Trennung des Parlaments von ihm mehr zu „befürchten, noch weniger, daß Er durch Unterhand„lung Einzelner, wie in den verschiednen Cabalen bei „des Prinzen Partei gegen den Hof Verlegenheiten ausge„setzt werde. Die dem Hof ergebnen Parlamentsglieder „hätten ein zu nahes persönliches Interesse, ihre „Meinung geheim zu halten, und der Prinz selbst „würde von Monsieur so abhängig seyn, daß er ihn „sorgfältig schonen müßte. Meinem Bedünken nach, „wäre es dann nicht mehr zu fürchten, daß der Prinz „sich mit dem Hof versöhnen würde, bei Monsieurs „Gewalt, der öffentlichen Erklärung, und den ge„heimen Maasregeln, welche seine Hoheit mit dem „Prinzen abreden könnte. Niemand weiß ja so gut, „wie Monsieur, daß er unumschränkter Gebieter der „Pariser ist, und daß im Parlament und im Hotel

„de

Fünftes Kapitel.

Der allmächtige Gott hat gesagt „Wer für mich einen heiligen Feldzug unternimmt, den will ich auf meinen Wegen führen. Wahrlich! Gott ist mit denen die gute Werke thun. Dergleichen Stellen, die zu heiligen Kriegen aufmuntern, giebt es mehrere im Koran. Saladin war ihnen so eifrig ergeben, daß er seit dem ersten Religionskrieg, den er führte, zu keinem andern als diesem Zwecke Geldsummen verwendet. Dieser Gedanke war ihm so sehr Lieblingsgedanke geworden, daß er keinen mehr lieb gewann, als wer ihn zu heiligen Kriegen aufmunterte.

Er riß sich aus seiner Familie, verließ ein glänzendes Hofleben, um unter einem Zelte, in freyer Luft zu leben. Ich verfertigte ihm, weil ich seine Neigung kannte, ein Buch, das die Gesetze des heiligen Krieges enthielt, und worinn einige Verse aus dem Koran, und den Traditionen, die hierauf Bezug haben, erläutert wurden. Er hat es fleißig gelesen: nachher besaß es sein Sohn Almalich Alphadil.

Bey dieser Gelegenheit will ich etwas anführen, das ich aus seinem eignen Munde weiß. Im Monat Dsulkada 584 Jahrs d. H. (1188 n. C.) ließ er nach Eroberung der Festung Kaukeb die Armee unter den Befehlen seines Bruders Almalich Aladil nach Egypten ziehen. Er selbst wollte sie dahin begleiten, und freute sich im Voraus auf das Glück, sein Gebet in Jerusalem zu verrichten. Nachdem er aber hier angekommen war, änderte er wieder seinen Entschluß dahin, daß er nur bis Ascalon mitgehen, und dann zur See nach Ptolemais zurückkehren wolle. Man such-

te

„de Ville kein einziger Mann iſt, der ſich zu wi-
„derſetzen, oder auch nur zu widerſprechen wagte,
„ſobald Er, als Fils de France, im Gefühl das Haupt
„einer groſſen Partei zu ſeyn, entſcheidend reden will.
„Monſieur wird auch nicht vergeſſen haben, was ich
„ihm von äußern Vorbereitungen vorſchlug, welche
„weder ſchwer noch entfernt waren; nemlich die Ver-
„ſammlung der Ueberreſte von Montroſe's Truppen,
„die Zurückberufung der Neuburgiſchen, die Erklärung
„von ſacht bis zehn der gröſten Städte des Reichs.
„Monſieur hat dieſe Partei nicht ergreifen wollen,
„weil er ſie gegen den Staat für gefährlich hielt. Gebe
„der Himmel, daß ſeine gegenwärtige nicht gefährli-
„cher ſey, und daß die Verwirrung, in welche der
„Staat durch ſie gerathen wird, nicht mehr zu fürch-
„ten ſey, als jene innre Bewegung, wobei doch we-
„nigſtens ein Fils de France am Steuerruder ſtände.
„Ich habe in Paris 300 Offizire auf meiner Seite,
„der Vicomte von Lonnet hat zweitauſend Reiter von
„den neuburgiſchen für ſich gewonnen. Auch kann
„ich auf die Städte Limoges, Marville, Senlis und
„Toulouſe ganz rechnen.“

Dies war es, was ich in weniger als zwei Stunden aufgeſetzt hatte und nun Monſieur, im Beiſeyn des Präſidenten Believre, vorlas. Er billigte und verſtärkte es mit mehr Nachdruck, als ich ſelbſt gethan hatte. Der Streit wurde lebhaft. Monſieur behauptete, daß er wohl das Parlament verhindern wolle, ſich gegen den Marſch der Nemourſchen Truppen zu erklären, (denn dies fürchtete er mehr als alles) ohne eine ſolche Verwirrung — ſo nannte er meinen Vorſchlag — nöthig zu haben. Und dieſe Ausſicht betrog ihn nicht. Ich ſelbſt dagegen ſah mich in einer andern Hinſicht gar ſehr betrogen.

Ich

Ich hatte mit Beistimmung des Präsidenten Bellievre, gegen Monsieur immer behauptet, daß er das Parlament nicht an der Vollstreckung der gegen den Prinzen gerichteten Erklärung würde hindern können, ungeachtet des Beschlusses, worin das Parlament sich anheischig machte, dies nicht eher zu thun, bis der Kardinal das Reich geräumt habe. Der Hof fand das Parlament würklich so wenig zu dieser Vollstreckung geneigt, daß er sie nicht einmal vorzuschlagen wagte.

Diese guten Aussichten trugen viel zu seinem Untergang bei, weil sie ihn in Schlummer wiegten, aber nicht retteten. Die nähern Umstände in der Folge! Jezt will ich Ihnen erzählen, was ferner bei dieser Unterhaltung, in Rücksicht meiner Ernennung zur Kardinalswürde, vorgieng, die gerade in diese Zeit fiel.

Monsieur hielt es für unmöglich, daß jemand ohne eigennüzige Absichten für etwas sprechen könnte. Mit dieser Idee sagte er mir in der Hize des Streits: er begreife nicht, welchen Vortheil ich von diesem Ausweg erwarte, da die Zurücknahme meiner Promotion vielmehr die gewisse Folge davon seyn würde. Hierauf war meine Antwort: ich würde entweder jezt Kardinal oder noch in langer Zeit nicht; aber er könnte überzeugt seyn, daß ich meine Meinung in nichts ändern würde, auch wenn es von diesem Augenblick abhängen sollte. Denn hier komme sein Nutzen und nicht mein Gewinn in Anschlag. „Wollen „Sie sich von der Wahrheit dieser Aeußerung überzeu„gen, fuhr ich fort, so erinnern Sie sich, daß ich an „eben dem Tage, als mich die Königin ernannte, ihr „selbst erklärte; niemals würde ich aufhören Ihnen

„meine

„meine Dienſte zu widmen, und Ihnen immer den „Rath zu ertheilen, der, nach meiner Ueberzeugung, „Ihrem Ruhm der angemeſſenſte ſey. Dies Verſpre„chen habe ich treulich gehalten, und um es Ihnen „zu beweiſen, bitte ich Ihro Hoheit, der Königin dies „eben geſchriebne Memoire mitzutheilen.“

Monſieur war über ſeine vorige Aeußerung beſchämt und überhäufte mich mit Freundſchaftsbezeigungen. Das Memoire warf er ins Feuer, und verließ das Cabinet eben ſo verhärtet — ſo ſagte mir Bellievre ins Ohr — als er es betreten hatte.

Wie Sie ſich erinnern, war meine Antwort dieſe: daß ich entweder jetzt Kardinal ſey, oder es lange noch nicht werden würde. Ich hatte mich nur wenig verrechnet; denn ich war es fünf oder ſechs Tage nachher wirklich. Am letzten Februar erhielt ich durch einen mir vom Großherzog zugeſchickten Kourier Nachricht davon. Erlauben Sie mir noch, Sie wegen der Langenweile um Verzeihung zu bitten, welche ich Ihnen durch dies letzte weitläufige Memoir und durch Monſieurs Rede verurſacht habe. Beide ſind freilich von tauſend Umſtänden voll, die Sie an verſchiednen Stellen dieſes Werks bereits verſtreut gefunden haben; aber da eben dieſe Umſtände jenes ungeheure und beinah unbegreifliche Ganze gebildet haben, ſo freute ich mich, im Lauf der Erzählung einer Stelle zu finden, wo ich ſie alle zuſammen häufen konnte. — Jetzt zu meiner Promotion.

Ich hatte, wie Sie aus dem zweiten Band dieſer Geſchichte bereits wiſſen, dem Abbé Charier nach

Rom gesandt. Dieser fand den päbstlichen Hof durch die Entfernung der Signora Olimpia *), der Schwägerin des Pabsts Innocents **), gänzlich verändert, ungeachtet darauf auf Ungnade gegen sie nicht zu schließen war. Der Pabst hatte sich durch die Art von Verweisen rühren lassen, welche ihm der Kaiser auf Anstiften der Jesuiten durch seinen in Wien befindlichen Nuntius hatte bekannt machen lassen. Er sah die Signora nicht mehr und suchte die schmerzhafte Langweile, welchen er, wie man glaubt, darüber fühlte, durch häufige Unterhaltungen mit der Prinzessin von Rossane ***) zu mildern. Aber diese konnte sich, so geistvoll sie war, mit Olimpias Genie nicht messen; doch übertraf sie jene weit an Jugend und Reitz. Sie erlangte auch würklich einige Gewalt über den Pabst, und Olimpia ward darüber in einem Grad eifersüchtig, der ihre ohnehin äußerst große Feinheit und ihren Scharfsinn

*) Donna Olimpia Maldachini war die Gemahlin Pamfilius, Bruder des Pabsts Innocents des Zehnten. Sie beherrschte ihn während seiner Regierung ganz nach ihrem Gefallen; aber Klagen und Spöttereien zwangen den Pabst zuletzt, sie zu entfernen. Unter andern ließ man eine Medaille schlagen, auf welcher Olimpia im vollen päbstlichen Schmuck, und der Pabst spinnend zu sehen war. Sie starb 1656 an der Pest.

**) Jean Baptist Pamfilio ward 1643 an die Stelle Urbans des 8ten zum Pabst erwählt und starb im Januar 1655.

***) Die Frau des Prinzen Camillo, Neffen des Pabsts. Diese Dame, Signora Olimpia und die Prinzessinnen Ludovisi und Giustiniani waren unaufhörlich im Vatican, und veranlaßten Pasquin zu der Aeußerung gegen Marforio: Se tu vuoi fare il Ruffiano, troverai donne al Vaticano.

ſinn noch mehr ſchärfte, und ihr endlich Mittel zeigte, wie ſie ihre Schwiegertochter in des Pabſtes Gunſt ſtürzen und wieder ihre vorige Gewalt erlangen konnte.

Meine Ernennung fiel gerade in die Zeit, da die Prinzeſſin von Roſſane am mächtigſten war, und es ſchien, als wollte das Glück mir hier den Verluſt, den ich durch Pancirolle erlitten hatte, wieder erſetzen. Dies war in meinem ganzen Leben das einzigemal, wo es mir günſtig war. Warum die Prinzeſſin von Roſſane mehr für mich thun konnte, habe ich Ihnen ſchon irgendwo geſagt; und ihre Einwürkung mußte mir ohne Vergleich vortheilhafter ſeyn, als die der Olimpia, da dieſe alles um Geld that. Daß ich mich ſchwerlich hätte entſchließen können, um dieſen Preis den Kardinalshut zu haben, werden Sie leicht glauben. Der Abbé Charier fand bei Madame von Roſſane alles, wozu ich ihm Hoffnung gemacht hatte, und der erſte Wink, den ſie ihm gab, beſtand in der Warnung, dem Geſandten aufs äußerſte zu mißtrauen. Denn bei dieſem geſellte ſich zu den geheimen vom Hof erhaltnen Befehlen gegen mich, noch eine eigne unbändige Leidenſchaft für den Purpur.

Charier benutzte dieſe Nachricht mit großer Geſchicklichkeit. Er hintergieng den Geſandten, indem er ein unumſchränktes Vertrauen in ihn zu ſetzen ſchien und ihm die Promotion noch in großer Ferne zeigte. Des Pabſts ſchon alter Haß gegen Mazarin und das Intereſſe des Staatsſecretärs, Chigi, nachmaligen Alexanders des VII. trugen viel zu dieſem Spiel bei. Dieſem letztern war der Kardinalshut bei der nächſten Promotion zugeſichert worden, und er ſuchte ſie auf alle Art ſchneller herbei zu führen. Signor Azolini, einer von Pancirolles Anhängern, hatte deſſen Ver-

achtung gegen den Kardinal und seine Freundschaft für mich geerbt. Kurz; Herr le Bailli de Vanlancey ward gut unterhalten und erfuhr meine Promotion erst, da sie bereits ausgefertigt war. Er hatte, wie mir der Pabst Innocenz selbst versichert hat, einen königlichen Brief zur Rücknahme meiner Ernennung in seinen Händen, jedoch mit dem Befehl, ihn nur im äussersten Nothfall, und nicht eher als beim Eintritt in das Consistorium, wo die Kardinalswahl erklärt werden würde, zu übergeben. Auch der Abbé Charier hat zwei Kouriere mit derselben Nachricht an mich abgefertigt. So viel ist indeß, wie ich von Mazarins Gardehauptmann Champfleury, erfahren habe, gewiß, daß der Kardinal, sobald er meine Promotion erfahren, eilig eben diesen Champfleury zur Königin schickte, mit der dringenden Bitte, daß sie sich Zwang anthun und über diese Nachricht vergnügt scheinen möchte.

Bei dieser Stelle meines Lebens kann ich mich nicht enthalten, der Wahrheit zu Ehren, gegen meine Unbesonnenheit, die mich beinahe um die Kardinalswürde gebracht hätte, gerecht zu seyn. Sehr zur unrechten Zeit fiel es mir ein, daß es der Würde meines Postens nicht gemäß sey zu warten, und daß der kleine Verzug von drei oder vier Monaten, welchen Rom zur Anordnung einer Promotion von 16 Subjecten, nöthig hatte, sich mit seinen mir gethanen Versprechungen durchaus nicht vertrage. Mein Unwille erwachte, und ich schrieb einen ostensiblen Brief an den Abbé Charier, dessen Ton weder vernünftig noch anständig war, ob er gleich, was den Stil betrifft, für das erträglichste gelten konnte, was ich je geschrieben habe. Ich hätte ihn hier eingerückt,

ückt, wenn ich ihn wiederfinden könnte. Des Ab-
Klugheit unterdrückte ihn und ich erndtete den
hm derſelben. Denn alles hohe und kühne wird
ch den Erfolg gerechtfertigt ja geheiligt. Mich
derte dies jedoch nicht, meinen Fehler ganz zu füh-
und mich dünkt, ich könne ihn durch eine öffentli-
Bekanntmachung einigermaßen gut machen.

Ich fahre in meiner Erzählung fort.

So viel ich glaube, war ich beim 16ten Februar
Jahrs 1652 ſtehen geblieben. Den 17ten war
Verſammlung der Kammern, in welcher Sie,
, was ſich in dem folgenden bis zum 1ſten April
ig, gleichſam perſpectiviſch bemerken können. Mon-
nahm zuerſt das Wort, und ſtellte der Geſell-
t vor, daß der am 15ten vorgeleſene Brief des
igs, worin er beſchuldigt werde, den Feinden das
h zu öffnen, nichts anders als Würkung der
läumdungen ſeyn könne, mit welchen das Ge-
der Königin gegen ihn eingenommen würde;
Kriegsleute, fuhr er fort, welche Herr von Re
rs anführt, ſind Deutſche und können alſo nicht
ne Klaſſe geſetzt werden. Dies war nun eigent-
der Gegenſtand aller folgenden Verſammlungen.
wurden von dem Präſidenten Bailleul mit einer
triebnen Schilderung von der Nothwendigkeit,
des Königs Brief zu ſtimmen, angefangen, die
s du Roi trugen ſtets darauf an: daß den Ge-
den befohlen werden ſollte, des Herrn von Re-
s Truppen anzugreifen und Monſieur ward der
mptung, daß ſie keine Spanier wären, nicht
. Sie würden ſich, ſagte er, ſobald der Kardi-

nal das Land geräumt haben würde, in den Sold des Königs aufnehmen lassen und es wäre folglich sehr überflüßig über sie zu stimmen. Dieser Streit erneuerte sich täglich, oft zu mehrern malen, und es ist wahr, daß Monsieur immer die Deliberation aufzuschieben wußte. Aber eben so wahr ist es auch, daß dieser erträumte Gewinn ihn hinhielt, und er vor Vergnügen, sich im Besitz dessen zu sehen, was ihm so oft widerlegt worden war, nicht einmal untersuchen wollte, ob sein Besitz ihm genug thue. Das heißt, er unterschied nicht genug zwischen der Nachsicht und einer Erklärung des Parlaments. Einige Wochen nach der gedachten Unterredung mit Monsieur sagte ihm der Präsident Bellievre mit vieler Einsicht: wenn man gegen das königliche Ansehen zu kämpfen hat so *) — — — Er erklärte ihm dies sehr vernünftig. Sie sehen nun mit einem Blick den ganzen Inhalt dieser Versammlungen; und ich glaube daß außer den oben erwähnten Streit nichts ihrer Neugier würdig war.

In einigen wurden auch die Antworten vorgelesen, welche die meisten französischen Parlamente damals an das Pariser Parlament einschickten. Sie waren allen seinen Wünschen gemäß, das heißt, sie theilten ihm die gegen den Kardinal erlaßnen Beschlüsse mit. Auch sorgte man in einigen für die Erhaltung der zur Bezahlung der Renten, des Hotel de Ville und des Gehalts der Offiziere bestimmten Fonds. In einer ward beschlossen, in der St. Ludwigs Kammer eine besondre Versammlung deshalb zu veranstalten.

So

*) Hier eine Lücke.

Seit dem ersten Merz wohnte ich keiner dieser Versammlungen mehr bei; eines Theils, weil das römische Zeremoniel den Kardinälen verbietet, sich, ehe sie den Hut erhalten haben, bei irgend einer öffentlichen Feierlichkeit einzufinden, theils auch, weil die Stelle, die ich jetzt als Koadjutor eingenommen hätte, sich mit dem Vorzug des Purpurs nicht wohl vertragen haben würde. Denn die Koadjutorswürde giebt, wenn man nicht mit dem König ins Parlament geht, keinen Rang im Parlament und mein gewöhnlicher Platz war daher unter den Dücs und Pairs.

Ich gestehe, daß ich sehr erfreut war, einen Grund zu haben, um aus diesen Versammlungen wegzubleiben, die würklich nicht blos langweilig sondern unerträglich geworden waren. Auch in der Folge gewährten sie wenig mehr Genuß.

Eh ich weiter fortfahre, will ich nur im Flug einen kleinen Umstand, welcher Paris betrifft, und etwas allgemeines über Guyenne erwähnen.

Sie werden sich wahrscheinlich erinnern, daß ich bereits des Herrn von Chavigny gegen Sie erwähnt und erzählt habe, wie er sich kurz nach der Volljährigkeit des Königs nach Touraine zurückzog. Er konnte das Geheimniß, sich dort mit Anstand die Zeit zu kürzen, nicht verstehen lernen, und hatte vielmehr in einem so hohen Grad Langeweile, daß er, sobald er nur einen Vorwand hatte, nach Paris zurückkam. Diesen Vorwand fand er in Gaucourts Nachrichten von der Nothwendigkeit, den Kabalen entgegen zu arbeiten, welche ich bei Monsieur zum Nach-

theil des Prinzen einzuleiten ſuche. Dieſer Gaucourt war von großem Herkommen, denn er ſtammte aus der Familie jener mächtigen, alten, in unſern Geſchichtsbüchern ſo berühmten Grafen von Clermont in Beauvoiſis. Er hatte Geiſt und Weltkenntniß; aber er war zu ſehr als Geſchäftsträger bekannt, und dies iſt für das Geſchäft ſelbſt nie von gutem Erfolg. Er war dem Prinzen ergeben, hatte in Paris große Correſpondenz und ließ ſich, ſo viel mir ſchien, vor allem angelegen ſeyn, mich bei Monſieur zu ſtürzen. Da er dies nicht leicht fand, ſo nahm er ſeine Zuflucht zu Chavigny, der auch eiligſt nach Paris kam, — entweder würklich durch dieſen Grund bewogen oder nur unter dieſem Vorwand. Um eben die Zeit kam auch Herr von Rohan nach Paris, höchſt zufrieden mit ſeiner, ſehr mittelmäßigen, Vertheidigung von Angers. Er vereinigte ſich mit jenen zu einem Zweck und nun fielen ſie mich förmlich an. Sie gaben mich für einen heimlichen Anhänger Mazarins aus, und während ihre Geſchäftsträger alles aus den Hefen des Volks gegen mich gewannen, was ſich durch Geld beſtechen ließ, ſuchten ſie Monſieur durch ihre Verläumdungen zu erſchüttern, die durch die feinſte Cabinets-Intrigue unterſtützt wurden, mit welcher Ravai, Beloi und Goulas, alle des Prinzen Anhänger, nicht unbekannt waren.

Hier lernte ich, daß die gewandteſten Hofleute ſich am gröbſten betrügen können, wenn ſie allzufeſt auf Vermuthungen bauen. Dieſe Herren ſetzten voraus, daß ich meine Promotion zum Kardinalshut nur vermittelſt gewiſſer mit dem Hof eingegangner Verbindlichkeiten erlangt hätte. Auf dieſen Grund bauten ſie ihre Pläne und fielen mich bei Monſieur von dieſer Seite an. Er aber, der die Wahrheit genau kannte, ſpot-

te ihn zwar durch die Vorſtellung, daß die geſammte fränkiſche Macht ſich zu Tyrus befände, davon abzuhalten, aber er beharrte, troß der augenſcheinlichen Gefahr auf ſeinem Vorſatze. Das Meer war äuſſerſt ungeſtüm. Ich ſtand als ein Neuling zur See Todesangſt aus, verwünſchte in meinem Herzen alle Schiffsleute, und würde, wenn ich alle Schätze der Welt; hätte erhalten können, nicht mehr eine einzige Meile zu Waſſer aus freyer Bewegung machen.

Saladin, der meine Angſt nicht merkte, ſagte zu mir: „Wenn mir der allmächtige Gott den Beſitz der übrigen Küſte verleiht, ſo will ich mein Land theilen, mein Teſtament machen, dann auf dieſem Meere den Feind verfolgen, und nicht eher ablaſſen, als bis ich alle Ungläubigen ausgerottet habe, oder der Tod mich ereilt". Herr, erwiederte ich, ihr übertrefft an Muth und an Eyfer für Religion alle übrigen. Nicht genug, daß das fürchterliche Meer euch nichts weniger als erſchreckt, wollt ihr noch den ganzen Erdkreis von den Feinden Gottes ſäubern. Erlaubt mir aber, euch meinen unmaßgeblichen Rath hierüber mitzutheilen. Das Vorhaben iſt zwar ſehr ſchön. Mir dünkt aber, ihr würdet beſſer thun, eure Völker den Wellen anzuvertrauen, euch ſelbſt aber, als die Schutzwehr der Muhammedaniſchen Religion, dieſer Gefahr nicht auszuſezzen. „Sagt mir doch, erwiederte er, welchen Tod ihr für den ehrenvollſten haltet?" — den Tod für die Sache Gottes — Nun dann, ſo laßt mich zu dieſem Gipfel der Ehre hinanſtreben."

Was iſt heiliger als ein ſolches Vorhaben, untadelhafter, als eine ſolche Geſinnung? — O Gott! du weißt, daß er alle ſeine Kräfte aufgebothen und erſchöpft

ſpottete darüber, und ſie befeſtigten ſein Vertrauen gegen mich, anſtatt es zu vernichten; weil bei Verläumdungen alles nützt, was nicht würklich ſchadet. Sehen Sie, welchen Fallſtrick ſich dieſe Feindſeligen bei dieſer Gelegenheit ſelbſt legten.

Einſt ſagte ich Monſieur, daß ich nicht begreifen könne, wie er dieſer täglich wiederholten, einförmigen Tollheiten gegen mich nicht müde würde. Er antwortete: Rechnen Sie denn das Vergnügen für nichts, alle Morgen die Bosheit dieſer Menſchen unter dem Namen Dienſteifer, und Abends ihre Tollheiten zu ſehen, die ſie uns für Scharfſinn verkaufen wollen? Ich verſicherte Monſieur, daß ich dieſe Aeußerung mit Ehrfurcht aufnähme und darinn eine große und ſchöne Lehre für alle die fände, welche ſich den Großen nahen dürften.

Die unter dem Volk gegen mich ausgeſtreuten nachtheiligen Gerüchte wären mir beinahe theurer zu ſtehen gekommen. Sie hatten Schreier in Sold genommen, die mir gerade damals läſtiger wurden, als ſie es früher geweſen wären. Früher hätten ſie ſich vor meinem zahlreichen Gefolge nicht zu zeigen gewagt; jetzt aber mußte ich dem Zeremoniel zufolge, nur incognito gehen, da ich den Hut noch nicht erhalten hatte; denn die franzöſiſchen Kardinäle erhalten ihn nur aus des Königs Hand, und der Kourier des Pabſts war bereits deshalb an ihn abgeſchickt. Gieng ich nun nach Luxemburg, ſo geſchah es blos in einem einfachen Wagen, ohne Dienerſchaft, und ſelbſt ins Bücher-Cabinet gieng ich durch die kleine Treppe, welche

aus der Gallerie dahin führt, um die Haupttreppen und Vorsäle zu vermeiden. Einst nun als ich bei Monsieur war, trat Brüneau, ganz verlegen herein, und sagte: daß im Hofe eine Masse von zwei oder drei hundert solcher Schreier sey, welche sagten: ich verriethe Monsieur und sie wollten mich umbringen.

Monsieur schien mir bei dieser Nachricht ganz ausser Fassung. Das Beispiel des Marschall von Clermont fiel mir ein, der in des Dauphins Armen ermordet wurde. Der Dauphin konnte höchstens eben so erschrocken seyn, wie Monsieur. Ich ergriff, was mir das sicherste dünkte, ob es gleich auch das gewagteste schien. Denn daß die leiseste Ahnung von Monsieurs Entsetzen meinen Tod zur Folge gehabt hätte, wußte ich wohl, und es war wohl eben so gewiß, daß die Furcht, den Feinden Mazarins zu mißfallen, bei seiner ohnehin furchtsamen Natur ihm mehr Entsetzen eingeflößt haben würde, als es zu meinem Verderben bedurfte. Ich sagte also: er sollte mich nur machen lassen; Er würde bald sehen, was dieses durch Geld erkaufte Gesindel für Verachtung verdiene. Er bot mir seine Garden an, aber auf eine Art, die mir hinlänglich zeigte, wie sehr ich mich durch meine Weigerung empfahl. Nun gieng ich hinaus, obgleich der Marschall von Estampes mich fußfällig bat, zurück zu bleiben. Von niemand, als Chateau-Renaut und Haqueville, begleitet gieng ich gerade auf die Aufrührer zu und fragte: wer ihr Anführer sey? Ein zerlumpter Bettler mit einer alten gelben Feder auf dem Hut, antwortete unverschämt: ich bin es. Schließt die Pforte, sagte ich und wandte mich nach der Seite der Straße de Tournon; dieser Schurke soll mir an diese Gitter aufgehängt werden. Er machte eine tiefe Verbeugung;

gung; ſagte, daß er nicht gegen den mir ſchuldigen Reſpect zu fehlen geglaubt habe, daß er mit ſeinen Kameraden gekommen ſey, blos um mir das Gerücht zu hinterbringen: ich wollte Monſieur an den Hof führen und mit Mazarin ausſöhnen. Sie ſelbſt glaubten dies nicht; ſie ſeyen meine Diener, und wollten ihr Leben für mich laſſen, wenn ich ihnen nur verſpräche, immer ein guter Frondeur zu bleiben. Sie baten mir ihre Begleitung an ꝛc. Allein zu der Reiſe, die ich, wie Sie gleich ſehen werden, vorhatte, bedurfte ich dieſes Geleites nicht. Wenigſtens war ſie nicht weit.

Frau de la Vergne, die Mutter der Frau la Fayette, die ſich zum zweitenmal mit dem Chevalier von Sevigne verheurathet hatte, wohnte damals, wo jetzt ihre Tochter wohnt. Dieſe Frau war im Grunde ein braves Weib, aber ein hoher Grad von Eigennutz und eine Eitelkeit, wie ich ſie bei keiner ihres Geſchlechts gefunden habe, ließen leicht Intriguen aller Art bei ihr Eingang finden. Mein damaliger Antrag war freilich von der Art, daß eine Heilige anfänglich davor zurückſchaudern konnte. Ich würzte meine Rede mit ſo viel Verſicherungen von Wohlmeinen und Redlichkeit, daß man mich nicht zurück wies; doch ward mein Geſuch nur unter den feierlichen Verſprechen angehört, daß ich niemals verlange, ſie möchte ihre Dienſte weiter ausdehnen, als man mit gutem Gewiſſen thun könne, um eine aufrichtige, keuſche, reine und heilige Freundſchaft zu unterhalten. Ich machte mich zu allem, was ſie verlangte, verbindlich. Sie traute meinen Verſprechungen, und wußte es ſich ſogar Dank, auf dieſe Art eine Gelegenheit gefunden zu haben, die mich in der Folge veranlaſſen könnte, meinen Umgang mit Frau von Pomereux,

den

den man nicht für so unschuldig hielt, abzubrechen. Meine neue Bekanntschaft, wobei ich den Beistand der Frau la Vergne verlangte, sollte ganz geistig, ganz ätherisch seyn; es betraf — Fräulein de la Loupe *), nachmalige Frau von Olonne.

Ich hatte diese vor einigen Tagen in einem kleinen Zirkel bei Madame gesehen; sie hatte mir durch ihre Anmuth und den Anstrich von Bescheidenheit und Sittsamkeit sehr gefallen. Sie wohnte dicht neben Frau de la Vergne, war die vertraute Freundin ihrer Tochter, und um sich bequemer sehen zu können, hatten sie eine Thüre durchbrechen lassen. Des Chevaliers Savigni Anhänglichkeit an mich, meine Bekanntschaft in seinem Hause, das, was ich von seiner Frau wußte, — alles dies verstärkte meine Hofnungen. Demungeachtet fand ich mich in dem Erfolg getäuscht. Freilich krazte man mir nicht die Augen aus, erstickte mich auch nicht, um meinen Seufzern zu wehren; vielmehr merkte ich wohl an gewissen kleinen Manieren, daß man nicht böse war, den Purpur in allem seinen Glanz zu seinen Füßen zu sehen. Aber alles blieb auf einem strengen Fuß, und man zeigte mir eine Schamhaftigkeit, die mir meine sonst so freie Zunge band. Diejenigen, welche Fräulein la Loupe nicht gekannt und nur von Frau von Olonne reden gehört haben, werden hierüber erstaunen, und die ganze kleine Geschichte gereichte freilich meiner Weiberkenntniß nicht sehr zur Ehre. — Jetzt auf einen Augenblick zu den guyennischen Angelegenheiten.

Da

*) Catherine Henriette d'Angenes, die älteste Tochter Karls d'Angens Baron de la Loupe. Sie ist durch ihre Liebeshändel und durch die Histoire amoureuse des Gaules des Herrn Bussy bekannt.

Da ich mir einmal vorgenommen habe, Ihnen nur das zu erzählen, wovon ich selbst Augenzeuge gewesen bin, so werde ich alles, was dort vorgieng, sehr leicht und flüchtig berühren, nur, insofern es Beziehung auf die Pariser Händel hat. Auch selbst bei dem wenigen, was ich davon sagen werde, kann ich nicht für die Wahrheit bürgen, weil ich es selbst aus Memoiren gezogen habe, die vielleicht nicht ganz der Wahrheit gemäß sind. Freilich habe ich alles aufgeboten, um von dem Prinzen selbst seine Kriegsthaten genau zu erfahren, deren kleinste gewiß weit größer war, als die heroischsten Handlungen gewöhnlicher Menschen. Mit welcher Freude würde ich dies Werk hier dadurch geziert haben! Er hatte mir eine Uebersicht davon versprochen, und ich glaube gewiß, daß er dies gehalten haben würde, wenn seine Neigung und Leichtigkeit große Thaten auszuführen, nicht mit der Abneigung und Mühe, sie zu erzählen bei ihm im gleichen Verhältniß gestanden hatte. Daß der Graf von Harcourt die königlichen Armeen in Guyenne commandirte, wissen Sie bereits. Sie bestunden unstreitig aus den gebildetsten Kriegern von ganz Europa. Des Prinzen Truppen waren alle neu angeworben, die einzigen ausgenommen, welche Herr von Marcin aus Catalonien gebracht hatte. Diese waren jedoch nicht beträchtlich genug, um sich mit des Königs Armee messen zu können; und so stützte der Prinz die ganze Sache, im eigentlichsten Verstand, mit seiner Person. Sie wissen, daß er Saintes weggenommen hatte. Er überließ dem Prinzen von Tarent das Commando des Platzes und gieng nach Guyenne zurück, wo er sich bei Bourg lagerte. Der Graf von Harcourt folgte ihm dahin und detaschirte den Chevalier d'Aubeterre, um von seiner Lage Erkundigungen einzuziehen. Dieser ward von dem Re-

giment Baltazar zurückgeschlagen und der Prinz gewann dadurch Zeit, sich auf eine Höhe zu posiren, wo seine, eigentlich sehr schwache Mannschaft, so groß erschien, daß der Graf von Harcourt ihn nicht anzugreifen wagte. Nach diesem eines vortreflichen Feldherrn würdigen Zug, gieng er nach Libourne, wo er einige Infanterie ließ und dann nach Bergerac marschirte. In diesem durch die Religionskriege berühmten Ort, ließ er die Festungswerke wieder aufbauen. Herr von St. Luc *), königlicher Lieutenant in Guyenne, glaubte, den Prinzen von Conty überfallen zu können, der mit ganz neuen Truppen in Caudecoste, nahe bei Agen, stund. Er näherte sich von dieser Seite mit 2000 Mann Fußvolk und 700 Reitern, den besten aus der königlichen Armee. Aber er ward selbst von dem Prinzen überfallen. Dieser hatte seine Absicht erfahren, und war mitten in des Feindes Gegend, ehe dieser nur seinen Marsch erfahren hatte. Er blieb demungeachtet fest und lagerte sich auf eine Höhe, auf welche nur durch einen engen Zugang zu kommen war. Fast der ganze Tag ward mit Scharmützeln hingebracht, während der Prinz drei Kanonen von Agen aus erwartete. Diese waren ihm höchst nothwendig, denn er hatte im Ganzen, die Truppen des Prinzen von Conty mitgerechnet, nicht mehr als 500 Mann zu Fuß und 2000 Reuter bei sich, die alle neu angeworben waren. Gewöhnlich bringt Schwäche keine Kühnheit hervor; aber hier that sie noch mehr, sie machte den Prinzen eitel — vielleicht das einzige mal in seinem Leben. Er erinnerte sich, daß seine Gegenwart

*) Francois d'Espinay, Marquis von Saint-Luc, königlicher Lieutenant in Guyenne und Gouverneur von Perigord. Er starb 1670.

wart den Feinden ein Schrecken einflößen könnte, und ſchickte ihnen deshalb einige Gefangene zurück mit der Nachricht, daß er ſelbſt da ſey. Zugleich griff er ſie an; ſie wichen augenblicklich und man kann ſagen, daß hier ſein Name mehr gethan habe als ſeine Waffen. Der größte Theil der Infanterie flüchtete nach Miradoux, wo ſie ſogleich belagert wurden. Die Regimenter Champagne und Lothringen, vertheidigten dieſen ſchlechten Platz, da ſie ſich dem Prinzen auf Discretion ergeben ſollten, mit unglaublichem Muth, ſo daß der Graf von Harcourt Zeit gewann, ihnen beizuſtehen. Der Prinz ſchickte ſeine Artillerie und ſeine Bagage nach Agen, beſetzte einige kleine Oerter, die dem Feind hinderlich ſeyn konnten, und gieng am Abend, von la Rochefoucaut, Marcin und Montespan begleitet, ſelbſt nach Agen, um die Plane des Grafen von Harcourt zu beobachten. Dieſer ließ, wenn ich nicht irre, bei Staffort und la Plume einige Truppen zurück, die andern griffen unter dem Commando von Liſlebonne, Crequy und Coudrai-Montpenſier, einige in den Vorſtädten von Agen angefangene Feſtungswerken an. Dieſe Herren zeichneten ſich bei dieſem Angriff, der vor den Augen des Prinzen geſchah, vortheilhaft aus; ſie wurden gleichwohl mit einer außerordentlichen Gewalt zurückgeſchlagen und der Graf von Harcourt ſuchte ſich über ſeinen Verluſt durch die Wegnahme einiger kleinen, vorhin erwähnten Pläße zu tröſten. Der Prinz, der aus Gründen, die ich Ihnen ſagen werde, nach Paris zurückkehren wollte, beſchloß das Commando von Guyenne dem Prinzen von Conti zu übergeben und Herrn von Marcin, als Generallieutenant, ſeinem Bruder unterzuordnen. Vorher hielt er es für nöthig, ſich der Stadt Agen gänzlich zu verſichern. Sie hatte ſich zwar würklich für ihn erklärt, konnte aber,

da keine Garniſon da lag, alle Augenblicke zu einer andern Parthei übergehen. Er gewann die Bürgermeiſter, daß er das Regiment Conty in die Stadt bringen durfte. Das Volk, welches anders dachte, als dieſe Magiſtratsperſonen, machte einen Aufſtand und errichtete Straßen-Verſchanzungen. Der Prinz wagte, wie er ſelbſt ſagte, bei dieſer Gelegenheit mehr als in einer Schlacht. Die genauen Umſtände weiß ich indeß nicht mehr; nur dies erinnere ich mich, daß la Rochefoucaut, Marcillac und Monteſpan in dem Hotel du Ville Reden hielten und den Aufruhr zu des Prinzen Zufriedenheit ſtillten. Jetzt zu des Prinzen Reiſe.

Was dieſe betrifft, ſo wurde er von den Herrn von Rohan, Chavigny und Gaucourt durch jeden Courier dringend dazu ermahnt. Sie baten ihn, ſich nicht ſo gänzlich den Händeln der Provinzen hinzugeben, daß er darüber die Hauptſtadt vergäße, die in jedem Sinn das Haupt wäre. Herr von Rohan hatte dieſen Ausdruck würklich in einem ſeiner Briefe gebraucht. Der Ueberzeugung dieſer Herren zufolge, war ich es, der bei Monſieur alle ihre Maasregeln zerſtörte. Wahr iſt es, daß dieſer bei allem, was er nicht für den Prinzen thun wollte, die Rückſichten zum Vorwand nahm, welche er, meines Poſtens wegen, auf mich nehmen müßte. Daß er ſich dieſes Vorwands in gewiſſen Fällen bediente, hat er mir ſelbſt ins Geſicht geſtanden; ja es gab Fälle, wo er mich nöthigte, einen Schein anzunehmen, der ſeine Ausſage beſtätigen konnte. Zuweilen ſtellte ich ihm vor, daß er es endlich noch ſo weit bringen würde, daß der Prinz nach Paris kommen müßte — was er

mehr

mehr als alles andre in der Welt fürchtete. Aber da das Gegenwärtige ohne Vergleichung ſtärker auf ſchwache Seelen wirkt, als ſelbſt die nächſte Zukunft; ſo war es Monſieur lieber, ſich ſelbſt mit dem Gedanken zu täuſchen: der Prinz werde dieſe Reiſe nicht machen, als ſich der augenblicklichen Linderung zu berauben, die Klagen und Beſchwerden alle, welche die Diener des Prinzen unaufhörlich vorbrachten, auf mich wälzen zu können.

Aber dieſe waren durch ſeine ſchlechten Ausflüchte mehr ermüdet als befriedigt, und drangen lebhaft in den Prinzen, durch ſeine Gegenwart dem dringenden Bedürfniß abzuhelfen. Ihre Bitten wurden durch die Nachrichten, welche er zu eben der Zeit von Herrn von Nemours erhielt, mächtig unterſtützt. Es wird gut ſeyn, dieſe ein wenig näher zu beleuchten.

Herr von Nemours kam um dieſe Zeit, wo alle königliche Truppen vertheilt waren, ohne den geringſten Widerſtand, ins Reich. Er drang bis Nantes vor, obgleich die Soldaten des Herrn von Elbeuf, von Aumont, Igbi und Vaubecour *) rechts und links verſtreut waren, und gieng dort auf der Brücke, welche ihm der Herzog von Lude überliefert hatte, über die Seine. Dieſer war Gouverneur der Stadt, und mit dem Hof unzufrieden, weil man ſeinem Schwiegervater die Siegel abgenommen hatte. Nemours lagerte ſich zu Houdan, und kam mit Tavannes, welcher prinzliche Truppen commandirte, und mit Clin-

*) de Nettancourt de Vaubecour.

Clinchamp *), dem General der Fremden, nach Paris.

Dies war der erste Fehler dieser Armee. Hätte sie ihren Marsch ununterbrochen fortgesetzt, und wäre Herr von Beaufort mit Monsieurs Truppen zu ihr gestoßen, wie er in der Folge that, so würde sie ungestört über die Loire gekommen seyn und den Marsch des Königs sehr erschwert haben. Aber alles trug zur Verzögerung bei; Monsieurs Ungewißheit, der selbst bei den entschiedensten Dingen sich nicht zur Ausführung bestimmen konnte; der Madame Montbazon Liebe, welche dem Herrn von Beaufort zu Paris Unterhaltung gewährte; Herrn von Nemours kindisches Gemüth, der seinen Generalstab gern der Frau von Chatillon zeigen wollte, und Chavignys falsche Politik. Dieser glaubte, weit mehr Gewalt über Monsieur zu haben, wenn er „ihm durch die vielen Schärpen von verschiedenen Farben die Augen blendete." Dies war der Ausdruck, den er gegen Croissy gebrauchte; und dieser, der eigentlich weit mehr für den Prinzen war als für mich, war so unvorsichtig, mir ihn wieder zu sagen. Ich machte Monsieur kein Geheimniß daraus und dieser war sehr beleidigt.

Diesen Zeitpunkt nahm ich wahr um ihn zu bitten, daß er es gut finden möchte, wenn ich diesen Herren in seiner Gegenwart zeigte, sie wären nicht einmal im Stande Augen zu blenden, die ohne Vergleichung weniger stark als die seinigen wären. Eben wie er meine nähere Erklärung hierüber verlangte, sagte man ihm, daß Herr von Beaufort und Nemours

*) Marquis von Clinchant.

ſchöpft hat, um deiner Religion Schutz und Sieg zu verſchaffen, und daß er im Vertrauen auf deine Barmherzigkeit die heiligen Kriege unternommen — kröne ihn dafür mit deiner Huld und Gnade!

Sechſtes Kapitel.

Gott der Allmächtige ſpricht: „Wer für die Religion „ſtreitet und ausharret, dem iſt Gott der Vergelter „und Erbarmer.“ In den Ebenen von Ptolemais litt Saladin an einer gefährlichen Krankheit. Vom halben Leibe bis auf die Knie herab brachen kleine Geſchwüre aus, die ihn nicht ſitzen ließen. Er mußte, wenn er in das Zelt trat, ſich auf die Seite legen, und konnte keine Mahlzeit halten. Nichts deſto weniger war er den ganzen Tag zu Pferde, und ritt ſeine Armee auf und ab. Man muß es für eine beſondre göttliche Gnade halten, daß er ſeinem eignen Geſtändniſſe nach, keinen Schmerz fühlte, ſo lang er zu Pferde ſaß.

Ein andermahl, als er mit der Armee bey Chenuba ſtand, nöthigte ihn ſeine Krankheit nach Tel Alheſiel zurückzukehren. Dieſen Umſtand ſuchten die Franken zu benutzen, um uns einige Vortheile abzugewinnen, und dieß war die Urſache zur Schlacht am Fluß. Saladin ließ die Bagage und den kranken Fürſten von Senſiara, Amadodin, ſich zurück nach Nazareth ziehen: er ſelbſt aber blieb bey der Armee. Weil nun der Feind uns den folgenden Tag das Treffen anbot, ſo beſtieg er mit vielen Schmerzen das Pferd, und ſtellte ſein Heer in Schlachtordnung. Den rechten Flügel befehligten Almahlich Aladil, den linken Tacioddin, und in der Mitte hielten ſeine Söhne Alma-

mours in seinem Zimmer seyen. Ich folgte ihm diesmal dahin, obgleich ich dies sonst nicht zu thun pflegte, weil ich den Kardinalshut noch nicht erhalten hatte. Als die Unterhaltung allgemein geworden war — es war eine sehr große Menge Menschen da — bedeckte ich mich, so bald Monsieur es gethan hatte. Dies fiel ihm auf, theils wegen des eben gesagten, theils weil ich es, ohngeachtet seines oft wiederholten Befehls niemals hatte thun wollen. Er war sehr froh darüber, und nachdem er sich über eine Stunde im allgemeinen mit den Anwesenden unterhalten hatte, gieng er mit mir allein in die Gallerie zurück. Wenn Sie bedenken, daß mehr als 50 rothe Schärpen, ohne die isabellfarbnen, in seinem Zimmer waren, so werden Sie leicht schließen, daß er aufgebracht seyn mußte. Und diese Stimmung dauerte den ganzen Abend. Denn am folgenden Morgen erzählte er mir: Goulas, ein genauer Freund von Chavigny, habe ihm mit großen Eifer gesagt, daß alle die fremden Offiziere aus seinen langen Unterhaltungen mit mir Verdacht schöpften; worauf er sehr beißend geantwortet habe: Gehen Sie und Ihre fremden Offiziere zum Teufel; wenn sie es so gut mit der Fronde meinten, wie der Kardinal Retz, so würden Sie jetzt auf ihren Posten seyn, und sich nicht in den Pariser Weinhäusern herumtreiben.

Sie reisten endlich ab, mehr auf meine als Chavigny's Bitten, der demungeachtet fest glaubte, ich wende alles an, um sie zurück zu halten.

Monsieur suchte, was ihm in Zorn entwischt war, bald sorgfältig wieder gut zu machen. Ihm war es vortheilhaft, wenigstens seiner Einbildung

nach, mich zuweilen bei dem, was er that, zum Vorwand zu gebrauchen, gewiß aber nie bei dem, was er nicht that.

Ich erzähle Ihnen jetzt, was zu eben der Zeit zu Orleans vorgieng, und werde Ihnen dann den Marsch der Truppen vorzeichnen.

Da diese wichtige Stadt die Apanage von Monsieur und — noch mehr — eine Zeitlang sein gewöhnlichster Aufenthalt gewesen war, so mußte sie natürlich sehr abhängig von ihm seyn. Ueberdies war ihm auch der Gouverneur derselben, Marquis de Sourdis*), ergeben, und Monsieur hatte den Grafen de Fiesque hingesandt, um dem Requetenmeister, Herrn le Gras, entgegen zu arbeiten, der die Einwohner bereden wollte, ihre Thore dem König zu öffnen, was für diesen unstreitig ein großer Gewinn gewesen wäre. Herr von Beaufort und Nemours sahen dies noch deutlicher ein, da sie ihre Märsche nach dieser Gegend gerichtet, und sie schrieben deshalb an Monsieur: eine in dieser Stadt befindliche, sehr starke Hofpartei mache seine Gegenwart höchst nothwendig. Aber sie war es ja in Paris noch weit mehr. Auch wankte Monsieur keinen Augenblick und es war über diesen Punkt nur eine Meinung. Mademoiselle erbot sich nach Orleans zu reisen und Monsieur bewilligte es, obwohl mit vieler Mühe, weil er den Wohlstand dadurch beleidigt glaubte,

*) Charles d'Escoubleau, Marquis von Sourdis, war im Orleanschen Gouverneur. Er starb 1666 in einem Alter von 98 Jahren.

glaubte, und überhaupt wenig Vertrauen zu ihrem Benehmen hatte. Dieſe irrende Ritterſchaft, ſagte er mir noch an dem Tage des Abſchieds, wird bald ſehr ins Lächerliche fallen, wenn ſie nicht durch der Frau von Fiesque und von Fratenac Verſtand aufrecht erhalten wird. Dieſe beiden Damen machten wirklich die Reiſe mit, ſo wie Herr von Rohan und die Parlamentsräthe Croiſſy und Bermont.

Patru ſagte bei dieſer Gelegenheit, freilich etwas zu frei: wie die Mauren von Jericho beim Trompetenſchall niedergefallen wären, würden ſich Orleans Mauren den Violinentönen eröffnen. Dies bezog ſich auf Herrn von Rohan, der dies Inſtrument mit zu großer Leidenſchaft liebte.

Trotz dieſen Lächerlichkeiten gelang das Ganze durch Mademoiſelle und ihre wahre Geiſtesſtärke.

Sie ließ ſich in einem kleinen Schiff über den Fluß ſetzen, obgleich der König mit einigen Truppen ſehr nahe war, und Herr Molé, Siegelbewahrer und erſter Präſident, vor den Thoren ſtand, um von Seiten des Königs Eingang zu begehren. Sie brachte die Schiffer, welche ſtets in großer Menge im Hafen befindlich ſind, dazu, eine kleine ſeit langer Zeit verſchloßne Pforte zu öffnen, und gieng unter dem Zulauf und Freudengeſchrei des Volks gerade nach dem Hotel de Ville, wo ſich der verſammelte Magiſtrat berathſchlagte, ob ſie dem Siegelbewahrer die Thore öffnen wollten. Es iſt leicht zu ſchließen, daß dies entſchied. Herr von Beaufort und Nemours kamen ſogleich zu ihr und ſie beſchloſſen gemeinſchaftlich, Lorris oder Gien, zwei kleine Städte, die aber beide

über die Loire Brücken haben, zu beſetzen. Gien wurde von Herrn von Beaufort ſehr lebhaft angegriffen, aber vom Herrn von Turenne, der eben das Commando der königlichen Armee übernommen hatte, das er gleichwohl immer mit dem Marſchall von Haquincourt theilte noch beſſer vertheidigt. Monſieurs Armee mußte dieſe Unternehmung aufgeben, die ihr den Generallieutnant Baron von Sirot gekoſtet hatte. Dieſer hatte ſich bereits vielen Ruhm erworben, und rühmte ſich, wie ich glaube mit Recht, mit dem großen Guſtav, König von Schweden und dem tapfern Chriſtian von Dänemark gefochten zu haben.

Herr von Nemours fühlte von Natur viel Widerwillen und Verachtung gegen Herrn von Beaufort, obgleich er nahe mit ihm verwandt war, und klagte jetzt bei Mademoiſelle über ihn, als wäre der Plan auf Gien durch ſeine Schuld geſcheitert. Es kam hierüber in Mademoiſelle's Antichambre zum Wortwechſel zwiſchen ihnen; ein vorgeblicher Schimpf, den Herr von Beaufort erhielt, brachte eine Ohrfeige hervor, die Herr von Nemours, wie mir Augenzeugen verſichert haben, auch nur in der Einbildung empfieng. Wenigſtens war es eine von jenen problematiſchen Ohrfeigen, deren in den petites lettres du Port royal gedacht iſt. Mademoiſelle ſchlichtete dieſen Streit wenigſtens dem Schein nach, und nach großem Widerſpruch ward beſchloſſen, daß ſie nach Montargis, einem bei gegenwärtiger Lage der Sachen wichtigen Poſten, gehen wollten. Denn von dort aus konnte des Prinzen Armee, die dann zwiſchen Paris und dem König ſtehen würde, zu allem die Hand bieten.

Herr von Nemours, welcher Mouron unterſtützen zu können wünſchte, ſtimmte, daß es beſſer ſeyn würde,

ürde, zu Blois über die Loire zu gehen, und die kö-
gliche Armee im Rücken anzugreifen. Hier, meinte
, würde die Furcht, die Provinzen allzu sehr in
onsieurs Hände zu geben, die Armee mehr von
aris entfernt halten, als wenn man ihr von Mon-
rgis aus, Hindernisse in den Weg legen könnte.

Im Kriegsrath siegte die erste Meinung durch
Stimmenmehrheit und Mademoiselle's Ansehen.
d dies mit Recht, wie ich selbst von sachkundigen
ännern habe sagen hören. Denn es wäre ja lä-
rlich gewesen, alles nahgelegne um Paris in die
ewalt des Königs zu geben, da, wie man deutlich
e, seine einzige Absicht war, sich Paris zu nähern,
dieſe Hauptstadt zu gewinnen oder zu erschüttern.
eben diesen Ausdrücken sprach Chavigny mit Mon-
ur, in Gegenwart seiner Gemahlin, von der ich es
der erfuhr, und ich begreife nicht, auf welchen
ünden die Behauptung einiger beruht, daß man im
emburg sich über diesen Punkt gestritten habe.
äre dies der Fall gewesen, so hätte Monsieur es
z gewiß gegen mich geltend gemacht, daß er dem
th der prinzlichen Parthei nicht nachgegeben hätte.
eſe waren alle dieſer Meinung, und Goulas schmä-
laut gegen Herrn von Nemours, der, sagte er,
uron reiten und Paris ins Verderben stürzen
te.

Nun zu des Prinzen Reise.

Daß seine Anhänger auf seine Rückkehr nach
is drangen, und daß ihre Bitten durch die Noth-
digkeit, das Gewicht der von Beaufort und Ne-

mours commandirten Truppen zu behaupten oder vielmehr wieder herzuſtellen, weil es durch die Unfähigkeit und Unverträglichkeit ihrer Anführer täglich litt, wiſſen Sie bereits. Da der Prinz beinahe mitten durch das Reich reiſen mußte, ſo war es nöthig, ſeinen Weg außerordentlich geheim zu halten. Seine ganze Begleitung beſtand in la Rocheſoucaut, Marcillac, dem Grafen von Levy *), Guitaut, Chavagnac, Gourville, und einem andern, deſſen Namen ich vergeſſen habe. Mit außerordentlicher Schnelligkeit durchreiſete er Perigord, Limouſin, Auvergne und Bourbonnois **). Bei Chatillon über der Loire ward er von St. Moure, einen Söldling des Kardinals, nur um weniges verfehlt. Jemand, welcher Guitaut erkannt hatte, benachrichtigte den Hof davon, der jenen mit 200 Reitern folgen ließ.

In dem Wald von Orleans fand der Prinz einige Offiziere ſeiner Truppen, die zu Loris in Garniſon lagen, und die ganze Armee empfieng ihn mit einer Freude, die Sie ſich denken können. Gourville wurde von ihm an Monſieur geſandt, um ihm von ſeiner Reiſe Bericht zu bringen und anzuſagen, daß er in drei Tagen bei ihm ſeyn würde. Die dringenden Bitten der ganzen Armee, die der Unwiſſenheit ihrer Generale im höchſten Grad müde war, hielten ihn jedoch noch länger zurück; überdies koſtete es ihm niemals Ueberwindung an einem Ort zu verweilen, wo er zu ſchönen Handlungen Gelegenheit hatte. Hier werden Sie eine der ſchönſten ſeines Lebens ſehen.

Der

*) Nach Herrn la Rocheſoucaut war es der Marquis von Levy.

**) Siehe la Rocheſoucauts Memoiren: Fortſetzung des Kriegs in Guienne.

Der erſte Schritt des Prinzen, als er bei der Armee war, bewies, daß des Herrn von Nemours Meinung, deren ich vorhin erwähnte, nicht die beſte geweſen war. Der Prinz marſchirte gerade nach Montargis und nahm es ohne Schwerdtſchlag ein. Maudreville hatte ſich mit 8 bis 10 Edelleuten und 200 Mann Fußvolk ins Schloß geflüchtet und übergab auch dieſes bald. Der Prinz ließ einige Garniſon zurück und marſchirte, ohne einen Augenblick zu verlieren, gerade gegen die Feinde, die in verſchiednen Quartieren ſtanden. Der König war zu Gien. Herr von Türenne hatte ſein Hauptquartier zu Briare und der Marſchall von Hoquincourt zu Bleneau.

Der Prinz hatte kaum erfahren, daß des letztern Truppen in den Dörfern vertheilt waren, ſo rückte er gegen Chateau Renaud an, und überfiel alle Quartiere wie ein Donnerſchlag. Alles was er von der Cavallerie von Manie, Roque-epine, Beaujeu, Bourlemonte und Morete antraf, ward in Stücken gehauen, ungeachtet ſie ſich bemühten, das Lager der Dragoner zu erreichen, wie ihnen, obwohl zu ſpät, befohlen worden war. Den Degen in der Hand ſprengte er das Dragonerquartier ſelbſt, während Tavannes ein gleiches gegen die Croaten that. So trieb er die Flüchtigen bis Bleneau vor ſich her, wo er den Marſchall von Hoquincourt mit 700 Reitern in Schlachtordnung fand. Dieſer ließ auf des Prinzen Leute ein ſtarkes Feuer machen; ſie verirrten und zertheilten ſich in der Dunkelheit der Nacht, und hielten ſich noch überdem, was auch ihr Befehlshaber dagegen anwenden mochte, bei der Plünderung eines Dorfs auf. Der Prinz verſammelte und ordnete ſie zum neuen Angriff, im Angeſicht der Feinde, die weit ſtärker waren als er, und wo ihm durch die erſte

ladung ein Pferd unter dem Leibe getödtet wurde. Aber bei der zweiten Attake traf er auf die Feinde so gewaltig, daß er sie vollkommen zu Boden schlug und Herr von Hoquincourt sie nicht wieder zu sammeln vermochte. Herr von Nemours ward bei diesem Gefecht stark verwundet; Beaufort, la Rochefoucaut und Tavannes thaten sich dabei hervor.

Herr von Türenne hatte am Morgen dieses Tags Hoquincourt benachrichtigt, daß seine Standquartiere allzu getrennt und zu wenig bedeckt wären, und daß der Prinz sich ihm nähere; er selbst verließ Briare und stellte sich bei einem Dorf, das, denke ich, Oucoi heißt, in Schlachtordnung. Er legte 50 Reuter in ein zwischen ihm und den Feinden gelegnes Gehölz, durch welches man ohne Defiliren nicht kommen konnte, und zog sie bald wieder zurück, damit der Prinz in diesem engen Paß einen Angriff wagen und den Rückzug dieser 50 Reiter für ein Zeichen des Schreckens halten möchte. Die List gelang. Der Prinz ließ drei bis vier hundert Reuter durch das Gehölz brechen. Sie wurden am Ausgang von Türenne zurückgeschlagen und würden Mühe gehabt haben, sich zurückzuziehen, wenn der Prinz nicht einige Infanterie hätte anrücken lassen, die ihre Verfolger aufhielt. Turenne stellte sich auf eine hinter dem Gehölze gelegene Höhe, pflanzte seine Artillerie dort auf und tödtete durch diese viele von der prinzlichen Armee, unter andern Marc, den Bruder des Marschall Grancé, der als Oberlieutenant bei Monsieurs Truppen stand.

Den ganzen Tag über standen die beiden Heere gegen einander und am Abend zog sich jedes in sein Lager zurück. Es ist schwer zu entscheiden, ob der Prinz oder Turenne an diesem Tag die meisten Lor-

bern

bren errungen habe. Im allgemeinen kann man sagen, daß beide wie die größten Generale der Welt gehandelt hatten. Türenne rettete dabei den Hof. Denn sobald dieser Hoquincourts Niederlage erfuhr, ließ er seine Bagage transportiren, ohne recht zu wissen, wo er Aufnahme finden würde. Herr von Sennetere hat mir in der Folge mehrmals versichert: dies sey das einzigemal, wo er die Königin zu Boden gedrückt und traurig gesehn habe. Und gewiß wäre nicht eine Stadt gewesen, welche dem Hof ihre Thore geöffnet hätte, wenn nicht des Herrn von Türenne großes Talent die Sache unterstützt und seine Armee das Schicksal der Hoquincourtschen gehabt hätte. Das nemliche hatte die Königin an jenem Tage weinend zu Sennetere gesagt.

Bei weitem unbeträchtlicher war der Gewinn, welchen der Prinz durch den Sieg über Hoquincourt seiner Partei verschafft hatte. Dies kam daher, weil er die Folgen desselben nicht so benutzte, als er es wahrscheinlich würde gethan haben, wenn er bei der Armee geblieben wäre. Was sich in seiner Abwesenheit zutrug, sollen Sie sogleich erfahren; nur erlauben Sie mir, Ihnen die erste Wirkung von des Prinzen Reise nach Paris und einige kleine Umstände, die mich insbesondre angehen, noch zuvor zu erzählen.

Der Prinz hatte, wie Sie bereits wissen, so bald er bei der Armee angekommen war, Gourville an Monsieur gesandt, um ihn wissen zu lassen, daß er binnen drei Tagen in Paris seyn würde. Diese Nachricht war ein Donnerschlag für Monsieur. Er

ließ

ließ mich sogleich rufen und kaum sah er mich, so schrie er: Sie haben mir es wohl gesagt! welche Verlegenheit! welches Unglück! nun sind wir schlimmer daran als je! Vergebens versuchte ich, ihn wieder zu sich selbst zu bringen. Alles, was ich bewürkte, war, daß er sein Innres vor den Augen der Welt eben so sorgfältig verhelen wollte, als er bei Gourville gethan hatte. Dieses hielt er treulich. Mit dem fröhlichsten Gesicht kam er aus dem Cabinet seiner Gemahlin und machte die erhaltene Nachricht mit großen Aeußerungen von Freude dem Publikum bekannt. Mir aber befahl er eine Viertelstunde nachher, daß ich alles anwenden sollte, um das Fest zu stören, das heißt, die Lage der Sachen so zu stellen, daß der Prinz nur kurze Zeit in Paris bleiben könne. Ich beschwor ihn, mich mit diesem Auftrag zu verschonen, aus zwei Gründen, die nicht zu seinem Dienst gereichten. — Der erste, fuhr ich fort, besteht darin, daß ich bei der Ausführung dem Kardinal nothwendig einen Vortheil gebe, der Ihnen nicht behagen wird; und der andere ist, weil Sie, bei der Gemüthsstimmung, welche der Wille Gottes Ihnen einmal gegeben hat, diesen Auftrag niemals unterstützen werden.

Diese letzte Aeußerung wird Ihnen, gegen einen Fils de France, sehr unehrerbietig scheinen; allein Monsieurs Gardelieutenant, St. Remi, hatte ihm einige Tage früher bei einer Kleinigkeit dasselbe gesagt. Monsieur hatte den Ausdruck höchst lustig gefunden, und seitdem bei jeder Gelegenheit wiederholt. Und im gegenwärtigen Fall war er wirklich nicht unpassend, wie Sie in der Folge sehn werden.

Almalich, Addahir und Almalich, Aldaphdal. Als er eben den Hügel hinab zog um dem Feind in den Rücken zu fallen, fiel ein Franke den Unsrigen in die Hände. Saladin ließ ihm sogleich den Kopf abschlagen, nachdem er ihn vergebens zur Annahme des Mohammedanismus hatte bewegen wollen.

In der Absicht, die Feinde von ihrem Lager abzuschneiden, rückte er allmählig immer weiter vor, wurde aber bald gezwungen, abzusteigen, und sich in den Schatten zu lagern. Damit aber der Feind von seiner Schwäche nichts merken möchte, so ließ er kein Gezelt aufschlagen, sondern blos zum Schutz gegen die Sonnenstralen sein Gesicht mit einer Leinwand bedecken. In dieser Lage blieb er bis sich die feindliche Armee oberhalb dem Flusse lagerte, nahm darauf seine Stellung auf dem, ihr gerade gegen überstehenden, Hügel, und zog mit seinen siegreichen Truppen gegen Einbruch der Nacht nach dem Dorfe Motsabera zurück. Hier mußten sie unter den Waffen bleiben, Saladin aber gieng auf den Berg, wo er von mir und dem Arzt bewacht mit abwechselndem Schlafen und Wachen die Nacht zubrachte, bis endlich die dämmernde Morgenröthe ihn und sein Heer zum neuen Schlachtgetümmel aufrief.

Jetzt zog er sich wieder nach der nördlichen Seite des Flusses zurück, schickte seine Söhne mit ihrem ganzen Gefolge voraus, und behielt im Vertrauen auf die Vorsehung nur mich und seinen Arzt bey sich. Doch mußten verschiedene Sclaven Fahnen und Standarten in Händen tragen, um den Schein zu haben, als wenn hier ein ganzes Corps versammlet wäre. Mittlerweile setzte der Feind seinen Marsch immer weiter fort, wurde aber von den Unsrigen un-

Der Streit dauerte lang und ich ſträubte mich
us allen Kräften. Gleichwohl mußte ich mich end-
ch ergeben und gehorchen. Auch hatte ich zu dem
ir aufgetragnen Geſchäft mehr Zeit als ich vermuthe-
. Denn der Prinz kam erſt am 11ten April nach
aris, obgleich ihm Monſieur am 1ſten bis Jüviſy
tgegen gereist war, in der Meinung, daß er an
eſem Tag kommen würde. Auf dieſe Art hatte ich
le Muſſe, den Prevot der Kaufleute, Herrn le Fe-
re, der mir ſeine Stelle verdankte und mein beſondrer
reund war, zu gewinnen. Dieſem ward es nicht
ſwer, den Gouverneur von Paris, Marſchall von
Hopital, der ohnehin ſehr für den Hof war, in ſein
nteresſe zu ziehen. Sie veranſtalteten im Hotel de
Ville eine Verſammlung, wo ſie beſchließen ließen,
aß der Gouverneur zu Monſieur gehen und ihm ſa-
en ſollte: es ſcheine der Geſellſchaft der Regel zuwi-
er zu ſeyn, den Prinzen in die Stadt aufzunehmen,
e er ſich gegen die königliche Erklärung, welche im
arlament gegen ihn beſtätigt worden ſey, gerechtfer-
gt habe.

Monſieur, vor Entzücken über dieſe Anrede au-
er ſich, antwortete: der Prinz käme nur um mit
m über einige Privatſachen zu ſprechen und werde
ch nur 24 Stunden in Paris aufhalten. Sie
ind ein Ehrenmann, ſagte er ſobald der Mar-
hall das Zimmer verlaſſen hatte. Sie haben
hre Sachen herrlich gemacht; wie wird
ich Chavigny wundern! — Ohne Zögern
ntwortete ich: ich habe Ihnen nie ſo ſchlecht
edient; erinnern Sie ſich, daß ich dies
eute geſagt habe.

Kaum hatte Chavigny den Aufstand des Hotels de Ville und Monsieurs Antworten erfahren so machte er ihm darüber Vorwürfe und Drohungen, die bis zur Unverschämtheit und Wut giengen. Er erklärte frei, der Prinz sey im Stand, so lange Platz zu behaupten, als es ihm gefiele, ohne sich von jemanden Urlaub zu nehmen. Er brachte durch Hülfe von Peche, einem berühmten Aufrührer, auf den Pontneuf einen Haufen von hundert oder hundert und zwanzig Bettlern zusammen, die beinahe du Plessis-Guenegaut's Haus geplündert hätten. Monsieur war so sehr erschröckt, daß er dem Marschall von l'Hopital und dem Prevot der Kaufleute einen öffentlichen Verweis gab, weil sie die Antwort, welche er ihnen, wie er sagte, nur für sich und im Vertrauen gegeben hätte, in das Stadtprotokoll eingetragen hätten. Als ich darauf hindeutete, daß ich wohl Recht gehabt hätte, ihm nicht zu dem geschehnen zu rathen, unterbrach er mich rauh und sagte: Man darf nicht nach dem Erfolg urtheilen. Gestern hatte Ich Recht; Sie haben es heute. Was ist mit diesen Leuten anzufangen? — „Und mit mir" hätte er hinzufügen sollen; und nun setzte ich es selbst hinzu. Denn nun, da ich sah, daß er, trotz allen seinen Erfahrungen, bei der nehmlichen Handlungsart beharrte, welche er seit des Prinzen Reise nach Guyenne, tausendmal gegen mich verdammt hatte, so ließ ich mir es gesagt seyn, und beschloß, so viel als möglich in Unthätigkeit zu bleiben. Freilich ist dies in Zeiten der Unruhe bei gewissen Menschen nie das sichre; aber Monsieurs Benehmen, das ich nun einmal nicht ändern konnte, und die Rücksicht auf meine damalige Lage machten es für mich nothwendig. Dieses letztere will ich Ihnen jetzt ein wenig weitläuftiger sagen.

Der

Der Wahrheit gemäß, muß ich Ihnen sagen, daß ich, sogleich in den ersten Tagen meiner Kardinalswürde, am aufmerksamsten auf die schlimmen Seiten meines neuen Standes war; denn ich war mir nur allzuwohl bewußt, daß ich mich einst bei der Koadjutorwürde allzusehr von dem Glanz derselben hatte blenden lassen. Dies, daß sich die Menschen fast immer dieser Neigung hingeben, ist die Quelle des Mißbrauchs, welchen sie alsdann von ihren Würden machen, und verleitet sie zu den ersten Fehltritten, die aus tausend Gründen die gefährlichsten sind. Es ist wahr, daß die Hoheit, welche ich als Koadjutor annahm, mir glückte; sie schien durch die Erniedrigung meines Onkels nothwendig geworden zu seyn. Gleichwohl erkannte ich deutlich, nie ohne diese Rücksicht, und ohne einige andern Modifikationen, zu welchen mehr der Geist der Zeit als meine Geschicklichkeit mir behülflich war, jenes Betragen nicht vernünftig gewesen, oder wenigstens nicht dafür erkannt worden wäre. Die mancherlei Betrachtungen, welche ich über diesen Gegenstand hatte anstellen können, zwangen mich jetzt, eine besondre Aufmerksamkeit beim Empfang des Huts auf mich zu haben, dessen auffallende Feuerfarbe den meisten seiner Besitzer die Köpfe verdreht.

Von dem mancherlei Wahn, den er einflößt, ist wohl keiner fühlbarer unrichtig, als der Anspruch, den Prinzen von Geblüte vorzugehen, die doch alle Stunden unsre Gebieter werden können, und die es unterdessen, vermöge des Ansehens bei allen um uns her, bereits sind. Noch jetzt bin ich den Kardinälen meines Hauses erkenntlich, daß sie mir diese Lehre, durch ihr Beispiel, frühe genug deutlich gemacht haben. Gleich am ersten Tage, wo ich die Nachricht

meiner

meiner Promotion erhielt, fand ich glücklicherweise eine Gelegenheit, sie in Ausübung zu bringen.

Chateau Briant — Sie haben seinen Namen schon oben gefunden — sagte mir in Gegenwart einer großen Menge, die in meinem Zimmer versammelt war: Jetzt brauchen wir nicht mehr zuerst zu grüßen! Er sagte das, weil ich den Prinzen, so gespannt ich auch mit ihm war und so stark auch immer meine Begleitung seyn mochte, allenthalben, wo ich ihn fand, wie Sie leicht denken können, mit aller, ihm in so vieler Rücksicht schuldigen Ehrfurcht begrüßte. Ich antwortete: Verzeihen Sie, mein Herr, wir werden, wie vormals, immer zuerst grüßen und tiefer als je. Der Himmel verhüte, daß mir der rothe Hut den Kopf so sehr verdrehen sollte, um den Prinzen von Geblüte den Rang streitig zu machen. Einem Edelmann gnüg. es, wenn er die Ehre hat, an ihrer Seite zu gehen. Diese Aeußerung that sehr gute Würkung. Sie hat, meinem Bedünken nach, in Frankreich dem Kardinalshut, durch des Prinzen Rechtschaffenheit und Freundschaft für mich, seinen Rang erhalten. Durch sie begann sich der Neid zu mindern. Und ist dies nicht das größte von allen Geheimnissen?

Ich that noch etwas zur Erreichung dieses Zwecks. Durch die Kardinäle Richelieu und Mazarin waren, weil diese die Ministerschaft mit dem Purpur vermengt hatten, diesem selbst gewisse Hoheiten zugekommen, die nur bei der Vereinigung von beiden Würden passend seyn konnten. Bei dem Posten, den ich in Paris bekleidete, wäre es schwer gewesen, sie, bei mir, wieder zu trennen. Ich that es von selbst, doch unter

er gewiſſen Umſtänden, die das Ganze nur auf Rech-
ung meiner Mäßigung fallen ließen. Ich erklärte
ffentlich, keine andern Ehrenbezeigungen annehmen
u wollen, als die, welche den Kardinälen meines Ra-
ens von jeher zugekommen wären.

Bei den meiſten Dingen in der Welt kömmt es
ur auf die Form an. Ich gab niemand ohne Aus-
ahme die rechte Hand; ich begleitete die Marſchälle
on Frankreich, die Ducs, Pairs, den Kanzler, die
emden Prinzen, die natürlichen Prinzen, nur bis
n die Treppe, wenn ſie bei mir waren; und jeder-
ann war ſehr mit mir zufrieden.

Das dritte Mittel, welches ich anwendete, war:
chts von allem, was der Wohlſtand erlaubt, zu
rnachläſſigen, um alle, welche ſich bei den verſchied-
n Zwiſtigkeiten von mir entfernt hatten, wieder zu-
ck zu rufen. Daß deren eine große Anzahl ſeyn
ußte, war natürlich, weil mein Glück ſo abwech-
nd und ſchwankend geweſen war, daß zu gewiſſen
iten manche, in mein Schickſal verwickelt zu wer-
n, gefürchtet, andere wieder in andern Fällen mir
gegen gearbeitet hatten. Auch dürfen Sie jene
ht vergeſſen, welche dem Hof auf meine Unkoſten
huldigen geglaubt hatten. Die genauen Umſtände
ſer Ausſöhnungen würden Ihnen langweilig ſeyn;
o ich begnüge mich Ihnen zu ſagen, daß Herr von
rci um Mitternacht zu mir kam; Herr von No-
n mich bei dem Pater, Dom Carouge, einem
rthäuſer, ſprach und der Präſident le Coigneux bei
Cäleſtinern. In dem Moment, da die Biſchofs-
ze von Paris durch den Kardinalshut ſo ſehr an
anz gewann, war jedermann erfreut, ſich mit mir
öhnen zu können; ſo wie ich dagegen gerne mit

der ganzen Welt mich aussöhnte, zu einer Zeit, wo mein Zuvorkommen nur der Großmuth zugeschrieben werden konnte. Ich befand mich sehr wohl dabei; und die Erkenntlichkeit Einiger, denen ich das Unangenehme des ersten Schritts ersparte, hat mich für die Undankbarkeit einiger andern überreichlich belohnt. Es ist gewiß eben so politisch als großmüthig, wenn der Mächtigere der Beschämung des Niedrigern zu Hülfe kömmt und ihm die Hand reicht, wenn er sie nicht selbst darzubieten wagt.

Dieses Betragen, das ich den eben angeführten Grundsätzen getreu, emsig befolgte, kam in mehr als einer Hinsicht meinem Entschluß zu statten: so viel als möglich zu der Ruhe zurückzukehren, die ich von den großen Würden, welche das Glück in mir vereint hatte, meinem Bedünken nach, sehr natürlich erwarten konnte.

Monsieurs Unverbesserlichkeit, wenn ich so sagen darf, hatte mich in so hohem Grad zurück geschreckt, daß ich unter keiner Bedingung mehr auf ihn rechnen zu können glaubte. Ein Zufall, den ich Ihnen erzählen will, machte, daß ich, ohne die große Verblendung, eben so wenig auf die Königin rechnen konnte.

Vielleicht erinnern Sie sich, daß ich bereits einer Unvorsichtigkeit des Fräuleins von Chevreuse erwähnt habe. Die Veranlassung dazu war mein Verhältniß mit der Königin, welches ich mit Beistimmung ihrer Mutter eingegangen hatte. Gegen meinen Willen theilte es diese ihrer Tochter mit, welche auch anfänglich in den Scherz sehr gut mit einstimmte. Ich erinnere mich sogar, daß sie Vergnügen daran fand, mir

mir meine Rolle gegen die Schweizerin — ſo nannte ſie die Königin — wiederholen zu laſſen.

An einem Abend, wo viele Geſellſchaft bei ihr war, fiengen die meiſten Anweſenden an, zu lachen; nur ich ſtimmte nicht mit ein. Warum, das weiß ich in Wahrheit nicht mehr. Fräulein von Chevreuſe, das eigenſinnigſte Weſen von der Welt, bemerkte es. Sie ſagte mir: nach dem, was ſie bereits bemerkt habe, befremde ſie auch dies nicht. Und dieſes Bemerkte beſtand darin, daß ich ſehr erkaltet gegen ſie ſey, und ſogar mit dem Hof ein Verſtändniß unterhalte, das ich ihr verſchweige. Anfangs hielt ich alles für Scherz, denn von allem, was ſie ſagte, war auch nicht der Schatten eines Scheins vorhanden, und nur da merkte ich daß es ihr Ernſt war, als ſie mir ſagte, ſie wiſſe alles, was ein gewiſſer Bedienter der Königin mir täglich zutrüge. Wirklich kam ſeit einiger Zeit ein ſolcher Bedienter ſehr oft in mein Haus; aber es iſt auch eben ſo wahr, daß er mir nichts zu bringen hatte und blos als Verwandter von einem meiner Leute hinkam. Durch welchen Zufall das Fräulein dieſe häufigen Beſuche erfahren, weiß ich nicht; noch weniger aber, was ſie vermögen konnte, dergleichen Schlüſſe darauf zu bauen. Genug; ſie that es, und konnte ſich dabei der Klagen und Drohungen nicht enthalten. Sie ſagte in Gegenwart eines gewiſſen Seguien, der einſt Kammerdiener ihrer Mutter geweſen, und jetzt in Dienſten des Königs oder der Königin war: ich habe ihr tauſendmal geſtanden daß ich nicht begreifen könnte, wie man ſich in die „Schweizerin" verlieben könnte. Kurz; ſie brachte es dahin, daß die Königin erfuhr, ich habe ſie gegen das Fräulein die Schweizerin genannt. Dies hat ſie mir nie verzeihen können, wie Sie in der Folge ſehen werden.

den. Einige Tage vor des Prinzen Ankunft in Paris erfuhr ich es, daß jene verbindliche Aeußerung bis zu ihr gelangt war; und es ist begreiflich, daß dieser Umstand, der mir für die Zukunft von Seiten des Hofs alle Hofnung abschnitt, meine Ideen, den Geschäftsweg zu verlassen, nicht schwächte. Mein Zufluchtsort war nicht allzu abschreckend; die Thürme von Notre Dame konnten einen erquickenden Schatten verbreiten; und der Kardinalshut wehrte den schädlichen Lüften den Eingang. Ich fühlte diese Vortheile und es lag nicht an mir, daß ich sie nicht erreichte. Dem Schicksal gefiel es anders.

Am 11ten April kam der Prinz in Paris an. Monsieur war ihm eine Meile weit entgegen gereist.

Am 12ten giengen sie zusammen ins Parlament. Monsieur nahm gleich beim Eintritt das Wort und sagte der Gesellschaft: er führe ihr hier seinen Vetter zu, mit der Versicherung, daß er niemals eine andre Gesinnung, als zum Dienst des Königs und des Staats, gehabt habe und haben werde. Er würde, setzte er hinzu, stets der Meinung der Gesellschaft folgen, und erböte sich die Waffen niederzulegen, sobald die gegen den Kardinal gegebene Beschlüsse vollzogen seyn würden. In eben diesem Ton redete auch der Prinz, und bat sogar, daß die öffentliche Erklärung, welche er darüber geben würde, in die Register eingetragen werden möchte.

Hierauf erwiederte der Präsident Bailleuil: die Gesellschaft fühlte stets die Ehre, ihn an seiner Stelle zu sehen; nur könne sie ihm nicht ihren lebhaf-

haften Schmerz verhelen, daß ſie ſeine Hände mit dem Blute der bei Bleneau getödteten königlichen Soldaten befleckt wiſſe.

Hier erhob ſich auf der Appellationsbank ein Sturm, der den guten Präſidenten beinah erſtickt hätte; 50 bis 60 Stimmen widerſprachen ſeiner Rede, und hätte nicht der Präſident von Nesmond das Geſchrei durch ſeinen Bericht von den ſchriftlichen Vorſtellungen an den König unterbrochen und beſänftigt, ſo würden, glaub ich, die meiſten nachgefolgt ſeyn. Dieſe ſehr ſtarken und nachdrücklichen Vorſtellungen waren gegen des Kardinals Perſon und Aufführung gerichtet. Der König ließ ihnen zu Süllh durch den Siegelbewahrer antworten: er würde darauf Rückſicht nehmen, ſobald die Geſellſchaft die Berichte eingeſchickt haben werde, über welche er ſelbſt entſcheiden wollte. In dieſem Augenblick kamen die Gens du Roi und brachten eine Erklärung und eine lettre de Cachet, welche dieſen Befehl enthielt: daß zugleich mit ihr die Erklärung, durch welche das Parlament der Declaration vom 6. September und der gegen den Kardinal gegebenen Beſchlüſſe „überhoben" ſeyn ſollte, ohne Verzug einzuregiſtriren ſey. Die Gens du Roi, welche ſogleich gerufen wurden, ſchlugen, nach einer ſehr ſtarken Verwünſchung des Kardinals, neue Vorſtellungen an den König vor, wodurch ſie ihm die Unmöglichkeit zeigen wollten, daß die Geſellſchaft eine Erklärung einregiſtriren könnte, die allen Formen und Regeln zuwider, eine authentiſche und mit allen Zeichen des königlichen Anſehens verſehene Erklärung einem neuen gerichtlichen Verfahren unterwürfe und tauſenderlei Widerſprüchen ausgeſetzt wäre. Jene Erklärung könne nur durch eine eben ſo feierliche, mit allen Auszeichnungen ver-

ſehne neue Erklärung zurückgenommen werden. Sie ſagten ferner: die Deputirten müßten ſich bei Sr Majeſtät beklagen, daß man ihnen verweigert habe, die Vorſtellungen in ſeiner Gegenwart zu leſen; ſie müßten hierauf beſtehen, ſo wie auf der Weigerung der vom Hof verlangten neuen gerichtlichen Vorſchritte. Alles das aber, was heute im Parlament vorgegangen ſey, ſolle einregiſtrirt und eine Copie davon dem Siegelbewahrer zugeſchickt werden. Dies war es, was Talon mit bewundrungswürdiger Kraft und Beredſamkeit vortrug.

Man fieng nun mit der Deliberation an, ließ ſie aber aus Mangel an Zeit, bis zum 13ten ausgeſetzt. Der Beſchluß folgte jenem Vortrag im allem aufs genaueſte; mit dem Zuſatz, die Erklärung des Herzogs von Orleans und des Prinzen dem König durch die Deputirten zu überbringen, die Vorſtellungen und die Acten an alle Gerichte von Paris und die Parlamenter des Reichs zu ſchicken und ſie ebenfalls zu Deputationen einzuladen; ferner im Hotel de Ville unverzüglich eine Hauptverſammlung zu veranſtalten, wozu der Herzog von Orleans und der Prinz eingeladen und zu den nemlichen Erklärungen, wie im Parlament, aufgefodert werden ſollten; endlich die gegen Mazarin gerichtete Erklärung des Königs, nebſt allen Beſchlüſſen, vollziehen zu laſſen. —

In den Verſammlungen vom 15, 17 und 18ten nahm die Unterſuchung der bei der Anordnung der allgemeinen Verſammlung im Hotel de Ville ſich darſtellenden Schwierigkeiten faſt alle Zeit hinweg. Sie beſtanden zum Beiſpiel in der Frage: ob Monſieur und der Prinz bei der Deliberation im Hotel de Ville gegenwärtig bleiben oder ſich nach ihren Erklärungen wegbegeben

aufhörlich beunruhigt, ſo daß er die Gebliebenen, deren eine große Anzahl war, ſchleunigſt begrub, die Verwundeten aber mit ſich fortſchleppte, um keine Zeichen ſeiner Niederlage zu hinterlaſſen. Dieſer Rückzug der Franken, die erſt bey der Brücke ſich wiederum ſetzten, war eben ſo blutig, als ihr Angriff vorher wüthend geweſen war, der die Muſelmänner beynahe bis aufs äuſſerſte gebracht hätte, wenn er nicht glücklicher Weiſe wäre abgeſchlagen worden. Den folgenden Tag wurde das Gefechte wieder erneuert, und der Feind bis in die Verſchanzungen zurückgetrieben.

Einſt erhielt er in einem Brief Nachricht von dem Tode ſeines Sohnes Iſmael, eines ſchon erwachſenen Jünglings. Er ſagte keinem, was drinn geſtanden, bis wir es endlich aus einer andern Quelle erfuhren. Auch konnte man, auſſer einigen Thränen, die ihm während dem Leſen in die Augen traten, kein Zeichen einer Traurigkeit an ihm bemerken.

Bey der Belagerung von Saphada ſagte er zu mir: Dieſe Nacht wollen wir nicht eher ſchlafen gehen, als bis fünf Mauerbrecher aufgeſetzt ſind. Wir unterhielten uns alſo mit den angenehmſten Geſprächen, bis zum anbrechenden Morgen, wo die Arbeit ſo weit zu Stande war, daß nur noch bloß die Sturmbalken durften aufgezogen werden. Dieſe Nacht dauerte nicht nur ſehr lange, ſondern war auch ungewöhnlich kalt und regnigt.

Ich ſtand eben mit einer Schwadron bey Ramla, um die Franken, die nur eine geringe Strecke von uns campirten, zu beobachten, als er die Nachricht von dem Tode Tacioddins erhielt, wobey ich auch zugegen war. Er ließ den Almalich Aladil, Alamoddin

geben ſollten? ob das Parlament dieſe Verſammlung anbefehlen könne, oder blos den Prevot der Kaufleute nebſt den andern Stadtvorſtehern und einige der vornehmſten Bürger jedes Viertels vorladen laſſen müſſe? u. dgl. m.

Am 19ten war die Verſammlung, bei welcher ſich 16 Parlamentsdeputirte einfanden. Monſieur und der Prinz erklärten ſich ganz auf die Art, wie ſie im Parlament gethan hatten. Aber kaum waren ſie hinweg und kaum hatte der königliche Procurator vorgeſchlagen: daß man dem König mündliche und ſchriftliche Vorſtellungen gegen den Kardinal Mazarin thun müſſe, ſo nahm der älteſte Rath der Stadt das Wort und ſagte: es ſey zu ſpät, wenn man jetzt noch die Deliberation anfangen wollte, und die Verſammlung müßte nothwendig bis morgen aufgeſchoben werden. Er hatte in jeder Rückſicht Recht; denn 7 Uhr war vorbei, und er verſtand ſich mit dem Hof.

Am 20ſten giengen Monſieur und der Prinz ins Parlament. Monſieur ſagte: er wiſſe, daß der Gouverneur von Paris, Marſchall von l'Hopital und der Prevot der Kaufleute, eine Lettre de Cachet erhalten hätten, worin ihnen die Fortſetzung der Verſammlung verboten wäre. Dieſe Ordre aber ſey nur ein Geſchwätz von Mazarin, und er bitte die Geſellſchaft ſogleich den Prevot der Kaufleute und die Bürgemeiſter holen zu laſſen, und ihnen zu ſagen, daß ſie darauf nicht achten ſollten. Man brauchte ſie nicht erſt vorzuladen; ſie kamen von ſelbſt in die große Kammer, um von jener Lettre de Cachet Nachricht zu ertheilen und zugleich zu ſagen, daß ſie eine Verſammlung des Stadtraths veranſtaltet hätten, um über dieſe Sache zu berathſchlagen. Man ließ ſie ſo lange ab-

treten, bis man geſtimmt hatte; worauf man ſie zurückrief und ihnen ſagte: die Geſellſchaft mißbillige dieſe Verſammlung des Stadtraths nicht, weil ſie der Regel und dem Gebrauch gemäß ſey; aber ſie benachrichtige ſie, daß eine wegen ſo wichtigen Angelegenheiten angeſtellte Hauptverſammlung durch eine bloße Lettre de Cachet weder aufgehalten werden dürfe noch könne.

Hierauf ward der Brief geleſen, der allen Parlamentern des Reichs zugeſchickt werden ſollte; er war kurz, aber beſtimmt und dringend.

Noch denſelben Nachmittag wurde die Verſammlung des Stadthauſes dem Entſchluß des Stadtraths gemäß, fortgeſetzt. Der Präſident Aubri eröffnete ſie mit Wiederholung der vorgeſchlagenen Beſchlüſſe. Der Apotheker Desnots, ein ſehr guter Redner, fügte noch hinzu, daß man an alle Städte in Frankreich, wo es Parlamenter, Bisthümer oder Gerichte gäbe, ſchreiben müſſe, um ſie zu einer gleichen Verſammlung und gleichen Vorſtellungen gegen Mazarin einzuladen. Dieſe Meinung, welche an dieſem Tag mit einer Mehrheit von 7 Stimmen durchgieng, wurde in der folgenden Verſammlung am 22ſten verworfen. Nachdem einige geſagt hatten: eine ſolche Vereinigung der Städte würde eine Art von Ligue gegen den König ſeyn! fiel die Stimmenmehrheit auf des Präſidenten Aubrys Meinung. Dieſe war, daß ſie ſich damit begnügen wollten, des Kardinal Mazarins Entfernung und Sr Majeſtät Rückkehr nach Paris durch Vorſtellungen zu verlangen.

liche Aeußerung verräth, wird man hier selten gewahr. Nur der Innhalt bleibt das einzige, was die Acten aufbewahren können. Nehmen Sie diese Bemerkung als einen Beweis an, wie sorgfältig ich mich bestrebe zur Aufklärung einer Sache beizutragen, die Sie von mir erläutert wünschten. Mehr in meinem Gesichtskreis liegt dagegen das innere Triebwerk der Maschinen, und ich hoffe, daß ich in der Erzählung dessen, was ich Ihnen von jener Zeit berichten kann, nicht partheiisch seyn werde.

Jetzt da Sie die einstimmige Einwilligung aller gesetzgebenden Gesellschaften zum Verderben des Kardinal Mazarins kennen, ist es beinah unmöglich, daß Sie nicht glauben sollten, er stehe am Rand des Abgrunds und nur ein Wunder könne ihn erretten. Monsieur glaubte es, und schalt mich in Gegenwart des Marschalls von Estampes und des Vicomte von Autel, daß ich immer an der Zuverlässigkeit des Parlaments und der Stadt gezweifelt hätte. Ich gestehe jetzt, so wie ich damals Monsieur gestand, daß ich mich in diesem Punkt geirrt hatte, und über den Schritt des Parlaments ganz über allen Ausdruck erstaune.

Freilich hatte der Hof das seinige aus allen Kräften dazu beigetragen und des Kardinals Unklugheit, welche die Gesellschaft wider Willen dahin riß, war gewiß mehr als hinreichend, um mir Beschämung über meine Kurzsichtigkeit zu ersparen, oder sie wenigstens sehr zu vermindern. Er ließ sich einfallen, dem Parlament im Namen des Königs befehlen zu lassen, daß es alle seine, gegen ihn gethanen Schritte zurückrufen oder eigentlich ganz für nichtig erklären sollte, und dies gerade in dem Augenblick,

da

da der Prinz nach Paris kam. Er, der weniger als irgend jemand Rückſichten, Wohlſtand und Form beobachtete, und ſie da am meiſten liebte, wo ſie nicht nöthig waren, ſetzte etwas darein, in dieſem Fall nichts von allem zu ſchonen, wo vielleicht der biederſte Mann es ohne Bedenken gethan haben würde.

An ſich konnte gewiß nichts verhaßteres gedacht werden als des Prinzen Erſcheinung im Parlamente, vier Tage nach der Niedermezlung eines Theils der königlichen Armee. Hätte ſich der Hof nicht übereilt, und wäre in Ruhe geblieben, ſo bin ich überzeugt, daß dies der Augenblick war, wo alle geſetzgebenden Geſellſchaften, ohnehin des bürgerlichen Krieges müde, dieſes neuen Schauſpiels, das ſie öffentlich zum Krieg verpflichtete, bald überdrüßig geworden ſeyn würden. Dies wäre ein kluges Betragen geweſen. Der Hof hat das Gegentheil und ſo erfolgte auch das Gegentheil. Denn indem er das Publikum aufgab, gewöhnte er es in einer Viertelſtunde an den Prinzen. Man ſah nun in ihm nicht jenen Prinzen, der ſo eben die königlichen Truppen geſchlagen hatte. Man ſah ihn nur, wie er nach Paris kam, um ſich der Rückkehr des Kardinals zu widerſetzen. Dieſe beiden Anſichten floſſen in einander, ſelbſt in der Einbildung derer, welche darauf geſchworen hätten, ſie nur getrennt aufzufaſſen. Nur in den Speculationen der Philoſophen hätte man ſie als getrennt anerkannt; aber in Zeiten, wo alle Gemüther eingenommen ſind, giebt es deren wenige, und auch dieſe werden für nichts gerechnet, weil ſie nie eine Hellebarte in die Hand nehmen. Alle Schreier auf den Straßen, alle die Schreier in den Verſammlungen ergriffen dieſe Ideen. Und ſo geſchah alles durch Mazarins Unklugheit, und

ich

ich erinnere mich, daß Bachaumont, den Sie kennen, mir an dem Tage, wo die Gens du Roi dem Parlament den letzten vorhin erwähnten Brief des Königs überreichten, sagte: der Kardinal habe das Geheimniß gefunden, Boisleve zum Frondeur zu machen. Dies hieß alles gesagt. Denn dieser Boisleve war der berüchtigteste von allen Anhängern Mazarins.

Wahrscheinlich glauben Sie nun, daß Monsieur und der Prinz diesen Fehler des Hofs nicht unbenutzt ließen. Aber nichts weniger. Sie thaten vielmehr alles, um jenen Vortheil zu vernichten, und dies ist vorzüglich einer von den Fällen, wo man bei gewissen Fehlern den Zusatz einer fremden Macht erkennt. Monsieurs Fehler werden Sie nicht befremden; aber die Fehler des Prinzen, der von Natur am wenigsten ihnen ausgesetzt zu seyn schien, sind mir noch jetzt unbegreiflich. Seine Jugend, sein Ruhm, sein Muth konnten ihn zu Fehltritten andrer Art verleiten, über die man nicht zu erstaunen hat. Aber die, von denen hier die Rede ist, können nicht aus diesen Quellen entsprungen seyn: noch weniger kann man sie aus den entgegengesetzten herleiten, die kein Lebender je dem Prinzen hat zutrauen können. Und dies läßt mich schließen, daß die Verblendung, von welcher die Schrift so oft spricht, auch für menschliche Augen zuweilen in den Handlungen der Sterblichen ganz deutlich wahrzunehmen ist.

Konnte etwas für den Prinzen natürlicher und seiner Neigung angemessener seyn, als seinen Triumph weiter zu treiben und alle die Vortheile davon einzuärndten, welche ihm seine persönliche Gegenwart bei der Armee versprach? Anstat: diesen Weg zu ergreifen, überließ er die Armee der Behandlung zweier Neu-

eulinge, und die Angſt des Herrn von Chavigny,
r ihn unter einem Vorwand oder einem Grund, der
gentlich keinen Grund hat, nach Paris rief, ſiegte
ſeinem Gemüth über ſeine kriegeriſche Denkungs-
t und das wahre Intereſſe, das ihn an ſeine Solda-
n hätte knüpfen ſollen? Konnte es für beide Prinzen
was dringenderes geben, als den glücklichen Mo-
ent zu faſſen, wo des Kardinals Thorheit ihnen das
ſte Parlament des Reichs in die Hände lieferte, das
sher mit ſeiner Erklärung gezögert, und von Zeit
Zeit nicht blos ſchwache, ſondern ſehr zweideutige
chritte gethan hatte? Anſtatt dieſen Augenblick zu
greifen, und ſich das Parlament vollkommen zu
rbinden, ſetzen ſie daſſelbe in jene Art von Furcht,
lche ſolche Geſellſchaften anfangs unmuthig und
der Folge abwendig macht. Und zugleich laſ-
n ſie ihm jene Freiheiten, die es anfänglich an Wi-
rſtand gewöhnen, und dieſen Widerſtand zuletzt un-
sbleiblich erzeugen mußten.

Ich will dies näher erklären. Sobald die Nach-
ht von des Prinzen Annäherung angekommen war,
ß man angeſchlagne Pasquille und einen großen Auf-
nd auf dem Pont neuf. Er ſelbſt hatte keinen An-
eil daran, und konnte ſogar keinen haben; denn er
ar damals noch nicht in Paris, und die Nachricht
n ſeiner Ankunft war, wie ich Ihnen ſchon geſagt
be, durch Monſieur verbreitet worden.

Am 25ſten; April war das Büreau der Abgaben
n Thor St. Antonine durch das Volk erbrochen und
plündert worden. Der Parlamentsrath Cümont,
r gerade in der Nähe war, meldete es Monſieur,
s er mit mir im Büchercabinet war, und erhielt zur
ntwort: Es thut mir leid; aber es iſt nicht
übel,

übel, wenn das Volk von Zeit zu Zeit erwacht. Getödtet ist niemand worden, und das Uebrige bedeutet wenig.

Am 30sten wären der Prevot der Kaufleute und andere Stadtvorsteher am Ende der Straße Tournon beinah getödtet worden, als sie von Monsieur kamen. Sie beklagten sich am andern Tag bei den versammelten Kammern, daß man ihnen keinen Beistand geleistet habe, ob sie gleich im Luxemburg und dem Hotel Condé darum hätten bitten lassen.

Am 10ten Mai wären der königliche Stadtprocurator und zwei Bürgermeister im Saal des Palais getödtet worden, wenn Herr von Beaufort sie nicht mit großer Mühe gerettet hätte.

Am 13ten Mai sah sich der Parlamentsrath und Bürgerhauptmann Guelin, als er seine Compagnie zur gewöhnlichen Bedeckung ins Palais geführt hatte, von allen Bürgern, aus denen sie bestand, verlassen. Sie schrien: sie wären nicht gemacht Mazarins Anhänger zu bewachen. Und am 24sten brachte Molé von St. Croix im vollen Parlament die Klage an: daß er am 20sten von den Aufrührern angefallen und beinahe in Stücken zerrissen worden sey.

Bemerken Sie hier, daß der Pöbel, welcher diese Unordnungen begieng, stets den Namen und den Dienst der Prinzen im Munde führte. Diese sprachen zwar in den versammelten Kammern immer gegen dieselbe; aber so aufrichtig sie es auch, wenigstens die meiste Zeit meinten, so wenig konnten sie das Parlament davon überzeugen. Ihre Mißbilligung gab Veranlassung zu blutigen Beschlüssen gegen

gen die Aufrührer, aber der Haß, welchen viele Einzelne gegen die Prinzen zu fühlen anfiengen, wurde dadurch nicht vermindert, und das Parlament gewöhnte sich nach und nach, Beschlüsse zu geben, welche den Prinzen, wenigstens seiner Meinung nach, nicht angenehm waren.

Ich weiß sehr wohl und habe es bereits gesagt, daß in Zeiten der Verwirrung und Schwäche dieses Unglück von der Volksherrschaft unzertrennlich ist, und keiner hat es mehr erfahren als ich selbst. Aber ich muß auch gestehen, daß die Prinzen nicht die nöthige Behutsamkeit anwandten, um hier den Schein dessen, was sie wirklich nicht thaten, von sich zu entfernen. Monsieurs Schwäche verleitete ihn zu der Furcht, er möchte es mit dem Volk verderben, wenn er allzu hart mit den Schreiern verfahren würde, und den Prinzen ließ seine muthige Seele die schlimmen und starken Folgen, welche diese Unruhen in Rücksicht seiner auf die erschrocknen Gemüther machte, allzu flüchtig betrachten.

Hier muß ich Ihnen bekennen, daß ich, dem nun einmal daran lag, des Prinzen Ansehen beim Publikum zu schwächen, nichts vergaß, um das Betragen vieler seiner Anhänger zu meinem Zweck zu nutzen. Nie ist wohl ein Mann von dieser Art von Mitteln entfernter gewesen als der Prinz; aber bei keinem war es auch so leicht, den Schein derselben auf ihn zu werfen. Täglich sah man Peche in Hof des Condeischen Hotels und der Commandeur von St. Simon*) wich

*) Louis von St. Simon, Maltheserritter, Commandeur und Gardehauptmann starb 1679.

wich nicht aus der Antichambre. Dieſer letztere hatte ſich in ſeltſame Händel gemiſcht; denn ungeachtet ſeines Standes, ſchäme ich mich nicht ihn mit einem elenden Schreier aus den Volkshefen in eine Klaſſe zu ſtellen. Dieſer beiden Namen bediente ich mich mit gutem Erfolg gegen den Prinzen, deſſen einziges Unrecht hier blos darin beſtand, daß er ihre Thorheiten nicht genug achtete. Daß er aber ſich nicht ſogleich gewiſſen Freiheiten widerſetzte, welche einige Glieder der geſetzgebenden Geſellſchaften ſich gegen ihn herausnahmen, die ihm ins Geſicht widerſprachen und ſogar ihn perſönlich angriffen, dies war, meinem Bedünken nach, weniger zu entſchuldigen. Monſieurs natürliche Sanftmuth, und das Mistrauen, welches ſein Vetter ihm beſtändig einflößte, nöthigten ihn freilich bisweilen zur Verſtellung, aber auch der Prinz war in dieſen Fällen zu ſanft, und ich bin überzeugt, daß, wenn er in dem Ton fortgefahren wäre, welchen das Betragen des Hofs ihm ſo leicht machte, er ohne Widerſtand Paris, und Monſieur ſelbſt, ſeinem Willen unterwürfig gemacht haben würde.

Doch eben die Wahrheitsliebe, die mich zwingt, den Fehler zu bemerken, zwingt mich auch den Grund deſſelben zu bewundern. Für den Helden iſt es ſo ſchön, aus Uebermaas von Güte gefehlt zu haben, daß daſſelbe Betragen, welches die Politik verdammt, in Rückſicht auf Moralität von allen Rechtſchaffnen bewundert und geprieſen werden muß. Ich will Ihnen dies näher erklären.

Am 17. April kam der Generalprocurator, Fouquet, ein Mann, der für einen Anhänger Mazarins bekannt war, ob er gleich auf ſeinem Poſten, wie alle andern, gegen ihn ſprach, in die große Kammer und verlang-

din Solimann, Sabicoddin, und Ezzoddin zu ſich treten, und die übrigen ſich auf einen Pfeilſchuß von ſeinem Gezelte entfernen; zog darauf den Brief hervor, und brach bey Durchleſung deſſelben in heftige Thränen aus, die uns ebenfalls wehmüthig machten, ob wir gleich noch nicht wußten, was vorgefallen war. Endlich war er im Stande uns zu ſagen, daß Tacioddin tod ſey, und nun bemächtigte ſich aller Anweſenden eine noch größere Traurigkeit.

Ich faßte mich endlich, und ermahnte ſie, die Lage, in der wir uns befänden, wohl zu bedenken, und jeden andern ſchmerzlichen Gedanken ſorgfältig zu unterdrücken. Ihr habt recht, antwortete Saladin, kein Menſch ſoll hievon etwas erfahren. Hierauf wuſch er die Augen mit Roſenwaſſer, und ſetzte ſich mit vielen andern zur Tafel. Daher kam es, daß dieſer Todesfall nicht eher bekannt ward, als bis ſich der Feind nach Joppe, und wir uns nach Nitra, wo unſere Bagage lag, zurückgezogen hatten.

Siebentes Kapitel.

Im Koran heißt es: „Gott liebt diejenigen, welche leicht verzeihlich ſind, und gute Werke thun.“

Saladin war nicht leicht zum Zorn zu bringen. Zum Beweiſe kann der Vorfall dienen, der ſich bey Marſi Ojoun ereignete, ehe die Franken nach Ptolemais zogen. Er pflegte, wenn es die Zeit erlaubte, vor Tiſche zu reiten, und nach Tiſche ein wenig zu ſchlafen. So bald er aufgeſtanden, betete er, und begab ſich mit mir in ein abgelegenes Gemach, wo wir entweder etwas aus der Tradition laſen, oder das göttliche und menſchliche Recht ſtudirten, und zwar nach

verlangte im Namen des Königs: daß der Prinz, der mit Monsieur gegenwärtig war, alle in und außerhalb des Reichs geschloßnen Verbindungen und Verträge mittheilen sollte, mit dem Zusatz, wenn der Prinz dieses verweigerte, so wolle er hiemit theils die jetzige Foderung, theils eine Protestation gegen die Registrirung jener Erklärung des Prinzen: daß er die Waffen niederlegen wolle, sobald der Kardinal Mazarin entfernt sey! gerichtlich niedergelegt haben.

Am 20sten April stimmte Menardeau in der großen Versammlung des Hotels de Ville laut dafür, daß man die Vorstellungen gegen den Kardinal nicht eher machen sollte, bis der Prinz die Waffen niedergelegt hätte.

Am 22sten befanden sich die Präsidenten der Rechnungkammer unter irgend einem leichten Vorwand nicht in der Kammer ein, den ersten ausgenommen. Herr Perroches behauptete darauf den Prinzen ins Gesicht, daß man durch einen Beschluß das Verbot geben müsse, ohne königliche Erlaubniß Truppen anzuwerben. An demselben Tag sagte der erste Präsident der Cour des Aides, Amelot, dem Prinzen unverholen: er wundere sich auf diesen Lilien (dem Zierat der Parlamentssitze) einen Prinzen zu sehen, der nach so vielen Siegen über die Feinde des Reichs, sich zuletzt mit diesen vereint hätte u. s. w.

Ich erzähle Ihnen dies alles nur als Proben. Dergleichen Auftritte fielen täglich vor, und keiner war, der nicht in den Gemüthern Eindrücke zurückgelassen hätte, die, so unbedeutend sie für den Augenblick schienen, doch in der Folge wieder lebhafter wurden. Es ist für ein Partheihaupt der Klugheit gemäß, alles zu leiden, was sich verhehlen läßt; aber

laute Beleidigungen reizen die Gesellschaften und die Einzelnen zum Widerstand, wenn sie ungerügt bleiben. Monsieur wollte nach seiner natürlichen Stimmung und dem immerwährenden Mistrauen gegen den Prinzen, niemanden mißfallen, wer es auch sey. Der Prinz, der nur gewaltsam in die Faktion getreten war, studirte allzunachlässig die Grundsätze einer Wissenschaft, in welcher, wie der Admiral Coligny sagte, keiner jemals Doctor werden kann. Beide überließen es den Einzelnen, ihre Stimmen nicht auf eine blos freie, sondern auf eine freche Art zu geben. Die Mehrheit der Stimmen, die immer für sie war, hielten sie bei allen solchen Fällen für hinreichend, wie sie es auch würklich gewesen wäre, wenn es hier nur einen Prozeß betroffen hätte. Sie erkannten nicht zeitig genug, welch ein Unterschied zwischen Stimmenfreiheit und Zügellosigkeit ist. Daß eine hohe, gehaltvolle und entscheidende Rede, gehalten in Augenblicken, die oft schon an sich entscheidend sind, diesen Unterschied leicht und ohne einen Schatten von Gewaltthätigkeit festsetzen konnte, davon konnten sie sich nicht überreden. Und so verstatteten sie in Paris immer noch gewissen Dünsten der Gegenparthei einen Raum, worinn sie gewiß verdichten mußten, so bald der Hauch des königlichen Ansehens sie aufschwellte. Hätte es Monsieur und dem Prinzen selbst gefallen, die, welche die ihnen schuldige Ehrfurcht verletzt hatten, mit Anstand aus Paris zu entfernen, so würden selbst die Gesellschaften, deren Glieder sie waren, ihre Stimmen dazu gegeben haben. Die Cour des Aides tadelte den Präsidenten Amelot laut wegen dessen, was er gegen den Prinzen gesagt hatte. Hätte der Prinz es verlangt, so würde sie auf seine Entfernung gestimmt haben; sie hätte ihm sogar heute dafür gedankt und morgen deshalb gezittert. Die Menge durch Schrecken im Gehorsam zu erhalten,

und

und zwar so, daß sie selbst dazu das Werkzeug wird, dies ist das Geheimniß bei mißlichen Fällen. Die Furcht ist gewöhnlich das wirksamste und stets das am wenigsten gehaßte Mittel. Sie werden bald sehen, was ein entgegengesetztes Betragen wirkte. Was aber viel zu diesem Betragen beitrug, war die Lüsternheit nach Negociationen. Der alte St. Germain nannte dies die Epidemie der prinzlichen Partei.

Chavigny von seiner Kindheit an im Cabinet gepflegt, sann auf nichts, als wieder dahin zu kommen, auf welchen Weg es immer sey. Rohan, der eigentlich nichts als ein guter Tänzer war, hielt sich selbst nur für den Hof gemacht. Goulas wollte stets, was Chavigny wollte. Solche Gemüther mußten freilich für Vorschläge und Unterhandlungen äußerst empfänglich seyn. Der Prinz war nach Neigung, Erziehung und Grundsätzen mehr gegen den bürgerlichen Krieg als irgend ein Mensch von allen, die ich je gekannt habe. Monsieur war vermöge des Herrschenden in seinem Charakter stets fähiger zu allen Fehltritten, als irgend jemand: aus übergroßer Sorge sie zu vermeiden. Seine Natur hatte in dieser Hinsicht etwas hasenartiges. Gemüther dieser Art müssen gleichfalls zu Vorschlägen und Unterhandlungen geneigt seyn. Des Kardinal Mazarins Stärke bestand eigentlich im Ausflicken, Schwatzen, Hofnunggeben; Licht verbreiten und wieder verschwinden lassen, Aussichten eröfnen und wieder trüben, war seine Sache. Ein solches Genie ist ganz gemacht, sich der Illusionen zu bedienen, welche das königliche Ansehen reichlich darbietet, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Auch that er dies wirklich mit jedermann und brachte zum Theil dadurch das bisher beschriebne Betragen hervor. Er hielt durch falsche Hofnungen zur Aussöhnung hin,

und vollendete zuletzt sein Werk, indem er denen für den Hof Gesinnten in der Stadt und im Parlament Muth gab, und den aufrichtigen Partheianhängern allen Muth benahm. Dies will ich vor Ihnen näher entwickeln, erst aber die Bewegung bei der Armee erzählen, und wie ich selbst gegen meine Neigung und meinen Vorsatz noch zu handeln genöthigt ward.

Der König, dessen Plan es immer gewesen war, sich Paris zu nähern, verließ Gien gleich nach der Schlacht bei Bleneau, und gieng über Auxerre und Melun bis Corbeil, indeß Herr von Türenne und Hoquincourt mit der Armee bis Moret vordrangen, um seinen Marsch zu decken, und Herr von Beaufort und Nemours sich bei Estampes lagerten, weil sie Montargis aus Mangel an Fourage verlassen mußten. Die Majestäten giengen nach St. Germain und Türenne faßte in Palaiseau Stand; wodurch die Prinzen genöthigt wurden, nach St. Cloud, in den Hafen von Neuilly und nach Charenton Garnison zu legen. Sie können leicht denken, daß diese Bewegungen der Truppen nicht ohne viele Unordnung und Plünderungen geschahen. Diese wurden im Parlament eben so übel aufgenommen als die Streiche der Beutelschneider auf dem Pontneuf und veranlaßten täglich seltsame Auftritte.

Von anderer Natur war die Scene, worinn ich meine Rolle spielte. Ich gieng täglich regelmäßig nach Luxemburg; theils weil Monsieur es wünschte, damit der Prinz sehen möchte, daß er im Nothfall meiner stets gewiß sey; theils auch meines eignen Vortheils wegen, um dem Publikum zu beweisen, daß Mon-

Monsieur nichts von all dem, was des Prinzen Anhänger unaufhörlich von meinem Verständniß mit Mazarin ausstreuten, weder glaube noch billige. Ich hielt mich immer im Büchercabinet auf, weil ich den Kardinalshut noch nicht von der Hand des Königs erhalten hatte und also nicht in dieser Würde im Publikum erscheinen konnte. Sehr oft war der Prinz zu gleicher Zeit in der Galerie oder im Zimmer, und Monsieur, der nie gern Stand hielt, kam und gieng unaufhörlich aus dem einen ins andre, wozu er auch zuweilen besondre Gründe hatte. Gemeine Beobachter, die immer das Geheimnißvolle lieben, wollten die ihm natürliche Unruhe den verschiednen Eindrücken zuschreiben, welche er von uns empfieng. Der Prinz schrieb alles, was Monsieur nicht für das Beste der Parthei that, auf meine Rechnung. Ihn hatte der Mangel an Aufmerksamkeit, welchen ich gegen die Anerbietungen des Herrn von Brissac und Grafen von Fiesque gezeigt hatte, aufs neue erbittert. Ja, es gab sogar Fälle, wo Monsieur es für sich als vortheilhaft ansah, wenn der Prinz sich in Rücksicht meiner nicht besänftige.

Die Schmähschriften fiengen wieder an; ich antwortete: der Waffenstillstand der Federn war gebrochen, und es war in diesem oder einem ähnlichen Fall, wo ich einige von jenen Flugschriften schrieb, deren ich schon im Anfang dieses Werks gedacht habe, um eine an sich so leichte Materie nicht wieder berühren zu dürfen. Ich begnüge mich also jetzt blos damit, Ihnen zu sagen, daß ich damals die Unglücksfälle des Herrn von Chavigny, ersten Ministers beim Prinzen, dem Herrn von Caumartin im Scherz in die Feder sagte. Das stolze und übermüthige Gemüth wurde davon so sehr gekränkt, daß es sich in Gegenwart von 12 oder 15 bei ihm versammelten

Personen von Stande nicht der Thränen enthalten konnte. Als mir einer der Augenzeugen dies den Tag darauf wieder erzählte, war meine Antwort, die ich ihm in der Herrn von Liancourt und von Fontenay Gegenwart gab, folgende: „Sagen Sie Herrn von „Chavigny, daß ich seinen Vorzügen Gerechtigkeit „wiederfahren lasse, und an seinem Panegyrikus noch „weit lieber arbeiten würde, als an der Schmäh„schrift, die ihn so tief verwundet hat."

Meinen Vorsatz, mich wo möglich in nichts zu mischen, habe ich Ihnen bereits bekannt; und es ist gewiß, daß ich bei dem entgegen gesetzten Betragen viel zu verlieren und nichts zu gewinnen hatte. Ich führte diesen Vorsatz zum Theil aus, denn ich nahm fast an nichts von allem, was damals vorgieng, Antheil. Ich war vollkommen überzeugt, daß nichts schönes ausgeführt werden konnte, und daß das Gute selbst bei den wenigen Fällen, wo es möglich war, nicht geschehen würde, weil sich die Absichten jedes Einzelnen bei der damaligen Lage der Sachen zu sehr durchkreuzten. Ich hüllte mich also, so zu sagen, in meine Würden ein, und opferte ihnen die Hoffnungen meines künftigen Glücks auf. Ich erinnere mich, daß ich einst dem Präsidenten Bellievre auf seine Aufmunterung zu mehrerer Thätigkeit ohne Bedenken antwortete: „Wir befinden uns in einem großen Sturm, wo „wir alle, wie mir scheint, gegen den Wind arbeiten. „Ich habe zwei gute Ruder in Händen, das eine ist „der Kardinalsstock, das andere der Bischofsstab von „Paris. Ich will sie nicht zerbrechen, und habe mich „jetzt nur da zu erhalten, wo ich bin."

Freilich

Freilich verſtattete es die Nothwendigkeit, Monſieur oft zu beſuchen, nicht immer, den Schein dieſer Unthätigkeit mir zu erhalten. Auch ſah ich mich durch das Geſchrei der prinzlichen Partei gezwungen, nicht vollkommen und gänzlich dabei ſtehen zu bleiben. Denn dieſe griffen mich in ihren Libellen als einen verſtellten Anhänger Mazarins an. Ich mußte darauf antworten und das hierdurch erregte Aufſehen bewirkte, zuſammen genommen, mit meinen häufigen Beſuchen in Luxemburg, welche durch die oben angeführte Urſache einen ſehr geheimnißvollen Anſtrich bekamen, drei ſehr ſchlimme Folgen für mich.

Die erſte war, daß alle, ſelbſt die Gleichgültigen, glaubten: ich könne nie in Ruhe bleiben. Die zweite, daß der Prinz mich für unverſöhnlich gegen ihn hielt; und drittens, daß der Hof aufs äußerſte gegen mich aufgebracht wurde, weil ich mich nicht gegen die Schmähſchriften des Prinzen vertheidigen konnte, ohne Dinge mit einzumiſchen, die dem Kardinal nicht angenehm ſeyn konnten. Gleichwohl war dieſe Verlegenheit nur durch weit größere Uebel zu vermeiden. Um das erſte zu vermeiden, hätte ich eine gänzliche Entfernung wählen müſſen, und dieſe wäre nicht ſchicklich geweſen, zu einer Zeit, wo man ſie einer Furcht vor dem Prinzen zugeſchrieben hätte, auch hätte ſie ſich nicht mit meiner Ehrfurcht für Monſieur vertragen, da ich ihm gerade damals, wenigſtens ſeinem Bedünken nach, nothwendig war. Das zweite konnte ich nicht vermeiden, wenn ich mich nicht mit dem Prinzen ausſöhnen oder ihm im Publikum allen beliebigen Vortheil über mich verſtatten wollte. Dieſes letztere hätte nur der Unerfahrenheit verziehen werden können, und das andere war durch meine mit der Königin eingegangene Verbindungen und Monſieurs Willen, der mich immer

im Hinterhalt behalten wollte, unausführbar. Auch dem dritten konnte ich nicht ausweichen, ohne gewisse Schritte gegen den Hof zu thun, deren sich der Kardinal ganz sicher zu meinem Verderben bedient haben würde. Hievon ein Beispiel.

Sobald ich die Nachricht von meiner Promotion erhalten hatte, schickte ich Argenteuil damit zum König und der Königin, trug ihm aber ausdrücklich auf, den Kardinal nicht zu sehen. Ich war, wie Sie wissen, ihm nicht die geringste Verbindlichkeit schuldig, und freute mich überdies, ihn durch einen Wink dieser Art, beim Parlament und dem Volke als meinen Feind darzustellen. Monsieur war so freundschaftlich oder so klug, mir aus freiem Antrieb zu sagen: er gebe zu, daß dieser an Argenteuil von mir gegebne Befehl nothwendig sey; es sey hier aber doch ein retentum — dies war sein Ausdruck statt Vorbehalt — nöthig. Wie die Sachen jetzt stünden oder vielleicht stehen würden, wenn Mazarin nach Saumur komme, sey es zweckmäßig, den Zügel etwas zu verlängern und sich nicht die Freiheit zu nehmen, mit dem Kardinal ins geheim sich zu verabreden, wenn dieser es wünschte. Auch die Frau Pfalzgräfin, an welche Argenteuil empfohlen war, hielt dies für nützlich. „Wie können „wir bestimmen, setzte Monsieur hinzu, ob dies nicht „durch den Gang der Begebenheiten, selbst für das „Allgemeine gewissermaßen Vortheil seyn kann? Die „Klugheit will, daß wir keine natürliche Gelegenheit „versäumen, uns zu verstellen, wenn man mit Ver„stellten zu thun hat. Freilich wird Mazarin die Un„terhaltung ausplaudern; aber was schadet dies? Er „ist ein bekannter Lügner, dem niemand glaubt, und „er wird es sagen, es mag wahr seyn oder nicht." Dies waren Monsieurs in der That weissagende Worte.

Der

Der Kardinal verlangte Argenteuil des Nachts bei der Frau Pfalzgräfin zu sehen. Er sagte ihm, aus übergroßer Zärtlichkeit für mich: daß, wenn ich je aus Mangel an Politik ihm aufgegeben hätte, ihn, den Kardinal, öffentlich sprechen zu wollen, er dies durch eine laute Verweigerung gut gemacht haben würde. Er nahm gutmüthig an allen meinen Rücksichten und meinem Interesse Theil und suchte ihn zu bereden, er sey entschlossen die Staatsverwaltung mit mir zu theilen.

Und in Wahrheit; Argenteuil war noch nicht nach Paris zurück, als Monsieur durch Goulas alles erfuhr, was bei diesem Besuch nicht wirklich vorgegangen war, sondern was hätte vorgehen müssen, wenn ich darum gebeten und es ohne Monsieurs Wissen und Nutzen gethan hätte. Diese Probe kann Ihnen die Nuancen des Stücks zeigen, welches damals spielte, und zugleich etwas zur Rechtfertigung meiner damaligen Aufführung beitragen.

Nur Ihrem Befehl zufolge schreibe ich die Geschichte meines Lebens, und das Vergnügen Ihnen pünktlich gehorsam zu seyn, bewegt mich, dabei so wenig schonend mit mir selbst zu verfahren. Daß ich nicht meine Apologie zu schreiben suche, werden Sie leicht überzeugt seyn. Ueber den jetzigen Fall aber sehe ich mich dazu genöthigt, weil hier die Arglist meiner Feinde die größte Leichtigkeit fand, um die Leichtgläubigkeit des großen Haufens zu überraschen. Es war mir nicht unbekannt, daß man damals sagte: ist es möglich, daß der Kardinal von Retz nicht zufrieden ist, in seinen Jahren Kardinal und Erzbischof von

Paris zu seyn? Wie kann er sich einfallen lassen, die erste Stelle im königlichen Conseil mit gewaffneter Hand zu erhalten? — Auch weiß ich, daß noch heute die elenden Zeitschriften jener Zeit von dieser lächerlichen Ideen voll sind. Und bei den Hoffnungen und Aussichten, welche ich hatte und die davon himmelweit entfernt waren, würden solche Plane noch unendlich abgeschmackter gewesen seyn. Nicht die Gewalt der Vernunft allein, sondern meine Neigung selbst, die mich gewaltsam zum Vergnügen und Ruhm hinriß, machte, daß eine Ministerstelle, wodurch jenes beunruhigt und dieser mit Haß umgeben wird, noch weniger meinem Geschmack als meiner Lage angemessen war. Ich weiß nicht, ob ich durch dies Bekenntniß meine Apologie mache, wenigstens glaube ich dadurch nicht als ruhmredig zu erscheinen. Doch vor allem bin ich Ihnen Wahrheit schuldig, und wenn diese auch bei der Nachwelt nicht zu meiner Entschuldigung gereicht, so wird sie doch wenigstens zeigen, wie der größte Theil gemeiner Menschen bei ihren Urtheilen über die Handlungen derer, welche große Stellen bekleiden, nichts mehr als betrogne sind. Ich finde, daß diese Digression zu weitschweifig ist, und daß Sie sie vielleicht der Eitelkeit zuschreiben möchten. Aber ich glaube dies nicht; denn ich fühle, daß mein Vergnügen mich zu rechtfertigen, einzig und allein die Würkung des Wunsches ist, nicht von Ihnen verkannt zu werden.

Sobald Sie einen Augenblick bei der Verwirrung verweilen, worinn ich nach der dermaligen Lage der Sachen seyn mußte, so wird Ihnen ganz gewiß, die von mir schon oft wiederholte Bemerkung einfallen,

dem Handbuch des Raz, der es in vier Theilen abgehandelt hat.

Als er einst nach Tische gebetet, und statt des Schlafs sich mit einigen seiner vertrautesten Freunde in Gespräche eingelassen hatte, tritt ein angesehener Hofbediente ins Zimmer, und überreicht ihm im Namen eines andern eine Bittschrift. Ich bin itzt, sagte Saladin, nicht wohl aufgelegt; verschieb es bis auf ein andermahl. Allein jener hörte darauf nicht, sondern stieß ihm die Supplike gleichsam ins Gesicht. Diese Zudringlichkeit nöthigte den Sultan, sie anzunehmen und durchzulesen. Der Mann hat eine gerechte Sache, sprach Saladin. Wollt ihr, erwiederte jener, geruhen, mir dieß schriftlich zu versichern. — Ja; aber hier ist keine Dinte. — Er saß nemlich am Eingange des sonst sehr geräumigen Zimmers dergestalt, daß keiner zu der Dinte, die im Hintergrunde stand, gelangen konnte. — Da, hinter euch steht sie, rief ihm der Bediente zu, gerade als wenn er ihm zumuthete, die Hand selbst nach dem Dintenfaß auszustrecken. — Wahrhaftig, du hast Recht, antwortete Saladin, grif nach der Dinte, und unterzeichnete die Bittschrift. Herr, sagte ich hierauf, der allmächtige Gott gab dem Propheten das Zeugniß, daß er eine erhabene Seele habe, und jetzt macht auch ihr euch eben dieses Zeugnisses würdig. Er hat ja nichts verbrochen, antwortete Saladin; ich habe sein Geschäffte abgethan, und bin dadurch belohnt genug.

Ich kenne noch mehrere Beweise seiner ausserordentlichen Gnade. Er konnte es ganz gelassen ansehen, wenn sein Sopha von den vielen Menschen, die ihm ihre Bittschriften überreichten, zertreten ward. Einst wurde mein Thier scheu, sprang an die Seite, und

len, daß es Zeiten giebt, wo es unmöglich iſt, irgend etwas gutes vorzunehmen. Hundertmal täglich wiederholte mir Monſieur dies unter Seufzern und mit unbeſchreiblicher Reue, mir nicht geglaubt zu haben, als ich ihm vorſtellte, daß er in dieſen Zuſtand verfallen und jedermann darein verſetzen würde. Für mich wurde dieſe Verlegenheit noch läſtiger, durch Unfälle, die ich, wie mich dünkt, häusliche nennen kann und welche mich gerade damals trafen.

Sie haben geſehn, daß Frau von Chevreuſe, Noirmoutier und Laigues, angefangen hatten, auf gewiſſe Art eine beſondre Geſellſchaft auszumachen. Unter dem Vorwand, auf keine Weiſe weder mittelbar noch unmittelbar an des Prinzen Angelegenheiten Theil nehmen zu können, hatten ſie ſich wirklich von Monſieur entfernt, jedoch ohne die Rückſichten der Ehrfurcht und Höflichkeit zu verletzen. Indeß beobachteten ſie gegen den Hof weit engere Pflichten. Der Abbé Bouquet war in dieſer Negociation Bertets Nachfolger geweſen. Ich erfuhr dies von Monſieur ſelbſt, der mich verpflichtete oder vielmehr zwang, dieſe Sache näher zu unterſuchen als ich ohne ſeinen ausdrücklichen Befehl gethan hätte. Denn ſeit jenem Auftritt im Hauſe Chevreuſe, der bei des Kardinals Rückkehr vorfiel, rechnete ich in Wahrheit nicht mehr darauf, und ſetzte auch meine Beſuche nur fort, um Fräulein von Chevreuſe zu ſehen, die mir immer treu geblieben war. Ich war gegen Monſieur; ſehr dankbar, daß er Chavignis und Goulas böſen Anmerkungen, über den Briefwechſel des Chevreuſiſchen Hauſes mit dem Hofe keinen Glauben beimaß; doch gab dies in der That eine ſo ſchöne Gelegenheit mich zu verläumden, daß mir ſelbſt daran liegen mußte, hierüber Aufklärung zu haben. Dieſe Rückſicht bewog mich,

gegen meine Neigung einigen Umgang mit dem Abbé Fouquet anzuknüpfen. Ich ſage gegen meine Neigung; denn das wenige, was ich bei Frau von Guimené, wo er häufig hinkam, um Fräulein von Meneſſin, ſeine Verwandtin, zu ſehen, von ſeinem Geiſt geſpürt hatte, erregte in mir kein Verlangen nach ſeiner Bekanntſchaft. Er war damals noch ſehr jung, aber es war ſchon da etwas heftiges und närriſches in ſeinem Weſen, das mir nicht behagte.

Ich ſah ihn einigemal in der Abenddämmerung bei ſeinem Freund le Fevre von la Barre, dem Sohn des Prevot der Kaufleute, unter dem Vorwand, mit ihm über die Zerſtörung der prinzlichen Cabalen, um das Volk in ſeine Gewalt zu bekommen, zu Rathe zu gehen. Unſer Umgang dauerte nur kurze Zeit; denn ich, meinerſeits, gelangte gar bald zu den mir nöthigen Einſichten; und er ward der Unterhaltungen bald müde, weil ſie zu nichts führten. Er verlangte vom erſten Augenblick an, daß ich ein ſo vollſtändiger Anhänger Mazarins ſeyn ſollte, wie er ſelbſt; wie es nöthig ſeyn könnte gewiſſe Rückſichten zu beobachten, war ihm unbegreiflich. Ich glaube, daß er in der Folge ein brauchbarer Mann werden konnte; aber damals, verſichre ich Ihnen, ſprach er wie ein Schüler, der erſt Tags vorher die Schule von Navarra verlaſſen hat. Doch dieſe Eigenſchaft gereichte ihm wahrſcheinlich bei Fräulein von Chevreuſe nicht zum Nachtheil; denn er ward in ſie verliebt, und ſie in ihn. Eine ihrer Fräuleins, die kleine Roye, eine ſehr artige Deutſche, benachrichtigte mich davon. Die Vertraute tröſtete mich leicht über die Gebieterin, deren Wahl mich, in Wahrheit, nicht demüthigen konnte. Indeſſen nahm ich mir die Freiheit über den Abbé Fouquet zu ſcherzen, der ſich beredete oder bereden wollte,

wollte, daß er sich mir furchtbar gemacht, und ich geäußert hätte, ich wollte ihm Stockschläge geben lassen. Daran hatte ich nie gedacht, doch fühlte er es so tief, als wenn es wahr gewesen wäre. Er trug viel zu meiner Verhaftung bei, und le Tellier sagte mir zu Fontainebleau nach meiner Rückkunft von meinen Reisen: er habe der Königin einigemal vorgeschlagen, mich umzubringen.

Ich hingegen zürnte nicht so sehr auf ihn; denn mein Zorn richtete sich nach meiner Eifersucht, die ebenfalls nur mittelmäßig war. Das Fräulein war nichts als schön, und wie bald sättigt Schönheit, wenn keine andern Vorzüge sie begleiten. Geistreich war sie nur für den, den sie liebte; aber da sie oft mit ihrem Gegenstand wechselte, so konnte sie auch keinem lange geistvoll erscheinen. Sie zürnte auf ihre Liebhaber, wie auf ihre Kleider. Andere Weiber werden derselben nur müde; aber sie verbrannte ihren Puz und ihre Kammerfrauen konnten nur mit großer Mühe, ein Kleid, Aufsätze, Handschuh oder eine Spitze aus Venedig, von dem Flammentod erretten. Und hätte sie nur ihre Liebhaber eben so ins Feuer werfen können, so glaube ich, daß sie es von ganzem Herzen gethan hätte, sobald sie ihrer müde war.

Vergebens bot ihre Mutter, als sie sich ganz mit dem Hof zu vereinigen, entschlossen hatte, alles auf, um sie mit mir zu entzweien; es gelang ihr nicht, obgleich sie es dahin zu bringen gewußt hatte, daß Frau von Guimené ihr ein Billet von meiner Hand zeigte, worinn ich mich ihr mit Leib und Seele ergab, wie die Zauberer sich dem Teufel verschreiben. Auch erklärte sie sich mit Heftigkeit für mich, als bei der Annäherung des Kardinals, auffallende Scenen zwischen dem

Hotel

Hotel Chevreuse und mir vorfielen. Zwei Monate darauf änderte sie ihre Gesinnung bei der unbedeutendsten Gelegenheit, ohne zu wissen warum? Sie faßte plötzlich eine heftige Leidenschaft für ein sehr artiges, ihr ergebenes Kammermädchen; auch dies dauerte nur sechs Wochen. Und nun verliebte sie sich in den Abbé Fouquet so sehr, daß sie ihn geheurathet hätte, wenn er es wollte. Damals war es, daß Frau von Chevreuse den Entschluß faßte, sich nach Dampierre zurück zu ziehen, weil sie sich in Paris ziemlich unbedeutend fand, und hoffte, daß Laigues, der an den Hof gereist war, ihr bald die Nachricht bringen würde, daß sie dort mit Freuden erwartet werde. Ich schüttete vor dem Fräulein mein Herz aus — das in der That nicht sehr beklommen war — und vergaß nicht, Mutter und Tochter von dem ganzen mich umgebenden Adel und der Cavallerie von Paris bis Dampierre begleiten zu lassen.

Ich kann diese leichten Umrisse meiner damaligen Lage in Paris nicht endigen, ohne gegen des Prinzen Großmuth gerecht zu seyn. Angerville, ein Anhänger des Prinzen von Conty, kam mit dem Vorsatz, ein Unternehmen gegen mich zu wagen, von Bourdeaux; wenigstens glaubte oder argwöhnte es der Prinz. Ich schäme mich, daß ich nicht die genauen Umstände dieser Begebenheit weiß, weil man sich von schönen Handlungen vorzüglich von solchen, die unsre Erkenntlichkeit heischen, nie genug unterrichten kann. So viel ist gewiß; der Prinz begegnete ihm in der Straße Tournon, und sagte ihm: daß er ihn aufhängen lassen würde, wenn er nicht binnen zwei Stunden zu seinem Herrn zurück kehre.

Einige Tage darauf war der Prinz bei Prüdhomme, der in der Straße Orleans wohnte, und seine Gardecompagnie hatte, nebst vielen Offizieren, durch die Straße eine Linie gezogen. Auf einmal kömmt Herr von Rohan ganz erhitzt und sagt ihm: daß er mich eben in einem schönen Handel gelassen habe; ich seo mit sehr schlechter Begleitung im Hotel Chevreuse, und habe niemand als den Chevalier von Hümieres, einen Gendarmen-Fähndrich und 30 Reuter bei mir. Lächelnd antwortet der Prinz: der Kardinal von Retz ist entweder zu stark oder zu schwach. In eben der Zeit erzählte mir Marigny: als er einst beim Prinzen gewesen, habe er bemerkt, daß er mit großer Aufmerksamkeit in einem Buch lese. Er habe zu Ihm gesagt: dies müsse gewiß ein schönes Geistesprodukt seyn, weil Er so viel Vergnügen daran fände. Es ist wahr, erwiederte der Prinz, daß es mir viele Freude macht; denn es zeigt mir meine Fehler, die niemand mir zu sagen wagt. Dies Buch war kein anders als jenes Werk, betitelt: Wahrheit und Trug des Prinzen von Conde und des Kardinal von Retz. Es hätte den Prinzen reizen und erzürnen können; denn ich bekenne frei, daß ich gegen den ihm schuldigen Respekt gefehlt hatte. Solche Aeußerungen sind schön, erhaben, weise, groß; sie sind eigentlich Denksprüche, mit denen der Scharfsinn eines Plutarch das Alterthum mit Freuden geehrt haben würde.]

Ich fasse nun den Faden dessen, was sich in den versammelten Kammern zutrug, wieder auf. Den bessern Theil hievon kennen Sie bereits aus den Bemerkungen, über die ich mich ziemlich weitläufig erklärt habe. Ich habe von einem Heißhunger nach

Re-

Negociationen, als von der Krankheit, die in des Prinzen Partei herrſchte, geſprochen. Chavigny unterhielt durch Herrn Fabert eine regelmäßige, aber geheime Unterhandlung mit dem Kardinal. Sie gelang ihm nicht, weil der Kardinal eigentlich keine würkliche Ausſöhnung, ſondern nur den Schein derſelben ſuchte, um den Herzog von Orleans und den Prinzen im Parlament und beim Volk verſchreien zu können. Hiezu gebrauchte er den König von England, der dem König eine Conferenz zu Corbeil vorſchlug. Der Hof nahm dieſen Vorſchlag dort an, ſo wie Monſieur und der Prinz zu Paris, da ihnen die Königin von England ihn mittheilte. Monſieur theilte dies am 26ſten April dem Parlament mit, und ließ den Tag darauf, die Herren von Rohan, Chavigny und Goulas nach St. Germain reiſen, wohin der König von Corbeil aus gekommen war.

Ich nahm mir am Abend die Freiheit, Monſieur zu fragen, ob er einige Gewißheit oder nur Vermuthung habe, daß dieſe Conferenz zu irgend etwas gut ſeyn könne. Er antwortete pfeifend: ich glaube es nicht, aber was iſt zu thun? jedermann negociiert; ich will nicht ganz allein daſtehen. Erlauben Sie mir dieſe Antwort als Datum der Epoche aufzuſtellen, ſeit welcher Monſieurs Aufführung ſich während aller künftigen Unterhandlungen treu blieb. Nie hatte er einen andern Zweck, nie verwebte er mehr Plan, Kunſt oder Feinheit in ſie. Auch gab er mir nie eine andere Antwort, wenn ich ihm die ſchlimmen Folgen dieſer Handlungsweiſe vorſtellte, welches ich gleichwohl niemals als auf eine fünf bis ſechsmalige Aufforderung von ihm that.

Jetzt,

Jetzt, glaube ich, wird Ihnen meine Unthätigkeit nicht mehr befremdlich seyn, und noch weniger, wenn ich hinzusetze, daß die eben erwähnte Unterhandlung zu nichts diente, als die Partei in üblen Ruf zu bringen. Ihr folgten noch fünf oder sechs andere oder vielmehr ein Gewebe, welches Rohan, Chavigny, Goulas, Gourville und Fräulein Chatillon zu verschiednen malen ausspannten. Doch arbeiteten sie nicht allein an diesem Werk; ich selbst verzierte es mit allen Farben, welche es dem Publikum lebendiger darzustellen vermochten. Mir lag daran, auf diese Partei allen Haß des Mazarinismus zu werfen, womit sie mich bei allen Gelegenheiten beluden, und ich bot deshalb alles auf, um die Vortheile, welcher jeder Einzelne für sich dabei zu gewinnen suchte, vor der Welt in ihr gehöriges Licht zu stellen. Die Vorschläge wegen des Gouvernements von Guienne für den Prinzen und von Provence für seinen Bruder, von Auvergne für Herrn von Nemours, die hunderttausend Thaler für Herrn von la Rochefoucaut, der Stab eines Marschalls von Frankreich für Herrn du Doignon, der Herzogstitel für Herrn von Montespan, die Oberaufsicht der Finanzen für Herrn du Doignon, die Gewalt den allgemeinen Frieden zu schließen und Minister zu ernennen, für Monsieur und den Prinzen — alles dies ward aufs lebendigste und auffallendste dargestellt. Ich glaubte dabei dem Publikum bei dieser Bekanntmachung nichts vorzulügen; denn die Nachrichten vom Hof versicherten mir es. Schwören wollte ich zwar nicht, daß nicht gewisse Punkte vergrößert waren; das weiß ich jedoch aus sichrer Hand, daß der Kardinal zu allem, was man wünschte, Hofnung machte, und es sich keinen Augenblick einfallen ließ, irgend etwas halten zu wollen. Er machte sich das Vergnügen dem Publikum das Schauspiel zu ge-

ben, daß Rohan, Chavigni und Goulas, in Gegenwart des Königs und allein, mit ihm in eben dem Augenblick conferirten, da Monsieur und der Prinz laut in den versammelten Kammern sagten: die erste Bedingung aller Verträge sey, kein Verständniß mit Mazarin zu haben. Aber auch ihnen gab er ein Schauspiel, indem er sich von dem König mit Gewalt zurückhalten ließ, da er ihn mit gefalteten Händen beschwor, nach Italien zurückkehren zu dürfen. Er gönnte sich die Genugthuung, Gourville, der durch eine geheime Treppe zu ihm gekommen war, den Augen des ganzen Hofs zu zeigen, und freute sich, Goucourt hinzuhalten, der als Unterhändler von Profession, die Unterhandlung noch auffallender machte *). Endlich kam es so weit, daß Frau von Chatillon öffentlich nach St. Germain reisete. Nogent sagte: ihr habe beim Eintritt ins Schloß nur der Oelzweig gefehlt; auch ward sie dort wirklich eben so empfangen und behandelt, als wäre sie Minerva selbst, von der sie sich doch dadurch unterschied, daß die Göttin wahrscheinlich die Belagerung von Etampes würde vorausgesehen haben, welche der Kardinal zu eben der Zeit unternahm, und wo er beinah die ganze Parthei des Prinzen begraben hätte. Die genauern Umstände dieser Belagerung sollen Sie in der Folge erfahren, und ich erwähne ihrer hier blos, weil sie als Schlußstein der eben erzählten Unterhandlungen angesehen werden kann. Ich freue mich diese Materie hier in zwei oder drei Seiten beendigt zu haben, damit ich den Faden meiner Erzählung nicht mehr so oft unterbrechen darf.

Aber

*) Siehe la Rochefoucaults Memoiren: Fortsetzung des Kriegs in Guienne.

Aber ganz gewiß unterbrechen Sie mich hier ſelbſt, mit der Bemerkung, daß des Kardinals Talent ſehr groß geweſen ſeyn müſſe, um ſo viele ſcheinbare Hofnungen zur Ausſöhnung auf eine ihm ſo nützliche Art verbreiten zu können. Hier antworte ich: daß ein jeder, der das königliche Anſehen in Händen hat, mit großer Leichtigkeit die, welche viele Abneigung gegen den bürgerlichen Krieg haben, hintergehen kann. Ich weiß nicht, ob ich hierdurch den Prinzen entſchuldige, ob ich ihn lobe; aber ich ſage die Wahrheit und war frei genug, ſie ihm ſelbſt zu ſagen.

Als Monſieur im Parlament von den Conferenzen ſprach, welche Rohan, Chavigny und Goulas zu St. Germain mit dem Kardinal gehabt hätten, wäre es beinahe zum Aufſtand gekommen. Es war am 30ſten April. Das Murren war ſo groß, daß Monſieur etwas auffallendes beſorgte und öffentlich ſagte: man würde Ihn nie in St. Germain ſehen, ſo lange der Kardinal dort ſey. Auch beſchloß man, daß der Generalprocurator vom Hof die nöthigen Päſſe für die Deputirten erbitten ſollte. Denn dieſe ſollten neue Vorſtellungen thun, und ſich über die Unordnungen beklagen, welche die Soldaten in den umliegenden Gegenden von Paris verübten.

Am dritten Mai ſtattete der Generalprocurator von ſeinen Geſchäften zu St. Germain Bericht ab. Er ſagte: der König wolle die Vorſtellungen Montags den 6ten Mai anhören, und es thue ihm ſehr leid, daß er durch der Prinzen Betragen genöthigt ſey, ſeine Armee ſo nahe bei Paris zu halten.

An diesem Tage fieng man an, durch Wachen die Thore zu besetzen, wozu jedoch die Stadtobrigkeit einen Lettre du Cachet als Befehl verlangte. Der Hof fertigte ihn aus, weil er wohl einsah, daß es sonst durch Monsieurs Ansehen allein geschehn würde; und es war auch in der That die äußerste Nothwendigkeit, da die Unordnung und der Volkstumult in Paris augenscheinlich zunahmen.

Am 6ten wurden die Vorstellungen des Parlaments und der Rechnungskammer dem König mit großer Stärke vorgetragen.

Am 7ten geschahen die von der Cour des Aides und der Stadt. Des Königs Antwort war, daß er seine Truppen zurückziehen würde, sobald die prinzlichen entfernt wären. Des Kardinals erwähnte der Siegelbewahrer, der im Namen seiner Majestät sprach, mit keinem Wort.

Am 10ten ward im Parlament beschlossen, die Gens du Roi nach St. Germain zu schicken, um wegen des Kardinals Antwort zu verlangen, und von neuem auf der Armeen Entfernung zu bestehen.

Am 11ten kam der Prinz ins Palais und benachrichtigte die Gesellschaft, daß der Brückenkopf von St. Cloud angegriffen sey. Er ließ alle Bürger, welche wollten, die Waffen ergreifen, und führte sie bis an das Gehölz von Boulogne. Dort erfuhr er, daß die, welche den Brückenkopf von St. Cloud angegriffen und keinen Widerstand erwartet hatten, vieles gegen sich gefunden und sich zurückgezogen hätten. Er benutzte die Hitze des Volkes zur Einnahme von St. Denis, wo 200 Schweizer in Garnison lagen. Er nahm es weg, den Degen in der Hand, ohne die

Form

und quetschte ihn mit vieler Heftigkeit die Hüfte, welches er so wenig übelnahm, daß er noch darüber lächelte. Ein andermahl ritten wir bey regnigtem stürmischen Wetter in Jerusalem hinein, wo die Strassen sehr kothigt sind. Mein Maulesel bespritzte ihm sein ganzes Kleid mit Koth, und ich wollte deshalb mich etwas von ihm entfernen: er gab es aber nicht zu.

Von den Personen, die bey ihm ihre Klagen anbrachten, mußte er öfters die härtesten Ausdrücke anhören, wovon ich eins der auffallendsten Beyspiele anführen will. Der Bruder des fränkischen Königs rückte gegen Joppe vor, unsre Armee zog sich auf zwey bis drey Stationen nach Nitron zurück, und Saladin begab sich mit einer ausgesuchten Reiterey nach Cäsarea, um dem Feind die Verstärkung abzuschneiden. Der König von England aber, der hievon Nachricht erhalten hatte, schickte eiligst zu Schiffe einen sehr großen Theil seines Heeres ab, und behielt nur wenige Mannschaft bey sich, weil er wußte, daß die Unsrigen nicht allzu nahe wären. Da nun Saladin seinen Plan auf diese Weise vereitelt sah, ritt er die ganze Nacht wieder zurück, und kam mit Tages Anbruch vor Joppe an, wo er den Engländer mit 17 Reitern und ohngefähr 300 Fußknechten im freyen Felde antraf. Dieß Corps wurde sogleich angegriffen, und der Feind selbst erwartete unsern Angriff mit dem größten Muthe, ohne sich in die Stadt zurückzuziehen. Statt aber, daß die Unsrigen hier ihre Pflicht hätten thun sollen, weigerte sich vielmehr ein Kurde, die Befehle des Sultans zu vollziehen, weil ihm sein Antheil an der Beute war verkürzt worden. Saladin, der daraus abnahm, daß die Kurden heute nichts ausrichten würden, kehrte um und ließ das ihm errichtete Zelt wieder abtragen.

Form einer Belagerung, und war der erſte, der über den Graben drang. Den folgenden Tag kehrte er nach Paris zurück, ließ aber dort das Regiment Conty zur Beſatzung. Dies alles war unnütz; denn Neuneville oder St. Megrin nahm es zwei Tage darauf mit großer Leichtigkeit wieder weg, weil die Bürger ſich für den König erklärt hatten. La Lande, der für den Prinzen das Commando hatte, that noch in den Kirchgewölben der Abtei beträchtlichen Widerſtand und erhielt dieſe zwei bis drei Tage.

Am 14ten war das Parlament in großer Bewegung. Mehrere Stimmen erhoben ſich mit der Foderung: daß man über die Mittel deliberiren ſollte, die zu Abſtellung des Aufruhrs und der Beleidigungen, welche täglich in der Stadt und ſelbſt im Saal des Palais vorfielen, anwerdbar wären. Monſieur, der hievon Nachricht erhielt und beſorgte, daß Mazarins Anhänger unter dieſem Vorwand die Geſellſchaft zu Handlungen verleiten möchten, die ſeinem Intereſſe entgegen wären, kam ziemlich unvermuthet ins Palais und ſchlug vor, daß man — ihm volle Gewalt übertragen ſollte.

Dieſe Rede, welche Herr von Beaufort Monſieur in der erſten Hitze ohne Plan und äuſſerſt flüchtig eingegeben hatte, hatte drei üble Folgen. Erſtens glaubte jedermann, daß ein tiefer Plan zum Grunde liege. Zweitens verminderte es Monſieurs Würde um vieles; denn ſeine Geburt und der Poſten, den er bekleidete, machten unter dieſen Umſtänden jede fremde Vollmacht für ihn entbehrlich. Drittens ſchöpften die Präſidenten ſo viel Muth, um Monſieur ins Geſicht zu ſagen, daß ja ohnehin jedermann die ihm ſchuldige Ehrfurcht kenne, und es alſo nicht nöthig

ſey, dieſen Vorſchlag zu regiſtriren. Nichts iſt gefährlicher als Vorſchläge, welche geheimnißvoll ſcheinen, ohne es zu ſeyn. Denn dieſe erregen all den Neid, welcher mit dem Geheimnißvollen ewig verbunden iſt, und erſchweren die Vortheile, welche man davon zu ziehen hoffte.

Monſieur machte von dieſer Wahrheit eine traurige Erfahrung. Er hatte den Verdruß, zu ſehen, daß ein Buchdrucker, der eine Schmähſchrift ans Licht gebracht hatte, des Inhalts: das Parlament habe ſein und der Stadt Gewalt gänzlich in Monſieurs Hände gegeben! von den drei Kammern eine perſönliche Citation erhielt.

An jenem Abend ſagte er mir fluchend: nun wundere er ſich nicht mehr, wie Herr von Mayenne in der Ligue die Beleidigungen dieſer Geſellſchaft nicht habe ertragen können. Er fügte hier noch einen weit ſtärkern Ausdruck bei. Was ich ihm antwortete, weiß ich nicht mehr genau; dies aber weis ich, daß er es lächelnd in ſeiner Schreibtafel aufzeichnete und mir ſagte: ich und der Prinz wollen Noten zu dieſem Text machen.

Am 16ten ſtattete der Präſident von Neſmond über die Vorſtellungen Bericht ab. Der König hatte ſie in Gegenwart der Deputirten leſen laſſen, und antwortete nach einigen vorhergehenden Schwierigkeiten, daß er in einigen Tagen ſchriftlich antworten würde. Der Generalprocurator ſtattete hierauf auch von ſeiner Deputation Bericht ab und ſagte: daß der König auf die Bitte, die Truppen 10 Meilen weit von Paris zu entfernen und auf der Prinzen Erklärung, auch die übrigen von der Brücke bei St. Cloud

und

nd Neuilly zurück zu ziehen, von seiner Seite den Marschall von Hopital ernannt und einen Paß für enjenigen geschickt habe, der von Monsieur Auftrag rhalten würde, mit ihm über die Mittel zu dieser Entfernung zu conferiren. Er fügte noch bei, daß Monsieur den Grafen von Bethune zu diesem Geschäft erwählt, und dieser mit Herrn von Bouillon, Villeroi und Tellier darüber conferirt habe. Se Majestät wollten, aus Rücksicht für ihre gute Stadt Paris, n diese Entfernung der Truppen willigen, unter der Bedingung: daß die Prinzen das vollzögen, wozu sie ch über diesen Punkt anheischig gemacht hätten. Hierauf überreichte der Generalprocurator, von den Generaladvocaten Bignon begleitet, der Gesellschaft eine Schrift, die mit Louis und tiefer unten mit Guenegaut unterzeichnet war. Sie enthielt, daß der König obald als möglich zwei Präsidenten und zwei Räthe us jeder Kammer ernennen würde, um ihnen seinen Willen in Rücksicht der Vorstellungen wissen zu lassen. Das Parlament verordnete nach diesen Berichten, neue Vorstellungen, worinn des Kardinals Name, so zu agen, „reaggravirt" war.

Am 24sten und 28sten Mai fiel in den versammelten Kammern nichts bedeutendes vor.

Am 29sten kamen Deputirte der Appellationsräthe in die große Kammer, und verlangten die Versammlung der Kammern, um über die Mittel zu stimmen, wie man die Summe von 150,000 livres aufbringen wollte, welche demjenigen, der den Kardinal vor Gericht bringen würde, versprochen worden war. Herr von Courcelles, der noch bis diesen Augenblick als Großvicar des Erzbischoffs von Paris lebt, kam

ins Parquet der Gens du Roi, um dort über das Fest der heiligen Genoseva zu conferiren. Er sagte die lustigen Worte: Wir haben heute doppelte Feste im Sinn; hier ordnen wir eine Prozession an, und dort, einen Kardinal morden zu lassen. —

Es ist nun Zeit, von der Belagerung von Estampes zu sprechen.

Aus dem vorigen haben Sie gesehen, daß beide Theile überein gekommen waren, die Truppen auf 10 Lieues von Paris zu entfernen. Schon einige Zeit früher hatte Herr von Turenne den prinzlichen Soldaten in den Vorstädten von Estampes sehr übel mitgespielt, besonders hatte das Infanterie-Regiment Bourgogne und die Cavalerie-Regimenter Wirtemberg und Brown viel gelitten. Jetzt beschloß er, sie alle auf einmal in der Stadt selbst zu übermannen. Die Schwäche der Festung, verbunden mit der Schwäche aller Generale, stellte ihm die Sache als leicht ausführbar vor.

Der Graf von Tavannes hatte damals das Kommando, weil Beaufort und Nemours zu Paris waren, und leistete den schönsten und gewaltigsten Widerstand, der je in unsern Tagen geleistet worden ist. Von beiden Seiten ward vieles Blut vergossen; die Chevaliers la Vieuville und Parabere wurden verwundet; die Angriffe waren häufig und lebhaft; die Vertheidigung aber nicht schwächer. Die kleine Anzahl hätte jedoch der größern unterliegen müssen, wenn

nicht

nicht Herr von Lothringen *) sehr zur rechten Zeit angekommen wäre, und den Herrn von Turenne zur Aufhebung der Belagerung genöthigt hätte. Dieser Marsch des Herrn von Lothringen verdient eine nähere Erklärung.

Die Spanier hatten schon vor geraumer Zeit in ihn gedrungen, daß er nach Frankreich kommen und den Prinzen beistehen möchte; das nemliche baten Monsieur und Madame aufs dringendste von ihm. Den ersten antwortete er blos mit Geldsoderungen; den zweiten nur mit der Bitte um Jametz, Clermont und Stenay, welche ehmals zu seinen Domainen gehört hatten und seitdem dem Prinzen von dem König gegeben worden waren.

Einst zwang mich Monsieur zu Fromont, eine Instruktion für le Grand zu schreiben, die er, zur Ueberredung des Herrn von Lothringen nach Brüssel sandte; und ich kann mit Wahrheit sagen, daß dies der einzige Federzug war, den ich während dieses Kriegs gemacht habe. Immer wiederholte ich Monsieur, daß ich mir die Genugthuung gönnen wollte, mich wenigstens im Innern als ein Nichts, als eine völlige Null betrachten zu dürfen, bei einer Angelegenheit, wo, so wie hier, alles aufs schlimmste gienge. So hatte ich ihn beinahe gewöhnt über keinen Vorfall mehr meine Meinung zu verlangen, weil ich ihm nur einsilbige Antworten gab. Als er mich einst darüber schalt, setzte ich noch hinzu: und auch diese Eine

*) Karl IV. Herzog von Lothringen. Er starb in dem Alter von 71 Jahren, 5 Monaten und 16 Tagen am 20sten September 1675.

Silbe iſt nur immer dieſelbe; ſie heißt beſtändig: Nein. Indeſſen konnte ich in Beziehung auf den Herrn von Lothringen dieſem Betragen nicht treu bleiben; denn hier verlangte Monſieur und noch eifriger ſeine Gemahlin, ganz ausdrücklich, daß ich die erwähnte Inſtruktion abfaſſen ſollte. Ob ſie ihn ſchon entſchloſſen fand, weiß ich nicht. Genug er marſchirte mit ſeiner Armee, die aus 5000 alten bewährten Truppen beſtand. Dieſe ließ er zu Ligni, und kam zu Pferd nach Paris, wo ihn das Volk mit unglaublichem Beifall empfieng. Monſieur und der Prinz giengen ihm am letzten Mai bis Bourges entgegen in Begleitung von Beaufort. Nemours, Rohan, Sully, la Rochefoucaut, Gaucourt, Chavigny, und Gabriel von Toledo. Das Ungefähr fügte es, daß dieſe beiden letztern bei dieſer Zuſammenkunft zuſammen auftraten. Monſieur ſagte mir es am Abend mit großer Freude; denn er haßte Chavigny. Ich antwortete: ich könne nicht begreifen, wie ihm dies auffallen könne. Herr von Chavigny thue hier nichts als was der Präſident Jeannin, einer von Heinrichs des IV. größten Miniſtern, einſt auch gethan habe; der einzige Unterſchied ſey, daß der Präſident Jeannin ſich mit den Spaniern verſtanden habe, ehe er Miniſter geworden, Herr von Chavigny aber, nachdem er es geweſen. Monſieur war über dieſe Schutzrede ſo erfreut, daß er ſie boßhafterweiſe im ganzen Luxemburg verbreitete, und ich ſie eine Viertelſtunde darauf auf den Treppen und im Hof wiederſchallen hörte.

Gegen den Herrn von Lothringen beobachtete ich viele Rückſichten. Ich begnügte mich damit, ihn durch einen meiner Edelleute meiner Dienſte verſichern zu laſſen, ob er gleich der Bruder von Madame war,

der ich ganz besonders ergeben war. Monsieur wünschte, daß ich ihn sehen möchte; aber dagegen fanden sich Schwierigkeiten, weil die Herzoge von Lothringen vor den Kardinälen den Rang verlangen. Wir sahen uns bei Madame und auf Monsieurs Gallerie; denn hier fand kein Rang statt. Und wenn er auch statt gefunden hätte, so würde es hier keine Schwierigkeit gemacht haben, weil er mir den Vortritt am dritten Ort nicht streitig machte.

Diese Zusammenkunft ward mit Höflichkeiten und Scherzen, worinn er unerschöpflich war, ausgefüllt. Nach zwei oder drei Tagen fiel ihm ein, mich auf eine neue Art zu sprechen. Madame befahl mir, ihn im Noviciat der Jesuiten zu sehen. Sobald wir uns sahen, versicherte ich ihm, wie tief es mich kränke, durch das römische Zeremoniel verhindert worden zu seyn, Ihm, wie ich gewünscht hätte, in seiner Wohnung meine Aufwartung zu machen. Er bezahlte mich auf der Stelle, mit gleicher Münze und sagte: er sey fast in Verzweiflung, weil das Zeremoniel des römischen Reichs ihn verhindert habe, persönlich zu mir zu kommen. Hierauf fragte er mich ohne weitere Einleitung: ob mir seine Nase zu Nasenstiebern geschaffen scheine? Er fluchte dabey in einem weg auf den Erzherzog, auf Monsieur und Madame. Denn diese gäben ihm täglich wenigstens ein Dutzend, weil sie ihn genöthigt hätten, zum Beistand des Prinzen herbei zu kommen, der ihm gleichwohl, was ihm gehöre, vorenthalte. Von hier gieng er in eine Menge Vorschläge und Aussichten über, wovon ich schwören kann, kein Wort verstanden zu haben. Ich hielt fürs beste, ihm ebenfalls mit Reden zu antworten, von denen er, ich flehe Ihnen dafür, auch wenig genug begriff. Auch ist es ihm zeitlebens

lebens merkwürdig geblieben, und als er nach Lothringen zurück kam, war das erſte Compliment, welches er mir durch den Abbe St. Michel ſagen ließ: er hoffe, daß wir uns in Zukunft beſſer verſtehen würden, als im Jeſuiterkloſter.

Die Wahrheit zu ſagen, ſo hätte ich Unrecht gehabt, mich deutlicher gegen ihn zu erklären, da ich wußte, wie es in dieſem Punkt von andern gehalten wurde. Der Hof gab ihm, wie ich ſehr gut wußte, beinahe förmlich die Vollmacht, was er nur wollte, zu verlangen, und es war mir nicht unbekannt, daß er, ob er gleich dieſe faſt uneingeſchränkt, ſeinem Willen gemäß, anfüllen konnte, doch zugleich andern Vorſchlägen Gehör gab, ſo weit ſie auch unter jenen waren.

Frau von Chevreuſe hatte damals Paris noch nicht verlaſſen. Sie ſagte einſt dem Herrn von Lothringen, mehr lachend als ernſt: Er habe Gelegenheit die ſchönſte That von der Welt zu thun, wenn er nemlich der Belagerung von Eſtampes ein Ende mache. Denn dadurch würde er Monſieur und den Spaniern volle Genüge leiſten; und wenn er alsdann ſeine Armee ſchleunig nach Flandern zurückführte, würde er ſich der Königin, der er ſich ohnehin zu allen Zeiten ganz beſonders gewidmet habe, im höchſten Grad angenehm machen. Dieſer Vorſchlag behagte ſeiner natürlichen Unſtätigkeit, weil er gleichſam für beide Theile war. Er nahm ihn ohne Bedenken an und Frau von Chevreuſe wußte ihren Einfluß bei dieſer Sache am Hof ſehr geltend zu machen. Der Hof war ſeinerſeits froh, die Nothwendigkeit, jene Belagerung aufzuheben, mit dem Schein von Negociation bedecken zu können; er wußte die Sache, mit tauſend

und

und aber tauſend Umſtänden ausgeſchmückt, in die Welt zu ſchicken, und das Urtheil des gemeinen Haufens vergaß nicht, aus dieſen eben ſo viele Myſterien zu machen. Dennoch gab es nichts einfacheres als dieſen Vorfall; und ich kann Ihnen verſichern, daß es ſich genau ſo verhielt, wie ich Ihnen erzählt habe. Denn ungeachtet ich zu jener Zeit weder in die Geheimniſſe der Mutter noch Tochter eingeweiht war, erfuhr ich doch wieder ihren Willen alles ganz genau. Ein Beweis, daß ich mich nicht irre, oder wenigſtens, daß Herr von Lothringen ſelbſt nicht lange mit dieſer Handlung zufrieden blieb, war das Betragen, welches er gleich den Tag darauf beobachtete. Zwar hatte er anfänglich gegen Monſieur behauptet, daß er ihm durch Bewürkung der Aufhebung jener Belagerung einen ausgezeichneten Dienſt erwieſen habe; aber bald nachher ſchien es mir, als ſchäme er ſich jenen Vertrag gemacht zu haben, und als nöthige ihn dieſe Beſchämung, dem Prinzen alles zu bewilligen. Ihre Bitte war, daß er noch nicht zurückkehren, ſondern in Ville-Neuve St. Georges bleiben möchte, bis die aus Eſtampes gegangnen Truppen ſich würklich an einem ſichern Orte befänden.

Kaum ſah Herr von Turenne, daß Herr von Lothringen, ſeinem Verſprechen ungetreu, nicht in die Niederlande zurückmarſchiere, ſo zog er ſich, mit dem Vorhaben, über die Seine zu gehen, und ihm eine Schlacht zu liefern, nach Corbeil. Indeß die lothringiſche Armee ſich verſchanzte, giengen Boten hin und wieder, um das Verſprechen und Nichtverſprechen ins Licht zu ſetzen. Als aber Herr von Turenne mit der königlichen Armee über den Fluß Yerne gegangen, und ſich im Angeſicht der Lothringer in Schlachtordnung geſtellt hatte, erwartete man von

bei-

beiden Seiten nur das Zeichen zur Schlacht, die gewiß sehr blutig ausgefallen wäre, da beide Armeen aus sehr wohlabgerichteten Truppen bestanden. Da die Lothringer nicht Raum genug hatten, so wäre der Vortheil wahrscheinlich auf Seiten des Königs gewesen.

In diesem Moment, den man entscheidend nennen kann, brachte Mylord Germain zu Herrn von Turenne die Nachricht, daß Herr von Lothringen unter der und der Bedingung bereit sey, das zu erfüllen, worüber man übereingekommen war. Es ward auf der Stelle negociirt *). Der König von England, welchem der Anschein, daß er zur Schlacht komme, zum Herrn von Turenne geführt hatte, ritt selbst hin und her. Man kam überein, daß Herr von Lothringen von dem Ort an, wo er morgen seyn würde, in 14 Tagen das Reich verlassen und die von Paris ihm geschickten Schiffe, um eine Brücke über den Fluß zu schlagen, in Türenne's Hände liefern, daß aber auch Turenne diese Schiffe nicht zum Uebergang über die Seine gebrauchen, und dem Marsch der aus Estampes gezognen Truppen nichts in den Weg legen sollte. Die im Lager befindlichen prinzlichen Truppen sollten sicher nach Paris zurückkehren, und für den Unterhalt der lothringischen Armee auf ihrem Rückzug solle der König sorgen.

Diese beiden letztern Bedingungen fanden wenig Widerspruch; denn bei der ersten sagte Herr von Turenne: er sey überzeugt, daß die lothringische Armee sich

*) Siehe Jolys Memoiren 11. Buch S. 8. u. 9. und la Rochefoucauts Fortsetzung des Kriegs in Guienne.

Jedermann hielt dieß Betragen für ein Zeichen seines Zorns, und glaubte gewiß, daß mancher mit seinem Leben werde büssen müssen. Sein eigner Sohn Almalich Addahir erzählte mir, er habe sich aus Furcht nicht unterstanden, seinem Vater vor Augen zu treten. In dieser Verfassung habe er seinen Weg bis Bazura fortgesetzt, wo er nicht eher als bis er gefordert wurde, und auch dann noch mit Zittern, in des Vaters Gezelt hineintrat. Es waren eben Früchte aus Damascus angekommen. Der Sultan benutzte diese Gelegenheit, seine Officiere zu sich zu rufen. Sie näherten sich ihm furchtsam, indem sie zum wenigsten die härtesten Verweise erwarteten wie sehr aber erstaunten sie, als der Sultan sie mit den Früchten bewirthete. Von Stund an war es, als wenn vorher nichts vorgefallen wäre.

Achtes Kapitel.

Ich bin, spricht der Prophet, gesandt, um die erhabensten Tugenden auszubilden, und auszuüben.

Saladins Betragen war so gefällig, daß er seine Hand nie zuerst zurückzog, wenn der andre sie gefaßt hatte. Selbst gegen die Ungläubigen bewies er sich leutselig, nahm jeden eben so menschenfreundlich als gastfrey auf, und schickte ihn mit heiterer Miene zurück.

Zum Beweise kann der Fürst von Antiochien dienen. Dieser hatte im Jahr 588 (1192) im Monat Sjawal mit ihm Frieden geschlossen, und traf ihn nachher unversehens auf dem Wege von Jerusalem nach Damascus an. Auf sein Bitten schenkte Saladin ihm die Städte, die er vor vier Jahren erobert hatte,

ſich ſelbſt ohnehin mit allem verſorgen und dem König auf dieſe Art, die Mühe und Unkoſten erſparen würde. Die Freiheit aber, daß die prinzlichen Truppen ungehindert nach Paris zurückkehren dürften, bewilligte er mit Freuden; denn er wußte wohl, daß die Stadt darüber mehr erſchrocken als froh ſeyn werde. Herr von Beaufort, der 5 oder 600 freiwillige Bürger ins Feld geführt hatte, ſagte zu Monſieur den andern Tag: ſie ſeyen ſo ſehr darüber erſchrocken, daß er ſelbſt gefürchtet habe, ſie würden die ganze Stadt in Bewegung bringen. Der Prinz, welcher damals krank war, hat es aus dieſem Grund gemißbilligt, daß man ſie unter dieſen Umſtänden ins Lager gebracht hatte.

Ich kehre zum Parlament zurück.

Da ich an den letztern Verſammlungen, und bei den letzterwähnten Angelegenheiten ſo wenig Theil genommen habe, ſo trage ich ſchon ſeit einiger Zeit Bedenken, ihrer in dieſer Arbeit zu erwähnen, weil dieſe nichts als eine einfache Darſtellung meiner eignen Handlungen ſeyn ſoll. Freilich fiel die Nachricht meiner Promotion gerade in einen Zeitpunkt, wo ich bei der Ihnen bekannten Lage der Sachen auch dann nur eine unbewegliche Figur geblieben wäre, wenn ich auch den damaligen Deliberationen beigewohnt hätte. Der Purpur, der mich hievon zurückhielt, machte aus mir eine ſtumme Perſon im Palais. Eben ſo war es in Luxemburg, und ich kann mit Grund der Wahrheit verſichern, daß damals mein ganzer Einfluß nur in der Einbildung einiger Klügler beſtand. Da es aber dieſen beliebte, ſich allerlei von

mir

mir einzubilden, so blieb ich unaufhörlich ein Gegenstand des Mistrauens für den einen und des Schreckens für den andern Theil, und dem Urtheil aller ausgesetzt. Eine solche Rolle, die nur defensiv ist, ist immer zu der Zeit, da man sie spielt sehr gefährlich; eben so beschwerlich ist sie, wenn man sie beschreiben will, weil stets ein Anstrich von Eitelkeit und Eigenliebe auf ihr haftet. Es scheint, als wolle man sein Ich an Alles anknüpfen, was in einem Staat bedeutendes vorfällt, wenn man sich in einer Schrift, die nur die eigene Person angehen soll, über Sachen ausbreitet, an denen man keinen Theil hatte. Dieser Ueberzeugung gemäß habe ich sorgfältig allen Stoff dieser Art aus der Anlage dieser Geschichte, die nur Privatsache seyn soll, entfernen wollen. Ich habe dies aber nicht bewirken können, weil die, obgleich mittelmäßige, Rolle, welche ich bei den vorhergehenden Händeln spielte, so viel Zusammenhang und Verkettung mit den folgenden Zeiten hatte, daß Sie das übrige schwerlich verstehen würden, wenn man beides plötzlich trennen wollte. Dies sind die Gründe, welche mich nöthigen mit der Geschichte jener Zeit noch fortzufahren. Ich werde aber sehr abkürzen, weil ich nur höchst ungern fremde Aufzeichnungen bei meinen Erzählungen zu Rath ziehe. Ich werde die Thatsachen aufstellen, ohne darüber weiter zu räsonniren, nur was mir das wichtigste scheint, ausführen, und das minder bedeutende weglassen.

Was die Parlamentsversammlungen betrifft, so werde ich nur die Tage bezeichnen, wo etwas wichtiges beschlossen ward. Der übrigen werde ich nicht weiter erwähnen, und ich weiß, daß ich Sie Ihnen hinlänglich schildere, wenn ich sage, daß sie beinahe mit nichts als Declamationen gegen den Kardinal, mit

Klagen

Klagen und Beschlüssen gegen die Beleidigungen und den Aufruhr des Pöbels, und mit den Lossagungen der Prinzen von all diesen in der That nur allzunatürlichen Unruhen, ausgefüllt wurden.

Am ersten Juni schickte Monsieur ins Parlament, um zu erfahren, welchen Platz der Herzog von Lothringen in der Versammlung der Kammern erhalten würde. Er erhielt die einstimmige Antwort, daß er als Feind des Staates keinen erhalten könne. Einige Tage darauf beehrte mich Monsieur mit seinem Besuch, weil ich an einer Augenentzündung krank war. Hier sagte er mir: hätten Sie je geglaubt, daß das Parlament mir so antworten würde? Ich antwortete: noch weit weniger hätte ich geglaubt, daß Sie sich einer solchen Antwort aussetzen würden. Hierauf versetzte er zornig: wenn ich dies nicht gethan hätte, so würde der Prinz mich einen Mazaristen gescholten haben. — Sie sehen aus dieser Aeußerung den Bewegungsgrund von allem, was Monsieur zu jener Zeit that.

Am 7ten entstand im Parlament ein großer Lerm über die Annäherung der lothringischen Truppen, die bereits Lagny passirt hatten, und zu la Brie viele Unordnung begiengen. Man sprach über ihren Marsch eben so erstaunt und erschrocken, als wäre das Reich bis dahin in der vollkommensten Einigkeit gewesen.

Am 10ten stattete der Präsident Nesmond über das, was bei der Deputation an den König vorgefallen war, Bericht ab. Der König war gleich beim Anfang der Belagerung von Estampes nach Melun gegangen. Seine Antwort enthielt, daß die Gesell-

ſchaft ſchicken könne, wen ſie wolle, um mit den Perſonen zu conferiren, welche ſie gleichfalls wählen könnte, um endlich die Ruhe des Reichs wieder vollkommen herzuſtellen. Hierauf ſtimmte man und beſchloß die nemlichen Deputirten an den Hof zu ſchicken, um des Königs Willen zu vernehmen, und dabei die Vorſtellungen, wegen des Kardinals zu erneuern. Monſieur und der Prinz waren nicht dieſer Meinung geweſen, ſondern hatten behauptet, man dürfe keine Vorſchläge zur Conferenz annehmen, denen nicht die gänzliche und wirkliche Entfernung Mazarins vorhergehe.

Am 14ten wurden die Klagen gegen die Annäherung der lothringiſchen Truppen wiederholt, und zwar ſo heftig, daß die Gens du Roi vorgeladen wurden. Dieſe ſchlugen vor: der Herzog von Orleans ſollte gebeten werden, ſie zum Rückzug zu nöthigen. Ein Rath, deſſen Namen ich mich nicht erinnere, ſagte: er begreife nicht, wie man bei der jetzigen Lage der Sachen behaupten könne, daß dieſer Rückzug der Geſellſchaft vortheilhaft ſey; und Menardeau antwortete: eben dies ſey ein Grund für das Parlament, um jeden Vorwand zu zernichten, unter welchem es bei dem König verläumdet werden könnte. Er ſey der Meinung, daß ein Beſchluß gegeben werden ſollte, worinn den Gemeinden befohlen würde, ſie anzugreifen. Man blieb dabei, daß weitläuftig darüber geſprochen werden ſolle, ſobald Monſieur im Palais ſeyn würde. Ohne Zweifel glauben Sie nun, daß des Herrn von Lothringen Rückzug, der am 16ten in Paris bekannt ward, keine große Wirkung auf die Gemüther gemacht habe, da ſo viele ihn gewünſcht hatten. Gleichwohl war ſie unglaublich, und ich bemerkte, daß viele von denen, welche laut gegen ſeine Annäherung geſchrieen

ſchrieen hatten, jetzt am lauteſten über ſeine Entfernung ſchrieen. Es iſt nicht ſelten, daß ſich die Menſchen nicht kennen; aber es giebt ſogar Zeiten, wo man ſagen kann, daß ſie ſich nicht fühlen.

Am 20ſten berichtete der Präſident von Nesmond, was bei der Deputation zu Melun vorgefallen war, und las die Antwort des Königs, deren Inhalt folgender war. Se Majeſtät wüßten zwar ſehr wohl, daß die ewige Bitte um des Kardinal Mazarins Entfernung nur ein Vorwand ſey, demungeachtet würde der König vielleicht in das willigen, was der Kardinal ſelbſt täglich angelegentlich verlange, wenn zuvor dieſem durch die ſeiner Unſchuld angemeſſene Erklärungen ſeine Ehre wieder hergeſtellt würde, und wenn er von Seiten der Prinzen hinlängliche und befriedigende Sicherheit darüber haben könnte, daß ſie ihre, im Fall dieſer Entfernung, gethanen Anerbietungen leiſten würden. Se Majeſtät verlange alſo zu erfahren:

1) Ob ſie in dieſem Fall allen Bündniſſen und jeder Gemeinſchaft mit den Fremden entſagen —?

2) Ob ſie keine andern Anſprüche machen —?

3) Ob ſie ſich zu dem König begeben —?

4) Ob ſie alle Fremde aus dem Königreich entfernen —?

5) Ob ſie ihre Truppen abdanken — wollen?

6) Ob Bourdeaux zu ſeiner Pflicht zurückkehren werde, ſo wie auch der Prinz von Conty und Frau von Longueville?

7) Ob die Orte, welche der Prinz befeſtigt habe, wieder in ihren vorigen Stand geſetzt werden ſollen?

Dies waren die vornehmſten von zwölf Fragen, die den Herzog von Orleans in groſse Bewegung ſetzten. Sehr aufgebracht ſagte er: es ſey unerhört, daß ein Fils de France und ein Prinz von Geblüte auf dieſe Art als Miſſethäter behandelt würde. Ihre beiderſeitige Erklärung, ſobald der Kardinal Mazarin aus dem Land entfernt ſey, die Waffen niederzulegen, ſey mehr als hinreichend, um dem Hof genug zu thun, wenn er gutgeſinnt ſey. Man ſtimmte; da aber die Deliberation nicht zu Ende gebracht werden konnte, blieb ſie bis morgen ausgeſetzt.

Am 21ſten konnte ſich Monſieur, wegen einer ſehr heftigen Colik, die ihn des Nachts überfallen hatte, nicht im Parlament einfinden, und es ward, in Gegenwart des Prinzen, von nichts weiter die Rede, als von einem Fond für die Erhaltung der Armen, die in der Stadt erſtaunend litten, und von einem andern, wovon die 150,000 livres zu beſtreiten wären, welche man auf jenen Kopf geſetzt hatte. Ueber dieſen letztern Punkt wurde geſagt, daß unverzüglich über alle noch rückſtändige Meubles des Kardinals ein Inventarium gemacht werden ſollte.

Herr von Beaufort machte an dieſem Tag einen Streich, der ſeiner würdig war. Da an dem Morgen im Palais ein ſo ſtarker Aufruhr geweſen war, daß Herr von Vanau und Partiel ohne ihn, ganz ſicher ihr Leben verloren hätten, glaubte er, es ſey beſſer den Pöbel im Place royal zu verſammeln, um ihn vom Palais zu entfernen. Er gab den Nachmittag ein öffentliches Rendesvous, wo er vier bis fünf tau-

tausend Bettler zusammenhäufte, an welche er (dies ist gewiß) eine Rede hielt, worinn er sie zum Gehorsam gegen das Parlament ermahnte. Ich erfuhr den Inhalt derselben ganz genau, weil ich ausdrücklich glaubwürdige Leute dahin geschickt hatte. Die bereits in großes Schrecken gesetzte Präsidenten und Räthe aber glaubten, daß diese Versammlung blos zu ihrem Verderben veranstaltet worden sey. Ihre Einbildung ließ Herrn von Beaufort nichts sagen, als was ihr Schrecken vermehren konnte, und dieses ward so stark, daß weder Monsieur noch der Prinz die Präsidenten beruhigen konnten, und keiner sich jemals wieder dazu verstehen wollte ins Palais zu kommen.

Was an demselben Tag dem Präsidenten von Maisons in der Straße Tournon begegnete, war freilich nicht geschickt, sie zu beruhigen. Dieser wäre, als er von Monsieur weggieng, beinahe von einem Haufen Volk getödtet worden, und nur mit großer Mühe konnten ihn der Prinz und Herr von Beaufort selbst retten. Dieser Tag bewies, daß Herr von Beaufort nicht wußte, wie sehr jeder, der das Volk versammelt, es zum Aufruhr reizt. Zwei oder drei Tage nach jener schönen Vermahnung, war der Tumult stärker als er noch je im Saal des Palais gewesen war. Selbst der Präsident von Novion war in den Straßen verfolgt und in der höchsten Gefahr, die nur einen Mann treffen kann.

Am 25sten erklärten die Prinzen in den versammelten Kammern, daß sie, sobald der Kardinal das Land geräumt haben werde, alle die in der Antwort des Königs enthaltnen Artikel treulich vollziehen und hierauf Deputirte abschicken würden, um über das übrige zu beschließen. Hierauf ward der Beschluß ge-

geben, daß die Parlamentsdeputirten unverzüglich nach Hof zurückkehren, und dem König dieſe Erklärung überbringen ſollten.

Am 26ſten fand ſich kein Präſident im Parlament ein.

Am 27ſten war der Präſident von Novion da und veranlaßte einen blutigen Beſchluß gegen die Aufrührer.

Die übrigen Tage wurden gebraucht, um die nöthigen Anordnungen wegen Sicherheit der Stadt zu treffen, für welche man ſehr beſorgt war, weil die Beſchützer ſelbſt häufig genug Anſtifter des Aufruhrs waren.

Wir wollen zu den Kriegsangelegenheiten zurückkehren.

Der Prinz, der einen Anfall vom dreitägigem Fieber gehabt hatte, gieng nach Linard, um ſeine von Eſtampes zurückkehrenden Truppen zu empfangen. Da der Hof ſein Verſprechen, die Armee aus den Gegenden von Paris zu entfernen, auf keine Weiſe erfüllt hatte, ſo hielt ſich der Prinz ſeinerſeits eben ſo wenig dazu verpflichtet. Er ſtellte ſeine kleine Armee bei St. Cloud auf. Wegen der Brücke ein bedeutender Poſten. Er konnte von da aus die Truppen im Nothfall hinbringen, wohin er wollte.

Herr von Turenne war mit des Königs Armee in der Nähe von St. Denis, wohin Se Majeſtät ſelbſt gekommen waren, um Paris näher zu ſeyn. In der

der Abſicht, die Feinde anzugreifen, ehe ſie Zeit zum Rückzug hätten, ließ er zu Epinal eine Schiffbrücke ſchlagen. Herr von Tavannes erfuhr dies und ſchickte eiligſt zu dem Prinzen, der ſich auch in größter Eile ins Lager begab *). Er hob es gegen Abend auf, und marſchirte gegen Paris, um mit Tagesanbruch nach Charenton zu kommen, über die Marne zu gehen, und eine Stellung zu nehmen, worinn er nicht überfallen werden könnte. Turenne ließ ihm hiezu nicht Zeit; denn er griff ſeine Arriergarde in der Vorſtadt St. Denis an. Der Prinz kam mit Verluſt einiger Mann vom Regiment Conty weg, und meldete es Monſieur durch den Grafen von Fiesque. Dieſer ließ ihm antworten: daß er die Vorſtadt St. Antoine zu erreichen ſuchen ſollte, wo er ſich beſſer in Vertheidigung ſetzen könnte.

Bei dieſer Gelegenheit iſt es, wo es mich mehr als jemals ſchmerzt, daß der Prinz ſein Verſprechen, mir den Aufſatz über ſeine Kriegsthaten zu geben, nicht erfüllt hat. Dieſe, von welcher hier die Rede iſt, gehört unter die ſchönſten ſeines Lebens. Ich habe Laigues ſagen hören, daß an dieſem Tag ſich etwas übermenſchliches in ſeinen Muth und ſeine Einſicht gemiſcht habe; und dieſer Laigues iſt ein Kunſtverſtändiger, war auch den ganzen Tag über beſtändig um ihn, und gleichwohl unzufriedner mit ihm als irgend ein Menſch in der Welt. Ich könnte es mir nie verzeihen, wenn ich die größte und heldenmüthigſte That ſeiner Zeit, nach Memoiren, welche man auf den Stra-

*) Siehe das Detail dieſer Unternehmung in la Rochefoucauts Memoiren.

ſen findet, und die mir Krieger ſelbſt für ſchlecht erklärt haben, zu beſchreiben gedächte. Ich begnüge mich daher, Ihnen zu ſagen, daß er nach dem blutigſten und hartnäckigſten Gefecht, ſeine Mannſchaft, die nur aus einer Handvoll Leute beſtand, vor den Angriffen des Herrn von Turenne, welcher durch des Marſchalls von la Ferté Armee verſtärkt war, rettete. Er verlor dabei den Grafen von Boſſu Alamand, la Roche-Giffart, Flammarin und Hacqueſt mit dem Beinamen Montmorency, la Rochefoucaut *). Jovannes, Cogni, der Vicomte von Melun und der Chevalier von Fort wurden verwundet. Auf Seiten des Königs ward Esclainvillier verwundet, und St. Megrin und Mancini getödtet.

Monſieurs Gemüthsbewegung während des Gefechts iſt unbeſchreiblich. Die ganze Reihe der Möglichkeiten trat vor ſeinen Blick und das Unmögliche folgte darauf ſelbſt; wie es in ſolchen Fällen meiſt zu gehen pflegt. Jener, den er mir in drei Stunden wohl ſiebenmal ſchickte, ſagte mir: bald fürchte er, daß die Stadt ſich gegen ihn empören, bald wieder, daß ſie ſich zu entſchieden für den Prinzen erklären möchte. Er ſandte unbekannte Leute ab, die ausforſchen mußten, was bei mir vorgieng, und nichts beruhigte ihn, als die Nachricht, daß nur mein Schweizer meine Thür

*) Siehe la Rochefoucaults Memoiren. Ein Musketenſchuß verwundete ſein Geſicht über den Augen, und machte ihn augenblicklich blind. Hierauf machte er dieſe Verſe der Frau von Longueville zu Ehren:

Daß ich die König bekämpfte, das hat mir die Augen
geraubt;
Gegen dich bekämpfte ich gern, gilt es ein Herz nur zu

hatte, nebst der ganzen Küste des mittelländischen Meeres.

Auch den Fürsten von Sidon nahm er zu Nazareth ehrenvoll auf, zog ihn an seine Tafel, und suchte ihm den Uebertritt zur schönsten Religion, durch Hernennung einiger Lehren derselben annehmlich zu machen. Vorzüglich schätzte er gelehrte Männer, und empfahl uns ernstlich, jeden berühmten Mann, der die Straße einher kam, ihm zuzuführen. Im Jahr 584 (1188) kam ein sehr gelehrter und geschätzter Mann zu uns, ein Sohn des Fürsten von Tauriz. Er hatte den Stand seines Vaters verlassen, sich ganz dem Studiren und der Ausübung der Religion gewidmet, eine Wallfarth nach Mekka, und von da nach Jerusalem gethan, und bey dieser Gelegenheit sich auch nach unserm siegreichen Lager gewendet. Ich freuete mich seiner Ankunft und fragte ihn, aus welcher Ursache er hieher zu uns gekommen? Um den Sultan, antwortete er, kennen zu lernen, von dem ich schon in Jerusalem so viel vortreffliches gehört habe. Noch in derselben Nacht, als er ankam, meldete ich ihn beym Sultan, und stellte ihn demselben vor. Hierauf begab er sich in meinem Zelte zur Ruhe, verrichtete am Morgen mit mir das Gebet, und empfahl sich, ohne von dem Fürsten Abschied zu nehmen, weil es ihm schon genug war, ihn gesehen zu haben. Erst nach einigen Tagen erfuhr der Sultan seine Abreise. Der große Unwille, den er darüber bezeigte, daß ich ihm keine Gelegenheit verschafft hätte, einem so ausserordentlichen Manne seine Freygebigkeit zu erweisen, nöthigte mich an den Richter von Damascus Muhjoddin zu schreiben, und ihn zu bitten, diesen Mann wieder aufzusuchen: zugleich legte ich einen Brief an den letztern bey, wobey ich ihn bey unsrer Freundschaft beschwur, so bald als möglich wieder zu uns zu kommen. Er kam, wurde

Thür bewache. Der Zuſtand der Stadt, ſagte hier Bruneau, von dem ich es hernach wieder erfuhr, könne noch nicht ſehr gefährlich ſeyn, weil ich nicht gröſſere Vorſicht brauche. Mademoiſelle that alles mögliche, um Monſieur zu bewegen, daß er in die Straſſe St. Antoine gehen und dem Prinzen, der in der Vorſtadt ſehr bedrängt zu werden anfieng, das Thor öffnen laſſen möchte. Da alles nicht half, gieng ſie ſelbſt dahin *). Sie gieng auch in die Baſtille; denn Louviere **) wagte aus Ehrfurcht nicht, ihr den Eingang zu verweigern. Hier ließ ſie die Kanonen auf die Truppen des Marſchalls la Ferté richten, die dem Prinzlichen in die Seite fallen wollten. Hierauf hielt ſie eine Anrede an die Wache des Thors St. Antoine. Es ward geöffnet und der Prinz zog mit ſeiner Armee herein, die, ſo voll Wunden ſie war, doch mehr Lorbern als Wunden hatte. Dieſes ſo berühmte Gefecht geſchah am 2ten Julius.

Am 4ten wurde Nachmittags die General-Verſammlung des Hotels de Ville gehalten, welche von dem Parlament zur Anordnung deſſen, was für die Sicherheit der Stadt zu thun ſey, am 1ſten angeordnet worden war. Unter dem Vorwand, der Stadt zu danken, daß ſie ihrem Truppen am Tage des Streits den Eingang verſtattet hatte, fanden ſich die Prinzen dabei ein; eigentlich aber um ſich die Stadt noch näher zu verbinden. Wenigſtens war dies alles,

*) Herr von la Rochefoucaut ſagt: nachdem ſie ſich der nicht hatte, ihren Vater aus der Kreatzie zu reiſſen, worinn der Kardinal Retz ihn gefangen hielt.

**) Gouverneur der Baſtille und Sohn des Herrn von Trouſſel.

was Monsieur davon wußte. Die Wahrheit erfuhr ich erst nach mehrern Jahren von dem Prinzen selbst, der mir sie zu Brüssel sagte. Ich erinnere mich nicht genau, ob er damals das Gerücht bestätigte, welches sich sehr verbreitet hatte: daß nemlich Herr von Bouillon ihn benachrichtigt habe, der Hof würde sich niemals aufrichtig und willig mit ihm aussöhnen, bis er ganz klar einsähe, er sey würklich der Gebieter von Paris. Ich fragte ihn zu Brüssel: ob dies Gerücht gegründet sey; aber ich kann mich durchaus nicht erinnern, was er mir hierüber sagte.

Was er mir von dieser Sache im allgemeinen mittheilte, ist folgendes. Er war überzeugt, daß ich ihm bei Monsieur schade; was, wie Sie wissen, ganz und gar nicht gegründet war; aber er glaubte auch, daß ich ihm bei der Stadt schade, und dies hatte aus oben angeführten Gründen seine Richtigkeit. Er hatte bemerkt, daß ich ganz und gar nicht auf meiner Hut war, und sogar etwas darein setzte, mich des durch das Zeremoniel mir aufgelegten Incognito zum Vorwand zu bedienen, um meine Sicherheit und dies Vertrauen in die Liebe des Volks mitten in seinen größten Bewegungen recht auffallend zu zeigen. Um dieses für seinen Vortheil zu nutzen, beschloß er mit großer Einsicht eine der weisesten und schönsten Handlungen, die vielleicht je ersonnen worden sind. Er machte den Plan, am Morgen des zur Versammlung des Hotel de Ville bestimmten Tages einen Volksaufstand zu veranstalten, um 10 Uhr — denn dies war die Stunde, wo ich gewöhnlich studirte, und wie man wußte, nur wenige Leute um mich hatte — gerade nach meiner Wohnung ziehen zu lassen, mich mit Anstand in meinem Wagen außer die Stadt zu führen, und mir

am

em Thor ein förmliches Verbot zu geben, daß ich nie wieder in sie zurückkehren sollte.

Dieser Wurf wäre unfehlbar gewesen; dies bin ich überzeugt. Und bei dem damaligen Zustand von Paris hätten dieselben Menschen, welche, wenn sie Zeit zur Besinnung gehabt hätten, zu meiner Vertheidigung die Waffen ergriffen hätten, der Ausführung Beifall gegeben. Denn es ist gewiß, daß in revolutionären Zeiten, wo alle Gemüther in einer steten Unruhe sind, der, welcher dem andern zuvorkömmt, immer auf den meisten Beifall rechnen darf. Ich war nicht im Vertheidigungsstand. Der Prinz hätte sich des Klosters ohne einen Schwerdtschlag bemächtigt; und ich hätte außerhalb der Stadt seyn können, ehe noch der zum Widerstand nöthige Volkszulauf stark genug gewesen wäre. Nichts konnte besser ausgedacht seyn. Monsieur, von diesem Streich zu Boden gedrückt, hätte die That gepriesen. Das Hotel de Ville, wo der Prinz es sogleich bekannt gemacht hätte, wäre erbebt. Die sanfte Behandlung des Prinzen gegen mich würde gepriesen und bewundert worden seyn. Mein Ruf hätte sehr dadurch gelitten, mich so überraschen zu lassen, so wie es auch in der That viel Unvorsichtigkeit und Tollkühnheit war, einen solchen möglichen Fall nicht berechnet zu haben. Indessen wandte das Schicksal diesen schönen Plan zum Nachtheil des Prinzen und sein Erfolg war so traurig, als ihn nur die schwärzeste Verschwörung hätte hervorbringen können.

Der Aufstand fieng sich nahe beim Place Dauphine dadurch an, daß man alle Vorübergehende zwang, eine Hand voll Stroh auf ihren Hut zu stecken. Der Parlamentsrath Camous, ein sehr getreuer Diener

des

des Prinzen sah sich, wie alle andre Vorübergehende, dazu genöthigt, gieng aber in gröſter Eil nach Luxemburg, um Monsieur hievon zu benachrichtigen und zu beschwören, daß er den Prinzen, welcher in der Gallerie war, bei dieser Volksunruhe nicht ausgehen lassen möchte. Denn wahrscheinlich, setzte Dumont hinzu, ist sie von Mazarins Anhängern oder dem Kardinal von Retz zum Verderben des Prinzen angestiftet. Unvorzüglich eilte Monsieur zum Prinzen, als dieser eben die kleine Treppe herabstieg, um zu mir zu fahren und sein Vorhaben auszuführen. Er hielt ihn durch sein Ansehen und sogar mit Gewalt zurück, behielt ihn zum Mittagsessen und brachte ihn dann ins Hotel de Ville, wo die vorhin erwähnte Versammlung gehalten werden sollte. Sie dankten der Gesellschaft und zeigten ihr die Nothwendigkeit, auf Vertheidigungsmittel gegen Mazarin zu denken; alsdann giengen sie hinweg.

Die Erscheinung eines königlichen Trompeters, der gerade um diese Zeit mit dem Befehl, die Versammlung 8 Tage auszusetzen, ankam, setzte das auf dem Greveplatz versammelte Volk in Flammen. Es schrie unaufhörlich: die Stadt müsse sich mit den Prinzen vereinigen. Einige Offiziere, welche der Prinz des Morgens unter die Volksmasse gemischt hatte, konnten, da sie die erwarteten Befehle nicht erhalten hatten, die Wut nicht aufhalten. Der Ungestüm des Hausens ergoß sich auf den nächsten Gegenstand. Man schoß nach den Fenstern des Hotel de Ville, legte Feuer an die Thüren, drang mit bewaffneter Hand hinein *), und tödtete den Maitre des

*) Siehe Joly's Memoiren 1r Band S. 14.

des Requetes, le Gras und den Maitre des Comptes Miron, einen der rechtschaffensten und bei dem Volk beliebtesten Männer von Paris. Fünf und zwanzig bis dreißig Bürger kamen ebenfalls dabei um, und der Marschall von Hopital ward nur durch ein Wunder und den Beistand des Präsidenten Barentin aus dieser Gefahr gerettet. Ein Bursche aus Paris, Namens Noblet *), dessen ich schon bei Gelegenheit dessen, was mir mit la Rochefoucaut im Parquet der Gerichtsdiener begegnete, erwähnt habe, war hier auch so glücklich, dem Marschall nüzlich zu seyn.

Die Wirkung, welche das Feuer des Hotel de Ville und das dort vergoßne Blut auf Paris that, können Sie sich vorstellen. Die Bestürzung war sogleich allgemein; alle Gewölbe waren in einem Augenblick geschlossen: dieser Zustand dauerte einige Zeit; gegen 6 Uhr erholte man sich in einigen Vierteln und machte Verschanzungen gegen die Aufrührer, die sich beinahe von selbst zerstreuten. Es ist wahr, daß Mademoiselle hiezu beitrug. Sie gieng in Begleitung des Herrn von Beaufort nach dem Greveplaz, und zerstreute noch einige Ueberreste, die sie hier fand **). Für das Sacrament, welches der Pfarrer vom St. Jean ihnen vorhielt, damit sie das an den Thüren des Hotel de Ville angelegte Feuer wieder auslöschen möchten, hatten diese Elenden nicht so viel Ehrfurcht gehabt.

In dem Moment, als diese Unruhe am heftigsten war, kam Herr von Chalons zu mir. Die Sor-

M

*) Joly nennt ihn Noblet von Anvilliers.

**) Siehe Jolys Memoiren S. 14. 1ten Buch.

ge für meine Perſon hatte die Sorge für ſich ſelbſt überwogen und ihn zum Ausgehen gezwungen, zu einer Zeit, wo die Straßen für niemand ſicher waren. Er fand mich ſo ganz ohne alle Vorſicht, daß er mich darüber ausſchalt, und noch jetzt begreife ich nicht, wie ich in jener Lage, wo ich der Vorſicht ſo ſehr bedurfte oder bedürftig ſeyn konnte, ſo ſorgenlos war. Es iſt eine von den Fällen, die mich gelehrt haben: die Menſchen werden oft da am meiſten bewundert, wo ſie den meiſten Tadel verdienen. Man pries meine Feſtigkeit und hätte meine Unvorſichtigkeit tadeln ſollen. Dieſe war wirklich; jene nur eingebildet. Die Wahrheit iſt, daß ich gar nicht an die Gefahr gedacht hatte. Als andre mich darauf aufmerkſam machten, verſchwand meine Unempfindlichkeit *).

Caumartin ließ auf der Stelle tauſend Piſtolen von ſich holen, — denn ich hatte deren nicht zwanzig — womit ich einige Soldaten bewaffnete. Ich vereinigte ſie mit einigen reformirten Offizieren, die ich noch aus dem Ueberreſt des Grafen von Montroſe mir erhalten hatte. Der Marſchall von Sabliere, Obriſter des Regiments Valois, gab mir hundert von ſeiner beſten Mannſchaft, welche von zwei Hauptleuten deſſelben Regiments, zu meinen Hofſtaat gehörig, commandirt wurden. Dreißig Gendarmen von der Compagnie des Kardinal Antoine führte mir Quetieur zu; und vierzig Mann, aus der Garniſon von Meſieres ausgeſucht, erhielt ich von Buſſy-Lamet. Meine Wohnung und alle Thürme von Notre Dame wurden mit Grenadien beſetzt; auch traf ich, im Fall des Angriffs, meine Maasregeln mit den Bürgern der

*) Siehe Joly's Memoiren S. 17. 2tes Buch.

der Brücken Notre Dame und St. Michel, die mir sehr ergeben waren. Kur; ich setzte mich in Stand das Feld zu behaupten und keine Beleidigung mehr fürchten zu dürfen.

Dieses Betragen schien viel weiser, als die blinde Sicherheit, welche ich vorher gezeigt hatte, aber es war bei weitem nicht das weiseste. Hätte ich meinen wahren Vortheil verstanden, so würde ich ganz anders gehandelt und die Gelegenheit, welche das Glück mir darbot, weit besser benutzt haben. Was konnte meinem Stand und meiner damaligen Lage angemeßner seyn, als Paris zu verlassen nach einem Aufruhr, welcher der Parthei, die mir damals am meisten entgegen schien, den allgemeinen Haß zugezogen hätte? — Meine Freunde unter der Fronde hätte ich dadurch nicht verloren, weil sie meine Flucht als ein Werk der Nothwendigkeit angesehen hätten. In den Gemüthern der Friedliebenden hätte ich mein Ansehen unvermerkt wieder hergestellt; denn diese hätten mich als einen Verbannten betrachtet, welcher für die gemeinschaftliche Sache leide. Monsieur hätte sich nicht beklagen können, daß ich einen Ort verließ, dessen Meister er nicht mehr war, wie man deutlich genug sah. Selbst den Kardinal Mazarin hätte in diesem Fall der Wohlstand und sein eigner Vortheil genöthigt, mich zu schonen, und des Hofs Erbitterung gegen mich mußte durch ein Betragen, das so viel Schatten auf seine Feinde warf, natürlicherweise vermindert werden. Auch hätte die Art, wie ich meine Flucht einkleiden konnte, den Haß des Publikums gegen Mazarin leicht von mir entfernt. Denn ich durfte nur nach Metz gehen, ohne erst den Hof zu besuchen, so hätte ich mich von dem Verdacht des Mazarinismus auch für das Vergangene gereinigt.

Auf

Auf diese Art hätte ich mich aus der gegenwärtigen wie aus der zukünftigen Verlegenheit gezogen, welche ich vorhersah, ohne im mindesten ein Mittel dagegen zu sehen. Ich hätte geduldig erwartet, was die Vorsehung über das Schicksal beider Partheien beschlossen habe, ohne ferner von beiden Seiten der geringsten Gefahr ausgesetzt zu seyn. Ich hätte mir die Liebe des Publikums erworben, welche durch den natürlichen Abscheu gegen eine gewaltsame That, unfehlbar stets auf den leidenden Gegenstand gewandt wird. Ich hätte mich am Ende der Unruhen als Kardinal und Erzbischof von Paris gesehen, von der öffentlich mit Spanien vereinigten Partei aus seinem Sitz verjagt, durch meine Entfernung von Paris von der Faction, und durch meine Entfernung vom Hof vom Mazarinismus gereinigt. Das allerschlimmste, was mir nach diesen Vortheilen begegnen konnte, wäre gewesen, daß beide Parteien, wenn sie sich vereinigt hätten, mich nach Rom geschickt hätten, wobei sie mich alle mir beliebigen Bedingungen mit Vergnügen hätten machen lassen. Ein Kardinal und Erzbischoff von Paris wird dies nie sehr übel empfinden, weil es tausend Fälle giebt, wo er Gelegenheit hat zurückzukehren.

Alle diese Ansichten größer und ausgebreiteter, als dies Papier sie fassen kann, stellten sich mir dar, und ich zweifelte keinen Augenblick, daß sie die richtigen und besten seyen. Demungeachtet war ich ohne Bedenken entschlossen, sie nicht zu verfolgen. Das Interesse meiner Freunde, welche fest glaubten, daß ich im Gebiet der Zufälle noch Mittel finden würde, sie zu erhalten und ihnen nützlich zu seyn, stellte sich mir dar, nebst ihren Klagen, daß ich mich auf diese Art aus dem Handel ziehen und sie zurücklassen wollte.

Rie-

iemals habe ich es bereut, ihr Intereſſe meinem ei-
nen vorgezogen zu haben. Ueberdies trat mein
Stolz auf ihre Seite, der die Meinung, daß ich dem
Prinzen gewichen ſey, ſchwerlich hätte ertragen kön-
en. Ich mache mir über dieſe Regung Vorwürfe,
ie gleichwohl zu jener Zeit große Gewalt über mich
atte. Es war Unweisheit und Schwäche. Denn ich
ehaupte, daß dieſe beide Fehler gleich wirkſam
nd, wenn wir wahre gegründete Vortheile flittern
on Ruhm aufopfern, der ſtets falſch zu nennen iſt,
enn er uns an Handlungen hindert, die größer ſind
s ſeine Eingebungen. Aber man muß frei beken-
n, daß die Erfahrung allein den Menſchen lehren
ann, das, was ihn in der Gegenwart reizt, jenem nicht
orzuziehen, was lebhafter von der Zukunft her auf
e wirken ſollte. Dieſe Bemerkung habe ich unend-
h oft gemacht.

Ich komme auf das Parlament zurück.

Was daſelbſt von 4ten bis 13ten Julius vor-
eng, will ich Ihnen mit wenig Worten ſchildern.
ein Aeußeres war höchſt melancholiſch; denn die
urcht vor den Empörungen, die durch das Feuer
nd den Mord im Hotel de Ville nicht vermindert
orden war, hatte alle Oberpräſidenten und viele von
n Räthen entfernt. Dieſe Leere nöthigte die Zurück-
bliebenen durch einen Beſchluß, der jedoch wenig Er-
lg hatte, alles Wegbleiben zu verbieten. Auch in
n Verſammlungen des Hotel de Ville gieng es aus
eichem Grund eben ſo. Der vorſitzende Bürgermei-
r, der am Tage der Feuersbrunſt dem Tod nur
urch ein Wunder entgangen war, ſtand derſelben

nicht mehr vor. Der Marschall von Hopital blieb in seinem Haus vergraben. Monsieur ließ, durch eine sehr kleine Versammlung Herrn von Beaufort zum Gouverneur und Herrn von Broussel als vorsitzenden Bürgermeister ernennen. Das Parlament befahl seinen in St. Denis befindlichen Deputirten, ihre Antworten zu beschleunigen und im Fall sie solche nicht erhalten könnten, in drei Tagen nach Paris zurückzukehren.

Am 13ten schrieben die Deputirten an die Gesellschaft und schickten ihr die Antwort des Königs schriftlich. Ihr Inhalt war, daß der König zwar alle Ursache habe, die Bitte um des Kardinals Entfernung nur für einen Vorwand zu halten, demungeachtet wolle Er ihm erlauben, sich vom Hof zu entfernen, wenn zuvor die nöthigen Anstalten zu Wiederherstellung der Ruhe im Staate, mit den bereits anwesenden Parlamentsdeputirten und denen, welche die Prinzen nach Gefallen an den Hof schicken möchten, verabredet und geordnet seyn würden. Dieser Vorschlag empörte die Prinzen, die wohl wußten, daß der Kardinal nur Conferenzen vorschlug, um sie in den Augen des Volks anzuschwärzen. Monsieur sagte mit Wärme: all dieses sey nur ein Fallstrick für sie; denn weder er noch sein Vetter hätten nöthig, erst in ihrem Namen Deputirte abzuschicken, da sie in die Parlamentsdeputirte das vollkommenste Zutrauen setzten. Der hierauf folgende Beschluß war dieser Aeußerung gemäß, und befahl den Deputirten, in ihren Bitten um des Kardinals Entfernung fortzufahren. Die Prinzen schrieben an den Präsidenten von Mesmond und versicherten, daß sie bei dem Entschluß, die Waffen niederzulegen, beharrten, sobald der Kardinal würklich entfernt seyn würde.

mehrere Tage lang freundschaftlich aufgenommen, und erhielt vom Sultan bey seinem Abschiede eine herrliche Ausrüstung, mbst den treflichsten Kleidungsstücken, für sich und seine Familie.

In meiner Gegenwart führte man einst einen gefangenen Franken zu ihm, der die deutlichsten Merkmahle der Furcht zu erkennen gab. Auf des Dolmetschers Befragen, warum er so furchtsam sey, gab ihm Gott die gute Antwort ein: „Ich zitterte, ehe ich sein Antlitz sahe, jetzt aber flößt mir sein Anblick das beste Zutrauen ein.“ Diese Antwort verschaffte ihm Leben und Freyheit.

Als er ein andermahl in meiner Begleitung nicht weit vom Lager der Franken gieng, führten die Kundschafter ihm ein Weib zu, das aus dem Lager der Franken kam, sich unter dem heftigsten Ausdruck des Schmerzes den Busen zerriß, und den Sultan zu sprechen begehrte, „Eure Freybeuter, sagte sie, hohlten gestern meine Tochter aus meinem Zelte. Die Fürsten riethen mir, da ich um Hülfe bat, den Sultan anzuflehen; sie versprachen mir Gelegenheit zu verschaffen, mit euch zu reden und versicherten mir, daß ihr ein sehr gnädiger Herr wäret.“ Saladin ward hierüber bis zu Thränen gerührt. Er ließ das Kind aufsuchen, das Lösegeld für dasselbe auszahlen, und es der Mutter wiedergeben, die bey Erblickung ihrer Tochter auf die Erde fiel, sich im Staub wälzte, und dann die Augen gen Himmel gekehrt einige nur unverständliche Worte herbetete, worauf beyde unverletzt wieder in das feindliche Lager zurückgebracht wurden.

Vergehungen seiner Hofbediente, wenn sie auch alles Maas und Ziel überschritten, ließ er immer unge-

Am 17ten meldeten die Deputirten dem Parlament, daß der König St. Denis verlassen habe, um nach Pontoise zu gehen. Er habe ihnen befohlen, ihm dahin zu folgen, aber auf ihre deshalb gemachten Schwierigkeiten ihnen geboten, zu St. Denis zu bleiben.

Am 18ten schrieben sie, daß sie einen neuen Befehl, nach Pontoise zu kommen, von Sr Majestät erhalten hätten. Die Gesellschaft gerieth in große Bewegung und gab den Beschluß, daß die Deputirten unverzüglich nach Paris zurückkehren sollten. Monsieur, der Prinz und Herr von Beaufort verließen mit 1200 Reitern Paris, um sie einzuholen und dem Volk zu zeigen, daß sie aus einer großen Gefahr gerettet würden.

Auf der andern Seite blieb der Hof ebenfalls nicht unthätig. Er sandte alle Augenblicke Beschlüsse aus seinem Conseil, welche die Parlamentsbeschlüsse aufhoben. Er erklärte alles für nichtig, was in den Versammlungen des Hotel de Ville geschehen war, geschah und künftig geschehen konnte. Er befahl sogar, daß die zur Bezahlung der Renten bestimmten Einnahmen, künftig nur an den Oertern, wo Se Majestät ihre Residenz haben würde, abgeliefert werden sollten.

Am 19ten berichtete der Präsident von Nesmond, was er und die andern Deputirten am Hof gethan hatten. Dieser Bericht, ganz mit Widersprüchen angefüllt, enthielt eigentlich nichts weiter als die vorigen, die Sie schon kennen. Der einzige neue Artikel, der hinzu gekommen war, betraf einen Brief des Herrn Servien an die Deputirten, worin

er ihnen sagte: im Fall Monsieur und der Prinz fortführen, wegen der von ihnen verlangten Deputirten Schwierigkeiten zu machen, so bewillige Se Majestät, daß sie den Parlamentsdeputirten ihre Aufträge gäben. Der nemliche Brief enthielt auch die Versichrung, daß der König den Kardinal von seinem Conseil entfernen würde, so bald man über die Artikel, welche in der Conferenz vorkommen würden, überein gekommen wäre. Er würde dazu nicht einmal die Vollziehung derselben abwarten. Hierauf stimmte man, konnte aber die Stimmensammlung nicht eher als am 20sten enden.

Es ward ausgemacht, daß der König für Mazarins Gefangnen gehalten und der Herzog von Orleans gebeten werden sollte, in seine Würde als Generallieutenant des Königs einzutreten. Der Prinz sollte unter ihm das Commando über die Armeen ergreifen, so lange bis Mazarin außer dem Reich seyn. Alle Parlamenter des Reichs sollten eine Abschrift dieses Beschlusses erhalten und gebeten werden, einen gleichen auszufertigen. Sie gaben aber dieser Bitte kein Gehör, und, außer dem Parlament von Bourdeaux, ward bei keinem auch nur darüber deliberirt. Vielmehr hatte das Parlament von Bretagne seine vorigen Beschlüsse so lange aufgeschoben, bis die nach Frankreich gekommenen spanischen Truppen das Land gänzlich geräumt haben würden. Nicht besser gieng es Monsieur, als er in seiner neuen Würde an alle Gouverneurs der Provinzen schrieb. Er gestand mir einige Zeit nachher aufrichtig, daß außer Herrn von Sourdis kein einziger geantwortet habe. Der Hof hatte sie von ihrer Pflicht durch einen feierlichen Beschluß benachrichtigt, durch welchen der Parlamentsbeschluß,

beſchluß, welcher die Generallieutnantſchaft einführte, aufgehoben wurde.

Das Anſehen des Parlaments war nicht einmal in Paris ſo feſt, als es hätte ſeyn ſollen; denn als zwei Elende wegen des im Hotel de Ville angelegten Feuers zum Hängen verdammt worden waren, weigerten ſich die zur Vollſtreckung des Urtheils commandirten Bürgercompagnien, Gehorſam zu leiſten.

Am 24ſten ward eine allgemeine Verſammlung im Hotel de Ville angeordnet, worinn über die Mittel, Geld zum Unterhalt der Truppen zu bekommen, berathſchlagt und beſtimmt werden ſollte, ob die im mazariniſchen Palaſt befindlichen Statuen verkauft und der auf ſeinen Kopf geſetzte Preis davon bezahlt werden ſollte.

Am 26ſten ſagte Monſieur in den verſammelten Kammern: ſeine neue Würde als Generallieutnant verpflichte ihn, ein Conſeil zu errichten. Er bitte die Geſellſchaft, zwei aus ihrer Mitte dazu als Glieder zu ernennen, und ihm zu ſagen, ob ſie es billige, wenn er den Kanzler um ſeinen Beitritt bäte. Dieſe Meinung gieng durch. Selbſt der Generaladvocat Bignon, der Cato ſeiner Zeit, war nicht dagegen. Er ſagte in ſeinem Votum, dem eine bewunderungswürdige Gewalt und Beredſamkeit eigen war: das Parlament habe Monſieur nicht die Würde eines Generallieutenants gegeben; er könne ſie aber bei gegenwärtigen Umſtänden nehmen, da ſeine Geburt ihm ein Recht darauf gebe, und ihn natürlich zur erſten Magiſtratsperſon des Reichs einſetze. Er führte hier Heinrich den Großen an, der als erſter Prinz vom

Geblüte, ſich ſelbſt in einer zur Zeit der Unruhen gehaltnen Rede, dieſen Namen gegeben habe.

Am 27ſten ward das Conſeil von dem Herzog von Orleans eingerichtet. Es beſtand aus Monſieur, den Prinzen, Herrn von Beaufort, Nemours, Sully, Briſſac, la Rocheſoucaut und Rohan; den Präſidenten von Nesmond und Longueuil; Aubri und l'Archer, Präſidenten der Rechnungskammer; auch Dorieux und le Noir vom Steuerkammergericht.

Am 29ſten ward in der Verſammlung des Hotels de Ville ausgemacht, daß zu Verſtärkung der Sr königlichen Hoheit gehörigen Truppen 800,000 livres erhoben werden ſollten. Auch ſey an alle groſſe Städte des Reichs zu ſchreiben, um ſie zur Vereinigung mit der Hauptſtadt aufzufodern. Der König ermangelte nicht durch Beſchlüſſe ſeines Conſeils alle Parlamentsbeſchlüſſe und Deliberationen des Hotel de Ville wieder aufzuheben.

Ich glaube bis hieher meinem Ihnen gegebnen Wort die Vorfälle jener Zeit durchaus nicht mit meinen eignen Betrachtungen zu vermiſchen, pünktlich treu geweſen zu ſeyn. Aus Mangel an Stoff iſt es nicht geſchehen. Denn ſelten konnte es einen Zeitpunkt geben, der einen reichhaltigern und würdigern Stoff zu Betrachtungen geliefert hätte, als der damalige. Die Begebenheiten waren ſeltſam, verwickelt und außerordentlich. Aber da ich eigentlich nicht unter den Spielenden war, ſondern das Spiel ſogar nur aus einer Loge in der Ecke des Schauſpielhauſes mit anſah, ſo fürchtete ich, wenn ich zu ſehr ins Einzelne

über,

übergienge, meine Anſichten mit meinen Vermuthungen zu vermengen. Und ich habe ſo oft erfahren, wie falſch auch die vernünftigſten von dieſen ſind, daß ich ſie unter der Würde einer Geſchichte halte, und vorzüglich einer ſolchen, welche nur für eine einzige Perſon geſchrieben iſt, die, in ſo vieler Rückſicht, die unbeſtreitbarſte Wahrheit verdient. Hier haben ſie zwei Bemerkungen, die unter dieſer Rubrik ſtehen können.

Ob ich Ihnen gleich nicht die verſchiedne Triebfedern der Maſchinen, welche Sie auf dem Schauplatz ſehen, entdecken kann, da ich ſelbſt nur die Außenſeite beſchaute, ſo kann ich Ihnen doch über einige derſelben ſichre Auskunft geben. Der einzige Grund, welcher Monſieur zu ſo erbärmlichen Handlungen verleitete, war ſeine Ueberzeugung, daß alles nur auf gut Glück geſchähe, und nichts beſſeres zu thun ſey, als — dies war ſein Ausdruck — mit dem Strome zu ſchwimmen. Den Prinzen bewog ſein ewiger Abſcheu vor dem bürgerlichen Krieg, ſich ſo zu benehmen wie er that. Dieſer erweckte und nährte im Innerſten ſeines Herzens unaufhörlich die Hofnung, alles durch eine ſchnelle Unterhandlung zu beenden. Unterhandlungen giengen auch ununterbrochen fort. So viel zu Erklärung der verſchiednen ſichtbaren Würkungen. Doch halte ich es für nöthig, die Sachen nochmals im Ganzen zu überſchauen, da im Lauf dieſer Erzählung beſtändig Begebenheiten vorkommen, deren Urſachen ich übergehe, weil ich ſie nicht beſonders kenne.

Daß ich Monſieur durch meine Einſolbigkeit zurückgeſchreckt hatte, wiſſen Sie bereits. Ich hatte mich vorſätzlich darauf eingeſchränkt, und änderte dies Betragen nicht eher, bis von der Generallieutnant-

schaft die Rede war. Dieser widersetzte ich mich aus aller Kraft, weil er mich zwang meine Meinung darüber zu sagen. Ich behandelte sie als etwas verhaßtes, gefährliches und zweckloses, und erklärte mich darüber so klar und so laut, daß ich hinzusetzte: es würde mich zur Verzweiflung bringen, wenn nicht jedermann meine Gesinnungen hierüber erführe und wenn man glaubte, daß diejenigen Parlamentsglieder, die für meine besondern Freunde anerkannt würden, fähig wären, dafür zu stimmen. Ich hielt Wort. Caumartin zeichnete sich sogar durch eine entgegengesetzte Meinung aus. Ich hielt dies Benehmen für meine Pflicht gegen den König, den Staat und Monsieur selbst; denn ich war überzeugt, wie ich es noch bin, daß eben die Gesetze, welche zuweilen erlauben, sich selbst von einem pünktlichen Gehorsam loszusprechen, uns stets verbieten, das Heiligste eines Staats zu verletzen, in welchem das königliche Ansehen das wesentlichste ist. Ueberdies war ich, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, im Stand, meinen Grundsatz und mein Betragen zu behaupten. Die Haltung, welche ich bei den Angelegenheiten des Hotel de Ville beobachtete, hatte die Einbildungskraft der Menge ergriffen, und sie überredet, daß ich weit mehr Gewalt besitze als ich würklich hatte. Die Gewalt wird durch die Meinung davon vermehrt. Diese Erfahrung hatte ich gemacht, und mich derselben mit Nutzen bedient. Zugleich fand ich auch, daß andre Mittel in der Stimmung der Pariser überflüssig vorhanden wären. Diese waren durch die Taxen, womit sie sich bedrohet sahen, durch den Angriff auf das Hotel de Ville, der alle Gemüther mit Schauder erfüllt hatte, und durch die Verwüstungen der umliegenden Gegenden, wo die Armee seit dem Gefecht bei St. Antoine in der Vorstadt St. Victor lag und unglaublich

lich wirthſchaftete, täglich mehr gegen die Partei der Prinzen erbittert.

Alle dieſe Unordnungen benutzte ich. Ich ſchmückte ſie mit allen Farben, welche mich denen, die ſie tadelten, angenehm machten. Unvermerkt und ſanft führte ich alle die Friedliebenden, die nicht durch ein beſonders Intereſſe an Mazarin gebunden waren, zu mir herüber. Dies gelang mir ſo ſehr, daß ich mich bald im Stand befand, in Paris jedermann den Kampfplatz ſtreitig zu machen, und nach drei Wochen, während ich mich in meiner Wohnung mit den oben angeführten Vorkehrungen blos defenſiv verhalten hatte, gieng ich, ungeachtet des römiſchen Zeremoniels mit großem Gefolge aus. Täglich gieng ich nach Luxemburg, mitten durch die in der Vorſtadt befindlichen Krieger des Prinzen, und hielt mich des Volks ſo verſichert, daß ich dies mit aller Sicherheit thun zu können glaubte. Auch irrte ich mich hierinn nicht; wenigſtens bewies dies der Erfolg.

Jetzt zum Parlament zurück.

Am 6ten Auguſt brachte der Stellvertreter des Generalprocurators, Buchifert, den verſammelten Kammern zwei Briefe des Königs. Der Eine war an die Geſellſchaft gerichtet, der andre an den Präſidenten von Nesmond, mit einer Erklärung des Königs, welche die Verſetzung des Parlaments nach Pontoiſe enthielt. Der Hof hatte dieſen Entſchluß gefaßt, da er geſehen hatte, daß ſein Aufenthalt zu St. Denis das Parlament und das Hotel de Ville nicht von den oben erwähnten Schritten hatte zurück-

halten können. Diese Nachricht brachte die Versammlung in große Bewegung. Man stimmte und das Resultat war, daß die Briefe nebst der Erklärung ins Archiv gelegt werden sollten, damit ihnen, was man schuldig sey, wiederführe, sobald der Kardinal Mazarin außerhalb Frankreich seyn würde. Das Parlament von Pontoise bestand aus 14 Gliedern, an deren Spitze die Präsidenten Mole, Novion und le Coigneux standen, die sich kurz zuvor verkleidet aus Paris entfernt hatten. Es that dem König wegen Entfernung des Kardinal Mazarins Vorstellungen, und der König bewilligte sein Begehren. Der gute uneigennützige Minister bat selbst innigst darum, verließ würklich den Hof und gieng nach Bouillon. Dieses, dem königlichen Ansehen, würklich höchst unwürdige Spiel war mit allen Umständen begleitet, die es nur noch lächerlicher machen konnten. Die beiden Parlamenteer donnerten blutige Beschlüsse gegen einander.

Am 13ten August befahl das Pariser Parlament, daß die Namen derjenigen, welche Beisitzer der Versammlung von Pontoise geworden waren, aus der Tafel und aus dem Register ausgelöscht werden sollten.

Am 17ten desselben Monats bestätigte das Parlament von Pontoise die Erklärung des Königs, welche die Vereinigung des Parlaments mit der Rechnungskammer und dem Steuerkammergericht enthielt. Diese waren, da sie den Kardinal Mazarin entfernt sahen, bereit, die Waffen niederzulegen, wenn es Sr Majestät gefiele, eine Amnestie zu bewilligen, seine Truppen aus der Gegend von Paris zu entfernen, die in Guienne befindlichen zurückzuziehen, den spani-

schen

chen Truppen Sicherheits-Geleit zu geben, und den Prinzen zu erlauben, daß ſie Geſandte an Seine Majeſtät ſchickten, um über das übrige zu conferiren. Das Parlament verordnete hierauf durch einen Beſchluß, daß dem König für des Kardinals Entfernung gedankt, und er demüthigſt gebeten werden ſollte, in ſeine gute Stadt Paris zurückzukehren.

Am 26ſten ließ der König von dem Parlament zu Pontoiſe, die Amneſtie beſtätigen, welche er allen denen, die gegen ihn die Waffen ergriffen hatten, gab; aber er that es mit Einſchränkungen, wobei nur wenige ihre Sicherheit finden konnten.

Am 29ten und 31ſten Auguſt und 2ten September ward in den verſammelten Kammern von Paris faſt über nichts geſprochen, als über des Hofs Verweigerung der von Monſieur und den Prinzen verlangten Päſſe für den Marſchall von Eſtampes, den Grafen von Fiesque und Goulas und über des Königs Antwort auf einen Brief von Monſieur. Der Inhalt dieſer Antwort war: es befremde ihn, daß der Herzog von Orleans nicht bedenke, wie er nach des Kardinal Mazarins Entfernung, ſeinem Verſprechen und ſeiner Erklärung zufolge, nichts anders zu thun habe, als die Waffen niederzulegen, allen ſonſtigen Verbindungen und Verträgen zu entſagen und die Ausländer zu entfernen. Erſt wenn dies geſchehen, würden ſeine Abgeſandten willkommen ſeyn.

Am 2ten September ward über dieſe Antwort des Königs geſtimmt; man hatte aber nicht Zeit genug, um die Deliberation zu endigen. Es ward bloß beſchloſſen, daß dem Criminallieutenant verboten werden ſollte, irgend eine Erklärung des Königs ohne

Befehl

Befehl des Parlaments bekannt zu machen. Dieſes Verbot bezog ſich auf die erhaltne Nachricht, daß dieſe Beamten vom König Befehl erhalten hatten, die in Pontoiſe beſtätigte Erklärung der Amneſtie in der Stadt bekannt machen und anſchlagen zu laſſen.

Am 3ten war die Deliberation über des Königs an Monſieur gegebne Antwort, geendigt. Dem Beſchluß zufolge ſollten die Deputirten der Geſellſchaft zum König gehen, ihm für die Entfernung des Kardinals danken, und ihn bitten, in ſeine gute Stadt Paris zurück zu kommen; der Herzog von Orleans und der Prinz ſollten gebeten werden, an den König zu ſchreiben und ihn zu verſichern, daß ſie, ſobald Se Majeſtät die nöthigen Päſſe für den Rückzug der Fremden geſchickt und eine gut abgefaßte von allen Parlamentern des Reichs beſtätigte Amneſtie bewilligt hätte, ihre Waffen ſogleich niederlegen würden. Ferner ſolle der König gebeten werden, der Prinzen Deputirte anzunehmen; die Rechnungskammer und das Steuerkammergericht ſolle eingeladen werden, die Deputation zu beſorgen; im Hotel de Ville ſolle eine allgemeine Verſammlung gehalten, auch dem Präſidenten von Mesmes, der ſich ebenfalls nach Pontoiſe geflüchtet hatte, geſchrieben werden, ſeine Bitte um die Päſſe fortzuſetzen.

Hier erlauben Sie mir zu weilen und aufmerkſam die ſchändliche und fortdauernde Täuſchung zu betrachten, durch welche ein Miniſter mit dem Namen und dem geheiligten Wort eines großen Königs ſein Spiel treibt, während auf der andern Seite das erhabenſte Parlament des Reichs, und die Geſammt-

heit

geahndet vorbeygehen. Einſt fand er in der Schatzkammer, ſtatt zweyer Säcke mit egyptiſchem Golde, zwey Beutel mit ehernen Münzen. Für dieſen Unterſchleif beſtrafte er die Beamten auf der Schatzkammer bloß durch Abſetzung von ihrem Amte.

In dem Treffen bey Hittyn im Jahr 583 (1187 n. C. G.) wurde der fränkiſche König nebſt Arnald Herrn von Cracha gefangen. Beyde ließ Saladin vor ſich führen. Arnald war ein wilder treuloſer Menſch, der einſt zur Zeit des Waffenſtillſtandes eine Karavane, die durch ſein Gebiet zog aufs ärgſte mißhandelte, die armen Leute in Gruben und enge Gefängniſſe ſteckte, und ſie ſpöttelnd tröſtete: ihr Muhammed werde ſie ſchon erretten. Saladin hörte von dieſer Grauſamkeit, und that ein feyerliches Gelübde, ihn mit eigner Hand zu erwürgen, wenn er in ſeine Gefangenſchaft gerathen ſollte. Als nun beyde vor ihm ſtanden, klagte der König über Durſt. Man reichte ihm einen Becher, er trank, und gab ihn Arnald. Sogleich wandte ſich der Sultan an den Dollmetſcher; ſage dem König, ſprach er: ihr habt einem Menſchen zu trinken gegeben, dem ich weder Speiſe noch Trank habe reichen wollen. Das war ſo viel als wenn er ſagte: wer Speiſen oder Getränke genießt, die mein ſind, den darf man aus Menſchenpflicht nicht verletzen. Bald darauf ſchlug er ihm den Kopf ab, und befreyete nachher bey Eroberung von Ptolemais ohngefähr 4000 Gefangene, die er insgeſamt reichlich beſchenkt nach Hauſe ziehen ließ. Dieſe Nachricht habe ich aus dem Munde glaubwürdiger Zeugen, denn ich ſelbſt bin bey dem Treffen nicht zugegen geweſen.

Im geſellſchaftlichem Umgange war Saladin ein feiner unterhaltender Mann. Er kannte die Geſchlechtsregiſter der Araber, ihre Geſchichte, Sitten, Ge-

heit der Pairs, durch ewige Widersprüche, die an Schulknaben eher als in einem Majestätischen Senat zu erwarten gewesen wären, so zu sagen, mit sich selbst spielte. Die Menschen, ich wiederhole es, fühlen sich selbst nicht, in solchen fieberhaften Zuständen des Staats, die nahe an Wahnsinn gränzen. Ich kannte damals viele Gutgesinnte, die von der gerechten Sache der Prinzen bis zum Märtyrertod, wenn es nöthig gewesen wäre, überzeugt waren. Auch kannte ich andere voll uneigennütziger hoher Tugend, die für die Vertheidigung des Hofs mit Freuden in den Tod gegangen wären. Solcher Stimmungen bedient sich der Ehrgeiz der Großen, wie es für ihren Vortheil paßt. Sie suchen die übrigen Menschen zu verblenden, und verblenden sich selbst gefährlicher als die übrigen.

Der gute Fontenay, der zweimal als Gesandter in Rom gewesen war, viel Erfahrung und natürlichen Verstand besaß, auch aufrichtig und redlich das Wohl des Staates wünschte, beweinte täglich mit mir die Erschlaffung, in welche die innerliche Spaltungen auch die beßten Bürger versenken.

Wie stand es um das Aeußere des Staats?

Der Erzherzog nahm in diesem Jahr Gravelingen und Dünkirchen weg. Cromwel bemächtigte sich ohne Kriegserklärung, ich weiß nicht unter welchem Vorwand von Wiedervergeltung, mit einer für die Krone beleidigenden Frechheit einer großen Menge königlicher Schiffe. Wir verloren Barcellona in Catalonien, und Casal, den Schlüssel von Italien. Wir sahen Dreyfach in Aufruhr und auf dem Punkt, in Oest-

Oeſtreichs Hände zurückzufallen; ſahen die ſpaniſchen Fahnen auf dem Pontneuf wehen, und die gelben lothringiſchen Schärpen mit eben der Freiheit, wie die iſabellfarbnen und blauen in Paris erſcheinen. Man gewöhnte ſich an dies Schauſpiel und an die traurigen Nachrichten ſo vielfachen Verluſts.

Mir ſchauderte vor dieſer Gewohnheit, die ſo ſchrecklich in ihren Folgen war; und ich erſchrack dafür gewiß weit mehr wegen des Staats als wegen meiner Perſon. Herr von Fontenay, der es eben ſo lebhaft fühlte und noch mehr von meiner Rührung durchdrungen war, ermahnte mich, mich aus der Erſchlaffung heraus zu reißen. „Ich geſtehe, ſagte er, „daß Sie ſich dabei wohl befinden; denn ſobald Sie „nur auf ſich ſelbſt Rückſicht nehmen, ſo haben Sie „das beßte Theil erwählt. Werfen Sie aber einen „Blick auf den Zuſtand der Hauptſtadt des Reichs, an „die Sie durch ſo viele Beziehungen gebunden ſind, ſo ſa„gen Sie, ob Sie ſich nicht verpflichtet halten, mehr zu „thun als bisher? Sie haben kein Privatintereſſe; Sie „meinen es gut; warum müſſen Sie nun durch Ihre „Unthätigkeit dem Staat eben ſo viel ſchaden, als „andere durch ihre regelloſeſten Handlungen?“ —

Aehnliche Bitten waren an mich ſeit 4 oder 6 Wochen mit gleichem Eifer von Herrn von Seve-Chatignonville gethan worden. Dieſer, den Sie in der Folge in des Königs Conſeil geſehen haben, war mein genauer Freund und ein Mann von großer Vortrefflichkeit. Herr von Lamoignon, der jetzige erſte Präſident des Pariſer Parlaments, welcher ſchon ſeit ſeiner Jugend ganz in dem Ruf geſtanden hat, welchen ein ſo großes Talent, mit ſo erhabner Tugend vereinigt, verdient, that mir täglich ähnliche Aeußerungen. Auch der Staatsrath von Valencay, der bei

weitem nicht die Talente der andern beſaß, aber doch, wie ſie, Hauptmann ſeines Viertels war, ſagte mir jeden Sonntags Morgen ins Ohr: Retten Sie den Staat, retten Sie die Stadt, ich erwarte Ihre Befehle. Eben dieſen Gegenſtand beweinte Herr des Roches alle Wochen ein paarmal regelmäßig mit mir. Er war Chordirector von Notre Dame und hatte die Leibwache des Kloſters unter ſich; er war ein Mann von wenig Geiſt, aber gutem Willen.

Von allen dieſen Aeußerungen rührte mich keine mehr als eine Rede des Herrn von Lamoignon, den ich eben ſo ſehr wegen ſeines richtigen Blicks als wegen ſeiner Redlichkeit achtete. „Ich ſehe — ſagte er einſt, als wir zuſammen in meinem Zimmer auf und abgiengen — „daß Sie bei der untadelhafteſten „Meinung von der Welt für die allgemeine Liebe den „allgemeinen Haß eintauſchen werden. Schon ſeit „einiger Zeit ſind die Gemüther, welche ſonſt alle für „Sie waren, getheilt. Durch die Fehler Ihrer Feinde haben Sie zwar wieder an Uebergewicht gewonnen; doch ſehe ich, daß Sie anfangen, aufs neue „zu verlieren. Die Frondeurs glauben: daß Sie „Mazarin ſchonen; und ſeine Anhänger halten Sie „für einen Freund der Frondeurs. Ich weiß, daß „dies nicht wahr iſt, und ſchließe ſogar, daß es „nicht wahr ſeyn kann; aber daß es eine gewiſſe Gattung von Menſchen glaubt, deren Meinung immer „mit der Zeit den allgemeinen Ruf hervorbringt, dies „läßt mich für Sie fürchten. Dieſe Menſchen ſind „nemlich die, welches weder Frondeur, noch Mazariniſten, nichts als das Wohl des Staats wollen. Ihre Klaſſe vermag nichts bei dem Anfang „der Unruhen, aber ſie vermag alles beim Ausgang

„der-

„derselben.“ Sie sehen, daß man nicht vernünftiger sprechen kann. Gleichwohl, da mir diese Ideen nicht ganz neu waren und ich schon oft wenigstens ähnliche Betrachtungen angestellt hatte, so rührte mich eigentlich nur der Einfall, womit er endigte. „Sie „sahen sich hier in seltsamen Lagen — fuhr er fort. — „Es ist eines Weisen würdig, sich eilig und selbst mit „Verlust heraus zu reissen. Denn er läuft Gefahr, „so weise man sich auch immer dabei benehmen mag, „seine ganze Ehre zu verlieren. Ich zweifle sehr, daß „der Connetable von St. Paul so strafbar gewesen „ist und so schädliche Absichten gehabt hat, als man „ihn uns schilderte.“

Diese letztere Bemerkung, die in der That einen tiefen und richtigen Sinn hat, erschütterte mich um so mehr, da der Pater Dom Corouges, ein Carthäuser, mir den Tag zuvor in seiner Zelle folgendes über mein Benehmen gesagt hatte: „Es ist so klar und so „erhaben, daß eben deswegen alle die, welche an Ihrer Stelle nicht auch dazu fähig wären, nothwendig „ein Geheimniß dahinter suchen; und in verworrenen „und unglücklichen Zeiten wird alles gehaßt, was „geheimnißvoll scheint.“

Die Wirkung, welche alle diese Reden auf mich machten, will ich Ihnen beschreiben; doch ist es vorher nöthig, so kurz als möglich einige Thatsachen anzuführen, die nicht vergessen zu werden verdienen.

Sie wissen bereits, daß der König nach Compiegne gieng, sobald er sein Parlament zu Pontoise eingerichtet hatte. Herr von Bouillon konnte ihm dahin nicht folgen, weil er um diese Zeit an einem Fieber starb; aber er ließ den Kanzler zu sich kommen,

ment, welcher Paris verkleidet verließ und das königliche Conseil dem bei Monsieur vorzog, an dem er auch aus verschiednen Gründen nicht Theil nehmen konnte. Nur in seiner Schwäche konnte für einen Kanzler von Frankreich eine Entschuldigung für diesen Schritt liegen; aber wie ich eben so sehr überzeugt bin, nur unter der weichlichen schlaffen Regierung eines Mazarin konnte es geschehen, daß ein Kanzler, der zu dieser Handlung fähig war, an die Spitze aller Conseils und Gerichtsbarkeiten des Reichs gesetzt wurde. Der Mangel an Aufmerksamkeit auf die Würde solcher Stellen ist bei einem Minister gewiß eines der größten Uebel, und dieses hat die Verwaltung des Kardinal Mazarin dem Reich gar sehr zugefügt. Die Verachtung, womit er sie behandelt hat, ist ihm gelungen, und dies zweite Uebel ist fast noch bedeutender als das erstere. Denn dadurch werden die Unfälle, welche früh oder spät den Staat unfehlbar begegnen werden, bedeckt und beschönigt.

Die Königin, mit ihrem stolzen Sinn, hatte sich mit Mühe zu der Zurückberufung des Canzlers entschließen können. Aber der Kardinal beherrschte sie ganz und in höchstem Grad. Er war einst so sehr vom Herrn von Bullion eingenommen, daß er ihm sogar die Finanzen anvertraute, und als die Königin ihm rieth, sich einen Mann von diesem Gemüth nicht anzuvertrauen, antwortete er: es steht Ihnen wohl an, Madam, mir guten Rath zu geben! Ich erfuhr diesen Zug einige Tage darauf von Varennes, welchem es Bullion selbst gesagt hatte.

Es wäre ungerecht, hier den Tod des Herrn von Nemours zu vergessen, der durch Herrn von Beaufort im Duell getödtet ward. Sie werden sich dessen,

was ich Ihnen von Ihrem Streit bei Gelegenheit des Gefechts von Gergau gesagt habe, noch erinnern. Er ward durch den Streit, wer in Monsieur's Conseil den Vorsitz haben sollte, wieder erneuert. Herr von Nemours zwang Herrn von Beaufort sich mit ihm zu schlagen; und ein Pistolenschuß durch den Kopf raubte ihm auf der Stelle das Leben. Herr von Villars, den Sie kennen, stand ihm bei dieser Gelegenheit bei und tödtete Beauforts Gardelieutnant Hericourt. Ich komme auf Luxemburg zurück.

Daß die in Paris herrschende Verwirrung nichts zur Vermehrung der Ordnung an Monsieurs Hof beitrug, ist leicht zu erachten. Der Tod des Herrn von Valois, der auf den St. Laurents Tag fiel, verbreitete eine Trauer; und auf diese folgt immer Verwirrung, wenn sie in eine Zeit der Ungewißheit und Verlegenheit fällt. Die Nachricht von einer Negociation des Herrn von Chavigny mit dem Hofe, welche Monsieur durch Frau von Choisi gerade zu dieser Zeit erhielt, machte ungemeinen Eindruck auf ihn. Die von allen Seiten einlaufenden, für die Parthei nachtheiligen, Gerüchte fanden ihn in diesem Zustand, und bewegten sein Gemüth noch mehr als es gewöhnlich war, obwohl es nie sehr ruhig zu seyn pflegte.

Persan war genöthigt, Mouron an Paluau abzutreten, der nach diesem Geschäft Marschall von Frankreich ward. Der Graf von Harcourt hatte in Guyenne fast immer Vortheil erfochten, und Bourdeaux selbst, fand sich in so viel thörichte Partheilichkeiten getheilt, daß schwerlich etwas darauf zu bauen gewesen wäre. Die Prinzessin, und Frau von Longueville, der Prinz von Conti und Marcin, das Parlament, die Jurate, und die Armee, Marigny und Sarrazin hatten jeder dabei ihre Factionen, wie Merigny lusti-

luſtiger Weiſe ſagte. Dieſer hatte über das, was er daſelbſt beobachtet, eine Art von Quodlibet angefangen, welches ein höchſt lächerliches Bild davon entwarf. Ich kenne es nicht genau, um Sie näher damit bekannt zu machen, und begnüge mich Ihnen zu ſagen, daß alles, was Monſieur davon zu Ohren kam, eben nicht dazu beitrug, ihn bei dieſen Unruhen zu beruhigen und ihn zu bereden, daß ſeine Parthei die gute ſey.

Die göttliche Vorſehung waltet durch geheime Triebfedern, die ſelbſt denen unbekannt ſind, welche durch ſie getrieben werden, über die Mittel für ihre Zwecke. Sie bediente ſich der Bitten dieſer oben genannten Männer, um mich zur Aenderung meines Betragens zu vermögen, gerade in dem Augenblick, wo ſich Monſieur in einer für meinen Zweck empfänglichen Stimmung befand. Das ſchwerſte war freilich mir ſelbſt eine paſſende Stimmung zu geben; denn ob ich gleich im Grund ſehr wohlmeinende und aufrichtige Geſinnungen gegen den Staat hegte, und auf der andern Seite nichts mehr wünſchte, als mich auf eine ehrenvolle Art aus dem Handel zu ziehen; ſo wollte ich gleichwohl auch ein gewiſſes Decorum beobachten, das in dem gegenwärtigen Fall äuſſerſt ſchwer zu finden war. Ich geſtand freilich dieſen Herrn zu, daß es eine Schande ſey, die Hände in den Schoos zu legen, und die Hauptſtadt, vielleicht den Staat ihren Verderben zu überlaſſen; aber ſie mußten mir auf der andern Seite auch einräumen, es ſey wenig Ehre dabei, bis zu der Wiedereinſetzung eines dem ganzen Reich verhaßten Miniſters rückwärts zu gehen, an deſſen Sturz ich ſelbſt auszeichnend gearbeitet hatte. Dies nemlich konnten wir uns nicht verhelen, daß alle Schritte, die wir für den Frieden thun möch-

ten, zwar mittelbar aber unfehlbar dieſe Würkung hervorbringen würden. Denn dieſes war ja, wie wir wohl wußten, der einzige Wunſch der Königin.

Endlich überzeugte mich Herr von Fontenay durch folgendes Räſonnement, das er mir eines Nachmittags auf dem Spaziergang vortrug: „Sie ſehen, „ſagte er, daß Mazarin nichts anders, als eine Art „von Godenot (Taſchenſpieler-Puppe) iſt, das ſich „heute verbirgt und morgen wieder erſcheinen wird. „Aber Sie ſehen auch, daß, er mag verſchwinden oder „erſcheinen, das königliche Anſehen immer der Faden „iſt, der ihn vor- oder rückwärts zieht, und der, auf „die Art, wie man es jetzt anfängt, wahrſcheinlich „noch ſo bald nicht reißen wird. Viele von denen, „die ſeine eifrigſten Gegner zu ſeyn ſcheinen, würden „ihn mit vielem Verdruß untergehen ſehen. Viele „andre ſähen ihn mit Vergnügen gerettet; niemand „arbeitet wahrhaft und ausſchließend an ſeinem Sturz. „Sie ſelbſt, mein Herr, fuhr er fort, tragen nur „wenig dazu bei; weil es eine Menge Fälle giebt, wo „Ihr Verhältniß mit dem Prinzen Ihnen nicht er„laubt, ſo frei und vollſtändig gegen den Hof zu wir„ken, als Sie ohne dieſe Rückſicht thun würden. Und „ſo ſchließe ich: es ſey nicht zu verhindern, daß der „Kardinal nicht wieder ſein voriges Anſehen erhalte, „mag es nun durch eine Negociation mit dem Prin„zen, welcher Monſieur, ſo oft es ihm gefällt, nach ſich „ziehen wird, um ſich mit dem Hof zu verſöhnen, oder „durch die Läßigkeit des Volks geſchehen, das bereits „allzuklar einſieht, daß dieſe Parthie weder Krieg zu „führen noch Frieden zu machen wiſſe. In beiden „Fällen, die ich für unfehlbar halte, haben Sie viel „zu verlieren. Ziehen Sie ſich nicht aus der Verle„genheit, ehe eine Unterhandlung mit dem Prinzen

„die

„die Unruhen beendigt, ſo werden Sie ſich ſchwerlich „von einer Intrigue retten können, welche der Hof und „der Prinz zu Ihrem Verderben veranſtalten werden. „Kömmt die Auflöſung durch Ueberdruß des Volks; „was ſind Sie dadurch gebeſſert? kann dieſer Ueber„druß, wo man ſich gewöhnlich an die hält, die wäh„rend der Unruhen am meiſten geglänzt haben, nicht „jene weiſe Unthätigkeit ſelbſt, welche Sie ſeit einiger „Zeit beobachten, zu Ihrem Nachtheil auslegen? „Dies alles, dünkt mich, können Sie vorausſehn; „aber Sie können es nicht vermeiden, wenn Sie nicht „vorher einen Ausweg finden, ehe der bürgerliche „Krieg durch eines der Mittel, welche ich eben er„wähnt habe, beendigt wird. Ich weiß, daß Ihre „Verbindung mit Monſieur und mit dem Publikum „ſelbſt gegen Mazarin, Ihnen alles verbietet, was „zu ſeiner Wiedereinſetzung dienen kann; und aus „dieſem Grund habe ich Ihnen, ſo lang er am Hof „war, wie Sie wiſſen, nie irgend einen Vorſchlag „gethan. Jetzt iſt er entfernt; und ſey es, daß dieſe „Entfernung nur als ein Spiel, als eine Täuſchung „anzuſehen iſt, es giebt Ihnen doch Gelegenheit ge„wiſſe Schritte zu thun, die ganz natürlich zu dem „führen, was Ihnen vortheilhaft iſt. Paris, ſo em„pört es iſt, wünſcht des Königs Rückkehr mit Lei„denſchaft, und die, welche ſie zuerſt verlangen, wer„den auch die Erſten in der Gunſt des Volks ſeyn. „Ich gebe zu, daß dies vorausgeſetzt, das Volk nicht „weiß, warum es bittet; denn dieſe Gegenwart wird „wahrſcheinlich Mazarin nur deſto früher zurückbrin„gen. Aber genug; es verlangt ſie."

„Jetzt da der Kardinal entfernt iſt, werden die, „welche zuerſt um des Königs Rückkehr bitten, nicht „für Mazariniſten gelten. Dies iſt für Ihre Rech-

„nung; denn da Sie keine Privatabſichten haben und „im Grund nichts als das Wohl des Staats und die „Erhaltung Ihres Ruſs im Publikum verlangen, ſo „erreichen Sie das eine, ohne dem andern zu ſchaden. „Könnten Sie des Kardinals Rückkehr hindern, ſo ge„be ich zu, daß mein Vorſchlag weder der Politik noch „der Rechtſchaffenheit angemeſſen wäre; denn dieſe „Rückkehr muß aus unendlich vielen Gründen, als „eine allgemeine Noth betrachtet werden. Aber vor„ausgeſetzt, wie Sie ſelbſt es vorausſetzen, daß das „ſchlechte Benehmen ſeiner Feinde ſie unausbleiblich „macht, ſo begreife ich nicht, wie die Ausſicht auf „eine Sache, die Sie nicht verhindern können, Sie „ſelbſt hindern kann, ſich durch einen Weg der Ih„nen ein weites Feld von Ruhm und Freiheit öffnet, „aus der Verlegenheit, worin Sie ſich befinden, zu ent„ziehen. Paris, deſſen Erzbiſchof Sie ſind, ſeufzt „unter ſeinen Laſten; das Parlament iſt nur noch ein „Phantom; das Hotel de Ville iſt eine Einöde ge„worden; Monſieurs und des Prinzen Herrſchaft „hängt von der Laune des tollſten Pöbels ab; Spa„nier, Teutſche und Lothringer ſind in ſeinen Vor„ſtädten, und dringen in ihren Verwüſtungen bis an „die Gärten. Sie, ſein Hirt, ſein Befreier in meh„rern Fällen. Sie ſind genöthigt geweſen, ſich wäh„rend drei Wochen in Ihrem eignen Haus einzuſchlie„ßen; und noch heute ſind Ihre Freunde, wie Sie „wohl wiſſen, in Angſt, wenn Sie unbewaffnet aus„gehen. Rechnen Sie es für Nichts, all dieſes Elend „zu endigen? und wollen Sie den einzigen Moment „verfehlen, den die Vorſicht Ihnen darbietet, um es „ehrenvoll zu endigen? Der Kardinal, ein Mann „wie ein Ungewitter, kann morgen wiederkommen; „und ſobald er am Hof iſt, ſo wird das, was ich Ih„nen vorſchlage, für Sie minder ausführbar, als für „jeden

Gebräuche, Verfassung, selbst die Genealogien arabischer Pferde. Seine Kenntnisse erstreckten sich über alles Merkwürdige in der Welt; und sein Umgang war eben deswegen ganz besonders lehrreich.

Im gemeinen Leben betrug er sich gegen jeden von uns mit der größten Herablassung, fragte nach unserm Befinden, nach den Arzeneyen, den Speisen und Getränken, die wir brauchten, und überhaupt nach allen unsern häuslichen Angelegenheiten. Er war kein Freund unanständiger Reden, konnte Schimpf- und Lästerworte nicht vertragen, und erlaubte sich selbst nie dergleichen.

Er unterstützte arme verlassene Waisen, setzte ihnen Vormünder, wenn sich in ihre Familie eine treue tüchtige Person dazu fand, oder ließ sie bey andern Leuten erziehen. Eben so wohlthätig bezeugte er sich auch gegen alte Leute: kurz sein ganzes Leben war eine ununterbrochene Fortsetzung guter Thaten, die nur dann aufhörten, als er in die Wohnungen der Seligen hinüberschlummerte.

Was ich hier erzählt habe, sind nur abgerissene Bruchstücke aus einem vollendeten Ganzen, wovon ich, aus Furcht durch Weitschweifigkeit zu ermüden, nur einzelne Theile liefern wollte. Uebrigens versichere ich, jeden hier aufgezeichneten Vorfall entweder selbst mit angesehen, oder von glaubwürdigen Zeugen erfahren zu haben. Die Begebenheiten aber, die unter meinen Augen geschehen sind, machen nur eine geringe Anzahl gegen diejenigen aus, bey welchen Personen anwesend waren, die seines ältern Umgangs genossen hatten.

„jeden andern. Verlieren Sie doch dieſen Augenblick „nicht, der im Gegenſatz Ihnen vortheilhafter iſt als „jedem andern. Nehmen Sie Ihre Geiſtlichen; füh„ren Sie ſie nach Compiegne, danken Sie dem Kö„nig für Mazarins Entfernung und bitten Sie ihn „um die Rückkehr in ſeine Hauptſtadt. Verſtehen „Sie ſich mit allen, die nur das Gute wünſchen, die „faſt alle Ihre beſondern Freunde ſind, und Sie ohne„hin, in dieſem Fall, welcher Ihrer Würde ſo eigen„thümlich und angemeſſen iſt, als ihr natürliches Ober„haupt betrachten. Kömmt der König würklich nach „Paris zurück, ſo werden ſich die Pariſer Ihnen „deshalb verpflichtet fühlen; ſchlägt er es ab, ſo „wird man Ihnen doch für Ihre Abſicht Dank wiſ„ſen. Könnten Sie Monſieur für dieſen Plan ge„winnen, ſo wäre der ganze Staat durch Sie geret„tet; denn ich bin überzeugt, daß er, wenn er ſeine „Rolle hier gut zu ſpielen wüßte, den König nach „Paris bringen und Mazarin auf immer daraus entfer„nen würde. Ich nehme an, daß dieſer bald zurück„komme, und rathe Ihnen, dieſem Zufall zuvorzukom„men, den Sie, wie ich ſehe, wegen der Vorwürfe, „welche er Ihnen von dem Volk zuziehen wird, fürch„ten. Kommen Sie auch dieſem Uebel zuvor, durch „ihre Anſtellung zu Rom, zu der ſie, wie Sie nur öf„ters geſehen haben, ſich lieber entſchließen würden, „als mit ihm zuſammen zu ſtehen. Sie ſind Kardi„nal, ſind Erzbiſchof von Paris, Sie beſitzen die Liebe „des Volks, ſind erſt 37 Jahr alt; retten Sie die „Stadt, retten Sie den Staat!“ —

Dies iſt ein Auszug deſſen, was Herr von Fontenay mir ſagte, und was er mir mit einem Nachdruck ſagte, der ganz gegen ſeine gewöhnliche Kälte abſtach. Auch iſt es wahr, daß ſeine Rede Eindruck auf

mich machte. Denn obwohl er mir nichts neues sagte, wie Sie aus meinen Betrachtungen bei Gelegenheit des Brandes im Hotel de Ville gesehen haben, so ergriff mich doch das, was er mir diesmal vorstellte, mehr als alles, was er bisher über diesen Gegenstand gesagt, ja mehr als alles, was ich selbst darüber gedacht hatte.

Schon seit geraumer Zeit trugen Herr von Caumartin und ich, diese Deputation der Geistlichkeit in Gedanken mit uns herum, und prüften die beste Art und die Folgen derselben. Ich muß hier Herrn Joly *) Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und ihn als den ersten Erfinder derselben darstellen. Wir giengen mit einander über die Umstände, welche wir dabei für die passendsten uud zweckmäßigsten hielten, zu Rath. Das erste und wichtigste in jeder Hinsicht, war: Monsieur dahin zu bringen, daß er diesen Schritt wenigstens billigte, und seine oben beschriebene, damalige Stimmung gab Hofnung, daß wir dies mit gutem Erfolg versuchen könnten. Ich führte zu diesem Zweck die Gründe an, welche ich am meisten seinem Geschmack gemäß glaubte. Zu diesen stellte ich die Vortheile, welche er sich selbst verschaffen würde, wenn er dem Parlament und der Stadt eine wahre, vollständige und zuverläßige Amnestie verschaffte. Und diese würde ihm gewiß nicht verweigert werden, sobald er dem Hof ein aufrichtiges Verlangen sich zu versöhnen zeigte. Ich bewies ihm, daß sein Aufenthalt zu Blois, wohin er schon lange seufzte, für ihn alsdann ruhmvoll seyn werde, wenn er vorher Sorge getragen, bei dem Friedensschluß dem Publikum und den Privatpersonen die nöthige Sicherheit zu verschaffen.

Als-

*) Siehe die Erzählung, welche Joly in seinen Memoiren hievon gemacht hat. S. 23. 2tes Buch.

Alsdann werde seine Entfernung, als die Wirkung des standhaften Entschlusses, keinen Theil an der Rückkehr des Ministers zu haben, angesehen werden. Bei meiner Reise nach Rom, die ich für meinen Theil noch vor dieser Rückkehr zu machen gedachte, sey dies anders; diese könne man für ein Werk der Nothwendigkeit halten; denn viele würden glauben, daß mich Furcht und Sorge für meine Sicherheit dazu gezwungen habe. Er aber sey durch seine Geburt über diese Reden und diesen Argwohn erhaben; und wenn er für das Publikum noch vor seiner Reise das thue, was ihm gewiß von Seiten des Hofs sehr leicht werden würde, so könne er gleichsam ohne Wachen sicher in Blois seyn, geliebt und verehrt von Franzosen und Ausländern, und vermögend nach seinem Gefallen, alle die Fehler der verschiednen Partheien zum Besten des Staats zu nützen.

Hier bitte ich Sie zu bemerken, daß ich damals von guter Hand wußte, Monsieur habe noch vor einigen Tagen sehr gefürchtet, daß ich mich mit dem Prinzen versöhnen möchte. Er hatte dies selbst gegen mich, obgleich nur unbestimmt, geäußert; gegen Joui aber hatte er sich, bei Gelegenheit irgend einer neuen Nachricht, daß Brissac von neuem an dieser Versöhnung arbeite, gänzlich geöffnet, und unter andern, wie mir dieser erzählte; ausgerufen: Wenn dies ist, so behalten wir den bürgerlichen Krieg in alle Ewigkeit. Dieser Umstand konnte mich, wie Sie leicht glauben, nicht von meinem Vorsatz abbringen.

Und diesen gemacht zu haben, durfte mich nicht reuen; denn kaum hatte ich diese Materie berührt, so bot er selbst zu allen meinen Wünschen, die Hände. Er neckte mich über die geendigte Einsylbigkeit; und

dies war bei ihm stets ein Beweis, daß er das, wovon die Rede war, gut hieß. Er setzte meinen Gründen, selbst noch neue hinzu, und kam dann plötzlich zurück, als wenn er weit ausgeholt hätte. Dies war vorzüglich seine Weise, wenn er nicht von der Stelle gekommen war. Aber, sagte er mir, was wollen wir mit dem Prinzen anfangen? „Ihrer Hoheit, antwortete ich, kömmt es zu, zu „wissen, wie Sie mit ihm stehen, denn die Ehre ist „allem andern vorzuziehen. Da ich aber mit Grund „glaube, daß die Unterhandlungen, welche man von „allen Seiten sieht, gemeinschaftlich geschehen; so bil„de ich mir ein, daß Sie sich über das, was ich Ih„nen vorschlage, so verständigen können, wie über „das Uebrige." Sie scherzen, sagte er hierauf, aber ich bin über diesen Punkt nicht so sehr in Verlegenheit als Sie glauben. Der Prinz wünscht sich mit mehr Ungeduld aus Paris weg, als Sie; Er würde lieber an der Spitze von vier Escadrons im Ardenner Wald stehen, als 12 Millionen solcher Menschen commandiren, wie wir sie hier haben; den Präsidenten Charton selbst nicht ausgenommen. Dies war Wahrheit. Croissy, einer der unverstecktesten Menschen — an Leuten, die an Welthändel gewöhnt sind, ein seltner Fehler! — sagte mir täglich: der Prinz verschmachte vor Verdruß, und sey es so müde, von Parlament, Steuerkammer, Versammlung der Kammern und Hotel de Ville u. dgl. zu hören, daß er oft sage: sein Großvater habe weniger unter der Last der Geistlichen von la Rochelle geseufzt, als er hier.

Mon-

Monſieurs Aeußerungen verriethen mir bald, daß er Gründe ſuche, die ihm ſelbſt in Rückſicht des Prinzen genugthun könnten. Ich zwang mich, gleichfalls zu meiner Genugthuung, ihm keine an die Hand zu geben und ihn zu nichts zu bereden. Ich hielt mich für dieſen Punkt in den Schranken der Einfalbigkeit, ob gleich Monſieur nichts fehlen ließ, um mich hierüber ſowohl als auch über die verſchiedne Negociationen, von denen immer, mit Grund oder Ungrund, geſprochen würde, zum Sprechen zu bringen. Ich begnügte mich damit, meine Sendung zu erhalten, oder vielmehr nur in ihre Form zu bringen.

Die Beſtandtheile des Entwurfs waren dieſe. Monſieur befahl mir eine Generalverſammlung der geiſtlichen Gemeinen zu veranſtalten, von allen dieſen Deputirte für den Hof wählen zu laſſen, ſie dahin zu führen, und dort ſelbſt die Deputation einzuleiten, die nichts anders zum Zweck haben ſollte, als den König inſtändigſt zu bitten, ſeinen Völkern den Frieden wieder zu geben und in ſeine gute Stadt Paris zurückzukehren. Ferner ſollte ich vermittelſt meiner Freunde, bei den andern Collegien der Stadt für eben dieſen Zweck arbeiten. Den Hof ſollte ich durch die Frau Pfalzgräfin wiſſen laſſen, daß Monſieur die erſte Urſache von allem dieſem ſey; jedoch ohne einen Brief, wenigſtens ohne einen ſolchen, den man vorzeigen könnte. Negociiren ſollte ich nicht, bis ich ſelbſt in Compiegne wäre. Dort ſollte ich der Königin ſagen: ſie ſähe wohl, daß Monſieur alle dieſe Schritte weder thun noch dulden würde, wenn er ſelbſt nicht die beſten und aufrichtigſten Geſinnungen hegte; er wünſche den Frieden, wünſche ihn von Grund des Herzens. Seine öffentlich gegen den Kardinal Mazarin

gern genommenen Verbindungen hätten ihm, so lange dieser am Hof gewesen sey, nicht verstattet, den Frieden zu schließen, aber auch nur zu beschleunigen. Jetzt aber, da dieser entfernt sey, wünsche er mit Sehnsucht, Ihrer Majestät zu zeigen, daß nur bloß allein ihn verhindert habe, mit Erfolg daran zu arbeiten. Er erkläre ihr durch mich, daß er allen Privatvortheil entsage, und weder für sich noch für einen von seiner Parthei das geringste verlangen werde. Alles was er wünsche, sey die öffentliche Sicherheit, und für diese bedürfe es nichts weiter, als einiger Artikel der Amnestie deutlich zu bestimmen und sie mit gewissen Formen zu bekleiden, die in der That für den Dienst des Königs eben so zuträglich seyen, als für die Zufriedenheit der Privatpersonen. Er selbst, würde sich, sobald er die Freude gehabt habe, den König im Louvre zu sehen, eben so froh als schnell nach Blois begeben, mit dem Entschluß, fernerhin nur seiner Ruhe und Gesundheit zu leben; allein man sich nachher am Hof zutragen würde, sey nicht mehr für ihn, wenn man ihn in Ruhe und in der Einsamkeit lassen würde, welcher er von Herzen ergeben zu bleiben versprache.

Diese letzte Periode, war, wie Sie sehen, sehr merkwürdig. Monsieur fügte daher den besondern und bestimmten Befehl bei, die Königin zu versichern, daß er den Prinzen verlassen würde, wenn er sich nicht begnügen wollte, mit dem vollen Genuß aller seiner Pensionen und Würden ruhig in seinem Gouvernement zu bleiben. Auf meine Vorstellung, daß er den Austrag verlassen, meinem Verlangen nach, widrig kommt und sagen sollte, antwortete er gerade: Keine falsche Großmuth! ich weiß was ich sage; und werde es wohl zu behaupten und zu rechtfertigen wissen.

Auf

Auf diese Art verließ ich Monsieur. Pünktlich vollzog ich seine Befehle, und traf in dieser Vollziehung auf keine Schwierigkeiten, als von einer Seite, wo ich sie nicht erwarten konnte. Unglaublich ist, was ich Ihnen zu erzählen habe.

Nach allen Vorbereitungen, die ich für unsern Zweck für nöthig hielt, schickte ich Argenteuil oder Jolly — ich erinnere mich nicht mehr gewiß, welcher von beiden es war — an die Frau Pfalzgräfin, um mit ihr zu conferiren. Sie billigte alles im höchsten Grade; schrieb mir aber: wenn mir wirklich an einem guten Erfolg und daran gelegen wäre, daß der König nach Paris zurückkehre, so sey es nöthig, den Hof zu überraschen. Denn ließ ich ihm Zeit das Orakel zu befragen, so würde dies nichts antworten, als was ihm von den Priestern eingegeben worden sey und diese — das folgende schrieb sie mir durch eine Chiffre, die mir beide immer für unauflöslich gehalten hatten — würden lieber den ganzen Tempel zu Grunde gehen, als mich nur einen Stein zu seiner Erhaltung anlegen sehen. Sie verlangte nur fünf Tage Aufschub, um den Kardinal selbst hievon zu benachrichtigen, und wußte dem Ganzen eine solche Wendung zu geben, daß er gezwungen war, selbst die Hände zu bieten, und der Königin zu schreiben: sie sollte meine Deputation wenigstens huldvoll aufnehmen.

Kaum aber hatten die Tellier's, Cervien's, Lubersac's und Jouvenel's davon Wind bekommen, so arbeiteten sie mit allen Kräften dagegen. Dies könnte, sagten sie, nichts anders als ein Hülfsmittel seyn, den ich dem Hof legen wollte. Wenn meine Absicht recht und aufrichtig wäre, so würde ich mit einer Negociation, und nicht mit einem Vorschlag angefangen haben, welcher entweder den König zwänge, ohne die nöthigen Sicher-

Sicherheitsverkehrungen nach Paris zurückzukommen, oder sich, wenn er dies nicht thäte, die Klagen der ganzen Stadt zuzuziehen. Hierauf antwortete die Pfalzgräfin, die sich, mit des Kardinals Befehl in Händen, stark fühlte, daß ich mit der besten Absicht von der Welt, nicht anders handeln könnte, als ich handle. Für mich sey es ja weit unsichrer, wenn ich mich in eine Negociation einlassen wollte, wo mir selbst tausend und aber tausend Fallen gelegt werden könnten, da bei einer Deputation das schlimmste was geschehen könnte, sey, ohne Erfolg eine gute Absicht gezeigt zu haben. Indessen behauptete: ich suche nichts als meinen Kardinalshut in Sicherheit holen zu können; worauf die Frau Pfalzgräfin einwandte, daß der Empfang desselben ohnehin eine bloße Zeremonie, und, wie es auch würklich war, für mich das gleichgültigste von der Welt sey.

Hierauf kam auch der Abbé Jouquet mit der Behauptung hervor, er könne durch seine Verständnisse in Paris den König morgen wieder nach Paris bringen, ohne daß er sich erst andern Leuten deshalb verpflichtet mache, die sich selbst dadurch nur mit desto besserm Erfolg gegen ihn behaupten wollten.

Tellier und Servien, die anfänglich gleicher Meinung gewesen waren ergaben sich zuletzt, dem Befehl des Kardinals und den starken und nachdrücklichen Gründen der Pfalzgräfin. Die Königin ließ nun die Pässe ausfertigen, nachdem sie den Abbé Charrier, den ich deshalb an den Hof geschickt hatte, selbst nach dem Versprechen, sie zu ertheilen, noch drei ganze Tage zu Compiegne aufgehalten hatte. Sie begleitete die Pässe sogar mit vielen Artigkeiten. Ich trete also mit den Deputirten aller geistlichen Kollegien

gien von Paris, und mit beinahe 200 Edelleuten, worunter ſich 50 von Monſieurs Garden befanden.

Zu Senlis erfuhr ich, am Hof ſey beſchloſſen worden, meiner Begleitung kein Logis zu geben. Bautrü ſelbſt, der ſich unter mein Gefolg gemiſcht hatte, um Paris, deſſen Thore bewacht wurden, verlaſſen zu können, ſagte: er rathe mir nicht, mit ſo vielen Menſchen am Hof zu erſcheinen. Ich antwortete: daß er mir, wie ich glaube, eben ſo wenig rathen könnte, zu einer Zeit, wo Partigänger aller Art im Menge herumſchwärmten, mit Geiſtlichen und Mönchen eine Reiſe allein zu thun. Dies gab er zu und gieng voraus, um der Königin dieſe Begleitung, die man ihr höchſt lächerlicherweiſe vergrößert hatte, von der wahren Seite vorzuſtellen. Alles, was er erhalten konnte, war, daß ich für 80 Pferde Unterkommen erhalten ſollte — und ich hatte deren blos für die Wagen, bemerken Sie wohl, 112. Dieſe Schwachheit erregte nur mein Mitleiden. Dies aber ließ mich Verdacht ſchöpfen, daß ich auf meinem Weg die beſtimmte Anzahl von Gardes du Corps nicht fand, welche damals allen Kardinälen, die zum erſtenmal am Hof erſchienen, entgegen zu kommen pflegten. Hätte ich gewußt, was ich bei meiner Rückkehr nach Paris erfuhr, ſo würde mein Mistrauen in beſtimmte Beſorgniß übergegangen ſeyn.

Der Grund nemlich, weshalb mir dieſe Ehrenbezeugung nicht widerfahren war, lag darinn, daß man noch nicht recht entſchloſſen war, was mit mir anzufangen ſey. Einige behaupteten, daß ich verhaftet werden müßte; andere hielten es für nothwendig, mich zu tödten; dagegen wendeten aber einige ein, daß es zu gefährlich ſey, in dieſem Fall die öffentliche

Treue

Treue zu verletzen. Der Prinz Thomas *) ließ gerade an dem Tage meiner Zurückkunft nach Paris, meinem Vater durch den Pater Senaut sagen; er sey unter denen von der letztern Meinung gewesen; er wolle niemand nennen; aber es gäbe sehr abscheuliche Menschen in der Welt. Die Pfalzgräfin ließ mich nicht merken, daß es so weit gekommen wäre; aber sie sagte gleich am Morgen nach meiner Ankunft: ich sey ihr in Paris lieber als in Compiegne.

Die Königin empfieng mich demungeachtet sehr gütig, und entrüstete sich in meiner Gegenwart gegen den Gardeoffizier, welcher mir nicht begegnet wäre, sondern sich, wie sie sagte, im Wald verirrt habe. Am folgenden Morgen erhielt ich vom König den Kardinalshut und den Nachmittag Audienz. Die Rede, welche ich an ihn hielt, ist gedruckt worden.

Des Königs Antwort war höflich, aber allgemein gefaßt, und es kostete mir sogar viel Mühe sie schriftlich zu erhalten **).

Dies war es, was jedermann von meiner Reise nach Compiegne bekannt ward; was in geheim vorgieng, ist folgendes:

In der besondern Audienz, welche mir die Königin in einem kleinen Kabinet gab, sagte ich ihr: nicht als Deputirter der Pariser Kirche allein komme ich nach Compiegne; ich habe noch eine andre Würde,

*) Thomas Franz von Savoien, Prinz von Chavignon u. s. w. Er war der Sohn von Karl Emanuel und starb 1656. Sein Bild ist in den Memoiren der Frau von Nemours entworfen.

**) Hier sind im Manuskript mehrere Zeilen durchstrichen.

Erſtes Kapitel.

Saladins erſter Feldzug in Begleitung ſeines Oheims Aſedoddin.

Die Veranlaſſung zu dieſem Feldzuge gab der Vezir Sjavar, Statthalter von Egypten, gegen den ein gewiſſer Dargam mit einem ſtarken Heere ausgezogen war. Sjavar war zu ſchwach, um ihm Widerſtand zu leiſten. Cairo wurde erobert; er verlohr ſeinen Sohn, und zugleich die Statthalterſchaft. Denn damahls war es Gewohnheitsrecht in Egypten, daß jeder Statthalter, der ſeinem mächtigern Nebenbuhler weichen mußte, ſeines Poſtens entſetzt, und dem Sieger ein Diplom zur Beſtätigung in ſeiner neuen Würde ausgefertigt ward. Der vertriebene Statthalter flieht nach Syrien an den Hof des Nourreddin Zenchias, und erſucht ihn um Hülfe gegen ſeinen überlegenen Feind. Nourredin bewilligt ihm ſeine Bitte, theils aus Gefälligkeit, theils aus Politik, um mit jenen Gegenden und ihrer Verfaſſung näher bekannt zu werden. Zu dem Ende ſchickte er den Aſedoddin Schjyrchouh im Jahr 558 (1162 n. C.) dahin ab, dem Saladin, obgleich ungerne, als Heerführer und Rathgeber folgte. Sie langten den zweyten des andern Monats Sjumad in Egypten an. Ihre Ankunft verbreitete Schrecken über das Land, und Sjavar ward wieder unter gewiſſen Bedingungen eingeſetzt.

Die Verfaſſung von Egypten, welche Aſedoddin bey dieſer Gelegenheit kennen lernte, erregte in ihm den Wunſch, ſich mit der Zeit ſelbſt zum Herrn eines Reichs zu machen, das ohne alle Ordnung, und ohne wehrhafte Mannſchaft beſtand. Er endigte den Feldzug

Würde, die ich höher schätzte als jene, weil ich sie für den Dienst der Königin für weniger zwecklos halte. Ich komme als Abgeordneter von Monsieur, mit dem Auftrag, Ihre Majestät zu versichern, daß er entschlossen sey, Ihr wirklich schnell und ohne Verzug zu dienen. Bei diesen letzten Worten zog ich ein kleines Billet des nemlichen Inhalts aus meiner Tasche, welches Gaston unterzeichnet war. Der Königin erste Bewegung war außerordentliche Freude; und diese Freude, nicht aber Kunst war es, meiner Meinung nach, was ihr folgende Aeußerung entlockte: Ich wußte es wohl, mein Herr Kardinal, daß Sie mir noch am Ende Beweise Ihrer Ergebenheit geben würden.

Als ich nun eben in den Text zu kommen anfieng, kniffelte Undedei *) an der Thüre, und da ich aufstehen wollte, um aufzumachen, faßte mich die Königin am Arm und sagte: Bleiben Sie hier und erwarten Sie mich. Hierauf gieng sie weg und unterhielt sich auf eine Viertelstunde mit Undedei.

Da sie zurückkam, sagte sie: daß Undedei ihr eben ein Paket aus Spanien gegeben habe. Ihr ganzes Wesen aber und ihre Sprache schien mir über allen Ausdruck verändert und verwirrt. Von Bluet, dessen ich bereits im zweiten Theil dieser Schrift erwähnt habe, erfuhr ich, daß Undedei meine Bitte um eine besondre Unterredung mit der Königin, gewußt und

*) Jongo Undedei. Als er Bischof geworden war, machte Saumien folgende Verse auf ihn:

Nunc commitis lapsa pallioris ovilia cervis.
Dedecus unde hominum, dedecus unde Dei.

und sie nun habe unterbrechen wollen, indem er ihr gesagt: er habe vom Kardinal Mazarin Befehl erhalten, sie zu beschwören, daß sie mir doch ja keine Unterredung dieser Art gewähren sollte, die nur bei ihren treuen Dienern Argwohn erregen würde. Dieser Bluet hat mir mehr als einmal geschworen, daß er diesen Brief im Original in Undedei's Händen gesehen habe. Er habe ihn gerade in der Zeit erhalten, als ich schon mit der Königin in dem kleinen Kabinet eingeschlossen war. Und wahr ist es, daß ich bemerkte, wie sie sich, als sie wieder hineingekommen war, an ein Fenster setzte, das bis an den Fußboden reichte, und auch mich einen Platz einnehmen ließ, wo wir beide von jedem, der im Hof war, gesehen werden konnten. Alles dieses scheint seltsam genug, und ich selbst hätte mich schwerlich davon überzeugen können, wenn nicht, was ich in der Folge beobachtete, mir das unglaubliche Mistrauen, welches in Compiegne in alle Einzelne und über alle Einzelne verbreitet war, gezeigt hätte. Man muß selbst Augenzeuge gewesen seyn, um es begreifen zu können.

Servien und le Tellier haßten sich von ganzem Herzen. Undedei war ihr wie aller Welt Spion. Der Abbé Jouquet trachtete nach dem zweiten Rang unter den Spionen; Bertet, Brachet, Ciron und der Marschall du Plessis waren es auf ihre eigne Hand. Die Frau Pfalzgräfin hatte mir eine Karte des Landes gegeben; aber ich gestehe, daß ich es weit anders fand, als ich erwartete.

Ungeachtet Undedeis Nachricht konnte sich die Königin nicht enthalten, mir Freude und Erkenntlichkeit zu bezeigen. Da aber, setzte sie hinzu, geheime Unterhaltungen mehr Aufsehen machen würden, als es, wegen den Rücksichten gegen das Volk für Monsieur

und

und Sie ſelbſt zuträglich iſt, ſo ſprechen Sie die Frau Pfalzgräfin und kommen Sie mit ihr, über einige geheime Stunden überein, wo Sie ſich mit Herrn Servien unterreden können. Dieſer war ihr, wie ich in der Folge von Bluet erfuhr, von Undedei zu dieſem Geſchäft angewieſen worden, weil dieſer am meiſten gegen mich eingenommen zu ſeyn ſchien. Servien aber hatte ſich geweigert, in irgend eine beſondre Unterhandlung mit mir zu treten, wenn man ihm nicht Herrn le Tellier zum Collegen oder vielmehr zum Zeugen gäbe. Dieſer, ſagte er zur Königin, wird nicht ermangeln, bei dem Kardinal vorzugeben, daß ich gegen den Kardinal von Retz gewiſſe Rückſichten nehme; und deshalb, Madame, bitte ich Ihro Majeſtät, ihn ſelbſt daran Theil nehmen zu laſſen. Alles was ich Ihnen hierüber ſage, weiß ich von Bluet, und dieſer war in dieſem Fall eine ſichre Quelle, weil er mit Undedei ſehr vertraut war. Was mich glauben ließ, daß das geſagte nicht ſeine Erfindung ſey, war der Umſtand, daß ich bei der Frau Pfalzgräfin, wo ich zwiſchen 11 und 12 Uhr hinkam, wirklich le Tellier mit Servien fand. Es überraſchte mich; denn ich hatte eben keinen Grund ihnen vortheilhafte Geſinnungen gegen mich zuzutrauen. Warum ich dies vermuthete, werde ich in der Folge mittheilen.

So viel mir ſchien, waren dieſe Herren durch die Königin bereits von dem, was ich ihnen vorzuſchlagen hatte, unterrichtet. Der Inhalt davon war folgender: Monſieur ſey entſchloſſen, einen aufrichtigen Frieden zu ſchließen, und wolle, um der Königin die Wahrheit ſeiner Abſichten zu zeigen, allen Regeln und Gebräuchen der gewöhnlichen Politik entgehen, mit der Ausführung anfangen. Schwerlich würde man eine kräftigere und weſentlichere finden,

als die feierliche Deputation der Pariser Kirche, welche im Angesicht des Prinzen und der spanischen Truppen, die in den Vorstädten einquartiert waren, beschlossen und ausgeführt ward. Ohne Wanken, ohne Negociation, ohne weder bestimmt noch auf unbestimmter Weise den geringsten Privatvortheil zu verlangen, böte er an, sich gegen alle zu erklären, die sich dem Frieden und des Königs Rückkehr nach Paris widersetzen würden, einzig unter der Bedingung, daß man ihm Vollmacht gäbe, dem Prinzen zu versprechen: er solle in Frieden in seine Gouvernements gelassen werden, wenn er seinerseits allen Verbindungen mit Ausländern entsage; und ferner: daß man eine vollständige, allumfassende und nicht verfängliche Amnestie ergehen ließe, welche von dem Pariser Parlament bestätigt werden sollte.

Wer hätte sich nicht einbilden sollen, daß ein solcher Vorschlag nicht allein angenommen sondern mit Beifall empfangen werden müßte? — Denn selbst vorausgesetzt, daß er nicht aufrichtig gewesen wäre — was sie wenigstens nach ihren verderbten Grundsätzen, wohl argwöhnen konnten — so hätten sie gleichwohl auf mehr als eine Art ihren Vortheil dabei finden können. Ihre Blicke und das ängstliche Erwarten eines jeden, daß der andere sich zuerst erklären würde, ließen mich schließen, daß nicht Mistrauen gegen mich sondern gegen einander sie verhinderte, diesen Vorschlag zu benutzen. Die übrige Unterhaltung und mehr noch der Ausdruck derselben, der sich nicht mit Worten beschreiben läßt, zeigtes mir hinreichend, daß ich in meiner Vermuthung nicht irrte. Sie antworteten mir nichts als leeres Wortgepräng, so daß die Frau Pfalzgräfin selbst, die doch diesen Hof sehr genau kannte, im höchsten Grad darüber erstaunt war.

war. Sie gestand mir am Morgen darauf, daß vieles von dem was ich argwöhnte, gegründet sey, obgleich setzte sie hinzu, auf allen Fall ich, wenn Sie einwilligen entschlossen bin, so mit ihnen zu sprechen als wenn ich überzeugt wäre, daß sie nur, durch ihr Mistrauen gegen den Unterhändler verhindert worden seyen, wie Menschen zu handeln. Denn, fuhr sie fort, das, was ich diese Nacht gesehn habe, war nicht menschlich.

Ich war es zufrieden, unter der Bedingung, daß sie nur in ihrem Namen spräche; denn nach den Proben, die ich von ihrem Verfahren gesehen hatte, konnte ich mich nicht entschließen so weit zu gehen, als ich Vollmacht hatte und erst gehen wollte. Sie ersetzte dies, und sagte nicht allein der Königin, was diese Nacht bei ihr vorgefallen war, sondern fügte auch hinzu, daß dies einzig und allein die Schuld dieser Herren gewesen sey. Zuletzt gab sie ihr die Versicherung, daß, vermöge Dessen, was ich oben angeführt habe, Monsieur den Prinzen verlassen und sich nach Blois zurückziehen werde; hernach werde er sich in nichts mehr mischen, was auch geschehen könnte. Dies war das wichtige Wort, welches entscheiden sollte. Die Königin verstand es wohl, und fühlte es sogar. Alle Untergeordnete bemühten sich indessen, ihr hierin einen Fallstrick zu zeigen und behaupteten: Monsieur verlasse diese schöne Aussicht nur um den König nach Paris zu ziehen und da zu behalten, während er selbst sich durch die Ehre, des Königs Rückkehr bewürkt zu haben, ein neues Ansehen geben würde, und zugleich sich einen Ausgang vorbehalte, weil er sein genug sey, sich nicht über die Rückkehr des Kardinals Mazarin zu erklären. Ich sah indessen, wie ich schon bemerkt habe, ganz klar, daß dieses Räsonnement weniger die Folge ihres Mistrauens gegen die Sache selbst war,

die durch die ganze Lage immer klärer ward, als Wirkung der Furcht eines jeden, einige Schritte gegen mich zu thun, welcher der andere bei dem Kardinal übel auslegen könnte. Es iſt leicht einzuſehen, daß ſie ſonſt nach Mitteln geſucht haben würden, theils um dieſem Fallſtrick auszuweichen, theils auf der andern Seite die Gemüther und die Angelegenheiten nicht zu verſchlimmern, in dem Augenblicke, wo es ſo nöthig war, ſie zu beſänftigen. Der Erfolg, welcher dem Hof günſtig war, hat freilich dies Betragen gerechtfertigt; und die Miniſter haben in der Folge geſagt, ſie ſeyen von der Stimmung der Pariſer zu gewiß geweſen und hätten keine Schonung nöthig gehabt. Ueber die Wahrheit dieſer Behauptung mag Sie das, was ich Ihnen zu erzählen habe, urtheilen laſſen; jetzt ſchenken Sie Ihre Aufmerkſamkeit noch einigen Umſtänden, welche Ihnen nur flüchtig den Zuſtand zeichnen ſollen, worein der Hof durch alle dieſe Spione von Profeſſion geſetzt ward.

Die Königin war ihnen ſo unterwürfig und fürchtete ihre Berichte in ſo hohem Grad, daß ſie die Pfalzgräfin beſchwor, ſie möchte doch Unedei auf eine ungekünſtelte Weiſe beibringen, daß ſie bitter über mich geſcherzt habe. Ihr ſelbſt aber ſagte ſie: ich habe Sie verſichert, der Kardinal ſey ein rechtſchaffner Mann und ich mache keinen Anſpruch auf ſeine Stelle. Ich meinerſeits verſichre Ihnen, daß ich keine von dieſen Tollheiten geſagt habe.

Ferner vergaß ſie auch nicht, ſich dem Abbé Jouquet durch ihre Spöttereien über den Aufwand, den mich dieſe Reiſe gekoſtet hatte, gefällig zu machen. Dieſer war für die kurze Zeit ihrer Dauer wirklich unermeßlich. Ich hielt zu gleicher Zeit ſieben beſetzte

Tafeln,

Tafeln, und gab dafür täglich 500 Thaler aus. Doch das nothwendige iſt niemals lächerlich.

Als ich die Befehle der Königin abholte, ſagte ſie mir: ſie danke Monſieur und achte ſich ihm ſehr verpflichtet. Sie hoffe: er werde dazu beitragen, für des Königs Rückkehr die nöthige Stimmung hervorzubringen; ſie bitte ihn darum, und werde keinen Schritt thun, ohne mit ihm das nöthige zu verabreden. Ich glaube Madame, antwortete ich hierauf, daß es zweckmäßig geweſen wäre, ſchon heute damit anzufangen. Sie brach das Geſpräch ab.

Die Art meines Empfangs in Paris konnte mich über des Abbé Fouquets Spötteleien tröſten. Ein unglaubliches Beifallsgeſchrei empfieng mich. Ich ſtieg im Luxemburg ab, um Monſieur von meinem Geſchäft Bericht abzuſtatten. Er fiel aus den Wolken; Er ward hitzig, wütete gegen den Hof, lief zwanzigmal zu ſeiner Gemahlin und kam wieder. Endlich ſagte er mir mit einemmal: „Der Prinz will fort; „der Graf von Fuenſaldaigne meldete ihm, er habe Be„fehl, Spaniens ganze Macht in ſeine Hände zu ge„ben; aber man darf ihn nicht fortlaſſen. Dieſe „Menſchen kämen nach Paris und ermordeten uns. „Es iſt offenbar; der Hof muß Verſtändniſſe haben, „die wir nicht kennen. Könnte er ſonſt ſo handeln, „wenn er nicht ſeine Kräfte fühlte?“

Dies war eine der kleinſten Perioden einer Rede, die über eine volle Stunde dauerte. Ich unterbrach ihn nicht, und gab, ſelbſt wenn er mich fragte, nur einſylbige Antworten. Am Ende ward er ungeduldig, und befahl mir, meine Meinung zu ſagen. „Wenn „ich, fügte er hinzu: gegen Ihre Meinung dem Wil„len des Prinzen gemäß handle, alsdann verzeihe ich

„Ihnen Ihre Einfolbigkeit; wenn ich aber Ihrer „Meinung bin, wie hier der Fall iſt, ſo will ich, daß „Sie vom Herzen weg ſprechen.“

Es gebührt ſich, antwortete ich, daß ich immer ſo mit Ihrer Hoheit rede, welcher Meinung Sie auch immer beitreten wollen. In gegenwärtigem Fall verdamme ich die meinige nicht; ja noch mehr, ich bereue ſie nicht einmal; denn ich nehme nicht auf die Folgen Rückſicht. Ueber dieſe entſcheidet das Glück, doch über den geſunden Verſtand hat dies keine Gewalt. Freilich iſt der meinige weniger unfehlbar, als bei fähigeren Köpfen. Diesmal aber halte ich ihn für eben ſo richtig, als wenn der Erfolg glücklich geweſen wäre, und es ſoll mir leicht ſeyn, dies vor Ew. K. H. zu rechtfertigen.

Hier fiel mir Monſieur ſchnell in die Rede. „Dies habe ich nicht gemeint, ſagte er, denn daß wir „Recht gehabt haben, weiß ich ſehr wohl. Aber „Recht zu haben, iſt in dieſer Welt noch nicht ge„nug, noch weniger, Recht gehabt zu haben. Was „können wir thun? Man wird uns das Meſſer an „die Kehle ſetzen. Der Hof, das ſehen Sie wohl, „kann unmöglich ſo verblendet ſeyn, daß er ſo han„deln ſollte, wie er handelt, wenn er nicht mit dem „Prinzen ausgeſöhnt, oder ohne meine Hülfe Herr „von Paris wäre.“ Hier trat Madame ins Bücher-Kabinet, ungeduldig, wie ſich dieſe Scene noch enden würde.

Ich geſtehe Ihnen, daß ich mich ſehr darüber freute; denn obgleich ihre Einſichten beſchränkt waren, ſo

ſo hatte ſie doch, in allem, wo ſie nicht eingenommen war, ein ſehr richtiges Gefühl. Monſieur ſetzte ſeinen Befehl, meine Meinung zu ſagen, in ihrer Gegenwart fort, und ich bat ihn, es ſchriftlich thun zu dürfen, was bei ihm immer das beſte war. Denn ſeine Lebhaftigkeit machte, daß er bei einer mündlichen Unterredung alle Augenblicke den Faden deſſen, was man ihm ſagte, abriß. Hier folgt ein Auszug nach dem Original, das ich durch ein ſehr großes Ungefähr wieder fand.

„Se. K. H. muß, meiner Meinung nach, zuerſt „als gewiß vorausſetzen, daß des Hofes Stolz weni„ger von dem Bewußtſeyn ſeiner Kräfte entſpringt, „als aus der Verwirrung, worein des Kardinals Ab„weſenheit und die große Anzahl ſeiner Geſchäftsträ„ger ihn täglich mehrmals verwickeln. Da aber ein „Theil der gegenwärtigen Unterſuchung auf dieſen „Grundſatz gebaut werden ſoll, ſo kann Monſieur „mir dabey nicht auf mein Wort glauben, da dies „ſelbſt nur auf die Bemerkungen, die ich in Compiegne gemacht habe, gegründet iſt. Hierüber kann „ich mich irren, und ich bitte aus dieſem Grund vor „allen Dingen den Entſchluß zu faſſen, hierüber aufs „Reine zu kommen, und zu unterſuchen, in wiefern „meine Bemerkungen in Compiegne gegründet ſind; „das heißt, beſtimmter ausgedrückt, ob es wahr iſt, „daß der Hof wirklich ſo hochmüthig iſt, wie es dort „mir ſchien, und ob dann dieſer Hochmuth die Wür„kung der vorhin bemerkten Verwirrung, oder ſeines „Mistrauens und Widerwillens gegen meine Perſon „iſt. Hierüber kann ſich Se. K. H. durch Herrn „Damville und durch andere ſeiner Diener, die der „Königin angenehmer ſind, als ich, in einigen Tagen „Licht verſchaffen. Habe ich falſch geurtheilt, ſo ſehe

„ich nichts, was Sie hindern könnte, Ihren Plan „fortzusetzen, und durch Andere, die sich von dem „Hof ein günstigeres Gehör versprechen können, wie „ich, Ihrem Entschluß gemäß an dem Frieden zu ar„beiten. Habe ich mich nicht in meiner Vermuthung „betrogen, so ist die Frage: ob Monsieur seine Ideen „ändern, an keine Versöhnung mehr denken, und den „Krieg in aller Form fortsetzen, oder für die Ruhe „des Staats und den allgemeinen Frieden sich selbst „aufopfern soll. Hier befinden sich die, welchen er ih„re Meinung über diesen Punkt zu sagen befiehlt, in „großer Verwirrung; denn sie wagen nichts geringe„res dabei, als entweder für Aufrührer zu gelten, die „den bürgerlichen Krieg endlos machen wollen, oder „für Verräther, die ihre Parthey verkaufen, oder „endlich für Unwissende, die im Kabinet die Staats„angelegenheit behandeln, als wenn von Gewissens„fällen in der Sorbonne die Rede wäre. Und das „Unglück ist, daß nicht ihr gutes oder böses Betra„gen, nicht ihre gute oder schlimme Meinung ihnen „diese Benennungen entweder zuziehen oder sie dafür „schützen kann. Nur das Glück oder das Betragen „ihrer Feinde wird dies bestimmen. Diese Ueberzeu„gung hält mich gleichwohl nicht ab, vor Se K. H. „mit all der Freyheit zu sprechen, als wenn ich gar „nicht dabei interessirt wäre, ob ich gleich versichert „bin, daß man in diesem Fall nichts sagen kann, was „nicht schlecht sey, aus eben dem Grund, aus dem „nichts geschehen kann, was gut sey. Angenommen, „daß der Hof in der Stimmung ist, die ich glaube, „so stehen für Monsieur meinem Bedünken nach, nur „zwei Wege offen. Der eine ist, sich ganz unter den „Willen des Hofs zu beugen und einzuwilligen, daß „er sein Ansehen aus eigner Kraft in Paris wieder „herstelle, ohne gegen ihn deshalb die geringste Ver-

„bind-

zug noch in demſelben Jahre, und kehrte den ſiebenten des Monats Dſulhaſſja wieder zurück. Seit der Zeit bis zum Jahr 562 (1166 n. C.) beſchäfftigten er und Elmalich Eladil Nouireddin Zenchias ſich mit dem Plane zur Eroberung Egyptens.

Zweytes Kapitel.

Zweyter Feldzug nach Egypten und Schlacht bey Babein.

Aſedoddin ſprach zu laut von ſeinem Entwurfe, als daß nicht Sjavar davon hätte Nachricht erhalten ſollen. Er ſchloß alſo mit den Franken, den damahligen Herrn von Jeruſalem, einen Vergleich, vermöge deſſen er ihnen alle feſten Plätze überließ, und ſie ihm dagegen zum ruhigen Beſitz des Reichs verhelfen ſollten.

Jetzt befürchteten Aſedoddin und Nouredin nichts ſo ſehr, als daß Egypten unter die Bothmäßigkeit der Ungläubigen kommen möchte; ein Uebel dem ſie dadurch vorbeugten, daß der erſtere wieder in Saladins Begleitung im Jahr 562 (1166 n. C.) den zwölften des erſten Rabia nach Egypten marſchirte. Auf Sjavars Seite ſtanden alle Egypter und Franken. Zwiſchen beyden Heeren fielen mehrere Treffen und blutige Gefechte vor; endlich mußten die Franken abziehen, weil Noureddin ihnen in ihrem Gebiete eine Diverſion gemacht und Monaidera eingenommen hatte. Aber auch Aſedoddins Heer war durch viele Unglücksfälle zu ſehr geſchwächt, als daß er ſich länger in Egypten hätte behaupten können. Doch machte er vor ſeinem Abzuge mit den Franken unter der Bedingung Friede, daß ſie alle Anſprüche auf ein Land aufgeben ſollten, deſſen Beſitz er ſich ſelbſt dereinſt vorbehalten hatte.

„bindlichkeit, und ohne das Publikum im geringſten „geſichert zu haben. Der andere, ſich dem Hof „ſtark und feſt zu widerſetzen, ihn durch langen und „nachdrücklichen Widerſtand zu einem Vergleich zu nö„thigen und den Staat durch eben die Mittel zur Ru„he zu bringen, die beſtändig der Zweck der bürgerli„chen Kriege geweſen ſind.“

„Vom erſten Weg würde ich, — wenn die ſchuldi„ge Ehrfurcht gegen Se K. H. mir erlaubte, mich „bei einer ſo wichtigen Angelegenheit anders wie für „eine Nulle zu rechnen, — angeben: daß er für mich „vortheilhaft ſey, weil er mich, trotz den Klagen, die „ſich anfangs über mich erheben würden, auf einen „Poſten führen müßte, wo ich mich gewiß nicht übel be„fände. Die Frondeurs würden anfänglich ſagen, mein „Rath ſey ſchwach geweſen. Die Friedliebenden aber, „deren Anzahl am Ende bürgerlicher Kriege immer „die größte iſt, würden ihn weiſe und eines recht„ſchaffenen Mannes werth nennen. Nach allen wä„re ich Kardinal und Erzbiſchoff von Paris, freilich „auf einige Zeit nach Rom geſchickt, aber nur für ei„nige Zeit, und ſelbſt da zu den größten Aemtern be„ſtimmt. Die Anhänger der Politik würde der Aus„gang mit den Friedliebenden vereinigen. Das gegen „Mazarin lodernde Feuer würde durch ſeine Zurück„kunft verlöſcht oder erſtickt ſeyn. Die gegen mich „erhobenen Klagen würde man vergeſſen, und ſich nur „noch ihrer erinnern, um mich noch mehr als einen „gewandten und feinen Mann zu ſchildern, der ſich „ſehr geſchickt aus einem ſo ſchlimmen Handel zu ziehen „gewußt habe. Auf dieſe Weiſe entſcheidet die Mei„nung der Menge über den Ruf der Einzelnen. Aber „anders iſt es mit dem Ruf der Fürſten. Dieſen „[illegible] Geburt und Größe ſtets mehr als hinrei-

„chend,

„chend, um ihre Person und ihren Glücksstand aus „dem Schiffbruch zu retten, und sie können daher auf „den Enthusiasmus, der den Ruf der Riedern sichert, „nie rechnen. Wenn Monsieur es geschehen läßt, „daß das Parlament versetzt, das Hotel de Ville un„tersagt, die Kanonici aus Paris vertrieben und die „Hälfte der gesetzgebenden Gesellschaften verbannt „sind, so wird man nicht sagen: was hätte er thun „können, um es zu verhindern? Er hätte sich viel„leicht selbst zu Grunde gerichtet. Es laz nur an „ihm, es zu hindern, wird man sagen; dies war kei„ne Arbeit; er durfte es nur wollen. Aus demsel„ben Grund, wird man mir einwerfen, würde mir „dasselbe gesagt werden, wenn er den Frieden geschlos„sen, nach Blois sich zurückgezogen und der Kardinal „Mazarin seine vorige Würde erlangt haben wird. „Aber ich behaupte, daß hier der Unterschied auffal„lend und durchgängig ist, weil Monsieur wenigstens „nach der Einsicht des Volks dieses Ereigniß nicht vor„aussehen kann, und zugleich diese Bestrafung der „Pariser, wie es jezt steht, nothwendig sehen muß, „die, wenn er sich nicht widersezt, vielleicht morgen „ihren Anfang nimmt. Ich fürchte Mazarins Rück„kehr für den Staat im allgemeinen, aber sie würde „mich, wenigstens für jezt, für Paris nicht im min„desten besorgt machen. Es ist weder seiner Gemüths„art noch seinem Interesse angemessen, Paris zu züch„tigen, und wäre er in diesem Moment am Hof, so „würde ich weniger für die Stadt fürchten, als jezt. „Der Königin natürliche Bitterkeit, Serviens Hef„tigkeit, Telliers Härte, des Abbé Fouquets Auf„brausen, Undedeis Tollheit, dies ist was mich zit„tern läßt. Alles was diese Menschen in den ersten „Aufwallungen ihrer wiedererlangten Herrschaft ra„then und ausführen werden, wird auf Monsieurs

„Rech-

„Rechnung gehen, wenn er ſich noch in Paris oder „in der Nähe von Paris befindet; da hingegen, wenn „er einen billigen Vergleich geſchloſſen, mit Beiſtimmung des Parlaments und der übrigen geſetzgebenden Geſellſchaften der Stadt, die nöthigen Sicherheitsanſtalten getroffen, und ſich hierauf nach „Blois begeben hat, alles, was geſchehen wird, ich „ſage Alles, ſelbſt des Kardinals Rückkehr nicht ausgenommen, ganz rein auf Rechnung des Hofs kommen muß, ſogar zu Monſieurs Rechtfertigung und „Ehre. Dies ſind meine Gedanken über den erſten „Weg."

„Was ich über den zweiten denke, nemlich „den Krieg fortzuſetzen, oder vielmehr zu erneuern, „iſt folgendes."

„Dies kann Monſieur, meinem Bedünken nach, „nicht thun, ohne mit dem Prinzen verbunden zu bleiben. Der Hof hat viel in den Provinzen gewonnen, vorzüglich da, wo das Feuer der Parlamenter „um vieles erkaltet iſt. Paris ſelbſt iſt bei weitem „nicht mehr, was es war. Zwar fehlt noch viel daran, daß es hier ſo ſtehe, wie man den Hof bereden „will; aber es iſt gewiß, daß man es nur aus Nothwendigkeit ſo erhalten muß, und daß die Augenblicke „ſogar anfangen koſtbar zu werden. Der Prinz wird in „Paris nicht perſönlich geliebt; ſein Muth, ſeine Geburt, ſeine Truppen geben ihm ein großes Gewicht; „mit einem Wort: ich bin überzeugt, daß Monſieur, „wenn er den zweiten Weg einſchlägt, vor allen Dingen ſich ſeines Vetters verſichern muß. Der zweite „Schritt muß ſeyn, daß er ſich im Parlament und „im Hotel de Ville über ſeine Abſichten und die Gründe dazu, ohne Aufſchub öffentlich erkläre; daß er „ſage, wie er dem Hof durch mich entgegen gekommen iſt, und wie dieſer den Plan hat, nach Paris

„zu ge-

„zurückzukehren, ohne weder den gesetzgebenden Ge„sellschaften noch der Stadt die geringste Sicherheit „zu geben, und wie er, Monsieur, beschlossen habe, „sich aus aller Kraft dagegen zu setzen, und alle, wel„che mittelbar oder unmittelbar das geringste Ver„ständniß mit dem Hof unterhalten werden, als Fein„de zu behandeln. Das dritte ist meiner Meinung „nach, diese Erklärungen aufs nachdrücklichste ins „Werk zu setzen, und den Krieg so zu führen, als wenn „man nie an den Frieden denken wollte. Er K. H. „Gewalt über das Volk versichert mich mit Zuver„sicht, daß alles hier Vorgeschlagne möglich ist; aber „ich füge hinzu: nur dann, wenn er sein ganzes An„sehen gebraucht; weil die entgegengesetzten Schritte „gegen den Hof, die er hat geschehen lassen, jetzt al„les bei weitem schwerer machen."

„Ihnen kömmt es nun zu, zu bestimmen, was „von dem Prinzen zu erwarten ist, was Sie von ihm „zu fürchten haben, wie weit Sie mit den Ausländern „kommen, wie Sie es mit dem Parlament halten und „was Sie über das Hotel de Ville beschließen wollen. „Denn, wenn Sie sich nicht über alle diese Punkte be„stimmen, gewisse Entschließungen darüber fassen, von „denen Sie nicht abweichen und in Zukunft durchaus „jene Mäßigung nicht mehr beobachten, nicht mehr „nach dem Unmöglichen trachten und Widersprüche „vereinigen wollen, so werden Sie sich von neuem in „alle vorige Schwierigkeiten verwickelt sehen, und „diese werden dann ohne Vergleich gefährlicher seyn, „als sie waren, weil sie bei der gegenwärtigen Lage „der Sache entscheidend seyn müssen. Mir geziemt „es nicht über einen Gegenstand von solcher Wichtig„keit zu entscheiden; Monsieur fasse hier einen Ent„schluß. Sola mihi obsequio gloria relicta est."

Dies

Dies war es was ich am Schreibtisch des Bücherkabinets im Luxemburg, in Eil und beinahe mit einem Federzug hinschrieb. Monsieur las es aufmerksam; er brachte es seiner Gemahlin; während des ganzen Abends ward darüber gesprochen; doch kam es zu keiner Entscheidung. Denn Monsieur wankte beständig und wählte nicht.

Als ich von dieser Conferenz zurückkam, fand ich Caumartin bei dem Präsidenten Bellievre, der sich wegen einer Augenentzündung in ein Haus der Vorstadt St. Michel hatte tragen lassen. Ich gab ihm einen Auszug meines Schreibens. Er schalt mich darüber und sagte: Ich weiß nicht, was Sie denken; indem Sie beiden Parteien zu starke Wahrheiten sagen, so setzen Sie sich ja dem Haß von beiden Seiten aus. Meine Antwort war: „ich weiß, daß ich gegen die „Politik sündige; aber ich befriedige die Foderungen „der Moral; und diese gilt mir mehr als jene."

Hier nahm der Präsident Bellievre das Wort und sagte: Auch in politischer Hinsicht bin ich nicht ihrer Meinung. Bei der jetzigen Lage der Sachen hat der Herr Kardinal das rechte Spiel. Denn jetzt ist alles, besonders mit Monsieur, so ungewiß, daß kein weiser Mann die Entscheidung auf sich nehmen kann.

Nach zwei Stunden ließ mich Monsieur von der Frau von Pomereur zu sich holen. An der Thüre vom Luxemburg fand ich einen seiner Pagen, der mir sagte daß ich ihn in Madame's Zimmer erwarten sollte. Ich sollte ihn nicht im Bücherkabinet unterbrechen, weil er sich mit Goulas da eingeschlossen hatte, um ihn über einen Gegenstand, den Sie sogleich

gleich erfahren ſollen, auszufragen. Nach einiger Zeit kam er zu Madame und ſagte ſogleich zu mir: „Sie haben mir vorhin geſagt, daß, im Fall ich mich „zur Fortſetzung des Kriegs entſchlöſſe, mein erſter „Schritt ſeyn müſſe, mich des Prinzen zu verſichern, „aber wie Teufel ſoll ich das anfangen?“ Sie wiſſen, antwortete ich, daß ich mit ihm in keinem ſolchen Verhältniß ſtehe, um dies beantworten zu können: hier muß Se K. H. wiſſen, was Sie hier können oder nicht. „Wie verlangen Sie, daß ich das wiſſen „ſoll? fuhr er fort, Chavigny hat beinahe einen Ver„trag mit den Abbé Fouquet geſchloſſen. Erinnern „Sie ſich, was mir Frau von Choiſy neulich ganz im „Allgemeinen ſagte? Ich habe eben die nähern Um„ſtände hiervon erfahren. Der Prinz ſchwört, daß „nichts von dem allem wahr, und daß Chavigny ein „Verräther ſey; aber wer weiß es?“ *)

Das nähere, was er erfahren, war folgendes. Chavigny verhandelte mit dem Abbé Fouquet und verſprach dem Hof, alles anzuwenden, um den Prinzen dahin zu bringen, daß er ſich unter billigen Bedingungen mit dem Kardinal Mazarin ausſöhnte. Der Prinz war durch einen Brief des Abbé Fouquet an le Tellier, der durch einige teutſche Truppen aufgefangen und zu Tavannes gebracht worden war, vollkommen von dieſer Negociation gereinigt; denn dieſer enthielt in deutlichen Worten, daß im Fall der Prinz nicht zur Vernunft kommen wollte, Chavigny ſich der

*) La Rochefoucaut giebt dieſer Sache in ſeinen Memoiren eine ganz andre Wendung. Von dem Brief des Abbé Fouquet ſagt er, daß der Prinz Copien davon machen ließ, die er verfälſchte, indem er ſtatt dem Namen Goulas, Chavigny ſetzen ließ.

der Königin verbindlich mache, alles anzuwenden, um ihn von Monsieur zu trennen.

Der Prinz, der das Original dieses Briefs in Händen hatte, war im höchsten Grade gegen ihn entrüstet und behandelte ihn ins Angesicht als einen Verräther. Chavigny war von dieser Begegnung so beleidigt, daß er sich zu Bett legte, und es nicht wieder verließ. Herr von Bagnols, einer von seinen Freunden und auch der meinige, bat mich, zu ihm zu kommen. Ich fand ihn ohne Bewußtseyn, und erwies seiner Familie alles das, was ich ihm selbst gern geleistet hätte. Ich erinnere mich, daß Fräulein du Plessis-Guenegaut im Zimmer war, wo er nach einigen Tagen verschied.

Beinahe zu eben der Zeit kam Herr von Guise *) aus seiner Gefangenschaft in Spanien zurück. Er erzeigte mir die Ehre, mich gleich am Morgen nach seiner Ankunft zu besuchen. Ich bat ihn, sich um meinetwillen in den höchst bittern Klagen zu mäßigen, welche er gegen Fontenay führte, der, wie er behauptete, während den Revolutionen von Neapel zur Zeit seiner Gesandtschaft in Rom übel gegen ihn sich benommen hatte. Er gab meinen Bitten mit einem Edel-

*) Heinrich von Lothringen, der 5te dieses Namens, Karls von Lothringen Sohn, war 1614 gebohren. 1647 gieng er zum Beistand der Rebellen nach Neapel. Hier nahmen ihn die Spanier gefangen und 1652 erhielt er seine Freiheit wieder. 1654 gieng er zum zweitenmal nach Neapel und starb 1664. Wir haben die Memoiren, welche er von einem Theil seines Lebens geschrieben hat.

Edelmuth nach, der eines so großen Namens würdig war.

Hier habe ich mir vorgenommen die Sache von Breysach abzuhandeln, die ich nur flüchtig berührt habe. Denn ungefähr um diese Zeit war es, daß der Graf von Harcourt die Armee und des Königs Dienst verließ und sich in diesen wichtigen Platz begab. Da ich aber das sehr schöne und treue Memoire nicht habe wiederfinden können, welches ich von der Hand eines einsichtsvollen und freimüthigen Offiziers der Garnison besaß, so will ich lieber das nähere mit Stillschweigen übergehen und Ihnen bloß sagen, daß Frankreichs guter Schutzgeist in diesen berühmten und wichtigen Posten die Lilien durch Charlevoix guten Willen und des Grafen von Harcourt Ungewißheit, vertheidigte und rettete; trotz des Kardinals Unvorsichtigkeit, und der Treulosigkeit der Frau von Guebriant *). Ich fahre nun in meiner vorigen Erzählung fort.

Monsieurs Unentschlossenheit war von ganz besonderer Art. Oft verhinderte sie ihn thätig zu seyn, wenn er es gerade am meisten bedurfte, und nicht selten zwang sie ihn zu handeln in Fällen, wo es höchst nöthig war, unthätig zu bleiben. Weil beides, so viel ich bemerkt habe, von seinen verschiednen und entgegengesetzten Ansichten herrührte, die ihn überredeten, er könnte, den verschiednen Mitteln gemäß, die er ergreifen würde, auch das, was er nicht thue, auf eine zweckmäßige, obgleich verschiedne Weise, benutzen, so suche ich in seiner Unentschlossenheit den Grund von beidem. Aber ich fühle, daß ich mich übel ausdrücke,

*) Renata du Bec, Marschallin von Guebriant, starb 1659 als Frau von Perigeux.

drücke, und die Auseinandersetzung der Fehler, die, meiner Behauptung nach die Folgen dieser Unentschlossenheit gewesen sind, wird mich verständlicher machen. Am ersten oder zweiten September schlug ich Monsieur vor, daß er nun mit Ernst an dem Frieden arbeiten sollte; zugleich stellte ich ihm vor, es sey von äußerster Wichtigkeit, sich gegen den Hof, aus den oben angeführten Gründen im höchsten Grad verschwiegen zu halten. Er gestand dies zu.

Am 3ten war im Hotel de Ville eine Versammlung, die der Prinz selbst veranstaltete, um das Volk zu bereden, daß er des Königs Rückkehr nicht entgegen sey. Der Präsident von Nesmond war, wie ich wenigstens nachher erfahren, derjenige, welcher ihn von der Nothwendigkeit dieses Schritts überredete. Ich habe, so viel ich mich erinnere, nie mit ihm davon gesprochen. In dieser Versammlung ward beschlossen, eine feierliche Deputation an den König zu schicken, mit der Bitte, daß er in seine gute Stadt Paris zurückkehren möchte. Dieses lag durchaus nicht in Monsieurs Plan, und da er entschlossen war, sich die Ehre und das Verdienst der kirchlichen Deputation zuzueignen, so hätte er nicht leiden sollen, daß diese, deren Folgen er nicht berechnen konnte, der seinigen voraus gienge. Demungeachtet machte er sich ohne Bedenken dazu anheischig, sie nicht allein zu dulden, sondern selbst dabei gegenwärtig zu seyn. Ich erfuhr es erst am Abend, und sprach ganz frei mit ihm darüber wie von einem Fehltritt. Seine Antwort war: „diese Deputation ist ja nur ein Spaß; „wer weiß nicht, daß das Hotel de Ville nichts ver„mag? Der Prinz bat mich darum, weil er dadurch „die Gemüther wieder zu besänftigen hoffte, die durch „den Brand des Hotel de Ville erbittert waren.

„Und überdies — (dies iſt das merkwürdigſte), wer „weiß, ob wir unſern Entſchluß mit der Deputation „der Kirche noch ins Werk ſetzen werden? In dieſen „verwünſchten Zeiten muß man nur für den heutigen „Tag ſorgen, und nicht ſo ſehr an die Regel den„ken.“ Dieſe Antwort iſt erklärend genug, wie mich dünkt.

Ein andres Beiſpiel. Nachdem der König, wie Sie ſehen werden, dieſe Deputation des Hotel de Ville abgeſchlagen hatte, ſo erklärte der ehrliche Broüſſel, der ſich Vorwürfe machte, daß ſein Name als ein Hinderniß des Friedens angeführt werden ſollte, am 24ſten im Hotel de Ville, daß er ſeine Würde niederlege. Ich erhielt zeitig hievon Nachricht und wünſchte ihn an dieſem Schritt zu hindern. Ich ſagte es Monſieur, der kurze Zeit nachdachte und dann ſagte: „Hätte der Hof unſern guten Abſichten ent„ſprochen, ſo würde [illegible] gut ſeyn, itzt aber geſtehe „ich, daß es uns zu nichts hilft. Dagegen müſſen „Sie aber auch zugeben, daß wir über dieſe Hand„lung des ehrlichen Mannes nicht böſe ſeyn werden, „ſobald der Hof von ſeiner Verblendung zurückkömmt, „worin er doch unmöglich immer bleiben kann.“ — Dieſe Aeußerungen mögen ihnen das Bild und die Würkungen der Unentſchloſſenheit zeigen. Ich führe Ihnen dieſe beiden Beiſpiele nur als einige Proben an von dem langen Gewebe ähnlicher Handlungen, welche der ſonſt gewiß ſo einſichtsvolle Mann nicht unterlaſſen konnte.

Freilich gab ihm der Hof wenig Gelegenheit darüber nachzudenken, weil er dieſe Fehler nicht zu benutzen verſtand. Das Glück allein kehrte ſie zu ſeinem Vortheil und hätten die Prinzen ſich der Verweigerung des Hofs, jene Deputation des Hotel de

Ville

Drittes Kapitel.

Dritter Feldzug nach Egypten im Jahre 564 (1168)

Noureddin hatte unterdeß Monaidera im Monat Resjeb erobert, die in der Wüste gelegene Festung Acaphà geschleift, sich im Monat Ramadan mit seinem Bruder Kotboddin und Zineddin zu Hamath vereinigt, und den Religionskrieg gegen die Franken im Schjawal mit Zerstöhrung von Homaina eröffnet. Im Monat Dsulkada kam Asedoddin aus Egypten zurück. Diese Vorfälle, und die Begierde Egypten zu besitzen, vermochten die Franken troß des geschlossenen Vertrags zu einem nochmaligen Feldzug in dieses Reich; welches Noureddin und Asedoddin unmöglich mit gleichgültigen Augen ansehen konnten. Noureddin aber wagte es nicht, in eigner Person mitzuziehen, theils weil er einen Einfall der Franken in seine Länder besorgen mußte, theils weil er jetzt vor Mosula beschäfftigt war, um die Länder zu erobern, die der im vorigen Jahre verstorbene Zineddin Buctechius Sohn an Kotboddin vermacht hatte (Arbela ausgenommen, welches er von Arabech Zeich erhalten.) Er schickte demnach bloß den Asedoddin nach Egypten; und hier mußte Saladin ihn wieder begleiten, obgleich, wie er mich selbst versichert hat, eben so wie die beyden vorigen mahle, mit dem größten Widerwillen. Der Koran sagt mit Recht: „Oft verschmäht der Mensch, was ihm zum Guten dient.“

Sjavar selbst hatte jetzt zum zweyten mahl bey Asedoddin um Hülfe und zwar gegen die Franken Ansuchung gethan. Deswegen beschleunigte dieser seinen Marsch, und erschien im ersten Rabia des 564sten Jahres in Egypten. Da nun die Franken sahen, daß die Landeseinwohner mit ihm gemeinschaftliche Sache mach-

Ville anzunehmen, ſo bedient, wie ſie konnten; ſo wäre der Gewinn des Hofs wahrſcheinlich auf lange in Gefahr geweſen.

Der Hof gab dem königlichen Procurator Pietre, der für die Bürgermeiſter und Viertelsmeiſter Gehör verlangte, die Antwort: daß er, ſo lange Herr von Beaufort für den Gouverneur und Herr von Brouſſel für den Prevot des Marchands anerkannt werde, ihnen kein Gehör bewilligen könne. Als der Präſident Viole dieſe Nachricht erfahren hatte, ſagte er mir: ich billigte dieſe Deputation nicht, weil ich dabei mehr Schaden als Vortheil für die Prinzen vorauszuſehen glaubte. Jetzt wendet des Hofs Unvorſichtigkeit alles zu ihrem Vortheil; und des ehrlichen Brouſſels freiwillige Entſagung heiligt gleichſam dieſe Unvorſichtigkeit. Wahr iſt es, daß man hier bei aller Achtung für das königliche Anſehen, auf eine Art hätte verfahren können, welche die Gemüther bei weitem nicht ſo erbittert hätte, wie dieſe Verweigerung. Und hätte man hievon die Anwendung gemacht, welche zu machen war, ſo würden es die Miniſter lange zu bereuen gehabt haben; ſo tollkühn behandelten ſie dieſe Angelegenheit und alle übrigen.

Das wunderbarſte iſt: der Hof verfuhr auf die eben angeführte Art, gerade in dem Moment, wo ſich der Prinzen Parthei ſehr beträchtlich verſtärkte. Herr von Lothringen glaubte durch ſeinen Abmarſch aus dem Königreich dem bei Ville-neuve St. Georges mit Herrn von Turenne geſchloßnen Vertrag Genüge geleiſtet zu haben. Er ließ, ſobald er in Vaneau-les-Dames, das in Bar liegt, angekommen war, zwei Kanonenſchüſſe thun. Hierauf rückte er in Champagne mit allen ſeinen Truppen und einer Verſtärkung von drei tauſend teutſchen Reitern

ein, welche Prinz Ulrich von Wirtemberg commendirte. Der Chevalier von Guiſe ſtand als Generallieutenant unter ihm, auch war der Graf von Pas, deſſen ich ſchon einigemal erwähnt habe, wie ich glaube, mit einiger Cavallerie dazu geſtoßen. Herr von Lothringen zog in kleinen Märſchen gegen Paris, indem ſeine Armee vom Plündern lebte. Er lagerte ſich bei Ville-neuve-St. Georges. Hier vereinigten ſich Monſieurs Truppen, unter des Herrn von Beauforts Commando, die des Prinzen, der in Paris krank war, von dem Prinzen von Tarent und dem Grafen von Tavannes commandirt, und die ſpaniſchen, welche Clinchant unter Herrn von Nemours Namen commandirte, mit ihm. Sie beſchloſſen einmüthig, gegen Türenne näher zu rücken. Dieſem gebrach es an nichts, da er Corbeil, Melun und den ganzen obern Theil des Fluſſes inne hatte, da hingegen die Conföderirten genöthigt waren in den umliegenden Gegenden von Paris Lebensmittel zu ſuchen, die Dörfer zu plündern, und folglich den Unterhalt für die Stadt theurer zu machen. Aus dieſem Grund und weil ſie dem Herrn von Turenne weit an Mannſchaft überlegen waren, ſahen ſie ſich bewogen, Gelegenheit zur Schlacht zu ſuchen. Turenne vermied ſie mit jener allgemein bekannten und verehrten Geſchicklichkeit; alles, was vorfiel, waren kleine Cavallerie-Gefechte, die nichts entſchieden.

Des Kardinals und der Unterminiſter Unvorſichtigkeit, oder vielmehr Unwiſſenheit, war auf dem Punkt, ihre Parthei durch einen Fehler zu ſtürzen, der ihnen ohne Vergleich nachtheiliger ſeyn konnte, als ſelbſt Turenne's Niederlage. Ein gewiſſer Canonicus bei Notre Dame und Parlamentsrath, Namens Prevot, ein Menſch, ſo toll als nur einer, von denen

nen wenigſtens, welchen man den Schlüſſel ihres Zimmers läßt, nur ſeyn kann, ließ ſich einfallen, im Palaisroyal eine Verſammlung von „treuen Dienern des Königs“ — dies war der Titel — zu errichten. Sie war aus vier bis fünfhundert Bürgern zuſammengeſetzt, von denen kaum 60 ſchwarze Mäntel hatten. In dieſer nun ſagte Prevot: er habe vom König einen Lettre de Cachet erhalten, mit dem Befehl, alle die zu tödten, welche Stroh am Hut trügen und ſtatt deſſen kein Papier daran ſteckten. Er las dieſen Brief wirklich vor, und dies war das Signal der lächerlichſten Scene, die ſeit der Prozeſſion der Ligue vorgefallen iſt. Der Erfolg war, daß dieſe ganze Geſellſchaft beim Weggehen aus dem Palais royal ſo ausgeziſcht ward, wie man die Masken verfolgt. Dies war am 24ſten September, und am 26ſten zerſtreute ſie der Marſchall von Eſtampes, welchen Monſieur hingeſchickt hatte, durch einige Worte. Aus Furcht, aufgehangen zu werden, verſammelten ſie ſich nicht mehr. Denn ein Parlamentsbeſchluß drohte ihnen hiemit, und verbot, bei Lebensſtrafe, ſich zu verſammeln und einige Zeichen zu tragen.

Hätten die Prinzen dieſe Gelegenheit ſo benutzt, wie ſie konnten; ſo wär die königliche Partei in Paris an dieſem Tag auf ſehr lange niedergeſchlagen worden. Ein Parfumeur, einer der Verſchwornen, kam bleich wie der Tod zu mir gelaufen, und bebte wie ein Blatt. Ich erinnere mich, daß ich ihn nicht beruhigen konnte und daß er ſich im Keller verbergen wollte. Da man wußte, daß ich nicht in dem Intereſſe des Prinzen war, und der Argwohn ſehr leicht auf mich fallen konnte, ſo hätte ich ſelbſt Urſache gehabt, mich zu fürchten. Aber Monſieur, wie Sie geſehen haben, nicht in der Stimmung dieſe Umſtände zu benutzen

nutzen und der Prinz war alles dessen, was Veil hieß, so müde, daß er nicht einmal darauf achtete. Croissi that, wie er mir in der Folge sagte, sein möglichstes, um ihn für diesen Moment zu ermuntern, und ihm zu zeigen, daß er ihn nicht verlieren dürfe. Ich selbst erinnere mich nicht, mit ihm darüber gesprochen zu haben.

Ein zweiter Fehler, den ich nicht für unbedeutender halte als den ersten, war folgender. Herr von Lothringen war kaum nach Paris zurück gekommen als er schon in Unterhandlung trat, die er sehr liebte. In der Gegenwart von Madame sagte er mir; allenthalben folge ihm die Negociation. Müde mit dem Grafen von Fuensaldagne zu arbeiten, habe er Flandern verlassen, und wider seinen Willen fände er sie in Paris wieder. „Denn, sagte er, was kann „man anders thun, hier wo bis auf den Baron dü „Jour kein einziger ist, der nicht seinen besondern „Vertrag schließen will?" Dieser Baron dü Jour war eine höchst seltsame Art Menschen an Monsieurs Hofe, und Herr von Lothringen konnte das allumfassende der Negociationen nicht besser ausdrücken, als dadurch, daß sie bis zu diesem gekommen wären. Ueberdieß glaubte er, daß dieser Hang auch bis zu Monsieur hinauf gestiegen sey, weil er bemerkt hatte, daß dieser seit einiger Zeit nicht mehr, wie er ehedem gethan hatte, in ihn drang, weiter vorzurücken. Er bemerkte richtig, und es ist zuverlässig, daß Monsieur den Frieden aufrichtig wünschte, da er mit Recht fürchtete, daß der Prinz unüberwindliche Hindernisse im Weg legen würde, wenn er sich durch einen so bedeutenden Beistand verstärkt sähe. Aus diesem Grund freute er sich sehr, den Herrn von Lothringen selbst für Unterhandlung gestimmt zu sehen, und als dieser

Herrn

Herrn von Joyeuſe St. Lambert an den Hof ſchickte, ſagte er mir: „dieſer wird nur unter des Herrn von Lothringen Namen dort ſeyn, aber dabei ganz gewiß „ausfindig machen, ob etwas für mich zu thun iſt.“ Vielleicht, antwortete ich, wird er glücklicher ſeyn als ich; ich wünſche es, aber glaube es nicht. Dieſe Worte waren prophetiſch. Herr von Joyeuſe war 12 Tage am Hof, ohne Antwort zu erhalten. Er verfertigte ſich, wie ich glaube, endlich ſelbſt eine Antwort aus ſeinem verwirrten Kopf, ein Wortgepränge, das niemand verſtehen konnte, als der Hof, der es abläugnete. Wenigſtens eben ſo unbefriedigt als Herr von Joyeuſe St. Lambert kam auch der Marſchall von Eſtampes vom Hof zurück. Auch dieſen hatte Monſieur dahin geſandt, weil von le Tellier Madame Hoffnung erhalten hatte, daß er in Privatgeſchäften, beſonders wenn er Aufträge von Monſieur hätte, Gehör finden würde.

Am 30ſten September gab Herr Talon Monſieur und dem Publikum volles Licht über die Abſichten der Königin. Er ſchickte, wegen ſeiner Unpäßlichkeit die Briefe, welche er vom Kanzler und dem erſten Präſidenten auf die ihnen nach der Deliberation vom 26ſten geſchriebene zur Antwort erhalten hatte, durch Herrn Doujat ins Parlament. Sie enthielten, daß der König ſein Parlament nach Pontoiſe verſetzt und den in Paris befindlichen Gliedern alle Verrichtungen unterſagt habe, und alſo, ſo lange ſie nicht Gehorſam geleiſtet hätten, keine Deputation annehmen könne. Es iſt unmöglich, Ihnen die Beſtürzung der Geſellſchaft auszudrücken. Sie war ſo groß, daß Monſieur beſorgte, verlaſſen zu werden, und von dieſer Furcht zu einem ſehr mißlichen Schritt verleitet ward. Er zog einen Brief von der Königin

aus der Tasche, worin sie ihm beinahe Süßigkeiten schrieb. Diesen Brief hatte ihm der Marschall von Estampes überbracht, und so sehr dieser auch an dem Hof hieng, so hatte er ihn doch eben so wenig, wie Monsieur, für aufrichtig gehalten. Der letztere sagte, als er mir ihn Tags vorher, zeigte: Die Königin muß mich für einen Narren halten, daß sie mir in diesem Ton schreiben kann, zu einer Zeit, wo sie so handelt, wie sie thut. Sie sehen hieraus, daß er sich von diesem Brief nicht hatte hintergehen lassen, wenigstens nicht bis dahin. Aber er hintergieng sich selbst, als er ihn gegen das Parlament geltend zu machen suchte. Denn nun glaubte das Parlament, daß Monsieur eine besondre Versöhnung mit dem Hof verhandle. So erregte er, anstatt sich bei der Gesellschaft wichtig zu machen, bei ihr nur Mistrauen gegen sich. Von dem Anstrich des Geheimnisses konnte er sich in diesem Punkt nicht losmachen, was auch Madame dagegen sagen mochte. Er hielt es zu seiner Sicherheit nothwendig, damit er, wie er sagte, die andern verhinderte, nicht ohne ihn ans Ziel der Aussöhnung zu laufen. Dieser Schein von Negociation aber war es, der, mit jenem zusammengenommen, welche des Prinzen Partei alle Augenblicke zeigte, meinem Bedünken nach, den Frieden weit schneller zur Reife brachte, als die wahrsten, würksamsten Unterhandlungen hätten thun können. Wichtige Angelegenheiten hängen noch mehr als die unbedeutendere von der Meinung ab; und oft bringt die Meinung des Volks ganz allein den bürgerlichen Krieg hervor. Hier bewürkte sie den Frieden; doch darf man ihn nicht der Volksträgheit zuschreiben; denn es war noch lange nicht dahin gebracht, Mazarin zurückzurufen oder aufzunehmen. Es ist gewiß, daß das Volk erst

dann

dann seine Rückkehr duldete, als es sich überzeugte, sie nicht verhindern zu können. Freilich als der größere Theil hievon überzeugt war, so stürzten die andern nach; doch ward diese Ueberzeugung des Publikums und der Einzelnen einzig und allein durch das Betragen der Häupter hervorgebracht.

Das geheimnißvolle Wesen, womit Monsieur in den letztern Versammlungen von seinen Verhältnissen mit dem Hof sprach, vollendete, was bereits gut angefangen war. Jedermann hielt den Frieden für geschlossen, und wollte ihn nun für sein Theil schließen. Kaum war des Herrn von Joyeuse Negociation bekannt, — er kam am 3ten Oktober von St. Germain, wo jetzt der König war, zurück — so ward das Parlament weich, und gab laut zu verstehen, daß, wofern der König eine vollständige, umfassende und von dem Pariser Parlament bestätigte Amnestie ertheilte, es keine weitere Sicherheit verlange. Hierüber ward zwar kein Beschluß ausgefertigt, aber die Bitte an den Herzog von Orleans, dies zu seiner eignen Genugthuung dem König zu schreiben, that beinah dieselbe Wirkung.

Am 10ten stellte Herr Sevin vor, daß es wohlgethan seyn würde, den Herzog von Beaufort um die Niederlegung des Gouvernements in Paris zu bitten, weil doch der König die Deputirten des Hotel de Ville nicht annehmen wolle, so lange er diesen Titel führe. Dieser Vortrag, der zu einer andern Zeit durch lautes Geschrei erstickt worden wäre, ward weder verworfen noch ausgezischt. An dem nemlichen Morgen ward sogar gesagt, daß alle Parlamentsräthe, welche Offiziere bei den Leibcompagnien wären, wenn sie wollten, als Deputirte des Hotel de Ville nach St. Germain gehen könnten. Gleichwohl gedach-

dachten ſie in ihren Bitten an den König, daß er in ſeine gute Stadt Paris zurückkommen möchte, der Beſtätigung der Amneſtie mit keinem Wort. Welche Widerſprüche!

Am 11ten verſprach Monſieur der Geſellſchaft, daß er Herrn von Beaufort zur Niederlegung der Gouverneurswürde bewegen wollte. Doujat und Sevin erſtatteten Bericht von den Klagen, welche ſie Tags vorher dem Herzog von Orleans über die Unordnungen der Truppen vorgetragen hatten, die, ungeachtet des Verſprechens ſie zurückzuziehen, noch immer da waren. Ich traf den Herrn von Lothringen, der durch die wachhabenden Bürger am Thor St. Martin, beinahe getödtet worden wäre, weil er aus der Stadt gehen wollte, an dieſem Tag in der Straße St. Honoré, und er ſchmückte das harmoniſche dieſes Betragens mit allen Farben, die in ſeiner Gewalt waren. Er ſagte: daß er an einem Buch arbeite, welches dieſen Titel führen und Monſieur zugeeignet werden ſollte. Meine arme Schweſter, ſetzte er hinzu, wird freilich darüber weinen, aber was liegt daran? Sie kann ſich mit Fräulein Claude *) tröſten.

Am 12ten entſchuldigte ſich Monſieur ſehr gegen das Parlament, daß die Truppen ſich nicht ſo ſchnell entfernten, als ſie ohne die üble Witterung wohl würden gethan haben. Sie erſtaunen, ohne Zweifel, mich auf dieſe Weiſe von eben den Truppen ſprechen zu hören, die acht Tage früher mit ihren rothen und gel-

*) Claude von Lothringen. Sie hatte den Kardinal Franz von Lothringen ſeinen Couſin Germain, Bruder Karls IV. geheurathet.

gelben Binden öffentlich herumgiengen, und im Stand waren, mit Vortheil ſogar gegen des Königs Truppen zu kämpfen. Ein Geſchichtſchreiber, der die Begebenheiten entfernter Jahrhunderte ſchrieb, würde bei ſo unwahrſcheinlichen, ja, wenn man ſo reden darf, widerſprechenden Vorfällen, wie dieſe ſind, Verbindung ſuchen. Zwiſchen beiden war nur die erwähnte kleine Zwiſchenzeit; auch war nichts geheimnißvolles dabei im Spiel. Alles, was die gemeinen Politiker erfunden haben, um dieſe Vorfälle zu vereinigen, iſt nur Erfindung und Chimäre. Ich komme immer auf meinen Satz zurück, daß große Fehler durch faſt unvermeidliche Folgen, das was am ſeltſamſten und ausſchweifendſten ſcheint und iſt, möglich machen.

Am 13ten erhielten die oben genannten Obriſten von den Leibcompagnien vom König Befehl, Deputirte nach St. Germain zu ſchicken. Herr Sevin, als der älteſte, führte das Wort. Der König gab ihnen ein Mittagsmal, und beehrte ſie ſogar, während ſie ſpeiſeten, mit ſeiner Gegenwart. An eben dem Tag verließ der Prinz Paris mit einer Freude, die Sie ſich unmöglich vorſtellen können. Er hatte ſchon längſt dieſen Vorſatz gehegt. Viele haben geglaubt, daß die Liebe der Frau von Chatillon ihn zurückgehalten, andere aber, daß er bis zuletzt eine Ausſöhnung mit dem Hof gehofft habe. Ich kann mich nicht erinnern, was er mir darüber geſagt hat; denn daß ich in den langen Unterhaltungen über das Vergangene, nicht dieſes Gegenſtands ſollte erwähnt haben, iſt nicht möglich.

Am 14ten machte Herr von Beaufort über ſeine Abtretung des Gouvernements dem Parlament ein kurzes und ſchlechtes Compliment.

Am

Am 16ten erklärte Monsieur im Parlament ganz unverholen, daß der König den Herrn von Joyeuse in allem und durch alles zurückgewiesen habe; aber nach seiner Gewohnheit setzte er hinzu, daß er mit jeder Stunde bessere Nachrichten erwarte. Als er mein Erstaunen über dies fortdauernde Benehmen sah, sagte er: „wollen Sie mir von einer Viertel„stunde zur andern Bürgschaft leisten? Weiß ich, „ob nicht das Volk mich in einem Augenblick dem Kö„nig ausliefern wird, wenn es glaubt, daß ich nicht „in besondern Verhältnissen mit ihm stehe? Weiß ich, „ob es nicht in dem andern mich dem Prinzen über„läßt, wenn es wieder in seine vorige Laune verfällt „und sich empört?" Diese Grundsätze werden Ihr Erstaunen über Monsieurs Benehmen vermindern. Gegen Grundsätze, sagt man, soll man nie kämpfen, und die, welche die Furcht erzeugt, sind schwerer anzugreifen wie alle andere. Sie sind gar nicht zu fassen.

Am 19ten sagte Monsieur im Parlament: er habe einen Brief vom König mit der Nachricht, daß er Montags den 5ten in Paris eintreffen werde, erhalten. Es befremde ihn sehr, setzte er hinzu, daß Se Majestät nicht vorher eine von dem Pariser Parlament bestätigte Amnestie schicke. Die Bestürzung war ausserordentlich. Man stimmte und beschloß, den König zu bitten, daß er dem Parlament und seinem Volk diese Gnade bewilligen möchte.

Diesen Brief vom König hatte Monsieur am 18ten Abends erhalten. Sogleich ließ er mich holen und sagte mir: des Hofs Betragen sey unbegreiflich. Er setze den Staat aufs Spiel; denn es bedürfe nicht mehr viel, so verschlöße er dem König die Thore. Hierauf erwiederte ich: mir sey dies Benehmen sehr begreiflich.

Da

machten, so giengen sie, ohne etwas ausgerichtet zu haben, wieder heim. Asedoddin aber blieb im Lande, weil Sjavar ihm nicht die Kriegskosten verabredeter maßen ersetzen konnte. Dazu kam noch, daß die Franken bey der ersten besten Gelegenheit einen neuen Einfall befürchten ließen, und Sjavar weder der einen noch der andern Parthey getreu war. Um nun endlich zu einem Zwecke zu gelangen, der bey Sjavars Lebzeiten sich schwerlich erreichen ließ, mußte Asedoddin sich entschließen, ihn umzubringen, und ersah dazu die Gelegenheit, wenn jener ihn besuchen würde. (Er ritt nach Art egyptischer Veziere auf einem Pferde, zum Besuch, vor ihm her blasende Instrumente mit Pauken und Fahnen.) Keiner aber wagte es, ihn anzugreifen, ausgenommen Saladin, der ihn bey der Kehle faßte, und sein Gefolge mit Hülfe der Soldaten auseinandersprengte. Sobald Sjavar gefangen war, erschien ein Verschnittener als Abgeordneter der Nation, und verlangte den Kopf desselben, um dem Sieger die höchste Macht bestätigen zu können. Asedoddin gab ihm, was er verlangte, und erhielt dafür die Kleidung des Vezirs, mit der er den Einzug in das Schloß hielt. Er trat sein Vezirat noch in demselben Jahre den 17ten des zweyten Monats Rabia an, und führte es bis zum 22sten des zweyten Monats Sjumad, während welcher Zeit Saladin fast die ganze Last der Regierung über sich nahm.

Viertes Kapitel.

Asedoddin stirbt; Saladin folgt ihm.

Asedoddin stürzte sich durch seine Unmäßigkeit im Essen, indem er besonders harte Speise liebte, die ihm schon öfters Unverdaulichkeit und Engbrüstigkeit zuge-

zogen

Da der Hof seine guten und friedlichen Gesinnungen kenne, so wage er durchaus nichts, und meinem Bedünken nach, handle er jetzt, wenigstens für seine Zwecke, mit weit mehr Klugheit als in der Vergangenheit, und weit feiner als im Anfang. Was könnte er noch für Schwierigkeiten machen, nach Paris zurück zu kommen, da Monsieur versprochen, vom 14ten dieses Monats an, den Prevot des Marchands und die Bürgermeister, die ohne Beistimmung des Hofs, abgesetzt worden wären, wieder einzusetzen? Hier stieß Monsieur fünf bis sechs Flüche aus und nach einem kleinen Nachdenken sagte er: Gehen Sie, ich will jetzt zwei Stunden ganz allein bleiben; diesen Abend um 8 Uhr kommen Sie wieder.

Hier traf ich ihn im Cabinet seiner Gemahlin, die ihn katechisirte oder vielmehr Ermahnungsreden an ihn hielt; denn er war in unglaublicher Heftigkeit. Aus seiner Art zu reden hätte man schließen sollen, daß er in voller Rüstung zu Pferd sitze und im Begriff sey, die Gefilde von St. Denis und Grenelle mit Blut und Verderben zu bedecken. Madame war erschüttert, und ich selbst, obgleich ich ihn zu gut kannte, um leicht so schreckliche Ideen aus seinen Reden zu schöpfen, glaubte, ich gestehe es, dennoch, daß er tiefer bewegt sey als gewöhnlich. Sobald er mich sah, sagte er: nun was sagen Sie dazu? Kann man nur mit der geringsten Sicherheit mit dem Hof unterhandlen? Nein, Monsieur, antwortete ich, wenigstens nicht ohne gute Vorkehrungen, und Madame weiß, daß ich dies immer behauptet habe. Ganz gewiß, versetzte Madame. Aber haben Sie mir nicht gesagt, fuhr Monsieur fort, der König werde nicht nach Paris kommen, ohne

ohne vorher keine Maasregeln mit mir genommen zu haben? Ich sagte Ihnen, erwiederte ich, daß dies der Aeußerung der Königin gewesen war; aber auch zugleich, wie die Umstände, unter denen sie mir dies sagte, mich nöthigten, J. K. H. zu benachrichtigen, daß sie nicht sehr darauf rechnen sollten. — Er hat es nur zu sehr versichert, sagte Madame, aber Sie glaubten ihm nicht. — Es ist wahr, fuhr Monsieur fort, ich klage niemand an wie diese verdammte Spanierin. Jetzt ist nicht Zeit zu klagen, sagte Madame, es ist Zeit zu handeln, auf eine oder die andere Art. Als es nur an Ihnen lag, Krieg zu führen wollten Sie Frieden, und jetzt verlangen Sie Krieg, da Sie weder Krieg noch Frieden machen können. Ich kann morgen Krieg anfangen, erwiederte Monsieur in kriegerischen Ton, und das leichter als jemals. Fragen Sie nur den Herrn Kardinal von Retz darum.

Er glaubte, daß ich ihm diesen Satz bestreiten würde, und ich merkte wohl, daß er es wünschte, damit er hernach hätte sagen können: er würde Wunder gethan haben, wenn er nicht zurückgehalten worden wäre. Aber hiezu gab ich keine Gelegenheit; ich erwiederte ganz kalt und ohne mich zu erhitzen: ohne Zweifel, Monsieur! — Ist das Volk nicht immer für mich, fuhr er fort. Ja, erwiederte ich. Wird der Prinz nicht zurückkehren, sobald ich ihn verlange? Ich glaube es, Monsieur, war meine Antwort. Wird die spanische Armee nicht vorrücken, wenn ich will? Nach aller Wahrscheinlichkeit, sagte ich. — Sie erwarten nach diesem allem eine große Entschließung oder wenigstens eine große Ueberlegung? Nichts weniger. Das Resultat dieser Conferenz kann ich Ihnen nicht besser beschreiben, als wenn ich Sie bitte

hätte sich Beispiele zu erinnern, was man gewöhnlich in der italiänischen Komödie sieht. Die Vergleichung ist freylich nicht ehrerbietig; auch würde ich sie nicht anführen, wenn sie von meiner Erfindung wäre. Aber Madame selbst hatte diesen Einfall und sagte ihn, sobald ihr Gemahl das Cabinet verlassen hatte, halb lachend, halb weinend. Mir ist, sagte sie, als sehe ich Trivalin, wie er zu Scaramuz sagt: wie viel schönes würde ich Dir gesagt haben, wenn du Verstand genug gehabt hättest, um mir zu widersprechen! Das Ende der Unterhaltung war, daß Monsieur, so sehr beleidigt er auch darüber war, daß der König, ohne mit ihm einverstanden zu seyn, und ohne eine vom Parlament bestätigte Amnestie, nach Paris komme, — gleichwohl es seiner Pflicht und seinem Ruf gemäß hielt, sich nicht zu widersetzen. Da jedermann wissen müsse, daß er es thun könnte, wenn er wollte, so würde die ganze Welt ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen und erkennen, daß nur die Achtung für die Ruhe des Staats ihn zu einem Betragen nöthige, welches ihm für seine Person nothwendig schwer fallen müsse.

Madame konnte ihm diesen Ausdruck nicht hingehen lassen, wenn sie gleich, wenigstens was die Ausführung betraf, aus den bereits angeführten Gründen seiner Meinung war. Diese Schlußfolge würde für den Herrn Kardinal von Retz schicklich seyn, sagte sie jetzt, fest und sogar zornig zu ihm; sie ist es aber nicht für einen Fils de France. Doch hievon ist die Rede nicht mehr. Denken Sie jetzt nur darauf, dem König mit Anstand entgegen zu gehen. Hier schrie er auf, als hätte sie ihm vorgeschlagen ins Wasser zu springen. Nun so gehen Sie doch,

mein Herr! auf der Stelle gehen Sie! fuhr sie fort. Und wohin, zum Teufel, soll ich gehen? antwortete er, drehte sich herum und ging in seine Zimmer, wohin er mir zu folgen befahl.

Er fragte mich hier: ob die Pfalzgräfin mich nichts von des Königs Rückkehr hätte wissen lassen. Ich sagte: Nein, wie es auch wahr war; doch blieb es nicht lange wahr. Denn eine Stunde nachher erhielt ich ein Billet von ihr, worin sie mir meldete, daß ihr die Königin befohlen habe, mir diese Nachricht mitzutheilen und zu sagen: Sie zweifle nicht, ich werde in diesem Fall vollenden, was ich so schön und glücklich in Compiegne angefangen hätte. In einem besondern mit Chiffern geschriebnen Billet machte mir die Frau Pfalzgräfin viel Entschuldigungen, daß diese Nachricht so spät käme. Sie kennen diesen Boden, setzte sie hinzu; man ist in St. Germain wie in Compiegne. Dies war mir genug. Alles dies geschah am 20sten Oktober.

Am 21sten kam der König, nachdem er eine Nacht zu Ruel zugebracht hatte, nach Paris zurück. Er schickte von Ruel her Rogente und Anville an Monsieur, mit der Bitte: daß er ihm entgegen kommen möchte. So sehr sie auch deshalb in ihn drangen, so konnte er sich doch nie dazu entschließen. Sie hatten recht; aber ich bin auch überzeugt, daß Monsieur nicht Unrecht hatte. Das heißt nicht, daß man irgend einen Anschlag auf seine Person gehabt hätte; wenigstens soviel ich nachher von dem Marschall Villeroi erfuhr, war dies nicht der Fall. Aber wenn er dem König entgegen gegangen wäre und dieser sich seiner hätte versichern wollen, so glaube ich, daß

es

es ihm bei der damaligen Volksſtimmung ſicher geglückt wäre. Zwar war dieſe im Grund immer noch ſehr günſtig für Monſieur und bei weitem mehr für ihn als den Hof; aber die Gemüther waren in einer Bewegung und Verwirrung, die nach meinem Bedünken auf alles zu lenken war; und ich weiß nicht, ob der Glanz der königlichen Majeſtät nicht geſiegt hätte, wenn er ſo mit einem mal auf dieſe bewegliche Maſſe hingefallen wäre. Ich ſage, wer weiß; denn ſo viel iſt immer gewiß, daß bei der damaligen Faſſung der Gemüther die niedren Volksklaſſen und ſelbſt die mittlern noch ganz an Monſieur hiengen; demungeachtet war Grund genug da, ſich nicht auszuſetzen, beſonders außerhalb der Mauern.

Weit mehr erſtaunte ich zu ſehen, wie die Miniſter ſelbſt des Königs Perſon gegen Monſieurs Mißvergnügen, Mistrauen und Furcht, gegen die Beſorgniß eines Parlaments, das mit Recht glauben konnte: man komme, um es zu vernichten, und gegen die Launen eines Volks, das immer an denen hieng, deren der Kardinal am wenigſten verſichert war, blos ſtellen konnte. Der Ausgang hat freilich in dieſem Fall das Benehmen des Hofs ſo gerechtfertigt, daß es beinahe lächerlich iſt, ihn tadeln zu wollen. Ich aber halte dies für unvorſichtig, verblendet und über alle Vorſtellung tollkühn. Ich kann über dieſen Punkt nicht, wie bei manchen andern, ſagen: ich weiß es nicht! Vielmehr weiß ich mit voller Ueberzeugung, daß, hätte Monſieur gewollt, die Königin und die Unterminiſter an dieſem Tag vom König getrennt worden wären.

Die Hofleute ſind immer ein Spiel der Volkszurufungen, und bedenken nicht, daß dieſe faſt vor jedem, dem ſie ertönen, dieſelben ſind. Ich hörte an

diesem Abend im Louvre Menschen, die der Königin wegen dieses Freudengeschreis schmeichelten. Herr von Turenne, der hinter mir im Zirkel stand, sagte mir leise: Fast auf dieselbe Art schallte es letzthin für den Herrn von Lothringen. Ich würde ihn sehr erstaunt gemacht haben, wenn ich zur Antwort gegeben hätte, daß, mitten unter diesem Freudengeschrei, Viele Monsieur den Vorschlag gethan hatten: er solle den König bitten, seine Wohnung — im Hotel de Ville zu nehmen.

Dies verhielt sich würklich so. Herr von Beaufort selbst hatte deshalb mit 12 oder 15 Parlamentsräthen in ihn gedrungen. Noch leben einige von ihnen, und wenn ich sie nennen wollte, so würde man erstaunen. Monsieur wollte nichts davon hören, und als er mir sagte, daß ihm dies vorgeschlagen worden sey, setzte ich mich aus aller Kraft dagegen. Der Vorschlag war, meinem Bedünken nach, für den gegenwärtigen Moment möglich; denn gewiß wäre jeder Offizier unter der Leibwache von seinen Soldaten gemordet worden, wenn er nur Miene gemacht hätte, sich Monsieur zu widersetzen; aber — Ehrfurcht, Gewissen und alles, was Sie sich hierüber denken können, abgerechnet, war bei den damaligen Umständen und ihren Folgen der Vorschlag verrückt.

Nach dem, was Sie bereits wissen, können Sie beide mit Einem Blick übersehn. Mich konnte sicher nichts davon abhalten als das Gefühl meiner Pflicht; denn ich glaubte mich mehr in Gefahr als in meinem ganzen Leben. Ich erwartete den König im Louvre und blieb dort, ehe er ankam, zwei bis drei Stunden mit Frau von Lesdiguieres und Herrn von Turenne. Dieser fragte mich zutmüthig und besorgt, ob ich mich für sicher halte? Ich bemerkte, daß ein eifriger An-

Anhänger Mazarins, Frelai, dies gehört hatte und entwortete, indem ich ihm die Hand drückte: Ja, mein Herr! und in jeder Rücksicht. Frau von Lesdiguieres weiß, daß ich Recht habe. Dies war jedoch nicht der Fall; denn ich bin überzeugt, daß nichts erfolgt seyn würde, wenn ich an diesem Tag verhaftet worden wäre. Ihnen muß freilich das, was ich Ihnen bald von dieser bald von jener Seite als möglich vorstelle, widersprechend scheinen; ich gestehe, daß nur die es fassen können, welche diese Begebenheiten mit angesehen und in das Innere derselben geschaut haben.

Die Königin nahm mich bewundernswürdig gut auf, und sagte den König, daß er mich als den, welchem er seine Rückkehr nach Paris vorzüglich danke, umarmen sollte. Diese von vielen gehörte Aeußerung, machte mir wahre Freude, weil ich glaubte, daß sie die Königin nicht so laut gesagt haben würde, wenn sie Anschläge auf meine Freiheit hätte. Ich blieb im Zirkel, bis man ins Conseil gieng. Beim Weggehen begegnete mir Joui, mit dem Auftrag von Monsieur, mich zu fragen, ob ich wirklich einen Platz im Conseil bekommen habe, und mit dem Befehl zu ihm zu kommen.

Beim Eintritt in seine Wohnung stieß ich auf Herrn von Aligre, der ihm so eben von Seiten des Königs befohlen hatte, mit dem morgenden Tag Paris zu verlassen und nach Limours zu gehen. Dieser Fehler gehört meiner Meinung nach, unter die größten und auffallendsten, welche je die Politik begangen hat, obgleich auch ihn der Erfolg geheiligt hat. Sie werden mir zwar einwenden, daß der Hof Monsieur kannte; und ich antworte: er kannte ihn in diesem Fall nicht, denn es fehlte wenig und Monsieur faßte

oder vielmehr er vollzog den würklich schon gefaßten Entschluß, sich in die Hallen zu postiren, Bollwerke aufzuwerfen, mit ihnen bis an das Louvre fortzurücken und den König von da zu vertreiben. Ich bin überzeugt, daß ihm dies mit Leichtigkeit gelungen wäre, wenn er es hätte unternehmen wollen und daß das Volk durchaus alles gethan haben würde, wenn es Monsieur in eigner Person und mit den Waffen in der Hand, um sich vor Verbannung zu schützen, gesehen hätte. Man hat mich beschuldigt, daß ich Monsieur in diesem Fall sehr erhitzt habe. Die Wahrheit ist folgendes.

Als ich nach Luxemburg kam, schien er mir äusserst bestürzt; denn er bildete sich ein, dieser Befehl vom König sey nur vorgegeben, um ihn hinzuhalten und zu überreden, daß man nicht an seine Verhaftung denke. In seiner unbeschreiblichen Bewegung glaubte er alle Musketenschüsse — und sie waren in diesen Tagen der Freude sehr häufig — geschähen von dem Garderegiment, das im Anmarsch sey, um ihn einzuschließen. Er schickte viele aus, um zu sehen, wie die Sachen stünden; und obgleich alle mit der Nachricht zurückkamen, daß alles ruhig sey und nichts sich rühre, so glaubte er doch keinem, sondern lief alle Augenblicke ans Fenster, um selbst zu vernehmen, ob keine Trommel sich hören lasse. Endlich faßte er ein wenig Muth; so viel wenigstens daß er mich fragen konnte: ob ich ihm ergeben sey? Ich beantwortete dies mit diesem halben Vers aus dem Cid: ganz anders als mein Vater. Dieser Einfall brachte ihn zum Lachen, was er sonst in der Angst selten konnte. So geben Sie mir einen Beweis davon, fuhr er fort, versöhnen Sie sich mit Herrn von Beaufort. Von ganzem Herzen gerne, Monsieur,

erwiederte ich. Er umarmte mich und gieng nach der Thüre der Galerie, die auf die Thür ſeines Schlafzimmers, wo er ſich damals befand, ſtieß. Herr von Beaufort trat heraus und flog an meinen Hals. Fragen Sie Se K. H., ſagte er, was ich ihm eben über Sie geſagt habe. Ich kenne die rechtſchaffnen Leute. Muthig, mein Herr, laſſen Sie uns die Mazariniſten einmal im Ernſt zu allen Teufeln jagen. So begann die Unterhaltung, und Monſieur ſetzte ſie durch eine dunkle Rede fort, die in dem Mund Gaſtons *) von Foix etwas Großes verkündigt hätte, aber in Gaſtons von Frankreich Mund mir nur ein großes Nichts weiſſagte. Herr von Beaufort vertheidigte die Nothwendigkeit und Möglichkeit ſeines Vorſchlags mit aller Kraft; und dieſer war kein andrer, als daß Monſieur mit dem erſten Anbruch des Tages geradewegs in die Hallen ziehen, und dort Verſchanzungen aufwerfen ſollte, welche er dann nach Gefallen erweitern könnte. Monſieur wandte ſich zu mir und ſagte, wie man im Parlament zu fragen pflegt: Ihre Meinung, Herr Doyen! Meine Antwort gebe ich Ihnen hier wörtlich. Ich habe ſie nach dem Original abgeſchrieben, welches ich, ſobald ich von Monſieur nach Hauſe kam, Montreſor in die Feder ſagte, und noch von ſeiner Hand beſitze.

„Ich glaube, Monſieur, daß ich hier würklich, „wie der Herr Doyen reden ſollte, und zwar wie der, „welcher dafür ſtimmte: daß ein 40ſtündiges Gebet

*) Der brave Gaſton von Foix, Herzog von Nemours ward am Oſtertag des Jahrs 1512 in der Schlacht von Ravenne getödtet. Er war ungefähr 23 Jahr alt.

„gehalten werden ſollte. Selten wird man dies mehr „bedürfen, als im jetzigen Fall. Und nur wäre es „noch weit nöthiger, wie jedem andern, weil ich keine „Meinung haben kann, deren Ausführung nicht eine „fürchterliche Aufſenſeite und ſelbſt unendliche Schwie„rigkeiten hat. Stimme ich dafür, daß Sie die be„leidigende Behandlung erdulden ſollen; wird dann „das Publikum, welches immer das Schlechte will, „nicht Grund oder Vorwand zu der Behauptung fin„den, daß ich Ihr Intereſſe verrathe und daß meine „Meinung nur die Folge all der Hinderniſſe ſey, wel„che ich des Prinzen Plan in den Weg gelegt habe? „Stimme ich dafür, daß Se K. H. den Gehorſam „aufſagen und des Herrn von Beaufort Anſichten fol„gen ſollen; ſo wird mich nichts von dem Ruf retten, „daß ich ein Mann ſey, aus deſſen Bruſt der Wind „bald heiß bald kalt wehe, ein Mann, der Frieden „wolle, wenn er durch die Schließung deſſelben ſeinen „Vortheil zu finden hofft, und für den Krieg ſtimme, „wenn man ihn von den Friedenstraktaten ausge„ſchloſſen hat? ein Mann, der durch ſeinen Rath „Paris mit Feuer und Blut erfülle und dieſes Feuer „bis an die Pforten des Louvre verbreite, ja ſelbſt „auf des Königs Perſon ſein Abſehen richte! Dies „iſt es Monſieur, was die Welt ſagen wird, und „Sie vielleicht ſelbſt in gewiſſen Augenblicken glauben „können. Da ich es Sr K. H. vielleicht mehr als „tauſendmal vorher geſagt habe, daß Ihre Unent„ſchloſſenheit Sie in gegenwärtige Lage bringen würde, „ſo könnte ich Veranlaſſung finden, mit aller ſchuldi„gen Ehrfurcht zu bitten, mich mit der Frage über „eine Materie zu verſchonen, die für mich verwickelter „iſt, wie für alle andere Menſchen. Ich will mich „jedoch dieſes Rechts nur zur Hälfte bedienen, das „heißt, zwar nicht beſtimmen, was Se K. H. meiner

„Mei-

zogen hatten, noch in dieſem Jahre ins Grab. Sein Nachfolger war Saladin, der durch Freygebigkeit die Herzen ſeiner Unterthanen zu gewinnen und ſein Reich auf einem feſten Grunde zu bauen verſtand. Aus Dankbarkeit gegen Gott, der ihn ſo ſehr begünſtigte, enthielt er ſich des Weins und aller Ueppigkeit, und ergab ſich ganz den ernſtern Beſchäfftigungen, biß auf den Augenblick, da er die Welt verließ. Ich fühlte, ſprach er zu mir, als mich das Glück in Egypten begünſtigt hatte, einen göttlichen Ruf in mir, Paläſtina und die Meeresküſte zu erobern, weshalb ich auch ſeit dem Antritt meiner Regierung die Franken über Caracha und Sjaubecha hinaus immerfort beunruhigt habe. Seine Wohlthätigkeit iſt beyſpiellos. Gleich zu Anfange ſeiner Regierung ſtrömten Gelehrte und religiöſe Männer aus allen Weltgegenden an ſeinen Hof, und keiner von ihnen wurde in den Erwartungen getäuſcht, die ihn dahin gelockt hatten.

Nach Aſedoddins Tode übergaben ſeine Befehlshaber im Monat Redjab des 564ſten Jahres die Stadt Emiſſa an Noureddin.

Fünftes Kapitel.

Angriff der Franken auf Damiata.

Die Franken ſahen das Glück der Muſelmänner, das neue Reich des Sultans, das ihrer eignen Herrſchaft durch immer mehrere Eroberungen Abbruch that, mit dem gröſten Verdruſſe an. Um ſich nun Egypten zu unterwerfen, verbanden ſie ſich mit Griechenland, und raffiten alle ihre Kräfte zu dem bevorſtehenden Feldzug zuſammen. Damiata ſchien ihnen der

„Meinung nach verziehen sollte, Ihnen aber die „Schwierigkeiten heiter mit eben der Freiheit auseinander setzen, als wenn ich mich selbst zu einem oder dem andern bestimmen zu können glaubte.“

„Gehorchen Sie, so kann Sie das Publikum „für alle seine künftigen Leiden in Anspruch nehmen. „Diese genau zu bestimmen, unternehme ich nicht; „denn wer kann über eine Zukunft entscheiden, die von „der Kleinlichkeit eines Kardinals, von Undedei's Ungestüm, des Abb. Fouquet's Grobheit und Servien's Heftigkeit abhängt? Genug Sie werden für „alles, was jene dem Publikum zufügen, haften sollen, weil dieses glauben wird, es habe nur an Ihnen gelegen, es zu verhindern. Gehorchen Sie „nicht, so laufen Sie Gefahr, den Staat umzuwälzen.“

Hier unterbrach mich Monsieur und sagte mir dringend: „hievon ist nicht die Rede, sondern es fragt „sich ob ich im Stand bin, das heißt, ob ich die „Macht habe, den Gehorsam zu verweigern.“ —

„Ich glaube es, Monsieur, antwortete ich; „denn ich sehe nicht ein, wie es der Hof anfangen sollte, um Sie zum Gehorsam zu bringen. Der König müßte in eigner Person gegen Luxemburg anrücken und dieses würde ein großes Unternehmen seyn.“ Herr von Beaufort setzte die Unmöglichkeit, die er hiebei fand, in so starkes Licht, daß Monsieur, wie ich wahrnahm, davon überzeugt zu werden anfieng, und nach dieser Ueberzeugung ganz aufgelegt war, mit übereinander gekreuzten Armen ruhig in seiner Wohnung zu bleiben. Denn sein Hang führte ihn immer zur Unthätigkeit.

Ich hielt mich für verbunden, ihm dieses so hel
als möglich zu machen, und stellte ihm vor, daß e
wohl überlegt und vorsichtig behandelt zu werden ver
diene. Ich gebe zu, fuhr ich fort, daß das Vol
wahrscheinlich Monsieur nicht geduldig aus [illegible]
burg würde wegführen lassen, wenigstens müßte de
König gewisse Vorbereitungen machen, welche abe
die Zeit herbei führen könnte. Ich zweifle abe
nicht, daß ihm dies glücken könnte, wenn er da
Volk erst sein Ansehen anzuerkennen gewöhnte; auc
dürfte dies bald geschehen, weil er sie durch sein
Klugheit wahrscheinlich bald daran gewöhnen würde
Jeder Augenblick vermehrte seine Gewalt; schon is
er um diese 10te Stunde (welche eben an Monsieur
Uhr schlug) mächtiger als er um 5 Uhr gewesen. Ei
klarer Beweis hievon ist daß er sich des Thores l
Conference bemächtigt hat und es durch das einzig
Garderegiment ruhig und ohne das geringste Murre
bewachen läßt. Hätte es Monsieur gefallen, es nu
eine Viertelstunde früher zwischen 3 und 4 verschli
ßen zu lassen, so würde sich gewiß keiner genaht ha
ben. Ließen aber Se K. H. alle Posten von Pari
so wegnehmen, wie diesen, und das Parlament s
mißhandeln, wie man es vielleicht morgen früh miß
handeln wird, so glaube ich für ihn selbst, von mo
gen Nachmittag an, wenig Sicherheit mehr zu sehen
Dies letztere rief in Monsieurs Busen die Furcht zu
rück. Das heißt, schrie er, daß ich nicht
zur Vertheidigung thun kann.

Nein, antwortete ich, Sie können no
alles, heute und morgen früh. Aber fü
morgen Abend möchte ich nicht stehen.

Hier that Herr von Beaufort einen neuen Ve
such, gleich als wollte er mir beistehen; denn
glaub

glaubte der Zweck meiner Rede sey den Angriff vorzuschlagen und zu vertheidigen. Ich fiel ihm schnell ins Wort und sagte: „ich sehe wohl, mein Herr, daß „Sie meine Idee nicht ganz fassen. Meine ganze „Aeußerung bezog sich darauf, daß Se K. H. glaubte, „trotz dem König in völliger Sicherheit in Luxemburg „bleiben zu können. Bei der jetzigen Lage der Sa„chen werde ich niemals irgend einer Meinung seyn. „Monsieur hat immer zu entscheiden gehabt, und ihm „kömmt es sogar zu, vorzuschlagen, so wie uns es „auszuführen. Nie darf man behaupten, daß ich ihm „gerathen hätte, weder die empfangne Begegnung zu „dulden, noch morgen früh die Verschanzungen zu er„richten. Meine Gründe, die mich hiezu bestimmen, „habe ich ihm gesagt. Er befahl mir ihm die Schwie„rigkeiten beider Entschlüsse darzulegen, und ich ha„be nichts gethan als diesen Auftrag erfüllt."

Monsieur ließ mich reden, so viel ich wollte, und nach drei oder vier Wanderungen durchs Zimmer, kam er zu mir und sagte: Wenn ich mich nun entschlöße, das Feld zu behaupten, werden Sie sich für mich erklären? Ja, Monsieur, und ohne Bedenken. Es ist meine Pflicht, ich bin Ihnen ergeben. Ich werde gewiß nie dagegen fehlen, und Sie dürfen nur befehlen. Aber ich würde darüber in Verzweiflung seyn; denn dies muß ein rechtschaffner Mann bei gegenwärtiger Lage der Sache, bei allem seyn, was Sie thun. Monsieur war über meine Aeußerung bewegt, obgleich er nur eine flüchtige Güte und keine Zartheit des Gefühls besaß. Die Thränen kamen ihm in die Augen; er umarmte mich, und fragte mich hierauf mit einemmal: ob ich glaubte, daß

er

er ſich der Perſon des Königs bemächtigen könnte. Ich erwiederte: da das Thor la Conference ſo bewacht wäre, wie jetzt, ſo ſey nichts in der Welt unmöglicher als dies.

Beaufort ſchlug ihm verſchiedene Mittel vor, die in jeder Rückſicht unausführbar waren. Er erbot ſich, mit Monſieurs Hofleuten an den Eingang des Louvre Poſto zu faſſen. Genug er ſagte mancherlei, was mir Thorheit ſchien. Ich blieb meiner Art zu reden und handeln getreu, und bemerkte noch, eh ich Luxemburg verließ — und ich geſtehe Ihnen, mit wahrem Vergnügen — daß Monſieur den Weg des Gehorſams wählen würde. Denn ich nahm wahr, wie innig er ſich freute, in mir keinen Vertheidiger des Angriffs zu ſehen. Gleichwohl unterhielt er uns hievon noch während des ganzen Abends und befahl uns ſogar, unſre Freunde in Bereitſchaft zu halten und uns mit Tagesanbruch im Luxemburg einzufinden.

Beaufort ſah ſo gut wie ich, daß Monſieur ſeinen Entſchluß gefaßt hatte, und ſagte mir, als wir die Treppe herabgiengen: dieſer Menſch iſt einer ſolchen Handlung nicht fähig. Und noch weit weniger vermag er ſich dabei zu behaupten, antwortete ich, und Sie müſſen raſend ſeyn, daß Sie ihm dies bei der gegenwärtigen Lage der Sachen vorgeſchlagen haben. Sie kennen ihn noch nicht, verſetzte er, hätte ich ihm dies nicht vorgeſchlagen, ſo könnte er es mir in 10 Jahren nicht vergeſſen.

Als ich in meine Wohnung kam, fand ich Montreſor, der auf mich wartete, und ſich ſehr über meine Scrupel aufhielt; denn ſo nennte er alle die Rückſichten,

ten, welche er in dem eben angeführten Schreiben, welches ich ihm in die Feder sagte, bemerkte. Er versicherte mich, daß Monsieur mehr Verlangen habe in Limours zu seyn, als die Königin, ihn dort zu sehen. Zugleich gestand er mir zu: daß der Hof einen schrecklichen Fehler begangen habe, ihn daß in zu verweisen; denn leicht hätte die Furcht, dort nicht sicher zu seyn, ihn zu einer Unternehmung bringen können, an die er bei der kleinsten Schonung nie gedacht haben würde.

Der Erfolg hat auch diese Unvorsichtigkeit gerechtfertigt; aber sie war um so gröſ er, da der Hof Ursache hatte, mich für beleidigt und mißtrauisch zu halten, und mir nicht die Gerechtigkeit wiederfahren ließ, mir die guten Gesinnungen für den Staat zuzutrauen, die ich wirklich hatte. Ich bin überzeugt, daß man bei Monsieurs ganz eigener, unverbesserlicher Gemüthsstimmung, wegen der unter tausend Umständen unvermeidlichen Theilung der Partei, wegen der vergangnen, gegenwärtigen und zukünftigen Zerrüttung aller ihrer Abtheilungen u. s. f., das was man unternehmen wollte, nicht hätte behaupten können, daß es also, aus diesem einzigen Grund, alle andre ungerechnet, Monsieur nicht zu rathen war, es zu unternehmen. Doch eben so überzeugt bin ich, daß, wenn er es unternommen hätte, es ihn für den jetzigen Augenblick gelungen wäre. Er hätte den König aus Paris vertreiben können. Diese Behauptung wird vielen parador scheinen; aber alle groſe Sachen erscheinen, wenn sie nicht ausgeführt worden sind, denen, welche nicht zu etwas Groſen fähig sind, immer unausführbar. Ich bin gewiß, daß mancher nicht über die Bollwerke des Herrn von Guise erstaunt ist, der, hätte man sie ihm eine Viertel-

stunde

ſtunde vor ihrer Errichtung vorgeſchlagen, darüber wie über eine Chimäre geſpöttelt hätte. Und ſo iſt es wahr, was ich vielleicht ſchon irgendwo in dieſer Schrift geſagt habe: daß die Menſchen ſich durch nichts anders auszeichnen, als daß diejenigen, welche etwas Großes vollbracht haben, vor allen andern den Grad der Möglichkeit davon eingeſehen und berechnet haben.

Auf Monſieur, zurück! Noch vor Anbruch des Tages reiste er nach Limours ab, und zwar eine Stunde früher, als er Herrn von Beaufort und mir hatte ſagen laſſen. Er ließ uns durch Joui melden, daß er uns an dem Thor von Luxemburg antworten würde; daß er zu dieſem Verfahren ſeine Gründe gehabt hätte, die wir einſt erfahren ſollten, und daß wir uns, wo möglich, mit dem Hof verſöhnen ſollten. Ich für mein Theil war nicht überraſcht, aber Herr von Beaufort fluchte viel darüber.

Am 22ſten hielt der König im Louvre ſein Lit de Juſtice. Hier ließ er vier Erklärungen leſen. Die erſte betraf die Amneſtie, die zweite die Wiederherſtellung des Parlaments in Paris *), die dritte enthielt den Befehl an Herrn von Beaufort Paris zu verlaſſen, welchen auch Rohan, Viole, du Thou, Brouſſel, Portail, Bitaud, Croiſſy, Machaut Fleury, Martineau und Perraut erhielten. Dieſelbe Erklärung enthielt auch das Verbot ans Parlament, ſich künftig in Staatsangelegenheiten zu miſchen. Die vierte errichtete eine Kammer des Vacations.

Vor der Ankunft des Königs hatte man dieſen Morgen beſchloſſen, ihn um die Begnadigung der Ver-

*) Siehe Johys Memoiren 2tes Buch. S. 18.

Verwiesenen zu bitten. Dieſe gehorchten alle noch an demſelben Tag.

Nachmittags gieng ich zur Königin. Nachdem ſie einige Zeit im Zirkel verweilt hatte, befahl ſie mir, ihr in ihr kleines Cabinet zu folgen. Sie begegnete mir äuſſerſt gut. Sie wiſſe, ſagte ſie, daß ich mein möglichſtes gethan hätte um die Verhältniſſe und Gemüther milder zu ſtimmen; und ich würde dies, wie ſie glaubte, noch ſchneller und öffentlicher gethan haben, wenn ich nicht gegen meine Freunde, die nicht alle meiner Meinung geweſen wären, gewiſſe Rückſichten hätte beobachten müſſen; ſie beklagte mich und werde das ihrige beitragen, um mich aus dieſer Verwirrung zu reiſſen. Welcher Schein von Gefälligkeit, von Güte ſogar! Die Wahrheit war folgendes.

Sie war lebhafter gegen mich aufgebracht als je, weil Beloi ſie Morgens ſo bald ſie aufgewacht war, hatte benachrichtigen laſſen, daß ich Monſieur angeboten hätte, alle ſeine Befehle zu vollziehen. Dieſer Beloi gehörte zwar zu Monſieurs Haus, hatte aber ſtets geheime Bündniſſe mit andern. Seitdem des Prinzen Angelegenheiten in Verfall gekommen waren, war er in ein Mißverſtändniß mit dem Hof getreten. Von den nähern Umſtänden unſrer Unterredung wußte er zwar nichts, aber als Herr von Beaufort und ich Monſieur verlaſſen hatten, und er unmittelbar darauf mit Joui ins Zimmer trat, ſagte Monſieur in ſeiner Unruhe und Bewegung zu ihnen: Wenn ich wollte, ſo könnte ich die Spanierin ſchön tanzen laſſen. Hierauf verſetzte Beloi aus Bosheit oder aus Neugierde: aber iſt denn Se K. H. auch des Herrn Kardinal von Retz ſo gewiß? Der Kardinal von Retz iſt

ein

ein edler Mann, ich kann ſtets auf ihn rechnen. Joui hörte dies und hinterbrachte mir es treulich am nächſten Morgen. Ich vermuthete ſogleich, daß es Belot ſeinerſeits der Königin würde beigebracht haben. Dieſe konnte freilich nicht wiſſen, daß ich in eben den Moment, wo ich Monſieur die Anerbietung that, zu welcher die Ehre mich verpflichtete, nicht vergeſſen hatte, alles, was die Ehre mir erlaubte, anzuwenden, um den Umſturz des Staats zu verhindern.

Die von Joui erhaltne Nachricht veranlaßte mich zu tiefem Nachdenken über die Bedenklichkeiten, welche mir Montreſor Tags zuvor ſo ſehr zum Vorwurf gemacht hatte. Es iſt wahr, daß ſie, wenigſtens gewöhnlich, in der Welt kein Glück machen; aber es giebt Seelen, die die Genugthuung, welche ſie in ſich ſelbſt finden, dem glänzendſten Erfolg vorziehen.

Ich mußte dieſe kleine Erzählung vorausſchicken, weil ſie die Urſache meiner Antwort an die Königin enthält, welche Sie ſonſt befremdet haben würde; das heißt die Urſache, welche mich damals beſtimmte. Denn Sie wiſſen, daß ich auch vorher faſt immer die nemliche Aufrichtigkeit gegen ſie bewies.

Ich fühle, ſagte ich ihr, die lebhafteſte Freude, daß nun endlich der längſt ſehnlichſt gewünſchte Moment erſchienen ſey, wo ich ihr ohne Einſchränkung dienen könnte. So lange Monſieur an den Unruhen Theil genommen, habe ich wegen meiner Verbindung mit ihm, bei welcher ich ihn nie hintergehen wollte, nicht meiner Neigung folgen können, und wenn ich geſtern die Ehre genoſſen hätte Sie allein zu ſehen, ſo würde ich mein gewöhnliches Betragen beobachtet

haben

haben, weil ich nicht mit Ehren anders hätte handeln können. Jetzt aber, da Monsieur Paris mit dem Gedanken und Entschluß verlassen habe, sich in keine öffentliche Angelegenheit mehr zu mischen, sehe ich mich in Freiheit, oder in meine natürliche Lage gesetzt; worüber ich mich mehr freue, als ich J. Majestät ausdrücken kann.

Sie beantwortete dies höchst gütig; doch bemerkte ich, daß sie mich über Monsieurs Stimmung zur Sprache bringen wollte. Sie ward hierüber befriedigt. Denn ich versicherte sie, und dies mit vieler Wahrheit, daß er fest entschlossen sey, ruhig in seiner Einsamkeit zu bleiben.

Aber wir dürfen ihn nicht dort lassen, versetzte sie; er kann dem König und dem Staat nützlich seyn. Sie müssen ihn zurückbringen und ihn uns zuführen. Ich glaubte aus den Wolken zu fallen. Dies, ich gestehe es Ihnen, erwartete ich nicht. Jedoch begrif ich es bald. Nicht, daß sie sich klar darüber erklärt hätte; doch zu verstehen gab sie mir, daß die königliche Würde nur durch Monsieurs Gehorsam befriedigt sey, und es nur an ihm liegen würde, mehr als je in Gunst zu stehen, wenn er sein jetziges gutes Benehmen durch Gefälligkeiten krönen wollte, die gerecht und billig wären, und wobei er selbst seine Rechnung finden könnte.

Diese Reden waren, wie Sie sehen, nicht sehr zweideutig. Als die Königin sah, daß ich dies nur in allgemeinen Ausdrücken beantwortete, so verschloß sie sich und änderte nicht allein den Stoff, sondern auch die Form ihrer vorigen Unterhaltung. Sie ward roth, und sprach gleichwohl kälter mit mir; was stäts ein Symptom des Zorns bei ihr war. Kurz

darauf faßte sie sich wieder ein wenig und fragte: ob ich noch immer Zutrauen zu Frau von Chevreuse hätte? Ich gehöre, antwortete ich, stets unter ihre ersten Diener. Sie faßte dies Wort schnell auf, und wie mir schien, mit Freude. Ich verstehe, sagte sie. Sie setzen mehr Vertrauen in die Pfalzgräfin und Sie haben Recht. Ich vertraue ihr sehr, antwortete ich; aber ich bitte Ew. Majestät um die Erlaubniß, das größte Zutrauen in Sie selbst setzen zu dürfen. Ich will es gerne, sagte sie gütig. Adieu. Ganz Frankreich erwartet mich dort innen!

Hier erlauben Sie mir eine kleine nöthige Ausschweifung, die Ihnen beweisen soll, wie sehr die, welche an der Spitze großer Begebenheiten stehen, von ihrer eignen Partei nicht weniger in Verlegenheit gesetzt werden, als durch ihre Feinde. Diese, so allmächtig sie im Staat waren, der Eine durch Geburt, Verdienst und Faction, der Andre durch Gunst, hätten mich mit allen ihren Bemühungen nicht zwingen können, meinen Posten zu verlassen; und ich kann ohne Eitelkeit sagen, daß ich ihn selbst mit Würde, nur mit ein wenig Nachgiebigkeit würde behauptet haben, wenn nicht die verschiednen Wünsche meiner Freunde, oder ihre Visionen vielmehr, mich zu einer Aufführung gezwungen hätten, die mir den Schein gab, als wollte ich gegen den Strom schwimmen; wodurch ich mich zu Grunde richtete.

Um Ihnen dies verständlicher zu machen, muß ich Ihnen wohl eine genaue Schilderung von einer gewissen Anzahl Menschen geben, die für meine Freunde galten; ich sage: sie galten dafür, denn nicht alle welche die Welt dafür hielt, waren es.

vorzüglich wichtige Plan, durch dessen Besitz sie sowohl festen Fuß zu Lande, als auch offene Fahrt zur See erhalten könnten. Zu dem Ende führten sie alle zur Belagerung einer Stadt dienlichen Werkzeuge dahin. Zugleich mit ihnen machten die Franken in Syrien Bewegungen, eroberten im zweyten Monat Rabia, das Schloß Acarra, und nahmen den Commandanten desselben Chetlach, Fähndrich, und Neureddins Leibeigenen gefangen; Neureddin suchte ihnen zwar dadurch Einhalt zu thun, daß er sich vor Coracka legte, er mußte aber, weil sie gegen Palästina anrückten, die Belagerung aufheben, ohne Gelegenheit gefunden zu haben, ihnen eine Schlacht anzubiethen. Noch größern Kummer verursachte ihm der im Jahr 569 (1169 n. C.) im Monat Ramadan zu Haleb erfolgte Tod Mesteddins, Dajas Sohn, der eine der wichtigsten Personen im Staate gewesen war. Er begab sich hierauf nach Syrien, welches er aber wegen der Erdbeben, die Haleb und ander Städte verwüstet hatten, wieder verlassen wollte, als die Nachricht von dem Ableben seines Bruders Kotbeddin, der zu Mosul den 27sten des Monats Dsulhadsja verschieden war, ihn nach Mosul zu reisen nöthigte.

Unterdeß sandte Saladin eine hinlängliche Besatzung zu Pferde und zu Fuß, nebst dem benöthigten Kriegsvorrath nach Damiata ab, mit dem Versprechen, so bald als möglich an der Spitze eines wohlgerüsteten Heeres zum Entsatz herbeyzueilen. Der Erfolg davon war, daß die Franken nach einem großen Verlust an Volk und Kriegsmaschinen wieder abziehen mußten; so siegte der Glaube über den Unglauben. Damiata wurde durch göttlichen Beystand erhalten, des Feindes Anschläge zernichtet, und unsere Gemalt um desto fester begründet.

Sechs

So hatte ich zum Beiſpiel weder mit Frau von Chevreuſe noch mit Laiques ganz gebrochen. Noirmoutier war mir auf alle mögliche Art entgegen gekommen, um ſich mit mir auszuſöhnen, und die allgemeinen Bitten meiner Freunde nöthigten mich, ihn wieder aufzunehmen und wenigſtens höflich mit ihm umzugehen.

Montreſor, der mir hundertmal in ſeinem Leben erklärt hatte, daß er meinen Vortheil dem Intereſſe des Hauſes Guiſe unterordne, fieng gleichwohl an, auf das Recht, ſich in meine Angelegenheiten zu miſchen, Anſpruch zu machen, blos weil er um das Geheimniß von einigen derſelben wußte. Dieſes Recht, das kein anderes iſt, als ſich aufs Negociiren legen zu dürfen, hatte er mit den andern, die ich unmittelbar vor ihm genannt habe, gemein. Doch bediente er ſich deſſelben in dieſem letzteren Fall nicht wie die andern, obgleich er eben ſoviel und mehr als ſie davon ſprach. Er begnügte ſich, die Abende über bei mir in einem beſchwerlichen Ton damit zu prahlen, handlete aber doch nie in Rückſicht des Hofes ſo zweideutig, wie Noirmoutier.

Dieſer zeigte dem Kardinal Mazarin, den er auf der Gränze beſuchte, um ſich geltend zu machen, einen Brief von mir mit falſchem Datum, da ich ihm ehmals einen Auftrag gegeben hatte, den er nun auf die Gegenwart bezog. Der Kardinal merkte den Betrug, ich weiß nicht aus welchem Umſtand, und verzieh es ihm nie.

Freilich handelte Frau von Chevreuſe nicht auf dieſe Weiſe; da ſie aber am Hof weder das Anſehen noch das Vertrauen, welches ſie gehofft, gefunden hatte, ſo gieng ſie auf gut Glück aus, und hätte ſich

bei des Königs Rückkehr nach Paris gerne in eine Angelegenheit gemiſcht, die man für wichtig hielt, weil ſie als ein nothwendiges Erforderniß zu des Kardinals Rückkehr am Hof gehalten wurde.

Laigues, der mich vor meiner Abreiſe ſehr nachläſſig behandelt hatte, fieng wieder an, mich ſorgfältig und beinahe wie ſonſt zu beſuchen.

Fräulein von Chevreuſe ſelbſt, ſuchte auf Befehl ihrer Mutter, wenn man mich nicht ganz hintergangen hat, ſich mit mir zu verſöhnen. Sie hatte das ſchönſte Paar Augen von der Welt und dabei eine Kunſt, ſie zu gebrauchen, die bewundernswerth und ihr ganz eigenthümlich war. Ich bemerkte es ſogleich am Abend ihrer Ankunft in Paris; aber ich bemerkte es auch blos. Ich betrug mich anſtändig gegen Mutter und Tochter, auch gegen Laigues; aber nichts mehr!

Man könnte glauben, dies ſey hinreichend geweſen, um mich aus dem Handel zu ziehen; aber dies iſt nicht wahr. Denn alles, worin die Nachgiebigen den Mächtigen zuvorkommen, wendet ſich unausbleiblich zum Nachtheil derer, welche ſich weniger folgſam zeigen. Es iſt überdies ſehr ſchwer, zu verhüten, daß die Mächtigen nicht ſtets einige Bitterkeit über dieſe Vernachläſſigung im Herzen behalten, und dafür wenigſtens in der Hitze, dem andern Theil einige Biſſe beibringen ſollten. Ich erfuhr dies von Laigues auf eine grobe Weiſe. Von Frau von Chevreuſe, welcher überhaupt eine gewiſſe Güte oder vielmehr natürliche Leichtigkeit eigen war, weiß ich nichts ähnliches. Aber Fräulein von Chevreuſe konnte es mir nie verzeihen, daß ich ihren ſchönen Augen hatte widerſtehen können, und der Abbé Fouquet, welcher gerade damals den

Dienſt

Dienſt bei ihr hatte, äußerte nach ihrem Tod gegen einen Mann von Stand, von dem ich es wieder erfahren habe, daß ſie mich eben ſo ſehr gehaßt als zuvor geliebt habe. Ich kann mit Grund der Wahrheit ſchwören, daß ich ihr hiezu nie die geringſte Veranlaſſung gab. Ein böſes Fieber raffte die Arme dahin, ehe noch die Aerzte nur die geringſte Gefahr bei ihrer Krankheit geahnet hatten. Ich ſah ſie einige Augenblicke, Ihre Mutter ſaß an ihrem Bett und erwartete nichts weniger als den Verluſt, welcher ihr mit Anbruch des nächſten Tages bevorſtand.

Eine zweite Gattung meiner Freunde, waren Leute, die ſich zur Partei der Fronde hielten, und ſich, bei den verſchiednen Unterabtheilungen derſelben, vorzüglich an mich geheftet hatten. Dieſe waren von verſchiedner Art. Alle ſtimmten in einem Punkt überein, nemlich daß ſie von meiner Ausſöhnung viel für ihren Privatvortheil hofften. Dies war eine Stimmung, die ſehr genau mit dem Glauben zuſammenhieng, daß ich, was ich nicht für ſie gethan habe, zu thun unvermögend geweſen ſey. Eine ſehr beſchwerliche Art Menſchen. In großen Parteien machen ſie eine große Anzahl aus; man kann ihnen aus tauſend Rückſichten nicht anvertrauen, wie weit unſre Macht gehe, oder nicht gehe, folglich kann man ſich bei Ihnen nie rechtfertigen. Gegen dieſes Uebel giebt es kein Mittel; es gehört unter diejenige, für welche man nur die Genugthuung ſeines Gewiſſens ſuchen muß. Das meinige iſt über dieſen Punkt ſtäts weit zarter geweſen, als es einem Mann, der ſich in ſo wichtige Händel gemiſcht hat, zukömmt. Nur wenige Fälle giebt es, wo gewiſſenhafte Bedenklichkeit zweckloſer iſt, als in dieſem. Ich litt zwar in dieſem Fall nicht würklich da-

durch; aber meine Anstrengung, alles vorherzusehen, hatte mir bereits Leiden genug verursacht.

Die dritte Klasse meiner damaligen Freunde bestand aus einer ausgewählten Anzahl von Standespersonen, die mit mir gleiches Interesse und gleiche Freundschaft hatten, meine Geheimnisse wußten und mit denen ich offen überlegte, was ich zu thun hätte. Diese waren Brissac, Bellievre und Caumartin. Unter sie mischte sich, wie ich schon gesagt habe, Montresor, weil er an vielen der vorhergehenden Händel Theil gehabt hatte. In dieser kleinen Anzahl konnte jeder auf den Namen Freund gerechten Anspruch machen.

Brissacs Stand und seine Anhänglichkeit für mich, die er in den gefährlichsten Fällen bewiesen hatte, zwangen mich, sein Interesse selbst dem meinigen vorzuziehen; um so mehr, da er das, was bei der Verhaftung der Prinzen wegen des Gouvernements von Anjou für ihn ausgemacht war, nicht benutzt hatte. Zwar war dies weder des Hofs Schuld noch die meinige; denn er selbst hatte den deshalb angefangnen Vertrag aus Mangel des Geldes nicht fortsetzen können; aber genug, Er besaß nichts, und es war, wenigstens für mich, billig, für ihn zu sorgen.

Der Präsident Bellievre hatte damals Aussichten auf die erste Präsidentenwürde, aber als ein einsichtsvoller Mann dachte er nicht mehr daran, sobald er sah, daß der Hof die Oberhand behielt. Von dem Tag an, wo die Prinzen die Herren von Rohan, Chavigni und Goulas nach St. Germain schickten, sagte er mir: ich will mich in mein Schneckenhaus zurückziehn, und bei keiner Sache mehr erwähnt seyn; es ist nichts mehr

zu machen. Er hielt Wort. Eine langwierige gefährliche Augenentzündung lieh ihm selbst den Vorwand dazu und erleichterte ihm die Mittel.

Herr von Caumartin war vier oder fünf Wochen vor der Rückkehr des Königs nach Poitou gereist, um sich dort zu verheurathen, und war noch daselbst, als der Hof nach Paris kam. Keiner hatte bei den Händeln größern Antheil gehabt; keiner war dabei gutmeinender und einsichtsvoller verfahren als er. Er hatte sogar kein Privat-Interesse dabei gehabt, als das, wozu ihn in einem Fall seine Ehre verpflichtete; und hier wußte er besser als irgend jemand, daß er gar keinen andern Vortheil dabei haben konnte. Die Welt ist dennoch darüber so ungerecht gegen ihn gewesen, daß ich mich verpflichtet sehe, Ihnen die genauern Umstände zu erzählen.

Sie werden sich erinnern, im II. Bande dieser Erzählung bereits gelesen zu haben, daß Monsieur durch den Prinzen bewogen worden war, die Entfernung der Unterminister von der Königin zu verlangen. Es lag nicht an mir, daß er diesen Schritt nicht unterließ, der in keiner Rücksicht, und für ihn weniger wie für irgend jemand vortheilhaft war. Laigues hielt sie für verloren, und da er auf solche neue Einrichtungen außerordentlich Jagd machte, so setzte er sich in den Kopf, die Stelle des Kriegssecretärs, welche Herr le Tellier hatte, dem de Nouveau zu verschaffen. Frau von Chevreuse äußerte sich über diese Vision in des kleinen Abbé, Bernai, Gegenwart; und dieser sagte es Caumartin. Er mißbilligte es mit Recht, und kam zu mir mit der Frage: ob dieser Plan zu mir gelangt sey. Ich lächelte und sagte: er müßte mich für verrückt halten; denn es könne ihm nicht unbekannt seyn, daß ich besser als irgend je-

mand wiſſe: wir wären nicht in der Lage Staatsſecretärs zu machen. Vorausgeſetzt aber, daß wir es wären, ſo würden wir gewiß nicht für Herrn von Mouveau arbeiten. Er eiferte gegen Frau von Chevreuſe und Laigues; und hatte er Unrecht? Denn, ſagte er, obgleich ich nun weiß, daß ihr Vorſchlag anmaßend iſt, ſo iſt es doch ein Beweis, daß ich auf ihre Freundſchaft nicht rechnen darf. Ich gab ihm Recht und verſprach, ihnen morgen meine Meinung darüber zu ſagen. Dieſe Menſchen, ſetzte ich hinzu, „bewürken durch ihr Betragen, daß le Tel„lier glauben muß, ich ſey es, der ihn ſtürzen wolle, „in dem Moment, wo ich bei Monſieur alles anwen„de, um dieſen daran zu hindern.“

Am andern Tag äuſſerte ich gegen Frau von Chevreuſe und Laigues heftige Vorwürfe darüber. Sie läugneten die Sache; aber dieſe Erläuterungen machten Aufſehen und es kam bis zu le Tellier, welcher glaubte: man ſtreite ſich ſchon über ſeine Stelle. Er hat dies, wie mir ſchien, weder mir, noch Herrn von Caumartin je verzeihen können. So haben die meiſten Feindſchaften keinen beſſern Grund, und gerade dieſe ſind wie ich bemerkt habe, die hartnäckigſten. Der Grund davon iſt klar. Beleidigungen dieſer Art exiſtiren nur in der Einbildung, und auf dieſem Boden, der ſtets an böſen Dünſten fruchtbar iſt, die ſie nähren, müſſen ſie ja immer mehr wachſen und gedeihen. Verzeihen Sie dieſe kleine Ausſchweifung; aber ſie iſt zu meinem Gegenſtand nothwendig, weil ſie Ihnen meine Verbindlichkeit, den Herrn von Caumartin durch meine Ausſöhnung aus der Verlegenheit zu ziehen, in noch hellerem Licht zeigt. Doch war er es nicht, der für meine Ausſöhnung ſtimmte; denn er wußte nur allzu gut, daß nicht genug Stoff da war,

war, um einen bedeutenden Handel zu ſchließen. Mehr als einmal ſagte er mir, ehe er nach Poitou reiste: es ſey hart, aber nothwendig, daß wir ſogar bei den Fehlern unſrer Feinde leiden müßten; es ſey für die Einzelnen nichts mehr zu gewinnen, und man müſſe nur bedacht ſeyn, das Schiff zu retten, hinter deſſen Segel man ſich nach Gelegenheit bergen könnte. Dieſes Schiff, worunter er mich verſtand, ſey bei dieſer Lage der Sachen, worein uns Monſieurs Unentſchloſſenheit gebracht habe, nicht anders zu retten, als wenn es das Weite ſuche, und nach der Seite des mittelländiſchen Meers, das heißt nach Rom, auslaufe. Am Tage unſrer Trennung ſagte er mir, wie ich mich noch genau erinnere, folgendes: „Sie ſtehen auf „einer Nadelſpitze; und wüßte der Hof ſeine Kräfte „in Rückſicht Ihrer, ſo würde er mit Ihnen verfahren, wie mit den andern. Ihr Muth allein giebt „Ihnen eine Haltung, die den Hof täuſcht und erſchüttert. Benutzen Sie dieſen Moment, um das „nöthige für Ihre Stelle in Rom zu erhalten; er „wird hiebei alles thun, was Sie wollen.“

Es bleibt nur Herr von Montreſor, der vom Morgen bis zum Abend ſagte: er verlange nichts! und ſogar einen Brief von Chanderie lächerlich machte, worin ihm dieſer ſchrieb: er hoffe gewiß, daß ich ihn zu ſeiner vorigen Stelle verhelfen und bei dieſer Gelegenheit zum Herzog und Pair machen würde. Und doch war es eben dieſer Montreſor, der den ganzen Frieden ſtörte und zwar ohne einiges Intereſſe durch nichts als ſeine verkehrte Sinnesart *).

Als wir eines Abends alle bei mir am Feuer verſammelt waren, ſagte Joui auf eine durch den Lauf

*) Siehe Jolys Memoiren 2s Buch S. 36.

des Gesprächs gegebene Veranlassung, daß er einen Brief von Caumartin erhalten habe. Er las ihn vor. Der Brief trug die eben beschriebnen Gesinnungen mit Nachdruck vor. Ich bemerkte, daß Montresor, der nicht mit ihm simpathisirte, eine geheimnißvolle gekränkte Miene annahm. Da ich mich auf seine Memoiren und seine Laune außerordentlich gut verstand, suchte ich ihm durch einige hingeworfne Worte eine nähere Erklärung abzulocken. Es kostete wenig Mühe; denn er brach sogleich mit Verwünschungen los; „wir sind keine Leute, die so gesunken sind. Ein „Schelm, der sagt, daß Seine Eminenz sich mit „Ehren versöhnen dürfen und können, ohne ihre „Freunde dabei zu bedenken. Wer es sagt, der will „nur seinen Vortheil allein dabei finden." Aus diesen Worten schloß ich, wenn ich seinen Unwillen gegen die Pfalzgräfin dazu nahm, den ich seit einigen Tagen an ihm bemerkt hatte, daß er glaubte: Caumartin habe mit ihr, als ihr besondrer Freund, ohne Vorwissen der andern, für seinen Gewinn gesorgt. Ich bot alles auf, um ihm diesen Irrthum zu benehmen; es gelang nicht. Ihm dagegen glückte es besser, den andern Irrthümer beizubringen. Er steckte mit seinem Argwohn das Gemüth des Herrn von Brissac an, der weich wie Wachs und empfänglicher für erste Eindrücke war, als irgend einer meiner Bekannten. Durch Herrn von Brissac fieng auch Frau von Lesdiguieres Feuer, die ihn damals recht herzlich liebte. Ist man einmal in dieser Art von Verstimmung, so unterläßt man nie, sie mit allen den Ideen zu verstärken, welche den Glauben erregen können: es sey nicht allein möglich, sondern leicht, der gefürchteten Partei eine andre entgegenzusetzen. Diese Einbildung schleicht sich in alle Gemüther ein und kömmt bis auf die untergeordnete Klasse herab. Man spricht davon einander ins

Ohr;

Ohr; das Geheimniß verurſacht anfänglich nur ein leiſes Murmeln. Aber dieſes Murmeln wird zu einem Geräuſch, welches mehrere beſchwerliche Folgen nach ſich zieht, ſowohl in Rückſicht auf die eigne Parthei, als auch auf die, gegen welche man kämpft.

Dies war gerade mein Fall. Ich war erſtaunt, alle meine Freunde über das, was ich thun oder nicht thun würde und könnte, getheilt zu ſehen, dabei aber vom Hof als ein Mann betrachtet zu werden, der das Miniſterium entweder zu theilen oder ſeine freiwillige Entſagung theuer zu verkaufen gedächte. Ich ſah, ich fühlte die Gefahr und das Beſchwerliche dieſer Lage; und doch entſchloß ich mich es zu wagen, von eben dem Grundſatz geleitet, der mich mein ganzes Leben durch beſtimmt hat, zuviel auf mich zu nehmen. Nach den Regeln der Politik iſt dies das ſchlimmſte, was man thun kann. Auch weiß es uns die Welt nur ſelten Dank. Und die gute Abſicht darf nie überſpannt werden, wie es auch ſey. Die Vernachläſſigung dieſer Regel habe ich in Staatsangelegenheiten wie in häuslichen Dingen oft übel empfunden; aber wir müſſen geſtehen, daß wir uns in Dingen die unſerm moraliſchen Gefühl und unſrer Neigung zugleich ſchmeicheln, faſt niemals ändern. Auch habe ich dies Verfahren nicht bereuen können, ob es mich gleich meine Freiheit gekoſtet, und mir alle nicht unbedeutende Folgen meines Gefängniſſes zugezogen hat. Hätte ich das Gegentheil gethan, hätte ich Servien's Anerbietungen angenommen und mich aus der Verwirrung gezogen, ſo würde ich alle die Leiden vermieden haben, unter denen ich beinah erlag. Freilich hätte ich anfänglich die Unannehmlichkeiten dulden müſſen, welche alle, die an der Spitze großer Staatshändel ſtanden, und ſie zu Ende gehen laſſen, ohne

ihren

ihren Verbündeten Vortheil verschafft zu haben, unvermeidlich trafen. Diese Klagen aber würde die Zeit gemildert haben, und das Glück hätte sie durch günstige Ereigniſſe noch zu meinen Vortheil wenden können. Alle diese Wahrheiten sehe ich klar; doch beklage ich nicht um ihretwillen. Während ich ihnen nicht gemäß handelte, that ich mir selbst genug. Und da, die Religion und die Rechtschaffenheit ausgenommen, nach meiner Meinung alles den Menschen gleich seyn soll, so glaube ich, mit Recht mit meinen Handlungen zufrieden seyn zu können.

Ich schlug also Herrn Serviens Vorschläge aus. Sie waren folgende: der König wollte mir die Oberaufsicht seiner Angelegenheiten in Italien geben, mit einem Gehalt von 50,000 Thalern; für meine Schulden sollte mir die Summe von 100,000 Thalern bezahlt werden; 50,000 Thaler wollte man für mein Ameublement rechnen. Ich sollte drei Jahre zu Rom bleiben; hierauf würde es mir frei stehen, meine Verrichtungen in Paris persönlich zu besorgen. — Ich stieß jedoch Herrn Servien nicht auf einmal zurück; sondern betrug mich sehr anständig gegen ihn. Er besuchte mich; ich erwiederte seinen Besuch. Wir traten in Unterhandlung; doch sah er wohl ein, daß ich nichts beschließen würde, weil er sich in nichts einließ, was das Interesse meiner Freunde betraf, so sehr ich ihn über diesen Punkt, dem er im Grund entgegen war, untersucht hatte.

Die Frau Pfalzgräfin, der ich unendlich mehr vertraute, hielt es anfänglich nicht für unmöglich, daß etwas für meine Freunde zu thun sey. Sie selbst bemerkte bald, wie Servien's und des Abbé Fouquets böse Absichten noch etwas mehr als die Ver-

Sechſtes Kapitel.

Saladins Vater kömmt nach Egypten.

Um ſeine Freude vollſtändiger, und ſeine Geſchichte der Geſchichte des Propheten Joſephs ähnlicher zu machen, ließ Saladin ſeinen Vater Neſjmeddin nach Egypten hohlen, und übertrug ihm die ganze Regierung, die er aber mit den Worten von ſich ablehnte: „Dich allein, lieber Sohn, hat Gott auserſehen, ein Amt zu bekleiden, deſſen niemand würdig iſt als du: ich bin auf keine Weiſe befugt, dich auf deinem Throne zu ſtören.“ Statt dieſer ihm angebotenen Würde übernahm er nur die Verwaltung der öffentlichen Gelder, und Saladin beſtätigt das Vezirat bis zum Tode Eladid Abu Muhammed Abdalla, der die Reihe der egyptiſchen Caliſen beſchloß.

Im Jahr 566 (1170 n. C.) im Monat Muharrem eroberte Nureddin Karra und gegen Ende des Jahres Nisibis. Ferner nahm er im zweyten Monat Rabia Semtzara ein, rückte darauf vor Moſul, und forderte ſeines Bruders Sohn Ezzedin Gazius zur Uebergabe der Stadt auf, der ihm auch nach geſchloſſenem Vergleiche am 23ſten des erſten Dſumad die Thore öffnete. Dafür beſtätigte er ihn in der Regierung, gab ihm ſeine Tochter zur Ehe, überließ Semtzara an Imadeddin den zweyten Sohn ſeines Bruders, und gieng darauf nach Haleb, wo er im Monat Dſuban deſſelben Jahres eintraf.

Siebentes Kapitel.

Eladids Tod.

Der Caliſe Eladid ſtarb 567 (1171 n. C.) den 12ten Muharrem; und ſein Tod vermehrte Saladins

Vereitelung meiner Unterhandlung zum Ziel hatten *). Sie benachrichtigte mich davon, und erklärte sogar, daß sie nicht mehr zu Joli kommen wollte, wohin sie, um mich zu sehen, zwischen 10 und 11 Uhr Abends durch eine Hinterthür zu kommen pflegte. Sie zeigte mir, daß ich bei diesen geheimen Unterredungen Gefahr laufe, und sagte mir ganz unbefangen: ich sollte mit dem Kardinal selbst übereinkommen oder unterhandlen, weil alle Subalternen mir aus verschiednen Gründen entgegen wären. Von Frau von Lesdiguieres erfuhr ich, daß ich nur meine Fassung behalten und in meiner Wohnung bleiben sollte; der Kardinal, der auf der Gränze weilte und in Turenne's Armee, wo er, wie Sie denken können, nicht sehr nöthig war, im eigentlichen Sinn herumtändelte, würde mir eine goldne Brücke bauen, um aus Paris wegzukommen und in alle meine Wünsche willigen, weil er vor Ungeduld stürbe, nach Paris zurück zu kehren, und es doch nicht wage, so lange er mich dort wüßte. Etwas ähnliches äußerte der Präsident gegen Frau von Lesdiguieres. Er sagte: man brenne vor Verlangen sich mit mir auszusöhnen; wobei mir Joly, wie ich mich erinnre, ins Ohr sagte: abermals eine Stoßwunde! Er hatte Recht; denn obgleich mich diese Gerüchte nicht überzeugten, so hielten sie mich doch zurück, verhinderten mich etwas festes zu beschließen, und nöthigten mich zuletzt, der Pfalzgräfin zu glauben und mit dem Kardinal in Unterhandlung zu treten. Ich bat Herrn von Chalons schriftlich, den Kardinal aufzusuchen und ihm meine Gesinnungen ganz bestimmt zu erklären; für Herrn von Brissac zur Entschädigung das Gouvernement von Anjou zu verlangen, einige andre Stellen aber für Herrn

*) Siehe Jolys Memoiren 2tes Buch S. 31.

Herrn von Montmorenci, Argenteuil, Chateaubriant u. ſ. w. In Anſehung dieſer leztern war kein Schatten von Schwierigkeit, und ich bin überzeugt, auch bei Herrn von Briſſac würde es nicht viel ſchwerer geweſen ſeyn. Unwillkührlich verzögerte Langlade, der um dieſe Zeit durch Chalons reiste, des Herrn von Chalons Reiſe, weil er ihm ſagte, daß der Kardinal den und den Tag an den und den Ort eintreffen würde.

Dieſer Verzug verurſachte meine Gefangennehmung; denn Servien und Fouquet beſchleunigten ſie durch ihr unaufhörliches Klagen gegen die Königin, daß es zu gefährlich ſey in den gegenwärtigen Zuſtand zu bleiben. Beſtändig ſagten ſie ihr: ich fahre fort, die Rentenbeſizer zu gewinnen und zu erhizen, in den Leibregimentern Cabalen anzufangen u. ſ. w.

Ein Ereigniß, das am 13ten November vorfiel, trug ſehr viel zur Erbitterung des Hofs bei. Der König hielt ſein Lit de Juſtice im Parlement, um dort eine Erklärung regiſtriren zu laſſen, durch welche er den Prinzen des Majeſtätsverbrechens ſchuldig erklärte. Am Tag zuvor ſchickte er den Zeremonienlieutenant Saintot zu mir, mit dem Befehl, mich dabei einzufinden. Ich antwortete Saintot, daß ich Se M. demüthigſt bitte, mir die Vorſtellung zu erlauben, wie ich es weder der Gerechtigkeit noch dem Wohlſtand gemäß halte, wenn ich bei meinem Verhältniß gegen den Prinzen in einer Deliberation, wo die Rede von ſeinem Verdammungsurtheil ſey, meine Stimme geben wollte. Hierauf verſezte Saintot: es habe jemand in der Königin Gegenwart vorausgeſagt, daß ich mich mit dieſem Grund entſchuldigen würde. Sie habe zur Antwort gegeben: dieſer Grund ſey nicht gültig; Herr von Guiſe finde ſich auch dabei

bei ein, ob er gleich des Prinzen Bitten ſeine Freiheit verdanke. Auf dieſe Einwendung ſagte ich noch: wäre ich von des Herrn von Guiſe Stand, ſo würde ich mich unendlich freuen, ſeine ſo eben in Neapel vollbrachten ſchönen Thaten nachahmen zu können.

Sie können nicht glauben, in welchem Grad meine Entſchuldigung die Königin aufbrachte. Man ſtellte ſie ihr als das ſicherſte Zeichen dar, daß ich mit dem Prinzen einverſtanden ſey, und das, wozu in Wahrheit nur ein reiner Grundſatz der Rechtlichkeit mich bewog, das, wozu ich, wie ich noch heute glaube, verpflichtet war, galt in ihrem Gemüth für Würkung der Maasregeln, die ich mit ihrem Feind genommen habe oder nehmen wolle. Nichts konnte irriger ſeyn, und doch glaubte man es mehr als alles andere, und in ſo hohem Grad, daß die Königin beſchloß, gegen mich ſo lange, bis ich verlieren müſſe, fortzuſpielen und mich zu ſtürzen.

Der Gardehauptmann Touteville, einer von des Abbé Fouquet Trabanten, miethete ganz nahe bei der Frau von Pomereux Wohnung ein Haus, wohin er Leute, die mich anfallen ſollten, legen konnte. Der Artillerie-Offizier le Fay, einer von jenen lächerlichen Verſchwornen des Palais royal, ſtellte bei Pau (Peau) meinem damaligen Controlleur, welcher, wie Sie wiſſen, in der Folge mein Maitre d'Hotel wurde, Verſuche an, ob er ihn nicht bewegen könnte, ihm von den nächtlichen Stunden, in welchen ich ausgehe, Nachricht zu geben. Pradelle hatte einen von des Königs Hand unterzeichneten Befehl, mich in den Straßen anzugreifen und lebend oder todt zu liefern. Einen beſtimmteren Befehl hatte der Marſchall von Vitri nicht, als er den Marſchall von Ancre tödtete.

Dieſen

Dieſen Umſtand habe ich nicht eher erfahren, als nach meiner Rückkehr aus dem Ausland nach Frankreich. Ich erfuhr ihn durch den Erzbiſchof von Rheims, der die Herrn von Chalons und Caumartin verſicherte, jenen Befehl im Original geſehen zu haben. Von Touteville's Abſicht bekam ich gleich damals Wind. Doch hielt ich ſie für die Viſion eines Unſinnigen, und glaubte, er wollte ſich an mir rächen, weil ich einſt bei der Bewerbung um eine gewiſſe Madame Darmet einem meiner Freunde gegen ihn gedient hatte. Doch hätten die Anerbietungen, welche le Jay meinem Controlleur gethan hatte, wenigſtens meine Aufmerkſamkeit erregen ſollen. Aber dieſe hielt ich für Würkungen der Unruhe, womit die Subalternen meine Handlungen belauern ließen.

Briſſac ſagte mir einſt: es würde gut ſeyn, wenn ich mit mehr Vorſicht für mich ſorgte! Von allen Seiten erhalte er Winke und er habe ſogar eben jetzt ein Billet erhalten, durch welches ihn ein Ungenannter beſchwöre, daß er mich doch abhalten möchte, an dieſem Tag nach Rambouillet zu gehen. (Denn ob es gleich ſchon weit im November war, ſo war es doch damals Mode geworden, dahin Spazierfahrten zu machen.) Ohne Zweifel, dachte ich, kömmt dies Billet von einem Hofmann, der neugierig genug iſt, meinen Muth und meine Kraft zu prüfen. Ich gieng mit 200 Edelleuten hin, und traf eine große Anzahl von Gardeoffizieren da an, unter andern Rubantel, den bekannten Vertrauten des Abbé Fouquet. Ich weiß nicht ob ſie den Plan hatten, mich anzugreifen; dies aber weiß ich, daß ich nicht in der Lage war, leicht angegriffen zu werden. Sie begrüßten mich mit tiefen Verbeugungen; ich ſprach mit Einigen von ihnen, die ich kannte, und kehrte ſo ſelbſt-

zu-

zufrieden nach Hause, als wenn ich keine Thorheit begangen hätte. Und doch war es eine, die zu nichts diente, als den Hof immer mehr gegen mich zu erbittern. Man reizt sich gegenseitig, wird heftig und in der Leidenschaft ist es äusserst schwer, seine Handlungen in den gehörigen Schranken zu halten. Dies war es, worin meine Aufführung Tadel verdiente.

Ich nahm mir vor, wenigstens an den Sonntagen und den Adventsfesten in den größten Kirchen von Paris zu predigen, und fieng am Tage Allerheiligen in St. Germain, dem königlichen Kirchspiel, damit an. Die Majestäten beehrten meine Predigt mit ihrer Gegenwart, und ich wollte ihnen den folgenden Tag persönlich dafür danken. Denn da sich um diese Zeit die Nachrichten, welche man mir von allen Seiten gab, häufiger wurden, so gieng ich nicht mehr ins Louvre; und dies war, nach meinem Bedünken, ein Fehler. Denn ich glaube, daß dieser Umstand die Königin mehr, als alle übrigen, bestimmte, mich arretiren zu lassen. Ich sage blos, ich glaube es; denn um es bestimmt zu wissen, würde es nöthig seyn, vorher auszumachen, ob der Kardinal Mazarin würklich meine Verhaftung befohlen hatte, oder sie blos billigte, als er sie gelungen sah. Ich weiß dies nicht genau, weil die Hofleute immer sehr verschieden davon gesprochen haben. Lionne hat stets das zweite behauptet, da ein andrer, dessen ich mich nicht mehr genau erinnre, mir versichert hat, von le Tellier das Gegentheil gehört zu haben. Soviel ist gewiß, daß, wenn mich nicht ein Umstand, den Sie sogleich erfahren sollen, bestimmt hätte, ins Louvre zu gehen, wenn ich vielmehr auf meiner Hut gewesen wäre, ich ungeachtet des Befehls, welchen Herr von Pradelle hatte, das Spiel wahrscheinlich verrückt, wenigstens lange genug

aufgehalten hätte, um erſt Nachrichten von dem Kardinal Mazarin zu erwarten. Jedermann rieth mir dies: und ich erinnere mich, daß Herr von Haqueville (der Abb.) mir einſt, aufgebracht, ſagte: Haben Sie wegen des Prinzen ihr Haus ſchon drei Wochen lang gehütet; warum iſt es denn unmöglich, daß Sie es um des Königs willen nur drei Tage lang thun können?

Was mich verhinderte, iſt folgendes. Frau von Lesdiguieres, von der ich mit allem Grund glaubte, daß ſie immer ſehr ſichere Nachrichten hatte, und es auch in der Regel würklich ſo fand, drang auſſerordentlich in mich, ins Louvre zu gehen. Ich müßte geſtehen, ſagte ſie, daß, wenn ich mit Sicherheit hingehen könnte, es gewiß ſehr vortheilhaft für mich ſeyn würde. Der Wohlſtand erfordere es u. ſ. w. Ich geſtand dies zu, läugnete aber die Sicherheit. Iſt es nur dies, was Sie verhindert? erwiederte ſie. Nichts anders, antwortete ich. Nun ſo gehen Sie morgen hin, ſagte ſie; denn wir wiſſen, wie das Spiel ſteht.

Dieſe Kenntniß vom Spiel beſtand darin, daß ein geheimer Rath gehalten und darin, nach groſſen Widerſprüchen, beſchloſſen worden ſey, ſich mit mir auszuſöhnen und mir ſogar in Rückſicht meiner Freunde Genugthuung zu geben. Daß Frau von Lesdiguieres mich nicht vorſätzlich hintergangen habe, bin ich feſt überzeugt; ſo wie ich auch verſichert bin, daß ſie ſelbſt nicht von dem Marſchall von Villeroi hintergangen worden iſt *). Er war ſelbſt der Betrogne, und aus dieſem Grund habe ich nie mit ihm darüber ſprechen mögen.

Ich

*) Siehe Jolys Memoiren 2tes Buch S. 40.

Ich gieng demnach den 19ten December ins Louvre und wurde in der Antichambre der Königin von Herrn von Villequier, welcher wachehabender Gardehauptmann war, in Verhaft genommen. Herr von Haqueville hätte mich beinahe noch gerettet. Bei meiner Ankunft im Louvre gieng er im Hof spazieren; als ich aus dem Wagen stieg, kam er zu mir und gieng mit mir zur Marschallin von Villeroi, wo ich so lange verweilen wollte, bis es beim König Tag würde. Hierauf verließ er mich und gieng hinauf, wo er Montagne traf, der ihm sagte: es habe sich ein allgemeines Gerücht verbreitet, daß ich verhaftet werden sollte. Er eilte herab, um mir davon Nachricht zu geben, und mich durch den Küchen-Hof wegzuführen, der gerade an die Wohnung der Frau von Villeroi stieß. Allein er fand mich nicht mehr. Einen einzigen Augenblick kam er zu spät und dieser Augenblick hätte mir unfehlbar die Freiheit gegeben. Herrn von Haqueville fühle ich mich deshalb nicht minder verpflichtet, ob er gleich, so gefühlvoll und freundschaftlich, wie ich ihn kenne, die verdiente Freude nicht erreicht hat.

Herr von Villequier führte mich in ein Zimmer, wo mir die königlichen Mundköche das Mittagsessen brachten. Mein guter Appetit ward am Hof sehr gemißbilligt; so außerordentlich groß ist die Ungerechtigkeit und Niedrigkeit der Hofleute. Ich nahm es sehr übel auf, da man mir die Taschen umkehren ließ, wie man bei Beutelschneidern zu thun pflegt. Herr von Villequier hatte Befehl, diese nicht gewöhnliche Zeremonie vorzunehmen. Es fand sich nichts als ein Brief des Königs von England, der mir auftrug, den Versuch zu machen, ob man ihm von Seiten Roms nicht einigen Beistand an Geld geben könn-

ꝛc. Das Gerücht von einem Brief des Königs von England verbreitete ſich unter dem Hofgewimmel und drang bis zu einem Mann von Stand, deſſen Namen ich aus Rückſicht für einen ſeiner Brüder, der mein Freund iſt, verſchweigen zu müſſen glaube. Er glaubte ſich gefällig zu machen, wenn er dieſen Brief auf eine verhaßte Art gloſſirte, und verbreitete die Sage: der Brief ſey vom Protektor geweſen. Wie ehrlos!

Gegen 3 Uhr führte man mich durch die ganze große Galerie des Louvre herab durch den Pavillon von Madame. Hier fand ich einen königlichen Wagen, in welchen Herr von Villequier mit mir und fünf bis ſechs Offizieren der Leibgarde einſtieg. Der Wagen fuhr 12 bis 15 Schritte nach der Stadt zu, und wandte dann ſchnell nach dem Thor la Conference. Der Marſchall von Albret an der Spitze der Gensdarmen, Herr von Vauguyon als Anführer der Chevauxlegers und Herr von Vennes Colonellieutenant des Garderegiments begleiteten den Wagen. Da man das Thor St. Antoine erreichen wollte, ſo mußten wir erſt vor einigen andern Thoren vorbei. An jedem derſelben war ein Bataillon Schweizer, mit nach der Stadt gekehrtem Gewehr. Viele, und ſehr unnöthige Vorkehrungen! Nichts rührte ſich in der Stadt. Schmerz und Beſtürzung waren ſichtbar; aber war des Volks Niedergeſchlagenheit würklich zu groß, oder verloren meine Anhänger den Muth, da ſie niemand mehr an ihrer Spitze ſahen? — Genug, keine Bewegung ließ ſich ſpüren.

In der Folge habe ich darüber verſchieden urtheilen hören. Le Heur, ein Fleiſcher, der bei dem Volk ſehr in Anſehen ſtand und geſunden Verſtand beſaß, ſagte mir: alle Fleiſcher des Platzes aux Veaux ſeyen

seyen im Begriff gewesen, die Waffen zu ergreifen, und hätte nicht Herr von Briſſac ihm gesagt, daß man mich umbringen würde, wenn sie es thäten, so hätte er in diesem Viertel mit größter Leichtigkeit Straßenverschanzungen errichtet. Das nemliche hat mir Espinal von der Straße Montmartre versichert. Wenn ich nicht irre, so hat der Marquis von Chateau - Renaut, der sich an diesem Tag viele Mühe gab, um das Volk zum Aufstand zu bringen, behauptet: daß es ihm dort nicht habe gelingen wollen; von Malclerc weiß ich genau, daß er zu eben dem Zweck die Ponts Notre Dame und St. Michel durchlief, wo ich viele Anhänger hatte, und daß er dort die Frauen in Thränen, die Männer aber unthätig und erschrocken antraf. Freilich, wenn nur Ein bloßer Degen da gewesen wäre, so kann niemand bestimmen, was erfolgt seyn würde. Denn wenn in solchen Fällen keiner gezogen ist, so glaubt ein jeder, daß keiner gezogen werden könne; so wie bei der Gefangennehmung des Herrn Brousſels, wenn es noch nie Straßenverschanzungen gegeben hätte, diejenigen verspottet worden wären, die sie nur für möglich gehalten hätten.

Zwischen 8 und 9 Uhr des Abends kam ich in Vincennes an. Der Marschall von Albret fragte mich, als ich aus dem Wagen stieg: ob ich dem König nichts zu sagen habe? Ich antwortete: daß ich gegen die ihm schuldige Ehrfurcht zu fehlen glauben würde, wenn ich mir diese Freiheit gestatten wollte.

Ich ward in ein großes Zimmer geführt, das weder mit Tapeten noch Betten versehen war. Gegen 11 Uhr brachte man eines von chineſiſchem Taffet, das ſich ſchlecht zu einer Wintermeublierung ſchickte. Ich ſchlief ſehr gut; was jedoch nicht meiner Stand-

haftigkeit zuzuschreiben, sondern bei mir die natürliche Wirkung des Unglücks ist. Das Unglück, — ich habe dies öfters erfahren, — ermuntert mich des Tags und wiegt mich des Nachts in Schlaf. Dies ist, wie ich nach einer genauen Prüfung meiner selbst erkannt habe, nicht Stärke des Geistes; sondern ich fühle, daß dieser wohlthätige Schlaf nur eine Würkung der Erschöpfung ist, die sich in den Augenblicken meiner bemeistert, wo die Betrachtungen über meinen Kummer nicht durch die Anstrengung, ihm zu entgehen, unterhalten werden. Mit Freuden enthülle ich mich auf diese Art vor Ihnen, und lege von den verborgensten und innersten Regungen meines Gemüths Rechenschaft ab.

Am andern Morgen war ich genöthigt ohne Feuerung aufzustehen, weil kein Holz da war; die drei Befreiten, welche bei mir geblieben waren, hatten die Güte mich zu versichern, daß ich morgen welches bekommen sollte. Derjenige aber von ihnen, welcher allein zu meiner Bewachung blieb, nahm das Holz für sich, und ich war zu Weihnachten 14 Tage lang ohne Feuerung in einem Zimmer, so groß wie eine Kirche.

Dieser Befreite war ein Gascogner, Namens Croisat, und hatte, so sagte man mir wenigstens, bei Servien als Kammerdiener gedient. Schwerlich wird es unter dem Mond noch einen solchen Menschen geben. Er stahl mir Wäsche, Kleider, Schuhe; ich mußte zuweilen, aus Mangel an Kleidern, acht bis zehn Tage im Bett bleiben.

Eine solche Begegnung, glaubte ich, könnte mir unmöglich wiederfahren, ohne höhern Befehl und den bestimmten Plan, mich vor Verdruß sterben zu machen.

Macht. Schon gegen Ende seines Lebens hatte man im öffentlichen Gebete für die Califen, das seit Almostad Biamrilla angefangen, die Abassiden eingeschlossen. Nachdem nun sein Staat die gehörige Festigkeit erlangt hatte, rüstete er sich zu einem mächtigen Einfalle in das feindliche Gebiet der Franken, obgleich seine Schatzkammer und Schatulle durch Geschenke erschöpft oder räuberischen Händen überlassen waren. Auch Noureddin machte Anstalt zu einem heiligen Kriege und eröffnete den Feldzug mit Eroberung von Acca.

Achtes Kapitel.

Erster Feldzug.

Im Jahr 568 (1172 n. C. G.) führte Saladin seine Truppen zuerst in die Gegend von Caracha und Shoubecha, weil sie ihm theils am nächsten lagen, theils den egyptischen Karavanen den Weg versperrten. Er mußte aber nach vielen blutigen Versuchen unverrichteter Sachen wieder abziehen, und hatte sich dadurch blos den Lohn eines guten Werks bey Gott erworben. Dagegen war Noureddin glücklicher, indem er Marrosa und Bahnesa eroberte.

Neuntes Kapitel.

Saladins Vater stirbt.

Auf dem Rückzuge, ehe er noch die egyptische Grenze betreten hatte, erhält Saladin Nachricht von dem Tode seines Vaters, welchen sich dieser durch einen Sturz mit dem Pferde zugezogen hatte. Er war so lei-

den-

machen. Ich waffnete mich gegen dieſen Plan mit der Entſchließung, wenigſtens nicht auf dieſe Art zu ſterben. Anfänglich unterhielt ich mich damit, das Leben meines Gefreiten zu entwerfen, der ohne Uebertreibung, ein eben ſo großer Schelm war, wie Lazarille von Tormes und Buſcon. Zuletzt durch die unabläſſige Bemühung, ihm zu zeigen, daß mich nichts quäle, gewöhnte ich ihn daran, mich nicht mehr zu quälen. Niemals äußerte ich den geringſten Unmuth und beklagte mich über nichts, was es auch war. Ich ſchien es nicht einmal wahrzunehmen, wenn er Reden vorbrachte, die mich ärgern ſollten, und dieſe Abſicht hatte jedes Wort was er ſagte. So ließ er einen kleinen Garten, einige Klaftern groß, bearbeiten, der ſich im innern Hof des Thurms befand. Als ich ihn fragte, was er zu pflanzen gedenke, antwortete er mir: er wollte Spargelbeete anlegen. Bemerken Sie, daß dieſe erſt nach 3 Jahren brauchbar werden. Dies war ſo eine von ſeinen Artigkeiten, deren er täglich zwanzig in Bereitſchaft hielt. Ich nahm ſie alle gelaſſen hin und dieſe Gelaſſenheit machte ihn toll; denn er ſagte: ich verſpotte ihn.

Das Capitel und die Pariſer Geiſtlichen thaten für mich alles, was in ihren Kräften war, obgleich mein Onkel, der ſchwächſte Menſch und lächerlich auf mich eiferſüchtig, ſie nur äußerſt lau unterſtützte. Ihre Vorſtellungen *) nöthigten den Hof, ſich über die Urſachen meines Verhafts zu erklären. Dies geſchah durch des Kanzlers Mund, der in Gegenwart des Königs und der Königin ihnen ſagte: Se Majeſtät habe mich nur zu meinem eignen Beßten meiner Freiheit beraubt, um mich auf dieſe Art an Ausführung

*) Siehe Jolys Memoiren 2tes Buch S. 44.

des Plans zu hindern, den man mit Grund bei mir vermuthen müßte. Der Kanzler hatte wie er mir nach meiner Rückkehr nach Frankreich selbst gesagt hat, bei der Königin es dahin zu bringen gewußt, daß sie diese Wendung genehmigte, unter dem Vorwand, dadurch die Kirche von Paris auf eine geschickte Art hinzuhalten, die in corpore darum bat, daß entweder mein Prozeß gemacht oder mir die Freiheit wiedergegeben würde. Aber, fügte er hinzu, sein eigentlicher Zweck sey gewesen, mir dadurch zu nützen, daß der Hof auf diese Art wenigstens für das Vergangne meine Unschuld anerkenne.

Wahr ist es, daß meine Freunde diese Antwort sehr zu ihrem Vortheil kehrten, und sie in zwei bis drei äußerst geistvollen Flugschriften in volles Licht setzten. Caumartin that bei dieser und den folgenden Gelegenheiten alles, was die wahrhafteste Freundschaft und das reinste Ehrgefühl eingeben können. Haqueville verdoppelte seine Bemühungen und seinen Eifer für mein Beßtes. Das Capitel Notre Dame ließ täglich eine öffentliche und ausdrücklich für meine Freiheit verfertigte Antiphone singen; keiner der Pfarrherrn trat von mir zurück, den einzigen von St. Barthelemi ausgenommen. Die Sorbonne zeichnete sich aus, so wie sogar viele Mönche sich auszeichnend für mich erklärten. Herr von Chalons erwärmte durch seinen Ruf und sein Beispiel die Herzen und die Köpfe.

Durch diese Bewegungen war der Hof genöthigt, mich etwas besser als im Anfang zu behandeln. Ich erhielt Bücher, aber zugezählt, und weder Papier noch Dinte; auch bewilligte man mir einen Kammerdiener und einen Arzt. Bei diesem leztern erwähne ich mit Vergnügen eines Umstands, der würklich merkwürdig ist. Dieser Arzt, ein verdienstvoller und in

sei-

seinem Fach berühmter Mann, sagte mir, als er nach Vincennes kam: er habe von Herrn von Caumartin den Auftrag, mir zu sagen, daß Goisel *), ein Advocat, der des Herrn von Beauforts Freilassung vorhergesagt hatte, ihn versichert habe: im Merz würde ich wieder frei seyn; meine vollständige und gänzliche Freiheit aber würde ich erst im Monat August erlangen. Die Folge wird Ihnen zeigen, daß diese Vorhersagung richtig war.

Während meiner ganzen Gefangenschaft, welche fünfzehn Monate dauerte, beschäftigte ich mich mit den Wissenschaften so eifrig, daß oft die Tage mir nicht gnügten und ich selbst die Nächte dazu verwandte. Besonders studirte ich die lateinische Sprache, und lernte einsehen, daß man nie zu viel Fleiß darauf wenden kann, weil sie ein Studium ist, das alle andere in sich faßt. Ich arbeitete auch im Griechischen, und über die neunte Decade des Titus Livius, den ich ehmals sehr geliebt hatte, und jetzt wieder mit neuer Lust umfieng. Ich schrieb einen „Trost der Theologie," wodurch ich bewies, daß jeder Gefangene versuchen solle, eine Vinctus in Christo (Gefangener in dem Herrn) zu werden, wie der h. Paulus von sich sagt. Ich sammelte in der Manier von Wälder n eine Menge verschiedner Gegenstände; unter andern eine Anwendung dessen, was in den Acten der mailändischen Kirche enthalten war, auf die Pariser Kirche. Diesem Werk gab ich den Titel: partus Vincennarum (Früchte aus Vincennes **).

*) Siehe Jolys Memoiren S. 9. u. 10. im ersten und S. 71. im zweiten Buch.

**) Wenn man Joly glaubt, im zweiten Buch S. 226. so war dieser Partus Vincennarum des Kardinals eigne

Mein Gefreiter ſuchte die Ruhe meines Studierens auf alle Weiſe zu ſtören und mir, wo möglich, Verdruß zu machen. Eines Tages ſagte er mir: der König habe ihm befohlen, mich auf die Höhe des Thurms an die freie Luft zu bringen, und kaum glaubte er, daß mir dies Vergnügen machen würde, ſo kündigte er mir, mit ſichtbarer Freude an, daß er einen Gegenbefehl erhalten habe. Ich antwortete: dieſer ſey ſehr zu rechter Zeit gekommen; denn die allzuſcharfe Luft auf dem Thurm habe mir Kopfſchmerzen verurſacht. Vier Tage darauf ſchlug er mir vor, hinunter zu gehen, um dem Ballſpiel meiner Wächter zuzuſehen. Ich bat ihn, mich davon frei zu ſprechen, weil mir die Luft dort zu ſchneidend zu ſeyn ſchien. Aber er zwang mich dazu, und ſagte: der König, welcher mehr um meine Geſundheit beſorgt wäre, als ich glaube, habe ihm befohlen, mir dieſe Bewegung zu machen. Bald darauf bat er mich um Verzeihung, daß er mich nicht mehr herunter ſteigen laſſe. Es geſchieht, ſetzte er hinzu, aus einigen Gründen, die ich Ihnen nicht ſagen kann. Es iſt wahr, daß ich mich über alle dieſe Quälereien erhaben fühlte und daß ſie mich im Grund nicht rührten, ſondern nur Verachtung bei mir erregten; aber ich geſtehe, daß ich bei dem Gedanken an das Weſentliche meiner Gefangenſchaft nicht dieſelbe Seelenſtärke beſaß, vielmehr, wenn ich des Morgens erwachte, der Gedanke, mich in den Händen meiner Feinde zu wiſſen, wohl mich fühlen ließ, daß ich nichts weniger als Stoiker war. Keine lebendige Seele war Zeuge meines Kummers, ſo ſchneidend ihn auch dieſe einzige Urſache machte. Dies Gefuhl iſt eine Würkung des menſchlichen Stol-

zes;

eigne Geſchichte, die er mit Hülfe ſeines Arztes Bacherot lateiniſch zu ſchreiben anfieng.

ses; und ich ſagte jeden Tag wohl zwanzig mal zu mir ſelbſt, daß von allen Arten der Gefangenſchaft ohne Ausnahme die Staatsgefangenſchaft die empfindlichſte ſey.

Daß ich mir die Langeweile mit Studieren verjagte, wiſſen Sie bereits. Zuweilen geſellte ich auch einige Erholungen dazu. Oben auf dem Thurm hielt ich Kaninchen; in einem der kleinen Thürmchen hatte ich Turteltauben und in dem andern Feldtauben. Dieſe kleinen Vergnügungen wurden mir, aus Rückſicht auf die unaufhörlichen Bitten der Pariſer Kirche, von Zeit zu Zeit bewilligt; jedoch trübte man mir ſie ſtets durch tauſenderlei Neckereien. Demungeachtet gewährten ſie mir Zerſtreuung und eine um ſo angenehmere, da ich es mir mehr als tauſend mal ſo gedacht hatte, wenn ich darüber nachſann, womit ich mich, wenn ich jemals gefangen wäre, wohl beſchäftigen könnte.

Freilich beſchäftigen ſie mich nicht ſo ſehr, daß ich nicht mit außerordentlicher Anſtrengung an meine Rettung hätte denken ſollen, wozu mich das ununterbrochne Verſtändniß von außen, mit Hofnung erfüllte.

Am neunten Tag meiner Gefangenſchaft näherte ſich mir ein Gardiſt, Namens Carpentier, während ſein Kamerad ſchlief; denn einer von ihnen mußte mich beſtändig, auch des Nachts, im Auge haben. Er ſteckte mir ein Billet in die Hand, das, wie ich ſogleich erkannte, von Frau von Pomereux kam. Es enthielt nichts als die Worte: geben Sie mir Antwort, vertrauen Sie dem Ueberbringer. Der Ueberbringer gab mir einen Bleiſtift und ein kleines Stück Papier, worin ich den Empfang

ſang des Billets verſicherte. Frau von Pomereux hatte mit der Frau dieſes Gardiſten Bekanntſchaft gemacht und ihr für dies erſte Billet 500 Thaler gegeben. Der Mann war an dieſe Art von Erwerb gewöhnt; er hatte auch zu der Freiheit des Herrn von Beaufort mitgewürkt. Da er mit ſeiner ganzen Familie todt iſt, ſo kann ich frei darüber ſprechen. Da aber alles Geſchriebne durch unvorhergeſehne Zufälle geſehen werden kann, ſo erlauben Sie mir, aller andern Verſtändniſſe, die ich außer dieſem hatte, nicht genau zu erwähnen, weil ich ſonſt noch lebende Perſonen nennen müßte. Es iſt genug, wenn ich Ihnen ſage, daß mein Verſtändniß ungeachtet des Wechſels von drei Gefreiten und vier und zwanzig Leibgardiſten, während der 15 Monate, niemals unterbrochen war.

Frau von Pomereux, Herr von Caumartin und Haqueville ſchrieben mir jede Woche regelmäßig zweimal. Die verſchiednen Gegenſtände dieſes Briefwechſels waren folgende. Meine Freiheit war immer das Ziel; nur von den verſchiednen Wegen dazu war die Rede. Der kürzeſte war, ſich aus dem Gefängniß zu flüchten; und ich machte zwei Pläne, deren einer mir von meinem Arzt, welcher Mathematik verſtand, eingegeben wurde. Er hatte nemlich die Idee die Stange eines Gitters loszufeilen, das vor einem kleinen Fenſter der Capelle, wo ich die Meſſe hörte, befindlich war, und daran eine gewiſſe Maſchine zu befeſtigen, mit welcher ich mich in Wahrheit ſehr leicht von dem dritten Stockwerk des Thurms hätte herablaſſen können. Da dies aber nur die Hälfte Wegs war, und ich alsdann erſt noch den Wall hätte heraufſteigen müſſen, von dem man nicht wieder eben ſo leicht hinunterſteigen konnte ſo gab er dieſen, würklich unausführbaren, Plan auf, und wir ſchränkten uns

auf

auf einen andern ein, der gewiß geglückt wäre, wenn es die Vorsehung gewollt hätte.

Als man mich auf den Thurm führte, hatte ich ganz oben eine Vertiefung bemerkt, deren Gebrauch ich niemals habe errathen können. Sie war halbvoll, aber man konnte hinein steigen und sich darinn verbergen. Ich faßte also die Idee, die Zeit zu wählen, wo meine Gardisten zum Mittagsessen seyn würden, und Carpentier die Wache haben würde. Dann wollten wir seinen alten Kameraden, Courville, berauschen; denn dieser fiel wie todt hin, wenn er nur zwei Gläser Wein getrunken hatte, wie dies Carpentier mehr als einmal erfahren hatte. Diesen Augenblick hätte ich genutzt, um in den Thurm hinaufzusteigen, ohne daß es jemand bemerkt hätte, und mich mit etwas Brod und einigen Bouteillen Wasser und Wein in das vorhin erwähnte Loch zu verbergen. Carpentier gestand die Möglichkeit und selbst die Leichtigkeit dieses ersten Schritts zu; und er war in der That um so leichter, da die beiden Gardisten, die dabei mitspielen sollten, er und sein Kamerad, stets so höflich gewesen waren, nicht in mein Zimmer zu kommen, sondern an der Thür zu bleiben, bis sie vermutheten, daß ich aufgewacht sey. Ich hatte mir nemlich angewöhnt, den Nachmittag zu schlafen oder nur mich so zu stellen.

Hierauf sollte Carpentier an das Fenster der Gallerie, durch welches Herr von Beaufort geflüchtet war, zwei Stricke befestigen, und ein von Leinwand verfertigtes Hülfswerkzeug in den Graben werfen, welches Herr Vacherot des Nachts in seinem Zimmer verfertigen sollte. Dieses sollte die Vermuthung erregen, daß ich die kleine Mauer, welche seit Herrn von Beauforts Entweichung errichtet worden war, er-

ſtiegen habe. Zugleich ſollte Carpentier Lerm machen, als hätte er mich durch die Gallerie gehen ſehen, und ſeinen blutigen Degen zeigen, als wenn er mich bei der Verfolgung verwundet hätte. Die ganze Wache wäre auf dies Geſchrei herbei gelaufen; man hätte die Stricke am Fenſter gefunden, hätte Blut und im Graben die Maſchine geſehen, an dem Gehölz hätten ſich 8 oder 10 Reiter, die Piſtole in der Hand, gezeigt, gleichſam um mich zu empfangen. Es wäre einer mit einer rothen Kardinalsmütze aus den Thoren gegangen. Die Reiter hätten ſich getrennt, und der mit der rothen Mütze hätte auf den Weg nach Mezieres eingelenkt. Nach einigen Tagen hätte man zu Mezieres Kanonen gelöst, als wenn ich würklich da angekommen wäre. Wer hätte mich da wohl noch in dem Loch vermuthen können? Ganz ſicher würde man nun die Beſatzung von Bois de Vincennes weggezogen, und wie gewöhnlich nur einige alte Soldaten dort gelaſſen haben; die für zwei Sols ganz Paris das Fenſter und die Strickleitern gezeigt hätten, wie ſie dies bei Herrn von Beaufort thaten. Neugier hätte meine Freunde, wie alle andere, herbei gelockt. Sie hätten mich als Frau, als Mönch, verkleidet, wie Sie wollen, und ſo wäre ich ohne einen Schatten von Verdacht davon gegangen. Wie lächerlich wäre es für den Hof geweſen, auf ſolche Art hintergangen zu werden!

Sie war freilich ſo außerordentlich, daß ſie unmöglich ſchien; gleichwohl war ſie leicht und wäre nicht ein Gardiſt, Namens Escarmouche, durch einen bloßen Zufall dazwiſchen gekommen, ſo würde ſie meiner Ueberzeugung nach, ganz unfehlbar gelungen ſeyn. Dieſer, ein rauher, alter, pünktlicher Mann, kam an die Stelle eines andern, der krank ward, und ſagte

zu

zu den Gefreiten: er begreife nicht, warum man vor die kleine Treppe, die auf den Thurm führe, nicht eine Thüre machen laſſe. Den andern Morgen früh ward ſie mit einer verſehen, und auf dieſe Weiſe meine Unternehmung vereitelt. Am Abend verſicherte mich eben dieſer Gardiſt ganz freundſchaftlich: daß er mich erdroſſeln würde, ſobald es Se Majeſtät befehle.

Ich war indeß nicht ſo ſehr für die Mittel, mich eigenmächtig aus dem Thurm von Vincennes zu befreien, eingenommen, daß ich nicht auch hätte an andere denken ſollen, wodurch ich meine Feinde zu meiner Befreiung nöthigen konnte. Der Abbe Charier war am Tag nach meinem Verhaft nach Rom gereist. Er fand den Pabſt Innocenz bis zur Wut aufgebracht und im Begriff, auf die Urheber einer Handlung, bei welcher die Beiſpiele der Kardinäle von Guiſe und anderer ihn über ſeine Pflichten belehrten, ſeine Blitze zu ſchleudern. Er erklärte ſich gegen den franzöſiſchen Geſandten ſehr heftig darüber, und fertigte wegen meiner Freiheit den Erzbiſchoff von Avignon, Marini, als auſſerordentlichen Nuntius ab. Der König ſeinerſeits nahm die Sache hoch auf, und verbot Marini weiter als bis Lyon zu gehen. Der Pabſt fürchtete, ſein eignes Anſehen und der Kirche, der Wut eines „Sinnloſen" auszuſetzen. Dies Wort gebrauchte er ſelbſt gegen den Abb. Charier. Geben Sie mir eine Armee, ſetzte er hinzu, ſo will ich Ihnen einen Legaten geben! Ihm dieſe Armee zu geben, war ſchwer, doch aber, wären nur diejenigen mir zuverläſſig geweſen, die in dieſem Fall dazu verpflichtet waren, nicht unmöglich.

Daß Mezieres, durch Buſſi-Lamets Freundſchaft, für mich war, wiſſen Sie bereits, und Chacleville und Mont-Olimp hätten es ſeyn ſollen, da

Nor-

Noirmoutier dieſe beiden Plätze durch meine Vermittlung erhalten hatte. Daß aber dieſer letztre mich verließ, als der Kardinal Mazarin nach Frankreich zurück kam, wiſſen Sie auch. Er glaubte dies dadurch zu rechtfertigen, daß er jedermann ſagte: in allem, was mich perſönlich angehe, würde er mir gegen jedermann zu dienen bereit ſeyn.

Da nun einen ſchwerlich etwas perſönlicher angehen kann, als Verluſt der Freiheit, ſo vereinigte er ſich öffentlich mit Buſſi-Lamet. Sobald ich arretirt war, ſchrieben ſie einen gemeinſchaftlichen Brief an den Kardinal, worinn ſie ihm erklärten: ſie wären genöthigt auf alle Art und Weiſe das Aeuſſerſte zu verſuchen, wenn ich noch länger ein Gefangner bleiben müßte. Ihre Plätze, die, wenn ſie Einer Parthei angehören, unangreifbar ſind, waren jetzt von außerordentlicher Wichtigkeit, da der Prinz, ſo bald er mein Unglück erfuhr, erklärt hatte: er werde für meine Freiheit alles ohne Ausnahme thun, was meine Freunde wünſchten, und den beiden Gouverneurs anbot die ganze Macht von Spanien zu ihrem Beiſtand anrücken zu laſſen; da ferner auch Belle-Isle, welches Herr von Retz inne hatte, wegen England, auf welches Frankreich damals nicht rechnen durfte, nicht zu verachten war; da endlich Bourdeaux und Brouage noch an dem Prinzen hiengen.

Aus allem dieſem hätte ſich, nach der Ueberzeugung Vieler, etwas ſehr bedeutendes bilden können, das heißt, es lag in den eben erwähnten Verhältniſſen und noch einigen andern, Stoff genug dazu. So hätte zum Beiſpiel auch der Graf von Autel, der in Bethune war, bei einer wohl organiſirten Parthei gewiß zu meinen Vortheil ſich erklärt. Nur fand

ſich

leidenschaftlich für das Ballspiel zu Pferde eingenommen, daß jeder der ihm zusah, ihm augenblicklich dieses Schicksal weissagen mußte. Es geschah im Jahr 569, zu einer Zeit da Saladin mit einem mächtigen Heer und zahlreichen Gefolge tapferer Verwandten die wichtigsten Unternehmungen ausführte.

Im glücklichen Arabien besaß ein gewisser Abdolnabi einige Schlösser und Districte, deren Besitz ihn so übermüthig machte, daß er sich zur Alleinherrschaft über die ganze Welt berufen glaubte. Gegen diesen schickte Saladin seinen ältern Bruder, Schemseddaul Almalich Almoaddam Aiouranschah, einen biedern und edlen Mann, dessen Waffen der glücklichste Erfolg gekrönt hat. Er erlegte den verwegenen Großsprecher, eroberte dessen Land, und behielt den größten Theil desselben unter seiner Herrschaft.

Zehntes Kapitel.

Noureddin Mahmud Zenchias stirbt.

In eben dem Jahre den 21sten Schawal starb Noureddin zu Damaskus an einer Halsentzündung mit der er schon oft geplagt gewesen war. Ihm folgte Elmalich Elsalichuh Ismael. Noureddin hatte, wie mir selbst Saladin versicherte, schon einen Einfall in Egypten beschlossen; Saladin hingegen wollte nicht, wie seine Freunde ihm riethen, Gewalt mit Gewalt vertreiben, wenn der Bruch wirklich erfolgen sollte. Er mochte selbst nicht einmahl davon sprechen hören.

ſich zum Unglück niemand, der dieſen Stoff zu ordnen verſtand.

Der Herzog von Retz hatte guten Willen, aber keine Talente zu einem großen Plan. Er wurde noch überdies von ſeiner Frau und deren Vater zurückgehalten. Herr von Briſſac, dem befohlen worden war, ſich zurück zu ziehen, wußte ſich nirgends zum Anführer zu erheben. Der Herzog von Noirmoutier würde der unternehmendſte geweſen ſeyn; aber er ließ ſich bald von der Frau von Chevreuſe und von Laigues gewinnen. Dieſen hatte der Kardinal ganz deutlich geſagt: ſie müßten ihm für die Handlungen ihrer Freunde haften, und bei dem erſten Piſtolenſchuß ſollten ſie ſehen, was ihnen geſchehen würde. Noirmoutier, der, wie Sie wiſſen, ohnehin nicht lebhaft für mich fühlte, fügte ſich den Bitten ſeiner Freunde und ſeiner Frau, die nicht unter die vorzüglichſten ihres Geſchlechts gehört. Er verſprach den Hof, mir nur einen Schein darzubieten und nichts ernſtliches für mich zu thun. Von dieſem Bündniß mit dem Hof gab der Marſchall von Villeroi der Frau von Lesdiguieres am 14ten Tage meiner Gefangenſchaft Nachricht.

Noirmoutier hielt Wort. Er ließ die Belagerung von Stenai, welche der König um dieſe Zeit unternahm, völlig ungeſtört, hielt alle Vorſchläge des Prinzen hin, und begnügte ſich, ſtets zu meinem Beſten zu reden, zu ſchreiben und unter Kanonendonner meine Geſundheit zu trinken. Doch ſollte es ihm ſchwer geworden ſeyn, dieſe Rolle lange fortzuſpielen, wenn Buſſi-Lamet, welcher Geiſt und Entſchloſſenheit beſaß, länger gelebt hätte. Noirmoutier, dies waren deſſen eignen Worte gegen Malclerc, den meine Freunde an ihn geſchickt hatten,

will uns mit Kindereien hinhalten, aber ich will ihn deutlich sprechen lehren, oder seine Festung überfallen. Noch in derselben Nacht starb der Arme an einem Schlagfluß. Der Chevalier von Lamet war Major in dieser Festung und blieb durch diesen Todesfall dort Meister. Sein ältester Bruder, der Vicomte, kam zu ihm, und blieb meinen Interesse mit großer Treue ergeben. Auch der Abbé von Lamet, ihr Verwandter und der meinige, blieb standhaft, und diente mir mit dem größten Eifer. Bei dem allem vermochte ein solcher Platz nichts ohne die andern; niemand handelte; Mezieres, Charleville und le Mont-Olimpe waren für mich, aber thaten nichts. Und doch kosteten mich diese Plätze eine ziemliche Summe, welche Herr von Retz zum Unterhalt der Garnison aufnahm. Ich bezahlte in der Folge Capital und Interesse.

Daß alle jetzt erzählten Umstände nicht den kleinsten Theil meiner Beschäftigungen ausmachten, werden Sie leicht glauben; doch gehörte die Bemühung, zu verbergen, daß ich von allem unterrichtet war, unter die vornehmsten meiner Sorgen. So erinnere ich mich, daß einst Herr von Pradelle, der die im Schloß befindlichen Schweizer und französische Gardecompagnien commandirte, und so, wie der Gardehauptmann Herr von Maupeau von Roisi, die Erlaubniß hatte mich zu sehen, mir sagte: mit größter Betrübniß müsse er mir eine Nachricht melden, die mich sehr niederschlagen werde. Dies war der Tod von Büssi-Lamet. Ich stellte mich äußerst überrascht, ob ich gleich bereits darum wußte. Der nehmliche Pradelle hatte, in der nemlichen Unterhaltung, die Güte, mich über meine Besorgniß, daß man zu Mezieres etwas gegen den

Dienst

Dienſt des Königs unternehmen möchte, zu tröſten. Er verſicherte mich, daß dieſer Platz in den Händen des vom König hingeſandten Commandanten ſey. Bemerken Sie, daß ich den Tag zuvor ein Billet vom Vicomte von Lamet erhalten hatte, worinn er mir ſchrieb, daß er Mezieres im Beſitz genommen habe, und mir davon treulich Rechnung ablegen werde. Gleichwohl nahm ich alles, was mir Pradelle hierüber zu ſagen beliebte, und die meiſten ähnlichen Geſpräche, die man mit Staatsgefangnen zu haben pflegt, gut auf.

Die meiſten, ſage ich; denn es gab einige derſelben, wo ich nicht ſo gelaſſen bleiben konnte. So beliebte es Pradelle, der gewöhnlich nur vom ſchönen Wetter und von Dingen ſprach, die vor meiner Gefangenſchaft vorgefallen waren, einſt mir des Kardinals Mazarins glückliche Rückkehr nach Paris zu melden. Er verſchönerte ſeine Erzählung mit allem, wovon er glaubte, daß es mir wehe thun würde, und konnte ſogar die prächtige Aufnahme, die man ihm in Hotel de Ville erwieſen, nicht dichteriſch genug beſchreiben. Ich wußte dies bereits, auch daß Herr Bedeau eine unglaublich kriechende Rede an ihn gehalten hatte. Ich antwortete Herrn von Pradelle: dies befremde mich nicht. — Und darf Sie auch nicht kränken, erwiederte er, wenn Sie des Herrn Kardinals Freundſchaft für Sie kennen. Er hat mir aufgetragen, Sie ſeiner Ergebenheit zu verſichern, und daß Sie glauben möchten, wie er nichts vergeſſen würde, um ſie Ihnen zu beweiſen. Ich that, als hätte ich dies Compliment gar nicht bemerkt, und fragte ihn über einen Gegenſtand, der mit dieſem in keiner Verbindung ſtand. Er kam dann zurück und, auf ſein dringendes Bitten ihm eine Antwort zu ge-

ben, ſagte ich: ich würde gleich beim erſten Wort meine Erkenntlichkeit bezeigt haben, wenn ich nicht wüßte, daß die dem König ſchuldige Ehrfurcht einem Gefangenen alles verbiete, was nur im geringſten auf ſeine Befreiung Bezug hat, bis Se Maj. ſie ihm ſelbſt wieder zu geben gut finde. Er verſtand und beſchwor mich, dem Kardinal verbindlicher zu antworten; aber ich blieb meinem Vorſatz getreu.

Die Stimmung zu Rom und die in Poitou und Paris ſichtbare und ſogar ſteigende Bewegungen der Gemüther wegen meiner Verhaftung bewogen den Kardinal, wenigſtens einigen Anſchein für meine Freiheit zu geben. Zu dieſem Endzweck bediente er ſich der Leichtglaubigkeit des franzöſiſchen Nuntius Bagni, der ein edler Mann, von ſehr hoher Geburt, aber leicht und ſicher zu betrügen war. Dieſen ſandte er, in Begleitung von Brienne und le Tellier zu mir, um mir meine Freiheit und große Vortheile anzutragen, im Fall ich — die Koadjutorſtelle von Paris aufgeben wollte. Da ich von dieſem Beſuch durch meine Freunde ſchon vorher unterrichtet war, ſo empfieng ich dieſen Antrag mit einer wohl ausſtudirten eines Geiſtlichen vollkommen würdigen Rede, die den Herrn Bagni ſehr beſchämte und ihm in der Folge einen ſehr rauhen Verweis von Rom zuzog. Dieſe Rede, welche mir Caumartin geſchickt hatte, war äußerſt ſchön und zweckmäßig; ſie wurde Tags darauf gedruckt. Der Hof war hierüber aufs lebhafteſte erſchüttert. Man veränderte meine Gefreiten und die Gardiſten; doch blieb mein Verſtändniß ununterbrochen.

Die dringenden Bitten des Kapitels von Notre Dame nöthigten dem Hof die Erlaubniß ab, daß einer aus ſeinen Mitteln bei mir ſeyn durfte. Sie wählten

ten hiezu einen Canonikus aus der Familie Braguelone, der mit mir auf Schulen geweſen war, und dem ich ſogar meine Präbende gegeben hatte *). Das Gefängniß ward ihm unerträglich, ob er ſich gleich mir zu Liebe mit Freuden dazu entſchloſſen hatte. Er ward von einer tiefen Melancholie überfallen. Sobald ich dies bemerkte, wendete ich alles an, was in meiner Kräften ſtand, um ihn aus dem Gefängniß wieder weg zu bringen; aber er wollte mich hierüber nie anhören. Endlich ergriff ihn das doppelte Tertianfieber. Er ſchnitt ſich beim vierten Anfall mit einem Raſiermeſſer die Kehle ab. Die Art ſeines Todes wurde mir, aus Menſchlichkeit, während meiner Gefangenſchaft verborgen. Doch wußten meine Freunde das Tragiſche davon genug ins Licht zu ſetzen, und das Mitleiden des Volks für mich noch zu vermehren.

Dieſes Mitleiden vermehrte aber auch des Kardinals Schrecken, ſo, daß er den Gedanken faßte, mich nach Amiens, Breſt und Havre de Grace bringen zu laſſen. Ich erhielt davon Nachricht und ſtellte mich krank. Man ließ durch Veſou unterſuchen, ob ich es würklich ſey; von ſeinem Bericht iſt mir verſchieden geſprochen worden. Der Tod des Erzbiſchoffs verhinderte den Plan zur Verſetzung, weil er die Gemüther ſo ſehr erſchütterte, daß der Hof ſie vielmehr zu beſänftigen als zu erhitzen ſuchen mußte. Die Art, wie man hier für mich handelte, that Wunder.

Um 4 Uhr des Morgens ſtarb mein Onkel, und ſchon um 5 Uhr wurde in meinem Namen und mit einer Vollmacht von mir in beſter Form von dem Erz-

*) Siehe Johst in ſeinen Memoiren 2tes Buch. S. 56.

bisthum Beſitz genommen *). Herr le Tellier, der ein Viertel auf ſechs Uhr in die Kirche kam, um ſich, von Seiten des Königs, zu widerſetzen, hatte das Vergnügen, meine Bullen vom Chor herabdonnern zu hören. Alles überraſchende bewegt das Volk. Und was konnte überraſchender ſeyn, als dieſe Scene, wo man alle zu dieſer Handlung nöthige Formalitäten beiſammen fand, zu einer Zeit, in welcher die Beobachtung einer einzigen für unmöglich gehalten worden war. Die Pfarrer nahmen noch wärmern Antheil als gewöhnlich; meine Freunde ſchurten das Feuer an; das Volk ſah ſeinen Erzbiſchof nicht; der Nuntius glaubte zweifach von dem Hof hintergangen zu ſeyn, ſprach aus einem hohen Ton und bedrohte mit Kirchenſtrafen. Es erſchien eine kleine Schrift, worin gezeigt wurde, daß man die Kirchen zuſchließen müſſe. Der Kardinal fieng an, ſich zu fürchten und da ſeine Furcht ſtets in Negociiren endigte, ſo negociirte er auch jetzt.

Er wußte wohl, wie vortheilhaft es iſt, mit Leuten zu negociiren, welche die Lage der Sachen nicht kennen, und da er mich eine geraume Zeit unter dieſe Anzahl rechnete, ſo ließ er mir hunderterlei Gerüchte beibringen, von Vertauſchung der Pfründen, von Feſtſetzung der Einnahme des Kirchſpiels, von Gouvernements, von Rückkehr in des Königs Wohlwollen, von feſten Verbindungen mit dem Miniſter u. ſ. w. Pradelle und mein Gefreiter ſprachen aus dieſem Ton vom Abend bis zum Morgen.

Ich erhielt weit mehr Freiheit als gewöhnlich; war es nur etwas ſchön auf der Höhe des Thurms, ſo

*) Caumartin ließ dieſen Beſitz nehmen. Zufolge Jolys Memoiren 11. Buch S. 61.

ſo konnte man mich nicht im Zimmer bleiben ſehen. Dieſe Veränderungen ſchien ich gar nicht zu bemerken, weil ich durch meine Freunde ihr Spiel kannte. Dieſe meldeten mir, daß ich auf meiner Hut ſeyn und durchaus verſchloſſen bleiben ſollte; denn, wie ſie nicht zweifeln konnten, ſey nichts zuverläſſiges zu erwarten, und der Hof ſtrebe nur darnach, meine Erklärung über die Möglichkeit meiner Amtsentſagung zu haben, um dadurch die Geiſtlichkeit und das Volk zu erkälten. Ich befolgte die Anweiſung meiner Freunde pünktlich *).

Der wachhabende Gardecapitain, Herr von Noailles, kam von Seiten des Königs zu mir und ſprach in einem Ton mit mir, der ſeiner Natur und edlen, ſanften Gemüthsart ſehr fremd war. Mazarin nöthigte ihn mehr im Ton eines Aga der Janitſcharen, als eines Offiziers von einem chriſtlichen König mit mir zu reden. Ich bat ihn, mir eine ſchriftliche Antwort zu verſtatten; deren Worte ich zwar nicht mehr genau weiß, die aber eine vollkommne Verachtung gegen Drohungen und Verſprechungen, und den unverbrüchlichen Entſchluß, das Erzbisthum von Paris nicht aufzugeben, enthielt.

Am folgenden Morgen erhielt ich in einem Brief von meinen Freunden Nachricht, von der Wunderwürkung welche meine Antwort, die ſie des Nachts hatten drucken laſſen, auf die Gemüther gethan habe, nebſt dem Wink, daß der Präſident Bellievre den Tag darauf einen zweiten Verſuch machen ſollte. Er kam wirklich und bot mir von Seiten des Königs die Abteien St. Lucien von Beauvais, St. Medard von Soiſ-

 ſons,

*) Alles dies und das folgende iſt in Jolys Memoiren anders vorgetragen. 2tes Buch S. 63.

ſons, Saint Germain von Auxere, Barbeau, St. Martin von Pontoiſe, St. Aubin von Angers und von Orcan an, wofern Sie, fügte er hinzu, dem Erzbisthum von Paris entſagen wollen, und — — hier hielt er innen, ſah mich an und fuhr fort: „So „weit habe ich als treuer Geſandter geſprochen; nun „aber will ich anfangen, über den Sicilianer zu ſpot„ten, daß er mich zu einem ſolchen Vorſchlag brauchte, „und — — wofern Sie, fahre Ich alſo fort, zwölf „Ihrer Freunde als Bürgen geben, daß Sie Ihre „Dimiſſion in dem erſten Augenblick Ihrer Freiheit „gerichtlich machen wollen. — — Dies iſt noch „nicht alles, fügte er nach einer Pauſe hinzu. Ich „ſelbſt muß unter dieſen zwölfen ſeyn, ferner Herr „von Retz, Briſſac, Montreſor, Caumartin, Haave„ville u. ſ. w. Hören Sie mich an, fiel er wieder „ſchnell ein, und unterbrechen Sie mich nicht eher, „bis ich Ihnen nach Gefallen meine Meinung geſagt „habe. Die meiſten Ihrer Freunde glauben feſt, „daß, wenn Sie nur ſtandhaft bleiben der Hof Ih„nen Ihre Freiheit wieder geben und ſich begnügen „werde, Ihrer durch eine Sendung nach Rom los zu „werden. Wahr! Der Hof will auf alle Weiſe Ih„re Dimiſſion. Ich verſtehe hier unter Hof den Kar„dinal Mazarin; denn die Königin ſelbſt iſt in Ver„zweiflung darüber daß man auch nur daran denkt, „Ihnen die Freiheit zu geben. Le Tellier, ſagt der „Kardinal, müßte den Verſtand verloren haben; der „Abbé Fouquet wütet, und Servien willigt blos ein, „weil die Andern dagegen ſind. Wir müſſen alſo „als unläugbar annehmen, daß Mazarin allein Ihre „Freiheit will, und ſie nur deshalb will, weil er ſich „durch den Verluſt des Erzbisthums von Paris ſatt„ſam an Ihnen zu rächen glaubt. Dies gebraucht „er wenigſtens zu ſeiner Entſchuldigung; denn im

„Grund

„Grund beſtimmt ihn blos ſeine augenblickliche Furcht „vor dem Nuntius, dem Capitel, den Geiſtlichen „und dem Volk dazu. Dieſe Furcht iſt nur augen„blicklich, weil der Tod des Erzbiſchofs einen Auf„ſtand bewirken kann, der aber, ohne Unterſtützung, „bald in nichts zerfallen wird. Doch ich behaupte, „auch dieſer wird nicht einmal Statt haben. Der „Nuntius wird drohen und nicht handeln; das Capi„tel wird Vorſtellungen machen, die keinen Erfolg „haben werden; die Pfarrer werden Reden halten, „und ſich dabei beruhigen; das Volk wird lernen „und nicht zu den Waffen greifen. Alles dies ſehe „ich ganz nahe und der Erfolg davon wird ſeyn, daß „Sie, nach Havre oder Breſt gebracht, in den „Händen und der Willkühr Ihrer Feinde bleiben, die „nach Gefallen mit Ihnen umgehen können. Ich „weiß, daß Mazarin nicht blutdürſtig iſt; aber ich „zittre, wenn ich bedenke, daß Noailles Ihnen geſagt „hat: man ſey entſchloſſen ſchnell zu gehen und die „Wege einzuſchlagen, welche andere Staaten ſchon „betreten hätten. Daß man den Entſchluß gefaßt „hat, ſo zu reden, gerade dies erſchreckt mich. Große „Seelen ſagen zuweilen etwas ähnliches, um ihren „Zweck zu erreichen, und thun es nicht; Niedrigen „koſtet es mehr Mühe, es zu ſagen als zu thun.“

„Glauben Sie nun, daß das Reſultat, welches „ich aus dem allem ziehe, iſt, daß Sie Ihre Dimiſ„ſion geben müſſen? Keineswegs. Ich kam hieher, „um Ihnen zu ſagen, daß Sie entehrt ſind, wenn Sie „dies thun würden, und daß Sie bei dieſer Gelegen„heit, mit Gefahr Ihres Lebens und Ihrer Freiheit, „die große Erwartung erfüllen müſſen, welche die „Welt von Ihnen hat; was Sie ſicher höher achten „als Ihr Leben. Dies iſt der Augenblick, wo Sie

„mehr als jemals die Sinnsprüche in Ausübung brin„gen können, die wir Ihnen so oft bestritten haben. „Dolch und Gift sind mir nichts; nur was in mir ist, „bewegt mich! Einerlei, ob man hier oder dort „stirbt! So müssen Sie denen antworten, die von „Ihrer Dimission reden. Bis hieher sind Sie sich „vollkommen getreu geblieben; keiner darf darüber „klagen. Wollte ich es versuchen, Sie andern Sinns „zu machen, so thäte ich Unrecht. Auch ist es nicht „das, was ich von Ihnen erbitte. Alles, was ich „wünsche, ist, daß Sie mir freundschaftlich sagen, ob „wenn Sie Ihre Freiheit für ein Eichenblatt haben „könnten, sie solche annehmen wollten?" Ich lächelte. —

„Halt, fuhr er fort, ich will Sie zu dem Ge„ständniß bringen, daß dies nicht unmöglich ist. Ist „eine Entsagung auf das Erzbisthum von Paris, im „Bois de Vincennes unterzeichnet, wohl gültig?" Nein, antwortete ich; aber man begnügt sich auch, wie Sie wohl sehen, nicht damit, sondern verlangt Bürgschaft für die Bestätigung. Und wenn ich etwas erfinde, erwiederte er, „wo man keine Bürgschaft „mehr verlangt, was sagen Sie dann?" — Dann werde ich morgen um meine Entlassung bitten. Hier gab er mir einen vollständigen Abriß, von dem, was er bereits gethan. Er habe, sagte er, nie die geringsten Vorschläge übernehmen wollen, bis er deutlich eingesehen, daß des Kardinals wahre Absicht sey, mir die Freiheit zu geben, und daß er nur wegen der Mittel, meiner Entsagung gewiß zu seyn, besorgt bleibe. Er habe bereits die ganze Reihe derselben durchgelaufen. Zuerst sey ihm eingefallen, von dem Capitel, den Pfarrern und der Sorbonne ein schriftliches Versprechen zu fodern, daß sie mich nicht mehr anerkennen wollten,

Eilftes Kapitel.

Empörung eines gewiſſen Kund.

Kund, vormahls Statthalter in Egypten, ſtiftete in Syene, mit Hülfe der Nigriten einen Aufruhr an, und vermaß ſich alle Länder zu erobern, und den alten Glanz von Egypten wiederherzuſtellen. Die Egypter, ein ſchwaches leichtſinniges Volk, waren bald gewonnen. Sie rotteten ſich zuſammen und zogen gegen die Provinz Kus; hier aber kam ihnen Saladins Bruder, Elmalich Eladil Saiphoddin, mit einem auserleſenen Corps Pfeil- und Bogenſchützen entgegen, denen an der gegenwärtigen Verfaſſung von Egypten, deſſen Annehmlichkeiten ſie ſchon kannten, ſelbſt viel gelegen war. Das Treffen, das die Empörung mit einemmale dämpfte, fiel den ſiebenten des Monats Sapphar im Jahr 570 (1174. n. C. G.) vor.

Zwölftes Kapitel.

Angriff der Franken auf Alexandria.

Dieſe Verwirrungen gaben den Franken Veranlaſſung zu einem Einfall in Egypten. Sie erſchienen mit 600 mehr oder minder großen Schiffen, auf denen ſich 30000 Mann befunden haben ſollen vor Alexandria, und fingen den ſiebenten Sapphar im J. 570 die Belagerung an; zogen aber nach dreyen Tagen wieder ab, als ſie von Saladins Annäherung hörten. Sie hatten dabey viele Mannſchaft eingebüßt, und mußten der Eilfertigkeit wegen, mit der ſie davon giengen, ihr ganzes ſchweres Kriegsgeräthe zurücklaſſen.

ten, im Fall ich, wenn ich frei wäre, meine Lossagung nicht bestätigen würde. Ein andermal habe er mich ins Louvre führen, dort alle geistlichen Stände der Stadt versammeln lassen und mich nöthigen wollen, in ihrer Gegenwart dem König mein Wort zu geben. Genug, es giebt kein Mittel, das ihm nicht zur Befriedigung seines Mistrauens eingefallen wäre. Jedoch thut er, wie Sie aus dem ebengesagten sehen, nicht die Hälfte von dem, was er sich vornimmt. Da ich ihn kenne, widerspreche ich in nichts. Alle diese lächerlichen Erscheinungen sind von selbst verblichen. Nur die mit den zwölf Bürgen, die auch ohne Widerrede die ausführbarste ist, besteht noch, aber auch sie wird verschwinden, wie die andern, wenn Sie sie nur standhaft ausschlagen wollen. Ich werde sie hartnäckig gegen Sie vertheidigen, Sie werden fest bei Ihrer Weigerung beharren, und sie für schimpflich erklären, und so wollen wir den Sicilianer zu einem andern Mittel bringen, das er nur in der Meinung, Sie damit betrügen zu können, wählen wird.

Dies Mittel soll darin bestehen, daß er Sie Hoquincourt oder dem Marschall la Meilleraye so lange anvertraut, bis der Pabst Ihre Dimission erhalten hat. Denn der Kardinal ist so unwissend mit unsern Gebräuchen, daß er sie für sicher hält, wenn sie der Pabst genehmigt. Noch gestern sagte er mir dies.

Hier nahm ich das Wort und sagte dem ersten Präsidenten: dies Mittel tauge nichts, weil der Pabst sie nicht annehmen werde. Was schadet dies? sagt er. Es ist das schlimmste, was uns begegnen kann, und um diesem Schlimmsten vorzubeugen, müssen Sie, wenn man Ihnen diesen Vorschlag thut, festsetzen: daß Sie, wie es auch kommen möge, nie wieder in die Hände des Königs können überliefert werden,

den, als auf ein Billet von mir. Ich werde dieſes von dem recht gut unterzeichnen laſſen, der Sie in ſeiner Aufſicht haben wird. Sie können mir vertrauen. Ergreifen Sie den Ausweg, den ich Ihnen bezeichne; mir ahnet, daß Gott für das Uebrige ſorgen wird.

Wir unterſuchten nun dieſen Gegenſtand und prüften aufs genaueſte, ob die Wahl auf Hoquincourt oder la Meilleraye fallen ſolle. Nachdem wir über alles übereingekommen waren, verließ der Präſident Vincennes mit naſſen Augen und ſagte zu Herrn von Pradelle: „Ich finde eine unüberwindli„che Halsſtarrigkeit und möchte verzweifeln. Das „Erzbisthum feſſelt ihn nicht mehr; er denkt nicht „mehr daran; aber er hält durch die Vorſchläge von „Bürgſchaft und Sicherheit ſeine Ehre für beleidigt. „Nie wird er nachgeben. Ich will mich nicht mehr „darein miſchen; es iſt nichts zu thun.“

Dieſe gute Neuigkeit ward von Pradelle, der dem Abbé Fouquet weit mehr ergeben war, als dem Kardinal, dem erſtern ſogleich hinterbracht. Dieſer, der mich unter keiner Bedingung frei ſehen wollte, gab ihm den Auftrag, in ſeinen Unterhaltungen mit mir ganz ungekünſtelt die Ausſicht auf das Erzbisthum von Rheims und unermeßliche Entſchädigungen einzumiſchen; damit ich, bei geringern Vorſchlägen ſtandhaft bleiben, und durch dieſe Standhaftigkeit Mazarin immer mehr erbittern ſollte. Ich nahm dies Spiel um ſo leichter wahr, da ich die gewiſſen Nachrichten, welche ich von Herrn von Bellievre und meinen Freunden wußte, um mit den verſchiedenen Gerüchten, die ich durch Pradelle nun Aranton meinen Gefreiten erfuhr, zuſammen halten konnte.

Dieſer letztere war durchaus vom Herrn von Noailles, ſeinem Capitain, abhängig, der keine Feinheit verſtand, nur dem König dienen wollte und mir nichts vergrößerte. Des Andern Zweck hingegen war, durch die Hofnung von größeren Gewinn mich an der Annahme des mir angebotenen zu verhindern. Er fuhr fort mir glänzende Ausſichten zu eröffnen.

Ich beſchloß der Argliſt durch Kunſt zu begegnen. Dem zufolge ſagte ich zu Avanton, daß ich des Hofes Handlungsweiſe nicht begreifen könne, und ob ich gleich in Feſſeln ſey, ſo fände ich ſie doch noch nicht drückend genug, um ſie auf jede Art zu zerbrechen. Man ſollte doch mit jedermann aufrichtig verfahren, mit Gefangnen wie mit andern; und dannoch erhalte ich zu gleicher Zeit ganz verſchiedne Vorſchläge. Der erſte Präſident biete mir ſieben Abteien an, und Pradelle zeige mir Erzbisthümer.

Dieſe Klagen ſäumte Avanton, der nur das Gute der Sache wünſchte, nicht, ſeinem Capitain zu hinterbringen. Der Kardinal Mazarin, voll von tödtlicher Furcht vor der Geiſtlichkeit von Paris, und aus dieſem Grund brennend von Ungeduld, das Ganze zu endigen, wütete gegen Pradelle. Er begegnete ihm mit äußerſter Härte und argwöhnte die Wahrheit, daß er auf Befehl des Abbé Fouquets handelte. Sein Verdruß, zu ſehen, daß die Seinigen ſelbſt ſeinen Wünſchen Hinderniß in den Weg legten, trug, Bellievres Nachricht zufolge, viel dazu bei, ihn zu den Entſchluß zu beſtimmen, daß ich meine Dimiſſion, von Vincennes aus unterzeichnet, geben, der König mich mit den oben genannten ſieben Abteien verſehen, und ich den Händen des Marſchall la Meillerave übergeben werden ſollte, der mich in dem Schloß von Nantes bewachen und, ſobald ſeine Heiligkeit meine Dimiſ-

ſion

sion angenommen hätte, frei lassen sollte. Ferner sollte ich, was auch mit dieser Entsagung geschehen könne, nie wieder in die königliche Gewalt zurückkommen können, wofern der Präsident von Bellievre es nicht durch ein eigenhändiges Billet an den Marschall la Meilleraye genehmige; und zur größern Sicherheit dieser leztern Clausul würde der König ein Papier unterzeichnen, wodurch er dem Marschall erlaubte, dem Präsidenten Bellievre jenes Versprechen schriftlich zu geben. Alles dies geschah; und am folgenden Montag holten beide mich von Vincennes ab, und brachten mich zusammen in einen königlichen Wagen bis Port à l'anglois.

Da der Marschall sehr an der Gicht litt, so konnte er nicht in mein Zimmer kommen. Herr von Bellievre holte mich also allein ab, und gewann Zeit nur beim Herabgehen zu sagen: ich sollte mich wohl hüten, ein Versprechen einzugehen, welches man mir abfodern würde. Der Marschall, den ich am Ende der Treppe fand, that dies wirklich. Es war kein andres als nicht auf Flucht zu denken. Meine Antwort war: daß wohl Kriegsgefangne ihr Wort gäben; aber von Staatsgefangnen hätte ich dies noch nie gehört.

Der Marschall ward zornig und sagte mir gerade heraus: er wolle sich auf diese Art nicht mit mir befassen. Herr von Bellievre, der sich freilich im Beiseyn meines Gefreiten, Pradelle und der Gardisten nicht umständlich hatte erklären können, nahm das Wort und sagte: „Sie verstehen sich nicht; der Herr „Kardinal wird Ihnen gern sein Wort geben, wenn „Sie sich gänzlich auf ihn verlassen wollen, und ihm „keine Wache geben. Bewachen Sie ihn aber, „Herr Marschall! was soll dann jenes Wort? Ein

„jeder,

„jeder, der bewacht wird, iſt davon losgeſprochen.“ Dies konnte der Erſte Präſident ſicher wagen, weil er wußte, daß der Marſchall der Königin hatte verſprechen müſſen, mich immer unter den Augen zu haben. Der Marſchall ſah den Herrn von Bellievre an und ſagte: Sie wiſſen, ob ich Ihren Vorſchlag eingehen kann; Wohlan, fuhr er fort, und wandte ſich zu mir, ich muß Sie alſo hüten, doch ſoll dies auf eine Art geſchehen, die Sie nie zu Klagen nöthigen wird.

Von Gensdarmen, Chevaurlegers und königlichen Musketiren umgeben, verließen wir nun Vincennes; auch erſchienen die Gardiſten des Kardinal Mazarins ſehr hervorſtechend, ſo wenig, meinen Bedünken nach, in dieſem Fall ihre Begleitung ſchicklich war.

Bey Port à l'anglois verließen wir den erſten Präſidenten, und ſetzten unſern Weg bis Baugenci fort, wo wir uns, nach veränderter Begleitung, zu Schiffe ſetzten. Die Cavalerie kehrte nach Paris zurück und Pradelle ſetzte ſich in unſer Schiff; eine Compagnie Gardiſten folgte in einem andern.

Am folgenden Tag, als ich in Nantes angekommen war, verließen mich der Gefreite und die Gardiſten, und ich blieb einzig und allein unter des Marſchalls von la Meilleraye Aufſicht, der ſein Wort treulich hielt und mich mit einer Höflichkeit bewachte, die nichts zu wünſchen übrig ließ. Jedermann beſuchte mich und beſtrebte ſich ſogar, mir alle mögliche Vergnügungen zu verſchaffen. Faſt jeden Abend hatte ich Komödie, wobei alle Damen ſich einfanden und oft da ſpeiſten.

Frau

Frau von la Vergne, die ſich zum zweitenmal mit dem Chevalier von Sevigné verheirathet hatte, und mit ihrem Gemahl in Anjou lebte, beſuchte mich und brachte ihre damals noch unverheirathete Tochter mit ſich, die jetzige Frau von la Fayette. Sie hatte viel Reiz und Anmuth, und überdies viel von dem Weſen der Frau von Lesdiguieres. Sie gefiel mir ſehr, ich aber ihr, in Wahrheit, nur wenig; ſey's daß ſie wirklich keine Neigung für mich fühlte, oder daß das Mistrauen gegen meine Unbeſtändigkeit wegen meiner mannichfaltigen Liebeshändel, welche ihre Mutter und ihr Stiefvater ihr noch in Paris gefliſſentlich bekannt gemacht hatten, ſie von mir entfernte. Ich tröſtete mich über ihre Grauſamkeit mit meinem natürlich leichten Sinn. Auch die wirklich vollſtändige Freiheit, welche mir der Marſchall im Umgang mit den Damen der Stadt verſtattete, war mir ein ſehr großer Troſt.

Auf der andern Seite war die Pünktlichkeit in meiner Aufſicht der Gefälligkeit gleich. Nie ließ man mich aus dem Geſicht, als wenn ich in meinem Zimmer war, deſſen einzige Thüre Tag und Nacht von ſechs Gardiſten bewacht wurde. Das Zimmer hatte nur ein einziges ſehr hohes Fenſter, und dies gieng noch überdies in einen Hof, wo ſtets eine ſtarke Beſatzung war. Meine Wache, die mich, ſo oft ich ausgieng, begleitete, beſtand aus ſechs Mann, die ſich auf die Terraſſe eines Thurms poſtirten, wo ſie mich beobachteten, wenn ich in einen kleinen Garten, der auf einer Art von Bollwerk angelegt war und ans Waſſer ſtieß, ſpazieren gieng.

Den Herrn von Briſſac fand ich, als ich aus dem Wagen ſtieg, in dem Schloß von Nantes, und Caumartin, Haqueville, der Abbé von Pontcarré und

und Amelot kamen bald nach. Sie alle waren mehr über die Pünktlichkeit der Bewachung erſtaunt als mit der Annehmlichkeit derſelben zufrieden; ſo groß dieſe auch immer war. Ich ſelbſt war darüber ſehr in Verlegenheit, beſonders als ich durch einen Courier vom Abbé Charier erfuhr, daß der Pabſt meine Entſagung nicht genehmigen wolle. Dies betrübte mich ſehr, da des Pabſtes Genehmigung meine Entſagung nicht rechtskräftig gemacht und mir gleichwohl meine Freiheit gegeben hätte. Eilig fertigte ich Malclerc, den Sie kennen, nach Rom ab, und übertrug ihm einen Brief, worin ich dem Pabſt über meinen wahren Vortheil Aufſchluß gab. Noch überdies gab ich Malclerc eine ſehr weitläufige Anweiſung, worinn ich ihm alle Mittel anzeigte, die Würde des heiligen Stuhls mit der Annahme meiner Entſagung zu vereinigen.

Se Heiligkeit blieb unerbittlich; nichts konnte ihn überreden. Er hielt es gegen ſeinen Ruhm für allzu nachtheilig, auch nur für einen Augenblick in eine für die Kirche ſo beleidigende Gewaltthätigkeit zu willigen. „Ich weiß wohl," waren ſeine eignen Worte, als der Abbé Charier nebſt Malclerc mit verweinten Augen in ihn drang, — „daß meine Genehmigung „eine gewaltſam erpreßte Losſagung nicht rechtskräf„tig machen wird; aber ich weiß auch, daß es mich „entehren würde, wenn man ſagen könnte, ich habe „eine im Gefängniß gegebene Dimiſſion genehmigt."

Daß dieſe Stimmung des Pabſtes mich zu ernſthaften Betrachtungen veranlaßte, werden Sie leicht glauben; die Stimmung des Marſchalls gaben dieſen in der Folge noch mehr Gewicht. Der Marſchall war am ganzen Hof die niedrigſte Seele. Die Nahrung, die er am Hof des Kardinals Richelieu

eingesogen, hatte so starken Einfluß auf ihn, daß er zitterte, sobald er den Kardinal Mazarin nennen hörte, so viel Widerwillen er auch gegen ihn fühlte. Die erste Nachricht, daß man in Rom Schwierigkeiten mache, verdoppelte sein Schrecken; und er schien darüber mehr bewegt als selbst sein Gefühl von Schicklichkeit es hätte verstatten sollen.

Als ihm der Kardinal gemeldet hatte, er wisse aus sichrer Hand, daß des Pabstes Schwierigkeiten von mir selbst herrührten, so konnte er sich nicht mehr halten. Er machte mir Vorwürfe, und gab sich den Schein, als zweifle er an meiner Aufrichtigkeit; anstatt meine Gründe anzuhören, die sich blos auf reine einfache Wahrheit stützten. Nun zweifelte ich nicht mehr, daß er auf einen Vorwand sinne, unter welchem er mich dem Hof ausliefern könnte, sobald es ihm beliebte. Dieses Betragen ist allen denen eigen, die mehr Arglist als Beurtheilungskraft besitzen; aber nicht alle die, welche mehr ungestümm als redlich sind, erhalten sich dabei verschwiegen. Ich brachte den Marschall unvermerkt dahin, sich über seine Gesinnungen zu erklären, indem ich ihn in Hitze brachte. Er verrieth sich selbst, und entdeckte sich mir höchst unvorsichtig in Gegenwart aller, die mit uns im Schloßhof waren.

Er laß mir einen Brief vor, worin man ihm schrieb: am Hof habe man Nachricht erhalten, daß ich Monsieur, der sich in Blois aufhielt, verspräche, den Marschall von la Meilleraye für ihn zu gewinnen, und sehr wahrscheinlich es so weit zu bringen, daß er ihm einen Aufenthalt in Fort Louis selbst verstatten werde. Hierauf sagte ich: es werde immer solches Geschwätz geben; der Hof denke auf nichts, als mich mit List aus seinen Händen zu reißen, so wie er bei

mei-

meiner weiteren Entfernung von Paris blos Ruhe in der Hauptſtadt zu haben beabſichtigte. Hier wandte er ſich wie ein Beſeſſener von mir, und ſagte mit lauter und lebhafter Stimme: „Mit einem Wort, mein „Herr, Sie ſollen wiſſen, daß ich um Ihretwillen „nicht mit dem König Krieg anfangen will. Mein „Wort werde ich treulich halten; aber eben ſo gut „muß auch der Erſte Präſident ſeinem dem König ge„gebenen Verſprechen getreu bleiben.“

Nun beſchloß ich ernſtlich auf meine Rettung zu denken. Der erſte Präſident, bei welchem der Hof ſchon eine Art von Verſuch gemacht hatte, drang deshalb in mich, und von Montreſor erhielt ich, durch eine Dame aus Nantes, ein Billet, des Inhalts: Sie ſollen gegen das Ende des Monats nach Breſt gebracht werden, wenn Sie ſich nicht retten.

Dieſes war äußerſt ſchwer. Vor allen Dingen mußte der Marſchall hintergangen werden. Joly zeigte ihm Erklärungen von Chiffern, die ſehr natürlich ſchienen, und ich machte hier die Bemerkung, daß die argwohnvollſten Menſchen häufig am meiſten betrogen werden. Ich entdeckte mich dem Herrn von Briſſac, der von Zeit zu Zeit nach Nantes kam, und er verſprach mir zu dienen. Da er ein ſehr groſſes Gepäck hatte, reiſete er immer mit vielen Mauleſeln und dieſe Menge von Coffern brachte mich auf die Idee, daß es nicht unmöglich ſey in einem dieſer Reiſekaſten mit wegzukommen *). Es ward ausdrücklich

*) Siehe Jolys Memoiren 2tes Buch S. 80. Nachdem dies Mittel fehlſchlug erfand Joly, nicht Caumartin, das andere, wodurch der Kardinal ſich würklich rettete. Siehe die Memoiren S. 81.

einer dazu verfertigt, der etwas größer wie die gewöhnlichen und mit einem Loch verſehen war, durch welches ich Luft ſchöpfen konnte. Ich machte ſogar den Verſuch und dieſes Mittel ſchien mir ausführbar und leicht. Aber eine Reiſe von einigen Tagen, welche Herr von Briſſac nach Machecoul machte, änderte ihn gänzlich um. Dort hatte er dieſen Plan der Frau von Retz und ihrem Schwiegervater mitgetheilt, und dieſe hatten ihm denſelben ganz entleidet; jene aus Haß gegen mich; dieſer aus natürlichem Hang zum Böſen. Briſſac kam alſo mit der Ueberzeugung nach Nantes zurück, daß ich, wie er ſagte, im Reiſekaſten erſticken müßte. Eigentlich aber hatte ihn die Einwendung gerührt, welche ihm gemacht worden war: er verletze nemlich durch eine ſolche Handlung das Recht der Gaſtfreundſchaft allzu auffallend. Ich that freilich alles, um ihn zu überzeugen, daß er auch das Recht der Freundſchaft ſehr verletze, wenn er mich nach Breſt bringen laſſe. Er gab mir Recht und verſprach mir zu meiner Freiheit in Allem, was nicht das Innere des Schloſſes betreffe, behülflich zu ſeyn.

Sobald ich ſah, daß der erſte Plan verunglückt war, hatte ich mir einen andern entworfen, und wir kamen hiebei über alle Maasregeln überein.

Ich habe Ihnen erzählt, daß ich zuweilen auf einer Art von Außenwerk ſpazieren gieng, das an den Fluß ſtieß. Ich hatte bemerkt, daß das Waſſer, da wir im Auguſt waren, nicht an die Mauer reichte, ſondern einen kleinen Raum von Erde bis zum Außenwerk frei ließ. Auch hatte ich bemerkt, daß zwiſchen dem Garten auf dem Außenwerk und der Terraſſe, wo meine Wache, während ich ſpazieren gieng, blieb, eine Thüre war, welche Chalücet hatte machen laſſen, damit

di

Dreyzehntes Kapitel.

Der Sultan erobert Damaskus.

Noureddins Sohn war bey dem Tode seines Vaters noch zu jung, um die Regierung antreten und die Feinde Gottes vertreiben zu können; dieß bewog Saladin zu einem Feldzuge nach Syrien, den er mit einer großen Macht unternahm. Sobald er angekommen war, schickte er an die Vornehmsten und an die Bürger in den Städten, unter denen schon zwey Parteyen waren, Sendschreiben umher, und ließ auch einige gefänglich einziehen, wodurch die übrigen so sehr in Furcht gesetzt wurden, daß ihnen weiter kein Ausweg übrig blieb, als sich für den Sultan zu erklären. Sie luden ihn also schriftlich zu sich ein, und baten ihn, sich des jungen Prinzen, und seiner zerrütteten Glücksumstände anzunehmen. Auf diese Weise gieng Damaskus, Stadt und Schloß, im Jahr 570 ohne Schwertschlag an ihn über. Gleich nach seinem Einzug in die Stadt begab er sich in seine väterliche Wohnung, wo er dem erfreuten Volke sehr viele Geschenke austheilen ließ. Von Damaskus gieng er nach Emessa, eroberte es, und rückte dann ohne Verzug vor Haleb.

Vierzehntes Kapitel.

Saiphoddin schickt seinen Bruder Ezzedin gegen Saladin aus.

Saiphoddin, Herr von Mosul, konnte bey dem Glücke, das Saladin begleitete, nicht ferner ruhige Zuschauer bleiben. Er befürchtete nichts [illegible]

die Soldaten nicht hineingehen ſollten. Auf dieſe Beobachtungen gründete ich meinen Plan. Ich wollte nehmlich dieſe Thüre hinter mir ganz unbefangen anziehen; denn da ſie Gitter hatte, hinderte ſie die Wache nicht mich zu ſehen, doch aber zu mir zu kommen. Hierauf wollte ich mich an einem Strick, den mein Arzt und der Abb. Rouſſeau mir hielten, herablaſſen. Am Fuß der Mauer ſollten für mich und vier Edelleute, die ich mit mir nehmen wollte, Pferde bereit ſeyn.

Die Ausführung dieſes Plans war äußerſt ſchwer. Er war außerordentlich, und alles Außerordentliche ſcheint allen, die ſich nicht über das Gewöhnliche erheben können, vor der Ausführung unmöglich. Ich habe dies unzähligemal bemerkt und wie mich dünkt, hat Longin, dieſer berühmte Kanzler der Zenobie, in ſeinem Buch de sublimi (vom Erhabenen) vor mir das nemliche angemerkt. Genug; dieſe Entweichung wäre die gröſte Merkwürdigkeit unſers Jahrhunderts geworden, wenn ſie ſich noch damit geendigt hätte, mich zum Herrn von der Hauptſtadt des Reichs zu machen.

Dieſe Idee kam von Caumartin. Ich ergriff ſie mit Feuer. Der Präſident von Bellievre billigte ſie. Kaum hatte der Kanzler und Servien zu Paris gehört, daß ich unterwegs ſey, ſo dachten ſie auf nichts, als mir das Feld zu überlaſſen und ſich zu retten. Dies war Servien's erſtes Wort, als er des Marſchalls Brief erhielt; ſo wenig feig er ſonſt war. Nehmen Sie hiezu das Te Deum, welches in Notre Dame für meine Freiheit ertönte, die Freudenfeuer, die in vielen Vierteln der Stadt, obgleich man mich nicht ſah, mir zu Ehren braunten, und ſchlieſſen Sie daraus auf die Wür-

kung, welche ich mir von meiner Gegenwart mit Grund verſprechen konnte.

Dies mag denen zur Antwort dienen, welche meine Unternehmung gerügt haben; und ich beſchwöre ſie, ſich ſelbſt zu prüfen und ihr Innerſtes zu befragen, ob ſie jene Erklärung, die ich nach der Schlacht bei Rethel im vollen Parlament gegen den Kardinal Mazarin that, für gelingbar gehalten hätten, wenn man ſie eine Viertelſtunde, ehe ſie gelang, darum gefragt haben würde. Meiner Ueberzeugung nach ſind faſt alle große Unternehmungen von dieſer Art; auch glaube ich, daß man oft wagen muß, und ich bin noch jetzt überzeugt, daß dies in gegenwärtigem Fall eben ſo nothwendig als klug war. Das Schlimmſte, was mir begegnen konnte, war, daß ich etwas auffallendes begann, das ich benutzen konnte, wenn ich Grund hiezu fand, und dem ich, wenn der Boden mir nicht ſo feſt geſchienen hätte, als ich erſt glaubte, leicht einen Anſtrich von Mäßigung und Klugheit hätte geben können. Denn es lag in meinem Plan, mit allem Schein eines friedliebenden Geiſtes nach Paris zu kommen; dem Parlament und dem Hotel de Ville zu erklären, ich komme nur, um von meinem Erzbisthum Beſitz zu nehmen; dies in meiner Kirchen würklich zu vollziehen, und zu ſehen was ein ſolches Schauſpiel bei damaliger Lage der Sachen auf den Volksgeiſt würken würde; denn Arras war indeß von dem Prinzen belagert.

Wahrſcheinlich hätte der König, wenn er mich in Paris geſehen, die dortigen Linien nicht angreifen laſſen, wie er that; die große Anzahl der in der Stadt befindlichen Anhänger des Prinzen, hätten ſich ohne allen Zweifel mit meinen Freunden vereinigt; die Flucht des Kanzlers und Servien's hätte Mazarin's

rin's Anhängern allen Muth benommen, und mein geheimes Verſtändniß mit Bellievre hätte mir einen entſchiednen Vortheil gebracht. Ich weiß, daß der Präſident der Rechnungskammer Nicolai in der Folge geſagt hat, ſeine Geſellſchaft würde ohne Bedenken für meine Beſitzergreifung alles, was in ihrer Gewalt geſtanden habe, gethan haben, weil auch nicht ein Schatten von Formalitäten gegen mich beobachtet worden ſey. Hätte ich nun die erſten Schritte gethan, ſo würde ich wohl geſehen haben, wie weit ich die zweiten thun könne und dürfe. Hätte ich aber, wie ſchon geſagt, auf meinem Weg unerwartete Hinderniſſe angetroffen, ſo hätte ich nur einen Schritt rückwärts zu machen gehabt. Ich hätte dann die Sache blos als Geiſtlicher genommen, und mich nach geſchehener Beſitzergreifung nach Mezieres zurückgezogen, wo zweihundert Reiter mich ſicher hingeleitet hätten, da alle königliche Truppen entfernt waren. Dort war der Vicomte von Lamet.

Noirmoutier ſelbſt, obgleich er, wie Sie wiſſen, unter der Hand mit dem Hof verſöhnt war, wäre genöthigt geweſen, große Rückſichten gegen mich zu beobachten, wenn er ſich nicht gänzlich in den Augen der Welt entehren, und ſeinen eignen Vortheil hätte vernachläſſigen wollen; denn ohne Mezieres ſind Charleville und Mont-Olimpe von keiner Bedeutung. Ueberdies hatte er, ſeit ich Vincennes verlaſſen, ſich mir auf gewiſſe Weiſe wieder genähert; und da er meine Freiheit für ausgemacht hielt, dieſen Augenblick ergriffen, um ſich mit mir auszuſöhnen. Er ſandte den Infanterie-Hauptmann Blanchecour, aus der Garniſon von Mezieres, mit einem Brief an mich, den er und der Vicomte von Lamet unterzeichnet hatten. Beide ſchrieben mir als Menſchen, die ſtets für

mich gewesen seyen, und auch so leben und sterben wollten. In einem abgesonderten Billet sagte mir der Vicomte: der Herzog von Noirmoutier zwinge sich, mehr als jemals mein eifriger Anhänger zu scheinen, weil er durch diesen Schimmer, der in gegenwärtiger Lage der Sachen ihn, wenigstens seiner Meinung nach, nicht mehr mit dem Hof entzweien könne, das vergangne zu bedecken wünschte.

Ich konnte freilich bei meinem Mistrauen gegen Noirmoutier, nichts Grosses vollführen, da Mezieres ebenfalls ohne Charleville und Mont-Olimpe nicht bedeutend ist; doch hätte ich immer einen Zufluchtsort darin gefunden. Und dies war gerade, was ich im damaligen Fall am meisten bedurfte.

Obgleich keine der Maschinen, die diesen Plan unterstützten, stockte, so zerrüttete ihn doch ein einziger Augenblick. Der 31te August, ein Sonnabend, war der Tag meiner Flucht. Es war Abends um 9 Uhr. Die Thür des kleinen Gartens schloß sich hinter mir, beinah von selbst; ich ließ mich am Strick sehr glücklich bis an den Grund des Bollwerks herunter, das 40 Fuß hoch war. Ein Kammerdiener, der noch bei mir ist, trank meinen Wachen tapfer zu. Sie selbst waren beschäftigt, einem Jacobiner zuzusehen, der sich badete und in der Folge ertrank. Die nur zwanzig Schritte von mir stehende Schildwache mogte nicht, auf mich anzulegen; denn sobald ich sah, daß sie Anstalten dazu machte, schrie ich ihr zu: ich würde sie hängen lassen, wenn sie es thäte. Diese Drohung bewirkte sie, wie sie auf der Folter gestanden hat, daß der Marschall mit mir einverstanden sey. Zwei kleine Pagen, die sich badeten, sahen mich am Strick schweben, und schrien, daß ich entfliehe; aber niemand achtete darauf, weil alle glaubten: sie riefen

um

um Hülfe für den badenden Jacobiner. Am Bollwerk fanden sich meine vier Edelleute, da, wohin sie ihre Pferde, unter dem Vorwand, sie tränken zu lassen, gebracht hatten. Ich selbst saß zu Pferd, ehe noch der geringste Lerm entstanden war, und da ich zwischen Nantes und Paris vierzig Relais hatte legen lassen, so würde ich Dienstags unfehlbar mit Tagesanbruch angelangt seyn, — wenn nicht ein Zufall über mich gewaltet hätte, den ich den widrigsten und für mein ganzes übriges Leben entscheidenden nennen kann *). Ehe ich hier weiter erzähle, muß ich eines höchst wichtigen Umstands erwähnen.

Ich hatte mit der Frau Pfalzgräfin eine Chiffresprache, die wir die unentdeckbare nannten, weil wir es für unmöglich hielten, daß man sie, ohne das bestimmte Wort der Auflösung zu wissen, errathen könnte. Durch diese Chiffre schrieb ich dem ersten Präsidenten: ich würde den 8ten August die Flucht ergreifen. Durch sie schrieb er mir wieder: ich sollte es um jeden Preis thun. Durch diese Chiffer gab ich die nöthigen Befehle, um meine Relais zu ordnen und zu bestimmen; durch sie kamen Amori und Valleveau mit mir über den Ort überein, wo mich der verabredete Adel treffen und nach Paris begleiten sollte. Der Prinz behielt diese Chiffer zu Brüssel sechs Wochen lang, um sie von seinem Dechiffreur, der einer der geschicktesten war, und sich, wie mir dünkt, Martin nannte, dechiffrieren zu lassen; aber er gab sie mir zurück, und sagte, daß dieser Mann sie für unauflös-

*) Dies alles trägt Ihr verschieden und für den Kardinal weniger vortheilhaft vor. 26 Buch S. 89.

lich hielt. Gewiß ein großer Beweis für die Vortrefflichkeit einer Chiffer. Demungeachtet fand Joly ohne Dechiffreur zu ſeyn, durch Nachdenken den Schlüſſel dazu. Verzeihen Sie dieſe kleine Abweichung, die nicht unzweckmäßig iſt, und hören Sie mich nur weiter.

Sobald ich zu Pferd ſaß, nahmen wir den Weg nach Mauve, welches, wenn ich nicht irre, fünf Meilen von Nantes, über dem Fluß, liegt. Dort ſollten Herr von Briſſac und der Chevalier von Sevigni mich mit einem Fahrzeug zum Ueberſetzen erwarten. Der Stallmeiſter des Herzogs von Briſſac, la Nalde, der vor mir ritt, ſagte, daß wir aufs ſchnellſte reiten müßten, damit des Marſchalls Wache nicht Zeit gewänne, das Thor einer kleinen Straße der Vorſtadt wo ſie in Quartier lagen, zu verſchließen. Wir mußten dort nothwendig durch. Ich ritt eines der beſten Pferde in der Welt, daß dem Herrn von Briſſac tauſend Thaler gekoſtet hatte. Gleichwohl ließ ich ihn nicht den Zügel, weil das Pflaſter zu ſchlecht und ſehr glatt war. Da aber einer meiner Edelleute, Bois-guerin, ſchrie, Hand an die Piſtolen zu legen, weil er zwei Soldaten des Marſchalls ſah, die aber nicht an uns dachten; ſo that ich dies würklich und hielt das Piſtol am Kopf des Soldaten, der mir am nächſten war, damit er meinem Pferd nicht in Zügel fallen ſollte *). Die Sonne, die noch hoch ſtand, ſchien auf das Schloß der Piſtole und mein Pferd, das lebhaft und muthig war, wurde von dem blitzenden Wiederſchein ſcheu. Es bäumte ſich fürchterlich und ſprang vier Fuß weit zurück. Ich ſtieß mit

*) Glaubt man Jolys Ausſage, ſo war er nicht ganz ſo beherzt. ſiehe Buch S. 57.

mit der linken Schulter an, die am Eckſtein eines Thorwegs brach. Beau-cheſne, ein andrer von meinen Edelleuten, hob mich auf und ſetzte mich wieder auf mein Pferd, und obgleich ich ſo unſägliche Schmerzen litt, daß ich mich von Zeit zu Zeit an den Haaren ziehen mußte, um nicht ohnmächtig zu werden, vollendete ich doch meinen fünf Meilen weiten Weg, ehe der grand maitre (Meiſter vom Hauſe) *) der mir, wie das Lied von Marigny ſagt, mit allen Rennern von Nantes, mit verhängtem Zügel folgte, mich erreichen konnte. Am beſtimmten Ort fand ich Briſſac und Sevigne mit dem Fahrzeug. Beim Hereintreten ward ich ohnmächtig, aber ein Glas Waſſer, welches man mir ins Geſicht goß, brachte mich wieder zu mir. Als wir über den Fluß waren, wollte ich wieder aufs Pferd ſteigen; aber die Kräfte verließen mich und Briſſac mußte mich in einen großen Heuſchober ſtecken, wo er mich in den Armen eines meiner Edelleute zurückließ. Er nahm mit Jolo den Weg nach Beaupreau, in der Abſicht den dortigen Adel zu verſammeln und mich aus meinen Heuſchober zu holen.

Hier kann ich nicht umhin, Ihnen einige Züge von meinen Dienern zu erzählen, die gewiß nicht vergeſſen zu werden verdienen. Paris, ein Doctor aus Navarre, hatte den vier Edelleuten mit ſeinem Hut das Zeichen gegeben, und ward von des Marſchalls Stallmeiſter, Coulon, am Ufer des Fluſſes angetroffen. Dieſer faßte ihn und gab ihm einige Fauſtſchläge. Der Doctor verlor den Kopf nicht, ſondern ſagte in einem kindiſchen und Normandiſchen Ton: Ich will

*) Der Marſchall von Meißerape, als Kommandant.

will es dem Herrn Marſchall ſagen, daß Sie ſich hier damit die Zeit vertreiben, einen armen Geiſtlichen zu ſchlagen, weil Sie ſich nicht an den Herrn Kardinal wagen, der gute Piſtolen am Sattel hat. Coulon glaubte ihm und fragte, wo ich ſey? Sehen Sie ihn denn nicht? erwiederte der Doctor, dort reitet er in das Dorf. — Und doch hatte er mich überſetzen ſehen. Dieſe Geiſtesgegenwart, durch welche er ſich und mich rettete, iſt gewiß nicht gemein.

Eine andere Probe von Muth iſt folgende. Derjenige, auf welchen der Doctor hinzeigte, war eben der Beau-Chesne, deſſen ich vorhin erwähnte. Sein wildes Pferd hatte ihn verhindert mir zu folgen. Coulon hielt ihn für mich, eilte auf ihn zu, und fiel ihn mit geſpanntem Piſtol an, da er noch viele andre Edelleute ganz nahe zu ſeinem Beiſtand herbei eilen ſah. Beau-Chesne nahm nicht die nehmliche Stellung gegen ſie an, ſondern hatte die Faſſung, in dieſem Augenblick, 10 oder 12 Schritte weit von ihm entfernt, ein Fahrzeug zu bemerken. Er ſprang hinein und zwang dem Schiffer, mit gezognem Piſtol, ihn überzuſetzen, während er mit dem andern Piſtol Coulon von ſich abhielt. Seine Entſchloſſenheit rettete ihn nicht allein, ſondern trug auch ſehr viel zu meiner Rettung bei, weil „der Meiſter vom Haus" dieſes Fahrzeug nun nicht mehr fand, und ſich weiter unten mußte überſetzen laſſen.

Noch eine andere Handlung, nicht von gleicher Gattung, begünſtigte doch auch meine Freiheit. Ich habe Ihnen bereits geſagt, daß ich Malclerc nach Rom ſandte, um des Pabſtes Genehmigung zu erflehen, ſobald mir der Abbe Charrier gemeldet hatte, daß

er

er meine Entſagung nicht anerkennen wolle. Der Hof geſellte ihm Gaumont bei, der das Original dieſer Losſagung an den Kardinal von Eſt brachte, weil in Rom kein franzöſiſcher Geſandter mehr war. Da Gaumont in Lyon unpäßlich ward und den Entſchluß faßte, ſich zu Marſeille einzuſchiffen, beharrte Malclere dabei, den Weg über die Gebürge, als den kürzeſten zu nehmen. Gaumont fand für gut, ihm das an den Kardinal von Eſt gerichtete Paquet mitzugeben. Seine Einfalt war groß, wie Sie ſehen, und der Grundſaz, den ich immer ausgeübt und allen meinen Dienern eingeprägt habe, war ihm fremd; nemlich dieſer: bei großen Angelegenheiten, Beſchwerlichkeiten, Gefahr und Aufwand nie für etwas zu rechnen. Er befand ſich in dieſem Fall ſchlecht dabei. Das Original der Entſagung fand ſich nicht mehr im Paket, das demungeachtet ſorgfältig verſiegelt war. Als Gaumont ſich darüber beklagte, wurde er von Malclere ſelbſt, der überdies beherzter war als er, wegen „boshafter Liſt“ verklagt. Dieſer Zufall gab dem Pabſt Gelegenheit den Kardinal von Eſt darüber in Zweifel zu laſſen, ob Roms Unthätigkeit mehr von Sr Heiligkeit feindlichen Geſinnungen gegen den Hof, oder vom Abgang des fehlenden Originals der Losſagung herkomme.

Malclere hatte Befehl, den Pabſt in meinem Namen zu bitten, daß er, im Fall er die Losſagung nicht genehmigen wollte, doch den Hof ſo lange hinhalten ſollte, bis ich Zeit gewinnen könnte, mich zu retten. Hiezu gab dieſer Umſtand dem Pabſt, wie Sie ſehen, einen ſchönen Vorwand. Der Kardinal von Eſt ſelbſt war betrogen und betrog nun wieder den Kardinal Mazarin. Dieſer drang nun lauer und ſeltner in den Marſchall, mich wieder in königliche

Ge-

Gewalt zu liefern, und ich hatte die Freude, dem Eifer und der Einsicht zweier von meinen Leuten (denn der Abbe Charier hatte gleichfalls Antheil an dieser Intrigue) die Zeit zu verdanken, die ich nun gänzlich der Sorge für meine Freiheit widmen konnte.

Ich kehre zu meinem Heuschober zurück. Hier blieb ich über 7 Stunden lang mit einer Beschwerlichkeit verborgen, die nicht zu beschreiben ist. Meine Schulter war verrenkt, zerbrochen und fürchterlich verwundet. Um neun Uhr des Abends überfiel mich ein Fieber, dessen Glut durch die Hitze von dem frischen Heu fürchterlich vermehrt ward. Obgleich am Ufer des Flusses, wagte ich doch nicht zu trinken; denn wenn ich und Montet aus dem Heu hervorgekrochen wären, wer hätte es uns wieder so in Ordnung bringen sollen, daß meine Verfolger nicht Verdacht geschöpft und weiter nachgesucht hätten? Rechts und links hörten wir nichts als Suchende; wir erkannten sogar Coulons Stimme. Wer die Pein des Durstes nicht empfunden hat, kann sie sich nicht vorstellen; sie ist unglaublich.

Um 2 Uhr nach Mitternacht kam Herr von la Poise St. Offanges, ein Edelmann, welchem Brissac im Vorbeigehen Nachricht ertheilt hatte, und befreite mich aus diesem Heuschober, nachdem er mir angedeutet hatte, daß keine Reuter mehr in der Gegend wären. Er brachte mich auf eine Tragbahre und ließ mich durch zwei Bauern in die Scheune eines ihm gehörigen eine Meile weit gelegnen Hauses tragen. Hier begrub er mich wieder unter Heu; doch befand ich mich besser dabei; denn ich hatte zu trinken.

Nach

als daß dieser zu mächtig werden, und endlich auch über ihn herfallen möchte. Um nun seinen Untergang zu verhindern, brachte er ein zahlreiches Heer zusammen, das er unter Anführung seines Bruders Ezzoddin ins Feld rücken ließ. Saladin sah sich deshalb genöthigt, die Belagerung von Haleb aufzuheben, und nach Hamat und Emessa umzuwenden, an welchem letztern Orte er sich der Burg bemeisterte. Mittlerweile rückte Ezzodin vor Haleb, wo er Verstärkungen an sich zog. Jetzt rückte ihm auch Saladin entgegen, und beyde Armeen stießen an der Grenze von Hamat auf einander. Nachdem man umsonst versucht hatte, durch einen Briefwechsel den Frieden herbeyzuführen, so sollte das Schwert entscheiden. Die Schlacht wurde den neunzehnten Ramadan im Jahr 570 geliefert: und sie entschied sich zum Vortheil Saladins, der nun sogleich wieder vor Haleb rückte. Endlich kam doch der Friede unter der Bedingung zu Stande, daß ihm Maara und Kaphartab abgetreten würden. Gegen Ende dieses Jahres eroberte er auch Barinum.

Funfzehntes Kapitel.

Saiphoddin zieht selbst gegen Saladin ins Feld.

Um die Zeit, da jenes Treffen vorfiel, hielt Saiphoddin seinen Bruder zu Sinsjara eingeschlossen, weil er sich mit dem Sultan in ein freundschaftliches Bündniß eingelassen hatte. Durch die heftigen Wirkungen seiner Belagerungsmaschinen waren die Festungswerke schon so zu Schanden gemacht, daß sie nicht lange

mehr

Nach Verlauf von ſieben oder acht Stunden holten mich Herr und Frau von Briſſac mit 15 bis 20 Reitern begleitet, ab, und führten mich nach Beaupreau, wo ich den Abbe von Belebat fand, der zum Beſuch hingekommen war. Hier blieb ich nur eine Nacht, bis der Adel ſich verſammelt hatte. Herr von Briſſac, der im ganzen Land beliebt war, verſammelte in dieſer kurzen Zeit über 200 Edelleute. Vier Meilen weiter ſtieß Herr von Retz, den man in ſeiner Gegend noch mehr liebte, mit dreihundert zu ihm. Wir zogen unſre Straße faſt im Angeſicht von Nantes, woraus einige von des Marſchalls Truppen kamen, um mit uns zu ſcharmuziren. Sie wurden muthig bis an die Schranken zurückgetrieben und wir kamen glücklich und mit der größten Sicherheit nach Machecoul, das in dem Retziſchen liegt.

Mitten in dieſem äußern Glück verfolgten mich innre Kränkungen. Frau von Briſſac, die ſich während dieſes ganzen Vorfalls als Heldin gezeigt hatte, ſagte mir, als ſie mir beim Abſchied eine Flaſche von eau imperiale reichte: Nur Ihr Unglück hat mich abgehalten, dieſes Getränk zu vergiften. Sie ließ mich die Treuloſigkeit entgelten, welche Herr von Noirmoutier, wie ich Ihnen erzählt habe, in Beziehung auf ſie gegen mich begangen hatte. Unmöglich kann ich den Schmerz beſchreiben, den dieſe Rede mir machte, und ich fühlte es über allen Ausdruck lebhaft: daß ein fühlendes Herz gegen die Klagen eines Andern, dem er verpflichtet zu ſeyn glaubt, bis zum Uebermaas von Schwäche gerührt werden kann.

Weit weniger rührte mich die Härte der Frau von Retz und ihres Vaters. Sie konnten ſich nicht enthalten, mich ihre feindſeligen Geſinnungen gleich nach

meiner

meiner Ankunft fühlen zu laſſen. Sie beklagte ſich, daß ich ihr mein Geheimniß nicht anvertraut hätte, obgleich ſie erſt den Tag vor meiner Flucht von Nantes abgereist war. Ihr Vater ſchimpfte ganz unverholen über meine Halsſtarrigkeit, mich des Königs Willen nicht unterwerfen zu wollen und ſuchte Herrn von Briſſac auf alle Weiſe zu bereden, daß er in mich dränge, dem Hof eine Beſtätigung meiner Entſagung zu ſchicken. Im Grunde ſtarben beide beinahe vor Furcht vor dem Marſchall la Meillerage, der über meine Entweichung und noch mehr über die Abtrünnigkeit des ganzen Adels, aufs äußerſte erbittert war, und das ganze Retziſche Gebiet mit Feuer und Schwert zu überfallen drohte. Ihre Angſt gieng ſo weit, daß ſie ſich einbildeten, oder es andern einbilden wollten, mein Uebelbefinden ſey nur Weichlichkeit; meine Schulter ſey nicht verrenkt und ich ſey blos mit einer Wunde davon gekommen. Der mit dem Herrn von Retz einverſtandne Chirurg ſagte jedem, der es hören wollte: es ſey ſehr hart, daß ich mein ganzes Haus wegen einer Weichlichkeit in Gefahr ſetze, da Machecoul nächſtens beſtürmt werden würde.

Indeß mußte ich unter unſäglichen Schmerzen das Bett hüten, und konnte mich nicht einmal umwenden. Aber dieſe Reden machten mich ſo ungeduldig, daß ich den Entſchluß faßte dieſe Menſchen zu verlaſſen, und nach Belle-Isle zu gehen, wo ich wenigſtens zur See weiter gehen konnte. Die Reiſe war freilich ſehr ſchwürig, denn der Marſchall hatte von allen Seiten zu den Waffen greifen laſſen. Doch wagte ich ſie. Im Hafen la Roche, der nur eine kleine halbe Meile von Machecoul liegt, ſchiffte ich mich auf eine Schaluppe ein, welche der Schiffscapitain, la Gisclaye, ein guter Seemann, ſelbſt führen wollte.

wollte. Das Wetter nöthigte uns, bei Croiſſo Anker zu werfen, wo wir Gefahr liefen, von einer Schaluppe, die uns des Nachts erkannt hatte, entdeckt zu werden. La Giſelaye, der Sprache und Landesart kundig, zog ſich geſchickt aus dieſer Gefahr. Beim Anbruch des folgendes Tags ſpannten wir die Segel, und entdeckten bald nachher eine Barke von Biscayern, die uns verfolgten. Wir ergriffen die Flucht wegen des Herrn von Briſſac, der kein Vergnügen dabei gehabt hätte, nach Spanien geführt zu werden, weil er nicht aus dem Gefängniß entſprungen war, dem man dieſe Reiſe folglich hätte zum Verbrechen machen können. Da die Barke uns den Wind abgewann, ſo glaubten wir beſſer zu thun, wenn wir an der Inſel Rez landeten. Die Barke machte Anſtalt uns zu folgen, wir ſahen ſie ziemlich lange hin und her fahren. Alsdann aber gewann ſie das Meer wieder. Auch wir thaten dies des Nachts und erreichten mit dem erſten Tageslicht Belle-Isle.

Ich litt auf dieſer Reiſe alles, was man nur leiden kann, und bedurfte der ganzen Stärke meiner Conſtitution, um eine ſo große Wunde als die meinige, zu deren Heilung ich nichts anders als Salz und Weineſſig brauchte, vor dem Brand zu hüten. In Belle-Isle fand ich zwar nicht das Abſchreckende, wie zu Machecoul, aber doch im Grund wenig mehr Sicherheit. Man bildete ſich im Rezſchen ein, daß der Commandeur von Neufchaiſe, der in la Rochelle war, Befehl habe, nächſter Tagen mich in Belle-Isle aufzuheben. Auch erfuhr man, daß der Marſchall in Nantes zwei lange Barken ausrüſten ließ.

Dieſe Nachrichten waren gut, aber bei weitem nicht ſo dringend als man glaubte. Es bedurfte Zeit, ehe die Gefahr dringend wurde, mehr als nöthig war,

um mich weiter zu bringen. Das zu Machecoul verbreitete Schrecken aber ſteckte Belle-Isle mit Mißmuth an; ich bemerkte, daß man auch hier zu glauben anfieng, meine Schulter ſey nicht verrenkt und der Schmerz meiner Wunde mache, daß ich mir mein Uebel größer denke, als es würklich ſey. Wie ſehr ein ſolches Murren ſchmerze, wenn man fühlt, daß es ungerecht iſt, iſt unbeſchreiblich.

Der Chevalier von Sevigné, ein entſchloßner aber eigennütziger Mann, fürchtete, man möchte ihm ſein Haus niederreißen, und Briſſac, der nun die Trägheit, von welcher er während meiner Gefangenſchaft noch mehr als von Schwäche gezeigt hatte, hinlänglich gut gemacht zu haben glaubte, war froh, ein Ende zu machen, und ſeine Ruhe nicht einer endloſen Bewegung auszuſetzen. Mit nicht minderer Ungeduld, als ſie ſelbſt, wünſchte auch ich, ſie aus einer Angelegenheit entfernt zu ſehen, wo ſie nur die Liebe gegen mich noch zurückhielt. Der einzige Unterſchied war, daß ich die Gefahr weder für ſie noch für mich ſo dringend fand, um mir nicht erſt Zeit zur Cur zu laſſen, und mich mit einem ſchicklichen Fahrzeug zu verſehen.

Sie wollten mich überreden, auf einem hamburger Schiff, das auf der Rhede lag, nach Holland zu gehen; ich aber glaubte meine Perſon keinem mir Unbekannten anvertrauen zu dürfen, der doch mich kannte, und mich eben ſo gut nach Nantes als nach Holland bringen konnte. Ich ſchlug ihnen vor, jenes Fahrzeug eines biscayſchen Corſaren kommen zu laſſen, das vor unſern Augen am Horizont der Inſel hin und her gefahren war; ſie aber fürchteten durch dies Verhältniß mit Spanien ſtrafbar zu werden. Endlich ſchiffte ich mich auf einer Fiſcherbarke ein, wo nicht mehr als fünf Matroſen von Belle-Isle, Joly,

zwei

zwei von meinen Edelleuten und ein von meinem Bruder mir geliehner Kammerdiener ſich befanden. Die Barke hatte Sardellen geladen und dies war uns ſehr willkommen, weil wir äußerſt wenig Baarſchaft hatten. Mein Bruder hatte mir zwar Geld geſchickt, aber der Ueberbringer war von den Strandwachen verhaftet worden. Sein Schwiegervater war nicht ſo rechtlich geweſen, mir welches anzubieten. Briſſac lieh mir vier und zwanzig, und der Commandeur von Belle-Isle vierzig Piſtolen.

Wir vertauſchten unſre Kleider gegen die abſcheuliche Lumpen einiger Soldaten aus der Garniſon, und begaben uns beim Anbruch der Nacht aufs Meer, um den Weg nach St. Sebaſtian zu nehmen. Freilich war dieſe Reiſe für ein ſolches Fahrzeug lang genug, denn man zählt von Belle-Isle bis St. Sebaſtian vier und zwanzig gute Meilen; aber dieſer Ort war gleichwohl von allen, wo ich mit Sicherheit landen konnte, der nächſte. Wir hatten die ganze Nacht über einen ſehr heftigen Sturm; dieſer legte ſich zwar mit den erſten Stralen des Lichts, aber wir konnten uns nicht der Freude überlaſſen, weil unſer einziger Compaß, ich weiß nicht durch welchen Zufall, ins Waſſer fiel. Unſre ohnehin ſehr unwiſſenden Matroſen, waren darüber äuſſerſt beſtürzt. Sie wußten nicht, wo ſie waren, und nahmen keinen andern Weg, als den, welchen uns ein Schiff, das uns verfolgte, zu nehmen zwang. An ſeiner Außenſeite erkannten ſie, daß es ein türkiſches aus Sale war. Gegen Abend zog es ſeine Segel ein und wir ſchloſſen daraus, das es Land fürchtete und daß wir folglich nicht fern davon ſeyn könnten. Dies bewieſen uns auch noch überdieß die kleinen Vögel, welche ſich auf unſern Maſt ſetzten. Aber nun war die Frage, welches

land es seyn könnte: da wir Frankreich eben so sehr wie die Türken fürchteten. In dieser Ungewißheit schifften wir die ganze Nacht hin und her, und blieben auch am folgenden Morgen noch in dieser Verfassung; denn ein Schiff, dem wir uns, um mehr zu erfahren, nähern wollten, gab uns statt aller Antwort drei Kanonen-Salven. Wir hatten wenig Wasser und mußten allem Anschein nach, fürchten, von einem starken Ungewitter überfallen zu werden.

Die Nacht gieng ruhig hin und mit den ersten Lichtstralen bemerkten wir eine Schaluppe auf dem Meer, der wir uns nur mit vieler Mühe nähern konnten, weil sie uns für Corsaren hielt. Mit den drei darinn befindlichen Männern sprachen wir spanisch und französisch, aber sie verstanden das eine so wenig wie das andere. Einer von ihnen fieng an, San Sebastian zu schreien, um uns anzudeuten, daß er daher käme, und wir zeigten ihm Geld und antworteten gleichfalls San Sebastian, damit er verstehen mochte, daß wir dahin wollten. Er setzte sich in unsre Barke und brachte uns, wo wir hin wollten, was ihm freilich sehr leicht war, da es uns ganz nahe lag.

Kaum waren wir angekommen, so foderte man uns unsern Paß ab. Dieser ist auf dem Meer so nothwendig, daß jeder, der ohne ihn zu Schiff geht, ohne weitern Prozeß gehängt werden kann. Der Herr unsrer Barke hatte dies nicht bedacht, und geglaubt, daß ich keinen nöthig hätte. Die Wachen am Hafen sahen sich genöthigt, da dies Papier uns fehlte, wozu noch unser verrufner Anzug kam, uns zu sagen: wir sähen ganz aus, als wenn wir morgen früh gehangen werden sollten. Hierauf antworteten wir, daß uns der Baron von Vateville kenne, der in

Gui-

Guipuſcoa im Namen des Königs von Spanien commandirte.

Nach dieſer Aeußerung brachte man uns in ein Wirthshaus, und verſchaffte uns jemand, der Jolo zu dem Herrn von Vateville brachte. Dieſer hielt ihn, ſeinen ganz zerrißnen Kleidern nach, anfänglich für einen Betrüger; doch äußerte er es nicht gerade zu gegen ihn, ſondern kam den folgenden Tag zu mir. Er machte mir ſogleich ein ſehr großes Compliment, hatte aber das verlegne Anſehen eines Mannes, der auf dem Poſten, den er bekleidete, oft Betrüger zu ſehen, gewohnt iſt. Bei der Ankunft von Beau-Cheſne fieng er an, ſichrer zu werden. Dieſen hatte ich von Beaupreau aus nach Paris abgefertigt, und meine Freunde ſchickten mir ihn in größter Eil nach, ſobald ſie erfuhren, daß ich mich nach St. Sebaſtian eingeſchifft hatte. Herr von Vateville fand dieſen ſo mit Neuigkeiten bekannt, daß er ihn unmöglich für einen erdichteten Courier halten konnte.

Er erfuhr mehr von ihm als er wünſchte; denn durch ihn erhielt er die Nachricht, daß die franzöſiſche Armee die Spanier bis an die Linien von Arras zurückgetrieben hatte. Dieſe Nachricht, welche Vateville eilig nach Madrit ſandte, war die erſte, die hievon dort ankam. Beau-Cheſne war unglaublich ſchnell auf der Fregatte eines biscaviſchen Corſaren gereist; er hatte dieſen bei Belle-Isle gefunden, und war von ihm ſehr bereitwillig aufgenommen worden, ſobald er hörte, daß er mich in St. Sebaſtian ſuchen wollte. Meine Freunde ſandten ihn mir, mit der Bitte, daß ich lieber nach Rom als nach Mezieres gehen ſollte; das letztere fürchteten ſie.

Dieſer Rath war ſicher der weiſeſte, obgleich er dem Erfolg nach nicht der glücklichſte war. Ich be-

folgte ihn ohne Zögern, doch nicht ohne Mühe. Denn ich kannte den römiſchen Hof gut genug, um zu wiſſen, daß man ſich als ein Bittender und Verwieſener dort nicht wohl befindet.

Ueberdem war mein Herz, das dem Kardinal Mazarin trotzte, von Regungen voll, die mich leichter nach der Gegend hinzogen, wo ich meinem Unwillen freieres Feld zu geben hoffen durfte. Zwar wußte ich, daß ich von Noirmoutier nicht alles erwarten konnte, was ich vielleicht in der Folge bedurft hätte; aber ich wußte auch, daß es mir als Herrn von Mezieres, wie ich es war, und durch meine perſönliche Gegenwart, nicht unmöglich geweſen wäre, Noirmoutier in mein Intereſſe zu ziehen. Dieſer beobachtete noch immer den Schein gegen mich und hatte ſogar, ſobald er meine Freiheit erfuhr, gemeinſchaftlich mit Lamet einen Edelmann an mich abgefertigt, um mir einen Zufluchtsort anzubieten. Daß ich dieſen in Mezieres finden und dort ſehr ſicher ſeyn würde, bezweifelten meine Freunde keinen Augenblick; aber ſie fürchteten: dies möchte in Charleville nicht eben der Fall ſeyn, und da, nach der Lage dieſer Oerter, eins ohne das andere von keiner Bedeutung iſt, ſo hielten ſie es für beſſer, wenn ich nicht darauf baue.

Ich wiederhole hier nochmals, daß ich nicht weiß, ob ſich, nicht von Noirmoutier's gutem Willen, wohl aber von der Lage, worinn er ſelbſt ſich befunden haben würde, nicht hätte etwas beſſeres hoffen laſſen. Ich opferte indeſſen meine Einſichten dem Rath meiner Freunde auf. Sie ſtellten mir den Vatican als den natürlichen Zufluchtsort eines Kardinals und eines verfolgten Erzbiſchoffs vor; aber es giebt Zeiten, wo es gut iſt, wenn man vorherſieht, das der Ort, der als Zuflucht dienen ſollte, leicht ein

Ver-

Verbannungsort werden kann. Ich ſah dies vorher und wählte ihn. Was auch dieſe Wahl für Folgen gehabt hat, ſo habe ich ſie doch niemals bereut, weil meine Achtung für den Rath der Männer, denen ich verpflichtet war, mich dazu beſtimmt hatte. Noch mehr Werth würde ſie dann für mich haben, wenn ich ſie als Würkung meiner gemäßigten Denkart und des Verlangens, meine Wiedereinſetzung nur durch die Kirche zu erlangen, anſehen dürfte.

An den Spaniern lag es indeß nicht, wenn ich dieſen Weg einſchlug. Durch die vorhin angeführten Umſtände, und vermittelſt eines ſeiner Secretäre, der mich öftrer in Paris geſehen hatte, erkannte mich Herr von Vateville binnen acht oder zehn Stunden vollkommen für den Kardinal von Rez; ſobald dies geſchehen war, führte er mich in ein Zimmer, das in dem oberſten Stockwerk ſeines Hauſes lag. Dort hielt er mich ſo verborgen, daß ſelbſt der Marſchall von Grammont, der nur drei Meilen von St. Sebaſtian entfernt war, und dem Hof durch einen Courier von meiner Ankunft Nachricht gegeben hatte, den Tag darauf ſo ſehr irre geführt wurde, daß er einen zweiten Courier abfertigte, um die erſte Nachricht zu widerrufen.

Drei Wochen brachte ich hier im Bett zu, ohne mich von der Stelle rühren zu können. Des Barons Chirurgus, ein ſehr geſchickter Mann, wollte ſich meiner Heilung nicht unterziehen, weil es zu ſpät ſey. Meine Schulter war gänzlich verſchoben, und er that den Ausſpruch, daß ich für mein ganzes übriges Leben ſchief bleiben würde. Ich ſchickte Bois-guerin mit einem Brief an den König von Spanien, worinn ich ihn bat, mich durch ſeine Staaten nach Rom reiſen zu laſſen. Dieſer Edelmann ward von dem König

und Dom Louis de Hara mit einer Artigkeit aufgenommen, die ſich nicht beſchreiben läßt. Er ward gleich den folgenden Tag abgefertigt und erhielt eine Kette acht hundert Thaler werth. Mir ſchickte man eine Leibſänfte, und fertigte eilig den Dom Chriſtoval von Chaſſembac an mich ab, der ein Teutſcher, aber in Spanien nationaliſirt, Secretär der Sprachen und ein Vertrauter von Dom Louis, war.

Dieſer Secretär wandte alles an, um mich zur Reiſe nach Madrit zu bewegen. Die Gründe, die ich dagegen anführte, waren aus der Nutzloſigkeit, welche dieſe Reiſe für den König von Spanien haben würde, und dem Vortheil, welchen meine Feinde davon gegen mich ziehen würden, hergenommen. So gut dieſe Gründe, wie Sie ſehen, waren, faßten ſie doch nicht und da ich mich hierüber verwunderte, ſagte mir Vateville, der bei der Unterredung gegenwärtig geweſen war, und ſogar mit Heftigkeit des Secretärs Meinung beigetreten war: dieſe Reiſe würde den König 50,000 Thaler und Sie vielleicht Ihr Erzbisthum koſten, und zu nichts dienen. Will ich indeß nicht mit dem „Hof geſpannt ſeyn, ſo muß ich wie der andre ſpre„chen. Wir handeln nach Art Philipps des Zweiten, „deſſen Grundſatz war, ſich die Fremden durch öffent„liche Beweiſe zu verbinden. Sie ſehen, wie wir dies „anwenden. So iſts mit allem übrigen.“

Dieſe Bemerkung war richtig, und ich ſelbſt habe ſie ſeitdem öfter angewandt, wenn ich über das Benehmen des ſpaniſchen Conſeils nachdachte. Bei mehr als einem Fall ſchien es mir, als ſündigte derſelbe eben ſo ſehr durch eine halsſtarrige Anhänglichkeit an ſeine einmal angenommene allgemeine Grundſätze, als man in Frankreich durch die Verachtung gegen allgemeine und beſondere ſündigt.

mehr Widerſtand thun konnten, als die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange des Treffens ankam. In dieſer Verlegenheit mußte er nur darauf bedacht ſeyn, mit ſeinem Bruder ſobald als möglich ſich zu vergleichen, damit er nicht nachher ſeine Foderungen zu hoch ſpannen möchte. Kaum war er hiermit fertig, ſo brachte er eine neue Armee zuſammen, mit der er ſich bey Bira am ſyriſchen Ufer des Euphrats lagerte. Von hieraus fieng er mit Themusjetchin, und Elmalich Elſalihu, Unterhandlungen in Abſicht auf die Bedingungen an, die ihr gegenſeitiges Bündniß begründen ſollten. Themusjtechin kam ſelbſt zu ihm, und geſtattete erſt nach einem langen heftigen Wortwechſel eine perſönliche Zuſammenkunft zwiſchen ihm und Elmalich, welche denn auch bey Haleb, unweit dem Schloſſe, vor ſich gieng, und ſehr rührend war. Elmalich der ſich jetzt in Saifhoddins Schutz befand, blieb auf der Burg zu Haleb, dieſer aber rückte weiter bis Tel Elſutan. Saladin zog unterdeſſen ſeine egyptiſchen Völker an ſich, und betrat nun die Grenze von Hamat. Die feindlichen Kundſchafter fanden ſein Heer bey den Brunnen der Turcomannen in der größten Verwirrung: er hatte blos ſeine Reiterey beyſammen, die übrige Mannſchaft war hin und wieder zerſtreut, um Waſſer zu holen. Hätten die Feinde ihren Vortheil verſtanden, ſo würde ihnen der Sieg jetzt ſehr leicht geworden ſeyn. Sie zögerten aber mit dem Angriffe, bis Saladin ſein Heer wieder vereinigt hatte. Die Schlacht fiel den zehnten Sjaval im J. 571 (1175 n. C. G.) vor, und war ſehr blutig. Medaffereddin, Zineddins Sohn, hatte ſchon den linken Flügel des Sultans über den Haufen geworfen, als dieſer herbeyeilte, und ihm den Sieg aus den Händen riß. Saladin machte ſehr viele Vornehme, unter andern dem Phachreddin Abdol-

Als Dom Chriſtoval ſah, daß er mich zur Reiſe nach Madrit nicht bereden konnte, ſuchte er mich auf alle Weiſe dahin zu bringen, daß ich mich auf eine Fregatte von Dünkirchen, die in St. Sebaſtian lag, einſchiffen ſollte. Seine Anerbietungen, im Fall ich nach Flandern gehen, mit dem Prinzen unterhandeln, und mich mit Mezieres, Charleville und Mont-Olimpe für ihn erklären wollte, waren unermeßlich. Er hatte freilich ſehr Recht, mir dieſen Weg vorzuſchlagen, der für den König, ſeinen Herrn, in der That von großem Vortheil war. Meine Gründe, es nicht zu thun, wiſſen Sie.

Sehr edel aber war es, daß alle meine Weigerungen ihn nicht abhielten, mir ein kleines ſammtnes Behältniß bringen zu laſſen, worin 40,000 Thaler waren. Da ich ſeinem König in keiner Hinſicht nützen konnte, glaubte ich, ſie nicht annehmen zu dürfen, und lehnte ſie aus dieſem Grund, mit ſchuldiger Ehrfurcht, von mir ab. Da ich aber weder für mich noch für die meinigen mit Wäſche und Kleidern verſehen war, und die vierhundert Thaler, welche ich aus dem Verkauf meiner Sardellen genommen hatte, durch die Ausgaben an des Herrn von Vateville Leute beinahe verzehrt waren, bat ich ihn, mir vierhundert Piſtolen zu leihen, die ich ihm wieder zu geben verſprach; was ich auch in der Folge gehalten habe.

Als ich einigermaßen wiederhergeſtellt war, reiſte ich von St. Sebaſtian nach Valentia, um mich in Vivares einzuſchiffen. Dorthin, verſprach mir Dom Chriſtoval, ſollte mir Dom Juan d'Auſtria der in Barcellonien war, eine Fregatte und eine Galeere ſenden. Ich durchreiſete ganz Navarra in einer Sänfte des Königs, unter dem Namen des Marquis von St. Florent, und unter dem Geleit eines Hauf-

hofmeiſters von Vateville, der mich für einen Edelmann aus Bourgogne ausgab, welcher dem König in dem Mailändiſchen dienen ſollte.

Als ich nach Tudella kam, eine beträchtliche Stadt jenſeits Pampelona, fand ich das Volk in ziemlicher Gährung. Man unterhielt die Nacht hindurch Feuer und ſtellte Wachen aus. Die Landleute in der umliegenden Gegend hatten ſich empört, weil ihnen die Jagd verboten worden war. Sie waren in die Stadt gedrungen, hatten viele Gewaltthätigkeiten verübt und ſogar einige Häuſer geplündert. Da um 10 Uhr des Abends eine Wache vor das Wirthshaus, wo ich wohnte, geſtellt ward, fieng ich an zu argwöhnen, daß man etwas gegen mich im Sinn hätte; aber eine königliche Sänfte, mit Maulthiertreibern in ſeine Livree gekleidet, gab mir wieder Muth. Um Mitternacht trat ein gewiſſer Dom Martin mit einem ſehr langen Degen und einem großen Schild an der Hand in mein Zimmer. Er ſagte er ſey der Sohn vom Hauſe und wollte mich benachrichtigen, daß der Pöbel ſehr in Aufruhr ſey. Man halte mich für einen Franzoſen, der die Empörungen der Landleute vermehren wolle; der Alcade ſelbſt wiſſe nicht, woran er ſey, und es ſey zu befürchten, daß das Geſindel dieſem Vorwand ergreife, um mich zu plündern und zu morden. Selbſt die Wache vor dem Haus fange an, zu murren und warm zu werden. Ich bat Dom Martin, den Leuten ganz ungeſucht die königliche Sänfte zu zeigen, auch ſie mit den Maulthiertreibern, und mit des Herrn von Vateville Haushofmeiſter ins Geſpräch zu bringen. Gerade in dieſen Moment trat dieſer ins Zimmer, und ſagte: dies wären Raſende, die keine Vernunft annähmen; und hätten ihn ſelbſt bedroht, ihn zu ermorden.

Die

Die ganze Nacht vergieng uns unter den Serenaden einer Menge verworrener Stimmen, welche Lieder gegen die Franzoſen ſangen oder vielmehr heulten. Ich hielt es am folgenden Morgen für zweckmäßig, dieſen Leuten durch unſre Faſſung zu zeigen, daß wir uns nicht für Franzoſen dieſer Art hielten. Ich wollte alſo das Haus verlaſſen, um in die Meſſe zu gehen, aber eine Schildwache an der Thür machte mich ſchnell umkehren, indem ſie mir ihre Flinte an Kopf hielt, und ſagte: er habe von dem Alcaden Befehl, mir in des Königs Namen zu befehlen, daß ich das Haus nicht verlaſſen ſollte. Ich ſandte nun Don Martin zu dem Alcaden, damit er ihm meinen Namen ſagen ſollte. Dom Pedro begleitete ihn. Der Alcade kam ſogleich zu mir. Er ließ ſeinen Stab an der Thür des Zimmers zurück; ließ ſich mit einem Knie zur Erde nieder, und küßte den Saum meines Kleides. Zugleich aber erklärte er, daß er mich, ohne Befehl des Grafen von St. Eſtevone, Vicekönigs von Navarre, nicht ausgehen laſſen dürfe. Dieſer war in Pampelona; Dom Pedro gieng mit einem Stadtoffizier zu ihm, und kam mit vielen Entſchuldigungen zurück. Ich erhielt funfzig Musketiere zur Bedeckung, die auf Eſeln ſaßen und mich bis Cortes begleiteten.

Mein Weg führte mich durch Sarragoſſe, die groſſe und ſchöne Hauptſtadt von Arragonien. Ich war im höchſten Grad überraſcht, hier jedermann auf den Straßen franzöſiſch ſprechen zu hören. Es giebt hier würklich eine unendliche Anzahl Franzoſen, beſonders Künſtler, die Spanien mehr lieben als die Eingebornen. Der Herzog von Monteleone, ein Neapolitaner aus dem Hauſe Pignatelli und Vicekönig von Arragonien, ſchickte mir drei oder vier Meilen weit einen Edelmann entgegen, der mir ſagte: er

würde

würde selbſt in Begleitung des ganzen Adels gekommen ſeyn, wenn ihm nicht ſein König befohlen hätte, dem Gegenbefehl zu gehorchen, den ich, wie er wüßte, ihm geben würde. Dieſes äuſſerſt verbindliche Compliment ward, wie ich nach Sarragoſſa kam, von tauſend und aber tauſend Aufmerkſamkeiten und allen denkbaren Erfriſchungen begleitet.

Ehe man in die Stadt tritt, ſieht man von dieſer Seite das Alkaſar (Schloß) der alten Könige der Mauren, das jetzt der Inquiſition gehört. Nahe dabei iſt eine Reihe von Bäumen, wo ich einen Prieſter ſpazieren gehen ſah. Durch den Edelmann des Vicekönigs erfuhr ich, daß dieſer Geiſtliche der Pfarrer von Occa, einer ſehr alten Stadt in Arragonien ſey, und hier die Quarantaine halte. Seit drei Wochen hatten ſie dem letzten aus ſeinen Kirchſpiel zu Grabe geläutet, der in der That der letzte von 12000 Menſchen war, die in ſeinem Kirchſpiel an der Peſt geſtorben waren.

Der nehmliche Edelmann zeigte mir alles Merkwürdige von Sarragoſſa. Ich reiste, wie Sie wiſſen, unter dem Namen eines Marquis von St. Florent. Er zeigte mir vestra Senora del Pilar, eines der berühmteſten Heiligthümer in ganz Spanien, und bedachte nicht, daß ich dies unter jenem Namen nicht ſehen konnte. Dieſes wunderthätige Bild wird nehmlich nur gekrönten Häuptern und Kardinälen unverhüllt gezeigt. Der Marquis von St. Florent nun war keines von beiden. Das Volk, das beim Schall der Glocke, die nur bei dieſer Zeremonie geläutet wird, aus der ganzen Stadt zahllos herbeiſtrömte, glaubte, als es mich auf dem Chor in einem Kleid von ſchwarzem Sammt und einfachem Halstuch ſahe: ich ſey der König von England. Es waren, glaube ich,

über

über mehr als zweihundert Wagen voll Damen da, die mir unendlich viel Angenehmes erzeigten. Ich beantwortete es wie einer der des Spaniſchen noch nicht mächtig iſt *). Dieſe Kirche iſt an ſich ſchön, aber die Zierrathen und Reichthümer derſelben ſind unermeßlich, der Schatz derſelben prächtig. Man zeigte mir einen Mann, der das Anzünden der ſehr zahlreichen Lampen beſorgte, und von dem man mir ſagte, daß er ſieben Jahr lang an der Thür dieſer Kirche mit einem Bein geſehen worden ſey. Ich ſahe ihn mit zweien. Der Doyen und alle Canonici verſicherten mir, daß ſie und die ganze Stadt ihn ſo geſehen hätten, und wenn ich noch zwei Tage warten wollte, ſo könnte ich dies Zeugniß noch von zwanzig tauſend Menſchen aus der umliegenden Gegend hören, die ihn wie die Stadtbewohner geſehen hätten. Er hatte, wie er ſagte, ſein Bein dadurch wieder erlangt, daß er ſich mit dem Oel dieſer Lampen gerieben. Das Feſt dieſes vorgeblichen Wunders wird noch jährlich, unter einem unglaublichen Volkszulauf gefeiert, und es iſt wahr, daß ich noch eine Tagereiſe weit vor Sarragoſſa ſchon die Heerſtraßen mit allen Klaſſen von Menſchen überſäet fand, die dahin reisten.

Aus Arragonien kam ich nach Valentia, ein Land, welches nicht allein äuſſerſt geſund, ſondern auch dem reizendſten Garten, den man ſich denken kann, ähnlich iſt. Grenatbäume, Orangen und Limonienbäume faßten die Heerſtraßen ein; die ſchönſten klaren Gewäſſer dienen ihnen zu Kanälen; das ganze Feld iſt mit einer

*) Joly ſagt: er that ſein möglichſtes um die Manieren der Cavaliere getreu nachzuahmen. Memoiren 2tes Buch S. 111.

ner zahlloſen Menge vielfarbiger Blumen überſäet, und haucht in der angenehmſten Miſchung die ſüßeſten Gerüche aus. Als ich nach Vivaros kam, ſtieß den Tag nach meiner Ankunft Dom Fernand Carillo Zuatra zu mir, General der neapolitaniſchen Galeeren mit der zweiten Galeere dieſes Escaders, die ſehr ſchön und vortrefflich, und mit dem beſten Theil der Ruderknechte und der Soldaten von der Hauptgaleere vermehrt worden war, welche deshalb beinahe ganz unbewaffnet blieb. Durch Dom Fernand erhielt ich einen Brief von Dom Juan von Oeſtreich, der ſo ſchön und verbindlich war als ich je einen geſehen habe. Er ließ mir freie Wahl zwiſchen dieſer Galeere und einer Dünkirchiſchen Fregatte, die am Ufer war und 36 Kanonen führte. Mit dieſer konnte man den Golf von Lyon in einer ſo ſpäten Jahrszeit, denn wir waren ſchon im Monat Oktober, mit mehr Sicherheit paſſiren. Ich wählte die Galeere, that aber, wir Sie ſehen werden, nicht am beſten damit. Eine Viertel-Stunde nach dem Fernand Carillo kam Dom Chriſtoval von Cardone, Ritter von St. Jaques nach Vivaros, und ſagte mir, der Vicekönig von Valentia, Herzog von Montalte ſende ihn, um mir alles was in ſeinen Kräften ſtünde, anzubieten: Er wiſſe daß ich alles ausgeſchlagen habe, was mir der König in St. Sebaſtian angeboten habe, und wage es aus dieſem Grund nicht, in mich zu dringen, daß ich dasjenige annehmen ſollte, was der Pagualoi der Galeeren mir zu überbringen Befehl hätte, da mir aber, wie er wiſſe, die Eilfertigkeit meiner Reiſe nicht erlaubt hätte, mich mit vielem Geld zu verſehen, und da ich, bei meiner Freigebigkeit, die Ruderknechte vielleicht gern regaliren würde, ſo hoffte er, daß ich einige kleine Erfriſchungen für ſie, nicht ausſchlagen würde. Dieſe Erfriſchungen beſtanden aus ſechs

Ki-

Kiſten *) voll aller Arten Confituren aus Valentin, zwölf Dutzend auserleſener ſpaniſcher Handſchuhe und einem wohlriechenden Beutel, worinn zweitauſend Stück indiſches Golds befindlich waren, ungefähr zweitauſend fünf oder ſechshundert Piſtolen am Werth. Ich nahm dies Geſchenk ohne Schwierigkeit an, und antwortete: da ich nicht im Stand geweſen wäre, dem König dienen zu können, ſo hätte ich es auf alle Weiſe meiner Pflicht entgegen geachtet, wenn ich die großen Summen, welche er mir nach St. Sebaſtian hätte überbringen und in Vivaros anbieten laſſen, hätte annehmen wollen; jetzt aber glaubte ich gegen die einem ſo großen Monarchen ſchuldige Ehrfurcht zu fehlen, wenn ich das letzte Geſchenk, womit er mich beehrte, nicht annehmen wollte. Ich nahm es alſo an, gab aber, ehe ich mich einſchiffte, die Confituren dem Hauptmann der Galeere, die Handſchuhe Dom Fernand, und das Gold Dom Pedro, um es den Baron von Vateville zu bringen. Er habe mir, ſchrieb ich ihm, öfters die Verwirrung geklagt, worein ihn bei Vollendung des Admiralſchiffs von Weſtindien, das er in St. Sebaſtian bauen ließ, der außerordentlich große Aufwand, verſetze; ich ſchickte ihm hier ein kleines Recept um ſein Kopfweh zu mildern, (ſo pflegte er den Verdruß zu nennen, welchen ihn der Bau dieſes Schiffs verurſachte). Ich geſtehe, daß mein Benehmen in dieſem Fall etwas geſpannt war. Daß ich dem Hauptmann die Erfriſchungen gab, war Recht: die Handſchuhe zu behalten oder Dom Fernand

*) Joly ſpricht von zwei großen Kiſten voll Handſchuhe und ſpaniſcher Häute, in welchen verſchiedne Börſen mit Gold gefunden worden wären. Er fügt hinzu, daß der Kardinal dies Gold ausgeſchlagen, und nur die Handſchuhe angenommen habe. 2tes Buch S. 112.

nand zu geben, war gleichgültig; aber die zweitausend und einige hundert Piſtolen hätte ich zurückbehalten ſollen. Die Spanier haben mir dies niemals verzeihen können, und ſie ſuchten den Grund davon in meiner Abneigung gegen ſie, was eigentlich nur Folge meines jederzeit befolgten Grundſatzes war, von niemand Geld anzunehmen.

Ich ſchiffte mich des Nachts unter einem ſtarken Wetter ein, aber da wir guten Wind hatten, fiel es uns nicht ſehr beſchwerlich. Wir legten jede Stunde 15 Meilen zurück, und kamen den folgenden Tag nach Mayorka. Da die Peſt in Arragonien war, ſo ward alles was von Spanien kam nach Mayorka geführt. Es war viel Kommens und Gehens, damit wir anlanden konnten, denn der Stadtmagiſtrat ſetzte ſich nachdrücklich dagegen. Endlich brachte es der Vicekönig, der in dieſer Inſel bei weitem nicht ſo mächtig iſt, wie in den andern ſpaniſchen Königreichen, und der vom König Befehl hatte, mir alle denkbare Aufmerkſamkeit zu erzeigen, durch Bitten ſo weit, daß ich und die meinigen die Erlaubniß erhielten in die Stadt zu kommen, unter der Bedingung nicht da zu ſchlafen. Dies ſchien uns freilich äußerſt ſeltſam, weil die anſteckende Luft in eine Stadt gebracht werden kann, ohne daß man da zu ſchlafen braucht. Ich ſagte dies Nachmittags einem Cavalier, der mir folgendes zur Antwort gab: „wir befürchten nicht, daß „Sie uns anſteckende Luft mitbringen möchten, denn „wir wiſſen wohl, daß Sie nicht durch Occa gekom„men ſind. Da Sie aber doch in ſeiner Nähe wa„ren, ſo freuen wir uns an Ihnen ein Beiſpiel zu „geben, das Ihnen nicht beſchwerlich fällt, und uns „für die Folge nützt.“ Dies iſt im Spaniſchen gedrängter und höflicher als ſelbſt im franzöſiſchen.

ſchen. Ich bemerke es, weil dieſe Worte bei tauſend Fällen im Leben angewendet werden können.

Der Vicekönig, ein Arragoniſcher Graf, holte mich mit mehr als hundert Wagen ab, worinn ſich der gebildetſte Adel von Spanien befand, und führte mich zur Meſſe in die Cathedralkirche Leo genannt, wo ich über dreißig der ſchönſten Frauen vom Stande ſah. Es iſt bewundernswürdig, daß es auf der ganzen Inſel keine häßlichen Frauen giebt. Wenigſtens ſind ſie äußerſt ſelten. Faſt alle ſind die reinſten Schönheiten und haben eine Farbe wie Lilien und Roſen. Eben ſo ſind die Weiber aus den niedrigſten Volksklaſſen, die man auf den Straßen ſieht. Sie tragen einen eignen, ſehr reizenden Kopfputz.

Der Vicekönig hatte ein prächtiges Zelt von Goldſtoff am Geſtade des Meers aufrichten laſſen, worinn er mir ein Mittagsmahl gab. Hierauf führte er mich in ein Mädchenkloſter, um eine Muſik aufführen zu hören. Die Nonnen, welche an Schönheit den Damen der Stadt nichts nachgaben, ſangen am Gitter zu Ehren ihres Heiligen Geſänge und Worte, die zärtlicher und leidenſchaftlicher waren, als die Lieder von Lambert. Des Abends machten wir einen Spaziergang in der umliegenden Gegend, welche den Fluren von Valentia ähnlich und die reizendſte von der Welt iſt. Hierauf kamen wir zur Vicekönigin zurück, die häßlicher als ein Dämon war, und unter einem großen Baldachin, ganz mit Edelſteinen überdeckt, ein wunderbares Licht auf ſechszig Damen warf, die, aus den ſchönſten der Stadt gewählt, um ſie verſammelt waren. Mit funfzig Fackeln von weißem Wachs, beim Schall der ganzen Artillerie der Bollwerke und einer unendlichen Menge Hautboiſten

und Trompeten ward ich in die Galeere zurückgeführt.

Unter diesen Vergnügungen giengen mir die drei Tage hin, welche ich, wegen übler Witterung in Mayorka zubringen mußte. Am vierten reiste ich mit frischem günstigen Wind ab, und legte in zwölf Stunden funfzig Meilen zurück.

Noch vor Nacht landete ich glücklich im Hafen Mahon, dem schönsten im mittelländischen Meer. Seine Mündung ist so eng, daß nicht zwei Galeeren, glaube ich, auf einmal hinein rudern könnten. Auf einmal aber erweitert er sich und bildet ein längliches Becken, das eine starke halbe Meile breit und eine gute Meile lang ist. Ein großes Gebürg umgiebt ihn von allen Seiten und bildet ein Theater, das durch die Höhe und Menge der Bäume, die den Berg bedecken und die Bäche, welche allenthalben hervorquellen, ohne Uebertreibung überraschendere Scenen darbietet, als die höchste Kunst der glänzendsten Oper ersinnen kann. Dieser Berg mit seinen Bäumen und Felsen schützt den Hafen vor allen Winden. In den größten Stürmen bleibt er so ruhig, wie das Bassin einer Fontaine und so klar wie ein Spiegel. Allenthalben ist der Boden von gleicher Tiefe und die großen nach Indien bestimmten Schiffe ankern vier Fuß weit vom Land. Dieser Hafen liegt in der Insel Minorka, welche an Fleisch und allen Arten zur Schiffarth nöthiger Lebensmittel noch mehr liefert als Mayorka an Granaden, Orangen und Limonen.

Der Sturm ward, nachdem wir im Hafen eingelaufen waren, so heftig, daß wir vier Tage still liegen mußten. Wir versuchten es einigemal abzureisen, wurden aber immer von dem Wind zurückgetrieben.

Ein

Dolmaſchu zu Gefangenen, die er aber ſehr anſtändig behandelte, und zuletzt ohne Entgeld in Freyheit ſetzte. Nach dem Treffen zog ſich Saifheddin nach Haleb, nahm alle dort gelegenen Schätze mit ſich, und gieng über den Euphrat in ſein Gebiete zurück.

Saladin verfolgte die Fliehenden nicht weit, ſondern beſchäfftigte ſich mehr mit Einnahme des Lagers, wo die Feinde alles Gepäcke zurückgelaſſen hatten, das er jetzt ſeinen Soldaten Preis gab. Auch das Geld aus der erbeuteten Kriegskaſſe verſchenkte er, und Saifheddins Zelt erhielt Ezzoddin Phachrousjahu. Bald darauf gieng Manbesja und Azaza an ihn über, und den 16ten Dſulchaſja wurde wieder die Belagerung von Haleb angefangen, die er aber aufhob, als Noureddins kleine Tochter zu ihm kam, und um die Rückgabe von Azaza bat, welche er ihr auch bewilligte. Im Jahre 572 kam ſein Bruder Schemſoddaula aus Jemen nach Damaſkus, wo er eine Zeitlang Statthalter war, und ſtarb in Egypten zu Anfange des Monats Saphar im Jahr 576 (1180. n. C. G.)

Nach vollendetem Feldzuge kehrte Saladin nach Egypten zurück, traf daſelbſt die nöthigen Einrichtungen in Dingen, die einer Verbeſſerung bedurften, ließ ſeine Truppen ausruhen, und that dann im folgenden Jahre zu Anfang des erſten Sjumads einen Einfall in Paläſtina.

Sechzehntes Kapitel.

Niederlage bey Ramla.

Arnald, der vormahls Noureddins Gefangener geweſen war, führte das fränkiſche Heer an, das in der Schlacht

Ein junger Mann von vier und zwanzig Jahren, Dom Fernand Carillo, ein Mann von Stand, der äuſſerſt höflich und edel war, beſtrebte ſich, mich alle Freuden dieſes ſchönen Orts genieſſen zu laſſen. Alle Arten von Wildpret und Fiſche waren hier überflüſſig und man konnte auf die angenehmſte Weiſe jagen.

Man hat in dieſen Höfen eine beſondere Art von Fiſchfang. Don Fernand nahm hundert Türken von den Ruderknechten, ſtellte ſie in Ordnung, und ließ ſie ein ſehr großes Tau halten. Hierauf mußten vier dieſer Sclaven untertauchen und dieſes Tau an einen großen Stein befeſtigen, den ſie mit Hülfe ihrer Kameraden an den Rand des Waſſers zogen. Als ihnen dies nach unglaublicher Anſtrengung gelungen war, brauchten ſie nicht weniger Mühe, dieſen Stein mit Hammerſchlägen zu zerbrechen. Inwendig befanden ſich ſieben oder acht Schalthiere, welche an Größe zwar den gewöhnlichen Auſtern nachſtanden, deren Geſchmack aber unendlich feiner war.

Da das Wetter milder wurde, ſpannten wir die Segel aus, um den Golf von Lyon zu durchſtechen, der an dieſem Ort anfängt. Er iſt 100 Meilen lang und 40 breit und ſowohl wegen der Sandberge, welche er zuweilen aufthürmen und fortrollen ſoll, als auch wegen Mangel eines Hafens ſehr gefährlich. An der Küſte der Barbarei, die ihn auf einer Seite begränzt, läßt ſich oft nicht landen, und Languedoc auf der andern Seite iſt gleichfalls ſehr gefährlich, ſo daß dieſe Reiſe, wenn es nur einigermaßen ſpät im Jahr iſt, für die Galeeren nicht angenehm ſeyn kann. Wir waren nahe an Allerheiligen, eine Zeit wo ſich im Meer immer ſtarke Windſtöße erheben. Dom Fernand, der einer der größten Wagehälſe von Spanien

war, gestand mir, daß eine mittelmäßige Fregatte hier besser gewesen wäre, als die stärkste Galeere.

Binnen 36 Stunden fuhren wir bei dem schönsten Wetter durch den Golf und der Wind, so günstig er uns war, war dabei so mild, daß wir fast nicht nöthig hatten, die Wachslichter im Zimmer des Hintertheils im Schiff mit den gewöhnlichen gläsernen Laternen zu bedecken. So kamen wir in den Kanal zwischen Corsica und Sardinien. Dom Fernand Carillo bemerkte einige Wolken, die ihn Veränderung des Wetters befürchten ließen, und schlug mir vor im Hafen Conde, einem unbesuchten Hafen in Sardinien, zu ankern. Ich nahm es an; da aber seine Furcht mit den Wolken verschwand, so änderte er seine Meinung, um das schöne Wetter nicht zu verlieren, und dies war ein großes Glück für mich. Denn Herr von Guise, der mit der französischen Kriegsflotte nach Neapel gieng, hatte im Hafen Conde mit sechs Galeeren geankert. Als Dom Fernand dies ein paar Tage darauf erfuhr, sagte er: daß er dieser sechs Galeeren wenig geachtet und sich mit der seinigen, die vier hundert und funfzig Mann Ruderknechte hatte, leicht aus dem Handel würde gezogen haben. Ich aber hielt es immer für einen Handel, den ein aus dem Gefängniß Entflohener noch leichter als ein andrer entbehren kann.

Die in Corsika gelegene, den Genuesern gehörige Festung St. Bonifaz, that als sie uns erblickte, 40 Kanonenschüsse. Da wir zu weit entfernt waren, um dies für eine Begrüßung zu halten, schlossen wir, daß sie uns ein Zeichen geben wollte. Dies war auch richtig; sie wollte uns melden, daß im Porto Conde Feinde wären. Wir nahmen es anders und glaubten, daß

daß ſie uns auf eine kleine Fregatte aufmerkſam machen wollte, die wir beim Ausgang aus dem Kanal ſahen, und nach ihrer Auſſenſeite für Türkiſch hielten. Dom Fernand bekam Luſt, ſie anzugreifen. Er wollte mir, ſagte er, wenn ich es erlaubte, das Vergnügen eines Gefechts geben, das nicht über eine Viertelſtunde dauern ſollte. Er befahl, daß man auf die Fregatte Jagd machen ſollte; dieſe ſchien wirklich alle Seegel aufzuſpannen, um uns zu entkommen. Der Pilot aber, deſſen ganze Aufmerkſamkeit auf dieſe Fregatte gieng, ließ eine Sandbank aus der Acht, die zwar nicht über dem Waſſer zu ſehen, doch ſo bekannt iſt, daß man ſie auf den Charten angezeigt findet. Nun ſaß die Galeere feſt und alles ſchrie Erbarmen da dies die größte Gefahr auf der See iſt. Alle Sclaven ſtanden auf, um wo möglich ſich von ihren Feſſeln loszumachen, und mit Schwimmen zu retten. Dom Fernand Carillo hatte indeß mit Joly Piquet geſpielt. Er warf mir den erſten Degen zu, den er fand, und ſchrie, daß ich ihn ziehen ſollte. Er ſelbſt gieng mit gezognem Degen aus dem Zimmer und hieb auf alles ein, was er in ſeinem Weg fand. Alle Offiziere und Soldaten thaten das nehmliche; denn ſie befürchteten, die Ruderſclaven, worunter viele Türken waren, möchten, wie bei ſolchen Gelegenheiten ſchon einigemale geſchehen iſt, ſich zu Herren von der Galeere machen.

Als jedermann wieder an ſeinem Plaz war, ſagte er mir mit der kälteſten und ſicherſten Faſſung: „Ich „habe Befehl, Sie, mein Herr, in Sicherheit zu „bringen. Dies iſt meine erſte Sorge. Erſt wenn „ich dieſer Pflicht Genüge geleiſtet habe, werde ich „nachſehen, ob die Galeere gelitten hat. Mit dieſem „Wort ließ er mich von vier Sclaven feſt faſſen und

in die Felucke tragen. Hier ließ er noch dreißig spanische Soldaten hineinsteigen und gebot ihnen mich auf eine kleine Klippe zu bringen, die in einer Entfernung von funfzig Schritten hervorragte, und etwa vier oder fünf Menschen fassen konnte. Die Soldaten standen bis an den Gürtel im Wasser. Da ich sah, daß die Galeere nicht gelitten hatte, wollte ich sie zurückschicken, aber sie sagten mir: wenn die am Ufer befindlichen Corsen, mich ohne starke Begleitung sähen, würden sie mich ganz gewiß plündern und umbringen. Diese Barbaren halten alles, was Schiffbruch leidet, für ihr Eigenthum.

Durch eine Art von Wunder war die Galeere unversehrt geblieben; indessen brauchte man über zwei Stunden, um sie flott zu machen. Hierauf holte mich die Felucke wieder ab, und ich stieg mit Freuden in die Galeere zurück. Wie wir aus dem Kanal kamen, sahen wir die Fregatte von neuem, die, da sie von der Galeere nicht weiter verfolgt worden war, ihren vorigen Weg genommen hatte. Wir machten Jagd auf sie und sie floh. In weniger als zwei Stunden hatten wir sie erreicht, und fanden, daß sie würklich Türkisch, aber in den Händen der Genueser war, die sie den Türken weggenommen und bewaffnet hatten. Ich gestehe Ihnen, daß ich sehr froh war, dieses Abentheuer auf diese Art endigen zu sehen; denn diese Fehde gefiel mir gar nicht.

Da am Himmel Wolken aufstiegen, hielt man es für gut in Porto-Vecchio, einen unbesuchten Hafen von Corsica, einzulaufen. Ein Trompeter des Gouverneurs eines nahen Forts brachte uns aber von Seiten seines Herrn die Nachricht, daß Herr von Guise mit sechs französischen Galeeren in Porto Condé sey, uns wahrscheinlich im Vorbeifahren gesehen habe, und

noch

noch dieſe Nacht überfallen könnte. Wir beſchloſſen ins Meer zurück zu kehren, obgleich der Sturm ſtärker ward, und man nicht ohne Gefahr bei Nacht aus Porto-Vecchio kommen kann, weil an ſeiner Mündung eine ſehr beſchwerliche Felſenklippe iſt. Der Sturm wuchs mit der Nacht und bildete ſich zu dem fürchterlichſten Ungewitter, welches vielleicht je auf der See erlebt worden iſt. Wenigſtens ſagte der königliche Steuermann der neapolitaniſchen Galeeren, der auf unſerer Galeere war, und ſeit funfzig Jahren auf der See lebte, daß er nie einen ähnlichen erlebt habe. Alle beteten, alle beichteten; Dom Fernand Carillo war der einzige, der nicht mit Eifer zu den Knien der Prieſter lag; ob er gleich, wenn er auf dem Land war, alle Tage communicirte und eine himmliſche Frömmigkeit beſaß. Er ließ die andern gewähren, und blieb ruhig. Ich fürchte ſehr, ſagte er mir ins Ohr, daß alle dieſe von der Furcht erpreßten Bekenntniſſe keinen Werth haben. Mit einer bewundernswürdigen Kälte fuhr er fort die nöthigen Befehle zu geben, und es fällt mir immer ein, wie er einem alten beſtürzten Soldaten aus der Gegend von Neapel, ganz ſanft und edel Muth einſprach und ihn Sennor Soldado de Carlos quinto anredete.

Der zur Galeere beſonders gehörige Hauptmann ließ ſich in der größten Gefahr ſeine geſtickten Aufſchläge und rothe Schärpe bringen, weil, ſagte er, ein wahrer Spanier mit der Farbe ſeines Königs ſterben müßte. Hierauf ſetzte er ſich in einen großen Lehnſtuhl. Als ein armer Neapolitaner ihm in dem Weg kam, der, weil er ſich im Hintertheil des Schiffs nicht mehr aufrecht halten konnte, auf allen Vieren herbeikroch und ſchrie: Sennor Dom Fernando, por l'amor de Dios Confellion, gab er ihm einen tüchtigen Tritt,

mit der Replik: Inimigo de Dios, pledès Confeſſion? Da ich ihm vorſtellte, daß dieſer Beweis nicht gültig wäre, ſagte er: dieſer Alte mache die ganze Galeere irre.

Ohnmöglich können Sie ſich das Entſetzen eines großen Sturms, aber auch nicht die lächerlichen Scenen deſſelben vorſtellen. Ein ſicilianiſcher Franziskanermönch predigte am Fuß des Maſtbaums, daß der heilige Franziskus ihm erſchienen ſey und verſichert habe: wir würden nicht umkommen. Es würde kein Ende nehmen, wenn ich Ihnen alle Schrecken und Tollheiten ſchildern wollte, die man in ſolchen Fällen ſieht.

Die große Gefahr dauerte ſieben Stunden und wir flüchteten uns hierauf ein wenig unter die Piarouſe. Das Wetter milderte ſich, und wir langten in Porto Longone an. Hier mußten wir, weil der Wind uns entgegen war, Allerheiligen und das Todtenfeſt zubringen. Der ſpaniſche Gouverneur erwies mir alle mögliche Gefälligkeiten. Als er ſah, daß die üble Witterung anhaltend war, rieth er mir, Porto-Ferrara zu beſuchen, das nur fünf Meilen weit zu Lande entfernt lag. Ich befolgte ſeinen Rath und reiste zu Pferde hin.

Habe ich Ihnen vorhin geſagt, daß die ſchönſten ländlichen Operdecorationen gegen die Scene von Port-Mahon für nichts zu achten ſind, ſo kann ich Ihnen jetzt mit eben ſo viel Wahrheit verſichern, daß die prächtigſten Vorſtellungen einer Feſtung mit der Anſicht dieſer Würklichkeit gar nicht zu vergleichen ſind. Um Ihnen eine vollſtändige Beſchreibung davon geben zu können, müßte ich ein Krieger ſeyn; ich begnüge mich, Ihnen zu ſagen, daß ihre Pracht noch von ihrer Stärke übertroffen wird, und daß ſie, wie

der

der Marſchall von la Meillerane ſelbſt geſteht, die einzige unüberwindliche in der Welt iſt.

Auch er beſuchte ſie, als er in den Zeiten der Regentſchaft Porto-Longone weggenommen hatte. Nach ſeiner Heftigkeit ſagte er zu dem Commandeur Griſoni, welcher dort vom Großherzog das Commando hatte: Die Feſtungswerke ſind ſchön; wenn mir aber der König, mein Herr, ſie anzugreifen beföhle, ſo wollte ich doch wohl in ſechs Wochen ihm damit aufwarten. Hierauf antwortete Griſoni: er ſetze einen zu langen Zeitraum; denn bei einem ſo ergebenen Diener ſeines Königs, wie der Großherzog ſey, bedürfe es nur eines einzigen Augenblicks. Der Marſchall ſchämte ſich ſeiner Heftigkeit oder vielmehr Grobheit, und machte ſie wieder gut, indem er ſagte: Sie ſind ein edler Mann, Herr Commandeur, und ich ein Narr. Ich bekenne, daß ich Ihre Feſtung für unüberwindlich halte. Dieſe Anekdote hörte ich in Nantes von dem Marſchall ſelbſt; zu Porto-Ferrare beſtätigte ſie mir der Commandeur, der noch bei meinem Daſeyn das Commando hatte.

Nachdem wir Porto-Longone bei günſtigem Wind verlaſſen hatten, landeten wir in Piombino, auf der Küſte von Toscana. Hier verließ ich die Galeere und gab den Officieren, Soldaten und Ruderknechten alles Geld, was ich noch hatte, ſelbſt die ſilberne Kette, welche Bois-guerin von dem König von Spanien erhalten, nicht ausgenommen. Ich kaufte ſie dieſem ab und verkaufte ſie an den Factor des Prinzen Ludoviſio, Fürſten von Piombino. Neun Piſtolen, womit ich nach Florenz zu kommen hoffte, waren alles, was ich zurückbehielt.

Niemals iſt wohl eine Belohnung beſſer verdient worden, als von den auf der Galeere befindlichen Leuten. Ihre Feinheit in Rückſicht meiner iſt vielleicht beiſpiellos. Es waren über ſechshundert Menſchen, die mich alle ohne Ausnahme, kannten; und doch war kein einziger unter ihnen, der dies gegen mich oder gegen einen andern nur im geringſten geäuſſert hätte. Ihre Dankbarkeit war ihrer Feinheit gleich. Meine Erkenntlichkeit rührte ſie ſo ſehr, daß ſie alle weinten, als ich ſie verließ, um in Piombino ans Land zu ſteigen. Hier war es, wo ich eigentlich meine Freiheit, die bis dahin noch vielen Gefahren ausgeſetzt geweſen war, wieder erlangte.

Denkwürdigkeiten

des

Kardinal's von Retz.

Fünftes Buch.

Schlacht bey Ramla einen vollkommnen Sieg über die Muſelmänner erfocht. Die Beſchreibung dieſes Treffens will ich nach Saladins eigner Erzählung geben. Als die Unſrigen ſchon in Reihen und Gliedern im Angeſicht des Feindes aufgeſtellt ſtanden, fanden es noch einige für nöthig eine Bewegung zu machen, um ſich des Hügels zu bemeiſtern, der ihnen während der Schlacht den Rücken decken konnte. Allein die Franken kamen ihnen zuvor, und ſo geſchah es nach des Schickſals Schluß, daß ſie eine völlige Niederlage erlitten. In der Nähe war kein feſter Platz, in den ſie ſich werfen konnten: ſie flohen alſo Egypten zu, geriethen auf Irrwege, und viele mußten ſich zu Gefangenen ergeben: unter dieſen war auch Iſa der Oberſte Imam.

Elmalich Elſalihu befand ſich in einer ſehr übeln Lage. Er verlangte von dem Großvezier Chemuſchtechin die Uebergabe der Stadt Harem, und ließ ihn, weil er ſich dazu nicht verſtehen wollte, im Gefängniß erdroſſeln. Die Franken erſahen die Gelegenheit, um die Stadt in ihre Hände zu bekommen, und rückten mit einer Armee vor. Elmalich aber erſchien auch mit ſeinen Truppen, und da die Beſatzung ſich auf die Weiſe im Gedränge ſah, ſo ergab ſie ſich ihm am Ende des Ramadan. Hierauf kehrte er nach Haleb zurück, wo er eine ſtarke Gegenpartey fand, die ſich auf Saladins Seite neigte. Um dieſe Zeit ſtarb auch Saifoddin Gazi, an deſſen Stelle ſein Bruder Ezzoddin Meſoud trat; und Schemſoddaula zu Alexandrien.

Ich blieb zu Piombino nicht länger als vier Stunden. Sobald ich meine Mittagsruhe gehalten hatte, nahm ich den Weg nach Livorno. Drei oder vier Meilen von Volterra fand ich einen gewissen Signor Annibal, einen Edelmann des Großherzogs. Dieser sandte mir ihn, auf die vom Gouverneur aus Porto-Ferraro erhaltene Nachricht, um mich bewillkommnen zu lassen und zu bitten: ehe ich weiter ins Land ginge, eine kleine Quarantaine zu halten.

Er war mit den Gewohnheiten nicht ganz einig, und fürchtete, daß sie, unter dem Vorwand, Livorno stünde mit beiden im Verkehr, welche von der angeklagten Küste Spaniens kämen, den Verkehr mit Toskana unterlagen möchten.

Signor Annibal führte mich in ein, unter Nahmen gringos Haus, welches Hospitalis genannt wird, und auf dem Schlachtfeld, wo Catilina gefallen ward, liegt. Ehemals gehörte es dem großen Lorenzino von Medicis, fiel aber durch Verbindungen an das Haus Corsini. Hier blieb ich neun Tage, von den Leuten des Großherzogs auf gnädigste bedient. Der Abbé Chatier war, sobald er meine Ankunft erfahren, nach Porto-Ferraro gereist und kam

nun

nun mit der Post von Florenz aus zu mir; der Bailli von Gondi aber holte mich, im Wagen des Großherzogs, ab, um mich nach Camogliano zu bringen, ein schönes und prächtiges Haus, welches dem Marquis Nicolini, seinem nahen Verwandten, gehört. Ich schlief die Nacht da und reiste den andern Morgen ganz früh ab, um noch vor Nachts nach Lambresiano zu kommen, wo sich der Großherzog seit einigen Tagen aufhielt.

Er kam mir eine Meile weit bis Empoli, einer recht artigen Stadt, entgegen. Sein erstes Wort, nach den Begrüßungen, war, daß ich in Spanien nicht die Sperier von Paris des fünften Jahrs gefunden hätte. Als er mich in Lambresiano in mein Zimmer geführt hatte, und ich mich, in meinem eignen Zimmer, in einem Lehnstuhl über ihm sah, fragte ich ihn: ob ich meine Rolle gut spiele? Er verstand mich anfänglich nicht. Als er aber sah, daß ich dadurch sagen wollte: ich mißkenne mich selbst nicht und nehme den Platz über ihm nicht ein, ohne daran zu denken, daß ich dies zu thun schuldig sey; sagte er: Sie sind der erste Kardinal, der so mit mir spricht. Sie sind auch der erste, bei dem mich das, was ich thue, keine Ueberwindung kostet.

Drei Tage blieb ich bei ihm in Lambresiano; am zweiten trat er ganz bewegt in mein Zimmer und sagte: Hier bringe ich Ihnen einen Brief vom Herzog von Arcos, Vicekönig von Neapel, aus welchem Sie die gegenwärtige Lage des Königreichs Neapel sehen werden. Dieser Brief enthielt die Nachricht, daß Herr von Guise gelandet sey; und daß es ein großes Gefecht bei la torre del Greco gegeben habe. Er sagte,

schrieb

ſchrieb er ferner, daß die Franzoſen keine Fortſchritte machen würden, wenigſtens ließen ihn die Kriegsverſtändigen dies hoffen; denn da ich, wenn die Worte des Vicekönigs, nicht Soldat bin, ſo muß ich mich auf ſie verlaſſen. Ein artiges Bekenntniß für einen Vicekönig!

Der Großherzog that mir viele Anerbietungen, obgleich der Kardinal Mazarin, ſogar im Namen des Königs, mit ihm zu brechen gedroht hatte, wenn er mich durch ſeine Staaten reiſen ließe. Nichts konnte ritterlicher ſeyn. Der Großherzog antwortete ihm durch ſeinen Reſidenten, der mir es in der Folge beſtätigt hat: er erſuche ihn um eine Erfindung, wie er dieſe Weigerung dem Papſt und dem Kardinalscollegium annehmlich machen ſollte! Von allen Anerbietungen des Großherzogs nahm ich nichts an als viertauſend Thaler. Da ich durch den Abbé Charrier wußte, daß in Rom noch kein Wechſel für mich war, glaubte ich dieſe nöthig zu haben. Ich nahm ſie auf mein Wort, und bin ſie dem Großherzog noch jetzt ſchuldig, weil ich ihn, auf ſein Verlangen, im Verzeichniß meiner Gläubiger den letzten ſeyn ließ, da er gewiß derjenige iſt, der die Wiedererſtattung am wenigſten bedarf.

Von Lambreſſano ging ich nach Florenz, wo ich zwei Tage lang mit dem Kardinal Jean Charles von Medicis und ſeinem Bruder, dem Prinzen Leopold, der in der Folge auch Kardinal ward, zuſammen blieb. Sie gaben mir eine Eskorte des Großherzogs, die mich nach Siena brachte. Dort fand ich als Gouverneur den Prinz Matthias. Die gefällige Behandlung dieſes Herrn, der in der That den Titel prächtig, den einige gehabt und alle verdient haben, bei ſich erblich gemacht hat, ließ mir keinen Wunſch übrig.

In

In ihren Sänften und mit ihren Gefolge setzte ich meinen Weg fort.

Bei Ponte Candine erschreckte ein Donnerschlag meine Maulthiere so sehr, daß meine Sänfte in einen Strom fiel und ich beinahe ertrunken wäre. Ich war in augenscheinlicher Lebensgefahr.

Als ich noch eine halbe Tagereise von Rom entfernt war, kam mir der Abb. Rousseau entgegen; derselbe, welcher mir zu Nantes den Strick, durch welchen ich mich rettete, gehalten, darauf sich selbst, entschlossen und glücklich aus dem Schloß gerettet und mich nun in Rom erwartet hatte. Er sagte mir: daß die französische Parter sich zu Rom laut gegen mich erkläret hätte, und mir sogar den Eingang zu verweigern drohe. Ich setzte meinen Weg fort, fand kein einziges Hinderniß und gelangte durch das Engelsthor, nach St. Peter, wo ich meine Andacht hielt und darauf bei dem Abbé Chartier abstieg.

Hier fand ich den Zeremonienmeister Signor Zebey, dem der Pabst befohlen hatte, mich in der ersten Zeit zu leiten. Der Kammer-Schatzmeister, Signor Franzoni, jetzt Kardinal, kam hierauf mit einer Börse zu mir, worin viertausend Thaler in Gold waren, welche Se Heiligkeit mir, von tausend Artigkeiten begleitet, schickte. Des Abends besuchte ich in einer unbekannten Chaise Signora Olimpia und die Prinzessin von Nassau, und blos in Begleitung zweier Edelleute kehrte ich zum Abbe Chartier zurück.

Am andern Morgen trat der Abbe la Rochepot, als ich noch im Bett lag, in mein Zimmer. Er war mir gänzlich unbekannt, ob wir gleich weitläufig verwandt sind. Nachdem er mir hierüber etwas verbindliches gesagt hatte, sahe er fort: er halte sich für ver-

verpflichtet, mich zu benachrichtigen, daß der Kardinal von Est, Protector von Frankreich, fürchterliche Befehle vom König in Händen habe, daß in diesem Augenblick die französischen Kardinäle bei ihm versammelt seyen, um über die gegen mich zu fassende Entschließung zu entscheiden; daß im Ganzen, den Befehlen des Königs gemäß, schon beschlossen sey, mich nicht in Rom zu dulden, sondern mich, es koste was es wolle, zu entfernen. Meine Antwort war: ich hätte über die Art von Rüstung, die ich ehedem zu Paris bemerkt habe, so heftige Gewissensbisse empfunden, daß ich lieber tausendmal sterben, als an die geringsten Vertheidigungsmittel denken wollte. Auf der andern Seite halte ich es nicht der Ehrfurcht eines Kardinals gemäß, dem Pabst so nahe gewesen zu seyn, ohne ihm die Füße geküßt zu haben. Ich könne also in dieser verzweifelten Lage nichts thun als mich Gottes Vorsehung überlassen, und in einer Viertelstunde, ganz allein oder mit ihm, wenn er Lust hätte, in eine kleine Kirche, die man sehen konnte, gehen, um dort die Messe zu hören.

Der Abbé merkte, daß ich spottete, und verließ mich, wohl ziemlich unzufrieden mit seiner Negociation, welche ihm meines Bedünkens, der arme Kardinal Antonio, ein ehrlicher aber über alle Vorstellung schwacher Mann, aufgetragen hatte. Inzwischen gab ich dem Pabst von diesen Drohungen Nachricht, und er sandte sogleich den Abbé Charier zu dem Grafen Widmann, einem edlen Venetianer, welcher Oberster von seiner Garde war. Diesem ließ er sagen, daß er ihm für meine Person haften müsse, wenn er, im Fall er den geringsten Schein von Unruhe in der französischen Faction bemerkte, nicht seine Schweizer, Corsen, Lanzknechte und leichte Reuter nach Gutdünken ge-

brauchte. Ich war so ehrlich, dem Kardinal von Es, vermittelst des Signor Scotti diesen Befehl mitzutheilen; und der Kardinal so gütig, mich in Ruhe zu lassen.

Den folgenden Tag hatte ich bei dem Pabst eine vier Stunden lange Audienz, worinn er mir alle Beweise eines edlen Willens und eines Verstandes gab, der sich weit über das gewöhnliche erhebt. Er ließ sich so weit herab, sich bei mir zu entschuldigen, daß er für meine Freiheit nicht nachdrücklicher gehandelt hatte. Seine Thränen flossen hier reichlich und er sagte mir: „Gott verzeihe es denen, die mir die erste „Nachricht von Ihrer Gefangenschaft nicht früh genug „gegeben haben. Der Betrüger Valancey überraschte mich und sagte mir, daß Sie eines Anschlags auf „des Königs Person überwiesen wären. Kein Kourier von Ihren Verwandten oder Freunden kam „an. Der Gesandte konnte mit Bequemlichkeit vorbringen, was er wollte, und das erste Feuer des Kardinalscollegium dämpfen, welches, da es Niemand „von Ihnen hier sah, zur Hälfte glaubte: das ganze „Reich habe Sie verlassen."

Alle diese Umstände hatte ich von dem Abbé Chevier schon in Hospitalité erfahren. Er war aus Mangel an Geld noch zehn bis zwölf Tage nach meiner Gefangenschaft in Paris geblieben, und sagte, daß er vielleicht noch lange da geblieben seyn würde, wenn ihm nicht der Abbe Amelot zweitausend Thaler gebracht hätte. Dieser Verzug kam mir hoch zu stehen. Denn es ist gewiß, daß der Pabst, wenn er durch einen Kourier von meinen Freunden wäre vorbereitet gewesen, dem Gesandten keine Audienz gegeben, oder wenigstens vorher selbst seine Maasregeln genommen haben würde. Dies war ein Hauptfehler, und gerade einer

einer von denen, die so leicht zu vermeiden sind. Mein Intendant hatte, als ich gefangen ward, vierzehn tausend livres baar von mir; auch meine Freunde hatten welches für mich, wie ihr in der Folge geleisteter Beistand bewies. Aber dies ist nicht der einzige Fall, wo ich die Bemerkung gemacht habe, daß die meisten Menschen, aus Abneigung Geld auszugeben, selbst in Fällen, wo sie fest dazu entschlossen sind, den Augenblick versäumen, wo es nöthig ist. Ich habe hierüber mit keinem Menschen je offen gesprochen, weil es vorzüglich Einige meiner Freunde angeht; aber gegen Sie, der ich ausschließend angehöre, darf ich kein Geheimniß haben.

Am Tage nach der erwähnten Audienz hielt der Pabst eine Versammlung der Kardinäle, ausdrücklich, um mir den Hut zu geben. Und da, sagte mir der Pabst: vostro Protetore di quanto baiocchi *) (so nannte er immer den Kardinal von Eß) bei dieser Gelegenheit wohl einer Unverschämtheit fähig ist, so müssen wir ihn hinhalten und ihn glauben machen, daß Sie nicht in die Versammlung kommen werden. Dies war sehr leicht, da ich in Wahrheit noch sehr an meiner Schulter litt, und Nicolo, Roms berühmtester Chirurgus, selbst sagte, daß ich Gefahr laufe, noch schlimmere Zufälle zu haben.

Sobald ich vom Pabst nach Hause kam, legte ich mich, unter diesem Vorwand, zu Bett. Der Pabst verbreitete wegen dieser Versammlung, ich weiß nicht welches Gerücht, das die Französischgesinnten betrügen half. Sie kamen alle treuherzig hin und waren äußerst erstaunt, als sie mich mit dem Zeremonienmeister, bereit den Hut zu empfangen, her-

*) Ihr großmächtiger Protektor.

eintreten ſahen. Die Kardinäle von Eſt und Urſini giengen weg; der Kardinal Bichi aber blieb.

Scenen dieſer Art thun eine unglaubliche Würkung für die, welche ſie gut ſpielen, in einem Lande, wo man es, mehr als irgend anderswo, unverzeihlich findet, ſich betrügen zu laſſen.

Bei des Pabſtes Stimmung für mich, die ſo weit gieng, daß er mich ſogar zu ſeinem Neffen anzunehmen gedachte, und bei ſeinem tödtlichen Widerwillen gegen den Kardinal Mazarin, würde es wahrſcheinlich in kurzem noch ganz andre Auftritte gegeben haben, wenn ihn nicht —— drei Tage darauf eine Krankheit befallen hätte, die ihm nach Verlauf von fünf Wochen das Leben koſtete.

Alles was ich noch vor der Pabſtwahl thun konnte, war, meinen Schaden behandeln zu laſſen. Riccio mußte mir meine Schulter wieder einrichten und ſie deswegen zum zweitenmal aus den Gelenken bringen; er verurſachte mir unſägliche Schmerzen, ohne etwas dadurch zu bewürken. Der Pabſt ſtarb. Da ich faſt die ganze Zeit über im Bett geweſen war, behielt ich nur äußerſt wenig Zeit, um mich auf das Conclave vorzubereiten, das jedoch, allem Anſchein nach, ein ſehr verwikelter Zuſtand für mich werden ſollte.

Der Kardinal von Eſt ſagte laut: er habe vom König Befehl nicht mit mir umzugehen, ja mich ſogar nicht zu grüßen. Der ſpaniſche Geſandte, Herzog von Terra Nova hingegen, hatte mir von Seiten ſeines Königs alle erdenkliche Anerbietungen gethan, wie auch der Kardinal von Harrach in des Kaiſers Namen. Der alte Kardinal von Medicis, Dechant des Kardinalscollegium und ſpaniſcher Protektor hatte mich perſönlich liebgewonnen. Aber, wenn Sie

ſich

ch dessen erinnern, was zu St. Sebastian und Vi-
aros vorfiel, so werden Sie wissen, daß mein Plan
icht war, in die österreichische Faktion zu treten. Ich
wußte sehr gut, daß ein fremder von seinem König
erfolgter Kardinal, an einem Ort, wo die allgemei-
en Rücksichten gegen gekrönte Häupter weit mächti-
er sind als anderswo, — weil das Bedürfniß, ihnen
icht zu mißfallen, hier von jedermann dringender
efühlt wird, — nur eine sehr mittelmäßige Figur spielt.

Gleichwohl war es mir nicht allein wichtig, son-
rn der Folgen wegen nothwendig, gewisse Maasre-
eln zu nehmen, da in diesem Lande die Vorsicht eben
o ehrenvoll als nützlich ist. Deswegen befand ich
ich, die Wahrheit zu sagen, diesmal sehr in Verle-
nheit. Die Art, wie ich mich hier benahm, war
folgende.

Pabst Innocenz war ein großer Mann. Er
ar auch bei der Wahl von Kardinälen stets sorgfäl-
g gewesen; und gewiß hatte er sich nur äusserst sel-
n betrogen. Signora Olimpia zwang ihn, durch
e Gewalt, welche sie über ihn hatte, ihrem Neffen
Baldachini, der noch ein bloßes Kind war, mit die-
r Würde zu beehren; aber diesen einzigen ausgenom-
en, kann man behaupten, daß alle andere würdig
er durch hinreichende Verhältnisse gewürdigt waren.
Von den Meisten kann man sogar sagen, daß sie ihre
Wahl durch Geburt und Verdienste erhalten.

Von diesen befanden sich nun alle, die nicht in
Verbindung mit den Höfen standen, durch des Pabsts
od in völliger Freiheit. Denn sein Neffe der Kar-
inal Pamphili hatte seinem Hut entsagt, um die
rinzessin Rossane zu heurathen, und der von Se
eligkeit adoptirte Kardinal Azzoly war nachher die-

ser Verwandschaft sogar mit Beschimpfung verlustig geworden. Es war also niemand, der sich bei der Wahl an die Spitze dieser Faktion hätte stellen können.

Diejenigen, welche einander in diesem Zustand der Freiheit, wie man ihn mit Recht nennen kann, antrafen, waren: die Kardinäle Chigi, Lomelini, Ottoboni, Imperiali, Aquaviva, Pio, Borromeo, Albrizi, Gualtieri, Azolini, Homodei, Cibo, Odescalchi, Widman, Altobrandini. Zehn von diesen, nehmlich Lomelini, Ottoboni, Imperiali, Borromeo, Aquaviva, Pio, Gualtieri, Albrizi, Homodei, und Azolini nahmen sich vor, ihre Freiheit zu benutzen, um das Kardinalscollegium auf immer von dieser Gewohnheit zu befreien, wodurch die Stimmen, welche nur auf die Eingebungen des heiligen Geistes hören sollten, der Erkenntlichkeit unterwürfig gemacht werden. Sie beschlossen, nur ihrer Pflicht Gehör zu geben, und beim Eintritt zur Pabstwahl durch ein öffentliches Gelübde sich zu der größten Unabhängigkeit von Factionen und Höfen zu verpflichten. Da hingegen die spanische Partei damals, sowohl wegen Menge der Kardinäle als auch der dem Hause Medicis gehörigen Unterthanen, in Rom die stärkste war, so war sie es auch, die am heftigsten gegen diese Unabhängigkeit des „fliegenden Escadrons" eiferte. Dies war des Name, mit welchen man die eben genannten zehn Kardinäle belegte.

Diesen Moment, wo der Kardinal Jean Charles von Medicis im Namen Spaniens öffentlich gegen diese Vereinigung auftrat, ergriff ich, um selbst ein Mitglied von ihnen zu werden; doch that ich es nicht ohne die nöthigen Rücksichten gegen Frankreich. Ich bat Signor Scotti, welcher außerordentlicher Nuntius gewesen und dem Hof noch angenehm war,

Siebzehentes Kapitel.

Rückzug nach Syrien.

Saladin hielt ſich nach erlittener Niederlage in Egypten ganz ruhig, bis endlich die äuſſerſte Verwirrung, welche in Syrien herrſchte, ihn von neuem zu den Waffen rief, dazu kam noch, daß Kelisj Arſlan Sultan von Kleinaſien, ihn durch eine Geſandſchaft zum Bündniß gegen die Armenier einlud. Er vereinigte ſich zu dem Ende zwiſchen Bahneſa und Manſour mit den Truppen von Haleb, fiel in das Gebiete der Söhne Leo's ein, zerſtöhrte ihre Hauptfeſtung, und nöthigte ſie zum Frieden. Auf dem Rückzuge thaten ihm die Geſandte des Kelisj Arslan den Vorſchlag, einen allgemeinen Friedensbund unter den Morgenländern zu ſtiften. Er thats, und beſchwor ihn den zehnten des erſten Sjumad im Jahr 576 Auſſer ihm und Kelisj Arſlan wurden noch die Einwohner von Moſul und Diarbeer hineingezogen. Dieß geſchah am Fluß Senesja, der ſich in den Euphrat ergießt; worauf er nach Damaſkus kehrte.

Achtzehntes Kapitel.

Elmelich Eliſaliha ſtirbt. Ezzoddin kömmt nach Haleb.

Im Jahr 577 (1181 n. C.) wurde Elmalich mit einer heftigen Kolik überfallen, die ihn nach Verlauf von vierzehn Tagen den 25ſten Resjeb ins Grab ſtreckte. Einige Tage vor ſeinem Ende wurden die Burgpforten verſchloſſen, und jeder von den Groſſen einzeln herbeygeführt, um Ezzoddin, Herrn von Moſul,

zu allen Kardinälen dieſer Parthie zu gehen, und ihnen zu melden: ich erſuche ſie mir zu ſagen, was ich zum Dienſte des Königs thun könnte; ich verlangte nicht ihr Geheimniß, ſondern nur dies zu wiſſen, was ich Tag für Tag thun ſollte, um meiner Pflicht nachzukommen.

Hierauf gab Kardinal Grimaldi dem Signore Scotti eine äuſſerſt höfliche, ja verbindliche Antwort; die Kardinäle von Eſt, Bichi und Urſini hingegen behandelten mich hochmüthig, ja verächtlich. Den Tag darauf erklärte ich nun öffentlich, daß ich nichts beſſeres thun zu können glaube, als mich zu einer Parthie zu halten, welche von Spanien am meiſten unabhängig ſey, da man mir einmal alle Mittel, Frankreich zu dienen, abſchneide. Man nahm mich mit aller erdenklichen Artigkeit auf, und der Ausgang zeigte: daß ich Recht gehabt hatte.

Weniger richtig war mein Betragen, das ich zu eben der Zeit gegen Herrn von Lionne beobachtete. Dieſer hatte ſich mit dem Kardinal Mazarin verſöhnt; und ward von ihm nach Rom geſchickt. Er ſollte hier gegen mich würken und erhielt, um ſich mit mehr Würde zu behaupten, den Titel eines auſſerordentlichen Geſandten an die italiäniſchen Fürſten. Da er ziemlich gut mit Montreſor ſtand, ſo beſuchte er ihn vor ſeiner Abreiſe, und bat ihn, mir zu ſchreiben, daß er alles thun werde, um die Angelegenheiten zu mildern; der Erfolg ſolle mir dies beweiſen. Er ſprach aufrichtig und dachte würklich ziemlich gut gegen mich. Ich erwiderte dies nicht, wie ich ſollte, und dieſer Fehler gehört nicht unter meine unbedeutendſten. Wenn ich Ihnen die Geſchichte der Pabſtwahl werde geſchrieben haben, will ich Sie mit meiner Aufführ-

führung und den Gründen dazu, ausführlicher bekannt machen.

Der erste Schritt, welchen das fliegende Escadron während der zum Leichenbegängniß des Pabſts bestimmten neun Tage that, war Vereinigung mit dem Kardinal Barberini. Dieſer hatte im Sinn, den Kardinal Sachetti zum Pontificat zu bringen, einen Mann, der in ſeiner Art zu repräſentiren, dem Präſidenten le Bailleul glich, von welchem Mesnage geſagt hat: er ſey zu nichts gut als zum malen.

Kardinal Sachetti war ein ſehr mittelmäßiger Kopf, aber als Kreatur des Pabſtes Urban (des VIII.) und deſſen Hauſe ſtets treu ergeben, hatte ihn Barberini um ſo feſter in Sinn gefaßt, da ſeine Erhebung in Wahrheit äuſſerſt ſchwierig ſchien und war. Der Kardinal Barberini hat, bei dem engelsreinen Lebenswandel den er führt, eine Art von Stimmung, die ihn, wie die Italiäner ſagen: innamorato de l'impoſſibile *) macht; und Sachetti's Erhebung zur Pabſtwürde war ziemlich aus dieſer Gattung. Seine Freundſchaft mit Mazarin, der, wo nicht Diener, doch wenigſtens Hausgenoſſe ſeines Bruders geweſen war, gereichte ihm bei Spanien nicht zur Empfehlung. Aber was ihn noch mehr vom Stuhl des h. Petrus entfernte, war die öffentliche Erklärung, welche das Haus Medicis, das überdies das Haupt der ſpaniſchen Faction war, bei der vorigen Pabſtwahl gegen ihn gethan hatte.

Die Glieder des Escadrons hatten die Abſicht, den Kardinal Chigi zum Pabſt zu machen, und hielten

*) für das Unmögliche entflammt.

ten Erkenntlichkeit für das einzige Mittel, um den Kardinal Barberini für ihre Wünsche zu stimmen. Deshalb beschlossen sie, aufrichtig und eifrig alles einzuwenden, um Sachetti das Pontificat zu verschaffen; denn da dieses doch vergeblich seyn würde, hofften sie, dies Bemühen werde sie so fest und innig mit dem Kardinal Barberini verbinden, daß er in der Folge sich selbst gedrungen fühlen werde, zu ihren Wünschen beizutragen. Dies war das ganze Geheimniß dieser Pabstwahl, worüber alle, denen es beliebt hat, davon zu schreiben, tausend und aber tausend Unverschämtheiten gesagt haben.

Ich behaupte, daß die Schlüsse des Escadrons sehr richtig waren. „Wir sind überzeugt, sagten sie, „daß Chigi das würdigste Glied des ganzen Colle„giums ist; und wir sind es nicht weniger, daß er „nicht Pabst werden kann, wenn wir nicht aus allen „Kräften für Sachetti arbeiten. Das schlimmste, „was uns begegnen kann, ist, daß uns dies gelinge; „was zwar nicht gut, aber doch immer das we„niger schlimme seyn würde. Allem Anschein nach ge„lingt es nicht; und in diesem Fall werden wir Bar„berini, aus Erkenntlichkeit und aus Interesse uns zu „erhalten, für Chigi gewinnen. Spanien und Me„dicis wird aus Furcht, daß nicht am Ende die mei„sten Stimmen für Sachetti sind, für Chigi stimmen, „und Frankreich wird es zugeben, weil es die Unmög„lichkeit, dies zu hindern, fühlen wird.“ Dieses schöne und gründliche Raisonnement, an welchem der Kardinal Azolini den meisten Theil hatte, wurde bei der Versammlung des Escadrons einstimmig angenommen, nachdem alle Schwierigkeiten dieses Plans reiflich erwogen worden waren, welche mittelmäßigen Köpfen unübersteiglich geschienen hatten.

Für kleine Geister sind große Namen immer von großem Gewicht. Frankreich, Spanien, der Kaiser, Toscana — waren Worte, welche die Gemüther zu erschüttern vermochten. Es war nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, daß Mazarin für Chigi stimmen konnte, da dieser zur Zeit der Friedensunterhandlung in Münster Nuntius gewesen war, und sich bei mehr als einer Gelegenheit öffentlich gegen Servien, den Gevollmächtigten von Frankreich, erklärt hatte. Eben so wenig war es wahrscheinlich, daß Spanien ihm günstig seyn sollte. Der Kardinal Trivulcio, der gewandteste Mann unter seiner Parthie und vielleicht im ganzen Kardinalscollegium, eiferte laut gegen ihn als einen Frömmler. Im Grunde fürchtete er seine Erhebung, weil ihm vor seine Strenge bange war, die ihm freilich die Fortsetzung seiner würklich ärgerlichen Ausschweifungen nicht verstatten würde. Aus eben diesem Grund war auch nicht zu vermuthen, daß der Kardinal Jean Charles von Medicis für ihn seyn sollte. Hiezu kam noch seine Geburt. Er war Sieneser und seine leidenschaftliche Liebe für sein Vaterland war bekannt, so wie es ebenfalls bekannt ist, daß Siena die Herrschaft von Florenz nicht eben mit Leidenschaft liebt.

Alle diese Verhältnisse wurden geprüft und erwogen. Man prüfte das Scheinbare, Zweifelhafte und Mögliche, und bestimmte sich endlich zu der vorhin erwähnten Entschließung mit einer Weisheit, die um so viel tiefer war, je kühner sie schien. Niemals hat es vielleicht eine Vereinigung von Menschen gegeben, wo jeder Ton so harmonisch für das Ganze stimmte, und alle Theilnehmer nur dazu geboren schienen, um mit einander im Einverständniß zu handeln. Hier sah man Imperiali's Lebhaftigkeit durch Lomelli-

ni's

ni's Phlegma gemäßigt; Ottoboni's tiefe Einſicht wußte Aquaviva's Stolz treflich zu benutzen; Omodei's Reinheit und Gualtieri's Kälte verſchleierten, wenn es nöthig war, Pio's Ungeſtüm und Albrizi's Zweideutigkeit. Azolini, einer der ſchönſten und heiterſten Köpfe, wachte mit unabläſſiger, ſeelenvoller Aufmerkſamkeit über alle Bewegungen der verſchiednen Triebfedern; und die gleich anfangs zu mir gefaßte Zuneigung der Kardinäle Mediceis und Barberini, der Häupter von entgegengeſetzten Factionen, erſetzte bei mir im Nothfall die nöthigen Eigenſchaften, um das meinige zu thun. Alle Spieler thaten das ihrige; der Schauplatz war immer angefüllt; die Scenen waren nicht ſehr mannichfaltig, aber das Stück war um ſo ſchöner, je einfacher es war. — Was auch die Compilatoren darüber geſchrieben haben, ſo war dabei kein anderes Geheimniß als das Ihnen jetzt enthüllte. Die Epiſoden waren freilich ſeltſam genug. Hören Sie näher.

Das Conclave dauerte, wenn ich nicht irre, vier und zwanzig Tage. Alle Morgen und alle Nachmittage gaben wir Sachetti zwei bis drei und dreißig Stimmen. Dies waren die Stimmen der franzöſiſchen Faction, der Kreaturen des Pabſtes Urban, des Oncle vom Kardinal Barberini und die von dem fliegenden Escadron. Die Spanier, Teutſche und Mediceis gaben ihre Stimmen verſchiednen Subjecten unter allen Wahlfähigen. Sie thaten dies vorſätzlich, um ihrem Benehmen ein geiſtlicheres und von aller Intrigue gereinigteres Anſehen zu geben. Ihr Unternehmen gelang ihnen nicht, weil die äuſſerſt regelloſe Sitten der Kardinäle Jean Charles von Mediceis und Trivulcio, welche die Seele der Faction waren, der exemplariſchen Frömmigkeit des Kardinal

Bar-

Barberini mehr Glanz verliehen, als ſie uns durch ihre Kunſtgriffe rauben konnten. Kardinal Caſo, der von Spanien unterhalten wurde — in jedem Sinn der gröſte Affe, den ich je gekannt habe — ſagte mir hierüber einſt, die luſtigen Worte: „Ihr werdet uns „am Ende beſiegen; denn wir bringen uns in üblen „Ruf, weil wir gern für die Tugendhafte gelten möch„ten.“ So betrügt der Falſche zuweilen, aber nie lange, wenn ſähige Köpfe ihm begegnen. Ihre Faction verlor in kurzer Zeit die öffentliche Meinung, il concetto, wie man es dort zu nehmen pflegt, als ob ſie das Gute wolle. Wir hingegen ſetzten uns bald in dieſen Credit, da man den, wegen ſeiner Sanftmuth beliebten Sachetti würklich für einen Mann von reinen und guten Abſichten hielt. Auf der andern Seite benuzten wir die Schonung, welche das Haus Medicis für den Kardinal Raſponi, haben mußte, ob es ihm gleich nicht zum Pabſt haben wollte, um im Publikum das Gerücht auszuſtreuen, ſie wollten „den Fuchs“ auf des h. Peters Stuhl bringen. Denn ſo nannte man dieſen allgemein als Betrüger bekannten Kardinal.

Dieſe Verhältniſſe, zu denen ſich noch einige andere geſellten, welche hier zu weitläufig wären, verurſachten, daß die ſpaniſche Faction wahrnahm, wie ſie immer mehr verlor. Dieſer Verluſt war zwar nicht ſo groß, daß ſie hätte fürchten müſſen, wir würden ohne ihre Beiſtimmung einen Pabſt erwählen; aber da ihre Partei aus vielen Greiſen, die unſrige meiſt aus jungen Männern beſtand, ſo befürchteten ſie gleichwohl, daß die Zeit uns leicht günſtig ſeyn könnte. Wir bekamen einen Brief von dem ſpaniſchen Geſandten an den Kardinal Sforce in unſre Hände, worin dieſe Furcht ganz beſtimmt ausgedrückt

drückt war; und der Geiſt dieſes Briefs zeigte uns ſogar, mehr als die Worte deſſelben, daß der Geſandte mit der Handlungsart der Medicis eben nicht zufrieden war. Wenn ich nicht irre, ſo war es Monſignor Febey, der dieſen Brief auffieng. Dieſer Saame wurde ſogleich mit vieler Sorgfalt gepflegt. Das Escadron, welches wegen Borromeo, eines Mayländers und Aquaviva, eines Neapolitaners immer ein rückſichtsvolles Betragen gegen den ſpaniſchen Geſandten beobachtete, vergaß nicht, ihn merken zu laſſen, daß es wohl dem Dienſt ſeines Königs und ſeinem eignen Vortheil als Geſandter zuträglicher wäre, wenn er ſich den Florentinern nicht ſo ſehr hingäbe, und ihren Grundſätzen und Launen das Betragen einer Krone, für welche jedermann Ehrfurcht fühle, unterordnete.

Dieſes Pulver erhitzte ſich nach und nach und fieng, zu ſeiner Zeit, Feuer. Daß die franzöſiſche Faction aus allen Kräften mit uns für Sachetti ſtimmte, wiſſen Sie. Der Unterſchied zwiſchen ihr und uns war, daß ſie es blindlings that, und ihren Zweck zu erreichen hoffte; wir aber die faſt untrügliche Ausſicht hatten, nichts damit zu bewürken. Dies verurſachte, daß ſie dabei keine hypothetiſchen Maasregeln nahm; wenn ich die Ueberlegung ſo nennen darf, was zu thun ſey, im Fall der Plan mit Sachetti mißglückte. Da unſer Entſchluß nach dieſem Ausgang, den wir beinahe für zuverläſſig hielten, ſchon berechnet war, ſo dachten wir im voraus daran, die franzöſiſche Faction für jene Zeit zu ſchwächen, wo ſie uns wahrſcheinlich entgegen ſeyn würde. Ich gab ungekünſtelt Jean Charles einen Rath, den Kardinal Urſini zu verführen; womit es ihm leicht glückte. So arbeiteten wir für einen Zweck, an welchen beide Factionen

nen nicht im mindeſten dachten, indeß die ſpaniſche nur darauf ſann, Sachetti entgegen zu arbeiten, die franzöſiſche aber, ihn ans Ziel zu bringen.

Es iſt ein großer aber ſeltner Vortheil, ſich in einer ſolchen Lage zu befinden. Gerade ein ſolcher Zuſammenfluß von Umſtänden, wie damals, iſt dazu nöthig; und dieſer ergiebt ſich vielleicht in zehntauſend Jahren nicht wieder. Wir wollten Chigi, und konnten dieſen Zweck nicht erreichen, als wenn wir aus allen Kräften für Sachetti's Erhebung arbeiteten; wir waren móraliſch gewiß, daß unſre Bemühungen für Sachetti nicht gelingen konnten; ſo daß die Klugheit uns das zu thun befahl, wozu wir durch Aufrichtigkeit verpflichtet waren. Dies war nicht der einzige Vortheil; wir verbargen, durch unſer Benehmen unſern eigentlichen Gang, und unſere Feinde konnten uns nicht treffen, weil ſie immer falſch, immer dahin zielten, wo wir nicht waren. Den Erfolg dieſer Handlungsweiſe ſollen Sie hören, wenn ich Ihnen erſt Chigi's Benehmen und den Grund, warum wir unſre Augen auf ihn warfen, entwickelt habe.

Er war ein Geſchöpf des Pabſts Innocenz und bei jener Ernennung zur Kardinalswürde, in welcher ich der erſte geweſen war, der dritte. Er war Inquiſitor in Maltha und Nuntius zu Münſter geweſen und hatte ſich allenthalben den Ruf einer untadelhaften Redlichkeit erworben. Seine Sitten waren von Kindheit auf tadellos geweſen, und er beſaß Humaniora genug, um ſich wenigſtens einen hinreichenden Anſtrich von Wiſſenſchaft geben zu können. Seine Strenge ſchien mild, ſeine Grundſätze gerecht; er theilte ſich wenig mit, aber dies wenige war überdacht

dacht und weiſe, wie ich es bei keinem andern gefunden habe. Alle Kennzeichen einer wahren und ächten Gottesfurcht erhoben dieſe Eigenſchaften oder dieſe Auſſenſeite auf eine bewundernswürdige Weiſe; Und das was zu Münſter zwiſchen ihm und Servien vorgefallen war, lieh ihnen einen wenigſtens erträumten Gehalt. Servien, der für den Würgengel des Friedens bekannt war, hatte ſich mit dem verſtändigen und tugendhaften Geſandten von Venedig, Contarini, ſchrecklich entzweit. Chigi, der wohl wußte, daß er dadurch dem Pabſt Innocenz ſehr gefalle, zeichnete ſich in Bemühungen für Contarini aus. Der Widerſpruch Serviens, welcher von dem Volk verabſcheut wurde, zog die allgemeine Liebe auf Chigi und lieh ihm allen Glanz derſelben. Sein Benehmen gegen Mazarin, als er ſich entweder in Aix la Chapelle, oder bei ſeiner Rückkunft von Münſter zu Brüſſel befand, gefiel Sr Heiligkeit. Der Pabſt rief Chigi nach Rom zurück und machte ihn zum Staatsſecretär und Kardinal. Damals kannte man ihn blos aus den eben erzählten Thatſachen. Innocent's Scharfblick entdeckte nun zwar bald, daß Chigi, im Grunde, weder ſo gut noch ſo reichhaltig war, als er geglaubt hatte; aber dieſe Einſicht ſchadete Chigi an ſeinem Glück nicht. Sie nützte ihm vielmehr. Innocenz, welcher ſein nahes Ende fühlte, wollte ſeine eigne Wahl nicht verdammen; und Chigi, der aus eben dem Grund den Pabſt nur mäßig fürchtete, machte ſich eine Ehre daraus, in den Augen der Welt als ein Mann von unerſchütterlicher Tugend und unbeſtechbarer Strenge zu erſcheinen. Er huldigte der Signora Olimpia nicht, die in Rom verabſcheut wurde; er tadelte laut alles, was das Publikum an ihrem Hof mißbilligte, und die Welt, die ewig das Spiel von dem bleiben wird, was ihrer Neigung ſchmeichelt, bewunderte ſeine Feſtigkeit und ſeine Tugend,

gend, da man höchſtens ſeinen geſunden Verſtand hätte loben können, der ihm zeigte, wie er den Saamen zu dem künftigen Pontificat in ein Land, wo für jetzt nichts zu erndten war, ausſtreuen müſſe.

Der Kardinal Azolini war zu eben der Zeit, da jener Staatsſecretär geweſen war, Secretair der Breven geweſen. Er hat in ſeinen Memoiren gewiſſe Feinheiten bemerkt, die mit Chigi's Redlichkeit nicht ſehr übereinſtimmten. Er ſagte mir dies noch vor dem Conclave, fügte aber hinzu, daß er keinen beſſern ſehe, und daß überdies ſein Ruf ſelbſt in der Meinung unſerer Freunde im Escadron zu feſt begründet ſey. Alles, was er ihnen ſagen könnte, würde nur für Ueberreſt von einigen kleinen, bei ihren Stellen zwiſchen ihnen beiden vorgefallenen Streitigkeiten gelten. Ich ſelbſt achtete auf dieſe Aeuſſerung um ſo weniger, da ich gänzlich für Chigi eingenommen war. Er hatte während meiner Gefangenſchaft den Abb Charier mit vieler Schonung behandelt; hatte ihm eingebildet, daß er ſich bei dem Pabſt unglaublich für mich intereſſire; hatte mit dem Abbé Charier gegen dieſen ſelbſt, und mit mehr Ungeſtüm geeifert, inſofern er gegen Mazarin nicht nachdrücklich genug verfahre. Charier war täglich bei ihm, als wenn er zu ſeinem Hausſtaat gehöre, und hielt ſich für überzeugt, daß er beſſer und wärmer für mich ſorge, als ich ſelbſt. Während der ganzen Zeit des Conclave hatte ich keinen Grund dies zu bezweifeln. Ich ſaß während der Stimmenſammlung unmittelbar über ihm und hatte, ſo lang dieſe dauerte, Gelegenheit, mich mit ihm zu unterhalten. Dies war der Grund, wie ich glaube, warum er über alles, was das Pontificat betraf, nur mich hören zu wollen ſchien. Er antwortete einem von dem Escadron, der ſich über ihre Abſichten gegen ihn erklärte,

ſul, zu huldigen. Ezzoddin Meſoud, Kotboddins Sohn, eilte gleich nach erhaltener Nachricht von ſeinem Tode nach Haleb, um dem Sultan, von dem er nichts Gutes vermuthete, zuvorzukommen. Vor ihm gieng Modaffereddin, Zireddins Sohn, Statthalter von Serusja, in Begleitung desjenigen, der die Huldigung einnehmen ſollte. Den zwanzigſten des Monats Sjabon traf Ezzoddin ſelbſt auf dem Schloſſe zu Haleb ein, nahm die Schätze und Koſtbarkeiten in Empfang, und nahm den zehnten Sjawal die Mutter Elmalichs zur Gemahlin.

Sehr bald aber merkte er, daß es ihm unmöglich ſeyn würde, Haleb und Moſul zugleich zu behaupten, weil er des Sultans wegen nothwendig in Haleb bleiben mußte. Ueberdem machten ihm die ungeſtümen Forderungen der Großen ſehr viel zu ſchaffen, denen er für ihre Bereitwilligkeit, mit der ſie ihm zur Erlangung der Herrſchaft beförderlich geweſen waren, nicht genug bezahlen konnte. Auch ſeinem erſten Miniſter, Mosjahidoddin Kaimaz, war aus eben der Urſache der längere Aufenthalt in Syrien läſtig geworden. Daher kam es, daß Ezzoddin mit ſeinem Bruder Amadoddin zu Racca eine Zuſammenkunft hielt, in der ſie einen Ländertauſch mit einander verabredeten, nach welchem jener Sinsjara, und dieſer dafür Haleb erhielt.

Neunzehntes Kapitel.

Neuer Feldzug Saladins.

Nach Elmalichs Elſalihus Tode fand es Saladin für nöthig, wieder nach Syrien zu gehen, theils um die Franken zu betriegen, theils um ſeines Bruders Sohn,

klärten, ſo uneigennützig, daß ſie höchſt erbaut von ihm waren. Er fand ſich nie bei den Fenſtern, wo man friſche Luft zu ſchöpfen pflegte, noch in den Corridors ein, wo gemeinſchaftliche Spaziergänge gemacht wurden. Stets war er in ſeine Zelle eingeſchloſſen, wo er ſogar keine Beſuche annahm. Er nahm von mir zwar einige Nachrichten auf, die ich ihm während der Stimmenſammlung gab; aber die Art, womit er ſie aufnahm, ſchien mir ſtets ſo fern von dem Verlangen nach der päbſtlichen Würde, daß ich ihn bewundern mußte, und wenn ſich je leichte Spuren davon zeigten, ſo waren ſie ſo voll von ächt geiſtlichem Sinn, daß die ſchwärzeſte Bosheit kein anders Verlangen dabei hätte entdecken können, als das, wovon St. Paulus redet, wenn er ſagt: qui Episcopatum desiderat, bonum opus desiderat. Alles was er mir ſagte, war voll von Eifer für die Kirche, und voll von Klagen, daß Rom die Schrift, die Concilien und die Tradition nicht genug ſtudire. Er ward nicht müde, mich von den Grundſätzen der Sorbonne reden zu hören.

Doch da keiner ſeine Natur ſo ganz verhüllen kann, daß nicht etwas davon durchſchimmern ſollte; ſo konnte auch er ſich nicht ſo ganz verbergen, daß ich ihn nicht für einen Kleinigkeitsfänger erkannt haben ſollte, und dies iſt ſtets das Symptom nicht allein eines beſchränkten Kopfs, ſondern auch einer niedrigen Seele. Als er einſt von den Studienjahren ſeiner Jugend ſprach, erwähnte er, daß er zwei Jahre lang mit Einer Feder geſchrieben habe. Eine große Kleinigkeit! aber da die kleinſten Sachen, wie ich oft bemerkt habe, mehr Aufſchluß über den Menſchen geben können, als ſeine größten Handlungen, ſo gefiel mir der Umſtand gar nicht. Ich ſagte es dem Ab-

b' Chavier. Dieſer aber ſchalt mich und ſagte: ich ſey ein Böſewicht, der die chriſtliche Einfalt nicht zu würdigen wüßte.

Genug; Chigi wußte ſeine tiefe Verſtellung ſo gut fortzuſetzen, daß wir, trotz ſeiner Kleinlichkeitsſucht, die in vielen unbedeutenden Dingen hervorſtach, trotz ſeiner gemeinen Geſichtszüge und der Miene, die ihm, obgleich er von guter Geburt war, das Anſehen eines Quackſalbers gab, durch ihn den Ruhm und die Tugend des heiligen Gregorius und Leo zu erneuern glaubten, wenn wir ihm zum Pontificat bringen könnten. In dieſer Hoffnung betrogen wir uns. Aber ſeine Erhebung glückte.

Die Spanier fürchteten, aus den eben angeführten Gründen, daß die jugendliche Halsſtarrigkeit über die Alten ſiegen würde; und Barberini verzweifelte zuletzt, da er die Verbündung und öffentliche Erklärung der Spanier und Medicis gegen Sachetti einſah. Wir beſchloſſen, dieſes Unerſetzliche zu ſeiner Zeit zu benutzen und beiden Partheien in Chigi's Erhebung ihren Vortheil zu zeigen. Borromeo ſollte den Spaniern beweiſen, daß ſie, bei Frankreichs Widerwillen gegen Chigi, nichts beſſers thun könnten, als ihn zu wählen; und Ich hatte dem Kardinal Barberini zu ſagen: er könne ſich ein unendliches Verdienſt um die ganze Kirche erwerben, wenn er die Wahl ohne den geringſten Schein von Intereſſe auf den beſten Gegenſtand fallen laſſe, da übrigens unter ſeinen Ergebenen niemand ſey, der zum Pontificat gebracht werden könnte.

Wir glaubten aus den Stimmungen der verſchiednen Partheyglieder, Vortheil für unſern Plan ziehen zu können, und dieſe Hoffnung gründete ſich

auf

auf folgendes. Der Kardinal Montalte, ein Mitglied der spanischen Faction, ein Mann von wenig Talenten, aber vieler Gutmüthigkeit, der verschwenderisch war und ein gewisses vornehmes Ansehen hatte, fürchtete sich gewaltig daß der Kardinal Fiorenzola, ein lebhafter Geist, von dem Kardinal Grimaldi, seinem vertrauten Freund, welcher auch in seiner Lebensart sehr mit ihm übereinstimmte, vorgeschlagen werden möchte. Diese Besorgniß beschlossen wir sorgsam zu benutzen, um Montalte fast unvermerkt für Chigi einzunehmen. Der alte Kardinal von Medicis, das sanfteste Gemüth von der Welt, war die Hälfte des Tags durch die Länge des Conclave und das Ungestüm seines Neffen, des Kardinals Jean Charles, der oft ihn selbst nicht schonte, ganz abgespannt. Ich stand so gut bei ihm, daß sein Neffe sogar eifersüchtig darüber wurde. Was mir vorzüglich seine Freundschaft verschafft hatte, war seine natürliche Offenheit; denn durch diese hatte er meine Art, mit ihm zu verfahren, lieb gewonnen. Ich zeigte es öffentlich, daß ich ihn verehrte und widmete ihm recht sorgfältig meine Huldigung. Dies hinderte mich aber nicht, mich über meine Verbindung mit dem Kardinal Barberini und dem Escadron freimüthig gegen ihn zu erklären. Meine Aufrichtigkeit hatte ihm gefallen; und der Erfolg zeigte, daß sie mir nützlicher war, als Kunstgriffe gewesen seyn würden. Ich bemühte mich, seine Denkungsart zu schonen und urtheilte, daß ich mich bald im Stand finden würde, ihn nach und nach gegen den Kardinal Barberini, der mit seinem ganzen Haus im Zwist lebte, milder zu stimmen und zu bewürken, daß er den Kardinal Chigi nicht mehr für so gefährlich hielt, als man ihm denselben geschildert hatte.

In Rückſicht auf Spanien und Toskana war man, wie ſie ſehen, eben ſo wenig unthätig, ohne daß ſie ſelbſt es merkten, weil es noch nicht Zeit zur Entdeckung war. Nicht weniger aufmerkſam waren wir gegen Frankreich, welches ſich am ſichtbarſten und oftenſten gegen Chigi ſetzte. Herr von Lionne, Serviens Neffe, ſprach gegen jeden, der es hören wollte, von ihm als von einem Pedanten, der es gar nicht ahne, daß bei der Wahl nur von ihm die Rede ſeyn könnte. Der Kardinal Grimaldi, der einſt, ich weiß nicht welches, Mißverſtändniß mit ihm gehabt hatte, ſagte laut: ſein Verdienſt beſtehe nur in der Einbildung. Der Kardinal von Eſt mußte wohl als Bruder des Herzogs von Modena, die Erhebung eines uneigennützigen und feſten Mannes fürchten; die einzigen Eigenſchaften, welche den italiäniſchen Fürſten an dem Pabſt fürchterlich ſind! Daß zwiſchen Chigi und dem Kardinal Mazarin in Teutſchland ſogar perſönliche Zwiſtigkeiten vorgefallen waren, wiſſen Sie. Aus all dieſen Rückſichten hielten wir es für gut, die Verhältniſſe von dieſer Seite her, ſo viel möglich, zu mildern, weil ſie uns vielleicht Hinderniſſe, obwohl nur ſchwache, in den Weg legen konnten. Nur ſchwache! ſage ich; denn die franzöſiſche Faction ſpielte in dieſem Conclave würklich eine nicht ſo bedeutende Rolle, daß wir nicht hätten verlangen können, ſo wie wir es würklich thaten, wider ihren Willen einen Pabſt zu wählen.

Nicht als hätte es ihr an Mitgliedern und ſelbſt an fähigen Köpfen gefehlt. Eſt, der Protektor, erſetzte durch ſein Anſehen, ſeinen Aufwand und ſeinen Muth, was die Dunkelheit ſeines Geiſtes und die Doppelſinnigkeit ſeiner Ausdrücke ſeinem Einfluß benahm. Grimaldi vereinigte mit einem ſtets behaupte-

upteten Ruf von Kraft, eine Art von Ueberlegen-
t, die ſeinen Ruhm, im Contraſt mit dem knechti-
en Weſen der andern Kardinäle in der Faction, über
e erhob. Bichi mußte, als ein in den politiſchen
ändeln gewandter und eingeweihter Mann, natür-
hier einen großen Poſten behaupten. Der Kardi-
l Antonio glänzte durch ſeine Freigebigkeit, ſo, wie
ſini durch ſeinen Namen. Alle dieſe Umſtände
nnten eine Faction wichtig machen; und doch war
die franzöſiſche nicht, weil andere Verhältniſſe das
wicht der erſten aufhoben.

Grimaldi, welcher Mazarin ſo ſehr, wie dieſer
haßte, handelte faſt gar nicht; und dies um ſo
niger, da er mit Recht glaubte, Lionne vertraue
das Geheimniß ſeines Hofes nicht. Eſt bebte
all ſeinem Muth, weil der Marquis von Caraſe-
gerade um dieſe Zeit mit der ganzen mayländiſchen
mee in Modena eindrang, und wagte es deshalb
ht, mit voller Kraft gegen Spanien zu handeln.
e Medicis waren, wie ich Ihnen ſchon geſagt ha-
mit Urſini nicht entzweit; Antonio war weder
urſſinnig noch thätig, und man wußte überdies,
er im Grund des Herzens an dem Kardinal Bar-
ini hieng, welcher ſehr ſchlecht mit dem franzöſi-
n Hof ſtand. Lionne konnte kein volles Vertrauen
ihm faſſen, weil er nicht gewiß ſeyn konnte, ob
t der Kardinal Barberini, der heute den für Frank-
h angenehmen Sachetti wollte, morgen auf einen
ern ihm unangenehmen fallen möchte. Aus eben
em Grund verminderte ſich auch das Zutrauen,
ches Lionne in den Kardinal von Eſt hätte ſetzen
nen; denn auch von dieſem war bekannt, daß er
alter Freundſchaft und wegen der Herzogin von
dena, ſeiner Nichte, ſtets viele Rückſicht auf den

Kardinal Barberini nahm. Bichi war nicht nach Mazarins Herzen, weil er ihn, wie er es auch war, für zu fein und für seinen Feind hielt. Nach dieser Erläuterung kann es Sie nicht mehr befremden, wie die Faction einer mächtigen und glücklichen Krone unter solchen Umständen nicht die Wichtigkeit hatte, die sie hätte haben sollen.

Noch klärer wird dies, wenn Sie auf die erste Feder, welches alle diese übelgewählten oder vielmehr schlecht geordneten Triebräder in Bewegung brachte, einen Blick thun. Lionne war zu Rom nur als ein unbedeutender Secretär des Kardinal Mazarins bekannt. Man hatte ihn zu den Zeiten des Kardinal Richelieu als einen unberühmten Privatmann und noch überdies als einen öffentlichen Spieler und Wollüstling gesehen. In der Folge hatte er zwar in den Angelegenheiten von Parma eine Art von Funktion in Italien verwaltet; aber diese Stelle war nicht bedeutend genug gewesen, um ihn, ohne Sprung, zu seiner jetzigen zu erheben; auch war seine Erfahrung nicht bewährt genug, um die Direction eines Conclave, von allen Geschäften unstreitig das schwierigste, zu übernehmen.

In Staaten, die in blühendem Zustand sind, gehen Fehler dieser Art ziemlich häufig durch, weil die Unfähigkeit solcher Subjekte durch die Ehrfurcht, welche ihre Gebieter einflößen, ersetzt wird. Und nie hat ein Reich so viel auf diese Achtung vertraut, als Frankreich zur Zeit des Kardinal Mazarins Staatsverwaltung. Doch daß dies kein sichres Spiel ist, erfuhr es in gegenwärtigem Fall. Lionne hatte weder Würde noch Talent genug, um unter allen diesen gegen einander arbeitenden Triebrädern ein Gleichgewicht

nicht hervorzubringen. In wenigen Tagen ward dies uns klar, und wir nutzten es täglich für unsern Zweck.

Wenn ich nicht irre, so habe ich Ihnen schon gesagt, daß Lionne den Kardinal Ursini über einen Rest von Jahrgehalt, der nur tausend Thaler betrug unzufrieden gemacht hatte. Ich gab hievon dem Kardinal von Medicis zu rechter Zeit Nachricht, daß er ihn zu gewinnen Gelegenheit hätte, um einen so kleinen Preis, daß ich ihn zur Ehre des Purpurs wohl lieber verschweigen möchte. Mit noch mehr Nutzen bedienten wir uns, wie Sie in der Folge sehen werden, der Abneigung des Kardinals Bichi gegen Lionne, um die französische Faction noch mehr zu theilen und aus der Fassung zu bringen. Doch da sie nicht diejenige war, die wir am meisten fürchteten, obwohl sie uns am meisten entgegen stand; so waren unsre Bemühungen von dieser Seite immer den Fortschritten untergeordnet, welche wir bei den zwei andern zu machen suchten, wo wir mit Recht, auf größere Schwierigkeiten zu stoßen fürchteten.

Sie kennen bereits die Gründe, warum uns nicht unbekannt seyn konnte, daß Spanien und die Medicis nicht leicht für Chigi stimmen würden; Sie haben auch die Art gesehen, wie wir nach und nach und sogar unvermerkt ihre Abneigung zu heben strebten. Unvermerkt! sage ich; und dies machte uns die größte Mühe. Denn hätte Barberini nur den leisesten Verdacht geschöpft, daß wir die geringste Absicht auf Chigi hätten, so wäre er uns unfehlbar entgangen. Denn mit der größten Tugend vereinigte er allen möglichen Eigensinn, und nichts hätte ihn überreden können, daß wir es mit Sachetti aufrichtig gemeint hatten.

Hier war es eigentlich, wo ich Zuverläſſigkeit, Vorſicht, Thätigkeit und Scharfſinn an dem Escadron und vorzüglich an Azolini bewundern mußte. Dieſer letztere war der thätigſte; er that, was Barberini und Sachetti betraf, nicht einen Schritt, zu dem ſich nicht vielleicht der ſtrengſte Moraliſt bekannt hätte. Aber da es klar war, daß alles, was wir für ihn thun würden, keinen Erfolg haben könne, ſo ſuchte man auf alle erdenkliche Weiſe die Hinderniſſe zu heben, welche wir von Seiten Frankreichs, Spaniens, Florenz und Barberini's ſelbſt, gegen Chigi's Erhebung, wenn wir erſt im Stand wären ſie vorzuſchlagen, vorherſahen. Wir durften nicht zweifeln, daß Barberini, wenn er unſer Vorhaben nur im geringſten ahnete, Argwohn gegen uns ſelbſt faſſen würde. Daher verſchleierten wir unſern Gang mit ſo großem und glücklichem Fleiß, daß er ſelbſt ihn durch uns, und erſt da erfuhr, als wir es für nothwendig hielten, ihn damit bekannt zu machen.

Noch verwickelter und ſchwerer war es für uns, da er uns einmal unentbehrlicher als alle andere war, weil wir doch durch ihn unſere vornehmſte Stärke erhielten, vor allen Dingen an der Wegräumung der Hinderniſſe zu arbeiten, welche wir in der ganzen übrigen Parthie des Pabſts Urban unſern Plan rieſenmäßig entgegengeſtellt vorher ſahen. Die einzige, tägliche Bemühung der dabei befindlichen alten Kardinäle beſtand, wie wir wußten, darin, Barberini fühlen zu laſſen, daß es ihm außerordentlich ſchimpflich ſeyn würde, wenn nicht einer von ſeinem Anhang zum Pabſt erwählt würde. Da ſie, wie wir, die Unmöglichkeit von Sachetti's Erhebung einſahen, ſo trachteten alle dahin, ihnen dieſen Geſichtspunkt zu geben, und jeder glaubte, dadurch für ſich ſelbſt zu arbeiten.

Ginetti,

Ginetti zweifelte nicht, daß ſeine ununterbrochene Anhänglichkeit an ſein Haus, ihm der Vorzug geben würde; Cecchini hielt es für einen ſeinem Verdienſt ſchuldigen Tribut; Rapaccioli, der gleichwohl nur etwa 41 Jahr alt war, wähnte ſeine Frömmigkeit, ſein Verſtand, und ſogar ſeine Kränklichkeit könnten ihm leicht dazu verhelfen. Fiorenzola ließ ſich durch Grimaldi's Einbildungen kützeln, deſſen Natur es iſt, das leicht zu glauben, was er wünſcht.

Wer kein Conclave geſehen hat, kann ſich die Illuſionen nicht denken, welche man, um Pabſt zu werden, zu ſpielen pflegt. Man kann dieſe Wut mit Recht Rabia Papale nennen. Indeſſen war eben dieſe Stimmung ſehr fähig, unſer Ziel zu verrücken, weil das Geſchrei der ganzen Faction des Pabſts Urban (des VIII.) bei Barberini leicht die Beſorgniß erregen konnte, in einem Augenblick ſeinen ganzen Anhang zu verlieren, wenn er nicht einen Pabſt aus ihrer Mitte wählte.

Dies war gewiß ein großes Hinderniß! Doch fanden wir eben da, woher wir das Uebel fürchteten, auch das Mittel dagegen. Ihre Eiferſucht unter einander verleitete ſie zum voraus, ſo viele Schritte, einer gegen die andern zu thun, daß ſie Barberini böſe machten; denn ſie verbargen ihre Meinung, daß Sachetti's Erhebung unmöglich ſey, nicht ſo ſorgfältig wie wir. Er glaubte, daß ſie dieſe Unmöglichkeit glauben wollten, um ihr eignes Intereſſe darauf zu gründen. Und ſo hielt er ſie für Undankbare und Ehrgeizige. Als er endlich ſelbſt erkannte, daß es mit Sachetti nicht gelingen konnte, entſchloß er bei dieſer Meinung ſich leichter, ſeine Faction zu verlaſſen und zu glauben, daß er den Verluſt ſeines Anhangs weniger aufs Spiel ſetzen würde, wenn er ih-

nen zeigte, daß er durch seine Verbündeten für einen andern eingenommen worden sey, als wenn er durch den Vorzug des Einen, Alle gegen sich erbitterte.

Hier muß ich bemerken, daß jene alle Sachetti nachstanden, sowohl wegen seines Alters als seines würklich liebenswürdigen Wesens. Dies heißt jedoch, meiner Meinung nach, nicht, daß er, wie Galba, des Kaisersthums würdig gewesen wäre, wenn er gleich nicht Kaiser wurde.

Aber noch war man gar nicht so weit. Alle andere von Barberini's Anhang hatten sich über diesen Punkt einverstanden; sobald sie aber seine Erhebung nicht für möglich hielten, so vermehrte dieses die wüthende Eifersucht, die sie schon im voraus gegen einander hegten.

Der alte Spada, in Geschäften geübt und verdorben, erklärte sich so stark gegen Rapaccioli, daß er eine Schmähschrift gegen ihn schrieb, worinn er ihn des Glaubens beschuldigte, daß der Teufel Buße thun könnte. Montalte sagte öffentlich: daß er im Stande sey, sich Fiorenzola's Erhebung förmlich zu widersetzen. Dieser, dessen ich schon öfter erwähnt habe, verfertigte eine lustige Beschreibung des Carnevals, welchen Cecchini's schöne und galante Nichte, Signora Basti, dem Publikum geben würde, wenn ihr Onkel Pabst würde. Alle diese Bitterkeiten, diese Neckereien, der Würde eines Conclave so wenig angemessen, mißfielen Barberini, vermöge seines gesetzten und frommen Charakters, im höchsten Grad, und schadeten, wie Sie sehen werden, in der Folge unserm Vorhaben nicht.

Das Conclave dauerte ungefähr vier und zwanzig Tage; wovon mehr als zwei Drittheile auf die

oben

Sohn, Ezzoddin Phachrousjahu, Statthalter von Damaskus beſſer im Zaum zu halten. Sobald er aus Egypten gezogen war, behandelte er das fränkiſche Gebiete feindlich, kam den 17ten Saphar 578 (1182 n. C. G.) zu Damaskus an, und wandte ſich von da nach Berytus. Doch konnte er hier wegen Uebermacht der Franken nichts ausrichten, ſondern muſte ſich wieder nach Damaskus zurückziehen. Hier hörte er, daß Geſandte aus Moſul bey den Franken eingetroffen wären, die ſie zu einem Kriege gegen die Muſelmänner aufgereizt hätten. Wegen dieſer Treuloſigkeit beſchloß er zuerſt die Moſulaner anzugreiffen, um nachher mit vereinigter Kraft gegen die Feinde Gottes wirken zu können. Amadoddin traf dagegen in aller Eile zu Moſul Anſtalten auf den bevorſtehenden Krieg. Saladin trifft den achtzehnten des erſten Sjumad vor Haleb ein, bleibt drey Tage vor der Stadt liegen, und zog ſich alsdann an den Euphrat. Hier ſchloß er mit Modaffereddin, Befehlshaber von Charras, einen Freundſchaftstractat, gieng nach Edeſſa, Racca, Niſibis, Serusju, und überließ Chabora als ein Lehn an einen Satrapen.

Den eilften Resjeb lagerte er ſich bey Moſul, von wo aus ich einige Tage vorher innerhalb funfzig Stunden nach Bagdad als Geſandter geeilt war, um Hülfsvölker zu verſchaffen. Mein Geſuch war aber eben ſo fruchtlos, als die Geſandtſchaft der Moſulaner an Peylewan, der ihnen Bedingungen vorlug, die noch ärger als der Krieg waren.

Die Belagerung von Moſul dauerte nicht lange; denn die Stadt war zu ſehr durch Kunſt und Natur befeſtigt, als daß ſie in kurzer Zeit hätte erobert werden können. Saladin zog alſo ab, und legte ſich

den

oben erwähnte Art gebraucht wurden. Denn Barberini konnte es ſich immer noch nicht aus dem Sinn ſchlagen, daß unſre Hartnäckigkeit es nicht mit Sachetti noch durchſetzen würde. Ihm hierüber die Augen zu öffnen, kam uns weniger als irgend jemand zu, und ich weiß nicht, wie weit es noch gekommen wäre, wenn nicht Sachetti ſelbſt, der es müde wurde, über ſich täglich, ohne den geringſten Anſchein von Vortheil, regelmäßig viermal balottiren zu ſehen, ihn hierüber berichtigt hätte.

Dies koſtete ihm viel Mühe. Als es endlich ihm geglückt war, und wir alles beobachtet hatten, um jeden Verdacht, als hätten wir an Sachetti's Schritt Antheil (wie es auch in der That nicht war) abzuſchneiden; ſo unterſuchten wir mit ihm die Tauglichkeit der übrigen Glieder ſeiner Faction.

Es entgieng uns nicht, daß er ſelbſt hierüber verlegen war, und gewiß mit vielem Recht. Wir waren nicht böſe darüber; denn dieſe Verwirrung geſtattete uns die Subjekte der andern Faktionen durchzugehen und unvermerkt auf Chigi zu kommen. Barberini, der von Kindheit auf leidenſchaftlich fromm war, und dieſe Eigenſchaft in Chigi, wo er ſie wahrzunehmen glaubte, ſehr ſchätzte, ergab ſich ſehr leicht. Es fand ſich wirklich nur Ein Zweifel, der nehmlich, daß Chigi, als ein großer Freund der Jeſuiten, vielleicht die Lehre des h. Auguſtins, welche Barberini mehr ehrte als kannte, angreifen möchte. Es ward mir aufgetragen, hierüber Erkundigung einzuziehen, und ich that es auf eine Art, die weder meine Pflicht, noch Chigi's vorgeblich zartes Gewiſſen beleidigte. Da er durch unſre langen Unterhaltungen während der Stimmenſammlungen mich vollkommen kannte (was ihm überdies leicht war, weil ich mich gegen ihn nicht

ver-

verbarg); ſo wußte er, daß man nach meiner Meinung nicht für Perſonen eingenommen ſeyn dürfe, ſondern nur die Wahrheit ſuchen müſſe. Er zeigte ſich bereit, dieſer Meinung beizutreten, und ich hatte alle Urſache, ihn, ſeinen Grundſätzen zufolge, höchſt fähig zu halten, der Kirche den Frieden wieder zu geben.

Er erklärte ſich hierüber ſogar öffentlich und verſtändig. Als nehmlich Albizi, ein Penſionair der Jeſuiten ſich mit Roheit und Ungeſtüm ſogar, gegen die Extremität, ſo ſagte er, des Geiſtes vom h. Auguſtin äußerte, ſo nahm Chigi das Wort und ſprach mit Nachdruck und ſo, wie es der ſchuldigen Ehrfurcht gegen den Lehrer der Gnade angemeſſen war.

Dieſer Vorfall beruhigte Barberini gänzlich und weit mehr als alles, was ich ihm darüber geſagt hatte. Sobald er entſchloſſen war, fiengen wir an die Materialien, welche wir bis dahin nur geſammelt hatten, in Thätigkeit zu ſetzen. Ein jeder handelte für ſich ſo, wie wir es verabredet hatten. Wir erklärten uns nun über das, was wir meiſt ſorgfältig verhehlt oder höchſtens leicht hingeworfen hatten. Borromeo und Aquaviva ſprachen nun deutlicher gegen den ſpaniſchen Geſandten. Azolini ſpielte freier in den verſchiednen Factionen ſeine glänzende Rolle. Ich gebrauchte meine ganze Kraft bei dem Kardinal-Dechant. Das Verlangen, den Großherzog durch Barberini zu beſänftigen, ließ ihn Vertrauen zu mir faſſen; und die Freude hierüber wandte mir des Kardinals Barberini Zutrauen gänzlich zu. Azolini oder Lomelini, ich weiß nicht genau welcher von beiden, entdeckte: daß Bichi, der mit Chigi verwandt war, im Grund ſehr günſtig für ihn geſtimmt ſey. Mit Gewandtheit und Verſtand unternahm er dieſen

Punkt,

Punkt, und brachte es ſo weit, daß Bichi ſelbſt den Sachetti gebrauchte, um Mazarin zu überreden, daß er itzu Chigi's Erhebung beitragen ſollte. Er glaubte nicht, daß ſein eignes Vorwort ſo viel bei Mazarin gelten würde. Sachetti aber, der es, denke ich, müde war, über ſich jeden Morgen und Abend, ſo zwecklos ballotiren zu laſſen, fertigte einen Kourier an Mazarin ab, mit der Nachricht, daß Chigi Pabſt werden würde, wenn gleich Frankreich ihn, wie man ſagte, ausſchließen wollte.

Sobald nehmlich von ihm die Rede war, machten alle Subalternen, dem Geiſt der Nation gemäß, bekannt, daß der König es niemals zugeben würde. Mazarin hingegen war ihrer Meinung nicht, und der nehmliche Kourier brachte an Lionne den Befehl, ihn *nicht* auszuſchließen. Er hatte recht. Denn wenn es zur Erklärung einer Excluſive gekommen wäre, ſo würde Chigi noch drei Tage früher Pabſt geworden ſeyn. Dergleichen Ausſchließungen müſſen von den Kronen niemals ohne Sicherheit des Erfolgs gewagt werden. In gewiſſen Conclaven können ſie gelingen; aber es giebt auch andere, wo dies unmöglich ſeyn würde. Das gegenwärtige gehörte unter die letztern; das Kardinalscollegium war ſtark beſetzt, und was noch mehr iſt, es fühlte ſeine Stärke.

Sobald die Angelegenheiten dieſe Wendung genommen hatten, erhielt ich von den Kardinälen Medicis und Barberini um neun Uhr des Abends den Auftrag, dem Kardinal Chigi dieſe Neuigkeit zu hinterbringen. Ich fand ihn im Bett und küßte ihm die Hand. Er verſtand mich und ſagte mit einer Umarmung: ecco l'effetto de la buona vicinanza *).

Daß

*) Die Folge der guten Nachbarſchaft.

Daß ich während der Stimmensammlung meine Stelle neben ihm hatte, wissen Sie.

Das ganze Collegium kam hierauf herbeigelaufen. Um 11 Uhr, als alle seine Zelle verlassen hatten, ließ er mich rufen. Die Güte, womit er mich behandelte, ist unbeschreiblich. Am folgenden Morgen holten wir alle ihn in seiner Zelle ab, und begleiteten ihn in die Wahl-Capelle, wo alle Stimmen für ihn waren, eine oder höchstens zwei ausgenommen. Der Verdacht davon fiel auf den alten Spada, auf Grimaldi und Rosetti, die auch in der That die einzigen waren, welche wenigstens öffentlich seine Erhebung mißbilligten. Grimaldi sagte nur selbst: ich besonders würde diese Wahl bereuen; und der Erfolg rechtfertigte ihn. Ich hielt seine Aeusserung für Folge seiner Verkehrtheit, Spada's Abneigung für Wirkung seiner neidischen Natur, so wie ich die von Rosetti der Furcht vor Chigi's Strenge zuschrieb. Und noch jetzt glaube ich, mich in diesem Urtheil nicht betrogen zu haben, ob ich gleich gestehe, daß sie selbst über die Wahrheit sich nicht irrten.

Gewiß ist es, daß nie eine Pabstwahl allgemeinern Beifall gehabt hat, wie diese. Er blieb sich selbst in den ersten Momenten treu, die, vermöge einer seltsamen Unvollkommenheit der menschlichen Natur, diejenige am meisten überraschen die sie mit der größten Ungeduld erwarten. Und daß er doch nicht redlich genug war, wenn er auch hier keine Ungeduld gehabt zu haben sich stellte, hat die Folge gezeigt. Indessen wußte er alle Merkmale davon so entfernt zu halten, daß wir Grund hatten zu glauben: es sey ihm sogar schmerzlich. In dem Augenblick, als man die Stimmensammlung durchsah, welche ihn zum Pabst machte, vergoß er bittre Thränen. Als er sah,

daß

daß ich es bemerkte, umfaßte er mich mit dem einen, und Lomelini, der unter ihm saß, mit dem andern Arm und sagte: verzeihet diese Schwachheit einem Mann, der seines Gleichen immer zärtlich liebte, und sich nun auf immer von ihnen getrennt sieht.

Wir giengen, den hergebrachten Zeremonien gemäß, hinab nach St. Peter. Er setzte sich nur auf eine Ecke des Altars, obgleich die Zeremonienmeister ihm sagten, daß die Päbste, der Gewohnheit gemäß, sich gerade in die Mitte setzten. Hier empfieng er die Anbetung des Kardinalscollegiums mit weit mehr Bescheidenheit als Größe, weit mehr Niedergeschlagenheit als Freude. Als ich mich näherte, um ihm die Füße zu küssen, umarmte er mich und sagte, so laut, daß der spanische und venetianische Gesandte es hörten: Signor Kardinal von Retz, Ecce opus manuum tuarum *).

Die Wirkung dieser Worte können Sie sich vorstellen. Die Gesandten sagten sie den Umstehenden und in kurzer Zeit waren sie durch die ganze Kirche verbreitet. Beim Weggehen sagte sie mir Moranges, Barillons Bruder, wieder, da er mir begegnete, und — mehr als sechs und zwanzig Wagen voll Menschen, welche fest glaubten, daß ich das Pontificat regieren würde, begleiteten mich nach Hause. Ich erinnere mich, daß Barillon mir ins Ohr sagte: „ich will die„se Wagen zählen, damit ich diesen Abend dem Herrn „von Lionne getreuen Bericht abstatten kann. Diese „Freude müssen wir dem Hahnrei **) nicht ersparen."

Jetzt

*) Siehe das Werk deiner Hände!

**) So nannte er Herrn von Lionne. Siehe Jetzt Memoiren zweites Buch.

Jetzt muß ich Ihnen mein Wort halten wegen der versprochenen Episteln. Sie wissen, daß der französische Factor vom König Befehl hatte, nicht allein keine Gemeinschaft mit mir zu haben, sondern mich sogar nicht zu begrüßen. Der Kardinal von Elz mich nur überall sorgfältig aus; und wenn er es nicht konnte, so drehte er den Kopf nach einer andern Seite, zog sein Schnupftuch hervor, oder sprach mit jemand. Da er aber immer gerne ein gefälliges Wesen erblickte, so stellte er sich auch hier als hätte ihn Dichts Betrogen, das selbst den Schein der christlichen Liebe beleidigte, schwer. Antonio grüßte mich immer sehr höflich, wenn er niemand sah, aber als ein feinerer und besserer sorgfältiger Hüter, nahm er im Publikum eine hohe Miene an. Ugnes, das niedergeschlagene Gemüth unter der Larve, behandelte mich abwechselnd gleich beleidigend. Dido grüßte mich immer höflich; und Orsinelli behielt den Königs Befehl nur in so weit, daß er mich nicht besuchte; übrigens sprach er immer, wo er mir begegnete, sehr artig mit mir. Diese Unfreundlichkeit schien mir leicht kindisch; aber ich lasse sie nicht weg, weil sie mir ein wahrscheinliches und natürliches Bild von der niedrigen Politik der Höflinge zu sein scheint. Ein jeder handelt für sich nach seiner Neigung; und sieht keine größere Menschen ohne Vergleich mehr als ihr eigner Vortheil.

Während des Conclave betrugen sie sich gegen mich alle verschieden; doch bemerkte ich, daß alle gleiches Stillschweigen darüber gegen den Hof beobachteten. Ich habe in der Folge drei Conclave bei tausend andern anwesend gesehen. Ich betrug mich gegen sie mit eben der Höflichkeit, als wenn sie gar nicht mir gehandelt hätten. Immer hatte ich auf sich-

ge Schritte weit, bis Bonnivet ihnen in der Hand und von hinten bis zur Brust. Jetzt, da es mit ihm vollbracht, sagte ich, daß ich ihm diese Wendung nicht als meine Arbeiterin allein, sondern als Dienerin meines Königs erwies. Ich sprach als Franzose, als Christ und als Edelmann. Als mir Bonnivet sich öffentlich so grob begegnet war, daß jedermann ein Aergerniß daran nahm; erwartete ich meine Rechtfertigung gegen ihn in einem Duell, der jedermann ergötzt.

Eine Ereigniß des folgenden Tages hob diese Rechtfertigung über meinen Feind von Bonnivet auf den rechten Platz. Der natürliche ungerechte Kardinal, Jean Charles von Bourbon, war gegen mich voll, daß ich, wie er sagte, zu sehr mit den Deutschen vereinigt sey. Ich antwortete ihm mit aller Achtung, die ich ihm und seinem Hause schuldig war. Er hingegen wurde immer heftiger und sagte: ich sollte mich der Verbindlichkeiten erinnern, welche mein Haus gegen das seinige habe. Ich versetzte, daß ich sie nie vergessen würde, und daß der Kardinal Duchatel mit der Gerechtigkeit gewiß vollkommen dann übergnügt wären. Aber Ich bin es nicht, erwiderte er mir einmal. Gedenken Sie wohl daran, daß Sie, ohne die Königin Katharine von Medici Erbtochter, wie jetzo zu Florenz sein würden? — „Ihr Vergehen, mein Herr" antwortete ich ihm in Gegenwart von vielen Kardinälen; „Ich „will Ihnen beweisen, daß ich sehr gut weiß, was „Ich in Florenz, meiner Geburt nach, sein würde. „Ich würde viel eben so hoch über Ihnen stehen als „meine Vorfahren, vor 400 Jahren über den Ihrigen „gestanden waren! — Sie sehen, meine Herren, sagte ich, zugleich gegen die Anwesenden gewendet, wie

„leicht das französische Blut gegen die spanische Par„tei aufwallt.“

Der Großherzog und der Kardinal Dechant waren so artig, diese Aeußerung nicht übel aufzunehmen, und der Marquis von Azzarita, der ersten Gesandter, sagte mir beim Weggehen; daß es ihm sogar gefallen habe, und daß er den Kardinal Jean Charles tatendürftig finde.

Einige Tage darauf hat ein anderer Auftritt mir, der glücklich genug für mich war. Der spanische Gesandte, Herzog von Terranova, überreichte dem Kardinalcollegium ein Memorial über einen Gegenstand, den ich nicht mehr weiß. Er bringte darinn den König, seinen Herrn, auf der Würde des höchsten Schutzes der Kirche. Dieser Ausdruck hat mir auf, als der Secretär des Collegiums es vorlas. Die Kardinäle von der Faction bemerkten ihn, meinem Bedünken nach, nicht; wenigstens ist es gewiß, daß er nicht erwähnt ward. Ich las ihnen alle möglich Zeit, weil ich unter Ueberlegung noch einige Anmerkungen machen wollte. Da ich aber alle in tiefem Schweigen sitzen sahe, stand ich auf, verließ meinen Platz, stellte mich dem Kardinal Dechant zur Seite und verbesserte mich sinnlich den Ausdruck, worinn der katholische König höchster Schutz der Kirche genannt wurde. Ich begehrte meine Abänderung gnädigst genehmigt zu sehen, und man bewilligte es mir in aller Form, von vier Ceremonienmeistern unterzeichnet. Der Kardinal Megazzi war so gütig, dem König und der Königin Mutter im vollen Zirkel zu sagen: daß Frankreich sey mit dem spanischen Gesandten verabredet gewesen, um mir in Frankreich eine Ehre daraus zu machen. Für einen Minister ist es nie angenehm, ein Verdienst zu haben; macht er aber den Versuch

davon

Ver die Ordnung des Wahrſcheinlichen, ſo iſt es ſogar nicht polniſch.

Ehe ich die Materie von dieſem Concilio fahre, kann ich nicht umhin, Ihnen ein getreues Gemälde zu entwerfen, das die falſchen Ideen aufklären kann, welche Sie vielleicht durch das gemeine Gerücht, und durch [illegible] ſehr ſonderbaren Erzählungen von dieſer [illegible]verſammlungen eingeſogen haben möchten. Was ich bisher Ihnen von dem Concilio von der Cl[illegible] Alexander des VII. geſagt habe, muß ich Ihnen nochmals erklären; denn auch hier haben Sie nichts als Beſchwerden, Klagen und Zwiſtigkeiten geſehen, und dies iſt es, was ich Ihnen nothwendig erklären zu müſſen denke.

Es iſt gewiß, daß es in dieſem Concilio nicht Klagen, Klagen und Zwiſtigkeiten gab, als in allen andern, die ich je geſehen habe. Und doch iſt es nicht minder gewiß, daß, den Vorſtellungen des Cardinal Jean Charles und mit, eine ungleich anſehnlichere Verſammlung, die es ſich mit Gewalt vom Cardinal Imperiale ſagte, und Spada's Schmeichelein gegen Mazarini annahmen, auch in all dieſem häßlichen Klagen, Klagen und Zwiſtigkeiten, nicht der geringſte Anſchein hatte, als wenn Unruhen ſtiften wär. Man lebte zuſammen, hielt mit einander Ordnung und einander Höflichkeit, die in den Collegien der Kloſter beobachtet werden; mit einander Uebereinkunft, wie am Hof Heinrichs des IIIten; mit der Vertraulichkeit, die man in Collegien ſieht; mit der Beſcheidenheit, die in Novitiaten herrſchen iſt; und, ungeachtet dem Anſehen nach, mit eben der Liebe, die zwiſchen vollkommen einverſtandenen Brüdern ſtatt finden könnte. Ich übertreibe nicht, ſondern ſage viel

weniger, als ich in den andern Conclaven, wo ich mich befand, gefunden habe. Ich kann Sie hievon nicht beſſer überzeugen, als wenn ich Ihnen ſage, daß ſich in einem, welches durch den Kardinal, Jenn Charles, Ungeſtüm etwas lebhafter als vielmehr unregelmäßig wurde, als gewöhnlich, die Art, wie ich ihm antwortete war deßhalb entſchuldigt wurde, weil man ihn nicht hörte. Und Sparta verabſcheute und verflugnete ſeine Fabeln den Tag nach ihrer Erfindung öfft, weil ihm ſo viel beſchämendes darüber geſagt worden war. Mit Wahrheit kann ich ſagen, daß ich in keinem Conclave, wo ich beigewohnt habe, weder einen Kardinal noch einen Mitbewohner des Conclave habe heftig werden ſehen; öfft erhebt ſich ſo gar Andacht wenige. Selten wird da eine laute Stimme gehört aber ein verändertes Geſicht geſehen. Oft habe ich verſucht, ob in der Haltung derjenigen, welche aufgefallen worden waren, eine Veränderung wahrzunehmen ſey: aber ich kann mit Wahrheit ſagen, daß ich nur ein einzigesmal ſo etwas gefunden habe. Auch iſt man ſo entfernt, jene Kuche zu flüchten, welche ein gemeiner Irrthum Italien zur laſt legt, daß der Kardinalſtaatsſekretär öfft heimlich den Mittags wein dem Wein trinkt, welchen ihm der Kammerdiener am Morgen geſchenkt hat. Genug: ich wage es, zu behaupten, daß mehr Einſtimmigkeit und Wärme geſehen werden kann, als das gewöhnliche Anſehen eines Conclave. Freilich trägt die Form, welche für die Wahlhandlung Bulle beſtigt wird, viel bey, die Verſammlung in Ordnung zu halten; aber man muß überzeugt geſehen, daß in der ganzen Welt nur die Italiäner klug ſind, dieſe Regel mit ſo viel Anſtand zu beobachten, wie ſie thun.

den 16ten Sjaban vor Sinsjara, das er auch endlich den zweyten Ramadan eroberte. Die dort gelegene ſtarke Beſatzung und Sjerphoddin, Kotboddins Sohn, erhielten einen ehrenvollen Abzug nach Moſul; die Stadt gab er ſeinem Bruderſohn Tacioddin zum Geſchenk, und zog darauf nach Niſibis.

Zwanzigſtes Kapitel.

Sjah von Armenien, Herr von Chalata.

Der Sjah von Armenien, in deſſen Schutz ſich die Moſulaner geworfen hatten, erſchien mit ſeiner Macht bey Chorzim, wo er ſich den 25ſten Sjaval im J. 578 (1182) mit Ezzoddin, und dem Herrſcher von Merdin vereinigte. Auſſerdem ſtieß noch ein anſehnliches Corps aus Haleb zu ihm. Ehe er ſich von hier aus in Bewegung ſetzte, verſuchte er noch durch gütliche Verträge den Unruhen vorzubeugen, konnte aber nichts ausrichten, und zog ſich ſchleunig nach Armenien zurück, als Saladin ſich ihm näherte. Auf dieſe Weiſe gieng die ganze Armee auseinander, und räumte dem Sultan das Feld zu fernern Eroberungen. Dieſer nahm auch wirklich den erſten Muharrem des folgenden Jahres, nach einer achttägigen Belagerung, die Stadt Amida ein, und ſchenkte ſie Noureddin, Kara Arſlans Sohne: die darinn vorgefundene Beute ertheilte er Niſans Sohne.

Unterdeſſen hatte Amadoddin auf ſeinem Zuge nach Syrien, die feſten Plätze Azaza und Choperlath, in denen ſich Anhänger des Sultans befanden, zerſtöhrt, Chorzin eingenommen, und ſich darauf nach Haleb zurückgezogen; weil Saladin ſich jetzt wieder

auch

Sie werden leicht glauben, daß ich auch im Lauf des Conclave nicht verſäumte, über das Betragen, welches ich nach Ende deſſelben zu beobachten hätte, die Meinung des Kardinals Chigi und meiner Freunde im Ertrakon zu vernehmen. Daß meine Umſtände von Seiten Roms und Frankreichs ſehr ſchwierig ſeyn würden, ſah ich voraus. Ich erkannte bald, daß ich nöthig gehen hatte. Um den Faden der Erzählung nicht zu unterbrechen will ich mit den Hinderniſſen, welche ich zu Rom zu bekämpfen hatte, anfangen, und auf meine Verhältniſſe mit Frankreich nur dann zurückkommen, wenn ich Ihnen alles, was Italien betrifft, erklärt haben werde.

Meine Pariſer Freunde, die in jenem kind Jünglinge waren, und dem Geiſt unſers Ratzen gemäß, der alle andere nach ſich mißt, wähnten: ein verfolgter Kardinal könne und müſſe ſogar zu Rom nicht viel anders als wie ein Privatmann leben, ſchrieben mir in jedem Brief, es ſey dem Wohlſtand gemäß, daß ich noch immer in dem Kloſter der Minimen bliebe, wo ich ſieben oder acht Tage nach meiner Ankunft unſichtbar hingegangen war. Zugleich ſagten ſie mir, daß ich nothwendig allen Aufwand vermeiden müſſe, damit weil ich kaum einen mittelmäßigen beſtreiten könnte, da alle meine Einkünfte in Frankreich mit außerordentlicher Strenge eingezogen würden, theils weil mich Dienath auf die Pariſer Gaſtfreiheit gar ſehr wollen werde, die mir in der Folge ſehr nöthig ſey. Aus dieſem Ton geſtand ich mit dem Kardinal Chigi, der für den geſellſchaftlichſten aller Geiſtlichen gehalten der Schlüſſel gehalten wurde; und er bekannte mich nicht wenig als er mir ſagte: „Mein, mein, mein Herr! wenn Sie einmal Ihren Erzbiſchöflichen Sitz unter eingenommen haben,

„allenfalls können Sie leben wie es Ihnen beliebt;
„denn allenfalls sind Sie in einem Lande, wo man weiß,
„was Sie können und nicht können. Jetzt sind Sie zu
„Rom, wo Ihre Feinde täglich sagen, daß Sie in Frank-
„reich keinen Credit mehr haben. Es ist nothwendig zu
„sagen, daß jener Lügen sind. Sie sind kein Eremit. Sie
„sind Cardinal und zwar von der Art derjenige wir hier zu
„sind dei Cardinalmi nennen. Wir schätzen zwar
„hier die Beständigkeit vielleicht mehr als irgend an-
„derswo; aber ein Mann von Ihren Jahren, Ih-
„rer Geburt und Ihren Umständen muß sich darin
„mäßigen. Sie muß überdies so freundlich seyn, daß
„nicht der leiseste Verdacht von Nothwendigkeit sie
„trifft. In Rom giebt es viele, welche gern den an-
„dern ausfallen, wenn er ihnen am Boden liegt. Ver-
„geben Sie es nicht lachen kommen, mein Herr, und
„bedenken Sie, ich bitte, welche Figur Sie auf der
„Straße mit Ihren sechs Bedienten, von denen Sie
„sprechen, machen werden, wenn ein unbedeutender
„Pariser Bürger Ihnen begegnet, Sie nicht grüßt
„und behauptet, um den Cardinal von Ch gehörig zu
„sehen. Wenn Sie nicht Ihre Würde behaupten
„wollten und könnten, so hätten Sie nicht nach Rom
„kommen sollen. Es ist keine christliche Demuth, sie
„zu verlieren, und ich habe Ihnen weiter nichts zu
„sagen, als daß der arme Cardinal Chigi, der mit
„Ihnen spricht, der nur sechshundert Thaler Einkünf-
„te hat und auf der Straße der ärmsten Cardinäle
„gleicht, nicht ohne vier Wagen Begleitung zu seinen
„Amtsverrichtungen gehen kann, ob er gleich reich-
„haltig ist, niemand auf der Straße zu finden, der es
„ohne die schuldige Achtung für den Purpur ver-
„säumt hat."

Die

Dies ist ein kleiner Theil dessen, was mir der Cardinal Chigi täglich sagte, und was meine andern Freunde, die bei weitem nicht mit so viel Eifer gesinnt waren oder schienen, als er, mir noch weit mehr ans Herz legten. Mehr als alle mühte der Cardinal Barberini gegen diesen Plan von Einschränkung. Er bot mir seine Dienste an; ich nahm sie nicht; aber da ich sehr wünschte, meinen Verwandten und Freunden in Frankreich nicht gar zu sehr zu fallen, so befand ich mich sehr in Verlegenheit, um so mehr, da ich sehr geneigt sey, meinen großen Aufwand in Rom für gar nicht nothwendig zu halten. Nie befand ich mich in einer so peinlichen Lage als hier, und ich kann Ihnen mit Wahrheit sagen, daß ich nur einen Fall weiß, wo es mir mehr Ueberwindung kostete, was nicht zu thun war ich wünschte, als hier. Hätte ich meiner Neigung gefolgt, so hätte ich mich auf zwei Bediente eingeschränkt. Die Nothwendigkeit sagte. Es war mir klar, daß ich verächtlich werden würde, wenn ich nicht meinen Glanz behauptete.

Ich suchte mir einen Pallast zur Wohnung, versammelte meinen ganzen, sehr zahlreichen Hausstand um mich; gab einfache aber vier und zwanzig Personen starke Tische, hielt eine große Tafel. Die Väter von Tourtenai und Senegas gesellten sich zu mir. Tanzi, der das italiänische Regiment des Cardinal Mazarini commandirt, sich aber selbst an mich angeschlossen hatte, kam zu mir; alle meine Bekannten stellten sich bei. Mein Aufwand war ansehnlich und der Eindruck; er macht Aufsehn gnug in der darauf folgenden Zeit; aber dies war nothwendig, und der Erfolg zeigte, daß der Ruf meiner italiänischen Freunde gegründeter war als der von meinen französischen. Denn da der Cardinal von Este gleich

am Tag nach der Ermordung des Pabsts allen Fremden, im Namen des Königs verboten hatte, vor mir auf der Straße stehn zu bleiben, ja den Superioren der französischen Kirchen sogar mich anzunehmen untersagte, so wäre ich lächerlich geworden, wenn ich nicht im Stande gewesen wäre, meine Würde zu behaupten. Noch klärer wird Ihnen diese Wahrheit durch die Antwort des Pabsts werden, die er mir, auf meine Bitte, mir vorzustellen, wie ich mich bei diesem Verhör des Kardinals von Ess verhalten sollte, selbst gab.

Doch ehe ich hier weiter fortfahre, scheint es mir nothwendig, Ihnen die ersten Schritte, die er nach seiner Erwählung that, zu erzählen. Den ersten Tag hielt er sich alle seine Sachen bis auf den Sack unter seinem Bett, holen; am folgenden gab er den Schlüsselträgern der Kardinäle eine besondere Weisung; am dritten verbot er den Kardinälen, wenigstens an sich selbst irgend für einen ihrer Verwandten, selbst wenn es ihre Väter wären, die Trauer zu tragen. Ich merkte mir dies und sagte sogleich zu Azolini, der mir Gesellschaft leistete: wir sind betrogen; der Pabst wird kein sehr verträglicher Mensch sein.

Der Chevalier Bonini, ein gebildeter Kopf, bemerkte einige Tage darauf, daß der Pabst an einer Statue, welche er ihm gegen, nichts bewundert hätte, als eine kleine Hervorragung, welche der Bildhauer am Saume seines Kleides trug. Solche Bemerkungen scheinen kleinlich; aber sie sind sehr. Große Männer können große Schwächen haben; sie sind selbst nicht von allen kleinen frei; aber es gibt große Schwächen, denen sie nie Raum geben. So habe ich zum Beispiel noch keinen großen Menschen in Verwaltung eines wichtigen Amts mit Kleinigkeiten an-

fangen

sungen gethan. Azolini bemerkte dies wohl, und rieth mir seinen Augenblick zu verlieren, um Rom durch die Annahme des dem Erzbischof von Paris gehörigen Palliums zu meiner Unterwürfung zu verpflichten. Ich verlangte es in dem ersten Consistorium, ehe man nur daran gedacht hatte, daß ich dies verlangen könnte. Natürlicherweise erhielt ich es, und der Papst achtete nicht einmal darauf; denn es war der Ordnung gemäß und er konnte es mir nach den Regeln nicht abschlagen. Indessen werden Sie in der Folge sehen, daß die Regeln ihm nicht zur Regel dienten.

Dieser Schritt überraschte mich, er würde es wenigstens ohne Mühe dahin bringen, daß man mich in Rom als Kardinal behandelte. Ich beklagte mich gegen ihn über die vom Kardinal von Eß an alle Franzosen gegebene Befehle, und stellte ihm vor, daß der Kardinal sich nicht damit begnüge, gleich als wenn er Bischof von Rom wäre, mich aller geistlichen Ehre zu entsetzen, sondern auch, gleichsam als Papst, mir die französischen Kirchen zu untersagen. Dies war ein großes Thema, und ich vernachlässigte nicht es auszubeuten.

Herr von Lionne hatte sich gegen den Papst über die Ertheilung des Palliums mit einer Heftigkeit betragen, die bis zur Grobheit ging. Der Papst schien darüber verlegen; er sprach viel gegen den Kardinal von Eß; er bemerkte die eitele Gemüthsart, wie er sie nannte, wodurch die Kardinäle des geheimen Klosters mehr unterjocht als unabhängig worden wären, so daß sich sogar unter ihnen selbst eine ängstliche Spaltung gebildet habe. Ueber diesen Gegenstand heuchelte er sich mit Nachsicht aus, aber daß er so lange beim Allgemeinen stehen blieb, ohne sich besonders zu äußern, das brachte mir sogleich eine

„die Meinung von der Lage meiner Angelegenheit bei. „Ich ward bald in meinem Argwohn bestätigt. Denn „er erklärte sich, nach vielen Umschweifungen, endlich in folgenden Ausdrücken: „Die Politik meiner Vor„gänger hat mir kein so freies Feld gelassen, als mei„ne guten Absichten verdient hätten. Ich gestehe, „daß es dem Collegium und dem heiligen Stuhl selbst „schimpflich ist, die Frechheit, welche der Kardinal Este „oder vielmehr der Kardinal Mazarin in diesem Fall „bis zur Frechheit treibt, zu dulden. Aber die Spa„nier hatten unter Innocenz mit dem Kardinal Bar„berini beinahe den nemlichen Streit; und selbst un„ter Paul V. betrug sich der Marschall von Ebreux „gegen den Kardinal Borghese nicht viel besser. Die„se Beispiele würden in einem gewöhnlichen Zeitpunkt „freilich das Uebel nicht entschuldigen, und ich würde „sie schwer zu entkräften wissen; aber, wenn mein Sig„nor Cardinale, bedenken Sie daß die ganze Christen„heit in Flammen steht. Der Kalif Alexander allein „vermag es zu dämpfen, und diese Rücksicht nöthigt „ihn, in vielen Fällen die Augen zuzudrücken, um „nicht außer Stand gesetzt zu werden, zu einem „so allgemeinen und nothwendigen Gut als der allge„meine Friede ist, mitwirken zu können. Was wer„den Sie sagen, wenn Sie hören, daß mir Lionne „vor drei Tagen auf eine beleidigende Art, bei Gelegen„heit des Ihnen gegebenen Palliums erklärt hat, daß „Frankreich mir an dem Vergleich, wovon die Rede „ist, und der nicht so entfernt ist, als man glaubt, kei„nen Antheil verstatten würde? Was ich Ihnen hier „sage, heißt nicht, daß ich Sie verlassen will; nein! „es soll Ihnen nur zeigen, daß ich mit vieler Vor„sicht zu Werke gehen muß, und daß es gut sey, wenn „Sie mir Ihrerseits beistehen, und wo möglich die Zeit „abwarten."

Hätte

Hätte ich Ew Heiligkeit gefällig seyn wollen, so hatte ich nach dieser Aeußerung nichts zu thun, als mich zurückzuziehen; denn wie Sie sehen, war sie nur eine Vorbereitung, daß ich nicht die verlangte Antwort erhalten sollte. Da mir aber diese Antwort dringend nothwendig war, weil ich mit jedem Augenblick in die erwähnte Verlegenheit gerathen konnte, so glaubte ich, mich hiemit nicht begnügen zu dürfen.

Ich stellte also dem Pabst mit tiefer Ehrfurcht vor, daß ich vielleicht beim Weggehen aus dem Vatican dem Kardinal von Ely begegnen könnte, der als Kardinal Diakon vor mir gehen müßte; und daß ich auf Treppen, von denen Rom wimmelte, unfehlbar fallen müßte. Ich bitte ihn also, mir seine Befehle zu geben, mit denen ich nicht fehlen könnte, ohne die aber ich nicht wüßte was ich thun sollte. Wenn ich es duldete, daß mir die durch das Ceremoniel den Kardinälen bestimmten Ehrenbezeugungen nicht erwiesen würden; so besorgte ich die Mißbilligung des Kardinalcollegiums. Und wollte ich mir es auf der andern Seite zur Pflicht machen, sie zu erzwingen, so fürchte ich, gegen die Ew Heiligkeit schuldige Ehrfurcht zu fehlen. Ihm allein kommt es zu, unser gegenseitiges Betragen zu bestimmen; und ich bitte ihn demüthigst, mir genau mein Benehmen vorzuschreiben. Ich würde seine Befehle ohne die geringste Mühe vollziehen, und mich durch diese Unterwürfigkeit in seinen Willen für eben so gesichert halten, als es mir schimpflich dünken würde, des Kardinals von Ely Befehle anzunehmen.

Hier war es, wo ich den Geist des Pabsts Alexander zum erstenmal verkennen lernte. Ueberall gebrauchte er Kunstgriffe. Ein großer Fehler, und um so betrübender, wenn er bei Männern sich zeigt, welche

die

die große Mühen bekleiden, weil diese sich nie beschwert klagen. Die Achtung, welche ein jeder ihnen zollt, erhöht alle Klagen und erhält sie fast immer, selbst in Fällen, wo sie niemand täuschen, in der Ueberzeugung: es gelinge ihnen, jedermann zu blenden.

Der Pabst wünschte sich wegen meines Betragens sowohl gegen Frankreich als gegen das Kardinalscollegium los zu machen und es wäre ihm daher lieb gewesen, wenn ich seinen Vorschlag bestritten hätte. Jetzt wiederholte er schnell und sogar lebhaft das oben gebrauchte Wort: „Versprechen mich zu unterstützen" und sagte: dem Kardinal von Ef im Namen des Königs! Der Ton, womit er dieses aussprach, und die Erinnerung an eine ähnliche Wendung, welche er vor einigen Tagen einem Gespräch mit dem Marquis von Azzarti, dem florentinischen Gesandten, gegeben, und ich von diesem wieder erfahren hatte, sagte mir: der Pabst erwarte, ich würde mich verwirrt machen lassen, um über den Unterschied zwischen Befehlen vom König und von dem Kardinal Ef zu streiten. Auf diese Art hätte er Grund gehabt, diesem zu sagen, daß er mich zum Gehorsam ermahnt, und meinen Mitbrüdern, daß er mir nur befohlen hätte, in den Schranken der dem König schuldigen Ehrfurcht zu bleiben. Ich verhütete ihm weder das eine noch das andere. Ohne Verdruß antwortete ich: dies sey es eben, was mich in Verlegenheit setze, und weshalb ich um seine Entscheidung bäte; von der einen Seite der Name des Königs, dem ich auf alle Art unterwürfig sey; von der andern der ehrfurchtige Name seiner Heiligkeit, wo ich für meinen Theil, ohne ausdrücklichen Befehl, nicht zu einem kühnen Angriff ein Mittel werden zu dürfen glaubte.

Nun

Nun schweifte der Pabst weit umher, um mich oder vielmehr sich selbst von der verlangten Entscheidung abzubringen. Ich blieb bestimmt auf meinem Standpunct und verfolgte unverrückt mein Ziel. Er sprang davon ab und ward freimüthiger; was dem Höhern immer leicht ist. Mehrmals wiederholte er, der König sey ein großer Monarch. Dann sagte er wieder, daß Gott noch mächtiger sey als er. Bald vergrößerte er die der Geistlichkeit aufliegende Verbindlichkeit, über Irrlehren und Freiheiten der Kirche zu wachen; bald bereitete er sich über die Nothwendigkeit aus, in der gegenwärtigen Lage die Klugheit schonend zu behandeln. Er empfahl mir christliche Geduld, und bekümmerte Blicke. Er tadelte das Ceremoniel, das uns gehalten an den römischen Hof stelle; und lobte die Verbindung desselben, als zur Erhaltung seiner Würde nothwendig. Genug; der Sinn seiner ganzen Unterredung war, daß ich nichts thun könnte, was er nicht verboten zu haben behaupten könnte.

Ich drang wegen einer Erklärung so sehr in ihn, als man nur in einen Mann, der auf dem Stuhl des h. Peters sitzt, dringen kann; aber ich bewirkte nichts. Diese Audienz berichtete ich treulich dem Cardinal Barberini und meinen Freunden im Ausland. Auch das Betragen, welches sie mir riethen, will ich Ihnen beschreiben; erst aber hören Sie den Ausgang einer Unterhaltung, welche Corsini einige Tage vor der meinigen mit dem Pabst gehabt hatte und was zu eben der Zeit zwischen diesem und mir vorfiel.

Corsini, der erst seit kurzem wieder bei Hof in Ansehen stand, war außer sich, daß der Pabst mir das Pallium ertheilen hatte. Denn er fürchtete, daß Mazarin diese Handlung seiner Freundlichkeit zuschreiben und sich deshalb an ihn halten würde. Doch er

er keine Nachricht davon erhalten hatte, konnte freilich für ein groſses Verbrechen gelten, bei einem Mann, der ſich, wie er, bei ſeiner Abreiſe gerühmt hatte: es gäbe in Rom keinen Menſchen, der ihm nicht mit Freuden als Spion diene. Aus Furcht vor einem Verweis gab er dem Pabſt einen deſto fürchterlichern. Denn Klage kann ſeine Art zu reden wohl nicht genannt werden.

Er erklärte ihm ins Geſicht, daſs mich der König, ohngeachtet meiner Bullen, meiner Beſitzergreifung und meines Palliums nie für den Erzbiſchof von Paris erkenne und erkennen werde. Dies war eine der gelindeſten Stellen ſeiner Rede; ſeine Redeblumen beſtanden in Androhungen eines Parlaments-Beſchluſſes, eines Decrets der Sorbonne, der Beſchlüſſe von der franzöſiſchen Geiſtlichkeit. Einige etwas verſtekte Worte von Trennung wurden hingeworfen; die Erklärung aber, daſs der Pabſt von dem Friedenscongreſs, der nächſtens zu Stande kommen ſollte, gänzlich ausgeſchloſſen werden würde, erfolgte klar und beſtimmt. Dies letzte erſchütterte den Pabſt Alexander ſo ſehr, daſs er gegen dreimal Millionen ſo nichtiger und ſelbſt lächerlicher Entſchuldigungen verbrauchte, daſs ſie die Nachwelt nicht glauben wird. Ich hätte ihn überraſcht, ſagte er mit weinenden Augen; Er wolle nächſtens ein Gericht von den dem König angenehmen Cardinälen veranſtalten, um zu unterſuchen, was deſſen Wünſchen gemäs geſchehen könne. Herr von Bernis ſollte nur unverzüglich mit eilig an einem Memoire über den ganzen Lauf des bürgerlichen Kriegs arbeiten; Er würde ſeiner Majeſtät beſtens und ehrlichen Gerechtigkeit verſchaffen.

Genug; er that ihnen ſo vollſtändig Genüge, daſs dieſer durch einen expreſſen Courier in folgenden Aus-

nach Syrien wandte. Die Franken ſuchten zwar dieſe Uneinigkeiten zu benutzen, ihre Angriffe wurden aber mit Gotteshülfe jedesmahl vereitelt.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Saladin kehrt nach Syrien.

Den zwey und zwanzigſten Muharren im Jahr 579 (1183) nahm Saladin Tel Chalid in Syrien weg, begab ſich darauf in die ſo genannte grüne Reitbahn, wo er eine überaus große Macht zuſammenzog, und fieng nun mit allem Nachdruck die Belagerung von Haleb an. Amadoddin, theils aus Ueberdruß des langen Krieges, theils aus Gefühl ſeiner eignen Schwäche, that dem Sultan durch Huſamoddin Diman Friedensvorſchläge, in denen er ſich erbot, ihm, gegen Erſtattung ſeiner ehemaligen Länder, Haleb abzutreten. Dieſer Vergleich wird angenommen, und ohne Mitwiſſen des Volks oder der Armee geſchloſſen.

Das Gerücht davon verbreitete ſich aber doch ſo ſtark, daß der Soldat zu wiſſen verlangte, was im Werk wäre. Man ſagte es alſo laut, und überließ es nun einem jeden ſein eignes Beſte zu beſorgen, welches auch geſchah. Es gingen deswegen zwey Deputirte vom Volk an Saladin ab, der ihnen die Sicherheit des Soldaten und Bürgers eydlich zuſagen mußte, worauf ihm die Armee und die Vornehmſten aus dem Bürgerſtande in der grünen Reitbahn huldigten.

Unterdeſſen war Amadoddin auf dem Schloß mit den Anſtalten zum Abzuge beſchäfftigt, bis er endlich den 23ſten Saphar Stadt und Schloß verließ, an welchem Tage Saladins Bruder Taſj Elmolauh an einer empfangenen Wunde ſtarb. Saladin nahm den Amadoddin in ſeinem Zelte freundſchaftlich auf, beſchenkte

Ausdrücken an Mazarin schrieb. „Ich hoffe Ihnen „in kurzem eine noch bessere Nachricht bringen zu „können, als die gegenwärtige: die nehmlich, daß „der Cardinal Retz in der Engelsburg ist. Der Pabst „rechnet die der pariser Partei bewilligte Amnestie für „nichts, und sagte mir, daß der Cardinal von Retz „sich davon nichts zueignen könne, weil die Cardinäle „nur von dem Pabst allein losgesprochen, so wie auch „von ihm allein verdammt werden können. Ich habe „ihm diese Sätze nicht so ganz hingehen lassen, son„dern ihm geantwortet: daß das pariser Parlament sie „auch verdammen zu können glaubte, und dem Cardi„nal Retz schon seinen Prozeß gemacht haben würde, „wenn Ew. Eminenz sich nicht, aus reiner Achtung „für den heiligen Stuhl und Se. Heiligkeit insbe„sondere, nachdrücklich dagegen gesetzt hätten. Der „Pabst bezeugte sich Ihnen deßhalb sehr verpflich„tet und trug mir auf Ihnen zu versichern, daß „er dem König mehr Gerechtigkeit verschaffen wür„de, als das Pariser Parlament hätte thun können.“ Dies war ein Artikel aus diesem Brief.

Bemerken Sie hier, daß meine vorhin erzählte Unterredung mit dem Pabste nur einige Tage nach seinem Gespräch mit diesem vorfiel und was nun doch der Inhalt des eben erwähnten Briefes war. Wenn auch dieser nie nicht bekannt worden wäre, so hätte ich doch die Aborigung des Pabstes wahrnehmen müssen, da ich von ihr, nicht bloße Versichern, sondern völlige Licht erhielt. Der erste Ceremonienmeister, Viscount Fabri, ein kluger und rechtschaffener Mann, der am Einverständniß mit mir an der Erhebung des Pabstes gearbeitet hatte, sagte mir: er finde ihn sehr gegen mich verändert, in einem Grad, daß er [illegible] daß ich darüber aufs äußerste (al maggior segno)

seyrun) empfiel hin. Auch hatte der Pabſt dem Ab-
b Charrut geſagt: er begreife nicht, was es für Vergnügen daran finde, in Rom auszuſpringen, daß ich das Pontifikat regiere. Nach dieſer Aeußerung rieth mir der Pater Hilarion, ein Bernardiner und Abt vom h. Creuz von Jeruſalem, eine Reiſe aufs Land zu thun, unter dem Vorwand meiner Geſundheit; eigentlich aber damit der Pabſt ſehen möchte, wie wenig ich daran dächte, mich an den Hof zu dringen.

Ich folgte dem Rath dieſes Mannes, der einer der erleuchtſten Menſchen und mein vertrauter Freund geworden war, und gieng vier oder fünf Wochen lang nach Grotta ferrata, vier Meilen von Rom. Dieß ehemalige Tuſculum des Cicero iſt jetzt eine Abtei vom Orden des heiligen Baſilius, und gehört dem Cardinal Barberini. Der Ort iſt unbeſchreiblich ſchön, und ſogar ſein alter Gebieter ſcheint mir in ſeinen Epheuſeln ihn nicht geſchmeichelt zu haben. Ich ergötzte mich an dem Anblick deſſen, was hier von dieſem großen Mann noch ſteht. Die weißen Marmorſäulen, die er von Griechenland zu ſeinem Beſitzthum bringen ließ, tragen jetzt die Kirche der Mönche, welche Italiäner ſind, aber dem Gottesdienſt nach Griechiſcher Art verrichten und einen beſondern, äußerſt ſchönen Geſang haben.

Während dieſes Aufenthalts erhielt ich von dem oben erwähnten Brief des Herrn von Sivrac Nachricht. Er machte mir eine vom Original genommene Copie. Wo dieſer Entwurf war, und das Innere der Intriguen, die mich mit dieſem Brief bekannt machte, will ich Ihnen ſogleich erzählen.

Entwurf

Croiſſi war ein Pariſer Parlamentsrath, der ſich, wie Sie geſehen haben, ſehr in die politiſchen Angelegenheiten ſeiner Zeit gemiſcht hatte. Er war mit Avaux zu Münſter geweſen; war von dieſem an Nagoreki, Fürſten von Siebenbürgen, geſchickt worden; hatte ſich ſeinetwegen mit Servien vereinigt; und dieſes Verhältniß, wozu ſein natürlich unruhiger Kopf kam, bewog ihn, ſo oft die Stimmung ſeiner Gebieterinn Veranlaſſung dazu gab, ſich gegen Mazarin auszulaſſen. Der Umgang ſeines vertrauten Freundes, St. Romain, mit dem Prinzen von Conti band ihn, ſo wie Courtins *) Bekanntſchaft mit Frau von Longueville während der Belagerung von Paris, an das Intereſſe dieſer beiden. Sobald ſich der Prinz mit dem Hof entzweit hatte, ergab er ſich ihnen, und war ihm während ſeines Gefängniſſes ſehr nützlich. Er wußte um das Geheimniß der Negociation und des Tractats, welchen die Fronde mit ihm ſchloß; und beobachtete ſtets die vollkommenſte Aufrichtigkeit gegen uns, ob er gleich ſeiner Verbindung mit dem Prinzen, und da wir nach ſeiner Freiheit von neuem mit ihm brachen, getreu blieb.

Wenige Tage nach meiner Gefangennehmung wurde auch er in Paris eingezogen, weil er gegen des Königs Befehl zurückgekehrt war und ſich verborgen gehalten hatte. Er ward nach Bois de Vincennes gebracht, wo auch ich gefangen ſaß, und erhielt ein Zimmer über dem meinigen. Wir fanden Mittel, uns einander mitzutheilen. Er ließ ſeine Briefe des Nachts an einem Faden herab, den er an einem meiner Fenſter hin und her zog. Da ich beſtändig bis früh um

2 Uhr

*) Belander in Schweden. Er hat das Buch [illegible] an ſeinem Grotius de Jure belli et pacis und Hamphi ſehr übertrieben.

U. Denkwürd. I. XX. Th. Er

2 Uhr ſtudierte, und meine Wache darüber einſchlief, ſo nahm ich ſie im Empfang und band die meinigen an eben den Faden. Während ſeines Prozeſſes, wozu eifrig gearbeitet ward, war ich ihm durch meine Nachrichten nicht unnütz. Der Canzler kam zweymal nach Vincennes, um ihn zu verhören. Er war des Einverſtändniſſes mit dem Prinzen, ſelbſt nach ſeiner Verdammung und ſeiner Flucht zu den Spaniern, beſchuldigt. Er war es, der im Parlament zuerſt vorgeſchlagen hatte, einen Preis auf Mazarins Kopf zu ſetzen; was ſeiner Rechtfertigung eben nicht günſtig war. Demohngeachtet kam er durch Hülfe des Präſidenten Bellievre aus dem Gefängniß, ohne verdammt zu werden, ob er gleich ſchuldig war. Dieſer war einer von ſeinen Richtern, und hatte ihm wie er mir am Tage, da er mich von Vincennes abholte, ſagte, ein gewiſſes Zeichen gegeben, welches ihn bei einer ſeiner Antworten, in den Verhören des Canzlers, berichtigt und gerettet hatte.

Genug: er kam los, ohne verurtheilt zu werden, und verließ das Gefängniß auf ſein Wort, ſeine Stelle niederzulegen, und Paris oder das Reich zu verlaſſen. Ich weiß ſelbſt nicht mehr, welches von beiden. Er kam nach Rom, wo er mich fand, und wenn ich nicht irre, mit Chatillon, der ſein Freund war, zuſammen wohnte. Faſt jeden Abend kamen dieſe beiden zu mir, weil ſie es am Tage nicht wagten, da es den Franzoſen verboten war, mich zu ſehen. Beide hatten einen genauen Umgang mit dem kleinen Abbatet, jetzigen Biſchof von Agde, welcher damals auch in Rom war. Dieſer nahm es ſehr übel, daß ſich Herr von Lionne die Freyheit nahm bey ſeiner Frau zu ſchlafen, während er mit ihr im engen Verſtändniß lebte. Da er überdieß die Stelle in Rom für ſich ſelbſt im Auge hatte, war er ſehr erſtaunt, den Ehemann eine ſchlechte Rolle ſpielen zu ſehen, und

hoffe

hoffte auf Gelegenheit, ihm am Hofe etwas anzuhaben.

Zu Erreichung dieses Zwecks hielt er für das sicherste Mittel, Lionne's vornehmste oder vielmehr einzige Negociation in Rom, nehmlich meine Angelegenheit, zu verwirren. Er wandte sich deshalb an Creiſſi, und bat diesen, mir zu sagen, daß er mir pünktlich jeden Schritt, welcher geschähe, entdecken würde. Von allen Depeschen des Hofherrn (anders nannte er Lionne niemals) sollte ich, noch ehe sie von Rom abgiengen, Copien erhalten, und von den Mazarinischen eine Viertelstunde nach ihrer Ankunft beim Hofherrn. Er, Fouquet, sey als unumschränkter Gebieter der Frau von Lionne, von diesem allem Herr, weil ihr Mann nichts vor ihr verbergen halte, welche noch überdies äuſſerſt manniglich auf ihn sey, da er gerade damals, leidenschaftlich in eine ihrer Cammer-Frauen verliebt war. Diese hieß Agathe und war ein reizendes Geschöpf.

Dieſer so wichtige Vortheil über Lionne war die vornehmste Ursache, warum ich auf sein Entgegenkommen durch Herrn von Montreſor nicht genug achtete. Es hätte mich nichts daran hindern sollen, und ich hatte Unrecht; aber zwey Dinge trugen dazu bey, mich diesen Fehler begehen zu lassen. Erſtens war es das Vergnügen, mit welchem wir, Creiſſi, Chapellen und ich, alle Abende den Hörnerträger beluchten, und ich bemerkte hier, freylich zu spät, was ich auch dann noch in andern Fällen beobachtet habe: daß es in wichtigen Angelegenheiten noch weit mehr wie in andern, nothwendig iſt, sich jenen Geschmack an muthwilligem Scherz sorgfältig zu verwahren. Er unterhält, er kitzelt, er schmeichelt. Aber tiefer Hang ist dem Prinzen, den man als einen Gelegen-

heit theur zu ſtehen gekommen. Was mich zweytens gleich anfangs gegen Vienne erbitterte, war, daß er, ſobald ich das Conclave verließ, einen gewiſſen La Borne ins Palais notre Dame von Loretto, meine Wohnung, ſchickte, mit einer gerichtlichen Verwarnung an alle meine Bediente, welche Unterthanen des Königs waren, daß ſie mich verlaſſen ſollten, wenn ſie nicht als Rebellen gegen den König und Verräther des Vaterlandes angeſehen und als Majeſtätsverbrecher beſtraft ſeyn wollten. Er that dies, wie er mir in der Folge zu St. Germain geſagt hat, auf ausdrücklichen Befehl vom Hof. Dieſe Ausdrücke brachten mich auf. Der Name des Königs rettete den Ueberbringer vor Beleidigungen, aber einer meiner Etellente, der Chevalier Bois-David, ein junger und aufgelaſſener Menſch, machte beym Weggehen einige Anſpielung auf Hörner, die leicht zu deuten waren. So verwickelt man ſich oft mehr durch ein Wort als durch eine Handlung und ich habe mir deshalb mehr als einmal vorgeſagt, daß in den wichtigſten Angelegenheiten gerade die geringfügigſten Reden am meiſten erwogen werden müſſen.

Jetzt zu dem Brief zurück, den mir Cronſt nach Grotta-Ferrata überbrachte. Er überraſchte mich; aber mit jener Art von Ueberraſchung, die nicht erſchüttert. Alles Unglaubliche hat ſtets auf dieſe Art bey mir gewirkt. Nicht als wüßte ich nicht, daß das Unglaubliche oft wahr ſeyn könne. Da es nach allen Regeln der Vorſicht nicht wahrſcheinlich iſt, ſo hat es mich immer eben ſo wenig rühren können, als ein Donnerſchlag, der zwar nicht gewöhnlich iſt, aber doch geſchehen kann.

Wir, Cronſt, Chanier und ich ſtellten jedoch über dieſen Brief große Betrachtungen an. Den

letz-

letztern ſchickte ich nach Rom, um über den Inhalt deſſelben mit dem Cardinal Azolini zu Rathe zu gehen. Der Cardinal legte den Worten des Pabſtes, auf welche Vienne ſo ſicher bauete, kein groſſes Gewicht bey, und ſagte zu dem Abbé Charier äuſſerſt fein und durchdacht: Seiner Ueberzeugung nach vergröſſere Vienne, dem viel daran liege, die ſchnelle Beſitzergreifung des Palliums gegen den Hof zu verhehlen oder vielmehr wieder gut zu machen, die Worte und Verſprechungen Sr Heiligkeit; der Pabſt iſt noch überdies, ſetzte er hinzu, der Erſte in der Kunſt, Ausdrücke zu finden, die alles zeigen und nichts gewähren. Er rieth mir nach Rom zurückzukehren und mir nichts merken zu laſſen; dem Pabſt wie vorher ein vollkommenes Zutrauen in ſeine Gerechtigkeit und guten Willen zu zeigen und meinen Weg fortzugehen, als wüſte ich nichts von allem was er gegen Vienne geſagt hatte.

Ich glaubte ihm und verſuhr wirklich auf dieſe Weiſe. Bey meiner Ankunft in Rom erklärte ich, dem Rath meiner Freunde zufolge, den ſie mir noch vor meiner Abreiſe gegeben hätten, daß meine Ehrfurcht für den Namen des Königs groß genug ſey, um mit von denen, die nur im geringſten eine Autoriſation von ihm hatten, alles ohne Ausnahme gefallen zu laſſen. Nicht allein Herr von Vienne, ſondern ſogar Herr von Gouffier, der nur Agent von Frankreich war, kamen mit mir überein, wie ſie wollten; bey allen Gelegenheiten würde ich ihnen alle mögliche Höflichkeit erweiſen. Was ferner die Herren Cardinäle, meine Mitbrüder, betreffe, ſo würde ich die nehmliche Regel beobachten, weil nach meiner Ueberzeugung kein Grund in der Welt fähig ſey, die Geiſtlichen auch von den äuſſerlichen Pflichten der Einfalt und Liebe abzuſchrecken, die unter ihnen gut finden ſollte. Dieſe Regel iſt dem Evangelium gemäſs und ſchickt ſich beſſer, als alle Ceremonien. Indeſſen

mich, daß ich bey ihnen nicht darauf achten solle, ob sie über oder unter mir stünden; ich würde auf gleiche Art vor ihnen still halten, ohne zu überlegen, ob sie mir dieselbe Begegnung widerfahren lassen würden oder nicht, ob sie mich begrüßen würden oder nicht.

Gegen Privatpersonen aber, die der König mit keinem Charakter geheiligt hätte, könnte ich, wenn sie in meiner Person dem Purpur nicht die schuldige Achtung bewiesen, nicht auf gleiche Art verfahren; denn sonst würde ich zum Nachtheil seiner Würde mitwirken, weil die Weltleute unfehlbar gegen die Vorrechte der Kirche schädliche Folgerungen daraus ziehen würden. Da ich jedoch aus Neigung und Grundsatz von allem, was den geringsten Anstrich von Gewaltthätigkeit haben könnte, weit entfernt sey, so würde ich meinen Leuten befehlen, den Personen, welche hier gegen ihre Schuldigkeit fehlen würden, zuerst nicht zu schaden; sie sollten sich begnügen, den Pferden vor ihren Wagen die Kniesehnen durchzuhauen. Daß niemand sich einer solchen Beschimpfung aussetzte, werden Sie leicht glauben. Die meisten Franzosen hielten vor mir still, und die, welche dem Cardinal von Este gehorchen zu müssen glaubten, vermieden sorgfältig, mir in den Straßen zu begegnen.

Der Cardinal Bichi hatte dem Pabst meine öffentliche Erklärung über meine künftige Aufführung sehr vergrößert, hinterbracht; er sprach darüber in einem verweisenden Ton mit mir, und sagte: daß ich denen nicht trotzen dürfte, welche den Befehlen des Königs Gehorsam leisten würden. Ich, der sein arglistiges Wesen schon kannte, glaubte dies auf eine Art beantworten zu müssen, die ihn selbst zu einer nähern Erklärung zwänge. Dies ist eine unfehlbare Regel gegen Menschen von diesem Karakter. Ich antwortete also: ich könne ihm nicht genug danken, daß er

so

gütig wäre, mir hierüber seine Befehle zu geben. Ich würde künftig von dem geringsten Franzosen alles Dulden; und zu meiner Rechtfertigung bey dem Carnalscollegium genüge es mir sagen zu können, daß auf Befehl Sr. Heiligkeit geschähe. Der Pabst wiederholte dieses Wort mit Wärme und sagte: dies ist meine Meinung nicht. Ich verlange nicht, daß man dem Purpur nicht die schuldige Achtung erweisen soll. Sie fallen von einem Extrem aufs andre. Hüten Sie sich diese Rede in Rom zu verbreiten.

Ich faßte diese Aeußerung nicht weniger schnell auf und bat ihn, mir zu verzeihen, wenn ich vorhin seinen Sinn nicht wohl gefaßt hätte. Ich vermuthe jetzt, daß er mein Benehmen im Ganzen gut heiße, und mir nur eine gerechte Mäßigung desselben empfohlen habe. Dies glaubte er mir nicht ableugnen zu können, weil er doch einigermaßen seine Rechnung dabey fand, daß er mit mir doppelsinnig gesprochen hatte; auch ich fand die meinige dabey, weil ich mein Betragen nicht ändern durfte. So endigte meine Audienz und beym Weggehen rühmte ich Sr. Heiligkeit gegen Monsignor il maestro di camera, der mich begleitete. Dieser sagte es am Abend dem Pabst, der ihm mit gerunzelter Stirn zur Antwort gab: quelli maledetti Francesi sono più furbi di noi altri. *) Noch zwey Tagen sagte dies dieser Cämmerer Pandolfi, welcher in der Folge Cardinal wurde, dem Papst Hilarion, und von diesem erfuhr ich es. Ich reiste auf diese Weise fort, bis ich nach den Bädern von St. Casciano, die in Toskana liegen, reiste, um mich wo möglich von einem neuen Anfall wiederherzustellen, der mich an der Schulter durch meine eigne Schuld überfallen hatte.

*) Diese verdammten Franzosen sind größre Schelmen als wir andern alle.

Daß es Roms berühmteſtem Chirurgus nicht mit meiner Heilung hatte glücken wollen, habe ich Ihnen bereits geſagt, ob er ſie gleich zu dieſem Zweck von neuem verrenkt hatte. Auf Empfehlung eines florentiſchen Edelmanns, meines Verwandten aus dem Hauſe Mazzinghi, hatte ich mich hierauf von einem Bauer von den Gütern des Prinzen Borgheſe anführen laſſen. Der Edelmann verſicherte mich, Wunderkuren von dieſem Charlatan geſehen zu haben. Unter namenloſen Schmerzen renkte er mir die Schulter zum dreyten mal aus, ohne ſie einzurichten. Die Schwäche, die mir von dieſer Operation zurück blieb, nöthigte mich zu den Waſſern von St. Caſſiano meine Zuflucht zu nehmen, wo ich mich aber nur mäßig erleichtert fand.

Ich verlebte den Ueberreſt des Sommers in Caprarola, einem äuſſerſt ſchönen 40 Meilen weit von Rom gelegenen Landhaus, das dem Herrn von Parma gehörte. Hier erwartete ich die kühle Witterung; alsdann kehrte ich nach Rom zurück wo ich den Pabſt in allem ohne Ausnahme, wie er ſich ſeyn in Rückſicht meiner benommen hatte, verändert fand. Von ſeiner vorgeblichen Frömmigkeit war nichts übrig geblieben, als ſein Ernſt, wenn er in der Kirche war; ſeine Ernſthaftigkeit wurde ich ſagen, nicht ſeine Beſcheidenheit; denn in ſeinem Anſtand war viel Stolz ſichtbar.

Den Mißbrauch des Nepotismus *) ſetzte er nicht allein fort, und ließ ſeine ganze Verwandtſchaft nach Rom kommen. Er heiligte ihn ſogar durch die Billigung der Cardinäle, deren Meinung er von je-

*) S. die Schrift Sindicato del Alexander VII. Man findet darin viele Pasquinaden gegen ihn. Unter andern fragt Marforio, was dieſer Pabſt ſterbend den Cardinälen gelegt habe. Pasquin antwortet: den ſich alle Straße, die ſeinen Verwandten

ſchenkte ihn mit ſchönen Pferden und andern Koſtbarkeiten, und theilte unter ſeinem Gefolge königliche Kleider aus. Einige Tage nachher ergab ſich auch die Burg Harem, und hiemit war der Feldzug beendigt.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Feldzug nach Elsjalut.

Nach erlangtem Frieden begab er ſich von neuem zu einem heiligen Feldzuge. Er langte im Anfange des andern Sjumad zu Damaſkus an, und gieng von da über die Subliciſche Brücke durch Alphauwar und Elkoſair nach Beiſana, aus welchem letztern Orte die Einwohner mit Hinterlaſſung alles ihres Habes geflohen waren. Saladin ließ ihn in Brand ſtecken, und rückte alsdann nach Elsjalut, wohin ſchon ein Vortrapp vorausgegangen war, um die Franken zu recognoſciren. Von ohngefähr begegnete dieſer am 10ten des andern Sjumad einem Corps, das von Caracha und Sjaubech den Franken zur Hülfe geſandt war, und focht gegen daſſelbe mit dem größten Glücke. Auſſer ſehr vielen Todten verlohr es noch hundert Gefangene, und die Muſelmänner büßten nur einen mit Nahmen Behram Sjamousj ein. Den folgenden Tag zogen ſich die Franken nach dem ſehr bekannten Flekken Phaula, wo ihnen der Sultan in völliger Schlachtordnung entgegenrückte. Letzterer führte das bekannte Regiment Sialisju an, das aus 500 Bogenſchützen beſtand, und hier mit der größten Tapferkeit focht. Die Franken vermieden ein förmliches Treffen, deckten mit dem Fußvolk ihre Reiterey, und zogen ſich bis an den Brunnen von Elsjalut zurück. Saladin folgte ihnen auch dahin nach, konnte ſie aber auf keine Weiſe aus ihrem Lager herauslocken, weil ihnen ſeine Uebermacht gar zu fürchterlich war. Er zog ſich daher gegen Tour zurück, um dort an dem Fuß des Berges

jedem ins beſondre verlangte, um nicht derjenigen folgen zu müſſen, die vielleicht ſeinen Wünſchen entgegen ſeyn könnte. Eitel war er bis zur Lächerlichkeit und in ſo hohem Grade, daß er ſich wie ein kleiner Landedelmann, mit dem die Bürgermeiſter ſich meſſen, über ſeinen Adel brüſtete. Auf jederman, ohne Ausnahme, war er neidiſch. Der Cardinal Leſo ſagte: er wollte ihn mit dem Lobe des heiligen Leo ums Leben bringen; und es iſt gewiß, daß Monſignor Magalotti ſich beinahe mit ihm überwarf, weil ihm dünkte, als glaubte dieſer, das Toſkaniſche beſſer zu verſtehen, wie der Pabſt. Nie redete er die Wahrheit. Der florentiniſche Geſandte, Marquis Amerti, ſchloß eine an den Großherzog gerichtete Depeſche, die er mir zeigte, mit folgenden Worten: Genug, Signor, wir haben einen Pabſt, aus deſſen Mund nie ein wahres Wort kömmt. Beſtändig war er mit Kleinigkeiten beſchäftigt. So wagte er, einen öffentlichen Preis für den auszuſetzen, der ein lateiniſches Wort für chaiſe roulante *) finden würde: und einmal brachte er ſiebem bis acht Tage mit der Unterſuchung zu, ob molco von molen, oder molen von molco herkäme? Als mir der Cardinal Imperiali die zwei oder drei Verſammlungen der Academien ſchilderte, die wegen dieſes würdigen Gegenſtandes gehalten worden waren, glaubte ich, er übertreibe zu ſeiner Beluſtigung. Aber der folgende Tag belehrte mich eines beſſern. Der Pabſt hatte den Cardinal Acquaviva und mich holen laſſen, und uns befohlen mit ihm in Wagen zu ſteigen. Hier unterhielt er uns, während einer drei Stunden lan-

ſowol wie möglich; von den Jüden das niederträchtigſte; alles ſchändliche von den Cardinälen; von der Kirche wenig; von Gott gar nichts.

*) Kleine Kutſche mit zwei Rädern.

gen Spazierfahrt, mit den schalsten Kleinigkeiten, welche die niedrigste Kritik eines kleinen Collegiums hätte hervorbringen können. Naccioli, im hohen Grade schöner Geist, sagte mir, als wir sein Zimmer verließen, wohin wir ihn begleitet hatten: nun wolle er das Gespräch des Pabstes zu Hause sogleich distilliren, um zu sehen, wie viel er in einer drei Stunden langen Unterhaltung, wo er immer ganz allein gesprochen, gesunden Verstand heraus zu ziehen gewähre.

Einige Tage später begieng er eine dem Anschein nach äußerst kindische Zierererei. Er führte alle Cardinäle in die sieben Kirchen, und gab ihnen, da der Weg zu weit war, um ihn mit einem so großen Zug in einem Vormittag vollenden zu können, im Refectorium von St. Paul ein Mittagessen. Hier ließ er jedem eine besondere Portion reichen, wie man zur Zeit des Jubeljahrs den Pilarimmen zu geben pflegt. Alles Silberzeug, was hier verschwenderisch gebraucht ward, war ausdrücklich dazu verfertigt, in einer der gewöhnlichen Pilgergeräthschaft ähnlichen Form. So erinnere ich mich unter andern, daß die Vasen, worinn uns der Wein gereicht ward, ganz den Flaschen des h. Jacobs ähnlich waren.

Doch nirgends schien, meinem Bedünken nach, seine Oberflächlichkeit so sichtbar durch, als da er sich fälschlich die Ehre von Bekehrung der Königin Christine von Schweden zueignen wollte. Sie hatte ihre Ketzerei schon vor mehr als achtzehn Monaten abgeschworen, als es ihr einfiel, nach Rom zu kommen. Kaum erfuhr dies der Pabst Alexander, so gab er dem Cardinalscollegium in voller Versammlung durch eine sehr studirte Rede davon Nachricht. Er suchte uns auf alle Weise zu verstehen zu geben, daß er allein das Werkzeug gewesen sey, dessen sich Gott zu dieser Bekehrung bedient habe. Ein jeder war voll-

vollkommen vom Gegentheil überzeugt, und Sie können sich leicht die Wirkung denken, welche eine so übel verstandne Eitelkeit hervorbringen mußte.

Auch mich, werden Sie leicht glauben, ließ diese Handlungsart des Pabstes nicht viel gutes von seiner Vorsorge hoffen; und es ward mir in wenig Tagen noch weit gewisser, daß seine Schwäche bei großen Handlungen in eben dem Grade wuchs, wie seine Neigung für Kleinigkeiten.

Alle Jahre wird in der Laterans Kirche von St. Jean der Seele Heinrichs des Großen zu Ehren eine Gedächtnißfeier gehalten, wo die französischen Gesandten und die Cardinäle der Faction nie fehlen. Es gefiel dem Cardinal von Eß zu erklären, daß er mich nicht dabei leiden wollte. Ich erfuhr dies und verlangte bei dem Pabst Gehör, um ihm diese Nachricht mitzutheilen. Er verweigerte es mir, unter dem Vorwand, daß er sich übel befinde. Hierauf ließ ich durch Monsignor Zeby um seine Befehle bitten; aber dieser konnte nur zweideutige Antworten von ihm herausbringen. Ich sah voraus, daß wenn etwas zwischen dem Cardinal von Eß und mir vorfallen sollte, wobei auf irgend eine weise Blut flösse, der Pabst mir alles zur Last legen würde. Ich suchte daher, so weit es die Ehre gestattete, mir von Seiten des Pabsts einen Befehl, von der Ceremonie wegzubleiben, zu verschaffen. Da mir dies nicht gelingen wollte, und ich mich auf der andern Seite nicht selbst des Titels eines französischen Cardinals verlustig machen oder von den eigenthümlichen Functionen der Nation ausschließen wollte, so beschloß ich, nach Tivoli zu gehen. Mit großer Beschleunigung ging ich nach St. Jean, nahm meinen Platz ein, war bei der ganzen Ceremonie, und grüßte beim Kommen und Gehen die Cardinäle der Faction mit vieler Höflichkeit.

Sie

Sie begnügten sich meinen Gruß unerwiedert zu lassen und ich kam sehr froh nach Hause, so wohlfeil davon gekommen zu seyn.

In St. Louis, wo das Cardinalscollegium sich am Tag des Patrons dieser Kirche einfand, hatte ich eine ähnliche Scene. La Bussiere, damals Stallmeister bei Lionne und jetzt Kämmerer für die Gesandten zu Rom, hatte laut gesagt, daß ich dort nicht gekniet werden würde. Ich wußte es und gab mir alle Mühe, den Pabst dahin zu bringen, dem, was geschehen könnte, vorzubeugen. Ich sprach mit ihm selbst voll Kraft darüber. Er wich allen Erklärungen aus. Freilich sagte er mir als ich davon zu sprechen anfieng: er sähe nicht ein, was mich verpflichten könnte, mich bei Ceremonien einzufinden, da ich an dem Verbot des Königs eine sehr anständige Entschuldigung fände. Doch kaum antwortete ich ihm, daß, wenn ich diese Befehle für königliche Befehle anerkennen wollte, ich eben so wenig einsehe, wie ich mich weigern könnte, den Befehlen zu gehorchen, durch welche eben dieser König täglich gebiete, mich nicht für den Erzbischof von Paris anzunehmen; so zog er sich schnell zurück. Es sei meine Sache, sagte er, hierüber mit mir zu Rathe zu gehen; Er würde niemals einem Cardinal verbieten, den Functionen des heiligen Collegiums beizuwohnen u. s. w. So gieng ich aus seiner Audienz weg, wie ich gekommen war. Ich gieng in die Kirche St. Louis völlig bereit, das Feld streitig zu machen. La Bussiere riß dem Geistlichen den Sprengwedel aus der Hand, als mir dieser das geweihte Wasser geben wollte. Einer meiner Edelleute brachte mir es. Der Cardinal Antonio unterließ das Compliment gegen mich, welches man bei dieser Gelegenheit allen andern Cardinälen zu machen pflegt. Inzwischen nahm ich meine Stelle ein und blieb darinn während der ganzen Ceremonie.

Ich

Ich erhielt mich dadurch in Rom auf dem Posten und in dem Rang eines französischen Cardinals.

Doch gehörte der hiezu nöthige Aufwand nicht unter die kleinsten Schwierigkeiten, die ich dabei fand. Ich stand nicht mehr an der Spitze einer großen Faction, die ich immer mit einer großen Wolke verglichen habe, worinn ein jeder sich nach Gefallen ein Bild verschafft. Während der Pariser Unruhen erschien ich den meisten Menschen als Einer, der von allen Umwälzungen Nutzen zu ziehen weis; ich war ein grüner Baum, von dem ein jeder Schatten hatte; meine damalige Lage zog mir unermeßliche Anerbietungen zu, und wäre mein Widerwillen gegen Anleihen nicht noch größer gewesen als meine Neigung zur Verschwendung, so würde ich in der Folge meine Schulden nach mehreren Millionen Geldes haben rechnen müssen, da ich sie nach Millionen livres zählte. Sehr verschieden war mein Stand in Rom. Hier war ich ein Flüchtling, von meinem König verfolgt; der Pabst mißhandelte mich; die Einkünfte meines Erzbisthums und meiner Beneficien waren eingezogen: allen französischen Banquiers war ausdrücklich verboten, mir zu dienen; ja man hatte die Härte selbst so weit getrieben, allen, von denen man glaubte, daß sie mir beistehen könnten oder wollten, das Versprechen abzufordern, es nicht zu thun. Um meinen Credit gänzlich zu vernichten, war sogar allen meinen Gläubigern erklärt worden, daß der König ihnen von allen meinen Einkünften, die er unter den Händen habe, nicht einen Heller anzurühren erlauben würde. Auch setzte man etwas darein, diese Einkünfte mit einer solchen Verschwendung und Entweihung zu zerstreuen, daß zwei Bastards des Abbé Rousset bei der Pförtnerin des erzbischöflichen Pallasts öffentlich von einem aus dieser Einnahme genommenen

nen Fond ernährt und unterhalten wurden. Keine Vorkehrungen waren vergessen worden, um meine Pächter zu hindern, gegen mich hülfreich zu seyn, und meine Gläubiger zu nöthigen, mich durch ein Verfahren zu beunruhigen, das ihnen zwar für die Gegenwart nutzlos gewesen, in der Folge aber schwer auf mich gefallen wäre.

Die Bewährung, mit welcher der Abbé Fouquet diesen letztern Punkt betrieb, gelang ihm nur bei einem Fleischer; meine andern Gläubiger blieben unerschütterlich. Mit mehr Erfolg arbeitete der Cardinal Mazarin. Die Einnehmer des Erzbisthums leisteten mir nur schwachen Beistand; mehrere meiner Freunde nahmen das Verbot des Königs zum Vorwand ihrer Unthätigkeit: Herr und Frau von Liancourt sandten dem Herrn von Chalonne zwei tausend Thaler, ob sie gleich meinem Vater, dessen genauesten Freunde sie waren, zwanzig tausend angeboten hatten; ihre Entschuldigung war, daß sie der Königin ihr Wort gegeben hätten. Der Abbé Amelot, der sich einbildete, durch Gunst des Cardinals Mazarin Bischof zu seyn, gab denen, die ihn für mich gewinnen wollten, zur Antwort: ich hätte bei dem Besuch, den er mit dem Herrn von Caumartin mir in Nantes gemacht, so viele Achtung gegen diesen gezeigt, daß er sich mit Mazarin nicht entzweien zu dürfen glaube, in dem Augenblick, wo er ihm Zeichen einer besondern Achtung gäbe. Herr von Luines, mit dem ich während der Belagrung von Paris eine enge Freundschaft errichtet hatte, glaubte derselben mit sechstausend livres genug zu thun.

Genug; Chalons, Caumartin, Bagnols und de la Haussaye, die damals die Güte hatten, für meine Erhaltung zu sorgen, kommen darüber in ziemlicher

liche Verlegenheit, und fanden in Wahrheit keinen wahren Beiſtand als bei Herrn von Manevillette, der ihnen vier und zwanzig tauſend livres für mich gab; Herr Pirion von Maſſrac, der achtzehn tauſend vorſchoß, Frau Daſſerac, die eben ſo viel; und Herr von Hacqueville, der von ſeinem eignen geringen Einkommen fünftauſend gab. Frau von Leſtiguiers lieh funfzigtauſend livres; Herr von Briſſac ſandte ſechs und dreißig tauſend. Das übrige nahmen ſie aus ihrem eignen Vermögen. Chatons und la Houſſaye konnten vierzig tauſend, Coumartin fünf und funfzig tauſend beitragen. Mein Bruder, Herr von Rib, erſetzte gütigſt das fehlende, und hätte ſeine Frau ſo viele Rechtlichkeit und natürliche Güte beſeſſen wie er, ſo würde er es noch mit einer weit beßern Art gethan haben.

Vielleicht werden Sie es unbegreiflich finden, daß ein Mann ſo große Summen finden konnte, der ſo völlig im Unglück verſunken zu ſeyn ſchien. Ich antworte: es iſt ohne Vergleich mehr zu verwundern, daß mir, bei meinen Verbindungen mit zahlloſen Leuten, nicht noch beträchtlicher Summe angeboten wurden.

Mein dankbares Gefühl heißt mich die Namen derjenigen, die mir beygeſtanden haben, in dieſe Schrift aufzeichnen; aus Schonung verſchweige ich die meiſten von denen, die mich verließen, und mit Freuden würde ich ſie alle unterdrückt haben, wenn nicht Ihr Befehl, einige Aufzeichnungen zu hinterlaſſen, die Ihren Söhnen zu einiger Belehrung dienen könnten, mich genöthigt hätte, dieſe Genauigkeit, die ihnen vielleicht nüzlich ſeyn kann, beyzubehalten. Ihre Geburt kann ſie natürlicherweiſe zu den erſten Stellen erheben, und dann bedürfen ſie nichts ſo ſehr, als von Jugend auf, die warnende Lehre, daß nur ein fortdauerndes Glück die meiſten Freundſchaften feſthält.

Ich

Ich war gutmüthig genug, dies nicht zu glauben, obgleich alle Bücher es nur verkündigt hatten. Der entgegengesetzte Grundsatz hat mich zu unendlichen Fehlern verleitet; und ich habe in meinem Unglück zwanzig mahl auf dem Punkte gestanden, das nothwendigste entbehren zu müssen, weil ich in meinen glücklichen Tagen nie das Ueberflüssige entbehren zu müßen fürchtete.

Die Rücksicht für Ihre Kinder verleitet mich ebenfalls, jetzt einer Kleinigkeit zu erwähnen, die ohne dieses Ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig seyn würde. Unglaublich ist die oeconomische Verlegenheit, sobald man unglücklich ist. Ein jeder glaubt den Unglücklichen zu ehren, wenn er ihm dient. Nur äußerst wenige Rechtschaffene halten hier die Probe aus; denn diese Stimmung oder Verstimmung vielmehr theilt sich den Gemüthern derer die durch sie beherrscht werden, so unvermerkt mit, daß sie es selbst nicht wahrnehmen. Sie hat mit der Undankbarkeit gleiche Natur. Ich habe über beyde Fehler oft nachgedacht, und habe die Uebereinstimmung beider darin gefunden, daß die meisten, denen sie eigen sind, ihr Daseyn nicht einmal argwöhnen. Die Undankbaren bemerken diese Untugend nicht, weil die nehmliche Karakterschwäche, welche sie undankbar macht, sie zugleich dahin bringt, in ihrer eignen Einbildung das Gewicht ihrer Verbindlichkeiten zu vermindern. Die Anmaßenden aber sehen deswegen nicht hell, weil sie in ihrer Anhänglichkeit an die mißliche Lage eines andern sich selbst gefallen, und hierdurch den Verdruß sich vermindern, den sie des Tags mehr als zehnmal darüber fühlen.

Frau von Pomereur schrieb mir einmal bey Gelegenheit eines, zwischen Caumartin und la Houssaye, vorgefallnen Mißverständnißes, daß die Freunde eines Un-

Unglücklichen ſchwer zu befriedigen; — eben ſo, wie ſeine Diener, hätte ſie hinzuſetzen ſollen. Die Vertraulichkeit, welche ſich ein Großer, der rechtſchaffen denkt, weit mehr als ein andrer erlaubt, vermindert die Ehrfurcht unvermerkt, die man aber doch, ſo lang ſich täglich die nehmliche Größe zeigt, nie aus den Augen ſetzt. Anfänglich erzeugt dieſe Vertraulichkeit die Freyheit zu reden; bald folgt auf dieſe auch die Freyheit zu klagen. Die wahre Nahrung dieſer Klagen liegt in der Einbildung, daß man ſich anderwärts beſſer befinden würde, als bey dem Unglücklichen. Dieſen Wahn geſteht ſich keiner ſelbſt, weil er fühlt, daß er nicht mit dem, wozu ihn nun einmal die Ehre verpflichtet, übereinſtimmt, oder noch aus einem Grund von Zuneigung, die man oft mitten in dieſer Stimmung beybehält. Aus dieſen Gründen täuſcht man ſich oft ſelbſt über das, was man im Innerſten des Herzens fühlt, und der Verdruß über das Mißgeſchick, welches wir theilen, fällt alle Augenblicke auf andere Gegenſtände. Der oft nöthige und ſelbſt in tauſend Fällen unvermeidliche Vorzug, den der eine vor den andern erhält, gilt ihnen ſtets für Ungerechtigkeit. Alles was der Gebieter für ſie thut, ſey es auch noch ſo ſchwer, wird für Schuldigkeit gehalten; was er unterläßt, ſelbſt das Unmögliche gilt für Undank oder Härte.

Schlimmer als alles dieſes iſt, daß die Mittel, welche ein wirklich gutes Gemüth dagegen aufbieten will, das Uebel nur vermehren, anſtatt es zu heilen; weil es ihm ſchmeichelt. Wollen Sie dies näher erklärt haben? Gewohnt mit meinen Dienern immer wie mit Brüdern zu leben, war es mir nicht einmal eingefallen, etwas anders als Gefälligkeit und Sanftmuth bey ihnen zu finden. In der Galere ſchon fieng ich an, die Beſchwerlichkeiten der Vertraulichkeit wahrzunehmen; aber ich hoffte, ſie durch eine gute

Behandlung zu verscheuchen. Das erste, was ich bei meiner Ankunft in Florenz that, war, das von dem Grosherzog geliehene Geld mit denen, die mit auf meiner Reise gefolgt, und andern, die unter Weges zu mir gekommen waren, zu theilen. Ich gab einem jeden sechs und zwanzig Pistolen, eigentlich um sich zu kleiden. Wie sehr war ich erstaunt bei meiner Ankunft in Rom, die meisten von ihnen ganz verwöhnt und voll von Ansprüchen zu finden, weit größer als sie in dem Haus des ersten Ministers gemacht werden können. So nahmen sie es übel auf, daß die für sie bestimmten Zimmer meines Pallasts nicht mit schönen Tapeten versehen waren. Dies mag zur Probe dienen von tausend ähnlichen Vorfällen.

Es ist genug wenn ich Ihnen sage: es sey durch ihre Beschwerden, und die bald heraus entstehende Spaltung so weit gekommen, daß ich zu meiner eigenen Genugthuung, während meiner Muße in den Bädern von St. Cassiano, ein genaues Verzeichniß desselben machte, was ich seit meiner Ankunft in Rom auf meine Edelleute verwandt hatte. Es fand sich, daß es mich bei weitem nicht so viel gekostet hätte, wenn ich im Louvre die Wohnung des Cardinals Mazarin bewohnt hätte. Der einzige Bois-Guerin kostete mich, da er in St. Cassiano sehr krank ward und ich ihn dort mit meiner Sänfte und meinem Arzte zurückließ, in weniger als funfzehn Monaten fünf tausend acht hundert livres, die ich theils ausgelegt, theils ihm selbst baar gegeben habe. Wer weiß, ob er in Diensten des Cardinals Mazarins so viel bekommen hätte. Seine Gesundheit machte für ihn eine Luftveränderung nothwendig und er kehrte nach Frankreich zurück, wo er sich meiner Behandlung in der Folge nicht eben sehr zu erinnern schien.

Ich muß jedoch von der Anzahl dieser Unzufriedenen Malclerc, den Sie kennen, ausnehmen. Dieser

wa

den Augenblick abzuwarten, da ſie ihre gegenwärtige Stellung verlaſſen würden. Den folgenden Tag traten ſie ihren Rückzug an, der mehr eine Flucht genannt zu werden verdiente. Saladin verfolgte ſie wieder unter einem beſtändigen Pfeilregen, konnte ſie aber, aller angewandten Mühe ohngeachtet, zu keiner Schlacht bewegen. Sie gingen bis Phaula, wo ſie wieder ein feſtes Lager bezogen. Dieſe Unthätigkeit bewog die Muſelmänner den Sultan zu bitten, ſich ebenfalls zurückzuziehen, weil aller Vorrath an Lebensmitteln ſchon erſchöpft ſey. Saladin that es, zerſtörte noch die vornehmſten haltbaren Oerter der Franken, Apherbala, Beiſana, Zerina, nebſt vielen andern Flecken und Dörfern, ließ bey Elphauwarum ſein Heer auseinander gehen, und hielt den 24ſten des andern Sjumad ſeinen Einzug in Damaſcus.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Unternehmung gegen Caracha.

Den 23ſten Resjeb 579 (1183) fing er ſchon wieder Feindſeligkeiten gegen Caracha an. Sein Bruder Elmalich Eladil führte ihm aus Egypten eine anſehnliche Verſtärkung zu, bey der ſich Kaufleute und mehrere andre Menſchen befanden. Der Entſatz aber den die Franken dieſer wichtigen Feſtung den 15ſten Sjumad zuſchickten, nöthigte den Sultan die Belagerung wieder aufzuheben.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Elmalich Eladil erhält Haleb.

Nach dieſer verunglückten Unternehmung geht Saladin mit ſeinem Bruder Elmalich Eladil nach Damaſcus

war zufälliger Weise zur Zeit der Austheilungen nicht gegenwärtig und erhielt von mir weit weniger als die andern; er war, wie Sie in der Folge der Erzählung sehen werden, fast immer auf Reisen, aber ich muß versichern, daß ich ihn bey keiner Gelegenheit, jemals unzufrieden oder eigennützig gefunden habe. Von diesem letztern Fehler war auch der Abbé von Lamet, mein Maitre de Chambre, vollkommen frei. Dieser hatte, so lang mein Unglück dauerte, nie einen Heller von mir annehmen wollen. Sein von Natur ängstliches Gemüth machte ihn aber desto empfänglicher für Undank, da er durch Joly*) aufgewiegelt wurde.

Joly selbst hatte bei einem guten Herzen und richtigen Absichten, einen verkehrten Zug im Karakter, welcher der zur Verwaltung eines großen Hauses so nöthigen Geradheit, ganz entgegen war. Es kostete Mühe, in meinem Betragen die nöthige Schonung gegen diese beide letztere und den Abbé Charier zu beobachten, da sie sehr natürlich auf einander eifersüchtig seyn mußten.

Der Abbé Charier hieng entschieden an dem Abbé Bouvier, der mein Agent und Expeditionarius am römischen Hofe war, und an den alle meine Wechsel adressirt wurden. Joly war für den Abbé Rousseau partheilich, der als Bruder meines Intendanten, ein Recht auf die Intendanten-Stelle zu haben glaubte, so unfähig er dazu war.

Verzeihen Sie, daß ich Sie mit solchen Kleinigkeiten unterhalte, bei denen ich, wie Sie gewiß glau-

*) Der Verfasser der nach ihm genannten Denkwürdigkeiten. Ob er gleich den Cardinal in vielen Fällen Gerechtigkeit wiederfahren läßt, so blickt doch sein Unwuth gegen ihn ein wenig zu sichtbar durch. Doch ist seine Schrift besonders in Bezug auf des Cardinals Lebensart nützlich und unterrichtend.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20204 / 162

ben werden, gerne die kleinen Fehler der eben genannten Männer übergehe. Sie werden dies um so mehr denken, da nichts mich abgehalten hat, für meine ganze Dienerschaft ohne Ausnahme, nach meiner Rückkehr nach Frankreich alles zu thun, was in meinen Kräften stand. Ich berühre diese Materie bloß, weil Ihre Söhne sie vielleicht nirgends so ausführlich behandelt finden werden, da ich wenigstens sie in keinem Buch so individualisiert gefunden habe. Fragen Sie mich, was sie, meiner Meinung nach, dabei gewinnen können, so antworte ich: Sie sollen, wenigstens einmal jede Woche, erwägen, daß die Klugheit verbiete, sich ganz seiner Gutmüthigkeit zu überlassen, und daß ein Großer zwar davon nie genug im Herzen haben kann, aber sie in seinem Aeußern sorgfältig verbergen muß, damit er sich seine Würde erhalte, sonderlich auf den Fall, wenn ihn das Glück verläßt.

Was meine natürliche, mit diesem Grundsatz so unverträgliche Leichtigkeit mir für Kummer und Sorge gemacht hat, ist unglaublich. Diese Proben werden Ihnen, glaube ich, hinreichend zeigen, welche schwere Rolle ich zu spielen hatte. Erzähle ich Ihnen, wie ich mich zu gleicher Zeit gegen Frankreich benehmen mußte, so wird es Ihnen noch deutlicher werden.

Sobald ich das Schloß von Nantes verlassen hatte, ließ der Kardinal Mazarin einen Beschluß im königlichen Conseil geben, wodurch meinen Großvicarien verboten wurde, irgend eine Verordnung auszustellen, ohne sie dem Conseil Sr Majestät mitgetheilt zu haben. Obgleich dieser Beschluß dahin zielte, die zur Regierung der Kirche wesentliche Freiheit zu Grunde zu richten, so konnte man doch behaupten, daß die, welche sie gaben, wenigstens noch den Schein der Ordnung und Subordination retteten und meine Jurisdiction anerkannten. Dies alles aber verletzten sie, indem sie meine Stelle durch einen zu Peronne gegebnen Beschluß

für

für ledig erklärten, und dies geschah einige Monate später, als der heilige Stuhl sie dadurch für besetzt erklärt hatte, daß er mir in voller Versammlung das Pallium des Erzbisthums von Paris ertheilte. Zugleich wurden meine Großvicarien an den Hof vorgeladen, und ihre Abwesenheit zum Vorwand gebraucht, um das Capitel zur Administration meiner Diöcese zu zwingen.

Dieses so wenig canonische Verfahren war der römischen wie der französischen Kirche ein Aergerniß. Beide harmonirten völlig in ihren Gefühlen. Ich beobachtete diese und suchte sie sorgfältig zu verstärken. Als ich ihnen so viele Zeit gelassen hatte, wie ich bei dem Phlegma des Landes, wo ich mich aufhielt, für nöthig hielt, um durchaus keiner Uebereilung beschuldigt zu werden, setzte ich hierüber einen an das Capitel von Notre Dame in Paris gerichteten Brief auf, den ich hier einrücke, weil er ihnen mit einem Blick alles, was seit meiner Freiheit in diesem Punkt vorgefallen war, zeigen wird.

Meine Herren!

„Eine der größten Freuden, die ich, nachdem mir „Gott die Freiheit geschenkt hatt , empfand, gewähr„ten mir die günstigen Zeugnisse Ihrer Zuneigung und „Achtung, die Sie sowohl durch die sogleich erfolgte „verbindliche Antwort auf meinen Brief, als auch durch „die öffentlichen Gebete für meine Befreiung bewiesen „haben. Mit eben so vieler Wahrheit aber kann ich „Ihnen versichern, daß von allen Gefahren und Lei„den, die ich seither erduldet, mich nichts empfindlicher „gekränkt hat, als die traurigen Nachrichten, wie „man mit Ihrer Gesellschaft umgegangen ist, um sie „zu gewaltsamen und erzwungenen Entschließungen zu „verleiten, und Sie zu bewegen, das Recht und ihre „Würde nicht mehr mit so vieler Kraft und Beharr„lichkeit, als bisher, zu behaupten. Ob ich gleich hier „in der Hauptstadt des Reichs Christi durch Gottes

„Hülfe das Ziel meiner Reisen und Beschwerden ge„funden, — hier, in diesem ältesten und geheiligsten „Asyl seiner von den Großen der Erde verfolgten Die„ner! — so habe ich deshalb doch Ihre Bedrückun„gen zu Paris nicht vergessen können. Die öffentli„chen und ruhmvollen Beweise von Güte und Zunei„gung, deren mich das Haupt aller Bischöffe gewür„digt hat, und der apostolische Schutz, den Es mir „mit so vieler Zärtlichkeit und Großmuth versprochen, „haben doch meinen Schmerz über den beweinenswür„digen Zustand Ihrer Gesellschaft nicht ganz mildern „können. Denn nichts als die außerordentlichen Be„weise Ihrer treuen Freundschaft gegen mich, haben „diesen Haß auf sie gezogen. Man verfolgte Sie nur, „weil sie sich stets meiner Verfolgung widersetzt haben. „Daher empfand mein Herz alle Wunden, die Sie em„pfiengen; und eben die Empfindung, die mich bis „ans Ende des Lebens gegen Sie ganz besonders dank„bar und erkenntlich erhalten wird, zwingt mich auch „jetzt um so viel mehr, über Ihre Trauer und Bedrü„ckung ein nicht gewöhnliches Mitleid und Theilnah„me zu fühlen."

„Mit Schmerz habe ich erfahren, daß mir, seit „meiner Freiheit, selbst Ihr Eifer zum Verbrechen ge„macht worden ist, und daß man mir durch ein öffent„liches und verläumderisches Schreiben vorgeworfen „hat, in der Hauptstadt ärgerliche und für Se Maje„stät beleidigende Gerüchte verbreitet zu haben. Und „dies alles blos deswegen, weil Sie in einem Ihrer „Kirchengesänge, Gott die Freude über meine Be„freiung gezeigt haben, die sie so vielfach von ihm er„beten hatten. Ich habe erfahren, daß eben diese „fromme Handlung, welche für alle, über die Verle„tzung der geistlichen Freiheit und das Unglück eines „Kardinals und Erzbischofs trauernde Gemüther so „erfreulich war, meine Feinde so sehr empört hat, daß

„Sie

„Sie deshalb als Aufrührer und Störer der öffentli-
„chen Ruhe behandelt wurden. Man hat dies zum
„Vorwand benutzt, meine beiden Großvicarien und
„andre aus Ihnen, an den Hof zu fodern, damit sie
„von ihren Handlungen Rechenschaft ablegen sollten;
„eigentlich aber, damit man sie der Verachtung ausse-
„tzen, sie durch Beschimpfungen und Spöttereien auf-
„bringen und, wo möglich, durch Drohungen muthlos
„machen könnte. Am meisten aber rührte es mich, als
„ich erfuhr, daß diese erste Verfolgungen gegen einige
„Ihrer Mitbrüder, nur die Bahn zu einer weit grö-
„ßern brach, die man gegen Ihr ganzes Corps sich er-
„laubte. Man entfernte Jene nur, um das Ganze
„zu schwächen, und ihre Abwesenheit zu einem Beschluß
„zu benutzen, in welchem Weltleute das kirchliche An-
„sehen mit Füßen treten, meinen Sitz für erledigt er-
„klären, und Ihnen befehlen, binnen acht Tagen an
„die Stelle der von mir ernannten Großvicarien ei-
„nen andern zu ernennen, welche meine Diöceſe ver-
„walten sollte; mit der Drohung, wenn Sie sich
„weigerten, auf eine andere Art dafür zu sorgen. Ich
„zweifle keinen Augenblick, daß Sie alle den bloßen Vor-
„schlag eines der bischöflichen Würde so beleidigenden
„Unterfangens für eine ausgezeichnete Beschimpfung
„der Pariser Kirche gehalten haben; denn durch diesen
„Befehl zeigte man, daß man sie für fähig hielt, in ei-
„ne der Braut Christi so schimpfliche Erniedrigung zu
„willigen und die gewaltthätige Usurpation des geist-
„lichen Ansehens und die ärgerliche Erniedrigung Ih-
„res Erzbisthums durch eine weltliche Macht, die
„nur, so lange sie in ihren Gränzen bleibt, verehr-
„rungswürdig ist, anzuerkennen."

„Da man aber wohl wußte, wie weit Sie fürsich,
„von solchen Unternehmungen entfernt seyen, hat man
„sich, außer der Abwesenheit Ihrer Mitbrüder, noch
„aller möglichen Mittel bedient, um diese zu gewinnen,

„ene muthlos zu machen, und selbst die uneigennützig-
„sten durch die Furcht vor Verlust Ihrer gemeinsamen
„Rechte und Privilegien zu schwächen, damit alles Ei-
„nen Gang nehme. Und sogar, wie ich erfahren, zwei
„Bedelle in Ihre Versammlung getreten, und haben
„erklärt daß Sie Ihnen jenen Beschluß auf ausdrück-
„lichen Befehl zeigten, damit Sie sich in der Folge
„nicht mit Unwissenheit entschuldigen könnten. Da
„man weiß, daß die ersten Eindrücke der Furcht und
„des Schreckens immer die stärksten sind, so sollten Sie,
„damit Sie keine Zeit zur Besinnung hätten, auf der
„Stelle über diesen Beschluß deliberiren, welchem die
„Erklärung, nicht von der Stelle zu gehen, bis dies
„geschehen wäre, angehängt war."

„Doch; Gott sey Dank! daß dies ungewöhnliche
„Verfahren die Beleidigung, welche meine Feinde in
„meiner Person der Kirche zufügen wollten, der ganzen
„Welt nur sichtbarer gemacht hat. Wie gewaltthätig
„man Sie auch hat zurückhalten wollen, den wahren
„Regungen Ihrer Herzen zu folgen; welches Schrecken
„man auch in den Gemüthern verbreitet hat, so haben
„Sie doch in diese feindliche Entsetzung eines Erzbi-
„schofs durch ein weltliches Tribunal, nicht gewilligt.
„Ihre, den Versuchen meiner Feinde zum Trotz, glei-
„sieie Weigerung wird für sie bei der Nachwelt ein
„hinreichendes Zeugniß und gegen jene eine Anklage der
„Angriffe gegen die Kirche seyn, die so unerträglich wa-
„ren, daß es selbst bei Unterdrückten und ihrer Freiheit
„Beraubten nur Abscheu erregen konnte."

„Sie haben also, anstatt meine Stelle, dem Be-
„schluß zufolge, für erledigt zu achten, meine Grosvi-
„carien für die wahrhaften und rechtmäßigen Verwal-
„ter der geistlichen Jurisdiction meiner Diöcese er-
„kannt, die nur durch eine fremde Gewalt an der Aus-
„übung ihres Amts verhindert würden. Sie haben
„beschlossen, dem König sowohl wegen ihrer, als mei-

„ner

„ner Rückkehr Vorstellungen zu thun, und dadurch ge„zeigt, wie sehr die Angriffe auf meinen Charakter Ih„nen empfindlich waren. Dies ist Ihre wahre Stim„mung. Alles was außerdem geschehen ist, darf nur „den ungerechten Verletzern der unverletzlichen Rechte „der Kirche zur Last gelegt werden."

„Ich habe erfahren, meine Herren, daß Mehrere „von Ihnen in diesem Sturm fest und unerschütterlich „geblieben sind, und durch einen muthigen Widerstand „gegen alle Unternehmungen meiner Feinde die Ehre „Ihres Corps zum Theil erhalten haben. Aber ich „weiß auch, daß selbst die, welche sich der Beleidigung „ihres Erzbischofs nicht laut widersetzten, blos dadurch „schwach geworden sind, weil man ihnen nicht erlauben „wollte, das Gesetz der Kirche zu befolgen, sondern sie „zu zwingen suchte, einer Nothwendigkeit nachzugeben, „die, wie man sagte, kein Gesetz habe. Diese handel„ten nicht wie freie Menschen, sondern wie solche, die „unter dem äussersten Druck seufzen. Was sie hier „erduldeten, war jener Kampf des Fleisches wider den „Geist, welchen der h. Paul beschreibt; und sie kön„nen in diesem Fall sagen: wir haben nicht ge„than das Gute was wir wollten, sondern „das Böse, was wir nicht wollten."

„Jedermann weiß, daß, als man Sie die geist„liche Administration meiner Diöcese übernehmen hieß, „meine Groß-Vicarien nur seit wenigen Tagen ab„wesend waren, und daß ihre baldige Rückkehr zu „vermuthen war. Hat man jemals gehört, daß eine „Diöcese für öde und verlassen gelten soll, und ein Ca„pitel gezwungen werden darf, das Ansehen seines „Erzbischofs anzugreifen, vier Tage, nachdem seine „Großvicarien an den Hof gefodert worden sind? und „vernichtet die Stelle aus den Decreten *), welche die

*) Dies sind Sammlungen von päbstlichen Briefen, deren erste im achten Jahrhunderte unter dem Namen eines gewissen Isidorus Mercator herauskamen.

„einzige Begründung dieser Meinung seyn soll, nicht „geradezu das, was es festsetzen soll? Wenn ein Bi„schoff, so sagt jenes Decret vom Pabst Bonifacius „dem VIII. von Heyden oder Abtrünnigen weggenom„men worden ist, so soll nicht der Erzbischof, sondern „das Capitel die geistliche und zeitliche Verwaltung „der Diöceſe übernehmen, gleich als wäre die Stelle „durch Tod erledigt worden, bis der Bischoff den Hän„den der Heyden oder Abtrünnigen entkommen und „in Freiheit gesetzt ist; oder bis der Pabst, dem es zu„kömmt den Bedürfnissen der Kirche abzuhelfen, und „welchen das Capitel aufs baldigste um Rath fragen „soll, anderes darüber beschlossen hat."

„Dies ist der Inhalt des Decrets; das heißt, das „förmliche Verdammungsurtheil alles dessen, was „man wider die mir von Gott verliehne Würde, hat „unternehmen wollen. Denn hätte man sich dieses „Decrets bedienen wollen, um mir die Ausübung mei„nes Amts zu nehmen, so hätte es geschehen müssen, „wie ich im Gefängniß war, weil hier nur von dem „Fall geredet wird, wenn ein Bischoff Gefangner ist. „Aber hievon war man so weit entfernt, daß meine „Großvicarien, so lange mein Gefängniß dauerte, bis „zum Tag meiner Befreiung, meine Diöceſe in mei„nem Namen und unter meiner Gewalt ruhig regiert „haben. Und wie hätten sich auch meine Feinde die„ses Decrets bedienen können, ohne sich in Beziehung „auf mich, in die wenig ehrenvolle Stelle eines „Heyden oder Abtrünnigen zu setzen, welche, da sie „weder Furcht vor Gott noch Achtung gegen die Kir„che haben, sich kein Gewissen daraus machen, die „Diener Gottes und Prälaten der Kirche zu verfol„gen, und sie die Sclaverei und das Elend einer Ge„fangenschaft fühlen zu lassen? Da man sich nun die„ser Stelle nicht einmal während meiner Gefangen„schaft hat bedienen können, wie sollte man es jetzt,

„da

„da Gott meine Bande zerbrochen hat? Da der Pabſt „ausdrücklich darin verordnet, dieſe Adminiſtration des „Capitels ſolle nur ſo lange dauern, bis der Biſchof „wieder frei iſt.“

„Dem zufolge hätten Sie alſo, wenn Sie die „Verwaltung meiner Diöceſe übernommen hätten als „ich gefangen war, (was Sie niemals haben thun „wollen) ſie dem Decret gemäß, nothwendig wieder „aufgeben müſſen, ſo bald mir Gott die Freiheit wie„der geſchenkt hat.“

„Wenn man annehmen will, daß die Abweſen„heit eines freien Erzbiſchofs und die Verhinderungen, „welche eine weltliche Macht der Verwaltung ſeiner „Groß-Vicarien in Weg legen kann, dem Capitel das „nehmliche Recht zur Adminiſtration ſeiner Diöceſe „gebe, als wenn ein Biſchoff Gefangner von Abtrün„nigen und Unglaubigen iſt; ſo will man Dinge ver„wechſeln, die durchaus verſchieden ſind; einen ge„fangnen Biſchoff mit einem freien; einen Biſchoff, „der weder durch ſich ſelbſt noch durch andere thätig „ſeyn kann, mit einem, der es kann und ſoll; ein Ca„pitel, eine Geiſtlichkeit, ein Volk, die weder Befehle „noch Briefe von ihrem Biſchoff empfangen können, „mit ſolchen, die es können und nach allen Geſetzen „der Kirche ſogar mit Achtung thun müſſen.“

„Wenn ein Biſchoff als Gefangner in den Hän„den der Unglaubigen iſt, ſo unterbricht eine fremde „Gewalt, über welche die Kirche keine Macht hat, „die biſchöflichen Verrichtungen und verſetzt ihn in ein „gänzliches Unvermögen zur Regierung ſeines Kirch„ſpiels. Aber ein Biſchoff, ſo frei, wie ich es, Gott „ſey Dank! bin, kann ſeine Befehle ſchreiben, und „Perſonen beſtimmen, die während ſeiner Abweſenheit „regieren ſollen. Alle Verhinderungen, welche Leiden„ſchaft und Haß ihm im Weg legen, müſſen als Ein„griffe in das biſchöfliche Anſehen betrachtet werden,

„wel-

eus zurück, und ſetzt ihn in den Beſitz von Haleb, wo bisher Almalich Addahir nebſt Saiphoddin Jazkusj die Regierungsgeſchäfte, und Ibn Elamid die Verwaltung der Stadt übernommen hatten.

Almalich Addahir war der geliebteſte Sohn ſeines Vaters, von der Natur mit vielen Fähigkeiten ausgerüſtet, ſehr verſchwiegen, und ein trefflicher Staatsmann. Seine kindliche Liebe war unbegrenzt, und er gehorchte ſeinem Vater ohne Wiederrede. Dem ohnerachtet nahm ihn dieſer aus Haleb weg, weil politiſche Abſichten es ſo forderten. Der Verluſt war freylich zu groß, als daß er ihn nicht ſchmerzen, und Saladin ſeinen innern Kummer nicht bemerken ſollte; doch ließ er ſich dadurch keineswegs zu einem anſtößigen Betragen verleiten, ſondern blieb derſelbe gehorſame Sohn, der er vorhin geweſen war.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Ich komme zu ihm als Geſandter.

In demſelben Monat kam ich von Moſul als Abgeſandter an den Sultan, und hatte unter meiner Begleitung den ſehr beliebten und berühmten Mufti Beddroddin, den jener ſich vom Califen Elnaſir lidinilla ausgebeten hatte. Schon eine große Strecke vor Damaſcus kam er uns entgegen, führte uns den 21ſten Dſulkeda in die Stadt, und nahm uns mit den größten Ehrenbezeugungen und aller nur erſinnlichen Freygebigkeit auf. Die Abſicht unſrer Geſandtſchaft aber wurde nicht erreicht. Saladin verlangte nemlich, daß die Fürſten von Arbela und Meſopotamien die Freyheit erhalten ſollten, ſich entweder auf ſeine oder auf die Seite der Moſulaner zu ſchlagen, wogegen Muhjoddin Chemaleddins Sohn, ſie als Bundesgenoſſen der letztern

„welchen die Geistlichen nicht nachgeben können, ohne „die Ehre und das Interesse der Kirche zu verrathen. „Und wie die Kirche eines von Ungläubigen gefangnen „Bischofs alles anwenden muß, um ihn auszulösen, „so daß sie selbst ihre geheiligten Gefäße verkaufen „muß, wenn seine Ranzion nicht anders beigeschafft „werden kann; so soll die Kirche auch alles thun, was „in ihren Kräften steht, nicht um sein Ansehen zu un„tergraben, sondern um es gegen die zu vertheidigen, „welche es zerstören wollen.

Sie wissen wohl, meine Herren, daß eben in die„sen Zeiten der Verfolgung und Unruhe die Geistlichkeit „sich unzertrennlicher, als je an ihren Bischof anschlies„sen muß. So wie die Hände sich von Natur zur Er„haltung des Kopfs bewegen, wenn dieser in Gefahr „geräth; so müssen die vernünftigen Geistlichen eines „Kirchspiels, als die Hände der Prälaten, durch alle „sie handeln und das Volk leiten, um so mehr Nach„druck und Eifer das Ansehen ihres Obern unterstützen, „als wenn er gewaltthätige Angriffe leidet, und eine „weltliche Macht sich das Recht zueignen will, seinen „Großvicarien ihre geistlichen Verrichtungen zu unter„sagen, und die Verwaltung seiner Diöceſe nach Ge„fallen in andere Hände zu geben.

„Will man aber sagen, daß eines Bischofs Stelle „frei und ledig würde und folglich andere die Führung „derselben wider seinen Willen übernehmen können, „wenn er verfolgt und verhindert wird, sie selbst zu regie„ren; wie viele große Prälaten, welche durch verschiedne „Verfolgungen zu fliehen und sich zu verbergen genö„thigt wurden, und demohngeachtet ihre Kirchspiele „durch Briefe und Befehle an ihre Geistlichkeit und „ihr Volk zu regieren fortfuhren, — wie viele große „Prälaten der Vorzeit hätten diese ganze Zeit über „ohne Ansehen bleiben müssen? — Ihre Priester wür„den das Recht gehabt haben, sich der Flüchtigen Ge„walt

„walt zuzueignen, und ihnen durch eine abscheuliche „Spaltung den Gebrauch ihre Aemter zu rauben!"

„Der groſse und heilige Cyprian Bischof von Car„thago (ich will nur dies einzige Beispiel aus dem Al„terthum anführen) sah die Verfolgung, die gegen ihn „ausbrach und daß die Heiden verlangt hatten, man „sollte ihn im Amphitheater den Löwen vorwerfen. Er „hielt sich daher für verpflichtet, zu entweichen, um „nicht durch seine Gegenwart die Wut der Ungläubi„gen auf sein Volk zu ziehen. Einige Priester seiner „Kirche, die ihn nicht liebten, nahmen hievon Gele„genheit, sein Ansehen an sich zu reiſsen, und sich die Ge„walt zuzueignen, welche ihm von Gott über die Gläu„bigen zu Charthago verliehen war. Er zeigte aber „bald, daß seine Stelle nicht erledigt war, obgleich ihn, „abwesend und verborgen, die Verfolgung an den öf„fentlichen Verrichtungen eines Bischofs hinderte. „Er regierte seine Kirche mit mehr Festigkeit und Nach„druck als jemals. Er ernannte Vicarien, die sie in „seinem Namen leiten muſsten, excommunizirte die „Priester, die ihm seine Macht hätten rauben wollen, „und that durch seine Briefe alles, was er hätte per„sönlich thun können. Die Rechenschaft, welche er „selbst der Geistlichkeit von Rom schriftlich davon ab„legte, zeigte ganz klar daß er seine Kirche nie weniger „verlassen habe, als da die Proscription seine Person „und seines Vermögens ihn zur Entfernung gezwun„gen hatte. Von seinem Zufluchtsort aus gab er Be„fehle, wie man sich gegen die verhalten sollte, welche „verfolgt wurden. Er ordinirte Leser, Unterdiakonen „und Priester, und schikte sie seiner Geistlichkeit zu. „Die einen tröstete, die andern ermahnte er. Vorzüg„lich war er bemüht, daß seine Feinde nicht seine „Abwesenheit benuzten, um eine Spaltung in seiner „Kirche zu bewirken, und einen Theil der ihm anver„trauten Heerde von ihm zu trennen.

„Hatte

„Hatte dieser heilige Bischof von Carthago nichts „von dem Rechtverloren, seine Kirche selbst zu regieren, „wie viel mehr muß ein Erzbischof von Paris das „Recht für die Seinige zu sorgen erhalten! besonders „da er weder verborgen noch unsichtbar, sondern dem „größten Lichte der Welt nahe ist, sich zu dem „Haupt aller Bischöfe und dem gemeinschaftlichen Va„ter aller catholischen Könige geflüchtet hat, von Sr. „Heiligkeit für den rechtmäßigen Prälaten seiner Stelle „anerkannt worden ist, und in der ersten aller Kirchen „öffentlich die geheiligten Verrichtungen seiner Würde „als Cardinal ausübt?"

„Und so dient es zu nichts, wenn man etwa sagt, „daß das Beispiel des heiligen Cyprian, welcher von „Heiden in ihrem Krieg gegen den Glauben verfolgt „wurde, nicht auf die Vertreibung eines Erzbischofs „anwenden dürfe, der wegen eines (vorgeblichen) „Staatsinteresse verfolgt wird. Denn so gewiß kein „Prälat, er mag verbannt seyn, von wem es ist, so „lange er mit der bischöflichen Würde bekleidet bleibt und „die Kirche kein Urtheil gegen ihn gefällt hat, für verbannt „gilt; eben so kann auch keine weltliche Macht ihn „von seiner Würde entsetzen und seiner Stelle berauben, „oder ihm das Recht und die Vollmacht entziehen, die „Verrichtungen eines Amts zu üben, das er von Chri„stus und nicht von dem Könige empfangen hat.

„Man hat demnach, um die Gewaltthätigkeit ei„nes so unerhörten und beispiellosen Verfahrens durch „einen Vorwand zu bedecken vergebens gesucht, einge„bildete und aus der Luft gegriffne, Staatsverbrechen „mir anzudichten. Sie sind mir nicht eher öffentlich „zur Last gelegt worden, als seit dem Tage, daß ich „durch Gottes Hülfe wieder frei geworden bin. War „ich Bischof während meiner Gefangenschaft, warum „bin ich es hier in Rom nicht mehr? bin ich der erste „Prälat, der bei Hof in Ungnade gefallen ist und aus-

„ser

„ſer Landes gehen mußte? haben alle, denen dies be„gegnet iſt, demohngeachtet ihre Diöceſen, den unver„brüchlichen Regeln der Kirche gemäs, durch ihre Gros„vicarien fort regiert, was für neuen Misbrauch maßt „ſich denn hier eine weltliche Macht an, die alle geiſt„liche Geſetze mit Füßen tritt? Woher dieſe neue „Knechtſchaft, dies neue Joch, worunter man die Kir„che Chriſti beugen will? Soll die göttliche Ausübung „der biſchöflichen Gewalt künftig von jeder Laune, Eifer„ſucht und Günſtlingſchaft abhangen?

„Der verſtorbne Cardinal von Richelieu war, da „er noch Biſchof von Luçon war, nach dem Tod des „Marſchall von Ancre nach Avignon verbannt; aber, „ob er gleich außer Landes war, dachte doch niemand dar„an, ſein Kapitel das Gouvernement ſeines Bisthums „übernehmen zu laſſen. Seine Grosvicarien fuhren „fort, es in ſeinem Namen und unter ſeinem Anſehen „zu verwalten. Und haben wir nicht ſelbſt erlebt, daß „der verſtorbne Erzbiſchof von Bourdeaux, als er „Frankreich verlaſſen mußte, deshalb nicht aufhörte, „ſein Bisthum nicht allein durch ſeinen Grosvicar ſon„dern durch ſeine eignen Befehle und Anordnungen zu re„gieren, die er aus ſeinem Zufluchtsort ſandte, und von de„nen ich ſelbſt einige publizirt und gedruckt geſehen habe.

„Soll man deshalb des Rechts verluſtig ſeyn, das „man in Avignon behält, weil man in Rom, dem ge„meinſchaftlichen Vaterland aller Biſchöfe, iſt? und „warum ſoll die Kirche unter der Regierung des chriſtlich„ſten und frömmſten Fürſten nicht eines ihrer heilig„ſten und unverletzlichſten Recht genießen, deſſen ſie „unter dem Scepter des Königs ſeines Vaters ſo ruhig „genoß?“

„Aber tief hat es mich gekränkt als ich erfuhr, „daß ſich zwei Prälaten gefunden haben, die ſo gleich„gültig gegen die Ehre ihres Charakters und ſo über„einſtimmend mit den Leidenſchaften meiner Feinde ge-

„weſen

„wesen sind, daß sie es unternahmen die geheiligte „Ordnung meiner Kirche zu stören oder sie vielmehr „durch einen seltsamen Angrif zu entheiligen; da in der „ganzen geistlichen Disciplin nichts befestigter ist, als das „Recht eines jeden Bischofs die von Christus geheiligte „Gewalt, einem von seinen Untergebenen mitzutheilen, „ohne daß ein andrer Bischof es wider seinen Willen „thun kann, es sey denn durch eine Unternehmung, die „ihn sogleich der bischöflichen Amtsverrichtungen un„würdig macht, dadurch daß sie, der Verordnung aller al„ten Concilien zufolge, die heilige Einheit verlezt.

„Aber es ist Zeit, meine Herren, daß die Pariser „Kirche den Druck abwerfe, unter welchem sie seufzt, „daßsie in die Ordnung zurückkehre, woraus eine fremde „Gewalt sie gerissen hat. Gewis werden selbst die, „welche die wenigste Festigkeit besaßen, um der unge„stümmen Gewalt zu wiederstehen, Gott dan„ken, wenn sie jeden Vorwand verbannt sehen, der „zu dieser ärgerlichen Unterbrechung der bischöflichen „Macht Veranlaßung gab. Man kann nicht mehr sa„gen, daß man den Ort meines Aufenthalts nicht „wisse, mich nicht als einen Gefangenen betrachten.

„Auch ich kann vor mir selbst diese lange, allen „Gebräuchen der Kirche so entgegengesezte Geduld „nicht mehr beschönigen; ich würde mir Vorwürfe dar„über machen müßen, wenn Gott, der die Herzen „kennt, nicht sähe, das die Ursache meines Stillschwei„gen blos die tiefe Ehrfurcht ist, welche ich gegen alles, „was des Königs Namen trägt, stets gefühlt habe „und ewig fühlen werde. Auch hoffe ich, daß die „großen, heiligen Neigungen, welche in der Seele des „Königs hervorleuchten, ihm die Bedrückung zeigen „werden, welche man, unter seinem Namen, der Kir„che zugefügt hat. Wie sollte ich zweifeln, daß der „heilige Geist, der durch die Wahl eines so großen „würdigen Nachfolgers des heiligen Petrus eine ganz

„bei

„besondere Vorsorge für die ganze Kirche gezeigt hat,
„nicht auch dem Herzen unsers großen Monarchen gün-
„stige Gesinnungen für die Pariser Kirche bereits ein-
„geflößt haben sollte. Ich zweifle nicht, daß
„der warme Eifer, den ich stets für seinen Dienst ge-
„zeigt, aus seiner königlichen Seele alle Eindrücke ver-
„löscht habe, welche die Unschuld verdunkelten; ich
„bin überzeugt, daß die Frömmigkeit dieses Nachfol-
„gers vom heiligen Ludwig nicht erlauben wird, daß
„die Gnadenschätze der Kirche, welche sie jezt reichlich
„ausspendet, durch ungewöhnliche und unnatürliche
„Wege vertheilt werden. Ich glaube mit allem
„Grund, daß meine Großvicarien jezt in Paris sind
„und dorthin durch des Königs Güte zurück gerufen,
„ihre Verrichtungen in meinem Namen ausüben Ich
„schicke ihnen also, meine Herren, die Bulle unsers
„heiligen Vaters, des Pabstes, damit Sie sie form-
„lich bekannt machen lassen; und wenn Sie nicht in
„Paris seyn sollten, was ich jedoch kaum glauben kann,
„so schicke ich sie den Herrn Erzpriestern von St. Mag-
„delene und St. Severin, die sie, meinen Befehlen
„und dem gewöhnlichen Verfahren der Diöcese gemäs,
„gebrauchen sollen. Durch eben diese Verordnung
„gebe ich ihnen die Administration meiner Diöcese in
„Abwesenheit meiner Großvicarien. Ich bin über-
„zeugt, daß diese Beschlüsse Ihnen viele Freude machen
„werden, weil Sie dadurch doch einigen Anfang zu
„Erfüllung Ihrer Wünsche sehen, und aus den Zwei-
„feln gerissen werden, welche Ihnen die Besorgniß,
„Ihr Erzbisthum verödet und verlassen zu sehen, ver-
„ursachte. Ich würde diese Befehle gleich beim Schluß
„des Conclave gegeben haben, hätte ich es nicht für
„besser gehalten, wenn sie selbige zu eben der Zeit er-
„hielten, da ich aus den Händen Sr. Heiligkeit durch
„das Pallium, die vollständige, erzbischöfliche Ge-

„walt erhielt. Ich bitte Gott, mir die nöthigen „Gaben zu ertheilen, damit ich es, meiner Pflicht ge„mäß, zu seinem Dienst und Ruhm anwenden möge „und bitte Sie um Ihr Gebet, das den Seegen des „Himmels auf mich hernieder zieht. Ich hoffe dies „von Ihrer Liebe und bin, meine Herren, Ihr geneigte„ster Diener und Mitbruder, der Cardinal von „Retz, Erzbischof von Paris. Rom d. 22sten „Mai 1655."

Dieser Brief hatte den besten Erfolg, den ich nur wünschen konnte. Das mir sehr ergebne Kapitel gab mit Freuden die Administration auf. Der Hof that zwar alles, um dies zu hindern, aber außer drei oder vier Menschen, die aber nicht die Zierde der Gesellschaft waren, fand er keinen geneigt. Herr von Aubigni, mit dem Beynamen Stuart, zeichnete sich hier eben so durch seine Festigkeit, als der ehrliche Vantadour durch seine Schwäche aus. Genug; meine Großvicarien übernahmen muthvoll wieder die Verwaltung meiner Diöceese und der Cardinal Mazarin mußte ihnen einen Lettre de cachet ausfertigen lassen, um sie aus Paris zu entfernen und zum zweitenmal an den Hof zu bringen.

Was diese Gewaltthätigkeit für Folgen hatte, will ich Ihnen erzählen, sobald ich einige Verhältnisse erwähnt haben werde, die, meinem Bedünken nach, das empfindlichste Leiden des Unglücklichen auf das treffendste karakterisiren.

Ein Brief, den ich kurz nach meinen Eintritt ins Conclave aus Paris erhielt, nöthigte mich, Malclere eiligst dahin abzufertigen. Der Brief war von Herrn

von

mourtoir mit dem Hof vermittelst der Frau von Chevreuse und Laigues, in Unterhandlung stehe; daß dieser den Cardinal versichert habe, er würde mir nur scheinbar dienen, und nichts gegen des Hofs Interesse unternehmen; daß der Cardinal ihr selbst erklärt habe von Caumartin und enthielt die Nachricht: daß Noirlaigues sollte die ihm bei der Gefangenschaft der Prinzen gegebne Stelle eines Gardehauptmanns von Monsieur nicht eher antreten, bis der König von Mezieres und Charleville Herr sey; daß Noirmoutier dem Hof einen gewissen Longrüe zugeschickt habe, mit der in seinem und selbst in des Vicomte von Lamet Namen gegebenen Versicherung: daß sie, während die Hauptsache verhandelt würden, wenigstens gänzlich unthätig bleiben wollten. Diese Nachricht komme von Frau von Lesdiguieres, welche sie wahrscheinlich von dem Marschall von Villeroi habe, und worauf ich also rechnen könnte.

Die Sache verdiente Ueberlegung, und ich fand mich genöthigt, da noch das Bedürfniß, für meinen Unterhalt zu sorgen, hinzukam, Malclerc nach Frankreich zu schicken. Er hatte Befehl meinen Freunden die Nothwendigkeit meines Aufwands begreiflich zu machen, an die sie nicht recht glauben wollten, und alles zu versuchen, um Noirmoutier und Lamet dahin zu bringen, daß sie sich mit dem Hof nicht eher versöhnten, bis der Pabst gewählt sey. Ich hatte schon damals große Hofnung zu Chigi's Erhebung, und hegte eine so gute Meinung von seinem Eifer für das Interesse der Kirche und von seiner Erkenntlichkeit gegen mich, daß ich auf jene Plätze nur in so weit rechnete, als ich durch meine Einwilligung in die Aussöhnung ihrer Gouverneurs zu beweisen hofte, daß ich

meine Hofnung auf Herstellung meines Glücks einzig auf den Schutz Sr. Heiligkeit seze.

Malclere fand, als er nach Paris kam, alles obige nur allzusehr bestätigt; Caumartin suchte ihn sogar auf alle Weise abzuhalten nach Charleville zu gehen, weil er von dieser Reise keinen andern Gewinn hoffte, als dem Herrn von Noirmoutier den Hof gemacht zu haben. Auch Chalons, welchen Malclere im Vorbeigehn sah, suchte ihn aus demselben Grund zurückzu halten; er aber wollte durchaus meiner Vorschrift nachkommen.

Als er durch Montmirel kam, erkannten ihn die Leute der Frau von Noirmoutier; dies nöthigte ihn, ihr einen Besuch zu machen. Er war fein genug um sie zu überreden, er gäbe der Menge ihrer Gründe, ihren Gemahl nicht zu sehen, nach, und zog sich durch diesen unschuldigen Betrug aus diesem schlimmen Handel, der ihn, nach dem Karakter dieser Dame, leicht in die Bastille hätte bringen können. Er sprach Noirmoutier und Lamet eine Meile weit von Mezieres bei einem Edelmann, Haudrey. Der erste sprach von nichts als seiner Verbindlichkeit gegen Frau von Chevreuse, der vollkommnen Eintracht zwischen ihm und Laigues, und seinen Gründen über mich sich zu beklagen; der gewöhnliche Stil der Undankbaren. Der zweite zeigte allen möglichen guten Willen für mich, aber auch zugleich die große Schwierigkeit, sich von dem Interesse oder vielmehr von dem Betragen des ersten zu trennen; da bei der Lage dieser beiden Oerter, einer oder der andere allein nicht bedeutend ist.

Genug;

Genug; alles was Malclerc auf ſeine in meinem Namen gethane Bitte, auf welche er ſich ſtatt alles andern einſchränkte: daß ſie ihre Verſöhnung nur bis nach Erwählung des Pabſtes aufſchieben möchten, von Noirmoutier erhielt, waren Spöttereien, daß er ſich von den Vorſpiegelungen von Chigis Erhebung hätte täuſchen laſſen, mit welchen ich die ganze Welt hinzuhalten ſuche. So kam er nach Paris zurück, wo er von Herrn von Chalons die Schöpfung, des Pabſtes Alexander erfuhr.

Meine Freunde zogen aus ihr alle die Hoffnungen, die Sie ſich denken können; aber Noirmoutiers Schmerz über ſeine Uebereilung war unglaublich. Er hatte ſeine Verſöhnung mit dem Cardinal bald nach ſeiner Unterredung mit Malclerc in Richtigkeit gebracht und war deshalb eben nach Paris gekommen. Kaum erfuhr er, daß Chigi wirklich Pabſt ſey, ſo wünſchte er Malclerc zu ſprechen. Obgleich meine Freunde, aus Mistrauen in ſeine Verſchwiegenheit und Redlichkeit ihm geſagt hatten, Malclerc ſey bereits abgereist, ſo entdeckte er ihn doch, und brachte es ſo weit, daß er ihn in der Vorſtadt St. Antoine ſah. Hier ſuchte er ſeine eilfertige Verſöhnung auf alle Weiſe zu entſchuldigen oder vielmehr zu beſchönigen. Er zeigte ganz unverholen den bitterſten Verdruß darüber, daß er den verlangten kleinen Verzug nicht bewilligt hatte. Seine Beſchämung zeigte ſich in Worten und Mienen. Ich war nicht mehr der despotiſche, unredliche Mann, der alle ſeine Freunde dem Ehrgeiz und der Laune aufopfern wolle. Man ſprach in der ganzen Unterredung von nichts als Zärtlichkeit gegen mich, von Mitteln, mich ernſtlich mit dem Hof zu verſöhnen, welche man mit Frau von Chevreuſe und Laigues ausfündig machen wollte, und von der Leichtigkeit, mit der man dies

tern wollte angesehn wissen. Bey dieser Gelegenheit trug mir Saladin einige Geschäffte an, die ich aber ausschlug, aus Furcht auch in diesen nicht glücklicher zu seyn als beym Friedenscongresse. Doch erhielt ich schon von der Zeit an jenen hohen Begriff von ihm, den ich nachher, als ich in seine Dienste trat, noch mehr zu erweitern Gelegenheit hatte.

Unterdessen kamen viele andre Gesandte zu ihm nach Damascus, z. B. von Sinsjarsjah, Herrn von Mesopotamien, der feyerlich einen Bund mit ihm schloß: eben diese Absicht erreichten auch die Gesandte von Arbela.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Ein andrer Feldzug gegen Caracha.

Noureddin, Kara Arslans Sohn kam im Monat Saphar 580 (1184) in Haleb an, und gieng von da in Begleitung Almalich Aladils nach Damascus. Bald nachher vereingte sich mit ihnen Almalich Almodaffar, der aus Egypten kam, und noch mehrere Truppen aus Syrien und Mesopotamien. Mit dieser Macht wurde Caracha von neuem angegriffen. Caracha war eine Vestung, an deren Eroberung den Muselmännern ausserordentlich viel gelegen war. Sie lag auf dem Wege nach Egypten, und fiel den Caravanen sehr beschwerlich, die stets unter einer starken Begleitung vor ihr vorbeyziehen mußten. Als die Franken zum Entsatz heranrückten, stellte sich der Sultan mit seiner Reiterey ihnen entgegen, konnte aber nichts ausrichten, sondern wandte sich nach Palästina, verheerte das Land durch Raub, Feuer und Mord, und kehrte darauf den 7ten des zweyten Sjumad sieg-

reich

einzuleiten hoffe. Dem Beschluß machte eine höchst dringende Bitte zehn tausend Thaler anzunehmen, durch welche man, bei meinem dringenden Bedürfniß Geld zu haben, das mir angethane schändliche Unrecht in meinen Augen mildern, und vor der Welt verdecken wollte. Malclerc schlug die Summe aus, obgleich meine Freunde ihn zur Annahme zu bereden suchten. Sie schrieben mir deshalb nachdrücklich, aber sie überredeten mich nicht; und ich weiß es mir noch jetzt Dank. Unendlich schön ist es, nach meinem Gefühl, denen zu helfen, die uns verließen; aber von ihnen Dienste annehmen, ist unendlich schwach. Das Christentum befiehlt das erste, und würde gewiß das zweite nicht vergessen haben, wenn es gut wäre.

Meine Freunde, glaubten sie gleich nicht, daß ich Noirmoutier's Anerbieten ausschlagen sollte, weil er es von selbst gethan hatte; hielten es doch dem Anstand zuwider, in dem Moment, wo die Klugheit sie nöthigte über Chigi's Erhebung zu triumphiren, neue Hülfe von andern zu erbitten. Sie brachten das dringendste und nothwendigste aus ihrem eignen Vermögen zusammen, Malclerc kam nach Rom zurück, wo er, ich versichre Ihnen, über seine Weigerung, Noirmoutiers Geld zu nehmen keine Vorwürfe bekam.

Dies Betragen ist das lebendige Bild eines jeden, der den Freund im Misgeschick verläßt. Zuerst bemühen sie sich, dunkle Gerüchte von vorgeblichem Misvergnügen mit denen, die sie verlassen wollen, zu verbreiten; alsdann suchen sie das Gewicht ihrer Verbindlichkeiten so viel als möglich zu vermindern.

dern. Zu diesem Zweck ist ihnen nichts behülflicher, als wenn sie gegen andere, deren Freundschaft sie nicht in Gefahr setzen kann, erkenntlich scheinen können. So führen sie den Blick der meisten Menschen irre, und weichen durch eine scheinbare Erkenntlichkeit der wahren aus.

Wahr ist es, daß es immer Scharfsinnige giebt, die sich nicht so leicht täuschen lassen. So weiß ich, daß Montresor, den ich bei der Prinzen Gefangenschaft eine Abtei von zwölftausend Livres Renten verschafft hatte, einst bei dem Grafen von Bethune äußerte: er habe sie dem Herrn von Joyeuse zu danken! dafür aber von dem Prinzen Guienn' die Anwort erhielt: ich meinte nicht, daß Herr von Joyeuse in diesem Jahr die Benefizien ausgetheilt habe. Was Herr von Montresor aus Neigung für Frau von Guise that, hat Herr von Noirmoutier, bloß um seinen Undank zu rechtfertigen, sich erlaubt. Den ersten entschuldigte die Triebfeder seiner Handlung in meinen Augen; aber das Betragen des letztern kränkte mich.

Um sich gegen diese Art von Kränkung zu schützen, die im Unglück schmerzlicher ist als das Unglück selbst, giebt es kein andres Mittel, als das Gute stets nur um des Guten willen zu thun. Dies ist das sicherste Mittel; und kein unedles Gemüth vermag es anzuwenden, weil nur die reinste Tugend es lehrt. Doch wird ein gutes Herz auch dann noch verwundet, weil es dem Beweggrund, seinem Bewußtseyn Gnüge zu leisten, leicht noch freundschaftliche Triebfedern beifügt.

Ich kehre nun zu dem zurück was sich in Rücksicht der Administration meiner Diöceſe zutrug. So bald der Hof erfahren hatte, daß das Kapitel dieſelbe aufgegeben, ließ er meine beiden Großvicarien, und mit ihnen den Herrn von Coiſel, Pfarrer von St. Jean und Canonikus der Pariſer Kirche, und den Herrn Canonikus Briet, die ſich zu meinem Vortheil ausgezeichnet hatten, vorladen. ....

Nachtrag.

In den Zeiten der Fronde, wie in dem so ähnlichen, nur durchaus nach einem weit größern Maasstab durchgearbeiteten Zeitalter der Revolution, war nichts würksamer, um die Masse des französischen Volks und besonders das Gewimmel der Hauptstadt, wie begeistert, in Bewegung zu setzen, als Bänkelgesänge, Gassenhauer, Vaudevilles.

Schon in der Einleitung zum XIX. Bande der Allg. Sammlung historischer Memoiren herausgegeben von Fr. Schiller (Jena 1800) haben wir deswegen zu einer sangbaren Geschichte der Fronde nicht wenige Beiträge aneinander gereiht. Zu jener Sammlung gehört auch die folgende Geschichte in Knittelversen, die für den Geschichtforscher einen doppelten Werth hat, den der Gleichzeitigkeit nehmlich, wegen welcher sie mit dem II. Theil der Retzischen Memoiren zusammengehalten werden muß, und den eines sehr authentischen Beitrags zur Schilderung des Charakters von Retz, dessen selbsteigenes Spielwerk sie war.

Condé — dies ist die Spitze der Erfindung — Condé hatte gegen die Fronde und besonders gegen Retz, den Kardinal Mazarin geschützt, weil er ihn nicht ohne Verlust für das königliche Ansehen auf diese Art untergehen lassen zu dürfen glaubte. Der Lohn

war: daß der kaum gerettete Sicilianer den Prinzen Conde nebst seinem Bruder und Schwager in einem sehr beschwerlichen Arrest von Ort zu Ort schleppen ließ. Zum Zeitvertreib singt ihm nun Retz die Großthaten vor, durch welche der Mißhandelte allein kurz zuvor Mazarin, den Undankbaren, erhalten hatte. Hoffentlich sollte nun Condé in seiner Einsamkeit Muße haben, andere Gesinnungen und Vorsäze gegen den Premierminister in sich zu befestigen. So spricht der burleske Courier von dem Vergangenen um des Zukünftigen willen; und dies um so mehr, weil Retz indeß, um seiner selbst willen, an Befreiung der Prinzen arbeitete. Sein Ziel war: daß sie nicht nur befreit wider Mazarin würken, sondern daß sie mit ihm vereint seines Gegners Gegner werden sollten. Die letztere Absicht hat Retz nicht erreicht. Der Augenblick von Condé's Freilassung ward zwar das Signal zu einer Entfernung Mazarins; aber nur zu einer vorübergehenden, aus welcher der von List und Glück geleitete Minister-Cardinal gerade deswegen triumphierend zurückkehrte, weil Condé seine Antipathie gegen Retz nicht ablegte, weil folglich beide nur mit getheilten Kräften gegen den gemeinschaftlichen Feind würkten und einen andern Theil derselben in stillen Machinationen gegeneinander selbst aufrieben; kurz, weil der Prinz den Courier und seinen Sender nicht verstehen wollte. So wird dies ein Actenstück zu den Retzischen Memoiren.

P.

LE

COURIER

BURLESQUE

DE LA

GUERRE DE PARIS,

Envoyé à Monſeigneur le Prince De Condé,
pour divertir ſon Alteſſe durant
ſa priſon.

Vous la terreur de l'Univers,
Moi Courier ſuis parti d'Anvers *),
Pour entretenir vôtre Alteſſe
Et pour divertir ſa triſteſſe.
Prince, ſi mon deſſein eſt grand,
Je prens vôtre coeur pour garand,
Et dans un malheur ſi funeſte
Je lui laiſſe à faire le reſte.
C'eſt lui qui vous conſolera,
Qui mieux que moi divertira
L'ennuy mortel qui vous accable.
C'eſt lui qui combattra le Diable,
S'il vous tentoit de deſeſpoir;
Et c'eſt lui qui doit faire voir
Que vous, le vainqueur d'Allemagne,
La terreur de Flandre et d'Eſpagne,
Riez du ſort et de ſes coups,
Qui ſont grands, mais bien moins que vous.
Adonc ſur cette confiance,
Que je prens de vôtre conſtance,
Et de vôtre religion.

Car

*) Von Antwerpen: damals ſpaniſch. Die Fronde hatte in der Noth um Hülfe der mit Frankreich dort kriegführenden Spanier gebuhlt.

Car contre la tentation
En prenant un peu d'eau benite *),
Vous la ferez courir bien vîte.
Je viens pour charmer vos douleurs
Juſtes dans de ſi grands malheurs.
Et connoiſſant que la lecture
En peut ſeule faire le cure,
Je viens avec ce lenitif
Très propre à guerir un captif.
Or pour commencer une hiſtoire
Toute fraiche en vôtre memoire.
Par la mort du grand Chaſtillon . . . ? **),
Voilà vos Dames, tout de bon,
C'eſt fait. Dego ***) s'en va. Silence:
Paix là, Monſeigneur, je commence.
L'An étoit encore tout neuf
De mil ſix cens quarante neuf,
C'étoit la cinquième journée,
De l'aîné des mois de l'année,
Quand le Roi vint dans le fauxbourg,
A l'Hôtel jadis Luxembourg,
Et qu'une Grammaire nouvelle
Le Palais d'Orleans appelle.
Là dans la chambre, où s'alitoit
Madame, qui febricitoit, —
Comment vous portez vous ma Tante?

Di-

*) Weyhwaſſer war in der Poeſie der damaligen Vaudevilles das Symbol der Fronde, weil der Coadjutor des Erzbiſchoffs von Paris mit ſeiner ganzen Clerisey die Seele der Faction war.

**) Condé war nachher über einen in einem Gefecht gegen die Pariſer verlornen Freund aus dieſer Familie faſt untröſtlich.

***) dego, de quoi.

Diſoit le Roi; — Vôtre ſervante,
Répondoit Madame, aſſez mal.
Mais la Reine et le Cardinal
S'entretenoient dans une ſalle
Avec ſon Alteſſe Royalle *).
Ce qu'ils dirent, je ne ſai pas,
Car ils cauſerent aſſez bas;
Mais dans tout ce qu'ils pûrent dire
Je n'y vois point le mot pour rire.
Ils parloient de nous **) aſſieger,
Et pour ***) ceux qui veulent manger.
En quel terme, rien ne m'importe.
Soit qu'un d'eux parlât de la ſorte;
Il faut affamer ces ingrats,
Ces Baricadeurs ſcelerats;
Foin de vous, repartit la Reine,
Où courrons-nous la pretantaine
Avec un peigne en un chauſſon?
Monſieur repeta la chanſon,
Ce qu'on peut prendre eſt bon à rendre;
Et le ſuccez a fait comprendre
Que tous trois conclurent ſans moi
Qu'il falloit emmener le Roi,
Ce ſoir, Prince, tu fis ripaille
Chez un fumeux, pour la bataille
Qu'il perdit devant Honnecour ****).

Gram-

*) Gaſton, Herzog von Orleans, den damals noch nicht Rey, ſondern la Riviere lenkte.

**) Uns die Pariſer. Blos die, welche ihr Eſſen ſich ſichern wollten, giengen dann, will der Courier ſagen, mit der Königin aus der Stadt.

***) Vielleicht perdre?

****) Kaum war Condé von der Armee weg, ſo ſiegten die Auſtroſpanier wieder.

reich nach Damascus zurück. Bald nachher bat Zineddins Sohn ihn um Hülfe gegen die Mosulaner, die bey Arbela ins Land gefallen waren.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Zweyte Unternehmung gegen Mosul.

Auf diese Nachricht setzte sich Saladin im Jahr 581 mit seinem Heere in Bewegung. Auf dem Marsche ließ er Modassereddin, Zineddins Sohn, in Verhaft nehmen, weil er sich etwas zu Schulden hatte kommen lassen, auch nicht erschienen war, als der Sultan ihn zu sich berufen hatte. Deswegen nahm er ihm auch die Vestung Charara und Edessa weg, schenkte ihm aber bald darauf seine Gnade wieder, nebst Charara und allen seinen vormahligen Besitzungen und Würden: nur Edessa behielt er sich noch auf einige Zeit vor. Bey Rasolaina erhielt er Nachricht, daß alle morgenländische Fürsten sich verschworen hätten, ihn anzufallen, wenn er Mosula nnd und Merdin ferner beunruhigen würde. Demohngeachtet rückt er weiter fort, vereinigt sich mit des Fürsten von Merdin, Noureddins Heer, das unter Amaddoins, Kara Arslans Sohns, Anführung stand, und geht gerade auf Mosul los. Hier empfieng Amadoddin Nachricht von dem Tode seines Bruders Noureddin, weshalb er sich von der Armee entfernte, um sich zum Nachfolger auf dem Throne zu machen.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Sjah der Armenier, Herr von Chalat stirbt,

Zu Anfange des andern Rabia im Jahr 581 starb Sjah Herr von Chalata. Buchtimer, sein Leibeigner,

Grammont, le poli de la Cour;
Là changeant d'habit et de linge.
Comme l'on voit sauter un singe *)
Pour la Reine ou le Cardinal,
Presto, vous voila sus cheval,
Et tous deux qui ne voyant goutte,
De Saint Germain prenez la routte.
Onze heures de nuit environ,
Vrai temps d'amant, ou de larron,
Monsieur arriva chez Madame,
Et lui dit; Dormez-vous ma femme?
Oui, respondit-elle, je dors:
Prenez, lui dit-il, vôtre corps,
Venez à Saint Germain en Laye.
A Saint Germain, lui dit-elle, aye,
Repetant trois fois Saint Germain;
Mon coeur, je partirai demain.
A quoi Monsieur fit repartie:
A demain donc soit la partie!
Et vint dans le Palais Royal
Avec son confident loyal,
Le digne Abbé de la Riviere:
Palais, où l'aube la premiere
Ne trouvant plus leurs Majestez,
Mais seulement de chats restez,
Les vit près Saint Germain en Laye
Avec Messieurs la Méilleraye,
Le Cardinal, le Chancelier:
Dont le dernier ne peut nier
Qu'un peu devant l'Hôtel de Luine **)

Le

*) O, der schlecht belohnten gefälligen Eilfertigkeit!

**) Am Barrikadentag mußte Seguier, da er auf dem Weg war, das Parlement in Unthätigkeit zu versetzen, sich dahin flüchten.

e garantit à ſa ruine.
arcourt, Longueville, Conti,
t tout le reſte étoit parti.

Une nuit que l'excez de boire
ous donna preſque à tous la foire,
ar pour en parler franchement
out eut depuis le dévoiement,)
uit des Rois, mais ſans Roi paſſée,
uit fatale, qui commencée
r l'abondance d'un feſtin,
ous laiſſa la faim ſur ſa fin.

Ces nouvelles ne furent ſçeues
l'après les ſept heures venuës:
ais ſept heures ayant ſonné
out Paris fut bien étonné.
Bourgeoiſe étoit ſoucieuſe,
Boulangere étoit joyeuſe;
ous les partiſans deteſtoient,
s Echoliers ſe promettoient
avoir campo durant le ſiege.
qu'on fermeroit le College.
s Moines diſoient chapelets,
habitant couroit au Palais,
plus zelé couroit aux armes,
Maltotier verſoit des larmes:
tout regardoit à ſon pain,
ſou peſant avec la main.

C'étoit de Janvier le ſixiéme.
ce n'eſt aſſez du quantième,
C'étoit un triſte Mercredi
e fut fait un coup ſi hardi, 6. Janv.
que du Parlement les membres

Diſperſez par toutes les Chambres,
Dirent qu'il étoit à propos
D'en faire un ſeul, qui fût plus gros,
Où les Eſchevins de la Ville
Eurent audience civille,
Les Gens du Roi pareillement.
Enſuite on fit un reglement
Qu'on feroit garde à chaque porte
Nuit et jour de la même ſorte.
A cela nul ne contredit.
Et de plus, il fut interdit
A tous de tout ſexe et tout âge
D'emporter armes ni bagage
Le reſte de ce reglement
Eſt au Journal du Parlement.
Ce même jour une charette,
Où fut trouvée une caſſette,
Que reclama Monſieur Bonneau,
Très-pleine d'argent bon et beau,
Parut au peuple trop chargée,
Dont elle fut fort ſoulagée.
Et l'on traitta pareillement
Quelqu'autre charitablement.
Du depuis les belles Cohortes
De nos habitans fiers aux portes,
N'ont laiſſé paſſer un feſtu
Sans lui demander, Où vas-tu ?
Lors fut une lettre reſtée
Au Prevôt des Marchands portée,
Qui s'adreſſoit à tout ſon corps;
Lettre, où malgré de vains efforts,
On ne trouva raiſon aucune
Pour ce trou qu'on fit à la Lune.

Por-

Portant sur l'advertissement
Qu'aucuns de nôtre Parlement
Ont eu secrete intelligence
Avec les ennemis de France,
Qu'on a crû que Sa Majesté
N'étoit pas trop en seureté;
Et que, bien que cela déroge
De faire ainsi Jacques desloge *),
Retraitte faite comme il faut
Valoit bien un méchant assaut.
Le Jeudi la Cour toute entiere
Resoudoit sur cette matiere:
Mais comme elle étoit au parquet,
Il lui vint un autre pacquet,
Dont elle ne fit point lecture,
Non pas seulement l'ouverture,
Et dont Messieurs les Gens du Roi
Furent creus sous leur bonne foi,
Disans, que par icelle lettre
On vouloit le Parlement mettre
Et transferer à Montargis.
Mais Messieurs, qui de leur logis
N'avoient point achevé le terme,
Dirent qu'il falloit tenir ferme,
Et qu'on iroit le Roi prier
De vouloir les noms envoyer
De ceux, dont la correspondance
Etoit dommageable à la France,

*) Jacques deloge und zwar, wie Lafontaine einmal sagt:
se culebutans
délogérent tous sans trompette.
Den Platz räumen schien röthlicher, als neue Barrikaden (un nouvel assaut) abzuwarten.

Afin que l'ombre d'un gibet
Punit l'ombre de leur forfait.
Et lors les Gens du Roi partirent,
Et selon qu'il fut dit, ils firent:
Mais ils revinrent non ouis
De Saint Germain peu réjouis.
Le Vendredi, premier jour maigre *),
Messieurs sur le traittement aigre
Qu'on avoit fait aux Gens du Roi,
Ordonnerent suivant la Loi,
Que la Reine auroit Remontrance
Sur le plus fin papier de France.
Et parce que le Cardinal
Leur sembloit l'auteur de ce mal;
(Qui depuis par son ministere
Leur a bien prouvé le contraire!)
Ils jugerent mal à propos
Qu'il troubloit le commun repos,
Qu'il empliſſoit ſa tirelire,
Qu'il bailloit nôtre bon Sire:
Lui manderent que dans ce jour
Il ſe retirât de la Cour,
Que dans huit de France il fût gille:
Sinon, enjoint à bourg, à ville
De lui courir ſus **) comme au loup,
A qui chacun donne ſon coup,
Taloche, ou paume, ginguenaude,
Et de lui jetter de l'eau chaude;
Indulgence à qui l'accuroit.

Cepen-

*) Der erſte Faſttag aus Mangel an Zufuhr in die geſperrte Hauptſtadt.

**) Courir ſus — das damalige Kunſtwort für Vogelfrei erklären.

Cependant que l'on armeroit
Pour la ſeureté des entrées,
Et pour l'eſcorte des denrées.
Ce même jour vinrent ici.
Meſſieurs les Bouchers de Poiſſi,
Diſant que par une Ordonnance
Le Roi leur a donné vacance,
Et defendu de trafiquer
Tant qu'il ceſſât de nous bloquer.
Le Samedi neuf fut choiſie
De la plus leſte Bourgeoiſie,
Que l'on penſoit faire ſortir,
Mais elle n'y pût conſentir.
Neanmoins c'étoit la plus leſte *)!
Jugez-donc par elle du reſte,
Et dès ce jour l'on connut bien
Que la meilleure n'en vaut rien.
Or ce jour de quelque village
Il vint du pain et du fromage;
Mais que nous cauſa de tourmens,
Et plus qu'aux plus parfaits amans
L'eſloignement d'une Maitreſſe,
L'abſence des pains de Gonelle? **)
Que quinze cens Colintampons
Aſſeurerent être fort bons;
Comme des Gardes quelque bande
La pinte de S. Denis grande.

*) La plus leſte. Die ehrſamen Bürger, die keinen ganzen Rock hatten.

**) Pains de Gonelle, ohne welche die Pariſer eben ſo wenig leben zu können glaubten, als jetzt der Londoner Pöbel ohne weiße Brödchen, oder der Bettler zu Wien ohne ſein Brätel.

Gardes qui parurent très fiers
Aux pauvres choux d'Aubervillers.
Ce même jour fut rétablie
La taxe du temps de Corbie,
Avec ordre à chaque habitant
De payer une fois autant,
Que pour jouir des benefices
Attachez aux premiers Offices,
Les Conseillers mal-agréez,
En six cens trente-cinq creez,
Payeront trois cens mille livres,
Dont ils feront charger les livres.
Ce jour il n'entra pas un boeuf *),
Mais les vaillans Princes d'Elboeuf,
Et notamment le Duc leur pere,
Fort touché de notre misere,
Avec un joli compliment
Se vint offrir au Parlement
Pour être le Chef de l'armée;
Et sa valeur fut estimée.
Cette nuit on fut advertî
Que le grand Prince de Conti
Avec le Duc de Longueville
Etoient receus dans nôtre Ville.
Monsieur d'Elboeuf fit le ferment
De General du Parlement
Dimanche du mois le dixiéme.
Monsieur de Conti ce jour même

Vint

*) pas un boeuf. Ein eminenter Reim für die Herren Prinzen von Elboeuf, welcher damals oft zum Echo ward. S. Marigny's Spottlied in der Einleitung des XIX. Bandes der Sammlung hist. Memoiren. Man weiß, was besonders bei Franzosen ein Bonmot für Wirkung thut.

Vint aſſeurer toute la Cour
De ſon zele et de ſon amour,
Et Meſſieurs firent mine bonne
A cet appui de la Couronne
Qui ſembloit courbé ſous le faix.
On fit enſuite deux Arrêts.
Le premier, que ſon Eminence
Obeiroit ſans reſiſtance
A l'Arrêt que rendit la Cour
Contre elle le huitiéme jour:
Enjoint qu'on prenne priſonniere
Toute la nation guerriere
Autant que nous en trouverons
A dix poſtes aux environs.
Ordre aux Villes, Bourgs et Villages,
D'en faire de cruels carnages;
Defence de lui rien fournir
Que de bons coups à l'advenir.
Qu'en toutes les places frontieres
Les Garniſons ſeroient entieres,
Et de ceux qui contreviendroient
La vie et les biens reſpondroient.
Par l'autre Arrêt on donnoit ordre
Aux Eſchevins de ne desmordre
Des nobles charges qu'ils avoient,
Et de faire comme ils devoient.
Au Prevôt des Marchands de même,
Et parce qu'il etoit fort blême
Depuis que le peuple zelé
Avoit ſur lui crié Tollé *),
La Cour donna des ſauve-gardes
Pour ſa perſonne et pour ſes hardes.

*) Tolle. Eine a la lanterne der Aroudezeit.

Le Lundi (ſi je n'ai menti)
Monſieur le Prince de Conti
Fut receu Generalliſſime
D'un conſentement unanime,
Ayant ſous lui trois Generaux,
Dont on feroit bien ſix Heros.
Savoir le Marèchal la Mothe,
Dont la mine n'eſt point tant ſotte,
Bouillon, et le grand Duc d'Elboeuf,
Qui dans la guerre n'eſt pas neuf:
Mais quand au Duc de Longueville,
Comme il eſt d'humeur fort civille,
il refuſa de prendre emploi,
Et pour nous témoigner ſa foi,
Laiſſa ſes enfans pour oſtages
Avec ſa femme pour les gages.
Et c'eſt tout ce qui nous reſta
De tout ce qu'il nous proteſta.
Dès lors Mars du parti contraire
à celui de ſon petit frere, — *)
(Car ſi Mars étoit contre nous,
Prince, ſans doute c'étoit Vous!)
Commandoit les Troupes Royalles,
Qui feſterent les Bacchanales,
Et qui reſpandirent du vin
Juſques ſur l'autel de Calvin.
A Charenton, dis-je, vos Trouppes
S'enyvrerent comme des ſouppes,
A vôtre barbe, à vôtre nés,

Force

*) Son petit frère. Der Prinz Conti, welchen Condé ſo brüderlich behandelte, daß er der Königin einſt einen höckerichten Zwerg verſtellte, um ihr „den Generaliſſimus der Pariſer Bürger" zu zeigen.

Force pucelages glanés,
Où quelques jeunes blanchiſſeuſes
Se trouverent aſſez heureuſes.
Dans les environs vos ſoldats
Firent de notables dégats,
Des aſſaſſinats, des pillages,
Des ravages, des brigandages.
Le Comte d'Harcour à S. Clou
En fit moins, et toûjours beaucoup,
Nous n'y pouvions donner remede.
Lors un Preſident fut fait aide
De Monſieur des Landes Payen,
Qui n'a que le nom de Payen,
Homme utile en paix comme en guerre,
Qui ſait jouer du Cimeterre,
Et s'eſcrimer dans un combat,
Bon Conſeiller, et bon Soldat;
Il avoit depuis ces vacarmes
Sur les bras tout le fait des armes,
Quand Brouſſel avec Menardeau
Prirent la moitié du fardeau.
Le Mardi le Conſeil de Ville
Fit un Reglement fort utile,
Savoir que pour lever ſoldats,
Tant de pied comme ſur dadas,
L'on taxeroit toutes les portes,
Petites, grandes, foibles, fortes.
Que la Cochere fourniroit,
Tant que le blorus dureroit,
Un bon cheval avec un homme,
Ou qu'elle donneroit ſa ſomme
De quinze piſtolles de poids,
Payables la premiere fois:

der zu Sinsjar aals Gesandter beym Sultan war, folgte ihm in der Regierung die er mit einer Gerechtigkeit und Mässigung führte, welche ihm das völlige Zutrauen seiner Unterthanen erwarb. Weil er aber mehrere Nebenbuhler befürchten mußte, so hielt er es für das Beste, Chalat an den Sultan abzutreten, und sich ganz seinem Schutz zu übergeben. Saladin hatte kaum diesen Antrag erfahren, als er von Mosul abzog, und nach Chalata marschirte. Zwey Rechtsgelehrte giengen voraus um die Tractaten zu beschließen, die sie jedoch nicht zu Stande brachten; denn ein gewisser Pelewan hatte schon eine zu starke Partey für sich, und dem Buchtimer seine Tochter zur Ehe versprochen. Saladin konnte also bey diesem Feldzuge nichts weiter ausrichten, als daß er den festen Ort Miafarekin eroberte, nachdem der Befehlshaber desselben sehr tapfern Widerstand geleistet hatte.

Nach diesem Zwischenraum wurde Mosul wieder eingeschlossen; der Sultan aber verfiel in eine gefährliche Krankheit, die ihn nöthigte, nach Charrä zu gehen.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Friede mit Mosul.

Der Friede mit Mosul kam auf folgende Weise zu Stande. Ezzoddin Atabec, Herr von Mosul, sandte mich an den Califen, um Hülfe auszuwirken: allein ich konnte nichts ausrichten. Eben so schlugen ihm die Hoffnungen fehl, die er sich von den Persern machte. Endlich wurde Saladin krank. Dieser Gelegenheit suchten sich die Mosulaner zu bedienen, um den sonst so huldreichen Fürsten zu gewinnen. Zu dem Ende

Les petites, un Mouſquetaire,
Ou trois piſtoles pour en faire:
Homme de chez Marchand ſortans
Et tout fin neufs, et tous battans.
Ce jour en levant ſa bequille *)
Le Gouverneur de la Baſtille,
Qu'on nommoit Monſieur du Tremblai,
Lui qui jamais n'avoit tremblé
Vieil Soldat et vieil Gentil homme.
A Monſieur d'Elboeuf qui le ſomme
De lui remettre ce Chaſteau,
Reſpondit très-bien et très beau
Qu'il ne lui plaiſoit de le rendre,
Et qu'il pretendoit le defendre.
Mais il ne fut pas ſi mechant
Que ſix canons deſſus le champ
Ne nous ouvriſſent cette place
Sans avoir touché la ſurface:
Ce n'eſt pas qu'ils ne ſiffent pouf,
Que la Garniſon ne dit ouf,
Qu'elle ne parût ſur la breche,
Qu'elle n'employât poudre et méche.
Que maint coup ne fût entendu;
Mais c'eſt qu'il étoit defendu
Que dans ce beau ſiege de balle
Aucun côte chargeât à balle
Qu'il n'eût crié, Retirez vous.
Autant pour eux comme pour nous,
Sur les mêmes peines qu'on donne
Au meurtrier d'une perſonne.
Car quiconque eut fait autrement
Auroit peché mortellement
Tout autant qu'eu un homicide.

Un

*) Nach einer Eroberung der Baſtille.

Un homme moins vaillant qu'Alcide,
Mais certes plus homme d'honneur,
Brouſſel, en fut fait Gouverneur,
Et ſon fils en cette occurence
Fut pourveu de la Lieutenance.
Le Mercredi mis ſur pied fut
Le premieur Regiment qu'on eut:
Sur pied, non, j'apperçoi que j'erre,
Les pieds n'en touchoient point à terre;
Nos guerriers étoient ſur chevaux
Prêts à fuir devant les Royaux.
Ce fut cette même journée
Qu'une petite haquenée
Apporta de nôtre côte
Alexandre reſſuscité,
Ce grand Beaufort dont la preſence
Nous rendit beaucoup d'aſſeurance,
Ce Heros, ce fils de Henry,
Ce brave, ce Prince aguerry,
Juſques chez Renard, redoutable,
Ennemi juré de la table,
Ce fameux fléau de Jerzais *),

Quand

*) Renard war ein Traiteur in den Gärten der Tuillerien, bei welchem Jeder ſpeiſte. Von dieſem glaubte ſich der Duc de Beaufort beleidigt, marſchirte eines Tags in das Speiſezimmer und wagte die Heldenthat, ſeinem Feind das Tafeltuch wegzuziehen. Statt der Degen klirrten die Gläſer, und der witzige Te Bleſt extemporiſirte:

Il deviendra grand potentat
par ſes actions memorables.
Ce Duc, dont on fait tant d'etat.
Il deviendra grand potentat,
S'il fait renverſer notre état,
Comme il fait renverſer la table.

Quand ils cauſent comme des jais,
Ce Mars qui bat qui rompt, qui frappe,
Et perce tout juſqu'à la nappe;
Ce Prince plus blond qu'un baſſin
Et plus devot qu'un Capucin,
Qui mit en rue toutes nos femmes,
Les honnêtes et les infames,
Baiſa toûjours et rebaiſa.
Car jamais il ne refuſa
Ni Harangere ni Marchande,
Jeune, vieille, laide, galande,
Qui lui crioient à qui plus fort
Baiſez mi Monſieur de Beaufort.
L'une tendoit un vilain mouſle,
L'autre rendoit un vilain ſouffle:
L'une étalloit ſes cheveux blancs,
L'autre ne montroit que trois dents,
Dont l'ebenne étoit ſuffiſante
Pour en faire plus de cinquante.
Il en baiſa près de trois cent,
Toutes d'un baiſer innocent,
Fors une jeune femme groſſe
Qui deſcendit de ſon Caroſſe,
Diſant, mon fruit ſeroit marqué.
Car dans le baiſer appliqué
Au milieu de ſa belle bouche,
Il eut un deſir de ſa couche,
Et lui demanda rendez vous,
En la baiſant deux autres coups:
Mais il fut depuis à confeſſe:
Enfin ayant baiſé ſans ceſſe
Aux lieux publics, dans les marchez,

Maints

Maints becs torchez et non torchez,
Il fut descendre chez sa mere
A l'Hôtel de Monsieur son pere.
Ce même jour quitta son lit
La Seine, qui des siennes fit,
Et se rendit tellement fiere
La belle dame la Riviere,
Qui s'étoit laissée engrosser.
(Par qui je vous donne à penser!)
Je ne sai si la desbordée
En avoit reçu quelque ondée
D'un Galland appellé le Temps,
Qui fit le mauvais fort long-temps:
Mais enfin il est veritable
Que pour sa grossesse effroyable
Deslors il lui convint chercher
Un autre lit pour accoucher:
Elle usa force bois en couche
Comme je l'ai feu de la bouche
De ses marchands mal satisfaits
Qui n'en tirerent pas leurs frais.
Le pauvre pont des Thuilleries
Pour en avoir fait railleries,
Fut par elle fort mal traité:
Et quelque moulin mal monté
Eut proche du pont Nôtre-Dame
Le croc en jambe de la dame
Qui le fit aller à vau l'eau:
Où firent aussi leur tombeau
Vingt et cinq tant mulets que mules,
Dont les recherches furent nulles,
Et dix-sept mal-heureux mortels

Qui

Qui dans l'eau s'avoüerent tels.
Or ceſſa ſa rage et ſa haine
Et promit Madame la Seine
D'être plus chaſte une autrefois,
Le dix-huictième de ce mois
Qu'elle parut fort avallée
Et s'eſt du depuis écoulée.
Le lendemain au Parlement
Beaufort vint faire compliment,
Où haranguant ſans artifice
Il demanda tout haut juſtice
D'un crime noir et ſuppoſé
Dont je ſuis dit-il accuſé.
Le jour d'après il fut fait quitte
De l'accuſation ſusdite.
Lors le travail recommença
Et le trafic que l'on laiſſa
Pour prendre la noble Cuiraſſe,
Eut ſon tour et reprit ſa place.
Le mouſquet au croc fut remis.
Le Samedi les ennemis, 16. Janv.
Surprirent par ſupercherie
Lagny, riche ville de Brie,
Car Perſan leur chef arreſta
Le Maire, qui parlementa
Sur la parole de ce traiſtre,
Qui menaça de ravir l'être
Au pauvre Maire qu'il retint,
N'étoit que le Bourgeois atteint
De compaſſion pour ſon Maire,
Embraſſant un mal neceſſaire
Pour ſauver ce viellard griſon,
Receut enfin la garniſon.

Ce jour même un Abbé très-digne
Iſſu d'une famille inſigne
Et nôtre Archevêque futur,
Dont le jugement eſt très mur,
(Et ce que je que trouve admirable,
C'eſt qu'etant ſavant comme un diable,
De plus comme quatre il ſe bat,
Quand il croit que c'eſt pour l'Etat!)
Eut et l'aura pourvû qu'il vive
En Cour voix deliberative.
Il fit depuis un Regiment *).
Le Dimanche le compliment 17. Janv.
Du Parlement de la Provence
Qui demandoit nôtre alliance,
Leu par Meſſieurs, leur plût bien fort.
Le Lundi le Duc de Beaufort 18. Janv.
Fut fait Pair en pleine Audience,
Où comme tel il prit ſéance:
Enſuite lecture s'y fit
De la lettre qu'on écrivit
A tous les Parlemens de France,
Elle fut pliée en preſence.
Et pour la cacheter après
On fit venir chandelle exprez,
Je penſe des huit à la livre,
On mit deſſus, port, une livre.
Dans cette lettre l'on voyoit
Que le Conſeil d'un mal adroit
Avoit penſé perdre à la Halle **)

Toute

*) Das Regiment des Coadjutors von Reß ſelbſt; die Korinthier genannt, weil er Titular-Erzbiſchoff von Korinth war. ſ. unten.

**) Auch damals ſpielten die Damen und Herrn von der Halle als Marionetten der mißvergnügten gröſsern Herrn.

Toute l'authorité Royalle:
Qu'on tâchoit mal-heureuſement
D'anéantir le Parlement,
Ce que pour rendre plus facille
On avoit bloqué nôtre ville,
Que Paris embreliquoqué
De ſe trouver ainſi bloqué,
Avoit beſoin de l'aſſiſtance
De tout le reſte de la France,
Veu qu'il ſe confeſſoit troublé,
D'être non pas comme en un bled,
Mais ſans bled pris et ſans farine,
Fort proche d'avoir la famine;
Et que s'il ne ſe repaiſſoit,
Tout le Royaume periſſoit.
Le ſoir à cheval trouppes fortes
Sortirent par diverſes portes
Pour la ſeureté des Marchands
Qui portoient des vivres des champs.
Le Mardy du côté de Brie 19. Janv.
Sortit avec Cavallerie
Le genereux Prince d'Elbeuf,
Ce fut de Janvier le dix-neuf
Qu'ayant rencontré quelque bande
Des voleurs de nôtre viande,
Notamment de cinq cent gorets,
Il prit en main leurs interêts,
Et battant ces oiſeaux de proye,
Gagna les gorets avec joye
Que ces animaux par leurs cris
Firent connoître à tout Paris.
Le Mercredi le ſiege fut leué
Par deux lettres que nous receusmes,

Que

Que le vaillant Comte d'Harcourt
Devant Roüen demeura court,
Bien qu'aux portes de cette ville
Il jurât comme tous les mille;
Cependant que ce Parlement
Ordonna d'un conſentement,
Qu'on priroit la Reine Regente
D'être ſi bonne et complaiſante
De laiſſer Roüen tel qu'il eſt
Defendre ſeul ſon interêt;
Et qu'ailleurs dreſſeroit ſa marche
Harcourt, qui vint au Pont de l'Arche
Monté ſur un cheval Roüen,
Sans avoir entré dans Roban.

Dès ce jour pour la Normandie,
Terre belliqueuſe et hardie,
Le grand Longueville quitta
Paris, qui fort le regretta.

La Cour fit deux Arrêts enſuite.
Dont l'un porte que ſur la fuite
De beaucoup de particuliers
Sous des habits de Cordeliers,
Et d'autres perſonnes ſorties,
Que Scaron n'auroit traveſties,
On defend à grands et petits
De prendre plus de faux habits,
Ni de changer leur Seigneurie,
Ne fût ce que par raillerie;
Et parce que les partiſans *)
Fuyoient en habits de paiſans,
Les Jeans ſe faiſant nommer Pierres,
Les Pierres, Pauls, ſi qu'en ces guerres
Souvent nos portiers par ce dol
Prenoient S. Pierre pour S. Paul;
Parce que ſous vertes maudilles,
Et ſous de traitreſſes guenilles,

Qui

*) Partiſans maltôtiers, die Pächter der Taxen und anderer Abgaben.

Qui receloient maint quart d'écu,
Les Maltotiers monſtroient le cu
Sans qu'on le ſceût, tant ces naquettes
Sur leur meſure ſembloient faites,
Tant pour eux leur mine parloit,
Et tant rien ne les deceloit,
Tant avoit de correſpondance
Cet état avec leur naiſſance.
La Cour *) dit qu'on traiteroit mal
Les maſques de ce Carnaval
Portans momons hors de la ville:
Permis ſeulement à Virgile
De ſortir ainſi traveſti **).

Par l'autre Arrêt fut conſenti
Qu'on gardât la vieille Ordonnance
Pour les ſoldats, avec defenſe
Aux gens de guerre, de voler,
De bruler ou de violer;
Mais ſe contenter de l'étappe
Sans à leurs hôtes donner tappe,
Et que les biens en patiroient
Des Chefs qui leur commanderoient.

Ce jour les Troupes Polonoiſes
Qui ne cherchoient qu'à faire noiſes,
Au bourg de Sevre et de Meudon,
(Dieu veuille leur faire pardon,)
Commirent, ſans les violences,
Plus d'un demi cent d'inſolences.
Dieu, qu'elles ont fait de cocus
Pendant ce malheureux blocus!
Que cette race Polonoiſe
Mettant Ville Juif dans Ponthoiſe,
Nous a laiſſé d'enfans meſtis!
Qu'il nous en reſte de petits
Depuis que les grands ſont en voye!
Jamais le Grec ne fit dans Troye
Ce que dans Meudon elle a fait.

Où

*) La cour der Parlementshof.

**) Scarron's Virgile traveſti war die Neuigkeit der Zeit.

Où ſans laiſſer un ſeul buffet
Elle rompit avecque rage
Les reliques de ce naufrage,
Entr'autres pluſieurs pleins tonneaux,
Tant de vins vieux que de nouveaux.
Acrion qui fut ſi vilaine
Que deux de leurs Chefs pour leur peine
Par les habitans de ce lieu
Furent envoyez devant Dieu,
Où je croi qu'ils ne furent guere,
Car Noë ſe mit en cholere
Sçachant qu'ils avoient mal-traitté
Le jus d'un fruit par lui planté,
Qui le coucha pour recompenſe.

Jeudi fut leuë à l'Audience
La lettre que l'on écrivoit
Le plus humblement qu'on pouvoit
A la Mammam de nôtre Sire,
Où vous pouvez encore lire
Les raiſons que le Parlement
Alleguoit de ſon armement,
Qui ſont aſſez conſiderables.

Vendredi contre les Notables,
Et quelques Eſchevins d'Amiens,
Arrêt fut contre ces Chrêtiens
Rendu ſur la plainte civille,
De l'habitant de cette Ville
A la tête caude et hardi.
L'Arrêt portoit. Du Vendredi
Le vingt deux de cette année,
Que ſur la Requête donnée
Sous l'aveu du grand Duc d'Elbeuf,
Ce jour là veſtu tout de neuf *)

*) Noch eine ſchlimme Reimzeile. So ſang Marigny von ihm:

Monſeigneur le Prince d'Elboeuf
qui n'avoit aucune reſſource
et qui ne mangoit, que du boeuf,
Monſeigneur le Prince d'Elboeuf
a maintenant un habit tout neuf
et quelques Jules dans ſa bourſe — —

Ende mußte ich nebſt Bohajeddin Errabih als Bevollmächtigter an ihn abgehen, und erhielt die erſte Audienz, die er nach ſeiner Geneſung gehalten hat. Meine Bemühungen gelangen ſo weit, daß er den Moſulanern Meſopotamien wieder herausgab. In dem Eide, mit dem er den getroffenen Vergleich beſchwor, war auch ſein Bruder mit eingeſchloſſen, und er hat ihn bis an ſein letztes Ende redlich gehalten. Um dieſe Zeit gieng ſein Sohn Aſedoddin Fürſt von Emiſſa mit Tode ab. Die Condolenzen nahm Almalich Aladil an. Ferner fiel ein Treffen zwiſchen den Turcomannen und Curden vor, das für beyde Theile ſehr blutig war.

Dreyßigſtes Kapitel.

Saladin geht nach Syrien.

Im Jahr 582 (1186 n. C.) den vierzehnten Muharrem traf Saladin in Haleb, und wenige Tage darauf in Damaſcus ein, bey welcher Gelegenheit er den Aſedoddin Sjurchouh, Muhammeds Sohn, Sjyrchous Enkel mit der Stadt Emiſſa beſchenkte.

Zwiſchen den Turkomanen und Kurden fielen wieder bey Niſibis und andern Orten mehrere ſehr hitzige Gefechte vor. Mainoddin rebellirte in Ravenda, wurde aber bald wieder zum Gehorſam gebracht.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Almalich Aladil geht nach Egypten: Almalich Addahir nach Haleb.

Almalich Aladil war mit dem Zuſtande von Egypten nicht allein beſſer bekannt, als Almalich Almodaffar

L'un de nos Chefs, illuſtre Prince,
Gouverneur de cette Province;
Que le Picard s'aſſembleroit,
Et d'autres Eſchevins feroit.

Ce jour il arriva deux hommes
De la capitale des pommes,
Qui diſoient que leur Parlement
Avoit envoyé promptement
A leurs Majeſtez très-Chreſtiennes
Porter ſes très-humbles Antiennes *).

Samedi le bruit a couru 23. Janv.
Que l'Archiduc avoit paru
Sur les aſſeurances receuës
De nos frontieres despourveuës,
Dont on tiroit les Garniſons
Pour faire au blocus des cloiſons.

Le Dimanche et le vingt-quatre
Sortirent tous prêts à ſe battre
Force gens bien-faits, gros et gras
Les cheveux friſez, le poil ras,
En ſouliers noirs, en bas de ſoye,
Tels que ceux qui vont tirer l'Oye.
Gageons Prince que tu m'attens
A nommer nos fiers habitans,
Qui contre la pluye et l'orage
N'avoient porté que leur courage,
Et dont ils avoient peu porté
Pour plus grande legereté.

Oui, je veux chanter la Journée
La plus celebre de l'année
Depuis ditte de Juviſy,
Alors que le Bourgeois choiſy,
La plûpart la plume à l'oreille,
Jurant Dieu qu'il feroit merveille,
Et portant la fureur dans l'oeil,

Mar-

*) Antiennes, inſtances. La Capitale de pommes, die Hauptſtadt der Normandie.

Marchoit pour aſſieger Corbeil:
Si la maiſon du ſieur Des-Roches
N'en eût empêché les approches.
Sotte et miſerable maiſon,
Qu'on te maudit avec raiſon!
Juviſy malheureux village
Où manqua ſi peu de courage
Qu'ils en avoient apporté tous,
Sans toi Corbeil étoit à nous.
Le Bourgeois alloit en furie,
Joint qu'on avoit Cavalerie,
Des fantaſſins et du canon,
Et puis tu me diras que non!
Ah! maiſon de Monſieur Des-Roches
Que tu nous coutes de reproches!
Pourtant la ſortie eut effet,
Le Pont de ſaint Maur fut defait,
Tandis que nos gens en deſordre
Allez bons chiens s'ils vouloient mordre,
Le lendemain ſont revenus
Ayant la plûpart les pieds nuds;
D'autres ayant perdu leurs armes,
Et tous pinté comme des Carmes.
Les uns admiroient le danger
Où l'on vouloit les engager,
Encor que de cette bataille
Se ſentit la ſeule futaille
Qu'ils percerent de mille trous,
Et dont enfin à pluſieurs coups
Ils burent dans cette deſroute
Le ſang juſqu'à la moindre goutte.
Enfin plus moüillez qu'un Canard
Les enfans criant au Renard,
Ils rentrerent dans nôtre Ville
En faiſant une longue file.
Tantôt formans un entrechas,
Tantôt vomiſſans ſur leurs pas.
Dont le grand Beaufort dans ſons ire
Ne pouvit s'empêcher de rire.

Le Lundi ne doit être omis 25. Jan.
Qu'on ſçut qu'en Bretagne un Commis

De Monſieur de la Meilleraye
N'avoit remporté qu'une baye
Ayant demandé ſix milliers,
Tant Fantaſſins que Cavaliers,
Que la Cour n'avoit fait reponſe
Sur la demande de ce Nonce;
Mais defendu que Chef aucun
Leve ſoldats, ne fût ce qu'un,
Pour Monſieur de la Meilleraye
Contre qui ſaigne encor la playe
Et le trou qu'il fit au nabot
D'un Crocheteur; veut que Chabot,
Qui ſous main levoit gens de Guerre,
Ait à denicher de la Terre,
Et cependant qu'aux droits Royaux
Soit rejoint le droit des billots.

Le Mardi le ſieur la Railliere 26. Jan.
Fut pris en noüant ſa jartiere
Et mené comme un eſpion.
L'on ne connoit que trop ſon nom.
Il eſt Monopoleur en diable,
Autheur de la taxe effroyable
Par qui tant de gens ſont leſez
Deſſous le faux titre d'aiſez.
Il fut coffré dans la Baſtille
Et fit penitence à la Grille.

Le Mercredi l'on eut advis
Que Meſſieurs de Lyon ravis
Faiſans des accueils favorables
A tous nos Arrêts équitables,
Retinrent les gens que pour vous
Amenoit un Duc contre nous,
Le grand Schomberg qui prit Tortoſe
Et qui pourroit faire autre choſe
Que de ſervir la paſſion
D'un prodige d'ambition.

Ce jour nous eûmes aſſeurance
Qu'un mouchard de ſon Eminence
Vint les Chartrains queſtionner

S'ils

S'ils ſe vouloient Mazariner?
Que Chartres entrant en fredaines
Répondit: vos fiévres quartaines,
Allez chien d'eſpion au grat;
Jugez s'il retourna bien fat,
La Ville en état s'étant miſe,
De ſe garantir de ſurpriſe.

Deſlors un Regiment botté,
Qui n'en étoit pas moins crotté,
Sortit du côté de la Brie,
D'où vint à nôtre Boucherie
Le lendemain mouton et boeuf.
Que ce beau Regiment d'Elboeuf,
Enſemble des bleds et farines
Amena des villes voiſines,
En auſſi grande quantité
Qu'à Paris il en ait été.

Ce même jour chemin facile
Fut fait des Faux bourgs à la Ville,
Comme de la Ville aux Faux-bourgs.
Les tours étoient encor très cours,
Mais cela ne fit point d'obſtacle
Qu'un ſecond fils ſecond miracle,
Né le jour precedent du ſuc
De Monſieur ſon pere le Duc
De la Duché de Longueville,
Né, dis-je, dans l'Hôtel de Ville,
Ne fut à Saint Jean baptiſé,
Autrement Chriſtianiſé,
Ayant la Ville pour Maraine,
Madame de Bouillon Paraine,
(Car je n'oſe dire Parain,
Puis que c'eſt un mot maſculin!)
Et que ce fut Dame la Ville
Qui tint le jeune Longueville,
Et qui le nomma Carolus,
De Paris, et s'il en faut plus,
D'Orleans, s'il en faut encore,
Comte de S. Paul, que l'honore:
Pour la Ville étant le Feron.

La nuit devant qu'il eût ſon nom,
Les Chevaux legers de Corinthe,
Gens à l'epreuve de la crainte,
Sur le chemin de Long jumeau
Rencontrerent ſous un ormeau
Ceat deux hommes d'Infanterie,
Et deux cens de Cavalerie,
Hommes, qui n'étoient pas pour nous;
Sur leſquels et boutte à grands coups
Donna nôtre petite Trouppe,
Qui pouſſe, qui bat et qui couppe;
Qu'on pouſſe, qu'on coupe, qu'on bat,
Qui rend, et qui reçoit combat,
Et fait joliment ſa retraite,
La partie étant trop mal faite,
Sevigny commandant pour nous,

Le Jeudi nous apprimes tous
Que dans la terre Provençale
La proceſſion generale
Que le peuple d'Aix bon Chrétien
Fit le jour de Saint Sebaſtien,
Fut interrompuë en ſa file
Par des ſoldats entrez en ville
Sous l'ordre du Comte d'Alets,
Gouverneur de la ville d'Aix.
Surquoi la popuiace fiere
Avec la croix et la banniere,
Le beneſtier et l'aſpergés,
Battit ces gens, et prit d'Alets.

Nous ſçeumes auſſi qu'à Marſeille
L'on avoit joüé la pareille
Au jeune Duc de Richelieu,
Arrêté par ceux de ce lieu,
Qui même avoient fait priſonnieres
Plus des trois quarts de ſes Galeres.

Le Samedi trentiémé jour
De l'Ordonnance de la Cour
Les Conſeillers Doux et Viole,
Dont la vertu tient comme colle,

Prirent la poſte en maniement;
La Cour leur fit commandement
Que paſſe-ports ils delivraſſent
De toute ſorte et les ſignaſſent
Tous deux, ou l'un l'autre abſent, et
(En Latin) le Greffier Guyet.

Ce jour les trouppes d'Alexandre,
Venant à Bri pour le ſurprendre,
(J'entens vos Trouppes, grand Condé,)
Il nous fut à Paris mandé.
Surquoi nôtre Cavallerie
Prenant la route de la Brie
Les ennemis fuirent tout net,
Et pas un d'eux ne ramenoit;
Mais bien une quantité grande
De bleds et de vive viande,
C'eſt-à-dire, de beſtial,
Qui pour renfort du Carnaval
Fut à Paris fort bien receuë,
Et dont la Ville fut pourveuë.

Lors on tira des Fuzeliers
Des Colonelles des quartiers,
Et de la noble Bourgeoiſie,
Il alla quelque Compagnie
Pour faire garde à Charenton
Tandis qu'on menoit, ce dit-on,
La Garniſon faire ſes orges
Devers Ville-neufve S. Georges,
Et d'autre à Briconterobert,
Qu'on craignoit qui fût pris ſans vert.

Le Dimanche, Monſieur Tancrede 31. Jnv.
Fut bleſſé d'un coup ſans remede,
Bleſſé, dis-je, d'un coup mortel,
L'iſſu du côté paternel
Du feu Duc de Rohan ſon pere,
Si l'on en croit ſa chaſte mere.
Au reſte un enfant très-bien né
Auſſi vaillant qu'infortuné.
Il donnoit beaucoup d'eſperance,
Mais le mauvais deſtin de France

Prit mal à propos le toupet
Contre un jeune homme ſi bien fait
Qui portoit toupet *) ſur ſa teſte,
Comme l'on voit dans ſa Requeſte.
Voyons donc comme il a peri.
Il revenoit avec Vitri,
Noirmoutier, et d'autre Nobleſſe,
Quand pour ſa premiere proüeſſe,
Et pour achever ſon Romant,
Il rencontra quelque Allemand
De la garniſon de Vincenne
Qu'il ſuivit à perte d'haleine,
Mais il s'engagea trop avant,
Les ennemis étoient devant,
Qui ſans conſiderer ſon âge
Le traiterent avecque rage,
Parce qu'il avoit presque occis
De leurs Cavalliers cinq ou ſix:
Ils le chargerent, le bleſſerent,
Et dans Vincennes le trainerent,
Où le lendemain ſon deceds
Finit ſa vie et ſon procez.
Lors on eut advis veritable
Qu'à S. Germain (choſe effroiable!)
Monſeigneur, vous aviez nuds mis
Tous les gens que vous aviez pris,
Et que ſans balle et ſans raquette
Ils étoient en grande diſette
Enfermez au tripot du lieu,
N'ayant reconfort que de Dieu.

Le Lundi premiere journée, 1. Fev.
Du ſecond mois de cette année,
Vous fiſtes le determiné,
Dont il prit mal à Fontenai,
A Sceaux, Palaiſeau belle terre,
Où vos barbares gens de guerre
Firent és maiſons et clochers
Pis que n'auroient fait des Archers,

Où

*) Madame von Rohan ſagte in einem Aufſatz über dieſen Unfall: Tancrede ſey an ſeinem toupet kenntbar geweſen.

Où les voleurs de S. Sulpice,
(Car ils prirent juſqu'au Calice,)
Piſſerent dans le beneſtier,
Aſſommerent un Marguillier,
Des ſurplis firent chemiſettes,
Et beurent le vin des burettes,
Prirent le livre d'Oremus,
Qu'ils ne reſpecterent pas plus.

Le Mardi n'eſt pas remarquable. 2. Févr.
Jeudi quatre, Sortant de table 4. Févr.
Où l'on ſervit force roſti,
Monſieur le Prince de Conti,
Suivi d'une grande cohuë
Fit faire à ſes Gardes reveuë,
Où ſe trouva Monſieur d'Elbeuf,
Qui n'avoit pris qu'un jaune d'oeuf,
Tant ſon ardeur infatiguable
Le laiſſoit peu dormir à table.

Jour que pour nous faire du mal.
Sçachant que force beſtial
Nous venoit du côte de Brie,
Bled, farine, autre drollerie,
Qui ſauvoit Paris de la faim,
Et qui rompoit vôtre deſſein,
Vous penſâtes mourir de rage,
Et pour nous boucher ce paſſage,
Ayant en vain attaqué Bri,
Qui n'étoit vôtre favori
Depuis qu'à vos belles cohortes
Il avoit refuſé les portes;
Vous tournâtes vers Leſigny,
Château jadis à Conchiny,
Où de la canaille ruſtique
Ce jour à vos gens fit la nique,
Et quelques ſoldats au milieu
Venus de Bry voiſin du lieu,
Reſpondirent avec rudeſſe:
Je ſons vallets de ſon Alteſſe,
Ce ſera pour une autre fois.

Ce fut le cinquiéme du mois, 5. Febr.
Que quelques trouppes ennemies
Pour pourſuivre leurs volleries,
Et le degaſt du plat païs,
Prirent leur voï de S. Denis.
Helas! que tu deus eſtre en trance,
Pauvre Meſnil, Madame Rance,
Ce jour c'eſtoit à toy le dez,
Tes murs n'eſtoient pas bien gardez:
Ils mirent au fil de leurs lames
Enfans, vieillards, hommes et femmes,
Et firent acte de larrons
Par tous les bourgs aux environs.

C'eſt ce jour, ſi je ne me blouze,
Que l'Archeveſque de Thoulouze
Revint ici de Sainct Germain:
Mais non, ce fut le lendemain,
Nenny, ce fut ce jour-là meſme
Qu'eſtant allé dés le troiſiéme
Y faire predication
De noſtre bonne intention,
En guiſe d'une remonſtrance,
Il ne pût avoir audience,
Et ſans qu'on l'oüiſt, il avint
Que le zelé Prelat revint.

Ce jour merite quelque notte,
Puis que le Mareſchal la Motte,
Et le vaillant Duc de Beaufort,
Qu'on appelloit frappe d'abort,
Sortis avec Cavalerie
Pour purger les chemins de Brie
Des picoreurs de Sainct Denis,
Virent prés les bois de Bondis
Une forte trouppe et tres grande
De Cavalerie Allemande.
Demander ſi nos Generaux
Furent auſſi-toſt à leur dos,
C'eſt peché mortel que ce doute,
L'Allemand fut mis en déroute,
Aprés s'eſtre bien defendu:

Juſ-

Juſques-là meſmes qu'un pendu
Le Capitaine de la troupe
(Quand j'y ſonge ma voix s'étoupe)
Vint tirer à bruſle pourpoint
Noſtre Duc, qui ne branſla point.
Mais d'un revers de cimeterre
Il jetta ce Reiſtre par terre:
Les uns diſent de piſtolet:
Enfin le coup ne fut pas laid,
Le droſle en eſt au cimetiere,
Et mord fierement la pouſſiere.

Le ſept. Par vous brave Condé,
Le Duc d'Orleans ſecondé,
Ayant tiré des voiſinages,
Des villes, bourgs, chaſteaux, villages,
Autant de Troupes qu'il en put,
Sans que Paris debloqué fut;
Il fit bien de cavalerie
Trois mille, et cinq d'infanterie,
Qui filerent toute la nuit
Vers Charenton à petit bruit.

Lundy huit. L'Aurore éveillée,
Vous trouva dans une vallée,
Que nous appellons tous Feſcamp,
Où le voleur eſt tres frequent
Durant tous les mois de l'année;
Mais où devant cette journée
Jamais tant il ne s'en compta
Que dans ce jour elle en porta,
Là votre Gros prit ſa ſceance,
Et ſe ſaiſit de l'eminence,
Tandis que quelque Regiment
Détaché par commandement,
Alla pour donner l'eſcalade
A la malheureuſe bourgade,
Avant qu'aucun fut aſſommé,
Clanleu par vos gens fut ſommé
De leur remettre cette place,
Qui ne leur fit pas cette grace;
Et ſur l'heure les aſſiegeans

sondern hatte auch für das Land selbst eine gewisse Vorliebe. Deswegen traf Saladin die Veranstaltung, daß er von Haleb nach Egypten ziehen, und den Prinzen Almalich Alaziz als Hofmeister dahin begleiten sollte. Der andre Prinz Almalich Addahir bekam Haleb. Nachdem dieser Vertrag so weit zu Stande gebracht war, sagte Aladil, wie er mir selbst erzählt hat, zu Alaziz: „Herr! der Sultän schickt mich als euren Begleiter nach Egypten. Ich kenne die Menge der Verläumder die euch in kurzer Zeit gegen mich mißtrauisch machen werden. Wollt ihr ihnen Gehör geben so sagt es mir lieber vorher, damit ich bleibe, wo ich bin." Alaziz gab ihm die heiligste Versicherung daß er dergleichen gar nicht zu besorgen habe. „Ich weiß wohl, antwortete er, indem er sich zu Addahir wandte, daß euer Bruder von niederträchtigen Leuten, sich gegen mich wird einnehmen lassen; dann aber werdet ihr noch der einzige seyn, dessen Schutz ich mich anvertraue. Addahir sprach ihm hierauf guten Muth zu, und bat ihn, sich aller ängstlichen Sorgen zu entschlagen.

Saladin gab seinem Sohne Addahir deswegen Haleb, um ihn zu lehren, daß dieß der Hauptsitz der ganzen Monarchie sey, auf dessen Eroberung er sein ganzes Augenmerk gerichtet: und daß er jetzt, nachdem er Herr von diesem wichtigen Orte geworden, seine Herrschaft nicht weiter ausdehnen, sondern sich blos mit dem heiligen Kriege beschäfftigen wolle.

Almodaffar wollte aus Unwillen, daß Alaliz ihn in seiner Stelle ablöste, nicht nach Syrien, wohin ihn der Sultan abgerufen hatte, sondern nach Barka in Afrika gehen. Doch ließ er sich durch Zureden vieler Großen bewegen, den erhaltenen Befehlen zu gehorchen.

Zu

De cette bravade enrageans
Occuperent les avenuës
Que nos canons rendirent nuës.
Sans mentir le coup le premier
Les fiſt plus nettes qu'un denier;
Le ſecond rompit quatre cuiſſes,
Le troiſiéme tua deux Suiſſes.
Navarre brave Regiment
Laſcha le pied vilainement.
Vingt de ſes Officiers à terre
Maudirent mille fois la guerre.
Qui les envoyoit chez Pluton
Devant un chetif Charenton.
Votre Alteſſe ayant ſceu l'eſcarre
Qui s'eſtoit faite de Navarre,
Penſa crever dans ſon pourpoint,
Pourtant elle ne creva point,
Sur l'eſperance de combattre
Le badaut qu'on tenoit à quatre,
Qui comme un Diable juroit Dieu
Qu'il vouloit ſecourir ce lieu.
Il diſoit d'elle peſte et rage
Cependant qu'avec advantage
Elle attendoit ceux de Paris
Comme le chat fait la ſouris.
Se fiant ſur ſon eminence.
Elle avoit grande impatience
De taſter le poux au Bourgeois
Qui ne ſortit point cette fois.
Il eſt prudent et craint la touche,
Joint qu'il n'aime point la cartouche.
Et qu'elle en avoit fait charger:
Paris n'en vouloit point ronger,
Et certes avecque prudence,
(Puis qu'on dit que cette eminence
Se pouvoit auſſi peu forcer
Que l'autre le pouvoit chaſſer.)
Votre Alteſſe faiſant fanfare,
Commit pour ſouſtenir Navarre
Chaſtillon avec du renfort,
Ou plutot pour chercher la mort:

Car,

Car, helas! au bas de ſon ventre
Une balle de mouſquet entre,
Sans reſpecter ce Duc nouveau,
Jeune, vaillant, adroit et beau.
Toſt aprés vos troupes filerent
Par des jardins qu'elles forcerent,
Si qu'il convint à nos Soudars,
Environnez de toutes parts,
De faire une retraite honneſte;
Ce ne fut pas ſans caſſer teſte,
Et percer maints et maints boyaux
De maints et maints et maints Royaux.
Clanleu, devant qu'il devint ombre,
En tua de ſa main grand nombre,
Tant que lardé de pluſieurs coups,
Ce brave prit congé de nous,
Et finit vaillamment ſa vie
Par une mort digne d'envie;
Ayant devant mis par quartier
Un qui luy preſentoit quartier.
Charenton ſe rendit enſuite,
La Garniſon ſe mit en fuite,
Qu'on taſchoit de ſecourir, quand
Il fallut paſſer par Feſcamp,
Ce qui n'eſtoit pas fort facille
A nos petits Meſſieurs de Ville.

Le jour que fut pris Charenton
Reſuant en ſoy-meſme Gaſton
Sur l'importance de la perte
Qu'à ſa priſe il avoit ſoufferte;
Sur ſa conqueſte il raiſonna,
Et par conſeil l'abandonna,
Comme pour ſon trop d'eſtenduë
Ne pouvant eſtre defenduë.
Il ſort, et ſeulement il rompt
Le paſſage qui meine au pont.
Ce fait. Vos troupes defilées
Vers Nogent prirent leurs volées;
Nogent ſur Marne, que vos gens
Plus impiteux que des Sergens

Surprirent, pillerent, bruſlerent,
Et puis aprés ſe retirerent.

Le Mecredy notre ſupport, 20. Febr.
Sortit de grand matin Beaufort.
Il avoit la puce à l'oreille,
Auſſi ce jour fit-il merveille,
Car dés qu'à Charenton il fut,
L'ennemy ſoudain diſparut,
Et luy preſentant le derriere
Se retira ſur la riviere
Dans des moulins proche du pont,
Où notre Prince actif et prompt
Ayant mandé l'artillerie
Pour battre cette Infanterie,
Au nombre de deux à trois cent,
Receut un advis plus preſſant
Qui le fit denicher bien viſte,
Car il ſçeut qu'avoit pris ſon giſte
A Linas le fameux convoy
Qu'Eſtampe envoyoit par charroy.
Noirmouſtier luy preſtoit main forte:
Mais pour une plus ſeure eſcorte
La Mothe-Houdancourt et Beaufort
(C'eſtoit à qui courroit plus fort,)
Eſtoient déja deſſus la voye,
Quand un advis on leur envoye
Que le Mareſchal de Grammont
S'avançoit en pas de Gaſcon
Pour les couper ſur leurs paſſages;
Nos Generaux prudens et ſages
Vinrent en ordre martial
Recevoir ce grand Mareſchal,
Qui montra bravement la croupe
(Dit la chanſon) avec ſa troupe,
Bien qu'elle fuſt de cinq milliers,
Tant fantaſſins que cavaliers:
Laiſſans teſmoins de ſa diſgrace
Pluſieurs Officiers ſur la place,
Entre leſquels il dit Adjeu
Au brave Colonel Noirlieu,
Qui ſçavant au fait de la guerre

N'en

N'en fut pas moins porté par terre
Quoy qu'armé comme un Jacquemart,
Et malgré les ruſes de l'art
S'abbatit en faiſant une eſſe
Deſſous Beaufort, de qui l'adreſſe
Luy porta l'eſpée au goſier;
Coup qui l'empeſcha de crier
Contre noſtre guerre civille,
Et d'embraſſer cet autre Achille,
Ce Beaufort, dont l'illuſtre bras
Combloit de gloire ſon treſpas:
Beaufort, dis-je, qui teſte nuë,
Sans armes que celle qui tuë,
N'ayant qu'un buſle ſur le corps
Affronta ce jour mille morts,
Les pouſſa, leur dit pis que pendre,
Sans qu'elles oſaſſent le prendre.
Ce fut lors que notre Bourgeois
Fut aux champs la ſeconde fois
Sur le bruit de cette rencontre.
Chacun d'eux fort zelé ſe montre,
Ils vont, ils volent au ſecours,
Et l'on n'entend dans leurs diſcours
Que „vive Beaufort et la Mothe"!
Il n'en eſt pas un qui ne trotte,
Et ſe trouvent ainſi trotrans
Plus de trente mille habitans.
Dont l'ardeur fut bien rengainée
Trouvant la bataille gagnée,
Et la victoire qui rioit
De nos Bourgeois, qu'elle voyoit
Peſter, et ſe gratter la teſte
De n'avoir eſté de la feſte,
Jurans pour faire les meſchans
Contre le Prevot des Marchands.
Soit que Madame la Victoire
Euſt rappellé dans ſa memoire
Juvify, que ces bons Soldats
Ont promis de ne paſſer pas,
Et dont ils étoient ſur la route.
Bref, ils revindrent ſans voir goute

Confondus avec les pourceaux,
Les moutons, les boeufs et les veaux.
Il faiſoit beau voir en bataille
Cinq cens gorets de belle taille;
Leur bataillon ſage et diſcret
Laiſſoit un eſtron à regret.
Mais pour mieux obſerver ſon ordre
Chacun d'eux paſſoit ſans le mordre.
Enſuite on voyoit les moutons,
Qui faiſoient mille plaiſans bonds.
Et s'avançoient en crians „baye"
Que recent S. Germain en Laye.
Nos Chefs entrerent les premiers
Avecque force priſonniers.
Le Jeudy fut pris la Vallette, 11. Fev.
Fruict de l'Eſpernone brayette,
Mais de ces fruits qui ſont baſtards.
Il fut pris ſemant des placards,
Placards qu'il croyoit pour recolte
Devoir produire une revolte,
Et qui n'eurent aucun effet,
Si ce n'eſt que par eux fut fait
A cette homme pourpoint de pierre
Qu'il eut le reſte de la guerre.
Ce jour certains du Parlement
Parlerent d'accommodement,
Mais ſoit qu'ils n'euſſent pas puiſſance;
Soit pour la raiſon de l'abſence
De nos Chefs, la Cour fut d'avis,
Qu'au lendemain tout fuſt remis.
Le Vendredy le Heraut d'Armes
Me fit rire juſques aux larmes,
Lors que je l'ai conſideré
Vers la Porte Saint Honoré,
Au matin, qui faiſoit maint cerne,
Comme pour invoquer l'Averne.
Je le vis qui faiſoit trois tours,
A peu prés comme font ces Ours
Qu'on fait monter à la jeuneſſe,
Et qu'un batteleur meine en leſſe.
Aprés avoir pirouëtté

Il demanda d'eſtre eſcoutté.
Mais Meſſieurs ſans faire reſponce
Laiſſerent ce bizarre Nonce,
Ordonnant qu'il falloit mander
Nos Generaux pour proceder,
Et que par une tolerance
La Mothe auroit auſſi ſéance.
Nos Generaux eſtans venus,
Il fut dit qu'on feroit refus
D'introduire cette toupie,
Qui ne manquoit pas de roupie,
Et que Meſſieurs les Gens du Roy
Iroient luy citer une loy
Qui defendoit d'ouvrir la porte
A pas un homme de ſa ſorte,
Veu qu'ils n'eſtoient point ennemis
Ny ſouverains, mais tres-ſoumis
Aux volontez de leur Monarque.
(Reſponce digne de remarque,
Et qui dût rendre bien camus
Le Heraut qui ne tournoit plus.)

Les meſmes iroient vers la Reine
Dire que ce n'eſt pas par haine
Qu'on a fait géler ſon Heraut,
Que Meſſieurs ont fait comme il faut,
Que c'eſt marque de leur ſcience,
Et non de deſobeïſſance.
Selon qu'il fut dit, il fut fait,
Et le Heraut mal ſatisfait
Mit ſon cheval à l'eſcurie
Dans la prochaine hoſtellerie.
Mais pour aller à Saint Germain
Monſieur Talon baiſa la main.
Il repaſſoit en ſa memoire
Qu'il n'eut pas ſeulement à boire
La premiere fois qu'il y fut;
Ce qui fit qu'il ſe reſolut
D'eſcrire pour ſon aſſeurance.
Cependant le Heraut de France
Qui fit un mediocre eſcot,
Mais qui dormit comme un ſabot,

Ayant encore tourné de meſme
Partit le Samedy treizieſme
Et devant plier ſon paquet
Laiſſa ſur la barre un pacquet,
Qui demeura cette ſemaine
Entre les mains du Capitaine.
Ce meſme jour le fils puiſné
D'un Potentat infortuné
Fut receu dedans notre Ville,
Où ſa mere avoit pris aſyle,
Contre la fureur de l'Anglois,
Infame bourreau de ſes Rois *).
Le quatorzieſme, et le Dimanche
Par un Prelat à barbe blanche
Fut ſacré Monſieur de Bayeux.
Tandit qu'un Edict rigoureux,
Qui fut fait en l'Hoſtel de Ville,
Ordonna (choſe tres-utile)
Aux Chefs et Maitres des maiſons,
Nonobſtant toutes leurs raiſons,
De porter eux-meſmes en garde
Picque, mouſquet ou hallebarde,
Et d'eſtre chez leurs Officiers
Aux mandemens particuliers;
De venir quand on les appelle
En faction ou ſentinelle,
Selon l'ordre du Caporal,
Qui bien ſouvent eſt un brutal,
Touſiours ignorant, parfois yvre.
Mais bien qu'il ne ſçache pas vivre,
Fit-il, en commandant, un rot,
Il faut ſuivre ſans dire mot.
Et la prendre mainte roupie
Si le Caporal vous oublie,
S'il cauſe, s'il dort, ou s'il boit,
Sans oſer ſortir de l'endroit,

13. Fé

*) Die tragiſche Geſchichte von Karl dem I. fiel gerade in di
Zeiten. Volksgährungen ſind wie Epidemien! — Seine G
mahlin war eine Prinzeſſinn von Frankreich. Dannoch fo
ſie weniger Unterſtützung in Frankreich, als Ludwigs
XVI. Familie — in England.

Où pour ſentinelle il vous poſe,
Tant qu'il boit, qu'il dort, ou qu'il cauſe.
Or le Lundy quinzieſme jour, 13. Fevr.
Le vaillant la Mothe Houdancour
Au Parlement prit ſéance,
Et depuis en toute occurence
Fut Conſeiller ad honores.
On eut advis le jour d'aprés
Que de Soiſſons l'Eſchevinage
Party pour un pelerinage
Qu'il alloit faire à Saint Germain,
Le Lieutenant, homme de main,
S'eſtant mis tres-fort en colere,
Avoit fait faire un autre Maire,
Et créé nouveaux Eſchevins,
Que ces premiers furent Janins
Lors que la gueulle enfarinée
Par une belle apreſdinée
Eſtant à Soiſſons retournez,
On leur ferma la porte au nez,
Quelqu'un d'entr'eux prit la parole,
Mais zeſte comme il a pris Dole,
Les portiers ſon ſourds à ſa voix,
Et par tout viſage, de bois.
Ce fut cette meſme journée
Qu'à ſept heures la matinée,
Meſſieurs n'eſtant point aſſemblez,
Il vint de Chartres force bleds,
Que fit apporter la Boullaye,
Que quelques vendeuſes de raye,
Qui l'allerent remercier,
Nommoient leur pere nourricier.
De fait, ce Controlleur des Halles
Eſquivant les troupes Royalles,
Alloit à la proviſion
Plus ſouvent qu'à l'occaſion.
Les Gens du Roy le dix-ſeptieſme, 17. Fevr.
Sous un paſſeport du ſeizieſme
S'eſtoient déja mis en chemin,
Et s'en alloient à Saint Germain
Dire à la Reine en bonne amie

Que par meſpris ce ne fut mie
Que ſon Heraut ne fut admis,
Et qu'il falloit bien qu'elle euſt pris
Meſſieurs pour des niais de Sologne;
Quand devers le bois de Boulogne,
Nos gens virent venir d'amont
Le courtois Mareſchal Gramont,
Qui leur venoit offrir main forte,
Et qui leur fit toufiours eſcorte.
Jeudy le Gouverneur de Bry. 18 Fevr.
Qui depuis le fut de Saint Pry,
Connu ſous le nom de Bourgogne,
Sur le Regiment de Bourgogne
Sortit avec quelques chevaux,
Et fut vainqueur en peu de mots.
Car ſi de toutes vos deffaittes
Vous me demandiez des Gazettes,
Il faudroit eſtre Renaudot,
Qui les donne à ſon fils en dot,
Avoir les meſmes avantages,
Ses lieux communs, et tous ſes gages.
Ce jour meſme il nous fut mandé
Que le beau frere de Condé,
Longueville l'inébranlable
Refuſoit d'eſtre Conneſtable.
Que cela fuſt en ſon pouvoir,
Je ne ſçay. Mais il dût ſçavoir,
Que „tel qui refuſe, a prés muſe"
Si le proverbe ne s'abuſe.
Ce jour au Parlement on lut
La lettre qui ſurpriſe fut
Et que par quelque manigance
Eſcrivoit à ſon Eminence
Le grand-homme Monſieur Cohon,
Dont ſi vous abbregez le nom,
Il reſte un mot plein d'infamie,
Qui fut dit qu'on l'obſerveroit,
Et Gardes on luy donneroit,
Comme à Monſieur l'Eveſque d'Aire,
Qu'on croyoit eſtre du myſtere:
Qu'en outre on prendroit au collet

Un Conſeiller du Chaſtelet
Laune, qui gagnant la guerite
N'attendit pas cette viſite.

Ce jour l'Archeveſque regla,
Et par ſon reglement ſangla
Meſſieurs de jeuſne et de Careſme,
Qui s'en venoient à face bleſme,
Victorieux du Carnaval
Seconder le party Royal
En nous oſtant la bonne chere.
Mais la farine eſtoit trop chere,
Ce qui fit que notre Paſteur
Uſant envers nous de douceur,
Par une forme d'indulgence,
Et ſans tirer a conſequence
Nous accorda de manger oeuf,
Mouton, goret, volaille et boeuf,
Fromage, veaux, agneaux, eſclanche,
Lundy, Mardy, Jeudy, Dimanche;
Et du poiſſon les Mercredis,
Les Vendredis et Samedis,
Et toute la ſainte ſepmaine,
Temps qu'il laiſſa ſous le domaine
D'un Careſme tres-rigoureux
Qui fut tout le reſte Chartreux,
Où qui du moins y devoit eſtre,
Mais il ſe vint camper ce traiſtre
Chez quelques pauvres habitans
Qui, diſent-ils, devant ce temps
Jamais ſi long ne le trouverent,
Et dés les Roys le commencerent:
Si bien qu'en mangeant ſon harant
Par un effet bien different,
Sans jours gras le gueux fit Careſme,
Le riche n'en fit pas de meſme,
Car ayant touſiours force plats
Sans Careſme il fit les jours gras.

Le Vendredy dans l'Aſſemblée
Les gens du Roy vinrent d'emblée.
Ils retournoient de Sanct Germain,
Lors ils dirent l'accueil humain,

19. Fev.

Zu ſeinem nunmehrigen Aufenthalt beſtimmte ihm Saladin Hamata. Zu merken iſt noch die Heyrath Adbahirs mit Aladils Tochter, und Almalich Alaphdals mit einer Tochter Naſireddins, der Aſedoddins Sohn war.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Abermahlige Unternehmung gegen Caracha.

Zu Anfange des Jahrs 583 (1187) zog er wieder gegen Caracha aus. Den Truppen, welche er zu dieſer Unternehmung aus Haleb und Egypten kommen ließ, gab er Befehl, auf ihrem Marſche Paläſtina ſo weit als möglich zu verheeren. Vor der Veſtung blieb er ſo lange liegen, bis der heilige Pilger aus Mecca wieder Syrien betreten hatte.

Aus Haleb konnten dieſsmal keine Truppen zu ihm ſtoßen, weil ſie mit den Franken in Armenien, dem Lande der Söhne Leo's, zu thun hatten. Gelegenheit zu den dortigen Unruhen gab der Tod des fränkiſchen Fürſten, der ſeinen Sohn zum Erben und Thronfolger eingeſetzt hatte. Um nun den Bewegungen der Franken Einhalt zu thun, und ihnen zu zeigen, daß das Land auch von dieſer Seite nicht offen wäre, mußte Almalich Almodaffar mit der Armee aus Haleb nach Harem ziehen, und einen Waffenſtillſtand für die dortigen Gegenden auswirken; der auch im erſten Monat Rabia zu Stande kam; worauf er mit ſeinen Truppen nach Hamat zog. Hier ſtand ſchon der Sultan mit den aus Moſul und Merdin verſammelten Armeen, und hielt am Berge Tel Taiſal eine Muſterung, bey der er allen kommandirenden Officiren befahl, genaue Ordnung zu beobachten.

Qu'ils avoient receu de la Reine,
Qui ſans leur tesmoigner de haine
Leur avoit fait civilité,
Et promis une infinité
De faveurs et de bien veillance,
Dés que par leur obeiſſance
Meſſieurs du Palais prouveroient
Les reſpects dont ils l'aſſeuroient.
Et que s'ils tenoient leur promeſſe
Ils auroient du pain de Goneſſe.
Cependant l'Agent arriva *)
Que l'Archiduc nous envoya,
Et dont, diſoit la harangere,
Il porte la paix. ma comere.
Il venoit faire compliment
A notre Auguſte Parlement.
Et ce fut ce jour que le droſle
Nous fit voir ſa trogne Eſpagnolle,
Jour, que recru de ſon travail
Il ne prit qu'une gouſſe d'ail,
Tant il avoit d'impatience
D'eſtre bien-toſt à l'audience.
Où la il mit deſſus le rognon
Il laiſſa tomber un ognon **),
Comme il tiroit de ſa pochette
Une miſſive aſſez bien faitte,
Qu'avoit eſcritte l'Archiduc,
Dont je vous donne tout le ſuc.
Du dix de Fevrier à Bruxelle
Je l'Archiduc vous eſcrits celle
Que vous rend le preſent porteur.
Je ſuis le garand et l'autheur
De tout ce que dira cet homme.
De ce qu'il dit, voicy la ſomme.
L'Archiduc parle par ma voix,

Il

*) Der ſchnell in einen Don Joſeph de Illeſpas umgeſchaffene Bernhardiner, Arnolfini.

**) Ognon Zwiebel, wurde das Symbol der Union der Parlementscammer, welche jetzt gegen Mazarin kämpften, weil dieſer nach ſeiner italieniſchen Ausſprache Ognon ſtatt Union ſagte. Die Miſſive des Spaniers war zu Paris ſelbſt von den Chefs der Ognon gemacht.

Il m'envoye offrir aux François
Une paix qu'ils ont ſouhaittée,
Et qu'on a toûjours rejettee.
Lors il ſe mit à dire mal
Contre Monſieur le Cardinal,
En accuſant ſon miniſtere.
Et dés qu'il luy plût de ſe taire,
La Cour dit qu'il mettroit au net
Ce qu'il a dit: ce qu'il a fait,
Et cependant dans la ſemaine
Qu'on deputeroit vers la Reine
Pour l'inſtruire de tout cela,
Et prier par ce moyen là
De ne faire pas la Normande,
Mais comme la Cour luy demande,
Et qu'à Meſſieurs les Gens du Roi
Elle donnât Jeudi ſa foi;
Prendre des ſentimens de mere
Pour un peuple qui la revere,
Et finir un triſte blocus
Qui ne fait rien que de cocus.

Le Samedi, cent trois charettes 20. Fevr.
De bleds et de farines faites,
Renforcerent nos magaſins,
Malgré Meſſieurs les Mazarins.
Ce convoi nous vint de la Brie
Au nez d'une trouppe ennemie,
Et fut conduit par Noirmoutier,
Homme ſavant dans le meſtier,
Et qui dans cette conjoncture
Garantit fort bien ſa voiture
Des mains du Comte de Granſai,
Où le combat fut balancé.
Mais nous eûmes victoire entiére,
Peu de nos gens au Cimetiere,
Encor que le choc fut très chaud,
Monſieur de la Roche-Foucaud
Et Monſieur de Duras le jeune
Bleſſez par mauvaiſe fortune.

Ce même jour les Ennemis
Trainerent canons plus de ſix,

Dont ils firent batre en ruine
Le Château de Monſieur de Luine, 21. Fevr.
Leſigni, qui le lendemain
Fut pris et tout ſon ſaint-creſpin.
Le Lundi la Trouppe Royale 22. Fevr.
Fit Gribouillette generale
Aux environs de Montbleri:
J'en ſuis encor tout ahuri.
Piller, bruſler autour de Châtre,
Battre ſon Hôte comme plâtre
Ce ſont ſes pechez veniels,
Quels ſeront ſes pechez mortels?
Enfin ayant ſceu que les nôtres
Qui vivoient comme des Apôtres.
Venoient avec elle compter,
Elle voulut bien ſe haſter.
Et la crainte de rendre compte
Lui fit faire retraitte prompte.
Ce même jour les Deputez
Du Parlement s'étant bottez
Allerent par mer et par terre
Chercher la Reine d'Angleterre,
Pour meſler enſemble leurs pleurs
Et pour compatir aux douleurs
De cette Princeſſe affligée
Que les Anglois ont outragée,
Decollant le Roi ſon eſpoux.
Bons Dieux, ces peuples ſont ils fous
Enſorcelez, melancholiques,
Ypocondres ou frenetiques?
Ont ils le diable dans les reins
D'occire ainſi leurs Souverains,
Comme ils viennent de faire à Londres?
L'enfer les puiſſe-t'il confondre.
Mais conſolez vous, grand Roi mort!
Et prenez quelque reconfort
Vôtre Majeſté n'eſt pas ſeule.
La Reine Stuart vôtre ayeule
Fut auſſi le ſifflet coupé.
L'on dit que ſans avoir ſoupé
Ce peuple en qui malice abonde

L'en-

L'envoya dormir hors du monde.
Elle eſt encor à s'éveiller.
Pour vous qu'il a fait ſommeiller,
Noble Prince! illuſtre victime
De ſujets enhardis au crime,
Et qu'on a veu jouer deux fois
A coupe-tête avec leurs Rois!
Daignez nous dire la lignée
Qu'a vôtre femme, ſi bien née
Et fille de Henri le Grand,
Vous laiſſates lors quand et quand.
N'eſt-ce pas ſix, dont la plus grande
Se tient à la Haye en Hollande?
Le Prince de Galles l'aîné,
Qui dans l'Ecoſſe eſt couronné,
Le Duc d'York et ſa cadette,
Qui dans Paris font leur retraitte;
Deux autres qui chez les Anglois
Soûpirent depuis pluſieurs mois?
Le Mardi pour leur aſſeurance 23. Fevr.
Nos Deputez à l'Audience
Receurent des paſſe-par-tous.
Mercredi vingt et quatre tous 24. Fevr.
Meſſieurs aſſemblez appellerent
Les noms de ceux qu'ils deputerent,
Le Premier Preſident Molé,
Après lequel fut apellé,
Monſieur le Preſident de Même,
Viole de la Chambre même:
Enſuite de ces trois fut hoc
Menardeau, Catinal, le Coq,
Cumont, Palluau des Enquelles,
Avec le Fevre des Requeſtes.
Dans le Cours Monſieur de Saintot
Vint au devant d'eux au grand trot
Avec ordre de les conduire,
Sans qu'il fut permis de leur nuire
Juſques au Château de Ruel;
Ordre qui pourtant ne fut tel,
Qu'étrangere cavalerie
N'eût l'audace et l'effronterie

De

De roder en monſtrant les dents
Près du char de nos Preſidens.
Enfin nôtre Ambaſſade arrive,
Et l'on la ſoula comme grive,
A Ruel, d'où le lendemain
Elle partit pour Saint Germain.
Ce même jour ſur l'aſſeurance
Que les Royaux en abondance
Par le pont de Gournai filoient,
Et que Bry ſieger ils alloient,
(Lors, pour le ſuccès de leurs Armes,
Nos Chefs oyoient Veſpres aux Carmes.)
Sachant donc que les ennemis
Devant Bry le ſiége avoient mis,
Ils ſortirent de nôtre ville
Ayant à leur ſuite onze mille,
Tant Cavaliers que Fantaſſins.
Si vous demandez leurs deſſeins,
Les voici. L'armée ennemie
Etant ce jour-là dans la Brie,
Ils alloient d'un autre côte;
Et pour dire la verité,
Nos Chefs dans ces derniers bagarres
Ne firent que joüer aux barres.
Etiez-vous devers Charenton?
Nous vous cherchions devers Meudon,
Et ſi des deux partis le nôtre
Rencontra quelquefois le vôtre,
Où l'on fit de petits combats,
Ce fut qu'on ne s'entendit pas,
Ce fut par malheur, ou beveue,
Par une rencontre impreveuë,
Par quelques Soldats trop vaillans;
Par des eſpions un peu lents;
Par fois dans quelque caracole
Souvent contre vôtre parole,
Et toûjours contre nos deſſeins,
Que nous ſommes venus aux mains.
Mais pour cette fois nôtre armée
Ne fut jamais plus animée,
Et vous fiſtes bien d'être ailleurs

Pour

Pour éviter de grands malheurs.
Or trêve de la raillerie
Tandis que vous fûtes en Brie,
Nos Generaux tenans les champs
Ce jour et les autres ſuivans,
Donnèrent temps à tout le monde
D'aller et de courre à la ronde,
Chercher infinité de grains,
Dont nos greniers furent ſi pleins,
Que j'en ſai pluſieurs qui creverent
Des quantitez qui s'y trouverent.

Les jours ſuivans furent vendus 23. Févr.
Selon pluſieurs Arrêts rendus,
Les meubles de ſon Eminence,
Qui bien que pleine d'innocence,
Et qu'elle eût proteſté d'abus,
Il n'en reſta pourtant rien plus.

Le Vendredi l'on a nouvelle, 26. Févr.
Qui pour nous n'eſt bonne ni belle,
Que le ſieur Comte de Grançoy,
Sans que nous l'euſſions offenſé,
Avoit mis un ſiege funeſte,
Devant Bry, le ſeul qui nous reſte,
Et qu'à l'abord ce Gouverneur
Nommé Bourgogne, homme d'honneur,
Avoit fait juſqu'à l'impoſſible,
Percé l'ennemi comme un crible,
Et bien rabattu ſon caquet
A coups de canon et mouſquet.
Mais qu'enfin une large brêche,
Le manque de poudre et de mêche,
Et le deſeſpoir du ſecours,
(Qui ne pouvoit pas avoir cours
A cauſe des mauvais paſſages,
Des defilez et mareſcages
Que nous ne pouvions pas gauchir,
Et que nous pouvions moins franchir,
Praſlin tenant les advenuës)
Faiſant ſauter Bourgogne aux nuës,
Il avoit fait un bon traitté;
Car tel il lui fut proteſté.

Mais,

Mais, las! ceux qui tenoient le ſiége
Se ſervirent du privilege
Qui permet à tous les Normans
De ne tenir point leurs ſermens;
Puis que contre la foi promiſe
Ils mirent tous nuds en chemiſe
La plus grand part de nos Soldats,
Qui revinrent les chauſſes bas.

Ce fut au cul de la ſemaine, 27. Févr.
Que nos Deputez vers la Reine
Au Parlement ſont revenus,
Où devant Senateurs chenus
Et tous nos Chefs à l'Audience
Avans pris chacun leur ſeance,
La de leur deputation
Ils firent expoſition,
Et rapporterent que la Reine
Avoit dit: je n'ay point de haine,
Et ſi j'oſois boire du vin
Nous boirions enſemble demain.
Cependant nommez Commiſſaires,
Qui ſoient Plenipotentiaires,
Tant pour la generale paix,
Que pour décharger de ſon faix
Le pauvre peuple de la France.
Et pendant nôtre Conference
Ceux qui vous portent à manger
Pourront paſſer ſans nul danger.
Ce que la Cour trouva très-juſte,
Et nôtre Parlement auguſte
Conclut qu'en un certain endroit
Des Deputez on envoyeroit,
Et même qu'avant leur ſortie,
La Reine en ſeroit advertie.
Pour cet effet les Gens du Roi,
S'y firent trainer par charroi.

Le Dimanche quelque canaille, 28. Févr.
Dont le feu fut un feu de paille,
Fit maniere d'emotion
Qui tendoit à ſedition,
Elle en vouloit à la ſoutanne,

Et

Et prit je croi pour une canne
Monsieur le Président Thoré,
Qui fut à peine retiré
Des griffes de votre fruitiere
Qui le traînoit à la riviere.
Le Lundi premier jour de Mars 1. Mars
Je fus courre de toutes parts
Sans apprendre aucune nouvelle.
Le Mardi nous receûmes celle 2. Mars
Qu'écrivoit le Duc d'Orleans,
Laquelle ouverte, on lut dedans
Que c'étoit chose très-certaine
Que la volonté de la Reine
Etoit de fournir tous les jours,
Que la Conference auroit cours,
De bleds une quantité fixe,
Ni plus courte, ni plus prolixe,
Tant par jour seulement. Surquoi
La Cour voulut qu'aux Gens du Roi
On eût à porter cette lettre,
Veu qu'ils étoient venu promettre
A leur retour de Saint Germain
Bien plus de beurre que de pain,
Et des passages l'ouverture;
Ce qui n'étoit qu'une imposture.
Et qu'ils prieroient leurs Majestez
De faire jour de tous costez,
Et de nous ouvrir les passages,
Veu qu'ils sont de Dieu les images,
Qui ne nous les boucha jamais,
Et qui se dit Dieu de la paix.
Bref, qu'ils rompent la Conference
Sur cet article, avec defence,
D'entrer en aucun pourparler.
Mais commandement d'enroller
Par les Provinces et les Villes
Des soldats tant que tous les milles.
Ils revinrent le trois de Mars
Moins gnais que devant des trois quarts,
N'ayant pû tirer de la Reine
Rien qu'une mesure certaine

De muids de bled reduis à cent
Par chaque jour pour notre argent,
Dont ſeroit faite delivrance
Moyennant que la conference
Commençât dès le lendemain:
„Surquoi Meſſieurs amis du pain
„Conclurent qu'une paix de verre
„Valoit mieux qu'une forte guerre,
„Qu'un ſouſpir valoit moins qu'un rot,
„Qu'un caſque valoit moins qu'un pot,
„Une brette qu'une lardoire,
„Coup à donner que coup à boire,
„Et que le corps d'un trépaſſé
„Valoit bien moins qu'un pot caſſé,
„Un Cabaret mieux qu'une garde,
„Une plume qu'une hallebarde,
„Mourir ſaoul, que mourir de faim:"
Voulans que dès le lendemain
Nos Deputez fuſſent en voye.

Ce jour nous eûmes de la joye
D'aprendre qu'à la fin du temps
Nos ſoldats faiſoient battre aux champs,
Eux que pour leur long domicille
On nommoit les Soldats de Ville.
Voyons où s'addreſſa leur pas,
Ce fut où vous ne fuſtes pas.
Ils camperent prés de la Seine
En toute bourgade prochaine,
Et ſe raſſeurerent un peu
Ayant de l'eau contre le feu:
Avec un pont ſur la riviere,
Par où, par devant, par derriere,
De tous côtés, à gauche à droit
S'enfuir quand l'ennemi viendroit:
Pont que pour garantir d'embuſche,
Et d'être bruſlé comme buſche;
Bref pour le ſauver de tout tort
Aux deux bouts ils firent un fort.

Le Jeudi ſe bottilierent
Et pour faire accord s'en allerent
Le Premier Preſident Molé

Dont je vous ai déja parlé;
Monſieur le Preſident de Meſme,
Dont je vous ai parlé de meſme;
Les Nemonds et les le Cogneux
Preſidents au Mortiers tous deux,
Deux Conſeillers de la grand' Chambre
Dont la vertu ſent meilleur qu'ambre;
Meſſieurs Longueil et Menardeau
Pour qui je veux faire un Rondeau;
Des Enqueſtes Monſieur la Nauve
Homme de bien, ou Dieu me ſauve;
Meſſieurs le Coq, Monſieur Bitau
Meſſieurs Violle et Palluau;
Monſieur le Febure des Requêtes;
Briçonnet Maitre des Requêtes;
Enſuite un homme très prudent
Des Comptes premier Preſident;
Paris et l'Eſcuyer, perſonnes
Très vertueuſes et très bonnes;
Des Aides Monſieur Amelot
Premier Preſident fort devot;
Meſſieurs Bragelonne et Quatre-hommes
Qui pourtant ne ſont que deux hommes;
Pour nôtre ville et le dernier
Un Eſchevin nommé Fournier;
Qui tous à Ruël s'arrêterent.

Où le lendemain arriverent — 5. Mars.
Monſeigneur le Duc d'Orleans,
Et Vous qui n'étiez pas ceans,
C'eſt Vous Prince que j'apoſtrophe,

Vous qui faiſiez le Philoſophe
Et l'homme d'Etat dans Ruël,
Vous qui traittiez de criminel
Un Corps qui ſera vôtre Juge,
(Diſons plutôt: vôtre refuge!)
Prince avoüez nous à preſent
Ce qui vous ſembla mal-plaiſant
Avant vôtre metamorphoſe;
Que c'eſt une agreable choſe

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Gewonnene Schlacht bey Hittyn.

Saladin ſahe ſich jetzt in dem feſt gegründeten Beſitz ſeiner Länder, ſah ſeine Macht weit ausgebreitet, und war von der treuen Anhänglichkeit ſeiner Unterthanen verſichert. Für dieſe ihm durch Gottes Gnade erwieſene Wohlthat wußte er ſeine Dankbarkeit nicht beſſer an den Tag zu legen, als wenn er alle Sorgfalt auf die Führung eines heiligen Krieges verwendete. Den 17ten des andern Rabia ſetzte er ſich in Bewegung, eine Zeit die er beſtändig im Schlachtgetümmel zuzubringen pflegte, wobey er vorzüglich die Maxime beobachtete, während der Betſtunden etwas Wichtiges zu unternehmen, weil er glaubte, daß die Fürbitten der Andächtigen, zu einer Stunde, in der Gott beſonders Erhörung verheiſſen hat, wirkſamer wären,

Die Franken zogen ſich in der Ebene bey Sapher zuſammen, und verſchanzten ſich daſelbſt. Saladin erwartete ſie im freyen Felde, weil ſie aber ihr Lager nicht verließen, ſo gieng er mit einer auserleſenen Reiterey nach Tiberias, überrumpelte es, und überließ die Stadt dem Rauben und Morden. Nur allein die Burg vertheidigte ſich. Die Nachricht von dieſem Vorfalle rief die Franken plötzlich zur Rache auf; beyde Heere trafen den 22ſten gegen Abend an der öſtlichen Seite des Berges Tiberias aufeinander. Den folgenden Tag beginnt bey dem Dorfe Allubia das Treffen, und dauert bis in die Nacht. Wunder der Tapferkeit geſchahen hier, dergleichen vordem nie geweſen ſind, aber noch war nichts entſchieden. Die ganze Nacht blieb der Soldat unter Waffen, ſo ermattet und ohnmächtig er auch von der überſtandenen Arbeit war.

Den

De n'être point pris ſans decret *),
Et que c'étoit là le ſecret,
Qui pouvoit ſauver vôtre Alteſſe
D'une captivité traîtreſſe,
Dont on ne ſe peut garantir,
Et qui vient ſans nous advertir.
Vous voila tombé dans le piege.
Qui l'eût dit que ce privilege
Que vôtre interpretation
A couvert de confuſion?
Ce privilege raiſonnable,
Le ſeul recours d'un miſerable,
De n'être qu'un jour en priſon
Sans tyrannie et par raiſon,
Et par une prompte audience
Pouvoir monſtrer ſon innocence:
Que ce privilege ſi doux,
Qui ne ſera meshui pour vous,
Vous eût un an après fait faute?
Vous contiez bien lors ſans vôtre hôte.
Mais treſve de moralitez!
Revenons a nos Deputez,
Qui dès que dans la Conference
Ils eurent veu ſon Eminence,
La regardans à pluſieurs fois,
Firent le ſigne de la croix,
Esvahis de revoir un homme **)
Qu'ils croyoient de retour à Rome,
Et dont les François quelque jour
Auroient regretté le retour.
Mais cependant pour la grimace,
Et pour plaire à la populace
On le prie de s'en aller
Avant qu'on ſe mît à parler.
Le Dimanche je vis un homme, 7. Mars.
Qui diſoit que vers Brai ſur Somme
L'Archiduc avoit déja beu,

Et

*) Dies war eine der Foderungen des Parlements. Auch Frankreich wollte ſeine Habeas-corpus-Acte.

**) Mazarin

Et que vers Guiſe on avoit veu
Voltiger des troupes d'Eſpagne;
Que le Duc Charles en Champagne
Près d'Avennes ſe promenoit,
Et forces troupes qu'il menoit.
Lundi qu'il étoit inutile, 5. Mars.
Le Regiment de nôtre Ville,
Levé non ſans beaucoup de frais
En un temps qu'on faiſoit la paix,
Joignit l'armée à Ville-Juifve;
Qui de loin lui criant. „Qui vive?"
Il creut qu'il étoit déja mort,
Et demanda quartier d'abord.
Il étoit fait de Janſeniſtes *),
D'Illuminez et d'Arnauldiſtes,
Qui tous en cette occaſion
Requeroient la confeſſion,
Dont ils avoient blâmez l'uſage.
J'ouis un de ce badaudage
Qui demandoit à Dieu tout bas
La grace qu'il ne croyoit pas.
Ce jour la Cour tira de peine
Le grand Marèchal de Turenne
Tenu coupable à Saint Germain,
Pour n'avoir pas prêté la main
A la ruine de la Fronde.
(C'eſt comme parloit tout le monde
Du parti pretendu Royal.)
On diſoit de ce Marèchal
Que pour noſtre Ville affamée
Il avoit offert ſon armée.
Noſtre Parlement l'accepta,
Et dès ce jour même arrêta:
Que Declaration et Bulle,
Toute ſentence ſeroit nulle,
Et tout Arrêt fait contre lui;
Ordonnant que dès aujourd'hui
Il revint, s'il pouvoit, en France;

*) Der Duc de Luynes, ein Freund der Janſeniſten, war ihr Anführer.

Et de plus pour la ſubſiſtance
Que cent mille écus il prendroit
Es Receptes qu'il trouveroit.
Le Mardi la Cour étonnée 9. Mars.
Sur la remonſtrance donnée
Par le Procureur General,
Que quelqu'un du parti Royal
Fiſt delivrer l'autre ſemaine
Sous l'authorité de la Reine
Des commiſſions à certains,
Aux Damillis, aux Lavardins,
Aux Gallerandes, aux Courcelles,
De lever des Troupes nouvelles,
Auſquels et tous autres defend
Haute et puiſſante Cour, qui pend
Ceux qui ſa volonté violent,
Que plus de ſoldats ils n'enrollent,
Sans un Royal commandement
Approuvé par le Parlement.
Defenſe à toute ame guerriere,
Gentilhomme ou bien roturiere,
De prendre emploi ni s'enroller,
Sur peine de degringoler
Du haut de Nobleſſe en roture,
Et de roture en ſepulture.
Veut que les villes et les bourgs
Courent deſſus eux comme à l'Ours,
Qu'ils s'aſſemblent à ſon de cloche,
Qu'à pied, qu'à cheval, ou par coche
Ils courrent après tels ſoldats,
Et qu'ils leurs rompent les deux bras.
Le dix on ſçut qu'en Normandie,
Pour joindre à l'armée ennemie
Le Baron de Marre levoit
Le plus de Troupes qu'il pouvoit:
Mais que Chamboi guerrier habille,
Lieutenant du grand Longueville,
Avec cinq ou ſix cens chevaux
Ayant pourſuivi ces Royaux;
Sçut que dans le Château de Chêne
Ces gens qu'on faiſoit pour la Reine

Avoient

Avoient éleu leur rendez vous.
Il y courut tout en courroux,
Et par un plaiſant artifice
Faiſant faire alte à ſa milice,
Lui trentiéme quittant le gros
Vint à Chêne tout à propos;
Où ſans dire qu'il fût des nôtres
Il fut reçeu comme les autres,
Qui beuvoient tous comme des trous.
Et qu'on tua comme des poux.
Car Chamboi s'étant fait connoiſtre
Se rendit aiſement le Maiſtre,
Et les prit tous ou les tua,
Comme un ſecond Gargantua.

Le Jeudi vint à l'Audience 11. Mars.
Avec des lettres de creance
Que dans ſa poche il apporta,
Un Deputé que deputa
Monſieur le Duc de la Trimouille,
Qui voulant empêcher la rouille
De ſon courage martial,
Monté deſſus ſon grand cheval
Pour le ſecours de nôtre ville,
Avoit levé près de trois mille
La moitié grimpez ſur rouſſins,
L'autre moitié des fantaſſins.

La nuit les Troupes ennemies
Que nous croyions être endormies,
Vinrent voir ce que nous faiſions,
Et virent que nous achevions
Nôtre pont deſſus la riviere,
Ouvrage qui ne leur plut guere,
Et qu'elles euſſent bien aimé
De voir de loin bien allumé.
Ce fut du côte de la Brie
Que parut leur Cavallerie
Qui vint reconnoître ce pont;
Mais ſon retour fut auſſi prompt
Qu'avoit été ſon arrivée,
Heureuſe de s'être ſauvée,
Puis qu'elle eût bien-tôt veu beau jeu;

Les nôtres affligez fort peu
D'avoir manqué cette couronne,
Et de n'avoir tué perſonne:
Veu que c'eſt un acte cruel,
Et que l'on traittoit à Ruel.

D'où le lendemain retournerent, 12. Mars.
Et des Articles apporterent
Tous nos Meſſieurs les Deputez
Aſſez tard, mais aſſez crottez
Et dés ce jour les deux armées,
Se ſont uniquement aimées,
Il n'eſt pas reſté pour un grain
De Froudeur ny de Mazarin.

Samedi la Cour aſſemblée.
Parut extrémement troublée
D'apprendre que nos Generaux
N'avoient été qu'en certains mots
Compris au traitté pacifique,
Sans avoir fourni de replique,
Veu que perſonne de leur part
N'avoit conteſté pour leur part.
Si bien qu'en cette conjoncture,
Il fut dit qu'avant la lecture
De ce qu'on avoit arrêté,
Derechef ſeroit deputé
Pour conferer des advantages
De ces illuſtres perſonnages,
Et de tous les intereſſez,
Tant qu'ils euſſent „dit c'eſt aſſez"
Qu'on ſupplieroit le Roy de mettre
En une ſeule et meſme lettre.

Ce jour on eut advis certain
Que Monſieur du Pleſſis-Praslain
Avoit des troupes ennemies
Fait un amas des mieux choiſies,
Pour s'oppoſer à l'Archiduc,
Qui s'avançoit d'un pas caduc,
Et de qui la deſmarche lente
Ne donnoit pas moins d'eſpouvante.

Le

Le Dimanche, les Deputez 14. Mars.
En carroſſe eſtoient ja montez,
Quand Lettre du Roy fut receuë
En termes abſolus conceuë,
Portant une interdiction
De faire deputation,
Que les Articles, qu'apporterent
Vendredy, ceux qui conſererent,
N'euſſent eſté verifiez.
Surquoy Meſſieurs furent criez
Par l'inſolente populace,
Qui les pouſſoit avec menace,
Diſant tout haut: „je ſons vendus,
Je ſerons bien-tot tous pendus.
S'il plait au bon Dieu ma commere,
C'eſt grand pitié que la miſere.
Ils avons ſigné notre mort.
C'eſt fait de Monſieur de Beaufort.
Guerre et point de paix pour un double.“
Mais en dépit de ce grand trouble,
Il fut par Meſſieurs reſolu
Que le lendemain ſeroit leu
Le contenu deſdits Articles,
Et qu'avec paire de beſicles
On examineroit de prés
S'ils portoient une bonne paix.

Le Lundy. La teſte affublée. 15. Mars.
Nos Chefs eſtans en l'aſſemblée,
Leſdits Articles furent leûs,
Et la Cour n'en fit point refus;
Mais ſeulement pour la reforme
De quelqu'un qui ſembloit enorme,
Ordonna qu'on deputeroit,
Et qu'enſemble l'on parleroit,
Pour nos Chefs, qui feroient eſcrire
Ce que chacun pour ſoy deſire,
Pour eſtre au traicté de Paris
Tous les intereſſez compris.

Ce Lundy. Le Courrier du Maine,
Mit nos eſprits hors de la peine
Où long-temps ils auroient eſté,

Si le Diable avoit emporté
Le ſieur Marquis de la Boullaye*),
Qu'il aſſeura pour choſe vraye
Avoir paru vers ces quartiers
Avecque force Cavalliers
Qui ſçavoient mener le carroſſe,
Et ne cherchoient que playe et boſſe.
Que le Marquis de Lavardin
Fuyant devant eux comme un dain,
Toute la Marcelle contrée
Pour Paris s'eſtoit declarée.

Le Mardy. Tous nos Deputez. 16. Mars.
Sous des paſſeports apportez
Pour la troiſieſme fois marcherent,
Et comme il eſtoit dit, allerent
Pour leurs Majeſtez ſupplier
Que du mois d'Octobre dernier
La Declaration receuë
Aprés tant d'allée et venuë
Pour le commun ſoulagement,
Ne ſouffriſt aucun derriment.

Le Mecredy. Lettre civille 17. Mars.
Vint de Monſieur de Longueville,
Qu'il addreſſoit au Parlement,
Et qui n'eſtoit qu'un compliment.
A qui fit auſſi toſt reſponce,
La Cour qui peſe tout à l'once.
Or ce jour le Duc de Bouillon **)
Ayant pris congé du boüillon,
Des medecines, des clyſteres,
Et des drogues d'Apothiquaires,
N'eſtant debout que de ce jour,
Releva la Motbe Houdancour,
A Ville Juifue, ou noſtre armée
S'eſtoit déja bien enrhumée.

C'eſt

*) La Boullaye, Chef der Bürgercavalerie von Paris.

**) Bouillon, einer der 4 Generale von Paris, lag beſtändig am Podagra krank.

C'eſt ce meſme jour qu'on a ſçeu
Qu'au Mans avoit eſté reçu
Notre Marquis de la Boullaye,
(Qui bien qu'il criaſt „holla, haye,
Alte, Marquis de Lavardin!“
L'autre ne fut pas ſi badin
Que de tourner jamais viſage,
Mais courut toûjours davantage.)
Qu'à la parfin notre Marquis
Ayant force chappons conquis,
Les faiſoit cuire en cette ville
Et que ſes gens etoient cinq mille.

Un autre advis bien plus certain,
Fut que le Mareſchal Praſlain,
Qui d'une deſmarche guerriere
Eſtoit allé ſur la frontiere
Taſter le poux à Leopol *),
Avoit pris ſes jambes au col,
Sans avoit dit ny quoy, ny qu'eſt ce:
(Ce qui n'eſt pas grande proüeſſe.)
Et qu'eſtant ici de retour,
Dans leurs Garniſons d'alentour
Ses Trouppes eſtoient retournées:
Troupes tres mal morigenées,
Et qui contre l'accord paſſé
D'acte d'hoſtilité ceſſé,
Pillerent toute la chevance
Des deux bourgs à leur bien ſeance,
Qu'ils trouverent ſur leur chemin;
Chemin que tenant ſans deſſein,
Quelque Boullangere badine,
Blanche pour le moins de farine,
Qui venoit de vendre ſon pain,
Se ſentit legere d'un grain,
Sans argent et ſans pucellage,
Horſmis une qui fut ſi ſage
Que de le laiſſer à Paris,
Qui n'eut que ſon argent de pris.

*) Erzherzog, Leopold, Anführer der Spanier in den Niederlanden.

Le Jeudy, les Chefs de nos bandes,
Ayant fait chacun des legendes
De tous leurs petits intereſts,
Commirent à Ruël exprés,
Pour porter leurs humbles prieres,
Et Duc de Briſſac, et Barrieres,
Le ſieur de Bas et de Crecy.

Le Vendredy dix-neuf, ici 19. Mars.
Nous ſçeusmes que dans la Gaſcogne
La Reine avoit de la beſoigne,
Que le Parlement de Bourdeaux
Tout preſt à joüer des couſteaux,
Avoit fait armer à notre aide.
L'action n'en eſtoit pas laide,
Car le Normand et ce Gaſcon,
Et le notre faiſoient tricon.

Ce meſme jour par une lettre
Thoulouſe nous faiſoit promettre
Que nous pouvions tenir pour hoc
Le Parlement de Languedoc,
Qui ſe declaroit pour le notre,
Tellement qu'avecque cet autre,
C'eſtoit un quatorze bien fait.

Le Samedy ny beau ny laid, 20. Mars.
Ny chaud ny froid, à l'Audience
Nos Generaux prirent ſeance,
Et-là dirent tous d'une voix,
Qu'ils avoient donné cette fois
Des propoſitions à faire,
Mais qu'ils l'avoient crû neceſſaire,
Monſieur le Cardinal reſté,
Pour n'avoir plus de ſeureté.
Sçachans bien qu'homme d'Italie
Jamais une offence n'oublie.
Qu'au contraire ils eſtoient tous preſts
D'abandonner leurs intereſts,
S'il luy plaiſoit faire voyage,
Sinon, que, pour un teſmoignage
Qu'ils feroient toûjours ſerviteurs
De nos Illuſtres Senateurs,

Ils

Ils s'en rapportoient à ces Juges,
Proteſtans que dans nos grabuges
Ils avoient armé ſeulement
Pour le public ſoulagement.

Ce jour Ordonnance Royalle
Deſſus la plainte generalle
Qu'avoient faite nos Eſchevins,
Qui n'eſtoient pas des Quinze-vingts,
Voulut qu'on nous donnaſt des vivres,
Pain et vin, dequoy nous rendre yvres,
Et boire en diable à la ſanté
De ſa Chreſtienne Majeſté,
De toutes parts, par eau, par terre.
Librement comme avant la guerre
Le commerce eſtant reſtably,
Et le reſte mis en oubly.
Bonne nouvelle pour la pance.

Lundy vingt et deux, en l'abſence
Du vaillant Prince de Conty
Que la fiévre avoit inveſty,
Le Coadjuteur en ſa place
Vint au Parlement, de ſa grace
Dire que le jour precedent
L'Archiduc homme fort prudent,
Eſcrivit au Prince malade
Qu'ayant fait une cavalcade,
Et dit au Mareſchal Praſlain,
Je ſuis ſur ta terre, vilain;
Pour oſter toute deffiance
Qu'il voulut envahir la France,
Il eſtoit preſt de retourner,
Si la Reine pour terminer
Les differents des deux Couronnes,
Vouloit nommer quelques perſonnes.
Et dit noſtre frondant Paſteur
Que Conty prenant fort à coeur
L'occaſion advantageuſe
De conclure une paix heureuſe,
Avoit à Ruel deputé
Pour derechef eſtre inſiſté

Sur

Den folgenden Tag gieng das Würgen wieder an. Hinter uns hatten wir den Jordan, vor uns den Feind, allein das Vertrauen auf Gottes Hülfe beseelte uns mit der erfreulichen Hoffnung eines gewissen Sieges.

Der Graf von Tripolis, ein tapfrer kühner Mann, der das Unglück, das seinen Glaubensgenossen bevorstände, verheerrkte, entschloß sich, auf Kosten seiner ehemaligen glänzenden Thaten, die Flucht zu ergreifen. Die Unsrigen verfolgten ihn zwar, er war aber von vielen der einzige, dem es gelang, ihnen zu entkommen.

Die Schaar der Gläubigen trieb jetzt mit unaufhörlichen Pfeilschüssen die empörte Nation der Ungläubigen so sehr in die Enge, daß sie zum Weichen genöthigt ward. Ein Theil der Flüchtlinge wurde gänzlich, ohne daß ein einziger davon gekommen wäre, in die Pfanne gehauen, der ander Theil zog sich auf den Hügel, der von dem nahgelegenen Dorfe Hittin seinen Namen führt. (Dieser Hügel ist durch das Grabmahl des Propheten Sjoaib (Jethro Moses Schwiegervater) merkwürdig, der nebst den übrigen Propheten tausendfältig gepriesen sey.) Aber auch hier konnten sie sich nicht lange halten; denn das Feuer, welches die unsrigen in den Wald warfen, und quälender Durst brachte sie so weit, daß sie sich ergaben. Die Anführer wurden in Banden gelegt, der übrige Theil entweder niedergehauen oder zu Sclaven gemacht. Die gefangenen Anführer waren der König, des Königs Bruder Gottfried Fürst Arnald von Chatillon Herr von Sjaubecha, Hunfreds Sohn, und der Sohn des Fürsten von Tiberias: Ferner die Ordensmeister der Tempelherren und Hospitaliter, und der Herr von Hubeila: die übrigen waren todt auf dem Platz geblieben. Wie groß die Bestürzung unter den Feinden

Sur ce que l'Archiduc propoſe,
Qui meritoit bien une poſe,
Et qu'il conjuroit noſtre Cour
Par ſon zele et par ſon amour,
De peſer un peu cette affaire,
Et la paix qu'elle pouvoit faire:
Qu'il eſtoit toûjours preſt pour luy
D'abandonner dés aujourd'huy
Tout ce qu'il avoit pû pretendre,
Si Meſſieurs y vouloient entendre.
Qu'au contraire ſi Leopol
Par ſupercherie ou par dol
Venoit pour peſcher en eau trouble,
(Dont j'aurois parié le double,)
Il declaroit dés à preſent
Qu'il ne le trouvoit pas plaiſant,
Que luy meſme ſur les frontieres
Iroit luy tailler des jartieres,
Et l'accommodant de roſty
Se monſtrer Prince de Conty.
Surquoy Meſſieurs firent eſcrire
Tout le contenu de ſon dire.

Ce jour on ſçeut qu'à S. Germain
On avoit fait accueil humain
Aux Deputez de Normandie,
Qui pour chaſſer la maladie
Dont nous eſtions tous menacez,
Y venoient comme intereſſez
Pour deliberer du remede.
Que le bon Dieu leur ſoit en aide.

Le Mercredy, l'on ſçeuſt qu'Erlac
Eſtoit clos et coy dans Briſſac,
Quoy qu'on nous vouluſt faire entendre
Qu'il venoit nous reduire en cendre.
L'on ſçeuſt que Normands Deputez,
S'eſtoient tous bien fort aheurtez
A l'envoy de ſon Eminence,
Et l'on nous donnoit aſſeurance
Qu'ils ne deſpliroient leur cahier
Qu'il n'euſt un pied dedans l'eſtrier.

Mais

Mais s'il eſt vray qu'ils le promirent,
Ces Normans aprés ſe deſdirent,
Et certes autant à propos
Qu'il ſe peut pour notre repos:
Car qu'on renvoyaſt pour leur plaire
Un miniſtre ſi neceſſaire
Comme Monſieur le Cardinal;
Quelque ſot ſe fut fait du mal.
Et plus ſot qui l'auroit pû croire
Qu'un Prince jaloux de ſa gloire
Eut deffait ce qu'il avoit fait
En un favory ſi parfait,
Pour quelque courtaut de boutique
Qui n'aimoit pas ſa politique.
Auſſi les Deputez Normans
S'ils avoient fait quelques ſermens
De ne deſplier point leur Rolle,
Ne garderent pas leur parolle,
Et cette fois manquant de foy
Servirent la France et leur Roy.
Ce meſme jour. Fut dit en ville
Que le grand Duc de Longueville,
Avoit, pour aſſiéger Harfleur,
Fait partir ſous un chef de Coeur
Des trouppes dés le dix-ſeptieſme:
Et que ce chef le dix-neufvieme
Par un tambour nommé la Fleur
Fit ſommer la ville d'Harfleur,
Qui luy dit: votre fille Heleine,
Je ſuis ſervante de la Reine.
Mais quatre pieces de canon
Luy firent bien tot dire: non!
Car plus deffaite qu'un Cadavre
Ayant dépeſché vers le Havre
Dont chacun ſçait qu'elle dépend,
Pour venir eſtre ſon garand
(C'eſtoient les termes de ſa lettre)
Ce Gouverneur ſe voulut mettre
En devoir de la ſecourir
Et pour l'empeſcher de perir
Détacha deux cens cinquante hommes
Qui venoient en mangeant des pommes;

Quand

Quand ſur le chemin ces mangeans
Trouvent un party de nos gens.
La peur ſaiſit ces miſerables
Qui fuyrent comme de beaux diables,
Nul ne regardant aprés ſoy.
Enfin ils eurent tant d'effroy
Que quand dans le Havre ils entrerent
Les huit heures du ſoir frapperent,
Bien que partis au chant du coq,
Et que Harfleur qui nous eſt hoc,
Du Havre fuſt à demie lieuë.
Mais la peur qu'ils avoient en queuë
Leur fit oublier le chemin.
Tellement que le lendemain
Harfleur nous fit ouvrir la porte.
La garniſon n'eſtant pas forte
Se rendit à diſcretion.
Aprés cette reddition
Nos gens furent faire gogaille
Au Chaſteau de Pierre de taille
Du Sieur de Fontaine Martel:
Chaſteau tres-fort, mais non pas tel
Que les nottres ne le forcerent,
Et deux canons n'en rapporterent;
Sans les meubles et le beſtail,
Dont je ne fais point de détail.
Le Jeudy, jour que Notre-Dame 25. Mars.
Sceut que de fille elle eſtoit femme
Par une Annonciation,
Tout eſtoit en devotion
Quand Lettre de cachet venuë
Fit que ſceance fut tenuë,
Ou quand nos Chefs furent venus
Tous les premiers propos tenus
Furent de ſçavoir ſi la treſve,
Ennuyeuſe aux gens de la Greve,
Et qui finiſſoit ce jour-là,
Paſſeroit encor au delà;
Treſve qui receut anicroche
Juſques au Lundy le plus proche,
Et compris inclufivement
Par un Arreſt du Parlement.

Ce

Ce jour à la Ferté ſur Jouarre,
Un Mazarin qui diſoit, Garre,
Qu'on face place à mon cheval,
Je viens pour le party Royal
Loger icy des gens de guerre,
Fut accueilly à coups de pierre,
Et de quelque coup de fuzil.
Je penſe que d'un grain de mil
On euſt lors bouché ſon derriere.
Heureux de retourner arriere,
Maudiſſant tous cicatriſé,
L'émanant mal civiliſé,
Qui depuis garda ſes murailles,
Crainte du droit de repreſailles.
Samedy du mois vingt-ſept,
Votre frere encor tout mal fait
Du reſte de ſa maladie,
Fit declaration hardie;
Que celles que juſqu'à ce jour
Il avoit faites à la Cour
De ne faire aucune demande
Pour luy ny pour ceux de ſa bande.
Le Cardinal eſtant ſorty:
Que ſoy de Prince de Conty
Ces declarations ſignées
Qu'on avoit juſqu'ici bernées,
Recevroient applaudiſſement,
Pourveu qu'il pleuſt au Parlement,
Rendre Arreſt, que ſon Eminence
Euſt à denicher de la France,
Parce qu'il ne pouvoit jamais
Autrement conclurre la paix:
Que le feu par tout s'alloit prendre
S'il n'eſtoit couvert de ſa cendre.
Qu'il prioit la Cour d'y reſver
Avant meſmes que ſe lever.
Surquoy la Cour à ſa priere
Reſva tant ſur cette matiere
Qu'aprés ſon reſve elle a trouvé
Qu'il avoit le premier reſvé.
Cependant pour faire grimace,
Et pour ne rompre pas en face

De ce Prince qu'elle honoroit,
La Cour dit que l'on en voiroit
Inſiſter ſur cette retraitte,
Qui ne s'eſt pas encore faitte.
Ce jour nous ſçeuſmes que Jerjay,
Du party contraire engagé,
Partoit de Saint Germain en Laye
Pour s'oppoſer à la Boullaye
Qui faiſoit merveille en Anjou.
(Car il n'eſt pas tous les jours fou,
Comme il n'eſt pas tous les jours feſte,
Et puis ce n'eſt que par la teſte
Qu'il eſt fol, quand il l'eſt pas fois,
Notamment les onze des mois.)
Or ce Marquis à teſte ſeiche,
Eſtoit entré dedans la Fleche.
Le Dimanche on ſçeut qu'à Bourdeaux
Les coups deſia pleuvoient à ſceaux,
Le tout pour la cauſe commune:
L'habitant au clair de la Lune
Avoit pris le Chaſteau du Hact,
Et depuis avoit fait un pact
D'inveſtir le Chaſteau Trompette;
Cela n'eſt point dans la Gazette.
Ce jour meſme il vint un Courrier,
Qui perdit bien cent fois l'eſtrier,
Et ſe penſa caſſer la teſte
Tant il preſſa ſa pauvre beſte.
On l'avoit fait partir expres,
Parce que le grand Duc de Rets
Avoit dit: Nous ſommes deux mille,
Bon jour Monſieur de Longueville,
Je ne vous ay veu de cet an.
Et cela fut dit dans Roüen.
Le jour d'apres en l'aſſemblée,
De divers ſoucis accablée
Sçavoir ſi l'on continueroit,
Comme la Reine deſiroit,
Notre treſve en ſon agonie,
Conclut toute la compagnie
Qu'elle auroit liberalement
Vingt et quatre heures ſeulement.

Apres lesquelles nouveau trouble,
Et plus de trefve pour un double.
Ce meſme jour fut defendu
Par un Arreſt qui fut rendu,
Qu'on n'imprimaſt plus aucun livre,
Dont le debit auroit fait vivre
Quelque miſerable Imprimeur,
Et quelque burleſque rimeur,
Qui comme un ſecond Mithridate
Eſtoit plus friand qu'une chate
Au poiſon, qui le nourriſſoit
Dans l'inſtant qu'il le vomiſſoit.
Glorieux de la mediſance
Qu'il faiſoit de ſon Eminence,
Il vivoit de ſon aconit.
Et c'eſtoit pour lors pain benit
De parler mal du miniſtere,
De chanter Prince de lanlere *).
(Car on parloit preſque auſſi mal
De vous comme du Cardinal.)
On ne vit onc tant de ſatires
Ny de meilleures, ny de pires
Qu'on en fit de vous et de luy.
Et de vous encor aujourd'huy
La Cour, ſans expres congé d'elle,
Sur une peine corporelle
Deffendit de rien imprimer,
Ce qui ne fit que r'animer
Cette criminelle manie

Que

*) Ein Spottlied mit dieſem Refrain gegen den Prinzen von Condé, da er die Belagerung von Lerida d. 17. Jun. 1647 hatte aufheben müſſen.

Ils s'en reviennent nos guerriers
mais fort peu chargés des lauriers.
Car la couronne en eſt trop chère.
Lere la, lere, lanlere,
lere la, lere, landa.
Les ennemis ſont plus mutins,
ils ſont plus noirs que des lutins
et leur ont taillé des croupières.
Lors la Victoire a demandé:
eſt-ce-là le jeune Condé?
je l'avois pris pour ſon père.
Lere là etc.

Que chacun croyoit aſſoupie;
Mais de qui la demangeaiſon
S'accroiſt depuis votre priſon.
Le Mardy. La nuit eſtoit cloſe,
(L'homme propoſe et Dieu diſpoſe)
Lors qu'on ne les attendoit plus,
Nos Deputez ſont revenus.
Le Mercredy. Dans l'audience
Le procez de la Conference
Leû qu'il fut haut de bout en bout,
Au lendemain on remit tout.
Et le premier d'Avril fut leüe
La Declaration receüe
Qui nous rendit notre repos,
Dont voicy les poincts principaux:
Nos arreſts, eſcrits et libelles
Ne feront que des bagatelles
Depuis le ſixieſme Janvier.
Qu'il fut tant perdu de papier,
Sans que pour choſe aucune faitte
Perſonne en ſoit plus inquiette!
Ce que pour nous rendre plus doux,
Le Roy voulut que contre nous
Tant de lettres expediées
De Declarations criées
Du coſté de ſa Majeſté,
Tout fuſt caſſé par ſa bonté,
Qui prit la place de la haine,
Et dit que ſa Mamman la Reine
Dés le premier beau jour d'Eté
Envoiroit au Fleuve Lethé
Quelqu'un qui priſt de cette eau forte,
Qui fit oublier toute ſorte
D'Unions, Ligues et Traittez,
Dont ne ſeroient inquietez
Ceux qui pour faire telle Ligue,
Non contens de faire une brigue,
Ont levé ſoldats, pris deniers,
Tant publics que particuliers.
Qu'on maintiendra dans leurs *Offices*,
Biens, honneurs, charges, benefices,
Au meſme eſtat qu'ils ſe trouvoient,
Quand les Pariſiens beuvoient

La

La nuit des Rois, nuit qu'ils perdirent
Le vray pour mille faux qu'ils firent:
Pourveu qu'ils mettent armes bas,
Et ne s'opiniaſtrent pas
Aux ligues s'ils en ont aucune
Sous couleur de cauſe commune.
Tous les priſonniers renvoyez!
Tous nos ſoldats congediez!
Ce qui fut fait. La Cour joyeuſe
D'une fin de guerre ennuyeuſe,
L'enregiſtra, la publia,
Verifia, ratifia.
Et quand elle fut publiée,
Regiſtrée et verifiée,
Dit qu'on prieroit leurs Majeſtez
De rendre à Paris ſes beautez,
Sa ſplendeur et ſon Eminence
En l'honorant de leur preſence.
Ce qui ne ſe fit pas ſi toſt
Qu'auroit ſouhaité le Courtaut.
Car le Roy partit pour Compiegne,
Où trois mois il tint comme teigne,
Et ne revint de très long-temps,
Au grand deüil de nos habitans.
Ainſi la paix nous fut donnée,
Et noſtre guerre terminée;
Ainſi finit noſtre blocus,
Ainſi ny vainqueurs ny vaincus,
Nous n'euſmes ny gloire ny honte:
Nul des partis n'y fit ſon compte.
Le Voſtre y ſouffrit maints ennuis,
Y paſſa de mauvaiſes nuits
Dans un ſi grand froid; qu'on preſume
Qu'il y gagna beaucoup de r'hume.
Le noſtre en fut incommodé:
Le Carnaval en a grondé.
Le Careſme en a fait ſa plainte:
Phlis, Cloris, Silvie, Aminte,
Y perdirent tous leurs Gallands,
Le Palais n'eut plus de chalands.
Le Procureur fut ſans pratique.
Le Marchand ferma ſa boutique.
L'Arthamene fut ſans debit.

Et l'on penſa chanter l'obit
De L'Ybrahim, de Polexandre,
De Cleopatre et de Caſſandre,
Avec celui de leurs Auteurs,
Leurs Libraires, et leurs Lecteurs.
Le Sermon n'eut plus d'audience,
Le charlatan plus de créance.
L'Hôtel de Bourgogne ferma.
La Troupe du Marais s'arma;
Jodelet n'eut plus de farine
Dont il pût barboüiller ſa mine.
Les Marchez n'eurent plus de pain,
Et chacun plus ou moins eut faim.
Mais ſi-tôt que par ſa préſence
La paix nous promit l'abondance,
Que le Roi ſeul nous redonna,
Quand ſa Majéſté retourna;
Auſſi-tôt diſparut le trouble:
Plus de miſeres pour un double,
Paris a repris ſa beauté,
Tout eſt dans la proſperité,
Le Marchand eſt à ſa boutique,
Le Procureur à ſa pratique,
Les hommes de Robe au Palais,
Les Comediens au Marais,
Les Artiſans à leur ouvrage,
Les Bourgeois ſont à leur ménage;
Les bonnes femmes au Sermon;
Cornier eſt à ſon Galbanon,
L'Apotiquaire à ſa ſeringue,
Et-Vous, le Vainqueur de Nortlingue,
De Rocroi, de Fribour, de Lens
L'effroi de tous les Caſtillans,
Etes dans le Bois de Vincenne *),
Dieu Vous y conſerve et maintienne
En ſanté.

*) Bois de Vincennes. Dahin waren die arretirten Prinzen zuerſt gebracht worden. Aber „niemand, ſagte Solon, iſt vor ſeinem Tod glücklich zu nennen"! Auch der Vf. des Courier burlesque ſaß nach wenigen Jahren in dieſem Bois de Vincennes und ſchrieb partus Vincennenſes, welche ſehr ſtark nach Ognons rochen.

den gewesen, kann man daraus ersehen, daß ein einziger Mann, wie mich ein glaubwürdiger Zeuge versicherte, dreyßig Personen, die er mit eigner Hand gefangen genommen, auf dem Wege nach Hauran an einem Stricke geführt hat.

Das Schicksal der übrig gebliebenen Großen vom feindlichen Heere war folgendes. Der Graf von Tripolis, der sich mit der Flucht rettete, starb durch ein göttliches Verhängniß an einem Seitenstech. Die Hospitaliter und Tempelherren ließ der Sultan insgesamt ums Leben bringen. Eben so auch den Fürst Arnald, aus einer schon vorhin berührten Ursache. Aber den König verschonte er, und ließ ihn deswegen auch aus seinem Becher trinken, worin ein angenehmes mit Schnee abgekühltes Getränk sich befand. Es ist nemlich eine sehr löbliche Sitte unter den Arrabern, die von ihrem erhabenen edlen Geist zeigt, daß jeder Gefangene, dem sein Gebieter zu essen oder zu trinken reicht, für sein Leben unbesorgt seyn kann.

Die Nacht nach dem Siege wurde von den Unsrigen mit unerhörter Freude zugebracht, und Gottes Größe mit lauter Stimme gepriesen. Bald darauf erfolgte die Uebergabe von Tiberias und Ptolemais, in welcher Stadt Saladin bey 4000 Gefangenen befreyte, und sehr viele Beute machte, weil sie sich durch einen blühenden Handel sehr bereichert hatte. Noch eine andre Folge des Sieges war, daß nun ganz Palästina von seinen Vertheidigern entblößt ihm offen stand, und Neapolis, Haipha, Cäsarea, Sephoris, Nazareth sich seinen Truppen ergeben mußten. Tebuin, eine sehr starke Festung, die von den tapfersten Männern vertheidigt wurde, mußte endlich doch fallen, und

wurde

HENRI de la TOUR D'AUVERGNE
Marschall von TURENNE.

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Hofrath und Profeſſor der Philoſophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Ein und zwanzigſter Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1801.

Staatliche
Landesbibliothek
Dresden

190 IV 1748

Der Geiſt der Fronde.

Beſchluß. *)

Eine noch weit vollſtändigere Ausſtellung der nach St. Germain geflüchteten mazariniſtiſchen Hofparthie und ihrer Vertheidiger könnte doch bey weitem nicht ſoviel Stoff zu pſychologiſch belehrender Unterhaltung liefern, als ein ähnliches Karaktergemälde der entgegengeſetzten Fronde. Der Einzige, welcher dort hervorragte, war Cond'. Hätte dieſer ſich in ſeiner ganzen Größe zeigen können, ſo müßte die Wirkung höchſt ernſthaft geworden ſeyn. Die Bewunderung des ungeſtümmen Kriegshelden grenzt immer nahe an Schaudern und Entſetzen. Aber in einer Bürgerfehde, zumal in einer ſo ſchwach organiſirten, konnte er ſich nicht einmal dieſen blendenden Glanz erſiegen. Selbſt die Stellung des Ueberwinders iſt hier eine Erniedrigung. Ein deſto intereſſanteres Gemiſch von Karaktern ſammelte ſich unter dem Warzeichen der „Schleuder.“

Die

*) Vergl. die Einleitung zum 18. und 19ten Bande der Memoiren.

Die verschiedensten Menschen, in welchen hier Unzufriedenheit über die Herrschende zum Vereinigungspunkt wurde, wären nicht Unzufriedene gewesen, wenn nicht in ihnen selbst mehr oder weniger etwas eigentümliches und ungewöhnliches gelegen hätte. Dies muß sie für den Beobachter immer merkwürdiger machen, als die conventionelle Mine der Andern, die sich ganz in den gefälligen Schein von Zufriedenheit zu hüllen suchen, um dadurch einen gnädigen Entschluß, sie wirklich zufrieden zu stellen, den Machthabern abzugewinnen. Indem jeder von diesen durch Drücken und Schmiegen sich seinen Platz zu machen strebt, muß auf dem Stempel der Seele alles, was er irgend von eigenen Zügen haben mochte, verloren gehen. Ueberhaupt wird in der Parthie, welche durch verjährte Macht wirkt, jeder Einzelne nur ein Theil des lange geordneten Mechanismus. Auf der Seite aber, wo man sich erst eine Macht erringen will, muß man jeden in seiner Art thätig seyn lassen und sogar zum lebhaftesten Gebrauch seiner Kräfte reizen. Nur der Anblick von Betriebsamkeit und Leben aber ist interessant. Und wenn bei allen Unruhen, sie mögen Reiche und Nationen oder den engen Kreis von Privatpersonen betreffen, nach der Erfahrung immer die ankämpfende Parthie sogar die Unpartheyischen für sich interessirt, so liegt gewiß die allgemeine Ursache hievon nicht in einem Hang zur Theilnahme an der Unruhe selbst, sondern blos in dem Vergnügen, welches der Anblick bewegter Kräfte in dem ruhig-

ruhigſten Zuſchauer, wenn er nicht die Indolenz ſelbſt iſt, erwecken muß.

Dieſes unwillkührliche und uneigennützige Intereſſe, welches einzig in der Beſchauung des lebhaften Spiels der menſchlichen Kräfte gegründet iſt, wird durch keine Art von Thätigkeit mehr bewirkt, als durch die, welche gerade in der Hauptperſon der Fronde charakteriſtiſch war. Hätte jener Wunſch des Coadjutors von Paris erfüllt werden können, da er der Königin ſagte: gebt mir nur auf Einen Tag die Macht des Königs und ſehet dann, ob ich, wie Mazarin, in Verlegenheit ſeyn werde! ſo würde er zwar freylich alles, was er wollen konnte, in wenigen Momenten für immer entſchieden, er würde aber das Intereſſante gar ſehr verloren haben, welches er für die Menſchenbeobachter aller Zeiten behalten wird. Nun iſt er das ſonderbare Weſen, welches nicht um eines beſtimmten Vortheils oder Zwecks willen, ſondern getrieben von ſeinem Inſtinkt, durch die ihm eigene raſtloſe Agilität ſeine äuſſerſt beweglichen Landsleute gleichſam ſpielend zu lenken und mit ſich zu bewegen, in einer nie befriedigten Vielthätigkeit erſcheint, die für ihn nicht einmal Anſtrengung, ſondern eine bloße Abwechslung in ſeinem natürlichen Hang zu einer unterhaltenden Muße war. Von dieſem Karakter der durch das Thätigſeyn ſelbſt in ſich genährten und erregten Thätigkeit, welche in Wahrheit frey iſt, weil ſie ſich nicht an die Zwecke einer gröberen oder feineren Gewinnſucht bindet, und ſich

ſelbſt nur zur Luſt, nie zur Arbeit wird, haben die wenigſten Menſchen ein lebendiges Gefühl in ſich. Deſto begreiflicher iſt es, daß ein ſolcher Karakter von den meiſten nicht gefaßt, vielmehr durch Unterſchiebung äuſſerer Endzwecke und Triebfedern die Reinheit und Selbſtſtändigkeit, welche im äſthetiſchen, wenn gleich nicht immer im ſittlichen, Sinn ihm zuzuſchreiben iſt, unrichtig gedeutet und eigentlich verfälſcht wird. Unter ſeiner eigenen Parthie iſt uns niemand bekannt, welcher begriffen hätte, daß Retz nicht durch das Streben nach etwas, das er verfehlen konnte, wie die Miniſterſtelle oder der Cardinalhut war, auch nicht einmal durch die Sucht Unruhen zu ſtiften und Intriguen zu ſpielen, getrieben werde, daß ihm vielmehr der ſich ſelbſt jeden Augenblick befriedigende Hang immwohne, andere, wenn man ſo ſagen darf, zu Planeten ſeines Geiſtes gemacht zu haben und dann ihrem Umſchwung beluſtigt und mit Muße zuzuſehen. Denn den übrigen allen war das, was Retz als das Zufällige und als äuſſeres Mittel zu unbeſchränkterer Bewegſamkeit, wo er konnte, mitnahm, eigentliches, letztes Ziel Ohne deſſen Erreichung hatte für ſie all ihr Treiben keinen Werth und Gehalt. Auch von den Sängern, aus deren witzigen Einfällen wir die Batrachomyomachie dieſer Faktionen zuſammenſetzen, iſt deswegen niemand weniger wahr und von ſeiner pſychologiſch denkwürdigſten Seite dargeſtellt, als dieſes eigentliche Haupt der Fronde.

Er

Er war freylich die wahre Urſache, weswegen man mit Barillon, ſeit dem Tage der Barrikaden, immer bedeutungsvoller bemerken mußte:

Un vent de Fronde
s'eſt levé ce matin;
Je crois, qu'il gronde
contre le Mazarin. — —

Man wußte lange nicht genau, woher dieſer Windzug komme. Sobald man ſeinen Urſprung hinter den Kloſterthürmen von Notre Dame entdeckte, ſo war es auch, nach der Denkart der Eigennützigen, das heißt, aller gewöhnlichen Menſchen entſchieden, daß der künftige Erzbiſchoff von Paris dieſe Mühe ſich nicht machen würde, wenn nicht die Eiferſucht auf Mazarin, als Cardinal und Miniſter, folglich der ſtolze Wunſch ihn triebe, die ſeit Richelieu nur dem Schein nach beſetzte Stelle eines Beherrſchers von Frankreich im volleren Sinn auszufüllen. Marigny's folgende Schilderung von Retz war der Urtheilskraft der Meiſten gemäß.

Monſieur, nôtre Coadjuteur
vend ſa Croſſe pour une Fronde. †).
Il eſt vaillant et bon paſteur,
Monſieur notre Coadjuteur;
ſa chant qu'autrefois un frondeur
devint le plus grand Roi du monde. *).
Monſieur etc.

†) Schleuder.

*) Natürlich war Mazarin der Goliath, wenn hier an Sauls Waffenträger und Nachfolger David erinnert wird.

Monſieur, nôtre Coadjuteur,
veut avoir part au miniſtère.
On dit, qu'il eſt fourbe et menteur. *).
Le petit frère avec la ſoeur **)
feront fourbès, c'eſt choſe claire.
Monſieur etc.

Monſieur, nôtre Coadjuteur
eſt à la tête de cohortes,
comme un lion il a du coeur.
Monſieur etc.
en ſortant il eſt dans fureur,
mais, s'il faut regagner les portes,
Monſieur nôtre Coadjuteur
eſt à la tête des cohortes.

Coadjuteur, qu'il te ſied mal
de nous exciter à la guerre
en faiſant le brave à cheval
Coadjuteur, qu'il etc.

Tu

*) Retz überſah die meiſten ſeiner und der entgegengeſetzten Parthie bey weitem. Dem Schwachkopf aber gilt der Scharfſichtige leicht auch für falſch und trügeriſch. In der That war die Schlauheit eines Retz eine ganz andere als die eines Mazarin. Nicht wie wenn ſeine Politik ein Beyſpiel der Harmonie zwiſchen Moral und Politik werden könnte; wohl aber weil ſie in ihm eine gewiſſe freyſpielende Naturkraft, in Mazarin Gefühl innerer Schwäche und Furcht vor Verluſt in Befriedigung ſeiner Wünſche zur Grundlage hatte. Aus der letztern Quelle kann nur eine unedle Schlauheit entſtehen.

**) Der Bruder von Conde, Prinz von Conti, und die Herzogin von Longueville.

Tu devrais être le canal
de grace de Dieu ſur la terre.
Coadjuteur etc.

Corinthien *), c'eſt trop de chaleur;
Vous aves l'esprit trop alerte.
Un chapeau de rouge couleur —
Corinthien! c'eſt trop de chaleur.
Quand vous ne feriez pas pâleur,
il en faudroit de couleur verte.
Corinthien etc.

Daß dieſe Beurtheiler ſich die Stimmung nicht zu denken wußten, in welcher Retz vermöge ſeiner Natur lebte, davon überzeugt ſich der Menſchenkenner theils aus der ſpätern Entwicklung dieſes ungewöhnlichen Mannes in Zeiten und Lagen, welche ihn ſich ſelbſt wieder gegeben hatten, theils aus dem Geiſt, welcher aus ſeinen Memoiren ſpricht; und zwar nicht etwa durch die täuſchende Nachbeſſerungen, wodurch ſo vieles in Selbſtbekenntniſſe hineingekünſtelt zu werden pflegt, wohl aber durch das Ungemeine, welches von der Erzählung und dem erwählten Stoff offenbar nur deßwegen,

*) Retz war damals Erzbiſchoff in partibus infidelium, und zwar von Korinth. Er ſtellte ein Regiment Bürgercavalerie auf, das man die Korinthier nannte. Beym erſten Ausmarſch bekam dieſes von Condé ein derbe Lektion. Man nannte ſie das erſte Sendſchreiben an die Korinthier. Der Zuſatz: „Daß der Coadjutor ſelbſt an der Spitze geweſen ſey, oder ſonſt le brave à cheval gemacht habe" iſt poetiſche Licenz.

wurde von Grund aus zerſtöhrt. Sidon ergab ſich gleich den andern Tag, nachdem es aufgefordert worden. Auch Berytus ergab ſich nach einer kurzen Belagerung, während welcher Hobaila an ſeine Bundsgenoſſen übergieng. Da nun Saladin von dieſer Seite ſich den Rücken gedeckt hatte, beſchloß er nach Aſcalon zu ziehen. Er hatte zwar ſchon einige Verſuche gegen Tyrus gemacht, hielt es aber für rathſamer wieder abzuziehen, weil ſich die mehreſten ſeiner Truppen, des langen Krieges müde, um Beute zu machen, durch ganz Paläſtina zerſtreut hatten, und Tyrus der Sammelplatz aller im Lande übriggebliebenen Franken geworden war. Auf dem Zuge nach Aſcalon nahm er viele Städte, z. B. Ramla, Jafna, Daron ein, fieng den 26ſten des andern Sjumads die Belagerung jener Feſtung an, und zwang ſie in wenigen Tagen zur Uebergabe. Hier blieb er ſo lange liegen, bis ſeine Hülfsvölker Gaza, Beitsgebrin und Nitron ohne Schwertſchlag erobert hatten. Aſcalon war 35 Jahre lang in feindlichen Händen geweſen, nemlich ſeit dem 27ſten des andern Sjumad im Jahr 548 (1153.)

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Eroberung von Jeruſalem.

Um dieſe glücklichen Unternehmungen zu krönen, fehlte nur noch die Eroberung von Jeruſalem, wozu er jetzt die nachdrücklichſten Anſtalten machte. Er verſammelte ſeine zerſtreuten auf Beute ausgegangenen Völker, und trat den Zug dahin im vollem Vertrauen auf Gottes Hülfe an, eingedenk des Ausſpruchs unſers Propheten, „Nimm die Gelegenheit wahr, wenn die Pforte zum Glück dir eröffnet iſt; du weißt nicht, wenn ſie dir wieder offen ſtehen wird.“

Den

wegen, weil es dem Handelnden und Erzählenden natürlich war *), nicht getrennt werden kann. Da-

*) Aus Schlossers Betrachtungen über eben diesen Karakter, da sie mit dem so frühe geendigten Neuen Deutschen Museum leicht vergessen werden können, mag einiges, was uns das richtigere scheint, hier seine Stelle erhalten. Ganz verfehlt ist die oberflächliche Erklärung der Retzischen Thätigkeit aus einem unbändigen Ehrgeiz, welchen Schlosser ihm zuschreibt. Andere von seinen Bemerkungen sind treffend. „Im Stil seiner Memoiren ist eine spielende, aber niemals leere Verworrenheit, oft auf das äusserste getrieben. Die spitzfündige Dunkelheit des Ausdrucks macht jenes Werk fast unübersetzbar. Vielleicht das räthselhafteste ist, daß nicht selten seine Weitläuftigkeit einen starken theologisch-scholastischen Anstrich erhält, welcher aus gewissen Eindrücken auf seinen Verstand erklärt werden muß. Obschon der Kampf mit den Fesseln seines Standes, die er in seiner Jugend vergebens abzuwerfen versucht hatte, und die Unbändigkeit seines Geistes, in ihm selbst längst für ein Handeln nach seiner individuellen Natur entschieden haben mochte, so behielten doch gewisse Reminiscenzen von theologischen Ansichten des Gangs der Dinge im allgemeinen einen wichtigen Einfluß auf die Beurtheilung menschlicher Thaten und Schicksale. Seine Schilderung von dem Kardinal Richelieu im 1. Th. giebt eine besondere Veranlassung, den Gesichtspunkt aufzusuchen, aus welchem diese und ähnliche Einstreuungen christlicher Moral, die in den Retzischen Memoiren nicht selten sind, am richtigsten zu beurtheilen seyn dürften. Es fällt nämlich in die Augen, daß Retz in diesem Porträt nach dem Beispiel verschiedner berühmten Maler, welche

Dadurch erſcheint Retz zwar nichts weniger als groß, weil nicht eine ſpielende, mit ſelbſtgeſchaf-

welche Perſonen auf ihren Gemälden ihre eigne Phyſiognomie und Geſtalt geliehen haben, das Gefühl von ſeinem Gehalt und den Motiven ſeines Thuns in den Abriß übertrug, den er hier von dem Geiſte eines andern großen Menſchen entwarf; daß ein ſtolzes, aber gerechtes Bewußtſeyn in ihm, indem er ſchrieb, ſeinen Helden mit ihm ſelbſt verwechſelte. In einem Alter von zwanzig Jahren, aber voll von brauſenden Entwürfen, deren Ziel hauptſächlich dies, war, einen glänzenden und ehrenvollen Ausweg aus dem geiſtlichen Stande zu finden, vorbereitet durch gründliche ſchulmäßige Studien, durch eine vertraute Bekanntſchaft aber mit den Beiſpielen aus der alten und neuen Welt, die ſeiner Leidenſchaft am meiſten ſchmeichelten, zu tiefem Raiſonnement, zu einer ruhigen und kalten Ausführung der gewagteſten Plane angeleitet, hatte Retz ſogar dieſen nämlichen Richelieu, deſſen gewaltiger Geiſt den fortdauernden Kampf gegen den Fanatismus eines neuen Glaubens, die Politik fremder Kabinette, die Eiferſucht ſeines eignen Königs und die Störrigkeit der mächtigſten Großen des Reichs mit ſteter Ueberlegenheit kämpfte, zu ſeinem Feinde auserkohren. Früher und noch mit Schulexercizien beſchäftigt, hatte er es gewagt, und nicht aus Leichtſinn, ſondern mit berechnender ſtolzer Achtung für ihn und ſich ſelbſt gewagt, den Wünſchen des allmächtigen Miniſters den Trotz ſeines kindiſchen Ehrgeizes entgegen zu ſetzen. Er gewann in der Sorbonne einen Preis, um welchen ein Verwandter des Kardinals buhlte, und lachte ruhig über den viel kindiſcheren Zorn, den dieſer gegen die Austheiler des

Prei-

ſchaffenen Schwierigkeiten ringende, ſondern eine wegen bedeutender Abſichten gegen mächtige Hin-

der-

Preiſes äuſſerte. Kurze Zeit darauf ward er die Seele zweier Verſchwörungen gegen deſſelben Macht und Leben. Und gerade in die Schilderung dieſes Gegners miſchte Retz Rückſichten ein, die faſt an den Geiſt jeſuitiſcher Kaſuiſtik gränzen. Man wagt es kaum zu entſcheiden, ob in dem Munde eines Manns, der das Muſter einer ſoviele Krümmungen durchſchauenden, konſequenten Verſtändigkeit bleibt, eines Prälaten, deſſen Sitten, wenn er ſich den Ausſchweifungen hingab, die Zügelloſigkeit der weltlichſten Hofmänner übertraf, eine ſolche Sprache für unwürdige und zweckloſe Heuchelei? oder für Voltairiſche Ironie? oder für Inkonſequenz und unvollendete Aufklärung anzuſehen iſt? Wenn dieſer letzten Vermutung durch den Umſtand, daß er in einem ziemlich ſpäten Alter, und von dem Gewühl der großen Welt zurückgezogen, ſeine Memoiren aufſetzte, etwas von ihrer Härte benommen iſt, ſo möchte ſie zum Theil wohl anzunehmen ſeyn. Iſt es unwahrſcheinlich, daß er aus der ruhigen Einſamkeit von Commercy ſeine ſtürmiſche Jugend mit dem nämlichen Blick überſah; mit welchem Weiber von Verſtand in einem gewiſſen Alter ihre eignen Galanterien überblicken, und dann dem Vorurtheile ſein Recht einräumen, ohne die Eingriffe des Herzens zu verdammen. Im Ganzen aber ſind jene Rückſichten auf zartere Gewiſſen, und ſelbſt die pedantiſche Künſtelei im Ausdruck, bei der einfachen hohen Freiheit des Gedankens, hauptſächlich dem Geiſte jenes Zeitalters beyzumeſſen, der überhaupt den Unruhen der Fronde, und den Karakteren, die ſich in denſelben entwickelten, ein beſondres Intereſſe giebt,

weil

derniſſe ankämpfende Selbſtſtändigkeit den großen Mann bezeichnet. Aber umſonſt iſt es auch, daß die

weil die Reſte einer gewiſſen Kühnheit und Energie, vorzüglich in Frankreich, damals mit der glänzenden jugendlichen Epoke der modernen Kultur zuſammen ſchmolzen. Jenes Zeitalter war der thieriſchen Brutalität entwachſen, mit welcher unverſchämte Hierarchen vor der blinden Dummheit der Völker das ſchändlichſte Unweſen treiben durften, ohne einen leiſen Zweifel an ihre von Gott verliehene Gewalt über die Seelen zu befürchten, oder nur ſelbſt zu empfinden. Man hatte ſich aber noch nicht aufgeſchwungen zu der Ausgelaſſenheit des Unglaubens, die im achtzehnten Jahrhundert cyniſche Ungeheuer, wie zum Beiſpiel den Kardinal Dübois, im Schooße der Kirche ausgebrütet hat. In dieſem Mittelzuſtande des Glaubens gegen die Philoſophie, des Vorurtheils gegen das Genie, waren dieſe Opfer, die dem Anſtand gebracht wurden, dieſe Beobachtung einer gewiſſen Treue gegen ſeinen Stand, dieſe Anerkennung der Nothwendigkeit mancher Formalitäten im Denken, lauter Pflichten, die ein Mann, wie Retz, ſorgfältig und mit einer Willfährigkeit erfüllte, die an Ueberzeugung grenzte.“ — Wir fügen dieſen Erklärungsgründen Schloſſers vorzüglich noch die Bemerkung bey, daß in jedem Menſchen, deſſen Geiſtesentwicklung über die niedere Sphäre der Eigennützigkeit ſich zu einer Art von innerer Selbſtſtändigkeit erhebt, auch höhere Anſichten des Weltlaufs und ſeiner geheimern Ordnung in Augenblicken des ſtillen Nachdenkens eine ahnungsvolle Wahrſcheinlichkeit erhalten. Der Ausdruck dafür wird dann gewöhnlich aus der Theologie der Zeit geborgt. Da Retz dieſe mit Scharfſinn und ſelbſt als Unterhaltung in

ſei

die Menge der kleinen Seelen, die wie Mückenſchwärme in den giftigen Dünſten der Kabale umherſchwirren, ihn zu ihrer Gattung rechnen will. Sein Hauch ſetzte Tauſende von Weſen dieſer Art in Bewegung, weil ſein Schickſal ihn mitten unter ſie geſtellt hatte. Er ſelbſt blieb, den Epikuriſchen Göttern gleich, in innerer Unabhängigkeit, ungerührt, ob er äuſſerlich ſteige oder ſinke. Zu Beſchäftigungen, durch welche Er ſeine Muſſe, um ſie behaglicher zu machen, zu unterbrechen Luſt hatte, konnte ihm der Stoff und der Spielraum nicht fehlen. Sobald dieſes Bedürfniß der Vielthätigkeit zu Verſchönerung ſeiner Muſſe abnahm, zeigte die Soli-

di-

ſeiner Gefangenſchaft ſtudiert hat, ſo begreift man um ſo leichter, daß Er für die beſſern Anſichten und Gefühle einer in allen erhabenern Gemüthern ſich enthüllenden Religiöſität keine Einkleidung näher, als jene, in Bereitſchaft hatte. Selbſt ſeine Ausſchweifungen beweiſen dem Menſchenkenner nichts gegen dieſes Daſeyn religiöſer Ahnungen in ihm. Seine Memoiren enthalten Beweiſe genug, daß ſein edleres Ich ihn nicht verließ, auch wenn die von innen und auſſen aufgereizte Sinnlichkeit ihn von demſelben abſchweifen machte. Wie viel ſagt nicht die einzige Bemerkung über Madame de Montbazon: Je n'ai jamais vu perſonne, qui eut conſervé dans le vice ſi peu de de reſpect pour la vertu. Retz hätte dieſen innerſten Keim edler Humanität nicht vermißt, wenn er ihn nicht troz ſeiner Abirrungen davon beſeſſen hätte. Das Ungemeine iſt nicht nach der gemeinen Skale zu meſſen.

dität, welche im Grunde seines Karakters immer gelegen hatte, sich auffallender. Er war in sich selbst reich genug, um aus dem unruhigsten Wirrwarr des Lebens sich in die Stille litteraciſcher Beſchäftigungen und Geſellſchaften ohne Verdruß zurückzuziehen. Er war bider genug, durch äuſſere Beſchränkungen ſich die Abzahlung der Schulden, welche ein Partheyhaupt leicht, und ein Exilierter unvermeidlich machen muß, auch bey Freunden möglich zu machen, welche ſie nicht gefodert hatten. Er hatte die Geiſtesſtärke, Menſchen (wie Joly), die ſeinen Karakter nach ihrem gemeinen Maasſtab gemeſſen und durch Mißdeutungen entſtellt hatten, wie ein unpartheyiſcher Dritter zu beurtheilen.

Abgeſehen von den Triebfedern ſeiner Thätigkeit, ſtimmen darinn alle überein, daß Er und nur Er die Seele ſeiner Parthie war. Scherz und Ernſt des ganzen Schleuderſpiels, alle zweckmäßige Anſtalten der Macht und Liſt giengen eben ſo wohl von ihm aus, als die nicht minder wirkſame Bekämpfung der Gegner durch Witz und Spott.

In der erſten Ueberraſchung hatte Mazarin alle Großen nach St Germain gezogen. Retz bedurfte für den Aushängeſchild ſeiner Parthie größere Namen, als nach der Genealogie der ſeinige war. Er wußte ſie mitten aus Mazarins Bezirk heraus an ſich zu ziehen. Von Condé's Seite weg entgiengen der Hofparthie deſſen beyde Geſchwiſter und Retz wußte ihren Uebergang nach Paris vortreflich zu benutzen.

Den

Den Tag vorher war ein Prinz aus dem Lothringischen Hause, der Herzog von Elboeuf mit seinen drey Söhnen, allen zuvor geeilt, um dem Parlement seinen Degen anzubieten. Seinem Rang konnte die Anstellung nicht abgeschlagen werden, wenn man gleich wußte: er habe im Augenblick seiner Ankunft in der Stadt dem Hofe den Wink geben lassen, daß er für die Gebühr sich auf wichtigere, als die öffentlichen Dienstleistungen, verstehe. — Wozu verleiten nicht standesmäßige Bedürfnisse! — „Er hat zu St. Germain keine Mittagstafel getroffen, nun sucht er, ob es zu Paris etwas zu soupieren giebt!“ Dies war die — so oft anwendbare — Ankündigung, welche der Duc de Brissac von diesem prinzlichen Chevalier d'Industrie machte. Retz, da er die Verräther nicht ausschließen konnte, wußte sie zu umstricken. Das Parlement ernannte Elboeuf mit seinen Söhnen zu Generalen; aber den Tag darauf, da der Prinz Conti in aller Schnelle herübergeschafft war, wurde dieser als der höher gebohrne zum Generalissimus oben angestellt und seine Begleiter, der Herzog von Bouillon und der Marschall de la Mothe dem verdächtigen, als Generallieutenante, an die Seite gesetzt.

Auch Conti war den Uneingeweyhteren, als Bruder von dem „Mars der Feinde“ verdächtig. Die Schwester hatte ihn hergeführt. Auch Bürgin wurde sie für ihn. Und wie hätte Retz die Pa-

riser

triſer mehr auf der ſchwachen Seite faſſen können, als da er ſie, die Herzogin von Longueville, nebſt der Herzogin von Bouillon gleichſam als Geißel auf das Stadthaus führte und dort ihre Wohnung nehmen ließ. Zwey Damen von ihrem Stande und ihren Reizen, mit ihren Kindern auf dem Arme, im Negligé gleichſam aus ihrer Ruhe geriſſen, zeigen ſich auf dem Balcon des Stadthauſes, um ſich — dem Volk in die Arme zu werfen. Welch ein Anblick für franzöſiſch empfindſame Herzen. Nicht mehr als Geißel; als Schutzgöttinnen der Stadt und des Reichs wurden ſie angenommen.

Le Palladium de Paris.

Sous une maligne influence,
qui ſembloit menacer la France
d'un ſort aſſez capricieux;
les peuples, ſe trouvant ſans aide,
ne regardoient plus que cieux,
pour en attendre des remède.
L'aſtre, qui préſide à la paix,
voulant couronner leur ſouhaits
leur fait un offre ſalutaire,
et dans leur premiere cité
renferme un dépôt tutelaire
d'où dépend la felicité
qui doit étouffer leur miſere.
Sur ces bords fameux de la Seine,
de qui jadis l'aigle romaine
n'oſoit approcher qu'en tremblant,
paroit un ſuperbe édifice
où les tribuns vont s'aſſemblant
pour le maintien de la police.

C'eſt là, que nôtre heureux deſtin
pour un temoignage certain
du bien, qu'il veut à cet empire
a permis, qu'Anne de Bourbon *),
que ſa pieté **) ſeule inspire,
ſe rendit ſous protection
de tout un peuple, qui ſoupire.

Cette

*) Anne Geneviève de Bourbon, geb. 1618. als Tochter von Heinrich dem II. Prinzen von Condé und Margarethe von Montmorency, folglich als Schweſter des „großen Condé" und des (kleinen) Prinzen von Conti. Sie war ſeit 1641. vermählt mit Heinrich von Orleans, Duc de Longueville, einem Abkömmling des tapfern Grafen von Dünois, eines Baſtartſohns von Orleans.

**) Nach Retz (ſ. Memoiren, 1. Th.) war Politik und folglich auch Patriotismus (pieté) nur eine Leidenſchaft der zweiten Ordnung bey dieſer Dame, welche, ſo ſchmachtend ſie war, — wie Er ſagt, wenig Kinder gehabt haben würde, wenn nicht die Galanterie ſie ihr gegeben hätte. Späterhin wurde ſie Schutzgöttin der Schöngeiſter; endlich eine devote Janſeniſtin. Die geheimere Erklärung von dieſer alleinigen Inſpiration des Patriotismus war:

Conti fronde pour la famille
de Marſillac ſon bon ami.
La ducheſſe de Longueville
ne s'en excuſe qu'à démi.
Il veut un brevet de chimère.
Ce Prince n'eſt-il pas bon frère,
puiſqu'il s'eſt engagé d'honneur,
d'aimer tous ceux, qu'aime ſa ſoeur?

Unter dieſen Geliebten der Schweſter war jetzt vornehmlich der Prinz von Marſillac, in der Folge Duc de la Roche-

Cette grande et juſte Princeſſe
ne pouvoit ſouffrir de triſteſſe
au coeur de ce puiſſant état;
de lys l'immortelle Victoire
ſe diſpuſe au gré du Senat;
et comme elle a part à leur gloire,
elle en veut conſerver l'eclat.

Oui, nos peuples ont aujourdhui
une Princeſſe pour appui
qui nous met à couvert du foudre.
Elle ne craint point d'ennemi,
et quoiqu'ils puiſſent tout réſoudre,
quels ſuccès ſe font-ils promi,
que ſon oeil ne reduiſe en poudre.

Ce bel oeil, ce puiſſant vainqueur,
qui porte tous ſes coups au coeur
et bleſſe bien moins, qu'il ne tue,
pourroit par un de ſes regards
de l'ennemi, qui s'evertue,
faire un prompt ſacrifice au Mars.

Envain l'effort d'un Inſulaire,
qui n'agit que par la colère
et qui tient d'un rude climat
fait des apprêts pour ſa vengeance!
Une Princeſſe et le Sénat
entreprennent notre defenſe
avec que celle de l'état.

dèfoncant (kein anderer, als der Verfaſſer der Mazarinen!) vielleicht auch der Coadjutor. Viele böswillige Zungen wollten blos weil Conde ſeine Schweſter gegen die Madame de Vigean verlaſſen hatte, ſey er jetzt von ihr wieder verlaſſen worden.

Den 15ten Resjeb dieſes erfreulichen Jahres (1182) traf er mit ſeinem Heere vor der Stadt ein. Jeruſalem war damahls mit zahlreichen Truppen, ſowohl zu Pferde als zu Fuße, verſehen; doch ſcheint es mir ſehr übertrieben zu ſeyn, wenn einige ihre Anzahl auf 60000 wehrhafter Mannſchaft mit Ausſchluß der Weiber und Kinder ſetzen. Saladin griff die Werke von der Nordſeite an, und ließ nicht eher nach, als bis er in der Mauer, nach dem Thal Gehinnom zu, eine Oeffnung gemacht hatte. So bald die Feinde Gottes, die ſchon durch das vorhergegangene Unglück ihrer Glaubensgenoſſen in Schrecken geſetzt waren, dieſen glänzenden Triumph der wahren Religion über die falſche bemerkten, hielten ſie es für beſſer, die Stadt unter Bedingungen zu ergeben, als ſich dem Schwert auszuſetzen, das ihre Brüder gefreſſen hatte. Die Bedingungen wurden alſo zu Stande gebracht, und die heilige Stadt den 27ſten Resjeb übergeben, auf welche Nacht die himmliſche Reiſe Muhammeds einfällt. Wirklich ein ſonderbarer Zufall, daß die Gläubigen gerade zu der Zeit, da der erhabene Prophet ſeine nächtliche Reiſe durch die Tempel des Himmels that, dieſe Unternehmung ausführten. Er kann zum Beweiſe dienen, wie angenehm Gott der Dienſt geweſen, den ſie ihm durch die Befreyung Jeruſalems erwieſen. Alle berühmten Gelehrte aus Syrien und Egypten eilten zum Saladin, als ſie hörten, daß er nach einem ſo glücklichen Feldzuge nach Jeruſalem aufbräche: An eben dem Tage, da dieſe Stadt übergieng, wurde ein öffentlicher feyerlicher Gottesdienſt zum Preiſe des Allmächtigen gehalten, und ein ungeheuer großes Crucifix bey der Peterskirche umgeworfen.

Die Bedingungen bey der Uebergabe waren: daß jeder Mann zehn tyriſche Goldſtücke, jede Frau fünf

Que Junon, Diane, et Cerès
S'attachent à ses interêts,
et que Vulcain, à la mal-heure,
ait ravi notre jeune Mars *)
(il l'en mord les doigts, ou je meure!)
Peuples, moquons nous des hazards
puisqu'enfin Pallas nous demeure.

Die Galanterie wurde aufs höchſte getrieben. Madame la Ducheſſe hielt ihre Wochen auf dem Stadthauſe und das Corps der Municipalität erhielt die Ehre, Pathe zu werden. Mochte Blot nun immer in Gaſtons Namen ſpotten:

Cette cabale eſt mal habile
d'avoir choiſi l'hôtel-de-ville,
pour conférer de ſes exploits.
Leur esprit, qui pas trop s'élève,
ne devoit pas avoir fait choix
d'un lieu, ſi voiſin de la Grève.

Man antwortete ganz im Sinn der Pariſer:

Si Conti, Beaufort, Longueville,
on fait choix de l'hôtel-de-ville;
ils ont agi fort prudemment.
Cet à fin de ne point deſcendre,
et de voir plus commodément
le Mazarin, qu'on y va pendre.

Nicht viel weniger aber als ein den Ritterzeiten ähnliche Bezauberung der Krieger durch die Kräfte der Minne war auch unentbehrlich, wenn der

*) Dieſe neue Mythologie umfaßte die Regentin, Mademoiſelle de Montpenſier, die Prinzeſſin von Condé, den durch den Aetna und andere zweideutigere Aehnlichkeiten mit Vulcan vergleichbaren Inſulaner, Mazarin, und den jungen König.

„der Generaliſſimus "Conti als blos figurierende Perſon in Vergleichung mit jenem Kriegsgott ſeinem auf der Gegenparthie gebliebenen ältern Bruder, den Pariſern nicht allzu unbefriedigend erſcheinen ſollte. Marigny hob den Contraſt kurz und ſtark heraus:

Le boſſu Prince de Conti
ſert de rempart de nôtre ville.
Il eſt chef d'un puiſſant parti
le boſſu Prince de Conti!
Si ſon frère, mal averti,
vient ici troubler notre aſile
le boſſu Prince de Conti
ſert de rempart à notre ville.

Le jeune *) Prince de Conti
fait des merveilles à ſon âge.
Il eſt chef d'un grand parti
le jeune Prince de Conti!
Combien de fois eſt il ſorti,
pour donner aux vivres paſſage!
Le jeune etc. —

Der übermüthige Bruder ſelbſt präſentirte zu St. Germain der Königin einen wohlgeharniſchten höckerichten Zwerg, um ihr, wie er ſagte, den entwichenen Parlements-Generaliſſimus zu erſetzen. Das beſte für die Plane des Demagogen Retz war, daß Conti zum Gegengewicht gegen Elboeuf gerade hinreichte. Dieſer, der erſte Generallieutenant von jenem, hatte, ſeinen Geburtsrang abgerechnet, mehr nicht als alles wider ſich. Er war als der Glücksritter bekannt, welcher ſeine Mahlzeit gefunden hatte.

*) Er war noch nicht 20 Jahre alt.

Monſeigneur le Prince d'Elboeuf,
qui n'avoit aucune reſſource,
et qui ne mangeoit que du boeuf
Monſeigneur etc. —
a maintenant un habit neuf
et quelques Juſtes dans ſa bourſe
Monſeigneur etc.
qui n'avoit etc.

Monſieur d'Elboeuf et ſes enfans
ont fait tous quatre des merveilles.
Ils ſont pompeux et triomphans
Monſieur etc.
L'on dira jusqu'à deux mille ans
Comme un choſe ſans pareilles:
Monſieur d'Elboeuf etc.

Ils ſe promènent, ces Céſars,
tous chamatrés d'or par les rues.
Oui, comme des petits Dieux Mars
Ils ſe promènent ces Céſars,
alors, qu'au milieu des hazards
nos braves *) ont leurs dagues nues.
Ils ſe promènent etc.

Rentréz, bourgeois, ne vous donnez pas,
On a trop ſoin de votre vie.
Monſieur d'Elboeuf ne le veut pas.
Rentrez etc.
puisque vous rempliſſez ſes plats
et rendez ſa table garnie.
Rentrez etc.

Und

*) Die Parlementsarmee.

Und um vieles beſſer ſtund es mit der übrigen Bürgergeneralſchaft auch nicht. Der tüchtigſte, Friedrich Moriz de la Tour, Düc de Bouillon, welcher dem Hofe nichts *) als ſein unter Richelieu verlornes Fürſtenthum Sedan wieder abgewinnen wollte, verſtund es, dieſen Zweck, ohne ſich mit einem Schritt dem Bett der Ehren zu nähern, auf dem Invalidenbett als Podagriſt zu erreichen. Auch ſeinen Ruhm ſang Marigny:

Admirez Monſieur de Bouillon.
C'eſt un Mars, quoiqu'il ait la goutte.
Son conſeil eſt toujours très bon;
il eſt ſage comme un Caton,
quoiqu'il boive bien et qu'il...
Admirez etc, etc.

Le brave Monſieur de Bouillon
Eſt incommodé de la goutte.
Il eſt hardi comme un lion.
Mais s'il faut rompre un bataillon
Ou mettre une armée en deroute
le brave etc, etc.

Seine Hauptſtütze war ſein Bruder, der berühmte Vicomte de Turenne, welchen man

*) Er ſtarb ſchon 1652 nicht über 48 Jahre alt. Ein Karakteriſtiker ſetzte auf ſein Denkmal:

Ci git Monſeigneur de Bouillon
qui brouilloit comme un fin bouillon
ſes affaires parmi les nôtres.
Mais cette brouillonne, Atropos,
Sans l'embroüiller de ſes propos,
l'a cy brouillé parmi les autres.

bald mit ſeiner gegen Deutſchland ſtehenden Armee, der Fronde zu Hülfe, anrücken zu ſehen hoffte. Und ſehr gerne hätte er damals ſeine Truppen für ſeine Familie benutzt. Aber ſie folgten der Parthie, welche den Namen des Königs für ſich hatte. Turenne mußte ſich jetzt ſelbſt durch die Feinde ſchützen laſſen, welche er bekämpft hatte. Ein Glück für ihn war, daß Condé bald für Mazarin gefährlich wurde, und er gegen jenen die Sache, welche er jetzt beſtreiten wollte, ſo zur ſiegenden machen konnte, daß zugleich ſeine eigene Abſichten ſiegten.

Der zweite Kriegsgehülfe des Generaliſſimus, Conti, brachte ſeinen Beruf hiezu aus dem Staatsgefängniß zu Pierre-en-Iſe. Durch Siege über die Spanier hatte ſich Philipp de la Motte Houdancourt, Duc de Cardonne, zwiſchen 1641 und 44. den Marſchallsſtab von Frankreich und die Würde eines Vicekönigs in Catalonien erworben. Sein Unglück bot ihm nach dieſem die Gelegenheit an, den König von Spanien ſelbſt auf der Jagd gefangen zu nehmen. Der Marſchall war Hofmann genug, um ſich zu erinnern, daß die neue Regentin eine Schweſter dieſes Königs ſey. Nun verließ ihn auch das Glück auf dem Schlachtfeld bei Lerida und in der Belagerung von Tarragone. Er ward dafür ſelbſt, bis 1748, Gefangener und folglich jetzt zum General der Unzufriedenen geſtempelt. Nur mochte die Erinnerung an das Staatsgefängniß in einem Mann von ſeinem Karakter eher den

Muth

Muth dämpfen als Rache erwecken. Marigny gab ihm dieſe Erinnerung:

La Motte, ſouvenez vous-en
de la priſon de Pierre-en-Ciſe.
Il n'y a pas un ſi long-tems.
La Motte ſouvenez vous-en.
On pourroit vous en faire autant,
ſi votre perſonne étoit priſe etc.

Ihn ſelbſt machte dieſes Andenken und ſein natürliches Phlegma mitten unter den Unzufriedenen ſo tractabel, daß man ihn 1651 ſchon wieder als Catalaniſchen Vicekönig findet.

Auch von einem Mitglied des Oberkriegsraths, welchen das Parlement für ſeine Generale angeordnet hatte, iſt uns eine Schilderung übrig geblieben.

Vertubleu, je veux batailler,
diſoit le grand Comte de Maure. *)
Il n'eſt plus beſoin de railler,
vertubleu, je veux batailler.
Je veux en piéces les tailler
et les traiter de Turc au Maure.
Vertubleu etc.

Buffle, à manches de velours noirs,
porte ce grand Comte de Maure.
Sur ce guerrier il fait beau voir
buffle à manches de velours noirs.

*) Louis de Rochechouart, Graf von Maure, ein Bruder des Duc de Mortemart. In der folgenden Strophe wird auf die Staatskleidung eines Oberkriegsraths angeſpielt.

Condé, rentre dans ton devoir,
Si tu ne veux, qu'il te dévore,
Buffle etc.

C'eſt un tigre affamé de ſang,
que ce brave Comte de Maure,
quand il combat au prémier rang,
c'eſt un tigre affamé de ſang.
Mais il n'y combat pas ſouvent;
C'eſt pourquoi Condé vit encore!
C'eſt un tigre etc. etc.

Die ganze Stadtarmada wurde nach den erſten Verſuchen völlig zum Gelächter. Man wagte ſich kaum zu den Thoren hinaus. Endlich da ſich die Generale in dem Frieden ſpecielle Vortheile bedingen wollten und deswegen ſich unabhängiger vom Parlement zu zeigen nöthig fanden, lagerten ſie ſich zwiſchen Waſſer und Brücken ſo bedachtſam, daß man ihre Kunſt, für ſichern Rückzug zu ſorgen, bewundern mußte.

Qu'il fait beau voir nos généraux
dans l'enceinte de nos murailles
monter deſſus leurs grands chevaux.
Dieu le préſerve de tous maux
et de combats et de batailles!
Qu'il fait beau etc.

Meſſieurs nos quatre généraux
avecque leur troupe bourgeoiſe
nous ont fait de fort beaux cadeaux,
et même un grand pont de bateaux,
pour mettre Villejuif dans Pontoiſe.
Meſſieurs etc.

Um

Um dieſe offenbare Schwächen wenigſtens den Kurzſichtigen, ſo lang als möglich zu verbergen, bedurfte Retz eines neuen Schimmers, welcher blöde Augen noch blöder machte. Dazu war ein Prinz von hoher Geburt und doch trotz jedem Sanscülotten eingeweyht in die Fiſchweiberſprache der Hallen, eben ſo beherzt als unbeſonnen, eben ſo treuherzig als reitzbar, kurz: dazu war der Duc de Beaufort wie geſchaffen. Sein Vater, ein Kind der Liebe von Heinrich dem Großen, hatte ihm vieles von dem Aeuſſerlichen eines Königs hinterlaſſen, welchen ſchon der Wunſch, für jeden ein Sonntagshuhn im Topfe möglich zu machen, noch mehr aber das aus Vernachläßigung ſeiner Staatsmaximen entſtandene Elend der nachfolgenden Regierungen dem Volk zum Abgott machte. Den ſchönen Enkel mit langen blonden Locken und der Habichtsnaſe des Großvaters durfte Retz, wie er ſelbſt erzählt, nur zeigen, um des ſchallendſten Beyfallrufens gewiß zu ſeyn.

Le brave Monſieur de Biaufort *)
eſt pour le moins Roi de la halle.
Il eſt courtois, il eſt accort.
Si Louis (XIV.) eſt le plus fort,
et la France ſe cabale;
le brave Monſieur de Biaufort
et pour le moins Roi de la halle.

Con-

*) Die Volksausſprache, ſtatt Beaufort. — Er war gebohren 1616 als Sohn des Herzogs von Vendome, eines natürlichen Sohns von Heinrich dem IV. und

Conſiderant cet Amiral
diroit-on-pas voir Barberouſe?
Le ſort lui ſervit-il fatal?
Non, non. Il n'aura point de mal.
Il n'eſt Amiral que d'eau douce etc.

Gegen Anna und ihren gebietenden Miniſter all ſeine Poiſſardengunſt aufzubieten, hatte Beaufort eigene, ältere Gründe. In den erſten Tagen der Regentſchaft hatte man auch für dieſe ſeinen Namen benutzt. Er kannte ſich ſo wenig, daß er dadurch in der That „important" geworden zu ſeyn meynte. Durch eine plötzliche Verſetzung in die Staatsgefängniſſe des Walds von Vincennes ließ ihm Mazarin zur Selbſterkenntniß Muße geben. Nach, wie vor, hielt Er ſich für den Unentbehrlichen und der Erzbiſchoff von Korinth gab ihm gerne die volle Einweihung in dieſen Glauben. In ſeinen Ohren war es nicht Ironie, wenn man ihm als „Protecteur du peuple outragé" zurief:

Illuſtre appui, dont la valeur
peut rendre aux Fsançois tout facile,
et d'on va naitre le malheur
de ce monſtre de la Sicile,

Vail-

und ſeiner Gabrielle d'Etrées. Admiral von Frankreich war er in Hofnung. Sein Vater war es geweſen und ihm war die Antwartſchaft auf dieſe hohe Würde ertheilt. — 1669 wurde er nach Candien als Generaliſſimus gegen die Türken geſchickt. Der Zweck ward erreicht. Tapfer mit der Fauſt blieb er bei einem Ausfall auf dem Platz.

Vaillant de Beaufort, en ce jeu
épargnant le fer et le feu,
n'arme tes mains que d'eau benite,
et nous croirons, touchant ce point,
que s'il ne prend bientôt la fuite
les diables ne la craignent point.

Weder der Geiſt des Coadjutors noch das Waſſer, womit er ſolche Häupter zu Anführern ſeines Schleuderſpiels weyhen mußte, hätten auch nur ſo viel ausrichten können, als wirklich zu Paris dem nach St. Germain geflüchteten Hofe zuwider geſchah, wenn nicht auf dieſer Seite mit der größten phyſiſchen Macht eine noch größere Schwäche der Handelnden vereint geweſen wäre. Jeder zulaufende wurde um ſo wichtiger, je mehr er das Allarmiren verſtund.

St. Germain depuis quelque tems
paſſe pour la ſeconde Rome.
C'eſt la rétraite des méchans.
Impie, où bourgeois, où traitans
tout y paſſe pour galant homme.

Troz aus Gewohnheit, und Verzagtheit aus Unkenntniß der eigenen Kräfte und der Unmacht des eigentlichen Feindes, wechſelten mit einander. Ein Pariſer Parlementsſchluß vom 8. Jan. 1649. hatte Mazarin für vogelfrey erklärt, wo er nach Verfluß von acht Tagen ſich irgend im Reiche antreffen ließe. Den 23. erſcholl das Echo wider das Parlement. Es ſollte der beleidigten Majeſtät ſchuldig ſeyn.

Par-

fünf, und ein Kind, männlichen oder weiblichen Geſchlechts eins zahlen ſollte: wer die Summe nicht erlegen konnte, wurde als Gefangener behandelt. Dagegen erhielten ohngefähr 3000 gefangene Muſelmänner ihre Freyheit. Das eingekommene Löſegeld erhielten theils die Anführer und Gelehrten, theils diente es zur Beſtreitung der Transportkoſten für diejenigen, welche nach Erlegung deſſelben nach Tyrus abgiengen. Es iſt bekannt, daß Saladin, bey ſeinem Auszuge aus Jeruſalem, der auf den 25ſten Sjaban fällt, von all dem Gelde, das 220000 Goldſtücke betrug, nichts mehr übrig gehabt habe.

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Angriff auf Tyrus.

Durch die Eroberung von Jeruſalem hatte der Sultan feſten Fuß in Paläſtina gefaßt, und glaubte jetzt die beſte Zeit gefunden zu haben, Tyrus ſo bald als möglich anzugreifen. Er vereinigte ſich daher mit ſeinem Sohn Almalich Addahir, der während des Krieges den Oberbefehl in Haleb geführt hatte, um das Reich von dieſer Seite zu decken, ließ auch ſeinen Bruder Almalich Adelil aus Jeruſalem zu ſich kommen, wo er ſo lange geblieben war, um daſelbſt die Staatsgeſchäffte in Ordnung zu bringen. Den achtzehenten Ramadan gieng die Belagerung zu Lande an, und zur See hielt eine egyptiſche Flotte die Stadt eingeſchloſſen. Mittlerweile war ein beſondres Corps gegen die Stadt Hanain abgegangen, welche ſich den 23ſten dieſes Monats auf Bedingungen ergab.

Sechs

Parlement, prenez garde à vous,
j'appréhende pour vous la corde.
Notre Reine eſt très en courroux.
ſie vous bientôt à deux génoux
ne demandez miſéricorde,
j'appréhende pour vous la Corde *)!

Papierne Bannſtrahlen! Selbſt Blitze aus den Augen der Königin ſchienen Paris nur deſto ſchneller zur Gegenwehr zu elektriſiren.

Suivons nôtre illuſtre Paſteur,
On ne peut après lui mal faire.
C'eſt un Maitre prédicateur **)
C'eſt un St. Paul, un grand Docteur
et que toute l'Egliſe révère.
Suivons etc.

Zu

*) Noch eine feinere Spielerey auf eben dieſer Corde iſt von Scarron übrig geblieben:

Il faut déſormais filer doux;
Il faut crier miſéricorde!
Frondeurs, vous n'êtes que des fous.
C'eſt un mauvais préſage pour vous,
qu'une fronde n'eſt qu'une corde.
Il faut deſormais etc.

**) Retz war in der That ein treflicher Kanzelredner. Man ſ. ſeinen Sermon de St Louis, Roy de France, fait et prononcé dévant le Roi et la Reine Regente, ſa mère, par Msgnr Iean Francois Paul de Gondy, Archevêque de Corinthe et Coadjuteur de Paris. l' an, 1648 — im Appendix zu ſeinen Mémoiren. Amſterd. 1719. In dieſen ſelbſt erzählt er, wie Er nicht nur für ſeine Perſon ſondern durch ſeine ganze Geiſtlichkeit die Kanzel zur Führung des Volks in der Fronde genüzt habe.

Zu welchen Extremen es aber ein Menſch ohne Furcht und Scheu, ſtehend zwiſchen einer lang gereizten Volksmenge und einer unberathenen Königsfamilie, an der Hand des Glücks und ſchlauer Menſchenkenntniß treiben könne, davon erſcholl jetzt eben ein grauenvolles Beyſpiel jenſeit des Canals herüber. Carl der I. König von England war den 15. Februar enthauptet worden. Der franzöſiſche Karakter fand das, was das neue Aufbrauſen ungeregelter Gefühle von Kraft und Anſprüchen einer Nation dem Engländer möglich gemacht hatte, damals noch faſt unglaublich. So treten Völker wie Individuen in verſchiednen Altern in die gefährliche Periode der Gährung. Der Franzoſe wußte ſelbſt nicht, was in ihm doch ſchon zu fermentiren angefangen hatte, während er jetzt ſeinen Nachbarn zurief:

Après un fin ſi tragique
il faut avouer que les ours
et les plus fières monſtres d'Afrique
ſont plus humains que les Milours *).
Ayant déja banni la Croſſe et la Tiare,
pour violer toutes les lois,
il ne manquoit plus rien à ce peuple barbare,
que de fouler aux pieds le ſceptre des leurs Rois.

Nur wer den Wechſel der Entwicklungen des Menſchengeſchlechts aus einem höhern Standpunkt beurtheilt,

*) Volksausſprache. Die reiſenden Engländer galten auf dem Continent ſchon damals leicht genug für „Mylords."

theilt, hätte es zu jener Zeit für eine Möglichkeit halten können, daß in einer Epoche, wo der Engländer lange ſchon defervesciert ſeyn würde, in dem franzöſiſchen Volke der Gährungsſtoff bis zu ähnlichen Ausbrüchen ſich vermehren und das Unglaubliche wirklich machen möchte. Damals war Paris bey weitem nicht geſtimmt — alles zu ertragen, um alles ſich erlauben zu können; ein Aushungerungsſyſtem duldend zu verachten, um nach allen Seiten auszutoben. Nicht Hunger, nicht Mangel, ſchon eine Abnahme der Vergnügungen lehrte damals die ungebärdigen Kinder unter die Ruthe zurückzukehren. Blot ſtimmte eine Palinodie an, welche den Pariſern aus der Seele genommen war:

Que tu nous donnes de tourment,
facheux Parlement!
que tes arrêts
ſont ennemis de tous nos intérêts!

Le Carneval a perdu tous ſes charmes:
tout eſt en larmes;
et les Amours
ſont effrayé par le bruit de tambours.

La guerre va chaſſer l'Amour
ainſi que la cour,
et de Paris
le peur bannit et les Jeux et les Ris.

Adieu les bals, adieu les promenades;
les ſérénades!
car les Amours
ſont effrayé par le bruit des tambours.

Mars

Mars eſt un fort mauvais galant,
il eſt inſolent,
et la beauté
perd tous ſes droits auprès de ſa fierté.

On ne ſauroit accorder les fleurettes
et les trompettes.
car les Amours etc.
Mars ôte tous les revenus
à Dame Venus.
Nos chères ſoeurs
n'ont à préſent ni cadeaux, ni douceurs.
On ſéduiront pour un ſac de farine
la plus divine.
car les Amours etc.

So weit war es zwar noch lange nicht, daß die beſte Empfehlung eines Liebesbriefs vom Becker oder aus der Mühle hätte genommen werden müſſen. Ein „triſter" Anblick in den gewöhnlichen Aufzügen zwiſchen Paris und St Germain während der Meßzeit des letztern Orts ſtimmte den Pariſer ſchon, um ſich Jammerklagen in den Mund legen zu laſſen:

Adieu la foire St. Germain!
Conſoles vous, filles et femmes.
point de bijoux, il faut de pain.
Vraiment, ce tems eſt inhumain,
On ne donne plus n'en aux dames. etc.

Wahr iſts; Condé war mit acht bis zehntauſend Mann gegen Paris im Feld, und auch ſein Plan war das Aushungerungsſyſtem. Die entfernte Möglichkeit der Ausführung würkte in der

Imagination des beweglichen Pariſers der Wirklichkeit gleich. Theurung überſchrieb Scarron folgendes Air.

Qu'en dites vous, troupe Frondeuſe,
moitié chauve et moitié morveuſe *)?
Ou ſont donc tous vos gens de main?
Avec ſix ou ſept cent milles hommes
à peine trouvons nous du pain;
Pauvres affamés que nous ſommes!

Nos chefs et nos braves cohortes
non pas ſitôt paſſent les portes.
qu'ils les repaſſent vitement.
Nous mettons nos gens à bataille.
Le Polonais et Allemands **)
cependant croquent la volaille.

Dans toute la France on s'étonne,
que vôtre intention, ſi bonne,
Vous ſuccède ſi pauvrement.
On n'y trouve beaucoup à mordre.
Six ſemaines de Reglément †)
font pis, qu'un ſiècle de déſordre.

Uſons bien de la Conférence.
Remettons la paix dans la France,

*) Geiſtlichkeit und Parlementsherrn waren die rüſtigſten Schleuderer.

**) Königliche Söldner.

†) Das Parlement hielt in allem mit der inconſequenteſten Ernſthaftigkeit auf ſeine nur den ruhigen Zeiten angemeſſene Formen. Auch die allgemeine Verproviantirung von Paris geſchah nach einem ſolchen Reglement.

où tout eſt, vous m'entendes, bien!
Finiſſons la guerre civile,
et que le pain quotidien
revienne à Paris, la grande ville.

Der Rath zum Bürgerfrieden, was kann vortreflicher ſeyn? Aber ihn mit der Rückkehr eines „Jahrhunderts von Unordnung" zu erkaufen, war gefährlicher als einige Monate Theurung. Sollte ſo vieler Lärm um nichts gemacht ſeyn. Welche Lächerlichkeit an den erſten Corporationen des Staats! Und was für Folgerungen mußte Mazarin, er, der die Kunſt beſaß, ſelbſt ſeine Beſchimpfungen ſich bezahlen *) zu laſſen, daraus ziehen? Der nach dem Wunſch faſt aller Franzoſen für einen Reichsfeind und für Vogelfrey erklärte Sicilianer ſah all den wilden Schwarm ſeiner Gegner, ohne irgend eine Milderung ihrer Beſchwerden, blos durch die Zeit von ſelbſt kirre werden!

*) „Man hat abſcheuliche Bücher gegen den Kard. Mazarin geſchrieben — ſagt die Wittwe Philipps I Herzogs von Orleans in ihren Anekdoten vom franzöſ. Hofe (Strasb. 1789. S. 1.) „Er ſtellte ſich ſehr böſe an, ließ alle Exemplare aufſuchen, als wenn er ſie verbrennen wollte; wie er ſie alle hatte, ließ er ſie heimlich, als wenn er nichts davon wüßte (deſto theurer) verkaufen. Er lachte und ſagte: die Franzoſen ſind artige Leute. Ich laſſe ſie ſingen und ſchreiben und ſo laſſen ſie mich machen, was ich will." Aus einem Br. vom 25 Oct. 1715.

Sobald nur von der Conferenz (zu Ruel) welche den 3. März eröffnet wurde, etwas verlautete, eilte jeder, um für die möglich höchſte Summe von Privatvortheilen mit dem Hofe „ſeinen Frieden zu machen.“ **Faire sa paix** war, ſtatt der Vereinigung für eine gründliche allgemeine Ausgleichung der Dinge, der Lieblingsausdruck der Egoiſten. Auch die Prinzen wußten kaum ſchnell genug, die öffentliche Sache, ohne alle Beobachtung der Anſtändigkeit, für Befriedigung ihrer beſondern Wünſche und Bedürfniſſe hinzugeben. Nur die Gewißheit, daß jeder für ſich mehr gewinne, wenn ſie ſich nicht ganz von einander abſonderten, vereinigte ſie zur Conferenz von Chaillot.

Aujourd'hui finit à Chaillot
toute la diſcorde publique;
tout ce qui fit courir ſaintôt,
aujourdhui finit à Chaillot.
Les Princes ſe ſont dit le mot:
„Serviteur à la republiquel“
Aujourd'hui etc.

Schon ſeit des großen Coligny Zeiten hatte nämlich der Druck des Hofs die Unzufriedenen zum Gedanken an eine Republikaniſche Regierungsform hingedrängt. Auch jetzt ſang man im erſten Eifer von republikaniſchen, von ſpartaniſchen Sitten. Folgende Strophen ſind aus einem „Grab der Galanterie“ übrig geblieben:

Reine, qui penſies nous punir
par cette malheureuſe guerre,

la

la France vous en doit bénir.
Nous allons voir à l'avenir
Une reforme en cette terre etc.

Nous verrons regner le bon tems
et les ménage de nos pères.
Que les François feront contens!
Pour moi je l'espere et l'attends
comme le fruit de nos miſeres etc.

De foi-même le Parlement
a commencé cette réforme.
Il ſe corrige promptement.
Il faut, que tout pareillement
la France ſur lui ſe conforme etc.

Ils ſont exilés de chez eux
toute financière opulence,
et ce qui fait des envieux.
Un pauvre, ſ'il eſt vertueux
vaut mieux, qu'un ſot dans l'abondance etc.

Noſſeigneurs iront au Palais *)
comme au temps paſſé ſur des mules
avec un clerc et ſans laquais,
et y ne ſouffriront jamais
jamais des Armands **) ni de Jules ***) etc.

Chez eux on aura de l'accès
ſans paſſer par le ſecretaire,
pour ſolliciter le procès.
Quoiqu'ils ignorent cet excès,
de le ſavoir c'eſt leur affaire etc.

*) Der Parlementspallaſt. Daher an andern Stellen der hier geſammelten Lieder oft das Parlement ſelbſt.
) Card. Richelieu *) Jüle Mazarin.

Mesdames, leurs chères moitiés,
ne trancheront plus de princesses.
Elles auront tapis de pieds,
Mais ce sera sans marche-pieds, *)
en laissant l'estrade aux duchesses etc.

Toutes nos dames de Paris
Reforment leur coquetterie
et n'aiment plus, que leurs maris.
Elles font gloire du mépris
de toute leur afletterie etc.

Ce qu'on nomme un crime à Paris,
en Cour ce n'est, que bagatelle.
Permis y sont les „favoris."
En Cour, si l'on se fait maris,
jamais on n'epouse pucelle.

Dies aber waren Stimmen aus der Wüſte. Aus dem Herzen des Pariſers ſprach bald eine ganz andere Stimme der Sehnſucht nach eben dieſem ausgearteten Hof.

Ce

*) Man kennt die groſſe Stufenleiter, ob eine Dame in Gegenwart der höchſten Perſonen des Hofs zum Sitzen kam? mit oder ohne Lehnen am Stuhle? ob man auf den Tapeten oder an der Thüre zu ſtehen hatte und dergl. „Die Kanzlerinnen, ſo erzählt die Prinzeſſin von Orleans in den Anekdoten S. 21. haben hier nur des Morgens den Tabouret, wenn ſie zur Toilette kommen. Nachmittags müſſen ſie ſtehen. Das kömmt daher, daß zur Königin Maria von Medicis Zeiten eine Kanzlerin in groſſen Gnaden war. Sie hatte aber böſe Füſſe und konnte nicht ſtehen. Die Königin ließ ſie alle Morgen zu ſich kommen, und machte ſie ſitzen. Seit der Zeit iſt ſo die Sitte geblieben."

Ce grand et pompeux ſéjour
de toutes vertus et tous vices,
Paris, ne verra plus la Cour,
Tant on y battra le tambour
autant perdra-t-il ſes delices etc.

Belles infantes de Paris!
que triſte eſt la galanterie.
En repos dorment vos maris.
Le petit mignon de Cypris
en pleure inceſſamment et crie:
Belles infantes de Paris,
que triſte eſt la galanterie,

Dans le coquet le plus galant
le meilleur mot eſt de farine,
et l'on parle de pain châlant
Dans le caquet le plus galant.
Chacune n'occupe ſon talent
que pour combattre la famine.

Vous aves fait ce Carnaval
plus, qu'en Carême, pénitence;
Sans feſtin, ſans foire et ſans bal!
C'eſt par ce maudit Cardinal
qui n'a point ici l'eminence.

Sans bals feront tous les hivers,
ſans feſtin et ſans mascarades.
Les Printems ferons ſans pois verts;
Les Etés feront ſans couverts,
Sans plaiſirs et ſans promenades.

La belle et la douce ſaiſon,
où Bacchus épouſe Pomone,
et qui ſe nomme avec raiſon
la belle et la douce ſaiſon,

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Die Flotte wird geſchlagen.

Elpharis Bedran, ein braver erfahrner Seeheld, war Befehlshaber der Flotte, und hatte noch den Admiral beyder Meere Abdolmoſin an ſeiner Seite. Sie waren aber des Nachts nicht nicht ſo auf ihrer Hut, als ſie es den Befehlen nach ſeyn ſollten. Die Flotte der Ungläubigen lief den 27ſten Sjawal aus dem Hafen, richtete ein entſetzliches Blutbad unter den Unſrigen an, nahm die Befehlshaber gefangen und erbeutete fünf Schiffe. Dieſer Vorfall, in Vereinigung mit der üblen Witterung, welche alle fernern Unternehmungen vereitelt hatte, bewog den Sultan, dem Kriegsrath die Frage vorzulegen, ob er länger mit der Belagerung fortfahren ſolle? Da nun alle für den Abzug ſtimmten, ſo ließ er ſeine Truppen zu Anfange des Dſulkada aus einander gehen, und die Maſchinen theils fortführen, theils verbrennen; er ſelbſt gieng mit einer auserleſenen Mannſchaft nach Ptolemais.

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Belagerung von Caucheba.

Hier faßte er den Entſchluß, die noch übrigen feſten Plätze dem Feinde zu entreiſſen, um hernach deſto ſicherer gegen Tyrus agiren zu können. Caucheba war der erſte Ort, den er zu Anfange des 584ſten Jahres berennte. Schon vorher hatte ein anſehnliches Corps denſelben eingeſchloſſen gehabt, um zu verhindern, daß keine Verſtärkung dahin gelangen könnte; durch einen glücklichen Ausfall aber, den die Franken zur Nachtzeit thaten, war die Unternehmung vereitelt worden. Daher bediente er ſich jetzt, bey dieſem zweyten

Ver-

deformais fur nôtre horiſon
ſans vendange ſera l'Automne.

„Brod und Circusſpiele!“ Dies bleibt zu allen Zeiten die Loſung der Menge unter einer ungeordneten, üppigen, im Verſchwenden und Einnehmen ausſchweifenden Regierung. Wären zum Circusſpiel noch Mazarin und einige ſeiner Raubthiere den Beſtien, oder, was hier gleich geweſen wäre, dem Pariſer Pöbel Preis gegeben worden, ſo hätte das Volk den Gipfel ſeiner Wünſche geglaubt erreicht zu haben.

Grande Reine, on attend de vous
cette Réforme néceſſaire.
De ce tigres delivrez-nous
quoiqu'on vous prêche le contraire.

Tous ces beaux palais enchantés
bâtis de vols et de rapines
ils ne ſeront plus habités.
ils ſont de toutes nos cités
élèves deſſus les ruines.

Quand on les renverroit tous nus,
ce n'eſt pas leur faire injuſtice.
Ils ſont de la force venus.
Leur ôter bien et revenus,
c'eſt pour eux le moindre ſupplice.

Quand au monde étoit votre époux,
votre coeur ſentoit nos miſeres.
vos yeux pleuroient avecque nous.
Mais lorsqu'on a recours à vous,
vous êtes ſourdes à nos prières.

Le

Le conſeil eſt ni juſte ni bon,
qui fait craindre vôtre régence.
Il fait grand tort a vôtre nom.
Vous vous, ſervez trop, ce dit-on,
comme votre époux, d'Eminence. *)

Da das Ende der Conferenz (11. März) von allem dieſem nichts hervorbrachte, ſo tobte die Menge:

*) Nicht immer drückte ſich die Volksſtimme ſo leiſe aus. Unter der Inſchrift: das glückliche Paar, ſang man:

Bien que tous les jours on tente
quelque nouveau mouvement;
Ce beau Couple toujours chante
en dépit du Parlement:
„Ah, que ma Reine eſt divine!“ —
— „Que Mazarin . .
eſt divin!“ — —
Ah, que j'aime Mazarine.
Ah, que j'aime Mazarin.

Nach den Anekdoten aus Briefen der Mad. Charlotte Eliſabeth von Orleans aber war in der That dies Paar ſo glücklich nicht. „Die Reine Mère, ſchreibt die dreiſte Deutſche, hat es wohl noch ärger gemacht, als den Card. Mazarin lieb zu haben. Sie hatte ihn geheurathet. Denn er war kein Prieſter, hatte keine Orden (Ordination), die ihn zu heurathen verhindert hätte. Er wurde der guten Königin abſcheulich müde, und lebte hart mit ihr; welches der verdiente Lohn von ſolchen Heurathen iſt. Wenn die Reine Mère zu Mazarin kam, ſoll er geſagt haben: que veut cette femme? etc. Aus einem Br. vom 2. Nov. 1717. „Man weiß nun alle Umſtände davon. Der heimliche Weg, wo Er (Mazarin) alle Nächte zu ihr kam, iſt noch im Palais-Royal“. Ebend. S. 17.

Tous les Frondeurs le plus zelés,
qui compoſoient la Conférence *),
Mazarin les a cajolés. — etc.
Il les a ſi bien enjôlés.
qu'ils laiſſent regner l'Eminence.

Ils ont accordé, ce dit-on,
toute choſe à la „Mazarine“;
qu'il ſoit plus que jamais larron! — etc.
Perſonne ne le trouve bon,
ayant encore de farine.

Une guerre ouverte vaut mieux,
que non pas une paix fourrée
à des peuples victorieux; — etc.
Puisque Mazarin, en tous lieux,
fauſſe la foi qu'il a jurée.

Pourvû qu'on chaſſe Mazarin,
la Françe ſera pacifique;
de maux nous n'aurons pas un brin,
pourvû qu'on chaſſe Mazarin.
Les affaires prendront leur train.
ſelon l'ordinaire pratique.

Ce Héros, qui Dunkerque prit **),
abandonne cette querelle.
Il a le coeur grand et l'eſprit — etc.
Nous ſavons bien, qu'on le ſurprit
ſous l'apparence d'un bon zèle. u. ſ. w.

Alles ging in Mazarins Hände zurück. Auſſer einer allgemeinen Amneſtie, von welcher bekannt-

*) Man hatte 22. Deputirte geſchickt.
**) Condé.

kanntlich der Mächtige unter andern Titeln Ausnahmen nach Gefallen zu machen weiß, war unter 21 Artikeln der Pacification kein einziger nach den Wünſchen des Volks. In keinem lag irgend eine Vergütung für Anſtrengungen und Entbehrungen. Was das Pariſer Parlement ſeit dem 8. Jan. gethan hatte, ward annullirt. Die Baſtille, das Arſenal gieng unter die Gewalt — nicht des Königs und des Staats, ſondern des italiäniſchen Uſurpators zurück. Das Schutzheer des Parlements gieng auseinander, und das Volk mußte es für Gnade halten, daß es die vom Parlement für ſeine Rüſtungen aus den Landesabgaben verwendete Gelder nicht zum zweitenmal in die Caſſen liefern ſollte. Für die Zuſage, daß die Mazariniſtiſchen Truppen auch entlaſſen werden ſollten, gab es keine Garantie. Man erwartete das Aeuſſerſte.

Nous avons donc la Paix; Graces aux Courtiſans!
et malgré la juſtice, enfin on nous la donne.
Mazarin a vaincu! Silence aux mediſans.
La Regente a beſoin de ſa rare perſonne.

Quoi? Vous en ſoupirez, malheureux artiſans!
Allez à l'hospital. La Reine vous l'ordonne.
Le Parlement l'approuve. Approchez, Partiſans!
La France — encore un coup! — Vous ſoumet ſa couronne.

On vous en doit l'honneur, Illuſtres Deputés.
Avec tant d'avantages arrêter des traités,
c'eſt un coup, qui ſurprend l'eſprit des plus credules.

Mais

Mais l'oeuvre eſt imparfait. Il le faut couron-
ner.
Pour aſſurer la Paix, que vous croyez donner,
Faites, en plein Senat, un Céſar de ce Ju-
les!!

Der Plan Mazarins, wenigſtens ſeine Familie durch Verbindung ſeiner Niece mit Ludwig dem XIV. auf die höchſte Stufe des Throns zu erheben, iſt bekannt. Welches Feuer aber damals eine ſolche Anmaſſung geweckt haben würde, ſieht man aus der wahrhaft begeiſterten Ode, die als „die Seufzer Frankreichs über den italiäniſchen Frieden" (ſo nennt die Aufſchrift den Ausgang der Conferenz zu Ruel) bekannt wurde:

O chef d'oeuvre de lacheté!
Eſt il poſſible, que la France
Souffre cet infame traité,
qui ſi honteusement l'offenſe?
Et faut il, que le bruit, qui court ſi tôt, ſi loin,
répande, qu' au ſiècle, ou nous ſommes
cette France a produit des hommes
traitres jusqu' à l'avoir delaiſſée au beſoin,
et s'être aſſociés à des fourbes ſuprêmes,
Pour vendre leur patrie, en ſe vendant
eux-mêmes.

Dites-moi, lâches deputés,
falloit il donc faire les braves,
avec tant de ſolennités
pour enfin faire des esclaves?
Esclaves d'un faquin, que vous aves jugé
Comme un perturbateur notoire.

Eſt

Eſt ce donc manque de mémoire,
que vous changez d'avis? Eſt ce qu'il a changé?
Il'eſt toujours un perfide et ne fut jamais autre;
Mais il cache ſon crime, en faiſant voir le vo-
tre!

Oui, oui, nous ſommes bons Fran-
çois,
et n'aurons jamais biens ni vie,
que nous ne donnions mille fois
pour nos Rois et notre patrie.
Mais quand des étrangers, de tyrans favoris,
voileront de ces noms auguſtes
leurs mauvais deſſeins comme juſtes,
Comme ils ont aujourd'hui fait, ropour iner Paris;
Paris, France, il le faut montrer là ton courage!
Ou bien, quitte ton nom pour le nom d'eſcla-
vage.

La Paix eſt le bien dû commun.
Mais à moins, que l'on reſtitue,
Ce que l'on a pris à chacun!
Feignant la faire, on la tue.
France! prend garde là. Si ta paix n'a ce point,
crois moi, ce n'eſt point la tienne
c'eſt une paix italienne,
Qui, paix en apparence, en effet ne l'eſt point.
La veritable Paix eſt l'ennemie du
Vice,
la mère du Bonheur et fille de Ju-
ſtice.

Quel remède à des maux ſi grands,
à tant de maiſons deſolées,
à tant d'outrages des brigands,
à tant de femmes violées

à tant

à tant d'hommes meurtris, à tant d'autels pollus,
à tant d'égliſes profanées,
enfin à tant d'ames damnées
dans ces troubles ſanglans, que vous avez voulus!
O que d'accuſateurs!! Craignez, o pauvre Reine,
pour vos conſeils d'en-haut une Cour Souveraine *).

Dergleichen Stimmen, mochten ihrer gleich nicht viele ſeyn, klangen allzu ernſthaft, um in einem Jahre, das an der benachbarten Themſe ein Königshaupt fallen geſehen hatte, nicht ein geheimes Schaudern zu bewürken. Doch; man hatte nun einmal wieder pacificirt und die intereſſirten Theile rechneten, nicht vergeblich, auf die Gutherzigkeit der franzöſiſchen Nation. Der 18 Auguſt führte ihren jungen König, den von Gott gegebenen **), mit Jubel wieder in ſeine gute Stadt Paris.

Die

*) Das Parlement von Paris und die ſogenannten quatre Cours des Reichs, welche Mazarin, umſonſt! den Proceß gemacht hatten, nannte man auch „ſouveraine Korporationen" weil ſie nicht unter dem Throne allein, ſondern unter dem König und der Nation ſtehen ſollten.

**) Ludwig der XIV. hatte, von ſeiner Geburt her, dieſen Beynamen. Man wußte, wie ſchwächlich Ludwig der XIII. ſey. Erſt im 23ſten Jahre nach ihrer Vermählung hatte der Königin Anna Gott dieſe Gabe geſchenkt. Auch hatte der König gerade in dieſem Jahr (1638.) ſein Reich unter den Schutz der h. Jungfrau gegeben:

Nous avons un dauphin
le bonheur de France
Rions, buvons ſans fin.

O

Die Königin Mutter erſchien mild und froh, gleich einer Gnaden-Göttin. Selbſt dem Coadjutor wurde von ihr gedankt für ſeine „Verdienſte gegen den Staat, welche der König und ſie je zu vergeſſen die Undankbarkeit nicht haben könnten.“ Paris frohlockte:

Je ne crains plus aucun danger,
puisqu' à préſent le Roi me garde,
du Francois ni de l'étranger.
je ne crains plus aucun danger
Et ſi quelqu'un veut m'outrager,
n'ai je pas bonne ſauve garde? etc.

Chantez par tout: vive le Fils,
chantez par tout: vive la Mère.
Peuples, qui vivez dans Paris
chantez partout: Vive le Fils,
qu'on n'entende plus d'autres cris,
On ne verra plus de miſère etc.

Condé ſaß bey der Einzugsfeyer mit dem König und mit Mazarin in einem Wagen. Er ſchien dieſen jetzt mit ſeiner Perſon, wie vorher mit ſeinem Anſehen und ſelbſt mit ſeinem Degen zu decken. Man hörte freylich keine Acclamationen für den durch die öffentliche Meinung geächteten. Aber hätte er das Herz dazu gehabt, ſtille Flüche in laute

Seeg-

O l'heureuſe naiſſance.
Dieu nous l'a donné par l'entremiſe
de tous les Prélats de l'Egliſe.
Et l'on lui verra barbe eriſe.

Mazarin ſelbſt gehörte unter die Prälaten der Kirche!

Seegnungen für sich umzuwandeln — nie hätte es Frankreich hierzu vorbereiteter finden können. Von den Schleuderern hatten die Vornehmen ihr Ziel getroffen. Was man ihnen, gleichsam als Kaufgeld, zugeworfen hatte, um dafür ihre Partei selbst zu vernichten, dies hätten fast alle gern in Ruhe genossen. Die Menge hatte einmal wieder eine kurze, aber auffallende Erfahrung gemacht, daß sie für jede Parthey nur das passive Werkzeug werde, welches aus den Händen der Fronde immer wieder in die Hände des Hofs falle. Leidlicher mußte es auf alle Fälle seyn, nicht erst von jener Parthey abgenutzt zu werden, ehe die andere ihre tausendfachen Versuche, wie nutzbar der leidende Gehorsam sey, so unerbittlich, wie vorher, fortsetzte. Den Prinzen selbst hatte Mazarin in diesem Sturm seine Erhaltung zu danken. Ohne die Aegide des großdenkenden Condé hätte der Unerfahrne den unversuchten Angriff nicht bestanden.

Aber gerade jetzt zeigte er, wie sehr er es verdient hätte, verlassen worden zu seyn. Leichtfassend, wie Er war, hatte ihn die Erfahrung gelehrt, daß Volksstürme sein Schiff sogar schneller an sein Ziel treiben könnten, als die sicherste Ruhe. Eines Condé, da die Nähe des Selbstständigen für den kleinen Geist immer das drückendste ist, glaubte er nicht mehr zu bedürfen. Nur auch diesen neben sich zu demüthigen, schien ihm noch übrig.

So

So entstund, nach den Hauptacten der Fronde, noch das kurze, aber höchst indignierende Nachspiel, in welchem Mazarin allerdings — durch Erfahrung klug geworden zu seyn bewies. Condé hielt sich für so sicher, als der Löwe, welcher dem Fuchs seine Jagdpartie leicht gemacht hatte. Ehe er sich umsah, war hinter ihm selbst die Fallthüre abgeschlossen. Schon den 18. Jänner des folgenden Jahrs (1650) saß der „Mars" Mazarins so gut als sein mehr dem Vulcan ähnlicher Bruder (le bossu Prince de Conti) nebst dem Herzog von Longueville im Staatsarrestgefängniß:

Condé, vous voilà dans Vincenne!
Dieu vous y veuille maintenir.
On ne se met pas fort à peine,
comment vous pourrez en sortir.
Mais pour le bonheur de la France,
si l'on en croit à son Eminence,
brave Condé! je vous promets
que vous n'en sortirez jamais.

Das Spiel wurde durch diese neue Aufgabe kritischer, als je. Die Magnaten sahen mit einem mal, wem die Frage gelte. Mazarin schien würklich, allzu viel gewagt zu haben. An verschiedenen Seiten des Reichs sammelten sich Schaaren von Unzufriedenen zum offenen Kriege. Der Herzog Gaston von Orleans lieh jetzt selbst seinen Namen an Retz, den Führer der Fronde. Die Prinzen mußten losgegeben werden und Mazarin demüthigte sich umsonst, selbst der Bote der Freylassung zu seyn.

Verſuche, blos ſeiner beſten Truppen, die übrigen ließ er aus einander gehen. Sein Bruder kehrte nach Egypten, ſein Sohn nach Haleb zurück. Kälte und Schnee, fielen ihm ſowohl auf dem Marſche als während der Belagerung ungemein beſchwerlich. Hier war es, wo ich ihm meine Dienſte auf der Hinreiſe von Mecca anbot.

In Mecca wurde bey meiner Anweſenheit auf dem Berge Arafat Ibn Almokaddem an dem heiligen Tage tödtlich verwundet, weil er dem Befehle Teſtechins, des Anführers der Pilger, zuwider, den Gebrauch der Pauke, die ihm als ein Ehrenzeichen zukam, nicht hatte einſtellen wollen. Sein Tod that dem Sultan ſehr leid. Ich nahm mit Fleiß meine Rückreiſe über Syrien, um zu Jeruſalem auch Abraham meine Verehrung zu erweiſen. Ehe ich noch dahin kam, mußte ich mich zum Sultan begeben, und ihm verſprechen, wieder zu kommen. Hieraus ſchöpfte ich die Vermuthung, er müſſe mir Aufträge von Wichtigkeit nach Moſul mitzugeben haben. An demſelben Tage, als ich Jeruſalem erreichte, hob er die Belagerung wieder auf, weil er wohl einſah, daß er nur mit einer vollſtändigen Armee gegen einen Ort etwas ausrichten könne, der an ſich feſt, mit Lebensmitteln im Ueberfluß verſehen, und von tapfern Kriegern, die ſich aus der Schlacht dahin gerettet hatten, vertheidigt war. Ich traf mit ihm an einem Tage, den ſechſten des erſten Rabia in Damaſcus ein, wo er ſeit ſechszehn Monaten nicht geweſen war, und auch jetzt nicht länger als fünf Tage bleiben konnte, da die Franken mit einer Unternehmung gegen Hobeila drohten. Allein kaum hatte er ſich in Bewegung geſetzt, ſo zogen ſich auch ſchon die Franken zurück. Unterdeſſen war Amadoddin mit der Armee aus Moſul und Mudaſſereddin zu Haleb angekommen, um dem heiligen Kriege beyzuwohnen.

Le Palais a ſi bien frondé,
que l'on va délivrer Condé
Longueville et Conti du Havre de disgrace *).
Ces Princes innocens, retournans à Paris,
y rameneront la bonace,
les feſtins, les jeu et les ris.

Grand Gaſton **) hâtez le retour
de ces trois aſtres de la Cour
qui fouffrent un eclipſe auſſi noire qu'injuſte.
Que vôtre noble eclat leur rende leur clarté,
et plus puiſamment les ajuſte
aux rayons de Sa Majeſté.

Zwar iſt die Größe Gaſtons aus der Ein
leitung zum 19. Bd. unſerer Memoiren und aus
ſeiner frühern Lebensgeſchichte im 17ten Bande nur
allzu leicht zu überſchauen; doch gewann die Fronde
durch den Uebertritt des Generallieutenants von
Frankreich genug, wenn auch nur der Vorwurf,
daß ſie zu den „engliſchen Königsmördern" ſich hin
neige, dadurch vermindert wurde —

— Gaſton, ce genereux Prince,
ne badinant pas quand il pince,
ſe rangeoit enfin du parti
de Condé, comme de Conti,
très faché, que ſon ignorance
paſſât jusqu' à prendre la France

pou

*) Die Prinzen waren von Vincennes nach Havre d
grace gebracht worden. — Le Palais iſt das zu
Theil von der Fronde regierte Parlement.

pour la demeure des Anglois
et des Fairfax, égorge-Rois.*) — —

Mazarin entfloh in der Mitternacht aus dem königlichen Palais (d. 5. Febr. 1651.) Da er vergeblich bey den Prinzen selbst zu Havre gewesen war, hielt er sich im Reiche nicht mehr sicher. Während sie (d. 16. Febr.) nach Paris zurückkamen, war er schon nach Sedan abgegangen. Er gieng bald bis über die Gränzen ins Cöllnische; aber weichend wußte er sich eine triumphirende Rückkunft vorzubereiten.

Il est parti, le seigneur Jule!
Mais ce départ me fait douter,
que ce ne soit pour mieux sauter,
que ce màitre fourbe recule.
Il est plus fin qu' un vieux renard,
et je crains un tour de son art.

Der allgemeine Haß blieb gegen ihn gleich groß; seine Rettung war es, daß im Munde der Großen, seiner Feinde, die allgemein entzückenden Worte von der „öffentlichen Sache der Freyheit" ihren bezaubernden Wohlklang verloren hatten. Paris konnte das täuschende Ende seines ersten Enthusiasmus unmöglich schon vergessen haben. „Le Frondeur desintereſſé" war jetzt das Lied des Volks. Und der Inhalt einiger Strophen, welche wir aus dieser charakteristischen Jeremiade aus-

*) Egorge-roi war damals, was in unsern Zeiten regicide genannt worden ist.

wählen, zeigt, daß hier nicht von einer unintereſſirten Stimmung — dieſe kennen die Menſchen nur allzu ſelten! — ſondern davon die Rede iſt, daß die meiſten Unzufriednen, verzweiflend an Würkungen zur Beſſerung, für den Streit der Mächtigen ſich zu intereſſiren verlernt hatten.

Quel étrange bouleverſement!
On nous mange diverſément
par la guerre et par la maltôte.
Ce, qui reſte depuis dix ans
du ravage des Partiſans,
tout un coup la Fronde nous ôte.

Fille du tumulte et du bruit,
que le ſort aveugle conduit,
je ne ſais, ſur quoi tu te fondes,
pour nous vouloir donner la Paix.
Tu ne la déſiras jamais.
C'eſt pour la guerre, que tu frondes.

Tu fais comme le matelots,
et comme eux tu tournes le dos
aux lieux, où tu veux prendre terre.
La Paix n'eſt point ton élement;
c'eſt un prétexte ſeulement,
qui te ſert pour faire la guerre.

Etions nous aux extremités
des dernieres calamités,
pour tenter un remède extrême?
Le malade, qui veut mourir,
par un deſeſpoir de guérir,
agit ainſi contre lui-même.

Ne

Ne ſoyons plus, amis frondeurs!
ni démandeurs ni défendeurs *).
Renoncons à nos garanties,
et démêlons les differends
d'entre les petits et les grands,
ſans nous rendre jamais parties.

La Fronde étoit bonne aux enfans
de certains Frondeurs triomphans;
Mais elle a ruiné les nôtres.
Tous les biens ne ſont pas communs.
Ce qui peut profiter aux uns
eſt ſouvent dommageable aux autres.

Il eſt bien vrai, que les impôts,
qui nous conſommoient jusqu' aux os —
la Taille et la Subſiſtance,
l'Emprunt des maiſons, les Toiſés
les Etapes et les Aiſés —
on devoré nôtre ſubſtance.

Mais le remède à nos travaux
eſt plus violent que nos maux,
et cette frondeuſe vermine,
qui défendoit nos baſtions,
nous coute douze millions,
ſans la guerre et la famine.

Calculons les frais de convois,
que nous ont fait, durant trois mois,
les ſoldats de portes cochères **).

*) Die Parlementsſchriften an den König hießen Démandes, die meiſten Decrete gegen Mazarin gehörten natürlich unter die Rubrik der Défenſes. (Verbote).

**) Vgl. die Einleitung zum 19 Bd. S. LXVII.

nous trouverons que les Flamands,
les Lorrains et les Allemands
n'ont point été de troupes ſi chères.

Autrement tout ſera confus.
Le deſſous prendra le deſſus.
par la porte où par les fenêtres.
Les mutins et les indiſcrets
entreront aux conſeils ſecrêts *),
et les valets feront les maitres.

Fuyez donc ces ſeditieux
ces mutins et ces facheux.
Laiſſez la fronde à ces canailles!
Et pour éviter tant de maux
n'enfermez pas vos Généraux
une autrefois dans vos murailles.

L'état, comme le diamant,
diminue en le réformant.
Pour le trop polir, on l'empire.
Quand vous réformez cet état,
vous diminuez ſon éclat,
et la gloire de cet empire.

Il eſt permis de ſouhaiter
un regne doux à ſupporter
Mais tel, qu'il eſt, il faut prendre.

Et

*) Reß war immer im Verdacht, daß ſein einziger Zweck das königliche Conſeil ſey. Er läugnet es in ſeinen Memoiren nicht blos oft und ausdrücklich, ſondern durch das ganze Detail der Umſtände; und was noch mehr iſt, ſein Charakter ſelbſt war mit dem methodiſchen Gange ſolcher Geſchäfte unverträglich. Aber niemand in der Fronde war weniger gekannt, als Reß.

Et s'il faut un tempérament
à l'abſolu gouvernement,
c'eſt Dieu, de qu'il le faut attendre.

Sind einmal die Leidenden, durch Stöße und Gegenſtöße von beyden Seiten, auf dieſe Baſis der Zufriedenheit hingetrieben, haben ſie, jenſeits aller Verzweiflung, einen überirrdiſchen Ankergrund der Hoffnung und Ruhe gefunden, ſo mag dann auch, wenn man einmal mit verbundenen Augen „transcendirt" iſt, aus dem, was im Rücken legt, werden was da will. Mazarine, auch wenn ſie nicht Cardinäle ſind, können keine Pietät dem Wohl des Staats angemeſſener finden, als dieſe:

S'il arrive quelquefois,
que des miniſtres de nos Rois
le gouvernement ſoit trop rude,
lorsqu'il en ſeront recherchés,
recherchons en nous les péchés,
qui cauſe cette ſervitude.

Zwar hatte das Parlement, ſo bald Mazarin „ſich in der Nacht durch das Thor Richelieu jenes Loch *) gemacht hatte," von der Königin die feyer-

*) Das Volkslied „Le trou fait à la nuit par Mazarin" läßt ihn dieß ſelbſt beſchreiben:

„Vite ! qu' on ſelle mes dadas,
et fais dire à mon Ecurie,
que j'ai l'ame triſte et marrie
de la quitter ſi brusquement.
Mais je ne puis faire autrement.
Et enfin pour lui dire adieu,
je ſors par l'huis de Richelieu."

liche Verſicherung erhalten, daß auch ſeine ganze Suppſchaft mit ihm Frankreich räumen und von ihr nie wieder zurückgerufen werden ſollte. Seine eilende Reiſe zu den gefangenen Prinzen wurde als die Selbſtdemüthigung eines Verzweifelnden gedeutet. Selbſt das Lächerliche ſeiner italianiſch-franzöſiſchen Ausſprache wurde nicht vergeſſen, um ihn, den völlig beſiegten, als Signor Faquino *) darzuſtellen.

Introduit dans la Citadelle **)
avec fort petite ſéquelle,
il oſa ſaluer Condé,
qui ne fut pas perſuadé
par tel ou ſemblable language,
que lui tint ce ſot perſonnage:

„Monſiour, pour hors d'ici vous mettre
je ſouis le portour d'oune lettre,

qu'on

*) Condé hatte ihn zuvor durch übermüthige Ausbrüche ſeines Selbſtgefühls von Ueberlegenheit gereizt. Er ſoll an Mazarin nach Beendigung des erſten Schleuderſpiels, ein Billet „a l' illuſtriſſimo Signor Faquino" adreſſiert haben.

**) Zu Havre de Grace. — Die burleske Erzählungen, aus welchen dieſes Fragment entlehnt iſt, ſind ganz in der Manier von Retz ſelbſt. Vgl. Le Courier bourlesque de la guerre de Paris, envoyé a Monſeigneur le Prince de Condé, pour divertir ſon Alteſſe durant ſa priſon; auch ein Retziſches Ipſe fecit, welches deswegen als Actenſtück ſeinen Memoiren beygefügt iſt. ſ. den 20 Th. unſerer Sammlung am Ende.

qu'on nomme lettre de cachet,
qui fait ouvrir porte et guichet.
J'ai tant, ſolicité la Reine,
que, malgré l'envie et la haine
de Monſiour le Duc d'Orleans,
qui voudroit vous tenir céans,
pour y conſommer tout votre âge,
(dont certes ſeroit grand dommage)
enfin j'ai obtenou, de quoi
vous faire ſortis quant et moi.
Je ſuis venou en diligeuce,
pour implorer votre aſſiſtance
contre ce maudit parlement,
qui concloud mon baniſſement.
Ce peuple de Paris rébelle
me pourte, oune haine imnortelle.
Ce Beaufort, *) ce Coadjutour,

*) Zur Charakteriſtik dieſes Beaufort, mit der Adlersnaſe Heinrichs des IV. ohne eine Spur von dem Adlersblick ſeines Geiſtes, und zur Vergleichung des ſchon mehrmals berührten Herzogs von Orleans mit dem Enkel des großen Heinrichs müſſen noch ein paar Strophen aufbewahrt werden:

C'eſt un aigle, de qui la mine
eſt redoutée avec raiſon,
Mais de la façon qu'il opine
on le prendroit pour un oiſon.
Gaſton pour faire une harangue
trouve beaucoup moins d' embarras.
Pourquoi Beaufort n'a-t-il ſa langue?
Pourquoi Gaſton n'a-t-il ſon bras?

Ein Volkslied, wie lächerlich ſich Beaufort machte, wenn er im Parlement opinierte (votierte), hat ſelbſt Retz im II. Theil ſeiner Memoiren überliefert.

enfin m'ont fait oun mauvais four.
Car, Monſiour, ils ont à la fouite
ma triſte Eminence redouite,
Mais j'èspère revoir oun jour
le Roi, quand il fera majour.
Il reconnaitra mes ſervices
me remettant, moi et mes nices
et Manchini, mon cher nevou,
qui ſ'en iront, je ne ſais où.
Cependant, Monſiour, je vous prie
de m'aimer toute votre vie,
et d'intercéder bien pour moi
à la majourité du Roi etc."

Man eilte, den Entflohenen noch durch d
luſtigſten Porträte zu vergegenwärtigen, wie wen
er etwa allzu frühe vergeſſen werden würde.

Sur les Vertus de ſa Faquinance.

Ce faquin eſt gras comme Juif,
et n'eſt pas beaucoup maladif,
mais pour le point génératif
il aime le copulatif;
et, Dieu ſait, comme il fut laſcif
pour la figure orbiculaire. *)
Et quoique pour choſe ſi claire
il eſt fort ſur le negatif,
on peut ſoutenir le contraire.
Il eſt de Sicile natif,
il eſt toujours prompt pour malfaire.
Chez lui tout eſt impératif,
et comme il ſait peu de grammaire

*) Man vergl. das Kupfer vor dem 16. Bande di
Memoiren.

Il ne connaît point le datif.
Il prétend faire un poſitif
de tout pronom demonſtratif. *)
Il ne fut jamais expeditif,
et n'a pas l'esprit inventif.
On ſait, qu'il n'eſt qu'apprentif
dans la ſcience militaire,
mais il pille en corſaire.
Il charge d'un bien exceſſif
auſſi bien galère qu'esquif.
Il a des tables d'or maſſif,
dont on fait ailleurs l'inventaire.
Sous lui tout le peuple eſt captif.
Mais qu'il ne ſoit plus ſi rétif,
de peur, qu'un bois de chêne ou d'if
n'empêche un bourreau d'être oiſif
et qu'une lettre circulaire **)
ne prône encore d'un ton plaintif:
„Il eſt de Sicile natif.
Il eſt toujours prompt à malfaire.
Il eſt fourbe au ſuperlatif.
„Il eſt de Sicile natif.“

Auch in den luſtigſten Abſchiedsgrüßen ergoß ſich die franzöſiſche Laune an Se Italiäniſche Eminenz:

Ainſi donc, pas vos limonades,
par vos excellentes pommades;

par

*) Der Sinn: Er will lieber gebieten, als durch Gründe regieren, iſt nicht ganz richtig ausgedrückt.

**) Das Verbannungsarrêt des Pariſer Parlements wurde zum „Zirkelbrief“ gegen Mazarin bey allen Inſtanzen des Reichs.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Eroberung von Laodicea, Sibla und andre Orte.

Almalich Addahir und Almalich Almedeffar standen bey Antiochien, um das Land von dieser Seite zu decken; unterdessen kampirte Saladin mit seinen morgenländischen Völkern bey der Kurdenburg, wohin ich mich auch, und zwar mit dem Vorsatz nach Mosul zurückzukehren, verfügte. Ich überreichte ihm meine zu Damascus verfertigte Schrift, über den heiligen Krieg, die eine Darstellung der Rechtmäßigkeit desselben, und eine vollständige Anleitung, ihn zu führen, enthielt. Sie gefiel ihm so wohl, daß er sie mit Aufmerksamkeit mehrere mahle durchlas. Als ich endlich meinen Abschied verlangte, so verschob er ihn immer von einem Tage zum andern, verdoppelte fast stündlich seine Gnadenbezeigungen gegen mich, und sprach von mir, in meiner Abwesenheit mit dem größten Lobe.

Vor der Kurdenburg lag er einen ganzen Monat. Er ließ sie aber nur einen Tag heftig bestürmen, weil die Jahreszeit eine förmliche Belagerung nicht wohl verstattete. Während dieses Monats that er zweymahl einen Einfall in das tripolitanische Gebiete, und machte darauf bekannt, daß er jetzt gegen die Küste ziehen wolle, ohnerachtet die Zufuhr nur geringe war, und der Feind uns von allen Seiten umgab. Unser Proviant reichte nur auf einen Monat hin. Was mich betrifft, so meldete mir Isa, oberster Wächter des heiligen und weltlichen Rechts, daß es ihm ohnmöglich gewesen, mir den Abschied auszuwirken. Ich selbst hatte bey dem ersten Anblicke den Sultan lieb gewonnen, und war nun auch so sehr vom Eifer für den heiligen Krieg entbrannt, daß ich weiter keinen Anstand nahm, in seine Dienste zu treten.

Was

par la bonne odeur de vos gants,
par le mouvement de vos glands,
par vôtre petite calotte,
par vôtre tête un peu falotte,
par les finges, que tant aimez,
qui comme vous ſont parfumés,
par les belles mazarinettes
par toutes les marionettes
par point ſéquence et par frédon,
par tout ce que vous trouvez bon,
par tout ce que dire je n'oſe
ni dans vers ni dans la proſe,
dont nous gardons le ſouvenir —

Allez, ſans jamais revenir.

Adieu donc, pauvre Mazarin
— mon pauvre tabarin!
— mon conſeiller ſuprême,
— deſtructeur de carême,
— l'auteur des Theatins,
— maître des Trivelins,
— l'Abbé à vingt chapitres
— Seigneur à mille titres
— grand faiſeur du courbette,
— timon de ma brouette,
— grand inventeur de „hoc“
— frère jadis d'un froc,
— la mouſtache coltée,
— brave tête pelée,
adieu calotte, adieu bonnet,
— piece de cabinet,
— bâtiſſeur d'ecuries,
— l'eſprit à fourberies,
— qui ne veut être évêque,

adie

adieu l'homme à la bibliotheque,
adieu tout ſi ce n'eſt pédant,
adieu donc, ſuprême Intendant
de l'education royale!
adieu tête à nulle autre égale.
Hélas, que bientôt l'Espagnol
chantera comme un roſſignol,
nous voyant ſans cet habile homme,
qui nous étoit venu de Rome.
Nous lui donnons le paſſepor:
pour l'eſt, l'oueſt, le ſud, le nord,
dût il aller à tous les diables,
qui pour lui ſont de gens ſociables.
Car pour vivre à St. Germain, —
après un ſi mauvais deſſein,
que d'affamer la bonne ville,
d'allumer la guerre civile,
après avoir pris nos Louis *)
dont nos yeux étoient rejouis
tant original que copies,
dont vous aves vos banques remplies,
après les empriſonnemens,
après les empoiſonnemens —
n'espéres pas, o Cardinal!
d'y paſſer d'autre carnaval.

Je drängender man aber von ihm Abſchied nahm, deſto ſchlauer bereitete ſich Mazarin ſeine Rückkehr. Das Parlement und die Fronde lewieſen mit

*) Nicht nur der nach St Germain entführte König, auch der ins Staatsgefängniß gebrachte Condé hatte dieſen Namen. Die goldenen Copien des erſtern erklären ſich von ſelbſt.

mit jedem Schritt, daß sie noch weniger als vorher zu fürchten seyen. In der Fronde war jeder Mächtige, jeder Günstling, jeder Unterrock gegen den andern. Blieb die Gegenparthie wenigstens so klug, ihre Feinde nicht durch Schröcken zur Vereinigung zu zwingen; so mußte sich alles von selbst auflösen. Kein Faden dieser Schleuder hieng fest genug an dem andern. Das Parlement wollte gar zu gerne die Königin zwingen; nur keine Gewalt sollte dazu gebraucht werden. Denn diese war freylich gegen alle Formen und Observanzen der höchst legalen Corporation, in deren Reglement das Kapitel von Insurrectionen sich mit keiner Brille finden lassen wollte. Die Regentin, so sagte die böse Welt, hatte jetzt mehr als je die Unentbehrlichkeit *) des vertrauten Ministers gefühlt:

„S'il ne revient, je suis aux abois,
j'en tremble, j'en soupire,
quand on a perdu neuf mois,
a-t-on sujet de rire?

Die schon berechnete Aenderungsepoche, die Majorennität **) des Königs, war seit einigen Monaten

*) Was man am französischen Hofe vom spanischen Temperament der Frauen in jenen Zeiten glaubte, davon spricht die Prinzessin von Orleans in den mehrmals angeführten Anekdoten dreister, als es uns erlaubt ist. S. 144. No. 6. u. s. w.

**) Nach dem 14ten Jahr.

naten eingetretten. Nur die Mutter, nicht der Sohn, hatte zugesagt, daß der Cardinal-Minister nicht zurückgerufen werden sollte. Und schon stark genug war Ludwig der XIV. zu jenem Grundsatz seines Lebens angewöhnt, daß man der Nation gerade in ihren heftigsten Wünschen durch den Sinn fahren müsse, damit sie nie anders, als ihr einziges Haupt, zu wünschen lerne.

Noch zum guten Schluß des Jahrs (am 29. Dec. 1651.) hatte das Parlement 50000 Livres auf Mazarins Kopf gesetzt, wenn er sich in Frankreich antreffen ließe. Seine eigene Hinterlassenschaft wurde dem, welcher den verbannten Majestätsverbrecher todt oder lebendig liefern würde, zur Bürgschaft angewiesen. Im nächstfolgenden März erschollen ganz andere Stimmen aus Poitiers, wo damals der Hof sich aufhielt:

Dans Poitiers, la bonne ville,
galerie on fait bâtir
fort commode et fort utile
pour entrer et pour sortir.
Mazarin, qui s'y proméne
autant de jour que de nuit,
sans pantoufle et sans lanterne
va voir — dame Anne dans son lit.)

Que l'on peste, que l'on crie.
Elle veut le Mazarin.
Le Roi par la galerie
s'en va, trouver son parrain etc. etc.

Nichts

Nichts fehlte, als ein Triumpheinzug nach Paris; und nichts iſt comiſcher als wie Benſerade ſchon zum voraus das ſchnelle Ueberſtimmen aller bis dahin mißklingenden Inſtrumente in den Kammern von panegyriſcher Elogen mit zweideutiger Mine ankündigt.

Soyez bien venu, Monſieur le Cardinal,
vous, à qui tant de gens ſouhaitent tant de mal.
Vous arrivez ici malgré toute la Fronde.
Auſſi vous falloit il de bonne heure accourir
d'autant plus volontiers, que la plupart du monde
ne ſe diſpoſoit guère à vous aller quérir.
Les ſages toutefois preſumoient, qu'à la fin
on pourroit vous tracer un glorieux chemin,
qui pour votre retour ſeroit ſemé de roſes
Mais il y fallu trop de temps pour l'applanir.
Au lieu de vous attendre à de ſi belles choſes,
vous n'avez pas mal fait, ſans elles de revenir.
Enfin, vous revenez! Et ce peuple ſ'en plaint
Mais ſait il, ce qu'il veut? Mais ſait il
ce qu'il craint?
Lui qui croit aiſément ce qu'on lui perſuade.
C'eſt ſans raiſon qu'il aime, et ſans raiſon qu'il haït.
Le médecin ordonne en dépit du malade
Vous ſecourez la France en dépit qu'elle en ait.
Je vous exalterois en termes plus puiſſans,
mais desaccoutumé, que Vous êtes, d'encens —
de vers plus élevés vous ſembleroient étranges.
Et quoique votre nom redevienne aſſez fort,
pour pouvoir ſoutenir les premières louanges,
je ne veux pas ici Vous en combler d'abord.

Il faut ſe modérer dans ce commencement,
le bien, qu'on dit de Vous, le dire doucement.
Et pour les faux crayons — que le tems les efface!
Mais quand Vous aurez fû l'intrigue dénouer.
les choſes reprénant une nouvelle face,
les Muſes reprendront le ſoin, de Vous louer.

An dieſer Sorgfalt und Dienſtfertigkeit der Weyhrauch vergeudenden Muſen hat es denn auch in keinem Sinne gefehlt. Nur jetzt ſtund Condé noch gegen Mazarins Truppen im Felde; und wahrſcheinlich hatte die unſtäte Haltung der Bellona ſelbſt Benſerade's Muſen ſo bedachtſam gemacht, als ſonſt nicht jede dieſer Töchter der Begeiſterung gewöhnlich ſeyn ſoll.

Hätte nicht Mazarins Glück dem Helden Türenne die Laune eingeflößt, allzu gerne, wie Condé ſeine Parthie gewählt hatte, auf der entgegengeſetzten zu ſtehen, ſo hätten ſelbſt ſparſam zugezählte Weyhrauchkörner dem Dichter theuer werden können. Aber ſchon am 2. July war Condé bis in die Vorſtadt St Antoine zurückgetrieben. Und wie hätte Mazarin nicht ſiegen ſollen? Selbſt der „großmüthige" Gaſton beſann ſich jetzt, ob nicht der Moment gekommen ſey, den Rieſen, neben welchem er immer als Zwerg erſchien, vor den geſchloſſenen Mauern von Paris durch den gemeinſchäftlichen Feind lieber fallen zu laſſen, als einen ſolchen Rival zu retten, wenn derſelbe gleich wider Mazarin für Alle der einzige Retter ſeyn konnte. Gaſtons ungleichartige Tochter, Mademoiſelle von

Montpenſier, ſelbſt eine Heroin, ließ dem gedrängten Helden die Thore öffnen.

Es ſah einer ſeltſamen Vorbedeutung ähnlich, daß in der Hitze des Gefechts an dieſem Tage Mazarins Gegner zum Unterſchied von ihren ſiegenden Mitbürgern, Feldzeichen von Stroh an ihre Helme ſteckten. Statt à la Fronde war in Einem Tage alles in Paris à la paille. Die Mazariniſten nahmen das Oeffnen gerne an:

Cette paille nous fait entendre,
gens de Paris! pauvres badauds!
que les Princes vous veulent vendre
ainſi que l'on fait des chevaux.

Ville rebelle, ingrate terre,
quand ton Roi te vient ſommer
d'éteindre le feu de la guerre,
tu prends paille pour l'allumer.

Kaum erſcholl hierauf noch eine Antwort. Der Witz der Pariſer ſchien zur Strohflamme geworden zu ſeyn. Man machte ſich, zur letzten Rache, einen Mazarin von Stroh und ſang:

Au diable ſoit ce grand paillard,
qui nous a réduit à la paille,
après avoir volé la taille
et taillon jusqu' au dernier liard.
S'eſt il rendu gras à nous piller,
nous portons paille à le brûler.

Noch einmal aber wich Mazarin. Den 19 Auguſt exilierte er ſich freywillig bis nach Sedan

Mit merkwürdiger Menſchenkenntniß hatte er die Folgen eines zur Gegenwehr reitzenden Trotzes überſchaut und durch Mäßigung, ſo verſtellt ſie war, ſich den Sieg zu erleichtern und für immer zu ſichern gewählt. Sobald er ſich entfernt hatte, zog von ſeinen Gegnern ſich jeder, wer es nur mit einigem Schein von Ehre thun zu können gewünſcht hatte, in eine „patriotiſche" Ruhe zurück. Und kaum war einer von den illüſtern Namen übrig, der nicht in eine ſolche „würdevolle Muſſe" verſchwand. Auch Caſion eilte in die Einſamkeit, und nannte ſie ſich eine philoſophiſche. Noch ehe der Winter eintrat, vermochte Condé das Feld gegen Türenne, wie dieſer vorausgeſagt hatte, nicht mehr zu halten. Am fünften October 1653. hatte das letzte dieſer Bürgergefechte entſchieden. Der beiſſende Blot ſchloß die Scene mit dem bitterſten ainſi donc —

Ainſi donc, malgré tout le monde,
malgré Meſſieurs, malgré la Fronde,
malgré nos plaintes et nos cris,
für de voir calmer la tempête
le Mazarin rentre à Paris
et remonte enfin ſur la bête.

Den 18 Oct. emigrierte der Prinz zu den Spaniern nach Flandern. Alle Corporationen deputirten haufenweiſe nach St. Germain, um den funfzehnjährigen Mündel Mazarins in ſeine „gute Stadt Paris" zurück zu bringen. Unter tauſendfachem Jubel geſchah den 21 Oct. der alles verſöhnende Pracht-

einzug. Farcen von der besondern Art, daß die Ueberraschung der Freude nach einem Reglement erfolgt, und daß zu gleicher Zeit die Großen mit den Völkern und die Völker mit den Großen ein Spiel spielen, in welchem am Ende, wer etwas gewonnen habe, zweifelhaft bleibt!

Retz meinte die beste Mine bey diesem schlimmen Handel gemacht zu haben. Er hatte sich an die Spitze seiner geistlichen Heerde gestellt, um ihnen so recht „im Namen des Herrn" ihren König zurückführen zu helfen. Aber Anna vergab nicht so leicht, wie Mazarin. Schon den 10 Dec. war der Coadjutor auf der fatalen Strasse nach Vincennes, auf welcher Condé, zwey Jahre früher, versichert hatte, daß er sich lieber noch einmal in den Feldern von Lens sehen möchte. Mazarin sollte als allgemeiner Ueberwinder zurück kommen können. Turenne und sein Heer führte ihn d. 3 Febr. (1653.) dem König, welcher ihm einige Stunden entgegen fuhr, und der Königin Mutter in die Arme. Auf dem Stadthaus, das vor wenigen Monaten noch von den heftigsten Beschlüssen gegen ihn ertönt hatte, empfieng ihn ein allgemeiner Ball. Mit welchem verbissenen Grimm dachte sich Blot neben den triumphirenden Feind, da man wußte, daß er von dem Altar Geld auswerfen lassen werde:

Frondeur, fais-tu la comédie,
que Paris donne au Cardinal?

Quand

Quand le champ de la Fronderie
ſe change en ſalle pour le bal;
l'on verra, l'homme de Sicile,
triomphant dans l'hôtel de Ville,
montant ſur un échafaud,
mais non pas ſur celui, qu'il faut.

Mazarin ſelbſt dachte ſich ſeinen Sieg noch nicht ſo ſicher, als er war. Er ſuchte ſich nicht nur durch die gefälligſte Mine, ſondern auch auf alle Fälle durch verſicherte Begleiter zu ſchützen. Es macht ihm Ehre, daß er ſich nicht allzu leicht die Menſchen ſo ganz kriechend zu denken vermochte, wie ſie doch zu ſeyn pflegen. Die Urheber ſeines Verbannungsurtheils ſchlichen faſt alle herbey, baten und erbaten ſich ſeine Protection. Er ließ von dem Parlement alle die Unkoſten des Kriegs fodern, den er gegen daſſelbe geführt hatte und kein Laut von Widerſpruch ließ ſich hören. Die letzten Probeſtücke waren gemacht. Alles war beugſam genug für Ludwigs des XIV Machtgebote.

Das Nachſpiel der Fronde endigt, wie alle Noth, mit Erfindungen. Mazarin und ſeine Partiſane nahmen jetzt mit doppelten Händen. Zum Troſt der Verarmten erſann ein Landsmann von ihm, Tonti, eine neue Art von Renten. Benſerade, der uns im bisherigen ſo manche leichte, frohe Stelle geborgt hat, war Einer der Glücklichern unter den erſten Theilnehmern:

Enfin je ne me plaindrai plus
de l'étoile, qui me domine;

Was ich bisher erzählt habe, ist aus den treuen Berichten glaubwürdiger Augenzeugen geschöpft. Jetzt aber komme ich auf Begebenheiten, die ich entweder selbst erfahren, oder von Personen gehört habe, denen ich so gut als meinen Augen trauen kann.

Den vierten des ersten Sjumad betrat Saladin in völlig gerichteter Schlachtordnung den feindlichen Boden, ließ das Schloß Oreima liegen, weil es zu unbeträchtlich war, um belagert zu werden, und langte den sechsten Tag vor Antrasus an, das nahe am Meere liegt, und mit zweyen festen Thürmen prangt. Anfangs war er unentschlossen ob er auch diesen Ort angreiffen sollte: denn seine Absicht war eigentlich auf Sjibla gerichtet: da er aber diese Unternehmung für leicht hielt, so gab er Ordre den Ort von allen Seiten anzugreifen. Der Sturm wurde mit einer solchen Hitze unternommen daß die Stadt schon erobert war, ehe man noch die Zelte aufgeschlagen hatte. Die Beute an Menschen und Gütern war sehr groß; so gar die Arbeiter, welche die Zelte aufschlagen sollten, nahmen an der Plünderung Theil. Die Stadtmauer und der eine Thurm wurden völlig geschleift, und die Stadt unter Jubelgeschrey und Lobgesange Gottes, in die Asche gelegt, wobey eine berühmte Kirche, zu der Wallfahrer aus den entferntesten Gegenden hinkamen, im Feuer aufgieng. Der andre Thurm war hingegen so fest, daß alle Versuche auf ihm vergeblich abliefen. Er bestand aus gehauenen Steinen, hatte rings um sich einen Wassergraben, und wurde von einer starken Besatzung vertheidigt, die sich größtentheils aus der Stadt dahinein geworfen hatte, und auf die Unsrigen unablässig Steine schleuderte, ohne daß wir ihr den mindesten Abbruch hätten thun können. Der Sultan zog also den vierzehnten von da nach Sjibla ab, wo er den achtzehnten eintraf.

il me reſte encore cent écus
que je vais mettre à — Tontine.
ò la charmante invention!
Voici par où j'espère et par où j'argümente:
„Si je vis, je ſuis riche. Ou ſi bientôt je meurs,
la pauvreté, ni ſes horreurs
ne me cauſent point d'epouvante".

Hätte nur mit einem mal der Staat ſelbſt in die Tontine legen können!!

Vorrede.

Unsere Memoiren haben die neuere Zeit, die Epoche Ludwigs des XIV. erreicht, von welcher die Gestalt Europa's bis an das Ende des XVIII Jahrhunderts abhieng, so wie sie — wer weiß, wie lange? — von den Folgen des Revolutionskriegs abhangen wird. Die jetzige Umgestaltung vieler Staaten und Staatsinteressen, welche sich aus den Negotiationen von Campoformio, Rastadt, Lüneville und Paris noch zu entwickeln fortfährt, hat den Herausgeber veranlaßt, unter den schätzbarsten Memoiren jener Zeit die von Voltaire schon vor ihrer öffentlichen Herausgabe sehr benutzte und mit Recht gerühmte Torcyſche Denkwürdigkeiten über die Negotiationen zwischen dem Ryswicker und Utrechter Frieden jetzt schon zu liefern, ungeachtet sie, wenn sich unsre Sammlung an die Zeitordnung binden müßte, erst später ihren Platz erhalten haben würden. Ohne Zweifel werden viele Leser die einflußreichsten Unterhandlungen jener Zeit gerade jetzt

ger-

gerne mit denen vergleichen, welche uns zunächst und unmittelbar interessiren.

Um dennoch zwischen den Zeiten der Fronde und dem Utrechter Frieden nicht eine allzu große Lücke zu machen, wählte der Herausgeber die vorangeschickte kurze Uebersicht der früheren Jahre Ludwigs des XIV. von Rabütin, gleichsam zur Einführung. Die übertriebene Schmeicheleyen und Anstaunungen seines Königs, wie R. sie hie und da einmischt, charakterisiren selbst den damaligen Sinn der Franzosen. Von den Thatsachen hingegen sind sie immer so leicht abzusondern, daß sie dem kälteren, partheylosen Leser zwar bisweilen ein mitleidiges Lächeln über den allzu galanten Hofmann abnöthigen können, doch aber, was die Geschichte betrift, ihm die Reihe der Begebenheiten in einem leicht überschaulichen Bilde vorhalten. Manche Reticenzen über die Schattenpartheien, welche zu diesem Bilde gehören, werden durch andere Erzähler in der Folge unserer Sammlung ergänzt werden.

Jena, Ostermesse 1801.

Der

Geſchichte
Ludwigs des XIV.

Königs von Frankreich und Navarra.

Von

dem Herrn von Rabûtin

Grafen von Büſſy

kurz erzählt

für ſeine Kinder.

Paris. 1700.

Vorrede des Verfassers.

Schon lange, meine Kinder, habe ich den Vorsatz gehabt, die Geschichte des Königs zu schreiben, theils nach eignen Erfahrungen, die ich als Augenzeuge am Hofe und im Kriege gemacht habe, theils nach den Begebenheiten, die ich, während meines Exils, erfahren konnte. Ich unternehme jetzt diese Arbeit; nicht um die Gnade Ihrer Majestät dadurch für mich zu gewinnen: ich fange zu spät an, um hoffen zu können, daß sie der König, so lange ich noch lebe, zu Gesicht bekomme. Ich mache mir bloß das Vergnügen, Euch in dem Leben unsers Herrn ein Gemälde der Tugend darzustellen, das euch um so eher rühren wird, da ich bei der Zeichnung desselben weder zur Schmeicheley noch zur Dichtung meine Zuflucht zu nehmen hatte. Ich behaupte sogar, daß es euch zum Muster dienen kann, so groß auch der Abstand zwischen den Handlungen eines großen Königs und denen eines Privatmanns seyn mag. Die Tugend kennt keinen Unterschied der Stände; und man kann auch im Kleinen einem großen Muster ähnlich werden.

Ich habe das meinige von dem höchsten Standpunkt des Glücks und der Macht hergenommen, die sonst immer unüberwindliche Hindernisse für die Tugend sind; und ich habe dennoch im ganzen christlichen und

und heidnischen Alterthume, in den vorigen Jahrhu
derten und in dem unsrigen, niemand ausser den Kön
gefunden, der ein Beispiel, wie ich es wünschte, a
geben könnte, niemand, der wie Er es war, imm
glücklich und immer weise gewesen wäre.

Ihr werdet in dieser Geschichte die längste glü
liche Regierung kennen lernen, die es seit Salomo g
geben hat; Ihr werdet aber dieses günstige Glück n
eben der Weisheit und Klugheit, wie sie gewöhnl
nur das Unglück gibt, vereinigt finden.

Unglückliche, welche die Feindseligkeit der Me
schen oder des Schicksals verfolgt, nehmen oft ih
Zuflucht zu Gott, andere vergessen ihn hingegen
in ihrem Glücke. Die Vorsehung hat mich mit d
Gefahr verschont, auf die letztere Art verderbt zu w
den. Ich spreche auch nicht aus eigner Erfahru
davon; denn mich hat ja Unglück genug betroffe
Solltet ihr aber glücklich genug seyn, in diesem St
eine der meinigen entgegengesetzte Erfahrung zu m
chen; so mäßigt euch und denkt daran, daß es ruh
voller ist das Glück mit Weisheit zu ertragen, als
zu verdienen. Seid ihr hingegen eben so unglückl
als ich, so sucht euch durch Hingebung festzuerh
ten und euren Muth über euer Unglück zu erheb
Ich habe in dieser Geschichte nur zu euch, liebe K
der, sprechen wollen, um nicht, wie die Histori
gewöhnlich es thun, nichts ausser Facta angef
zu dürfen Ich wollte mir gerne die Freiheit erh
ten, Betrachtungen anzustellen, die euch zu eign
Nachdenken veranlassen mögen. Junge Leute ge
sich natürlich hierzu nicht die Mühe, sie lesen um
lernen, aber ich wollte, ihr läset bloß
euch zu bilden.

Ludwig XIII war schon zwei und zwanzig Jahre vermählt, ohne Kinder zu haben, und erwartete auch keine mehr, als er im Monat März 1638 die frohe Versicherung erhielt, seine Gemahlin Anna von Oestreich sey schwanger. Diese frohe Hoffnung wurde auf das schönste erfüllt, als die Königin im Monat September von einem Prinzen entbunden wurde.

Diese außerordentliche Geburt veranlaßte jedermann zu der Hoffnung, der Neugebohrne werde ebenfalls ausserordentlich seyn. Man wird in der Folge sehen, ob er dieser Vorbedeutung entsprochen habe.

Ludwig XIII. starb im J. 1643. Sein Sohn bestieg, in seinem fünften Jahre, unter dem Namen Ludwig der XIV. den Thron.

Die Königin seine Mutter, wurde sogleich zur Regentin erklärt und ihre erste Sorge war, die Gottesfurcht in das Herz des jungen Prinzen zu pflanzen.

Die Regentin suchte nun ein Oberhaupt für den Staatsrath, und nach reiflicher Wahl stellte sie den Cardinal Julius Mazarin an die Spitze der Geschäfte, einen Mann von überlegnem Geiste.

Ich spreche von der Regentschaft sehr vorübergehend und will nur auf den glücklichen Zustand der Regierung während der Minderjährigkeit des Königs, wo er noch nicht die Ehre der glücklichen Unternehmungen hatte, aufmerksam machen.

Schrieb ich das Leben Ludwigs von Bourbon, Herzogs von Anguien, nachher Prinzen von Conde, so würde ich mich gern in die ausführliche Erzählung der Siege dieser Zeit einlassen, an denen

er so viel Theil hatte, da er in dieser Epoche durch die wichtigen Dienste, die er dem Staat leistete, den Kriegsruhm gründete, den nachher die Welt an ihm bewundert hat.

Der Tod Ludwigs des XIII. schien den Spaniern einen Zeitpunkt herbeizuführen, wo sie gegen Frankreich glücklich seyn könnten; sie glaubten die bei vormundschaftlichen Regierungen besonders im Anfang gewöhnliche Verwirrungen würden die Königin hindern, einen starken Angriff auszuhalten; sie fielen daher mit einem grosen Heere in Champagne ein und belagerten Rocroy 1643.

Die Regentin gab Ludwig von Bourbon, damals Herzog von Anguien, der im zwei und zwanzigsten Jahre die Armee in Flandern commandirt, den Befehl, Rocroy zu entsezen. Der Prinz, der zu Aire stand, marschirt eiligst dem Feinde entgegen, liefert ihnen ein Treffen und erhält einen Sieg, von dem sich die Spanier in zwanzig Jahren nicht wieder erholen konnten.

Von Rocroy ging der Prinz weg, um Barlemont, Emerich und Binsch einzunehmen. Er ließ zu gleicher Zeit Maubeuge, Emerich und Barlemont schleifen. Hierauf griff er Thionville an, eroberte es, und nahm dem Herzog Karl von Lothringen, der auf Seiten des Herzogs von Baiern war, die Stadt Ling weg.

Da er erfuhr, daß die Armee, welche Jean Baptiste Bûdes Marschall von Guebriant in Deutschland commandirte, von den Armeen des Herzogs von Baiern und des Herzogs Karl hart gedrängt werde, so führte er in Eil dem Marschall ein

Hülfs-

Hülfskorps von sieben tausend Mann zu. Beim ersten Gerücht von dem Marsch des Prinzen, gingen die Feinde über den Rhein zurück und nicht lange nach seiner Ankunft hatte er die Sachen in Deutschland wieder in guten Stand gesetzt.

Die Armeen des Königs machten auch in Piemont unter dem Befehl des Prinzen Thomas, des Vicomte Türenne und des Grafen du Plessis-Praslin Fortschritte; sie eroberten die Stadt Trin, das Schloß Camain, die Brücke von Estures und hielten die Feinde, die da am stärksten waren, beständig in Furcht.

Der Marschall de la Motte in Catalonien kam Flir zu Hülfe, das die Spanier belagert hielten, nahm ihnen fünf kleine Plätze, lieferte ihnen mehrere Treffen und schlug sie immer.

Der Herzog von Brezé, der die Seemacht commandirte, gewann vor Kartagena eine Schlacht gegen die Spanische Flotte, in der die Feinde sehr viel verloren.

Um diese Zeit wollte die Königin die Verdienste und Dienstleistungen des Vicomte von Türenne und von Gassion belohnen und machte sie zu Marschällen von Frankreich.

Der Marschall von Guebriant, der den Feinden zum Nachtheil seine Winterquartiere in Deutschland nehmen wollte, rückte mit dem Generallieutnant Grafen von Ranzau in Schwaben vor, belagerte während des Vorrückens Rothweil, wurde aber von einer Falconetkugel getödtet. Ranzau

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Sjibla war voll Muſelmänner, die unter einem Gerichtsherrn ſtanden, der zugleich den Oberbefehl über die Stadt führte. Dieſer machte nicht die mindeſte Anſtalt zur Gegenwehr, ſondern öffnete ſchon die Thore, ehe noch das Lager aufgerichtet war. Nur die Burg that dem Schein nach, Ehrenhalber einigen Widerſtand, ergab ſich aber auch ſchon den folgenden Tag. Von hier zog die Armee nach einer kleinen Raſt nach Laodicea. Dieſe weltbekannte, ſehr ſchöne, anmuthige Stadt, hat einen trefflichen Hafen, und wird von zwey nicht weit von einander ſtehenden Schlöſſern vertheidigt, die auf einem Hügel erbaut ſind. Der Angriff geſchah am vier und zwanzigſten mit einer ſolchen Heftigkeit, daß noch an demſelben Tage der Ort erobert war. Man kann leicht denken, daß die Beute in einer ſo beträchtlichen Handelsſtadt nicht geringe müſſe geweſen ſeyn. Den folgenden Tag wurden die beyden Schlöſſer beremt, und in der Mauer eine Oeffnung gemacht, die nach dem Berichte eines Mannes, der ſie gemeſſen hatte, ſechzig Ellen in die Länge und vier in die Breite betrug. Da nun die Belagerten wohl einſahen, daß ſie ſich nicht länger würden halten können, ſo ergaben ſie ſich auf Bedingungen, vermöge welcher ihnen nebſt ihren Kindern und Vermögen freyer Abzug bewilligt ward: nur Lebensmittel, Vieh und Kriegsgeräthe durften ſie nicht mitnehmen; ausgenommen die Thiere, welche ſie zu ihrem Fortkommen nöthig hatten.

Vierzigſtes Kapitel.

Sehjoun wird eingenommen.

Nach Eroberung von Laodicea erfolgte die von Sehjoun. Dieß feſte Schloß lag auf einem Berge und hatte

vollendete die Belagerung und die Stadt ergab sich zwei Tage nach dem Tode des Marschalls.

Vierzehn Tage nachher eroberte der Herzog Karl Rothweil wieder. Die Königin schickte ihm den Marschall Türenne entgegen, um grössere Fortschritte zu verhindern. Dieser ging bei Breisach über den Rhein, rückte nahe gegen Freiburg vor, schlug einige feindliche Korps, nahm ihre Bagage und Fahnen weg und setzte unsre Festungen in Sicherheit.

Damals entstand in Rouergue ein Aufruhr wegen der Steuern (tailles); der Graf von Noailles, Gouverneur der Provinz, warf sich mit einigen Truppen in die Stadt Villefranche, stillte durch seine Standhaftigkeit und Klugheit den Aufstand und bestrafte die Aufrührer.

Die Königin, welche dem Könige zugleich mit dem Anfang seiner Regierung ebensowohl Liebe gewinnen wollte als sie ihn furchtbar machte, schenkte den Marschällen von Vitry und Bassompierre, und dem Grafen von Cramail, den der Kardinal Richelieu ein wenig leichtsinnig in die Bastille hatte setzen lassen, die Freiheit. Der Präsident le Coigneux, der wegen seiner Anhänglichkeit an den Herzog von Orleans vertrieben worden war, wurde auch zurückgerufen und in die Verwaltung seines Amtes eingesetzt.

Der Herzog von Elböuf, der Marquis du Bec, und der Herzog von Epernon, welche die Waffen gegen den König getragen hatten, erhielten Verzeihungsbriefe und wurden in den Besitz ihrer Güter wieder eingesetzt; der Herzog von Epernon

non sogar auch in seine Stelle eines Obersten der Infanterie und eines Gouvernörs von Guyenne.

Dem Volke wurden zehn Millionen livres Steuern erlassen.

Auf jedermann, selbst auf Fremde, erstreckte sich der Einfluß der Gnade Sr. Majestät und die Wirkung seines Credits an den Höfen der mit ihm verbundenen Fürsten.

Grimaldi, Nuncius des Pabstes, wurde auf Empfehlung des Königs zum Kardinal ernannt und ein Kämmerling seiner Heiligkeit brachte ihm den Kardinalshut nach Paris.

Damit bei einem so schönen Anfang der Regierung nichts zu wünschen übrig bleibe, zeigte sich die Königin gar nicht abgeneigt Friedensvorschläge anzunehmen und ernannte die Grafen von Avaux und von Servien zu Bevollmächtigten in Münster. Da aber die Gesandten der Höfe nicht Vollmacht genug hatten, so dienten die Conferenzen zu weiter nichts, als Plane zu entwerfen, die in der Folge nüzlich wurden.

Karl I. hatte damals (1644) den Englischen Thron bestiegen und wollte Neuerungen in der Englischen Religion machen; aber Parlament und Volk zeigten sich unzufrieden damit und es entstanden große Bewegungen darüber im Königreiche. Der Königin schien es den Ruhm ihres Sohnes zu erhöhen, wenn sie versuchte ihren Nachbarn den Frieden zu geben; sie schickte zu dem Ende den Grafen Harcourt als ausserordentlichen Gesandten nach London. Aber

beide Partheien waren zu erbittert, und die Vermittlung blieb fruchtlos.

Da die Friedensunterhandlungen ohne Folgen gewesen waren, so dachte die Königin darauf, wie sie die Waffen des Königs in Stand setzen könnte, um über die Feinde beständig zu siegen. Sie befahl den Grafen Avaux und Servien den Allianzvertrag mit den vereinigten Niederlanden zu erneuern. Ehe noch der Feldzug eröffnet wurde, machte die Königin, die es sich zur größten Sorge machte, dem König Liebe zum Wohlthun besonders gegen seine guten Diener einzuflößen, zu Herzogen und Pairs den Grafen von Grammont, Gouvernör von Navarra und Beorn, den Grafen von Tremes, Ritter der Orden des Königs, Guvernör von Maine, den Marquis von Liancourt, ersten Kammerherrn, und den Grafen von Brion, ersten Stallmeister von Monsieur Gaston von Frankreich.

Im Anfang des Feldzugs von 1644 theilte Gaston von Frankreich Herzog von Orleans, Generallieutnant der Regentin, der die Armee in Flandern commandiren sollte, dieselbe in drei Korps; das eine unter dem Befehl des Marschalls de la Meillerage hatte die Bestimmung in Flandern auf der Seite von Amiens einzurücken; ein anderes unter dem Kommando des Generallieutenant Grafen von Ranzau sollte über Abbeville einrücken und Monsieur an der Spitze des dritten ging über Peronne und Bapaume, wo der Marschall von Gaston zu ihm stieß.

Der Plan von Monsieur war Gravelines zu belagern; er ließ daher die Forts Bayette, la Kapelle und St. Folquin einnehmen, welches die Annäherung zu

jener

jener Festung erleichterte. Er ließ den 21 Jun. die Laufgräben öffnen und den 30 Jul. ergab sich der Platz.

Die Einnahme von Gravelines, einer alten Krondomaine, war sehr wichtig. Das feindliche Land war nun offen. Der Marschall von Gassion bemächtigte sich beim Eintritt ins feindliche Land sogleich der Abtey Honatte und des Schlosses Haneze, und so wurde er Herr des Flusses Aa.

Die Holländer eroberten mit ihrer Flotte, die der Admiral Tromp anführte, für uns das Fort am Sas von Gand. In jenem Lande nennt man Sas die Mündungen der Flüsse oder Kanäle, an denen man Forts anlegt. Unter diesen Forts gab es vorzüglich zwei wichtige, Hennüyen und Rève, die unsrer Armee im Wege standen. Der Graf von Manicamp wurde daher beordert, sie zu stürmen und er that dieß mit vieler Tapferkeit.

Der Marschall von Gassion wandte die übrige Zeit des Feldzugs dazu an, Forts und Schlösser wegzunehmen, rückte so immer weiter im Feindeslande vor, schlug mehrere Spanische Truppenkorps und zeichnete sich überall aus.

Auf der andern Seite gewann der Marschall von Guiche und der Marschall von Türenne, unter dem Befehl des Herzogs von Anguien, in Deutschland die Treffen bei Freiburg. Auch nahmen sie Philippsburg, Mainz, Germessen (Germersheim), Worms und Bacharach weg.

Am Ende des Feldzugs schickte der Großsultan eine Gesandtschaft an den König, wünschte ihm

Glück

Glück zu seinen Eroberungen, nannte ihn Kaiser von Frankreich, Herrn mehrerer Königreiche, den allgemeinen Schiedsrichter und den ersten Fürsten unter den Anhängern des Messias. Man sieht: Se. Majestät haben frühzeitig angefangen, sich in Ehrfurcht und Achtung zu setzen.

Um diese Zeit wurde der Kardinal Pamphilus unter dem Namen Innocenz der X. nach dem Tode Urbans VIII. auf den Päbstlichen Stuhl erhoben. Die Kardinäle Barberini, Neffen des verstorbenen, die vielen Theil an den gegen den neuen Pabst gespielten Kabalen hatten, glaubten sich nicht sicher in Rom und flohen nach Frankreich. Seine Heiligkeit ließ sogleich ihre Güter einziehn, that sie in den Bann, entsetzte sie ihrer Aemter und drohte in einer Bulle, ihnen den Kardinalshut zu nehmen. Dieß machte großes Aufsehn. Der König interessirte sich für die Kardinäle und brachte es durch seinen Einfluß dahin, daß sie nach Rom zurückkehren durften, ihre Güter und Würden wieder erhielten und der Pabst sie freundschaftlich aufnahm.

Zu Anfang des J. 1645 wurde der Kurfürst von Trier, den das Haus Östreich gefangen hielt, weil er sich unter Frankreichs Schutz begeben hatte, auf Verwenden dieses Hofes, in Freiheit gesetzt.

Der Herzog von Orleans, welcher die Armee in Flandern kommandirte, eröffnete bald den Feldzug. Er nahm zuerst die Forts Vandreval, Gueschа und Dringhen weg und zwar in Piccolomini's Gegenwart, der sie nicht zu entsetzen wagte, eben so wenig als er der Stadt Montcassel, die der Prinz belagerte und mit dem Degen in der Hand im Sturm eroberte, zu Hülfe kam. Hierauf suchte er Mardick

ein-

einzunehmen und ließ seine Armee über den Fluß Colme gehn. Die Feinde setzten sich fruchtlos dagegen; sie wurden geschlagen, und der Prinz belagerte und eroberte nun Mardik, wobei ihn der Admiral Tromp unterstützte, der mit dreißig Kriegsschiffen auf der Rheede der Stadt lag und ihren Entsatz hinderte. Der Marschall von Gassion wurde dabei gefährlich verwundet und der Graf Ranzau verdiente hier vollends den Marschallsstab von Frankreich, mit dem er auch beim Erfolg dieser Belagerung beehrt wurde.

Um den Besitz dieser Plätze zu sichern, eroberte Monsieur das Fort Linq und belagerte Bourbourg, das er auch in fünf Tagen eroberte und die Besatzung zu Kriegsgefangnen machte. Nach diesen Unternehmungen kehrte er an den Hof zurück und die Marschälle von Gassion und Ranzau eroberten Menin, Bethune, Armentiere, Lillers und St. Venant.

Da der Marschall Gassion erfuhr, daß die feindliche Armee sich in zwei Korps getheilt habe, in der Absicht, um einen unsrer Plätze zu überrumpeln, entschloß er sich sie anzugreifen, war auch so glücklich sie zu schlagen und 500 Gefangene zu machen.

Um diese Zeit wurde Magalotti, der den Befehl gehabt hatte, la Motte in Lothringen zu belagern, bei einem Angriff getödtet, aber der Marquis von Villeroy, nachher Herzog und Marschall von Frankreich, der dahin geschickt wurde, eroberte die Festung in wenig Tagen und ließ sie schleifen.

Der Herzog von Anguien eroberte in Deutschland zuerst Wimpfen und Rothenburg und gewann mit den Marschällen Turenne und Grammont

die

die Schlacht bei Nördlingen und nahm die Stadt ohne Widerstand ein. Als der Prinz von da nach Heilbrunn marschirte, wurde er tödtlich krank. Die Armee blieb unter dem Kommando des Marschalls Türenne, der seine Truppen über den Rhein führte und Trier eroberte, das auch, ohne die Kanonade zu erwarten, capitulirte.

Auf der Seite von Italien eroberten der Prinz Thomas von Savoyen, der damals Frankreich diente und der Marschall du Plessis Praslin das Schloß Pouzon und Vigevano. Hierauf bekam der Marschall du Plessis Befehl als Generallieutenant nach Katalonien zu marschiren und unter dem Grafen Harcourt, Vicekönig in dieser Provinz, die Belagerung von Rose anzufangen. Sie dauerte zwei Monate und die Belagerten ergaben sich auf Discretion. Diese Eroberung hatte den Sieg in der Schlacht bei Llorens, welche der Graf Harcourt gewann, zur Folge. Der Graf passirte hierauf den Segre, belagerte und eroberte Balaguier und kehrte schnell nach Barcellona zurück, um eine Verschwörung zu zerstören, deren Ausbruch er durch Entdeckung und Bestrafung der Schuldigen zuvorkam.

Zu Anfang des Winters schickte Ladislaus König von Polen eine Gesandtschaft an den Französischen Hof und verlangte die Prinzessin Louise von Gonzague von Kleve, Tochter des Herzogs von Mantua, zur Gemahlin. Sie wurde nämlich an diesem Hofe bei der Prinzessin Maria ihrer Mutter, die sich dahin zurückgezogen hatte, erzogen. Die Vermählung geschah zu Paris in der Kapelle des Palais Royal mit Pracht und Feierlichkeit.

Da man, ungeachtet der Krieg fortgeführt wurde, nicht aufhörte in Münster wegen des Friedens zu unterhandeln, so fand die Königin für gut, den Herrn von Avaux und Servien noch den Herzog von Longueville beizugeben, sowie auch Spanien seinen Bevollmächtigten einige Granden beigesellt hatte.

Im Frühling 1646 griff der Marschall Gassion, der den ganzen Winter über Flandern nicht verlassen hatte, die Feinde, die wie er erfuhr, in vier Dörfern zwischen Bruges und Dünkirchen Truppen stehen hatten, an, entriß ihnen eine ihrer Verschanzungen und stürmte die andern.

Die Herzoge von Orleans und Anguien, die in Flandern das Kommando führen sollten, versammelten bei Aras ihre Armee und hielten Musterung. Hierauf belagerten sie an der Spitze von dreissigtausend Mann Kourtrai und eroberten es in dreizehn Tagen. Von da marschirten sie in die Ebene von Bruges um sich mit den Holländern, unsern Verbündeten, zu vereinigen, die mit sechstausend Mann Anvers zu belagern versprachen und ließen ihnen, nachdem sie zu ihnen gestoßen waren, die verlangte Truppenzahl nebst dem Marschall Grammont, der sie kommandirte. Die Feinde getrauten sich nicht, eine Schlacht zu wagen, um diese Vereinigung zu verhindern, und zogen sich daher zurück in Sicherheit. Da sich also dem Herzog von Orleans nichts entgegensetzte, den übrigens auch der Herzog von Anguien unterstützte, so marschirte er gegen Bergues und Mardik, welche Orte die Feinde seit sechs Monaten wieder inne hatten.

Nach der Einnahme dieser Städte ging Monsieur an den Hof zurück und der Herzog von Anguien blieb allein General. Dieser eroberte ohne Zeit zu verlieren Furnes, befestigte es, beorderte den Admiral Tromp vor Dünkirchen, das er zu belagern sich entschlossen hatte, Anker zu werfen und marschirte auch selbst dahin. Der Prinz eroberte diese Festung fast im Angesichte Piccolominis, der sie nicht zu entsetzen wagte, und zwar zwölf Tage nach Eröffnung der Laufgräben, die den achten October geschehn war.

Gegen das Ende des Monats schlug der Herzog von Anguien mit dem Marschall Gassion sechs Regimenter Infanterie und fünf Regimenter Cavallerie, die sich der Passage eines großen Transports der nach Kourtrai bestimmt war, widersetzten. Einige Tage nachher zogen sich die Feinde zurück und der Herzog von Anguien griff ihre Arrieregarde zwischen Ypern und Kourtrai an, schlug sie und eroberte ihr Gepäck.

In Italien vereinigte sich der Prinz Thomas mit der Französischen Seemacht, welche der Admiral Herzog von Brezé commandirte und beide belagerten nun Orbitelle. Pimentel, General der Spanischen Seemacht, wollte die Festung entsetzen und lieferte ein dreitägiges Treffen. Wir gewannen es und zwangen den Feind sich zurückzuziehn. Da aber in der Schlacht der Herzog von Brezé und viele Officiere geblieben waren, so versuchten die Feinde abermals den Entsatz der Festung und zwangen den Prinzen Thomas die Belagerung aufzuheben. Sobald der Hof erfuhr, was hier vorging, schickte er den Marschall von Meilleraye mit Truppen ab

und

die Stelle des Herzogs von Brezé, mit dem Befehl zum Marschall du Plessis zu stoßen. Nach dieser Vereinigung eroberten sie Pombino und Portolongone.

In Deutschland schlug der Marschall Türenne die Truppen des Herzogs von Bayern und verfolgte sie bis vor die Thore von Neuburg, nahm dem Kurfürsten von Mainz und dem Landgrafen von Darmstadt die Städte Aschaffenburg, Solingenstadt und mehrere weg. Er wurde sogar Meister von Darmstadt, der Hauptstadt der Landgrafschaft, und setzte diese Fürsten und selbst den Kurfürsten von Köln so in Furcht, daß sie alle die Neutralität verlangten.

Bei der Rückkehr aus dem Felde gab die Königin dem König den Marschall Herzog von Villeroy zum Führer und Monsieur den Marschall du Plessis.

Gegen das Ende des Jahrs starb zu Paris Heinrich von Bourbon Prinz von Condé erster Prinz von Geblüt. Durch seinen Tod war nun Ludwig von Bourbon, Herzog von Anguien sein Sohn, Prinz von Condé und erster Prinz von Geblüt.

Spanien, das über unsre Siege erstaunt war, machte den Winter über mehrere Plane, um sich im nächsten Feldzug besser zu vertheidigen, ja sogar um uns anzugreifen. Um hierin glücklich zu seyn, glaubte man einen General an die Spitze der Truppen stellen zu müssen, der ihnen durch seine Erfahrung und seinen Rang Zutrauen und Unterwerfung einflößte und den Großen keinen Vorwand zu gegenseitiger Eifer-

hatte ſtatt der Gräben fürchterlich tiefe Thäler: nur von einer Seite war ein ſechzig Fuß langer Graben gezogen, der aber in einen Felſen gehauen und ganz unzugänglich war. Auſſerdem gieng eine Mauer um die Auſſenwerke, eine andre um das Schloß, und eine dritte um den Gipfel des Berges. Auf der letztern ragte eine überaus hohe Fahne hervor, die ich ſelbſt bey Annäherung unſers Heeres habe herabſtürzen ſehen; welches für ein gutes Vorbedeutungszeichen gehalten ward, das ſich durch den Erfolg bestätigte. Unſre Wurfmaſchinen thaten die beſte Wirkung, und in kurzer Zeit war ſchon die äuſſerſte Mauer erſtiegen, die um die Vorſtadt gieng. Hier hab ichs mit meinen Augen geſehen, daß unſre Soldaten die Töpfe vom Feuer riſſen, und während des Gefechtes aßen. Die zurückgeſchlagene Beſatzung zog ſich zwar in die Burg zurück, die Feinde aber verlohren alle Hoffnung ſich auch hier länger halten zu können, und ergaben ſich auf die Bedingung, daß ſie mit den Ihrigen und ihrem Haabe abziehen dürften, wogegen jeder Mann zehn, jede Frau fünf, und jedes Kind zwey Goldgulden erlegen mußten. Nach dieſer glücklichen Unternehmung verweilte Saladin hier ſo lange, bis ſich noch andre feſte Oerter an ſeine Generale ergeben hatten.

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Eroberung von Bacaſum.

Endlich brach er wieder mit der ganzen Armee nach Baca um auf wo er den ſechſten des andern Sjumads anlangte. Bacaſum iſt eine ſtarke Feſtung am Ufer des Orontes auf einem Berge gelegen, ſie wurde aber doch drey Tage darauf mit ſtürmender Hand erobert,

ſucht übrig ließe, was bisher einen ſehr ſchlimmen Einfluß auf den Fortgang ihrer Waffen gehabt hatte.

Zu dem Ende wurde der Erzherzog Leopold zum Statthalter der Niederlande und Generaliſſimus der Spaniſchen Truppen gemacht. Dieſer Prinz verſammelte frühzeitig ſeine Armee und eroberte ſehr ſchnell Armentieres und Landrecy; aber der Marſchall Gaſſion machte ſeinen Fortſchritten bald ein Ende. Denn er eroberte la Baſſee, marſchirte den Feinden entgegen, da ſie Dünkirchen belagern wollten, ſchlug und zwang ſie zum Rückzug. Während deſſen belagerte und eroberte der Marſchall Ranzau Dixmüde, marſchirte hierauf nach der Gegend von Nieuport und eroberte auf ſeinem Marſch das Fort Nieuſ dum und das Schleußenfort (fort de l'ecluse), welches leztre er ſchleifen ließ.

Der Marquis Caraſcena wollte mit einem beträchtlichen Truppencorps den Marſchall Ranzau bei der Paſſage eines Dammes aufhalten; aber der Marſchall ſchlug ſich durch und gewann das Treffen mit vieler Klugheit und Tapferkeit.

Auf der andern Seite belagerte der Marſchall Gaſſion Linz, wurde aber von einer Muſketenkugel am Kopf verwundet und ſtarb den andern Tag. Der Marquis von Villequier vollendete die Belagerung und eroberte die Feſtung in wenig Tagen.

In Deutſchland gewann der Marſchall Türenne das Treffen bei Lauingen gegen Melander, General der Reichstruppen und der Herzog von Wirtemberg fiel mit ſeiner ſiegreichen Armee in die Bayriſchen Staaten und plünderte ſie. Der Herzog von

Bayern

Bayern sah sich nicht mehr in Sicherheit in seinen Landen und mußte in seinem 78. Jahre fliehen, da er sonst oft Herr seiner Nachbarn gewesen und dem Kaiser oft ein Gegenstand der Eifersucht geworden war.

Picolomini wurde an die Stelle Melanders geschickt und lieferte mehrere kleine Treffen gegen den Marschall Türenne; aber dieser hatte immer die Oberhand, obgleich in dem einen Treffen der Herzog von Wirtemberg gefangen genommen wurde.

Um diese Zeit erfuhr der Marschall, daß zu Münster zwischen Frankreich und dem Reiche der Friede unterzeichnet sey, in welchem die Bundesgenossen, die Spanier ausgenommen, eingeschlossen wären. Auf diese Nachricht machte der Marschall Türenne, der beordert war zur Armee nach Flandern zu gehn um die Stelle des Marschall Gassion zu ersetzen, Halt.

In diesem Jahre wurde der Prinz Condé als Vicekönig nach Katalonien geschickt; er belagerte Lerida doch ohne Erfolg, eroberte aber Ager.

Der Friede mit dem Deutschen Reiche und dessen Bundsgenossen war für Frankreich sehr vortheilhaft: er setzte uns in den gesicherten Besitz von Elsaß, die Festungen Breisach und Philippsburg blieben in unsern Händen. Die Bisthümer Metz, Toul und Verdün wurden mit der Krone vereinigt und man gestattete uns die Jurisdiction des Metzer Parlaments zu, die uns bisher streitig gemacht worden war.

Im Monat December wurde der König gefährlich an den Blattern krank; aber seine gute Natur, die Sorgfalt der Königin und das Gebet des Volks befreiten Se Majestät von der Gefahr.

Gegen Ende des Jahres machten die Spanier eine Unternehmung auf Kourtrai. Aber der Graf Palûau, welcher Kommandant war, traf so gute Maßregeln, daß die Feinde, da sie ihn nicht überrumpeln konnten und auch nicht stark genug waren, ihn anzugreifen, sich zurückziehn mußten.

Im Anfang des Jahres 1648 sah sich die Königin, die bis dahin eine eben so ruhige als ruhmvolle Vormundschaft geführt hat, auf einmal in Verlegenheit. Einige Widerspenstige im Parlament zu Paris widersetzten sich der Ratifikation der Edicte, welche Se Majestät zur Bestreitung der Kriegskosten hatte ergehen lassen müssen, und durch die Schlüsse des Parlaments und die dawiderstreitenden Verordnungen des Staatsraths bildeten sich die sogenannte Partheien der Frondeurs und der Mazarinen.

Unterdessen glaubten die Feinde die Unordnung im Königreiche benutzen zu müssen, und belagerten im Februar Kourtrai; aber der Graf Paluau überwältigte mit einigen Truppen die Linien der Belagerer und da ihn die Einwohner durch einen herzhaften Ausfall unterstützten, so schlug er den General Beda der die Belagerung commandirte, und zwang ihn zum Rückzug.

Der Prinz Condé eröffnete den Feldzug mit der Belagerung von Ypern, das er in dreizehn Tagen eroberte. Unterdessen benutzten die Feinde die Abwesenheit des Grafen Paluau, der bei der Belagerung von Ypern war, und nahmen Kourtray, Furnes und Lenz weg, schlugen einige Truppen, die der Marschall Ranzau commandirte und machten ihn sogar zum Gefangnen; aber der Prinz Condé hemmte bald die Fortschritte der Feinde und griff sie, obgleich schwä-

schwächer als sie, an, und gewann gegen sie das Treffen bei Lens, wovon die erste Folge war, daß sich Fürnes und Lens ergaben. Dieser Sieg bestürzte die Spanier, machte aber dem Hofe ausserordentlich Freude, was ein so glückliches Ereigniß in einer solchen Lage, wo es so wichtig war nicht allein zu siegen, sondern sogar nicht besiegt zu werden, allerdings auch vermochte.

Die Königin hielt diesen Zeitpunkt für schicklich, um die Widerspenstigen, die sich in aufrührerischen Reden entdeckten, zu bestrafen; sie ließ daher die Räthe der Großkammer du Broussel und Blancmesnil gefänglich einziehn, Leisné und Loisel aber des Lands verweisen.

Da deßwegen die Unruhen sich noch nicht legten, so fand die Königin für gut den König nach Saint Germain zu bringen. Sie empfing daselbst die Abgeordneten des Parlaments und der obern Gerichtshöfe und versuchte die Gemüther beider Partheien zu vereinigen. Paris verlangte die Rückkunft des Königs und nach langen Unterhandlungen kehrten auch Ihre Majestäten nach Paris wieder zurück. Das Volk bezeigte viel Freude darüber. Um die Unterthanen des Königs, ihres Sohnes, durch Wohlthaten enger in sein Interesse zu ziehn, ließ sie die Auflagen um zehn Millionen Livres vermindern und zwei Millionen davon von den Pariser Zöllen abziehn.

Während alles am Hofe ruhig war, machten die Armeen des Königs weitere Fortschritte. Der Marschall Schomberg, Vicekönig in Katalonien, entsetzte Flir, das von den Spaniern belagert war, und eroberte Tortosa, das Dom Francisco de

Melo, einer der größten Feldherrn der Spanischen Armeen vertheidigte.

Wir hatten in Italien zwei Korps stehn, das eine unter dem Befehl des Prinzen Thomas und das andere unter dem Kommando des Marschalls du Plessis Praslin. Der Zweck dieses Kriegs in Italien war einige Festungen, welche die Spanier in Piemont in Händen hatten, unter die Botmäßigkeit des Herzogs von Savoyen zurück zu bringen.

Der Marquis von Caraccenne, der wohl glaubte, daß, wenn er zwei oder drei kleine Treffen gegen unsre Generale verloren hätte, diese Cremona belagern würden, ließ von der Stadt an bis zum Flusse Verschanzungen graben. Aber diese Vorkehrung veränderte den Plan des Prinzen Thomas eben so wenig, als den des Marschalls du Plessis. Sie lassen einen dreimaligen Angriff machen, überwältigen die Verschanzungen der Feinde, belagern die Stadt, und erobern sie nach einer wackern Gegenwehr.

Unsre Flotte, die der Herzog von Richelieu führte und die aus neun und zwanzig Schiffen und fünf Brandern bestand, war bestimmt die Unternehmung des Herzogs von Guise zu Neapel zu unterstützen.

Schon mehrere Jahre hatte dieß Volk, der Spanischen Herrschaft müde, sich zu befreien gesucht, sich gegen den Herzog von Arschot damals Vicekönig des Königs von Spanien in diesem Lande empört und einen jungen vier und zwanzig jährigen Mann, einen Fischhändler, voll von Kühnheit und Unternehmungsgeist, an ihre Spitze gestellt. Unter

dem

dem Titel Feldherr und nachher Generalcapitain den man ihm gegeben hatte, machte er sich bald so unumschränkt, daß er, nachdem er den Pallast des Vicekönigs gestürmt hatte, Herr der Regierung wurde. Aber da es einem Privatmann und besonders einem Manne von niedrigem Stande, die Allmacht in seiner Hand zu führen, schwer wird, so mißbrauchte er sie bald und machte sich durch seine Grausamkeiten beim Volke so verhaßt, daß er ermordet wurde. Der Vicekönig kehrte nun nach Neapel zurück und bedrückte das Volk so sehr mit Auflagen, daß es sich weigerte sie anzunehmen und sich von neuem empörte. Da ihm aber ein Führer fehlte, so sandte es Abgeordnete an den Herzog von Guise, der in Rom war, um ihm das Kommando der Truppen und die Beschützung der Stadt anzutragen. Dem Herzog schmeichelte die Hofnung sich Ruhm zu erwerben und dem König gegen Spanien nützlich zu werden. Er reiste auf der Stelle mit. Aber Genare, ein Mensch aus der Hefe des Volks, der die Neapolitanischen Truppen seit dem Tode des Tyrannen anführte, machte eine Verschwörung gegen den Herzog, und die nämlichen Menschen, die ihn hatten herbeirufen lassen, um ihr Erretter zu seyn, ließen ihn in die Hände der Spanier gerathen, deren Gefangner er war, ehe noch unsre Flotte an ihren Küsten angelangt war. Die Spanische Flotte, die aus zwei und vierzig Schiffen und zwanzig Galeren bestand, suchte nun die unsrige auf. Sie fanden sich und lieferten ein Treffen. Der Herzog von Richelieu, der viel schwächer war, bohrte den Spaniern drei Schiffe in Grund und tödtete ihnen vier hundert Menschen. Das Treffen dauerte sechs Stunden und nur die Nacht trennte sie.

Gegen das Ende des Feldzugs 1649 belagerte der Marschall Ranzau, unter dem Befehl des Prinzen Condé, Furnes und eroberte es in wenig Tagen. Der Prinz wurde beim Herausgehn aus dem Laufgraben von einer Musetenkugel verwundet.

Da die Königin erfuhr, daß Unruhestifter aus dem Parlamente zu Paris, die unter dem glänzenden aber lächerlichen Namen Vormünder des Königs den Staat zu regieren sich anmaßten, ihre Meutereyen wieder anfingen und, um sich den Befehlen des Königs widersetzen zu können und die ihrigen zur Ausführung zu bringen, eine Parthei bildeten; glaubte sie die Person des Königs in Sicherheit bringen zu müssen. Sie führte ihn daher in der heil. drei Königs-Nacht des J. 1649 auf das Schloß Saint Germain, entschlossen die Angriffe auf das königliche Ansehn zu rächen.

Das Parlament, das arges vermuthete, dachte auf die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit. Man verordnete, daß die Bürger von Paris die Waffen ergreifen und Tag und Nacht Wache halten mögten und daß Truppen ausgehoben werden sollten. Man bemächtigte sich des Arsenals und schrieb Taxen aus, um die Kriegskosten bestreiten zu können.

Die Mißvergnügten suchten einen Vorwand zum Aufruhr und überredeten das Volk, der Kardinal Mazarin sey Schuld an aller Verwirrung. Diese Schimäre glaubte man und erklärte ihn für den Störer der öffentlichen Ruhe, ja man verbannte ihn aus dem Königreiche und gab jedem Unterthan die Freiheit ihn zu arretiren, wenn er nicht in acht Tagen ausser Landes wäre. Der Prinz Conty, die Her-

zöge

zoge von Longueville, von Elböuf und von Bouillon erklärten sich gegen den Kardinal. Der Prinz Conty wurde von den Parisern zum General der Truppen erklärt; und die Herzoge von Elböuf, Bouillon und der Marschall de la Motte zu Generallieutenants.

Sie fingen ihre Unternehmungen mit der Eroberung der Bastille an, hierauf bemächtigten sie sich der Stadt Charenton und Brie-Comte-Robert. Der Herzog von Beaufort zeichnete sich hierbei sehr aus.

Der Prinz Condé, welche für den König stritt, verwüstete alle Dörfer in der Gegend von Paris und schlug die Aufrührer in mehreren Treffen. Der Herzog von Chastillon eroberte Charenton wieder, aber nach mehrern kleinen Treffen von beiden Seiten, machte der König im April des nämlichen Jahres Friede. Sobald es bekannt gemacht war, kamen Abgeordnete aller Regierungs- und anderen Kollegien nach Saint Germain, statteten dem König und der Königin ihren Glückwunsch ab und dankten dem König, der sogleich nachher zur großen Zufriedenheit des Volks nach Paris zurückkehrte.

Der Prinz Condé, der in dem Friedenstraktat für den Herzog von Longueville Pont d'Arche verlangt hatte, und dem man sie verweigert hatte, hielt sich deßwegen an den Kardinal; und ob man gleich den Prinzen bald hierüber befriedigte, so vergab er doch dem Minister den Verdruß nicht, den dieser ihm hierüber verursacht hatte.

Zu der Zeit entstand ein Aufruhr in Bordeaux; die Empörer warben Truppen und rüsteten Schiffe aus, um sich zu halten. Der Marschall du Ples-

sis wurde dem Herzog von Epernon, Statthalter der Provinz, zu Hülfe geschickt, um die Unruhen stillen zu helfen. Da er Widerstand fand, mußte er das Schloß Trompette im Sturm erobern, dessen sich die Empörer bemächtigt hatten. Er ließ es schleifen. Der Graf von Ognon, Französischer Viceadmiral, gewann auch gegen sie eine Schlacht, nahm ihnen zwei Schiffe weg und zwang die übrigen zur Flucht. Da das Volk überall geschlagen wurde, kehrte es zu seiner Pflicht zurück, und überließ sich der Gnade des Königs.

Die Spanier wollten die Unruhen im Königreiche benutzen; sie belagerten und eroberten im April Ypern und St. Venant. Der Graf von Harcourt, der diese Städte nicht hatte entsetzen können, suchte die feindlichen Truppen auf und schlug sie bei Valenciennes St. Ament und Douay. Er belagerte und eroberte diese Festung. Da er Lebensmittel hinein schaffen wollte, griffen die Feinde die Transporte an, aber ohne Erfolg. Der Marquis von Villequier, der sie escortirte, schlug die Feinde zurück und führte den Transport glücklich in die Stadt. Hierauf eroberte der Graf Harcourt Condé, Maubeuge und Schloß Eclaire.

Die Spanier machten einige Fortschritte in Katalonien. Ihre Absicht war Barcellona und Tortosa zu erobern; aber Marchin, der die Französische Armee dort commandirte, warf in diese Festung zu rechten Zeit Truppen und die Feinde wagten sie nicht anzugreifen.

Die Königin war unzufrieden mit den Prinzen Condé, Conty und Longueville; sie ließ sie

im

im Januar 1650 gefangen nehmen und in den Vincenner Wald führen. Dieſes Verfahren gewann dem Kardinal die Gunſt des Volks, das wegen der Belagerung von Paris, die er verurſacht hatte, gegen den Prinzen Condé ſehr aufgebracht war.

Die Freunde und Diener der Prinzen ergriffen die Waffen. Um die Provinzen, in denen dieſe Prinzen Gouvernöre waren, in ihrer Pflicht zu erhalten, ſchickte der König den Herzog von Vendome zum General der Truppen nach Burgund, den Grafen Harcourt nach der Normandie und den Marſchall de l'Hopital nach Champagne. Seine Majeſtät ſelbſt marſchirte nach der Normandie, eroberte Pont d'Arche und Dieppe, ſicherte ſich die übrigen Städte der Provinz und eilte von da nach Burgund um Bellegarde zu erobern, die der Graf Tavannes, der auf des Prinzen Conde Seite war, vertheidigte. Der Graf, nachher Herzog von Saint Aignan, wurde nach Berry geſchickt, um die Truppen, die der Prinz Condé in Monroud unter Perſan's Befehl ſtehend hatte, zu hindern, die Provinz zu verwüſten und etwas gefährliches zu unternehmen. Er bewirkte dieß auch, durch ſein Anſehn und ſeine Tapferkeit, der Hof konnte ihm nämlich keine Truppen abgeben.

Der Prinz Condé zog ſich nach Bourdeaux und das Volk daſelbſt trat auf ſeine Seite. Es ſammelte Truppen für den Prinzen und übertrug die Führung derſelben den Herzogen von Bouillon und Rochefoucaut und dem Marquis von Sauveboeuf. Der König wollte perſönlich die Unordnung ſtillen und die Rebellen beſtrafen, und eilte dahin; ſobald er erſchien, beugte ſich alles vor ihm. Das Parlament ſchickte ihm Deputirte entgegen, die Bürger warfen

die Einwohner, die nicht durch das Schwert umgekommen waren, zu Sklaven gemacht, und alles Uebrige der Plünderung Preis gegeben. Neben an lag eine kleine aber ungemein feste Citadelle, die sich noch einige Tage länger hielt, bis sie zuletzt so sehr in die Enge getrieben ward, daß sie um einen Aufschub von dreyen Tagen bat, um während der Zeit den Befehl zur Uebergabe aus Antiochien erhalten zu können. Der Sultan gieng den Vorschlag ein, und nach Verlauf der Zeit erfolgte die Uebergabe. Wenige Tage nachher eroberte sein Sohn Almalich Mesahir die Festung Sarmenia.

Es ist merkwürdig daß alle diese Eroberungen auf den Freytag fallen, an welchem der Islam für gute Werke zweyfach entzückt wird. — Ein Beweis, der so wohl für das besondre Glück des Sultans als auch für die kräftige Wirkung des Gebets zeugt, welches die andächtigen Muselmänner an diesem Tage verrichten haben.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Eroberung von Burzia.

Von Borzium rückte der Sultan vor Burzia: einen Ort, der so wohl durch Natur als Kunst so stark befestigt ist, daß er bey den Franken und Muselmännern Glaubwürdigkeit zu einem Sprichwort gegeben hat. Er liegt auf einem sehr hohen Berge, dessen Höhe über 570 Ellen beträgt, und ringt um ihn [illegible] die tiefsten Thäler. Saladin führet seine Armee mit allen zur Belagerung nöthigen Werkzeugen den Berg hinauf, und theilt sie in drey Haufen, deren einer den an-

dern

warfen die Waffen weg, und die Rädelsführer wagten nicht zu erscheinen. Seine Majestät verhängte einige warnende Strafen, verzieh den übrigen und versprach Vergessenheit des geschehenen.

Unterdessen wagten die Spanier mehrere Unternehmungen von verschiedenem Erfolge. Sie blokirten Dünkirchen und la Bassee, wiewohl fruchtlos; denn sie mußten die Blokirung aufheben. Aber sie eroberten le Catelet und la Kapelle. Sie belagerten Guise, aber man zwang sie die Belagerung aufzuheben. Sie eroberten auch Moupon Verrins, Schloß Sorcien und Rethel, aber sie verloren dabei viel Volk.

In Italien eroberten sie Piombino und Portolongone wieder, die wir im Jahr 1646 in unsre Gewalt bekommen hatten.

Der Herzog von Mercoeur, der als Vicekönig nach Katalonien geschickt wurde, bekam Ordre Marchin gefangen nehmen zu lassen, der in dieser Provinz die Truppen kommandirte, und er ließ ihn wirklich gefangen nach Perpignan führen. Alle, die in Katalonien mit den Spaniern in geheimer Verbindung gestanden hatten, wurden auf gleiche Art behandelt und so gab der Vicekönig dem Lande die Sicherheit wieder.

In Champagne belagerte und eroberte der Marschall dü Plessis in Monat December Rethel in zehn Tagen. Der Vicomte Türenne, den das Interesse seines Hauses und des Prinzen Condé auf die Seite der Spanier gezogen hatte, hatte nicht schnell genug zum Entsatz der Stadt herbei eilen können, marschirte aber nun den Marschall dü Plessis entgegen, um ihm eine Schlacht zu liefern. Die Schlacht ging

vor

vor ſich, der Marſchall gewann ſie und eroberte Kanonen, Gepäck und alles, was einen Sieg nur vollkommen machen kann.

Nach vollendeter Expedition machte der König den Marquis von Aumont, Hoquincourt und de la Ferté Senecterne zu Marſchällen von Frankreich und einige Zeit nachher übertrug er dem Marquis de la Ferté-Imbaut und dem Grafen Grancey gleiche Würde.

Um die nämliche Zeit wurde Schloß Porcien den Spaniern wieder entriſſen. Dieſer Platz war uns ſehr wichtig, weil dadurch unſre Grenzfeſtungen gedeckt waren, wo uns die Feinde den Winter hindurch ſehr hätten beunruhigen können.

Die Prinzen Condé, Conty und Longueville hatten nun ungefähr ein Jahr gefangen geſeſſen, als das Volk wegen ihres unglücklichen Zuſtandes wieder Mitleid gegen ſie bekam, und hingegen den Kardinal Mazarin wieder zu haſſen anfing. Er ſuchte dieſem Haß dadurch zuvor zu kommen, daß er bei der Königin um Freilaſſung der Prinzen bat, und als er ſie erhalten, ihnen die Ankündigung davon ſelbſt nach Havres, wohin ſie geführt worden waren, überbrachte. Sie wurden in ihre Statthalterſchaften eingeſetzt, und das Volk ſah ſie mit eben der Freude in Freiheit, die es vorher über ihre Gefangennehmung gehabt hatte.

Der Kardinal unterließ nichts, um die Zuneigung der Prinzen wieder zu gewinnen, aber umſonſt. Statt ihm günſtiger geworden zu ſeyn, griffen ſie ſogar unter dem Vorwande, daß der Kardinal, der vermöge eines Parlamentsſchluſſes neuerlich zur Entfer-

nung

nung aus dem Königreiche verdammt worden war nicht einmal den Hof verließe, zu den Waffen. De Kardinal, der keine Sicherheit mehr für sich fand verließ endlich Frankreich und begab sich mit seinen Neffen und seinen Nichten ins Lüttichser Gebiet.

Das Pariser Parlament hörte nicht auf sein Versammlungen fortzusetzen und Beschlüsse über Be schlüsse gegen ihn ergehen zu lassen. Da der Königi einige Zeit nachher die Nachricht bekam, daß der Prin Condé nach Berry zurückgegangen sey, wo man so wie auch in Poitou, Saintonge und in Angoumois Truppen für ihn warb, in welchem letztern Lande (? er auch schon die Plätze, deren er sich bemächtigt hatte befestigen und mit Munition hatte versehen lassen marschirte er nach Berry, eroberte Bourges, ließ ein Belagerungskorps, das der Graf Paluau, nachhe Marschall von Clerambaut, kommandirte vo Monrond stehn und ging nach Poitiers.

Die Truppen des Prinzen belagerten Cognac aber der Graf Harcourt griff sie an, und zwang sie die Belagerung aufzuheben. Hierauf eroberte er den Thurm S. Nicolas de la Rochelle.

Die Spanier glaubten unsre Unruhen benutzen zu können: sie unternahmen daher die Belagerung von Dünkirchen und Beaumont und wollten Nesle und Vervins mit Sturm einnehmen; aber die Marschälle Aumont und Hoquincourt die die Truppen des Königs in Flandern kommandirten, entsetzten diese Festungen und vereitelten alle Plane der Feinde in diesem Lande.

In

In Lothringen eroberte der Marschall de la Ferté, Chaté, Mirecourt, das Fort Vaudrevange, und das Schloß Vichery.

Damals kam Karl Stuart der Zweite König von England, Sohn Karls I. den Cromwel vom Thron gestürzt und im J. 1649 hatte enthaupten lassen, als Flüchtling nach Frankreich, nachdem er gegen den Usurpator eine Schlacht in Schottland verloren hatte, wo er seit seines Vaters Karls I. Tode noch regiert hatte.

Der Herzog von Orleans, der mit dem Hofe unzufrieden war, verband sich damals mit dem Prinzen Condé und schickte ihm acht tausend Mann unter dem Commando des Herzogs von Beaufort zu.

Der König von Spanien schickte ihm auch Hülfstruppen nach Guyenne, unter dem Befehl des Baron von Batteville und ein anderes Korps unter dem Commando des Herzogs von Nemours an unsere Grenzen.

Da der Kardinal Mazarin sah, daß sein Weggang vom Hofe die Rebellen nicht zu ihrer Pflicht zurückgeführt hatte, kam er nach Frankreich zurück, stieß mit einem Korps von fünf tausend Mann, das er für den Dienst des Königs geworben hatte, in Poitiers zu Seiner Majestät und erhielt allen den Einfluß wieder, den er vorher auf die Regierung gehabt hatte.

Das Parlament, das noch mehr als vorher gegen ihn aufgebracht war, ließ vermöge eines Decrets seine Möbeln und seine Bibliothek zu Paris verkaufen und setzte auf seinen Kopf einen Preis von funfzig tausend Thalern. Der Kardinal ließ sich dadurch nicht

ſtören; er führte den König und die Königin zurück an die Loire und marſchirte mit dem Hof und der Armee in die Gegend von Paris.

Um dieſe Zeit verließ der Graf Harcourt eigenmächtig ſeine Generalsſtelle, weil man ihm die Stelle eines General-Feldzeugmeiſters verweigert hatte und ging nach Breiſach, wo Charleroy Lieutenant des Königs, der dieſe Feſtung inne hatte, und da er auch mit dem Hofe unzufrieden war, ſeine Empörung durch den Beiſtand eines Mannes von Gewicht unterſtützen wollte, den Prinzen als Gouvernör aufnahm, ohne ihm jedoch ſeine Würde wirklich abzutreten.

Der König übergab das Commando der Armee, deren General der Graf Harcourt geweſen war, dem Marſchall Hoquincourt. Hierauf eroberte er Angers und Saumür, und die Einnahme dieſer Städte hatte bald die von la Fleche, von der Brücke zu Cez, von Dürtal und andern Städten dieſer Provinz zur Folge.

Kurz nachher ſöhnte ſich der Marſchall von Türenne mit dem Hofe aus und der König ließ ihn zum Marſchall Hoquincourt ſtoßen. Beide Generale hinderten die Armee der Prinzen über die Brücke zu Gergeau zu gehen.

Der Hof hatte ſich mit Truppen nach Gien gezogen um die Marſchälle Türenne und Hoquincourt zu unterſtützen. Dieſe hatten ihre Lager nicht weit von einander; der Prinz von Condé marſchirte daher eine Nacht ins Lager des Marſchalls Hoquincourt, das zu Bleneau war, und richtete große Verwirrung daſelbſt an. Den Morgen hierauf rückte er

ge-

gegen das Lager des Marschall Türenne vor; aber dieser hatte von dem Vorgang bei Blennau Nachricht erhalten, rückte den Feinden entgegen und bewies sich bei diesem Treffen als ein großer Feldherr. Denn ohne die Truppen des Marschalls Hoquincourt zu erwarten, wagte er, sich vor dem Prinzen Condé, der viel stärker war, als er, in Schlachtordnung zu stellen und brachte ihn so zum Rückzuge: denn aus seiner Entschlossenheit schloß er, daß die beiden Marschälle sich vereinigt hätten. Die Kühnheit des Vicomte, die indessen doch nicht Verwegenheit war, denn er hatte eine sehr vortheilhafte Stellung, rettete den Staat. Alles war verloren, wenn er sich hätte schonen wollen. Der König fühlte wohl die Verbindlichkeit, die er ihm dieser That wegen schuldig war und ist nicht undankbar gegen ihn gewesen.

Da Seine Majestät den Marschall Hoquincourt wo anders hin geschickt hatte, blieb der Vicomte Türenne alleiniger General. Er belagerte die Truppen des Prinzen in Estampes, zog sich aber auf die Nachricht, daß Karl Herzog von Lothringen ihnen zu Hülfe komme, zurück. Er marschirte indeß dem Prinzen entgegen, zwang ihn mit dem Könige zu unterhandeln und in festgesetzter Zeit das Königreich zu verlassen. Hierauf griff er die Truppen des Prinzen in der Vorstadt St. Antoine an, und hätte sie bald geschlagen und vernichtet, wenn Paris ihnen nicht die Thore geöffnet hätte. Der Marschall Türenne zog sich nun zurück und nahm St. Cloud weg, um Paris auszuhungern. Der Prinz Condé eroberte auf der andern Seite im Sturm St. Denis, aber die Armee des König entriß es ihm denselben Tag wieder.

Da die Gemüther des Volkes immer mehr gegen den Kardinal aufgebracht wurden, so schlossen die Bürger von Paris einen Vereinigungstractat mit dem Herzog von Orleans und den Prinzen. Sie gaben vor, ihr Eifer für den König, der unter dem Einfluß des Kardinals nicht frei handeln könne, habe sie dazu vermocht, und sie behaupteten, das einzige Mittel dem Staat wieder den Frieden zu geben und das königliche Ansehn dem Monarchen wieder zu verschaffen, sey, ihn zu entfernen. Unter diesem lächerlichen Vorwande wurde der Herzog von Orleans zum Generallieutenant im ganzen Königreiche erklärt, das Commando aller ihrer Truppen wurde dem Prinzen Condé übertragen und der Herzog von Beaufort wurde zum Gouvernör von Paris gemacht, an die Stelle des Marschalls de l'Hopital, der zu seiner Pflicht zurückkehrte.

Seine Majestät, von diesen Vorgängen benachrichtigt, ging von Saint Germain weg und zog sich nach Pontoise zurück, wohin er vermöge einer Deklaration das Parlament verlegte. Einige Mitglieder desselben gehorchten, die zurückgebliebenen aber erklärten die Stellen der abwesenden für vakant und setzten die Parlamentssitzungen fort.

Da unterdessen die Marschälle von Türenne und de la Ferté die Truppen des Königs in die Gegend von Pontoise hatten marschiren lassen, um seine Person in Sicherheit zu setzen und zu überlegen, was bei diesem Zustand der Dinge zu unternehmen sey; schickte das Parlament Abgeordnete an den König. Sie wurden zum Gehör gelassen, man ließ sich in Friedensunterhandlungen ein und der Kardinal, der wohl sahe, daß, solange er am Hofe wäre und die Geschäfte führte,

te, es nicht zum Frieden kommen würde, bat den König, in seine Entfernung zu willigen, und ging nach des Hofes Einwilligung im August nach Sedan. Der Krieg dauerte aber noch immer fort, ungeachtet der Vorwand dazu benommen war. Seine Majestät marschirte indeß mit der Armee gegen Paris vor; das Volk, welches Schlachtopfer seiner Führer zu werden befürchtete und den Frieden wünschte, bat den König um Gnade, und dieser verwilligte sie ihm, nebst einer allgemeinen Amnestie des geschehenen und zog am zwanzigsten October in Paris wieder ein.

Der Marschall de l'Hopital wurde in seine Stelle eines Guvernörs von Paris wieder eingesetzt. Der Herzog von Orleans zog sich nach Blois zurück, der Herzog von Vendome ging in sein Gouvernement, und der Prinz Condé verließ Frankreich, vereinigte seine Truppen mit den Spaniern und eroberte Rhetel und Sainte Menehould.

Da der bürgerliche Krieg während des ganzen Feldzugs die Truppen des Königs beschäftigt hatte, so war es den Spaniern leicht gewesen, uns einen Theil unsrer Eroberungen wieder zu entreissen. Sie eroberten Gravelines und Dünkirchen in Flandern, in Katalonien Barcelona und der Herzog von Mantua nahm in Italien Kasal weg.

Da die Unruhen im Königreiche gestillt waren, war es des Königs einzige Sorge, sich in guten Stand zu setzen, um es zu vertheidigen und zu vergrößern. Er schickte le Plessis Besançon als Gesandten an den Herzog von Savoyen, um ihn in seinem Interesse gegen die Spanier zu erhalten und dies gelang ihm auch. Er vermochte auch durch Vorstellungen den Herzog von Mantua, neutral zu bleiben. Bei

den übrigen Italieniſchen Fürſten und bei der Republik Venedig hatte er gleiches Glück und erwarb ſich durch dieſe Negociationen viel Ehre.

In Bourdeaux und in einem Theil von Guyenne dauerte der Aufruhr fort und den Empörern wurde die Amneſtie verweigert.

Die Stadt Toulon empörte ſich auch, aber da ſie der Herzog von Mercoeur belagerte, kehrte das Volk bald zur Pflicht zurück.

Monroud, das der Graf von Perſan für den Prinzen Condé vertheidigte, ergab ſich nach einer langen Belagerung an den Grafen von Päluau.

Dieß war die vormundſchaftliche Regierung der Königin Anna von Oeſtreich. Sie hat ſich während derſelben durch ihre Sorgfalt und Standhaftigkeit in den Zeiten der Unruhe, wodurch ſie die treuen Diener des Königs in ihrer Pflicht zu befeſtigen und die weniger gutgeſinnten wieder in das Intereſſe des Königs zu ziehen wußte, großen Ruhm erworben. Sie ſchonte ſogar ihre Perſon nicht: wir haben ſie an der Spitze der Armeen die größten Unannehmlichkeiten des Sommers und Winters ertragen ſehen. Sie unternahm für das Wohl des Königs ihres Sohnes Strapazen, die ſich weder für ihre hohe Geburt und ihren Rang noch für die Zartheit ihres Geſchlechts ziemten.

Der König, der gegen das Ende des Jahres 1652 volljährig wurde, ließ den Kardinal Mazarin an der Spitze der Geſchäfte ſtehn. Die Empörer waren gegen ihn nur darum ſo aufgebracht, weil er eine auſſerordentliche Treue und Gewandtheit beſaß. Indeſſen kehrte dieſer Miniſter erſt im Anfang des Jahres

res 1653 an den Hof zurück, nachdem er das Schloß Porcien und Nervins erobert hatte. Der König erzeigte ihm die Ehre, ihm bis nach Saint Denis entgegen zu gehn. Er zog den dritten Februar wie im Triumph in Paris ein. Alles demüthigte ſich vor ihm und jene, die ihn zuvor hatten verbannt wiſſen wollen, ſtreuten ihm jetzt Weihrauch.

Bald hierauf ſchickte der König Francois von Montleſum, Herrn von Beſemaux, Hauptmann der Garde des Kardinals nach Breiſach, um zu verſuchen, ob er, um welchen Preis es auch ſeyn möchte, dieſen Platz von dem Prinzen Harcourt erhalten könnte. Da Beſemaux den Prinzen zu einem Vergleich gar nicht geneigt fand, wiegelte er die Beſatzung von Philippsburg, wo er Commandant war, gegen ihn auf, und ſetzte durch geheime Intriguen, die er mit Charleroy und dem Korps von Deutſchen in Breiſach anſpann, den Prinzen ſo in Unruhe, daß er ſich willig finden ließ, auf nachtheiligere Bedingungen zu unterhandeln, als der König ſelbſt hatte hoffen können.

Da der Marquis de la Viéville, Oberaufſeher der Finanzen, eben jetzt geſtorben war, beſetzte der König deſſen Stelle mit Nicolas Fouquet General Procurator des Parlaments zu Paris und mit Herrn Servien, welcher Bevollmächtigter auf dem Friedenscongreß zu Münſter geweſen war.

Die Grafen Mioſſans und Paluau, die ſich beide im bürgerlichen Kriege ausgezeichnet hatten, wurden zu Marſchällen von Frankreich, jener unter dem Namen Marſchall von Albret, dieſer zum Marſchall von Clerambault erhoben.

tern zur beſtimmten Stunde ablöſen muſte, um den Angrif mit immer gleicher Thätigkeit fortſetzen zu können. Den erſten Trupp führte Amadeddin Fürſt von Sinaſſar an. Als dieſer ermüdet war, löſte ihn der Sultan ab, und ließ mit einer ſolchen Hitzigkeit anrennen, daß die Werke in einem Augenblick erſtiegen waren. Jetzt erſt, da ſchon alles verlohren war, wollte die Beſatzung zu capitoliren anfangen, aber zu ſpät. Alles, was man verſand, wurde geplündert, und die Menſchen zu Sclaven gemacht. Die Anzahl der Gefangenen war ſehr groß, weil ſich viele in der Meynung, die Feſtung wäre unüberwindlich, dahin geflüchtet hatten. Den Befehlshaber, einen ſehr angeſehenen Mann, nebſt allen den Seinigen, ſetzte an der Zahl, behandelte der Sultan äuſſerſt gnädig, und ſchickte ſie insgeſammt zum Fürſten von Antiochien, deſſen nahe Verwandte ſie waren, um ſich dieſen zum Freunde zu machen.

Drey und vierzigſtes Kapitel.

Einnahme von Derbeſſac.

Dieſer Eroberung folgte die Einnahme von Derbeſſac, einer unweit Antiochien gelegenen Feſtung, bey der die Belagerten mit der größten Verzweiflung fochten, von der ich ſelbſt einen Beweis geſehen habe. Auf die Stelle wo der Thurm eingeſchlagen war, ſtellten ſie ſich wie eine unüberwindliche Mauer zur Wehr, und füllten [illegible] Platz wo einer fiel mit einem andern aus. Endlich ſahen ſie ſich genöthigt Friedensvorſchläge zu thun, und um freyen Abzug zu bitten, der ihnen unter dem Beding zugeſtanden ward, daß ſie mit den Kleidern, die ſie am Leibe hätten, ohne irgend weiter etwas mitzunehmen, nach Antiochien gehen durften.

Um dieſe Zeit belagerte und eroberte der Herzog von Epernon, Guvernör von Burgund, Bellegarde, welches der Graf von Bouttéville, nachher Marſchall und Herzog von Luxemburg, für den Prinzen Condé behauptete. Man ſchleifte die Feſtungswerke, um die Paſſage auf der Saone frei zu laſſen. Da dieſe Stadt die einzige war, die in Burgund noch an den Prinzen Condé hing, ſo war nun die Provinz ganz zu ihrer Pflicht zurückgebracht und in Sicherheit.

Der Marſchall de la Ferté, Guvernör von Lothringen, eroberte mehrere kleine Plätze in dieſem Lande, die noch auf der Seite des Prinzen Condè waren, ſchlug ein Korps von deſſen Truppen bei Varennes und vereinigte ſich mit dem Marſchall Türenne, um in Champagne die Städte wieder zu erobern, die noch für den Prinzen waren. Sie fingen bei Rethel an, wo Parſan commandirte und eroberten es in wenig Tagen.

Die Provinz Guyenne war unter allen am ſchwerſten zur Unterwürfigkeit zu bringen und machte immer noch Bewegungen. Aber der Herzog von Candale, der dahin geſchickt worden war, eroberte das Schloß Peviolles, und die Städte Eſquillon und Marmande, ſchlug die Truppen, die Marchin unter dem Befehl des Prinzen Conty commandirte und ſchloß die Empörer in Guyenne auf die Stadt Bourdeaux ein, wohin ſich der Prinz zurückgezogen hatte.

Auf der andern Seite eroberte der wahre Cäſar von Frankreich, der Admiral Herzog von Vendome, welcher zwei Forts an der Garonne hatte anlegen laſſen, um dieſes Stromes Herr zu ſeyn, Libourne und Cormont, ſetzte Truppen ans Land, die er zu der Armee des

Her-

Herzogs von Candale ſtoßen ließ und zwang endlich die Bourdeaurer zu ihrer Pflicht zurückzukehren und ihn nebſt dem Herzog von Candale in ihre Stadt aufzunehmen, wo denn auch ihre Anweſenheit die übrigen Unruhen vollends ſtillte. Das Parlament, welches nach Reole und Agen verlegt geweſen war, wurde nach Bourdeaux zurückgerufen. Der Prinz Conty ging nach Pezenas, die Herzogin von Longueville nach Montreuil und die Prinzeſſin von Condé ging nach Flandern, um ihren Gemahl daſelbſt zu treffen.

Die Spaniſchen Truppen, durch die Lothringiſchen vermehrt, machten eine Armee von mehr als dreißigtauſend Mann aus und wurden in Flandern vom Prinzen Conde und dem Grafen von Fuentſaldagne commandirt. Ihr Plan war, den Marſchall Türenne, den der König dem Prinzen entgegen geſtellt hatte, zu einem allgemeinen Treffen zu nöthigen, und dieſer Abſicht gemäß rückten ſie an dem Fluß Somme vor; aber der Marſchall obgleich ungleich ſchwächer, wählte eine ſo gute Stellung, und ermüdete den Feind durch Scharmützel und Plänkeleyen ſo ſehr, daß dieſer die Schlacht aufgab; und er vereitelte wirklich in etwas die Unternehmungen des Prinzen in dieſer Gegend, indem er ihm beſtändig zur Seite war. Indeſſen eroberte der Graf Fuentſaldagne Roye in Picardie und der Prinz belagert Rocroy, das ſich aber einen Monat lang hielt. Da der Entſatz dieſer Stadt wegen der ſchlechten Wege unmöglich war, griffen die Marſchälle Türenne und de la Ferte Mouzon an und eroberten es. Der König marſchirte in die Picardie, um ſich der Stadt Amiens zu verſichern und die Unternehmungen ſeiner Generäle unterſtützen zu können. Er ließ auch Sainte-Menehould durch den Marſchall du Pleſſis Praslin einneh-

men; der Graf Montal, der es für den Prinzen Conde vertheidigte, übergab es nur nach einem tapfern Widerstande.

In Katalonien schlug der Marschall Hoquincourt die Feinde, die ihm eine Passage versperrten, auf der er Roses, das sie mit einer Belagerung bedrohten, mit Lebensmitteln versorgen wollte.

In Italien gewann der Marschall Brancey bei Roquette eine Schlacht gegen den Marquis Carascene, der die Spanischen Truppen in diesem Lande commandirte, und eroberte Karpignano im Mailändischen.

Der Graf Broglio, Guvernör von Bassee, der die Nachricht erhielt, daß einige Truppen des Prinzen Condé, die zu Eterre standen, zur Armee des Prinzen stoßen sollten, schnitt ihnen den Weg ab und schlug sie, ob er gleich viel schwächer war.

Gegen das Ende des Jahrs söhnte sich der Prinz Conty, der darüber aufgebracht war, daß ihn der Prinz Condé in Bourdeaux ohne Macht zurückgelassen hatte, und Marchin unter seinen Augen daselbst Herr war, mit dem Hofe aus. Der König, welcher von den Verdiensten des Kardinals überzeugt war, zeigte ein ehrenvolles Wohlgefallen an der Heirath des Prinzen von Conty, eines Prinzen von Geblüt, mit Anna Maria Martinozzy, einer Nichte des Kardinals, die durch ihr tugendhaftes gutes Betragen wohl eine solche Erhebung verdiente.

Im Anfang des Jahrs 1654 eroberte der Marschall de la Ferté im tiefsten Winter Befford im Elsaß; in Champagne eroberte der Graf Grand-

pré

pré im Sturm Virtſon. Unterdeſſen belagerten die Feinde die Stadt Thuin, aber ohne Erfolg.

Nachdem der König im Monat Junius zu Rheims gekrönt worden war, belagerte er in Perſon Stenay und eroberte es. Der Marquis von Fabert dirigirte die Belagerung unter dem Befehl des Königs, der durch ſeine Tapferkeit und Gegenwart des Geiſtes große Erwartungen von ſich rege machte.

Da der Prinz von Condé mit den Spaniſchen und Lothringiſchen Truppen damals Arras belagerte, warf ſich der Chevalier von Crequy, nachher Marſchall, mit einem Hülfskorps in dieſe Stadt, und die Marſchälle Türenne, de la Ferté und Hocquincourt, forcirten die feindlichen Linien an drei Orten, ſchlugen ſich durch, warfen ſich in die Stadt, und zwangen den Prinzen zum Rückzug. Hierauf eroberte der Marſchall de la Ferté Clermont in Argonne, und der Marſchall Türenne Quesnoy.

Der König, welcher Augenzeuge und Anführer bei dieſen Eroberungen geweſen war, kehrte gegen das Ende des Feldzugs nach Paris zurück. Während deſſelben eroberte der Prinz Conty, der in Katalonien commandirte, Villefranche und Puycerda, und ſchlug achthundert feindliche Reiter, die Roſes belagert hatten. Da der Prinz krank wurde, eroberte der Herzog von Candale, der unter ihm commandirte, Urgel, Ripouil, das Schloß Belvert und Montaillart.

Die Stadt Neapel hatte ſich von neuem gegen die Spaniſche Herrſchaft, die in der Hand des Grafen von Ognato, damaligen Vicekönigs, zur Tyranney wurde, von neuem empört und bat den Herzog von Guiſe zum zweiten mal, die Führung ihrer

Trup-

Truppen zu übernehmen. Der König war damit zufrieden und der Herzog nahm den Vorschlag an. Mit einer Flotte von vierzig Seegeln, die ihm der König überlassen hatte, landete er bei Castell'amare, belagerte diesen Ort und eroberte ihn in wenig Tagen.

Zu Anfang des Feldzugs von 1655 eroberte der Marquis von Castelnau la Mauvissiere im Sturm die Festung Catelet, um die Feinde, die uns hier sehr drängten, so zurückzutreiben.

Der König marschirte selbst nach Flandern und ließ durch die Marschälle Türenne und de la Ferté Landrecy belagern. Nach Einnahme dieser Stadt marschirte Se Majestät nach Hennegau, eroberte auf Ihrem Marsche Maubeuge, das Schloß Valcourt und Bovines und belagerte und eroberte, vereinigt mit den Marschällen Türenne und de la Ferté, Condé und Saint-Guilliain. Der König von Spanien hatte den Herzog von Lothringen gegen das Völkerrecht gefangen nehmen lassen, und doch, wider alle Regeln der Klugheit, das Commando der lothringischen Truppen dem Prinzen Franz, dem Bruder des Herzogs, gelassen. Dieser verließ nun die Spanischen Dienste und schlug sich auf die Seite des Königs.

Der Herzog von Modena erwählte auch die Parthei Frankreichs und der König sandte ihm aus Dankbarkeit Hülfe gegen den Marquis von Caraffene, der in Diensten des Königs von Spanien im Lande des Herzogs Fortschritte machte.

Um diese Zeit wurde der Kardinal Chigi unter dem Namen Alexander VII. an die Stelle Innocenz X. zum Pabst erwählt. Der König hatte viel

Ein-

Einfluß auf dieſe Wahl gehabt, ungeachtet die Spanier insgeheim dagegen arbeiteten.

Zu Ende des Jahres erließ der König ein Edikt gegen die Zweikämpfe. Seine von Frömmigkeit geleitete Klugheit fand bald in der Größe und Schimpflichkeit der angedrohten Strafen Mittel, dieſer Art von Tapferkeit das rühmliche zu benehmen, welches bis jetzt das Vorurtheil hinein gelegt hatte.

Der König ſuchte dem König von Spanien, der daran arbeitete, Cromwell in ſein Intereſſe zu ziehn, zuvorzukommen und der Herr von Bourdeaux, auſſerordentlicher Geſandter zu London ſchloß einen Friedenstraktat mit England, Schottland und Irland.

Das Handelsverhältniß wurde wieder hergeſtellt. Cromwell verband ſich, uns zu Waſſer und zu Lande Hülfstruppen zu geben, uns wir, Dünkirchen zu erobern, und es den Engländern zu überlaſſen.

Im Feldzug von 1656 belagerten die Marſchälle Türenne und de la Ferté Valenciennes, der eine dieſſeits, der andere jenſeits der Schelde. Aber die Feinde poſtirten ſich im Angeſicht des Lagers des Marſchalls Türenne, zogen die Schleuſen bei Bouchain, zerſtörten durch ein Kanonenfeuer die Brücke, welche die Kommunikation der Franzoſen erhielt, ſtürmten die Linien des Marſchalls de la Ferté und machten ihn zum Kriegsgefangnen.

Der Marſchall Türenne zog ſich nach Quesnoy zurück und die Feinde, die ihm in zwei Tagen nachkamen, fanden ihn in einer ſo guten Stellung und

ſo

so gut gerüstet, daß sie ihn nicht anzugreifen wagten, sondern nach Condé marschirten.

Der Marschall Türenne, der im Unglück eben so unerschütterlich als im Glücke mäßig war, belagerte und eroberte la Capelle. Die Eroberung dieser Festung war für uns sehr wichtig; denn sie setzte uns in Stand, die ganze umliegende Gegend brandschatzen zu können.

Um diese Zeit verließ der Marschall de la Ferté seine Gefangenschaft, nachdem der König eine Ranzion von 10000 livres für ihn bezahlt hatte. Man verliert nichts, wenn man einem solchen Herrn dient!

Die Königin von Schweden, Chrisiiane Wasa, Tochter des großen Gustav, die, um zur katholischen Religion übergehen zu können, da sie dieß als Königin nicht konnte, Krone und Scepter ihrem Nachfolger übergab und zu Rom feierlich die ketzerische Religion abschwur, wünschte den Französischen Hof zu sehn; der König empfing sie zu Fontainebleau mit allen ihrem Rang und persönlichen Verdienst schuldigen Ehrenbezeigungen. Man hatte ihr auch in Paris auf Befehl Se Majestät einen prächtigen Einzug bereitet. Nach einigem Verweilen in Frankreich kehrte sie nach Rom zurück, um da zu wohnen.

Dieses Beispiel der Königin trägt viel zur Ehre der Religion bei. Niemand hatte wohl mehr Verstand und Geist als die Königin von Schweden und ihre Bekehrung ist also keine Wirkung ihrer Schwäche. Uebrigens war sie noch jung und konnte hoffen, noch lange zu regieren und alle ihre Plane ausgeführt zu sehn. Aber sie hatte die Geistesstärke, der Gnade allein Gehör zu geben; denn sie wußte wohl, daß man

diese

dieſe nicht ungeſtraft verachtet; ſie faßte, ganz wider die Handlungsweiſe der Leute ihres Alters, den Muth den Reizen der Königswürde zu entſagen, und iſt ſeit mehrern Jahrhunderten unſtreitig einzig in dieſer heldenmüthigen Handlung.

Man hat wohl Fürſten geſehn, die, um zu herrſchen, ihrer Religion entſagten, aber ich weiß keinen König, welcher des Glaubens wegen ſeine Königliche Würde niedergelegt hätte.

Der König hatte zu Anfang des Jahres den Grafen von Vignacourt an den Kaiſer und die Kurfürſten geſchickt, ihnen vorſtellen laſſen, daß ſie ſich durch den Frieden zu Münſter verbindlich gemacht hätten, Spanien keine Hülfstruppen gegen Frankreich zu geben, und ſich beklagt, daß ſie dawider gehandelt hätten. Sie leugneten, dergleichen gethan zu haben und verſprachen, es künftig eben ſo wenig zu thun; und dennoch ſchickte der Kaiſer Truppen nach Italien und ließ ſie zu der Armee des Königs von Spanien ſtoßen. Nach dieſem uns gegebnen Beiſpiel kann uns der Kaiſer nicht mit Recht vorwerfen, wir hätten den Vertrag von Münſter gebrochen.

Die Spanier, welche ihr letzter Feldzug in Flandern muthig gemacht hatte, eröffneten im J. 1657 frühzeitig den Feldzug und eroberten unerwartet genug Saint-Guillain und Conde.

Der Marſchall Türenne, welcher Cambray belagert hatte, ſich aber, da ſich Prinz Conde ſelbſt mit zweitauſend Reitern hinein warf, zurückziehn muſte, eroberte Saint-Venant und eilte Arras zu entſetzen, das die Feinde belagerten; aber auf die Nachricht,

daß

daß sich der Marschall nähere, hoben sie die Belagerung auf, ohne ihn zu erwartin und zogen sich zurück.

Zu gleicher Zeit ließ der König, welcher persönlich gegenwärtig war, Mowedy durch den Marschall de la Ferté belagern. Der Prinz von Ligne suchte es zu entsetzen, aber der Marschall schlug seine Infanterie zurück und eroberte die Festung.

Während dieser Belagerung griffen die Feinde Calais an; aber der Graf von Thoroß, Guvernör der Festung, schlug sie so kräftig zurück, daß sie die Unternehmung aufgaben.

Der Marschall Türenne eroberte nach dem Entsatz von Arkres die Städte la Motte am Wald, Bourbourg, Link und Mardik; und der Graf von Grandpré schlug ein feindliches Korps, das der Graf von Montal aus Rocroy, wo er Guvernör war, genommen hatte, um einige Dörfer in der Gegend von Rheims zu plündern und zu verwüsten.

Da der Kaiser Ferdinand III gestorben war, schickte der König den Marschall von Grammont und den Herrn von Lyonne als außerordentliche Gesandte nach Frankfurt, wo sich die Kurfürsten zur Kaiserwahl versammelt hatten.

Der Prinz Conty, der in Italien die Französischen Hülfstruppen des Herzogs von Savoyen commandirte, belagerte Alessandria im Mailändischen, aber ohne Erfolg. Er schlug hierauf die Spanier, die mit sechstausend Mann Kaiserlicher Hülfstruppen verstärkt waren. Diese sollten Valenza wieder erobern, wurden aber so von dem Prinzen daran gehindert.

In Catalonien wollten die Feinde Urgel überrumpeln, aber der Marquis von Saint Abre, der in Rouſſillon commandirte, zwang ſie zum Rückzug.

Zu Anfang des Jahres 1655 rückte der König, welcher wohl ſah, daß die eingeleiteten Friedensunterhandlungen zu nichts führten, an die Grenze von Flandern vor und der Marſchall von Türenne belagerte auf ſeinen Befehl mit einem Engliſchen Hülfscorps von ſechstauſend Mann, das zu ſeiner Armee geſtoßen war, Dünkirchen.

Da die Feinde ſich unvorſichtig genug im Angeſicht unſer Linien feſtſetzten, marſchirte der Marſchall, nachdem er die Laufgräben in Sicherheit geſetzt hatte, ihnen entgegen, ſchlug ſie, kehrte zurück und eroberte Dünkirchen, das wir zufolge des im J. 1656 eingegangenen Tractats an die Engländer abtraten.

Dieſer Sieg wurde uns ſtreitig gemacht; er machte aber dem Marſchall Türenne um ſo mehr Ehre, da ſich der Prinz Conde, der dieſes Treffen verlor, durch Tapferkeit und Klugheit gleich auszeichnete. Seine vornehmſten Officiere thaten auch nach ſeinem Beiſpiele Wunder. Die Grafen von Bouteville, Coligny, Guittaut und von Meille wurden zu Kriegsgefangnen gemacht und letzterm war der Schenkel entzweigeſchoſſen.

Auf unſrer Seite hatten die Engländer, die Milord Lokard unter dem Marſchall Türenne commandirte, viel Theil an dem Siege.

Der Graf von Soiſſons, der Marquis von Hümieres und Crequy, Gadagne und mehrere andere zeichneten ſich aus. Ich war dabei als Gene-

ral

Vier und vierzigſtes Kapitel.

Einnahme von Hagrá.

Den Tag darauf zog er vor Hagrá, das Antiochien noch näher lag, und ließ ein Obſervationscorps gegen den letztern Ort eine ſolche Stellung nehmen, daß er keine Anfälle von daher zu fürchten hatte. Nach wenigen Tagen war auch Hagrá gezwungen, ſich, auf erhaltner Erlaubniß aus Antiochien, zu ergeben. Bald nachher kamen Abgeordnete aus Antiochien die einen Waffenſtillſtand auf ſieben Monate antrugen, den ihnen Saladin um ſo viel eher bewilligte, weil ſeine Truppen ſchon des Dienſtes überdrüßig waren, und Amadeddin, Herr von Sindſchara, mit Ungeſtüm auf den Rückzug drang. Die Bedingungen des Waffenſtillſtandes beſtanden in einer völligen Befreyung aller in der Gefangenſchaft befindlichen Muſelmänner; und in dem Verſprechen die Stadt zu übergeben, wenn während der Friſt kein Succurs ankäme.

Fünf und vierzigſtes Kapitel.

Einnahme von Sapha.

Nach einer kurzen Zeit von wenigen Tagen brach er ſchon wieder mit dem Anfange des Monats gegen Sapha auf, zu einer Zeit, wo jeder, der ſich in der Ferne befand, in den Schoos ſeiner Angehörigen zurückeilt. Er wußte aber, daß ſeinem Arbeiten, die er zum Beſten der Religion unternahm, eine ſolche Verzögerung bevorſtünde. Sapha war ein unüberwindlicher Ort, zu dem dieſe Thäler allen Eingang ſchlöſſen. Dazu kamen noch üble Witterung und durch Regen verderbene Wege. Nichts deſto weniger eilte er ſeinem Vorhaben gemäß, und traf in guter Ordnung,

ralqvartiermeiſter und Generallieutenant der königlichen Armeen, und ich fühlte mich ſehr glücklich unter dem Prinzen fechten zu können.

Der Marſchall von Hocquincourt, der einiger vom Hof ihm zugefügten Kränkungen wegen ſich zur Parthei des Prinzen Condé geſchlagen hatte, wurde bei Recognoſcirung unſrer Linien getödtet, auch der Marſchall von Caſtelnau bei der Belagerung tödlich verwundet. Der König ſuchte ſeinen Tod und ſein Andenken durch den Marſchallsſtab von Frankreich zu ehren.

Der König, der zu Calais war, ließ die Königin, ſeine Mutter daſelbſt zurück und ging nach Mardik um einige Tage daſelbſt zu bleiben. Während dieſer Zeit kam er eines Tages um die Belagerung von Bergen mit anzuſehn, welche der Marſchall von Türenne commandirte. Er kam gerade zur Mittagszeit, wo die Feinde eben einen Ausfall gewagt hatten. Ich befand mich gerade daſelbſt und kam zum Könige, der ohne alle Schonung ſeiner Perſon ſich der Stadt näherte und mir die Ehre erzeigte, mit mir zu ſprechen, und zwar mit einer Kaltblütigkeit, die mich an einem ſo gefährlichen Orte in Erſtaunen ſetzte. Auf einmal kam der Marſchall du Pleſſis, der nicht weit von uns gefolgt war, herzugeſprengt und fragte mich ganz zornig, wohin ich den König führe? Ich antwortete, daß der König hier gebiete und die andern anführe. Werden Sie nicht böſe, Herr Marſchall, ſagte der König lächelnd zu ihm, indem er zurückging. So gab er uns ein eben ſo groſſes Beiſpiel von Mäßigung, als er uns vorher ein Muſter der Unerſchrockenheit gegeben hatte.

Der

Der König ging nach Calais zurück und wurde tödlich krank. Ein Brechmittel rettete ihn. Die Freude des Hofs und des Volks war ausserordentlich. Die Gefahr, in der er geschwebt hatte, lehrte Frankreich das Glück fühlen, ihn nicht verloren zu haben.

Sobald der König ausser Gefahr war, eroberte der Marschall Türenne Dixmunde; und auf die Nachricht, daß Dom Johann von Oestreich mit seiner Armee zu Bruges stehe, marschirte er dahin, und schlug einen Theil seiner Truppen, die unter dem Schutz der Contrescarpe der Festung standen. Hierauf belagerte und eroberte er Oudenarde, und machte die Besatzung zu Kriegsgefangnen; und da er wußte, daß der Prinz von Ligne sich mit Truppen gegen Menin hinzog, um diese Festung zu sichern, folgte er ihm, schlug ihn, zerstreute seine Infanterie und eroberte Menin. Nachher belagerte er Ypern, das sich nur kurze Zeit hielt und eroberte das Schloß Comines.

Der Marschall de la Ferté belagerte Gravelines und eroberte es drei Wochen nach der Eröffnung der Laufgräben, während der Marschall Türenne auf der einen Seite mit seiner Armee, und die Engländer zu Wasser auf der andern Seite mit einigen Schiffen den Entsatz dieser Stadt hinderten.

In Italien hatten die Armeen des Königs unter dem Befehl des Herzogs von Modena kein geringeres Glück. Duras und Navailles wurden beordert mit den Truppen über den Fluß Adde zu gehen, und vollführten auch diesen Auftrag glücklich, nachdem sie die Feinde, die sich ihnen entgegenstellten, zurückgeschlagen hatten. Sie eroberten hierauf das

Schloß Cassano und belagerten Mortare, das auch in vierzehn Tagen überging.

Gegen Ende des Jahrs reiste der König nach Lyon, um in der Nähe der Provinz Burgund zu seyn, von der man eine Empörung fürchtete. Er ging über Dijon, wo er, unzufrieden mit dem dortigen Parlement, dasselbe suspendirte, und kam zu Lyon im Anfang des Octobers an.

Während seines Aufenthalts daselbst kam der Hof von Savoyen nach Lyon, um den König zu besuchen. Es geschahen damals einige Vorschläge zu einer Heirath des Königs mit der Prinzessin von Savoyen, die aber ohne Erfolg blieben.

Nachdem der König den Winter über in Lyon geblieben war, kehrte er im Februar des J. 1659 nach Paris zurück. Bei seiner Durchreise durch Dijon gab er auf Bitten des Herzogs von Epernon, welcher daselbst Guvernör war, dem Parlament seine Thätigkeit wieder.

Der Staatssecretär de Lyonne war incognito nach Madrid geschickt worden und Pimentel, ein Spanischer Minister, an den Französischen Hof. Beide arbeiteten an ihrem Platze daran, den Frieden einzuleiten und zu dem Ende schloß man von beiden Seiten einen Waffenstillstand.

Endlich waren der Kardinal Mazarin und Pimentel über die Friedensartikel übereingekommen und der Kardinal reiste im Monat Junius ab, um den Frieden förmlich mit Dom Ludwig de Haro ersten Minister von Spanien abzuschließen. Beide Minister trafen sich auf der Gränze beider Königreiche auf der

Ho-

Hospitalsinsel bei Sanct Johann von Luz. Die Zimmer, wo die Conferenzen gehalten werden sollten, wurden dazu eingerichtet und die Minister fingen sie den dreizehnten August an. Sie hielten fünf und zwanzig Zusammenkünfte. Bei der siebenten wurde der Marschall von Grammont nach Madrid geschickt, um für den König um die Infantin zu werben. Indessen dauerten die Unterhandlungen noch lange und der Friedenstraktat wurde erst den 29. November 1659 von den Ministern unterzeichnet.

Der Kardinal reiste sogleich ab, um dem König und der Königin ausführliche Rechenschaft von diesem wichtigen Geschäft abzulegen. Er fand den König zu Toulouse, wohin er mit der Königin, mit Monsieur und Mademoiselle im Julius gegangen war. Man empfing den Kardinal, wie es der glückliche Erfolg eines Geschäfts erwarten ließ, und nachdem die Ratifikation des Friedenstractats und des Heirathscontracts von beiden Kronen gegeben war, wurde sie gegenseitig ausgewechselt.

Ypern, Dirmude, Oudenarde, Furnes und Bergen wurden an Spanien zurückgegeben, so auch die Grafschaft Charollois; aber es wurde ausgemacht, daß die katholischen Könige sie unter der Oberherrschaft der Könige von Frankreich besitzen sollten.

Es wurde eine allgemeine Amnestie versprochen. Der Prinz Condé kam nach Frankreich zurück und der König setzte ihn wieder in seine Würden und sein Gouvernement ein. Er gab dem König Rocroy und Catelet zurück, die ihm der König von Spanien überlassen hatte; und der Herzog von Lothringen, den die-

ser König seit mehrern Jahren gefangen hielt, wurde wieder in Freiheit gesetzt.

Der König wollte die Infantin von Spanien selbst zu Saint Jean de luz empfangen und reiste zu Anfang des Mais 1660 mit seinem ganzen Hofe dahin ab. Er reiste durch Languedoc und von da in die Provence, wo ihn der Prinz von Condé bewillkommte und von dem Könige gütig behandelt wurde. Hierauf ging der König nach Avignon, wo er sich als den Souverain zeigte, hierauf über Orange und Perpignan und kam endlich zu S. Jean de luz an. Den Tag hierauf wurde die Infantin zu Fontarabia dem Dom Ludwig de Haro im Namen des Königs angetraut, und der König schickte den Marquis von Creqny nachherigen Herzog mit Geschenken an die neue Königin. Den sechsten Junius ging endlich die Zusammenkunft der beiden Könige auf der Insel des Congresses vor sich. Sie beschworen den Frieden und nachdem sie auseinandergegangen waren, wurde die Vermählung des Königs zu Saint Jean de luz vollzogen, wobei der Bischoff von Bayonne die Ceremonieen verrichtete. Den sechsundzwanzigsten August gingen die königlichen Personen nach Paris und hielten den prächtigsten Einzug, den man sich denken kann. Ich will keine Beschreibung davon geben, denn man findet ja dergleichen überall; und ich schreibe nicht gern etwas nieder, was bloß dazu dient, das Buch zu füllen.

Karl II. König von England bestieg in diesem Jahre den Thron wieder und hierzu half ihm das Ansehn Monk's, der seit dem Tode Cromwells welcher im Jahr 1658 erfolgte, die Armeen commandirte. Karl erhob Monk zur Belohnung zum Connetable.

Feste am Hofe und öffentliche Belustigungen im ganzen Königreiche waren die Folge des Friedens und der glücklichen Vermählung des Königs.

Der Kardinal Mazarin genoß aber nicht lange die Frucht seiner Arbeiten und die Ehre, die er sich durch den glücklichen Ausgang jenes großen Geschäfts erworben hatte. Er wurde von einer Entkräftung niedergeworfen (die Mediciner nennen diese Krankheit ab exhausto) und starb zu Vincennes den achten März 1661, mit Ruhm überhäuft und mit dem süßen Troste, den König lebhaft über seinen Verlust trauren zu sehn.

Dieser Minister hat im Anfange so viel Theil an der Regierung des Königs gehabt, daß man es vielleicht gern sehn wird, wenn ich hier die Schilderung seiner Person und seines Characters gebe.

Er war ein sehr feiner Weltmann, er war schön, und von angenehmem Betragen, wenn er nicht rauh seyn wollte. Er hatte einen weitumfassenden feinen, gewandten und zartgebildeten Geist. Er sprach gut und erzählte mit viel Laune; hatte sehr gutartige Sitten und ließ sich von keiner Leidenschaft vorzüglich beherrschen. Niemand ist wohl mehr beleidigt worden, und niemand hat gleichwohl weniger Rache genommen, als er, ob er es gleich ungestraft hätte thun können.

Die Widerwärtigkeiten, welche er während seines Lebens erfuhr, erhöhten nur den Genuß seines Wohls und er beschloß sein Leben, in welchem er wohl manche Unfälle, aber auch viele glückliche Tage gehabt hatte, im Schooße des Glücks.

Zum Symbol in seinem Sigill wählte er einen Felsen, der von Wellen geschlagen wird; die Umschrift war

Quàm fruſtra et murmure quanto!

Wie so vergeblich und mit welchem Geräusch!

Der König, welcher wirklich viel Betrübniß über den Tod eines so eifrigen treuen und gewandten Ministers bezeigte, fing an, die Geschäfte, deren er sich sonst im Vertrauen auf die Sorgfalt des Kardinals hatte entledigen können, selbst auf sich zu nehmen, und behielt in seinem Staatsrath die nämlichen Minister, die er vorher gehabt hatte.

Ungeachtet die, deren Leben man schreibt, sich durch ihre Handlungen schildern, so habe ich es doch immer gern gesehn, wenn ich in der Geschichte großer Männer die Schilderung ihrer Gestalt, ihres Herzens und Geistes fand. Ich zweifle daher nicht, daß man auch in dieser kurzgefaßten Geschichte die Schilderung des Königs nicht ungern finden wird. Ich habe sie in meinem Tagebuche entworfen, aber sie steht daselbst nicht so gut am Platze als hier und ich habe sie daher bis zu dieser Stelle aufgespart, um den König im Alter der vollkommnen Bildung und wie er durch den Tod des Kardinals vom ganzen Gewicht der Regierung belastet war, darstellen zu können.

Schilderung des Königs.

Ludwig XIV ist von großer Statur und schönem Wuchse. Er hat kastanienbraune, von Natur

Sollte jemand unglücklich genug seyn, ihm entweder durch seine Person, oder irgend einer Handlung wegen zu mißfallen, und hätte sonst Verdienst, so würde er ihm zwar nicht seine Gnade schenken, ihm aber Gerechtigkeit widerfahren lassen, und zwar bloß seiner Tugend wegen, die er achtet, wo er sie findet.

Er hat nie einem Edelmanne ein beleidigendes Wort gesagt und niemand hat ihn je im Zorn gesehn. Demungeachtet zittern die kühnsten, wenn sie mit ihm sprechen, soviel Selbstvertrauen sie auch haben mögen. Sein Anblik und die Furcht, vor diesem Weltbeherrscher etwas zu sagen, was nicht wohlgesprochen wäre, da er Kenner ist, setzt auch die gewandtesten in Verlegenheit.

Der Gesandte von Venedig sagte mir einst hierüber, er wundere sich nicht, daß ein Franzos in Verlegenheit komme, wenn er mit dem Könige spreche; aber er könne sich nicht genug darüber wundern, daß dieser große Fürst soviel Achtung und Ehrfurcht einflößen könne, um (wie er es thue,) fremde Gesandten sogar betroffen zu machen; er selbst wenigstens spreche nie mit dem Könige, ohne seine Unbefangenheit zu verlieren.

Der König hält sehr auf Nettigkeit und Pracht. Seine Kleider und Möbeln, seine Tafel, seine Pferde, Equipagen, Gebäude und alle mögliche Dinge zeugen hiervon.

Die königlichen Wohnungen, welche vor ihm ein prächtiges Ansehn, aber ohne Nettigkeit, hatten, haben nun königlichen Glanz und zugleich die Nettigkeit der Privathäuser.

Man war bisher zu sehen gewohnt, daß solche, die beim Fürsten in Ungnade gefallen waren, so lange dieß währte, keine Besoldung erhielten; aber der König läßt sie gehörig besolden und zeigt hierdurch, daß er das Verbrechen haßt, nicht den Verbrecher.

Er erweist keine Gnade, ohne daß ers nicht auf eine verbindliche Art thut. Die Mine, mit der er gibt, macht eben so viel Vergnügen, als die Wohlthat selbst.

Man ist einer von ihm schon erhaltenen Gnade nicht gewisser, als einer, die er versprochen hat. Sollte man zum Beispiel eine Stelle nicht erhalten, die einem sein königliches Wort zugesichert hat, so müßte man keinen geringern Fehler begehn, als geschehen seyn müßte, um sie, nach erhaltnem Decrete, zu verlieren.

Er liebt von Natur die Gesellschaft, zieht sich aber aus Politik zurück. Die Besorgniß, die Franzosen, welche gewöhnlich die ihnen zugestandene Vertraulichkeit mißbrauchen, möchten die ihm schuldige Ehrfurcht aus den Augen setzen, gibt ihm einige Zurückhaltung. Er legt sich lieber einen Zwang auf, als daß er ihnen Gelegenheit gibt, etwas zu thun, worüber er ungehalten über sie werden müßte.

Alles was er thut, thut er mit so viel Ueberlegung und Erwägung, daß er sich nie genöthigt sieht, seinen Entschluß zu ändern vnd dieß erstreckt sich auch auf die kleinsten Dinge. Diese Unveränderlichkeit im Entschluß ist eine großen Fürsten unentbehrliche Tugend. Die Könige vor Ludwig XIV. besaßen sie nicht; aber durch diesen Mangel sind tausend andere ihrer glänzende Eigenschaften verdunkelt worden und sie konn-

ten, daß der Ort ſich ſchon den vierzehnten Tjamal ergeben müßte. Gegen Ende des Ramadan mußte auch die Beſatzung aus Caracha abziehen, weil dieß die Bedingung war, unter welcher der Befehlshaber dieſer Feſtung, der im Treffen bey Hattinum gefangen wurde, ſeine Freyheit erhielt.

Sechs und vierzigſtes Kapitel.

Eroberung von Ramleh.

Mit allen ſo vielen Gefahren und Schwierigkeiten, die theils von Wind und Wetter, theils vom Widerſtande der Feinde herrührten, war auch die Belagerung von Caracha verbunden, ſie wurden aber glücklich überwunden, und der Feind genöthigt, ſich zu ergeben. Von hier ging er mit ſeinem Bruder Almalich Adhil über Jeruſalem, wo er in der Petersfirche ſein Gebet verrichtete, und Akalon, wo er vom ſeinem Bruder gegen Caracha in Empfang nahm, nach Damaskus zurück.

Sieben und vierzigſtes Kapitel.

Reiſen nach Ejubs Tode.

Hier ließ ihm der Chalife Thaaher Lidinillah durch einen Geſandten melden, daß für ſeinen Sohn, als ſeinen Verwandten, ſogleich Briefe ſollten geſchrieben werden, welches denn auch geſchah. Von Damaskus zog er gegen Ejubs Armen aus, und lagerte ſich mit [illegible] wohlgerüſteten Heere bey Marej Dhum. Plötzlich, ohne daß es jemand von uns vermuthet, erſcheint der Befehlshaber von Ejubs, in Begleitung eines Muſelmanns vor des Sultans Zelt,

ten oft die Früchte ihrer Arbeiten nicht erhalten, weil sie ihre Unternehmungen zu bald fahren ließen.

Gegen die Königin seine Mutter, hat er ganz die Zärtlichkeit und Ehrfurcht noch, die er in seiner Kindheit hatte, und nur in diesem Stücke scheint er der Minderjährigkeit noch nicht entwachsen zu seyn. Aber er beweist hierdurch nicht bloß sein kindliches Herz, sondern auch seine Dankbarkeit; denn nie hat wohl eine Fürstin mehr mit Widerwärtigkeiten gekämpft, als sie während ihrer Vormundschaft bestehen mußte, um ihrem Sohne das Königreich zu erhalten.

Kurz man würde ihn bewundern, wenn er auch ein Privatmann wäre; und der Purpur, der gewöhnlich den Glanz guter Eigenschaften erhöht, erhält hier erst selbst von den Tugenden des Königs Glanz.

Der Hof, welcher von einem Fürsten von drei- und zwanzig Jahren erwartete, daß er sich in einem Theil der Geschäfte auf seine Räthe verlassen und seine Zeit dem Vergnügen widmen würde, wurde in Erstaunen gesetzt, als er ihn täglich zweimal Sitzungen halten, jedermann Audienz ertheilen, Fragen, die nicht Deliberationen foderten, auf der Stelle beantworten und alle seine Beschlüsse eigenhändig unterschreiben sah.

Eine seiner ersten Sorgen war, dem Volke beträchtlich seine Last zu erleichtern. Da er große Armeen auf den Beinen hatte, beschloß er sie zu reduciren und that dieß mit so viel Gerechtigkeit und Auswahl, daß Vernünftige, die es mit betraf, sich nicht darüber zu beklagen hatten; und da es ihm gerecht und klug zu seyn schien, Leute, die ihm gut gedient hatten und welche er vielleicht noch einmal brauchen

konnte,

konnte, nicht aus ſeinen Dienſten zu laſſen, gab er allen Reducirten Penſion, und vertheilte ſie unter ſeine Leibgarde und Muſketiere.

So bildete er ſich die ſchönſte und größte Leibwache, die je ein Regent gehabt hat und erhielt ſich viele Officiere, die er bald wieder in Dienſt bringen konnte. Denn er wußte wohl, daß neugeworbene Truppen lange Zeit nicht gut zu gebrauchen ſind, wenn auch neue Officiere ſie commandiren, daß aber geübte Officiere ſie bald diſcipliniren.

Da die Finanzen während des Kriegs in Unordnung gerathen waren, ſo beſchloß Se Majeſtät die Finanzbedienten in Unterſuchung nehmen zu laſſen. Zu dem Ende ließ er eine Commiſſion niederſetzen, brauchte aber alle mögliche Vorſicht, daß keine Ungerechtigkeit ausgeübt würde. Er wählte daher aus jedem Gerichtshofe im Königreiche einen Beamten, deſſen Fähigkeit und Gewiſſenhaftigkeit bekannt genug waren. An die Spitze dieſer Commiſſion ſtellte er Wilhelm von Lamoignon, erſten Präſidenten des Parlaments von Paris, einen Mann, deſſen Kenntniſſe und Gerechtigkeitsliebe die Unſchuld nichts fürchten ließ.

Monſieur, einziger Bruder des Königs, vermählte ſich damals mit Henriette von England, Tochter Karls Stuart, welchen Cromwell vom Thron geſtürzt hatte, einer Prinzeſſin, die Anmuth, Geiſt und Verdienſt in ſich vereinigte.

Der König ſchloß mit dem Herzog von Lothringen einen Vertrag, welchem zufolge die Städte Stenay, Clermont, Jamets und Dun zu Frankreich fielen, und der Herzog machte ſich verbindlich, ſeine

seine Truppen zu verabschieden, seine Garde, seine Chevaurlegers und die Besatzungen seiner Festungen ausgenommen.

Die Festungswerke von Nancy sollten geschleift werden und der König behielt sich die Freiheit des Durchzugs durch die Staaten des Herzogs, vom Anfang der Herzogthümer Lothringen und Bar bis nach Deutschland, vor. Pradel wurde nach Nancy geschickt, um den Traktat in Volziehung zu bringen.

Um diese Zeit zog der König die Stelle des Ober-Generals der Infanterie ein, die durch den Tod Bernards von Rogaret, Herzogs von Epernon erledigt war und erhob alle Obersten der Infanterie zu Generalen ihrer Regimenter.

Der König hatte Ursach den Oberinspector der Finanzen Fouquet, der seit kurzem seine Stelle als Generalprocurator niedergelegt hatte, arretiren zu lassen; er reiste daher nach Nantes, wo die Stände sich versammelten, und ließ den Oberinspector zu Angers einziehn, wo er auch einige Zeit gefangen gesessen hat. Von hier wurde er nach Amboise transportirt, hierauf nach Vincennes, nach Moret, in die Bastille und endlich nach Pignerol. Seine Majestät machte Jean Baptiste Colbert mit dem Titel Generalcontroleur zum Verwalter der Finanzen und zog die Stelle des Oberinspectors ein.

Da in Frankreich dieses Jahr die Theurung ausserordentlich groß war, ließ es der König nicht dabei bewenden, daß er einen Theil der Steuern erlassen hatte, sondern ließ auch Getraide von Danzig und andern fremden Ländern bringen und vertheilte es im Königreiche.

Den

Den ersten November 1661 wurde zu Fontainebleau der Dauphin geboren: die Freude hierüber war allgemein, und machte die Liebe der Franzosen zu ihrem Regenten recht sichtbar

Am neuen Jahrstage 1662 ertheilte der König im Kloster-aux grands Augustins zu Paris mit vieler Feierlichkeit mehrern die Ritterwürde seiner Orden. Er konnte zu keiner schicklichern Zeit, als gerade nach einem langen Kriege, indem die mehrsten, welche diese Würde erhielten, sie verdient hatten, diese Zeichen seiner Gnade vertheilen.

Es wird wohl niemanden ungelegen seyn, hier die Namen der Ritter aufgezeichnet zu finden, ob man gleich sonst genug Verzeichnisse davon haben kann. Diese Kenntniß ist besonders jungen Leuten sehr nöthig, die zu der Zeit nicht gelebt haben und doch die Namen, Aemter und Würden der Familien wissen müssen, um, wenn sie in die Welt eintreten, sich gehörig betragen zu können. Denn wollte man dieß aus Erfahrung lernen, so müßte man gewiß öfters anstoßen.

Die Ritter der königlichen Orden.

Bei der Ertheilung von 1662

Ludwig von Bourbon, Prinz von Conde, erster Prinz von Geblüt, erster Pär des Reichs, Großmeister von Frankreich, Guvernör von Burgund und Bresse.

Ludwig Julius von Bourbon, dessen Sohn, Herzog von Anguien, Prinz von Geblüt und Großmeister von Frankreich, zugleich mit dem Prinzen seinem Vater.

Armand von Bourbon, Prinz von Conty, Bruder des Prinzen von Condé, Guvernör von Languedoc.

Heinrich von Bourbon, Herzog von Verneuil, Pär von Frankreich, Graf von Saulis und von Compiegne, erhoben von Heinrich IV.

Ludwig von Vendome, Herzog von Mercoeur und Eſſampes, Pär von Frankreich, Guvernör und Lieutenant des Königs in Provence, Sohn Cäſars von Bourbon, erhoben von Heinrich dem IV.

Franz von Vendome, Herzog von Beaufort, Pär von Frankreich und Admiral, Bruder Ludwigs von Vendome.

Camille von Neuville, Erzbiſchoff und Graf von Lyon, Primas von Frankreich, Generallieutenant des Königs in Lyon und im Lande Foreſt und Beaujolois.

Franz Ademar von Monteil auf Grignan, Erzbiſchoff von Arles, Primas und Prinz.

Georg von Aubüſſon, auf la Feuillade, Erzbiſchoff von Ambrun und Primas, königlicher Geſandter bei dem König von Spanien.

Franz von Harley, Erzbiſchoff von Rouen, Primas von der Normandie.

Leonard von Matignon, Biſchoff und Graf von Lizieux, Abt von Leſſé, Marquis von Louré, Graf von Cheſſé.

Caſpar von Daillon, Biſchoff von Alby, Abt von Chatelier.

Hein-

Heinrich de la Motte Houdanedurt, Biſchoff voh Rheims, Groß-Allmoſenier der Königin Mutter.

Philibert Emanuel von Beaumanoir auf Lavardin, Biſchoff von Mans.

Franz von Crouſſol, Herzog von Uzes, Pär von Frankreich, Prinz von Soyons, Graf von Crouſſel und Apcher, Baron von Levy und Florenzac.

Peter von Gondy auf Rez, Pär von Frankreich, Graf von Joigny.

Ludwig Karl von Albert, Herzog von Luynes, Pär von Frankreich.

Anton Herzog von Grammont, Pär und Marſchall von Frankreich, Herr von Bidache, Staatsminiſter, Guvernör und Generallieutenant des Königs im Königreiche Navarra und im Fürſtenthum Bearn, auch im Schloß und in der Stadt Bayonne, Oberſter des Regiments der Leibwache Sr Majeſtät.

Karl von Albert, Herzog von Chaunes, Pär von Frankreich, Stiftshauptmann von Amiens, Generallieutenant der königlichen Armeen, und Commandant der Städte und Feſtungen Doullens und Rüe.

Franz, Herzog von Rochefoucaut, Pär von Frankreich, Prinz von Marſillac.

Cäſar von Choiſeul, Marquis von Pleſſis-Praslin, Marſchall von Frankreich.

Nikolas von Neuville, Herzog von Villeroy, Pär und Marſchall von Frankreich, Guvernör

und

und Generallieutenant des Königs in Lyon, dem Lande Forest und Beaujolois.

Karl von Blanchefort, Herzog von Crequy, Pär von Frankreich, Commandant von Hesdin, erster Kammerherr des Königs.

Jakob von Estampes, Baron de la Ferté, Imbaut, Marquis von Maulny, Oberster des Regiments der Schottischen Garde, Marschall von Frankreich.

Heinrich von Senneterre, Marschall von Frankreich, Guvernör und Statthalter des Königs in den Bisthümern Mez, Vich und Moyenvic.

Philipp von Montault, Herzog von Navailles, Pär von Frankreich, Hauptmann der zweihundert Chevaurlegers des Königs.

Jakob Rouxel, Graf von Medavi und Grancey, Commandant von Thionville, Marschall von Frankreich.

Gaston, Herzog von Roquelaure, Pär von Frankreich, Commandant der Stadt und Citadelle Leitourc.

Philipp Mazarini Mancini, Herzog von Nivernois und Donzois, Pär von Frankreich, Capitän-Lieutenant der ersten Compagnie der reitenden Musketiere der königlichen Garde.

Franz von Beauvilliers, Graf von Saint Aignan, Commandant von Touraine, auch von Stadt und Schloß Loches, erster Kammerherr des Königs.

Hein-

Heinrich von Daillon, Graf von Lude und Pontgibaut, Marquis von Illiers und Bouillé, Baron von Brian,on, erſter Kammerherr des Königs.

Ludwig von Bethune, Graf von Charroſt, Commandant der Stadt und Citadelle von Calais und Capitän der königlichen Leibwache.

Franz von Cominges, Herr von Guitau, Capitän der Leibwache der Königin Mutter, Guvernör und General-Statthalter des Königs in Stadt Schloß und Land Saumür.

Anne von Noailles, Graf von Ayen, Marquis von Montclar und Chambres, Baron von Malemort und Caroonniéres, erſter Capitän der königlichen Leibwache, Commandant der Stadt, des Schloſſes und der Citadelle Perpignan, Guvernör und Generalſtatthalter des Königs in der Grafſchaft und den Aemtern Rouſſillon, Conflans und einem Theil von Cerdaigne und Oberhauptmann dieſes Landes.

René du Bec-Creſpin, Marquis von Vardes, Hauptmann der hundert Schweizer von der königlichen Leibgarde, Commandant der Stadt Aiguemorte.

Franz von Clermont, Graf von Tonnerre, ernannter Pär und Herzog dieſer Grafſchaften, erſter Baron, Erb-Connetable von Dauphiné, geborner Verwalter dieſer Provinz.

Alexander Wilhelm von Melun, Prinz von Epinoy, Erb-Connetable von Flandern, Seneſchal von Hennegau, Vicomte von Gand, Prevot von Douay, Herr von Vernes.

Maximilian von Bellefouriere, Marquis von Soyecourt und Roye, Graf von Tiloloy und Ober-Garderobemeister des Königs.

Franz von Clermont auf Anjou, Marquis von Monglat, Graf von Chiverny und Provinsonstiger Ober-Garderobemeister des Königs.

Philipp von Clerambaut, Graf von Palnau, Marschall von Frankreich, Guvernör und Bailly von Berry.

Johann von Scülemberg, Marquis von Mondejeu, Marschall von Frankreich, Commandant von Arras, Grandbailly (Ober-Gerichtsverwalter) von Artois, und Generalstatthalter des Königs in Artois.

Franz von Simiane, Marquis von Gordes, Graf von Corces, Ober-Seneschal von Provence.

Gaston Jean Baptiste von Cominges, Hauptmann bei der Garde der Königin Mutter, Guvernör der Stadt, des Landes und des Schlosses Saumür.

Franz Alexander von Albret, Graf von Miossans, Marschall von Frankreich, Generallieutenant der Gendarmen des Königs.

Heinrich von Beringhen, Herr von Arminvilliers, erster Stallmeister des Königs, Commandant der Citadelle in Marseille.

Johann von Bouchet, Marquis von Sourches, Herr von Lauray, Schloßhauptmann des Königs, Oberhofrichter von Frankreich.

Karl

Karl von Tessé, Graf von Froulé, Generalquartiermeister des Königs.

Jacob Franz, Marquis von Gautefort, Graf von Mastignac, erster Stallmeister der Königin.

Franz von Matignon, Graf von Torigny, Guvernör der Städte und Schlösser Cherbourg, Saint Lo, Graville und der Insel Chozay, Generalstatthalter in der Normandie.

Karl von Sainte Maure, Marquis von Montausier, Guvernör von Angoulmois, Xaintonges und dem Elsaß.

Franz von Epinay, Marquis von Saint Luc, Graf von Etelan, Generalstatthalter Sr Majestät in Guyenne.

Hippolytus, Graf von Bethune und Selles.

Ferdinand de la Baume, Graf von Montreval und Pont de Velle, Marquis von Saint Martin und Savigny, Generalstatthalter des Königs in Bresse und Beugey.

Ludwig Armand von Polignac, Vicomte des nämlichen Ortes, Marquis von Galanzon, Commandant der Stadt Puy.

Anton von Brouilly, Marquis von Piennes, Commandant der Stadt und Citadelle Piguerol.

Johann Vicomte von Pompadour, Generalstatthalter von Limosin.

verlangt Audienz, und wird mit vielen Ehrenbezeugungen aufgenommen. Er geht darauf mit dem Sultan in ein besonderes Gemach, giebt sich hier als dessen Mamlucken an, und verspricht ihm allen Gehorsam und Ergebenheit nebst der Uebergabe der Festung, jedoch unter dem Beding, daß ihm dafür eine Belohnung und Güter für sich und seine Erben zu Damascus angewiesen würden, weil er unmöglich unter den Franken ferner leben könne: auch bäte man ihn eine Frist von drey Monaten zuzustehen, damit er unter der Zeit seine Familie aus Persien abholen könnte. Alles dieß wurde ihm bewilligt. In den Friedensgesprächen, die er nachher mit uns pflog, hat er genugsame Proben seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit abgelegt. Er war überhaupt unter den Franken einer der angesehensten Männer, und der besten Köpfe gewesen: verstand die arabische Sprache, und besaß eine ziemliche Kenntniß der Geschichte. In diese Zeit fällt auch die Einnahme von Sjaudech, das, nach einer Belagerung, die ein ganzes Jahr gedauert hatte, sich nur aus Mangel an Lebensmitteln auf Bedingung eines freyen Abzugs ergab.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Neue Bewegungen der Franken.

Askalon war der Preis gewesen, durch den der gefangene König seine Freyheit erkauft hatte, jedoch mußte er, ehe er losgelassen ward, das Versprechen thun, mit seiner Gemahlin sein Schwert zu gebrauchen, und sich für dessen Diener, Mamlucken und Freygelassene zu bekennen. Aber der Ausbruch [illegible] sammelte ein Heer, und verlangte in Tyrus empfangen zu werden, wo damals ein Marquis, ein tapfe-

rer,

Ludwig von Cardaillac, Graf von Bieule, Generalſtatthalter von Languedoc.

Scipio von Grimoard auf Beauvoir, Graf von Roure, Marquis von Griſac, Bailly von Vivarés, Commandant der Stadt und Citadelle Pont Saint Eſprit und Statthalter des Königs in Languedoc.

Franz von Monſtiers, Graf von Merinville, Generalſtatthalter des Königs in Provence, Guvernör von Narbonne und von Pont de la Nouvelle.

Heinrich von Baylaus, Marquis von Poyane, Seneſchal von Lannes, Commandant der Städte Navarrins und Acqs, und Generalſtatthalter des Königs im Königreiche, Navarra und Bearn.

Leon von Sainte Maure, Graf von Jonſac, Commandant von Coignac, Generalſtatthalter des Königs in Xaintonges und Angoulmois.

Jakob Stuard von Cauſſade, Graf von Vaugion.

Karl Franz von Joyeuſe, Graf von Grandpré, Commandant von Mouzon und Beaumont in Argonne, Generallieutenant der königlichen Armeen.

Timoleon von Coſſé, Grand-Pannetier von Frankreich, Generallieutenant der königlichen Armeen, Commandant von Mezieres.

Karl Martel, Graf von Claire, Oberſt der Leibwache Philipps von Frankreich, Herzogs von Orleans,

Ri-

Nicolaus Joachim von Rouault, Marquis von Gamaches, Commandant von Saint Valery und von Cayeu.

Gottfried von Eſtrades, Generallieutenant der königlichen Armeen, Commandant von Gravelines, beſtändiger Maire von Bourdeaux, Vicekönig von Amerika, königlicher Geſandter in England.

René Gaſpard de la Croix, Marquis von Coſtres, Commandant der Stadt und Citadelle Montpellier.

Wilhelm von Pechepeyrou, Herr von Guitault.

Johann Ceſarini, Herzog von Cittanova.

Ludwig Grimaldy von Mourgues Prinz von Monaco.

Gegen das Ende dieſes Jahrs hatte der Baron von Batteville, Spaniſcher Geſandter in England mit dem Grafen von Eſtrades, Franzöſiſchem Geſandten an dieſem Hofe, einen Rangſtreit. Da erſterer Gewalt brauchte, wurden einige von des Grafen von Eſtrades Leuten getödtet. Sobald es der König erfuhr, befahl er Fuenſaldagne, dem Spaniſchen Geſandten in Frankreich, den Hof zu verlaſſen. Er nahm überhaupt den Vorfall ſo hoch auf, daß man um ihn zu beruhigen, die vollſte Genugthuung gewähren mußte, wie ſie noch bei keinem ſolchen Falle gegeben worden iſt. Man rief den Geſandten Fuenſaldagne zurück und ſchickte den Marquis de la Fuente an ſeine Stelle. Dieſer ließ in Gegenwart des Königs und der andern Geſandten und fremden Mi-

nister, die sich an dem Hofe befanden, eine Deklaration vorlesen, in welcher der König von Spanien erklärte, daß es durchaus sein Wunsch nicht sey, daß seine Gesandten je mit den Gesandten des Königs im Rangstreit kommen sollten.

Um diese Zeit wollte der Herzog von Lothringen dem Könige, der ihm durch den Friedenstractat die Freiheit wieder verschaft hatte, einen Beweis seiner Dankbarkeit geben, und trat seine Staaten an Frankreich ab, behielt sich aber den lebenslänglichen Genuß vor.

Zum Voraus überließ er dem Könige als Pfand Marsal, und dieser ertheilte dem Herzog um dieses Vertrags willen den Rang eines Prinzen von Geblüt, und zwar zugleich auch allen Prinzen seines Hauses.

Da der Friede den jungen Leuten am Hofe viele Muße ließ, beschloß der König ihnen eine anständige Beschäftigung zugeben. Er stellte daher im Monat April in den Thuilerien ein Ringelrennen zu fünf Schaaren an, und führte selbst die erste an. Monsieur, der Prinz von Condé, der Herzog von Anguien und der Herzog von Guise waren die Anführer der vier andern.

Diese Lustbarkeit war sehr artig und prachtvoll. Ueberhaupt bemerke ich in allem, was der König thut, sowohl in Kleinigkeiten als in andern gewöhnlichen Handlungen, eine gewisse Größe und Feinheit, die ihn überall auszeichnet.

Der Marquis, nachheriger Herzog von Crequy war damals zu Rom Gesandter des Königs. Ein Franzos von dem Gefolge desselben hatte mit einem

Cor-

Corsen (einer Art von Soldaten, die den Sbirren bei gerichtlichen Executionen beistehen,) Zank gehabt und bei diesem Zanke war ein Corse getödtet worden. Hierüber aufgebracht, fiel die ganze Schaar von vierhundert Mann nebst ihren Officieren alles an, was sie von Franzosen fanden, belagerten den Palast des Gesandten schossen auf ihn, als er, um die Unordnung zu stillen, auf einem Balcon erschien, überfielen die Frau des Gesandten, die aus der Stadt kam und tödteten einen Pagen an dem Schlage ihres Wagens. Da dieser Aufstand mehrere Tage fortdauerte, mußte sich der Gesandte, um sicher zu seyn, in die Staaten des Herzogs von Florenz flüchten.

Der König, der den Vorfall erfuhr, billigte den Weggang des Gesandten von Rom und deutete dem Päbstlichen Nuncius zu Paris an, schleunig das Königreich zu verlassen. Alle Gesandten der Könige nahmen an dieser Beleidigung Antheil und der König verlangte vom Pabste Genugthuung für diese Beleidigung. Seine Heiligkeit gab zur Antwort, sie würden die Friedensstörer exemplarisch bestrafen lassen; damals geschah aber weiter nichts, als daß die Corsen verabschiedet wurden.

Der König verlangte, daß einige gehenkt und der Cardinal Imperiale, Guvernör von Rom, der die Unordnung wenigstens geduldet hatte, mit Landesverweisung bestraft würde. Aber statt daß Se Majestät hierin Genüge geleistet wurde, erhielt der Cardinal sogar eine neue Würde.

Während man in Rom über die Beilegung dieses Vorfalls unterhandelte, schickte der König unter dem Commando des Generallieutenants Bellefont

zweitausend Mann Infanterie und zwölfhundert Reiter in die Staaten der Herzoge von Parma und Modena, unsrer Bundesgenossen, in die Winterquartiere, um ihnen einige Plätze, die ihnen der Pabst vermöge des Friedensschlusses von 1660 herausgeben mußte, aber sich weigerte abzutreten, wegnehmen zu helfen. Se Majestät ließ Truppen nach Italien rücken, um den Unterhandlungen Leben zu verschaffen, sich zu bessern Bedingungen zu verhelfen und wenn man ihm sein Recht verweigerte, es zu erzwingen.

Der König, der im Frieden wie im Krieg' auf die Vergrößerung und Sicherheit seines Reichs bedacht ist, kaufte damals vom Könige von England Dünkirchen für fünf Millionen. Es ist dieß ein Seehafen an unsern Küsten, der, wenn wir ihn besitzen, uns gegen die Angriffe unserer Nachbarn schützt. Se Majestät reiste selbst hin um Einrichtungen zu treffen und machte d'Estrades zum Commandanten der Festung.

Da einige Bauern einen Aufstand in Boulonois erregt hatten, schickte der König funfzehn Compagnien Französischer und Schweizergarden und drei und zwanzig Compagnien Cavalerie unter dem Befehl Montpézat's dahin ab. Da die Anführer hart bestraft wurden, ergriffen die übrigen die Flucht.

Der Herzog von Lothringen weigerte sich, dem Könige Marsal zu überlassen, wie er sich dazu verbindlich gemacht hatte; Se Majestät schickte daher fünftausend Mann Infanterie und dreitausend Mann Cavalerie, unter dem Commando des Grafen von Guiche und Pradels nach Lothringen.

Nach viermonatlicher Unterhandlung, die Genugthuung für die dem Französischen Gesandten in Rom zugefügte Beleidigung betreffend, ließ der Pabst endlich im Anfang des J. 1663. einen Corsen und einen Sbirren hängen, und bestrafte den Cardinal Imperiale mit Landesverweisung. Aber da die Sache vom Anfang an sehr viel Erbitterung erregt hatte, ließ der König, der noch immer unzufrieden war, seinen Gesandten nach Frankreich zurückkommen und beschloß, sich durch die Gewalt der Waffen eine vollere Genugthuung zu verschaffen. Der Pabst warb dagegen aber auch Truppen.

Zu gleicher Zeit gab der König den Kardinälen Maildachin und Mancini von der Französischen Parthei und dem Auditeur de Rote Bourlemont Befehl, den Kirchenstaat ungesäumt zu verlassen.

Da der Kardinal Imperiale nach Genua in sein Vaterland zurückgegangen war, bezeigte der König dem Gesandten dieser Republik sein Mißfallen darüber, daß sie einen Mann hege, der ihm Verdruß gemacht habe. Der Gesandte schrieb deßwegen an den Senat, der auch sogleich den Kardinal zwang, Genua zu verlassen.

Diese Nachgiebigkeit zeigt, daß der König damals schon von den Ausländern eben so sehr als von seinen Unterthanen gefürchtet und geehrt war.

Da der Herzog von Lothringen Marsal noch immer nicht übergeben hatte, entschloß sich der König den Herzog persönlich zum Worthalten zu zwingen. Aber der Marschall de la Ferté, der den Auftrag hatte, diese Festung zu belagern, eroberte sie im Sep-

tember und der König setzte hierauf den Herzog wieder in den Besitz seiner Länder.

Um diese Zeit gewann der Französische Admiral Herzog von Beaufort ein Treffen gegen die Seeräuber von Algier, die unsern Seehandel gestört hatten und stellte so die Sicherheit desselben wieder her.

Die Bürger von Avignon und die ganze Grafschaft begaben sich aus Furcht der König möchte sich wegen der seinem Gesandten an ... von angethanen und von dem Pabst nicht wieder gutgemachten Beleidigung an ihnen rächen, unter Französischen Schutz.

Zu Ende des Jahres schickten die dreizehn Schweizercantone an den König eine Gesandtschaft und baten um Erneuerung der Allianz. Sie wurden zu Paris prächtig empfangen; und einige Tage nachher beschworen der König und die Gesandten in unsrer lieben Frauen-Kirche, wo die Feierlichkeit geschah, auf den heil. Evangelien den unter ihnen geschlossenen Vertrag.

Einige Zeit nachher machte der König vierzehn Herzoge. Ausser daß Se Majestät durch Ertheilung solcher Würden Leute von Stande, die sich um ihn verdient gemacht hatten, belohnen wollte, kann man leicht denken, daß der König, der sich wohl noch der Zeit seiner Minderjährigkeit erinnerte, wo sich das Parlament von Paris der Regierung des Staats anmaßte, ähnlichen Verwirrungen vorbeugen wollte, und daher weislich dieses Collegium mit Mitgliedern vermehrte, die immer an das Interesse des Hofes gekettet blieben, und die Uebelgesinnten in ihrer Pflicht erhalten könnten.

Der

Der erſte dieſer Herzoge war Heinrich von Bourbon, erhoben von Heinrich dem IV., der lange Zeit Biſchoff von Metz geweſen war und nun Herzog von Vernoul wurde.

Franz Hannibal von Eſtrées, Marſchall von Frankreich.

Anton, Marſchall von Grammont.

Armand Carl de la Porte, Ober-General der Artillerie, der den Namen Mazarin angenommen hatte, weil er mit der Nichte und Erbin des Kardinals Mazarin vermählt war.

Nicolaus von Neuville, Marſchall von Villeroy.

Ludwig Victor von Rochechouart, Marquis von Mortemart.

Karl von Blanchefort, Marquis von Creqny.

Dú Pleſſis Auger, Marquis von Liancourt.

Leon Pottier, Graf von Tremes.

Ludwig Anne Jülles von Ayen, Graf von Noailles.

Franz von Beauvilliers, Graf von Saint Aignan.

Nicolas, Graf von Foix, und

Nicolas dú Cambout, Marquis von Coaſlin.

Der

Der König war aber nicht bloß gegen seine Hofleute so gnädig, er befreite auch seine Unterthanen noch von zehn Millionen livres Steuern und setzte die Salzabgaben um sechs livres auf den Scheffel herab.

Zu Anfang des Jahres 1664 schickte der Kaiser den Grafen Strozzi als Gesandten an den König und ließ ihn um Hülfe gegen die Türken bitten. Se Majestät verwilligte ihm viertausend Mann Fußvolk und zweitausend Mann Reiter und übergab die Führung derselben dem Grafen von Coligny. La Feuillade und Poduiz waren Feldmarschälle dieser Armee; Gassion commandirte die Cavalerie.

Da die Unterhandlung zu Rom zwischen dem Könige und dem Pabste nicht, wie ersterer wünschte, von statten ging, beschloß Se Majestät eine Armee unter dem Commando des Marschalls du Plessis nach Rom zu schicken. Dieser General marschirte auch bis Lyon vor, hier erhielt er aber einen Befehl zum Rückzuge vom Könige, der nach seinem Abmarsch die Nachricht erhalten hatte, daß die Streitigkeit zu Pisa beigelegt sey. Ich will das nähere hierüber übergehen, da man es in allen Zeitungen finden kann; doch muß ich bemerken, daß an dem Orte, wo die Bedienten des Französischen Gesandten gemißhandelt worden waren, nach dem Willen des Königs eine Pyramide errichtet wurde, auf welcher man las, was dem Könige dafür für Genugthuung geleistet worden sey.

Der Kardinal Chigi, Neffe des Pabstes, kam als Legat an den Französischen Hof und so war eine aufrichtige Aussöhnung zwischen Se Heiligkeit und dem Könige zu Stande gebracht.

Man

Man muß gestehn, daß das königliche Ansehn wohl nie mit soviel Größe gerächt worden seyn mag, als bei diesem Vorfall. Und indem der König den Regenten eine Warnung gab, ihn nicht so leicht zu beleidigen, lehrte er sie auch zugleich, wie sie die kränkendsten Beleidigungen zu ihrem Ruhme wenden könnten.

Es wurde damals auf Befehl des Königs unter den Kaufleuten von Paris eine Gesellschaft zur Beförderung des Handels in Indien errichtet. Denn Se Majestät vergaß nichts, was dem Königreiche Größe, Reichthum und Ruhe verschaffen konnte. Er gab aber auch von Zeit zu Zeit seinem Hofe Belustigungen. In den ersten Tagen des May gab er zu Versailles ein Fest mit Musik, Tanz und Illumination, das alle Zuschauer in Erstaunen und Entzücken versetzte.

Da die Seeräuber von Algier wieder anfingen, unsern Handel zu stören, schickte der König sechstausend Mann unter dem Befehl des Admirals, Herzogs von Beaufort und des Generallieutenants Gadagne an die Küsten der Barbarey, mit dem Befehl, eine Landung zu wagen und sich eines Hafens zu bemächtigen. Sie landeten bei Gigery, das sie eroberten und befestigten. Hierauf gewannen sie eine Schlacht gegen die Mauren, die den Französischen Kriegsvölkern sehr zur Ehre gereichte.

Unsre Alliirten, welche die Tapferkeit unsrer Truppen kannten, verließen sich auch bei dringenden Fällen auf den Beistand derselben. Der Kurfürst von Mainz bat sich damals Truppen vom Könige aus, um einige aufrührische Städte in seinem Lande zum Gehorsam zu bringen und Se Majestät gab ihm dreitausend Mann Fußvolk und achthundert Reiter.

Der

ter, kluger Mann, und strenger Vertheidiger seines Glaubens, den Oberbefehl führte. Dieser schlug ihm anfangs sein Gesuch ab, unter dem Vorwande, daß er im Namen der ägyptischen Könige die Befehlshaberstelle bekleide, und keine Vollmacht habe, ihm die Thore zu öffnen. Endlich kamen sie doch nach langem Wortwechsel dahin überein, daß sie gemeinschaftlich gegen die Muselmänner zu Felde ziehen wollten. Indem nun der König vor Tyrus kampirte, wuchs seinHeer immer mehr und mehr durch neue Verstärkungen an.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Abeck Machrasja kämpft im Gefechte.

Im J. 585 (1189) den 17ten des ersten Djumads erhalten wir Nachricht von dem Einfall der Franken in unser Gebieth. Sogleich läßt Saladin aufsitzen, um den angegriffenen Vorposten zu Hülfe zu eilen; er kam aber zu spät, denn die Franken waren schon mit großem Verluste zurückgeschlagen worden; dagegen hatten die Unsrigen nur einen einzigen Mann, Namens Abeck Machrasja, einen Mamluken des Sultans, eingebüßt. Er war ein trefflicher Reiter und ein tapfrer Held, und hatte sich, nachdem er sein Pferd verlohren, so lange mit dem Schwerte vertheidigt bis er der übergroßen Menge unterliegen mußte.

Funfzigstes Kapitel.

Ein anderes Gefecht.

An dem Thore fanden sich viele Freywillige zu Fuß, und andere Leute ein, die sich weder mit Gewalt noch mit Güte wollten fortschaffen lassen, obgleich die Lage des Orts sehr gefährlich für die Fußvölker war, weil sie da-

Der König war nach Fontainebleau gegangen, um einen Theil des Herbſtes daſelbſt zuzubringen. Hier bekam er die Nachricht, daß Coligny bei Saint Godard eine Schlacht gegen die Türken gewonnen und ſie zum ſchleunigen Rückzuge über den Fluß Rab gezwungen habe. Dieſer Sieg gereichte Frankreich ſehr zur Ehre. Indeß erfuhr man bald nachher, daß der Kaiſer, ohne Wiſſen des Königs, mit den Türken Frieden geſchloſſen habe. Dieß verrieth eine Art von Undankbarkeit und machte dem Kaiſer gar keine Ehre.

Gegen das Ende dieſes Jahres wurde der Surintendant Fouquet, der des Eingriffs in die Caſſe beſchuldigt war, durch einen Schluß der Chambre de Juſtice aus dem Königreiche verwieſen. Der König verwandelte dieſe Strafe in Gefängniß und zwar mit ſehr viel Klugheit. Denn es wäre ſehr unüberlegt geweſen, einen Staatsbedienten mißvergnügt aus dem Königreiche gehn zu laſſen, der ſo vielen Antheil an den Geſchäften gehabt hatte.

Da der Pabſt um dieſe Zeit in einer Bulle die Lehre des Janſenius verdammt hatte, ging der König ſelbſt in das Parlament und ließ ſie in die Regiſter eintragen, und zugleich ließ er ein Verbot ergehen, künftig über dieſe Gegenſtände zu diſputiren. Da demungeachtet Se Majeſtät einige Zeit hierauf erfahren hatte, daß man wie ſonſt über dieſe Materien diſputire, erließ er einen zweiten Befehl, worin allen Häuptern der Parthei bei ſchwerer Strafe aufgelegt war, ein Formular zu unterſchreiben, das von Prälaten und andern unverdächtigen Ordens- und weltlichen Geiſtlichen verfaßt war. Zu gleicher Zeit wurde den Buchhänd-

händlern verboten, in Zukunft die Schriften des Jansenius zu verkaufen.

Der König, der übrigens auch beschlossen hatte die Ketzerei des Kalvin aus seinem Reiche zu verbannen, war sehr aufmerksam, keine Neuerungen in der Religion einschleichen zu lassen. Denn diese sind immer der Religion gefährlich und stören oft selbst die Ruhe der Staaten, wie wir dieß in allen den Ländern gesehn haben, wo sich die Regenten dem Entstehen jener vorgeblichen Reformation der Kirche nicht widersetzten.

Der Bischoff von Münster war mit zwanzigtausend Mann in Holland eingefallen und hatte sehr bedeutende Fortschritte gemacht, während die Holländer in einem Kriege gegen die Engländer beschäftigt waren. Sobald der König davon Nachricht hatte, schickte er, zu Folge des Garantietractats, der Republik sechstausend Mann unter Pradel zu Hülfe, und diese zwangen den Bischoff von Münster zwei Monate hierauf Friede mit den Holländern zu machen und ihnen die eroberten Plätze zurückzugeben.

Die Feste, Bälle und alle die Vergnügungen, womit der König den Winter über seinen Hof belustigte, hinderten ihn nicht, auf alles, was seinem Interesse und dem Wohl seiner Unterthanen wichtig seyn konnte, Acht zu haben. Er stellte die Polizei und Sicherheit in Paris wieder her, und leistete dadurch dem Publikum einen sehr heilsamen Dienst. Es wurden nun in allen Straßen Laternen unterhalten, eine Schaarwache, welche die Nacht durch die Straßen zog, errichtet und die Räuber strenge bestraft.

Der

Der Herzog von Beaufort, der es ſich angelegen ſeyn ließ, die See von den Algieriſchen Corſaren zu ſäubern, gewann unter dem Fort de la Goulotte bei Tunis eine Schlacht gegen ſie, und bald darauf wieder eine gegen die Afrikaniſchen Corſaren bei der Feſtung Serſilles, im Angeſicht von Algier.

Um dieſe Zeit unternahm der König die Grabung eines Canals in Languedoc, der die beiden Meere mit einander vereinigen ſollte; eine Unternehmung, würdig eines Fürſten, der die Zeit des Friedens, wie des Kriegs zur Verewigung ſeines Andenkens zu benutzen weiß.

Da der König erfahren hatte, daß ſeit einigen Jahren in Auvergne viele Verbrechen begangen und wegen der Schwäche der Particulargerichte nicht beſtraft worden waren, ſtellte er Landgerichte zu Clermont an. Der Oberpräſident des Pariſer Parlaments Herr von Norion, welchen der König über dieſe Landgerichte geſetzt hatte, ſuchte durch mehrere Hinrichtungen die Böſewichter in der Provinz abzuſchrecken.

Der König wußte, daß man in Rom die Canoniſation des ſeeligen Franz de Sales vorhatte, und da er gern Theil an dieſem großen Werke haben wollte, ließ er dem Pabſt durch ſeinen Geſandten zu erkennen geben, welche Ehrfurcht er gegen die verdienſtvollen Thaten und das Leben des großen Heiligen habe, und erſuchte Se Heiligkeit keine Zeit bei der Ausführung einer ſo heiligen Unternehmung zu verlieren. Dieſe in Demuth vorgelegten Bitten des Königs wurden durch die Bemühungen Heinrichs von Maupas, Biſchoffs von Evreux und des Biſchoffs von Soiſſons unterſtützt, die dieſer Angelegenheit we-

wegen nach Rom reisten und sich da ein Jahrlang auf ihre Kosten aufhielten, und denen die Töchter der heiligen Maria vorher mit unermüdeter Sorgfalt die hierzu nöthigen Erkundigungen eingezogen hatten. Der Pabst vollzog die Canonisation des Seligen und bezeigte dabei eine besondere Achtung und Ehrfurcht gegen diesen großen Heiligen.

Gegen das Ende des Jahrs machte der Herzog die Marschälle du Plessis und de la Ferté, Senneterre und den Marquis von Montauzier zu Herzogen und Pärs von Frankreich.

Um diese Zeit starb Philipp IV., König von Spanien und die Königin Mutter, seine Schwester, Anna von Oestreich, Königin von Frankreich, überlebte ihn nicht lange. Sie starb den zwanzigsten Januar 1666 an einer langwierigen und unheilbaren Krankheit. Wahrscheinlich die größte Fürstin ihrer Zeit. Sie war Tochter, Schwester, Gattin und Mutter von Königen. Sie hatte nicht die Schwachheit, wie andere Königinnen ihr Andenken durch prächtige Paläste bleibend zu machen, sondern wendete große Summen an Arme und an die Erbauung der schönen Kirche und des Hauses im Gnadenthal (Val de grace). Ihre Frömmigkeit war musterhaft, die Klugheit, der Muth und die Einsicht, mit welcher sie während ihrer Vormundschaft die Regierung führte, werden künftige Generationen noch eben so sehr als die gegenwärtige in Erstaunen setzen.

Das gute Herz und die Dankbarkeit des Königs ließen ihn ihren Verlust lebhaft fühlen.

Da der Krieg zwischen England und Holland noch immer fortwährte, wollte der König, der noch

immer in Verbindung mit der Republik war, einen Frieden vermitteln und trug seinem Gesandten zu London auf, deßwegen mit dem König von Großbritannien in Unterhandlung zu treten. Aber dieser hatte für die Vorschläge des Königs kein Gehör. Seine Majestät vereinigte sich daher mit den Holländern, und gewann einige Zeit nachher eine beträchtliche Schlacht gegen die Engländer bei der Insel S. Christoph, wobei der Commandeur de Sales, der Neffe von Sanct François, commandirte.

Da der Orden unsrer lieben Frauen vom Berge Carmel und der heil. Lazarus-Orden in Frankreich sehr vernachlässigt waren, schenkte ihnen der König ihre Rechte und Freiheiten wieder und machte den Marquis von Louvoy zum Großmeister beider Orden.

Um das Glück des Königreichs zu vollenden, blieb dem Könige weiter nichts übrig, als den langsamen Gang der Rechtspflege, der seine Unterthanen zu Grunde richtete, schneller zu machen. Um dieß zu bewerkstelligen, befahl er dem Kanzler alle unnütze Formalitäten abzuschaffen, und dieß geschah nach dem Gutachten der geschicktesten Räthe des Staats in einem Buche mit dem Titel, das Gesetzbuch Ludwigs (code-Louis).

Der König, welcher Truppen nach Neu-Frankreich unter dem Commando des Marquis von Tracy geschickt hatte, bekam die Nachricht, daß er die Irokesen in mehrern Treffen geschlagen und sie gezwungen habe ihre Festungen zu verlassen.

Da die Königin von Spanien, Regentin des Königreichs sich weigerte den öftern und angelegentlich betriebenen Foderungen des Königs, die Rechte seiner Ge-

Gemahlin betreffend, Genüge zu leisten, marschirte der König im Monat Mai 1667 mit einer Armee von vierzigtausend Mann nach Flandern.

Ehe er abreiste, wollte er die ausserordentlichen Verdienste des Marschalls Türenne belohnen und machte ihn zum Generalfeldmarschall, eine Würde, die noch über die Marschälle von Frankreich erhebt.

Er überließ die Regierung während seiner Abwesenheit der Königin, und gab ihr ein Rathscollegium an die Seite, in welchem der Kanzler Seguier und der Marschall von Estrées präsidirten.

Die erste Unternehmung des Königs in Flandern war die Eroberung von Charleroy. Die Spanier hatten nicht Zeit gehabt, die Fortifikation dieser Festung zu vollenden und fanden es daher für gut, sie zu zerstören. Aber seine Majestät hielt es für thunlich, eine gute Festung daraus machen zu lassen, und gab Befehl, daran zu arbeiten.

Zum Commandanten der Festung machte er den Grafen von Montal.

Zu gleicher Zeit eroberte der Marschall von Aumont mit einem Corps von zehntausend Mann in sieben Tagen die Festung Bergen; Fürnes hielt sich nur drei Tage, ob es gleich Dom Johann von Toledo vertheidigte, ein Mann von großem Ruf als Feldherr.

Hierauf eroberte der Marschall auf dem Marsche das Fort Saint François und detasairte ein Corps von zwölftausend Reitern, um den Zugang zur Festung Tournay zu besetzen, und ein kleines Infanteriecorps mit dem nämlichen Auftrag nach der Gegend von Bassee.

Indessen hielt der König zu Avenes die Musterung seiner Truppen, marschirte nach Tournay, eroberte auf dem Marsche Ath und kam den zwanzigsten Junius zu Tournay an. Den Tag darauf recognoscirte er selbst die Festung und ließ den ein und zwanzigsten die Laufgräben öffnen.

An diesem Tage erhielt Se Majestät die Nachricht, daß der Graf von Lorges zweihundert und funfzig Mann geschlagen habe, die von Brüssel herkamen und sich in die Festung Tournay hatten werfen wollen; und daß fünfhundert Mann feindlicher Truppen, welche die nämliche Bestimmung gehabt hatten, auf einer andern Seite auch geschlagen worden waren.

Hierauf schickten die Belagerten Abgeordnete an den König und die Stadt ergab sich den 24. des Monats. Der Commandant des Schlosses wollte sich mit seiner Besatzung noch vertheidigen; da er aber voraussah, daß es ihm nichts helfen würde, capitulirte er am 25. und der König zog denselben Tag noch in Tournay ein. Er gab daselbst zu Erbauung einer Citadelle die nöthigen Befehle, ließ am 30. Douay einschließen und, nachdem er den zweiten Julius dort angekommen war, den dritten die Laufgräben öffnen. Die Stadt ergab sich den sechsten dieses Monats.

Zu gleicher Zeit eroberte der Marschall Aumont Courtray drei Tage nach Eröffnung der Laufgräben.

Der König ließ Oudenarde belagern, und da er nur eine halbe Meile davon stand, kam er selbst zur Belagerung und umging früh Morgens die Stadt, die sich Nachmittags hierauf ergab. Zu gleicher Zeit ließ er durch den Grafen von Duras Alost erobern,

und

und da er nach Compiegne zurückgegangen war, reiste er schnell wieder ab, um die Belagerung von Lisle persönlich zu commandiren. Er ging über Arras, blieb einige Tage zu Douay, und, nachdem er am achten August l'Isle hatte einschließen lassen, kam er am zehnten daselbst an. Diese Unternehmung war sehr gewagt: denn die Lage der Festung zwischen Gand, Brüssel und Anvers ist gefährlich, überdies wurde sie von einer starken Besatzung vertheidigt und konnte durch Ziehung der Schleußen leicht gerettet werden. Demungeachtet ließ der König am achtzehnten die Laufgräben daselbst öffnen und eine Batterie von vier und zwanzig Canonen auf die Stadt richten, die alle Aussenwerke und endlich sogar die Batterie der Feinde zu Grunde richtete.

Da der König sogar des Nachts die Posten besuchte, die Arbeiten besah, und überall zugegen war, so kann man leicht denken, daß unter seinen Augen ein jeder seine Pflicht that. Bei dem Angriff der halben Monde gab es einen harten Kampf. Endlich drängte man die Belagerten so sehr, daß sie nach einer muthigen Vertheidigung dennoch genöthigt waren den Platz zu übergeben und zwar zehn Tage nach Eröffnung der Laufgräben. Der König zog den 28. daselbst ein. Die noch übrig gebliebene Besatzung wurde nach Ypern geschickt, und der König machte den damaligen Generallieutenant, Marschall von Hümiere zum Commandanten von l'Isle.

Einige Zeit hierauf schlugen der Graf von Isselbonne mit den im Dienst des Königs stehenden lothringischen Truppen, der Marquis von Crequy mit einem Cavalleriecorps und Bellefont eben auch mit einem Corps Reiterei den Prinz von Ligne und Ma-

chin, indeß der König an der Brücke des Canals von Bruges stand, um ihre Truppen im Nothfall zu unterstützen.

Dieser Feldzug war sehr ruhmvoll für den König, der bei der Ausführung seiner großen Plane, wozu er immer die besten Mittel zu wählen wußte, außerordentlichen Muth und Verachtung seiner Gesundheit zeigte. Da er wohl wußte, daß es eben so schön sey, geliebt, als gefürchtet zu werden, ließ er in allen Städten die er in Flandern erobert hatte und selbst auf dem platten Lande, so gute Ordnung beobachten, daß das Volk die Veränderung der Herrschaft nicht unangenehm fand.

Zu Ende des Septembers eroberte der Marschall Türenne Alost wieder, dessen sich die Feinde, sobald wir es verließen, bemächtigt hatten. Dießmal ließ es der Marschall schleifen.

Um diese Zeit wurde zwischen Frankreich und England Frieden gemacht und Holland in den Tractat mit eingeschlossen.

Da der Pabst Alexander VII gestorben war, wurde der Kardinal Rospigliosi unter dem Namen Clemens der IX. an seine Stelle erwählt.

Zu Ende des Feldzugs machte der König Humieres, Crequy und Bellefont zu Marschällen von Frankreich. Es freut mich daß ich bei der Erhebung dieser Marschälle die Bemerkung machen kann, daß ein Regent, der das Verdienst schicklich zu belohnen weiß, immer gute Diener hat.

Die Allianz, welche Spanien zu Anfang des Jahres 1668 mit England, Schweden und Holland schloß, setzte den König gar nicht in Verlegenheit; sie beschleu-

nigte

nigte nur seine Abreise zur Expedition in Franche comté, wo er auch in den ersten Tagen des Februar ankam.

Die Eroberung dieser Provinz geschah in so wenig Zeit, daß nur sehr wenige einzelne Begebenheiten dabei merkwürdig sind. Jeden Tag wurde eine Stadt erobert und der König war schon zu Anfang der Fasten auf der Rückreise nach Saint Germain.

Solche Fortschritte in einer solchen Jahreszeit zu machen, ist erstaunenswürdig; aber die Gegenwart eines Königs, der sich selbst nicht schont, macht alles möglich. Wenn Cäsar sagte veni, vidi, vici, ich kam, sah und siegte, konnte er wohl nicht schneller zu Werke gegangen seyn.

Man bemerke aber auch den Unterschied zwischen dem Könige und Cäsar.

Dieser, ein Privatmann, wollte sich zum Herrn der Republik machen und mußte, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, nothwendig außerordentliche ununterbrochne Anstrengung anwenden, statt daß der König, als geborner unumschränkter Herr eines großen Königreichs, bloß aus Liebe zum Ruhm, sich der Strenge des Winters aussetzt und allen Vergnügungen entsagt, die ein Fürst von dreissig Jahren haben kann.

Nach der Zurückkunft des Königs wurde der Dauphin getauft und Ludwig genannt. Die Pathen waren der Pabst und die Königin von England, Gemahlin des Königs Karl Stuart, welche seit der Gefangennehmung und dem Tod ihres Gemahls in Frankreich geblieben war.

Im Monat Mai kam der Friede zwischen Frankreich und Spanien zu Stande. Die Hauptartikel

daselbst keinen Zufluchtsort hatten, der ihnen den Rücken decken könnte. Einst merkte der Sultan aus der Staubwolke, die sich in der Ferne erhob, daß sie mit dem Feinde wieder handgemein worden seyn, und schickte eiligst einen Haufen Reiter, den er eben bey sich hatte, an sie ab, um sie wieder aus dem Gefechte zurückzubringen: als dieser aber dahinkam, war der Sache nicht mehr abzuhelfen, und er wurde selbst mit in das Gemühle gezogen. Von den Fußvölkern wurden viele gefangen und getödtet, so daß die Zahl der Gebliebenen auf 130 geschätzt wird. Dagegen büßten auch viele von den Franken ihr Leben ein, unter andern der Herrführer der Deutschen. Unter die vornehmen der Muselmänner, die hier ihren Tod fanden, gehört namentlich Ibn Elbaseren, ein schöner, tapfrer Jüngling, dessen Verlust der Vater mit seiner Thräne beweinte, weil er den Tod für die Ehre Gottes als einen Gewinn ansah. Von allen Gefechten, die ich erlebt habe, war keins für die Franken so glücklich als dieses; und wir haben sie so viele Gefangene gemacht.

Ein und funfzigstes Kapitel.

Marsch nach Perlemais.

Saladin wollte zwar den erlittenen Schaden an den Franken rächen, da sie sich aber eiligst bis unter die Mauern von Akras zurückzogen, so hielt er es auch für unnütz sich hier länger aufzuhalten, sondern ging nach Perlemais, um dort den Bau der Festungswerke durch seine Gegenwart lebhafter zu betreiben, und da wieder nach Marsch Hyron ins Lager, wo er die dem Herrn von Sydyh Armen, bewilligte Zusammenkunft abwarten wollte.

Zwey

waren: daß alle Plätze, welche der König in Flandern erobert hatte, ihm bleiben, er aber dem Könige von Spanien die Grafschaft Burgund zurückgeben sollte, welches er auch that, nachdem er die Bastionen von Dole hatte zerstören lassen.

Gegen das Ende des Jahres schickte der Großherzog von Toscana eine prächtige Gesandtschaft an den König.

Um diese Zeit baten viele angesehene Edelleute am Hofe den König um Erlaubniß, den Venetianern auf Candia, das die Türken schon längst belagerten, beistehn zu dürfen. Se Majestät gab ihnen die Erlaubniß hierzu und veranlaßte den Pabst, daß er den Herzog von Beaufort zum General der Hülfstruppen bei dieser Belagerung ernannte. Er ist wahrscheinlich daselbst geblieben, denn man hat nachher keine Nachricht wieder von ihm gehabt.

Der König brachte einen Theil des Sommers damit zu, daß er Lager für die Truppen aufschlagen ließ, die er im Dienst behalten hatte. Dieß hatte er theils gethan, um sie immer in der Uebung zu erhalten, theils um das Königreich durch sie zu policiren, Paris verschönern zu lassen und von Zeit zu Zeit prächtige Schauspiele geben zu können.

Johann Casimir, König von Polen, welcher Wittwer geworden war, war willens sich von der Welt zurückzuziehn, entweder um mit weniger Störung an das Heil seiner Seele denken zu können, oder weil er in einem religiösen Orden stand und in einem Zustande sterben wollte, der sich für einen Gottergebenen besser schickte. Die Gründe seines Vorhabens mochten seyn welche sie wollten, so kann man sie nicht in dem Mangel an Muth und Klugheit suchen. Denn

er

er regierte und vertheidigte sein Reich mit sehr viel Weisheit und Tapferkeit, und war während seines Privatlebens und seit er König war, bei zwei und zwanzig Schlachten gewesen und hatte mehrere davon gewonnen. Aber der Herrlichkeiten der Welt müde, legte er jetzt seine Krone nieder und bat sich vom Könige, welcher königlichen Personen immer Sicherheit zu gewähren pflegte, einen Ort zum Aufenthalt aus. Der König versprach ihm nicht bloß Aufnahme in Frankreich. Er schenkte ihm sogar die Abtei Saint Germain des Prez zu Paris nebst zehntausend Ecus Pension. Doch sah dieser Monarch den König bloß incognito: Se Majestät wollte und durfte ihm in ihren eignen Staaten die rechte Hand nicht lassen, ohne der königlichen Würde zu vergeben; denn es ist ein großer Unterschied zwischen einem Wahlkönige und einem Erbkönige.

Gegen das Ende des Jahres schickte der Großsultan einen Aga als ausserordentlichen Gesandten nach Frankreich. Der Gruß, den er dem Könige sagen ließ, scheint mir des Aufzeichnens werth. Er war:

„Dem erhabnen majestätsvollen Monarchen vom Glauben Jesu, dem Auserwählten unter den glorreichen Fürsten von der Religion des Messias, dem Schiedsrichter aller christlichen Nationen, dem Herrn von Majestät und Ehre, von Ruhm und Lob, dem Kaiser der Franken, Ludwig. Möchte das Ende seiner Tage mit Glück besiegelt seyn!"

Man sieht, daß der Ruf des Königs sich nicht bloß auf Frankreich erstreckte.

Im Anfang des Jahrs 1670 bat Algier den König um Frieden, und er [illegible] unter der Bedingung, daß die Französischen Sklaven, die

während des Kriegs gefangen worden waren, ihre Freiheit erhielten.

Um diese Zeit vermehrte der König die Anzahl seiner Schiffe und seine Seemacht, um sich den auswärtigen Mächten immer furchtbarer zu machen.

Nachdem Se Majestät während des Winters, die Zeit, die ihm seine Geschäfte übrig liessen, mit Vergnügungen zugebracht hatte, reiste er im Monat Mai nach Flandern, um die eroberten Städte zu besehen und befestigen zu lassen.

Die Vergnügungen des Friedens verderbten keineswegs das Gemüth des Monarchen. Er dachte in Friedenszeiten beständig an den Krieg; denn er rechnete darauf, daß es spät oder früh wieder dazu kommen würde. Er war nicht wie andere Regenten und wie selbst viele Privatleute, die nicht eher arbeiten, bis sie dazu gedrängt werden.

Auf seiner Reise vertheilte der König öfters Geld unter das Volk; ein gutes Mittel, die Leute sich ergeben zu erhalten.

Da Se Majestät mit dem Betragen des Herzogs von Lothringen unzufrieden war, schickte er eine Armee unter dem Commando des Marschall Crequy in die Staaten des Herzogs, um ihn zu Vollziehung seiner Versprechungen zu nöthigen.

Der Marschall, der wenig Widerstand fand, eroberte Pont a Mousson, Epinal, Chatté und Longwy und ließ sie demoliren.

Um diese Zeit schickte der König von Arbe, großmächtiger Fürst von Guinea, eine Gesandtschaft an den König, um eine Handelsverbindung zwischen ihm und den Franzosen auf der Insel Martinique in Vorschlag

ſchlag zu bringen und Se Majeſtät Aufnahme in ſeinen Häfen und Freundſchaft anzutragen, ſo wie er ſich auch wiederum des Königs Freundſchaft erbat.

Der König ſchickte damals den Marquis von Rointel als auſſerordentlichen Geſandten an die Pforte, und dieſer wurde vom Groſſultan mit allen ſeinen Charakter ſchuldigen Ehrenbezeigungen empfangen.

Im nächſten Sommer marſchirte der König mit einem Corps Truppen nach Flandern, worüber die Spanier ſehr in Unruhe geriethen. Indeſſen war die Abſicht Sr Majeſtät bloß, die angeordneten Arbeit n in den eroberten Feſtungen in Augenſchein zu nehmen und durch ſeine Gegenwart und durch die Arbeit der Soldaten von der Armee, die er mit ſich geführt hatte, die Vollendung der Feſtungswerke zu beſchleunigen, die er gern fertig geſehn hätte, beſonders zu Dünkirchen, wo ſich Se Majeſtät auch länger als in den andern Feſtungen aufhielt, und an einem Werke arbeiten ſah, das man einen Risban nennt, und das von der Erfindung Vaybans war, eines der größten Meiſter in der Fortifikation.

Dieſes Feſtungswerk war eine Art von Damm, der über fünfhundert Toiſen weit ins Meer hinein gebaut war und die Citadelle und den Hafen von Dünkirchen unüberwindlich machen würde, wenn eine Feſtung je unüberwindlich ſeyn könnte.

Der König ließ vier Capellen in der Nähe von Dünkirchen erbauen, damit die Soldaten täglich die Meſſe hören könnten, eine Sorgfalt, die wirklich des allerchriſtlichſten Königs würdig iſt.

Nachdem der König nach Paris zurückgekehrt war, bekam er den Wunſch, eine neue Säulenordnung erfunden zu ſehen, welche die Corinthiſche und Rö-

Römiſch übertrafe und den Namen Franzöſiſche Ordnung erhielt. Er ließ daher bekannt machen, daß er dem Baukünſtler, Mahler, Bildhauer oder wer es auch ſey, der dieſe Aufgabe am beſten löste, ſein Bildniß mit Diamanten beſetzt ſchenken würde.

Hierbei bemerke ich, daß die meiſten großen Männer gewöhnlich nur in einer Hinſicht groß ſind, manche durch ihre Kriegstalente, manche durch ihre Politik, andere durch Kunſt und Wiſſenſchaft, daß der König aber überall im einzelnen wie im groſſen, im Familienverhältniß, im Staatsrath, in Anordnung ſeiner Gebäude und in Führung der Armeen groß erſcheint. Er handelt überall als wenn er dazu geboren wäre.

Da Monſieur ſeit einem Jahre Wittwer war, vermählte er ſich jetzt mit der Tochter des Kurfürſten von der Pfalz und die Frucht dieſer Ehe war der Herzog von Chartres und Mademoiſelle.

Der König hatte Urſach mit den Holländern unzufrieden zu ſeyn. Denn ſie ſchienen ganz vergeſſen zu haben, wie viel ſie dem Könige von Frankreich in Rückſicht auf die Befeſtigung und Erhaltung ihrer Republik zu danken hatten. Sie ſtreuten Manifeſte unter das Volk, um es vom Gehorſam gegen ſeine Regenten abzuziehn und rühmten ſich den König gezwungen zu haben, im J 1668 mit Spanien Frieden zu ſchließen, ja ſie hatten ſogar damals Medaillen prägen laſſen, die für Frankreich beleidigend waren. Da nun Se Majeſtät vollends erfuhr, daß die Holländer mit dem Kurfürſten von Brandenburg einen Tractat geſchloſſen hatten und ſich zum Kriege rüſteten, erklärte er ihnen im April 1672 den Krieg. Er wollte dabei perſönlich commandiren; unter ihm commandirte ſein Bruder, der Herzog von Orleans, un-

unter dem Herzog der Prinz Condé und unter dem Prinzen der Marschall Türenne.

Der König würdigte die Holländer nicht, ihnen durch einen Herold den Krieg anzukündigen, wie man wohl gegen gleiche Feinde zu thun gewohnt ist. Er behandelte sie durch dieß Verfahren, wie rebellische Unterthanen.

Zu Ende des Aprils reiste Se Majestät von Paris ab und kam den fünften Mai zu Charleroy an. Er nahm seine Armee daselbst in Augenschein, die längs dem diesseitigen Ufer der Sambre campirte. Den eilften Mai marschirte er an der Spitze seiner Armee von da weg.

Am siebzehnten kam der König vor Viset an, vier Meilen von Mastricht. Hier campirte er mehrere Tage, hielt Kriegsrath und war täglich zu Pferd.

Nachdem er eine Schiffsbrücke über die Maas hatte schlagen lassen, ließ er seine Armee darüber gehn. Den zwölften Junius recognoscirte er selbst, um 9 Uhr des Morgens, die Festung Orsoy, ließ daselbst den Herzog von Orleans mit dem Befehl, Vorbereitungen zum Angriff auf den Abend zu machen und ging nach Rhimbergen, um die Reiterei, die es berennen sollte, zu postiren.

Hierauf kehrte er in Eil nach Orsoy zurück und ließ um 10 Uhr des Abends verschiedene Angriffe thun, zwei wirkliche und zwei verstellte, um die Vertheidigung der Festung so zu vertheilen. Der Generallieutenant la Feuillade, der Feldmarschall Chevalier von Lorraine, die Brigadeobersten la Marche und Boquemart und der Oberst Beringhen waren mit einem Detaschement Schweizergarden und den Regimentern Picardie und Douphin bei den zwei wah-

wahren Angriffen. Man faßte Platz auf der Contre scarpe und während der Nacht kam es bald zur Vereinigung zwischen den beiden Angriffspunkten.

Den andern Tag Mittags bekam der König Nachricht, daß zwei Fregatten, jede mit acht Kanonen bewaffnet, von der Festung ausliefen welche die Frau des Commandanten und viele Bagage mit sich führten. Er ließ sogleich seine Garde zu Fuß, funfzig von der Leibwache, und hundert und funfzig Mann von dem Regiment des Königs marschiren, um sie wegzunehmen, und befahl dem Grafen Montal in Eil mit sechs kleinen Kanonen oberhalb des Flusses zu gehen und ihnen den Weg abzuschneiden. Das Regiment Orleans eilte auf den Befehl von Monsieur auch hinzu. Die Fregatten hielten zwar die Infanteriesalven aus und vertheidigten sich mit ihrem Musketen- und Kanonenfeuer, wurden aber von unsern Kanonen überrascht. Die eingeschifften Personen ließen sich ans entgegengesetzte Ufer des Rheins setzen und verließen die Fregatten, die wir ohne Widerstand eroberten. Während der Zeit hatten unsere Batterien nicht aufgehört, die Stadt zu beschießen, so daß der Kommandant Abends gegen 6 Uhr Schamade schlagen ließ und die Stadt auf Discretion übergab. Wir hatten dabei wenig Leute verloren. Der einzige bedeutende Mann, den wir einbüßten, war der Chevalier d'Arquian, der an der Seite des Königs erschossen wurde.

Den Tag darauf berichtete der Marschall Türenne, den der König beordert hatte Bürck einzunehmen, daß der Commandant dieser Festung über die schnelle Uebergabe von Orsoy bestürzt, nicht gewartet habe, bis die Laufgräben eröffnet worden seyen. Er bat um billige Bedingungen die er ihm auch verwilligt habe.

Den-

Denſelben Tag noch ſchickte der Prinz Conde Longueval an den König, um ihm die Nachricht von der Eroberung von Weſel und dem Fort Lippe zu überbringen. Das Regiment Dauphin, an deſſen Spitze der Marquis von Coeuvres ſtand, hatten ſie in Sturm erobert.

Nach der Eroberung von Orſoy ging der König nach Rhimbergen um auch dieß zu belagern. Aber der Commandant der Feſtung, der wohl ſah, daß ſein Widerſtand die Bedingungen nur härter machen würde, ergab ſich ohne die Kanonen zu erwarten.

Von Rhimbergen marſchirte der König vor Reez, wo er campirte. Hier bekam er die Nachricht, daß Beuvire Dortkum an der Yſſel erobert und der Graf von Choiſeul Ulm weggenommen und die Beſatzung zu Kriegsgefangnen gemacht habe.

Nachdem der König die Forts Reez und Emerik erobert hatte, wollte er die Inſel Betau in Beſitz nehmen und ließ die Armee am Rheinufer bei Tollhuis ein Lager aufſchlagen. Sobald er erfuhr, daß die Feinde Geſchütz kommen ließen, um den Ort zu befeſtigen, von wo man auf die Inſel kommen kann, beſchloß dieſer ihnen zuvorzukommen und ließ in der Abſicht Truppen mit zwölf Stücken Geſchütz marſchiren, mit dem Befehl, den Uebergang, der auf einer kupfernen Schiffsbrücke, an welcher man arbeitete, geſchehen ſollte, zu unterſtützen. Da aber den andern Tag erſt ſechs Pontons fertig waren und man nicht hoffen konnte, die ganze Brücke den Tag über zu vollenden: ſo ließ der König die Furthen unterſuchen. Der Graf von Guiche glaubte eine gefunden zu haben, und Se Majeſtät gab ihm daher zweitauſend Reiter, mit welchen er im Angeſicht eines feindlichen Korps Infan-

fanterie und Kavalerie, das am Ufer ſtand, den Rhein hinüber ſchwamm.

Der Prinz Conde, der Herzog von Anguien ſein Sohn, und der Herzog von Longueville ſein Neffe, nebſt vielen Freiwilligen folgten. Die feindliche Reiterei leiſtete zwar anfangs einigen Widerſtand: aber als ſie die Franzoſen nicht weichen ſahen, ergriffen ſie endlich voller Beſtürzung die Flucht. Die Infanterie, die in Hecken eingeſchloſſen war, verlangte Pardon; aber der Herzog von Anguien und der Herzog von Longueville verſtanden dieſe Bitte nicht und drängten immer auf ſie ein. Die Feinde wagten daher voller Verzweiflung noch einen Angriff, wobei der Herzog von Longueville getödtet, der Prinz Condé am Handgelenk verwundet und zwanzig angeſehene Männer getödtet und verwundet wurden.

Der Prinz Condé hätte alles dieſes Unheil vermeiden können, aber ſein Muth riß ihn beim Anblick der Feinde hin.

Sobald der Prinz von Oranien erfuhr, daß ein Theil unſrer Truppen den Rhein paſſirt war, zog er ſich mit ſeiner Armee in großer Unordnung gegen Utrecht zurück.

Der König gab dem Marſchall Türenne, dem er das Commando der Armee des Prinzen Condé nach deſſen Verwundung übergeben hatte, Ordre Arnheim zu erobern; und der Marſchall bemächtigte ſich auch dieſer Feſtung, ohne viele Leute zu verlieren, den Grafen du Pleſſis ausgenommen.

Den Tag darauf ſtürmte und eroberte er die Forts zu Nimwegen und Skeingk und belagerte die Stadt Nimwegen, die ſich nur acht Tage lang hielt. Hierauf

auf nahm er die Insel Bommel in Besitz. Indessen belagerte und eroberte der König Duisburg und beorderte den Herzog von Orleans Zütphen einzunehmen.

Zwei Tage hierauf erhielt Se Majestät Nachricht von der Einnahme von Zwoll, Deventer, Kempen, Elburg, Harkewick, Hattem, Hesselt und Ommen, welche die Truppen der Conföderirten erobert hatten.

Den Tag hierauf erfuhr er, daß sich die Forts Woorn und Saint André ergeben hatten; er marschirte sodann gegen Utrecht, das seine Ankunft kaum erwartete und ihm durch Abgeordnete, die er sehr gut empfing, seine Unterwerfung zusichern ließ.

La Feuillade wurde vom Könige abgeschickt die Kapitulation zu berichtigen, und der König zog den fünften Julius daselbst ein.

Den nämlichen Tag wurde ihm noch die Nachricht von der Einnahme von Genep und Greve und den Tag darauf von der Einnahme von Naerden, Bommel, Crevecoeur und Owarden überbracht. Niemand von allen, die je Eroberungen gemacht haben, haben wohl mehr den Titel Eroberer verdient, als der König. Der Plan dieses Feldzugs war vortrefflich und die Ausführung ohne Gleichen.

Während der König Eroberungen in Holland machte, schlugen seine Flotten die Holländer zur See. Nachdem sich der Französische Viceadmiral Graf von Estrées und der Herzog von York, nachheriger König von England, der die englische Flotte commandirte, vereinigt hatte, schlugen sie die Holländische Flotte, bohrten das Admiralsschiff in Grund und nahmen achtzehn Schiffe weg, worunter sich auch das Contre-Admiralsschiff befand.

Zwey und funfzigstes Kapitel.

Unterdeß konnte er doch den seinem Fußvolke zugefügten Schaden nicht ungerächt lassen, sondern beschloß die bey Tebnin stehenden Franken in einen Hinterhalt zu locken. Zu dem Ende theilte er sein Heer in acht Haufen, aus deren jedem er zwanzig auserlesene Reiter aushob, die den Feind angreifen und nach einiger Zeit sich an den Ort zurückziehen sollten, wo der Hinterhalt verborgen lag. Allein ihre ungeitige Tapferkeit machte, daß sie den Befehl aus der Acht ließen, und ohnerachtet ihrer geringen Anzahl mit dem weit überlegenern Feind vom Morgen bis an den Abend stritten; denn jetzt erst schickte ihnen der Sultan, weil er es nicht eher inne geworden, eine Verstärkung zu, bey deren Annäherung die Franken eilligst die Flucht ergriffen. Die letztern sollen zehn Mann verlohren haben: von den unsrigen blieben nur sechs, unter andern ein Araber, Emir Kamil, ein schöner junger Mann: den die Feinde gefangen nahmen, und bey der Flucht ermordeten, damit er nicht von den Muselmännern wieder in Freyheit gesetzt würde.

Drey und funfzigstes Kapitel.

Fernerer Verlauf der Geschichte des Herrn von Sidon.

Während der Zeit verlautete sich das Gerücht, daß der Herr von Sidon bey der Frist, die er sich ausgebeten, seine wirkliche Absichten gehabt. Dazu kamen noch andere Umstände die den Verdacht nicht unwahrscheinlich machten. Es wurde z. B. immer Korn und Salz in das Schloß gebracht, die Thore ausgebessert, und dergleichen mehr. Um nun die Besatzung näher be-

Der König, der auf der Rückreise nach Paris war, schloß einen Tractat mit dem Könige von England, vermöge dessen sich diese beiden Monarchen verbindlich machten, nicht ohne gegenseitige Einwilligung mit den vereinigten Niederlanden Frieden zu schließen.

Um diese Zeit bat der König von Tunis den König um Frieden, und dieser verwilligte ihm denselben.

Der Prinz von Oranien schloß im October Woerden ein und verschanzte sich. Der Herzog von Luxemburg, welcher damals die königlichen Truppen in diesem Lande commandirte, eilte sogleich zum Entsatz der Stadt, griff, obgleich viel schwächer als die Feinde, an fünf Orten ihre Verschanzungen an und zwang den Prinz von Oranien, die Belagerung aufzuheben.

Der König hatte erfahren, daß der Kurfürst von Brandenburg seine Truppen über die Straßburger Brücke gehen lassen wollte. Er ließ daher diese Brücke abbrennen, eine Unternehmung die sehr kühn, aber für die Erhaltung unsrer Eroberungen äußerst wichtig war.

Es hat wohl Könige von Frankreich gegeben, die tapfer waren, wie man nur tapfer seyn kann; aber ich kenne keinen, der so gut wie der König, Krieg zu führen und in Ergreifung seiner Maßregeln sich so gut nach den Menschen, mit denen er zu thun hatte, zu richten gewußt hätte.

Der Prinz von Oranien ließ sich durch sein Unglück nicht muthlos machen. Als er erfuhr, daß der Graf von Montal Charleroy verlassen hatte, um Tongres, das mit einer Belagerung bedroht war, zu vertheidigen, glaubte er diese Festung, die noch nicht im guten Stande war, angreifen zu können. Er

ſtieß daher zu dem Spaniſchen General Marchin, der ſie ſeit dem 14. December eingeſchloſſen hielt, und ließ den 18. die Laufgräben daſelbſt öffnen.

Sobald der König davon Nachricht erhielt, ertheilte er überall hin ſeinen Truppen Befehle und beſtimmte ihnen Ort und Zeit zur Vereinigung. Er ſelbſt ging von Saint Germain den 21. December weg. Zu Compiegne erfuhr Se Majeſtät, daß der Graf von Montal in der Nacht vom 18. zum 19. December nach Charleroy zurückgegangen ſey und den andern Tag einen Ausfall gewagt habe; und daß die Feinde, welche die Eroberung von Charleroy nicht ſowol wegen der Schwäche der Feſtungswerke, als wegen der Abweſenheit des Commandanten für möglich gehalten, die Belagerung aufgehoben hätten.

Um dieſe Zeit griff der Herzog von Luxemburg die Holländer in Bodegrave, Swammerden, Newerburg und in drei andern Forts an, und nahm ihnen zwanzig Stück Kanonen und viel Kriegs- und Mundvorrath weg.

Hierbei muß ich die Bemerkung machen, daß man wohl nicht leicht in einem Feldzuge ſo große Fortſchritte machen und weniger Menſchen verlieren kann, als der König in dieſem Feldzuge verlor. Die Schnelligkeit, mit der man heut zu Tage die Feſtungen angreift, erſpart mehr Soldaten, als wir zu unſrer Zeit mit aller unſrer Vorſichtigkeit und Langſamkeit erſparen konnten. Wenn man einen Monat, ſechs Wochen oder noch länger vor einer Feſtung lag, ſo verlor man durch Krankheiten, durch Deſertion oder durch enges Aneinanderliegen der Soldaten mehr Volk, als man jetzt in vier oder fünf Tagen durch Angriffe verlieren kann, und man gewinnt überdieß Zeit, die im Kriege ſo viel werth iſt.

Da der Kanzler Seguier gestorben war, besetzte der König seine Stelle mit dem Herrn von Aligre und statt des verstorbnen Kanzlers übernahm er selbst die Stelle eines Protectors der Französischen Academie.

Da der Kurfürst von Brandenburg in die Länder des Kurfürsten von Köln und des Bischoffs von Münster, unsrer Alliirten gefallen war, schickte der König den Marschall Türenne mit einem Korps nach Deutschland.

Der Marschall nahm dem Kurfürsten von Brandenburg die Plätze Unna, Ham, Kamen und Altena in der Grafschaft Mark weg, und schlug die Truppen desselben, die zum Entsatz kamen.

Hierauf belagerte und eroberte der Marschall die Stadt Zoest, die groß und gut befestigt ist, ferner Ravensberg, Höxter und Bilefeld und nöthigte endlich den Kurfürsten von Brandenburg, um Waffenstillstand zu bitten.

Der König vermehrte jetzt seine Truppen um sechstausend Mann Fußvolk und zweitausend Mann Reiterei.

Um diese Zeit schien es zu einem Frieden mit den Holländern zu kommen. Die Stadt Köln wurde zum Ort der Unterhandlung gewählt und der König ernannte zu seinen Bevollmächtigten den Herzog von Chaulnes und die Staatsräthe Courtin und Barillon.

Die Unterhandlung wurde aber vieler Schwierigkeiten wegen rückgängig. Und der König reiste den ersten Mai von Saint Germain ab, um seine Armee in Holland persönlich zu commandiren.

Der König von England verband sich mit dem Könige wider die Holländer, und die Englische Flotte ver-

vereinigte sich mit der Französischen mit Hülfe eines glücklichen Zufalls: denn wenn die Holländische Flotte drei Stunden eher vor der Mündung der Themse angekommen wäre, so hätte sie mit hundert und vierzig Flütschiffen, die zu dem Ende mit Steinen beladen waren, die Englische Flotte gewiß am Auslaufen gehindert.

Nachdem der König Mastricht durch dreitausend Reiter an drei Orten hatte berennen lassen, kam er daselbst den 10. Jun. selbst an. In dieser Festung bestand die Besatzung aus fünftausend Mann Fußvolk und tausend Reitern regelmäßiger Truppen, ohne die zahlreiche bewaffnete Bürgerschaft zu rechnen; und Farjau, ein Mann von großem Ansehn, war Commandant.

Nachdem den 14. Junius die Linien vollendet waren, ließ der König den 17. dieses Monats an zwei Orten rechts von seinem Quartier die Laufgräben öffnen, und unsre Batterien, die den 18. in Stand kamen, zerstörten die auf dem Walle von den Feinden errichteten Vertheidigungswerke, so daß wir weit gegen die Contrescarpe vorrückten.

Der König, der jeden Tag die Schanzarbeiten besah, und des Nachts die Wachen untersuchte, gab Befehl, man sollte die Laufgräben durch Linien verbinden und durch Grabung von Brunnen die feindlichen Minen zu verderben suchen.

Da unsre Kanonen die feindliche Artillerie zum Schweigen gebracht hatte, griffen wir das Hornwerk an, und bemächtigten uns desselben nach einem harten Kampfe. Dieß nöthigte die Belagerten den 30. zu capituliren. Dem König machte bei dieser Unternehmung nicht sowol der glückliche Erfolg Ehre, als seine dabei bewiesene Klugheit, und die Sorgen und Strapazen, die sie ihm kostete.

Nachdem Se Majestät in der Festung, wo er d'Estrades als Commandanten zurückließ, die nöthigen Befehle ertheilt hatte, rückte er gegen die Grenzen von Deutschland vor, indeß der Marschall Türenne Trier eroberte.

Der Graf von Estrées und der Prinz Robert von England gewannen damals zur See eine Schlacht gegen Ruyter den General der Englischen Schiffe und gegen den Admiral Tromp, der die Holländische Flotte commandirte.

Da der König erfuhr, daß der König von Spanien unsre Feinde begünstigte, ungeachtet wir Frieden mit dem Spanischen Hofe hatten, erklärte er ihm im Monat October den Krieg.

Der Marschall Türenne schlug in Deutschland mit fünfhundert Reitern sechshundert Kaiserliche Kuraßire.

Der Graf von Montal eroberte Beaumont in Tierache und der Herzog von Luxemburg Quesserwert und Ruys.

Gegen das Ende des Jahres legte der König den Grund zu der Versorgungs-Anstalt der Invaliden. Er ließ an dem Thore von Paris ein Gebäude errichten, das groß genug ist, um viertausend Mann zu fassen.

Dieß ist wohl der schönste Gedanke, den ein Fürst je für das Wohl und die Ruhe der in seinem Dienste verstümmelten Kriegern fassen konnte. Es fehlt ihnen da nie an der Befriedigung irgend eines geistlichen oder körperlichen Bedürfnisses, und die gute Ordnung, für welche der König in diesem Hause gesorgt hat, macht daß es dem großen Haufen, der es bewohnt, zu einer Schule der Tugend und der Sittlichkeit wird. Die Kriegszucht die darin herrscht, macht dem Könige den Dienst derjenigen, welchen es

ihre

ihre Gesundheit erlaubt zur Armee zurückzukehren, nur noch nützlicher.

Da der Kaiser um diese Zeit gegen alles Völkerrecht den Fürsten von Fürstenberg, den Bevollmächtigten des Kurfürsten von Köln, den Bundesgenossen des Königs, zu Köln hatte gefangen nehmen lassen, bezeigte Se Majestät seinen Unwillen darüber und rief seine Bevollmächtigten zurück.

Auf die Nachricht, daß der Kurfürst von der Pfalz einen geheimen Tractat mit dem Kaiser schließe, ließ der König Germersheim, das dem Kurfürsten gehört, wegnehmen und demoliren, und dieß that er theils um den Feinden diesen Posten zu entreissen, theils um sich einen Weg in die Pfalz zu öffnen.

Der Herzog von Navailles, den der König mit Truppen in die Grafschaft Burgund geschickt hatte, eroberte zu Anfang des Winters Pesmes, Gray, Saint Amour, Vesoul, Lons le Saunier und Orgelet; und im Monat April ließ Se Majestät durch den Herzog von Anguien Besançon einschließen und folgte ihm einige Zeit nachher, als am ersten Mai, selbst ins Lager nach. Der Guvernör der Festung, Baron von Soye, vertheidigte sie mit einer Besatzung von dreitausend Mann. Se Majestät besah den andern Tag die Aussenwerke, bemerkte die Stellen, wo die Stadt und Festung zugleich angegriffen werden konnte, und ließ den 6. des Monats die Laufgräben öffnen.

Die Schanzarbeiten waren wegen des starken feindlichen Feuers, dem man ausgesetzt war, und wegen des steinigten und schwer zu durchgrabenden Erdreichs sehr mühsam. Ueberdieß thaten die Belagerten täglich Ausfälle, welche harte Kämpfe kosteten. Da wir aber endlich bis zur Contrescarpe vorgerückt wären,

mußte sich die Stadt ergeben. Der König bestätigte den Einwohnern ihre Freiheiten; aber die Besatzung wurde, wie Kriegsgefangne, behandelt. Der Prinz von Vaudemont zog sich in die Citadelle zurück. Der König gab eine Veränderung in dem Angriff derselben an, wodurch die Batterien gegen das Fort Sanct Stephan gerichtet wurden; und diese thaten eine so gute Wirkung, daß die Belagerte sieben Tage nach der Uebergabe der Stadt Schamade schlugen.

Die Besatzung nahm Waffen und Gepäck mit sich und Se Majestät gab dem Prinzen von Vaudemont Pässe nach Brüssel.

Zwey Tage darauf marschirte der König nach Dole, das er hatte einschließen lassen. Am Tage seiner Ankunft besah er rings die Stadt und beschloß sie an einem Orte angreifen zu lassen, der ihm noch schwächer schien, als der zuerst gewählte. Während die Generale die Quartiere der Armee vertheilten, thaten die Feinde einen heftigen Ausfall; sie wurden aber bis in die Stadt zurückgetrieben.

Den Tag drauf ließ Se Majestät den Commandanten der Festung, Marquis von Bergues aus dem Hause Este auffodern, sich zu ergeben. Er gab dem Könige die artige Antwort, es mache ihm zuviel Ehre, daß er sich gegen einen so großen Monarchen zu vertheidigen habe, als daß er diese Gelegenheit vorbeigehn lassen könnte.

Die Laufgräben wurden noch die nämliche Nacht geöffnet, und da wir mit denselben in kurzer Zeit weit vorgerückt waren, faßten wir sogar auf der Contrescarpe Fuß; aber die Feinde vertrieben uns da wieder. Doch konnten sie sich nicht lange behaupten: wir errangen unsern vorigen Posten mit dem Degen

in

in der Hand bald wieder und behaupteten ihn auch. Da nun vollends unsre Minen, unsre Fourneaux und unsre Batterien überall Verderben anrichteten, so mußten die Belagerten um Capitulation bitten, acht Tage nach Eröffnung der Laufgräben.

Während dieser Belagerung hatte der König ein Truppencorps unter dem Commando von la Feuillade abgeschickt, um Pontallier, Salins und das Fort Saint André zu belagern und zu erobern. Das letztere würde mehr als irgend eine Festung in der Provinz zu erobern gekostet haben, wenn nicht die Feinde durch die Annäherung des Königs an der Spitze einer siegreichen Armee in Schrecken gesetzt worden wären. Aus eben der Ursache war der Herzog von Duras auch in der Belagerung der Stadt Jour und des Forts Saint Anne so glücklich.

Diejenigen, welche nur oberflächlich urtheilen können, glauben der Feldzug in Franchecomté im Jahr 1668 sey wegen der Schnelligkeit, mit welcher damals diese Provinz erobert wurde, ohne Gleichen. Indessen können beide Feldzüge in Hinsicht auf den dadurch erlangten Ruhm kaum in Vergleich gestellt werden. Beim vorigen wurden die Feinde unvermuthet überfallen, bei dem letztern waren sie gerüstet und leisteten überall herzhaften Widerstand.

In Deutschland eroberte der Marschall Türenne mit zehntausend Mann von einem langen Marsche ermüdeter Truppen die Stadt Sinzheim, und zwar in der Nähe der Feinde, an deren Spitze der Herzog Karl von Lothringen und der Kaiserliche General Graf Caprara standen.

Nachdem der Marschall die Festung erobert hatte, marschirte er gegen die Feinde, die auf der andern

Seite in Schlachtordnung ſtanden, und gewann, obgleich mit vieler Schwierigkeit, das Treffen gegen ſie. Es blieben von den Feinden zweitauſend Mann, fünf hundert wurden gefangen und das feindliche Gepäck und die Fahnen wurden erobert. Dieſer Sieg nöthigte den Herzog Karl von Lothringen und den General Caprara, ſchnell über den Neckar zu gehn. Der Vicomte Türenne ging auf die Nachricht, daß der Herzog von Bournonville mit den Kreistruppen zu der Armee des Herzogs Karl und Caprara's geſtoßen, und dieſſeits des Rheins gegangen ſey, wieder über den Rhein zurück, verfolgte die Feinde und trieb ſie auch über den Main. Zufrieden damit, ſie von ſich entfernt zu haben, blieb der Marſchall in der Pfalz ſtehen und nöthigte den Pfalzgrafen, ſeine Reſidenz Heidelberg und ſein ganzes Land zu verlaſſen.

Um dieſe Zeit belagerten die Holländer Grave. Der Marquis von Chamilly, Commandant der Feſtung, vertheidigte ſie drei Monate hindurch mit aller möglichen Tapferkeit und Einſicht; aber die Feinde eroberten ſie endlich noch, obſchon mit großem Verluſt für ihre Armee.

Während dieſer Belagerung marſchirte der Prinz von Oranien, die Grafen Souche und Montecuculi an der Spitze der Holländiſchen, der Kaiſerlichen und der Spaniſchen Truppen, die eine Armee von ſiebenzigtauſend Mann ausmachten, und in der Gegend von Seneff geſtanden hatten, in die Nähe von Pieton, wo der Prinz Condé mit einer weit ſchwächern Armee campirte. Indeſſen ließ der Prinz, der wohl wußte, daß die Feinde Defilés zu paſſiren hatten, wo er ſie leichter ſchlagen könnte, als wenn er ruhig ſtehen bliebe, einige Truppen über den Bach bei Pieton gehen. Dieſe, unterſtützt von den Dragonern

und

und den Gensdarmen, führten im Handgemenge die Feinde bis ans Dorf Senef, wo sie der Prinz nach einem harten Kampfe zurückschlug und verfolgte. Aber das Land war von Hecken und Gräben durchschnitten und ein jeder solcher Platz kostete einen Kampf, so daß die Schlacht den ganzen Tag dauerte. Das Regiment der Garden des Prinzen von Oranien wurde dabei ganz zu Grunde gerichtet, und das Gepäck, die Munition und Kriegskasse der Holländer ging verloren. Die Feinde verloren überdieß über dreitausend Mann und der Sieg des Prinzen war vollkommen. Er war überall gegenwärtig, drei Pferde wurden unter ihm getödtet und der Herzog von Anguien erhielt dabei zwei Quetschungen. Eine so harte Schlacht konnte nicht ohne Menschenverlust gewonnen werden und wir hatten auch eine große Anzahl Todte und Verwundete.

Aus Verdruß über den schlechten Ausgang dieses Tages belagerten die Conföderirten einige Zeit hierauf Oudenarde; aber auf die Nachricht, daß der Prinz Condé gegen sie anmarschire, zogen sie sich zurück, ohne ihn zu erwarten.

Um die nämliche Zeit verstattete der Kurfürst von Mainz gegen sein gegebnes Wort den Kaiserlichen und den Truppen des Herzogs Karl den Durchgang durch seine Länder.

Der Marschall Türenne, der die Nachricht hatte, daß sie in Lothringen eindringen wollten, setzte sich ihnen verschanzt auf ihrem Wege mit zwanzigtausend Mann entgegen.

Dieses kühne Unternehmen setzte die Feinde in Erstaunen und sie wagten nicht ihn mit ihrer Armee von funfzigtausend Mann anzugreifen.

beobachten und feſter einſchlieſſen zu können, läſt er einen Theil ſeiner Armee bey Nachtzeit den Berg erſteigen, und den andern unten in der Ebene bleiben. Indeß rückte die Zeit heran, da ſie ſollte übergeben werden. Der Herr dieſer Feſtung, der die Langmuth des Fürſten ſehr wohl kannte, kömmt noch einmahl ins Lager und bittet um eine neue Friſt, bis er alle ſeine Angehörigen aus Tyrus würde bey ſich haben. Der Sultan nimmt ihn freundlich auf, ohne den mindeſten Argwohn merken zu laſſen. Wenige Tage nachher, als der Termin beynahe völlig verfloſſen war, kommt er noch einmahl, und bittet um eine Friſt von neun Monaten. Saladin verſpricht ſeinen Antrag dem Kriegsrath zur Entſcheidung zu übergeben, nimmt ihm eine Geyſl neben dem ſeinigen ein, erweiſt ihm alle nur erdenkliche Ehrenbezeugungen, läſt ihn aber, ohne daß es jemand merken kann, bewachen, und ſetzt die Unterhandlungen theils mündlich theils ſchriftlich fort. Endlich nach Ablauf der beſtimmten Zeit dringt er auf eine entſcheidende Antwort; ihr habt, ſagt er frey heraus, nicht redlich gegen mich gehandelt: denn das beweiſen die angelegten Magazine, und die Verbeſſerungen die mit den Feſtungswerken vorgenommen ſind. Dieſen Vorwurf lehnte der beklagte von ſich ab, und verlangte daß von ſeiner und des Sultans Seite einige treue Leute abgeſchickt würden, um ſo wohl die Uebergabe zu beſchleunigen, als auch die Werke zu beſetzen. Dieß geſchah. Allein die Beſatzung wieß ſie mit Hohn zurück: und ihrem Berichte nach, war das ſchadhafte Thor auch wirklich ausgebeſſert. Von nun an wurde er noch ſtärker bedrängt, und ihm anbefohlen, ſein Verſprechen jetzt zu erfüllen. Gut, antwortete er, ich will es thun. Man brachte ihn darauf unter einer anſehnlichen Begleitung vor die Feſtung, die er auch ſogleich zur Uebergabe aufforderte.

Die

Da sie in der umliegenden Gegend einer so grossen Armee, wie die ihrige war, keinen Unterhalt verschaffen konnten, gingen sie wieder über den Rhein zurück, veränderten ihre Plane und marschirten in die Gegend von Straßburg, bemächtigten sich der Brücke und rückten gegen Ensheim vor.

Der Marschall, dessen Armee durch fünftausend Mann, die ihm der König zugeschickt hatte, verstärkt worden war, beschloß die noch einmal so starken Feinde anzugreifen. Er that dieß zu Ensheim, ob sie gleich am Eingang eines Waldes verschanzt waren. Um immer frische Truppen ihnen entgegensetzen zu können, ließ er seine Truppen immer nur in Detaschements angreifen und sie schlugen endlich die Feinde aus ihren Verschanzungen heraus. Wir eroberten zehn Stück Kanonen und die Feinde zogen sich zurück, entschlossen, sich dem Marschall nicht eher wieder entgegenzustellen, bis die erwarteten Brandenburgischen Truppen zu ihnen gestoßen wären.

Indessen, ungeachtet die Verstärkung angekommen war, verloren sie wieder die Schlacht bei Mühlhausen gegen den Marschall Türenne. Ein ganzes feindliches Regiment mußte sich in diesem Treffen auf Discretion ergeben.

Gegen das Ende des Jahres wurde der Chevalier Rohan, der in der Bastille gefangen saß und überwiesen war, daß er mit den Feinden des Staats Unterhandlung gepflogen hatte, nebst der Frau von Villars und dem Chevalier Preau, seinen Mitschuldigen, verdammt, enthauptet zu werden. Ein Schulmeister, der auch bei der Verschwörung gewesen war, wurde gehangen.

Dieß iſt das einzige Beiſpiel, während der Regierung des Königs, daß an einem Mann von Stande eine Todesſtrafe vollzogen worden iſt.

Ich bemerke hierbei, daß es dem Könige ſehr zur Ehre gereicht, ein Staatsverbrechen ſo ſtreng beſtraft zu haben, da wir geſehn haben, daß er perſönliche Beleidigungen verzieh.

Damals ſandte der Senat von Meſſina Deputirte an den König, und ließ um ſeinen Schuz gegen die Spaniſche Tyrannei bitten. Den Bürgern von Meſſina hatten ſchon die Commandeurs Valbelle und Valavoir bei der Wegnahme mehrerer Plätze in Sicilien beigeſtanden. Dieß bewog den König ihre Vorſchläge zu hören und den Herzog von Vironne mit Schiffen nach Meſſina zu ſchicken. Hier wurde er, nach einer glücklichen Seeſchlacht gegen die Spanier, ſehr gut empfangen.

Im Januar gab der König Vaubrünn Ordre, Dachſtein zu belagern, das auch vier Tage nach Eröffnung der Laufgräben überging. Zu gleicher Zeit ſchlug der Vicomte Türenne mit ſechzehntauſend Mann die Kaiſerlichen, die Truppen des Herzogs Karl und die Brandenburger, die dreiſſigtauſend Mann ſtark waren. Vaubrün eroberte im Sturm die Stadt Neuburg im Breisgau und bekam durch Capitulation Stolen und Heſtresheim.

Das, was den König ſo glücklich in ſeinen Unternehmungen macht, iſt, daß er im Winter und Sommer vermöge ſeiner Voranſtalten beſtändig im Stand iſt, die ihm bequemen Feſtungen zu erobern und ſo die Feinde, wenn ſie ſich weniger vorſehn, zu überfallen.

Man that ſich jezt Friedensvorſchläge und die Stadt Nimwegen wurde zum Ort der Unterhandlung ge-

gewählt. Der König schickte als Bevollmächtigte d
Marschall d'Estrades, den Marquis von Croiss
und den Grafen d'Avaux dahin ab.

Unterdessen hatte Melac Befehl, Herbay
Luxemburg zu erobern, und der König marschirte no
Flandern und ließ durch den Marschall Crequy D
nan belagern. Während diese Festung erobert wurd
schickte Se Majestät den Marquis von Rochefor
ab, und ließ durch ihn Huy belagern. Der Köni
selbst kam zwei Tage nach Rochefort im Lager a
und den Tag darauf ergab sich die Festung. Hierau
schickte Se Majestät den Herzog von Anguien ab
mit dem Befehl Limburg zu belagern. Der Prin
von Oranien eilte zum Entsatz herbei; aber man b
trieb die Belagerung so heftig, daß die Stadt sich, noc
ehe er ankam, ergeben mußte. Der König rückte ihm
auf seinem Wege entgegen, aber der Prinz erfuhr e
und wich ihm aus. Hierauf ließ Se Majestät durch
den Herzog von Luxemburg Tillemont erobern und
schleifen.

In Deutschland hatte der Marschall Türenn
den ganzen Feldzug hindurch listig ein Treffen vermei
den müssen, da er viel schwächer als die Feinde war
Er wollte aber die gute Gelegenheit nicht vorbeigehn
lassen, als sich Montecuculi jenseits Straßburg
auf einem nachtheiligen Posten verschanzt hatte, und
beschloß ihn anzugreifen. Nach Ertheilung der nöthi
gen Befehle recognoscirte er selbst eine Stelle, wo er
eine Batterie anlegen könnte, wurde aber bei seiner
Ankunft daselbst von einer zweipfündigen Kanonenku
gel getödtet. Man behauptet, die Feinde hätten
auf ihn gezielt. Der Tod dieses Mannes setzte die
Armee in Bestürzung und es war der größte Verlust
für den König. Seine Majestät empfand ihn auch
leb-

lebhaft und befahl, um des Andenken dieses großen Mannes zu ehren, daß er zu S. Denis, dem Begräbnißorte der Könige von Frankreich, beigesetzt werden sollte.

Wenige Tage hierauf machte der König acht Marschälle von Frankreich, die aber alle den Marschall Türenne nicht ersetzten, ob sie gleich Männer von Verdienst waren. Folgende erhielten diese Würde:

Der Herzog von Schomberg.
Der Herzog von Navailles.
Der Graf von Estrades.
Der Marquis von Rochefort.
Der Herzog von Duras.
Der Herzog von Vironne.
Der Herzog von Luxemburg, und
Der Herzog de la Feuillade.

Nach dem Tode des Marschalls Türenne glaubte Montecuculi, daß die Französische Armee nicht vor ihm Stand halten würde, und marschirte ihr entgegen. Aber die Generallieutnants, Graf von Lorges und der Marquis von Vaubrün, zogen sich sehr geschickt zurück und schlugen sogar bei Altenheim die ihnen nachfolgenden Feinde. Vaubrün blieb in diesem Treffen, das übrigens langwierig und hartnäckig war; aber die geschlagenen Feinde zogen sich zurück und ließen vier Kanonen im Stich. Der Graf von Lorges ging hierauf über die Brücke, die er bei Altenheim hatte schlagen lassen und führte seine Truppen nach Elsaß, wo er weitere Befehle vom Könige erwartete.

Wenige Zeit hierauf wurde der Marschall Crequy bei Consarbrück geschlagen und warf sich in die Stadt Trier, das die Conföderirten belagert hielten, aber

aber wohl ohne die Verrätherei des Boisjourdan nicht bekommen hätten. Dieser hetzte nämlich die Besatzung gegen den Marschall auf, welcher aber die Capitulation nicht unterschrieb, sondern lieber Kriegsgefangner wurde. Boisjourdan wurde arretirt, seines Adels beraubt und zu Metz gehangen.

Die Feinde belagerten hierauf Hagenau: aber einige Tage nach Eröffnung der Laufgräben hoben sie auf die Nachricht, daß der Prinz Condé, den der König an die Stelle des Marschalls Türenne nach Deutschland schickte, gegen sie heranrücke, schnell die Belagerung auf.

In Katalonien eroberte der Herzog von Schomberg in diesem Feldzuge Figuieres, Baccares, Montjong und Ampurias. In Sicilien waren die königlichen Armeen nicht weniger glücklich. Der Herzog von Vivonne eroberte daselbst die Stadt Agusta und die Holländische Flotte unter Ruyters Commando versuchte nicht sie zu entsetzen. Der Herzog ließ in der Stadt eine starke Besatzung, nebst funfzig Kanonen, die er den Spaniern in der bei seiner Ankunft zu Messina gegen sie gewonnenen Schlacht abgenommen hatte.

Da sich einige Städte in Guyenne und Bretagne empört hatten, schickte der König Truppen dahin, die auch durch Bestrafung der Aufrührer die Empörung stillten. Die Parlamenter zu Rennes und Bourdeaux, die zur baldigen Unterdrückung der aufrührerischen Bewegungen nicht sorgfältig genug Anstalten getroffen hatten, wurden — das eine nach Vannes das andere nach Condom — verlegt.

Der König glaubte, daß die Einnahme von Thuin, welches das Land zwischen der Maas und der Sambre deckt, zu seinen Absichten dienlich seyn würde, und

gab

gab dem Feldmarschall, Grafen Montal Befehl, diese Festung zu belagern. Dieß that er und bemächtigte sich auch derselben in wenig Tagen.

Da um diese Zeit der Jesuit, Pater Ferrie, Beichtvater des Königs gestorben war, wählte Se Majestät den Pater de la Chaise von eben der Gesellschaft an dessen Stelle. Der allgemeine Beifall, dessen dieser große Geistliche auch ganz würdig ist, billigte diese Wahl.

Se Majestät schickte jetzt den Lüttichern, die ihn um Schutz gegen die Kaiserlichen und Spanier, welche sich ihres Landes bemächtigen wollten, Hülfstruppen zu.

In den ersten Tagen des Jahres 1676 machte der König den Grafen von Lorges zum Marschall von Frankreich. Niemand würde etwas dagegen gehabt haben, wenn er diese Würde zugleich mit den achtvorigen erhalten hätte.

Im Anfang des Januars bekam der Graf von Choiseul Befehl die Stadt Zweibrücken einzunehmen, und zu gleicher Zeit gewann der Generallieutnant du Quesne zur See ein Treffen gegen die Holländische Flotte, welche Ruyter commandirte und in Sicilien schlug der Marschall von Vivonne die Spanier.

Im Monat Februar reiste der König von Saint Germain zu seiner Armee in Flandern ab, die er selbst commandiren wollte. Zuerst belagerte er Condé, wobei die Marschälle Humieres und Lorges Unterbefehlshaber waren.

Den Tag nach seiner Ankunft im Lager ließ der König die Laufgräben öffnen und zwei Tage darauf dreimal angreifen. Die Angriffe waren so heftig, daß sich die Belagerten mit der Besatzung von neunhundert Mann auf Discretion ergeben mußten. Der Com-

mandant und ein Obriſt wurden zu Gefangnen gemacht. Der Prinz von Oranien wollte die Feſtung mit vierzigtauſend Mann entſetzen, kam aber zu ſpät. Se Majeſtät ſchickte hierauf Monſieur mit einer großen Abtheilung der Armee zur Belagerung von Bouchain ab und blieb mit den übrigen Truppen zurück, theils um die Bewegungen des Prinzen von Oranien zu beobachten und zu benutzen, theils um die Belagerung von Bouchain zu decken. Der Prinz von Oranien wagte auch nicht es zu entſetzen, ſondern ſah es vor ſeinen Augen übergehn und zog ſich hierauf nach Brüſſel zurück.

Wenn ich über dieſe ununterbrochne Reihe von glücklichen Unternehmungen nachdenke, ſo finde ich die Urſache davon in der Klugheit des Königs, die er in der perſönlichen Anführung ſeiner Armeen oder bei ſeiner Abweſenheit vermittelſt ſeiner Generäle beweist. Man weiß, daß ich nicht ſchmeicheln kann und daß mich ſelbſt der König noch nie dazu verleitet hat, meine Wahrheitsliebe zu verleugnen; auch muß man mir glauben, wenn ich verſichere, daß ich ſeine auſſerordentlichen Verdienſte zu jeder Zeit, ſelbſt da, wo die Behandlung, die ich von Sr Majeſtät erlitt, mich in die Stimmung ſetzte, Schwächen in ſeinem Karakter zu ſuchen und gern zu finden, habe anerkennen müſſen.

Nach der Eroberung von Bouchain ſchlug der Marſchall Hümieres am Kanal Sas de Gand einige feindliche Truppen und der Baron von Cuineq ſchlug bei Cambray mit funfzehnhundert Reitern achtzehnhundert Spaniſche.

Der Prinz von Oranien belagerte Maſtricht, hob aber drei Wochen nach Eröffnung der Laufgräben die Belagerung auf, noch ehe der Marſchall Schomberg, der eine Armee zum Entſatz herbeiführ-

führte, ankam. Unterdessen eroberte der Marschall Hümieres Aire, einen für die Communication von Cambray und Saint Omer sehr wichtigen Platz. Hierauf eroberte der Marschall das Fort Link.

Der Herzog von Luxemburg, der in diesem Jahre als General der Französischen Armee in Deutschland gegen den Herzog Karl, General der Conföderirten Armee stand, gewann zwei oder drei kleine Treffen. Indeß belagerte der Herzog Karl Philippsburg, und zwang es vier Monate nach Eröffnung der Laufgräben zur Uebergabe. Du Fay, Commandant der Festung, erwarb sich durch seine merkwürdige Vertheidigung mehr Ehre, als Herzog Karl, welcher die Festung eroberte.

In Sicilien griff der Marschall Vironne die Spanische Flotte, die vor Palermo vor Anker lag, mit siebenundzwanzig Schiffen, neunzehn Galeeren und vier Brandern an. Seine Klugheit, die Tapferkeit unsrer Truppen und der gute Wind machten, daß er die Bataille gewann, wodurch wir Herren des Mittelländischen Meeres wurden. Der Marschall nahm hierauf la Scalet'e, Tavormina, das Schloß la Wolle und einige andere Plätze ein.

Um diese Zeit zwang der Graf Montal die Stadt Marche durch Hunger zur Uebergabe und der Marschall Crequy, der Nachricht bekam, daß die Spanier sich der Stadt Bouillon, die dem Kurfürsten von Köln gehört, bemächtigen wollten, ließ den Commandanten auffodern eine Französische Besatzung aufzunehmen. Da er sich weigerte, stürmte der Marschall die Stadt.

Die Conföderirten hielten damals die Stadt Zweibrücken belagert und der Marschall Crequy marschirte gegen sie vor; aber die Feinde hoben die Belagerung auf, und erwarteten ihn nicht.

Gegen des Ende des Jahres bat der König von Polen Johann Sobiesky den König, daß er ihn mit seinem Orden beehren möchte. Se Majestät übersandte ihm denselben durch den Marquis von Bethune, den Schwager der Königin von Polen. Dadurch daß die gekrönten Häupter sich gegenseitig von selbst mit dieser Würde beehren, wird die Gnade des Königs für die Privatleute, denen er diese Würde auch ertheilt, desto mehr wehrt.

Den ersten März ließ der König Valenciennes, Mons, Namur und Saint Omer einschließen, und den vierten begab sich Se Majestät selbst ins Lager vor Valenciennes. Den achten ließ er die Laufgräben öffnen; den achtzehnten Mittags befahl er die Aussenwerke anzugreifen. Die Truppen thaten es mit viel Herzhaftigkeit und fanden weniger Widerstand, als sie gefürchtet hatten. Sie rückten unaufgehalten vor, erstürmten die Festung und machten die ganze Besatzung zu Kriegsgefangnen.

Der König verbot die Plünderung und ließ sogar den Einwohnern alle ihre Freiheiten. Aus Dankbarkeit versprachen diese dagegen, auf ihre Kosten eine Citadelle bauen zu lassen.

Hierauf marschirte der König nach Cambray und schickte (Monsieur) den Herzog von Orleans und unter ihm den Marschall Humieres ab, mit dem Befehl, Saint Omer zu belagern. Se Majestät ließ das Lager vor Cambray verschanzen, theilte die Armee in vier Korps und postirte sich diesseits der Schelde: der Marschall von Luxemburg stand dem Könige zur Rechten, der Marschall von Lorges zur Linken und der Marschall Schomberg jenseits der Schelde. Den zwanzigsten ließ Se Majestät die Laufgräben öffnen.

Zwei

Zwei Tage hierauf erfuhr der König, daß der Prinz von Oranien mit dreißigtausend Mann zum Entsatz von Saint Omer herbeieile, und schickte daher Monsieur eine Abtheilung seiner Armee unter dem Befehl des Marschalls Luxemburg zu. Gleich nach seiner Einkunft bei Monsieur ließ der Marschall die Laufgräben besetzen und von einer Abtheilung Reiterei unterstützen und ging dem Prinzen von Oranien bis nach Montcassel entgegen. Hier griff er ihn an, und siegte nach einem vierstündigen Treffen. Er erhielt zwei Schüsse auf die Rüstung und der Sieg war sehr zweifelhaft, aber endlich kams doch zu einer völligen Niederlage der Feinde. Wir machten dreitausend Gefangne und die Feinde hatten zweitausend Todte. Sie verloren dreizehn Kanonen, zwei Mörser und ihren ganzen Mund- und Kriegsvorrath. Der Marschall Luxemburg verfolgte sie die Nacht hindurch bis jenseits Kassel. Man kann leicht glauben, daß nach diesem Siege die Belagerung von Saint Omer, zu welcher Monsieur zurückging, nicht lange mehr dauerte.

Der König hatte während dieser Zeit die Belagerung von Cambray fortgesetzt und bekam die Stadt durch Kapitulation. Er verwilligte einen Waffenstillstand von vierundzwanzig Stunden. Nach Verlauf desselben, da die Feinde noch die Citadelle vertheidigen wollten, mußte die Belagerung wieder angefangen werden, und sie war noch schwieriger, als die vorige. Denn die Citadelle war mit einem weiten in Felsen gehauenen Graben und mit fünf großen Bastionen befestigt. Indessen wurde sie mit solcher Tapferkeit und Klugheit angegriffen, daß sie sich acht Tage nach der Stadt ergeben mußte.

Die Waffen des Königs waren zur See nicht weniger glücklich. Der Französische Viceadmiral

Die Besatzung weigerte sich seinen Befehl zu vollstrecken; noch mehr aber als der Geistliche zurückgekommen war, mit dem er sich in seiner Muttersprache unterhalten hatte. Hieraus schloß man, daß er seine Untergebenen durch den Geistlichen in ihrem Entschlusse müsse bestärkt haben. Er wurde daher nach Paneas in Verwahrung gebracht, und jene Festung jetzt enge eingeschlossen. Ueber diesen Verfall, der ihm einen Zeitverlust von drey Monaten zu wege gebracht hatte, war der Sultan äusserst unwillig. Aber auch Strenge, die er nachher einmahl versuchte, konnte den Mann zu keinem Geständnisse bringen.

Jetzt komme ich auf den Feldzug den die Franken von Tyrus aus gegen Ptolemais und Alexandrette thaten, bey welchem letzten Orte sie nach einem kleinen Scharmützel mit unsern Fußvölkern festen Fuß faßten.

Vier und funfzigstes Kapitel.

Treffen bey Acre.

Dieser Einfall beunruhigte zwar den Sultan, doch glaubte er, daß die Feinde blos die Absicht hätten ihm von Syrien wegzulocken, und setzte deswegen die Belagerung fort, bis endlich die Nachricht einlief, daß die feindlichen Vertruppen schon bey Azzib ständen. Sogleich schickte er an alle Statthalter schriftliche Befehle mit ihren Truppen zu ihm zu stoßen. Er selbst setzte sich in Bewegung, und traf solche Anstalten, daß er von dem Feinde beständig Nachrichten einziehen konnte. Den Fürsten von Syrien aber, ließ er nach einer verdienten schimpflichen Behandlung in Damascus zurück. In der Ebene von Ptolemais, wo er den Feind antraf, nahm er eine solche Stellung an, daß er

Graf von Estrees vertrieb um diese Zeit die Holländer von Cayenne, schlug eine Escader von vierzehn Holländischen Schiffen im Hafen von Tabago, eroberte das Fort gleiches Namens und bemächtigte sich der Insel und alles dessen, was die Holländer darauf zurückgelassen hatten.

In Katalonien gewann der Marschall Navailles bei Eponilles eine Schlacht gegen den Spanischen General Monterey, machten sechshundert Gefangne, schlug die Feinde in die Flucht, verfolgte sie und gewann bei Roussillon abermals eine Schlacht gegen sie.

Der Prinz von Oranien ließ sich durch sein Unglück nicht muthlos machen und belagerte Charleroy. Aber bei der Annäherung der Truppen, welche der Marschall von Luxemburg in Flandern commandirte, hob er die Belagerung auf, ehe er noch angegriffen war.

In Deutschland zeichnete sich die Armee unter dem Befehl des Marschalls Crequy ebenfalls sehr aus. Der Marschall nahm den Feinden einen groſsen Transport weg, und schlug die Bedeckung. Bei Thionville richtete er zwei Bataillons Kaiserliche zu Grunde, gewann mehrere kleine Treffen und zwang den Prinzen von Sachsen-Eisenach, daß er die Ueberreste seiner Truppen auf eine Insel bei Straßburg retten und ihn um einen Paß für seine Truppen bitten mußte; ein bis jetzt unerhörter Fall.

Einige Zeit hierauf belagerte der Marschall Freiburg und eroberte es schnell. Indessen versuchte der Herzog Karl, der über die Einnahme von Philipsburg triumphirte, in Lothringen einzudringen, aber vergeblich. Die Vorsicht des Königs, welcher den Marschall Schomberg mit zwanzig Escadrons abge-

geſchickt und die Eingänge hatte beſetzen laſſen, nöthigte den Prinzen von Lothringen zum Rückzuge.

Im Monat December gab der König dem Marſchall Hümieres Befehl Saint Guillain zu belagern und dieſe Feſtung hielt ſich ungeachtet der ſchlimmen Jahrszeit doch nur bis ſechs Tage nach Eröffnung der Laufgräben.

Was man ſonſt einen Feldzug nannte, war ein kurzer Krieg von drei Monate während des Sommers. Aber der König ſchränkt die Feldzüge weder auf eine Jahrszeit noch auf eine gewiſſe Dauer ein. Vom Januar an bis zum December ſehen wir Städte belagern und Schlachten liefern, zu Waſſer und zu Lande.

Um dieß zu können, muß man aber ſoviel Ausdauer und Thätigkeit beſitzen als der König hat. Sein Geſtirn iſt ſehr glänzend, das iſt wahr, aber man muß auch zugeben daß er es ſehr gut zu benutzen weiß. Ich für meinen Theil bin überzeugt, daß er nur darum durch ſeine Thaten ſo groß iſt, weil er ſie als das Werk der Vorſehung betrachtet und dieſe verläßt ja diejenigen nie, welche ſich auf ſie allein verlaſſen. Dieſe Art von Verleugnung iſt meinem Urtheil nach die Quelle alles Glücks.

Im Monat Januar 1678 ſchickte der König den Marſchall de la Feuillade dem Marſchall von Vironne zu Hülfe, der in Meſſina von den Spaniern hart gedrängt wurde. Dieſe hatten ſich der Stadt mit Hülfe der Bürger bemächtigt, aber la Feuillade richtete ſeinen Auftrag ſehr glücklich aus.

Der König reiste im Februar von Saint Germain ab und ging nach Metz. Zu gleicher Zeit ließ er Mons, Namür, Gand, Charlemont und Ypern einſchließen.

In den ersten Tagen des Märzes belagerte der König in Person Gand. Diese Stadt wird von Flüssen und Kanälen durchschnitten; und die Schelde und Lys theilen die Stadt und die umliegende Gegend in mehrere Inseln. Dieß macht die Annäherung an die Stadt und die Communikation der verschiedenen Posten sehr schwer.

Der König ließ Brücken über die beiden Flüsse schlagen. Da die Feinde die Schleußen aufzogen, mußten mit großer Mühe Dämme aufgeworfen werden, um das Lager vor Ueberschwemmung und vor Angriffen der Feinde in Sicherheit zu setzen. Der König postirte ferner funfzig Escadrons zwischen die Schelde und die Lys und ließ den sechsten März die Laufgräben öffnen.

Dom Francisco de Pardo, welcher die Stadt vertheidigte, hofte auf Entsatz, den ihm der Herzog von Villeharmosa herbeiführen sollte. Nachdem er sich aber mit vielem Muthe vertheidigt und keine Hülfe bekommen hatte, ergab er sich am zwölften März.

Hierauf marschirte der König nach Ypern, ließ den achtzehnten März die Laufgräben daselbst öffnen und drei Tage drauf die Contrescarpen der Stadt und der Festung zugleich mit solcher Heftigkeit angreifen, daß die Belagerten den Tag darauf um Capitulation baten.

Um diese Zeit wollten die Feinde in die Festung Mons einen großen Transport schaffen, aber der Generallieutnant, Graf von Montal, der davon Nachricht erhielt, schnitt sie mit einigen Truppen ab, trieb sie bis unter die Thore von Mons und nahm den Transport weg.

Der Marschall Navailles, der in Katalonien commandirte, bekam jetzt Befehl Puycerda die Hauptstadt

stadt von Cerdagne, eine wichtige Festung, durch welche Roussillon gedeckt wird, zu belagern. Der Marschall, der mit Recht befürchtete, der Graf von Monterey, welcher in der Ebene von Vich stand, möchte zum Entsatz der Stadt herbeikommen, ließ alle engen Wege, welche die feindliche Armee zu passiren hatte, besetzen und den 29. April vor Puycerda die Laufgräben öfnen. Die Belagerten vertheidigten sich mit vieler Tapferkeit, sie wurden aber eben so tapfer angegriffen und die Stadt ging endlich einen Monat nach Eröffnung der Laufgräben an den Marschall über.

Alle diese Eroberungen brachten uns den Frieden näher. Er wurde im Monat August mit Holland und im September mit Spanien geschlossen.

Der Prinz von Oranien war voller Unwillen über den Frieden zwischen uns und den Holländern. Er that daher als wenn er nichts davon wüßte, und da er glaubte, er würde den Marschall von Luxemburg durch einen Ueberfall leicht schlagen können, marschirte er heimlich gegen ihn an. Der Marschall, der sich nichts weniger versah, als zur Friedenszeit eine Schlacht zu gewinnen, stand ganz ruhig in seinem Lager bei Mons, als man ihm die Nachricht brachte, es ließen sich Truppen auf der Höhe von Saint Denys sehn. Der Marschall gerieth in Erstaunen aber nicht in Verlegenheit, ob er gleich nur so viel Zeit hatte, daß er seine Truppen in Schlachtordnung stellen konnte, und gleich den Kampf beginnen mußte, der übrigens sehr hart und zweifelhaft war. Der Prinz von Oranien wollte sich einen Weg bahnen und drang auf uns ein, wir trieben ihn aber mehrmals zurück und blieben endlich im Besitz des Postens. Die Feinde zogen sich zurück und der Marschall trieb sie über fünfhundert Schritte jenseits ihres Defilés und

hätte ſie da noch nicht in Ruhe gelaſſen, wenn die Nacht nicht den Kampf geendigt hätte.

Während an den Friedensunterhandlungen mit dem Kaiſer gearbeitet wurde, ließ der Marſchall Crequy in Deutſchland keine Gelegenheit vorbeigehn, wo er die Feinde des Kriegs überdrüßig machen konnte. Bei der Rheinsfelder Brücke ſchlug er viertauſend Mann von den Truppen des Herzogs Karl von Lothringen und nahm das Schloß Ottamburg und das Fort Kehl neben der Straßburger Brücke weg.

Da dem Könige nicht unbekannt war, daß ſeit einigen Jahren im Königreiche häufig Vergiftungen ſtatt gefunden hatten, ſo ernannte er ein eigenes Gerichtscollegium zur Unterſuchung von dergleichen Verbrechen.

Die überwieſenen Giftmiſcher wurden ſtreng beſtraft und dieß machte dem Publikum mit Recht viele Freude. Ich wenigſtens glaube, daß von allen Arbeiten des Herkules keine dem Menſchengeſchlecht ſo nützlich war, als die Reinigung der Erde von ſolchen Ungeheuern.

Damals machte der König mit dem Kaiſer Frieden, aber der Kurfürſt von Brandenburg und der Herzog Karl von Lothringen wollten nicht Theil daran nehmen. Hierauf bekam der Marſchall Crequy Befehl über die Weſer zu gehn. Dieß that er auch im Angeſicht der Brandenburgiſchen Truppen, die nicht vor ihm Stand hielten. Der Marſchall Hümieres, der mit einem Korps zu Metz ſtand, ließ im Namen des Königs die Kurfürſten von Trier und Mainz auffodern, ſie ſollten ſich von Homburg und Biſche zurückziehn; im Verweigerungsfalle erkläre er ihnen den Krieg.

Da die Kurfürsten Sr Majestät in dieser Sache nicht Genüge leisteten, rückte der Marschall gegen jene Städte vor; sie ergaben sich aber auf Befehl des Kurfürsten von Trier.

Um diese Zeit unterhandelte der König mit dem Herzog von Mantua wegen der Stadt Casal und zwei Jahre drauf wurde sie uns auch überlassen.

Das Edikt wegen der Zweikämpfe, das schon ziemlich streng war, wurde durch Hinzufügung mancher neuer Artikel noch strenger gemacht. Es ist wohl bemerkenswerth, daß der König, der diesen Gedanken, die Zweikämpfe betreffend, im siebzehnten Jahre gefaßt und ausgeführt hatte, die Festigkeit gehabt hat, davon nicht abzulassen, und durch Vergrößerung der den Schuldigen angedrohten Strafen und durch standhaftes Verweigern seiner Verzeihung sein Gesetz immer noch mehr befestigt hat.

Der König von Spanien schickte als ausserordentlichen Gesandten den Marquis von los-Balbazes nach Frankreich und ließ beim Könige und bei Monsieur, um Mademoiselle, dessen älteste Tochter, von seiner ersten Gemahlin, einer Englischen Prinzessin bitten. Sie wurde ihm zugesagt. Die feierliche Vermählung gieng im Monat August zu Fontainebleau vor sich. Die Prinzessin wurde bis zu ihrer Abreise aus Frankreich als Königin behandelt.

Der Resident des Königs zu Genf ließ auf Befehl Sr Majestät die Messe in seinem Hause lesen, was seit hundert und funfzig Jahren, wo Calvin seine Religion daselbst einführte, bis jetzt noch nicht verstattet worden war.

Der Herr Colbert von Croissy war nach München geschickt worden, um wegen einer Vermählung

lung der Prinzessin Victoria von Baiern, der Schwester des Kurfürsten mit Monseigneur dem Dauphin zu unterhandeln und er unterzeichnete wirklich den Tractat im Namen des Königs.

Im Nimweger Frieden hatte sich der König von Spanien verbindlich gemacht, daß er den Bischoff und das Kapitel von Lüttich nöthigen wollte, dem Könige längstens in einem Jahre die Stadt und das Schloß Dinan zu überlassen. Geschähe dieß nicht, so sollte der König von Spanien die Stadt Charlemont Sr Majestät überlassen. Als nach Verlauf des Jahres der Tractat nicht vollzogen war, ließ der König den Statthalter in Flandern, Herzog von Villahermosa auffodern, Charlemont zu übergeben. Der Herzog antwortete, er könne nichts ohne den ausdrücklichen Befehl des Königs, seines Herrn thun, er wollte daher an ihn schreiben. Se Majestät erwiederte ihm, er wolle, bis Antwort zurück käme, einstweilen Truppen nach Flandern und Luxemburg schicken, wo sie bis zur Vollziehung des Tractats stehen bleiben sollten. Und wirklich erhielt auch Montbaron Ordre mit viertausend Reitern in Flandern einzurücken und Bissy sollte mit viertausend Mann Luxemburg besetzen. Dieß Verfahren machte, daß Dinan dem Könige bald überlassen wurde.

Man sieht, Se Majestät macht die Könige, seine Nachbarn durch Nachgeben, das bei solchen Gelegenheiten für Schwachheit angesehen werden könnte, nicht übermüthig.

Im Februar 1680 verließen der König, die Königin und der Dauphin Saint Germain um der Prinzessin von Baiern entgegen zu reisen. Der König und Monseigneur kamen bis Vitry-le-Francois, die Königin blieb aber zu Chalons in Champagne. Hier

wurde

wurde auch die Trauung des Dauphins durch den Kardinal Bouillon vollzogen. Seine Gemahlin vereinigte Verstand und Tugend, Edelmuth und Leutseligkeit in sich, und die Ehe wurde sehr glücklich und harmonisch.

Ein Theil der Mitgabe von Madame bestand aus sieben Oertern, die aber erst von dem Kurfürsten von der Pfalz, der sie sich angemaßt hatte, erobert werden mußten. Da sich der Kurfürst weigerte, sie herauszugeben, ließ sie der König mit den Waffen in Besitz nehmen.

Der König, der zu verschiedenen Zeiten alle mögliche gerechte Mittel angewandt hatte, um die Calvinische Lehre aus dem Königreiche zu verbannen, benutzte die Muße, die ihm der Friede vergönnte, zur endlichen Ausführung dieses großen Planes. Er gab in der Absicht eine Verordnung, vermöge welcher allen Hugenotten der Zutritt zu Ehrenstellen und die Hoffnung auf Reichthum und Ansehn benommen wurde. Er wußte wohl, daß der Eigennutz oft zur Pflicht zurückführt, und selbst solche, die der Wahrheit des Evangeliums kein Gehör gegeben hatten.

Man verbot den Katholiken bei schweren Strafen ihre Religion zu verlassen, und der Bischoff von Meaux beförderte sehr die Absichten des Königs, indem er eine Vertheidigung der Religion gegen die Hugenotten schrieb, so kraftvoll und bündig, daß man es nur der Hartnäckigkeit und dem Leichtsinn der Hugenotten zuschreiben kann, wenn sie dieser Schrift widerstehn.

Während des Sommers reiste der König nach Flandern, um seine Festungen zu besehn und daselbst Befehle zu ertheilen. Ein wichtiges Geschäft: denn so konnte er die Commandanten zu Erfüllung ihrer

Pflicht

Pflicht anhalten, und die Arbeiten in Augenschein nehmen, die er daselbst angeordnet hatte oder die noch zu unternehmen waren. Er ging über Dünkirchen, Bergen und Ypern und kam über Valenciennes, Bouchain und Cambray zurück.

Der König von Spanien wollte damals dem Marquis von Villars, dem königlichen Gesandten am Spanischen Hofe, die Freiheiten der Wohnung entziehn; aber Se Majestät beklagte sich mit Nachdruck darüber, und verschaffte sich bald Recht.

Im Anfang des Jahres 1681 gab der König in einer Declaration allen Kommissären der Stadtviertheile Befehl, mit zwei Personen katholischer Religion in die Häuser zu gehn, wo Hugenotten krank lägen, und sie zu fragen, ob sie in ihrer Religion sterben wollten. Im Fall sie Verlangen hätten ihre Religion zu ändern, sollten die Commissäre die Pfarrgeistlichen der Kirchsprengel, wo die Kranken sich befänden, davon benachrichtigen, damit sie den Kranken Unterricht und den Genuß der Sacramente ertheilen könnten. Dieser Befehl war von großer Wirkung; denn es wurden dadurch viele zur Kirche bekehrt.

Der König machte damals den Grafen von Estrées zum Marschall von Frankreich. Die Geburt, das Verdienst, die Tapferkeit und die langen Dienste dieses Mannes gaben niemand Anlaß, diese Wahl zu tadeln; ein seltner Fall bei Erhebung zu Würden.

Ich bin bis jetzt zweifelhaft gewesen, ob ich von den Liebschaften des Königs sprechen sollte, oder nicht. Da sie aber zu bekannt sind, um unterdrückt werden zu können, so glaubte ich wenigstens bemerken zu müssen, wie sich der König dabei benimmt. Man könnte aus dieser Neigung Sr Majestät sogar Lob für ihn her-

hernehmen, wenn man etwas loben dürfte, was die Religion verbietet. Ich bemerke nur, daß der König Geliebten gehabt hat, aber nie von ihnen beherrscht worden ist, und daß seine Schwachheiten in dieser Rücksicht weder seinem Ruhm noch seiner Gerechtigkeitsliebe geschadet haben. Er hat weder zu der Zeit, noch in einer andern Periode seiner Regierung jemand aus Caprice bestraft oder belohnt. Wir haben ihn im härtesten Winter abreisen sehn, um Provinzen zu erobern, da hingegen unter ähnlichen Umständen Karl VII. (den man den Siegreichen genannt hat) lieber sein Königreich auf das Spiel setzte, als seine Geliebte verließ. Se Majestät wollte auch nicht, daß sein Beispiel den Hof verderben sollte; er machte es daher nicht wie manche Fürsten, die ihre Schwächen dadurch beschönigen, daß sie diejenigen, die sie nachahmen, begünstigen; er bezeigte vielmehr denen unter seinen Höflingen, von denen er wußte, daß sie Liebesabentheuer hatten, sein Mißfallen und trennte oft durch sein Ansehn, Verbindungen solcher Art. Und endlich brauche ich nur anzuführen, daß er in voller Blüte seiner Jahre und seiner Gesundheit, und im Schooße des Glücks den Muth hatte, allen sträflichen Verbindungen zu entsagen.

Vom Monat März bis zum Junius schickte der Pabst auf Veranlassung mehrerer Streitigkeiten drei Breve nach Frankreich. Das erste betraf die Regale oder das Recht des Königs, die Einkünfte der vacanten Kirchenpfründen zu ziehn, das der Pabst ohne Rücksicht auf die Freiheit der Gallikanischen Kirche, vermöge welcher die Päbste keine Ansprüche auf die weltlichen Rechte der Könige von Frankreich haben, dem Könige entziehn wollte. Das andere Breve betraf das Nonnenkloster von Charonne, das der Erzbischoff von Paris aus guten Gründen zerstört hatte,

kraft

er ihn in der Mitte einſchloß, indem der eine Flügel an den ſüßen Fluß, der andre bey Tel Elojadia ſich poſtierte. Dadurch gerieth dieſer in die größte Verlegenheit, denn es durfte ſich keiner ohne Lebensgefahr zum Lager hinauswagen. Das feindliche Lager bildete einen halben Kreis um die Stadt Ptolemais. Nahe am Thor, auf dem Hügel der Betenden ſtand des Königs Zelt, deſſen Reiterey 2000 Mann, und das Fußvolk bey 30000 ausmachte. Nach andern Berichten wird die Zahl noch größer angegeben, wenigſtens weiß ich keinen, der ſie verringert hätte. Unſre Vorpoſten waren mit ihnen in beſtändigen Gefechten verwickelt, ſo daß ſie der Sultan ſelbſt zurückhalten mußte, damit ſie ihren Muth bis auf eine gelegenere Zeit erſparen möchten. So wie nun Saladin immer mehrere Verſtärkungen an ſich zog, eben ſo wuchs auch die Anzahl der Feinde, die es endlich wagten, Ptolemais gänzlich einzuſchlieſſen. Die Noth, welche dadurch in der Stadt bald einbrechen mußte, forderte ſchleunige Hülfe. Es wurde daher im Kriegsrath beſchloſſen, einen heftigen Angriff auf die Belagerer zu thun, um die bedrängte Stadt aus ihrer übeln Lage zu reiſſen. Zur Stunde des öffentlichen Gebets fieng das Gefecht an, und dauerte bis in die Nacht hinein, die von beyden Theilen unter den Waffen zugebracht ward.

Fünf und funfzigſtes Kapitel.

Ptolemais wird entſetzt.

Den folgenden Tag begann das Treffen von N[illegible]. Ein auserleſener Trupp brach von der Seeſeite [illegible] in die feindliche Reiterey ein, warf ſie über den Haufen, und verfolgte ſie bis an das Lager. Durch dieſen glück-

kraft seines Ansehns als Bischoff. Das dritte Breve entzog den Gesandten der Könige zu Rom die Freiheiten der Wohnung, die sie sonst genossen hatten.

Die Geistlichkeit und der König waren mit den Foderungen des Römischen Hofes sehr unzufrieden. Erstere ersuchten den König, daß er eine allgemeine Kirchenversammlung anordnen möchte, auf welcher über die schicklichste Maßregeln die gegenwärtigen wichtigen Angelegenheiten betreffend berathschlagt werden könnte. Der König gab seine Einwilligung und die Versammlung ging vor sich. Hier wurde dem König das Recht der Regale, das ihm der Pabst ohne Grund streitig machte, als ein Recht das seit ewigen Zeiten auf der Krone gehaftet, zugesprochen. Die übrigen Artikel wurden auf eine andere Zeit der Untersuchung verschoben.

Was das Verhältniß des Königs mit den Päbsten betrifft, so hat sich erstierer nach dem Muster Ludwigs des Heiligen immer so betragen, daß er dem Apostolischen Stuhle alle mögliche Ehrfurcht und allen Gehorsam in Religionssachen bezeigte, aber auch ebenfalls nach dem Beispiel dieses königlichen Heiligen, wenn es weltliche Dinge und Rechte seiner Krone betrifft, die Päbste wie andere Potentaten behandelt.

Dem Tractat von Münster und von Nimwegen zu Folge nahm der König im August in eigner Person von der Stadt Straßburg Besitz. Er verstattete den Protestanten freie Ausübung der Religion und ließ sie im Besitz aller Kirchengüter und aller Kirchen, wie sie vorher gewesen waren, nur die Kathedralkirche wurde den Katholiken wieder gegeben.

Die Bürger behielten alle Freiheiten, die sie nur vernünftigerweise in ihrer Abhängigkeit von Frankreich

reich verlangen konnten und ſie bekamen Erlaubniß Caſernen für die Truppen, die Se Majeſtät nach Straßburg legen würde, zu erbauen.

Du Queſne bekam Befehl die Friedensanträge der Corſaren von Tripoli zu hören, und Se Majeſtät verwilligte ihnen den Frieden, aber unter der Bedingung, daß ſie alle chriſtliche Sclaven ausliefern ſollten, was auch geſchah. Dieſer Friede war für den Handel der Unterthanen Sr Majeſtät ſehr wohlthätig.

In dieſem Jahre machte die verſammelte Geiſtlichkeit zu Paris, nachdem ſie einige ehrfurchtsvolle Schreiben an den Pabſt erlaſſen hatte, folgenden Schluß bekannt:

„Weder Pabſt noch Kirche habe in weltlichen Dingen Macht über die Könige, ſo daß dieſe, unter welchem Vorwand es auch ſey, nie entſetzt, noch auch ihre Unterthanen vom Eid der Treue gegen ſie losgeſprochen werden könnten.

Jedes allgemeine Concilium ſtehe nach der alten kirchlichen Lehre und dem Ausſpruch des Conciliums zu Coſtanz, das die ganze orthodoxe Kirche anerkannt habe, zufolge über dem Pabſte; und endlich, obgleich der Pabſt in Glaubensſachen das oberſte Anſehn habe, ſo ſey ſein Ausſpruch doch nicht unfehlbar, wenn die Uebereinſtimmung der Kirche nicht dazu komme.“

Zur Beſtätigung dieſes Schluſſes der Kirchenverſammlung, erließ der König eine Declaration an das Pariſer Parlament, in welcher er verordnete, daß dieſer Schluß von allen Parlamentern des Königreichs in die Regiſter eingetragen werden ſollte, ſo wie auch von den Univerſitäten und den Facultäten der Theologie und des kanoniſchen Rechts.

Der Großherzog von Moscau und der König von Marocco schickten damals Gesandte an den König und baten um Freundschaft und Verbindung.

Da der König erfuhr, daß viele Hugenotten lieber das Königreich verließen, als ihrer Ketzerei entsagten, verbot er denen, die im Königreiche wohnhaft waren, bei Galeerenstrafe auszuwandern und sich anderswo niederzulassen.

Um diese Zeit stiftete Se Majestät zwei Cadettenschulen, eine zu Tournay und die andere zu Metz. In diesen Schulen unterhält der König junge Edelleute, oder Kinder edelmüthiger Väter und läßt ihnen durch Lehrer, die er besoldet, alle kriegerischen Uebungen lehren. Dieser Anstalten sind mehrere entstanden; einige Zeit hierauf wurden zu Straßburg, zu Besançon und in den Seehäfen für die Marine dergleichen errichtet. Man kann sie wirklich Pflanzschulen kriegerisch geübter Leute nennen. Kein Fürst vor dem Könige hatte den Gedanken gehabt, solche Anstalten zu errichten, aber sie werden in der Folge dem Staate heilsame Dienste leisten und des Königs Ruhm verewigen.

Auf Befehl Sr Majestät wurden die Kirchen der Kalvinisten alle demolirt und allen von dieser Religion, welche Stellen bekleideten, angedeutet, sie sollten sie binnen drei Monaten niederlegen, widrigenfalls würden sie ihnen genommen werden. Die Art, wie Se Majestät stufenweise und ohne Gewaltthätigkeit (?) dieß wichtige Unternehmen ausführte, lehrt uns, daß bei den besten Absichten immer Klugheit den Eifer leiten muß.

Im Monat August wurde die Gemahlin des Dauphins von einem Prinzen entbunden, dem der König den Namen Herzog von Burgund gab, die Freude des Königs war ausserordentlich und auch das

Volk

Volk bezeigte im ganzen Königreiche durch öffentliche und Privatfeste und Lustbarkeiten seine Freude.

Da Se Majestät in Erfahrung gebracht hatte, daß sich viele in Paris mit Wahrsagen abgäben, befahl er allen solchen Leuten das Königreich zu verlassen. Und in der That ist auch nichts schädlicher als solche Betrüger zu dulden, welche die kirchlichen Gebete und Formeln durch ihren Gebrauch entehren und die Schwäche und Leichtgläubigkeit des unwissenden Volks mißbrauchen.

Da die Seeräuber von Algier viele Französische Sklaven hatten, die im Französischen Dienst trotz der mit Algier geschloßnen Verträge gefangen worden waren, gab der König dem Generallieutnant zur See Dú Quesne Befehl, Algier zu bombardiren. Dieß that er und nöthigte den Divan alle gefangne Franzosen herauszugeben und Gesandte nach Frankreich zu schicken, welche den König um Frieden baten, den sie auch erhielten.

Der König, welcher beständig während des Friedens den Sommer dazu benutzte, um eine seiner Festungen zu besehen, reiste mit der Königin nach einem Lager, das er an der Saone hatte aufschlagen lassen. Von da ging er nach Nancy und Metz. Er kam im Julius nach Versailles zurück. Hier wurde die Königin Maria Therese bei ihrer Ankunft an einem Fieber, das anfangs unbedeutend schien, krank und starb.

Sie war eine edelmüthige, tugendhafte Fürstin. Der König war über ihren Tod sehr gerührt, und alle fühlten ihren Verlust.

Wenige Zeit hierauf starb zu Paris der Minister Colbert, Staatssecretär und Generalcontroleur der Finanzen. Dieß war ein großer Verlust für den Kö-

nig: denn er hatte die Finanzen mit vieler Treue und Einsicht verwaltet. Der König ertheilte seine Stelle dem Herrn Pelletier, einem Manne von anerkanntem Verdienst.

Da die Spanier einige Feindseligkeiten gegen die Unterthanen des Königs verübt hatten, gab Se Majestät dem Marschall Hümieres Befehl Courtray zu belagern, um Repressalien zu gebrauchen. Er ließ daselbst den vierten November die Laufgräben öffnen, und die Stadt und Citadelle ging am fünften Tage über.

Nach diesem Vorgange sahen die Spanier, daß der Krieg unvermeidlich war und um wenigstens die Ehre der Kriegserklärung zu haben, erklärten sie dem Könige den Krieg.

Da der König erfahren hatte, daß die Spanier in einigen Städten Spaniens viele Waaren Französischer Kaufleute eingezogen hatten, ließ Se Majestät alle Spanischen Schiffe, deren man auf der See habhaft werden konnte, in Beschlag nehmen und in unsre Häfen führen. Im April ließ er durch den Marschall Crequy Luxemburg einschließen. Diese Festung war für uns sehr wichtig, um uns in den Besitz von der Provinz Luxemburg setzen zu können. Sie war aber sehr gut befestigt und in gutem Vertheidigungszustand, kostete uns daher eine monatlange Belagerung und viele Menschen.

Der Marschall Bellefort, dem der König dieß Jahr das Commando eines Truppencorps in Katalonien übergeben hatte, schlug die Spanier bei Pont Mayor. Die Schlacht war hartnäckig und dauerte den ganzen Tag; die Feinde mußten sich aber in größter Unordnung zurückziehn und ihr Gepäck im Stich lassen.

Um diese Zeit schickte der König, der mit den Genuesern unzufrieden zu seyn Ursach hatte, eine Flotte unter dem Commando mehrerer Generale, als Du Quesne, Tourvillle und des Commandeurs Noailles gegen Genua. Der Staatssecretär der Marine Marquis von Seignelay stand an ihrer Spitze. Als die Flotte sich einen Kanonenschuß weit der Stadt genähert hatte, schickte der Senat Abgeordnete an unsre Generale, um zu hören, was der König von ihnen verlange. Man eröffnete ihnen die Willensmeinung Sr Majestät und die Abgeordneten baten um Bedenkzeit. Aber statt einer Antwort begrüßte die Stadt unsre Flotte mit einem heftigen Kanonenfeuer. Unsre Rache war schrecklich: denn alle die Verwüstung, die zwanzigtausend Bomben in einer enggebauten Stadt anrichten können, kam über Genua, und das Andenken an dieses Elend wird noch lange in dieser Republik fortdauern.

Die Spanier waren des Kriegs eben so überdrüßig, als sie ihn vorher gewünscht hatten, und schlugen einen Waffenstillstand vor. Dieser wurde auch im Monat August zwischen Frankreich, Spanien und dem Deutschen Reiche auf zwanzig Jahre geschlossen. Die Städte Luxemburg, Bovines und Chimay wurden dem Könige überlassen.

Mandarinen des Königs von Siam kamen damals an den Französischen Hof und ihnen folgte bald eine prächtige Gesandtschaft. Sie baten den König im Namen ihres Herrn um Allianz und Freiheit des Handels zwischen den beiderseitigen Unterthanen.

Aus entferntern Gegenden konnte man wohl nicht zu Salomo kommen, um ihm Ehrfurcht zu bezeigen: und wahrscheinlich hätten wir auch eine Kö-

nigin von Saba an den Französischen Hof kommen sehn, wenn es noch eine auf der Erde gegeben hätte.

Die Genueser fürchteten die Folgen von dem Unwillen des Königs und ließen Se Majestät ersuchen, daß er bestimmen möchte, welche Genugthuung er wünschte. Der König verlangte, daß der Doge in Begleitung von vier Senatoren nach Frankreich kommen und um Verzeihung für die Republik bitten sollte. Sie unterwarfen sich diesem Verlangen. Und obgleich die Gesetze bei ihnen gebieten, daß ein Doge seine Würde verliert, sobald er Genua verläßt, so wollte der König doch nicht, daß dem Dogen die ihm zu leistende Ehrfurchtsbezeigung so theuer zu stehn kommen sollte. Se Majestät legte ihnen daher noch ein zweites Gesetz auf, nämlich daß sie den Dogen als Dogen wegreisen und wiederkommen lassen sollten. Dieß geschah auch.

Da der Friede Zeit zu Vergnügungen übrig ließ, gab Se Majestät dem Hofe das Schauspiel eines Ringelrennes, wobei der Dauphin Anführer war.

Die Seeräuber von Tripoli hatten sich ungeachtet der vielen Züchtigungen, die sie von dem Könige erfahren hatten, wenn sie die mit ihnen geschloßnen Verträge verletzten, noch immer nicht gebessert und fuhren fort unsern Handel zu stören. Sobald Se Majestät es erfuhr, bekam der Marschall Estrées Befehl Tripoli zu bombardiren. Dieser ließ eilfhundert Bomben in die Stadt werfen, und richtete eine solche Verwüstung an, daß sie um Frieden bitten mußten, den sie auch erhielten. Sie mußten aber nicht nur alle Franzosen sondern auch alle Ausländer, die im Französischen Dienst gefangen worden waren, ausliefern, und fünfhundert tausend Livres für die Unkosten

Un

Unterthanen Sr Majestät erbeuteten Waaren bezahlen.

Ein Regent, der mit solcher Sorgfalt auf das Wohl seines Volkes und seiner Diener sieht, verdient wohl zu herrschen.

Da alle die Verordnungen, welche der König bis jetzt gegen die Hugenotten hatte ergehen lassen, nicht den gewünschten Erfolg hatten, hob Se Majestät, um ihnen alle Hoffnung zu Behauptung ihrer Religion zu benehmen, das Edikt von Nantes und Nismes auf, das unsern Königen — in Zeiten der Verlegenheit — abgenöthigt worden war.

Dieß war ein Blitzstrahl für die Hugenotten; aber diese kühne That war ganz an ihrer Stelle und gereichte für Staat und Religion zur Ehre und zum Nutzen.

Um diese Zeit starb der Kanzler le Tellier zu Paris. Er hatte die Stellen als Staatssecretär, Minister, Kanzler und Siegelbewahrer bekleidet, und doch bei allen seinen Würden ein prunkloses, einfaches Leben geführt und war bis ins Grab glücklich gewesen. Denn er starb nach einem ruhmvollen, in Reichthum und Ehre durchlebten Leben, in einem Alter von sechs und achtzig Jahren ohne Krankheit und Schmerzen. Der König wählte an seine Stelle Herrn Boucherat, den seine Redlichkeit einer solchen Ehre wohl würdig macht.

Um diese Zeit mußte der König eine wichtige und sehr schmerzhafte Operation an sich geschehn lassen, aber er erduldete sie mit einer ausserordentlichen Standhaftigkeit, und sie heilte auch in wenig Tagen.

Die Freude des Volks bei diesem Vorfall ließ vermuthen, wieviel es für das Leben Sr Majestät gefürchtet hatte, und wie sehr es ihm zugethan war.

Jedermann ließ es sich angelegen seyn, öffentliche Gebete und Danksagungen für die Erhaltung eines so guten Herrn auf eigene Kosten anstellen zu lassen.

Der König, der auch auf die kleinsten Dinge in seinem Reiche, sobald es darauf ankömmt, Ordnung herzustellen, Rücksicht nimmt, wer darauf aufmerksam gemacht worden, daß die mehrsten Pfarrgeistlichen nicht ihr anständiges Auskommen hätten. Er bestimmte ihnen daher eine Summe von dreihundert Livres, welche die Zehendherrn jedes Kirchspiels auszuzahlen gehalten seyn sollten, wenn sich die Einnahme des Pfarrers nicht so hoch belaufen sollte.

Se Majestät beschloß auch den Unanständigkeiten, die in den Kirchen vorgingen, Einhalt zu thun und ließ durch den Erzbischoff von Paris Franz von Herlay eine Verordnung publiciren, welche allen Stadt- und Diocesangeistlichen auferlegte, daß sie Leute bestellen sollten, welche dafür sorgten, daß in den Kirchen nicht gesprochen würde, und die Leute in gebührender Ehrfurcht gegen die heiligen Oerter erhielten. Zugleich sollten sie ein Verzeichniß von den Personen machen, welche das Gesetz gewußt und doch dagegen gehandelt hätten.

Um diese Zeit starb zu Fontainebleau Ludwig von Bourbon, Prinz von Condé, erster Prinz von Geblüt, ein Mann, der durch seine Kriegsthaten noch berühmter war, als durch seine hohe Geburt, und dessen Ruhm die größten Feldherrn Frankreichs vor ihm verdunkelt. Er starb mit den Empfindungen eines wahren Christen und hatte in den beiden letzten Jahren seines Lebens ganz Frankreich durch seine Frömmigkeit erbaut.

Der

Der Marschall Schomberg, der seiner Religion nicht entsagen wollte, bekam Befehl Frankreich zu verlassen.

Obgleich der Marschall Schomberg damals einer der besten Feldherrn des Königs war, so zauderte Se Majestät doch nicht, ihn von sich zu lassen. Er zweifelte nicht, daß Gott ihm diesen Verlust ersetzen würde, da er denselben aus Liebe gegen ihn leiden mußte.

Die Hugenotten verursachten damals in Savoyen einige Bewegungen. Der Herzog bat daher den König um Hülfstruppen und dieser schickte ihm auch sechstausend Mann unter dem Befehl des General Catinat.

Wenn es keinen Krieg gab, vertheilte der König gewöhnlich seine Truppen und ließ sie in mehrern Provinzen Läger beziehn. Dieß Jahr bezogen sie eins in Languedoc unter dem Marschall Noailles, eins in Guyenne unter Boufflers, eins an der Saone unter Saint-Ruth, eins in Flandern unter Montberon und eins an der Sambre unter Bulonde.

Nichts kann wohl rathsamer seyn, als während des Friedens solche Kriegsübungen anzustellen. Denn dadurch werden die Truppen in steter Bekanntschaft mit der Kriegszucht erhalten, die jungen Officiere bilden sich und der Umlauf des Geldes wird befördert.

Se Majestät stiftete damals das Stift von St. Cyr, ein Unternehmen, das der königlichen Prachtliebe und jener Frömmigkeit, von welcher angetrieben dieser große Monarch stets die Bedürfnisse aller Stände im Königreiche zu lindern sucht, wahrhaft würdig ist. Der Stand des armen Adels war wohl der beklagenswertheste. Der König hatte schon für die Erziehung und den Unterhalt der Söhne desselben durch die Ca-

glücklich ausgeführten Streich wurde die Gegend von dem königlichen Schloßthor, bis zu dem Thore, das von seinem Wiederherſteller Korakuej den Namen führt, von den Feinden geſäubert, und die Zufuhr wieder eröffnet.

Den folgenden Tag ſtellten ſich die Unſrigen wieder in Schlachtordnung. Die Officiere und der gröſte Theil der Armee ſtiegen von den Pferden ab, um den Feind in ſeinen Verſchanzungen anzugreifen. Es ſchien ihnen aber doch beſſer den Angriff auf den folgenden Morgen aufzuſchieben, und Saladin führte den Rückzug in die Stadt in der ſchönſten Ordnung an. Er ſoll, wie mich ſeine Aerzte verſicherten, dieſe drey Tage über wenig oder nichts genoſſen haben: ſo ſehr war er mit den Sorgen des Kriegs beſchäftigt. Den folgenden Tag wurde der beſchloſſene Angriff unternommen.

Sechs und funfzigſtes Kapitel.

Rückzug nach Tel Ajadia.

Der Feind vertheidigte ſich nicht blos mit unbeſchreiblicher Herzhaftigkeit, ſondern wagte ſich auch aus ſeinen Verſchanzungen hervor. Die Schlachtordnung, in der er aufmarſchirte, war durchaus regelmäßig, und der Schritt langſam aber abgemeſſen. Keiner wich aus ſeinem Gliede. Der Infanteriſt ſchloß ſich wie eine Mauer an den Cavalleriſten an. Allein ſie wurden demohnerachtet von den Unſrigen zurückgewieſen, und verfuhren einige Tage nachher bloß vertheidigungsweiſe. Ich bin während der Zeit, da der Weg nach Ptolemais wieder offen ſtand, ſelbſt in der Stadt geweſen, und habe von der Mauer auf das feindliche Lager geſchoſſen, das Tag und Nacht in einem fort beunruhigt

bettenschulen gesorgt und beschloß nun auch das nämliche für die Töchter zu thun. In dieser Absicht ließ Se Majestät aus dem königlichen Schatze das Haus des heil. Cyr bei Versailles kaufen, renoviren und mit Hausgeräth versehn, legte eine Summe von funfzigtausend livres Renten darauf, und fügte noch die Einkünfte von der Abtei Saint Denis hinzu, die sechs und zwanzigtausend betragen.

Das Hauptsächlichste in der Einrichtung dieses Hauses ist, daß darin sechs Fräulein als Nonnen und vier und zwanzig als Layenschwestern aufgenommen werden. Alle müssen Armuth, Keuschheit und Gehorsam angeloben. Ausserdem können noch zweihundert und funfzig Fräulein auf sieben Jahre aufgenommen werden, die sich nur von väterlicher Seite zu legitimiren haben. Die Eltern müssen sie aber im zwanzigsten Jahre zurücknehmen.

Bloß der König und die Könige, seine Nachfolger, können diese Stellen vergeben. Das Stift darf von niemand ohne Ausnahme ausser von den Königen und Königinnen von Frankreich Schenkungen annehmen; und nur deßwegen, weil es vorzüglich durch die Sorgfalt und die Klugheit der Francisce d'Aubigné, Frau von Maintenon seine Einrichtung erhalten hatte, verstattete Se Majestät dieser Dame, dem Stifte soviel Schenkungen zu machen, als sie wollte, entweder bei Lebzeiten oder nach ihrem Tode. Doch sollte dieß andern kein Recht geben.

Es wäre hier eine gute Gelegenheit, das Lob der Madame von Maintenon einzuflechten; aber sie ist ja über alle Lobsprüche und Ehrennamen erhaben und überdieß würde ich mich zuweit von meinem Gegenstande entfernen, wenn ich hier alles, was ich von ihr gutes denke, ausführlich bemerken wollte.

Die

Die durch die Hasardspiele veranlaßten Unordnungen hatten den höchsten Gipfel erreicht und es war Zeit, daß der König durch das Parlament einen Beschluß abfassen ließ, durch welchen das Hoca-Bassette- und Lansqueuet-Spiel verboten und allen Besitzern der Häuser, in welchen jene Spiele gespielt würden, eine Geldstrafe von tausend Ecus angedroht wurde.

Ich kann nicht umhin hier zu bemerken, daß es sehr rathsam seyn würde, wenn diese Verordnungen nach der Strenge executirt würden. Ja ich wünschte, daß man wenigstens für junge Leute von einem gewissen Alter harte Strafen auf diese Spiele setzen möchte, um sie davon abzubringen. Die Gründe, warum ich dieses wünsche, sind diese. Sehr wenige junge Leute können gut spielen, obgleich die mehrsten es besser als die andern zu verstehn glauben. Ferner haben sie nicht Verstand genug, um zu wissen, wie sie ihr Unglück oder ihr Glück behandeln sollen. Die Lebhaftigkeit und Erregbarkeit ihrer Leidenschaften bringt sie beim Spiele auch oft in Zank und Streit, und sie mögen sich dabei betragen wie sie wollen, so ist dieß immer zu fürchten. Endlich sind die übeln Folgen der Spielsucht doch gewöhnlich Ruin der Familien, wenigstens immer Verlust der Zeit, die man besser zu Gründung seines Glücks und zu Vervollkommnung seines Geistes und seiner Sitten durch Lesen und Conversation anwenden könnte.

Im Sommer machte der König eine Reise, um seine neue Eroberung Luxemburg in Augenschein zu nehmen.

Um diese Zeit wurde Fürstenberg, Kardinal von Französischer Wahl, zum Kurfürsten von Köln erwählt.

Der

Der Pabſt, der mit den Beſchlüſſen der Franzöſiſchen Geiſtlichkeit, ſeine nach Frankreich erlaßnen Breven betreffend, ſehr unzufrieden war, ließ keine Gelegenheit vorüber, wo er dem Könige eine Kränkung zufügen konnte. Er führte daher jetzt ſein gedrohtes Vorhaben aus und entzog den Franzöſiſchen Geſandten zu Rom die Freiheiten der Wohnung. Lavardin, der damals Geſandter zu Rom war, wollte ſie ſich nicht nehmen laſſen, und der Pabſt ließ es faſt zum äußerſten kommen. Der König rief daher Lavardin zurück.

Der Herzog von Crequy, Guvernör von Paris, war im Februar geſtorben und der König gab dieſe Stelle dem Herzog von Gevres.

Damals erhoben die Engländer unter dem Vorwande der Religionsbedrückung laute Klagen gegen ihre Regierung, und man entdeckte ſogar Verſchwörungen gegen den König von Großbritannien. Dieß bewog den König, ſeinem Geſandten in Holland, dem Grafen d'Avaux, Befehl zu geben, daß er den vereinigten Staaten ankündigen ſollte, er würde ihnen im Namen des Königs ſeines Herrn Krieg erklären müſſen, ſobald ſie den Rebellen in England beiſtehn würden.

Zu gleicher Zeit ſchickte der König einen ſeiner Hofedelleute an den Statthalter von Flandern Caſtagna und ließ ihm andeuten, daß er es für eine Kriegserklärung anſehen würde, wenn er dem Prinzen von Oranien und den Holländern auch nur den geringſten Beiſtand leiſtete.

Bei dieſen großen Unruhen ſtand auch ganz Deutſchland gegen uns. Es betraf die Wahl des Kardinals Fürſtenberg, den der König gegen den Prinzen Clemens von Baiern unterſtützte. Dieſer war auch gewählt worden, aber ganz gegen die Canoni-

schen Gebräuche, da er noch Kind war und kaum ein Drittheil der Stimmen gehabt hatte.

Der König wußte sehr gut, daß sich der Kaiser und die Kurfürsten in der Absicht vereinigt hatten, um ihm unter jenem Vorwande und unter noch mehrern (denn daran fehlt es niemals!) den Krieg zu erklären. Er kam daher den Feinden sehr klug zuvor, schickte im Monat October den Dauphin und unter ihm den Marschall Duras ab und ließ Philippsburg belagern. Die Stadt ist wegen ihrer Lage und regelmäßigen Fortification sehr fest, die Garnison war sehr stark und sie hatte die Feinde eine viermonatliche Belagerung gekostet. Demungeachtet eroberte sie der Dauphin in drei Wochen. Er fand darin 180 Stück Kanonen, 150000 Pf. Pulver, 22000 Stück Kugeln und 1600 Säcke Mehl. Es war also nicht Mangel an Munition, warum die Festung sich ergeben mußte.

Die Gegenwart, das Beispiel und die Klugheit des Dauphins machten, daß die Belagerung schneller zu Ende ging, als man irgend hatte hoffen können. Er belagerte hierauf Manheim und Frankenthal, welches letztre er trotz des unaufhörlichen Regens im November eroberte. Boufflers bekam zu gleicher Zeit Befehl Kaiserslautern zu erobern und eroberte es wirklich. Der Marschall Duras eroberte Bonn, Mainz, Worms und Speier.

Da Se Majestät erfahren hatte, daß die ausgewanderten Hugenotten dem Prinzen von Oranien Anweisung zu einer Landung in Frankreich gegeben hätten, gab er Befehl, daß die Küsten sorgfältig bewacht werden sollten, und ließ die benachbarten Milizen bewaffnen.

Die

Die Angelegenheiten mit Rom gaben immer mehr Anlaß zu Erbitterung, besonders da der Pabst dem Prinzen Clemens, um seine widerrechtliche Wahl geltend zu machen, Dispensation ertheilte. Ausserdem weigerte sich Se Heiligkeit dem Könige wegen Entziehung der Gesandtenprivilegien Genugthuung zu geben und unserm Alliirten dem Herzog von Parma, die Länder Castro und Rossigliano, die er ihm schon lange vorenthalten hatte, wieder zu erstatten. Se Majestät ließ daher Avignon wegnehmen.

Um diese Zeit warf sich der Prinz von Oranien zum Erhalter der Englischen Kirche auf. Unter diesem Vorwande wiegelte er ganz England gegen den König, seinen Schwiegervater, auf.

Da der König sahe, daß sich Spanien, England und Holland zum Kriege gegen ihn rüsteten, suchte er sich seiner Seits durch Vorrath von Geld und Truppenwerbungen zu sichern.

Ausser den Truppen, die er auf seine Kosten warb, forderte er noch von jeder Provinz des Königreichs ein Infanterieregiment von tausend Mann, das sie auch mit der größten Bereitwilligkeit warben und auf ihre Kosten unterhielten. Auch die Hintersassen bekamen Ordre zu marschiren.

Der König von England, der nicht allein von seinen Unterthanen verrathen, sondern auch von aller seiner Dienerschaft verlassen war, muste sich mit seiner Gemahlin, der Königin und dem Prinzen von Wallis, seinem Sohne, nach Frankreich flüchten. Der König empfing sie mit väterlicher Güte und unterhielt sie mit königlicher Pracht.

Da sich der Kaiser darüber beklagte, daß der König den Waffenstillstand gebrochen habe, machte der

König in einem Manifeste dem Publikum bekannt, daß er nicht eher zu den Waffen gegriffen habe, als bis er gewußt, daß sich der Kaiser, die Kurfürsten und der König von Spanien durch Tractate zu einem Kriege gegen ihn verbünden hätten; daß er sich sogar erbiete, Bevollmächtigte, wenn sie auch dergleichen ernennen wollten, an diese Höfe zur Untersuchung der Wahlstreitigkeit zwischen dem Kardinal Fürstenberg und den Prinzen von Baiern, die ihnen den Vorwand zu der Verbindung gegen Se Majestät gegeben habe, zu schicken; und daß man dann zugleich über die Foderungen der Frau Herzogin von Orleans, ihre Lehn und andern Erbgüter betreffend, die ihr der Herzog von Neuburg, als Nachfolger ihres Vaters und Bruders im Kurfürstenthum Pfalz vorenthielt, Unterhandlung pflegen könnte.

Diese Anerbietungen wurden nicht angenommen und der Krieg brach nun mit aller Heftigkeit aus.

Am Neujahrstage 1689 ernannte der König eine große Menge zu Rittern seiner Orden. Da ihm ein großer Krieg bevorstand, hielt er es für rathsam diese Ehrenzeichen den meisten seiner Officiere zu ertheilen, bis sie reeliere Belohnungen verdient hätten. Zu Commandeurs ernannte Se Majestät:

Den Kardinal, Cäsar von Estrées.

Den Kardinal, Peter von Bonzy, Erzbischoff von Narbonne.

Karl Moriz le Tellier, Erzbischoff und Herzog von Rheims, ersten Pär von Frankreich, Obercapellan des Königs.

Peter du Cambout, ersten Allmosenier des Königs, Bischoff von Orleans.

Die Ritter waren:

Ludwig, Herzog von Vendome, Sohn des Herzogs von Vendome Cäsar, legitimirten Sohns von Frankreich, Herzog von Vendome, Guvernör und Generallieutnant in Provence.

Ludwig von Lorraine, Graf von Armagnac, Oberstallmeister von Frankreich, Guvernör von Anjou.

Heinrich von Lorraine, dessen Sohn, Graf von Brionne.

Philipp, Chevalier von Lorraine, Bruder des Grafen von Armagnac.

Karl von Lorraine, Graf von Marsan, ihr Bruder.

Imanuel von Trüssol, Herzog von Uzès, erster Herzog und Pär von Frankreich; Guvernör von Saintonge.

Karl de la Tremouille, Herzog von Thouars und Loudun, Pär von Frankreich, erster Kammerherr des Königs.

Maximilian Peter Franz von Bethüne, Herzog von Sully, Pär von Frankreich, Generallieutnant in Berin François.

Johann Armand dú Plessis Vignerod, Herzog von Richelieu, Pär von Frankreich.

Franz de la Rochefoucaut, Herzog und Pär von Frankreich, Obergarderobemeister des Königs und Oberjägermeister von Frankreich.

Ludwig von Grimaldy, Prinz von Monaco, Herzog von Valentinois, Pär von Frankreich.

Franz Hannibal von Estrées, Herzog und Pär von Frankreich, Guvernör von Isle de France und vom Gebiet von Soissons.

Paul

Paul von Beauvilliers, Herzog von Saint-Aignan, Pär von Frankreich, Chef des Königlichen Finanzcollegiums, Staatsminiſter, erſter Kammerherr des Königs, Guvernör von Havre.

Anton Karl von Grammont, Herzog eben dieſes Namens, Pär von Frankreich, Sohn des Marſchalls Gramont.

Armand Karl de la Porte auf Mazarini, Herzog von la Meillerave und von Rethelois Mazarini, Pär von Frankreich, Guvernör von Elſaß.

Franz von Neufville, Herzog von Villeroy, Pär von Frankreich, Generallieutnant der königlichen Armeen, Guvernör von Lyon und dem Lyoner Gebiet.

Heinrich Karl von Foix, Herzog von Rendan, Pär von Frankreich.

Leon Potier, Herzog von Gevres, Pär von Frankreich, erſter Kammerherr des Königs, und Guvernör des königlichen Palaſtes.

Franz Heinrich von Montmorency Luxemburg, Herzog von Luxemburg, Pär und Marſchall von Frankreich, Hauptmann der Leibgarde des Königs, und General der königlichen Armeen.

Anne Julius von Noailles, Herzog dieſes Namens, Hauptmann der erſten Compagnie der königlichen Leibwache, Guvernör und Generallieutnant in Rouſſillon und dem Land Cerdaigne.

Armand du Cambout, Herzog von Coaſlin, Pär von Frankreich, Generallieutnant der königlichen Armeen.

Cäſar Auguſt von Choiſeul, du Pleſſis Praslin, Herzog von Choiſeul, Pär von Frankreich, Generallieutnant der königlichen Armeen.

Franz von Aubüſſon, Herzog von Feuillade, Pär und Marſchall von Frankreich, Oberſt des Regiments der Franzöſiſchen Garde des Königs, Guvernör und Generallieutnant im Delphinat.

Charle-Honoré d'Albert, Herzog von Chevreuſe, Pär von Frankreich, Oberlieutnant der Chevaurlegers der königlichen Garde.

Bernärdin von Gigault, Marquis von Bellefont, Marſchall von Frankreich, Oberſtallmeiſter der Gemahlin des Dauphins.

Ludwig von Crevant, Herzog von Hümieres, Marſchall von Frankreich, Chef der Artillerie, Guvernör und Generallieutnant in Flandern.

Jakob Heinrich von Dürfort, Herzog von Düras, Marſchall von Frankreich, Hauptmann der königlichen Leibgarde, Guvernör von Beſançon und der Grafſchaft Burgund.

Guy von Durfort, deſſen Bruder, Graf von Lorges, Marſchall von Frankreich und Hauptmann der königlichen Leibgarde.

Armand von Bethüne, Herzog von Charoſt, Guvernör von Stadt und Feſtung Calais.

Johann, Graf von Eſtrées, Marſchall und Viceadmiral von Frankreich.

Karl von Vieville, Herzog dieſes Namens.

Johann Baptiſt von Caſſagnet, Marquis von Tilladet, Generallieutnant der königlichen Armeen, Oberſt der hundert Schweizer von der Garde des Königs.

Ludwig von Caillebot, Marquis de la Salle, Garderobemeiſter des Königs.

Jakob von Beringhen, Oberſtallmeiſter des Königs, Commandant der Feſtung von Marſeille.

Philipp von Courcillon, Marquis von Dangeau, Kriegsſtaatsrath, Guvernör von Touraine, Hofkavalier der Gemahlin des Dauphins.

Philibert von Guiche, Graf von Gramont.

Ludwig Franz, Marquis von Bouſflers, Guvernör von Lothringen und Bar.

Franz von Harcourt, Marquis von Beuvron, Generallieutnant.

Heinrich von Mornay, Marquis von Montchevreuil, Generallieutnant der königlichen Armeen.

Eduard Franz Colbert, Marquis von Maulevrier, Generallieutnant.

Joſeph von Pons, Baron von Montclar, General der Kavalerie und Generallieutnant.

Heinrich von Beaumanoir, Marquis von Lavardin, Generallieutnant der königlichen Armeen und in Bretagne.

Peter, Marquis von Villars, Kriegsſtaatsrath.

Ademar von Monteil, Graf von Grignan, Generallieutnant in Provence und Generallieutnant der königlichen Armeen.

Klaude, Graf von Choiſeul, Generallieutnant der königlichen Armeen und Guvernör von Saint Omer.

Johann Armand, Marquis von Joyeuſe, Generallieutnant der königlichen Armeen.

Der Graf von Aubigné, Guvernör von Berry.

Der Graf von Montal, Generallieutnant der königlichen Armeen, Gouvernör von Montroyal.

Der Graf von Saint Geran, Generallieutnant.

ward. Um nun die Franken wieder ins freye Feld zu locken, mußte der Kreis, der sie umschlossen hielt, weiter aus einander treten, und die Bagage nach Tel Ajadia, eine Anhöhe, dem Hügel der Betenden gegenüber, geschafft werden.

Sieben und funfzigstes Kapitel.

Eine grose Menge Feinde feuragirte auf den Wiesen am Flusse. Der Sultan, dem dieß verrathen war, ließ einen Haufen berittener Araber gegen sie anrücken, die wegen der besondern Schnelligkeit ihrer Pferde zu diesem Angriff vorzüglich geschickt waren. Sie richteten auch eine grose Niederlage an, brachten viele Gefangene und abgehauene Köpfe ein und erhielten zur Belohnung unter andern Geschenken prächtige Kleider. Am Abend desselben Tages hatte der Feind ein anders Scharmützel mit den Einwohnern von Ptolemais, das beyden Theilen viele Menschen kostete. Auf die Weise verging kein Tag ohne Blutvergießen oder andere Feindseligkeit, so daß endlich unter beyden Heeren eine sonderbare Art von Bekanntschaft entstand, indem sie nicht bloß bey ruhigen Stunden mit einander sprachen, sondern auch einer nach der Musik des andern tanzte, bald darauf aber sich wieder die Hälse brachen. Eines Tages kamen sie mit einander überein, Kinder zum Zweykampf zuzulassen, um doch einmal eine Abwechslung zu haben, da bisher nur immer Männer gegen Männer gestritten hatten. Jede Partey stellte zwey Knaben: Nach einem heftigen Gefechte wird der eine fränkische Knabe von seinem Gegner zu Boden geworfen, und als ein Gefangner erklärt; für seine Freyheit zahlte ein gewisser Franke zwey Goldstücke. Wirklich ein sonderbarer Fall. Eben so merkwürdig war es, daß

aus

Der Graf von Biſſy.

Anton Rüſé-Coiffiers, Marquis von Eſſiat, erſter Stallmeiſter des Herzogs von Orleans, einzigen Bruders vom König.

Der Marquis von Chazeron, Generallieutnant.

Paul von Aluy, Marquis von Sourdis, Generallieutnant.

Der Graf von Solve.

Jakob Stuard von Cauſſade, Graf von Vauguion.

Karl von Monchy, Marquis von Hoquincourt, Generallieutnant der königlichen Armeen, Guvernör in Peronne.

Der Marquis von Verac, Generallieutnant in Poitou.

Der Graf von Arcy, Erzieher des Herzogs von Chartres, Kriegsſtaatsrath.

Ludwig Maria von Villequier, Herzog von Aumont, erſter Kammerherr, Generallieutnant der königlichen Armeen, Guvernör von Boulonois.

Alexis Heinrich, Marquis von Chaſtillon, erſter Kammerherr des Herzogs von Orleans.

René von Froulay, Graf von Teſſé, Oberſt der Dragoner.

Der Marquis von Villereau, der Sohn: denn der Vater hatte den König gebeten, er möchte ſtatt ſeiner ſeinem Sohne dieſe Würde ertheilen.

Karl von Eſtampes, Marquis von Maulny, Kapitän der Leibgarde von Monſieur.

Hyacinthe von Quatrebarbes, Marquis von Rongere, Hofkavalier von Madame.

Der Graf von Luſſan, erſter Kammerherr des Prinzen Condé.

Der

Der Kaiser und die Kurfürsten hatten den Schweizern lange angelegen, daß sie sich gegen den König erklären möchten. Sie hatten sich noch immer nicht entschlossen, und Se Majestät, die ihnen ihr wahres Interesse vorstellen ließ, brachte sie endlich wirklich zu dem Entschluß, neutral zu bleiben.

Die Lüttticher und Dänemark verbanden sich mit den Feinden, und der Prinz von Oranien, der sich zum König von Großbritannien hatte ausrufen lassen, erklärte uns endlich den Krieg.

Der König erklärte nun auch Spanien und Holland den Krieg, und kurz hierauf schlug die Französische Flotte unter dem Befehl des Chasteau-Regnaut zwischen dem Kap Klare und Kinsal die Englische Flotte und der Herzog von Noailles, welcher in Katalonien commandirte, eroberte die Spanische Festung Campredon.

Um diese Zeit ließ der König Manheim, Speier und Worms schleifen, und Bonn und Mainz befestigen. Demungeachtet belagerte der Prinz Karl von Lothringen, General der kaiserlichen Armee am Rhein, Mainz, wohin der König ein großes Korps Truppen unter dem Befehl des Marquis d'Uxelles gelegt hatte.

Se Majestät hielt es nicht für rathsam wegen des Entsatzes dieser Festung eine Schlacht zu wagen, noch dazu gegen eine Armee, die viel stärker als die seinige war und zu einer Zeit, wo die Conföderirten noch gemeinschaftlichen Eifer hatten. Er befahl daher dem General seiner Armee in Deutschland dem Marschall Duras, während dieser Belagerung alle kleine, festen Plätze wegzunehmen, die er könnte. Dieß that er und mit Eroberung dieser Festungen bekam er zweitausend Kriegsgefangne und dreissig Kanonen.

In den ersten Tagen des Augusts ernannte der König den Herzog von Beauvillier zum Gouverneur des Herzogs von Burgund und seiner Brüder der Prinzen von Anjou und Berry.

Diese Wahl macht der Beurtheilungskraft des Königs viel Ehre und gereicht dem Herzog sehr zum Lobe. Auch wurde sie allgemein gebilligt. Denn die Verdienste des Herzogs sind so anerkannt, daß ob er gleich noch nicht vierzig Jahr alt und mit Glück überhäuft ist, indem er die Würden eines Herzogs und Pärs von Frankreich, und die Stellen als Statthalter in Havre, als erster Kammerherr des Königs, als Chef des königlichen Finanzcollegiums und als Erzieher der Französischen Prinzen vereinigt, weder Neider noch Feinde hat.

Um diese Zeit griff der Marschall von Hümieres, General der Armee in Flandern, Valcourt an; er konnte die Stadt aber nicht einnehmen, weil sie auf einer Seite frei war und von der Armee der Conföderirten Unterstützung erhielt.

Fünf und funfzig Tage nach der Eröffnung der Laufgräben mußte der Marquis d'Uxelles in Mainz capituliren. Der König hatte ihm befohlen, er sollte das äusserste nicht abwarten und hierdurch rettete er sich ein beträchtliches Korps Truppen, das in der Stadt lag, und welches sich nach einem längern Widerstand unstreitig auf Discretion hätte ergeben müssen. Einen Monat hierauf mußte sich die Stadt Bonn, welche der Kurfürst von Brandenburg kurz nach der Eroberung von Mainz belagerte, und die den Baron von Asfeld zum Vertheidiger hatte, wiewohl auf ehrenvolle Bedingungen nach einer dreimonatlichen Belagerung, sieben und zwanzig Tage nach der Eröffnung der Laufgräben, ergeben.

Nach dieſen Eroberungen nahmen die Feinde ihre Winterquartiere in ihrem eignen Lande.

Ich muß wirklich die Klugheit und das Glück, mit welcher der König in dieſem Feldzuge Krieg führte, bewundern. Er hatte ganz Europa gegen ſich und verlor doch nur Bonn und Mainz, zwei Plätze, deren Einnahme ihn nichts gekoſtet hatte, die er im Frieden wieder hätte zurückgeben müſſen und die ihm die Anzahl der Feinde, die ſie übrigens drei Monate hindurch beſchäftigten, von beinahe hunderttauſend Mann auf dreiſſigtauſend herabſetzten.

Nach dem Tode des Pabſtes Innocenz des XI. wurde der Cardinal Ottoboni unter dem Namen Alexander VIII. erwählt. Der König ließ, ihm zu gefallen, bald von ſeinen Foderungen, die Geſandtenprivilegien betreffend, ab und gab ihm Avignon zurück.

Gegen das Ende des Jahrs ließ der König große Kriegsrüſtungen zu Waſſer und zu Lande machen. Um ſich Geld, das die Seele des Kriegs iſt, zu verſchaffen, ohne doch die Abgaben erhöhen zu müſſen, brauchte der König folgendes Mittel, was ihm auch ungeheure Summen einbrachte. Er nöthigte alle Privatleute im Königreiche, welche Silberzeug beſaßen, ihm das überflüſſige davon abzulaſſen, und ließ, um ihnen hierin vorzugehn, ſein eignes Silbergeſchirr einſchmelzen. Von dieſem und dem gemünzten Silber, das er in die Münze bringen ließ, wurden neue Münzen von anderm Gepräge und erhöhtem Werthe geprägt. So bekam er viele Millionen mehr an Geld, als er vorher hatte.

Seine Seemacht beſtand nun aus achtzig Kriegsſchiffen, die Landmacht aus dreimal hunderttauſend Mann; und die Grenze des ganzen Königreichs war

mit einer Reihe von Festungen eingefaßt, die durch ihre Befestigung und noch mehr ihrer wüsten verheerten Umgebungen wegen unüberwindlich waren.

So gerüstet ließ es nun der König auf die Verbindung der Umstände ankommen, ob es rathsam seyn würde sich angreifend oder vertheidigend zu verhalten, ob er Festungen angreifen und den Feinden Schlachten liefern, wenn zum Siege Hoffnung da wäre, oder sie in vortheilhaften Stellungen erwarten sollte, wenn sie ihm überlegen wären. Dieß waren die irdischen Mittel, die dem Könige zu Führung eines so großen Kriegs zu Gebote standen. Was den Beistand des Himmels betrift, so hatte wohl niemand so gerechte Ansprüche drauf zu machen als der König. Er führte ja Krieg für die Religion: denn seine Feinde bestanden bloß aus Ketzern oder Ketzerfreunden. Zwar überläßt der Himmel die Seinigen bisweilen dem Unglück; aber wenn dieß geschieht, so müssen sie es erst durch ihr Betragen verdienen. Läßt ihnen der Himmel aber (wie er es bei dem Könige thut,) Klugheit und Standhaftigkeit, so haben sie nichts zu fürchten.

Seit dem Tode des Königs Kasimir von Pohlen hatte der König die Abtei Saint Germain unbesetzt gelassen, weil er die Einkünfte derselben unter arme Convertiten gewöhnlich vertheilen ließ. Jetzt gab er diese Abtei dem Kardinal Fürstenberg um ihm einigermaßen für das Kurfürstenthum Köln zu entschädigen.

In den ersten Tagen des März ging der König nach Compiegne und hielt daselbst die Musterung der für den künftigen Feldzug nach Flandern bestimmten Truppen.

Um

Um dieſe Zeit erklärte der Prinz Karl von Lothringen dem Könige den Krieg, bloß um in den Friedenstractat mit eingeſchloſſen werden zu können.

Im Monat April ſtarb zu Verſailles die Gemahlin des Dauphins an einer langwierigen und ſchmerzhaften Krankheit, die ſie aber doch mit viel Muth und Frömmigkeit erduldete. Ihre Jugend und die Sorge des Königs und ihres Gemahls für ihr Leben konnten es ſo wenig als alle Arzneimittel retten.

Sie hinterließ drei hoffnungsvolle Prinzen, die das Andenken dieſer Fürſtin dem Königreiche und der königlichen Familie ewig theuer machen werden.

Damals ſtarb in Deutſchland der Herzog von Lothringen an einer Krankheit. Der König, der das Verdienſt auch an ſeinen Feinden ſchätzte, ſprach mit Lob von ihm.

Die Feinde hatten ſich unter Waldeks Führung in Flandern mehrerer Forts und Schlöſſer an der Sambre bemächtigt; aber der Marſchall von Luxemburg, General der königlichen Armeen in dieſem Lande vertrieb ſie bald wieder aus ihren Eroberungen. Er ging über die Sambre und griff die Feinde, die in einer Ebene bei Velaines ſtanden, an. Nach einigen Scharmützeln zogen ſich die Feinde zurück und wollten in der Ebene bei Fleurus campiren. Der Marſchall aber war entſchloſſen ihnen ein Treffen zu liefern; er ſchickte den Tag darauf ſein Gepäck nach der Abtey Ogny, umging Boegnies und Ligny, dehnte ſeine Truppen bis nach Vagnelles aus und nachdem er ſo die Feinde umzingelt hatte, begann er am erſten Julius um acht Uhr des Morgens den Kampf.

Die Schlacht war ſehr hartnäckig und dauerte bis gegen ſieben Uhr des Abends. Die Schweizer

und Gendarmen zeichneten ſich dabei aus und wir behaupteten das Schlachtfeld. Die Feinde hatten ſechstauſend Todte und wir bekamen ſiebentauſend Kriegsgefangne, unter welchen ſich neunhundert Officiere befanden. Der Sieg hätte nichts zu wünſchen übrig gelaſſen, wenn er uns nicht ſo viel gekoſtet hätte. Denn wir verloren viele Officiere und tapfere Soldaten.

Zu gleicher Zeit gewann der Graf von Tourville eine groſſe Seeſchlacht am Kap Beveziер an den Engliſchen Küſten. Die Engliſche und Holländiſche Flotte wurde geſchlagen und zu Grunde gerichtet, und der ſiegreiche Tourville verbrannte hierauf zwölf Engliſche Schiffe im Hafen von Tegmont.

Da der König wußte, daß der Herzog von Savoyen zu dem Bündniſſe des Kaiſers, der Kurfürſten, des Königs von Spanien und des Prinzen von Oranien getreten war, und daß der Herzog die Neubekehrten im Breſſe und in Dauphiné aufwiegeln ſollte, erklärte ihm Se Majeſtät den Krieg und ſchickte eine Armee unter dem Befehl des Generallieutnants Catinat nach Piemont ab. Dieſer erſtürmte ſogleich bei ſeiner Ankunft la Roche de Cahours mit dem Degen in der Fauſt, wobei ſechs bis ſiebenhundert Barbets blieben, eine Art Bauern, die kühner und kriegeriſcher als die andern ſind, und die man deßwegen ſo genannt hat, weil ſie weder Feuer noch Waſſer, das heißt, keine Schwierigkeiten ſcheuen, wenn ſie ihre Unternehmungen ausführen wollen. Um eben die Zeit bekam Feuquieres Befehl, alle Dörfer in den Thälern von Pragelas und Angrogne in Brand zu ſtecken.

Catinat hatte bei Staffarde eine gute Gelegenheit, dem Herzog von Savoyen ein Treffen zu liefern und ließ

ließ sie nicht unbenutzt vorübergehn. Er gewann das Treffen, eroberte Geschütz und Gepäck und verfolgte die Feinde so heftig, daß ihnen ausser den mehr als zweitausend Todten und achthundert Kriegsgefangnen, die sie in der Schlacht verloren hatten, noch viele beim Durchschwimmen des Po ertranken. Hierauf eroberte er Salúces und Fossan und bald hernach Villefranche. Unterdessen nahm Saint Ruth Saint Jean de Maurienne weg, machte darin zwölfhundert Savoyarden zu Kriegsgefangnen und unterwarf dem Könige fünf kleine Districte in Savoyen.

Saint Silveſtre eroberte damals die Burg Sommerin in Sturm, plünderte darin und tödtete dabei fünfhundert Feinde. Er bemächtigte sich auch des Aoſter Thals.

Während die Armee in Savoyen diese Fortschritte machte, ging der Dauphin, der die Rheinarmee commandirte, im Angesicht der Feinde über diesen Strom, und sie wagten ihn nicht anzugreifen. Sie wollten sich überhaupt in keine Schlacht einlaſſen und suchten ihn in seinem Vorrücken nur durch Verschanzungen aufzuhalten, wiewohl sie der königlichen Armee weit überlegen, und die Umstände ihnen nicht ungünstig waren. Sie unternahmen auch nichts gegen irgend eine Festung und glaubten genug gethan zu haben, wenn sie sich vor dem Geschlagenwerden sicherten.

Die Tapferkeit des Dauphins hat mich gar nicht in Erstaunen gesetzt; das Blut, aus dem er entsprossen iſt, war mir dafür Bürge. Was mir aber dabei sehr viel gilt, iſt, daß er soviel Klugheit dabei bewiesen, mit einer in seinem Alter ungewöhnlichen Mäßigung auf eine Schlacht Verzicht gethan und den Ruhm, nichts ungeschicktes zu unternehmen, dem glän-

glänzenden Fehler, einen ungewiſſen Sieg errungen zu haben, vorgezogen hat. Kurz ich glaube, daß dieſer Feldzug dem Dauphin mehr Ehre macht, als jener, wo er Philippsburg einnahm.

Man ſieht hieraus, daß es oft rühmlicher iſt, nichts zu verlieren, als ſonſt zu gewinnen.

Der König begnügte ſich nicht damit dem Könige von England einen Zufluchtsort verſtattet zu haben; er unterſtützte auch mit Geld und Hülfstruppen die ihm treu gebliebenen Irrländer. Der Graf von Lauzun, welcher die Truppen des Königs in Irland commandirte, gewann mit dem Grafen von Tirconnel dem Anführer der Irländiſchen Truppen die Schlacht bei Boyne, in welcher der Marſchall Schomberg getödtet und der Prinz von Oranien verwundet wurde.

Kurz hierauf belagerten die Engländer Limerik, aber Boiſſeleau vertheidigte es mit ſolcher Lebhaftigkeit und Klugheit, daß die Feinde die Belagerung aufheben mußten.

Um dieſe Zeit errichtete der König fünftauſend Carabiniers, die er aus der leichten Kavalerie aushob; auch ließ er zu Marſeille vierzehn Galeeren bewaffnen.

Der Abt Grimani, ein Venetianer, hatte den Vereinigungstractat zwiſchen dem Herzog von Savoyen und dem Kaiſer geſtiftet. Hierüber beklagte ſich der König beim Senat von Venedig, er wurde daher vorgefodert und ſollte von ſeinem Betragen Rechenſchaft geben. Der Senat beraubte ihn zur Strafe des Adels.

Ich begreife nicht, wie man einen Monarchen, der ſich für jede empfangene Beleidigung ſo ernſtlich rächt, noch beleidigen kann.

Zu Ende des Herbſtes eroberte Lark das Schloß Loretto in Piemont, welches ihn in den Beſitz von dem Thal bei Barceloueste ſetzte. Catinat nahm Suſa ein.

Damals machte der König den Herrn von Pont-Chartrain zum Generalcontrolleur der Finanzen und die Geſchicklichkeit dieſes Mannes belohnt die Wahl des Königs.

Am Neujahrstage 1691 machte der König ſeiner Familie ein Geſchenk von hunderttauſend Livres. Ich glaube, daß er wohl der einzige iſt, der Krieg gegen die Potentaten von ganz Europa führen und doch noch hunderttauſend Franken verſchenken kann. Man muß geſtehn; er iſt zum Könige geboren.

Um dieſe Zeit eroberte Feuquieres das Schloß Bagnac in Savoyen und machte den Grafen von Angrogne, der es vertheidigte, zum Gefangnen. Catinat blokirte Montmelian, eroberte hierauf Montealbano und die Grafſchaft Nizza, deren Hauptſtadt er einnahm; eine Unternehmung mit Kühnheit und Glück ausgeführt! Es kam Feuer im feindlichen Pulvermagazin aus, wodurch der Hauptthurm umgeſtürzt, eine Menge Geſchütz zu Grunde gerichtet und dreihundert Menſchen getödtet wurden. Dieß begünſtigte die Eroberung des Schloſſes von Nizza gar ſehr.

Der Herzog von Hannover, der Biſchoff von Münſter und der Herzog von Wolfenbüttel ergriffen damals die Neutralität.

Der König, der vor der Ausführung einer Unternehmung nie etwas vergißt, was ihm eines glücklichen Erfolgs ſichern kann, ließ den Winter über für neunmal hunderttauſend Franken Haſer nach Flandern führen, und ſiebzigtauſend Mann zu Fuß und dreiſſigtauſend Mann zu Pferde dahin abmarſchiren; und

aus einem unlängst angekommenen fränkischen Schiffe ein Pferd in die See fiel, und trotz aller angewandten Mühe, es wieder zurückzubringen, in den Hafen von Ptolemais hineinschwamm, wo es von den Unsrigen erbeutet ward.

Acht und funfzigstes Kapitel.

Treffen bey Ptolemais.

Den 21sten Sjaban entstand eine ganz ungewöhnliche Bewegung unter dem fränkischen Heere: Ritter, Fußknechte, ja so gar Greise und Kinder traten vor dem Lager in Schlachtordnung. Das mittlere Treffen commandirte der König der sich ein Evangelienbuch vortragen ließ das mit einer seidnen Decke behangen war, deren vier Zipfel eben so viel Personen gefaßt hatten. Das äusserste Ende ihres rechten Flügels berührte den Fluß, und der linke dehnte sich bis an den Seestrand aus. Dagegen war Saladin auch nicht müssig. Er schickte Herolde durch die Armee, auf deren Zuruf sich jeder, der sein Leben für das Paradies hinzugeben bereit war, vor seinem Zelte in Schlachtordnung stellte; und dieß konnte mit der größten Leichtigkeit geschehen, da Saladin das Lager jedesmahl nach den Regeln einer gehörigen Schlachtordnung abstechen ließ, so daß der Soldat beym ersten Lerm nicht jedesmahl von Neuem durfte gestellt werden. Der rechte Flügel stand dem feindlichen linken, und der linke dem rechten entgegen. Das Mittelteffen commandirte der Sultan selbst, der zu Anfange der Schlacht durch alle Glieder ritt, und durch sein Zureden den Krieger zum tapfern Kampf für die Religion aufforderte.

im Anfang des März reiste er selbst ab um Mons, eine der besten Festungen in den Niederlanden zu belagern.

Nach allem Anschein wollte der Prinz von Oranien an der Spitze einer großen Armee und der Truppen der Conföderirten den Entsatz dieser Festung versuchen. Die Feinde hatten sich auch schon in Eil bei Hall versammelt. Gleichwohl ließen sie den König Mons achtzehn Tage, nach Eröffnung der Laufgräben einnehmen.

Daß der geheime Plan des Königs bei der Einnahme von Mons nicht verrathen wurde, zeugt wirklich von der bewundernswürdigen Klugheit und von dem Glücke des Königs. Denn um hunderttausend Mann nach einem Orte in Marsch setzen und dennoch die Feinde überrumpeln zu können, muß man seinen Plan wohl vielen Menschen mittheilen und diese Auswahl, wobei er keinen Mißgriff that, macht eben der Beurtheilung des Königs Ehre. Eben so sehr ist auch das Glück, das den König bei dieser Unternehmung begleitete, zu bewundern. Denn tausend Menschen, die doch auch Scharfsinn besaßen, errieth seinen Plan nicht, oder gaben ihren Vermuthungen keinen Raum.

Ausserdem muß ich bei diesen Vorfällen noch bemerken, daß ein Monarch, der binnen acht Tagen hunderttausend Mann zusammenbringen und ihnen im März Unterhalt schaffen kann, ein fürchterlicher Feind ist und, wie wir es auch sehn, seine Nachbarn beständig in seiner Hand hat.

Nachdem der König Ordre zu Erbauung einer Citadelle in Mons gegeben hatte, ließ er den Marschall von Luxemburg an der Spitze der Armee und gab ihm Befehl die Stadt Hall schleifen zu lassen,

die

die Kapelle aber, ein berühmter Gegenſtand der Andacht in dieſem Lande, ſollte geſchont werden.

Um dieſe Zeit wurde der Holländiſche Admiral Tromp, einer der größten Kriegsmänner zur See, wahnſinnig.

Die Lütticher hatten gegen ihr dem Könige gegebnes Wort Truppen vom Prinzen von Oranien als Beſatzung in Lüttich eingenommen, und der König ließ deßwegen durch den Marquis von Boufflers die Stadt bombardiren.

Der Herzog von Savoyen überließ damals den Spaniern einige von den ihm übrig gebliebenen Feſtungen, um ihnen allen Verdacht, als wollte er ſich wieder zu Frankreich ſchlagen, zu benehmen.

Der König ertheilte dem General Catinat Befehl, Montmelian zu bombardiren und in Piemont belagerte und eroberte der Marquis von Vins das Fort Soſtelle.

Bulonde hatte mit dreitauſend Mann Coni belagert, hob aber die Belagerung auf, als ſich ein vom Prinzen Eugen von Savoyen den Belagerten zugeführtes Hülfskorps näherte, worüber Bulonde allzubald in Schrecken gerieth.

Der Graf von Tourville ging damals mit fünfundſiebzig Schiffen, jedes von hundert Kanonen unter Seegel, mit dem Befehl, daß er bei den Sorlinger Inſeln, doch aber nicht bis in den Kanal, kreuzen ſollte. Die Stürme verſchlugen unſre Flotte, und die Feinde ſtießen mit vierundachtzig Schiffen auf vierundzwanzig von den unſrigen und erhielten einigen Vortheil über ſie, da ſie dem Kampfe nicht entgehn konnten. Doch wurde ihnen ihr errungner Vortheil von Tourville halb entriſſen, da er das Geſchütz und die Munition der meiſten Schiffe über Bord werfen

und alle Schiffe verbrennen ließ, die er bei seinem vortrefflichen Rückzuge, den er mit einundzwanzig Schiffen machte, nicht retten konnte.

Saint Ruth, welcher die Franzosen in Irland commandirte, belagerte Kerke.

In Deutschland mußten die Feinde den Marschall von Lorges über den Rhein gehen sehen; sie wagten nicht ihn zu erwarten und gingen an einem andern Orte über diesen Strom zurück. Der König hatte dem Marschall Befehl gegeben, eine Abtheilung seiner Armee dem Marquis Boufflers zuzuschicken. Dieser vereinigte sich auch damit und verheerte hierauf das Herzogthum Jülich.

Der Marschall von Luxemburg, der in Flandern commandirte, aber um zehntausend Mann schwächer als der Prinz von Oranien war, suchte nur sein Lager gegen ihn zu behaupten. Damit er dieß könnte, schickte ihm der König eine große Quantität Lebensmittel und Fourage zu, und dieß bewirkte, daß die Armee des Prinzen von Oranien, welche dem Commando des General Waldek überlassen war, da sie Mangel an Lebensmitteln hatte, das Lager verlassen mußte. Der Marschall benutzte die Gelegenheit und griff ihre Arrieregarde an, schlug sie auch wirklich mit den königlichen Haustruppen und den Gendarmes in die Flucht. Doch ging es nicht ohne Verlust von Menschen ab: denn die Feinde vertheidigten sich tapfer und das Terrain, das voll Hecken war, hinter welchen immer frische Feinde Widerstand boten, machte den Kampf sehr hartnäckig, aber auch den Sieg desto ehrenvoller.

Um diese Zeit starb plötzlich der Marquis von Louvois, Minister und Staatssecretair des Kriegsdepartements. Für den König war es ein wichtiger

Ver-

Verluſt; denn nie hat wohl ein Miniſter im Dienſte ſeines Gebieters weniger Sorge und Arbeit geſpart und jeder andre, als der König, der immer ſein eigner vorzüglichſter Miniſter geweſen iſt, würde durch dieſen Todesfall in Verlegenheit geſetzt worden ſeyn.

Da der Pabſt Ottoboni geſtorben war, wurde der Kardinal Pignatelli zum Pabſt gewählt; für den Franzöſiſchen Hof ein erfreulicher Vorfall.

Der König gab dem Grafen von Eſtrées Befehl, Barcellona zu bombardiren. Dieß geſchah und der Palaſt des Vicekönigs nebſt dreihundert Häuſern brannten ab. Hierauf ſteckte der Marſchall Alicante in Brand.

Der Herzog von Savoyen und der Kurfürſt von Baiern hatten Suſa eingeſchloſſen, aber Catinat zwang ſie zum Rückzuge und zwar mit einem Verluſt von ſechs bis ſiebenhundert Mann. Zu gleicher Zeit drang de Vins mit einem Korps von fünftauſend Mann durch den Paß bei Tende in Piemont ein, mußte ſich aber überall durchſchlagen.

Die Engländer gewannen damals eine Schlacht gegen die Irländer und Franzoſen in Irland, wobei Saint Ruth von einer Kanonenkugel getödtet wurde.

In Katalonien eroberte der Herzog von Noailles mehrere Schlöſſer und la Seu d'Urgel, konnte aber wegen Mangel an Truppen nichts weiter unternehmen.

Der König bewirthete zu Fontainebleau, wo er einen Theil des Herbſtes zubrachte, den König und die Königin von England und beluſtigte ſie mit allen Vergnügungen, welche die Jahrszeit erlaubt.

Noch nie hat ein Fürſt ſo prächtig die Gaſtfreundſchaft geübt, als der König. So wie er den König

von England behandelt, sollte man nicht glauben, daß es ein entthronter König ist.

Catinat, welcher vor einem Jahre die Stadt Montmelian eingeäschert hatte, eroberte im December auch das Schloß dieser Stadt, das man für unüberwindlich hielt.

Zu Anfang des Jahres 1662 ertheilte der König dem Staatsminister Pomponne eine Pension von zwanzigtausend Ecüs. Nur Prinzen vom Geblüt haben größere Pensionen, aber niemand verdient sie mehr als dieser Minister.

Der Prinz von Oranien ließ damals dreißigtausend Engländer nach Flandern übersetzen und dieß verursachte viele unnütze Muthmaßungen.

Um diese Zeit vermählte sich der Herzog von Chartres, einziger Sohn des Herzogs von Orleans mit der Mademoiselle von Blois, der Tochter des Königs; und der Herzog von Maine vermählte sich mit der Prinzessin von Charollois, der zweiten Tochter des Prinzen von Condé.

Diese neuen Verbindungen unter der königlichen Familie zeugen von der Klugheit des Königs; denn er weiß wohl, daß die Ruhe des Staats großentheils auf der Einigkeit seiner Familie beruht.

Der König von England reiste jetzt von Saint Germain ab und ging nach Brest. Einige Zeit hierauf erfuhr man, daß er im Begriff sey, mit der Flotte des Königs eine Landung in England zu wagen. Man zweifelte nicht am guten Erfolg der Unternehmung, da man glaubte, der König nehme Antheil daran. Und in der That hatte Se Majestät drei Millionen Geld und fünf und dreißigtausend Mann zu dieser Expedition hergegeben. Der Plan der Unternehmung wurde so geheim und so schnell gefaßt, daß der König

von England wohl bald von ſeinen getreuen Unterthanen in England hätte aufgenommen und von ihnen gegen die Rebellen unterſtützt werden können. Aber die widrigen Winde hinderten ihn auszulaufen und gaben dem Prinzen von Oranien Zeit ſeine Flotte zu verſammeln und ſich dieſer Unternehmung, die bei wenig oder gar keiner Vorbereitung zum Widerſtand ohne Zweifel einen glücklichen Erfolg gehabt hätte, kraftvoll entgegenſetzen zu können.

Das ungünſtige Geſchick des Königs von England ließ dieſe Unternehmung ſcheitern. Hätte der König die Ausführung derſelben übernommen, ſo würde ihn das Glück wahrſcheinlich beſſer unterſtützt haben.

Der König ging nach Compiegne und hielt daſelbſt im Anfang des März die Muſterung der Hausruppen. Dieß ſetzte die Feinde ſehr in Unruhe und ſie waren froh, als er nach Paris zurückging, da ſie nun, wie ſie glaubten, keine Unternehmung mehr von ihm zu fürchten hatten.

Der König war von dem Pabſte erſucht worden, daß er dem Herzoge von Savoyen den Frieden geben und dadurch die Ruhe von Italien wieder herſtellen möchte. Auch lag ihm der Herzog von Orleans mit der Bitte an, daß er doch die Länder ſeines Schwiegerſohnes, des Herzogs von Savoyen, nicht ganz zu Grunde richten möchte. Mehr als alles dies trieb ihn ſein eigen Herz, dies lebhaft von dem Elend des Volks in jenen Ländern gerührt war, und die Beſorgniß an, daß durch den Aufenthalt der Deutſchen in Italien die Religion in Gefahr kommen möchte. Er ſchrieb daher eigenhändig einen freundſchaftlichen Brief an den Herzog von Savoyen, worin er ihm ſeine Gewogenheit bezeigte, und ſich erbot ihm Savoyen wieder zurückzugeben. Die Plätze Suſa, Montmelian, Ri-

za und Villefranche wolle er nur bis zum allgemeinen Frieden behalten, und ihm dann auch abtreten. Um ihm alles Mißtrauen zu benehmen, werde er diese vier Plätze dem Pabſte, der Republik Venedig, oder den Schweizercantonen, wen nun der Herzog wählen werde, einſtweilen überlaſſen.

Um den Spaniern und den Italieniſchen Fürſten die Beſorgniſſe wegen der Franzöſiſchen Garniſon in Caſal zu benehmen, wolle er auch gern zugeben, daß dieſe Feſtung dem Pabſt, oder der Republik Venedig bis zum Frieden anvertraut würde.

Wenn ein erhabner König beſiegt iſt, kömmt es ihm ſchwer an, Friedensvorſchläge zu thun, denn man kann ſie übel deuten; aber wenn er Sieger iſt, wie es der König war, ſo iſt es ſchön und großmüthig, wenn er den Ueberwundenen den Frieden anbietet.

Der Herzog von Savoyen nahm die Vorſchläge des Königs nicht an. Aus Furcht, daß er dem Kaiſer und den Spaniern verdächtig werden möchte, nahm er nicht einmal den Brief an, den Se Majeſtät an ihn zu ſchreiben ſich herabgelaſſen hatte. Einige Zeit hierauf belohnte der Kaiſer ſeine Ergebenheit durch die Würde eines Generaliſſimus der kaiſerlichen Armeen in Italien.

Den zehnten Mai reiste der König von Verſailles ab und ging nach Flandern, wo er funfzigtauſend Mann Truppen ſtehen hatte. Er blieb einige Zeit in Quesnoy, hierauf ging er nach Mons und belagerte kurz hierauf Namur.

Das Unternehmen war groß; aber ich glaubte ſogleich, daß der König, der ſo leicht nicht falſche Maßregeln ergreift, ſich auch mit der Belagerung von Namur nicht verrechnet haben würde.

Die

Die Belagerung dieſer Feſtung iſt meiner Meinung nach die größte und ſchwürigſte, die Se Majeſtät je unternommen hat und noch unternehmen wird. Ich will daher etwas ausführlicher bei der Beſchreibung derſelben ſeyn.

Der König campirte am vierundzwanzigſten Mai mit der Armee, die zur Belagerung von Namur beſtimmt war, auf der Ebene von Saint Aman zwiſchen Ligny und Fleurús. Den nämlichen Tag noch theilte er ſeine Armee in mehrere Quartiere, um die Stadt einſchließen zu können Der Prinz Condé kam mit ſechs bis ſiebentauſend Dragonern zwiſchen den Bach bei Verderin und der Maas zu ſtehen. Der Marquis von Boufflers ſtand mit vierzehn Bataillons und ſechzig Eſcadrons auf einer andern Seite.

Limenes ſtand mit ſechs Bataillons und zwanzig Eſcadrons zwiſchen der Maas und der Sambre, und Craf mit einer Brigade Reiterei auf einer andern Seite.

Das Quartier des Königs war an der Sambre und erſtreckte ſich bis zum Bach bei Verderin. Der Marſchall von Luxemburg deckte mit einem Korps d'Armee die Belagerung und verhinderte den Entſatz derſelben.

Se Majeſtät recognoſcirte ſelbſt die umliegende Gegend, von der untern Maas an bis an die Sambre, und unterſuchte, wo man zur Communication der verſchiedenen Quartiere Schiffbrücken anlegen könnte. Hierauf ließ er in ſeiner Gegenwart von den Grenadiers der Franzöſiſchen Garden die Feinde, welche verſchiedene Poſten in der Nähe der Stadt beſetzen wollten, zurücktreiben und ſchickte ein Corps Dragoner ab, welche einen wichtigen Poſten auf dem Wege von Hug und Lüttich nach Namur einnehmen ſollten.

Den Tag darauf besuchte der König das Quartier des Prinzen Condé und kam auf die Höhe von Queene und Bouge zurück. Von hier aus nahm er die Festungswerke der Stadt in Augenschein und bestimmte hiernach die Art des Angriffs.

Den folgenden Tag ging Se Majestät ins Quartier des Marquis von Boufflers und des General Ximénes und befahl daselbst, daß man auf einer Höhe, welche eine Strecke der Maas beherrscht, Batterien errichten und die angegriffenen Werke von hinten zu beschießen sollte.

Es hatten funfzig Damen von Stand Boufflers, als er die Stadt einschließen ließ, um Päße nach Brüssel bitten lassen, hatten aber eine abschlägliche Antwort bekommen. Jetzt brachten sie ihr Anliegen vor den König und dieser verwilligte ihnen die Päße. Er empfing sie sehr gnädig und ließ sie nach der Abtei Mellognes bringen.

In der Nacht von neunundzwanzigsten zum dreissigsten ließ der König an drei Orten die Laufgräben öffnen. Den Tag drauf ließ Se Majestät die Jamber Vorstadt durch den Marquis von Boufflers angreifen, der sich ihrer auch bemächtigte.

Zwei Tage drauf ließ der König mit dem Degen in der Faust die Contrescarpe angreifen und die Feinde wurden wirklich daraus vertrieben.

Eine unsrer Bomben fiel in einen Thurm, welcher zum Magazin gebraucht wurde. Es kam darin Feuer aus, und der Thurm mit zweitausend Granaden und vieler andern Munition wurde in die Luft gesprengt. Den Tag drauf, es war der fünfte Junius mußte sich die Stadt ergeben. Vom fünften bis zum dreizehnten Jun. machten die unaufhörlichen Regengüsse die Schanzarbeiten und die Angriffe des Schlos-

ses

ses sehr schwierig. Diese Schwierigkeit und das Hinderniß, daß die Laufgräben in dem felsigten Boden nicht gut gegraben werden konnten, hätte wohl jeden andern ausser den König abgeschröckt.

Se Majestät hatte beschlossen ein Festungswerk, welches die Feinde die Einsiedlei nannten, angreifen zu lassen, mußte sich aber in der Sänfte hintragen lassen, weil er vom Podagra heftig geplagt wurde. Die Feinde leisteten hartnäckigen Widerstand; aber die Franzosen, die seit langer Zeit gewohnt sind, nie zu weichen, selbst wenn der König nicht zugegen ist, wichen auch dießmal nicht, da er bei ihnen war, sondern trieben die Feinde zurück und nahmen ihren Posten ein.

In diesem Gefechte erhielt der Graf von Thoulouse, der an der Sänfte des Königs stand, einen Musketenschuß unter dem Ellbogen, der ihm eine Quetschung verursachte.

Der Herzog von Bourbon blieb an der Spitze dieses Detaschements noch lange dem feindlichen Feuer ausgesetzt und zeichnete sich bei dieser Gelegenheit sehr aus.

Sobald der König vom Podagra geheilt war, stieg er zwei Tage drauf wieder zu Pferde und begab sich ins Quartier des Marquis von Boufflers. Er gab ihm Befehl, daß er sich sogleich mit allen Truppen seines Quartiers in Marsch setzen und sechstausend Reiter, die, wie Se Majestät erfahren hatte, der Prinz von Oranien auf diese Seite unter Tillys Commando anmarschiren lassen wollte, aufsuchen möchte. Aber der Marquis von Boufflers konnte nicht auf sie treffen.

Einige Zeit hierauf machte der Prinz von Oranien in der Gegend von Charleroy eine Bewegung.

Beyde Heere rückten erst gegen einander an, nachdem die Sonne schon vier Stunden am Himmel gestanden hatte. Almalich Almodaffar, der am rechten Flügel zunächst der See commandirte, schickte seine Bogenschützen gegen den Feind, zog sie aber wieder zurück, theils um der Uebermacht auszuweichen, theils auch um die Franken in die Falle zu locken. Saladin, der diesen Rückzug bemerkte, ohne den rechten Grund desselben zu wissen, schickte eiligst aus dem Mitteltreffen eine auserlesene Mannschaft zur Verstärkung dahin ab, die auch so glücklich war, den Feind zurückzutreiben. Eben dadurch aber gab er eine Blöße, die von den Franken sogleich entdeckt und benutzt ward. Denn nun drangen sie in das geschwächte Mitteltreffen mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, setzten es in eine Verwirrung, die den größten Theil des rechten Flügels mit betraf, hieben alles vor sich nieder, und stürzten selbst in des Sultans Gezelt.

Unterdeß war unser linke Flügel noch nicht zum Gefechte gekommen. Saladin, nebst fünf andern, die noch bey ihm geblieben waren, ritt gleich einem reissenden Strome allenthalben umher, um seinen Truppen neuen Muth einzuflößen. Endlich kam er an den Hügel, wo der geschlagene Theil gestanden, der sich bis Ptechmana über die Tiberiasbrücke, zu zum Theil bis Damascus geflüchtet hatte. Doch hatte sie der Sieger nicht weiter als bis Elajadia verfolgt; denn er kehrte, als sie auf den Berg geflohen waren, wieder um, hieb unterwegs viele Troßknechte, die die Bagage in Sicherheit bringen wollten, nieder, und schwenkte sich darauf gegen dem Lagermarkt, wo er einen harten Widerstand fand. Derjenige Trupp welcher in des Sultans Zelt gedrungen war, hatte daselbst weiter nichts gethan, als nur drey Personen niedergestäbelt,

Se Majestät schickte daher den Marquis von Bouffl ers nochmals ab, damit er sehen möchte, was der Prinz vorhabe. Er fand, daß sich die Feinde zurückgezogen hatten.

Der König hatte, wie gewöhnlich, in Begleitung des Dauphins und des Herzogs von Chartres, die Laufgräben besucht und beschloß das Hornwerk den andern Tag angreifen zu lassen. Er gab daher Vauban Befehl, alles zum Angriff dieses Festungswerks, von den Feinden Wilhelmsfort genannt, bereit zu halten.

Unsre Truppen vertrieben die Feinde aus ihren Contrescarpen und von allen Posten, die dieses Fort deckten. Die Besatzung mußte daher am vierundzwanzigsten um Capitulation bitten, die ihnen auch verwilligt wurde. Der König ließ sie nach Gent bringen; sie bestand aus achtzig Officieren und zwölfhundert Soldaten.

Se Majestät begab sich alle Tage in die Laufgräben um die Wirkung der Kanonen und Mörser zu sehn. Am siebenundzwanzigsten beschloß er, den Tag drauf die Contregarde und die Courtine der bedeckten Wege des Schlosses angreifen zu lassen. Dieß geschah auch Mittags in Gegenwart des Königs, man vertrieb die Feinde aus ihrem Posten und nahm ihn in Besitz.

Am dreissigsten morgens verlangten die Feinde capituliren zu dürfen. Die Kapitulation wurde noch Vormittags unterzeichnet. Die Besatzung, die im Anfang der Belagerung achttausend Mann stark gewesen und nun bis auf die Hälfte geschmolzen war, wurde nach Louvain gebracht.

Die Nähe des Prinzen von Oranien, des Herzogs von Baiern und noch mehr Conföderirter an der Spitze seiner Armee von hunderttausend Mann gab

der

der Einnahme von Namur erst ihren Glanz und mußte die Freude des Königs über den glücklichen Ausgang einer so schwierigen Unternehmung noch erhöhn. Uebrigens muß ich bemerken, daß das Glück dießmal den König nicht unterstützte, daß er sogar mit unvorhergesehnen Hindernissen, zum Beispiel mit übelm Wetter, den Junius hindurch und mit einem unbequemen Boden zu kämpfen hatte.

Außerdem aber ist es nicht zu verwundern, daß der König immer seine Absichten erreicht. Er ist klug, weiß immer gute Maßregeln zu ergreifen und läßt kein Mittel, was ihm zu etwas dienen kann, unbenutzt. Er handelt immer, als wenn er alles bloß von seiner Klugheit und seinem Muthe zu erwarten hätte; und vermöge seiner Frömmigkeit nimmt er immer seine Zuflucht zu Gott, als wenn er in sich keine Hülfsmittel fände.

Er kennt mit bewundernswürdigem Scharfblick die Talente derer, die in seinem Dienst stehn und weiß sie immer schicklich zu benutzen.

Da kein Regent je so gern Verdienste belohnt hat wie er, so bestrebt sich auch ein jeder, dergleichen zu besitzen.

Wie kann man im Angesicht eines Königs, der freigebig, tapfer und mächtig ist, und der an sich selbst weiß, was man brav handeln heisst, nicht tapfer seyn? Daher finde ich aber auch, daß die Könige, welche zu gleicher Zeit mit ihm leben, sehr unglücklich sind, daß sie neben ihm regieren: sein ausserordentliches Verdienst verdunkelt sie. Zu einer andern Zeit hätten sie glänzen können.

Bei der Eroberung von Namur, das der Prinz von Oranien vor seinen Augen hatte übergehen lassen müssen, ohne etwas zum Entsatz dieser Stadt thun zu können (denn er mußte dem Marschall von

Luxemburg, der in der Absicht halben Wegs vorgerückt war, eine Schlacht liefern), hatte dieser Prinz wahrscheinlich eingesehen, daß er irgend einen herzhaften Streich unternehmen, ein allgemeines Treffen wagen oder lieber nichts unternehmen müsse. Er fand ein Mittel wie er die Infanterie angreifen konnte. Der Erfolg mochte nun seyn wie es wollte, er konnte doch seinen Muth dabei zeigen.

Unsere Infanterie campirte an einem engen umschloßnen Orte rechts von Steinkirchen, links von Herine. Hier ließ sie der Prinz von Oranien durch die seinige, die viel zahlreicher und wie er glaubte, besser als die unsrige war, angreifen. Das Feuer seiner Infanterie war dem unsrigen anfangs überlegen und unsre Truppen wankten, wobei die Feinde auch vier Kanonen erbeuteten; aber der Marschall von Luxemburg ließ es nun nicht mehr auf die Geschicklichkeit seiner Soldaten im Schießen, sondern auf ihre Herzhaftigkeit ankommen und ließ sie mit gezognem Säbel die Feinde angreifen. Die Engländer hielten noch länger Stand als die Truppen anderer Nationen, aber endlich wurden sie durchbrochen und ein entsetzliches Blutbad unter ihnen angerichtet. Wir blieben Herrn des Schlachtfelds und hatten sechs Fahnen und zehn Kanonen erbeutet, ohne die vier Kanonen zu rechnen, die wir gleich anfangs wieder erobert hatten; die Feinde verloren mehr als achttausend Mann, welche getödtet oder verwundet wurden, viele angesehene Officiere und dreihundert Mann, die wir zu Kriegsgefangnen machten. Wir büßten in diesem Treffen hundert Officiere ein und von ausgezeichneten Personen den Prinz Türenne, den Marquis von Bellefont und den jungen de Vins, ohne die Blessirten zu rechnen, und übrigens hatten wir noch mehr als funfzehnhundert Mann Todte.

Dieß

Dieß Gefecht war von beiden Seiten so heftig und lebhaft, als es nur in irgend einem Kriege seyn kann. Die Niederländer wurden dadurch in solches Schrecken gesetzt, daß die meisten angesehnen Bürger von Brüssel aus Furcht vor einer Belagerung ihre besten Habseligkeiten nach Antwerpen schafften.

Der König war selbst nach Flandern gereist, und um daselbst die Fortschritte machen zu können, die er sich vorgenommen hatte, mußte er sich sonst überall defensiv verhalten. Zu dem Ende besetzte er die Küsten von der Normandie und von Bretagne, Poitou, den Sevennendistrict und Vivarez mit Truppen. Ferner gab er dem Marschall Lorges am Rhein funfzehntausend Mann, ebensoviel an Catinat in Piemont und nach Catalonien zehntausend dem Herzog von Noailles. Fast hunderttausend Mann ließ er in den Festungen des Königreichs und in den eroberten festen Plätzen.

Die Feinde machten weder in Katalonien noch in Deutschland Fortschritte.

In Piemont, wo der Herzog von Savoyen viersigtausend Mann theils Deutsche, theils Spanier und Savoyarden stehend hatte, ging folgendes vor.

Der Herzog schien anfangs einen Plan auf Pignerol zu haben, er sah sich aber nicht im Stande, eine solche Festung angreifen zu können, und beschloß lieber in Frankreich durch das Delphinat einzudringen. Er schmeichelte sich, daß sich die Neubekehrten, sobald er sich zeigte, zu ihm schlagen würden.

Sein erstes war, daß er ein Korps Truppen detaschirte, das den Flecken und das Schloß Guillestre eroberte; die dreihundert Mann Besatzung vertheidigten es aber sehr tapfer und ergaben sich nur unter der

Be-

Bedingung, daß man sie nach Grenoble bringen sollte. Demungeachtet wurden sie gegen das Versprechen als Kriegsgefangne nach Conv gebracht.

Hierauf griff der Herzog Ambrün an, eine Stadt, die mit einer bloßen Mauer umgeben ist. Laré vertheidigte sie zehn Tage hindurch mit solchem Nachdruck, daß der Herzog durch die Angriffe und Desertion viele Leute verlor.

Er ließ sich von Ambrün funfzehntausend Ecüs dafür bezahlen, daß er es nicht niederbrennen ließ. Er bemächtigte sich hierauf der Stadt Gap (die Catinat für einen zu schlechten Posten gehalten hatte, um Truppen hineinzulegen) und ließ sie einäschern.

Nicht ein einziger der Neubekehrten im Delphinat ließ sich wankend machen, und man hatte doch in Ambrün Protestantische Geistliche predigen lassen.

Der Herzog von Savoyen bekam um die Zeit die Blattern, und müßte sich auf die Nachricht, daß von allen Seiten Truppen zur Französischen Armee stoßen würden, mit der seinigen eilig in sein Land zurückziehn.

Demungeachtet schickte er den Marquis von Parelle mit einem Detaschement ab, um in Provence einzudringen. Dieser wollte den Paß bei Habay bei dem Thal von Barcelonette forciren, wurde aber von dem Marquis de Vins, der ein kleines Korps in dieser Gegend commandirte, mit Nachdruck zurückgeschlagen.

Damals schlug der Marquis von Harcourt-Beuvron ein Korps von achthundert Reitern an den Grenzen von Luxemburg.

In Deutschland hatte der Marquis von Lorges bisher keine günstige Gelegenheit zu einem großen Tref-

Treffen finden können. Denn die Feinde hätten sorgfältig alle Fehler vermieden. Demungeachtet hatte er einige Escadrons von ihrer Arrieregarde, auf die er zwei oder dreimal gestoßen war, geschlagen. Als er erfuhr, daß die Conföderirten auf den Rückzug dachten, ging er über den Rhein, und da sie, wie er wußte, auseinander gehn wollten, marschirte er schnell gegen sie an, schlug fünftausend Mann Reiter unter dem Commando des Herzogs und Administrators von Wirtemberg, des Generals der kaiserlichen Reiterei, auf die er gestoßen war, und nahm ihnen zwei Kanonen, Pauken, drei Standarten und ihr ganzes Gepäck weg. Es blieben davon neunhundert Mann, und sechshundert, unter welchen sich auch der Herzog selbst und der Baron von Soyer, Feldmarschall der Bayerschen Truppen befand, wurden zu Kriegsgefangnen gemacht.

Diesem Siege folgte die Einnahme von drei kleinen Städten, in welchen der Marschall achthundert Kriegsgefangne machte und eilf Kanonen erbeutete.

Auf die Nachricht von diesen siegreichen Fortschritten hob der Landgraf von Hessencassel die Belagerung von Ebernburg, die er seit drei Wochen angefangen hatte, eilig auf und verließ sogar einen Theil seiner Munition.

Während dieß in Deutschland vorging, setzte der Marquis von Boufflers einen Theil von Geldern in Contribution und ließ Tillemont niederbrennen, weil es sich weigerte, die Contribution zu bezahlen.

Da der König erfuhr, daß die Spanier den Winter über ein großes Korps Reiterei in der Unterstadt von Charleroy hielten, das unsre benachbarten Garnisonen beunruhigte, gab er dem Marquis von Boufflers Befehl, diese Stadt zu bombardiren. Dieß

that er, ja er ließ sogar die Oberstadt auch bombardiren, so daß die Spanier den Winter drauf sehr in Verlegenheit waren, wo sie ihre Truppen hinlegen sollten.

In Savoyen verließen die Feinde die Städte Gap und Ambrün und einige Flecken und Dörfer, verbrannten aber manche, setzten die andern in Contribution und zogen sich hierauf in ihr Land zurück. Gleich drauf schickte der König Kommissäre in diese Gegenden und ließ unentgeltlich Mehl und Getraide unter die Einwohner des Delphinats, die durch den Aufenthalt der Feinde am meisten gelitten hatten, austheilen. Hierdurch setzte er diese armen Leute in Stand, ihre Ländereien zu bestellen und sich ihren Unterhalt zu verschaffen.

Se Majestät erfuhr, daß das Volk in vielen Gegenden von Auvergne großen Mangel litt. Er ließ daher für zweimalhunderttausend Franken Getraide käufen, einen Theil davon unentgeldlich unter die Dürftigen austheilen und das andere um die Hälfte des Preises an die weniger Armen weggeben.

In diesen Handlungen der Menschlichkeit ahmt der König niemandem nach, und ich glaube, daß wenn er seiner Eroberungen wegen auf den Beinamen des Großen mit Recht Anspruch machen kann, ihn seine Menschlichkeit des Namens Allerchristlichster König eben so würdig macht.

Zu Ende des vorigen Jahrs 1693 hatten die Feinde Furnes und Dirmüde erobert und der Prinz von Oranien hatte sie befestigen lassen. Aber der Marquis von Boufflers und Villars eroberten die erste dieser Festungen im Januar 1693 wieder und die Feinde verließen hierauf Dirmüde von selbst.

Im

Im März machte der König sieben Marschälle von Frankreich. Sie waren: der Graf von Choiseul, der Marquis von Joyeuse, die Herzoge von Villeroy und Noailles, der Marquis von Boufflers, der Graf von Tourville und der Herr von Catinat.

Es war sehr billig, daß er durch diese Ehrenwürden Feldherrn belohnte, die sich in diesem großen Kriege so sehr ausgezeichnet hatten.

In Erwartung der Begebenheiten des folgenden Feldzugs will ich über das günstige Glück, dessen sich der König beständig erfreut und über die Ursachen, warum es ihm immer zu Gebote steht, noch einige Reflexionen mittheilen. Wir sehn wohl im allgemeinen, daß er dem großen Bunde, der gegen ihn steht, überlegen ist; man würde aber wohl gern im einzeln wissen wollen, was ihn in Stand gesetzt hat, es zu werden.

Es ist wohl kein Zweifel, daß die streng executirten Edikte gegen die Duelle, die Herstellung der Kirchenzucht, die Ausrottung der Ketzerei und das mitleidige Herz des Königs den Himmel bewogen haben, ihm beizustehn.

In der Ausführung seiner Unternehmungen hilft ihm dies vorzüglich, daß in allen seinen Sachen Ordnung herrscht.

Seine Armeen bestehen, ohne die Garnisonen zu rechnen, aus zweimalhunderttausend Mann Fußvolk und aus hunderttausend Mann Reiterei.

In Zeiten der Muße trifft er immer solche Vorkehrungen, daß seine Unternehmungen gelingen müssen, indem sie mit Nachdruck und lebhaftigkeit ausgeführt werden können.

Die

Die Truppen erhalten, sie mögen in Garnison oder im Felde stehn, regelmäßig ihren Sold. Er läßt es nie an Brodvorrath mangeln.

Die Truppen, welche während des Feldzugs gedient haben, bekommen gute Winterquartiere und können ihren Sold auf den nächsten Feldzug sparen.

Die Tapferkeit der Französischen Soldaten beschränkt sich nicht mehr wie sonst, bloß auf die alten gedienten Korps, sie ist jetzt fast allgemein. Der Soldat, welcher, wenn er gegen den Feind marschirt, an der Fronte nicht bloß gemeine Officiere, sondern Generäle und selbst Prinzen vom Geblüt erblickt, und oft unter den Augen des Königs fechten muß, kann wohl getödtet werden, aber nicht fliehen. Und man weiß ja, daß man immer Herr des Schlachtfelds bleibt, sobald man seinen Posten bis aufs äußerste behauptet.

Doch befreit diese Tapferkeit den Soldaten nicht von verdienter Züchtigung. Der Soldat, der eben Namur erobern und den Prinzen von Oranien bei Steinkirchen schlagen half, wird gehangen oder erschossen, wenn er gegen die Kriegsgesetze sündigt oder an seinem Wirthe auf dem Marsche oder in Garnison Gewaltthätigkeit begeht. Denn der König liebt die Gerechtigkeit mehr, als seinen Vortheil und denkt bei solchen Gelegenheiten immer, daß er eher König — das heißt: Vater seines Volkes, — als Feldherr seiner Soldaten seyn muß.'

Ausserdem aber werden diejenigen, welche sich in einem Gefecht, besonders unter den Augen des Königs, der immer als Muster vorangeht, ausgezeichnet haben, gewiß belohnt.

Der König kann immer die besten Maaßregeln gegen seine Feinde ergreifen, da er weder Mühe noch Geld

Geld ſpart, um ihre Plane und Hülfsmittel zu erforſchen, auch hält er immer ſehr auf befeſtigte Plätze.

Im Winter legt er in den Gegenden, wo er irgend eine Unternehmung vorhat, Magazine an. Hierauf kann er den Feinden immer die ihm nöthigen Feſtungen wegnehmen. Denn ſeine Truppen können im März, wie im Mai, vierzehn Tage oder drei Wochen bei einer Belagerung aushalten. Hingegen können um dieſe Zeit die Feinde die Winterquartiere nicht verlaſſen, weil ſie keine Vorkehrungen getroffen haben und müſſen alſo, ſo tapfer ſie auch ſeyn mögen, den ruhigen Zuſchauer bei der Eroberung ihrer Feſtungen machen.

Die geheimen Rathſchlüſſe des Königs werden nie von den Miniſtern verrathen: denn ſie lieben den König wegen ſeiner Güte, und müſſen ihn, ſeiner Strenge wegen, die er, wo ſie nöthig iſt, oft zeigt, fürchten.

Ferner fehlt es dem Könige nie an Geld. Denn auſſer den großen und kleinen Domänen, den freiwilligen Geſchenken der Provinzen, den Abgaben des Volks, der Umſchmelzung und Erhöhung der Münzen weiß er ſich noch durch Ertheilung neuer Aemter und Stellen, auf welche er Einkünfte und Freiheiten anweiſt, Geld zu verſchaffen. Die Franzoſen beſtreben ſich voll Ehrgeiz dieſe neue Stellen zu erlangen und geben gerne für ihre Erhebung alles Geld hin.

Kein Regent hat wohl eine ſchönere, zahlreichere und beſſer bediente Artillerie als der König.

Die Nachläſſigkeit der Könige von Frankreich vor Ludwig XIV., ſich zur See gar nicht wichtig zu machen, hatte uns ganz unwiſſend im Seeweſen gelaſſen. Wir betrachteten die Engländer und Holländer

säbelt; und sich dann wieder zu der Hauptarmee geschwenkt. Als sie den Hügel hinabkamen fiel ihnen der Sultan mit den Flüchtlingen, die er wieder bey sich versammlet hatte, in den Rücken, und trieb sie unter beständigem Einhauen vor sich her. Die Hauptarmee, zu der sie zurückeilten, hielt sie für den kleinen Rest des ganzen Mitteltreffens, das den vorhin erwähnten Angriff gethan hatte, und ergriff die Flucht. Sogleich brach der linke Flügel in sie ein, verfolgte sie bis ins Lager und würde auch hier ihnen vielen Schaden zugefügt haben, wenn nicht feindliche Reservetruppen und Müdigkeit das Unternehmen verhindert hätten.

Nach der Schlacht ließ der Sultan ein Verzeichniß der Gebliebenen aufsetzen: Unser Verlust bestand in zweyen Officiren, und 150 Gemeinen. Dagegen kann man den feindlichen Verlust auf 7000 Mann schätzen. Denn so hoch schien die Zahl der Todten, die ich selbst in den Fluß habe werfen sehen, sich zu belaufen.

Während der Niederlage, welche die Unsrigen zuerst erlitten, ereignete sich ein Zufall, der noch unangenehmer als die Niederlage selbst war. Die Knechte nemlich, welche bey den Zelten allein geblieben waren, hielten die Schlacht schon so gut als verlohren, und liefen mit den ungeheuren Schätzen, die sie im Lager vorfanden, davon. Kaum aber entdeckte der Sultan ihre Flucht, so schickte er ihnen eiligst Boten und schriftliche Befehle nach, durch die auch wirklich mehrere zurückgebracht wurden. Die Sachen, welche sie mitgenommen hatten, ließ er bis auf die geringsten Kleinigkeiten an einen Ort zu sammen tragen, und einem jeden das, was er als das Seine erkannte und beschwor, wiederzustellen. Er verordnete auch, daß die erschlo-

der als unſere Gebieter zur See. Der König ſah aber, ſobald er volljährig war, lebhaft ein, daß es für ſeine Unterthanen eine große Wohlthat ſeyn und ſeinen Ruhm ſehr verbreiten würde, wenn er zur See mächtiger wäre. Er ließ daher von Zeit zu Zeit große Rüſtungen machen, und unſre Flotten ſind ſeit fünf und zwanzig Jahren den Engliſchen und Holländiſchen nicht nur gleich, ſondern ſchlagen dieſe auch gewöhnlich, wenn wir Krieg gegen ſie haben.

Hieraus fließt aber auch die Bemerkung, daß der Regent ſich nicht bloß auf ſeine Macht ſtützen darf; er muß zu guter Benutzung ſeiner Hülfsmittel die Fähigkeit haben, um ſie zu rechter Zeit und mit Erfolg zu gebrauchen, wie es der König thut.

Ich für meinen Theil glaube, Gott danken zu müſſen, daß ich unter einem ſolchen Regenten geboren bin und rechne es mir zur Ehre an. Gewiß müſſen auch ſolche Beiſpiele chriſtlicher und moraliſcher Tugenden jeden antreiben, tugendhaft und rechtſchaffen zu werden.

Denkwürdigkeiten

des

Herrn von Torcy,

zur

Geſchichte der Friedensunterhandlungen vom Ryswycker Traktat bis zu dem Utrechter Frieden.

Erſter Theil.

Nachricht der Französischen Herausgeber.*)

Der Auffoderung der Journalisten von Trevoux zufolge lassen wir diese Denkwürdigkeiten, welche in Frankreich zuerst anonym herausgekommen sind, unter dem Namen des Herrn Marquis von Torcy wieder erscheinen. Verschiedene Namen von Personen und Städten, sowohl Holländischen als andern, welche man in dem frühern Abdruck ein wenig entstellt hatte, sind in dieser neuen Ausgabe berichtigt.

Diese Memoiren verdienen allerdings die Lobsprüche, welche man ihnen in den Journalen beigelegt hat. Ausser dem einnehmenden Styl herrscht darinne eine Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit, wie man sie in dergleichen Schriften selten findet. Auch konnte uns der Marquis von Torcy von den Vorfällen jener Zeit um desto besser unterrichten, da er dabei zum Theil selbst die glänzende Rolle eines Friedensgesandten spielte.

*) Vor der Ausgabe in 3 Oktavbänden à Londres chez Nourse et Vaillant. 1757.

Inhaltsanzeige.

Politiſcher Zuſtand Spaniens. Lage Karls des Zweiten und ſeines Reichs vor und nach dem Fri den von Nimwegen, vor und nach dem Frieden von Ryswyck. Unterhandlungen wegen der Erbfolge in Spanien. Traktat mit England und Holland, die Theilung der ſpaniſchen Monarchie betreffend. Tod des Churprinzen von Baiern. Neuer Theilungsvergleich, durch deſſen Tod veranlaßt. Der Kaiſer wird dazu eingeladen und weigert ſich zu unterſchreiben. Unruhen in Spanien wegen der Theilung. Karl der Zweite ändert mehrmals ſeinen Entſchluß. Er ſtirbt und hinterläßt ein Teſtament zu Gunſten des Herzogs von Anjou. Der König genehmigt das Teſtament. Seine genommenen Maßregeln. Bündniß unter dem Namen der großen Allianz und Krieg gegen Ludwig den Vierzehnten. Die Alliirten ſind glücklich. Verluſt Frankreichs. Erſte Schritte zum Frieden. Der König überträgt die Geſchäfte dem Präſidenten Rouillé und gibt ihm ſeine Inſtruktion, ehe er ihn nach Holland abſchickt.

Erſter Abſchnitt.

Unterhandlungen über die Spaniſche Erbfolge von dem Traktat zu Ryswyck bis zu den erſten Friedensconferenzen.

Wenn es das Publikum denen Dank wiſſen muß, welche ſeit einigen Jahren mühſam die Tractaten, Urkunden und Nachrichten ſammeln, vermöge welcher Europa gegen das Ende des vorigen und den Anfang des jetzigen Jahrhunderts eine ganz neue Geſtalt bekommen hat: ſo dürften ihre Bemühungen wohl noch gerechtere Anſprüche auf unſere Erkenntlichkeit machen, wenn ſie, ſorgfältiger in Erforſchung der Wahrheit und glücklicher in ihrer Auffindung, in ihren Werken die Irrthümer zu vermeiden geſucht hätten, deren ſie ſich ſo häufig ſchuldig gemacht haben, indem ſie eine Menge falſcher Erzählungen mit einſtreuen, welche ſie mit dem wahren als wirkliche Geſchichte verbinden.

Mehr um den Beifall der Feinde Frankreichs bemüht, verbreiteten ſie die Unwahrheit nicht nur bei den Ausländern, ſondern auch in Frankreich ſelbſt; ſo daß ein großer Haufe, welcher Politik und eine genaue Kenntniß von dem Intereſſe der Fürſten zu beſitzen wähnt, ſich hat überreden laſſen, das Teſtament des Königs von Spanien, Karls des Zweiten, die

Quelle eines langen und blutigen Kriegs, sey zu Versailles entworfen und zu Madrid durch geheime Intriken genehmigt und vollzogen worden. Sie geben, nämlich vor, der Marquis von Harcourt, nachheriger Pär und Marschall von Frankreich, habe den Cardinal Portocarrero und andere Minister mit Gold gewonnen, welches er die ganze Zeit seiner Gesandtschaft hindurch in Uberfluß ausgestreuet habe.

Jeder Freund der Wahrheit wird wünschen, daß sie nicht im Dunkel verborgen bleibe. Und ist auch der Zeitpunkt, sie dem Publikum zu enthüllen, noch nicht erschienen: so ist es für diejenigen, welche genauer davon unterrichtet sind, doch immer Zeit, dazu vorzubereiten. Ihre Memoiren werden einst die Nachwelt belehren können, unter welchen Umständen so viele Staaten ihre Oberherrn veränderten; wodurch der Bund der vornehmsten gegen Frankreich vereinigten Mächte Europa's zerstreuet worden seyn, und wie wunderbar Gott diese Krone schützte und die Anschläge dieser Feinde zunicht machte, welche durch das Glück ihrer Waffen verblendet so weit gingen, daß sie den Frieden verwarfen, welchen Ludwig XIV. ihnen selbst unter den härtesten Bedingungen anbot.

Die zu Utrecht unterzeichneten Traktaten machten seiner unglücklichen Lage ein Ende und Gott krönte die christliche Standhaftigkeit dieses Königs dadurch, daß er seinen jüngsten Sohn, Philipp V., trotz der Bemühungen einer furchtbaren Ligue und des unerhörten Glücks, welches den Bund so vieler Fürsten verfolgt hatte, auf dem Spanischen Thron schützte.

Die einfache Darstellung der Wahrheit wird die Wunder der Vorsehung zeigen und beweisen, daß allein sie den Fürsten, welchen sie von Ewigkeit her zum

Re-

Regenten von Spanien bestimmt hatte, leitete und schützte, ohne Intriken und Unterhandlungen, wie sie von der Gegenparthei gepflogen wurden, um den katholischen König zu bewegen, daß er sich einen Nachfolger wählen solle.

Karl der Zweite, König von Spanien, war von einer schwachen Constitution, von Natur zur Melancholie geneigt, rasch, hitzig, aber furchtsam. Wegen seiner kränklichen Umstände hatte er seinen Unterthanen von seiner Geburt an häufig Unruhe verursacht. Jede Theilnahme an den Staatsgeschäften war ihm zuwider, und die Königin, seine Mutter, die Schwester des Kaisers Leopold, als Regentin des Reichs, hatte den Vorwand, eine so kostbare Gesundheit schonen zu müssen, dazu benutzt, ihr bisheriges Ansehn zu behaupten. So blieb der König in einer tiefen Unwissenheit über seine Geschäfte sowohl als die Staaten seiner Krone. Kaum kannte er die Plätze, welche ihm ausserhalb des festen Landes von Spanien zugehörten.

Dom Juan von Oesterreich wußte zwar der Königin die Macht, auf welche sie so eifersüchtig war, zu entziehen; er hatte aber das nämliche Princip wie sie, den König, seinen Herrn, in einer gänzlichen Abhängigkeit zu erhalten.

Seinem Beispiel folgten die ersten Minister nach ihm. Ihre einzige Sorge ging dahin, Karl den wahren Zustand seines Reichs zu verbergen. Demungeachtet konnte ihm der Verlust nicht unbekannt bleiben, welchen er jährlich durch die schnellen Eroberungen des Königs erlitt, während Spanien in Verbindung mit dem Kaiser, dem Reich und Holland gegen Frankreich Krieg führte.

Der ununterbrochenen verdrüßlichen Nachrichten müde, ergriff er endlich den zu Nimwegen unter-

zeichneten Frieden, ob er gleich für Frankreich rühmlich war, mit beiden Händen und war, da er ihn als eine Sicherung der Ruhe betrachtete, fest entschlossen, ihn nie zu stören.

Seine Vermählung mit der Prinzessin, Marie Luise, der Tochter des Herzogs von Orleans, schien das Siegel der neugeschlossenen Traktaten zu seyn. Die neue Königin war nichts weniger als herrschsüchtig. Sie lebte noch, als der König von Frankreich 1685, — wo also der ganze Krieg durch einen im Jahr vorher zu Regensburg geschlossenen Waffenstillstand von 20 Jahren gehoben war, — die Nachricht erhielt, daß der Kaiser vom König von Spanien die Souverainität der Niederlande für die Erzherzogin, seine vor kurzem an den Kurfürst von Baiern verheirathete Tochter, verlangte. In der Ueberzeugung, daß diese Verfügung, wenn sie zu Stande kommen sollte, dem Waffenstillstande zuwider laufen würde, gab Ludwig dem Marquis von Feuquieres, seinem Gesandten zu Madrid, den Auftrag, dieses dem König von Spanien zu erkennen zu geben.

Die Furcht vor einem Bruch versetzte den König nicht weniger in Unruhe, als seinen Rath. Man erklärte daher in der Antwort an den Französischen Gesandten die angebliche Verfügung wegen der Niederlande für eine bloße Erdichtung und erneuerte von Seiten Sr katholischen Majestät die Versicherungen des aufrichtigen Wunsches, den Frieden zu erhalten und wie weit man entfernt wäre, irgend einen Entschluß zu fassen, durch welchen er sich das Mißfallen des Königs zuziehen könnte.

Der Hof zu Wien, weniger zum Frieden geneigt als der zu Madrid, versuchte zwei Jahre nachher (1687) bei dem König von Spanien es dahin zu bringen, daß er den Erzherzog, den zweiten Sohn des Kaisers, an-

sei-

seinen Hof nähme, um ihn als den präsumtiven Erben seiner Krone unter seinen Augen erziehen zu lassen.

Von diesem neuen Versuch unterrichtet schrieb der König dem Marquis von Feuquieres ein auf königlichen Befehl entworfenes Schreiben, welches er dem Gesandten mitschickte, dem König von Spanien bei einer geheimen Audienz in die Hände zu liefern.

Der Inhalt des Schreibens war: „In Fall dieser Fürst übelm Rathe zufolge die Successionsordnung umkehrte, würde der König nicht umhin können, die zur Erhaltung der Rechte des Dauphin nöthigen Verfügungen zu treffen und was irgend zu Gunsten des Kaiserlichen Prinzen geschehen möchte, als einen Friedensbruch anzusehen."

Die Antwort darauf war in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt; jedoch verstattete Karl der Königin, dem Gesandten zu melden, daß er seinen Nachfolger erst ernennen würde, wenn er das heilige Viatikum empfinge und ihn zugleich zu warnen, den Gerüchten, welche das übelunterrichtete Publikum über die Succession ausstreuen möchte, nicht eher Glauben beizumessen, bis man sich genauer davon unterrichtet hätte.

Zwei Jahre nachher (1699), als der Graf von Rebenac seinem Vater, dem Marquis von Feuquieres als Gesandter in Spanien gefolgt war, wurde, wie man allgemein glaubt, die Königin das Opfer des rühmlichen Plans, welchen sie zur Erhaltung des Friedens zwischen Frankreich und Spanien hatte. Sie starb gerade zu der Zeit, als England und Holland in Vereinigung mit dem Kaiser diese Krone in den Krieg gegen Frankreich verwickelten. Ihr schneller Tod erregte nicht geringen Verdacht, zumal da der Graf von Mansfeldt, Gesandter

des

genen Körper der Feinde auf Wägen in den Fluß geschafft würden. Einer von denen die die Aufsicht über diese Wägen hatten, erzählte mir, daß er bey jedem Leichnam einen Knoten in einen Faden geknüpft, und deren über 4100 gezählt habe; dieß wären aber nur die Todten aus dem linken Flügel gewesen, denn über die andern hätte er nicht die Besorgung gehabt.

Nach der Schlacht hielten sich die Feinde in ihrem Lager ruhig, ausgenommen daß sie bloß unsere Truppen zu kleinen Gefechten reitzten. Von den Unsrigen hatten sich bey Gelegenheit der Flucht sehr viele zerstreut, von denen nur sehr wenige edle brave Männer wieder umkehrten. Uebrigens mußte sich Saladin wegen des von den verwesenden Leichen verursachten Gestankes, eine kleine Strecke bis Cheruba zurückziehen. Hier war es wo er im Kriegsrath folgenden Vortrag hielt:

„Im Namen Gottes, des Gepriesenen: Wisset, daß dieser Gottes und unser Feind in unser Gebiete gefallen, und die Besitzungen der Muhammedaner freventlich angetastet habe. Aber Gottes gnädiger Wille läßt uns den schönsten vollkommensten Sieg hoffen. Der Feind ist schon bis auf wenige aufgerieben: ist liegt es uns angelegen seyn, ihn gänzlich auszurotten. Denn dieß ist der Gottheit Geheiß. Unsre Macht hat weiter keinen Zuwachs zu hoffen, als den, den uns in wenigen Tagen Almalich Alodil zuführen wird. Die Franken hingegen haben so bald die Schiffarth sich öffnet, die größten Verstärkungen zu erwarten. Mein Wille ist es also, ihnen noch einmahl eine Schlacht zu liefern; und deswegen verlange ich euren wohlüberdachten Rath."

Nach langem Rathschlagen fiel die Meynung der hinaus: man solle nach Cheruba sich zurückziehen, um de-

des Kaisers, und der Graf von Oropeza, welche beide als Urheber und Werkzeuge dieser unglücklichen Politik verdächtig waren, sich ihre Rechtfertigung darüber wenig angelegen seyn ließen.

Der im Jahr 1684 geschlossene Waffenstillstand auf 20 Jahr war 1688 gebrochen worden. Die Gelegenheit dazu gab theils ein Angriff auf den Englischen Thron, welchen sich Wilhelm von Nassau, der Prinz von Oranien, gegen seinen Schwiegervater, den König Jakob II. anmaßte, theils die Coadjutorstelle von Cöln, die zwischen dem Cardinal von Fürstenberg und dem Prinzen Clemens von Baiern, dem Bruder des Kurfürsten, streitig war. Der Krieg dauerte noch fort, als der König von Spanien seine zweite Heirath vollzog mit der Schwester der Kaiserin, der Tochter des Herzogs von Neuburg, des nachherigen Kurfürsten von der Pfalz. Sie kannte den Karakter ihres Gemahls und wußte sein ganzes Gemüth so einzunehmen, daß in Spanien alles nach ihrem Sinne ging. Für Schmeicheleien eben so offen als für die Süßigkeiten der Rache vertheilte sie Belohnungen und Strafen nach ihrem Gefallen. Sie verachtete die Spanische Nation, ohne es zu verbergen; daher wurde sie überall gefürchtet und von keinem geliebt. Dem Grafen von Melgar, Erbamiral von Castilien, gelang es ihr Zutrauen zu gewinnen. Er bekam dadurch das Ansehn des ersten Ministers, ohne jedoch den Titel zu haben. Ueberdieß hatte die Königin einen geheimen Rath, der aus einem Deutschen, Namens Berlepsch und einem Capuziner bestand, welche ihr beide aus Deutschland gefolgt waren.

Der im Jahr 1697 geschlossene Friede machte den traurigen Nachrichten ein Ende welche der König von Spanien von dem Verlust mehrerer Plätze häufig er-

erhielt. Am empfindlichſten war ihm der Verluſt von Barcellona. Denn dieſe Stadt kannte er, weil ſie die Hauptſtadt von Catalonien war und auf dem feſten Lande von Spanien lag, genauer als die Städte von Flandern, welche er ſo wenig achtete, daß er glaubte, Mons gehöre dem König von England und ihn beklagte, als Ludwig dieſe Provinz erobert hatte.

Der Friede war Spanien um ſo nothwendiger, da es ihm an Truppen, Schiffen, Geld und gutem Rath gänzlich fehlte. Die Großen, unter ſich getheilt, ehrgeizig, ohne Treue und Glauben, hofften auf eine nahe Veränderung. Nur durch ihr eignes Gewicht erhielt ſich die Spaniſche Monarchie noch. Ihre weitläuftigen Staaten waren der Gegenſtand des Ehrgeizes der vornehmſten Häupter von Europa.

Der Dauphin, der einzige Sohn Ludwigs des XIV. war den Geſetzen zufolge der alleinige Erbe dieſer anſehnlichen Staaten. Die verſtorbene Königin, Maria Thereſia, ſeine Mutter, die älteſte Tochter des Königs Philipp IV. von Spanien, hatte, wenn keine männlichen Nachkommen da waren, das unbezweifelte Recht der Thronfolge und der einzige Bewegungsgrund, ihr daſſelbe ſtreitig zu machen, war Eiferſucht und Furcht der übrigen Europäiſchen Mächte vor der Macht Frankreichs. Seine Vergrößerung zu hindern war ſeit langer Zeit ihr gemeinſchaftliches Intereſſe, und aus dieſer Abſicht behaupteten ſie auch jetzt, die verſtorbene Königin ſey ſowohl durch die Entſagung ihrer Rechte im Heirathskontrakt als durch das Teſtament ihres Vaters von der Erbfolge gültigſt ausgeſchloſſen.

Nach dieſem ging ſie, mit Ausſchließung der Königin Maria Thereſia, auf die Nachkommen der Margaretha, ſeiner jüngſten Tochter

aus

aus der zweiten Ehe, über, welche mit dem Kaiser Leopold vermählt war. Aus dieser Ehe war eine einzige Tochter gebohren, welche der Kurfürst von Baiern geheirathet hatte. Folglich würde, wenn das Testament Philipps des IV. gültig gewesen wäre, die letztere Prinzessin und nach ihr der Kurprinz, ihr Sohn, das Recht gehabt haben, im Fall Karl II. ohne Kinder stürbe, die ganze Erbschaft von Spanien an sich zu ziehen. Allein der Kaiser widersetzte sich diesem angeblichen Rechte der Kurfürstin, seiner Tochter. Er wünschte die Spanische Monarchie bei seinem Hause zu erhalten, so daß der Erzherzog, sein zweiter Sohn, die Krone erhalten sollte und suchte es, wie er schon vorher gethan hatte, dahin zu bringen, daß ihn der König von Spanien nach Madrid kommen ließ, um ihn als seinen Nachfolger und den einzigen Erben seiner ganzen Monarchie bei sich zu erziehen.

Die neue Königin von Spanien, die Schwester der Kaiserin, nahm lebhaften Antheil an den Absichten des Kaisers. Sie wandte alles an, um das Interesse ihres Neffen zu begünstigen. Aber die Königin Mutter lebte noch, welche mehr für ihren Urenkel, den Kurprinzen, eingenommen war, als für den Erzherzog, ihren Neffen, und sich den eifrigen Bemühungen der Königin, ihrer Schwiegertochter, heftig widersetzte.

Dies Hinderniß schien gehoben, als die Königin Mutter von Spanien im Mai 1696 starb; allein ihre Vorstellungen hatten einen solchen Eindruck auf das Gemüth des Königs gemacht, daß der Kaiser einsah, wie schwer es sey, sie auszulöschen, und daß ein kluger Minister dazu erfodert würde, wenn es ihm gelingen solle. Er wählte daher den alten Grafen von Harrach, einen der ersten Minister in seinem Rath, seinen

seinen Oberstallmeister, auf dessen Klugheit er sich verlassen zu können glaubte, und ernannte ihn zu seinem Gesandten in Spanien; zugleich bestimmte er ihm seinen Sohn, den jungen Grafen von Harrach, zum Nachfolger in dieser Würde.

Der erste Punkt seiner Instruktion betraf die Widerrufung des Testaments, welches der König von Spanien bei Lebzeiten und auf Antrieb der Königin Mutter zu Gunsten des Prinzen von Baiern gemacht hatte. Hierinn war Harrach glücklich und die Königin unterstützte ihn durch ihren Einfluß auf das Gemüth ihres Gemahls. Der König zernichtete das Testament und widersetzte sich dem eifrigen Gesuche des Cardinal Portocarrero, die Stände des Reichs zu versammeln, um über einen für die Monarchie so wichtigen Punkt eine sichere und gültige Entscheidung zu treffen.

Nicht so glücklich war der Kaiserliche Minister im zweiten Punkt seines Auftrags. Karl konnte sich nicht entschließen, seinen Nachfolger zu ernennen, noch weniger ihn nach Madrid kommen zu lassen. Da ihm aber die Königin immer mehr anlag und er ihres dringenden Gesuchs endlich müde wurde, so versprach er ihr, den Erzherzog nach Spanien zu berufen, wenn der Kaiser zu gleicher Zeit 10 bis 12000 Mann von seinen Truppen mitschickte zur Vertheidigung von Catalonien.

Diese Einwilligung des katholischen Königs erlangte man im Jahr 1696, also ein Jahr früher, ehe der Friede zu Stande kam; der noch fortdauernde Krieg begünstigte also die Bemühungen des Kaisers. Allein sein Conseil, schnell Projekte zu entwerfen aber langsam sie auszuführen, brachte gegen die Vollziehung seines Wunsches unaufhörliche Schwierigkeiten auf. Die Gelder fehlten sowohl zur Uebersendung als zur Unterhal-

haltung der Truppen. Die Kaiserlichen Minister verlangten daher, der König von Spanien solle diesen Mangel ersetzen. Dieß aber erlaubten die Finanzen dieses Königs nicht; auch glaubte er für den Kaiser genug gethan zu haben, wenn er dem Erzherzog den Besitz seiner Staaten sichette, ohne noch die Kosten einer Unternehmung zu bestreiten, von welcher der Kaiser und sein Sohn den alleinigen Nutzen ziehen sollten.

Der zu Ryswyck unterzeichnete Friede führte gegen die Uebersetzung der Kaiserlichen Truppen nach Spanien ein neues Hinderniß herbei. Man hatte Schiffe nöthig. Während des Kriegs würden sie England und Holland dazu hergegeben haben; der Friede aber änderte die Lage der Dinge. Die Ansprüche des Kaisers auf die Spanische Thronfolge zu unterstützen war eine Verletzung der Friedenstraktaten. Daher riethen ihm die Königin und der Graf von Harrach, sich vor jetzt mit der immerwährenden Gouvernörstelle von Mailand für den Erzherzog zu begnügen und nach und nach kl kleiner Anzahl Truppen zu senden, als bloße nöthige Ergänzungen der Kaiserlichen Besatzung, welche nach der Aussage der Traktaten in Catalonien bleiben sollte. Diese, obgleich schwache, Truppen würden hinreichend seyn, wenn der König, dessen Ende nicht weit mehr entfernt seyn könnte, mit Tode abginge, die Parthie des Hauses Oesterreich zu unterstützen.

Auch der Kurfürst von Baiern schmeichelte sich, Anhänger in Spanien zu haben und hatte dem Amiral in der Meinung, daß dieser das Haupt derselben sey, wiewohl er sich eigentlich zur Parthei der Königin hielt, und dem Cardinal Portocarrero Vollmacht gegeben, im Namen des Prinzen zu handeln und bei der Entledigung des Throns die Schritte zu thun, welche ihnen nöthig schienen würden.

Eben

Eben so hatte er bei dem König von Frankreich um Schutz nachgesucht und ihn gebeten, ihn von seinen Absichten auf die Staaten der Spanischen Krone, welche er für sich zu behalten wünschte, zu benachrichtigen.

Ohne diesen Schritt zu verwerfen, antwortete der König, er müsse, da der Krieg seit neun Jahren alle Verbindung zwischen Spanien und Frankreich unterbrochen habe, ehe an irgend ein Projekt gedacht werden könne, sich von dem Zustand der Staatskräfte genau unterrichten und dieß um destomehr, da ihm der Kurfürst zu erkennen gegeben habe, daß er selbst in Spanien eine starke Parthei zu haben glaube. Er würde daher auf der Stelle einen Gesandten nach Madrid schicken, und aus dessen Bericht urtheilen, was zu thun nöthig seyn würde, im Fall der katholische König sterben sollte; welches letztere jedoch bei der völlig wiederhergestellt scheinenden Gesundheit des Königs noch weit entfernt seyn könne.

Der Marquis von *Harcourt*, welcher zum Gesandten in Spanien ernannt worden war, reiste im December des Jahres 1697 nach Madrid ab, und war in allem unterrichtet, was der König aus zuverlässigen Nachrichten von dem Zustande dieses Hofs in Erfahrung gebracht hatte. Vorzüglich empfohl ihm der König, die Gesinnungen der Großen und des Volks im Betreff der Succession so viel als möglich zu erforschen; die geheimen Maasregeln und Schritte der Kaiserlichen Minister zu beobachten und rückgängig zu machen; und mit gleicher Wachsamkeit die angebliche Parthei des Kurfürsten von Baiern auszukundschaften.

Der Kaiser und der Kurfürst waren bis jetzt die einzigen, welche sich für Prätendenten der Krone erklärt hatten. Der König von Frankreich hatte seit

dem Frieden keinen Schritt gethan, die Ansprüche des Dauphin geltend zu machen; aber die Gerechtigkeit sprach für ihn und die Parthei der Prinzen von Frankreich war, ohne von Sr Majestät gekannt und unterhalten zu werden, die stärkste und zahlreichste.

Das Urtheil des Publikums war, daß die Entsagung der verstorbenen Königin, Maria Theresia, wenn sie auch gegründet seyn sollte, keine Verpflichtung haben könnte für die Kinder, welche zu der Zeit, als das väterliche Ansehn ihr diesen Kontrakt abnöthigte, noch nicht da waren; daß, weil ein Minderjähriger, wenn er mündig wird, gegen die getroffene Verfügungen zu dem in der Vormundschaft erlittenen Schaden wieder gelangen kann, den durch einen solchen Vertrag einer rechtmäßigen Erbschaft beraubten Kindern nothwendiger Weise dasselbe Befugniß mit weit mehr Grund aufbehalten seyn müsse.

Die Begünstigung der Deutschen, welche auf Veranlassung der Königin den Spaniern überall vorgezogen wurden, vermehrte von Tag zu Tag den Haß der Nation gegen sie. Einer fremden Regierung müde, hoffte das mit Auflagen gedrückte Volk, daß ein Französischer Prinz eine gerechtere Regierung bei ihnen einführen, den Frieden befestigen und das Land wieder in Wohlstand setzen werde. Indeß sah ein jeder ein, daß dieser Friede nicht würde bestehen können, wenn der König von Spanien (auf das dringende Bitten seiner Gemahlin) den Erzherzog, mit einem Heer Deutscher Truppen begleitet, nach Madrid berufen und ihm zum Erben der ganzen Monarchie erklären würde.

Ludwig XIV. machte sichs zum Hauptgeschäft, den kürzlich geschlossenen Frieden zu erhalten und sich jeder Verfügung, welche ihn stören konnte, zu widersetzen.

ſetzen. Er mußte alſo erſt die wahren Geſinnungen des Königs von Spanien kennen, ehe er ſeinem Geſandten die nöthigen Verhaltungsbefehle geben konnte. Hierüber wollte er daher erſt nähere Auskunft von ſeinem Geſandten abwarten, ehe er entſchied, welche von beiden Partheien ſowohl für ſein Intereſſe, als für die Ruhe Europa's am meiſten geſtimmt wäre, um dann wegen der Theilung der Spaniſchen Monarchie entweder mit dem Kaiſer oder mit dem Kurfürſten von Baiern zu unterhandeln.

Der Kaiſer, dem das gemeine Wohl weniger am Herzen lag, wiederholte ſein Geſuch wegen des Erzherzogs. Harrach ſtellte lebhaft vor, daß der Entſchluß auf Unkoſten des Königs ein Korps kaiſerlicher Truppen dahin zur Sicherheit Cataloniens überſetzen zu laſſen, in dem Rathe des Königs ſchon lange gefaßt wäre. Er drang daher auf ſeine Vollziehung und verlangte mit gleichem Nachdruck, daß der Erzherzog nach Madrid berufen und als der präſumtive Erbe der Spaniſchen Monarchie anerkannt würde, und daß man dieſem Prinzen zur Verſicherung dieſer Anerkennung von jetzt an ſchon den unumſchränkten Beſitz des Herzogthums Mailand zugeſtehen möchte.

Der Einfluß der Königin vermochte nicht den Wunſch des Kaiſers zu befriedigen. Sie und, nach ihrem Befehl, der Amirant von Caſtilien gaben daher dem Geſandten die Antwort: der während des Kriegs gefaßte Entſchluß, ein Korps kaiſerlicher Truppen auf ſpaniſche Koſten in Catalonien einrücken und unterhalten zu laſſen, wäre jetzt ganz unnöthig, da durch den mit Frankreich geſchloſſenen Frieden alles in Ruhe verſetzt ſey. Ueberdieß ſey die Ausführung deſſelben unmöglich, da der Zuſtand der Finanzen den Aufwand nicht erlaube, welcher theils zur Unterhal-

tung, theils zur Ueberſetzung der kaiſerlichen Truppen erfodert würde. Auch wäre es billig, daß die Unkoſten für beides auf die Rechnung des Fürſten kämen, dem beſonders daran gelegen wäre, die Spaniſche Krone bei ſeinem Hauſe zu erhalten; zumal der Aufſtand, welcher ſich jährlich ungefähr auf eine Million belaufen würde, gar nicht in Vergleichung käme mit dem Vortheil, welchen der Kaiſer daraus zu ziehen hoffte. Auſſerdem müße man auch bedenken, daß es Frankreich als eine Verletzung der Friedenstraktaten anſehen würde, wenn ein Korps deutſcher Truppen im vollkommenen Frieden ohne augenſcheinliche Nothwendigkeit in Catalonien einrückte, indem man den wahren Bewegungsgrund davon leicht durchſchauen könne. Vergebens ſtellte der Graf von Harrach vor, daß der Aufwand, welchen der in Ungarn noch fortdauernde Türkenkrieg ſeinem Herrn verurſache, und die üble Beſchaffenheit ſeiner Finanzen ihm nicht erlauben, die nach Spanien zu ſendende Truppen zu bezahlen. Die Kaſſen zu Madrid waren eben ſo erſchöpft als zu Wien und weder England noch Holland würden ihre Schiffe dazu geliehen haben.

Noch vor der Ankunft des Marquis von Harcourt zu Madrid erhielt der König Nachricht von den Foderungen des Grafen von Harrach; und da ſie allem Anſchein nach erneuert werden ſollten, ſo gab er ſeinem Geſandten den Auftrag, auf alle mögliche Weiſe zu erkennen zu geben, daß er jede von dem König von Spanien zum Nachtheil ſeiner rechtmäſſigen Erben getroffene Verfügung als einen Friedensbruch anſehen würde.

Auch der König von Portugal maßte ſich die Ehre an, ſich darunter zu rechnen. Man ſagte damals, er ſey von dem Grafen von Oropeza dazu angereizt

reizt werden; welcher aus dem Hause Braganza abstammte; aber ehe das Recht auf die Krone von Portugal an dieses Haus übergetragen wurde. Dieser schmeichelte sich mit der Hoffnung, wenn der König von Portugal zur Krone von Spanien gelangen könnte, den erledigten Thron dieses Königs selbst zu besteigen.

Der Marquis von Harcourt lernte bald nach seiner Ankunft das Innere von Spanien genau kennen. Er sahe, daß im Staat und bei den Großen Unordnung und Verschwendung auf gleiche Weise herrschten. Er benachrichtigte den König davon und that, in der Meinung, daß man unter diesen Umständen die Französische Parthei am sichersten durch Geldaustheilung verstärken könne, den Vorschlag, ihm soviel als der König darauf zu verwenden gedächte, zu überschicken, um es bei vorkommenden Gelegenheiten austheilen zu können. Wenn Er überdieß, fügte er hinzu, seine Truppen an der Grenze von Spanien einige Bewegungen machen und Veranstalten treffen ließe, woraus man eine Belagerung von Barcellona besorgen könnte; so würde hierdurch der Eindruck, welchen die geheimen klug angewandten Geschenke bewirkt hätten, noch mehr verstärkt werden.

Hätten die neuen Politiker von diesem Briefe Kenntniß gehabt, so würden sie noch weit zuversichtlicher daraus geschlossen haben, daß die Vornehmsten am Spanischen Hofe von Frankreich aus bestochen worden wären; der Vorschlag des Gesandten würde ihnen als ein unwiderleglicher Beweis dafür gegolten haben. Sie hätten freilich nicht gewußt und würden es auch wahrscheinlich nicht gesagt haben, daß der König nicht für gut fand, einen Aufwand zu machen, welchen das unumschränkte Ansehn der Königin unwirksam erhalten würde; zumal da ihre Macht nicht nur

ka einige Raſttage zu halten. Denn der Soldat verlöhr ſchon allen Muth und alle Kräfte, da er ſeit funfzig Tagen beſtändig unter den Waffen geſtanden, ſelbſt die Pferde wollten nicht mehr in den Gliedern bleiben. Wenn Almalich Aladil komme, wolle man von Neuem zum Werke ſchreiten. — Saladin ließ ſich dieſen Vorſchlag um ſo mehr gefallen, da er durch die vielen Anſtrengungen des Körpers und der Seele auſſerordentlich viel gelitten hatte.

Neun und funfzigſtes Kapitel.

Nachricht von der Ankunft des deutſchen Königs.

Zu Anfange des Ramadan i. J. 585 (1189) erhielt er von ſeinem Sohn Almalich Addaher Briefe aus Haleb, worinn die Ankunft des deutſchen Königs zu Conſtantinopel gemeldet ward. Sein Heer ſoll 200000, nach andern Berichten ſogar 260000 Mann ſtark geweſen ſeyn. Dieſe Nachricht war für Saladin äuſſerſt hart. Er ſah ſich gezwungen allenthalben Menſchen zum Dienſt aufzubieten, und auch den Caliſen davon zu benachrichtigen. Zu dem Ende ſchickte er mich an die Herren von Sinjara, Meſopotamien, Moſul, Arbela, um ſie ſo wohl als ihre Untergebenen zum heiligen Kriege aufzufordern. Ferner mußte ich mich beym Caliſen in Bagdad um Unterſtützung bewerben. Der damahlige Caliſe hieß Alnaſir lidinilla Abul — Abbas Achmed, Almoſtad Biamrilla's Sohn. Ich hatte das Glück alle meine Aufträge ſo ſchnell zu beendigen, daß die verlangten Hülfstruppen eher als ich beym Sultan eintrafen.

auf ihrem Einfluß in das Gemüth des Königs beruhte, sondern sich auch auf die Deutschen Truppen stützte, welche unter der Anführung des Prinzen von Armstat, des Vicekönigs dieser Provinz, in Catalonien zurückgeblieben waren.

Der Französische Gesandte fand in Madrid wenig Eingang; er war lange da, ohne daß er zur Audienz des Königs zugelassen wurde; denn die Königin hatte diesen ganz eingenommen. Sie arbeitete unaufhörlich für das Interesse des Kaisers, über den sie jedoch oft mißvergnügt wurde und sich mit Recht über ihn beklagte.

Da der König so wenig Eifer zeigte, dem Gesandten Audienz zu geben; so richteten sich nach ihm auch die Staatsräthe und die ersten Männer des Hofs zu Madrid, welche seinen Besuch lange zu vermeiden suchten. Indeß war die Stimme des Hofs nicht die der Nation. Schon lange war das Volk überzeugt, daß Spanien nur dann glücklich seyn könnte, wenn ein Prinz von Frankreich zur Regierung gelangen und jede Veranlassung zum Kriege zwischen den beiden Nationen aufheben würde. Dieser allgemeine Wunsch wurde aber sonst weder durch Gewalt noch durch andre zur Erfüllung desselben nöthige Mittel unterstützt. Die Deutschen waren Herren von Catalonien und der Prinz von Armstat behauptete sich in seiner Vicekönigswürde durch das Ansehn der Königin. Im März 1698 wurde der König von Spanien krank und man fing an, sein Aufkommen zu bezweifeln. Sobald die Nachricht davon nach Catalonien kam, wechselte der Vicekönig alle Commandanten der vorzüglichsten Posten. Die Spanischen Officiere entließ er und besetzte ihre Stellen mit Deutschen. Den Deutschen Truppen gab er den Sold, ohne die Spanischen daran Theil nehmen zu lassen. Die Provinz schickte Ab-

Abgeordnete an den König von Spanien, aber ihre Klagen waren fruchtlos. Die Deutſchen blieben Herrn von Catalonien. Die Furcht, von ihnen gänzlich unterjocht zu werden, und die Erfahrungen, welche Spanien ſeit einigen Jahren davon gemacht hatte, vermehrten die Franzöſiſche Parthei, welche jedoch weder Macht noch Anführer hatte; niemand wagte es noch, ſich dem Geſandten von Frankreich zu entdecken.

Gegen das Ende des März machte er ſeinen erſten Beſuch bei dem Cardinal Portocarrero, einem Mann, eben ſo ehrwürdig durch ſeine vom König und dem Publikum anerkannten Verdienſte als durch ſeine Würde. Er war Erzbiſchoff von Toledo, Primas von Spanien und Staatsrath. Er verſicherte den Marquis von Harcourt ſeiner tiefen Ehrerbietung für den König und, fügte er hinzu, ſeiner Ergebenheit; indeß drückte er ſich nur im allgemeinen darüber aus. Etwas beſtimmter erklärte er ſich einige Tage nachher, als er dem Geſandten einen Beſuch abſtattete. „Einſt werden wir, ſagte er zu ihm, von dem, was uns obliegt, reden können. Meine Pflicht fodert zuerſt den Dienſt Gottes zu beobachten, den meines Herrn hernach, und unmittelbar nach beiden folgt der eures Königs.“

Der Marquis von Balbaſez aus dem Hauſe Spinola, Staatsrath, vormals Geſandter bei dem Frieden zu Nimwegen, ſo wie nachher in Frankreich bei der erſten Heirath ſeines Königs, war der erſte, der ſich mit dem Marquis von Harcourt unterredete. Er fuhr auch in der Folge fort, offenherziger mit ihm zu ſprechen als irgend ein anderer Miniſter. Den Geſandten machte er aufmerkſam auf die Fehler, welche die Königin in ihrem Benehmen zeigte; verſicherte ihn, daß ſich ihr Einfluß beträchtlich vermindere, daß ſie ſich den Haß des Publikums zugezogen

habe,

habe, der von Tag zu Tage größer würde; daß die Miniſter unter ſich getheilt ſeyen. Hiervon ſowohl als von dem Innern des Raths erzählte ihm Valbeſez noch mehrere beſondere Umſtände.

Nach und nach beſuchten (1698) Harcourt auch andere Große und vornehme Officiere und ein jeder von ihnen vertraute ihm irgend ein ähnliches Geheimniß an. Alle wünſchten einen Prinzen von Frankreich zu ihrem Thronfolger, in der Hoffnung, daß er die Spaniſche Monarchie in ihrem vollkommenen Zuſtande behaupten und nicht die mindeſte Zerſtücklung ihrer Staaten dulden würde. Unter dieſen Bedingungen würde auch die alte Feindſchaft zwiſchen beiden Nationen aufhören. Der König würde Spanien, wenn er ihm einen ſeiner Prinzen gäbe, von dem Joch der Deutſchen befreien und ſein Beſchützer werden, ohne die Regierung des Reichs zu ändern und ohne darauf zu denken, daſſelbe, wie die Feinde Frankreichs ausgebreitet hätten, in eine Provinz zu verwandeln.

Der Marquis von Harcourt benahm den Spaniern in kurzer Zeit die Furcht vor einer ſolchen Regierungsveränderung, wenn irgend ein Prinz von Frankreich zur Regierung gelangen ſollte. Schwerer aber war es ihm zu zeigen, daß der König ganz allein alle Staaten der Spaniſchen Monarchie als abhängig von dieſer Krone erhalten würde. Von Geld erſchöpft, von Truppen und Schiffen entblößt, war Spanien damals nicht im Stande, ſie zuſammen zu halten und durch eigene Kräfte zu vertheidigen. Es war ein Körper ohne Seele, welchen Frankreich beleben, durch ſeine Unkoſten in der alten und neuen Welt aufrecht erhalten und wo möglich in den Zuſtand des Handelns verſetzen ſollte, wenn es anders dazu noch Zeit wäre. Dadurch würde ſich Frankreich ſelbſt erſchöpft haben, um

Spa-

Spanien ins Leben zurückzurufen. Denn es war auſſer Zweifel, daß der übrige Theil Europa's, auf die Macht des Königs eiferſüchtig und durch den Gedanken beunruhigt, ſie noch vergrößert zu ſehen, alle ſeine Kräfte aufbieten würde, um die Vereinigung dieſer beiden Kronen zu hintertreiben. Der durch den Ryswycker Traktat getrennte Bund würde wieder zuſammentreten und dieſelben Mächte würden mit vereinigten Kräften für das Haus Oeſterreich ſtreiten. Dann würde die Zuneigung des Volks für Frankreich ſchwinden, oder wenn ſie fortdauerte, ohne Wirkung bleiben, ja es würde dem König faſt unmöglich ſeyn, Nutzen davon zu ziehen.

Dem zufolge hatte der König ſeit dem vorigen Jahre den Vorſatz gefaßt, lieber die Ruhe ſeines Volks und den Frieden Europa's zu erhalten, als eine Krone an ſeine Familie zu bringen, welche, ſeitdem ſie das Haus Oeſterreich beſeſſen hatte, ſeine Feindin war; er wollte ſich lieber mit einem Theil der Spaniſchen Monarchie begnügen, um dem Dauphin zu ſeinem gebührenden Recht zu verhelfen, als ſich verbindlich machen, die verſchiedenen Staaten dieſes Königreichs eben ſo vereinigt zu behaupten.

Der Dauphin, welcher ſein ganzes Leben hindurch ſich dem Willen ſeines Vaters unterwarf, hatte den Entſchluß, welchen der König ſowohl für das Beſte des Königreichs als für ganz Europa als den zuträglichſten wälte, ohne Mühe angenommen.

Die Idee, wenn der König Karl II. ohne Kinder ſterben ſollte, die Spaniſche Monarchie zu theilen, war nicht neu. Die Schwächlichkeit ſeines Körpers und ſeine öftern Krankheiten gaben ſchon im Jahr 1668 Anlaß, ein gleiches Projekt zu entwerfen. Ludwig der XIV. kam wegen der Theilung mit dem

Kaiser Leopold überein durch einen zu Wien unterzeichneten Traktat, welchen der Großherzog von Toskana bis zur wirklichen Erledigung des Throns im Geheim aufbewahren sollte.

Dieser seit dem Jahr 1668 noch unausgeführt gebliebene Traktat diente jetzt zum Muster, wie man den Frieden in Europa sichern könne. Freilich waren jetzt die Umstände verschieden; der Zustand der kaiserlichen Familie hatte sich geändert. Dreissig Jahre früher waren noch keine Söhne da; jetzt, als der Friede zu Ryswyck geschlossen wurde, hätte er zwei und der Ehrgeiz des Hauses Oesterreich wurde nur dann ganz befriedigt, wenn die Thronfolge Karls ungetheilt auf den zweiten Prinzen überginge.

Da es also jetzt ganz fruchtlos war, dem Wiener Hofe einen Theilungsvergleich anzubieten: so hielt der König für rathsamer, sich zu dem Ende in eine Unterhandlung mit dem König von England, Wilhelm dem III. einzulassen, dessen mächtiger Einfluß auf Holland die Generalstaaten der vereinigten Provinzen gewiß auch bewegen würde, seinem Beispiele zu folgen.

Gegen das Ende des Jahres 1697, als die Traktaten des allgemeinen Friedens zu Ryswyck zur Unterschrift fertig waren und die Armeen noch im Felde standen, hatte der Marschall von Bouffler mit dem Grafen von Portland, einem gebornen Holländer und vertrauten Freund des Königs von England, dessen Page er gewesen war, im Angesichte beider Armeen vier Zusammenkünfte, in welchen, nach der gewöhnlichen, aber falschen Angabe, die Theilung Spaniens zwischen ihnen verabredet worden seyn soll; es war aber nicht davon, sondern von folgenden 3 Artikeln die Rede.

Zuer

Zuerſt verlangte der König Wilhelm, daß ſeine Feinde von Seiten Frankreichs weder Hülfstruppen, noch andere Unterſtützung empfangen ſollten. Insbeſondere erwähnte er den unglücklichen König Jakob den II, welchen man zu größerer Sicherheit aus Frankreich entlaſſen und verpflichten ſolle, ſein unglückliches Schickſal zu Rom oder an einem andern nach Belieben zu wählenden Orte zu ertragen.

Von Seiten des Königs von Frankreich verlangte der Marſchall von Boufflers, in den Friedenstraktat mit einzurücken, daß den Engländern, welche dem König Jakob nach Frankreich gefolgt wären, eine allgemeine Amneſtie und noch überdieß die Wiederherſtellung ihrer Güter bewilligt würde, welche Bedingung aber der Graf von Portland verwarf, unter dem Vorwande, daß der König, wenn er dieſelbe einginge, in England nicht ſicher ſeyn würde.

Der dritte Punkt betraf die Stadt Oranien. Es ſollte nemlich, wie der Marſchall von Boufflers verlangte, den Franzöſiſchen Unterthanen der Zugang und das Wohnen in dieſer Stadt unterſagt werden, weil der König vorausſahe, daß die Neubekehrten ihren vorigen Irrthümern noch anhängend, aus den benachbarten Provinzen herbeieilen und ſich, wenn ſie die Erlaubniß dazu hätten, in Oranien niederlaſſen würden.

Portland behauptete, die verlangte Unterſagung ſey der erlangten Souveränität von Oranien entgegen, geſtand ihm jedoch zu, daß der König, ſein Herr, im Geheim Befehl geben würde, ohne Ludwigs Genehmigung keinem ſeiner Unterthanen die Niederlaſſung in Oranien zu geſtatten.

Nach dem Frieden kam der Graf von Portland als auſſerordentlicher Engliſcher Geſandter nach Frankreich,

reich, und ſagte ſogleich bei ſeiner Ankunft, er habe nicht erwartet, den König Jakob noch zu St. Germain anzutreffen. Er beſchwerte ſich darüber in einer beſondern Audienz bei dem König ſelbſt, weil dieß dem Verſprechen des Marſchall von Boufflers gerade zu entgegen ſey. Der König von England mißbilligte die Voreiligkeit ſeines Geſandten. Dieſer aber blieb nicht dabei ſtehen, ſondern verlangte noch überdieß, daß der König den Herzog von Berwyck und mehrere andere Engländer, welche man in England als Mitſchuldige einer kürzlich entdeckten und, wie man glaubt, gegen die Perſon des Königs gerichteten Verſchwörung im Verdacht hatte, aus ſeinem Königreich entlaſſen ſollte.

Da der König von England hierüber unzufrieden war, entſchuldigte ſich Portland mit den frühern Befehlen, welche er hierüber empfangen hätte. Er betheuerte, daß den Abſichten des Königs zufolge alle ſeine Bemühungen und Wünſche dahin gegangen wären, ein vollkommnes Einverſtändniß zwiſchen dem König von England und dem König von Frankreich herzuſtellen, in der gewiſſen Ueberzeugung, daß dieſe Vereinigung eben ſo wohl für das Beſte Europa's als zur Erhaltung des Friedens nöthig ſey.

Ein ſehr möglicher Fall, ihn zu unterbrechen, war der Tod des Königs von Spanien, welchen man ſich als nahe vorzuſtellen Urſache hatte. Denn ſeine Krankheiten wurden häufiger, und ſeine Schwäche war ſo groß, daß jeder Rückfall den Tod mit ſich zu führen ſchien. Der König Wilhelm war ein viel zu kluger und hellſehender Fürſt, als daß die große Revolution, welche dieß wichtige Ereigniß in Europa veranlaſſen würde, ſeinen Blicken hätte entgehen können. Er ſahe folglich die Nothwendigkeit ein, der

Er-

Erneuerung eines allgemeinen Kriegs durch gerechte und in der Zeit zu nehmende Maasregeln zuvorzukommen. Sein Gesandter versicherte, daß sich derselbe die Freundschaft des Königs zu erwerben wünsche, und da dieser Gesandte das Zutrauen seines Herrn besaß, so hatte man nicht Ursach zu zweifeln, daß er, lieber als ein Engländer, dessen Treue weniger erprobt und mehr verdächtig war, zu einem wichtigen Geschäft erwählt worden sey.

Diese Umstände nun, verbunden mit dem aufrichtigen Wunsch, den Frieden zu erhalten, bestimmten Ludwig den XIV. dem König von England (1697) den Vorschlag zu einer Theilung der spanischen Monarchie zu thun, beinahe in demselben Geist wie der im Jahr 1668 mit dem Kaiser Leopold geschlossene Vertrag.

Der Prinz von Oranien, welcher unter dem Namen Wilhelm des III. den Englischen Thron bestiegen hatte, war während des letzten Kriegs das Orakel der gegen Frankreich gestifteten Ligue gewesen. Uneingeschränkt leitete er die Entschlüsse der Republik Holland und ob er gleich in England, wo er zehen Jahre früher als Befreier der Nation ausgerufen und empfangen wurde, Widerspruch fand, so konnte er doch versichert seyn, daß es sich den Maasregeln, welche er zur Erhaltung des Friedens nähme, nicht entgegen setzen würde, da die Könige von England, ungeachtet der Grenzen, welche die Landesgesetze dem königlichen Ansehen vorschreiben, die Macht haben, Frieden und Krieg zu beschließen.

Die beiden Minister *), welchen der König die Unterredung mit dem Grafen von Portland auftrug,

*) Die Herren von Pomponne und von Torcy.

trug, sollten ihm einen Vergleich anbieten, vermöge dessen bei der bevorstehenden Theilung Spaniens nach dem Muster des 1668 zwischen Frankreich und dem Kaiser geschlossenen Traktats verfahren werden sollte. Da dieser über einen eben so unerwarteten als wichtigen Antrag die Gesinnungen seines Königs nicht kannte; so bat er sich Zeit aus, um einen Courier abzuschicken und seine Befehle einzuholen, jedoch in der Ueberzeugung, daß der König das Projekt, welches Se Majestät ihm anzuvertrauen geruhte, annehmen werde als einen sichern Beweis des schon ehedem geäußerten Wunschs, den Frieden zu erhalten.

Dieß geschah im März 1698. Der Graf von Tallard, nachheriger Marschall und Pär von Frankreich, reiste, von dem Antrag, welchen man dem Grafen von Portland gethan hatte, unterrichtet, als ausserordentlicher Gesandter nach London ab, mit dem Auftrag, den König von der Antwort des Königs von Großbritannien zu benachrichtigen. Kaum war er dort angekommen, als der Graf von Portland folgende Antwort erhielt: „Der Antrag, welchen man dem Gesandten gethan habe, sey dem König ganz unerwartet gekommen. Er lasse jedoch den König versichern, daß er soviel wie möglich zur Sicherung des Friedens beitragen werde. Er sehe daraus, wie aufrichtig Se Majestät die Ruhe Europa's zu erhalten wünsche und auch sein eifriger Wunsch gehe dahin, zu diesem so rühmlichen Plane mitzuwirken und besonders ihm durch sein Verhalten Genüge zu leisten. Er wünsche eben so, wie er, Mittel ausfindig machen zu können, um dem Krieg zuvorzukommen, zu welchem der Todesfall des Königs von Spanien wieder Anlaß geben möchte. Uebrigens kenne er die Gesinnungen des Königs und diejenigen, welche mit ihm gleicher Meinung wären, zu wenig, um hierinn einen Vorschlag

ſchlag zu thun. Er wolle daher abwarten, bis er ihm eine genauere Kenntniß davon mitzutheilen geruhte, und verſpreche dann ſowohl hierüber als über die zur Sicherung der öffentlichen Ruhe einſtimmig zu nehmenden Maßregeln ſeine Meinung zu ſagen.“

Portland ſtattete hiervon dem König in einer beſondern Audienz Bericht ab und verſicherte ihn, daß der König von England den ihm gnädigſt anvertrauten Vorſchlag als ein tiefes Geheimniß aufbewahren werde. Er ſchmeichle ſich, fügte er hinzu daß ihm dieſe wichtige Unterhandlung beſſer gelingen würde als irgend einem andern, da er die Geſinnungen ſeines Herrn genau kenne.

Nach einer ſowohl für den König als den Geſandten verbindlichen Antwort verwieß ihn der König darauf, was er ihm durch ſeine Miniſter würde bekannt machen laſſen.

Dieſe meldeten ihm einige Tage nachher: der König gebe nach einer genauen Erwägung des Zuſtandes von Europa zu, daß die Wiedervereinigung Spaniens und der übrigen Staaten dieſer Krone, wäre es nun unter Frankreich oder unter der Herrſchaft des Kaiſers, alle übrigen Staaten in allgemeine Unruhe verſetzen würde; auch wäre es nicht ſeine Abſicht ſie ſo zu vereinigen, daß Frankreich und Spanien künftig nur Eine Monarchie ausmachten. Indeß erfodere es doch die Billigkeit, die Anſprüche des rechtmäßigen Erben aufrecht zu erhalten. Zufolge der Geſetze wäre dieß der Dauphin, der jedoch ſein Recht, ſchon mit der bloßen Anerkennung deſſelben zufrieden, ohne Schwierigkeit ſeinem jüngern Sohne abtreten und dieſen Prinzen in die Hände der Spanier überliefern würde, um ihn zu erziehen und nach ihren Maximen zu bilden. Auf dieſe Weiſe würde die Franzöſiſche und Spaniſche Monarchie immer verſchieden und getrennt bleiben.

Sechzigstes Kapitel.

Gefecht bey Ptolemais.

Einst war der Sultan auf die Jagd gegangen und hatte sich etwas weit vom Lager entfernt, weil er keinen nahen Feind zu fürchten hatte. Dieß erfahren die Franken, und benutzen die Gelegenheit, in der Hoffnung uns jetzt unvermuthet mit glücklichem Erfolge überfallen zu können. Almalich Aladil bekömmt davon Nachricht, reitet ihnen entgegen, und liefert ein Treffen, in dem von beyden Theilen viele getödtet oder verwundet wurden. Doch blieb von den angesehenen Muselmännern nur der einzige Argasj, des Sultans Mamlucke. Als Saladin zurückkam, war schon das Gefecht zur Schmach des Feindes geendigt. Diesem Treffen habe ich nicht beygewohnt, weil ich mich damals auf der Reise befand. Bey den vorhergehenden Treffen bin ich zugegen gewesen, so weit ein Mann von meinem Stande dabey zugegen seyn kann.

Noch muß ich eines sonderbaren Zufalls erwähnen, der sich während dem Gefechte zutrug. Die Franken hatten einem gewissen Mamlucken des Sultans, Kara Suncar genannt, unversöhnlichen Haß zugeschworen, weil sehr viele Feinde Gottes durch ihn ums Leben gekommen waren. Jetzt suchten sie ihren Vorsatz auszuführen, und waren auch so glücklich sich seiner Person zu bemächtigen. Schon faßt der eine ihn bey den Haaren, indem der andre, der durch ihn seine Anverwandten verlohren hatte, mit dem Schwert nach seinem Nacken zielt. Aber der Streich traf die Hand des der seine Haare hielt, der Gefangene entfloh, und zwar so schnell, daß keiner von den Nachsetzenden im Stand war, ihn einzuholen.

Ein

Da man auch den von Seiten der Engländer und Holländer in der Nachbarschaft der Niederlande fortdauernden Unruhen, wenn diese Provinzen in die Gewalt eines Prinzen von Frankreich kämen, Einhalt thun mußte; so trug der König darauf an, sie unter die Oberherrschaft des Kurfürsten von Baiern zu geben, welcher weder Gewalt noch Macht hätte, um bei diesen beiden Nationen Mißtrauen zu erregen.

Der Graf von Portland bat sich diese Vorschläge schriftlich aus, um sie nach London zu schicken; jedoch glaubte er, daß weder der König von England, wiewohl er keinen Befehl hierüber habe und nicht eigenmächtig reden dürfe, noch die übrigen Fürsten und Staaten Europa's zugeben würden, daß sich ein Prinz von Frankreich die Erbfolge in Spanien zueignete. Der König möchte Vorschläge thun, welche er wolle, um die Besorgnisse zu zerstreuen, welche die enge Verbindung zwischen Frankreich und Spanien unfehlbar verursachen würde; die Vereinigung beider Monarchien würde in ihren Augen doch immer ein furchterregender Gegenstand bleiben, und keine Vorsicht würde eine so gerechte Furcht heben können.

Eben so wenig willigte Portland in den Vorschlag, dem Kurfürsten von Baiern die Niederlande abzutreten. Denn es war nicht darum zu thun, die Holländer gegen die Angriffe des Souverains dieser Provinzen zu sichern, sondern sie wünschten vielmehr, daß der künftige Besitzer derselben mächtig genug wäre, um auf ihn als den Beschützer und Beschirmer der vereinigten Niederlande Rechnung machen zu können; und diesen Schutz zu geben war der Kurfürst zu schwach. Wollte man, sagte Portland, diesen Fürsten begünstigen und zugleich die Vergrößerung der kaiserlichen Macht hindern; so dürfte man nur den Kurprin-

zen

zen von Baiern anerkennen und ihn, mit Ausschluß des Erzherzogs, auf den Spanischen Thron setzen, welchen Vorschlag er aber wieder mit der Vorstellung begleitete, daß er für sich, und ohne von den Absichten seines Herrn unterrichtet zu seyn, rede. Sein König wollte vielleicht, ehe er sich zu irgend etwas verbindlich machte, die Stimmung des Spanischen Hofes und der Nation genauer kennen.

Dem König Ludwig war dagegen daran gelegen, je eher je lieber zu erfahren, was er sowohl vom König von England als von der Republik zu erwarten habe. Denn während die Zeit über einer unsichern Unterhandlung verdorben wurde, konnten sich die Umstände in Spanien ändern, und wenn der Französische Gesandte die gegenwärtige Stimmung zu erhalten vernachlässigte, so that er mehr für den Kaiser, als die Minister und Anhänger das Hauses Oesterreich unter dem Schutz der Königin bisher nicht hatten thun können. Brachte es der Erzherzog bei dem katholischen König dahin, daß er ihn für den präsumtiven Erben seiner Staaten erklärte: so war der Krieg unvermeidlich. Denn wenn auch alle Mächte Europa's, welche schon gewohnt waren, die beiden Zweige des Oestreichischen Hauses in Spanien und dem Reich regieren zu sehen, ganz ruhig zugesehen hätten, wie sich die Macht Karls des V. unter die beiden Söhne des Kaisers theilte: so gereichte es Frankreich doch weder zum Nutzen noch zur Ehre, die Spanische Erbfolge den königlichen Prinzen, denen sie von Rechts wegen zukam, ganz entziehen zu lassen. Man mußte wieder zu den Waffen greifen und der König sahe sich genöthigt Verzicht zu thun auf das Vergnügen, seine Unterthanen die, immer nur auf kurze Zeit gekannte, Ruhe genießen zu lassen. Er verlor also den Vortheil

des Friedens von Ryswyk, welchen er, wie man behaupten kann, einzig und allein deshalb beschleunigte, um dem Königreich eine Erholung zu verschaffen und den Eifer und die unverbrüchliche Treue seines Volks zu belohnen. Dieser Umstand galt dem König mehr als alle Vortheile, welche ihm die gegenwärtige Lage der Dinge versprach, wenn er seine Foderungen, welche seine Feinde ihm nicht mehr streitig zu machen im Stande waren, mit den Waffen in der Hand hätte erkämpfen wollen.

Der Graf von Portland gab vor, die Gesinnungen seines Herrn nicht zu wissen; daher erhielt der Graf von Tallard den Auftrag, in den König zu dringen, daß er sich erklären möchte.

Dieser antwortete dem Französischen Gesandten: der gewöhnlichen Meinung zufolge sey die Entsagung der verstorbenen Königin Maria Theresia gultig; aber, setzte er hinzu, eine solche Frage wird nicht durch die Advocaten entschieden; es ist vielleicht zu befürchten, daß der Degen dazu erforderlich ist. Er versicherte, daß er sehr wünsche, den Frieden zu erhalten, und alles dazu beitragen werde, was in seinen Kräften stände, da sein bevorstehendes Alter Grund genug für ihn sey, die Ruhe zu wünschen. Indeß würde er auch zu gleicher Zeit das Interesse Englands und der Republik Holland jeder andern Absicht vorziehen. Er läugne nicht, daß er zu Anfange des letzten Kriegs in Rücksicht der Spanischen Succession einige Punkte des Traktats mit dem Kaiser eingegangen habe, jedoch ohne sich darüber genau zu erklären. Er halte es ferner für sehr zuträglich, dem Herzog von Baiern die Niederlande zu überlassen und sie mit einigen Plätzen zu vermehren, welche ihm der König abtreten möchte, um die Grenze zu befestigen und durch die Generalstaaten der vereinigten Provinzen zu sichern.

Spa-

Spanien und Indien könne man nach seinem Gutdünken einem von den Söhnen des Dauphin geben; dem Erzherzog die Italienischen Staaten und endlich mit England und Holland einen Handelstraktat schließen und beiden sichere Plätze anweisen, um sowohl auf dem mittelländischen Meere als nach Westindien Handlung zu treiben.

Den 11. April 1698 stattete Tallard dem König von der Antwort des Königs von England Bericht ab. Es wurde ihm überlassen, die in Frankreich angefangene Unterhandlung zu London weiter fortzusetzen und zu beendigen. Da aber der glückliche Erfolg derselben ungewiß war, so würde es gegen die Klugheit gewesen seyn, die Anstalten, welche der Marquis von Harcourt zum Vortheil der königlichen Prinzen schon in Spanien vorfand, fahren zu lassen. Der König hatte, während er freilich in ganz anderer Hinsicht, mit dem König von England unterhandelte, gerade nicht die Absicht, sie zu mißbrauchen; aber doch foderte seine Klugheit, sie zu erhalten, damit, wenn die Unterhandlung zu London nicht glückte, es ihm immer noch frei stünde, den Entschluß zu fassen, welcher für das Wohl seines Königreichs der vortheilhafteste schien. In dieser Absicht ließ er dem Marquis von Harcourt von den Umständen und dem Verfolg der Unterhandlung des Grafen von Tallard von Zeit zu Zeit sorgfältig Nachricht geben.

Die Königin von Spanien und die in ihrer Gunst stehenden Minister dachten in Rücksicht auf die Prinzen Frankreichs nicht wie der gemeine Hause der Nation, und der Einfluß dieser Fürstin entfernte vom katholischen König alle, welche ihm günstige Gesinnungen gegen seine rechtmäßigen Erben einflößen konnten. Dieß merkte der Marquis von Harcourt gleich im Anfang einer Gesandtschaft, da sie ihm die besondere Au-dienz

beim König so lange und angelegentlich verweigerten. Unter dem Vorwand, daß sich der König nicht wohl befinde, hielten sie ihn länger als drei Monate zurück, obgleich die beiden Gesandten des Kaisers deshalb weder von der Audienz des Königs noch der Königin ausgeschlossen waren. Gegen das Ende des Aprils, als er sich schon länger als drei Monate zu Madrid aufgehalten hatte, wurde er endlich vorgelassen. Man hatte aber an dem Ort, wo ihn der König empfing, solche Einrichtungen zu treffen gesucht, daß der Gesandte beim Anblik dieses Fürsten über seinen Gesundheitszustand nicht urtheilen konnte. Das Zimmer war nur durch zwei Wachskerzen erleuchtet und der König hatte eine solche Stellung, daß man kaum sein Gesicht unterscheiden konnte. Seine Antwort auf die Anrede des Gesandten war sehr kurz und die Audienz endigte sich schon, als sie kaum angefangen hatte.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein so hellsehender Minister den Zeitpunkt dieser dunkeln Audienz wählte, um dem König einen Aufsatz, welcher erst nach seinem Tode würde haben ans Licht kommen sollen, unterzuschieben und ihn zur Unterschrift zu bewegen. Dem ungeachtet muß man gestehen, daß Karl der II. gegen Frankreich damals nicht abgeneigt war; ja der Marquis von Harcourt glaubte, daß er ein vollkommenes Zutrauen in die Freundschaft des Königs gesetzt haben würde, wenn er anders Herr gewesen wäre, seinen Empfindungen oder auch nur seiner natürlichen Neigung zu folgen; aber aus allzugroßer Furcht vor der verdrüßlichen und hitzigen Laune der Königin wagte er nicht, es merken zu lassen.

Der Eindruck, welchen diese Furcht auf sein Gemüth machte, zeigte sich einige Zeit nachher bei einer für Spanien wichtigen Angelegenheit. Die afrikanischen

schen Mauren belagerten Ceuta; und es fehlte dem König von Spanien nicht nur an Truppen, sondern auch an Schiffen, um die wenige Mannschaft, welche er dahin schicken konnte, überzusetzen. Ludwig der XIV. ließ ihm die nöthigen Truppen und Schiffe anbieten. Nun war es aber nicht darum zu thun, Ceuta zu retten, sondern noch überdieß Oran, folglich die Wegnahme zweier Plätze zu hindern, deren Eroberung den Mauren die Rückkehr nach Spanien erleichterte.

Von der Großmuth Ludwigs gerührt, wollte der katholische König ein für ganz Spanien erwünschtes Anerbieten gern annehmen. Die Widersprüche der Königin aber hielten die Antwort, so sehr auch der Marquis von Harcourt darauf drang, lange zurück und, indem sie die Gesuche der beiden Kaiserlichen Minister unterstützte, veranlaßte sie endlich ihren Gemahl, die ihm von Frankreich freiwillig angebotene Hülfe unter einem leeren Vorwand auszuschlagen. Eine solche Weigerung war gewiß dem Wunsche des größten und uneingenommensten Theils des Staatsraths durchaus zuwider; niemand aber widerstand dem uneingeschränkten und entscheidenden Willen der gefürchteten, aber nicht geliebten, Königin. Ueberall herrschte Widerwille gegen die Herrschaft der Deutschen und eben so verachteten die Spanier durchgängig diejenigen Minister, welche an dem Zutrauen der Königin den meisten Antheil zu nehmen schienen.

Der Marquis von Harcourt gab dem König von dem Zustande des Spanischen Hofs und von der fast allgemeinen Gesinnung der Nation genaue Nachricht; verhehlte ihm aber auch nicht, welche Schwierigkeiten er finden würde, wenn er die Stimmung des Volks zu Gunsten eines seiner Enkel benutzen wollte. Er dürfe nur in sofern darauf bauen, wenn er sich im

Stande glaubte, die ganze Spanische Monarchie ohne die mindeste Zerstückelung durch eigene Gewalt allein zu behaupten. Die Spanier, zu schwach, um zu ihrer eigenen Vertheidigung etwas beizutragen, würden dannoch, so bald er in irgend eine Theilung der Spanischen Staaten willigen würde, ihre Gesinnungen ändern und wie ehedem Feinde Frankreichs werden.

Alles dieses hatte der König schon erwogen, ehe er sich in die Unterhandlung mit England einließ und jetzt bestärkten ihn diese klugen Vorschläge seines Ministers in dem gefaßten Entschluß, einen Theilungsvergleich zu bewerkstelligen, als das einzige Mittel, die Ruhe in Europa zu erhalten. Der König von England im Vertrauen auf seinen Einfluß in den vereinigten Provinzen übernahm es, sie zur Einwilligung in den Traktat zu bringen und der Graf von Tallard folgte ihm auf seiner Reise nach Holland.

So lange der Erfolg der Unterhandlung noch ungewiß war, richtete sich der Marquis von Harcourt, von allem, was zu London vorging, genau unterrichtet, in seinem Verhalten zu Madrid, nach den Berichten und den Befehlen des Königs. Diejenigen deren gute Absichten er kannte, suchte er wohlwollend zu erhalten, ohne sich jedoch mit ihnen in eine Verbindung einzulassen. Seine einzige Absicht war zu verhindern, daß, wenn sie die Hoffnung, daß Frankreich sie ihren Wünschen gemäß schützen, oder, mit andern Worten, die Spanische Monarchie in ihrem ganzen Umfange und ohne Zerstückelung behaupten wolle, aufgäben, sie nicht auf die Seite des Kaisers übergingen.

Indeß wurde die Parthei der Königlichen Prinzen täglich stärker, wozu das Benehmen der beiden Grafen von Harrach nicht wenig beitrug. Durch ihre lästigen Forderungen machten sie sich dem König

von

von Spanien verhaßt; ihre öftern Zukammenkünfte und die geheimen und nächtlichen Intriken mißfielen der Königin, ihrer Beschützerin, nicht weniger. Der alte Graf von Harrach machte kurz vor seiner Abreise nach Wien, welche auf den Juli festgesetzt war, dem König von Spanien drei Propositionen, welche alle drei gleich dringend und dem König gleich unangenehm waren:

1. Seine Erbfolge zuvor zu ordnen und sie zum Besten seiner Monarchie je eher je lieber zu bestimmen;
2. Das Gouvernement Mailand, welches dem Prinzen von Vaudemont anvertrauet war, dem Erzherzog zu überlassen;
3. Die Traktaten mit seinen ehemaligen Bundesgenossen, welche der Kaiser zur Sicherung des Ryswycker Vergleichs für nöthig hielt, zu erneuern.

Die erste Proposition würdigte der König von Spanien keiner Antwort; denn jeder nur mögliche Vorschlag wegen der Erbfolge war ihm durchaus zuwider.

Die Forderung des Gouvernements Mailand für den Erzherzog verwarf er.

Im Betreff der Vereinigungstraktaten zur Sicherung des Ryswycker Vertrags ließ er antworten: bei der gegenwärtigen Lage der Dinge sey diese Vorsicht unnöthig.

Diese letzte Forderung des Grafen von Harrach mißfiel dem Staatsrath eben so sehr als dem König.

Harrach hatte darauf angetragen, die an den König gemachten Forderungen dem Staatsrath, und besonders dem Cardinal Portocarrero, seinem Commissar, nicht bekannt werden zu lassen, weil ihm

alle Staatsräthe, den einzigen Graf von Oropeza ausgenommen, verdächtig waren.

Die beiden Grafen von Harrach, Vater und Sohn, ließen sich die Gunst der Königin, welche sich bisher einzig dem Interesse des Hauses Oesterreich gewidmet hatte, nicht mehr so angelegen seyn. Auf ihre Veranlassung schrieb der Kaiser in so harten Ausdrücken an die Königin und machte ihr so viele Vorwürfe, daß sie sich sowohl über die Undankbarkeit des Kaisers als über das unglückliche Loos, dem sie sich ausgesetzt hatte, bitter beklagte. Denn sie hatte sich den Haß von ganz Spanien zugezogen, und, wie sie meinte, nur dadurch, daß sie für das Interesse der Kaiserlichen Familie allzu großen Eifer gezeigt hatte.

Der größte Theil des Raths hielt eine Versammlung der Stände für nöthig, und mehrere fühlten sich durch ihre Ehre und durch ihr Gewissen aufgefordert, dem König die Nothwendigkeit derselben vorzustellen, um mit ihnen zum Besten seines Volks die Einrichtung wegen der Succession zu treffen.

Der Cardinal Portocarrero, bisher immer sehr zurückhaltend, wurde jetzt offenherziger gegen den Marquis von Harcourt. Nach einer genauen Prüfung dessen, was der Dienst Gottes, das Wohl des Vaterlandes und die Gerechtigkeit fodere, habe er beschlossen, die Parthei der Königlichen Familie von Frankreich zu ergreifen. Bei diesem Entschluß, welcher mit den Gesinnungen des beträchtlichsten Theils der Spanier übereinstimme, würde er bis an seinen Tod unerschütterlich bleiben. Ja, man könnte sagen, daß die ganze Nation mit ihm gleichgesinnt sey, wenn man fünf oder sechs Starrköpfe ausnähme, die sich auf eine Königin stützten, welche Gott Spanien zur Strafe geschickt habe; deren

deren Ansehen aber mit dem Augenblick sinken würde, in welchem der König sein Leben beschlösse.

Die Königin fieng jetzt an einzusehen, was sie für eine üble Wahl getroffen und bis jetzt verfolgt habe; sie wünschte ihr bisheriges Benehmen in Frankreich in Vergessenheit zu bringen und wieder gut zu machen. Anfangs bestrebte sie sich, dem Marquis mit einer besondern Auszeichnung zu begegnen; sie machte ihm einige Geschenke, unterhielt sich mit ihm, und gab ihm Beweise ihrer Zuneigung, welche sogar bey der Gräfin von Harrach, der Gemahlin des neuen Kaiserlichen Gesandten, Eifersucht erregten.

Diese flüchtigen Gunstbezeugungen hatten bald bedeutendere Folgen. Der Amirant von Castilien, der vertraute Minister der Königin, erhielt von ihr den Auftrag, mit dem Marquis von Harcourt eine geheime Correspondenz anzuknüpfen. Der Pater Cienfuegos, ein Jesuit, eröffnete dieses neue Verständniß. In der Folge machte der Amirant dem Französischen Gesandten mehrere Besuche und gab ihm zu verstehen, daß er die Königin zu sehr vernachläßigt habe; er hätte mehrere Schritte, welche von ihrer Seite geschehen wären, benutzen sollen, und wenn sie ihm auch nicht genannt worden wäre, so hätte er doch einsehen können, daß man auf ihren Befehl spräche.

Diese Rede begleitete der Amirant mit vielen Versicherungen von seinem Eifer für das Interesse des Königs und seiner Prinzen. Er betheuerte, daß er nichts unterlassen habe, was die Königin irgend hätte bewegen können, den katholischen König zu überreden, daß er sich einen derselben zu seinem Nachfolger ernählen möchte. Damit verband er noch einige Rathschläge, wie sich der Gesandte benehmen müsse, um

Ein und sechzigstes Kapitel.

Isa stirbt. Uebergabe von Sjakyf.

Um diese Zeit starb Isa am Halswehe und Bauchfluß: ein Mann den seine edlen Thaten unsterblich machten: der sich zum Besten der Muselmänner selbst in Schulden steckte, um andre davon zu befreyen.

Hier will ich noch mit wenigem das Schicksal von Sjakyf berühren. Die Festung hatte sich bisher noch immer gehalten; als aber die Besatzung sah daß sie keinen Entsatz zu hoffen, sondern vielmehr für ihr Leben zu fürchten habe, wenn der Ort mit Gewalt sollte erobert werden, so ließ sie sich mit den Belagerern auf Unterhandlungen ein, und erhielt nebst ihrem Befehlshaber, dem Fürsten von Sidon, freyen Abzug, doch mußten alle Haab und Güter zurückgelassen werden.

Die Winterzeit benutzte Saladin zur Verproviantirung von Ptolemais, ließ eine mächtige wohl bemannte Flotte in den dortigen Hafen einlaufen, und gab seinen Soldaten Urlaub nach Hause zu ziehen. Er selbst blieb nur mit wenigen Truppen im Felde stehen; denn die schlechten korhigen Wege sicherten ihn vor jedem feindlichen Ueberfalle.

Indeß lagen die Franken noch immer vor Ptolemais, welches gleichsam das einzige Ziel zu seyn schien, worauf sie ihre Pfeile richteten. Saladins Rath war es gleich anfangs gewesen, sie aus dem Felde zu schlagen, ehe sie sich verschanzt hätten. Die andern aber hielten es für besser so lange zu warten, bis sie auf einem Ort zusammengedrängt ständen, weil alsdann ihre gänzliche Vernichtung an einem einzigen Tage könnte bewerkstelligt werden. Saladin hatte, wie der Erfolg es auswies, wohl recht.

die Königin vollends dahin zu bringen, daß sie d
Interesse Frankreichs künftig als ihr eignes ansä
Wenn er seinem Rath folgte, sagte der Amira
so würde die Wirkung davon unausbleiblich seyn.

Der Marquis von Harcourt kannte
Karakter dieses Ministers vollkommen und zweif
nicht, daß seine Hauptabsicht und der Bewegun
grund so vieler zuvorkommenden Gefälligkeiten da
ziele, ihn zum Besten zu haben und zu hintergeh
Wenn aber auch diese Gunstbezeugungen, welch
weder gesucht noch erwartet hatte, diesen gerech
Verdacht nicht in ihm erregt hätten, so machten
doch die Königlichen Befehle zur Pflicht, diesen An
gen gestissentlich auszuweichen.

Die Unterhandlung mit England und Holl
näherte sich ihrem Schluß, und der Marquis
Harcourt hatte, weil er voraussahe, in wel
unangenehmen Lage sich ein Französischer Gesandte
Madrid befinden würde, wenn der Theilungstraktat
Vorschein käme, den König um seinen Abschied geb
und widerholte jetzt seine Bitte. Hätte der König
Spanien wirklich, wie man vorgiebt, ein von Fr
reich untergeschobenes Testament angenommen,
würde der Gesandte eben so wenig auf seiner Zur
berufung bestanden haben, als wenn er den Wo
des Amiranten Glauben beigemessen hätte, wel
nie aufhörte ihn zu versichern, es sey, wie er ge
wüßte, ob sie ihm gleich ihr Geheimniß noch
anvertrauet habe, der einzige Wunsch der Köni
daß der König einen von den Prinzen Frankr
nach Madrid berufen, ihn für den Erben se
Monarchie erklären und die nöthigen Einrichtu
treffen möchte, um ihn nach seinem Tode in
ungetheilten Besitz aller seiner Staaten zu sicher

Der Amirant machte dem Marquis von Harcourt noch öftere Besuche und fragte häufig, welchen Gebrauch er von den bisherigen Unterredungen gemacht habe. Der Gesandte antwortete schlechthin, er habe den König davon benachrichtigt und erwarte nun seine Befehle. Indeß bat er den Amiranten, ihn mit den Absichten der Königin und mit den Vortheilen, welche sie zu erhalten wünschte, bekannt zu machen. Dieser Punkt wurde nicht aufgeklärt und Harcourt hatte auch keine große Lust, ihn weiter zu verfolgen, denn er wußte, daß der Abschluß der Unterhandlung mit England und Holland nahe war.

Der Traktat wurde auch wirklich den 11. Octob. 1698 im Haag unterzeichnet. Die zwei Französischen Gesandten, die Grafen von Tallard und von Briord, jener bei dem Könige von England dieser bei den Generalstaaten, unterschrieben ihn beide mit den dazu bevollmächtigten Ministern des Königs von England und der Republik Holland.

Der Traktat bestimmte, wie die Staaten der Spanischen Krone, im Falle der König mit Tode abgienge, vertheilt werden sollten; eine zur Erhaltung der Ruhe in Europa, wie man glaubte, nöthige Vorsicht!

Dieser Theilung zufolge sollte der Dauphin die Königreiche Neapel und Sicilien, die der Spanischen Krone zugehörigen Plätze an der Seite von Toskana, das Marquisat Final und die Provinz Guipuscoa bekommen.

Der Kurprinz von Baiern, der Sohn des Kurfürsten, war zum Regenten von Spanien und den beiden Indien bestimmt; auch die Niederlande sollten ihm zufallen.

Der Antheil des Erzherzogs, des zweiten Kaiserlichen Prinzen, bestand in dem Gouvernement Mailand.

Der

Der Kurprinz, noch in zartem Alter, konnte früher sterben, als sein Vater. Dieß hatte man vorausgesehen und deshalb in den Traktat mit eingerückt, daß in diesem Falle der Kurfürst an seines Sohnes Stelle treten solle.

Der König und seine Alliirten machten sich wechselseitig verbindlich, den Traktat, so lange der katholische König lebte, geheim zu halten; eine eben so nöthige als schwer zu erfüllende Bedingung!

Denn um den Frieden zu sichern, die Hauptabsicht der Verbindung, mußte man den Kaiser zufrieden stellen und doch auf der andern Seite seine Absichten, welche er auf den ganzen Nachlaß des König von Spanien ausdehnte, einzuschränken suchen.

Das Mittel, sie zu mäßigen, war, ihm einen mächtigen Bund zu zeigen, welcher seinem Ehrgeiz Einhalt zu thun bereit war, wenn er sich nicht mit dem seinem Hause ausgesetzten Antheil begnügen wollte. Folglich mußte man ihn mit den Bedingungen des Traktats bekannt machen, um ihn zur Unterschrift derselben zu überreden; und doch war der Gebrauch, welchen er von der mitgetheilten Kenntniß machen würde, unsicher und gefährlich. Denn wenn er sich weigerte, ihn zu genehmigen, so erwarb er sich durch diese Weigerung einen Verdienst bei dem König von Spanien. Karl und seine Unterthanen über den Theilungsplan gleich aufgebracht, würden dann nur vom Kaiser Hülfe hoffen; der Haß der Spanier gegen die Deutschen würde sich nun gegen Frankreich kehren und der Kurfürst von Baiern eine viel zu schwache Stütze für sie seyn, als daß sie irgend einigen Beystand von ihm würden zu erwarten haben. Selbst der Pabst und die italiänischen Fürsten würden, die Macht Frankreichs fürchtend, vielleicht nicht zögern

zögern, sich für den Kaiser zu erklären. Man mochte folglich dem Hof zu Wien den Theilungsvertrag bekannt machen oder verheelen, so war man in gleicher Gefahr.

Seines Einflusses auf das Gemüth des Kaisers gewiß übernahm es der König von England ihn zur Beistimmung und zur Unterschrift desselben zu bewegen.

Der Marquis von Harcourt lobte die Weisheit des Königs, daß er diesen Weg gewählt und eine mit seinem wahren Interesse so übereinstimmende Allianz geschlossen habe und fügte seine Bemerkungen bei. Da er nun aber voraussahe, welchen Aufstand die Bekanntmachung des Traktats zu Madrid erregen würde, bat er von neuem um seine Zurückberufung, da unter diesen Umständen sein Aufenthalt zu Madrid schlechterdings unnöthig würde. Denn zu den wenigen Geschäften, welche man in Zukunft würde abzuthun haben, wäre ein Minister vom zweiten Range, oder auch ein bloßer Sekretär schon hinreichend.

Hätte der König von Spanien im Geheim ein untergeschobenes Testament unterzeichnet, dessen Unterschrift der Gesandte betrieben und bewirkt hätte, so war dieser viel zu klug, als daß er mit solchem Nachdruck auf die Erlaubniß, nach Frankreich zurück zu gedrungen haben sollte.

Der König verstattete ihm, das Gerücht von seinem verlangten Abschied zu verbreiten und glauben zu lassen, daß er ihn bald erhalten und der König dann seine Geschäfte entweder Blecourt oder Digulville, zwei alten Officieren, welche der Marquis von Harcourt mit nach Madrid gebracht hatte, übertragen würde.

Je mehr er nun den Anerbietungen auszuweichen suchte, mit welchen ihm sowohl die Großen als andere Personen aus allen Ständen zuvorkamen; desto mehr

Eifer

Eifer bemerkte er von ihrer Seite, seine Gunst zu erhalten. Allein seitdem die Ratificationen des Theilungstraktats zu Anfang des Novembers wechselseitig zu Stande gebracht worden waren, leiteten die Befehle des Königs sein Verhalten und der einzige Vortheil, welchen er von der neuen Zudringlichkeit der Spanier ziehen konnte, beschränkte sich nach den Absichten des Königs darauf, zu verhindern, daß Spanien, wenn es von Seiten Frankreichs nichts mehr zu hoffen hätte, nicht endlich zu dem Kaiser seine Zuflucht nähme.

Die Gesundheit des Königs von Spanien fieng jetzt an, ganz abzunehmen; seine Krankheiten wurden häufiger und gefährlicher, als sie es vorhin nicht gewesen waren. Dieß vermehrte die Unruhe seiner Unterthanen und die Ungewißheit über die Wahl des Nachfolgers, welchen er ernennen würde. Endlich verbreitete sich das Gerücht, diese Wahl sey schon vor zwei Jahren getroffen; es sey ganz gewiß, daß Karl damals ein Testament unterzeichnet habe, dessen einzelne Punkte noch unbekannt wären. Selbst die Königin kenne sie nicht, so viele Versuche sie auch gemacht habe, sie zu erfahren. Der Cardinal von Portocarrero habe es in Verwahrung.

Der Marquis von Harcourt konnte die Wahrheit davon nicht gewisser erfahren, als wenn er sich an den Cardinal selbst wandte. Er ließ ihn fragen, ob dieses Testament wirklich da sey. Portocarrero antwortete, es sey zwar in seinen Händen gewesen, mit dem eidlichen Versprechen von seiner Seite, es, so lange der König lebte, geheim zu halten; jetzt aber sey es nicht mehr vorhanden. Der katholische König sey durch seine Gemahlin bewogen worden, es zu verbrennen und einem von den Söhnen

nen des Kaisers die Erbfolge in seinen sämmtlichen Staaten zu sichern; die Akte darüber sey in den Händen der Königin und erkläre sie vom Tode des Königs an zur Regentin der ganzen Monarchie.

Portocarrero sahe voraus, daß zu Madrid große Verwirrungen entstehen, daß aber die Französische Parthei, welche nach seiner Meinung Grund und Gerechtigkeit für sich hatte, unstreitig die stärkste seyn werde, sowohl von Seiten der Priesterschaft und des Adels als von dem bei weitem größten Theile der Nation.

Einige Zeit nachher wurde diese letzte Verfügung des Königs von Spanien noch geändert. Es hielt schwer, den Theilungstraktat nach der Verabredung lange geheim zu halten. Eine solche Uebereinkunft interessirte zu viele Völker und zu ihrer Bewerkstelligung waren zu viele Unterhandlungen nöthig gewesen, als daß sie lange unbekannt hätte bleiben sollen. Die ersten Nachrichten von dem Beschluß kamen durch Holland nach Madrid. Als es der König erfuhr, berief er alle Staatsräthe zusammen und hielt eine ausserordentliche Sitzung, welche drei Stunden dauerte. Der Erfolg davon war, daß der König ein Testament machte, worinn er den Kurprinzen von Baiern zu seinem Universalerben einsetzte. Als der Kurfürst die Nachricht davon bekam, reiste der Graf von Tallard durch Brüssel und war im Begriff zu Paris dem König von den Verhandlungen des mit dem König von England geschlossenen Traktats Bericht abzustatten. Er besuchte den Kurfürsten bei seiner Durchreise und dieser vertraute ihm die Verfügung, welche der König von Spanien eben zu Gunsten des Kurprinzen gemacht hatte. Er bat ihn es dem König zu melden und ihn zu versichern, daß er ungeachtet dieses Testa-

ments in alle Beschlüsse willigen würde, welche er für nöthig fände, um sich zur Vollziehung des Theilungstraktats verbindlich zu machen.

Das Versprechen und der gute Wille des Kurfürsten hatten freilich nur wenig Verbindlichkeit. Sein Sohn war noch minderjährig und es stand ihm, wenn er das Alter der Majorennität erreicht hatte, frei, jede zu seinem Nachtheil geschlossene Verbindung wieder aufzuheben. Daher schien es den Königen von Frankreich und England, (der letztere war nach London zurückgekehrt) nöthig zu seyn, daß der Gesandte zu Madrid sich über die getroffene Verfügung beschwerte. Stillschweigen galt für Genehmigung und erhielt die Spanier in dem Glauben, die letzte Verordnung des Königs werde den Frieden im Königreich und Einigkeit in seinen Staaten erhalten; Frankreich sey, weil es sich nicht darüber beschwere, damit zufrieden und die ohnmächtige Rache des Kaisers würden sie nicht zu fürchten haben.

Diese Meinungen mußte man zu vertilgen suchen, wenn der Theilungstraktat vollzogen werden sollte. Deshalb ließ der König ein Memorial ausfertigen, welches der Marquis von Harcourt in einer besondern zu diesem Endzweck zu erbittenden Audienz dem König von Spanien überreichen sollte. Ohne Drohungen erklärte dieses Memorial deutlich genug, daß man daraus sehen konnte, der König würde bey keiner Schmälerung der Rechte des Dauphin sich ruhig verhalten können.

Von diesem Memorial sollte Harcourt dem Cardinal von Corduba eine Abschrift überliefern und es dann auch den übrigen Staatsräthen mittheilen. Wenn dieß geschehen wäre, solle er Stillschweigen beobachten. Die jetzige Lage der Dinge war zu wichtig,

als daß es dem Marquis von Harcourt hätte frei gestellt werden können, von der Erlaubniß des Königs, nach Frankreich zurückzukehren, Gebrauch zu machen. Sie wurde also vor der Hand aufgehoben und Harcourt verpflichtet, seinen Aufenthalt zu Madrid noch zu verlängern und den Theilungstraktat geheim zu halten. Denn es schien nöthig, das Eingeständniß desselben so lange zu versparen, bis man erfuhr, was der Kaiser auf die Nachricht von der letzten Verordnung Karls für einen Entschluß fassen würde.

Nicht so gemäßigt war das Benehmen des Grafen von Harrach. Kaum hörte dieser von dem Testament des Königs, so beklagte er sich darüber als über eine Ungerechtigkeit gegen den Kaiser, zum Nachtheil des ganzen österreichischen Hauses. Der Königin machte er deshalb die achtungswidrigsten Vorwürfe. Diese war so gnädig, ihm zuzugestehen, daß in Gegenwart des Königs ein ausserordentlicher Rath gehalten und darinn die wichtige Frage über die Erbfolge abgehandelt worden sey; jedoch behauptete sie standhaft, daß ihr die Entscheidung derselben gänzlich unbekannt sey; der König habe ihr blos gesagt, daß die im Publikum verbreiteten Gerüchte falsch wären.

Trotz dieser Versicherungen erfuhr man, daß die Königin bei ihren Bemühungen für den Kurprinzen von Baiern, worinn sie der Amirant unterstützte, ihr eigenes Interesse weder vergessen noch vernachlässigt hatte. Beide hatten Karl den Zweiten dahin vermocht, die Königin zur Regentin des Reichs zu erklären, wenn der Prinz von Baiern bei der Erledigung des Throns noch minderjährig seyn sollte. Die Junta oder der regierende Rath sollte aus dem Cardinal Portocarrero, den beiden Präsidenten von Castilien und Arragonien, dem Großinquisitor, einem Staats-

nach und einem Grund von Spanien besitzen. Nach geendigter Regentschaft sollte sich die Königin einen beliebigen Ort Spaniens zu ihrer Residenz wählen und 800,000 Thaler jährliche Einkünfte zu genießen haben.

Zu Madrid glaubte man allgemein, der Kurfürst von Baiern habe, um dieß Testament zu bewirken, 25000 Pistolen ausgetheilt, von denen Berlepsch den größten Theil empfangen hätte Andere, welche besser unterrichtet zu seyn glaubten, meinten, der Amirant habe in der Ueberzeugung, daß er weder von Frankreich noch vom Kaiser irgend etwas hoffen dürfe, die Königin dahin gebracht, gegen ihre Neigung das Interesse des Hauses Baiern zu begünstigen.

Der König von Spanien, welcher immer kränklich war, beobachtete Stillschweigen Da ihm jedoch der Zustand, in welchem er das Reich hinterließ, am Herzen lag und er die Kriege, welche seine Erbfolge verursachen würde, voraussah; so hatte er im Geheim die Theologen und Rechtsgelehrten zu Rathe gezogen und sie befragt, ob die göttlichen und menschlichen Gesetze ihm erlaubten, über seine Krone eine Verfügung zu treffen Alle hatten einstimmig geantwortet, es stünde ihm keineswegs frei, die Rechte seiner Erben zu schmälern und ohne die Beistimmung der Reichsstände die Verfassung des Königreichs zu ändern.

Im Anfang des Jahres 1609 gaben die vornehmsten Mächte Europa's ihre Beistimmung zur Erhebung des Baierischen Hauses. Frankreich, England und Holland bestimmten Spanien und Indien einmüthig für den Kurprinzen, welcher damals noch ganz jung war, und bewilligten seinem Vater die Souveränität der Niederlande. Der Kurfürst unterschrieb im Namen seines noch minderjährigen Sohnes die Theilung des

Re-

Reiches der Spanischen Monarchie, wie sie in dem Traktat im Haag angegeben war. Fast zu gleicher Zeit ernannte der König von Spanien diesen jungen Prinzen zu seinem Nachfolger. Wer hätte da nicht denken sollen, daß nun lange keine Ursache zum Krieg würde gefunden, oder die nöthige Ruhe, welche Europa damals genoß, gestört werden können. Aber umsonst macht die menschliche Klugheit Entwürfe, wenn sie nicht mit dem Plan der Gottheit übereinstimmen, in deren Macht es allein steht, Frieden und Krieg zu geben und die Weltbegebenheiten zu leiten. Die Weisheit der Räthe dieser Fürsten vermochte nicht, die Flamme zu hindern, welche ganz Europa verheeren sollte nicht das Blut zu schonen, welches in einer langen Folge von Jahren vergossen wurde.

Den 8. Februar 1699 starb der Kurprinz von Baiern zu Brüssel. Es wurden mehrere Untersuchungen angestellt über die wahre Ursache seines Todes. Der Kurfürst, lebhaft gerührt über den Verlust seines Sohnes, schrieb sie nicht blos der Krankheit zu, welche ihn hingerafft hatte. Er machte seinen Verdacht öffentlich bekannt; ein fruchtloses Mittel seinen gerechten Schmerz zu lindern! Der Theilungstraktat wurde vernichtet.

Der König war jetzt von aller Verbindung frei; es würde also von ihm abgehangen haben es bei dem vorgeblich untergeschobenen Testamente, wenn es anders wirklich vorhanden gewesen wäre, bewenden zu lassen. Da aber diese Angabe offenbar ohne Grund war, so befahl er dem Grafen von Tallard, sich zu erkundigen, wie der König von England seit dem unglücklichen Ereigniß, durch welches der Hauptpunkt des Traktats gehoben worden wäre, gesinnt sey und ihm nach dem Muster des vorigen, welcher nun nicht mehr bestehen könnte, einen neuen Traktat anzubieten.

Zwey und sechzigstes Kapitel.

Gesandtschaft des Calisen.

Da nun aber die Feinde schon einmahl bey der Stadt festen Fuß gefaßt hatten, so mußte er auch nach der Lage der Umstände solche Einrichtungen treffen, die im Stande waren ihre Absichten zu vereitlen. Gleich, nachdem er die erste Verstärkung an sich gezogen, rückte er dem Feind bis Tel Caisan entgegen, wo der Sammelplatz der noch folgenden Truppen war. Hier traf auch der Gesandte des Calisen, ein edler junger Mann bey ihm ein. Er brachte eine große Quantität Naphta, und viele Feuerwerker mit, die die Kunst Feuer zu werfen verstanden. Das Schreiben, welches ihm der Diwan mitgegeben, gab dem Sultan die Erlaubniß, bey den Kaufleuten eine Anleihe von 20000 Goldstücken zur Bestreitung der Kriegskosten zu machen: für welche Summe der Diwan garantirte. Der Sultan machte aber von dieser Handschrift keinen Gebrauch.

Ein heftiger Angriff, den die Franken auf Ptolemais machten, zwang den Sultan ihnen ein Treffen anzubieten, das von beyden Theilen mit vieler Hitze bis in die Nacht fortgesetzt ward. Demohnerachtet ward die Stadt immer enger eingeschlossen, und schon war ein Theil des Grabens ausgefüllt. Zugleich aber trafen nun auch immer mehrere Verstärkungen bey der Armee des Sultans ein, der jeden neuen Zuwachs seiner Gewohnheit nach erst dem Feinde vorzuführen und dann im Lager zu bewirthen pflegte.

Der König von England war sogleich bei der Nachricht von dem Tode des Kurprinzen der Meinung gewesen, die vorige Verbindung zu erneuern. Er hatte seinem Minister in Frankreich den Befehl gegeben, sich nach den Gesinnungen des Königs zu erkundigen, da dieser unerwartete Todesfall in den zur Ruhe Europa's getroffenen Anstalten eine solche Veränderung verursacht habe. Er willigte jetzt in den Vorschlag des Grafen von Tallard, nach welchem Spanien und Indien dem Erzherzog überlassen, dem Antheil des Dauphin noch Mailand beigefügt und in Rücksicht auf die Niederlande eine solche Verfügung getroffen werden sollte, daß für England und Holland dadurch weder zur Eifersucht noch zur Unruhe Anlaß gegeben würde.

Während diese neue Unterhandlung in Frankreich und England begann, erfuhr der König, daß der Marquis von Harcourt, seinen Befehlen zufolge, dem König von Spanien das ihm überschickte Memorial wegen seines Testaments zu Gunsten des Kurprinzen von Baiern eingehändigt hatte. Die Antwort darauf war schlechthin: „Man dürfe nicht allen Gerüchten, welche das Publikum auszubreiten für gut fände, Glauben beimessen."

Der Französische Gesandte, durch eine solche unbestimmte Antwort wenig befriedigt, hatte den Befehlen des Königs gemäs von diesem Memorial Abschriften ausgetheilt und es fand sowohl im Publikum als besonders bei dem Cardinal Portocarrero großen Beifall. Der letzte fand es nicht nur der gegenwärtigen Lage ganz angemessen, sondern sah auch mit Vergnügen die Bestürzung voraus, welcher dieser Schritt des Französischen Gesandten bei den übelgesinnten, besonders bei dem Grafen von Oropeza und Aguilar, so wie bei dem Amiranten verursachen würde. Bei dieser Gelegenheit erneuerte der Cardinal die Versich-

ſicherungen ſeiner Achtung und ſeiner Treue gegen den König. „Dieſe Geſinnungen, ſagte er, gründen ſich auf Ehre, Gewiſſen, Gerechtigkeit und auf das Wohl des Vaterlands und aus denſelben Bewegungsgründen wünſchte er, daß Karl der II. die Stände ſeines Reichs verſammeln möchte.“

Der mündlichen Antwort des Königs von Spanien war einige Tage nach der Audienz eine neue ſchriftliche gefolgt in eben ſo allgemeinen Ausdrücken als die erſtere. Ihr Inhalt war: „der König habe keine Störung des Friedens veranlaßt; er wünſche nicht weniger und laſſe ſichs nicht weniger angelegen ſeyn, ihn unverbrüchlich zu halten, als der allerchriſtlichſte König. Ueberdieß glaube er, da die Güte Gottes ihm ſeine Geſundheit wieder verliehen habe, nicht verpflichtet zu ſeyn, voreilige Entſchlüſſe zu faſſen. Er hoffe vielmehr noch lange im Stande zu ſeyn, die Beweiſe der Freundſchaft Sr Allerchriſtlichſten Majeſtät zu erwiedern.“

Die Verfügung zu Gunſten des Kurprinzen von Baiern war gewiß; der Kurfürſt ſelbſt hatte den König davon benachrichtigt. Weil aber dieſer junge Prinz nicht mehr am Leben war, ſo war es unnütz, eine ganz auſſer Zweifel geſetzte Wahrheit ans Licht zu ziehen. Der König befahl ſeinem Geſandten nur zu melden: ohne eine ganz Europa bekannte Sache noch weiter zu unterſuchen, ſey es ſchon genug, wenn der König von Spanien der Erhaltung des Friedens ſeine Aufmerkſamkeit widme und, da ſein Alter und ſeine Geſundheit jeden Gedanken an die Wahl eines Nachfolgers entfernten, alle den Geſetzen und den herkömmlichen Rechten ſeiner Monarchie zuwiderlaufende Vorſchläge zu verwerfen geruhe.

Dieſe Rede ſollte der Marquis von Harcourt mit Verſicherungen der Freundſchaft des Königs be-

gleiten und wie sehr er zu sehen wünsche, daß Gott das Gebet der Spanier erhören und ihrem König die so ängstlich gehofften Nachkommen schenken möchte. Auf dieselbe Weise solle er mit den Staatsräthen sprechen und einige Worte mit unterfließen lassen, aus welchen man die Empfindlichkeit Frankreichs argwohnen und fürchten konnte, wenn es durch irgend eine ungerechte Verfügung, wie diejenige, welche der katholische König zu Gunsten des Kurprinzen von Baiern gemacht hatte, wieder gereizt werden solle. Alles unnütze und sogar dem Interesse des Königs nachtheilige Befehle und Vorsichtigkeiten, wenn der König von Spanien wirklich ein untergeschobenes Testament zu Gunsten eines Französischen Prinzen unterzeichnet hatte!

In dem Rath von Spanien herrschte Zwiespalt. Der Hof war mehr als jemals in Bewegung. Der Getraidemangel brachte das Volk gegen die Regierung auf; und Madrid war, wie es in den Hauptstädten zu geschehen pflegt, mehr als irgend eine andere Provinz in Aufruhr. Man schrieb die Seltenheit des Getraides und den Mangel an Lebensmitteln der wenigen Vorsicht des Grafen von Oropeza, Präsidenten in Castilien, zu. Er war, um der Wuth des Pöbels zu entgehen gezwungen, sich in sein Haus zu flüchten und wagte es nicht mehr sich ausser demselben sehen zu lassen. Der König sahe sich genöthigt ihn zu exiliren, theils um ihn in Sicherheit zu setzen, theils um die Nachlässigkeit, deren man ihn beschuldigte, zu bestrafen. Er allein bildete die Parthei, welche, wie man vorgab, die ungegründeten Absichten des Königs von Portugal auf die Spanische Thronfolge begünstigte.

Der Amirant von Castilien hatte, ungeachtet der Fürsprache der Königin, mit dem Grafen von Oropeza gleiches Schicksal. Er wurde vom Hofe verwiesen mit

mit dem Verbot, ſich über 30 Meilen Madrid zu nähern. Zu dieſer Ungnade trugen die Intriken des Grafen von Harrach das ihrige bei. Die Königin verwieß dieſem Geſandten die verborgenen Plane und die nächtlichen Zuſammenkünfte mit den Feinden ihres Anſehns; er aber gab auf ihre Verweiſe eine dreiſte Antwort, ohne ſein voriges Benehmen auf irgend eine Weiſe zu ändern.

Die Unruhen des Hofs fachten den Eifer, welchen das Volk für einen Prinzen aus dem Franzöſiſchen Hauſe zeigte, noch mehr an. Es war überzeugt, daß Spanien nur dann glücklich ſeyn könne, wenn dieſem die Nachfolge auf dem Spaniſchen Thron zugeſichert würde. In dieſer allgemeinen Meinung wurde man beſtärkt, als man über die im Haag unterzeichneten Traktaten nicht mehr in Ungewißheit ſchwebte und als ſich zu Ende des Juli 1699 das Gerücht verbreitete, daß dieſer durch den Tod des Kurprinzen von Baiern vernichtete Traktat entweder ſchon erneuert wäre oder es unverzüglich werden würde.

Der König von Spanien erhielt (1699) durch einen Courier, welchen ſein Geſandter im Haag an ihn abſchickte, Nachricht davon. Er zweifelte nur, ob der Kaiſer in das Theilungsprojekt willigen würde. Dieſer zweite Traktat ſey zwar noch nicht unterzeichnet, aber die Bedingungen deſſelben ſeyen in Richtigkeit. Zu Madrid gab dieſe Nachricht zu verſchiedenen Urtheilen Anlaß und brachte eine doppelte Wirkung hervor. Die allgemein verbreitete Meinung war, daß man dieſen Traktat als einen Kunſtgriff von Frankreich anſehn müſſe, um die Spanier in Furcht zu ſetzen und ihnen die Zertheilung der Spaniſchen Monarchie, wenn der Erzherzog zum Thron berufen würde, als gewiß und unzweifelhaft vor Augen zu ſtellen. Das einzige Mittel, ſagte man, die Trennung ſo vieler Staaten

zu hindern und sie unter der Gewalt eines und desselben Oberherrn zu erhalten, wäre, ihren Besitz einem von den Französischen Prinzen zu versichern. Dieß sey für Spanien der einzige glückliche Ausweg; diesen solle es ergreifen und wäre es auch nur deswegen, um sich an dem König Wilhelm und den Holländern zu rächen und ihre Treulosigkeit zu bestrafen. Man foderte fast allgemein, daß man, ohne einen Augenblick zu verlieren, einen Staatsrath nach Frankreich abschicken sollte, mit dem Auftrag, den König zu bewegen, daß er ohne Verzug den Herzog von Anjou nach Madrid senden möchte; bis dahin solle man mit Frankreich ein Offensiv- und Defensivbündniß schließen, um die Monarchie in allen ihren Theilen in unverändertem Zustand zu erhalten. Schon sagte der Marquis von Losbalbasez, er würde sich ungeachtet seines hohen Alters zu dieser Gesandschaft erbieten, wenn seine Füße noch in so gutem Zustande wären, daß sie eine Reise nach Paris ausdauren könnten. Er schlug den Grafen von Monterey vor, welcher eine solche Commission sehr füglich übernehmen könnte und sie binnen 4 Tagen glücklich auszuführen im Stande seyn würde.

Der König von Spanien, welchen seine öfteren und gefährlichen Krankheiten dem Grabe allmählig näher brachten, war ernstlicher als je darauf bedacht, was er zum Wohl seiner Unterthanen thun solle; zumal da er erfuhr, daß wirklich Frankreich in Verbindung mit andern Mächten Europa's Maasregeln genommen habe und noch nehme, um seine Staaten nach seinem Tode zu theilen.

Der Marquis von Castel los Rios, Catalan, welchen er zu seinem Gesandten in Frankreich ernannt hatte, und der noch in Spanien zurück war, erhielt Befehl, sobald als möglich abzureisen und sich ohne

Ver-

Verzug nach Paris zu begeben. Bei seiner Ankunft solle er sich eine Audienz beim Könige ausbitten und ihm vorstellen, daß der katholische König von verschiedene Unterhandlungen zwischen England und Holland benachrichtigt, nicht ohne Erstaunen sehen könne, wie man noch bei seinen Leben das Loos, welches seine Monarchie nach seinem Tode treffen würde, zu bestimmen und durch eine Uebereinkunft ohne Beispiel die verschiedene Staaten seiner Krone zu theilen willens sey. Er hoffe, daß der König einem solchen Traktat nicht nur nicht beitreten, sondern sich ihm auch um so mehr widersetzen würde, da Se katholische Majestät ihn versichere, in Rücksicht auf die Succession mit keinem Fürsten, wer er auch sey, in irgend einer Verbindung zu stehen, und ihm das Wort gebe, jede Proposition, welche dem Interesse Frankreichs entgegen sey, zu verwerfen. Die kleinste Foderung sollte der Gesandte hinzu fügen, welche sein Herr thun könnte und wirklich thue, sey, daß man ihn in dem übrigen Theile seines Lebens seine Staaten in Ruhe solle genießen lassen. Hauptsächlich beklagte er sich über die Treulosigkeit der Engländer und Holländer.

Der Spanische Gesandte war noch nicht in Frankreich angekommen, als Ludwig mit Beistimmung des Königs von England für nöthig hielt, die Vorkehrungen der Alliirten, wodurch sie, wenn Karl II. unglücklicher Weise keine Nachkommen hinterlassen sollte, den Frieden zu erhalten suchten, dem katholischen König mitzutheilen. Der Marquis von Harcourt bekam also den Auftrag, die Gerüchte, welche der König von Spanien schon aus der allgemeinen Sage kannte, zu bestätigen und ihn einzuladen, die Bedingungen des Traktats zu unterzeichnen.

Eben so ersuchte der König auch den Kaiser, die Punkte desselben zu genehmigen. Der Marquis

von Villars, welcher sich durch seine Kriegsdienste nachher bis zum Commando der Königlichen Truppen und den höchsten Ehrenstellen im Königreich emporschwang, war damals als ausserordentlicher Gesandter des Königs zu Wien. Aus einigen Unterredungen mit dem Grafen von Kinsky, ersten Kaiserlichem Minister, hatte man schließen können, daß der Kaiser nicht abgeneigt seyn würde, wegen der Theilung Spaniens mit dem König zu unterhandeln, und die Punkte darüber noch vor dem Tode Karls des II. aufs Reine zu bringen. Der Marquis von Villars gab dem König von diesen Gesprächen Nachricht. Sie waren aber freilich sehr im allgemeinen gesagt und man konnte sie nur als bloße Wünsche eines Ministers ansehen, der von dem wahren Interesse seines Herrn unterrichtet, jedoch nicht so weit bevollmächtigt war, daß er hätte unterhandeln und die Artikel eines Traktats eingehen können. Man überlegte damals mit England und Holland, wodurch man den Frieden sichern und einem allgemeinen Kriege, der durch die Erledigung des Spanischen Throns unfehlbar entstehen würde, und jetzt als nahe anzusehen war, zuvorkommen könnte. Der erste Theilungstraktat, welcher nachher durch den Tod des Kurprinzen von Baiern umgestoßen wurde, war seinem Abschluß nahe. Weil es aber der König seiner Klugheit nicht gemäß hielt, die von ihm genommenen weisen Maasregeln aufzugeben und sich durch die Rede eines Ministers, welcher nicht einmal im Namen des Kaisers spreche, verblenden zu lassen; so schrieb er blos an den Marquis von Villars, ohne ihn noch von der ihrem Ende nahenden Unterhandlung mit England und Holland unterrichtet zu haben: die Vorschläge, sey es nun vom Grafen von Kinsky oder von andern Ministern, habe er zu hören, dem König davon Rechenschaft zu geben und

seine

seine Befehle darüber ruhig zu erwarten. Er wußte nämlich, daß zu gleicher Zeit der Kaiser, durch den Einfluß der Königin von Spanien unterstützt, sich durch seinen Gesandten zu Madrid eifrig angelegen seyn ließ, den katholischen König zu bewegen, daß er den Erzherzog zu seinem Erben erklären, ihn als solchen nach Spanien berufen und zur Aufrechthaltung der Ansprüche dieses jungen Prinzen ein hinreichendes Corps Kaiserlicher Truppen annehmen möchte.

Der Graf von Kinsky starb und die andern Minister führten nicht dieselben Reden, wie er. Der Marquis von Villars konnte also nicht ungewiß seyn über die Verfügungen des Conseils zu Wien, als ihn der König im folgenden Jahr durch eine Depesche vom 6. Mai 1700 Befehle ertheilte, dem Kaiser den zweiten Theilungstraktat, welcher in demselben Monat Mai zwischen ihm, dem König von England und den Generalstaaten der vereinigten Niederlande unterzeichnet worden war, bekannt zu machen. Er sollte den Kaiser einladen, die zwischen ihm und seinem Alliirten getroffene Verfügungen zu unterschreiben, da sie nöthig zu seyn schienen, um den Frieden zu erhalten und Europa vor einer allgemeinen Verwirrung, woraus ein unvermeidlicher Krieg entstehen würde, sicher zu stellen. Er sollte zugleich eine schnelle und bestimmte Antwort verlangen und sie in dem Augenblicke, wo er sie erhalten würde, dem König überschicken. Diese nach Wien abgegangenen Aufträge wurden auch auf Königlichen Befehl dem Grafen von Sinzendorf, Kaiserlichem Gesandten in Frankreich, mitgetheilt.

Dieß geschahe zwar erst im folgenden Jahre 1700, wird aber hier im voraus angeführt, um zu zeigen, daß es dem König nicht frey stand, ob er lieber mit dem Kaiser, als mit dem König Wilhelm

und

und den Generalstaaten sich in eine Unterhandlung einlassen wollte. Es ist dieß nicht die einzige Unwahrheit, welche die Unwissenheit bei Gelegenheit der Spanischen Succession verbreitet und nicht die einzige Lüge, welche sich zum Nachtheil der Wahrheit erhalten hat. Umsonst drang der Gesandte in den Kaiser und seine Minister, auf die Einladung des Königs eine bestimmte Antwort zu geben; sie wurde von einem Tage zum andern verschoben und immer unter unbedeutendem Vorwande. Bisweilen bestanden die Kaiserlichen Minister auf einer Abänderung der Hauptartikel des Traktats. Der Kaiser, sagten sie, könne nicht dulden, sich von dem Besitz Mailands und dadurch von Italien ausgeschlossen zu sehen; er wolle darinn wenigstens das Mailändische Gebiet behalten; er verlange, seine Einstimmung in den Traktat, wenn er sie geben würde, geheim zu halten und sie besonders dem Spanischen Hofe durchaus zu verbergen. Zum Tausche für Mailand böte er dem Könige die Spanischen Niederlande an. Diese verfänglichen Vorschläge that man blos darum, um in den Alliirten des Königs, welche in diesen Tausch nie eingestimmt haben würden, Mißtrauen zu erregen und das zur Vollziehung des Traktats nöthige Einverständniß dadurch zu unterbrechen.

So hofften diese Minister einen vortheilhaften und nöthigen Zeitpunkt zu gewinnen, um zu Madrid einen Aufstand zu erregen und während den Unruhen die Zahl der Anhänger, welche das Haus Oesterreich in Spanien haben könnte, zu vermehren. Endlich da der katholische König immer hinfälliger wurde und wenig Hoffnung gab, noch lange zu leben, ließ der Kaiser, weil man in ihn drang, sich zu erklären, dem Marquis von Villars im Anfang des Mai seine Antwort einhändigen. Sie enthielt eine ausdrück-

drückliche Weigerung, dem Theilungsvergleich beizutreten. Aber jetzt war jeder Ausspruch des Wiener Hofs fruchtlos. Das Testament des Königs von Spanien, welches mit der Nachricht von seinem Tode zu Versailles ankam, änderte die Lage der Dinge, wie man sehen wird, wenn man die Folge dieser Memoiren und der Unterhandlung wieder verknüpft, welche im übrigen Theil des Jahres 1699 und 1700 fortgesetzt wurde.

Die Ungewißheit über den Entschluß des Kaisers hatte zum Vorwand gedient, die gänzliche Abschließung des Traktats so lange zu verzögern. Der König von England und die Generalstaaten verschoben die Unterzeichnung desselben, weil sie, wie man sagte, den Kaiser zu überreden hoften, der Verbindung beizutreten.

Während dieser Verzögerungen wünschte der König zu wissen, was der Marquis von Harcourt dächte über den Vorschlag, dem König von Spanien die zur Sicherung der allgemeinen Ruhe Europens genommene Maasregeln mitzutheilen und befahl ihm im Monat Juli, ihm seine Meinung darüber zu schreiben.

Der Gesandte hatte in seinen Briefen die Ohnmacht Spaniens treu geschildert; er hatte dem König immer genau dargethan, daß er auf das Verlangen, welches die Nation fast allgemein zeigte, vom König von Spanien einen Französischen Prinzen zum Nachfolger ernannt zu sehen, nicht bauen dürfe. Ihr guter Wille würde nichts ausrichten können; denn Spanien sey nicht im Stande, ihn zu unterstützen. Aus dem nämlichen Grunde hatte er den klugen Entschluß des Königs gebilligt, mit dem König von England und Holland, in Unterhandlung zu treten und den Theilungs-

Drey und ſechzigſtes Kapitel.

Göttliches Geſchenk vom Himmel herab dem ſiegreichſten Fürſten Almalich Addahir verliehen.

Der Feind hatte drey mit Eiſen befeſtigte Thürme aufgeſtellt, die durch Felle, welche in Eſſig erweicht waren, vor dem Feuer geſchützt werden ſollten. Sie ragten noch über die Stadtmauer hin, und wurden auf Walzen fortbewegt. Jeder ſoll über fünfhundert Soldaten gefaßt, und einen ſehr breiten Raum für die Mauerbrecher gehabt haben. Es fehlte zu ihrer Vollkommenheit weiter nichts als daß ſie ſchon an den Mauern geſtanden hätten. Saladin, der den Ruin der Stadt vorausſah, wenn es ihm nicht in kurzer Zeit gelingen ſollte, dieſe Werke zu zerſtöhren, bot die geſchickteſten Feuerwerker und Naphtakünſtler auf, alles zu verſuchen, um ſie in die Aſche zu legen. Er verſprach ihnen vieles Geld und noch andre herrliche Belohnungen, wenn ſie ſeinen Wunſch erfüllten; allein ihre Kunſt vermochte nichts. Nur ein einziger junger Mann aus Damaſcus, ein Kupferſchmidt, erbot ſich die Thürme in Brand zu ſtecken, wenn man ihn in die Stadt gehen ließe, und ihm die verſchiedenen Ingredienzien gäbe, welche er dazu brauchte. Dieß geſchieht. Er kocht die verlangte Maſſe mit Naphta in ehernen Töpfen, bis alles zu glühenden Kohlen wird, ſchleudert dann einen Topf nach dem andern auf die Thürme hin, die ſogleich in vollen Flammen auflodern. Die Freude der Muſelmänner über dieſen Anblick war unbeſchreiblich. Sie giengen, obgleich es ſchon Abend zu werden anfieng, auf den Feind los, um die letzte Hand an ſeine Vertilgung anzulegen, konnten ihn aber aus ſeinen Verſchanzungen nicht herauslocken. Die Verbrennung der Thürme geſchah an

dem

lungsvergleich als den einzigen Weg angesehen, auf welchem der Friede erhalten werden könne und müsse. Jedoch antwortete er, ohne seine Meinung zu ändern: „Er glaube, daß dem Fortgang des Traktats nichts mehr entgegen seyn würde, als wenn man ihn dem König von Spanien und seinem Rath mittheilte; der Antrag, ihn zu unterschreiben, würde dem Oberherrn und den Unterthanen vom ersten bis zum letzten gleich verhaßt seyn; die Spanier würden die Theilung ihrer Monarchie für das größte Unglück halten, welches sie treffen könne, sey es nun wegen des Verlusts der guten Verfassung, welche sie in allen ihren Theilen hatten, oder wegen der Vicekönigs- und Commandantenstellen, die sie hoffen möchten, oder sey es wegen der Ehre und des Ansehens der Nation. Alles dieses, schrieb Harcourt, wird sie in dieser äussersten Gefahr zum Widerstand vereinigen, so viel es wenigstens ihre Kräfte erlauben; und diese Erklärung kann ihnen zum wenigsten Zeit geben, sich gegen die Besitznehmung zu sichern, und die Ausführung derselben zu erschweren; und da Eurer Majestät in der Theilung gerade diejenigen Staaten zugefallen sind, welche sowohl wegen ihrer Lage am Meere, als wegen ihrer Entfernung schwerer zu erobern sind und der Uebermuth des Volks Zeit für sich gewinnt, ihre Parthei zu ergreifen; so wird die Sache dadurch noch mißlicher, ohne daß ich den Nutzen einsehen kann, welchen Eure Majestät aus dieser Erklärung ziehen können. Ausserdem werden auch Se katholische Majestät Ursache haben, sich zu beklagen, daß man, ohne je mit ihnen uber die Nachfolge gesprochen zu haben, den Theilungstraktat mit andern Mächten gemacht habe; und so sehr man auch zu verbreiten bemuht seyn wird, daß man jedes Gespräch mit ihm über die Succession nur deshalb vermieden habe, um ihm nicht die geringste

Un-

Unruhe zu verursachen und das Ende seiner Tage nicht zu beschleunigen; so wird man, wenn man ihm den schon gemachten Theilungstraktat vorzeigt, mit einem Male gerade das Gegentheil sehen. Zu der That, wenn er in einer Jahreszeit sterben sollte, wo das Meer nicht schiffbar ist, und man sich genöthigt sieht, die Sache bis auf den Frühling aufzuschieben: so werden Eure Majestät abnehmen, daß ihnen genug Zeit übrig bleibt, ihre Maasregeln zu nehmen; und lebt er noch bis zum Frühling, so wird ihnen diese Erklärung alle mögliche Zeit verschaffen, welche sie zu ihrer Sicherung nöthig haben."

Da der Marquis von Harcourt die Unruhen vorausſahe, welche bei dem Tode des Königs von Spanien entstehen würden; so erklärte er sich am Ende des Briefs darüber auf folgende Weise: „Dieser Fürst wird nicht sobald die Augen geschlossen haben, als eine allgemeine Verwirrung entstehen wird, durch den Zwiespalt unter den Großen, die allgemeine Unzufriedenheit des Volks und das Elend, worinn sie durch die Theurung aller Dinge gestürzt worden sind; und wenn jetzt keine Justiz und Polizei angetroffen wird, so darf man sie bei diesem Ereigniß noch weniger erwarten."

„Der größte Theil des Volks ist so eingenommen für Frankreich, daß es großen Anschein hat, es wird eben so, wie die aus höhern Ständen, welche bis jetzt nicht zu reden gewagt haben, zu mir kommen, besonders wenn sie von dem Traktat nichts wissen. Man wird Befehle geben, die Höfe zu versammeln und ich hoffe, Eure Majestät werden die Gnade haben, mir über alles bestimmte Aufträge zu ertheilen, ob ich entweder bis auf weitere Ordre hier bleiben, oder mich unter dem Vorwande, Befehle einzuholen, um

der

der Verſammlung der Höfe mit beizuwohnen, zurückziehen ſoll. Denn ich ſehe nicht ein, was einem Geſandten Eurer Majeſtät unter dieſen Umſtänden für Höchſtderoſelben Intereſſe irgend noch zu thun übrig bliebe." Zuletzt meldete der Brief noch: „Der König von Spanien wurde am letzten Donnerſtag Abends kränker als je; Freitags und Sonnabends war er ſehr ſchlecht; am Sonntage fieng er an ſich zu beſſern; vorgeſtern und geſtern iſt er einige Stunden aufgeſtanden; aber jedermann glaubt, das Uebel werde ſich bald wieder anfangen und man könne weder hoffen noch ſich verſprechen, daß er wieder hergeſtellt werden wird."

Dieſe gründlichen Bemerkungen würden am unrechten Orte geweſen ſeyn und konnten von einem ſo klugen Miniſter wie der Marquis von Harcourt war, nicht vorgelegt werden, wenn er durch ſeine geſchickte Unterhandlung zu Madrid den König von Spanien dahin gebracht hätte, ein untergeſchobenes Teſtament zu unterzeichnen. Denn in dieſem Fall würde es hinreichend geweſen ſeyn, den König an das zu erinnern, was er den Königlichen Befehlen zufolge erlangt hatte, wenn es anders möglich geweſen wäre, daß derſelbe einen ſo wichtigen und augenſcheinlich erwünſchten Punkt hätte vergeſſen ſollen.

Die falſche Politik thut dar, daß es einem Fürſten bisweilen nöthig iſt, ſeinen Geſandten zu hintergehen. Bei dieſer Gelegenheit aber würde der König ſeinem Intereſſe geradezu entgegen gehandelt haben, wenn er in den Eifer und die Klugheit des Marquis von Harcourt weniger Zutrauen geſetzt hätte, da ihm hierinn die Spaniſchen Miniſter, welche ihm den Fortgang der Unterhandlung hätten erleichtern können, weit nachſtanden.

Selbſt

Selbſt wenn man annehmen könnte, daß Se Majeſtät irgend einem unbekannten Vermittler die Unterhandlung beim König von Spanien übertragen und ſeinem Geſandten einen ſo wichtigen Punkt verheimlicht hätte: ſo ſtimmte es nicht mit ſeinem Vortheil, und man kann hinzuſetzen, mit ſeiner Ehre und mit der dem König von Spanien in dieſem Falle ſchuldigen Erkenntlichkeit überein, einen ſterbenden Fürſten, deſſen guter Wille nicht mehr in Zweifel hätte gezogen werden können, ohne Urſach zu kränken und ihm ganz zur Unzeit und gegen alle Schicklichkeit einen Traktat zu zeigen, welcher dem Teſtament, welches Se Majeſtät im Geheim und durch ſchlaue und unbekannte Mittel erlangt hätten, geradezu entgegen war.

Nachdem er die Bemerkungen des Marquis von Harcourt geprüft hatte, nahm er durch ſeine Depeſche vom 16. Auguſt den gegebenen Befehl, dem König von Spanien den Theilungsplan mitzutheilen und ihn zur Unterſchrift deſſelben einzuladen, zurück; doch er ſchob ihn nur auf, um noch einige Zeit auf die entſcheidende Antwort des Kaiſers zu warten, da dieſer Anlaß gab zu hoffen, daß er die zu ſeinem Vortheil gemachten Verfügungen endlich noch genehmigen würde. „Dann wird, wie ſich dieſe Depeſche ausdrückt, kein Hinderniß mehr da ſeyn, ein allgemein gewordenes Projekt in Spanien bekannt zu machen. Die Spanier, ohne Macht und ohne Regierung, werden allein die Vollziehung eines mit dem Kaiſer, mit England und Holland geſchloſſenen Traktats nicht verhindern, da alle dieſe Mächte bei dem glücklichen Erfolg der zur Ruhe Europens genommenen Maasregeln gleiches Intereſſe haben werden."

„Wenn auch die Spanier im Stande wären, dieſes Vorhaben rückgängig zu machen: ſo würden ſie doch nur zu dem Kaiſer ihre Zuflucht nehmen können, und die-

dieſer iſt verbunden, ſich mit dem für den Erzherzog beſtimmten Antheil zu begnügen; folglich kann, wenn die Nachricht von dieſem Traktat ſie in Bewegung ſetzt, wie man nicht daran zweifeln darf, die Wirkung davon meinem Intereſſe nicht ſchaden, weil der Kaiſer keinen Vortheil davon zieht und im Gegentheil die Einwohner dieſer Monarchie, wie bisher, ſchließen werden, daß die Wahl des Erzherzogs ihnen einen unausbleiblichen Krieg zuziehen würde; daß dieſer Fürſt zu ſchwach ſeyn würde, ihn auszuhalten und die Monarchie unmöglich gegen meine von den Engländern und Holländern unterſtützte Macht, in ihrem vollkommenen Zuſtande würde behaupten können; daß endlich Spanien, wenn er auch Widerſtand leiſten könnte, ſich auf ihn doch keine Rechnung machen dürfe, weil der Kaiſer in den Theilungs-Vergleich einſtimmen würde.„

„Gewiß müſſen in dieſer Lage die Klagen des Volks eher gegen den Kaiſer als gegen mich gerichtet ſeyn. Ich habe dem König von Spanien keine Veranlaſſung dazu gegeben; ich habe über die Erbfolge zu ſprechen vermieden und ihn während ſeines Lebens nicht beunruhigen wollen; aber ich thue auch nichts zu ſeinem Nachtheil, wenn ich Anſtalten treffe, nach ſeinem Tode die Ruhe Europa's zu ſichern. Ich ſelbſt gebe aus dieſer Abſicht den größten Theil der Anſprüche meines Sohnes auf. Der katholiſche König würde Urſache haben können, ſich zu beklagen, wenn er ſich willig gezeigt hätte, ſeinen rechtmäßigen Erben Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, ein Teſtament zu machen zu Gunſten meines Sohnes oder meiner Enkel; aber ſtatt dieſer Verfügung war ſeit dem Frieden die Frage immer nur vom Kurprinzen von Baiern; und ſeit dem dieſer todt iſt, habe ich von nichts ſprechen hören als von den Intriken der kaiſerlichen Miniſter zu Madrid,

um den Erzherzog dahin berufen und zum Erben der ganzen Monarchie anerkennen zu lassen."

„Es ist wahr, das Volk schien zu wünschen, daß, wenn der König, ihr Herr, mit Tode abgehen sollte, seinen rechtmäßigen Erben Gerechtigkeit wiederfahren möchte; allein es waren leere Wünsche ohne Erfolg, und ich habe nicht den geringsten Schritt gesehn zu Gunsten meines Sohnes oder meiner Enkel, während der kaiserliche Gesandte in dem Ansehn stand, den Rath des Königs von Spanien zu ändern, die Minister, welche am meisten in dem Zutrauen des Königs standen, entfernen zu lassen und der Regierung eine ganz neue Gestalt zu geben, wenn er sie den Absichten seines Herrn nicht günstig glaubte."

„Man darf sich nicht wundern, daß ich unter diesen Umständen andere Mittel gesucht habe, die Ruhe Europa's zu sichern, welche gewiß gestört worden seyn würde, möchte nun der König von Spanien noch bei seinen Lebzeiten den Erzherzog zu seinem Nachfolger ernannt haben, oder ohne ein Testament gestorben seyn."

„Alle diese Gründe, deren ihr euch bei Gelegenheit werdet bedienen können, überzeugen mich, daß die Klagen des Volks nur den Kaiser treffen können. Ihr habt den König von Spanien durch keine unnütze Vorschläge angegangen; er hat keine Anstalten mit mir treffen wollen; ich habe sie mit andern Mächten getroffen, und habe, ohne ihm mit lästigen Gesuchen über die Erbfolge beschwerlich zu fallen, die Sachen so eingerichtet, daß ein solches Ereigniß die Ruhe der Christenheit nicht stören kann. Ich sehe daher nicht, was euch dieser Fürst und seine Unterthanen für Vorwürfe machen können, wenn er noch lange genug lebt, daß wir ihm den Traktat mittheilen können. Und wird dieser nicht eher bekannt, als nach dem Tode des katholischen Königs,

ſo werden die Vorwürfe viel eher gegen den Geſandten des Kaiſers als gegen euch gerichtet ſeyn. Ich bin überzeugt, daß die Völker, bereit ſich unter die Herrſchaft des Erzherzogs zu begeben, den Geſandten des Kaiſers hochſchätzen würden. Wie vielmehr würde die Furcht vor meiner Macht, euer bisheriges Betragen und die Verbindungen, welche man Ehrenhalber mit mir machen wird, vermögend ſeyn, euch die Achtung zu verſchaffen, welche man eurem Karakter ſchuldig iſt."

„Die Maasregeln, welche die Spanier würden nehmen können, um die Vollziehung des Traktats zu verhindern, würden ganz fruchtlos ſeyn, wenn der Kaiſer die ihm angebotene Verbindung unterſchreiben würde; es würde vergeblich ſeyn, Staaten erhalten zu wollen, welche ihr ſeynſollender Oberherr ſelbſt meinem Sohne abzutreten ſich verbindlich machen würde. Ihr urtheilt richtig, daß der Kaiſer, wenn er den Theilungsplan einzugehen verweigert, alle Punkte deſſelben dem katholiſchen König bekannt machen und daß es dann unnütz ſeyn wird, ihm noch weitere Nachricht davon zu geben."

„Die Ungewißheit, in welcher ich noch ſchwebe wegen des Entſchluſſes des Kaiſers, iſt Urſache, daß ich noch keine beſtimmte Ordre geben kann, wie ihr euch, wenn der König von Spanien etwa ſterben ſollte, werdet zu verhalten haben. Wenn der Traktat unterzeichnet wäre, dann würdet ihr euch mit dem Geſandten des Kaiſers, und den Abgeordneten von England und Holland zu verbinden haben, um den Ständen, und wenn dieſe nicht verſammlet wären, dem Conſeil die Artikel des Theilungsvergleichs zu erklären und zu zeigen, daß er zur Erhaltung des Friedens nöthig ſey und für Spanien eine lange Ruhe ſichere; und da ich zu gleicher Zeit, wenn der Erzherzog in Spanien einziehen würde, von

den

den meinem Sohne bestimmten Staaten Besitz nehmen würde, so würde keine weitere Unterhandlung zu machen seyn und ihr würdet zu mir zurückkehren."

„Wenn aber ungefähr Gott mit dem König von Spanien ein Ende machen sollte, ehe noch der Kaiser den Traktat unterzeichnet hätte, oder ehe die Zeit, in welcher er unterzeichnet werden soll und die auf den 25. September festgesetzt ist, verflossen wäre; so habt ihr in diesem Falle keinen andern Weg zu wählen als diejenigen, welche euch Vorschläge thun wollen, günstig aufzunehmen und ihnen zu sagen, daß ihr mir davon Nachricht geben wollet und daß ich sie mit Vergnügen anhören werde, daß sie aber auch zu gleicher Zeit die Mittel sehen lassen müßten, ihren guten Willen durch die That zu beweisen. Ihr würdet mich davon benachrichtigen und ich würde gewiß Zeit haben, euch meine Befehle zu schicken, ehe sich die Stände versammelten. Ich habe geprüft, ob es besser wäre, euch von jetzt an von eurer Gesandtschaft zurückzuberufen, oder euch noch einige Monate dort zu lassen; auf der einen Seite betrachtete ich die Unannehmlichkeiten, euch den Unruhen des Volks ausgesetzt und vielleicht außer Stande zu lassen, die Würde eures Karakters zu behaupten; von der andern Seite aber den Nachtheil, welchen meine Geschäfte darunter leiden würden, wenn ich euch jetzt zurückberiefe.

„So lange der König von Spanien lebt, sehe ich keine Gefahr. Stirbt dieser Fürst und hat der Kaiser den Traktat unterzeichnet, so wird der Graf von Harrach noch mehr in Gefahr seyn als ihr. Indeß bin ich überzeugt, daß ihr euch wechselseitig leicht werdet unterstützen können."

„Hat der Kaiser nicht unterschrieben, so wird die Achtung des Volks gegen euch noch größer seyn. Sie werden sehen, daß, wenn sie den Erzherzog ernennen,

sie die Theilung nicht vermeiden werden; daß sie genöthigt seyn werden, mit einer geringern Macht als die meinige, einen sehr nachtheiligen Krieg auszuhalten und daß, anstatt von England und Holland Hülfe zu erwarten, diese beiden Mächte sich mit mir verbinden werden. Weit entfernt also zu befürchten, daß euch das Volk die Achtung entziehen werde, werdet ihr sehen, daß man sich immer mehr bemühen wird, meinen Beistand zu erbitten, als die einzige Zuflucht der Spanischen Monarchie."

„Diese Gründe haben mich schließen lassen, daß wenn ich euch zu Madrid ließe, von Seiten des Volks keine Gewaltthätigkeiten zu befürchten sind, daß es zu gleicher Zeit viele Schwierigkeiten haben würde, euch zurückzuziehen."

„Der stärkste Grund, den Kaiser zur Einstimmung in den Traktat zu bewegen, wird die Meinung seyn, daß ich in Spanien eine ansehnliche Parthei haben, und daß diese alle seine Maasregeln, den Erzherzog zum Nachfolger des Königs von Spanien erklären zu lassen, rückgängig machen könne. Ich kann euch nicht zurückberufen, ohne gerechten Anlaß zu geben zu der Meinung, daß es mir selbst bekannt sey, wie wenig ich auf diese Parthei bauen dürfe, daß ich sie fahren lasse, daß der Kaiser nichts davon befürchten dürfe; daß er folglich durch die Unterhandlung mit mir alle die Staaten, welche den Antheil meines Sohnes ausmachen, verlieren würde: daß endlich der Erzherzog, wenn er abwartete, was das Volk zu seinem Vortheil thun würde, Herr der ganzen Monarchie werden würde.

„Es ist gewiß, daß der König von England und die Generalstaaten bis jetzt in der Meinung gestanden haben, ich hätte eine Parthei in Spanien, und es ist nicht vortheilhaft, daß sie dieselbe verlieren."

„Die

„Die Wichtigkeit dieſer Betrachtungen wird euch zu ſehr einleuchten, als daß ihr euch über einige Monate beſchweren dürftet, welche mein Dienſt noch zu eurer Anweſenheit zu Madrid erfodert.“

Wenn an dem geheimen Teſtament, welches der König, wie man dem Anſchein nach annimmt, ohne Vorwiſſen des Marquis von Harcourt gemacht hätte, irgend etwas Wahres geweſen wäre: ſo würden die in dieſer Depeſche vom 16. Auguſt enthaltenen Befehle dem Intereſſe des Königs geradezu entgegen geweſen ſeyn; dieß war auch der Fall, wenn er den Aufenthalt eines Geſandten, dem der König, ſein Herr, den wichtigſten Punkt ſeiner Unterhandlung verborgen haben würde, zu Madrid verlängerte. Umſonſt hätte er während der ganzen Zeit ſeiner Geſandſchaft ſich das Zutrauen der Spanier erworben: ein ſo offenbares Mißtrauen Sr Majeſtät wäre allein hinreichend geweſen, ihm alle ſeine Achtung zu entziehn, gerade da, wo es am meiſten darauf ankam, das volle Zutrauen, welches er verdiente, und mit welchem er ihn immer geehrt hatte, zu zeigen. Man laſſe einen, der irgend ſeinen natürlichen Verſtand hat, aus dieſer Depeſche vom 16 Auguſt urtheilen, ob die Bekanntſchaft des Königs mit dem Eifer und der Klugheit ſeines Geſandten nur im geringſten eine andere Geſtalt annahm.

Der bekannt gewordene Theilungsvergleich erregte die Wachſamkeit des Spaniſchen Conſeils; und ſeitdem der Marquis von Caſtellos Rios den Befehl erhalten hatte, ſich unverzüglich nach Paris zu begeben, hielt es der König von Spanien für nöthig, die Unruhen zu ſtillen, welche der Franzöſiſche Geſandte wegen der in Madrid verbreiteten Gerüchte von einigen noch unbekannten Verfügungen zu Gunſten des Erz-Herzogs haben konnte.

dem Tage da Almalich Addhir angekommen war. Eine günstige Vorbedeutung, die seinem Vater eben so viel Vergnügen als gute Hoffnung für die Zukunft gewährte.

Vier und sechzigstes Kapitel.

Saladins Heer war nach und nach zu einer ansehnlichen Größe angewachsen. Endlich erschien auch die längst erwartete Flotte. Sobald der Sultan ihrer ansichtig ward, griff er die Franken auf dem Lande an, damit sie keine Zeit hätten, etwas gegen seine Flotten zu unternehmen. Zugleich stellte sich die feindliche Flotte in Schlachtordnung, um der unsrigen das Einlaufen zu verwehren. Sie mußte sich aber mit Verlust eines Linienschiffs und eines kleinen Fahrzeuges zurückziehen, und die unsrige lief mit den Proviantschiffen aus Phönizien glücklich in den Hafen ein. Diese Hülfe kam für die bedrengte Stadt eben zur rechten Zeit an, als der Mangel in ihr schon auf das Höchste gestiegen war. Das Gefechte auf dem Lande dauerte bis in die Nacht. Ueberhaupt war dieser Tag für den Feind sehr blutig, da er nicht bloß zur See mit Verlust gefechten hatte, sondern auch zu Lande von zweyen Seiten, von des Sultans Armee und von den Belagerern war angegriffen worden.

Fünf und sechzigstes Kapitel.

Geschichte des deutschen Königs.

Das Glück der siegreichen Waffen Saladins wurde von Zeit zu Zeit durch betrübte Nachrichten von dem weitern Vordringen des deutschen Königs unterbrochen, der schon die Provinzen des Kelydj Arslan betreten hatte. Die Turcomannen hatten ihm zwar den Ueber-

Der Cardinal von Corduba, der zur Unterhandlung mit dem Marquis von Harcourt verordnete Commiſſarius, ſchaltete am Ende eines Schreibens, welches er ihm bei einer Gelegenheit ſchickte, mit ein: „Man ſollte nicht glauben, daß Se katholiſche Majeſtät ſo wenig auf das Wohl ihrer Unterthanen bedacht wären, daß, wenn ſie ohne Nachkommen ſterben ſollten, ſie nicht die Sache mit der gehörigen Klugheit und der Gerechtigkeit gemäs eingerichtet hinterlaſſen würden, um die öffentliche Ruhe zu ſchützen. Der Cardinal fügte hinzu: der Geſandte könnte verſichert ſeyn, und den König, ſeinen Herrn verſichern, daß in Rückſicht auf den wichtigen Punkt von der Erbfolge an keinem Entſchluß gearbeitet würde."

Gleiche Verſicherungen waren dem Marquis von Harcourt zu der nemlichen Zeit gegeben worden, als der König von Spanien den Kurprinzen von Baiern durch ein Teſtament zum Kronfolger ernannte. Das Andenken an eine ſo friſche Thatſache nahm dergleichen Verſicherungen allen Glauben.

Nicht weniger Mißtrauen ſetzte Harcourt in die Treue des Königs von England. Er hatte dem König ſeinen Argwohn entdeckt; allein Se Majeſtät, deren Abſichten redlich waren, beurtheilten nach ihrer eigenen Aufrichtigkeit auch die ihrer Bundesgenoſſen. Es hatte bis jetzt den Anſchein, als wenn der König Wilhelm es als ſeine eigene Sache anſehe, die zu Wien angefangene Unterhandlung glücklich zu Ende zu bringen. Heinſius, Penſionär von Holland, welcher ganz allein von dieſem Fürſten abhing, zeigte gleichen Eifer, das Werk zu vollenden; und der Abgeordnete von Holland hatte ſehr genaue Befehle erhalten, alle Mühe anzuwenden, um den Kaiſer zur Unterſchrift des Theilungstraktats zu bewegen.

Dieſer ſcheinbaren Treue ungeachtet, rückte nichts vorwärts, und jeden Tag kam irgend eine neue Schwierigkeit dazwiſchen, den Traktat nicht abzuſchließen, theils von Seiten der Engländer unter dem Vorwande, daß ſich das Parlament dagegen ſetze, theils von Seiten des Kaiſers. Der Traktat ſollte den 25. September unterzeichnet werden; nun war ſchon der Oktober da und die Unterzeichnung verſchob ſich noch. Der Vorwand zu dieſem Zaudern war ſtets die Hofnung, daß die Alliirten Frankreichs den Kaiſer endlich dahin bringen würden, denſelben Vertrag einzugehen. Seit dieſer Zeit konnte man glauben, daß ihre Hauptabſicht dahin ging, die Franzöſiſche Parthei in Spanien zu ſchwächen, indem man ihren Anhängern zeigte, daß Frankreich ihren guten Willen mit Verachtung zurückſtoſſe und nichts wünſche als die Theilung ihrer Monarchie. Der König beharrte indeß bei ſeinem Glauben, daß ſeine Bundesgenoſſen ihren Verbindlichkeiten aufrichtig Genüge zu leiſten wünſchten.

Endlich antwortete der Kaiſer, und der König erhielt zu Ende des Oktobers die Nachricht, daß er jede Uebereinkunft wegen der Theilung verwerfe. Um dieſelbe Zeit bat der Spaniſche Geſandte, welcher zu Paris angekommen war, um eine beſondere Audienz bei dem König und erhielt ſie. Er hatte von ſeinem Herrn Befehl, ſich über die noch bei ſeinem Leben genommenen Maasregeln, vermöge welcher ſeine Staaten nach ſeinem Tode getheilt werden ſollten, zu beklagen. Der König antwortete: es würde ihm Leid thun, ſeinem Bruder, dem König, irgend einen Anlaß zu einer gegründeten Beſchwerde gegeben zu haben, da ihm nichts mehr am Herzen liege, als die Erhaltung dieſes Fürſten, ſeine vollkommene Geſundheit und eine zahlreiche Nachkommenſchaft von ihm zu ſehen, nach Geſinnungen, welche ſich auf perſönliche Achtung und auf

die Bande der Blutsverwandtschaft gleich fest gründeten; aus denselben Gründen hätte er auch den Beschluß der letzten Friedenstraktaten erleichtert und beschleunigt, da seine Hauptabsicht gewesen wäre, in Zukunft ein vollkommnes Einverständniß mit dem König von Spanien wechselseitig und ungehindert zu unterhalten, so dauerhaft, daß nichts vermögend wäre, es zu stören.

Die Spanischen Minister an den übrigen Höfen von Europa hatten Befehl, beinahe ähnliche Beschwerden zu führen. In England und Holland waren sie heftiger, aber an allen Orten gleich fruchtlos und Spaniens Schwäche erlaubte seinem König nicht, sich wegen der Behandlung, über welche er sich zu beschweren Ursache zu haben glaubte, zu rächen. In seinem Reiche war jedes Rettungsmittel gleich sehr abgeschnitten, die Staatsverwaltung ersetzte den Mangel an Geld und an Kräften nicht. Im Rath und am Hofe herrschte gleicher Zwiespalt. Die Königin, bis jetzt unumschränkte Gebieterin in allen zu treffenden Verordnungen, war ungewiß, was sie in dieser Verwirrung für einen Entschluß zu fassen hätte. Der Graf von Harrach machte in Verbindung mit ihren Feinden ihre Plane oft rückgängig. Er nöthigte sie durch geheime Intriken, ihre Favoritin, Berleps, zu verabschieden, ob gleich, seit sie in Spanien war, alle ihre Bemühungen dem Dienste des Kaisers gewidmet waren.

Da diese Favoritin nach Deutschland zurückgeschickt wurde, wünschte sie vor ihrer Abreise von Madrid eine geheime Unterredung mit dem Marquis von Harcourt zu haben. Sie unterhielt ihn von nichts als von den Ursachen, welche die Königin hätte, mit dem Grafen von Harrach unzufrieden zu seyn. Die Berleps selbst war nicht weniger aufgebracht; so verband sie ihr eignes Interesse mit dem ihrer Gebieterin

terin und sagte: sie beide würden die Grafen von Harrach, Vater und Sohn, als ihre Todfeinde betrachten. Der Vater, sagte sie, so lange er in Madrid war, und der Sohn, welcher in seine Fußtapfen getreten ist, sind immer an der Spitze der gegen die Königin gerichteten Parthei gewesen. Sie haben nicht aufgehört, ihr Benehmen so wie das meinige zu tadeln. Der Sohn ist gegenwärtig das Haupt dieser nächtlichen Zusammenkunfte von Menschen, welche sich verschworen haben, den König von der Königin zu trennen; und mich schickt man zu gleicher Zeit nach Deutschland zurück. Harrach, verbunden mit Monterey und Liganez, reizt das Volk zur Empörung; der Sohn, dieser würdige Gesandte, der größte Feind der Königin, wie sein Vater, hat überdieß (mit dem Unglück, das er in Madrid gestiftet hat, noch nicht zufrieden), die Königin am Hofe zu Wien mit den schwärzesten Farben geschildert. Er ahmt vollkommen seinem Vater nach, welcher einst zum Fürsten von Darmstadt sagte: für Königinnen, wenn sie ohne Kinder Wittwen werden, giebt es nur zwei Wege, der eine ins Kloster der Descalcas Reales *), der andere ins Escurial.

Im Anfang des Decembers war der zweite Theilungstraktat noch nicht beendigt. Harcourt, dem die Aufrichtigkeit des Königs von England und der Holländer immer verdächtig war, meinte, daß der König die Ursachen der Unzufriedenheit der Königin über den Hof zu Wien benutzen, und dieser Fürstin Vortheile anbieten solle, um sie dahin zu bringen, daß sie sich von der Parthei des Kaisers ganz zurückzöge. Indeß bemerkte er, daß, wenn sie auch ihren Gemahl überreden würde, zu Gunsten eines Prinzen von

*) Carmeliterkloster.

von Frankreich ein ähnliches Teſtament zu machen, wie vorher zu Gunſten des verſtorbenen Prinzen von Baiern. eine ſolche Verfügung doch nur in ſofern Gültigkeit haben würde, wenn ſie von den Ständen der Königreiche Caſtilien und Arragonien genehmigt würde; der Vorſchlag aber, dieſe zuſammen zu berufen, würde dem König von Spanien unerträglich ſeyn, da er ſeit langer Zeit den Entſchluß gefaßt hätte, ſie bei ſeinen Lebzeiten nicht zu verſammeln. Die Königin mit denen, welche am Hofe den größten Einfluß und den meiſten Zugang hätten, würde gleiches Intereſſe zu haben glauben, ſich dieſer Zuſammenberufung zu widerſetzen.

Ob gleich der König weder die Aufrichtigkeit des Königs von England, noch ſelbſt das zweideutige Verſprechen der Holländer in Verdacht ziehen wollte: ſo war der Aufſchub, welchen ſie gegen Unterzeichnung des Traktats verurſachten, ſo abſichtlich, daß es der König ſeiner Klugheit gemäß hielt, dem Marquis von Harcourt anzubefehlen, die Ausſicht, welche ihm die Berleps eröfnet hatte, in Acht zu nehmen, ſo daß er, wenn irgend ein unvorhergeſehener Zufall den Abſchluß eines neuen Theilungstraktats verhinderte, mit der Königin von Spanien unterhandeln könnte.

Während man in dieſer Ungewißheit ſchwebte, verſchlimmerte ſich die Geſundheit des Königs von Spanien ſo, daß man zu Anfange des Januars 1700 an ſeinem Leben zweifelte. Die Unterredung des Marquis von Harcourt mit der Berleps war ohne Folgen geblieben; folglich war kein Plan entworfen worden mit der Königin. Auch war kein Anſchein da, daß der König von Spanien irgend eine für Frankreich günſtige Verordnung machte, und auf die Treue ſeiner Alliirten konnte ſich der König nicht verlaſſen.

Die

Die Unterzeichnung des zweiten Theilungstraktats ſtillte dieſen Verdacht. Sie geſchah zu London den 13. Mai 1700. Derſelbe Traktat wurde unterzeichnet im Haag, durch die Deputirten der Generalſtaaten, den 25. deſſelben Monats in eben dieſem Jahre. Der Kaiſer beharrte bei der Weigerung, ihm beizutreten.

Der Antheil des Dauphin ſollte in den Königreichen Neapel und Sicilien, den an der Seite von Toskana erbaueten Feſtungen, den in dieſem Meere gelegenen Inſeln und in der Provinz Guipuscoa beſtehen, ganz gleichförmig mit dem erſten Traktat. Nur kamen in dieſem zweiten zu ſeinem Antheil noch die Herzogthümer Lothringen und Bar hinzu. Der Herzog von Lothringen willigte ein ſie abzutreten und das Herzogthum Mailand dafür einzutauſchen.

Zum Antheil des Erzherzogs war, wenn der Kaiſer den Traktat unterſchrieb, Spanien, Indien und die Niederlande beſtimmt. Ein beſonderer Artikel lautete, daß der Kaiſer eine Zeit von drei Monaten zur Ueberlegung bekommen ſolle, daß, wenn er nach Verlauf dieſes Termins die Theilung nicht annähme, die Alliirten unter ſich über einen andern Prinzen übereinkommen würden, welchen ſie an die Stelle des Erzherzogs zu ſetzen für dienlich fänden: ein Artikel, der um deſto wichtiger war, da der Hof zu Wien, langſam in ſeinen Entſchlieſſungen, ſeine Entſcheidung verzögern würde, wenn Urſach da wäre, von ſeiner Zögerung einigen Vortheil oder unvermuthete Ereigniſſe zu hoffen, durch welche die zur Behauptung der Ruhe von Europa genommenen Maasregeln umgeändert werden könnten.

Die Abſchlieſſung des neuen Traktats machte jeder Unterhandlung zu Madrid ein Ende. Daher

geruhte

geruhte der König, dem Marquis von Harcourt auf sein dringendes Gesuch die Erlaubniß, nach Franken zurückzukehren, um welche er seit lange angehalten hatte, zu bewilligen. Blecourt, einem alten Officiere der Infanterie, fähiger, ein Bataillon zu commandiren und es gegen den Feind zu führen, als zu unterhandeln, wurden die minder beträchtlichen Geschäfte, welche künftig am Spanischen Hofe abzuthun seyn würden, übertragen.

Kurz vor der Unterzeichnung des Traktats verbreitete sich das Gerücht von einigen zwar ungewissen, aber dem Erzherzog günstigen Verfügungen. Die gewöhnliche Meinung war, daß ihn der König von Spanien zum Nachfolger ernannt hätte. Der Marquis von Harcourt bat sich darüber Erklärung aus bei Ubilla, dem Sekretär der Universaldepesche. Er schien bestürzt, und seine Bestürzung vermehrte den Verdacht, welchen der Französische Gesandte nicht gehabt haben würde, wenn er während der Zeit seiner Gesandtschaft das Testament, welches er nach der Behauptung der Holländischen Geschichtschreiber zu Gunsten des Herzogs von Anjou vermittelt, oder vielmehr erkauft haben soll, erlangt hätte.

Die Gerüchte in Betreff des Erzherzogs verstärkten sich, so daß die angesehensten Männer am Spanischen Hofe ungewiß waren, was sie davon glauben sollten. Der Graf von Oropeza, welcher noch im Exil war, ließ den Marquis von Harcourt bitten, ihm das, was er von einer solchen Verfügung wüßte, kund zu thun. Er versicherte, daß sie seinem Gutachten durchaus entgegen seyn würde, überzeugt, daß ein Prinz von Frankreich, wenn er zum Nachfolger erwählt würde, dem Wohl der Spanischen Monarchie allein beförderlich seyn würde.

Diese

Dieſe Zweifel waren noch nicht gehoben, als der Marquis von Harcourt beim König und der Königin von Spanien ſeine Abſchiedsaudienzen nahm, da ein längerer Aufenthalt zu Madrid ohne Vortheil für den König war. Er reiſte den 20. Mai dort ab. Das Conſeil Spaniens war damals bemüht, Gelder aufzufinden, um neue Truppen zu werben und zu unterhalten. Man zweifelte nicht mehr, daß dieſe Zurüſtungen in der Abſicht geſchähen, um die zu Gunſten des Erzherzogs gemachte Verordnung zu unterſtützen. Das Publikum ſchloß es aus den langen und geheimen Conferenzen, welche Dom Franciſco Molez, als er zum Geſandten zu Wien ernannt worden war, häufig mit dem König von Spanien und der Königin hatte, und aus dem Befehl, ſich unverzüglich zu ſeinem Geſchäft zu begeben. Er war durch den Einfluß des Amiranten, ſeines Gönners, dazu gelangt und dem Caſtel dos Rios vorgezogen worden. Die mit dem Wiener Hofe zu verhandelnden Geſchäfte ſchienen ſehr wichtig zu ſeyn; ſie wurden Molez anvertraut, welcher von dem Amiranten empfohlen war, und Caſtel dos Rios wurde ernannt nach Frankreich zu gehen, als zu einer Geſandtſchaft, wo ſich keine Gelegenheit zu unterhandeln zeigen und keine Sache von Wichtigkeit abzuthun ſeyn würde. Die dieſem übertragene Commiſſion bewirkte ihm das Jahr darauf die Würde eines Grand und nachher die Vicekönigswürde von Indien. Molez, auf das Intereſſe des Kaiſers bedacht, erhielt wenig Vergeltung für ſeinen Eifer und ſahe ſich genöthigt, ſeinem Vaterlande zu entſagen. — So ſpielt die Vorſehung mit den Anſchlägen, welche der Ehrgeiz macht, und befördert oder hindert die Plane, welche die Menſchen mit Weisheit verabredet und mit der größten Klugheit geleitet zu haben glauben, nach ihrem Gefallen.

Harcourt reiſte ab, als der König dem Kaiſer den Theilungstraktat bekannt machte und ihn zur Unterſchrift einlud. Er gab Befehl, ihn auch dem Spaniſchen Geſandten mitzutheilen, mit derſelben Einladung für ſeinen Herrn, den König. Blecourt ſollte, wenn man zu Madrid mit ihm davon ſprechen würde, nur antworten, daß man ſich in Spanien nicht wundern dürfe, da Frankreich zur Verhütung des Nachtheils, mit welchem die rechtmäßigen Erben des Königs von Spanien bedroht würden, und zur Sicherung der Ruhe Europas die nöthigen Voranſtalten getroffen habe, da der König von Spanien ſeit dem Frieden weder in Rückſicht auf den Dauphin noch auf ſeine Kinder irgend eine Verordnung habe blicken laſſen; alle ſeine Abſichten im Gegentheil entweder auf den verſtorbenen Kurprinzen von Baiern oder auf den Erzherzog gerichtet geweſen wären.

Blecourt gab dem König Nachricht von den verſchiedenen Bewegungen, welche die Nachricht von dem zweiten Theilungstraktat in Madrid hervorbrachte. Er ſchrieb, daß die Königin vor Zorn ganz auſſer ſich, die äuſſerſte Beſtürzung gezeigt habe, ſelbſt auf Koſten der Zierrathen ihres Zimmers. Den Tag darauf habe ſich der Rath verſammelt; man habe Couriere abgeſchickt an den Amiranten, und an die Grafen von Oropeza und Monterey, welche alle drei im Exil waren; man habe ſie in einer ſo wichtigen Lage der Dinge um ihr Gutachten gebeten. Das Volk ſey niedergeſchlagen und befürchtete unter das Joch der Deutſchen zu gerathen; die Arragonier ſprächen, ſie würden an die Stelle des jetzt noch regierenden Königs einen ſolchen Nachfolger wählen, wie er dem Königreich Arragonien zuträglich wäre.

Man ſagte (1700.) allgemein, daß der König einen weiſen Entſchluß gefaßt und es klug gemacht habe, wegen

der

der Theilung zu unterhandeln; aber allgemeiner Haß fiel auf die Engländer und Holländer zurück.

Der Graf von Harrach, welcher zur Unzeit den hochtrabenden und prahlenden Ton des Hofs zu Wien führte, machte bekannt, daß sein Herr eher das Reich verlieren, als das Unrecht dulden würde, welches, man ihm zuzufügen im Sinn habe; er müsse, um welchen Preis es auch seyn möchte, sich dafür rächen.

Der Cardinal Portocarrero, welcher sich seit einigen Monaten nach Toledo zurückgezogen hatte, bekam vom König, seinem Herrn, Befehl, sich unverzüglich nach Madrid zu begeben. Er gehorchte, erklärte aber, daß er nicht in die Rathsversammlung kommen würde, da er mit Schmerzen das eintreffen sähe, was er so oft vorausgesagt hätte. Indeß erschien er doch; man überlegte; die Meinungen waren verschieden, und der Rath ging auseinander, ohne irgend etwas zu beschließen.

Die Verwirrung war allgemein; nirgend Hoffnung im Königreiche. Man that den Vorschlag, die Vertriebenen zurückzurufen, einen kleinen Rath nur aus vier oder fünf Personen zu bilden. Das Volk zu Madrid weit entfernt, gegen Frankreich zu murren, verdoppelte seine Wünsche für einen Prinzen aus der Königlichen Familie. Die Staatsräthe, den alten Grafen von Aguilard ausgenommen, äusserten eben die Meinung wie das Volk. Die Königin, welche, ungeachtet sie Ursach hatte, sich zu beklagen, dem Interesse des Kaisers noch immer günstig war, bat den König ihren Gemahl, jede Entscheidung so lange aufzuschieben, bis er von Wien Antwort bekommen hätte.

bergang über den Fluß ſtreitig machen wollen, allein der Mangel an einem Oberhaupte, und die überlegene Anzahl der Feinde war ihrem Vorhaben ungünſtig geweſen. Kelyſj Arſlan ſchloß mit ihm ein Bündniß, gab ihm auch Wegweiſer in das Gebiete der Söhne Leo's. Auf dem Wege dahin mußte ſein Heer an einer erſchrecklichen Hungersnoth leiden, die ſie nöthigte ſehr vieles Geräthe wegzuwerfen. Sie ſollen, (Gott allein iſt die Wahrheit bekannt) eine unzählige Menge Panzer, Helme und andre Waffenrüſtungen, die ſie nicht mehr fortbringen konnten, auf einen Haufen gethürmt und verbrannt haben, ſo daß von ihnen weiter nichts als das Eiſen übrig blieb. In dieſem Zuſtande erreichten ſie die Stadt Tarſus, wo der König ſich durch ein Bad in einem ſehr kalten Fluſſe den Tod zuzog. Kurz vor ſeinen Ende, ſetzte er ſeinen Prinzen, der ſich bey dem Heere befand, zum Nachfolger ein: wogegen ſich die Großen ſträubten, da ſchon der älteſte, auf deſſen Seite der größte Theil war, zum Thronerben war ernannt worden. Doch behauptete ſich der gegenwärtige in dem Oberbefehl der Armee. Der Körper des Verſtorbenen ſollte in Eſſig gekocht, und ſeine Gebeine nach Jeruſalem gebracht werden. Was den Sohn des Leo anbetrifft, ſo hielt er es nicht für rathſam, ſich zu einer Partey zu bekennen, die durch Hunger und Seuchen geſchwächt, und durch den Tod ihres Königs in Betrübniß verſetzt war. Auſſerdem war er ein Armenier und jene Franken. Er zog ſich alſo in ein feſtes Schloß zurück.

Sechs und ſechzigſtes Kapitel.

Kopie eines Sendſchreibens des Armeniſchen Kaikous.

Hier will ich noch die Kopie eines Briefes beyfügen, den Kaikous Anführer der Armenier und Kon-

Der König beobachtete dieſes Stillſchweigen und befragte unterdeſſen theils im Innern ſeines Reichs theils außerhalb diejenigen, von denen er glaubte, daß ſie am fähigſten wären, ihm Rathſchläge zu geben, welche mit der Gerechtigkeit und mit dem Wohl ſeiner Unterthanen übereinſtimmten, und folglich ſein Gewiſſen zu beruhigen. Er hatte ſich ſchon an verſchiedene Theologen und Rechtsgelehrte in Spanien, und Neapel und an verſchiedene Biſchöffe gewendet; jezt wollte er noch den Biſchoff von Covença, einen natürlichen Sohn Philipps IV. und den Erzbiſchoff von Saragoſſa befragen. Die Gutachten ſtimmten überein; keiner zog die Rechtmäßigkeit der Anſprüche der Franzöſiſchen Prinzen in Zweifel. Dieſes war aber nicht hinreichend, die Unruhe eines Monarchen zu ſtillen, der nahe daran war, Gott von ſeinem Verhalten Rechenſchaft zu geben.

Blecourt erfuhr, daß dieſer Fürſt im Anfang des vorigen Monats Juni einen Courier nach Rom abgeſchickt hatte, und mit vieler Ungeduld die Rückkehr deſſelben erwartete. Zu Madrid wußte man den Bewegungsgrund von dieſer Abfertigung nicht. Der König von Frankreich erfuhr ihn durch den Cardinal Janſon, dem die Geſchäfte Sr Majeſtät bei dem Pabſt übertragen waren.

Karl II. nicht zufrieden mit den Berathſchlagungen, welche er in Spanien angeſtellt hatte, wollte auch noch das Oberhaupt der Kirche um Rath fragen. Der Cardinal Pignatelli aus Neapel, welcher unter dem Namen Innocenz XII. im Jahr 1692 zum Pabſt erwählt worden war, ſaß noch auf dem päbſtl. Stuhl. Der König von Spanien ſchrieb ihm eigenhändig und ſtellte ihm die Gefahr vor, welcher die Religion ausgeſezt wäre durch den Theilungstrak-

tat,

kat, indem er nicht zweifelte, daß die Engländer und Holländer bey der Zertheilung seiner Monarchie einigen Antheil erhalten würden. Er führte die bittersten Klagen über einen Plan zur Theilung seiner Staaten, welchen man entworfen hätte, während er noch am Leben sey. Er stellte das Unglück vor, welches ein solches Unternehmen in Europa verursachen, die unvermeidlichen Kriege, welche es erregen, und die Unfälle, welche insbesondere der päbstliche Stuhl zu befürchten haben würde. Der Brief schloß mit einem Bericht an Se Heiligkeit von den Gesuchen, welche der Spanische Rath an Se Majestät machte, einen von den jüngern Söhnen des Dauphin zu n Nachfolger zu ernennen, als von den einzigen Mittel, um die Unglücksfälle zu verhüten, welche sie zu befürchten haben würden, wenn es Gott gefallen sollte, ihn aus der Welt zu nehmen. Er bat den Pabst sowohl um seinen Rath in einem so wichtigen Punkte, als um sein Gebet, entschlossen, dem Wohl und der Ruhe seiner Reiche seinen eigenen Willen aufzuopfern.

Der Brief war den 18. Junii 1700 geschrieben und an den Herzog von Duceda, den Spanischen Gesandten zu Rom, gerichtet. Der König, sein Herr, schrieb auch an ihn mit eigner Hand und befahl ihm, jenen Brief, von welchem er eine Abschrift beilegte, dem Pabst im Geheim in die Hände zu liefern, und tiefes Stillschweigen darüber zu beobachten. Uride benachrichtigte davon den Cardinal Janson und der König bekam sogleich Nachricht davon.

Der Pabst wünschte über eine so wichtige Sache das Gutachten einiger Cardinäle zu hören. Er ließ daher drei von ihnen zusammen berufen, welche sich durch Verdienst, Tugend und Geschicklichkeit auszeichneten. Der eine war Spada, welcher ehedem Nuntius in Frankreich und nachher Sekretär gewesen war;

der andere der Cardinal Albano, welcher wenige Monate nachher Innocenz dem XII. unter dem Namen Clemens II. nachfolgte; der dritte war der Cardinal Spinola - San - Cesareo. Als die Berathschlagung vorbei war, antwortete Se Heiligkeit dem König von Spanien, ertheilte ihm die seiner Gewissenhaftigkeit und seinem Eifer für die Religion und das Wohl seiner Reiche gebührenden Lobsprüche und schloss, daß „er von dem Gutachten seines königlichen Raths nicht abweichen solle, da es sich auf das nothwendige Princip gründe, die Vereinigung und die vollkommene Erhaltung seiner Monarchie zu sichern.“

Die bestimmte und gewisse Nachricht hievon, welche der König von dem Cardinal Janson erhielt, ließ keinen Zweifel übrig, daß das Vorhaben des Königs von Spanien einem von den Französischen Prinzen günstig sey. Indeß beharrte der König bei dem Entschluß, es bei den Verbindungen, welche er gemacht und durch den zweiten Traktat erneuert hatte, jetzt zu lassen, so viele Ursache er auch hatte, an der Treue seiner Bundsgenossen zu zweifeln, welche die Zögerung, die unaufhörlichen Hindernisse und der Widerstand gegen die Uebereinkunft über die zur Vollziehung des Traktats nöthigen Maasregeln jeden Tag verdächtiger machten. Der König wußte ferner, daß die Zuneigung des Volks in Spanien gegen einen Prinzen seiner Familie zunahm und nicht mehr verborgen war. Der Cardinal Portocarero rühmte sich dieser seiner Gesinnungen; er war mit Blecourt übereingekommen, ihn von allem zu benachrichtigen, was zu dem für Spanien so glücklichen Fortgang beitragen konnte. Nur wenige dachten noch darauf, dem Kaiser beförderlich zu seyn. Unter diese kleine Zahl rechnete man den Marquis von Leganez, und den Sekretär Ubilla.

Un-

Ungeachtet der Verbindung der vereinigten Provinzen mit Frankreich hatte der Resident von Holland zu Madrid, da er wegen einer persönlichen Klage von allen öffentlichen Geschäften ausgeschlossen war, des Nachts auf der Straße öftere Conferenzen mit Leganez. Es war kein Englischer Minister mehr am Spanischen Hofe; Blecourt war also der einzige, um dem kaiserlichen Gesandten die Spitze zu bieten.

Im Juli 1700. bot Harrach dem König von Spanien 20000 Mann kaiserlicher Truppen an, zur Besatzung von Mailand, eben soviel für Neapel und eben soviel für Sicilien. Leere Versprechungen, deren Erfüllung unmöglich war. Kaum wurden sie gehört. Er mußte wahrnehmen, daß sie ein Gegenstand der Verspottung wurden. Er änderte seinen Ton, und um die Französische Parthei zu schwächen, breitete er aus: der König habe deutlich erklärt, daß er die Spanische Monarchie, wenn sie ihm für einen seiner Enkel angetragen werden sollte, ausschlagen würde. Er versicherte, Blecourt habe es ihm ausdrücklich gesagt zu Folge der Ordre, welche er empfangen hätte, es zu erklären.

Eine solche Rede blieb, ob sie gleich falsch war, nicht ohne Wirkung auf das Gemüth des Königs von Spanien; er hatte Portocarrero versprochen, einen Prinzen von Frankreich zum Thronfolger zu ernennen. Da der Cardinal in ihn drang, seinen Entschluß auszuführen, antwortete er: seine Ehre würde darunter leiden, wenn der König von Frankreich sich weigerte, seiner Wahl beizustimmen. Zu gleicher Zeit wiederholte er seine Ermahnungen an den Kaiser, um diesen von Genehmigung irgend eines Theilungsvorschlags abzuziehen. Er gab überdieß den Vicekönigen von Neapel und Sicilien, sowie dem Guvernör von Mailand Befehl, in ihren verschiedenen Staaten die

Truppen, welche der Kaiſer dahin zu ſchicken willens war, anzunehmen. Nichts deſto weniger verſicherte der Spaniſche Geſandte in Frankreich, daß der König, ſein Herr, keinen Nachfolger ernannt habe.

Die dringenden und unabläſſigen Geſuche der Königin verurſachten dieſe Widerſprüche in dem Benehmen des katholiſchen Königs, welcher durch ſeine öftern Krankheiten geſchwächt war und die Annäherungen ſeines Todes fühlte, wiewohl er ſich den Auguſt hindurch beſſer zu befinden ſchien als gewöhnlich. Harrach benutzte ſeine Schwäche und brachte es dahin, daß er ſein Conſeil nicht mehr befragte; allein wenige Tage nachher ſagte dieſer Fürſt zum Herzog von Medina Sidonia: er wäre willens, dem Gutachten dieſes Raths zu folgen und einen Prinzen Frankreichs zu ſeinem Thronfolger zu ernennen; übrigens könne er ſich nicht entſchließen, ihn nach Spanien zu berufen.

Seit dieſem Geſtändniſſe drang Sidonia mehr als je in Blecourt, ihm zu ſagen, ob der König die ganze Erbſchaft Spaniens für einen ſeiner Enkel annehmen würde, da die Verfügung des katholiſchen Königs, ſobald er verſichert wäre, daß ſie nicht verworfen werde, ganz auſſer Zweifel ſeyn würde.

Taſſel das Rios, in Frankreich, hatte Befehl, ſich von den Geſinnungen des Königs zu unterrichten.

Alle Meinungen in Spanien kamen hierin überein; die Cleriſei, der Staatsrath, die Rechtsgelehrten alle erkannten die Rechte des Dauphin und wünſchten einem ſeiner Söhne das Reich zugeſichert zu ſehen. Man hoffte zu Madrid, der König von England würde der Verbindung nicht treu bleiben; und die ganze Nation wünſchte es. Das Betragen des Reſidenten von Holland gab Veranlaſſung, ſich damit zu ſchmeicheln,

cheln, ſeine Correſpondenz mit dem Marquis von Leganez dauerte fort und oft conferirte er mit dem kaiſerlichen Geſandten, ob er gleich Blecourt vom Gegentheil verſicherte.

Harrach verlor den Muth nicht; er hoffte noch eine Veränderung, und ungeachtet er durch ſein Benehmen, ſeine Geſpräche, ſeine Berichte an den Kaiſer u. ſ. w. der Königin Urſache zum Mißvergnügen gegeben hatte, gründete er doch ſeine Hofnungen nicht nur auf den Einfluß, ſondern auch überdieß auf die Treue dieſer Fürſtin. Sie bewirkte auch in der That einen Befehl an die Staatsräthe, ſich zu verſammeln, um ſie von Seiten des Königs ihres Herrn vernehmen zu laſſen, daß ihm die Partheilichkeit, welche ſie für einen Prinzen Frankreichs zeigten, mißfiele. Auf dieſe Erklärung beſtätigten ſieben unter ihnen das zu Gunſten eines von den Söhnen des Dauphin gegebene Gutachten noch ſtärker.

Gegen das Ende des Septembers brachte eine neue Krankheit den König von Spanien aufs äußerſte. Er empfing die letzten Sakramente der Kirche und man ſagte im Geheim, daß er ſein Teſtament zu Gunſten des Erzherzogs beſtätigt, die Königin zur Regentin erklärt und einen Rath niedergeſetzt hätte.

Im Anfang des Oktobers veränderte ſich das Geſpräch. Blecourt ſchrieb an den König, daß den Gerüchten in Madrid zufolge einer von den Söhnen des Dauphin zum Erben der Spaniſchen Krone ernannt worden ſey, daß der Cardinal Portocarrero mit Standhaftigkeit und mit glücklichem Erfolg für einen Prinzen Frankreichs gearbeitet und die Entſtehung eines entgegengeſetzten Teſtaments, welches die Königin hätte erzwingen wollen, verhindert habe.

Das lange vorhergesehene Ereigniß kam. Karl den II., der unumschränkte Monarch so vieler Staaten, starb den 1. November 1700., und sein Tod verursachte bald nachher die allgemeine Verwirrung von ganz Europa.

In seinem Testament, welches den 2. Oktober vorher unterzeichnet war, erkannte er das Recht der Infantin, Maria Theresia, seiner Schwester, Königin von Frankreich und Mutter des Dauphin und das der Königin Anna, seines Vaters Schwester, und folglich das Recht des Dauphin an, welcher den Gesetzen seiner Reiche gemäß sein einziger Erbe seyn sollte. Um aber die Unruhe zu vermeiden, welche Europa durch die Vereinigung so vieler Staaten mit der Französischen Monarchie, deren einziger präsumtiver Erbe der Dauphin war, versetzt würde, berief Karl den Herzog von Anjou, den zweiten Sohn des Dauphin, an seine Stelle und ernannte ihn zum Erben aller seiner Königreiche und Herrschaften, ohne irgend einen Theil davon auszunehmen und ohne Zerstückelung. Er befahl allen seinen Unterthanen und Vasallen, ihn als ihren König und natürlichen Herrn anzuerkennen. Er wollte, daß bis zu der Ankunft dieses Prinzen zu Madrid und selbst bis zu seiner Majorennität, das Königreich durch ein Regierungscollegium eine Junta regiert würde, deren Mitglieder er ernannte nebst der Königin an ihrer Spitze.

Unmittelbar nach dem Tode des Königs von Spanien schrieb die Junta an den König, um ihm dieses Ereigniß bekannt zu machen; und der Spanische Gesandte erhielt den Befehl, Sr Majestät das Testament und das von der Königin und den Räthen, welche die Junta ausmachten, unterzeichnete Schreiben einzuhändigen.

Da man zu Madrid ungewiß war, ob der

die letzte Verordnung des katholischen Königs annehmen würde: so erhielt Castel dos Rios von der Junta den Befehl, im Fall der Weigerung von Seiten Sr Majestät denselben von Madrid abgeschickten Courier auf der Stelle nach Wien gehen zu lassen; da die Absicht des seeligen Königs gewesen wäre, seinen ganzen Nachlaß auf den Erzherzog überzutragen, wenn seine Verfügung in Frankreich nicht genehmigt würde.

Der König war damals zu Fontainebleau. Bei der Ankunft des Couriers theilte der Spanische Gesandte dem Minister, welchem der König die Besorgung der auswärtigen Geschäfte anvertraute, die eben empfangene Ordre mit und bat um eine besondere Audienz beim König. Ehe dieser die Stunde dazu bestimmte, wünschte er das Gutachten seines Raths zu hören und zu berathschlagen, was er über dieses ziemlich unerwartete und doch für die königliche Familie so wichtige Ereigniß zum Besten seines Reichs und zur öffentlichen Ruhe Europa's für einen Entschluß würde zu fassen haben.

Der Rath bestand aus dem Dauphin, welchen die Verfügung des Königs von Spanien hauptsächlich anging aus dem Grafen von Pontchartrain, dem Kanzler von Frankreich, aus dem Herzog von Beauvilliers, dem Chef des Finanzraths und Guvernör der königlichen Kinder von Frankreich, und aus dem Marquis von Torcy*), Staatssecretär im Fach der auswärtigen Geschäfte.

Es war leichter, die Folgen von der zu fassenden Entschließung vorauszusehen, als ihnen zuvorzukommen. Der König hatte sich verbindlich gemacht, jede Verfügung zu verwerfen, welche der König von Spanien über seine Monarchie zu Gunsten eines Prinzen von Frankreich treffen könnte, unter welchen Titel die

*) Der Verfasser selbst.

Acte auch ausgefertigt seyn möchte: Testament, Schenkung, jede Form, welche es auch war, litt keine Ausnahme. Handelte er nun gegen seine Verbindlichkeiten, so zog er sich den Vorwurf zu, das den Königen heilige Versprechen zu verletzen und überdieß war, wenn er dies nicht hielt, der Krieg unvermeidlich. Als er den Friedenschluß von Ryswyck beschleunigte, war seine Hauptabsicht dahin gegangen, seinen Völkern Zeit zu lassen, um sich nach einer langen Reihe von Kriegen, wieder zu erholen; wenn sie also kaum anfingen, einige Ruhe zu genießen, so würden sie sich genöthigt sehen, die Last eines neuen Kriegs zu erfahren, der sogleich allgemein werden würde; denn man konnte sich nicht schmeicheln, daß die benachbarten Fürsten Frankreichs, über seine Macht in Furcht gesetzt, es ruhig dulden würden, bis sich sein Ansehn so weit erstreckte, den Staaten der Spanischen Krone in der alten und neuen Welt unter dem Namen seines Enkels Gesetze zu geben.

Auf der andern Seite war zu bedenken, daß wenn der König die Verfügung des Testaments zu genehmigen verweigerte, dieselbe Acte die ganze Erbfolge auf den Erzherzog übertrug. Derselbe Courier, welcher nach Frankreich abgeschickt war, ging nach Wien; und die Spanische Nation würde nicht angestanden haben, den zweiten Sohn des Kaisers als ihren König anzuerkennen. Das Haus Oesterreich vereinigte denn doch zwischen Vater und Sohn die sonst für Frankreich so gefährliche Macht Karls des V. wieder. Der zu Ryswyck geschlossene Friede war nicht mehr gesichert, der Theilungstraktat reichte nicht hin, ihn zu behaupten.

Der Kaiser hatte die Unterzeichnung des Traktats hartnäckig verweigert, zu einer Zeit, wo er die Wirkung der Verbindungen Frankreichs mit England und Holland zu befürchten Ursache hatte. Seine Besorg-

nisse wurden durch die geheimen Nachrichten, welche die Minister dieser beiden Mächte denen am Hofe zu Wien anvertrauet hatten, gehoben. Keine Rüstungen von ihrer Seite gaben ihm die geringste Veranlassung zu glauben, daß der König Wilhelm und die Republik Holland die Absicht hätte, die wegen der Staaten der Spanischen Krone getroffene Uebereinkunft mit den Waffen durchzusetzen. Der Kaiser würde, vollkommen gesichert, jetzt nicht angenommen haben, was er damals, als er die größte Ursach hatte, in Unruhe zu seyn, verweigert hatte.

Genehmigte der König das Testament nicht, so blieb ihm kein anderer Weg übrig, als auf die Spanische Erbschaft ganz Verzicht zu thun, oder den im Theilungstraktat für Frankreich bestimmten Antheil durch Krieg zu erobern.

Eine gänzliche Entsagung beraubte die Königlichen Prinzen ihrer rechtmäßigen Ansprüche, welche vom König Karl und von der Spanischen Nation anerkannt waren und bereicherte auf ihre Unkosten das Haus Oesterreich, welches gegen das Französische so feindlich gesinnt war, daß der Kaiser sich lieber der Gefahr hatte aussetzen wollen alles zu verlieren, als in die Theilung dieser ansehnlichen Erbschaft mit ihm zu willigen.

Wenn sich der König für den Krieg erklärte, um die mit England und Holland gemachten Verträge aufrecht zu erhalten, so war nicht zu zweifeln, daß er genöthigt seyn würde die Kriegslast allein zu tragen; auch mußte man noch überdieß gewärtig seyn, daß bald nach dem Anfang desselben diese Alliirten sich treulos mit seinen Feinden vereinigen und sich der Vollziehung eben des Traktats, dessen Verbindlichkeiten er zu verletzen befürchtet hatte, entgegensetzen würden.

Der

Kommendant der am Euphrat gelegenen Burg Erroum an den Sultan geschrieben.

„Brief des Kaikous, der von den Begebenheiten des deutschen Königs unsern Herrn und König unterrichtet, welcher ist der erhabene Sultan, der Vertheidiger des Glaubens, der die Fahne der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit errichtet hat; ein Seegen für die Welt und die Religion, ein Fürst unsers Glaubens und der Muselmänner, dessen Glück Gott fortdauern lasse, dessen Majestät er vermehren, dessen Leben er erhalten, und dessen gesammte Hoffnungen er mit der himmlischen Glorie bekrönen wolle."

„Zuerst brach der deutsche König gewaltsam in Ungarn ein, zwang den dortigen König zur Unterwürfigkeit und schleunigen Gehorsam, und bediente sich des Landes und der Leute nach Gefallen. Aus Ungarn gieng er nach Griechenland, wo er Städte eroberte, Brandschatzungen eintrieb, und so lange plünderte, bis ihm der Griechische Monarch seinen Sohn, Bruder, und vierzig seiner vorzüglichsten Freunde als Geisseln mitgab. Ausserdem erhielt er noch funfzig Talente Gold, und eben so viel an Silber: auch eine große Menge seidener Stoffe. Zuletzt erhielt er noch Schiffe zum Transport seiner Soldaten. Die mitgenommenen Geisseln ließ er an den Grenzen des Königs Kelisj Arslan wieder von sich, und zog dann weiter. Den dritten Tag nachher brachten ihm die Turcomannen von Ausza, Schafe, Ochsen, Pferde und andre Bedürfnisse. Die Begierde nach Beute zog immer mehrere dahin, und daher kam es, daß ihn die Turkomannen 33 Tage lang auf dem Marsche beständig beunruhigten. Bey Ikonium kam es zwischen ihm und Kotboddin, Kelisj Arslans Sohn, zum Treffen, in welchem der letztere gänzlich auf das Haupt geschla-

Krieg war zur Aufrechthaltung derſelben nothwendig. Er war aber Frankreich nicht nur beſchwerlich, ſondern war auch ganz ungerecht. Was hatte man für Grund, ihn Spanien zu erklären? Unter welchem Titel ſollte man ſich eines Theils ſeiner Staaten bemächtigen? Welches Unrecht hatte ſein letzter Oberherr Frankreich zugefügt, indem er einen ſeiner Prinzen zum Univerſalerben anerkannte? Und womit beleidigte ihn die Spaniſche Nation, wenn ſie ſich unterwarf und nach dem gerechten Willen ihres Königs bequemte? Sie ergab ſich ihm ohne Ausnahme; Frankreich würde ſie, hätte es ſie zurückgewieſen, als Feindin angeſehen haben, aus keinem andern Grunde, als weil es ihm für ſein Intereſſe vortheilhafter ſchien, nur einen Theil der Spaniſchen Monarchie an ſich zu ziehen, wozu er durch nichts befugt war als durch einen Traktat, deſſen weſentliche Punkte von ſeinen Alliirten ſchon verletzt worden waren.

Wenn der Krieg unvermeidlich war, ſo mußte man ihn führen, um die gerechteſte Sache zu vertheidigen, und dieß war gewiß die des Teſtaments; da der König von Spanien ſeine natürliche Erben wieder auf den Thron gerufen hatte, von welchem ſie durch ſeine Vorfahren unrechtmäßiger Weiſe waren ausgeſchloſſen worden.

Man hatte Urſach zu glauben, daß Spanien, ungeachtet der Unordnung ſeiner Finanzen, noch nicht auſſer Stande ſeyn würde, Frankreich zu unterſtützen, wenn es ſich der Theilung ſeiner Staaten widerſetzte. Spanien lieferte zu ſeiner Vertheidigung feſte Plätze, Häfen, deren Lage den Handel Frankreichs befördern und den ſeiner Feinde beeinträchtigen konnte. Man konnte

konnte sich schmeicheln, daß Indien dazu nicht wenig behülflich seyn würde.

Der Staatssekretär unterstützte den Rath welchen er dem Conseil vortrug, das Testament anzunehmen, mit allen diesen Gründen.

Der Herzog von Beauvilliers, welcher nach ihm das Wort nahm, schloß, man solle es bei dem Theilungstraktat bewenden lassen, weil er überzeugt sey, daß der Krieg, die nothwendige Folge der Annahme, den Untergang Frankreichs verursachen würde.

Der Kanzler faßte im einzelnen die verschiedenen Vortheile auf, welche man sich von der einen und von der andern Seite zu versprechen hatte; er setzte sie deutlich und wechselseitig auseinander; wiederholte die Unannehmlichkeiten, welche ein jeder von diesen Wegen nothwendig mit sich führte; so daß er, ohne über eine so wichtige Frage, deren Entscheidung nach dem Erfolg entweder allgemein gebilligt oder getadelt werden würde, einen Ausspruch zu wagen, damit schloß: der König, welcher heller sähe als seine Minister, könne seiner Einsicht zufolge allein erkennen und entscheiden, was seinem Ruhme, seiner Königlichen Familie und dem Wohl seines Reichs und seiner Unterthanen am zuträglichsten wäre.

Der Dauphin sprach wenig und stimmte, ohne Anstand zu nehmen, für die Annahme des Testaments, mehr darauf bedacht, seinen zweiten Sohn über die ganze Spanische Monarchie regieren zu sehen, als selbst von den Königreichen Neapel und Sicilien unumschränkter Herr zu seyn.

Der König that den Ausspruch und wollte, daß sein gefaßter Entschluß, das Testament anzunehmen, einige Tage geheim gehalten würde.

Die

Die Geſchichtſchreiber der letzten Zeit haben fälſchlich vorgegeben, die Frau von Maintenon ſey in dem Rathe gegenwärtig geweſen und habe ihre Stimme gegeben.

Der Spaniſche Geſandte wurde endlich zu einer beſondern Audienz, welche ihm der König in ſeinem Cabinet gab, vorgelaſſen und hatte die Ehre, Sr Majeſtät das Teſtament des ſeeligen Königs von Spanien, nebſt dem Schreiben der Junta, welches von der verwittweten Königin und den Miniſtern, aus welcher dieſer Rath beſtand, unterzeichnet war, einzuhändigen.

Der König eröffnete ihm ſeinen gefaßten Entſchluß; befahl ihm aber, weil er nicht eher erklärt werden ſollte als bis der König nach Verſailles zurückgekehrt ſeyn würde, an, ihn noch einige Tage geheim zu halten. Um aber die Zurückſendung des von Madrid gekommenen Couriers nicht zu verſpäten, ließ er ſchon den Tag darauf dem Geſandten das an die Junte ausgefertigte Schreiben einhändigen.

Als der Entſchluß des Königs, das Teſtament anzunehmen, öffentlich bekannt wurde, erregte er in Europa die vorausgeſehene Bewegung. Die Krone Spaniens, auf das Haus Frankreich übergetragen, war eine von den größten Begebenheiten, welche ſich ſeit mehrern Jahrhunderten ereignet hatten, und konnte die geſchickteſte Veranlaſſung geben, den allgemeinen Krieg auf der Stelle zu erneuern. Indeß wünſchte der König, den Frieden zu erhalten und trug deshalb Sorge, auſſerhalb ſeines Königreichs Bündniſſe zu ſchließen, während er im Innern ſeine Befehle gab, um den Mächten, welche ſich gegen ihn und den König, ſeinen Enkel, erklären würden, eine hinreichende Kriegsmacht entgegen zu ſetzen.

Er

Er unterhandelte daher mit dem Könia von Portugal, mit den Herzogen von Savoyen und Mantua, welcher letztere den Truppen des Königs die Besetzung der Stadt Mantua überließ.

In Deutschland waren seine Alliirten die Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel, von Sachsen-Gotha und der Bischoff von Münster. Auch der Kurfürst von Sachsen, König von Polen, war bereit, der Verbindung beizutreten, wenn sich die Lage Europa's änderte.

Der zuverläßigste und mächtigste unter den Alliirten des Königs in Deutschland war der Kurfürst von Baiern, damals Guvernör der Spanischen Niederlande Er zog auch seinen Bruder, den Kurfürsten von Cölln in dieses Bündniß. Diese beiden Fürsten, Oheime des Königs Philipp V. widmeten sich ganz der Vertheidigung seines Rechts und trotz des Verlusts ihrer Staaten und ihrer Würden, beharrten sie mit Standhaftigkeit bei der einmal ergriffenen Parthei, als der gerechtesten.

Der König von Großbritannien und die Generalstaaten der vereinigten Niederlande, über den Bruch des Theilungstraktats eben so beleidigt als wenn sie die Verbindlichkeiten desselben treu beobachtet hätten, schwankten indeß, welche Parthei sie ergreifen wollten. Nach bittern Klagen erkannten die Holländer, zum Vortheil, für ihren Handel den König von Spanien an. Ungewiß über die Alliirten und die Mittel, welche sie haben würden, um jetzt, wo sie die Ruhe am nöthigsten hatten, einen neuen Krieg auszuhalten, unterhielten sie das folgende Jahr hindurch eine trügerische Unterhandlung, welche sich erst endigte, als Furcht und Eifersucht über die Macht und neue Gewalt Frankreichs den König von England und

die

die Republik Holland endlich mit dem Hause Oesterreich vereinigte und in der Absicht, ihr Interesse zu befördern, der berühmte Traktat, die große Allianz genannt, den 7. Sept. 1701. durch die Minister des Kaisers, des Königs von Großbritannien und der Generalstaaten der vereinigten Provinzen im Haag unterzeichnet wurde.

Schon war die Kriegsflamme in Italien ausgebrochen. Der Prinz von Vaudemont, Guvernör von Mailand hatte, so wie die Guvernörs aller übrigen Staaten der Spanischen Krone, dem letzten Willen des verstorbenen Königs Karls II. Gehorsam geleistet. Auf das Gesuch des Prinzen von Vaudemont hatte der König ein Corps Truppen zur Vertheidigung des Herzogthums Mailand abgeschickt. In der Folge ließ er eine starke Armee in diesen Staat einrücken, über welche der Herzog von Savoyen zum Generalissimus ernannt wurde. Auch der Kaiser ließ von seiner Seite seine Armee in Italien einmarschiren. Wäre die Treue des Fürsten, welcher die Französische Armee commandirte, seiner Tapferkeit gleich gewesen, so würden Frankreich und Spanien Ursach gehabt haben, sich von diesem Kriege den glücklichsten Erfolg zu versprechen.

Der Kaiser hielt sich im ersten Jahre allein *). Der im Haag unterzeichnete Traktat gab ihm Versicherung einer baldigen Unterstützung; allein um die Wirkung von den Versprechungen des Königs Wil-

*) Im Jahr 1701. nahm der Prinz Eugen den Posten von Crepi weg und blieb Herr des ganzen Landes zwischen der Etsch und der Adda. Der Herr von Catinat erlitt mehrere Nachtheile. Das Treffen von Chiari, welches den 1. Sept. geliefert wurde, war für Frankreich unglücklich.

Wilhelm zu spüren, mußte das englische Parlament in die Erfüllung der vom König übernommenen Verbindlichkeiten einstimmen.

Es trift selten, daß die englische Nation übereinstimmend denkt. Damals war die Erbitterung zwischen den beiden Partheien der Wighs und der Torys sehr heftig. Der König von Großbritannien begünstigte die erstern und vertrauete ihnen die Würden und die vornehmsten Aemter an. Auf ihre Stimmen im Parlament konnte er sichere Rechnung machen; aber etwas anders war es, eine Nation, welche von den Beschwerden des vorigen Kriegs ermüdet war und den Nachtheil fühlte, welchen ihr Handel dadurch erlitten hatte, zum Krieg zu bewegen. Vielleicht würde man denen, auf welche die Last der Kriegsauflagen fiel, umsonst vorgestellt haben, daß Europa in Gefahr wäre, sich unverzüglich unterdrückt zu sehen, wenn das gerechte Verlangen, seine Freiheit zu behaupten nicht die Fürsten und die Stände vereinige, sich den weiten Planen des Königs entgegen zu setzen. Die ehemalige Einbildung von der Universal-Monarchie setzte die Engländer weniger in Bewegung als die Furcht vor den Auflagen, welche sie im Fall eines neuen Kriegs zu zahlen genöthigt seyn würden.

Aber ein neues Ereigniß, der Tod des Königs Jakob II. von England und besonders die Entschließung des Königs, den Prinzen von Wallis als König von Großbritannien anzuerkennen, änderte die Gesinnungen, welche ein großer Theil der Nation für die Erhaltung des Friedens zeigte. Die Meinungen der verschiedenen Partheien vereinigten sich wieder. Die Engländer hielten es alle einstimmig für die kränkendste Beleidigung von Seiten Frankreichs, daß es sich das Recht anmaßen wollte, ihnen einen König zu

geben zum Nachtheil deſſen, welchen ſie ſelbſt ernannt und ſeit mehrern Jahren anerkannt hatten.

Der König von England benutzte dieſe allgemeine Stimmung, und behandelte in der Rede, welche er im Parlament hielt, die Anerkennung des Prinzen von Wallis nicht nur als die größte Beſchimpfung, welche man ſeiner Perſon und der Nation anthun könne, ſondern auch als einen Akt, welcher die proteſtantiſche Religion, die gegenwärtige und zukünftige Ruhe und das Wohl Englands gleich ſtark angehe.

Der König Wilhelm vergaß nicht, die Gefahr zu vergrößern, welcher der Handel Englands in ſeinen Hauptzweigen durch die Vereinigung Spaniens mit Frankreich ausgeſetzt würde.

So dem Geiſt der Engländer ſchmeichelnd erhielt dieſer Fürſt von Seiten der beiden Häuſer Verſicherungen des Unwillens gegen Frankreich, des Eifers für die Erhaltung der Ruhe und der Freiheit Englands ſowohl als ganz Europa's, und des emſigen Beſtrebens, die Rechte des Hauſes Oeſterreich zu unterſtützen, als das einzige Mittel, die allgemeine Ruhe feſt zu begründen.

Auch erlangte er die nöthigen Subſidien, um einen Krieg anzufangen und auszuhalten, welchen er in Vorſchlag gebracht hatte und den die Nation als unvermeidlich anzuſehen bewilligte, feſt entſchloſſen, „keinen Frieden zu machen, bis ſie Genugthuung empfangen hätte für die große Herabſetzung, welche ihr durch die Anerkennung des vermeinten Prinzen von Wallis zugefügt worden wäre.“

Um dieſen Krieg zu befördern, beſchloſſen die Gemeinen, 40,000 Mann zu dem Antheil, welchen der König von Großbritannien der großen Allianz zuführen ſollte, und 40,000 Matroſen für die Flotte zu werben

ben und zu unterhalten. Ueberdieß verlangte der König noch 10,000 Mann, welche ihm zu einer Landung bewilligt wurden.

Während ſich gegen Frankreich ſo mächtige Feinde verſammelten, empfing es von Spanien nur wenig Hülfe, da dies Land ſeit lange geſchwächt war und durch ungeheure aber zur Erhaltung der verſchiedenen Theile einer ſeit einer langen Reihe von Jahren übelbeherrſchten Monarchie nöthige Unkoſten aufrecht erhalten werden mußte.

Der Anfang des Kriegs war für Frankreich glücklich und der Feldzug von 1703 verbreitete ſeinen Ruhm in Deutſchland. *) Breiſach ergab ſich dem Herzog

*) Die Hauptunternehmungen in den Jahren 1702. und 1703. waren folgende:

Im Jahr 1702. drangen die Kaiſerlichen in das Herzogthum Mirandola ein. Der Prinz Eugen überfiel Cremona und wurde noch an demſelben Tage, den 1. Febr. daraus vertrieben: der Marſchall von Villeroi wurde dabei zum Gefangenen gemacht. Der Herr von Vendome nöthigte den 24. Mai den Prinzen Eugen, die Belagerung von Mantua aufzuheben und ſchlug den 26. Jul. den General Visconti zu Santa Vittoria. Albergotti nahm Reggio und Modena ein. Beide Theile ſchrieben ſich in der Schlacht von Luzara, welche den 15. Auguſt geliefert wurde, den Sieg zu. Der Herr von Vendome nahm Luzara und Guaſtalla in Beſitz. In Flandern nahmen die Feinde den 23. Sept. Venlo, den 8. October Ruremonde und den 23. deſſelben Monats die Citadelle von Lüttich. In Deutſchland übergab der Herr von Blainville Kaiſerswert, den 13. Junii. Der Herzog von Baiern überfiel Ulm, den 1. Sept. Der Herr von Melac übergab den 11. Sept. Landau. Den 11. October nahm der Herr von Villars Neuburg weg und ſchlug die Kaiſerliche Armee zu Friedlingen gänzlich. Den 20. October hob der Prinz

von Burgund. Der Marſchall von Tallard nahm darauf Landau weg und ſchlug bei Speier die feindliche

Prinz Friedrich von Brandenburg die Belagerung von Rheinsberg auf. Der Graf von Tallard nahm den 25. October Trier ein und den 6. November die Stadt und Schloß Traerbach. Unſere Truppen rückten den 3. December in Nancy ein. Der Graf von Chateau — Renaud erlitt den 22. October eine gänzliche Niederlage, durch den Herzog von Ormond, in dem Hafen von Vigo, wohin er die Kauffartheiſchiffe von Mexico geführt hatte.

Im Jahr 1703. nahmen die Feinde wieder Rheinsberg weg, den 9. Febr. Der Marſchall von Tallard ließ den 25. Februar die Belagerung von Traerbach aufheben. Der Marſchall von Villars bemächtigte ſich Offenburgs, Raſtadts und der Schanzen, welche die Feinde an der Quinche hatten. Den 9. März eroberte er das Fort Kehl. Der Kurfürſt machte ſich zum Herrn von Neuburg an der Donau, den 3. Februar. Er ſchlug die Feinde den 11. März bei Paſſau, den 25. bei Burglenfeld, bemächtigte ſich den 8. Avril Regenſpurgs und wurde den 11. Mai zu Dutlingen vom Marſchall von Villars eingeholt. Der Kurfürſt nahm den 18. Juni Kuffſtein und den 26. Inſpruck. Der Herr von Vendome durchbrach den engen Paß zwiſchen den Gebirgen am Eingange in das Tridentiniſche Gebiet, den 26. Juli. Den 27. Juli eroberte der Herr von Vaubecourt Baſello. Der Herr von Legal zerſtreute ein Detachement des Prinzen von Baden, den 30. Juli. Der Marſchall und der Kurfürſt ſchlugen, den 20. Sept., den Grafen von Stirum zu Hochſtet aufs Haupt. In den Niederlanden eroberte der Marſchall von Villeroi Tongres mit Sturm, den 10. Mai. Marlborough nahm den 15. Mai Bonn und den 26. Juni Huy ein. Die Schlacht zu Ekeren, welche den 30. Juni geliefert wurde, war für die Franzoſen vortheilhaft. Den 27. Sept. nahmen die Feinde Limburg und den 17. Decembr die Stadt Guelders weg. Der Herr von Vendome ſchlug den General Visconti. Der Herzog von

Bur

che Armee unter der Anführung des Prinzen von Heſſencaſſel, des nachherigen Königs von Schweden.

Im folgenden Jahre änderte ſich die Lage der Dinge*). Der unglückliche Erfolg der Schlacht bei Hochſtet

Burgund eroberte Altbriſach den 6. Sept. Der Prinz von Heſſen wurde vom Marſchall von Tallard beſiegt, welcher darauf Landau wegnahm. Die Kaiſerlichen erhielten Bamberg in ihre Gewalt, den 30. Nov. Die Engliſchen und Holländiſchen Flotten wurden durch die Franzoſen mehrmals geſchlagen.

*) In dieſem Jahre 1704. hatte der König von Spanien anfangs einige Vortheile gegen den König von Portugal, welcher ihn aber nachher wieder zurückſchlug. Die Engliſche Flotte bemächtigte ſich Gibraltars den 4. Auguſt. Der Herr von Vendome machte ſich zum Herrn der Staaten des Herzogs von Modena, welcher ſich mit dem Kaiſer verbunden hatte. Die Kaiſerlichen nahmen die Staaten des Herzogs von Mirandola in Beſitz, welcher mit Frankreich einen Vertrag ſchloß. Der Großprior von Vendome eroberte den 10. April Rovere, und der Herr von Feuillade den 12. Juni die Feſtung Enze. Gegen das Ende des vorigen Jahres hatte er ganz Savoyen bis auf Montmelian, weggenommen. Den 20. Juli eroberten die Franzoſen in Italien noch Vercell, die Stadt Yvrea und Cenſano. In Deutſchland nahm der Kurfürſt den 9. Januar Paſſau und Marlborough den 2. Juli Donauwert in Beſitz. Den 13. Auguſt wurde die Schlacht bei Hochſtet geliefert. Engen und Marlborough erfochten daſelbſt einen vollkommnen Sieg über die Franzöſiſchen und Baieriſchen Armeen. Der Herr von Tallard wurde gefangen genommen. Die Feinde gewannen mehr als 80 Meilen Landes. Sie eroberten den 23. November Landau, den 19. November Traerbach und den 29. October Trier.

Im folgenden Jahr 1705. nahmen die Franzoſen in Italien Vinefranche in Beſitz, den 7. Februar und

ſchlagen ward. Eben ſo ergieng es mehreren Heeren, mit denen die Muſelmänner gegen ihn anzogen. Endlich wurde Ikonium mit dem Schwert in der Hand erobert, und unter den Muſelmännern und Perſern ein großes Blutbad angerichtet. Fünf Tage nachher ſchließt Kelisj Arslan mit ihm ein Bündniß, giebt ihm zur Bekräftigung deſſelben zwanzig Geiſſeln, und den Rath über Tarſus und Maſiſa zu gehen, den er auch befolgte. Unterweges kommt ihm der Mamlucke Hathim mit ſeinen Freunden entgegen (ob aus freyem Entſchluß oder gezwungener Weiſe kann ich nicht beſtimmen: wenigſtens brachten die Umſtände es ſo mit ſich.) Sie hatten den Auftrag ihn ſo viel als möglich in dem Gebiete des Kelisj Arſlan aufzuhalten. Als ſie aber bey ſeiner Armee eintrafen, war er ſchon zu weit vorgedrungen, und ſtand bey einem gewiſſen Fluſſe. Hier labte er ſich zuerſt durch Speiſe und Schlaf, und badete ſich nachher in dem kalten Waſſer. Durch dieß kalte Bad zog er ſich eine tödtliche Krankheit zu, die ihn in wenigen Tagen ins Grab ſtreckte. Die Geſandten des Prinzen Leo eilten ſogleich fort, und brachten dieſe Nachricht dem Prinzen, der ſchon auf dem Wege zum König war, jetzt aber ſich in eine von ſeinen Feſtungen warf. Der Sohn des Königs, den ſein Vater, als er den Feldzug antrat, zu ſeinem Gehülfen angenommen hatte, beſtättigte ihn in dem Beſitz ſeiner Länder, lockte mit freundſchaftlichen Worten die Geſandten wieder zurück, und ſagt ihnen: ſein Vater habe den Zug in dieſes Land blos in der Abſicht gethan, um die heilige Stadt zu beſuchen: Nach deſſen Tode ſey ihm die Obergewalt zugefallen; und er wolle jeden, der ſich folgſam beweißt, als Freund betrachten, widrigenfalls aber ſich durch Feindſeligkeiten rächen —

Es war alſo zum Theil Zwang, der den Prinzen Leo nöthigte, ſich mit ihm zu verbinden. Das deutſche

Heer

ſtet zwang den Kurfürſt von Baiern mit der Armee des Königs, welche er commandirte, über den Rhein zurückzupaſſiren. Sein Land wurde die Beute ſeiner Feinde.

Nach ſeiner Zurückkunft in die Niederlande, wo er des Königs von Spanien Generalvikarius war, war er zwei Jahre darauf zu Ramilly nicht glücklicher, und die merkwürdige Niederlage der königlichen Armee, im Mai 1706. lieferte die Niederlande den Feinden Frankreichs und Spaniens in die Hände.*).

Die

den 3. April die Feſtung; den 11. Mai Mirandola, den 28. Juli Chivas. In der Schlacht von Caſſano, den 16. Auguſt, blieb das Schlachtfeld den Franzoſen. Den 23. October eroberten wir Soncino, und den 11 December fiel Montmelian in die Hände der Feinde. In Spanien wurde der Marſchall von Teſſe genöthigt, die Belagerung von Gibraltar aufzuheben, und die Portugieſen eroberten im Mai Salvaterra, Valentia, Alcantara und Albuquerque. Gironne erklärte ſich den 2. October für den Erzherzog. Ihm ergab ſich auch Barcelona den 9. October. Der Marſchall von Villars eroberte den 3. Juli die Linien von Weiſſenburg. Hemsburg ergab ſich dem Marquis von Conflans. Der Prinz von Baden eroberte die Linien von Hagenau, den 28. Sept. und zog den 5. October in die Stadt ein. In Flandern eroberten die Feinde die Linien von Vigniement, und nahmen Lillemont und Leuve weg. Der Kurfürſt nahm den 25 November Dieſt in Beſitz.

*) Während des Feldzugs vom Jahr 1706 verlor man in Spanien Villareal den 8 Januar und den 6. April Alcantara. Den 12. Mai hob man die Belagerung von Barcellona auf. Catalonien wurde dem Erzherzog eröffnet. Die Portugieſen eroberten Ciudad Rodrigo und Albuquerque Die Feinde nahmen den 30 Juni von Carthagena und den 8 Juli von Salamanca Beſitz; zogen in Madrid ein und riefen daſelbſt den Erzherzog

Die Unglücksfälle waren dadurch noch nicht geendigt. Die übelunternommene und übelausgeführte Belagerung von Turin gab dem Prinzen Eugen Zeit, dem Herzog von Savoyen zu Hülfe zu eilen. Die Armee des Königs zog sich, als sie geschlagen worden war, in ihren Verschanzungen, nach Dauphiné zurück. Man willigte in die Bedingungen einer vom Prinzen Eugen entworfenen Capitulation, um die in Italien übrig gebliebenen Truppen nach Frankreich zurückzuführen, welche in der Schlacht, die der Graf von Medavi über die Kaiserlichen unter der Anführung des Prinzen von Heſſencaſſel gewann, eben damals, als man durch eine Kapitulation ihren Abzug aus Italien sichern und letzteres der Armee des Kaisers überlassen wollte, den Sieg über dieselbe erfochten hatten.

zum König aus. Den 4. September eroberten sie Alicante. Carthagena nahm man ihnen wieder ab den 18 November. Die Inseln Yvica und Majorca unterwarfen sich dem Erzherzog. Den 14. December eroberte man von den Portugiesen Alkantara wieder. In Flandern verloren wir durch die für Frankreich höchst unglückliche Schlacht von Ramilly, welche den 23 Mai geliefert wurde, Löwen, Brüssel, Mecheln, Lüttich, Brügs, Gand, Antwerpen, Oudenarde, Ostende, Menin, Ath u. s. w. In Italien eroberten wir anfangs die Festung Nice, den 4. Januar, und gewannen das Treffen von Calcinato, den 9. April. Nachher aber hoben wir die Belagerung von Turin auf, den 7. Sept.; unsere Linien wurden erstiegen durch den Prinz Karl, und wir verloren das Gebiet Modena, Mantua, Mailand, Piemont, und endlich das Königreich Neapel. In Deutschland hatten wir einige Vortheile; wir eroberten den 2. Mai Drusenheim, den 11. Mai Hagenau, und den 30. Jul. die marggräfliche Insel.

Nicht glücklicher war der König von Spanien. Die Ankunft einer Engliſchen Flotte vor Barcellona hatte ihn genöthigt, die Belagerung dieſer Stadt, worin ſich der Erzherzog eingeſchloſſen hatte, eilig aufzuheben; Er war, da er nirgends einen freien Rückzug in ſein Königreich fand, gezwungen, durch Frankreich dahin zurück zukehren.

Der König ertrug ſo viele Ereigniſſe, ſo abwechſelnd im Glück, deſſen ſeine Waffen ſonſt gewohnt waren, mit Standhaftigkeit. Es hatte einigen blendenden Anſchein, dieſes alte Glück werde zurückkehren, als im Anfange des Feldzugs 1708 *) der Herzog von Bur-

*) In den Jahren 1707 und 1708 machte man folgende Operationen: Im Jahr 1707 räumten unſere Truppen die ganze Lombardie. Den 2. Juli eroberten die Feinde Capua, den 5 Neapel und dann auch den ganzen Reſt des Königreichs; den 30. Sept. Gaeta, den 13. October das Schloß Suze, und den 21. December Orbitello. Der Marſchall von Berwick gewann die Schlacht von Almanza den 25. April und den 3. Mai eroberten wir Requena, Valencia und die andern Städte dieſes Königreichs; den 25. Mai Saragoſſa, den 25. Mai Serpa, den 10. Juni Alcira, den 7. Juli Requinenza, den 7. Auguſt Monzon, Puicerda und ganz Cerdagne; den 4. October Ciudad Rodrigo, den 13. October die Stadt Lerida und den 12 November das Schloß. Die Feinde haben den 22. Auguſt die Belagerung von Toulon auf. Der Marſchall von Villars überfiel die Linien von Stollhoffen den 22. Mai, bemächtigte ſich des Herzogthums Wirtemberg, foderte Brandſchatzungen bis jenſeits der Donau, nahm Schorndorf ein, ſchlug den General Jances und machte ihn zum Gefangenen; aber der Kurfürſt zwang ihn, den Rhein zurückzupaſſiren. Zur See hatten wir mehrere Vortheile.

Im Jahr 1708. eroberten wir Gand, Bruges und Plaſſendal. In dem Treffen von Oudenarde den 11. Jul. trugen die Feinde den Vorzug davon. Sie belagerten

Burgund, welcher die Armee Sr Majeſtät commandirte, die Stadt Gand überfiel; aber die Hofnung zu glücklichen Fortſchritten während dieſes Feldzugs verſchwand durch die höchſtwichtige Schlacht von Oudenarde, die eben ſo unglücklich ablief, als ſie übel beſchloſſen worden war: eine traurige Wirkung der Eiferſucht zwiſchen den Hofmännern eines jungen Fürſten und dem General, welcher die Armee unter ihrer Aufſicht commandirte.

Durch dieſes Ereigniß verlor Spanien alles, was es noch in den Niederlanden beſaß, nur Luxenburg, Mons und Nieuport ausgenommen. Es würde überdieß die Folge geh bt haben, daß ſich Frankreich den härteſten Bedingungen hätte unterwerfen müſſen, um einen nöthig gewordenen Frieden zu erlangen, wenn nicht Gott den König geſchützt und nachdem er ihn gedemüthigt hatte, ſeine Feinde verblendet hätte.

Obgleich ſich bei jeder Prüfung ſein Muth zeigte, ſo fühlte er doch innerlich den gerechten Schmerz über die Verlängerung eines Kriegs, unter deſſen Laſt ſeine Unterthanen ſeufzten. Mehr ihr Unglück als ſeinen Ruhm zu Herzen nehmend hatte er, um es zu enden, verſchiedene Mittel angewandt, eine Unterhandlung anzufangen.

Sich an Holland zu wenden, hielt man allgemein für den einzigen Weg, zum Frieden zu gelangen; und

gerten den 22. Auguſt Lille, und eroberten ſie den 23. October, und den 8 December die Citadelle. Den 30. December nahmen die Alliirten Gand wieder weg. Die Engländer bemächtigten ſich den 17. Auguſt Sardiniens und den 29. September Port Mahon. Der Herzog von Savoyen eroberte die Schanzen von Exiles, von Fenestrelles und von Perauze. In Spanien hatten wir einiges Glück.

dieſen hatte man ſeit 1706. verfolgt. Schon mehrere Vorſchläge zu einem gütlichen Vergleich waren dieſer Republik gemacht worden. Der glückliche Erfolg davon ſtellte auch ſogleich den Frieden wieder her, aber von dieſem wird nichts gehört, wenn er nicht durch den Sieg unterſtützt wird.

Die nach ſo vielen widrigen Begebenheiten gemachten Verſuche brachten ſtatt aller Antwort die Wirkung hervor, daß die Holländer an ihre Alliirten unzertrennlich gebunden, als eine Präliminärbedingung und als die Baſis des zu machenden Traktats foderten, daß Spanien mit allen ſeinen Staaten, in der alten wie in der neuen Welt, dem Hauſe Oeſterreich zufiele: daß die Republik Holland, durch die Unternehmungen Frankreichs immer beunruhigt, zu ihrer Sicherheit und ihre gerechten Beſorgniſſe zu heben, in den Niederlanden eine hinreichende Grenzmauer bekäme; daß der Handel ihrer Unterthanen mit Frankreich geſichert und die zu Ryswyck über dieſen Punkt zugeſtandenen Vortheile noch vermehrt werden ſollten.

Wäre man über dieſe Präliminärartikel ins Reine, dann könnte man über die übrigen Friedensbedingungen unterhandeln.

Dieſe gebieteriſchen Foderungen wurden durch die Reden der Feinde Frankreichs unterſtützt. Ihre gewöhnliche Rede war: man dürfe ſeinen Kunſtgriffen nicht trauen, müßte ſich vor ſeinen Fallſtricken hüten; ein dauerhafter Friede, wie ihn Europa zur Sicherung ſeiner Ruhe und ſeiner Freiheit wünſchen müßte, würde nie nach den Geſchmack der Franzoſen, und nie die wahre Abſicht ihres Königs ſeyn; er habe keine andere, als eine mächtige Ligue, deren vorzügliche Macht auf dem Einverſtändniß in allen ihren Theilen beruhe, zu trennen; noch einige Jahre Krieg, ſagte man, und das

ſo

ſo furchtbare Frankreich wird nicht mehr zu fürchten ſeyn.

Dieſe Reden und die Härte der von den Feinden gemachten Bedingungen ſchienen den meiſten in Frankreich lauter Erdichtungen, durch deren Verbreitung man das Volk täuſchen und bewegen wolle, das Ungemach des Kriegs geduldig zu ertragen.

Aber endlich ließ ſich die Wahrheit einſehen. Der Graf von Bergheick, Intendant der Niederlande für den König von Spanien, hatte nach dem Treffen von Ramilli, eine Art von Unterhandlung angefangen mit Van der Duſſen, Penſionär der Stadt Tergow. Der König hatte ſie gebilligt und der Präſident Rouille, welcher damals von Sr Majeſtät an den Kurfürſt von Baiern mit Ordern verſehen war, war zu dem Geheimniß zugelaſſen worden. Man theilte es dem Herrn Hennequin, Echevin von Rotterdam, mit, deſſen gute Geſinnungen für den Frieden ſich bei andern Gelegenheiten, vorzüglich bei den Frieden zu Ryswyck, gezeigt hatten. Er bekam Befehl, den Penſionär von Holland mit den Bedingungen bekannt zu machen, welche der König, um den Krieg zu endigen, eingehen würde. Man konnte jetzt glauben, daß die Ereigniſſe vom Jahr 1706. über die zwiſchen dem König Philipp und dem Erzherzog zur Ruhe Europa's zu machende Theilung entſcheiden würden.

Der erſte, genöthigt, Spanien zu verlaſſen, behauptete noch die Königreiche Neapel und Sicilien; man meinte, er würde ſich mit dieſen und den übrigen Staaten der Spaniſchen Krone in Italien begnügen und Spanien dem Erzherzog überlaſſen, der für jetzt Beſitzer deſſelben war. Die Unfälle des Kriegs begünſtigten dieſe Theilung.

Im folgenden Jahre war ſie nicht mehr an ihrer Stelle. Die Truppen des Kaiſers fielen in das Königreich

reich Neapel ein und bemächtigten ſich deſſelben ohne Mühe, während in Spanien der Herzog von Berwick das Treffen von Almanza gewann und auſſer Catalonien, alle Provinzen dieſes Königreichs wieder in die Gewalt ſeines rechtmäßigen Königs brachte.

Von Seiten Italiens beſaß der König Philipp nichts mehr, als Sicilien und die an der Küſte von Toscana gelegenen Plätze. So war der Plan zum Frieden, welcher der Lage der Dinge im Jahr 1706. gemäs war im Jahr 1707 nicht mehr ſchiklich. Allein dieſer Fürſt konnte als Herr von Weſtindien den Holländern große Handelsvortheile zugeſtehen und vielleicht überlegenere, als ſie von dem Hauſe Oeſterreich empfangen konnten. Ein ſo merkliches Intereſſe ſchien ein geſchiktes Mittel zu ſeyn, ſie zum Frieden geneigt zu machen.

Der Herr Menager, Deputirter der Stadt Rouen bei dem Handelsrath, in allem, was den Weſtindiſchen Handel betraf, wohl unterrichtet, hatte zufolge der Kenntniß, welche ihm ſein Aufenthalt in Spanien verſchafft hatte, einen Plan entworfen und behauptete, es wäre, wenn man ſeinen Ideen nachkäme, leicht, ohne Spaniens Nachtheil und mit ſeiner Bewilligung den Handel aller Nationen von Europa in der neuen Welt zu ſichern. Der König fand dieſen Plan gut; und als Menager Gelegenheit bekam, beſonderer Geſchäfte wegen nach dem Haag zu gehen; ſo erlaubte er ihm, denſelben einigen der Vornehmſten der Republik Holland mitzutheilen.

Er zeigte ihn dem Penſionaire Heinſius, dem Baron von Duyvenvoorden und Van der Duſſen; aber wenn ſie auch günſtig darüber geurtheilt und es als ein Glück für ihr Vaterland angeſehen hätten, ſich um die Genehmigung deſſelben zu bemühen: ſo

würde

würde doch der mißglückende Feldzug von 1708. alle Hofnung zum Frieden zerstört haben.

Indeß wurde die Wiederherstellung desselben Frankreich täglich nöthiger. Der König, Vater seiner Unterthanen, hielt sich mehr verpflichtet, ihnen Ruhe zu verschaffen, als auf Unkosten ihres Blutes die unnütze Bemühungen, seinen Enkel auf den Spanischen Throne zu schützen, fortzusetzen. Der Staat, welcher durch die künftighin unerträglichen Kriegskosten erschöpft war, konnte sich von so vielen unglücklichen Begebenheiten nicht anders erholen als durch den Frieden, und dieser war je schneller je besser.

Der von Menager vorgeschlagene Handelsplan hätte zur Einleitung einer Unterhandlung dienen können; aber er fand kein Gehör, sobald es sich zeigte, daß er die Bedingung, dem König Philipp V. die Krone Spaniens und Indien zu überlassen, als Grundlage festsetzte. Man mußte es daher auf andern Wegen versuchen.

Ungefähr zwei Jahre vorher kam ein Resident des Herzogs von Hollstein-Gottorp bei den Generalstaaten, aus eigenem Antrieb und ohne irgend eine Vollmacht nach Versailles. Er stellte sich dem königlichen Minister der auswärtigen Geschäfte vor und erbot sich, durch unverdächtige Mittel es im Geheim dahin zu bringen, daß die Vorschläge, wie sie Se Majestät zur Beförderung des Friedens für zuträglich hielten, durchgehen sollten. Sein guter Wille wurde gelobt, aber ehe man davon Gebrauch machte, verlangte der König, man solle ihm, wenn man ihn nach dem Haag zurückschickte, blos den Auftrag geben, dem Pensionair bekannt zu machen, daß Se Majestät beistimmten über die Grundlage der Bedingungen, welche seine Feinde für Präliminarartikel ausgeben, zu unterhandeln; es wäre nun nöthig, daß man über einen Ort übereinkäme, wo

man

man im Geheim conferiren könne, und daß für den vom König dazu abzuschickenden Minister ein Paß ausgestellt würde.

Man traf mit diesem Residenten, welcher Petkekum hieß, die Verabredung eine Correspondenz mit ihm zu unterhalten, welche das Wohl der Geschäfte und sein Eifer für den Frieden foderten. Er reiste nach dem Haag zurück und entledigte sich der Aufträge, welche er erhalten hatte, als der Graf von Bergheick gegen das Ende des Januars 1709. von Mons nach Versailles kam und dem König von den geheimen Instruktionen, welche der katholische König ihm mit dem Befehl überschickt hatte, sie Sr Majestät mitzutheilen, Bericht abstattete.

Diese Instruktionen, welche dieser Fürst mit eigener Hand geschrieben hatte, enthielten eine weitläuftige Vollmacht, alle Bedingungen, welche sie zur Sicherheit ihres Handels forderten, darzubieten. Er machte Heinsius und Van der Dussen damit bekannt und die gemeinschaftliche Antwort beider wurde auf der Stelle durch einen gewissen Lamberg, den sie dahin abschickten, nach Mons gebracht. Sie enthielt: „die Vorschläge, welche Bergheick zu thun habe, würden Gehör finden, wenn er Vollmacht hätte, Spanien und Indien an das Haus Oesterreich abzutreten, als die erste und nöthige Friedensbedingung."

Ein Minister des Königs von Spanien konnte eine Unterhandlung, deren erster Artikel war, in die Entthronung seines Herrn zu willigen, nicht weiter verfolgen. Bergheick brachte die Vortheile zur Sprache, welche die Holländer für ihren Handel finden würde, wenn sie mit dem König von Spanien in eine Unterhandlung träten, und sagte zu Lamberg, er habe eben jetzt wirklich von diesem Fürsten Vollmacht erhalten, mit der Republik eine geheime Unterhand-

handlung anzufangen; er würde Van der Duſſen die Copie davon ſchicken, es ſey, um in einer ſo wichtigen Sache einſtimmig zu handeln, nöthwendig, ſich von beiden Seiten mit gleichem und wechſelſeitigem Zutrauen zu ſprechen, er würde ſich daher an den Ort begeben, den man ihm zur Unterredung beſtimmen würde. Die Vorſchläge endlich, welche er für den Handel der Unterthanen der Republik thun würde, würden ſo ſicher und ſo vortheilhaft ſeyn, daß ihre Miniſter nicht ſchwanken würden ſie anzunehmen. Er bekam zur Antwort ein von Van der Duſſen ſelbſt geſchriebenes Memoire folgenden Inhalts:

„Der Graf von Bergheick wird einſehen, daß wofern man nicht dieſelben Anerbietungen, welche vordem gemacht worden ſind von Spanien, Indien, Mailand und den Niederlanden und was noch hinzugefügt worden iſt, thut, ſo wie auch einen günſtigen Handelstraktat macht, man über die andern Präliminarartikel nicht mit Zuverläßigkeit wird ſprechen können.“

Dieſe ſo harten Bedingungen waren beinahe die nämlichen, welche Petkum nach Holland gebracht hatte, als ſolche, welche einem allgemeinen Frieden zum Grunde gelegt werden ſollten. Seit ſeiner Ankunft im Haag hatte er geſchrieben, daß er ohne Verzug nach Verſailles zurückkehren würde, um von ſeiner Miſſion Bericht abzuſtatten. Allein die Lage der Dinge zu Anfange des Jahrs 1709 *) war ſo, daß man

*) Weiter oben hat man den Verluſt geſehen, welchen wir im Jahr 1708 litten. Im Jahr 1709 nahmen die Feinde den 29. Jul. Tournai weg und den 3. Sept. die Citadelle. Den 11. Sept. fiel die Schlacht von Malplequet vor, die blutigſte dieſes ganzen Kriegs. Das Schlachtfeld blieb den Feinden. Den 26. Octobr. eroberten

Heer ist überaus zahlreich. Nach einer neulich angestellten Musterung betrug es noch 42000 gepanzerte Ritter und eine unzählige Menge Fußvolks. Es besteht aus den verschiedensten Menschen, die durch eine fürchterlich strenge Mannszucht in Ordnung gehalten werden. Wer etwas gesetzwidriges begeht, darf sich gar nicht vertheidigen, sondern wird wie ein Schaaf zur Schlachtbank geführt, wenn auch noch so viele seinethalben Fürsprache thäten. Sie enthalten sich aller Wollüste, züchtigen den, der sich eine Ausschweifung erlaubt, und meiden seinen Umgang. Diese ihre Strenge soll ein Zeichen der Trauer über den Verlust des heiligen Hauses seyn. Man weiß daß sehr viele, wenn gleich wider Willen ihrer Obern, sich verschworen haben keine Kleider anzulegen, und schon seit langer Zeit nichts als die eiserne Rüstung auf dem bloßen Leibe tragen. Ihre ausdauernde unermüdende Geduld in allen Arten von Beschwerlichkeiten übersteigt fast allen Glauben."

„Dieß ist das Neue, welches ich euch gegenwärtig melden kann. Die künftigen Vorfälle, werde ich, so Gott will, euch in der Folge anzeigen."

So weit der Brief des Kakizous oder Vikars (denn dieß ist die Bedeutung jenes Worts.) dessen Name Bar Gregorius Basilides war.

Sieben und sechzigstes Kapitel.

Die Annäherung des Römischen Königs bewegte den Sultan die Großen des Reichs und seine Minister zusammen zu berufen, und ihre Meynung über die Maasregeln, die man jetzt ergreiffen solle, zu vernehmen. Alle Stimmen fielen darauf hinaus, daß ein Theil der Armee zur Bedeckung derjenigen Grenzen di

man jeden Augenblick in Acht nehmen' mußte, um zum Frieden zu gelangen. Es schien wesentlich nothwendig, zu dieser Absicht Conferenzen anzuknüpfen, darüber übereinzukommen, um welchen Preis es auch seyn möchte, und alle Ausflüchte und Kunstgriffe, welche die Feinde anwenden würden, um allen Anschein von Negociation zu entfernen, noch vor der Eröffnung des Feldzugs zu vereiteln.

So befahl der König, ohne die nahe Rückkunft Pettekums abzuwarten seinem Minister der auswärtigen Geschäfte, geradezu an Van der Duſſen zu schreiben, daß Se Majestät, nachdem sie das von seiner Hand geschriebene Memoire gesehen hätten, um des Friedens willen einwilligten, unter den als Basis der Negociation geforderten Bedingungen zu unterhandeln. Sie wurden genau wiederholt und vermittelst der Einwilligung in diese Präliminarartikel endigte sich das Schreiben damit, daß er sowohl für die Person, welche der König mit seinen Ordern versehen würde, als für den Grafen von Bergheick einen Paß verlangte.

Man hatte Ursach zu glauben, daß die Holländer, welche auf der gänzlichen Abtretung der Spanischen Monarchie, als der Grundfriedensbedingung, so hartnäckig bestanden, sich weigern würden, einen Minister des Königs Philipp zu den Conferenzen zuzulassen. Diese unbezweifelte Weigerung von ihrer Seite war der Klugheit Sr Majestät nicht entgangen; allein seine Absicht war, Bergheick wenigstens irgend eine

eroberten sie Mons. Der Graf von Bourg rettete Elsaß, indem er den Grafen von Merci den 26. August zu Ottersheim schlug. In Spanien eroberten wir einige Städte und trugen einige wenig beträchtliche Vortheile davon.

eine geheime und besondere Conferenz mit den Deputirten der Republik zu erleichtern; so daß er, mit ihnen allein Gelegenheit bekäme, Anerbietungen zu thun, durch welche die vereinigten Provinzen eingenommen und bewogen werden könnten, zu ihrem eigenen Interesse den König von Spanien auf dem Throne zu schützen, wohin ihn Gott gesetzt hatte.

Pettekum überbrachte Van der Duſſens Antwort dem Miniſter, welcher ihm auf ausdrücklichen Befehl des Königs geſchrieben hatte. Er ſchickte den Paß zur Sicherheit des zu wählenden Bevollmächtigten, und verlangte, daß er ſich nach Antwerpen begeben ſollte, in der Abſicht, ihn in der Folge ſich dem Haag nähern zu laſſen; denn er hielt es für zuträglicher, die Conferenz ſelbſt in einem Orte der Provinz Holland zu halten als in Brabant. Er zog in Betrachtung, daß hiezu die Befehle wegen der Nähe des Haag ſchneller gegeben und die Schwierigkeiten leichter gehoben werden könnten: daß der Staat die Staaten? endlich mehr Herr der Unterhandlung ſeyn und leichter einen von ſeinen Gliedern dazu würde würden? anſtellen können.

Die Antwort Van der Duſſens an Bergheick, welche Pettekum zugleich überbrachte, enthielt eine Weigerung des verlangten Paſſes; um das Geheimniß der Conferenzen zu ſichern, hieß es, dürfe man ſchlechterdings nur den Bevollmächtigten von Frankreich zulaſſen.

Die Zeit zum Feldzug nahte heran; kaum waren noch 3 Monate bis zu ſeiner Eröffnung; und hatte man ihn angefangen, ſo zerſchlug ſich entweder die Unterhandlung oder der Erfolg davon wurde ſchwieriger.

Der König berathſchlagte über die Wahl, wem er ſeine Inſtruktionen und ſeine Vollmacht zu einer für das Wohl ſeines Reichs ſo wichtigen Commiſſion

anvertrauen ſollte. Unter verſchiedenen Perſonen wählte er den Herrn Voiſin, damaligen Staatsrath; er war Intendant zu Maubeuge geweſen und hatte, während der König im Jahr 1692 Namur belagerte, mit ſeiner Gemahlin die Geſchicklichkeit und das Glück gehabt, der Frau von Maintenon zu gefallen, welche ſich zu Dinan aufhielt.

Doch, als er durch den Staatsſecretär der auswärtigen Geſchäfte erfuhr, mit welcher Auszeichnung ihn der König beehrte, glaubte er, weit entfernt, dieſe Wahl als eine Gnade zu betrachten, daß dieß eine zu beſchwerliche Laſt für ihn wäre und faßte in demſelben Augenblick den Entſchluß, es von ſich abzulehnen. Er entſchuldigte ſich anfänglich mit ſeiner Unfähigkeit, ſagte mit Heftigkeit, daß er nie politiſche Geſchäfte verwaltet habe, und ſprach endlich mit ſteigender Stimme und mit einer Regung von Unwillen: „Ich bin es ſo überdrüßig, mich jedesmal, wenn eine anſehnliche Stelle entledigt iſt, vom Publikum ernennen zu hören und keine davon zu erhalten, daß ich mich mit einer ſolchen Commiſſion, von welcher ich nur Mühe und Unannehmlichkeiten zu erwarten habe, nicht beläſtigen will.“

Vergebens wollte der Staatsſecretär die Zeichen der Achtung und des Zutrauens in Anſchlag bringen, welche ihm der König gäbe, die Wichtigkeit des Poſtens und die Beträchtlichkeit des Dienſtes, welchen er dem König und dem Königreich dadurch leiſtete, indem er für einen ſo nöthigen Frieden arbeiten würde; den Nachtheil dagegen, welchen er ſich zuziehe wenn er ſich dieſer ehrenvollen Wahl Genüge zu leiſten weigerte. Alle dieſe Reden waren fruchtlos. Wie von einem nahen Glück geleitet, welches er nicht erſt in Holland zu erwarten habe, ſchloß Voiſin mit dieſen Wor-

Worten: „Ich werde mir wohl zu helfen wiſſen. Seyen Sie darüber ohne Sorge; ich befürchte nicht, daß mir es der König übel vergelten ſoll.“ Zu gleicher Zeit ging er weg und nach Saint Cyr: der König ernannte den folgenden Tag den Herrn Rouillé, Präſidenten im groſſen Rath, zum Abgeordneten nach Holland, um mit den Deputirten der Generalſtaaten zu conferiren und mit ihnen an der Wiederherſtellung des allgemeinen Friedens zu arbeiten.

Rouillé war Geſandter in Portugal geweſen und hatte dann die Beſorgung der königlichen Befehle bei dem Kurfürſt von Baiern übernommen, als dieſer Fürſt nach der unglücklichen Schlacht zu Hochſtädt in die Niederlande zurückkehrte. Während ſeines Aufenthalts bei dem Kurfürſten von Baiern hatte er einen Anfang zu einer Unterhandlung mit demſelben Van der Duſſen gemacht, welcher zur Conferenz mit dem Bevollmächtigten des Königs ernannt worden war; daher war die abzuhandelnde Materie ihm weder neu noch fremd.

Die Inſtruktionen, welche er vom König empfing, räumten alle Schwierigkeiten, welche die Negociateurs bei der Eröffnung einer Unterhandlung gewöhnlich finden oder erregen, aus dem Wege. Da man keine Zeit zu verlieren hatte, ſo ſchrieb Er ihm vor, die Vollmachten, mit welchen die Deputirten der Republik Holland verſehen ſeyn würden, gelten zu laſſen, ohne ſich bei der genauen Unterſuchung ihrer Gültigkeit aufzuhalten. Er ſolle ſich nicht auf weitläuftige Streitigkeiten einlaſſen, um zu beweiſen, daß er die Wiederherſtellung der Ruhe Europa's aufrichtig wünſche. Der vollſtändigſte Beweis von der Aufrichtigkeit ſeiner Abſichten war der Befehl, welchen er ihm gab, gleich bei der erſten Conferenz zu erklären,

daß Er seine Einwilligung gäbe, zur Beförderung des Friedens Spanien, Indien, Mailand und den Niederlanden zu entsagen, und für Holland günstige Handelsverträge und die Sicherheit einer festen Grenzlinie in Flandern zu bewilligen.

Das immer ungewisse Glück der Waffen kann die Friedensunterhandlungen leicht rückgängig machen, wenn sie auch noch so weit vorgerückt sind. Die jetzige beruhte auf schwachem Grunde; sie war noch nicht einmal angefangen.

Der Feldzug war seiner Eröffnung nahe und die ersten Ereignisse desselben konnten alle Hoffnung zum Frieden vernichten. Das sicherste Mittel, neue Unglücksfälle, worin sich Europa gestürzt sehen könnte, zu verhüten, war schnell abzuschließen und der Zeit, wo sich die Armeen versammeln würden, zuvorzukommen. Der König gestand schon die wichtigsten Friedensbedingungen zu, indem er die von den Holländern so genannten Präliminärartikel einwilligte. Die übrigen Vertragsartikel konnte man im allgemeinen aufs reine bringen, eine Zeit bestimmen, um ihnen die gehörige Form zu geben, und unterdessen die Feindseligkeiten aufheben.

Dieß sollte der Präsident Rouillé den zur Conferenz verordneten Deputirten vortragen und darauf dringen, daß man nothwendig diesen Weg wählen müsse, wenn man die allgemeine Ruhe herzustellen aufrichtig wünsche.

Die Königreiche Neapel und Sicilien waren nie unter der Zahl der Länder begriffen worden, deren Abtretung um des Friedens willen gefordert worden war. Ein so geringer Theil des Spanischen Nachlasses sollte dem König Philipp nicht streitig gemacht werden, um für so viele Staaten, auf welche

er Verzicht zu thun genöthigt war, nur eine leichte Entschädigung zu erhalten. Die Engländer allein stellten sich, als ob sie sich fürchteten, daß ein Prinz aus dem Hause Frankreich im Besitz dieser beiden Königreiche bleiben und folglich Gewalt haben würde, den Handel Englands in der Levante und dem mittelländischen Meere zu stören. Diese Furcht aber beunruhigte die Holländer nicht und sie hatten sich bis jetzt einer in Vergleichung gegen das, was der König dem allgemeinen Besten aufopferte, so geringen Entschädigung nicht widersetzt. Man konnte also glauben, daß sie die Proposition darüber unterstützen und noch mehr, daß sie der Forderung, welche Rouillé machen sollte, einen so mäßigen Antheil zu vergrößern, nicht entgegen seyn würden.

Daher verlangte der König, daß den Königreichen Neapel und Sicilien Sardinien noch beigefügt werden sollte, nebst den Plätzen, welche Spanien an den Küsten von Toskana besaß. Se Majestät hatten nicht nur das besondere Interesse des Königs, seines Enkels, vor Augen, sondern auch das des ganzen Europa. Denn zu dessen Ruhe war rathsam, daß der Fürst, welcher die beiden Sicilien beherrschen würde, auch mächtig genug wäre, um sich in seinem neuen Besitzthum zu behaupten. Er würde alles zu befürchten gehabt haben von den ehrgeizigen Planen des Hauses Oesterreich, welches sich auf eine große Zahl Anhänger stützte, die sich in der letzten Revolution des Königreichs Neapel laut für dasselbe erklärt hatten.

Der Erzherzog würde, wenn er König von Spanien geworden wäre, leicht zu Neapel und in Sicilien geheime Einverständnisse unterhalten haben; überdieß würde es ihm auch allzu leicht gewesen seyn, schnell Hulfstruppen dahin zu schicken, wenn er Herr von

Sardinien geblieben wäre. Uebrigens war der Hauptpunkt, den Frieden zu bewerkſtelligen. Jeden Tag vermehrte ſich die dringende Nothwendigkeit deſſelben. Seine Beſchließung war es, was der König hauptſächlich zur Abſicht hatte. So ſehr er die Lage des Königs, ſeines Enkels, annehmlicher zu machen wünſchte, ſo wollte er doch ein Unternehmen, von deſſen ſchneller Beendigung ſo viel abhing, nicht durch unnütze Streitigkeiten aufhalten.

Er erlaubte daher dem Herrn Rouillé, von der gemachten Forderung wegen Sardiniens und der Plätze in Toskana, wenn er es für zuträglich hielte, abzuſtehen; allein dieſe Entſagung ſollte Stufenweiſe gehen, ſo wie er ihm vorſchrieb.

Der erſte Schritt war Sardinien zu entſagen, und die Plätze von Toskana als befeſtigt zu behalten.

Der zweite, die Feſtungswerke dieſer Plätze niederzureiſſen und die Orte dem König Philipp zu überlaſſen.

Der dritte, dieſe Plätze entweder befeſtigt, oder geſchleift, dem Großherzog von Toskana abzutreten.

Der König wünſchte den Frieden ſo aufrichtig und ſeine Zuſicherungen waren ſo lauter, daß er Rouillé noch beſonders vorſchrieb, in den Conferenzen jeden Ausdruck zu vermeiden, welcher zu der Meinung Anlaß geben könne, daß er die Abſicht habe, die Eiferſucht zu nähren, welche die Republik Holland gegen die geheimen Plane des Wiener Hofs zu fühlen anfing; und wirklich hatte dieſe Republik ſeit langer Zeit ein Betragen angenommen, welches ihren ſonſtigen Maximen geradezu entgegen war. Die Unerläßlichſte für ſie war ehedem, es dahin zu bringen, daß zwiſchen den vorzüglichſten Mächten Europa das Gleichgewicht erhalten würde. Davon war ſie ſo

weit

weit abgewichen, daß ſie jetzt ihre Reichtümer dazu anwendete und erſchöpfte, um die Waagſchale zum Vortheil des Hauſes Oeſterreich neigen zulaſſen, oder ſie vielmehr mit Gewalt niederzuziehn.

Dieſe ſo richtigen Bemerkungen ſchienen zu einer Zeit, wo Leidenſchaften die Feinde Frankreichs vereinigte, ohne Nutzen. Was man zur Aufklärung der weniger erhitzten ſagen konnte, würde als ein Kunſtgriff angeſehen worden ſeyn, die Alliirten zu trennen. Treue und Aufrichtigkeit aber waren die Begleiter, welche der Negociateur bei der Vollſtreckung der königlichen Befehle ſich zur Seite ſtellen ſollte.

Aber die eine wie die andere war dagegen auch von Seiten der Holländer nöthig; und weil ſie für ihre Alliirten eben ſowol unterhandelten als für ſich ſelbſt, ſo erfoderte die Billigkeit und das Wohl des Friedens auf gleiche Weiſe, daß ſie die gehörigen und ſichern Vorkehrungen trafen, um den König Philipp in den ruhigen Beſitz derjenigen Entſchädigung, mit welcher er ſich zu begnügen genöthigt ſeyn würde, zu ſtellen und ihn darin zu ſchützen.

Man hatte keine Urſache zu zweifeln, daß die Unruhe in Spanien aufs höchſte ſteigen, daß ſie ſogar eine gänzliche Revolution bewirken würde, wenn die Unterthanen des katholiſchen Königs, welche bis jetzt in ihrer Treue unerſchütterlich waren, erfahren würden, daß ſie derſelbe zu verlaſſen bewilligte oder gezwungen würde, daß der Erzherzog über ſie regieren, und daß es dieſem Fürſten ſo eben an der Spitze einer Armee in Catalonien frei ſtehen würde, an dem größten Theile eines Königreichs, deſſen Einwohner aus allen Ständen, ſich ſtandhaft geweigert hatten, ihn für ihren Oberherrn zu erkennen, nach ſeinem Gefallen Rache zu nehmen.

Es war daher wesentlich nothwendig, die Holländer ganz deutlich und ohne Zweideutigkeit über die Mittel sich erklären zu lassen, durch welche sie den Kaiser nöthigen würden, seine Truppen aus dem Königreich Neapel zurückzuziehen. Sicilien war noch in der Gewalt des Königs von Spanien und man mußte sie fragen, was sie thun würden, um den König von Neapel in demselben Augenblik in den Besitz dieses Staats zu setzen, in welchen er die vielen übrigen Staaten, von denen er noch Herr war, abtreten würde. Dieser Tausch sollte von beiden Seiten mit gleichem Schritt vorrücken. Die Redlichkeit foderte es; und da der König zu Beförderung des Friedens so viele harte Bedingungen eingegangen hatte, so war es billig, daß die Vollstreckung der Artikel im Betreff des Königs seines Enkels gesichert wurde.

Daher erhielt der Präsident Rouillé den Auftrag, dem Deputirten, welcher mit ihm unterhandelte, lebhaft zuzusetzen, daß er sich über die Absichten seiner Obern in einem so wesentlichen Punkte, von welchem die Abschließung und die Behauptung des Friedens abhing; rein heraus erklären solle.

Wenn ihn der Deputirte fragte, wie er selbst darüber gesonnen wäre, und was er über füglichе Anschläge, die Entschädigung des Königs Philipp und die Vollziehung des Traktats zu sichern dächte: so gestattete ihm der König in diesem Falle den Vorschlag zu thun, die Republik Holland solle sich bei dem Kaiser verwenden, und ihn verbindlich machen, seine Truppen aus Neapel und dem ganzen Umkreis dieses Königreichs zurückzuziehen, damit sie von den Holländischen Truppen abgelöst würden, denen die Besatzung desselben solange anvertrauet werden sollte, bis dieser Staat ruhig und ohne Störung den Händen des Königs Philipp übergeben würde; die Schiffe

der

der Republik ſollten zur Ueberſetzung der Truppen dienen und folglich ſo bis zur Vollziehung des Friedens Depoſitaire des Königreichs werden und bleiben; eine andere Holländiſche Escadre könne zur Ueberfahrt des Königs von Spanien dienen, ſey es nun nach Neapel oder nach Sicilien; und wenn etwa die Engländer einige Eiferſucht zeigten über dieſen den Holländern zugeſtandenen Vorzug, ſo könne man der Holländiſchen Escadre noch eine Engliſche beifügen. Wären die Bedingungen des Traktats in Richtigkeit, ſo würde der König das ſeinige thun, um den König, ſeinen Enkel, zur Unterſchrift derſelben zu überreden; und im Fall er ſich weigern ſollte, die Franzöſiſchen Truppen, welche eben in Spanien dienten, zurückrufen.

Der König hatte dabei den Vortheil der Einzelnen, welche ſich durch ihre treue Ergebenheit gegen den König Philipp auszeichneten, nicht vergeſſen.

Rouillé ſollte auch ausbedingen, daß die Güter, Ehrenſtellen und Würden, welche dieſer Fürſt ſowol ſeinen Unterthanen als den Fremden bewilligt hätte, ihnen erhalten werden ſollten.

Dieſe Bedingungen betrafen nicht ſowol die Republik Holland als ihre Alliirten. Der unmittelbare Nutzen, welcher ihr am meiſten in die Augen fiel, war der, welchen ſie für ihren Handel hoffen konnte. Nicht weniger war ſie auf die Sicherheit jener angeblichen Barriere bedacht, welche ſie in den Niederlanden verlangte. Der Handel iſt die Grundfeſte ihrer Macht. Nur durch die Sorgfalt, welche ihre Einwohner anwendeten, dieſen zu verbeſſern, durch ihre Geſchicklichkeit und Betriebſamkeit, ihn auszubreiten, hat ſie ſich emporgeſchwungen. Während des Kriegs lag er ſehr. Er war mehr als je in Abnahme, ſeitdem die Holländer der Ligue gegen Frankreich beigetreten waren und die größten Ausgaben deshalb hatten beſtrei-

die vom Feinde bedroht würden abgehen, der andre aber bey Ptolemais zurückbleiben solle: welches denn auch geschah.

Um diese Zeit grif eine hitzige Seuche im Lager um sich. Modasseroddin Fürst von Charara, und Almalich Addaphir schienen dem Tode nahe zu seyn: und so auch unzählige andere: die Krankheit aber war, Gottlob! unter uns nicht tödtlich, dagegen wüthete sie desto ärger im feindlichen Heere, wo sie in eine wirkliche Pest ausartete. Auch dieses Unglück ertrug Saladin mit so großer Standhaftigkeit, daß er während demselben die Franken unaufhörlich beunruhigte.

Acht und sechzigstes Kapitel.

Verfolg der Geschichte des deutschen Königs.

Auch der Sohn des verstorbenen Deutschen Königs verfiel in eine schwere Krankheit, und mußte sich deshalb mit 25 Rittern und 40 Tempelherren an einen im Gebiete des Prinzen Leo gelegenen Ort begeben. Der Vortrapp unter Anführung eines gewissen sehr berühmten Grafen zog bey dem Schlosse Pagrá vorbey. Er war durch Seuchen sehr geschwächt, hatte wenige Pferde Lastthiere, und anders nothwendige Geräthe bey sich, und daher fiel es der kleinen Mannschaft in Pagrá leicht ihnen 200 Mann abzunehmen. Die Statthalter von Syrien schickten ein Observationscorps gegen sie aus, das einen großen Haufen beym Fouragieren überfällt, und von ihm, wie ich es aus authentischen Papieren weiß, die große Beute

ten müſſen, ohne den geringſten Nutzen davon zu ziehen.

Ihre Alliirten waren ihre geheimen Feinde. Die Engliſche Nation, darauf bedacht jeden günſtigen Zeitpunkt zu benutzen, um auf den Sturz des Handels der übrigen Nationen den ihrigen auszubreiten ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, ihre Ungerechtigkeit und ihre Bedrückungen die Holländer fühlen zu laſſen. Indeß war die Republik von der falſchen Meinung eingenommen, daß, wenn Philipp V., ein Enkel Frankreichs, ruhiger Beſitzer von Spanien und Indien bliebe, ihr Handel zu Grunde gehen würde. In der Ueberzeugung, daß eine zu frühzeitige Trennung von ihren Alliirten eben ſo unglücklich für ſie ſeyn würde als die Untreue derſelben, betrachtete ſie ihre Standhaftigkeit, bei dem übernommenen Verbindlichkeiten ſo lange zu beharren, bis die Ligue einſtimmig und durch gemeinſchaftliche Bemühungen einen mit ihren Ideen übereinkommenden Frieden erlangt haben würde, als eine Regel, von welcher ſie nicht abweichen dürfte.

Indeß wußte man in Holland noch nicht, daß der König geneigt ſey durch den Friedenstraktat den Handel der Holländer zu begünſtigen. Renager hatte auf Befehl Sr Majeſtät, den Penſionnaire Heinſius, den Baron von Duyvenvoorden und Van der Duſſen davon unterrichtet. Sie wußten, daß der König in Abſicht auf den Frieden die Erneurung des Handelstraktats, ſo wie er zu Ryswyck unterzeichnet worden war, folglich die Befreiung der Holländiſchen Schiffe von der zu zahlenden Gebühr von 50 Sols für die Laſt, den Tariff von 1644, und die Abſtellung der letztern Verordnungen und des Tariffs von 1699. bewilligen würde.

Als ihnen Menager diese Bedingungen anbot, schienen sie ihnen so vortheilhaft; und sie sahen so gut ein, daß, wenn sie dieselbe erlangten, die Holländischen Kaufleute sich in Rücksicht auf den Handel in einer weit bessern Lage befinden würden, als alle übrigen Völker, Frankreich nicht ausgenommen, daß diese Minister der Republik, ehe sie solche Vortheile fahren ließen, lieber niemals widersprachen, als Menager ihnen den Vorschlag that, von der Widerrufung der erst nach dem Tariff von 1664 gegebenen königl. Verordnungen zwölf Arten von Waaren auszunehmen, durch deren Verkauf, wenn er in Frankreich gestattet würde, die Manufacturen, Industrie und die Schiffarth desselben sinken würden.

Das Gouvernement von Holland, über den Artikel vom Handel von den Absichten des Königs unterrichtet, hatte sich über den zweiten Punkt, der ihm nicht weniger am Herzen lag, noch nicht erklärt. Dieser betraf die Barriere, von welcher ihre Minister unaufhörlich sprachen, und welche sie zur Sicherheit der Republik als wesentlich nothwendig ansahen, ohne noch erwähnt zu haben, auf welche Weise sie sie eingerichtet haben wollten. Nach ihrer Meinung hatte dieser Staat von der Macht Sr Majestät alles zu befürchten; seine Besorgnisse würden nie aufhören, unaufhörlich würde er beunruhigt werden, wenn ihn nicht die Friedensbedingungen selbst vor der Empfindlichkeit und den Angriffen Frankreichs sicher stellten.

Durch eine starke und hinreichende Barriere nun konnte man hoffen, künftig eine glückliche Ruhe zu genießen. Welches eigentlich der Plan der Holländer war und was sie zu dieser berüchtigten Barriere verlangten, mußte man errathen; sie beobachteten über die genauern Umstände einer für sie so schätzbaren Bedingung, welche sie so angelegentlich gefodert hatten

und

und von welcher der Friede abhing, noch Stillschweigen.

Das Billet des Van der Duſſen, welches zur Eröfnung der Conferenzen Anlaß gab enthielt nach den Worten: die Spaniſchen Niederlande, noch den Zuſatz: und was noch hinzugefügt worden iſt; aber dieſe Worte waren dunkel und von Seiten der Holländer war die Erklärung daruber noch nicht gegeben.

Der Präſident Rouillé ſollte ſie fodern und ſich bei Van der Duſſen erkundigen, was er unter den Worten: und was noch hinzugefügt worden iſt, verſtünde; und endlich in ihn dringen, daß er ſich deutlich erklären ſolle, was ſeine Obern über die Spaniſchen Niederlande für eine Verfügung zu treffen verlangten. Es war nöthig, den König davon zu unterrichten, ehe man über die Einrichtung der Barriere übereinkam. Frankreichs Intereſſe hing zu ſehr mit dem Schickſal der Niederlande zuſammen, als daß es hätte in Ungewißheit bleiben können, was ſeine Feinde über die Provinzen beſchließen würden. Holland ſelbſt war nicht weniger daran gelegen, es Sr Majeſtät kund zu thun; denn endlich mußten ſich die Zeiten ändern. Der Haß, welchen der Krieg einflößte, ſollte aufhören durch den Frieden und durch das Bündniß, welches der Handel unter den Nationen ſtiftet. Das Wachstum der Macht, welche die vereinigten Provinzen dem Hauſe Oeſterreich zu verſchaffen bemüht waren, konnte ihnen verdächtig, vielleicht gar höchſt nachtheilig werden. Sie verlangten vorjezt weder eine Barriere noch Verſicherung, um ſich gegen die Plane des Kaiſers zu ſchützen, welcher ſich auf die Unkoſten der Republik bereicherte. Aber konnte ſie, wenn er durch ihre geleiſteten Unterſtützungen alle die Staaten vereinigt haben würde, welche ſie jezt an ſeine Familie zu bringen ſtrebte, gewiß ſeyn, daß die Erkenntlich-

lichkeit ſtärker ſeyn würde als die Verſuchung, welche ihn vielleicht onwendeln könnte, auch die übrigen Staaten, welche ehedem von der Spaniſchen Krone abhängig waren, noch damit zu verbinden? Wenn dieſer Fall eintreten ſollte, ſo nahm Holland vergeblich ſeine Zuflucht zu Frankreich. So viele Vorſicht, um ihm den Eingang in die Niederlande zu verſperren, während die vereinigten Provinzen dem Kaiſer geöfnet blieben, raubte der Republik die Hülfe einer Krone, deren ehemalige Verbindung ſowol zu ihrer Freiheit als zu ihrer Erhebung ſoviel beigetragen hatte.

Der König geſtattete dem Präſident Rouillé, dieſe ſo einfache und ſo natürliche Bemerkungen gefliſſentlich mit einzuſtreuen; ſie mußten ſogar aus der Frage, ſobald er gethan haben würde, hervorgehen, ohne daß er von ſeiner Seite weder beſondere Neigung noch die Abſicht zeigte, Zwieſpalt unter die Feinde Sr. Majeſtät zu ſtreuen.

Die Generalſtaaten behielten gerne, ſo viel man abnehmen konnte, Spaniſch Geldern für ſich; eine ſehr leichte Entſchädigung für den ungeheuern Aufwand, welchen ſie zur Unterhaltung des Kriegs gemacht hatten. Eine ſolche Forderung würde zwiſchen dem Kaiſer und der Republik Holland abzuthun geweſen ſeyn. Der König hatte dabei das einzige Intereſſe der Religion, welche er in Geldern ſchützen mußte, wenn es unter die Herrſchaft der Holländer käme.

Aus den Reden, welche ihre Miniſter bei verſchiedenen Gelegenheiten geführt hatten, konnte man ſchließen, daß ſie zur Einrichtung ihrer Barriere die Städte Ypren, Menin, Tournai, Conde und Maubeuge vom König verlangen, und die Zurückgabe von Lille und ſeinem Gebiet, welche man als ein-

auſſer Zweifel geſetzt anſehen wollte, dagegen ſetzen würden.

Solche Forderungen ſchienen überſpannt; allein da der Friede nöthig war, ſo war alles, was man noch hoffen konnte, ſie zu mäßigen und Milderungen in Vorſchlag zu bringen, durch welche die Feinde, welche alles, was ſie forderten, erlangen zu können und ihr glückliches Schickſal benutzen zu müſſen glaubten, zu weniger harten Bedingungen bewogen werden könnten. Der König verſtattete daher dem Präſident Rouillé, gegen Ypren und Menin, die Feſtung und das Herzogthum Luxemburg, welches von den Ländern der Generalſtaaten weiter entfernt war, als Ypren und Menin, zum Tauſch zu verlangen. Dieſer Vorſchlag ſollte ihre Beſorgniß heben und die beiden Plätze, welche der König ihnen dagegen überlieferte, würden ihre Barriere befeſtigen.

Der König hätte ſich damit begnügt, daß ihm Luxemburg mit niedergeriſſenen Feſtungswerken überliefert würde, wenn vermittelſt dieſer Milderung der Vorſchlag zum Tauſche angenommen wurde; aber man konnte ſich vorſtellen, daß Rouille viele Schwierigkeiten finden würde, ihn geltend zu machen; da die Abneigung gegen den Frieden von Seiten der Feinde ſo groß war, daß ſie Ypren und Menin mit ihrem Zubehör um den Preis eines Platzes, deſſen Einkünfte in keine Vergleichung geſetzt werden konnten mit denen der beiden Städte, welche ihnen der König abtreten wollte, zu erwerben ſuchen würden.

Aber wenn endlich dieſer Vorſchlag zum Tauſch, ſo vortheilhaft er auch für die Holländer war, doch nicht genehmigt werden ſollte, ſo ſtellte der König es Rouillé frei, davon abzuſtehen und zuzugeben, daß die Städte Ypren und Menin des Friedens wegen ab-

abgetreten würden, ohne irgend eine andere Entschädigung als die Wiederherstellung von Lille.

Die sonst so gedemüthigte Republik Holland machte jetzt den Schiedsrichter zwischen den Mächten Europa's. Es schien als ob sie das Recht hätte, über die Staaten derselben nach ihrem Belieben zu schalten und zu walten, den Theil, der ihr anstünde, für sich zu behalten, und den Rest nach ihrer Willkühr zu vertheilen. Die ehrenvolle Stelle, wohin ihre Alliirten sie erhoben hatten, verblendete sie. Ihre Anhänglichkeit an die letztern und ihre Erbitterung gegen Frankreich waren die Richtschnur ihres Benehmens und der Bewegungsgrund ihrer Schritte. Sie vergaß daß der Friede nicht dauerhaft seyn kann, wenn die Bedingungen nicht der Billigkeit gemäß sind; daß man nicht nur auf den gegenwärtigen Augenblick seine Aufmerksamkeit richten darf, wenn es darauf ankömmt, über einen allgemeinen Frieden zu unterhandeln; daß diese Traktaten Gesetze werden; daß es die Klugheit, so wie das Interesse der Souverains erfordert, die Folgen davon zu prüfen, ihre Blicke auf die Zukunft zu richten und sich die Begebenheiten, welche sich in den folgenden Jahren ereignen können, zu vergegenwärtigen und vorauszusehen.

Vermittelst dieser und ähnlicher Ueberlegungen konnten die Holländer bedenken, daß der Kaiser Leopold nur zwei Söhne hatte, keinen andern Erben; daß einer von diesen Prinzen ohne Leibeserben sterben konnte; daß dann die ganze Macht des Hauses Oesterreich auf ein einziges Haupt fallen würde. Den Gedanken, zwei Prinzen aus dem Hause Frankreichs über Frankreich und Spanien regieren zu sehen, konnten sie nicht ertragen. Was aber hatten sie nicht zu fürchten, wenn jemals die zwischen den beiden Linien des

Oester-

österreichischen Hauses getheilten Staaten und Rechte sich in einer und derselben Hand befänden?

Um diesen traurigen Folgen und dem Unheil, welches Europa davon befürchten mußte zuvorzukommen, hätte der König gewünscht, durch den Frieden wenigstens die Freiheit und die Ruhe Italiens zu sichern.

Dieß zu erreichen, wäre es nöthig gewesen, die Deutschen zu nöthigen sich über die Gebürge zurückzuziehen. Ueberdieß war es zuträglich, über die Länder, welche die kaiserlichen Armeen in diesem Theil von Europa besetzt hielten, zu verfügen. Mailand, in dessen Besitz der Kaiser war, würde nebst dem Herzogthum Mantua der Republik Venedig übergeben worden seyn, wenn anders die dringende Lage der Dinge gestattet hätte, lange und mit gleichem Vortheil zu unterhandeln.

Se Majestät würden, wiewohl ungerne, eingewilligt haben, dem Herzog von Savoyen den Theil des Herzogthums Mailand zu überlassen, wodurch seine Treulosigkeit genug belohnt worden wäre. Er würde sich begnügt haben, Exilles und Fenestrelles seinen Händen wieder zu entreissen.

Wäre aber Frankreich das Glück der Waffen günstig genug gewesen, um den König in den Stand zu setzen, die Friedensbedingungen mehr nach seinem Willen zu machen, als diejenigen waren, welche seine Feinde ihm auflegen wollten, so würde er über das Herzogthum Mailand und Mantua eine Verfügung getroffen haben zu Gunsten des Kurfürsten von Baiern, seines treuen Alliirten.

Dergleichen Entwürfe waren in der damaligen Lage der Dinge vergebliche Ideen, von denen man sich nicht den geringsten Erfolg versprechen durfte. Kaum konnte man sich schmeicheln, zu Gunsten der Kurfürsten von Cöln und Baiern, beider treuen Bun-

des

desgenossen von Frankreich und Spanien, sowol die vollkommne und gänzliche Wiederherstellung der Staaten, welche sie verloren hatten, zu erlangen, als den Genuß ihrer Würden, deren sie vermöge der unumschränkten Gewalt, welche sich der Kaiser in den Reichsschlüssen zum Nachtheil der Freiheit und der Rechte des deutschen Staatskörpers anmaßte, beraubt worden waren. Diese Wiedererstattung und völlige Herstellung des Baierischen Hauses war einer von den Artikeln der Instruktion des Herrn Rouillé, welche ihm der König nachdrücklich anempfohlen hatte.

Der Traktat von Ryswyck sollte wahrscheinlich bei dem, welcher mit dem Kaiser und dem Reich geschlossen würde, zur Richtschnur dienen; seit jenem Schluß war in den Deutschland betreffenden Geschäften keine Aenderung vorgefallen, folglich konnte man sich dem Anschein nach versichert halten, daß in der Negociation nicht einmal von Strasburg die Rede seyn würde, welches der König gewissermaßen gekauft und dafür Breisach, Freiburg und Philippsburg abgetreten hatte.

Sollten einige andere Artikel von weniger Gewicht, im Betreff Deutschlands, zur Sprache kommen, so sollte Rouillé, vermöge seiner Ordre den Vorschlag thun, die Untersuchung derselben bis auf die allgemeine Conferenzen zu verschieben, welche man anzustellen und zu halten genöthigt seyn würde, sobald die sogenannten Präliminarbedingungen mit den Holländern aufs Reine gebracht wären.

Die mit England zu machenden Friedensbedingungen waren in der Zahl der Präliminarartikel mit begriffen.

Die erſte beſtand in Anerkennung der Prinzeſſin, welche damals den Thron behauptete.*) Da Frankreich ſie nur noch als Prinzeſſin von Dänemark behandelte, war ſie jetzt als Königin von Großbritannien anzuerkennen.

In der zweiten verlangte man, daß der König die im Engliſchen Parlament gemachten Verordnungen, die Erbfolge der Krone von Großbritannien in der proteſtantiſchen Linie zu befeſtigen, als gültig anerkennen ſollte.

Se Majeſtät ſahen voraus, daß die Engländer, welche zu befürchten vorgaben, daß der Aufenthalt des Königs Jakob in Frankreich einſt zu neuen Unruhen in England Anlaß geben möchte, fodern würden, daß er dieſen Fürſten das Königreich zu verlaſſen nöthigte.

Er muthmaßte endlich, daß die Theilnehmer des Kriegs in der Fortſetzung deſſelben ihr perſönliches Intereſſe finden und vielleicht Einfluß genug haben würden, um im Namen der Nation die Forderung, ihr Dünkirchen abzutreten, als eine nöthige Friedensbedingung machen zu laſſen.

Unter andern Umſtänden wäre es wahrſcheinlich geweſen, daß die Holländer, obgleich mit den Engländern aufs innigſte verbunden, ſich doch wegen ihres eigenen Vortheils einer ſolchen Foderung entgegen ſetzen würden; aber damals war die Leidenſchaft gegen Frankreich ſo groß, daß jede zu Schwächung ſeiner Macht gethane Foderung als gerecht und zur Wohlfahrt Europens nöthig angeſehen wurde.

Der

*) Wilhelm 3., König von England, war den 19. März 1702. geſtorben und die Königin Anna, ſeine Schwägerin, war ihm gefolgt.

Der Herzog von Marlborough, Heinſius, Penſionnair von Holland und der Prinz Eugen, aufs genaueſte vereinigt, waren damals die Triumvirs der Ligue. Die beiden Generale hatten das Glück gehabt, Schlachten zu gewinnen und ihre wichtigſten Unternehmungen gelingen zu ſehen. Der Penſionnair, welcher dem verſtorbenen König Wilhelm ergeben und von dieſem auf den Poſten eines erſten Miniſters der Generalſtaaten erhoben worden war, war im Beſitz aller ſeiner Geheimniſſe geweſen und erhielt ſich noch in dem Anſehn, welches er dadurch erlangt hatte. Alle drei ſchienen perſönliches Intereſſe zu haben, ſich dem Frieden zu widerſetzen.

Indeß hatte Marlborough glauben laſſen, daß er eine Unterhandlung, wodurch man zu dem Schluß deſſelben zu gelangen ſuchte, ohne Beſorgniß anfangen und glücklich endigen ſehen würde. Er hatte ruhig einige Vorſchläge angehört, welche ſeinem herrſchenden Wunſch, unermeßliche Reichthümer zu erwerben und aufzuhäufen, zu ſchmeicheln geſchickt waren. Sein Einfluß auf den Engliſchen Hof, im Geheim angegriffen, wurde erſchüttert. Ein Theil der Nation war es überdrüßig, die Gewalt zwiſchen Marlborough und ſeinem vertrauten Freund und Bundesgenoſſen, dem Großſchatzmeiſter Godolphin ſolange getheilt zu ſehen. Ihre Feinde gingen damit um, ſie durch geheime Partheiränke zu ſtürzen, ſelbſt auf Antrieb ihrer Gebieterin, welche über die Gewalt des Generals ihrer Armee ungeduldig zu werden anfing. Seine unſichere aber doch noch verborgene Lage konnte bei denen, welche davon unterrichtet waren, die Meinung erregen, daß es ihm nicht zuwider ſeyn würde, von Seiten Frankreichs eine Belohnung zu erhalten, angemeſſen dem Verdienſt, welches er ſich um daſſelbe erwerben würde, wenn er ſeine Sorgfalt und

ungerechnet, ohngefähr fünfhundert theils niederhaut, theils gefangen nimmt.

Ein andres Schreiben des Kaikous berichtete, daß die feindliche Armee an Zahl zwar sehr stark, an innrer Kraft aber sehr schwach sey. Es habe wenige Pferde, weniges Kriegsgeräth. Die mehreste Bagage werde von Eseln oder magern Kleppern getragen. Er selbst habe ihren Zug über eine Brücke angesehen, und sehr viele bemerkt die weder Lanze noch Spieß führten. Auf die Frage, woher das komme, sey die Antwort gewesen: sie hätten auf einer ungesunden Wiese einige Tage verweilt, und daselbst nach Ausgang des Proviants und des Holzes, den gröſsten Theil ihres Geräthes verbrennen müssen. Aus Noth hätte man Pferde schlachten, und Lanzen zu Feuerung brauchen müssen: viele wären auch vor Hunger umgekommen.

Zu diesen Unglücksfällen gesellten sich noch andere. Der nach Antiochien vorausgegangene Graf starb. Der Fürst von Antiochien ließ den kranken unter einer schwachen Bedeckung stehenden König zu sich nach Antiochien kommen, um sich seiner Schätze, nach denen schon Prinz Leo geitzte, nach seinem Ableben zu versichern. Nachrichten der Art, die den zerrütteten Zustand des deutschen Heeres meldeten, liefen beständig bis auf den Tag ein, da das Treffen auf der Seeküste vorfiel.

Neun und sechzigstes Kapitel.

Den zwanzigsten des andern Sjumad glaubte der Feind seines Sieges gewiß zu seyn, wenn er unsern rechten

ſeine Geſchicklichkeit dazu anwendete, es von den Schrecknissen eines unglücklichen Kriegs zu befreien.

Ganz anders war die Lage des Penſionnair von Holland. In ſeiner Republik in Anſehn ſtehend, hatte er weder geheime Plane noch Kabalen zu befürchten, die ihn eines Poſtens entſetzen könnten, welchen er zur Zufriedenheit ſeiner Obern behauptete, und auf welchen er ſich mit Mäßigung betrug. Man konnte daher ſchließen, daß er, vorzüglich auf den Vortheil ſeines Vaterlands bedacht, das Ende eines Kriegs, deſſen ganze Laſt er fühlte, wünſchen würde. Bis jetzt fielen die Hauptbeſchwerden deſſelben auf die vereinigte Provinzen, und der Kaiſer allein erndtete die Früchte davon ein. Es war daher wahrſcheinlich, daß ein aufgeklärter, für ſein Vaterland ſo eifriger Miniſter, wie man ſich Heinſius vorſtellen konnte, ſich aufrichtig bemühen würde, es von einem läſtigen Kriege zu befreien, von dem ein Bundesgenoſſe, welchen er einſt zu fürchten Urſache haben würde, beinahe den ganzen Vortheil zog.

Endlich wünſchte man in Frankreich ſehnlich die eilige Schließung eines nöthig gewordenen Friedens. Man ſchmeichelte ſich alſo, daß derjenige, welcher an dieſem großen Werke den meiſten Antheil hätte, zu der Vollendung deſſelben aufrichtig mitwirken würde.

Aus dem nämlichen Grund zweifelte man nicht, daß Van der Duſſen, welcher als der Vorſteher der vorgeſchlagenen Conferenzen angeſehen wurde, in dem Verlauf der Unterhandlung einen Geiſt des Friedens und die Geſinnungen eines guten Republikaners zeigen und die Herrſchaft, welche ſich die Engländer während der Regierung des Königs Wilhelm in den Berathſchlagungen der Republik angemaßt und auch ſeit ſeinem Tode noch erhalten hatten, mit Unwillen ertragen würde.

Dieſe

Dieſe Ideen, verbunden mit den Bedingungen, welche der König einzugehen bewilligte, ließen an dem glücklichen Fortgang der Unterhandlung faſt nicht zweifeln. Man war überzeugt, daß, wenn ſie auch nicht ſo ſchnell zum Frieden führte, als man wünſchte, es wenigſtens von Sr Majeſtät abhängen würde, die Feindſeligkeiten aufzuheben. In dieſem Falle würde der König den Termin des Stilleſtandes bis auf den 25. Mai feſtgeſetzt haben.

Zweiter Abſchnitt.

Inhalt.

Erſte Friedensconferenzen zu Moerdyck. Erſte Propoſitionen der Holländiſchen Deputirten. Antwort des Königs auf dieſe Vorſchläge. Conferenzen zu Woerden. Conferenzen in einem Nacht gehalten, bei dem Dorf Bodegrave. Man unterſucht mehrere Präliminarartikel. Hinderniſſe des Friedens. Anerbietungen des Königs durch das übelgehaltene Verſprechen und den Stolz der Holländer fruchtlos gemacht. Welches waren dieſe Anerbietungen und welches die Foderungen der Holländer? Verfolg der Conferenzen. Der König ſchlägt neue Bedingungen vor, für Holland und die Alliirten vortheilhafter. Man antwortet darauf durch noch überſpanntere Foderungen. Unglücklicher Zuſtand Frankreichs. Der König macht neue Aufopferungen für den Frieden. Die Holländer werden dadurch noch ungerechter und unnachgiebiger. Der König ſchickt den Herrn von Torcy, Miniſter der auswärtigen Geſchäfte, in den Haag, um daſelbſt den Frieden zu vermitteln und einen letzten Verſuch zu machen. Brief, welcher dieſem Miniſter zur Inſtruktion dient.

Zweiter Abſchnitt.

Von den erſten Conferenzen zu Moerdyck an bis zu den Friedensunterhandlungen mit England.

Jahr 1709—1710.

Erſte Conferenzen

zu Moerdyck, dann zu Bodegrave 1709.

Der Präſident Rouillé reiſte den 5. März ab. Unterweges beſuchte er dem Befehl des Königs zufolge der Grafen von Bergheick. Sie beſprachen ſich zuſammen den 8. deſſelben Monats zu Hall. Bergheick theilte ihm ſeine Gedanken mit über die Angelegenheiten des Königs von Spanien, machte ihn mit dem gegenwärtigen Zuſtand. Von Holland, und endlich damit bekannt, was er von dem Karakter derer wiſſen konnte, welche die Staaten, wie man faſt ſchließen konnte, zur Unterhandlung über die Friedensbedingungen wählen würden.

Dieſe Zuſammenkunft blieb nicht lange geheim. Der Uebergang Rouillés in die Niederlande entdeckte bald das Geheimniß. Bei ſeiner Ankunft zu

Antwerpen ſollte er erfahren, an welchen Ort in dem Holländiſchen Gebiet er ſich zu den Conferenzen begeben ſollte; und er erhielt keine von den verſprochenen Nachrichten zur Beſtimmung ſeines Wegs. Endlich den 15. März benachrichtigte ihn Pettekum durch einen Brief vom 14. datirt, daß er den 17. d. M. in einem Dorfe, Namens Streydenſas, Moerdyck gegen über, zwei Perſonen antreffen würde, deren Namen ihm ſelbſt unbekannt wären. Er empfahl ihm das Geheimniß dieſes erſten Schritts nachdrücklicher als je.

Die genommenen Maasregeln wurden pünktlich befolgt. Der Präſident Rouillé und zwei Deputirte von Holland fanden ſich an dem beſtimmten Tage genau an Ort und Stelle. Die Deputirten waren Buys, Penſionnaire der Stadt Amſterdam und Van der Duſſen, Penſionnaire von Tergow. Der erſte ein eifriger Anhänger Englands, eingenommen für den Krieg, in ſeinen langen Reden dunkel und geſchickter, Schwierigkeiten zu erregen, als ſie aus dem Wege zu räumen. Der zweite ſchien leichter zu bewegen und beſſer geſinnt; aber ſeinem Collegen ſo unterworfen, daß er es nicht zu wagen ſchien, in Gegenwart eines höhern, welcher immer darauf bedacht war ihn mit dem Präſident Rouillé nicht allein zu laſſen, den Mund zu öffnen.

Er hatte an dieſem Orte drei Conferenzen mit dieſen Deputirten. Der Anfang kündigte den Frieden an; nichts war gemäßigter, nichts friedfertiger als die Ausdrücke der Deputirten. Sie lobten Rouillé und da ten ihm für ſeinen Eifer, ſich nach Holland zu begeben, und daß er zur Zeit des Kriegs unter der einfachen Verſicherung eines Paſſes, der noch über dieß unter einem andern Namen ausgefertigt geweſen

wäre,

wäre, gekommen ſey. Denn der Paß war wirklich unter dem Namen des Herrn Voiſin ausgefertigt. Sie fügten hinzu, daß er in dieſem Falle um deſto mehr zur Furcht berechtigt geweſen wäre, da einige Tage vorher der Graf von Albermarle, Commandant zu Brüſſel, eine Parthei abgeſchickt hätte, um ihn aufzuheben, welches gewiß auch würde ausgeführt worden ſeyn, wenn nicht der ſchon gegebene Befehl auf den Rath eines weiſen Manns wiederrufen worden wäre.

Der Präſident Rouillé zeigte den Deputirten die Vollmacht, mit welcher ihn der König beehrt hatte. Sie fanden ſie ſo ausgedehnt, als ſie ſie nur wünſchen könnten. Nun ſollte von der andern Seite auch die Mittheilung ihrer Vollmachten geſchehen. Sie geſtanden ein, daß ihnen ihre Obern keine gegeben hätten. Als Grund führten ſie an, daß es, um ſie ausfertigen zu laſſen, unvermeidlich nothwendig geweſen wäre, das Geheimniß der Conferenzen den Deputirten aller Provinzen zu offenbaren. Rouillé nahm die Entſchuldigung an und ließ ſie der in ſeiner Inſtruktion enthaltenen Ordre zufolge als gültig hingehen. Man fuhr fort mit wechſelſeitigen Höflichkeitsbezeugungen, ſo wie mit Verſicherungen der Aufrichtigkeit und des gleichen Wunſches, zu der Wiederherſtellung eines glücklichen und dauerhaften Friedens zu gelangen. Er ſollte ſich auf die Bedingungen, welche in der von Van der Duſſen durch ein eigenhändiges Memoire gegebenen Antwort enthalten waren, gründen. Ein ſolcher Präliminarpunkt ließ dem Traktat wenig Zuſätze zu machen übrig.

Dieß glaubte der Präſident Rouillé und er hatte Grund, es zu glauben. Ganz Frankreich würde eben ſo gedacht haben, wenn die Bedingungen, welche

der König bewilligte, damals bekannt gewesen wären; aber man wußte noch nicht, wie weit die Erbitterung der Feinde Frankreichs ging. Trunken von dem Glück ihrer Waffen, zu sehr unterrichtet von dem traurigen Zustand, in welchen dies Reich gerathen war, rechneten sie darauf, ins Herz des Königreichs einzudringen. Ihre Völker, geschmeichelt von den Vortheilen eines jeden Feldzugs, gewöhnten sich, die Auflagen, deren Menge sie erschöpfte, als eine leichte Last anzusehen. Sie hielten sich für die Kriegsunkosten entschädigt durch die Ehre und den Nutzen, welchen die beiden Generäle des Kaisers und Englands davon trugen. Ihnen zu mißfallen, wagten die Deputirte eben so wenig als dem Pensionnaire, der mit beiden aufs innigste verbunden war.

Als daher die Rede auf Van der Dussens Schreiben kam, so antworteten die Deputirten, es enthalte wirklich die wesentlichsten und zuerst vorzunehmenden Punkte; allein es gäbe noch andere, welche nicht minder wichtig wären. Sie fragten, ob der König Vollmacht habe vom König von Spanien; sie sagten, es würde von Seiten ihrer Obern eine große Nachgiebigkeit seyn, wenn sie sich mit dem Versprechen Sr Majestät, Ihren Enkel zur Bestätigung dessen zu verpflichten, was Sie für ihn bedungen und dessen vollkommene Erfüllung Sie im Namen dieses Prinzen versprochen haben wurden, begnugten und auch ihre Alliirten verbindlich machten, sich damit zu begnügen.

War es darum zu thun, ihn zu entthronen, so schien ihnen keine Versicherung hinreichend genug; aber wenn die Frage war, ihm die geringe Entschädigung gegen die Abtretung so vieler weitläuftiger Staaten zu geben: so erboten die Deputirten von Holland wenigstens die Dienste ihrer Obern bei denselben

ſelben Alliirten, deren gänzliche Befriedigung ihnen ſo theuer war, und verſprachen, ſich um ihre Beyſtimmung, daß dem König Philipp die Königreiche Neapel und Sicilien überlaſſen würden, zu bewerben. Der Vorſchlag, Sardinien hinzuzufügen, wurde nicht gehört. Die Forderung der toskaniſchen Plätze wurde, auch wenn die Feſtungswerke niedergeriſſen würden, gleichfalls verworfen; und die, ſie dem Großherzog von Toskana zu überlaſſen, hatten daſſelbe Schickſal. Auf irgend einer Entſchädigung beſtehen, hieß die Zeit unnütz verlieren. Die Abſicht des Kaiſers und Englands, welche die Deputirten beſtimmt erklärten, war, nicht den geringſten Antheil an der Spaniſchen Erbſchaft in den Händen des Königs Philipp zu laſſen. Nach dieſer Erklärung hatten ſie die Dreiſtigkeit, ſich zu beklagen, daß dieſer Fürſt ſeit kurzem ſeinen Sohn, den Prinzen von Aſturien, zu ſeinem Thronfolger habe anerkennen laſſen und gaben vor, daß dieſer Schritt ein neues Hinderniß zum Frieden herbeiführe.

Nicht mehr Nachgiebigkeit fand der Präſident Rouillé, als die Rede auf den Kaiſer und das Reich kam. Er ſchlug die Wiederherſtellung des Traktats von Ryswick vor, als die einzige billige Forderung, welche der deutſche Staatskörper und ſein Oberhaupt machen und deſſen Bewilligung ſie vom König hoffen könnten. Die Deputirten antworteten, ſie wären von den Angelegenheiten Deutſchlands wenig unterrichtet, jedoch wüßten ſie davon genug, um ſagen zu können, daß nicht mehr die Frage ſey vom Traktat zu Ryswick, ſondern von dem zu Münſter, welchen man wieder herſtellen müſſe, nicht nach dem Sinne, welchen die Franzoſen mehrern ſeiner Artikel gegeben hätten, ſondern ſo wie ſie die Deutſchen verſtänden.

Die Bedingungen Englands waren die Anerkennung der Königin Anna, und ihrer Erbfolge, wie ſie

durch

durch das Parlament zu Gunsten der proteſtantiſchen Linie beſtimmt worden war; die gänzliche Wiedererſtattung der Eroberungen, welche die Armeen des Königs während des Kriegs in Amerika den Engländern abgewonnen hatten; die Verbindlichkeit, welche der König über ſich nehmen würde, den König Jakob von England aus Frankreich weggehen zu laſſen.

Sie ließen dem Herrn Rouillè nicht das Vergnügen zu glauben, daß ſich die Engländer auf dieſe Forderungen einſchränken würden. Die Deputirten kündigten ihm an, dieſe Nation würde in dem Verfolg der Unterhandlung noch verlangen, daß die Stadt Dünkirchen in dem Zuſtande, worinn ſie ſich jetzt befinde, an die Krone von Großbritannien abgetreten würde; und ſie machten ſchon zum Voraus auf die Verbindlichkeit Anſprüche, welche Frankreich gegen die Republik haben würde, wenn ſie die Engländer geneigt machen könnte, ſich mit der Uebergabe von Dünkirchen mit niedergeriſſenen Feſtungswerken zu begnügen:

Die Antworten des Präſident Rouillé waren fruchtlos, ſo wie ſeine Bemerkungen über die Ungerechtigkeit dieſer verſchiedenen Artikel. Frankreichs Feinde glaubten auf den Punkt gekommen zu ſeyn, ihm Geſetze vorzuſchreiben, und die Holländer, gleich erbittert gegen daſſelbe, waren die getreuen Dollmetſcher ihrer Alliirten.

Die Deputirten verlangten die Vollziehung der mit dem König von Portugal geſchloſſenen Traktaten, um ihn in den Bund zu ziehen, welchen ſie die große Allianz nannten. Der König ſollte verſprechen, ſich nach den Bedingungen dieſer Traktaten zu bequemen, ohne von dem Inhalt derſelben noch von den Vortheilen unterrichtet zu ſeyn, welche der König von Portugal

für

für ſeine Undankbarkeit gegen Frankreich empfangen hatte.

Da ſie das Intereſſe aller ihrer Bundesgenoſſen über ſich genommen hatten, ſo verlangten ſie in Rückſicht auf den Kurfürſt von Brandenburg, daß der König den neuen Titel eines Königs von Preuſſen, welchen ſich derſelbe gegeben hatte, anerkenne. Dieſer Punkt war nicht unter der Zahl der Präliminarbedingungen, jedoch behandelten ihn die Deputirten als eine weſentliche Bedingung und verlangten noch überdieß, daß dieſer Fürſt von Seiten Frankreichs in ſeinem neuen Beſitz der Grafſchaften Neuſſchatel und Valengin nicht geſtört würde.

Die Treuloſigkeit des Herzogs von Savoyen war ſeinen Alliirten zu nützlich geweſen, als daß ſie von ihrer Seite das Intereſſe deſſelben hätten vernachläßigen ſollen. Die Deputirten forderten für ihn die Wiedererſtattung Savoyens und der Grafſchaft Nice: und dieſe forderten ſie im gebieteriſchen Tone als eine ganz außer Zweifel geſetzte Bedingung, welche der König durchaus nicht ſtreitig machen könnte, wenn er den Frieden wünſchte. Se Majeſtät, fügten ſie hinzu, ſollten verſprechen, dieſem Fürſten alle Vortheile, welche er von ſeinen Alliirten zur Vergeltung ſeiner treuen Dienſte erhalten hätte, ruhig genießen zu laſſen.

Bei dieſer Gelegenheit wollte Rouillé von Exilles und Fenestrelles ſprechen, deſſen Wiedererſtattung der König verlangte. Die Deputirten aber ließen ihn nicht ausreden und erklärten, daß ſie einem ſolchen Vorſchlag kein Gehör geben könnten. Die Alliirten wären verbunden, den Herzog von Savoyen in den Ländern und Plätzen, welche er, ſey es in Provence oder in Dauphiné, einnehmen könnte,

rechten Flügel, der ſich vorzüglich durch die Bedeckun der Grenzen geſchwächt hatte, unvermuthet angriffe Er wurde aber bey ſeinem Anmarſch von den Unſrigen bemerkt, und mit einem wahren Löwenmuthe empfangen. Auf! zur Vertheidigung der Religion, rief der Herold im Lager aus. Sogleich iſt alles in Bereitſchaft, und Saladin einer von den erſten die zu Pferde ſaſſen. Die fürſtliche Pauke und die Trommeln jeder einzelner Schaar ſchlagen zum Aufbruch. Indeß waren die Franken bis an Almalichs Aladils Zelt, der den rechten Flügel commandirt, vorgedrungen, und richteten auf dem Marktplatz groſſe Verwüſtungen an. Almalich Aladil läßt ſie ſo lange ungeſtöhrt plündern, bis er merkt, daß ſie ſich in einer Unordnung befänden, in der ſie nothwendig den Kürzern ziehen müſten, und auch wirklich zogen, als er plötzlich mit ſeinen Reitern unter ſie hineinſprengte. Zu gleicher Zeit fällt Saladin über die Feinde her, die jetzt in wenigen Augenblicken ſchaarenweiſe darniedergeſtreckt lagen. Von Almalich Aladils Zelt an bis an ihr eignes Lager hin, auf einer Strecke die mehr als eine Meile beträgt, ſah man Thäler und Anhöhen mit Leichnamen bedeckt, ſo daß der größte Theil von ihnen ums Leben gekommen iſt. Ich ritt auf dem Schlachtfelde umher um die Anzahl der Gebliebenen zu erfahren: es war mir aber unmöglich ſie zu zählen, weil ſie bald haufenweiſe auf einander, bald hin und wieder zerſtreut lagen. Unter andern fielen mir zwey todte Weiber auf. Zwey andere, die ebenfalls mitgeſtritten haben, ſollen in Gefangenſchaft gerathen ſeyn. Sonſt haben wir wenige Gefangene gemacht, weil der Sultan befohlen, keinen Pardon zu geben. Dieſe Schlacht war ſo geſchwind und mit ſo weniger Mühe gewonnen, daß der linke Flügel gar nicht zum Treffen gekommen iſt. Auſſer

zu schützen; sie würden von ihrer Seite ganz dem Traktat zuwider handeln, wenn sie beitrügen, ihn durch den Frieden zweier Plätze zu berauben, deren Erhaltung ihm so wichtig wäre.

Von den Bedingungen, welche die Republik für sich forderte, war noch nicht die Rede gewesen. Die Minister, welche sie zu der Conferenz verordnete, hatten zeigen wollen, daß ihr das Interesse ihrer Alliirten nicht weniger theuer sey, als ihr eigenes. Nachdem sie die Artikel, welche jeden von jenen insbesondere betrafen, vorausgeschickt hatten, legten sie die Ansprüche der Generalstaaten dar.

Zuerst forderten sie die völlige und gänzliche Wiederherstellung und Befolgung des Tarif von 1664, ohne irgend eine Ausnahme von Waaren. Auf die Einwürfe Rouillé's antworteten sie, daß ihnen drei Jahre vorher durch den Marquis von Allegre auf Befehl des Königs das Versprechen hiezu gegeben worden wäre.

Ueberzeugt von dem traurigen Zustande Frankreichs, bestärkt in ihrer Meinung durch die erstaunlichen Anerbietungen, welche es machte, um den Frieden zu erkaufen, stellten sie sich noch, als ob sie seine Macht fürchteten; und wiederholten unter dem Vorwande, ihre Grenze zu sichern, unaufhörlich den Lieblingsausdruck Barriere, welche sie als nöthig forderten und vom Meere bis an die Maas ausdehnten. Darunter begriffen sie nicht nur Lille, mit dem festen Entschluß, es nie wieder zurückzugeben; sondern sie verlangten auch, mit Menin und Ypren, welche der König ihnen abzutreten bewilligte, nicht zufrieden, noch die Abtretung von Furnes, Conde, Tournay und Maubeuge.

Gegen dieſe ungeheuren Forderungen ließen ſie einen ſchwachen Strahl von Hoffnung blicken, daß ihre Obern in die Rückgabe von Lille willigen möchten; daß ſie ſogar nicht abgeneigt ſeyn würden, ſich für die Kurfürſten von Cöln und Baiern zu verwenden; jedoch in Rückſicht auf den Kurfürſt von Baiern mit der Ausnahme der Wiedereinſetzung in den Rang des erſten Kurfürſten, welchen der Kurfürſt von der Pfalz erhalten würde, ſo wie die Oberpfalz und die Grafſchaft Ham.

Das Fürſtenthum Mindenheim, welches der Kaiſer ohne Befugniß und aus eigener Macht dem Herzog von Marlborough geſchenkt hatte, wurde gleichfalls vorenthalten.

Die Generalſtaaten wollten in Bonn die Citadelle, in Lüttich und Huy Beſatzungen von ihren Truppen und in ihrem Solde haben, wenn dieſe Bedingungen in Rückſicht auf ſie und ihre Alliirten bewilligt würden. Sie verlangten überdieß, daß keiner von den Staaten der Spaniſchen Krone jemals an Frankreich zurückfiele, unter welchem Vorwand es auch ſeyn würde und unter welchem Titel es geſchehen könnte.

Dieſe Vorkehrungen endlich waren, ihrer Meinung nach noch nicht hinreichend; ſie wollten, daß, wenn der Vorſchlag, Neapel und Sicilien dem König Philipp zu überlaſſen, welchen ſie mit Strenge verworfen hatten, von den Alliirten doch noch genehmigt werden ſollte, er es nur unter der Bedingung werden würde, daß die beiden Königreiche, in Ermanglung der geraden Linie dieſes Fürſten, unter die Herrſchaft Oeſterreichs zurückkehren ſollten; und daß er in Hinſicht auf dieſe Entſchädigung jedes andern Anſpruchs, auf welchen Theil der Spaniſchen Monarchie es auch ſeyn möchte, entſagte.

Die

Die Deputirten verwarfen nicht nur jeden Vorschlag, über die Herzogtümer Mailand und Mantua zum Nachtheil des Kaisers und seines Hauses eine Verfügung zu treffen; sondern sie ließen auch überdieß vernehmen, daß die Alliirten vielleicht für den Herzog von Lothringen die Städte Toul und Verdün verlangen würden.

Als auf einen Beweis des Zutrauens und der reinen Absichten von ihrer Seite machten sie Rouillé auf die Nachricht aufmerksam, welche sie ihm gaben von den dringenden Forderungen, mit welchen England, in Verbindung mit den protestantischen Fürsten damals den Holländern anlag, einmüthig darauf zu bestehen, daß den Französischen Flüchtlingen die Freiheit, nach Frankreich zurückzukehren, zugestanden würde, und diese Forderung zu einer wesentlichen Friedensbedingung zu machen.

Die Deputirten versicherten ihn zu gleicher Zeit, daß ihre Obern dem König keine so unangenehme Forderung machen, daß sie ihn nur bitten würden, den Französischen Einwohnern in Holland den Genuß der Privilegien zu gestatten, welche Se Majestät und ihre Vorfahren den Unterthanen der Republik bewilligt hätten.

Die in dieser Conferenz abgehandelten Punkte waren füglich ein Entwurf zur Friedensunterhandlung, indem sich dadurch eine Negociation anfing, welche sich auf alle kriegführende Partheien erstreckte. Der erste Schritt, welchen man thun mußte, war, die Alliirten dahin zu bringen, daß sie die Präliminarartikel, über welche der Präsident Rouillé mit den Holländischen Ministern übereingekommen war, unterschrieben. Er erkundigte sich bei ihnen, was sie zu diesem Endzweck für Maasregeln genommen hätten. Man wurde, war

war ihre Antwort, ſo bald der König entſchieden hätte und ihnen ſeine Gedanken über alle die ſtrittigen Punkte bekannt machte, mit den Engliſchen Miniſtern darüber conferiren; dieſe beiden Mächten würden, wenn ſie befriedigt wären, zuſammen über die Mittel übereinkommen, ihre Alliirten zur Unterwerfung zu nöthigen; denn die Republik wollte nichts unternehmen ohne die Beiſtimmung Englands.

Der Name: Friede! vergegenwärtigt den Gedanken eines ſo glücklichen Zuſtandes, daß jeder, wer ſich ihm geradezu entgegen ſetzt, als ein Feind des Glücks und der öffentlichen Ruhe angeſehen wird. Diejenigen, welche an den Schreckniſſen des Kriegs den meiſten Gefallen haben, verhehlen ihre Empfindungen und wollen für friedliebend gehalten ſeyn. Die Deputirten konnten nicht von den empfangenen Aufträgen abweichen; aber — war es nun Wahrheit oder Verſtellung — alle ihre Ausdrücke zeigten ein ſehnliches Verlangen, die glückliche Frucht der Conferenzen je eher je lieber aufkeimen zu ſehen.

Sie baten Rouillé inſtändig, ſie von der Antwort des Königs zu unterrichten, und ob er ſie in Holland erwarten oder ſelbſt nach Frankreich gehen würde, um ſie von Sr Majeſtät zu empfangen. Er hatte dies im Sinne gehabt und es in den Conferenzen zu erkennen gegeben; allein er zog in Erwägung, daß eine Reiſe an den Hof und ſeine ſchnelle Zurückkehr nach Holland nicht geheim bleiben, daß es ein unnützes und gefährliches Aufſehn machen und Anlaß zu neuen Hinderniſſen geben würde, wenn es dahin kommen ſollte, die Conferenzen zu erneuern.

Er verſprach ſodann den Deputirten, von ſeiner Seite den Eifer zu erwiedern, welchen ſie ihm zeigten, von den Abſichten des Königs unterrichtet zu ſeyn.

Sie kamen überein, daß, sobald er davon Nachricht bekommen würde, er es ihnen ankündigen; daß sie ihm, ohne einen Augenblick zu verlieren, den Ort bezeichnen sollten, wo sie sich wieder sprechen könnten, und daß er sich von seiner Seite mit eben der Pünktlichkeit dahin begeben sollte.

Ueberdieß meldeten ihm die Deputirten, daß ihre Obern, wenn sie die letzte Entschließung des Königs erführen, Gesandte nach England abschicken würden, um diesen Hof damit bekannt zu machen. Es war, wie sie meinten, zu wünschen, daß Marlborough noch in London wäre. Denn sie glaubten, seine Abwesenheit würde neue Zögerungen verursachen, weil in einer so wichtigen Sache kein Entschluß gefaßt werden würde ohne vorher sein Gutachten darüber zu wissen. Ausserdem war es auch nicht schicklich, daß die Staaten, wenn sie Friedensvorschläge zu thun hätten, den Zeitpunkt abwarteten, wo dieser General nicht mehr bei der Königin, seiner Gebieterin, seyn würde; jedoch fügten sie hinzu, es würde nöthig seyn, daß der von Seiten des Staats nach England abzuschickende Deputirte ein vom Präsident Rouillé unterzeichnetes Schreiben empfinge, welches die Präliminarartikel enthielte, über die er auf Befehl des Königs und zufolge der von ihm empfangenen Vollmacht übereinkommen sollte. Dieses Schreiben sollte dazu dienen, das zu beglaubigen, was der Deputirte aussagte. Man würde ihm anbefehlen, es nur der Königin von England und dem Herzog von Marlborough vorzulesen, übrigens aber ihm verbieten, es aus seinen Händen zu lassen.

Als die letzte Bedingung foderten sie endlich, daß die Anerkennung der Kurwürde, welche seit einigen Jahren dem Herzog von Hannover zugestanden worden war, den Präliminarartikeln einverleibt würde:

Wäh-

Während der Conferenz gingen einige Commissarien von Seeland durch den Ort, wo sie gehalten wurde. Sie kundschafteten daselbst Buys und Van der Duſſen aus und hielten sich nicht verpflichtet, diese Entdeckung geheim zu halten. Man fing schon an, in das Geheimniß einzudringen. Mehrere Abgeordnete, welche sich von Seiten der in die Ligue verwickelten Fürsten im Haag aufhielten, erhoben ihre Stimmen und beklagten sich laut über diese unbekannten Schritte, von denen man ihre Obern nichts wissen ließe. Der Abgeordnete des Herzogs von Savoyen war nicht damit zufrieden, sich bei dem Pensionnair darüber zu beklagen; er stellte noch einen Spion in das Gefolge des Präsidenten Rouillé, um von allen seinen Bewegungen genaue Nachricht einzuziehen.

Die Abgeordneten von Portugal und von Brandenburg unterstützten den von Savoyen in seinem Eifer.

Der Resident des Kaisers, eben so hitzig als die übrigen Minister der Alliirten, war besser unterrichtet; und sogar vor der Eröffnung der Conferenzen hatte er schon Kundschaft gehabt von den Anträgen, welche der Präsident Rouillé den Deputirten der Republik machen sollte. Alle in den Krieg gegen Frankreich verwickelten Mächte griffen also einstimmig eine Unterhandlung an, welche die Holländer nur schwach unterstützten und welche sie selbst nicht einzugestehen wagten.

In Frankreich hoffte man unterdessen zum Frieden zu gelangen; er war nöthig und erwünscht, und dieß war damals der einzige Grund, aus welchem man sich schmeichelte, daß er endlich noch geschlossen werden könnte; denn aus dem Bericht, welchen Rouillé dem König abstattete von dem, was in der ersten Conferenz vorgefallen war, zeigte sich hinlänglich, daß

man von Seiten der Holländer nur Widerwillen erwarten durfte, und daß wenn auch ihre Absichten gut waren, es ihnen doch an Macht und Einfluß bei ihren Alliirten gänzlich fehlte, um sie zum Beitritt zum Frieden zu nöthigen.

Der König wünschte ihn so aufrichtig, daß der Bericht des Präsident Rouillé ihn nicht abzuschröcken vermöchte. Er hatte Ursach, über die Untreue der Holländer erzürnt zu seyn, indem der eine ihrer Deputirten ablengnete, was der andere eigenhändig unter der Vollmacht seiner Obern geschrieben zu haben eingestand, und was Se Majestät als die Grundlage der Unterhandlung, welche eben angefangen werden sollte, anzusehen und zu bewilligen geruht hatten.

Nicht weniger wurden Se Majestät gekränkt durch die Menge unmäßiger Foderungen, welche die Holländer zu Gunsten ihrer Alliirten vorbrachten und über die ausserordentlichen Vortheile, welche die Republik Holland verlangte, theils für ihren Handel, theils um die angemaßte Barriere zu bilden, welche sie unter dem Vorwande der Sicherheit foderte.

Demungeachtet war der Friede so erwünscht, daß der König ganz gegen seine eigenen Einsichten in einem so unregelmäßigen Verfahren noch den Eifer sehen und mit einiger Zufriedenheit bemerken wollte, welchen die Deputirten gezeigt hatten, die Conferenzen anzufangen.

Se Majestät richteten die Aufmerksamkeit auf den Wunsch, welchen sie hatten blicken lassen, durch einen schnellen Beschluß der Eröffnung des Feldzugs zuvorzukommen; und erklärten die Reden, welche sie über verschiedene Hauptartikel geführt hatten, auf eine günstige Weise. Seine Aufträge an Rouillé waren: je eher je lieber eine neue Conferenz zu veranlassen; die Präliminarartikel auf die einzigen Punkte, welche

in

in Van der Duſſens Schreiben enthalten und angeführt wären, zurückzuführen zu ſuchen; alle übrigen Foderungen, wenn es möglich wäre, abzuſondern und ihre Unterſuchung auf die Zuſammenkunft aufzubewahren, welche zur Unterhandlung des allgemeinen Friedens würde angeſtellt werden müſſen. Er wiederholte die ihm ſchon gegebene Erlaubniß, die Einwilligung anzubringen, welche der König von Spanien geben würde, der Spaniſchen Krone und aller Staaten dieſer Monarchie in der alten und neuen Welt zu Gunſten des Erzherzogs zu entſagen. So ſtand er auch ab von dem Vorſchlag, den beiden Königreichen Neapel und Sicilien noch Sardinien und die Toskaniſchen Plätze hinzuzufügen, mit welchen erſtern er ſich zur Entſchädigung ſeines Enkels allein begnügen würde.

In Rückſicht auf die Barriere gab der König zu, die Plätze, welche er den Holländern zur angeblichen Sicherheit ihrer Grenze ſchon verſprochen hatte, noch mit Ypren und Menin zu vermehren.

Die verſprochenen Handelsvortheile wurden ihnen beſtätigt, und in Beziehung auf die Ausnahme der zwölf Sorten von Waaren ſollte Rouillé melden, der König würde, wenn dieſe Materie genau geprüft und im Einzelnen erwogen ſeyn würde, den Holländern jede gegründete Foderung, ſo weit ſie dem Handel ſeiner eigenen Unterthanen keinen weſentlichen Nachtheil zuzöge, leicht bewilligen.

Die Prinzeſſin Anna ſollte als Königin von Großbritannien anerkannt und der mit dieſer Krone zu Ryswyck geſchloſſene Traktat wieder hergeſtellt werden.

Eben ſo machte ſich der König auch verbindlich, die Succeſſionsordnung, wie ſie durch die Engliſchen Parlamentsacten beſtimmt war, ohne Störung von ſeiner Seite beſtehen zu laſſen.

In Beziehung auf die Eroberungen, welche sowol Frankreich von den Engländern, als diese Nation von einigen dem König zugehörigen Ländern während des Kriegs gemacht hatte, hielten Se Majestät dafür, daß sie von beiden Seiten wechselseitig wieder erstattet werden möchten. Eben so sollten auch nach seiner Meinung die mit dem Kaiser und dem Reich zu Ryswyck geschlossenen Traktaten wieder hergestellt werden.

Es wolle viel sagen, wenn man über die Hauptpunkte der mit so vielen verschiedenen Fürsten und Staaten zu schließenden Traktaten in der kurzen Zeit, welche noch vom Ende des März bis zur Eröffnung des Feldzugs übrig war, übereinkommen wollte. Die besondern Umstände und die Entscheidung der Schwierigkeiten, welche die Folge und die Erklärung so grosser Foderungen nach sich ziehen würden, mußte nothwendigerweise bis auf die Conferenzen, welche zum allgemeinen Frieden gehalten würden, verschoben werden.

Indeß war um des Friedens willen unendlich viel daran gelegen, die Unterhandlung, bis der Versammlungsort bestimmt worden wäre, lebhaft zu unterhalten, auch sogar, während daß die Armeen agirten, wenn die Feindseligkeiten nicht aufgehoben würden.

Aus diesem Grunde lobte der König Rouillé, daß er über die Gesinnungen Sr Majestät so richtig geurtheilt und die Gefahr eingesehen hatte, die schwer zu erneuernden Conferenzen zu unterbrechen, wenn er dem Anliegen der beiden Deputirten nachgegeben und den Entschluß gefaßt hätte, lieber selbst zu ihm zurückzukommen und neue Ordres zu empfangen, als sie, wie er wirklich that, zu Antwerpen zu erwarten.

Er wiederholte ihm diejenige, welche er ihm ſchon gegeben hatte, ſo lange in den Ländern der Republik Holland zu bleiben, als es ihm erlaubt ſeyn würde, ſich daſelbſt aufzuhalten; und würde er genöthigt ſeyn, wegzugehen, ſo ſollte er in einem ſeiner Grenzörter erwarten, was er ihm über ſeine Geſinnungen kund thun ließe.

Man glaubte damals allgemein, daß man auf keine andere Weiſe zum Frieden gelangen könnte, als durch den Beiſtand und die Dazwiſchenkunft der Holländer. Sie waren, konnte man ſagen, die Hüter ſeines Tempels, der Schlüſſel dazu war in ihren Händen und ſein Eingang war jedem unterſagt, welchen ſie hineinzulaſſen verweigerten. Man hielt es daher der Klugheit gemäß, auf ihre Entfernung bedacht zu ſeyn, obgleich ihre Untreue klar vor Augen lag und der König ſie deutlich eingeſehen hatte. — Das Schreiben Van der Duſſens war die erſte Grundlage der Unterhandlung geweſen; über die darin enthaltene Foderungen waren die Conferenzen angefangen worden. Nicht ein einziges Wort in dieſem Schreiben ließ merken, daß die Holländer vom König die Aufzeigung einer Vollmacht des Königs von Spanien verlangen würden, um die von den Alliirten erpreßten Bedingungen in ſeinem Namen zu bewilligen. Vielmehr wußte man, daß dieſer Fürſt ſie verabſcheute. Was vom König abhing, war, die Vollziehung derſelben zu ſichern. Dazu machte er ſich verbindlich, während Holland ſich auf bloße Verpflichtungen von wenigem Gewicht einſchränkte, ſeine Alliirten zum Frieden geneigt zu machen. Indeß hing es von dieſer Republik ab, ſich gegen ſie auf eine ſolche Weiſe zu erklären, welche ſie zu den Entſchluß nöthigte, einem Kriege, den ſie nicht ohne Hülfe fortſetzen konnten, ein Ende zu machen.

zehn gemeinen Soldaten haben wir von unſrer Seite keinen vermißt. Während dem Treffen that die Beſatzung einen Ausfall in das feindliche Lager, von wo ſie viele Weiber, Geräthe, und ſelbſt Töpfe mit Speiſen angefüllt mit ſich fortführte.

Die Zahl der gebliebenen Feinde kann man nicht mit völliger Gewißheit angeben: einige ſchätzen ſie auf achttauſend. Ich habe fünf Reihen Leichen gezählt. Die erſte fieng bey Aladils Zelt an: die letzte erſtreckte ſich bis an das feindliche Lager. Auf dem Schlachtfelde traf ich einen erfahrnen Kriegsmann, der die Todten zählte. Auf meine Frage, wie viel er ſchon gezählt habe, antwortete er: vier tauſend und ſechzig. Er war damals ſchon mit zwey Reihen fertig, und eben mit der dritten beſchäfftigt: die übrigen aber ſchienen nicht ſo ſtark zu ſeyn, als dieſe.

Den Tag nach der Schlacht lief die erfreuliche Nachricht ein, daß das Corps aus Haleb ein groſſes feindliches Heer beynahe ganz aufgerieben habe. An demſelben Tage baten die Feinde ſich einen Bevollmächtigten vom Sultan aus, mit dem ſie in Friedensunterhandlungen treten wollten. Denn ſie fühlten ſich auf das äuſſerſte geſchwächt, und ſahen ſehnſuchtsvoll, gleichſam in den letzten Zügen, der Ankunft des Grafen Heinrich entgegen.

Siebenzigſtes Kapitel.

Ankunft des Grafen Heinrich.

Dieſer groſſe unter den Franken ſehr geehrte Mann erſchien mit einer anſehnlichen Flotte, auf der

er

Die Deputirten wendeten, um ihre Obern zu rechtfertigen vor, es stünde nicht in der Gewalt der Republik über das Gut eines andern zu gebieten; sie würde sich darüber aus sehr gerechten Gründen ein Gewissen machen. Allein dieser ungegründete Gewissenszweifel verschwand, als die Rede davon war, denselben Alliirten auf eine höchst ungerechte Weise die Staaten zu verschaffen, welche ihnen nicht gehören sollten, die rechtmäßigen Besitzer derselben zu berauben und zur Vertheidigung ihrer ungerechten Ansprüche Europa in Flammen zu setzen.

Der König war mit wenigem zufrieden, als er den Vorschlag that, dem König, seinem Enkel, die Königreiche Neapel und Sicilien zu überlassen als eine sehr geringe Entschädigung gegen so viele weitläuftige Staaten, welche er dem Wohl des Friedens aufzuopfern gezwungen seyn würde; aber man mußte ihn zum wenigsten in dem Besitz eines so unverhältnißmäßigen Antheils sicher stellen.

Da die Deputirten vermieden hatten, über diese Materie ins Einzelne zu gehen, so verlangte der König, daß sie der Präsident Rouillé bei der ersten Conferenz, welche sie zusammen haben würden, zur Sprache bringen sollte.

Er sollte, wie ihm der König ferner schrieb, den Vorschlag thun, eine Escadre von Französ. Schiffen zu der Holländischen stoßen zu lassen, welche den katholischen König entweder nach Neapel oder Sicilien übersetzen sollten. Auch hielt er für nöthig, daß seiner Ankunft in diesen Königreichen ein Corps Truppen im Dienste der Generalstaaten, über deren Anzahl man noch übereinkommen möchte, vorausgeschickt würde.

Der König urtheilte über die Klugheit der Republik günstig genug, um zu glauben, daß sie sich nicht verbindlich machen würde, dem Kaiser die unver-

fälsch-

fälschte und aufrichtige Wiederherstellung des Traktats zu Münster auf die Weise, wie ihn die Deutschen erklärt haben wollten, zu bewirken.

Ueberdieß schrieben Se Majestät dem Herrn Rouillé vor, daß er die von England gemachte Bedingung, den König Jakob aus dem Königreiche zu entlassen, soviel als möglich entfernen solle.

Da die Conferenzen in der Absicht angefangen wurden, um nach dem Fuß der in Van der Dussens Schreiben enthaltenen Foderungen zu unterhandeln: so hatte man Ursache zu glauben, daß nur von den in diesen Schreiben aufgezählten Artikeln die Rede seyn würde. Dennoch hatten die Deputirten von Holland die Grenzen des ersten Plans überschritten und sich auch auf das Interesse der bei der Ligue haltenden Fürsten verbreitet. Sie hatten darüber neue Artikel gemacht über Ansprüche und Forderungen, welche in der Regel auf die allgemeine Friedensunterhandlung verwiesen und aufgeschoben werden mußten. Der König war nicht verbunden, sich über diese verschiedenen Fragen zu erklären, jedoch geruhten Se Majestät darauf zu antworten.

Rouillé erhielt also Befehl zu erklären, daß er in Rücksicht auf das zu Gunsten des Königs von Portugal geschehene Ansuchen sich der Freigebigkeit, welche das Haus Oesterreich gegen ihn zeigen würde, nicht widersetzen würde.

Die Zeiten waren noch nicht weit entfernt, wo man nicht hätte vermuthen sollen, daß dieses Haus der Wohlthäter des Hauses Braganza werden und die Holländer ihre ernstlichen Bemühungen auf das Interesse Portugals anwenden würden; allein die Maximen ändern sich. Ehedem hatten die Fürsten des Hauses Oesterreich den Großvater und den Vater des jungen Königs von Portugal als aufrührerische Unterthanen be-

trachtet. Sein Großoheim war in der Gefangenſchaft des Königs von Spanien geſtorben, nachdem er lange Zeit darin geſchmachtet hatte. Den Beiſtand Frankreichs und die Beleidigungen des Hauſes Oeſterreich hatte aber dieſer junge Fürſt vergeſſen oder war vielleicht von dem, was vor ſeiner Geburt ſich zugetragen hatte, nicht unterrichtet.

Die Deputirten der Republik hatten auch verlangt, daß das Intereſſe des Kurfürſten von Brandenburg mit unter die Präliminarartikel aufgenommen würde. Rouillé ſollte antworten: Se Majeſtät betrachteten dieſen Fürſten nicht als unter die Zahl ihrer Feinde gehörig; ſeine Truppen dienten zwar wirklich bei ihren Armeen, aber als Miethſoldaten, indem ſie in ihrem Solde ſtünden; gäbe es übrigens von ſeiner Seite irgend eine Foderung zu berichtigen, ſo wäre es ſchicklich, ſie bis zu den Conferenzen für den allgemeinen Frieden zu verſparen. Man könnte von Sr Majeſtät nicht fodern, dieſem Kurfürſten für den ruhigen Beſitz der Grafſchaften Neufchatel und Valengin Bürgſchaft zu leiſten; dieß hieße einen Vergleich treffen über die Anſprüche der Prätendenten, welche guten Grund hätten ſich zu beklagen, daß ſich der Kurfürſt ein Gut uſurpire, welches ihm jeder von ihnen ſtreitig machte. Der König wollte über dieſen Artikel verſprechen, daß er keine Gewaltthätigkeit anwenden würde, um den Kurfürſt von Brandenburg in dem Beſitz dieſer Grafſchaften zu ſtören.

Die Errichtung einer neunten Kurwürde zu Gunſten des Herzogs von Hannover, das Recht der Garniſon in Rheinfels waren ſo wie die Geſuche zu Gunſten des Kurfürſten von Brandenburg den Präliminarien durchaus fremde Gegenſtände und folglich bis zu den allgemeinen Friedensconferenzen zu verſchieben.

Der

Der König ſtimmte ſogar ein, die Wiedereinſetzung der beiden Kurfürſten des Baieriſchen Hauſes bis auf dieſe Conferenzen zu verſporen. Es war von ſeiner Seite keine Gleichgültigkeit gegen dieſe Fürſten. Er war ſehr auf ihren Vortheil bedacht und hielt es für Sache ſeiner Ehre, ſie zu beſchützen; aber er glaubte die Gemüther würden weniger erhizt ſeyn, wenn man von allen Seiten übereingekommen wäre, ſich zu einer aufrichtigen Unterhandlung für den allgemeinen Frieden zu verſammeln; die beiden Kurfürſten würden Freunde finden und ſie mit Vortheil handeln laſſen; und da die Vereinigung nahe wäre, ſo würde es leichter ſeyn die ſchiklichen Auskunftsmittel vorzuſchlagen und annehmlich zu machen, wodurch die Hinderniſſe, welche der Partheihaß während der Fortdauer des Kriegs unterhielt und vermehrte, aus dem Wege geräumt werden könnten.

Er beſtätigte die gegebene Ordre, auf der Wiedererſtattung von Exilles und Fenestrelles, welche er von dem Herzog von Savoyen verlangte, zu beſtehen.

Bei der Foderung, welche die Holländer gemacht hatten wegen Tournay, Conde und Maubeuge, zur Sicherung ihrer Barriere, wollte er es nicht beruhen laſſen. Und um der Wiederholung dieſes mißfälligen Geſuchs vorzubeugen, gab der König dem Präſident Rouille die Erlaubniß, Furnes mit ſeinem Zubehör anzubieten, wenn die Feſtungswerke dieſes Platzes vorher niedergeriſſen würden. Er könnte ſie ſogar mit den Feſtungswerken abtreten, wenn dieſe Nachgiebigkeit vermögend wäre, jeder andern Foderung von Seiten der Holländer vorzubeugen und ſie über den Artikel der Barriere zufrieden zu ſtellen. Furnes befeſtigt zu erhalten war indeß ſehr nüzlich zur Sicherheit von Dunkerque; und ſein Bezirk, eben ſo reichhaltig als

der

der den von Vogteien Ypren und Menin, brachte ein sehr ansehnliches Einkommen.

Auf Van der Duſſens Reden in Beziehung auf die Deputation, welche seine Obern nach England abzufertigen willens waren, um die Königin Anna von den Absichten des Königs zu unterrichten und dadurch den Frieden zu beschleunigen, hatte man nicht Ursache Rücksicht zu nehmen. Der Herzog von Marlborough war, ehe er nach London reiſte, vollkommen davon unterrichtet. Jedoch war es ohne Nutzen, sich dem, was die Generalſtaaten für zuträglich fanden, zu widersetzen und von ihrer Seite war die Absendung eines Deputirten nach England dem König durchaus gleichgültig.

Aber nicht gleichgültig war es für seinen Dienſt, in diesem Fall das von Van der Duſſen zum voraus verlangte Schreiben zu geben. Solche vielfältige Schreiben vervielfältigen auch die Hinderniſſe und die Deputirten von Holland verfuhren sehr unartig, so viele Erklärungen und so viele wiederholte Versicherungen zu fordern, da doch sie den Deputirten, welche ſie zur Friedensunterhandlung erwählt hatten, nicht einmal eine Vollmacht gaben.

Die Ordres des Königs ſchloſſen mit einer deutlichen Wiederholung des Befehls, daß Rouillé nichts unterlaſſen ſollte, seinen Aufenthalt in irgend einer Stadt Hollands zu befeſtigen, damit er die Negociation immer unterhalten könnte; denn der König hielt für nöthig, ſie fortzuſetzen und die Conferenzen so lange zu erhalten, bis ſie zum Frieden führen könnten. Dieſer Aufenthalt konnte für Rouillé Gelegenheiten eröffnen, den wahren Republikanern, welche für das Wohl ihres Vaterlands eifrig bemüht waren, alle die Schritte zu erkennen zu geben, welche

der König für den Frieden that, von denen offenbar die Anhänger des Kriegs ihnen keine Kenntniß gaben, da sie ihnen eben so die vortheilhaften und wenig erwarteten Bedingungen verbargen, welche Se Majestät der Republik, sowohl für ihren Handel als um in ihnen jede Veranlassung zur Unruhe zu zerstreuen, anboten.

Die Freunde und Feinde Frankreichs wurden bei dem ersten Gerücht von den Conferenzen in gleiche Unruhe versetzt. Die Einen befürchteten verlassen und der dringenden Noth des Königreichs aufgeopfert zu werden, die andern besorgten eine nahe Trennung zwischen den vorzüglichsten Mächten, aus denen die Ligue bestand.

Einige Städte des Königs wurden erschreckt bei den verbreiteten Gerüchten, daß sie bald unter das Joch der Feinde sich würden beugen müssen. Die Stadt Thionville schrieb unter andern, durch das Gerede beunruhigt, daß sie der König an den Herzog von Lothringen abträte: sie würfe sich Sr Majestät zu Füßen und bäte inständig, treue Unterthanen nicht zu nöthigen, einen andern Oberherrn anzuerkennen.

Von der andern Seite erhoben die Minister, welche sich von Seiten der Reichsfürsten im Haag aufhielten, ihre Klagen, so bald sie erfuhren, daß Friedensunterhandlungen gepflogen würden. Sie erklärten, daß ihre Herrn nie in eine Unterhandlung einstimmen würden, wenn nicht Frankreich die vollkommene Wiederherstellung des Münsterischen Traktats zu Präliminarien anböte. Dieselben Reden führte der Prinz Eugen, damals zu Brüssel. Er fügte die Drohungen hinzu, die Verwüstung, so bald der Feldzug eröffnet würde, in das Innere von Frankreich zu spielen.

Cad-

Cadogan, der Vertraute und sogenannte rechte Arm Marlboroughs, ging in seinen Klagen und Drohungen noch weiter als die Deutschen. Er beschwerte sich von Seiten Englands bei dem Pensionnair und gab vor, Rouillé habe sich gerühmt, mit den Generalstaaten schon übereingekommen zu seyn. Cadogan blies das Feuer noch mehr an, indem er alles was von fremden Ministern im Haag war, aufregte, genau Acht zu haben und sich der Eröffnung jeder Conferenz zu widersetzen. Von Seiten der Theilnehmer des Kriegs endlich wurde nichts vergessen, um die Flamme desselben mehr als je anzufachen, da sie es als ein Unglück ansahen, wenn die Friedensunterhandlung in den Händen der Holländer bliebe und diese, als Herrn sie zu leiten, von den beiden Generalen abhängig zu seyn aufhörten, denen einem wie dem andern daran gelegen war, sie rückgängig zu machen.

Indeß nahmen die Conferenzen wieder ihren Anfang, so bald der Präsident Rouillé Buys und Van der Dussen der bei ihrer Trennung getroffenen Verabredung gemäß benachrichtigte, daß er die Antwort des Königs erhalten hätte. Die beiden Deputirten baten ihn sich nach Woerden zu begeben.

Er ermangelte nicht, sich den 12. April daselbst einzufinden. Er erhielt von Van der Dussen ein Billet des Inhalts: sein College und er hielten es für zuträglich, nicht bis in die Stadt zu gehen, aus Furcht entdeckt zu werden; sie bäten ihn daher, um den Ruß des Geheimnisses von den Conferenzen noch zu erhalten, sich eine Meile Wegs davon zu entfernen; sie würden ihn in einem Jagtschiff auf dem Canal erwarten. Er begab sich dahin; das Vergnügen sich wieder zu sprechen war auf beiden Seiten dasselbe und sie hielten an diesem Orte vier Conferenzen.

Der

Der Präsident Rouillé machte von seiner Vollmacht einen klugen Gebrauch, und legte weislich einen Werth auf die Willfährigkeit, welche der König zu zeigen geruhte, zur Beförderung des Friedens von dem im Namen Sr Majestät gethanen Vorschlag, daß der für den König, seinen Enkel, geforderten Entschädigung Sardinien beigefügt würde, abzustehen. Diese Entsagung machte auf die Deputirten nicht den mindesten Eindruck. Rouillé setzte die Abtretung der Toskanischen Plätze hinzu zu Gunsten des Hauses Oesterreich.

Die Deputirten wurden durch diese Vermehrung nicht mehr bewegt. Ihr Hauptaugenmerk war stets auf die Barriere gerichtet, welche, wie sie glaubten, nie sicher und ausgedehnt genug seyn konnte. Sie war nach ihrem Sinne eine durchaus nöthige Schutzwehr, die Angriffe Frankreichs abzuhalten. Sie wünschten die wichtige Stadt Lille zu behalten, welche in dem vorigen Feldzuge von den vereinigten Armeen erobert worden war.

Der Präsident Rouillé hatte Befehl, auf der Wiedergabe dieser beträchtlich befestigten, und, seitdem sie unter der Herrschaft Sr Majestät war, bereicherten Hauptstadt von Französisch-Flandern zu bestehen. Es war ihm nicht erlaubt, über einen so wesentlichen Artikel nachzugeben. Der Friede konnte nicht geschlossen werden, wenn Lille mit seinem Zubehör nicht an Frankreich zurückgegeben wurde.

Der Vollmacht zufolge, welche er zuletzt erhalten hatte, bot er für diese Wiedererstattung eine Vergütung an, und schlug daher vor, Furnes mit seinem Zubehör abzutreten, wenn die Festungswerke niedergerissen würden.

Als dieß geschehen war, verlangte er, daß die Präliminarbedingungen auf die einzigen Artikel zurückgesetzt

gesetzt würden, welche in Van der Dussens Schreiben, als der Grundlage der Conferenzen, enthalten wären. Die Zeit dieser letzten wurde mit Streitigkeiten über diese verschiedenen Materien hingebracht.

Buys rühmte sich Beredsamkeit zu besitzen. Er machte in der zweiten Conferenz Gebrauch davon und so lange sie dauerte, ließ man ihm das Vergnügen, Rouillé's Vorschläge zu bekämpfen und zu verwerfen.

Er zog sich in das Dorf Bodegrave zurück. Das Andenken der Franzosen wurde daselbst auf eine sehr unangenehme Weise erhalten. Die Deputirten nahmen ihre Wohnung in einem Hause in der umliegenden Gegend und kamen den folgenden Tag ihn abzuholen und in ihr Yacht zu führen.

Dort wurde die dritte Conferenz gehalten. Man kam überein, in den Präliminarien die Abtretung Spaniens so auszudrücken, daß sie alle Theile dieser Monarchie, außer die Königreiche Neapel und Sicilien, in sich begriffe, ohne jeden dieser Staaten besonders anzuführen.

Der Präsident Rouillé hatte den Vorschlag gethan, Menager an den Conferenzen Theil nehmen zu lassen, um mit ihm diejenigen Ausnahmen vom Tariff von 1664 zu untersuchen, welche, wie er behauptete, für den wechselseitigen Handel Frankreichs und Hollands so vortheilhaft seyn sollten. Die Deputirten weigerten sich, ihm Gehör zu geben. Er wird kommen sagten sie, eingenommen für seine Idee, und, ohne sich auf die allgemeinen Gesichtspunkte einzulassen, wird er nur darauf denken, jene zu unterstützen, unbesorgt, ob die Hauptsache scheitern möchte. Sie erklärten rein heraus, daß die Republik Holland keinen

nen Vorſchlag zu ihrem Nachtheil genehmigen würde; daß, wenn der eben erwähnte Plan für ſie wirklich vortheilhaft und der wechſelſeitigen Wohlfart des Handels zuträglich wäre, Menager darüber ein Memoire aufſetzen und überſchicken könnte; die Staaten haben nicht nöthig, daß jemand käme, um ſie über ihr eigenes Intereſſe aufzuklären; ein Memoire würde die Gedanken des Verfaſſers eben ſo deutlich darlegen können, als wenn er ſelbſt käme, um ſie auseinander zu ſetzen.

Der Artikel von der Barriere, welcher den Holländern unter allen am meiſten am Herzen lag, belebte die Unterhaltung von neuem. Buys hatte das Wort genommen, und erregte mehr Schwierigkeiten, als er auf die Seite zu räumen willens war. Oft ſprach er mit Unbedachtſamkeit. Sein College ſchwieg. Buys ging weiter und behauptete: die kleinſte Frucht, welche ſeine Republik von dem vorigen und zukünftigen glücklichen Fortgang ſeiner Armeen einerndten könnte, wäre die Errichtung einer ſo ſtarken Barriere, daß ſich ihr Gebiet künftig vor den Anfällen Frankreichs geſchützt ſähe. Der König, fügte er hinzu, ſollte nicht ſo wohl empfindlich ſeyn über den Verluſt der Plätze, welche er abtreten ſollte, als vielmehr erkenntlich für die Erhaltung des übrigen Theils ſeiner Eroberungen, welche ihm der Friede zuſichere. Se Majeſtät würden alſo, ihm zufolge, den vereinigten Provinzen völlige Verbindlichkeit dafür ſchuldig ſeyn; und wenn man mehrern Perſonen des Gouvernements hierinn folgen wollte, ſo würden ſie, ſtatt Mittel zu ſuchen, um Frankreich zu begünſtigen, den von den Alliirten einſtimmig entworfenen Plan unterſtützen, es auf den Traktat der Pyrenäen zurückzuführen. Auch legte er ein groſſes Gewicht auf die Mäßigung ſeiner Obern, ſelbſt zur Zeit, wo ſie von den unver-

er zugleich Geld, Lebensmittel, und Waffen in Ueberfluß mitbrachte. Seine Ankunft verbreitete neues Leben unter die verzagten Seelen, und gab ihnen Muth, einen nächtlichen Ueberfall zu beschließen. Saladin, der durch Ueberläufer und Kundschafter von diesem Vorhaben hinlänglich unterrichtet war, zog sich an den Berg Cheruba zurück, weil er hoffte den Feind desto gewisser besiegen zu können, je weiter er ihn vom Lager bey einem Angriff entfernte.

Unterdeß wurden zwischen uns und der Stadt noch immerfort fleißig Briefe gewechselt, die man theils durch geschickte Schwimmer, oder leichte Nachen, welche zur Nachtzeit den Fluß hinabfuhren, beförderte. Die Nachrichten von dem deutschen Heere waren den vorigen noch immer gleichlautend. Es litt Mangel an Pferden und an Menschen, und hatte sich bey Antiochien zusammengezogen, wo es durch das Halebsche Corps unaufhörlich beunruhigt ward.

Ein und siebenzigstes Kapitel.

Schreiben aus Constantinopel zu dessen Eroberung uns Gott seine Hülfe verleihe.

Zwischen dem Sultan und dem Kayser von Constantinopel wurden jetzt theils durch Briefe theils durch Gesandte Unterhandlungen gepflogen. Der letztere schickte im Jahr 585 (1189) einen Abgeordneten nachdem der Sultan schon vorher den Muselmännern freyen Gottesdienst in der großen Kirche zu Constantinopel ausgewirkt hatte. Der Gesandte, durch den der Sultan dieß auswirkte, war nebst seinem Ge-

muthetes Vortheilen der ligue am meiſten eingenommen waren, wo ſie ihre Armeen ſchon an den Thoren von Paris zu ſehen glaubten und wo die Anhänger des Kriegs nicht aufhörten, laut ſchreiend die durch den glücklichen Fortgang verblendeten Völker zu überreden, daß der Augenblick gekommen wäre, dem König die härteſten Bedingungen vorzuſchreiben.

Der Präſident Rouillé glaubte mitten in dem heftigen Wortſchwall des Buys zu entdecken, daß die Abtretung von Furnes mit den Feſtungswerken als einige Vergütung angenommen werden könnte. Jedoch war nach ſeiner Meinung der Zeitpunkt noch nicht gekommen, ſich darüber zu erklären.

Man gieng daher zur Entſchädigung über, welche dem König von Spanien gegeben werden ſollte. Die Deputirten geſtanden, ſie könnten ohne Englands Bewilligung nicht verſprechen daß die Königreiche Neapel und Sicilien dieſem Fürſten überlaſſen würden. Es würde ſchon viel ſeyn, wenn die Engländer, ihm das einzige Königreich Neapel zu laſſen, zugäben. Auf dieſe Weiſe ſtellten die Holländer aus ſclaviſcher Unterwürfigkeit gegen England eine weſentliche Friedensbedingung der Entſcheidung Englands und des Kaiſers anheim und ließen ſie folglich damals, wo der König ihrer Republik die Ehre angethan hatte, ſich an ſie zu wenden, um die Wiederherſtellung des allgemeinen Friedens zu befördern, noch unentſchieden.

Die Deputirten ſagten, ſie würden ihren Obern von der gemachten Forderung wegen der Entſchädigung des Königs Philipp Bericht abſtatten.

Von ihrer Seite wurde die verlangte Wiederherſtellung des Traktats von Münſter in ſeinem ganzen Umfange, zu Gunſten des Kaiſers und des Reichs, von neuem wiederholt. Indeß war dieß eine

bloße

bloße Gefälligkeit gegen diese Alliierte; und die Deputirten gaben zu, daß ihre Obern nicht im geringsten verbunden wären, eine Idee in Vorschlag zu bringen, noch weniger, zu unterstützen, welche jede Negociation so leicht zu unterbrechen im Stande wäre.

Sie verlangten, daß der König bestimmtere Ausdrücke zu gebrauchen geruhen möchte, als diejenige, deren er sich bedient hatte, bei der Einwilligung, die Englische Erbfolgeordnung, wie sie die Akten des Parlaments zu Gunsten der protestantischen Linie festgesetzt hatten, anzuerkennen; sie bestanden zu gleicher Zeit darauf, den König Jakob zu nöthigen, daß er aus Frankreich gehe. Alle ihre Foderungen nannten sie wesentliche Bedingungen, ohne welche der Friede nicht geschlossen werden könnte, und gaben vor, er würde unmöglich seyn, so lange dieser Fürst sich im Königreiche aufhielte. Von seinem Weggang hange sowohl die Sicherheit Englands als Hollands ab; das Verfahren beider Staaten wäre gleich und würde ihre enge Verbindung sich selbst nicht lügen strafen. Die einzige Milderung der Härte dieses Artikels wäre, ihn nicht zu einer ausdrücklichen Bedingung des Traktats zu machen, sondern sich darauf zu beziehen, was der König zu thun für rathsam hielte, ihn zu erfüllen.

Die Antwort Sr Majestät über den Artikel des Königs von Portugal war für sie befriedigend.

Da er einwilligte, den Kurfürsten von Brandenburg in der sich selbst beigelegten Würde eines Königs von Preußen anzuerkennen, verlangten sie, er möchte mit ausdrücklichen Worten hinzufügen, daß er ihn die Grafschaften Neufchatel und Valengin ruhig würde genießen lassen, ohne den Ansprüchen der Prätendenten zu nahe zu treten.

Ueber den Artikel von Exilles und Fenestrelles hatten sie, wie sie sagten, keine Vollmacht.

Die letzte ihrer Foderungen betraf den Herzog von Hannover; und nach ihrer Gewohnheit foderten sie, als eine Präliminar- und wesentliche Friedensbedingung, daß der König die neunte Kurwürde, welche einige Jahre vorher zu Gunsten dieses Fürsten errichtet worden war, anzuerkennen verspräche. Um dieß zu erlangen, erboten sie sich auch die Angelegenheiten der beiden Kurfürsten von Köln und Baiern in die Präliminarien mit aufzunehmen und gingen so weit, daß sie sagten, weil die Feinde des Königs ihrer Alliirten darin Meldung thäten, so hätte der König nicht minder das Recht, auch die seinigen darunter zu begreifen. Dieses Anerbieten wurde von ihrer Seite mit Versicherungen des aufrichtigsten Wunsches der Republik begleitet, die beiden Kurfürsten mit dem dringendsten Eifer zu unterstützen. Sie hofften, fügten sie hinzu, daß ihr der König für ihren guten Willen und ihre Schritte zu Gunsten dieser Fürsten Dank wissen würde.

Rouillé hatte Zeit gehabt, einzusehen, wie wenig dergleichen Worte Gewicht hatten. Er verhehlte den Deputirten nicht, daß das Versprechen von bloßen Gefälligkeiten gegen das Haus Baiern noch keine so vollkommene Genugthuung wäre, daß der König gegen ihre Obern für ihre Absichten zu vielem Danke verpflichtet würde.

Die vierte Conferenz, welche den 4. April gehalten wurde, beschäftigte sich blos mit der Recapitulation dessen, was von beiden Theilen in den drei vorhergehenden vorgetragen worden war.

Die Bedingungen, welche der König den Holländern zuzugestehen bewilligte, sowol im Betreff ihres Handels als der Sicherheit der Barriere, waren für sie so vortheilhaft und gegen alles, was sie von ihrer Verbindung mit so vielen gegen Frankreich vereinigten Fürsten hoffen konnten, so überwiegend, daß man Ursach

hatte

hatte zu glauben, eine so kluge Republik würde eine so günstige Gelegenheit, alles, was sie wünschen konnte, vollkommen zu erlangen, nicht vorbeigehen lassen.

Indeß muthmaßte Rouillé, daß sie mit so großer Nachgiebigkeit noch nicht zufrieden seyn und von der Foderung Tournay's und Conde's nicht abstehen würde, vorzüglich wenn der König darauf beharrte, daß ihm die Stadt Lille mit ihrem Gebiet und Zubehör ausgeliefert werden sollte.

Die zu den Conferenzen abgeordneten Deputirten von Holland hatten keinen Karakter gezeigt, welcher sich leicht behandeln ließe und geschickt wäre, Auskunftsmittel an die Hand zu geben, um die Schwierigkeiten wegzuräumen. Buys schien der Vater von diesen zu seyn, Van der Duſſen beobachtete Stillschweigen und wenn er sich verbunden glaubte, es zu brechen, so sprach er nur, um die hochtrabenden Reden seines Collegen zu bekräftigen, seine ungerechte Foderungen zu unterstützen und seine Weigerungen zu bestätigen. Alle beide nahmen, wenn gute Gründe oder Vorwand fehlte, ihre Zuflucht zu der Erklärung, daß ihre Vollmacht nicht bis dahin reiche, oder auch wohl, daß sie von den Absichten ihrer Alliirten nicht unterrichtet wären.

Jeder Unterhändler wünscht und hofft, daß es ihm gelingen soll. Rouillé wünschte es mit Recht und schmeichelte sich damit ohne äußerlichen Schein. Seine Hofnung gründete sich auf das Vergnügen, welches die Deputirten zeigten, einen Minister des Königs bei sich zu sehen, auf den Eifer, welchen sie hatten, von den Antworten des Königs sorgfältig unterrichtet zu werden.

Anfangs verlangten sie, daß das Geheimniß der Conferenzen genau beobachtet würde. Jetzt sehen sie ohne Schwierigkeit ein, daß es ergründet werden wer-

und daß das Publikum eine vollkommene Kenntniß davon hatte. Die besondern Umstände desselben waren indeß noch unbekannt; die Deputirten gaben einzig dem Pensionaire genaue Nachricht davon, welches das, was er für zuträglich hielt, denen von der Regierung mittheilte, welche er davon zu unterrichten für gut fand, dem Herzog von Marlborough aber keinen Umstand davon unbekannt ließ.

Nach der Conferenz vom 4. April faßte Rouillé den Entschluß, seinen Aufenthalt zu Bodegrave, einem nur 10 Meilen vom Haag entfernten Dorfe, festzusetzen. Er wählte diesen Ort mit Beistimmung der Deputirten. Sie hatten es ihm frei gestellt, nach Woerden oder nach Gouda zu gehen und Ungeduld gezeigt, ihn unverzüglich wieder zu sehen. Als sie sich trennten, reichte ihm Van der Dussen, ohne daß es sein College, der sich ein wenig entfernt hatte, bemerkte, die Hand und sagte zu ihm, er könnte ihm seine Nachrichten in Gouda zustellen. Dieß war das einzige mal, daß Van der Dussen in Burs's Abwesenheit gesprochen hatte. Der Verfolg der Unterhandlung wird darthun, daß diese Anweisung kein Geheimniß in sich verbarg.

Der Eifer, welchen die beiden Deputirten gezeigt hatten, von den Entschließungen und den Antworten des Königs schnell unterrichtet zu werden, hatte Rouillé bewogen, sie um einen Paß von den Staaten zu bitten für den an Se Majestät abzuschickenden Courier. Sie suchten diesen Vorschlag abzuwenden, weil es der Versammlung der Staaten, welche ihn ausstellen müßten, bedürfte und folglich das Geheimniß nicht bewahrt werden könnte. Aus diesem Grunde riethen sie ihm, seine Depeschen der ordinären Post vom Haag anzuvertrauen. Sie versicherten ihn einer gänzlichen Sicherheit, sowol in Rücksicht

ſicht auf das, was er ſchreiben, als auf die Briefe, welche er erhalten würde.

Nach der Abreiſe der Deputirten, begab ſich Pettekum, der Reſident des Herzogs von Hollſtein, nach Bodegrave. Schon vor einiger Zeit hatte er ſich, wie erzählt worden iſt, von ſelbſt darein gemiſcht, Vorſchläge zu thun, wodurch man zum allgemeinen Frieden gelangen könnte. Obgleich nun die Unterhandlung auf einem andern Wege ausgeführt wurde, ſo wollte er doch, von der Ehre und wahrſcheinlich auch von dem Nutzen geſchmeichelt, welchen er zu hoffen Urſach hatte, wenn er an dieſem wichtigen Werke Theil nehmen könnte, ſeinen vorgeſetzten Plan verfolgen. Der Präſident Rouillé erfuhr nichts beträchtliches von ihm. Pettekum ſchrieb nach Frankreich an den Miniſter, mit welchem er bekannt war, daß die Reiſe, welche er nach Bodegrave gemacht hätte, nicht ohne Vorwiſſen, ſondern mit Bewilligung des Penſionairs geſchehen wäre. Letzterer ſey ſehr betrübt geweſen über den Bericht, welchen die Deputirten von den letzten Conferenzen gegeben hätten, und über die Einſchränkungen, welche Se Majeſtät ihren neuen Anerbietungen gegeben und dadurch dieſe bis auf die Abtretung von Furnes mit Niederreiſſung der Feſtungswerke zurückgeſetzt hätten; er fange an zu zweifeln, daß der König den Frieden ganz aufrichtig wünſche.

Man mußte mit Heinſius behutſam umgehen, nicht allein wegen ſeines Einfluſſes in der Republik und wegen des Zutrauens, welches er ſich bei den Alliirten erworben hatte, ſondern auch wegen der Redlichkeit ſeiner Abſichten, ſeiner aufrichtigen Treue und des Wunſches, einen dauerhaften Frieden hergeſtellt zu ſehen, wenn man anders dem, welchem er in ſeinem Namen zu ſprechen bevollmächtigt hatte, Glauben beimeſſen wollte. Er rieth, die Unterhandlung zu betrei-

ben und nicht, wie er ſich ausdrückte, ſich mit Spinnweben herumzujagen, ſondern deutlich und beſtimmt zu reden, und ſolche Anerbietungen zu thun, daß der Penſionair Urſache hätte, ſie den Alliirten anzupreiſen, welche gegen jeden Friedensvorſchlag ganz zügellos wild wären und ſich einmüthig beſtrebten, die Staaten zu überreden, daß ſie Rouillé auf der Stelle zurückſchicken ſollten.

Der Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough wurden im Haag erwartet. In ihrer Abweſenheit reizten die Miniſter aus niederm Stande das Volk an, den Krieg noch einen Feldzug hindurchzuführen und Frankreich war, nach ihrer Meinung, nicht einmal vermögend, dieſen auszuhalten. Es war wie ſie ſagten, in den letzten Zügen; man mußte ſeine Ohnmacht benutzen, ohne ihm zum Wiederaufleben Zeit zu laſſen; man ſollte fürchten und verhindern, daß es nicht ſeine Kräfte wieder ſammle und wohl gar noch ſeine Nachbarn zittern mache. Der Abgeordnete von Lothringen unterſtützte die große Zahl der Kriegsanhänger.

Marlborough ſtellte die Ungeduld, mit welcher ſie ihn im Haag erwarteten, bald zufrieden. Er kam daſelbſt an von allem, was in den Konferenzen vorgefallen war, vollkommen unterrichtet. Er hatte, ehe er ſich nach England einſchiffte, beigeſtimmt, den Präſident Rouillé in Holland zu laſſen, überzeugt, daß nichts ohne ſeine Einwilligung geſchehen und daß es ihm frei ſtehen würde, den Fortgang der Unterhandlung aufzuhalten oder zu unterbrechen, je nachdem es ihm gefiele. Er würde alſo, wenn er ſich der allgemeinen Ruhe Europa's, welche ihm im Geheim zu hindern überlaſſen blieb, öffentlich entgegen ſetzte, unnöthiger Weiſe eine gehäſſige Rolle geſpielt haben.

Jetzt nun glaubte er, daß die Zeit gekommen wäre, die Conferenzen zu unterbrechen. Er hatte die Nachgiebigkeit nicht erwartet, mit welcher der König dem Frieden entgegen kam. Sie gab ihm zu Besorgniß Anlaß wegen der Wirkung des Eindrucks, welchen sie auf das Volk machen mußte, da es eines langen und blutigen Kriegs, von dem das Haus Oesterreich und die beiden Generale alle Vortheile zogen, während die Beschwerden desselben den vereinigten Provinzen zur Last fielen, müde war.

Diese Betrachtungen bewogen ihn, unmittelbar nach seiner Ankunft im Haag zu erklären, daß die Conferenzen dem Englischen Hofe außerordentlich mißfielen; daß er Auftrag hätte, die Generalstaaten zu bitten, sie zu unterbrechen und Rouillé zurückzuschicken, wenn anders Frankreich sich auf die gemachten Anträge allein einschränke und sie nicht zu Gunsten des Kaisers und Englands weiter ausdehne.

Zu gleicher Zeit that der Prinz Eugen eine ähnliche Erklärung und verlangte noch überdieß als eine unerläßliche Präliminarbedingung, daß die Spanische Monarchie dem Hause Oesterreich ganz abgetreten werden sollte, ohne die mindeste Absonderung eines von dieser Krone abhängigen Staats; noch außerdem foderte Er die unverfälschte und aufrichtige Wiederherstellung des Traktats von Münster.

Bei dem Gerücht von den ersten Conferenzen hatte der Marquis Delborge, Abgeordneter des Herzogs von Savoyen, seinen Sekretär eilig abgeschickt, um diesen Fürsten davon zu benachrichtigen. Er hatte den Generalstaaten ein in sehr starken Ausdrücken abgefaßtes Memoire vorgelegt und sie gebeten, ohne Wissen des Herzogs, seines Herrn, keinem Friedensvorschlage Gehör zu geben.

So viele Bewegungen und Verſchanzungen gegen den Frieden konnten dem Herzog von Marlborough, deſſen Einfluß auf die Berathſchlagungen der Generalſtaaten ſchon an ſich ſelbſt mächtig war, ſeinen Muth wieder geben.

Indeß war er doch nicht ohne Unruhe. Je beträchtlicher die Anerbietungen des Königs waren, deſtomehr befürchtete er den Eindruck, welchen ſie machen konnten, ſo wie die Betrachtungen der guten Republikaner über die gefährliche Nachbarſchaft einer Macht, deren Vergrößerung den vereinigten Provinzen einſt höchſt nachtheilig ſeyn würde. Er gab ſich daher Mühe, dieſe Anträge ſelbſt verdächtig zu machen und ſchmeichelte ſich mit der Hofnung, die Leute zu bereden, daß ſie nicht aufrichtig wären, und kurz, daß Rouillé nur deshalb nach Holland geſchickt worden wäre, um die Alliirten hinzuhalten und zu hintergehen.

Um dieſes Mißtrauen noch mehr zu befeſtigen, nahm er ſich vor, es durch den nemlichen Pettekum ausbreiten zu laſſen, welcher ſich die Ehre beilegte, für einen geheimen Agenten Frankreichs zu gelten.

Der Herzog von Marlborough gab ihm als eine ausgemachte Wahrheit dieſe boshaften Begriffe von Rouillé's Commiſſion, und vielleicht gelang es ihm, ihn zu überreden, daß die Beſchaffenheit der Conferenzen ein offenbarer Beweis ſey von den geheimen Abſichten des Königs, und daß die von Seiten Sr Majeſtät gethanen Vorſchläge für eben ſoviele Kennzeichen der Verachtung, welche ſie gegen den Kaiſer und England zeigten, gelten könnten. Uebrigens, ſagte er, täuſcht ſich Frankreich, wenn es glaubt, wider den Willen dieſer beiden Mächte Frieden zu ſchließen und wenn es ſich ſchmeichelt, daß Holland ihre Einwilligung mit Gewalt erzwingen könne. Um zum Frieden zu gelangen, müſſen alle Alliirte vollkom-

kommene Genugthuung erhalten, Rouillé zurückgeſchickt und die geheime Negociation abgebrochen werden.

Der Penſionnair glaubte jetzt, daß es Zeit ſey, den Staaten der Provinz Holland das Geheimniß der Conferenzen, von welchem er ſie noch nicht unterrichtet hatte, bekannt zu machen. Er gab den Deputirten der übrigen Provinzen den Auftrag, ihren Obern Nachricht davon zu geben. Sein perſönliches Intereſſe foderte, glauben zu laſſen, daß er den Frieden wünſche. Er ſchob allen Haß gegen die Schwierigkeiten auf die Widerſetzung Englands und Marlboroughs insbeſondere.

Ein Franzos, der Religion wegen nach Holland geflüchtet, Namens Amirault, kam damals von Amſterdam, wo er ſich niedergelaſſen hatte, zu dem Präſident Rouillé und verſicherte ihn, daß die ganze Provinz Holland, beſonders die Stadt Amſterdam den Frieden ſehnlich wünſche, daß Buys, Deputirter bei den Conferenzen und erſter Penſionnair dieſer Stadt, von ſeinen Mitbürgern verachtet werde; und daß man auf la Baſſecourt, den zweiten Penſionnair, einen weiſen und friedliebenden Mann, ſein ganzes Zutrauen ſetze.

Die Widerſetzung der Alliirten gegen den Frieden war indeß allgemein und ſo ſtark, daß der König, da er die Nothwendigkeit, dem Krieg ein Ende zu machen, jeden Tag mehr einſah und fühlte, die Holländer noch dadurch anzulocken wünſchte, daß er ihnen neue Handelsvortheile bewilligte. Daher erlaubte er dem Präſident Rouillé zu verſprechen, daß er, ihnen zum Beſten, den Tariff von 1664. ohne Einſchränkung und ohne Ausnahme irgend einer Sorte von Waaren wieder herſtellen würde.

folge auf eine glänzende Art empfangen worden, und dieser für unsre Religion so herrliche Tag wurde von einer großen Menge Kaufleute gefeyert. Der Derwisch bestieg die Rednerbühne, und hielt öffentliche feyerliche Gebete für das Wohl des Muhamedanischen Reichs unter dem Sceptec der Abbasiden, in Gegenwart der in der Stadt angesessenen Muselmänner, und der ihrer Religion zugethanen Kaufmannschaft. Als diese Gesandtschaft wieder zurückgieng begleitete sie ein Deputirter vom Constantinopolitaner Hof, um Bericht vom Verlauf der Sache beym Sultan abzustatten. Ich war selbst zugegen, als er durch einen Dollmetscher seinen Vortrag hielt. Es war ein schöner muntrer Greiß, auf griechische Art gekleidet, und überreichte ein Schreiben, woran ein goldnes Siegel hieng. Er starb, ehe er noch seine Geschäffte vollendet hatte. An seine Stelle kam ein anderer, der zugleich Antworten auf unsere Briefe mitbrachte. Das Schreiben des griechischen Kayfers war der Länge nach zusammen gelegt, hatte von aussen und von innen zwey Spalten, in deren Mitte ein Insiegel hieng das des Kayfers Bild in Golde gedruckt vorstellte, so wie es sonst auf Wachs gedruckt wird. Das Gold wog funfzehn Goldstücke. Der Inhalt des Schreibens war folgender.

„Kaiser Isaak, glaubend an Gott den Messias: von Gott gekrönt, siegreich, steter Vermehrer des Reichs. Der mächtigste unüberwindlichste Kaiser, Selbstherrscher der Griechen; entbietet dem erlauchten Sultan von Egypten, Saladin, Liebe und Freundschaft."

„Wir haben Ew. Hoheit Schreiben gelesen, und daraus vernommen, daß unser Gesandter mit Tode

In Rückſicht auf die Barriere ſollte Rouillé, ohne es länger zu verſchieben, erklären, daß Furnes mit ſeinen Feſtungswerken abgetreten werden ſollte.

Ueberdieß geſtattete er ihm, auf Conde Verzicht zu thun, wenn dieſe harte Bedingung nicht erlaſſen werden ſollte. Er ſahe vollkommen ein, daß zur Sicherheit ſeines Königreichs von der Seite der Niederlande her die Erhaltung von Conde und Tournay erfodert würde, daß er nicht weniger darauf bedacht ſeyn müßte, eine Barriere zu behalten, als die Generalſtaaten, welche ſie unter dem Vorwande der Sicherheit ihres Staats zu fodern ſich ſo angelegen ſeyn ließen; allein die Nothwendigkeit, Frieden zu ſchließen, war ein noch dringenderer Grund und unter der gegenwärtigen Umſtänden wollte es ſchon viel ſagen, wenn man durch die Aufopferung Conde's Tournay erhielt.

Die Treue, die Grundlage glücklicher Unterhandlungen, war von Seiten der Holländer wenig beobachtet worden. Die Conferenzen waren unter der Bedingung angeſtellt worden, daß die Präliminarartikel, welche ſie gefodert hatten, die Baſis des Traktats ſeyn ſollten. Der König hatte es bewilligt.

Er hatte überdieß die Foderungen im Betreff der Handelsvortheile für die Unterthanen der Republik eingegangen.

Ihre Deputirten aber brachten bei jeder Conferenz irgend eine neue Forderung, unter dem Vorwand der Barriere. Auf jede Antwort des Königs verlangten ſie eine neue Abtretung. Sie dagegen verwarfen jeden Vorſchlag, welcher zur Beſchleunigung des Friedens zuträglich und nöthig war. Umſonſt munterte ſie Rouillé auf, ihre Alliirten zur Beendigung eines ſo langen und allen Partheien läſtigen Kriegs zu bereden, und ihnen zu erklären, daß die Republik

publik sie im Fall der Weigerung verlassen und auf ihr eigenes Interesse bedacht seyn würde; die Deputirten ließen von ihrer Seite nichts erwarten, als leere und unvermögende Gefälligkeiten.

Der König versprach, daß die Krone Spaniens mit den von ihr abhängigen Staaten an das Haus Oesterreich abgetreten werden sollte; die Königreiche Neapel und Sicilien wurden allein davon ausgenommen und zu einer geringen Entschädigung für den König von Spanien zurückbehalten; und kaum wollten die Holländer nur im allgemeinen ihre Dienste zusagen, um einem so gemäßigten Vorschlag Eingang zu verschaffen.

Se Majestät hatten dem Präsidenten Rouillé verstattet, den beiden Deputirten das Geheimniß seiner Absichten anzuvertrauen, ob sie gleich von ihren Obern keine Vollmacht zur Unterhandlung vorgezeigt hatten. Sie hatten, seitdem die Conferenzen kein Geheimniß mehr waren und man keinen Grund mehr hatte, sie geheim zu halten, nicht daran gedacht, diesen wesentlichen Mangel gut zu machen. Nur durch das öffentliche Gerücht wußte man, daß der Pensionnair den Staaten endlich die von Sr Majestät geschehenen Anerbietungen kund gethan hatte, welche für die Holländer so vortheilhaft waren, daß man allgemein für das beste hielt, sie geradezu an den wöchentlichen Präsidenten zu schicken, welcher durch die Gesetze des Staats verpflichtet war, von den während der Verwaltung seines Amtes eingelaufenen Schreiben Rechenschaft abzulegen. Es war sehr wahrscheinlich, daß in diesem Falle die Leidenschaft der Engländer in Holland nicht genug Gewalt gehabt haben würde, um das Interesse der Republik zu überwiegen.

Ungeachtet so vieler Veranlassungen, welche der König hatte, sich über das unregelmäßige Verfahren

der

der Holländischen Regierung zu beklagen, hatte er doch gewünscht, daß der Weg den Conferenzen noch nicht unterbrochen würde, wiewohl er überzeugt war, daß es weit nützlicher gewesen wäre, wenn die Freunde des Friedens und der Wohlfarth ihres Landes von den Bedingungen, welche er für den einen und die andere zu bewilligen geruhte, vollkommen unterrichtet worden wären. Sie würden offenbar ernstliche Betrachtungen angestellt haben über den Wechsel, welchen die Kriegsbegebenheiten herbeiführen können, da diese so ungewiß sind, daß die Republik vielleicht in einem Tage alle Vortheile, welche ihr der König für den Frieden bewilligt hatte, und folglich die Früchte so vieler Unkosten verlieren konnte, welche sie bis jetzt für das einzige Interesse der Vergrößerung ihrer Alliirten aufgewendet hatte.

Wenn diese Betrachtungen noch wirksam genug gewesen wären, um die Holländer zu überreden, der nahebevorstehenden Eröffnung des Feldzugs zuvorzukommen und einen Waffenstillstand in Vorschlag zu bringen, wenn anders der Friede nicht geschlossen werden konnte, so hatte Rouillé Vollmacht nicht allein darein zu willigen, sondern auch ihn selbst vorzuschlagen, um mit Muße unterhandeln zu können und ohne Furcht vor den Veränderungen, welche das Schicksal der Waffen den bewilligten Bedingungen zuführen könnte.

Um sie noch einmal aufzuzählen, so versprach der König den Holländern, den Handelstraktat von Ryswick wieder herzustellen. —

Sie den Tariff von 1669 genießen zu lassen, mit Vorbehalt einer gütlichen Uebereinkunft über die zur wechselseitigen Wohlfarth des Handels zwischen Frankreich und den vereinigten Provinzen zu machenden Ausnahmen.

In

In Rückſicht auf die Barriere trat der König Ypren ab mit ſeinem Gebiet, Menin mit ſeinem Zubehör, Furnes mit den Feſtungswerken und ſeinem Zubehör.

Ueberdieß erlaubte er dem Präſidenten Rouillé, ſo vielen dem Wohl des Friedens aufgeopferten Plätzen Conde und ſogar Maubeuge noch beizufügen, wenn dieſe neuen Entſagungen in Verbindung mit ſo vielen andern einen glücklichen Beſchluß bewirken und Tournay unter der Herrſchaft Frankreichs erhalten könnten.

Die Bedingungen in Rückſicht auf das Haus Oeſterreich waren, ihm die Monarchie Spanien zu überlaſſen mit allen von dieſer Krone abhängigen Staaten, einzig mit Vorbehalt der Königreiche Neapel und Sicilien, um den König Philipp zu entſchädigen.

Die Forderung, den Traktat von Münſter zu deuten und einzuſchränken, war unhaltbar; ſogar der Vorſchlag, ihn wieder herzuſtellen, war unnütz, weil dieſer Traktat, welcher denen von Nimwegen und Ryswick zur Grundlage diente, für wiederhergeſtellt geachtet wurde, inſofern er durch dieſe beiden letztern, welche durch den Frieden beſtätigt werden ſollten, nicht aufgehoben wurde.

Der Vorſchlag, den Kurfürſt von Brandenburg die Grafſchaften Neufchatel und Valengin ruhig genießen zu laſſen, ohne dem Rechte der Prätendenten Abbruch zu thun, wurde genehmigt.

Die Foderung, Exilles und Fenestrelles dem Herzog von Savoyen zu überlaſſen, machte Sr Majeſtät mit Recht vielen Kummer, da ihn ſeine Feinde gerade damals nöthigen wollten, die Untreue dieſes Fürſten zu belohnen, als ſie den gerechten Foderungen der Kurfürſten von Cöln und Baiern, ſeiner treuen Alliirten, nicht im mindeſten Gehör gaben, und die Hol-

ländet zur Wiedereinsetzung dieser beiden Fürsten in ihre Würden nichts anzuwenden wagten als bloße Gefälligkeiten.

Der König erneuerte die dem Präsidenten Rouillé schon bestimmt gegebene Ordre, auf der vollkommenen Wiedereinsetzung dieser Kurfürsten fest zu bestehen, so wie auf der gänzlichen Wiedererstattung der Meublen, Juwelen und überhaupt aller Effecten, welche ihnen während des Kriegs geraubt worden waren.

In Rücksicht auf England erboten sich Se Majestät, den Handelstraktat wieder herzustellen, welchen sie mit dieser Krone zu Ryswick geschlossen hatten. Sie versprachen, die Ruhe Großbritanniens eben so wenig als die durch eine Parlamentsacte gemachte Verordnung zur Festsetzung der Successionsordnung in den drei Königreichen unmittelbar oder mittelbar zu stören.

Er wünschte, daß sich Rouillé bei den Deputirten erkundigte, welcher Ausdrücke sich ihre Obern bedienten, um sich zur Aufrechthaltung dieser ganz widerrechtlich durch die Englischen Parlamentsacten festgesetzten Successionsordnung verbindlich zu machen. Denn nichts schien weniger dauerhaft und weniger beständig zu seyn als eine solche Einrichtung. Die Unbeständigkeit und der Leichtsinn der Englischen Nation sind bekannt. Sie ändert ihre Meinung gar oft. Ein Parlament stößt, wenn es die Umstände erfordern, wieder um, was ein anderes vorher zum Wohl des Königreichs für nöthig gehalten hatte. Es war also rathsam zu wissen, was die Holländer thun würden, wenn die Englische Nation einst ihre Maximen änderte und einen Deutschen Fürsten, welcher durch die Parlamentsacten als präsumtiver Erbe der Krone anerkannt war, für ihren König anzuerkennen verweigerte;

und ob Holland, ſein Recht zu unterſtützen, ſich darein verwickeln und ihre Truppen nach England überſetzen würde.

Gegen die Zuſage, den König Jakob aus Frankreich zu entlaſſen, zeigte der König den gröſten Widerſtand. Der Präſident Rouillé bekam den Auftrag, noch alle die wichtigen Gründe vorzubringen, welche ihm der König an die Hand gab, um dieſe gehäſſige Forderung zu beſtreiten. Er gab das Verſprechen, ihn nach dem Friedensſchluß mit keiner Hülfe zu unterſtützen und wünſchte, daß Rouillé, wie von ſich ſelbſt mit den Deputirten ſprechend, zu erfahren ſuchen ſollte, ob ihre Obern dieſem unglücklichen Fürſten einen ſichern Zufluchtsort im Haag verſtatten würden und auf welche Weiſe daſelbſt für ſeinen Unterhalt geſorgt werden möchte.

Endlich hielt er zu ſeinem Vortheil für rathſam, daß Rouillé zur Sicherheit der abzuſchickenden Couriere von den Staaten Päſſe erhielte: daß er ſogar dergleichen Päſſe ſchickte, um davon Gebrauch zu machen, wenn es die Lage der Dinge erfordere, daß der König eilig jemand zur Ueberbringung eines mündlichen Auftrags abzuſchicken wünſchte.

Den Fingerzeig, welchen Van der Duſſen beim Weggang aus der letzten Conferenz gegeben hatte, hatte der König nicht für ganz gleichgültig angeſehen. In einem Lande, wo man es für erlaubt hält, für einen wichtigen Dienſt Belohnung anzunehmen, ohne ſich zu entehren, muß man auf alles merken. Es war dienlich, dahinter zu kommen, ob der zweite Geſandte von Holland wirklich dieſen Gedanken gehabt hätte. In dieſem Falle überließ es der König dem Präſidenten Rouillé, nicht allein ſeinen Hoffnungen zu ſchmeicheln, ſondern ihm auch eine Belohnung zuzuſichern,

wenn er ſeine Republik geneigt machen könnte, ſich von ihren Alliirten zu trennen, einen beſondern Frieden zu ſchlieſſen und über einen Waffenſtillſtand ſo lange, bis der Friede allgemein würde, übereinzukommen.

Mehrere dringende Gründe nöthigten die Holländer, es zu wünſchen. Die Beſchwerden des Kriegs wurden ihnen täglich läſtiger, das Geld ſeltener, der Credit des Staats war erſchöpft und die Summen zum Kriege war ſehr ſchwer zu finden. Dieſe verwickelte Lage war nicht zu verbergen. Von der einen Seite ſahe man die größten Hinderniſſe, den Krieg fortzuſetzen; von der andern erleichterte der König den Frieden auf eine ganz unvermuthete Weiſe. Man hätte ſagen ſollen, daß die Wahl zwiſchen beidem leicht zu treffen war. Selbſt diejenigen, welche den Krieg zu verlängern wünſchten, wagten nicht es zu geſtehen und wollten für friedliebend gehalten ſeyn. Die Engländer, ſagten ſie mit den wahren Republikanern, hätten ſich über ihre Regierung eine ſolche Gewalt angemaßt, daß ihre Ausſprüche Geſetze wären, und ſie hätten keine andere Abſicht, als die Dinge aufs äußerſte zu treiben.

Van der Duſſen ſchlug dem Präſident Rouillé eine geheime Zuſammenkunft in ſeinem Landhauſe vor. Er gab ihm ein Gemählde von der Lage der Republik, und fügte, um ihn noch mehr von ſeiner Aufrichtigkeit zu überzeugen, hinzu, er wolle ihm ein wichtiges Geheimniß entdecken. Unmittelbar darauf ſagte er ihm, daß der Penſionnair am Franzöſiſchen Hofe treue und gut unterrichtete Correſpondenten habe, welche ihn von den geheimen Berathſchlagungen des Raths, von den Ausfertigungen, welche in den Kanzleien der Miniſter ſowohl als in dem Cabinet des Grafen von Bergheick gemacht würden, ganz genau unterrich-

teten.

teten. Der Penſionnair, fuhr er fort, weiß den Inhalt aller Depeſchen, welche ihr ſeit eurem Aufenthalt in Holland geſchrieben habt, er weiß die Schilderung, welche ihr von den beiden zur Unterhandlung mit euch erwählten Deputirten gemacht habt. Man weiß zu Turin die Vorſchläge, welche von beiden Seiten gethan worden ſind im Betreff der Königreiche Neapel und Sicilien. Wie könnt ihr wollen, daß die Unterhandlung gelingen ſoll, wenn ſo viele Mächte, denen daran gelegen iſt, ſie rückgängig zu machen, von dem Bericht, welchen ihr abſtattet, und von den Befehlen, welche ihr empfanget, bis auf die kleinſten Umſtände unterrichtet werden."

Van der Duſſen ſprach vielleicht ganz aufrichtig, vielleicht war auch dieſe Vertraulichkeit ein Kunſtgriff, um Rouillé zu bewegen, ihm die Ausdehnung ſeiner Vollmacht zu entdecken und ſich nachgiebiger zu zeigen, als er bisher geweſen war.

Bis auf die Zeitungsträger herab, fuhr Van der Duſſen fort, macht alles den Zuſtand Frankreichs kund, das erſchreckliche Elend ſeiner Provinzen. Es iſt nicht mehr Zeit Auswege zu ſuchen; das Wohl des Königreichs hängt vom Frieden ab und von einem ſchleunigen Frieden, welcher der Eröffnung des Feldzugs zuvorkömmt. Wenn den Armeen geſtattet wird loszubrechen, dann werden die Forderungen der Alliirten ohne Grenzen ſeyn. Umſonſt werden die guten Republikaner über das Unglück Frankreichs ſeufzen; ſie werden nicht mehr im Stande ſeyn, es aufzuhalten, da es vielleicht dem Intereſſe des Staats zuträglich wäre. Sie erkennen es vollkommen und ſehen mit Schmerzen, welches Anſehn die Engländer über die Republik erhalten. Frankreich allein würde ihr beiſtehen können, wenn es ohngefähr, wie es beinahe

unvermeidlich wäre, zwiſchen den beiden Nationen zum Bruch kommen ſollte; daher würden es die Gutgeſinnten zu ſchonen und ſeinem Sturz vorzubeugen wünſchen.

Nach dieſer Auseinanderſetzung ſchloß Van der Duſſen ſeine Rede damit, daß der König, weil die Frankreich günſtige Parthei der Friedliebenden in Holland die ſchwächſte wäre, der König ſie in Stand ſetzen ſollte, die Oberhand zu gewinnen. Es gab nach ſeiner Meinung zwei Hauptwege, dahin zu gelangen; der eine, der Republik die geforderten Handelsvortheile, der andere, die Sicherheit der Barriere zu bewilligen.

In Rückſicht auf den Handel war von den ſchon gemachten Forderungen der Deputirten nichts abzuſchneiden. Was die Barriere betraf, ſo gab er zu, daß das Intereſſe der Generalſtaaten ſie zur Einſchränkung ihrer Forderungen geneigt machen müßte; daß die guten Republikaner genugſam überzeugt wären, die Unterhaltung einer großen Anzahl von Garniſons ſey den Staaten nur allzuſehr ſchon zur Laſt gefallen wäre; allein die Unterhandlung mußte allen Gliedern gefällig ſeyn und das einzige Mittel, die einſtimmige Genehmigung derſelben zu bewirken, war, ſie auf dem Fuße zu verfolgen, wie ſie in Vorſchlag gebracht war.

Veranlaſſen wir, ſagte er, die öffentlichen Conferenzen! In dem Verfolg einer allgemeinen Negociation wird man vielleicht ſchickliche Auswege finden, die wegen der Barriere gemachten Foderungen zu mildern. In der Abſicht, die Eröffnung dieſer Conferenzen zu erleichtern, wünſchen auch die Gutgeſinnten, daß die Genugthuung der Alliirten mit in den Präliminarien begriffen werde. Haltet den Weg, welchen ſie euch zum Frieden öffnen, nicht für Härte von Seiten der Friedliebenden. Wenn ſie anders verführen, ſo würden

den ſie nicht nur in Verdacht gerathen, ſondern ſogar angeklagt werden, daß ſie Frankreich zu begünſtigen, und noch im letzten Augenblick vor einem Feldzuge, von welchem die Republik und ſeine Alliirten die größten Vortheile erwarten müſſen, den Frieden zu beſchleunigen ſuchten.

Daher verſuchte auch Van der Duſſen das Zutrauen des Präſidenten Rouille zu gewinnen und ihn nicht nur zu bewegen, ihm den Grund ſeiner Vollmacht zu entdecken, ſondern ihm auch noch dasjenige, was bisher in den Conferenzen geſchehen war, und ſelbſt die wenige Treue, welche ſein College und er ſowohl in ihrer Abläugnung als in ihren Forderungen hatten blicken laſſen, Dank zu wiſſen.

Er wollte Herrn Rouille überreden, daß der Penſionair die erſte Triebfeder des Friedens ſey und zu dem Fortgang dieſes großen Werks alle diejenigen beordere, deren gute Abſichten er kenne und welche er für geſchickt halte, die ſeinigen zu unterſtützen. Es wäre daher nöthig, daß ihm der König hinlängliche Mittel in die Hände gäbe, um den Kriegsanhängern Stillſchweigen aufzuerlegen; der Muth würde ihm dann nicht fehlen. Van der Duſſen verſicherte, daß man auch auf den ſeinigen Rechnung machen könnte, ſowie auf die heilſamen Rathſchläge, welche er dieſem Miniſter gäbe, deſſen Zutrauen er zu beſitzen vorgab.

Nach dieſer Zuſammenkunft kam Pettekum nach Bodegrave, um in den Präſidenten Rouillé zu dringen, daß er keinen Augenblick verlieren möchte, ſein Werk zu vollenden. Man müſſe, ſagte er zu ihm, der Republik ohne den geringſten Aufſchub alle Foderungen, welche die Deputirten gemacht hatten, durchaus bewilligen; dieß ſey das einzige Mittel, die Abſichten des Penſionnair, welche alle zum Frieden

de abgegangen. Sein Tod schmerzt uns um so viel mehr, da er ihn in einem fremden Lande und mitten im Lauf seiner Geschäfte überrascht hat. Nun aber muß Ew. Hoheit an meine Majestät einen Gesandten abfertigen, der die Leiche des Verstorbenen, nebst seinem ganzen Nachlaß mir überbringe, damit seine Kinder und Verwandte ihr völliges Erbtheil erhalten können."

Ferner, glaub ich, wird Ew. Hoheit auch schon üble Nachrichten von dem Einfall der Deutschen in meine Länder gehört haben: denn warum sollten die Feinde nicht Unwahrheiten, die zu ihrem Zwecke dienen, in der Welt verbreiten? wenn ihr aber die Wahrheit erfahren wollt, so versichere ich euch, daß sie für den Schaden, den meine Unterthanen von ihnen erlitten, zwiefach gezüchtigt sind. Sie haben kein Geld, kein Vieh, keine Menschen, denn viele sind durch Seuchen, viele durch das Schwert aufgerieben. Mit der äussersten Noth haben sie sich durch meine Provinzen geschlagen, aber bis in euer Land können sie unmöglich vordringen, weil sie zu ohnmächtig sind: sollten sie ja so weit kommen, so werden sie ihren Landsleuten weder nützen noch euch schaden können. Uebrigens weiß ich nicht warum ihr mir nichts von euren fernern Absichten entdeckt habt, da doch meine Freundschaft gegen euch, mir nichts als den Haß der ganzen fränkischen Nation zugezogen hat."

Nach geschehener Audienz wurde der Gesandte ehrenvoll behandelt, und ihm Wohnung und Bad angewiesen. Er war ein alter, feiner, sehr verständiger Mann, der Arabisch, Griechisch und Fränkisch verstand.

abzweckten, zu erleichtern. Je mehr Rouillé zögern würde, deſto mehr Gewicht würde er den Unternehmungen des Prinzen Eugen und des Herzogs von Marlborough geben. Der erſte ſey nach Amſterdam gegangen in der Abſicht, das Gouvernement dieſer zum Frieden geneigten Stadt auf ſeine Seite zu ziehen Marlborough beſtehe im Namen Englands auf allen den gemachten Bedingungen, ohne die mindeſte Einſchränkung zu geſtatten.

Pettekum hatte vielleicht gute Abſichten und ſprach ſo wie er dachte; vielleicht aber wollte er ſich auch in Holland und bei den Alliirten dieſer Republik ein Verdienſt erwerben.

Dem ſey wie ihm wolle; da, während er in Bodegrave war, die Ordres des Königs angekommen waren, gab ihm der Präſident Rouillé den Auftrag, es dem Penſionair zu melden und ihm den Vorſchlag zu thun, daß man die Conferenzen den 21. April wieder anfinge.

Die beiden Deputirten begaben ſich auf denſelben Tag nach Bodegrave und ſagten zu Rouillé, ſie kämen ſich zu erkundigen, was er ihnen für Neuigkeiten mitzutheilen hätte. Er bat ſie, ihn zuvor zu unterrichten, was ſie von ſeinen letzten Vorſchlägen für Gebrauch gemacht, welche Wirkung ſie hervorgebracht hätten und was er von den Verfügungen ihrer Obern erwarten dürfe. Eine nöthige Erklärung, da er bis jetzt gegen die gegründeten und reellen Verſicherungen, welche er im Namen des Königs gegeben hatte, von Seiten der Republik nichts empfangen hatte als ſchwache Verſprechungen und leere Gefälligkeiten.

Die Deputirten antworteten mit einer bloßen Wiederholung deſſen, was ſie in den vorhergehenden Conferenzen geſagt hatten, um die Aufrichtigkeit ihrer Obern zu rechtfertigen und zu beweiſen, daß ſie nichts

ls ihre Dienste anbieten könnten; ferner wäre es nö-
hig, daß der König die Republik in den Stand seßte,
ich nicht nur bei ihren Alliirten, sondern auch bei ih-
ren eigenen Mitgliedern, von denen die Zahl derer,
welche sich dem Frieden widersetzten, den wenigen
gutgesinnten, welche zu den geheimen Geschäften zuge-
lassen worden wären und welche ihn aufrichtig wünsch-
ten, bei weitem überlegen wäre, Gehör zu verschaffen.
Der gute Wille der friedlichgesinnten würde fruchtlos
seyn, so lange der König ihnen nicht das Mittel in
die Hände gäbe, ihre Meinung als die übereinstim-
mendste mit dem Wohl des Staats geltend zu machen.

Die Deputirten gaben zu erkennen, daß sie sehr
niedergeschlagen wären über die wenige Offenherzigkeit
des Königs in einem so kritischen Zeitpunkte, wo ihn
das Interesse Frankreichs nöthigte, alle Augenblicke
in Acht zu nehmen, welche er verlöre, während der
Prinz Eugen, Marlborough und die Minister
der Alliirten in Holland, jede Secunde nüzlich an-
wendeten, um die ganze Friedensunterhandlung rück-
gängig zu machen.

Die Deputirten beklagten sich ferner bei Rouil-
lé über das Mißtrauen, welches er selbst gegen die
Redlichkeit der Generalstaaten zeigte, und das um deſto
unbilliger wäre, da ihre Aufrichtigkeit durch nichts
deutlicher bewiesen werden könnte, als durch die
Schritte, welche sie thäten, um einem Krieg, dessen
Ereignisse ihnen so günstig wären und welchen ihre je-
zige Lage noch lange fortzusetzen erlaube, ein Ende
zu machen.

Der Präsident Rouillé rief alle die Willfährig-
keiten ins Andenken, mit welchen der König den Frieden
zu beschleunigen gesucht hatte, als unstreitige Beweise
von dem Wunsche Sr Majestät sowohl, ihn wieder
herzustellen, als von dem Zutrauen, welches sie zu der

Aufrichtigkeit ihrer Obern gefaßt hätten. Dieſen Bedingungen fügte er diejenigen hinzu, welche ihm der König noch zu bewilligen geſtattete, nemlich den Tariff von 1664; die Abtretung von Furnes mit ſeinen Feſtungswerken; und da er ſah, daß dieſe vortheilhaften Anträge keine Wirkung thaten, verband er damit noch das Verſprechen, Conde abzutreten.

Die erhaltene Vollmacht, Maubeuge abzutreten, behielt er noch zurück, in der Ueberzeugung, daß dieſer Vorſchlag eben nicht mehr Glück machen würde. Zu dieſer Meinung gaben ihm die Deputirten Anlaß; denn ſie antworteten auf die Anerbietung von Conde, allem Anſchein nach habe er von den letzten Conferenzen keinen genauen und getreuen Bericht abgeſtattet, oder aber der König wünſche den Frieden nicht, da er ſo wenig aufopfere um ihn zu Stande zu bringen, nachdem ſie von ihrer Seite ſich nicht nur unter den Alliirten, ſondern auch unter den Mitgliedern der Republik als die gemäßigſten erklärt hätten; es wäre Zeit dem langſamen Gang einer fruchtloſen Unterhandlung ein Ende zu machen; wenn ſie noch länger hingezogen würde, ſo würden die Kriegsanhänger lauter hitzige Leute, über die gutgeſinnten die Oberhand bekommen und den geforderten Bedingungen noch die Wiederherſtellung des Traktats der Pyrenäen hinzufügen.

Nach dieſer Erklärung endigte ſich die am Morgen gehaltene Conferenz. Sie ſpeißten Mittags zuſamen und während der Mahlzeit wiederholten die Deputirten oft die Verſicherungen, wie ſehr ſie zu dem glücklichen Schluß eines dauerhaften Friedens zu gelangen wünſchten, nach welchen ſich diejenigen eben ſo ſehr ſehnten, welche mit ihnen gleichgeſinnt, an ihren Bemühungen lebhaften Antheil genommen und ſie unterſtüzt hätten, die Präliminarbedingungen ſoweit

mil-

mildern zu laſſen, als ſie endlich gebracht worden wären. Sie behaupteten, Frankreich müſſe es ihnen Dank wiſſen, daß ſie ihm die Hand böten, um es vor dem Abgrunde zu verwahren, in welchen es ſtürzen würde, wenn es eine Gelegenheit vorbeigehen ließe, die nie wiederkehrte, es wäre denn, daß ſich, wider allen Anſchein, das Glück der Waffen ändern ſollte.

Nach geendigter Mahlzeit gingen ſie alle drei wieder zur Conferenz. Die Holländiſchen Deputirten eröfneten ſie mit der kurzen Wiederholung aller ſogenannten Präliminarbedingungen, welche ſie als zum Frieden durchaus nöthig forderten. Sie erklärten, es ſey nicht hinreichend zur Sicherheit der Barriere, daß der König ſeinen Anerbietungen Yoren, Menin und Conde beizufügen bewilligte; man müſſe auch noch Tournay und Maubeuge dazu ſetzen.

In Rückſicht auf die Alliirten verlangten der Kaiſer und das Reich, daß der Traktat von Münſter wieder hergeſtellt würde und dieſe Bedingung zu bewilligen könne daher nicht erlaſſen werden.

Dem Herzog von Savoyen alles durchgehends zu überlaſſen, was er in Dauphiné erobert hatte, wäre nicht weniger zum Frieden weſentlich nothwendig. Die Holländer rechneten ſichs zur Ehre an und machten ſichs zum Geſetz, zu Gunſten ihrer Alliirten alle Vortheile zu erlangen, welche ihnen die Republik durch eine Unterhandlung, bei welcher ſie ſich auf ſie verlaſſen hatten, verſchaffen konnte. Es ſchien zu gleicher Zeit für ſie ein Gegenſtand der Genugthuung zu ſeyn, wenn ſie den Alliirten Frankreichs über die mit ihm und Spanien gemachten Verbindungen Schmerz und Reue erfahren ließen; denn endlich erklärten ſie ſich beſtimmt über die Angelegenheiten der Kurfürſten von Köln und Baiern. Sie verweigerten es, ſie in die Präliminarien, wo doch nicht Einer ihrer Alliirten vergeſſen

wurde, mit zu begreifen; und sagten noch überdi
daß wenn der Kurfürst von Baiern in seine Staa
wieder eingesetzt würde, es nur unter der Bedingu
geschehen werde, dem Kurfürsten von der Pfalz
Oberpfalz, von welcher ihm der Kaiser die Inveſti
gegeben, und den ersten Rang im Kurfürst
collegium zu überlassen. Was den Kurfürsten v
Köln beträfe, so würde er genöthigt seyn in der Ci
delle von Lüttich, in Huy und Bonn Holländische B
satzung aufzunehmen.

Sie versicherten hoch und theuer, daß die Alli
ten niemals einwilligen würden, dem König Philip
den geringsten Theil der Spanischen Monarchie
überlassen, möchte man ihn nun als eine Entschädigu
oder unter irgend einem andern Titel fordern. Da
auf verließen sie den Ton und die Rolle der Negoci
toren und, wie mit dem Ansehn der Consuln des alt
Roms ausgerüstet, thaten sie nun den Ausspruch, de
das Schicksal der Waffen über die Friedensbedingu
gen entscheiden würde; der König von Spanien sol
sich daher nicht schmeicheln, von der Spanische
Monarchie nur die geringste Entschädigung zu erla
gen; die beiden Kurfürsten würden nur in einer allg
meinen Versammlung, wenn eine wegen des Frieden
gehalten werden sollte, Gehör finden; und könnte
diese Fürsten dann die Wiedererstattung ihrer Staate
erlangen, so würde ihnen diese Gnade nur durch di
Fürsprache Hollands und Englands bewilligt werden
der beste Rath, welchen man beiden geben könnte
wäre daher, sich um diese zu bewerben und diese beide
Mächte sorgfältig zu schonen.

Die Deputirten zeigten Rouillé an, daß die
ses ihr letztes Wort wäre. Es thut uns sehr leid, fügt
ten sie hinzu, daß Ihr es nicht gleich von den ersten
Conferenzen an eingesehen, oder aber daß Ihr euern

Herrn

Herrn, den König, nicht genugsam davon unterrichtet habt.

Der Präsident Rouillé, erstaunt über den hochtrabenden Ton und die Treulosigkeit dieser Negociatoren sowohl als über die neue Härte der Bedingungen, sagte, daß er wenigstens die Wiederherstellung von Lille und seiner Burgvogtei als bewilligt ansähe. Es ist wahr, antworteten sie, daß Ihr es immer vorausgesetzt habt, aber uns ist es nie in den Sinn gekommen; Ihr habt unsere Absichten übel ausgelegt. Wir haben Euch glauben lassen, was euch beliebte. Lille war zu Anfange des Aprils noch in übelm Zustande; die Franzosen wußten es und wir hatten Ursach zu befürchten, daß sie sich dieses zu benutzen entschlössen; es erfoderte die Klugheit, euch bei der Meinung, daß sie euch durch den Frieden zurückgegeben würde, zu lassen; ihr habt euch damit geschmeichelt; Lille ist gegenwärtig in Sicherheit, macht keine Rechnung mehr auf die Rückgabe.

Nicht minder gefielen sie sich bei einem ähnlichen Kunstgriff. Beinahe in demselben Tone entrüsteten sie sich, als Rouillé sie erinnerte, daß sie ihm versprochen hätten, die Generalstaaten würden ihre Sorgfalt darauf wenden, dem König von Spanien die beiden Sicilien zu erhalten, über den Ausdruck des Versprochenen, als welcher eine Verbindlichkeit voraussetze, welche sie läugneten. Sie behaupteten, schlechthin gesagt zu haben, die Absicht der Republik wäre, so viel als möglich seyn würde, dazu beizutragen, um dem König Philipp den Königstitel, mit welchem er versehen wäre, zu erhalten. So zeigte sich die Aufrichtigkeit der Deputirten nur in dem abgelegten Geständniß, von der Arglist, deren sie sich bei Gelegenheit der Wiedergabe von Lille bedient hatten. Uebrigens bekümmerten sie sich

nicht

nicht darum, die ungeheure Verschiedenheit zwisch
den von dem einen unter ihnen als Grundlage d
Unterhandlung vorgeschlagenen Präliminarien u
den jetzt von den Feinden Frankreichs erpreßten B
dingungen, um die Friedensunterhandlung anzufa
gen, zu rechtfertigen.

Man entfernte sich in jeder Conferenz imm
mehr vom Frieden, und das einzige Rettungsmitte
den neuen Hindernissen, welche die Kriegsereigni
seinem Schluß noch entgegenführen möchten, zuvo
zukommen, würde gewesen seyn, vor dem Feldzug
über einen Waffenstillstand übereinzukommen. D
Präsident Rouillé wollte den Vorschlag dazu wagen
allein die Deputirten ließen ihm nicht die geringst
Gelegenheit davon zu sprechen, und wirklich hatten s
in dieser Conferenz weniger Freiheit als in den vorhe
gehenden.

Der Prinz Eugen, der Herzog von Marlbo
rough und die Minister der Allirten, welche alle wie
der im Haag versammlet waren, hatten Zeit gehabt
sich thätig zu zeigen. Das Ansehn der beiden Genera
le, das Zutrauen, welches ihre glücklichen Unterneh
mungen erweckten und die Reden der subalternen Mi
nister gaben dem fast allgemeinen Wunsch, den Krieg
fortzusetzen, und der Hoffnung, in einem Königrei
che, welches man sich als seinem Verlust unterliegend
vorstellte, leicht Eroberungen zu machen, noch mehr
Nahrung.

Buys und Van der Duffen waren, ehe sie zur
letzten Conferenz gingen, genöthigt worden, zu dem
Prinzen Eugen und dem Herzog von Marlbo-
rough zu kommen. Man hatte keine Ursache zu zwei
feln, daß sie von dem einen und dem andern Befehle erhal-
ten

ten hatten, welche dem Frieden wenig günſtig waren. Sie haben ſie treu befolgt.

Der Präſident Rouillé hatte nur zu viel Grund ſich zu beklagen, nicht allein über ihre Abänderungen und ihre neuen Forderungen, ſondern auch über die Ablängnung der Punkte, über welche man in den vorhergehenden Conferenzen übereingekommen zu ſeyn ſchien. Er gab Pettekum Auftrag, ſeine gerechten Klagen bei dem Penſionnair anzubringen. Statt aller Antwort ſagte dieſer Miniſter, daß er die Ausdrücke nicht wüßte, deren ſich die Deputirten bedient hätten. Was die Hauptſache beträfe, hätten ſie ihre Befehle gewiß nicht überſchritten; ja ſie hätten ſie ſogar gemildert, als ſie geſehen hätten, daß Herr Rouillé über die davon gegebene Erklärung in Feuer gerathen wäre; er fange es unrecht an, um zum Frieden zu gelangen. Geht noch einmal zu ihm, ſagte er zu Pettekum, meldet ihm von meiner Seite, als einen Rath, welchen ich ihm als Freund gebe, über die Barriere keine unnützen Streitigkeiten herbei zu bringen. Ermahnt ihn, dem König ſeinem Herrn in ganz beſtimmten Ausdrücken zu ſchreiben, und, wenn er nicht hinlängliche Inſtruktionen hat, ihn um weiter ausgedehnte Vollmacht zu bitten; kurz es dahin zu bringen, daß die Generalſtaaten zufrieden ſeyn könnten.

Der Penſionnair beſtätigte durchgehends die Ausſprüche der Deputirten über alle übrigen Artikel und ſagte, ſie hätten ihren Inſtruktionen völlig gemäß geſprochen.

Pettekum ging zu dem Herzog von Marlborough und entdeckte auf eine ziemlich unkluge Weiſe, daß er die erſte Triebfeder der vom Penſionnair geführ-

geführten Reden gewesen wäre. Demungeachtet folgte Marlborough seinem Charakter und betheuerte fälschlich, daß er den Frieden wünschte und alles, was in seinem Vermögen stünde, dazu beitragen würde, denselben hervor zu bringen; Frankreich thue Unrecht ihn zu verzögern; sein Interesse fordere, dazu mitzuwirken und je eher je lieber die geforderten Bedingungen zu bewilligen. Pettekum antwortete, sie wären so hart, daß der König lieber die Unterhandlung abbrechen als sie zugeben würde. Desto schlimmer für Frankreich, erwiederte Marlborough: denn ist der Feldzug einmal eröffnet, alsdann wird es weiter gehen als der König sich nicht vorstellt.

Pettekum reiste nach Bodegrave und unterrichtete Rouillé von dem, was er gethan und gehört hatte. Auf seiner Rückkehr nach Haag besuchte er Marlborough und sagte zu ihm: er glaube, daß der König Rouillé zurückberufen würde, wenn die Alliirten darauf beharrten, Sr. Majestät die Wiedergabe von Lille und die beiden Sicilien zur Entschädigung des Königs von Spanien zu verweigern. Nie, sagte Marlborough, werden die Alliirten ihre Präliminarforderungen zurücknehmen.

Den Tag vorher hatte er mit den Staatsdeputirten conferirt und verlangt, daß jede Friedensbedingung verworfen werden sollte, wenn nicht die spanische Monarchie ganz wieder zurückgegeben und Dünkirchen geschleift würde.

Dies erfuhr Pettekum von dem Pensionnair, welcher ihm zu gleicher Zeit sagte: daß er mit Schmerzen den Frieden durch die Forderungen der Alliirten noch weit entfernt sähe; er wäre nicht minder betroffen über die wenige Aufrichtigkeit, welche er

Frank-

Frankreich zuſchrieb, und über das Hinderniß, das es ſeiner eignen Wohlfarth ſelbſt entgegenſetzte, indem es ſich über die Barriere zu erklären verweigerte, da es doch hätte geſchehen ſollen, um die Generalſtaaten zum Wunſche nach dem Frieden zu bewegen und ſie ſich geneigt zu machen.

Zu Ende des Aprils ſchiffte ſich Marlborough nach England ein. Er breitete aus, beſondere und ſeine Perſon angehende Gründe nöthigten ihn, dahin zurück zu kehren, und wartete zu ſeiner Farth nicht einmal günſtigen Wind ab.

Man glaubte allgemein, daß der Hauptbewegungsgrund zu dieſer Reiſe kein anderer ſeyn könnte, als der entworfene Plan, jede Friedensunterhandlung zu unterbrechen. Denn von den geheimen Bewegungen in England wußte man noch nichts; auch ſagte man, daß wenn es ihm nicht gelingen ſollte, die Unterhandlung abzubrechen, einige vertraute und von ihm abhängige Perſonen mit ſich zurückbringen und im Haag zurücklaſſen würde, um hier während des Feldzugs jede Unterhandlung rückgängig zu machen.

Man hatte keinen Grund mehr, von den bis jetzt in Holland gehaltenen Conferenzen irgend einen glücklichern Erfolg zu hoffen. Der Präſident Rouille erwartete täglich, daß ihm der König Ordre ſchicken ſollte, ſich zurück zu ziehen; und der einzige Dienſt, welchen er Sr. Majeſtät noch zu erweiſen im Stande zu ſeyn glaubte, war, wenn es geſchehen könnte, die wahre Urſache zu erforſchen von dem wunderbaren Verfahren der Staaten und ihrer Deputirten. Van der Duſſen hatte ſich geſtellt als ob er den Frieden eifrig wünſche. Er war mit dem Grafen von Bergheick übereingekommen über den Plan,

wie

Unterdeß betrieben die Franken mit erneuerter Heftigkeit die Belagerung der Stadt, seitdem ihnen Graf Heinrich zehn tausend Mann, wie man sagt, (Gott weiß, ob es wahr ist) zugeführt hatte. Ausserdem war auch noch eine andre Verstärkung über die See her, zu ihnen gestoßen.

Zwey und siebenzigstes Kapitel.

Verbrennung der Maschinen.

Die Belagerten denen nun weder Tag noch Nacht einige Ruhe gelassen ward, beschlossen mit Reitery und Fußvolk einen unvermutheten Ausfall zu thun, der ihnen auch so gut glückte, daß der Feind ihrer nicht eher ansichtig ward, als bis er schon die Schärfe des Schwertes fühlte. Bey den Tumultuarischen Bewegungen, die hiedurch im Lager entstanden, hatte man keine Zeit an die Bedeckung der Kriegsmaschinen zu denken, und daher fiel es unsern Feuerwerkern leicht sie durch brennende Sterne anzuzünden, die jene Werke, woran so lange Zeit gearbeitet war, in wenigen Stunden vernichteten. Bey dieser Gelegenheit büßten 70 feindliche Ritter ihr Leben ein, und eine große Menge wurde zu Gefangenen gemacht. Unter den letztern befand sich auch ein sehr angesehener Mann, dessen Stand aber demjenigen, der ihn gefangen nahm, unbekannt war. Nach geendigtem Gefechte bemühten sich die Franken zu erfahren, ob er noch lebe oder todt sey. Daraus schloß dieser, daß er eine hohe Person seyn müsse, und brachte ihn geschwind ums Leben, damit er weder durch Güte noch auf eine andre Art gezwungen würde, ihn herauszugeben. Die Franken boten für seine Loslassung große Summen, und ließen nicht eher nach, als bis man ihnen den entseelten Körper zeigte, bey dessen

wie man dazu gelangen könnte, und über die Einrichtung der Conferenzen. Er schlug diejenige, um welche ihn Rouillé bat, nicht ab und verabredete mit ihm eine geheime Zusammenkunft; sie sprachen sich dann auch. Van der Duſſen schrieb die Forderung der ganzen spanischen Monarchie, ohne Rücksicht auf den König Philipp, hauptsächlich den Ministern des Herzogs von Savoyen zu, welche von Marlborough geleitet würden.

Der gemäßigte Theil war nicht mehr Herr dieser Berathschlagungen. Der Pensionnair und die übrigen, welche zum Frieden geneigt waren, wurden gezwungen, dem Strome nachzugeben. Marlborough und der Prinz Eugen herrschten, unterstützt von der großen Anzahl der Kriegsanhänger. Ein Unglück, sagte Van der Duſſen, welches nicht gekommen seyn würde wenn die geforderten Bedingungen, während sie von Haag abwesend waren, in den ersten Conferenzen bewilligt worden wären. Die Rückkehr beider nach Holland hatte die Kabale verstärkt und den Befehl veranlaßt, welchen die Deputirten empfangen hatten, die Abtretung der ganzen spanischen Monarchie ohne Zerstücklung zu verlangen. Wenn sie über eine so harte Bedingung Stillschweigen beobachtet hätten, so sey es nur geschehen, um den Herrn Rouillé zu schonen. Ihr zeigtet euch, sagte Van der Duſſen, über die Antworten, welche wir euch im Betreff der übrigen Artikel gaben, von denen wir bis jetzt weniger entscheidend gesprochen hatten, so feurig und so erhitzt, daß wir euch mit einer neuen Veranlassung zur Erbitterung verschonen zu müssen glaubten, und vielleicht mit Grunde. Wir haben es unsern Obern eingestanden und uns dadurch schimpfliche Verweise zugezogen.

Der

Der Präſident Rouillé antwortete, eine ſolche Umänderung wäre ſo ungewöhnlich, daß er ſich nicht anders entſchließen könnte, ſie zu glauben, als wenn ſie ihm auf dem bis jetzt eingeſchlagnen Wege der Conferenzen förmlich angekündigt würde. Würde er ohne dies davon Gebrauch machen, ſo würde er Anlaß geben zu denken, daß die Generalſtaaten nie die Abſicht gehabt hätten, aufrichtig und treu zu unterhandeln: daß ihr geheimer Plan dahin gegangen wäre, die Völker zu hintergehen und am Ende irgend einen ſchlechten Vorwand zu ſuchen, eine trügeriſche Unterhandlung abzubrechen.

Van der Duſſen gab zu, daß Rouillé zu dieſer Meinung Anlaß haben könne, obgleich nichts den reinen Abſichten der gutgeſinnten mehr entgegen wäre; man müſſe ſie beklagen, aber um ſie zu rechtfertigen würde nöthig ſeyn, die gegenwärtige Lage des Gouvernements zu entdecken, ein Geheimniß, welches einem Republikaner nicht zu enthüllen erlaubt wäre. Er könnte im allgemeinen nur dies ſagen, daß diejenigen, deren Klugheit die Eröffnung der Conferenzen veranlaſit hätte, jetzt getadelt, verdächtig gemacht und ſogar Gefahren ausgeſetzt würden.

Aus dieſen Geſtändniſſen, mochten ſie nun wahr oder falſch ſeyn, ſchloß Rouillé, daß ihm kein anderer Weg übrig bleibe, als nach Frankreich zurückzukehren, ſobald er vom König den Befehl, welchen er zu ſeiner Abreiſe erwartete, erhalten hätte.

Der Deputirte beſchwor ihn, nicht alle Hoffnung aufzugeben und die Veränderungen abzuwarten, welche die Zeit, die Geduld und das gute Verfahren der Wohlgeſinnten würden bewirken können. Je lebhafter, ſagte er, die Berathſchlagungen betrieben wer-

den, desto weniger haben sie auch Bestand. Man hat dem Herzog von Marlborough schon abgeschlagen, die Bedingung, die Festungswerke von Dünkerque niederzureissen mit in die Präliminarien aufzunehmen. Indeß muß man darauf rechnen, daß die Forderung der Engländer in diesem Punkte, wenn man sich zum Frieden versammelt, lebhaft unterstützt werden wird.

Der Präsident Rouillé versuchte ihnen beizubringen, daß es thunlich seyn würde, die Feindseligkeiten aufzuheben; aber ohne Erfolg. Van der Duſſen antwortete, es sey unmöglich, sich dem Willen des Prinzen Eugen und Marlboroughs entgegen zu setzen, da beiden zu viel daran gelegen wäre, den Feldzug zu beginnen, als daß die Eröffnung desselben aufgeschoben werden könnte. Die Staaten könnten nur klage Vorschlaten treffen, um ihre Hitze zu mäßigen, und zu diesem Ende bei der Wahl der zur Armee zu schickenden Deputirten darauf zu sehen, daß sie mehr geneigt wären, das öffentliche Wohl in Betracht zu ziehen und dieses zu thun, was ersodern würde, als der Willfährigkeit gegen die Generale nachzugeben.

Van der Duſſen wünschte zwei Päße für Schiffe zu erhalten. Diese kleine, in dem Augenblick der Trennung erbetene Gefälligkeit gab dem Präsident Rouillé Anlaß denselben Hofnung zu machen, daß es ihm leicht seyn würde, noch größere zu erhalten, wenn es endlich seinen Bemühungen gelingen sollte, einen dauerhaften Friedensschluß zu bewerkstelligen.

Es war nach diesen letzten Erklärungen wenig Hofnung übrig, dahin zu gelangen. Sie ließen keinen Zweifel übrig, daß die Republik Holland dem Willen ihrer Alliirten unterwerfen, die Macht, den entscheidenden Ausspruch zu thun und den ihrem mehr-

ten

den Interesse zuträglichsten Entschluß zu fassen, freiwillig aufgegeben hatte. Eine gänzliche Unterwerfung unter den Willen ihrer angeblichen Freunde bewog sie, zu glauben, daß die Zeit gekommen sey Frankreich zu unterdrücken, von seinem Verlust Nutzen zu ziehen und es in einen Zustand zu versetzen, in welchem es seine Nachbarn nicht mehr, wie es seit der Regierung des Königs häufig geschehen war, peinigen würde.

Wehe ist es, daß es damals von mehrern Unglücksfällen niedergedrückt wurde. Zu den Kriegsübeln kam die einbrechende Hungersnoth: die außerordentliche Kälte, welche zu Anfange des Januars plötzlich auf das Thermometer gefolgt war, hatte den Saamen zu Grunde gerichtet. Der Frühling erschien und nirgends sah man die Güter der Erde hervorsprossen. Man erblickte von allen Seiten nichts als Unheil. Die Gespräche waren eben so traurig als die Gegenstände der Unterredung. Man setzte den übeln Zustand des Königreichs noch höher an; und was ein jeder davon sagte, ging, es mochte mehr oder falsch seyn, in fremde Länder aus. Es ist gewiß, daß ein 8 Jahre hindurch gegen den größten Theil der europäischen Mächte ausgehaltener Krieg die Provinzen außerordentlich geschwächt hatte. Die Nachrichten, welche die Ausländer davon empfingen, machten ohne Mühe glauben, daß alles erschöpft sey, an Menschen und Geld. Jeden Tag schwanden die Hülfsquellen und der Credit, um neue Summen aufzufinden; die ehedem siegreichen Armeen des Königs waren nach blutigen Schlachten gezwungen worden, die Länder, wo sie triumphirend eingezogen waren, zu verlassen.

Deutschland, die Niederlande, Piemont waren der Schauplatz ihrer Niederlagen gewesen. Die Ein-

de Frankreichs, welche die belagerten Plätze faſt ſogleich beim Anfang der Belagerung zu übergeben gewohnt waren, hatten ſich jetzt wieder zu Herrn der Plätze gemacht, welche unter der Herrſchaft Sr Majeſtät waren. Sie drohten in das Herz von Frankreich einzudringen, und dieſe ſo unerwarteten Drohungen durfte man unter den jetzigen Umſtänden nicht als leere Prahlereien anſehen, ſo wenig wahrſcheinlich ſie auch beim Anfange des Kriegs geweſen waren. Damals erſtreckten ſich die Beſitze des [illegible] bis an die Ufer der Donau, des Tago und des [illegible] Wer würde geglaubt haben, daß er nach einig[illegible] Jahren ſoweit herabgekommen ſeyn würde, um das innere ſeines Königreichs zu vertheidigen, ja daß Er ſogar genöthigt ſeyn würde, zu prüfen, ob er an dem Orte ſeines gewöhnlichen Aufenthalts in Sicherheit würde bleiben können?

Obgleich der Muth der Truppen in allen, ſelbſt in den unglücklichſten Fällen erprobt worden war, ſo zweifelte man doch, ob ſie es bei dem Mangel an Sold und an Lebensmitteln würden aushalten können.

Das einzige Rettungsmittel war folglich der Friede, gewünſcht und geſuchet als das Heil des Königreichs. Allein dieſer heiße Wunſch, der ſich auf die augenſcheinliche Noth gründete, entfernte die Feinde immer mehr, und gab ihrem Hoß nur deſto mehr neue Gründe an die Hand, Frankreich durch die Fortſetzung eines Kriegs, welchen es nicht mehr aushalten konnte, in Schrecken zu ſetzen und zu unterdrücken. Aus dieſer Quelle floſſen ſo große Anmaßungen, welche man für nothwendige Präliminarien ausgab, die Umtriebe der Holländiſchen ihren Alliirten unterworfenen Negotiateurs, die neuen Forderungen, welche ſie in jeder Conferenz machten, die in den letzten von ihrer Seite gethane Abänderung derjenigen

Punk-

Punkte, über welche ſie in den vorhergehenden übereingekommen waren.

Der Verlauf einer glücklichen Regierung war eine lange Reihe von Jahren hindurch durch keinen Unterſtand des Glücks geſtört worden. Der König fühlte alſo die Unglücksfälle um deſto lebhafter, da er ſie noch nie erfahren hatte, ſeitdem er ſelbſt ein an ſich blühendes Königreich beherrſchte. Es war für einen Monarchen, welcher gewohnt war zu ſiegen, und über ſeine Siege und Triumphe wie über ſeine Mäßigung, wenn er den Frieden gab und die Grenze deſſelben verſchrieb, Ruhm einerntete, ein entſetzlicher Zuſtand der Erniedrigung, ſich jetzt genöthigt zu ſehen, von ſeinen Feinden Friede zu bitten und um ihn zu erlangen, die Wiedergabe eines Theils ſeiner Eroberungen, der Monarchie von Spanien und die Loſſagung von ſeinen Alliirten vergeblicher Weiſe anzubieten; ja gezwungen zu ſeyn, um die Annahme ſolcher Anerbietungen zu befördern, ſich an eben die Republik zu wenden, deren vorzüglichſte Provinzen er im Jahr 1672 erobert und als ſie ihm ſicherlich hat, ihr den Frieden unter jeder Bedingung zu bewilligen, ihre Unterwürfigkeit verſchmäht hatte.

Der König ertrug einen ſo empfindlichen Wechſel mit der Standhaftigkeit eines Helden und der vollkommenen Ergebung eines Chriſten in die Zügungen der Vorſehung; nicht ſowohl gerührt von ſeinem innerlichen Schmerz als von den Leiden ſeiner Völker und immer auf Mittel bedacht, dieſe zu lindern und den Krieg zu endigen. Kaum bemerkte man, daß er ſich einige Gewalt anthat, dem Publikum ſeine Empfindungen zu verbergen. Sie wurden auch in der That ſo wenig erkannt, daß es damals eine ziemlich gewöhnliche Mei-

nung war, er ſage, mehr bekümmert um ſeinen Ruhm als um die Unglücksfälle ſeines Königreichs die Erhaltung einiger Plätze, welche er in eigner Perſon erobert hatte, dem Wohl des Friedens vor; wenn er ſich entſchließen könnte dieſe abzutreten, ſo würde er den Frieden erlangen. Es hange blos von der Aufopferung dieſer Plätze ab.

Einige von denjenigen, welche Se Majeſtät am nächſten waren, waren nicht frei von dieſem ungerechten Argwohn. Er ſchlich ſich ſogar ein in ſeinen Rath, welcher damals aus dem Dauphin, dem Herzog von Burgund und aus fünf Miniſtern beſtand. Die letztern waren nemlich der Herr von Pontchartrain, Kanzler von Frankreich; der Herzog von Beauvilliers, Chef des Finanzraths, vormaliger Gouverneur der königlichen Prinzen von Frankreich; der Marquis von Torcy, Staatsſecretär, welcher die Beſorgung der auswärtigen Geſchäfte hatte; der Herr von Chamillart welcher die Kriegsangelegenheiten beſorgte; und der Herr von Marets, Obercontrolleur der Finanzen.

Der Bericht von den letzten Conferenzen, welche im Rath vorgeleſen wurde, zerſtreute alle Hofnung des Friedens, und man fühlte dadurch noch mehr die Nothwendigkeit, ihn zu erlangen, es koſte was es wolle.

Der Herzog von Beauvilliers, welcher das Wort nahm, wandte die ſtärkſten Gründe an, um zu zeigen, inwiefern dieſer Friede, welcher empfohlen, nöthig wäre, und wie ſich der König und das Reich in die äußerſte Gefahr geſtürzt ſehen würden, wenn man unglücklicherweiſe die Gelegenheit ihn zu ſchließen, aus den Händen laſſe. In rührenden und rührenden Ausdrücken verbreitete er ſich über die traurigen Folgen eines Kriegs, welchen man in Zukunft unmöglich aus-

hal-

halten könnte. Er gab zu verſtehen, und deutlich zu verſtehen, welche entſetzliche Rolle der König vielleicht zu ſpielen gezwungen ſeyn würde, um ſeine Feinde zu-frieden zu ſtellen und die Bedingungen von ihnen anzunehmen, welche ſie ihm aufzulegen für gut finden würden.

Der Kanzler vergrößerte dieſes ſchreckliche Gemählde noch mehr und alle beide wandten ſich an den Kriegsminiſter, ſo wie an den der Finanzen, und drangen in ſie, Se Majeſtät als treue Miniſter zu melden, ob ſie, die ſie den Zuſtand der Truppen und der Finanzen genau kennten, glaubten, daß es für ſie möglich wäre, den Aufwand zu beſtreiten, und klug, ſich dem Zufall des Feldzugs auszuſetzen.

Eine ſo traurige Scene würde ſchwer zu ſchildern ſeyn, wenn auch erlaubt ſeyn ſollte, das Geheimniß deſſen, was das rührendſte dabei war, zu enthüllen.

Der König erfuhr damals, daß die Lage eines Monarchen und uneingeſchränkten Herrn von einem großen Königreich nicht immer die glücklichſte und wünſchenswürdigſte iſt. Er fühlte, daß, über andere Menſchen erhaben, er auch größern Unfällen ausgeſetzt ſey; daß das Unglück, je höher man ſteht, deſto empfindlicher iſt, und daß es für einen Fürſten ein Gegenſtand eines eben ſo lebhaften als gerechten Schmerzens iſt, ſich von allen Seiten angegriffen zu ſehen, ohne weder Mittel in den Händen zu haben, um den Krieg auszuhalten, um noch Frieden zu ſchließen.

Gott wollte ihn demüthigen, bevor er dem Stolz ſeiner Feinde Einhalt that und ihn beſtrafte. Der König ergab ſich in die Fügungen der Vorſehung und bewilligte neue Aufopferungen. Ohne noch zu unterſuchen, ob ſie zureichend ſeyn würden, ſchrieb er dem

Präsident Rouillé, die Conferenzen wieder anzufangen.

Er befahl ihm, den Deputirten zu erkennen zu geben, daß er leere Unterhaltungen, in welchen die Zeit unnützerweise mit zweideutigen Reden von Seiten der Holländer und mit neuen Forderungen hingebracht würde, ohne mit denen, welche ihnen vorher wären bewilligt worden, jemals zufrieden zu seyn, wobei sie den unerschöpflichen Grund ihrer Forderungen sowohl als ihrer Allirten sorgfältig verbärgen, nicht als eine regelmäßige Negociation ansehen könnte.

Rouillé sollte eine deutliche und bestimmte Erklärung darüber verlangen; aber — welche Antwort ihm auch die Deputirten geben möchten — sollte er Geduld brauchen und nicht brechen, vielmehr sein erklären, wie er Vollmacht dazu hätte, daß Se Majestät einwilligen, Mastricht abzutreten. Sie erlaubten ihm auch, nach einigem Widerstande Tournay beizufügen, und befahlen ihm, vorzüglich darauf bedacht zu seyn, daß der Hauptpunkt wäre, den Frieden vor der Eröffnung des Feldzugs zu schließen.

Er sollte alle seine Kräfte anwenden, um die Wiederherstellung von Lille zu erhalten, und dadurch hiezu zu gelangen suchen, daß er eine Vergütung anbiete. In diesem Falle erlaubten ihm Se Majestät, in die Niederreißung der Befestigungswerke von Dunkerque, ja sogar in die Ausfüllung dieses Hafens zu willigen, wenn nur Tournay erhalten und Lille zurückgegeben würde. Endlich stimmten Se Majestät auch ein, sowohl Tournay zu übergeben als Lille in den Händen der Feinde zu lassen, wenn diese neue Nachgiebigkeit von seiner Seite den Frieden bewirkte.

In gleicher Hinsicht auf den so nöthigen Frieden gab der König seine Bewilligung, den Traktat von Aix-

Münster, den Forderungen des Kaisers und des Reichs zufolge wieder herzustellen, mit der einzigen Clausel, die zu Strasburg auf seinen Befehl angelegten Festungswerke nieder zu reissen und diese Stadt wieder in denselben Stand zu setzen, worinn sie war, ehe sie unter die Herrschaft Sr. Majestät gerieth. Zur Entschädigung des Königs, seines Enkels, begnügte er sich mit dem einzigen Königreich Neapel, ohne Sicilien. Er gab zu, daß die Angelegenheiten der Churfürsten von Cöln und Baiern bis auf die Friedenscongressen verschoben würden. Endlich versprach er, daß der König Jakob aus Frankreich weggehen sollte, mit dem Beding, daß seine Sicherheit und sein Unterhalt durch den Friedenstraktat festgesetzt und gesichert würden.

Die Depesche, welche diese Ordres enthielt, wurde den 28. April in dem versammelten Rath vorgelesen und mit gleichem Schmerz gehört. Die Standhaftigkeit des Königs verläugnete sich nicht einen Augenblick. Sein letzter Entschluß war gefaßt. Lebhaft gerühret von dem Zustande seines Reichs, war ihm nichts zu schwer, um seinen Völkern den Frieden wieder zu geben.

Bis jetzt wußte man nicht, welchen Preis die Feinde endlich auf ein für Frankreich so nöthiges Gut setzen würden. Man entdeckte von ihren Entwürfen nur den einzigen, den Krieg fortzusetzen und das Königreich zu Grunde zu richten. Je mehr Se Majestät ihre Anerbietungen erweiterten, desto unbiegsamer zeigten sie sich und desto mehr vergrößerten sie ihre Forderungen. Es war von ausserordentlicher Wichtigkeit, den Absichten derselben, besonders der Gemeinsamen, auf den Grund zu kommen. Eine in die

ſen Erblickung ſie ſich an die Erde warfen, und ihr Haupt mit Staub beſtreuten. Den Namen und Stand dieſes Mannes haben ſie aber ſorgfältig verſchwiegen.

Von der Zeit an thaten die Muſelmänner vorzüglich die Araber durch Rauben, Morden u. d. g. ſehr vielen Schaden, bis ſie endlich auch die große Maſchiene, die nach den Berichten der Kundſchafter und Ueberläufer den Graf Heinrich 1500 Goldſtücke gekoſtet haben ſoll, in Brand ſteckten. Sie ſtand noch weit von der Stadt tief in das Lager hinein, daher ſie denn auch bey dem vorigen Brande verſchont blieb. Eine andere neben ihr ſtehende kleine Maſchine gerieth ebenfalls in Flammen. Man kann ſich die Beſtürzung, die Kleinmüthigkeit des Feindes leicht vorſtellen, da er mitten im Lager ſich dieſen Verluſt mußte gefallen laſſen.

Drey und ſiebenzigſtes Kapitel.

Kriegsliſt, durch deren Hülfe die Stadt verproviantirt wird.

Nach und nach zeigte ſich aber in der Stadt von Neuem Mangel an Lebensmitteln, dem durch folgende Kriegsliſt glücklich abgeholfen ward.

Verſchiedene Muſelmänner kleiden ſich ganz fränkiſch, laſſen ſich ſo gar den Bart ſcheeren, und gehen mit wohlbeladenen Schiffen in die See. Zu mehrer Täuſchung hatten ſie auf das Vordertheil Schweine hingeſtellt, und Flaggen mit Kreutzen bezeichnet aufgezogen. In dieſem Aufzuge ſegeln ſie mitten unter die feindliche Flotte, die noch immer den Hafen blokirt hielt, werden für Franken gehalten, und richten ihren Lauf gerade auf den Hafen zu. Man ſagt ihnen aber,

länge gezogene Unterhandlung verrieth die Angelegenheiten und den Zustand Frankreichs noch mehr und konnte seinen Völkern vollends allen Muth benehmen. Um sie wieder anzufeuren war es zuträglich, sie von den Anerbietungen, durch welche der König die Ruhe seiner Unterthanen zu erkaufen gesucht hatte, zu unterrichten, ihnen die heftige Leidenschaft der Feinde der französischen Nation, ihre Treulosigkeit in der Art zu unterhandeln in ihrem ganzen Umfange zu zeigen, und so den treuen und für den Ruhm ihres Oberherrn und ihres Vaterlands so eifrigen Unterthanen alles auseinander zu setzen, was in der Unterhandlung vorgefallen und was von dem Plan, welchen die gegen Frankreich verbündeten Mächte sich entworfen hätten, noch mit Gewißheit zu erfahren möglich gewesen sey.

Nicht weniger nöthig war die Kenntniß von ihren Entwürfen, um den Wirkungen derselben zuvor zu kommen und gerechte Maasregeln zu nehmen, sie zu vereiteln.

Ob gleich die seit zwei Monaten gehaltenen Conferenzen fruchtlos gewesen waren, so glaubte der König doch, daß man in einer Lage, wo die Noth, Frieden zu erhalten, so dringend war, nicht die ganze Unterhandlung aufheben müßte; allein denselben von den Conferenzen zu Bokegrave zu hoffen, hatte man keine Ursache mehr. Es waren ihrer in diesem Zeitraum vier gehalten worden; und sie hatten nur gelehrt, daß die Holländer, sey es aus freiem Willen oder der Uebermacht ihrer Alliirten nachgebend, weder mit Ernst noch mit Aufrichtigkeit für den Frieden bemüht waren. Man war am Ende des Aprils; die Eröffnung des Feldzugs wurde nur verzögert durch die unordentliche Witterung der Jahreszeit. Es war so

wenig

wenig Zeit zur Unterhandlung übrig, daß Rouillé kaum mit den Deputirten conferiren und von den neuen Vollmachten, welche ihm der König anvertraute, Gebrauch machen konnte; und wenn er genöthigt wurde, um irgend eine neue Instruktion zu bitten, so hatte der abzuschickende Courier keine Zeit, sie ihm zurück zu bringen, ehe die Armeen versammelt würden. Die Krisis war so, daß es für den Fortgang der Geschäfte zu wünschen war, der Negociateur möchte von ihrem wahren Zustande genau genug unterrichtet seyn, um es über sich zu nehmen, seine Vollmachten zu überschreiten, wenn sich irgend ein glücklicher aber unverhoffter Zeitpunkt fände, um zu schließen.

Diese leicht zu machenden Betrachtungen bewogen den Minister der auswärtigen Geschäfte, sich dem König zu einer Reise nach Holland anzubieten, damit er sähe, ob irgend noch ein Weg übrig wäre, mit glücklichem Erfolg an der Wiederherstellung des Friedens zu arbeiten. Wenn alle Hoffnung dazu verloren war, so war die seinige, so viel es ihm möglich seyn würde, in die geheimen Plane der Feinde einzudringen und vielleicht sie zu bewegen, daß sie dieselben selbst entdekten. Es geschah nicht etwa, weil man dem Präsident Rouillé nur den geringsten Vorwurf hätte machen können. Er hatte eine fruchtlose Unterhandlung mit vieler Klugheit geführet, die Ordres Sr. Majestät mit Verstand und Behutsamkeit angewendet, und, ohne seine Vollmachten zu erschöpfen, die Deputirten hinlänglich sehen lassen, daß ihre Obern vom König einen großen Theil der Vortheile erlangen würden, welche sie sowohl für den Handel als unter dem Vorwande der Sicherheit als Barriere forderten; allein es war darum zu thun, die Unterhandlung, weil der König sie nicht abbrechen wollte, zu beschleunigen, und vor

dem

dem Feldzuge zu erfahren, was man von der Fortsetzung derſelben erwarten dürfe. Der Staatsſecretär, von den Abſichten des Königs, von der gegenwärtigen Lage des Königreichs und von dem, was in dem Verlauf der Negociation vorgefallen war, genau unterrichtet, konnte, ohne neue Ordres zu erwarten, die Augenblicke abzuſchließen, wenn ſich ein einziger für den Frieden günſtiger darbot, benutzen.

Der König billigte den Vorſchlag ſeines Miniſters, welcher allein bei ihm geblieben war, nachdem die übrigen ſich aus dem Cabinet, wo der Rath gewöhnlich gehalten wurde, entfernt hatten. Indeß wollte er noch nicht entſcheiden, ſondern verſchob die Entſcheidung auf den folgenden Tag, wo ſich der Rath wieder verſammeln würde.

Ein ſolcher Auftrag war weder frei von Gefahr für den, welcher ihn vorgeſchlagen hatte, noch frei von Sorgen und Verdrüßlichkeiten, welche er ihm für die Zukunft verurſachen konnte.

Gefährlich war er; denn er mußte zu einer Zeit, wo die Truppen der Alliirten anfingen, ſich in Bewegung zu ſetzen, das feindliche Land durchreiſen, im Haag anlangen und ſich da aufhalten, wo Haß und Wut gegen Frankreich herrſchten; er müßte ſich zur Sicherheit ſeiner Reiſe und ſeines Aufenthalts mit einem bloßen Paſſe aus der Zahl derer begnügen, welche ſich der Präſident Rouillé für bloße Couriers ausgebeten und ohne Namen erhalten hatte.

Der Präſident Rouillé, welcher doch mit einem Paß in ſeiner gewöhnlichen Form verſehen war und zu den Conferenzen erwartet wurde, war ſogar

nahe

nahe daran gewesen', auf Befehl des Grafen von Albemarle gefangen genommen zu werden; wie viel mehr mußte derjenige, welcher keine andere Sicherheit hatte als die eines sehr leicht streitig zu machenden Passes, befürchten, daß die Gültigkeit desselben nicht anerkant und er selbst zum allerwenigsten während eines langen Streits im Verhaft bleiben würde.

Eine Quelle von Verdrüßlichkeiten konnte diese Commission seyn; denn er sah voraus, daß, wenn es ihm auch gelingen sollte, den so erwünschte Friede, unter welchem Preis er auch erkauft werden möchte, nur unter wenig ehrenvollen Bedingungen würde geschlossen werden; daß ein solcher Traktat ihm und seinem Andenken zum Vorwurf und zum Schimpfe gereichen; daß man ihn unter die Anzahl jener unglücklichen Traktate setzen würde, welche Frankreich nur nach den größten Unglüksfällen anzunehmen gezwungen worden ist. Das Andenken an Uebel, welche man nicht mehr empfindet, verlischt leicht. Je mehr die Zeiten sich entfernen, desto mehr verschwinden die vergangenen Begebenheiten aus dem Gedächtniß; allein die Nachwelt glaubt berechtigt zu seyn, die Aufopferungen, von denen sie die höchstwichtige Nothwendigkeit nicht kennt, zu verdammen. Derjenige, welcher zu seiner Zeit einen wenig ehrenvollen, aber nothwendigen Traktat unterzeichnet hat, wird unter die Klasse der unglücklichen Negociateurs gesetzt und als das Instrument der Schande seiner Nation betrachtet.

Eine andere Art von Schande schien mit der Unannehmlichkeit des Nichtgelingens verbunden zu seyn. Die Anerbietungen des Königs waren von solcher Art, daß man dem Negociateur den Fehler zuschreiben mochte, einen von ganz Frankreich so sehn-

ſehnlich erwünſchten Frieden zu ſchlieſſen, verabſäumt zu haben.

Dieſe Betrachtungen waren zurückgewichen bei der Hoffnung, mit welcher er ſich im Geheim geſchmeichelt fühlte, dem König, ſeinem Herrn und Wohlthäter, ſo wie dem ſeiner Familie, einen wichtigen Dienſt zu leiſten und entweder zu einer glücklichen Veränderung der Dinge, oder zur Erforſchung der Entwürfe ſeiner Feinde etwas beizutragen.

Der Vorſchlag wegen der Reiſe, welchen der König den folgenden Tag, den 29. April in dem Rathvortrag, fand allgemeinen Beifall und wurde einmüthig gebilligt. Die für den Präſident Rouillé beſtimmte Depeſche diente zur Inſtruktion. Sie war in folgenden Ausdrücken abgefaßt:

Verſailles, den 29. April 1709.

Mein Herr Präſident Rouillé!

„Ich erwartete mit Ungeduld die Wirkung der Ordres, welche ich Euch durch meine Depeſche vom 15. dieſes Monats gegeben habe, und ich hatte Urſache zu glauben, daß ſie hinreichend ſeyn würden, um die Deputirten von Holland zu verbinden, endlich mit Euch über die Hauptbedingungen des Friedens überein zu kommen; als ich aus dem Briefe, welchen ihr mir am 24. geſchrieben und durch Euren Sekretär überſchickt habt, das Gegentheil davon ſahe. Ich habe in dem Bericht, welchen ihr mir von Eurer letzten Conferenz abſtattet, gegen Schlieſſung eines Traktats mehr Abneigung gefunden als je; ja ich würde ſagen, mehr Treuloſigkeit, wenn ich nicht die gegenwärtig von den Deputirten geſchehene Ab-

Abläugnung derjenigen Punkte, über welche sie in den beiden ersten Conferenzen mit Euch übereingekommen waren, der Furcht zuschriebe, welche die Holländer für ihren Alliirten, besonders den Engländern haben. Der Nachricht zufolge, welche Ihr mir von der zweiten gegeben hattet, konnte ich glauben, daß die einzige Schwierigkeit auf Tournay und Conde beruhte; so daß, wenn ich diesen letzten Platz und anstatt Tournay Maubeuge aufopferte, die Holländer wegen der Barriere, welche ich ihnen zusicherte, zufrieden gestellt seyn müßten."

„Ich rechnete darauf, daß sie wegen der Königreiche Neapel und Sicilien keine Hindernisse mehr vorbringen würden, da Euch die Deputirten selbst die Ausdrücke vorgeschlagen hatten, deren ihr Euch schicklicher Weise zu bedienen haben würdet, um diese beiden Königreiche zu Gunsten des Königs, meines Enkels, zu erhalten."

„Endlich bestanden sie so nachlässig auf der Forderung, den Traktat von Münster wieder herzustellen, daß es schien, als ob ihre Obern diese ungerechte Forderung nach zwei feierlichen Traktaten nur aus Gefälligkeit gegen ihre Alliirten unterstützten."

„Da ich indeß sehe, daß sie, ohne Rücksicht auf den letzten Standpunkt, auf welchem Ihr mit den Deputirten von Holland geblieben waret, gegenwärtig alle die Punkte, über welche sie sich mit Euch verglichen zu haben schienen, bestreiten, dem König, meinem Enkel, kaum das Königreich Neapel lassen wollen, auf der Wiederherstellung des Traktats von Münster bestehen und sogar bewilligt zu haben läugnen, daß mir Hülle und seine Burgvogtei wieder erstattet würde: so kann ich keine gute Meinung haben von dem Ausgang einer Unterhandlung, wo jeder Deputirte in der einen Conferenz das widerruft, worüber sie in der vor-

vorhergehenden übereingekommen waren. So lange bis mehr Festigkeit und Zusammenhang da ist, muß man erwarten, daß nicht nur fünf Wochen, sondern auch noch mehrere Monate ungenutzt dahin gehen werden."

„Das Billet des Herrn Van der Dussen, dessen in der Instruktion, welche ich Euch gegeben habe, Erwähnung geschieht, und von welchem ich Euch noch die Copie schicke, versprach eine weit schnellere und aufrichtigere Unterhandlung. Es zählt, wie ihr noch sehen werdet, die Anerbietung von Spanien, Indien, Mailand und den spanischen Niederlanden auf; und indem es die Königreiche Neapel und Sicilien mit Stillschweigen übergeht, giebt es hinlänglich zu verstehen, daß die Republik Holland die Absicht hatte, beides für den König, meinen Enkel, aufzubewahren."

„Die Worte: was den Spanischen Niederlanden beigefügt ist, sind auf die im Jahr 1706 von meiner Seite gethanen Vorschläge zu beziehen. Sie begriffen einzig und allein Ypren und Menin, und ich füge gegenwärtig noch Furnes mit der Festung Conde und Maubeuge hinzu. Ich gebe also noch mehr, als der Herr Van der Dussen in dem Billet welches bei der gegenwärtigen Unterhandlung zur Grundlage gedient hat, verlangte. Wenn sich also die Foderungen der Holländer vermehrten je nachdem Sie von meiner Seite Bereitwilligkeit und Eifer bemerken, den Frieden zu schließen: so würde es der Klugheit gemäß seyn, gegenwärtig einen entgegengesetzten Weg einzuschlagen und ihnen zu zeigen, daß, wenn sie auf ihre und ihrer Alliirten Kriegsmacht ein vollkommnes Vertrauen setzen, ich mich mit weit mehr Grunde auf den göttlichen Beistand verlasse. Da ich aber diesen nur dadurch erlangen kann, daß ich, soviel von mir abhängt, zur Wiederherstellung der Ruhe der Christen-

heit

heit beitrage, ſo will ich dem Opfer, zu welchem ich ſchon den Anfang gemacht habe, eine Ausdehnung geben, welche die mir vorher geſetzten Grenzen weit überſteigt."

„Ehe Ihr euch darüber erklärt, wird es nöthig ſeyn, mit den Deputirten von Holland das, was ſchon in den Conferenzen geſchehen iſt, wieder aufzufaſſen und ihnen die Inconvenienzen einer Unterhandlung merken zu laſſen, wo die eine von beiden Partheien über ihre Anſprüche ſich nie beſtimmt erklärt und ſie immer vermehrt, je nachdem ihr einen Schritt thut, ſie zu befriedigen."

„Man wird an das Billet des Herrn Van der Duſſen erinnern und zeigen müſſen, daß ich Euch die nöthigen Ordres gegeben habe, um die Holländer über die darin enthaltenen Punkte zufrieden zu ſtellen."

„Hierauf könnt ihr fodern, daß, weil ſo viele Schritte, welche Ihr gethan habt, bis jetzt fruchtlos geweſen ſind und diejenigen, welche ihr noch würdet thun können, gegen meinen Vortheil ausſchlagen möchten, man Euch wenigſtens einen gründlichen Plan von den Anſprüchen der Holländer und ihren Alliirten, überliefere. Denn jene, über welche ſich die Deputirten in der letzten Conferenz erklärt haben und von welchen ihr mir Bericht abſtattet, kann man unmöglich als einen ſolchen betrachten."

„Hierauf werdet ihr die Antwort derſelben erwarten; mag ſie euch aber befriedigen oder mögt ihr neue Weigerungen von ihnen erhalten, ſo werdet ihr dieſelbe Geduld anwenden, welche ihr bis jetzt gezeigt habt; und wenn ſie ausgeredet haben, ſo geht meine Abſicht dahin, daß ihr den ſchon gemachten Anträgen noch Maubeuge hinzugefügt, ob ich euch gleich befohlen habe, dieſen Platz bis auf die äußerſte Gefahr zu-

rückzubehalten und nur in dem Fall, daß er zur Entscheidung des Friedens diente, zu verwilligen.

„Wenn dieser Platz nicht hinreicht, ihn zu schließen, und wenn die Deputirten noch auf Tournay bestehen, so werdet ihr schon alle eure Geschicklichkeit und alle eure Kräfte anwenden, eine so wichtige Stadt, welche ich immer als zu dem alten Eigentum meiner Krone gehörig ansehe, zu erhalten; aber endlich wünsche ich doch, daß ihr lieber auch über diesen Artikel nachgeben möchtet, als die jetzige Gelegenheit zu verlieren, den Krieg vor der Eröffnung des Feldzugs zu endigen."

„Nach so großer Nachgiebigkeit von meiner Seite hatte ich Ursach zu glauben, daß die Holländer nicht mehr auf der Behauptung von Lille und seiner Burgvoigtei bestehen würden; allein das Geständniß, welches euch die Deputirten von dem bei dieser Gelegenheit gegen euch angewandten Kunstgriffe abgelegt haben, läßt mich wegen der Absichten ihrer Obern so lange noch im Zweifel, bis sie ganz bestimmt erklärt worden sind. Ich vermuthe daher, ihr werdet neue Kämpfe zu beginnen haben, damit Lille und seine Burgvoigtei mir wieder erhältet werden, und ihr dürft nichts vergessen, dies zu bewerkstelligen. Denn es ist für meinen Nutzen so wesentlich, sie den Händen meiner Feinde zu entziehen, daß, wenn ihr nicht dazu gelangen könnt, ohne eine Vergütung dagegen zu geben, ich zu diesem Ende einstimmen werde, und ihr könnt denken, wie ungern, die Festungswerke von Dunkerque, welches ich geschleift behalten werde, niederzureissen, und seinen Hafen auszufüllen."

„Dieses ungewöhnlichen Auswegs werdet ihr euch nur in dem äußersten Fall bedienen. Wenn es sich zutragen sollte, daß ihr, Lille wieder zu bekommen, diesen

sen Vorschlag zu thun genöthigt wäret, so suchet es dahin zu bringen, daß er auch Tournay zu retten dient. Dann schränkt euch darauf ein, Lille zurück zu erhalten, wenn der Vorschlag von dem Schleifen Dünkirchens nicht hinreichen sollte, mir Tournay zu erhalten, und meine Feinde zu bewegen, mir Lille zurückzugeben; und sollte es aufs aeräußerste kommen, so entsagt auch lieber Lille, als nicht zu schließen."

„Ihr werdet, beim Lesen dieser Depesche über die darin enthaltenen — von denjenigen, welche ich euch bisher gegeben habe und welche ich immer noch für zu ausgedehnt hielt, so verschiedenen — Ordres erstaunen; allein ich habe mich stets dem göttlichen Willen unterworfen und die Uebel, mit welchen er mein Königreich heimzusuchen für gut findet, erlauben mir nicht über ein Opfer Bedenken zu tragen, welches ich ihm von dem, was mir am empfindlichsten seyn konnte, darbringen soll."

„Ich vergesse daher auch meinen Ruhm und meinen Vortheil bei dem Artikel von der Wiederherstellung des Westphälischen Traktats. Befleißet soviel als möglich auf der Vollstreckung des Auswechsiser. Macht, euren vorhergehenden Instruktionen gemäs, auf die Schwierigkeit aufmerksam, gegenwärtig auf den Westphälischen zurückzukommen. Zeigt, daß die Erklärung desselben eine neue Quelle von Klagen, Zänkereien und vielleicht von Krieg seyn wird. Aber wenn ihr alle guten und sichern Gründe, welche ihr anwenden könnet, erschöpft habt und diese alle fruchtlos sind, so gebt diesem Artikel eure Einwilligung. Bemerkt zu gleicher Zeit, daß Strasburg, wenn es in der Folge in seinen vorigen Zustand einer Reichsstadt zurückkehrt und an die Länder des Hauses Oesterreich angrenzt, bald unter die Herrschaft des Kaisers kom-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20187 / 145

kommen wird; folglich würde dieser Fürst eine furchtbare Festung für Elsaß haben.

„Ihr wißt, wie viel es mich gekostet hat, in die Abtretung Spaniens zu willigen; und ihr könnet daraus urtheilen, wie viel es mich kosten wird, den Antheil meines Enkels auf das einzige Königreich Neapel einzuschränken. Sicilien ist der einzige Staat Italiens, welcher ihm treu geblieben ist. Wenn er diesen verliert, so kann ich ihn mitten unter den Neapolitanern, welche sich schon, während er noch Herr von Spanien war, gegen ihn empört haben, nicht sicher glauben. Die Einkünfte des Königreichs Neapel werden bei weitem nicht hinreichen, die königliche Würde zu behaupten. Dringt und besteht also darauf, die Holländischen Deputirten zur Aufrechthaltung dessen, was sie euch versprochen haben, zu nöthigen. Ihr habt anfangs Sardinien und die Toskanischen Plätze verlangt, um sie mit den beiden Sicilien zu vereinigen: nur dieser Zugabe haben sie sich heftig widersetzt. Als ich von dieser nachließ, so gaben sie euch die Ausdrücke an die Hand, unter welchen die Besitzerhaltung Neapels und Siciliens vorgestellt werden sollte. Möchten sie erwägen, was sie sagen würden, wenn ihr ihnen eine ähnliche Abänderung vortragen wolltet, wie ihr sie von ihrer Seite erfahren müßt. Ich bewillige meinen Feinden Vortheile, groß genug, um wenigstens diese beiden Königreiche zu Gunsten meines Enkels zu erhalten; allein habt ihr den Beweggrund so vieler Entsagungen, welche ich euch zur Abschließung des Friedens zu thun erlaube, erklärt, so will ich auch, wenn sie zur Endigung des Kriegs durchaus nöthig seyn sollte, die von Sicilien hinzufügen.“

„Ich

„Ich kann kaum glauben, daß die Holländer mich persönlich zu beleidigen bemüht sind, indem sie von mir verlangen, daß ich dem Herzog von Savoyen seine Besitzungen in Dauphiné überlassen soll. In Wahrheit; ich würde diese Hartnäckigkeit als eine vorsetzliche Beschimpfung von ihrer Seite und als die Wirkung eines festen Entschlusses, den Krieg fortzusetzen, ansehn. Ich würde es daher für unnütz halten, eine Unterhandlung, welche die Uebelgesinnten durch eine so geringe Ursache zu Grunde zu richten Macht haben würden, noch länger fortzusetzen. Ich ändere folglich die Ordres, welche ich Euch über den Artikel, den Herzog von Savoyen, namentlich die Wiedererstattung von Exilles, Fenestrelles und alles dessen, was zu Dauphiné gehört, betreffend, nicht im geringsten ab. Und in Rücksicht auf diejenige, welche diese Depesche enthält, mögt Ihr alle Eure Geschicklichkeit darauf verwenden, daß Ihr Euch darüber immer nur stufenweise erkläret; daß Ihr die äusserste Aufmerksamkeit darauf richtet, sie nicht ganz zu erschöpfen, indem Ihr Rechnung machen könnet, daß Ihr mir einen beträchtlichen Dienst erzeigt und daß ich Euch dasjenige, was Ihr von den gegebenen Vollmachten zurückbehaltet, besonders Dank wissen werde."

„Die Bedingungen, welche die Holländer den Churfürsten von Cölln und Baiern vorschreiben, sind so hart, daß es vielleicht besser seyn würde, sie bis auf die öffentlichen Conferenzen zu verschieben, als sie wie Präliminarartikel festzusetzen. Der Grund hievon ist, damit diese Fürsten dann, wenn sich die Minister zum Frieden versammeln, ihre Rechte vertheidigen und sich wenigstens, wenn sie die Hindernisse sehen, welche man ihrer Wiedereinsetzung in den Weg stellt, nicht beklagen können, daß ich sie vergessen hätte."

„Sollte

„Sollte es unmöglich seyn, die Wiederherstellung der Oberpfalz zu Gunsten des Churfürsten von Baiern zu erlangen, so müßte man für ihn wenigstens ausbedingen, daß diese Provinz und die Würde des ersten Churfürsten an seine Linie zurückkäme, wenn die Neuburger Linie verlöschen sollte; allein ihr urtheilt sehr richtig, daß ich wegen der Foderungen, welche die Holländer in Rücksicht auf die beiden Churfürsten von Cöln und Baiern machen, den Frieden nicht auf weiter hinausschieben werde, da ich weit wichtigere und wesentlichere Bedingungen für mich eingegangen habe."

„Es ist mir noch übrig, euch bekannt zu machen, daß der König von England entschlossen ist, mein Königreich nach dem Frieden zu verlassen, wenn nemlich sein Unterhalt gesichert und ihm ein Ort vorgeschlagen wird, wo er in Sicherheit bleiben kann. Ich sehe nicht, daß die Deputirten von Holland auf dasjenige, was ich Euch über diesen Artikel angezeigt hatte, geantwortet haben."

„Dieses sind meine Absichten; von Eurer Klugheit hängt es nun ab, sie gut und sparsam anzuwenden und Euch der Mittel, welche ich Euch anvertraue, so vortheilhaft zu bedienen, daß Ihr zur Abschließung des für mein Königreich so nöthig gewordenen Friedens gelangen möchtet. Die Lage der Dinge war nicht so beschaffen, daß man einen Waffenstillstand vorschlagen konnte. Uebrigens u. s. w."

Da diese Depesche, unterzeichnet Ludwig und mitunterzeichnet Colbert, im Rath vorgelesen worden war, fügte der König mit eigner Hand folgende, von Sr. Majestät unterzeichnete Zeilen hinzu: „Ich billige, was in dieser Depesche enthalten ist, und meine Absicht ist, daß sie Torcy vollstrecke."

Die

Die Augenblicke waren koſtbar. Der König fragte Torcy: wann er abreiſen könnte? Er antwortete: Ein Tag wäre ihm hinreichend, die unumgänglich nöthigen Einrichtungen zu treffen. Er reiste auch wirklich den 1. Mai Abends, da eben der König zu Marly übernachten wollte, von Paris ab.

Dieſe aus reinem Eifer unternommene Reiſe, welche überall nur unangenehme, vielleicht gar gefährliche Gegenſtände darbot, erregte, als ſie bekannt wurde, dennoch Neid, und gab zu Geſprächen Anlaß, welche den wahren Bewegungsgründen ihrer Unternehmung ganz entgegen waren. Leute, welche über die gemeinen Höflinge hinaus waren, ſchrieben dem Miniſter Abſichten zu, welche er nie gehabt hatte. Ohne gerade einen Wunſch zu zeigen, ihm zu ſchaden, legten ſie ſeine Abſichten aus und ohne ſie verdächtig zu machen, ſuchten ſie doch zu überreden daß ein ähnlicher Schritt eben ſo wohl dem Vortheil des Königs als ſeiner Ehre entgegen ſey, weil es ſich nicht ſchicke, daß einer ſeiner Miniſter ſeine Feinde demüthig um Frieden zu bitten abreiste.

Gott ſegnete die Reiſe, ſeine Vorſicht entfernte die Widerwärtigkeiten derſelben, kein Zufall, kein widriges Ereigniß hinderte ſie. Kein feindlicher Anſchlag, keine Anfrage der Kommandanten in den Grenzfeſtungen, weder von Seiten der Freunde noch der Feinde! Alles trug bei, das Geheimniß der Reiſe zu verbergen. Es war zu befürchten, daß es zu Brüſſel entdeckt werden möchte. Um die Durchreiſe zu vermeiden, mußte man einen Umweg nehmen. Die Poſtillons ſagten, es wäre ihnen unter harten Strafen verboten, die Couriere einen andern Weg zu führen, als durch die Stadt. Auf Befehl des Prinzen Eugen, welcher in dem Bezirk ihrer Mauern eine

Muſe-

Muſterung hielt, waren die Thore verſchloſſen. Die Poſtleute ſahen ſich alſo zu dem Umweg, welchen man ihnen vergeblich vorgeſchlagen hatte, durch die Noth gezwungen. Zu Antwerpen verlangte man die Päſſe zu ſehen. Der Herr Doſembray zeigte einen, welchen er unter ſeinem Namen zu einer Reiſe nach Holland erhalten hatte, um daſelbſt einige die Poſt betreffende Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.

Torcy hielt einige Stunden zu Rotterdam an, um daſelbſt Tourtons Correſpondenten, Namens Sincerf, die Wechſel zu zeigen, welche er an ihn zu fordern hatte, und ſich zu gleicher Zeit zu erkundigen, auf welche Weiſe er bei ſeiner Ankunft im Haag den Penſionnair ſprechen und ſich im Geheim mit ihm unterhalten könnte. Sincerf war ein ehrlicher Mann; dieſes Geheimniß konnte überdies nicht lange verborgen bleiben. Folglich hatte es keine Gefahr, ſich einem Manne zu entdecken, deſſen Vermittlung nöthig war, um ohne Geräuſch im Haag anzukommen, und bei dem Pénſionnair abzuſteigen. Der Banquier erbot ſich zu ſeinem Führer und ließ auf der Stelle zwei Pferde an ſeinen Wagen ſpannen. Den 6. Mai, Abends gegen 7 Uhr kamen ſie zuſammen im Haag an. Sie ſtiegen an der Thüre dieſes Miniſters der Republik ab. Sincerf wurde ſogleich vorgelaſſen. Torcy erwartete in einer Art von Saal oder Zimmer die Antwort, welche ihm Sincerf überbringen ſollte.

CARL VI.
Deutsch: Kaiser

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller.

Zweyte Abtheilung.

Zwey und zwanzigſter Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1801.

Universalhiſtoriſche

Bemerkungen

über

Anfang und Ende

des

ſpaniſchen Succeſſionskriegs.

daß die Stadt noch nicht erobert sey, und daß sie also nach der Seite wo das Lager stand, hinsteuern müssen. Wenn dieß ist, war ihre Antwort, so müssen die Schiffe, die uns nachfolgen, davon benachrichtigt werden weil sie sonst auch den Weg nehmen würden. Zu ihrem Glücke liefen sich auch eben damahls einige Schiffe auf der Höhe sehen, die aber wirklich für die fränkische Armee bestimmt waren. Das feindliche Geschwader läßt sich täuschen, segelt jenen entgegen, und ein günstiger Wind bringt die Unsrigen wohlbehalten in den Hafen ein.

Vier und siebenzigstes Kapitel.

Geschichte des Tauchers Isa.

Bey dem gegenwärtigen Kriege machte sich ein gewisser Taucher Namens Isa sehr verdient, indem er Geld und Briefe, die er sich um den Leib band, des Nachts in die Stadt brachte. Er fand aber einst durch einen Zufall den Tod im Wasser, als er eben drey Beutel mit tausend Goldstücken und Briefen bey sich führte. Seinen Tod argwöhnte man gleich anfangs, da der Vogel aussen blieb, den er sonst immer bey seiner Ankunft aus der Stadt fliegen ließ. Nach dreyen Tagen fanden einige Bürger seinen Leichnam mit allem was er bey sich führte unversehrt am Strande.

Des bisherigen Verlustes ohnerachtet war der Feind dennoch im Stande fürchterliche Maschinen gegen die Mauer anzuführen, durch die sie gewiß ihren Untergang gefunden hätte, wenn nicht zwey brennende Pfeile, von der Art, die gewöhnlich aus der großen Balliste geschleudert werden, auch hier die erwünschteste

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1950 IV L 1748

Ludwigs des XIV. Glück und Uebermacht wird durch andere Memoiren in unſerer Sammlung dargeſtellt werden. Die Denkwürdigkeiten von Torcy zeigen uns den groſſen Potentaten im tiefſten Zuſtande der Erniedrigung. An dieſen Abgrund, aus welchem ſein König durch nichts als den unerwarteſten Wechſel auswärtiger Zeitumſtände herausgehoben wurde, ſtellt der patriotiſche Staatsſecretair ſeine Leſer mit einem mal hin. Er ſchildert aber nur, was zunächſt in ſeinem Geſichtscreiſe gelegen hatte, und man ſieht ihn ſelbſt über die Menge von Unfällen, welche ſeinen Herrn, — faſt möchte man ſagen, ſein Idol — betrafen, ſo beſtürzt, daß ihn, außer der Staatsklugheit, ſchon ſein Staunen allein über die Urſachen dieſes Schickſals ſtumm zu machen ſcheint, und er, ſtatt alles Pragmatiſierens, immer nur auf Gott, gleichſam als das einzige, was er noch neben Sr Majeſtät zu nennen wagte, hinweiſt. Während wir andere an der Hand dieſes ſachkundigen Führers dem verworrenen Pfade mehrjähriger Friedensunterhandlungen nachgehen, und mitunter

die Bescheidenheit, welche ihm jede Abschweifung auf Ereignisse, deren Richtigkeit er nicht, vermöge seines Postens, unmittelbar bestätigen und verbürgen konnte, als den Character treuer Memoiren bewundern müssen, können wir uns doch das Unbefriedigende eines einseitigen Gemäldes bloßer Negotiationen unmöglich ableugnen. Weder Anfang noch Ende, noch irgend eine Modification von ihnen wird erklärbar, wenn uns nicht das Ganze der Begebenheiten in einem Ueberblick gegenwärtig ist. Und jene teleologische Appellation an den Unerforschlichen? Eine so allgemeine Lösung aller menschlichen Räthsel ist zu allgemein, um im Einzelnen für irgend jemand befriedigend zu scheinen. Verzeihtman es gleich dem tief gerührten Dorcy, daß aus der Atmosphäre, in welcher die Frömmste aller Maitressen herrschte, auch sogar in seine, sonst sehr gereinigte, Urtheilskraft sich ein gewisser Krankheitsstoff eindringen konnte; so wird doch sicher kein denkender Geschichtforscher Lust haben, dem gutmüthigen Erzähler zu gefallen, sich mit dieser Art von Augenkrankheit vacciniren zu lassen.

Woher also der Anlaß des ganzen Unternehmens, welches am Ende den stolzesten der Könige zur bittersten Selbstverläugnung zwang? Und aus was für mächtigen Ursachen konnte jenes warnende Beyspiel, jener Umschwung der Dinge entstehen, der das Rad der Fortuna beynahe über das Haupt des vorzugsweise so genannten „großen Monarchen" weg-

führte,

führte, nachdem derſelbe ſeit vierzig Jahren die alte Regel von der Unſtätigkeit des Glücks zu zernichten ſchien?

Bis auf den Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts muß der univerſalhiſtoriſche Forſcher ſeinen Blick zurück wenden, wenn die mächtigſten Staatsunternehmungen, welche die größeren Reiche von Europa von Grund aus bewegten und noch jetzt bewegen, pragmatiſch erklärt werden ſollen. Das fünfzehnte Seculum ſah jedes von ihnen erſt noch faſt ganz iſoliert, wenigſtens ohne alle ſyſtematiſche Rückſicht auf die Geſammtheit der übrigen. Die Regentenmacht hatte im Innern mit gewaltigen Vaſallen zu kämpfen. Und mußte eines der größeren Länder zugleich von außen etwas fürchten; ſo war doch auch der gewaltſamſte Kampf dieſer Art, — ſelbſt die lange Fehde, ob Frankreich von England oder dieſer Staat von jenem abhängig werden ſolle, — nur eine Sache zwiſchen Nachbar und Nachbar, deren Einfluß in das ganze Aggregat der europäiſchen Staaten in tiefe Ueberlegung zu ziehen, die Cabinetter anderer Fürſten noch nicht ſich angewöhnt hatten. Jene unaufhörliche Berechnung der Staatskräfte gegeneinander, welche man jetzt als das große Kunſtſtück der Politik wenigſtens anzugeben pflegt, konnte eher nicht einmal zur Aufgabe gemacht werden, als bis der Lauf der Dinge einige ſehr heterogene und ſehr thätige Nationen miteinander in unmittelbares Ver-

lehr gesetzt, bis — (denn, so gab es die Würklichkeit) — der Spanier sich um Ungarn und Böhmen eben so sehr, als um die Niederlande, um Italien, sogar um Indien zu kümmern veranlaßt war.

Die Heurat eines für die Nachwelt sonst ganz verschwundenen Teutschen, Philipps, des einzigen Sohns von Kaiser Max dem I., mit Johanna, der Erbtochter von Ferdinand (V.) und dessen für die Geschichte gleich merkwürdigen Gemahlin, Isabella von Castilien, enthielt seit 1496 den Keim dieser Umgestaltung von Europa. Mit allen Künsten der Despotie hatte das spanische Paar so eben erst aus einer sonderbaren Zerstückelung unmächtiger Gebiete den Staat von Spanien selbst zusammengefügt und denselben durch den Besitz von Neapel an Italien gleichsam angeklammert. Durch ein einziges Genie war dem kaum entstandenen spanischen Königreich eine neue Welt angeboten worden. Und nun vereinte sich in des frühverstorbenen Philipps Sohn dieses neugeschaffene Erbtheil mit dem ganzen damaligen Landeserwerb des habsburgischen Hauses, an welchen kurz zuvor der glückliche Großvater, auch durch Vermählung mit einer reichen Erbtochter, die Burgundischen Besitzungen angereiht hatte. So ward Carl (V.) der Beherrscher, in dessen Gebiet die Sonne nicht unterging! So ward — was weit wichtiger ist — jener erste Völkerverein, welcher allmäh-

allmählig jede der europäiſchen Nationen in ein wechſelſeitiges Staatsverhältniß mit allen andern hineinzog und für den umfaſſendern Kopf außerhalb der Grenzen ſeines Geburtslandes einen Wirkungskreis, eine allgemeine Heimat, ſchuf.

Durch Carln, welcher ſeinem Spanien durch die Erziehung, ſeinem Teutſchland durch die bekannte Treuergebenheit Oeſtreichs gegen ſeine Erbfürſten und durch den Glanz der Kayſerwürde, ſeinen zwiſchen Spanien und Teutſchland nach Sitten und Klima in der Mitte liegenden Niederlanden durch Gleichheit des Characters, und ſeinem Italien als dem Schauplatz ſeiner glücklichſten Unternehmungen angehörte, wurde zunächſt der Spanier faſt in dem ganzen damals cultivirten Europa einheimiſch. Mochte er von Norden oder von Süden kommen, ſchon Burgund und Flandern, ſchon Neapel und Mittelitalien nahm ihn als Unterthanen des nämlichen Gebieters auf. Und zog er dann am Rhein und an der Donau hin, ſo war er nicht nur, bis an die Grenzen der Ungläubigen hinab, überall auf eben dieſe Art zu Hauſe, ſondern er ſtand auch als der hochherzige gebildetere Mann an dem von mächtigen Fürſten umgebenen Throne ſeines Carls mit Auszeichnung. Von ihm nahm nun wieder der Teutſche, der Niederländer, ſelbſt der viel gewandtere Italiener ein Muſter, zum wenigſten den Antrieb und die Möglichkeit, unter Kaiſer Carls des V. Schutz

in den genannten Ländern sich zu versuchen, der untergehenden Sonne, wenn erwollte, bis in die unerschöpflichen Goldländer zu folgen, und einst Kindern und Enkeln über Erfahrungen zwey Welttheile aus eigener Ansicht zu überliefern.

Nun war die Epoche gekommen, daß der Staatsmann sich, nicht mehr bloß um die Zeit zu kürzen, gleich fremden Abentheuern, die Geschichte anderer Reiche erzählen ließ. Fast unübersehbare Grenzen setzten die spanische Monarchie überall mit andern Nachbarn in Berührung. Und diesen durfte es nicht länger gleichgültig bleiben, wie dieser Coloß gegen sie drücke, und wie sich aus den übrigen eben so sehr gefährdeten Staaten eine nicht unmächtige Widerlage bilden lasse.

Frankreich bedurfte und vermochte es vor allen andern Staaten Europa's, die gemeinschaftliche Bildung eines Systems auswärtiger Verhältnisse zu versuchen. Es bedurfte dies! Denn kaum hatte sein eilfter Ludwig durch Beschränkung der mächtigsten Vasallen im Innern von Frankreich ein leidliches Ganzes hervorgebracht; kaum hatte Ludwig der XII. jenen Weg, auf welchem Oestreich und Frankreich indeß oft so hart zusammenstießen, mit Glück zu betreten und gegen Italien die Grenzen seines Vaterlands zu überschreiten angefangen, als das Schicksal den Riesen des spanisch-östreichischen

Kaiser-

Kaiſertums ihm entgegenſtellte. Frankreich vermochte aber auch vor allen andern ſich gegen dieſe Uebermacht anzuſtämmen. Für ſich ſelbſt war es jetzt eben auf dem Punct von Thätigkeit angelangt, auf welchem große Staaten nicht länger ohne Einwürkung auf ihre ganze Nachbarſchaft bleiben. In ſeiner weit ausgedehnten und doch concentrirten Ländermaſſe lagen in großer Fülle alle die Kräfte von Volksmenge, Tapferkeit, Ruhmſucht, Erfindungskraft und jene der Franzöſiſchen Nation eigenthümliche Vervielfältigung des Einzelnen durch unermüdete Gewandtheit. Seit dieſe Plethora ſich nicht mehr ſo leicht in Fehden der Vaſallen mit dem König ergießen konnte, hatte ſich der wilde Strom eine Ableitung über die Alpen geöffnet. In dieſem Augenblick aber ward Frankreich von einer und eben derſelben Macht an allen ſeinen Grenzen, wenn wir ſo ſagen dürfen, mit gigantiſchen Armen umklammert, ſo daß es ſich nirgends hin ſeinem Ausdehnungstrieb überlaſſen konnte, ohne ſogleich mit dem mächtigſten Monarchen, den ſeit Carl dem Großen das Abendland geſehen hatte, in vielfache Colliſion zu kommen.

Der Kampf der Macht würde — wie Pavia das Beyſpiel ſah — äuſſerſt ungleich geweſen ſeyn, wenn nicht die Politik den Knoten auf lange hin gelöst hätte. Als Carl ſelbſtſtändig? oder nach Selbſtgenuß begierig? genug war, um eines Klopiers Stille

le

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.
3-598-52550-8
FNr. 20205 / 163

le der Größe seiner Weltmonarchie vorzuziehen, hatte die Erfahrung Teutschlands Fürsten, nicht ohne Licht und Rath von Frankreich erhalten zu haben, bereits so vorsichtig gemacht, daß sie die allzu große Ehre, den Herrn von Spanien und Indien auch die Adlersfittige über sich ausbreiten zu lassen, zu guter Zeit von sich ablenkten. Carls Bruder war ihnen längst zum teutschen König erwünscht gewesen, weil die spanische Macht sich damals nicht auf seinem Haupte mit der teutschen vereinigen konnte.

Aber einmal war doch das Beyspiel einer solchen Uebermacht da gewesen. Einmal waren die österreichisch-spanische Monarchie und Frankreich gegen einander in die Schranken getreten. Die Eifersucht der Herrscherfamilien und der beyderseitigen Magnaten, welche die Nationen als Zugabe zu betrachten, und als Werkzeug zu benutzen wissen, war gereizt. Für dreyhundert Jahre war es entschieden; das erste und blutigste Problem in der Gesammtheit der Geschichte Europa's sollte dieses seyn: welche von jenen beyden Hauptmächten des Continents die andere auf die tiefere Stufe einer Mittelmacht herabsetzen könne? Und wer sieht nicht, daß noch jetzt, obgleich in beyden Mächten nicht mehr gleiche Regierungsformen sich entgegen kämpfen, diese nämliche Frage, nur unter neuen Verwicklungen, fort-

ste Wirkung gethan hätten. Die beyden Maschinen geriethen in Flammen, und kein Mittel war möglich, sie zu retten

Fünf und siebenzigstes Kapitel.

Fernere Geschichte des deutschen Königs.

Als der deutsche König durch List und Trug Antiochien seinem rechtmäßigen Besitzer entrissen hatte, so legte er seine Schätze daselbst in Verwahrung, und gieng über Laodicea und Tripolis mit der Armee nach Ptolemais. Schon vorher war Marquisius Fürst von Tyrus zu ihm gestoßen: ein sehr verschlagener kriegerischer Mann, der eigentlich alle jene abendländische Völker gegen uns aufgehetzt hat. Denn er entwarf einen Riß von der heiligen Stadt, und bezeichnete darinn den Tempel der Auferstehung, zu welchem als zu einem großen Heiligthume gewallfahrtet wird. (In demselben ist das Grab, worinn der gekreuzigte Messias, ihrem Vorgeben nach, begraben wurde. Dieß Grab ist es vorzüglich, das die Wallfahrer besuchen.) Bey dem Grabe mahlte er einen Muselmännischen Reiter, dessen Pferd das Denkmahl des Messias mit seinem Harn bespritzte und es mit Füßen trat. Dieß Gemählde zeigte er allenthalben im Abendlande auf: Die Priester trugen es mit entblößtem Kopfe, in Trauerkleider gehüllt, und unter einem beständigen Jammergeschrey umher. Nun aber machen, wie man weiß, Bilder und Gemählde den tiefsten Eindruck auf diese Nation, weil sie der Grund, die ganze Seele ihrer Religion sind. Daher floß dann auch die unzählige Menge zusammen, die Gott allein zu zählen vermag.

Marquisius also, als der Urheber des ganzen Krieges, geleitete den deutschen König, der es nicht

für

fortdauert? Schwankend hangen noch die großen Waagſchalen. Ob die republikaniſchen Verwaltungsformen im Innern und die unter der Geſtalt von Verbrüderungen verſuchte Verkettung der ſchwächern Nachbarn in die eine Schale würklich neue Gewichte eingelegt haben, iſt ſehr ungewiß. Aber ſicher wird die Weltgeſchichte, wer weiß, nach wie vielen Decennien oder Säklen? — faſt alles Blutvergießen Europa's in das Reſultat zuſammenziehen: Ob Oeſtreichs oder Frankreichs Regierung ihren Scepter weit über das weſtliche Europa hin ausſtrecken dürfe.

Blos nach den gewöhnlichen Folgen der Verwandſchaft zwiſchen den Großen betrachtet, hätten Oeſterreich und Spanien nach der Theilung in eine teutſche und ſpaniſche Linie (1556.) bald von einander ſo weit getrennt ſeyn können, als irgend eine der übrigen Familien, welche ſich in die Oberherrſchaft über Europa getheilt haben. Carls Sohn konnte es dem Oheim Ferdinand und deſſen Stamm gewiß nicht Dank wiſſen, daß durch ihre Dazwiſchenkunft Er und ſeine Nachkommenſchaft um die Hälfte unmächtiger war, als Carl ſelbſt. Eiferſucht und Entfremdung würden zwiſchen beyden Linien die Folge geweſen ſeyn. Aber Carls Geiſt und vieljährige Regierung hatte bereits den Nationen ſelbſt eine gewiſſe Verwandtſchaft eingeflößt

und

und den spanischen Sitten eine solche Uebermacht eingeräumt, daß noch lange nach ihm der Spanier in Teutschland sein Vaterland gleichsam in einer Copie wieder finden konnte. Die Gemüthsart des Teutschen und des Spaniers würde überhaupt immer, wenn die äußere Lage Veranlassung gäbe, leicht in einander fließen, so wenig sich eine oder die andere je mit der französischen vermischen kann. Eben so stark wirkte der gemeinschaftliche Gegner. Je mächtiger die Schiedwand war, welche Frankreich zwischen den beyden Hälften der Hinterlassenschaft Carls bildete, desto weniger geriethen diese selbst gegeneinander in Streit. Je mehr Frankreich bald die eine bald die andere Seite drängte, desto näher blieben sich Madrit und Wien; weit näher als der Geograph anzugeben hat. Auch den Prinzessinnen von Oesterreich waren daher die Pyrenäen offener und minder gefährlich als denen, welche Frankreich mehr aufdrang als erbitten ließ; und wechselseitig fanden sich an dem Kaiserhof der teutschen Linie die Töchter der spanischen mehr einheimisch als irgendwo. Stimmen aber erst Nationalcharakter und Politik für Vereinigung, so knüpft sich alsdann auch zwischen Höfen und Reichen durch das sonst unwirksame Band der Vermälung der Knoten immer fester und fester.

War gleich Frankreichs innerer Zustand Ursache, daß in einem ganzen Jahrhundert der Schimpf, den man unter Franz dem I. von Carls vereinter Macht

Macht erlitten hatte, den getheilten Hälften nie mit Uebermacht vergelten konnte, ſo waren die Neckereyen wechſelſeitiger, mit halber Macht, aber vollem Haß geführter Kriege zwiſchen Frankreich und ſeinem weſtlichen Nachbar deſto ununterbrochener; und die Erbitterung pflegt durch langen, nie befriedigenden Zwiſt auch zwiſchen Staaten, wie zwiſchen Privatperſonen, höher zu ſteigen, als durch die ernſthafteſte Befriedigung der Rache, wenn ſie ſchnell und unwiderſtehlich genommen wird. Man wußte wohl, wie gerne Frankreich ſowohl als Spanien gegen ſeinen Rivalen mehr Ernſt gezeigt hätte. Heinrichs des IV. Wille war es nicht, daß der Plan ſeines Lebens, auf Demüthigung beyder Linien berechnet, nach ihm aufgeſchoben wurde. Auch nahm Richelieu dieſen Faden auf, ſo bald er nur konnte, und vererbte auf Mazarin nichts ſo ſehr, als jenen Antagonismus, welcher die räthſelhafte Nothwendigkeit erzeugte, daß eine Tochter der ſpaniſchen Linie, als Regentin von Frankreich, zur Beſchränkung ihrer teutſchen Verwandtſchaft am meiſten würken oder würken laſſen mußte.

Mit einem mal ändert ſich die Scene. Was bis dahin die Politik ſeit mehr als hundert Jahren in Widerſtreit und ſogar in wechſelſeitigen Haß verſetzt hatte, fügte das Schickſal mit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in die Bande der

Ver-

Verwandschaft und in die noch engere des Bedürfnisses zusammen. Nicht der Staatsklugheit nämlich, sondern dem unüberzehbaren Zusammenfluß der Umstände war es zuzuschreiben, daß Spanier, da auf ihrem Throne die Nachkommenschaft des Kayser Karls verlosch, aus Frankreich sich ihren König holten. Politische Rechenkunst war es wohl, daß Mazarin seinen Ludwig den Pyrenäischen Frieden durch Vermählung mit der älteren Prinzessin Philips des IV. bestätigen ließ, indem die jüngere, als Gemahlin des Kaisers Leopold, in der alten Stammverwandtschaft blieb. Welcher politische Scharfblick aber hätte 1660. voraussehen können, daß nach 40 Jahren Carl der II. den spanischen Thron ohne Erben lassen würde? Ohne Bedenken hatte deswegen auch Ludwig der XIV. mit seiner Gemahlin auf die Nachfolge in Spanien mit größter Feyerlichkeit Verzicht geleistet. Und selbst, da der unbestimmbare Fall der Erbloſigkeit sich näherte, war noch immer der wirkliche Erfolg, daß der größte Theil von Spanien sich mit wahrer Willigkeit einem Prinzen des rivalisierenden Frankreichs in die Arme werfen das Unwarscheinlichste von allem, was man für möglich hielt.

Nach dem gewöhnlichen Erbfolgerecht hatte unstreitig das schöne Erbtheil, welches Philipp (1496) erheurathet und mit der eben so wichtigen

Ver-

Verlaſſenſchaft ſeines Vaters (Maximilians des I.) in den Händen ſeines älteſten Sohns, Kaiſer Carls des V. vereinigt hatte, jetzt wieder in der Hauptperſon der übriggebliebenen Linie zuſammenkommen ſollen. Zwey Linien waren dadurch entſtanden, daß Philipps zweyter Sohn (K. Ferdinand I.) den größten Theil der teutſchen Erbſtaaten erhielt, welche auf ihn als Beſitz des Großvaters übergiengen, während nach Carls V. Thronabdankung deſſen Sohn, Philipp der II. von Spanien, von Maximilians teutſchen Beſitzungen nur die Niederlande, auſſer dieſen aber die reiche Erbſchaft, welche Carls und Ferdinands Mutter, Johanna von Spanien, zur Familie gebracht hatte, zu beherrſchen bekam. Jetzt, mit dem Schluß des ſiebzehnten Jahrhunderts, war die Erwartung, daß Philipps des II. oder Carls V. Linie verloſch, das nächſte. Wer anders hätte alſo in den Beſitz, welcher von Carls und Ferdinands gemeinſchaftlichen Eltern (Philipp von Oeſtreich und Johanna von Spanien) herkam, eintreten ſollen, als die von deren zweytem Sohne übrige, auf dem Kaiſerthron und in den teutſchen Erbſtaaten blühende Linie? So mußte man urtheilen, ohne einen Blick darauf zu werfen, daß die neueſten Sprößlinge des öſterreichiſchen Hauſes, Joſeph und Carl, die Söhne K. Leopolds, zugleich Söhne der einzigen Schweſter des lezten ſpaniſchen Königs waren, deren Mut-

ter nicht, wie die Gemahlin Ludwigs des XIV., auf die Thronfolge in Spanien renunziert hatte. Die Zeit hatte die Vereinigung beyder Linien wieder herbeygeführt. Der Lauf des Erbfolgerechts hätte für den K. Leopold selbst, alle die Besitzthümer der gemeinschaftlichen Stammeltern beyder Linien concentrieren sollen. Sobald Carl der II. in Spanien erblos starb, war es eben so viel, als ob Philipp und Johanna von Spanien nie durch Carl den V. eine Descendenz gehabt hätten. Und wer kann bezweifeln, daß alsdann Ferdinand der I. oder, was eben so viel sagt, die noch unerloschne österreichisch spanische Linie, als die einzige, auch allein in die ganze Erbschaft von Philipp und Johanna, ohne Widerrede eingetreten wären? Welche Erbverbrüderung könnte mehr, als die der beyder Brüder, Carls des V und Ferdinands des I. durch die Natur selbst gestiftet seyn? Ob ihre Nachkommenschaft auf beyden Seiten länger oder kürzer sich fortpflanzte; ob sie in der Zwischenzeit sich immer oder nie durch neue Vermälungen aneinander anschloß; beydes hätte von rechtswegen nichts darinn ändern dürfen, daß, wäre die teutsche oder ferdinandische Linie ausgestorben, die von Carl dem V. und Philipp II. übrige die Alleinbesitzerin der ganzen Hinterlassenschaft ihrer Stammeltern geworden wäre. Und aus gleichem Grunde hätte also, da in dem wirklich eingetretenen Fall die Linie des Erstgebohrnen von Philipp

und

und Johanna erlosch, die Stammlinie des Zweiten Sohns (Ferdinands des I.) ohne Rücksicht auf Daseyn oder Mangel neuerer Bande den Alleinbesitz alles dessen, was K. Carl der V. geerbt hatte, unmittelbar anzutreten das Recht gehabt.

Aber auch in diesen großen Processen sitzt oft die Convenienz auf dem Platze des Richters. Zwey Jahrhunderte früher, da Maximilians des I. Sohn sich mit Johanna von Spanien vermählt hatte, fiel niemanden ein Widerspruch bey, warum sie nicht als Erbtochter alle spanischen Besitzthümer auf ihren Erstgebohren (Carl den V.) hinübertragen könnte. Um zweihundert Jahre später war es den Spaniern ein äusserst befremdendes Postulat, daß sie durch eben diese Johanna schon vorlängst auf die Nachkommen ihres zweiten Sohnes (Ferdinands des I.) vererbt seyn sollten, im Fall, daß nächstens der letzte kinderlose Abkömmling des Erstgebohrnen von Johanna den Scepter der spanischen Macht an der Gruft niederlegen müßte. In den Spaniern am Ende des siebzehnten Jahrhunderts regte sich die so tief schlummernde Ahnung der Nationen, daß sie, wenn gleich bloße Heerden von Menschenthieren doch eben nicht wie andere Heerden, unbefragt vererbt, vertauscht oder verkauft werden sollten, und daß das so oft genannte Recht der Thronfolge, eigentlicher zu sprechen, sich in eine Pflicht zu regieren und in ein Recht, erworbene Güter der Voreltern zu

beerben theile, so daß zu Ausübung der letztern die Erweislichkeit des physikalischen Bandes unstreitig genug sey, vor Uebernehmung jener Pflicht hingegen — — Doch, die Spanier selbst entwickelten sich nicht weiter, was ihr Wahrheitssinn fühlte. Nur waren sie, mochten diese ihre Ahnungen noch so dunkel seyn, entschlossen, daß über sie selbst lieber die Wahl ihres noch lebenden Königs und seiner Großen, als eine vor zwey Jahrhunderten geschlossene Heurat das Beste oder das Mögliche verfügen möchte.

Diesen unentwickelten Willensgründen der spanischen Nation gab die Entwicklung eines andern politischen Grundsatzes das Uebergewicht. Zwey Jahrhunderte früher, da mit Einem Heuratsknoten die größere Hälfte der cultivirten Welt (die unkultivirte neue nicht einmal zu rechnen) Erbtheil eines einzigen Mannes wurde, war man noch gutmütig genug, über eine solche Fügung blos zu erstaunen. Um zweihundert Jahre später gieng die Dreistigkeit der europäischen Staaten, welche bis dahin sich mündig gemacht hatten, so weit, mit lauter Stimme zu erklären, daß eine solche Fügung sich nicht wieder fügen dürfe!, Kurz; der kräftige Wunsch der Spanier, nicht als bloßes Erbschaftsstück behandelt zu werden, sondern in die Bestimmung einer neuen Regenten-Familie selbst Einfluß zu haben,

und

und iene durch Noth und Eigennutz geſtiftete Einheit der europäiſchen Staaten, vermöge welcher ſie alle freundſchaftlichſt zu verhindern entſchloſſen ſind, daß nicht etwa Einer von ihnen die übrigen der Reihe nach zu verſchlingen die Macht erhalte, trafen diesmal in Einem Zweck zuſammen, und der Gedanke, den Beſitz der Carl-Philippiſchen Linie als längſt entſchiedenes Erbe für den Ferdinandiſchen Hauptaſt zu betrachten, durfte ſich, trotz ſeiner Rechtlichkeit, kaum hören laſſen.

Nur eine ſo ſeltene Abweichung von dem durch Herkommen und Altertum beſtimmten Geſichtspunkt führte die Möglichkeit herbey, daß der entſchiedenſte Gegner des Spanien erblich hinterlaſſenden Hauſes ſtatt der nächſten, natürlichen Erblinie einen Anſpruch, um ſelbſt in die Erbſchaft einzutreten, erhalten konnte.

Jetzt, da auſſer dem Stammhalter der Ferdinandiſchen oder ſpaniſchdeutſchen Linie, dem Kayſer Leopold, niemand den eigentlichen Rechtsgrund, vermöge deſſen das Erbe des letzten Abkömmlings der andern Linie geradezu auf ihn ſelbſt hätte übergehen ſollen, reſpectieren wollte; jetzt da Carl der II. und die Großen von Spanien ſelbſt über die Nachfolge zu disponieren entſchloſſen waren und in Wahrheit niemand dreiſt genug war, dies ihr eigenes Wollen über ſich wegen einer vor zwey Jahrhunder-

ten entstandenen Ehepaars (wie man dem Rechte nach wohl hätte thun mögen) für überflüssige Mühe zu erklären; jetzt erst wurden Rücksichten der Billigkeit auf die allerneusten Vermälungen der beyden Schwestern des erblosen Carls dazwischen eingemischt. Wählen wollte man in Spanien. Verwarf man den bisher ausgeführten Hauptgrund für die Nachfolge der Ferdinandischen Linie, so konnte ihr offenbar der Nebengrund, daß diese Linie unmittelbare Nachkommen von der Schwester Carls des II. lebend habe, einen viel weniger entscheidenden Anspruch geben. Democh wollte man nun einmal in Spanien die eigene Wahl mit den alten Verhältnissen gegen die Ferdinandische Linie in Verbindung setzen, und die übrigen stimmhabenden Höfe in Europa hielten dies für nicht mehr als billig. Für die Gefälligkeit dieser Uebereinstimmung aber setzten die letztere wieder voraus, daß jene Rücksichten der wählenden Spanier sich mit dem inzwischen anerkannten Grundsatz der Politik: daß man keinen für alle andere furchtbaren Riesenstaat, keine neue spanischteutsche Weltmonarchie, nach dem verjährten Vorbilde K. Carls des V., entstehen lassen dürfe! in Harmonie setzen würden. So mischten sich über eine an sich sehr einfache Sache Willkühr, Billigkeit und Klugheit sonderbar genug durcheinander und es bedurfte nur noch eines Wurfs aus der Hand des Zufalls, um — wie dies der Erfolg

war

für rathsam befand durch Haleb und Hamat zu gehen, längst der Meeresküste hinab, konnte es aber doch nicht verhindern, daß Almalich Almodaffar ihm auf dem Marsche manchen Abbruch that. Ja es wäre gewiß um ihn geschehen gewesen, wenn Almalich Addahir sich ihm entgegen gestellt hätte.

Es ist doch wunderbar wie die Wege des Schicksals gehen. Bey ihrem Auszuge war die Armee der Deutschen 200000 Mann stark, jetzt soll sie mit Einschluß der Reiterey und des Fußvolkes nicht mehr als 5000 Mann betragen haben. Wenigstens habe ich die letztere Zahl in Büchern gefunden, die die Geschichte dieses Krieges abhandelten: denn ganz genau kann man sie doch nicht angeben. In einem andern Buche fand ich die Nachricht, daß sie bey Sjibla nicht mehr als sechzig sehr übel zugerichtete Pferde gehabt, die vor Hunger bis auf Haut und Knochen zusammengetrocknet gewesen.

Die Nachricht von ihrer Annäherung brachte den Sultan nicht im mindesten aus seiner Fassung. Er hatte sein Vertrauen zu sehr auf Gott gesetzt, als daß er auch nur die geringste Aengstlichkeit hätte sollen blicken lassen. Ich begab mich, als mir das erste Gericht davon bekannt wurde, mit einem etwas beklemmten Herzen zu ihm, wurde aber durch sein gelassenes ruhiges Betragen gleich wieder mit neuen stärkenden Hoffnungen eines gewissen Sieges erfüllt.

Sechs und siebenzigstes Kapitel.

Ankunft der Schiffe aus Egypten.

In der Mitte des Sjabans erhielt der Sultan Briefe vom Befehlshaber der Stadt, daß nur noch auf weni-

war — von allem, was man im Sinn gehabt hatte, das gerade Gegentheil zur Wirklichkeit zu bringen. Auch dieſer geſchah.

Um den politiſchen Grundſatz vom Gleichgewicht der europäiſchen Staaten am allerwenigſten zu verletzen und doch die Deſcendenz der Schweſter Carls des II. in der Ferdinandiſchen Linie zu bedenken, wählte der ſpaniſche Hof einen Enkel jener Prinzeſſin, den Prinzen Maximilian Emanuels, Kurfürſten von Bayern zum Voraus zur Thronfolge, und fand in dieſer Wahl die Politik der übrigen Höfe befriedigt. Aber das, was man Zufall zu nennen pflegt, durchſtrich die ganze Berechnung. „An einer Krankheit, die ihn ſonſt oft ohne Gefahr befallen hatte", ſtarb der fünfjährige Erbe Spaniens *) noch vor dem erbenloſen Carl und die in einem Bayeriſchen Manifeſte gemachte und von einem mit der ſkandalöſen Staatschronik jener Zeiten ſehr bekannten Miniſter- Hiſtoriographen **) herausgehobene Anmerkung: daß „der Glücksſtern des Oeſterreichiſchen Hauſes, welcher allen Gegnern ſeiner Hoheit Unglück bringe, dieſen Prinzen weg-

*) Joſeph Ferdinand. 1699.

**) Vicount Bolingbroke in Lettre II. ſur la Politique de l' Europe au commencement du Siecle de Louis XIV. p. 78. des Nouveau Volume du Siécle de Louis XIV. à Sieciopolis. 1753. 8.

geraſft habe", vermochte an dem, was geſchehen war, nichts zu ändern. Doch blieb der Schritt, durch welchen man die Rückſicht auf Carls des II. Schweſtern dem alten Ferdinandiſchen Erbrechtsanſpruch vorzuziehen gewagt hatte, auf andern Seiten nicht ohne Folgen.

Einmal war nun auf die Eine Schweſter Carls des II. in der Wahl geachtet worden, weil in ihrem bayeriſchen Enkel die Politik der übrigen Höfe am meiſten geſchont war. Da der Tod dieſes Mittel zerſtört hatte, ſo blieben auf der Einen Seite K. Leopolds Söhne, als unmittelbare Abkömmlinge eben dieſer Schweſter, und Leopold ſelbſt ſchwieg, in der Hofnung, durch Einen derſelben ſeine Anſprüche auf Spanien mit gutem Willen des Königs und der Großen realiſirt zu ſehen, von dem hauptſächlichſten Erbrechtsgrund der Ferdinandiſchen Linie, vermöge deſſen niemand, als Er ſelbſt, der ſpaniſchen Linie unmittelbarer Erbnachfolger geweſen wäre. Warum ſollte aber jetzt, wenn das erſtemal die Wahl Spaniens ſelbſt entſchieden hatte, nicht auch beym zweyten Wählen von den Nachkommen der andern, ſogar ältern Schweſter des durch ſeine Kinderloſigkeit ſo berühmten und geplagten Carls die Rede werden? Von dieſer, der Gemahlin Ludwigs des XIV., hatte Frankreich einen Sohn, den 1711. verſtorbenen Dauphin und durch den

denſelben mehrere Enkel. Wurde Einer der letzten zur Nachfolge in Spanien gewählt, ſo ſchien die Vereinigung der ſpaniſchen Reiche mit einem auswärtigen Staate, jenes Schreckbild für die Spanier, ein ſubalternes Gebiet zu werden, nach Wunſch weit genug entfernt. Eben ſo ſehr war in der That die Beſorgniß der andern Staaten gegen Vereinigung einer allzu großen Macht auf Einem Haupte geſchont. Denn wollten dieſe ihrem Staatsgrundſatz getreu bleiben, ſo mußte die Wahrſcheinlichkeit, daß der zweite Enkel Ludwigs des XIV. viel weniger auf Frankreichs Thron, als einer der zwey Söhne Leopolds auf deſſen teutſche Staaten, Ausſicht habe, ſie zur Beyſtimmung geneigter machen, wenn die Spanier den erſteren lieber als Einen der Erzherzoge wählten. Das entſcheidendſte war, daß das ſpaniſche Conſeil, wenn es aus dem benachbarten Reich des gefürchtetſten Monarchen den Enkel der einen Schweſter ſeines Königs zu deſſen Thronfolge rief, der Schutz für dieſe Wahl ſo nahe und ſo mächtig als möglich ſchien. Kein Sohn der andern auf den fernen Kaiſerthron erhobenen Schweſter konnte ſeiner Wahl eine unmittelbare Unterſtützung verſprechen. Und ſelbſt, wenn die Seemächte ihn nach Spanien bringen und das möglichſte für ihn thun wollten, ſo mußte, nach der beſten politiſchen Vorherſehungskraft, das Ende des Kampfes zwiſchen der Deſcendenz beider

Schwestern eine Theilung dessen seyn, worüber gestritten wurde. Nichts aber war den Spaniern unerträglicher zu denken, als daß ihr Reich, durch eine Theilung zerstückt, eine Macht von minderem Range und gewissermaßen der Anhängsel einer andern Monarchie werden sollte. — Der Erbrechtsgrund für die Ferdinandische Linie war von allen Theilen so gut wie verlassen. Ein Wählen nach Billigkeit war an die Stelle getreten. Daraus wurde ein Wählen nach Convenienz; und diese Stufenfolge war es, was die Eine Hälfte der spanisch oesterreichischen Monarchie der zweyhundertjährigen Feindin von Frankreich, so schnell als nur irgend das Rad der Glücksgöttin sich drehen kann, vermittelst des unscheinbaren Bandes einer wenig geachteten Vermählung an einen Prinzen von Frankreich, einen Enkel des Großmonarchen, brachte, welcher bis dahin in jedem seiner Kriege nicht nur Spanien mit Uebermacht bekämpft, sondern auch bey jeder Gelegenheit verkleinert hatte. Sobald man sich in Spanien, nach Convenienz zu wählen, befugt dachte; — und dies mußte, da von allen Seiten der eigentliche Rechtsgrund immer zurückgesetzt, und nach Willkühr modificiert worden war, allmählich die Ueberzeugung fast aller Interessenten werden! — so setzte man sich sehr leicht darüber weg, daß einst die an Frankreich vermählte Schwester Carls des II. auf alle spanische Erbfolge Ver-

Verzicht gethan hatte. Ihr Enkel sollte auch nicht durch ein Erbrecht Nachfolger des Oheims werden. Das berühmte Testament Carls des II. ruhte auf den angegebenen Berechnungen des politisch schicklichen; und die scharfsichtigsten Staatskünstler haben der Klugheit dieser Berechnungen eben so volle Lobsprüche gemacht, als das natürliche Völkerrecht eben derselben Acte, insofern sie ein unveräusserliches Recht der Nationen, nicht blindlings als Erbschaftstücke sich behandeln zu lassen, einigermassen ausübte, einen Dank schuldig wäre.

Dies sonderbare Balancieren der Umstände war es, was Ludwigs des XIV. Enkel, da der Tod des Testators (1700.) den Moment zur Vollziehung des Testaments schnell herbeyführte, zum Throne von Spanien emporhob. Auf den Großvater war für die Ausführung und Befestigung des ihm bestimmten Glücks soviel gerechnet worden. Aber ein neues Spiel der Umstände gab dem zuversichtlichsten Hoffnungen einen Gegenstoß. Beinahe wäre Philipp der V. gerade dadurch, daß er Enkel Ludwigs des XIV. war, der ganzen Gunst seines Geschicks verlustig geworden. Auch diese Wendung der Begebenheiten haben wir aus einem universalhistorischen Standpunkt zu betrachten.

In dem Augenblick, welcher eigentlich entschieden zu haben schien, daß es künftig gegen Frankreich keine

Py-

Pyrenäen mehr gebe, war dieser Staat auf einen Weg geleitet, auf welchem es beynahe soweit kam, daß er selbst keine Barrieren mehr hatte. Der größte Gewinn so vieler übermüthig geführter, glücklich geendigter Kriege schien dieser zu seyn, daß es niemand wagen dürfe, dem Monarchen Frankreichs Eid zu thun, wenn er jetzt die im Frieden erreichte wichtigste Acquisition einer gleich ausgedehnten Monarchie dem zweiten seiner Enkel anzunehmen erlaubte. Denn zur Besitznehmung schien mehr nicht nöthig zu seyn, als daß Ludwig, indem ihm die Spanischen Großen ihr Reich zu Füßen legten, in sein Conseil gieng und zur Acceptation die Erlaubniß ertheilte. Es war, was man in andern Ständen den „Segen Gottes" zu nennen pflegt; daß der so eben zum Spanischen König umgeschaffene Herzog von Anjou, zwischen seinen beyden Brüdern stehend, dem ältern als künftigen Monarchen von Frankreich die Hände drücken und, mit einem gutmütigen Blick auf den jüngern, fragen konnte: Was aber soll nun aus dem armen Berry werden? — Dreyzehn Jahre des unglücklichsten Kriegswechsels sollten erst entscheiden, was aus Ihm selbst werden sollte; und in der Hälfte dieser Zeit war nichts wahrscheinlicher, als daß sein Großvater und Frankreich mit den bittersten Aufopferungen, statt der Herrschaft über Spanien und Westindien, kaum die Krone von Neapel auf seinem Haupte zu erhalten vermöchten.

So-

So viel lag daran, daß Ludwig der XIV. die allgemeine Meinung wider sich hatte!

In dem Augenblick, da er das Testament Carls des II. für seinen Enkel acceptirte, war niemand so gefürchtet, wie er; die Erbitterung allein war größer, als diese Furcht. In einer Reihe von Kriegen hatte er seine Nachbarn gezwungen, daß sie sich auch im Frieden beynahe alles von ihm gefallen lassen mußten. Und nicht genug, daß er die Macht gezeigt hatte, nach Willkühr gegen sie zu verfahren. Mit Troz und Hohn ließ er sie fühlen, daß er sein Spiel mit ihnen zu treiben Lust habe. Glaubte man ihn durch Friedensartikel gebunden, so ward er nach Gutdünken davon der Ausleger. Meinte man ihn durch Abtretungen befriedigt zu haben, so fand er in diesen selbst nur neue Ansprüche, um alles, was ihm beliebte, mit seinen Besitztümern, wie er sich ausdrückte, zu „reunieren.“ Denn an geschmeidigen Formeln für Staatsstreiche dieser Art fehlte es eben so wenig, als an gewandten Negotiationen, um durch Trennung der Gegner sich im äußersten Fall die unentbehrlichsten Erholungspuncte auszumitteln. Friedlichere Zwecke hatten ohnehin Ludwigs des XIV. frühere Friedensschlüsse nie.

Wohlan denn, aber — möchte die Politik sagen — der Monarch erlaubte sich, was er vermochte.

Schlimm

Schlimm für seine Gegner, daß er ihnen jedesmal das Vermögen, sich noch mehr zu erlauben, abzugewinnen wußte. — Aber auch an Ludwig den XIV. kam die Reihe, den Erfahrungsbeweis zu vermehren, daß die glücklichste Politik, wenn sie von Recht und Billigkeit abführt, an den Abgrund unglücklicher Wiedervergeltung hinleite. Auch gegen den mächtigsten Monarchen macht sich, wie gegen den Privatmann, die Wahrheit geltend: daß, wer sich alles, was er vermag, erlaubt, am Ende nichts so sehr als eben dieses sein Vermögen aufgezehrt fühle. Dies brach im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts als natürliche Strafe der despotischen Uebermacht aus, welche Frankreichs Regenten, — Richelieu, Mazarin und Ludwig der XIV. selbst — seit fast hundert Jahren gegen das Inn- und Ausland erzwungen und erkünstelt hatten.

Die bewunderte Größe jener für den Menschenfreund mehr berüchtigten als berühmten Minister-Regenten Frankreichs ruhte auf dem Entschlusse, sich selbst alles zu erlauben, was irgend dahin führen könne, daß in Frankreich Einer, und in Europa Frankreich, alles vermöge. Nie wird die Geschichte an Richelieu die Größe seiner Talente und seiner Geschäftskenntnisse oder an Mazarin die Leichtigkeit verkennen, mit welcher er alle Mittel, die ihm sein Platz anbot,

mit

mit Schlauheit oder Gewalt zu benutzen verſtand. Aber, ohne doch bewunderungswürdig zu ſeyn, vermag man wohl im Beſitz all der Kräfte, welche einem Machthaber über ganz Frankreich zu Gebote ſtehen, auf eine Zeitlang Wunder der Staatskunſt zu ſchaffen, wenn man kein Mittel ſich zu verbieten entſchloſſen iſt, und Verſtand genug hat, um Projecte zu ſchaffen und zu prüfen, und eine nicht zu kleine Summe von Mitteln planmäßig zur Ausführung zu bringen. Je verſtändiger ein ſolcher Gebieter Mittel zu wählen weiß, welche vermöge ihrer Natur dauerhafte Kräfte in dem Staate wecken müſſen, deſto länger wird die Maſchine der Allgewalt, die er zuſammenfügt, ſich ſelbſt reſtaurieren. Weckt zum Beyſpiel der Gebieter die beſten Köpfe ſeines Landes, weil er vorausſieht, daß der in allen Fächern geübte Verſtand ihm ein weit beſſeres Organ zur Ueberlegenheit werden müſſe, als ein durch Beſchränkung und Unterdrückung abgeſtumpfter Sclavenſinn; verbreitet der Herrſchſüchtige den Erwerbfleiß und ein wohl berechnetes Finanzſyſtem, weil er begreift, daß er deſto mehr nehmen kann, wenn die Nation mehr zu geben beſitzt; ſo heckt zwar immer ſchon in dem unächten Grund, durch welchen allein ein ſolcher Machthaber zu Einrichtungen dieſer Art geneigt wird, das Gewürm, welches ihre ſchönſte Blüthe zerfreſſen wird. Aber auf eine Zeit lang wird doch dem zerſtörenden Princip, das in der Maſchine des Despotismus liegt, ein Nahrungs-

ſtoff

stoff angeboten, von dem es sich, ohne die Maschine selbst aufzuzehren, erhalten kann. Und der Verstand, oder die Kraft, Zwecke und Mittel gegeneinander consequent zu berechnen, vermag allerdings dies sein Werk zu einem blendenden Glanz und selbst bis zum Schein der Dauerhaftigkeit zu erheben, wenn gleich nur die vor dem allgemeingültigen Tribunal der Rechtschaffenheit erweisliche Gerechtigkeit der Zwecke und Mittel eine wahre Dauer menschlichen Unternehmungen zu sichern fähig ist.

Eine nur von Verstand und Herschsucht organisirte Staatsmaschine hatte Ludwig der XIV. von jenen Vorgängern überliefert erhalten. Aber er selbst war von ihrer scheinbaren Vortreflichkeit getäuscht; und — was die erste Strafe der Despotenmacht seyn muß — niemand durfte den Monarchen in seiner Selbsttäuschung stören. Bald konnte es beynahe niemand mehr. Die unter ihm nachgewachsene Generationen lernten statt des freyen Beurtheilens nur Bewundern.

Mazarin hatte Ludwig XIV. zum künftigen König nach seinen Absichten am besten gebildet, indem er ihn durchaus zum Repräsentieren erziehen ließ. Der Zögling war hierzu so bildsam, daß er in seinem ganzen Leben nicht nur für andere, sondern auch für sich selbst blos durch sein Repräsentieren existierte.

ge Tage Lebensmittel vorräthig wären. Diese Nachricht hielt er ganz geheim, und entdeckte sie selbst seinen vertrautesten Freunden nicht, damit sie der Feind auf keine Weise erfahren, noch der Muth seiner Truppen geschwächt werden möchte. Indeß wußte er, daß schon in einem egyptischen Hafen drey Proviantschiffe bereit lägen, die auch zum großen Glücke eben an dem Tage, da schon aller Vorrath aufgezehrt war, sich auf der Höhe blicken ließen. Kaum hatte man sie bemerkt, so segelte ihnen die feindliche Flotte entgegen. Der Sultan gieng ängstlich an der Seeküste auf und ab, seine Landtruppen hoben mit entblößtem Haupte ihre Hände gen Himmel und schrieen unaufhörlich: Es ist kein Gott ausser Gott: Gott ist der größte: Endlich erhob sich ein starker Wind der unsre Schiffe mitten durch die Feinde glücklich in den Hafen trieb.

Sieben und siebenzigstes Kapitel.

Angriff auf den Fliegenthurm

An der Mündung des Hafens in der See liegt der sogenannte Fliegenthurm, der die Einfarth deckt. Er war also wichtig genug, daß die Franken sich bemühten, ihn in ihre Gewalt zu bekommen, weil sie durch seinen Besitz in den Stand gekommen wären jede Zufuhr von der See her unmöglich zu machen. Zu dem Ende bauen sie einen hohen hölzernen Thurm auf einem Schiffe, füllen ihn mit brennbaren Sachen an, und lassen auch eine große Menge von dergleichen Materie, zur Unterhaltung der Flamme, in das Schiff bringen. Ein anderes Fahrzeug wird ganz zum Brander eingerichtet, um unsre Schiffe und zugleich unsre Magazine zu vernichten. Das dritte ist bestimmt, die Soldaten von den beyden andern aufzunehmen so bald

Der Wahrheit gemäß muß vorausgeſetzt werden, daß man ohne gewiſſe Talente auch zum Repräſentieren untauglich wäre. Gerade genug, aber auch nicht mehr Verſtand und Kenntniß war in Ludwig dem XIV. zur Entwicklung gekommen, um überall blendenden Schein, und doch nichts als Schein, um ſich her zu verbreiten und, wie die Götter, im ſchimmernden Nebel zu erſcheinen.

Je länger Er ſich an dieſe Art von Theophanieen gewöhnte, deſto ſeltener vermochte er ſich ſelbſt von dem Dunſtbild zu unterſcheiden, das ihm ohnehin mit erfinderiſcher Bereitwilligkeit von der Einbildungskraft faſt jedes Franzoſen vergrößert zurückgegeben und in ganzen Wolken von Weyhrauch ſchwebend vorgehalten wurde. Die Natur hatte nun einmal die Mehrzahl ſeiner Nation mit dieſer magiſchen Laterne ausgeſtattet, daß jeder ſich ſelbſt groß erſchien, wenn er ſeinen König als den Großmonarchen erblickte. Den mindeſten Strahl zu dem Glanzbild deſſelben mit ſeinem letzten Blutstropfen erkaufen zu können, achtete der letzte Söldner, gleich dem erſten des Hofſtaats, in unbegränzter Devotion für den höchſten Zweck ſeines Lebens. Dieſe Glücklichen waren es denn, die dem Ausland nicht bloß die nemliche Zaubererſcheinung der Größe ihres Königs überall vergegenwärtigten, ſondern ſogar ihm ſelbſt ihr letztes Silberſtück hinopferten, damit er Kriegs auf Kriege beginnen konnte, in denen ſie, wie einſt

der Ritter für die Unverletzbarkeit seiner Dame, um die Größe ihres Königs anerkannt zu machen, mit Freuden jede Lanze brachen.

In Wahrheit aber vermehrte jede solche Demonstration die Unmöglichkeit, dergleichen Beweise, — immer noch die reellsten, welche sich führen ließen — in die Länge mit Gültigkeit aufzustellen. Aus jedem seiner Kriege war Frankreich triumphierend abgetreten. Ludwigs Lobsänger wußten für seine Unüberwindlichkeit kaum noch neue Oden und Embleme zu ersinnen. Aber all ihre Worte konnten nicht ändern, daß der willigen Kämpfer für Ludwigs Größe jedesmal wenigere zurückkamen und die zurückkehrenden immer ödere Felder und ausgeleertere Beutel in ihrer Heymath antrafen. Schon vor 1678 hatten die bunten Massen des Heerbanns aufgeboten und an die Gränzen von Flandern getrieben werden müssen.

Wäre nur noch darauf zu rechnen gewesen, daß eine kluge Staatsverwaltung, besonders bey einer so gewandten Nation, auch die verminderten Kräfte so lange durch Kunst zu vervielfachen weiß, bis sie sich in der Würklichkiet wieder zu vermehren Zeit gewonnen hat. Aber hierin zeigte sich das Gegentheil von wahrer Größe in Ludwig dem XIV. am sichtbarsten.

Die Grundlagen, welche Richelieu für sein System französischer Allgewalt geschaffen hatte, dauerten

dauerten unter Mazarin. Auch einem ſo leicht arbeitenden Miniſter, wie dieſer war, ſtund das Schwerſte zu Gebot, da ihm das Schickſal Feldherrn, wie Condé und Türenne, und Heere gab, wie ſolche Feldherren ſie ſogar bey ſehr zerrütteten Verpflegungsanſtalten auf Koſten des Feindes ſelbſt zu bilden wiſſen. Da mit dem Anfange der Selbſtregierung Ludwigs des XIV. neben jenem Kriegsetat Colberts Finanzſyſtem, das erſte Licht in dieſem unermeßlichen Chaos, hervortrat, da ein Seehandel und eine Marine wurden, die ſich wechſelſeitig neue Kräfte zuführten, da Louvois's unerbittliche Strenge den Heeren alle Operationsmittel wie aus dem Nichts bereitete; ſo nahm die neue Schöpfung eine Bewegung an, welche den Monarchen in die Meynung ſetzte: ſeit Er am Morgen nach Mazarins Tode jenes Machtwort, daß man künftig in allem an Ihn ſelbſt ſich zu wenden habe, ausgeſprochen, ſey es in der That ſein Blick, ſein Wink, was die Lebenselemente der ganzen Maſchine enthalte.

Es konnte nicht fehlen; Männer, wie Colbert, wie Louvois, wie Vauban, mußten, indem ſie in ſeinem Cabinet erſchienen, um von ihm ſeine Befehle zu empfangen, ihn auch Befehle geben lehren; und der Hang zum Repräſentieren, welcher Ludwig den XIV. vermochte, daß er länger als ein halb Jahrhundert hindurch für die Conferenzen mit

seinen Ministern und für den Vorsitz in seinem Conseil unermüdet war, hebt ihn schon sehr weit über die Mehrzahl derer, welche Regenten sind, während sie unter ihrem Namen regieren lassen. Bey weitem aber reichte dies alles nicht hin, um Männer jener seltenen Art auch für die Zukunft hervorzubringen. Vergeblich war das Schöpfungswort, mit welchem Ludwig den unfähigen Barbesieux, dem sterbenden Louvois zur Belohnung, in dessen Ministerschaft erhob. „Ich Selbst werde ihn bilden", sprach der Monarch, von dessen Namen der Stadtrath von Paris das Beywort des Großen (1678) für unzertrennlich erklärt hatte. Aber selbst der Vater hatte nicht Glauben genug, daß dieses, Weiber! ihn in seinem Sohne fortleben machen würde. Es war ohnehin mit einer Blasphemie verbunden. „Ich habe euren Vater gebildet!" Diese Versicherung schickte der König dem Versprechen, den Sohn nachzubilden, voraus; und der Erfolg war der Wahrheit jener Versicherung ganz gleich. Die Turenne, Condé, Schomberg, Luxemburg ꝛc. welche auf Ludwig ihren Glanz geworfen hatten, waren allmählich von dem Schauplatz abgetreten. Die Vorderglieder waren und blieben leer. Selbst die, welche mit Ruhm in die Lücken eintraten, waren noch aus der früheren Schule.

Man wundere sich nicht. In des ersten Aufregungen der allgemeinen Thatigkeit lockt wohl auch

der

der Despotismus, wenn er selbst noch der größten Kraftanstrengungen zu bedürfen überzeugt ist, rohe Talente hervor, die sich in raschem Schwung entwickeln können, weil er, um seiner selbst willen, ihnen eine unbeschränktere Sphäre gestatten muß. Wen dann einmal die Allgewalt seit seinem Aufwachsen mit dieser eigennützigen Connivenz zu behandeln gewohnt ist, der mag es, wie Louvois, wagen, sogar den Großmonarchen bisweilen seine Unbeugsamkeit verwünschen zu machen. Aber steht erst die Willkühr auf ihrer Höhe, so ist sie der Schatten des Giftbaums. Selbst Talente wachsen in ihrer Nähe nur verkümmert auf. Denn statt des Erstarkens wird Beugsamkeit, statt der im Stillen reifenden Ausbildung ein frühes Haschen nach Schein, statt des überlegten aber festen Raths im Conferenzzimmer der lispelnde Schmeichlerton in der Antichamber zur ersten Bedingung, „um Fortüne zu machen.“ Voltaire rühmt Ludwig den XIV. daß er einen Catinat zu finden gewußt habe. Es sey. Er wußte ihm dagegen auch einen Villeroy vorzusetzen und durch diese Combination Italien zu verlieren. Jener gepriesene Fund muß überhaupt wohl sein Zufälliges gehabt haben. Viel gewöhnlicher war es, daß der Monarch Marschälle vor Frankreich machte, die weder durch ihn noch durch sich selbst Feldherrn geworden waren. Ließ es ihm doch seine Unfehlbarkeit nicht zu, einen geschlage-

nen General, die ſichtbarſten Urſachen ſeines Verluſts fühlen zu laſſen, weil der, welchen Er gewält hatte, keine Fehler begangen haben durfte.

Hat unter ſolchen Umſtänden vollends eine zur alternden Betſchweſter transfigurirte halbgelehrte Maitreſſe die Miniſterconferenzen in ihr Gynäceum verſetzt, um einen nicht mehr zu amüſirenden Gebieter ſtatt des Spinnrockens durch Convertitenliſten zu unterhalten; werden nach ihren und ihres Sündenerlaſſers Befehlen die einzigen Feldherrn, welche den Krieg ins Herz der Feindeslande zu verſetzen drohten, — wie Villars — in die unglückliche Sevennen commandirt, um durch Dragonnaden Proſelyten herbeyzutreiben; erhält ein Chamillart, gerade wenn bey der ſichtbarſten Ueberſpannung aller Staatskräfte ein neues Kriegsgewitter, das gefährlichſte von allen, die weiten Grenzen Frankreichs überall umwölkt, die vereinte Miniſtermacht über die Finanzen und das Kriegsweſen (1699 — 1701) weil der gute Mann zu St. Cyr durch ſeine Beſcheidenheit zu gefallen, das Glück gehabt hatte, — ſo naht ſich dann freylich mit leiſem, aber ſicherem Schritt die unausbleibliche Nemeſis und beweiſt denen, welche blos an Erfahrungen klug werden wollen, durch unerhörte Demütigungen, wie der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ſie für Ludwig den XIV. bereitete, daß deſpotiſche Willkühr nur eine Scheingröße erzwingen könne,

ne, welche in dem Augenblick, wo ſie noch am meiſten gefürchtet wird, bereits in ihrem Innern alle Haltung und Stärke verloren hat, und nun durch Selbſttäuſchung verblendet genug iſt, geſchröckte erbitterte Feinde ſo lange zu reizen, bis ſie den Verſuch wagen müſſen, der ihnen die ganze Kraftloſigkeit der Rieſengeſtalt ſichtbar macht.

In dieſes Greiſenalter hatte der von Richelieu bis auf Ludwig den XIV. gros gezogene Deſpotismus ſich damals ſchon ſelbſt herabgeſetzt, da man die Uebertragung der Spaniſchen Crone an die Bourboniſche Linie in den benachbarten Staaten als das Signal zu ihrer aller Unterjochung anſah. Sehr warſcheinlich irrten ſie ſich in dieſer Furcht. Die Spaniſchen Großen *) hatten ſich in Philipp dem V. mehr einen König als ein Oberhaupt gewählt. In Spanien wäre er wohl nicht lange der Mündel Ludwigs des XIV. geblieben. Unter neuen Umgebungen hätte er weit eher die alte Oppoſition Spaniens gegen Frank-

 reich

*) Der Erzbiſchoff von Toledo, Portocarrero, der Graf von Monterey ꝛc. welche das lezte Teſtament Carls des II. ihm zur Unterſchrift fertig machten, waren gerade Staatsmänner, denen man zutrauen muß, daß ſie wußten, was ſie thaten.

reich sich zu eigen machen müssen, als daß er die ihm zugefallene Macht an Ludwig den XIV. hätte borgen dürfen, um durch ihre Mithülfe die Nachbarn, am Ende aber auch Spanien selbst, an seinen Triumphwagen zu fesseln; nicht zu erinnern, daß dieses alte Fahrwerk eben so abgenutzt war als sein schon 62 jähriger Führer. Genug aber zum Unglück des letztern; daß man von ihm fürchtete, was er selbst nicht mehr vermochte!

Nur Eines Kopfs bedurfte, um den bereiten Willen aller gegen das neue Schreckbild zu vereinigen. Dieser war Wilhelm der III. welchem das Zittern der 7 vereinigten Provinzen vor Ludwig dem XIV. einst zur Statthalterschaft und dadurch zur Eroberung der englischen Crone selbst die Bahn geöfnet hatte. Die Angst vor der französischen Weltmonarchie hatte ihn den Feinden derselben unentbehrlich gemacht und er selbst schien nur in dieser Rivalität gegen Ludwig XIV. leben und sterben zu wollen. Schon im zwey und funfzigsten Jahre durch einen geschwächten Körper dem Ende eines rastlosen Lebens nahe, vermochte er zwar kaum noch, die sogenannte große Allianz gegen das Haus Bour-

Bourbon durch Vereinigung der öſterreichiſchen, eichsfürſtlichen, holländiſchen, ſavoyiſchen und dä- niſchen Macht mit England bis zum würklichen Kriegsausbruch vorwarts zu treiben. Er ſtarb, da r ſelbſt ſein Schlachtpferd aufs neue an Frank- eichs Gränzen tummeln wollte (d. 16 März 1702.). Aber die Kraft war geformt, welche in den nächſten Jahren den entnervten Repräſentanten franzöſiſchen Uebermuths zu all den Erniedrigungen nöthigte, die us Dorcy in ſeinen Memoiren ſchildert. Nur als- ann ſank eben dieſe Kraft wieder unter den gede- mütigten Ludwig den XIV. herab, da ſie, unge- warnt durch Frankreichs Beyſpiel, noch ſchneller urch gleichen Uebermuth ſich verblendet zeigte; da nan nicht mehr wegen eines dauerhaften Friedens ondern um des verzweifelnden Feindes zu ſpotten en Krieg fortzuſetzen ſtrebte. Indem jetzt eben ein och roherer Deſpotenſinn ſich an den Trümmern iner wegen ihres vielfachen Einfluſſes auf Europa's Cultur immer weit erträglicherern Deſpotie erheben ollte, mußte der gedemütigte Großmonarch, wel- er endlich nicht nur zu den Feinden ſondern ſelbſt u ſeinem Volk zu flehen ſich entſchloſſen hatte,

durch einen Weiberzwiſt (der Herzogin von Marlborough und der Lady Masham) um die Günſtlingſchaft der engliſchen Königin — den Pfad zu einem Frieden finden, wie er ihn lange nicht mehr zu hoffen wagte.

---

sie ihre Unternehmung ausgeführt haben, und wird mit einem Obdach versehen, worunter man vor allem Geschoß geborgen seyn kann. Das erste Schiff segelt mit günstigem Winde gegen den Fliegenthurm an. Plötzlich aber dreht sich der Wind, die Flamme von dem hölzernen Thurm ergreifft das Schiff, und verzehrt den größten Theil der Mannschaft. Eben so wenig Wirkung hatte der Brander, da er von den Unsrigen noch bey Zeiten auf die Seite getrieben ward. Auf dem dritten Schiffe entstanden Unruhen, es schlug um, und alle darinn befindliche Mannschaft war ohne Rettung verlohren, weil sie aus dem obern Verdeck nicht hinauskonnte.

Acht und siebenzigstes Kapitel.

Ankunft der Deutschen.

Hier komme ich wieder zum deutschen König zurück. Aus Tripolis, wo er einige Zeit gerastet hatte, meldete er der vor Ptolemais stehenden Armee seine baldige Ankunft, die aber nicht so freudig aufgenommen ward, als man wohl vermuthen sollte. Denn Marquisus, Herr von Tyrus, war sein Begleiter und Rathgeber: auch merkte der König von Jerusalem, der ebenfalls vor Ptolemais stand, daß er durch den deutschen König sein Ansehn verliehren werde. Dieser beschloß endlich den übrigen Weg zu Wasser zu machen, weil er mit Recht voraussah, er werde sich auf dem Lande schwerlich durchschlagen können. Aber kaum war er in die See gestochen, als ein wüthender Sturm ihn wieder zurücktrieb, wobey er drey Lastschiffe einbüßte. Nach einigen Tagen segelt er wieder mit günstigem Winde nach Tyrus, läßt hier seine Flotte vorausgehen, und trifft endlich selbst den sechsten Ramadan nebst dem Mar-

Verwandschaftssystem des spanisch - teutschen und österreich - spanischen Hauses vor dem Successionskrieg von 1701.

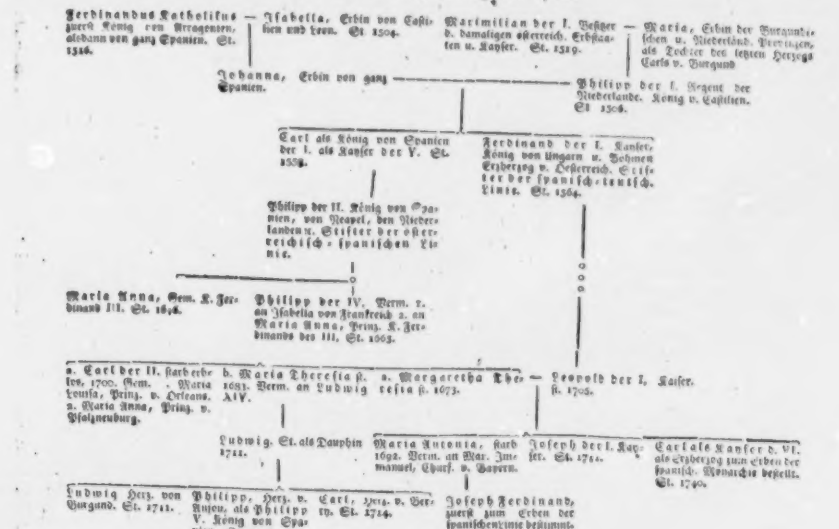

Denk-

Denkwürdigkeiten

des

Herrn von Torcy

zur

Geschichte der Friedensunterhandlungen vom Ryswyker Traktat bis zum Utrechter Frieden.

Zweiter Theil.

Inhalt.

Der Herr von Torcy kömmt im Haag an. Karakter des Pensionair Heinsius. Der Herr von Torcy stattet dem König in mehreren Briefen Bericht ab von den verschiedenen Conferenzen, von der Lage der Negociation, von den Schwierigkeiten, welche die Holländischen Deputirten dem Frieden entgegen stellen, von den Anerbietungen, welche er im Namen Sr Majestät gethan hatte, von den empörenden Propositionen, von den überspannten Foderungen der Alliirten, von der Ankunft des Herrn von Marlborough, von der Lage der Unterhandlung bei seiner Ankunft, von den mit Marlborough und mit dem Prinzen Eugen gehaltenen Conferenzen und ihren beiderseitigen Ansprüchen. Die Conferenzen scheinen abgebrochen. Man erneuert sie ohne Erfolg. Die Alliirten stellen dem Frieden täglich neue Hindernisse in den Weg. Präliminar Artikel von Heinsius. Bemerkungen über diese Artikel und Antworten auf diese Bemerkungen. Der

Inhalt.

Herr von Torcy kömmt nach Frankreich zurück und läßt Herrn Rouillé im Haag zurück. Der König verwirft die Präliminar-Artikel, welche eben ſo abgeſchmackte als ungerechte Propoſitionen enthalten. Se Majeſtät rufen den Präſident Rouillé zurück und ſchreiben ihm ihre Gründe, nach welchen ſie die Präliminarien verweigern. Verſchiedene Depeſchen des Königs an den Herrn von Torcy, die Conferenzen im Haag betreffend. Schreiben Sr Majeſtät an die Statthalter in ihren Provinzen.

Fort.

Fortsetzung der zweiten Abtheilung.

Conferenzen
im Haag und zu Gertruydenberg.

Conferenzen im Haag, 1709.

Heinsius erschien bald, und als sich Sincerf entfernt hatte, überreichte ihm der königliche Minister die von Sr Majestät ihm anvertraute Vollmacht. Er zeigte sein Erstaunen, als er sie las und daraus sah, daß Se Majestät einen ihrer Minister nach Holland schickten, um sich mit ihm über die Mittel zu besprechen, durch welche ein fester und dauerhafter Friede geschlossen werden könnte.

Heinsius, Rathspensionaire der Provinz Holland, war durch die Fürsprache des Prinzen von Oranien, des nachherigen Königs von England, auf diesen Posten gestellt worden. Ueberzeugt von dessen Eifer und Anhänglichkeit an seine Person und an sein Haus hatte dieser Fürst ein volles Zutrauen zu ihm gefaßt. Er hatte ihn in den Geschäften wegen des Herzogthums Oranien, nach dem Frieden von

Nimwegen und bei der Vollziehung dieser Commission nach Frankreich gesandt. Heinsius hatte die üble Laune eines Ministers, der mehr gewohnt war, mit Kriegssoldaten hart zu reden, als mit Fremden zu unterhandeln, erfahren. Er hatte es nicht vergessen, daß ihm der Minister gedroht hatte, ihn in die Bastille setzen zu lassen.

Er war in den Staatsgeschäften, in denen er eine lange Erfahrung hatte, vollkommen bewandert und innigst verbunden mit dem Prinzen Eugen und dem Herzog von Marlborough. Sie entwarfen zusammen die Plane, bestimmten die Zeit der Vollziehung, und leiteten die Art und Weise derselben; sie waren gleichsam die Seele der Ligue. Allein der Pensionair war nie im Verdacht, weder daß er sich durch das Ansehn, welches ihm die Verlängerung des Kriegs darbot, hätte verleiten lassen, denselben fortsetzen zu wollen, noch irgend einer andern Absicht auf persönliches Interesse. Sein Aeußeres war einfach. Nirgends Pracht in seinem Hause; seine Dienerschaft, welche aus einem Sekretär, einem Kutscher, einem Bedienten und einer Magd bestand, zeigte nichts vom Einfluß eines ersten Ministers. Seine Einkünfte, welche er von der Republik empfing, waren 24000 Gulden. Den größten Theil zog Er als Siegelbewahrer.

Er empfing diejenigen, welche zu ihm kamen, mit Kälte, hatte aber nichts rauhes. Seine Unterhaltung war gebildet. Bei Streitigkeiten gerieth er selten in Hitze.

Die Traktaten, sowohl im Betreff der Theilung, als der großen Allianz, waren durch seine Hände gegangen. Er war daher von den Hauptgeschäften, welche dem Kriege vorausgegangen waren, und von dem, was seit seiner Entstehung vorgefallen war, unterrich-

tet,

tet, und folglich sehr geschickt, die Wege, welche zum Frieden führen konnten, wenn er wollte, zu erkennen und zu bahnen. Was er von diesen seinen Einsichten für Gebrauch machte, wird man aus der Relation von den im Haag gehaltenen Conferenzen sehen. Ehe ich aber diese gebe, scheint es zuträglich zu seyn, den Plan, welchen sich Torcy vorgezeichnet hatte, auseinander zu setzen.

Er nahm an, daß die Bedingungen, welche er zu bewilligen Vollmacht hatte, entweder angenommen oder verworfen würden. Würden sie genehmigt, so war der Friede der Erfolg davon; diesen wünschte der König einzig und allein. Folglich würden seine Absichten erfüllt worden seyn.

Würden dagegen die stufenweis und behutsam gemachten Anerbietungen verworfen, so hatten Se Majestät unwidersprechliche Beweise gegeben von ihrem aufrichtigen Wunsche, ihren Ruhm und ihr Interesse der allgemeinen Ruhe Europa's aufzuopfern, ohne auf irgend eine Weise gebunden zu seyn; denn ihr Minister sollte erklären und unaufhörlich wiederholen, daß jede Anerbietung null und nichtig seyn würde, wenn dasjenige, was er von Seiten des Königs thue, nicht den Frieden zu Stande brächte.

Die Kenntniß der wahren Gesinnungen des Königs, welche den Franzosen sowohl als auswärtigen Ländern gegeben werden mußte, war ferner weder der einzige, noch der hauptsächlichste Vortheil, welchen der Minister von dieser Reise zu ziehen gedachte. Er hoffte, wie gesagt worden ist, und sah es als einen wesentlichen Nutzen an, die Absichten der Feinde bis auf den Grund zu durchschauen. Denn diese waren sowohl den Franzosen als auch so vielen andern Nationen, welche blindlings genöthigt wurden, die Last

Marqvisius und einigen wenigen Begleitern im Lager ein So haben es uns Ueberläufer und Kundschafter erzählt.

Die Franken versprachen sich von ihm sehr viel Gutes. Er selbst brannte vor Begierde, ihnen zu zeigen, wie viel er leisten könne, und wollte durchaus ein Treffen mit den Muselmännern liefern, so sehr man ihn auch davon abzuhalten suchte. Wir müssen uns doch, sagte er, mit dem Volke erst messen, um darnach unsre Maaßregeln zu nehmen. Denn es ist doch ein großer Unterschied, etwas selbst gesehen zu haben, oder es nur vom Hörensagen zu wissen. Er mußte aber für seine Verwegenheit büßen, indem er mit solchem Nachdruck zurückgewiesen wurde, daß ihm nachher die Lust vergieng noch einmahl einen Angriff im offnen Felde zu wagen. Wir hatten nur zwey Todte aber sehr viele verwundete: Die Feinde Gottes kamen dagegen weit übler davon.

Nach diesem mißlungenen Versuche ließ sich der König blos die Belagerung der Stadt angelegen seyn, die er vorzüglich durch neu erfundene Maschinen ängstigte, von denen man nichts gewisseres als den gänzlichen Ruin der Festungswerke vorhersehen konnte. Besonders schrecklich war eine die man Debbaba oder den Kriecher nannte. Sie konnte sehr viele Menschen fassen, war mit Eisenblech beschlagen und mit Walzen versehen, die von innen bewegt wurden. In ihrer Mitte hieng ein ungeheuer großer Kopf, der Widder genannt, mit einem starken eisernen Halse, der von vielen Menschen zurückgezogen, und dann wieder gegen die Mauer angelassen ward Ausser dieser war noch eine andre ähnliche Maschine da, in der aber der Sturmblock die spitzige Gestalt einer Pflugschaar hatte, und also sowohl durch seine Schwere als Schärfe Ver-

eines fruchtlosen und nur zur Vergrößerung des Hauses Oesterreich dienlichen Kriegs zu ertragen, noch gänzlich unbekannt.

Diesen Plan verfolgte er während des ganzen Verlaufs der Unterhandlung, welche in den folgenden Depeschen an den König erzählt wird. Se Majestät hatten für gut befunden, sie an den Herzog von Beauvilliers addressiren zu lassen, um sie ihm in seinem Rath vorzulesen.

Erster Brief an den König.

Haag, den 7. Mai 1709.

Sire!

„Seit gestern, als ich hier angekommen bin, habe ich den Pensionair zweimal gesehen. Ich stieg, als ich in die Stadt einfuhr, bei ihm ab und ließ mich durch einen Kaufmann, einen Correspondenten Tourtons, welcher mich in seinem Wagen von Rotterdam aus hieher gebracht hatte, vorstellen. Diesen Weg hielt ich für noch geheimer als den durch den Herrn Petkum. Diese erste Conferenz dauerte von 7 bis halb 10 Uhr.

Nach den ersten Complimenten giengen wir sogleich zur Sache. obgleich der Pensionair mir immer sagte, es käme, da er nicht zur Unterhandlung bevollmächtigt wäre, sondern die Staaten zwei Commissäre zur Unterhandlung mit Herrn Rouillé ernannt hätten, diesen, nicht ihm, einem bloßen Beamten der Provinz Holland, zu, über die Gegenstände des Friedens zu sprechen; indeß wolle er, wenn ich ihm irgend einen Vorschlag thun wollte, Bericht davon abstat-

ſtatten, und er glaube, man würde ihm wohl bevollmächtigen, mich zu hören. Dieſer Hinterhalt, welchen ich ohne Schwierigkeit durch ſtarke Gründe zurückſchlug, hinderte uns nicht, alle unter dem Namen der Präliminar Artikel begriffene Punkte im allgemeinen durchzugehen; und mit einer abſichtlichen Offenherzigkeit, ſo, daß ich ihm keinen Anlaß gab, ſich für beleidigt zu halten, beklagte ich mich über alle die Veränderungen, welche Ew Majeſtät in den Foderungen der Herrn Buys und Van der Duſſen an den Präſident Rouille bemerkt hatten.

Dieß war der Hauptpunkt in dieſer Conferenz; denn er veranlaßte den Penſionair, die vergangenen Zeiten zurückzurufen, die ſeit mehrern Jahren von der Republik entworfenen Pläne und den Anſchlag, welchen ihm der ſel. König Wilhelm einſt zu ſeiner Sicherheit gegeben hatte, wieder aufzufaſſen, um mir zu beweiſen, daß die Foderung, Lille zu behalten, keineswegs eine neue Idee ſey; daß dieſer Platz zur Sicherſtellung der Barriere nöthiger ſey als irgend ein anderer, und wenn es die vereinigten Provinzen bis jetzt noch nicht hätten dahin bringen können, daß er unter derſelben mit begriffen würde, ſo erforderte es jetzt ihre Klugheit, daß ſie eine ſo herrliche und unverhoffte Gelegenheit, eine Stadt, welche ſie ſchon vor dem Frieden von Ryswyk verlangt, aber wegen der Ueberlegenheit der Waffen Eurer Majeſtät umſonſt verlangt hätten, in ihre Gewalt zu bekommen, benutzten. Wir ſprachen von allen Plätzen, welche die Holländer zur Sicherheit ihrer Barriere gegenwärtig forderten und betrachteten ſie zuſammen auf der Charte. Kurz, ich unterließ nichts, um ſeine Anſprüche zurückzuweiſen und ihm zu zeigen, daß Furnes, Ypres, Menin und Conde zur Sicherheit der Barriere hinreichend genug wären. Ich breitete mich nicht weiter

aus, weil mir der Pensionair immer sagte, daß er nicht bevollmächtigt wäre und daß er den Staaten von Holland von den Vorschlägen, welche ich ihm thun würde, Bericht abstatten wolle. Es war nicht zuträglich, sie, ohne Hofnung eines Vortheils zu verschwenden; auch wünschte ich, ehe ich weiter ging, seine Gesinnungen über die andern sogenannten Präliminar Artikel zu erfahren. Wir gingen auf den von Spanien über. Er ließ sich nicht von der Behauptung abbringen, daß seine Obern, da sie mit ihren Alliirten durch Traktate verbunden wären, von den unter sich verabredeten Bedingungen nicht abweichen könnten. Die spanische Monarchie sollte in unverrücktem Zustande erhalten und die Krone, ohne irgend eine Zertheilung, auf das Haus Oesterreich übergetragen werden. Diesem Versprechen müßte man Genüge leisten und die Holländer würden schlechten Dank bekommen, wenn sie ihren Alliirten jetzt Vorschläge zur Nachgiebigkeit thäten, da die blühende Lage ihrer Angelegenheiten ihre Erwartung bei weitem übersteige. Er führte ihre Kriegsmacht an und den glücklichen Erfolg, welchen sie sich von dem bevorstehenden Feldzug versprechen könnten; und da ich ihm durch die vorhergehenden Beispiele zeigte, wie ungewiß die Ereignisse wären, und daß die Klugheit eines Staats wie der holländische erfodere, sich nicht immer dem ungewissen Glück zu überlassen, so sagte er zu mir, das vorige Glück habe den Muth der Völker so angefeuert, daß viele über die Bedingungen, über welche sich die Deputirten gegen Herrn Rouillé erklärt hatten, murrten, weil fast jedermann überzeugt wäre, daß man die glückliche Lage der Republik benutzen müsse.

Denselben Widerstand fand ich in den übrigen Punkten; eine standhafte Weigerung, dem König von Spanien die Königreiche Neapel und Sicilien zu las-

sen;

ſen; bei dem Vorſchlag: nur Neapel oder Sicilien allein! nicht die geringſte Nachgiebigkeit. Die Traktaten mit den Alliirten waren die Entſchuldigung, welche er immer anführte, um nichts von der ſpaniſchen Krone loszureiſſen.

Die befriedigende Entſchädigung für den Kaiſer und das Reich wurde von ſeiner Seite mit eben dieſer Pünktlichkeit gefodert; und dieſe Genugthuung ſchränkte ſich nicht auf den Traktat zu Münſter ein, ſo wie er iſt, ſondern ſo wie er zur Sicherheit der Fürſten und Stände des Reichs ſeyn ſollte; folglich verlangt man, daß Strasburg wieder eine Reichsſtadt werde; man will aber Ew Majeſtät weder Philippsburg noch ſelbſt Landau wieder zurückgeben.

Ich will Ew Majeſtät nicht beſchwerlich fallen mit dem, was ich zur Widerlegung dieſer ungerechten Anſprüche ſagen zu müſſen glaubte. Ich erkühne mich Sie zu verſichern, daß ich nichts vergeſſen habe, und daß die Gerechtigkeit der Sache mir, wie es ſchien, eine Menge von unwiderleglichen Gründen an die Hand gab, wenn ich es anders mit Leuten zu thun gehabt hätte, welche von ihrer guten Lage und von dem, was ſie von einem Feldzuge, zu welchem ſchon die Anſtalten getroffen ſind, zu erwarten haben, weniger eingenommen wären. Auch dies half mir nichts auf die Furcht aufmerkſam zu machen, welche Holland ſelbſt vor den glücklichen Fortſchritten ſeiner zu weit vorgerückten Alliirten haben müßte.

Daß man nicht auf dem pyrenäiſchen Frieden beſtände, ſahe man als eine Wirkung der Mäßigung an, und man glaubte, ihn, wenn der Feldzug eröffnet würde, leicht zu erlangen. Ich übereilte mich daher, da ich ſah, daß meine Gründe vergeblich waren, nicht, dem Penſionair irgend eine Anerbietung

zu thun, weil er keine Vollmacht hatte, sie zu genehmigen. Ja; ich sagte ihm vielmehr, daß es zu nichts dienen würde, wenn er sich die Mühe machte, die Staaten von Holland von meiner Ankunft zu benachrichtigen und über meine Sache von ihnen Ordre zu empfangen, sobald sie sich künftigen Freitag versammeln. Ich sähe voraus, daß diese, wenn sie sie ihm gäben, nur eine sich in die Länge ziehende Unterhandlung bewürken würde, und die von Ew Majestät mir gnädig anvertrauten Geschäfte würden mir nicht erlauben, so lange von Ihnen zur Verwaltung des Geschäfts eines Unterhändlers entfernt zu bleiben. Sie hätten mir aufgetragen, mich gerade an ihn zu wenden, um entweder das Werk des Friedens zu beendigen, oder von den Absichten der Generalstaaten mehr Licht zu erhalten; da der erste Punkt nicht erfüllt werden könnte, so hätte ich doch wenigstens die gewünschte Aufklärung über den zweiten; und es sey mir nun nichts übrig, als unverzüglich wieder zu Ew Majestät zurück zu kehren.

Der Pensionair zeigte, wie mir schien, mehr Eifer, mich zurück zu halten, als er beim Anfang des Gesprächs gezeigt hatte. Wenn er gleich nicht bevollmächtigt wäre, sagte er zu mir, so könnte er dieß doch dadurch ersetzen, daß er die zur Unterhaltung Bevollmächtigte, Herrn Buys und Van der Duſſen zu sich kommen ließe. Ich schlug es aus und sagte zu ihm, Eure Majestät hätten mir ausdrücklich befohlen, mich einzig an ihn zu richten, und ich würde keine förmliche Unterhandlung anfangen, da es nur darum zu thun wäre, eine schon angefangene zu beendigen. Er bestand darauf und stellte mir vor, daß mich diese Herren wenigstens von dem, was mit Herrn Rouille vorgefallen wäre, unterrichten würden. Noch trug ich Bedenken, ob ich gleich entschlossen war, die Conferenz

ferenz anzunehmen, weil dieß das einzige Mittel war, mich über die empfangenen Ordres herauszulassen; und da der Pensionair dabei seyn sollte, so erfüllte ich, wie mich dünkt, die Absichten Eurer Majestät. Ueberdieß war es mir auch unmöglich, ihn zu nöthigen, daß er Leuten, welchen er sonst zugelassen haben würde, den Eingang versperrte.

Wir kamen daher überein, uns heute morgen um 9 Uhr bei dem Pensionair zusammen einzufinden. Es wurden bis Nachmittags 2 Uhr dieselben Materien abgehandelt wie des Abends vorher. Herr Buys machte die Unterhaltung noch lebhafter; aber dennoch hatte der Streit nichts beleidigendes, und ich wünschte, daß das Wesentliche der Sache dem Verfahren dabei entsprechen möchte; allein um Ew Majestät nur mit wenig Worten von der Lage der Geschäfte zu unterrichten, so habe ich die Ehre zu melden, daß sie zur Bildung der Barriere dieselben Plätze verlangen, über welche sie sich schon erklärt haben, nämlich: Lille, Tournay und Maubeuge, in Verbindung mit denen, deren Abtretung Herr Rouillé schon bewilligt hat.

Im Artikel von Spanien fodern sie die ganze Monarchie.

Um den Kaiser und das Reich zu befriedigen, bestehen sie darauf, daß Strasburg wieder in den Zustand einer Reichsstadt versetzt werde, ohne Ew Majestät für alle die Abtretungen, auf welche sie dringen, irgend eine Entschädigung zu geben.

Ich stand an, mich über die Anerbietungen, welche Ew Majestät mir zu thun befohlen haben, zu erklären, da ich in den Artikeln welche auf die Barriere keinen Bezug haben, einen so großen Abstand bemerkte; denn diesen behandelte ich als den Hauptpunkt und aus verschiedenen Beobachtungen ha-

be

be ich gesehen, daß ungeachtet der Stärke der Verbindlichkeiten, welche diese Herren zu Gunsten ihrer Alliirten beständig vorwenden, dieser so wichtige Artikel von der Barriere die Holländer wahrscheinlich zu dem Entschluß bringen wird, Frieden zu machen. Ich eröffnete ihnen daher meine Gedanken über Maubeuge. Die Anerbietung desselben wurde als ein kleiner Theil dessen, was die Holländer verlangten, nicht aber als eine hinlängliche Sicherheit angenommen. Weiter ließ ich mich nicht ein und sagte, es sey unnütz, über den Artikel der Barriere übereinzukommen, wenn man mich nachmals in den übrigen aufhalte. Ich erklärte, daß der Friede nicht zu Stande kommen könnte, wenn nicht die Königreiche Neapel und Sicilien dem Könige von Spanien eingeräumt würden.

Könnte ich mich auch an alles, was über diesen Gegenstand gesagt wurde, genau genug erinnern, um Ew Majestät treuen Bericht davon abzustatten, so würde ich Sie doch immer nur mit einer sehr unnützen Erzählung ermüden. Alles schränkte sich darauf ein, daß der Pensionair behauptete, die Holländer wären durch ihre Traktaten verbunden, dem Erzherzog die spanische Monarchie in unverrücktem Zustande zu verschaffen; sie könnten also, ohne ihrem Versprechen untreu zu werden, nicht die geringste Zerstücklung zugestehn; ausserdem wüßten sie auch, daß die Engländer wegen ihres Handels in die Levante sich dagegen setzen würden. Diesen letzten Grund bestritt ich dadurch, daß ich ihn erinnerte, der König Wilhelm, welchem er bei dem Theilungstraktat schon vorgelegt worden wäre, habe die Antwort gegeben: wenn für England auch der Hafen von Messina für seinen Handel verschlossen wäre, so würden ihm doch die Hafen von Genua und Livorno immer offen stehen. Dagegen wen-

wendete er ein: dieser Fürst habe, seit dem er sich eben auch durch den Handel der Engländer in die Levante, bewogen gesehen hätte, mit Ew Majestät den Tausch der Königreiche Neapel und Sicilien mit den Staaten des Herzogs von Savoyen auszubedingen, seine Meinung sehr verändert, und man habe endlich auch die Vorwürfe gesehen, welche die englische Nation, aufgebracht gegen die Minister, welche den Theilungstraktat unterzeichnet hätten, ihnen deshalb im Parlament gemacht hatten. Der Pensionair und die Herren Buys und Van der Dussen, ungeduldig, wieder auf die Barriere zu kommen, verließen den Artikel von Neapel und Sicilien, um mich zu fragen, was Ew Majestät nun für die Holländer zu thun willens wären? Nachdem ich lange ausgewichen war, mich hierüber als über eine vergebliche Sache zu erklären, weil sie über Neapel und Sicilien nicht nachgeben wollten, so glaubte ich, ihnen endlich merken lassen zu müssen, wie viel sie verlöhren, wenn sie sich durch allzugroße Liebe für das Interesse ihrer Alliirten abhalten ließen, die günstigen Verfügungen Euter Majestät zu benutzen. Ich sagte ihnen daher, daß, wenn sie Maubeuge, welches ich ihnen eben abgetreten hatte, oder Conde wieder zurückgeben wollten, sie Tournay bekommen sollten. Dieser Antrag von Tournay fing, wie ich bemerkt zu haben glaube, an, eine gute Wirkung zu thun. Auch die vermuthen wohl, daß ich von der Foderung, Conde oder Maubeuge zur Entschädigung zurückzubehalten, abstehen werde. Sie schienen in ihren Gesuchen an mich, nicht ungeduldig zu werden, und den Herzog von Marlborough hier zu erwarten, welcher in zwei Tagen aus England zurückkommen müsse. So glaubt man wenigstens, es würde sich mehr Lebhaftigkeit zeigen, und sie sehen es sehr gern, daß der Artikel von Neapel und Sicilien mit ihm unter-

sucht

ſucht werde, weil die Engländer dabei hauptſächlich intereſſirt ſind. Auch glaube ich zu bemerken, daß es ihnen nicht zuwider iſt, wenn der Artikel von Dünkirchen, welcher ihnen ziemlich gleichgültig zu ſeyn ſcheint, mit Mylord Marlborough aufs reine gebracht werde. Kurz, ich glaube, daß ſie wirklich nur für den Artikel der Barriere Sinn haben; indeß beſtehen ſie nicht weniger feſt auf den übrigen; und dieß geſchieht nicht ſowohl aus Zuneigung gegen ihre Alliirten, deren Schwächen ſie von ihrer Seite wohl fühlen, als aus Furcht, ſie in einer noch drängenderen Lage zu ſehen, wenn die Republik ſie im Stich ließe, da ſie ſich doch für fähig halte, die Verſprechungen, welche ſie ihnen in dem Traktat mit ihnen gemacht hat, zu erfüllen. Ich bezeugte ihnen, ohne daß es mir viele Mühe koſtete, eine außerordentliche Ungeduld, zu Euer Majeſtät zurückzukehren, und es dauert mich in der That ſehr, meine Zeit hier unnütz bei einem Artikel zu verlieren, wie derjenige von Neapel und Sicilien, wobei ich, wie ſie mir ſelbſt ſagen, unüberwindliche Schwierigkeiten erblicke und von welchem ich doch nicht abſtehen konnte, da ſie ihn ſchon ſelbſt zugegeben haben. Dieſe ihre Einwilligung aber läugneten ſie ganz ab; wir ſtritten lange darüber und immer behaupteten ſie, ſie hätten nur geſagt, der Artikel von Neapel und Sicilien könne bis zu den allgemeinen Friedensconferenzen aufbehalten werden. Ich übergehe alles, was ich geſagt habe, um die Ungerechtigkeit einer ſolchen Propoſition und die Ungereimtheit fühlbar zu machen, daß man die Lage des Königs von Spanien wolle unentſchieden laſſen, während Eure Majeſtät Bedingungen der Art bewilligen, wie Sie ſie für den Frieden zuzugeben geruhen. Ich habe um keine neuen Conferenzen gebeten, ſie ſelbſt aber haben mir für morgen früh eine vorgeſchlagen; und da es hier

nur

nur darum zu thun iſt, zu eilen und zu reden, ſo werde ich alle diejenigen, welche ſie zwiſchen uns zu haben wünſchen, annehmen, bis ich, wenn ich ſehe, daß ſie fruchtlos ſind, zu Eurer Majeſtät zurückreiſe. Ich bin indeß entſchloſſen, Mylord Marlborough zu erwarten, wenn ſeine Rückkehr nicht verſpätet wird; denn bei der jetzigen Lage der Dinge wird er, wie mir ſcheint, das Loos derſelben beſtimmen, und es giebt Mittel, ihn zu der Entſcheidung für den Frieden geneigt zu machen. Wenn mein Aufenthalt hier etwas dazu beitragen könnte, ſo würde mich die Zeit, welche ich noch hier zu bleiben gedenke und die ich, wenn es möglich iſt, bis ans Ende der künftigen Woche hinausſchieben werde, nicht im geringſten gereuen. Alsdann werde ich ſicher geſehen haben, was ich von den Anerbietungen, welche ich den Ordres Eurer Majeſtät zu Folge gemacht haben werde, erwarten kann. Auf der Wiederherſtellung von Lille habe ich feſt beſtanden. Ich achte auf die Punkte, in welchen Ew Majeſtät mir nachzugeben erlaubt haben, wovon ich aber nur dann Gebrauch machen werde, wenn ſie der Sache den Ausſchlag geben können. Ich habe heute erklärt, und dieſe Herren ſelbſt haben es für gut befunden, daß nicht nur alles, was ich ihnen ſagte, ſondern auch die Anerbietungen des Herrn Rouillé ganz ungültig ſeyn würden, wenn ſich die Unterhandlung zerſchlagen ſollte.

Ich bat ſie um die Erlaubniß, den Herrn Rouillé mitbringen zu dürfen. Sie zeigten einige Schwierigkeit, indem ſie glaubten, daß ſeine Ankunft und die meinige in den Alliirten zu viel Eiferſucht erregen möchte. Ich beſtand nicht weiter darauf, freute mich ſogar, daß ſie ſich es ſo angelegen ſeyn ließen, dieſe Unterhandlung noch zu verbergen, und verſprach ihnen, mich ſelbſt ſo lange verborgen zu halten, als

wüstungen in der Mauer anrichtete. Sie hieß Cattus. Ferner hatten die Franken sich eine große Menge Sturmdächer und Sturmleiter angeschafft, und auf den Schiffen einen Thurm, oder ein Gerüste, das sie nach Gefallen drehen und langsam auf die Mauer fallen lassen konnten: also eine Art von Fallbrücke vermittelst welcher man den anzugreiffenden Ort ersteigen kann. Dieß letztere Kunstwerk war gegen den Fliegenthurm bestimmt.

Neun und siebenzigstes Kapitel.

Vernichtung der Maschinen.

Den dritten Ramadan des Jahrs 586 (1190) als eben die syrischen Truppen in dem schönsten Zustande bey der Armee eingetroffen waren, rückte die fast unzählige Schaar der Feinde gegen die Stadt an. Die Belagerten ließen sie mit ihren Maschinen bis ganz nahe an die Mauer kommen, dann aber warfen sie, Pfeile, Steine, und Feuer mit einer solchen Heftigkeit auf sie hinab, daß es den Angreifenden unmöglich war, länger auszudauern. Sie mußten eiligst davon laufen, und ausser ihren großen Maschinen noch viele Menschen in dem Graben zurücklassen, die hernach alle in Stücken gehauen wurden. Der Widder und der Cattus wurden verbrannt. Den ersten zog man aus dem Brande mit Hacken die an Ketten hingen in die Stadt hinein. Er war so ausserordentlich groß und dicht, daß er erst nach einigen Tagen im Wasser erkaltete. Sein Gewicht soll nach dem Bericht unsrer Leute hundert Syrische Talente betragen haben. Ein Talent macht hundert Pfund. Ein syrisches Pfund ist gleich $4\frac{1}{4}$ Bagdader Pfund, Ich habe den Kopf selbst beym Sultan gesehen; er sahe

wie

sie es wünschten. Ich zweifle aber, daß ich es noch lange im Stande bin. Es kömmt mir selbst wunderbar vor, an einem Orte, der wie Haag, mit frewden Ministern angefüllt ist, welche auf den geringsten Schein von einer Unterhandlung so aufmerksam sind, angekommen zu seyn und mit dem Pensionnair und zwei Deputirten des Staats zwei Conferenzen gehabt zu haben, ohne daß binnen 24 Stunden irgend jemand etwas davon erfahren hat, als Pettekum, dem ich es gesagt habe, und der Kaufmann und Correspondent von Tourton, welcher mich gestern zu dem Pensionnair führte. Dieser Weg schien mir noch geheimer zu seyn, als mit der öffentlichen Post anzukommen und mich von Pettekum hinführen zu lassen, welchen ich auch nur mit Mühe würde haben finden können. Der Pensionnair schien über das Geheimniß meiner Reise sehr vergnügt zu seyn. Er hatte jedoch von Brüssel aus einige Nachrichten davon, welchen er aber keinen Glauben beigemessen hatte. Sie waren ihm von dem dasigen Postdirektor, Jaupin, gegeben worden, welcher, ungeachtet ich durch Brüssel zu gehen vermieden hatte, das Geheimniß doch ausgespähet hatte.

Nach der morgenden Conferenz werde ich die Ehre haben, Ew Majestät von den gegenseitigen Streitigkeiten und wie weit wir gekommen sind, zu benachrichtigen, und ob ich gleich keine neue Ordre erwarte und dies auch dem Pensionnair mehrere mahl erklärt habe, so werde ich doch zu dieser Absicht einen Courier abschicken.

Wenn ich auch Eurer Majestät nicht von allem, was ich über den Artikel von Neapel und Sicilien gesagt habe, im Einzelnen Nachricht gebe, so wage ich es doch, Sie unterthänig zu bitten, überzeugt zu seyn, daß ich nichts vergessen habe, um zu zeigen, daß Eure Ma-

Majestät den König von Spanien, wenn Sie auch wollten, nicht nöthigen könnten, alle seine Staaten abzutreten und daß er, da er nichts mehr zu verlieren hätte als das Leben, weit lieber dieses aufs Spiel setzen und in Spanien bleiben, als es erhalten und ohne den geringsten Antheil dem Thron entsagen würde.

Unter mehrern schlechten Gründen, welche gewöhnlich stärker sind als die guten, wenn sie nemlich von Leuten gebraucht werden, welche die Gewalt in Händen haben, führte mir Buys das Beispiel des Königs August an, welcher Pohlen abtrat, um Sachsen zu behalten. Ich sagte ihm, daß ich dieß Beispiel immer vor Augen hätte, und daß das Schicksal seiner beiden Minister, die nach der Unterzeichnung eines nachtheiligen Traktats auf seinen Befehl in den Kerker geworfen wurden, alle diejenige, welche mit eben solchen mißlichen Aufträgen beschäftigt wären, abschrecken müsse.

Wir sprachen noch über den Artikel vom Handel, von der neunten Kurwürde, von den Angelegenheiten wegen Neufchatel, von dem Vergleich zwischen den Prinzen von Hessen wegen des Besitzes von Rheinfeld. Ueber alle diese Punkte haben Eure Majestät schon die Ordres gegeben, und keiner hat Schwierigkeiten gemacht.

Oranien und die von der angeblich reformirten Religion wurden nicht einmal erwähnt. Auch sehe ich nicht die geringste Veränderung, die ich in Beziehung auf die Kurfürsten von Baiern und Cöln vermuthen könnte.

Den Artikel von Savoyen habe ich immer behandelt als eine persönliche Beleidigung, welche man, wie es schien, Eurer Majestät zufügen wolle, da ja überdieß der Herzog von Savoyen für die Plätze, de-

ren Zerstörung er als einen Grund geltend machen will, auf einer Entschädigung zu bestehen, genugsam entschädigt wäre. Ich machte sie aufmerksam auf das, was er von dem Theil Mailands, welchen sie ihm haben abtreten lassen, gegenwärtig wieder bekäme, und diese Vergrößerung seiner Staaten, welche sie ihm verschafft hätten, diente mir zum Beweis, ihnen zu zeigen, daß die Verbindlichkeiten, von denen sie mir, als von einem unverbrüchlichen Gesetz für sie, unaufhörlich so viel vorsagten, sie nicht gehindert hatten, die spanische Monarchie zu theilen, weil sie ja dem Herzog von Savoyen Staaten dieser Krone gäben, so wie sie auf der andern Seite auch dem König von Portugall dergleichen überließen.

Ich werde morgen einen neuen Bericht an Eure Majestät abzustatten haben; die heutige Depesche enthält nur das wesentlichste, was in den beiden Conferenzen vorgegangen ist." — —

Der Minister des Königs hatte von Sr Majestät keinen Befehl erhalten, den Vorschlag zu thun, daß man dem Präsident Rouillé gestatten sollte, nach Haag zu kommen; aber in einer so wichtigen Sache, welche ihm aufgetragen war, hatte er Beihülfe nöthig. Derjenige, welcher seine Einsichten für hinreichend hält, den Weg, welchen er nehmen muß, sicher zu erkennen und unfehlbar zu wählen, hat gewiß sehr eingeschränkte Kenntnisse; oft sieht er seine Einbildung bestraft durch die Fehler, welche er begeht, und welche er vermieden haben würde, wenn er den Rath eines weisen Mannes hätte benutzen können. Eine gute Idee wird, wenn sie zwischen zweyen Personen, welche beyde in dem Wunsch, sie glücklich durchzuführen, übereinstimmen, geprüft und bestritten wird, vollkommner; bemerkt der eine einen Fehler des entworfenen

Plans

Plans nicht, so entdeckt ihn der andere, beide einstimmig geben ihm die gehörige Richtung. Die Widersprüche klären sich auf, wenn sie nur aus dem wechselseitigen Wunsch entspringen, das Gute zu suchen und zu finden.

Der Minister des Königs sahe nicht nur ein, wie nützlich ihm die Rathschläge des Präsident Rouillé seyn würden, sondern bedurfte auch seines Beistands in den langen Conferenzen, wo ein einziger das mühevolle Geschäft, die Reden derer, welche zu den Conferenzen zugelassen wurden, zu beantworten, ihre Einwürfe zu widerlegen und die Ungerechtigkeit dieser Foderungen zu zeigen, nicht wurde haben bestreiten können. — —

An den Herzog von Beauvilliers.

Mein Herr!

Sie werden aus dem Briefe, welchen ich für den König an Sie zu addressiren die Ehre habe, sehen, wie die mir aufgetragenen Geschäfte stehen. Ich versichere Sie, daß ich mir oft die Gedanken zurückrufen muß, welche ich bei meiner Abreise hatte, um mich gegen alles, was ich höre, zu stärken, und alle Erniedrigungen, welche ich erfahren muß, mit Geduld zu ertragen. Das Opfer schien mir groß, als ich von Sr Majestät die Ordres zu dieser Reise empfing; und ich bin weit entfernt, die Mühe derselben angenehm zu finden; denn was ich auf der Stelle erdulde, übersteigt noch das, was ich mir in der Entfernung einbildete.

Ich habe meinen Courier bis morgen aufgehalten, damit ich meinem Schreiben den Bericht von der

Conferenz dieses Abends noch beifügen kann. Ob ich in den andern zu schnell oder zu langsam gewesen bin, bleibt dem Urtheil des Königs überlassen, indem ich die Gründe meines Verhaltens auseinander setze. Ich glaubte, man dürfe sich weder aufdringen, noch auch die Holländer über die Vortheile, welche sie hartnäckig fordern und welche Se Majestät ihnen zu bewilligen geruhen, zu lange in Ungewißheit lassen, damit sie, durch so ansehnliche Bedingungen gereizt, dem Herrn von Marlborough wieder von ihrer Seite zusetzen können.

Die Staaten von Holland haben morgen eine ausserordentliche Versammlung. Der Pensionnair wird darin von meiner Reise und von den Propositionen Bericht abstatten und auf den nächsten Dienstag wird man wahrscheinlich die Antwort der Städte erhalten. Auf Molo rechne ich sehr wenig; indeß will ich ihn doch sehen. Tourton, welcher hierher gekommen ist, scheint mir mehr geschätzt zu werden; er kehrt morgen nach Amsterdam zurück.

Der Pensionnair sagte mir gestern, er glaube, zu dem Gerücht, welches sich von meiner Reise verbreitet hat, ehe sie beschlossen worden sey, unschuldiger Weise selbst Anlaß gegeben zu haben. Da Herr Rouillé ihm durch Pettekum habe sagen lassen, daß ich um einen Paß bäte mit ausgelassenem Namen, um mich dessen im nöthigen Fall bedienen zu können; so habe bei dieser Vorstellung, welche er in dem Sinn genommen, wie sie ihm Herr Rouillé durch Pettekum habe machen lassen, einer von den Mitgliedern der Staaten gedacht, daß ich wirklich selbst hieher kommen sollte, habe es gesagt, und diese Nachricht habe sich verbreitet, ob es gleich niemand geglaubt hätte. In der That zweifeln noch viele Leute, daß ich im

Haag

Haag ſey; und ich verſichere Sie, daß ich beinahe ſelbſt daran zweifle, und den Augenblick, wo ich abreiſe, mit vieler Ungeduld erwarte; aber rechnen Sie darauf, mein Herr, daß dieß nicht eher geſchehen wird, als wenn es nichts mehr zu thun giebt und wenn ich den Feldzug ſeiner Eröffnung nahe ſehe. Ich werde daher lieber noch den ganzen Monat hier verweilen, als abreiſen, ſo lange ich noch die geringſte Hofnung erblicke. Ich bitte Sie, mir unverzüglich meinen Courier zurückzuſchicken, nicht ſowohl wegen der Odres, als vielmehr weil mir, wenn er abgereist iſt, nichts übrig bleibt als ein Kammerdiener; ich habe ihm auch ſelbſt befohlen, mir ſogleich nach ſeiner Ankunft in Verſailles einen andern zu ſchicken.

den 7. Mai.

Fortſetzung des Briefs an den König.

den 8. Mai 1709.

„In der Conferenz dieſen Morgen habe ich dieſelben Schwierigkeiten gefunden wie in den beiden vorhergehenden; einen gleichen Widerſtand, dem König von Spanien die Königreiche Neapel und Sicilien zu überlaſſen, daſſelbe Dringen auf die Wiederherſtellung von Strasburg, auch auf die Niederreiſſung des Fort Louis, wovon noch nicht geſprochen worden war. Indeß behaupten dieſe Herren, daß jede neue Propoſition, mit welcher ſie hervortreten, dem Herrn Rouillé ſchon gemacht worden ſey; daß ſie durch ihre Traktaten verpflichtet ſeyen, für das Intereſſe ihrer Alliirten zu wachen und dem Reiche eine Barriere zu verſchaffen, die aber nicht ſtatt finden würde, ſo lange

Eure Majestät, deren Macht sie bei gewissen Gelegenheiten wieder unterstützen zu wollen heucheln feste Plätze am Rhein, und eine so wichtige Stadt wie Strasburg besäßen. Ich wundere mich sehr, sagte ich gestern zum Pensionnair, bei der Republik solchen einen Eifer für die Stände des Reichs wahr zu nehmen, da ich die heftigen Schreiben gesehen habe, welche sie alle Jahre an sie erlassen hat, um sich über ihre Sorglosigkeit zu beklagen. Er sagte zu mir und hat es noch heute wiederholt; man mache hierin einen großen Unterschied zwischen dem schwäbischen und fränkischen Kreise und den übrigen Staaten des Reichs; die Alliirten seyen jenen beiden Kreisen so viel schuldig, daß es nöthig sey, sie von der gerechten Furcht, welche Strasburg in ihnen erregen würde, zu befreien und zufolge der Traktaten dadurch ihren Staat sicher zu stellen. Die Foderung wäre nicht neu, da derselbe Platz schon in den Präliminarien des Friedens von Ryswyk mit begriffen gewesen wäre. Er gab zu, was ich ihm sagte, daß Eure Majestät, wenn Sie diesen Platz zurückgegeben hätten, Philippsburg, Breisach und Freiburg würden behalten haben, und unter diesen Bedingungen, fügte ich hinzu, würde ich mich erkühnen, Ihnen zur Uebergabe Strasburgs zu rathen.

Dieser Punkt, für welchen die Holländer weniger Sinn haben, als für den von der Barriere der Niederlande, wurde verlassen und Herr Buys brachte wieder zur Sprache, wobei wir gestern in Rücksicht auf die Barriere stehen geblieben waren. Meine letzte Proposition hatte, wie ich sah, keinen Eindruck gemacht. Die Sache fing an zu ermatten, und umsonst verlor ich über diesem Punkte, den ich drei Conferenzen hindurch bestritt, ohne irgend einen Gewinn davon zu tragen, die kostbare Zeit, welche man besser benu-

zen mußte, um den Holländern noch vor der Rückkunft des Herrn von Marlborough die Vortheile zu zeigen, welche sie bei dem Frieden finden. Nach einem Wortwechsel von Einer Stunde trat ich daher Tournay ab, ohne irgend einen von den beiden Plätzen, von denen ich einen für die Abtretung von Tournay gefodert hatte, vorzuenthalten. Endlich glaubte ich, daß es auch Zeit wäre, wegen Lille nachzugeben, da es unmöglich ist, die Holländer zum Frieden zu bewegen, wenn sie nicht über die Barriere zufrieden gestellt sind. Die Bewilligung dieses schmerzhaften Artikels wurde mit Behutsamkeit stufenweis gegeben, und ich erkühne mich, Ew Majestät zu versichern, daß ich dann erst nachgegeben habe, als ich den gewissen und nahen Bruch sahe, wenn ich nicht diejenigen, welche von diesem Geschäft die Haupttriebfeder seyn mußten, gänzlich befriedigt hätte. Kömmt es zu Stande, so werde ich keineswegs die Ordres Eurer Majestät überschritten haben; ist es unmöglich, so bleiben ja die Anerbietungen null. Ich war Willens, sie länger hinaus zu verschieben, allein ich könnte einen günstigen Augenblick verlieren und, dieser Gefahr mich auszusetzen, war nicht vom geringsten Nutzen.

Die Holländer werden, da sie zufrieden gestellt sind, dem Herrn von Marlborough nach seiner Rückkehr lebhafter zusetzen; wären sie aber nicht über die Barriere befriedigt, so würden sie für die Unterstützung des Interesse ihrer Alliirten nach weit eifriger seyn. Ueber die anderen streitigen Punkte habe ich sehr entscheidend gesprochen. Wegen Neapel und Sicilien erklärte ich, daß alles Räsonnement vergeblich wäre, daß Eure Majestät für den König, ihren Enkel, diesen Antheil verlangten, daß Sie mir ihre Ordres gegeben hätten, und daß die mir anvertraute Voll-

macht erfodere, sie zu vollziehen und nicht sie zu überschreiten.

Eben so sprach ich über den Artikel vom Herzog von Savoyen und fast auf gleiche Weise über Strasburg. Die Schleifung von Dünkirchen habe ich verworfen. Wenn die Rede darauf kömmt, hierin nachzugeben, wie ich nicht daran zweifle, so ist mein Entschluß, die Ankunft des Herrn von Marlborough abzuwarten, um mich dann gegen ihn selbst darüber zu erklären; denn wenn auf diese Weise die Engländer und Holländer zufrieden gestellt sind, so werden sie leicht das Uebergewicht haben und der Widerstand der übrigen Alliirten wird den Frieden nicht hindern können.

Von den Meinungen des Publikums über den Friedensschluß spricht man hier verschieden. Wenn ich dem Pensionnair und den Herren Buys und Van der Dussen glaube, so giebt es, da der Aufwand für den Feldzug gemacht ist, wenig Leute, welche nicht die Entscheidung desselben zu sehen wünschten. Man fürchtet keineswegs die Folgen von den Fortschritten der Alliirten. England, sagt man, will keine Eroberungen machen in Frankreich; das Haus Oesterreich ist zu schwach, als daß man seine Unternehmungen fürchten müßte; folglich wird der Erfolg des Feldzugs nicht allzu vortheilhaft seyn können; er wird die Erinnerung des Pyrenäischen Traktats bewirken; so lange Frankreich nicht in seine alten Grenzen eingeschlossen ist, wird seine Macht immer furchtbar seyn. Denn man erhebt oder verkleinert die Macht Eurer Majestät, je nachdem es denen, welche ihre verschiedenen Gründe unterstützen wollen, zuträglich ist. Kömmt es darauf an, Staaten und Plätze zu bekommen, so ist Frankreich die einzige in sich selbst vereinigte Macht, welche das übrige Europa fürchten müsse, und gegen welches

folg-

folglich seine Feinde für die Zukunft sichere Maasregeln nehmen müssen.

Muß man zur Einwilligung in übermäßige Forderungen überreden, so sagt man, Frankreich müsse der Klugheit gemäs, seine gegenwärtige Schwäche und die Stärke seiner Feinde in Betrachtung ziehen und dürfe sich nicht den schrecklichen Folgen eines unglücklichen Ausgangs aussetzen.

Ich gebe zu erkennen, daß man sich hierin täuscht, sowohl in Rücksicht auf die Macht, als auf die angebliche Schwäche Frankreichs. Daß erstere durch eine lange Reihe von Kriegen gegen ganz Europa gewiß vermindert worden, und viele Jahre nöthig seyen, die Völker wieder zu Athem kommen zu lassen, daß dieß durch nichts mehr bewiesen werden könne, als durch die Anerbietungen, welche Eure Majestät wegen des Friedens zu machen geruhten, da Sie in einer andern Lage der Dinge solche Aufopferungen nie bewilligen, ja Ihre Feinde es nicht einmal gewagt haben würden, sie von Ihnen zu fodern. Aber, fahre ich denn fort, man täuscht sich nicht weniger, wenn man Frankreich für so entkräftet hält, daß es lieber entehrenden Bedingungen sich unterwerfen, als sich dem Ungefähr eines Feldzugs aussetzen sollte; dieselben Franzosen, welche den Winter hindurch sagen und schreiben, daß man, um welchen Preis es auch sey, Frieden machen müsse, werden vielleicht, wenn es zu einer Schlacht kömmt, die Lage der Dinge ganz umändern; die Entscheidung des Feldzugs liegt in Gottes Hand; es ist nicht das erste mal, daß er die Ruthen, deren er sich zur Züchtigung der Nationen bediente, ins Feuer warf und wenn die Holländer den letzten Feldzug in Erwägung ziehen, so werden sie eingestehen müssen, daß sie während der Belagerung von Lille mehrere mal gezittert haben. Diejenige, welche den Frieden wünschen,

sagen

wie eine groſse Stange um die sich ein Mühlstein dreht. Man sagt, daß von seinem Stoß alles in einem Augenblick erschüttert und niedergeworfen sey. Die übrigen Maschinen, welche noch unversehrt geblieben waren, brachte der Feind glücklich davon.

Einige Tage darauf that die Besatzung einen Angriff auf die gegen den Fliegenthurm bestimmten feindlichen Schiffe, und steckte sie vermittelst Töpfen, die mit Naphta angefüllt waren, in Brand; ein Zufall der die Deutschen bis zur Verzweiflung brachte. Um eben diese Zeit bringt ein gefiederter Bote einen Brief aus Haleb, der die Nachricht von einer Streiferey des Fürsten von Antiochien enthielt, die für ihn einen unglücklichen Ausgang genommen, indem Almalich Aodahir ihn unvermuthet aus einem Hinterhalt überfallen, fünf und siebenzig der seinigen getödtet, und eine groſse Menge zu Gefangenen gemacht hatte. Mit dem Rest seiner geschlagenen Truppen habe er sich so lange verschanzt gehalten, bis er gemerkt, daß er sich ohne Gefahr wieder nach Antiochien zurückziehen konten. In eben diesem Monat Ramadan trieb der Wind zwey feindliche Schiffe, die ausser Mannern, Weibern und Kindern, mit Schafen und andern Lebensmitteln reichlich beladen waren, auf unsre Küste: wodurch also der Verlust eines Fahrzeuges wieder ausgeglichen wurde, das mit Geld und Mannschaft für die Stadt bestimmt, dem Feind aber in die Hände gefallen war.

Nachdem nun die Besatzung von Ptolemais den Sturm abermal so glücklich abgeschlagen hatte, entschlossen sich die Franken uns ein Treffen im freyen Felde anzubiethen. Allein ihr Vorhaben, welches uns Kundschafter und Ueberläufer schon entdeckt hatten, wurde dadurch vereitelt, daß die Armee sich auf den

sagen alle, daß er dauerhaft seyn müsse, und daß zur Abschließung eines solchen zuförderst eine Barriere nöthig sey; aber ich befürchte, sie verbinden damit noch die ganze Monarchie Spanien.

Ueber die Propositionen von Amsterdam berichtet man mir nichts gutes. Doch habe ich noch keine ganz sichere Nachricht davon. Dem von Molo werde ich wenig Glauben beimessen, wiewohl ich ihn hieher zu kommen Auftrag geben lasse. Diesen Morgen sagte ich zum Pensionnair, ich zweifle nicht, daß er, sobald er von meiner Ankunft höre, hieher käme. Seine Schritte erregen wenig Aufmerksamkeit. Er wird, wie mir scheint, für einen Mann gehalten, der gern die Meinung von sich erregen will, er besitze Kenntnisse und Einfluß, welche er in der That nicht hat.

In der Conferenz heute morgen handelte Buys von dem Artikel von den reformirten Franzosen, welche gegenwärtig auf den Galeeren Eurer Majestät aufbewahrt werden. Er verlangte ihre Freiheit und der Pensionnair foderte dieselbe für 4 Prediger, welche in Frankreich in verschiedenen Schlössern verwahrt sind. Ohne meinen Brief noch durch meine Antworten hierauf zu verlängern, erkühne ich mich, Eure Majestät zu versichern, daß von diesem Artikel nicht mehr gesprochen werden wird.

Der Punkt vom König von England wurde gestern abgehandelt und bis auf die Ankunft des Herrn von Marlborough verschoben. Der Vorschlag, diesem Fürsten seinen Aufenthaltsort im Haag einzurichten, setzte den Pensionnair und die beiden andern in Erstaunen.

Sie haben mir eine neue Conferenz für morgen Abend vorgeschlagen. Ich habe sie angenommen; und wir werden um 7 Uhr zusammen seyn. Uebermorgen

gen wird der Penſionnair den Staaten von Holland von allem, was wir bis jetzt geſprochen haben, Bericht abſtatten. Dieſer Schritt iſt gut; der Erfolg und die nahe Ankunft des Herrn von Marlborough werden mir, ehe wenig Tage vergehen, über das, was ich von meiner Reiſe erwarten darf, Licht verſchaffen. Noch kann ich darüber kein gewiſſes Urtheil fällen. Die Höflichkeitsbezeigungen dauern von Seiten derer, mit denen ich unterhandle, fort, aber keineswegs außer dem Hauſe des Penſionnair. Ich bin noch nicht aus dem Hauſe gekommen als zu ihm, werde auch, ſo lange er will, fortfahren, mich verborgen zu halten, obgleich gegenwärtig die Nachricht von meiner Ankunft verbreitet und die von meiner Durchreiſe durch die Gegenden von Brüſſel in die Zeitungen geſetzt worden iſt.

Er ſagte mir heute, daß es nur auf mich ankäme, den Herrn Rouillé hieher kommen zu laſſen, nur bäte er ihn, ſich ſo viel es ihm möglich wäre, geheim zu halten. Ich denke, er wird morgen Abend hier ſeyn und ich werde ſeine Unterſtützung in guten Rathſchlägen dazu benutzen, die Ordres Eurer Majeſtät beſſer zu vollziehen. Ich will Sie nicht länger ermüden mit überflüßigen Verſicherungen eines gleichen Eifers für meine Pflicht, für meine ehrerbietige Erkenntlichkeit und für die tiefe Ehrfurcht, mit welcher ich bin u. ſ. w.

den 9. Mai.

Sire!

Ich komme eben aus der vierten Conferenz, wo noch dieſelben Materien, welche in den vorhergehenden abgehandelt worden ſind, vorgenommen, und die Forderun-

derungen der Holländer zu Gunsten ihrer Alliirten, von Herrn Buys, welcher immer das Amt des Redners verrichtet, mit derselben Lebhaftigkeit unterstützt wurden. Indeß fange ich, ungeachtet seiner Hartnäckigkeit in den Artikeln über Exilles, Fenestrelles und Strasburg, doch an zu glauben, daß meine Reise nicht fruchtlos seyn wird. Ueber den Artikel von Neapel und Sicilien wird man, wie mir scheint, nachgiebiger. Man zeigt jedesmal, so oft ich sage, daß mir nichts übrig bliebe als abzureisen, weil ich meine Vollmachten erschöpft, und nun, da meine Vorschläge nicht angenommen worden wären, über die Absichten der Republik Licht erhalten hätte, den größten Eifer, mich zurückzuhalten.

Da ich dem Pensionnair, von der Veränderung sagte, welche eine Schlacht, wie sie zu Anfange des Feldzugs ohnfehlbar geliefert werden würde, in den Bedingungen, über welche ich mich erklärt habe, hervorbringen möchte, so ließ er es sich weit dringender angelegen seyn, als gewöhnlich. In dem Verfolg des Gesprächs fragte er mich, welches Mittel man wohl anwenden könnte, das Aufbrechen der Armeen zu hindern. Ich antwortete ihm, daß ihm die zu dieser Absicht zu nehmenden Maasregeln besser bekannt seyen, als mir, und wir sind fast einig geworden, daß sie, wofern der Herr von Marlborough beistimmen würde, sich um die Klagen der Alliirten wenig bekümmern werden. Künftigen Montag wird er hier erwartet; wenigstens weiß man, daß er sich Sonnabends einschiffen soll, und seine Ankunft muß, wie man glaubt, entscheiden.

Der Pensionnair sagte mir: die Antwort der Staaten von Holland sey fertig, er würde mir, so bald er sie empfinge, Nachricht davon geben. Dieß

wird wahrſcheinlich morgen Abends oder höchſtens übermorgen geſchehen. Ich fragte ihn, ob ich Herrn Rouillé zu den Conferenzen mitbringen könnte. Er gab ſeine Einwilligung ohne Mühe und gern. Kurz, ich würde den äußern Schein für ſicherer halten, wenn es möglich wäre, ſich über einen Friedensſchluß, der Eurer Majeſtät ſo theuer zu ſtehen kömmt, zu freuen.

Ich höre, daß der Herzog von Lothringen noch nicht aufhört, Schlingen zu legen. Der Penſionnair hat es mir nicht verborgen; allein ich weiß die beſondern Umſtände davon nicht ſo beſtimmt, daß ich Eurer Majeſtät genauen Bericht davon abſtatten könnte. Uebrigens wird Ihnen ſchon bekannt ſeyn, daß die Ordre zur Verſammlung der feindlichen Armee auf den 23. d. M. gegeben iſt."

Haag, den 12. Mai 1709.

Der Penſionnair hat den Staaten von Holland von unſern Conferenzen Bericht abgeſtattet. Auch hat er durch die Vermittlung der Deputirten für die geheimen Geſchäfte den Generalſtaaten Nachricht davon gegeben, und endlich die mit der Republik verbundenen Miniſter davon benachrichtigt. Er ſagte es uns, dem Herrn Präſidenten Rouillé und mir, in der Conferenz, welche wir den 11. d. M. mit ihm und mit den Herren Buys und Van der Duſſen hatten. Er gab uns, ohne ſich ganz beſtimmt auszudrücken, zu verſtehen, daß die Staaten von Holland für ſich mit den Bedingungen, welche Eure Majeſtät ihnen zu bewilligen geruhten, zufrieden wären; dieß könnten ſie aber, fügte er hinzu, nicht ſeyn mit dem feſten Widerſtand, welchen ich in Rückſicht auf die Foderungen

gen

gen ihrer Alliirten gethan hätte. Er ließ sich aus über die Verbindlichkeiten der Traktate, und wendete wieder ein, wie er mir schon gesagt hatte, daß sich die Holländer von ihnen nicht frei sprechen könnten, sondern ihnen vollkommen Genüge zu leisten genöthigt wären, da der blühende Zustand ihrer Angelegenheiten ihnen nicht erlaube, für die Abweichung von ihren Obliegenheiten irgend eine gültige Entschuldigung anzuführen.

Dieses Räsonnement bestritt ich, indem ich mehrere von den nemlichen Gründen wiederholte, welche ich schon in den vorigen Conferenzen angewandt hatte. Ich fügte hinzu, was ich für das stärkste hielt, um begreiflich zu machen, daß die Genugthuung, welche ihre Alliirten verlangten, unendlich größer wäre, als sie im Anfange des Kriegs auch nur zu hoffen wagten. Leute, welche nichts suchen als Recht, würde ich überredet haben; so aber stand mir ein neuer Kampf bevor von Seiten des Herrn Buys. Er nahm das Wort und vertheidigte die Ansprüche des Herzogs von Savoyen an Exilles und Fenestrelles mit mehr Heftigkeit als je. Der Pensionnair unterstützte ihn von Zeit zu Zeit, immer auf die Traktaten und auf die Nothwendigkeit gestützt, einem Alliirten, welcher sich für sie aufgeopfert hätte und nachdem, was er gethan habe, von Seiten Eurer Majestät, einen unversöhnlichen Unwillen befürchten müsse, eine Barriere zu verschaffen. Dann, fuhren diese Herren fort, die Bewegungsgründe von dem guten Zustand ihrer Angelegenheiten und von der großen Furcht, welche sie und ihre Alliirten vor der Macht Eurer Majestät haben, herzunehmen.

Der Schluß von allen ihren Reden war: man müsse die gegenwärtige Lage benutzen, um künftig in Sicherheit zu leben. Wenn ihre Alliirten, so wie sie, nicht

nicht hinlängliche Barrieren hätten, so würden sie, sobald Frankreich seine Kräfte wieder gesammelt hätte, von neuem angegriffen werden; nun aber erfodere es die Klugheit, daß man Europa gegen den Ausbruch eines neuen Kriegs sicher stelle.

Diese allgemeinen, leicht umzustoßenden Propositionen blieben von unserer Seite nicht unbeantwortet: aber so bald wir sie angriffen, verließ der Herr Buys nach seiner Gewohnheit die vorliegende Materie, um auf eine andere überzuspringen.

So pflegte er es zu halten, seit ich mit ihm unterhandle. Ohne den Artikel von dem Herzog von Savoyen zu beendigen, ging er also auch jetzt sogleich auf den von Neapel und Sicilien über. Der Herr Präsident Rouillé war der beste Zeuge, den ich benutzen konnte, um mich über die Veränderlichkeit, welche Eure Majestät in dem Verfahren der holländischen Deputirten bei dieser Gelegenheit bemerkt hatten, zu beklagen. Ich ließ daher ihn reden; allein wir waren, da man sich gegenseitig darüber erklärt hatte, um nichts weiter vorgerückt. Mit großen Eifer verlangten sie, daß das Schicksal der Königreiche Neapel und Sicilien nur in den förmlichen Friedensconferenzen entschieden werden sollte, und mit eben demselben Eifer behaupteten wir von unsrer Seite, daß es ungereimt sey, die Lage des katholischen Königs ungewiß lassen zu wollen, während die des Erzherzogs bestimmt, die Holländer wegen ihrer Barriere zufrieden gestellt und die Engländer den größten Theil ihrer Foderungen genießen würden.

Mitten in diesem sehr lebhaften Streit fragte uns Buys, ob Eure Majestät die Bewilligung des Königs von Spanien, sich statt der spanischen Monarchie und ihren übrigen Dependentien mit den Königreichen Neapel und Sicilien zu beruhigen, schriftlich

hätten? Wir antworteten ihm, Eure Majestät sey weit entfernt gewesen, dem katholischen König den Vorschlag zu thun, daß er einer solchen Uebereinkunft vor der Zeit beitreten sollte. Sie hätten sich damit begnügt, ihn die Wege wissen zu lassen, welche Sie vielleicht zur Beförderung des Friedens zu wählen genöthigt seyn würden. Allein zu einem Tausch, welchen die Holländer noch immer mit Hartnäckigkeit bestritten, wenn gleich die Unterhandlung über diesen Artikel schon fest bestimmt gewesen, würde man seine Einwilligung unmöglich erhalten. Buys erwiederte, dieser Mangel an Vollmacht sey eine Lücke; wir würden über die übrigen Punkte vergebens unterhandeln, wenn wir über den Hauptpunkt nicht bevollmächtigt wären und man werde unmöglich gerechte Maasregeln nehmen können, um die Eröffnung des Feldzugs zu hindern. Was er dann noch anführte von der Ueberlegenheit ihrer Truppen, von ihrem Vertrauen, ihrem Eifer und den großen Vortheilen, welche sie erwarteten, dies würde unermeßlich und zu langweilig seyn. Ich führe nur eins an. Schon bei andern Gelegenheiten habe ich bemerkt, daß er den ausserordentlichen Wunsch, den Feldzug zu vermeiden, welchen er in uns zu finden glaubte, benutzen wollte. Ich gab ihm daher zu erkennen, daß es für Frankreich weit rühmlicher und vortheilhafter seyn würde, den Frieden nach einer verlornen Schlacht unter den Bedingungen des Pyrenäischen Traktats zu schließen, als ihn gegenwärtig mit den Bedingungen, welche die Holländer für ihre Alliirten soderten, zu erkaufen.

In Rücksicht der Einwilligung des Königs von Spanien sagten wir ihnen, wir könnten über diese neue Foderung nicht anders als erstaunen, weil sie uns einen Augenblick vorher versicherten, es koste Ew Majestät nur ein Wort und die Unterwerfung des Königs,

Ih-

Ihres Enkels, in ihren Willen ſey von der Art, daß er ohne Mühe ſeine ganze Monarchie abtreten werde, ſobald Eure Majeſtät ihm nur ſagten, daß er es thun ſolle. Wäre ihnen alſo in dem Fall, daß der katholiſche König zur Abtretung der ganzen Monarchie Spaniens bewogen werden ſollte, ein einziges Wort Eurer Majeſtät hinreichend; ſo müßte ja dieſes Wort noch weit würkſamer ſeyn, wenn Sie dem König, Ihrem Enkel, für die abzulaſſenden Staaten eine Art von Entſchädigung verſchafften. Herr Rouillé erinnerte die Herren Buys und Van der Duſſen, daß ſie in der erſten Conferenz alle beide ſchon dieſelbe Foderung an ihn gethan, daß er ſie dann in der zweiten verſichert hätte, Eure Majeſtät würden ſich für die Einwilligung des katholiſchen Königs verbürgen, daß ſie mit dieſem Verſprechen zufrieden geweſen und folglich wenig berechtigt wären, eine durch ihre eigne Einwilligung weggeräumte Schwierigkeit jezt von neuem hervorzuſuchen.

Jedoch ſchlugen wir vor, dem Könige von Spanien in einem beſondern Artikel des Traktats drei Monate Bedenkzeit einzuräumen; weigerte er ſich nach Verlauf dieſer Friſt, den ihm im Vergleich zugeſtandenen Antheil anzunehmen, ſo ſolle er von jedem Anſpruch an der Theilung ausgeſchloſſen ſeyn. Dagegen aber wendeten ſie alle drei einſtimmig ein, daß dieſer Zwiſchenraum die ganze Zeit des Feldzugs wegnehmen und ihre Armeen, von welchen ſie erſtaunliche Wirkungen erwarteten, unterdeſſen ganz unthätig bleiben würden. Kurz, ich habe noch nie ſo viel Hartnäckigkeit und ſo große Begierde geſehen, neue Schwierigkeiten zu erregen, als Buys dabei bewieſen hat. Eure Majeſtät werden die Gnade haben zu überlegen, ob Sie jezt für nöthig halten, bei dem Könige von Spanien einen Schritt zu thun, um dieß lezte Hinderniß

zu heben und seine Einwilligung bedingungsweise zu erhalten, so daß man sie zu seiner Zeit vorbringen könnte. Wir werden indeß darauf bestehen, daß die Zeit, sie zu fodern, noch nicht gekommen sey, da sie gar nicht berechtigt sind, uns so etwas zuzumuthen es sey denn, daß auch sie von ihrer Seite uns in den das Haus Oesterreich angehenden Punkten entweder die Einwilligung des Kaisers oder des Erzherzogs brächten.

Nach einem langen Streit ohne Uebereinkunft faßte der Pensionnair die Punkte, über welche wir ge stritten hatten, mit vieler Klugheit und Gelassenheit auf und sagte: alles Disputiren wäre vergeblich; von beiden Seiten würde man sich gegen die Ordres seiner Obern und gegen ihr Interesse nicht überreden lassen. Rouillé und ich wären von ihren Verbindlichkeiten und von den Rücksichten, welche sie gegen ihre Allirten haben müßten, unterrichtet, wenn auch die Republik nicht bevollmächtigt wäre, für sie zu unterhandeln. Er bäte uns, genau zu erwägen, bis auf welchen Punkt wir noch nachgeben könnten, so wie auch sie die Propositionen, welche wir ihnen theils gemacht theils verworfen hätten, einer ernstlichen Prüfung unterwerfen wollten.

Sie rechnen darauf, daß wir es bei der Niederreissung von Dünkirchen bewenden lassen, und nur deshalb noch zurückhalten, um diesen Artikel dem Herrn von Marlborough abzutreten. In dem von Strasburg geben sie nicht nach. Vom Elsaß spricht, wie mir scheint, nur das Publikum und diejenigen welche Krieg wünschen. Die Absichten des Pensionnairs scheinen mir gut und seine Art zu unterhandeln sehr aufrichtig zu seyn. Er that den Vorschlag, dem Prinzen Eugen Nachricht zu geben, daß er sich hieher begeben möchte, damit die vornehmsten, bei dem

Kriege

Kriege intereſſirten, Partheien ſich auf irgend eine Weiſe beſprechen könnten, und ſchloß endlich damit, daß es auch beſſer ſeyn möchte, die Ankunft des Herrn von Marlborough zu erwarten. Wenn ſie alle beide noch dieſe Woche ankommen, ſo werde ich noch vor dem Verlauf derſelben erfahren, woran ich mich halten ſoll, und hoffe im Anfang der andern Woche von hier abreiſen zu können. Möchte es auf eine ſolche Weiſe geſchehen, daß Ew Majeſtät mit meiner Reiſe zufrieden ſeyn könnten!

Die Abgeordneten von Schweden, Dännemark und Lothringen haben mir Beſuche abgeſtattet. Mit letzterem ſprach ich über die Gerüchte, welche ich in Beziehung auf die Entſchädigung von Montferat verbreitet gefunden habe. Er fodert dieſe, wie man verſichert, auf Koſten Ew Majeſtät. Vor wenig Tagen hatte ich gehört, daß er zu dieſem Ende die drei Bisthümer und die immerwährende Statthalterſchaft von Elſaß, welches letztere durch den Frieden an das Haus Oeſterreich zurückgegeben würde, zu erhalten Anſpruch machte. Gegen dieſe Andichtungen, welche ich im Geſpräch mit ihm ſelbſt als Chimäre behandelte, hat er ſich ſtark vertheidigt. Er verlange zwar, ſagte er zu mir, wie Ew Majeſtät bekannt ſey, würklich eine Entſchädigung wegen Montferat für ſeinen Herrn, aber ohne irgend einen Staat beſonders anzugeben; das Herzogtum Mantua habe er nur deshalb vorgeſchlagen, weil darüber der Kaiſer gegenwärtig am leichteſten eine Verfügung treffen würde.

Uebrigens war er mit dem Friedensplan der Republik und ihrer Alliirten ziemlich bekannt, und was er mir davon ſagte, ſtimmte genau überein mit dem, was mir der Penſionnair und die beiden andern in den Conferenzen mehrmals wiederholt haben.

Berg Sjapheram und die umherliegenden Hügel zurückzog. Zu diesem Rückzuge nöthigte uns theils das Gallenfieber des Sultans, theils der herannahende Winter, bey dem man um dem Koth auszuweichen, hohe Gegenden suchen muß.

In Saladins Heer befand sich Zinoddin Joseph, Zinneddins Sohn, Herr von Arbela, der von zwey Fiebern, die zu verschiedenen Stunden wiederkamen, befallen wurde. Er hielt um Urlaub an, nach Hause zu gehen: bekam aber bloß die Vergünstigung sich nach Nazareth bringen zu lassen, wo er nach wenigen Tagen verschied. Sein Bruder Modafferoddin erhielt die von ihm besessene Provinz, ausgenommen die Städte Charrä und Edessa, die der Sultan samt ihrem zugehörigen Bezirk einzog. Modafferoddins Bruder Almalich Almodosser Tacoddin Omar mußte in seinem Namen die Erbschaft in Besitz nehmen, und brachte bey seiner Rückkehr den Mözzoddin mit.

Achtzigstes Kapitel.

Mözzoddins Geschichte.

Dieser Mözzodin ist eine Person mit Sinsjarsjah. Er war ein Sohn des Saiphodin Gaz, Maudouds Enkel, und Zenchs Großenkel; und besaß damahls Mesopotamien. Er wohnte einem heiligen Feldzuge bey, wurde aber dessen überdrüssig, und bestürmte den Sultan mit unablässigen Bitten um seine Entlassung. Er war so zudringlich, daß er mit dem Sultan zu sprechen begehrte, und nicht fortgehen wollte, als dieser sich mit einer Unpäßlichkeit entschuldigte. Als er endlich vorgelassen ward, stellte ihm Saladin vor; wie unschicklich es wäre, zu einer Zeit, da man mit dem Feinde Friedenzunterhandlungen pflöge, die Armee auseinandergehen

Dieſer Plan iſt nemlich, ihrem Traktat mit dem Kaiſer dadurch Genüge zu leiſten, daß ſie dem Erzherzog, ihrer Verpflichtung gemäs, alle italiäniſche Staaten verſchaffen.

Um Hollands eignes Intereſſe und das Engliſche zu befriedigen, ſuchen ſie Spanien und Indien für denſelben Prinzen zu erlangen.

Um ihre Traktaten mit dem König von Portugal und mit dem Herzog von Savoyen zu erfüllen, ſetzen ſie ſich jeder Zertheilung der ſpaniſchen Monarchie entgegen, diejenige ausgenommen, über welche ſie mit dieſen beiden Fürſten übereingekommen ſind.

Zur Bildung der Barriere für das Reich, welche ſie für nothwendig ausgeben, beſtehen ſie auf der Abtretung Strasburgs. Derſelbe Abgeordnete von Lothringen verſichert, daß der Kurfürſt von Brandenburg und die proteſtantiſchen Kreiſe auch darauf beſtehen, die Abtretung von Elſaß und Franche-Comté zu einer Barriere für ſie zu fodern. Kurz, man hört von nichts ſprechen als von Barriere, ein Wort, das in den ältern Negociationen ſo unbekannt war, daß der Penſionnair geſtand, ſie wären ſehr verlegen geweſen, es in den letzten Traktaten lateiniſch auszudrücken.

Alle Nationen ſcheinen ſich gegen Ew Majeſtät verſchworen zu haben, und zum Vorwand brauchen ſie die Furcht vor Ihrer Macht, welche ſie erheucheln, um ſich bei den gegenwärtigen Umſtänden, welche ſie für ihre Anſprüche günſtig halten, auf Ihre Unkoſten zu bereichern.

Der Prinz Eugen iſt angekommen."

„Die

den 14. Mai.

„Die Erbitterung steigt immer höher. Die Briefe, welche man aus Frankreich empfängt, reizen das Volk auf, noch einen Feldzug zu machen, von dem sie sich große Vortheile versprechen. Ein Mann, welchen ich Ew Majestät zu einer andern Zeit, wenn ich mich eines sichern Wegs bedienen kann, als dessen durch die Post, zu nennen die Ehre haben werde, ließ vorgestern Herrn Rouillé und mich benachrichtigen, daß wir, wenn wir schließen wollten, keinen Augenblick zu verlieren hätten; die Gemüther erhitzen sich, und die gegenwärtige Gestalt der Regierung sey so, daß über die wichtigsten Angelegenheiten nicht der bessere Theil sondern der große Hause entscheide. Wir glaubten, er wolle uns nur schrecken und beschlossen, die Ankunft des Herrn von Marlborough zu erwarten.

Den Tag darauf, nämlich gestern, sprachen wir mit diesem Manne, jeder besonders. Seine Absichten schienen uns so gut, und die genaue Beschreibung, welche er uns von dieser Regierung machte, überzeugte uns von der Festigkeit seiner Gründe so sehr, daß ich der Ankunft des Herrn von Marlborough zuvorzukommen und mit dem Pensionnair reden zu müssen glaubte. Ich ging noch denselben Abend zu ihm und fand ihn allein. Ich vertraute ihm die letzten Ordres Ew Majestät an und zeigte ihm zu gleicher Zeit, daß es Ew Majestät unmöglich wäre, von der Foderung eines Antheils für den König von Spanien abzustehen und daß die Königreiche Neapel und Sicilien der einfachste und natürlichste wären.

Dieser Artikel und der von Fenestrelles und von Exilles wurde, wie in den übrigen Conferenzen, bestritten und der Pensionnair schloß mit den Worten, daß man nothwendiger Weise den Herrn von Marlborough erwarten müsse, dessen Ankunft nur noch durch den ungünstigen Wind aufgehalten werde. Den Prinzen Eugen hat er, wie er mir sagte, über die Friedensangelegenheiten sehr billigdenkend gefunden. Die Sage von einer Unterhandlung ist der Bewegungsgrund zu seiner Reise hieher. Der Pensionnair hatte ihn davon abzubringen gesucht; der Prinz Eugen aber meldete ihm, er habe dem Herrn von Marlborough versprochen, sich nach dessen Zurückkunft aus England auch hier einzufinden. Diesem bestimmten Zeitpunkt sey er einige Tage zuvorgekommen, und dieß habe er um desto leichter thun können, da alle Ordres zum Feldzug gegeben seyen und seine Abwesenheit keinen Nachtheil verursachen könne. Der Pensionnair wird ihn, wie er mir sagte, heute besuchen; Morgen können wir also, fuhr der Pensionnair fort, noch zusammen sprechen, und kommt der Herr von Marlborough an, so kann man in dem übrigen Theil der Woche in den Geschäften weit vorrücken.

Ich muß mich in der That schämen, daß sie noch nicht weiter gebracht sind, nachdem ich alle Mittel angewandt habe, welche Ew Majestät mir zur Beendigung derselben an die Hand gegeben haben. Mit solchen Waffen glaubte ich die größte Schwierigkeit, welche ich bei dem Antheil des Königs von Spanien finde, überwinden zu können; aber statt sich auf die Gerechtigkeit meiner Gründe einzulassen, antwortet man mir: Ew Majestät könnten Ihrem Enkel, dem König, ein anderes Besitzthum einräumen, und wenn ich frage, welches dieses andere Besitzthum sey, so schlägt man mir, als ein unverwerfliches Auskunftsmittel vor,

Fran-

Franche Comté loszureiſſen und es unter die Oberherrſchaft des katholiſchen Königs zu geben.

Was ich bei dergleichen Vorſchlägen leide, kömmt bei dem Dienſt Ew Majeſtät wenig in Rechnung; ich kann Sie verſichern, daß ich bis jetzt die Geduld noch nie verloren habe und daß ich ſie auch bis zu meiner Abreiſe von hier werde zu erhalten ſuchen, da ſie mir zur Vollziehung Ihrer Ordres nöthig zu ſeyn ſcheint. Da dieſe bald erfüllt ſeyn werden, es ſey nun, daß es zu einem Schluß komme, oder daß ich deutlich die Unmöglichkeit ſehe, dem Feldzug durch den Frieden zuvorzukommen, ſo denke ich ſpäteſtens in der Pfingſtwoche abzureiſen. Ob ich aber gleich binnen vier Tagen zu Ew Majeſtät zurückzukehren hoffe, ſo werde ich doch, wenn ich mit dem Herrn von Marlborough geſprochen habe, einen Courier an Sie abſchicken, damit Sie von der nachherigen Lage der Angelegenheiten ſchneller Nachricht bekommen. Ich bin mit der tiefſten Ehrfurcht u. ſ. w.“

An den Herzog von Beauvilliers.

Haag, den 14. Mai 1709.

Sie werden, mein Herr, aus dem Schreiben, welches ich heute an den König erlaſſen habe, ſehen, daß ſich gegenwärtig der Streit hauptſächlich auf den Antheil des Königs von Spanien und auf die Wiederherſtellung von Exilles und Fenestrelles einſchränkt. Dieß ſind zwei Punkte, die ich unfehlbar zu erlangen hoffte, wenn ich in den übrigen nachgegeben hätte; aber ich glaube beinahe, da ich in dieſem Reſt nicht nachgeben kann, wieder weggehen zu müſſen, ohne daß meine Reiſe und mein hieſiger Aufenthalt dem Kö-

nig nur den geringsten Nutzen gebracht hat. Die Vorstellung, welche man in Holland von unsrer übeln Lage hat, thut ungemeine Wirkungen; und diejenige, welche hier unter der Last des Kriegs seufzen, vergessen ihre Beschwerden, in der Hofnung, Frankreich zu stürzen, welches sie zur Sicherung ihrer eigenen Ruhe nicht genug demüthigen zu können glauben.

So sehr ich auch wünsche, Briefe aus Frankreich zu empfangen, da ich seit meiner Abreise keine erhalten habe, so wünschte ich doch auf Unkosten meiner eigenen Zufriedenheit, daß binnen acht Tagen keine neue Nachricht einliefe; schreibt man welche, so legen sie nur dem Friedensschluß neue Hindernisse in den Weg.

Die Vorstellungen, welche man uns von der republikanischen und von der gutgesinnten Parthei so oft beigebracht hat, sind auf der Stelle selbst von dem, was man von ferne davon glaubt, sehr verschieden. Bei einer Regierung, welche aus einer ungeheuren Zahl von Leuten besteht, die sich für die Herren halten und als solche befehlen wollen, gewisse Verhaltungsregeln festzusetzen, ist gegenwärtig unmöglich. Sie sind größtentheils in den Geschäften unerfahren und richten sich nach alten Eindrücken, welche in jetzigen Zeiten große Wirkungen thun.

Meine Abreise, welche ich nicht über den Anfang der nächsten Woche aufzuschieben gedenke, wird die Ankunft des Herrn von Marlborough entscheiden." — —

Der Verdacht gegen die Unsicherheit der Post hatte Torcy bewogen, in seiner Depesche an der Duſſen, von welchem jene geheimen Nachrichten von der Erbitterung der Gemüther und von dem fast allgemeinen Widerstand wider den Frieden herrührten, noch nicht zu nennen. Er hatte zwar die Gestalt der

Re-

Regierung so geschildert, daß nicht die klügere Parthei, sondern der große Hause über die wichtigsten Angelegenheiten entscheide. Demungeachtet aber konnten seine Versicherungen von Aufrichtigkeit und von guten Absichten das Mißtrauen, welches man gegen Nachrichten von einem Feinde natürlicher Weise haben muß, noch nicht heben. Es war nur zu wahrscheinlich, daß Van der Dussen den Zweck hatte, die Absichten des Königs dadurch bis auf den Grund zu entdecken, daß er die Unterhändler Sr Majestät in Schrecken setzte. Sie gaben Tourton, einem Franzosen von der sogenannten reformirten Religion, der sich in Holland niedergelassen hatte und jetzt von Van der Dussen an sie abgeschickt war, die einstimmige Antwort, daß sie ausser dem, was sie dem Pensionnair erklärt hatten, nichts weiter zu sagen hätten.

Van der Dussen fand, ohne sich dadurch abschrecken zu lassen, sich Tags darauf bei dem Baron von Duyvervoorden ein, der sie zu Mittag in ein dem Grafen von Portland, seinem Schwiegervater, zugehöriges Landhaus hatte einladen lassen.

Unter dem Vorwand eines Spaziergangs unterhielt sich Van der Dussen mit jedem besonders, unter verschiedenen Unterbrechungen. Er wiederholte dieselbe Nachrichten, welche Tourton von seiner Seite ihnen Tages vorher überbracht hatte; und fügte besondere Umstände hinzu.

Ihm zufolge vereinigte sich die Stimme und der allgemeine Wunsch des Publikums zur Unternehmung eines Feldzugs, zu welchem schon die Summen zusammengebracht und alle Voranstalten getroffen wären. Unaufhörlich suchte man auszubreiten, daß Frankreich bis aufs äußerste gebracht wäre. Die Briefe aus Paris und aus den Provinzen des Königreichs

reichs bestätigten diese Nachricht jeden Posttag. Und daraus zöge man den Schluß, daß die Holländer dann, wenn sie diese Umstände zu benutzen wüßten, nichts mehr würden zu fürchten haben; vernachlässigten sie sie aber und verabsäumten sie ihre Verbindlichkeiten gegen ihre Alliirten, so wäre der Sturz der Republik unvermeidlich.

Van der Duſſen bestand daher auf der dringenden Nothwendigkeit, sich schnell zu erklären; denn ehe wenig Tage vergingen würde dazu nicht mehr Zeit seyn. Die Veränderungen seyen nahe; man verlangte dann Valenciennes und Cambray mit unter der Barriere zu begreifen.

Mehrere trügen schon auf den Pyrenäischen Traktat an, und glaubten, dabei sich noch zu mäßigen. Dieser Traktat sey vor wenig Tagen in Flandern gedruckt worden, und werde, ohne daß man wüßte, auf weſſen Befehl, oder von welcher Seite, in die Häuser ausgegeben.

Man würde sich täuschen, fuhr Van der Duſſen fort, wenn man auf den Einfluß einiger Privatpersonen der Provinz Holland rechnete, welche für den Frieden eingenommen wären und ihn als für das Wohl des Staats nützlich, ja selbst nothwendig wünschten. Die Entschließung dieser Provinz hange von mehr als fünfhundert Personen ab, welche größtentheils vom Vorurtheil geleitet werden. Sie glauben, Frankreich sey in den letzten Zügen, und durch das Andenken an die vergangenen Zeiten seyen sie so erbittert, daß sie, ohne alle weitere Gründe, ihre Stimme dafür geben, man müsse den Sturz eines so mächtigen Feindes vollenden.

Ich bin, sagte er, in meiner Stadt, der einzige, der für den Frieden geneigt ist und habe 28 Personen, welche gleiches Ansehn mit mir haben, zu bekämpfen.

Mein

Mein Aufenthalt im Haag hindert sie über die letzten Propositionen zu rathschlagen und gewiß würden sie mit den Bedingungen, welche die Alliirten betreffen, nicht zufrieden seyn.

Was den Artikel der Barriere betrifft, so glaubt man im Stande zu seyn, eine noch weit beträchtlichere zu erlangen, als diejenige, welche ihr uns darbietet, und die Briefe aus Frankreich machen von dem Zustande des Königreichs so traurige Schilderungen, daß, wenn ihr noch einige Tage zögert, die vereinigten Provinzen neue Ansprüche vorbringen werden.

Warum und aus welchem Grunde sollte man, fragte Van der Dussen, mit der Erklärung warten, bis Marlborough angekommen ist? Die Zeit davon ist unbestimmt, vielleicht vergehen noch fünf Tage, ehe er von England nach Holland übersetzen kann; überdieß wird er auch, statt die vorliegenden Schwierigkeiten zu heben, dem Frieden noch neue in den Weg stellen.

Er gab daher, indem er sich rühmte, ein Mann von Ehre zu seyn, der sein Vaterland liebe, den Rath, mit dem Pensionnair deutlich zu sprechen, Marlborough zuvorzukommen und zu glauben, daß es von der äußersten Wichtigkeit sey, eilig zu endigen. Denn endlich, sagte er, werden die gutgesinnten genöthigt seyn, dem Strome nachzugeben. Auch ausserdem sind sie ausser Stande, sich den Alliirten zu widersetzen. Denn in der That, wie wollen sie 70 ja beinahe 80,000 Mann fremder Truppen Widerstand leisten, die sich eben in den Niederlanden befinden?

Diese Vorstellungen, welche sich auf Wahrheit gründeten und mit den Nachrichten, welche Torcy und Rouillé von verschiedenen Seiten her empfan-

pfangen hatten, genau übereinstimmten, machten auf beide einen gleich starken Eindruck.

Unter gewissen Umständen, fodert die Klugheit, daß man Zeit zu gewinnen sucht, unter andern aber sind auch wieder alle Augenblicke kostbar.

Die Lage Frankreichs verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Hungersnoth herrschte dort. Die Finanzen waren erschöpft und die Quellen, sie wieder in guten Stand zu setzen, waren versiegt.

Man zweifelte an dem Muthe der Truppen, wenn ihnen die Mittel zu ihrem Unterhalt fehlten; und doch war die Eröffnung des Feldzugs sehr nahe. Der Mai ging zu Ende. Wie konnte man hoffen, eine so wichtige Unterhandlung in einer so kurzen Zwischenzeit glücklich zu beendigen? Man mußte also dabei stehen bleiben, daß man dem ganzen Europa zu erkennen gäb, wie aufrichtig die Absichten des Königs waren, und wie angelegentlich er den Frieden herzustellen wünschte, während seine Feinde kein Mittel sparten, den Schluß desselben rückgängig zu machen.

Zu diesem Ende war es nöthig die Bereitwilligkeit Sr. Majestät zur Beendigung des Kriegs bekannt werden zu lassen.

Van der Dussen hatte auf der Schleifung Dünkirchens als einer zur Genugthuung der Engländer wesentlich nothwendigen Bedingung bestanden. Torcy sagte ihm in Vertrauen, daß diese Foderung, so hart sie auch wäre, dem Friedensschluß nicht hinderlich seyn würde. Van der Dussen bat ihn, es dem Pensionnair zu erklären. Aber ihr habt mir ja beide gerathen, erwiederte Torcy, die Ankunft des Herzogs von Marlborough abzuwarten, ehe ich

es ſage? Ich werde indeß Ihrem letzten Rath folgen und förmlich mit dem Penſionnair ſprechen.

Das Niederreiſſen der Feſtungswerke von Dünkirchen war nicht die einzige Foderung der Engländer; ſie verlangten auch noch, daß der Hafen ausgefüllt werden ſollte. Die Holländer, ſagte Torcy, werden es einſt bereuen müſſen, die Foderungen Englands unterſtützt zu haben. Van der Duſſen gab es zu. Er geſtand ſogar, daß ſeine Republik das Anſehn, welches dieſe Krone in Holland ſich verſchaft hatte, fürchte. Da dieſer Artikel durchgeſtritten war, ging man auf den von Strasburg über.

Unabhängig von den durch Abtretung des Elſaß dem Könige zugefallenen Anſprüchen an Strasburg war dieſe Stadt durch den letzten Friedenstraktat Sr Majeſtät ausdrücklich übergeben worden und dieſe Vermehrung des Rechts war durch einen drückenden Tauſch gleichſam erkauft. Man hatte alſo nicht das mindeſte Recht, ja nicht einmal einen rechtlichen Schein, zu verlangen, daß es dem Reiche unter dem Namen einer Reſtitution zurückgegeben würde: allein wo Ungerechtigkeit ſtatt der Gründe gilt, da findet die Gerechtigkeit ſchlecht Gehör.

Van der Duſſen that den Vorſchlag, Auswege zu ſuchen; Torcy ſetzte ſich dagegen. Endlich eröfnete er den, die Feſtungswerke von Strasburg niederzureiſſen. Van der Duſſen fragte, ohne darein zu ſtimmen, ob man nicht dadurch einen Ausweg finden könnte, daß man ſchweizeriſche Beſatzung in die Stadt legte. Dieſer Vorſchlag wurde nicht verworfen.

Die Frage über die künftige Lage des Königs von Spanien wurde ohne Erfolg abgehandelt.

Van der Duſſen verſicherte, daß Buys, der Deputirte, mit ihm den Frieden aufrichtig wünſche.

Sein

gehen zu lassen. Mözzoddin aber kehrt sich daran nicht, sondern küßt ihm, als wenn er Abschied nähme, die Hand, steht auf, läßt sein Gezelt abbrechen, und geht mit seinen Leuten und seinem Gepäcke davon. Hierauf schrieb ihm der Sultan folgenden Brief: „Ihr habt euch zuerst um meinen Schutz beworben, indem ihr zu wiederhohlten malen mir anzeigtet, daß ihr selbst von euren Angehörigen Anschläge auf Land und Leben zu befürchten hättet. In diesem Zustande nahm ich mich euer auf das kräftigste an. Nachher habt ihr euch nicht gescheut nach andrer Menschen Gut und Blut zu trachten. Meine Versuche euch hievon zurückzuhalten waren vergeblich. Endlich rief ich euch in den heiligen Krieg. Ihr kamet mit einer Mannschaft, die wir alle sehr wohl kennen. Nach einer kleinen Weile wurdet ihr schon des Krieges überdrüssig, und scheutet euch nicht, jene große Verwirrung zu bewirken, ohne daß wir von euch auch nur den geringsten Nutzen gehabt hätten. Zur gerechten Strafe will ich mich nun meines Schutzes über euch begeben, und euch eurem Schicksal überlassen, wenn ihr von andern angefallen werdet."

Der Eilbote, der ihm mit diesem Briefe nachgieng, traf ihn ohnweit Tiberias an. Mözzoddin aber ließ sich durch die Drohungen so wenig erschrecken, daß er vielmehr seinen Weg fortsetzte, bis er endlich bey dem Hügel Phiko auf Tacoddin stieß. Dieser schloß aus der Eilfertigkeit, mit der er reiste, nichts gutes, ließ sich seine Geschichte erzählen, und merkte dann deutlich genug, daß er ohne Abschied fortgegangen wäre. Er gab sich daher alle Mühe, ihn wieder zur Rückkehr zu bewegen, stellte ihm das Unschickliche seines Betragens vor, fügte auch Drohungen hinzu, die ein so beherzter Mann, als Tacoddin, sehr leicht aus-

Sein eigenes Interesse trieb ihn dazu an, denn er hoffte nach dem Schluß desselben zum Gesandten in Frankreich ernannt zu werden. Nach dem Frieden von Utrecht wurde er es auch würklich und während der Zeit seiner Gesandschaft war er für die Eigenschaften, welche er in der Person des Königs kennen lernte, so eingenommen, daß beim Tode dieses Monarchen der Schmerz des holländischen Gesandten, die Undankbarkeit mehrerer Unterthanen Sr Majestät beschämte, welche von dem König mit Wohlthaten überhäuft worden waren.

Als Torcy nach Endigung dieser Unterredungen nach Haag zurückgekehrt war, ging er zum Pensionnair und eröfnete ihm, da er ihn allein traf, die Einwilligung des Königs zur Niederreissung der Festungswerke und zur Ausfüllung des Hafens von Dünkirchen. So mußten die Engländer zufrieden gestellt seyn, und die Unterhandlung konnte, ohne die, durch ungünstigen Wind verhinderte und folglich ungewisse Ankunft des Herzogs von Marlborough umsonst zu erwarten, ihren Fortgang nehmen.

Auch konnte man die beiden mit Van der Dussen in Betracht gezogenen Auswege im Betreff Strasburgs einer Prüfung unterwerfen.

Diese Artikel, antwortete der Pensionnair, könnten den Alliirten zum Theil Genüge leisten, aber sie werden nicht ganz befriedigen. Die Traktaten verbinden die Republik, ihnen vollkommene Genugthuung zu verschaffen. Ehe sie die Waffen aus der Hand legt, muß sie ihre Obliegenheiten erfüllen. Es ist ihr nicht erlaubt, ihre Gesinnung zu ändern, da die Angelegenheiten der großen Allianz so gut stehen. Die Engländer würden zwar in dem größten Theil ihrer Foderungen Genugthuung erhalten, aber doch nicht in allen; und zum Beweis hievon setzte er hinzu, das

Par-

Parlament habe im vorigen Jahre eine Addreſſe vorgelegt, vermöge welcher man keinen Frieden machen ſollte, ohne Neapel und Sicilien mit der Monarchie Spanien vereinigt zu erhalten; die engliſche Nation würde auch nie einſtimmen, die beiden Königreiche in der Gewalt eines Prinzen von Frankreich zu laſſen; auch die Holländer könnten nicht darein willigen, weil ihnen ſowohl wegen ihres Handels in die Levante, welchen ſie mit den Engländern gemein haben, als auch wegen der Verbindlichkeiten gegen ihre Alliirten daran gelegen ſeyn müße, dieß zu hindern. Sie hätten dem Kaiſer verſprochen, ihn in dem Beſitz aller italiäniſchen Staaten zu ſchützen; von dieſem Verſprechen könnten ſie nicht abweichen, noch ihn mit Gewalt zwingen, das Königreich Neapel, in deſſen Beſitz er ſey, abzutreten.

Torcy antwortete, es ſey nicht das erſte mal, daß man ihm den abgeſchmackten Einwurf mit den Adreſſen des engliſchen Parlaments gemacht hätte; jedermann wüßte ja, daß dieß keine Geſetze wären, und gäben ſie auch zu ſolchen Gelegenheit, ſo dienten dieſe Geſetze doch nicht den Traktaten zur Regel und ihre Kraft erſtrecke ſich nicht weiter als auf den Bezirk der engliſchen Monarchie.

Wenn die Rede davon iſt, Allianzen zu ſchließen, ſo verſpricht man viel. Man muß diejenige, welche man ſich verbindlich machen will, blenden und ſie durch den Reiz der Vortheile, welche man ihnen zu zeigen weiß, an ſich ziehen. Aber die Kriege dauern nicht ewig; nach einiger Zeit wünſcht man den Frieden, und um ihn zu erhalten, muß man gewöhnlich einige, ja oft alle Vortheile, welche man ſich, als man zu den Waffen griff, wechſelſeitig verſprach, fahren laſſen. Die Holländer nur wurden durch die Anerbietungen des Königs ſo beträchtliche Vortheile erhalten, daß

man über den Widerstand erstaunen müsse, mit welchem sie sich gegen die Bedingung eines Antheils für den König von Spanien setzten, und über ihre Hartnäckigkeit, diesen durchaus aller Souverainetät zu berauben, indem sie ihn jetzt zwingen wollten, für das Wohl des Friedens die spanische Monarchie und Indien aufzuopfern.

Dieß alles suchte Torcy dem Pensionnair begreiflich zu machen. Er zeigte ihm zu gleicher Zeit, daß der Kaiser aus den Kriegsbegebenheiten und von dem Beistand seiner Alliirten schon genug Vortheile zöge, um dagegen wegen des Friedens das Königreich Neapel abzutreten und mit Sicilien, welches der König Philipp noch besäße, verbinden zu lassen.

Da der Pensionnair bei der Entscheidung der beiden Artikel von den Königreichen Neapel und Sicilien und vom König von England die Verbindlichkeiten der Traktate und die Nothwendigkeit, die Ankunft des Herzogs von Marlborough abzuwarten, immer vorschützte; so räumte Torcy diese Frist ein. Es blieb nun noch übrig über den Artikel von Strasburg zu sprechen. Heinsius fragte, welchen Gebrauch er von den vorgeschlagenen Auskunftsmitteln machen könnte. Da er die Absicht habe, mit dem Prinzen Eugen darüber zu sprechen, — mochte es nun Wahrheit seyn oder Verstellung, — so fragte er den königlichen Minister um seine Meinung darüber. Sie kamen beide überein, daß der Pensionnair dem Prinzen Eugen diese Auswege so bekannt machen sollte, als wären sie von einem dritten in Vorschlag gebracht worden, welchen er aber weder nennen könne noch wolle; vielleicht könnten sie, wenn sie gebilligt würden, die Schwierigkeiten heben, welche Frankreich bei der Wiederherstellung von Strasburg machte.

Auf dieſe Weiſe verſprach der Penſionnair mit dem Prinzen Eugen zu reden und gleich den folgenden Tag zu ihm zu gehen.

Er verſicherte, daß dieſer General, ob er gleich den Krieg glücklich geführt hatte, doch für die Fortſetzung deſſelben nicht eingenommen wäre, daß er ſich vielmehr ſehr billigdenkend würde finden laſſen.

Der Penſionnair machte ſich verbindlich, Torcy die Antwort des Prinzen Eugen den Tag nach dem abzuſtattenden Beſuche zu melden.

Während dieſer Zwiſchenzeit erhielt Torcy noch von Amſterdam und Rotterdam aus über die Geſinnungen dieſer Städte und der Provinz Holland in Rückſicht auf den Frieden, verſchiedene Nachrichten, welche einſtimmig zu erkennen gaben, daß diejenigen, welchen man die beſten Abſichten zutraute, vorzüglich in den Städten Amſterdam und Rotterdam, den Frieden für unmöglich hielten, wenn Frankreich auf der Bedingung, dem König von Spanien Neapel und Sicilien zu überlaſſen, feſt beſtünde. Ueberall herrſchte derſelbe Geiſt; die Feinde Frankreichs glaubten in der Ueberzeugung, daß es bis auf den äußerſten Grad gebracht ſey, berechtigt zu ſeyn, alles zu fodern, und waren verſichert, alles zu erlangen.

Dieſem Grundſatz gemäß hatte der Penſionair den Vorſchlag gethan, Franche-Comté zu einem Königreich zu erheben, um es zu einem Antheil für den König von Spanien zu brauchen. Andere, als der Miniſter wollten dieſe grundloſe Meinung als etwas ernſtliches betrachten. Ob es die Gerechtigkeit fodere, alle Foderungen des Herzogs von Savoyen durchzuſetzen, wurde nicht in Zweifel gezogen.

Die Staaten hatten ihm verſprochen, ihm für ſeine Eroberungen in Dauphiné und Provence Bürgſchaft

zu leiſten. Hätte er ſich zum Herrn dieſer beiden Provinzen gemacht, ſo würden ſich die Holländer für verpflichtet gehalten haben, ihn in dem Beſitz der einen wie der andern zu ſichern. Sie hätten zur Behauptung einer ſolchen Vergrößerung ihres Alliirten ſich Macht genug zugetraut.'

Die Depeſche an den König vom 16. Mai giebt Sr Majeſtät Nachricht von der den 15. d. M. mit dem Penſionnair gehaltenen Conferenz.

Schreiben an den König.

Haag, den 16. Mai 1709.

„Die Unterredung, welche ich geſtern mit dem Penſionnair hatte, giebt mir noch keinen Stoff, um einen Courier an Ew Majeſtät abzuſchicken. Denn man wartet auf die Ankunft des Herzogs von Marlborough, und bis dahin wird über die von mir gemachten Propoſitionen nichts entſchieden. Mein letzter Vorſchlag war, die Feſtungswerke von Strasburg niederzureiſſen. Der Penſionnair meldete mir geſtern, er habe mit dem Prinzen Eugen davon geſprochen, als von einem Auswege, vermöge deſſen dieſer Platz Ew Majeſtät gelaſſen werden könnte, ohne dem Reiche zu Mißtrauen Anlaß zu geben; ſeine Antwort aber ſey geweſen, daß er über dergleichen Angelegenheiten nicht entſcheiden könnte, ohne den Herrn von Marlborough darum zu befragen; doch hielte er dafür, daß das Niederreiſſen der Feſtungswerke von Strasburg Deutſchland nicht ſichern würde, da Ew Majeſtät noch andere Feſtungen am Rhein hätten. Dieſe Bemerkung unterſtützte der Penſion

ſionnair und behauptete, daß bloß der Rhein die Barriere zwiſchen Frankreich und dem Reich ausmachen dürfe; denn da Ew Majeſtät anderwärts der freie Eingang in Deutſchland immer geöffnet bliebe; ſo würden die benachbarten Staaten unaufhörlich Ihre Macht fürchten müſſen.

Ueber dieſe neuen Anſprüche beklagte ich mich nicht weniger, als über die Leichtigkeit, mit welcher man alle Foderungen, welche die Feinde Ew Majeſtät unter den leeren Namen einer nöthigen Barriere erdächten, unterſtütze. Ich gab ihm zu verſtehen, daß es ganz unerhört ſey, Ew Majeſtät das Recht rauben zu wollen, zur Sicherheit Ihres Königreichs Feſtungen zu haben, zumal wenn der Kaiſer im Namen des Reichs in Philippsburg eine Beſatzung unterhielte. Was man von Ew Majeſtät fodern könne, wäre das Abreiſſen der Brücken über den Rhein, welches ſie auch zu bewilligen geruhten, ſo wie es ſchon im Traktat von Ryswyk geſchehen wäre.

Bei dieſer Gelegenheit erinnerte ich an die auſſerordentliche Verſchiedenheit, welche ich bei meiner Ankunft allhier gefunden hatte, zwiſchen dem gegenwärtigen Plan der Republik und dem Projekt, worüber ſich die Deputirten bei Herrn Rouillé erklärt hatten. Als ich von Ew Majeſtät abgereist war, betrachteten Sie den Vorbehalt der Königreiche Neapel und Sicilien für den König, Ihren Enkel, als eine ausgemachte Bedingung; und ſeit ich hier war, wurde der Streit über dieſen Artikel täglich hitziger.

Der Penſionnair wollte die Deputirten der Staaten noch rechtfertigen; aber die Erklärung war unnütz da er ſich wieder auf dieſelben Gründe einſchränkte, die ſchon ſo vielmal widerlegt worden waren. Indeß vertheidigte er die Anſprüche der Alliirten an die ganze ſpaniſche Monarchie mit eben ſo viel Nachdruck wie

gewöhnlich und beſtand feſt darauf, daß die Holländer von ihren Verbindlichkeiten nicht abweichen könnten.

Der Ausdruck Barriere erſtreckt ſich ſo weit, daß er auch die Königreiche Neapel und Sicilien eine nöthige Barriere für Tyrol nannte.

Es iſt ſchwer zu einem Abſchluß zu kommen, da man von ſolchen Grundſätzen ausgeht. Der Penſionnair meinte, ich würde vielleicht mit dem Prinzen Eugen und dem Herrn von Marlborough leichter, vielleicht gar unabhängig von den Holländern unterhandeln. Ich antwortete ihm aber, daß der Endzweck meiner Reiſe vorzüglich ſeine Republik beträfe, und ich alſo weit lieber ohne jene mit ihm und mit den Deputirten der Staaten zu unterhandeln wünſchte. Noch einmal brachte er den ſchon ſo oft angeführten Grund herbei von ihren Verbindlichkeiten gegen ihre Alliirten, und fügte hinzu, es thue ihm ſehr leid, daß man die Unterhandlung ſo ſpät angefangen hätte.

Es iſt faſt umſonſt, Ew Majeſtät zu berichten, was der Penſionnair als einen neuen Vorſchlag wiederholte, nemlich Franche Comté zu einem Königreiche zu erheben und es dem König von Spanien zur Entſchädigung zu geben. So ſehr auch ein ſolches Projekt, wenn es im Ernſt vorgetragen wird, zum Unwillen reizen muß; ſo antwortete ich ihm doch ohne irgend einen Anſchein von Zorn, daß, wenn die mit der Krone wieder vereinigten Provinzen zertheilt werden könnten, Ew Majeſtät weder den Rath noch die Beiſtimmung Ihrer Feinde nöthig hätten, um nach Ihrem Gutbefinden zu Gunſten Ihrer Prinzen eine Verfügung darüber zu treffen. Er hielt ſich beſtändig an den auſſerordentlich ſtarken Wunſch des Kaiſers, alle italieniſchen Staaten zu erhalten, und an das unüberwindliche Hinderniß, welches die Holländer finden würden,

wenn sie ihm ihren Verbindungen zuwider das Königreich Neapel entziehen wollten. Bei dieser Gelegenheit sprachen wir von dem Interesse des Hauses Oesterreich in Rücksicht auf die Behauptung der kaiserlichen Würde, von seinen ehemaligen Absichten auf Italien, endlich von den Bedrückungen, welche die deutschen Truppen im letzten Winter in den Staaten des Pabstes und der Fürsten der Lombardie ausgeübt haben. Ohne Mühe gestand der Pensionnair ein, daß Holland dieses Verfahren verworfen habe, nicht sowohl aber aus würklichem Mitleiden mit den italiänischen Fürsten als weil man hier befürchtete, der Kaiser möchte, wenn er in einen neuen Krieg verwickelt würde, nicht mehr im Stande seyn, seine Truppen zur Eröffnung des Feldzugs nach Piemont zu schicken; und doch hatte er versprochen, daß sie sich zu gehöriger Zeit einfinden sollten, und hatte auch wirklich Wort gehalten.

Es scheint indeß, sagte der Pensionnair, als wenn man in Frankreich die Unternehmungen des Herzogs von Savoyen nicht sehr fürchte. Ich antwortete ihm, der Herzog von Berwick, welcher eine gute Armee habe, würde sie leicht vereiteln können; in Deutschland und Catalonien würden Ew Majestät allem Anschein nach die Oberhand gewinnen; folglich würden sich auch die Hofnungen Ihrer Feinde von Seiten der Niederlande einschränken. Er wendete dagegen ein, daß die Macht der Alliirten auch von dieser Seite sehr stark wäre und daß sie davon den größten Erfolg erwarten dürften.

Mehrere unbedeutende Umstände dieser Unterredung will ich Ew Majestät nicht anführen. Als wir von der gegenwärtigen Lage der Angelegenheiten Europas sprachen und unsere Blicke auf die Zukunft richteten, stimmte mir der Pensionnair bei, daß das Haus

Oeſterreich, welches ſich nur auf zwei Prinzen ſtütze, leicht ausſterben könnte, und daß alsdann der Herzog von Savoyen König von Spanien werden würde. Ich ſelbſt gab ihm mehrere Umſtände an welche beweiſen, daß dieſer Fürſt immer dieſen Gedanken und dieſe Hofnung gehabt hatte; und fragte ihn, ob man wohl in Holland damit zufrieden ſeyn würde, einen ſolchen Nachbar als Herrn der katholiſchen Niederlande zu haben. In dieſem Fall, antwortete er mir, würde es, wiewohl dieſer Gedanke noch weit entfernt wäre, zwiſchen Frankreich und Spanien zu einem Krieg kommen, welcher den vereinigten Provinzen die Mittel zu ihrer Beſchützung ſchon darbieten würde, wenn ſie ihre Rolle gut ſpielten.

In dieſer Conferenz hatte ich Gelegenheit ihm zu verſtehen zu geben, daß die Schwierigkeiten, welche uns beim Frieden aufſtießen, bald gehoben ſeyn würden, wenn man Europa in dem Zuſtande laſſen wollte, worin es gegenwärtig iſt; der König von Spanien könnte leicht Sicilien abtreten und das Haus Oeſterreich würde dann, wenn es alle italiäniſchen Staaten an ſich brächte, hinlänglich befriedigt ſeyn. Der Penſionnair wollte mit mir von den Projekten ſprechen, welche man in dieſem Fall zur Sicherung des Handels nach Indien in Vorſchlag gebracht hatte; da aber die Vorſtellungen davon ein wenig verlöſcht waren, ſo unterſchied er den Vorſchlag, welchen der Graf von Bergheik gethan hatte, nicht genug von dem des Herrn Menager. Die Ausführung eines ſolchen Plans, ſagte er, wäre unmöglich, wiewohl er ſonſt dem Grafen von Bergheik ſeinen Beifall gab.

Alles, was ich erfahre, trifft mit dem, was uns der Penſionnair und die Deputirten des Staats zuſammen oder beſonders geſagt haben, genau überein. Die Vorſtellung vom Frieden iſt hier ſehr willkommen

und

und macht den Völkern Freude, welchen die Abgaben und Auflagen zur Laſt fallen; doch aber ſind ſie ihnen noch nicht ſo drückend, daß ſie den Krieg endigen und nur die geringſte der Verbindlichkeiten, welche ſie gegen ihre Alliirten übernommen haben, verabſäumen ſollten. Sie glauben, ihre Ehre und ihre Sicherheit hänge von der Art ab, wie ſie ihre Traktaten erfüllen.

Man iſt hier überzeugt, daß die Theilung der ſpaniſchen Monarchie in der Ausführung unmöglich ſey und ob gleich die Holländer weniger befürchten als die Engländer, die Königreiche Neapel und Sicilien im Beſitz eines franzöſiſchen Prinzen zu ſehen, ſo ſcheint es doch, als wenn ſie ſich blos von dem Strome mit fortreiſſen ließen und lieber mit den Engländern gleichgeſinnt ſeyn, als ihnen widerſprechen wollten.

Molo iſt hier angekommen. Er redete mit mir wie alle die, welche ich vor ſeiner Ankunft geſehn habe. Ich fragte ihn über die Republikaner und die Gutgeſinnten, von welchen ſeine Briefe gewöhnlich voll ſind; es ſind aber nichts als Namen; alles verſchwindet, wenn man der Wirklichkeit auf den Grund kommen will. Kurz, ich würde ſchon abgereist ſeyn, wenn ich nicht für durchaus nöthig hielte, den Herrn von Marlborough hier zu erwarten. Ich glaube zwar, er wird ſich nicht nachgiebiger finden laſſen als diejenige, mit denen ich bis jetzt geſprochen habe; aber ich werde dann wenigſtens nichts unverſucht laſſen, bis Ew Majeſtät über die wahren Geſinnungen Ihrer Feinde völligen Aufſchluß erhalten haben."

Der königliche Miniſter hatte Urſach zu befürchten, Se Majeſtät möchten über die allzu groſſe Herablaſſung gegen den Penſionnair, über die Nachgiebigkeit bei den ſchmeichelhaften Reden der Deputirten

führen konnte, und brachte es wirklich dahin, daß Mözzoddin umkehrte. Saladin begnadigte ihn auf Almalich Aladils und Tacoddins Fürsprache, und gewährte ihm die Bitte, daß er zu seiner Sicherheit sich in der Nähe des letztern aufhalten konnte.

Ein und achtzigstes Kapitel.

Auch Amadoddin dringt auf Urlaub.

Auch sein Oheim Amadoddin Zench hielt unter dem Vorwand des herannahenden Winters, auf den er sich in keinem Stücke vorbereitet habe, dringend um Entlassung an. Saladin schlug ihm seine Bitte aus eben demselben Grunde ab, weil nemlich die Unterhandlungen mit dem Feinde, bey denen seine Gegenwart nicht entbehrt werden könne, jetzt im vollen Gange wären. Amadoddin verlangte darauf Zelte für das Wintercampement, und Sold für die Truppen: welches ihm abgeschlagen ward. Als er endlich auf keine Weise zu seinem Zweck gelangen konnte, schrieb er theils in gemäßigten, theils in harten Ausdrücken an den Sultan, der aber auf die Rückseite des Briefs folgende Worte setzte: Ich möchte wissen, was der noch gewinnen wollte, der einen Mann, welchen ich mir gleich schätze, von sich läßt. Diese Worte vermochten über Amadoddin so viel, daß er seine Bitte ganz aufhob.

Zwey und achtzigstes Kapitel.

Der Feind rückt bis Raselma vor.

Unterdeß bekamen wir häufige Nachrichten von dem traurigen Zustande des Feindes, in dessen Lager und ganzem Lande die Theurung so sehr überhand genommen hatte, daß ein Sack Mehl in Antiochien 96 Tyrische

der Republik, über die schreckvollen, und vielleicht übelgegründeten Berichte von den Verfügungen der Provinz Holland und vorzüglich der Städte Amsterdam und Rotterdam unzufrieden seyn und ihm über die allzugroße Eile, mit welcher er die ihm anvertraute Vollmachten bis auf den Grund eröffnet hatte, gerechte Vorwürfe machen; aber durch die Depesche vom 14. Mai wurde er wieder beruhigt. Der König billigte nicht nur sein Verfahren im Haag und den Bericht, welchen er ihm von den ersten Conferenzen abgestattet hatte, sondern kam auch noch der Vollziehung der von ihm empfangenen Ordres durch neue Erleichterungen zu Hülfe.

Er willigte zum Beispiel ein, dem König von Spanien eine Frist von drei Monaten Bedenkzeit zu lassen, ob er die ihm angebotene Entschädigung annehmen oder verweigern wolle. Liese er diese bestimmte Zeit vorbeigehen, ohne sich zu erklären, so würde er derselben gänzlich beraubt und sein Stillschweigen als eine Weigerung angesehen werden.

In diesem Fall würde der König seine Truppen sogleich aus Spanien zurückziehen und dem König, seinem Enkel, für die Zukunft jeden Beistand versagen. Von allen Verbindlichkeiten, welche die Feinde in Rücksicht Spaniens fodern könnten, würde er keine verweigern, es wäre denn, daß er seine Truppen gebrauchen oder denen seiner Feinde einen Durchzug bewilligen sollte, um den katholischen König zu entthronen.

Wenn er aber durch die dringende Nothwendigkeit des Friedens genöthigt würde, von jeder Foderung einer Entschädigung zu Gunsten des Königs Philipp abzustehen, so wünschte er wenigstens, daß es möglich wäre, durch diese außerordentliche Nachgiebigkeit Dünkirchen und Strasburg, oder zum

We-

wenigſten nur eine von dieſen beiden Städten zu retten; und daß von der Wiederherſtellung des Traktats von Münſter, nach dem Sinne der Deutſchen, nicht mehr geſprochen würde.

Um ihnen jeden Argwohn zu benehmen, ging der König ein, Fort Louis nieder zu reiſſen und Breiſach wieder zurückzugeben, wenn man unter dieſer Bedingung die Feſtungen Strasburg und Landau retten könnte.

Die Lage der Dinge gab dringenden Grund, alle mögliche Wege zu verſuchen, um ſchnell zum Frieden zu gelangen. Folglich konnte man, ohne ſich deſſen zu ſchämen, einen Verſuch machen, ob der Herzog von Marlborough, der ſich die Fortſetzung des Kriegs ſehr angelegen ſeyn ließ, nicht leichter zu bewegen ſeyn möchte, wenn ihm der König ſeinen Vortheil dabei finden ließ, daß er etwas zum Frieden beitrüge.

Würde er dahin gebracht, daß er ſeine Sorgfalt und ſeinen Einfluß darauf verwendete, und gelänge es ihm, die Königreiche Neapel und Sicilien, oder auch nur Neapel zu retten, um den König Philipp für die Abtretung ſo vieler und großer Staaten zu entſchädigen, ſo bewilligte ihm der König Millionen Livres zur Belohnung.

In Ermanglung dieſer Entſchädigung hätten Se Majeſtät ihm dieſelbe Belohnung ausgeſetzt, wenn ihnen Dünkirchen mit ſeinem Hafen und ſeinen Feſtungswerken erhalten würde.

Und noch eben dieſelbe, wenn ſelbſt nach der Verweigerung von Dünkirchen Strasburg an Frankreich bliebe, hingegen das Fort Kehl an das Reich zurückgegeben würde.

Unter diesen drei zu wählenden Punkten war die Entschädigung für den König von Spanien dem König das liebste.

Die angebotene Belohnung sollte nach Maaßgabe des Dienstes erhöht werden. Drei Millionen waren bestimmt, wenn der König zugleich mit der Entschädigung des katholischen Königs auch Dünkirchen oder Strasburg und Landau behielte, gegen die Abtretung des Forts Kehl und Breisach von seiner Seite.

Endlich dehnten Se Majestät die Vollmacht, welche sie ihrem Minister gaben, Marlborough Anerbietungen zu thun, bis auf 4 Millionen aus, wenn er dem König von Spanien zu seiner Entschädigung, vermittelst dieses Versprechens, die beiden Königreiche Neapel und Sicilien verschaffte, und wenn Dünkirchen, Strasburg und Landau an Frankreich blieben.

Jeder souveräne Fürst setzte damals voraus, daß er befugt wäre, Foderungen an den König zu erdenken, und würde es sich zur Schande angerechnet haben, wenn er nichts zum Nachtheil' der Krone gefodert hätte.

In der Reihe der Prätendenten erschien der Herzog von Lothringen. Er verlangte eine Vergütung für Longwi, welches der König hatte befestigen lassen, und drang in die Alliirten, seine Foderung in die Friedenspräliminarien mit aufzunehmen. Niemals hatten Se Majestät ihm diese Vergütung, welche sie sehr billig fanden, verweigert. Es kam nur auf die Bestimmung an, woraus sie bestehen sollte; und hierüber mußte man eine besondere Uebereinkunft treffen, ganz unabhängig von den allgemeinen Friedensartikeln; allein wenn sie in die Präliminarien mit aufgenommen würde, so hoffte er zu dieser Vergütung die Stadt Toul mit ihrem Gebiet nebst der ihm fehlenden Befugniß

niß, Nancy oder irgend einen andern Platz in Lothringen zu befestigen, erlangen zu können. Und dieß würde ihm der König standhaft verweigert haben.

Auch bestand er noch auf der Schadloshaltung für seine Ansprüche an den Theil von Montferrat, welchen der Kaiser dem Herzog von Savoyen gegeben hatte, und als Erbe des verstorbenen Herzogs von Mantua, auf dem Besitz von Charleville.

Den König gingen die Handlungen des Hauses Oesterreich nichts an; an den Hof zu Wien mußte sich der Herzog von Lothringen mit seinen Klagen wenden und dort die Entschädigung des Unrechts fodern, welches ihm der Kaiser durch die Verordnung über Montferrat zugefügt haben konnte.

Was Charleville betraf so waren noch mehrere da, welche an diesen Theil des Herzogtums Mantua Ansprüche hatten; die rechtlichen Wege waren allen gleich geöffnet und Se Majestät ließen jedem die Freiheit, seine Ansprüche zu vertheidigen.

Ihre Ordres über den Artikel der Barriere brachten mit sich, daß man, wenn Lille abgetreten würde, die Bezirke von Douay und Orchies von der Abhängigkeit davon befreien und, wenn man irgend zum Frieden geneigt wäre, einen Waffenstillstand vorschlagen müsse.

Von Tag zu Tag wurde der Friedensschluß erwünschter. Die Depesche des Königs vom 22. Mai brachte die Ordre, Exilles und Fenestrelles abzutreten, wenn es ohne diese Bedingung unmöglich sey, über die Präliminarien übereinzukommen.

Ehe Torcy diese letzte Ordre erhielt, kam der Herzog von Marlborough von London im Haag an; und die Unterhandlung bekam nun mehr Leben.

Die

Die Conferenzen wurden häufiger, und wenn man von Seiten der Feinde eben so aufrichtig gewesen wäre, wie Se Majestät, so würden sich die zur Friedensunterhandlung verordneten Minister nicht getrennt haben, ohne den Frieden zu schliessen. Gott ließ nach seiner Güte nicht zu, daß er zum Nachtheil des königlichen Hauses und Reichs zu Stande käme. Die genauern Umstände und das Ende der Conferenzen werden die folgenden Briefe aus einander setzen.

Brief an den König.

den 22. Mai 1709.

„Die Unterhandlung, zu welcher Ew Majestät dem Herrn Rouillé und mir Auftrag gegeben haben, fängt an zu erschlaffen. Der Pensionnair und der Prinz Eugen erwarteten den Herzog von Marlborough ehe sie auf die von mir gemachten Anerbietungen antworteten, auf gleiche Weise. Den 18. früh kam er hier an, und seitdem ist die Bewegung so groß gewesen, daß ich mich genöthigt gesehen habe, das Schreiben an Ew Majestät aufzuschieben, da ich Ihnen von dem Erfolg, welchen unsere Propositionen haben würden, nur ungewisse Nachricht hätte geben können. Seit gestern sehen wir ein, daß sie fruchtlos seyn werden, und daß, nachdem wir die Engländer und Holländer über alle Foderungen, welche diese beiden Nationen angehen, zufrieden gestellt haben, sie dennoch lieber abbrechen als die Ansprüche welche der Kaiser sowohl in seinem als des Reichs Namen macht, mäßigen und von der Abtretung der Plätze und Oerter, welche der Herzog von Savoyen in Dauphi-

né

né inne hat, ablaſſen wollen. Da es mir die Größe der Sache zur Pflicht macht, Ew Majeſtät von dem, was ſeit 5 Tagen wichtiges vorgefallen iſt, genauern Bericht abzuſtatten, ſo habe ich die Ehre, Ihnen zu melden, daß ich ſogleich nach der Ankunft des Herzogs von Marlborough den Herrn Petteſum bat, denſelben zu fragen, wann ich ihn ſprechen könnte. Nachdem er den Penſionnair zu Rathe gezogen und die Freiheit, welche er ſich nahm, mir eine Stunde zu beſtimmen und nicht meinem Beſuch zuvorzukommen, in viele Entſchuldigungen und Complimente eingehüllt hatte, ging ich nach Tiſche zu ihm. Wollte ich Ew Majeſtät alle die Verſicherungen her erzählen, welche er mir von ſeiner Achtung und von ſeiner Zuneigung gegen Sie, auch von dem Wunſche, welchen er hegt, einſt Ihren Schutz zu verdienen, gegeben hat, ſo würde ich meinen Brief mit minder weſentlichen Dingen anfüllen, als von welchen ich Ihnen Bericht abſtatten ſoll. Seine Geſpräche ſind blumenreich. In denen, welche er mit mir hielt, bemerkte ich viel Kunſt und Abſicht, den Herzog von Berwick und den Marquis von Allegre zu nennen. Dieß benutzte ich, um ihm in der Folge der Unterhaltung zu erkennen zu geben, daß mir alle beſondern Umſtände ihres Verſtändniſſes mit ihm bekannt ſeyen und daß ſich Ihre Geſinnungen keineswegs geändert hätten. Er erröthete und ging auf die gemachten Friedenspropoſitionen über. Der Penſionnair hatte ihn des Morgens von allem unterrichtet, was er ſeit ſeiner Abreiſe von London nicht hatte erfahren können. Ich glaubte, er würde für England nichts zu fodern haben, da ihm die Anerbietungen, welche ich in Rückſicht auf Dünkirchen gemacht hatte, bekannt waren; allein er hatte, wie er mir ſagte, von der Prinzeſſin Anna ausdrücklichen Befehl, beſonders auf die Wiederherſtel-

stellung von Terre-neuve zu bringen; an diesem Artikel nähme die ganze Nation einen so lebhaften Antheil, daß es seiner Gebieterin ein eigenes Vergnügen machen würde, ihn als einen Präliminarartikel aufzustellen.

Ich gestand ihm ein, daß uns über diesen Punkt die Instruktion Ew Majestät fehlte; auch wäre ich in der That überzeugt, daß dadurch der Friede nicht gestört werden würde, und daß man sich hierüber entweder durch Tausch oder durch gegenseitige Wiedererstattungen von Seiten Englands, leicht würde vereinigen können. Er hat Townsend mit hieher gebracht, welcher von Seiten Englands den Friedensunterhandlungen beizuwohnen bestimmt ist.

Mit diesem, sagte der Herr von Marlborough zu mir, möchten wir über die Sache von Terre-neuve im einzelnen mehr sprechen. Derselbe Lord, setzte er hinzu, habe auch Aufträge über die Sache des Königs von England, welchen er Prinz von Galles nannte. Er bezeigte ausserordentliche Lust ihm dienen zu können, als dem Sohn eines Königs, für welchen er, wie er mir hernach sagte, sein Blut und Leben hätte hingeben wollen. Er hielt dafür, es sey zu seinem Vortheil, wenn er aus Frankreich wegginge; und als ich ihn fragte, in welches Land er sich wenden und wovon er daselbst leben sollte, so gab er über den ersten Punkt zu, daß es ihm freigelassen werden sollte, sich den Ort seines künftigen Aufenthalts selbst zu wählen; er sollte vollkommene Sicherheit und gänzliche Freiheit geniessen, hinzugehen, wohin er es für dienlich fände.

Der Punkt von seinem Unterhalt war mehrern Schwierigkeiten unterworfen. Ich schlug ihm zum Auskunftsmittel die Wittwengelder der Königin vor. Er zeigte mir die Hindernisse, welche die englischen Ge-

ſetze der Auszahlung dieſer Summe in den Weg legten; indeß bat er mich, auf dieſem Punkt feſt zu beſtehen, wenn er und Milord Townſend in den Conferenzen, welche wir zuſammen halten würden, mit mir davon ſprächen. In ſeiner Perſon, ſagte er, habe ich einen Aufſeher. Ob ich gleich die Wahl auf einen ſehr vernünftigen Mann, der von der Parthei der Wigs iſt, gerichtet habe; ſo muß ich in ſeiner Gegenwart doch ſprechen, wie ein ſtandhafter Engländer. Demungeachtet wünſche ich von ganzem Herzen, dem Prinzen von Wallis dienen zu können und durch euer Anſuchen Gelegenheit dazu zu bekommen.

Dergleichen vertraute Geſtändniſſe legte er mir mehrere ab und dieſe alle, um die Gründe, nach welchen er ſich meinen Vorſchlägen widerſetzte, zu unterſtützen. Mit demſelben Schein von Vertraulichkeit ließ er ſich heraus über die Ungereimtheit ſeiner Nation; ſie iſt, ſagte er, ſo thöricht, daß ſie ihren Einbildungen keine Grenzen ſetzt, ſondern glaubt, es gereiche zu ihrem Vortheil und ſie ſey im Stande, Frankreich zu Grunde zu richten, wiewohl die klugen Leute, welche freilich nicht die Oberhand haben, eben ſo, wie ich, überzeugt ſind, daß es Zeit iſt, einen vortheilhaften Frieden zu ſchlieſſen.

Nach ſolchen Reden konnte ich von ſeiner Seite über einen Antheil für den König von Spanien nicht viel Nachgiebigkeit erwarten. Meine Vorſtellungen, ihn zu einer Uebereinkunft zu bewegen, waren alſo umſonſt. Ich brachte nach und nach Neapel, dann Sicilien in Vorſchlag und beſtritt alle die vom Penſionnair und den Deputirten der Republik ſo oft erwähnten Gründe von neuem.

Des Abends vorher hatte ich von Ew Majeſtät die letzten Ordres erhalten, durch den am 14. d. M.

von Ihnen zurückgeschickten Courier. Die Zeit zu schließen und dem Feldzuge zuvorzukommen, schien mir dringend zu seyn; ich glaubte daher, mich der von Ew Majestät erhaltenen Erlaubniß, alle Theile der spanischen Monarchie auf gleiche Weise abzutreten, ohne weiteren Aufschub bedienen zu müssen. Der Herr von Marlborough versicherte mich, daß dieß das einzige Mittel wäre, Frieden zu schließen, und fuhr fort, ein ausserordentliches Verlangen nach demselben zu bezeugen. Denn, sagte er, er dächte in Zukunft nur darauf, wie er ruhig leben könnte, und er betrachte die erstaunlichen Vortheile, welche die Alliirten während dieses Kriegs davon getragen hätten, einzig und allein als das Werk Gottes.

Seiner allmächtigen Hand schrieb er auch das so bewundernswerthe Einverständniß derselben zu, daß acht Nationen, aus welchen ihre Armee zusammengesetzt war, dächten und handelten wie ein einziger Mensch. Mit dieser anscheinenden Bescheidenheit fuhr er fort und sagte zu mir: wenn man den Feldzug beginne, so würden sie nicht in Sorge seyn um Lebensmittel, ihre Flotte würde ihnen Getraide zuführen, welches zu Abbeville an das Land gesetzt würde.

Mit der Wiedererzählung meiner Antworten will ich Ew Majestät nicht belästigen. Er schlug mir vor, den Prinzen Eugen zu besuchen, welcher mit ihm in dem Hause des Mylord Albermale wohnt. Er war ausgegangen; ich verschob den Besuch bis auf den folgenden Tag und unserer Verabredung zufolge ging ich zum Pensionnair. Ich erklärte ihm das neue Opfer, welches Ew Majestät dadurch darzubringen geruhten, daß Sie zum Wohl des Friedens die Königreiche Neapel und Sicilien welche Sie bis jetzt für Ihren Enkel, den König, vorbehalten hatten, abtre-

ten

ten wollten. Ich zeigte ihm, wie wichtig es ſey zu endigen und ich hatte Urſach zu glauben, daß er es aufrichtig wünſche Denn er ſelbſt ſprach gegen mich von der bevorſtehenden Nothwendigkeit, den Ereigniſſen des Feldzugs durch einen Stillſtand zuvorzukommen; und von einem ſolchen Vorſchlag war er bis dahin weit entfernt geweſen.

Indeß fand ich ihn in dem Artikel von dem Herzog von Savoyen nicht nachgiebiger; er ſprach, wie gewöhnlich, von der Verbindlichkeit der Traktate und ſtellte die Begierde aller holländiſchen Städte, die dieſem Fürſten gethane Verſprechungen zu halten, ſo lebhaft dar, daß ich anfing zu zweifeln, ob es in der Folge je möglich ſeyn möchte, den Widerſtand welchen wir bei dieſer ungerechten Foderung gefunden hatten, zu bekämpfen. Er ſprach von Elſaß, aber mit weniger Hitze als gewöhnlich, und ſo daß man ſehen konnte, der Abſchluß würde, wenn es in ſeiner Gewalt ſtünde, nicht weit mehr entfernt ſeyn. So aber hat ſich die Republik Holland gewiſſermaßen zum Sclaven ſeiner Alliirten gemacht.

Wir verabredeten auf den Montag eine Conferenz bei ihm mit dem Herzog von Marlborough und dem Prinzen Eugen, und verſprachen von beiden Seiten, die Mittel abzuſchließen, aufrichtigſt zu ſuchen.

Den Tag vorher aber glaubte ich dem Prinzen Eugen einen Beſuch abſtatten zu müſſen. Der Herr von Marlborough, welcher mir den Vorſchlag dazu gethan hatte, führte mich zu ſeinem Zimmer. Da die Unterhaltung nur allgemeine Gegenſtände betraf, ſo werde ich Ew Majeſtät keinen Bericht davon abſtatten. Beide haben mich hernach beſucht und der Herr von Townſend mit ihnen.

rische Goldstücke kostete. Dieß war für ihre ausdaurende Geduld und unüberwindliche Hartnäckigkeit eine Prüfung, die sie noch unerschütterlicher machte. Als aber viele durch die äuserste Noth getrieben sich in unsern Schuz begaben, so sahen sie sich genöthigt uns eine Schlacht anzubieten, von der sie sich um so viel mehr Gutes versprachen, da sie glaubten, daß der Sultan Unpäßlichkeit halber das Bette hüten müsse. Sie nahmen Proviant auf vier Tage mit, und rückten bis zu den Brunnen vor, die von unsern Truppen bey ihrem lezten Campement auf dem Berge Tel Alhesjel gegraben waren. Den folgenden Tag zogen sie die Anhöhe hinan. Saladin trifft dagegen auch alle Anstalten zu ihrem Empfange. Die Bagage wurde nach Nazareth und Alkaimoun gebracht. Er selbst steigt zu Pferde, stellt sich auf einen Hügel, und läßt sein Heer in Schlachtordnung treten. Die Bogenschüzen mußten sich um das feindliche Heer ziehen, und eine auserlesene Mannschaft in den Hinterhalt stellen. Indessen marschirten die Feinde unter beständigen Scharmüzeln, die ihnen viele Menschen kosteten, immer weiter vor. Jeder Verwundete wurde sogleich fortgeschafft, und ihre Todten begruben sie auf der Stelle, um uns keine Anzeige ihres Verlustes sehen zu lassen. Ihr Fußvolk hatte sich ganz zusammengedrängt, und schoß eine unbeschreibliche Menge Pfeile. In ihrer Mitte hielt die Reiterey, von der aber kein einziger seinen Platz verließ, so sehr die Unsrigen sie auch durch Blasen, Trommeln, und Schreyen neckten. Mittlerweile schickte der Sultan seinen Bogenschüzen immer frische Truppen zu, so daß er selbst sehr wenige bey sich behielt.

Auf einem feindlichen Wagen bemerkten wir eine Fahne, die hoch hervorragte. Er wurde von Maulthieren gezogen, und sehr herzhaft vertheidigt. Sei-

Die vorgeschlagene Conferenz wurde den 20. d. M. bei dem Pensionnair gehalten. Er eröfnete sie mit einer kurzen Wiederholung der Punkte, über welche Herr Rouillé, der auch gegenwärtig war, und ich seit unsrer Ankunft im Haag mit ihm einig geworden waren. Bei dem Artikel von der Abtretung Spaniens fügte er hinzu, daß der König von Portugal die Confirmation eines Traktats verlange, welchen er mit Ew Majestät in Rücksicht auf den Amazonenfluß gemacht hätte. Zur Beantwortung dieser neuen Foderung war niemand geschickter als Herr Rouillé, da er den Traktat geschlossen hat; allein die Frage schien so wenig wesentlich, daß man leicht überein kam, sie bis auf die allgemeinen Friedensconferenzen zu versparen. Der Pensionnair selbst that den Vorschlag hiezu.

Die beiden englischen Minister erklärten nun die Ansprüche dieser Krone; die hauptsächlichsten Schwierigkeiten waren gehoben; die einzigen, welche noch übrig waren, betrafen den Weggang des Königs von Großbritannien aus Frankreich, seinen Unterhalt und den Artikel von Terre-neuve.

In Hinsicht auf den ersten kamen sie überein, daß dieser Fürst, welchen sie durchgängig nur Prinz von Wallis nannten, sich nach Belieben einen Ort zu seinem Aufenthalt wählen und daselbst einer gänzlichen Freiheit und vollkommnen Sicherheit für seine Person genießen sollte.

Die Schwierigkeiten, welche die englischen Gesetze bei der Auszahlung der Wittwengelder der Königin machten, setzte zwar Mylord Townsend noch genauer auseinander, als der Herr von Marlborough gethan hatte. Endlich aber fügten sie sich doch in die Vorstellung, welche ich ihnen that, entweder

den

den König von England ſo wie bisher, in Frankreich zu laſſen, oder, wenn die Nation darauf beſtünde, ihn in ein anderes Land gehen zu laſſen, durch irgend ein gut befundenes Mittel für ſeinen Unterhalt zu ſorgen.

Ich brachte darauf die Amneſtie für die Engländer, welche dem verſtorbenen König, ſeinem Vater, gefolgt waren, in Vorſchlag und fand nur mäßigen Widerſtand; jedoch verglich man ſich dahin, dieſe Frage bis auf die Friedensconferenzen zu verſparen, da die Unterſuchung derſelben zu viele Hinderniſſe verurſache und ſie auf die Angelegenheiten des Staats zu wenig Einfluß hätte, als daß ſie unter den Präliminarien mit begriffen werden ſollte. Wenn man, ſetzte der Herr von Marlborough hinzu, das Intereſſe der Einzelnen beſtimmte, ſo hätte er auch Auftrag, zu Gunſten des Herzogs von Richemont zu ſprechen und die Anſprüche des Herzogs von Hamilton an das Herzogtum Chatelleraut zu unterſtützen.

Sie beſtanden auf der Wiederherſtellung von Terre-neuve; unſere Einwendungen glichen denen, welche ich ſchon dem Herrn von Marlborough über dieſen Artikel gemacht hatte; erwähnte aber auch zugleich den Einfluß, welchen der Fiſchfang von Terreneuve auf die Bildung und Uebung einer großen Anzahl Matroſen in Frankreich hat. Wir kamen überein, daß dieſer Artikel den Friedensſchluß nicht hindern ſollte. Sie ſagten, ſie hätten Auftrag zu fodern, daß man, wenn er geſchloſſen wäre, Commiſſäre zur Beendigung der Händel wegen der Hudſons-Bay ernennen ſollte; wir willigten darein.

Da endlich England und Holland befriedigt waren, hatten wir Urſache zu glauben, daß die im Namen des Kaiſers gemachten Foderungen hier nicht von

ſo groſſem Gewicht ſeyn würden, um einem für ganz Europa ſo nöthigen Gute, wie der Friede iſt, Hinderniſſe in den Weg zu legen.

Auch ſagte der Prinz Eugen im Anfange ſeiner Rede daß wir durch die Begünſtigung der Engländer und Holländer unſere Vortheile gut benutzt hätten, ſie für unſer Intereſſe zu gewinnen; allein ungeachtet dieſer Bemerkung verlangte er nicht nur die Wiederherſtellung von Strasburg, ſondern auch von ganz Elſaß. Zur Begründung dieſer Foderung diente der gewöhnliche und ſo oft beſtrittene Vorwand, für die Sicherheit des Reichs ſorgen und die Entwürfe Frankreichs auf immer einſchränken zu müſſen. In der Perſon des Kaiſers unterſchied er das Oberhaupt des Hauſes Oeſterreich von dem Oberhaupte des Reichs. Er gab zu, daß ſein Haus durch die Anerbietungen Ew Majeſtät zufrieden geſtellt ſeyn könnte, daß aber zu gleicher Zeit der Kaiſer als Oberhaupt des Reichs mehr fodern müßte, weil er als ſolches verpflichtet wäre, für die Sicherheit ſeiner Glieder zu ſorgen. Ueber dieſen Grundſatz entſtand ein lebhafter Streit, wiewohl die Ausdrücke von beiden Seiten gemäßigt waren. Der Prinz Eugen verwechſelte immer die Einrichtung, welche er über Elſaß zu treffen vorgab; bald ſollte es der Kaiſer beſitzen, wie vor dem Traktat von Münſter; bald ſchien er geneigt zu ſeyn, den zehen Städten ihre Freiheit wieder zu geben und über die Landgrafſchaft Elſaß eine anderweitige Verfügung zu treffen, welche er nicht erklärte. Die alten Streitigkeiten über die landgräfliche Würde und über die Präfektur der zehen Städte kamen wieder zur Sprache. Kurz; es wurden, ohne zu irgend einem Entſchluß zu kommen, ſo viele Fragen abgehandelt, daß von beiden Seiten ein jeder des Redens müde wurde und ſchwieg.

Nach einem ziemlich langen Stillschweigen fuhr der Herr Buys, welcher zugleich mit Van der Duſſen der Conferenz beiwohnte, in dem ihm eignen Rednertone fort, man müſſe auf den Artikel vom Herzog von Savoyen übergehen. Ich ſetzte mich in ſo fern dagegen, daß es unnütz wäre, eine neue Veranlaſſung zum Streit aufzuſuchen, ſo lange wir noch bei einem ſo wichtigen Punkte aufgehalten würden. Es ſchlug zwei Uhr und die Conferenz nahm ein Ende. Rouillé und ich blieben noch mit dem Penſionnair und den Deputirten von Holland zurück. Ich bat ihn, uns Päſſe zu unſrer Rückreiſe ausfertigen zu laſſen. Der wenig glückliche Erfolg der Conferenz ſchien ihm wirklich nahe zu gehen. Eifriger als je lag er uns an, unſere Abreiſe aufzuſchieben; endlich that er noch den ziemlich verwickelten Vorſchlag, die gegenſeitigen Anſprüche an Elſaß zu theilen, ſo daß ſich Ew Majeſtät mit den Gerechtſamen begnügen möchten, welche Ihnen der Münſteriſche Traktat als Landgraf und als Präfekt der zehn Städte, einräumte; ohne eine ſo vollkommne Gewalt auszuüben, wie Sie jetzt beſäßen. Wir waren ſo weit von einander entfernt, daß ich es für ganz unnütz hielt, die vielen andern Aufopferungen, wegen welcher ich mir Vorwürfe machte, und über die ich mich zu ſchnell erklärt zu haben befürchtete, noch mit der Ablaſſung Strasburgs zu vermehren.

Abends kam Van der Duſſen zu Pettekum, um abſichtlich ihn zu ſprechen. Er iſt es, den ich Ew Majeſtät in meinem Briefe vom 14. anführte, aber nicht zu nennen wagte, weil jener Brief mit der ordinairen Poſt abgehen ſollte. Er ſagte zu mir, wir verlören zu viel Zeit, die Erbitterung ſteige täglich höher; die Staaten von Holland, welche ſich den Tag darauf verſammeln ſollten, würden noch hitziger ſeyn

als gewöhnlich und der gröſste Theil würde ſich für die Fortſetzung des Kriegs geneigt zeigen. Er ſeufzte über die Schwäche und die Unfähigkeit der jetzigen Regierung und erzählte mir darüber mehrere beſondere Umſtände. Er ſtellte einige Mutmaſsungen auf über die Plane der Engländer für die Zukunft. Kurz, er ſprach mit mir mit ſo viel Offenherzigkeit, daſs ich ihm, weil ich von ſeinem aufrichtigen Wunſche nach dem Frieden ſchon mehrere Beweiſe hatte, entdeckte: meine letzte Vollmacht erſtrecke ſich zwar bis auf die Uebergabe Strasburgs an das Reich, ſo daſs es, wie ſonſt eine freie Reichsſtadt würde, aber ich hätte dieſe Anerbietung Vormittags in der Conferenz nicht verſchwenden wollen, da ich aus allen ihren Reden wohl geſehen hätte, daſs dieſe neue Nachgiebigkeit Ew Majeſtät eben ſo fruchtlos ſeyn würde als die vorhergehenden. Er gab mir hierin ganz Recht. Indeſs unterſuchte ich mit Herrn Rouillé, welchen Entſchluſs wir zum Vortheil Ew Majeſtät zu faſſen hätten, und da wir deutlich einſahen, daſs es ungeachtet der ungeheuren Bedingungen, welche wir ſchon angeboten hatten, dennoch unmöglich war, zum Schluſs zu gelangen, ſo nahmen wir uns vor, die Vollmachten Ew Majeſtät zu erſchöpfen und noch Strasburg dergeſtalt anzubieten, daſs ſie in die Ordnung einer Reichsſtadt eingeſetzt würde. Wir beſchloſſen mit Herrn Van der Duſſen, daſs ich mit Herrn Rouillé den andern Tag früh zum Penſionnair gehen und ihm die letzte Meinung Ew Majeſtät erklären ſollte.

Die Anerbietung von Strasburg genügte dem Penſionnair nicht ganz, nicht ſowohl in Rückſicht auf ihn ſelbſt; denn ich bin überzeugt, daſs er den Frieden wünſcht und daſs er, obgleich hier jederman ſehr durch Leidenſchaft geblendet wird, unſere gegründeten Anſprüche doch einſieht; ſondern, er glaubte wahrſcheinlich

lich diese letzte Anerbietung möchte die Alliirten seiner Republik noch nicht befriedigen, und wir bemerken, daß eben diese Alliirten in jeder Hinsicht die Herren von Holland geworden sind. Der Pensionnair erwiederte daher, man müsse Strasburg in seinem gegenwärtigen Zustande befestigt überlassen; dagegen stritten wir und es fehlte uns nicht an Gründen. Mehr besorgt war ich wegen der Vollmachten Ew Majestät; denn man mußte denen, welche Sie mir anzuvertrauen geruht haben, eine große Ausdehnung geben, und ich hatte Ursach zu zweifeln, ob mir vermöge derselben gestattet wäre, zu gleicher Zeit die Abtretung Strasburgs und des Forts Kehl, mit Beibehaltung ihrer Festungswerke, wie sie gegenwärtig sind, zu bewilligen. Demungeachtet war kein Augenblick zu verlieren und ich gestehe Ew Majestät, daß ich, da ich es über mich nahm, die mir vorgeschriebenen Gränzen zu überspringen, nicht ohne einige Besorgniß war, ob diese neue Proposition, wie sie es sollte, zu einem völligen Schluß führen würde.

Schon ließ mich der Pensionnär merken, daß wir noch weit davon entfernt wären; denn er bestand mehr als jemals auf der Verbindung seiner Obern mit dem Herzog von Savoyen, und auf der Nothwendigkeit, in welcher sie sich zu Folge ihres Traktats befänden, diesen Fürsten in dem Besitz von Exilles und Fenestrellen, Chaumont und dem Thal Pragelas zu schützen, so daß künftig der Genferberg zwischen Frankreich und seinem Lande zu einer Barriere diene.

Der Pensionnair machte uns bekannt und der Herr von Marlborough zeigte mir hernach noch genauer, wie der Herzog von Savoyen Kraft seines Traktats von seinen Alliirten verlangt, daß sie seinen gegenwärtigen Besitzungen auch noch Brianzon, Mont-

Dauphin, das Fort Barrault und Monaco beifügen sollen.

Endlich schloß der Pensionneir damit, daß er auf der Stelle den Herrn von Marlborough besuchen, ihm die Anerbietung von Strasburg eröfnen und wir dann des Abends wieder wie Tags zuvor zusammen kommen wollten.

Beim Weggehen meldete man mir, daß der Herr von Marlborough zu mir geschickt hatte, in der Absicht, mir einen Besuch abzustatten; ich schickte zu ihm und ließ ihn bitten, mich zu Mittag bei sich zu erwarten. Die Unterhaltung fing von seiner Seite mit den nämlichen Versicherungen an, welche er mir das erste mal, als ich ihn allein sprach, gegeben hatte. Er gab mir wieder, wie vorher, zu erkennen, wie sehr er wünschte, nach dem Frieden den Schutz Ew Majestät zu verdienen. Ich hatte wenig Lust, ihm mit einiger Hofnung zu schmeicheln, da ich von seiner Seite keinen Beistand erwartete. Indeß richtete ich meine Gespräche so ein, daß sie ihn bei seinen Vorstellungen zu erhalten geschickt waren, ohne mich jedoch zu etwas bestimmtem verbindlich zu machen. Es ist wahr, wenn ich von seinem besondern Interesse sprach, so erröthete er und schien das Gespräch wo anders hinlenken zu wollen. Er sagte mir, daß der Prinz Eugen in sehr großer Verlegenheit wäre, da er den Reichsfürsten über die Wiederherstellung von Elsaß Genüge leisten müsse. Es fehlte mir aber nicht an Gründen, um ihnen zu zeigen, daß das Reich ein leerer Name sey, welchen man brauchte, um eine ungerechte Foderung zu beschönigen; der größte Theil dieser Fursten würden es einst bedauern, Elsaß von der Krone getrennt zu sehen, zumal wenn es wieder in die Gewalt des Hauses Oesterreich kommen sollte.

Die Abends bei dem Penſionnair gehaltene Conferenz war der vom vorigen Abend ſehr ähnlich. Es wurde dieſelbe Frage von Elſaß vorgenommen; daher waren die Unterredungen beinahe dieſelben. Der Prinz Eugen wurde hitziger und gab vor, der Kaiſer habe einen gerechten Vorwand, jetzt eine Provinz wieder zu fodern, welche er durch den Münſteriſchen Traktat abzutreten gezwungen worden wäre, und die Ueberlegenheit und die gute Lage der Umſtände wären hinreichende Gründe, wider läſtige Traktaten einzukommen. Ich fragte den Penſionnair und alle, welche der Conferenz beiwohnten, ob ſie dieſe Maxime billigten und ob wir ſie zur Grundlage des bevorſtehenden Friedens aufſtellen ſollten? Der Prinz Eugen wollte ſich über ſein Vorbringen genauer erklären, und ob er gleich viel Gutes darüber ſagte, ſo waren ſeine Gründe doch ſehr ſchwach. Ueber die Lage, in welche er Elſaß zu verſetzen vorgab, geſtand er eben ſo wenig ein, als den Abend vorher. Das einzige, was er ſagte, ohne von der Foderung für den Kaiſer abzuſtehen, war, daß es zu der vom Herzog von Lothringen gefoderten und vom Kaiſer verſprochenen Entſchädigung für Montferrat dienen könnte. Er beſchwerte ſich über die Zögerungen, welche Ew Majeſtät bisher verurſacht hätten, für die Probſtey Longwi eine Vergütung zu geben. Kurz man nimmt ſich der Klagen aller derjenigen an, welche irgend eine Foderung gegen Ew Majeſtät erſinnen. Alliirte oder nicht; ſie ſind Freunde, wenn ſie nur einen Vorwand haben, ſich zu beklagen. Zufolge der Geſpräche, welche der Penſionnair, der Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough ſeit meinem Hierſeyn mit mir gehalten haben, glaube ich gegenwärtig Ew Majeſtät melden zu können, daß es ſehr nöthig iſt, auf die Plane des Herzogs von Lothringen, deſſen Abſichten und

Schritte

Schritte gewiß sehr gefährlich sind, ein wachsames Auge zu haben.

Die Conferenz endigte sich ohne irgend einen Erfolg. Der Pensionnair schien darüber niedergeschlagen zu seyn. Rouillé und ich blieben einige Zeit bei ihm. Er bat uns Auswege zu suchen, durch welche man sich einander wieder näherte. Wir gaben ihm zu verstehen, daß es, so lange man Elsaß von uns verlangte, nicht mehr in unsrer Gewalt stünde, etwas dazu beizutragen. Er kam wieder auf den Vorschlag zurück, die Rechte Ew Majestät auf den Fuß des Münsterischen Traktats zurückzuführen; zu gleicher Zeit aber wünschte er, dem Kaiser Landau, Breisach und Fortlouis zu lassen. Wir können ihnen durchaus nicht begreiflich machen, daß die Grenzen Ihres Reichs nicht geöfnet werden dürfen, während man den benachbarten Fürsten die Mittel läßt, in dasselbe einzudringen, und daß bei der Eifersucht, welche sie zeigen, sich und ihren Alliirten Barrieren zu verschaffen, Recht und Billigkeit fodert, Ew Majestät wenigstens diejenige zu lassen, welche Sie gegenwärtig haben.

Ihre einzige Antwort, welche sie seit dem Anfange dieser traurigen Unterhandlung, unaufhörlich wiederholt haben, ist: Ew Majestät hätten bei ihrer Macht von Ihren Nachbarn nichts zu befürchten. Elsaß sey keine Provinz von Frankreich, sondern ein erobertes Land; woraus sie die ungegründete Folge ziehen, daß es Ew Majestät ohne Mühe abtreten oder es zum wenigsten nach dem Fuß des Münsterischen Traktats rektificirt, (ein Ausdruck, den Buys erfunden hat) besitzen können.

Wenigstens eben so unerträglich ist auch ihre Hartnäckigkeit in dem Artikel vom Herzog von Savoyen. Die Provinz Holland läßt es sich so lebhaft an-

angelegen seyn, daß die Waffen Ew Majestät die erstaunlichen Vortheile nur erkämpft haben müßten, um sie wieder abzutreten. Der Pensionnair, welcher die Gemüther zum Frieden zu vereinigen wünscht, gab gestern, ehe er noch von unsern letzten Vorschlägen seinen Bericht abstattete, den Staaten dieser Provinz von dem Treffen Nachricht, welches die Portugiesen verloren haben. Trotz dieser Vorbereitung aber stimmten mehrere für einen fernern Beitrag zur Vermehrung der Truppen, wenn sie zu Fortsetzung des Kriegs nöthig seyn sollte.

Da wir sehen, daß sich Gott die Beendigung desselben noch vorbehält und dieser Zeitpunkt noch nicht gekommen ist, so denken wir morgen Abends oder über morgen von hier abzureisen; ein längerer Aufenthalt würde ganz vergeblich seyn. Der Prinz Eugen kehrt morgen nach Brüssel zurück und künftigen Sonnabend reist auch der Herr von Marlborough ab. Wenn sie nicht mehr hier sind, wird die ganze Unterhandlung aufhören. Diesen Abend wollen wir noch den Pensionnair besuchen, um Abschied zu nehmen.

Wenn der Friede nur von dem Artikel des Herzogs von Savoyen abgehangen hätte, und wenn es vermittelst der Einwilligung Ew Majestät in die Foderungen dieses Fürsten möglich gewesen wäre, sich über einen Waffenstillstand zu vergleichen, so würde ich es über mich genommen haben, den Herrn Präsidenten Rouillé mit dem Auftrag hier zu lassen, daß er auf den Bericht, welchen ich Ew Majestät von der Lage der Geschäfte abzustatten selbst die Ehre gehabt haben würde, neue Ordres abwarten sollte; da ich aber sehe, daß hier nichts zu Stande kömmt, und daß sie, je nachdem wir etwas zugeben, immer neue Foderungen an uns thun; so scheint mir jeder Anschein

ner Höhe nach glich er einem Thurm, und war mit einem weissen Tuche überzogen, auf dem man hin und wieder rothe Kreutze sah.

Das Gefechte währte bis zu Mittage, wo Mattigkeit, die theils von der übergroßen Sonnengluth, theils von den häufigen Verwundungen herrührte, beyde Theile aus einander schied. Die Feinde zogen sich über die Brücke Dahouk, und brachen sie hinter sich ab. Saladin beschloß in der folgenden Nacht einen neuen Angriff, und schickte zu dem Ende schriftliche Ordre an die Besatzung der Stadt, daß sie sich zu einem Ausfall in Bereitschaft setzen solle. Er mußte aber sein Vorhaben aufgeben, weil die Ordre nicht zur gehörigen Zeit ankam, und durfte auch aus Vorsicht, da der Feind schon seinem Lager nahe war, nur einige auserlesene Truppen zur Beobachtung desselben gebrauchen. Die Franken unter Anführung des Grafen Heinrichs, und des Marquisius, (denn der deutsche König war mit einem starken Heere im Lager zurückgeblieben) zogen Verstärkungen an sich, mit denen sie von neuem angriffen, wobey sie auf ihrer Seite viele Todte und Verwundete, wir hingegen nur drey Todte hatten. Unter den Gebliebenen ist besonders ein feindlicher Ritter merkwürdig, der ein prächtiges bis auf den Huf gepanzertes Pferd ritt, und selbst auf eine auffallende Art geharnischt war. Nach geendigtem Treffen suchten die Feinde seinen Leichnam auf, konnten aber nur den Rumpf erhalten, denn der Kopf war nicht zu finden. Hätte der Sultan sich nicht Krankheitshalber vom Schlachtfeld entfernt halten müssen, so würde er gewiß einen der entscheidensten Siege davon getragen haben. Er bedauerte es mit thränendem Auge, daß er keinen Antheil an dem Gefechte nehmen könnte, und munterte seine Söhne zum herzhaftesten Kampf auf.

Hie-

von einer Unterhandlung eben so vergeblich als der Würde Ew Majestät zuwider zu seyn. Es thut mir sehr leid, daß ich der Zufriedenheit, welche Sie in der von Ihnen erhaltenen Depesche mit meinem Verfahren zu bezeugen geruhten, nicht besser entsprochen habe. Ob mich gleich die vorgefundenen Veranstaltungen, die an uns gemachten Foderungen und die Einwürfe, welche wir empfangen haben, zu rechtfertigen scheinen; so kann ich doch kaum glauben, daß es nicht mein Fehler sey nichts gelungen zu sehen, da Ew Majestät mich mit so ausgedehnten Vollmachten beehrt haben. Ich erkühne mich also Sie zu bitten, meiner Unfähigkeit, nach der Ihnen eigenen Gnade nachzusehen und wenigstens auf meinen Eifer und meine Betriebsamkeit in der Befolgung Ihrer Ordres Rücksicht zu nehmen. Ich hoffe doch, daß die Art, wie ich sie vollzogen habe, für Ew Majestät nicht ganz ohne Nutzen seyn wird; Ihre Unterthanen und Ihre Feinde werden auf gleiche Weise überwiesen seyn, daß es nicht an Ihnen lag, sie des Friedens genießen zu lassen; die Anerbietungen, welche sie gemacht haben, werden in den Gemüthern günstige Veränderungen hervorbringen und das Opfer, welches Ew Majestät darbringen wollten, wird Ihren Waffen den Seegen Gottes gewinnen, der für das wahre Wohl der Christenheit so nöthig ist. Die Propositionen, welche Rouillé und ich gethan haben, habe ich nicht im geringsten verheimlicht; ich hielt es für den Vortheil Ew Majestät zuträglicher, wenn sie bekannt würden. So werden diejenigen, welche zu den Kriegsunkosten das meiste beitragen, einsehen, daß ihr grosser Aufwand nur dazu dient, den unmäßigen Ehrgeiz ihrer Alliirten zu befriedigen, und daß derselbe Ehrgeiz ihre Republik um die wichtigen Vortheile bringen kann, welche sie davon zu tragen im Begriff war.

Denn

Denn wir haben mehrere mal erklärt und wir werden es noch diesen Abend wiederholen, daß alle unsere Anerbietungen, so bald sie nicht angenommen werden, und man uns, ohne zu schließen, abreisen läßt, null sind. Ich bin mit der tiefsten Ehrfurcht u. s. w.

Haag, den 22. Mai 1709.

„Als ich diesen Morgen den Brief schrieb, welchen ich Ew Majestät zu überschicken die Ehre habe, rechnete ich darauf, daß ich morgen mit Herrn Rouillé abreisen würde; als wir aber diesen Abend bei dem Pensionnair waren, um Abschied zu nehmen, sagte er zu uns, die Geschäfte wären gegenwärtig zu weit vorgerückt, als daß wir uns, ohne zu schließen, trennen sollten. Demungeachtet erleichterte er die Mittel dazu nicht. Ueber die Artikel vom Herzog von Savoyen und von Elsaß ist noch derselbe Streit. Doch warf er sich in Rücksicht des zweiten zum Vermittler auf; allein der einzige Ausweg, welchen er vorschlägt, ist Ew Majestät die im Münsterischen Traktat nahmhaft gemachten Rechte, nemlich diejenige, welche die Prinzen des Hauses Oesterreich als Landgrafen von Elsaß und als Präfecte der zehn Städte genießen, einzuräumen und zu Folge desselben Traktats die an den Rheinufer erbauten Festungen von Basel bis Philippsburg niederreissen zu lassen. Vergeblich setzten wir dieser Foderung die gegründete Behauptung entgegen, daß die Holländer weder bei der Zerstörung dieser Festungen noch bei der Wiederherstellung der Privilegien der zehen Städte den geringsten Vortheil finden würden; daß sie ihren Alliirten nie eine solche Proposition zu erdenken oder zu unterstützen versprochen hätten; daß diese auch von den interessirten Partheien keinesweges gefodert wird und daß die Garanten

ten des westphällischen Friedens hierüber nicht die geringste Klage führen. Umsonst wiederholten wir, daß Ew Majestät in Elsaß Festungen haben müssen, um diese Provinz vor Einfällen zu sichern; daß man die Wiederherstellung des Westphälischen Traktats nicht auf einer Seite fodern und auf der andern, die Punkte, nach welchen Ew Majestät die Stadt Breisach und das Besatzungsrecht in Philippsburg zugestanden worden sey, einschränken könne. Ihre Antwort ist gewöhnlich, kein Fürst würde es wagen, Ew Majestät anzugreifen; Sie würden durch Ihre eigene Macht immer gedeckt seyn; aber um den Frieden zu schließen, wäre es nöthig, das Reich zufrieden zu stellen. Die Antwort von unserer Seite war leicht gefunden, da uns unsere Vollmachten nicht gestatteten, die vom Pensionnair uns vorgelegten Bedingungen einzugehen. Wir sagten dieß; schlugen aber doch die Conferenz, zu welcher er uns mit dem Prinzen Eugen, dem Herzog von Marlborough und den beiden Deputirten des Staats, auf morgen früh zu sich einlud, nicht aus.

Hier ist der Plan. Es wird ein vom Herrn Präsidenten Rouillé entworfenes Memoire vorgelesen werden, welches alle Artikel enthält, über welche wir uns verglichen haben. Jeder wird dabei seine Bemerkungen machen, so daß man sich nach und nach in allem vereinigt. Dann wird man Mittel aufsuchen zur Anordnung eines Waffenstillstands, damit man den Ereignissen des Feldzugs zuvorkomme; und da noch zwei Artikel, die nämlich vom Herzog von Savoyen und von Elsaß rückständig sind, welche wir nicht durchgehen lassen können, so versprechen wir einen Courier an Ew Majestät abzuschicken und von Ihren Absichten in beiden Punkten unverzügliche Nachricht einzuziehen. So wird, wenn Ew Majestät,

Ihre

Ihre Willensmeinung werden erklärt haben, entweder der Waffenstillstand statt finden, oder es werden vielleicht die Kriegsunternehmungen wieder anfangen.

Wird dieser Plan befolgt, so werde ich unmittelbar nach dem neuen Courier, welchen wir abschicken werden, von hier abreisen und Herr Rouillé wird die Rückkehr desselben abwarten, um die Ordres Ew Majestät zu empfangen. Dadurch daß ich wegen zweier Artikel, welche Sie weit entfernt sind zuzugeben, die Abbrechung der Conferenzen aufschiebe, übergehe ich die Ordres Ew Majestät; es ist also meine Pflicht, Rechenschaft von den Gründen abzulegen, welche mich zu dieser Bereitwilligkeit bewogen haben.

Ich zog mit Herrn Rouillé in Betracht, der Zustand der Armeen Ew Majestät und des Getraides in dem Königreich sey entweder besser, als man vorgiebt, oder unglücklicher Weise wirklich so schlimm, wie ihn alle hier ankommende Briefe aus Frankreich ankündigen. Im ersten Falle werden Ew Majestät, durch die Leichtigkeit, mit welcher wir über Ihre Ordres hinausgingn, keinesweges gebunden, es schon dadurch abthun können; daß Sie unklugen Ministern, welche sich durch eine leere Furcht zu weit verleiten ließen, Ihren Beifall entziehen, und ob gleich das Unglück, bei Ihnen in Ungnade zu fallen für uns sehr groß ist, so kömmt es doch gar nicht in Vergleichung gegen das, mit welchem das Königreich würde bedroht werden, wenn unter solchen traurigen Umständen, in welchen sich dasselbe nach der öffentlichen Aussage der Feinde befinden soll, der Friede etwa bloß durch unsere Weigerung, Sie um Ordres zu bitten, gestört werden sollte.

Die zu Uebersendung derselben nöthige Zeit gereicht übrigens den Angelegenheiten Ew Majestät nicht

im Geringsten zum Nachtheil. Ihre Ordres zum Feldzug werden deshalb nicht weniger ausgeführt und der Aufschub, wenn je einer statt finden sollte, wird nicht sowohl Ihnen als vielmehr den Feinden schädlich seyn. Denn die übrige Unterhandlung hält ihre Generale noch zurück. Betrachtete ich daher von der einen Seite den Nutzen, und von der andern die übeln Folgen, welche eine gänzliche Verwerfung der Propositionen des Pensionnairs nach sich ziehen konnte, so glaubte ich, daß der Vortheil ganz für Ew Majestät seyn würde, ohne Ihnen zur geringsten Verdrußlichkeit, oder zur geringsten Verbindlichkeit Anlaß zu geben, und daß, wenn etwa ein Uebel daraus entstehen sollte, dieses nur mich allein treffen würde. Noch vor dem Ende der künftigen Woche hoffe ich Ew Majestät von dem Zustande, worin ich die Geschäfte hier lassen werde, bestimmten Bericht abzustatten und ich werde dann dem zweiten Courier, welchen ich an Sie abzuschicken gedenke, unmittelbar nachfolgen. Die Abreise des Prinzen Eugen ist wegen zweier Conferenzen, welche wir morgen früh und Abends halten müssen, aufgeschoben."

Das Schreiben an den König vom 22. Mai enthielt einen umständlichen Bericht von allem, was sowohl bei den gegenseitigen Besuchen des Herzogs von Marlborough und Torcy's, als in den bei dem Pensionnair gehaltenen Conferenzen seit der Ankunft dieses Generals im Haag gesprochen war. In den Gesprächen des letztern herrschte die größte Feinheit. Er ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, von seiner Hochachtung gegen den König, und selbst von seiner Anhänglichkeit an seine Person zu sprechen. In Frankreich, unter dem Herrn von Türenne, war es, wo er die Kriegskunst erlernt hatte, und er wollte die

Mei-

Meinung von sich erregen, daß er sich dessen stets mit erkenntlichem Gemüthe erinnern würde. Seine Ausdrücke waren begleitet mit Versicherungen der Aufrichtigkeit, gegen welche seine Handlungen zeugten, und der Rechtschaffenheit, welche er mit Schwüren bei seiner Ehre, bei seinem Gewissen, und mit öfterer Erwähnung des Namens Gottes betheuerte. Er rief ihn an zum Zeugen der Wahrheit seiner Absichten. Man hätte ihm zurufen mögen: warum entweiht dein unheiliger Mund mein Gesetz? Denn die wunderbaren Fügungen der Vorsehung, welcher er alle Kriegsbegebenheiten zuschrieb, führte er in der That nur an, um daraus den Schluß zu ziehen, daß Frankreich nicht einen Augenblick verlieren dürfe, um Frieden zu machen; daß seine Rettung von der schleunigen Endigung des Kriegs abhänge, um welchen Preis dieß auch geschehen könne.

Aus diesem angenommenen Grundsatz zog er die Folge, es sey für das Königreich eine gefährliche Zögerung, wenn man zur Erhaltung einer Art von Entschädigung für den König Philipp leeren Zänkereien nachhange; die Denkungsart der Engländer stimme dahin überein, daß die Nation niemals zugeben würde, Neapel und Sicilien, ja nicht ein einziges von diesen beiden Königreichen in den Händen eines französischen Prinzen zu lassen; daß es kein englischer Minister wagen würde, diesem Vorschlag Gehör zu geben oder ihn zu unterstützen. Indeß gestand er ein, daß seine Nation Ruhe nöthig habe; über die innern Bewegungen aber, wodurch sie beunruhigt wurde, beobachtete er Stillschweigen.

Die Folgen davon, welche er voraussehen mußte, drohten ihm den Sturz, von welchem er, ungeachtet seiner glücklichen Feldzüge, nicht weit entfernt war.

Er war auch blos nach England übergegangen, um sich zu behaupten und seine Anhänger aufrecht zu erhalten. Er sagte zu Torcy, er habe diese Reise wegen seiner besondern Geschäfte gemacht; würde sie aber nicht unternommen haben, sondern in Holland geblieben seyn, wenn er gewußt hätte, daß der Minister des Königs dahin kommen solle. Er beklagte sich auf eine sehr verbindliche Weise, daß er nicht davon benachrichtigt worden sey, da es doch leicht hätte geschehen können, wenn man dem Herzog von Berwick aufgetragen hätte, ihn davon zu unterrichten.

Ausser der absichtlichen Künstelei, mit welcher er den Herzog von Berwick zu nennen schien, zeigte er für dessen Neffen, welcher der Achtung und der Freundschaft aller, die ihn kennen, würdig ist, eine ausserordentliche Vorliebe.

Die Unterhaltung gab uns Anlaß, auch von andern Dingen zu sprechen, welche der Negociation fremd waren. Bei Gelegenheit des vorigen Feldzugs sagte Marlborough, habe er nicht begreifen können, wie es dem französischen Generale hätte einfallen können, eine Strecke von 30 Meilen hin die Ufer der Schelde zu besetzen und sich zu schmeicheln, daß sie 80,000 Mann den Uebergang über dieselbe, wo es irgend sey, überall verwehren würden.

Da die Conferenz bei dem Pensionnair' auf den 23. Mai angesagt war, so begaben sich Torcy und Rouillé zusammen des Morgens um 9 Uhr zu ihm.

Der Prinz Eugen, Marlborough und Townsend kamen bald nachher, so wie Buys und Van der Dussen. Der Pensionnair gab den Ausweg an, welchen er in Rücksicht auf Elsaß vorgeschlagen hatte. Der Prinz Eugen antwortete: wenn es

um das Intereſſe des Reichs zu thun ſey, ſo ſey er nicht fähig darüber zu unterhandeln; er ſey nur der Miniſter des Kaiſers, nicht des Reichs; er wolle nicht Vergleiche ſchließen, ohne dazu bevollmächtigt zu ſeyn, und ſich nicht die Klagen der Reichsfürſten zuziehen, deren Miniſter im Haag ſchon zu murren anfingen. Er ſprach von der Ankunft Stadions, Abgeordneten des Kurfürſten von Mainz und der 4 Kreiſe, nemlich des ober- und niederrheiniſchen, des fränkiſchen und ſchwäbiſchen.

Bei dieſer Gelegenheit las man einen langen Brief vor, welcher in ihrem Namen an die Prinzeſſin von Dänemark, voll von Ausfällen gegen Frankreich geſchrieben war, und damit ſchloß, daß die Grenzen des Königreichs auf die Maas eingeſchränkt werden ſollten. Nach dieſer Vorleſung knüpfte man das nemliche Geſpräch wieder an. Torcy wiederholte, was er ſchon geſagt hatte, daß ſeine Vollmachten erſchöpft wären, daß ihm ferner hin nichts übrig bliebe, als die Forderungen, welche man an ihn machte, anzuhören und dem König davon Nachricht zu geben, aber nur deswegen, um Se Majeſtät damit bekannt zu machen, und in der vollen Ueberzeugung, daß Sie ſie in ihrer jetzigen Geſtalt, nicht annehmen würden.

Unter den alliirten Miniſtern wurden mehrere kleine Conferenzen gehalten; und der endliche Erfolg davon war, den Vorſchlag zu thun, daß der König Elſaß dem Münſteriſche. Traktat gemäs, ausgenommen Breiſach, welches dem Kaiſer überlaſſen werden ſollte, behalten, und alle von Frankreich gegen den buchſtäblichen Sinn dieſes Traktats erbauten Feſtungen niedergeriſſen werden ſollten.

Torcy ſchrieb dieſen Artikel, wie ſie wünſchten, nieder und ſagte ihnen dabei immer, daß er über ſeine

Vollmachten hinausgehe und ihn Se Majestät bloß zuschicken könne; wenn sie den Frieden verlangten, so müsse er mehr gemildert werden.

Das Gespräch kam auf die beiden Kurfürsten von Köln und Baiern. Nach der Achtserklärung, sagte der Prinz Eugen, könne er eine Acte, worin sie als Kurfürsten behandelt würden, nicht unterschreiben; ihre Angelegenheiten müssen bis auf die allgemeinen Friedensconferenzen verspart werden. Auch dieß wurde niedergeschrieben, um es dem König zu schicken.

Nach mehrern andern Unterredungen überreichten die Franzosen den Alliirten einen Entwurf von den übereingekommenen Artikeln, um ihn zu prüfen und ihre Bemerkungen darüber zu machen.

Man beschloß, des Abends wieder zusammen zu kommen und sich darüber zu besprechen, um noch die letzte Hand daran zu legen.

Am Ende wurde gesagt: so bald man sich über alles verglichen hätte, würde man von den Maasregeln sprechen, welche zur Herstellung des Waffenstillstandes genommen werden müßten; dann würde man dem König die von Torcy und Rouillé verworfenen Artikel durch einen Courier überschicken. Würden Se Majestät sie bewilligen, so würde der Waffenstillstand seinen Fortgang haben; im Fall Sie sie aber verwärfen, würden die Armeen aufbrechen.

In der Zwischenzeit der Conferenzen unterhielten sich der Herr von Marlborough und der Prinz Eugen mit Torcy und unterrichteten ihn sowohl über verschiedene Umstände ihrer Feldzüge, als auch über die Fehler der französischen Generale; alles ohne irgend einen Schein von Prahlerei. Der Prinz Eugen fragte: wen der König zum Frieden und zur Herstel-

ſtellung des Waffenſtillſtandes wählen würde? Dazu, ſagte er bedarf es eines weiſen Mannes, welcher die Unterhandlung nicht durch hochtrabende Reden zur Unzeit verdirbt. Er ſprach von dem Marſchall von Villars, als wenn er zu einer ſolchen Commiſſion wenig geſchickt ſey Der Marſchall von Boufflers wurde als ein kluger und geſchickter Mann erwähnt; ſo auch der Marſchall von Huxelles.

Nach vielen vergeblichen Reden trennte man ſich endlich, bis Abends um 6 Uhr, wo ſie ſich alle wieder bei dem Penſionnair verſammeln wollten. Sie hatten den von Herrn Rouillé gemachten Entwurf geprüft und der Penſionnair hatte ſeine Bemerkungen dazu geſchrieben.

Die erſte betraf die Sicherheit der Abtretung Spaniens, und dieſer Artikel, welcher der erſte war, wurde heftig beſtritten. Sie behaupteten: der König mache ſich, da er nur ſchlechthin erklärte, den König von Spanien zu verlaſſen und die franzöſiſchen Truppen zurückzuziehen, zu nichts verbindlich, während er doch ſonſt die Vortheile des Friedens genöſſe, und auch ſchon vor der völligen Herſtellung deſſelben, den Waffenſtillſtand benutzen würde: nun aber ſey es nicht billig, daß Frankreich für ſich den Krieg endigte, während der Kaiſer und ſeine Alliirten noch zu kämpfen hätten, um den Erzherzog in den Beſitz ſeines Antheils zu ſetzen; die Ruhe muſſe gemeinſchaftlich ſeyn und ſich gleicherweiſe auf alle Nationen erſtrecken. Mitten in dieſen Streitigkeiten vergaßen ſie nicht, die Hülfstruppen zu erwähnen, welche nach dem pyrenäiſchen Traktat nach Portugal geſchickt worden waren. Sie ſchloſſen damit, daß es ohne eine gewiſſe, beſtimmte und gültige Verſicherung, der König Philipp V. werde unmittelbar nach der Uebereinkunft über alle Punkte

Hierbey erinnere ich mich eines Ausdrucks, den er ſich bediente, als ihm jemand von dem groſſen Sterben erzählte, daß die ungeſunde Luft in der Ebene von Ptolomais unter beyden Heeren verurſache „tödtet mich und den Malich: den Malich tödtet und mich.“ Dieß war eben ſo viel, als wenn er geſagt hätte „ich will gerne ſterben, wenn nur die Feinde Gottes umkommen.“

Wahrlich, eine heldenmüthige Rede, die mächtig auf die Gemüther ſeiner Soldaten wirkte.

Drey und achtzigſtes Kapitel.

Der Feind wird in einen Hinterhalt gelockt.

Zwey Tage nachher glückte es dem Sultan die Feinde in einen Hinterhalt zu locken, der ſich zur Nachtzeit bey einem Hügel verſteckt hatte. Einige wenige berittene Muſelmänner wagen ſich bis an ihr Lager, und eilen ſogleich davon als ſich ihnen zweyhundert Ritter, die von Kopf bis auf die Ferſe gepanzert, im Lanzenwerfen ſehr geübt waren, und auf vortreflichen Pferden ſaßen, entgegenſtellten. Dieſe ſetzen den Fliehenden ſo lange nach, bis der Hinterhalt hervorbricht. Nach einem blutigen Gefechte behalten die Freunde Gottes die Oberhand, hauen den gröſten Theil der Ritter nieder, und machen die übrigen zu Gefangenen. Unter den Letztern befand ſich der Anführer der Franzöſiſchen Hülfsarmee, und der Schatzmeiſter des Königs von Frankreich. Der Sultan ließ ſich alle Gefangene vorführen, behandelte die Angeſehenern ehrenvoll, und beſchenkte ſie mit Kleidern. Dem franzöſi-

des Traktats aus Spanien weggehen, unmöglich sey, etwas dauerhaftes festzusetzen.

Torcy und Rouillé antworteten: das sicherste Mittel, ihn zum Abzug zu nöthigen, sey die Zurückrufung der französischen Truppen. Hätte er keine andere Hülfe zu erwarten, als von den Finanzen und Armeen Spaniens; so würde er sich nicht lange halten können. Die Spanier würden bald seine größten Feinde werden und haufenweis zu dem Erzherzog übergehen. Torcy setzte hinzu, der Herr von Marlborough, habe ihm selbst gesagt, daß er diesen Krieg für nichts achte. Dieß ist wahr, antwortete Marlborough, indeß ist es doch nöthig, ihn zu gleicher Zeit mit dem übrigen zu endigen, und dazu muß man irgend einen Ausweg suchen. Torcy gab zu verstehen, daß man unmöglich den König zu einem Krieg gegen seinen Enkel, den König, verbindlich machen könne, um denselben zu entthronen. Marlborough stimmte ihm hierin bei und gab sogar einige Gedanken an die Hand, um dem Artikel eine solche Wendung zu geben, daß es schiene, als ob Se Majestät, ohne dadurch zu einem Krieg gegen Spanien verbunden zu seyn, würklich wünschten, daß die Abtretung statt fände. Der königliche Minister gab ihm in allem seinen Beifall; er fing sogar an, dies in dem Sinne, wie es Marlborough vorschlug, niederzuschreiben; aber kaum war der Artikel entworfen, so mißbilligte ihn Marlborough.

Der Prinz Eugen fragte, ob wohl der König einer Armee zum Krieg gegen Spanien den Durchzug durch sein Land verstatten würde? Diese Proposition wurde von niemand unterstützt. Kurz diese ganze Zeit verstrich unter leeren Räsonnements, unter Streitigkeiten und unter besondern Conferenzen zwischen den Alliirten.

Die

Die letztern verglich Marlborough mit den Comitéen in den Sitzungen des englischen Parlaments. Um 9 Uhr abends entfernte sich der Prinz Eugen mit den Engländern. Torcy und Rouillé blieben mit dem Pensionnair, Buys und Van der Duſſen zurück. Nun gewann das Gespräch mehr Ordnung, obgleich Buys Reden viel Zeit verloren gehen ließen. Man ging die übrigen Punkte des Entwurfs durch. Der Pensionnair hatte seine Bemerkungen beigeschrieben, und las sie vor; allein die Hauptschwierigkeit beruhte immer auf dem Artikel von Spanien und auf den Mitteln zur Sicherung der Vollziehung der Traktaten. Ihre Hauptabsicht bei der Unternehmung des Kriegs war, wie sie sagten, dahin gegangen, zu verhindern, daß ein französischer Prinz in Spanien zur Regierung gelange; nun aber könne es kommen, daß nach dem Friedensschluß dieser Prinz auf dem Throne bliebe, und sie folglich noch ferner gegen ihn Krieg zu führen genöthigt seyn würden, während Frankreich in Frieden wäre. Dagegen müsse man ihnen nothwendig Sicherheit geben.

Umsonst wiederholten die königlichen Negociatoren, daß es keine größere Sicherheit gebe, und der König keine andere bewilligen könne, als das Zurückziehen seiner Truppen; daß man sich durch dieses Hinderniß nicht gehemmt finden würde, wenn man dem katholischen König einen Antheil zugestanden hätte, weil sich alsdann der König für die Abtretung Spaniens verbürgt haben würde. Immer aber kamen sie wieder auf die Foderung dieser Sicherheit zurück. Endlich that der Pensionnair, nachdem er sich mit den beiden übrigen Deputirten einige Zeit unterhalten hatte, den Vorschlag, den Truppen des Erzherzogs einige Plätze in Spanien, so wie den Holländern einige in den Niederlanden einzuräumen, zum

Unterpfand der Vollziehung des Traktats von Seiten des Königs Philipp. Dazu verlangte er drei Plätze in Spanien und drei in den Niederlanden.

Man wendete ihm ein, daß, wenn auch der König eine solche Proposition eingehen könnte, wovon er gewiß weit entfernt seyn werde, die Vollziehung derselben doch nicht von ihm abhinge. Seine Truppen seyen in den spanischen Festungen nur Hülfstruppen; überdieß seyen sie auch gegenwärtig im Felde, und nicht in den Festungen, und dadurch, daß er sie zurükrufe, wie er zu versprechen geruhte, würden die Plätze ohnehin in die Hände des Erzherzogs fallen.

Der Pensionnair und die beiden andern Deputirten blieben dabei, daß sie bei der Vollziehung des Traktats nur wenig gesichert wären; daß die Amnestie ihnen die Vortheile, welche sie von der Eröffnung des Feldzugs zu erwarten Ursach hatten, entziehen würde, und in Hinsicht auf diese Amnestie müsse der König sie wenigstens in den Besitz der Plätze setzen, welche sie zu ihrer Barriere erhalten sollten.

Unsere Antwort auf diese Foderung war: niemals habe ein bloßer Waffenstillstand die gänzliche Vollziehung des Definitivtraktats zur Folge gehabt; er müsse, ehe er vollzogen werden könne, von beiden Seiten ratificirt werden. Der Pensionnair erwiederte: sie könnten von ihrer Seite die Artikel, worüber man einstimmig wäre, in einen Definitivtraktat verwandeln; ein Schluß der Staaten über diese unterzeichneten Artikel habe in ihrer Republik die Gewalt einer Ratification; und die Ratification von England würde der Herr von Marlborough sogleich erhalten, sobald er mit dem Herrn von Townsend unterzeichnet hätte.

Auch

Auch der Prinz Eugen würde für den Kaiser unterzeichnen, die Ratification jedoch etwas langsam kommen. In Rücksicht auf das Reich gestand er ein, könne er nicht dieselbe Bereitwilligkeit versprechen; doch dieses würde den Krieg, wenn ihn die Alliirten zu endigen wünschten, nicht allein fortsetzen. Vom Herzog von Savoyen sprach er, wie wenn er gesichert wäre.

Vermittelst dieser Verbindung, sagte der Pensionnair, würde man statt der Amnestie den Frieden geschlossen finden und zu gleicher Zeit würde auch nöthig seyn, daß der König zur Versicherung, daß dem Krieg in Spanien Einhalt geschähe, den Holländern einige Plätze zum Unterpfand gäbe, welche, so bald der katholische König nach Frankreich zurückgekehrt wäre, an Se Majestät wieder zurückgegeben werden sollten. Die Plätze, welche er zwar nicht ausdrücklich foderte, sondern nur als Beispiel anführte, waren Valenciennes, Cambray, St. Omer; und Peronne, setzte Torcy hinzu, so daß der Pensionnair das lächerliche seiner Proposition einsahe und seinen Ernst selbst nicht mehr behalten konnte.

Ungeachtet dieser empörenden Foderungen glaubte Herr Rouillé, daß man zu einem Entschluß kommen könne, welcher den Frieden würklich sichere, weil nach dem Beitritt Hollands, Englands und des Kaisers kein Feind mehr übrig sey. Er sah dieß besser ein, als Torcy, welcher selbst gestand, daß nach einer Conferenz und einem Wortwechsel von fünf Stunden, sein Kopf nicht mehr stark genug sey, das, was man noch sagte, zu fassen.

Es war 11 Uhr Abends, als sich der übrige Theil der Versammlung trennte und von dem Pensionnair wegging. Den Franzosen blieb nichts übrig, als traurige Betrachtungen anzustellen über die ungeheure

Größe

Größe der Foderungen, welche man jeden Tag an sie machte, und über die Nachrichten, welche man von dem Zustande Frankreichs absichtlich auszubreiten strebte.

Den Tag darauf (den 24.) früh um 9 Uhr kamen sie wieder zum Pensionnair. Torcy hatte einen Entwurf gemacht über die Art und Weise, wie man über die den König von Spanien angehenden Artikel übereinkommen könnte. Er zeigte ihn an Heinsius. Die stärksten Ausdrücke wurden gebraucht, um jeden Verdacht aus dem Wege zu räumen, daß der König seinen Enkel zu unterstützen Willens wäre; demungeachtet mußte man noch viele Widersprüche erfahren, und sich überdieß gefallen lassen, eine ungeheure Menge von Zusätzen hinzuzufügen, zufolge der verschiedenen Propositionen, welche der Pensionnair und Buys, entweder beide zugleich, oder wechselsweise machten; sobald ihre Bemerkungen niedergeschrieben wurden, änderten sie ihre Meinung.

Die Hauptschwierigkeit von ihrer Seite beruhte immer auf dem Artikel von Spanien. Unaufhörlich wiederholten sie, daß sie den Krieg nur deshalb unternommen hätten, um die Vereinigung dieser Monarchie mit der französischen zu hindern, so wie sie würklich statt gefunden habe, seit Spanien von einem französischen Prinzen beherrscht würde. Daher müsse man ihnen die Vollziehung dessen, was man ihnen versprache, im Vertrag sichern. Die Zurückziehung der Truppen und der Inhalt des Traktats seyen nicht hinlänglich, so lange der König sich nicht zum Garanten der Vollziehung bestimme; während Frankreich Frieden genösse, würden sie Krieg haben und es würde von ihrer Seite allzu unklug gehandelt seyn, wenn sie nicht alle Ursachen zu klagen zu gleicher Zeit heben wollten.

Umsonst wendete man ein, daß es dem König von Spanien ganz unmöglich seyn würde, diesen Krieg auszuhalten, wenn er vom König nicht mehr unterstützt wäre; daß Marlborough ja selbst gesagt habe, die Alliirten würden dadurch gar nicht in Verlegenheit gesetzt. Der Pensionnair und die beiden andern gaben jenes so wenig zu, als die Meinung Marlboroughs und des Prinzen Eugen über diesen Artikel. Vielmehr bestanden sie auf der Foderung einiger Plätze zur Versicherung und zum Unterpfand, wie sie sagten, der Vollziehung dessen, was man ihnen verspräche. Ihre Schlußfolge war diese: „Entweder unterwirft sich der König von Spanien den Rathschlüssen des Königs, seines Großvaters, woran wir nicht im mindesten zweifeln, oder aber er will sich in dem Besitz des Throns behaupten."

„Im ersten Falle wird es dem König nichts kosten, uns Plätze zum Unterpfand zu geben, da sie sogleich nach der Erfüllung des Traktats wieder zurückgegeben werden."

„Im zweiten Falle muß jedermann, selbst die Spanier deutlich einsehen, daß der König aufrichtig handelt, und daß er den König, seinen Enkel, weder mittelbar noch unmittelbar würkliche Hülfe leisten will, da er sein Versprechen durch einige Plätze verbürgt."

Auf diesem Artikel beharrten sie standhaft, ob man sie gleich von der Ungerechtigkeit einer solchen Foderung, welche der König nie eingehen würde, und die auch ausserdem für Se Majestät würklich beleidigend war, durch Gründe überzeugen konnte; denn es war nichts anders als Mißtrauen gegen sein gegebenes Wort, und dieß zu einer Zeit, wo sie von ihrer Seite wollten, daß der König in ihre Treue ein au-

ßer-

ſerordentliches, ſelbſt die gewöhnlichen Gränzen des Traktats überſteigendes, Zutrauen ſetzen ſollte.

Sie verlangten, der König ſolle ihnen, wenn man über den Waffenſtillſtand einig geworden wäre, unmittelbar darauf einen von denen zur Barriere in Flandern beſtimmten Plätzen einräumen; nach und nach ſolle man ihnen auch alle übrigen Plätze einräumen, Dünkirchen ſolle niedergeriſſen und der Hafen ausgefüllt werden; alles dieß noch vor dem Definitivtraktat. Das einzige, wozu ſie ſich von ihrer und Englands Seite verbindlich machen wollten, nachdem dieſe Bedingungen erfüllt worden wären, war die Verlängerung des Waffenſtillſtands.

Der Grund, mit welchem man eine ſo fremde und ſo ungewöhnliche Propoſition unterſtützte, war, daß man auf die entſcheidende Antwort des Reichs, ſo wie auf die Ratifikation des Kaiſers noch lange würde warten müſſen. Von der Unmöglichkeit, bei ſo ungerechten und unerhörten Bedingungen einen Vertrag zu ſchlieſſen, konnte man ſie nicht überzeugen. Der Präſident Rouillé wollte ſogar, um nicht nur den Waffenſtillſtand, ſondern auch den Frieden zu beſchleunigen, die ganze Härte ihrer Foderungen mit dem, was man thun konnte, zu vereinigen ſuchen. Er machte dazu einen Entwurf, welchen ſie aber beſtritten. Endlich trennte man ſich, nachdem man übereingekommen war, den beiden Generalen die Lage der Unterhandlung und die verworfenen Artikel bekannt zu machen und, wenn Abends Zeit genug übrig wäre, ſich noch an demſelben Tage darüber zuſammen zu beſprechen.

Um 8 Uhr Abends erhielten Torcy und Rouillé durch einen Boten, vom Penſionnair Nachricht, daß ſie wieder zu ihm kommen ſollten. Torcy

mein-

meinte, weil die Unterhandlung so wenig fortrückte, und von Seiten der Feinde sich so große Ungerechtigkeit, so viel Eifer, den übeln Zustand, in welchem man Frankreich glaubte, zu benutzen, so große Begierde, von der Nothwendigkeit, in welcher sich das Königreich befand, entweder einen nöthigen Frieden oder wenigstens einen Waffenstillstand zu erlangen, Vortheil zu ziehen, zeigte, so müsse man so wohl zum Vortheil des Königs als auch zur eigenen Rechtfertigung der Negociatoren vom Pensionnair einen schriftlichen Entwurf der von den Alliirten gefoderten Artikel zu erhalten suchen. Rouillé war derselben Meinung. Heinsius meldete ihnen: er habe mit den beiden Generalen gesprochen; sie seyen über die Form der in Rücksicht Spaniens entworfenen Artikel ziemlich zufrieden; allein für die Vollziehung derselben bedürfe es einer Versicherung, und man müsse nothwendig einige Plätze versprechen, zum Unterpfand, daß der katholische König dieses Königreich verlassen würde. Der Herzog von Marlborough, fuhr er dann fort, habe sich dem Ausdruck entgegengesetzt: den Indischen Handel, so wie er unter der Regierung des verstorbenen Königs, Karls II., war und den spanischen Gesetzen gemäs herzustellen; er verlange, daß dieser Artikel gegen die Franzosen ausschließend syn solle, dem Traktat der großen Allianz zufolge.

Man verfehlte nicht zu antworten, daß diese unbillige Veränderung, wenn sie statt fände, Holland eben so wenig anginge als Frankreich; daß diese einzige Proposition die geheimen Absichten der Engländer entdecke. Weit entfernt, nur die geringste Unruhe darüber zu bezeigen, erwiederte der Pensionnair ganz gleichgültig: das Interesse der Holländer an den westindischen Handel, sey ziemlich gering. Warum beste-

hen

hen sie denn, fragte ihn Torcy, mit so großer Hartnäckigkeit darauf, die Monarchie dieses neuen Welttheils dem Hause Oesterreich zu geben, da sie für ihren Handel nur mittelmäßiges Interesse hat?

Die allgemeine Antwort war die angebliche Nothwendigkeit, der allzugroßen Macht Frankreichs zum Wohl Europa's Grenzen zu setzen.

Diese von den Feinden angenommene Maxime diente zur Begründung der Ungerechtigkeit aller ihrer Foderungen.

Demungeachtet nahm Buys an Marlboroughs Bemerkung und der Veränderung, welche die Engländer einzuführen gedachten, Anstoß. Mit vieler Heftigkeit sprach er in flandrischer Sprache mit den beiden andern Deputirten und ließ unter andern diese zwei französischen Worte fallen: Pot aux roses. Torcy, welcher dies Sprüchwort bemerkte, glaubte daraus schließen zu können, daß der holländische Deputirte über die geheimen Absichten Englands (mit Recht) sehr unzufrieden sey. Jener läugnete dies auch nicht und behauptete, es sey Sache der Republik, diesen Punkt des Traktats mit England abzuthun. Da es jetzt um mehrere neue Foderungen zu thun war, welche über die den Ministern anvertrauten Vollmachten des Königs hinausgingen, so stellte Torcy vor, daß der Hause so vieler neuen Ansprüche nur unnütze Streitigkeiten erregen würde, durch welche man unmöglich zu einem Schluß gelangen könnte; daß, wenn es auch einige Mittel geben sollte, sie beizulegen, doch nöthig seyn würde, auch diese mehr mit Musse und Ruhe zu untersuchen, als die wenige Zeit, und vielleicht auch die Hitze der Conferenzen nicht gestatte. Dieß war der Augenblik, den Ministern der Alliirten den Vorschlag zu thun, alle ihre Foderungen in einen Aufsatz zu-

zusammen zu fassen, welchen der Pensionnair zu entwerfen übernehmen möchte. Torcy schlug es also vor und sagte, daß wenn der Plan ihm und Rouillé mitgetheilt würde, sie auf dieselbe Weise ihre Bemerkungen darüber machen würden, wie der Pensionnair über den von ihnen überreichten Entwurf die seinigen gemacht habe.

Torcy sah mit Vergnügen, daß dieser Vorschlag genehmigt wurde; der Pensionnair versprach unverzüglich daran zu arbeiten, und ihn, so bald er vollendet wäre, mitzutheilen. Man versprach sich von beiden Seiten viel Aufrichtigkeit und Treue, sowohl in der Darstellung der Foderungen, als in den dadurch veranlaßten Bemerkungen.

In den vorhergehenden Conferenzen konnte man schon aus mehreren Zügen schließen, daß die Vereinigung Hollands mit England die Eifersucht beider Nationen noch nicht ausgelöscht hatte; noch deutlicher aber zeigte sie sich in dieser letzten. Der Pensionnair und die beiden andern Deputirten bemühten sich auf alle mögliche Weise, Torcy zu überreden, daß die Republik nach dem Frieden mit Sr Majestät ein enges Bündniß zu schließen aufrichtig wünsche. Bei solchen, ihrem Interesse so sehr entsprechenden, Absichten gab Torcy zur Antwort, müßten sie das Interesse des Königs besser fördern; dazu seyen sie um desto mehr verbunden, da sein Minister ihnen seit den ersten Conferenzen zu erkennen gegeben habe daß Se Majestät ins zukünftige auch von ihrer Seite den vereinigten Provinzen Beweise Ihrer Zuneigung zu geben geruhen würden.

Nach einigen Untersuchungen über verschiedene Gegenstände, unter andern über die Anschläge des Herzogs von Savoyen, verspare man die Hauptpunkte auf den Plan, welchen der Pensionnair entwerfen sollte,

schen Heerführer gab er einen prächtigen Pelz, und auch den übrigen georgischen Pelze, denn die Witterung war schon sehr rauh. Er wieß ihnen ein Zelt in der Nähe des seinigen an, überhäufte sie fast stündlich mit ausgezeichneten Ehrenbezeugungen, und ließ sie endlich nach Damascus bringen, wo ihnen die Freyheit gestattet ward, an ihre Monarchen zu schreiben, und sich von der Armee alles, was sie brauchten kommen zu lassen.

Vier und achtzigstes Kapitel.

Die Armee geht auseinander.

Mit dem Einbruch des Winters ließ der Sultan seine Armee wieder auseinander gehen, weil er versichert war, daß der Feind bey der beständigen regnigten Witterung weder zu Wasser noch zu Lande etwas werde unternehmen können. Nur wenige Anführer und seine vertrautesten Freunde blieben bey ihm.

Fünf und achtzigstes Kapitel.

Der Sultan wirft frische Truppen in die Stadt.

Die Besatzung von Ptolemais hatte sich schon lange beklagt, daß sie von den unaufhörlichen Strapatzen beynahe ganz erschöpft sey. Da nun die feindliche Flotte, weil sie im Winter die See nicht halten konnte, auf den Strand gezogen war, so benutzte der Sultan die Gelegenheit, indem er Ptolomais mit frischen Truppen, die

und auf die über jeden Artikel alsdann zu machenden Bemerkungen.

Den 15. Mai früh kamen Marlborough und Townsend zusammen zu Torcy. Auch Rouillé fand sich ein. Die englischen Minister sagten: Townsend sey, da sie beide sich gegen den König Jakob gefällig zu zeigen wünschten, und von der Denkungsart ihrer Nation, wie es auch würklich war, unterrichtet seyen, darauf bedacht gewesen, daß die in Rücksicht der Entfernung dieses Fürsten in Vorschlag gebrachte Auswechslung, ob sie gleich gerecht wäre, verworfen und man von Seiten Englands es schlechthin bei der Foderung bewenden lassen würde, daß er sich aus Frankreich entfernen sollte. Sie glaubten, es würde vortheilhafter für ihn seyn, in den Präliminarartikeln blos seinen Weggang zu beschließen, und bei diesem Artikel anzuführen, daß die beste Art der Ausführung in den allgemeinen Friedensconferenzen bestimmt werden sollte. Nach einigen Einwürfen wurde dieser Artikel einstimmig mit folgenden Worten aufgesetzt:

„Der König von England, welcher das Königreich Frankreich zu verlassen gewünscht hat, und dadurch der Foderung, welche die Prinzessin Anna von Dännemark, seine Schwester, und die englische Nation deshalb gemacht haben, zuvorgekommen ist, wird sich in ein solches Land und auf eine solche Weise zurückziehen, wie es durch den bevorstehenden allgemeinen Friedenstraktat sowohl über seinen Aufenthaltsort als über das, was seine Person betrifft, beschlossen werden wird."

Als Marlborough nach geendigtem Besuch das Zimmer verließ, sagte er allein zu Torcy: er wünsche ihn den andern Tag früh zu sprechen; Sin-

zen-

zendorf, welchen er drei Stunden lang gesprochen habe, vermehre die Schwierigkeiten.

Der Prinz Eugen, Sinzendorf und Marlborough kamen Abends um 5 Uhr zu dem Pensionnair. Auch Buys und Van der Dussen waren zugegen. Die Conferenz war lang; 10 Uhr war vorbei und sie dauerte noch fort. Petkekum brachte Torcy die Nachricht, er habe in der Stadt erfahren, daß Sinzendorfs Instructionen von denen des Prinzen Eugen ganz verschieden seyen. Der Kaiser fodere gegenwärtig Franche Comté und Burgund. Petkekum übernahm es, den andern Morgen zum Pensionnair zu gehen, um ihn zu melden, daß Torcy seine Abreise nicht länger verspäten könne, und sich zu erkundigen, ob er ihm irgend noch etwas bekannt zu machen habe.

Der Graf von Portland war eben damals im Haag. Sein Zustand kam jenem Glanze, mit welchem er einst in Frankreich erschienen war, als ihn der König Wilhelm nach dem Frieden von Ryswyk unter dem Titel eines ausserordentlichen Gesandten an den König schickte, und als man mit ihm uber die ersten Vorschläge zum Theilungstraktat Verabredungen nahm, nicht im mindesten gleich.

Dem Verlust der Gunst, welche er beim Leben dieses Fursten lange genossen hatte, war der Verfall seiner Gesundheit gefolgt. Verschiedene Anfälle von Apoplexie hatten ihn nicht nur stumpf gemacht, sondern geraubt, ihm auch das Vermögen sich auszudrücken und wenn er auch noch fähig gewesen wäre, sich in wichtige Geschäfte zu mischen; so wurden sich doch die, welche sie damals verwalteten, alle Mühe gegeben haben, ihn davon entfernt zu halten; denn wenn das Haupt nicht mehr ist, so wird die sonstige Theil-

nahme an seinem Vertrauen und an der Verwaltung seiner Geschäfte nur zu oft Ursache, ganz ausgeschlossen zu werden.

Portland war schon vorher bei Torey gewesen; den 26. Mai stattete er ihm einen zweiten Besuch ab, und unter dem Vorwand, daß ihm die Wohlfart Frankreichs angelegen sey, drang er in denselben, deutlich sich zu erklären, gültige Versicherungen für die Vollziehung des Traktats zu geben, kurz ohne fernern Zeitverlust zu schließen. Er sprach wie ein Kundschafter Marlboroughs, der aber in seine vertrauten Geheimnisse nicht eingeweiht war.

Pettekum überbrachte die Antwort des Pensionnair. Er entschuldigte sich, daß er seinen Aufsatz noch nicht geschickt habe, welchen er wegen der langen Conferenz, welche Sinzendorf gestern Abends mit ihm gehalten habe, nicht hätte verfertigen können. Sie hatte bis Abends um 11 Uhr gedauert. Der Pensionnair gab vor, der Prinz Eugen, Marlborough und er haben viel Mühe gehabt, Sinzendorf auf den richtigen Gesichtspunkt der Sache zu stellen. Er sollte noch einmal zu Heinsius kommen, und ihm seine Bemerkungen überbringen. Der versprochene Aufsatz sollte geschickt werden und darauf eine Conferenz folgen. Der Prinz Eugen schob seine Abreise noch auf.

Was sich vom 26 bis zum 28 Mai zutrug, wird in der Depesche an den König erzählt, welche an demselben Tage von Rotterdam aus durch einen Courier überschickt wurde.

Schrei-

Schreiben an den König.

Rotterdam, den 28. Mai 1709.

„Als ich die Ehre hatte, Ew Majeſtät den 13 d. M. von dem Zuſtand der mir gnädigſt anvertrauten Negociation Bericht abzuſtatten, rechnete ich darauf, unverzüglich noch einen andern Courier abzuſenden, um Ihnen von einem beſtimmten Entſchluß, ſey es nun zum Frieden, oder zur Fortſetzung des Kriegs, Nachricht zu geben; allein in Conferenzen, wo man es mit mehreren Miniſtern zu thun hat, welche ihren Obern dadurch zu dienen glauben, daß ſie jeden Tag irgend eine neue Forderung vorbringen, gehen die Unterhandlungsgeſchäfte ſehr langſam.

Die Foderung, daß die Feſtungen im Elſaß niedergeriſſen werden ſollten, und die Anſprüche des Herzogs von Savoyen auf Exilles, Feneſtrelles, Chaumont und das Thal Pragelas machten, als ich die Ehre hatte, Ew Majeſtät zu ſchreiben, die Hauptſchwierigkeit aus und ich hatte erklärt, daß ich dieſe Punkte nicht unterzeichnen würde, da Ihre Ordres durchaus dagegen ſeyen. Die Conferenz am 23. früh bewirkte nicht die geringſte neue Erleichterung, ob wir gleich von Seiten derer, mit welchen wir unterhandelten mehr Neigung zum abſchließen bemerken konnten, als ſie bisher gezeigt hatten. Der Prinz Eugen ſchien von ſeiner Seite alle kleinen Hinderniſſe, welche den Frieden entfernen konnten, zu heben, beſtand aber ſonſt ſehr feſt auf den weſentlichen Punkten. Indeß lief alles wieder auf Zänkereien hinaus. Das einzige Mittel, dieſen ein Ende zu machen und den eigentlichen Punkt der Unterſuchung zu beſtimmen, war, die unter dem Namen der Präliminarien begriffene

Artikel schriftlich aufzusetzen und jedem die Freiheit zu lassen, sie zu prüfen und seine Bemerkungen darüber zu machen.

Rouillé entwarf diesen Aufsatz und als er ihn dem Pensionnair überreicht hatte, kamen alle überein, ihn gemeinschaftlich zu prüfen. Abends versammelten wir uns wieder bei dem Pensionnair; der Streit war heftiger und man kam weniger als irgend jemals zu einem Schluß. Die Schwierigkeit, welche man über die Vollziehung des Traktats gemacht hatte, wurde wieder erneuert. Die Abtretung Spaniens und Indiens, wendete man uns ein, sey der wesentlichste Artikel; um diese zu Gunsten des Erzherzogs in ihre Gewalt zu bekommen, habe die Republik mit ihren Alliirten den Krieg unternommen; und jetzt, wo sie von dem nahen Feldzuge alles zu hoffen hätten, wolle man ihnen zumuten, Frieden zu schließen, ohne ihnen die Erreichung ihres gesetzten Zieles zu sichern; Frankreich allein würde Frieden genießen, sie aber noch den Krieg mit Spanien auszuhalten haben.

Dieser, gaben wir zur Antwort, würde weder von langer Dauer, noch mit Schwierigkeiten verbunden seyn, da Ew Majestät ihre Truppen zurückzögen, und die Spanische Macht allein zur Beschützung des katholischen Königs, wenn ihm auch die Nation standhaft zugethan bliebe, nicht hinreiche. Ueber diese beiden entgegengesetzten Grundsätze stritten wir sehr lange, ohne uns weder von der einen noch von der andern Seite zu überzeugen. In diesem Streit fragte der Prinz Eugen, ob Ew Majestät ihren Truppen freien Durchzug verstatten würden, um von Frankreich her in Spanien einzudringen; andere foderten, Ew. Majestät sollten, um den Krieg in Spanien zu endigen, ihre Macht mit den Alliirten ver-

vereinigen. Kurz, es gab weiter nichts als Foderungen und Propoſitionen, von welchen es uns unmöglich war, nur eine gelten zu laſſen.

Eben ſo wenig wurden wir befriedigt, als wir nach der Entfernung des Prinzen Eugen und der Engländer dieſelbe Materie mit dem Penſionnair, Buys und Van der Duſſen abhandelten. Wir bemerkten in ihnen eine weit ſtärkere Furcht, den Krieg in Spanien fortgeſetzt zu ſehen, nachdem Frankreich in Frieden ſeyn würde. Man verabſäumte nicht, uns die Hülfe, welche nach dem pyrenäiſchen Traktat den Portugieſen geleiſtet worden ſey, zum Beiſpiel anzuführen und was wir dann, wenn Sie verſprochen haben würden, Spanien weder unmittelbar noch mittelbar mehr zu unterſtützen, für die Zuverläßigkeit des Worts Ew Majeſtät irgend ſagen konnten zu verwerfen. Man wollte weſentliche Sicherſtellungen; und zu dieſem Ende verlangte der Penſionnair, Ew Majeſtät ſollten den Generalſtaaten 6 Plätze überlaſſen, welche gleichſam zum Unterpfand der Vollziehung des Friedens in Spanien dienen möchten. Dazu ſchlug er drei in dieſem Königreich ſelbſt und drei in den Niederlanden vor; die letztern waren Cambrai, Valenciennes und St. Omer. Sie würden, fügte er hinzu, ſo bald der Traktat durchgängig vollzogen ſeyn würde, Ew Majeſtät treulich zurückgegeben werden.

Wir entfernten uns, feſt überzeugt, daß wir uns auf einen Schluß keine Rechnung mehr machen dürften. Damals ſchien mir der einzige Nutzen, welchen ich mir von meiner Reiſe verſprechen durfte, dieſer zu ſeyn, daß ich wenigſtens genau erführe, unter welchen beſtimmten Bedingungen die Feinde Ew Majeſtät den Frieden bewilligen würden. Und mich davon zu unterrichten, ſahe ich kein anderes Mittel, als den Penſionnair um einen Entwurf des Traktats zu bitten,

ten, da wir ihm auch von unsrer Seite einen allgemeinen Plan der Präliminarartikel überreicht hatten. Ich that ihm diesen Vorschlag; und er nahm ihn an, gleichsam als wenn er aufrichtig wünschte, das Mittel zum Schluß zu finden. Der Freitag, Sonnabend und Sonntag vergieng, ohne daß er uns wieder Antwort gab. Er arbeitete an dem Plane, um welchen wir ihn gebeten hatten, und entwarf ihn mit Zuziehung des Herrn von Marlborough, des Prinzen Eugen und des Herrn von Sinzendorf, welcher neuerdings im Haag angekommen ist, um von Seiten des Kaisers den Friedenskonferenzen beizuwohnen.

Dieß lange Stillschweigen hinderte mich, an Ew Majestät wie ich mir vorgenommen hatte, einen Courier zu schicken; denn bis zur nächsten Conferenz konnte ich nichts beträchtliches und nichts gewisses schreiben. Gestern früh hielten wir sie endlich bei dem Pensionnair. Er war mit Buys und Van der Dussen allein; keiner von den übrigen Ministern war zugegen. Er theilte uns seinen Aufsatz mit. Gleich bei der ersten Vorlesung desselben entdeckten wir nicht nur seine ganze Härte und alles, was darin den Ordres Ew Majestät zuwiderlief, sondern auch die Schwierigkeiten in der Vollziehung, nur allzu leicht; denn diese war keineswegs gesichert, wenn auch Ew Majestät die Bedingungen, welche man von Ihnen erpressen will, eingehen würden. Indeß bat ich mir vom Pensionnair Zeit aus, um unsre Bemerkungen darüber zu machen, so wie er die seinigen gemacht hatte; und um in einer so dringenden Lage, wo die Eröffnung des Feldzugs so nahe war, keinen Augenblick zu verlieren, beschlossen wir, Abends um 6 Uhr wieder zu ihm zu kommen. Wir hatten also zu unsern Bemerkungen, welche mehrere Tage erfor-

dert

dert haben würden, nur sehr kurze Zeit übrig. Ich habe die Ehre, sie hier beizulegen. Ew Majestät werden dieß, wenn Sie dieselben, wie ich sie hier beizulegen die Ehre habe, vorlesen hören, nur allzu sehr bemerken; allein wenn sie auch besser gewesen wären, so würde doch der Nutzen davon eben nicht größer gewesen seyn, da wir es mit Leuten zu thun haben, welche Gesetze vorschreiben zu können glauben und alle Neuigkeiten, welche man ihnen aus Frankreich schreibt, für wahr halten. In dem Entwurf, welchen sie uns überreicht und in den Einwendungen, welche sie gegen unsere Bemerkungen gemacht haben, werden Ew Majestät die Bestätigung davon finden. Indeß machen sie sich Rechnung, daß dieß die Friedensartikel seyn sollen, und daß Ew Majestät alle darin enthaltene Bedingungen eingehen werden; und diesem Grundsatz gemäß sind schon Maasregeln genommen, um von Holland und England sogleich die Ratification zu erhalten, damit die Vollziehung dieser Artikel durch nichts aufgehalten wird.

Hätte ich auch Vollmacht gehabt, sie zu unterzeichnen; so würde ich doch lieber die Unterhandlung abgebrochen haben, als Ew Majestät zu solchen Bedingungen verbindlich zu machen, welche Ihnen, so viel ich einsehe, für den Frieden nicht die geringste Sicherheit geben, ob man jetzt schon gleich für die Räumung Ihrer Festungen fordert. Da ich aber sah, daß man von Ihrer Seite keine Verbindlichkeit verlangte, bis ich zu Ihnen zurückgekehrt wäre, so hielt ich es für zuträglicher, Ihnen die Foderungen der Feinde in ihrem ganzen Umfange vorzulegen, damit Sie über die Art und Weise, wie Sie ihnen antworten wollen, selbst entscheiden können. Ich habe den Entschluß gefaßt, Herrn Rouillé im Haag zurück zu lassen, wo er so lange bleiben wird, bis ihm Ew Majestät

Ihre Ordres zusenden. Ich habe sie ihm den 4. oder spätestens den 5. des nächsten Monats versprochen. Dieß ist das einzige, wozu ich mich verbindlich gemacht habe. Der Prinz Eugen hat mir versprochen, bis zum 4. nichts zu unternehmen; mich hat er aber von Seiten des Marschalls von Villars um keine Gegenverbindlichkeit ersucht, und ich hätte sie ihm auch nicht bewilligen können.

Es ist also Ew Majestät ganz überlassen, diese Bedingungen entweder durchaus zu verwerfen; und dieß wird, wie ich hoffe, die Lage Ihrer Angelegenheiten gestatten; oder sie anzunehmen, wenn Sie unglücklicher Weise den Krieg, um welchen Preis es auch sey, endigen zu müssen glauben, wie sich Ihre Feinde damit schmeicheln und es öffentlich ausbreiten.

Im ersten Fall wird der unangenehme Umstand, Herrn Rouillé noch einige Tage im Haag zu lassen, Ew Majestät, wie mir scheint, nicht im geringsten nachtheilig seyn; und im zweiten würde es sehr nöthig seyn, einen Mann auf der Stelle zu haben, welcher bevollmächtigt wäre, die eigentlichen Friedensartikel zu unterzeichnen. Dieß sind die Gründe, welche Rouillé und mich zu diesem Entschluß bewogen. Am Ende dieser Woche hoffe ich die Ehre zu haben, Ew Majestät genauere Rechenschaft davon abzulegen, da ich diesen Abend vom Haag abgereißt und schon auf der Rückreise zu Ihnen seyn werde. Ich erkühne mich, Ihnen zum voraus zu melden, daß wenn Sie, wie ich hoffe, die Artikel, welche ich Ihnen zu überschicken die Ehre habe, verwerfen, es zuträglicher seyn möchte, wenn Sie wegen der Foderungen, welche man in Rücksicht auf Elsaß und zu Gunsten des Herzogs von Savoyen an Sie macht, abbrächen, als wegen eines Artikels, der

Spa-

Spanien unmittelbar betrifft. Denn man hat hier
er Nation in den Kopf geſetzt, daß Ew Majeſtät nie
die Abſicht hätten, auf dieſe Krone und Indien Ver-
zicht zu thun, ſondern daß Sie nur Ihrem Königreiche
Frieden zu verſchaffen und Ihren Feinden die Unkoſten
und die Beſchwerden eines Kriegs in Spanien zu
überlaſſen wünſchten, welches Ew Majeſtät leicht
durch geheime Hülfe unterſtützen würden.

Ich würde auf meiner Rückreiſe Mons vermie-
den haben, wenn ich es hätte thun können, ohne dem
Kurfürſten von Baiern zu der Meinung und zu der
Klage, daß er im Stiche gelaſſen würde, gerechten
Anlaß zu geben. Da aber davon noch nichts unter-
zeichnet iſt, ſo halte ich es für gut, ihn von dem
handhaften Widerſtand, welchen er von Seiten der
Feinde Ew Majeſtät finden wird, und von der weni-
gen Unterſtützung, welche er von den Holländern,
deren Geſinnungen er für ſich günſtig dachte, erwarten
darf, zu unterrichten.

Gute Gründe können ſie gegenwärtig nicht über-
zeugen, und wenn der Erfolg des Feldzugs ihren und
ihrer Alliirten Erwartung unglücklicher Weiſe ent-
spräche, ſo wären die ungerechten Foderungen von
beiden Seiten grenzenlos. Ich bin mit der tiefſten
Ehrfurcht

Ew Majeſtät

unterthänigſtgehorſamſter
und treueſter Diener.

Prä-

die die alten ablösten, Lebensmitteln auf ein Jahr, Geld und andern Bedürfnissen versah. Von den Frachtschiffen die noch mit Jahresschluß einlaufen sollten verunglückten sieben auf der Rehde: ein Zufall, dem es allein zuzuschreiben war, daß die Stadt nicht Lebensmittel auf ein Jahr hatte. Die ganze Besatzung war ausgerückt sie zu empfangen als die stürmische See sie in ihrem Angesichte verschlang. Die Feinde erfuhren es, daß kein Soldat mehr in der Stadt sey, und legten schon Sturmleitern an die Mauren an; sie wurden aber, da die Leitern zerbrachen, von den Bürgern tapfer zurückgewiesen. Indeß war der Verlust jener Schiffe doch schon das erste üble Vorbedeutungszeichen: das andere bestand in dem Einsturz eines großen Theils der Mauer, die jedoch unter den heftigsten Angriffen der Feinde, in wenigen Nächten, und zwar noch besser als vorher wieder hergestellt war.

Sechs und achtzigstes Kapitel.

Der Feind verliehrt einige Schiffe.

Sehr viele Franken waren aus Hungersnoth zu uns übergetreten, und erboten sich uns als Caper zur See zu dienen, wenn man ihnen eine Barke geben, und die Hälfte der Beute zugestehen wollte. Ihr Antrag wurde angenommen, sie liefen mit einem Fahrzeuge aus, und nahmen verschiedene Kauffartheyschiffe weg die theils mit Waaren, theils mit gemünztem und ungemünztem Silber beladen waren. Unter der Beute verdient besonders ein silberner Tisch mit einer durchborten silbernen Kugel bemerkt zu werden. Der Sul-

Präliminarartikel

zu den allgemeinen Friedenstraktaten.

Artikel 1. Entwurf. *)

Man wird unverzüglich zum Schluß eines guten, festen und dauerhaften Friedens, Bündnisses, und einer immerwährenden Allianz und Freundschaft schreiten zwischen Sr. kaiserl. Majestät, so wie auch zwischen allen und jeden von den Alliirten Sr. kaiserl. Majestät und hauptsächlich dem Königreich Großbritannien und den Herrn Generalstaaten der vereinigten Provinzen von der einen; Und zwischen Sr. Allerchristl. Majestät und ihren Alliirten von der andern Seite. Und da die gegenwärtigen Umstände nicht erlaubt haben, daß Se kaiserl. Majestät vorläufig vom Reich die Genehmhaltung und Bewilligung alles dessen, was in mehrern Artikeln dieser Präliminarien auf dasselbe Bezug hat, erlangen können; so werden sie die Einwilligung nach der im Reich eingeführten Gewohnheit so bald als möglich, zu erhalten suchen.

Artikel 1. Bemerkungen darüber.

Der Traktat begreift den Kaiser und jeden der Alliirten in sich; und doch sind diejenigen des Königs davon ausgeschlossen, was der gewöhnlichen Form der Traktaten ganz zuwider ist, da der Einschluß der Alliirten wechselseitig seyn muß.

Der

*) Vom Herrn Pensionnair aufgesetzt.

Der Kaiser wird blos die Einwilligung des Reichs so bald als möglich zu erhalten suchen. Eine so schwankende Verbindlichkeit ist nicht hinreichend. Sr. kaiserl. Majestät müssen diese Einwilligung, als eine nöthige und der Vollziehung der Artikel, zu welchen sich der König in Rücksicht auf das Reich verbindlich zu machen geruhen wird, vorausgehende Bedingung versprechen und verbürgen.

Artikel I. Abschluß zur Unterzeichnung.

Man wird unverzüglich zum Schluß eines guten, festen und dauerhaften Friedens, Bündnisses und einer immerwährenden Allianz und Freundschaft schreiten zwischen Sr. kaiserl. Majestät, so wie auch zwischen allen und jeden von den Alliirten Sr. kaiserl. Majestät und hauptsächlich dem Königreich Großbritannien und den Herrn Generalstaaten der vereinigten Provinzen von der einen; Und zwischen Sr. Allerchristl. Majestät und ihren Alliirten von der andern Seite. Und da die gegenwärtigen Umstände nicht erlaubt haben, daß Se kaiserl. Majestät vorläufig vom Reich die Genehmhaltung und Bewilligung alles dessen, was in mehrern Artikeln dieser Präliminarien auf dasselbe Bezug hat, erlangen können; so werden sie die Einwilligung und die Ratification des Reichs, der in demselben eingeführten Gewohnheit gemäß, so bald als möglich, zu erhalten suchen, ehe noch die Artikel, welche das Reich besonders angehen, vollzogen werden.

Artikel II. Entwurf.

Und um diesen heilsamen Endzweck desto eher zu erreichen und so viel möglich von jetzt an zu genießen,

nießen, iſt man über einige Präliminarartikel übereingekommen, welche ſowohl den allgemeinen Friedenstraktaten dienlich ſeyn, als auch zur Zeit der Abſchließung dieſer beſagten Artikel vollzogen werden ſollen.

Artikel II. Bemerkungen darüber.

Es wird geſagt, man ſey über einige Präliminärartikel übereingekommen. Dieſer Ausdruck iſt nicht hinreichend, weil die in dieſem Entwurf enthaltenen Artikel alle Präliminarien einſchließen. Es möchte daher nöthig ſeyn, folgende Ausdrücke zu gebrauchen: Man iſt über die Präliminarartikel übereingekommen, welche den allgemeinen Friedenstraktaten zur Grundlage dienen ſollen.

Artikel II. Abſchluß zur Unterzeichnung.

Und um dieſen ſo heilſamen Endzweck deſto eher zu erreichen und ſo viel möglich von jetzt an zu genießen, iſt man über die Präliminarartikel, welche den allgemeinen Friedenstraktaten zur Grundlage dienen ſollen, übereingekommen.

Artikel III. Entwurf.

Zuerſt werden, in Gemäßheit und zufolge des beſagten Friedens und aufrichtigen Einverſtändniſſes von allen Seiten, Se Allerchriſtl. Majeſtät von jetzt an öffentlich und förmlich ſo wie nachher in den zu machenden Friedenstraktaten, den König Karl III. als König von Spanien, Indien, Neapel und Sicilien und überhaupt von allen davon abhängigen und

unter

unter dem Namen der Monarchie Spanien begriffenen Staaten, in welchem Welttheile sie gelegen seyn mögen, (mit Vorbehalt dessen, was zufolge der zwischen den hohen Alliirten geschlossenen Traktaten der Krone Portugal und dem Herzog von Savoyen gegeben werden soll, der Barriere, welche der König Karl III. dem Inhalt der großen Allianz von 1701 zufolge den Generalstaaten überlassen soll, ferner desjenigen, was weiter unten bei dem Oberquartier Geldern gemeldet werden wird, und der mit dem König Karl III. zu treffenden Uebereinkünfte,) ohne irgend eine weitere Ausnahme dergestalt und mit allen Rechten, wie sie der verstorbene König von Spanien Karl II. besessen hat, oder hat besitzen sollen, sowohl für ihn, als für seine Erben, und Nachfolger, der Testamentsverfügung Philipps IV. und den in dem durchlauchtigsten Oesterreichischen Hause festgesetzten und angenommenen Verträgen gemäß anerkennen.

Artikel III. Bemerkungen darüber.

Es wird hinzugefügt werden müssen: und soll dies in Vollziehung gebracht werden, nach der Auswechslung der Ratificationen dieser Artikel.

Artikel III. Abschluß zur Unterzeichnung.

Zuerst werden in Gemäßheit und zufolge des besagten Friedens und aufrichtigen Einverständnisses von allen Seiten, Se Allerchristl. Majestät von jetzt an öffentlich und förmlich so wie nachher in den zu machenden Friedenstraktaten, den König Karl III. als König von Spanien, Indien, Neapel und Sicilien und überhaupt von allen davon abhängigen und

unter

unter dem Namen der Monarchie Spanien begriffenen Staaten, in welchem Welttheile sie auch gelegen seyn mögen, (mit Vorbehalt dessen, was zufolge der zwischen den hohen Alliirten geschlossenen Traktaten der Krone Portugal und dem Herzog von Savoyen gegeben werden soll, der Barriere, welche der König Karl III. dem Inhalt der großen Allianz von 1701 zufolge den Generalstaaten übermachen soll, ferner desjenigen, was weiter unten bei dem Oberquartier Geldern gemeldet werden wird, und der mit dem König Karl III. zu treffenden Uebereinkunft,) ohne irgend eine weitere Ausnahme dergestalt und mit allen Rechten, wie sie der verstorbene König von Spanien Karl II. besessen hat, oder hat besitzen sollen, sowohl für ihn, als für seine Erben, und Nachfolger, der Testamentsverfügung Philipps IV. und den in dem durchlauchtigsten Oesterreichischen Hause festgesetzten und angenommenen Verträgen gemäß anerkennen.

Artikel IV. Entwurf.

Und da der Herzog von Anjou einen großen Theil der Königreiche Spaniens die Küsten von Toscana, Indien und einen Theil der Niederlande noch gegenwärtig im Besitz hat, so ist man um desto mehr übereingekommen, daß man zur Sicherung der Vollziehung besagter Artikel und der zu schließenden Traktaten die ebengenannten Traktate in einer Zeit von 2 Monaten, vom ersten des bevorstehenden Juni an gerechnet, wo möglich zu Stande bringen wird, während welcher Zeit Se Allerchristl. Majestät es dahin bringen werden, daß das Königreich Sicilien Sr. Majestät Karl dem III. eingeräumt werde und obenwähnter Herzog in vollkommner Sicherheit und Freiheit sich mit seiner Gemahlin, seinen königl. Prinzen, ihren

ihren Effekten und überhaupt allen denjenigen Personen, welche ihnen folgen wollen, von dem Bezirke der Königreiche Spaniens entfernen wird; so daß, wenn der besagte Termin verfließt, ohne daß der Herzog von Anjou in die Vollziehung der gegenwärtigen Uebereinkunft willigt, der Allerchriſtl. König und die verbündeten Fürſten und Stände einſtimmig ſchickliche Maasregeln nehmen werden, um die gänzliche Vollziehung derſelben zu ſichern, und durch die Erfüllung der beſagten Friedenstraktaten das ganze Europa unverzüglich einer vollkommenen Ruhe genießen zu laſſen.

Artikel V. Entwurf und Abſchluß.

Um die Herſtellung derſelben zu beſchleunigen, werden Se Allerchriſtl. Majeſtät zu der beſtimmten Zeit von 2 Monaten ihre Truppen und Officiere, welche ſie gegenwärtig in Spanien haben, und auch diejenige, welche ſich ſowohl in dem Königreiche Sicilien, als in den andern beſagter Monarchie in Europa und Indien gehörigen Oertern, Ländern und Staaten befinden, ſo bald als möglich zurückziehen, indem ſie auf königl. Wort und Glauben verſprechen, dem Herzog von Anjou, wenn er ſich nicht dabei beruhigen ſollte, und ſeinen Anhängern, in Zukunft weder an Truppen, Artillerie und Ammunitionen noch an Gelde unmittelbare oder mittelbare Hulfe zu ſchicken.

Artikel VI. Entwurf.

Die Monarchie Spanien wird in ihrem vollkommenen Zuſtande bei dem Hauſe Oeſterreich auf die oben angegebene Weiſe bleiben und das Bour-

bonnische Haus auf immer ausgeschlossen seyn; ohne daß irgend einer von ihren Theilen jemals abgerissen, oder besagte Krone ganz oder zum Theil mit der französischen vereinigt werden könne, so daß weder einer und derselbe König, noch ein Prinz aus dem Hause Frankreich, auf welche Art es auch seyn möge, durch Testament, Berufung, Erbfolge, Ehetraktate, Schenkungen, Verkaufungen, Contrakte oder durch andere mögliche Wege, Souverain von Spanien werde; daß weder ein Prinz, welcher in Frankreich zur Regierung gelangen wird, noch ein anderer Prinz aus dem französischen Hause irgend jemals auch in Spanien regieren oder in dem Umkreise der besagten Monarchie irgend eine Stadt, Festung, Platz, oder Land in irgend einem Theile derselben, vorzüglich in den Niederlanden, in Hinsicht auf Schenkungen, Verkaufungen, Tausch, Ehecontrakte, auf Erbschaft, Berufung, testamentliche oder Intestatnachfolge, unter welcher Gestalt und auf welche Weise es auch geschehen könne, weder für sich, noch für seine Prinzen und Brüder, ihre Erben und Descendenten, noch irgend für Prinzen aus dem Hause Frankreich an sich bringen könne.

Artikel VI. Bemerkungen darüber.

Die Uebertreibung der Foderungen schwächt oft, was man am festesten machen will. Die Ausschließung aller Prinzen des Hauses Frankreich ist viel zu allgemein, als daß sie immer Bestand haben könnte, zumal wenn man den Prinzen des österreichischen Hauses vollkommene Freiheit läßt, alle Königreiche, Staaten und Würden, welche sie, wodurch und auf welche Weise es auch geschehe, an sich bringen können, in einer und derselben Person zu vereinigen.

Die

Die Nachtheile, einen Prinzen des Hauses Oesterreich auf eine allzu hohe Stufe von Macht erhoben zu sehen, werden für Europa nicht geringer seyn, als wenn ein Prinz des französischen Hauses dazu gelangte.

Die Furcht vor der Vereinigung dieser Krone mit der spanischen auf Einem Haupte, ist der Bewegungsgrund zu den vorhergehenden Entsagungen gewesen; es würde folglich hinreichend seyn, die nöthigen Vorkehrungen zur Verhinderung dieser zu treffen und zu dem Ende die Ausschließung höchstens so, wie es vorgeschlagen worden war, auf die Kinder und Brüder des regierenden Prinzen in Frankreich auszudehnen; die ungerechte Clausel aber, welche man jetzt hinzusetzen will, um seine Leibeserben und die Prinzen seines Hauses, welche nicht zur Regierung kommen, auszuschließen, würde man unterdrücken müssen.

Endlich würde man derselben Veranlassung zur Furcht auch in Rücksicht auf das Haus Oesterreich zuvorkommen und ausbedingen müssen, daß derjenige, welcher König in Spanien seyn würde, nicht auch zugleich Kaiser, König von Böhmen, von Ungarn, Erzherzog von Oesterreich werden noch irgend einen von den deutschen Erbstaaten besitzen könne.

Artikel VI. Abschluß zur Unterzeichnung.

Die Monarchie Spanien wird in ihrem vollkommenen Zustande bei dem Hause Oesterreich auf die oben angegebene Weise bleiben und das Bourbonnische Haus auf immer ausgeschlossen seyn; ohne daß irgend einer von ihren Theilen jemals abgerissen, oder besagter Krone ganz oder zum Theil mit der

französischen vereinigt werden könne, daß weder einer und derselbe König noch ein Prinz aus dem Hause Frakreich, auf welche Art und Weise es auch seyn möge, durch Testament, Berufung, Erbfolge, Ehetraktate, Schenkungen, Verkaufungen, Contrakte oder durch andere mögliche Wege Souverain von Spanien werde; daß weder ein Prinz, welcher in Frankreich zur Regierung gelangen wird, noch ein anderer Prinz aus dem französischen Hause irgend jemals auch in Spanien regieren oder in der besagten Monarchie irgend eine Stadt, Festung, Platz oder Land in irgend einem Theile derselben, vorzüglich in den Niederlanden, in Hinsicht auf Schenkungen, Verkaufungen, Tausch, Eheconkrakte, Erbschaft, Berufung, testamentliche oder Intestatnachfolge, auf welche Art und Weise es auch geschehen könne, weder für sich noch für seine Prinzen und Brüder, ihre Erben und Descendenten an sich bringen könne.

Artikel VII. Entwurf.

Daß sich insbesondere Frankreich nie zur Beherrscherin der spanischen Besitzungen in Indien aufwerfen, und weder zur unmittelbaren noch zur mittelbaren Ausübung des Handels, unter welchem Vorwand es auch sey, Schiffe dahin abschicken könne.

Artikel VII. Bemerkungen darüber.

Das Verbot des mittelbaren Handels Frankreichs widerstreitet dem, was seit dem die Spanier im Besitz davon sind, ausgeübt worden ist; sie selbst können die Waaren Frankreichs nicht entbehren. Also würde man, nach den Worten, daß die Franzosen den Handel unmittelbar nicht würden ausüben kön-

können, hinzufügen müssen: sondern in dieser Hinsicht werden die Sachen wieder auf den Fuß gesetzt, wie sie unter der Regierung des sel. Königs Karls des II. waren.

Artikel VII. Abschluß zur Unterzeichnung.

Daß sich insbesondere Frankreich nie zur Beherrscherin von Indien machen, noch zur Ausübung des Handels, unter welchem Vorwand es auch sey, Schiffe dahin abschicken könne.

Artikel VIII. Entwurf.

Da Se Allerchristl. Majestät von ihrem Vorhaben, einen festen und dauerhaften Frieden zu behaupten, sichere Beweise zu geben und jeden Argwohn gegen ihre Absichten zu heben wünschen, so stimmen sie ein, die Stadt und die Citadelle Strasburg in dem Zustande, worin sie sich jetzt befindet, mit dem Fort Kehl, ihren Dependentien und den an beiden Ufern des Rheins gelegenen Zubehören, Sr kaiserl. Majestät und dem Reich, ohne irgend eine Zurückforderung der Unkosten und des Aufwands, unter welchem Vorwänd es auch seyn möchte, mit Geschütz, Artillerie und Kriegsmunitionen, welche sich daselbst befinden, ohne allen Vorbehalt zu überlassen, um in die Reihe, die Vorrechte und Privilegien einer Reichsstadt, deren sie genoß, ehe sie unter die Herrschaft Sr. Allerchristl. Majestät kam, wieder eingesetzt zu werden; welche Stadt Strasburg und Fort Kehl werden übergeben und geräumt werden, so bald einer der hergebrachten Form gemäß von Sr kaiserl. Majestät und dem Reich mit hinlänglicher Vollmacht

tan ließ ihnen alles, weil es ihm schon genug war, daß die Feinde einander selbst Abbruch thaten.

Sieben und achtzigstes Kapitel.

Tod des deutschen Prinzen.

Die üblen Folgen der nassen unbeständigen Jahreszeit, vereinigt mit den Wirkungen der Hungersnoth, der bey geschlossener Schiffarth nicht abgeholfen werden konnte, zeigten sich bald in einer schrecklichen Pest, die in dem feindlichen Heere täglich hundert, zweyhundert, auch noch mehrere Menschen hinweggerafft haben soll. Unter andern verfiel der Sohn des deutschen Königs, in eine tödliche Krankheit, die mit einem Bauchfluß verbunden war, und ihn den zwey und zwanzigsten Dsulhassia im Jahr 586 (1190) ins Grab streckte. Zum Zeichen ihrer Trauer zündeten die Franken bey jedem Zelte zwey bis drey Feuer an, so daß ihr ganzes Lager in lauter Flammen zu stehen schien. Ferner starb der berühmte Graf Tibaud. Auch Graf Heinrich lag an einer schweren Krankheit darnieder. Zu dem feindlichen Verlust kann man auch drey Fahrzeuge rechnen, welche ihnen abgenommen wurden. Auf dem einen befand sich ein mit Edelsteinen besetzter Pelz, der zu dem Schmuck des deutschen Königs gehörte dessen Bruderssohn, bey dieser Gelegenheit in die Gefangenschaft soll gerathen seyn.

Zu Anfange des folgenden 587sten Jahres erhielten wir vom Fürsten von Emissa Asedoddin, sonst auch Siyrchouch genannt, die erfreuliche Nachricht, daß

versehen, vor den Thoren der besagten Stadt und Fort erscheint, um sie in Besitz zu nehmen.

Artikel VIII. Bemerkungen darüber.

Es giebt in Strasburg wahrscheinlich große Magazine; nun aber wäre es ungerecht, den König zu nöthigen, auch diese abzugeben; dieser Artikel fodert daher eine Ausnahme. Es würde hinreichend seyn, die Artillerie und Munition, welche, als sie der König in Besitz nahm, zur Stadt gehörten, oder aber den Werth derselben zu erstatten. Die Räumung einer so wichtigen Stadt und der ihr zugehörigen Festungen kann auch nicht in dem Augenblick geschehen, wenn einer mit einer bloßen Vollmacht des Kaisers vor den Thoren erscheint; man wird sich also über eine bestimmte Zeit vereinigen müssen, und diese kann man erst dann festsetzen, wenn der Kaiser und das Reich die Ratificationen des Traktats überliefert haben.

Die römisch-katholische, apostolische Religion muß in Strasburg, so wie sie gegenwärtig ausgeübt wird, erhalten werden; und der Bischoff und das Kapitel in allen ihren geistlichen und weltlichen Rechten, Prärogativen, Vorzügen und Privilegien, deren die Vorfahren des besagten Bischoffs und des Kapitels im Reich, sowohl diesseits als jenseits des Rheins, genossen haben, geschützt werden.

Artikel VIII. Abschluß zur Unterzeichnung.

Da Se. Allerchristl. Majestät von ihrem Vorhaben, einen festen und dauerhaften Frieden zu behaupten, sichere Beweise zu geben und jeden Argwohn gegen ihre Absichten zu heben wünschen, so willi-

willigen ſie ein, die Stadt und die Citadelle Strasburg, in dem Zuſtande, worin ſie ſich gegenwärtig befindet, mit dem Fort Kehl, ihren Dependentien und den an beiden Ufern des Rheins gelegenen Zubehören, Sr kaiſerl. Majeſtät und dem Reich ohne irgend eine Zurückfoderung der Unkoſten und des Aufwands, unter welchem Vorwand es auch ſeyn möchte, nebſt 100 Stück metallener Kanonen von verſchiedenen Kalibern, nämlich 50 Stück 24 und 12pfündige und 50 Stück 8 und 4pfündige und den verhältnißmäßigen Munitionen zu überlaſſen, um in die Reihe, Prärogative und Privilegien einer Reichsſtadt, deren ſie genoß, ehe ſie unter die Herrſchaft Sr Allerchriſtl. Majeſtät kam, wieder eingeſetzt zu werden; welche Stadt Strasburg und Forts ſogleich nach den im Haag gewechſelten Ratificationen des Kaiſers und des Reichs, und ſobald ein Bevollmächtigter Sr kaiſerl. Majeſtät und des Reichs, der hergebrachten Form gemäß, an den Thoren der beſagten Stadt und Forts erſcheinen wird, um davon Beſitz zu nehmen, werden übergeben und geräumt werden.

Artikel IX. Entwurf.

Daß die Stadt Breiſach mit ihrem Gebiet von Sr Allerchriſtl. Majeſtät geräumt und Sr kaiſerl. Majeſtät und dem Hauſe Oeſterreich mit allem ſich darin befindenden Geſchütz, auch Artillerie und Kriegsammunition, ſpätſtens am Ende des Juni übergeben werde, um ſie ins künftige als ein vollkommenes Eigenthum zu genießen, ſo wie es Se kaiſerl. Majeſtät zufolge des Ryswicker Friedenstraktats genoſſen haben, oder haben genießen ſollen.

Artikel IX. Bemerkungen darüber.

Dieser Artikel ist einer von denen, welche wir nicht durchgehen lassen können, weil die Ordres des Königs ausdrücklich verlangen, für die Zurückgabe von Breisach die Stadt Landau zu erhalten.

In den von den alliirten Ministern unterzeichneten Artikeln wird hinzugefügt: mit den sich daselbst befindenden Kanonen, Artillerie und Kriegsmunitionen.

Artikel IX. Abschluß zur Unterzeichnung.

Daß die Stadt Breisach mit ihrem Gebiet von Sr. Allerchristl. Majestät geräumt und Sr. kaiserl. Majestät und dem Hause Oesterreich mit allem sich darin befindenden Geschütz, Artillerie und Kriegsammunitionen, spätstens am Ende des Juni übergeben werde, um sie ins künftige als ein vollkommenes Eigentum zu genießen, so wie es Se kaiserl. Majestät zufolge des Ryswicker Friedenstraktats genossen haben, oder haben genießen sollen.

Artikel X. Entwurf.

Se Allerchristl. Majestät werden hinführo Elsaß nach dem buchstäblichen Sinne des Westphälischen Traktats besitzen, dergestalt, daß sie sich mit dem Präfekturrecht über die 10 Reichsstädte in demselben begnügen, ohne jedoch besagte Rechte zum Nachtheil der Prärogative Rechte und Privilegien, welche ihnen, so wie andern freien Reichsstädten zukommen, anzuwenden oder die Prärogative, Revenuen und Domainen, so wie sie Se Majestät seit dem Schluß der besagten Traktaten haben genießen sollen, zu erweitern, indem auch die Festungen der besagten Städte wieder in den-

denſelben Zuſtand verſetzt werden ſollen, wo ſie damals waren, doch mit der Ausnahme von Landau, deſſen Beſitz und Eigentum immer Sr kaiſerl. Majeſtät und dem Reich zugehören wird, mit dem Befugniß, beſagte Feſtung, wenn es von dem Kaiſer und Reich für gut befunden wird, niederzureiſſen.

Artikel X. Bemerkungen darüber.

Wir haben erklärt, daß wir über dieſen Artikel, ſo wie über den folgenden, keine Vollmachten haben.

Artikel XI. Entwurf.

Daß in Gemäßheit der beſagten Weſtphäliſchen Traktaten Se Allerchriſtl. Majeſtät in der beſtimmten Zeit die Feſtungen, welche ſie gegenwärtig am Rhein haben, von Baſel bis Philippsburg, namentlich: Hunningen, Neubreiſach und Fortlouis mit allen dem beſagten Fort zugehörigen Befeſtigungswerken, ſowohl dieſſeits als jenſeits des Rheins, auf ihre Unkoſten niederreiſſen laſſen, ohne daß man ſie jemals wieder herſtellen könne.

Artikel XII. Entwurf.

Daß die Stadt und Feſtung Rheinfelden mit dem, was ihr zugehört, dem Landgrafen von Heſſen-Caſſel ſo lange bleiben wird, bis er über ſeine Anſprüche auf beſagte Stadt und Feſtung zufrieden geſtellt ſeyn wird.

Artikel XII. Bemerkungen darüber.

Der Streit zwiſchen den beiden Landgrafen von Heſſen-Caſſel und Rheinfeld iſt eine Familien-

Sache, welche das Reich angeht; es ist folglich unnütz in den Präliminar Artikeln davon zu sprechen.

Artikel XII. Abschluß zur Unterzeichnung.

Daß die Stadt und Festung Rheinfeld mit dem, was ihr zugehört, dem Landgrafen von Hessen-Cassel so lange bleiben wird, bis man anderwärts darüber übereingekommen seyn wird.

Artikel XIII. Entwurf.

Da die Königin von Großbritannien und die Herrn Generalstaaten behaupten, daß die im 4. Artikel des Ryswicker Traktats eingerückte Clausel, die Religion betreffend, dem Inhalt des Westphälischen Friedens zuwiderlaufe und folglich widerrufen werden müsse, so ist für gut befunden worden, diese Sache bis auf die allgemeine Friedensunterhandlung zu versparen.

Artikel XIV. Entwurf.

Im Betreff Großbritanniens werden Se Allerchristl Majestät von jetzt an in den zu machenden Friedenstraktaten die Königin von Großbritannien in dieser Würde anerkennen.

Artikel XIV. Bemerkungen darüber.

Ueber die 3 folgenden Artikel ist man einig. Nur wird es nöthig seyn, dem, welcher die Wiederherstellung von Terre-neuve betrift, noch beizufügen, daß sie unter den Bedingungen geschehen wird, über welche man bei dem Schluß des allgemeinen Friedenstraktats übereinkommen wird.

Arti-

Artikel XV. Entwurf.

Auch werden Se Allerchriſtl. Majeſtät die Thronfolge Großbritanniens in der proteſtantiſchen Linie, wie ſie durch die großbritanniſchen Parlamentsacten feſtgeſetzt iſt, anerkennen.

Artikel XVI. Entwurf.

Der Allerchriſtl. König wird der Krone Großbritannien abtreten, was Frankreich auf der Inſel Terre-neuve beſitzt, und man wird ſowohl von Seiten der Königin von Großbritannien als von Seiten Sr Allerchriſtl. Majeſtät alle Länder, Inſeln, Feſtungen und Colonien, welche die Armeen von beiden Seiten ſeit dem gegenwärtigen Kriege behauptet haben, an welchem Ort von Indien ſie auch gelegen ſeyn mögen, wieder herausgeben.

Artikel XVII. Entwurf.

Se Allerchriſtl. Majeſtät verſprechen alle Feſtungswerke der Stadt Dünkirchen, des Hafens und der Rheeden welche davon abhängig ſeyn können, in einer Zeit von zwei Monaten, auf ihre Unkoſten, ſchleifen den Hafen aber ausfüllen und gänzlich vernichten zu laſſen, alles zur Genugthuung der Königin von Großbritannien und der Herrn Generalſtaaten der vereinigten Provinzen, ohne daß es erlaubt ſey, die Feſtungswerke wieder herzuſtellen, oder den Hafen unmittelbar oder mittelbar je wieder ſchiffbar zu machen.

Artikel XVII. Bemerkungen darüber.

Die in dieſem Artikel beſtimmte Zeit würde zur Zerſtörung ſo anſehnlicher Feſtungswerke, wie die

von

von Dünkirchen sind, nicht hinreichen. Man würde übereinkommen müssen, mit den von England und den Herrn Generalstaaten ernannten Commissarien die zur Schleifung der Festungswerke und zur Ausfüllung des Hafens nöthige Zeit in Erwägung zu ziehen, unter der Bedingung, daß man, ohne einen Augenblick zu verlieren, unmittelbar nach der Auswechslung der Ratificationen des Traktats daran arbeiten würde.

Artikel XVII. Abschluß zur Unterzeichnung.

Se Allerchristl. Majestät versprechen, alle Festungswerke von Dünkirchen, des Hafens und der Rheeden, welche davon abhängig seyn können, ohne Ausnahme, auf ihre Unkosten niederreissen zu lassen; so daß in einem Zeitraum von zwei Monaten die Hälfte der besagten Festungswerke niedergerissen und die Hälfte des Hafens ausgefüllt; und in den übrigen zwei Monaten die andere Hälfte der Festungswerke niedergerissen und die andere Hälfte des Hafens ausgefüllt wird; alles zur Genugthuung der Königin von Großbritannien und der Herrn Generalstaaten der vereinigten Provinzen, u. s. w.

Artikel XVIII. Entwurf.

In Rücksicht auf die Person, welche sich für den König von Großbritannien ausgiebt, wird man es bei der vorgeschlagenen Auswechslung beruhen lassen, zufolge welcher Er aus Frankreich weggehen und sich in irgend ein Land Europa's, welches ihm gut dünkt, zurückziehen und daselbst einer vollkommenen Sicherheit und Freiheit genießen wird, indem er von Großbritannien die Summe, welche man bewilligen wird, zu seinem Unterhalt bekömmt; im Fall ihm aber von

Sei-

Seiten Großbritanniens die Auszahlung derselben verweigert werden sollte, wird er, wie bisher, in Frankreich bleiben.

Artikel XVIII. Bemerkungen darüber.

Da die Person, welche sich für den König von Großbritannien ausgiebt, gewünscht hat, aus dem Königreich Frankreich wegzugehen und dadurch der Foderung, welche die Königin von Großbritannien und die Britannische Nation gemacht haben, zuvorgekommen ist; so u. s. w.

Artikel XVIII. Abschluß zur Unterzeichnung.

Da die Person, welche sich für den König von Großbritannien ausgiebt, aus dem Königreich Frankreich wegzugehen gewünscht hat und dadurch der Forderung, welche die Königin von Großbritannien und die britannische Nation gemacht haben, zuvorgekommen ist; so wird er sich in ein solches Land und auf eine solche Weise zurückziehen, wie es in den nächsten allgemeinen Friedenstraktaten über die Art und Weise dieses Rückzugs beschlossen werden wird.

Artikel XIX. Entwurf.

In der allgemeinen Unterhandlung der zu schließenden Traktaten wird man über einen Handelstraktat mit Großbritannien übereinzukommen suchen.

Artikel XIX. Bemerkungen darüber.

Ueber diesen Artikel sowohl als über die beiden folgenden, ist man einstimmig.

Arti-

Artikel XX. Entwurf.

In Rücksicht auf den König von Portugal stimmen Se Allerchristl. Majestät ein, daß er alle Vortheile genieße, welche durch die zwischen ihm und seinen Alliirten geschlossenen Traktate ihm zu Gunsten festgesetzt sind.

Artikel XXI. Entwurf.

Se Majestät werden den König von Preußen als solchen anerkennen und versprechen, ihn in dem Besitz des Fürstenthums Neuschatel und der Grafschaft Valengin auf keine Weise zu stören.

Artikel XXII. Entwurf.

Und was die Herrn Generalstaaten anbelangt, so werden ihnen Se Majestät in den bestimmtesten Fristen, welche man für räthlich finden wird, die Plätze Furnes und Furnemback, das Fort Kenoq mit eingeschlossen, Menin mit Saverge, Ypres mit seinen Vogteien, Lille mit seiner Vogtei, Tournai, Condé und Maubeuge, mit allen ihren Dependentien alles in dem Zustande, worin sich gedachte Plätze gegenwärtig befinden, und insbesondere mit Geschütz, Artillerie und Kriegsammunition, welche sich darin befinden, abtreten, in der Absicht, daß es mit dem übrigen Theile der spanischen Niederlande, gedachten Herrn Generalstaaten zur Barriere dienen und mit dem König Karl, dem Inhalt der besagten großen Allianz gemäß, sowohl in Hinsicht auf die Garnison, welche besagte Herrn Generalstaaten darin halten werden, als auf alle übrigen Angelegenheiten in den spanischen Niederlanden eine Uebereinkunft getroffen werden

könne, und insbesondere das Oberquartier Geldern als vollkommnes Eigentum und mit unumschränkter Gewalt erhalten, dem 52. Artikel des Münsterischen Traktats vom Jahr 16.6 gemäß, so wie sie ihn von Zeit zu Zeit zuträglich finden werden.

Artikel XXII. Bemerkungen darüber.

Man muß erst deutlich erklären, ob es wahr sey, daß das Fort Kenoq in Furnemback mit begriffen sey.

Bey Ypren muß ausgedrückt werden: mit seiner Voigtei! und nicht: mit seinen Voigteien! Endlich muß man von der Vogtei von Lille Douay mit seinem Gebiet, und Orchies mit seinen etwanigen Dependentien unterscheiden, damit es in Zukunft über diesen Artikel keinen Streit gebe.

Artikel XXII. Abschluß zur Unterzeichnung.

Und was die Herrn Generalstaaten anlangt, so werden ihnen Se Majestät in den bestimmtesten Fristen, welche man für räthlich finden wird, die Plätze Furnes und Furnemback, das Fort Kenoq mit eingeschlossen, Menin mit Saverge, Ypren mit seiner Voigtei und seinen Dependentien, welche hinführo seyn werden: Bailleul, Warneton, Comines, Werwick, Poperingue und was von den oben angeführten Oertern abhängt, die Stadt und Voigtei Lille mit Ausnahme von Douai und seinem Gebiet, Tournai, Condé und Maubeuge mit allen ihren Dependentien, alles in dem Zustande, worin sich besagte Plätze gegenwärtig befinden, und insbesondere mit Geschütz, Artillerie und Kriegsammunition, welche sich darin befindet, abtreten, um mit dem übrigen Theile der spanischen

Nie-

daß er den tripolitanischen Franken 400 Pferde und hundert Ochsen weggetrieben.

Acht und achtzigstes Kapitel.

Verschiedene kriegerische Auftritte vom Jahr 587.

Nach einem hartnäckigen Scharmützel worin die Feinde sehr viele Menschen, die Muselmänner hingegen nur einen einzigen verlohren, machte der Sultan einen Versuch, die ersteren in einen Hinterhalt zu locken, der ihm aber dießmahl nicht gelingen wollte, weil die Franken, als ob sie sein Vorhaben merkten, ihre Stellung nicht veränderten. Doch hatte das Schicksal ihm für diesen Tag ein andres Schauspiel vorbehalten. Es wurden nehmlich 45 Franken, die bey Berytus gefangen waren, eingebracht, gegen die er sich ganz ausserordentlich leutselig bezeigte. Unter ihnen befand sich ein sehr alter Mann, der sich kaum noch fortbewegen konnte. Saladin ließ ihn durch einen Dollmetscher fragen, was ihn in seinem hohen Alter zu der Reise bewegt habe: und wie weit es bis in sein Vaterland sey. „Mein Vaterland, erwiederte er, ist so weit, daß ich viele Monate brauche, um wieder dahin zu kommen: und die Ursache meiner Wanderschaft war die Begierde das heilige Grab zu verehren." Hierüber wurde er so gerührt, daß er den alten Mann beschenkte, ihn auf ein Pferd setzen, und ins feindliche Lager bringen ließ. Bey der Gelegenheit wollten die kleinen Prinzen des Sultans die Erlaubniß haben, einen Gefangenen umbringen zu dürfen: und ich mußte ihre Bitten beym Vater anbringen. Er schlug es aber gänzlich ab, damit sie nicht von ihrer frühen Kind-

heit

Niederlande den besagten Herrn Generalstaaten zu einer Barriere zu dienen, welche mit oberwähntem König Karl sowohl in Hinsicht auf die Besatzung, welche besagte Herrn Generalstaaten darin halten werden, als auf alle übrigen Angelegenheiten in den spanischen Niederlanden, dem Inhalt der großen Allianz gemäß eine Uebereinkunft treffen können, und insbesondere um das Oberquartier Geldern als vollkommnes Eigenthum und mit unumschränkter Gewalt zu bekommen, in Gemäßheit des 52. Art. des Munsterischen Traktats vom Jahr 1649, so wie sie ihn von Zeit zu Zeit zuträglich finden werden, mit der Bedingung, daß, wenn sich zu Tournai ein Hauptmagazin befindet, man über die Quantität und Qualität der im besagten Platze zurückzulassenden Artillerie und Munition eine Uebereinkunft treffen wird.

Artikel XXIII. Entwurf.

Auch werden Se Allerchristl. Majestät alle Städte, Forts und Plätze, welche sie in den spanischen Niederlanden erobert haben, in ihrem gegenwärtigen Zustand mit Geschütz, Artillerie und Kriegsammunition zurückgeben und binnen einer Zeit, welche bestimmt werden wird, räumen, alles unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die katholische Religion in allen besagten zurückgegebenen Plätzen und den davon abhängigen Oertern, so wie sie eingeführt ist, geschützt werden solle, außer daß die Staatsgarnisonen sowohl in den zur Verstärkung der Barriere abgetretenen als in den zurückgegebenen Plätzen der spanischen Niederlande ihre eigene Religion werden ausüben können.

Arti-

Artikel XXIII. Bemerkungen darüber.

Es sind in diesen Plätzen Commandanten und Truppen des Königs von Spanien; der Kurfürst von Baiern hat das Hauptcommando darüber, und der König kann, da er sie nicht in seiner Gewalt hat, sich nur verbindlich machen, die Besatzungen, welche aus seinen eigenen Truppen bestehen, und die Officiere, welche dieselbe commandiren, zurückzuziehen.

Artikel XXIII. Abschluß zur Unterzeichnung.

Auch werden Se Allerchristl. Majestät alle Städte, Forts und Plätze, welche sie in den spanischen Niederlanden erobert haben, in dem Zustande, worin sie sich jetzt befinden, mit ihrem Geschütz, Artillerie und Kriegsammunition zurück geben, mit dem Beding, daß wenn seit dem Einzuge der Truppen des Königs in Namur irgend in der Stadt oder der Burg Magazine oder Artillerie und Munitionsvorräthe angelegt worden sind, außer dem, was zu ihrer Vertheidigung gehört, sie durch die Officiere Sr Allerchristl. Majestät in Verbindung mit denen der Generalstaaten, zur Zeit der Räumung abgeführt werden sollen; welche Räumung aber deshalb nicht verspätet werden kann, sondern in der dazu zu bestimmenden Zeit vor sich gehen wird; alles unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die katholische Religion in allen genannten zurückgegebenen Plätzen und davon abhängigen Oertern auf dieselbe Weise, wie sie eingeführt ist, geschützt werden solle, außer daß die Garnisonen sowohl in den zur Verstärkung der Barriere abgetretenen, als in den zurückgegebenen Plätzen ihre eigene Religion werden ausüben können.

Artikel XXIV. Entwurf.

Und damit dieſe Uebereinkunft ihre vollkommene Vollſtreckung erreichen könne; ſo verſprechen Se Allerchriſtl. Majeſtät von jetzt an weder Geſchütz, noch Artillerie, noch Kriegsammunitionen aus Städten und Feſtungen, welche Kraft dieſer Artikel zurückgegeben und abgetreten werden ſollen, ausführen zu laſſen.

Artikel XXIV. Bemerkungen darüber.

Se Majeſtät haben in die ſpaniſchen und in ihre eigenen Plätze mehr Artillerie und mehr Munition, zu ihrer Vertheidigung, legen laſſen, als gewöhnlich darinnen ſind; es wird daher nicht billig ſeyn, daß Se Majeſtät verbunden ſeyn ſollen, dieſelbe Menge gegenwärtig darinn zu laſſen und ſie mit den Plätzen zu übergeben.

Artikel XXIV. Abſchluß zur Unterzeichnung.

Und damit dieſe Uebereinkunft ihre vollkommene Vollſtreckung erreichen könne; ſo verſprechen Se Allerchriſtl. Majeſtät von jetzt an weder Geſchütz, noch Artillerie, noch Kriegsammunitionen aus Städten und Feſtungen, welche Kraft dieſer Artikel zurückgegeben und abgetreten werden ſollen, ausführen zu laſſen.

Artikel XXV. Entwurf.

Se Majeſtät werden den Generalſtaaten in Betreff ihres Handels alles bewilligen, was im Ryswycker Traktat ausbedungen iſt, den Tariff von 1664, die

die Unterdrückung der Tariffs, welche seither gemacht worden sind, die Wiederrufung aller neuern, dem genannten Tariff von 1664 zuwider laufenden Edikte, Erklärungen und Verbote auch die Annullirung des Tariffs, welches den 29 Mai 1699 zwischen Frankreich und den Generalstaaten gemacht worden ist, dergestalt daß in Hinsicht auf sie nur der Tariff von 1664, und zugleich die Ausnahme von 50 Sols für die Last auf die holländischen Schiffe, welche in die Häfen Frankreichs Handlung treiben, statt finden wird.

Artikel XXV. Bemerkungen darüber.

Man wird schickliche Auswege in Vorschlag bringen, um die Schwierigkeiten, welche den Handel zwischen den Franzosen und Holländern stören können, einstimmig zu heben und bei dem Friedensschluß wird man in Güte darüber übereinkommen.

Artikel XXV. Abschluß zur Unterzeichnung.

Se Majestät werden den Generalstaaten in Betreff ihres Handels alles bewilligen, was im Ryswycker Traktat ausbedungen ist, den Tariff von 1664, die Unterdrückung der Tariffs, welche seither gemacht worden sind, die Wiederrufung aller neuern, dem genannten Tariff von 1664 zuwider laufenden Edikte, Erklärungen und Verbote auch die Annullirung des Tariffs, welches den 29. Mai 1699 zwischen Frankreich und den Generalstaaten gemacht worden ist, dergestalt daß in Hinsicht auf sie nur der Tariff von 1664, und zugleich die Ausnahme von 50 Sols für die Last auf die holländischen Schiffe, welche in die Häfen Frankreichs Handlung treiben, statt finden wird.

Artikel XXVI. Entwurf.

Se Maj. werden bei der Unterzeichnung der Friedenstraktaten die 9te Kurwürde, welche zu Gunsten des Kurfürsten v. Hannover errichtet worden ist, anerkennen.

Artikel. XXVI. Bemerkungen darüber.

Der König willigt sowohl in diesen als in den folgenden Artikel.

Artikel XXVI. Abschluß zur Unterzeichnung.

Se Maj. werden bei der Unterzeichnung der Friedenstraktaten die 9te Kurwürde, welche zu Gunsten des Kurfürsten v. Hannover errichtet worden ist, anerkennen.

Artikel XXVII. Entwurf.

Der Herzog von Savoyen wird in dem Besitz des Herzogthums Savoyen, der Grafschaft Nice und aller Oerter und Länder, welche ihm wirklich zugehören und während des Verlaufs des gegenwärtigen Kriegs durch die Waffen Sr Majestät erobert worden sind, ohne irgend einen Vorbehalt wieder eingesetzt werden, indem man überdieß einwilligt, daß Se königl. Hoheit alle Länder, Staaten und Plätze genießen, welche ihnen von dem Kaiser und seinen Alliirten abgetreten worden sind.

Artikel XXVIII. Entwurf.

Der König wird dem Herzog von Savoyen den Eigenthumsbesitz und die Oberherrschaft der Städte Exilles, Fenestrelles und Chaumont, welche gegenwärtig durch die Waffen Sr königl. Hoheit in Besitz genommen worden sind, so wie das Thal Pragelas mit allem, was diesseits der Genfer, und anderer Gebürge liegt, abtreten, so daß hinführo die genannten Berge zwischen Frankreich und dem Fürstenthum Piemont zur Barriere und zur Gränze dienen.

Arti-

Artikel XXVIII. Bemerkungen darüber.

Diese Bedingung ist den ausdrücklichen Ordres, welche uns der König gegeben hat, durchaus zuwider.

Artikel XXIX. Entwurf.

Was die ehemaligen Kurfürsten von Köln und Baiern betrifft, so werden ihre Foderungen und Ansprüche Sr kaiserl. Majestät und dem Reich überlassen werden, damit man bei den Friedenstraktaten darüber sprechen könne, und die Verordnungen und Decrete Sr kaiserl. Majestät und des Reichs, welche während dieses Kriegs gemacht und erlassen worden sind, werden sowohl in Rücksicht auf Se kurfürstl. Hoheit von der Pfalz, welche in dem Besitz der Oberpfalz, der Grafschaft Cham und in dem Range und der Würde, gerade so wie sie von Sr kaiserl. Majestät eingesetzt worden sind, bleiben werden, als auch in Ansehung dessen, was zu Gunsten der Reichsstadt Donauwerth verfügt worden ist, so wie andere Verfügungen dieser Art geschützt werden; und was die Besetzungen anlangt, welche sich von Seiten der Herrn Generalstaaten in der Stadt Huy, der Citadelle von Lüttich und der Stadt Bonn befinden oder nachher befinden werden, so werden sie darin bleiben, bis man anderweitig mit Sr kaiserl. Majestät und dem Reich darüber übereingekommen ist.

Artikel XXIX. Bemerkungen darüber.

Diesen Artikel genehmigen, würde eben so viel seyn, als die Kurfürsten von Köln und Baiern dem Urtheil ihrer Gegner unterwerfen. Der Verfügung desselben zufolge würde von ihrem Interesse

erst dann gesprochen werden, wenn der König nicht mehr im Stande seyn würde, sie zu unterstützen, da Se Majestät dem Traktat gemäß die von ihnen gefoderten Plätze geräumt oder niedergerissen haben würden.

Es ist daher nöthig, daß für die Wiedereinsetzung der beiden Kurfürsten eine Versicherung gegeben wird, da man ja die Bestätigung dessen, was zu Gunsten des Kurfürsten von der Pfalz und der Stadt Donauwerth geschehen ist, mit in die Präliminar Artikel einschließen kann, und da man ausbedingen will, daß die Herrn Generalstaaten in den Plätzen des Bisthums Lüttich und des Kurfürstenthums Köln das Besatzungsrecht haben werden.

Artikel XXIX. Abschluß zur Unterzeichnung.

Was die ehemaligen Kurfürsten von Köln und Baiern anbetrifft, so werden ihre Foderungen und Ansprüche auf die Unterhandlung der Friedenstraktaten verschoben werden und die Verordnungen und Dekrete Sr kaiserl. Majestät und des Reichs u. s. w.

Artikel XXX. Entwurf.

Und um alle Zweifel über die Vollziehung der besagten Artikel zu heben und die Vollstreckung derselben, von welcher die Herstellung der allgemeinen Ruhe, des wechselseitigen Zutrauens und der Freundschaft abhängt, zu befördern — —

Artikel XXXI. Entwurf.

Verspricht man, daß der Kaiser, die Königin von Großbritannien und die Herrn Generalstaaten sich

ſich mit dem, was ihnen oben gegenſeitig bewilligt worden iſt, begnügen und in der allgemeinen Friedensunterhandlung keine andern als diejenigen Bedingungen fodern werden, welche ſie in einem beſondern Verzeichniß oder Liſte abfaſſen werden.

Artikel XXXI. Bemerkungen darüber.

Zur Sicherheit der gegenwärtigen Artikel iſt es nöthig auszubedingen, daß die genannten Fürſten ſich mit den Ländern, Plätzen und Territorien, welche ihnen durch beſagte Artikel wechſelſeitig zugeſtanden worden ſind, begnügen, daß ſie in der allgemeinen Friedensunterhandlung keine andern Bedingungen in dieſer Hinſicht fodern, daß ſie nur diejenigen Punkte abhandeln, über welche ein beſonderer Entwurf und eine Liſte gemacht worden ſeyn wird, und ſich begnügen wollen ſie auf eine ſolche Weiſe zu unterſtützen, bey welcher die Unterſuchung der beſagten Punkte, in keinem Fall die Amneſtie aufheben könne.

Artikel XXXI. Abſchluß zur Unterzeichnung.

Man verſpricht, daß die weitern Foderungen, welche der Kaiſer, die Königin von Großbritannien und die Generalſtaaten ſowohl als der Allerchriſtl. König in der allgemeinen Friedensunterhandlung werden machen können, die Amneſtie, von welcher nachher geſprochen werden wird, nicht werden unterbrechen können.

Artikel XXXII. Entwurf.

Was das Reich, die 4 verbündeten Kreiſe, den König von Preußen, den Herzog von Savoyen und

andere Alliirte, so wie auch den Herzog von Lothringen betrifft, so wird ihnen, außer dem, was ihnen oben zugestanden worden ist, frei stehen, in der besagten allgemeinen Versammlung solche Foderungen zu machen, wie sie sie zuträglich finden werden.

Artikel XXXII. Bemerkungen darüber.

Es ist auch nöthig, in diesem Artikel ausdrücklich zu erwähnen, daß die genannten Mächte für ihre Alliirte außer dem, was in gegenwärtigen Artikeln beschlossen ist, keine andere Plätze, noch eine größere Erweiterung ihrer Länder fodern, und daß sie wegen der Foderungen, welche ihre Alliirte bei der allgemeinen Friedensunterhandlung machen könnten, in keinem Fall die Waffen ergreifen werden. Der Herzog von Lothringen, welcher nicht in den Krieg verwickelt ist, darf wenigstens nicht allein genannt werden; es wird hinreichend seyn, wenn er in der allgemeinen Aufzählung mit eingeschlossen wird, in welcher jede kriegführende Parthei bei dem Friedensschluß die Fürsten, welche sie daran Theil nehmen zu lassen wünscht, anführen wird.

Artikel XXXII. Abschluß zur Unterzeichnung.

Was das Reich, die verbündeten Kreise, den König von Portugal, den König von Preußen den Herzog von Lothringen und andere Alliirte betrifft; so wird ihnen u. s. w.

Artikel XXXIII. Entwurf.

Die allgemeine Friedensunterhandlung wird, wo möglich, in einer Zeit von 2 Monaten beendigt werden, wie oben gesagt ist.

Arti-

Artikel XXXIII. Bemerkungen darüber.

Man giebt zu, daß die allgemeine Unterhandlung nicht zu schnell beendigt werden könne.

Artikel XXXIII. Abschluß zur Unterzeichnung.

Die allgemeine Friedensunterhandlung wird, wo möglich, in einer Zeit von 2 Monaten beendigt werden, wie oben gesagt ist.

Artikel XXXIV. Entwurf.

Und damit die besagte Unterhandlung desto eher in besagten 2 Monaten zu Stande kommen und auf die Vollziehung der besagten Artikel der Friede unmittelbar folgen könne, so ist beschlossen worden, daß zwischen allen hohen Partheien, welche an dem Krieg Theil nehmen, ein Waffenstillstand seyn soll, welcher überall sobald seinen Anfang nehmen wird, als der Schluß der besagten Artikel zur Kenntniß der besagten kriegführenden Partheien gelangen kann.

Artikel XXXIV. Bemerkungen darüber.

Der Verfügung dieser Artikel zu Folge würde der König, nachdem er eine große Anzahl sehr beträchtlicher Plätze überliefert oder niedergerissen haben würde, der Gefahr ausgesetzt seyn, den Krieg wieder anfangen zu sehen. Denn es ist gesagt, daß wenn die spanische Monarchie dem Erzherzog zurückgegeben oder abgetreten worden sey, so wie es in gegenwärtigen Artikeln ausbedungen ist, der Waffenstillstand bis zum Schluß und der Ratification der zu machenden Friedenstraktaten dauern werde. Es ist folglich gewiß, daß, wenn der König von Spanien die Trak-

heit an, sich an Blutvergießen gewöhnen, und in Jahren, wo sie noch keinen Unterschied zwischen Gläubigen und Ungläubigen machen können, mit Menschenleben spielen lernen möchten.

Neun und achtzigstes Kapitel.

Ankunft der Muhammedanischen Truppen, und des Königs von Frankreich.

Mit dem wiederkehrenden Frühling fanden sich auch wieder neue Verstärkungen bey unsrer Armee ein. Die feindlichen Truppen hatten schon lange mit unsern Vorposten, und bey jeder andern Gelegenheit von dem Könige von Frankreich, auf den sie warteten, in einem hohen Tone gesprochen. Dieser König stand seiner Tapferkeit und seines hohen Ansehens wegen bey ihnen in so großen Ehren, daß man ihm schon im Voraus den Oberbefehl über das ganze Heer zugedacht hatte. Endlich kam er — dieß Schrecken aller Muselmänner, den 23sten des ersten Rabia, mit — — — sechs Schiffen an, die seine gesamte Macht, nebst Pferden und allem Zubehör in sich faßten.

Neunzigstes Kapitel.

Ein sonderbarer Zufall von froher Vorbedeutung.

Er hatte aus seinem Königreich einen überaus großen, weissen, in seiner Art ganz sonderbaren Falken mitgebracht, der ihm hier wegflog, sich auf die Mauer von Ptolemais niederließ, und daselbst ergriffen ward. Die Franken boten dem Sultan tausend Goldstücke dafür, er wollte ihn aber nicht zurückgeben.

Der andre, welcher nach dem Könige ankam, war der berühmte Graf Forond.

Um

faten nicht unterschreibt und gegen alle Wahrscheinlichkeit den Krieg auszuhalten vermag, der König seine Plätze, ohne Frieden oder Waffenstillstand zu haben, zurückgegeben oder zerstört haben wird, und da die Grenzen ihres Königreichs durchgängig geöffnet sind, der Krieg zum gänzlichen Nachtheil für Se Majestät wieder beginnen wird. Man muß daher dahin übereinkommen, daß die bloße Unterzeichnung dieser Artikel nicht hinreiche, um die Vollziehung derselben zu sichern, sondern daß die Ratificationen aller Partheien nöthig seyn und nur dann, wenn diese zu den festgesetzten Fristen ausgewechselt sind, die Plätze geräumt oder geschleift werden sollen.

Artikel XXXV. Entwurf.

Zum Beweis seines Wunsches und seiner Neigung, diesem blutigen Kriege von jetzt an ein Ende zu machen, verspricht der Allerchristl. König, sogleich nach dem Abschluß und der Ratification der besagten Artikel, in den Niederlanden die Städte Namur, Mons und Charleroi, vor dem nächsten 15. Juni: Luxemburg, Condé, Tournai und Maubeuge, 15 Tage nachher; und vor dem 15. Juli die Städte Nieuport, Furnes, das Fort Kenor und Ypres, so wie auch die Stadt und Citadelle Strasburg mit dem Fort Kehl, wie oben gemeldet ist, zu räumen und vor Verlauf dieser 2 Monate die Festungswerke und den Hafen von Dunkerque, wie oben beschlossen worden ist, niederreissen und ausfüllen zu lassen.

Artikel XXXV. Abschluß zur Unterzeichnung.

Zum Beweis seines Wunsches und seiner Neigung, diesem blutigen Kriege von jetzt an ein Ende

zu

Artikel XXXVIII. Entwurf.

Alles dieses wird zur Basis und zur Grundlage dienen bei den zu machenden Friedenstraktaten, deren Vollziehung in der weitläuftigsten Form, welche man bei Friedenstraktaten zu machen gewohnt ist, sowohl in Rücksicht auf die Abtretungen, Erbfolgen, Entsagungen, Dependentien und Zubehöre, die Abführung des Geschützes, der Artillerie und Kriegsammunitionen, Galeeren, und der gesammten Ruderknechte, ohne Unkosten und Aufwand, u. s. w. vor sich gehen wird.

Artikel XXXIX. Entwurf.

Die Ratificationen der obigen PräliminarArtikel werden von Seiten des Allerchristl. Königs, der Königin von Großbritannien und der Herrn Generalstaaten vor dem nächsten 15. Juni, von Seiten des Kaisers den 1. Juli und von Seiten Spaniens sobald als möglich, ausgefertigt und ausgewechselt werden; und sogleich nach der Auslieferung der Ratificationen der Königin von Großbritannien und der Herrn Generalstaaten wird man zur Vollziehung dessen schreiten, was sowohl wegen Räumung der Plätze, welche Se Allerchristl. Majestät an die Niederlande übergeben und abtreten sollen, als auch über die Zerstörung der Stadt Dünkirchen und die Ausfüllung des Hafens ausbedungen, und überhaupt wegen alles dessen, was den besagten Mächten bewilligt wird. Dieselbe Vollziehung wird in den Punkten, welche zu Gunsten des Kaisers und des Königs Karl III. ausbedungen werden, nach der Ratification Se kaiserl. Majestät statt finden; und in Hinsicht auf das Reich, wird man die auf dasselbe Bezug habende Bedingun-

gungen vollziehen, sobald die Ratificationen des besagten Reichs gewechselt seyn werden. Die Artikel, welche die übrigen Alliirten betreffen, werden dann vollzogen werden, wenn sie die besagten Artikel bewilligt, unterzeichnet und ratificirt haben.

Artikel XL. Entwurf.

Und um die Abschließung der allgemeinen Friedenstraktaten zu beschleunigen, ist man übereingekommen, daß den nächsten 25. Juny der Congreß hier im Haag seinen Anfang nehmen und alle Könige, Fürsten und Stände, Alliirte und andere, eingeladen werden sollen, ihre Bevollmächtigte hieher zu schicken. Und um allen Schwierigkeiten und Hindernissen über das Ceremoniell zuvor zu kommen und den Schluß des allgemeinen Friedens desto mehr zu beschleunigen, werden diejenige von den Ministern, welche den Karakter eines Bottschafters haben, es erst am Tage der Unterzeichnung der besagten Friedenstraktat n erklären.

So geschehen, beschlossen und unterzeichnet von den Bevollmächtigten Sr. kaiserl. Majestät, Ihro Majestät der Königin von Großbritannien und der Herrn Generalstaaten der vereinigten Provinzen, mit den Bevollmächtigten Sr Allerchristl. Majestät.

Der König sah vollkommen ein, daß ihm seine Feinde unter dem Namen Friedensartikel nichts vorschlugen, als unzuläßige Bedingungen eines verfänglichen Waffenstillstands von 2 Monaten, welchen sie benutzen würden, um sich in den Besitz der wichtigsten Pläze auf der flandrischen Grenze zu sezen, in der Ueberzeugung, sie würden Herr davon bleiben, weil

es

es unmöglich seyn würde, den Definitiv-Friedenstraktat binnen der zur Vollziehung anberaumten Zeit zu vollstrecken. Daher waren Se Majestät über den einzigen Weg, welchen sie nicht allein wegen ihres Ruhms, sondern auch wegen der Wohlfarth ihres Reichs zu wählen hatten, nicht im Zweifel. Dennoch aber schoben sie es noch auf, ihre Absichten wissen zu lassen und dem Präsidenten Rouillé ihre letzten Ordres zu schicken, bis Torcy nach seiner Rückkehr ihnen von mehrern Umständen, welche er vielleicht in seinen Schreiben ausgelassen haben konnte, Bericht abgestattet haben würde.

Zu Mercy sprach Torcy den Kurfürsten von Baiern, welcher über den Ausgang der Conferenzen im Haag sehr unruhig war. Er brachte diesen Fürsten von der leeren Hoffnung, mit welcher er sich schmeichelte, von den Holländern unterstützt zu werden, ab und benahm ihm die Furcht, daß ihn etwa der König endlich verlassen möchte. Auch verhehlte er ihm nicht, daß die Zahl seiner Feinde im Reich groß und mächtig sey.

Er setzte dann seinen Weg nach Douai fort, wo der Marschall von Villars die Armee versammelte. Um seine Unternehmung glücklich auszuführen, wurde erfodert, daß er von der Lage einer Negociation, deren Ungewißheit bis jetzt die Eröffnung des Feldzugs aufgehalten hatte, unterrichtet würde. Es war eben der erste Juni. Erstaunt über die Foderungen der Feinde, überzeugt, daß der König ihre Propositionen nicht genehmigen würde und voll Vertrauen auf die Stärke und den guten Willen der Truppen, bat er ihn, Se Majestät davon zu versichern. In Rücksicht auf den Unterhalt der Armee sagte er: „Auf den jetzt angehenden Monat habe ich Getreide; und giebt es

keins

keines mehr, ſo muß man hoffen, die Vorſehung werde uns Mittel zum Unterhalt finden laſſen."

Der König rief, von den Abſichten ſeiner Feinde vollkommen unterrichtet, den Präſidenten Rouillé zurück. Auch Torcy ſollte dem Verſprechen, welches er dem Prinzen Eugen gegeben hatte, Genüge leiſten und ihm der übernommenen Verbindlichkeit gemäß nach Brüſſel ſchreiben, um ihn vor dem 4. dieſes Monats zu benachrichtigen, daß der König den Entſchluß gefaßt habe, den Plan des Penſionnair zu verwerfen.

Die Depeſche des Königs an den Präſidenten Rouillé enthält ſeine gerechten Bewegungsgründe zu dieſem entſcheidenden Entſchluß.

Depeſche des Königs an den Herrn Präſidenten Rouillé.

den 2. Juni 1709.

Mein Herr Präſident Rouillé!

Ich habe, ehe ich über die ſogenannten Präliminarien, welche in dem von dem Penſionnair von Holland und den Miniſtern der Alliirten dieſer Republik einſtimmig gemachten Entwurf enthalten ſind, meinen letzten Entſchluß faßte, erſt den Bericht hören wollen, welchen mir Torcy von ſeiner Reiſe nach dem Haag abſtatten ſollte.

Die Hartnäckigkeit, mit welcher ſie auf dergleichen Foderungen beſtehen, ſcheint den Verſicherungen, welche ſie Ihnen gegeben haben, daß ſie aufrichtig an der Widerherſtellung der öffentlichen Ruhe zu arbeiten wünſchten, ganz zu widerſprechen. Ich konnte glauben,

ben, daß, wenn sie dieselbe aufrichtig zu befördern wünschten, sie endlich in ihren dringenden Foderungen, vermöge welcher sie die Zerstörung aller von mir errichteten Festungen in Elsaß zu erlangen suchen, nachgeben und sich über das Interesse der Kurfürsten von Cöln und Baiern, derer in diesen Artikeln ohnehin erwähnt wird, um die zu ihrem Nachtheil gemachten oder noch zu machenden Verfügungen zu bestätigen, eine Unterhandlung gefallen lassen würden. Allein ich sehe, daß die Republik Holland und ihre Alliirten, wenn es auf gegenseitige Verbindlichkeiten ankömmt, sich dieser nöthigen Gleichförmigkeit nicht nur nicht nähern, sondern sich in dem Hauptartikel des vorgeschlagenen Traktats nur noch mehr davon entfernen. Denn gegen so viele Plätze, welche ich ihrer Foderung zufolge unmittelbar nach der Auswechslung der Ratificationen dieser Präliminar-Artikel abtreten soll, versprechen sie einzig und allein einen zwei monatlichen Waffenstillstand, mit dem Vorsatz, wenn ich es alsdann bei dem Könige von Spanien nicht dahin bringen kann, daß er dem Thron entsagt, welche Bedingung sie zur Sicherstellung der gänzlichen Vollziehung des Friedens für durchaus nöthig halten, den Krieg wieder anzufangen.

Gesetzt, ich könnte über die beiden ersten Punkte nachgeben, so würde ich es doch nur thun in Hinsicht auf meine Völker und in der einzigen Absicht, ihnen Ruhe zu verschaffen, da sie dieselbe nach einem vieljährigen und druckenden Kriege zu wünschen Ursach haben. Von diesem Ziele aber würde ich mich, wenn ich den im Haag ausgefertigten Entwurf annähme, weit entfernen; denn dadurch, daß ich meine Plätze abträte oder niederrisse, ehe meine Feinde irgend eine wesentliche Verbindlichkeit gegen mich übernommen hät-

hätten, würde ich ihnen neue Vortheile einräumen, um den Krieg deſto bequemlicher gegen mich zu führen; mir hingegen die Mittel, ihren Angriffen zu widerſtehen, freiwillig entreiſſen. Alſo würden meine Unterthanen dadurch nur um ſo mehr neuen Angriffen ausgeſetzt und folglich weit unglücklicher ſeyn; denn für die Einwilligung des Königs, meines Enkels, Bürgſchaft zu leiſten, wenn es um die Entſagung einer Krone zu thun iſt, iſt mir unmöglich. Eben ſo wenig kann ich mich zu einer Verbindung mit meinen Feinden anheiſchig machen, um gegen eine Nation zu ziehen, die ſich gegen mich keines andern Vergehens ſchuldig machte, als daß ſie ihrem rechtmäßigen Könige treu blieb. Dem Anſcheine nach aber werden, wenn ich ihn im Stiche laſſe, auch die, welche ihm zugethan ſind, den Umſtänden nachgeben und der Krieg in Spanien wird ſich dann, wenn ich meine Truppen zurückgezogen habe, bald endigen. Dies iſt aber auch die einzige Verbindlichkeit, welche man von mir verlangen kann, und ich glaube alles zu thun, wenn ich ſie verſpreche. Können Sie nun den Traktat unter dieſer Bedingung noch ſchließen, ſo werde ich ſie treulich vollziehen; wollen aber meine Feinde durchaus Bedingungen erpreſſen, welche ich, wenn ich mich auch ſie zu verſprechen entſchließen könnte, doch nicht zu halten im Stande wäre; ſo wird das Publikum leicht abnehmen, daß ſie, im Vertrauen auf die Stärke ihrer Waffen, keinen Frieden wollen, und ihre einzige Abſicht dahin geht, neue Unternehmungen zu wagen. Doch dieſe kann Gott für ſie eben ſo unglücklich ablaufen laſſen, als ihnen die vorhergehenden günſtig geweſen ſind.

Es würde indeß nicht der Klugheit gemäß ſeyn, einen gewiſſen Verluſt, ſo wie ich ihn unfehlbar leiden würde, wenn ich die verlangten Plätze abträte,

oder niederreissen ließe, blos deshalb zu bewilligen, um auf 2 Monate eine scheinbare Ruhe zu erkaufen und in der einzigen Absicht, um auf eine so kurze Zeit den ungewissen Unglücksfällen auszuweichen, welche meine Feinde mir vorspiegeln wollen. Ich sehe voraus, daß die Wiederholung der guten Gründe, welche Sie gebraucht haben, sie im letzten Augenblick vor der Eröffnung des Feldzugs, von dem sie sich die größten Vortheile versprechen, nicht überzeugen werde; aber doch geht meine Absicht dahin, daß Sie sogleich nach Empfang meines Briefs den Pensionnair von Holland von dem, was ich Ihnen schreibe, unterrichten. Sie können ihm sogar, wenn Sie es für nöthig halten, den Brief zeigen; und im Fall Sie keine Aenderung erwarten, werden Sie vom Haag abreisen, und ihm vorher, wie Sie schon gethan haben, erklären, daß ich alle Anerbietungen, welche von meiner Seite, sey es nun den Generalstaaten der vereinigten Provinzen, oder ihren Alliirten, gethan worden sind, widerrufe, und in Zukunft für null und nichtig achte, weil sie nicht, wie ich beabsichtigte, einen festen und dauerhaften, dem allgemeinen Wohl der Christenheit so nöthigen Frieden herzustellen vermögen.

Auf gleiche Weise werden Sie mit dem Herzog von Marlborough sprechen, wenn er noch im Haag ist. Uebrigens bitte ich Gott u. s. w."

Der Präsident Rouillé vollzog die Ordres des Königs pünktlich und reiste, nachdem er die Anerbietungen, welche vom König zur Erleichterung des Friedensschlusses gethan worden waren, für null und nichtig erklärt hatte, vom Haag ab.

In Frankreich wurde der Friede so sehnlich gewünscht, daß einige durch hohes Verdienst, durch große Thaten und erhabene Aemter ausgezeichnete Män-

Männer die Verweigerung der Unterschrift, ohne die Präliminarien selbst gesehen zu haben, mißbilligten. Ihr Urtheil gründete sich einzig darauf, daß der Friede für das Reich aufferordentlich nöthig sey.

Diese Betrachtung hatte auch auf den Präsidenten Rouillé so stark gewirkt, daß er sich, als der Pensionnair den Entwurf der Präliminarien überlieferte, zur Unterzeichnung derselben geneigt zeigte. „Sie wissen, sagte er zu Torcy, wie die Lage der Dinge war, als Sie nach Holland kamen. Ihre Reise ist ein Beweis davon. Reisen Sie nun ab, ohne den Frieden mag er auch noch so drückend seyn, zu schließen, so können Sie ganz sicher auf die Muthlosigkeit der ganzen Nation rechnen!“

Glücklicher Weise war Torcy besserer Hoffnung; doch nahm er sich nach seiner Rückkehr die Freiheit, dem Könige den Vorschlag zu thun, durch die Bekanntmachung der fast unglaublichen Erleichterungen welche er dem Frieden umsonst verschafft hatte, und des hartnäckigen Widerstands seiner Feinde den Muth seiner treuen Unterthanen wieder zu beleben und ihnen von seiner gnädigen Gesinnung gegen sie einen Beweis zu geben.

Das Schreiben, welches er zu dem Ende an die Statthalter der Provinzen seines Reichs ergehen ließ, gab dem Publikum zu erkennen, daß er nichts unterlassen hatte, um seinen Völkern, für deren Vater er sich ansahe, und die ihm nicht weniger theuer waren, als seine eigene Kinder, den Frieden zu verschaffen.

Auch die Verfertiger der Präliminarien hielten es ihrem gemeinschaftlichen Interesse gemäß, sie nicht nur öffentlich bekannt zu machen, sondern sie auch als einen Vertrag, welchen die vereinigten Mächte unter

Um diese Zeit erhielten wir Briefe aus Laodicea, worinn uns eine glückliche Unternehmung der zu uns herübergetretenen Franken benachrichtiget ward. Sie hatten nemlich an einem hohen Festtage auf Cypern gelandet, und sich in eine am Meer gelegene Kirche begeben, wo eben sehr viele Menschen zugegen waren. Hier warteten sie erst den Gottesdienst ab, fielen nach Endigung desselben über die Versammlung her, schleppten sie, selbst den Priester nicht ausgenommen, in die Schiffe, und brachten ihre Beute glücklich in Laodicea ein. Unter den Gefangenen befanden sich 27 Weiber. Die übrigen erbeuteten Reichthümer betrugen so viel, daß bey der Theilung auf jeden Mann 4000 Drachmen Silber kamen.

Ein und neunzigstes Kapitel.

Nachricht vom Könige von England.

Jetzt komme ich auf den König von England, einen ungemein tapfern muthigen Fürsten, der schon viele Lorbeern auf dem Schlachtfelde gebrochen, und im Kriege von unerschütterlicher Standhaftigkeit war. Als König von England stand er zwar im Range dem französischen nach, war aber weit reicher und berühmter als dieser. Auf seinem Zuge fiel er die Insel Cypern an, und rief, als er dort hartnäckigen Widerstand fand, den König Guido nebst seinem Bruder Gottfried und 160 Rittern von Ptolemais dahin ab. Unterdeß begegnete seiner Flotte das Unglück, daß ihr sechs Schiffe von den Unsrigen weggenommen wurden.

Den vierten des andern Sjumad thaten die Belagerer neue Angriffe auf die Stadt, in der jetzt alles voll Schrecken und Bestürzung war. Der Sultan sah sich daher genöthigt den Feind in seinem Lager zu be-

einander wechselseitig erneuerten, zu unterzeichnen. Sie machten sich dadurch verbindlich, den Krieg so lange fortzusetzen, bis Frankreich zur Unterzeichnung der Bedingungen, welche sie sich ihm vorzuschreiben anmaßten, mit Gewalt gezwungen würde.

Der Prinz Eugen sahe recht gut ein, daß Frankreich immer ungebunden bleiben würde, während seine Feinde die Bande ihrer Allianz wieder knüpften und auf alle Mittel, sich durch einen billigen Frieden von den Beschwerden eines höchst lästigen Kriegs zu befreien, Verzicht thaten. Er äußerte dies gegen den Herzog von Marlborough.

Beinahe ähnlichen Vorwürfen sahe sich der Pensionnair von einigen seiner Landsleute ausgesetzt.

Auch in England beklagte man sich, wie in Holland, über die Minister, welche eine so wenig gehoffte Gelegenheit, den Frieden unter Bedingungen zu schließen, durch welche diese Mächte beide zufrieden gestellt wurden, entschlüpfen ließen, und die persönlichen Feinde Marlboroughs wußten seine Willfährigkeit, das Interesse des Kaisers dem Wohl seines Vaterlands vorzuziehen, zu seinem Nachtheil zu benutzen.

Der Kaiser war mit dem Verfahren seiner Alliirten nicht weniger unzufrieden. Nach seiner Meinung hatten sie ihre Aufmerksamkeit zu wenig auf die Sicherheit der Barriere für das Reich gerichtet.

Das Interesse des Herzogs von Lothringen war zu sehr vernachläßigt worden; endlich waren auch die kaiserl. Minister im Haag gewissermaßen mit Gewalt gezwungen worden, in die Unterzeichnung der Präliminarien zu willigen, deren Genehmigung die französischen Minister verweigerten; woraus man zu Wien schloß, daß der Vertrag für beide Theile keine verbindliche Kraft habe.

Gott

Gott weiß, wie oft sich die Klugen der Erde vergebliche Gedanken machen. Er allein hatte Philipp V. auf den spanischen Thron gesetzt; er allein konnte ihn darauf schützen. Dieses große Ereigniß hatten nicht Menschen herbeigeführt; auch das des Friedens sollte ihrer Geschicklichkeit nicht zugeschrieben werden. Ehe aber Frankreich, welches Gottes Güte immer beschützt hat, dieser Friede gewährt wurde, sollten die Demüthigungen eines großen Königs vorausgehen. Seine Hingebung in den Willen Gottes genügte der göttlichen Gerechtigkeit, und der barmherzige Gott sahe gnädig herab auf diesen Fürsten und auf seine Völker. Er belebte die Franzosen, welche für den Ruhm ihres Oberherrn immer den größten Eifer gezeigt hatten, mit neuem Muthe. Die Beharrlichkeit der Nation in den Widerwärtigkeiten, welche sie noch zu erdulden hatte, gab ihrer bekannten Standhaftigkeit nichts nach.

In England änderte sich eben die Regierung. Der Herzog von Marlborough wurde nebst denen, welche in Verbindung mit ihm in diesem Königreiche herrschten, des Dienstes entlassen, und die Staatsverwaltung einsichtsvollen Ministern anvertraut, welche auf das wahre Wohl der Nation mehr bedacht waren; sie sahen den Irrthum und die Nachtheile, welche aus der Fortsetzung eines fruchtlosen Kriegs entsprangen, ein; thaten im Geheim den Vorschlag, ihn durch einen billigen Frieden zu endigen und entzogen den Holländern die Unterhandlung, welche dieselben in ihrer Gewalt zu haben glaubten.

Kurz, England trennte sich von den bald darauf zu Denia geschlagenen Alliirten, und erlangte dadurch den Ruhm, zur Wiederherstellung eines glücklichen und dauerhaften Friedens in Europa beigetragen zu

haben, welcher für Frankreich durch die Widererſtattung der Hauptplätze welche es während dieſes Kriegs verlohren hatte, und durch die Erhaltung derer, welche der König 3 Jahre zuvor angeboten hatte, vortheilhaft, wegen der Behauptung eines Prinzen aus der königl. Familie auf dem ſpaniſchen Throne ruhmvoll, und wegen des unglücklichen Verluſts, welchen dies Königreich 4 Jahre nach dieſer verdrießlichen Unterhandlung, und 2 Jahre nach dem Frieden durch den Tod des größten Königs, den je die Krone getragen hat, erlitt, nöthig war. Die Hauptumſtände dieſes Werks der Vorſehung und die Widerwärtigkeiten, welche man noch erdulden mußte, ehe man die wunderbare Wirkung der göttlichen Allmacht und Güte empfand, wird der Verfolg dieſer Denkwürdigkeiten näher auseinander ſetzen.

Depeſchen des Königs
an den Herrn Marquis von Torcy.

Marly, den 14. Mai 1709.

„Ich habe die unter dem 7ten d. M. angefangene und den 8. und 9ten fortgeſetzte Depeſche, welche Sie mir zugeſchickt haben, erhalten. Aus dem Berichte, welchen Sie mir von den, theils mit dem Penſionnair Heinſius beſonders, theils nachher mit ihm und den Herrn Buys und Van der Duſſen gehaltenen Conferenzen abſtatten, ſehe ich, daß die Generalſtaaten, vom glücklichen Erfolg geſchmeichelt, mit ihren Foderungen über das, wodurch Sie vermöge meiner Ordres die vorher geſchehenen Anerbietungen vermehrt haben, noch hinausgehen; und den feſten Gründen, welche Sie gegen ihre allerſeitigen

ligen Foderungen gebraucht haben, nichts entgegen ſetzen, als den Vorwand einer eiteln Furcht, oder daß ſie genöthigt ſeyen, die Verbindlichkeiten, welche ſie übernommen zu haben vorgeben, zu erfüllen. Da man indeß nur dann hoffen kann, zum ſchnellen Schluß eines, für mein Königreich durchaus nöthig gewordenen, Friedens zu gelangen, wenn man die Holländer in Hinſicht auf ihr eigenes Intereſſe zu einem entſcheidenden Entſchluß bringt; ſo kann ich das kluge Verfahren, welches Sie in den Conferenzen gezeigt haben, nicht anders als billigen. Sie haben nichts unterlaſſen, um die beträchtlichen Schwierigkeiten, welche Sie fanden, zu überwinden. Nicht weniger zeigt ſich Ihre Klugheit, da Sie, wie ich bemerke, die Ihnen anvertrauten Vollmachten, ſo lange Sie irgend noch hoffen konnten, die Feſtigkeit Ihrer Gründe werde die, welche mit Ihnen unterhandelten, zur Ueberzeugung bringen, mit Mäßigung benutzten, und endlich in der dritten Conferenz den Entſchluß faßten, die Bewegungsgründe, wodurch die Holländer zur Endigung des Kriegs geneigt gemacht werden ſollen, ſtufenweis zu vermehren, freilich durch das Verſprechen, ihre Barriere noch durch die Städte Tournai und Lille mit ſeinem Gebiet, ohne Vorbehalt irgend einer Vergütung, zu verſtärken. Sie müſſen dabei nur bemerken, daß die Gebiete von Orchies und Donai, welche Dependentien von Lille ſind, in dieſe Abtretung keineswegs mit eingeſchloſſen werden dürfen. Durch dieſe Anerbietungen werden die Generalſtaaten, wie ich glauben kann, gewonnen werden, und es war nöthig, ſie vor ihrer Zuſammenkunft zu thun, um denen, welche noch die Fortſetzung des Kriegs wünſchen, jeden Vorwand zu rauben, wodurch ſie Propoſitionen, welche für ihre Republik nicht vortheilhaft genug wären, verwerfen laſſen könnten.

Damit ich Ihnen aber auch zur Hebung der andern Schwierigkeiten, welche in den schon abgehandelten Punkten noch übrig sind, Mittel an die Hand gebe, will ich die Ihnen schon anvertrauten Ordres noch näher erklären, ja noch weiter ausdehnen.

Der hier beigefügte Auszug aus dem Briefe, welchen Herr Amelot den 30. April an mich geschrieben hat, wird Sie von den Schritten unterrichten, welche der König, mein Enkel, thun zu müssen glaubte, um sich der Gesinnungen derer, welche theils an seinen Rathschlägen Theil nehmen, theils den ersten Rang unter dem spanischen Adel behaupten, zu versichern. Die Folgen der Verbindlichkeit, zu welcher er sich anheischig gemacht hat, ihnen die Verwaltung der vornehmsten Geschäfte seines Reichs zu überlassen, sind leicht vorauszusehen; und wenn sie auch im Stande seyn sollten, eben so viel Standhaftigkeit und Muth zu zeigen, als sie ihm Eifer bei dieser Gelegenheit bewiesen haben, so wird ihm doch sein Staat, der von Menschen und von allen Hülfsquellen erschöpft ist, keine Mittel darbieten, den Krieg, wenn meine Truppen die Vertheidigung desselben unterlassen, noch lange auszuhalten. Diese Verfügung ändert übrigens in den Ordres, welche ich Ihnen anvertrauet habe, nicht das geringste. Ich werde, mögen Sie nun für ihn die Königreiche Neapel und Sicilien, oder nur Neapel erlangen können, der Ausbedingung einer bestimmten Frist von etwa drei Monaten, binnen welcher der König von Spanien gehalten seyn wird, den ihm ausgesetzten Antheil anzunehmen, widrigenfalls aber nach Verlauf dieser Frist davon ausgeschlossen werden wird, beitreten. Auch gebe ich es gern zu, wenn Sie noch versprechen, daß er, im Fall er diese Frist vorbeigehen ließe und den Antheil, welcher für ihn bestimmt werden wird, anzu-

anzunehmen verweigerte, davon ausgeschlossen werde, und daß ich nicht allein meine in Spanien dienende Truppen zurückziehen, sondern ihm auch jegliche Hülfe, zu Wasser und Land, sogar jede Geldunterstützung zu seiner Vertheidigung abschneiden werde; aber ich kann mich auf keinen Fall verbindlich machen, meine Macht jemals zur Entthronung des Königs, meines Enkels, zu gebrauchen, oder den Truppen, welche die Holländer oder ihre Alliirten in Spanien eindringen zu lassen willens seyn möchten, den Durchzug durch meine Staaten zu gestatten.

Ob es gleich den Anschein hat, als bliebe zur Vergrößerung des Opfers, welches ich darbringe, um meinen Völkern die ihnen so äußerst nöthige Ruhe zu verschaffen, nichts zu wünschen übrig; so will ich doch, wenn die Engländer zu der Einstimmung, dem Könige, meinem Enkel, die Königreiche Neapel und Sicilien, oder wenigstens das erstere, zu lassen, durchaus nicht zu bewegen sind, gern noch ein neues hinzufügen; und wenn die letzten Entschließungen der Holländer für den Frieden von denen dieser Nation abhängen, so will ich endlich, um das äußerste zu thun, gern noch bewilligen, meinem Enkel, dem König, keinen Staat vorzubehalten, und versprechen, ihm keine Hülfe zur Vertheidigung zu schicken, so wie ich es eben erklärt habe, ohne ohne mich verbindlich zu machen, meine Macht gegen ihn zu gebrauchen, oder den Truppen der Alliirten den Durchzug durch meine Länder zu gestatten. Ich überlasse es Ihrer Klugheit, daß Sie sich sowohl über das Versprechen, welches ich thun würde, den König von Spanien nicht zu unterstützen, als über die Weigerung, ihn seiner Staaten berauben zu helfen, nur dann erklären, wenn Sie es für räthlich halten. Ich bin überzeugt, daß wenn Sie genöthigt seyn sollten, auch in dem Artikel von

Neapel den Gesuchen der Engländer nachzugeben, Sie nichts vergessen werden, um davon eben sowohl, als von der Abtretung Siciliens Nutzen zu ziehen, und sich dieses Mittels zu bedienen, sey es nun zur Rettung Dünkirchens und Strasburgs, oder eines von beiden Plätzen, oder zur Wegräumung der ungerechten Foderung der Holländer, vermöge welcher sie von dem Westphälischen Traktat, dessen Wiederherstellung sie doch verlangen, nur die Artikel vollziehen wollen, welche dem Interesse meiner Krone zu wider sind. Diese zu nehmenden Rücksichten aber betrachte ich keineswegs als eine durchaus nöthige Vergütung für das neue Opfer, welches ich darbringe; ich erlaube Ihnen vielmehr, den ganzen Umfang der Vollmachten, welche ich Ihnen schon gegeben habe, zu erschöpfen und, im Fall es, um der Eröffnung des Feldzugs zuvorzukommen, nöthig seyn sollte, auch noch diese neue Erweiterung hinzuzufügen.

Die an Sie geschehene Foderung wegen Fort Louis ist auch noch eine von denen, welche nach und nach, je nachdem sich das Gerücht von der Erschöpfung meiner Völker mehr verbreitete, hinzugekommen sind. Ich glaube, Sie werden nichts vergessen, um mir diese Festung, wenn die Werke der Brückenschanze gegen das Reich zu niedergerissen werden, zu retten. Sollte man indeß auf diesen Artikel bestehen, und sollten Sie durch die Bewilligung der Zerstörung dieses Platzes Strasburg und die Stadt Landau mit ihren Festungswerken retten können, wenn nemlich Breisach zurückgegeben würde; so erlaube ich Ihnen, auch diese zu versprechen.

Ich zweifle nicht, daß der Kurfürst von der Pfalz alle mögliche Mittel anwendet, um zu verhindern, daß mir Landau befestigt überlassen werde; indeß

indeß wenn die Holländer alle Foderungen ihrer Alliirten, welche ſich, wie dieſe, auf bloße Uebereinkunft gründen, unterſtützen wollten; ſo würde man ſich noch auf einen langen Krieg gefaßt machen müſſen.

Die Gelegenheiten, den Herzog von Marlborough zu ſprechen, werden Sie ohne Zweifel benutzen, um ihm zu erkennen zu geben, daß ich von den Schritten, durch welche er den Fortgang der Friedensconferenzen zu hindern, ſie ſogar zu zerſtören geſucht hat, unterrichtet ſey; daß es mich um deſto mehr befremdet habe, da ich nach ſeinen Verſicherungen hätte glauben können, er wolle das Seinige dazu beitragen, und daß es mich ſehr freuen würde, wenn er ſich durch ſein Verfahren die Belohnung erwürbe, welche ich ihm habe verſprechen laſſen. Um Sie in den Stand zu ſetzen, ſich darüber deutlicher zu erklären, will ich gern zugeben, daß Sie ihm beſtimmt verſprechen: ich würde ihm zwei Millionen livres auszahlen laſſen, wenn er durch ſeine Dienſte etwas dazu beitragen könnte, daß ich eine von folgenden Bedingungen erlangte: Entweder den Vorbehalt Neapels und Siciliens für den König, meinen Enkel, oder auch, wenn es auf das äußerſte kommen ſollte, den Vorbehalt Neapels allein. Dieſelbe Belohnung ſolle er empfangen, wenn, ohne den Vorbehalt Neapels und Siciliens, Dünkirchen mit ſeinem Hafen und ſeinen Feſtungswerken unter meinem Gehorſam erhalten würde, auch daſſelbe Geſchenk für die bloße Rettung Strasburgs, mit Ausnahme des Forts Kehl, welches ich entweder in dem Zuſtande, worin es war, als ich es zum erſtenmal eroberte, oder, worin es ſich befand, als es unter meine Botmäßigkeit gebracht wurde, an das Reich zurückgeben werde, auch ohne Neapel und Sicilien zu retten. Unter allen dieſen ver-

verschiedenen Punkten ist aber der Vorbehalt Neapels derjenige, welchen ich vorziehen würde.

Dieses Geschenk würde ich bis zu drei Millionen steigen lassen, wenn er zum Vorbehalt Neapels und zur Rettung Dünkirchens mit seinen Festungswerken und seinem Hafen das seinige beitrüge. Müßte ich hingegen in dem Artikel von Dünkirchen nachgeben, so würde ich ihm dieselbe Summe geben, wenn er mir den Vorbehalt Neapels, die Erhaltung Strasburgs auf die eben erklärte Weise, und gegen die Uebergabe von Breisach Landau mit Beibehaltung der Festungswerke verschäffte; oder auch noch, wenn er mir die Erhaltung Dünkirchens und Strasburgs, beide in dem Zustande, worin sie sich jetzt befinden, zu Wege brächte. Endlich bin ich auch zufrieden, wenn Sie dem Herzog von Marlborough bis 4 Millionen anbieten, wenn er mir die Mittel, für den König, meinen Enkel, Neapel und Sicilien zu erhalten, und Dünkirchen mit seiner Festung und seinem Hafen, nebst Strasburg und Landau auf die angegebene Weise zu retten, erleichtert, oder noch dieselbe Summe, wenn auch von diesem letzten Artikel Sicilien ausgenommen würde.

Ferner muß ich Ihnen erklären, daß, wenn der Traktat einst mit dem Vorbehalt für den König von Spanien unterzeichnet und dieser Fürst, im Fall er denselben in der vorgeschriebenen Frist nicht angenommen hätte, davon ausgeschlossen werden sollte, diese Aenderung in dem Versprechen, welches Sie dem Herzog von Marlborough gegeben hätten, nicht das mindeste abändern würde. Noch ist mir übrig, Ihnen in Rücksicht auf den Herzog von Lothringen meine Ordres zu geben. Dieser Fürst hat sich gegen den Herrn von Saint-Contest über seine Ansprüche deut-

deutlich erklärt; und Sie werden aus der hier beigelegten Abschrift eines Briefs, welchen der letztere seit Ihrer Abreise an Sie geschrieben hat, die Art und Weise sehen, wie er es gethan hat. Sie müssen so viel als möglich zu vermeiden suchen, die Artikel, welche den Herzog von Lothringen betreffen, in die gegenwärtigen Präliminarien einrücken zu lassen; sollten Sie aber dazu genöthigt werden, so werden Sie ihm die Erlaubniß, welche er vielleicht zu erhalten wünschte, Nancy oder irgend einen andern Platz zu befestigen, durchaus verweigern. Dieser Artikel würde den Traktaten, welche in dieser Hinsicht entschieden haben, nicht weniger zuwider seyn, als er es meinem Interesse werden könnte.

Für die Stadt und Probstei Longwy würde ich sogar von jetzt an eine Entschädigung bewilligen; allein die Proposition, die Stadt Toul mit ihrem Gebiete zu dieser Entschädigung hinzugeben, kann ich auf keine Weise annehmen. Die Schadloshaltung, welche dieser Fürst für Montferrat fodern kann, kann mich auf keine Weise angehen, und es darf davon eben so wenig die Rede seyn als von der in Anspruch genommenen Souveränetät von Charleville. Ich habe allen Prätendenten die Wege offen gelassen, um ihre Ansprüche auf dies Land zu behaupten; allein wenn die Holländer auf diesem letzten Artikel bestehen, so sehen Sie leicht ein, daß Sie diese Souveränetät nach allen dem, was ich für den Frieden thue, an dem Schluß desselben nicht hindern darf.

Wenn endlich die Mittel, welche ich Ihnen zur Beförderung des wichtigen Friedensgeschäfts darbiete, Sie in den Stand setzen, mit den Präliminarien aufs Reine zu kommen, so geht meine Absicht dahin, daß Sie ausdrücklich einen Waffenstillstand vorschlagen.

Die

beunruhigen, und schickte zu dem Ende Kundschafter aus, um zu erfahren, ob irgend wo ein Hinterhalt verborgen läge, der sich aber nirgend fand. Hierauf gieng er selbst mit wenigen seiner Mamlucken auf den Hügel Tel Elphodoul, wo er das feindliche Lager nebst den Belagerungsmaschinen ganz nahe vor sich hatte, und also urtheilen konnte, welche von den letztern mit Nachdruck gebraucht werden konnten oder nicht.

Zwey und neunzigstes Kapitel.

Anecdote von einem säugenden Knaben.

Den andern Tag ereignete sich folgende Begebenheit: Unter den Muselmännern gab es mehrere die in die feindliche Zelte hineinschlichen, und da Menschen fortstahlen. Einst hatten sie zur Nachtzeit einen dreymonatlichen Säugling erhascht. Mit Tagesanbruch brachten sie ihn zum Sultan, der ihnen ihre Beute gewöhnlich überließ. Die Mutter welche ihn die Nacht hindurch mit zärtlicher Aengstlichkeit aufgesucht hatte, kömmt auf Anrathen der Könige zu uns ins Lager, fleht um die Wiedererhaltung ihres Kleinen, und erhält ihn ohne Lösegeld zurück.

Noch an eben demselben Tage machen die Franken einen neuen Versuch gegen die Stadt, der aber schon mit Einbruch der Nacht wieder eingestellt ward.

Drey und neunzigstes Kapitel.

Der Sultan begiebt sich wieder auf den Hügel Elajadia.

Den neunten des ersten Sjumad wurde die Stadt wieder mit aller Macht berennt. Der Sultan bemühte sich die Feinde ins Feld herauszulocken, da ihm aber

Die übrigen Einrichtungen, welche zur Vollendung dieses großen Werks noch zu treffen sind, werden sich dann, wenn das Geräusch der Waffen aufgehört haben wird, leichter machen lassen; und die Holländer müssen ihn, wenn sie über ihr sämmtliches Interesse befriedigt sind, selbst wünschen. Es kann ihnen nicht räthlich seyn, erlangte Vortheile, zumal wenn sie beträchtlich sind, dem Schicksal der Waffen preis zu geben, und ich sehe, daß Ihnen der Pensionnair selbst den ersten Antrag dazu gethan hat.

Die Prinzessin von Epinoy hat mich inständig gebeten, Ihnen ihr Interesse anzuempfehlen, und obgleich bei Ihren gegenwärtigen Geschäften von dem Interesse der einzelnen nicht die Rede seyn darf, so habe ich doch aus Achtung für dieselbe Ihnen gern anzeigen wollen, daß, wenn Sie irgend Gelegenheit finden, ihr gute Dienste zu erweisen, ich die Schritte, welche Sie für sie thun, billigen werde. Uebrigens empfehle ich Sie, mein Herr Marquis von Torcy, dem Schutz Gottes. Gegeben zu Marly, den 14. Mai 1709. Unterzeichnet: Ludwig, und tiefer unten: Chamillard.

den 27. Mai 1709.

Mein Herr Marquis von Torcy!

Eben habe ich durch den Herzog von Alba Nachricht erhalten von einem ziemlich beträchtlichen Vortheil, welchen der Marquis von Bay über die Portugiesische Armee erfochten hat. Davon habe ich Sie durch die Rückreise Ihres Couriers, welchen Sie am 14. d. M. geschickt haben benachrichtigen und Ihnen zu gleicher Zeit die Ordres, welche ich

Ihnen

Ihnen gegeben habe, bestätigen wollen. Uebrigens empfehle ich Sie dem Schutz Gottes Unterzeichnet: Ludwig und weiter unten: Chamillard.

den 22. Mai 1709.

Mein Herr Marquis von Torcy!

Sie werden wissen, daß seit einiger Zeit verschiedene Nachrichten an mich gelangt sind, wie der Kurfürst von Baiern mit meinen Feinden Anschläge mache, seine Sache durch einen gütlichen Vergleich abzuthun, indem er Verbindungen mit ihnen eingehe, welche denen, welche er mit mir gemacht hat, eben so entgegen sind, als sie es meinem Interesse seyn würden. Dieselben Nachrichten sind mir eben jetzt auf einem so sichern Wege bestätigt worden, daß mir über seine Plane kein Zweifel mehr übrig bleibt; und Sie werden leicht finden, wie wichtig es unter den gegenwärtigen Umständen für mich ist, diesen Schritt zu hindern, oder die Ausführung desselben zum wenigsten zu verzögern. Blos um deswillen schicke ich auch dieses Schreiben durch einen expressen Courier ab, um Ihnen diese erhaltene Nachricht und meine Bemerkung darüber mitzutheilen. Da der Kurfürst von Baiern diese Unterhandlung nur in der Absicht eingehen kann, um wieder in den Besitz seiner Staaten zu kommen, und durch das Opfer, welches er, so viel in seiner Gewalt steht, meinen Feinden darbringen würde, noch neue Vortheile zu erlangen; so kann man die Vollziehung desselben auf keine andere Weise zu hindern hoffen, als wenn man ihm zu glauben Anlaß giebt, daß ich zu seiner gänzlichen Wiedereinsetzung und selbst zu den Absichten, welche er auf

seine

seine Vergrößerung haben mag, das meinige beitragen wolle. Meine Absicht geht also dahin, Sie möchten nach Empfang dieses Briefs den Minister des Kurfürsten von Baiern im Haag besuchen, und ohne ihm merken zu lassen, daß Sie von den Absichten seines Herrn unterrichtet sind, zu ihm sagen: ich hätte die Ihnen schon gegebenen Ordres, auf die Vortheile des Kurfürsten, seines Herrn, bedacht zu seyn und zu überlegen, ob Sie ihm auf irgend eine Art und Weise nicht nur die vollkommene Wiederherstellung seiner Staaten, sondern auch noch anderweitige Vortheile, entweder in Hinsicht auf die Erhaltung des Generalgouvernements in den Niederlanden, oder durch die Erwerbung des Herzogthums Mantua, oder des Königreichs Sardinien, verschaffen könnten, noch ferner erneuert. Zu allen dem, was ich Ihnen bemerke, mögen Sie endlich noch alles hinzufügen, wodurch Sie irgend den Kursten von Baiern von der Verabsäumung seiner Verbindlichkeiten gegen mich abbringen zu können glauben, oder was wenigstens auf den Schluß der Negociation, welche er mit meinen Feinden angefangen hat, und worin er, wie ich zu glauben Ursach habe, schon sehr weit vorgerückt ist, Bezug haben kann.

Aus Ihrem Briefe vom 16., welcher gestern angekommen ist, habe ich gesehen, wie sehr Sie zufolge meiner Ordres auf der Wiederherstellung von Exilles und Fenestrelles bestanden haben und wie viel Hindernisse Sie immer dabei finden. Sie wissen, wie sehr mir die Einwilligung, daß der Herzog von Savoyen die beiden Schlösser, welche zu dem alten Besitzthum meines Königreichs gehören, durch einen Friedenstraktat erhalten sollte, zu wider seyn würde. Ich bin daher überzeugt, Sie werden auch ferner alles anwenden, um die Wiederherstellung derselben zu erlan-

erlangen. Jedoch wenn die Engländer und Holländer immer die Nothwendigkeit vorschützen sollten, die gegen ihre Alliirten übernommene Verbindlichkeiten ganz erfüllen zu müssen, so daß sie blos aus diesem Grunde über die Präliminarien eines Traktats übereinzukommen verweigerten und der Schluß desselben durchaus auf diesem Artikel beruhte, so habe ich schon, um meinen Völkern die Ruhe wieder zu geben, so viel aufgeopfert, daß ich um dieser einzigen Ursache willen die Früchte davon nicht gern verlieren möchte; ich gebe Ihnen daher Erlaubniß, die Schlösser Exilles und Fenestrelles, wenn es ohne diese neue Nachgiebigkeit unmöglich ist, über die Präliminarien überein-zukommen, und wenn diese einzige Ursache den Schluß derselben hindern sollte, abzutreten.

In Hinsicht auf die in Anspruch genommene Souverainetät von Charleville habe ich Ihnen meine Ordres schon gegeben und will nur noch hinzufügen, daß, wenn Sie genöthigt seyn sollten, in den Präliminar-Artikeln einzugehen, daß dies Fürstentum dem Herzog von Lothringen übergeben würde, Sie Ihre Sorgfalt darauf verwenden müssen, daß denen von meinen Unterthanen, welche Ansprüche auf dieses Land haben, ihre Hypotheken erhalten, und der Herzog von Lothringen verpflichtet werde, die Schadloshaltung derselben über sich zu nehmen. Diese Bedingung soll jedoch die Vollendung des wichtigen Geschäfts, welches Ihnen aufgetragen ist, weder hindern, noch aufhalten. Uebrigens u. s. w. Unterzeichnet Ludwig, und mitunterzeichnet Chamillard.

den 30 Mai.

Mein Herr Marquis von Torcy!

Ihr Brief vom 22 und 23 ist mir durch Ihren Courier richtig überbracht worden. Der genaue Be-

richt, welchen Sie mir von den mit dem Prinzen Eugen, dem Herzog von Marlborough, dem Pensionnair Heinsius und den Deputirten der Generalstaaten, theils zusammen, theils einzeln gehaltenen Conferenzen abstatten, zeigt mir die ausserordentliche Schwierigkeiten, welche Sie in einigen Punkten gefunden haben, die von Seiten meiner Feinde nicht durchgesetzt werden durften; und ob Sie gleich nichts vergessen haben, um zu zeigen, wie weit ihre Foderungen, in Verhältniß zu dem, was ich für die Wiederherstellung der in Europa so dringend nöthigen Ruhe thun will, von der Billigkeit entfernt sind; so sehe ich doch zu gleicher Zeit, daß Ihre festen und mit der Ihnen eigenen Klugheit angewandten Gründe demungeachtet die Hindernisse, welche die Leidenschaft oder das Interesse der Einzelnen einem so großen Gute noch weiter entgegenstellten, nicht überwinden konnten. Der Zusatze Ihrem Briefe bringt mich endlich auf den Gedanken, der Pensionnair und die, welche den meisten Einfluß in Holland haben, möchten den Umfang der beträchtlichen Vortheile, welche Ihnen von meiner Seite angeboten worden sind, recht wohl einsehen und durch weiter nichts abgehalten werden, als durch die Rücksichten auf ihre Alliirten, welche sich das Recht verschafft haben, die Entschlüsse der Republik von ihrem Willen abhängig zu machen; und der erste Minister von Holland möchte Sie noch zum Aufschub Ihrer Reise genöthigt haben, um in einer Conferenz, wo man alle Präliminar Artikel, welche den Gegenstand derselben ausmachen sollen, aufs reine bringen sollte, die letzte Hand an dieses wichtige Werk zu legen. Da sie den 23. gehalten werden sollte, und Sie mir sogleich einen expressen Courier abzuschicken meinten, um mir von dem Erfolg, welchen Sie haben sollte, Nachricht zu geben, von Ihrer Seite aber nichts

an mich gelangt ist; so würde ich befürchten können, Ihr Courier möchte auf dem Wege angefallen worden seyn, wenn ich nicht von der andern Seite glaubte, Sie möchten sich genöthigt gesehen haben, die verschiedenen Artikel, welche Sie abzufassen gehabt haben, sogar bis auf die Worte genau zu untersuchen, und diese Untersuchung könnte, da Sie mit Ministern unterhandeln, welche in Hindernissen Meister sind, lange gedauert haben. Indeß habe ich Sie durch diesen Courier, wenn er Sie noch in Holland trifft, benachrichtigen wollen, daß ich seit dem Briefe, dessen Empfang ich Ihnen gemeldet habe, keinen andern empfangen habe, damit, wenn Sie mir etwa einen Courier geschickt haben und dieser auf seiner Reise aufgehoben worden ist, Sie mir von den Briefen, mit welchen er abgefertigt worden seyn möchte, eine Abschrift schicken können.

Aus dem Briefe, welcher Ihnen den 23. durch die ordinäre Post überschickt worden ist, müssen Sie erfahren haben, daß ich den 22. einen Courier habe abreisen lassen, und Sie werden ohne Zweifel unruhig seyn, da Sie ihn nicht ankommen sehen. Es war zur Sicherung seiner Reise hier kein Paß vorhanden, und ich hatte meinen Brief für Sie an den Grafen von Bergheick addressiren lassen, in der Meinung, er würde Ihnen denselben mit Sicherheit zustellen können. Da aber auch er keinen Paß hatte und ihn nicht der Gefahr, aufgefangen zu werden, aussetzen zu dürfen glaubte; so hat er mir denselben zurückgeschickt. Es ist derselbe, welchen Sie in diesem Paquete finden. Aus einem der darin enthaltenen Punkte werden Sie sehen, daß ich Ihrer Bemerkung über das vorgefundene, unüberwindliche Hinderniß, die Gegner in dem Artikel von den Schlössern Exilles und Fenestrelles zum Nachgeben zu bringen, zuvorgekommen war,

und der äusserſten Noth meiner Völker um des Friedens willen weichend, noch dieſes eine von jenen beiden noch wegzuräumenden Hinderniſſen gehoben hatte, indem ich Ihnen, wenn es unmöglich wäre, das Ihnen übertragene Geſchäft auf eine andere Weiſe zu vollenden und dieſe neue Nachgiebigkeit Sie in den Stand ſetzte zu ſchlieſſen, über dieſen Punkt nachzugeben verſtattete. Es bleibt, ſollten Sie anders bei der Ankunft dieſes Couriers noch im Haag ſeyn, Ihrer Klugheit überlaſſen, zu erwägen, ob Sie ſich dieſer neuen Ausdehnung meiner Ordres ſogleich nach Empfang dieſes Briefs bedienen müſſen und hierüber dürfen Sie, wenn Sie durch die Bewilligung dieſes Artikels den vom Elſaß beendigen könnten, ſo daß mir der gänzliche Beſitz deſſelben bliebe, Strasburg und das Fort Kehl aber Ihrem Anerbieten gemäs befeſtigt zurückgegeben würden, keine Schwierigkeiten machen.

Geſetzt endlich, die Abtretung der beiden Schlöſſer Exilles und Fenestrelles wäre noch nicht hinreichend, um die Schwierigkeiten in Rückſicht auf Elſaß, deſſen Wichtigkeit Ihnen vollkommen bekannt iſt, zu heben; ſo halte ich es für zuträglicher, die Einwilligung zu verſchieben, bis ich durch Ihren nächſten Bericht von dem Zuſtand, worin die Geſchäfte in dieſer Hinſicht geblieben ſind, unterrichtet, über die noch zu treffenden Einrichtungen dem Präſident Rouillé meine Ordres geben kann, im Fall nemlich, daß Sie Ihrem gefaßten Entſchluß zufolge, unmittelbar nach der Abfertigung des Couriers, welcher mir den zu erwartenden Schluß Ihrer letzten Conferenzen überbringen ſoll, abgereiſt wären. Ich zweifle nicht, daß Sie alle Ihre Einſichten und alle ihre Geſchicklichkeit angewandt haben, um den Unterhandlenden zu zeigen, wie ungerecht es ſey, daß ſie unter dem

Vor-

Vorwand der sogenannten Ratification eines Traktats, welchen das Reich immer als die Basis seiner Sicherheit und seiner Freiheit angesehen hat, von mir verlangen, die Festungen, welche ich im Elsaß besitze, niederzureissen. Dieser Traktat erklärt, wie Sie wissen, ausdrücklich: es solle an dem Ufer des Rheins zwischen Basel und Philippsburg nur auf der Seite nach Deutschland zu, keine Festung aufgerichtet werden. Hierin liegt nicht die geringste Zweideutigkeit; es ist auch, wenn die Rede davon war, die Ausdehnung meiner Rechte über Elsaß zu erklären, nie etwas davon erwähnt worden; diese Foderung ist also eben so ungegründet als sie hartnäckig behauptet wird, und wenn sie statt fände, so würde ich mir den Besitz von Elsaß, welches mir in Uebereinstimmung mit allen Mächten des Reichs abgetreten worden ist, nicht sichern können. Fast von allen Seiten ist diese Provinz von meinen Staaten getrennt, und würde bald von dem Kaiser überrumpelt werden können, wenn er die beträchtlichen Festungen an der Grenze derselben welche in seiner Gewalt bleiben sollen, behielte, während mir kein Waffenplatz übrig und alle Mittel geraubt seyn würden, auf den Fall daß sie angegriffen werden sollte, ein vertheidigungsfähiges Corps sicher in Bereitschaft zu halten. Ich rechne darauf, daß Sie alle diese Gründe angewandt haben; indeß da die Erfahrung lehrt, daß Billigkeit den Foderungen meiner Feinde nicht zur Regel dient, so behalte ich mir, wie ich schon gesagt habe, vor, meine Absichten hierüber dann genauer zu erklären, wenn ich die von Ihnen zu erwartende Depesche erhalten habe. Endlich hat der Courier, welchen ich heute habe abgehen lassen, Auftrag, Ihnen meinen Brief, wenn Sie schon auf der Rückreise seyn sollten, auf dem Wege einzuhändigen, damit Sie, wenn Sie ihn gele-

sen haben, durch denselben Courier dem Präsidenten Rouillé schreiben können, was Sie der Lage der Geschäfte bei Ihrer Abreise gemäs für gut finden, ihm von meinen Absichten wissen zu lassen, bis ich ihm auf die Depesche, welche ich alle Augenblicke von Ihnen erwarte, weitere Ordres geben werde. Uebrigens u. s. v. Unterzeichnet Ludwig, und mitunterzeichnet Chamillard.

Schreiben des Königs

an die Statthalter der Provinzen seines Reichs.

Meine Herrn!

Die Hoffnung zu einem nahen Frieden war in meinem Reich so allgemein verbreitet, daß ich der Treue, welche mir meine Völker meine ganze Regierung hindurch bewiesen haben, den Trost schuldig zu seyn glaube, ihnen die Gründe bekannt zu machen, wodurch sie des Genusses der Ruhe, welche ich ihnen zu verschaffen die Absicht hatte, noch länger beraubt werden.

Ich würde um dieselbe herzustellen, Bedingungen eingegangen haben, welche der Sicherheit meiner Grenzprovinzen ganz zuwider waren; allein je mehr ich Bereitwilligkeit und Lust zeigte, den Argwohn, welchen meine Feinde gegen meine Macht und meine Plane zu behalten vorgaben, zu zerstreuen, desto mehr vervielfältigten sie ihre Foderungen, so daß sie nach und nach immer eine auf die andere häuften, bald den Namen des Herzogs von Savoyen, bald das Interesse der Reichsfürsten zum Vorwande brauchten, und dadurch auf gleiche Weise zu erkennen gaben, ihre Absicht gehe nur dahin, die benachbarten Staaten Frankreichs

reichs auf Kosten meiner Krone zu vergrößern, und sich leichte Wege zu öffnen, um jedesmal, wenn die Unternehmung eines neuen Kriegs ihrem Interesse zuträglich ist, in das Innere meines Königreichs einzudringen. Der Krieg, welchen ich jetzt erdulde und gern zu beendigen wünschte, würde wenn ich auch die mir gemachten Propositionen alle eingegangen wäre, nicht einmal aufgehört haben; denn sie setzten die Zeit, wo ich von meiner Seite den Traktat vollziehen sollte, auf zwei Monate fest, und schon binnen dieser Zwischenzeit, wollten sie mich nöthigen, ihnen die Plätze, welche sie in den Niederlanden und im Elsaß von mir foderten, zu übergeben, und die Festungen, deren Schleifung sie verlangten, niederzureissen. Sie hingegen weigerten sich, von ihrer Seite irgend eine andere Verbindlichkeit zu übernehmen, als bis auf den ersten August alle Feindseligkeiten aufhören zu lassen, indem sie sich die Freiheit vorbehielten, alsdann vermittelst der Waffen zu verfahren, wenn mein Enkel, der König von Spanien, bei seinem Entschluß, die ihm von Gott verliehene Krone zu vertheidigen und lieber zu sterben als treue Unterthanen, welche ihn seit 9 Jahren für ihren rechtmäßigen König anerkennen, im Stiche zu lassen, beharren sollte. Ein solcher Waffenstillstand, weit gefährlicher als der Krieg selbst, entfernte den Frieden mehr, als daß er den Schluß desselben beförderte; denn es war nicht nur nöthig, noch fernerhin zur Unterhaltung meiner Armeen denselben Aufwand zu machen, sondern meine Feinde würden mich auch, nach der verlaufenen Frist des Waffenstillstands, mit den neuen Vortheilen, welche sie durch die Plätze erlangten, worein ich sie selbst führte, gerade zu der Zeit angegriffen haben, wo ich diejenige, welche einigen meiner Grenzprovinzen zur Schutzwehr dienen, niedergerissen haben würde. Die

aber dieß nicht gelingen wollte, so griff er sie in ihren Verschanzungen an, bis die Mittagshitze beyde Parteyen sich zu entfernen zwang. Indeß fingen jene sehr bald wieder ihre Angriffe an, und Saladin sah sich genöthigt sein Heer die ganze Nacht unter den Waffen zu lassen. Dadurch bewirkte er so viel daß die Franken, um ihr eigenes Lager zu decken, sich von den Stadtmauern zurückziehen mußten. Sobald dieß geschehen war, gieng er wieder nach Alajadia, stellte aber Wachen aus, damit er jede Bewegung des Feindes erführe, und sogleich da wäre, wenn sie wieder etwas gegen die Stadt unternähmen.

Vier und neunzigstes Kapitel.

Die Stadt wird immer mehr in die Enge getrieben.

Wie viel Mühe sich die Feinde bey der Belagerung gegeben, kann man schon aus dem einen Umstand abnehmen, daß sie nicht allein ihr todtes Vieh, sondern auch menschliche Leichname zur Ausfüllung des Grabens brauchten. Ja sie sollen sogar schwer Verwundete hineingeworfen haben. Die Besatzung und die Bürger der Stadt theilten ihre Beschäfftigungen unter sich auf folgende Art. Ein Theil stieg in den Graben, und zerstückelte die todten Körper, um sie desto leichter fortbringen zu können. Ein andrer Theil hielt bey ihnen Wache, um sie vor Anfällen zu schützen: ein dritter endlich hatte mit der eigentlichen Vertheidigung der Festungswerke zu thun. Durch diese unaufhörlichen Arbeiten wurden sie zuletzt so sehr ermattet, daß sie die bittersten Klagen über ihren jämmerlichen Zustand führten, doch trösteten sie sich mit dem Ausspruch des Korans: Gott ist mit dem Dulder. Der Sultan unterließ dagegen nicht, den Belagerern allen möglis-

Zumuthungen, welche sie mir machten, meine Macht mit der Ligue selbst zu verbinden und den König, meinen Enkel, wenn er nicht freiwillig hinführo ohne Staaten zu leben und sich auf einen bloßen Privatmann einzuschränken zugäbe, zur Entsagung des Throns zu zwingen, übergehe ich mit Stillschweigen. Es ist wider alles menschliche Gefühl zu glauben, daß sie nur den Gedanken gehabt haben, mich zu einer solchen Allianz mit sich zu nöthigen. Allein obgleich meine Liebe zu meinen Völkern eben so stark ist, als zu meinen eigenen Kindern, ob ich gleich an allen Uebeln, welche der Krieg meinen so treuen Unterthanen fühlen läßt, lebhaften Antheil nehme, und dem ganzen Europa gezeigt habe, daß ich ihnen den Genuß des Friedens aufrichtig zu verschaffen wünschte; so bin ich doch überzeugt, daß sie ihn unter Bedingungen zu empfangen, welche der Gerechtigkeit und der Ehre des französischen Namens gleich sehr zuwider sind, sich selbst entgegen setzen würden.

Meine Absicht geht also dahin, daß alle diejenige, welche mir seit so vielen Jahren Beweise von ihrem Eifer gegeben und ihre Sorgen, ihr Gut und Blut aufgeopfert haben, diesen so beschwerlichen Krieg auszuhalten, erfahren, daß meine Feinde gegen die Anerbietungen, welche ich ihnen zu thun geruht habe, keinen andern Preis setzen wollten, als den eines Waffenstillstands, dessen auf zwei Monate beschränkte Frist ihnen weit beträchtlichere Vortheile verschaffen würde, als sie bey allen Vertrauen, welches sie zu ihren Truppen haben, hoffen können. Da ich das meinige auf den Schutz Gottes setze und hoffe, daß die Lauterkeit meiner Absichten meinen Waffen seinen Seegen verschaffen werde; so werden Sie meinen Völkern, in dem Bezirk Ihres Gouvernements, kund und zu wissen thun, daß sie den Frieden genießen wür-

würden, wenn es blos von meinem Willen abgehangen hätte, ihnen ein Gut zu verschaffen, welches sie mit Recht wünschen, welches man aber durch neue Gewalt erwerben muß; denn die ungeheuren Bedingungen, welche ich bewilligt haben würde, sind zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe fruchtlos. Unterzeichnet Ludwig. Mitunterzeichnet Colbert.

Conferenzen

von Geertruydenberg 1710.

Inhalt.

Der König thut noch einige Schritte bei Holland, um den Frieden zu erlangen. Er schickt den Herrn Marschall von Huxelles und den Herrn Abt von Polignak zu einer Unterhandlung nach Holland. Instruktionen an diese Bevollmächtigten. Se Majestät bewilligen alle Präliminar Artikel, ausgenommen den .. und 37, welche die Abtretung Spaniens betreffen. Erste Conferenzen, in einer Jacht bei Moerdyck gehalten. Conferenzen zu Geertruydenberg. Die Deputirten zeigen sich immer hartnäckiger. Ihre Foderungen vermehren sich mit der Bereitwilligkeit des Königs zum Nachgeben. Unter andern Punkten verlangen sie, daß Se Majestät ihren Enkel, den König mit Krieg überziehe, um ihn zu entthronen. Veränderlichkeit der Deputirten. Traurige Lage Frankreichs. Der König macht einen letzten Versuch; er tritt Elsaß ab und mehrere Plätze in Flandern; er bietet sogar Subsidien an zum Krieg gegen den König von Spanien. Der Stolz der Feinde macht alle diese Anerbietungen fruchtlos. Welches

die

die Bedingungen waren, die sie ihm auflegen wollten. Der König wird darüber unwillig; schreibt an seine Bevollmächtigte. Die Conferenzen werden abgebrochen. Lage Frankreichs und Spaniens.

Die Feinde Frankreichs hatten endlich das Geheimniß ihrer ungeheuren Foderungen enthüllt. Seit die Minister des Kaisers, Englands und der vereinigten Provinzen den von dem Pensionnair von Holland entworfenen Aufsatz, worin die Präliminar Artikel enthalten waren, welche sie als die Basis und nöthige Grundlage des Friedens festsetzten, unterzeichnet hatten, war man darüber nicht mehr im Zweifel.

Man konnte nicht mit dem geringsten Anschein von Wahrheit noch sagen, daß sein Schluß einzig und allein von dem Willen des Königs abhänge, und daß der in Frankreich so erwünschte Friede bald unterzeichnet seyn würde, wenn nur Se Majestät einige Plätze aufopfern wollten, deren Erhaltung ihnen theuer sey, weil sie die Frucht ihrer Eroberungen seyen.

Die im Mai 1709 im Haag gehaltenen Conferenzen hatten deutlich sehen lassen, daß dem König nichts zu theuer war, um seinen Völkern den Frieden wieder zu geben; daß vielmehr die Feinde seine Nachgiebigkeit benutzten, um sich wechselseitig zur Fortsetzung des Kriegs aufzumuntern.

Die Präliminar Artikel wurden für sie ein neues Band und gleichsam ein neues Gesetz, welches sie sich vorschrieben, um die Hindernisse, welche sie der Wie-

der-

derherstellung der allgemeinen Ruhe herbeiführten, zu verstärken.

Je mehr sie Se Majestät ihren Völkern wieder zu geben wünschten, desto mehr Eifer zeigten diese für den Dienst des Königs, desto mehr bestrebten sie sich, seinen Ruhm und die Ehre der Nation zu behaupten; allein die Treue der Unterthanen vermehrte den Wunsch des Oberherrn, ihrem Leiden ein Ende zu machen, nur noch mehr; und dieß zu erreichen, mochte es auch seyn um welchen Preis es wolle, genehmigten Se Majestät alle in den Präliminarien enthaltene Punkte, nur mit Ausnahme derjenigen, deren Vollziehung nicht in ihrer Gewalt stand.

Gerade auf die in der Vollstreckung unmöglichen Bedingungen aber bestanden die Feinde Frankreichs und des Friedens mit desto größerer Hartnäckigkeit. In stolzem Vertrauen auf ihr Glück und überzeugt, daß ihren Waffen nichts widerstehen könne, behaupteten sie, daß, wenn diese Bedingungen, deren Erfüllung nicht von dem König abhing, in einer Zeit von zwei Monaten nicht ganz vollzogen würden, nach Verlauf dieser Frist der Waffenstillstand aufhören sollte. Sie nahmen sich vor, dann mit desto mehr Vortheil zu Felde zu ziehen, da sie im Besitz der festen Plätze wären, welche der König zufolge der Präliminarien als Unterpfand, wie sie sagten, in ihre Hände überliefert haben würde.

Die beiden Artikel, deren wirkliche Vollziehung sie in der festgesetzten Frist von zwei Monaten verlangten, waren der 4. und der 37. der Präliminarien.

Der 4. Artikel brachte mit sich: der König solle es zur Sicherstellung der in dieser zweimonatlichen Frist

Frist zu vollendenden Vollstreckung der Traktaten, dahin bringen, daß das Königreich Sicilien, welches damals der König von Spanien, sein Enkel, im Besitz hatte, dem Erzherzog, welcher durch diesen Artikel für den katholischen König anerkannt wird, überlassen würde, und da der König Philipp, nur schlechthin Herzog von Anjou genannt, binnen derselben Zeit, mit seiner Familie sich aus allen von der spanischen Monarchie abhängigen Staaten entfernte."

Der 3/. machte den Frieden von der Vollziehung des 4. Artikels abhängig; blos in dem Fall, daß dieser 4 Artikel seine gänzliche Vollstreckung hätte und die Monarchie Spanien dem Erzherzog übergeben und abgetreten wäre, sollte der Waffenstillstand bis zum Schluß und der Ratification der Friedenstraktaten verlängert werden.

Sowohl über Sicilien als über Spanien zu gebieten, war damals dem Könige gleich unmöglich. Se Majestät hatten in Sicilien nicht einen einzigen Mann; aus Spanien hatten sie alle ihre Truppen zurückgezogen, in der Ueberzeugung, sie würden, wenn sie aufhörten, den König, ihren Enkel, zu unterstützen, ihren aufrichtigen Wunsch für die Beförderung des Friedens an den Tag legen. In derselben Absicht, um unwiderlegbare Beweise ihrer Aufrichtigkeit zu geben, erboten sie sich zu der Verbindlichkeit, dem Könige von Spanien auch hinführo alle Beihülfe zu verweigern; sie versprachen, solche Befehle zu geben, und sie so streng zu vollziehen, daß dieser Fürst in Zukanft von Seiten Frankreichs weder unmittelbar noch mittelbar irgend eine Unterstützung erhalten würde.

Jedes andere Versprechen war unnütz; denn es wäre unmöglich gewesen, ihm Genüge zu leisten.

Der

Der König von Spanien führte den Krieg damals mit eigener Macht. Seine treuen Unterthanen bezeigten gegen ihn eben so große Anhänglichkeit, als Abneigung gegen die Herrschaft des Erzherzogs.

Die Proposition, seiner Krone zu entsagen, aus seinem Königreiche wegzugehen, und zu diesem Ende eine Frist von zwei Monaten zu bestimmen, war nicht weniger ungereimt, als es unmöglich war, ihn zu einem Entschluß, der seiner Ehre so zuwider war, zu zwingen; allein der beste Grund überzeugt diejenige nicht, welchen ihren Vortheil dabei finden, ihm kein Gehör zu geben.

Die Leitung der Rathschläge der Ligue und das Commando der Armeen waren mächtige Bewegungsgründe, um sowohl die Minister als die Generale, welche an der Spitze der Unterhandlungsgeschäfte standen und bei der Fortsetzung des Kriegs ihren eigenen Vortheil fanden, von allem Anschein zum Frieden zu entfernen.

Sie bestanden auf der Entsagung, ob sie gleich gewiß wußten, daß der König von Spanien auf die Krone, von welcher er im Besitz war, nie Verzicht leisten würde.

Mehreremal hatte er erklärt, daß er lieber das Leben verlieren wolle, ehe er den Thron verließe, auf welchen ihn Gott gesetzt habe; und weil die Feinde des Friedens von dem Entschluß dieses Fürsten und von seiner Beharrlichkeit auf gleiche Weise unterrichtet waren, so bestanden sie mit desto mehr Hartnäckigkeit darauf, eine Bedingung, von welcher sie versichert waren, daß sie sie nicht erlangen würden, als zum Frieden nothwendig zu fodern.

In der nämlichen Gesinnung hatten sie jeden Vorschlag zu einer Entschädigung, wodurch der König von Spanien hätte bewogen werden können, sich für die Ruhe so vieler, unter der Last eines langen und blutigen Kriegs seufzenden Nationen aufzuopfern, streng verworfen.

Die Vortheile, welche die Alliirten während des Feldzugs vom Jahr 1709 a) davon trugen, vermehrten die Leiden ihrer Völker nur noch mehr; und wenn auch durch diesen Feldzug der Ruhm der französischen Nation wieder stieg, da sie in einem Hungerjahre so viele Beweise ihrer Tapferkeit und Beharrlichkeit gab; so wurde dadurch die Noth, Friede zu machen, nur um so dringender.

Die Feinde nahmen Menin und Tournay weg; in der Hauptschlacht von Malplaquet trugen sie den Ruhm davon, Herrn vom Schlachtfelde zu bleiben, allein sie erkauften ihn theuer.

Die Holländer verloren darin ihre beste Infanterie, und die Eroberung von Mons war nicht vortheilhaft genug, um sie wegen dieses Verlusts zu trösten, oder ihn zu ersetzen.

Der vielfache Schade, welchen der Krieg auf beiden Seiten anrichtete, mußte mächtige Beweggründe darbieten, um den Friedensschluß zu erleichtern.

Der König würde den Wunsch, alles, was in seiner Gewalt stand, zur Herstellung desselben beizutragen, nie verloren haben und ungeachtet der Bewegung der Armeen unterhielt man auf seinen Befehl in Holland immer einige Correspondenz, theils um Nachrichten von dorther einzuziehen, theils auch um die Augenblicke, wo man etwa noch irgend eine glücklichere

a) S. Die Note im 2 Th.

lichere Unterhandlung als die vorhergehenden wieder anknüpfen könnte, zu benutzen.

Dieser verborgenen Wege, die nicht von Verdacht frey waren, bediente man sich, um dem Pensionnair von Holland kund zu thun, daß der König einwilligen würde, den Generalstaaten der vereinigten Provinzen drei seiner Plätze, welche er wählen würde und welche sie bis zur wirklichen Abtretung der spanischen Monarchie behalten sollten, gleichsam in Verwahrung zu geben. Dies neue Anerbieten war fruchtlos; der Pensionnair antwortete: das angebotene Unterpfand sey zwar nöthig, allein zur Sicherung der wirklichen Vollstreckung des Friedenstraktats nicht hinreichend; der König von Spanien würde, um dem König, seinem Großvater, drei zur Sicherstellung und als Unterpfand der Treue Frankreichs eingesetzte Plätze auszulösen und wieder herstellen zu lassen, sich nicht verpflichtet halten, einer Krone zu entsagen; endlich würde der König, wenn sein Versprechen nicht erfüllt werden sollte und er diese Plätze verlöre, noch viel dabei gewinnen, indem er dafür den König, seinen Enkel, auf dem spanischen Throne schützte.

Bentekum erschien wieder auf dem Schauplatz; er schmeichelte sich, als er sich freiwillig in die allgemeinen Friedensgeschäfte mischte, mit einer ansehnlichen Belohnung, und wollte den Gegenstand seiner Wünsche und die Früchte seiner Bemühungen nicht verlieren. Als jede Unterhandlung abgebrochen zu seyn schien, fuhr er noch immer fort nach Frankreich zu schreiben und in Holland sich das Ansehn zu geben, als sey er von den Absichten des Königs unterrichtet.

Das Orakel aber, welches er um Rath fragte, war der Pensionnair. Unter Anleitung dieses Ministers

ſters begab er ſich, nachdem er von ihm, vom Prinzen Eugen und von Marlborough Ordres empfangen hatte, nach Verſailles, und hatte blos Auftrag, die Propoſitionen, welche ihm zur Stiftung neuer Conferenzen und zu einer Unterhandlung über den 4. und 37. Artikel der Präliminarien — denn dieſe beiden glaubte man, hielten den Friedensſchluß allein auf — gemacht werden möchten, zu hören.

In der That wünſchte der König den Frieden ſo aufrichtig, daß er, ungeachtet der Härte der Bedingungen, welche die im Haag entworfenen Präliminar-Artikel enthielten, erklärt hatte, er würde ſie annehmen, wenn es möglich wäre, in Hinſicht auf dieſe beiden Artikel wegen einiger Milderungen übereinzukommen.

Es war eben Winters Anfang; die Jahrszeit hemmte jede Kriegsunternehmung und geſtattete auch der Unterhandlung einen ungehinderten Fortgang. Die Einwilligung in die Präliminarien, welche der König mit der einzigen Ausnahme zweier Artikel von ſich gab, räumte viele Schwierigkeiten aus dem Wege, ſo daß man zu der Hoffnung Anlaß hatte, man würde, wenn von beiden Seiten Aufrichtigkeit herrſchte, noch vor dem Frühjahr ſtatt der Präliminarien, und des Waffenſtillſtands förmlich den Frieden unterzeichnen können.

Allein die Feinde Frankreichs ſtellten des Königs Nachgiebigkeit in ihre ungeheuren Foderungen in ein gehäſſiges Licht. Um ſie als höchſt gefährlich zu zeigen, breiteten ſie aus, Se Majeſtät würden ſich nicht ſo bereitwillig gezeigt haben, wenn ſie nicht wüßten, daß ſie, wenn ſie ſich bei ſo vielen Artikeln beruhigten, in der That keine Verbindlichkeit übernähmen, weil die Haupturſache des Kriegs immer noch bliebe;

möglichen Abbruch zu thun. Einst kam einer aus ihrem Lager, und verlangte einen von uns zu sprechen: Saladin aber ließ ihm antworten: wenn ihr etwas von uns begehrt, so kommt zu uns her: wir bedürfen von euch nichts.

Fünf und neunzigstes Kapitel.

Ankunft des Königs von England.

Endlich langte am 13ten des ersten Sjumads der König von England im Lager vor Ptolemais an, nachdem er Cypern erobert hatte. Er brachte eine herrliche und fürchterliche Macht mit, nemlich fünf und zwanzig Schiffe die voll Menschen, Waffen und andrer Kriegsrüstungen waren. Die Franken zündeten, zum Zeichen ihrer Freude über seine Ankunft, in der folgenden Nacht eine große Menge Feuer in ihrem Lager an. Ihre Könige hatten uns schon lange mit dem Engländer gedroht, auch war uns von Ueberläufern gesagt worden, daß sie auf ihn als einen tapfern, klugen Krieger warteten, um den Hauptstreich gegen die Festung zu wagen. Dabey war nun freylich den Muselmännern nicht wohl zu Muthe; doch blieb der Sultan, gestärkt durch das Vertrauen auf Gott, unverzagt und unerschrocken.

Sechs und neunzigstes Kapitel.

Ein neues böses Vorzeichen.

Der Sultan hatte zu Berytus ein ungeheuer großes Schiff ausrüsten, und es mit Lebensmitteln und allem nöthigen Kriegsbehör beladen lassen. Es führte 650 Mann und war deswegen so groß, damit es sich durch die feindliche Flotte durchschlagen könnte. Aber die Eng-

dieſe könne nur dann wegfallen, wenn der König von Spanien ſeiner Krone wirklich entſage und ſich aus den Staaten dieſer Monarchie entferne; es zeige ſich deutlich, daß der König im Geheim immer die Abſicht gehabt habe und noch habe, ihn trotz der Bemühungen ſo vieler Nationen, welche ſich, um ihn mit Gewalt vom Throne zu ſtürzen vereinigt hatten, auf denſelben zu ſchützen; das gemeinſchaftliche Intereſſe erfodere, wachſam zu ſeyn und einſtimmig zu handeln, um zu verhindern, daß dieſe verborgenen Abſichten gelängen, wie es vielleicht geſchehen möchte, wenn man ſich durch unnütze Unterhandlungen einſchläfern ließe, deren Verlängerung keine andere Abſicht habe, als von Seiten Frankreichs jede günſtige Gelegenheit zu Trennung der Alliirten zu benutzen, ſo wie ſeine Miniſter auch von den gegenwärtigen Kriegsunruhen im nördlichen Europa vieles hofften.

Dieſe ausgeſtreuten Reden, durch welche man die Neigung zum Kriege und die Widerſetzung gegen den Frieden zu nähren ſuchte, hinderten den Penſionnair, welcher ſie vielleicht ſelbſt unterhielt, nicht, Pettekum mit dem Auftrag zu verſehen, man wolle, wenn der König wirklich in die Unterzeichnung der Präliminarien einwilligte, neue Conferenzen eröffnen, um darin hauptſächlich über den 37. Artikel zu unterhandeln, deſſen Erklärung auch den 4. Artikel einſchließen würde, weil ſie mit einander in genauer Verbindung ſtänden; er werde in dieſem Falle für die Bevollmächtigten, welche der König zu ernennen geruhen würde, die Päſſe der Staaten ſchicken und die Conferenzen können zu Moerdyck im Geheim gehalten werden.

Die Vorſichtigkeit, ſie geheim zu halten, war eben ſo unnütz, als ſchwer zu beobachten. Nicht mit

den

den Holländern allein, ſondern mit allen feindlichen Mächten wollte der König unterhandeln. Es war weder von einem Particularfrieden noch von unbekannten Bedingungen die Rede. Sie waren öffentlich kund, und die von den vornehmſten Miniſtern der Alliirten unterzeichnete und gleichſam zum Friedensgeſetz gewordene Präliminarien jedermann in den Händen. Auch wenn man auch die vorgeſchlagenen Conferenzen hätte geheim halten wollen. Der ſo häufig beſuchte Paß bei Moerdyk war kein ſchicklicher Ort, ſie zu verbergen und die Wachſamkeit ſo vieler fremden Emiſſer, die ſich im Haag aufhielten und auf alle Schritte, welche die Erneuerung der Unterhandlung zur Abſicht haben konnten, vorzüglich aufmerkſam waren, zu hintergehen. Da man dem Penſionnair noch gute Abſichten für den Frieden zuſchreiben und vorausſetzen wollte, daß er den Schluß deſſelben wünſche; ſo äuſſerte der König, er würde es gerne ſehen, wenn der Friede vorzugsweiſe vor jedem andern Orte, im Haag oder in irgend einer Stadt der Provinz Holland geſchloſſen würde. Er war nämlich der Meinung, die Gegenwart des Penſionnair bei den Conferenzen würde die Langwierigkeit derſelben vermindern und zur ſchnellern Auflöſung vieler Schwierigkeiten beitragen.

Er nahm das Anerbieten der Päſſe an und ernannte den Marſchall von Huxelles und den Abt von Polignac bei der Friedensunterhandlung zu ſeinen Bevollmächtigten. Zum Ort der Conferenzen wurde Gertruydenburg feſtgeſetzt und der vorzüglichſte, ja der einzige Punkt der Negociation beſchränkte ſich darauf, daß man ſich über die Mittel zur Vollziehung des 37. und folglich des 4. Artikels vereinigen möchte. Da die übrigen Präliminar Artikel alle verabredet waren, ſo konnte man vorausſehen, daß

Unterhändler, deren Mistrauen allen Glauben überstieg und die sich lieber mit Herbeiführung von Schwierigkeiten, als mit Hebung derselben beschäftigten und jede Sicherstellung, welche man ihnen anbot, für unzureichend hielten, mit einer mündlichen Einwilligung in die Präliminarien, welche die Bevollmächtigten mit Ausnahme des 4. und 37. Artikels von sich gäben, nicht zufrieden seyn würden.

Es war daher nur allzu wahrscheinlich, daß die Deputirten der Republik von den Bevollmächtigten vor allen Dingen die Unterzeichnung der Artikel, welche ihnen der König einzugehen gestattete, verlangen würden.

Von den ersten Friedensconferenzen an hatte eine Reihe von Erfahrungen oft gezeigt, wie aufmerksam die Feinde des Königs waren, seiner Offenherzigkeit Schlingen zu legen und den aufrichtigen Wunsch Sr Majestät, ihren Völkern je eher je lieber den Frieden wieder zu geben, zu mißbrauchen.

Er schloß daher: so bald er seinen Bevollmächtigten zur Unterzeichnung der Präliminarien Erlaubniß gegeben haben würde, ehe man sich noch über die Erklärung, welche über die zwei andern Artikel zu geben war, verglichen hätte, würden die holländischen Deputirten nicht ermangeln, die Vollziehung der unterzeichneten Artikel, folglich die Ueberlieferung der zum Unterpfand ausbedungenen Plätze in die Hände der Holländer zu verlangen und sie und ihre Alliirten würden alsdann irgend einen Vorwand, auf welchen sie sich vielleicht schon vorher gefaßt gemacht hätten, anwenden, um den Krieg wieder anzufangen.

Dieser starke Grund, jede Unterzeichnung, bevor man über den 37. Artikel einig war, zu verweigern, mußte

mußte indeß der unumgänglichen Nothwendigkeit, Frieden zu ſchließen, weichen; denn dieſe Nothwendigkeit überwog jede andere Rückſicht. Der König erlaubte daher ſeinen Bevollmächtigten, die Präliminarien, wenn ſie dazu gezwungen würden, mit Ausnahme der beiden Artikel zu unterzeichnen, und ſchrieb ihnen nur vor, die holländiſchen Deputirten zur Verabredung eines geheimen Artikels zu bewegen, welcher ebenfalls von ihnen unterzeichnet und des Inhalts ſeyn würde, daß, wenn ihre Alliirten unter dem Vorwand einer Erklärung den Präliminarien, nach der Unterzeichnung derſelben, eine weitere Ausdehnung geben wollten, dieſe Erklärungen nie Veranlaſſung geben ſollten, die Waffen wieder zu ergreiffen.

Die Lage Frankreichs war damals ſo traurig, daß ſeine Rettung von der Annahme der härteſten Bedingungen abzuhängen ſchien, wenn man endlich den Frieden davon hoffen konnte.

Das einzige, was den Schluß deſſelben hinderte, war, wie man geſehen hat, die Abtretung der ſpaniſchen Monarchie.

Alle Schwierigkeiten beſchränkten ſich alſo darauf, daß man einen Ausweg ſuchte, jenes Hinderniß zu heben. Der erſte, welchen der König vorgeſchlagen hatte, war, den katholiſchen König durch einen hinreichenden Antheil zur Entſagung in Betreff der ſpaniſchen Krone zu bewegen. Ungeachtet der geſchehenen Erklärungen dieſes Fürſten ſchmeichelte man ſich, es möchte vielleicht gelingen, denſelben zu überreden, daß es für ihn weit vortheilhafter ſeyn würde, ſich mit dem ruhigen Beſitz einer weniger beträchtlichen Krone zu begnügen, als ſich der Gefahr auszuſetzen, auch den übrigen Theil ſeiner Monarchie zu verlieren.

Wenn er eine solche Proposition verwerfen würde, machte sich der König verbindlich, ihm jede Hülfe, von welcher Art sie auch seyn mochte, zu verweigern. Ueberdies versprach er noch, denen seiner Unterthanen, welche in spanische Dienste giengen, sie mochten Offiziere oder gemeine Soldaten seyn, sehr harte Strafen aufzulegen, und wenn irgend einer von ihnen bei den Armeen des katholischen Königs angenommen würde, so verpflichtete er sich diese Aufnahme als eine Veranlassung zum Bruch anzusehen.

Zur Sicherstellung seines Worts erbot er sich vier seiner Plätze in die Hände der Holländer zu überliefern; er behielt sich vor, dieselbe in den Niederlanden zu wählen und wollte sie den Generalstaaten, als Unterpfand bis zum Ende des spanischen Kriegs, in Verwahrung lassen.

Diese Plätze würden Bergen, Douay, Charlemont und Aire gewesen seyn; allein die Absicht der Feinde gieng damals dahin, daß der König versprechen sollte, seine Macht mit der ihrigen zu vereinigen, um den König von Spanien zur Thronentsagung zu zwingen, eine Proposition, von welcher man nicht glaubte, daß ihr Se Majestät Gehör geben konnten.

Ausser der Verpfändung dieser vier Plätze würde der König, da er die Präliminarien eingieng, den Holländern bei der Unterzeichnung des Definitivfriedens auch noch die Plätze, welche ihre sogenannte Barriere bilden sollten, überliefert, auch Dünkirchen und die festen Plätze in Elsaß haben niederreissen lassen.

Hätte der König, wie die Feinde ausbreiteten, sie durch eine erdichtete Unterhandlung hintergehen wollen, in der Absicht, ihre Leichtgläubigkeit zur Erhaltung des Königs seines Enkels auf dem spanischen

schen Throne zu benutzen; so würde er sehr fehl gegriffen, und von seiner Seite wenig Klugheit gezeigt haben, wenn er hellsehende Feinde, welche durch das übermäßigste Vertrauen nicht geblendet werden konnten, mächtiger gemacht hätte.

Endlich hatten noch die Bevollmächtigten Erlaubniß für den König von Spanien statt des ganzen Restes seiner Monarchie das Königreich Navarra in Vorschlag zu bringen; jedoch sollten sie diese Proposition noch zurückbehalten und nur in dem äussersten Nothfall, und blos alsdann thun, wenn jede Milderung in jenen beiden bestrittenen Artikeln verworfen würde.

Die Kriegslast, welche den Völkern jederzeit drückend ist, flößte den holländischen Unterthanen den Wunsch nach dem Frieden ein und aus diesem Grunde versicherte Pettekum treist, die Minister, welche der König zu den Conferenzen schickte, würden die Deputirten der Generalstaaten mehr geneigt finden, dem katholischen Könige einen schicklichen Antheil zu überlassen, als sie sich bisher gezeigt hätten.

In England hoffte man eine Veränderung, deren Folgen für den Frieden günstig seyn konnten.

Einige Reichsfürsten beklagten sich über die Alliirten.

Der Krieg im Norden dauerte noch fort, und die Ereignisse desselben konnten die Gestalt Europa's ändern. Jeder Schein von Gefahr findet Eingang; und je mehr man davon befreit zu seyn wünscht, desto mehr hält man diesen Anschein für gegründet.

Man wollte daher gern voraus sehen, daß diese neue Unterhandlung, ob gleich in Rücksicht der Bedingungen hart, für den Frieden doch nicht fruchtlos seyn würde.

Die Instruktion des Königs an seine Bevollmächtigte, bereitete sie auf Geduld vor. Sie bekamen die Erinnerung, daß sie oft auf die Probe gestellt werden würden; allein der Friede war nöthig und nichts bewies dies so deutlich, als die Ordres und die Vollmachten, welche der König ihnen anvertraute.

Er vergaß dabei nicht das Interesse der beiden Kurfürsten; seine Ordres in Absicht auf sie waren bestimmt, und um desto nöthiger, da es nicht um Präliminar-Artikel, sondern um einen förmlichen Friedenstraktat zu thun war.

Von den Absichten des Königs unterrichtet kamen der Marschall von Huxelles und der Abt von Polignak den 9. Mai 1710 zu Moerdyck an. Ein Staatsbote erwartete sie daselbst und meldete ihnen: Buys und Van der Dussen, die zu den Conferenzen verordnete Deputirte, seyen in der Nähe dieses Orts in einem Jachtschiff; sie würden sich in die Wohnung der Bevollmächtigten verfügen, wenn sie nicht vielleicht selbst lieber die Conferenz in dem Jacht halten wollten, was die Deputirten ihrem Willen überlassen wollten.

Der Marschall von Huxelles und der Abt von Polignak wählten das zweite. Sie schifften sich in eine Chaloupe ein, um sich auf das Schiff der Deputirten zu begeben, als Buys und Van der Dussen landeten und ausstiegen, um sie zu empfangen. Sie schifften sich mit den Bevollmächtigten wieder ein und giengen zusammen in das Jacht. Es wurde von zwei andern ähnlichen Schiffen begleitet, wovon das eine für die Bevollmächtigten, das andere für ihre Bedienten bestimmt war. Die Deputirten überließen es nach ihrer Wahl, ob sie sich auf diesem Schiffe aufhalten, oder in Gertruydenburg Wohnun-

gen

gen nehmen wollten. Der Aufenthalt auf dem Lande wurde vorgezogen; denn außer der Bequemlichkeit der Wohnung, argwohnten die Miniſter des Königs, man ſchlüge ihnen den Aufenthalt zu Waſſer nur in der Abſicht vor, ſie von aller Verbindung und von aller Correſpondenz zu entfernen.

Den erſten Tag brachte nur der Abt von Polignak die Nacht in dem Jacht zu, und der Marſchall von Huxelles übernachtete, unter dem Vorwande der Unpäßlichkeit, zu Moerdyck.

Die erſte Conferenz dauerte drei Stunden. Sie erfuhren, wie weit die ihnen vom König anempfohlene Geduld nöthig war. Statt die Härte des 37. Artikels zu mildern, nahm Buys das Wort und fieng an, die Anſprüche des öſterreichiſchen Hauſes auf alle Staaten der ſpaniſchen Monarchie zu begründen, und wies weitläuftig, daß ſie in ihrem ganzen Umfange dem Erzherzog allein zugehöre.

Der König konnte folglich, nach dieſen Grundſätzen, dies Gut weder mit Recht noch mit gutem Gewiſſen vorbehalten und ſeinem Enkel geben. Das Geſetz verlangte, den, der den Schaden verurſacht hatte, zum Erſatz deſſelben anzuhalten. Die Alliirten hatten alſo guten Grund zu fodern, daß der König Philipp, als unrechtmäßiger Beſitzer der ſpaniſchen Krone, ohne Ausnahme verpflichtet würde, ſie dem Erzherzog wieder herzuſtellen. Nichts iſt gerechter, fuhr Buys fort, nichts natürlicher, als daß man den Krieg ſo lange gegen Frankreich fortſetzt, bis es durch gemeinſchaftliche Bemühungen mit den Alliirten den König Philipp, welchen er nur ſchlechthin Herzog von Anjou nannte, genöthigt hat, dem Throne, den er unrechtmäßiger Weiſe beherrſchet, zu entſagen; nichts iſt hingegen der Billigkeit

mehr zuwider, als zu Gunsten dieses Fürsten für eine Monarchie, von welcher ihm kein Theil zugehören soll, die geringste Entschädigung zu fodern.

Die Bevollmächtigten antworteten vergeblich auf diesen heftigen Strom von Worten. Umsonst führten sie den verstorbenen König von England, dessen Andenken in Holland so sehr geehrt wurde, und die Generalstaaten, deren Minister die gegenwärtigen Deputirten waren, zum Beispiel an. Dieser Fürst und die Republik Holland hatten das Recht des Königs von Spanien und seinen Besitz anerkannt. Vor dem Kriege war man nicht einmal abgeneigt, einen gütlichen Vergleich einzugehen; allein ohne sich an die verflossene Zeit zu erinnern, drehte sich die gegenwärtige Frage nicht mehr um ein nach den Gesetzen unbezweifeltes Recht. Es war jetzt darum zu thun, das Hinderniß, welches der 37. Artikel dem Frieden in den Weg stellte, zu heben und über die anzuwendenden Mittel einig zu werden, wodurch die Vollziehung desselben möglich gemacht werden konnte.

Buys erwiederte mit Lebhaftigkeit: es sey nicht mehr die Rede von dem 37. Artikel; weil der König in den 4. Artikel eben so seine Einwilligung gäbe, wie in die übrigen Präliminarien. Er stützte dieses falsche Argument darauf, daß das Wesentliche des 37. Artikels in dem 4. mit eingeschlossen sey, woraus er die Folge zog, daß der König, wenn er den 4. Artikel genehmigte, auch den 37. annähme. Allein da der Vordersatz falsch war, konnte der Schluß nicht richtig seyn.

Buys behauptete indeß, einzig und allein unter dieser Bedingung hätten ihre Obern in neue Conferenzen gewilligt und den Bevollmächtigten Pässe gegeben; es sey nichts weiter unter ihnen zu bestimmen,

als

als die Form und die Zeit, um die Bedingungen, über welche man die vollkommene Uebereinkunft von beiden Seiten voraussetzte, zu vollziehen.

In Rücksicht auf die Form sagte er, kann der König seinen Versprechungen auf keine andere Weise Genüge leisten, als wenn er seine Macht mit den Alliirten vereinigt, um seinen Enkel zum Weggang aus Spanien zu zwingen; bei der ersten Drohung wird er ganz sicher den Weg zu gehorchen ergreifen.

Ueber die Zeit wird man, wenn man über die Form einig ist und einstimmig verfährt, leicht übereinkommen.

Van der Duffen billigte stillschweigend die Rede seines Collegen. Einer von den Bevollmächtigten, welcher von der Aufrichtigkeit der Holländer überzeugt und für Buys, dessen Offenherzigkeit und Freimüthigkeit er schätzte, schon zuvor eingenommen war, soll ohne Rückhalt eingestanden haben, daß dieser Deputirte seine Sache gut vertheidigt und das Recht des Erzherzogs auf die ganze spanische Monarchie unwiderlegbar begründet habe.

Dem sey wie ihm wolle, die Bevollmächtigten besaßen keine Ueberredungsgabe. Das Anerbieten von vier Sicherheitsplätzen in den französischen Niederlanden, machte nicht den geringsten Eindruck. Sie versuchten, die schon geschehene Zurückberufung der Truppen, welche der König in Spanien hatte, in Anschlag zu bringen; allein was sie hierüber sagten, that eben so wenig Wirkung. Auch das allgemeine Verbot, welches der König eben an seine Unterthanen hatte ergehen lassen, in spanische Dienste zu gehen, wurde von den Deputirten nicht höher angesetzt.

Auf die Anerbietung der vier Plätze antworteten die Deputirten: sie seyen nicht als Objekt der Wahl des Königs sondern so gefodert worden, wie sie die Alliirten

ngländer, vierzig Segel ſtark, umringen es, und eine Windſtille, die eben einfiel, war ihnen behülflich, es zu entern. Nachdem die Muſelmänner ſich lange apfer gewehrt, auch ein feindliches Linienſchiff in Brand geſteckt hatten, merkte der Befehlshaber, daß doch der Uebermacht werden unterliegen müſſen. Wohlan, rief er, da wir ohne Hülfe verlohren ſind, ſo ollen wir uns wenigſtes einen ehrenvollen Tod wählen, und dem Feinde auch nicht das mindeſte zur Beute überlaſſen. Hierauf ließ er Oeffnungen in die Seiten des Schiffs machen, durch die das Waſſer eindrang, und es in den Abgrund zog. Der Name eſes Helden iſt Jakob und ſein Wohnort Haleb. Von r Mannſchaft wurde nur ein einziger gerettet, dem e Feinde das Leben ſchenkten, damit er den unglückhen Vorfall in der Stadt anzeigen möchte.

Sieben und neunzigſtes Kapitel.

Verluſt auf Seiten der Feinde.

Die Feinde hatten eine ſehr große furchtbare Brechaſchine, die mit vier Bekleidungen verſehen war. ie erſte von Holz, die andre von Bley, die dritte n Eiſen, die vierte von Erz. Sie ragte über die tadtmauer weg, und faßte viele Menſchen in ſich. hre Entfernung von der Mauer betrug, nach dem ugemaße zu rechne, nur fünf Ellen. So vieles chrecken ſie anfangs den Einwohnern verurſacht hat, ſo wurde ſie doch glücklicher Weiſe durch Kapyta gezündet, und zwar an eben dem Tage da wir jenes chiff verlohren.

ten zu wählen wünschten; ein solches Unterpfand würde zwar für das Versprechen Sr Majestät bürgen; allein die wirkliche Abtretung Spaniens, welche so viele Traktaten, Unkosten und Bemühungen von Seiten der Alliirten einzig und allein zur Absicht gehabt hätten, nicht sichern; der gänzliche Rückzug der französischen Truppen würde den Krieg in Spanien nicht endigen; der katholische König würde sich mit eigener Macht noch lange vertheidigen, und wenn ihm die Franzosen abgiengen, Irrländer, Schweizer und Deutsche in seinen Dienst nehmen; kurz er würde seine Krone so verfechten, daß dieser neue Krieg die Alliirten erschöpfen würde, während Frankreich in vollkommener Ruhe des Friedens genösse. Der Punkt der Staatsklugheit, welchen die Minister der Alliirten besonders beobachteten, war, dem Könige jetzt, als er weit mehr anbot, als seine Feinde hoffen konnten, Nebenabsichten zuzuschreiben; und ihr Bestreben gieng dahin, das Mistrauen der Völker zu unterhalten und sie zu überreden, Frankreich habe einzig und allein die Absicht, sie zu hintergehen.

Um deswillen hatte der König ihrer Meinung zufolge seine Truppen in Spanien in sein Reich zurückberufen; er wolle sich dadurch in den Stand setzen, den Alliirten zu antworten, er habe keinen Platz des Königs, seines Enkels, in seiner Gewalt, und hoffe also die von ihnen schon gemachte Foderung von drei Sicherheitsplätzen in Spanien, so wie sie drei in Flandern verlangten, auf eine schickliche Art von sich abzuwenden.

Buys machte den Bevollmächtigten diese Zurückberufung zum Vorwurf und beklagte sich darüber, wie wenn es ein neues Hinderniß wäre, welches dem Friedensschluß im Wege stünde. Er gründete seinen Schluß darauf, daß die nach Frankreich zurückgekehrten

ten Truppen des Königs die Armeen deſſelben in Flandern, Deutſchland und Dauphiné verſtärken würden.

Der König von Spanien, ſagte er, wird, wenn er ohne Hülfe ſich durch eigene Macht zu vertheidigen gezwungen iſt, ſeine Kräfte verdoppeln und in der Noth vielleicht unerwartete Hülfsquellen finden.

Der Penſionnair, fuhren die Deputirten fort, hatte, als er drei von den Alliirten zu wählende Plätze in Spanien verlangte, die Abſicht, dem Könige die Unannehmlichkeit zu erſparen, ſeinen Enkel mit Krieg zu überziehen; denn durch die Bewilligung derſelben wurde die Eroberung Spaniens leicht und der Krieg würde nicht lange gedauert haben. Kurz, es blieb dieſen Deputirten nichts übrig als noch auf die Belohnung zu dringen, welche die Aufmerkſamkeit des Penſionnair von Sr Majeſtät verdiene.

Sie gaben, ohne ſich verbindlich zu machen, zu verſtehen, daß, wenn man die drei Plätze in Spanien nebſt den drei andern in den Niederlanden nach der Wahl der Alliirten abträte, ihre Obern die Beiſtimmung der Alliirten zum Frieden zu erlangen ſuchen würden, nach vorhergegangener Einwilligung der Städte und Provinzen von Holland.

Es war kein anderer Ausweg über den 37. Artikel vorzuſchlagen. Dieß erklärten die Deputirten förmlich noch einmal; und wenn ſie nichts neues vorbrachten, ſo geſchah es nur, wie ſie ſagten, weil die Propoſitionen der Bevollmächtigten nicht mehr neu wären.

Den erneuerten Vorſchlag zu einem Antheil für den König von Spanien erkannten Buys und Van der Duſſen für einen leeren Gedanken; es war genug, daß man ihn im vorigen Jahre in den Conferenzen im Haag verworfen hatte.

Als die erste im Jacht gehaltene Conferenz geendigt war, gieng man in ein anderes Gebäude auf dem Wasser. Die Bevollmächtigten speißten Abends mit den Deputirten daselbst, und während sie bei Tische saßen, kam ein Courier vom Haag an und brachte den letztern Briefe; sie lasen dieselben, ohne zu erklären, was sie enthielten. Den folgenden Tag thaten sie den Bevollmächtigten den Vorschlag, nach Gertruydenburg zu gehen, wo der Aufenthalt weit bequemer und ihnen weit zuträglicher seyn würde als die Wohnung in den Jachten; die Bevollmächtigten stimmten ihnen bei. Allein diese Aufmerksamkeit der Deputirten bewirkte in der zweiten Conferenz nicht die mindeste Mäßigung.

Es schien sogar unnütz, sich von beiden Seiten um die Auffindung eines Milderungsmittels über den 37. Artikel Mühe zu geben. Diesen hatte man als den einzigen in den Präliminarien betrachtet, welcher Schwierigkeiten enthielt, die bis jetzt noch für unüberwindlich gehalten wurden; allein nun dieß war nicht das einzige Hinderniß des Friedens.

Buys erklärte, es seyen nach der Unterzeichnung der Präliminarien noch andere zu überwinden und seine Obern behielten sich das Recht vor, alsdann noch anderweitige Foderungen, wie er sie nannte, zu machen.

Was diese enthalten würden, verschwieg er und kündigte blos an, daß eine von ihnen das Fürstentum Oranien und die von diesem Erbe abhängigen Güter betreffen würde.

Van der Duſſen, welcher gelaſſener war als sein College, hatte die Gefälligkeit, den Bevollmächtigten, freilich als eine Art von Geheimniß anzuver-

vertrauen, daß die Staaten in den anderweitigen Forderungen Valenciennes, Douay und Cassel begreifen und überdieß noch eine Entschädigung der Unkosten verlangen würden, welche ihnen die Belagerungen von Tournay und Mons verursacht hätten.

Die Forderungen, welche man 1709 in den Conferenzen im Haag gemacht hatte, waren also zur Befriedigung der Holländer nicht mehr hinreichend; und daraus konnte man auf den Erfolg schließen, welchen die Unterhandlung haben würde. Das Publikum war davon so überzeugt, daß man im Haag allgemein drei gegen eine wettete, die Conferenzen seyen fruchtlos.

Demungeachtet versicherten die Deputirten und wollten die Meinung erregen, daß ihre Obern friedfertige Gesinnungen hätten. Sie betheuerten ihren ganz besondern Eifer für den Frieden. Der Beweis davon war, wie sie meinten, dieser, daß sie bis jetzt noch nicht von der Nothwendigkeit gesprochen hatten, die Präliminarien zu unterzeichnen, welches doch eine nöthige Bedingung seyen, auf deren Erfüllung die übelgesinnten nachdrücklich drängen, ehe man über irgend eine Milderung des 37. Artikels übereinkäme.

Obgleich die Bevollmächtigten mit den ersten Conferenzen wenig zufrieden waren, so lobten sie in dem Bericht, welchen sie dem König davon abstatteten, doch die persönliche Behandlung, welche sie empfangen hatten, und die Bequemlichkeit der Wohnungen, welche zu Gertruydenburg für sie eingerichtet waren; allein sie sahen voraus, daß die Unterhandlung nicht glücklich ablaufen würde. Nach den Reden der Deputirten konnte man kein anderes Urtheil darüber fällen. Sie hatten rein heraus erklärt, daß die Alliirten, als eine wesentliche Friedensbedingung

dem-

dringend foderten, der König sollte seine Macht mit der ihrigen vereinigen, um den König von Spanien gemeinschaftlich zur Entsagung der Krone zu zwingen, wenn er sie freiwillig abzulassen verweigerte. Indeß schien diese Proposition, welche man schon das Jahr vorher in den Conferenzen im Haag aufs Gerathewohl gethan hatte, so verpaßt, daß der Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough sie jemals gemacht zu haben läugneten. In den Conferenzen von Gertruydenburg wurde sie erneuert und überdieß kündigten die Deputirten an, jene anderweitigen Foderungen hinzuzufügen, welche sie noch zurückbehalten wollten, ohne sich über irgend eine derselben zu erklären, als zu der Zeit und auf die Weise, wie es die Republik für zuträglich halten würde.

Ungeachtet so vieler Hindernisse, welche diese dem Frieden in den Weg stellte, waren die Alliirten doch über die Fortsetzung jeder scheinbaren Unterhandlung ungeduldig, ob sie gleich überzeugt waren, daß die Entscheidung immer in ihrer Gewalt bleiben und kein Entschluß gefaßt werden würde, ohne daß sie ihn gebilligt hätten.

Aber der einzige, welchen die Häupter der ligue billigten, war, den Krieg fortzusetzen und zur Unterdrückung Frankreichs neue Versuche zu machen. Sie hörten nicht auf, auszubreiten, daß man sich vor seinen Kunstgriffen beständig in Acht nehmen müsse, und wendeten alles an, um die Aufrichtigkeit der Absichten des Königs nicht bekannt werden und auf die Völker einen lebhaften Eindruck machen zu lassen.

Vorzüglich in dieser Absicht hatten sie die Conferenzen fern vom Haag in eine kleine eingeschlossene Stadt verlegt, wo gar niemand hinkommen, noch viel-

vielweniger die Bevollmächtigten ſprechen konnte, ohne daß die Staaten ſogleich davon benachrichtigt worden wären.

Es war auſſerdem leicht, von einer Conferenz zur andern lange Zwiſchenräume zu laſſen, und ohne anſcheinende Verſtellung die Zeit des Feldzugs unnüz verſtieſſen zu laſſen, welches mit mehr Schwierigkeiten verbunden geweſen wäre, wenn die Bevollmächtigten, wie ſie auf Befehl des Königs verlangten, nach dem Haag gelaſſen worden wären und Freiheit gehabt hätten, mit dem Penſionnair von Holland und den Deputirten des Staats, ſo oft als der Vortheil der Geſchäfte und die Fortſchritte der Unterhandlung es erfodert hätten, Conferenz zu halten.

Die Deputirten, welche den 10. März von Gertruydenburg abgereist waren, kehrten den 21. dahin zuruck, aufgemuntert durch die Klagen, welche die Bevollmächtigten über ein ſo langes Stillſchweigen erhoben, da es jezt um eine Sache zu thun war, welche eifrig betrieben werden mußte.

Auf die Propoſition, die Conferenzen nach dem Haag, oder zum wenigſten in eine benachbarte Stadt, wie Delft, Rotterdam, oder irgend eine andere von ungefähr gleicher Entfernung, zu verlegen hatte Buys Auftrag zu antworten. Er ſagte daher, es ſey, ehe man den Ort verändere, nöthig, ſich über den 37. Artikel zu vergleichen, und die Präliminarien zu unterzeichnen; nach dieſer weſentlich nothwendigen Unterzeichnung könne man ſich im Haag verſammeln, um alsdann wenn man über alle die andern Punkte einig wäre, den Frieden daſelbſt zu unterzeichnen.

Umſonſt wendeten die Bevollmächtigten ein, daß dieſe Bedingungen die ſämmtliche gegen Frankreich verbündete Mächte angiengen, daß es alſo nöthig ſey,

mit ihrem Miniſter darüber zu conferiren, die Anſprüche ihrer Obern zu erfahren, die Mittel zur Hebung der Schwierigkeiten derſelben aufzuſuchen und ſich zu vereinigen; daß dies im Haag, wo ſie alle verſammelt wären, viel eher gelingen würde, als in irgend einem andern Orte, wenn er zumal ſo weit entfernt wäre, wie Gertruydenburg, wo nicht nur jede Zuſammenkunft mit den Miniſtern der Alliirten verſagt, ſondern noch überdies die mit den Deputirten der Staaten angeordnete Conferenzen ſo ſelten gehalten würden, daß durch die langen Zwiſchenräume die koſtbare Zeit verloren gehe, welche man dann, wenn alle theilnehmende Partheien ſich wieder an einem und demſelben Orte, zumal im Haag, dem Sitz der Generalſtaaten, beiſamen befänden, auf den Fortgang der Unterhandlung mit Vortheil verwenden würde.

Die Deputirten erklärten, ſie hätten von ihren Obern Befehl, nicht eigenmächtig dagegen zu handeln; überdies liege auch die Schwierigkeit der Unterhandlung darin, daß man über die Vollziehung des 37. und folglich des darin begriffenen 4. Artikels übereinkäme.

Um dazu zu gelangen, verſetzten die Bevollmächtigten, iſt durchaus nöthig, dem König von Spanien einen Antheil auszuſetzen. Wie will man ihn anders verbindlich machen, allen Staaten ſeiner Monarchie zu entſagen? Wenn es irgend ein Mittel giebt, ihn zu dieſem äußerſten Entſchluß zu bringen, ſo geſchiehe es dadurch, daß man ihm von der einen Seite den kläglichen Zuſtand vorſtellt, in welchen er ſich alsdann verſetzt ſehen wird, wenn er, der franzöſiſchen Hülfe beraubt, die Angriffe ſo vieler gegen ihn vereinigten feindlichen Mächte allein auszuhalten genöthigt iſt; von der andern aber das Glück ſchildert, aus einer ſo

traurigen Lage zu kommen und zum friedlichen Beſitz eines Königreichs zu gelangen, das zwar kleiner und unbeträchtlicher iſt als Spanien, welches er aber mit dem Beifall ſo vieler Nationen, welche bei ſeiner Einwilligung in den Frieden die Waffen niederlegten, ruhig genieſſen würde.

Sie thaten hierauf den Vorſchlag, dieſe neue Monarchie aus den beiden Königreichen Neapel und Sicilien und den Plätzen, welche Spanien an den Küſten von Toscana beſitzt, zu errichten.

Die Deputirten entrüſteten ſich über eine ſolche Propoſition. Der Kaiſer ſey Herr von Neapel; ihre Alliirten könnten und dürften ſich nicht verbindlich machen, ihn auſſer Beſitz deſſelben zu ſetzen.

In Rückſicht auf Sicilien würden weder die Engländer noch die Stadt Amſterdam jemals einſtimmen, es in den Händen eines Prinzen aus dem Hauſe Frankreich zu laſſen.

Endlich habe ſchon im vorigen Jahre der Präſident Rouillé erklärt, daß der König von den toskaniſchen Plätzen abſtehe. Sie ſchloſſen damit, daß ſich die Alliirten der Foderung eines ſolchen Antheils ſtandhaft entgegen ſetzen würden. Die Bevollmächtigte glaubten für das erſte Mal zu bemerken, daß ein minder beträchtlicher Antheil vielleicht nicht verweigert werden würde. Mehrere Nachrichten ſo wohl aus dem Haag als aus Amſterdam beſtärkten ſie in dieſer leichten Hoffnung; ſie erboten ſich daher, das Königreich Sicilien von ihrer gemachten Propoſition abzuſchneiden und verſuchten, die Willfährigkeit des Königs, mit welcher er ſich erbot, den König, ſeinen Enkel zu überreden, daß er mit dem Königreiche Neapel, mit Sardinien und den Plätzen an der toscaniſchen Küſte

zufrieden wäre, als eine Aufmerksamkeit des Königs auf das Interesse der Provinz Holland und vorzüglich der Stadt Amsterdam geltend zu machen.

Die Deputirte verwarfen auch diese Proposition.

Die Alliirten wollten nicht, daß ein Enkel des Königs in der Nachbarschaft Frankreichs so mächtig würde. Er könne, sagten sie, leicht Hülfe erlangen, sich der italiänischen Staaten bemächtigen und so nach und nach den spanischen Thron wieder besteigen: eben so habe sich der König August wieder auf den polnischen Thron geschwungen.

Die Bevollmächtigten setzten an die Stelle der verworfenen Proposition den Vorschlag dem Könige von Spanien das einzige Königreich Arragonien zu lassen; aber sie fanden hierin noch mehr Widerspruch.

Arragonien hang mit Spanien zusamen, die Nation sey dieselbe, folglich würde es dem Besitzer dieser Krone noch leichter seyn, gegen die Beschlüsse des Friedenstraktats von dorther etwas zu unternehmen.

Die Vorstellung, irgend einen Fürsten von Europa zu bewegen, daß er dem Könige von Spanien seine Staaten übergab und diejenigen, welche die Alliirten Sr. katholischen Majestät zu überlassen verweigerten, dafür annehmen möchte, wurde als unausführbar verworfen. Da endlich keine Proposition von Entschädigung zugelassen wurde, so drungen die Bevollmächtigten in Buys und Van der Duſſen, sich wenigstens zu erklären, welchen Antheil die Alliirten dem Könige von Spanien zu lassen willens wären. Die Deputirten antworteten: wenn irgend jemals einer um des Friedens willen bewilligt werden sollte, so würde er nur sehr klein seyn können.

Die

Die wiederholten Vorstellungen der Bevollmächtigten waren eben so vergeblich wie die ersteren.

Buys brach die Conferenz ab, gieng mit Van der Dussen weg, und die weitere Erörterung wurde bis nach Tische verschoben.

Nach geendigter Mahlzeit kamen die Bevollmächtigten mit den Deputirten wieder zusammen. Buys eröffnete die Conferenz, ließ für jetzt den Punkt wegen des Antheils noch unerörtert und fragte: was der König, wenn ihn die Alliirten einzugehen bewilligten, für Maasregeln nehmen würde, um die Vollziehung desselben zu sichern?

Sie gaben zur Antwort: Er würde dem Könige von Spanien eine Frist bestimmen, um zu erklären, ob er die in Hinsicht auf ihn getroffene Verfügung genehmige. Im Fall er sich weigerte oder über die gesetzte Frist hinaus Stillschweigen beobachtete, so wurde er des für ihn ausbedungenen Antheils verlustig seyn, und der König würde sich nicht nur verbindlich machen, ihm nicht die geringste Hülfe weder unmittelbar noch mittelbar, zu leisten, sondern es auch als eine Ursache zum Bruch ansehen, wenn dieser Fürst wieder die strengen Verbote, welche Sr Majestät an ihre Unterthanen ergehen lassen würden, in spanische Kriegsdienste zu treten, irgend einen Franzosen in seine Dienste aufnähme.

Die Deputirten waren durch dieses Anerbieten wenig zufrieden gestellt, und wollten ein bestimmteres Versprechen, so daß sich der König Philipp genöthigt sähe, es bei dem Antheile, welchen ihm die Alliirten bewilligten, bewenden zu lassen. Sie verlangten demnach, der König solle förmlich, deutlich und ohne Zweideutigkeit versprechen, daß Er gegen den König seinen Enkel, wenn er den bestimmten Antheil verweigerte, feindselig verfahren, und auf diesen Fall seine

Acht und neunzigstes Kapitel.

Verschiedene Gefechte.

Den 19ten dieses Monats wurde die Stadt sehr heftig bedrängt. Nach einer vorhin getroffenen Verabredung gab die Besatzung das Signal mit der Pauke, worauf der Sultan sogleich aufbrach, sich über die Gräben in das feindliche Lager stürzte, und dort über die Kochtöpfe herfiel. Der Feind wurde dadurch genöthigt, von der Stadt abzulassen, um sein Lager zu vertheidigen, aus welchem sich der Sultan nicht eher zurückzog, als bis die überhandnehmende Mittagshitze das fernere Fechten unmöglich machte.

Einige Tage darauf ließ sich wieder die Lermpauke aus der Festung hören, die der Sultan ebenfalls mit der Pauke erwiederte; und dann eben so wie das vorige mahl das feindliche Lager überrumpelte. Da nun die Franken sich auf diese Weise immer in ihren Unternehmungen gegen die Festung gehindert sahen, so rückten sie uns ins freye Feld entgegen, fanden aber auch hier einen so harten Widerstand, daß sie einen Herold abschickten, um für einen Abgeordneten freyes Geleite auszuwirken, welches denn auch bewilligt ward. Der Gesandte wird erst zum Almalich Aladil geführet, der ihn dem Sultan vorstellen mußte. Er hatte den Auftrag, eine mündliche Unterredung zwischen dem König und dem Sultan zu veranstalten, dieser aber antwortete ihm, ohne weiteres Bedenken: „Könige sprechen nicht eher mit einander, als wenn schon ein Bündniß zwischen ihnen zu Stande gebracht ist, denn es würde unschicklich seyn, nach einer persönlichen Zusammenkunft wieder die Waffen zu ergreiffen. Will der König also zu seinem Zweck gelangen, so müssen wir vorher über die Bedingungen des Friedens

einig

Macht mit der Macht der Ligue vereinigen wolle, um diesen Fürsten zu zwingen, daß er aus Spanien wegginge und sich mit dem Theile begnügte, welchen man ihm zu seiner Entschädigung angewiesen hätte. Ohne diese Bedingung sey kein Traktat, und zur Milderung ihrer Strenge kein Auskunftsmittel zu denken.

Diese Conferenz, die eben so wenig gute Folgen hatte als die vorhergehenden, bestärkte die Bevollmächtigten in der Meinung, der Endzweck der Deputirten gehe dahin, sie zu bewegen, daß sie statt aller Entschädigung nur Sicilien fodern möchten; alsdann würden wenigstens Buys und Van der Dussen über sich nehmen, Bericht davon abzustatten, und vielleicht in einer neuen Conferenz, was freilich noch ungewiß war, die Erklärung von sich geben, daß man Frankreich seine Foderung bewillige, jedoch unter der Bedingung eines bestimmten und ausdrücklichen Versprechens, den König von Spanien, im Fall der Verweigerung des festgesetzten und vom Könige, seinem Großvater verlangten Antheils mit Krieg zu überziehen. Weigerte sich der König, diese gehässige Verbindlichkeit zu übernehmen, so hatten die Holländer und ihre Alliirten das Vergnügen, den Haß, welchen die Fortsetzung eines lästigen Kriegs mit sich führte, auf Se Majestät und auf die Verweigerung der zur Festigkeit eines Friedentraktats nöthigen Sicherstellungen fallen zu lassen.

Zwey andere zu Gertruydenburg gehaltene Conferenzen waren nicht glücklicher. Es wurden fast dieselben Foderungen und dieselben Einwendungen wiederholt, ohne die anderweitige Foderungen zu vergessen, welche die Deputirten zur gehörigen Zeit zu erklären sich vorbehielten. Sie sagten blos, die Republik würde für sich, ohne den andern Ansprüchen der

Al-

Alliirten Abbruch zu thun, Valenciennes, Douay, die Herrschaft Cassel und den Ersatz der Unkosten fodern, welche die Belagerungen von Mons und Tournay dem Staate verursacht hätten.

Sie gaben zu verstehen, der Erzherzog würde für den, obgleich mäßigen, Antheil, welchen er dem König Philipp ablieſſe, eine Entschädigung verlangen können.

Die Erben des verstorbenen Königs Wilhelm von England würden auf der Wiederherstellung des Fürsten thums Oranien bestehen.

Auch das Interesse der sogenannten reformirten Franzosen, welche sich nach Holland geflüchtet hatten, wurde nicht vergessen. Es sey billig, sagten die Deputirten, daß man denjenigen, welche in Holland als Einheimische aufgenommen wären, die Freiheit gestatte, nach Frankreich zu handeln.

Den 24 März statteten die Bevollmächtigten dem König von der Lage einer so wenig befriedigenden Unterhandlung Bericht ab und baten ihn zu gleicher Zeit um seine Ordres und um neue Instruktionen über folgende vier Hauptfragen:

1) Ob Se Majestät ihnen anbefehle, blos mit dem Königreiche Sicilien zufrieden zu seyn, und es das nächste mal, wenn sie mit den Deputirten wieder darauf zu sprechen kämen, als hinreichende Entschädigung zu fodern?

2) Welche Versicherung sie geben sollten, daß der Katholische König eine Entschädigung annehmen würde, welche mit den Staaten, deren Abtretung die Alliirten foderten, so wenig in Vergleichung käme?

3) Vorausgesetzt, daß es möglich wäre, über diese beiden Punkte überein zu kommen, fragten die

Bevollmächtigten an, ob sie die Präliminarien unterzeichnen dürften, ohne über die Beschaffenheit der anderweitigen Foderungen Aufschluß bekommen zu haben?

4) ob sie nach der Vollziehung der Präliminarien auf einer sichern Gewährleistung für den Frieden bestehen oder ob sie die Unterzeichnung bewilligen sollten, ohne diese Gewährleistung zu haben?

Der König lobte die Klugheit seiner Bevollmächtigten und billigte, daß sie Sicilien nicht als eine hinlängliche Entschädigung für die andern Staaten der spanischen Monarchie gefodert hatten. Ausser der Ungleichheit dessen, was sie Tausch nannten, konnte man auch diesem unbedeutenden Antheil diesen Namen nicht geben, da es nicht einmal in ihrer Gewalt stand, ihn anzubieten; denn sie waren nicht Herrn von Sicilien; der Katholische König besaß es noch und er allein hatte das Recht, damit zu schalten und zu walten.

Der König bemerkte in dem Verfahren und den Reden der holländischen Deputirten dieselbe Methode, welche sie vom Anfang an befolgt hatten, seitdem vom Unterhandeln die Rede war. Ihre ganze Aufmerksamkeit war darauf gerichtet, alles, was die Abbrechung der Friedensunterhandlung gehäßiges haben könnte, auf Frankreich zu wälzen. Dieß war der Zweck und die Ursache ihrer zweideutigen Reden, ihres beständigen Bestrebens, ihre wahren Absichten zu verbergen, und ihre Gesinnungen nur errathen zu lassen, um in der Folge mehr zu fodern, als was sie zu erlangen hofften. Durch solche Kunstgriffe glaubten sie die Bevollmächtigte zu verleiten, ihnen immer neue Anerbietungen zu thun und am Ende den König vielleicht noch mit einem geringern Antheil zu-

frie-

frieden zu ſtellen, als die Alliirten zu bewilligen entſchloſſen waren.

Auf die zweite Frage antwortete der König: er würde nie beiſtimmen, daß man den König, ſeinen Enkel, mit Gewalt zwänge, das Königreich Sicilien unter Bedingungen, welche aller Billigkeit ſo zuwider wären zur Entſchädigung anzunehmen. Die zufälligen Ereigniſſe eines aufgenöthigten Kriegs ſeyen, wenn ſie auch unglücklich ablaufen ſollten, doch einem ungerechten Frieden vorzuziehen, deſſen leerer Schein ihm den Beſitz des Wenigen, was ihm ſeine Feinde unter dem Namen einer Entſchädigung gelaſſen haben würden, nicht lange ſicher ſtellen könne.

Dem ungeachtet wolle der König, wenn Sicilien angeboten würde, dem Könige, ſeinem Enkel, um des Friedens willen anrathen, ſich lieber mit dieſem ſehr mäſigen Antheile an ſo vielen Staaten zu begnügen als den Verluſt des Ganzen zu wagen; allein er verſprach nur bloße Rathſchläge, keineswegs ſeine Macht zur Ueberredung des Katholiſchen Königs. Indeß willigte er auch ein, ihm zur Erklärung ſeiner Willensmeinung eine Zeit zu beſtimmen und überdies genaue Ordres zu geben, daß dieſer Fürſt hinführo von Frankreich aus weder unmittelbar noch mittelbar Hülfe empfangen könnte.

Wenn drittens der König ſeinen Bevollmächtigten erlaubte, die Präliminarien zu unterzeichnen, ſo geſchahe es einzig und allein, um den Frieden zu bewürken. Man konnte aber damals nicht ſagen, daß er zu Stande kommen würde; denn es waren weſentliche Artikel zu beſtreiten übrig und die Alliirten behielten ſich unter dem Namen anderweitiger Foderungen die Befugniß vor, mehrere neue Anſprüche zu

machen, von denen ein einziger das ganze Werk zu vernichten fähig war, wie man aus der Probe schliessen konnte, welche die Deputirten von einigen dieser Foderungen hatten blicken lassen.

Sie konnten daher weder mit Grunde noch mit Billigkeit, auf der Annahme dieser Foderungen bestehen, wenn sie nicht vor der Unterzeichnung der Präliminarien erklärt und bewilligt wurden.

Wenn man einig war und jedes Friedenshinderniß überwunden hatte, dann konnte der König mit gutem Grunde verlangen, daß die Republik Holland den Traktat garantirte. Sie durfte es nicht abschlagen und hatte, wenn sie vor ihren Alliirten sicher war und aufrichtig handelte, nichts zu befürchten.

Befand sie sich dagegen in andern Verhältnissen, so war es gegen die Klugheit des Königs, wenn er sich verborgenen Feinden hätte anvertrauen und sie in den Stand setzen wollen, ihn mit den neuen Vortheilen anzugreifen, welche sie durch die Unterzeichnung eines verstellten Friedens über ihn erlangt haben würden.

Wenn die Holländer den Frieden garantirten, so würde der König auch an der allgemeinen Gewährleistung für die Ruhe Europa's Antheil nehmen.

Ob gleich kein Grund da war, von den fortgesetzten Conferenzen einen glücklichen Erfolg zu erwarten; so wiederholte doch der König die schon mehreremal gegebene Ordres, es dahin zu bringen, daß, wenn sie abgebrochen würden, die Abbrechung derselben nicht Sr Majestät zugerechnet werden könne.

Der Marschall von Huxelles und der Abt von Polignak benachrichtigten den Pensionnair von der

der erhaltenen Antwort des Königs. Sogleich kehrten die Deputirten nach Gertruydenburg zurück und der 7. April nahmen die Conferenzen wieder ihren Anfang. Auf die Frage, was dieſe Antwort enthalte? erwiederten die Bevollmächtigten: ſie hätten Ordres, ſie ſelbſt zu fragen: was ihre Obern wegen der Entſchädigung des Königs von Spanien und wegen der Sicherſtellung des Friedens für einen endlichen Entſchluß gefaßt hätten?

Statt über einen ſo weſentlichen Punkt beſtimmte Antwort zu geben, ſtatteten ſie Bericht ab von den angeblichen Vorwürfen, welche ihnen die Propoſition wegen einer Entſchädigung und eines Antheils von Seiten der kaiſerlichen Miniſter im Haag zugezogen hätte. Dieſe beſchuldigten Buys und Van der Duſſen, die Ordnung der Unterhandlung geändert zu haben, indem ſie jetzt, wo nur die Rede davon ſey, den 37. und folglich den 4. Artikel aufs reine zu bringen und über die Mittel übereinzukommen, wodurch die vollkommne und gänzliche Abtretung der ſpaniſchen Monarchie geſichert würde, ſich auf eine Unterhandlung über einen Antheil eingelaſſen hätten.

Die Bevollmächtigten rieſen ins Gedächtniß zurück, was in den vorhergehenden Conferenzen geſchehen war, und die bloße Erzählung zeigte, daß ſie immer ganz deutlich erklärt hatten, es ſey unmöglich, den Frieden zu ſchließen, wenn der König von Spanien für alle die Abtretungen, welche die Alliirten von ihm foderten, nicht eine Art von Entſchädigung erhielte; man laſſe ihnen unter den verſchiedenen Vorſchlägen, welche über jenen Antheil gemacht worden ſey, freie Wahl; im Fall ſie dieſe Wahl verweigerten, müßten ſie ihre Abſichten auf den Frieden wenigſtens deutlich erklären, da er davon abhange und ſie dennoch dieſelbe bisher immer verborgen gehalten hätten.

Die

Die Deputirten wiederhohlten, was sie in den vorhergehenden Conferenzen gesagt hatten: von ihrer Seite gebe es keine neue Vorschläge. Mit einem Wort, sie sagten; sie seyen blos gekommen, um die Anerbietungen des Königs zu erfahren, von ihrer Seite hätten sie keine Vollmacht etwas anzubieten. Wenn Frankreich, fuhren sie fort, einen billigen Antheil verlangt, so werden sich unsere Obern Mühe geben, ihre Alliirten zur Bewilligung desselben zu bewegen; doch müssen wir euch zugleich ankündigen, daß dieser Antheil auf keine Weise zugestanden wird, wenn ihr ihn nicht sehr mäßig fodert und wenn der König nicht förmlich verspricht, den König, seinen Enkel, in Güte oder mit Gewalt zur Annahme desselben zu bewegen.

Die Bevollmächtigten standen über die Absichten des Königs nicht mehr in Zweifel; seine letzten Ordres waren deutlich und bestimmt. Wollte man ihm zumuthen, seine Macht gegen den Katholischen König zu gebrauchen und ihn zu zwingen, daß er mit dem Antheile, welchen ihm seine Feinde vorschrieben, zufrieden wäre; so wußten sie, daß er in dieser Hinsicht jede Proposition verwerfen würde. Zugleich aber war auch ausgemacht, daß eine gänzliche Weigerung zum Vorwand dienen würde, die Conferenzen und die Unterhandlung, welche Se Majestät noch zu unterhalten für gut fanden, abzubrechen; daß die Kriegsanhänger sich wie gewöhnlich gegen die Treue Frankreichs erheben und ihr so oft widerholtes Geschrei, daß man gegen seine Kunstgriffe vorsichtig seyn müsse, mit glücklicherm Erfolg fortsetzen würden. Diese Reden machten, so oft sie auch schon gebraucht worden waren, doch immer neuen Eindruck, und die Bevollmächtigten konnten mit Recht glauben, daß sie den Absichten des Königs gemäs handeln würden, wenn sie den

Hol-

Holländern keine Veranlassung gäben, den Haß wegen der unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche seine Feinde dem Friedensschluß in den Weg stellten, auf Frankreich zurückzuwälzen. Sie glaubten zu ergründen, daß der Friede von der Annahme Siciliens abhänge, und daß dieser mäßige Antheil, wenn er als Entschädigung des Königs von Spanien angenommen würde, dem Kriege vielleicht ein Ende machte. Doch aber schmeichelten sie sich, irgend noch eine Vergrößerung desselben zu erlangen, und verlangten daher, das Königreich Neapel solle in Verbindung mit Sicilien dem Könige von Spanien gelassen werden. Sie stellten vor, daß die Sicherheit dieses Fürsten davon abhange, daß die Freiheit Italiens und die Festigkeit des Friedens nicht weniger dabei ins Spiel komme, daß diese Vereinigung der beiden Königreiche, Neapel und Sicilien, zur Erhaltung des Gleichgewichts von Europa durchaus nöthig sey.

Die Deputirten blieben, wie gewöhnlich, unbeweglich. Sie waren genöthigt, sich genau an die empfangenen Ordres zu halten und da es ihnen an triftigen Gründen zur Rechtfertigung ihrer Obern fehlte, so führten sie das gute Vernehmen der Republik mit dem Kaiser, ihre Bündnisse mit ihm an und verwarfen ausser dem bloßen Königreich Sicilien, jede andere Vergütung für den König von Spanien. Auch dieses boten sie nur unter der ausdrücklichen Bedingung an, der König solle sich verbindlich machen den König, seinen Enkel zu zwingen, daß er sich damit begnügte.

Niemals hatte eine Friedensunterhandlung die Dazwischenkunft eines Vermittlers nöthiger gehabt als die gegenwärtige. Allen Souverainen von Europa war an der Ausgleichung derselben gelegen. Wer sich die-

diesem ehrenvollen Geschäfte ohne Partheilichkeit unterzogen hätte, würde zu eben der Zeit, wo er die Schwierigkeiten hob, welche durch die gegenseitigen Foderungen der in den Krieg verwickelten Partheien unübersteiglich gemacht wurden, für das allgemeine Wohl und für seinen eigenen Ruhm auf gleiche Weise gearbeitet haben.

Die Deputirten verwarfen den Vorschlag, Vermittler zu wählen und erneuerten die Proposition, sich jene anderweitige Foderungen vorzubehalten, welche sie alsdann erst erklären wollten, wenn die Präliminarien unterzeichnet wären. Wozu, sagten sie, sollen wir noch länger unterhandeln? Jede Negociation ist vergeblich, wenn sich der König nicht entschließt und verspricht, seine Macht mit seinen Feinden zu vereinigen, um seinen Enkel zur Entsagung seiner Krone zu zwingen.

Diese wiederholten Reden kündigten einen nahen Bruch an; die Bevollmächtigten suchten ihn zwar zufolge derzuletzt empfangenen Ordres zu vermeiden; endlich aber war die große Geduld Sr Majestät fruchtlos; seine Nachgiebigkeit vermehrte nur noch die Dreistigkeit der Feinde; je mehr er für den Frieden Erleichterungen verschafte, desto hartnäckiger wurden sie. Es blieb nichts übrig als seine gegebene Einwilligung in ihre Ansprüche, deren Ungerechtigkeit von den Conferenzen im Haag her bekannt ist und im vorigen Jahre noch vermehrt worden war, öffentlich bekannt zu machen. Damals wollte der König den Entwurf der Präliminar Artikel nicht als Basis und Grundlage des Friedens gelten lassen.

Im Jahr 1710 bei Gelegenheit der Conferenzen zu Gertruydenburg nahm er von diesem Entwurf nur

den

den 4. und 37. Artikel aus und bewilligte sogar, noch vor Unterzeichnung des Friedens die härteste Bedingungen zu vollziehen, welche der von seinen Feinden gemachte Entwurf in sich faßte, z. B. die Plätze, welche sie foderten, zum eigenthümlichen Besitz von jetzt an in ihre Hände zu liefern; ihnen vier zum Unterpfand und gleichsam zur Verbürgung seines Versprechens anzuvertrauen; andere niederzureissen unter dem Vorwand, daß sie den Alliirten Mißtrauen und Furcht einflößten, und doch waren es dieselben, welche sich Gesetze zu geben anmaßten und Bedingungen vorschrieben zu einem Traktat, den sie nicht zu schließen geneigt waren. Die anderweitigen Foderungen, welche sie sich bis zu einer gelegenen Zeit vorbehielten, bewiesen, daß sie die Absicht hatten, sich einen Vorwand aufzubewahren, unter welchem sie die ganze Unterhandlung, wenn sie am weitesten vorgerückt und einem glücklichen Schluß am nächsten zu seyn schien, abbrechen konnten.

Indeß hörten sie nicht auf, ihre Aufrichtigkeit zu rühmen; sie hätten wohl gewünscht, daß man die gänzlich unterbliebene Vollziehung des Traktats, welchen der Kaiser Joseph mit der Kurfürstin von Baiern geschlossen und unterzeichnet hatte, übersehen; die heimlichen Verbindungen, welche der Herzog von Savoyen, der zu Anfang des Kriegs mit Frankreich verbunden gewesen war, jetzt mit dem Kaiser Leopold eingegangen hatte, aus der Acht lassen, ja daß um auf frühere Zeiten zurückzugehen, das Andenken an die Treulosigkeiten der Holländer in ihren Bündnissen gänzlich ausgelöscht werden möchte. Diese unnützen Vorwürfe schickten sich nicht zur Friedensstiftung in Europa, welche der König einzig und allein beabsichtigte, denselben aber sich nicht versprechen konnte, so lange die Freiheit, anderweitige Ansprüche zu machen, den Erfindern dieser

einig seyn. Ferner bedürfen wir, um uns einander zu verständigen, einen Dollmetscher, auf dessen Treue wir uns verlassen können. Sind erst diese Puncte in gehörige Richtigkeit gebracht, so wollen wir uns, wenn Gott will, zu einer mündlichen Unterredung entschließen."

Nachher fielen wieder zwey Gefechte vor. Bey dem einen ist dieses merkwürdig, daß die Feinde einen gefangenen Muselmann erwürgten, und verbrannten; welches denn die Unsrigen ebenfalls mit einem ihrer Gefangenen thaten. Ich selbst habe beide Scheiterhaufen zu gleicher Zeit brennen sehen.

Unterdeß wurden uns häufige Klagen von dem übeln Zustande der Stadt hinterbracht, die vorzüglich seit der Ankunft des Engländers die schrecklichsten Drangsale ausstehen mußte. Der König von England hatte zwar an einer sehr schweren Krankheit daniedergelegen, der König von Frankreich war verwundet worden, aber demohnerachtet war das Elend der Stadt von Tage zu Tage höher gestiegen.

Bey der Schwester des Königs von England befanden sich zwey heimliche Muselmänner, die bey dieser Gelegenheit zu uns übertraten, und vom Sultan reichlich beschenkt wurden. Jene Dame war eine verwittwete Gemahlin des Königs von Sicilien bey dessen Lebzeiten sie schon die beyden Bedienten zu sich genommen hatte, und jetzt war sie ihrem Bruder aus Sicilien gefolgt.

ſer neuen Foderung den Vorwand ließ, den Krieg zu verlängern.

Als ſich der Marſchall von Huxelles und der Abt von Polignak nach Holland begaben, war die Zeit, den Feldzug zu beginnen, noch fern; man hatte alſo Urſache zu hoffen, ſie würden vor der Eröffnung deſſelben die Unterhandlung beträchtlich fördern können. Demungeachtet hatte man ſchon den 15 April und bis dahin war ſie nicht im mindeſten fortgerückt; vielmehr verſchwand aller Anſchein zum Frieden, man ſprach von allen Seiten von nichts als von Krieg. Die Feinde rüſteten ſich, um zu Anfange des Feldzugs Douay zu belagern. Der König von Spanien verſammelte ſeine Truppen und voll Vertrauen auf die Treue und Zuneigung ſeiner Unterthanen war er verſichert, den Angriffen ſeiner Feinde allein und mit eigener Macht zu widerſtehen. Seine Truppen wurden pünktlich beſoldet; er fand in ſeinem Königreiche Hulfsquellen, die er für hinreichend hielt, den Krieg noch lange auszuhalten. Das Verfahren Frankreichs, zum Frieden zu gelangen, ſchien ihm zu unbeſtändig zu ſeyn. Den Eifer, welchen es für die Beendigung des Kriegs zeigte, ſah er für allzu unbeſchränkt an. Kurz in der Ueberzeugung, daß Frankreich dieſem einzigen Plane alles Intereſſe Spaniens aufopfern würde, wollte er zu einer Unterhandlung mit Holland geradere Wege aufſuchen.

Der Herzog von Alba war damals ſein Geſandter in Frankreich; ihm und dem Grafen von Bergheick vertrauete der Katholiſche König ſeine Vollmachten an, um wo möglich mit der Republik Holland eine beſondere Unterhandlung anzuknüpfen. Doch wollte er es nicht ohne Vorwiſſen Frankreichs thun und die ſpaniſchen Miniſter hatten Befehl, Se Majeſtät von dem

Anfange derſelben zu unterrichten; aber ſo bald als ſie angefangen war, beobachteten ſie über die Fortſchritte derſelben das tiefſte Stillſchweigen; in der That hatten ſie auch weder Urſach, ſich damit zu rühmen, noch Bergheick Grund, ſie in Vorſchlag gebracht zu haben. Er hatte ſich geſchmeichelt, und zweifelte faſt nicht, daß man von jetzt an, wo es darum zu thun war, mit Spanien allein und abgeſondert von Frankreich zu unterhandeln, bei den Holländern leichter Eingang und ſie bereitwillig finden würde, ihm mit Vergnügen Gehör zu geben.

Durch dieſen unnützen Verſuch wurden die Geſinnungen Sr Majeſtät gegen den katholiſchen König weder verändert noch kälter. Die Armee, welche dieſer Fürſt auf den Beinen hatte, konnte zur Vertheidigung der Provinzen ſeines Reichs zwar hinreichen, allein es fehlte ihr an einem General. Der Herzog von Vendôme commandirte die Armeen des Königs nicht mehr. Sein Anſehen war groß und feſt gegründet. Der König von Spanien war von ſeinem Verfahren in der Lombardei Zeuge geweſen. Er bat den König um einen General, der zur Anführung ſeiner Truppen ſo geſchickt war. Se Majeſtät behielten zwar dem Herzog von Vendôme die Erlaubniß, nach Spanien überzugehen ſo lange vor, als ſie noch irgend Grund hatten zu glauben, daß man über die drückenden Friedensbedingungen endlich noch übereinkommen könne; allein mit jedem Tage verſchwand dieſer Schimmer von Hoffnung. Die Feinde beſchleunigten die Zurüſtungen zum Feldzuge, ihre Entwürfe wurden bekannt, und die Belagerung, welche ſie zu unternehmen beſchloſſen hatten, war kein Geheimniß mehr. Jede Vorſichtigkeit von Seiten Frankreichs war vergeblich; und da man auf

weiter nichts mehr bedacht seyn mußte, als sich vor ihren Angriffen sicher zu stellen; so erlaubte der König dem Herzog von Vendôme, das von dem katholischen Könige für ihn bestimmte Commando anzunehmen und nach Spanien überzugehen, um sich an die Spitze seiner Armeen zu stellen.

Se Majestät gaben ihren Bevollmächtigten von dieser dem Herzog von Vendôme ertheilten Erlaubniß Nachricht, damit, wenn darüber von Seiten Hollands, wiewohl ohne hinlänglichen Grund, Klagen erhoben würden, sie ihnen zur Antwort geben könnten, eine sich in die Länge ziehende Unterhandlung, deren Erfolg sehr ungewiß sey, dürfe Se Majestät nicht hindern, dem König, ihrem Enkel, einen General zu bewilligen, da dieselbe Unterhandlung auch die Feinde nicht hindere, den Feldzug frühzeitig zu eröffnen und die Plätze zu bestimmen, welche sie sich zu belagern vornähmen.

Die Conferenzen von Gertruydenburg ließen nach; es schien als ob die Holländer diejenigen nachahmen wollten, welche 1709 zu Bodegrave eben so fruchtlos gehalten worden waren. Nach einigen Conferenzen, worin nichts entschieden wurde, kehrten die Deputirten zum Haag zurück, und kamen erst alsdann wieder, als die Bevollmächtigten dem Pensionnair meldeten, daß sie vom König über die Lage dieser sogenannten Unterhandlung Antwort erhalten hätten. Vom 9. bis zum 28. April blieb daher alles ruhig. Nun aber schrieben die Bevollmächtigten an Heinsius; Buys und Van der Dussen kehrten wieder nach Gertruydenburg zurück.

Vor ihrer Ankunft hatten der Marschall von Huxelles und der Abt von Polignak verschiedene Nach-

Nachrichten empfangen, die auch durch Pettekum bestätigt wurden, daß die Alliirten einigermaßen geneigt wären, ihnen die Inseln Sicilien und Sardinien nebst den Plätzen an der Küste von Toscana zu bewilligen, wenn sich der König mit diesem Antheile zur Entschädigung des Königs von Spanien begnügte. Man fügte hinzu: die kaiserlichen Minister und der Herzog von Marlborough setzen sich diesem Plan nicht nur entgegen, sondern wenden auch alles an, um die Provinzen, welche die meiste Neigung für den Frieden zeigten, zur Fortsetzung des Kriegs zu bewegen.

Mochte es ihnen nun gelungen, oder mochten die gegebenen Nachrichten ohne Grund seyn; nichts konnte weniger friedliebende Gesinnungen verrathen, als eine lange Rede, welche Buys in der ersten Conferenz nach seiner Rückkehr vom Haag hielt. Nach der Wiederholung dessen, was er seit dem Anfang der Unterhandlung schon so oft gesagt hatte, fuhr er fort: es sey vergeblich zu unterhandeln und ihre Obern würden endlich ihre Maasregeln nehmen, wenn der König darauf bestünde, Vermittler anzunehmen, wenn er die Erklärung der anderweitigen Foderungen, die Gewährleistung des Waffenstillstands bis zur Unterzeichnung des Definitivfriedens und das Königreich Neapel mit den Plätzen auf der Küste von Toskana zum Entschädigungsantheil für den König von Spanien verlangte.

Diese Punkte waren nicht das einzige Gesetz, welches die Holländer vorzuschreiben sich berechtigt glaubten; sie setzten noch ein weit härteres dazu, und Buys versicherte hoch und theuer, jede Nachgiebigkeit, jede Anerbietung von Seiten Frankreichs würde umsonst seyn, ja man würde sie nicht einmal

hören, wenn der König nicht das bestimmte Versprechen von sich gäbe, daß er den katholischen König mit Gewalt nöthigen wolle, sich mit dem Antheile zu begnügen, welcher ihm von den Alliirten bewilligt würde.

Gott aber bestimmte für die Nachkommen des h. Ludwigs ein größeres Erbe und verhärtete das Herz ihrer Feinde.

Umsonst widerlegten die Bevollmächtigten alle Theile von Buys Rede. Es war unnütz, die Ungereimtheit derselben zu zeigen und noch vielmehr einen Mann zu überreden, der keine Vollmacht hatte, von den Ordres seiner Obern abzuweichen; die Conferenz endigte daher, wie die vorhergehenden, ohne Entscheidung, ohne sich einander zu nähern und gab zu neuen unüberwindlichen Schwierigkeiten Anlaß.

Man hätte glauben sollen, daß die Deputirten einigermaßen Willens seyen, sie in einer zweiten Conferenz, welche den Tag darauf gehalten wurde, auf die Seite zu räumen; denn sie gaben zu verstehen — Buys führete immer das Wort, — daß die Alliirten nicht ganz abgeneigt seyen, dem Könige von Spanien Sicilien und Sardinien zu lassen; allein mit dieser Nachgiebigkeit verbanden sie die grausame Bedingung, daß der König diesen Fürsten zwingen sollte, aus Spanien zu gehen, möchte es nun in Güte oder mit Gewalt geschehen.

Von den Entschlüssen Sr Majestät über diese höchst nachtheilige Clausel unterrichtet, drangen die Bevollmächtigten nicht weiter in die Deputirten, sich über den Antheil deutlich zu erklären. Man stritt von beiden Seiten, ohne sich zu vereinigen, über die Nothwendigkeit, die anderweitigen Foderungen namentlich

lich anzuführen, und, wenn die Präliminarien unterzeichnet wären, den Waffenstillstand bis zum Frieden zu sichern. Man brachte nur die Zeit unnütz zu; ziemlich trotzig erhoben sich endlich die Deputirten, machten der Conferenz ein Ende und kündigten an, daß es die letzte seyn würde. Die Bevollmächtigten sagten, das bloße Wort der Deputirten reiche nicht hin, sie zur Rückreise zu bewegen; es sey nöthig, daß ihnen der Pensionnair den Entschluß der Generalstaaten über die Abbrechung der Unterhandlung durch ein an sie gerichtetes Schreiben bekannt mache. Sie befolgten ganz die Absichten des Königs, wenn sie einen unwiderleglichen Beweis foderten, daß die Feinde die Unterhandlung verweigerten und sich dem Frieden entgegensetzten, dessen Verzögerung nicht Sr Majestät zugerechnet werden könnte. Aufmerksam auf die Befolgung ihrer Ordres dachten sie, in der Antwort an den Pensionnair feierlich zu versichern, der König halte sich aller seiner Anerbietungen wegen des Friedens und aller in den Präliminar Artikeln enthaltenen Bedingungen für frei und ledig.

Daß sich die Feinde dem Frieden widersetzten, war ausgemacht. Die Fortsetzung der Conferenzen wurde unnütz; die Deputirten von Holland hatten sich immer darauf eingeschränkt, blos einen Waffenstillstand vorzuschlagen, welchen sie theuer erkaufen lassen wollten, ohne für seine Sicherheit oder für die Zeit, wie lange er dauern würde, zu bürgen. Sie behielten ihren Obern Vorwand und Vollmacht vor, ihn zu brechen, wenn es ihnen beliebte. Die anderweitigen Foderungen, welche noch nicht erklärt waren, würden hinreichend gewesen seyn, dem Schlusse eines Definitivfriedens Hindernisse in den Weg zu legen, wie sie sie für räthlich fanden. Da man sich also nicht mehr schmeicheln konnte, zum Frieden zu gelan-

gen; so hatte man auch von so vielen vergeblich gemachten Anerbietungen keinen andern Vortheil zu erwarten, als daß man allen freundlich und feindlichgesinnten Nationen zu erkennen gab, der König wende alles an, um Europa den Frieden zu verschaffen und einem blutigen, für so viele Völker beschwerlichen Kriege ein Ende zu machen.

Se Majestät billigten demnach das Verfahren ihrer Bevollmächtigten und den Entschluß, welchen sie gefaßt hatten, die letzte Erklärung der Deputirten noch nicht als eine gänzliche Abbrechung der Conferenzen aufzunehmen. Es bedurfte einer ausdrücklichern Erklärung und man mußte sehen, daß sie von Seiten der Generalstaaten gethan worden sey. Das Publikum betrachtete sie dann als diejenige, in deren Hände der Friede niedergelegt war; es schien als ob er sich in den Morästen von Holland verborgen hielt, und es von den vereinigten Provinzen abhienge, das Universum an einem so kostbaren Schatze Theil nehmen zu lassen.

Unterdessen fieng der innere Zustands Englands an, eine ernstere Aufmerksamkeit zu verdienen; der Geist der Zwietracht herrschte in diesem Königreiche und konnte auf den Frieden von aussen Einfluß haben; allein die ungegründete Vorliebe für die Holländer entfernte jeden Gedanken, jede Erwägung dessen, was in England vorgieng; man sagte vielmehr, daß, wenn wirklich im Innern einige Bewegungen vorgiengen, diese den einzigen Mann, welcher sich an der Spitze der Nation befände und sich während der Zeit, wo die Armeen im Felde ständen, mit dem ganzen Ansehn seiner Gebieterin bekleidet sähe, noch mehr zur Fortsetzung des Kriegs geneigt machten.

Die

Die Armee des Königs verſammelte ſich in Flandern, und war bereit, ſich den Angriffen der Feinde zu widerſetzen. Der Vorfall einer Schlacht, deren Entſcheidung in der Hand Gottes liegt, konnte die Lage der Dinge ganz umändern.

Dieſen Ereigniſſen wollte der König zuvorkommen und noch einmal zeigen, daß er zur Wiederherſtellung des Friedens nichts unterließ. Er befahl daher ſeinen Bevollmächtigten, an den Penſionnair von Holland zu ſchreiben und ihn um die Zurückſendung der Deputirten zu bitten, um ſie in einer neuen Conferenz von den letzten Ordres Sr Majeſtät zu unterrichten. Ihrem Inhalt gemäs ſollten ſie melden: der König, welcher durch ſeine beiden Bevollmächtigten von dem nahen Bruch der Conferenzen unterrichtet ſey, verlange, daß ſie ſich, ehe ſie Holland verließen, erkundigen ſollten, welchen Schritt die Republik ſich für den Frieden zu thun vorgenommen hätte? welches ihre wahren Abſichten wären? Die Deputirten hätten dieſe immer verborgen gehalten, ohne den geringſten Vorſchlag zu thun zur Erleichterung eines glücklichen Schluſſes; vielmehr hätten ſie ihre Antworten, hauptſächlich in dem weſentlichen Artikel über den nöthigen Antheil für den König von Spanien, in neue Schwierigkeiten gehüllt und ſich nie deutlich erklärt, ſondern immer nur jede Propoſition verworfen. Auch da ſie zu verſtehen gegeben hätten, daß man in die Ausſetzung dieſes Antheils willigen könnte, ſey ihre Erklärung über die Staaten, aus welchen er beſtehen ſollte, nur oberflächlich, niemals beſtimmt geweſen, und jedesmal ſey die Bedingung hinzugeſetzt worden, daß der König den katholiſchen König zur Bewilligung deſſen, was in Abſicht auf ihn beſchloſſen werden würde, nöthigen ſolle.

Die Bevollmächtigten sollten in die Deputirten dringen, sich endlich über die Beschaffenheit dieses Antheils ganz deutlich zu erklären, da dieß das einzige Mittel sey, die Schwierigkeiten über den 4. und 37. Artikel zu heben. Wenn die Deputirten die Königreiche Sicilien und Sardinien anböten und wenn es unmöglich wäre, daß die toskanischen Plätze hinzugefügt würden; so willigte der König, ungeachtet des Mißverhältnisses einer solchen Entschädigung gegen den Besitz der Krone Spaniens und Indiens, doch noch ein, ihn anzunehmen, sobald man nur zur Ueberredung des Königs von Spanien ein weniger gehäßiges Mittel fände, als das, einen Vater zu nöthigen, sich gegen seinen Sohn zu bewaffnen. Es würde unnütz seyn, an den damaligen Zustand des Königreichs zu erinnern, und von der Erschöpfung seiner Provinzen ein trauriges Gemählde zu entwerfen; jede Hülfsquelle schien verstopft zu seyn. Die Erfahrung und die Geschicklichkeit des Finanzministers, konnte noch lange nicht hinreichen, die Summen aufzufinden, welche zum Aufwand eines Kriegs nöthig waren, in welchem sich der größte Theil der europäischen Mächte zur Unterdrückung Frankreichs verbunden hatten. Der König, welcher seinen Feinden Gesetze vorzuschreiben gewohnt war, ertrug den Wechsel jener glücklichen Zeiten, wo der Sieg an seine Waffen gekettet zu seyn schien, mit Standhaftigkeit; aber sein Muth verminderte nicht die Theilnahme, welche er für die Leiden seiner Völker zeigte. Seine Anerbietungen für den Frieden wurden fruchtlos; ja sie hatten die Erbitterung und zugleich die Hoffnung der gegen Frankreich verbundenen Fürsten noch vermehrt; sie schmeichelten sich, es in einen solchen Zustand zu versetzen, daß es nie wieder im Stande seyn würde, ihnen Furcht einzujagen.

Wie ſehr indeß der König, ohne den Muth ſinken zu laſſen, dieſe von den vorigen Zeiten ſo verſchiedene Lage einſah, läßt ſich aus nichts beſſer abnehmen, als aus dem Entſchluß, welchen er faßte, den Frieden endlich, nicht nur um Geld, ſondern um noch weit verdrüßlichere Bedingungen zu erkaufen, in der Ueberzeugung, daß die Summen, welche er gäbe, nützlich angewandt ſeyn würden, wenn er den ſo nöthigen Frieden erlangte, möchte es nun durch ein ſolches Mittel, oder durch ein noch größeres Opfer geſchehen.

Seine Bevollmächtigten ſollten demnach, ehe ſie ſich zurückzögen, den Deputirten Subſidien anbieten, welche Se Majeſtät den Alliirten zahlen würden, wenn der König von Spanien den ausbedungenen Antheil verweigerte und ſie nach dem Frieden mit Frankreich genöthigt wären, den Krieg in Spanien fortzuſetzen. Dieſe Propoſition ſollte nach Belieben, aber, wenn es möglich wäre, nur alsdann gemacht werden, wenn ſie ſich eines guten Erfolgs verſichert hielten und durch vorhergehende Geſpräche die Geſinnungen der Deputirten hierüber erforſcht hätten.

Wäre nun einiger Anſchein da, daß dieſer neue Vorſchlag beſſer gelänge als ſo viele vorhergehende, ſo war es nöthig übereinzukommen, daß bei dem Friedensſchluß ſowohl von Seiten des Königs als der Alliirten wechſelſeitig und auf gleiche Weiſe Truppen abgedankt würden; denn es würde nicht billig geweſen ſeyn, daß Se Majeſtät ihnen die zufolge des Friedenstraktats abzutretenden Plätze in ihre Gewalt geben und ſich, nun um den Aufwand der Subſidien zu beſtreiten, genöthigt ſehen ſollten, die Zahl ihrer Truppen zu vermindern, während die der Alliirten ohne Verminderung alle ſtehen blieben.

Neun und neunzigstes Kapitel.

Flucht des Markgrafen nach Tyrus.

Gegen Ende des ersten Sjumad vermehrte sich der vom Marquisius gefaßte Argwohn daß man ihn, wenn er hier länger bliebe, festhalten, und seine Stelle dem vorigen König, der in der Gefangenschaft des Sultans gewesen war, zur Entschädigung des ausgestandenen Ungemachs antragen würde. Da er nun hievon immer mehrere Gewißheit erhielt, so floh er zu Schiffe nach Tyrus, und ließ sich durch die Geistlichen, welche man ihm nachschickte, nicht zurückbringen. Seine Person wurde im Lager sehr vermißt, denn er war als ein tapfrer, kluger, kriegserfahrner Mann bekannt.

Hundertstes Kapitel.

Fernere Kriegsauftritte.

Unsere Armee erhielt jetzt noch beträchtlichen Zuwachs aus Sinsjara, Mosul, und Egypten. Dagegen schwebten die Feinde in Gefahr, den König von England zu verliehren, dessen Krankheit schon aufs höchste gestiegen war. Dieser Umstand gewährte der bedrängten Stadt einige Erholung, die ihr in ihrer gegenwärtigen äusserst betrübten Lage um desto angenehmer seyn mußte; denn die Brechmaschinen hatten dergestalt gegen die Mauer gewüthet, daß nur noch ein Stück von der Größe eines Mannes übrig war.

Auf unsrer Seite führten die Freybeuter noch manchen glücklichen Streich aus, indem sie aus dem feindlichen Lager nicht blos Geräthe, sondern auch Menschen fortschleppten. So z. B. überfielen sie einen

Mann

Eine solche Unterhandlung mußte sowohl dem Herrn, der die Ordres dazu gab, als auch seinen Ministern, denen die Vollziehung derselben aufgetragen war, nicht anders als empfindlich und drückend seyn. Der König fühlte lebhaft, wie mühevoll das Geschäfte der Bevollmächtigten war; doch ermahnte er sie zur Geduld und befahl ihnen, sich von einer Unterhandlung, die zwar höchst verdrüßlich, aber nach einem Bruch schwerer zu erneuern, als jetzt, während sie noch Bestand hätte, zu verlängern sey, nicht abschrecken zu lassen.

Die Erklärung der anderweitigen Foderungen war so nöthig, daß der König von neuem den Befehl gab, auf diesem Punkte als durchaus wesentlich zu bestehen.

Alle diese Vorsicht war umsonst. Die Kriegerischgesinnten behielten in Holland die Oberhand. Umsonst sahen einige vernünftige ein und wagten sogar Vorstellungen zu thun, daß es der Republik nicht zum Vortheil gereiche, den Sturz Frankreichs zu bewirken, daß, wenn man jetzt die Macht dieser Krone fürchten müsse, eine Zeit kommen würde, wo die vereinigten Provinzen vielleicht die Schwäche derselben beklagen würden. Als ein nahes Uebel betrachteten sie die Erweiterung des englischen Handels, welchen der Krieg auf Unkosten des holländischen begünstigte. Die Verlängerung desselben drohte ihnen mit der Wiederherstellung der Würden, welche ehedem die Prinzen von Oranien besessen hatten, folglich mit der Vernichtung der Republik und mit dem Verlust ihrer Freiheit; aber der Einfluß der kaiserlichen und englischen Minister im Haag, von dem Geschrei der übrigen Minister der verbündeten Fürsten unterstützt, vermochte mehr als diese klugen

Ve-

Betrachtungen. So ließ sich der Pensionnair, als der Graf von Sinzendorf und Townsend lebhaft in ihn drangen, bewegen, daß er Pettekum Auftrag gab, den Bevollmächtigten zu schreiben: „Man habe für unnöthig gehalten, die Deputirten zur Fortsetzung der Conferenzen wieder nach Gertruydenburg zu schicken, da der König keine andern als solche Propositionen mache, welche schon gemacht worden wären.“

Diesem Briefe waren die Pässe von den Generalstaaten beigefügt und das Paquet wurde durch einen expressen Boten überbracht.

Die Bevollmächtigten überlegten, ob sie abreisen sollten; hielten aber für räthlicher, es noch zu verschieben und auf die Ordres, welche sie vielleicht von Sr Majestät empfangen würden, noch einige Tage zu warten. Sie antworteten Pettekum: „Es thue ihnen sehr leid, zu sehen, daß man ungeachtet aller der Schritte, welche der König für den Frieden gethan habe, zur Verweigerung desselben entschlossen sey; weil diese Herrn für gut befänden, die Unterhandlung abzubrechen, so würden sie sich zur Abreise anschicken.“

Indeß befolgten sie ihren gefaßten Entschluß und empfiengen einige Tage nachher die Ordres des Königs auf Pettekums Brief. Se Majestät lobten ihre Klugheit und ihren gefaßten Entschluß, dem Schreiben eines Privatmanns, der in Holland fremd, in der Republik ohne Amt war, der weder Ansehn noch Vollmacht hatte, über irgend einen Punkt der Negociation zu unterhandeln, nicht Gehör zu geben. Man konnte eine so besondere und seltsame Art, die Minister eines großen Königs, welche mit seinen Vollmachten versehen waren, zu verabschieden,

für

für nichts anders als für einen Kunſtgriff halten, wodurch man ſie zur Rückreiſe bewegen und den Feinden Anlaß geben wollte, die Abbrechung der Conferenzen auf ihre Rechnung zu ſchreiben; denn ſonſt würden ſie ja das bloße Schreiben eines Mannes, wie Pettekum war, der nicht einmal anzeigte, daß er Ordres empfangen habe, ihnen dieſe Erklärung zu thun, welche viel zu wichtig war, als daß ſie ihnen durch einen andern als durch den Penſionnair ſelbſt, oder durch die von der Republik zu den bisherigen Conferenzen der Friedensunterhandlung verordneten Deputirten angezeigt werden konnte, nicht für einen entſcheidenden Entſchluß aufgenommen haben.

In Holland gieng ſeit langer Zeit das Gerede, Frankreich habe die Conferenzen nur in der Abſicht vorgeſchlagen und wieder angeknüpft, um Zeit zu gewinnen, die Feindſeligkeiten wo möglich aufzuhalten, die Fortſchritte der Alliirten dadurch zu hemmen, kurz ſie zu hintergehen.

Der Ungrund dieſer Reden konnte durch nichts mehr dargethan werden, als durch die Befolgung der Ordres, welche der König ſeinen Bevollmächtigten gegeben hatte, und beſonders derjenigen, welche ſeine letzte Depeſche enthielt. Se Majeſtät machten den Zuſatz: wenn dieſe letzten Inſtruktionen keine Wirkung thäten, wenn die Deputirten zur Conferenz nicht wieder kämen, oder wenn ſie nach Gertruydenburg zurückkehrten und die Erklärungen, welche die Bevollmächtigten ſowohl über den Antheil für den König von Spanien, als über die Nothwendigkeit, ihn zu nöthigen, daß er ſich damit begnügte, zu verlangen fortfahren ſollten, wie gewöhnlich, verweigerten; ſo wollten Se Majeſtät, daß ſie abreiſen möchten; denn in allen dieſen Fällen war ihr Aufent-

halt

halt in Holland nicht allein unnütz, sondern auch wenig schicklich: jedoch sollten sie diese Abreise noch so lange verschieben, daß sie Zeit übrig hätten, ihm einen Courier zu schicken und seine Antwort zu empfangen. Er duldete das unwürdige Verfahren seiner Feinde seit so langer Zeit, besonders seit der Eröffnung der Conferenzen von Gertruydenburg, daß seine Minister nun recht gut noch einige Tage länger daselbst bleiben konnten, um desto deutlicher zu erkennen zu geben, daß sie nicht Ursache wären an der Abbrechung einer Unterhandlung, welche nicht so lange gedauert haben würde, ja wohl nicht einmal angefangen worden wäre, wenn der König nur für seinen persönlichen Ruhm gesorgt hätte.

Diese letzten Ordres waren noch nicht angekommen, als die Bevollmächtigten nach dem Empfang des Briefs von Petkum dem Pensionnair schrieben: „sie hätten aus dem Briefe vernommen, daß die Conferenzen abgebrochen würden, und zu gleicher Zeit habe ihnen ein Courier zur Sicherheit ihrer Rückreise nach Frankreich die Pässe von den Generalstaaten eingehändigt. Es thue ihnen sehr leid, für die Herstellung der öffentlichen Ruhe umsonst gearbeitet zu haben; da aber alle die Schritte, welche der König gethan habe, um ein so großes Gut zu erlangen, fruchtlos seyen, so erklärten sie, daß Se Majestät jede Einwilligung in die Präliminarien, welche sie bei der Unterhandlung über den 37. Artikel von sich gegeben hätten, und jede Verbindlichkeit in dieser Hinsicht als ganz aufgehoben widerrufe."

So sehr sich auch damals die Holländer dem Willen des Kaisers und Englands unterwarfen, so waren diejenigen, welche in der Republik an der Spitze der Geschäfte standen, dennoch der Meinung, daß

daß es der Republik eben so wenig als ihrem persönlichen Interesse vortheilhaft wäre, die gehässigen Vorwürfe wegen Abbrechung der Conferenzen auf sie und auf sich selbst kommen zu lassen. Ihre Absicht war immer dahin gegangen, den dadurch entstehenden Haß auf Frankreich zu wälzen, gleichsam als wenn es zu den, in ihrer Vollziehung unmöglichen Ansprüchen, welche die Alliirten in jenen anderweitigen von den Holländern vorbehaltenen Foderungen machten, Anlaß gegeben hätte. Um daher das Volk zu blenden, beschloß man, die Deputirten noch einmal nach Gertruydenburg zurück zu schicken. Die Alliirten hatten von einer neuen Conferenz nichts zu fürchten. Demungeachtet entrüsteten sich deshalb die kaiserlichen und englischen Minister; sie sprachen darüber hitzig mit dem Pensionnair und als sie sahen, daß sie sich dem Entschluß der Staaten umsonst widersetzten, so verlangte Sinzendorf, diesen Conferenzen, welche er nicht hindern konnte, beizuwohnen. Die Abgeordneten von Savoyen und Brandenburg machten dieselbe Foderung; der letzte drohte und sagte, sein Herr würde, wenn er nicht von allen Umständen der Unterhandlung, welche Holland noch unterhalten wollte, durch seinen Minister unmittelbar unterrichtet würde, seine Truppen von den Alliirten zurückziehen.

Ungeachtet dieser Gesuche und dieser Drohungen reisten Buys und Van der Dussen ab, kamen allein nach Gertruydenburg und knüpften die Conferenzen von neuem an. Sie seyen gekommen, sagten sie, um die neuen Vorschläge zu hören, welche ihnen die Bevollmächtigten zu thun hätten; aber sie thaten weder von Seiten der Republik noch der Alliirten einen wegen des Antheils für den König von Spanien. Sie setzten voraus, daß sie alles in den vorhergehenden Conferenzen hinlänglich zu verstehen gege-

ben

ben hätten. Die Bevollmächtigten antworteten, die Deputirten sollten nun auch sie hinlänglich verstehen, insofern sie in dem Antheil zur Entschädigung des katholischen Königs von der Foderung des Königreichs Neapel nachließen.

Da man sich von beiden Seiten versteht, antworteten die Deputirten, so müßt ihr auf alle Ansprüche an die toskanischen Plätze Verzicht thun; denn es ist für das Wohl Europa's nicht zuträglich, daß ein Prinz aus dem Hause Frankreich auf dem festen Lande Italiens festen Fuß fasse.

Sie machten Hoffnung, daß durch diese Verzichtleistung ihre Obern bewogen werden könnten, sich bei den Alliirten für den König Philipp zu verwenden; daß sie ihm Sicilien und Sardinien zu verschaffen suchen würden, und (was sie noch nicht herausgesagt hatten) auch darin glücklich zu seyn hofften; aber sie fügten die wesentliche und hauptsächliche Bedingung hinzu: um diesen Antheil zu erlangen, müsse der Erzherzog erst wirklich in den Besitz von Spanien und Indien gesetzt werden. Erklärt also, fuhren sie fort, wozu sich der König verbindlich macht, um die wirkliche Wiederherstellung der spanischen Monarchie zu sichern. Zu welchen Bedingungen ihr wollt, versetzten die Bevollmächtigten, die einzige ausgenommen, den König, seinen Enkel, unmittelbar mit Krieg zu überziehen.

Es giebt nur zwei Mittel, erwiederten die Deputirten, um die Menschen zu bewegen, daß sie thun, was man von ihnen verlangt: Ueberredung, und Zwang. Gelingt es nicht durch das erste, so muß man nothwendig das andere anwenden, oder die Hoffnung zum Frieden ganz aufgeben.

Es war den Bevollmächtigten unnütz, die Grausamkeit einer so gehäßigen Proposition vorzustellen. Die Deputirten behaupteten, es gebe für den Frieden keinen andern Ausweg, als dem König von Spanien zur Annahme des Antheils, welchen man ihm vorschlüge, eine zweimonatliche Frist zu bestimmen; beharrte er auf der Verweigerung desselben, so würde er desselben nach Verlauf der Frist unausbleiblich beraubt seyn; und der König wäre alsdann verbunden, seine Macht mit der der Alliirten zu vereinigen, um ihn nicht nur aus Spanien, sondern auch aus allen der spanischen Monarchie zugehörigen Staaten zu vertreiben.

Der Streit erhob sich von neuem und wurde so lebhaft, daß die Bevollmächtigten weder Zeit noch Gelegenheit fanden, die Anerbietung der Subsidien, welche der König den Alliirten zum spanischen Kriege zu zahlen bewilligte, schicklich anzubringen. Dieses Anerbieten wäre auch um desto mehr fruchtlos gewesen, da die Deputirten auf einer, ihrer Meinung nach, dem Frieden wesentlich nothwendigen Bedingung bestanden, und für den Waffenstillstand, welcher dem Traktat vorausgehen sollte, von Seiten ihrer Obern weder Sicherheit noch Gewährleistung versprachen. Auch über die anderweitigen Foderungen, welche alsdann, wenn man über die Hauptartikel einig zu seyn glaubte, zu einer Menge von Ansprüchen und zu neuen Schwierigkeiten Anlaß gaben mußten, ließen sie sich nicht weiter heraus; doch fieng man an, einigen derselben auf die Spur zu kommen.

Die Foderungen des Kaisers zu Gunsten des Herzogs von Lothringen sollten darin bestehen, daß der König die Vergütung, welche diesem Fürsten für Longwi versprochen worden war, völlig leiste;

da aber auch ihm zum Nachtheil dem Herzoge von Savoyen Montferrat gegeben worden war; so sah das Conseil zu Wien zu dessen Entschädigung kein anderes Mittel, als ihm Elsaß zu verschaffen; und wollte zu dem Ende Se Majestät nöthigen, ihm diese Provinz abzutreten. Da der König nemlich seiner Ehre schuldig zu seyn glaubte, die Kurfürsten von Cöln und Baiern in ihre Länder und Würden wieder einzusetzen und die unrechtmäßiger Weise gegen sie ausgesprochene Reichsacht aufheben zu lassen, so machte man die Wiederherstellung beider Kurfürsten von der Abtretung des Elsaß abhängig; und dennoch wollte der Wiener Hof in der Wiedereinsetzung des Kurfürsten von Baiern noch gewisse Einschränkungen machen. Denn weder die Oberpfalz, noch die erste Kurwürde sollten darunter begriffen seyn. Beides, verlangten sie, sollte der Kurfürst von der Pfalz behalten, so lange er lebte und nach ihm sollte sie auch der Prinz Karl, sein Bruder, genießen. Erst nach dem Ableben dieser beiden Fürsten sollten sie beide an die Kurbaierische Linie zurückfallen.

Diesen Foderungen wurde man noch diejenige beigefügt haben, welche im vorigen Jahre der Kurfürst von Maynz in seinem Namen und im Namen mehrerer andern Reichsfürsten gemacht hatte. Der König sollte nämlich als Wiederersatz die drei Bisthümer abtreten, um sie wieder mit dem deutschen Staatskörper zu vereinigen. Diese Foderung, welche man in den Conferenzen im Haag als eine leere Träumerei angesehen hatte, wurde in denen von Gertruydenburg rechtmäßig; denn es gab damals keine Foderung, welche nicht für recht und billig gehalten wurde, wenn sie zum Nachtheil Frankreichs war. Konnte sie nur die Macht des Königs schwächen, so war dies schon genug, um in das Verzeichniß der ander-

weitigen Foderungen aufgenommen und eingetragen zu werden.

Unter den gegenwärtigen Umständen würde man kaum geglaubt haben, daß eine Zeit kommen würde, wo die Holländer, welche so geschäftig waren, die Macht Frankreichs zu demüthigen, und sich dem Haß seiner Feinde so willig hingaben, mit Schmerzen anerkennen würden, daß es zu sehr geschwächt sey, und es aufmuntern würden, in Verbindung mit der Republik wieder gegen dieselben Alliirten die Waffen zu ergreifen, denen sie sich für jetzt ganz gewidmet hatte.

Eben so unwahrscheinlich war es, daß Frankreich nach so vielen angewandten Bemühungen, einen Prinzen aus dem königlichen Hause auf dem Throne zu schützen, worauf ihn Gott gesetzt hatte, sich mit seinen alten Feinden verbinden und seine Waffen gegen den Prinzen kehren würde, welchen es mit so vielen Anstrengungen und mit so vielem vergossenen Blute unterstützt hatte; daß endlich diejenige, denen an dem Ruhm ihres Oberherrn und an dem Glanz seines Hauses am meisten gelegen seyn müsse, bedauern würden, das Haus Oesterreich nicht mehr in Spanien regieren zu sehen, und es für ein Unglück ansehen würden, daß die zweite Krone in Europa dem königlichen Hause Frankreich geblieben war.

Es dauerte nicht lange, so zeigten sich diese Widersprüche. Da sie aber mit der Negociation von Gertruydenburg, auf welche sie um einige Jahre später folgten, in keiner Beziehung stehen, so wollen wir den Bericht von den Conferenzen wieder anknüpfen.

Die Bevollmächtigten hielten also dafür, da sie über das Anerbieten der Subsidien, von dem sie sich keine gute Wirkung versprechen konnten, schwiegen,

daß

daß die Unterhandlung nicht weiter vorrücken würde, wenn sie auch von den toskanischen Plätzen, welche sie zur Vergrößerung des Antheils für den König von Spanien verlangt hatten, abstünden. Sie erklärten am Ende der Conferenz: weil die Alliirten sich weigerten, die Fortdauer des Waffenstillstands bis zum vollkommenen Friedensschluß zu sichern, so könne sich der König auch nicht verbindlich machen, für den König von Spanien zu bürgen, daß derselbe seiner Krone entsagen und sich mit einem geringen Antheil begnügen würde.

Die wirkliche Abtretung der spanischen Monarchie war indeß der Hauptknoten der Unterhandlung. Die Holländer und ihre Alliirten ließen keinen andern Ausweg gelten, als daß der König genöthigt würde, allein und auf eigene Unkosten Krieg zu führen, und den König, seinen Enkel, durch die Gewalt seiner Waffen zur Entsagung seiner Krone zu zwingen. Diesen Gedanken hatte der Prinz Eugen das Jahr vorher gemißbilligt und als einen Kunstgriff angesehen, wodurch Frankreich das Publikum hintergehen und die Meinung erregen wolle, daß die Minister der Alliirten die erklärten Feinde des Friedens seyen; und jetzt erhielt dieselbe Idee nicht nur Gültigkeit, sondern wurde auch als die Basis und nothwendige Grundlage eines dauerhaften Friedens unterstützt.

Der König konnte nicht versprechen, was zu vollziehen ausser seiner Gewalt war; und daß das, von einem der Deputirten vorgeschlagene Mittel der Ueberredung keine Wirkung thun und auf das Gemüth des Königs von Spanien nicht den mindesten Eindruck machen würde, sahen Se Majestät vollkommen ein.

Mann im Schlaf, setzten ihm den Dolch an die Kehle, und drohten ihn zu ermorden wenn er ihnen nicht ohne das mindeste Geräusche folgen würde.

Hundert und erstes Kapitel.

Noch eine Gesandschaft an den Sultan.

Nachdem der Sultan die vorhin erwähnte abschlägige Antwort dem Gesandten ertheilt hatte, unterhielt dieser mit Almalich Aladil häuffige Zusammenkünfte, der dann wieder von dem, was sie mit einander gesprochen, Bericht an den Sultan abstattete. Die Krankheit des englischen Königs unterbrach auf einige Zeit die Conferenzen, und man wollte sich das Ausbleiben des Gesandten aus einem Gerüchte erklären, nach welchem die übrigen Fürsten diesem König den Vorwurf sollten gemacht haben, daß er die Christliche Religion in augenscheinliche Gefahr stürze. Endlich kam der Gesandte wieder, und entschuldigte sich wegen seines Ausbleibens. „Glaubt nicht, sprach er, dem Gerüchte; — mir sind die Zügel der Regierung übergeben worden, ich habe freye Macht, bin keines andern Ausspruch unterworfen. Die schwere Krankheit, an der ich seit einigen Tagen daniedergelegen, ist die einzige Ursache, warum ich die Geschäfte nicht fortgesetzt habe. Jetzt hört meinen Antrag. Es ist gewöhnlich daß Könige, wenn sie in Unterhandlungen mit einander stehen, sich wechselsweise Geschenke schicken. Ich bin daher gesinnet dem Sultan ein Geschenke zu machen, das ihm gewiß angenehm seyn wird, wenn er es anders annimmt.“ Aladil versicherte, er werde es annehmen, jedoch unter der Bedingung, daß er es erwiedre: „Mein Geschenk fuhr jener fort, besteht in gewissen Stoßvögeln, die wir über das Meer mitgebracht

Der Weg des Zwangs erregte Abscheu. Indeß mußte man der Noth weichen, und da sie jetzt aufs höchste gestiegen war; so wollte der König, welcher von den Leiden seiner Völker gerührt wurde und ihre Erleichterung jeder andern Betrachtung vorzog, noch einen Versuch machen, ob die Reste der zu Ende gehenden Unterhandlung endlich noch einen guten Erfolg haben könnten; und ob es möglich wäre, seine Feinde zur Erklärung der Ansprüche, welche sie unter dem Namen der anderweitigen Foderungen verborgen hielten, zu bewegen und über die Sicherstellungen für die Aufhebung der Feindseligkeiten bis zur Unterzeichnung eines festen Friedens übereinzukommen.

Die neuen Ordres, welche er seinen Bevollmächtigten nach dem Empfang des Berichts von der letzten Conferenz schickte, gaben ihnen daher Vollmacht, in seinem Namen zu erklären, daß er alles anwenden würde, um den König von Spanien zu überreden, daß er sich mit der Herrschaft über die Inseln Sardinien und Sicilien begnügte und um des Friedens willen die spanische Monarchie mit ihren zugehörigen Staaten abträte.

Im Fall der Weigerung bewilligte Se Majestät, eine festzusetzende Summe Geld zu bezahlen, um den Alliirten die Mittel zur Fortsetzung und Vollendung des Kriegs in Spanien zu erleichtern.

In diesem Fall aber sollten die Bevollmächtigten auf einer wechselseitigen Entlassung der Truppen, sowohl von Seiten des Königs als der Feinde, bestehen.

Würden endlich diese Anerbietungen verworfen; so sollten sie noch lebhaft in die Deputirten dringen, sich deutlich über die Art und Weise zu erklären, wie

ihre

ihre Obern voraussetzten, daß der König, seine Macht mit der der Alliirten vereinigen sollte, wenn er sich, um den König seinen Enkel zur Entsagung seiner Krone zu zwingen, irgend noch zu einer solchen Vereinigung verstehen könnte. Es war auch zu gleicher Zeit höchst nothwendig, daß man die anderweitigen Forderungen, welche man bis jetzt immer vorbehalten und in einem der Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe durchaus zuwiderlaufende Dunkel gelassen hatte, genau und bestimmt erfuhr. Ausser dem, was man von diesen Forderungen schon ausgespürt hatte, fieng man an zu sagen: die Holländer seyen auch noch Willens, für die geflüchteten Franzosen vollkommene Freiheit zu fodern, in das Königreich und den Besitz der Güter, welche sie verlassen hätten, zurückzukehren.

Die Deputirten hatten verlangt, daß dem Könige von Spanien zur Annahme des Antheils, welchen ihm die Alliirten lassen würden, eine Frist gesetzt werden sollte, und diese Frist würde nur zwei Monate gedauert haben. Der König befahl seinen Bevollmächtigten, nicht für eine unnütze Verlängerung derselben zu streiten. Denn unnütz wäre sie um desto mehr, da der König Philipp, wenn er den Antheil in dem ersten Augenblicke, wo er ihm angeboten würde, nicht annähme, durch nichts in seinem Entschluß wankend gemacht werden könnte; seine Weigerung würde beweisen, daß er für sich und seine Prinzen für vortheilhafter halte, jede Art von Entschädigung und jeden Antheil öffentlich zu verwerfen, als unter Bedingungen, welchen nur Furcht Gehör verschaffen könnte, über seine rechtmäßigen Ansprüche einen Vergleich einzugehen.

Da die Bevollmächtigten diese Ordres nach der Rückkehr der Deputirten nach dem Haag empfiengen,

so baten sie den Pensionnair noch einmal, sie nach Gertruydenburg zurückzuschicken. Sogleich verlangte der Graf von Sinzendorf, wie er schon vorher gethan hatte, von neuem, bei dieser letzten Conferenz gegenwärtig zu seyn.

Der Pensionnair versuchte mit Van der Duſſen umsonst, es ihm zu widerrathen. Ehe er von seiner Foderung abwich, wollte er die Gesinnung des Prinzen Eugen darüber wissen und schickte einen Courier an ihn ab, um sein Gutachten hierüber einzuholen.

Indeß reisten die Deputirten vom Haag ab und kamen den 15. Jun. zu Gertruydenburg an. Ohne Verzug nahm die Conferenz ihren Anfang; allein diese letzte lief eben nicht glücklicher ab, als so viele andere, welche ihr vorausgegangen waren.

Die Bevollmächtigten drangen in sie, sich über den Antheil, welchen die Alliirten dem Könige von Spanien zu lassen willens wären, deutlich zu erklären. „Schneidet, sagten die Deputirten, von dem Antheil, welchen ihr verlangt habt, die toskanischen Plätze ab und sehet zu, was übrig bleibt."

„Die Republik wird dies, sobald der König für die Abtretung der Monarchie Spanien und Indiens die gültige und nothwendige Sicherheit geleistet hat, es von ihren Alliirten zu erlangen suchen."

Also war noch derselbe Punkt der Hauptschwierigkeit da. Die Frage über die vom König zu leistende Sicherheit wurde noch unaufhörlich bestritten und nur unter der Bedingung dieser wesentlichen Sicherstellungen ließen die Deputirten von Seiten ihrer Obern und ihrer Alliirten einige Bereitwilligkeit blicken, dem Könige von Spanien Sicilien und Sardinien zu lassen.

In Hinsicht auf diese verlangten Sicherstellungen, deren hartnäckige Foderung dem Frieden ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg legte, konnten auch die Bevollmächtigten nichts anders antworten, als was sie in allen Conferenzen so oft wiederholt hätten. Würden ihnen diese Sicherstellungen gegeben, sagten die Deputirten, so würden sie bestimmter sprechen. Die Bevollmächtigten verabsäumten nicht vorzustellen, daß der König unmöglich etwas versprechen könne, was nicht zu erfüllen in seiner Gewalt stehe, wenn es nicht vielleicht unter zwei Bedingungen geschehe.

Einmal, wenn dem König Philipp zu seiner Entschädigung für die verlangte Abtretung Spaniens und Indiens Sicilien und Sardinien von den sämmtlichen Alliirten angetragen und verbürgt würde.

Zweitens, wenn sie gleichfalls alle zusammen nach dem Verlauf der bestimmten Zeit des Waffenstillstandes für den völligen Friedensschluß vollkommene und sichere Gewährleistung und Sicherheit gäben.

Dieser Termin bestand nur aus zwei Monaten; welche Frist die Alliirten auch dem König Philipp sezten, um sich über den angetragenen Antheil zu entscheiden. Die Bevollmächtigten schmeichelten sich, er würde bis auf drei Monate verlängert werden; allein dieser Punkt war am wenigsten wichtig. Die Hauptschwierigkeit drehte sich immer um jene gültigen Sicherstellungen, welche von Seiten des Königs für unmöglich angesehen und von Seiten der Feinde als wesentlich gefodert wurden.

Die Deputirten ließen keine andern gelten, als die Verbindung der Truppen Sr Majestät mit denen der Alliirten, um den König von Spanien, wenn er

die ihm angebotene Entschädigung nicht annähme und binnen zwei Monaten keine Erklärung von sich gäbe, ohne die geringste Vergütung mit Gewalt zur Entsagung seiner Krone zu nöthigen.

Die Bevollmächtigten, welche die Absichten des Königs und dem gerechten Abscheu, welchen er hatte, dem König, seinem Enkel, Krieg anzukündigen, recht gut kannten, verwarfen diese Proposition von neuem und vertheidigten sich mit den Präliminarien selbst; denn keiner von den Artikeln, welche der Geist des Hasses gegen Frankreich eingegeben habe, fodere eine solche grausame Bedingung.

Bei den gegenwärtigen Conferenzen habe man ja selbst die Absicht gehabt, einen Ausweg zu suchen, welcher zu demselben Zweck führen könne, ohne das Mittel der Waffen zu brauchen. Sie behaupteten, es komme jetzt, wo man versammelt wäre, um gelindere aufzusuchen, den Alliirten nicht zu, dieses als ein unbedingtes Gesetz vorzuschreiben und ihm vor jedem andern Mittel einen ungerechten Vorzug zu geben.

Und noch überdieß, welche Schwierigkeiten würde man nicht bei einer so befremdenden Verbindung finden? Wie würden Nationen, welche seit so vielen Jahren Feinde waren, einstimmig handeln? Die genauere Auseinandersetzung dieser Schwierigkeiten wurde von den Deputirten unterbrochen; alle diese Hindernisse, sagten sie, wegzuräumen und denen, welche im Lauf des Kriegs dazu kommen würden, abzuhelfen, müsse man der Sorgfalt der Generale überlassen.

Würde es aber, versetzten die Bevollmächtigten, um ihnen zuvorzukommen, nicht besser seyn, wenn der König eine bestimmte Summe Geld zahlte, um euch den Aufwand zu diesem Kriege zu erleichtern?

Der

Der Gedanke misfiel den Deputirten nicht, aber es fehlte ihnen an Ordres. Sie schränkten sich also nur auf die Frage ein: wie viel ungefähr der König monatlich geben und wodurch er die Zahlung derselben sicher stellen wolle?

Nun baten auch die Bevollmächtigten, daß man sie, ohne Ordres dazu zu haben, wieder mit dem Vorschlag einer bestimmten Summe verschonen möchte; es sey ein Ausweg, von welchem sie nur ihrer eigenen Meinung zufolge gesprochen hätten. Doch fügten sie hinzu: sie seyen überzeugt, daß ihn den König billigen würde, zumal wenn die Deputirten sie von der Summe, welche ihre Obern ungefähr fodern könnten, unterrichteten.

Da über die Größe der Summe eben sowohl Ordres nöthig waren, als über die Annahme derselben; so versprachen die Deputirten nur, sie wollten dann, wenn sie vom Haag wieder kämen, über dieß neue Anerbieten Instruktion mitzubringen suchen; nach ihren Gedanken müsse der König zu einem Krieg, in welchem er die Hauptperson sey, auch die Hauptkosten tragen: „denn er sey für das dem Hause Oesterreich zugefügte Unrecht verantwortlich; folglich liege es ihm mehr als irgend einer andern Macht ob, demselben die Wiederherstellung der spanischen Monarchie zu verschaffen."

Man war gewohnt, von dem Könige für alle seine Versprechungen Sicherstellungen zu fodern; bei der Bezahlung der vom König zu versprechenden Summen hätte sie also ja kein Holländer ausser Acht lassen dürfen. Die Bevollmächtigten kündigten an, die reichsten Banquiers in Paris und Amsterdam würden dafür Bürgschaft leisten; allein dieß war nicht hinlänglich. Die Deputirten machten die Bemerkung, diese Banquiers könnten fallen, und über-

dieß sen auch zur Sicherung der pünktlichen Zahlung einer so beträchtlichen Summe ihre Bürgschaft nicht hinreichend. Ihrer Meinung nach konnte nur ein Unterpfand gültige Sicherheit geben; und dem zufolge verlangten sie, ohne von der Bürgschaft der Banquiers nachzulassen, daß der König zum Unterpfand noch vier seiner Plätze in die Hände der Republik liefern sollte.

Der Streit über diesen Artikel war eben so fruchtlos und konnte auf beiden Seiten eben so wenig jemanden für sich gewinnen, als die von den Bevollmächtigten gethane Proposition einer wechselseitigen Entlassung der Truppen, wenn man über alle Artikel einstimmig wäre.

Ueber die anderweitigen Joderungen konnten sie keinen Aufschluß erlangen; was sie davon sagten, gab nur den Deputirten Anlaß, ihnen anzukündigen, daß die Republik für die aufgewandten und auf die neuerlich unternommene Belagerung von Donau noch aufzuwendenden Unkosten eine Entschädigung fodern und darauf bestehen würde, daß die geflüchteten Franzosen, welche sich in Holland niedergelassen hatten, Freiheit erhielten, nach Frankreich Handel zu treiben, so wie sie ihn in den Ländern trieben, welche der Herrschaft der Generalstaaten unterworfen wären.

Der Herzog von Lothringen, welcher unter der Zahl der Alliirten begriffen war, sollte eine Entschädigung für Montferrat empfangen; der Kaiser hatte, als er zu dessen Vortheil über diesen Staat eine Verfügung zu Gunsten des Herzogs von Savoyen getroffen hatten, versprochen, ihn deshalb schadlos zu halten, und diese Entschädigung war Elsaß. Ohne diese Bedingung sollte der König nicht die Wiederherstellung der Kurfürsten von Cöln und Baiern erhalten.

Das

Das erste Geständniß von einigen jener anderweitigen Foderungen reichte hin, um den Schluß daraus zu ziehen, daß die Erlaubniß, welche die Bevollmächtigten erhalten hatten, in dem Antheile für den König von Spanien von den toskanischen Plätzen abzulassen, keine Wirkung thun würde; auch machten sie keinen Gebrauch davon und man beobachtete über diesen Artikel von beiden Seiten Stillschweigen.

Als diese eben so fruchtlose Conferenz, wie so viele andere, geendigt war, reisten die Deputirten den 17. Jun. ab und versprachen, sobald die Bevollmächtigten vom Könige neue Ordres empfangen hätten, nach Gertruydenburg zurückzukommen.

Der innere Zustand Hollands konnte den Reden seiner Minister und der Unbilligkeit ihrer Ansprüche wenig Nachdruk geben.

England hielt die Fortsetzung eines so langen und so beschwerlichen Kriegs eben so wenig aus, als die vereinigten Provinzen. Der König war von dem Zustande beider Nationen unterrichtet; allein durch ihr Elend wurden die Leiden seiner Völker weder erleichtert noch vermindert.

Der so nöthige Friede konnte dem Königreiche nicht schnell genug wieder geschenkt werden. Se Majestät gaben daher den Vollmachten, welche sie ihren Bevollmächtigten anvertraut hatten, eine neue Ausdehnung.

Die Verbindlichkeit, welche der König würde über sich nehmen können, den Alliirten zu ihrer Unterstützung in dem spanischen Kriege eine festzusetzende Summe Geld in Gestalt von Subsidien zu zahlen, hatten sie als einen bloßen Gedanken und als einen Ausweg vorgeschlagen, auf welchen sie blos durch eigenes

Nach-

Nachdenken wären geführt worden. Der König wollte noch den letzten Versuch machen, und verlangte, daß diese alleräusserste Proposition in seinem eigenen Namen gethan würde. Die einzige Mäßigung, welche er der Klugheit der Bevollmächtigten überließ, bestand darin, daß das Anerbieten dieser ungewöhnlichen Zahlung stufenweise geschehen sollte.

Anfänglich wurden monatlich 500000 Franken dazu bestimmt, eine Summe, welche fast eben so viel betrug, als was dem König die Unterhaltung seiner Truppen in Spanien kostete, während sie in diesem Königreiche gedient hatten. Er gab den Bevollmächtigten Vollmacht, dieses Anerbieten monatlich bis auf eine Million livres steigen zu lassen, wenn die Summe von 500000 livres nicht angenommen würde. Den Anfang der Zahlung sollten sie an das Ende des Termins setzen, welcher dem König von Spanien zur Ueberlegung und Entschließung über den ihm ausgesetzten Antheil eingeräumt werden würde.

Was die Sicherstellungen betraf, so würden sie so beschaffen gewesen seyn, daß die Alliirten billig keine bessern fodern konnten. Wenn sie sich aber demungeachtet nicht damit begnügen wollten, so willigte der König ein, den Händen der Holländer zur Sicherstellung der pünktlichen Erfüllung seines Versprechens drei oder wohl gar vier von Sr Majestät gewählte Plätze gleichsam als Unterpfand in Verwahrung zu geben.

Das unter der Anzahl der anderweitigen Foderungen begriffene Elsaß war das höchste, was er aufopfern konnte; aber auch dieses wollte er noch abtreten, unter der Bedingung, daß von den anderweitigen Foderungen nicht mehr die Rede seyn und die bei-

beiden Kurfürsten in ihre Güter, Länder und Würden völlig wieder eingesetzt werden sollten; dafür würden Se Majestät das unwürdige Verfahren des Herzogs von Lothringen und die Verfügungen, welche die Alliirten ihm zum Besten machen könnten, übersehen.

Auch stellte er ihnen in diesem Falle frei, dem Kurfürsten von der Pfalz den lebenslänglichen Genuß der Oberpfalz, so wie die erste Kurwürde vorzubehalten, mit der Bedingung, daß nach dem Tode desselben beides an den Kurfürsten von Baiern zurückkäme.

Alle diese Erleichterungen enthielten mehr als was man von dem ausserordentlichen Wunsche des Königs, Frieden zu schließen, erwarten konnte, und waren doch noch nicht die letzten, welche er seinen Bevollmächtigten zur Vollendung eines so schwierigen Unternehmens herbei zu führen erlaubte. Er gab ihnen Vollmacht, diesen Anerbietungen noch Valenciennes hinzuzufügen, wenn es unter dieser Bedingung möglich wäre, alle anderweitigen Foderungen zu unterdrücken und ihnen ganz ein Ende zu machen; ausdrücklich aber wiederholte er zugleich den gemessenen Befehl, welchen er ihnen schon mehr als einmal gegeben hatte, jede Foderung zu verwerfen, welche die Feinde wieder zu Gunsten der nach Holland oder in andere fremde Länder geflüchteten Reformirten machen würden.

Zu eben der Zeit hörte man, daß die Herzogin von Marlborough, die Hofdame der Königin von England, in Ungnade gefallen war. Der Herzog von Marlborough selbst gab seinem Neffen, dem Herzog von Berwick, davon Nachricht. Diese Ungnade war die erste Wirkung der innern Unruhen

in

bracht haben. Sie befinden sich jetzt aus Mangel an gehöriger Nahrung sehr schwach, und deswegen wollt ich euch bitten, uns junge Hühner zu geben, damit sie sich wieder erhohlen könnten." Nun merk ich, erwiederte Aladil, woran es euch gebricht: euer König wird wohl die Hühner selbst essen wollen." Sagt mir aber, versetzte der Engländer, was denn eigentlich eure Meynung sey: laßt hören, was ihr anzubringen habt." Mit nichten, antwortete Aladil, der Vortrag ziemt euch: denn wir bewerben uns nicht um euch, sondern ihr euch um uns."

Hierauf wurde die Unterhandlung bis zum sechsten des andern Sjumads unterbrochen, an welchem Tage der Gesandte wiederkam, und einen Muselmann aus Maarra gebürtig mitbrachte, der lange in Gefangenschaft gewesen, und jetzt ohne Lösegeld in Freyheit gesetzt war. Der Sultan, dem er als ein Geschenk überreicht ward, ließ ihn nach vielen Beweisen seiner Freygebigkeit in seine Heimat ziehen.

Die Absicht, warum der König von Zeit zu Zeit den Gesandten an uns abschickte, war eigentlich um uns auszuforschen, ob wir noch guten Muth zur Fortsetzung des Krieges hätten, oder nicht; eben dieß war aber auch der Grund, um dessentwillen wir die Gesandschaft annahmen.

Hundert und zweytes Kapitel.

Ptolemais neigt sich seinem Ende immer mehr und mehr zu.

Die Erholung, welche die Stadt genoß, war nur von kurzer Dauer; denn sie wurde bald wieder mit der größten Lebhaftigkeit angegriffen, wodurch endlich ein großes Stück der Mauer zum Einstürzen gebracht ward. Die Lage der Besatzung mußte nothwendig immer

in England und der geheimen Intriken an diesem Hofe. Die Folge, welche man allgemein daraus zog, war, daß das Ansehn des Mannes nach dem Sturz seiner Gemahlin nicht lange bestehen und, wenn Marlborough gleiches Schicksal erlitte, der Friede weit leichter werden würde. Diejenige, welche hellere Einsichten zu haben glaubten, urtheilten davon ganz anders. Eine solche Veränderung, meinten sie, würde, weit entfernt, den Frieden zu beschleunigen, seinem Schluß vielmehr noch neue Hindernisse in den Weg legen. Sie gründeten ihre Muthmaßungen auf das Interesse, welches Marlborough bei Verlängerung des Kriegs hätte. Dieser war gleichsam das einzige Mittel, sich unentbehrlich zu machen und seine Würden und sein Ansehn zu behalten; denn es war von den Personen, welche damals bei der Königin von Großbritannien den meisten Zutritt hatten, gewaltsam angegriffen worden.

Petteкum, welcher eifrig wünschte, bei der Friedensunterhandlung eine Rolle zu spielen, wurde jetzt von dem Pensionnair von Holland abgeordnet und kam den 22. Juni nach Gertruydenburg, ehe noch die Bevollmächtigten von Sr Majestät die letzten Ordres erhalten hatten. Er überbrachte einen Brief, welchen der Pensionnair, wie er sagte, dictirt aber nicht unterzeichnet habe. Sein Inhalt war: die von ihnen gemachte Proposition zu dem gegen Spanien fortzusetzenden Kriege Subsidien zu zahlen, sey im Haag lange hin und her überlegt und endlich verworfen worden. Petteкum setzte von selbst hinzu, man habe in Betrachtung gezogen, daß die Alliirten, wenn sie dieselben annähmen, so lange in den Krieg verwickelt bleiben würden, bis sie die Monarchie Spanien erobert hätten; daß also Frankreich allein Frieden genießen und seine Kräfte wieder herstel-

ſtellen würde, während die Alliirten, durch den ſcheinbaren Vortheil der verabredeten Summe getäuſcht, ſich in der That ganz erſchöpfen würden.

Man wich demnach ab von dem Sinn der Präliminarien, welche man bei der Unterhandlung als unverletzliche Richtſchnur anſehen mußte. Dieſen Artikeln zufolge ſollten Frankreichs und Spaniens gemeinſchaftliche Feinde, wenn ſie den Frieden unterzeichneten, zum Beſitz von Spanien und Indien gelangen. Auf die Unkoſten und die Beſchwerden eines läſtigen Kriegs aber nahmen ſie keine Rückſicht mehr; der König allein ſolite dieſe Laſt über ſich nehmen, wenn er Frieden haben wollte. Sie ließen alſo Sr Majeſtät nichts übrig, als zwiſchen Ueberredung und Gewalt das Mittel zu wählen, welches er anwenden wollte, um den König von Spanien zur Rückgabe einer Krone zu bewegen, welche ſie nicht die Mühe haben wollten zu erobern. Zur Vollendung dieſes Werks ſetzten ſie dem König einen Zeitraum von 2 Monaten feſt und war es in dieſer Zeit nicht ganz vollendet, ſo hörte der Waffenſtillſtand auf.

Die kaiſerlichen und engliſchen Miniſter machten bekannt, daß Frankreich immer voll von Kunſtgriffen ſey, und ſich nie anders als dunkel erkläre; denn wenn die Abſichten des Königs aufrichtig wären, ſo würden ſeine Miniſter deutlicher ſprechen. Dieſe Reden, welchen das übelunterrichtete Volk Glauben beimaß, führte man zu der Zeit, wo die Bevollmächtigten die wichtigſten Schritte umſonſt thaten und von den Deputirten der Republik auf die vortheilhaften Anerbietungen Sr Majeſtät nicht eine einzige Antwort erzwingen konnten.

Mehrere Nachrichten beſtätigten zwar die Reden Pettekums, ſo daß die Wahrheit derſelben auſſer

Zweifel zu seyn schien. Aber nichts war mehr gegen die Regel, als die Art und Weise, wie man die zur Unterhandlung des allgemeinen Friedens von Europa angestellten Conferenzen abbrechen wollte und die Minister eines großen Königs zurückschickte, indem man sich zur Ankündigung dieses Bruchs keines andern Mittels bediente, als daß man denselben ihnen mündlich anzeigen ließ und zwar durch einen Fremden, welcher von der Republik Holland ganz unabhängig, Agent eines deutschen Fürsten, und überdieß durch keine Ordre von den Generalstaaten, nicht einmal durch einen bloßen Brief vom Pensionnair oder durch seine Unterschrift, womit er zum wenigsten das vorgezeigte Schreiben hätte bestätigen können, bevollmächtigt war.

Ob gleich der Entschluß, den Krieg fortzusetzen und den Abbruch der Conferenzen auf den König zu schieben, von Seiten seiner Feinde offenbar entschieden schien; so blieben Se Majestät doch noch dabei, diese Conferenzen, über deren Ausgang man nicht mehr in Zweifel stehen konnte, zu verlängern; mehr als einmal hatte er seinen Bevollmächtigten anbefohlen, sich mit Geduld zu bewaffnen; und bis ans Ende dieser traurigen Unterhandlung wollte er ihnen hierin ein Beispiel geben. In der letzten Ordre befahl er ihnen also noch, an die Deputirten zu schreiben und sich bei ihnen zu erkundigen, was sie von der Proposition der Subsidien, welche ihnen in der letzten Conferenz zur Aushaltung des Kriegs in Spanien, angetragen worden wären, für Gebrauch gemacht hätten? In demselben Schreiben erklärten die Bevollmächtigten, daß sie die Antwort, welche Petteckum ihnen, nach seinem Vorgeben, von Seiten des Pensionnairs überbracht hätte, und die so wohl in dem Inhalt als in der Form auf gleiche Weise wider die Regel wäre, nicht für rechtmäßig ansehen

könn-

könnten; daß sie in Ermanglung einer bestimmten Antwort, deren Form auch so beschaffen wäre, wie sie sich für sie ziemte, wenigstens zu wissen verlangten, ob die Conferenzen abgebrochen wurden? eine Frage, über welche man um desto mehr Aufschluß nöthig habe, da die Feinde des Friedens nur allzubereit wären, das Volk mit Unwahrheiten zu hintergehen und ihnen glauben zu machen, der König habe nur allein die Absicht, Zeit zu gewinnen, in der Hoffnung, es möchte sich irgend ein günstiger Vorfall ereignen, welchen er zur Erhaltung seines Enkels auf dem spanischen Throne benutzen könnte. Dieß sey der einzige Grund von allen diesen scheinbaren Anerbietungen gewesen; die Alliirten aber hätten den Kunstgriff darin auf eine geschickte Weise zu entdecken gewußt und dieselben weislich verworfen; weil die Last des Königs blos auf ihnen geblieben und Frankreich da von befreit gewesen seyn würde.

Da aller Anschein zum Frieden verschwand, so erfoderte das Interesse des Königs, daß die Wahrheit bekannt würde, und daß sowohl die vereinigten Provinzen als die andern in den Krieg verwickelten Nationen erfuhren, von welcher Seite alle die Hindernisse des Friedensschlusses herkämen. Dieß war einer von den Hauptgründen, welche den König bewogen hatten, seinen Bevollmächtigten so oft die Ordre zu wiederholen, daß sie ihren Aufenthalt in Holland so viel als möglich verlängern sollten. Se Majestät waren überzeugt, daß es weit vortheilhafter sey, eine langweilige Negociation zu unterhalten und den Stolz, die Ungerechtigkeit und die Untreue der Unterhändler und ihrer Obern zu ertragen, als die Unterhandlung, wie es die Anhänger des Kriegs wünschten, ganz abzubrechen. Ihnen mießfiel jeder Anschein von Negoti-

 tia-

ciation um desto mehr, da sie dann, wenn die Zei herannahte, einen neuen Kriegsüberschlag zu machen und den Provinzen vorzulegen, befürchteten, die, wel che den Frieden liebten, möchten ihnen gerechte Vor würfe machen und sich ernstlich bemühen, denselben z befördern. Ueberdieß waren sie auch in Besorgni wegen der innern Zwistigkeiten in England und wege des Erfolgs, welchen diese am Ende haben könnten.

Gegen das Ende der Unterhandlung hatte de König von Spanien seine Absichten so deutlich z erkennen gegeben, daß man keinen Grund mehr z glauben hatte, er würde Spanien jemals verlasse welchen Antheil man ihm auch für die Entsagun anbieten möchte. Es war demnach unnüz über das Mehr oder Weniger der vorzuschlagende Entschädigung zu streiten; der König bestätigte dahe seinen Bevollmächtigten die schon gegebene Ordre zum Kriege in Spanien Subsidien anzubieten und b fahl ihnen, allem Streit über den Antheil ein End zu machen und selbst von den Königreichen Sicilie und Sardinien abzustehen.

Diese lezten Ordres waren in der Depesche vo 23 Juni enthalten. Sogleich nach dem Empfang de selben zeigten sie dem Pensionnair an, daß sie der Kö nig kürzlich von seinen Absichten wieder unterrichtet hab und baten, daß die Deputirten nach Gertruydenburg z rückkämen, damit sie sich die Antwort des Königs un den Entschluß des Staats über die lezte Conferen wechselseitig eröffnen könnten.

Der Brief der Bevollmächtigten war vom 2. Ju li. Mehrere Tage vergiengen, ehe man erfuhr, wa im Haag für ein Entschluß gefaßt worden sey. D Erneuerung der Conferenzen war dem Interesse dere welche noch in England herrschten, geradezu entg

ge

gen. Das unumschränkte Ansehen, welches sie seit mehrern Jahren in diesem Königreiche behaupteten, entging ihnen. Das einzige Mittel, es zu behalten, war die Verlängerung des Kriegs. Ihre innern Feinde schrieben die Fortsetzung desselben der Leidenschaft zu, mit welcher sich jene Häupter der Regierung in der Verwaltung der Finanzen und in der Anführung der Armeen auf vortheilhafte Weise zu behaupten suchten. Die Parthei der Torys, welche bis jetzt die untere war, hatte schon gegen einige von den Whigs, welche in den ersten Aemtern standen, Klagen geführt, die ihre Würkung gethan und in den Ehrenstellen mehrere Veränderungen hervorgebracht hatten; aber man sah sie nur noch als das Vorspiel von wichtigern Revolutionen an. Indeß war es ein Schimmer, ein Anfang von Hoffnung, daß diese innern Zwistigkeiten zur Bewürkung des Friedens in Europa dienen würden.

Die Republik Holland, welche ihn mehr als irgend eine andere Macht zu wünschen nöthig hatte, erschöpfte sich, um ihren Alliirten zu gefallen. Sie konnte es dahin bringen, daß es der König, auch wenn man ihm seine Eroberungen und seinem Enkel die Krone Spaniens entrissen hätte, doch den Holländern Dank wußte, für den allgemeinen Friedens-schluß mit glücklichem Erfolg gearbeitet zu haben; aber aus einer falschen Politik ließ sie die Gelegenheit, welche sie nie wieder fand, entschlüpfen.

Mit Hülfe des Herzogs von Marlborough und des Prinzen Eugen, war es Heinsius leicht geworden, seine Obern zu blenden und sie auf einen falschen Weg zu führen. Seinen Rathschlägen zufolge sollten sie sich zu keinem Traktat verstehen, wenn nicht vorher Spanien und Indien abgetreten, und nicht allein ab-

getreten, sondern auch dem Hause Oesterreich würklich überliefert wäre. Hierauf behauptete er, seyen die Conferenzen zu Bodegrave, im Haag und endlich zu Gertruydenburg gegründet und eröffnet worden; die Republick dürfe von einem solchen Präliminar-Artikel nie abgehen, es sey denn, wie er sagte, daß alles verlohren würde.

Ungeachtet dieser Anstalten und so vieler Hindernisse, welche sich der Erneuerung der von den Kriegsanhängern lebhaft bestrittenen Conferenzen in den Weg stellten, sahe man doch den 13. Juli die Deputirten in Gertruydenburg ankommen; sie übergaben den Bevollmächtigten ein Schreiben vom Pensionnair, welches in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt war, und sagten: sie seyen gekommen, um die Absichten des Königs über den Auftrag zu hören, welchen Petkum im Namen der sämmtlichen Alliirten übernommen habe.

Die Bevollmächtigten gaben zur Antwort: Petkum habe ihnen ein sehr dunkles Memoire überreicht, über welches sie eben so wohl, als über die Absichten der Republik Holland, Erklärung verlangten. Auch wünschten sie Antwort auf die Proposition, welche sie in der letzten Conferenz gemacht hätten.

Beide Theile beklagten sich über das hartnäckige Stillschweigen, welches man wechselseitig in wesentlichen Punkten beobachtete, deren Erläuterung für den Fortgang der Unterhandlung unumgänglich nöthig war.

Nach diesen gegenseitigen Klagen erhoben die Deputirten ihre Stimme und sprachen mit einer Selbstgenügsamkeit, wie wenn ihre Obern als Sieger der ganzen Welt die Friedensbedingungen vorzuschreiben hätten. Es schien, als ob es in ihrer Macht stünde, eine Zeit von wenig Augenblicken festzusetzen

und

und die Wahl zu laſſen, ob man die Geſetze, welche ſie gaben, entweder annehmen, oder ſie verwerfen, und ſich dadurch in unvermeidliches Verderben ſtürzen wolle.

„Die Willensmeinung der Alliirten, ſagten ſie, geht dahin, daß der König ſich verbindlich mache, den König von Spanien zur Entſagung ſeiner ganzen Monarchie entweder zu überreden, oder ihn allein und blos mit ſeiner eigenen Macht dazu zu zwingen.“ Die Propoſition, ſie in dem Kriege gegen den König Philipp zu unterſtützen, verwarfen ſie ganz. „Das Geld und die Lieferung franzöſiſcher Truppen genügt ihnen nicht; die einzige Sicherheit, worauf ſie dringen, iſt die Vollziehung des Traktats, und daß in einem Zeitraum von zwei Monaten allen Präliminär Artikeln Genüge geſchehen ſey. Nach dem Verlauf dieſer Friſt wird der Waffenſtillſtand gebrochen; der Krieg wird von neuem anfangen, wenn auch die übrigen Präliminar Bedingungen von Seiten des Königs vollkommen erfüllt wären.“

Dafür, ſagte Buys, welcher das Wort führte, erlaubten ihm ſeine Obern, von dem Antheile, welchen man dem König von Spanien laſſen wolle, beſtimmt zu ſprechen, und überdies würden ſie auch die anderweitigen Foderungen erleichtern, ſo daß man darüber noch vor der Unterzeichnung der Präliminarien übereinkommen könnte. Am Ende gaben noch Buys und Van der Duſſen zu verſtehen, aus Gefälligkeit würden die Alliirten auch den in ihrem Sold ſtehenden Truppen in Catalonien und Portugal erlauben, ſich mit den franzöſiſchen zu verbinden, um während der zwei Monate des Waffenſtillſtands Spanien erobern und dieſes Königreich ſowohl als Indien in Gewalt des Hauſes Oeſterreich überliefern zu helfen.

Es war leicht, aber unnütz, zu antworten. Die Ordres, welche man den Deputirten gegeben hatte

waren so bestimmt, daß sie nicht davon abweichen konnten. Die gedrängten Reden, die Ausdrücke, bis auf den Ton und den Vortrag, alles war ihnen vorgeschrieben. Jeder Grund, welchen man ihnen entgegen zu setzen hatte, war also vergeblich und überflüssig. Es blieb den Bevollmächtigten kein anderer Weg übrig, als Geduld, welche freilich in einer solchen Lage schwer zu beobachten war; aber es war schicklicher zu schweigen, als die Conferenzen abzubrechen.

Als die Deputirten sich zu entfernen bereit waren, sagten sie zu ihnen: die Republik bewillige ihnen höchstens noch 15 Tage, um zu Gertruydenburg die Antwort des Königs zuerwarten; wenn sie angekommen wäre, würden sienoch eine neue Conferenz zusammen halten; dieß würde die letzte seyn. Denn die Republik und ihre Alliirten hielten nicht für dienlich, eine längere Fortsetzung derselben zu dulden.

Nach der vorher von Buys gehaltenen Rede und in der Begleitung von den Bedingungen, welche die Alliirten sich vorzuschreiben anmaßten, war eine solche Anzeige von ihrer Seite ein würklicher und unläugbarer Abbruch jeder Unterhandlung; um indeß ihre Widersetzung gegen alle billige Bedingungen noch besser fühlen zu lassen, ist es gut, alle ihre Ansprüche, aus welchen der Entwurf des scheinbaren Friedens — denn ein solcher allein konnte ihren Beifall haben — bestand, wieder aufzufassen und zusammen zu stellen.

Als Grundlage des Traktats foderten sie also, daß sich der König, wenn er ihn unterschriebe, förmlich verbindlich machen sollte, seine Macht blos und ohne Beihülfe anzuwenden, um den König von Spanien zur Entsagung seiner Krone zu zwingen.

Daß der Krieg, durch welchen er ihn, zu Gunsten des Hauses Oesterreich, seines Eigenthums zu berauben

ſuchte, in einer Zeit von zwei Monaten geendigt und binnen dieſer Friſt der König Philipp auſſer den Beſitz von Spanien und Indien geſetzt werden ſollte.

Das Anerbieten, ihnen Subſidien zu zahlen, die Kriegsunkoſten wechſelſeitig zu tragen, und für die würkliche Zahlung derſelben Bürgſchaft zu ſtellen, konnte auf ſie keinen Eindruck machen. Sie verwarfen jede Propoſition, ihre Truppen mit den franzöſiſchen zu verbinden. Sie übertrugen die Eroberung Spaniens, um es nebſt Indien dem Erzherzog zu überliefern, dem König und verlangten, von dem Kriege zwiſchen Großvater und Enkel bloße Zuſchauer zu bleiben.

Sie beharrten feſt bei der Erklärung, daß nach Verlauf dieſer zweimonatlichen Friſt, wenn Spanien alsdann noch nicht bezwungen wäre, der Waffenſtillſtand aufhören; daß ſie die Waffen wieder ergreifen würden, geſetzt auch, Frankreich hätte den Präliminar Artikeln Genüge geleiſtet. Denn der Hauptartikel ſey ja die Wiederherſtellung Spaniens.

Die einzige Milderung, wie ſie es nannten, in dieſen unerhörten Bedingungen war das Verſprechen, vor der Unterzeichnung derſelben beſtimmt zu erklären, welchen Antheil ſie dem König Philipp laſſen würden. Die Holländer machten ſich von ihrer Seite zu Erleichterung der Mittel verbindlich, wodurch man über die anderweitigen Foderungen übereinkommen könnte. Sie ließen merken, daß ſie es vielleicht durch klugangewandte Mittel bei den Alliirten dahin bringen könnten, daß ſie ihren Truppen in Catalonien und Portugal erlaubten, ſich mit denen des Königs zu verbinden, um binnen der zwei Monate, welche der Waffenſtillſtand dauerte, Spanien und Indien zu erobern.

Blos um dieſen Preis konnte der König, wie man aus dem Bericht von den Conferenzen ſieht, ei-

mer trauriger werden, da ihre Anzahl nur gering war, und ihre Kräfte ſich durch unabläſſige Anſtrengung erſchöpften. Sehr viele brachten mehrere Tage und Nächte nach einander ganz ohne Schlaf zu. Dem Feinde hingegen fielen ſeine Unternehmungen leichter, da er immer mit friſchen Truppen abwechſeln konnte. Der ſiebente des vorhin genannten Monats war ein ſehr blutiger Tag. Die Belagerer ſtürmten mit der heftigſten Wuth, und fochten zugleich gegen den Sultan, der mit thränenden Augen ſeine Truppen gegen ſie anführte. So oft er ſeinen Blick auf Ptolemais richtete, ſo oft feuerte ihn der Gedanke an das unbeſchreibliche Elend dieſer Stadt, zu neuen Heldenthaten an.

Er hat den ganzen Tag weiter nichts als etwas Getränke zu ſich genommen, und auch dieß nur auf Anrathen des Arztes. Erſt am ſpäten Abend kehrte er in ſein Zelt zurück. An eben demſelben Tage meldeten Briefe aus der Stadt, daß ſie gezwungen wäre, ſich zu ergeben, wenn der Sultan ihr nicht innerhalb 24 Stunden mit mehrerem Nachdruck Hülfe verſchaffen könnte.

Dieſe Nachricht ſchlug eine tiefe Wunde in den Herzen der Muſelmänner, und griff vorzüglich den Sultan ſo ſehr an, daß man für ſeine Geſundheit fürchtete. Denn Ptolemais war die Rüſtkammer, wohin alle Waffen aus Phönizien, Jeruſalem, Damaſcus, Halab, Egypten und den übrigen Muhamedaniſchen Provinzen zuſammengetragen waren. Auſſerdem befanden ſich daſelbſt die größten Generale, z. B. Saiphoddin, Almesztoub, Bohäddin, Karakousj, und andre. Der letztere hatte die Belagerung von ihrem Anfang an ausgehalten.

nen erdichteten Scheinfrieden erkaufen. Und um noch jeden Anlaß zum Irrthum zu vermeiden, fügten die Deputirten hinzu: es sey wahr, die Republik und ihre Alliirten hätten, um den Erzherzog in den Besitz von Spanien und Indien zu setzen, den Vorschlag gethan, ihre Macht mit der französischen zu vereinigen; „allein, die Umstände, sagten sie, haben sich geändert. Es ist von einer solchen Vereinigung nicht mehr die Rede, und von Seiten unsrer Obern mißbilligen wir die Proposition.“

„Es sind jetzt keine Auswege mehr zu suchen; das einzige Mittel, den Frieden zu erlangen, ist, daß die Alliirten Spanien und Indien aus den Händen des Königs empfangen. Sich um die Mittel zu bekümmern, ist nicht ihre Sache; es ist genug, daß sie dem König Philipp den Antheil, welchen sie ihm anweisen werden, zu lassen bewilligen; wenn sie es für dienlich finden, werden sie sich darüber erklären.“

Da also die Unterhandlung abgebrochen war, so gab der König seinen Bevollmächtigten auf den Bericht, welchen sie ihm von der letzten Conferenz abgestattet hatten, Befehl, an den Pensionnair zu schreiben: es sey unnöthig, ihnen 15 Tage zu bewilligen, um von den Absichten Se Majestät unterrichtet zu werden; der König habe nur allzu deutlich zu erkennen gegeben, daß er, um den Frieden zu befördern, alle Bedingungen eingehe, welche von ihm abhingen, aber sich zu solchen verbindlich zu machen, deren Vollziehung nicht in seiner Gewalt stünde, sey ihm unmöglich; wenn die Alliirten auf denselben beständen, so bewiesen sie, daß sie keine andre Absicht hätten, als die Unterhandlung ganz abzubrechen. Der König setzte sein Vertrauen auf den Schutz Gottes, der diejenigen, welche durch ein unerwartetes Glück emporsteigen, nach seinem

Ge-

Gefallen zu demüthigen wisse. Er überlasse es dem Urtheil von ganz Europa, die Unterthanen der Republik Holland und des Königreichs England nicht ausgenommen, die Urheber von der Fortdauer eines so langen und so blutigen Kriegs kennen zu lernen. Um zu entscheiden, von welcher Seite der Krieg würklich gewünscht würde, dürfe man nur die Schritte, welche der König gethan habe, die Einwilligung, welche er in die härtesten Bedingungen gebe, die Verbindlichkeiten, welche er über sich nehme, um den Frieden zu sichern und dem ungerechten Mißtrauen seiner Feinde ein Ende zu machen, in Erwägung ziehen, und alsdann einen Blick auf die Behutsamkeit werfen, mit welcher ihre Minister die Absichten ihrer Obern zu verschweigen suchten, auf das Bestreben, welches sie beständig gezeigt hätten, das Wenige, was sie davon entdeckten, in so viele Dunkelheiten zu hüllen, daß es unmöglich sey, sich auf ihre wohlausgedachten Reden irgend zu verlassen. Alsdann würde offenbar werden, daß ihre einzige Absicht dahin gehe, sich, je nachdem sie ihre ersten Forderungen erlangten, Vorwand zu neuen aufzubehalten und entweder zufolge der Kriegsereignisse oder zufolge der Erleichterungen, welche der König dem Frieden nach machen würde, die Gesinnungen zu ändern. Im letzt verwichenen Jahre haben sie es als eine Beleidigung und als eine fälschliche Erdichtung, wodurch sie sie verhaßt machen wollten, angesehen daß man von ihnen behauptete in den Conferenzen vom Haag zur Entthronung des Königs von Spanien die Vereinigung der Macht Sr Majestät mit der der Alliirten vorgeschlagen zu haben; dennoch hätten sie seitdem und besonders in den Conferenzen von Gertruydenburg diese Proposition nicht blos angenommen, sondern noch überdieß behauptet, ohne diese Bedingung sey der Friedensschluß unmöglich; und

hätten auch noch hinzugefügt: wenn sie im Anfange dieser letzten Unterhandlung mäßiger gesprochen hätten, so hätten sie Unrecht gethan; in Zukunft aber würden sie diese Schande, welche sie sich vorzuwerfen hätten, wieder gut machen und sich weniger zurückhalten lassen.

Da die bei der letzten Gelegenheit gethane Erklärung der Deputirten ein förmlicher Abbruch der Conferenzen sey, so erklärten die Bevollmächtigten: es sey unnütz, sie noch 15 Tage zu Gertruydenburg zu lassen. So lange die Republik die Herstellung des Friedens in Europa von einer Bedingung abhängen lasse, deren Vollziehung unmöglich wäre; so würde es vergeblich seyn, ganze Jahre mit einer Unterhandlung in Holland zuzubringen. Sie maßten sich nicht an, sie zur Fortsetzung einer Unterhandlung, welche sie abbrechen wollte, zu überreden. Zwar sey es der eifrigste Wunsch des Königs, seinen Völkern die Ruhe wieder zu geben, allein es würde für treue Unterthanen weniger schmerzhaft und weniger drückend seyn, den Krieg gegen die nemlichen Feinde, welchen Sr Majestät schon seit 10 Jahren Widerstand leiste, auszuhalten, als die Anzahl derselben noch durch den König seinen Enkel zu vermehren; wenn sich auch die väterliche Liebe nicht dagegen auflehnte, so würde es doch gegen alle Klugheit seyn, sich unbedachtsamer Weise binnen zwei Monaten zur Eroberung von Spanien und Indien anheischig zu machen, und zwar in der Gewißheit, daß, wenn dieser Zeitraum verginge, ohne darin glücklich zu seyn, Se Majestät noch dieselben Feinde gegen sich bewaffnet und überdieß durch den Besitz der ihnen überlieferten Plätze verstärkt finden würden.

Es war nöthig, daß die Wahrheit in Holland und in den übrigen fremden Ländern bekannt würde; daher erhielten die Bevollmächtigten Befehl, wenn sie die-

dieſes Schreiben abgefaßt und dem Penſionnair überſchickt hätten, ſollten ſie davon in Amſterdam und in den übrigen Städten der vereinigten Provinzen Abſchriften verbreiten; und ehe ſie abreisten, noch ſeine Antwort erwarten.

Dieſe empfingen ſie ſogleich; ſie war vom 23. Juli datirt und ſtimmte mit der Antwort, welche ſie vermittelſt des Schreibens der Deputirten der Staaten empfingen, genau überein; beide waren von demſelben Datum und kamen zu gleicher Zeit an. Die Deputirten bezeigten in abgemeſſenen Ausdrücken ihr Bedauern, daß ſie, ungeachtet der Sorgfalt und der Mühe, welche ſie angewandt hätten, nicht zum Ziel hätten gelangen können.

An demſelben Tage (23 Juli) machte man im Haag eine Acte öffentlich bekannt, welche den Entſchluß der Generalſtaaten auf das Schreiben der Bevollmächtigten an den Penſionnair Heinſius enthielt. Der weſentliche Inhalt dieſer Acte war: da dieſer Brief den im Haag ſich aufhaltenden Miniſtern der Alliirten mitgetheilt worden ſey, zufolge des bisher beobachteten Einverſtändniſſes, ſo hätten ſie geurtheilt: „Weil die beſagten Herrn Bevollmächtigten vermöge ihrer Antworten die ihnen gemachten Propoſitionen verwerfen und es für unnütz erklären, über beſagte Propoſitionen länger zu conferiren; ſo bleibt von Seiten der hohen Alliirten weiter nichts übrig, als es bei dieſem Bruch zu laſſen und die Conferenzen nicht weiter fortzuſetzen, ſo lange als die Feinde bei dieſen Geſinnungen bleiben; denn in der Lage, worin ſich die Feinde befinden, können die Conferen-

zen

zen von keinem Erfolg seyn und weit entfernt, die Geschäfte zum Frieden und zur Eintracht zu lenken, welches sich der Staat und seine Alliirten immer zum Ziel gesetzt haben, würden sie nur zu Erbitterungen Gelegenheit geben können."

Durch dieselbe Akte wurden Buys und Van der Duffen ersucht und bevollmächtigt, den gedachten Herrn Bevollmächtigten von dem gegenwärtigen Entschluß eine schriftliche Kenntniß zu geben, ohne sich aber in Rücksicht des Briefs, welchen besagte Herrn Bevollmächtigte geschrieben haben, in eine genaue Untersuchung einzulassen; ob es gleich sehr leicht wäre ihn gründlich zu widerlegen, so wohl in Absicht auf den Inhalt, als die Ausdrücke, deren man sich darin bedient.

Die Untersuchung, auf welche sich die Minister der Republik nicht einlassen wollten, erschien 4 Tage nachher in einem gedruckten Auszuge aus den Entschlussen der Generalstaaten. Diese Akte war eine Art von Manifest, um das Verfahren derer, welche den Frieden rückgängig machten, zu rechtfertigen und die Meinung zu erregen, daß man in den Conferenzen von Gertruydenburg sein Augenmerk blos auf das Wohl des Staats gerichtet habe. Am Ende des Schreibens wurde auf die Klagen geantwortet, welche die Bevollmächtigten geführt hatten über das Benehmen, welches man zum Nachtheil ihrer Würde gegen sie gezeigt habe, über die beleidigenden und mit Unwahrheiten und Verläumdungen angefüllten Schmähschriften, welche während ihres Aufenthalts

halts zu Gertruydenburg gedruckt und vertheilt worden waren, um den Gemüthern, indem man ſich den Krieg zu verewigen bemühte, Erbitterung und Haß einzuflößen. Sie bemerkten, ohne ſich jedoch darüber zu beſchweren, daß man gegen öffentliche Treue und Glauben und zum Nachtheil deſſen, was ſie hätten ſagen und oft wiederholen können, alle Briefe, welche ſie empfangen oder geſchrieben hätten, entdeckt habe; daß man jeden, er hätte ſeyn mögen, wer er wollte, abgehalten habe, ihnen hier, wo ſie gleichſam in einem Gefängniß eingeſchloſſen wären, einen Beſuch abzuſtatten, aus dem Grunde, ſie möchten etwa, was man immer am meiſten fürchtete, Wahrheiten entdecken, welche man verborgen halten wollte. Dagegen könne man ihnen nicht vorwerfen, daß ſie ſich wider das Völkerrecht, welches man gegen ſie verletze, auch nur den geringſten Kunſtgriff erlaubt hätten.

Die holländiſche Regierung ſuchte glauben zu machen, daß dieſe Klagen übelgegründet ſeyen; allein ſie hätte ihnen zuvorkommen können, wenn ſie in die Propoſition des Königs, welche die Bevollmächtigten zu wiederholten malen thaten, die Conferenzen im Haag zu halten, gewilligt hätte. Dieß war der Ort, wo ſich die Miniſter aller an dem Krieg theilnehmenden Mächte befanden, der Mittelpunkt, wo jetzt die wichtigſten Angelegenheiten Europas vorgingen; wo ſich folglich die Unterhandlungsgeſchäfte ſchneller ausführen und entſcheiden ließen, als in einem Orte, welcher, wie Gertruydenburg, zum Aufenthalt unbe-

bequem und vom Haag weit entfernt war, ſo daß durch die Reiſen, welche die Deputirten zu machen verbunden waren, wenn ſie zur Conferenz kamen, viel Zeit unnüß verloren ging. Es iſt auch zu glauben, daß die Bevollmächtigten im Haag eine weit anſtändigere Behandlung gefunden haben würden, als in einer kleinen Stadt, welche hauptſächlich von Fiſchern bewohnt wurde; man würde es ſich zur Schande angerechnet haben, wenn man die Achtung, welche man ihrer Würde, ihrem Geſchäft und ihrer Perſon ſchuldig war, aus den Augen geſetzt hätte; geſetzt alſo, ſie wären auch mit der Art und Weiſe der Unterhandlung nicht zufrieden geweſen, ſo würden ſie doch wenigſtens keinen Anlaß gehabt haben, ſich auch noch über die perſönliche Behandlung zu beklagen, ſo wie die, welche vor ihnen im Jahr 1709 da geweſen waren, ſich nicht darüber beſchwerten und keinen Grund darzu hatten.

Da aller Anſchein zur Unterhandlung verſchwunden war, ſo reisten der Marſchall von Huxelles und der Abt von Polignak den 25. Juli von Gertruydenburg ab und kamen nach Frankreich zurück, ohne die 15 Tage abzuwarten, welche man ihnen in Holland zu bleiben, eingeräumt hatte.

Die verbreiteten Schriften, wodurch man das Verfahren der Generalſtaaten bei der Friedensunterhandlung und bei dem Abbruch der Conferenzen rechtfertigte, und der Beifall der alliirten Mächte, hauptſächlich Englands, konnten es bei den vereinigten Provinzen nicht dahin bringen, daß ſie alle den Entſchluß zur Fortſetzung des Kriegs einmüthig gebilligt hätten. Auſſer der Laſt der drückenden Beſchwerden, welche man noch länger zu ertragen hatte, ſchöpften ſie auch Verdacht gegen die Plane Englands. Man

fieng

fing an zu glauben, daß die Engländer die Erschöpfung Hollands zu benutzen hofften, um sich zu Herrn dieser Republik zu machen; aber die Ereignisse des Feldzugs von 1710 *) gaben dem Geschrei derer, welche Krieg wünschten, noch mehr Nachdruck. Sie sagten unaufhörlich: man müsse die glückliche Lage, die furchtbare Macht Frankreichs zu unterdrücken, benutzen; es erfodere das gemeinschaftliche Interesse, daß man dieses Reich für immer außer Stand setze, das übrige Europa zu beunruhigen und seiner Freiheit zu schaden; kurz, die Alliirten müßen, weit entfernt in ihren Bemühungen nachzulassen, dieselben vielmehr verdoppeln und sich zum Sturz eines Feindes, der, wenn er Zeit habe, wieder zu sich zu kommen und seine Kräfte zu sammeln, immer zu fürchten sey, noch enger vereinigen.

Sie nahmen während dieses Feldzugs noch die Städte Douay, Bethune, Aire und Saint-Venant in Besitz.

Noch größer waren ihre Fortschritte in Spanien, wo der Graf von Staremberg die Armee des Erzherzogs commandirte. Er nöthigte den König von Spanien, die Belagerung von Balanguer aufzuheben, brachte zu Almenara, nahe bey Lerida, der spanischen Cavalerie eine gänzliche Niederlage bei und gewann den

*) In diesem Jahre war in Spanien die vom Herrn von Staremberg gewonnene Schlacht bei Saragossa für Philipp V. höchst unglücklich. Der Erzherzog machte große Fortschritte; aber der Herr von Vendôme hob in der Folge die Hoffnung des Königs von Spanien wieder empor, verfolgte die Feinde und gab der Lage der Dinge eine andere Wendung. In Flandern eroberten die Alliirten den 25 Juni Douay, den 26 August Bethune, den 29 Sept. Saint-Venant, den 9 November Aire. In dem Hafen von Cette landete eine feindliche Flotte. Dieses Heer wurde zurückgeschlagen.

den 20 August nahe bei Saragossa eine Schlacht, deren traurige Folgen zu glauben Anlaß gaben, daß der König Philipp nach dieser Niederlage nicht lange mehr in Spanien regieren würde.

Er erschien indeß wieder zu Madrid, aber nur auf wenige Tage; von den Feinden genöthiget, ging er von da weg, um in Navarra die Ueberreste seiner Armee wieder zu versammeln. Auch die Königin von Spanien entfernte sich aus dieser Hauptstadt und nahm den Prinzen von Asturien, ihren einzigen Sohn, mit sich.

Da der Erzherzog keinen Widerstand fand, so ließ er sich zu Madrid, so wie zu Toledo als König von Spanien anerkennen.

Der spanische Krieg, welchen die Holländer als schwer schilderten, mit dem sich die Generalstaaten und ihre Alliirten nicht vermengen wollten, und welchen sie doch in einer Zeit von zwei Monaten geendigt zu sehen verlangten, hatte in einem noch kürzern Zeitraum ein Ende; denn da diese Monarchie jetzt beinahe in die Gewalt der Feinde gebracht war, so war die Hauptschwierigkeit gehoben, und kein anderes Hinderniß schien sich dem Friedensschluß entgegen zu stellen.

In dieser Lage befanden sich die französischen und spanischen Angelegenheiten, und so war das Glück ihrer gemeinschaftlichen Feinde am Ende des Monats August 1710.

Unterhandlungen mit England, den allgemeinen Frieden betreffend, 1711.

Mit der Trennung des Gertruydenburger Friedenscongresses war alle Aussicht auf den Frieden verschwunden. Das Kriegsglück der Feinde, von Eröffnung des Feldzuges bis zu Ende des Monats August, ließ Frankreich eben so wenig hoffen, diesen Krieg, den es mit solcher Anstrengung führen mußte, glücklich geendigt zu sehn. Es war unmöglich, Friedensbedingungen zu bekommen, die zu erfüllen in seiner Macht stand. Der König von Spanien ließ sich gewiß nie überreden, freiwillig dem Throne zu entsagen, auf den ihn Gott gesetzt hatte; und eben so unmöglich war es, ihn binnen zwei Monaten mit Gewalt davon zu vertreiben, wenn sich auch der König dieser harten Bedingung hätte unterwerfen wollen. Die schlimme Lage, in welcher sich Philipp befand, hatte ihn nicht muthlos gemacht; die Königin von Spanien war nicht weniger muthig als der König ihr Gemahl; und statt ihrem Unglücke zu weichen, wären gewiß beide, wenn sie die Hauptstadt ihres Reiches hätten verlassen müssen, gleich entschlossen gewesen, sich einzuschiffen und ihre Residenz und den Sitz der spanischen Monarchie nach Westindien zu verlegen.

Der Sultan versuchte noch einen Angriff auf das feindliche Lager, der aber wieder fruchtlos ablief. Seine Soldaten bezeigten weniger Muth, da sie einen verzweifelten Widerstand fanden. Die Franken standen hinter ihren Verschanzungen wie eine Mauer, und waren an verschiedenen Orten, wo die Unsrigen andrangen, um keinen Schritt zum Weichen zu bringen. Einer von denen, die den Angriff thaten, erzählte mir, daß ein Franke auf der Mauer, die den Lagergraben umschloß, gestanden, und jeden, der sich ihm näherte, mit Steinen geworfen habe. Ohnerachtet mehr als funfzig Pfeile und Steine auf ihn abgeschossen worden, so sey er doch nicht eher gewichen, als bis ein Feuerwerker eine Flasche mit brennender Materie angefüllt auf ihn geschleudert, und ihn verbrannt hatte. Ein andrer alter erfahrner Krieger sagte mir, er wäre nebst einigen andern so glücklich gewesen, in das feindliche Lager zu dringen, wo ein sehr angesehenes Frauenzimmer, in einem grünen Pelze, unaufhörlich Pfeile auf sie abdrückte, bis sie endlich von der Menge überwältigt und niedergestoßen ward. Ihr Bogen wurde dem Sultan überreicht, der über den Anblick ganz in Erstaunen gerieth. Das Gefecht dauerte bis in die Nacht hinein.

Hundert und drittes Kapitel.

Gesandschaft aus der Stadt an die Franken.

Mittlerweile machten die Franken in Eroberung der Stadt immer mehrere Fortschritte. Sie hatten schon den Graben erstiegen, und die erste Mauer in ihrer Gewalt. Die Oeffnungen, welche sie in der letztern mit den Brechmaschinen gemacht hatten, waren mit brennbaren Sachen ausgefüllt worden, die durch ihre

Glut

Wer hätte damals vermuthen sollen, daß das Glück dieser so fürchterlichen Allianz der Feinde Frankreichs und Spaniens sich so bald neigen würde? daß Gott, der dem Meere Grenzen setzt und, wenn es ihm gefällt, die stürmenden Wogen desselben beruhigt, den Strom ihrer vielen Siege so schnell hemmen würde? daß noch vor Verlauf von zwei Jahren, diese stolzen glückstrunkenen Sieger ihre Plane aufgeben und dem Könige die wichtigsten der ihm entrissenen Plätze wiedererstatten, daß sie gar nicht mehr daran denken würden, Geißeln zu verlangen, um sich der unverletzlichen Worttreue eines großen Königes zu versichern und als unveränderliche Basis und Norm eines Friedenstraktats, Präliminarien aufstellen zu wollen, welche die verhaßte Erfindung der Feinde des Friedens und jeder Unterhandlung waren. Wer hätte gewagt, zu erwarten, daß es gegen die Holländer wohlthätige Nachsicht werden würde, die übermüthigen Reden zu vergessen, die ihre Deputirten auf jenem ihrerseits so trügerischen Congresse geführt hatten, wo sie nur so deutlich sprachen, um den Vater gegen den Sohn zu bewaffnen; daß trotz der Anstrengungen der Ligue, trotz ihren errungenen Vortheilen, der Enkel des heil. Ludwigs von der Vorsehung zum König in Spanien bestimmt, seinen Thron behaupten und als rechtmäßiger Besitzer von Spanien und Westindien von seinen vielen Feinden anerkannt werden würde, und daß diese durch einen so vieljährigen blutigen Krieg weiter nichts gewinnen würden, als Schuldenlasten, die sie zu Ausführung ihrer großen Plane hatten häufen müssen.

Diese Veränderungen, die man im August 1710 so wenig vermuthen konnte, sollten sobald ein Werk der Allmacht Gottes seyn. Die Menschen konnten sich nicht schmeicheln, daß ihre Thätigkeit oder

ihre

ihre eitle Weisheit solche große Veränderungen vorbereiten und herbeiführen würde; und wer sie vorhergesagt hätte, hätte gewiß für einen Propheten gegolten.

Das erste glückliche Ereigniß für Frankreich und Spanien war der Sieg, den der kathol. König an der Spitze seiner Armee, die der Herzog von Vendôme unter seinem Oberbefehl commandirte, über die Armee des Erzherzogs erfocht, wenn sie gleich der Graf Staremberg, einer der besten und berühmtesten Generale des Kaisers, commandirte. Das Treffen fiel in der Provinz Estremadura bei der Stadt Brihvega, im Monat November 1710 vor.

Der Erzherzog, der damals nach Katalonien zurückgekehrt war, hatte seine Armee wegen Mangels an Lebensmitteln verlassen. Sie war auch nicht stark genug, um sich in die Gegenden von Spanien, wo sie Lebensmittel gefunden hätte, auszubreiten. Die Gesandten von England und Holland in Lissabon hatten den König von Portugal umsonst zu bewegen gesucht, daß er der Armee 3000 Mann Fußvolk und 1000 Mann Reiterei zuschicken möchte. Er schlug es ihnen ab; er fürchtete für sein eigen Land und hielt es für rathsam seine Truppen zu behalten und seine Grenzen damit zu vertheidigen. Aus eben dem Grunde wollte er die portugiesischen Truppen, welche diese beiden Mächte im Sold hatten, nicht, wie es diese Minister verlangten, marschiren lassen. Da so die alliirte Armee weder Lebensmittel, noch Truppen genug hatte, um sich vertheilen zu können, sah sich Staynhope, war es nun wirklich Ursach, oder Verwand, aus Mangel an Unterhalt gezwungen, sich mit den englischen Truppen, die er commandirte, in die Stadt Brihvega zu ziehen. Der Herzog von Vendome belagerte ihn dort am 8. November und

zwang ihn schon am 10. desselben Monats, sich mit acht Bataillons und eben so viel Eskadrons englischer Truppen als Kriegsgefangen zu ergeben, da eben, am Tag vor der Bataille, Staremberg zum Entsaz herbei gekommen war. Dieser unerwartete Sieg des Königs von Spanien zeigte den Feinden, daß es nicht so leicht sey, wie sie sich vorstellten, ihn aus seinen Staaten zu vertreiben. Uebrigens war auch die Treue, mit der der gröβte Theil seiner Unterthanen an ihm hieng, ein gleich groβes Hinderniß. Sein Mitbewerber war zwar in Madrid, in Toledo und in andern offenen und vertheidigungslosen Städten anerkannt werden, aber dieß versicherte ihm nicht die Anhänglichkeit der spanischen Nation. So wurde es täglich schwerer für die Feinde des Königs Philipp, ihn vom Besiz des Thrones zu vertreiben. Die Fortsezung dieses beschwerlichen seit so vielen Jahren unterhaltenen Krieges wurde immer drückender, da der Aufwand, den er erfoderte, immer schwerer zu bestreiten wurde; und man konnte hoffen, daß das Bedürfniß des Friedens endlich die Erbitterung so vieler gegen Frankreich verschwornen Nationen besiegen würde. Aber nicht die Waffen waren das Mittel, wodurch die göttliche Vorsehung Europa die Ruhe wieder geben wollte. Die Holländer hatten die Gelegenheit vorbeigelassen, wodurch sie den Frieden herbeiführen konnten. Für England war diese Ehre vorbehalten.

Die englische Nation, die sich mit solchem Eifer, vielleicht mehr als jede andre, Frankreichs Macht entgegengesezt hatte, da es ihr Interesse mehr zu fodern schien, nicht zugeben zu dürfen, daß sich ein französischer Prinz in dem geringsten Theil der spanischen Monarchie behauptete, war innerlich noch mehr durch die Erbitterung zweier Faktionen in Ve-

we-

wegung, die sie vornehmlich seit der Revolution vom Jahr 1688 und der Erhebung des Prinzen von Oranien auf den Thron von Großbritannien getheilt hatten.

Eine dieser Partheien war die der Torys, die andre die der Wigs. Es wäre unnütz den zweifelhaften Ursprung dieser Partheinamen aufsuchen zu wollen; es ist genug, zu wissen, daß man unter dem Namen Torys die Eiferer der Anglikanischen Kirche versteht, welche die Gegner der Katholiken und anderer geduldeten Religionspartheien in England sind, die unter dem Namen der Nonconformisten begriffen werden. Man betrachtete sie überdieß als Freunde der souverainen Gewalt der Könige und der despotischen Regierung.

Die Wigs hingegen, deren Religion, wenn sie anders eine haben, die Presbyterianische ist, waren für die republikanische Regierung und erklärten sich gegen die willkührliche unumschränkte Gewalt. Sie hatten vorzüglich an der lezten Revolution Theil gehabt und am meisten dazu geholfen, daß der Prinz von Oranien den Thron von Großbritannien bestieg; er hatte sie auch mit den vorzüglichsten Staatsämtern bekleidet und die mehrsten Parlamentsglieder waren Wigs, so daß die Mehrheit der Stimmen immer auf der Seite dieser Parthei war.

Sie hatte diese Ueberlegenheit seit der Regierung der Königin Anna behauptet und der Herzog von Marlborough, der nur seine eigne Erhöhung bezweckte, hatte die Parthei der Torys verlassen, und war zu den Wigs übergegangen.

Der Graf von Godolphin, Großschatzmeister von England, der theils durch das Interesse seiner

Lage, theils durch eine Heirath zwischen ihren Kindern, mit Marlborough verbunden war, war auch von der Parthei der Wigs. Der eine commandirte die Armeen mit eben so viel Unumschränktheit als Ruhm, und der andre war Herr der Finanzen und verwaltete sie mit sehr viel Klugheit. Beide unterstützten sich gegenseitig und es war schwer einen glücklichen Angriff auf sie zu thun. Die Torys konnten nur ihre Gegner zu schwächen suchen, wenn sie ihnen das Zutrauen der Königin entrissen; und auch dies war noch nicht genug. Das Parlament, in welchem die Wigs die Oberhand hatten, mußte aufgelößt und ein neues berufen werden.

Einige Prediger, unter denen der Doctor Sacheverel das mehrste Aufsehn erregte, gaben, entweder auf fremdes Anstiften oder aus eigenem Antrieb, durch ihre Predigten die erste Veranlassung zu diesem Unternehmen.

Man klagte sie an, vorzüglich den Sacheverel, der in der Sanct Paulskirche vor der Königin gepredigt hatte, daß sie gegen die letzte Revolution und gegen die Toleranz gepredigt, daß sie zu verstehn gegeben hätten, die Anglikanische Kirche sey unter der jetzigen Regierung in großer Gefahr, und endlich, daß die Verwaltung der Königin in kirchlichen und bürgerlichen Sachen auf den Untergang der Regierung abzwecke.

Sacheverel hatte gesagt, es gäbe unter den Männern, welche die ausgezeichnetsten Würden und Aemter in der Kirche und im Staate bekleideten, verdächtige Menschen.

Einige Behauptungen, den leidenden Gehorsam betreffend, setzten die Gemüther der Engländer, die

wenig

wenig zur Unterwerfung geneigt ſind, in Unruhe. Sacheverel wurde heftig verfolgt und nach einem langen, im Parlament in Gegenwart der Königin geführten Streite, auf drei Jahre ſeines Amtes entſetzt. Seine beiden gehaltenen Predigten wurden zum Verbrennen durch Henkershand verdammt und einige andre, die in demſelben Geiſte verfaßt in den Provinzen gehalten worden waren, hatten in verſchiedenen Gegenden von England daſſelbe Schickſal.

Obgleich Sacheverel das Recht der Königin Anna auf die Krone und ihre Regierung angegriffen hatte, ſo hatten ſie ſeine Predigten doch nicht ſo ſehr beleidigt, als der Eifer, mit welchem die Wigs jeden Verſuch ihrer Gegner, das Volk von dem Gehorſam zu unterrichten, den die Unterthanen ihrem Herrn ſchuldig ſeyen, zu verdammen ſuchten.

Es giengen ihr die Augen über die Gefahr auf, der ſie ſich bis jetzt ausgeſetzt hatte, indem ſie ihre Gewalt Menſchen übergab, die immer darauf ausgiengen, wie ſie die königliche Gewalt zu ſchwächen, ja vertilgen könnten. Die Feinde der Wigs benutzten die Geſinnung der Königin. Sie prorogirten das Parlament und machte beträchtliche Veränderungen in den Staats- und Hofämtern.

Der Staatsſecretair Graf von Sunderland, Marlborough's Eidam, ein Sohn des Sunderland, der in derſelben Stelle das Vertrauen des Königs Jakob unwürdig gemißbraucht und ſeinen Herrn verrathen hatte, bekam ſeine Entlaſſung, und ſeine Stelle wurde dem Vicomte von Darmouth gegeben, deſſen Vater die Flotte jenes unglücklichen Fürſten zur Zeit der Empörung commandirt hatte, ihm aber auch eben ſo wenig treu geweſen war als ſein Miniſter. Die

Freunde Sunderlands suchten das Gerücht zu verbreiten, daß er freiwillig seine Stelle niedergelegt habe, weil er vorausgesehn, in welche schlimme Lage treulose Rathschläge die Königin bringen würden.

Die Directoren der Bank, die entweder zur Parthei der Wigs gehörten, oder von ihr aufgereizt waren, stellten vor, daß die Veränderung der Minister dem Credit beträchtlichen Schaden thue, den man doch bei den jetzigen Umständen so sorgfältig erhalten müßte. Man reizte auch einige Gemeinen auf, daß sie Bittschriften desselben Inhalts der Königin überreichten.

In Holland, wo noch die Unterhandlungen zu Gertruydenburg fortdauerten, erregte es sogleich heftige und wohl noch allgemeinere und unverstelltere Sensation.

Um die Gemüther zu beruhigen, erklärte die Königin von Großbritannien zuerst in England, dann ließ sie auch durch Townsend, ihren Gesandten, in Holland erklären, daß sie in ihrem Ministerium keine weitern Veränderungen vornehmen würde, als die letztern. Sie ließ dieser Betheurung noch hinzufügen, daß nichts im Stande seyn würde, ihr Vertrauen auf des Herzogs von Marlborough Treue und Geschicklichkeit wanken zu machen. Aber zu Ende des Junius wurden die Friedensunterhandlungen abgebrochen und am 19. August wurde Godolphin der Stelle eines Großschatzmeisters entsetzt. Die Königin ernannte zu Verwaltung derselben fünf Commissarien, an deren Spitze der Graf Powlet stand; vier andere waren Harley, Mansel, Paget, und Benson: aber Harley, der sie gewählt hatte, konnte sicher seyn, daß ihm keiner zuwider handeln

würde

würde und konnte ſich eigentlich nun Großſchatzmeiſter von England nennen. Er war ein Mann von Talenten, kannte vollkommen ſein Vaterland und den Geiſt ſeiner Nation, kannte die Geſetze und die Lage des Reichs und war in der Kunſt, das Parlament zu behandeln, ſehr gewandt. Er war Sprecher im Hauſe der Gemeinen geweſen und brannte im Herzen vor Verlangen, ſich an Marlborough zu rächen, der ihm die Stelle eines Staatsſecretairs genommen hatte. Partheiſucht beherrſchte ihn nicht. Bald Wig, bald Tory, zog er immer den Weg vor, der ihn am ſicherſten zu Macht und Anſehn führte. Er hoffte jetzt, zu ſeinem Zwecke zu gelangen, wenn er das Vertrauen der Königin gewinnen könnte.

Ihr beſonderes Vertrauen beſaß damals eine ihrer Frauen, Namens Hill, welche durch die Herzogin von Marlborough, mit der ſie verwandt war, in die Dienſte der Königin gekommen war. Dieſe Hill wußte ihrer Gebieterin zu gefallen, und da ſie ihre Liebe beſaß, die Unklugheit ihrer Wohlthäterin, die durch ihren Uebermuth, ihren Stolz, ihr ehrfurchtwidriges Benehmen, ihre Undankbarkeit gegen ihre Gebieterin die Gunſt verſcherzte, welche ſie lange ganz allein genoſſen hatte, bald zu benutzen. Die Herzogin fiel in Ungnade und ihre Verwandte, ſtatt die Königin zu verſöhnen zu ſuchen, billigte ihren gerechten Unwillen und ſuchte ſogar, auf den Rath ihres Freundes Harley, den Zorn ihrer Gebieterin, gegen den Gemahl ſowohl als gegen deſſen Frau, noch mehr zu reizen. Eigene Rachſucht machte ſie zur Feindin des Herzogs von Marlborough. Sie hatte einen Bruder welcher Officier unter den Truppen war und wie man ſagte, ſich in dem Treffen bei Almenza ausgezeichnet hatte. Die Schweſter bat für ihn um das Regiment, das der Graf Eſſex ge-

habt hatte und die Königin wollte ihr auch diese Bitte gewähren, mußte aber dem hartnäckigen Widerspruche Marlborough's nachgeben. Um das Maaß voll zu machen, gab sich Sunderland, der damals noch Staatssecretair war, die vergebliche Mühe das Haus der Gemeinen zu bewegen, daß sie die Königin bitten sollten, diese Frau, die sich damals an Maschan verheirathet hatte (er war noch nicht Lord Maschan) von sich zu entfernen.

Harley hatte diese günstigen Umstände klug zu benutzen gewußt, um die Königin zu reizen und vermittelst der Favoritin diejenigen zu stürzen, an denen er sich rächen wollte. Er beklagte gegen die Maschan das Schicksal der Königin. „Sie hätte sich, sagte er, nicht von der Undankbarkeit der Menschen, die sie auf den Gipfel der Macht und Ehre erhoben hatte, fürchten dürfen; die beste der Fürstinnen durfte nicht glauben, daß, statt ihre Wohlthaten dankbar zu erkennen, diese Undankbaren die von ihr erhaltene Gewalt gegen sie brauchen könnten. Es ist ordentlich, sagte er, als wenn jetzt Eine Familie in England herrschte, die nicht bloß über Stellen und Aemter, sondern auch über das Staatseigenthum willkührlich schaltet. Ein einziger Mann ist Herr der Armee, der Flotte, und der Abgaben, die das Volk so ungern für den Unterhalt der Truppen und der Marine zahlt. Die gutdenkenden Engländer beklagen sich deswegen und beklagen die Königin, die vermöge ihrer persönlichen Eigenschaften nicht allein ihre Achtung, sondern ihre ganze Zuneigung verdiente und sie auch im ganzen Umfang besitzen würde, wenn sie ihre Gewalt in Händen behalten und sie nicht so unumschränkt einem Unterthan anvertraut hätte, der zwar glücklich als Feldherr ist, aber mehr für Aufhäufung ungeheurer Reichthümer, als für das wahre Wohl des Staates sorgt."

Und

Und wirklich konnte man auch damals noch gar nicht sehen, welchen Gewinn England von den so gerühmten Siegen Marlboroughs haben würde. Der Handel der Nation nahm täglich ab, die Finanzen waren erschöpft. Die Staatsschulden vermehrten sich und die Taxen waren bald nicht mehr zu bezahlen. Demungeachtet verlängerte man diesen Krieg, der dem Königreiche so unnütz, dem Volke so drückend, aber freilich für den General einträglich war, in dessen Macht es stand, ihn fortzusetzen, so lange er hoffen konnte, sich dabei zu bereichern und so lange sein Ansehn in England von einer mächtigen Parthei unterstützt wurde, deren vornehmstes Augenmerk darauf ging, die königliche Macht zu beschränken.

Solche Aeußerungen, welche die Königin durch die Maschan erfuhr, verschafften Harley mehrmals besondere Audienz bei der Königin. Sie schätzte seine Talente, und er erwarb sich in jenen geheimen Unterhaltungen bald ihr Vertrauen und wußte sie glauben zu machen, daß er, als getreuer Unterthan, nur der Wahrheit und dem Interesse seiner Gebieterin gemäß spreche, und daß es ihr äußerst wichtig seyn müsse, zu wissen, daß der bessere Theil einer freien Nation wie die Englische sey, nur mit Widerwillen in den Händen zweier Männer eine so ungeheure Gewalt sähe, wie sie Marlborough und Godolphin, damals Großschatzmeister, an sich gerissen hätten, indem zwei Familien allein ungeheure Schätze sammelten, während ganz England unter der Last der Taxen seufzte.

Man behauptet, daß er der Königin entdeckt habe, die Predigten des Doktor Sacheverel wären ein Werk der Torys, und sie hätten bei diesem Unternehmen zwei Absichten gehabt: erstlich die Wigs zu nöthi-

Gluth die Verwüstung vollenden halfen. Doch kostete es noch hundert und funfzig Franken das Leben, als sie durch die zerrissene Mauer drangen. Unter diesen befanden sich sechs edle Ritter von denen einer das Versprechen that, daß für die Erhaltung seines Lebens die Belagerung gänzlich aufgehoben werden solle. Ein Kurde aber versetzte ihm auf der Stelle einen tödlichen Streich. Den folgenden Tag machten die Franken bekannt, daß die ganze Besatzung begnadigt werden solle, wenn sie jene sechs Ritter am Leben erhielte; und da man ihnen meldete, sie wären nicht mehr am Leben, so stellten sie zum Zeichen der tiefsten Trauer die Belagerung auf drey Tage ein.

Hierauf begab sich Saiphoddin Mesjtoub aus der Festung, um mit dem Könige von Frankreich in Unterhandlungen zu treten. Wir haben euch, sprach er, schon viele Städte weggenommen. Wenn nun die Besatzung vorher Bedingungen abschloß, unter denen sie sich ergeben wollte, so haben wir nachher unser Wort jedesmahl treulich gehalten. Wir wollen euch die Stadt überliefern, und verlangen dafür weiter nichts, als Schonung unsers Lebens. Ihr sowohl, als eure Gefangenen, antwortete der König, seyd meine Knechte. Ich will also sehen, was ich über euch zu beschließen habe. Almesjtoub soll hierauf in harten trotzigen Ausdrücken gesprochen, und gesagt haben: Bis auf den lezten Mann wollen wir uns vertheidigen, und jedesmahl sollen funfzig eurer Ritter fallen, wenn einer aus unserer Zahl erschlagen wird.

Die Nachricht, welche Mesjtoub zurückbrachte, erfüllte die Stadt mit neuem Schrecken. Mehrere

nöthigen, ihren Widerwillen gegen die königliche Macht öffentlich zu erkennen zu geben, und dann, Godolphin zu zwingen, von seiner Verwaltung Rechnung abzulegen. Darum wären die Sätze vom leidenden Gehorsam und von der schlechten Regierung in diese Predigten gekommen.

Die Königin hatte die Debatten, die deswegen im Parlamente entstanden waren, mit angehört; sie hatte die Wigs mit Eifer gegen die Prärogativen des Thrones sprechen hören, und Harley brauchte weiter nichts zu thun, um die Königin gegen diese Parthei zu erbittern, als sie daran zu erinnern.

Was die Stellen der Predigt, welche gegen die Regierung gerichtet waren, betraf, so versicherte Harley die Königin, daß die Torys nie die Absicht gehabt hätten, ihre Regierung zu tadeln, sondern nur Godolphins Verwaltung der Finanzen; daß es im Haus der Gemeinen zur Sprache gekommen sey, ihm seine Rechnungen abzufodern und sie zu untersuchen, daß aber die Wigs durch ihre Ueberlegenheit diesen Beschluß zu verhindern gewußt hätten. Godolphin sey aber dadurch so beunruhigt worden, daß er um diese Gefahr von sich abzuwenden, die Aufmerksamkeit des Parlamentes auf einen andern Gegenstand richten zu müssen geglaubt habe. Die Predigten des Sacheverel und einiger anderer hätten ihm zur rechten Zeit eine solche Veranlassung dargeboten, wodurch er das Ober- und Unterhaus habe beschäftigen können. Daher, sagte Harley, wäre so viel Aufsehn, so viel Bewegung erregt, so viel Mühe aufgewandt worden, um einen unwissenden Prediger und einige schlechte Reden zu verdammen, an die, so bald sie gehalten waren, niemand wieder gedacht haben würde, wenn sie nicht die Verwaltung der Finanzen

zen angegriffen hätten. Aber der kluge gewandte Godolphin habe einen unglücklichen Ausweg ergriffen, um seinem Untergang zu entgehen. Seine List sey ihm übel gelungen; denn dadurch, daß er die Sache Sacheverels so bekannt gemacht, habe er einer so erleuchteten weisen Königin Gelegenheit gegeben, die Wigs kennen zu lernen, indem sie, selbst in ihrer Gegenwart, ihre verderblichen Grundsätze so heftig vertheidigt und sich als Feinde ihres Ansehns zu erkennen gegeben hätten.

Die Königin erkannte zugleich als Zeuge und Richterin die Wahrheit von Harleys Aussagen. Sie hätte sie für verläumderische Erfindungen der Rachsucht halten können; aber sie sah die Nothwendigkeit ein, daß sie ihr Ministerium verändern, und den Händen der Wigs die Macht entreissen müßte, die ihnen ihre allzu große Güte an sich zu ziehen gestattet hatte; und zugleich, daß [illegible] den Veränderungen, welche die Sorge für das [illegible] ihrer Staaten und die Erhaltung ihrer Macht und Ruhe nöthig machte, sich Harleys Rath bedienen müßte.

Zufolge dieser Unterredungen entsetzte die Königin Anna im Monat August den Godolphin seiner Stelle als Großschatzmeister von England und übertrug die Verwaltung derselben fünf Commissarien. Die Entsetzung des Präsidenten des Ministeriums Sommers folgte bald darauf. Der Graf von Rochester, Onkel der Königin erhielt Sommers Stelle.

Der Staatssecretair Boy, der Kollege Sunderlands, kam seiner Entlassung zuvor und legte sein Amt freiwillig nieder. Es erhielt es der Kriegssecretair Saint Jean, der seiner vortrefflichen Talente

leute

lente und seines thätigen und gebildeten Geistes wegen wohl die größten Aemter verdient hätte. Man wußte ihn in keiner Verbindung mit Harley, vielmehr schien es, als stünde er mit Marlborough im Verhältniß, doch ohne von diesem Herrn Englands abzuhängen. Saint Jean hing nur von seiner Königin ab und sein einziger Zweck war, die Wohlfarth und den Ruhm dieser Fürstin zu befördern. Der Herzog von Devonshire verlor seine Stelle als Oberhaushofmeister und mußte sie dem Herzog von Buckingham überlassen.

Der Graf von Warton, Vicekönig von Irrland, der Graf von Orford, Obercommissarius der Admiralschaft, sonst unter dem Namen Admiral Russel bekannt, legten ihre Aemter nieder. Endlich erschienen auch die Proclamationen, daß das Parlament entlassen, ein neues berufen und sechzehn Pairs von Schottland demselben beigegeben werden sollten.

So viel harte Streiche, gegen die Wigs geführt, erregten nicht weniger Sensation in Holland als in England. Im Haag zweifelte man nicht mehr, daß die Königin von Großbritannien, mit der Veränderung ihres Ministeriums, auch ihre Grundsätze geändert habe; und ihr Gesandter betheuerte umsonst, daß sie, ungeachtet der Wahl neuer Minister, ihre sonstige Gesinnungen für die allgemeine Sache und ihr Vertrauen auf Marlborough immer fort behalten würde. Weder Townsends mündliche Versicherungen noch die Briefe der Königin an die Generalstaaten konnten die Unruhe und Besorgnisse der Alliirten stillen. Die holländischen Minister, die wohl fühlten, daß sie sich durch Vorbeilassung so vieler günstigen Gelegenheiten, wo sie der Republik die Ehre, Europa den Frieden zu geben, hätten verschaf-

fen

sen können, nicht wenig schuldig gemacht hatten, suchten den wohlverdienten Vorwürfen dadurch zuvorzukommen, daß sie bekannt machten, Frankreich täusche sich, wenn es hoffe von den Veränderungen in der englischen Regierung Gewinn zu haben. Sie verbreiteten das Gerücht, daß das neue Ministerium noch mit mehr Festigkeit auf vortheilhaften Bedingungen für die Alliirten bestehen würde. Das gewisse Versprechen der Königin von England, den Herzog von Marlborough unverzüglich nach Holland zurückzuschicken, wurde als ein Beweis der guten Gesinnungen der Königin angeführt.

Wirklich war diesem General sein gefährliches Ansehn über die Truppen gelassen, wenn ihm das Commando über die Armeen noch gelassen wurde; aber es war auch schwer, es ihm zu nehmen; sein Ruhm war zu fest gegründet und man konnte ihm keinen Hauptfehler schuld geben. Kein englischer General besaß diese grosen Talente und keiner hätte, wie er, das Vertrauen der Alliirten besessen.

Die neuen Minister suchten seine Macht einzuschränken; aber dieß war nur eine unnütze Erklärung ihres bösen Willens und er sah daraus, daß man ihn fürchte, aber seiner Dienste nicht entbehren konnte. Er war aufgebracht über die Behandlung, welche seine Frau, seine Genossen und Freunde erfahren hatten, indem ihre Feinde ihre Aemter bekamen man reizte ihn noch mehr, indem man ihm einen Theil der Gewalt abschnitt, die er in den vergangenen Jahren besessen hatte und ihm doch noch Macht genug ließ, um sich rächen zu können. Das einzige Mittel ihn zum Range der übrigen Unterthanen zurück zu bringen, war — Friede zu machen. Die Wigs hatten dieß immer eifrig zu verhindern gesucht. Es war,

als wenn sich Holland allein der Negociationen bemächtigt hätte, um sie immer rückgängig zu machen, und als wenn England alle Wege zu Unterhandlungen abgeschnitten haben wollte. Man mußte also ein sicheres Mittel finden, wodurch man dem Könige insgeheim den Zustand Englands und die Gesinnungen der Königin Anna und ihres Ministeriums zu erkennen geben könnte. Dieses Mittel mußte so geheim seyn, daß man es weder zu entdecken noch selbst den geringsten Argwohn davon haben könnte.

Während der Gesandtschaft des Marschalls Tallard unter der Regierung des Königs Wilhelm, gieng ein Geistlicher mit Namen Gaultier, der Sohn eines Kaufmanns zu Saint Germain-en-Laye, nach England. Er las die Messe in der Kapelle des Gesandten und bekam Zutritt im Hause des Grafen Jersey, der nach dem Ryswycker Frieden Gesandter in Frankreich gewesen und dessen Frau katholisch war. Er machte daselbst besonders Bekanntschaft mit Prior, der ehmals Gesandtschaftssecretair bey Jersey und vorher beim Grafen Portland gewesen war.

Gaultier lernte so gut die englischen Angelegenheiten kennen, daß der Marschall Tallard, als er durch den Bruch zwischen England und Frankreich genöthigt war nach Frankreich zurückzukehren, diesen Geistlichen für geschickt genug hielt, von Zeit zu Zeit von den für des Königs Interesse wichtigsten Dingen, die er sehen und hören würde, Nachricht geben zu können. Er trug ihm also auf, seinen Aufenthalt in London so lange als möglich zu verlängern, auf alle Ereignisse aufmerksamst Acht zu haben und davon nach Frankreich an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten Bericht zu erstatten; dies aber mit der nöthigen Vorsicht zu thun, damit er

nicht

nicht als ein Spion angesehn und angegeben werden möge. Er solle also selten schreiben und es so einrichten, daß er sich nicht einen Verweisungsbefehl oder wohl gar noch eine härtere Behandlung zuzöge.

Die Vorschriften des Marschalls Tallard wurden pünktlich befolgt. Gaultier schrieb sehr selten und gab während des Kriegs keine wichtige Nachricht. Sein Aufenthalt in London erregte keinen Verdacht; er hatte vollkommene Freiheit da zu bleiben, und da die Kapelle des französischen Gesandten nicht mehr Statt hatte, so las er die Messe in der Kapelle des Grafen Gallas, der in London als Gesandter des Erzherzogs, Königs von Spanien, angesehn wurde.

Der Graf Jersey, der mit den neuen Ministern in Verbindung stand, schlug Gaultier als einen Mann vor, dem man sich vertrauen könne und der zugleich so unbekannt sey, wie man ihn zu einer Gesandschaft nach Frankreich wünschte. Der Vorschlag wurde angenommen und Jersey beauftragt, Gaultier zu instruiren, aber mündlich und ohne ihm etwas schriftlich zu geben.

Der Auftrag war, dem Könige zu eröffnen, „daß die neuen Minister, denen die Königin von Großbritannien die Sorge der Regierung anvertraut habe, den Frieden wünschten und ihn für Englands Wohl nöthig hielten; daß es nicht in ihrer Macht stehe, besondere Unterhandlungen mit Frankreich einzugehn, weil sie für ihre eigene Erhaltung große Behutsamkeit brauchen müßten; daß es also nöthig wäre, daß der König den Holländern die Ernennung der allgemeinen Friedensunterhandlungen vorschlagen ließe; daß aber, nach Eröffnung derselben, die Gesandten, welche England dahin schicken würde, so bestimmte Befehle erhalten sollten, daß es der Republik Holland

nicht mehr möglich seyn würde, den Friedensschluß zu verhindern.

Der Abbè Gaultier kam am 15. Januar 1711 zu Nieuport an. Er benachrichtigte den Staatssecretair von seiner Reise und daß der königliche Kommandant dieser Festung ihm alle Bereitwilligkeit gezeigt habe, um ihn sicher und schnell nach Paris zu befördern. Er wrde im Kloster der Väter des Oratoriums in der Straße Saint Honoré absteigen, um da Verhaltungsbefehle zu erwarten und wolle sich dem Vorsteher des Klosters nur unter dem Namen Delorme bekannt machen.

Gaultier kam bald nach diesem Berichte an. Er begab sich Abends nach Versailles zum Minister, der ihn nur durch die wenigen Briefe kannte, die er von ihm erhalten hatte. „Wollen Sie, sagte er zu ihm, den Frieden? Ich komme Ihnen die Mittel in die Hände zu geben, wodurch Sie, unabhängig von den Holländern, die sich der Güte des Königs und der Ehre, die er ihnen erzeigte, indem er sich oft wegen des Friedens an sie gewandt hat, so unwürdig gemacht haben, Frieden unterhandeln und schließen können.

Einen Minister Sr Majestät damals zu fragen, ob er den Frieden wünsche, hieß einen Kranken, der an einer langen und gefährlichen Krankheit danieder liegt, fragen, ob er gesund werden wolle. Da es indeß Betrüger aller Art gibt, so war es klug sich einer so schmeichelhaften Hoffnung nicht eher zu überlassen, bis man wußte, was die Gesandschaft des Abbè Gaultier betrefe, und welches die Mittel wären, wodurch er sein Versprechen rechtfertigen könnte.

Er gab hierauf von dem Zustand der damaligen Regierung in England und von dem Auftrage, den er erhalten, Nachricht. Auf die Frage, wie eine Re-

gociation mit Erfolg einzuleiten sey, gab er zur Antwort: „geben Sie mir einen Brief an Mylord Jer„sey; schreiben Sie ihm bloß, daß Sie Sich gefreut „hätten, von mir zu hören, daß er sich wohl befän„de und daß Sie mir aufgetragen, ihm für sein An„denken zu danken und ihm Ihr Compliment zu „melden.

„Dieser Brief allein wird mir Beglaubigung „und Vollmacht ertheilen, die Bedingungen zu hören, „die man Ihnen machen wird. Ich gehe jetzt nach „London zurück und bringe Ihnen die Bedingungen „in kurzer Zeit."

So nothwendig, so erwünscht der Friede war, so war er doch so wenig erwartet. Alle Unterhandlungen in Holland hatten bei den Feinden weiter nichts bewirkt, als mehr Widerwillen, mehr Erbitterung, mehr Hartnäckigkeit den Krieg fortzusetzen.

England hatte bis jetzt mehr als jede andre Macht das Feuer des Krieges angefacht. Die neuen Minister dieses Königreichs führten plötzlich eine ganz andre Sprache als ihre Vorgänger; ihre Bereitwilligkeit zu Unterhandlungen mußte um so weniger verdächtig seyn, da es ihr persönliches Interesse foderte, daß der Krieg, den nur das Ansehn ihrer Feinde unterhielt, schnell beendigt würde.

Man verlangte vom Könige kein Zuvorkommen, auch nicht einen Schatten von Verbindlichkeit. Gaultier hatte Befehl, sich mit einem bloßen Höflichkeitsbriefe zu begnügen, aus dem man sehen könnte, daß das Anerbieten, das er habe thun sollen, günstig aufgenommen worden sey. Und dieß war ja wohl nicht anders möglich in einem Zeitpunkte, wo sich die Holländer rühmten, der König würde den Alliirten bald Bedingungen vorlegen, die noch vortheilhafter für sie

seyn würden, als die vorher verworfenen. Sie spiegelten dem Volke diese falschen Hoffnungen vor, damit es seine Bedrückungen vergessen und die Last eines so verderblichen Kriegs, von dem man das Ende so bald nicht hoffen konnte, leichter ertragen möchte.

Der Friede sollte nicht das Werk der Menschen seyn, Gott hatte es sich vorbehalten, Mittel und Umstände herbeizuführen, wodurch Europa der Friede geschenkt werden sollte. Er ließ es zu, daß die weisesten Räthe des Königs, von den in Holland ausgestreuten Gerüchten beleidigt, dafür stimmten, man sollte Gaultier nach England zurückschicken, ohne sich zu dem Vorschlage zu verstehn, den er gethan habe. Sie sagten, es sey gegen die Würde des Königs, sich nochmals an die Holländer zu wenden, um ihnen Friedensunterhandlungen vorzuschlagen, da sie so oft, besonders zuletzt in Gertruydenburg, so beleidigend verfahren wären. Nichts würde mehr, ihre Vorhersagungen und die von ihnen ausgebreiteten Gerüchte, daß Frankreich, ausser Stand noch einen Feldzug zu unternehmen, sich endlich allen von den Alliirten vorgelegten Bedingungen unterwerfen müßte, rechtfertigen.

Diese Bemerkungen waren wahr; aber das Bedürfniß des Friedens war noch größer, als damals, wo der König sich zu den größten Aufopferungen verstand, um den Frieden zu erhalten. Man hätte damals viel darum gegeben, wenn man England von den übrigen Alliirten hätte trennen können; man hätte gern Marlborough ein beträchtliches Geschenk gemacht: was man damals in solcher Bedrängniß theuer erkauft hätte, bot sich jetzt von selbst dar, ohne daß es dem König noch dem Reich etwas kostete. Die englische Regierung that das erste Anerbieten, machte nicht die geringste Foderung an Se Majestät, und begnügte sich

mit

mit einem bloßen Höflichkeitsbriefe von einem ſeiner Miniſter. Torcy billigte zwar ſehr die Weigerung des Conſeils, indem der König wenn er von neuem den Holländern Friedensunterhandlungen antrüge, ſich zuviel gegen ſie vergeben würde; er that aber einen andern Vorſchlag, der auch zugleich die Meinung der übrigen Räthe vereinigte, man ſollte Gaultier die Antwort geben, er möchte den Miniſtern der Königin von Großbritannien ſagen, daß der König, billig aufgebracht über das Verfahren der Generalſtaaten, nichts mehr vom Frieden durch holländiſche Unterhandlungen hören wollte, daß er aber mit Freuden durch Vermittlung Englands unterhandeln würde. Uebrigens war der Höflichkeitsbrief, den der Graf Jerſey verlangte, nöthig um eine Unterhandlung einzuleiten; und da dieſer Brief zu weiter nichts verbindlich machte, ſo hielt man es nicht für unrathſam, ihn zu ſchreiben, wohl aber ihn zu verweigern.

Der König beſtätigte dieſen Vorſchlag, befahl Torcy den Brief zu ſchreiben und ihn dem Abbé Gaultier zu übergeben.

Er reiste ab und wenige Tage nach ſeiner Ankunft in London ſchrieb er: da der König gerechte Urſache habe, eine Unterhandlung mit Holland oder durch Vermittlung dieſer Republik zu ſcheuen, ſo verlangten die Engliſchen Miniſter, daß Se Majeſtät ihnen die Vorſchläge mittheilen möchten, die Sie zu einem allgemeinen Frieden machten; ſie wollten ſie dann den Holländern überſchicken, indem ſie geſonnen wären, nur mit Bewilligung und Beitrit ihrer Alliirten Unterhandlungen einzugehen. Sie hofften aber, daß die Anerbietungen, die Se Majeſtät machen würden, nicht weniger vortheilhaft ſeyn würden, als die letzten bei den Gertruydenburger Unterhandlungen geweſen,

Personen verließen sie, und flohen zur Nachtzeit in des Sultans Lager: wo sie sich aber versteckt halten mußten, denn einer von ihnen, der sich erwischen ließ, wurde in die Waffenkammer gesteckt.

Der Sultan wollte einmahl einen Versuch gegen des Feindes Lager unternehmen, und munterte seine Soldaten auf, den Graben auszufüllen. Man machte ihm aber so viele Schwierigkeiten dagegen, daß er von seinem Vorhaben abstehen mußte. An demselben Tage ließ ihn der König von England um Früchte und Schnee ersuchen, und ihm sagen, daß den folgenden Tag der Ordensmeister der Hospitalaren Friedensvorschläge bringen werde. Saladin nahm die Deputirten ehrenvoll auf, und ließ sie mit den verlangten Erfrischungen wieder ziehen.

Demohnerachtet waren die Feindseligkeiten nichts weniger als eingestellt. Ein Corps das aus Kurden und neuangekommenen Truppen bestand, machte den Franken sehr viel zu schaffen. Auch hatte die Besatzung von Ptolemais mit unserer Reiterey einen Ausfall verabredt, um sich bey der Gelegenheit durchzuschlagen. Die Feinde aber hatten durch einen entlaufenen Sclaven davon Nachricht erhalten, und waren die ganze Nacht so wohl auf ihrer Hut, daß die Ausführung dieses Anschlags unterbleiben mußte. Sie schlugen nachher zu zweyen verschiedenen mahlen Bedingungen vor, unter denen sich die Stadt ergeben sollte; die jedoch nicht angenommen werden konnten, weil sie aus einem gar zu hohen Tone klangen.

Hun-

und daß der König um der Ehre Englands willen keine Bedingungen vorschlagen würde, die den vorigen nachstänben.

Der Zustand der spanischen Angelegenheiten hatte sich gänzlich geändert; sie hatten seit dem Siege Königs Philipp über die Armee des Erzherzogs eine vortheilhaftere Gestalt gewonnen. Die Spanier hofften nun mit ihrer Macht allein ihr Reich vertheidigen zu können, und der König hätte sich jetzt umsonst anheischig gemacht, dem Erzherzog den Besitz des Thrones zu überlassen. Es wäre unmöglich geworden, dieses Versprechen zu vollziehen. Man gab von Seiten des Königes bloß die Antwort; da er sich wieder an die Holländer zu wenden verschmähe, so thue er der Königin von Großbritannien den Vorschlag, sie möchte darein willigen, daß eine Zusammenkunft der Minister aller kriegführenden Mächte veranstaltet und noch vor dem Anfange des Feldzuges Unterhandlungen eröffnet würden, wo man über die Bedingungen eines allgemeinen entscheidenden Friedens übereinkommen könnte.

Gaultier kam wenige Tage darauf nach Versailles zurück und brachte die Antwort, daß der vom Könige gemachte Friedensvorschlag dem Englischen Ministerium zu allgemein geschienen habe. Er hatte den Auftrag zum Versuch, Bedingungen zu erhalten, die mehr aufs besondere und einzelne gingen, so daß sie die Englischen Minister, gleichsam als Basis eines allgemeinen Friedenstraktats, den Holländern mittheilen könnten. Sie wünschten eine bestimmter abgefaßte Erklärung Die Umstände, von denen Gaultier berichtete, konnten dafür bürgen, daß es denen, die ihn zurückschickten, würklich Ernst sey, wenn auch ihr persönliches Interesse nicht ihre Aufrichtigkeit bestätigt hätte.

Der

Der König ließ eine Schrift (1) abfassen, so wie sie die Englischen Minister zu haben wünschten und Gaultier erhielt den Auftrag, sie nach London zu überbringen. Er reiste am 28. April dahin ab.

Das Englische Ministerium war mit den Friedensvorschlägen zufrieden und schickte den Aufsatz sogleich nach Holland. Da die Englischen Minister hofften, daß England bei diesem Frieden besondere Vortheile erhalten und für die zu übernehmende Mühe, ihn zu Stande zu bringen, belohnt werden würde: so gaben sie Gaultier den Auftrag, zu hören, welche reelle Sicherheit der König, seinem Versprechen gemäß, der Nation für die Ausübung ihres Handels in Spanien, in Amerika und in den Häfen des Mittelländischen Meeres geben wollte. Die Absicht der Minister war, zur Sicherung des Englischen Handels einige Plätze in Amerika, auf dem festen Lande von Spanien Gibraltar oder la Corogne, und endlich Port-Mahon im Mittelländischen Meere zu erhalten. Gaultier, der diese wichtige Unterhandlung gern glücklich durchführen wollte, suchte die Foderungen Englands annehmlich zu machen und versicherte deßwegen den König, daß er gewiß im Verlauf der Unterhandlungen mit den Engländern zufrieden zu seyn Ursache haben würde, besonders wenn es darauf ankäme, die Barriere der Niederlande zu bestimmen.

Se Majestät hatte die ersten von England geschehenen Eröffnungen dem Könige von Spanien mitgetheilt und wünschte die Gesinnungen dieses Monarchen in Rücksicht der zur Sicherung des Handels an England abzutretenden Plätze zu wissen. Der Herzog von Vendome, der den Auftrag hatte, deßwegen zu fragen, brachte dem Könige die Versicherung, daß der katholische König, sobald es zur Bewürkung

des Friedens nöthig sey, den Engländer Gibraltar und Portmahon abtreten wolle.

Der König erwähnte aus Sorge für das Interesse seines Enkels noch nichts von der Abtretung von Port-Mahon und ließ die Englischen Minister durch den Abbé Gaultier versichern, daß Gibraltar an England abgetreten werden sollte.

Das Englische Ministerium hatte nur im allgemeinen von dem Handel in Amerika gesprochen und der König hatte es daher nicht für rathsam gefunden, den König vrn Spanien über einen Artikel zu befragen, der eine so behutsame Unterhandlung und so viel Schonung gegen die Spanische Nation erfoderte. Gaultier erhielt Befehl zu sagen, der König von Spanien sey nicht abgeneigt, England zu begünstigen, wenn es zur Herstellung der allgemeinen Ruhe behilflich seyn wollte; der König wolle seinerseits diesen Monarchen zu bewegen suchen, daß er seinen Bevollmächtigten zum Friedenscongreß bestimmte Befehle, den Handel in Amerika betreffend, und zwar zur Zufriedenheit der Engländer, ertheilen möchte.

Während die Königin und ihre Minister Antwort auf die Schrift, welche die Friedensvorschläge des Königs enthielten, von Holland erwarteten, verbreitete sich das Gerücht in London, die Republik mache geheime Versuche in Frankreich, eine Unterhandlung wieder anzuknüpfen, und England die Ehre und die Vortheile zu entreißen, welche die von dessen Ministern angefangne Unterhandlung versprach. Kurz vorher hatten sie noch, um die Friedensunterhandlungen einzuleiten, vom Könige verlangt, er möchte den Generalstaaten einen neuen Congreß vorschlagen; aber jetzt hielten sie es für Englands Interesse nothwendig, keiner andern Macht die Beendigung oder Fortsetzung des Kriegs in die Hände zu geben; sie baten daher

her

her den König, er möchte, im Fall daß die Holländer würklich Unterhandlungen angeboten hätten, geradezu antworten, er wollte nichts mehr von ihnen hören, da er so viele übermüthige Foderungen und eine so unwürdige Behandlung seiner Minister von ihnen habe erdulden müssen; es sey jetzt nicht mehr Zeit mit dieser Republik in unnütze Unterhandlungen einzugehn. Se Majestät, die gegenwärtig in Unterhandlung mit England stände, würde treulich das gegebene Versprechen halten, mit diesem Hofe über den allgemeinen Frieden zu unterhandeln.

Die Besorgnisse der Englischen Minister waren nicht ungegründet. Eben als der Abbé Gaultier deßwegen in Frankreich war, schrieb Pettekum, das Organ des Pensionnairs von Holland: wenn der König Friedensunterhandlungen mit der Königin von Großbritannien eingehen wollte, so würde er gewiß Ursache haben mit den Holländern zufrieden zu seyn.

Durch einen glücklichen Wechsel der Dinge, waren also jetzt die beiden Mächte, die sich bis dahin immer am stärksten der Herstellung der öffentlichen Ruhe widersetzt hatten, zu diesem großen Werke behülflich und wetteiferten um die Ehre, dasselbe zu Stande zu bringen. Der König ließ auf Pettekums Schreiben genau die Antwort geben, die Gaultier vorgeschlagen hatte.

Man erhielt endlich in England die Antwort der Generalstaaten. Sie lautete: sie wünschten ungemein, zu Schließung eines allgemeinen entscheidenden und dauerhaften Friedens beitragen zu können; die Republik sey daher bereit, sich zu dem Ende an die Königin von Großbritannien anzuschließen; die Friedensvorschläge Frankreichs wären aber noch zu allgemein und man müße wünschen, daß sich der

französische Hof mehr im Einzelnen bestimmen und den Plan mittheilen möchte, wodurch, wie er glaubte, am besten das Interesse der alliirten Mächte gesichert und die Ruhe in Europa wieder hergestellt werden könnte. Alsdann erst könnte man in nähere Unterhandlung treten.

Die Unterhandlung kam ins Stocken. Die ersten Minister der Königin von Großbritannien verwendten damals alle ihre Thätigkeit auf die Sorge für ihre eigne Erhöhung.

Harley wollte Pair und Großschatzmeister des Reiches werden. Er besaß zwar das vorzügliche Vertrauen seiner Königin, hatte aber mit mächtigen Hindernissen von Seiten seiner Feinde zu kämpfen. Das Friedensgeschäft war weniger wichtig für ihn und es mußte so lange ruhen, bis er seine Wünsche erfüllt sah und Großschatzmeister und Graf von Oxford geworden war.

Dieses Amt trieb ihn noch mehr dazu an, den Frieden zu beschleunigen. Der Zustand der Finanzen erlaubte es nicht länger, den Krieg fortzusetzen. Seine Feinde, die Wigs, die seinen Kredit zu schwächen suchten, konnten es um so leichter dahin bringen, da die öffentlichen Fonds in ihren Händen waren. Uebrigens verlangte die Sicherheit des Großschatzmeisters, daß der Friede ehrenvoll für England seyn mußte: denn sonst wäre das alte Ministerium zurückgewünscht und mit Lob überhäuft, das neue hingegen mit Vorwürfen belastet und selbst der Wut des Pöbels preis gegeben worden.

Der Herzog von Schowsburg und der Graf von Jersey traten aus gleichen Ursachen dem Großschatzmeister bei; da es beider Interesse foderte die Negociation zu beschleunigen, so riethen sie der Königin, nicht allein den Abbé Gaultier nach Frankreich zu schick-

ſchicken, ſondern ihm einen ihrer Unterthanen, einen klugen und treuen Mann, auf den ſie ſich verlaſſen könnte, zum Begleiter zu geben. Sie ſchlugen ihr Prior vor, der ſchon in Frankreich bekannt war, da er einige Jahre als Staatsſecretair der Grafen Portland und Jerſey daſelbſt gelebt hatte. Prior wurde von den Wigs verfolgt und hielt ſich an die ſiegende Parthei, vornehmlich an den Groſsſchatzmeiſter. Er war in England durch ſeine Poeſien berühmt, aber am meiſten war er bei der gegenwärtigen Lage der Dinge dafür bekannt, daß er aufrichtig den Frieden wünſchte. Doch gab man ihm wenig Vollmacht zu unterhandeln; ſie war ſo beſchränkt, daß ſeine Talente und guten Abſichten gleich unnütz ſeyn muſsten. Er ſollte blos die Foderungen Englands eröffnen, die, nach dem von den Holländern und ihren Alliirten gegen die ſonſtige Sitte eingeführten Gebrauche, den weſentlichſten Artikeln der Traktaten bloß den Namen Präliminarien zu geben, zu Friedenspräliminarien dienen ſollten. Wenn er dieſes gethan hätte, ſollte Prior die darauf erhaltene Antwort nach London zurückbringen; er hatte aber die Vorſchrift, nicht eher zu ſprechen, bis er gewiſſe Erkundigung eingezogen habe, daß der König von Spanien in die Unterhandlung willige und den König, ſeinen Großvater; in ſeinem Namen bevollmächtigt habe.

Prior kam incognito zu Fontainebleau an und vollzog pünktlich die Befehle ſeiner Königin. Man gab ihm die zuverläſſige Verſicherung, daß der König Vollmacht vom König von Spanien habe. Hierauf eröffnete er die Foderungen Englands und verlangte eine beſtimmte und entſcheidende Antwort, ehe man die Unterhandlung ſelbſt anfinge.

Die Schrift, welche dieſe Foderungen enthielt, war in zwei Abtheilungen verfaßt; die erſte betraf das In-

tereſſe der Alliirten Englands, die zweite die Vortheile, die England ſelbſt zu erhalten verlangte.

Für die Alliirten waren die Foderungen:

Die Gewährung der Barriere in den Niederlanden, die den Holländern ſo erwünſcht und ſo nöthig war, um ſie von ihrer Unruhe und ihren Beſorgniſſen zu befreien.

Sicherheit des Handels für dieſe Nation.

Am Rheinufer eine Barriere für den Kaiſer.

Die aus den Traktaten fließenden Prätenſionen aller Alliirten ſollten zur allgemeinen Zufriedenheit beſtimmt und beſchränkt werden.

Die von dem Herzog von Savoyen eroberten Plätze ſollten zurückgegeben und ihm überdieß noch einige Städte in Italien, deren Beſitz ihm durch die zwiſchen dieſen Fürſten und den Alliirten obwaltenden Traktaten zugeſichert worden wäre, abgetreten werden.

Die beſondern Foderungen für England beſtanden darin, daß der König nicht blos die Königin Anna, ſondern auch die Thronfolge in proteſtantiſcher Linie, ſo wie ſie durch die Parlementsacten beſtimmt ſey, anerkennen ſollte. Man verlangte ferner: Die Schleifung der Befeſtigungen und anderer Werke von Dünkirchen und die Verſchüttung des Hafens.

Einen neuen Handelstraktat und die Abtretung von Gibraltar und Port-Mahon an England.

Ferner den Negerhandel in Amerika, in deſſen Beſitz damals eine Geſellſchaft franzöſiſcher Kaufleute war Ueberdieß einige Plätze in der neuen Welt, wo ſie die dahin geführten Negerſclaven ausruhen laſſen könnten.

Sie verlangten auch die Verſicherung, daß ſie in Spanien ſo gut wie jede andere Nation behandelt wer-

werden ſollten und daß die engliſche Nation die Vortheile, welche jetzt oder in Zukunft die am mehrſten begünſtigte Nation in Spanien genöſſe, ſich ebenfalls zueignen dürfte. Frankreich ſollte ſie in Beſitz von Terreneuve nebſt der Meerenge und Bay von Hudſon, ſetzen, es möchte nun unter dem Titel der Abtretung oder Zurückgabe geſchehn.

Die Plätze, welche Frankreich und England zur Zeit der Ratification der Traktaten in Beſitz haben würde, ſollten ſie gegenſeitig fortbehalten.

Dieſe Foderungen ſollten ein Geheimniß bleiben und nicht bekannt gemacht werden, als wenn beide contrahirende Theile darein gewilligt hätten. Auſſer dieſen Bedingungen waren noch drei andere, als zum Frieden weſentlich, aufgeſtellt:

Die Verſicherung, daß die Kronen von Frankreich und Spanien nie auf einem Haupte vereinigt werden ſollten; die Befriedigung aller Alliirten; die Wiederherſtellung und Sicherung des Handels.

Die Engländer hätten den Handel der Franzoſen und der übrigen europäiſchen Nationen zu Grunde gerichtet, wenn ihnen die Vortheile, die ſie verlangten, zugeſtanden worden wären. Indeſſen mußte man beſorgen, die kaum angefangene Negociation wieder rückgängig zu machen, wenn man ihnen dieſe Foderungen geradezu verweigerte, wiewohl der Nachtheil der daraus entſpringen würde, wenn man ſie bewilligte, in die Augen fiel. Es war daher rathſam, über beſſere Bedingungen in beſondere Unterhandlungen zu treten. Durch Negociationen werden oft manche Schwierigkeiten gehoben, wenn man auf beiden Seiten die ernſtliche Abſicht hat, zu einem Zwecke zu kommen. Priors Geſinnung war redlich,

aber

aber seine erhaltene Volkmacht schränkte ihn darauf ein, blos die Antwort des Königs auf seine Eröffnungen zu hören. Uebrigens sagte er, der König könne versichert seyn, daß er im Verlauf der Negociationen mit England zufrieden werden würde; auch die Königin seiner Gebieterin, habe diese Versicherung gegeben; für das Verdienst, das sie sich um das königliche Haus von Frankreich erwürbe, indem sie dem König Philipp den Besitz des Thrones von Spanien zusichere, dürfe sie ja wohl größere Vortheile für sich und das Königreich Großbritannien verlangen.

Man konnte an Priors Aufrichtigkeit zweifeln, als er sich mit der Eingeschränktheit entschuldigte, welche die bei seiner Abreise von London erhaltene geheime Vollmacht mit sich bringe. Er hielt es daher für nöthig, sie dem Staatssecretair zu zeigen: sie bestand in folgenden Worten:

„Herr Prior hat die Vollmacht, Frankreich unsere Präliminarfoderungen bekannt zu machen und uns die erhaltene Antwort zurück zu bringen."

Diese wenigen Zeilen waren von der Königin von Großbritannien mit A. R. unterzeichnet. Die Königin hatte also jene verhaßte Präliminarien, jene Foderung, einen König zur Entsagung seiner Krone und zur Abtretung derselben an seinen Mitbewerber zu zwingen, die grausame Idee, den Großvater gegen den Enkel zu bewaffnen, aufgegeben. Gott, der die Herzen der Könige, so wie ihre Schicksale lenkt, hatte endlich dem Mißgeschick des Königs von Spanien ein Ziel gesetzt und das Herz der Königin von Großbritannien erweicht; aber freilich wollte sie bei ihrer Sinnesänderung noch allzu große Vortheile für ihre Unterthanen erhalten.

Gibral-

Gibraltar und Port Mahon, das zur Sicherung des engliſchen Handels in Spanien und im mittelländiſchen Meere an England abgetreten werden ſollte, ſchien ihr noch nicht Belohnung genug für ihre Bereitwilligkeit zum Frieden. Sie verlangte noch vier Plätze in Weſtindien, und zwar unter dem nämlichen Vorwand, zur Sicherung des engliſchen Handels in Amerika, der ſchon jetzt getrieben wurde, oder noch getrieben werden ſollte.

Prior fühlte wohl die Härte dieſer Foderung; er ſuchte daher die franzöſiſche Miniſter zu überreden, das engliſche Miniſterium habe gar nicht die Abſicht den Handel anderer Nationen nach Weſtindien zu zerſtören; die Königin, ſeine Gebieterin, wünſche nur Niederlaſſungen, nicht befeſtigte Plätze in dieſem Welttheile zu haben, ſie ſey zufrieden, wenn der König von Spanien den Engländern zwei ſolche Plätze im Norden und zwei im Süden anweiſe. Dieſe Verwilligung, ſagte Prior, bringe Frankreich gar keinen Nachtheil, es würde dadurch nur bewogen werden, ähnliche Niederlaſſungen zu ſuchen; dem katholiſchen König aber werde es ein leichtes ſeyn, dieſer und jener Nation in der weiten Ausdehnung der der ſpaniſchen Monarchie unterworfenen Länder, von Kalifornien bis herab zur magellaniſchen Meerenge, ſolche Plätze einzuräumen. Endlich habe England zu Führung des Kriegs ungeheure Schulden machen müſſen, die Laſt derſelben drücke es zu Boden, und es müſſe ein Mittel gefunden werden, wodurch ein Theil abgetragen werden könne. Es ſei aber weiter kein Hülfsmittel da, als die durch den Frieden für den Handel in Amerika zu erlangenden Vortheile. Der König von Spanien ſolle bedenken, was die engliſche Nation verliere, indem die Königin von Großbritannien ihn begünſtige. Die Monarchie habe die Verſiche-

Hundert und viertes Kapitel.

Schreiben aus der Stadt.

Der Brief, den wir am zwölften aus der Stadt erhielten war voll Entschlossenheit. „Wir haben uns feyerlich verschworen, in den Tod zu gehen, und bis auf unsern letzten Blutstropfen die Stadt zu vertheidigen. So lange wir leben, soll der Feind sie nicht in seine Gewalt bekommen: euch liegt es ob, zu sorgen, wie ihr uns am bequemsten Entsatz verschaffet. Dieß ist unser feste Entschluß. Wir wollen nicht hoffen, daß ihr dem Franken nachgebt, oder ihn mit guten Worten behandelt. Was uns betrifft so ist unser Schicksal schon gänzlich entschieden."

Nach Aussage des Schwimmers, der den Brief überbrachte, glaubten die Franken, daß sich eine mächtige Verstärkung in die Festung geworfen habe. Ein Franke, sagte er, fragte unsere Schildwache auf der Mauer wie stark die Mannschaft gewesen, welche die vorige Nacht in der Stadt angekommen, und beschwor sie, ihr nicht die Wahrheit zu verschweigen (Er meynte nemlich die Nacht vom Sonnabend bis zum Sonntag, wo beyde Heere durch etwas erschreckt wurden, dessen Ursache man nicht anzugeben weiß), — „Tausend Reiter antwortete der Muselmann" — Nein, erwiederte der Franke, es müssen ihrer mehrere gewesen seyn, ich habe sie ja selbst in grünen Kleidern ziehen sehen.

Die Belagerten, entschlossen es bis aufs äusserste kommen zu lassen, bauten hinter der ganz verwüsteten

Mauer

ſicherung gehabt, alle dieſe Vortheile vom Erzherzog zu erhalten; ja er habe ſich in geheimen Verträgen verbindlich gemacht, daß er den Engländern die Freiheit ertheilen wolle, alle Häfen von Spanien und Amerika, ſo gut wie die Caſtilianer, beſuchen zu dürfen; auch habe er die engliſche Nation von den Zöllen bei Sanct Lucar, Cadix und Seville befreien ſollen. „Iſt es nicht billig, ſetzte Prior hinzu, daß unſre „Kaufleute für den Verluſt entſchädigt werden, den „ſie leiden müſſen, wenn die Königin jenen Verſpre„chungen entſagt?“

Man verſpricht leicht Bundesgenoſſen, von denen man großen Beiſtand erwartet, die Hälfte des zu erobernden Gewinns mit ihnen zu theilen. Jene Verſprechungen auf Koſten Spaniens koſteten den Erzherzog nichts; aber man konnte ſagen, es war die Bärenhaut in der Fabel. Die Angelegenheiten Philipps verbeſſerten ſich von Tag zu Tag, er befeſtigte ſich immer mehr auf dem Throne; hingegen wurde die Lage des Erzherzogs immer ſchlimmer. Der Krieg in Spanien war für deſſen Alliirte ſehr beſchwerlich, ſie machten ſich gegenſeitig Vorwürfe darüber, ſie unterſtützten ihn ſchlecht und wurden noch viel gleichgültiger, als das Haupt des öſterreichiſchen Hauſes, der Kaiſer Joſeph geſtorben war. Dieſer ſtarb ungefähr drei Monate vorher am 17. April 1711 zu Wien an den Blattern. Er hinterließ nur zwei Töchter und der Erzherzog war alſo der einzige Erbe der Länder ſeines Hauſes. So eifrig auch ſeine Alliirten ſein Intereſſe zu befördern ſuchen mochten, ſo groß auch ihre Feindſchaft gegen Frankreich war, ſo mußten ſie jetzt doch gleichgültiger werden, wenn ſie bedachten, zu welcher ungeheuern Macht dieſer Prinz gelangen müßte, wenn ſie ihm durch fortgeſetzten Beiſtand dazu behülflich wären, daß er die Kaiſer-

ſerkrone, die Krone von Spanien, von Weſtindien, von Neapel und von Sicilien zuſammen erlangte und noch überdieß ſo viele andre groſſe Staaten unter ſeiner Herrſchaft vereinigte, die bis dahin unter die beiden Linien des öſtreichiſchen Hauſes getheilt geweſen waren. Die Beſorgniß einſt die Königreiche Frankreich und Spanien unter einem Herrn vereinigt zu ſehen, hatte die groſſe Allianz gebildet; aber alle die Fürſten, die ſich unter dem ſcheinbaren Vorwand verbunden hatten, daß ſie die allgemeine Unterdrückung, die ſie fürchten zu müſſen glaubten, verhindern wollten, mußten das nämliche von der übermäßigen Macht des einzigen übriggebliebenen Erben des öſtreichiſchen Hauſes beſorgen.

England ſorgte alſo für ſein eignes Wohl und das übrige Europa, wenn es den König Philipp durch einen billigen Frieden auf dem ſpaniſchen Throne erhalten wollte; und die Königin verlor nichts, wenn ſie auf die thörigten Verſprechungen des Erzherzogs Verzicht that. Die einzigen reellen Verſprechungen waren die, welche der König Philipp gab, welcher mächtig genug war, um ſich im Beſitz von Spanien und Weſtindien zu behaupten, worüber ihm die göttliche Vorſehung die Herrſchaft beſchieden zu haben ſchien. Uebrigens, wenn man nicht die Königin, deren friedliche Geſinnung nicht genug gelobt werden konnte, zu beleidigen ſich geſcheut hätte; ſo hätte man wohl ſagen können, daß England nicht Urſache habe, ſich wegen der dem Könige Philipp erzeigten Dienſte zu rühmen, da er mächtig genug ſey, um ſeine Staaten gegen die Angriffe ſeiner Feinde glücklich zu vertheidigen; daß aber dennoch dieſer Monarch die friedliche Geſinnung der Königin von Großbritannien dankbar erkenne und der engliſchen Nation für die beſondere Beförderung des Friedens

größere Vortheile als irgend einer andern Nation gestatten wolle. Er wünsche übrigens, daß der Friede dauerhaft werden möchte, und dieß sey nicht möglich, wenn die Engländer so große Vortheile erhielten, daß der Handel aller anderen Nationen dadurch zu Grunde gehn müßte.

Prior erwiderte nichts auf diese Vorstellungen. Er sagte bloß, er habe Befehl eine Antwort auf die gethanen Foderungen zu verlangen und sie nach England zu bringen; seine Vollmacht erlaube ihm nicht, sich auf Milderungen einzulassen, und über dergleichen Dinge zu unterhandeln.

Er erbat sich daher eine bestimmte schriftliche Antwort, sie möchte nun die Verwilligung oder Verweigerung jener Foderungen enthalten.

Beides war gleich gefährlich zu geben. Die Verwilligung brachte dem Handel der Franzosen und der andern europäischen Nationen den Untergang und wahrscheinlich hätte den König von Spanien die Sorge für das Wohl seines Reiches abgehalten, diese vom Könige verwilligten Bedingungen anzunehmen. Eine bestimmte Verweigerung brach alle Unterhandlung ab und verschloß die von der Vorsehung geöffnete Aussicht auf den Frieden.

Um beides zu verhindern, sah der König weiter keinen Ausweg, als die Negociation nach London überzutragen, besonders da Prior keine Vollmacht hatte, in Frankreich zu unterhandeln. Se Majestät glaubte, daß ein Mann, der die Vortheile ganz kannte, welche die englische Nation vom Könige von Spanien erhalten sollte, die Wichtigkeit derselben den englischen Ministern einleuchtend machen könne, wenn er unmittelbar mit dem Ministerium unter den Augen

der

der Königin unterhandelte; und daß so manche Schwierigkeiten gehoben werden könnten, die im Verlauf einer redlich angefangenen und mit dem beiderseitigen aufrichtigen Wunsche einer glücklichen Beendigung durchgeführten Negociation leicht verschwinden. Uebrigens könnte man schneller Entschädigungen geben und hange nicht von der ungewissen Ankunft der Couriere ab, die oft widrige Winde und das stürmische Meer verzögern könnten. Der Erfolg zeigte, wie weise dieser Entschluß war.

Diese wichtige Negociation erfoderte aber einen Mann, der sie mit Einsicht und Klugheit führen konnte.

In den frühern Theilen dieser Memoires ist eines gewissen Menager Erwähnung geschehn, welcher Deputirter der Stadt Roven beim Handelsconseil war. Er kannte den amerikanischen Handel ausserordentlich gut, und hatte seit einigen Tagen die Minister Sr Majestät von seiner Kenntniß über diesen zur beabsichtigten Negociation so wesentlichen Artikel überzeugt. Er wurde daher als ein Mann, der diesem wichtigen Auftrage gewachsen wäre, vorgeschlagen und erwählt. Aber nun war es die Frage, ob seine Sendung sicher seyn und der Königin von Großbritannien nicht mißfallen werde, die man wegen Kürze der Zeit nicht fragen konnte; doch hatte der Minister der mit Prior unterhandelte, die Vorsicht gebraucht und ihn einige Tage vorher gefragt, ob es seine Königin gut aufnehmen würde, wenn der König vielleicht jemanden mit nach London schickte, der die Minister der Königin über einige nicht unübersteigliche Schwierigkeiten verständigen sollte.

Prior antwortete, es sey ihm dieß weder erlaubt noch verboten, da dieser Punkt nicht in Frage gekommen sey; er glaube aber die Freiheit zu haben, zu

thun, was dem Könige rathsam dünke, und es würde gewiß jeder, den er nach London schickte, wohl aufgenommen werden.

Menager erhielt Befehl sich bereit zu halten, und wurde unverzüglich von allem unterrichtet, von den Foderungen Englands und den Gesinnungen des Königes in Rücksicht jedes Artikels.

Man verlangte von Seiten Englands, nicht daß der König die Rechtmäßigkeit der Königin anerkennen sollte, denn es wurde vorausgesetzt, daß die Anerkennung schon geschehn sey, indem die Friedensunterhandlung sich nach London zog; sondern was die Engländer so eifrig und inständig anerkannt wissen wollten, war die Parlamentsakte die Thronfolge von Großbritannien betreffend; Ein neuer Handelsvertrag; ferner die gegenseitige Uebereinkunft zwischen England und Frankreich, daß jede Nation im Besitz der Länder, Domänen und Territorien in Nordamerika bleiben sollte, in deren Besitz sie sich befinden würde, wenn der Friedenstraktat nach ausgewechselten Ratificationen in jenen Theilen der neuen Welt bekannt gemacht würde.

Der König von Spanien sollte Gibraltar und Portmahon abtreten. Dieser Monarch sollte nach dem Friedensschluß den Engländern alle die Vortheile Rechte und Privilegien zugestehn, welche die Franzosen oder jede andere begünstigte Nation im Handel mit Spanien genossen hätten oder noch genießen würde.

Der Negerhandel, der damals in den Händen einer französischen Handels-Compagnie war, sollte zwei englischen Compagnien in Afrika überlassen, und diesen Kaufleuten Plätze in Amerika angewiesen werden, wo sie die dahin geführten Negersclaven theils ausruhen lassen, theils verkaufen könnten.

Diese

Diese Plätze sollten im Friedenstraktat genannt und bestimmt werden.

Uebrigens betraf die erste von den Foderungen Englands die Schleifung der Festungswerke von Dünkirchen. Dieser Artikel sollte aber erst verhandelt werden, wenn man über die übrigen Bedingungen des Traktats einig wäre.

Die englischen Minister erboten sich ausdrücklich, daß diese Negociation geheim gehalten würde. Sie hielten es durchaus für nothwendig, die Holländer nicht erfahren zu lassen, welche Handelsvortheile die englische Nation erhalten würde. Wirklich wollte der König deswegen England dergleichen verwilligen, um dessen Bereitwilligkeit zu belohnen, womit es, wo nicht des Königs von Spanien Interesse, doch die Wiederherstellung eines billigen gerechten und dauerhaften Friedens zu befördern suchte.

So wie man es im englischen Ministerium natürlich fand, daß der König, indem er den Frieden unterzeichnete, auch die Königin Anna als rechtmäßige Besitzerin der drei Königreiche von Großbritannien anerkannte, so zweifelte man auch nicht in Frankreich, daß diese Monarchie den König Philipp als rechtmäßiger Besitzer der spanischen Monarchie anerkennen und sich anheischig machen würde, durch ihre Bemühungen und ihr Ansehn auch die Alliirten zur Anerkennung desselben zu bewegen. Indessen hatte sie sich noch nicht darüber erklärt und ein gleiches Stillschweigen über die andern Frankreich betreffenden Bedingungen behauptet.

Die Bedingungen, zu denen sich der König für den mit dem Kaiser und dem deutschen Reiche zu schließenden Frieden erbot, beruhten blos auf der

Wiederherstellung des Ryswycker Friedenstraktates vom Jahr 1697. Aber Se Majestät verlangte noch, als wesentliche Bedingung, die Wiedereinsetzung der Kurfürsten von Cöln und Bayern in ihre Staaten, Erzämter und Würden.

Für sich verlangte der König die Zurückgabe der Städte Ryssel, Tournay, Aire, Bethune, und Douay.

Diese Bedingungen, die so verschieden von den Präliminarien waren, welche der Pensionnair von Holland vorgelegt und die man als nothwendige Basis des Friedens angenommen und unterstützt hatte, machten die Instruktion aus, die Menager erhielt. Der König gab ihm übrigens die Vollmacht, zu versprechen, daß Se Majestät den König von Spanien bewegen wollte, das vor einigen Jahren einer französischen Handels-Compagnie zugestandene Privilegium des Negerhandels nach Amerika den Engländern zu überlassen und ihnen überdies einige Plätze in diesem Welttheile anzuweisen, wo sie diese Sclaven ausruhen lassen und verkaufen könnten. Se Majestät wolle sich auch Mühe geben, vom katholischen Könige die Befreiung der englischen Kaufleute von den in den spanischen und westindischen Häfen zu zahlenden Zöllen und das Versprechen zu erhalten, daß die Engländer die nämlichen Vortheile, Rechte und Freiheiten genießen sollten, die jede andere Nation in dem weiten Gebiete der spanischen Monarchie jetzt schon genösse oder noch genießen würde.

Menager sah ein, wie wichtig es sey Spanien den Besitz von Gibraltar und Port Mahon zu erhalten; es war daher vermöge der Instruktion der Klugheit des Negociateurs überlassen in Rücksicht dieser beiden Artikel so viele Schwierigkeit zu machen, als geschehn könnte, ohne die Unterhandlung abzubrechen;

und

und wenn er nachgeben müßte, so sollte er versuchen, ob er aus dieser Verwilligung, die ihm der König vermöge seiner vom Könige von Spanien erhaltenen Vollmacht erlaube, einigen Vortheil ziehen könnte.

Menager hatte den Befehl, zu versprechen, daß ein Handelstraktat, so wie ihn Prior verlangt habe und nach der in seinem Memoire enthaltenen Vorschrift auf die gerechteste und vernünftigste Art errichtet werden sollte. Ein wichtiger Artikel für Frankreich war die von den Engländern verlangte Abtretung der Insel Terreneuve nebst der Bay und Meerenge von Hudson. Sie hatten zugleich vorgeschlagen, daß beide Nationen im Besitz der Länder bleiben sollten, die sie zur Zeit der Bekanntmachung des Friedensschlusses besitzen würden.

Diese Foderung war sehr wichtig für den französischen Handel, und nicht weniger für das Marinewesen, für die Unterhaltung der Matrosen und der Schiffahrt. Menager, der alle diese Folgen wohl kannte, sollte sich nur mit Klugheit der Vollmacht bedienen, die ihm der König ertheilte, daß er, im Fall er es für die Beförderung des Friedens nöthig hielt, den Foderungen der Engländer nachgeben sollte; er könnte dann die Abtretung von Plaisence und Terreneuve verwilligen, doch nur unter Bedingungen.

Erstens daß die Unterthanen des Königs den Stockfischfang und die Trocknung, so wie es bis dahin in dem Theile von Terreneuve, den man du Petit-Nord nennt, gebräuchlich gewesen sey, fortsetzen dürften.

Ferner daß die Engländer allen Ansprüchen auf die Inseln Kap Breton und St. Marie entsagen sollten. Auch sollte das Fort Royal und was zu Acadien gehörte, dem Könige zurückgegeben werden.

Man hatte damals in London den Plan entworfen, sich Quebeks zu bemächtigen. Es wurde eine starke Escadre ausgerüstet und mit Truppen besetzt, die der Chevalier Hill, der Bruder der Favoritin und die vornehmste Ursach ihres Hasses gegen Marlborough, commandirte. Man schmeichelte sich zu London mit einem glücklichen Erfolge dieses Unternehmens und die englischen Minister behaupteten schon, im Fall es gelänge, würde Quebec an England abgetreten werden; ihre Erwartungen wurden durch den Ausgang vereitelt. Die Escadre wurde zerstreut und diese Prätension mußte man aufgeben.

Von allen Foderungen, die England machte, war ihm keine angelegener, als die Schleifung der Festungswerke von Dünkirchen.

Der König hingegen wünschte die daselbst erbauten Festungswerke erhalten zu können, sowohl zur Vertheidigung der Stadt als zur Sicherung der Einfahrt in den Hafen; aber der Friede war unentbehrlich und der glückliche Erfolg der Negociation schien von seiner Nachgiebigkeit gegen England abzuhängen.

Wenn man England die Festungswerke und den Hafen von Dünkirchen aufopfern sollte, so mußte man wenigstens versuchen, ob man für die Einwilligung des Königs in jene dringenden Foderungen der Königin von England irgend einen Vortheil erhalten könnte.

Priors beschränkte Vollmacht erlaubte ihm nicht über die Foderungen zu unterhandeln, die der König zur Entschädigung für die Schleifung der Festungswerke von Dünkirchen machen konnte. Man kam blos darüber überein, daß dieser Artikel am allerletzten

ten zur Verhandlung in England kommen sollte; indessen wurde Menager zum voraus ausführlich unterrichtet, welche Entschädigung er fodern sollte, wenn über diese Schleifung unterhandelt würde. Sie bestand in der Zurückgabe der Plätze, die der König in Flandern verloren hatte, vorzüglich von Ryssel und Tournay. Der König gab Menager die Vollmacht, andere Plätze vorzuschlagen, wenn es der Zustand der Negociation erfoderte. Es war ihm aber anbefohlen, seine Vollmacht nur mit Klugheit und stufenweise zu gebrauchen. Es wäre unnüz jezt alles anzuführen, was man im Verfolg der durch die Friedenstraktaten zu Utrecht geendigten Negociation selbst sehen wird.

Die von Menager erhaltene Instruktion war für ihn allein, und weder der Abbé Gaultier noch am wenigsten Prior durften die darin enthaltenen Artikel wissen. Uebrigens war es für Menager nöthig sich ihres Rathes zu bedienen, um bei den Ministern der Königin von England Eingang zu finden, und mit denen, welche sie dazu ernennen würde, in Unterhandlung zu treten. Aus Priors Aeusserungen konnte man schliessen, daß sie den Großschatzmeister Grafen von Oxford, der damals als erster Minister galt, dann den Herzog von Schewburg, den Grafen von Jersey und den Staatssecretair Saint Jean dazu wählen würde, welchen letztern sie wegen seiner Talente, seiner Einsichten, seines Eifers und seiner Anhänglichkeit gegen sie und eben so sehr wegen seiner aufrichtigen Sorge für das Wohl des Staats und also auch für die Herstellung des Friedens schätzte und in dieser Rücksicht dem Grafen Darmouth, der auch Staatssecretair war und in dessen Departement die französischen Angelegenheiten gehörten, verzog.

Mauer eine neue auf, die sie mit gleicher Tapferkeit vertheidigen wollten.

Die Franken hingegen beharrten auch fest auf ihrem Entschluß, ihnen keinen Pardon zu geben, wenn die Muselmänner nicht alle Gefangene und die eroberten Provinzen am Meer wieder zurückgäben. Die vorgeschlagene Bedingung, daß sie die Stadt, ne st allem was darinne wäre, nur mit Ausschluß der Menschen, erhalten sollten, wurde verworfen. Man bot ihnen das heilige Kreutz an, aber auch das half nichts. Kurz die Härte, der Trotz, mit der sie gegen uns verfuhren war für uns im höchsten Grade schmerzhaft, und vernichtete alle Pläne, durch die wir unsern Zustand zu erleichtern suchten. „Sie sinnen, spricht der Koran, auf Ränke, aber Gottes Verfügungen und Strafen haben das Uebergewicht.

Hundert und fünftes Kapitel.

Die Stadt fängt an zu kapitulieren.

Den 17ten des andern Sjumad erhielten wir einen Brief aus der Stadt, worin man uns meldete, daß das Elend jetzt aufs höchste gestiegen sey. Die Festungswerke waren zertrümmert, und die Besatzung unfähig sich länger zu halten, zumahl da sie wußte, daß der Feind alles über die Klinge werde springen lassen, wenn er die Stadt mit stürmender Hand gewönne. Sie hatte demnach auf folgende Bedingungen angetragen: Der Ort solle mit allem Vorrath, Kriegsgeräthe, und sämtlichen Schiffen übergeben werden. Ferner sollen die Franken 200000 Goldstücke, 500 gefan-

Menager und seine beiden Reisegefährten kamen glücklich am 18. August 1711 zu London an. Den Tag darauf ertheilte Prior der Königin die Nachricht, daß der König einen Negociateur nach England mitzuschicken für rathsam gehalten habe. Die Königin freute sich über diese Nachricht und Prior gieng noch Abends auf ihren Befehl zu Menager, um ihm dieß zu sagen. Er setzte hinzu, die Königin bedauere, daß sie diese ihr so erfreuliche Gesandschaft geheim halten müsse, und sich daher verhindert sehe, ihn, so wie sie es wünschte und wie es die Würde seines Gebieters verlangte, zu bewirthen. Nebst diesen Versicherungen von Seiten der Königin brachte ihm Prior Complimente von den Grafen von Oxford und Jersey, von dem Herzoge von Schewburg und den beiden Staatssecretairen, die zu Commissarien ernannt waren, um mit ihm zu unterhandeln. Prior sollte auch ein Mitglied dieser Commission seyn und sein vorzügliches Geschäft war, einen Abriß der Hauptgegenstände der Unterhandlung vor Eröffnung derselben zu entwerfen. Diese war auf die kommende Woche angesetzt; aber vom Anfang der Unterhandlung an verlangte die Königin eine schriftliche Antwort auf das Memoire, das Prior dem königlichen Minister zu Fontainebleau überreicht hätte.

Diese Foderung setzte Menager in Verlegenheit und es schien ihm gleich gefährlich, sie zu verwilligen oder abzuschlagen. Er kannte weder Gesinnung noch Karakter der ernannten Commissarien; sie konnten einen übeln Gebrauch von der verlangten Schrift machen; sie hätten, wenn sie in ihren Händen war, nach Belieben Schlüsse daraus ziehn können, die dem glücklichen Ausgang der Unterhandlung nachtheilig seyn konnten; vielleicht hätten sie sich gegen Menagers Propositionen in Vortheil gesetzt; und

übri-

überdies konnte er nicht, wie es wohl bisweilen nöthig seyn mochte, Reservationen machen und sich behutsam und stufenweise erklären.

Eine abschlägliche Antwort war nicht minder gefährlich; er hätte seinen guten Willen verdächtig gemacht, noch ehe die Negociation angefangen war und er noch mit den ernannten Commissarien gesprochen hatte. Die Foderungen der Königin von England waren in einer Schrift dargestellt worden, die Prior abgefaßt und einem der französischen Minister übergeben hatte. Wenn Menager nicht eben so in Rücksicht der Antwort des Königs verfuhr, so gab er dem Ministerium Anlaß zu befürchten, es sey irgend ein Kunstgriff dahinter, dem man zuvorkommen müsse.

Nachdem er alles dieß hin und her erwogen hatte, war Menager so klug die verlangte Schrift zu verfertigen. Sie hatte zwei Abtheilungen.

Die erste betraf das Interesse und die besondern Foderungen Englands. Die zweite die Foderungen, die der König für sein Reich, seine Unterthanen, seinen Enkel, den König von Spanien und für die Alliirten Frankreichs und Spaniens machte. Was England betraf, so wollte der König die Königin Anna von Großbritannien anerkennen, so wie auch die durch die englischen Parlamentsakten zu Gunsten der protestantischen Linie festgestellte Thronfolge.

Se Majestät billigte die vom Könige von Spanien gegebene Einwilligung, daß er im Frieden den Engländern Gibraltar und Port Mahon abtreten und ihnen das von den Franzosen bis jetzt genossene Privilegium, die Negern von der Küste Guinea nach Amerika zu führen, überlassen wollte.

Die

Die englische Nation sollte in den Ländern der spanischen Monarchie alle die Vortheile genießen, die jetzt oder in Zukunft der am meisten begünstigten Nation zugestanden wären.

Der König seiner Seits wollte an England die Insel Terreneuve abtreten. Die Bedingungen dabei hatte Menager nach der vom Könige erhaltenen Instruktion angegeben. Se Majestät versprach und empfahl das beim Anfang dieser wichtigen Negociation so nöthige Geheimhalten derselben.

Die zweite Abtheilung der Schrift enthielt die Foderungen, die der König dagegen an die Königin von Großbritannien machte.

Die erste war: die Monarchin sollte nicht allein den König Philipp als rechtmäßigen König von Spanien anerkennen, sondern auch alle Sorge und ihre ganze Macht anwenden, um die Alliirten dahin zu bringen, daß sie ihn auch als Monarchen von Spanien und Westindien anerkennten.

England sollte dazu behülflich seyn, daß der Ryswycker Traktat in Rücksicht der Grenze zwischen Frankreich und den Niederlanden, so wie auch die Grenzen von Deutschland betreffend wieder hergestellt würde.

Die Kurfürsten von Baiern und Cöln, die ungerechter Weise in die Reichsacht erklärt worden waren, sollten in ihre Staaten, Ehrenämter und Würden wieder eingesetzt, ihnen ihre Effekten wieder erstattet, ihr erlittener Verlust vergütet und besonders dem Kurfürsten von Baiern Entschädigung gegeben werden, was durch die Abtretung der Niederlande an ihn geschehen könnte.

Die Wiedererstattungen an die italiänischen Fürsten verlangten zuviel Ueberlegung, um sie in den

Lond-

londner Unterhandlungen zu berichtigen. Menager ſchlug daher in jener Schrift vor, daß dieß bis zu den allgemeinen Friedensunterhandlungen verſchoben werden möchte. Dann könnte man ſich über die Art, wie die Freyheit und Ruhe von Italien geſichert werden ſollte, bedacht und beſtimmt haben; doch würde auf keinen Fall den zum Beſten des Herzogs von Savoyen zu treffenden Einrichtungen Eintrag geſchehen.

Es blieb nichts zu beantworten übrig als die Foderung der Engländer an den König von Spanien, ihnen einige Plätze zu Sicherung und Erleichterung ihres Handels in Amerika, in dieſem Welttheile zu überlaſſen; eine Foderung, die man um ſo weniger abſchlagen konnte, da ſie den Großſchatzmeiſter perſönlich intereſſirte, welcher der Urheber der neuen ſüdlichen Compagnie war. Menager ſuchte Prior mit allen möglichen Gründen zu überzeugen, daß doch die Commiſſarien nicht auf dieſer Bedingung beſtehn möchten, da der König von Spanien nie darein willigen würde.

Dieſer ſchriftlichen Antwort fügte er eine Schrift bei, die einen Handelsplan enthielt, in welchem für das Intereſſe aller Europäiſchen Nationen gleich geſorgt war. Er gab zu verſtehen, daß wenn dieſer Plan befolgt würde, der König vielleicht den König von Spanien bewegen könnte, den Engländern für den Handel mit ihren Landes- und Kunſtproducten manche Vortheile zuzugeſtehn.

Beide Schriften gefielen ſowohl der Königin als ihren Miniſtern. Sie hatte am 25. Auguſt ihrem Miniſterium bekannt gemacht, daß ein Bevollmächtigter des Königs, welcher Friedensvorſchläge bringe, gegenwärtig in London ſey; daß ſie für rathſam gehalten, deſſen Vorſchläge anzuhören und zu dieſem Zwecke die beiden

den Staatssecretaire nebst Prior und zur weitern Führung der Sache den Grafen von Oxford und den Herzog von Schewburg ernannt habe.

Sie gab zu gleicher Zeit Befehl, daß man so viel als möglich Menager die Langeweile, die er wahrscheinlich habe, da er sich noch einige Zeit eingezogen und vor dem Publikum verborgen halten mußte, zu erleichtern suchen sollte.

Uebrigens wollte sie auch für seinen Unterhalt sorgen, so lange er sich in London aufhielt, und der Abbé Gaultier erhielt dazu den Auftrag.

Die erste Conferenz ging am 26. August beim Grafen von Jersey vor sich. Der Abbé Gaultier hatte die Erlaubniß, dabei zu seyn; sie dauerte vier Stunden, es wurde aber nichts entschieden. Menager suchte durch eine Auseinandersetzung die Vortheile geltend zu machen, welche die Engländer, durch Vermittlung des Königs, für den Handel der Nation in Amerika erhalten würden. Man hörte ihm mit Vergnügen zu: aber als er nun die Bedingungen vorlegen wollte, die Se. Majestät für sich und ihre Alliirten machte, antwortete man ihm, es könne gegenwärtig nur von Englands Interesse die Rede seyn, das Interesse des Königs und seiner Alliirten sollte auf dem allgemeinen Friedenscongreß zur Unterhandlung kommen. Menager machte vergeblich Vorstellungen; man antwortete ihm geradezu, eine solche Unterhandlung erfodere zu viel Zeit, und man müßte bald fertig werden.

Der Wunsch der Englischen Minister, bald zu Ende zu kommen, entschuldigte gewissermaßen die Härte der Antwort; und den Tag darauf gab Prior die Versicherung, daß der König von den Absichten des Ministeriums nichts zu befürchten habe, und zufrieden seyn würde.

Am

Am 28. August kam der Staatssecretair Saint Jean des Morgens zu Menager, um ihm im Namen der Königin zu sagen: sie wundere sich daß Menager beim Anfang einer Negociation, die nur das besondere Interesse Englands betreffen sollte, Unterhandlung vorgeschlagen habe über die einzelnen Bedingungen, welche das Interesse des Königs beträfen. Der Minister bat ihn sich zu erklären, ob er die Vollmacht habe, über die der Englischen Nation zuzusichernden Vortheile zu unterhandeln. Menager hatte schon gesagt, daß er diese Vollmacht habe, und er sagte es jezt Saint Jean wieder, daß er aber überdieß auch bevollmächtigt sey, über die Bedingungen zu unterhandeln, die Se Majestät für sich und ihre Alliirten verlange.

Da er indeß befürchtete entlassen zu werden, wenn er widerstände, so sagte er, er sey bereit nach dem Willen der Königin zu handeln; und wenn es der Monarchin gefiele, so wollte er ihr einen Plan zu dem bloß zwischen Frankreich und England zu schließenden Vertrage vorlegen, worin einzig auf das Interesse der Unterthanen beider Reiche Rücksicht genommen werden sollte; er wollte diesen Plan dem Könige zuschicken, damit er von Sr Majestät schnell neue Befehle erhalten könnte.

Saint Jean kam am Abend desselben Tages zurück und sagte, daß Menagers Vorschlag nicht Statt haben könne: das beste, was er thun könnte wäre, nach Frankreich zurückzukehren, um von dem Zustand der Angelegenheiten Bericht zu geben und die neuen Befehle zu holen die er durch Briefe habe fodern wollen. Ich wollte reiten, antwortete Menager, wenn ich die Erlaubniß hätte, ohne einen ausdrücklichen Befehl vom Könige wieder zu-

zurückzukehren. Ich bitte Sie daher, mir eine Barke geben zu lassen, auf welcher ich einen Kourier nach Frankreich schicken kann. In der ihm mit gegebnen Depesche will ich den König von den Gesinnungen der Königin, nach dem was Sie mir in ihrem Namen gesagt haben, unterrichten.

Saint Jean war mit dieser Antwort zufrieden, bat aber Menager, die Abreise des Kouriers noch zu verschieben, und ja nichts mit der ordinären Post zu schreiben, die denselben Tag abging.

Den Tag darauf am 29. kamen die beiden Staatssecretaire zu Prior, um dort Menager zu sprechen; sie fanden ihn auch und sagten ihm, die Königin halte es nicht für gut, und verlange nicht, das er abreiste. Sie habe Befehl gegeben, daß man das Fahrzeug das er verlangt, um einen Kourier nach Frankreich zu schicken, bereit halten sollte.

Die Abreise des Kouriers verzog sich noch bis zum 3 September und in der Zwischenzeit vermahnte man Menager zur Geduld, indem man ihn versicherte, man arbeite unablässig an Hebung der Schwierigkeiten der Negociation.

Auf dritten September luden ihn die Minister zu einer Conferenz im Hause des Grafen von Jersey ein. Oxford, Saint Jean und Prior fanden sich ein und Menager brachte den Abbé Gaultier mit. Als sie beisammen waren, nahm Saint Jean, der fertiger als sein College in der französischen Sprache und beredter war, das Wort. Er suchte zu zeigen, daß sie gegenwärtig nur über die Vortheile, welche England durch den Frieden erhalten sollte, unterhandeln könnten, versicherte aber, daß so bald man darüber einig wäre, die Königin aufmerksam für das Interesse Frankreichs sorgen wolle; sie habe auch ein Pa-

quet-

quetboot zur Ueberfahrt des Kuriers, welchen Menager nach Kalais schicken wollte, zurüsten lassen; vorher müßten aber die streitigen Puncte wieder vorgenommen und auf jeden Artikel bestimmter Bescheid gegeben werden. Menager versprach es.

Als erste Bedingung verlangten die Englischen Minister die gänzliche Schleifung der Festungswerke, die der König sowohl zu Land als zu Wasser in Dünkirchen habe anlegen lassen. Menager suchte umsonst sie dahin zu bringen, daß sie sich mit der Demolition von Rischbau und den Forts de la Marine begnügten. Sie waren nicht zu bewegen. Die Befestigung eines solchen Platzes erregte zu sehr die Eifersucht von England, als daß sie dieselbe hätten bestehen lassen sollen. Menager mußte also nachgeben; er verlangte aber nach dem Befehl des Königs eine Vergütung für diese Gefälligkeit, die Se Majestät für die Königin von Großbrittannien hätte. Sie sollte ihm im Frieden eine Entschädigung für die zur Vertheidigung der Stadt und des Hafens von Dünkirchen errichteten Festungswerke zu verschaffen suchen. Er schlug zur Entschädigung die Zurückgabe der Städte Ryssel und Tournay vor.

Die Minister versicherten, daß es würklich die Absicht der Königin sey, dem Könige eine Entschädigung zu verschaffen; es wäre aber jetzt noch unmöglich zu bestimmen, welche.

Nach dem Artikel von Dünkirchen unterhandelte man über die von den Engländern verlangte reelle Sicherung ihres Handels nach Amerika. Die Minister behaupteten, die einzige Art, wie sie der König von Spanien geben könnte, wäre, daß er England die Plätze in Westindien überließe, welche Prior in Fontainebleau genannt habe.

Menager erklärte, daß man nie vom Könige von Spanien Einwilligung in diese Foderung hoffen könnte. Welche Vortheile, sagten sie, sollen wir aber für unsern Handel erhalten? Die Befreiung der englischen Landes- und Kunstproducte von den Zöllen in Cadix und Westindien, antwortete Menager.

Sie fragten: ob dieser Handelsvortheil bloß der Englischen Nation oder auch den übrigen Nationen zugestanden werden sollte. Ich weiß, sagte Menager, daß der König von Spanien zu der Zeit, als ich in Madrid war, die Absicht hatte, eine Abgabe von 15 pC. auf die Waaren in Cadix sowohl als in Westindien zu legen, und sie von allen Nationen gleich einzufodern.

Saint Jean fragte: ob die Franzosen nicht dieselbe Freiheit von Abgaben erhalten würden, die der katholische König den Engländern zugestehn wollte? Menager antwortete: der König von Spanien habe sich nicht darüber erklärt; er suchte aber aus den mancherlei Vorteilen, welche die Englischen Negociationen enthielten, indem auch noch zu jener Freiheit von Abgaben der Negerhandel hinzu kömt, zu zeigen, daß die Englische Nation vor allen andern Europäischen Nationen in ihrem Handel begünstigt seyn würde.

Die gegebnen Beweise waren nicht vermögend, die Minister zu überzeugen. Sie kamen auf die Frage zurück, wodurch sie im Genuß der Vortheile, die er so geltend zu machen suche, gesichert seyn würden. Er schlug vor, diese Convention in der Versammlung der Staaten von Kastilien beschwören zu lassen. Solche Versammlungen, sagte der Graf von Oxford, sind magni nominis umbrae.

Wollen Sie, sagte Menager, daß die Wache von Cadix mit Schweizern besetzt werden soll? Dieß Mit-

Mittel, antworteten die Miniſter, wäre vortreflich für die helvetiſchen Officiere und Soldaten, aber es taugt nicht für England.

Er bot alſo Port-Mahon zur Sicherung des Handels an; gut, ſagten ſie, dieß iſt für den Handel im mittelländiſchen Meere, aber in welcher Verbindung ſteht Port-Mahon mit Amerika?

Saint Jean beſtand immer noch auf der Foderung, daß England in Weſtindien Plätze zur Sicherung ſeines Handels erhalten ſollte. Indeſſen gab er ſoweit nach, daß er, gleichſam als Entſchädigung für die vom Könige von Spanien kommende Weigerung, verlangte, er ſollte wenigſtens den Engländern den Negerhandel auf dreißig Jahre überlaſſen. Es war eine lange Zeit; aber Menager machte doch Hoffnung, daß der König durch ſeine mächtige Verwendung den Engländern dieſen neuen Vortheil verſchaffen würde. Saint Jean verlangte noch etwas mehr, wie er ſich ausdrückte; doch behielt er ſich die Angabe davon auf ein Memoire vor, das er über die verſchiedenen in der Conferenz verhandelten Fragen abfaſſen wollte.

Menager ſuchte umſonſt, das Intereſſe der Kurfürſten von Cöln und Baiern in die Unterhandlung zu bringen. Man wiederholte den ſchon gegebenen Beſcheid und dieſer Artikel wurde auf die allgemeinen Friedensunterhandlungen verſchoben.

Sobald das von Saint Jean verſprochene Memoire fertig war, brachte er es in die folgende am 9. Sept. bei Prior gehaltene Conferenz mit und überreichte es Menager. Es war eine Wiederholung aller der von England gemachten Foderungen.

Die Königin von Großbritannien freue ſich zwar, daß der König in mehrere Artikel ihrer Foderungen

gefangene Reiter niedern Standes, und 100 edle Ritter, die sie namentlich bestimmen dürfen, erhalten; und ausserdem das heilige Kreutz. Dafür solle nun die Besatzung, mit Weib, Kind, Hab und Gut freyen Abzug erhalten. Auch hatten sie es übernommen, dem Marquisius, der nun wieder mit seinen Landsleuten ausgesöhnt war, 10000 Goldstücke, und seinen Soldaten 4000 zu zahlen, weil er bey den Tractaten Unterhändler gewesen war.

Hundert und sechstes Kapitel.

Ptolemais ergiebt sich.

Der Sultan war mit diesen Bedingungen gar nicht zufrieden, sondern berief einen Kriegsrath, um zu verabreden, was hiebey zu thun sey. Die Meynungen waren getheilt. Er selbst wußte nicht mit sich einig zu werden; doch nahm er sich vor, in dem Antwortschreiben an die Stadt die obigen Bedingungen zu mißbilligen. Noch ehe er aber seinen Entschluß in Richtigkeit gebracht hatte, erblickten wir plötzlich, wider alles Vermuthen, die Fahnen, Kreutze, Zeichen und Feuer der Ungläubigen auf den Mauren der Stadt, am Mittage des 27sten des andern Djumads im Jahr 587 (1191).

Das Freudengeschrey der Franken war ein Jammerton in dem Ohre der Muselmänner, die sich jetzt ganz der tiefsten Trauer überließen. Den einzigen Strahl der Freude gewährte uns noch die Nachricht, daß die vorhinerwähnten Bedingungen der Uebergabe ungeändert geblieben waren. Von den Umständen, unter denen die Franken von der Stadt Besitz nahmen,

gewilligt habe; sie müßte aber alle Frankreich, Spanien und deren Alliirte betreffende Artikel ausschließen; die Zeit darüber zu unterhandeln sey noch nicht gekommen; man müsse bis zur Eröffnung des allgemeinen Friedenscongresses warten. Die Engländer könnten nicht bis zu diesem vielleicht entfernten Zeitpunkt den wirklichen Genuß der von Menager gethanen Versprechungen verschieben; sie wollten die Belohnung genießen, noch ehe sie den Dienst erzeigt hätten und besonders wünschten sie bald von den Zöllen in Cadix und Westindien befreit zu seyn, welche Befreiung nach Menagers Angabe auf 15 pr.Ct. Gewinn bringe.

Die Negociation gieng nicht vorwärts und der glückliche Ausgang derselben hätte zweifelhaft seyn können, wenn die Minister nicht durch eignes Interesse angetrieben worden wären, über Schwierigkeiten hinwegzugehn und zu Ende zu kommen. Aber ein anderes wenigstens eben so angelegentliches Interesse hielt sie auch wieder zurück.

Die Aussicht auf die Zukunft muß in einem revolutionären Staate wie England immer gegenwärtig seyn. Die englische Nation hat übrigens den Glauben, sie dürfe ihren Königen die Fehler der Regierung nicht zurechnen, sondern diese blos als eine Folge übler Rathschläge ansehn; diejenige, welche sie ertheilt hätten, wären die einzigen Schuldigen und müßten also auch für ihr übles Verhalten gehörig gestraft werden.

Der Zustand der englischen Regierung konnte sich jeden Tag ändern. Die Lage der neuen Minister, da sie so abgesondert von den Alliirten Englands unterhandelten, konnte nur, wenn es je möglich war, dadurch gesichert werden, wenn sie sich durch einen

vor-

vortheilhaften Frieden die Dankbarkeit der Nation versicherten und in derselben gegen die verderblichen Folgen einer Revolution und gegen die Rache ihrer Feinde Schutz fanden. Diese Rücksichten dienten sehr dazu, sie zu Wegräumung der Hindernisse, die sich dem Frieden entgegensetzten, zu ermuntern.

Man warf die Frage auf, wo sich die Minister aller kriegführenden Mächte zur Friedensunterhandlung versammeln sollten; und man kam darin überein, daß der Congreß am bequemsten nach dem Haag verlegt würde. Der Graf von Jersey war schon zu diesem Geschäfte als erster Bevollmächtigter der Königin von Großbritannien ernannt. Man hatte Ursache zu glauben, daß er bei seiner Liebe zum Frieden dieses wichtige Geschäft vortreflich führen würde; aber der Tod riß ihn plötzlich weg, gerade als die Fortdauer seines Lebens am nöthigsten schien.

Als das von Saint Jean abgefaßte Memoire in Menagers Händen war, hielt man es für rathsam, es durch den Abbé Gaultier noch nach Versailles zu schicken, damit er von dem vorgegangenen, worüber er sehr gut unterrichtet war und als Zeuge sprechen konnte, Bericht abstatten möchte. Die Königin brauchte die nöthige Vorsicht, ihm einen Staatsboten mit zu geben, damit er nicht von den Zollbedienten durchsucht würde. Menager hatte die Nothwendigkeit dieser Vorsorge bei seiner Ankunft nach England erfahren, da ihn Prior nur mit Mühe aus ihren gierigen Händen befreien konnte.

Gaultier kam zu Versailles an und vollzog seinen Auftrag. Er war nicht so, wie man ihn wünschen konnte; denn es schien billig, da der König sich anheischig machte, England beträchtliche Vortheile zu verschaffen, daß auch die Königin von Großbri-

tannien ein gleiches für Se Majestät thun möchte. Indessen konnte man nicht an der Aufrichtigkeit der englischen Minister zweifeln, da ihr eignes Interesse den Frieden foderte, wenn sie nicht nur ihre Macht, sondern selbst ihr Leben erhalten wollten.

Der König wollte gern auf ihre gefährliche Lage Rücksicht nehmen und um sie zu unterstützen, seine billigerweise jetzt zu betreibende Foderungen ruhen lassen. Se Majestät gab daher Befehl zu Abfassung eines Memoire's, das statt einer Antwort auf die von den englischen Ministern vorgelegten Artikel und zugleich statt einer Instruktion für Menager dienen sollte. Der König glaubte, daß die Königin von England und ihre Minister diesen neuen Beweis seines aufrichtigen Bestrebens, ihr den Ruhm, Europa den Frieden geschenkt zu haben, zu verschaffen, mit gleich großer Dankbarkeit und Freude aufnehmen würden. Dieses vom Könige unterzeichnete Memoire ertheilte Menager die Vollmacht, daß die Bestimmung der vom Könige für die Schleifung von Dünkirchen geforderten Entschädigung bis zum allgemeinen Friedenscongreß aufgeschoben werden sollte. Er billigte die Bedingungen, die die Engländer statt der Plätze in Westindien, welche der König von Spanien nicht verwilligen könne, gefodert hatten.

Der König hatte schon darein gewilligt, daß er in Nordamerika Plaisance und die Insel Terreneuve an England abtreten wolle; er wiederholte aber den an Menager gegebenen Befehl, darauf zu bestehen, daß die Franzosen die Freiheit behielten, in der Gegend du petit nord Stockfische zu fangen und zu trocknen. Se Majestät verlangte von England eine förmliche Entsagung aller Ansprüche auf die Inseln Kap Breton, Saint Pierre und Saint Marie; und behielt sich die

Frei-

Freiheit vor, so viel Etablissements auf diesen Inseln anlegen zu dürfen, als er für gut fände.

Menager sollte auf der Zurückgabe von Port Royal und allem zu Acadien gehörigen bestehn; und da es noch ungewiß war, ob die Unternehmung der Engländer auf Quebec gelungen sey, so verlangte der König im Fall, daß sie gelungen sey, die Zurückgabe dieser Stadt, samt dem ganzen Gebiet von Canada.

Se Majestät gab Menager den Befehl, außer Terreneuve auch die Abtretung der Bay und Meerenge von Hudson zu versprechen; und um der Königin von Großbritannien und ihren Ministern zu zeigen, wie sehr er ihre gute Absichten zu befördern wünsche, erlaubte der König Menager, vermöge einer vom Memoire abgesonderten besondern Klausel, alle Unterhandlung Nordamerika betreffend bis zu den allgemeinen Friedensnegociationen aufzuschieben.

Die Vollmacht, welche Menager bei seiner Abreise von England erhielt, bestand darin, daß er mit den Ministern aller gegen den König Krieg führenden Mächte unterhandeln könnte.

Die Commissarien der Königin von Großbritannien hatten verlangt, daß diese Vollmacht eingeschränkt würde, weil er in London mit England allein unterhandle. Der König gewährte diese Forderung, und es wurde Menager eine andere nach dem Wunsch der Engländer eingerichtete Vollmacht überschickt.

Die englischen Minister hatten nur nach der Absicht des Königs gehandelt, indem sie den Vorschlag, daß die Wache von Cadix mit Schweizertruppen besetzt werden sollte, verwarfen. Se Majestät

hatte auch besondere und geheime Ursachen, den von Menager für den amerikanischen Handel vorgelegten Plan nicht zu billigen; der König ließ ihm daher schreiben, er möchte beide Vorschläge gänzlich aufgeben.

Der Staatssecretair hatte im Allgemeinen nach den Bedingungen gefragt, die der König für den mit allen Feinden Frankreichs zu schließenden Frieden vorschlagen würde. Die Absicht der Königin von Großbritannien war, dieses Memoire nach Holland zu schicken. Man legte es der neuen Instruktion Menager's bei und übergab es dem Abbé Gaultier. Es war dieselbe Schrift, die der König Prior'n bei seiner Abreise von Fontainebleau hatte überreichen lassen; nur kam hier eine Vorrede hinzu und das vorläufige Anerbieten einer Barriere für das deutsche Reich, das, in den von Saint Jean verlangten Ausdrücken, im vierten Artikel eingeschaltet war.

Menager hatte Befehl diese Schrift, welche diese allgemeinen Vorschläge enthielt, den englischen Ministern zu überreichen, und wenn sie es verlangten, zu unterzeichnen.

Die Minister hatten geglaubt, daß der Haag ein schicklicher Ort zu Friedensunterhandlungen seyn würde, und Menager ebenfalls; aber der König war anderer Meinung. Sein Grund war, daß es sehr unrathsam wäre, in Gegenwart und unter den Augen des Pensionnairs Friedensunterhandlungen zu pflegen, da dieser mit dem Herzog von Marlborough in Verbindung stände und beider, besonders des letztern, Interesse dahin ginge, den Krieg zu verlängern, weswegen sie sich auch immer dem Frieden widersetzt hätten. Gewiß würde der Pensionnair, der Urheber jener Präliminarien, die Schließung desselben mit

mit aller ſeiner Macht zu verhindern ſuchen, und es könnte ihm vielleicht gelingen, wenn er, wie es zu vermuthen ſtünde, zu einem der Bevollmächtigten der Republik ernannt werden ſollte.

Die Verwerfung des Haags verhinderte aber nicht, daß man eine andre Stadt der vereinigten Niederlande wählte. Utrecht, Arnheim, Nimwegen, alle dieſe Städte waren ſchicklich oder auch jede andere, welche die Königin von Großbritannien billigen würde, da ſie Aachen und Lüttich verworfen hatte. Aber die Wahl des Congreßortes war nicht wichtig genug, um die Friedensunterhandlung ſelbſt einen Augenblick zu verzögern. Man wollte alſo blos vorſtellen, wie wenig rathſam es wäre, im Haag zu unterhandeln; wenn die Königin von England nicht davon überzeugt wäre, ſo ſollte Menager nicht darauf beſtehn und ſich nach dem Gutdünken der Königin richten.

Da Menager ſah, daß ſein Geſchäft ſich bald und glücklich endigen würde, hatte er den König um Befehle gebeten, wie er ſich bei ſeiner Abreiſe gegen die Perſon der Königin verhalten ſollte. Er hatte mit den Miniſtern dieſer Monarchin, zufolge der ihnen ertheilten Vollmacht, unterhandelt; er hatte ſie alſo als Miniſter der Beherrſcherin von Großbritannien anerkannt, als von ihr bevollmächtigt, mit ihm über die wichtigſte Angelegenheit Europas, über den allgemeinen Frieden, zu unterhandeln. Die Negociation war von beiden Seiten mit gleicher Aufrichtigkeit und mit gleichem Beſtreben, ſie glücklich zu endigen, geführt worden. Es gieng nicht wohl an, daß Menager London verließ, ohne ſich der Königin vorzuſtellen, deren Geſinnung nicht mehr zweifelhaft war, ſondern ſich ſo gezeigt hatte, wie ſie der

König wünschen mußte. Indessen wagte er nicht, sich eine Audienz von ihr zu erbitten, ohne vom Könige ausdrücklichen Befehl dazu zu haben; da dieser die Königin Anna bis dahin noch nicht als Königin von Großbritannien anerkannt hatte.

Es wurde ihm der Befehl oder vielmehr die Erlaubniß zugeschickt, sich von der Königin zu beurlauben, wenn es die Minister zu wünschen schienen und er es mit Anstand thun zu können glaubte.

Gaultier kam mit diesem neuen Memoire und der Instruktion für Menager am 23. Sept. zu London an. Prior benachrichtigte davon den Grafen von Oxford. Die von der Königin ernannte Minister kamen von Windsor zurück; demungeachtet begab sich Menager in Begleitung des Abbé Gaultier noch denselben Tag Abends um 8 Uhr zum Großschatzmeister. Ihre Aufnahme zeigte deutlicher als Worte, wie sehr sich dieser Minister über die vom Könige gegebne Antwort, wovon er nur eine allgemeine Notiz erhielt, freute. Der Großschatzmeister behielt Menager freundschaftlich zur Abendmahlzeit zurück, und nach Entfernung der Dienerschaft sagte er zu ihm, er betrachte ihn als seinen Freund und den König als den Bundesgenossen von Frankreich; er trank die Gesundheit Sr Majestät, des Dauphins und sogar der Minister.

Man sprach von der Wahl des Congreßortes. Menager sagte, daß der Haag gar nicht dazu zu rathen sey. Der König, sagte Oxford, soll mit diesem Punkte so wie mit den übrigen zufrieden seyn. Er gab zu, daß aller Aufschub der Negociation nachtheilig sey und versprach eine Conferenz auf den morgenden Tag.

Die

Die Commissarien kamen wirklich am 30. Sept. Abends um 9 Uhr bei Prior zusammen. Sie giengen in ein verschlossenes Kabinet. Prior, der nachher kam, mußte ziemlich lange warten, bis er eingelassen wurde. Und als man ihn hineinführte, bemerkte er auf ihren Gesichtern viel Unruhe. Der Herzog von Schewburg schien besonders bestürzt zu seyn. Indessen wurde Menager nicht allein höflich empfangen, sondern sogar mit vielen Zeichen ihrer Zufriedenheit.

Nach Eröffnung der Conferenz sagte Menager: ungeachtet der Unzufriedenheit, die dem Könige die Weigerung Englands, sich auf keinen Frankreichs Interesse betreffenden Artikel einzulassen, billig verursacht habe, sey Se Majestät dennoch entschlossen, England in den meisten von ihm gemachten Foderungen nachzugeben. Er zeigte hierauf die erhaltene neue Vollmacht vor, vermöge welcher er die Antwort des Königs auf jene Foderungen, als Präliminarien, unterzeichnen konnte.

Der Herzog von Schewburg las die Vollmacht und las sie mehrmals wieder; und Menager glaubte zu bemerken, daß er sie in der Absicht läße, um irgend einen Anstoß und einen Grund zum Widersprechen darin zu finden. Wenn er diese Absicht wirklich hatte, so konnte er sie doch nicht erreichen: man fand nichts an der Vollmacht zu tadeln und gieng zu der Antwort des Königes über.

Die englischen Minister schienen noch immer so unruhig zu seyn, besonders Schrewburg; und Menager konnte weder die Ursache davon errathen, noch was daraus werden würde.

Diese Ursache war zum Theil die natürliche Furchtsamkeit des Herzogs von Schewburg. Er kannte

kannte sein Vaterland und wußte, welcher Gefahr die Minister ausgesetzt sind, wenn die Regierung wechselt oder eine Parthei die andere stürzt. Da er ein Mann von vieler Einsicht war, so beunruhigte die Aussicht auf die Zukunft sein sorgsames Gemüth am meisten; und dieß verleitete ihn sogar, ungeachtet der Sanftheit seiner Gemüthsart, in einer der Conferenzen hart mit Menager zu sprechen. Indessen wünschte Schrewburg den Frieden eben so sehr als die andern Minister. Alle wurden durch jene Besorgniß, die vielleicht bald in Erfüllung gehn konnte, beunruhigt und ausgenommen Saint Jean hielt sie alle, ungeachtet ihrer guten Absichten, die Ueberlegung zurück. Dieser las die von Menager so eben überreichten Schriften laut vor und bezeigte bei jedem Artikel seine Zufriedenheit.

Nach geendigter Vorlesung stritt man blos noch über die Amerika betreffenden Artikel. Die Engländer protestirten dagegen, daß der König bei Abtretung der Insel Terreneuve seinen Unterthanen die Freiheit des Stockfischfangs auf der Küste dieser Insel vorbehielt.

Die übrigen Artikel von gegenseitiger Abtretung in diesem Welttheile wurden ebenfalls bestritten. Endlich wurden die streitigen Punkte alle gehoben, bis auf die Foderung welche die Engländer machten, daß England eine Entschädigung für die Kosten der Unternehmung auf Canada erhalten sollte. Die letzten Nachrichten, die sie davon durch die Briefe des Chevaliers Hill, des Kommandanten der englischen Escadre, erhalten hatten, sagten blos, daß er in den St. Laurentiusfluß eingelaufen sey; der Ausgang der Unternehmung war aber noch zweifelhaft.

Es

Es wurde nichts über dieſen Artikel entſchieden, der nicht ſowohl für England als für den Bruder der Favoritin wichtig war; aber dieſe Rückſicht ſetzte die Aufmerkſamkeit der Miniſter mehr als jede andere in Thätigkeit.

Menager, welcher auf den ihm vom Könige zugeſchickten Vorſchriften beharren mußte, ſtellte vor, daß er nicht über die erhaltenen Befehle hinausgehn könne; er ſehe aber mit Bedauern vorher, daß es der Unterhandlung ſehr nachtheilig ſeyn würde, wenn er vor der Beendigung derſelben nach Frankreich abreiſen müßte.

Die engliſchen Miniſter thaten den Vorſchlag, man möchte die Beſtimmung dieſer Artikel bis zu den allgemeinen Friedensunterhandlungen verſchieben. Menager antwortete: man müßte alſo auch die Bedingung von dem dreißigjährigen Genuſſe des Negerhandels und der Abtretung der Inſel St. Chriſtoph dann erſt vornehmen.

Die Engländer antworteten, man wollte darauf denken. Sie bäten ihn, er möchte Saint Jean die Abſchrift von der neuen Vollmacht, dem Memoire des Königs und den allgemeinen Friedensvorſchlägen übergeben, damit man alles der Königin zeigen könnte.

Es herrſchte einige Zeit ein Stillſchweigen. Saint Jean unterbrach es endlich, indem er ſagte: Es ſey ein durch eine Parlamentsakte gegebenes Geſetz vorhanden, daß niemand in England, wer es auch ſey, die Vollmacht erhalten könnte, mit einem Regenten zu unterhandeln, der den Prätendenten in ſeine Staaten aufgenommen habe. Kein einziger Punkt der Unterhandlung gab zu dieſer Bemerkung Anlaß und ſie war auch nicht auf der Stelle gemacht; ſie

war

men, merke ich nur folgende. Der Marquisius zog mit den königlichen Fahnen ein, und pflanzte sie auf, nachdem er die muhamedanischen niedergeworfen hatte. Eine Fahne wurde auf die Burg, die andere auf den Thurm der Moschee, die dritte auf das Bollwerk der Tempelherren, die vierte auf das Schloß gesteckt, das von dem Elephantenmeister seinen Namen führte. Hierauf trieb man die Muselmänner in einen Winkel zusammen, wo sie Dinge sehen und erfahren mußten, die ihnen das Herz zerrissen.

Ich mußte alle meine Beredsamkeit aufbiethen um den Sultan zu trösten, und ihn zu erinnern, wie sehr jetzt die Seestädte, vorzüglich Jerusalem, seine Aufmerksamkeit erfoderten. Den folgenden Tag mußte der größte Theil des Heeres bis Sjapheram zurückgehen, und nur eine auserlesene Anzahl Reiter bey Ptolemais bleiben, mit denen er den Franken bey Gelegenheit eine Niederlage beyzubringen gedachte. Da sich diese aber ganz ruhig verhielten, so begab er sich mit seinen Reitern ebenfalls zur Hauptarmee. Hier trafen einige Abgeordnete aus der Stadt bey ihm ein, die wegen der bedungenen Geldsumme und den Gefangenen mit ihm Abrede nehmen wollten. Der Sultan ließ sie nach Damascus gehen, um dort die Gefangenen selbst in Augenschein zu nehmen, und schickte zugleich einen Gesandten an die Franken, um unter andern zu erfahren, wie viel Frist auf die Erfüllung der Capitulationspunkte gesetzt sey.

Hundert und siebentes Kapitel.

Gefecht das mittlerweile vorfiel.

Gegen Ende des Monat erhielten wir Nachricht von unsern Vorposten, daß die Franken in freyen Felde

war eine von den beiden Urſachen des Streits, den die Miniſter in Priors Cabinet unter ſich gehabt hatten und worüber die Unruhe hergekommen war, in welcher ſie Menager beim Anfang der Conferenz gefunden hatte. Ein ſolcher Einwurf von ihrer Seite war nicht vorherzuſehn und Menager war auch nicht darauf vorbereitet; indeſſen ſchien er dadurch nicht in Verlegenheit geſetzt zu werden. Seit ſieben oder acht Monaten, ſagte er, unterhandeln wir ernſtlich über die Art, wie der Frieden zu erhalten ſey. Sie haben ihre Foderungen in einem Memoire vorgelegt; die Antwort des Königs zeugt von ſeiner aufrichtigen Geſinnung; ich habe von Se Majeſtät eine neue Vollmacht bekommen, von dem Inhalt und den Ausdrücken, wie Sie ſie verlangt haben: und jetzt machen Sie mir eine ganz neue Schwierigkeit. Sie wiſſen, daß ich unmöglich Inſtruction haben kann, um darauf zu antworten, da ſie eben erſt in dieſem Augenblick aufgeworfen worden iſt. Ich ſage nur, daß dieſer Einwurf zu zeitig iſt; denn wir unterhandeln jetzt keinen Traktat, ſondern bloße Präliminarien. Sie können Ihren Bevollmächtigten, wenn es zum Friedensſchluß ſelbſt kommt, die Befehle geben, die Sie für gut finden; und vielleicht ſind dann dieſe Beſorgniſſe, welche Sie heute beunruhigen, verſchwunden. Der Ritter von St. Georg reist jetzt in den Provinzen Frankreichs umher; wer kann beſtimmen, wo er ſich aufhalten wird, ob er noch in Frankreich oder in ein anderes Land gereist ſeyn wird, wenn die Friedensunterhandlungen eröffnet werden. Dieſe Bemerkung gefiel, die Miniſter bezeigten ihren Beifall und verſprachen, daß die Königin unverzüglich die Vollmacht ausfertigen laſſen ſollte, um die vom Könige an England gethanen Anerbietungen annehmen zu können.

Die

Die Beſorgniſſe der Miniſter konnten jedem lächerlich vorkommen, der die engliſche Conſtitution und die gefährliche Lage nicht kannte, in welcher ſich diejenige befinden, die der oberſten Verwaltung des Staats vorſtehen. Dieſe nämlichen Miniſter erfuhren es einige Jahre nachher, als der Herzog von Hannover den Thron von Großbritannien beſtieg. Ihre Feinde hatten die Gunſt des neuen Regenten und konnten ihre Rachſucht befriedigen, indem ſie diejenige verfolgten, welche unter der Königin Anna den Frieden bewürkt hatten. Einige von ihnen erhielten für die ihrem Vaterlande erzeigte Wohlthat keine andere Belohnung als Verbannung und Behandlung als Verbrecher. Man beſchuldigte ſie geheimer Unterhandlung zu Gunſten des Prätendenten und ſie hatten nie an ihn gedacht, als da ſie als weſentliche Bedingung des Friedens foderten, daß er Frankreich verlaſſen ſollte. Da der Beweis für eine ſo wichtige Anklage fehlte, ſo mußten die Ankläger geſtehn, daß ſie in der Durchſuchung der Briefe und Papiere, die in ihrer Gewalt waren, keine Beweiſe für die geheimen Unterhandlungen zu Gunſten des Prätendenten zu finden wäre; oder nach dem Ausdruck des geheimen Ausſchuſſes: „ſie haben ſich nicht gefunden unter der „Menge von Schriften, Büchern und Papieren, die „ſie durchſucht haben.“

Menager gieng am 4. October, auf eine Einladung, zu Prior und fand daſelbſt Saint Jean in Begleitung eines Commiſſars über die engliſchen Pflanzungen in Amerika, Namens Morre. Man wollte ſich über einige ſchwierige Punkte berichtigen; zum Beiſpiel, welcher Ausdrücke man ſich bedienen wollte, um die Ueberlaſſung des amerikaniſchen Negerhandels zu beſtimmen; und dann wie die Befreiung von den Abgaben von 15 prCt. ertheilt werden ſollte, welche

Me-

Menager für die nach Spanien geführten Waaren versprochen und als einen so beträchtlichen Vortheil für die englische Nation angerechnet habe.

Endlich schien den englischen Ministern die Bedingung in Rücksicht der Schleifung von Dünkirchen und der Verschüttung des Hafens noch nicht genug bestimmt zu seyn.

Saint Jean, der ausserordentlich zum Frieden geneigt war, war zu Hebung dieser Hindernisse sehr behülflich. Es that ihm weh, daß eine so wichtige Negociation durch einige unbedeutende Besorgnisse, die nur einige zweideutige Ausdrücke veranlaßten, in Gefahr kommen sollte, abgebrochen zu werden.

Menager stellte vor, daß die Antwort des Königs präcis sey und so wie sie die englischen Minister verlangt hätten; sie wäre weder unbestimmt noch zweideutig und man brauche sie nur aufmerksam wieder durchzulesen, um allen Argwohn fahren zu lassen. Er wiederholte die schon gegebne Versicherung, daß der König der neuen Compagnie Assiento die nämlichen Privilegien verschaffen wollte, welche die französische Compagnie bis dahin genossen hätte.

Der Streit wurde am heftigsten über die Freiheit des Stockfischfangs auf der Küste von Terreneuve, die der König seinen Unterthanen vorbehielt. Menager erklärte, daß der König diese Foderung nicht aufgeben könne; er versprach aber, daß der König darein willigen würde, die Schlichtung der übrigen Streitigkeiten auf die allgemeinen Friedensunterhandlungen zu verschieben.

Der Aufenthalt des Königs Jacob in Frankreich kam wieder zur Sprache, und Saint Jean sah diesen Punkt als ein unüberstiegliches Hinderniß des Friedens

dens an. Er beschwerte sich darüber, daß der König bei dieser Unterhandlung zu London nicht in die nämliche Bedingung willigen wollte, die er doch zufolge der vom Pensionnair von Holland im Jahr 1709 im Haag vorgelegten Präliminarien habe bewilligen wollen.

Menager zeigte, daß die gegenwärtige Negociation ungleich vortheilhafter für England sey als der Plan vom Jahr 1709, da das Interesse der englischen Nation damals vernachläßigt worden sey. Er wiederholte den Vorschlag, daß man die Bestimmung des Aufenthalts des Königs Jacob bis zu den allgemeinen Friedensunterhandlungen verschieben sollte. Uebrigens suchte er die Minister lebhaft daran zu erinnern, wie sehr es ihr Interesse fodere, die Negociation bald zu beendigen, und ermahnte Saint Jean, daß sie sich an die Antwort des Königs halten möchten, die gewiß hinreichend sey um die Königin von England zu befriedigen, so wie sie auch damit zufrieden zu seyn geschienen habe. Wenn Sie mich nöthigen, sagte er, nach Frankreich zurückzukehren, so wird die Negociation nicht nur schädlich verzögert, sondern man muß auch einen unglücklichen Ausgang befürchten; und zwar um so mehr, da die Königin seit einigen Tagen den Herzog von Bukingham, den Lord Paulet, und den Bischoff von Bristol damit bekannt gemacht hat. Jeder von diesen hat, um seinen Scharfsinn zu zeigen, Aenderungen und Zusätze vorgeschlagen, woraus gewiß neue Schwierigkeiten entstehen können.

Man beruhigte sich über diese Dinge; und den Tag nach der zweiten Conferenz ließ Saint Jean, der von Windsor nach London zurückgekommen war, Menager sagen, er erwarte ihn bei Prior. Der

Sturm war vorüber und alles war ruhig und aufgeheitert. Die Königin hatte mit ihrem Miniſterium beſchloſſen, nicht mehr an einigen zweifelhaft ſcheinenden Ausdrücken in der Antwort des Königs Anſtoß zu nehmen. Der Staatsſecretair ſagte: die Liebe zum Frieden habe im Gemüth ſeiner Monarchin über alle andere Rückſichten geſiegt; ſie wünſche weiter nichts geändert, als den Ausdruck Nordamerika und verlange nur, daß dieſer Theil von Amerika mit dem Ausdruck Amerika über dem Nordmeer bezeichnet würde.

Die Schwierigkeit, daß die Franzoſen das Recht des Stockfiſchfanges auf den Küſten von Terreneuve behalten ſollten, war gehoben; der König verwilligte es. Menager war zu klug, um etwas gegen den veränderten Ausdruck zu ſagen, den die Königin wünſchte, und ſo war auf Seiten Menagers und Saint Jeans gleiche Zufriedenheit da.

Die Königin hatte Befehl zu Ausfertigung einer Vollmacht für ihre Commiſſarien gegeben, vermöge welcher ſie mit Formalität unterhandeln könnten. Ihre Abſicht war, daß durch eine Partikularconvention die gegenſeitig verwilligten Bedingungen deutlich und genau beſtimmt werden ſollten. Menager hatte ſeit ſeinem Aufenthalt in London die Veränderlichkeit des engliſchen Miniſteriums erfahren; er hatte erfahren, daß Entſchlüſſe, die heute gefaßt worden waren, morgen oft wieder vernichtet wurden. Er fürchtete daher, daß neue Streitigkeiten über einzelne Ausdrücke dieſer Convention entſtehen könnten, und um dieß zu vermeiden, ſtellte er Saint Jean vor: die Convention gebe vielleicht Anlaß zu neuem Streit und ſey überdieß unnütz. Der König, ſagte er, macht ſich allein verbindlich und die Königin accep-

tirt

tirt blos, was der König zu Gunsten Großbritanniens verspricht. Es ist daher hinreichend, wenn ich, vermöge der erhaltenen Vollmacht, die der Königin verwilligten Bedingungen unterzeichnen; sie ihrerseits unterzeichnet die Annahme derselben und Sie übergeben mir die Unterzeichnung auf einer Abschrift des Memoires, das ich Ihnen überreichet habe. Bedenken Sie auch, daß sich meine Vollmacht nur dahin erstreckt, die Versprechungen, zu denen sich der König versteht, zu unterzeichnen.

Saint Jean war mit Menagers Antwort zufrieden, sagte aber, man müße die Bedenklichkeiten des Ministeriums und die Besorgnisse desselben wegen einiger in der Antwort des Königs bemerkten Dunkelheiten zu zerstreuen suchen. Menager versprach eine deutliche Erklärung zu geben, daß die vom Könige an England verwilligte Bedingungen bei den allgemeinen Friedensunterhandlungen in die gewöhnliche Form eines Traktats gebracht und auf die verständlichste Weise, zur beiderseitigen Zufriedenheit, bestimmt werden sollten.

Der Staatssecretair, mit dieser Versicherung zufrieden, ließ sich von Menager das Memoire geben. Er sagte: es sey nöthig, daß sie beide zusammen nach Windsor giengen, damit er ihn der Königin vorstellen könnte. Er sollte aus ihrem eignen Munde hören, und aus ihren eignen Reden urtheilen, wie aufrichtig sie den Frieden wünsche; dieser Wunsch sey so lebhaft und sie habe ihn dem Ministerium so deutlich zu erkennen gegeben, daß alle Mitglieder desselben Erinnerungen und Schwierigkeiten, welche der Schliessung des Friedens hinderlich seyn könnten, zu machen aufgehört hätten. Er setzte hinzu, die Königin habe besonders über die verbind-

lichen Ausdrücke, welche der König in der Vorrede zu seiner Antwort zu brauchen beliebt habe, ihre Zufriedenheit gezeigt.

Diese Reden mußten alle Besorgniß und Unruhe wegen der Veränderlichkeit des englischen Ministeriums zerstreuen; indessen hatte Ménager doch noch Ursache, sie zu fürchten, und man wird aus dem Erfolg sehen, daß er nicht Unrecht hatte und daß die Negociation, gerade als sie einem glücklichen Schluß am nächsten zu seyn schien, fast abgebrochen worden wäre.

Am 6. October des Morgens kam Prior zu ihm, um ihm im Namen der Minister zu sagen, daß der Artikel von Terreneuve nicht in der Form, wie sie gestern übereingekommen wären, angenommen werden könnte. Die Vorstellungen der Londner Kaufleute hätten diese Veränderung veranlaßt, sagte Prior. Sie hätten darin zweideutige, ihrem Handel sehr nachtheilige Ausdrücke gefunden. Er schlug vor, daß man das Ganze auf die Friedensunterhandlungen selbst verschieben möchte. Menager erbot sich umsonst die im geringsten verdächtigen Ausdrücke zu entfernen. Es konnte wohl kein Ausdruck einfacher seyn, als der: die Franzosen sollten die Freiheit behalten, auf der Küste von Terreneuve Stockfische zu fangen und zu trocknen. Aber die wahre Ursache, warum das Ministerium diese Schwierigkeit machte, lag nicht in den Ausdrücken.

Eine so schnelle und unerwartete Aenderung hatte eine geheime Ursache. Prior billigte sie nicht. Er gestand, daß die Ungewißheit, welchen Ausgang die Unternehmung auf Canada haben würde, die wirkliche Veranlassung dieses unerwarteten Hindernisses sey. Wenn der Plan, Quebec zu erobern, gelingen

sollte

ſollte, ſo würde den Franzoſen die Fiſcherei auf Terreneuve gänzlich verweigert werden. Durch dieſe Bedingung, erwiederte Menager, erklärt England geradezu, daß es den Frieden nicht will; denn zuverläßig wird der König eher den Krieg fortſetzen, als in dieſem wichtigen Punkte nachgeben. Er zeigte, wie wichtig er ſey und wie wenig die Engländer Urſache hätten, gegen den Beſchluß der Königin und des Miniſteriums zu proteſtiren, da England dreimal ſo viel Raum an Land und See beſäße, als zur Fiſcherei und Trocknung nöthig wäre. Sie ſind, ſagte er, Männer von Ehre, Sie haben mir Ihr Wort gegeben und ich verlange Vollziehung. Die Einbildung einiger Kaufleute, welche vielleicht Feinde der Regierung aufgewiegelt haben, darf das Verſprechen der Königin nicht ungültig machen. Prior verſprach einen getreuen Bericht von allem zu erſtatten, was Menager geſagt hatte; er konnte nicht mehr thun.

Einige Stunden nach ſeinem Weggang kam Prior zurück und berichtete Menager, daß die Miniſter endlich in die ſo beſtrittene Bedingung gewilligt hätten, den Franzoſen den Stockfiſchfang auf der Küſte von Terreneuve zu überlaſſen. Aber alle Schwierigkeiten in Rückſicht der Artikel waren noch nicht gehoben. Man hatte nur neue gemacht; ſie betrafen aber nicht England, ſondern deſſen Alliirte. Die Königin wünſchte ſie ſoviel als möglich zu befriedigen und beſonders die Vorwürfe und Strafreden zu vermeiden, die ſie von den Holländern befürchtete.

Am 7. October brachte Prior den Plan der Aenderungen, welche, wie die Miniſter wünſchten, Menager mit den Artikeln vornehmen ſollte, die er ihnen übergeben hatte.

In Rücksicht des ersten verlangten sie, es sollte alle Beziehung auf das Testament des verstorbenen Königs von Spanien, Karls des Zweiten, entfernt werden.

Zum zweiten Artikel sollten diese Worte hinzugesetzt werden: „ohne dabei eine der kriegführenden „Mächte auszunehmen und daß der Handel zum „Vortheil Großbritanniens, Hollands und der andern „Nationen hergestellt werden soll."

Die im vierten Artikel gebrauchten Ausdrücke, in Betreff der Barriere für das deutsche Reich, sollten mit folgenden vertauscht werden. „Der König ver„willigt dem deutschen Reiche und dem Hause Oester„reich eine sichere und schickliche Barriere ꝛc." Die Minister der Königin verlangten ferner: die Bedingungen, welche der König dem Herzog von Savoyen zugestehn würde, sollten in einem besondern von dem Traktat getrennten Artikel angegeben werden; das Versprechen, die Königin von Großbritannien und die Thronfolge in der protestantischen Linie anzuerkennen, endlich die Schleifung von Dünkirchen sollten besonders genannt werden.

Ménager, der die Vollmacht hatte, die gegenseitig angenommenen Artikel zu unterzeichnen, antwortete Prior, seine Vollmacht erlaube ihm nicht, etwas daran zu ändern und er erstaune über die Veränderlichkeit des Ministeriums, jetzt da es nur darauf ankomme, die verhandelten und gegenseitig bewilligten Artikel zu unterzeichnen. Prior gab eine schlechte Entschuldigung. Wir haben, sagte er, ausserordentlichen Widerstand gegen die Eröffnung der Friedensunterhandlungen von Seiten Hollands zu fürchten; wir müssen daher jeden Ausdruck vermeiden, der den

geringſten Verdacht erregen kann und den geringſten Tadel erlaubt. In dieſer Abſicht verlangen wir von Ihnen einige unbedeutende Aenderungen, die noch dazu den Abſichten des Königs nicht zuwider ſind. Weigern Sie Sich, ſo ſind Sie dem Frieden hinderlich, den Frankreich und England gleich leidenſchaft wünſchen.

Warum wir Ihnen vorſchlagen, einen beſondern Artikel in Rückſicht des Herzogs von Savoyen zu machen, iſt, damit wir alle Klagen von Seiten der Alliirten vermeiden, welche die Holländer gewiß aufwiegeln würden; denn es iſt zu erwarten, daß Portugal, die Kurfürſten von Brandenburg und Hannover und noch mehr die Republik Holland nicht ſtill ſchweigen würden, wenn England in Rückſicht ihrer nichts thäte, und ſich doch angelegentlich für das Intereſſe des Herzogs von Savoyen verwendete.

Wir müſſen zur Beförderung des Friedens alle Vorwürfe der Partheilichkeit für unſere Alliirten und der Nachläſſigkeit gegen die andern für die nämliche Sache mit uns intereſſirten Partheien zu vermeiden ſuchen.

Prior behauptete, es ſey weſentlich, deutlich zu erkennen zu geben, daß der König den Titel Königin von Großbritannien anerkenne; denn ſonſt könnten die Feinde der Regierung, deren Anzahl groß ſey, ausbreiten, es wäre Beleidigung gegen die Nation, eine ſo zum Frieden unumgänglich nothwendige Bedingung zu übergehen. Vielleicht, würden ſie hinzuſetzen, iſt dieß ein Zeichen, daß ſchon ein früherer geheimer Vertrag geſchloſſen iſt, wovon es die erſte Bedingung geweſen iſt, daß der König die Königin als Monarchin der drei Königreiche anerkennen wolle.

Um die ausdrückliche Forderung der Schleifung von Dünkirchen, die man in den Präliminarartikeln

Felde wären, und Anstalten zu einem Treffen machten. Sogleich läßt der Sultan mit der Pauke das Signal zum Aufbruch geben, und schickt geschwind zu den Vorposten einige Verstärkungen voraus. Kaum waren diese angekommen so brachen sie ohne die nachfolgenden abzuwarten, mit einer solchen Heftigkeit hervor, daß der Feind, aus Furcht in einen Hinterhalt zu fallen, sich eiligst und mit Verlust von 500 Mann in sein Lager zurückzog.

An dem Tage, da dieses vorfiel, kamen so wohl die fränkischen Gesandten aus Damaskus, als auch die unsrigen aus Ptolemais, im Lager an. Die erstern brachten vier gefangene Ritter und die letztern ein genaues Verzeichniß der in Ptolemais gefangenen Muselmänner mit. Dieß Hin und Hergehen der Gesandten dauerte bis zum neunten Resjeb.

Hundert und achtes Kapitel.

Unter andern begehrten zwey Engländer das heilige Kreutz zu sehen, um zu wissen, ob es wirklich im Lager, oder nach Bagdad abgeführt wäre. Als man es ihnen zeigte, warfen sie sich zur Erde, bedeckten ihr Haupt mit Staub, und legten Beweise der tiefsten Ehrfurcht gegen dasselbe ab. Ingleichen berichteten sie, daß die Könige zur Erfüllung der Bedingungen drey Termine, jeden einen Monat lang, beliebt hätten. Hierauf schickte Saladin an den König von Frankreich, der nach Tyrus gegangen war, prächtige Geschenke, viele Spezereyen, und kostbare Kleider.

Von

kein angegeben wünschte, zu rechtfertigen, sagte er, man habe dieß zum Vortheil des Königes verlangt; denn nur so könnte man von den Holländern die Entschädigung für diese Schleifung fodern und erzwingen; es sey nöthig, ihnen beizeiten zu wissen zu thun, daß sie diese Entschädigung geben müßten und sie von der Sache zu unterrichten.

Menager, der wohl wußte, daß er die vom Könige erhaltene Vollmacht nicht überschreiten dürfe, erbot sich nach Frankreich zu reisen und von da unverzüglich Antwort zu bringen. Das Anerbieten wurde nicht angenommen; der Zustand der Sachen war dringend und erlaubte keinen Augenblick Verzug. Es ist wahr; man durfte eben so wenig eine glückliche Wirkung von einem bloßen Entwurfe nicht unterzeichneter Friedensvorschläge hoffen, wie man jetzt nach Holland hätte schicken müssen; man gab sich dadurch vergeblich dem Tadel der Alliirten bloß, die gegen jeden Friedensvorschlag eingenommen waren und noch dazu erfahren hatten, daß man gegenwärtig in London unterhandle. Prior stellte vor, daß man den Holländern herrliche Gelegenheit geben würde, Weitläuftigkeiten zu machen und die Eröffnung des allgemeinen Friedenscongresses zu verhindern.

Die Englischen Minister hatten den Zeitpunkt versäumt, wo sie ihre neuen Bemerkungen und Foderungen hätten machen können. Hätten sie sich darüber erklärt, ehe der Abbé Gaultier nach Frankreich ging, so hätte er Antwort darauf zurückbringen können und Menager wäre nicht in die Verlegenheit gesetzt worden, ihre Foderung zu verweigern oder ohne Befehl und wider seine Vollmacht zu handeln. Dieß stellte er vor und Prior suchte ihn zu bewegen, daß er sich der neuen Vollmacht bedienen möchte. Aber Me-

Menager bat ihn, zu bedenken, daß diese zweite Vollmacht eingeschränkter sey als die erste, und zwar auf Verlangen der Englischen Minister selbst; sie hätten so die erste für zu allgemein gehalten und um ihrem Verlangen zu willfahren, habe der König eine zweite eingeschränktere, speciellere geschickt, vermöge deren er bloß die England betreffenden Artikel unterzeichnen könne.

Er erbot sich wieder, sie zu unterzeichnen und dann sogleich nach Frankreich abzureisen; alsdann versprach er, daß in acht Tagen das Verlangen der Königin von Großbritannien erfüllt seyn sollte. Aber Prior wollte gar nichts von Menagers Abreise hören, und jeder Verzug war gefährlich. Die Holländer hatten den Pensionnär von Amsterdam Buys zum Gesandten nach England ernannt; diesem mußte man nothwendig zuvorkommen. Prior stellte dieß Menager vor und sagte, die Königin habe Befehl gegeben nach Holland zu schreiben, daß Buys Abreise aufgeschoben würde, und dem Grafen von Staffard, ihrem Gesandten in Holland, der damals in London war, sagen lassen, er sollte unverzüglich nach dem Haag zurückkehren; er habe den vereinigten Provinzen Vorschläge zu eröffnen, die ihnen angenehm seyn würden, so wie sie es auch der Königin wären. Fahren Sie aber fort, sagte er, sich zu weigern, so können wir nichts unterzeichnen; und Gott weiß, wann der Friede zu Stande kommen wird. Seine Vorstellungen waren unnütz; Menager gab nicht nach.

Am andern Morgen brachte ihm der Abbé Gaultier die Nachricht, Prior sey in großer Verlegenheit, und habe ihm gesagt, die Negociation sey in Gefahr abgebrochen zu werden. Er fühlte die Wichtigkeit der Gefahr, und um sie abzuwenden, verfaßte

er ſchnell einen neuen Entwurf, der dem Inhalt nach den empfangenen Befehlen, aber in den Ausdrücken dem Engliſchen Charakter gemäß eingerichtet war. Indeſſen brauchte er in Rückſicht der Anerkennung der Königin Anna und der Schleifung von Dünkirchen gewiſſenhaft die Ausdrücke, die ihm der König vorgeſchrieben hatte.

Dieſer neue Entwurf ſtellte das gute Verſtändniß wieder her und man verſprach ſich beiderſeits, am folgenden Tag zu unterzeichnen. Die Königin hatte die Abſicht ein Schreiben mit dem großen Staatsſiegel von England ausfertigen zu laſſen, wodurch die beiden Staatsſecretaire nebſt Prior autoriſirt werden ſollten, als ihre Bevollmächtigte mit Menager zu unterhandeln und die Urkunden, über welche ſie übereinkommen würden, zu unterzeichnen. Man hielt dieſe Formalität für nothwendig, um die Negociateurs vor den Unterſuchungen, die ſie in Zukunft zu befürchten hätten und vor der Anklage zu ſichern, daß ſie mit den Feinden Großbritanniens unterhandelt hätten, ohne Vollmacht zu haben und ſogar ohne daß der Befehl der Königin, den ſie vorzeigen könnten, contreſignirt wäre. Dieß Räſonnement war ohne Grund; ein mündlicher Befehl des Regenten iſt hinreichend, um einen Staatsſecretair, der im Namen ſeines Herrn ſpricht und unterhandelt, zu bevollmächtigen. Aber die Feinde der Miniſter dachten nur darauf, wie ſie die Negociation vernichten, oder wenigſtens ihren Ausgang verzögern könnten. Sie verhinderten daher die Ausfertigung dieſer mit dem großen Siegel verſehenen Urkunde. Die Kränklichkeit der Königin ließ ſie auch hoffen, daß die Zeit einmal und vielleicht bald kommen würde, wo ſie das jetzige Miniſterium ſtürzen und ſich an ihren Feinden, den Gliedern deſſelben, rächen könnten. Die beiden Staatsſecretaire erhielten bloß ei-

einen schriftlichen Befehl, der von der Königin unterzeichnet und an beide gerichtet war, daß sie die angenommenen Artikel unterzeichnen sollten. Vermöge dieses Befehls unterzeichneten sie am 8. October nebst Menager drei Urkunden.

Die erste, in zwei Columnen, enthielt auf der einen Seite die von England verlangten Bedingungen, auf der andern die Antwort des Königs. Die beiden Staatssecretaire schrieben die Erklärung darunter, daß sie vermöge eines ausdrücklichen Befehls von der Königin obige Artikel als Präliminarartikel acceptirten.

Die zweite Urkunde betraf den Herzog von Savoyen, auf welchem Artikel die Minister von Großbritannien so dringend bestanden hatten.

Die von Frankreich gethanen Vorschläge zu einem allgemeinen Frieden waren in der dritten Urkunde enthalten. So legte man also von beiden Seiten den ersten Grund zu einem billigen Frieden, weit von jenen verhaßten Präliminarien verschieden, welche der Dämon der Zwietracht erzeugt zu haben schien.

Bis dahin hatte man Menager noch nicht den Vorschlag gethan, ihn der Königin von England vorzustellen. Nach der Unterzeichnung und dem Abtritt der Minister, sagte ihm Prior im Namen des Staatssecretairs Saint Jean, daß er den andern Tag nach Windsor kommen sollte. Er that es, und Saint Jean führte ihn insgeheim Abends um 8 Uhr in das Appartement der Königin. Sie stiegen eine geheime Treppe hinauf, und trafen niemanden, als zwei Wachen und in dem Vorzimmer eine Vertraute der Königin.

Die Königin empfing Menager sehr gnädig. Sie bat ihn, den König von ihr zu grüßen und ihn zu versichern, daß sie nichts unterlassen würde, um die Schließung des Friedens zu befördern.

Sie

Sie sagte weiter: „Ich liebe nicht den Krieg, „und will alles was in meiner Macht steht, anwen„den, um ihn bald beendigt zu sehn. Ich wünsche „in gutem Vernehmen mit einem Könige zu stehn, mit „dem ich durch nahe Verwandtschaft verbunden bin und „hoffe, daß sich unsere Verbindung nach dem Frie„den immer mehr zwischen uns und unserm Unterha„wen durch Zusammenhang und vollkommene Freund„schaft befestigen wird."

Unter derselben Verborgenheit, unter welcher Menager zur Audienz gelassen worden war, mußte er sich entfernen. Dieselbe Kammerfrau war ausserhalb des Kabinets, und dieselben Wachen waren noch da. Er speiste zu Abend bei Saint Jean, besah den andern Tag das Schloß zu Windsor und reiste mit Prior nach London zurück, der ihm anbefahl nicht wieder zu kommen, so lange er noch am Hofe bei dem Staatssecretair wäre, weil die Wigs unzählige Spione um den Pallast umher unterhielten. Mit Recht fürchteten die Minister, die damals das Vertrauen der Königin besaßen, die Zukunft und brauchten so viel Klugheit und Vorsicht. Sie erfuhren dieß im Jahr 1714 als der Herzog von Hannover den Englischen Thron bestieg, zufolge der berühmten Acte wegen der Thronfolge in der protestantischen Linie.

Als Menager nach London zurück war, ging er am 13 November abends zu Prior, wo er den Grafen von Oxford fand. Dieser Minister sagte ihm, die Königin wäre sehr mit den gegenseitig gebilligten Bedingungen zu frieden; er versicherte, daß sie aufrichtig und lebhaft den Frieden wünsche, und auch glaube, daß der König ihn eben so aufrichtig wünsche; und er bediente sich dabei jener lateinischen Redensart: ex duabus igitur gentibus faciamus unam gentem ami-

amicissimum. Er sagte, Buys würde zwar, ungeachtet den Bemühungen der Königin ihn in Holland zurückzuhalten, bald eintreffen: aber, setzte er hinzu, ich sehe es nicht ungern, daß er aus dem eignen Munde der Königin höret, wie sehr sie den Frieden wünscht: und sie wird gewiß ihre Gesinnung mit einer Entschlossenheit zu erkennen geben, die keinen Zweifel mehr übrig lassen wird. Ich berufe mich auf das, was Ihnen der Herr von Saint Jean, den Sie hier sprechen werden, sagen wird. Er wird Sie auch davon benachrichtigen, was man für Maasregeln zu Eröffnung der Friedensunterhandlungen genommen hat. Uebrigens geben Sie dem Könige die Versicherung, daß er mit uns zufrieden seyn soll, und wir hoffen, daß auch wir mit ihm zufrieden seyn können.

Nachdem sich der Großschatzmeister entfernt hatte, kam Saint Jean und sagte Menager, daß der Graf von Stafford, Englischer Gesandter in Holland, sich von der Königin beurlaubt habe, um auf seinen Posten zurückzukehren; daß er spätestens in zwei Tagen zu Schiffe seyn und gleich nach seiner Ankunft dem Pensionnair von Holland die allgemeinen Friedensvorschläge Frankreichs mittheilen würde; er würde ihm sagen, daß die Königin sie billig fände; es sey auch beschlossen, keine Stadt in der Provinz Holland zu wählen; man schlage daher Ruinwegen, Utrecht, Lüttich und Aachen vor, worunter eine Stadt zum Versammlungsort der Bevollmächtigten gewählt werden könnte.

Saint Jean sagte Menager, daß die Königin die übrigen schon bestimmt habe. „Der erste, sagte er, „ist Robinson, Bischoff von Brissol, Geheimer „Siegelbewahrer; er ist ein guter Tory, ein guter Negociateur, ein braver Mann; ein wenig Phlegmatikus; „er hat zwei und dreißig Jahre an den nordischen Hö-

fen

„ſen reſidirt und die Unruhen zwiſchen Schweden und „Dänemark geſtillt.

„Der andere iſt der Graf von Stafford, ge„genwärtig Ambaſſadeur in Holland. Dies iſt ein „Herr, der ins Feuer geht wie ein Dragoneroffizier; „er wird die Befehle der Königin raſch vollziehen.

„Prior iſt der dritte Bevollmächtigte. Ich ſa„ge Ihnen nichts von ſeinem Charakter und ſeinen „Geſinnungen; Sie kennen ihn; ganz Frankreich „kennt ihn. Ich habe das Geſchäft die Befehle zu „verfertigen, die ihnen ertheilt werden. Hören Sie „einen Augenblick auf, franzöſiſcher Miniſter zu ſeyn, „ſeyn Sie bloß Zeuge unſerer redlichen Abſichten und „der Aufrichtigkeit, mit welcher wir den Frieden wün„ſchen; geben Sie davon Ihrem Hofe, wenn Sie zu„rück gekehrt ſind, einen treuen Bericht, ſetzen Sie „aber die Bemerkung hinzu, daß wir in Rückſicht „unſerer Alliirten behutſam verfahren müſſen. Dieß „thun wir zum Beiſpiel, indem wir zugleich mit „Stafford den Grafen von Rivers abſchicken, bloß „um den Herzog von Hannover verſichern zu laſſen, „daß wir die Thronfolge in der proteſtantiſchen Linie „gültig erhalten wollen.

„Wir können uns auch nicht der Bedingung „überheben, daß Holland und das deutſche Reich eine „ſichere und ſchickliche Barriere erhalten ſollen, ſo wie „ſie der König zu verſprechen geruht hat.

„Ein dritter Punkt, der uns ſehr am Herzen „liegt, iſt der wirkliche Beſitz und Genuß der Vor„theile, welche durch die vom Könige gebilligten Arti„kel an England verſprochen worden ſind.

„Ehe wir in dieſen drei Punkten nachgäben, müß„ten wir uns lieber entſchließen durch Eintreibung „der Koſten zur Fortſetzung des Kriegs das Land zu „Grunde zu richten; aber wir hoffen, daß uns das

ver-

„verſprochene pünktlich gewährt werden wird. Frank-
„reich muß daher ſtandhaft und nachgiebig ſeyn; ſtand-
„haft, um den Holländern die Spitze zu bieten, wenn
„ſie die an England verſprochenen Vortheile ſtreitig ma-
„chen; nachgiebig in Anſehung einiger Artikel, deren
„Bewilligung zur Beförderung des Friedens gereicht.“

Menager proteſtirte gegen dieſe Nachgiebigkeit, welche die Holländer, wie er glaubte, gewiß mißbrauchen würden, wie ſie ſchon ſo oft gethan hätten. „Sie wiſſen, antwortete Saint Jean, wir haben „es ihnen zu wiederholtenmalen erklärt, daß England „wegen des ungeheuern Aufwands, den es gemacht „hat, ſich berechtigt glaubt, ihre verlangte Barriere „zu bilden und zu beſtimmen. Es iſt unſerm Intereſſe „nicht gemäs, daß ſie ſo ausgedehnt, oder ſo „ſtark werde. Laſſen Sie uns aber alle bei Unterhand-„lungen gewöhnliche Umwege übergehen und zum „Zweck kommen. Dieſer iſt den Frieden zu ſchlieſſen „und zwar ſchnell, um die Koſten eines neuen Feld-„zugs zu erſparen. Wir können uns auf das Par-„lament verlaſſen; es hat den Beſchlüſſen der Königin „Beifall gegeben. Sie hat dem Grafen von Staf-„ford Befehl gegeben, von den Generalſtaaten die „nöthigen Päſſe für die Bevollmächtigten zu verlan-„gen, welche der König ernennen wird und ſie durch „einen expreſſen Kourier nach Frankreich zu ſchicken.“

Nach genommenem Abſchied ſagte Saint Jean Menager: die Königin habe Befehl gegeben, daß ein Staatsbote mit ihm auf demſelben Fahrzeuge nach Calais gehen ſollte; ſie habe dieſe Vorſorge nöthig gefunden, um allen Verzug zu vermeiden. Der nämliche Bote ſollte zu Calais auf die Antwort des Königs warten und ſie nach London bringen.

Nachdem Saint Jean weggegangen war blieb Prior allein mit Menager und ſprach mit vie-

vielem Lobe vom Großschatzmeister. Er lobte seinen Eifer für den Frieden, auch die Standhaftigkeit und Unerschrockenheit, mit der er die Widersprüche des Ministeriums aufgenommen und bestritten und die Königin so entschlossen gemacht habe, daß sie jedem, welcher gegen ihre Gesinnungen zu sprechen gewagt, Stillschweigen geboten habe. Zuletzt versicherte er, die Königin wünsche so sehr den Frieden, daß sie Douvres oder selbst London zum Congreßort vorschlagen wolle, wenn die Holländer thörigt genug wären, Schwierigkeiten zu machen.

Der Großschatzmeister und Saint Jean begnügten sich nicht mit den mündlichen Versicherungen, die sie Menager von der aufrichtigen Gesinnung der Königin gegeben hatten; sie wiederholten dieselbe Betheurungen in den Briefen, die sie, bei Gelegenheit seiner Rückreise nach Frankreich, an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten schrieben. Sie unterhielten seitdem während der Friedensnegociationen zu Utrecht einen geheimen Briefwechsel mit einander. Der Großschatzmeister sah voraus, daß ihm dieser Briefwechsel während des Kriegs einst zum Verbrechen gemacht werden könnte; er wollte daher nicht, daß Menager von dem Briefe, den er geschrieben hatte, etwas erführe. Er übergab ihn dem Abbé Gaultier und befahl ihm ausdrücklich, in seinem Namen zu bitten, daß man niemanden darum wissen ließe als den König.

Dieser Minister, dessen Ansehn bei der Königin damals den höchsten Grad erreicht hatte, bewog sie, daß sie, als eine Gefälligkeit gegen die König, dem Marschall Tallard die Erlaubniß gab, nach Frankreich zu gehn und da auf sein Ehrenwort vier Monate zu bleiben, damit er seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung bringen könnte.

Er

Er war nach der unglücklichen Bataille bei Höchſtädt als Gefangner nach England geführt worden, und hatte die Stadt Notingham zum Aufenthalt bekommen. Er genoß blos die Freiheit in der Stadt ſpazieren zu gehn und jagen zu dürfen, mußte aber des Nachts in der Stadt bleiben. Uebrigens ward er ſo nahe beobachtet, daß er ganz das Unangenehme ſeiner Gefangenſchaft fühlte. Mehreren Officieren, die in dem nämlichen Treffen gefangen und nach England geführt worden waren, hatte man auf ihr Ehrenwort nach Frankreich zu gehen und ſich da aufzuhalten erlaubt; der Herzog von Marlborough hatte ſich im Jahr 1709 auf dem Congreß im Haag faſt verbindlich gemacht, dem Marſchall Tallard dieſelbe Gnade zu verſchaffen: aber nach der Trennung jenes unnützen Congreſſes fuhr die engliſche Regierung fort, dieſelbe Strenge gegen ihn zu brauchen. Man fürchtete ſeine Talente, ſeinen Scharfblick und daß er, trotz der gebrauchten Vorſicht ihm alle Kenntniß von dem Zuſtande Englands zu verſchließen, doch das Innere des Reiches zu gut kennen lernen möchte. Je mehr man ihn alſo für fähig hielt, geheime Unterhandlungen anzuſpinnen und fortzuführen, je mehr Aufmerkſamkeit und Strenge brauchte man, um ihn daran zu verhindern.

Man muß diejenige entſchuldigen, die von der Wahrſcheinlichkeit getäuſcht aus Unkunde der Wahrheit in ihren gedruckten Memoires behauptet haben: der Marſchall von Tallard habe während ſeiner Gefangenſchaft in England die erſte Friedensunterhandlung eingeleitet. Dieß iſt nicht die einzige falſche Behauptung, die für Wahrheit ausgegeben worden iſt. Der Abbé Gaultier hatte die Ehre, den erſten Friedensantrag zu thun, und man iſt ſeinem Andenken das Lob ſchuldig, daß er mit Klugheit und

Von nun an drangen die Franken unabläßig auf die Erfüllung jener Bedingungen. Für den ersten Termin verlangten sie das Kreutz, 100000 Goldstücke, und 600 Gefangene. Nachdem nun dieß alles, bis auf die gefangenen edlen Ritter, von welchen man nicht so geschwind die bestimmte Anzahl herbeyschoffen konnte, in Bereitschaft war, schickten sie einige treue Personen ab, die das Vorhandene selbst ansehen mußten. Mit dem Ablauf des Termins waren auch die verlangten edlen Ritter beysammen, der Sultan wollte sich aber nicht eher zur Zahlung bequemen, als bis die Franken alle Gefangene losgegeben und für die Sicherheit der übrigen Zahlung Geißeln angenommen, und selbst Geißeln gestellt hätten, die so lange in seiner Gewalt bleiben sollten, bis alle Gefangene ausgeliefert wären. Diese Bedingung wollten sie nicht eingehen, sondern verlangten, daß er ihnen auf ihr gegebenes Wort trauen solle, welches dem Sultan verdächtig war.

Hundert und neuntes Kapitel.

Ermordung der in der Stadt befindlichen Muselmänner, deren sich Gottes Barmherzigkeit annehmen wolle.

Wegen dieser Weigerung des Sultans mußten die gefangenen Muselmänner die Rache des verruchten Königs von England empfinden. Sie hatten ihm die Stadt unter dem Beding übergeben, daß er auf jeden Fall ihres Lebens schonen, und sie als Sclaven behandlen solle, wenn der Sultan nicht das erfüllen würde, was sie versprochen hätten. Aber jene. Bös

Vorsicht verfuhr, im Fortgang der Unterhandlung oft guten Rath gab und das Vertrauen der englischen Minister nicht mißbrauchte.

Kaum war Menager von London abgereist, als man daselbst die Nachricht von dem Unglück der englischen Escadre erhielt, die zur Eroberung von Canada abgeschickt worden war. Der glückliche Ausgang dieses Unternehmens schien den Ministern der Königin, die mit Menager unterhandelten, so zuverlässig zu seyn, daß sie nie von den Ansprüchen auf Quebec abstehn wollten, in der Meinung die Engländer wären davon in Besitz. Ihre Erwartung wurde getäuscht; der Chevalier Hill hatte sieben Transportschiffe nebst fünf und zwanzig Compagnien der besten Truppen verloren, die unter seinem Commando waren. So hob sich die Streitigkeit über den Besitz von Quebec von selbst.

Der Graf von Stafford, der fast zu derselben Zeit, als Menager nach Frankreich zurückkehrte, nach Holland abgereist war, hatte Befehl den Pensionnair über den Zustand der in London angefangenen Negociation zu unterrichten, ihm alles mitzutheilen, was zwischen den Ministern der Königin und Menager verhandelt worden war; ihm die Ursachen zu erklären, warum die Königin bis dahin den Generalstaaten nichts davon zu wissen gethan; endlich ihm zu sagen, sie habe es nur deßwegen bei allgemeinen Bedingungen für die Alliirten bewenden lassen, weil sie sich nicht habe anmaßen wollen, über ihr Interesse und ihre Foderungen zu entscheiden, und um ihnen gänzliche Freiheit zu lassen, auf dem Friedenscongreß selbst zu unterhandeln. Ihre Absicht wäre, in Verbindung mit ihren Alliirten zu handeln, im geringsten nicht sich abzusondern; und

um allen Verdacht zu vermeiden, habe ſie nicht darein gewilligt, daß der allgemeine Friedenskongreß in England gehalten würde.

Staffort ſollte auch dem Penſionnair verſichern, die Königin habe ihren Unterthanen keinen einzigen Vortheil verſchafft, der den Holländern zum Schaden gereiche; und es ſollte ſie keine Anerbietung von Seiten Frankreichs bewegen, Frieden zu ſchließen, wenn ſie nicht durch den Traktat, die Verſicherung erhielte, daß die Republik Holland in Anſehung der Barriere, des Handels und ihrer übrigen Foderungen befriedigt werden ſollte.

So viele Rückſichten nebſt dem, was England während des Kriegs gethan hätte, müßten die Königin von Großbritannien ſattſam rechtfertigen, ſelbſt wenn ſie es für rathſam hielte, auf das Intereſſe ihrer Unterthanen als den vorzüglichſten Punkt in der ganzen Negociation zuerſt zu denken; demungeachtet wollte ſie blos daran erinnern, wenn etwa die Holländer ferner unbillige Beſorgniſſe wegen ihrer Aufrichtigkeit und ihres Verfahrens zeigen ſollten, daß ſie ſich über die Holländer wegen eines ganz von dem ihrigen verſchiedenen Verfahrens beklagen könnte. Wenn ſie ihren Rath annehmen wollten, ſo wollte ſie ihnen rathen, ihre Foderungen in Abſicht auf die Barriere zu mildern und lieber in einen Vergleich zu willigen, wenn ſie eine ſchickliche und hinreichende Anzahl Feſtungen zur Sicherheit ihres Landes erhalten könnten, als hartnäckig auf allem zu beſtehen.

Denſelben Rath gäbe ſie auch den Kaiſerlichen und allen denen von den Alliirten, welche die Präliminarien von 1709 befolgt wiſſen wollten und alle von jenen Artikeln verſchiedne Vorſchläge verwürfen.

Wenn die Holländer darauf beſtehen und lieber den Krieg fortſetzen, als jene Präliminarien aufgeben wollten, ſo erkläre ſie, daß England nicht mehr im Stande ſey, eine Laſt zu tragen, wobei die Alliirten ſo ungleichen Beiſtand geleiſtet, und ſich faſt alle ihrer Pflicht entzogen hätten, während England darunter erliege. Sie gebe ihnen die Wahl, entweder ihr Contingent regelmäßig zu geben, oder Frieden zu machen.

Unter den Städten, welche der König zum Congreß vorgeſchlagen hatte, hatte die Königin von England Utrecht gewählt. Der Graf von Stafford ſollte dieß dem Penſionnair melden, ihn ermuntern, daß er ſeine Gebieter zu derſelben Wahl beſtimmte, und ihm die Päſſe für die Bevollmächtigten des Königs übertragen, ſo daß der Congreß am 12. Januar des folgenden Jahrs 1712 eröffnet werden könnte.

Die Königin von England hatte ihrem Geſandten Befehl gegeben, dieſe Päſſe, ſo bald er ſie erhalten haben würde, nach Verſailles zu ſchicken. Denn damals war das zur Vollbringung eines ſo wichtigen Werks, als das Friedensgeſchäft war, nothwendige Zutrauen zwiſchen den engliſchen und franzöſiſchen Miniſtern vollkommen hergeſtellt.

Dieß mießfiel den Feinden aller Eintracht und beſonders denen, welche in Holland den meiſten Antheil an der Staatsverwaltung hatten, auſſerordentlich. Sie waren wenig geneigt die Ausfertigung der Päſſe ſo bereitwillig, als die Königin von England ſich geſchmeichelt hatte, zu befördern; aber durch dieſe Verzögerung konnten ſie blos die Eröffnung des Friedenscongreſſes verſchieben, nicht die Unterhandlung ſelbſt vernichten. Man wollte in Holland, wo möglich, dieſen

sen Zwischenraum benutzen, um Mißtrauen zwischen Frankreich und England zu erwecken und das gute Einverständniß zu zerstören. Man streute das Gerücht sogar bis nach London aus, daß eine geheime Unterhandlung zwischen Frankreich und Holland eingeleitet werde, indem der König wohl wüßte, daß der Frieden blos auf diesem Wege zu Stande kommen könnte.

Die englischen Minister wurden dadurch etwas beunruhigt, aber bald wieder durch die an den Abbé Gaultier geschickten Befehle befriedigt. Dieser war nach Menagers Abreise allein in London geblieben, um die Negociation zu unterhalten. Der König ließ ihm schreiben, er sollte Oxford und Saint Jean versichern, daß alle diese von den gemeinschaftlichen Feinden gebrauchten Kunstgriffe nicht vermögend wären, seine Standhaftigkeit zu erschüttern; er beharre fest in den Gesinnungen, die allein Europa's Wohl befördern könnten und er hoffe daher auch eine gleiche Standhaftigkeit von Seiten der Königin von Großbritannien. Gaultier berief sich auf das Verfahren der Generalstaaten bei den vorigen Negociationen und überzeugte die Minister mit leichter Mühe, daß sie von dem Könige nicht die geringste Gefälligkeit verdienten und daß es noch viel sey, wenn er ihnen die Vortheile verwilligte, die er, ohne dem Frieden nachtheilig zu seyn, nicht verweigern könnte, da sich die Königin von Großbritannien zu ihrem Besten verwendete.

Er erhielt auch die Beistimmung der Minister, daß der König von den Alliirten eine Entschädigung für die Schleifung von Dünkirchen erhalten müßte, die im Verhältniß mit dem Verluste stünde, welchen Frankreich durch diese wichtige Schleifung erlitt, die der

König nur auf das inständige Verlangen der Königi
als den wesentlichsten Beweis seiner Freundschaft fü
sie, bewilligt habe. Diese Entschädigung, welche üb
schon unterhandelt worden war, sollte in der Zurüc
gabe der benannten Plätze in Flandern bestehn, dere
sich die Feinde während des Kriegs bemächtigt hatte

Da in den von Menager zu London unte
zeichneten Artikeln nichts weiter streitig war als d
Ausdruck Amerika über dem Nordmeer,
versprach Gaultier nach dem darüber erhaltene
Befehl den beiden englischen Ministern, daß dies
Ausdruck zu ihrer Zufriedenheit bestimmt werde
sollte. Er versicherte sie beide, der König vertrau
ganz der Redlichkeit ihrer Absichten und bestätig
diese Versicherungen durch die Briefe, die auf Befe
Sr Majestät vom Staatssecretair an sie geschriebe
und ihm zugeschickt worden waren. So waren al
die von Menager zu London unterzeichneten Artik
alle gebilligt und seine nun vollendete Negociation ge
den Plan zu den Instruktionen, welche der König kur
nachher seinen Bevollmächtigten zum Friedenscongre
ertheilte.

Die Eröffnung dieses zu Utrecht angesagte
Congresses schien nun nahe; denn sie war auf de
12. Januar bestimmt, und es war damals
Ende des Novembers 1711. Aber die Republi
Holland oder besser diejenige von der Regierung
welche die Fortsetzung des Krieges wünschten, wollte
ihre Gesinnungen nicht ändern. Sie fürchteten de
hohen Standpunkt verlassen zu müssen, zu dem
sich seit einigen Jahren emporgeschwungen zu h
ben glaubten, als Schiedsrichter und Herrn vo
Europa über Königreiche zu entscheiden und den grö
ten Monarchen Gesetze vorzuschreiben; Eigennutz u

Leidenschaft erhielt sie in diesem eiteln Wahn. Die Präliminarien von 1709, das Werk des Pensionnair Heinsius wurden als die Norm angesehn, von welcher die Generalstaaten nicht weichen dürften, ohne ihr Land dem Untergang und Europa der Unterwerfung unter die Macht des französischen Hauses hinzu geben. Man sprach im Haag von nichts, als daß man alle Kräfte aufbieten und den Krieg lebhafter als zuvor führen müßte. Man beschwerte sich über das Verfahren des neuen englischen Ministeriums und beschuldigte es laut der Untreue. Man wollte vorausseyn und machte es wenigstens dem Volke glauben, daß der vernünftigere Theil der englischen Nation die Verräther zwingen würde, alle Friedensunterhandlung aufzugeben. Auf Buys, den Gesandten in England, hatte man alle Hoffnung gestellt; man hoffte alles von seinen geheimen Kunstgriffen; von seinen versteckten Gängen viel mehr noch als von seiner Beredtsamkeit.

Das Hauptgeschäft dieses Deputirten sollte seyn, Feuer in London anzufachen und, durch welche Mittel es auch wäre, den Sturz des neuen Ministeriums zu bewirken. Er war so gewiß überzeugt, daß es ihm gelingen würde, indem er leicht glaubte, was er eifrig wünschte, daß er vor seiner Abreise gesagt hatte, sobald er mit der Königin eine geheime Unterredung in ihrem Cabinet gehabt haben würde, sollte sie keinen ihrer neuen Minister auf seinem Posten lassen.

Der König, der alles erfahren hatte, was man im Haag gesprochen hatte, ließ den Ministern Meldung davon thun und fragen, was die Königin für Maaßregeln ergreifen würde, wenn die Generalstaaten fortführen, die vom englischen Gesandten verlangte Ausfertigung der Pässe zu verweigern oder zu verzögern?

Ein Mittel, sie im Fall der hartnäckigen Verzögerung des Congresses zu bestrafen, war, einen Congreß blos zwischen den Bevollmächtigten des Königs und der Königin von England zu eröffnen, dort alle Artikel des allgemeinen Friedens zu bestimmen und so die Holländer der Gelegenheit zu berauben, ihr angemaßtes Ansehn, als Schiedsrichter von Europa, auszuüben. Der König erbot sich, seine Bevollmächtigte nach England zu schicken, wenn es die Königin wünschte. Ferner erbot sich Se Majestät, sobald die Friedensbedingungen in dieser Partikularunterhandlung bestimmt worden wären, sollten die Engländer vom Augenblick an in den Genuß der Prärogativen treten, welche nach der von Menager unterzeichneten Convention der englischen Nation zugestanden worden wären.

Um diese Zeit hatte der Graf von Peterborough bei seiner Durchreise durch Frankfurt gesagt, England würde nicht an den Frieden denken, wenn der Kaiser einen Theil der in Ungarn stehenden Truppen an den Rhein oder in die Niederlande schicken wollte. Man kannte Peterborough's Karakter und seine fruchtbare Einbildungskraft, die sich nicht von der Wahrheit einschränken ließ, und man wußte, daß er in die Geheimnisse eingeweiht scheinen wollte, die man sorgfältig vor ihm verbarg. Er hätte gern glauben gemacht, die Königin von England und ihre Minister handelten nur mit seinem Wissen und auf seinen Rath. Seine Reden verursachten daher weder Beunruhigung, noch Argwohn wegen der Aufrichtigkeit der englischen Minister. Der König ließ nur den Grafen von Oxford davon benachrichtigen. Der angefangene Briefwechsel zwischen den Ministern beider Höfe wurde seit der Unterzeichnung der vertragenen Artikel mit mehr Ungezwungenheit und weniger

Behutſamkeit unterhalten. Menager hatte von London für die Sicherheit der Fahrzeuge, welche die Kouriere von Calais nach Dovre und von Dovre zurück nach Calais führten, Päſſe mitgebracht.

Da indeſſen Fälle vorkommen konnten, wo der Graf von Orford und Saint Jean ſtatt durch weitläufige Depeſchen ſich lieber gegen den Abbé Gaultier über ihre Abſichten zu erklären, und ihn nach Frankreich mit ihren mündlichen Aufträgen zu ſchicken wünſchten; ſo hatte ihm der König befohlen, ſich nach ihrem Gutdünken zu richten und, ſobald ſie es wünſchten, abzureiſen.

Es währte nicht lange, ſo baten ſie ihn nach Verſailles zu reiſen, um ein Memoire, das ſie ihm überreichten, zu überbringen und ihnen Antwort darauf zu melden.

Dieſes Memoire enthielt die vom Könige verlangte Erklärungen der Königin, ſowohl über das, was ſie in Holland gethan und was ſie von den Geſinnungen der Holländer dächte, als auch über ihre eignen Abſichten und wie ſie glaubte, daß die Unbiegſamkeit der Republik Holland überwunden und ſie zu friedlichern Geſinnungen gebracht werden könnte. Es wurde gemeldet, daß der Graf von Staffford nach ſeiner Ankunft im Haag den Vorſchlag gethan habe, den Congreß unverzüglich zu eröffnen, daß er aber die Antwort bekommen hätte, die Friedensverſchläge Frankreichs, welche die Königin von England überſchickt habe, ſeyen nicht genugtuend; die Republik könnte nicht weiter gehn, bevor man wüßte, was die Gegenvorſtellungen bewirkten, welche Buys der Königin zu thun Befehl habe.

Dieſe vergeblichen Gegenvorſtellungen waren geſchehn. Der Zweck davon war, der Königin zu

erklären, die Republik wäre zwar zum Frieden bereit, indessen scheine es ihr allzu gefährlich zu seyn, daß man den Friedenscongreß eröffne, ehe die von Frankreich vorgeschlagenen Friedensartikel genauer bestimmt und auseinandergesetzt wären.

Das Memoire sagte noch, die Königin bleibe, ungeachtet dieser Vorstellungen standhaft bei dem einmal gefaßten Beschluß, daß unverzüglich die Unterhandlungen auf die zu London unterzeichneten Artikel gegründet, eröffnet werden sollten. Sie habe daher Buys geantwortet, diese Artikel enthielten im Allgemeinen alle die Prätensionen, welche die Alliirten vernünftigerweise machen könnten, sie halte sie auch für deutlich genug und hinreichend und sie wiederhole den Befehl, den sie dem Grafen von Stafford gegeben habe, daß er die Eröffnung des Congresses, die Wahl der Congreßstadt und die Ausfertigung der Pässe für die französischen Bevollmächtigten betreiben sollte.

Zuletzt erbat sie sich vom Könige, als ein nöthiges Mittel zu Beförderung ihrer guten Absichten, der König möchte geruhn, ihr seine geheimen Gedanken über das besondere Interesse eines jeden von den Alliirten mitzutheilen: ihre Absicht wäre, diese Kenntniß dazu zu gebrauchen, um sie desto leichter in die allgemeine Unterhandlung zu ziehen. Sie hoffte guten Gebrauch davon zu machen und etwas für das allgemeine Beste zu thun.

Sie wünschte daher, daß ihr der König erlaubte die Holländer, ohne fürchten zu müssen, daß sie zuviel verspräche zu versichern, daß Se Majestät, in Ansehung des Friedens, zu ihrem Besten das Tarif von 1664 wieder herstellen wollte, und daß sie eine Barriere

riere erhalten ſollten, ſo wie nun der König ihr darüber ſeinen Plan mittheilen würde.

Die Königin verlangte auch die Vollmacht, im Namen des Königs zu verſprechen, daß der Herzog von Savoyen eine Barriere an der franzöſiſchen Grenze erhalten ſollte, ohne daß deswegen die Vortheile, welche ihm die beiden Majeſtäten in Italien verſchaffen würden, vermindert werden ſollten.

Dieſer Fürſt war der begünſtigteſte Alliirte Englands und die Miniſter ſuchten ihn am beſten zu bedenken. Man glaubte, wenn der Herzog von Savoyen und die Republik Holland mit der Königin zur Beförderung des Friedens vereinigt wären, ſo würde es leicht ſeyn, die größten Schwierigkeiten und jedes Hinderniß deſſelben zu beſiegen.

Auſſer dieſen vorzüglichern Alliirten, ſagte das Memoire, müßten auch der Kurfürſt von Brandenburg und der Herzog von Hannover befriedigt, der eine in der angenommenen Qualität als König von Preußen, der andere in der vom Kaiſer erhaltenen kurfürſtlichen Würde anerkannt werden.

Die einzige Abſicht der Königin von England, warum ſie vom Könige ſolche Beweiſe des Vertrauens foderte, war, daß ſie die ſicherſten Mittel anwenden wollte, um alle Weitläufigkeit in der Negociation zu verhindern. Da ſie wußte, daß der König in dieſer Rückſicht vollkommen gleicher Geſinnung mit ihr war, ſo hoffte ſie auch, daß er nichts von ihrer Diſcretion fürchten würde, weswegen ſie ihm abermals Verſicherungen gab und verſprach, das vom Könige anvertraute allein für ſich zu behalten und es nur zum Vortheil des billig erwünſchten Friedens zu gebrauchen.

Dieſes dem Abbé Gaultier überreichte Memoire war mit Briefen von den beiden Miniſtern begleitet.

Der

sewicht brach seine Zusage, und that das, was er gewiß, wie es hernach seine eignen Glaubensgenossen bekannten, auch dann noch würde gethan haben, wann ihm sein Verlangen vom Sultan wäre zugestanden worden. Es rückte nemlich die ganze fränkische Macht bis an die Brunnen am Hügel Alajada aus. Hier wurden die Gefangenen 3000 an der Zahl auf eine Wiese gestellt, und durch die Hand eines einzigen Wütherichs niedergemetzelt. Unsre Vorposten standen in einer zu weiten Entfernung als daß sie genau hätten sehen können, was da vorgienge. Jedoch fielen sie mit den Verstärkungen die ihnen der Sultan zugeschickt, den Feind an, und fochten bis in die Nacht, wobey auf beyden Seiten sehr viele Menschen umkamen. Erst den folgenden Tag wurden wir die verübte Grausamkeit des Feindes inne, da wir die blutigen Leichname auf dem Felde sahen. Nur die höchsten Officiere, oder starke zur Arbeit taugliche Personen waren verschont worden. Man giebt verschiedene Ursachen dieses Blutbades an: einige z. B. sagen, der König von England habe dadurch das Vergeltungsrecht ausüben wollen: andre, er habe so schnell als möglich nach Askalon ziehen wollen, und es nicht für rathsam befunden so viele Gefangene in einer Stadt beysammen zu lassen. Gott weiß was wahr ist.

Hundert und zehntes Kapitel.

Der Feind marschirt nach Askalon und gegen die östliche Küste.

Nachdem die Festungswerke wieder ausgebessert, und mit einer Besatzung versehen waren, trat das fränkische Heer unter Anführung des Königs von England am 21ster Resjeb, den Marsch nach Askalon an. Den

Der Graf von Orford bezog sich in dem seinigen auf das Memoire und vorzüglich auf das, was der Ueberbringer desselben sagen würde. Er versicherte, daß seine Königin standhaft bei dem gefaßten Entschluß bleiben würde, alles, was ihr möglich wäre, zur Beförderung eines guten dauerhaften Friedens zu thun; und daß weder die geheimen Künste der Ausländer noch innere Partheisucht im Stande wären, ihre Gesinnung zu ändern.

„Sie hat sich, setzte er hinzu, darüber gegen „Buys erklärt, indem sie sich auf die redliche Ant„wort bezog, welche der Graf von Stafford in „ihrem Namen in Holland geben sollte. „Ich wage „hinzuzusetzen (es sind die Worte des Großschatzmei„sters) daß, soviele Schwierigkeiten die Diener der „Königin auch dabei finden, Sie doch entschlos„sen und standhaft die frommen Entschließungen ihrer „Königin zu vollziehen suchen werden."

Orford versicherte, die Königin erkenne dankbar das Anerbieten des Königs, seine Bevollmächtigten zur Friedensunterhandlung nach England zu schicken. Er glaube indessen, daß die in dem vom Abbé Gaultier überbrachten Memoire enthaltenen Vorschläge zuverläßiger die Absicht des Königs erreichen könnten und der Friedenscongreß ohne Verzug eröffnet werden würde.

„Was ihn betreffe, so würde er seiner Königin „schlecht dienen, wenn er nicht alles, was in seinen „Kräften stände, anwendete, um eine Freundschaft und „ein gutes Vernehmen zu cultiviren, wovon die Frei„heit und Ruhe von Europa abhieng."

Der Brief, welchen Saint Jean bei Gaultiers Abreise schrieb, war in eben so starken und lebhaften Aus-

Ausdrücken geſchrieben. Er bezog ſich wie Oxford auf das Memoire, das Gaultier überbrachte und auf den Bericht, den dieſer von dem Zuſtande in welchem ſich das wichtige Friedensgeſchäft befände, geben würde. Er gab Verſicherungen von der Aufrichtigkeit ſeiner Königin und vergaß nichts, wodurch er die bis dahin gegebenen Beweiſe davon in ihr volles Licht ſetzen konnte. Saint Jean gab zu, daß auch in England, ſo wie überall, die Uebelgeſinnten Mißtrauen zu erregen und zu nähren ſuchten; indeſſen habe man ihrer Bemühungen wegen nicht in Sorgen zu ſeyn, indem es nur vom Könige abhange, ſie zu vereiteln. Dieß, ſagte er, würde leicht durch die Erklärungen geſchehn, die man von Sr Majeſtät erbeten und ſchon verſprochen bekommen habe; dieſe würden alle Zweifel zerſtreuen; die Miniſter der Königin würden ſie ſo behutſam gebrauchen, daß wenn der König wie ehemals ihnen einen beſondern Plan von Präliminarien vorlegen wollte, die Königin ihn nie ihren Alliirten vorlegen würde. Die Erklärungen, welche Gaultier nach London bringen ſollte, waren alſo um ſo angelegentlicher erwartet, da, wie Saint Jean ſchrieb, ſo bald ſie angekommen wären, das Parlament, das ſich bald verſammeln würde, eben ſo eifrig für den Frieden, als ſonſt für den Krieg, ſtimmen werde.

Da man die Aufrichtigkeit dieſes Miniſters kannte, ſo durfte man nicht zweifeln, daß er von den Geſinnungen der engliſchen Nation ſeine wahre Meinung ſchrieb; aber obgleich man in England den Frieden wünſchte, ſo hatten die Gegner deſſelben doch noch nicht allen Einfluß verloren und ihr beſonderes Intereſſe, ſo wie ihre Erbitterung gegen das neue Miniſterium, das ſie zu ſtürzen hofften, wenn der

Krieg

Krieg fortgesetzt würde, mußte sie in ihren Bemühungen ermuntern.

Buys und die übrigen Minister der Alliirten gründeten ihre Hoffnung auf die Feindschaft der Wigs gegen das neue Ministerium.

Ersterer hatte sich vor seiner Abreise aus dem Haag gerühmt, die Königin würde keinen Augenblick seinen beredten Vorstellungen widerstehn können. Der Erfolg hatte seine Hoffnung getäuscht, er hatte von der Königin selbst gehört, daß sie den Frieden wünsche und daß die Holländer bald aufhören möchten, sich der Eröffnung des Friedenscongresses zu widersetzen. Die Antwort des Großschatzmeisters, des ersten Ministers, hatte ihn eben so wenig befriedigt; denn sie war ganz mit der Erklärung der Königin übereinstimmend. Noch mehr verdrossen ihn die Vorwürfe, die ihm der Großschatzmeister machte, daß die Republik Holland seit fünf Jahren ihre Pflicht versäume und nicht so viel Contingent gebe, als im Allionztraktat ausgemacht worden sey. Zudem hatte Orford eine Frage an ihn gethan, die ihn sehr in Verlegenheit setzte. „Sind, sagte er, ihre Gebieter im Stande, das Versäumte nachzuholen und in Zukunft ihre Schuldigkeit zu thun?"

Die Eitelkeit des holländischen Ministers erlag dieser Frage. Er mußte die Wahrheit gestehn und zugeben, daß es der Republik unmöglich sey, künftig das Schuldige zu leisten. Da er also nicht hoffen konnte, durch Gründe zu überzeugen, die nur etwas wirken können, wenn sie wahr sind, so nahm er seine Zuflucht zu andern Mitteln und hielt es fürs beste, sich den Wigs in die Arme zu werfen und sich mit den auswärtigen Ministern, die mit dem englischen Gouvernement unzufrieden waren, eng zu verbinden.

Einer

Einer der vorzüglichſten unter dieſen war damal der Graf Gallas der Miniſter des Kaiſers, aber am engliſchen Hofe als Geſandter des Erzherzogs als Königs von Spanien anerkannt. Man hielt ihn für einen klugen Mann und für einen der einſichtsvollſten unter den Miniſtern des Wiener Hofes, die im Auslande waren. Während ſeines Aufenthalts in London hatte er genug Zeit, um den Geiſt der Regierung, den Einfluß und Karakter derer, welche die oberſte Staatsverwaltung führten und den Karakter der Nation kennen zu lernen.

Demungeachtet betrog er ſich; aber um ſeine Irrthümer ganz kennen zu lernen, müſſen wir zum Jahr 1710 zurückgehn und zeigen, wie ſich dieſer Miniſter, deſſen Klugheit und Einſicht man ſo ſehr rühmte, damals verhielt. Gallas war gewohnt, alle Macht in den Händen der Wigs zu ſehn und glaubte daher, ihr Anſehn wäre unerſchütterlich, ſo daß, als man ihm ſagte, bald werde Sunderland und nach ihm auch Godolphin ihrer Stellen entſetzt werden, er es nicht eher glaubte, bis es ſchon geſchehn war. Er hielt es auch für eine falſche Vorherſagung, als man ihm die Nachricht gab, das Parlament würde bald auseinander gehn und ein neues berufen werden, deſſen Glieder vom Hofe und dem neuen Miniſterium abhiengen.

Es hatte das Vorurtheil, daß England, das mehr als jede andere alliirte Macht zur Fortſetzung des Kriegs gerüſtet ſey, gewiß nie von ſeiner Allianz abgehn würde. Er befürchtete auch nicht einmal eine Aenderung des Syſtems, wenn die Torys, die geſchwornen Gegner der Wigs, ſich im friedlichen Beſitz des Miniſteriums behaupten würden.

Er

Er glaubte nicht, daß die Gunst der Königin hinreichend sey, um sie in den Besitz desselben zu setzen und dabey zu erhalten. Er sah die Gegner noch im Besitz der obersten Aemter und des Staatsschatzes, und dieß schien ihm ein großes unüberwindliches Hinderniß für die Königin zu seyn, ungeachtet er sah, daß sie die Torys begünstigte und mit Harley geheime Unterredungen hielt. Er verachtete die Bewegungen dieses, wie er ihn nannte, schlechten Menschen von niedriger Geburt.

Mehrere Wigs hielten, so wie Gallas, das Gerücht von einer nahen gänzlichen Aenderung für ungegründet; indessen war es zu wichtig, um es ganz ausser Acht zu lassen. Es wurde also unter ihnen beschlossen, um das drohende Ungewitter zu entfernen, sollten die am Englischen Hofe residirenden Minister der Alliirten von ihren Gebietern bestimmte Befehle verlangen, um der Königin lebhaft vorzustellen, daß sie ihre Minister nicht ändern könnte, ohne der gemeinen Sache beträchtlichen Schaden zu thun.

Der Graf Maffei war damals als Gesandter des Herzogs von Savoyen in London. Er war der Minister eines klugen Fürsten, aber nicht weniger fein und gewandt als sein Herr. Er war lange als Gesandter beim verstorbenen Könige Wilhelm in England gewesen. Seine Erfahrung und die besondere Kenntniß des englischen Nationalcharakters gab ihm die Einsicht, daß es weder dem Regenten angenehm und zuträglich, noch dem Staate nützlich sey, wenn die Wahl oder Entsetzung seiner Minister von der Zuneigung oder dem Hasse einer fremden Macht so gegründet auch beides seyn möge, abhängen sollte. Seiner Einsicht zufolge weigerte sich Maffei, in die vorgeschlagene Verbindung zu treten.

Die

Die Veränderungen gingen vor sich, wie es oben erzählt worden ist. Nun ließ Gallas, fest überzeugt daß die Königin seinen Vorstellungen nicht widerstehn könnte, um eine geheime Audienz bitten und sprach mit solcher Heftigkeit vor der Königin, daß die neuen Minister, die er persönlich angegriffen hatte, gewiß den Kaiser gebeten hätten, die Indiscretion seines Ministers zu bestrafen und ihn zurückzurufen, wenn sie nur sicher genug gewesen wären, um einen solchen Schritt zu wagen.

Gallas sah ein, daß sie ihm sein Betragen nicht verzeihen würden; und wiewohl er die gnädige Antwort, die er von der Königin erhalten hatte, günstig auslegen konnte, so bat er doch den Erzherzog um seine Entlassung und um die Statthalterschaft von Limburg, um so die wahre Ursach seiner Abrufung zu verbergen. Er erhielt beides und der Graf von Kinski wurde an seine Stelle zum Gesandten nach England ernannt. Diese Aenderung war den Wigs nicht gelegen; sie hatten mehr als einen Plan, und hielten Gallas Aufenthalt zu Vollbringung ihrer Entwürfe für nothwendig. Sie wandten sich daher an den Prinzen Eugen und stellten ihm vor, was die Abrufung dieses Gesandten in einer so kritischen Lage für schädliche Folgen haben könnte; das Interesse des Kaisers erfodere, Gallas in England zu lassen, da sie auf ihn ihr gänzliches Vertrauen gesetzt hätten. Sie erhielten die Verwilligung, daß er bis auf neuen Befehl in London bleiben könnte.

Der Kaiser Joseph lebte damals noch. Der König von Spanien hatte das Treffen bei Saragossa verloren, und man glaubte, es könnte dem Erzherzog kein Hinderniß mehr in Weg treten. Gallas, überzeugt, daß dieser Prinz sogleich die Früchte seines

Sieges einerndten würde, wollte versuchen, ob dieser Vorfall, der so entscheidend schien, Harley'n nicht günstigere Gesinnungen für das Haus Oestreich eingeflößt haben würde. Er war mit den Worten des Englischen Ministers zufrieden, aber durchaus nicht mit dessen Handlungen, so daß er nach Wien schrieb, Harley sey eine Schurke und geschworner Feind des Wiener Hofes. Indessen glaubte er, man müße ihn so wie das neue Ministerium behutsam behandeln, weil er sie nicht stürzen konnte. Da er aber nicht alle Hoffnung hiezu verlor, so trieb er diese Behutsamkeit so weit, daß die Wigs darüber in Unruhe geriethen. Marlborough und Godolphin kamen daher zu ihm und fragten ihn um die Ursachen seines so geänderten Verhaltens und warum er so viel Rücksichten nehme, „gegen Menschen, die ein Tag hervorgebracht, „die nie seine Freunde werden könnten, gegen Men„schen, die nur auf Befriedigung ihres niedrigen Ei„gennutzes dächten, und gern die gemeine Sache dem „Interesse Frankreichs aufopfern würden, wenn sie „sicher genug wären, um die Maske abzunehmen und „des beibehaltenen Scheines, als läge ihnen das Inter„esse der Alliirten noch etwas am Herzen, nicht zu „bedürfen. Denn es sey, wie sie meinten, gar kein „Zweifel, daß die neuen Minister schon eine geheime „Correspondenz mit Frankreich angeknüpft hätten, sie „wären aber noch nicht dahin, wohin sie strebten; und „ehe sie dahin gelangten, könnte man ihren Entwür„fen ungeheure Hindernisse entgegenstellen."

Die Versprechungen zweier so angesehner Männer, wie Godolphin und Marlborough waren, gaben Gallas wieder Muth und reizten ihn, alles zu thun, „was, wie sie sagten, seine Pflicht, die Ge„rechtigkeit und eine gesunde Politik von ihm verlang„te, um die Unternehmungen der Freunde seines Herrn,

„für

„für das gemeine Wohl der großen Allianz zu unter„ſtützen.“ Er verband ſich nun enger als je mit den Wigs, nahm an ihren Entwürfen Theil und verſprach alles mit deſto mehr Bereitwilligkeit, da er ſich von den neuen Miniſtern, die wohl ſeine beſondere Verbindung mit der feindlichen Parthie kannten, mit ungemeiner Kälte behandelt ſah.

Es kam nun darauf an, Entwürfe zur Fortſetzung des Kriegs zu machen. Gallas verſprach diejenigen, welche ihm Marlborough und Godolphin übergeben würden, im Namen des Kaiſers den Miniſtern vorzulegen; und man glaubte, ſie würden ſo annehmlich und ihr glücklicher Ausgang ſo klar vor Augen geſtellt ſeyn, daß die neuen Miniſter nichts dagegen zu ſagen haben würden. Und ſollten ſie ja ſo kühn ſeyn, ſich dagegen zu ſetzen, ſo würde dieſe Verwerfung gewiſſer und zuverläſſiger Mittel, um Frankreich zu demüthigen, allgemeinen Haß gegen die ſchlechten Rathgeber der Königin erregen.

Ihre Feinde hatten, um ſie verhaßt zu machen, von einer Negociation geſprochen, noch ehe eine angefangen war; denn dieß geſchah nicht eher, als im Januar 1711, wo Gaultier den erſten allgemeinen Friedensvorſchlag überbrachte. Damals war es noch gegen das Ende des Jahres 1710. Würklich wünſchten die engliſchen Miniſter auch den Frieden; denn ſie wußten daß einige der Alliirten den Frieden nicht weniger als England wünſchten und bedurften, und fürchteten daher, es möchte irgend einer der Königin von England zuvorkommen und durch eigennützige Bemühungen die Belohnung erhalten, welche der König dem, welcher zuerſt von der gemeinſchaftlichen Allianz abginge, gern zugeſtehn würde.

Der Herzog von Savoyen, den man unter allen am beſten behandelte, war dem Wiener Hofe der ver-

dächtigste. Jemehr ihm dieser auf Verlangen Englands und Hollands Vortheile verwilligt hatte, desto mehr mißtraute man seiner Treue und fürchtete, er möchte insgeheim durch widrige Verträge die dem Kaiser abgedrungenen Bedingungen bestätigt zu erhalten suchen. Gallas hatte besondern Befehl, genau Maffei's Verhalten zu beobachten und zu sehn, was er den Englischen Hofe für Propositionen machen würde.

Alle Alliirten wurden dem Wiener Hof verdächtig, welcher glaubte, ihre Hauptabsicht ginge dahin, sich von der großen Allianz los zu machen und dafür desto günstigere Bedingungen zu erhalten.

Das Mißtrauen gegen den König von Portugal war eben so groß als gegen den Herzog von Savoyen und Gallas schrieb beständig nach Wien, daß eine geheime Unterhandlung zwischen Frankreich und England vorgehe. Dennoch war daran noch nicht gedacht und der Abbé Gaultier war noch nicht in Frankreich gewesen. Bei allem diesen Mißtrauen konnte er aber doch nichts von den ersten Reisen Gaultiers und von Priors Reise nach Fontainebleau im Julius 1711 entdecken.

Die Unruhe des deutschen Ministers war den Wigs sehr gelegen und sie thaten alles um sie zu nähren. Der Graf von Stafford erhielt im Jahr 1710 die Erlaubniß, wegen seiner Privatangelegenheiten aus Holland nach England zu gehen. Dieß gab Gallas neue Besorgnisse; es war ihm gewiß, daß Stafford unter dem Vorwande seiner Privatangelegenheiten nach London gekommen wäre, um von den neuen Ministern geheime und mündliche Instruction wegen eines Separatfriedens mit England zu erhalten.

Endlich gab er den kaiserlichen Ministern in Wien und Holland die positive Versicherung, es sey mit

Frank-

Frankreichs Verwilligung geſchehen, daß die Engländer die Unternehmung auf Canada gemacht hätten, das, wie er meinte, durch einen Artikel des Friedenstractats an England abgetreten ſey.

Dieſe ſo ungegründeten Berichte waren gewöhnlich mit übertriebenen Deklamationen gegen Englands Treuloſigkeit begleitet. Der Graf von Oxford und Saint Jean waren die, welche er mit den verhaßteſten Namen belegte. Das günſtigſte Urtheil, das man, wie er glaubte, von ihnen fällen könnte, wäre, daß ſie, wenn ſie nicht ihr Vaterland verriethen, doch wenigſtens weit unter ihren Vorgängern ſtänden, da ſie die Laſt eines Krieges ſo unerträglich fänden, den jene während ihres Miniſteriums mit ſo viel Ruhm durchgeführt hätten.

Die in London verfertigten Schmähſchriften wurden ſorgfältig geſammelt und nach Holland und Deutſchland geſchickt, wo ſie gedruckt wurden.

Die erſten Friedensvorſchläge waren gethan und die Negociation wirklich eingeleitet, als im April 1711 der Kaiſer Joſeph ſtarb. Dieſer unvermuthete Vorfall vereitelte die Kriegsprojecte der Feinde, änderte aber ihre kriegeriſchen Geſinnungen nicht. Gallas war willens eine ausführliche Angabe der Kriegsmacht ſeines neuen Herrn zu Papier zu bringen; aber der Graf von Sinzendorf, den er um Rath gefragt hatte, ehe er noch den angeblichen Kriegsetat des Erzherzogs, der ſich auf achtzigtauſend Mann belaufen ſollte, der Königin von England vorgelegt hatte, billigte dieſen Einfall nicht. Er glaubte ein verändertes Verhalten gegen das Engliſche Miniſterium annehmen zu müſſen, beſonders da jetzt der Erzherzog den Beiſtand der Königin von England und ſeiner Alliirten, um die Kaiſerwürde zu erlangen, ſo nöthig hatte.

ersten Sjaban sahen wir ihre Wachfeuer, die sie jedesmahl ehe sie sich in Bewegung setzen, anzuzünden pflegen. Sogleich gab der Sultan Befehl alles Gepäcke aufzuladen, wobey denn sehr vieles zu Grunde gieng, besonders von Sachen, die den Marketendern und Feldknechten gehörten, weil man nicht Pferde und Lastthiere genug hatte, und wegen des herannahenden Feindes nicht zaudern konnte. Dieser hatte sich in mehrere Haufen getrennt, die von unsern leichten Truppen unabläßig beunruhigt wurden.

Saladin der ihm beständig auf dem Fuße nachgieng, theilte an einem Nachmittage, wo er Halt gemacht hatte, den Werth für verwundete Pferde und andre Dinge aus, so daß mancher, 100 bis 150 Goldstücke erhielt. Als er bey dem Flusse, der bey Cäsarea vorbeyfließt, ankam, war das Pfund Zwieback auf vier und das Viertel Gerste auf drittehalb Denare gestiegen. Waitzenbrod war gar nicht zu bekommen.

Unterweges wurden mehrere Gefangene eingebracht die der Sultan aus Rache in Stücken hauen ließ. Unter andern führte man ihm einen edlen Ritter vor, dessen äusseres Ansehen einen vornehmen Mann verrieth. Seine Gestalt und sein sanftes schmachtendes Auge übertraf alles, was ich von männlichen Schönheiten je gesehen hatte. Diesen mußte ein Dolmetscher um den Zustand des fränkischen Heeres, und die Preise der Lebensmittel in demselben befragen, worauf er zur Antwort erhielt, daß den ersten Tag, als sie von Ptolemais aufbrachen, die Portion für einen Mann sechs Groschen gekostet habe, nachher aber bis auf acht gestiegen wäre. Die Armee gehe deswegen so langsam, weil sie Schiffe mit Mannschaft und Pro-

visi-

Dieſer Prinz war damals in Verlegenheit, ob er nach Deutſchland gehen oder ferner zu Barcellona bleiben ſollte. Das erſte war rathſam, wenn er die Kaiſerwürde, nach welcher er ſo angelegentlich ſtrebte, erhalten wollte. Seine Mutter die Kaiſerin, Regentin der Oeſtreichiſchen Erbländer und der Wiener Staatsrath drangen auch in ihn, ſich ſchleunigſt in ſeine Staaten zu begeben und die Erzherzogin ſeine Gemahlin in Barcellona zu laſſen. Sie fürchteten alle, daß es Frankreich durch ſeine Negociationen, die es nicht unterlaſſen würde, gelingen möchte, dem Erzherzog eine Würde zu entziehen, die in ſeinem Hauſe gleichſam erblich geworden war.

Der Erzherzog überzeugt, daß wenn er jetzt, da ſein Mitbewerber in ſo großem Vortheil gegen ihn war, Spanien verließe, er dem Beſitz deſſelben auf einmal entſage, konnte ſich nicht dazu entſchließen, ihm den Preis des ganzen Kriegs zu überlaſſen, indem er ihm Spanien, um die Kaiſerkrone zu erlangen, einräumte. Er überließ indeſſen der Königin von England die Entſcheidung, was er thun ſolle, und ſein Ambaſſadeur ſuchte mit den Miniſtern in gutes Verſtändniß zu kommen. Dieß war ungefähr um die Zeit, da Prior von ſeiner Geſandſchaft nach Frankreich zurück kam und Menager und den Abbé Gaultier mit ſich brachte.

Der Großſchatzmeiſter hielt es unter den damaligen Umſtänden nicht für rathſam, Gallas zu reizen. Die Freundlichkeit, die der Engliſche Miniſter wieder gegen ihn hatte, betrog den Ambaſſadeur ſo ſehr, daß er ſeinen Herrn verſicherte, die Geſinnung des Miniſters habe ſich gänzlich geändert; es ſey nicht mehr die Rede von einem Frieden mit Frankreich, der Schatzmeiſter fange an, von einem neuen Feldzuge zu ſprechen.

End-

Endlich wiederrief Gallas alles, was er vorher berichtet hatte und, immer in Irrthum, entschuldigte er sich auch, die Nachricht gegeben zu haben, daß ein geheimer Traktat mit Frankreich geschlossen sey und suchte sich dadurch zu rechtfertigen, daß ihn seine Pflicht verbinde, alles zu schreiben was er höre.

Bald aber sah er sich genöthigt, wieder eine ganz verschiedene Apologie zu machen. Die Unterhandlungen Menagers mit den englischen Ministern, die gethanen und angenommenen Friedensvorschläge konnten nicht lange geheim bleiben; er mußte also nun wieder einen andern Ton annehmen. Gallas betheuerte, daß sein Herr eher mit dem Degen in der Hand sterben, als seine Ansprüche auf Spanien aufgeben und sich mit dem Theile von Italien, den er gegenwärtig in Besitz habe, begnügen würde. Er wußte nichts weiter für den Erzherzog zu thun, als gegen den Frieden und gegen jeden Congreß zur Unterhandlung und Schliessung desselben zu protestiren. Da Protestationen seine einzige Zuflucht waren, so wollte er, daß auch der Herzog von Hannover protestiren und die andern Reichsfürsten seinem Beispiel folgen sollten; und wenn diese Vorkehrungen nichts fruchten sollten, so glaubte er, daß wenigstens dadurch Zeit gewonnen und Vorfälle herbei geführt werden könnten, wodurch vielleicht der Zustand der Sachen in England geändert würde.

Einen solchen Vorfall unvermuthet zu veranlassen, war längst der Gegenstand des Nachdenkens für die Feinde der Regierung gewesen. Die Zeit der Ausführung dieses Anschlags war im Monat November angesetzt und der Minister des Erzherzogs war darauf, als auf ein Wunder der feinsten Politik sehr begierig. Die Ausführung war schon seit dem ver-

gangenen Mai beschlossen, aber damals unmöglich gewesen. Sie sollte nun an dem Tage vorgehn, wo in London die lächerliche Ceremonie gefeiert wird, daß man durch die Gassen der Stadt das Bild des Pabstes in Procession trägt und alsdann verbrennt, an welchem Feste Menschen von aller Art zusammenströmen, die immer zu Unruhen, Raub und Empörung geneigt sind. Bei dieser Gelegenheit wollten die Unzufriedenen das Volk in Aufruhr bringen und vermittelst der Wuth desselben, ohne sich gerade selbst schuldig zu machen, sich grausam an ihren Feinden rächen und das Ministerium stürzen.

Während Gallas sich mit diesen Hoffnungen schmeichelte, erhielt er vom Büreau des Staatssecretariats die von Menager und den beiden englischen Staatssecretairen unterzeichneten Artikel. Die Artikel selbst brachten ihn schon auf, aber noch mehr die Art, wie sie ihm die englischen Minister überschickten, blos in ein Blatt Papier geschlagen und ohne ihm mündlich oder schriftlich anzudeuten, woher sie kämen.

Er ließ sie drucken und glaubte sich dadurch zu rächen. Der Drucker wurde mit Gefängnißstrafe bedroht und gestand, er habe sie von Gallas erhalten, mit dem Befehl sie zu drucken. Nun glaubten die Minister alle Rücksichten gegen Gallas aufgeben zu können, und stellten der Königin vor, daß es ihr Interesse erfodere, einen Mann sobald als möglich aus dem Königreiche zu entfernen, der seine Würde zu gefährlichen, schändlichen Unternehmungen mißbrauche.

Die Königin gab nur mit Mühe ihren Vorstellungen nach. Sie achtete Gallas und schätzte ihn als einen Mann von Ehre. Uebrigens glaubte sie, daß es eine Beleidigung gegen den Erzherzog und ein

Bruch

Bruch der Freundschaft seyn würde, wenn sie so den Minister dieses Prinzen aus England weggehn hieß. Vielleicht, sagte sie, klagt man ihn unschuldig mehrerer Verbrechen an.

Saint Jean suchte ihr einleuchtend zu machen und bewies, daß diese Anklagen gegründet seyen. Die Königin befahl demnach, Gallas den Zutritt bei Hof zu verbieten, ihm zu erklären, daß ihre Minister künftig in keine Verhältnisse mehr mit ihm treten würden und dieß dem Erzherzoge zu melden.

Diesem Befehle zufolge erklärte ihm der Ceremonienmeister, der in England auch der Einführer der Gesandten ist, die Königin, durch sein übles Betragen beleidigt, wolle, daß er nicht mehr an Hof erschiene und sich aller Verrichtungen als Staatsminister enthielte, da sie ihn nicht mehr als solchen anerkenne.

Er fragte, ob er die Ursachen dieses strengen Verfahrens wissen dürfe, und womit er es verschuldet habe? Der Introducteur antwortete: man werde Sorge tragen, daß sein Herr davon unterrichtet würde.

Dieß gieng vor sich, ehe Gaultier in Versailles ankam und daselbst von seinem Auftrage und dem gegenwärtigen Zustand Englands Rechenschaft gab.

Buys wurde am englischen Hofe günstiger behandelt, war aber in seinen Bemühungen nicht glücklicher. Die Königin von England hatte ihm erklärt, daß sie den Frieden wünsche und daß der Congreß unverzüglich eröffnet werden möchte, um ernstlich daran zu arbeiten. Dieß war nicht der Zweck von Buys Reise und auch nicht der glückliche Erfolg, den er sich versprochen hatte. Er hatte sich geschmeichelt, daß er alle Negociationen vernichten, oder wenn

dies nicht möglich wäre, alles anwenden wollte, um das neue Ministerium zu stürzen und dadurch wenigstens Verlängerung des Kriegs zu bewirken. Im Haag sprach man von nichts als von der eifrigsten Fortsetzung des Kriegs und in den heftigen Beschuldigungen der Minister der Königin Anna hatte man keine Grenzen. Man beschrieb sie als Verräther ihres Vaterlands und der Alliirten, als Leute, die sich durch französisches Geld hätten bestechen lassen. Buys sprach zu London nicht mäßiger und nicht billiger von ihnen. Alle Unzufriedenen, Wigs oder Ausländer, fanden bei ihm gute Aufnahme; er zog sie sorgfältig an sich und erfüllte vortreflich die Hauptabsicht seiner Sendung, Feuer anzufachen, alles zu unternehmen, was zum Sturz der neuen Minister und zur Wiedereinsetzung ihrer Gegner in dem Besitz der Regierung beitragen konnte. In vorzüglich enger Verbindung stand er mit Bothmar, dem Gesandten des Herzogs von Hannover.

Dieser Fürst, damals präsumtiver Erbe des englischen Throns, betrachtete die Parthei der Wigs als vorzügliche Stütze der Thronfolge in der protestantischen Linie, die zuerst ihm und seinem Hause zu gute kommen sollte.

Die Wigs hofften dagegen ungeduldig auf seine Regierung; alsdann hofften sie ihren Feinden überlegen zu werden und ohne Widerstand wieder Besitz von der ihnen durch die Torys entrissenen Gewalt zu nehmen. Aber die Einigkeit, die Bemühungen und Vorstellungen der auswärtigen Minister reichten nicht hin, um diese Aenderung zu bewirken, noch ehe der Herzog von Hannover den englischen Thron bestieg. Doch; dieser ersehnte Regierungsantritt desselben hieng von dem Tode der Königin ab und war also ungewiß.

Man

Man mußte demnach, da sie jetzt noch regierte, den bis dahin vergeblich gemachten Gegenvorstellungen mehr Gewicht zu geben suchen. Um dieß zu können, kamen die Gegner der Regierung auf den Gedanken, einen General nach London zu rufen, der sich durch seine den Alliirten geleisteten Dienste ausgezeichnet habe. Sie luden daher den Prinz Eugen ein, um ihnen zu Hülfe zu kommen. Der Herzog von Marlborough überredete ihn, unverzüglich nach London zu reisen und Bothmar glaubte, ihm den Weg zu bahnen, indem er der Königin von Großbritannien im Namen des Herzogs von Hannover ein Memoire überreichte, wodurch er sie von jeder Unterhandlung mit Frankreich, wenn sie abgesondert von ihren Alliirten und nach einer andern Basis als nach den Präliminarien von 1709 versucht würde, abzuziehen hoffte.

Gott, der die Dauer und den Wechsel des Kriegs so wie die Wiederkehr des Friedens ordnet, hatte beider Zeitpunkt bestimmt. Der Friede nahte und umsonst würden sich die Menschen der ordnenden Macht der Vorsehung widersetzt haben. Alle die vielen künstlichen Bemühungen, die Herstellung der öffentlichen Ruhe zu verhindern, dienten nur dazu, die Alliirten zu entzweien und so wie das Mistrauen unter ihnen Eingang fand, so befestigte sich im Gegentheil das Vertrauen zwischen den französischen und englischen Ministern immer mehr. Dem Großschatzmeister Oxford und dem Staatssecretair Saint Jean war die nähere Betreibung der Negociation besonders aufgetragen.

Der Abbé Gaultier, der gegenseitige mündliche Botschafter, wurde nicht lange zu Versailles aufgehalten. Der König ließ ihm ein Memoire übergeben, das die Antwort auf die von den englischen Mi-

Ministern gethanen Fragen und die Erklärungen enthielt, die sie im Namen der Königin verlangt hatten. Es konnte zum Schema der Instruktionen dienen, welche der König seinen Bevollmächtigten zur Friedensunterhandlung zu geben willens hatte. Dieß war demnach ein unbezweifelter Beweis von dem besondern Vertrauen, das Se Majestät in die Aufrichtigkeit der Königin von Großbritannien setzte; und wirklich wurde auch die Königin nicht mehr als Feindin betrachtet, sondern als eine kluge sichere bescheidene Freundin, welcher man sich ohne Furcht vertrauen konnte und welche das Geheimniß keinswegs verrathe, ob sie es gleich mit Behutsamkeit und nach den Erfordernissen der Zeit zu benutzen wußte.

Die Hauptartikel des Memoire besagten, daß der König darein willige, den Holländern zu Sicherung ihres Landes eine hinreichende Barriere zu überlassen und ihrem Handel Vortheile zu verschaffen, wenn sie ihrerseits aufrichtig für den Frieden arbeiten wollten.

Der zweite Punkt war, daß vor Bestimmung der Barriere es nöthig wäre, über das Schicksal der Niederlande einig zu werden und zu bestimmen, welchem Herrn sie gehören sollten.

Der König von Spanien hatte diese Länder dem Kurfürsten von Baiern abgetreten. Der König verlangte, daß dieser Traktat, den er selbst unterzeichnet hatte, vollzogen würde.

Indessen um den Holländern alle Unruhe zu benehmen, willigte Se Majestät darein, daß sie das Recht haben sollten, in den festen Plätzen der Niederlande auf Kosten des Landes Garnisonen zu unterhalten; sie sollten auch eine doppelte Barriere haben,

die

die hinreichend wäre, um sie ganz gegen Frankreich zu sichern.

Zu dem Ende wollte der König den Generalstaaten Menin und Verge, und überdies nach Ypern und dessen Citadelle, Fürnes und Fürnembach überlassen.

Drittens verlangte der König als Entschädigung für diese Plätze, daß ihm die Städte Aire, Bethune, Saint Venant, Bouchain, Douay mit ihren Gebieten zurückgegeben würden.

Viertens bestätigte der König die an England gethane Versprechung, die Festungswerke von Dünkirchen zu Wasser und zu Lande schleifen zu lassen; als Entschädigung aber verlangte er die Zurückgabe der Städte Rüssel und Tournay mit ihrem Gebiet.

Indessen vertraute der König der Königin von Großbritannien, daß er sich mit der Zurückgabe der Stadt und Citadelle von Rüssel begnügen und Tournay fahren lassen wollte, wenn der Friede durch standhaftes Bestehen auf der Zurückgabe dieser Stadt verhindert würde.

Fünftens war es eine Bedingung, die dem Könige sehr am Herzen lag, daß der Kurfürst von Baiern in alle seine Staaten, mit Rang und Würden eingesetzt werden und vollkommenen Ersatz für seinen Verlust an Artillerie, Meublen, Edelsteinen und überhaupt an allen seinen Effekten erhalten sollte.

Der König meinte, wenn es unmöglich wäre, diesem Fürsten einen so genauen Ersatz zu verschaffen, so könnte man ihn vielleicht dazu bewegen, daß er seine Länder und die Kurfürstenwürde seinem Sohn überließe und dieser sich mit der ältesten Prinzessin des verstorbenen Kaisers Joseph vermählte, daß aber der Kurfürst für die Abtretung von Baiern für sich

die

die Souverainität über die Niederlande erhalten müßte, indem er nämlich den Holländern die Besezzung der festen Plätze und die Unterhaltung der Garnisonen auf Kosten des Landes zusicherte.

Der König schlug noch andere Ersatzleistungen für den Kurfürsten von Baiern vor, aber ohne Erfolg. Man sah nur daraus, wie sehr der König auf das Interesse eines treuen Alliirten bedacht war, der ungerechterweise gegen die Gesetze des Reichs seiner Staaten beraubt war, blos aus Haß daß er sich für die gerechte Sache Sr Majestät und seines Enkels des Königs von Spanien so sehr interessirte.

Da man Ursache hatte zu glauben, daß die Holländer, wenn sie aufrichtig und gemeinschaftlich mit England handelten, vielen Einfluß auf die übrigen Alliirten in Rücksicht auf die Bestimmung der Friedensbedingungen haben würden; so wünschte der König, daß sich die Republik Holland willig finden ließe, die Foderungen des Kurfürsten von Baiern zu unterstützen. Zur Belohnung versprach der König den Holländern den Tariff von 1669 und die so erwünschte Befreiung von der Abgabe von funfzig Sous auf die Tonne zu verwilligen, wenn sie dazu behülflich seyn wollten, eine der zum Besten des Kurfürsten vorgeschlagenen Bedingungen durchzusetzen.

Im Fall sie diese Hülfe nicht leisteten oder nichts bewirkten, beschränkte sich der König auf die Verwilligung des Tarifs von 1664 ein.

Die von Menager acceptirte und unterzeichnete Bedingung zum Besten des Herzogs von Savoyen wurde bestätigt. Der König erklärte überdies, er wolle sich gar nicht der Macht-Vergrößerung dieses Prinzen in Italien widersetzen, er halte es vielmehr

zur

zur Wohlfarth Italiens für zuträglich, wenn dieser Fürst den übrigen Theil vom Herzogtum Mailand noch dazu bekäme.

Der König vertraute der Königin von Großbritannien und ihren Miniſtern, daß es gern darein willigen würde, ihn als König der Lombardei anzuerkennen.

Er beſtand auf der Zurückgabe von Eriles und Fenestrelle. Da er ſich über die Foderungen aller ſeiner Feinde erklärte; ſo erklärte er auch in demſelben Memoire, daß er gar keine Schwierigkeit machen würde, den Kurfürſten von Brandenburg in der angenommenen Würde als König von Preußen anzuerkennen. So würde er ſich auch in Rückſicht der neunten Kurfürſtenwürde, womit der Kaiſer den Herzog von Hannover belohnt habe, verhalten; er verſchob aber beides bis zur Unterzeichnung des Friedens.

Der Erzherzog, der aus Spanien über Italien in ſeine Erbländer zurückgekehrt war, war zum Kaiſer erwählt worden. Er wurde am 22. December zu Frankfurt gekrönt; die Feierlichkeit der Krönung war alſo noch nicht vor ſich gegangen, als das Memoire dem Abbé Gaultier übergeben wurde. Indeſſen wollte der König im Frieden den Erzherzog als Kaiſer anerkennen.

Die übrigen ihn betreffenden Bedingungen waren, daß der König ihm und dem Reiche das Fort Kehl zurückgeben, die bei Strasburg am Rhein erbauten Forts, die Feſtungswerke, Hüningen gegenüber, und überhaupt alle die jenſeits dieſes Fluſſes erbauten Feſtungswerke ſchleifen wollte.

Die Zurückgabe von Breiſach an den Kaiſer war verſprochen, das Fort-du-Mortier Frankreich vorbehal-

vlant erwarte. Sie habe an dem Tage ihres Aufbruchs im Gefechte gegen die Unsrigen viele Menschen verlohren, und nicht weniger als 400 Pferde. Hierauf befahl der Sultan ihm den Kopf abzuschlagen, jedoch seinen Körper nicht zu verstümmeln. Als der Dollmetscher ihm diesen Befehl andeutete, so gerieth er in die heftigste Bewegung, und versprach die Loslassung eines Gefangenen zu bewirken, wenn man ihm das Leben schenkte. Ja, erwiederte Saladin, wenn ihr den Fussen von Ptolemais stellen könnt. Das ist unmöglich, antwortete er, denn hiezu ist meine Person zu geringe. Auf große Fürbitte, und aus Mitleid mit seiner schönen Gestalt, schenkte der Sultan ihm für diesen Augenblick das Leben, ließ ihm aber Fesseln anlegen, und beschwerte sich dabey über die verübte Grausamkeit der Franken. Der Gefangene gestond das Schändliche jener Handlung ein, schob aber die ganze Schuld auf den König. Jedoch konnte dieses alles nicht sein Leben erhalten; denn Nachmittags, als der Sultan von seinem gewöhnlichen Ritt zurückkam, gab er Befehl ihn hinzurichten.

Auf dem Marsche wurden wir zu verschiednen mahlen mit den Franken handgemein, bey welcher Gelegenheit ich die nie ermüdende Geduld derselben bey den schwierigsten Unternehmungen bewundert habe. Ihr Fußvolk war gleichsam die Vormauer der ganzen Ar :e. Seine Bedeckung bestand aus einem derben Zeuge, und einem eben so festen Panzer der aus lauter Ringen zusammengesetzt war, so daß kein Pfeil ihnen etwas anhaben konnte. Ich habe mehrere bemerkt, auf deren Rücken wohl zehn Pfeile steckten, ohne ihnen im mindesten zu schaden. Ein andrer Trupp Fußvolks, das längst dem Meere zog, wo es vor allen Angriffen gesichert blieb, war bestimmt, in die Stelle

halten: der Kaiser sollte aber seinerseits Landau an den König zurückzugeben und die Kurfürsten von Cöln und Baiern in ihre Staaten und Würden wieder einzusetzen versprechen.

Diese verschiedenen Artikel entsprächen alle den im Namen der Königin von Großbritannien gethanen Anfragen. Ihre Minister hatten in ihrem Namen verlangt, die Gesinnungen des Königs in Rücksicht der Bedingungen des allgemeinen Friedens zu erfahren und sie hatten den Abbé Gaultier abgeschickt, um ihnen diese Erklärungen zurückzubringen, die zur Bestimmung ihres Verhaltens nothwendig waren. Se Majestät zweifelte nicht, daß sie von diesen geheimen Eröffnungen einen guten Gebrauch machen würden. Er verschwieg ihnen keine seiner geheimen Absichten und das an Gaultier übergebene Memoire enthielt bestimmte Erklärung über die Hauptpunkte der Instruktion, welche der König den zum Utrechter Congreß zu schickenden Bevollmächtigten zu ertheilen willens war.

Es war nicht nöthig, dem Abbé Gaultier, der sich sehr wohl auf die ganze Negociation verstand, bemerkbar zu machen, wie sehr die Königin und ihre Minister das Zutrauen des Königs zu schätzen Ursache hätten, wovon er ihnen so zuverläßige Beweise gegeben habe. Da sie gewiß Rücksicht darauf nehmen würden, erhielt er Befehl ihnen zu sagen, der König zweifle nicht, daß ihn die Königin mit gleichem Zutrauen belohnen und die gegebenen Erklärungen mit Discretion klug und behutsam gebrauchen würde. Da er nur dem Großschatzmeister und Saint Jean von seiner Reise und den erhaltenen Befehlen Rechenschaft zu geben hatte; so sollte er auch nur diese allein von der Achtung des Königs gegen sie und von seinem Zutrauen bei einer so wichtigen Sache versichern.

Prior,

rior, der sich durch seinen Eifer für den Frieden
nd die Wohlfarth seines Vaterlandes ausgezeichnet
atte, sollte auch nicht vergessen werden. Vorzüg-
ch war es nöthig, sie zu versichern, daß wenn sich in
r von Gaultier gebrachten Antwort oder in der
olge der Negociation Dunkelheiten finden sollten,
schnell ins Licht gesetzt und alle Schwierigkeiten
heben werden sollten, indem man sich gegenseitig
e etwanigen Zweifel aufrichtig mittheilen wollte.
veifel, die leicht entstehen können, wenn sich die
egociateurs nicht selbst sprechen und sehn und da
n nur mit Mühe einen Agenten finden kann, wel-
r mündliche Antworten bringt.

Man hatte, auf Befehl des Königs, in Deutsch-
d einige Unterhandlungen eingeleitet, ehe man von
n Fortgang und den Folgen der Negociation in
gland urtheilen konnte. Der König, der stand-
auf seinem Entschluß verharrte, mit der Königin
England vollkommen einig zu werden, ließ durch
Abbé Gaultier den Ministern der Königin
n, diese Negociationen sollten aufgehoben werden,
n es die Königin nicht zur Beförderung des Frie-
s zuträglich fände, sie fortzusetzen und darin zu
n Schlusse zu kommen.

Endlich wollte der König, um alle Wünsche der
igin von Großbritannien zu erfüllen, auch den
og von Savoyen von dem ihn betreffenden Arti-
den der König bewilligt und Menager unter-
net hatte, unverholen benachrichtigen. Er ließ
dem Marquis von Saint Thomas, dem
ligen ersten Minister des Herzogs von Savoyen,
Copie dieses Artikels übersenden.

Ausser der Erstattung der Reisekosten, gab der
g Gaultier eine Belohnung von 6000 Livres
ine Bemühungen.

Wenig Tage nach seiner Abreise nach England schrieb der Graf von Stafford, daß die Pässe von den Generalstaaten für die französischen Bevollmächtigten endlich ausgefertigt wären. Man erwartete in England, daß sie dem englischen Gesandten zur Ueberschickung an den König übergeben werden würden; aber die Holländer wollten sich wahrscheinlich ein Verdienst um die Königin von Großbritannien erwerben und Buys erhielt den Auftrag, ihr dieselben zu überreichen. Er hatte zugleich Befehl, von ihr selbst ihre Gedanken wegen Eröffnung des Congresses zu hören und die Wahl des Congreßortes ihrer Entscheidung zu überlassen.

Stafford wünschte den Haag vor allen andern Städten vorgezogen; der König aber war nicht dafür und die Königin von England sah seine Ursachen ein, daß nämlich, wenn der Congreß im Haag gehalten würde, wahrscheinlich der Pensionnair Heinsius einer der Bevollmächtigten der Republik werden würde; und sein Einfluß sowohl als seine Gesinnungen und seine Anhänglichkeit an die von ihm verfaßten Präliminarien waren bekannt. Wurde aber der Congreß anders wohin als in den Haag verlegt, wo der Pensionnair wegen seiner Geschäfte zurückzubleiben genöthigt war, so konnte er nicht Bevollmächtigter seyn, weil er sich von dem Orte entfernen kann, wo der Staatsrath residirt.

Der König erinnerte sich noch, daß zur Zeit des Ryswycker Friedenscongresses seine Ambassadeurs, die nach Delft verwiesen waren, oft nicht wußten, was unter den Ministern der Alliirten im Haag vorgieng. Es konnte wieder die Absicht der Holländer seyn, den Bevollmächtigten jede Kenntniß, die zur Negociation nöthig seyn würde, zu entziehen.

Der

Der Graf von Stafford wurde in England getadelt, daß er auf der Wahl des Haags bestanden hatte; aber er suchte so lebhaft den Frieden zu befördern und vollzog so genau die Befehle der Königin, daß es billig war ihm in diesem einzelnen Punkte nachzusehn, da er es wahrscheinlich seines persönlichen Interesse wegen wünschte, an dem Orte zu bleiben, wo er ein Haus hatte, und die Beschwerde und Kosten einer Reise in eine andere Stadt vermeiden wollte. Rücksichten, die bei Staatsangelegenheiten unbedeutend sind, aber oft mehr über die Menschen vermögen, als die Rücksicht auf das Wohl des Staats und den Erfolg der unternommenen wichtigen Geschäfte.

Der Abbé Gaultier kam am 26. November nach London zurück und die beiden Minister, die er von den Gesinnungen des Königs, wie sie in dem ihm übergebenen Memoire enthalten waren, unterrichtete, zeigten gleiche Zufriedenheit, daß auf die im Namen der Königin gethanen Fragen so bestimmte Antworten gegeben waren; und auch die Königin war nicht weniger zufrieden, als man ihr Bericht davon gab. Oxford und Saint Jean schrieben beide nach Frankreich an den königlichen Minister. Oxford schrieb: sie wollten gewiß alles, was in ihrer Macht stünde, thun um die von beiden Seiten so erwünschte Vollendung des Friedens zu befördern; die Königin habe mit großem Vergnügen aus dem letzten Memoire ersehn, wie sehr der König ihr vertraue; sie werde dieses Zutrauen sehr gut zu benutzen suchen, um mehrere Alliirte, besonders die Holländer dahin zu bringen, daß sie vor Eröffnung des Friedenscongresses ihre Foderungen bestimmten; die Königin wollte durchaus den Frieden zu Stande bringen, ungeachtet ihr theils von einem Theil ihrer Unterthanen theils von einigen ihrer Alliirten viele Hindernisse entgegen

geſtellt würden; die Königin beharre feſt und ſtandhaft auf ihrem einmal gefaßten Entſchluß; ſie hoffe, daß der König die gewöhnliche Schwierigkeiten der Friedensunterhandlung abzukürzen ſuchen würde, ſo wie ſie auch ihren Miniſtern beſtimmte Befehle ertheilen würde, daß ſie ohne Zeitverluſt die Beſtimmung der Hauptpunkte zu Stande bringen ſollten, ſo daß der Friede noch vor Eröffnung des Congreſſes abgeſchloſſen, und es alsdann nicht mehr zu befürchten wäre, daß der Friedensſchluß durch Hinderniſſe vereitelt und die koſtſpielige Fortſetzung des Krieges nothwendig gemacht werden möchte.

Die Engländer hatten daher nicht ganz unrecht, wenn ſie nachher während des Friedenscongreſſes ſagten, der Friede würde nicht zu Utrecht geſchloſſen, ſondern er ſey ſchon zu London und Verſailles zu Stande gekommen.

Buys hatte der Königin von England die Päſſe für die franzöſiſchen Bevollmächtigten übergeben. Hiervon gab der Großſchatzmeiſter in demſelben Briefe Nachricht, und ſetzte hinzu, daß die Holländer darein willigten, daß der Congreß den 12. Januar des folgenden Jahres 1712 eröffnet würde. Zuletzt ertheilte er von neuem Frankreich für die Aufrichtigkeit, wovon es ſeit dem Anfange der Negociation ſo deutliche Beweiſe gegeben hatte, das ſchuldige Lob, und ermahnte, daß man dieſelbe aufrichtige Geſinnung ferner behalten möchte, als das einzige ſichere Mittel, die boshaften Ränke der Uebelgeſinnten zu vereiteln, deren vorzüglicher Kunſtgriff ſey, die Aufrichtigkeit Frankreichs beim Volke verdächtig zu machen, und auszuſtreuen: man ſollte ſich hüten, den lügenhaften Verſicherungen Frankreichs, wodurch es England zu einer Unterhandlung verleiten wolle, Glauben beizumeſſen. Man ſollte alſo die Bosheit der Feinde des Friedens offenbar machen

und

und zur Beförderung des Friedens jenen Wahn zu zerstreuen suchen.

Der Staatssecretair Saint Jean war eben so aufrichtig gesinnt als der Großschatzmeister. Er betrachtete den Frieden als zum Wohl seines Vaterlands unentbehrlich, und als ein großes Gut, dass in Eifer und seine Bürgertreue seinem Vaterlande verschaffen müßte. In dieser Gesinnung beharrte er während der ganzen Negociation und folgte immer pünktlich den Wünschen seiner Königin. Auf ihren Befehl schrieb er zu gleicher Zeit: der Graf von Oxford werde an den königlichen Minister schreiben und ihm melden, auf welchen Tag nach der Uebereinkunft zwischen der Königin von England und den Generalstaaten, die Eröffnung des Congresses zu Utrecht festgesetzt sey.

Nach dieser Uebereinkunft sollten die Minister, welche zum Friedensgeschäft gebraucht würden, blos den Titel Bevollmächtigte führen und nur an dem Tage der Unterzeichnung den Karakter als Ambassadeurs annehmen.

Das Interesse Spaniens und des Hauses Bayern sollte reguirt werden, noch ehe die Minister dieser Mächte zu den Conferenzen hinzu kämen. Die Königin von England hatte nur auf Buys zudringliches inständiges Verlangen darein gewilligt, daß die Minister von Spanien und Bayern so ausgeschlossen werden sollten; es wurde nur bis auf eine gewisse Zeit und unter dem Vorwande verlangt, daß es unmöglich wäre, den Ministern dieser Mächte Pässe zu schicken, ehe ihre Herrn anerkannt wären und man würde dadurch den Anfang der Negociation verzögern, deren Eröffnung und Fortgang zu beschleunigen von so äusserster Wichtigkeit sey. Uebrigens wäre es zur Berichtigung des Interesse von Spanien und des

Hauses Bayern nicht eher nöthig, daß ihre Minister gegenwärtig wären, als bis man schon darüber einig geworden sey.

Buys, welcher hartnäckig auf seinen Foderungen bestand und gern sah, wenn er die Eröffnung des Congresses verzögern konnte, ließ die Auslieferung der Pässe von der Antwort abhängen, welche der König auf den Artikel von der Zulassung der spanischen und bairischen Minister zum Congreß geben würde. Es war eine schlimme schwierige Sache und die beiden Minister der Königin sahen es auch ein; aber sie wünschten alle die Schwierigkeiten, welche die Eröffnung des Congresses verhindern oder verzögern konnten, wegzuräumen. Ihre guten Absichten waren so ganz bekannt, und der König so sehr überzeugt, daß er ihnen beistehn müsse, um das Friedensgeschäft glücklich beendigen zu können, daß es kein Zweifel war, der König würde die Ueberschickung der Pässe noch dadurch erleichtern, daß er, der Königin von England zu gefallen, darein willigte, die Conferenzen anzufangen, noch ehe die spanischen und bairischen Minister zugelassen würden.

Während man zu London die Antwort des Königs, diesen Punkt betreffend, erwartete, schrieb der Abbé Gaultier am 4. December, die Königin von England wolle durchaus nicht wieder den Aufwand eines neuen Feldzugs machen, sie werde dem Herzog von Marlborough nicht erlauben nach Holland zurückzugehn, und es werde ihm in den Sitzungen des nächsten Parlements ein schlimmer Handel bereitet werden, aus dem er Mühe haben würde, sich los zu machen.

Was den Frieden betraf, so hatten die Holländer, der Herzog von Savoyen und der Kurfürst von Brandenburg sich den Gesinnungen der Königin von

Groß-

Großbritannien unterworfen und ihr Interesse in ihre Hände gelegt.

Ihre Minister zeigten keine Besorgnisse wegen eines Widerstands des Kaisers, wohl aber waren sie wegen der Gesinnung des Herzogs von Hannover, der als präsumtiver Erbe des englischen Throns geachtet und gefürchtet war, in Unruhe. Bothmar, sein Gesandter in London, und Buys, beide eng mit einander verbunden, suchten immer insgeheim das Feuer des Aufruhrs und der Empörung anzufachen. Der einzige Unterschied ihres Verhaltens bestand darin, daß, da sich die Holländer in den Willen der Königin von England gefügt hatten, Buys seine Handlungen geheim zu halten suchte und verborgen glaubte und in seinen Reden eine aufrichtige Liebe zum Frieden affectirte; er hatte aber doch an der Verfertigung jenes unmäßigen Memoirs Theil, das Bothmar im Namen seines Herrn einem der englischen Staatssecretaire übergeben hatte.

In Holland war man nicht weniger gegen England aufgebracht. Die Ersten der Republik und das Volk tadelten die Nachgiebigkeit der Regierung gegen das englische Ministerium. Man sagte, zuviel Gefälligkeit, zuviel Nachgiebigkeit habe England diese Verachtung gegen die Regierung beigebracht; sie hatte nicht durch feige Unterwerfung sondern durch Standhaftigkeit ihre Achtung behaupten sollen; Frankreich, das so oft während des Kriegs besiegt worden sey, werde noch endlich durch Negociationen, durch der Alliirten schimpfliche Traktaten, durch sein Glück, daß das englische Ministerium sich von ihm habe bethören lassen, Sieger.

Aber die gefährlichsten Feinde des Ministeriums enthielten sich eitler Klagen und unnützer Reden; sie suchten andre Mittel um der Regierung entgegen zu

arbeiten. Man behauptet, daß der Penſionnair von Holland, vor der Ueberſchickung der Päſſe, dem Kaiſer verſprochen habe, alles anzuwenden, um die Ausfertigung dieſer Päſſe zu verhindern, daß aber in dieſer Sache die Macht ſeines Einfluſſes ſeinem böſen Willen nicht entſprach.

Die innern Feinde beharrten bei dem Plane, in London einen Aufſtand zu erregen; und wenn dieſer Plan, an dem ſie ſo lange gearbeitet hatten, nicht gelingen ſollte, ſo hofften ſie doch mit einem andern glücklicher zu ſeyn, in welchen ſie insgeheim den Wiener Hof und die Generalſtaaten gezogen hatten, nämlich ſich der engliſchen Truppen zu bemächtigen, die damals in den Feſtungen der Niederlande in Garniſon ſtanden.

Der König, welcher um dieſe verſchiedenen Complots wußte, ließ den beiden engliſchen Miniſtern durch Gaultier die Nachrichten mittheilen, die er davon erhalten hatte. Sie waren ihnen nicht ganz neu und ſie fanden ſie durch das Betragen des Grafen von Gallas, ſeit der im Namen der Königin erhaltenen Erklärung und der Aufſagung alles Verkehrs der engliſchen Miniſter mit ihm, beſtätigt. Er hatte damals ganz die Ungeduld blicken laſſen, mit der er wünſchen mußte, einen Hof zu verlaſſen, wo er eine öffentliche Beleidigung erfahren hatte; aber ſtatt ſeine Abreiſe zu beſchleunigen, ſchob er ſie auf und blieb zu London unter dem nichtigen Vorwand, daß er die Ankunft einer Flotte von Rotterdam erwarte, um nach Holland überzuſetzen. Der eigentliche Beweggrund, warum er ſich noch aufhielt, war der Wunſch und die Hoffnung, den glücklichen Ausgang jener Proceſſion noch mit anzuſehn, durch welche die verzweifelten Wigs in London einen Aufruhr erregen wollten,

daſ-

deſſen Folgen, wie ſie glaubten, ſich vielleicht nicht auf die Vernichtung des Miniſteriums beſchränken würden.

Da der Ausgang eines ſolchen Projekts ſehr zweifelhaft war, ſo ſuchte Gallas die Reiſe des Prinzen Eugen nach London zu beſchleunigen, auf den man die letzte Hoffnung, den von den Miniſtern ſo ſehr betriebenen Frieden vereitelt zu ſehn, geſtellt hatte.

„Unſere Freunde, ſchrieb er an Sinzendorf, der damals im Haag war, dringen ſehr darauf, daß „ein Mann von Anſehn an meine Stelle geſchickt „werde. Alle und beſonders Milord Sunderland „ſind der Meinung, daß keiner dazu ſo geſchickt ſey, „als der Prinz, der ſo großes Anſehn und ſo viele „Popularität beſitzt, daß ihn das Miniſterium weder „zu verachten noch irgend zu beleidigen wagen kann.“

Es war von den Häuptern der Oppoſitionspartei ſchon die Verabredung getroffen, daß man dem Prinzen Eugen bei ſeiner Ankunft mit großer Begleitung entgegen gehen und ihn mit Pomp in London einführen wollte. Mehr als tauſend Menſchen wollten ſich zu Pferde bei ſeiner Landung einfinden und ihn bis in die Stadt begleiten. Dieſer militäriſche Einzug war auf denſelben Tag verabredet, wenn die lächerliche Ceremonie, das Bild des Pabſtes zu verbrennen, gefeiert werden würde; beide Haufen ſollten ſich vereinigen und das Complot vollführen, das wie man vorgab, ein großer Theil der im Parlament damals verſammelten Herrn gebilligt hatte.

Das Intereſſe des Herzogs von Hannover ſchien unzertrennlich mit dem Intereſſe der Wigs und des Kaiſers verbunden; Bothmars Fürſt war daher von dieſer Parthei beſonders begünſtigt.

Die Miniſter der Königin von Großbritannien hätten beizeiten dieſe Complots erfahren und vereitelten die Vorkehrungen dazu. Der Graf von Staf-

der ersten einzurücken, wenn diese vom Gefechte ermüdet waren, oder schwer Verwundete hatten. Die Reiterey hielt in der Mitte, und kam nur denn hervor, wenn sie einhauen sollte.

Der Zug des feindlichen Heeres war in drey Colonnen getheilt. Bey der ersten befand sich König Gottfried mit seinem Hofstaat. Die zweyte bestand aus Engländern und Franzosen. Den Nachtrupp machten die Kinder der Eliseta, die Fürsten von Tiberias, und noch mehrere andre aus. In der Mitte sah man einen Thurm mit einer darauf stehenden Fahne, von eben der Art, wie ich schon erwähnt habe. Diese Ordnung beobachteten sie auf dem ganzen Marsche, ohne sich durch die Pfeilschüsse der Muselmänner, irre machen zu lassen. Ihr Zug gieng langsam, und die Flotte segelte ihnen beständig zur Seite. Zum Lagerplatz wählten sie keinen weitläuftigen Umfang, weil jenes Reservecorps, wegen Mangel an gehöriger Anzahl von Lastthieren, Bagage und Zelte tragen mußte.

Die Muselmänner hatten bey ihren unaufhörlichen Neckereyen die Absicht, den Feind zu reitzen daß er schlagen solle. Saladin selbst ritt in Begleitung zweyer Stallknechte, die ihm zwey Pferde nachführten, an den gefährlichsten Stellen umher, wo ihm die Pfeile nahe vorbeyflogen. Aber alle Mühe war vergeblich, denn der Feind ließ sich auf keine Weise aus seiner Ordnung bringen. Uebrigens liefen die Gefechte auch für uns sehr blutig ab. Die fränkische Infanterie führte eine eigene Art Pfeile, mit denen sie Roß und Reiter verwundete; und wenn ihr ganzes Heer Halte machte, so zogen sich die Unsrigen gänzlich zurück, weil es alsdann nicht möglich war, ihnen beyzukommen.

Beym

ford erhielt Befehl, die Reise des Prinzen Eugen nach England, der gegenwärtig in Holland war, zu verhindern. Staffords Vorstellungen konnten ihn nicht von einer Reise abbringen, die schon seit so langer Zeit verabredet und beschlossen war; indessen bewirkten sie so viel Aufschub, als nöthig war, um Aenderungen zu veranlassen und die Parthei der Gegner zu schwächen.

Je mehr der Gedanke an den Frieden der englischen Nation angenehm wurde, welche durch die Last eines langwierigen, für England unnützen, allein für das Haus Oestreich zuträglichen Kriegs niedergedrückt war; desto mehr suchte die dem Hofe entgegengesetzte Parthei die Bemühungen der Minister in ein verhaßtes Licht zu setzen. Die Wigs, unter andern Sunderland und Halifax welche für die Häupter dieser Parthie galten, bemühten sich dem Volke glauben zu machen, die Hauptabsicht des Ministeriums gehe dahin, den Prinzen, den sie mit dem Namen des Prätendenten benannten, wieder auf den Thron von Großbritannien zu setzen. Die Königin wäre, wie sie sagten, verführt und auch das Volk würde es bald seyn, wenn diese gefährlichen Anschläge nicht bald vereitelt würden. Um dieß zu bewirken, müßte man das Geheimniß aufdecken und unverzüglich in England und Holland bekannt machen; aber überdieß müßte man noch ohne Zeitverlust den Herzog von Hannover oder seinen Sohn nach London berufen. Sonst wäre die Thronfolge in der protestantischen Linie in Gefahr umgeworfen zu werden, und zwar um so mehr, da die Gesundheit der Königin von Tag zu Tag abnehme und die Aerzte ihre zu Grunde gerichtete Constitution nur noch durch Stärkungen und gewaltsame Mittel erhalten könnten. Die Ankunft des künftigen Erben der Krone und sein Aufenthalt

in

in London würde die geheime Verschwörung zu Gunsten des Prätendenten vereiteln und die ordentliche Thronfolge sichern; dann wäre es Zeit, an dem Frieden zu arbeiten und in Verbindung mit allen Alliirten einen gerechten und billigen Traktat zu Stande zu bringen.

Die Königin von England, wie ihre Minister, wußte um die geheimen Anschläge der Wigs und daß sie von dem Kaiser und den Alliirten begünstigt wurden; sie wünschten daher nur um so sehnlicher, die mit Frankreich angefangene Unterhandlung glücklich geendigt zu sehn.

Der König that alles, um die Abschließung derselben zu erleichtern und Se Majestät willigte daher in alle die Foderungen, welche die Königin zuletzt gethan hatte.

Die einzige, welche einige Schwierigkeit machen konnte, weil Buys die Auslieferung der Päße darauf beruhen ließ, war die, daß der Congreß vor der Ankunft der spanischen und bairischen Minister eröffnet, und die Unterhandlung, ehe sie zugelassen würden, angefangen werden sollten; aber eigentlich brachte doch diese von der Königin von England so inständig gefoderte Bedingung beiden Regenten keinen Nachtheil und ihr Interesse wurde gewiß in den Händen des Königs besser als durch ihre Minister besorgt. Ueberdieß waren die spanischen noch in Madrid, und hätten an dem bestimmten Tag nicht in Holland seyn können, um die Conferenzen anzufangen.

Der König willigte in den Vorschlag der Königin, daß der Congreß den 12. Januar des folgenden Jahres 1712 eröffnet werden sollte.

Ferner daß keine andern Titel als der von Bevollmächtigten geführt, und die Minister nur am Tage der Unterzeichnung und erst wenn dies vor sich gienge, den Titel: Ambassadeurs, annehmen sollten.

Die

Die Gesinnungen beider Monarchen zeigten sich in dem Briefwechsel, welchen die Minister mit einander führten; es herrschte durchgängig eine herzliche Sprache. Sonst hatte man den Herzoge von Marlborough, im Fall er zum Frieden beförderlich wäre, eine Belohnung von ferne hoffen lassen, von der Beschaffenheit wie er sie sich wünschen müßte. Aber in der gegenwärtigen Negociation war von keiner andern Belohnung die Rede, als Europa den Frieden zu verschaffen und von keinem andern Interesse als dem Interesse des Staates. Wenn man von Seiten Frankreichs sorgfältig die Ausdrücke wählte, wodurch man der Königin zu gefallen hoffte; so war man dies schon ihrem Geschlechte schuldig; aber ihre Liebe zum Frieden und die Aufrichtigkeit ihrer Minister verdienten, allerdings das Lob, das man der unter den Negociateurs so seltenen Redlichkeit zu ertheilen hat. Viele glauben leider, daß Ränke und Lügen zur ächten Politik gehören.

Der Abbé Gaultier, ein simpler Geistlicher, der so anspruchlos, ohne alles lästige Cerimoniel war, gefiel dem Großschatzmeister so sehr, daß als der König einen gewissen Plan hatte und den Vorschlag that, einen Agenten von höherm Range nach England zu schicken, er inständigst bat, Se Majestät möchte dem Abbé Gaultier die Aufträge ferner ertheilen. In der That verrichtete er die erhaltenen Aufträge mit solcher Genauigkeit, erklärte sich mit solcher Bestimmtheit und gab eben so genauen Bericht von den Antworten, von den Aufträgen, die er von den englischen Ministern erhielt und von dem Zustand des Reichs und den Gesinnungen der Nation, als man nur wünschen konnte. Mußte er zu Schiffe gehn und von irgend einem wichtigen Auftrage mündlichen Bericht erstatten, um umständlicher, als Briefe verstatteten,

Er-

Erklärung darüber zu geben: so beklagte er sich nie über seine Mühe; alles wurde ihm leicht, wenn er nützen konnte.

Da das Parlament versammelt war, so begab sich die Königin am 18. December 1711 in die Sitzung. Sie erklärte: sie habe es rathsam gefunden einem Kriege ein Ende zu machen, welcher der Nation so viel Blut und so viel Schätze gekostet habe und einen ehrenvollen und vortheilhaften Frieden zu erhalten. Diese Erklärung wurde verschieden aufgenommen. Die Wigs im Oberhause erklärten sich heftig gegen jeden Friedenstraktat, in welchem nicht die gänzliche Zurückgabe der spanischen Monarchie und Westindiens in das Haus Oestreich zur Hauptbedingung gemacht wäre.

Im Hause der Gemeinen wurde lange über den Frieden debattirt; endlich war die friedliche Parthei im 126 Stimmen überlegen. Im Oberhause fehlte ihr trotz dem heftigen Widerstande der Wigs eine einzige Stimme zur Ueberlegenheit.

Marlborough und seine Anhänger hatten alle, selbst die Dienerschaft der Königin, durch Geld gewonnen und acht von ihnen stimmten gegen die Königin.

Diese offenbare Bestechung war nach den Englischen Gesetzen ein Verbrechen des Hochverrathes und die Hofparthei sprach auch von nichts, als daß der Bestecher den Kopf verlieren müßte, wenn man nach den Gesetzen handeln wollte.

Man schrieb ferner den geheimen Ränken des Buys zu, daß die Königin in dem Parlament, dessen die Minister versichert zu seyn glaubten, Widerstand gefunden hatte. Buys gab wenigstens Anlaß zu glauben, daß er einen Vorfall als nahe erwarte, wodurch das ganze Friedensgeschäft vereitelt werden könnte. Die Pässe von den Generalstaaten, die er schon lange

erhalten hatte, waren noch in seinen Händen, ob er gleich Befehl hatte, sie der Königin zu übergeben. Er hatte weiter keinen Vorwand mehr, sie zurück zu halten, nachdem der König die letzte Schwierigkeit wegen der Zulassung der Spanischen und Bairischen Gesandten gehoben hatte. Da er aber sah, daß die vielen Umschweife unnütz wären und auch die im Oberhause erregte Opposition weiter keine Folgen hatte, wie er sie gehofft hatte; so fand er sich genöthigt, dem Staatssecretair die Pässe zu übergeben, die er, als ein Mittel, um die Eröffnung des allgemeinen Friedenscongresses zu verzögern, so sorgfältig zurückgehalten hatte.

Der Staatssecretair schickte die Päße ohne Zeitverlust nach Frankreich, und fügte die Versicherung hinzu, daß alle Ränke der Feinde des Friedens und die von ihnen veranlaßten Hindernisse durch die Sorgfalt und Standhaftigkeit seiner Königin besiegt werden würden; denn sie bleibe standhaft und unerschütterlich bei dem einmal gefaßten Entschluß, den so nöthigen allgemeinen Frieden zu Stande zu bringen.

Die Königin ließ bei jeder Gelegenheit merken, wie sehr sie sich freue, daß der König gleich mit ihr denke. Oxford und Saint Jean sagten dasselbe. Der Großschatzmeister versicherte, der Erfolg solle seine Versprechungen, und zwar in kurzer Zeit, rechtfertigen.

Indessen hatte das Parlament sich noch nicht in den Willen der Königin gefügt. Das Oberhaus war getheilt, und man mußte diese Theilung mit Klugheit und Vorsicht benutzen. Der König sah ein, wie wichtig es sey, unter diesen Umständen bedachtsam zu handeln und er würde den Englischen Ministern sowohl im Friedensgeschäft als auch in dem Plane, die heftigsten der Oppositionspartei anzugreifen, mehr Behutsamkeit als Heftigkeit empfohlen haben. Diejenigen, welche

welche man am meiſten bedrohte, waren die Herzöge von Marlborough und Sommerſet.

Ob dieſe Verſuche einer Privatrache ſchneller oder ſpäter gelingen möchten, war ohne Einfluß auf die Vollendung des wichtigen Friedensgeſchäftes. Man konnte den engliſchen Miniſtern überlaſſen, wie oder wann die Feinde der Königin beſtraft werden ſollten. Man ſchrieb daher blos an Saint Jean, die überſchickten Päſſe wären angekommen; der Marſchall von Huxelles, der Abbé von Polignac und Menager, die der König zu Bevollmächtigten ernannt habe, würden unverzüglich nach erhaltener Inſtruction über die vorhergegangnen Negociationen abreiſen. Da man übrigens an der Klugheit der Engliſchen Miniſter und an ihrer Einſicht in ihr eignes Intereſſe nicht zweifeln konnte; ſo wäre es unnütz vielleicht gefährlich geweſen, ſie aufmerkſam zu machen, wie ſie ſich gegen die Anſchläge ihrer Feinde ſichern und ſie vereiteln müßten. Die Bevollmächtigten hatten ſchon vom Könige ihre Inſtruction erhalten, wobei die vorher England mitgetheilten Artikel zum Grunde lagen; denn ſchon längſt dachte man nicht mehr an jene verhaßte Präliminarien, welche die Feinde des Friedens erfunden und vorgelegt hatten, um dem Friedensſchluß ein unüberwindliches Hinderniß entgegen zu ſetzen. Man dachte nicht mehr daran, wie einſt auf dem Congreß zu Gertruydenburg, ein gleich ungerechtes und unmögliches Mittel zu finden, wie man den Katholiſchen König binnen zwei Monaten zwingen könnte, der Spaniſchen Monarchie und Amerika zu entſagen. Jede thörichterweiſe vorgegebene Reſervation fernerer Foderungen, die man noch geheim halten mußte, war aufgegeben. Die Negociation ſollte in der gewöhnlichen Ordnung geführt werden und der König hatte den Holländern wieder die Anmaßung entriſſen, die

Frie-

Friedensbedingungen zu bestimmen und über das Schicksal von Europa zu entscheiden.

Da sich so der Zustand der Sachen geändert hatte, verlangte der König, daß ihm die vorzüglichsten Festungen in Flandern, die ihm während des Kriegs entrissen worden waren, zurückgegeben werden sollten, so wie er sich darüber gegen die Königin von England erklärt hatte. Man hat aus den der Königin von England eröffneten geheimen Artikeln gesehen, wie sehr der König für das Interesse der Kurfursten von Cöln und Baiern besorgt war. Der ausdrückliche Befehl, ihre Wiedereinsetzung in ihre Länder zu bewürken und ihnen für den erlittenen Verlust Entschädigung zu verschaffen, wurde den Bevollmächtigten von neuem ertheilt; und da der König einsah, daß, wenn sie mit den englischen Bevollmächtigten vereinigt handelten, der Friede viel leichter zu Stande kommen würde; so empfahl er ihnen, so weit es von ihnen abhange, das gute Einverständniß mit den Engländern zu erhalten und zu erhöhen, und es wo möglich dahin zu bringen, daß die Engländer im Lauf der Negociation unvermerkt die Vermittler würden und als solche handelten, ohne gerade so zu heißen. Endlich war es rathsam, den Holländern zu verstehen zu geben, daß sie zum Theil der Vermittlung der Königin von England die Vortheile verdanken müßten, die sie im Frieden erhalten würden, da ihr vorheriges Betragen keine einzige Gefälligkeit vom Könige verdiene und man im Gegentheil an den Stolz und die Ungerechtigkrit der Republik, welche sich so sehr vom Glück habe verblenden lassen, daß sie sich selbst vergessen habe, noch lange denken müßte.

A. N. N. A.
Königin von England.

Allgemeine Sammlung

Historischer Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller.

Zweyte Abtheilung.

Drey und zwanzigſter Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1802.

Beym Schilfflusz, wo beyde Heere in einer geringen Entfernung von einander ſtanden, galt das Viertel Gerſte vier Denare. Brod war in Menge zu haben, das Pfund um einen halben Denar.

Hundert und eilftes Kapitel.

Gefecht.

Eine muſelmänniſche Patrouille ſtieß auf eine gleich ſtarke fränkiſche. Beyde wurden handgemein, und erhielten noch Verſtärkungen, ſo daß es ein recht blutiges Gefechte ward. Bey dieſer Gelegenheit bekamen wir drey Engländer gefangen, die vor dem Sultan ausſagten: es hätten zwey Araber dem König von England, als er ſich noch in Ptolemais befand, von der Stärke unſers Heeres ſo verächtliche Begriffe beygebracht, daß er ſich dadurch zu dem gegenwärtigen Zuge verleiten ließ, ſie hätten aber nachher mit ihrem Kopfe büßen müſſen, da es ſich erwieß, daß wir noch ſtark genug wären, um ihm die Spitze biethen zu können. Denn auſſer vielen Todten zählten die Franken noch beynahe tauſend Verwundete.

Den folgenden Tag langte beym feindlichen Heere eine neue Verſtärkung auf ſieben großen Schiffen aus Ptolemais an.

Hundert und zwölftes Kapitel.

Eine Geſandſchaft.

Auf Verlangen der Franken wird Almalich Aladil abgeſchickt, um mit ihnen Unterhandlungen zu pflegen, „wir leben, ſprachen ſie, in einer beſtändigen Fehde, die von beyden Seiten vielen tapfern Männern das le-

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1950. IV e 1748

Authentiſche Nachrichten

von den

Lebensumſtänden

des

Marquis von Torcy.

Der Marquis von Torcy, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten unter Ludwig dem XIV. und wahrend der Regentſchaft des Herzogs von Orleans, war einer der einſichtsvollſten und rechtſchaffenſten Staatsmänner, lebte aber ſo einfach und anſpruchlos, daß mancher Unwürdige von Akademien und Privatperſonen weit größere Lobſprüche erhalten hat. Sein Andenken verdient um ſo mehr von der ſpätern Nachwelt dankbar gefeyert zu werden.

Eine authentiſche Grundlage hiſtoriſcher Notizen von ihm, die nicht anders als rühmlich für ihn ſeyn können, giebt folgender aus dem erſten, nie gedruckten, Theil der Memoiren des Herrn von Torcy, ausgezogener Abſchnitt, den wir aus den Zugaben *) der Memoiren des Herzogs Louis de St. Simon (Strasb. 1791.) entlehnen.

Jean Baptiſte Colbert, Marquis von Torcy war den 14. September 1668 zu Paris geboren. Sein Vater Carl Colbert, Marquis von Croiſſy, ſtarb als

*) ſ. den XII. Theil derſelben.

Miniſter und Staats-Secretair bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Seine Mutter war Franziska Berault.

„Wenige Jahre nach Torcy's Geburt wählte der König den Herrn von Croiſſy zum Geſandten bei Carl dem II. König von England. Als er einige Zeit in London war, lies er ſeine Kinder dahin kommen. Das älteſte, unſer Herr von Torcy, war damals kaum 10 Jahre alt. Er blieb ungefähr 2 Jahre in London.

„Von dieſem Alter an zeigte er ein erſtaunliches Gedächtniß. Man ſchickte ihn in das Collegium von la Marche nach Paris zurück. Sein von Natur ernſthafter, und zur Anſtrengung fähiger Geiſt ließ auch die Zeit, welche ſeine Studien ihm übrig ließen, nicht unbenutzt. Er las aus eigenem Antrieb eine große Menge hiſtoriſcher Bücher, mit eben ſo vielem Eifer, als andere junge Leute leicht Erzählungen verſchlingen. Durch dieſes Studium erwarb er ſich einen Schatz von Kenntniſſen, die ihm bei ſeinem glücklichen Gedächtniß ſein ganzes Leben hindurch nützlich waren. Er hatte auch für Poeſie und ſchöne Schriften viel Geſchmack.

„In einem Alter von 14. Jahren vertheidigte er philoſophiſche Sätze, die dem König dedicirt wurden. Herr Lebrün hatte eine Zeichnung dazu verfertigt, eines der ſinnreichſten allegoriſchen Werke dieſes berühmten Mahlers. Herr von Torcy hatte die Ehre, den Aufſatz ſelbſt dem König zu überreichen,

chen, welcher ihn schon damals mit vielen Beweisen von Huld aufnahm.

„In seinem 16ten Jahre waren seine Studien geendigt; Herr von Croissy aber, damals Staats-Secretair der auswärtigen Angelegenheiten, war auf seinen weiteren Unterricht sehr bedacht. Er fieng damit an, alte Depeschen seinen Sohn lesen zu lassen, um ihn für diese Geschäfte zu bilden.

„Im Jahr 1683 begleitete dieser den Hof nach der Franche Comté. Als der Bruder des Königs von Portugal gestorben war, wurde ihm aufgetragen, dem König von Portugal das Beyleid des Königs von Frankreich zu bezeugen. Er reiste zu Anfang des Jahrs 1684. nach Lissabon ab. Der Krieg zwischen Spanien und Portugal, den man immer seinem Ende nahe glaubte, verzögerte Herrn von Torcy's Zurückkunft. Er blieb beinah 9 Monate zu Lissabon.

„Kaum war er zurückgekommen, als ihm der König eine Gratulation, die er dem König von Dänemark abzustatten hatte, auftrug. Unterwegs erhielt Herr von Torcy Befehl, sich in Hamburg aufzuhalten, bis der Marquis von Villars ihm melden würde, was er weiter zu thun habe. Dadurch endigte sich seine Gesandtschaft nach Copenhagen. Der König von Dänemark hatte das bisdahin bei der Aufnahme der Gesandten beobachtete Ceremoniel abgeändert. Dieser Prinz empfieng sie sonst stehend und mit entblößtem Haupte; nun wollte er sich künftig auch nach der Art richten,

mit welcher die Gesandten in Frankreich empfangen wurden, und erklärte, daß er die mit gleichem Range bekleideten Männer, auf dieselbe Weise empfangen würde, wie der König die dänischen empfange; nemlich, sitzend und mit bedecktem Haupt. Der König, davon unterrichtet, wollte diese Neuerung nicht anerkennen. Villars meldete dem Herrn von Torcy, daß der König von Dänemark, um sich nicht der Ehre zu berauben, die der König ihm durch diesen besondern Beweis seiner Freundschaft gebe, beschlossen habe, den französischen Gesandten diesmal in Norwegen, wohin er reisen werde, zu empfangen. Er werde zu diesem Endzweck ein Jachtschiff abschicken, das ihn dorthin bringen könne, nebst einem Officier, welcher ihn auf der Reise begleiten solle. Die dänischen Minister hatten dieses Auskunftsmittel passend gefunden, um den herkömmlichen Gebrauch und das bisdahin bei der Aufnahme der Gesandten beobachtete Ceremoniel beyzubehalten, ohne doch von dem neu einzuführenden dadurch abzustehen. Sie waren der Meinung, eine Audienz, die der König von Dänemark ausserhalb Copenhagen und auf der Reise gebe, könne keine Ansprüche begründen.

„Herr von Torcy hatte Befehl erhalten, den schriftlichen Anweisungen des Marquis von Villars genau nachzukommen. Nach den von ihm erhaltenen Briefen reiste er also von Hamburg ab, traf in den dänischen Staaten den Officier, welchen der König an ihn abgeschickt hatte, einen französischen

Re-

Religionsflüchtling, und kam in dessen Gesellschaft bis an die Gränze der Provinz von Jütland, wo sie das Yachtschiff erwartete. Ihre Ueberfahrt nach Norwegen war glücklich und dauerte nur einige Stunden; sie landeten jedoch nicht an dem Ort, welchen sie sich vorgesetzt hatten, und mußten daher Pferde nehmen, um den andern Tag sich dahin zu begeben. Diß war eine Gelegenheit einige Parthien eines Landes zu sehen, wohin Herr von Torcy hie wieder zu kommen gedachte. Sie machten die Reise in einer Postchaise sehr bequem, und wurden auf Befehl des Königs von Dannemark in allem freigehalten. Ueberall, wo sie ankamen, fanden sie schon eine reichliche Mahlzeit bereit.

„Herr von Torcy reiste nachher im Gefolge des Königs von Dänemark, in einer Fregatte, die er ihm geben ließ, von Norwegen nach Copenhagen zurück, hatte aber seine Abschieds-Audienz schon während seines kurzen Aufenthalts in Norwegen, erhalten, um dadurch die Schwierigkeiten des Ceremoniels in Copenhagen zu vermeiden.

„Er blieb ungefähr einen Monat ohne Character, aber mit Bewilligung des Königs von Dannemark, in dieser Stadt. Von da gieng er nach Schweden, und kam, als bloßer Reisender, ohne Aufträge, nach Stockholm. Dort verweilte er 10 Tage und kehrte nach Copenhagen zurück, wo er sich nur noch wenige Tage aufhielt. Endlich reiste er wieder nach Hamburg, wo er, wie das erste-

mal, bei dem Abbé Vidal, dem königlichen Residenten wohnte; einem Mann von seltener Tugend, dessen Rechtschaffenheit von allen denen anerkannt und geschätzt wurde, die mit ihm zu unterhandeln hatten.

„Von Hamburg gieng er nach Berlin, Sachsen, Regensburg, Wien, München, und von da nach Tyrol; endlich nach Rom und Neapel.

„Ueberall führten ihn die königlichen Minister ein, theilten ihm die von Sr Majestät erhaltenen Befehle mit, und machten ihn mit dem Zustande ihrer Unterhandlungen bekannt. Die größten Aufschlüsse gaben ihm der Graf von Rebenac zu Berlin, Herr von Verjus, Graf von Cressy zu Regensburg, und der Cardinal von Estrees zu Rom, wo er 5 Monate in dem Farnesischen Pallast, bei dem Cardinal und dessen Bruder, dem Herzog von Estrees, königlichem Gesandten bei dem Pabst, wohnte.

„Erst im Jahr 1686 kam Herr von Torcy von seinen Reisen zurück. Er fuhr fort, sich immer mehr Einsichten durch Lesung alter Depeschen, die ihm Herr von Croissy mittheilte, zu erwerben, entwarf auch selbst unter dessen Anweisung Antworten an einige königliche Minister der auswärtigen Höfe.

„Als Pabst Innocenz der XI. im October 1689 gestorben war, begehrte und erhielt Herr von Torcy die Erlaubniß, wieder nach Rom zu gehen, um ein Conclave zu sehen, und sich so viel möglich, mit den bei solchen Gelegenheiten vorkommenden Unterhand-

handlungen und Intriguen bekannt zu machen. Er reiste auf den königlichen Galeeren, welche die königlichen Gesandte, den Herzog von Chaulnes, und die Cardinäle von Bonzi, Fürstenberg ꝛc. dahin brachten.

„Das Conclave dauerte ungefähr 6 Wochen. Während dieser Zeit blieb Torcy immer in Rom. Der königliche Gesandte zu Turin, Marquis von Arcy, meldete ihm dahin durch einen Eilboten, daß sein Vater (Herr von Croissy) für ihn von Sr Majestät die Anwartschaft auf seine Stelle, als Staats-Secretair der auswärtigen Angelegenheiten, erhalten habe.

„Bei seiner Zurückkunft gewährte ihm der König die Ehre einer besondern Audienz in seinem Cabinet. Er verlangte von ihm zu wissen, was Torcy in dem Conclave gesehen, und was er von dem römischen Hof beobachtet habe. Er befragte ihn auch über die, vor seiner Abreise von Rom, bey Sr Heiligkeit gehabte Audienz und schien mit seinen umständlichen Nachrichten und Bemerkungen zufrieden zu seyn.

„1671 hatte Torcy die Ehre, dem König bei der Belagerung von Mons und Namur, als Staats-Secretair, zu folgen.

„Herr von Croissy starb im Jahr 1696. Torcy hatte indeß die Stelle eines Schatzmeisters von dem Orden des h. Geistes gehabt. Seine Vermählung mit dem Fräulein von Pomponne war schon beschlossen. Da der König sich dafür zu interes-

siren

ben koſtet. Unſre Abſicht iſt es bloß den Jeruſalemitaniſchen Franken Beyſtand zu leiſten. Wenn ihr mit dieſen Friede macht, ſo wollen wir insgeſammt in unſre Heimath zurückkehren.“ Während der Unterhandlungen ſchickte Saladin einen Brief an ſeinen Bruder, worinn er ihn bat, die Franken noch eine Weile hinzuhalten, bis er ſich mit den Turkomannen vereinigt hätte, die ſchon ganz in der Nähe wären.

Hundert und dreyzehntes Kapitel.

Zuſammenkunft zwiſchen Aladil und dem König von England.

Selbſt der König von England entſchloß ſich zu einer perſönlichen Zuſammenkunft mit Aladil, bey welcher Humfreds Sohn, ein edler Franke aus dem Königreich Jeruſalem, den Dollmetſcher machte. Dieſen jungen Mann hab ich nachher, als der Friede zu Stande gekommen war, ſelbſt geſehen, er war ſehr ſchön geſtaltet, ausgenommen daß er nach Art ſeiner Landsleute ein geſchornes Kinn trug.

Der König von England that den erſten Antrag. Ihm antwortete Aladil, „Ihr verlangt zwar Frieden, gebt mir aber die Puncte nicht an, unter denen ich ihn beym Sultan auswirken ſoll.“ Wir ſetzen, erwiederte jener, nur eine einzige Bedingung an: gebt uns alle Eroberungen zurück, und geht dann nach Hauſe. Aladil, antwortete hierauf trotzig, und das Ende der Unterredung war, daß die Franken ſogleich aufbrachen. Saladin that ein gleiches mit dem feſten Vorſatz, bey der nächſten Gelegenheit etwas entſcheidenders zu wagen, deswegen mußten auch alle Bogenſchützen aus dem ganzen Heere in einen eignen Trupp zuſammenrücken.

Hum-

siren, ja sogar sie zu wünschen schien, wurde sie kurze Zeit nachher vollzogen. Nun begann Herr von Torcy, welcher schon die Anwartschaft auf seines Vaters Stelle hatte, von dem Augenblick an, sie würklich zu versehen. Doch hatte der König die Einrichtung getroffen, daß er mit seinem Schwiegervater, dem Herrn von Pomponne, gemeinschaftlich arbeiten sollte. Dieser war im Jahr 1691 wieder in das Conseil eingetreten. Er hatte über alles, was die auswärtigen Angelegenheiten betraf, in dem Conseil selbst die Berichte abzustatten; Herr von Torcy aber besorgte die Depeschen und den übrigen Theil der Arbeiten.

„Diese Einrichtung wurde bis 1698 beibehalten; alsdann erlaubte der König dem Herrn von Torcy zuweilen in das Conseil zu gehen, wenn über wichtige und weitläuftige Angelegenheiten zu berichten war. Sobald aber der Bericht vorgetragen war, entfernte er sich sogleich aus dem Conseil. Erst im folgenden Jahre wurde er in das Conseil selbst aufgenommen.“

Der Duc de St. Simon macht zu dieser Epoche in dem Leben unsers Ministers folgende Bemerkung: Torcy stund lange in allem unter Pomponne, seinem Schwiegervater. Dieser aber machte ihm oft Gelegenheit, die Depeschen selbst in das Conseil zu bringen. Der König, welcher ihn auf diese Art öfters, doch nur auf einige Augenblicke, dort gesehen hatte, sagte ihm, weil ihm sein Betragen gefiel, endlich: er solle sich niedersetzen und bleiben. Dieser Augenblick

blick machte Torcy zum Staats-Miniſter. Es iſt auch nicht wohl thunlich, daß der Staats-Secretair der auswärtigen Angelegenheiten nicht wirklich im Conſeil ſey, wäre es auch nur auf dieſe Art, daß er durch einen Vater oder Schwiegervater, gleichſam in einer verdoppelten Perſon vorgeſtellt, dort ſich vergegenwärtige. In den auswärtigen Angelegenheiten muß Einheit ſeyn. Seine übrigen Geſchäfte beſtehen in den Audienzen und mündlichen Unterredungen, welche er den Geſandten und auswärtigen Miniſtern eröfnet. Er muß alſo die Angelegenheiten und Depeſchen mündlich im Conſeil vortragen können; und dahin kommen nur die Miniſter. Torcy war in einem Alter von 30 bis 35 Jahren. Er hatte Reiſen gemacht und ſich mit Nutzen an allen europäiſchen Höfen aufgehalten; er war klug, unterrichtet, ſehr gemäßigt, und jedermann billigte die ihm erzeigte Gnade. Da man ſonſt auch zu den unbedeutendſten Aemtern beeidigt werden muß; ſo iſt es ſonderbar genug, daß gerade die Staatsminiſter, welche vor allen andern in Pflichten genommen werden ſollten, keinen Eid abzulegen haben. Auch die Intendanten der Provinzen, welche unumſchränkt über ſie herrſchen, legen keinen Eid ab, während die geringſten königlichen Lieutenants der Provinzen, Menſchen, die man nicht ſelten in ihren Provinzen, weil ſie oft dieſelbe gar nicht betreten, und wohl auch anderwärts kaum kennt, und die noch überdieß in ihrem ganzen Leben, auch nicht das unbedeutendſte

Geschäft wirklich zu verrichten haben, unmittelbar in die Hände des Königs einen Eid ablegen müssen. — —

Marquis von Torcy fährt als Selbstbiograph fort: „Da 1697. der Friede von Riswik geschlossen war, dachte man bloß darauf, ihn fest zu erhalten. Es näherte sich aber ein Ereigniß, welches Europa mit großen Unruhen bedrohte. Die wankende Gesundheit des Königs von Spanien, Carls des II. und seine schwächliche Constitution, ließen sein nahes Ende voraussehen. Er hatte keine Nachkommen. Man war daher zum Voraus darauf bedacht, einen Theilungs-Traktat unter den Mächten, welche auf die Succession Anspruch machen konnten, zu Stande zu bringen. Ein solcher wurde angenommen und abgeschlossen. Eine der Bedingungen war, dem churfürstlichen Prinzen von Baiern, einem Enkelsohn von Margaretha Theresia von Oestreich, die Spanische Krone zu lassen. Allein da dieser Prinz starb, mußte ein anderer Tractat gemacht werden.

„Ein Theil der interessirten Mächte hatte seine Einwilligung dazu gegeben; der Kaiser aber wollte nicht beitreten. In dieser Lage erhielt der König zu Fontainebleau die Nachricht von dem Tode Carls des II. und zugleich dessen Testament*) nach wel-

*) Der Marquis von Castel d'Orrios übergab dem König das Testament. Beym Herausgehen aus der Audienz, wel-

welchem er, vermöge des Rechts der Blutsverwandschaft, Philipp von Frankreich, Herzog von Anjou, zum Erben aller dieser Königreiche ernannte; im Fall aber daß dieser gestorben seyn würde, an dessen Statt seinen Bruder, den Herzog von Berry.

„Man hatte nur 24 Stunden Bedenkzeit; denn der Eilbote war vom Spanischen Conseil beſehligt, im Fall der Verweigerung, sofort nach Wien zu gehen und dem Kaiser die Spanische Monarchie für den Erzherzog Carl anzubieten. Welche Parthei man auch ergreifen wollte; Krieg blieb unvermeidlich. Herr von Torcy schlug diejenige vor, welche für den Ruhm des Königs, und die rechtmäßigen Ansprüche der Kinder von ihm und der verstorbenen Königin die angemessenste war. Als das jüngste Mitglied im Conseil sprach er zuerst, und gab den Rath, das Testament anzunehmen. Auch Monseigneur war gleicher Meinung. Die übrigen Mitglieder des Conseils gaben endlich ebenfalls der Kraft seiner Gründen nach. Der König erklärte die Annahme des Testaments den 11 November 1700. — —

Als Herr von Barbesieux 1702. starb, erhielt Torcy die Verwilligung von Sr. Majestät, über die Stelle eines Kanzlers der königlichen Befehle in Un-

welche ihm der König in seinem Cabinet gegeben hatte, sagte der Gesandte: Ich überbringe dem allerchristlichsten König das Geschenk von 22 Ländern, und Se. Majestät hat mir geantwortet: Ich werde sehen (Je verrai.)

Unterhandlungen zu treten, und seinen bisherigen Platz dagegen aufzugeben.

Der Zustand, in welchem sich Frankreich 1709 befand, öffnete für Torcy eine neue Laufbahn, um seinen Eifer für den König und seine Vaterlandsliebe zu zeigen. Der Krieg, welcher seit 1702. gedauert und besonders in den letzten Feldzügen eine unglückliche Wendung genommen hatte, war für das Königreich an Menschen und Geld äusserst erschöpfend. In allen Ständen war Muthlosigkeit verbreitet. Der rauhe Winter von 1709. welcher alle Hoffnung auf die Erndte vernichtete, war eine neue Plage, welche die Verzweiflung aufs höchste trieb. Von den verschiedenen seit einiger Zeit angefangenen Negotiationen konnte man keine Früchte erwarten: die Feinde des Königs genoßen mit allem Vortheil das Vergnügen, einen so mächtigen Monarchen nun auch einmal der feindseligen Laune des Glücks unterworfen zu sehen.

„Bey einer so dringenden Lage der Dinge, bezeugte der König allen Mitgliedern seines Conseils, wie empfindlich ihm das Elend seiner Völker und seines Staats sey. Diß war für Herrn von Torcy genug zum lebhaftesten Wunsch, den Kummer eines Herrn, dem er mit so vieler Treue ergeben war, auf alle mögliche Weise zu erleichtern.

„Man war dahin gekommen, den König zu überreden, daß der Friede nicht anders als durch Holland gemacht werden könne. Diß war zwar nicht Torcy's Meinung, der sich sogar mehrere male dage-

dagegen erklärt hatte; allein um ſich nicht vorwerfen zu müſſen, daß er irgend einen Ausweg, welcher zu einem ſo wünſchenswerthen Ziel führen könnte, aus Vorliebe für ſeine eigene Meinung vernachläſſigt habe, ſuchte er den König, als er aus dem Conſeil gieng, zu ſprechen, und überzeugt, daß eine ſolche Unterhandlung nur durch einen Mann gemacht werden könnte, welcher mit den geheimſten Wünſchen des Königs bekannt war, bot er ſich ſelbſt an, unerkannt nach Holland zu reiſen und mit den Deputirten der Staaten und ihren Alliirten perſönlich zu unterhandeln.

„Se Majeſtät bezeugten ihm ihre Zufriedenheit über dieſen Vorſchlag, und ertheilten ihm die ausgedehnteſte Vollmacht, um den Frieden zu ſchlieſſen, welchen der König durchaus ſeinem Volke wieder geben wollte.

„Sobald Torcy den Willen des Königs wußte, gab er durchaus keiner andern Betrachtung Gehör, und nahm auf die Misbilligung der Perſonen, welche damals im größten Credit ſtunden, keine Rückſicht. Zwar machten ihm ſeine klügſten Freunde Vorſtellungen, welcher Gefahr er ſich ausſetze, indem er durch ſeine Abweſenheit ſeinen Feinden zu allen böſen Anſchlägen gegen ihn freies Feld laſſe; auſſerdem ſetze er noch ſeine eigene Perſon in Gefahr. Keiner dieſer Bewegaründe aber war vermögend, ihn von ſeinem Vorſatz abzubringen, ungeachtet er ihm für ſeine Perſon, er mochte ge-

lingen oder nicht, Unannehmlichkeiten zuziehen mußte.

„Den 9. May 1709 reiste er ab, bloß mit einem Paß versehen, der nicht einmal auf seine Person ausgefertigt war. Es fehlten nur wenige Stunden, so wäre er unterwegs entdeckt und arretirt worden.

„Die Conferenzen, welche er mit verschiedenen Mitgliedern der General-Staaten, besonders mit dem Pensionair Heinsius, auch mit dem Prinzen Eugen, und mit Mylord Marlborough hatte, würden uns zu einer zu weitläuftigen Beschreibung führen, die mehr der Geschichte, als seiner Biographie angehört. Es ist hinreichend, zu sagen, daß Torcy ungefähr 3 Wochen in Holland zugebracht hat, um die verschiedenen Foderungen der Deputirten aller Alliirten anzuhören und ihnen, so weit es in seiner Macht stund, die vortheilhaftesten Bedingungen zuzusagen; ein untrüglicher Beweis von dem guten Willen und aufrichtigen Wunsch des Königs für den Frieden! Er mußte sehen, daß die Alliirten immer mehr Schwierigkeiten machten, je mehr er ihnen nachgab, und daß, als er allen ihren Foderungen Genüge geleistet hatte, sie doch noch geheime Artikel machten, über die sie sich nicht einmal erklären wollten. Nachdem er nun während seines Aufenthals eine beispiellose Gedult und Sanftmuth bewiesen hatte; (zwei Haupteigenschaften für einen Unterhändler, die er in einem hohen Grade besaß!) erklärte er endlich seine Abreise, die er wegen seinen

Amts-

Amtsverrichtungen bei dem König nicht länger aufschieben konnte.

Indem er in den Wagen steigen wollte, erklärte er den versammelten Deputirten der alliirten Mächte: es sei nöthig, daß die Präliminar-Artikel, über welche sie unterhandeln wollten, schriftlich von ihnen abgefaßt würden. Sie möchten ihre Foderungen und Ansprüche, das was der König ihnen bewillige, und selbst ihre Verweigerungen noch andere Bedingungen, welche sie sich bestimmt anzugeben, vorbehielten, in diesen Aufsatz bringen, damit er dem König hierüber Rechenschaft ablegen, und dieser selbst entscheiden könne, ob er sie annehmen wolle oder nicht. Die Abgesandten fanden diesen Vorschlag billig; die Artikel wurden sogleich noch mit aller Umständlichkeit, wie es Herr von Torcy wünschte, aufgesetzt. Er verlangte, daß sie von allen Versammelten unterschrieben würden; und mit dieser Acte versehen, reiste er wirklich ab, nachdem er versprochen hatte, ihnen in 14 Tagen die Antwort zu melden.

„Für Torcy war es noch nicht genug, dem König einen so vollkommenen Beweis seiner gänzlichen Ergebung durch dieses Opfer gegeben zu haben; er wollte auch, daß der König all den Vortheil daraus ziehen sollte, welchen er ihm zu verschaffen sich vorgesetzt hatte. Die Foderungen der Alliirten und besonders die Enderklärung, daß, nachdem man ihnen so viel verwilligt hatte, sie

ſich doch noch Bedingungen zu machen, vorbehielten, über welche ſie ſich jetzt nicht erklären wollten, überzeugten den König und ſein Conſeil, daß ſeine Feinde den Frieden nicht wollten. Der Krieg mußte alſo fortgeſetzt werden. In einer Lage, welche alle Hülfsquellen als erſchöpft zu zeigen ſchien, rieth nun Herr von Torcy dem König, öffentlich bekannt zu machen, wie ernſtlich er ſich bemüht habe, ſeinem Volk den Frieden zu geben.

„Sein Vorſchlag wurde gutgeheißen. Er erließ im Namen des Königs an alle Gouverneurs der Provinzen ein Schreiben, worin Se Majeſtät ihren Unterthanen bekannt machte, welche vergebliche Verſuche er neuerlich gemacht habe, um ihnen abermalige Auflagen zu erſparen. Der König habe nicht allein ſeinen eigenen Eroberungen entſagt, ſondern auch den König ſeinen Enkelſohn verlaſſen wollen. Dieſer rührende Brief hatte alle mögliche gute Wirkung auf die Herzen der Franzoſen. Die Liebe zu ihrem König ließ ſie noch Hülfsmittel finden, die ihnen bis dahin unmöglich geſchienen hatten; und der Krieg wurde mit mehr Eifer fortgeſetzt als jemals.

„Man erwartete den auf 14 Tage angeſetzten Zeitpunkt nicht, um den Alliirten die Verweigerung ihrer Vorſchläge zu melden. Sie hatten in der Folge große Urſache zu bereuen, daß ſie ſo viele Schwierigkeiten gemacht hatten.

„Während die königlichen Armeen von allen Seiten thätig waren, verlor Torcy den großen

Zweck

Zweck des Friedens keinen Augenblick aus dem Geſicht. Seine feſte Aufmerkſamkeit darauf, zeigte ihm einen Strahl von Hoffnung, den niemand bemerkt hatte. Er wußte die erſte Spur einer Adminiſtrations-Veränderung in England ſo zu benutzen, daß es ihm gelang, einen anſtändigen und dem Ruhm des Königs angemeſſenen Frieden mit dieſer Krone abzuſchließen. Die Unterhandlungen wurden unmittelbar mit Miniſtern der Königin Anna, welche ſie zu dieſem Endzweck nach Frankreich ſchickte, gepflogen, die Präliminarien im Jahr 1711 zu Fontainebleau im größten Geheimniß abgefaßt, im October deſſelben Jahrs aber zu London unterzeichnet. Die Trennung Englands von den andern Alliirten, welche in einem für Frankreich äuſſerſt günſtigen Zeitpunkt, vor der Schlacht bei Denain, bekannt wurde, nöthigte ſie bald, auch den Frieden zu ſuchen. Im Januar 1712 wurden die Conferenzen zu Utrecht eröffnet, und im Jahr nachher wurde der Friede mit den Holländern, unter Bedingungen, welche ſehr von denen verſchieden waren, die ſie einige Jahre vorher verworfen hatten, abgeſchloſſen. Der Krieg mit dem Kaiſer dauerte noch bis 1714. Endlich wurde er durch den am 6. März deſſelben Jahrs zu Raſtadt unterzeichneten Tractat geendigt. Der Friede mit dem Reich aber ward in dem folgenden September zu Baden zum Abſchluß gebracht.

„Durch die Bemühungen und die Vorſicht des Herrn von Torcy fieng das Königreich im Jahr

Hundert und vierzehntes Kapitel.

Treffen bey Arsoph; eine für die Muselmänner sehr traurige Begebenheit.

Der Feind hatte seinen Marsch bis in die Felder von Arsoph, wo viele Bäume und Gärten waren, fortgesetzt. Hier fielen unsre Bogenschützen ihn mit einer solchen Heftigkeit an, daß er fast ganz in die Enge getrieben war. Er verdoppelte zwar seinen Marsch um den bestimmten Lagerplatz zu erreichen, kam aber von allen Seiten immer mehr ins Gedränge. Endlich gerieth das Fußvolk in die äusserste Verlegenheit, und wäre zum Weichen gebracht worden, wenn die Cavallerie es nicht zu rechter Zeit unterstützt hätte. Ich habe selbst gesehen, wie sie sich in Schlachtordnung stellte, und durch Oeffnungen, welche das Fußvolk machte, unter einem heftigen Geschrey über die Unsrigen herfiel. Plötzlich ergriffen diese die Flucht, vorzüglich das Mittelstreffen, bey welchem ich mich befand. Ich wollte meine Zuflucht zum linken Flügel nehmen, allein auch dieser war schon gänzlich geschlagen. Eben so wenig Sicherheit fand ich beym Reservecorps, das bis auf 17 Mann, die hier zurückgeblieben waren, ins Treffen gezogen war. Indeß sah ich hier noch alle Fahnen unbewegt stehen, und die Feldpauke wurde ohne Aufhören geschlagen. Wo Saladin einen Trommelschläger auf der Flucht bemerkte, rief er ihn zu sich, und befahl ihm ernstlich, seine Pflicht wieder zu thun.

Demohnerachtet konnte er seine Soldaten nicht mehr zum Stehen bringen. Setzte der Feind an; so liefen sie: hielt er an, so standen sie wieder. Das geschah zu dreyen verschiedenen mahlen, bis jener endlich nicht weiter verfolgen wollte. Unterdeß hatte das fortgesetzte Trommelschlagen doch so viel gefruchtet, daß

1715 wieder an, ſeinen ehemaligen Glanz anzunehmen, und ſich von den Bedrückungen und Erſchöpfungen eines ſo langen und unglücklichen Kriegs zu erholen; als Frankreich einen ſo großen Monarchen, und Herr von Torcy einen ſo gnädigen Herrn verlor.

„Der König hatte ihm die Ehre erzeigt, ihn in ſeinem Teſtament zum Mitglied des Regierungs-Conſeils zu ernennen. Unerachtet dieſes Teſtament nicht vollzogen wurde; bekräftigte der Herzog von Orleans in dieſem Punkt doch den Willen des verſtorbenen Königs, aus Achtung für Herrn von Torcy, deſſen Verdienſte ihm bekannt waren. Er legte hierauf ſeine Stelle als Staats-Secretair nieder, da ſie, nach der neuen Einrichtung des ſeit der Regentſchaft errichteten Conſeils, keine Functionen mehr hatte. Kurze Zeit nachher errichtete man ſeinetwegen die Stelle eines General-Oberaufſehers der Poſten und Relais von Frankreich, deren Geſchäfte er ſeit 1699 blos auftragsweiſe verwaltet hatte, wie dies ſonſt gebräuchlich war und auch gegenwärtig wieder eingeführt iſt. Dieſe Stelle gab ihm ein eigenes Geſchäftsverhältniß mit dem Herzog von Orleans, welcher ihm auch noch den Auftrag gegeben hatte, ſeinen auswärtigen Briefwechſel zu beſorgen und ihm Rechenſchaft darüber abzulegen.

„So wenig auch dieſes Amt den Talenten und Fähigkeiten des Herrn von Torcy angemeſſen war; ſo erweckte es ihm doch Neider. Man hatte zwar

nichts

nichts von ſeinem Ehrgeiz, aber viel von ſeiner Rechtſchaffenheit zu fürchten. Er konnte den Herzog von Orleans zu jeder Stunde ſprechen; ſein Muth, die Wahrheit, auch wenn ſein eigenes Glück dabei aufs Spiel geſetzt wurde, frei heraus zu ſagen, war ein Schrecken für die, deren Vortheil es war, nicht allzu ſcharf ins Auge gefaßt zu werden. Nach mancherlei Anſchlägen und Wendungen zwang man dem Herzog von Orleans den Wink ab, daß er im September 1721 die Entlaſſung von ſeinem Amte begehren ſollte.

Da 1723 das Regierungs-Conſeil wegen der Volljährigkeit des Königs aufgehört hatte; befand ſich Herr von Torcy ohne Amt, und war ſich ſelbſt wieder gegeben. Er genoß dieſe Ruhe mit Zufriedenheit; ſo ſelten dies bey Männern, die ſich gerne mit Staatsangelegenheiten beſchäftigten, einzutreffen pflegt.

Soweit der Marquis von Torcy als ungenannter Selbſtbiograph. — Der Verfaſſer der Memoiren des Duc de St. Simon ſchließt mit folgenden Thatſachen und Reflexionen. Torcy's perſönlichen Verdienſte und ſein berühmter Name machten, daß die Akademie der Wiſſenſchaften ihn wünſchte, und ihm zu Anfang des Jahrs 1718 einen Ehrenplatz anbot. Er war Präſident, als der König ſie mit ſeiner Gegenwart beehrte, und hatte die Ehre, Se Majeſtät im Namen der Geſellſchaft anzureden. In der Zeit, die er in Paris zubrachte, wohnte er ihren Verſammlungen öfters bei.

Frei

Frei von Geschäften, verlebte er seine Tage theils auf dem Lande, theils in der Stadt. Seine Gesellschaft bestand aus seiner Familie und einer kleinen Anzahl von Freunden. Er gab sich keine Mühe, neue Bekanntschaften anzuknüpfen; die, welche sich ihm anboten, nahm er mit Vergnügen an. Er wußte seine Geistskräfte aufs beste zu benutzen, und sich auf eine angenehme Weise zu beschäftigen. Die Tage waren ihm immer zu kurz.

Seine immer gleiche Gemüthsstimmung, die Richtigkeit seines Blicks, die Annehmlichkeiten seines Geistes, machten ihn zum angenehmsten Gesellschafter. Er kannte die Menschen genau und ließ sie doch nie ihre Fehler fühlen. In seiner Gesellschaft war man immer mit sich selbst zufrieden.

Sein sanfter und gutmüthiger Charakter, der sich schon in seinen Gesichtszügen äusserte, war eben so standhaft und muthvoll. In den wichtigsten Vorfällen seines Lebens verzweifelte er nie an einem glücklichen Erfolg. Seine ausgebreiteten Kenntnisse zeigten ihm Auswege, wo andere keine mehr zu finden wußten. Seine Bekümmernisse verbarg er jedermann.

Er verstand mehrere Sprachen, und redete seine Muttersprache mit möglichster Reinheit. Oft fand er es unbillig, wenn man sich über die Armuth der französischen Sprache beklaate, und sagte: diese Klagen entstünden aus Unkenntniß. Alles, was aus seiner Feder hervorgieng, kann als muster-

haft

haft in seiner Art angesehen werden. Seine Instructionen für die Gesandte, sind Werke, welche man immer bewundern wird. Die Würde und Bestimmtheit im Inhalt, die Reinheit und Deutlichkeit des Ausdrucks bei dem so vielfach belehrendem Stoff, lassen dem Leser nichts zu wünschen übrig. Eben diß gilt auch von seinen Depeschen. Die Briefe, welche er im Namen des Königs schrieb, waren der Majestät dessen würdig, den er die Ehre hatte, reden zu lassen. Der König selbst hat ihm mehrmals seine Zufriedenheit darüber bezeugt. — Er war aber auch in jeder andern Schreibart geübt. Seine vertrauten Briefe wurden sogar von denen bewundert und gerne gelesen, für welche sie nicht geschrieben waren. Es herrschte darin ein feiner, sanfter Witz, eine angenehme Scherzhaftigkeit, eine edle und schmeichelhafte Art zu loben. Er besaß die Gabe, sich allgemein beliebt zu machen, und alle Eigenschaften, um sich Achtung ohne Furcht zu erwerben.

Sein Glück, durch welches Niemand verdunkelt wurde, zeigte seine Tugenden ohne Neid. Man muß, vielleicht zur Schande der Menschheit! gestehen, daß dies eine der Ursachen war, welche ihm das großen Männern fast immer fremde Glück verschaft hat, den Ruhm mit Ruhe zu genießen. Diese Vortheile aber wurden dennoch seiner Bescheidenheit nicht nachtheilig; einer Tugend, die er, wenn man so sagen darf, in einem übermässigen Grade besaß.

Die Grundſätze der Religion ehrte Porey und erfüllte immer alle ihre Pflichten mit der größten Genauigkeit. Er war ein gehorſamer Sohn, ein guter Gatte, ein zärtlicher Vater, ein liebreicher Hausvater. Mit allen chriſtlichen Tugenden verband er die Uebungen der Andacht und Frömmigkeit.

Sein ruhiges Temperament und ſeine regelmäßige Lebensart ließen ihn einer Geſundheit genießen, welche nur durch unbedeutende und vorübergehende Krankheiten unterbrochen wurde. Bis in ſein ein und achtzigſtes Jahr hatte er noch keine Abnahme ſeiner Kräfte erlitten.

Im Anfang des letzten Monats von dieſem ſeinem Lebensjahr überfiel ihn das Podagra. Weil es nicht zum Ausbruche kam, ließ ihm der Anfall eine Art von Schlag über den halben Körper zurück. Man hielt für gut, ihn in das Bad von Bourbon zu bringen. Diß erleichterte aber ſeine Krankheit ſogar nicht, daß er vielmehr ſein Leben verlor. Er fiel in eine Art von lethargiſchem Schlaf, der, mit kurzen Unterbrechungen, die ganze Zeit ſeiner Krankheit fortdauerte. Da ſein Zuſtand ſich nicht verbeſſerte, brachte man ihn den 14. Julius nach Paris zurück. — Er ſtarb den 2. September 1746. Sein Vaterland, ſeine Familie, und alle, welche von ihm gehört hatten, beklagten ſeinen Verluſt.

Aus ſeiner Ehe mit Frau Catharina Felicitas Arnaud von Pompone hatte er auſſer ſeinem Sohn,

dem

dem Herrn Marquis von Croiſſy, General-Lieutenant der königlichen Armee, welcher ſich mit der Tochter des Marſchalls von Coigny vermählte, drei Töchter. Die älteſte heurathete 1715 den Feldmarſchall, Marquis von Ancé, une; die zweite den General Lieutenant Marquis Dúpleſſis-Chatillon, im Jahr 1718. Die dritte, welche an den Feldmarſchall, Grafen von Mailly d'Haucourt vermählt war, ſtarb 1734. Sie hinterließ nur eine Tochter, welche mit dem Herren Grafen von Boyer, Sohn des Grafen von Argenſon, verlobt war.

Memoiren

des

Herrn von Torcy

über die

Friedens-Unterhandlungen zu Utrecht.

Viertes Buch.

Inhalt des vierten Buchs.

Die Bevollmächtigten von Frankreich, England und Holland kommen zu Utrecht an, aber die Unterhandlungen werden immer nur zwiſchen Frankreich und England fortgeſetzt. Zuſtand des letzten Königsreichs. Der Prinz Eugen geht nach London, um das neue Miniſterium zu zerſtören, und ſich dem Frieden zu widerſetzen. Der Herzog von Marlborough wird ſeiner Stellen entſetzt, und wegen entwendeter Staatsgelder angeklagt. Gewaltſame Anſchläge der Feinde des Miniſteriums. Der Prinz Eugen verläßt England. Zuſtand der Unterhandlungen in Utrecht. Der Tod von dem Dauphin, von Monſieur, dem Herzog von Bourgogne, welcher Dauphin geworden war, von deſſen Gemahlin, und dem Herzog von Bretagne. Dieſe

beynah alle Flüchtlinge sich wieder beym Sultan einfanden. Hierauf zogen sich die Franken von dem Hügel in ihr Lager zurück, und auch Saladin begab sich auf den Hügel nahe beym Gehölze. Sein Gezelt war von dünner Leinwand gemacht, und glich mehr einem Sonnenschirm, als einem Zelte. Sein Gemüth befand sich in einem Zustande, wo es keinen Trost anzunehmen vermochte. Auf unsre Bitten, sich durch Speise zu stärken, kostete er etwas sehr weniges. Vielmehr setzte er sich draussen hin, um die Pferde zu sehen, welche man von der sehr weit entlegenen Tränke zurückbrachte. Auch ließ er sich die Verwundeten vorführen, und befahl sie wohl zu pflegen und zu warten.

Vom Fußvolke sind sehr viele geblieben, und unter beyden Heeren gab es eine Menge verwundeter Menschen und Pferde. Der Verlust des Feindes war auch nicht geringe. Einen Franken, den man gefangen einbrachte, ließ der Sultan enthaupten. Ausserdem wurden ihnen vier Pferde abgenommen.

Obgleich alle Muselmänner theils am Körper theils am Geiste verwundet waren, so bot er doch am folgenden Tage den Franken ein neues Treffen an, wozu sie jedoch keine Lust bezeigten. Dafür verfolgte er sie auf ihrem Marsche nach Jaffa mit heftigen Pfeilschüssen, deren Menge beynahe die Luft verfinsterte. Sein Vorhaben war sie zu einer Schlacht zu bringen, in der er mit Gottes Hülfe zu siegen gedachte. Allein sie zogen ruhig ihren Weg fort, bis an den Fluß Aussa, wo sie ihr Lager aufschlugen.

Den folgenden Tag berichteten uns zwey Gefangene, daß sie vielleicht sich einige Zeit in Jaffa aufhalten würden, um es wieder aufzubauen, und in wehrhaften Zustand zu setzen. Dieß bewegte den Sultan dem

Kriegs-

Todesfälle verzögern die Fortschritte der Unterhandlungen. Gehobene Hindernisse. Waffenstillstand zwischen Frankreich und England. Vertrag beider Kronen. Herr von Bollimbrock (Bolingbrocke) kommt nach Frankreich. Man beschließt einen Waffenstillstand zu Land und Wasser. Zustand der Conferenzen in Utrecht. Der König fordert und erhält von den Holländern Genugthuung wegen einer einem seiner Minister zugefügten Beschimpfung. Die Minister von England, Frankreich und Holland unterzeichnen endlich nach vielen Hindernissen und Schwierigkeiten den Frieden. Diesem Frieden schließen sich endlich alle kriegführende Mächte an. Bemerkungen von dem Verfasser dieser Memoiren, und Vergleichung dieses Tractats mit den Präliminar-Artikeln, welche Heinsius vorgeschlagen hatte.

Vierter Theil.

Friedensunterhandlungen von Utrecht 1712.

Der Aufſchub, wegen Abſendung der Päſſe, welchen Buys veranlaßt hatte, verſpätete natürlich die Abreiſe der Bevollmächtigten, und alſo auch ihre Ankunft in Utrecht, wo ſie endlich den 19ten Januar 1712 ankamen. Buys, welcher von England zurückgekommen und von der Holländiſchen Provinz ernannt war, um den Friedensunterhandlungen beizuwohnen, war einige Tage vor ihnen eingetroffen.

Seine Geſinnungen hatten ſich noch nicht geändert, und waren dem Frieden nicht günſtig. Er hatte bis dahin nur den Auftrag, die Unterhandlungen aufzuhalten, und wider ihre Fortſchritte alle mögliche Hinderniſſe aufzuſuchen.

Dieß hatte er auch in England, aber ohne Er
folg, verſucht, wo er ſich mit ſo wenig Mäſſigung be
tragen hatte, daß der Groß-Schatzmeiſter, als er de
Abend vor ſeiner Abreiſe von dem verſammelten Co
feil Abſchied nahm, ihm vorwarf, er ſey nach Londo
gekommen, und habe ſich während ſeines Aufenthalt
betragen, nicht wie ein Miniſter einer friedliche
Macht, ſondern wie ein Mordbrenner, abgeſandt, u
alles in Feuer zu ſetzen. Seine geheimen Kunſtgrif
ſeyen völlig bekannt, und die Königin von ſeinen Ve
bindungen mit denjenigen, welche Ihrer Britann
ſchen Majeſtät gerade verdächtig, und die, wie ſie wo
wiſſe, Ihrer Regierung entgegen wären, genau unte
richtet, ſo daß ſie ſogar die unbedeutendſten Geſpräch
zwiſchen ihm und ſeinen Freunden wiſſe. Noch g
ſtern, ſetzte er hinzu, waren ſie in dieſem Haus, w
ches er nannte, ſo wie diejenigen, welche darin verſa
melt waren. Er erzählte, was jeder geſprochen hatt
und der Bericht war ſo wahr, daß Buys weder wide
ſprechen noch antworten konnte. Nach dieſer Erkl
rung, ſagte der Groß-Schatzmeiſter, empfangen
hier einen Beutel mit Tauſend Piſtolen, welche ihnen d
Königin zum Geſchenk macht. Dies war ſein Abſchie

Nach Buys Ankunft in Holland verbreitete ſi
das Gerücht: Die Generalſtaaten würden kräftige
Hülfsmittel anwenden, als die fruchtloſen Vorſtellu
gen, welche ſie der Königin von England gemacht h
ten. Gegenwärtig werde eine Flotte ausgerüſt
womit der Herzog von Hannover, nebſt einem
trächtlichen Corps von ſeinen eigenen Truppen, in d
ſem Königreich einfallen würde. In Holland wur
ſchon angekündigt, daß man in kurzer Zeit wieder
nen Auftritt erleben werde, wie der von 1688, wa
ſcheinlich noch blutiger.

D

Die, welchen man dieſe Vorwürfe gemacht hatte, ſchloſſen aus dieſen Reden, daß man viele Urſache habe, die Mäſſigung der engliſchen Miniſter eben ſo ſehr, als ihre Nachſicht gegen die erklärten Feinde der Königin und ihrer Regierung, zu bewundern. Man hatte öffentlich bekannt gemacht, die Miniſter würden unverzüglich ihrer Aemter entſetzt werden. Dennoch hatte noch kein einziger von ihnen ſeine Entlaſſung; ihre Gegner ſchonten nichts; ſie aber handelten mit aller Schonung. Warum, ſagte man, greift man nur halb an, da man die Macht in den Händen hat, und läſſt denjenigen, welche man beleidigt, die Mittel zu ſchaden und ſich zu rächen. Der König wollte, daß der Abt Gaultier von dieſen Urtheilen unterrichtet würde, jedoch ohne ihm vorzuſchreiben, kluge und weiſe Miniſter, wie die der Königin von Großbritanien, anzutreiben, um andere Wege einzuſchlagen, als die, welche ſie für ihre Sicherheit, Erhaltung und das Wohl der gegenwärtigen Staatsangelegenheiten, am zuträglichſten fänden. Dazu war nichts vortheilhafter, als dem Krieg, der hauptſächlichſten Stütze ihrer Gegner, ein ſchnelles Ende zu machen. Der Graf von Oxford und St. Jean hatten auch, um den Friedensſchluß zu beſchleunigen, immer die Abſicht gehabt, Prior mit dem Biſchoff von Briſtol und dem Grafen von Staſſord zu vereinigen, und ihn zum dritten Bevollmächtigten der Königin von Großbritannien zu ernennen. Sie fanden aber wahrſcheinlich Hinderniſſe dabey, die ſie nicht zu überſpringen wagten; und die Stelle blieb unbeſetzt.

Die Bevollmächtigten des Königs rechneten vorzüglich darauf, ſich dem Prior zu entdecken. Sie frugen, da er fehlte, Se. Majeſtät, welchem von den beiden engliſchen Miniſtern ſie ſich am ſicherſten würden

eröffnen können. Der König nannte ihnen Briß
obgleich er mit Staffords Betragen, besonders bei d
so lange verzögerten Ausfertigung der Päße zufr
den war.

Nachdem die Holländer frei waren, schien es, a
wollten sie die von ihrer Seite gemachten Verzögerun
zur Eröffnung der Conferenzen vergessen und auf g
wisse Weise ihr schlechtes Verfahren dadurch wied
gut zu machen, daß sie dem königlichen Bevollmächtigt
bei ihrer Durchreise in den Städten, wo die Republ
Garnison hatte, viele Ehrenbezeugungen machte
Dieß war in Brüssel und Antwerpen nicht der Fa
Die Kaiserlichen Commandanten dieser beiden Plä
weigerten sich, Canonen zu lösen, unter dem Vorwan
daß ihr Herr an den Friedensunterhandlungen kein
Theil haben wolle, daß folglich die Officiere die zu di
sem Zwecke abgesandten französischen Minister nic
durch eine solche öffentliche Ehrenbezeugung anerkenn
dürften.

Der Prinz Eugen, entschlossen das Unmöglich
zu versuchen, um ihnen zuvorzukommen, war schon na
England abgereißt, mit der freien Vollmacht, alle
Geld-Aufwand zu machen, den er für nöthig halte
würde, und mit den hierzu erforderlichen Credi
Briefen versehen. Die ausgesetzten Geldsummen wä
ren gut angewendet gewesen, wenn er das neue Min
sterium und seine Plane umgestürzt hätte. Dieß hof
te er durchzusetzen, als er den 16ten Jenner 1712 z
London ankam.

Die Königin berathschlagte vorher im Consei
auf welche Art man ihn zu empfangen habe. Es wur
de beschlossen, ihm alle mögliche Achtung zu bezeugen
die man dem Monarchen, dessen Abgesandter er war
noch mehr aber dem Prinzen Eugen selbst wegen se
ne

nes Standes, seiner geleisteten Dienste und seines Ruhms schuldig sey.

Man wolle aber auch zu gleicher Zeit alle seine Schritte genau und aufmerksam beobachten lassen, damit es ihm durchaus unmöglich würde, in London Kabalen anzuspinnen oder wirklich auszuführen; denn weder der Königin noch ihrem Conseil war es unbekannt, welche große Hoffnungen die Wigs auf die Gegenwart des Prinzen Eugen und seinen Aufenthalt in London gründeten. Freigebig und leutseelig wie er war, schmeichelten sie sich, er werde nach ihren Wünschen und ihrer Direction, diejenigen Mittel und Vortheile anwenden, welche er hatte, um ein von Natur unruhiges Volk in Bewegung zu setzen. Noch mehr rechneten sie, die Vorschläge, welche er der Königin und dem Parlament zu machen habe, würden für die Nation so vortheilhaft seyn, daß die neuen Minister es nicht wagen dürften, sie zu verwerfen.

Diese sollten darin bestehen, die Engländer zu unumschränkten Herren über den Handel von Spanien und Amerika zu machen, und ausserdem noch den König von Dänemark und den Kaiser von Moscau zur Allianz zu bringen. Wenn diese Vorschläge gegen den Willen des neuen Ministeriums angenommen wären, sollte der Herzog von Hannover, von seinen Alliirten unterstützt, nach England gehen. Der Groß-Schatzmeister hingegen wollte nicht länger die Feinde der Königin und seine eigenen schonen, und kam der Ankunft des Prinzen Eugen zuvor. Er war noch nicht in London, als der Herzog von Marlborough aller seiner Aemter entsetzt, und der Entwendung öffentlicher Gelder beschuldigt wurde, und zwar an demselben Ort, wo er seit 10 Jahren im Namen der Nation, Danksagungen und Lobsprüche einärndtete, so oft er aus einem

Feldzug zurückgekommen war. Man warf ihm unermeßliche Summen vor, die er genommen und zu seinem Vortheil von dem Sold der fremden Truppen zurückbehalten; auch Geschenke, die er angenommen, oder vielmehr von den Magazinsverwaltern der Armee erpreßt habe. Ein einziger Artikel von diesen Erpressungs Beschuldigungen belief sich auf 420000 Pfund Sterling. Vergebens antwortete er, der verstorbene König Wilhelm habe dem Oberbefehlshaber der Armee das Recht gegeben, von den fremden Truppen die Summen zurückzubehalten, welche dieser Prinz zu Führung der geheimen Correspondenz, ausgesetzt und bestimmt habe. Marlborough behauptete, daß er über diese Verfügung hinaus, welche ein im Monat Julius 1702 gegebener Befehl der Königin bekräftigt, nichts gefordert habe. Unerachtet dieser Vertheidigung erklärte die Königin, sie habe für gut gefunden, den Herzog von Marlborough aller seiner Aemter zu entsetzen, um die Untersuchung einer so wichtigen Sache einen freien und ganz unpartheiischen Gang gehen zu lassen. Das Unterhaus, welches diesem General in dem vorhergegangenen Jahre, wegen seines Betragens die größten Lobsprüche gemacht hatte, entschied, daß die Annahme jährlicher Geschenke von den Magazins-Verwaltern der Flandrischen Armee unrechtmäßig und unentschuldbar sey, und er darüber, so wie über die von der Bezahlung fremder Truppen zurückbehaltene Summen Rechenschaft ablegen solle.

Der Groß-Schatzmeister hatte die Absicht gehabt, seine Rache noch weiter zu treiben, aber in England sind die Erwiederungen zu fürchten, wenn das Glück anfängt, sich zu ändern. Diese Bedenklichkeit rettete seinem Feind das Leben. Man hatte indessen Oxford im Verdacht, er habe einige Schonung für

Marl-

Marlborough gehabt, bloß in der Absicht, ihn zu gewinnen, damit er in den Friedensplan willigen solle.

Der Herzog von Ormond wurde zum General-Commandanten der festen Plätze von Großbritanien ernannt, und die Königin creirte zwölf neue Pairs, um der Mehrheit der Stimmen in dem Oberhause versichert zu seyn.

Als der Prinz Eugen, nachdem so viele Veränderungen schon geschehen waren, in London angekommen war, machte ihm Marlborough mit Recht Vorwürfe, daß er seine Reise so lange verzögert habe, die vielleicht 6 Wochen oder nur einen Monat früher, nützlich gewesen seyn würde. „Diese Verspätung, sagte Marl„borough, ist eine unglückliche Folge der Oestreichi„schen Schwerfälligkeit, welche so oft dem Vortheile „dieses erlauchten Hauses schadet. Noch vor einem „Monat hatten unsere Freunde die Oberhand in dem „Oberhaus Sie hätten leicht können drei bis vier „von den Vornehmsten der entgegengesetzten Parthei „in den Tower setzen lassen. Die erledigten Stellen „wären nach ihrem Gutdünken ersetzt, und der Krieg „auf den alten Fuß fortgesetzt worden. Die Ernen„nung der neuen Pairs, und die Ankunft derer von „Schottland, haben die Lage der Sachen geändert. Jezt „muß man zu gewaltsamern Mitteln seine Zuflucht „nehmen, Noch ist nicht alles verloren; es kömmt „nur darauf an, drei bis vier Personen und den Schatz„meister, welcher das Vertrauen einer schwachen Frau „besizt, und sie nach seinem Willen beherrscht, von ih„ren Plätzen zu vertreiben. Wenn diese Veränderun„gen geschehen sind; so wird alles wieder in der alten „Ordnung gehen. Die Flotte, die Armee, das Haus „der Königin bestehen aus lauter rechtlichen Männern, „die für uns sind. Der Premier-Minister hat sein

möglich-

„möglichſtes gethan, um uns zu verläumden; es iſt „ihm ſo gut gelungen, daß wir künftig unſere Abſich„ten nicht mehr, wie vorher, mit dem Schein der Po„pularität verfolgen können.“

Das Ende dieſes Geſprächs war, daß er dem Prinzen Eugen rieth, ſich mit vieler Mäſſigung zu betragen, nichts unbilliges zu verlangen, ſich um die gute Meinung des Miniſteriums auf alle mögliche Art zu bewerben, um daſſelbe endlich, wie auch das Unterhaus, dahin zu bringen, daß ſie für den nächſten Feldzug, und beſonders für den Krieg gegen Spanien, mächtige Hülfsmittel bewilligen möchten. Schon am andern Abend nach des Prinzen Ankunft gab ihm die Königin eine kurze Audienz. Der Empfang war von ihrer Seite ſehr kalt; es wurde überhaupt wenig geſprochen und die Geſchäfte blieben unberührt. Nachher ſtattete der Prinz auch dem Groß-Schatzmeiſter ſeinen Beſuch ab. Dieſer Miniſter, ohne mit ihm über die Staatsangelegenheiten zu ſprechen, war bloß darauf bedacht, ihm alle mögliche Ehrerbietung zu bezeugen, um der entgegengeſetzten Parthei keinen Anlaß zu einem Vorwurf zu geben, als ob er die dem Kaiſer und ſeinem Abgeſandten ſchuldige Achtung verletzt habe.

Der Prinz Eugen übergab die Kaiſerlichen Aufträge in verſchiedenen Aufſätzen den Miniſtern der Königin von England, von denen er ebenfalls die Antworten ſchriftlich erhielt.

Sie enthielten erſtens die Verſicherung, der Kaiſer habe mit Misvergnügen gehört, daß die Königin über das Betragen des Grafen von Gallas unzufrieden geweſen ſey. Zweitens erklärte ſich der Prinz Eugen als bevollmächtigt, mit den engliſchen Miniſtern über ein Auskunfts-Mittel zu berathſchlagen, auf welche Art die Abgeſandten des Kaiſers den Friedens-

Conſe-

Conferenzen beitreten könnten, indem Se. kaiserliche Majestät die von Frankreich vorgeschlagene Präliminar-Artikel nicht als Grundlage zu einem Tractat ansehen könnten. Drittens gab der Prinz Eugen die Abschrift eines Aufsatzes, welchen er schon dem Grafen von Stafford übergeben hatte, über die Macht, mit welcher der Kaiser den nächsten Feldzug führen würde. Er suchte geltend zu machen, daß in diesem Etat die Spanier, Italiener und Graubünder, welche in Catalonien und anderwärts Dienste thuen, und deren Anzahl der Kaiser vermehren wolle, ausgelassen seyen.

Der Prinz Eugen verlangte alles, was den Krieg in Spanien beträfe, sollte in London zwischen den englischen Ministern und ihm genau untersucht werden; ganz allein zu diesem Endzweck habe er den Grafen von Corsana mitgebracht.

Die Königin von England antwortete hierauf, es seye gegen das allgemeine Interesse der Alliirten, Eifersucht oder Spaltungen zwischen ihnen zu veranlassen, da vom Frieden die Rede sey. Eine so wichtige Angelegenheit erfordere eine eben so enge Vereinigung, als die, welche sie glücklicherweise während dem ganzen Lauf des Kriegs unter sich erhalten hätten. Sie erklärte ferner, daß sie die von Frankreich vorgeschlagene Artikel als allgemeine Anerbietungen angesehen hätte, um alle Conföderirten zu den Unterhandlungen verbindlich zu machen, da sie alles enthielten, was sie verlangen könnten.

Nach einer kurzen Wiederhohlung alles dessen, was England zur Unterhaltung des Kriegs, besonders zu dem in Spanien, beigetragen hatte, beklagte sich die Königin darüber, daß der Kaiser so wenig für sich, für seinen persönlichen Vortheil und den Vortheil

seines

Kriegsrath die Frage vorzulegen, wie er ſich in Anſehung Aſcalons verhalten ſolle, und der Schluß fiel einſtimmig darauf hinaus: Almalich Aladil ſolle mit einem Theile des Heeres zurückbleiben um den Feind zu beobachten, der Sultan hingegen nach Aſcalon vorausgehen, und die Stadt zerſtöhren, damit der Feind ſich ihrer nicht bemächtige, und die zahlreichen Einwohner derſelben erwürge, wodurch ihm nicht allein der Weg zur Eroberung von Jeruſalem gebahnt, ſondern auch der Schlüſſel von Egypten in die Hände geliefert wäre.

Der Sultan billigte dieſen Vorſchlag um ſo mehr, da ſeine Soldaten, durch den Verluſt von Ptolemais und die verlohrne Schlacht geſchreckt, ſich zur Vertheidigung der Feſtung nicht würden brauchen laſſen, und er auch ſelbſt alle ſeine Kräfte lieber zur Vertheidigung der heiligen Stadt anwenden wollte.

Noch in einer ziemlichen Entfernung von der Stadt ſchlug er ſein Zelt auf, worinn er die Nacht faſt ganz ſchlaflos zubrachte, weil ihm der Gedanke an die Verwüſtung, die Aſcalon durch ihn ſelbſt betreffen ſollte, gar keine Ruhe ließ. Bey Gott, ſagte er zu mir und ſeinem Sohne Almalich Alaphdal, ich würde lieber alle meine Kinder aufopfern, als dort nur einen einzigen Stein von der Stelle rücken. Doch wenn es des Höchſten Wille iſt, und das Wohl der Muſelmänner es erfordert, ſo will ich gerne gehorchen.

Den folgenden Morgen gab er dem Commendanten der Stadt, Cäſar, einen von den Oberſten ſeiner Mamlucken, Befehl, Arbeiter zu dingen. Dieſe wurden in verſchiedene Haufen getheilt, deren jeder ihren beſondern Aufſeher hatte, und einen beſondern ihm

seines Hauses gethan habe. Wenn er seine in Garnison stehenden Truppen in der Lombardei und den Königreichen Neapel und Sicilien in Anschlag bringen wolle; so behauptete sie mit gleichem Recht, die ihrigen, welche sie in den Königreichen England, Schottland und Irrland, und in den englischen Colonien von Amerika stehen habe, auf die Liste der ihrigen setzen zu können.

Die Truppen-Anzahl, welche der Prinz Eugen angegeben hatte, kostete dem Kaiser wenig. Er habe nicht nur vom Krieg allein allen Vortheil gezogen, sondern auch, wie der Staatssecretair, St. Jean bewieß, während die Alliirten dieses Fürsten alle Unkosten eines für sie fruchtlosen Kriegs getragen, habe der Kaiser die Truppen, welche er gewöhnlich verbunden sey, zur Vertheidigung seiner Staaten zu halten, nur mit einem einzigen Cavallerie-Regiment vermehrt.

Vergebens suchte der Prinz Eugen dieser Berechnung zu widersprechen; denn eine genaue Aufzählung der kaiserlichen Truppen bewieß, daß sie richtig und auf Wahrheit gegründet war. Man brauchte nicht so scharfsichtig und in dergleichen Dingen so erfahren zu seyn, als es der Prinz Eugen wirklich war, um zu merken, daß sein Aufenthalt in London der Königin, und mehr noch ihren Ministern, sehr lästig war. Die Antworten, welche er auf seine eingegebenen Aufsätze erhielt, gaben alle die unzweideutigsten Beweise dafür. Die den Alliirten von England gemachten Vorwürfe ließen nicht daran zweifeln, die Königin werde die Ruhe ihres Königreichs, und das Wohl ihrer Unterthanen der Fortsetzung einer fruchtlosen und für Groß-Britannien sehr nachtheiligen Allianz vorziehen. Er konnte wohl vermuthen, daß seine heimlichen Schritte und Kabalen dem Gouvernement bekannt seyen. Die besondern

Kränk-

Kränkungen, welche ihm bey verſchiedenen Gelegenheiten widerfahren waren, überzeugten ihn davon. Es iſt hinlänglich, eine zum Beiſpiel anzuführen, welche ihm der Hof, bei Gelegenheit einer Mahlzeit, machte, die der Maire und die Beamten der Stadt London ihm gaben. Um das Feſt glänzender zu machen, hatten ſie ſich mit der Compagnie der Schleſiſchen Handelsherrn vereinigt, welche auch zu den Koſten beitragen ſollten. Als alle Vorbereitungen zu dieſem Feſt gemacht waren, machte ein Beamter der Stadt, entweder dazu aufgefordert, oder aus eigenem Antrieb, die Vorſtellung: er halte, ehe die Einladung geſchehe, für nöthig, daß man ſich erkundige, ob ſie auch der Königin angenehm ſeyn würde. Die Stadt ſandte zwei von ihren Räthen an den Staats-Secretair, Vicomte von Darmouth, ab, um zu wiſſen, was er darüber dächte. Den folgenden Tag ſchrieb dieſer an den Maire von London: „Die Herren vom Conſeil hätten ſich erkundigt, ob die „Abgeſandten der Stadt ihr Anbringen ſchriftlich hätten. Man habe darauf geantwortet: ſie hätten weder „Befehl noch Reſolution ſchriftlich; ſie kämen zufolge „eines Beſchluſſes, der im Rath der Aldermänner gefaßt worden ſey, von dem ſie aber keine Abſchrift hätten. Auf dieſen Bericht habe die Königin ihren Räthen befohlen, den Deputirten der Stadt wiſſen zu „laſſen: Sie wolle auf eine Bothſchaft nicht antworten, die man nicht mit derſelben Ehrerbietung an „ſie gebracht habe welche dieſe Stadt ſonſt gegen die „Könige, ihre Vorgänger, bewieſen.“

Der Prinz Eugen ſah alſo bei jeder mehr oder weniger wichtigen Gelegenheit, daß er keine andere Genugthuung von ſeiner Reiſe haben würde, als ein Zeuge von der Erbitterung der Gegenparthei des Hofs und Friedens geweſen zu ſeyn; aber zu gleicher

cher Zeit hatte er auch die fruchtlosen Anstrengungen der dem neuen Ministerium unterlegenen Parthei gesehen, welche zu schwach war, um den Herzog von Marlborough gegen die ihm vom Parlament gemachten Beschuldigungen und die Entsetzung seiner Aemter zu schützen, und um Robert Walpole, einen der heftigsten Wigs im Unterhaus, welcher wegen Entwendung öffentlicher Gelder in den Tower geschickt war, von dem Verhaft zu retten.

Unerachtet der Prinz Eugen so viele Hindernisse für seine Absichten fand, und ihm mehrere mahle gemeldet worden war, die auf Befehl der Königin für ihn ausgerüstete Jacht, welche ihn wieder nach Holland zurückbringen sollte, sey segelfertig; so konnte er sich doch nicht entschließen, London zu verlassen, nachdem er zwei Monate eben so fruchtlos als unangenehm daselbst zugebracht hatte. Er wollte, ehe er den Plan, das neue Ministerium zu zerstören, gänzlich aufgab, erst alle mögliche andere Mittel versuchen, und war fest entschlossen, mit Macht und Gewalt zu erreichen, was er durch bloße Vorstellungen nicht hatte erlangen können.

Darüber berathschlagte er sich vorzüglich mit dem Herzog von Marlborough und Bothmar. Er wünschte von beiden zu wissen, was sie für das allgemeine Interesse der Alliirten zu thun für gut hielten. Marlborough verglich den gegenwärtigen Zustand Englands mit dem Zustand dieses Königreichs im Jahr 1688 und hielt für die gegenwärtigen Uebel dieselben Mittel für nothwendig, welche der Prinz von Oranien und die Nation damals angewendet hatten. Bothmar behauptete im Gegentheil, daß sie unanwendbar seyen, und gründete sein Urtheil darauf, daß die gesammte Nation durchaus nicht geneigt sey, eine Revolution zu begünstigen,

ſtigen, und folglich der ſchlimme Erfolg einer ſolchen Unternehmung den Urhebern eines ſo unglücklichen Plans den allgemeinen Haß zuziehen würde.

Marlborough verſicherte dagegen: „Die Nation bekümmere ſich ſehr wenig um die drei von der Parthei Cromwels übrig gebliebene Köpfe, und den Torys liege noch weniger an ihnen; aber um beider Meinungen zu vereinigen ſchlug er vor, eine Bande Landſtreicher zu dingen, die des Nachts auf den Straßen umherlaufen, und unter dem Schein der Bouffonerie die Vorübergehenden ſchimpfen ſollten; nach und nach ollten ſie denn dieſe Freiheiten weiter treiben und mit jedem Tage größere Unordnungen begehen. Er behauptete, wenn erſt das Volk und die Einwohner von London an die Neckereyen dieſer nächtlichen Herumläufer gewohnt wäre, würde es ihnen nicht ſchwer werden, diejenigen Perſonen ermorden zu laſſen, welche ihnen im Wege ſeyen, und die That alsdenn dieſer frechen Bande zuzuſchreiben.“ Man hat es dem Prinzen Eugen zur Ehre gerechnet, einen ſo niedrigen Plan verworfen zu haben; allein man ſchreibt ihm einen kühnern zu, der noch verabſcheuungswürdiger wäre. Dieſer beſtund darin, wenn man anders den hierin vielleicht falſch unterrichteten Perſonen Glauben beimeſſen will, daß man in verſchiedenen Quartieren der Stadt London Feuer anlegen ſolle, und zwar gerade zu einer Zeit, wo die Wache der Königin von einem Officier kommandirt würde, auf den ſie ſich verlaſſen könnten. Marlborough ſollte alsdenn an der Spitze einer Anzahl Bewaffneter in dem Augenblick, wo die Verwirrung über die Gefahr am größten ſeyn würde, den Tower ſtürmen ſich deſſen ſo wie endlich der Perſon der Königin bemächtigen, welche man alsdenn gezwungen hätte, das Parlament zu caſſiren, und ein neues zu errichten, um die

mit Frankreich geführte Correspondenz und Unterhandlungen frei zu untersuchen, und diejenigen, welche sie unterhalten hätten, aufs strengste zu bestrafen.

Was es auch mit diesen verschiedenen Vorschlägen für eine Bewandniß haben mag, so ist dieß gewiß, daß die Vorschläge des Prinzen Eugen, Marlboroughs und Bothmars, den Herren von Sommers, von Cowper und von Halifax, als den vornehmsten Wigs, zur Einsicht vorgelegt wurden; allein sie wollten sich darüber nicht erklären, noch weniger irgend einen dieser Plane billigen. Ihre Antwort war: sie hätten sich dadurch, daß sie Sacheverel obgleich auf einem gerichtlichen Weg verfolgt, bei dem Volk verhaßt gemacht, und könnten also leicht voraussehen, was sie von dem allgemeinen Haß und der Rache zu fürchten hätten, wenn sie sich einer so blutigen Unternehmung und Staatsverrätherei schuldig machten. Der klügste und einzige Weg nach den Gesetzen sey der, die schlechten Minister anzuklagen, und nach der gewöhnlichen Form mit ihnen zu verfahren. Bothmar sollte nach ihrer Meinung einen zweiten noch genauern Aufsatz übergeben, welcher die gerechtesten Klagen gegen die Regierung enthalten und beweisen sollte, daß ihre Grundsätze und ihr Betragen dahin abzwecke, die Nation in Sclaverei zu versetzen. Bothmar hatte bis dahin in jeden Vorschlag gewilliget, welcher bloß die Engländer angieng, aber diesem wollte er nicht beitreten, da er allein ihn ausführen sollte. Er sagte: Daß er einen solchen Aufsatz, ohne Ordre von seinem Herrn, nicht übergeben könne, wenn er nicht seinen Kopf in Gefahr setzen wolle. Alles, was er thun könnte, sey dieß, eine anonyme Schrift zu verfertigen, worin alles das enthalten seyn sollte. Diese wolle er in Holland drucken, und in England ausstreuen lassen. Dieses Anerbieten wurde verworfen. Der Pen-

sionair

ſionair misbilligte es nachher, überzeugt, daß man durch ſolche Frechheiten das Uebel nur vergröſſere. Der Graf von Sinzendorff gab dem Prinzen Eugen ſelbſt den Rath, ſeine Maaßregeln ſo zu nehmen, daß wenn eines dieſer Projecte angenommen würde, er vor der Ausführung das Königreich England verlaſſen und ſeinen Rückzug nur auf eine ſolche Art nehmen ſollte, daß die Wigs nicht darüber unzufrieden ſeyn könnten.

Das letzte Hülfsmittel des Prinzen Eugen war, daß er den Kaiſer überreden wollte, den Herzog von Hannover das Gouvernement der Niederlande und das General-Commando der Armee zu übergeben, und zu gleicher Zeit den Prinzen, ſeinen Sohn, nach England zu ſchicken.

Marlborough und Godolphin ſtimmten dieſem neuen Vorſchlag eben ſo wenig bei als ſo manchem andern vorher verworfenen. „Die Torys, ſagten ſie, „ſind alle, ohne Ausnahme, Feinde dieſer Familie; „wenn der Prinz von Hannover nach London käme, „während ſie das Gouvernement in Beſitz haben; ſo „würden die Unruhen über ſeine Gegenwart nur mit „der Abſchaffung der Succeſſions-Acte, vielleicht ſogar „mit einem für England eben ſo unglücklichen Krieg „endigen, als der zwiſchen den beiden Häuſern von York „und Lancaſter geweſen war.“

Ein noch dringenderer Beweggrund nöthigte den Herzog von Marlborough ſich dieſem neuen Plan entgegenzuſetzen. Das Anſehen ſeiner Feinde in England nahm zu. Das Seinige war ſo ſehr geſunken, daß er noch gröſſere Unfälle zu befürchten hatte. Dieſe zu vermeiden wollte er ſich der Abhängigkeit vom Gouvernement entledigen, und gegen ihre Launen ſicher ſtellen. Der Kaiſer hatte ihm von dem Nachlaß des Churfürſten von Baiern eine Beſitzung im Reich geſchenkt,

dem Rang eines Fürsten. Allein ein solches Etablissement gewährte ihm nur einen ruhigen Zufluchtsort, ohne seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Er schmeichelte sich mit der Hoffnung, das Commando über die kaiserlichen Truppen in den catholischen Niederlanden mit dem Titel als kaiserlicher General-Stellvertreter in diesen Provinzen zu erhalten.

Er war daher weit entfernt, ein Project zu billigen, wodurch der Herzog von Hannover beides bekommen würde.

Der Prinz Eugen war über so viele Schwierigkeiten, die ihm keinen Ausweg übrig ließen, so aufgebracht, daß er sich nicht enthalten konnte, zu erklären: Er sähe wohl, die Wigs seyen eben so wenig Freunde von dem Hannövrischen Hause, als die Torys, und stellten sich jeder königlichen Regierung entgegen, weil sie nur — eine Republik wünschten.

Er benachrichtigte sie, er wisse aus sicheren Quellen, daß bei Eröffnung des Feldzugs ein Waffenstillstand zwischen der Französischen und Englischen Armee geschlossen werden sollte, und Frankreich würde, als Unterpfand dieser Aufhebung der Feindseligkeiten, irgend eine beträchtliche Stadt den Engländern übergeben. Von der Zeit an beschloß man einstimmig dahin zu arbeiten, daß die in englischem Sold stehenden fremden Truppen sich den Befehlen der Königin widersetzen sollten, damit die mit Frankreich genommenen Maaßregeln durch diese Widersetzlichkeiten vereitelt würden.

Die englischen Minister erhielten indessen mehrere falsche oder wahre, Nachrichten von Verschwörungen, besonders warnte man sie, an dem Geburtsfest der Königin auf ihrer Hut zu seyn. Diese vielleicht ungegründeten

gründeten Nachrichten machten so viel Eindruck, daß man in die Zeitung von London einrücken ließ: Wenn derjenige, welcher sie gegeben hätte, sich entdeckte, sollte er für seinen Eifer und seine Treue belohnt werden.

Man gebrauchte die strengste Vorsicht für die Sicherheit der Königin, und um jeder Gefahr zuvorzukommen. Ihre Wache wurde verdoppelt, mehrere Thore in dem St. James Pallast verschlossen, und in der Gegend wurden verschiedene Wachen zu Pferd ausgestellt. Sogar dem Prinzen Eugen wurde unter dem Vorwand, ihn gegen die Beleidigungen des Volks zu schützen, eine Wache gegeben, welche ihn den ganzen Tag begleitete. Endlich wurden alle diese Besorgnisse durch seine Abreise nach Holland aufgehoben.

Die Minister, welche nun ihren Gegnern überlegen waren, versicherten fortwährend, die für den Prinzen Eugen während seines Aufenthalts in London entworfenen oder angesponnenen Cabalen nebst seinen dringenden Bitten und Vorstellungen, würden die Ausführung des Friedensschlusses nicht hindern. Der König erfuhr jedoch zu derselben Zeit, Buys, dessen Betragen der englischen Regierung so verhaßt geschienen, habe vor seiner Abreise von London einen Allianz-Tractat zwischen dieser Krone und seiner Republik unterzeichnet. Die Besorgnisse, welche dieses erneuerte Freundschafts-Bündniß erwecken konnte, wurden durch die dem König gegebene Versicherungen gehoben, daß weder von neuen Bedingungen, noch von geheimen Verpflichtungen, die Rede sey; daß die Königin durch einen neuen Beweis der Zuneigung gegen die Holländer nur die Absicht gehabt habe, ihnen die falsche Meinung, als ob sie einen geheimen Tractat mit Frankreich geschlossen, zu benehmen. Sie hoffte, diese Gefälligkeit von ihrer Seite würde sie nachgebender machen, und

ſie bewegen, ihren Abſichten für den allgemeinen Frieden beizutreten. Die Königin verlangte, der Friede ſollte abgeſchloſſen werden, ehe ſich die Armeen vereinigten, und die Unterzeichnung des Tractats der Eröffnung des Feldzugs zuvorkommen. Der Biſchoff von Briſtol und der Graf von Stafford hatten Befehl, aus allen Kräften daran zu arbeiten; allein das zur Ausführung dieſes groſſen Werks erforderliche Mittel fehlte ihnen gänzlich.

Die Abſichten der Königin über den Artikel von Spanien als der hauptſächlichſten Grundlage des Friedens-Tractats, waren ihnen unbekannt. Prior allein wußte um dieſes Geheimniß. Man erwartete ihn damals in Holland als dritten Bevollmächtigten von England. Gaultier ſollte ihn begleiten, und da die beiden engliſchen Abgeſandten noch einen dritten Collegen erwarteten; ſo eröffneten ſie ſich denen von Frankreich noch nicht, und betrugen ſich noch immer wie Feinde. Sie befolgten ihre erhaltenen Befehle buchſtäblich; ihre Inſtruktionen rechtfertigten ihr Betragen.

Bei einer ſo veränderlichen Regierung, wo man nur nach der Ueberlegenheit der Partheien beſtraft oder belohnt wird iſt es gefährlich, davon abzugehen. Dieſe unglückliche Ungewißheit hatten die franzöſiſchen Bevollmächtigten nicht zu fürchten. Sie hatten niemand zu gehorchen, als dem König. Wenn ſie ſeine deutlichen und beſtimmten Befehle, welche Se Majeſtät ihnen ohne geheimen Rückhalt ertheilte, genau ausführten; ſo waren ſie ſeines Beifalls gewiß.

Dieß unfreundliche Betragen der Engländer beunruhigte ſie einigermaßen; der König theilte ihren Verdruß mehr als einmal, und ermahnte ſie, aus Rückſicht für den ihnen aufgetragenen Fortgang der Unterhandlungen, ſich den engliſchen Bevollmächtigten zu nähern;

nähern, ihrer Kälte Offenheit entgegen zu ſetzen, und ſie von ihrem Beſtreben nach Eintracht zu überzeugen, ſo wie die Königin von England und ihre Miniſter es öfters verlangt hätten.

Die Conferenzen für den allgemeinen Frieden wurden endlich den 29ſten Januar 1712 zu Utrecht eröffnet. Frankreich hatte damals keinen Grund, über die einbildiſchen Forderungen der Holländer oder ihrer Alliirten beſorgt zu ſeyn. Vielmehr durfte man glauben, dieſe große Allianz werde ſich in kurzer Zeit den Friedensbedingungen völlig unterwerfen, welche die Königin von Großbritannien für billig halten würde.

Aber ungeachtet dieſer erwünſchten Ausſicht eines nahen Friedens war der Krieg und die perſönlichen Beſorgniſſe des Königs doch noch nicht zu Ende. Er hatte Kränkungen jeder Art zu erfahren. Die politiſchen, welcher er, als ein vormals ſiegreicher Monarch, erlitt, der einſt gewohnt war, Geſetze zu geben, und nun durch den ſchlechten Erfolg des Kriegs dahin gebracht wurde, ſich den unbilligen Bedingungen ſeiner ſtolzen Feinde unterwerfen zu müſſen, wurden noch durch häusliche Unglücksfälle, wogegen kein Rang ſchützt, vermehrt. Der Tod hatte ihm im April des vorigen Jahres 1711 Ludwig, den Dauphin von Frankreich, einzigen Sohn des Königs, und Vater des Königs von Spanien, einen eben ſo gehorſamen Sohn, als zärtlichen Vater, entriſſen. Ohne Eiferſucht hatte er ſeinen Sohn einen der erſten Throne von Europa beſteigen geſehen, während er ſelbſt ſich vor dem Tage fürchtete, wo ihn nach dem Lauf der Natur der von Frankreich zufallen wurde. Er hatte eine zärtliche Anhänglichkeit für ſeinen Vater, ſuchte ſich ihm immer gefällig zu machen, und gehorchte ihm noch in einem Alter von 50 Jahren gern als der erſte ſeiner Unterthanen. Seine Gutmü-

angewiesenen Theil der Festungswerke niederreissen mußte. Er selbst gieng auf allen Straßen umher und suchte Arbeiter aufzutreiben.

Ascalon war eine schöne anmuthige Stadt, mit den festesten Mauern und sehr hohen Gebauden versehen. Ihr Anblick führte etwas majestätisch schauervolles bey sich.

Das Jammern und Wehklagen, vorzüglich der armen Einwohner, die ihren väterlichen Wohnsitz verlassen mußten, läßt sich durch keine Worte ausdrücken. Was sie nicht fortbringen konnten, mußten sie um einen zehnmahl geringern Preis verkaufen, und für ein Geschirre, das sie zur Armee brachte, noch einmahl so viel bezahlen, als man sonst für den Transport nach Egypten oder Syrien zu geben pflegt.

Mittlerweile kam ein Bote von Almalich Aladil mit der Nachricht von einem wiederhohlten Friedensantrage an, der die Zurückgabe des ganzen Königreichs Jerusalem zur Bedingung machte. Dem Sultan war es angenehm dieß zu erfahren, da die Menschen schon alle Lust zur Fortsetzung des Krieges verlohren, und ausserdem noch tief in Schulden stacken. Er gab ihm also den Rath, sich in den Unterhandlungen nachgiebig zu bezeigen, und alle Vollmacht sie nach seinem Gutdünken zu leiten.

Spätere Nachrichten vom Aladil meldeten, daß die Franken mit der Aufbauung von Jaffa beschäfftigt wären, und noch nichts von dem Schicksal Ascalons erfahren hätten, er versprach dabey, sie in dieser Unwissenheit so lange, als möglich, zu erhalten.

Unterdeß näherte sich die unglückliche Stadt immer mehr und mehr ihrer gänzlichen Vernichtung. Alle Häuser lagen schon in der Asche, und auch die

Thür-

thigkeit erwarb ihm die Liebe, und sein anerkannter Werth die Achtung aller Franzosen.

Der über einen solchen Verlust tief betrübte König hatte in Erwägung genommen, ob er dem Herzog von Bourgogne den Titel als Dauphin geben sollte. Dieser kömmt aber nur dem ältesten Sohn des regierenden Monarchen zu. Einer der Minister, mit welchem man darüber berathschlagte, machte die Vorstellung: Der Herzog von Bourgogne seye nothwendiger Erbe geworden; er könne durch keinen andern dieses Recht verlieren, und man könne ihm also auch den Titel und Rang nicht versagen, welchen ihm niemand streitig machen könnte. Die andern Minister waren der nehmlichen Meinung, und das Volk bezeugte seine Freude über die dem Herzog von Bourgogne mit Recht ertheilten Ehrenbezeugungen, dessen Tugenden ihre Achtung und Bewunderung verdienten.

Ein berühmter Schriftsteller macht uns auf das Unglück der Prinzen aufmerksam, welche die Römer liebten. Ein frühzeitiger Tod entriß sie der Liebe des Volks. Der Herzog von Bourgogne, damals Dauphin, hatte dasselbe Schicksal. Er starb den letzten Februar 1712, nachdem er seine Gemahlin, Maria Adelheid von Savoyen, nur 16 Tage überlebt hatte. Ein eben so schneller Tod den 12ten desselben Monats raubte sie dem König, welcher mit Zärtlichkeit an ihr hing. Sie hatte sich diese durch ihre ungezwungene Aufmerksamkeit und Gefälligkeit verdient, welche sie seit ihrer Ankunft in Frankreich vom Ende des Jahres 1696 an, wo sie beinahe 11 Jahre alt war, gegen ihn bewiesen hatte. Sie war unter seinen Augen erzogen, er liebte sie, wie ältere Personen gewöhnlich die Kinder lieben, deren Erziehung ihnen anvertraut war. Der

König

König beweinte ſie aufrichtig, und der Hof, deſſen Zierde ſie geweſen war, theilte ſeinen gerechten Schmerz.

Auf dieſe traurigen Ereigniſſe folgte bald nachher der Tod des Herzogs von Bretagne, älteſten Sohns des letzten Dauphin, welchem ſeit dem Tode ſeines Vaters dieſer Titel zuerkannt war. Er war nur 5 Jahre alt, als eine tödliche, den Aerzten unbekannte, Krankheit ihn den 8ten März 1712 dahin raffte. Die drei Leichname wurden zugleich zu Saint Denis beigeſetzt.

Von drei Prinzen, welche der Herzog von Bourgogne in ſeiner Ehe gezeugt hatte, blieb ihm der Herzog von Anjou allein, welcher anſcheinend kränklicher war, als der kürzlich verſtorbene. Gott bewahrte dieſes ſchwache Lämpchen, das immer zu erlöſchen ſchien, um die Succeſſion in gerader Linie von der königlichen Familie zu erhalten, welche man kurz vorher für ſo gründlich befeſtigt hielt.

Die Unglücksfälle von Frankreich gaben den Feinden des Friedens wieder Muth, und machten die engliſche Bevollmächtigten zu Utrecht wieder unbiegſamer. Bis dahin hatten ſich die Holländer ſo betragen, als ob ſie gezwungen wären, in die Conferenzen zu willigen, und überzeugt, daß ſie den Frieden nur unter den, in den Präliminarien von 1709 angegebenen Bedingungen, betreiben ſollten, zeigten ſie bey jeder Gelegenheit ihre Anmaßlichkeit, und widerſetzten ſich mit Heftigkeit allem dem, was ſie dem Intereſſe des Königs für vortheilhaft hielten. Der Geiſt der Zwietracht herrſchte mehr in den 7 Provinzen, als der der Verſöhnung, und dieß ſollte wahrſcheinlich ſo bleiben, bis England ſich mit mehr Feſtigkeit erklären, und ſeine Bevollmächtigten deutlicher und ernſtlicher zu verſtehen geben würden, als ſie ſich noch nicht erklärt hatten.

Die französischen Bevollmächtigten erwarteten Priors Ankunft mit großem Verlangen, weil sie überzeugt waren, die von der Königin von England ihm gegebenen Befehle würden allein die Unthätigkeit ihrer Minister wieder in Bewegung setzen. Der Marschall von Hürelles, mißtrauisch, und für die Holländer, unerachtet ihres Benehmens, eingenommen, fürchtete, wie er sagte, den Geist der Engländer, und trieb sein Mißtrauen gegen England weiter, als es recht war. Er wollte indessen, daß der König, um diese Krone von ihren Alliirten zu trennen, alle Bedingungen bewilligen möchte, die sie machen würden, einzig solche ausgenommen, welche ihr irgend einen Eingang in das Königreich verschaffen könnten.

Aber nicht auf dem Vortheil Englands allein bestunden seine Bevollmächtigte. Ihre Foderungen für den Herzog von Savoyen, den König von Portugal, und den Churfürsten von Brandenburg waren nicht weniger beträchtlich. Man hatte Ursache zu glauben, daß sie unter dem Vorwand der zu Gunsten dieser Fürsten erhaltenen Befehle, eigentlich nur die Absicht hätten, die Unterhandlungen zu verwirren, anstatt einen glücklichen Friedensschluß zu beschleunigen.

Gaultier wurde zu Utrecht wie ein Engel des Friedens erwartet. Er sollte Prior dahin begleiten, welcher mit dem Geheimniß der Königin bekannt war, das sie weder dem Bischoff von Brisiol noch dem Grafen von Stafford anvertraut hatte. Ein solches Hulfsmittel fehlte den französischen Bevollmächtigten, zu einer Zeit, wo es ihnen am nöthigsten schien, und sie es mit der größten Ungeduld erwarteten. Priors Gönner wagten nicht, ihn zum dritten Bevollmächtigten zu ernennen, oder wollten es vielleicht nicht, da sie sahen, welche Veränderungen die unglücklichen Todesfälle der

franzöſiſchen Prinzen, bei den Unterhandlungen nach ſich ziehen würden. Die Königin von England wünſchte immer den Friedensſchluß; das Intereſſe ihrer Miniſter war, dem Krieg ein Ende zu machen; allein England und ſeine Alliirten waren der Meinung, man müſſe neue Vorſichts-Mäsregeln gebrauchen, um den Frieden gründlich zu befeſtigen, und um für immer zu verhindern, daß die Kronen von Frankreich und von Spanien nicht auf dem Haupte des nehmlichen Prinzen vereinigt würden. Alle fürchteten, wirklich, oder vorgeblich, dieß würde vermuthlich folgen, wenn man bei den Unterhandlungsgeſchäften nicht kluge Vorkehrungen träfe, um einem Ereigniß zuvorzukommen, wodurch die Freiheit von Europa unterdrückt würde.

Harley, der Vetter vom Groß-Schatzmeiſter, war mit geheimen Aufträgen von der Königin von England nach Utrecht abgeſchickt. Die engliſchen Miniſter verſicherten den Abt Gaultier, ſeine Aufträge beſtünden darin, verſchiedene alternative Vorſchläge zu machen, wodurch man vereinigt einen Plan entwerfen könnte, um die Alliirten von Großbritannien zu befriedigen, und von ſo vielen unbilligen Forderungen abzubringen. Man ſetzte ſogar noch hinzu, Harley habe die Vollmacht, mit den Bevollmächtigten von Frankreich, unabhängig von den engliſchen, zu unterhandeln. Dieſen letzten Umſtand glaubte der König nicht; denn es war nicht wahrſcheinlich, daß ein Privatmann ohne Rang es wagen ſollte, heimlich und ohne Vorwiſſen der Bevollmächtigten zu unterhandeln, an demſelben Ort, wo ſie verſammlet wären, um den Frieden zu beſchließen; beſonders zu einer Zeit, wo in England die Erbitterung zweier mächtiger Partheyen ſtatt hatte, und das Gouvernement ſelbſt in gewiß genug und von einem Tag zum andern einer großen Veränderung ausgeſetzt

geſetzt war. Die Unterhandlungen rückten nicht vor, und die Conferenzen mit den engliſchen Miniſtern endigten mit Streitigkeiten über das Intereſſe der Alliirten.

Man war indeſſen von beiden Seiten auf dem Punct ſich zu vereinigen, als die Engländer bei einer Conferenz, wo ſie ſich wieder genähert, und zu einer völligen Vereinigung Hoffnung gegeben hatten, auf einmal abbrachen, und nachdem ſie untereinander heimlich geſprochen, den franzöſiſchen Bevollmächtigten erklärten, daß Harley, welcher den 2ten April zu London angekommen, ihnen Befehle überbracht hätte, wodurch alle weitere Unterhandlungen abgebrochen würden, wenn der König eine Forderung verweigerte, welche alle Mächte von Europa intereſſiere. Dieſſe Foderung ſey Sr. Majeſtät ſchon in einem von dem Abt Gaultier überbrachten Aufſatz vorgetragen worden.

Die engliſchen Miniſter hatten ihn wirklich den 23ſten März nach Frankreich abgeſchickt, und ihm dieſen Aufſatz zugeſtellt, mit welchem, wie der Bericht der geheimen Comité annimmt, Prior beauftragt worden war. Er enthielt die Beweisgründe, daß ganz Europa Urſache haben würde, für ſeine Freiheit zu fürchten, wenn der gegenwärtige König von Spanien einſt auch die Krone von Frankreich auf ſeinem Haupte vereinigen würde. Die Gefahr ſey jetzt nicht mehr bloß eingebildet; denn durch den Tod der beiden letzten Dauphins ſey der König Philipp ſo naher Erbe dieſer Krone geworden, daß kein anderes Mittel übrig bleibe, die allgemeinen Beſorgniſſe zu heben, als wenn dieſer Fürſt klar und deutlich den Rechten ſeiner Geburt entſagen, und ſie ſeinem Bruder, dem Herzog von Berry, abtreten würde. Ohne dieſes Auskunftsmittel würde der

Friede

Friede unmöglich zu Stande kommen, und die Engländer ſammt ihren Alliirten nie in den Friedensſchluß einwilligen.

Die Bevollmächtigten von England konnten nicht begreifen, daß die von Frankreich über einen ſo wichtigen Artikel noch keine Befehle von ihrem König ſollten erhalten haben, und hielten es für einen Kunſtgriff von ihrer Seite, um die Antwort zu verzögern; allein Gaultier, welcher den 4ten April zu Utrecht angekommen, wußte vor ſeiner Abreiſe von Verſailles, daß der König an den Herrn von Saint Jean hatte ſchreiben laſſen, die Foderung der Entſagung ſey gegen die Geſetze des Königreichs, und daß er zu gleicher Zeit ſelbſt an den König, ſeinen Enkel Sohn, geſchrieben habe, um ſeine Geſinnungen über dieſes neue Hinderniß, welches man dem Frieden entgegenſetzte zu erfahren.

Gaultier gab alſo den engliſchen und franzöſiſchen Bevollmächtigten Auskunft über die Verzögerung der königlichen Befehle. Der Gegenſtand war ſo wichtig, daß man die Entſcheidung nicht übereilen durfte.

Der König iſt Herr über ſeinen Staat, aber er darf die Grundgeſetze deſſelben nicht verändern. Dieß erklären hieß jedem Friedens-Tractat entſagen. Es verbergen wäre eine unnöthige Liſt geweſen, die der Offenherzigkeit, mit welcher man während dem ganzen Lauf der Unterhandlungen zu Werke gegangen, gerade entgegen war.

Das Gutachten, den Weg einzuſchlagen, welcher den gerechten Geſinnungen des Königs angemeſſen ſey, blieb überwiegend. Se. Majeſtät ſollten daher den Staatsſecretair, welcher mit Saint Jean (St. John) correſpondirte, Befehl gegeben, ihm zu ſchreiben: Eine Verpflichtung, die ſeinen Reichsgeſetzen entgegen ſey, würde nie

gültig

gültig seyn, und ihm zugleich die unverletzbare Regel über die Erbfolge der Krone bekannt zu machen.

Die ehemals von einem berühmten Beamten (Jerom Bignon, General-Advocat) gebrauchten Ausdrücke dienten an den englischen Staats-Secretair als Antwort. Der Brief lautete also: Die verlangte Entsagung würde nach den Grundgesetzen des Königreichs ungültig seyn, nach welchen „derjenige Prinz, welcher der „Krone am nächsten, nothwendiger Erbe ist, daß dieses ein Erbtheil ist, welches er weder vom König, seinem Vorfahrer, noch vom Volk, sondern allein Kraft „des Gesetzes erhält, so, daß wenn ein König stirbt, „der andere ihm unmittelbar nachfolgt, ohne die Einwilligung von irgend jemand nöthig zu haben, und „zwar nicht als Erbe, sondern als Herr des Königreichs, „welches ihm nicht durch Wahl, sondern einzig durch „das Recht der Geburt angehört. Daß er seine Krone weder dem Willen seines Vorgängers, noch irgend „einem Edikt, oder Dekret, oder der Freigebigkeit von „irgend jemand zu verdanken hat; sondern ganz allein „dem Gesetz. Dieses Gesetz wird als ein Werk dessen „angesehen, der die Monarchien errichtet hat, und darf „nach den Gesetzen Frankreichs, nur von Gott allein „aufgehoben, folglich auch durch keine Entsagung zerstört werden." Wenn der König von Spanien aus Liebe zum Frieden, und aus Gehorsam gegen den König, seinen Großvater, seinem Recht entsagte: so würde er sich selbst betrügen, und auf Sand bauen, wenn er eine solche Entsagung für ein hinreichendes Mittel halte, dem Uebel vorzubeugen, welches man zu verhindern sich vorsetze.

Als der letzte Dauphin starb, sah der König die neuen Hindernisse voraus, welche der Verlust der Prinzen für den Frieden herbeiführen würde. Se. Majestät

ſtät glaubten ſogleich, die in der königlichen Familie ſo plötzlich erfolgten Todesfälle würden ihren Feinden zum ſcheinbaren Vorwand dienen, Bedingungen zu machen, wodurch jede Vereinigung unmöglich gemacht würde. Dieß berührte er auch in einem Brief an den König von Spanien, als er ihm den 1·ten März den Tod des letzten Dauphins meldete. Und als die engliſchen Miniſter von dem König von Spanien die Entſagung auf die Rechte ſeiner Geburt als abſolute Bedingung zum Frieden verlangten, ſchrieb er den 9ten April abermal an dieſen Prinzen: dieſe Foderung, welche Seine Catholiſche Majeſtät perſönlich beträfe, ſey von der Art, daß er bey ſich ſelbſt zu Rath gehen und entſcheiden müſſe, daß er alſo prüfen und wohl überlegen möchte, was Bonnac, Frankreichs damaliger außerordentlicher Geſandter, ihm zur Prüfung vorlegen würde. Der König ermahnte ihn über den Zuſtand und die Lage der ſpaniſchen Angelegenheiten nachzudenken, bei ſich ſelbſt zu berathſchlagen und zu beſchließen, und ihn ſeinen Entſchluß ſchnell bekannt zu machen, da bei der gegenwärtigen Lage der Dinge jeder Augenblick koſtbar ſey.

Bis zu dieſer Entſcheidung blieb der Friede aufgeſchoben. Durch Harleys Ankunft zu Utrecht wurden die Unterhandlungen aufgehalten, anſtatt daß man von den Aufträgen, die er mitzubringen hatte, eine neue Bewegung hoffte. Seit ſeiner Ankunft betrugen ſich die engliſchen Bevollmächtigten gegen die franzöſiſchen zurückhaltender als jemals, und beſtunden auf dem Vortheil und den Forderungen ihrer Alliirten noch hartnäckiger, als vorher. Der Biſchoff von Briſtol und der Graf von Stafford wünſchten im Herzen den Frieden; dieß bewieſen ſie durch ihre Reden. Sie wußten, daß die Königin von England und ihre Miniſter wichtige Urſachen hatten, um einen ſchleunigen Frie-

dens-

densschluß zu wünschen; allein die letzten Befehle, welche sie durch Harley erhalten hatten, banden ihnen die Hände. Sie durften nicht nur diese Befehle nicht übertreten, sondern sie durften auch kaum von ihrer sehr beschränkten Vollmacht Gebrauch machen. Die Furcht vor den so häufigen Veränderungen in England und vor den genauen Untersuchungen des Betragens der Minister, die sowohl in als ausserhalb des Königreichs sind, machte sie schüchtern. Sie vergaßen keinen Augenblick, daß der geringste Fehler ihnen den Kopf kosten würde, und befürchteten, daß das Geheimniß der Unterhandlungen bekannt werden möchte; auch sahen sie in Holland täglich Aufsätze gedruckt, in deren die Unterhändler, welche mit Frankreich einverstanden seyen, genannt waren. . . .

Sie dachten im Fall einer Regierungsveränderung würden ihnen die von der Königin und ihren Ministern gegebenen Befehlen nicht mehr als hinreichende Rechtfertigung ihres Betragens dienen, und man würde es ihnen als ein Verbrechen anrechnen, sie ausgeführt zu haben. Dieß gaben sie auch den französischen Bevollmächtigten zur Antwort, als diese die in London unterzeichneten Artikel als Regel anführten, welche man zu Utrecht befolgen sollte, und sich über die Veränderungen und Zusätze, welche die Engländer daselbst machen wollten, beklagten.

Harley beruhigte sie darüber so gar nicht, daß er vielmehr ihre Besorgnisse vermehrte. Er hatte sich mehrere mahle entfernt, um nach dem Haag zu gehen. Er erleichterte die Unterhandlungen in nichts. Das heimliche Einverständniß, in welchem er mit Frankreichs Bevollmächtigten stehen sollte, war eine falsche Meinung, die keinen Grund hatte, und nur erdichtet zu seyn schien, um Gaultier zu unterhalten. Harley

hatte

hatte seit seiner Ankunft zu Utrecht sie weder besucht noch gesehen. Die Königin von England hegte noch immer den aufrichtigen Wunsch für den Frieden. Sie drang in den König der Eröffnung des Feldzugs zuvorzukommen; dieß wurde mit jedem Tage schwerer, besonders seit diese Fürstin den Friedensschluß von Europa von der Thron-Entsagung, welche sie von dem König von Spanien forderte, abhängig gemacht hatte.

Alles, was der König damals thun konnte, war, seine Erklärung zu beschleunigen. Er wiederhohlte daher seinen Rath in einem Brief, welchen er den 15ten April an Se Katholische Majestät schrieb. Nachdem er diesem Fürsten erklärt hatte, die Foderungen Englands wegen der Thronentsagung würden mit jedem Tage dringender, setzten Se Majestät noch hinzu: „Die Nothwendigkeit den Frieden zu schließen, vermehrt sich ebenfalls mit jedem Tage, da die Mittel zur Unterhaltung des Krieges erschöpft sind, werde ich mich endlich genöthigt sehen, Bedingungen einzugehen, die für mich und Ew Majestät gleich unangenehm sind, wenn Sie nicht dieser äußersten Noth zuvorkommen, und unverzüglich über das, was Ihnen Herr von Bonnac vortragen wird, Ihre Parthei ergreifen. Er wird Ihnen meine Meinung bey einer so mißlichen Lage, wo keine Einwendung mehr möglich ist, eröffnen. Da ich auf die Anhänglichkeit, welche Sie für mich und Ihr Haus haben, rechne; so hoffe ich, daß Sie meinen Rath befolgen werden, den ich nothwendig Ihnen geben mußte, und welcher meiner wahren Freundschaft für Sie nicht entgegen ist." Dieser Rath bestund darin: Den gegenwärtigen Besitz von Spanien und Indien zu behalten, und dem Eigensinn der Engländer die ungewisse Succession der Französischen Krone aufzuopfern. Eine Bedin-

Thürme wurden inwendig ausgebrannt, um sie desto leichter schleifen zu können. Der stärkste und höchste von diesen war der auf der Seeseite stehende Thurm der Hospitalaren, den ich selbst von innen besehen habe, dessen Einsturz durch Mauerbrecher nie hätte bewirkt werden können. Auch die Stadtmauer hatte eine ansehnliche Dicke, die an einigen Stellen neun, an andere zehn Ellen betrug. Ein Arbeiter erzählte dem Sultan in meiner Gegenwart, ihre Dicke habe die Länge einer Lanze ausgemacht.

Hundert und funfzehntes Kapitel.

Saladin geht nach Ramla.

Nach ohngefähr 14 Tagen zu Anfange des Ramadan kehrt Saladin Unpäßlichkeit halber nach Jafna ins Lager zu seinem Bruder zurück. Von hier geht er nach Ramla und Lydde, läßt am erstern Orte die Burg, am andern die grose massive Kirche schleifen, und giebt seine dort angelegten Magazine der allgemeinen Plünderung Preis. Eben so hatte er es auch mit dem Magazin zu Ascalon gemacht, weil es ihm an Zeit und Mitteln fehlte, es geschwinde vor dem Feind in Sicherheit zu bringen.

Von hier begiebt er sich nach Jerusalem, wo man eben einige Christen eingebracht, und Briefe vom Befehlshaber der Stadt an den Sultan bey ihnen vorgefunden hatte, in denen jener den wehrlosen Zustand von Jerusalem schildert. Saladin liess diese Christen insgesammt enthaupten, besichtigte die Mauern, Vorrathshäuser, die Mannschaft, nebst allem übrigen, was zur Vertheidigung der Stadt diente, und kehrte dann wieder zur Armee zurück. Hier fand er den Mözzoddin Cäsar Sjah, Fürsten von Malatia, Sohn des

Ke-

gung, mit der sie sich begnügten, weil sie überzeugt waren, sich des Erfolgs davon versichern zu können.

„Wir wollen glauben, schrieb Saint Jean in seiner Antwort an Torcy, daß ihr in Frankreich der „Meinung seyd, Gott allein könne das Gesetz aufheben, worauf ihr das Successions-Recht gründet; allein ihr werdet uns in England auch zu glauben erlauben, daß ein Fürst seinen Rechten durch eine freywillige Abtretung entsagen kann, und daß der zu Gunsten dessen die Abtretung gemacht wurde, von den Mächten, welche für diesen Tractat Gewähr leisteten, mit allem Recht in seinen Foderungen unterstützt werden dürfte."

Er schloß damit: „Die Königin befiehlt mir, Ihnen zu sagen, dieser Artikel sey, sowohl für Sie, als auch für ganz Europa, in dem gegenwärtigen und künftigen Jahrhundert von so großen Folgen, daß sie in die Fortsetzung der Friedensunterhandlungen nicht einwilligen könnte, wenn man nicht das von ihr vorgeschlagene Auskunftsmittel, oder ein anderes eben so dauerhaftes annehme."

Der König von Spanien hatte die Succession seiner Krone schon einige Zeit vorher, ehe vom Frieden die Rede war, angeordnet. Dieses bei der Versammlung der Cortes, oder der Staats-Versammlung der Königreiche Castilien und Aragonien angenommene und bekannt gemachte Reglement, das bei allen Staatsräthen einregistrirt war, konnte die Besorgnisse, wegen einer Vereinigung der Kronen von Frankreich und Spanien aufheben. Diese war ohnehin den Sitten und der Neigung, folglich auch den Wünschen beider Nationen, geradezu entgegen. Sie wünschten gar nicht unter den Gesetzen eines und desselben Herrn zu leben.

Man

Man hatte Saint Jean vorgeſchlagen, ſich an dieſes Reglement zu halten. Allein er antwortete: Eine ſolche Verſicherung ſey nicht hinreichend; die Königin, ſeine Regentin, habe für den Frieden mehr gethan, als irgend eine andere Macht hätte thun können, und dieß hätte ſie gethan, weil ſie ſich völlig auf das ihr vom König gegebene Verſprechen verlaſſen habe, daß er alle Maaßregeln, welche man zur Verhinderung der für ganz Europa ſo nachtheiligen Vereinigung anzuwenden für nöthig fände, bewilligen wolle. Dieß zu erreichen ſähe ſie kein gründlicheres und ſicherers Mittel, als die Entſagung des Königs von Spanien, welche ſie gefodert habe.

Wenn man die nöthige Vorſicht, um dieſem ſo wahrſcheinlichen Uebel vorzubeugen unterlaſſen würde, ſo hieße das in der That, auf Sand bauen.

Saint Jean ſetzte noch hinzu: Die Königin habe an ihre Bevollmächtigte zu Utrecht Befehle deſſelben Inhalts abgehen laſſen. Er ſchlug indeſſen nicht ab, mit Ihnen gemeinſchaftlich daran zu arbeiten, um, wenn es möglich wäre, irgend ein anderes Auskunftsmittel auszufinden, wodurch der Friede geſchloſſen und befeſtigt würde.

Da die Entſcheidung von der Antwort des Königs von Spanien abhing; ſo konnten die Negociationen zu Utrecht nicht vorrücken. Die Bevollmächtigten beider Partheien wurden aufgehalten, bis der Prinz ſich erklärt haben würde. Die engliſchen Bevollmächtigten machten den franzöſiſchen den Vorſchlag, während dieſer Suspenſion die weniger wichtigen Schwierigkeiten, welche ſich auſſerdem noch dem Frieden entgegenſetzten, ſo viel möglich gemeinſchaftlich zu heben. Sie unterrichteten ſich gegenſeitig, die einen von den

Gesinnungen des Königs und die andern von denen der Königin, ihrer Gebieterin, und beschlossen, sich beim Bischoff von Bristol zu versammeln, unter dem Vorwand, daß sie dort an einem Handelsvertrag zwischen Frankreich und England arbeiteten. Die Engländer hielten diesen Vorwand für hinreichend, um ihren Alliirten, wegen dieser besondern Conferenzen, keinen Anlaß zur Eifersucht zu geben. Es gelang ihnen, und die Schwierigkeiten beider Partheien waren schon so weit gehoben, daß nur noch wenig daran fehlte, daß der Tractat nach den Wünschen der Königin von Großbritannien hätte können unterzeichnet werden, wenn die als wesentliche Bedingung gefoderte Entsagung bis dahin nicht ein unüberwindliches Hinderniß geblieben wäre.

Man arbeitete in Frankreich und England aufrichtig daran, statt dieser, für den König von Spanien so nachtheiligen Bedingung, wenn es möglich wäre, irgend ein anderes Auskunftsmittel auszufinden; die Staats-Secretaire beider Partheien theilten sich gegenseitig ihre Meinungen darüber mit. Der König hatte keinen Agenten in London, so wie die Königin von England niemand in Frankreich hatte, um ihre Befehle zu vollziehen. Der Abt Gaultier war noch zu Utrecht; Se Majestät riefen ihn zurück, um ihn nach England zu schicken, wo er seine Dienste mit eben so vieler Treue und Klugheit fortsetzte.

Die Ungewißheit über die Antwort des Königs von Spanien hob alle weitere Unterhandlungen auf. Der König glaubte sie dadurch wieder in Bewegung zu setzen, daß er der Königin von England vertraute: wenn der König, sein Enkel-Sohn, sich der Nothwendigkeit, den Rechten seiner Geburt zu entsagen, nicht unterwürfe; so würde er, in Verbindung mit dieser Prinzessin, die nöthige Maasregeln ergreifen, um ihn

dahin

dahin zu bringen, und den ſchon ſo weit vorgerückten Frieden Europa zu zuſichern. Man konnte alſo das größte Hinderniß für den Frieden ſchon als gehoben anſehen; allein es widerſetzten ſich dieſem ſo viele Feinde, daß man erwarten konnte, man werde von Seiten derer, welche die Unterhandlungen abgebrochen wünſchten, immer bei jeder gehobenen Schwierigkeit neue herbeiführen.

Dieß ließ der König an Saint Jean ſchreiben, um die Königin von Großbritannien davon zu benachrichtigen.

Dieſen Betrachtungen ſetzte man noch bei: Das beſte Mittel, die Abſichten der Feinde des Friedens zu vereiteln, wäre, wenn die Königin ohne Zeitverluſt ihren Alliirten einen Waffenſtillſtand vorſchlüge, weil dadurch ihre Hoffnungen vernichtet würden, die ſich auf die Eröffnung des Feldzugs gründeten.

Die auf Befehl der Königin von Saint Jean erhaltene Antwort enthielt die ſchon ſo oft gegebene Verſicherungen ihres aufrichtigen Verlangens, alles beizutragen, um den allgemeinen Frieden gründlich zu befeſtigen.

Er ſetzte hinzu: Dieſe Prinzeſſin wünſche einen zweckmäßigen Frieden für Frankreich. In der Abſicht, um ihn auch für den König von Spanien weniger unangenehm zu machen, lege ſie der Foderung der Entſagung, noch einen Alternatif-Vorſchlag bei, wodurch dem Prinzen die Wahl blieb, entweder den Rechten ſeiner Geburt zu entſagen, und die Monarchie von Spanien und Indien zu behalten, oder der Monarchie von Spanien und Indien zu entſagen, und das Succeſſions-Recht von Frankreich zu behalten, und für die Krone von Spanien, das Königreich Sicilien,

von dem er gegenwärtig im Besitz sey, das von Neapel, die Staaten des Herzogs von Savoyen, Montferat und das Mantuanische Gebiet zu erhalten, mit der Bedingung, daß, wenn er, oder einer von seinen Nachkommen, einst die Krone von Frankreich erlangen würde, alle diese ausgewechselten Staaten derselben Krone zugehören sollten; Sicilien ausgenommen, welches dem Hause Oestreich zufallen sollte.

Diesem Plan zufolge würde der Herzog von Savoyen für seine Staaten die Krone von Spanien und Indien bekommen haben.

Eine so wichtige Wahl wurde, wie billig, der Entscheidung des Königs von Spanien überlassen. Aber was er auch beschließen würde; so erneuerte der König sein der Königin von England gegebenes Wort, unter einer von den beiden Alternativ-Bedingungen, welche sie vorgeschlagen hatte, den Frieden zu schließen.

Man wußte schon aus einer Antwort des Königs von Spanien auf den ersten Brief des Königs, daß er den Besitz seiner Krone der Erhaltung seiner Geburtsrechte vorzog, und daß er eher jede Hoffnung der Succession aufgeben, als den Thron verlassen würde, auf welchen er von Gott gesetzt war. Man bedurfte also nur seiner Meinung über den angebotenen Ländertausch, als einen ganz neuen Vorschlag, welcher bis dahin noch niemanden in den Sinn gekommen war.

Der König vergaß nichts, um ihn einleuchtend zu machen, und durch alle mögliche reitzende Beweggründe den König von Spanien zu blenden und zu rühren. Tonnac hatte den Auftrag, ihm den von der Königin von England vorgeschlagenen Tausch vorzutragen, und ihm einen eigenhändigen Brief vom König zu überbringen.

„Ich

„Ich geſtehe Ihnen (dieß ſind Sr Majeſtät ei-
„gene Worte) daß ich, unerachtet des ungleichen Ver-
„hältniſſes jener Staaten, doch ſehr durch den Gedan-
„ken gerührt war, daß Sie König bleiben würden; daß
„ich Sie immer als meinen Nachfolger anſehen könnte,
„und daß Ihre Lage es Ihnen erlauben würde, von Zeit
„zu Zeit bei mir zu ſeyn. Urtheilen Sie von dem Ver-
„gnügen, das ich haben würde, wenn ich in Zukunft
„mich auf Sie verlaſſen könnte, wenn ich verſichert wä-
„re, daß, wenn der Dauphin lebt, ich in Ihrer Perſon
„einen Regenten hinterlaſſe, der zu befehlen verſteht,
„die gute Ordnung meines Königreichs zu erhalten
„weiß, und im Stande iſt, die Kabalen zu erſticken.
„Wenn aber dieſes Kind ſtirbt, wie ſeine ſchwächliche
„Leibesconſtitution nur zu ſehr fürchten läßt, würden
„Sie nach dem Recht Ihrer Geburt, mein Thron-Er-
„be. Welche Beruhigung für mich, meinem Volk ei-
„nen tugendhaften weiſen König zu hinterlaſſen, an deſſen
„Krone dadurch, daß er mein Nachfolger wird, noch
„ſo beträchtliche Staaten, als Savoyen, Piemont und
„Montferat fallen. Dieſer Gedanke iſt für mich
„ſehr ſchmeichelhaft, vorzüglich aber die Hoffnung, mit
„Ihnen und der Königin einen Theil meines übrigen
„Lebens zuzubringen, und Sie ſelbſt von den Angelegen-
„heiten meines Staats zu unterrichten; daß ich das
„Vergnügen, welches Sie mir durch die Annahme die-
„ſes neuen Vorſchlags machen werden, mit nichts ver-
„gleichen kann.

„Wenn die Dankbarkeit und Liebe Ihrer Unterthа-
„nen dringende Beweggründe für Sie ſind bei ihnen zu
„bleiben; ſo darf ich dagegen einwenden, daß Ich, Ihr
„Haus und Ihr Vaterland auf dieſelben Empfindungen
„noch frühere Anſprüche haben, als Spanien. Ich
„mache ſie jetzt geltend, und werde es als das größte

„Glück meines Lebens ansehen, wenn Sie sich entschlies-
„sen würden, bei mir zu leben und Ihre Rechte zu er-
„halten, welche Sie aufgegeben zu haben einst verge-
„bens bereuen würden.

„Ich bin übrigens verbunden, auf die Bedin-
„gung, daß Sie Ihren Rechten entsagen, zu unter-
„handeln, um Spanien und Indien zu erhalten, wenn
„Ihre Majestät den Vorschlag der Auswechslung mit
„dem Herzog von Savoyen verwerfen. Alles, was
„ich thun kann, ist: Ihnen noch die Wahl zu lassen.
„Die Nothwendigkeit, den Frieden zu schließen, wird
„täglich dringender."

Der Brief des Königs bewies, wie sehr er jedes Auskunftsmittel erleichtern wollte, wodurch das große Hinderniß gehoben werden konnte, welches damals dem Friedensschluß entgegen war; allein dieser Brief erschütterte die Standhaftigkeit des Königs von Spanien gar nicht. Er hatte schon, ehe er ihn empfangen hatte, dem König, seinem Großvater, geantwortet: „Sein Entschluß sey gefaßt; Er werde viel eher allen „seinen Successions-Rechten auf die Krone von Frank-„reich entsagen, als die von Spanien verlassen." Jedoch wollte er, ehe er dieselbe Erklärung wiederhohlte, und sich bestimmt über die neuerlich von der Königin von England vorgeschlagene Auswechslung erklärte, erst denjenigen um seinen Rath bitten, welcher die Könige regiert. Nachdem er das Abendmahl empfangen, ließ er Bonnac zu sich kommen, und sagte ihm: seine Wahl sey genommen, und nichts würde ihn dahin bringen können, seine ihm von Gott gegebene Krone zu verlassen. Er übergab ihm seine Antwort auf den Brief des Königs. Diese fing mit Danksagungen an, für die in den beiden letzten Briefen vom 16ten und 18ten Mai enthaltene Freundschaftsbeweise und lautete ferner:

ner ſo: „Der Antrag, welchen Ew Majeſtät mir machen, „meine Tage bei Ihnen zuzubringen, würde ſehr ſchmeich„elhaft für mich ſeyn, wenn ich den neuen von England ge„machten Vorſchlag annehmen zu dürfen glaubte; allein „zu viele Gründe machen es unmöglich. Es ſcheint „mir vortheilhafter, daß eine Branche unſeres Hauſes „in Spanien regiere, als daß dieſe Krone einem Prin„zen überlaſſen werde, auf deſſen Freundſchaft man ſich „nicht verlaſſen kann; und dieſer Vortheil ſcheint mir „beträchtlicher, als einſt Savoyen, Piemont und Mont„ferat mit Frankreich zu vereinigen. Ich glaube Ih„nen und Ihren Unterthanen einen gröſſern Beweis „meiner Liebe zu geben, wenn ich meinem ſchon gefaß„ten Entſchluß getreu bleibe, als wenn ich den neuer„lich von England gemachten Vorſchlag annehme. „Frankreich bekömmt dadurch auch Frieden, und ge„winnt auſſerdem noch die Allianz einer Monarchie, „welche ihm einſt, in Verbindung mit ſeinen Feinden, „viel Schaden zufügen könnte. Ich aber ergreife zu„gleich diejenige Parthey, welche meinem Ruhm und „dem Wohl meiner Unterthanen am meiſten angemeſſen „iſt, die durch ihren Eifer und ihre Anhänglichkeit ſo viel „beigetragen haben, die Krone auf meinem Haupte zu „erhalten.

Es iſt vielleicht nicht überflüßig anzumerken, daß der König von Spanien zu derſelben Zeit dem Wohl des Friedens den Beſitz des Königreichs Neapel, des Herzogthums Mailand und der Niederlande aufopferte, daß er bloß aus Liebe zur allgemeinen Ruhe ſeinen Feinden beträchtliche Staaten abtrat, und daß er auch nur aus dieſem Beweggrund auf immer ſeinem unwiderleglichen Erbrecht auf die franzöſiſche Krone ſür ſich und ſeine Nachkommen entſagte, während die ehrgeizige Prinzeſſin Urſini ihren Einfluß miß-

brauchte, welchen sie sich bei der Königin und also auch bei dem Katholischen König erworben hatte, und verlangte, daß man von den Trümmern der Spanischen Monarchie einen kleinen Theil in den Niederlanden oder anderswo absondern, und ihr zu Gunsten zu einem unabhängigen Fürstenthum erheben sollte. Dieses Hirngespinnst ihrer Eitelkeit verzögerte wirklich die Unterzeichnung des Friedens zwischen Spanien, England und Holland.

Die englischen Bevollmächtigten erwarteten mit Ungeduld, wie die Antwort des Königs von Spanien ausfallen möchte. Die Französischen, verdrießlich ihre Zeit so unnütz zu verlieren, schrieben an den König: Die Königin von England habe so eben an den Grafen von Stafford den Befehl ergehen lassen, unverzüglich nach England zu kommen, um dort ihre letzten Aufträge zu vernehmen. Ihre Absicht war, ihn, so wie auch den Bischoff von Bristol, in den Stand zu setzen, daß sie, sobald die Antwort vom König von Spanien angekommen seyn würde, den Frieden unterzeichnen könnten.

Stafford gab als Ursache dieser Abrufung an: Das Parlament sey ungeduldig über die lange Verzögerung dieser Negociationen, und es sey zu fürchten, daß die bestgesinnten Mitglieder sich zurückziehen, und in den Provinzen zerstreuen würden, und daß alsdenn ihre Gegner Herrn von den Sitzungen und Berathschlagungen werden möchten. Das Ministerium würde alsdenn in Gefahr seyn, durch irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß seine Projecte zerstört zu sehen. Mit einem Wort, es sey Zeit, ein Ende zu machen. Er hoffe, in London die Antwort des Königs Philipp zu erfahren, deren langes und zweifelhaftes Ausbleiben der guten Sache so unendlich nachtheilig sey.

Um

Um jeden Aufſchub abzukürzen, bat Stafford die Bevollmächtigten, während ſeiner Abweſenheit ſich über die noch unentſchiedenen Puncte beſtimmte Befehle vom König geben zu laſſen, damit man bei ſeiner Zurückkunft nicht mehr zu ſtreiten, ſondern nur zu beſchließen habe. Sobald ſie einig ſein würden, ſollten die engliſchen Bevollmächtigten den Alliirten einen Waffenſtillſtand vorſchlagen. Stafford glaubte, ſie würden ſchwerlich darein willigen, weil ſie von ihrer Macht in Flandern eine große Meinung hätten. Als Mittel, dieſes Hinderniß zu heben, ſchlug er vor: der König möchte erlauben, daß man den Holländern einen der feſten Plätze, welche Se Majeſtät in den Niederlanden abtreten wollte, als Pfand anbiete und übergebe.

Die Bevollmächtigten erklärten ein ſolches Auskunftsmittel für durchaus unſchicklich, und verwarfen den Vorſchlag, ohne die Befehle des Königs darüber abzuwarten.

In London war man über das Ausbleiben der Antwort von Madrid weniger beſorgt, als zu Utrecht. Die Königin von England und ihre Miniſter, überzeugt von dem guten Willen des Königs, wovon er ihnen, während dem ganzen Lauf der Unterhandlungen, Beweiſe gegeben hatte, ſahen wohl ein, daß Se Majeſtät unmöglich über die dem König von Spanien gemachten Vorſchläge etwas beſtimmtes beſchließen könnten, ohne von ihm ſelbſt erſt zu erfahren, was er darüber dächte, und welche Parthei er ergreifen würde. Die Königin war deswegen geſonnen, Stafford bis zu der Ankunft der für den Friedensſchluß ſo nothwendigen Antwort bei ſich zu behalten. Sie wollte ihn alsdann mit ihren letzten Aufträgen nach Utrecht zurückſchicken. Gaultier, von allem unterrichtet, ſollte zu

gleicher

Kelisj Arslan, der ihn um Beystand gegen seinen Vater, und seine Brüder anflehte. Bey einem Gefechte, das um diese Zeit vorfiel, wurde ein Gefangener eingebracht, nach dessen Aussage der König von England in Gefahr soll gewesen seyn, von einem Muselmann durchbohrt zu werden, wenn nicht ein Franke mit Aufopferung seines eignen Lebens, den Stoß von ihm abgewandt hätte, so daß der König nur mit einer Wunde davon kam.

Hundert und sechszehntes Kapitel.

Gesandschaft des Markgrafen.

In diese Zeit fällt auch die Gesandtschaft des Markgrafen, der uns das Anerbieten that, sich für einen Feind der Franken zu erklären, und Ptolemais ihnen zu entreissen, wenn wir ihm Sidon und Berytus abtreten wollten. Und zwar sollte ihm der Sultan zuerst eine eydliche Zusage leisten. Dieser schickte darauf den Adlus Alnaejih an ihn mit dem Auftrage ab, sein Verlangen zu bewilligen. Denn der Markgraf war bisher unser fürchterlichster Feind gewesen, und es kam also sehr viel darauf an, ihn für unsre Partey zu gewinnen. Die Ursache, warum er so handelte, lag in dem alten eingewurzelten Argwohne, daß die Franken ihm Tyrus entreissen wollten; deswegen hatte er sich von ihnen abgesondert, und in seine starke Festung zurückgezogen. Die Bedingungen, welche ihm Adlus vorschlagen sollte, waren folgende: Erst müsse er gegen seine Glaubensgenossen offenbare Feindseeligkeiten anfangen, ihnen Ptolemais entreissen, und die Gefangenen, die er hier finden würde, nebst denen, die noch zu Tyrus säßen, auf freyen Fuß stellen: alsdann würde man ihm die beyden verlangten Orter abtreten.

Die

gleicher Zeit nach Frankreich abgehen, und die Eintracht zwischen den französischen und englischen Bevollmächtigten sollte so vollkommen werden, daß sie keine Ursache zu streiten mehr unter sich haben, und nicht mehr in die traurige Nothwendigkeit gesetzt werden sollten, sich ihre Verhaltungs-Befehle wechselseitig einander entgegen zu setzen.

Davon unterrichtete der König seine Bevollmächtigten durch eine Depesche vom 25sten Mai. Er benachrichtigte sie: Die Engländer würden alsdann keinen Anstand mehr nehmen, einen Waffenstillstand vorzuschlagen, und man würde keiner Auskunftsmittel mehr bedürfen, um ihre Alliirten zur Annahme zu bewegen. „Es würde sehr nachtheilig seyn, (setzten Se „Majestät hinzu) den Holländern feste Plätze als Pfand „anzubieten. Es ist jetzt nicht mehr Zeit, ihrem Stolz „zu schmeicheln, und ich werde in Zukunft mit redlichen „Gesinnungen, aber auch mit derjenigen Würde mit ih„nen unterhandeln, welche ich mir schuldig bin.“ Eine sehr verschiedene Sprache gegen die, welche man bei den Conferenzen im Haag und in Gertruydenburg geführt hatte.

Der König ermahnte sie, nicht zu besorgen, daß durch eine wohl angewandte Standhaftigkeit die Unterhandlungen gestört werden könnten. Eine Furcht, welche diejenigen oft zu weit trieben, die den Ruhm haben wollen, einen Tractat zu unterzeichnen, und die es für ein Unglück ansehen würden, diese Ehre zu verlieren.

Die Engländer bestunden darauf, ihren Alliirten Tournay zu erhalten, und verlangten überdieß noch Condé. Der König, welcher diese Foderung bloß als ein Compliment, das sie ihren Alliirten schuldig zu seyn glaubten, ansah, schrieb seinen Bevollmächtigten: Sie

möchten

möchten von der ihnen gegebenen Macht über dieſen und einige andere Puncte nachzugeben, keinen Gebrauch machen. Jede Nachgiebigkeit ſey unnöthig, bis der König von Spanien ſeine Geſinnungen und ſeine Wahl declarirt haben würde; daß alsdann Se Majeſtät allein nur im Stande ſeyn würden, die Früchte ſeiner gehabten Gefälligkeiten für die Foderungen Englands zu beurtheilen.

Endlich kam der mit der Antwort des Königs von Madrid erwartete Eilbote am Anfang des Monat Junius an. Durch die Entſcheidung dieſes Fürſten wurde das größte Hinderniß für den Frieden gehoben.

Man verſäumte keinen Augenblick, ſie, nach den Befehlen des Königs, Saint Jean bekannt zu machen, um die Königin von England davon zu benachrichtigen, und bedeutete ihm zugleich, Se Majeſtät erwarteten, daß nun alle übrigen Schwierigkeiten von Seiten dieſer Prinzeſſin unverzüglich gehoben, und die verſprochenen Erklärungen erfüllt würden. Die erſte und dringendſte war, daß bis zum Schluß des Friedens ein allgemeiner Waffenſtillſtand, oder wenigſtens einer zwiſchen den Armeen der Niederlande geſchloſſen werden ſollte.

Kaum war dieſer Brief geſchrieben und der Eilbote abgegangen, als einer von Saint Jean ankam, mit einem auf Befehl der Königin abgefaßten Aufſatz begleitet, welcher ſieben Artikel enthielt.

Die fünf erſten betrafen die von England geforderten Abtretungen in Nord-Amerika.

Die beiden letzten den zwiſchen Frankreich und England zu errichtenden Handelsvertrag; ein Geſchäft, deſſen

deſſen genaue Unterſuchung wahrſcheinlich mehr Zeit erfoderte, als man bei den gegenwärtigen Umſtänden dazu anwenden konnte.

Man ſchlug alſo vor, von beiden Seiten Commiſſarien zu ernennen, denen das Geſchäft übertragen würde, und die nach dem Friedensſchluß in London daran arbeiten ſollten.

Der folgende Artikel enthielt: es ſollte von Seiten Frankreichs und Englands keiner Nation ein Prärogativ oder Privilegium ertheilt werden, ohne daß es gegenſeitig den Franzoſen und Engländern zu Theil würde.

Der Aufſatz ſchloß mit der Einwilligung der Königin von England zu einem zweimonatlichen Waffenſtillſtand unter zwei Bedingungen.

Die erſte: Daß in dieſem Zeitraum der die Vereinigung der beiden Monarchien Frankreich und England betreffende Artikel völlig und pünktlich in Ordnung gebracht werden ſollte.

Die zweite: Daß der König die Garniſon von Dünkirchen abziehen und die engliſchen Truppen mit dem Anfange des Waffenſtillſtands in dieſe Stadt einrücken laſſen würde, damit ſie ſo lange dort bleiben könnten, bis die General-Staaten einwilligen würden, dem König ein befriedigendes Aequivalent für die Demolition der Veſtungswerke zu geben, welche Se Majeſtät ſich verbindlich machen würden, ſchleifen zu laſſen, ſo wie auch den Hafen auszufüllen, und die Schleuſen zu zerſtören.

Auf die Nordamerika betreffenden Foderungen antwortete der König, auſſer einigen Tauſch-Vorſchlägen,

ſchlägen, ganz nach den Wünſchen der Königin von England. Die beiden geforderten Bedingungen, in Betreff des Handels-Vertrags, wurden zugeſtanden.

Gegen den zweimonatlichen Waffenſtillſtand machte der König die Einwendung, daß er zu kurz ſey, und man dadurch den Feinden des Friedens eine neue Hoffnung geben würde, die Unterhandlungen vor dem Ende des Feldzuges zu unterbrechen. Der König hielt deswegen für nöthig den Waffenſtillſtand bis auf vier Monate zu verlängern, worüber man einig wurde.

Der Vorſchlag, Dünkirchen den Engländern anzuvertrauen, war hart, da der Krieg noch fortdauerte, und noch kein Vertrag für den Waffenſtillſtand gemacht war. Eine ſolche Foderung bedurfte einer reiflichen Ueberlegung. Die Meinungen des Conſeils waren getheilt; allein man mußte endigen, und auch dieſe Nachgiebigkeit war nöthig.

Die Königin von England und ihre Miniſter hatten während dem ganzen Lauf der Unterhandlungen viel Offenheit und Eifer für den Frieden bewieſen; der König entſchied deswegen, man ſollte auch jetzt noch darauf vertrauen; ein Mißtrauen würde übel angewandt ſeyn, da der Friedensſchluß ſo nahe ſey. Der König wollte bloß, daß man einen Verſuch machen ſollte, eine für verdächtig angeſehene Foderung, wo möglich, abzuändern und etwas gelinder zu machen.

Die Antwort auf dieſen Artikel lautete alſo: „Da „man mit Offenheit und gegenſeitigem Vertrauen die „Unterhandlungen angefangen und fortgeſetzt habe; ſo „müſſe man auch jetzt, indem man von beiden Seiten dem „vorgeſetzten Zweck ſo nahe ſey, jeden Schein von Mißtrauen verbannen. Der König überlaſſe dem Urtheil „der Königin von England, zu entſcheiden, ob die Fo-

„derung,

„derung, während dem Waffenstillstand eine englische „Garnison nach Dünkirchen zu legen, freundschaftlich „sey, und ob das Publikum nicht glauben würde, die„se Prinzessin zweifle an der pünktlichen Erfüllung „seines gegebenen Versprechens. Sie habe so viele „Beweise ihrer feinen Denkungsart gegeben, daß man „keine Ursache hätte, von ihr einen solchen Gedanken „zu vermuthen. Der König verlasse sich auf ihre „Freundschaft, und sey überzeugt, sie werde, uner„achtet der Fortsetzung des Kriegs, doch nicht auf ei„ner Foderung bestehen, die nicht allein überflüssig sey, „sondern die vielleicht auch eine seinen Gesinnungen ent„gegengesetzte Wirkung hervorbringen würde Denn Sie „hätte zwar bloß die Absicht, den Holländern ein Aequi„valent für die Zerstörung der Festungswerke von Dün„kirchen abzunöthigen; aber durch die Erklärung, daß „die englischen Truppen Dünkirchen behalten würden, „bis die Generalstaaten dem König ein Aequivalent ver„willigt hätten, würden sie weder genöthigt noch be„droht, ihre Hartnäckigkeit aufzugeben. Es würde sie „im Gegentheil reitzen, neue Hindernisse für den Frie„den auszusinnen, zu einer Zeit, wo man eigentlich „darauf bedacht seyn sollte, sie nachgiebiger zu machen."

Der König foderte die Zurückgabe von Tournay als Aequivalent für die Ausfüllung des Hafens von Dünkirchen und die Zerstörung der Schleusen. Bei Wiederhohlung dieses schon gemachten Versprechens gaben Se Majestät zu bedenken, daß die Zerstörung der Schleusen für das Land und die Gegenden verderblich sey, und Freunden und Feinden gleicher Schaden dadurch zugefügt würde. Er überließ dieß den Einsichten der Königin, und bestätigte indessen die in Betreff von Dünkirchen gemachten Conventionen unter der Bedingung, daß Tournay mit allem, was dazu gehöre, ihm wiedergegeben würde.

Den

Den von der Königin von England gemachten Vorſchlag, während der Zeit des Waffenſtillſtands eine holländiſche Garniſon nach Cambray zu verlegen, verwarf der König, mit der Antwort: Er würde unter dieſer Bedingung nicht allein den Waffenſtillſtand verweigern, ſondern auch eher jede Unterhandlung abbrechen, als ſich eine Einſchränkung gefallen laſſen, die ſeiner Ehre und dem Wohl ſeines Königreichs ſo ganz entgegen ſey. Da man erfahren, die Feinde hätten im Sinn, Quesnoy zu belagern, ſo wurde jener Antwort noch beigefügt: „der König könne nicht „glauben, daß die Königin von England einer ſolchen „Unternehmung ihren Beifall ſchenken und ihren Trup„pen erlauben würde, bei einer Belagerung zu dienen, „die wieder zu neuen Verbindungen Anlaß geben könn„te, denen Saint Jean nach ſeiner Klugheit zuvor„kommen müßte.“

Dieſer antwortete hierauf: „Obgleich der König „die Foderungen der Königin nicht ſo aufgenommen, „wie ſie es erwartet hätte, ſo werde ſie doch an dem „nehmlichen Tag, an welchem er ſchrieb, ins Parla„ment gehen und alle nöthige Erklärungen machen, „um die Nation zum Frieden zu ſtimmen und ihre „einſtimmige Einwilligung dazu anzunehmen. Sie „würde zwar noch nicht vom Waffenſtillſtand ſprechen, „aber ihr Entſchluß ſey gefaßt. Sie beſtehe auf der „Nothwendigkeit, den Entſagungspunkt zu erfüllen. „Dieſer ſey bei den Unterhandlungen der wichtigſte; „ſo wichtig, daß ſie eher von allen übrigen Bedingun„gen abſtehen wolle, als dieſen Artikel aufgeſchoben „zu ſehen. Wenn der König, ſetzte Saint Jean hinzu, „die Foderungen, welche die Königin als Bedingung „des Waffenſtillſtands gemacht hat, bewilligt, ſo ha„ben Sie nichts weiter zu thun, als die Akte zu un„ter-

„kerzeichnen und an den Herzog von Ormond zu schi-
„cken. Er wird Dünkirchen in Besitz nehmen und
„den Alliirten erklären, daß er Befehl habe, nicht
„mehr gegen die Franzosen zu agiren. Nach demsel-
„ben Brief war der Graf von Stafford abgereißt,
„um nach Utrecht zurückzukehren. Seine Aufträge
„sollten die englischen Bevollmächtigten der Rücksichten
„überheben, welche sie bis dahin gegen die Bevoll-
„mächtigten der Alliirten beobachtet hatten, so daß in
„Zukunft sie nichts hindern könnte, sich mit denen
„von Frankreich zu verbinden und jedem, der sich wei-
„gern würde, den gerechten und billigen Friedensbedin-
„gungen sich zu unterwerfen, Gesetze vorzuschreiben."

Die Königin von England, ihrem Entschluß ge-
treu, alles mögliche für den Frieden von Europa bei-
zutragen, begab sich, wie Saint Jean gemeldet hatte,
den 17. Juni ins Parlament und eröffnete den bei-
den Häusern nach ihrem Versprechen, auf welchen
Punct sie die Negoziationen geleitet hatte. Sie fieng
ihre Rede damit an: „Es sey ein unwidersprechliches
Vorrecht der Krone, Frieden und Krieg zu machen,
und folglich sey die versprochene Mittheilung der vor-
geschlagenen Bedingungen für den allgemeinen Frieden
ein bloßer Beweis ihres Zutrauens gegen das Parla-
ment. Nachdem sie die Versicherung gegeben, sie
werde dabei zuerst auf den wahren Vortheil ihres
Reichs bedacht seyn, und zweitens ihren Alliirten das-
jenige zusichern, was man ihnen Kraft der Tractaten
schuldig sey, sagte sie, daß sie vorzüglich darauf ge-
sehen hätte, den Königreichen von Großbritannien
durch das Haus Hanover die protestantische gesetzlich
bestimmte Succession zuzusichern; zu mehrerer Si-
cherheit habe sie den Vertrag gemacht, daß die Per-
son, welche diese Einrichtung habe stören wollen, die

Län-

Länder verlassen solle, welche von der französischen Krone abhiengen.

Sie machte ihre Bemühungen geltend, die sie angewendet, um für immer die Vereinigung der beiden Kronen von Frankreich und Spanien auf dem Haupt des nehmlichen Prinzen zu verhindern, und um die Entsagung zu erhalten, wovon sie ihnen einen umständlichen Vortrag machte.

Sie sprach von der vortheilhaften Länder-Abtretung in Amerika, welche Frankreich an England mache, und von den Vortheilen, welche sie sich davon für den Handel der englischen Nation verspreche.

Von der Demolition von Dünkirchen.

Von der fast gewissen Hoffnung, Gibraltar, die ganze Insel Minorka und Port Mahon zu bekommen.

Von dem Versprechen, daß den Engländern das Privilegium ertheilt werden sollte, dreißig Jahre lang die Neger in das spanische Indien zu liefern; ein Vorrecht, das unter dem Nahmen Assiento bekannt ist.

Als sie die zu Gunsten ihrer Unterthanen erlangten Vortheile angegeben, erklärte die Königin weiter, was sie für ihre Alliirten zu thun gesonnen sey, indem sie hinzu setzte, die in dem Plan enthaltene vortheilhafte Bedingungen, welche sie beträfen, und welche sie dem Parlament mitgetheilt hätte, müßten bei den Conferenzen zu Utrecht in Ordnung gebracht werden.

Die Rede der Königin von England wurde mit Beifall aufgenommen. Die Nation bezeugte ihr in verschiedenen Adressen ihre Dankbarkeit und Zufrie-

denheit über das Ende eines Kriegs, der für England seit langer Zeit eben so drückend als unnöthig war.

Die Wigs verloren indessen den Muth nicht. Unerachtet der Frieden fast allgemein gewünscht wurde, wagten es doch einige Mitglieder vom Oberhaus gegen mehrere Artikel in ihrer Rede zu protestiren. Allein diese Protestation fiel durch, so wie eine frühere, welche gegen die dem Herzog von Ormand gegebenen Befehle, ebenfalls von den Mitgliedern des Oberhauses gemacht worden war.

Diese Befehle waren der ersten Instruction, welche der Herzog von Ormond bei seiner Abreise von London erhielt, beigefügt, und enthielten folgendes: Die Königin sey der Meinung, daß die in Flandern in ihrem Dienste stehenden, sowohl eigenen als fremden Truppen alle unter den Befehlen ihres Generals stehen sollten; daß er ehmals wohl Gründe gehabt haben könne, hierinn anders zu verfahren, daß es aber sehr nöthig geworden sey, einen entgegengesezten Weg einzuschlagen, und daß vielleicht diese Ursachen mit jedem Tage dringender würden. Daß er sogar dahin kommen könnte, bei dem Prinzen Eugen sich eine Eifersucht denken zu müssen.

Der Herzog von Ormond hatte also Befehl, nicht sobald anzugreifen, wenn er nicht einen augenscheinlichen und beträchtlichen Vortheil voraussehe. Als Vorwand könnte er angeben, daß er die teutschen Truppen erwarten wolle, um sie an dem Ruhm Theil nehmen zu lassen, wenn eine Action vorfallen sollte.

Der Herzog von Ormond kannte die Schwierigkeiten, welche der Vollziehung dieser Befehle entgegen waren, und wußte wohl, daß es ihm schwerlich gelingen würde, die wahre Ursache seines Betragens zu ver-

verbergen. Er ſah die unangenehmen Folgen voraus, die entſtehen würden, wenn er es verweigern müßte, die Truppen der Königin, ſeiner Monarchin, zu einer Belagerung oder Action zu gebrauchen, wenn der Prinz Eugen eines oder das andere unternehmen wollte, und auf den gewöhnlichen Beiſtand der engliſchen Truppen zählen würde. Er ſchrieb an Saint Jean, er werde die Befehle der Königin pünctlich erfüllen, und ſie ſoviel möglich verbergen, ſo daß man die Urſache ſeines Benehmens nicht würde vermuthen können. Aber es ſey ſchwerlich zu verhindern, daß man ſie nicht bald durchſchauen, und die geheimen Urſachen ahnen würde, aus denen er ſich den Abſichten des Prinzen Eugen widerſetzen müßte, wenn dieſer entweder eine Schlacht liefern, oder die Belagerung von Quesnoy würde unternehmen wollen. Als das Gerücht ſich verbreitete, daß er würklich eines oder das andere thun würde, bat er um neuen Aufſchluß über die ihm vor ſeiner Reiſe nach Holland gegebenen Anweiſungen.

Die Königin von England hatte ihren Staats-Secretär, zum Beweis ihrer Zufriedenheit, zum Pair von England ernannt, mit dem Titel Vicomte von Bollinbroke. Er ermahnte den Herzog von Ormond, die Befehle der Königin, ſeiner Gebieterin, genau zu vollziehen, und ſich weder durch die dringenden Bitten des Prinzen Eugen, noch durch das erkünſtelte eifrige Geſchrei der Abgeſandten der General-Staaten, von denen dieſe Prinzeſſin nichts zu fürchten hätte, irre machen zu laſſen.

Man nahm auch in der That eben ſo wenig Rückſicht auf die ernſtlichen Vorwürfe, welche die General-Staaten ihm ſchriftlich machten, als auf einen Brief an den Herzog von Ormond, welcher beleidigende

Die Unterhandlungen mit dem König von England und Almelich Aladil wurden nun auch wieder nach einem kleinen Stillstand eröffnet.

Der bisherige Stand unsrer Armee bey Ramla war eben nicht der vortheilhafteste, weil das Vieh, aus Furcht vor dem nahen Feind, nicht füglich auf die Weide konnte getrieben werden. Dieser Umstand nöthigte den Sultan, sich, mit Ausnahme derjenigen Reiterey, die er zu den Vorposten gebrauchte, bis an die Berge zurückzuziehen, wo das sehr feste Schloß Nitron stand, welches er bey der Gelegenheit ebenfalls niederreissen ließ.

Durch die Aussage zweyer Gefangenen bestätigte sich das Gerüchte, daß der König von Frankreich zu Antiochien gestorben, und der König von England nach Ptolemais zurückgekehrt sey, um das Bündniß zwischen uns und dem Markgrafen zu hintertreiben, und den letztern wieder mit seinen Landsleuten auszusöhnen.

Hundert und siebenzehntes Kapitel.

Almalich Aladil geht nach Jerusalem.

Die Abwesenheit der beyden feindlichen Heerführer, gab dem Sultan eine günstige Gelegenheit den Almalich Aladil nach Jerusalem zu schicken, damit unter seiner Aufsicht die Ausbesserung der Festungswerke, und noch andere nöthige Arbeiten desto schneller betrieben würden.

Um dieselbe Zeit erhielten wir in einem Briefe Jacoddins die Nachricht, daß Kozul, Ildiez's Sohn, Herr von Persien, meuchelmörderischer Weise ermordet wäre, und zwar, wie man sprach, auf Anstiften seiner

Vorstellungen darüber enthielt, daß er die Absichten des Prinzen zu befördern sich weigere. Die Königin war auf nichts weiter bedacht, als den Plan des Waffenstillstands verfertigen zu lassen, so daß die Acte unverzüglich unterschrieben werden könnte. Dieser Plan war von dem Vicomte von Bollinbroke unterzeichnet. Der König änderte einiges darinn ab, und befahl dem Staats-Secretair, dem dieses Geschäft übertragen war, die gegenseitigen Antworten Sr Majestät zu unterschreiben.

Der Plan enthielt vier Artikel.

Im ersten wurde der Waffenstillstand, den die Königin von England auf zwei Monate angesetzt hatte, auf drei, und wenn es nöthig wäre, auf vier Monate verlängert.

Im zweiten waren die während dem Waffenstillstand zu machenden Entsagungen sowohl von dem König von Spanien an die Krone von Frankreich, als von den königlichen Prinzen von Frankreich an die Krone von Frankreich, angegeben.

Man verlangte von Seiten Englands, daß die Entsagung des Catholischen Königs von den Staaten des französischen Königreichs aufs feierlichste anerkannt werden sollte. Da die Macht, welche man auswärtig den Staaten zuschreibt, in Frankreich unbekannt ist; so änderte der König diese Clausel, und versprach bloß, er würde die Entsagung des Königs, seines Enkelsohns, annehmen, nachher auf seinen Befehl publiciren, und bei allen Parlamentern des Königreichs aufs feierlichste einregistriren lassen. Ausserdem sollten auch die Patent-Briefe, welche Se Majestät diesem Prinzen im Dezember 1700 zur Erhaltung seiner Rechte auf die Krone, unerachtet seiner

Ab-

Abweſenheit, aus dem Reich zugeſagt habe, aus den Parlaments-Regiſtern ausgeſtrichen, und mit Einwilligung des katholiſchen Königs vernichtet und ungültig gemacht werden.

Der dritte Artikel enthielt: daß die franzöſiſche Garniſon von Dünkirchen abziehen, und die engliſchen Truppen mit dem Anfang des Waffenſtillſtands daſelbſt einrücken ſollten; die Feſtung ſolle bis zur Entſcheidung des Aequivalents, welches die Holländer, für die Zerſtörung der Feſtungswerke, Schleußen, und des Hafens dieſer Stadt geben würden, in den Händen der Königin von England bleiben.

Durch den vierten Artikel machte ſich die Königin von England verbindlich, die bürgerliche Regierung in Dünkirchen nicht zu ſtören, einen freien Eingang in den Hafen nicht allein den Schiffen des Königs, ſondern auch allen Handels-Schiffen zu geſtatten, und endlich allen Officianten, die über die Magazine zu Land und Waſſer geſetzt waren, volle Freiheit zu Verrichtung ihrer Geſchäfte, zu laſſen.

Die Beſorgniſſe des Herzogs von Ormond vermehrten ſich, als die Armeen ins Feld rückten. Der Marſchall von Villars eilte, ihm zu melden, er habe den Befehl vom König und die Erlaubniß von der Königin von England, ihm zu ſchreiben. Der Herzog von Ormond antwortete: die Königin, ſeine Gebieterin, habe ihm dieſelben Befehle gegeben, und er würde nicht unterlaſſen, ſie genau zu befolgen. Sie konnten nicht lange verborgen bleiben. Der Prinz Eugen, von der Lage der franzöſiſchen Armee unterrichtet, glaubte mit Vortheil angreifen zu können, und beſchloß, die Gelegenheit nicht ungenützt zu laſſen. Er theilte dem Herzog von Ormond ſeinen ge-

machten Plan mit, in der wirklichen oder nur vorgeblichen Ueberzeugung, daß die englischen Truppen keine Schwierigkeiten machen würden, wie gewöhnlich, mit den Truppen der Alliirten den gemeinschaftlichen Feind anzugreifen.

So lange das Verständniß zwischen Frankreich und England geheim bleiben sollte, würde es dem Herzog von Ormond schwer geworden seyn, auch nur scheinbare Gründe seiner Verweigerung anzugeben. Indessen konnte er die Truppen, welche er commandirte, nicht vorrücken lassen, ohne die bestimmten Befehle, welche er hatte, zu verletzen.

Um dem Verlangen des Prinzen Eugen auszuweichen, nahm er die unerwartete Abreise des Grafen von Stafford zum Vorwand, welchen die Königin nach England berufen hatte, unter Umständen, welche ihn keinen solchen Befehl erwarten ließen. Der Herzog von Ormond setzte voraus, daß, weil Stafford noch nicht nach Holland zurückgekommen sey, man wahrscheinlich mit einer äußerst wichtigen Angelegenheit beschäftigt sey, worüber er in Zeit von 5 bis 6 Tagen Aufschluß erhalten würde. Er bat daher den Prinzen Eugen, wie auch die übrigen Officiere, jedes Unternehmen noch für diese kurze Zeit aufzuschieben, und ihn erst diese Briefe, auf welche er stündlich hoffe, erwarten zu lassen.

Die Wahrheit war leicht zu ergründen, auch blieb sie nicht lange verborgen. Der Bischoff von Bristol, seit Staffords Abwesenheit der einzige Bevollmächtigte zu Utrecht, hatte Befehl, den Ministern der Alliirten zu erklären: die Königin von England halte es für nöthig, mit dem König einen Waffenstillstand zu beschließen, und habe ihr Parlament davon

be-

benachrichtigt. Von der Zeit an betrug sich der Bischoff von Brißel gegen die französischen Bevollmächtigten weniger zurückhaltend, als er es seit ihrer Zusammenkunft zu Utrecht gewesen war. Er theilte ihnen seine erhaltenen Befehle mit, so wie auch das, was er an dem nehmlichen Tage den Ministern der Alliirten zu sagen sich vorgenommen hatte. Er erkundigte sich, ob sie von Seiten Frankreichs über den Artikel von dem Waffenstillstand ihm nichts zu vertrauen hätten, da die Königin von England in ihrer Rede im Parlament sich bloß im allgemeinen erklärt habe.

Die Bevollmächtigten antworteten, daß, wenn er über diesen Artikel befragt würde, er versichern möchte, die Rede dieser Prinzessin enthielte Wort für Wort die Antwort des Königs, daß die Alliirten nichts weiter zu erwarten hätten, und es den Bevollmächtigten Seiner Majestät nicht erlaubt sey, etwas hinzuzusetzen.

Der Bischoff von Brißel, mit dieser Erklärung zufrieden, versprach, daß man nach der Zurückkunft des Grafen Stafford gemeinschaftlich an dem Plan arbeiten würde, welchen die Königin von Großbritannien genehmigt habe. Nachher eröffnete er dieß auch den Ministern der Alliirten. Sie hörten ihn an, ohne zu antworten. Keiner von ihnen wußte die Gesinnung seines Herrn über ein so unvorhergesehenes Ereignis. Alle fürchteten, obgleich aus verschiedenen Gründen, entweder zur Unzeit ihre Gedanken zu offenbahren, oder sich weiter einzulassen als sie sollten und dürften.

Da die Bevollmächtigten des Königs und der Bischoff von Brißel in gutem Vernehmen standen,

ſo benachrichtigten ſie ihn, daß der König das Einrücken der engliſchen Truppen in Dünkirchen bewilligt habe. Ein ſolcher Beweis ſeines Zutrauens gegen die Königin von Großbritannien wurde von den engliſchen Bevollmächtigten als eine gewiſſe Verſicherung des Waffenſtillſtands, den man nun ganz nahe glaubte, angeſehen.

Der Prinz Eugen hatte den 8. Juni die Belagerung von Quesnoy angefangen. Sie dauerte nicht lang. Die Feſtung ergab ſich nach einer ſchwachen Vertheidigung, und die Garniſon wurde zu Kriegsgefangenen gemacht. Dieſer ſchnelle Erfolg gab den Feinden wieder den Muth, den ſie, beſonders in Holland, durch die Nachricht, daß der Herzog von Ormond dem Prinzen Eugen jeden Beiſtand zu der Belagerung von Landrecy, welche er unternehmen wollte, abgeſchlagen habe, verloren hatten.

Man zweifelte nicht, daß alle in engliſchem Solde ſtehenden Truppen den Engländern folgen würden. Man ſah leider voraus, daß der Marſchall von Villars die günſtige Gelegenheit, den Prinzen Eugen anzugreifen, benutzen würde, und jedes Unternehmen, das er nach der Einnahme von Quesnoy machen konnte, ſchien für den Staat gefährlich. In dieſer ſchlimmen Lage machten die Bevollmächtigten von Holland dem Biſchoff von Briſtol über das gehäſſige Betragen des engliſchen Miniſteriums Vorwürfe. Sie hielten ſich ohne deſſen Armee ſchon für unwiederbringlich verloren, vergrößerten das Unglück ihrer Lage, und vereinigten die Nachſucht mit ihrer Muthloſigkeit. Sie wollten Furcht erwecken, nicht allein über alles, was man gegen den Ruhm der Königin von England denken und ſagen würde; ſondern auch über das, was man vielleicht zu ihrem Nachtheil thun würde, wenn eine

Schlacht

Schlacht vorfallen ſollte, die nicht anders als unglücklich für die Alliirten ausfallen konnte. So zitterten alſo dieſe Feinde des Friedens, die wenige Tage vorher noch auf Mittel ſannen, ihn zu verhindern; ſie die jeden Waffenſtillſtand verwarfen, weil ſie überzeugt waren, daß ihnen dadurch ihr Sieg entgehe, daß das Ende der Feindſeeligkeiten ihnen den Vortheil entreiße, ungeſäumt ins Innere von Frankreich einzudringen. Dieſelben Politiker, welche ihre Armeen ſchon im Geiſt vor den Thoren von Paris ſahen, zitterten für ihr eigenes Land, weil die Königin von England, eines drückenden Kriegs müde, erklärt hatte, daß ſie den Frieden wolle, und weil die kleine Anzahl engliſcher Truppen ſich von der großen Armee der Alliirten getrennt hatte.

Man erfuhr bald in Holland, daß die beſondern Commandanten der Truppen von Hannover, Brandenburg und andere fremde in engliſchem Sold ſtehende Truppen, mit Ausnahme eines Bataillons von vier Escadronen von Holſtein, und zwei vom Dragoner-Regiment von Wales, aus dem Land hinweg, abgeſchlagen hätten, dem Herzog von Ormond zu folgen, wenn ſie nicht ausdrücklichen Befehl von ihren Herrn dazu erhalten würden.

Dieſe Uneinigkeit unter den Truppen des Herzogs von Ormond verminderte die Furcht, welche eine ſo beträchtliche Verminderung bei der Armee der Alliirten in Holland verurſacht hatte, als man die erſte Nachricht davon erhielt. Allein die Zufriedenheit der Feinde des Königs war für Se Majeſtät ein gerechter Gegenſtand, ſich zu beklagen, und ſich ſeines gegebenen Worts, die Engländer in Dünkirchen einrücken zu laſſen, für entbunden zu halten. Er wußte aus einem Etat, welchen der Vicomte von Bolinbroke unterſchrie-

ſchrieben hatte, daß die Truppen der Königin von England aus 63 Bataillons und 92 Escadronen beſtunden. Es war von Seiten dieſer Prinzeſſin gegen die Hauptbedingung des Waffenſtillſtands gehandelt, daß ſie die beträchtliche Truppenanzahl bloß auf die reduzirte, welche unter den Befehlen des Herzogs von Ormond ſtunden.

Auſſerdem war beſchloſſen worden, daß der Waffenſtillſtand unter den gegenwärtig in den Niederlanden ſtehenden Truppen allgemein ſeyn ſollte; und doch war jezt nur die Rede von einem beſondern Waffenſtillſtand zwiſchen der Armee des Königs und den engliſchen Truppen.

Der König würde indeſſen dieſe neue Urſache zur Klage nicht zur Sprache gebracht haben, und wäre mit einem beſondern Waffenſtillſtand mit England zufrieden geweſen, wenn alle Truppen, die im Solde dieſer Krone ſtanden, vereinigt geblieben wären, und ſo nur miteinander agirt hätten; allein ihre unvorhergeſehene Trennung zerſtörte ſo ſehr den Vortheil, welchen Se Majeſtät und die Königin von Großbritannien von dem Waffenſtillſtand erwartet hatten; daß der König für nöthig fand, ſeine gegebenen Befehle, die engliſchen Truppen in Dünkirchen einrücken zu laſſen, aufzuſchieben. Se Majeſtät lieſs zu gleicher Zeit an den Vicomte von Bolinbroke ſchreiben, und die Königin, ſeine Monarchin, durch ihn um die Erfüllung ihres gegebenen Verſprechens erſuchen, ſo wie der König gegenſeitig das Seinige aufs pünctlichſte erfüllen wolle; wozu er auch ſchon die Befehle gegeben hätte.

Bolinbroke antwortete; dieſe Prinzeſſin ſähe mit Mißvergnügen, wie die Feinde des Friedens immer neue

neue Mittel fänden, den Friedensſchluß zu verzögern; die Königin ſey feſt entſchloſſen, ſich nicht durch Hinderniſſe abſchrecken zu laſſen, ſondern im Gegentheil mit dem König gemeinſchaftlich daran zu arbeiten, die allgemeine Ruhe wieder herzuſtellen. Sie zweifle nicht, daß vermittelſt dieſer Vereinigung der letzte Verſuch derjenigen, welche ihren Vortheil erkaufen wollten oder ihre Privatrache durch Verlängerung des Kriegselends befriedigen wollten, ſcheitern werde.

Er bemerkte noch, daß er eben, auf Befehl der Königin, mit denen zu London ſich aufhaltenden Miniſtern der Prinzen geſprochen habe, deren Truppen in engliſchem Sold ſtünden; er habe ihnen erklärt, daß die Königin das Betragen der Officiere, welche ſie commandirten, als eine Erklärung ihrer Herrn entweder für oder wider ſie anſehe, und daß, wenn ſie darauf beſtünden, ſich von den engliſchen Truppen zu trennen, ſie auch aufhören würde, ihren Truppen ihren Sold zu bezahlen. Es ſey Zeit, ſich zu entſchließen, und der Eilbote, welchen man an die Armee abſchicken würde, ſollte die Briefe, welche ſie an ihre Generale zu ſchreiben für gut finden würden, mitnehmen. Der Herzog von Ormond würde aber auch durch den nehmlichen Eilboten den Befehl erhalten, dieſelben Erklärungen nicht allein zu machen, ſondern auch zu vollziehen.

Nach Bollinbrokes Brief war dem Herzog von Ormond ſtreng befohlen: wenn die fremden Truppen darauf beharren würden, ſich von ihm zu trennen, ſo ſolle er die Armee mit den engliſchen Truppen und denen, welche ſich mit ihnen vereinigen wollten, verlaſſen, und erklären: daß die Königin nicht mehr agiren, noch diejenigen beſolden würde, welche gegen Frankreich jagirten. Nach den Rückſichten, welche ſie für

ihre

ihre Allirte gehabt habe, und dem Benehmen ihrer Seits gegen sie, sey sie vor Gott und der Welt gerechtfertigt, und behalte die Freiheit, die Unterhandlungen zu Utrecht oder anderswo fortzusetzen, ohne sich um den Zutritt, oder die Verweigerung ihrer Alliirten zu bekümmern.

Bollinbroke versprach also im Nahmen der Königin von Großbritannien: daß wenn der König dieser Prinzessin die Stadt, die Citadelle und Festung von Dünkirchen übergeben würde, ohne sich durch die Trennung der fremden in englischem Sold stehenden Truppen davon abwenden zu lassen, so würde sie nicht die geringste Schwierigkeit machen, mit ihm einen Separatfrieden zu schließen und alsdann den andern Mächten Zeit lassen, sich denen Bedingungen zu unterwerfen, welche sie mit dem König festsetzen würde.

„Sie sehen, schloß Bollinbroke, daß der Friede „nur von dem König abhängt. Wenn die ganze Ar„mee des Herzogs von Ormond in den Waffenstill„stand einwilligt, so wird der erste Plan, welchen wir „entworfen haben, ausgeführt werden. Wenn sie „aber nicht darein willigt, so werden sich die englischen „Truppen von den Alliirten trennen und die Fremden „mögen alsdann ihren Unterhalt von den Generalsta„ten fodern, welche diese neue Ausgabe nicht bestreiten können, da sie nicht einmal im Stande sind, „die, welche sie schon jetzt haben, fortzusetzen. Mit „einem Wort, Großbritannien wird von dem Kriegs„schauplatz abtreten und nur die Mächte darauf las„sen, welche zu schwach sind, Frankreich die Spitze „zu bieten, so daß der Friede in wenig Wochen zwi„schen den beiden Kronen wird geschlossen werden kön„nen. Dieß, mein Herr, sind die Vorschläge, wel„che

„che die Königin mir befiehlt, Ihnen vorzulegen, und „bei denen, wie sie glaubt, der allerchriſtlichſte König „eben ſo gut ſeine Rechnung finden wird, als bei dem „erſten Plan. Wenn der König dieſe Vorſchläge an„nimmt, ſo hält die Königin zum Wohl beider „Nationen für gut, unverzüglich an einem allgemei„nen Waffenſtillſtand zu Land und Waſſer zwiſchen „Großbritannien und Frankreich, und in der Folge an „dem in den Niederlanden, zu arbeiten.“

Der Vicomte von Bollinbroke ſagte am Ende des Briefs: er erwarte mit Ungeduld die Antwort des Königs und jeder Augenblick ſey koſtbar. „Ich bitte „Sie, ſezte er hinzu, zu gleicher Zeit einen Eilboten „an den Herzog von Ormond abzuſchicken, damit er „wiſſe, was er zu thun hat. Wenn Sie ihm melden, „daß der König dem zu Dünkirchen commandirenden „Officier Befehl gegeben hat, die Truppen der Kö„nigin daſelbſt einrücken zu laſſen, ſo wird der Herzog „unmittelbar das thun, was ich Ihnen eben geſagt „habe, und Se Majeſtät wird einige Regimenter „von hier abſchicken, um Beſiz davon zu nehmen. „Auf dieſe Art wird man mehrere Hinderniſſe ver„meiden, welche entſtehen könnten, wenn es durch ein „Detaſchement von der Armee des Herzogs von Or„mond geſchehen würde, wie man erſt im Sinn „hatte.“

Bollinbroke meldete ferner: Die Königin habe nach Ausfertigung dieſes Briefs den Entſchluß gefaßt, Stafford zur Armee zu ſchicken, und er werde morgen Abend, den 21. Juni oder den Tag darauf, abreiſen.

Der Hauptzweck, welchen der König hatte und warum er unmittelbar mit England unterhandelte,

seiner Gemahlin, welche für den Sultan Togryl eine Verschwörung begünstigt hätte, die jetzt über das ganze persische Reich die schrecklichsten Unruhen verbreite.

Hundert und achtzehntes Kapitel.

Vermischte Nachrichten.

Ein und zwanzig Soldaten aus Ptolemais, die sich zu weit ins freye Feld gewagt hatten, und unsern Vorposten in die Hände gefallen waren, sagten aus, daß der König von England nicht allein in der Stadt befindlich wäre, sondern auch krank darniederläge, und die ohnehin schwache Besatzung Mangel leiden müßte. Doch kamen um dieselbe Zeit verschiedne feindliche Schiffe an, welche der Sage nach den König von England aus Ptolemais mitbrachten, der nun gesonnen war, mit einem zahlreichen Heer nach Ascalon zu ziehen, und es wieder aufzubauen. Gegen Abend erhielt auch wirklich Almalich Aladil ein sehr kostbares Pferd von ihm zum Geschenke.

Nach Berichten aus Sjibla und Laodicea hatte der Fürst von Antiochien eine Streiferey bis derthin unternommen, war aber mit vielem Verluste zurückgetrieben worden.

Hundert und neunzehntes Kapitel.

Gesandschaft Almalich Aladil's an den König von England.

Auf Ansuchen des Königs von England gieng ihm der Secretar Sanya bis vor Jazour entgegen, wo sie im Felde sich sehr lange unterredeten. „Ich will, sprach der König, mit meinem Bruder und Freund (er meinte den Aladil) die bisherigen Unterhandlungen ganz und gar nicht abbrechen. Nehmt dieses Papier, wor-

war ein allgemeiner Friede für Europa. Er mußte erfolgen, ſobald die Königin von Großbritannien ſich von den Mächten trennte, welche aus Haß gegen Frankreich die Fortſetzung des Kriegs bewirken wollten. Sie machte ſich zu dieſer Trennung verbündlich; alſo durfte die größere oder kleinere Anzahl der Truppen, welche ſie aus dem Dienſte ihrer Alliirten zurücknahm, den Separatfrieden nicht verhindern, welchen ſie anbot und welcher nothwendig zu einem allgemeinen Frieden führen mußte. Der König ließ an den Vicomte von Bollinbroke ſchreiben, alle weſentliche Puncte ſeines Briefs wiederhohlen und ihm antworten, daß ſeine einfache Gründe Se Majeſtät beſtimmt hätten, die Truppen der Königin in Dünkirchen einrücken zu laſſen; der Eilbote, welcher dieſen Befehl an den Marſchall von Villars bringen ſollte, ſey abgegangen, und dem Herzog von Ormond werde den folgenden Tag der Inhalt des am 5. Juli geſchriebenen Briefs bekannt werden.

Eben ſo willigte der König auch in den Vorſchlag, unmittelbar nachher einen Waffenſtillſtand zu Land und Waſſer zwiſchen Frankreich und England zu ſchließen, überzeugt, daß die Völker, welche ſo lange das Elend des Kriegs ertragen hätten, das Glück des Friedens nicht zu früh würden genießen können.

Während ſich von Seiten Englands alles zum Frieden vorbereitete, wozu der Waffenſtillſtand den Anfang machte, wurde in Holland nichts unterlaſſen, um beides zu verhindern. Die Trennung der unter den Befehlen des Herzogs von Ormond ſtehenden fremden Truppen hatte den Anhängern des Kriegs wieder Hoffnung gegeben. Sie ſchmeichelten ſich, es werde irgend eine Veränderung in England vorgehen, und hielten dieß um ſo mehr für wahrſcheinlich,

da der Herzog von Ormond noch keine Bewegung gemacht, im Gegentheil den Marsch des Detaschemens, welches bestimmt gewesen, die Garnison zu Dünkirchen zu ersetzen, aufgeschoben hatte. Sie hofften, die Königin von England, unfähig das, was sie Frankreich versprochen, zu erfüllen, würde endlich den Alliirten Zeit und Freiheit lassen, die Plane eines eben so verhaßten, als für die große Allianz nachtheiligen Friedens umzustürzen.

Die Wigs in England hörten nicht auf zu schreiben, um diejenigen in Holland aufzumuntern, welche mit ihnen gleich dachten. Die Briefe aus London versprachen ein neues, der allgemeinen Sache günstiges Parlament, folglich eine unausbleibliche und gänzliche Veränderung der von der damaligen Regierung gemachten Einrichtungen.

Der Graf von Sinzendorff gieng in diesen schmeichelhaften Versprechungen noch weiter, und bejätigte die der Wigs. Er setzte noch hinzu: daß wenn sie auch eine Zeit lang ohne Wirkung bleiben sollten, die vereinigte Macht vom Kaiser, dem Reiche und Holland hinreichen würde, einen Defensiv-Krieg bis auf den Zeitpunct zu unterhalten, wo, seiner Meinung nach, eine Revolution zum Vortheil des Herzogs von Hannover ausbrechen, und die englische Regierung so sehr umändern würde, daß die Feindseligkeiten gegen Frankreich stärker als je wieder anfangen könnten.

Der Prinz Eugen behandelte den von der Königin von England vorgeschlagenen und verlangten Waffenstillstand als Verrätherey. Auch in den Provinzen der Republik Holland gab man ihm gewöhnlich diese Benennung. Ihre Abgesandten und die von den Städten, welche im Haag versammlet waren, hielten häufige

Conferenzen, jedoch ohne etwas zu beſchließen. Die Erbitterung allein nahm in dem Grade zu, in welchem die Unmacht, ſie zu befriedigen, ſich entdeckte.

Der Herzog von Ormond hatte den Marſch der unter ſeinem Befehl ſtehenden Truppen aufgeſchoben, aus der einzigen Urſache, weil er den Grafen Stafford mit neuen Inſtructionen von England erwartete. Der Befehl, welchen Stafford von der Königin erhalten hatte, ſogleich zur Armee zu gehen, war in dem Augenblick ſeiner Abreiſe von London abgeändert worden, und er begab ſich vermöge einer neuern Verordnung nach dem Haag, um den General-Staaten daſelbſt vorzuſtellen, welche traurigen Folgen die Verweigerung des Waffenſtillſtandes für ſie haben würde.

Er hatte ſeinen Auftrag, deſſen Wichtigkeit ihm völlig bekannt war, aufs pünctlichſte erfüllt. Seine mit eben ſo vieler Klugheit als Freimüthigkeit gemachten Vorſtellungen waren auf eine ſo augenſcheinliche Wahrheit gegründet, daß ſich ſchwer etwas dagegen einwenden ließ. Auch benahmen ſich die Repräſentanten der Staaten höflicher und nachgebender gegen ihn, als ſie es je geweſen waren. Als er im Begriff war abzureiſen, um zum Herzog von Ormond zu gehen, baten ſie ihn nur noch um einen Aufſchub von 24 Stunden. In dieſer Zwiſchenzeit ſandten ſie einen Eilboten an ihre Deputirten bei der Armee, und verlangten vom Prinzen Eugen, jede Bewegung 6 Tage lang aufzuſchieben.

Dieſes Verfahren, welches nach dem Anſchein den Frieden zum Zweck hatte, war eine Folge von der Schwäche der Staaten, und nicht von der Neigung ihrer Regenten. Denn dieſe waren immer gleich entfernt geweſen, die Ruhe von Europa zu befördern, und

von den vorläufigen Bedingungen abzuſtehen, wodurch ſie jede Hoffnung verlieren mußten.

Der Biſchoff von Briſtol, welcher nach dem Haag gekommen war, um den Grafen von Stafford zu ſprechen, erfuhr von ihm, welche Befehle er bey ſeiner Abreiſe von London erhalten, und wie er ſie vollzogen hätte. Die Staaten hatten ihm die Verſicherung gegeben, ſie würden ihm ungeſäumt eine Definitiv-Antwort ertheilen, und entſchuldigten die Verzögerung mit der Nothwendigkeit, die Entſchlüſſe der Provinzen abzuwarten. Ein gewöhnlicher Vorwand der holländiſchen Regierung, wenn es ihr Vortheil iſt, Zeit zu gewinnen; wovon ſie ſich aber auch wieder loszuſprechen weiß, wenn es für die Republik vortheilhaft iſt, Tractaten anzunehmen oder zu ſchlieſſen. So rühmte ſich der Penſionnair Heinſius im Jahre 1709. daß der Tractat von der ſogenannten großen Allianz in 24 Stunden unterzeichnet worden ſey; ein zu kurzer Zeitraum, als daß man die Provinzen und Städte hätte darüber befragen, und ihre Einwilligung dazu erhalten können.

Als der engliſche Bevollmächtigte nach Utrecht zurückgekommen war, meldete er denen des Königs, was er vom Grafen Stafford gehört hatte. Sie communicirten ihm gegenſeitig die Abſchriften des Briefs, welchen der Vicomte von Polinbroke, in Betreff der Trennung der in engliſchen Sold ſtehenden Truppen und der Aufnahme der Engländer zu Dunkirchen, geſchrieben hatte, auch die auf Befehl Sr Majeſtät gegebene Antwort, auf alle in dieſem Brief enthaltene Puncte. Der Biſchoff von Briſtol, mit beidem ſehr zufrieden, hielt die Antwort, womit der König alle Schwierigkeiten der beſondern Unterhandlungen zwiſchen Frankreich und England abſchnitt, für das beſte Mittel

den Widerſtand der Feinde des Friedens endlich zu bezwingen.

Endlich nahte dieſer Friede. Die engliſchen Truppen waren den 19ten Julii in Dünkirchen eingezogen, und ihr Einzug in dieſe Feſtung verurſachte den Holländern neuen Schrecken. Sie fürchteten, der König möchte ſich entſchließen, Dünkirchen den Engländern als Feſtung abzutreten, wenn ſie auf ihrer hartnäckigen Weigerung des Waffenſtillſtands und Friedens beſtünden; und doch konnten ſie ſich noch nicht entſchließen, eines oder das andere zuzugeben.

Der Biſchoff von Briſtol machte eine zweite Reiſe nach dem Haag, aber mit eben ſo wenig Erfolg, als die vorhergehende. Er kam nach Utrecht zurück, ohne eine Antwort erhalten zu haben, und durch neue Erfahrungen überzeugt, daß die Generalſtaaten nur die Abſicht hätten, Zeit zu gewinnen, und das Ende des Feldzugs zu erwarten. Der Penſionnair von Holland hörte auch wirklich nicht auf, heimliche Anſchläge und andere Mittel anzuwenden, um den Frieden zu verhindern. Er gab ſich alle Mühe, diejenige, welche ihn wünſchten, zu überzeugen, daß ſein Verfahren der ſicherſte Weg ſey, vortheilhafte Bedingungen zu erlangen. Er ermunterte die von der entgegengeſetzten Parthei durch die Verſicherung, daß ihm allein Mittel bekannt ſeyen, den Krieg ohne den Beiſtand von England fortzuſetzen.

Seine Anhänger in den Provinzen wandten alles an, um ſie abzuhalten, in den Waffenſtillſtand zu willigen. Sie ſtreuten aus, ein ſolcher Vorſchlag ſey eine Schlinge, um die Fortſchritte zu hemmen; England verberge die Hauptpuncte, welche den Umfang und die ſo nöthige und erwünſchte Sicherheit der Barrie-

ren der Staaten beträfen; eben so hielten sie auch den Artikel über den Handel gegen sie geheim. Es ist also besser, schlossen sie, einen Krieg zu führen, als ihn auf Befehl der Engländer zu endigen, oder, nach ihrem Willen, Friede zu machen. »Wenn man noch so vielen erlangten Vortheilen Gesetze annehmen muß; so wird es weniger hart seyd, sie von dem König, als von solchen Alliirten anzunehmen. Bei einer sparsamen Einrichtung werde es nicht unmöglich seyn, die Lücke auszufüllen, welche der Abfall der Engländer von der großen Allianz gemacht habe; aber es sey grausam, daß Frankreich, nach so vielem Unglück in einem Zeitraum von 12 Jahren, jetzt durch die Negociation siegen, und den Ruhm und die Ehre eines für Holland so glorreichen Krieges von tragen soll, welcher von seiner Seite mit so viel Aufwand von Geld und Menschen unterstützt wurde.

Die auf die Belagerung von Landrecy erfolgte Einnahme von Quesnoy und die Hoffnung, welche sie noch immer hatten, unverzüglich ins Innere von Frankreich einzudringen, gab diesen Reden noch mehr Gewicht. Vergebens drangen die englischen Bevollmächtigten auf die von Seiten der Republik versprochene Definitiv-Antwort; man fand Mittel, ihren Bitten auszuweichen.

Die ungünstigen Urtheile, welche man in Frankreich verbreitete, beförderten die Absichten des Pensionnairs. Die Ungeduld über die Verzögerung des Friedens nahm mit jedem Tage zu; man äusserte sich darüber sehr schimpflich, schrieb sie dem wenigen Eifer des Königs zu, und tadelte diese vermeintliche Nachlässigkeit. Leute aus allen Ständen hätten gewünscht, daß er den Holländern und ihren Alliirten nachgeben möchte. So wie die Negociationen vorrückten, wuchs die Furcht, man möchte den rechten Augenblick, den Frieden zu

ſchließen, verfehlen, und beunruhigte die am meiſten, welche von der Lage Frankreichs am beſten unterrichtet waren.

Der erſte von den Bevollmächtigten des Königs zu Utrecht, welcher gegen ſeine Erfahrung an die Rechtlichkeit der Holländer, und noch mehr an ihr Zutrauen gegen ihn glaubte, konnte ſich nicht entſchließen, ſie als die größten Feinde des Friedens und Frankreichs anzuſehen. Er brachte dieſe Bedenklichkeit ſogar mittelbar vor die Ohren des Königs, und ſetzte noch hinzu: man hätte den ſchädlichen Rath, durch England zu unterhandeln, dem beſondern Haß des im Jahr 1709 bei den Conferenzen zu Utrecht angeſtellten Miniſters zuzuſchreiben, ſo wie dem geheimen Verlangen, welches er wahrſcheinlich hege, ſich dafür zu rächen, daß er von ſeiner Reiſe nur die berühmten Präliminarien mitgebracht hätte, welche der König verwerfen mußte. So ſchrieb dieſer Miniſter, ohne zu überlegen und daran zu denken, daß man die Vernichtung dieſer ungerechten Bedingungen bloß dem glücklichen Erfolg der mit England gemachten Unterhandlung zu danken hatte, an ſeine Freunde am Hof, man habe einen ſchlimmen Weg eingeſchlagen, und werde nie zu dem Frieden gelangen, ſo lange man die Engländer als Mittel dazu gebrauche.

Vielleicht war er beleidigt, weil er von ihnen hören mußte, der Friede würde nicht von den Bevollmächtigten von Frankreich und Großbritannien zu Utrecht, ſondern durch eine zu Verſailles und London errichtete Correſpondenz zwiſchen den Miniſtern beider Höfe geſchloſſen werden.

Dieſe unmittelbaren Vorſtellungen, die der Vorwand des Dienſteifers noch einleuchtender machen ſol-

te.

te, konnten den König doch nicht von dem Weg abbringen, welchen Se Majeſtät eingeſchlagen hatte und immer mehr für gut fand. Da es nöthig war, den erſten Bevollmächtigten dahin zurückzuführen: ſo ließ er eine gemeinſchaftliche Depeſche an ſie alle ergehen, worin er ihnen befahl, ſie ſollten künftig jeden Beweis ihres Eifers für den Frieden zurückhalten, indem er dadurch mehr entfernt als erleichtert würde. Er ſchrieb ihnen ferner vor, beſonders in Rückſicht auf die Holländer, zu erwarten, daß dieſe Republik den erſten Schritt thue. In dieſem Fall wollte alsdenn der König ihn nicht verwerfen; allein es ſtünde ihm nicht mehr an, einer Nation entgegen zu kommen, welche durch die von Sr Majeſtät ihr angebotenen Vortheile immer nur trotziger geworden ſey.

Die Trennung Englands von den übrigen Alliirten war für die Holländer kein ſo unbedeutendes Ereigniß, als ſie zu ſich glauben ſtellten und ausſtreuten. Als die engliſchen Truppen in Dünkirchen eingezogen, und der Waffenſtillſtand zwiſchen Frankreich und England bei beiden Armeen in Flandern bekannt gemacht war, ließ der König an den Vicomte von Bollinbroke ſchreiben: Seine Majeſtät hätten nun alle ihre Verſprechungen pünctlich erfüllt, und erwarteten, daß die Königin von England ſich auch ihrer Verpflichtungen entledigen würde, welche Bollinbroke im Namen dieſer Prinzeſſin gemacht hätte. Der Schluß eines Separatfriedens zwiſchen Frankreich und England werde durch nichts mehr verzögert, da durch die Erfüllung der Bedingungen jedes Hinderniß gehoben ſey. In Rückſicht auf den allgemeinen Frieden habe der König die Königin von England ſeine Geſinnungen eröffnet, und dieſe Prinzeſſin habe ſie gebilligt.

Man machte Bolinbroke zu gleicher Zeit den Vorſchlag, einen Waffenſtillſtand zu Waſſer einzugehen,

und zwar so, daß während diesem nicht erlaubt seyn sollte, weder nach Portugal noch nach Catalonien oder an irgend einen andern Ort, wo der Krieg noch fortwährte, Truppen, oder Munition, oder Kriegsvorrath, welcher Art er seyn möchte, zuzuführen.

Diese Vorschläge waren die Wirkung und Folgen eines wirklichen Waffenstillstands. Sie waren billig und wurden angenommen. Bei dieser Gelegenheit machte Bollinbroke eine Foderung von der Königin, seiner Gebieterin, von welcher bis dahin noch nie die Rede gewesen war. Sie stellte vor: unter allen Alliirten, deren Vortheile und gerechte Foderungen sie vor Augen habe, wünschte sie keinen so sehr zu begünstigen, als den Herzog von Savoyen. Dieß würde auch außerdem ein Mittel seyn, diesen Prinzen in die schon geschlossene Verbindung zu ziehen, und ihm zu zeigen, daß er keine Beleidigung von den Käiserlichen zu fürchten hätte, sobald er unter dem Schuz von Frankreich und England stünde. Sie hatte den Vorsaz, ihm das Königreich Sicilien geben zu lassen. Bollinbroke setzte hinzu: „und dieß ist eine Sache, von der sie nicht abstehen wird.“

Die Feinde der Regierung und die persönlichen Feinde von Bollinbroke machten nach dem Tode dieser Prinzessin, unter der Regierung des Herzogs von Hannover, bekannt: Die Zo:erung des Königreichs Sicilien für den Herzog von Savoyen sey ohne sein Vorwissen gemacht worden; er sey darüber sehr betroffen gewesen, als ihn der Graf von Petersborough die erste Nachricht davon gegeben, und habe geantwortet, der bloße Titel als König hätte nicht so viel Reiz für ihn, daß er wirkliche Vortheile der falschen Ehrsucht aufopfern würde. Uebrigens scheine ihm nichts so sonderbar, als einem geschlagenen Prinzen den Preis zu las-

sen,

ſen, welchen man ihn ſo lange ſtreitig gemacht hätte, und welchen das engliſche Parlament ſo oft anerkannt und als die gerechte und vornehmſte Urſache des Kriegs erklärt habe.

Dieſe unerwartete Foderung zu Gunſten des Herzogs von Savoyen, brachte die Friedensunterhandlungen aufs neue in Verwirrung. Sie war für den König um ſo unangenehmer, da Se Majeſtät immer die Abſicht gehabt hatte, den König von Spanien dahin zu bringen, das Königreich Sicilien dem Churfürſten von Baiern abzutreten, um ihn für den Verluſt zu entſchädigen, welchen er durch ſeine treue Anhänglichkeit erlitten, und den er vielleicht noch durch den Friedenstractat, deſſen Bedingungen noch zweifelhaft ſeyen, erleiden würde. Es iſt gewiß, daß während dem ganzen Lauf der Unterhandlungen das Intereſſe des Königs unzertrennlich mit dem des Churfürſten von Baiern verwebt war. Se Majeſtät auf die vollkommene Wiederherſtellung dieſes Prinzen und ſeines Bruders, des Churfürſten von Cölln, ernſtlich bedacht, hatte den ſeinen Bevollmächtigten ertheilten ernſtlichen Befehl oft wiederhohlt, alles was das Haus Baiern beträfe, als einen der wichtigſten Puncte der Unterhandlungen anzuſehen.

Die Holländer fuhren noch immer fort, dem Friedensſchluß alle mögliche Hinderniſſe entgegen zu ſetzen, welche in ihrer Macht ſtunden. Die Antwort, welche ſie ſchon ſo lange den engliſchen Bevollmächtigten verſprochen hatten, erſchien noch immer nicht. Es bedurfte eines entſcheidenden Ereigniſſes, um ſie zu einer Erklärung zu nöthigen. Dieſes erfolgte, und die Feinde des Friedens ſahen endlich ein, daß die Trennung Englands für das Waffenglück dieſer furchtbaren Allianz nicht gleichgültig war.

worinn ich meine Gedanken offenherzig ausgedrückt habe, und tragt das, was in demselben steht, dem Sultan vor. Sagt ihm (so lauteten die Worte) daß beyde Muselmänner und Franken zu Grunde gehen müssen. Länder werden verwüstet, Menschen und ihre Besitzungen zu Grunde gerichtet. Wir haben alles gethan, was ein Religionskrieg von uns als Pflicht erfordern konnte. Jetzt dürfen wir uns blos über die heilige Stadt, das Kreutz, und die Grenze des Landes vereinigen. Die heilige Stadt, als den Sitz unserer Gottesverehrung, können wir unmöglich aufgeben, und sollte es uns auch allen bis auf den letzten Mann das Leben kosten. Von dem Lande verlangen wir alles, was diesseits des Jordans liegt. Das heilige Kreutz aber wird uns der Sultan schenken, weil es bey euch nur als ein schlechtes Holz angesehen ist, bey uns aber in dem höchsten Werthe steht. Nach erhaltenem Frieden wollen wir von der langen und beschwerlichen Arbeit uns wieder zur Ruhe begeben."

Hierauf antwortete der Sultan: „Die heilige Stadt ist bey uns eben so angesehen als bey euch: ja sie steht bey uns noch in weit größern Ehren; denn in ihr trat unser Prophet seine Reise in den Himmel an, auch pflegen da die Engel ihre feyerlichen Zusammenkünfte zu halten. Glaubt also nicht, daß wir sie verlassen werden. So schnöde dürfen die Muselmänner mit dem Ihrigen nicht umgehen. Was die Ländereyen betrifft, so haben die auch von je her den Muselmännern gehört, und ihr habt sie ihnen zu einer Zeit entrissen, da ihre Kräfte schwach waren. So lange der Krieg dauert, hat Gott euch nicht erlaubt, nur einen Stein in diesem Gebiete zu errichten, da wir hingegen von dem fetten Mark des Landes zehren. Das Kreutz endlich halten wir für ein wahres Aergerniß,

und

Der Graf von Albemarle commandirte zu Denin ein detaschirtes Corps von der Armee des Prinzen Eugen; sein Lager war gut verschanzt, er besetzte diesen Posten vorzüglich deswegen, um während der Belagerung von Landrecy die nöthige Lebensmittel in den zu Marchiennes erbauten Magazinen für die Armee zu bewachen. Der Marschall von Villars und von Montesquieu griffen ihn den 24. Julius an, sprengten die Verschanzungen, schlugen die Truppen, welche sie vertheidigten, gänzlich, und nahmen Marchiennes nebst den Magazinen in Besitz. Albemarle wurde gefangen genommen, und mehrere Stabs-Officiere kamen an diesem Tage um. Die Franzosen schrieben dieses große Ereigniß der Tapferkeit der Nation und der klugen Anordnung zu, womit die Marschälle von Villars und von Montesquieu diesen Angriff gemacht hätten. Die Engländer beider Partheien sagten einstimmig, obwohl aus entgegengesetzten Gründen, daß die Trennung der englischen Truppen an dieser Niederlage schuld sey. Von beiden Seiten hielt man den Frieden für eine unausbleibliche Folge davon. Die, welche ihn fürchteten, widersetzten sich den Unterhandlungen noch mehr, weil diese ihrer Meinung nach die Quelle einer so großen Veränderung waren. Der Irrthum war auf beiden Seiten gleich. Die Tapferkeit oder die Politik rühmten sich zur Unzeit eines Erfolgs, der nicht von den Menschen abhieng. Der Gott der Armeen, der Herr des Siegs allein giebt sie nach seinem Willen, er erhebt die Demüthigen, erniedrigt die Stolzen, erhält und beschützt diejenige, welche ihm vertrauen, und bestraft den Stolz der Nationen, welche sich auf ihre Kräfte verlassen und sich einbilden, daß nichts ihnen widerstehen könne.

Es war für das Interesse des Kaisers wichtig, den Anhängern des Kriegs in Holland ihre hohe Meinung, die sie von der Macht der Staaten und ihrer Alliirten hatten, nicht zu benehmen; deswegen suchte der Prinz Eugen auszustreuen, die Niederlage von Denin würde seine Plane nicht stören, er werde die Belagerung von Landrecy fortsetzen, und, wenn er diese Festung in Besitz genommen, werde er in Frankreich einfallen, die Picardie und Champagne verheeren, eine Schlacht unternehmen, sie gewinnen und siegreich vor den Thorey von Paris erscheinen.

Diese Prahlereien waren dem Ruhm eines Generals nicht angemessen, dessen wahres anerkanntes Verdienst gegen alle Angriffe sicher war. Sinzendorf und der Pensionnair unterließen demnach nicht, sie geltend zu machen, in der Hoffnung, daß sie denjenigen, welche die Action bei Denin niedergeschlagen hatte, wieder Muth geben würden. Ihre Emissarien zu Amsterdam suchten zu überreden, daß der unglückliche Zufall bald und leicht gut gemacht werden würde, daß man sich fester als je aneinander schließen, neue Standhaftigkeit zeigen und Frankreich keinen Anlaß geben müsse zu glauben, eine unglückliche Begebenheit sey im Stande, Alliirte in Schrecken zu setzen und zu entzweien, die während einem langen Krieg bis jetzt immer mit Glück gefochten hatten.

Der König war schon vor der Schlacht bei Denin der Meinung gewesen, daß jede Ermahnung zur Unterbrechung des Kriegs übel aufgenommen und in den vereinigten Provinzen wenig geachtet werden würde, wenn die von der Armee des Prinzen Eugen getrennten Engländer sich nicht der Städte von Gent und Brüg bemächtigten. Seine Majestät ließ den Herzog von Ormond davon benachrichtigen. Der

Graf

Graf von Stafford hatte ihm schon denselben Rath gegeben. Er nahm Brüg, bemächtigte sich der Citadelle von Gent, besetzte die Thore der Stadt, und setzte sich in Stand, daß er keinen Ueberfall von einem holländischen Bataillon und einem andern Walloner Bataillon, das in derselben Stadt in Garnison lag, zu fürchten hatte.

So viele Unfälle, welche die Alliirten erlitten, schwächten die grosen Erwartungen, mit denen sich der Prinz Eugen und der Pensionnair geschmeichelt hatten. Die Aufhebung der Belagerung von Landrecy vernichtete völlig den Glauben an die Versprechungen des Generals und des Ministers.

Dennoch war der glückliche und erwünschte Augenblick der Wiederherstellung des Friedens noch nicht gekommen; er wurde durch die entscheidende Art, womit die Königin von England die Abtretung des Königreichs Sicilien an den Herzog von Savoyen foderte, aufs neue verzögert. Der letzte Brief von dem Vicomte von Bollinbroke endigte mit einer Art von Drohung, die mehr Erbitterung bei den Unterhandlungen veranlassen als den Friedensschluß befördern konnte. Der König wollte indessen nicht, daß man in der Antwort merken lasse, Se Majestät fänden sich durch die Erklärung der Königin von Großbritannien beleidigt, daß der Waffenstillstand zu Land und Wasser nur statt haben solle, wenn der König nicht in die gemachte Bedingung willige. Aber Se Majestät befahl, daß man an Bollinbroke auf sein Ansuchen antworten solle: er habe bis jetzt alle von der Königin von England gemachten Bedingungen erfüllt. Diese Prinzessin versichere zwar, daß sie den Frieden wünsche, allein sie habe ihrer Seits bis jetzt noch keine Sicherheit gegeben für das, was sie zur Beförderung

des

des Friedens thun würde; die Engländer seyen gegenwärtig in Dünkirchen, man habe ihnen die Thore geöffnet, obgleich die in englischem Sold stehenden fremden Truppen dem Prinz Eugen gefolgt seyen. Unerachtet der Gefälligkeit und strengen Pünctlichkeit, womit der König sein Versprechen erfüllt, habe die Königin die gegebene Versicherung, unter den gegenwärtig in Flandern stehenden Truppen einen allgemeinen Waffenstillstand zu bewirken, nicht erfüllt. Sie gäbe Anlaß, von ihr zu denken und zu sagen, daß sie, unerachtet der Undankbarkeit ihrer Alliirten, doch nur einzig darauf bedacht sey, ihnen vortheilhafte Bedingungen auszuwirken. Da der König auch die Entschädigung des Churfürsten von Baiern wünsche, so bewillige er die Foderung der Königin zu Gunsten des Herzogs von Savoyen, wenn diese Prinzessin es dahin bringen wolle, daß dem Churfürsten die Souverainität der Niederlande erhalten würde, welche der König von Spanien ihm abgetreten habe.

Man erwartete die Antwort von Bollinbroke. Er schrieb aber, daß er sie selbst bringen würde. Die Königin habe ihm Befehl gegeben, nach Frankreich zu reisen, und er würde von Prior und dem Abt Gaultier begleitet, sich unverzüglich dahin begeben. Der König verschob jede Entscheidung über den Vorschlag eines besondern Friedens mit England bis zur Ankunft dieses Ministers.

Die geheimen Instructionen, welche Bollinbroke damals erhalten hatte, wurden zwei Jahre nachher bekannt, als der Herzog von Hannover, welcher der Königin Anna nachfolgte, zufolge der Parlamentsacte, den Thron von Großbritannien bestieg. Da er überzeugt war, daß die vornehmsten Minister der vorhergehenden Regierung bei den Friedensunterhandlun-

lungen gegen seinen Vortheil gehandelt, und daß sie noch andere Absichten gehabt hätten, die noch mehr zu seinem Nachtheil und zum Vortheil des Königs Jacob wären, so setzte er eine Commission nieder, welcher er auftrug, das Betragen des Grafen von Oxford und des Vicomte von Bollinbroke aufs strengste zu untersuchen.

Dem Robert Walpole wurde die Untersuchung ihrer Papiere, besonders derer vom Staats-Secretariat aus dem Departement von Bollinbroke übertragen.

Dieser Censor hatte nicht vergessen, daß er wegen seiner Opposition gegen den Frieden und seiner Cabalen, um das Unterhaus gegen denselben zum Widerstand zu bewegen, unter der letzten Regierung im Tower gefangen gesessen hatte. Er fand Gelegenheit, sich dafür zu rächen, sich zugleich bei seinem neuen Gebieter beliebt zu machen und das Vertrauen eines unthätigen Prinzen zu erwerben, welcher mit den Angelegenheiten seines neuen Königreichs völlig unbekannt war. Er benutzte diese günstigen Umstände, und goß in einen nachher gedruckten Bericht alles Gift aus, welches Leidenschaft und Rachsucht in ihm erzeugt hatte. Er wußte sich so sehr in den Geist des Königs Georg zu schmiegen, daß er nicht allein sein Vertrauen erwarb und seine Gunst während der Regierung dieses Prinzen erhielt, sondern, als ein für jedes Land seltenes und für England vielleicht einziges Beispiel, auch unter der Regierung des Sohns eben so viel Macht und Einfluß behielt, obgleich diese beiden Fürsten immer in ihren Gesinnungen verschieden gewesen waren und der Sohn diejenige hatte, welche der Vater begünstigte.

Durch Walpoles gedruckte Aussage wurden die Instructionen, welche Bollinbroke erhielt, bekannt.

Der erste Punct war, dem König das Misvergnügen der Königin von Großbritannien über die Verzögerung einer Negociation, welche sie dem Schluß nahe glaubte, zu bezeugen.

Er sollte sagen, da er vollkommen von den Gesinnungen dieser Prinzessin unterrichtet sey, so habe sie für gut gefunden, ihm freie Vollmacht zum Unterhandeln zu ertheilen und die nöthigen Bedingungen zu machen, wodurch alle dem Waffenstillstand entgegengesetzte Hindernisse gehoben würden.

Die Königin schrieb ihm vor, die Versicherung ihres aufrichtigen Wunsches für die Wiederherstellung eines vollkommenen Einverständnisses dieser beiden Nationen beizufügen. Ungefähr dasselbe sollte er auch den Ministern des Königs vortragen und sie versichern, daß er Vollmacht habe, den Waffenstillstand zu Land und Wasser zwischen Frankreich, Spanien und England zu schließen und ihn auf zwei, drei oder vier Monate, ja sogar bis zum Friedensschluß zu verlängern. Allein diese Vollmacht war an die unangenehme Bedingung geknüpft, das für den Herzog von Savoyen geforderte Königreich Sicilien zu erhalten. Ueberdieß verlangte die Königin von England, daß man soviel möglich gerichtliche Formalien über die verschiedene wechselseitige Entsagungen auf die Thronfolge von Frankreich und Spanien ausfertige.

Sie hatte auf dem Umfang einer Barriere, welche der Herzog von Savoyen foderte, bestanden; denn damals glaubten sich alle Prinzen, die zur Allianz gegen Frankreich gehörten, berechtigt, an Theile da-

davon Ansprüche zu machen, unter dem Vorwand, ihre Gränzen gegen die Unternehmungen dieser Krone zu sichern. Die Königin von Großbritannien, ohne auf dieser Barriere zu bestehen, befahl Bollinbroke bloß, nichts zuzugeben, wodurch dem Herzog von Savoyen die Freiheit zu eigenen Unterhandlungen eingeschränkt würde.

Sie zeigte eine ganz besondere Aufmerksamkeit für das Interesse dieses Prinzen, und da das Successionsrecht auf die spanische Krone, anstatt des Königs Philipp und seiner Nachkommen, für ihn der wichtigste Punct war, so befahl die Königin ihrem Minister, diesen Artikel recht deutlich abfassen, und wo möglich mit den nehmlichen Worten, welche in dem vom Grafen Massei übergebenen Aufsatz gebraucht waren, einrücken zu lassen.

Die Acte über die Abtretung von Sicilien, die über die Succession der Krone von Spanien, beydes zu Gunsten des Herzogs von Savoyen, sollten, nach der Instruction, zu gleicher Zeit mit den wechselseitigen Entsagungen des katholischen Königs und der französischen Prinzen auf die Succession beider Kronen ausgefertigt werden.

Die Absicht der Königin von England war, daß das Königreich Sicilien dem Herzog von Savoyen unverzüglich und ohne den allgemeinen Friedensschluß abzuwarten, übergeben werden sollte. Sie gab indessen zu, daß die Besitznehmung davon noch bis auf den Frieden von England mit Frankreich und Spanien aufgeschoben werden sollte.

Sie genehmigte ferner, daß ihr Minister, wenn es nöthig seyn sollte, durch einen geheimen Artikel, die verborgenen Absichten verhindere, welche der Her-

zog von Savoyen haben könnte, Sicilien mit einem andern an seine Staaten angrenzenden Lande zu vertauschen, das weder mit ihren Absichten, noch mit dem Interesse ihrer Königreiche, übereinstimme.

Was die Entsagungen beträfe, so sollte Bollinbroke es so einleiten, daß sie, sobald diejenige, welche die Königin als Zeugen ernennen würde, in Frankreich und Spanien würden angekommen seyn, keinen Aufschub noch Streit mehr unterworfen sein sollten.

Da dem König sehr daran lag, für den Churfürsten von Baiern vortheilhafte Bedingungen zu erhalten; so erklärte die Königin: daß sie gerne diesem Prinzen die Wiederherstellung in seine deutsche Staaten bewillige, jedoch mit Vorbehalt der Oberpfalz und des Rangs als erster Churfürst für den Churfürsten von der Pfalz. Uebrigens, da der Churfürst in Besitz von Namur, Luxemburg, Charleroi und Nieuport sey; so würde er bey dem allgemeinen Friedenstractat damit einen vortheilhaften Tausch machen können. Sie gab zu, daß das Königreich Sardinien diesem Prinzen als Aequivalent für diese vier Festungen zugesagt wurde.

Bollinbroke solle vorzüglich alle neue Verpflichtungen vermeiden, und zwar aus dem Grunde, daß die Königin, seine Gebieterin, wohl der allgemeinen Gewährleistung zur Sicherheit der Verfügungen beitreten würde, welche durch den allgemeinen Frieden in Europa festgesetzt werden würden, aber daß sie keine Bedingung versprechen werde, wodurch sie in einen neuen Krieg, besonders gegen ihre alten Alliirten, verwickelt werden könnte; denn für Frankreich sey es genug, daß das Betragen der Alliirten diese Prinzessin von der Zweckmäßigkeit, Billigkeit und Nothwendigkeit, den gegenwärtigen Krieg von ihrer Seite zu endigen, überzeugt habe.

Nach Berichtigung dieser Puncte sollte Bollinbroke über das besondere Interesse von Großbritannien unterhandeln, und die zweifelhaften Artikel so vortheilhaft, als möglich, zu erklären suchen. Er solle alle Kräfte anwenden, um die letzte Absichten Frankreichs, über die verschiedenen Partheien von dem allgemeinen Friedensplan zu entdecken.

Die Königin war der Meinung, man solle, nach geschlossenem Tractat zwischen Frankreich und England, den Alliirten eine Zeit bestimmen, um auch über ihre besondern Tractate übereinzukommen. Sie versprach ihre Hülfsleistung, um die streitenden Partheien, welche sich dem allgemeinen Frieden entgegensetzen würden, zu versöhnen; allein sie wolle den von Frankreich eingegebenen Plan ihnen nicht als Gesetz aufdringen noch sie ihrer Freiheit berauben, sich selbst bessere Bedingungen zu verschaffen.

Wenn die Convention zum Waffenstillstand geschlossen seyn würde; so sollte Bollinbroke die ihm aufgetragenen Befehle an den Commandanten der englischen Flotte auf dem mittelländischen Meere, an den Commandanten der englischen Truppen in Catalonien, und an den englischen Gesandten zu Genua abgehen lassen. Auch sollte er mit dem königlichen Minister über die Mittel einig werden, wie die kaiserlichen Truppen aus Catalonien, und die Portugiesischen mit Sicherheit sich zurückziehen könnten, wenn der Kaiser und der König von Portugal es für gut finden sollten.

Der Entschluß, welchen die Königin von Großbritannien faßte, einen ihrer vornehmsten Minister nach Frankreich zu schicken, sollte ihren Alliirten beweisen, daß sie ernstlich auf ihren Willen beharre, einen Separatfrieden zu schließen, wenn sie ferner verweigern würden,

den, mit ihr dem allgemeinen Frieden beizutreten. Sie hegten ſogar den Verdacht, der geheime Tractat davon ſey ſchon unterzeichnet, als die unerwartete Nachricht von der Reiſe, welche der Vicomte von Bollinbroke machen würde, nach Holland kam.

Der Schluß eines ſolchen Tractats würde ſchon längſt dem Auftrag, den dieſer Miniſter hatte, vorhergegangen ſeyn, ihn ſogar verhindert haben, wenn man ſeinem Rath gefolgt hätte. Er hatte der Königin, ſeiner Gebieterin gerathen, einen Separatfrieden dem Waffenſtillſtand vorzuziehen, und ihren Unterthanen ſobald möglich den Genuß aller Bedingungen zuzuſichern, welche der König zum Vortheil der Engländer bewilligt habe. Dieß war das Mittel, alle Schwierigkeiten aufzulöſen, welche die Feinde des Friedens gegen einen ſimplen Waffenſtillſtand erwecken konnten.

Dem Beiſpiel Englands würde man bald gefolgt ſeyn, und man konnte ſicher darauf rechnen, daß die Könige von Portugal und von Preußen, der Herzog von Savoyen, ſogar die Holländer ſelbſt, nicht die mäßige Parthei ergreifen würden, in einem Krieg, aus welchem England ſich zurückgezogen hätte, verwikelt zu bleiben, und daß der übrige Theil der Alliirten ihn ohne Mittel und Kräfte nicht lange würde fortſetzen können.

Bollinbrokes Rath wurde von dem Groß-Schatzmeiſter verworfen, welcher zu beſorgt war, um den Herzog von Hannover zu ſchonen, und ſeine Rache fürchtete, wenn er einſt den Thron von England beſteigen würde. Man beſchloß bei dem Vorſchlag eines Waffenſtillſtandes zu bleiben. Daraus entſtunden viele Verwirrungen, die man durch einen Definitiv-Frieden zwiſchen Frankreich und England vermieden haben würde. Die Königin von Großbritannien, deren Geſundheitsum-

und eine groſse Entehrung der Gottheit: wir dürfen es daher nicht als eine so geringfügige Sache fahren lassen, wenn wir nicht zu gleicher Zeit voraussehen, daß dadurch den Muhamedanern ein überwiegender Vortheil erwachse.

Hundert und zwanzigstes Kapitel.

Sjyrchouh, Bachils Sohn, ein Kurde, entflieht aus der Gefangenschaft.

Sjyrchouh, ein gefangener Officier zu Ptolemais, ließ sich zur Nachtzeit an einem Stricke vom Fenster hinab, und kam glücklich über beyde Mauern. Seinem Gefährten aber, Emir Hasen, Barichs Sohn, riß der Strick, so daß er zu Boden fiel, und ohne Bewegung liegen blieb. Als jener nach einigen Versuchen keine Spur des Lebens an ihm merkte, und er doch seiner eignen Sicherheit wegen nicht länger verweilen konnte, lief er so geschwind, als es ihm seine Fesseln erlaubten, und erreichte glücklich unser Lager. Er berichtete, daß Saiphoddin Mesjtoub sehr strenge gehalten werde, ohnerachtet er für seine Freyheit ein ansehnliches Lösegeld geboten: — (er wurde aber nicht lange nachher entlassen) — daß ferner der König von England seine sämmtlichen Bedienten, nebst seiner ganzen Bagage aus Ptolemais mit sich genommen, und daß dieser Ort von den Bauern aus dem Gebirge reichliche Zufuhr erhalte.

stände immer bedenklicher wurden, würde vor ihrem Tode noch die Beruhigung gehabt haben, die Ruhe ihres Königreichs und die Sicherheit ihrer Minister, welche ihr treu gedient hatten, sicher gestellt zu sehen.

Die Holländer fiengen endlich an, einzusehen, daß der Krieg nicht fortgesetzt werden könne, wenn England sich von der großen Allianz lossagte. Die Begebenheit bei Denin, die Aufhebung der Belagerung von Landrecy, alle die zerstörten Plane des Prinzen Eugen, vernichteten endlich die Hoffnungen, womit er ihre hartnäckige Opposition gegen den Frieden unterstützt hatte. Die Augen giengen ihnen auf, und ihre Minister erniedrigten sich zu Schritten, welche von dem Trotz, den das Waffenglück der Ligue den General-Staaten eingeflößt hatte, ganz entgegengesetzt war. Ihre Bevollmächtigten zu Utrecht giengen zu denen von Großbritannien, und erbaten sich von ihnen ihre Vermittlung, um mit den französischen Bevollmächtigten die seit langer Zeit unterbrochenen Conferenzen wieder anzuknüpfen. Die von den Holländischen Abgesandten gemachte Foderung, die Antworten der französischen Bevollmächtigten nur schriftlich anzunehmen, war die Ursache dieser Unterbrechung gewesen. Die Holländer stunden von dieser Foderung ab, und die königlichen Minister willigten ein, die Conferenzen wieder anzufangen, vorausgesehen, daß die im Parlament gehaltene Rede der Königin von England, als Plan zum Friedenstractat angesehen werde, mit Beding der Einschränkungen, die sie zufolge eines ihnen vom König gegebenen Befehls wiederholten.

Se Majestät verlangte ernstlich Lille als Aequivalent für die Demolition von Dunkirchen.

Er erklärte, daß er die drei Städte Tournay, Condé und Maubeuge von denen ausnehme, welche die

Holländ-

olländer im Jahre 1709 unter dem Vorwand und der
enennung als Barriere verlangten.

Die Rückgabe aller ſeit dem Jahre 1709 Frank-
ich abgenommenen Pläze war vom König zur Be-
ngung gemacht.

Die Vortheile des Churfürſten von Baiern wa-
n nicht vergeſſen, und machten einen der wichtigſten
uncte dieſer Einſchränkungen aus.

Die damals im Haag ſich aufhaltenden Miniſter
r Alliirten eilten ſogleich nach Utrecht, als ſie hörten,
ß die von Holland den erniedrigenden Schritt gethan
tten, ſich die Vermittlung der engliſchen Miniſter
r Wiedereröffnung der Conferenzen zu erbitten. Der
raf von Sinzendorf erneuerte ſeine Ermahnungen und
erſprechungen, um den geſunkenen Muth der Holländ-
r wieder aufzurichten. Er verſicherte, der Prinz Eu-
n rücke gegen den Marſchall von Villars vor: er
rde eine ſiegreiche Schlacht liefern, wodurch im Au-
nblick die Lage der Sachen verändert würde; es ſey
r Klugheit und dem Intereſſe der Republik angemeſ-
n, die Zeit abzuwarten; ſie wage nichts durch das
ufſchieben der Conferenzen; die Holländiſchen Bevoll-
ächtigten ſollten, ungeachtet ſie um die Wiedereröff-
ung der Conferenzen angeſucht hätten, ſich zu ihrer
erzögerung des Vorwandes bedienen, zu ſagen und
behaupten, daß es den Franzoſen zukomme, die Wie-
reröffnung zu verlangen.

Sinzendorf drang durch. Die Bevollmächtig-
n der Republik verſprachen ihm, der Eröffnung die-
r Conferenzen neue Schwierigkeiten in den Weg zu
gen.

Sie wurden alſo verzögert. Ein zufälliges Hin-
rniß, welches in der Folge erklärt werden ſoll, ver-

längerte diese Verzögerung, und hielt die zu Utrecht versammelten Bevollmächtigten in Unthätigkeit.

Der Vicomte von Bollinbroke war indessen gegen das Ende des Augusts in Paris angekommen. Torcy kam von Fontainebleau dahin, und fand bei seiner Mutter, der Marquisin von Croissy, den englischen Minister. Sie hatte ihn gebeten, während seines Aufenthalts zu Paris bei ihr zu wohnen. Sie verloren keine Zeit, über die wichtigsten Puncte, welche die Königin von England ihrem Minister aufgetragen hatte, zu conferiren, und zufolge der Befehle, welche Torcy vom König erhalten hatte, kamen sie dahin überein:

Der Herzog von Savoyen und seine Nachkommen sollten die Monarchie von Spanien erhalten, wenn der König Philipp und seine Nachkommen ausserben würden; diese Erbfolge solle in die Acte eingetragen werden, durch welche der König von Spanien seinem und seiner Nachkommen Rechte auf die Krone von Frankreich entsagen würde.

Eben so solle auch diese Substitution in die Acten, durch welche die Herzoge von Berry und von Orleans, die Entsagung ihrer Successions-Rechte auf die Monarchie von Spanien unterzeichnen würden, eingetragen werden.

Die Entsagung des Catholischen Königs sollte in den Parlamentern des Königreichs einregistrirt und in derselben Acte angegeben werden. Dieser Prinz solle bewilligen und verlangen, daß der König aus den Parlaments-Archiven von Paris die Briefe zurücknehmen lasse, welche Se Majestät im December 1700 habe ausfertigen lassen, und seinem Enkelsohn, ungeachtet seiner Abwesenheit und seines Aufenthalts ausserhalb dem

dem Königreich, ſeine Geburts-Rechte zu erhalten, und dieſe Briefe ſollten ungültig gemacht werden.

Die Entſagungen der Herzoge von Berry und von Orleans ſollten wechſelſeitig von den Cortes oder den Staaten von Caſtilien und Arragonien anerkannt, und die Formalitäten darüber ſobald möglich vollzogen werden; ſo daß der Herzog von Hamilton, welchen die Königin zu ihrem Geſandten in Frankreich beſtimmt hatte, ihm aufs ſchleunigſte von dem Einregiſtriren der Entſagung Sr Katholiſchen Majeſtät Rechenſchaft geben ſolle, und daß der Graf von Elphington als Geſandter beym Spaniſchen Hofe ebenfalls Zeuge ſeyn ſolle, von der Anerkennung der Entſagungen der Herzoge von Berry und von Orleans in der Spaniſchen Staatsverſammlung.

In Betreff der Abtretung von Sicilien glaubte der König vermeiden zu müſſen, daß der Herzog von Savoyen dadurch, daß er ihn begünſtige, nicht die Vortheile verliere, welche die Königin von England ihm zu verſchaffen wünſchte. Eine zu frühe Erklärung konnte das von Natur unruhige und aufrühriſche Volk dieſes Königreichs zu einem Aufſtand, zum Vortheil des Hauſes Oeſtreich, veranlaſſen.

Man beſchloß daher, nach den Abſichten Sr Majeſtät, daß, ſobald der Miniſter der Königin von England zu Madrid würde angekommen ſeyn, der König von Spanien einen geheimen Artikel unterſchreiben ſollte über das Verſprechen, dem Herzog von Savoyen Sicilien abzutreten, entweder durch den allgemeinen Friedens-Tractat mit allen gegenwärtig kriegführenden Mächten, oder durch einen beſondern Tractat zwiſchen Frankreich, Spanien, England und Savoyen. In demſelben Artikel würde Se Katholiſche Majeſtät ſich

verbindlich machen, dem Herzog von Savoyen den Beſitz des Königreichs Sicilien nach Beſtätigung des Tauſchs zu laſſen, mit der Einſchränkung, daß er unter keinem möglichen Vorwand dieſe Inſel vertauſchen, oder veräußern könne.

Ueber den Artikel, wegen der Barriere, die man dem Herzog von Savoyen laſſen ſollte, waren ſie nicht ſo bald einig. Der Vicomte von Bollinbroke erklärte: daß die Königin ſeine Gebieterin, nicht die Vergrößerung der Länder dieſes Prinzen auf der Seite von Frankreich verlange, ſondern nur ſeine Sicherheit, da der König ſie allen Alliirten von England im Allgemeinen zugeſagt hätte, folglich auch verbunden ſey, ſie dem Herzog von Savoyen zuzuſichern.

Man antwortete auf dieſes verfängliche Argument: dieß hieße eine wirkliche Vergrößerung auf Koſten und zum Nachtheil Frankreichs mit dem Namen und unter dem Vorwand der Sicherheit bedecken. Es ſey viel vom König, daß er, aus Rückſicht für die Königin von England, darein willige, dem Herzog von Savoyen Exilles, Fenestrelles und das Thal von Pragelas zu laſſen. Dieß ſey aber auch alles, was Se Majeſtät dieſer Prinzeſſin zuſagen könnte.

Dieſe Verweigerung war billig, und Bollinbroke hatte die Vollmacht, von dieſer letzten Foderung abzuſtehen. Da er aber die Grenzen ſeiner Vollmacht nicht wollte wiſſen laſſen; ſo ſtellte er ſich, als ob er über die Ausdrücke nachdächte, um, wie er ſagte, die Königin, ſeine Gebieterin, mit Ehren von den Bitten des Herzogs von Savoyen zu befreyen. Endlich ſagte er, da ſie es nicht über ſich nehmen könnte, zum Nachtheil ihres Alliirten zu entſcheiden; ſo müßte ſie dieſen

dieſen Artikel denen zu Utrecht verſammelten Bevollmächtigten überlaſſen.

Der Streit über die Wiederherſtellung und Entſchädigung des Churfürſten von Baiern wurde um ſo lebhafter, da dieſer Prinz, als er die nahe Ankunft des Vicomte von Bollinbroke erfahren hatte, nach Paris gereist war, um ſelbſt über ſeine Vortheile zu wachen. Er hoffte, das Königreich Sicilien als Entſchädigung für den Verluſt, welchen er durch den Krieg erlitten, zu erhalten. Der König hatte auch wirklich die Abſicht, ihm dieſe Krone zu verſchaffen.

Es war ein unangenehmer Auftrag, dem Churfürſten anzukündigen, daß der Friede nicht zu Stande kommen könne, wenn Seine Majeſtät nicht die Foderungen der Königin von England erfüllen, und in die Abtretung dieſer Inſel willigen würde, welche der König von Spanien zu Gunſten des Herzogs von Savoyen machen wolle. Man hatte Urſache zu hoffen, daß es noch leichter ſeyn würde, dem Churfürſten das Königreich Sardinien zu verſchaffen; allein er erhielt in der Folge durch den Frieden mit dem Kaiſer und dem Reich noch vortheilhaftere Bedingungen, indem er ſo wie ſein Bruder, der Churfürſt von Kölln, in alle ſeine Staaten und Würden wieder eingeſetzt wurde.

Als die beiden Staats-Secretaire von Frankreich und England über alle ſtreitige Artikel einig geworden waren, und ſie in Ordnung gebracht hatten, blieben ſie der Meinung, den Tractat über den viermonatlichen Waffenſtillſtand zu Land und Waſſer zwiſchen Frankreich und Großbritannien zu Fontainebleau zu unterzeichnen, nachdem Bollinbroke vorher bey dem Könige Audienz gehabt hatte.

Sie reisten zusammen nach Paris, um dem König ihre Aufwartung zu machen, welcher schon durch einen Brief von Torcy die Nachricht bekommen hatte: daß alles nach seinen Befehlen berichtigt sey. Se Majestät wollte seine Zufriedenheit darüber zu erkennen geben, künftig in Verbindung mit der Königin von England zu handeln, und das gute Einverständniß mit ihr wieder herzustellen, wodurch Europa die Ruhe wiedergegeben würde. Um ihrem Minister mit Auszeichnung zu begegnen ließ der König in dem Theil des Schlosses zu Fontainebleau, welchen man die Conciergerie nennt, ein Zimmer für ihn bereiten, und gab ihm den andern Tag gleich nach seiner Ankunft eine besondere Audienz in seinem Cabinet. Der Vicomte von Bollinbroke entledigte sich seines Auftrags von der Königin, seiner Monarchin, mit eben so viel Anstand und Würde als Achtung für die Person des Königs. Er würde sich dadurch die Achtung des Königs erworben haben, wenn er sie nicht schon durch sein Betragen, während dem Lauf der Unterhandlungen, verdient und erhalten hätte.

Der König, welcher bei vielen seltenen Eigenschaften auch noch die besaß sich besser als irgend ein Prinz auszudrücken, antwortete ihm nicht in gesuchten, aber überzeugenden, Ausdrücken, und versicherte ihn seiner Achtung und Verehrung für die Königin von Großbritannien. Er bezeugte seine Zufriedenheit, daß er durch die Bemühungen dieser Prinzessin dem Friedensschluß so nahe entgegen sehe, da auch er von seiner Seite alles gethan habe, um ihn zu erleichtern. Er sagte: Er hoffe, daß die vielen Hinderniſſe, welche man seiner Wiederherstellung entgegengesetzt habe, vergebens seyn und Gott nicht zugeben werde, daß die Feinde der allgemeinen Ruhe noch lange die Freiheit hatten, Gesetze zu geben, welche dem Glück so

vieler

vieler Nationen entgegen seyen. Se Majestät versicherte Bollinbroke: er werde seine gegebenen Versprechungen alle genau erfüllen, und der glückliche Erfolg seiner Waffen würde keinen Einfluß auf die Bedingungen haben, mit denen er sich begnügt habe.

Nach geendigter Audienz durchlasen und prüften die beiden Staats-Secretaire ihren entworfenen Plan zu einem Waffenstillstand.

Der Tractat wurde ausgefertigt und noch am nämlichen Tage unterzeichnet. Diese Acten, wie auch die über die Entsagungen findet man in so manchen Schriften und verschiedenen Sammlungen abgedruckt, daß es überflüßig seyn würde, sie in diese Memoiren aufzunehmen. Der Waffenstillstand war auf 4 Monate festgesetzt, und gieng gegen den Ausgang des Decembers zu Ende, zu welcher Zeit er aber verlängert wurde.

Der Vicomte von Bollinbroke gefiel den Hofleuten nicht weniger, als er das Glück gehabt hatte, dem König zu gefallen Der französische Hof war ihm nicht fremd, so wie er selbst dort nicht fremd schien.

Man bemühte sich, ihm alle mögliche Achtung zu bezeugen. Bollinbroke hatte seine gute Aufnahme, welche sich sonst nur nach dem Beispiel des Königs richtet, eben so sehr seinen persönlichen Eigenschaften, als den wohlwollenden Gesinnungen, welche der König gegen ihn äusserte, zu danken. Wenige Tage nachher reiste er ab, voll Eifer und Muth, das angefangene Werk glücklich zu vollenden, welches ihm auch in kurzer Zeit so sehr gelang, daß er dem Cardinal von Polignac von Utrecht schrieb: „Wir nehmen jetzt die Mie„ne an, welche die Holländer zu Geertruydenberg an„genommen hatten, und sie nehmen die Unsere. Das heist

„heißt eine vollkommene Ruhe. Der Graf von Sin„zendorf fühlt seinen Fall sehr lebhaft.“

Gegen den Monat October hatten die Armeen des Königs wirklich Douay wieder erobert; die Holländer verdoppelten ihre dringenden Forderungen, die Conferenzen zu Utrecht wieder anzuknüpfen, welche durch folgenden Zufall im vorhergegangenen Monat September unterbrochen wurden. Einige Tage nach der Schlacht bei Denin behauptete der Graf von Rechteren, Abgesandter der Provinz von Overyssel, die Bediente unsers Bevollmächtigten, des Herrn von Rheinager, hätten die Seinigen durch Geschrei und Bewegungen beschimpft, als er vor seiner Thüre vorbeigefahren. Er ließ durch seinen Secretair bei ihrem Herrn klagen, und Genugthuung wegen dieser Beleidigung fodern, mit dem Zusatz: daß er sonst genöthigt seyn würde, sie sich selbst zu nehmen.

Rheinager antwortete schriftlich: Wenn gleich nur die Rede von einem Streit sey zwischen Bedienten; so könne er doch nicht billigen, daß seine Bediente andere, und besonders die des Herrn von Rechteren, beleidigten; er sey bereit, ihm die Bediente zu übergeben, welche er dieser Ungezogenheiten habe begehen sehen, oder welche seine Leute als die Urheber davon angeben würden.

Rechteren war nach dem Haag abgereist, als diese Antwort zu ihm geschickt, und in seiner Abwesenheit einem seiner Collegen, Moermann, zugeschickt worden.

Bei seiner Zurückkunft schickte er seinen Secretair an Rheinager, und ließ um Genugthuung bitten, wegen der Beleidigung, worüber er sich beklagt hätte. Rheinager wiederholte seine schon gegebene Antwort, und Rechteren gemeint, daß er meine die unanständigen Geberden noch Geberden gesehen hätte, wodurch er beleidigt sey, aber er würde erlauben, sagte er, daß er

sich

ſich die Freiheit nähme, in ſein Haus zu ſchicken, um die herauszuholen, über die er Urſache zu haben glaubte, ſich zu beklagen.

Einige Tage nachher trafen ſich Minnager und Rechteren mit andern Bevollmächtigten von den vereinigten Provinzen auf dem Spatziergang von Mail zu Utrecht. Nach einigen gegenſeitigen Complimenten ſagte Rechteren zu dem franzöſiſchen Bevollmächtigten: er erwarte noch immer die von ihm verlangte Genugthuung. Minnager berief ſich auf ſeine ſchon gegebene Antwort, und ſetzte noch hinzu: daß ſeine Bedienten alles läugneten, was die andern ſie beſchuldigten.

Rechteren beſtand auf einer Nachſuchung, die er in dem Hauſe von Minnager vornehmen wolle, und da letzterer eine Zulaſſung verweigerte, wodurch die Anklager Richter über die Angeklagten würden: ſo antwortete Rechteren: „Der Herr und die Bedienten werden „ſich nun ſelbſt Gerechtigkeit verſchaffen. Ich habe ſo „gut, wie Sie, den Rang von einem Fürſten, und darf „keine Beſchimpfungen ertragen.“

Gleich darauf ſprach er mit einigen von ſeinen Bedienten Holländiſch. Einige Augenblicke nachher kamen die Bedienten von Minnager und beklagten ſich, daß die Bedienten von Rechteren von hinten über ſie hergefallen wären, ſie ins Geſicht geſchlagen, und mit dem Meſſer geſtochen hätten.

Rechteren nahm das Wort, und ſagte ganz laut: „So oft ſie dürfen thun werden, werde ich ſie beſchla„gen, und wenn ſie es nicht thäten, würde ich ſie aus „meinem Dienſt jagen.“

Seine Collegen ſuchten ein ſolches heftiges Betragen zu entſchuldigen. Und da ſie es nicht konnten; ſo läugne-

Hundert ein und zwanzigstes Kapitel.

Ich werde in Gesellschaft vieler angesehenen Männer von Almalich Aladil an den Sultan geschickt.

Den 11ten Ramadan schickte mich Almalich Aladil nebst einigen andern an den Sultan ab, um ihm die neuen Bedingungen zu melden, unter denen der König von England jetzt Friede machen wolle. Almalich Aladil sollte nemlich des Königs Schwester, die verwittwete Königin von Sicilien heurathen; und durch diese Ehe den Grund zu einem bleibenden Frieden legen. Die Königin würde dann zu Jerusalem residiren, und von ihrem Bruder den Theil von Palästina, den er jetzt von Ptolemais an, bis Ascalon in seiner Gewalt hätte, nebst einigen andern Provinzen erhalten. Sie sollte dann mit ihrem Gemahl auf den Thron von Palästina erhoben, und dieß Königreich mit den übrigen Besitzungen Aladils vereinigt werden. Dagegen verlangte er, der König, das wahre Kreutz, und die Abtretung der Dörfer sammt den Schlössern an die Tempelherren und Hospitalaren. Auch sollten von beyden Theilen die Gefangenen ausgewechselt werden. Wenn nun auf diese Weise ein fester Friede zu Stande gebracht wäre, so würde er gleich nach England zurückschiffen.

Diese Vorschläge gefielen dem Aladil sehr wohl. Ich sollte bey der Audienz allein das Wort führen, und die übrigen nur als Zeugen zugegen seyn, wenn der Sultan sie genehmigte, oder verwerfe. Saladin fand sich auch sogleich bereit alles zu bewilligen, weil er wohl wußte, daß der König von England nicht redlich handle, und es nie bis zur Erfüllung des Vergleichs werde kommen lassen. Ich fragte ihn dreymal, ob er wirklich seine Zustimmung gebe: ja, antwortete er, von

läugneten sie das, was Letzteren gesagt hatte, obgleich mehrere Deputirte von den Provinzen es gehört hatten. Alle wünschten, dieser unglückliche Vorfall möchte bloß als ein Streit der Bedienten angesehen werden. Sie baten die Französischen Bevollmächtigten, die Sache den englischen Bevollmächtigten zu übergeben, ehe es dem Könige zu melden, oder sich bey den General-Staaten darüber zu beklagen.

Die Vermittlung der englischen Bevollmächtigten wurde nicht abgeschlagen, aber die Franzosen bestanden darauf, ohne über die Sache selbst etwas zu versprechen, eine Genugthuung zu verlangen, und verwarfen die Entschuldigungen, welche die Collegen des Letzteren zu seinem Vortheil machten. Sie glaubten mit der Behauptung zu rechtfertigen, daß er beleidigender gewesen sey, als er mit solcher Heftigkeit und Grobheit gesprochen und gehandelt habe.

Man muß gestehen, daß bei jeder andern Gelegenheit ein Streit zwischen Bedienten keiner ernstlichen Aufmerksamkeit der Bevollmächtigten, noch weniger des Königs, werth gewesen wäre, und daß man es Letzteren hätte zu Gefallen thun können, ihn für betrunken zu halten, so wie seine Collegen es verlangt hatten; allein damals war es nicht allein nothwendig, den Stolz der Holländer zu beugen, sondern auch die Conferenzen zu Utrecht aufzuheben, bis alle Angelegenheiten mit der Königin von Großbritannien gänzlich im Reinen waren. Der König wollte daher den Vorstellungen von Mylord nachgeben, und glaubte, Letzteren habe einen Vorwand zur Klage und zum Streit gesucht, weil er hoffte, dieser Vorfall würde den König nöthigen, die Conferenzen abzubrechen. Dieß war das, was der Pensionair, seine Anhänger und die Minister von dem Hause Oesterreich wünschten. Auch

Letzteren

Letzteren gehörte zu diesen. Aus Erkenntlichkeit und Eigennutz hatte ihn der Kaiser zum Grafen erhoben, und diese geringe Gnade vereinigte sich noch mit dem stärkeren Interesse, seinen Brüdern ihre einträgliche Stellen bei der Armee zu erhalten, welche sie durch den Frieden verlieren würden. Deswegen hörte er nicht auf die Provinz, von welcher er Abgesandter war; und stellte Mienen vor.

Ohne die Gründlichkeit dieser Reflexionen einzusehen, fand man es zuträglich, die Conferenzen zu verlängern, und dieser Streit war schicklicher Grund dazu, bis der König für die seinem Bevollmächtigten zugefügte Beleidigung eine angemessene Genugthuung erhalten haben würde. Se Majestät gab allen seinen Befehl, den Engländern welchen sie allein antworten wollten, zu sagen: Seine Meinung sey, daß die General-Staaten folgendes erklären sollten: Ob Recht- en auf ihrem Befehl, seine Bediente zu diesen Gewalts ätigkeiten berechtigt, und sich nachher auf die bemüh- Art erklärt hätte, oder ob er blos seiner Freundschaft d den Ministern des Oesterreichischen Hauses gefolgt ke.

Wenn er es auf höheren Befehl gethan hätte; so üßte man schließen, daß für die Französische Bevollmächtigten in der Stadt Utrecht keine Sicherheit hr sey.

Wenn er aber nur aus Hefftigkeit und Privat-Inte- se so gehandelt hätte; so sollten die General Staaten e unwürdige Verfahren eines Ministers, der ihr Zu- uen mißbrauchte, laut und öffentlich mißbilligen.

Der König stürzte die Bedingungen vor, wodurch es förmlich mißbilligen sollten. Die wichtigste war,

Letzteren

Letzteren zurückzuberufen, und an seiner Stelle einen andern Deputirten zu ernennen.

Die Holländer, welche nun etwas nachgebender geworden waren, bewilligten die Rückgabe von Lille. Die königliche Bevollmächtigten schienen auf diese gezwungene Nachgiebigkeit nicht sehr zu achten, und kränkten die Republik durch ihr Stillschweigen. Aus ihrem Entschluß über diesen Artikel konnte man urtheilen, daß man die Rückgabe von Tournay eben so leicht würde erhalten können, wenn man ernstlich darauf bestünde.

Englands Beystand war nothwendig; allein seine Minister waren so wenig dazu geneigt, daß sie vielmehr eben so viel Einwendungen machten, als die General-Staaten. Die Unterwürfigkeit der Holländer bewirkte bei den Ministern der Königin von England günstige Gesinnungen für sie. Bolingbroke hatte noch in Frankreich gehoffet: Wenn die Feinde des Friedens zur Einsicht kämen, um die Königin von England um ihren Schutz anflehten; so würde durch diese Verächterung die Erbitterung der englischen Nation aufhören: so wie ihr Verlangen, sich wegen ihrer Hartnäckigkeit zu rächen. Allerdings würde es der Königin sehr schwer werden, alle in des Königs Plan enthaltene Bedingungen durchzusetzen. Das einzige Mittel, sie zu erhalten, sey, den Schluß eines Separatfriedens zu beschleunigen, und die Entsagungen sogleich einzuführen zu lassen, weil der Friede davon abhienge. Unmittelbar nach Vollziehung dieser wesentlichen Bedingung würde die Königin von Großbritannien ihren Alliirten erklären, daß sie keinen andern Plan beweisen könne, als den vom König vorgeschlagenen; es sey nun ihre Sache, zu entscheiden, ob sie ihn annehmen wollten oder man ihnen drei Monat Zeit lassen soll. Nach Verfluß dieser Zeit aber, würde

würde der König nicht mehr gehalten ſeyn, die vorgeſchlagenen Bedingungen zu erfüllen.

Der Ausgang der Sache bewährte, was Bolingbroke vor ſeiner Abreiſe geſagt hatte. Kaum wußte man zu London, daß der Graf Stafford dahin zurückkomme und die Einwilligung der Holländer zum Frieden mitbringe, als ihre neue Nachgiebigkeit die Geſinnungen des engliſchen Conſeils änderte.

Der König beſtund feſt auf der Rückgabe von Tournay und den angränzenden Gegenden, welche Se Majeſtät gefodert hatte. Die Holländer widerſetzten ſich dieſem und behaupteten, dieſer Platz ſeye zur Sicherheit ihrer Barriere durchaus nothwendig.

Unerachtet die Königin von England ihre Vorſtellungen unterſtützt hatte; ſo hatte man doch Urſache zu hoffen, ſie werde, aufgebracht über ihre Einwendungen gegen den Frieden, die gerechte Foderung des Königs bewilligen; allein ſie konnte den dringenden Bitten ihrer Miniſter nicht widerſtehen. Alle ſchrieben einſtimmig an Prior, welcher damals als engliſcher Abgeſandter in Frankreich war, ſie erwarteten von der Großmuth des Königs und von ſeinem Verlangen, die Ruhe in Europa wieder herzuſtellen, daß er die Wohlfahrt ſo vieler Völker nicht verzögern würde, indem er die Rückgabe einer Feſtung verlange, die den Holländern durchaus als Barriere der Niederlande nöthig ſey; die Königin würde ſich unſeyige Mühe geben, ſie für Frankreich zu erhalten, und nur vergebens ihre Anſtalten compromittiren. Sie würde ſich dadurch bloß Vorwürfe von der engliſchen Nation zuziehen, die den Holländern geneigt und überzeugt ſey, daß ſie ſich würden gerecht weiſen laſſen, und daß ihre gerechte Foderung

 G nur

nur durch bestochene und an Frankreich verkaufte Minister verworfen werden könnte.

Das Publikum legte ihnen in der That das Waffenglück des Königs während dem letzten Feldzug zur last. Das gewöhnliche Urtheil darüber war, man habe ihrem Benehmen den Tag bei Denin, die Wiedereroberung von Douay, Quesnoy und von Bouchain zu danken, durch ihre Vereiligkeit, sich mit Frankreich in zu frühzeitige Verbindungen einzulassen, hätten sie Frankreich aufgemuntert, Bedingungen zu machen, die es nie gemacht haben würde, wenn England mehr Rücksicht auf seine Alliirten genommen und in Verbindung mit ihnen unterhandelt hätte.

Alle Briefe aus England meldeten, daß die Parthei der Holländer daselbst täglich stärker werde, daß sogar die, welche zur Zeit, als sie sich dem Frieden widersetzten, am meisten gegen sie waren, jetzt zu ihrem Vortheil sprächen, seit der Tractat nur noch von einem einzigen zur Sicherheit ihrer Barriere nothwendigen Platze abhange. Diejenigen, deren gute Absichten nicht zweifelhaft waren, hörten nicht auf, die Vorstellung zu machen, der König gebe dadurch, daß er den dringenden Forderungen dieser Prinzessin wegen Tournay kein Gehör gebe, seinen Feinden die Waffen gegen die Königin und ihre Minister in die Hand. Das so mühsam vollendete Werk des Friedens würde in dem Augenblick zerstört werden, wo es nur noch vom König abhange, es glücklich zu endigen.

Ein wichtiger Grund, es zu beschleunigen, sey der Gesundheitszustand der Königin Anna, der einen schnellen Tod fürchten lasse. Wenn dieser Unglücksfall eintreten sollte, so würden nicht allein die engli-

schen

ſchen Miniſter der Rache ihrer Feinde aufgeopfert, ſondern auch das ganze Friedensgeſchäft völlig abgebrochen werden.

Eine noch viel dringendere Urſache, die der König vielleicht verbarg, die ſeinen Miniſtern ſehr nahe gieng, über welche es aber nicht ſchicklich war, ſich zu erklären, war der Verfall ſeiner eigenen Geſundheit, der bei ſeinem Alter das Schlimmſte beſorgen und eine Minderjährigkeit als ein Unglück vorausſehen ließ, wenn ſie in einem Zeitpunct eintreten ſollte, wo das Königreich noch in einen blutigen Krieg verwickelt ſeyn würde, deſſen Laſt es nicht länger würde ertragen können.

Dieſe verſchiedenen Betrachtungen entſchieden über das Schickſal von Tournay. Der König entſchloß ſich, von ſeiner gemachten Forderung abzugehen, die er noch jetzt, ſogar mit einem Schein von Hoffnung, die Rückgabe endlich zu erhalten, behaupten konnte.

Seine Majeſtät glaubten indeſſen, für ihr Abſtehen von dieſer Sache, das England und den Generalſtaaten ſo erwünſcht war einige andere Bedingungen machen zu können. Dieſe waren, erſtlich: der Friede ſollte der einzige Vortheil ſeyn für die Abtretung von Tournay, die Holländer ſollten auf jede andere Forderung, die ſie unter dem Vorwand der Verſtärkung der Barriere machen könnten, Verzicht thun, und ſich mit dem Tarif von 1664, mit Ausnahme der ſchon angegebenen vier Artikeln, begnügen.

England und die Generalſtaaten ferner ſollten ſich vereinigen, um dem Churfürſten von Bayern nicht allein Sardinien, ſondern auch die Souverainetät der Pro-

vinzen von Luxemburg und Namur, von denen er schon im Besitz sey, zu verschaffen, so wie auch von denen von Limburg und der Grafschaft Hennegau, oder wenigstens doch die Erhaltung von Luxemburg und von Namur.

Die Forderungen des Königs von Portugal und des Herzogs von Savoyen sollten künftig keine Hindernisse mehr seyn für den Frieden. Die von dem Hause Oesterreich und dem Reich geforderte Barriere am Rhein sollte in Zukunft weder von Seiten Englands noch Hollands unterstützt werden.

Prior, unterrichtet von den Gesinnungen Seiner Majestät, reiste nach London, um sie der Königin, seiner Gebieterin, mitzutheilen und ihr zugleich ein eigenhändiges Schreiben vom König zu überbringen, dessen Hauptinhalt das Interesse des Herzogs von Baiern betraf.

Er entledigte sich seines Auftrags und brachte im Dezember 1712 die Antworten der Königin von England auf die vom König vorgeschlagene Bedingungen zurück, als eine Art von Entschädigung für die Einwilligung Seiner Majestät, von der Rückgabe von Tournay abzustehen.

Auf den ersten Artikel antwortete er: die Königin, seine Gebieterin, vergesse nichts, um alle Schwierigkeiten der Unterhandlungen zu entfernen; ihre Bevollmächtigte zu Utrecht hätten mit allem erforderlichen Nachdruck mit den Generalstaaten gesprochen, um sie in Verbindung mit dieser Prinzessin zu der ungeschminkten Unterzeichnung des Friedens zu bewegen; sie wolle ihn abschließen, wenn die Alliirten sich auch weigern sollten, ihn zu unterschreiben.

Er

Sie habe bis jetzt nicht für billig gehalten, die Vortheile des Churfürſten von Baiern zu befördern, und zum Nachtheil ihrer Alliirten einen Prinzen zu begünſtigen, den ſie noch immer als Feind anſehen müſſe. Seit ſie aber wiſſe, daß der König die Vortheile des Churfürſten vorzüglich wünſche und man Sr Majeſtät Vergnügen mache, wenn man dazu beitrüge, ſo habe die Königin ihren Bevollmächtigten zu Utrecht befohlen, es zu einer Friedensbedingung zu machen, daß Sardinien dem Churfürſten von Baiern abgetreten werde, um ihn durch Erlangung eines Königreichs und der königlichen Würde für den Verluſt der Oberpfalz und des Rangs als erſten Churfürſten, welches beides ihm wieder zu erſtatten unmöglich ſey, ſchadlos zu halten.

Die Königin behauptete, dem Vorſchlag beyzuſtimmen, welchen der König ſelbſt davon gemacht hätte, und daß die Entſchädigung um ſo vortheilhafter ſey, da die Oberpfalz und der erſte Rang in dem Churfürſtlichen Collegio, nach dem Tode des Churfürſten von der Pfalz, und ſeines Bruders, des Prinzen Carl wieder auf den Churfürſten oder doch auf ſeine Nachkommen fallen würde, und er alſo Sardinien und den Titel als König, ohne Nachtheil für ſich oder ſeine Nachkommenſchaft, erhalten haben würde.

Bis er in den Beſitz von Sardinien geſetzt würde, ſollte er ſeine Beſitzthümer in den Niederlanden behalten, jedoch mit einer holländiſchen Garniſon; denn man müſſe ſich nicht vorſtellen, daß die Holländer ihre Barriere für ſicher hielten, wenn die dem Churfürſten gehörigen Feſtungen mit andern als republikaniſchen Truppen beſetzt ſeyen. Und wenn dieſer Prinz den Geſinnungen der Generalſtaaten mistraue, ſo böte ſich die Königin an, ſich dafür zu ver-

bürgen. Dieß sey alles, was sie aus Rücksicht für den König zu seinem Vortheil thun könnte. Sie habe bis jetzt nur versprochen, die französischen Bevollmächtigten für die Vortheile des Churfürsten agiren zu lassen, in Zukunft sollten aber auch die von Großbritannien dasselbe thun, und seine Entschädigung als eine wesentliche und zum Frieden nothwendige Bedingung behandeln.

Die Königin von England bemerkte zu gleicher Zeit, daß der Churfürst von Baiern den neuen Zuwachs seiner Staaten und Würden nicht übersehen dürfe; die gegenwärtige Lage des Hauses Oesterreich gebe diesem Prinzen alle Ursache, für die Zukunft alles zu hoffen.

Prior hatte den Auftrag über einen neuen Aufsatz, welchen der Gesandte von Savoyen der Königin von England überreicht hatte. Er enthielt abermals erneuerte Foderungen einer Verstärkung der Barriere. Allein Prior erklärte, dieß sey eine bloße Gefälligkeit, die sie nicht wohl hätte versagen können, von der sie aber keine Wirkung erwarte.

Es war ihm unbekannt, daß sie ihren Bevollmächtigten irgend einen Befehl über die thörichten Foderungen des Königs von Portugal und über die eben so unbilligen Foderungen des Churfürsten von Brandenburg, unter dem Vorwand einer Compensation für Oranien, gegeben hätte. Er glaubte nicht, daß die Königin die geringste Absicht habe, diesen Churfürsten, mit welchem sie nicht Ursache habe, zufrieden zu seyn, zu begünstigen.

Das vorzüglichste Interesse Englands war der Handel. Prior, unterrichtet von den Bedingungen, welche

lche seiner Nation Vortheil brachten, stellte vor: s sey nöthig, wenigstens die allgemeinen Artikel eis Handelstractats vor dem Friedensschluß in Richkeit zu bringen. Die genaue Prüfung der besonren Schwierigkeiten würde man nach Unterzeichnung r Tractaten, Commissarien übertragen können.

Er sey ebenfalls bevollmächtigt, über die Gränn von Nord-Amerika zu unterhandlen, und wenn es n König gefällig wäre, so könnten diese beiden Arel in kurzer Zeit berichtigt werden.

Die Untersuchungen über den Fischfang bei Terova, und über Cap Breton, könnten eben , entweder mit Prior, oder zwischen den Bevollchtigten von Frankreich und England zu Utrecht, er auch mit dem Herzog von Schrosbury (Shrewsu) geendigt werden, welchen letzteren die Königin ihrem Gesandten in Frankreich an die Stelle des rzogs von Hamilton ernannt hatte, der in einem uell mit dem Lord Mahon auf eine elende Art umkommen war.

Man schrieb diesen Zweikampf einem gegenseitin Haß zu, den ein Proceß unter ihnen veranlaßt ben sollte. Allein die allgemeine Meinung gab die igs, und vorzüglich den Herzog von Marlborough, geheime Urheber dieses Streits an. Der Herzog n Hamilton fiel auf seinen Feind, nachdem er ihm en tödtlichen Stoß beigebracht hatte. Als Mans Secundant, ein irrländischer Officier, Mahus Mackartney, Hamilton gefallen sah, stieß er n den Degen durchs Herz. Wenige Tage nachher ßte Marlborough von London ab und schiffte sich zu ourres ein, um nach Ostende zu fahren.

ganzem Herzen gebe ich sie, und Gott soll mein Zeuge seyn, daß ich wahr rede.

Hundert zwey und zwanzigstes Kapitel.

Gesandschaft an den König von England in eben dieser Angelegenheit.

Zu Anfange des Sjawal gieng Ibn Nehhal als Gesandter des Sultans und seines Bruders in das feindliche Lager, wo man ihm mit der Nachricht entgegen kam, daß die Königin über den Antrag, einen Muselmann zu heurathen äusserst aufgebracht sey, und geschworen habe, ihn auf keine Weise anzunehmen, worauf ihr der König das Versprechen gethan den Almalich Aladil zur Annahme der christlichen Religion zu bewegen.

Wenige Tage nachher hatte unsre Flotte das Glück, einige fränkische Schiffe in den Grund zu bohren, unter denen sich besonders eines auszeichnete, welches über 500 Menschen soll geführt haben, und das Verdeckte hieß. Von der ganzen Mannschaft wurden nur vier der Vornehmsten am Leben erhalten. Diese erfreuliche Begebenheit ward der ganzen Armee durch Pauken und Trommeten bekannt gemacht.

Nach Berichten die wir jetzt zum Theil von Ueberläufern erhielten, hatte der Feind ohngefähr 12000 Reiter, und machte Miene nach Ramla aufzubrechen. Der Sultan fragte im Kriegesrathe an, was er auf diesen Fall thun solle, worauf der Schluß gefällt ward, hier zu bleiben, und dem Feind, wenn er ausrückte, entgegen zu gehen.

Hun-

Nach dem Tode des Herzogs von Hamilton, und während Prior noch am engliſchen Hof war, wählte alſo die Königin den Herzog von Schrosburn, um ihn als außerordentlichen Geſandten nach Frankreich zu ſchicken. Er mußte alles, auch das Geheimſte, was bei den Negociationen zwiſchen Frankreich und England von Anfang an bis jetzt vorgegangen war. Man konnte verſichert ſeyn, daß er die Vollziehung nicht verſchieben, ſondern vielmehr beſchleunigen werde. Sein Scharfſinn und ſeine Erfahrung in Geſchäften ließen mit Recht hoffen, daß er durchdringen werde. Der einzige Fehler, welchen man ihm vorwerfen konnte, war zu viel Furchtſamkeit. Es wäre zu wünſchen geweſen, daß er eben ſo viel Zutrauen zu ſich ſelbſt, zu ſeinen Talenten und Verdienſten gehabt hätte, als andere, die ihn kannten.

Vor ſeiner Ankunft zu Paris war der Herzog von Aumont, welchen der König mit dem Rang ſeines Geſandten und einem Ordensband beehrt hatte, nach England abgereiſt.

Beide Geſandte konnten ſich einen glücklichen Erfolg von ihrer Geſandſchaft verſprechen.

Der wichtigſte Auftrag des Herzogs von Schrosbury beſtund darin, die gegenſeitigen Entſagungen des Königs von Spanien auf die Thronfolge von Frankreich und die der Herzoge von Berry und von Orleans auf die von Spanien einregiſtriren zu laſſen. Schrosbury ſollte ſelbſt Zeuge ſeyn von der Vollziehung dieſer weſentlichen Friedensbedingung.

Seit der König von der Rückgabe von Tournay abſtund, blieb für England nicht viel mehr zu unterhandeln. So lange Seine Majeſtät auf dieſer Forderung beharrt hatte, tadelte man in Frankreich ſeine Stand-

Standhaftigkeit, und mehrere Personen, die sich für sehr einsichtsvoll hielten, nannten die Beharrlichkeit eine Festung zu verlangen, welche Frankreich gewiß nie durch die Negociation erhalten haben würde, einen unsinnigen Eigensinn. Welches Verhältniß, sagten sie, zwischen Tournay und dem Frieden! Wäre es nicht besser, eine Stadt zu verlieren, als einen Frieden nicht zu schließen, der für das Wohl des Königreichs so nöthig war? Nachdem Tournay abgegeben war, miebilligten dieselben Politiker dies noch mehr, und nannten es eine Schwachheit, den Feinden eine zur Sicherheit der Gränzen so nothwendige Festung zu überlassen. Die Angelegenheiten eines Staats würden schlecht regiert werden, wenn der Monarch auf die Reden des Publicums zu viel achten und sie zur Richtschnur seiner Handlungen machen würde. Er muß oft taub seyn, wenn er den Klippen einer gefährlichen Schifffahrt entgehen will. Er muß immer den Zweck vor Augen haben, welchen er sich vorgesetzt hat, ohne von seinem Wege abzuweichen, ohne sich durch den Gesang der Sirenen einschläfern zu lassen oder dem Murren der Matrosen nachzugeben.

Wenn der scharfsichtige König einigen geheimen Nachrichten geglaubt hätte, die man ihm unter der Maske des Patriotismus gab, als der Vicomte von Bollinbroke an seinen Hof kam; so hätte er einen Minister für einen Spion halten müssen, welcher doch am meisten zu der Ruhe von Europa beigetragen hat und für die günstige Aufnahme, womit Seine Majestät ihn beehrte, sehr dankbar war. Er bewies seine Erkenntlichkeit und leistete zu gleicher Zeit der Königin, seiner Monarchin, und seinem Vaterland bei den weiteren Unterhandlungen nützliche Dienste.

Da die hauptsächlichsten Schwierigkeiten gehoben und der Herzog von Schrosbury bei dem Einregistriren der Entsagungen Zeuge gewesen war; so ließ man die Ehre, die Friedenstractaten zu schließen und zu unterzeichnen, dem Marschall von Hûrelles und Herrn von Ménager, als den einzigen Bevollmächtigten des Königs, seit der Abt von Polignac zum Cardinal ernannt worden war. Dieser war im Februar 1713 nach Frankreich zurückgegangen; seine neue Würde, deren Bekanntmachung man noch einige Zeit aufgeschoben, erlaubte ihm nicht länger die Stelle als zweiter Bevollmächtigter zu behalten. Er war vorher noch bei der Genugthuung gegenwärtig, welche die Holländer den Königlichen Bevollmächtigten geben mußten, so wie der König sie vorgeschrieben hatte, wegen dem lächerlichen Betragen Rechterens gegen Ménager. Drei von diesen Deputirten, welche bei dem Marschall von Hûrelles zu Mittag speisten, sagten zu den französischen Bevollmächtigten, in Gegenwart einer zahlreichen Gesellschaft: sie könnten im Nahmen der General-Staaten versichern, daß Rechteren nie von seinen Vorgesetzten einen Befehl erhalten, wodurch er zu jenem Betragen berechtigt gewesen; daß die Generalstaaten es mißbilligten, und es ihnen sehr leid thun würde, wenn Se Majestät glauben könnten, daß sie die Absicht gehabt, die ihm schuldige Achtung zu verletzen; Rechteren würden seine Geschäfte abgenommen, und nach der Constitution ihrer Regierung würden die Generalstaaten an die Staaten der Provinz Oberyssel, wegen Ernennung eines andern Bevollmächtigten, schreiben.

Da ich schon angegeben, wie durch die Unterhandlungen mit England der allgemeine Friede vorbereitet und befestigt wurde; so wird es überflüßig seyn, die Erzählung von dem, was bei den Conferenzen zu

Utrecht,

Utrecht, bis auf den 11ten April deſſelben Jahres 1713 vorgegangen, fortzuſetzen. Die Tractaten wurden zu derſelben Zeit zwiſchen Frankreich, England, den General-Staaten der vereinigten Provinzen, Portugal, dem Herzog von Savoyen und dem Churfürſten von Brandenburg unter den vom König feſtgeſetzten Bedingungen unterzeichnet, wie man in den gedruckten Exemplarien von dieſen Tractaten ſehen kann.

Es hieng vom König von Spanien ab, zu gleicher Zeit den Frieden mit dieſen verſchiedenen Mächten abzuſchließen. Alle willigten ein, ihn als rechtmäßigen Monarchen von Spanien und Indien anzuerkennen. Allein der Ehrgeiz der Prinzeſſin von Urſini verſchob dieſes ſo wichtige Geſchäft bis zu Ende des folgenden Jahrs. Sie wollte eine Souverainin werden. England und die General-Staaten widerſetzten ſich nicht mehr, und da die ſpaniſchen Bevollmächtigten ſich bei ihr beliebt machen wollten; ſo beſtunden ſie auf einer Bedingung, welche der König, ihr Monarch, als weſentlich behandelte.

Endlich mußte ſie aufgegeben werden. Der Widerſtand des Kaiſers ließ keine Hoffnung, daß er jemals in die geringſte Zertheilung irgend eines Theils der Niederlande willigen würde.

Der König überredete endlich den König, ſeinen Enkelſohn, mehr Rückſicht auf die Ruhe ſeiner Unterthanen, als auf den Eigenſinn einer Frau, zu nehmen. Er könne ihr andere Gefälligkeiten erweiſen, aber er dürfe ihretwegen, zum Nachtheil ſo vieler getreuer Unterthanen, den Schluß der Tractaten nicht aufſchieben. Sie wurden erſt im Jahr 1714 zu Utrecht unterzeichnet, und Spanien hatte keinen Feind mehr, als den Kaiſer und das Reich.

Wenn

Wenn man den Frieden von Utrecht mit dem von dem Penſionnair Heinſius im Jahr 1709 vorgeſchlagenen Präliminarien vergleicht, denen noch härtere Foderungen folgten, welche die Abgeſandte der Generalſtaaten bei den im Jahr 1710 zu Geertruydenburg gehaltenen Conferenzen machten; wenn das Andenken an die Lage, worin ſich das Königreich in den Jahren 1708, 1709 und 1710 befand, noch nicht vergeſſen iſt; und wenn man ſich an die unglückliche Schlacht bei Höchſtät im Jahr 1704, bei Ramilly und bei Turin im Jahr 1706, an den Tag von Oudenarde im Jahr 1708, an den von Malplaquet im Jahr 1709 und an den Verluſt ſo vieler wichtigen Feſtungen erinnert; ſo ſieht man aus dieſen unglücklichen Epochen nur zu ſehr, wie wenig dieſer Friede Frankreich koſtet, in Vergleich mit dem, was es verloren hatte, und mit dem Zuſtand dieſes Königreichs. Vielleicht könnte man ſogar von den unerwarteten Vortheilen ſprechen, die ihm durch die Hartnäckigkeit ſeiner Feinde zugefloſſen, dadurch, daß man unbillige Bedingungen machte, deren Ausführung unmöglich war. Der König gab in der That beträchtliche und gut befeſtigte Städte als Tournay, Ypern, Menin, Furnes und was dazu gehört, ab. Aber zwei von dieſen Feſtungen waren nicht mehr in ſeiner, ſondern in der Gewalt ſeiner Feinde, und zur Zeit, da es den Holländern glücklich gieng, glaubten ſie, dieſe durch den Frieden als Barriere zu erhalten, und, noch nicht befriedigt, foderten ſie noch andere Feſtungen in den Niederlanden, ſo wie ſie auch in Spanien, welche ſie als Geißel für das Verſprechen, das ihnen der König geben würde, verlangten.

Sie verlangten, daß er allein und auf ſeine Koſten mit dem König, ſeinem Enkelſohn, Krieg führen, und ihn zwingen ſolle, der Monarchie von Spanien und

Indien

Indien, in Zeit von zwei Monaten, zu entſagen. Auch behielten ſie ſich außerdem noch andere Foderungen bevor, die ſie machen würden, wenn alle dieſe Bedingungen erfüllt ſeyn würden. Nach dem Beiſpiel der Holländer verlangte jeder ihrer Alliirten, unter dem Vorwand einer Barriere, ein Stück vom Franzöſiſchen Lande.

Durch den Frieden von Utrecht erhielt der König Liſle und was dazu gehört, Aires, Bethune und Saintvenant. Es wäre zu wünſchen geweſen, daß ſie nicht die Demolition der Feſtungswerke zu Dünkirchen ekoſtet hätte; allein ohne dieſe nachtheilige Bedingung war es unmöglich, England von ſeinen Alliirten los zu machen, und der Friede konnte nicht zu ſtande kommen, wenn der König nicht Mittel fand, die Verbindung dieſer Krone mit ſo vielen Feinden von Frankreich abzubrechen.

Der, beſonders von Großbritannien, begünſtigte Herzog von Savoyen erhielt, aus Rückſicht gegen die dringenden Vorſtellungen dieſer Prinzeſſin, die Feſtungen Exilles und Fenestrelles, deren er ſich bemächtigt hatte, und das Thal von Pragelas. Allein die Monarchie von Spanien, der Gegenſtand und Preis eines zwölfjährigen blutigen Krieges, wurde dem Königlichen Hauſe erhalten, ſo wie die Rechte der Nachkommen des heiligen Ludwigs von ſo vielen Mächten und Nationen anerkannt wurden, welche ſich verſchworen hatten, den König Philipp zu zwingen, von dem Throne herabzuſteigen, auf welchen ihn Gott geſetzt hatte.

Der Kaiſer verlängerte den Krieg bis zum Jahre 1714; aber da er nicht im ſtande war, ihn länger fortzuſetzen: ſo unterzeichnete er, und nach ihm das Reich, die von dem König angegebenen Friedensbedingungen,

gungen, die mehr ſeiner Mäſſigung, als dem ſiegreichen Zuſtand ſeiner Angelegenheiten angemeſſen waren.

„Wir loben das Alterthum, ſagt ein alter Schrift„ſteller, wir ſammlen die Thatſachen und Umſtände da„von, unbekümmert zu wiſſen, was zu unſerer Zeit „vorgeht.“

Mögen die Leſer dieſer Memoiren mit dem Geſetzgeber des Volks Gottes ſagen: „Laßt uns heute erken„nen, was unſere Kinder, vielleicht wir ſelbſt nicht ge„nug erkannt haben: die Züchtigungen des Herrn, ſei„ne Wunder, ſeine allmächtige Hand, ſeinen weit um„faſſenden Arm, ſeine Zeichen und Wunderwerke!“

Denkwürdigkeiten

und

Betrachtungen

über die wichtigſten Begebenheiten unter Ludwig XIV. und über den Charakter der unter ihm handelnden Hauptperſonen.

Von

dem Marquis de la Fare.

Rotterdam, 1716. in 8.

Vorbericht.

Es ſind unter dem Titel, Memoiren, ſeit mehreren Jahren ſo viele Werke zum Vergnügen geſchrieben, und Perſonen zugeeignet worden, die im geringſten keinen Theil daran hatten, daß ich es für Pflicht halte, das Publikum zu benachrichtigen, dieſe ſeyen wirklich von einem vornehmen Officier geſchrieben worden, welcher erſt ſeit zwei Jahren todt iſt.

Ob er gleich viele Vorſicht gebraucht hat, nicht als Verfaſſer erkannt zu werden; ſo wird er doch leicht zu errathen ſeyn, wenn man auf gewiſſe Particularitäten, die er berichtet, Achtung giebt. Ich habe deswegen keinen Anſtand genommen, die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens anzugeben.

Ich werde nichts zum Vortheil dieſes Werks ſagen. Der Leſer mag ſelbſt darüber urtheilen. Die Feinde der Schmeicheley, und die Freunde der Freiheit werden mit Vergnügen darin finden, daß es in jedem

Hundert drey und zwanzigſtes Kapitel.

Die Franken ziehen aus Jaffa.

ie Mamlucken, alte erfahrne Krieger, die ſich auf Pferde verlaſſen konnten, beunruhigten den Feind ſt mit Pfeilſchuſſen. Ihr Beyſpiel reitzte die grie-hen Freywilligen an, ein gleiches zu thun. Plötz- aber entflammt der erhabene wilde Muth der Fran- ihre Reiter y bricht mit einem wilden Geſchrey or, und wirft alles nieder, was nicht ſchnell ge- entfliehen konnte.

Hundert vier und zwanzigſtes Kapitel.

Takoddin Almalich Almodaffer ſtirbt.

ald nachher erhielten wir Nachricht vom Tode Al- ch Almodaffers. Saladin las den Brief, der traur ge Nachricht erhielt, nur wenigen ſeiner ver- eſten Freunden vor, unter denen auch ich mich be- , weil er es für rathſam hielt, ſie dem Feind nicht a zu laſſen.

Hundert fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Schreiben aus Bagdad.

einem Briefe, den wir jetzt aus Damaſcus erhiel- befand ſich auch eine Einlage, die von dem hoch- mten prophetiſch n Divan aus Bagdad e kam, Ruhm Gott mehren wolle. Schon vorher hatte Div.n uns benachrichtiget, daß Almalich Almo- Tacoddin, Cyalata angegriffen habe, und auch ich Fürſprache für Haſen, Kayhsjaks Sohn, ein- , den Modaffereddin, Zineddins Sohn, zu Ar-

Lande edle Männer giebt, welche Muth und Freimüthigkeit genug haben, um die Wahrheit zu denken und zu schreiben, was auch daraus entstehen könnte.

Es scheint, daß der Verfasser dieser Memoiren die Absicht hatte, uns bis an das Ende des lezten Kriegs zu führen; allein er schließt auf einmal mit dem Frieden von Riswik. Er hat noch einige andere Werke hinterlassen, die man in der Folge dem Publikum mittheilen wird, wenn es dieses hier seines Beifalls würdigt.

Als der Bruder Jean zu dem guten Pantagruel ſagte: Ach, wir Mönche haben in der Welt nichts weiter, als das Leben! gab ihm Pantagruel zur Antwort: Was zum Teufel haben denn die Könige und Fürſten weiter? — und mich dünkt mit Recht. Es hat in der That keiner mehr, als eine gewiſſe Anzahl Tage, und es kömmt nur darauf an, ſie gut anzuwenden. Ich will daher das menſchliche Leben und die Urſachen ſeiner kurzen Dauer nicht phyſiſch unterſuchen, da ich ſie nicht zu verlängern ſuche. Man könnte es durch moraliſche Vorſchriften beſſer und nüzlicher machen wollen; allein ich bin beinahe überzeugt, daß ſie fruchtlos ſeyn würden. Ich glaube, daß ein Jeder die Grundſäze des Guten und Böſen, das er ausübt, in ſich hat, und daß die Vorſchriften der Philoſophie nichts darüber vermögen. Nur der iſt fähig, ſie zu benuzen, deſſen Anlagen glücklicherweiſe mit jenen Vorſchriften

ſchriften zuſammenſtimmen. Allein der Menſch, deſſen Anlagen dagegen ſtreiten, handelt mit mehr Vergnügen gegen die Vernunft, als jener ihr gehorcht. Was iſt nun meine Abſicht? Ein Gemälde von dem menſchlichen Leben zu entwerfen. Ich werde darin nicht zeigen, wie die Menſchen denken und handeln ſollten, ſondern wie ſie wirklich denken und handeln, was ſie fähig ſind, zu thun, und aus welchen Beweggründen. Alle Schriften enthalten nur zu viel Ideen: in dieſer ſollen nur wirkliche Gegenſtände abgebildet werden, worin ein jeder ſich und ſeinesgleichen erkennen wird. Vielleicht erreiche ich durch die Vorſtellung der vielen verſchiedenen Wege, welche die Menſchen zu ihrem Glück wählen, daß wenn auch nicht der größte, doch der beſſere Theil, dem geradeſten und rechtſchaffenſten folgt. Das große Buch der Welt, ſagt man daher, ſey das nützlichſte der Bücher, weil es das einzige iſt, das durch die Erfahrung den wahren Weg zur Glückſeligkeit zeigt, und dieſer iſt, und kann kein anderer ſeyn, als Wahrheit und Tugend.

Es wäre zu wünſchen, daß in jedem Jahrhundert unpartheiiſche Beobachter, die Sitten, Veränderungen, und die Urſachen davon, aufzeichneten. Dieß gäbe eine Ueberſicht aller Jahrhunderte, welche für Männer von vorzüglichem Geiſte von großem Nutzen ſeyn würde. Man wird mir antworten, daß die Geſchichte uns dieſe Erfahrung gebe. Allein ſie enthält mehr Begebenheiten, als Reflexionen; die Perſonen werden darin entweder ſehr ſchön, oder ſehr häßlich geſchildert; es wird oft von wenig oder gar nicht gekannten Perſonen geſprochen, und ein Geſchichtſchreiber wagt es aus tauſend verſchiedenen Urſachen oft nicht einmal, zu ſagen, was er darüber denkt. Die Geſchichte kann uns jene wahre und nützliche Erfahrung

nicht

nicht geben, die ich ſuche, und iſt höchſtens eine chronologiſche Zuſammenſtellung der Thatſachen; nicht aber eine mannigfaltige überdachte Schilderung des menſchlichen Lebens, welche ich zum Zweck habe.

Ich weiß zwar wohl, daß ich nicht alle Perſonen meines Zeitalters ganz genau gekannt habe; allein ich werde doch wenigſtens über die, welche ich gekannt habe, mit Wahrheit und Freimüthigkeit reden. Ich werde mit der Beſchreibung von dem Geiſte der Zeit während dem Leben des Königs, und den verſchiedenen Veränderungen, welche ſich unter dieſer Regierung zugetragen, den Anfang machen.

Ich muß von einer frühern Zeit anfangen und bemerken, daß das XVI. Jahrhundert ſich durch Unordnung und Zwietracht auszeichnete. Das königliche Anſehen wurde oft verſpottet und faſt vernichtet. Die Cabinets-Intriguen, der Religionskrieg, die Herrſchſucht der Catharina von Medicis, der häufige Wechſel der Regenten und des Gouvernements, die Streitigkeiten der Häuſer Montmorency und Guiſe um Königsgunſt und große Güter, gaben unzähligen und oft wiederhohlten Anlaß zu kleinern Kriegen, Cabalen, groſſen Grauſamkeiten, und zu vielem Mißbrauch der Gewalt unter den großen Herren. Da es viele verſchiedene Mittel und Wege gab, ſich emporzuſchwingen und geltend zu machen; ſo konnte durch perſönliche Kühnheit und Verſtand viel erreicht werden; man durfte ſeinen eigenen Werth fühlen und zeigen. Dieß war das Jahrhundert großer Tugenden und großer Laſter, erhabener Handlungen und großer Verbrechen.

Nachdem die Ermordung Heinrichs des III. Heinrich dem IV. nicht allein einen Thron gelaſſen hatte, den er nur beſteigen durfte, ſondern ihm auch noch eine Krone zu

erobern anbot; fühlte er während dem fernern Lauf des Jahrhunderts alle mögliche Unannehmlichkeiten der Rebellion.

Erst zu Anfang des XVII. Jahrhunderts sah er sich im ruhigen Besitz seines Königreichs, und damals erzeugte sich auch erst der Geist, welcher noch jetzt herrscht. Heinrich IV., welcher Augenzeuge von den Unordnungen des vorhergehenden Jahrhunderts gewesen war, und die Ursachen davon kannte, wollte dem Uebel abhelfen, und war besonders darauf bedacht, die Großen zu unterdrücken.

Da man aber von einem Extrem zum andern über einen Mittelweg gehen muß; so fieng auch er nur damit an, sie nicht mehr an dem Gouvernement und seinem Zutrauen Theil nehmen zu lassen, und wählte dazu Männer von geringerem Rang, die er aber für treu hielt.

Ergebung in den Willen des Prinzen galt von jetzt an als ein großes, fast als das einzige Verdienst. Da der neue Regent gut, weise und in allen Dingen mild war, so wurde er von seinem Volk sehr geliebt, und bei seinem Tode beweint.

Seine Gemahlin, die Königin Maria von Medicis, that alles mögliche, um sich die königliche Macht zu erhalten. Sie brauchte dazu den Marschall von Ancre, einen, nach dem Urtheil seiner Zeitgenossen, rechtschaffenen und menschenfreundlichen Mann. Die Hofleute fingen an, sich sehr vor diesem Günstling zu beugen. Er hatte mächtige Feinde; allein keinem gelang es, ihn zu stürzen, als dem jungen Herrn von Luynes, der sich bey Ludwig dem XIII. in Gunst gesetzt hatte.

Dieser Günstling, dem es an militairischen und politischen Einsichten fehlte, ließ sich zum Connetable machen.

machen. Er erhob ſeine Verwandte und Freunde, und fuhr fort, die Großen zu unterdrücken, denen es jedoch nicht an mächtiger Unterſtützung fehlte.

Nach ſeinem Tode nahm Ludwig der XIII., auf Zureden der Königin, ſeiner Mutter, den Cardinal von Richelieu, damaligen Biſchoff von Luçon, in das Conſeil, welcher ſich bald zum Oberhaupt und Herrn davon zu machen wußte. Sein ſtolzer, vielumfaſſender Geiſt unternahm es, zu gleicher Zeit die Großen, das Haus Oeſtreich und die Reformirten zu unterdrücken, und wenn er auch nicht zur völligen Ausführung aller ſeiner Unternehmungen kam; ſo hat er ſie doch wenigſtens ſo eingeleitet, daß ſie nachher in Erfüllung giengen.

Damals erzeugte ſich der Geiſt der Knechtſchaft; alle Widerſprüche, die dieſer Cardinal von Seiten der Königin, ſeiner Wohlthäterin, dem verſtorbenen Monſieur, als vermuthlichem Thronerben, von Herrn von Saint-Mars, und andern, die den König umgaben, zu erdulden hatte, waren fruchtlos, reizten ihn nur zur Rache und zur Unterdrückung aller Großen. Ihm mußte ſich alles unterwerfen.

Bei dieſer Eiferſucht für die königliche und ſeine eigene Macht, die er für unzertrennlich hielt, kann man ihm doch mit Wahrheit nachſagen, daß er überall die Tugend belohnte, wo ſie ihm nicht gerade entgegen war, und daß er gerne Männer von Verdienſt hervorzog. Dieß bewirkte, daß man ſich welches zu erwerben ſtrebte. Vor ſeinem Tode nahm er noch den Cardinal Mazarin ins Conſeil, einen Ausländer, der viel Verſtand hatte und ſich kurze Zeit nach dem Tode Ludwig des XIII. durch das Wohlwollen der Königin Anna von Oeſtreich zum unumſchränkten Herrn der

Geschäfte und während einer langen Minderjährigkeit zum Chef des Conseils zu machen wußte. Das Andenken an die Verfolgungen des Cardinals von Richelieu gegen die Königin, gegen Monsieur, gegen alle Großen des Reichs, machte, daß ein jeder sich während dieser Minderjährigkeit emporzuschwingen suchte. Monsieur, welcher rechtmäßiger Vormund seines Neffen zu seyn behauptete, der Prinz von Conde, welcher kürzlich die Schlacht bei Rocroy gewonnen hatte, Herr von Beaufort, der sehr gut bei der Königin stund, der Bischoff von Beauvais, der Herzog von La-Rochefaucault, eine Creatur der Königin, und Frau von Chevreuse, welcher man den stärksten Einfluß auf sie zutraute; — alle wollten ihre Foderungen geltend machen, so wie viele andere Concurrenten, welche durch die Unterstützung der ebengenannten große Hoffnungen hatten. Bei solchen Umständen mußten nothwendig viele Spaltungen entstehen. Die königliche Macht mußte bei der langen Minderjährigkeit eines jungen Königs, und der Regierung einer eigenwilligen Königin, die einen Ausländer, gegen den Willen der Parlamente, der Prinzen, und fast der ganzen Welt, zu erhalten suchte, sehr viel verlieren. In der Zeit dieser ganzen Regierung herrschte ein Geist der Anmaßlichkeit, der Hof-Intriguen, und der Galanterie; denn die Königin selbst ließ sich gerne huldigen, und die Frauen hatten viel Einfluß auf die Regierungsangelegenheiten.

Der auswärtige Krieg mit Spanien und der bürgerliche Krieg, bildete gute Officiere; die Kriegskunst, in welcher der große Gustav, König von Schweden, so große Fortschritte gemacht hatte, wurde nach seinem Tode durch seine Generale, besonders durch den Herzog von Weimar, von dem sie Herr von Türenne erlernte, auch uns mitgetheilt. Der Prinz, welcher seiner

ner Seits bey Gaſton das Kriegswesen angefangen hatte, welcher unter Guſtav gedient, und überdieß ein talentvoller Krieger war, übte ſich in Teutſchland bei den Feldzügen unter Herrn von Türenne gegen die erfahrnen Generale Mercy und Tilly, welche der Kaiſer damals hatte. Es iſt zu bemerken, daß damals alles in zwei Partheien, in Kriegsleute und Hofleute abgetheilt war. Während die Erſteren im Felde thätig waren, führten die letzteren, mit Ausnahme der Vornehmſten und einiger andern, die unter ihnen ſtunden, und ſich zu allem gebrauchen ließen, den Krieg im Cabinet. Es iſt leicht zu erſehen, was bei ſolchen Umſtänden ein jeder durch ſeine Thätigkeit zu ſeinem und anderer Glück beitragen konnte. Die Männer aus jener Zeit, welche ich gekannt habe, waren größtentheils in einem hohen Grade ehrgeizig, intrigant und in allen Kunſtgriffen erfahren, hatten aber dabei Muth und Geiſt. Ich werde nun zeigen, wie ſich die Dinge nach und nach veränderten.

Nachdem der Cardinal Mazarin, ein nachgiebiger eingeſchränkter Geiſt, der ſich durch nichts abhalten ließ, ſeinem Eigennutz zu folgen, alles angewandt hatte, durch die Beharrlichkeit der Königin und einen Ueberreſt königlicher Macht, die er zu rechter Zeit geltend zu machen wußte, den Prinzen zu nöthigen, daß er Frankreich verließ, und mit Beiſtand des Herrn von Türenne, des größten Kriegers ſeiner Zeit, den bürgerlichen Krieg, zu endigen, gebrauchte er denſelben General bei dem auswärtigen Krieg. Durch dieſes Mittel machte er ſich nach wenigen Feldzügen nicht allein bei den Feinden des Staats, ſondern auch bei ſeinen Privatfeinden furchtbar. Einige Jahre genoß dieſer Cardinal die Früchte ſeiner Bemühungen, das heißt: eine unumſchränkte Gewalt. Der König war zwar zu einem Al-

ter gelangt, wo er ſich ſelbſt der Geſchäfte hätte unterziehen können; allein die Verbindlichkeiten, die er gegen ihn hatte, die Gewohnheit, die Ergebung in ſeinen Willen, die er ſeit ſeiner Kindheit gegen ihn gehabt hatte, und ſeine angeborne Schüchternheit hielten ihn ab, ſich in die Geſchäfte zu miſchen, ſo lange der Cardinal lebte. Und wiewohl man geſagt hat, er fange an, deſſen müde zu werden; ſo glaube ich doch nicht, daß er dieſes Joch ſo leicht abgeſchüttelt hätte.

In den letzten Jahren ſeines Miniſteriums war dem Cardinal der Hof gänzlich unterwürfig. Allein da er jedermann nöthig hatte; ſo ſchonte er die einen und andern ſo gut er konnte. Er verſprach viel und hielt wenig. Man gehorchte ihm mehr, weil man von ihm hoffte, als weil man ihn fürchtete. Ihn ſelbſt brachte man durch Drohungen zu mancherlei. Kurz, er war ein Mann, der mit einer großen Gewalt doch eine gewiſſe Aengſtlichkeit vor den Menſchen hatte. Uebrigens lebte er mit ſeinen Freunden auf einen vertraulichen Fuß, überließ ſich mit ihnen den Vergnügungen und dem Spiel, und unterdrückte dadurch den Muth.

Da er ehemals ſehr in Verlegenheit war, als er Frankreich verließ, weil es ihm an Geld fehlte; ſo ſuchte er ſich welches zu ſammeln, und trieb mit den Aemtern im Königreich eine Art von Handel. Mit einem Wort, ohne Geld konnte nichts erreicht werden. Herr Fouquet, der Oberaufſeher der Finanzen, hatte von der andern Seite den Zweck, einmal den erſten Platz zu bekommen, und weil er ein Mißtrauen gegen den Cardinal hegte, mit welchem ſein Bruder, der Abt Fouquet ihn entzweit hatte; ſo ſuchte er ſich Anhänger zu machen, und ſtreute bei Hof viel Geld aus. Dadurch wurde dieſer glänzender und die Vergnügungen nahmen zu. Die alten und angeſehenſten Hofleute waren

ren auf nichts bedacht, als ſich in dem Vertrauen und der Gunſt des Cardinals zu erhalten, wodurch ihr Anſehn zunahm, die jüngern aber, ſich zu beluſtigen und der Wohlthaten des Herrn Fouquet zu genießen. Einige unter ihnen bewarben ſich um die Gunſt des jungen Königs, und befanden ſich in der Folge gut.

Die Vermählung und der Friede wurden endlich zu gleicher Zeit geſchloſſen. Monſieur, der Oheim des Königs, ſtarb. Monſieur, der Bruder des Königs, vermählte ſich mit der Prinzeſſin von England. Der Hof kam wieder nach Paris, wo man der Königin einen prächtigen Einzug hielt. Im folgenden Frühjahr ſtarb der Cardinal von Vincennes mit aller möglichen Faſſung, und hinterließ eine zahlreiche Nachkommenſchaft und einen großen Ruhm. Bis hieher habe ich nur das berichtet, was ich gehört; nun aber werde ich ſagen, was ich geſehen habe.

Ludwig der XIV., ungefähr 23 Jahr alt, nahm ſich der Geſchäfte mit vielem Eifer an, da der Cardinal ihn in den letzten Zeiten vor Vertraulichkeit gegen die Franzoſen gehütet, und ihm nur eingeredet hatte, ſein Anſehn zu erhalten; ſo wurde er darauf im höchſten Grade eiferſüchtig, und fieng an, verſchloſſener zu werden. Indeſſen machte ſeine Jugend, ſein gutes Ausſehn, ſeine neuen Liebſchaften, und beſonders der damals herrſchende Ueberfluß, verbunden mit Schauſpielen und Feſten, daß der Hof zu Fontainebleau im Sommer 1661 glänzender und ſchöner war, als je. Und da jeder bei dem Anfang einer neuen Regierung ſich mit Hoffnungen ſchmeichelt; ſo reihten ſich Feſte, Spiele und Luſtpartien aneinander, und der junge König, nachdem er ſich eine Maitreſſe, die ſeiner wehrt war, gewählt hatte, fieng an, ſeine Freiheit und Königsſchaft

zu

bela gefangen hielt. Zur Beylegung dieser Streitigkeiten sollte, auf des Divans Verlangen, der oberste Richter Alyhadil nach Bagdad abgehen. Der gegenwärtige Brief enthielt zuerst eine Mißbilligung der Fehde, die Almodaffer gegen Buchtimer angefangen: zweytens eine Versicherung, daß der Divan Stadt und Land Kurcha keinem andern überlassen werde, wenn auch Modafferedin nicht den gefangenen Hasen in Freyheit setzte.

Die Geschichte dieses Mannes ist folgende: Sultan Togryl begab sich, auf seiner Flucht aus Persien, nach Irmia, um hier bey dem Bruder seiner Gemahlin Hülfe zu erhalten. Die Lust, jetzt den Herrn im Lande zu spielen, trieb den Hasen an, sich gewaltsamer Weise in den Besitz von Irmia zu setzen, wo er alle Einwohner erwürgte, bis auf Weiber und Kinder, die er als Sclaven behandelte. Die Stadt überließ er den Kurchaniern, die von da aus auf den Landstrassen Räubereyen trieben, und er selbst verübte im Lande die größten Gewaltthätigkeiten. Unterdeß fand Sultan Togryl Gelegenheit zu entfliehen, und kam wieder in sein voriges Reich zurück. Hasen ließ sich durch freundschaftliche Anträge bewegen, nach Arbela zu gehen, und da ihn Modafferedin hier als einen Gefangenen behandelte, so verklagte er ihn beym Divan, der sich denn auch seiner Sache annahm.

Der dritte Punct endlich, auf dessen Erfüllung der Divan in dem Briefe drang, enthielt die nochmalige Forderung den Alyhadil an ihn zu schicken, um durch ihn den Streit desto geschwinder beyzulegen.

Auf den ersten Punkt antwortete der Sultan, daß Almodaffer hier ohne seine Befehle gehandelt habe. Er sey fortgegangen, um Truppen zu einem heiligen Krie-

zu genießen; denn beides hatte er bis dahin nicht gekannt.

Man glaubt, der Fall des Französischen Finanzaufsehers Fouquet sey vom Cardinal Mazarin herbeigeführt worden; jedoch nicht mit Einwilligung der Königin Mutter. Aber auch diese überließ ihn endlich seinen Feinden, auf Zureden der Frau von Chevreuse. Diese stand mit Colbert in genauer Verbindung, welcher die Direction der Geschäfte geführt hatte, das Vertrauen des Cardinals besaß und von ihm schon längst zur Reform der Finanzen bestimmt gewesen war. Der König hielt diese Sache sehr geheim, und handelte mit vieler Verstellung. Er schmeichelte Fouquet unter dem Vorwand, weil er in wichtigen Verbindungen stehe, und weil er auf der Küste von Bretagne Belle-Isle befestigt habe. Der König gieng selbst nach Nantes, um ihn dort verhaften zu lassen, und durch seine Gegenwart zu verhindern, daß sich nicht jemand seiner annehme. Verständige Männer hielten dieß für kindisch; allein der König schmeichelte sich mit dem Gedanken, er erscheine dadurch als ein kluger, entschlossener und verstellter Fürst. Fouquet hatte, weil er dem Cardinal mißtraute, sich in Stand setzen wollen, ihm dadurch, daß er sich Anhänger erwarb, widerstehen zu können. Und da er von Natur ein Träumer war; so glaubte er deren weit mehr zu haben, als er wirklich hatte. Er machte eine Liste davon, worauf der halbe Hof stand, welcher einige Zeit nachher dadurch in große Verlegenheit gerieth. Von einer andern Seite sahen die Geschäftsmänner das Gewitter voraus, das über ihnen auszubrechen begann. Einige wurden mit dem Minister zu gleicher Zeit arretirt, andere flohen; unter diesen Gourville, der scharfsichtigste seiner Vertrauten, welcher mit einem großen Vermögen sich

nach

nach Flandern zurückzog. Nach der Verhaftung wurde eine Juſtiz-Cammer errichtet. Die Gefängniſſe waren mit Verbrechern und Unſchuldigen angefüllt; es ſchien, als ob man jedermann an die Börſe greifen wollte. Colbert hielt den König für einen unumſchränkten Herrn über Leben und Vermögen ſeiner Unterthanen, und machte, daß er eines Tages ins Parlament gieng, wo er ſich zugleich für ſchuldenfrei und für den erſten Gläubiger aller derer erklärte, welche ihm ſchuldig waren.

Das Parlament hatte nicht die Kühnheit, ſeine Edikte zu unterſuchen. Es wurde ihm geſagt, es habe künftig nichts zu thun, als vorerſt die zu beglaubigen, welche ihm der König zuſchicken würde; nachher könne es alsdenn ſeine Gegenvorſtellungen machen. Aber auch dieſes wurde in der Folge eingeſchränkt. Man kann ſich vorſtellen, wie durch alle dieſe Dinge das Volk mißmuthig, furchtſam und niedergeſchlagen wurde. Hier nahm die erſtaunliche, bis jetzt noch beiſpielloſe Gewalt des Königs ihren Anfang, die, nachdem ſie ſo viel Gutes und Böſes bewirkt, ſo ſehr ausartete, daß ſie ſich ſelbſt zur Laſt geworden iſt.

Man darf ſagen, daß der Geiſt dieſes ganzen Jahrhunderts, von Seiten des Hofs und der Miniſter, ein fortwährendes Beſtreben war, die königliche Gewalt bis zum Despotismus zu treiben, von Seiten des Volks aber völlige Ergebung und Unterwürfigkeit, mit Ausnahme einiger Privatmänner während der Regentſchaft.

Der König verband mit dieſer Eiferſucht auf ſeine Gewalt auch die, ſelbſt regieren zu wollen. Er fürchtete immer, weil er ſonſt beherrſcht wurde, man könnte glauben, er ſey es noch jetzt. Deswegen bereiten ihm ſeine drei Miniſter le Tellier, Colbert und

Lionne

lionne beſtändig, Er thue alles, und entfernten die, welche ihn treu gedient hatten, ſo wie die, welche die Fähigkeit dazu beſaßen. Da er mit niemand auſſer ihnen ſprach; ſo brachten ſie ihn dahin, alles zu thun, was ſie wollten. Heute gewährte er dem einen, und Morgen dem andern, was er verlangte, oder auch allen dreien, wenn ihre Bitten ſich vereinigten.

Er ſprach nicht mehr mit den Marſchällen von Villeroi, von Grammont und von Clairembault, noch mit Herrn von Türenne, mit welchem der Cardinal über die wichtigſten Geſchäfte zu communiciren pflegte. Monſieur, jung und ſchön, dachte nur an ſein Vergnügen, und wurde für nichts gerechnet.

Die Königin Mutter hatte bald keinen Antheil mehr an den Geſchäften. Der König war ſehr gleichgültig gegen ſie, und ſie bezeugte es oft, in den Fall von Fouquet gewilligt zu haben. Der Prinz, welcher erſt nach der Zeit wieder begnadigt worden war, und vieles gut zu machen hatte, wagte es nicht, das geringſte zu ſagen, da er auſſerdem bei ſeiner angebornen Schüchternheit eine groſſe Unterwürfigkeit gegen den Hof hatte. Dieſe Unterwürfigkeit der erſten Häupter des Staats bewirkte eine allgemeine Nachahmung, und die Angewöhnung an Sklaverei nahm ſo ſehr zu, daß ſie mit der Ausdehnung der Gewalt in gleichem Verhältniß ſtand.

Die despotiſche Gewalt des Königs und die gänzliche Unterwürfigkeit ſeiner Unterthanen trug in den letzten Jahren viel zum Aushalten des Kriegs bey, welchen Frankreich gegen ſo viele Feinde geführt hat; allein dieſer Krieg wäre auch nicht entſtanden, wenn der König und ſeine Miniſter ihre Gewalt nicht ſo lange mißbraucht hätten; denn ſie berauſchten ſich gleich-

ſam

ſam darin ſo ſehr, daß ſie dieſelbe auf ganz Europa ausdehnen wollten, und auf Treue und Tractaten keine Rückſicht mehr nahmen. Im Innern des Königreichs bildeten ſie ſich ein, alles durchſetzen zu können. Sie glaubten in 6 Monaten durch unwürdige Mittel, welche gegen die Heiligkeit unſerer Religion und die Menſchlichkeit ſtritten, viele Tauſend Hugenotten wohrhaft bekehren zu können. Die auswärtigen Mächte glaubten daher, weil die Stände des Reichs unterdrückt und unzufrieden ſeyen; ſo würde es ihnen, wenn ſie ſich miteinander vereinigten, leicht gelingen, den Krieg bis in die innern Staaten zu bringen, und dadurch ihren Zuſtand zu verbeſſern.

Wenn ſie ihnen auch nicht viel ſchaden konnten, ſo ſetzten ſie ſie doch genug in Furcht, und erreichten dadurch einen Theil von dem, was ſie wünſchten. Denn ich muß geſtehen, ungeachtet der Herrſchſucht und des unerträglichen Stolzes, wozu die Franzoſen ihr fortwährendes Glück verleitete, blieb doch die Furchtſamkeit ein Hauptzug dieſes Jahrhunderts. Ohne dieſen wären ſie, ungeachtet ihres ſchlechten Betragens und ſo vieler vereinigter Feinde, doch die Beherrſcher der Welt geblieben. Denn die Kraft und Tapferkeit der Franzöſiſchen Nation erhielt ſich auch bey ihrer tiefen Sclaverey.

Es ergiebt ſich aus dem Bisherigen leicht, daß die Erhebung des königlichen Anſehens bis zu der Höhe, auf welcher es jetzt ſteht, in der Herabwürdigung deſſelben während des vorigen Jahrhunderts und in den Unordnungen des bürgerlichen Kriegs gegründet war.

Eben ſo wird der Mißbrauch dieſer Gewalt, welchen man macht und machen wird, in der Folge bei der erſten Gelegenheit neue Unordnungen hervorbringen.

Denn

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20206 / 164

Denn es geht, wie Horaz sagt: Wenn die Narren ein Extrem vermeiden wollen; so fallen sie in das andere. Ich erinnere mich, daß einer der ersten Theilhaber am letzten Bürgerkrieg dem Herzog von Rochefaucault sagte: Es sey unmöglich, daß ein Mann, der so behutsam geprüft habe, wie er, sich in eine solche Verlegenheit setzen würde. Wer mit seinem König Krieg führen wolle, habe unendliche Schwierigkeiten und Mühseligkeiten zu bekämpfen. Allein die Menschen vergessen diese Schwierigkeiten nach und nach, und die, welche sie noch gar nicht kennen, halten sie für unbedeutend. Sie lassen sich durch dieselbe Leidenschaften und Veranlassungen immer wieder in dieselben Unannehmlichkeiten verwickeln. Ferner ist zu bemerken, daß alle Dinge in der Welt ihre Unvollkommenheiten haben; so auch diese unumschränkte Gewalt, welche von einer Seite zu der Größe und dem Glück des Fürsten und zur Erhaltung des Staats beiträgt, aber auch von der andern zu dem Elend des Volks, zum Verderben der besten Unterthanen und der ganzen Nation in dem Grade, in welchem sie den Staat schwächt und entnervt. Die despotische Gewalt verträgt sich nicht mit großen Talenten und hohen Tugenden. Blinde Unterwerfung wird alsdenn vorzüglich geschätzt, und trägt am meisten zu Beförderungen bei. Diese aber ist großen Köpfen nicht eigen. Es sind seit 30 Jahren zwar große Dinge in diesem Königreich geschehen; allein es hat weder große Krieger, noch Minister gebildet. Nicht weil es an talentvollen Männern gefehlt hätte, sondern weil der Hof sie weder anerkannte, noch anstellte, und nie diejenige wählte, welche die Achtung des Publicums besaßen, sondern hartnäckig auf den Seinigen bestand, wenn sie auch schlecht waren. Ich würde meine Behauptung mit unzähligen Beispielen beweisen können; allein ich werde sie in der Folge nach ihrer Ordnung

nung anführen. Ich will jetzt mit der Erzählung der wichtigsten Dinge fortfahren, die sich seit dem Tode der Königin Mutter bis zum Friedensschluß zugetragen haben. Ehe ich zu den allgemeinen Begebenheiten übergehe, werde ich meine eigene Lebensgeschichte, so gut, wie die Geschichte Anderer, beschreiben. Dieß kann ich um so eher thun, da meine Schicksale nichts ausserordentliches enthalten, und man mich also keiner Eitelkeit beschuldigen kann.

In meinem 18ten Jahre trat ich in die Welt ein, und wurde im Dezember 1662, im Jahr nach der Geburt des Dauphins, dem König vorgestellt, welcher in diesem Jahr die erste Beförderung der Ordens-Ritter machte. Meine Gestalt war nicht unangenehm, ob ich gleich nicht unter die Schönsten gezählt werden konnte. Mein Betragen, meine gute Laune und mein sanftes Wesen gefiel jedermann. Wenig Jünglinge sind bei ihrem Eintritt in die große Welt besser aufgenommen worden, als ich. Die Freundschaft, welche Madame von Montausier für meinen Vater gehabt hatte, der ein verdienstvoller Mann war, dessen Andenken sie ehrte, und die sie nun auf mich übertrug, war mir hiezu von großem Nutzen. Der König war mir mehr geneigt, als abgeneigt: allein ich bemerkte in der Folge, daß es nur ein vorübergehender Eindruck war, den ich selbst wieder zerstören half. Doch wie dieß auch seyn mochte, so erhielt ich doch damals, ohne darum zu bitten, alle mögliche Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten, welche andern, die darum baten, versagt wurden.

Im Jahr 1663 machte der König eine Reise nach Marseille, die bloß dem Ansehen nach kriegerisch war. Er kam mit der Eilfertigkeit eines Verliebten wieder zurück. Einen Theil des Herbstes brachte er in Vicen-

nes zu, wo er ein Ballet tanzte, bey dem ich mit den meisten Hofleuten zugegen war. Im Jahr 1664 schickte er 6000 Hülfstruppen, nehmlich 4000 zu Fuß und 2000 zu Pferd, an den Kaiser. Herr von Coligni, welcher indessen den Prinzen selten verlassen hatte, erhielt als General-Lieutenant das Commando darüber, und Herr von la Feuillade diente unter ihm. Ich war unter den Ersten, vielleicht wirklich der Erste, welcher schon im März den König um die Erlaubniß bat, als Freywilliger mitzugehen. Ich eilte um so mehr dies zu thun, weil ich genöthigt war, in mein Vaterland nach Languedoc zu gehen, von wo aus ich leichter und schneller über Lion und die Schweiz nach Teutschland kommen konnte, wie es auch wirklich geschah. Ich war auf der Donau nach Donauwert gereist, wo ich zweihundert Freiwillige vom ersten Rang im Königreich antraf, welche mit einer außerordentlichen Pracht denselben Feldzug machten. Ich werde nichts von der Schlacht bei St. Godard sagen, wo die königlichen Truppen sich so sehr auszeichneten. Nachher als der Friede zwischen den Türken und dem Kaiser geschlossen war, kamen wir alle wieder nach Wien, um von da nach Frankreich zu gehen. Einige machten ihre Reise durch Teutschland, andere durch Italien, das sie zu sehen Lust hatten. Ich mußte unglücklicherweise in Wien zurückbleiben, weil ich in einem sonderbaren Zweikampf zwei Wunden bekam. Ich war der Secundant einer meiner Verwandten, der sich mit einem andern Verwandten, wegen eines Zwists, den ihre Väter gehabt hatten, schlug.

Sobald meine Wunden wieder geheilt waren, reiste ich über den Meerbusen von Triest gerade nach Venedig, und von da in mein Vaterland nach Languedoc.

Ich war in einiger Besorgniß, da ich nicht wußte, wie der Hof unsern Zweikampf aufgenommen hatte, und

und die Gesetze dagegen strenger waren, als je. Auf Erkundigungen, die ich darüber einzog, erfuhr ich zu meinem Vergnügen, daß man die Sache von meiner Seite nicht für einen Duell ansehe, und ich wieder bei Hofe erscheinen könne. Die Marschälle von Villeroi und von Grammond, und Frau von Montausier hatten sich bei dieser Gelegenheit meiner angenommen. Endlich, nachdem ich im August 1665 die Erlaubniß erhalten hatte, begab ich mich wieder an den Hof. Zu Ende dieses Jahrs errichtete der König eine Compagnie Gens d'Armes für den Dauphin, der schon eine Compagnie Chevaux-Legers hatte, und wählte mich unter dem ganzen Adel bei Hof zum Fahnenjunker.

Ich gestehe, daß ich nie so vergnügt gewesen bin, und daß ich in Gunst zu stehen glaubte; allein ich sah bald, daß ich mich geirrt hatte. Ich machte meine Danksagung bei dem König und der Königin Mutter. Sie hatte zwar an nichts Antheil; allein es war Sitte, auch ihr für alles zu danken. Kurze Zeit nachher, den 20. Januar 1666, starb sie.

Ehe ich weiter gehe, muß ich etwas über die Liebschaften des Königs sagen, die einen großen Theil seiner Geschichte ausfüllen, und seinen Charakter ziemlich deutlich ans Licht stellen. Fräulein von la Vallière war nicht die erste Neigung des Königs gewesen, sondern die Kammerfrau und Favoritin seiner Mutter, la Beauvais, obgleich alt und einäugig.

Er war in Marie von Mancini, die Nichte des Cardinals, verliebt gewesen, und würde sie geheyrathet haben; allein der Cardinal verhinderte es, aus Furcht oder aus Tugend, und verheyrathete seine Nichte an den Connetable Colonne. In der Folge faßte der König eine

große Neigung für Fräulein von la Mothe-Houdancourt aus Languedoc, eine der liebenswürdigsten unter den Gesellschaftsdamen der Königin, die am besten tanzte. Sie wurde von seinen Vertrauten Rousseau und Chamarante, verrathen. Beide waren Emissarien des Cardinals, und von ihnen erfuhr dieser alles wieder, was der König diesem Fräulein gesagt hatte, erzählte es gleich nachher wieder dem König, und gab ihm zu verstehen, daß er sie aus einer andern Quelle wisse, und sie wahrscheinlich ein anderes Liebesverständniß haben müsse. Als sie sah, daß der König sich von ihr entfernte, faßte sie auch wirklich eine heftige Leidenschaft für den Marquis von Richelieu. Diese Leidenschaft brachte sie endlich in das Kloster der Fräulein Ste. Marie von Chaillot, wo sie, ohne Nonne zu seyn, ihr Leben zubrachte, nachdem sie diesem Kloster zwanzig Tausend Thaler geschenkt, die sie vom König erhalten hatte. In der Folge lebte der König in einem engern Verhältniß mit Olympia von Mancini, Gräfin von Soissons. Er besuchte sie täglich, auch noch zu der Zeit, wo er in Fräulein von la Valiere verliebt war. Dieses Liebesverständniß hörte nicht auf, bis sie wegen ihrer Intriguen, die ich hier angeben werde, verbannt wurde.

Fräulein von la Valiere war Gesellschaftsdame bei Madame, einer ehrgeizigen und coquetten Prinzessin, welche anfangs glaubte, die Neigung des Königs gelte ihr. Ob ich gleich überzeugt bin, daß sie diese Neigung nicht aufs äußerste treiben wollte; so ist es doch gewiß, daß ihr der Gedanke schmeichelte, und der Königin Mutter einige Besorgnisse machte. Als Madame bemerkte, daß sie an den häufigen Besuchen des Königs wenig Antheil hatte, und sie der la Valiere gleichsam nur zum Vorwand diente, wurde sie auf ihn

und

riege zu ſammeln, und während dieſer Beſchäfftigung
jene Streitigkeit verwickelt worden, deren Beyle-
ung man doch von unſrer Seite verſucht habe. In
nſehung des Hafen führte er alle die Räubereyen an,
e ihn bewegt haben, dem Modaffereddin Befehle zu
ben, ſich des Menſchen zu bemächtigen, und ihn
ach Syrien zu ſchicken, wo er Gelegenheit genug ha-
n könnte, für ſeine Religion zu fechten. Was end-
ch den dritten Punkt anbetrifft, ſo entſchuldigte er
ch mit der Schwächlichkeit des Alphadils, die ihn
ndere, eine ſo weite Reiſe anzutreten.

Hundert ſechs und zwanzigſtes Kapitel.

Der Fürſt von Sidon, Geſandter des Markgrafen.

Den 13ten Sjawal kömmt der Fürſt von Sidon
im Sultan, und verſpricht, daß er ſowohl als der
Markgraf von Tyrus ſich mit uns gegen die Franken
verbinden wolle. Der Markgraf hatte nemlich die
vormalige Gemahlin ſeines Bruders Gottfried geheu-
thet, weil man aber gegen dieſe Ehe aus Grundſäz-
en der Religion häuffig Einſpruch that, ſo floh er
ach Tyrus und ſuchte nun Schutz beym Sultan.
Er war ein eben ſo tapfrer als kluger Mann, deſſen
Freundſchaft gewiß nicht gleichgültig ſeyn konnte. Des-
wegen nahm Saladin ſeinen Abgeordneten mit aller
er Pracht auf, mit der Könige und Fürſten gewöhn-
ch empfangen werden.

Hundert ſieben und zwanzigſtes Kapitel.

Gefecht.

Ich kehre jetzt wieder zu den Kriegsvorfällen zurück,
nter denen ſich ein Gefechte auszeichnet, bey welchem

und sie sehr aufgebracht, und begünstigte aus Rache den Grafen von Guiche, ältesten Sohn des Marschalls von Grammont, einen jungen, hübschen Mann, welcher Muth und Kühnheit mit vielem Geist verband. Zu derselben Zeit erhörte die Gräfin von Soissons, als sie sah, daß der König von den Reizen der la Valiere entbrannt war, Herrn von Vardes, der zwar nicht mehr in seiner ersten Jugend stand, aber durch seinen Verstand, sein gefälliges Betragen und sogar durch seine Gestalt alle junge Leute an Liebenswürdigkeit übertraf. Man hat geglaubt, er habe sich auf Befehl des Königs der Gräfin genähert, und der König selbst sey sein Vertrauter gewesen. Gewiß ist es, daß dieser Hofmann das, was er that, mehr aus Ehrgeiz, als aus Liebe, gethan hat, und daß er es eben so ungern sah, als die Gräfin und Madame, daß die la Valiere den König allein besaß. Diese drei, nebst dem Grafen von Guiche, der aus Gefälligkeit für Madame zu dieser Unbesonnenheit bereit war, entwerfen den Plan, die la Valiere zu stürzen, um bei Hof allein zu gelten. Sie bildeten sich ein, wenn die junge Königin auf irgend eine Art das Verständniß der la Valiere mit dem König erführe; so würde sie sich laut darüber beklagen, und auch die Königin Mutter dazu bringen, so daß der König alsdenn genöthigt würde, sich von seiner Maitresse loszumachen.

Sie setzten hierauf einen Brief auf, im Nahmen des Königs von Spanien, worin dieser seiner Tochter von den Liebschaften des Königs Nachricht gab. Vardes hatte den Brief abgefaßt, und der Graf von Guiche, der sich piquirte, alle Sprachen zu wissen, und die Spanische wirklich verstund, hatte ihn in diese Sprache übersetzt. Der Brief gelangte glücklich an den bestimmten Ort, und ohne daß jemand über seinen Ur-

sprung Verdacht hatte. Die junge Königin, welche ihren Gemahl leidenschaftlich liebte, um so mehr, da auch er sie im ersten Jahr ihrer Ehe wahrhaft geliebt hatte, war ausser sich vor Schmerz. Die Königin Mutter versuchte alles für sie; allein sie machte dem König dadurch nur Verdruß und Unruhe, und konnte es doch nicht dahin bringen, ihn von seiner Maitresse zu trennen. Seine ganze üble Laune fiel auf die, welche die Kühnheit gehabt hatten, eine so empfindliche Seite bei ihm zu verletzen. Er war jedoch weit entfernt, Vardes, dem er vorzüglich geneigt war, den Streich zuzutrauen, ließ ihn zu sich rufen und berathschlagte mit ihm, wer es wohl gewesen seyn möchte. Vardes lenkte seinen Verdacht kek und böslich auf Frau von Navailles, Hofdame der Königin, deren strenge Denkungsart dem König seit einiger Zeit mißfallen hatte, weil sie alle Zugänge, die zu den Zimmern der Kammerfräulein führten, mit Gittern hatte versehen lassen, damit der König abgehalten würde, Fräulein von la Mothe Haudancourt, für die er einige Neigung hatte, zu besuchen. Hiezu hatte sie die Gräfin von Soissons beredet, welche beständig die Absicht hatte, sich die la Valiere vom Halse zu schaffen. Frau von Navailles und ihr Mann wurden, ohne daß man irgend eine Ursache angab, vom Hofe verbannt. Frau von Montausier, die Gouvernantin der Kinder des französischen Hauses, wurde Hofdame bei der Königin, und an ihre Stelle kam Fräulein von la Mothe.

Es vergieng eine ziemliche Zeit, ohne daß der König herausbringen konnte, von wem die Königin diese Nachrichten erhalten hatte. Vardes war noch immer der, welcher mit dem König am besten stund, und an dessen Beifall ihm am meisten gelegen war. Zu seinem Unglück wurde der Graf von Guiche wegen Madame

dame vom Hofe entfernt; diese hatte Absichten auf Vardes, und wollte ihn dahin bringen, die Gräfin von Soissons zu verlassen. Allein diese wußte ihren Liebhaber festzuhalten, und, stolz auf ihren Sieg, ließ sie bei einem Ballet einige Reden darüber fallen, welche Madame aufs äusserste beleidigten. Der Streit wurde heftiger; Vardes begieng, um der Gräfin zu gefallen, eine Unbesonnenheit, die man einem Mann von seinem Alter nicht verzeihen kann. Er gieng nämlich zum Chevalier von Lothringen, dem Günstling von Monsieur, welcher neben der Hofdame von Madame, Fräulein von Fiennes stund, und sagte ihm in einem spöttischen Ton: „Wie, mein Herr, ein Prinz, wie Sie, giebt sich mit Kammermädchen ab. Die Damen selbst waren nicht zu gut für Sie.“ Diese Worte, die der Chevalier von Lothringen seinem Freund, dem Marquis von Villeroi erzählte, und die vielleicht auch noch von andern gehört wurden, kamen Madame bald zu Ohren. Sie beklagte sich darüber bei dem König, und Vardes wurde in die Bastille geschickt. Man glaubte anfänglich, seine Gefangenschaft würde nur einige Tage dauern; allein seine Feinde wußten Madame so gegen ihn zu erbittern, daß sie das Geheimniß von dem spanischen Brief, welchen sie zusammen abgefaßt hatten, entdeckte. Der König war äußerst aufgebracht, sich von der Gräfin von Soissons und Vardes verrathen zu sehen, die er am meisten geliebt hatte. Er schickte letzteren in ein Gefängniß nach der Festung Montpellier, und verwieß die Gräfin in das Gouvernement von Champagne, das ihr Mann hatte. Ohne dieses Unglück hätte Vardes hoffen dürfen, Herzog und Pair zu werden, mit 14 andern, die der König ernannte, und deren Anzahl bald noch um 4 vermehrt wurde. Unter den 14 ersten war der Herzog von St. Aignan. Er war der Vertraute des Königs bei seinen Liebschaften, übri-

gens aber mit einem Don Quixotte zu vergleichen; denn er ließ an einem schönen Tage das Parlament und ganz Frankreich versammeln, um gerichtlich bestätigen zu lassen, daß er eine Begnadigung darüber erhalten hätte, weil er vor langer Zeit ganz allein 5 Mann getödtet habe. Ein Rath von der großen Kammer, den man um sein Votum befragte, antwortete nichts weiter, als: „Diese riesenhafte Handlung ist wirklich merkwürdig.“

Es wurden immer mehr Herzoge creirt, und in der Folge so viele, daß der Einfall vom Cardinal Mazarin erfüllt wurde, der, als ihn mehrere um Patentbriefe ersuchten, eines Tages sagte: „Wohlan, ich werde so viele machen, daß es eben so lächerlich seyn wird, es zu seyn, als, es nicht zu seyn.“ Alles dieses geschah vor dem Tode der Königin Mutter.

Der Tod der Anna von Oesterreich, Mutter des Königs, machte in den Geschäften, in die sie sich längst nicht mehr mischte, keine Veränderung, aber eine desto größere an dem Hof, der von diesem Tage anfieng, eine andere Gestalt anzunehmen. Diese Prinzessin, welche jedermann gekannt und gebraucht hatte, schätzte die Geburt und Verdienste eines jeden, und zeichnete sie aus. Stolz und höflich zugleich wußte sie besser, als jemand, was zu einem Hofe gehört. Sie war tugendhaft, aber sie nahm gerne jene Huldigungen an, die einen Hof angenehm machen, und die Feinheit erhalten, die sich damals jedermann zu eigen machte, die aber nachher überflüßig, vielleicht sogar lächerlich geworden ist. Man kann wohl sagen: Die Sitten der Herren und Damen haben sich gänzlich verändert. Ich verstehe unter dem Wort Sitten, die Art, sich zu benehmen; denn die Leidenschaften bleiben sich zu jeder Zeit in ihren Wirkungen gleich. Es ist zum Beispiel gewiß, daß man die Frauen damals mehr achtete, weil sie

sich

sich selbst mehr zu achten schienen. Der ausschweifenste junge Mann betrank sich nicht alle Tage; und wenn er es gethan hatte, so entfernte er sich; die gegenseitigen Scherze waren feiner, die gute Gesellschaft mehr von der schlechten abgesondert. Jünglinge, die erst in die Welt eintraten, hatten mehr Achtung für die, welche sich schon einiges Ansehen erworben hatten, und wurden nicht so leicht bei allen Gesellschaften zugelassen.

Da es kein gröfieres Verdienst gab, als den König unermüdet den Hof zu machen, und da der König gleich nach dem Tode seiner Mutter fast sein ganzes Leben auf dem Lande zubrachte; so verschwand die städtische Gastfreundlichkeit und Höflichkeit nach und nach ganz bei Hof. Hierzu trugen noch zweierlei Ursachen vieles bei. Erstens: Weil der König unter seinen Hofleuten keinen Unterschied machen wollte, und zu machen verstand, und zweitens: Weil er durch seine angeborne pedantische und strenge Denkungsart die Frauen auf den Fuß setzte, öffentlich nicht mit Männern reden zu dürfen. Dadurch wurden sie roher, ohne vernünftiger zu werden. Und weil sich die Natur ihre Rechte nicht nehmen läßt; so wurden sie endlich unverschämt. Seine Minister, Leute von geringer Herkunft, beredeten ihn von der andern Seite, um jedermann von den Geschäften zu entfernen, er könne keinen Unterschied unter den Hofleuten machen, ohne sich selbst tausend Rücksichten zu unterwerfen, und sein Ansehn zu schwächen. Seine Maitressen setzten dagegen wieder alle Frauen herab, um sich geltend zu machen, und erlaubten ihnen keinen Blick, während sie sich alles erlaubten. Es half diesen Damen übrigens nichts, daß sie dem König ihre Treue so hoch anrechneten; denn er hielt sie immer eingeschlossen, und Niemand durfte es wagen, sie anzusehen. Nach dieser Abschweifung wenden wir uns wieder zur Geschichte.

Fräulein von la Valiere war zwar immer die Sultanin; allein der König bemühte sich doch um die Prinzessin von Monaco, Tochter des Marschall von Grammont. Peguillain, ihr Vetter, nachher unter dem Nahmen Graf von Lauzün berühmt, hatte, so lange sie Mädchen war, bei ihr in Gunst gestanden. Er wohnte damals mit ihr in dem Hause Grandemont, wo der Marschall ihn wie seinen Sohn behandelte. Er war noch sehr in sie verliebt, als sie schon mit dem König gut stand, mit dem er über Frau von Monaco in so trotzigen und übermüthigen Ausdrücken sprach, daß er in die Bastille geschickt wurde. Was, ihn zu Grunde richten konnte, wurde sein Glück. Der König, welcher sich wenig um Frau von Monaco bekümmerte, bekam alsdenn eine so große Meinung von Peguillain, daß er ihm zu dem machte, was man in der Folge sehen wird. Er ließ im Gefängniß seinen Bart wachsen. Und da er ein vortrefflicher Schauspieler war, was man aber noch nicht wuste; so gelang es ihm, den König seine Verzweiflung und zugleich seine Liebe für ihn recht lebhaft darzustellen.

Während der König noch mit der Frau von Monaco beschäftigt war, fieng Frau von Montespan an, sich mit ihm zu beschäftigen. Sie besaß Gewandheit genug, einen doppelten Zweck zu verfolgen. Der eine bestand darin, die Königin von ihrer außerordentlichen Tugend zu überzeugen; deswegen empfing sie alle 8 Tage das h. Abendmahl in ihrer Gegenwart. Der andere, sich bei dem Fräulein von la Valiere so sehr einzuschmeicheln, daß sie beständig mit ihr zusammen war. Dadurch erreichte sie, immer in der Gesellschaft des Königs zu seyn, und wandte alles an, um ihm zu gefallen. Dieß mußte ihr leicht gelingen, da sie sehr viel, und die la Valiere sehr wenig Geist hatte. Auf diese Art brachte sie den Sommer 1666 in Fontainebleau zu. Der

Graf

Graf von St. Pol, der jüngere Sohn des Herzogs von Longuevilles, der von seinen Reisen zurückgekommen war, wurde dort zuerst bei Hof eingeführt. Er war ein sehr geistreicher, junger Prinz, und in einem Alter von 17 Jahren ausgebildet, vorsichtig und zu allem fähig, wie ein Mann von 30 Jahren. Die Schönheit und der Verstand der Frau von Montespan machten auch auf ihn, so wie auf viele andere, unter die auch ich unklugerweise gehörte, einen starken Eindruck. Diese Frau, welche die Absicht hatte, die Königin von ihrem unbescholtenen Lebenswandel zu überzeugen, und den König zu bereden, sie denke nur an ihn, machte sich täglich beym Schlafengehen der Königin, wo auch der König zugegen war, über ihre Liebhaber lustig, und erzählte, was ihr ein jeder von ihnen gesagt hatte. Ich erfuhr es wieder, und da ich zu bemerken glaubte, daß der König selbst Absichten auf sie hatte; so zog ich mich schnell und auf eine gute Art zurück. Ihre andern Liebhaber thaten dasselbe. Im folgenden Winter zweifelte niemand mehr, daß sie ihren lang beabsichtigten Zweck erreichen würde. Lauzün mischte sich auch in diese Angelegenheit; die Verläumdung streuete sogar aus, Madame von Montausier sey dazu behülflich gewesen. Wie dieß auch war: die Leidenschaft des Königs für sie wurde bei der Reise, welche die Königin im Jahr 1667 nach Flandern machte, völlig bekannt.

Nachdem ich von der Liebe gesprochen habe, ist es Zeit, auch von dem Krieg zu reden. Dieser, welcher sich auf die Rechte der Königin gründete, wurde mit mittelmäßigen Kräften unternommen; allein durch die Schwäche der Feinde, gelang es dem König eine Menge Städte zu erobern, und er würde noch mehr erobert haben, wenn er seine Siege nicht zweimal unterbrochen

hätte,

hätte, um die Königin, oder vielmehr Frau von Montespan, wiederzusehen.

Herr von Türenne, der General von der Armee des Königs, glaubte diesem jungen Prinzen, der in den militairischen Verrichtungen thätig und pünctlich war, eben so viel Neigung für die Kriegskunst einflößen zu können, als er selbst hatte, und hoffte dadurch eine Herrschaft über ihn zu erhalten, und sich an den Ministern zu rächen, weil sie ihm so wenig Achtung bezeugt hatten. In dieser Hoffnung behandelte er sie, so wie die ältesten Hofleute, unter denen der größte Theil auch wirklich der Achtung unwerth waren, mit vielem Stolz. Indessen hätte er doch einige mehr schonen sollen. Denn sein Betragen war Schuld, daß die Minister, nachdem der König im folgenden Winter die Franche-Comté erobert hatte, im Frühjahr den Friedensschluß von Aachen beschleunigten, wodurch den Spaniern diese Provinz wieder zurückgegeben wurde. Sie ließen uns dagegen kaum etwas mehr, als die in Flandern eroberten Festungen. Die Allianz, welche Holland, England und Schweden gegen uns machte, berechtigte die Minister, auf den Frieden zu dringen. Sie hätte uns jedoch nicht hindern können, große Eroberungen zu machen, und vielleicht Flandern wegzunehmen. In diesen letzten Zeiten schien es, als ob man bloß aus Laune, und nicht aus soliden Gründen Krieg führe, und eben so auch den Frieden schließe, ohne irgend eine andere Ursache, als weil man des Krieges müde war. Daher kam es, daß Frankreich nach so viel siegreichen Schlachten, eroberten Städten und fortwährendem Glück, doch fast in dem nämlichen Zustand blieb, als es vor dem Anfang des Krieges gewesen war, nur daß es mehr erschöpft war, und mehr Feinde gegen sich hatte. Die Ruhe des Friedens ließ dem König genug Zeit, seinen

Lieb-

Liebschaften und seinen Hang zum Bauen und zur Errichtung der Springbrunnen zu folgen. Er wendete unermeßliche Summen auf, um Wasser nach Versailles zu leiten, wo keines war, zerstörte mehre mal, was er gebaut hatte, und der Zustand seiner Unterthanen wurde während des Friedens, welcher nur bis zum Jahr 1672 dauerte, um nichts erleichtert.

Der Krieg wurde aufs neue wieder angefangen, und hatte keinen andern Zweck, als Holland zu demüthigen, weil ein Holländischer Zeitungsschreiber sich Unverschämtheiten erlaubt hatte. Ausser dem hatte Louvois, der Kriegs-Staats-Secretair, Sohn von Tellier, noch die Absicht dabei sich geltend zu machen, und seinen Feind Colbert dadurch, daß er unermeßliche Summen verschaffen mußte, in Verlegenheit zu setzen. Dieser Krieg wurde anfangs mit Carl dem II., König von England, unternommen, welcher auch, jedoch mit mehr Grund, als wir, die Holländer demüthigen wolte. Er griff in ihnen die natürlichen Feinde des englischen Handels an; wir hingegen eine Nation, deren Handel und Allianz uns vortheilhaft war.

Um unsere zahlreichen Armeen bis nach Holland zu bringen, mußten wir am Niederrhein Magazine anlegen. Wir mußten zu diesem Endzweck den Churfürsten von Cölln für uns gewinnen. Dieß geschah durch den Beistand des Herrn von Fürstenberg, Bischoffs von Straßburg, der diesen Fürsten beherrschte. Man gab diesem Bischoff viel Geld. Die Unterhandlungen wurden dem Grafen von Chamilly aufgetragen, der lange Zeit bei dem Prinzen in Dienst gestanden, und damals Generallieutenant der Königlichen Armee war. Er hatte Muth, Verstand und ausserordentlich viel Ehrgeiz, brachte auch sein Geschäft in kurzer Zeit zu Ende. Um sich

bei dem Minister gefällig zu machen, schrieb er an den König, nur Herr von Louvois könne die Sache vollends ins Reine bringen. Des Erfolgs gewiß, reiste Louvois nach Kölln, und hatte das Vergnügen, gleich nach seiner Ankunft den Tractat zu unterzeichnen, nach welchem der Churfürst von Kölln dem König Rüys und Kaiserswert übergab.

Man hatte schon starke Magazine daselbst angelegt, und die Gendarmerie, auch ein Theil der leichten Cavallerie, nahmen dort ihre Winterquartiere. Ich brachte mit der Compagnie der Gensd'armes des Dauphin den Winter 1671 und 1672 nahe bei Kölln zu, von wo aus wir öfters diese Stadt besuchten. Ich machte dort genaue Bekanntschaft mit dem Marquis von Grana, der sich in Geschäften des Kaisers dort aufhielt, und mit dem Päpstlichen Nuntius, Herrn Bonvisi, welcher nachher Cardinal wurde. Beide waren Männer von ausserordentlichem Geist, die uns bald darauf viele Feinde machten. Der Marquis von Grana, nachheriger Gouverneur der Niederlande, wollte selbst bei unsern ersten Angriffen zugegen seyn.

Im Frühjahr griff der König vier Festungen zugleich an, und eroberte sie alle vier in acht Tagen. Dieß brachte einen großen Schrecken unter die feindlichen Truppen, die zwar aus ziemlich guten Soldaten bestunden, aber von Officieren angeführt wurden, die nichts verstunden, und meistens Söhne oder Verwandte von den Bürgermeistern der Holländischen Städte waren.

Nach diesen ersten Eroberungen rückte der König mit der Armee, welche der Prinz Condé commandirte, gerade nach Yssel, und ließ die Seinige dem Herrn von Türenne, der drei Meilen hinter ihm stund. Zum Un-

glück

die Franken den Kürzern zogen, indem sie außer vielen Pferden, sechzig Mann auf dem Platze verlohren, und zwey ihrer edelsten Ritter in die Gefangenschaft geriethen. Zwey andere Ritter traten freywillig zu uns herüber. Den folgenden Tag ließ der König seine Beschwerden wegen diesem Vorfall bey Almalich Aladil anbringen, und ihn um eine mündliche Unterredung ersuchen. Denn die Franken waren eigentlich durch die Araber in einen Hinterhalt gelockt worden.

Hundert acht und zwanzigstes Kapitel.

Zusammenkunft Aladils und des Königs.

Den achtzehnten Sjawal kamen beyde unter einem großen Nubischen Zelte zusammen. Aladil hatte so kostbare Geschenke mitgenommen, als sie ein König dem andern zu geben pflegt. Denn an Glanz und Freygebigkeit gab er keinem etwas nach. Sie vergnügten sich hier miteinander bey einem eben so fröhlichen als delicaten Mahle, und schieden unter gegenseitigen Versicherungen fester Freundschaft und Liebe von einander.

Hundert neun und zwanzigstes Kapitel.

Der König von England wünscht den Sultan selbst zu sprechen.

Der König ersuchte den Aladil, ihm zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Sultan behülflich zu seyn: seine Bemühung aber war vergebens. „Wenn Könige, ließ Saladin antworten, mit einander zusammenkommen, so dürfen sie hernach nicht mehr sich bekriegen; folglich müssen alsdann schon ihre Streitigkeiten abgethan seyn. Ferner müssen sie auch nur

über

glück machte der Generallieutenant, Graf von Guiche, ein
Liebhaber von ungewöhnlichen Dingen, der in Pohlen die
Tataren über den Fluß hatte schwimmen sehen, den Vor-
schlag, auf dieselbe Art bei Tolhuis über den Rhein zu
gehen. Er behauptete, es sey eine Furth da; allein
dieß war nicht. Einige Leute ertranken, und einige
wurden von einem auf der andern Seite des Ufers ste-
henden Eskadron erschossen. Nach diesem Uebergang
rückte der Herzog und Herr von Longueville vor, und
da sie den Feind vor sich sahen, nahmen sie den Prin-
zen mit sich. Als sie einige Eskadrons zurückgetrieben
hatten, kamen diese Herren und mehrere andere an ei-
ne Barriere, die von einem Bataillon vertheidigt war,
welches anfangs die Waffen strecken wollte; als aber
einer von ihnen schrie: Kein Quartier! gaben sie so
zu rechter Zeit Feuer, daß Herr von Longueville getöd-
tet, Herr von Marsillac aber und der Prinz selbst ver-
wundet wurden. Nogent, Guitry, Brouilly, Thau-
von, nebst einigen andern, waren schon vorher umgekom-
men, und der Graf von Lasalle, von Saulx, Revel,
zu Mesnil fast lauter Freiwillige, waren bei dieser
Gelegenheit verwundet worden. Man that alles, was
befohlen wurde, um in die Insel Betaw einzudringen;
allein die Wunder des Prinzen vereitelten die Plane für
diesen Feldzug. Herr von Turenne übernahm das Com-
mando über die Armee des Prinzen, und rückte gerade
nach Arnheim vor, welches sich ergab, noch ehe wir den
Fluß passirt hatten. Der Graf von Plessis wurde da-
selbst durch einen Kanonenschuß getödtet. Man deta-
chirte den Marquis von Rochefort, welcher so schnell
als möglich Münden besetzen, und sich der Schleusen
bemächtigen sollte. Wenn er es gethan hätte; so wä-
re Holland verloren gewesen, denn Amsterdam war schon
auf dem Punct, dem König die Schlüssel der Stadt
zu übergeben. Allein dieser sonst tapfere General war

zu

zu furchtsam, und marschirte mit zu vieler Vorsicht, aber nicht schnell genug. Er ließ den Feind Truppen in Mühden werfen, welche die Schleusen öffneten, und sich durch die Ueberschwemmung retteten. Nach diesem verfehlten Coup nahm Herr von Türenne Nimwegen und die Festung Schenk weg. Der König nahm Doesburg, und Monsieur Zütphen. In der Folge lagerten sie sich bei Utrecht, welches die Thore öffnete. Peter Grotius wurde von Seiten der Staaten mit annehmlichen Vorschlägen dahin abgeschickt, denen man aber kein Gehör gab. Der König von England sandte den Herzog von Boukingham als Friedensunterhändler dahin ab; denn er wollte zwar wohl die Holländer demüthigen, aber er wünschte nicht, daß Holland in unsere Hände kommen sollte, und dieß war jetzt auf dem Punct zu geschehen.

Während der Conferenzen veränderten sich die Umstände gänzlich in Holland. Die Herren Wit wurden bei einem Volksauflauf, und, wie man glaubt, auf Befehl ihres Feindes, des Prinzen von Oranien, ermordet. Von diesem Augenblick an führte dieser die Geschäfte, feuerte den gesunkenen Muth dieser Republik wieder an, und wollte nichts mehr von einem Frieden hören. Er bewies, was einer unserer Dichter sagt: Die starken Seelen erhalten ihren Werth nicht erst durch die Anzahl der Jahre.

Er wurde zum Statthalter ernannt, und ausser dem Frieden von Nimwegen, den die Staaten gegen seinen Willen schlossen, unterwarfen sie sich, so lange er lebte seinem Rath oder vielmehr seinen Befehlen. Alle Friedensunterhandlungen waren nun abgebrochen, der König gieng nach Frankreich zurück, und ließ unter dem Commando des Herzogs von Luxemburg viele Truppen in Holland. Er hätte schnell und ohne Schwierigkeiten

rigkeiten in das Spaniſche Flandern, das von Truppen und Geld entblößt war, einfallen, und ſich deſſen bemächtigen können; allein er begnügte ſich, es als Reiſender zu paſſiren, nach Verſailles zu gehen und dort die Früchte ſeiner Kriegsthaten zu genießen. Er hatte zwar die Holländer hinlänglich beſtraft, und ihnen ſeine Macht gezeigt; in der Folge fand es ſich aber, daß er für ſeinen Staat nichts entſcheidendes gethan hatte, ob er gleich im ſtande geweſen wäre, es zu thun. Ich kann dieſen Zeitpunct in unſerer Geſchichte, der die Urſache von allen dem war, was nachher geſchah, nicht übergehen, ohne die Bemerkung zu machen, daß ein Staat nie gegen gewiſſe Hauptvortheile handeln müſſe, wenn er nicht entſchloſſen ſey, die Sache aufs äuſſerſte zu treiben, und Wahrſcheinlichkeit vorausſehe, die Macht, welche er angreift, gänzlich zu ſtürzen. Wir haben nie im Sinn gehabt, Holland zu erobern, ſondern es zu züchtigen. Eine ſchlimme Abſicht! Denn wir haben Furcht und Haß in die Herzen der Völker gebracht, die durch ihren eigenen Vortheil unſere natürlichen Alliirten waren, und dieß haben wir ſo weit getrieben, daß ſie ihr Vermögen verſchwendet und ihre Freiheit aufs Spiel geſetzt haben, um uns zu unterdrücken.

Wir waren die Urſache, daß ſie ſich einem Oberhaupt übergeben haben, welches ſie zu Soldaten machte, und daß eine Republik, die in ihrem damaligen Zuſtand uns nie gefährlich werden konnte, jetzt unſer mächtigſter Feind geworden iſt, ohne welchen alle übrigen nicht im Stande wären, uns zu widerſtehen. Wenn man, anſtatt ſie anzugreifen, ſie vielmehr eingeſchläfert hätte; ſo würden wir in Europa alles haben thun können, was wir gewollt hätten.

Wenn die Unternehmung dieſes Kriegs ſchon in ihren Principien fehlerhaft war, ſo war ſie es noch weit

mehr in der Ausführung. Denn als uns das Glück günstig war, als alle Festungen sich ergaben, und wir dreyßig tausend Gefangene gemacht hatten, hielten wir uns bei jedem Schritt auf. Anstatt mit der ganzen Armee oder doch mit einem großen Theil nach Muyden, einem so wichtigen Platz, vorzudringen, begnügte man sich, Rochefort mit 500 Mann Cavallerie hinzuschicken, dem die Ausführung mißlang. Der König hielt sich damit auf, die Festungen an der Yssel wegzunehmen, während er ins Innere von Holland, das noch nicht überschwemmt war, hätte eindringen sollen.

Es beliebte ihm, Friedensvorschläge anzuhören, in einem Zeitpunct, wo es nur von ihm abhieng, das Land und bald nach diesem auch Spanisch-Flandern in Besitz zu nehmen. Auch war es sehr übel gethan, daß man 27000 Kriegsgefangene, für 2 Thlr. den Mann, zurückgab, und im Monat August mit den auserlesensten Truppen zurückgieng. Man wird hierauf antworten: Aus dem Erfolg sieht man leicht, was man hätte thun sollen! Allein worin bestünde denn der Unterschied zwischen einem Verständigen und Unverständigen, wenn jener nicht lange vorher voraussähe, was dieser erst hinten nach sieht? Es blieb auch noch ein anderer Ausweg, nachdem es mit Holland fehlgeschlagen hatte; nehmlich mit aller Macht in Spanisch-Flandern einzufallen.

Dieß wäre zwar nicht großmüthig, aber nach einer gesunden Politik vielleicht nöthig gewesen. Alle diese eben angeführten Fehler wurden für uns in der Folge nicht so nachtheilig, als sie es werden konnten; allein unsere Feinde haben doch große Vortheile daraus gezogen. Wir haben die erlangte Herrschaft über Europa verloren, und haben mit unsern Bemühungen nichts weiter erreicht, als die Welt gegen uns zu verbinden,

binden, und uns mehr haſſenswürdig, als furchtbar zu machen.

Durch die ſchnellen Eroberungen, welche der König in Holland gemacht hatte, wurde der ganze übrige Theil von Europa aus ſeinem tiefen Schlummer geweckt. Weder die Holländer noch andere Völker konnten ſich vorſtellen, daß der König in 3 Monaten Holland erobern würde. Uebrigens hielt Holland für die Urſache davon, daß man die Rathſchläge des Holländiſchen Penſionnairs, Herrn von Witt, der durch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes ſich zum Herrn dieſer Republik gemacht hatte, nicht befolgt hatte. Dieſer ſcharfſichtige Mann hatte, noch ehe der König zu Felde gezogen war, den Staaten vorgeſchlagen, Ruys anzugreifen, und alle Magazine zu verbrennen; dadurch wären wir auſſer Stand geſetzt worden, mit ihnen einen Krieg anzufangen. Daß die Staaten dieſem Rath nicht folgten, brachte ſie ihrem Verderben ſo nahe, und koſtete dem, welcher ihn gegeben hatte, das Leben, weil er ihn nicht durchſetzen konnte.

Der übrige Theil des Jahrs 1672 vergieng mit Unterhandlungen zwiſchen dem Kaiſer, Spanien, den deutſchen Fürſten und Holland, die ſich gegen das Ende des Jahrs 1673 vereinigten, um uns in Ordnung zu bringen.

Der König von England allein wollte uns durchaus nicht den Krieg erklären, obgleich der Prinz von Oranien und das Parlament unaufhörlich darauf drangen, und unglücklicherweiſe Madame, die Herzogin von Orleans, ſeine Schweſter, die er zärtlich liebte, ſeit dem Jahr 1670 geſtorben war; nicht ohne Verdacht der Vergiftung. Bei dieſer Veranlaſſung halte ich für nöthig, über dieſen Verdacht und einige Hof-

Intriquen, während der Friedensjahre vor dem holländischen Kriege ein Wort zu sagen.

Madame Heinriette Stuart, Schweſter Karls des II., König von England, mütterlicher Seite, Enkelin von Frankreich, eine der Töchter Heinrich des IV., hatte ſich, wie ich ſchon angegeben, mit Philipp von Frankreich, dem einzigen Bruder des Königs, vermählt. Dieſer ſchöne junge Prinz liebte die Vergnügungen, und fieng damit an, in ſeine Gemahlin verliebt zu ſeyn, die, obgleich etwas verwachſen, mit allen geiſtigen, und ſogar auch körperlichen Reizen ausgeſchmückt war. Allein die heftige Leidenſchaft dieſes Prinzen, der nicht beſtimmt war, nur die Frauen zu lieben, dauerte nicht lange, und wiewohl er ſein ganzes Leben hindurch vielen Umgang mit dem ſchönen Geſchlecht hatte; ſo zweifle ich doch, daß er eine andere Neigung gehabt hat. Eiferſucht trat an die Stelle der Liebe zu ſeiner Gemahlin, und bei einer jungen Prinzeſſin, die von jedermann angebetet wurde, und obgleich, wie ich glaube, tugendhaft, doch ein wenig coquett war und ſich gern huldigen ließ, konnte es hierzu nicht an Veranlaſſungen fehlen. Auch wollte dieſe ehrgeizige Prinzeſſin nicht allein ihren Gemahl, ſondern auch den ganzen Hof beherrſchen, wenn ſie es gekonnt hätte.

Es war ihr ſehr unangenehm, daß es ihr nicht gelang, auch den König und Monſieur zu beherrſchen. Bei erſterem war ihr Fräulein von la Valiere, ſeine Maitreſſe, und nachher Frau von Montespan, im Wege, und bei Monſieur ſein neuer Günſtling, der Chevalier von Lothringen.

Der Biſchoff von Valence, erſter Beichvater bei Monſieur, und Frau von St. Chaumont, die Gouvernantin ſeiner Kinder, ſpornten ſie an, aus allen Kräf-

ten

ten gegen den Chevalier von Lothringen zu agiren; allein sie sahen bald ein, daß es ihnen nicht gelingen würde, ihn durch Madame beym König zu stürzen, ob sie gleich durch Herrn von Türenne darin unterstützt wurde. Dieser spielte bei dieser Gelegenheit für einen Mann von seinem Gewicht und Charakter, dem der König überdieß kürzlich seine Absicht, die Holländer zu demüthigen, und ihnen den Krieg zu erklären, mitgetheilt hatte, eine sonderbare Rolle. Sie hielten daher zur Ausführung ihres Plans für nöthig, Carl den II., König von England, der seine Schwester zärtlich liebte, darein zu verwickeln. Der englische Gesandte, Milord Montaigu, ein Freund von Madame, der ihr gern mehr Einfluß verschaffen wollte, beredete den König, es könne zur Unterhandlung dieser Angelegenheit niemand geschickter seyn, als sie. Von dieser Zeit an änderte der König sein Betragen gegen Madame, die er sonst oft vernachläßigt hatte, gänzlich, und sie wurde auf einmal die Mächtigste am Hof. Es entstand zwischen ihr und Herrn von Türenne, der, wie ich schon gesagt habe, um dieses Geheimniß wußte, eine enge Freundschaft. Er war täglich bei ihr, wo er die Marquisin von Coaquin, Schwester von Frau von Soubise, und damals die Günstlingin von Madame, sah, die zwar nicht zu den schönsten, aber doch zu den reizendsten jungen Frauen gezählt werden konnte. Weder die Jahre noch die Klugheit konnten diesen großen Krieger abhalten, sich in sie zu verlieben, und seine Schwachheit gieng so weit, daß er ihr sogar das Staatsgeheimniß anvertraute.

Monsieur bemerkte mit Verdruß, daß seine Gemahlin, mit der er nicht zufrieden war, viel Einfluß auf den König bekommen hatte, und zweifelte nicht, sie müsse irgend eine wichtige Angelegenheit haben; wor-

in aber dieſe beſtehe, konnte er nicht ergründen, bis ſein Günſtling, der Chevalier von Lothringen, ihm auf den Punkt half. Dieſer war der geiſtreichſte und liebenswürdigſte junge Mann am Hofe. Er fieng an, der Frau von Coaquin die Cour zu machen, die ihm auch nicht lange widerſtand. Sie entdeckte ihm die Plane, welche Madame hatte, und das vom Herrn von Türenne ihr mitgetheilte Staatsgeheimniß.

Monſieur wurde ſehr aufgebracht über ſeine Gemahlin, beklagte ſich bei dem König über die unwürdige Art, mit der man ihn behandle, und erklärte ihm, daß er alles wiſſe, was man ihm habe verbergen wollen. Es war leicht zu errathen, von wem er es erfahren hatte, und Herr von Türenne gerieth in die äußerſte Verlegenheit, als ihm der König ſeine Schwachheit, die er für Frau von Coaquin gehabt, vorwarf. Er ſchämte ſich dieſer Schwachheit ſein ganzes Leben hindurch. Der Herr Chevalier von Lothringen hat mir erzählt, daß, als er lange Zeit nachher, da er ſchon völlig mit Herrn von Türenne verſöhnt geweſen, einmal über dieſe Begebenheit mit ihm habe ſprechen wollen, er ihm geantwortet habe: „Ich will über dieſe Sache mit Ihnen reden, wann Sie wollen; nur müſſen die Lichter ausgelöſcht werden.“

Seit dieſer Entdeckung behandelte Monſieur ſeine Gemahlin ſehr übel; ſie ſprachen nie mit einander, und wer zu der Parthei des Einen gehörte, wurde von der Andern gehaßt. Dieß diente dem König zum Vorwand, den Chevalier von Lothringen, als Urheber dieſer Mißhelligkeiten, arretiren zu laſſen. Er wurde anfänglich nach Pierre-Encize, und in der Folge in das Schloß von If geſchickt. Sein Freund, der Marquis von Villeroi, wurde nach Lion verwieſen, ſo wie auch ſein Bruder, der Graf von Marſan.

Mon-

Monsieur war sehr erbittert, und zog sich nach Villiers-Coterets zurück, wohin ihm seine Gemahlin folgen mußte. Herr Colbert wurde einigemal dahin abgeschickt, um ihn zurückzubringen, und nachdem er ihm das Versprechen gebracht, der Chevalier von Lorraingen sollte in Freiheit gesetzt werden, aber nach Rom gehen, kam Monsieur, wiewohl über seine Gemahlin unzufriedener als je, an den Hof zurück. Endlich machte sie mit dem König eine Reise nach Flandern, und ging von da nach England, wo sie mit ihrem Bruder den Vertrag schloß, Holland anzugreifen. Der Herzog von Montmouth, ein natürlicher Sohn Carl des II., einer der schönsten Männer, der vor nicht langer Zeit eine Reise nach Frankreich gemacht hatte, gab Monsieur während dieser Reise viel Anlaß zur Eifersucht. Allein Madame, welche damals die Vermittlerin zwischen zwei Königen war, wovon der eine sie liebte, und der andere ihr gewiß war, weil er sie nöthig hatte, achtete wenig darauf. Sie kam nach St. Cloud zurück, um die schöne Jahreszeit und den Umgang ihrer Freunde, nämlich des Herrn von Türenne, des Herzogs von Rochefaucault, der Frau von la Favette, Croisville, und mehrere andere, zu genießen. Ob ich gleich nicht zu ihren Vertrauten gehörte, so nahm sie doch meine Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten mit vieler Güte an. In diesem blühenden Zustand, nachdem sie einige Bäder in dem Fluß genommen hatte, trank sie eines Tages nach dem Mittagessen ein Glas Wasser, worauf sie heftige Leibschmerzen bekam, die bis in die Nacht anhielten, das ihre letzte war. Sie starb mit aller möglichen Standhaftigkeit und Frömmigkeit. Ein solcher Tod mußte natürlich zu einem Verdacht der Vergiftung Anlaß geben

Das gute Vernehmen der beiden Könige, welche die Ausführung ihrer Plane verfolgten, wurde hier-

durch nicht gestört; so gewiß ist es, daß Könige nicht so denken und sich bestimmen lassen, wie andere Menschen. Der Tod dieser Prinzessin wurde unendlich beklagt. Troisville, welchen ich an demselben Tage von St. Cloud wegbrachte, und die Nacht bei mir behielt, um ihn seinem Schmerz nicht zu überlassen, entfernte sich von der Welt, und widmete sein ganzes Leben der Gottesfurcht. In dieser Prinzessin verlor der Hof die einzige Person von ihrem Rang, die fähig war, das Verdienst zu lieben und auszuzeichnen. Nach ihrem Tode gab es am Hofe nichts als Spiel und Verwirrung und Rohheit der Sitten.

Einige Jahre vorher hatte sich der Graf von Lauzün, vormals Peguillain, jüngerer Sohn aus dem Hause Chaumont, bei Hofe sehr in Ansehn gesetzt. Er war der unverschämteste kleine Mann, welcher seit einem Jahrhundert existirt, und doch durch Frau von Montespan, deren Vertrauter er war, und durch sein kriechendes, schmeichelndes, unterwürfiges Wesen sich zum Herrn des Hofs gemacht hatte. Er bot Louvois, dem unverschämtesten Minister damaliger Zeit, die Spitze; denn Colberts Ansehen fieng ohnehin an zu sinken.

Lauzün stand auf seiner höchsten Stufe. Dieß gab ihm Hoffnung, die Hand der Fräulein von Montpensier zu erhalten, welche eine leibliche Cousine des Königs, Tochter des verstorbenen Gaston von Frankreich, Herzogs von Orleans, war, 6 bis 7 mal hundert tausend livres Einkünfte besaß, sich erst mit dem König und dann mit Monsier zu vermählen dachte, und Königen und Fürsten ihre Hand abgeschlagen hatte. Ich muß gestehen, in diesem Zeitpunkt sind die sonderbarsten, um nicht zu sagen lächerlichsten, Dinge dieses Jahrhunderts vorgefallen; denn diese Geschichte war

es

über Sachen von der äußersten Wichtigkeit eine persönliche Zusammenkunft veranstalten. Wir Beyde können uns ohnehin nicht anders als durch Hülfe eines treuen Dollmetschers unterreden. Dieser mag also so lange hin und hergehen, bis wir mit einander völlig einig sind; dann aber wollen wir gewiß eine recht freundschaftliche Zusammenkunft halten."

Der König bewunderte diese Antwort, die ihn zugleich völlig überzeugte, daß er zu seinem Zweck nicht eher gelangen werde, als wenn er sich zu den Forderungen des Sultans bequemte.

Hundert und dreyßigstes Kapitel.

Der Fürst von Sidon wird dem Sultan vorgestellt.

Den 19ten Sjawal wurde der Fürst von Sidon nebst seinem Gefolge im Zelte Saladins herrlich bewirthet. Nach aufgehobener Tafel verlangte jener, daß itzt der Bund mit dem Markgrafen, dem er und noch viele andere fränkische Große beytreten würden, zu Stande gebracht werden möchte. Der Sultan aber verschob dieß Geschäffte noch auf einige Zeit.

Hundert ein und dreyßigstes Kapitel.

Humfreds Sohn, ein Mann von hohem Stand und Geschlecht, Gesandter des Königs von England.

Ein andrer Gesandte des Königs, wurde in Begleitung eines Greises, der 120 Jahre alt soll gewesen seyn, vor den Sultan geführt, und that ihm folgenden Antrag: „So spricht der König: ich wünsche Eure Freundschaft und Liebe. Ihr habt versprochen, diesen am Meer gelegenen Strich Landes eu-

es im höchsten Grade. Fräulein von Montpensier wurde Lauzun leidenschaftlich ergeben; ich glaube diesem mehr, weil er der Liebling des Königs war, als wegen seiner liebenswürdigen Eigenschaften, die weder bedeutend noch mannigfaltig waren. Wie dieß auch sey; er wußte seine Sachen so klug zu leiten, und brachte sie so weit, daß die ganze Welt erstaunt war, als der Herzog von Montausier und die Marschallin von Albret eines Tages bei dem König um die Hand des Fräuleins für ihn warben. Nicht allein als Verwandte und Freunde von Lauzún, sondern gleichsam als Abgesandte des Französischen Adels, der es, wie sie sagten, für eine große Ehre und Gnade halten würde, wenn der König erlauben wollte, daß ein bloßer Edelmann sich mit einer Prinzessin von diesem Rang verbinde. Sie führten zugleich mehrere Verbindungen dieser Art aus der Geschichte an. Der König, welcher schon vorbereitet war, seinem Günstling alles zu gewähren, nahm sie gnädig auf, und bewilligte die Wünsche des Fräuleins. Die liebetrunkene Prinzessin und der in Eitelkeit berauschte Lauzún glaubten, ihren Angelegenheiten stehe nichts mehr im Wege, und letzterer war unbesonnen genug, seine Vermählung einige Tage aufzuschieben, um sie in aller Form, und mit allem Prunk, wie es seiner Eitelkeit angemessen war, und ganz so, als ob er sich mit seines gleichen verbände, zu vollziehen. Während dieser kurzen Zeit aber erhob sich das ganze königliche Haus, die Minister und der ganze Hof gegen diese Verbindung. Die Königin selbst, die sich sonst in nichts mischte, sprach bei dem König heftig dagegen; noch mehr Monsieur, auch der Prinz machte ihm, in aller Ehrfurcht, Vorstellungen, die Eindruck machten. Von der andern Seite verzögerte es der Erzbischoff von Paris unter irgend einem Vorwand, sie feierlich zu vermählen. Dieß hatte le Tellier

und Louvois, Lauzüns erklärte Feinde, bewirkt. Die ganze Sache aber wurde durch Madame Scarron völlig abgebrochen; eine Frau von viel Verstand, welcher Frau von Montespan die Aufsicht über ihre Kinder, die sie vom König hatte, übergeben hatte, und die damals ihre vertrauteste Freundin war. Madame Scarron zeigte der Frau von Montespan, welche schlimme Folgen es für sie haben müßte, wenn sie Lauzüns Angelegenheit unterstützte, und daß die königliche Familie und der König selbst ihr einst Vorwürfe machen würden, ihn zu diesem Schritt verleitet zu haben. Kurz, sie brachte es dahin, daß sie, welche die Sache allein ins Werk gesetzt hatte, sie auch wieder zerstörte, und daß Lauzün und das Fräulein nach Verfluß von drei Tagen Befehl erhielten, zu ihrer Verbindung keinen Schritt weiter zu machen. Dieser Schlag stürzte Lauzüns ganzes Glück um, und brachte das Fräulein in Verachtung. Als diese Verbindung erklärt wurde, fand man sie ungewöhnlich, aber als sie wieder zurückgieng, wurde sie lächerlich. Der König verbot dem Fräulein selbst, nicht mehr daran zu denken, und bot Lauzün als Entschädigung alle mögliche Güter und Würden an; allein der aufgebrachte Günstling schlug beides aus.

Da diese Begebenheit in ganz Europa Aufsehn gemacht hatte; so ließ der König ein Circular-Schreiben an alle Gesandten ergehen, das sie bei ihren Höfen vorzeigen sollten. Es enthielt die Gründe, warum er anfangs die Vermählung zugegeben, und in der Folge verboten habe. Einige sagten, von Lionne habe diesen Brief aufgesetzt; andere behaupteten, er habe ihn bloß im Beyseyn des Königs copirt. Wie dem auch sey, der Brief wurde gedruckt, herumgeschickt und machte die Sache im höchsten Grade lächerlich. Lauzün, war so sehr über Frau von Montespan aufgebracht,

bracht, daß er ſogar in Gegenwart des Königs ſich die größten Schmähungen gegen ſie erlaubte. Von dieſem Augenblick an beſchloß dieſe Frau ſeinen Untergang, der auch bald erfolgte.

Wenige Tage, nachdem dieſe Vermählung aufgehoben war, kam ich von Languedoc zurück, und traf Herrn von Lauzün zu St. Germain bei einer meiner Verwandtinnen, mit der er gut ſtand. Er fragte mich, ob ich ihn nicht wegen ſeines Unglücks beklagt hätte, ſprach über Frau von Montespan mit ſo viel Wegwerfung und Verachtung, und konnte ſich ſogar nicht im Zaum halten, daß ich zu einer von meinen Freundinnen, die auch Lauzüns Freundin war, da ich ſie in Paris beſuchte, weil ich in ſie ſeit einigen Jahren verliebt war, damals ſagte: Ihr Freund Lauzün iſt ein verlorner Mann, und wird nicht 6 Monate mehr am Hofe ſeyn. Ich hatte mich nicht geirrt; nach Verfluß von drei oder vier Monaten wurde er zu St. Germain arretirt, und nach der Feſtung Pignerol geſchickt, wo er über 10 Jahre gefangen ſaß. Viele glaubten, dieß ſey geſchehen, weil er ſeine Vermählung mit dem Fräulein gegen den Befehl des Königs vollzogen hätte. Der größte Theil aber hielt Frau von Montespan, die dem König geſagt hatte, ſo lange Lauzün in Freiheit ſeye, ſtände ihr Leben in Gefahr, für die einzige Urſache ſeines Unglücks. Dazu kam noch, daß Louvois, ſein tödtlichſter Feind, alles anwandte, ihm zu ſchaden, und ihn auch wirklich in das ſchrecklichſte Gefängniß brachte.

Ich wende mich nun zu der Geſchichte von drei Männern, die in dieſer Zeit, gegen den Willen der Miniſter, großes Glück machten. Der erſte war Bellefonds, der ſich ſeit den Zeiten des Cardinals Mazarin ſehr bei dem König in Gunſt ſetzte; denn damals vernachläſſigte jedermann, ihm den Hof zu machen. Ihm

trug der König auf, in den letzten Tagen des Cardinals ihm genaue Nachricht von seinem Befinden zu geben, und frug ihn mehrereimal: Ist es vorbei? Bellefonds hatte einen unbegrenzten Ehrgeiz, und liebte, einen besondern und ungewöhnlichen Weg zu gehen. Er besaß zwar ziemlich viel gründlichen Verstand, der sich aber nicht auf die angenehmste Weise äußerte, und quälte sich mit närrischen Einbildungen. Er affectirte Muth, Ehrliebe und Frömmigkeit; hatte sich aber im Kriege nie sehr ausgezeichnet, doch war er guter Gesinnungen fähig. Der König setzte anfangs viel Zutrauen in ihn, und ernannte ihn, nach Vervins Tode, zum ersten Haushofmeister, eine Stelle, die zwar nicht den höchsten Rang giebt, bei der man aber viel Zutritt zum König hat, und sich bei der Welt beliebt machen kann. Sie wurde sehr einträglich für ihn. Ausserdem leistete er dem König im Kriege noch so gute Dienste, daß er nach dem Feldzug im Jahre 1667, nebst den Marquis von Créqui und von Húmiéres zum Marschall von Frankreich ernannt wurde. Jene beiden hätten vielleicht diese Stelle noch nicht sobald bekommen, wenn man nicht Bellefonds den Marschallstab hätte geben wollen. So lange er am Hofe war, erhielt er sich, auch gegen Louvois, der nicht zu seinen Freunden gehörte; allein als er sich einmal entfernt hatte, stürzte ihn Louvois; auf welche Art, werde ich in der Folge angeben.

Der zweite, von welchem ich reden will, ist la Feuillade. Ein sehr geistreicher Narr, der beständig beschäftigt war, seinen Hof zu machen, ausserordentlich viel Scharfsinn besaß, aber doch oft seinen Zweck verfehlte. Er machte sein Glück durch seine Uebertreibungen. Am allermeisten aber trug dieß dazu bei, daß er sich der Reihe nach mit allen Ministern entzweite. Colbert war jedoch sein Freund. Uebrigens sann er Din-

ge

ge aus, die keinem andern je eingefallen wären. Er führte auf seine Kosten zweihundert Freiwillige, Edelleute aus den ältesten Häusern im Königreich, nach Candien. Einer der vornehmsten darunter war der Graf von St. Pol, damals jüngerer Sohn, nachher aber, als sein Bruder ganz verrückt wurde, Herzog von Longueville.

La Feuillade that nichts zum Vortheil der Festung, aber er machte einen gewaltsamen Ausfall, wo er einen Theil seiner Leute verlor, und kam alsdenn wieder zurück. In der Folge gieng er mit dem Marquis von Bethune nach Spanien, der ihm als Secundant dienen sollte, und foderte St. Aunai zum Zweikampf auf, weil er respektswidrig vom König gesprochen hatte. St. Aunai, der das Podagra hatte und kränklich war, läugnete die That, und machte sich über ihn lustig. Diese Don-Quixotterie gefiel jedoch dem König. Endlich fand er Mittel, sich gegen Lauzün und Louvois zu erhalten, und am Ende wurde er Herzog, Marschall von Frankreich, Obrister der Garde und Gouverneur von Dauphiné. In diesem Zustande kaufte er nach dem Tode des Marschalls von la Ferté das Hotel dieses Namens, und machte einen offenen Plaz daraus, worauf er die Bildsäule des Königs in Bronze setzen ließ, die eins der schönsten Werke dieser Zeit war. Vorher hatte er schon eine von Marmor machen lassen. Alle diese Beweise von Erkenntlichkeit haben dem König sehr gefallen. Die meisten Menschen hielten es für eine lächerliche Ostentation; allein ich für meinen Theil kann es nicht mißbilligen, daß ein Hofmann, der von seinem Herr so große Wohlthaten erhalten hat, ein solches Monument seiner Dankbarkeit hinterläßt, vorausgesetzt, daß man einem klugen Fürsten und einem Unterthanen diese Eitelkeit erlaubt.

Der

Der dritte, welcher sich der Gunst des Königs zu rühmen hatte, und der sein Haus sehr empor brachte, ist der Prinz von Marsillac, nunmehr von la Rochefaucault. Er hatte während dem bürgerlichen Krieg damit angefangen, die Waffen gegen den König zu führen, und war in der Schlacht von St. Antoine mit seinem Vater, einem Manne, der zur damaligen Zeit unter die artigsten, feinsten und geschmeidigsten gehörte, und der einer der ersten Urheber der letzten bürgerlichen Kriege war, gegenwärtig gewesen. Nachdem sie geendigt waren, suchte sein Sohn durch seine eifrigen Bemühungen den König vergessen zu machen, welche üble Gesinnungen er gegen sein Haus gehegt hatte, und dieß gelang ihm wirklich. Denn er war ein feiner Mann, der Verdienste hatte, und zu rechter Zeit seinen Verstand zu gebrauchen wußte. Solche Eigenschaften hat der König immer geliebt, obwohl er auch das Glück vieler Narren in einem hohen Grade befördert hat.

Wir wenden uns wieder zu dem Krieg vom Jahr 1672, der nur mit Holland allein anfieng, in den aber bald fast ganz Europa verwickelt wurde. Das Reich, der Kaiser und Spanien hatten zu viel Interesse, diese Republik zu erhalten, um sich nicht mit ihr zu verbinden. Kaum war der König von seinen berühmten Expeditionen zurückgekommen, als alle diese Mächte sich bereiteten, mit ihm einen Krieg anzufangen. Er konnte seine Eroberungen in dem überschwemmten Holland fortsetzen, und die Spanier hatten ihm noch nicht den Krieg erklärt. Im Anfang des Jahres 1673 glaubte er mit Recht, nichts bessers thun zu können, als Mastricht wegzunehmen, um von dieser Seite

eine

eine Communication mit dem, was er in Holland erobert hatte, zu behalten, da er keine andere hatte, als über Bonn und den Rhein. Diese konnte leicht abgeschnitten werden, sobald die Deutschen stark genug waren, sich bis nach der Stadt Kölln zu ziehen. Man machte also den Winter hindurch die zu dieser Belagerung nöthigen Vorbereitungen, und im nämlichen Winter suchte der Herzog von Luxemburg, welcher in Holland commandirte, über die gefrornen Flüsse bis ins Innere des Landes vorzudringen; allein als er mit großer Tapferkeit Woerden weggenommen hatte, konnte er wegen eingefallenen Thauwetters nicht weiter vorrücken. Auch hatte Herr von Türenne, der seine Winterquartiere in Westphalen genommen hatte, ein beträchtliches Korps Truppen daselbst. Von dem langen Feldzug und der rauhen Jahrszeit angegriffen, erhohlte er sich doch wieder vollkommen, und hatte im Frühling eine sehr schöne Armee. Unter diesen Umständen rückte man ohne Hindernisse im Spanischen Gebiet fort; man umringte Maastricht, das nicht allein starke Verschanzungen hatte, und in einem guten Zustand war, sondern worin auch eine beträchtliche Garnison lag, welche Fariaux commandirte, der sich ehemals bei der Vertheidigung von Valenciennes Ruhm erworben hatte.

Diese Unternehmung war wirklich des Königs würdig. Da es keine Armee im Felde gab, um der Festung zu Hülfe zu kommen, und die Festungswerke noch nicht in Stand gesetzt waren, so wurde sie, nach einer Action, wo beide Partheyen sich tapfer hielten, in 17 Tagen, nach eröffneten Laufgräben, erobert. Der König zeigte sich auch bei dieser Belagerung, wie gewöhnlich, tapfer, pünctlich und thätig. Allein die übertriebene Vorsicht, und der falsche Eifer, den Lou-

vois und einige Andere, zur Sicherheit seiner Person, nahmen, und die er sich gefallen ließ, thaten keine gute Wirkung bei einer Nation, die, vielleicht thörichterweise, ihren Ruhm darin sucht, der Gefahr nicht nur zu trotzen, sondern sie sogar aufzusuchen. Ich weiß wohl, daß es mit der Person eines Königs etwas anders ist. Allein wenn er andere den Gefahren entgegen führen will, so muß er selbst nicht merken lassen, daß er sie vorsetzlich vermeide, besonders wenn er selbst, wie dießmal der Fall war, auf den Ruhm eines tapfern Helden Anspruch machen will, auf den er aber nachher Verzicht that. Als Mastricht erobert war, hatte der Feldzug für den König ein Ende. Er verteilte seine Truppen in mehrere Korps. Einige davon schickte er in das Trierische zur Armee des Herrn von Türenne, der die Bewegungen der Armee beobachtete, welche der kaiserliche General en Chef, Herr von Montecuculi, in Böhmen versammelte. Unter diesen Truppen war ich. Wir stießen an der Tauber zu Marienthal zu Herrn von Türenne, woselbst er seine in den Quartieren zerstreuten Truppen zusammenzog, um den andern Tag Montecuculi in die Ebene von Rotenburg entgegenzurücken, und eine Schlacht zu liefern. Montecuculi allein war schuld, daß es nicht geschah. Er vermied es auf eine kluge feine Art. Sein Plan war, den Rhein zu erreichen und Bonn wegzunehmen, ehe man einen Theil der zahlreichen Infanterie, die der König in Holland hatte, dorthin werfen könnte. Entweder er hatte dieß schlecht berechnet, oder Louvois, Türennes erklärter Feind, ließ aus Bosheit diese Feilung wegnehmen, und warf alsdenn die Schuld auf diesen Marschall, welcher doch schon längst dem König und dem Conseil erklärt hatte: er könne nur den Oberrhein erhalten, und man müsse sich der vielen Truppen, die in Holland überflüssig seyen, bedienen, um Bonn zu

erhalten.

erhalten. Um ſich bei dem Miniſter gefällig zu machen, tadelten die Hofleute Herrn von Türenne. Er fand ſich dadurch ſehr beleidigt, und verabredete mit dem Prinzen, der auch über Louvois Betragen unzufrieden war, dieſen unverſchämten Miniſter anzugreifen, und dem König ihre wahrhafte Meinung über ihn zu ſagen: nämlich daß er durch ſeine Thätigkeit und Geſchicklichkeit zwar wohl fähig ſey, die Plane Sr Majeſtät zu unterſtützen, aber nicht die Armee aus der Ferne zu regieren, wie er es ſich anmaße. Dazu fehle ihm die nöthige Scharfſichtigkeit und Erfahrung, und durch ſeine Wildheit, ſeinen Stolz und ſeine Verwegenheit ſey er im ſtande, alles zu verderben. Herr von Türenne führte wirklich während des Winters ſein Vorhaben aus, und ſagte dem König alles über ſeinen Lieblings-Miniſter, was ich ſo eben angeführt habe. Er that noch mehr; er ſagte es Louvois ſogar ſelbſt, und behandelte ihn wie einen Schüler, der ſeines Poſtens unwürdig iſt.

Der Prinz aber hatte nicht den Muth, Herrn von Türenne dabei zu unterſtützen, und deswegen blieb ſeine Vorſtellung ohne Wirkung. Die Eitelkeit, mit welcher der ruhmſüchtige Türenne, dem an der allgemeinen Meinung viel gelegen war, ſeine Unterredung mit dem König, und die wenige Schonung, die er für ſeinen Miniſter gehabt, dem Publicum bekannt machte, mißfiel dem König, und der alte le Tellier unterließ nicht, dem König auf die Unſchicklichkeit ſeines Verfahrens aufmerkſam zu machen, ob er gleich Herrn von Türenne mit vieler Nachgiebigkeit behandelte.

Der König war entſchloſſen im Jahr 1674 bei guter Zeit ins Feld zu gehen, und mit dem Angriff der Franche Comté den Anfang zu machen. Herr von Türenne, ohne welchen kein Plan gemacht wurde, und der

auch von dieſem unterrichtet war, hatte Nachricht bekommen, daß der Herzog von Lothringen mit einem Korps von 7 bis 8000 Mann ausrücke, um wahrſcheinlich in dieſe Provinz einzufallen. Er bat den König, ihn ſogleich abreiſen zu laſſen, um die Abſichten des Herzogs von Lothringen zu verhindern. Als er an den Grenzen von Lothringen und der Franche Comté angekommen war, machte er mit einem kleinen Korps Cavallerie und Dragoner, die er hatte, ſo viele Bewegungen, daß der Herzog von Lothringen glaubte, er ziehe eine große Armee zuſammen; dieß hielt den Herzog ab, mit ſeinen Truppen in der Franche Comté einzufallen. Wenn er es hätte thun wollen, ſo würde er die Plane des Königs auf dieſe Provinz vereitelt haben. Herr von Türenne that noch mehr. Als er erfahren hatte, daß ſich der Herzog von Lothringen nach dieſem mißlungenen Plan mit ſeinem Korps wieder zurückziehe, berechnete er den Weg, welchen er nehmen, und die Zeit, die er zu ſeinem Marſch nöthig haben würde, ganz richtig, und beſchloß auf ſeinem Wege alle in den Quartieren bis Philippsbur zerſtreueten Truppen zuſammenzuziehen, in der gewiſſen, Vorausſetzung, dem Herzog von Lothringen bei Zinsheim zu begegnen. Der Erfolg bewies, daß er richtig geurtheilt hatte. Er reiste bei Baſel mit dem Großprior von Vendôme, einem jungen kühnen Prinzen, aus, und kam in möglichſter Eile nach Philipsburg. Er ließ alle die nach und nach zuſammengezogenen Truppen, nebſt einen Theil Infanterie dieſer Feſtung über die fliegende Brücke gehen. Mit dieſem Korps, das beinahe eben ſo ſtark war, als das des Herzogs von Lothringen, marſchirte er gerade nach Zinsheim, wo er vorausgeſehn hatte, ihn zu treffen Er begegnete ihn wirklich, allein er fand große Hinderniſſe, ihn anzugreifen und zu beſiegen. Es iſt zwa

nich

rem Bruder abzutreten. Daher möchte ich nun, daß ihr als ein Schiedsrichter zwischen uns und ihm, die Theilung des Landes über euch nehmet. Vor allen Dingen muß uns Jerusalem zufallen. Doch müßt Ihr die Theilung so veranstalten, daß weder seine Ehre unter den Muselmännern, noch meine unter den Franken dadurch Abbruch leide.

Saladin gab ihm auf der Stelle eine völlig genugthuende Antwort, so daß er unverzüglich wieder zurückgehen konnte. Diese schnelle Entschlossenheit erregte nicht geringes Erstaunen. Er schickte ihm aber bald einen Abgeordneten nach, um zu wissen, wie es mit den Gefangenen solle gehalten werden, und ließ zugleich sagen, er wäre gesonnen, die Auslieferung aller und jeder Gefangenen zu einem Friedensartikel zu machen: sollte aber der Friede nicht zu Stande kommen, so würde er auch weiter keine Rücksicht auf sie nehmen. Dieß war eigentlich eine Ausflucht, durch welche er die Unterhandlungen rückgängig machen wollte. Wahrhaftig, sprach er zu mir, wenn der Friede zu Stande kömmt, so wird er eben so gefährlich als schwankend seyn. Nach meinem Tode wird man schwerlich eine solche Armee wieder ins Feld stellen, sondern den Franken die Oberhand lassen müssen. Meinem Rathe zufolge sollten wir den heiligen Krieg nicht eher endigen, als bis alle Franken aus dem Lande vertrieben, oder alle Muselmänner erschlagen wären. Dieß war seine Meynung, sie wurde aber von denen überstimmt, die den Frieden wünschten.

Hundert zwey und dreyßigstes Kapitel.

Es wird berathschlagt, ob man den Antrag des Königs, oder des Markgrafen annehmen solle.

Hierauf trug Saladin dem versammelten Rathe den Vorschlag des Markgrafen vor, welcher sich mit uns

gegen

icht meine Abſicht, in dieſem Werk genaue Relatio-
en von Schlachten zu geben, beſonders von denen,
e ich nicht geſehen habe; allein dieſe iſt ſo ſonderbar,
d ich bin durch Augenzeugen ſo genau von allen Um-
inden dabei unterrichtet, daß ich eine richtige Vorſtel-
ng davon geben zu können glaube, und aus dieſem
runde ſie erzähle.

Als Herr von Türenne zu Zinsheim anlangte,
er die Truppen des Herzogs von Lothringen auf ei-
kleinen Anhöhe von der andern Seite der Stadt
d eines Fluſſes ſich in Schlachtordnung ſtellen. Ihr
rrain war ſo eng, daß ſie es ganz einnahmen. Der
rzog hatte auch die Stadt Zinsheim mit einigen
agonern beſetzt, ſo daß man ſich erſt der Stadt, die
z mit Mauern umgeben war, bemächtigen und den
ß paſſiren mußte, ehe man die Schlacht beginnen
nte. Unſer General verlor keine Zeit, und ließ
sheim mit ſeiner Infanterie angreifen, die ſie auch
ch beim erſten Anfall wegnahm. Nach dieſem ſtell-
ſie von der andern Seite des Fluſſes in Reihen rechts
links, und ließ ſeine Cavallerie zu 4 Mann durch die
re der Stadt defiliren, und eine Linie von wenigen
adrons bilden, die durch ſeine Infanterie geſchützt
en. So wie ſeine Cavallerie nach und nach feſten
faßte, rückte ſeine Infanterie von beiden Seiten
wei Reihen vor, um ſie zu unterſtützen. Als ſie
Hälfte vorgerückt waren, gaben die Feinde eine
e Ladung mit ihrer Fronte, die größer war, als
unſrige. Dieſe wurde in einige Unordnung ge-
ht, vereinigte ſich aber wieder unter dem Feuer
Infanterie. Indeſſen rückte der übrige Theil un-
Truppen immer vor, und bildete eine zweite Linie.
hrend die erſte vorrückte, damit die zweite Pla: be-
benutzte der Herzog von Lothringen, als ein er-

fahrner Krieger, die Zeit, und machte einen zweiten Anfall. Das Versehen, welches der Generallieutenant St. Abre gemacht hatte, indem er sich zu weit von dem Gebüsch entfernte, und seine Flanke gegen den Feind, der eine viel größere Fronte einnahm, unbedeckt ließ, war schuld, daß ein Theil dieser Linie geschlagen und er selbst getödtet wurde. Durch die zweite Reihe und die guten Anordnungen des Herrn von Türenne aber wurde dieser Fehler wieder ersetzt. Sobald alle seine Truppen herüber waren, und er sie auf beiden Seiten so gestellt hatte, daß er mit dem Feinde eine gleiche Fronte machte, ergriff er seinen Degen, und attaquirte an der Spitze des Leibregiments mit solcher Kühnheit, daß er die ganze Armee des Herzogs von Lothringen in die Flucht jagte und sie bis an die Wälder und Engpässe verfolgte, wo er eine große Anzahl tödtete und gefangen nahm. Dieß war die dritte Action, wobei der Großprior von Vendôme noch als ein sehr junger Mann war. Bei dem Ausfall in Candien, und dem Uebergang über den Rhein im Jahre 1672 war er noch ein Kind, und seit dieser Zeit hat er sich bei vielen Schlachten ausgezeichnet.

Dieser Sieg war ein glücklicher Anfang dieses Feldzugs, der für Frankreich anfänglich unglücklich auszufallen schien. Frankreich hatte bis dahin noch nie so viele Feinde zu bekämpfen gehabt, noch nie so starke Armeen gegen sich gesehen. Im Innern des Königreichs schien viele Unzufriedenheit zu herrschen. Guyenne, die Normandie und Bretagne waren auf dem Punct zu revoltiren.

Bei dieser Gelegenheit hatte Herr von Türenne alles mögliche Lob verdient. Er allein war fähig, eine solche Action zu unternehmen und auszuführen. Außer dieser lieferte er noch vier andere Schlachten während

rend dieſes Feldzugs, der ſein letzter war. Eine Kanonenkugel tödtete ihn unglücklicherweiſe am Anfang des folgenden, als er eben im Begriff war, Herrn Montecuculli jenſeits des Rheins wieder über die Berge zurückzudrängen.

Im Jahre 1674 rückte der König bei guter Zeit zur Eroberung der Franche Comté aus, die er in ſechs Wochen gänzlich wegnahm. Er ſchickte den Prinzen von Condé nach Flandern, um die Plane des Feindes zu verhindern, der eine Armee von 60000 Mann verſammelte. Zu derſelben Zeit, als der König die Franche Comté eroberte, befahl er dem Prinzen von Condé, Valenciennes oder Mons anzugreifen. Er ſagte damals alle Tage zu ſeinen Hofleuten: In dem Augenblick, daß er ſpräche, ſey eine von dieſen zwei Feſtungen eingeſchloſſen. Allein man kann ſagen, daß ſein General bei dieſer Gelegenheit klüger war, als er. Denn da er höchſtens nur 32 bis 33000 Mann hatte, und wußte, daß der Prinz von Oranien mit 60000 ihm entgegen rückte; ſo war er bloß darauf bedacht, einen Poſten zu wählen, wo er ihn mit Sicherheit erwarten, und ſeine Abſichten vereiteln konnte. Er poſtirte ſich auf ein Feld, das durch den Fluß Piéton, der ziemlich tief und ſchwer zu paſſiren iſt, eine natürliche Verſchanzung hatte. Er entfernte ſich nicht von Charleroi, das rechts lag, und woher er ſeine Lebensmittel erhielt. Auf der linken Seite zog er ſich immer mehr nach der Anhöhe bis eine halbe Meile von dem Dorf Senef, das in dem Grund über dem Fluſſe dieſes Nahmens lag. Er blieb einige Zeit in dieſem Lager, ehe der Feind gegen ihn vorrückte. Endlich erfuhr er, daß die Feinde mit mehr als 60000 Mann anrückten. Ihre Armee beſtand aus kaiſerlichen und aus ſpaniſchen Truppen, die von Louvigni und dem Mar-

quis von Assentar commandirt wurden. Der Graf von Monterey war nur als Freywilliger dabei, weil der Holländische Statthalter, Prinz von Oranien, das Ganze anführte.

Diese große Armee, noch einmal so stark, als die unsrige, wagte es nicht, auf dem Posten, wo diese stand, sie anzugreifen, sondern lagerte sich zu Senef, ganz nach unserer linken Seite, um uns gleichsam Trotz zu bieten. Ihre Absicht war, wie man sagt, Ath zu belagern, und uns zu schlagen, wenn wir dieser Festung zu Hülfe kommen würden. Der Prinz erwartete ruhig bis sie ihr Lager aufhoben, und als er erfuhr, daß sie den ersten August aufbrachen, zog er sich schnell mit der Leibgarde, einiger Brigaden Cavallerie und der Infanterie nach der linken Seite. Er beobachtete ihren Marsch lange Zeit, und sah, daß sie wegen der vielen Hohlwege und Wälder ihre Avantgarde und sogar der mittlere Theil der Armee von der Arriergarde entfernt war, denn diese war noch in dem Dorf Senef, während ihre Spitze schon zu Mons war. Er entschloß sich sogleich diese Arriergarde, welche der Marquis von Assentar, General der spanischen Cavallerie, commandirte, und der Prinz von Vaudemont mit 3000 Mann zu Pferd deckte, angreifen zu lassen, und indeß er die Garde du Korps über den Fluß gehen ließ, um die auf der andern Seite stehende Cavallerie zu attaquiren, ließ er Montal mit der Navarrischen Brigade das Dorf Senef angreifen, worin 14 bis 1500 Mann Infanterie standen. Sie wurden alle entweder getödtet oder zu Gefangenen gemacht, und die 3000 Mann Cavallerie tüchtig zusammengehauen. Montal verlor ein Bein, von Assentar wurde getödtet. Nachdem dieß geschehen war, detaschirte der Prinz von Condé den General-Feldzeugmeister und General-Lieutenant von der Cavallerie Fourille, um die Bagage zu escortiren; er

versicherte

versicherte sich derselben, und folgte dem übrigen Theil der feindlichen Armee, der in Unordnung gerathen war. Sie zog sich jedoch wieder zusammen, und postirte sich auf einer Anhöhe, St. Nicolas genannt, die von beiden Seiten steil war. Ihre Infanterie stellten sie in die Wälder. Um ihnen nicht Zeit zu lassen, sich dort zu befestigen, ließ der Prinz Condé diese Infanterie durch die ersten Brigaden, die von der unsrigen ankamen, und ihre Cavallerie durch die Garde du Korps, durch die Gensdarmes und die Chevauxlegers von der Garde angreifen. Die Anhöhe wurde in Besitz genommen, und der größte Theil der holländischen Infanterie hinuntergestürzt und in den Hohlgräben und Hohlwegen hinter der Anhöhe getödtet. Bis dahin hatte man 6000 Mann Feinde getödtet, ihre Bagage genommen und 4000 Mann Gefangene gemacht. Wir hatten nur wenig Leute verloren, und wenn der Prinz in diesem Augenblicke seine Infanterie zusammen gehabt hätte, so wäre die ganze feindliche Armee geschlagen worden. Allein, weil der rechte Flügel der Infanterie, der hinter seinem Lager hätte passiren, und dem Feinde, wenn man früher gewußt hätte, welchen Weg er nahm, hätte in die Flanke fallen können; weil diese Infanterie, sage ich, dem linken Flügel in Kolonnen folgte, und durch beschwerliche Wege und Pässe marschiren mußte, so kam sie zu spät und zerstreut an. Der Prinz konnte jedoch nicht warten, bis sie beisamen in Ordnung waren, denn er sah die kaiserliche Armee, die an diesem Tage die Avantgarde gehabt hatte, wieder zurückkommen, und betrachte wohl, daß wenn sie sich einmal in dem Dorf Fey, das mit Hecken und Gräben und Hopfenfeldern umgeben war, postirt haben würde, er sie nicht wieder herausjagen konnte. Er ließ die feindlichen Posten sogleich durch die nach und nach ankommenden Regimenter angreifen. Unsere Truppen hielten sich dabei recht tapfer; allein

wir konnten doch nicht siegen, und verloren auf dieser Stelle eben so viel Leute als sie. Der Prinz postirte alsdann seine Cavallerie auf einer kleinen Ebene, die ihm zur rechten und auf der linken Seite des Dorfs Fey lag, um ihnen in den Rücken zu fallen, und aus Furcht, die auf der rechten Seite stehende kaiserliche Cavallerie möchte ihm in die Flanke fallen, gab er dem Herrn von Luxemburg Befehl, mit der Brigade von der Gensdarmerie dieß abzuhalten, während er mit dem übrigen Theil der Garde du Korps und der Brigade von Quelus in die kleine Ebene zur linken des Dorfs Fey eindringe. Die kaiserliche Cavallerie war schon da. Die Garde du Korps zerriß ihre erste Linie, aber die zweite brachte sie wieder zusammen. Er kam ihnen mit der Brigade von Quelus zu Hülfe, die sie bis über einen kleinen Hohlgraben, der von einer Seite an das Dorf Fey stieß, worin der größte Theil ihrer Infanterie stand, zurückdrängte, und wieder bis zu einem Wald, worin sie auch Infanterie hatten, warfen. Dieser Hohlgraben gieng über die ganze kleine Ebene. Auf dem hohen Rande hatten sie fünf Kanonen und die schwere Cavallerie sollte diesen, für ihre Armee so vortheilhaften Posten decken: denn wenn man sie von diesem zurückgedrängt hätte, so wäre ihre ganze Infanterie, die mit der unsrigen in den Hopfenfeldern im Gefecht war, und das Dorf Fey verloren gewesen.

Der Prinz sah wohl, daß er hier Truppen nöthig hatte, und ließ an seinen Hauptmann von der Garde de Roches Befehl ergehen, alle Truppen des Herrn von Luxemburg zu ihm stoßen zu lassen. Des Roches kam an der Spitze der Gensdarmes Compagnie des Dauphin, welche ich commandirte, und die aus vier schweren Escadrons bestand. Folgen sie nicht mit ihrer Brigade, sagte er mir, dem Herrn von Luxemburg, son-

dern

dern eilen Sie dem Prinzen zu Hülfe, der verloren iſt, und geſchlagen wird, wenn Sie zögern. Ich rückte ſchnell mit meinen Eſcadrons, mit der von den Chevaux legers des Dauphin und mit den Gensd'Armes von Anjou vor. Wir fanden wirklich, daß der übrige Theil der Garde du Korps und die Brigade von Quelus genöthigt war zu weichen. Sie giengen, wiewohl in Ordnung, über den Fluß zurück. Wir rückten dem Feind entgegen, und trieben ihn über den Hohlgraben, von wo er ſich begnügte, ein ſtarkes Kanonen- und Musketenfeuer auf uns zu geben. In dieſem Augenblick wollte der Prinz die zwei Bataillons Schweizergarden, die einzigen, welche er bei ſich hatte, in dieſen Hohlgraben weiſen, und dadurch hätte man den Feind unfehlbar von dem Rande vertrieben und die Schlacht geendigt; allein ſie zuckten die Achſeln, giengen nicht vorwärts, und ließen ſich tödten, wie furchtſame Menſchen. Der Prinz war in Verzweiflung. Allein ſo heftig er auch von Natur war, ſagte er doch nichts weiter, als: „Ich muß andere ſuchen; dieſe gehen nicht.“ Man ſieht hieraus, wie ſehr er bei wichtigen Gelegenheiten Herr ſeiner ſelbſt war. Zwei Pferde waren ſchon unter ihm getödtet worden, und nun nahm er das dritte. Der Graf von Saulx, damaliger Feldmarſchall, ſtellte uns in Schlachtordnung, und die Cavallerie, welche ſchon einen Angriff gemacht hatte, gieng zwiſchen uns durch und ſtellte ſich hinter uns, und alsdann kam der ganze übrige Theil der Cavallerie in mehreren Linien.

In dieſer Stellung blieben wir, da wir keine Hoffnung hatten, ohne Infanterie und ohne Kanonen den Feind, welcher Kanonen an dieſem Plaz hatte, zu zwingen, den übrigen Theil des Tags, der uns ſehr lang ſchien, und waren in einem kleinen Raum in der

Entfernung eines Pistolenschusses, dem Feuer von fünf Kanonen, die sie oft mit Kartetschen luden, und dem Feuer der im Walde stehenden Infanterie ausgesetzt. Diese Lage war nicht gut, allein sie war nicht zu ändern, weil wir vor dem Feind nicht durch die sehr beschwerlichen Engpässe, durch die wir dahin gekommen waren, zurückgehen, und noch weniger unsere Infanterie im Stich lassen konnten, die gegen die feindliche Infanterie im Dorf Fey stritt. Endlich kam die Nacht. Der Prinz, der nie den Muth verlor, befahl, man sollte neue Bataillons anrücken lassen und Kanonen herbeyhohlen, um mit Anbruch des Tages den Feind wieder anzugreifen. Dieser Vorschlag setzte alle in Schrecken. Man sah deutlich, daß er der einzige war, welcher Lust hatte, sich abermal zu schlagen. Indessen bereitete man sich dazu. Der Prinz war auch abgestiegen, und von beiden Seiten war alles ruhig, als gegen 11 Uhr beide Partheien eine schreckliche Ladung gaben. Die Feinde sagen, wir hätten angefangen, und wir behaupten das Gegentheil. Wie dieß auch war: fast die ganze Cavallerie floh, und der erste Stallmeister des Prinzen, Graf von Ostain, ein sehr muthvoller Mann, hatte viele Mühe, ihn aufs Pferd zu bringen. Sobald dieß geschehen war, hörte er ein Geräusch von Zimbeln und Trompeten, und als er hinzu gelaufen war, fand er meine Escadron in guter Ordnung und marschfertig. Ich ließ sie gegen einen dicht bewachsenen kleinen Wald, der rechts zwischen dem Hohlgraben und mir lag und den ich am Tage bemerkt hatte, vorrücken. Hierhin wollte ich, in dieser Verwirrung den rechten Flügel meiner Escadron stellen, damit mir der Feind nicht in die Flanke fallen konnte. Er war froh, mich gefunden zu haben, machte mir mehr Lobsprüche, als ich verdient hatte, und zog seine Truppen so eng zusammen, als er konnte. Dieser

ser Schrecken wirkte, so daß er seinen Vorsaß, mit Anbruch des Tages den Feind wieder zu attakiren, aufgab, und sich sogleich zurückzuziehen entschloß. Dieß konnte in guter Ordnung geschehen; denn die Feinde zogen sich, wie wir nachher erfuhren, zu der nämlichen Zeit gegen Mons zurück. Gegen Mitternacht marschirten wir wieder durch jenen Engpaß zurück, auf dem wir zu der Ebene, wo der Hohlgraben war, gekommen waren, und nahmen den Weg nach unserm Lager, wo wir morgens zwischen 8 und 9 Uhr anlangten. Die Feinde waren zufrieden, daß sie nicht ihre ganze Armee, die in großer Gefahr gewesen war, verloren hatten, und zogen sich bis unter Mons zurück.

Es ist mir lieb, daß ich diese Action, die wichtigste bei der ich war, beschreiben konnte, weil sie sowohl von Personen gleicher, als auch verschiedener, Partheyen sehr verschieden erzählt worden ist. Bei Hof tadelte man den Prinzen, daß er an diesem Tage zu viel gewagt hätte; allein nach meiner Meinung war er dem Staat und sich selbst schuldig, so viel zu wagen, wenn er es für möglich hielt, diese große Armee gänzlich zu schlagen. Es ist wahr, und die Feinde selbst können es nicht läugnen, daß er sie in einem Raum von anderthalb Meilen von Senef nach Fey zurückschlug, ihre Bagage wegnahm, 8000 Mann tödtete und 5000 Gefangene nahm, ehe er dieses Dorf erreicht hatte. Ferner verlor er nicht mehr, als sie, und vereitelte durch diesen Tag die Plane dieser 60000 Mann starken Armee so, daß sie am Ende des Feldzugs nur auf die Belagerung von Oudenarde dachten. Auch diese zwang er sie aufzuheben, und so darf man diesen Feldzug unter die glücklichsten für Frankreich und unter die ruhmvollsten für diesen tapfern Krieger zählen. Der Verlust war jedoch auf unserer Seite

sehr

sehr groß. Tausend Officiere und über 6000 Soldaten waren geblieben. Der feindliche Verlust war weit beträchtlicher. Der Graf von Monterei, Gouverneur der Niederlande, sagte, als er im Jahr darauf durch Frankreich reiste: „Die Armee der alliirten Mächte sey den Tag nach dieser Action um 20000 Mann schwächer gewesen, die theils umgekommen und gefangen worden, theils auch davon gelaufen seyen. Sie bewirkte, wie alle große Schlachten, auf einige Zeit eine Ruhe in der Wuth beider Partheien. Der Prinz von Oranien nahm mit seiner Armee wieder seine Stellung unter Mons und machte Vorbereitungen zu der Belagerung von Oudenarde. Der Prinz Condé legte die Seinige in Erhohlungs-Quartiere auf der andern Seite der Sambre, und machte mancherlei Anordnungen, damit er mit den Truppen, welche ihm der König aus der Franche Comté zuschickte, und mit dem, was er aus den Festungen ziehen konnte, den Feind, von welcher Seite er auch seine Armee posiren sollte, schnell attakiren konnte. Dieß geschah wirklich. Als er hörte, daß er Oudenarde angreife, marschirte er so schnell und in so guter Ordnung dahin, daß der Feind ihn plötzlich, nachdem die Laufgräben wenige Tage geöffnet waren, mit seiner Armee auf der Anhöhe erblickte, und die Belagerung aufhob. Die Spanische Armee wäre an diesem Tage gänzlich geschlagen worden, wenn der Graf von Souches durch einen Contremarsch der kaiserlichen Armee, die er auf die Anhöhe der linken Seite stellte, den Prinzen nicht hätte Ursache gegeben, zu befürchten, er würde ihm in die Flanke fallen, sobald er die spanische Armee angreife. Der Feldzug in Flandern endigte mit dieser Action, und die feindliche Armee, die in diesem Jahr 70000 Mann stark war, zog sich in die Winterquartiere zurück, ohne etwas gethan zu haben. Eben dieß that auch der größ-

te

gegen die Franken verbinden wollte, wenn ihm dafür Sidon abgetreten würde: und dann auch den Antrag des Königs, der darinn beſtand, daß alle Städte und Plätze des Königreichs Jeruſalem namentlich verzeichnet, und uns der gebürgigte Theil überlaſſen, oder das ganze Land in zwey völlig gleiche Theile abgetheilt werden ſolle, unter denen uns die Wahl frey ſtände, jedoch ſo, daß die Franken auf jeden Fall, wir möchten wählen, was wir wollten, ihre Prieſter in der heiligen Stadt und den daſigen Kirchen haben dürften. Nachdem der Sultan ſeinen Vortrag beendigt, und die Stimmen geſammelt wurden, fand er alle geneigt, ſich mit dem König von England zu vergleichen, weil ſie bey dem Bündniß mit dem Markgrafen zu viel Schwierigkeiten antrafen, und das gute Vernehmen zwiſchen Franken und Muſelmännern ſich nie ſo weit ausdehnen laſſe, daß beyde Nationen ohne Gefahr in einem Lager beyſammen bleiben könnten.

Von nun an wurden die Conferenzen mit dem König eyfrig betrieben. Die vorzügliche Grundlage des Friedens aber war: der König ſolle dem Almalich Aladil ſeine Schweſter zur Ehe geben, und ihr zur Mitgabe das Königreich Jeruſalem, ſo weit es fränkiſcher Hoheit wäre, überlaſſen. Eben ſo ſolle auch Saladin die übrigen Provinzen dieſes Reichs ſeinem Bruder Aladil abtreten.

So weit war nun alles in Richtigkeit bis auf einen einzigen Umſtand. Der König brauchte nemlich den Vorwand, die Chriſtenheit könne die Vermählung ſeiner Schweſter mit einem Muſelmann nicht anders geſtatten, als bis der Pabſt, das Oberhaupt und der Vorſteher ihrer Religion, ſeine Einwilligung dazu gegeben. Er wolle zu dem Ende ſo bald als möglich einen Geſandten an ihn abſchicken, der

te Theil unſeres Armee. Nur die Gendarmerie, bei der ich war, und einige Cavallerie- und Infanteriebrigaden erhielten Befehl, unter der Anführung des Grafen von Saulx nach Teutſchland zu marſchiren, um die Armee des Herrn von Türenne zu verſtärken, welche die Teutſchen bei Zinsheim geſchlagen und bis Straßburg zurückgetrieben hatten. Seine Armee war ſo ſchwach, und die Cavallerie, die nichts mehr als Laub zu freſſen hatte, in ſo ſchlechtem Zuſtande, daß es ein Wunder war, wie er der feindlichen die Spitze bieten konnte, die nach der Vereinigung des Churfürſten von Brandenburg, der ſie anführte, beinahe 50000 Mann ſtark war.

Gegen das Ende des Octobers kamen wir nach Savre. Herr von Türenne wollte nicht, daß wir zu der Armee ſtoßen ſollten, weil er im Sinn hatte, durch Lothringen zurück und über Betfort wieder nach Teutſchland zu gehen. Er wollte, daß wir uns erſt völlig erhohlen ſollten, damit wir die Avantgarde ſeiner Armee machen, und ſeinen bei ſich habenden Truppen Zeit laſſen könnten, in Lothringen wieder zu Kräften zu kommen.

Sein Verfahren und die Art, wie er dieſen Feldzug endigte, iſt in der That nicht genug zu bewundern. Wir blieben alſo einige Zeit an der Sarre, unter den Befehlen des Grafen von Saulx, nachherigen Herzog von Lesdiguieres, der während dieſes Aufenthalts den Feind die Belagerung eines kleinen Schloſſes, Bliescaſtel genannt, das von einem feindlichen 4 bis 5000 Mann ſtarken Korps attakirt wurde, aufzuheben nöthigte. Es wurde von einem Gascogniſchen Hauptmann mit einer Compagnie vertheidigt. Wir fanden dieſen Officier ſo ſehr von Lebensmitteln entblößt, daß er ſchon zwei von ſeinen Mauleſein gegeſſen hatte, und

im Begriff war, seine Magd, die gerade gestorben war, und die er zu diesem Endzweck in ein Gefäß mit Salz gelegt hatte, zu verzehren. Dieser arme Mann hätte wohl eine Belohnung verdient, allein da seine Compagnie in diesem Schloß fast ganz zu Grunde gieng und er kein Vermögen hatte, sie im nächsten Jahre wieder im Stand zu setzen, so wurde er ungerechter Weise cassirt. So unbillig, hart und grausam war der damals allmächtige Kriegs-Staats-Secretair und Minister Louvois. Nach dieser kleinen Expedition wurde der Graf von Saulx zum Herrn von Türenne berufen, weil sein Bruder, der Marquis von Rogny, krank war. Ich begleitete ihn auf dieser Reise. Es that uns sehr weh, seinen Bruder, einen rechtschaffenen, liebenswürdigen Mann, den er liebte, und der auch mir ein theurer Freund war, sterben zu sehen. Herr von Türenne, der mir wesentliche Beweise seiner Güte gegeben hatte, ob ich gleich noch jung war, fragte mich unterwegs: Wie ich glaubte, daß dieser Feldzug endigen würde? Ich entschuldigte mich, ihm hierüber meine Meinung nicht sagen zu können, weil ich in diesen Dingen zu wenig Erfahrung hätte, besonders gegen einen Mann, wie er; allein er bestand darauf, ihm zu sagen, was ich dächte." Ich glaube, antwortete ich ihm, daß Sie die feindliche Armee hindern werden, sich zu trennen, und ihre Winterquartiere in den ebenen Ländern und Dörfern im Elsaß zu nehmen; allein es wird nur von ihr abhangen, ihre ganze Infanterie in die größern Städte Mühlhausen, Colmar, Schlestadt und andere zu legen. Man sagt, daß der Hof wirklich hierzu entschlossen sey; daß er ihnen mehreremal aufgegeben, Ihre Armee zu theilen; daß er mit dem, was Sie bereits gethan haben, vollkommen zufrieden seyn würde, und daß es Zeit sey, die Truppen in die Winterquartiere zu schicken, und ausruhen

zu

zu laſſen.“ Der Hof, gab er mir zur Antwort, iſt manchmal zufrieden, wenn er es nicht ſeyn ſollte, und iſt es wieder nicht, wenn er es ſeyn ſollte. Ich für meinen Theil thue das, was ich für das Beſte halte, und verlaſſen Sie ſich auf mein Wort: Es ſoll kein franzöſiſcher Soldat in Ruhe kommen, ſo lange noch ein Teutſcher dieſſeits des Rheins im Elſaß iſt. Suchen Sie nur ihre Truppen in guten Stand zu ſetzen; ich werde Sie zu meiner Avantgarde nehmen. Ich ſah, wie jedermann, wohl ein, daß uns noch viele Gefechte bevorſtanden, und der Feldzug noch lange nicht zu Ende kommen würde. Es war aber auch jedermann das zu bereit, da man von dem Nutzen und ſogar von der Nothwendigkeit ihn zu verlängern, überzeugt war.

Einige Zeit nachher, als wir ſchon nach der Sarre zurückgegangen waren, wo unſere Truppen in den Erhohlungsquartieren lagen, erhielt der Graf von Saulx vom Herrn von Türenne Befehl, mit dem Korps, das er commandirte, zu ihm zu ſtoßen. Herr von Türenne nahm ſeinen Weg durch Lothringen längs den Bergen bis Betfort. Die Feinde glaubten, er hätte ſich mit ſeiner Armee in die Winterquartiere zurückgezogen. Sie marſchirten gegen Ober-Elſaß, legten Truppen nach Schleſtadt, Colmar und Mühlhauſen, und poſtirten auch einen Theil ihrer Cavallerie und Infanterie an der andern Seite des Illfluſſes. Während wir langſam marſchirten, ließ Herr von Türenne ſeine Cavallerie ſchnell in Lothringen einrücken. Sie machte dort einige Unordnungen, aber ſie erhohlte ſich dadurch. Der Intendant beklagte ſich oft bei Herrn von Türenne über Plünderungen im Lande. Er antwortete aber weiter nichts, als: Er würde es bei der Ordre ſagen laſſen. Allein er nahm auf dieſe Vorſtellungen wenig Rückſicht, und war nur auf die Widerherſtellung ſeiner

ner Armee bedacht. Ich war während dieses ganzen Marschs mit 400 Mann Cavallerie, die ich unter dem Brigadier, Chevalier, nachherigem Marquis von Sourdis, commandirte, detaschirt, und nie war ein Detaschement beschwerlicher, als dieses, weil wir immer zwei Tagereisen von der Armee, die ihre Nachrichten nur von uns erhielt, voraus seyn mußten, und wir also zu Ausgang des Decembers, in einem der härtesten Winter, alle Nächte zu Pferd seyn mußten. Endlich kam die Armee nach Betfort. Herr von Türenne bekam dort von der Stellung der Feinde, die ihn nicht erwarteten, Nachricht. Er glaubte, wenn er schnell mit der Spitze seiner Armee vorrücke, ehe sie sich aus allen ihren Quartieren wieder versammelt hätten, einige davon auf ihrem Marsch attakiren zu können und betrog sich nicht. An einem der letzten Tage des Decembers kam er an der Spitze der Gendarmerie an dem Ufer des Ill Flusses mit 15 oder 1800 Mann Cavallerie an, gerade zu der Zeit, als 4000 Mann von der feindlichen Cavallerie, die sich aus den Quartieren der andern Seite des Flusses versammlet hatten, mit ihrer ganzen Bagage nach Mühlhausen marschirten. Er ließ sie auf der Stelle angreifen, und weil Herr von Bournonville, der sie commandirte, anstatt sie den Furthen, die in dem Flusse waren, gegenüberzustellen, seinen rechten Flügel an diesen Fluß und seinen linken an den Berg, vor dem ein kleiner Hohlgraben war, stellte; so gieng man durch diese beiden Furthen, nämlich die Gensd'Armerie zur rechten, und Sourdis mit der leichten Cavallerie zur linken, fiel dem Feind in die Flanken, und stürzte einige Escadrons nieder. Die ersten Truppen der Gensdarmerie hatten sich zu gleicher Zeit in Ordnung gestellt, und giengen kühn über den kleinen Hohlgraben. Da ich an der Spitze der Engländer und Schottländer stand, welche eine Escadron ausmach-

ausmachten, so hatte ich das Vergnügen, drei Cüraſſier-Regimenter aus den beſten des Kaiſers überwunden zu ſehen, die, nachdem ſie ihre Ladung ziemlich nahe gegeben, ſich plötzlich umdrehten, und bis Mühlhauſen verfolgt wurden. Ich begab mich ſogleich wieder zu meinem Haufen, der zurückgeblieben war, und kam gerade zur rechten Zeit. Sie waren eben im Begriff, über andere feindliche Eſcadrons herzufallen, die ihren Marſch längs dem Thal nahmen. Eines dieſer Eſcadrons war von der leichten Cavallerie des Herzogs von Lothringen. Seine Truppen hielten ſich bei dieſer Gelegenheit beſſer, als die Kaiſerlichen. Die leichte Cavallerie von Bourgogne, welche der Graf von Broglio commandirte, hatte nur den rechten Flügel und die Spitze ihres Eſcadrons, die aus dem Engpaß kam, angefallen, und zum Weichen gebracht; dieſelbe Eſcadron fiel nun mit dem Ende und dem linken Flügel ihm ſo kräftig in die Flanke und den Nachtrab, daß ſie ganz verloren geweſen wäre, wenn ich nicht mit der Gensd'Armes-Compagnie des Dauphin zu Hülfe gekommen wäre. Allein wir trieben dieſe Eſcadron und alle, welche nach ihr aus dem Engpaß gekommen waren, bis dieſſeits des Bergs. In dieſer Zeit erfuhr Herr von Turenne, daß ein anderes feindliches Korps mit Infanterie von der andern Seite des Berges vorrücke; er befürchtete, dieß Korps möchte uns anfallen und in Unordnung finden, und ſtellte uns hinter dem kleinen Hohlgraben, deſſen ich erwähnt habe, wieder zuſammen. Der Graf von Luſignan, der mit einem kleinen Haufen von der engliſchen und ſchottiſchen Gensd'Armerie zurückkam, und die Fliehenden verfolgt hatte, ſtand auf der andern Seite des Hohlgrabens eine Zeit lang vor drei feindlichen Haufen, die es nicht wagten, ihn anzugreifen. Ich wollte den Hohlgraben mit meinem Eſcadron paſſiren, um ihm zu Hülfe zu

kommen; allein Herr von Türenne verhinderte es. Einen Augenblick nachher stießen zwei kleine Haufen Cavallerie, die von Mühlhausen kamen, zu dem Grafen von Lusignan. Er rückte auf die drei starken feindliche Escadrons los, die ihn nicht erwarteten, und die Flucht ergriffen. Herr ...., ein vornehmer, biederer Mann und guter Officier, that bei dieser Action Wunder; allein er konnte es dennoch nicht dahin bringen, Brigadier zu werden. Louvois erhob nur gerne Personen von geringem Stande, oder solche, die er zu seinen Sclaven machen konnte.

Nach dieser Schlacht setzte Türenne seinen Weg nach Colmar fort, wo, wie er gehört hatte, die ganze feindliche Armee zusammenkam. Er ließ 300 von ihren Dragonern in dem Schloß Ruffach hinter sich zurück, weil er wohl wußte, daß ihm diese nicht entkommen würden, wenn er ihre Armee vertrieben haben würde. Am Abend der heil. drei Könige kam er endlich eine halbe Meile von Colmar an, wo der Churfürst von Brandenburg Lebensmittel und Munition hatte. Colmar lag den Feinden zur linken und Dürkheim zur rechten Seite; allein ihre, obgleich große, Armee erstreckte sich doch nur bis auf eine halbe Meile von Dürkheim, das sie mit 300 Dragonern besetzt hielten. Uebrigens war die ganze Spitze ihrer Armee durch den Bach von Dürkheim gedeckt, der wohl an einigen Stellen, aber nicht überall zu passiren war. Es waren Weinberge und große Pfäle da, so daß die Infanterie kaum durchkommen konnte. Herr von Türenne gab am nämlichen Abend zum Angriff Befehl, und als die Armee in Schlachtordnung campirt hatte, setzte sie sich mit Anbruch des Tages vor dem drei Königs-Tag in Marsch. Er ließ sie nicht gerade nach dem Bach und Colmar vorrücken, sondern die ganze Armee in

zwei

zwei Kolonnen in das Thal von Dürkheim einrücken, als ob er den Berg erklettern wollte. Niemand verstand seine Absicht: denn er schien den Feinden die Flanke offen zu lassen, die, wie ich schon gesagt habe, an mehrern Stellen über den Bach herüber gehen und ihn attakiren konnten, ehe er in Schlachtordnung war. Dieß machte auch mich, so wie viele andere, besorgt, und da ich ihm meine Meinung über alles unverhohlen sagen durfte, weil sie weiter keine Folgen haben konnte, und er mein Freund war, so begab ich mich an die Spitze der Kolonne und sagte ihm: „Ich bitte um Verzeihung, gnädiger Herr, daß ich es wage, Ihnen unsere Besorgnisse über den Marsch, welchen Sie uns nehmen lassen, mitzutheilen, indem wir sehen, daß wir die Spitze dieses Berges erklettern sollen, und doch alle im Thal zusammengedrängt sind." Er antwortete mir: „Sie haben in der That nicht unrecht; allein ich rechne darauf daß die feindliche Armee, die den Bach von Dürkheim vor sich, und Colmar, wo ihre Lebensmittel und Munition sind, auf der linken Seite hat, einen so vortheilhaften Plaz nicht verlassen, und über den Bach gehen wird, um uns anzugreifen. Sie wird sich von Colmar, wo ihre Magazine liegen, nicht entfernen, aus Furcht, ich möchte mich auf diese Seite werfen und sie ihnen wegnehmen; auch ist sie nicht stark genug, um Dürkheim anders, als durch ein Detaschement zu halten. Wenn ich mich also dieses Postens bemächtige, wie ich es sogleich zu thun im Sinn habe, so öffne ich mir dadurch einen Weg auf ihre Flanke, wodurch sie gezwungen wird, wieder zu ihrer Armee zurückzukehren, und mich auf einem für beide gleichen Terrain anzugreifen." Er ließ wirklich Dürkheim, worin 300 Dragoner waren, auf der Stelle attakiren, und siegte. Allein da der Weg von Dürkheim aus ein Engpaß war, wo nur höchstens 4 Mann

neben einander Platz hatten, und er einen breitern Raum bedurfte; so ließ er eine halbe Meile unter Dürkheim, an der Gegend, wo das Thal sich auf unserer Seite eben so, wie auf der feindlichen, erweiterte, Brücken schlagen. Die Feinde zogen sich mit dem größten Theil ihrer Infanterie dahin, und die Unsrige, welche kaum vor Nacht den Feind von dem andern Ufer des Bachs verjagt hatte, lieferte eine für den Feind beträchtliche Schlacht, der sich an diesem Ort postirt hatte, um uns den Uebergang unmöglich zu machen. Als der Churfürst von Brandenburg Herrn von Türenne auf seiner Flanke sah, zog er sich in der Nacht zurück, und mit Anbruch des Tages sahen wir, daß sie ihr Lager, und folglich auch Elsaß, verlassen hatten; denn diesseits von Straßburg fehlte es ihnen an Lebensmitteln, weil sie in so langer Zeit das Land ausgefressen hatten. Herr von Türenne, zufrieden, daß sie ihren Posten verlassen hatten, ließ ihren Marsch durch den Grafen von Roye beobachten, ohne sie jedoch zu verfolgen. Wenige Tage nachher erhielt man die Nachricht, daß sie alle über die Brücke bei Straßburg wieder über den Rhein zurückgegangen seyen. Der alte Herzog von Lothringen, der in Straßburg geblieben war, und sich gern über alles lustig machte, ärgerte sich über das Unglück der Alliirten, und sagte: „Ein bloß durch die Gnade des Königs geschaffener Prinz habe fünf Prinzen von Gottes Gnaden über den Rhein getrieben, und zwar über die nämliche Brücke, wo er in diesem Jahre 70000 bewaffnete Deutsche für die allgemeine Sache habe herübergehen sehen."

So endigte dieser Feldzug, der ruhmvollste und letzte des Herrn von Türenne; denn zu Anfang des folgenden kam er um. Ich habe eine ausführliche Beschreibung davon gegeben, weil dieser Feldzug, meiner

Meinung

Meinung nach, für den glücklichen Erfolg dieſes Kriegs entſcheidend war. Der Krieg endigte erſt im Jahre 78 mit dem Frieden von Nimwegen, dem ehrenvollſten, den Frankreich bis dahin geſchloſſen hatte.

Ich darf den Tod des Chevalier von Rohan nicht übergehen, dem im November 1674 der Kopf abgeſchlagen wurde. Er war bis auf den gegenwärtigen Zeitpunct der einzige Mann vom Stande, welcher unter der Regierung des Königs wegen eines Majeſtäts-Verbrechens mit dem Tode beſtraft wurde. Er ſtammte aus dem berühmten Hauſe Rohan, das in dieſen letzten Zeiten, ſo wie das Geſchlecht Bouillon, einen fürſtlichen Rang in Frankreich hatte. Er war der ſchöngebauteſte Mann ſeiner Zeit, hatte ein bedeutendes Geſicht und vorzüglich ſchöne Beine. Man wird dieſe Beſchreibung vielleicht für kleinlich und unwürdig halten; allein man darf auch die kleinſten Gaben der Natur nicht verachten, wenn man ſie in ſolcher Vollkommenheit erhalten hat. Uebrigens vereinigte er viele widerſprechende Eigenſchaften in ſich. Er zeigte zuweilen ſehr viel, und oft ſehr wenig Verſtand. Eine erhitzte Galle machte ihn witzig. Er war großer Geſinnungen, eines edeln Stolzes und muthvoller Handlungen fähig; aber er konnte auch wieder Schwachheiten und ſchlechte Handlungen begehen. Dieß bewies er bei einem Vorfall mit dem Chevalier von Lothringen, der mehr Werth hatte, als er. Er gab vor, er habe ihn eines Tages, da er zu Pferd geſeſſen, mit ſeinem Stocke geſchlagen; eine Beſchuldigung, die er nachher nach vielen falſchen Betheurungen wieder zurücknahm. Derſelbe Chevalier von Rohan hatte ehemals mit dem König, der damals noch jung war, und unter der Vormundſchaft des Cardinals ſtand, eine Geſchichte gehabt, die ihn ſehr in Anſehn

ſetzte. Ich erzähle ſie hier in wenig Worten: Es wurde bei dem Cardinal ſehr hoch geſpielt. Der Chevalier von Rohan hatte viel verlohren, und war dem König eine große Summe ſchuldig. Es war ausgemacht, daß alles in Louisd'or bezahlt werden mußte. Er bezahlte dem König 7 bis 800 Louisd'or und noch ungefähr 200 ſpaniſche Piſtolen. Der König wollte ſie nicht annehmen, ſondern verlangte Louisd'or. Rohan wurde trotzig, nahm die 200 ſpaniſche Piſtolen, warf ſie aus dem Fenſter, und ſagte: „Da Ew Majeſtät ſie nicht wollen, ſo taugen ſie auch nichts.“ Der König beleidigt, beklagte ſich bei dem Cardinal über dieſe Unverſchämtheit und dieſer antwortete ihm, als ſein Gouverneur: „Sire, der Chevalier von Rohan hat als König geſpielt; Sie hingegen als Chevalier von Rohan.“ Dieſer Vorfall gab dem Chevalier Rohan bei dem Publikum ein gewiſſes Anſehen, und der König ſelbſt faßte, ungeachtet ſeines Stolzes und ſeiner Eigenliebe, eine Meinung von ihm, die ihm, wenn er ſie zu benutzen gewußt hätte, Vortheil bringen konnte. Ein Beweis von der Wahrheit meiner Behauptung iſt, daß ihn der König, ungeachtet ſeiner unordentlichen Lebensart, ſeiner vielfachen Ausſchweifungen und ſeiner bei mehrern Gelegenheiten gezeigten Verachtung gegen den Hof die durch das Haus Grammont erledigte Stelle, als Obriſter von der Garde, übertragen wollte; eine Gnade, die er nicht zu ſchätzen verſtand, und die ihn gegen einen ſo tragiſchen Tod geſchützt haben würde.

Dieſer Mann, ſo wie ich ihn geſchildert habe, in Schulden verſunken, bei Hof ſchlecht angeſchrieben, da er nicht mehr wußte, wo er ſein Haupt hinlegen konnte, und für alle ungewöhnliche, überſpannte und irrige Vorſtellungen empfänglich war, fand einen andern

ihm

nach einem halben Jahre mit der Antwort zurückkommen könnte. Sollte nun die Entscheidung nicht günstig ausfallen, so würde er die Tochter seines Bruders mit dem Aladil vermählen, weil er hiezu die Erlaubniß des Pabstes nicht bedürfe.

Während dieser Vorfälle hatten die Feindseligkeiten ununterbrochnen Fortgang. Bisweilen ritt der Fürst von Sidon mit Aladil im Angesicht der Franken spatziren, die ihn denn jedesmahl durch gütliche Vorstellungen wieder zu gewinnen suchten.

Hundert drey und dreyßigstes Kapitel.

Die Armeen rücken in die Winterquartiere.

Aladil und der Sultan gestanden auch diese leztere Bedingung dem König zu. Es soll nemlich nach den Religionsgrundsätzen der Franken keiner Wittwe aus einem Königlichen Hause erlaubt seyn zu heurathen, wenn sie nicht Dispensation vom Pabste erhalten hat. Prinzessinnen hingegen, die noch nie vermählt waren, sind diesem Zwange nicht unterworfen, und eben daher bedurfte auch die Nichte des Königs der päbstlichen Einwilligung nicht.

Mit dem Eintritt des Winters begab sich Saladin nach Jerusalem, und ließ seine Truppen auseinander gehen. Die Franken hielten ihre Winterquartiere zu Jaffa.

Nach Verlauf einer geraumen Zeit trug der König von England wieder auf eine Unterredung mit Aladil an. Dieser zog zu dem Ende seine Truppen zusammen, ließ ihm aber vorher andeuten, er werde keinen Schritt thun, wenn nicht zur leichtern Beendigung der Sache einige Artikel vorläufig festgesetzt wür-

ihm ähnlichen Menſchen, nur daß dieſer mehr Verſtand und Muth beſaß, um dem Tode zu trotzen. Dieß war der alte Officier, la Truaumont, der die Hoffnung nährte, dadurch, daß er ſich des Chevalier von Rohan wie eines Fantoms bediente, ein großes Glück zu machen, wenn er die Holländer in ſein Vaterland, die Normandie, das er genau kannte, und wo er viele Verbindungen hatte, einführte. Die Unzufriedenheit des Volks, und daß la Guyenne und Bretagne im Begriff waren, zu revoltiren, beſtärkte ihn in dieſem Vorſatz. Dieſe Herren bedienten ſich eines holländiſchen Schulmeiſters, und ihr Tractat war wirklich ſchon geſchloſſen und unterzeichnet. Die Holländer ſchifften Truppen auf ihrer Flotte ein, und blieben während dieſes Feldzugs in der Nähe von den Küſten der Normandie, wo man ſie aufnehmen ſollte. Die holländiſchen Staaten hatten unter anderm beſchloſſen: wenn alle ihre Vorbereitungen erſt würden gemacht ſeyn, gewiſſe Nachrichten in ihre Zeitungen einrücken zu laſſen, und dieß geſchah.

La Truaumont reiste nach der Normandie ab, um ſeine Freunde daſelbſt zu verſammlen; allein unter einem andern Vorwand, weil er ihnen die ganze Verrätherei nicht entdecken wollte. Sein Neffe, der Chevalier von Preault, hatte auch Frau von Villiers, ehemalige Borderille, eine Frau vom Stande, die er liebte, und von der er wieder geliebt wurde, und die in dieſem Lande Beſitzthümer hatte, für ihre Plane gewonnen; der Chevalier von Rohan war endlich ſelbſt auf dem Punkt, abzureiſen, als er arretirt und nach der Baſtille geſchickt wurde. Zu gleicher Zeit ſchickte der König ſeinen Gardemajor Briſſac nach Rouen, um Truaumont in Verhaft zu nehmen. Dieſer ſagte ſeinem alten Freund Briſſac mit aller möglichen Ru-

he: „Ich werde dir folgen; laß mich nur wegen eines Bedürfnisses in mein Cabinet gehen.“ Brissac war so unbesonnen, es zuzugeben, und war nicht wenig erstaunt, als er ihn mit 2 Pistolen aus dem Cabinet kommen sah. Er rief der Wache vor der Thüre des Zimmers, die, anstatt ihn zu entwaffnen und lebendig gefangen zu nehmen, ihn mit einem Schuß verwundete, woran er am folgenden Tage starb, ehe der erste Präsident ihn durch die Folter zu einem Geständniß bringen konnte. Dieser Zufall hätte dem Chevalier von Rohan in der Folge das Leben retten können, wenn er nicht, nachdem er seinen andern Richtern alles geläuguet, die Thorheit begangen hätte, gegen Besons alles einzugestehen, der ihm auf eine niederträchtige Art sein Geheimniß entlockte, indem er ihm seine Begnadigung versprach. Der Schulmeister wurde aufgehenkt. Der Chevalier von Rohan verlor, nebst dem Chevalier von Preault und der Frau von Villiers, den Kopf. Die letztere starb mit mehr Standhaftigkeit als Rohan: denn er war anfänglich sehr bestürzt, und zeigte sich muthlos, sobald er sein Schicksal ahnete. Endlich faßte er sich wieder, und starb mit Ergebung und Standhaftigkeit.

Er war bei den Frauen sehr beliebt gewesen, besonders bei der Frau von Mazarin, welche Nichte und Erbin des Cardinals und die schönste Frau von Europa war und bis an ihr Ende blieb. Sie hatte ihren Mann verlassen, um ihm zu folgen. Wenn die Häßlichkeit des Gatten und die Schönheit des Liebhabers eine Frau entschuldigen können, so war sie entschuldbar. Auch bei der Frau von Tiange, Schwester der Frau von Montespan, hatte er in Gunst gestanden, und man behauptet, er habe Frau von Montespan selbst geliebt. Ob sie gleich seine Liebe nicht erwiedert

hatte,

hatte, war ſie doch über ſeinen Tod ſehr gerührt; allein ſie wagte es nicht, um ſeine Begnadigung zu bitten. Der König ſelbſt ſoll, wie ich gehört habe, geneigt geweſen ſeyn, ſie ihm aus eigenem Antrieb zu geben; allein le Tellier und Louvois machten ihm Vorſtellungen, daß es bei den gegenwärtigen Umſtänden nöthig ſey, ein Exempel zu ſtatuiren, und daß dieſes auf die leichteſte und auffallendſte Art durch Rohans Tod geſchehen könne, da er von einer hohen Geburt ſey, aber keinen Anhang, keine Freunde habe, und mit ſeiner Mutter und ſeiner ganzen Familie ſchlecht ſtehe, von denen es keines wagte, den König um ſeine Begnadigung anzuſehen. Das Publikum fand dies ſehr ſchlecht. Man tadelte ſeine Mutter und ſeine Verwandtin, die Frau von Soubiſe, die, wie man behauptete, zu der Zeit recht gut mit dem König ſtand, obgleich dieſes Verſtändniß geheim gehalten wurde. Derſelbe Tod traf auch Frau von Montespan, die, wie ich ſchon geſagt habe, ſeit langer Zeit die erklärte Maitreſſe des Königs war. Dieſe Gelegenheit war nicht die erſte, bei der ſie ein hartes, gefühlloſes und undankbares Herz gezeigt hat. Ich habe mich vielleicht zu lange bei dieſer Begebenheit verweilt; allein ſie ſchien mir über den Geiſt dieſer Zeit einigen Aufſchluß zu geben.

Zu Anfang des Jahres 1674 faßte der König den Entſchluß, Flandern mit aller Macht anzugreifen. Er mußte zu dieſem Endzweck ſeine Armee aus Holland zurückziehen, weil der Kaiſer und die Spanier ſehr beträchtliche Truppen auf dem Rhein, ſo wie die Holländer in Flandern hatten, und befahl deswegen dem Marſchall von Belleſonds, der in Holland com-

mandirte, die Kriegsmunition, Vorräthe und Kanonen aus den Festungen, die man verließ, nach Grave zu bringen, und seine Armee zurückzuführen, von der ihm Louvois das Commando übergeben hatte, um ihn vom Hofe zu entfernen, und um mehr Gelegenheit zu bekommen, ihm schaden zu können. Denn ein begünstigter Minister findet leicht Mittel, einem entfernten General, der nicht allein unglücklichen Ereignissen, sondern auch einer nachtheiligen Auslegung seiner Handlungen ausgesetzt ist, zu schaden. Der selbstkluge Marschall, der im höchsten Grade eigensinnig war, und sich durchaus nicht beugen konnte, gab dem Minister bald Veranlassung, ihm zu schaden. Er widersetzte sich lange Zeit den öfters wiederhohlten Befehlen, Holland zu verlassen, und behauptete, gute Gründe dazu zu haben, und daß man dem König schlecht gerathen hätte. Allein Louvois gab dem König zu verstehen, daß dadurch seine Plane vereitelt würden, und daß blinde Unterwürfigkeit in den Willen des Hofes die vorzüglichste Eigenschaft eines Generals seyn müsse. Hierauf wurde Bellefonds als ein Narr, und sogar als ein Schuldiger behandelt. Er gehorchte demnach, aber wie man vorgab, zu spät. Er kam auf der andern Seite der Maaß nach Mastricht, gerade zu der nämlichen Zeit, als der König mit seiner Armee auf dieser anlangte. Der General Spaar, der ein Korps zusammengezogen hatte, um ihn auf seinem Marsche anzufallen, hatte sich Mastricht zu viel genähert, weil er nicht vermuthete, daß die königliche Armee sobald dort ankommen würde. Er wurde lange verfolgt, und glaubte an dem nämlichen Tage, als wir nahe bei Mastricht ankamen, geschlagen zu werden. Endlich befahl man dem schon in Ungnade gefallenen Bellefonds die Belagerung von Navaigne, einem ziemlich festen Schlosse, zwei Meilen von Mastricht, zu unternehmen.

men. Als Ravaigne erobert war, erhielt er Befehl, sich auf seine Güter in der Normandie zurückzuziehn. Er speißte in Gesellschaft einiger Hofleute bei dem Grafen von Tallard zu Mittag, wo auch ich zugegen war. Man bedauerte ihn wegen seines Unglücks. Als dieß Louvois hinterbracht wurde, wollte er uns allen ein Verbrechen daraus machen. Schon waren 7 oder 8 lettres de Cachet zu unserer Verbannung ausgefertigt und zur Unterschrift bereit, allein St. Pouange verhinderte es mit vieler Mühe. So weit gieng die Unbilligkeit, Heftigkeit und Rachsucht dieses Mannes. Der Marschall von Belleforids war zwar nach dieser Zeit wieder an den Hof gekommen, und der König hatte ihn, da er genöthigt war, die Stelle als erster Hauchofmeister zu verkaufen, in der Folge zum ersten Stallmeister der Madame Dauphine ernannt, und seinem Sohne die Anwartschaft ertheilt. Dieser hat nachher sogar die Armee von Catalonien commandirt. Allein der Vater konnte dennoch die Gunst des Königs nicht wieder erlangen, welcher oft und ohne erhebliche Ursachen gegen gewisse Männer eingenommen war, und sie sogar verkannte. Ein gefährlicher Charakterzug für einen Regenten! Der übrige Theil dieses Feldzugs war nicht glücklich, mit Ausnahme der Eroberung von Limburg, die der Prinz durch den Herzog, seinen Sohn, machen ließ. Nach dieser unternahmen die Armeen beider Partheien nichts weiter, und beobachteten sich bloß in Flandern. In Teutschland passirte Herr von Türenne mit einer kleinen Armee, der es sein Feind Louvois an vielen erforderlichen Dingen hatte fehlen lassen, den Rhein. Dennoch erfocht er sich Vortheile über Herrn von Montecuculi, und suchte ihn über die Berge zurückzutreiben, obgleich Straßburg für ihn war. Einige glauben, es würde ihm gelungen seyn, andere nicht. Wie dieß auch seyn mochte; er stieß bei Sasbach auf die

die Feinde, und da er Montecuculi an der einen Seite eines engen Thals auf einer Anhöhe poſtirt fand, beſetzte er die entgegeſetzte, feſt entſchloſſen, ſie, wenn es möglich wäre, zu ſchlagen. Allein die Feinde hatten Sasbach occupirt, wo ein Kanonenfeſter Thurm war. Herr von Türenne, der dieſen Poſten wollte attakiren laſſen, galoppirte an der Spitze ſeiner Truppen um ihn zu recognoſciren. Kaum hatte er eine kleine Anhöhe erreicht, ſo traf ihn eine Kanonenkugel mitten durch den Leib. Die nämliche Kugel hatte vorher dem Generallieutenant der Artillerie, St Hilaire, an ſeiner Seite den Arm weggenommen. Deſſen Sohn brach in Thränen aus, als er ſeinen Vater in dieſem Zuſtande erblickte. „Nicht mich mußt du beklagen, ſagte ihm ſein Vater, ſondern dieſen Mann, indem er auf Türenne wieß, deſſen Verluſt unerſetzlich iſt.“ Dieſe bedeutende Worte zeigen, wie ſehr wahre Verdienſte von tugendhaften Männern geſchätzt werden. So endigte der tapferſte Krieger dieſes und mehrerer Jahrhunderte, der rechtſchaffenſte und beſte Bürger, auf der höchſten Stufe ſeines Ruhms, ſein Leben. Unter allen Männern, die ich gekannt habe, war er, meinem Urtheil nach, der vollkommenſte.

Man kann ſich wohl denken, in welche Beſtürzung die Armee durch dieſen Tod gerieth. Man beſchloß wieder über den Rhein zurückzugehen; allein niemand wollte die Arriergarde anführen; ein wegen der engen und beſchwerlichen Wege gefährlicher Poſten. In großer Unordnung zog man ſich in der Nacht zurück. Herr von Montecuculi fiel über die Arriergarde her, der Marquis von Vaubrün, der einige Tage zuvor durch einen Musketenſchuß am Fuß gefährlich verwundet worden war, ſetzte ſich zu Pferde, um als der älteſte Generallieutenant wieder das Commando der königlichen Armee zu übernehmen. Dieß verurſachte große Verwirrung. Der

Graf

Graf von Lorge, ein Neffe des Herrn von Türenne, der nach Vaubrün der älteste war, und zum Anführer für fähiger gehalten wurde, fand sich beleidigt, und verlangte das Commando zu übernehmen. Man mußte nun vor einem stärkern, und seit Türennes Tod kühner gewordenen Feind, über den Rhein zurückgehen. In diesem Zustand hatte Vaubrün schon die Hälfte der Armee passiren lassen, als der übrige Theil auf einer Seite vom Herrn von Montecuculi, und auf der andern durch den Prinzen von Lothringen heftig attakirt wurde. Hier bewiesen unsere Truppen, daß der Tod ihres Generals ihnen nicht allen Muth genommen hatte. Der Graf von Lorge erfüllte alle Erwartungen, die man von einem würdigen General haben konnte. Man ließ alle Truppen, die über den Rhein gegangen waren, wieder zurückkommen. Vaubrün selbst, mit verwundetem Fuß, das Bein über den Sattelbogen gelegt, focht an der Spitze der Escadronen als der tapferste Mann, und wurde mit mehrern andern getödtet. Endlich brachte es unsere Armee dahin, daß der Feind sie ungehindert über den Rhein zurückgehen ließ. Dem Herzog von Vendome, der damals noch sehr jung war, wurde an der Spitze seines Regiments der Schenkel durch eine Musketenkugel verwundet. Er zeigte schon bei dieser Gelegenheit eben den Muth und die Geschicklichkeit, wodurch er sich nachher bei den mißlichsten Umständen als Anführer der königlichen Armeen so viel Ruhm erwarb.

Kaum hatte man bei Hof die Nachricht von Türennes Tod erhalten, als man zugleich erfuhr, daß der Marschall von Crequi, den man fast für den einzigen hielt, der in gewisser Rücksicht dessen Stelle hätte ersetzen können, durch eigenes Versehen die Schlacht bei Trier verlohren, und dem Feind die ganze Grenze offen gelassen habe.

Dieser

Dieſer ehrgeizige Mann glaubte dadurch höher
ſteigen und Ruhm einzuärndten, wenn er, zu der Ze
da Türenne umgekommen war, dem Herzog von Ze
und dem alten Herzog von Lothringen, die ihm mit
ner überlegenen Armee entgegenrückten, die Spitze b
ten würde. Aus dieſem Grunde ließ er ſie in ſo gr
ſer Anzahl über die Brücke von Conſerbruk paſſire
wurde aber auch, als ſie herüber waren, gänzlich v
ihnen geſchlagen. Der rechte Flügel, wobei der Ma
ſchall war, ſchlug zwar die Feinde mehreremal zurü
aber der linke, den der Graf von la Mark commandi
te, welcher daſelbſt getödtet wurde, ergriff, ob er glei
vortheilhaft poſtirt war, die Flucht, faſt ohne ein
Angriff verſucht zu haben. Dadurch wurde der rech
umringt, und beinahe die ganze Infanterie kam u
In dieſer Unordnung that der Marſchall von Creq
was ein einſichtsvoller Mann thun mußte. Er ſa
ein, daß dieſe Arme, welche gekommen war, um d
Churfürſten von Trier aus der Verlegenheit zu zieh
worin er war, ganz gewiß Trier belagern würd
Er fand Mittel, in die Stadt einzudringen, um die
Feſtung zu vertheidigen. Ohne die Feigheit und Ve
rätherei der Infanterie, die ihn gleichſam als Krieg
gefangenen dem Feind auslieferte, wäre es ihm vielleic
gelungen. Wie es auch ſeyn mochte; Er hatte wenig
ſtens das Vergnügen gehabt, bei dieſer Action zu ze
gen, daß ſein Muth ihn nie verließ, und ihm auch i
dem größten Unglück noch einen Ausweg zeigte. Ein
ſeltene, aber ſehr vorzügliche Eigenſchaft eines Officier
die beſonder gelobt zu werden verdient.

Nach dieſer verlornen Schlacht und dem Tod
des Herrn von Türenne machte der König, um ſeine
Verluſt zu erſetzen, ſieben Marſchälle von Frankreich
Die geiſtreiche achtzigjährige Frau von Cornuel, de
es nie an witzigen Einfällen fehlte, ſagte daher: „De

Ki

König habe seine Louisd'or in Louis von 5 Sous ausgewechselt." Unter diesen Marschällen war der Herzog von Duras, ältester Bruder des Grafen von Lorge. Man schickte ihn zum Commando der Armee von Elsaß ab, ehe der Prinz sich hatte dahin begeben können.

Jedermann wunderte sich, daß der Graf von Lorge, der so eben eine wichtige und rühmliche Action bei Altenheim gemacht hatte, nicht auch wie die übrigen zum Marschall ernannt worden war. Allein er stand nicht gut mit Louvois. Er versöhnte sich wieder mit ihm, und erhielt dadurch bald nachher diese Würde, die er mit allem Recht verdiente.

Der Marquis von Rochefort, der seit einigen Jahren Capitain bei der Leibwache war, der einzige von Louvois Freunden, für den er eine wahre Achtung hatte, ein Mann von Geist und Muth, aber ein furchtsamer, unzuverlässiger und nicht sehr brauchbarer General, wurde ebenfalls bei dieser Promotion zum Marschall von Frankreich ernannt. Man weiß nicht gewiß, ob Louvois schon bei seinen Lebzeiten in seine Frau verliebt war, wohl aber, daß er es nach seinem Tode gewesen ist, und daß diese Leidenschaft bis an sein Ende gedauert hat. Auch von dem alten Tellier behauptet man, er habe sie in den ersten Zeiten ihrer Ehe geliebt, und viele Personen haben den Widerwillen des Vaters und Sohnes gegen mich dieser Leidenschaft zugeschrieben, weil beide sich einbildeten, ich sey mehr in sie verliebt, als ich es wirklich war. Sowohl von meiner als auch von ihrer Seite war es mehr Coquetterie, als wirkliche Anhänglichkeit. Dennoch wurde dieser Umstand die Klippe, an der mein Glück scheiterte, der mir Louvois Verfolgung zuzog, und mich endlich zwang, den Dienst zu verlassen. In der Jugend ist

man selten klug, und ich gestehe, daß ich es bei dieser Gelegenheit, wie bei vielen andern, nicht gewesen bin.

Vor der Marschallin von Rochefort hatte Louvois eine heftige Leidenschaft für Frau von Fresnoi gehabt; sie war die Frau einer seiner Commis, und die Schönste ihrer Zeit. Sie soll ihm, wie man sagte, viel Verdruß gemacht, ihn wie einen Jungen behandelt, und zu vielen Thorheiten verleitet haben. Allein da er schlau genug war, den König in sein Vertrauen zu ziehen, der von seiner Seite auch wieder in Rücksicht auf Frau von Montespan Unbesonnenheiten begieng; so that dieses Liebesverständniß Louvois keinen Schaden. Man machte sogar, dieser Frau zu gefallen, eine in Frankreich ganz neue Charge, die nur in England Statt findet, nämlich als Dame du lit der Königin. Diese Stelle gab der Frau von Fresnoi überall Zutritt und verschaffte ihr alle Vorrechte der Damen vom ersten Rang; allein sie blieb doch dabei die Frau eines Commis und die Tochter eines Apothekers.

Ich habe diese Abschweifung nicht für überflüssig gehalten, weil sie über die Sitten und Unschicklichkeiten dieser Zeit Aufschluß giebt, und noch mehr geben würde, wenn ich umständlicher und der Wahrheit gemäß angeben würde, wie die vornehmsten Personen beiderlei Geschlechts sich bemühten, dieser Frau den Hof zu machen, und wie sie es ihrerseits mit einer Unverschämtheit aufnahm, welche Schönheit und ungewohnte Standeserhöhung bei niedriger Geburt und wenigem Verstand gewöhnlich hervorbringen.

Ich wende mich wieder zu den Kriegsangelegenheiten. Der Prinz übernahm gegen das Ende des Feldzugs das Commando über die Armee im Elsaß, die er in einem gut verschanzten Lager, aber in sehr schlechtem Zustande, fand. Sobald Montecuculi Sabern

ürden. Denn Aladil hatte Vollmacht zu bewilligen, as ihm gut schien: oder den König so lange hinzu halten, bis die Armee wieder beysammen wäre. Es ar ihm auch ein schriftlicher Aufsatz ertheilt, der die auptpuncte, unter denen der Vergleich sollte geschlos- n werden, enthielt: und diese betrafen eine gleiche heilung der Länder, nebst völliger Schleiffung der tadt Berytus, und Kajoun, damit keiner von beyden heilen sich ihrer bedienen könnte. Wahre sollte dem önige zugestanden werden, wenn er es aufbauen ollte; ferner sollte den Franken das heilige Kreuz ge- ben, und die Erlaubniß gestattet werden, im Tem- l der Auferstehung Priester zu halten, und dahin zu allfahrten, jedoch mit der Bedingung, daß sie keine affen mitbrächten.

Zu dieser Nachgiebigkeit nöthigten uns verschiedne mstände. Man war des langen Krieges überdrüs- g, mit vielen Schulden überhäuft, und jeder sehnte ch nach Hause. Denn viele waren die ganze Zeit her eständig beym Sultan gewesen, und andre sahen sich usser Stande die fernern Kosten zu tragen.

Hundert vier und dreyßigstes Kapitel.

Almalich Aladil tritt seine Reise an.

Im Jahr 588 (1192) den 4ten des ersten Rabia leng Aladil nach Jerusalem ab. Aus Caisan berich- ete er uns, daß Humfreds Sohn als Abgesandter des Königs mit dem Thorhüter Abi Bekr zu ihm gekom- nen, und ihm folgenden Entschluß mitgebracht hätte: Wegen Theilung der Länder sind wir mit einander chon einverstanden. Es behält nemlich jeder, was r hat. Ist unser Antheil der größere, so wollen wir uch davon so viel abtreten als nöthig ist, um eure

Hälfte

dern belagern und gegen Hagenau marſchiren wollte, rückte er auf ihn los, und verhinderte ihn, ſich an dieſen Orten feſtzuſetzen. Allein er ſah voraus, daß, wenn er den Poſten von Lauterburg verſtärkte, er ein Jahr nachher Philippsburg würde attakiren können, ohne daß man dieſer Feſtung zu Hülfe eilen könnte.

Der Marſchall von Rochefort, der während dem Winter in Lothringen und den drei Bisthümern kommandirte, machte es, nachdem er die Deutſchen Truppen erſt dieſen Poſten hatte einnehmen laſſen, ein Jahr nachher unmöglich, daß der Marſchall von Luxemburg mit einer ſtarken Armee Philippsburg zu Hülfe kommen konnte, welches der junge Herzog von Lothringen vor ſeinen Augen wegnahm. Dieß hatte für Frankreich viele nachtheilige Folgen, ſowohl deswegen, weil die Wiedereroberung viel koſtete, als auch, weil wir es bei dem Riswiker Frieden wieder zurück geben mußten, und uns dadurch jeden Eingang nach Teutſchland verſperrten, und uns alle Mittel benahmen, unſere Alliirten daſelbſt zu unterſtützen. Auch hier hat man Urſache, die Klugheit des Herrn von Türenne zu bewundern, der dieſen Plaz immer für den wichtigſten des Staats gehalten, und behauptet hat: es ſey beſſer eine Provinz zu verlieren, als Philippsburg. Als man Straßburg weggenommen hatte, war man anderer Meinung; allein bei der Niederlage von Höchſtädt lernte man einſehen, wie viel vortheilhafter der Eingang nach Teutſchland über Philippsburg, als über Straßburg war. Dieſer Plaz war indeſſen durch Rochefort's oder Louvois Schuld verloren, und ich glaube, daß der Marſchall aus Verdruß darüber ſtarb. Es iſt wahr, daß dieſe Feſtung ſich ſo lange als möglich vertheidigte, und ſich endlich erſt auf Befehl des Königs ergab. Die Teutſchen wendeten den ganzen Feld-

zug von 1676 zu dieser Expedition an, und im dem nämlichen Feldzug attakirte der Prinz von Oranien in Flandern Mastricht. Während dieser Belagerung eroberten wir unter der Anführung des Marschalls von Humieres, Aires. Nachher schickte er den größten Theil seiner Truppen wieder dem Marschall von Schomberg zu, und wir machten uns auf, um die Belagerung von Mastricht aufzuheben. Der Prinz von Oranien glaubte, den Marschall von Schomberg in seiner Retraite zu stören, wenn er sich an den Engpaß der fünf Sterne postirte, und hoffte ihn mit Vortheil angreifen zu können, ehe er Charleroi und unsere Vestungen würde erreicht haben; allein der Marschall gieng kek vor seinen Augen über Mehaigne zurück, und kurze Zeit nachher war der Feldzug geendigt.

Zu Anfang desselben Feldzugs verlor der König die schönste Gelegenheit, die er je gehabt, eine Schlacht zu gewinnen. Er war bis Condé vorgerückt, während Monsieur die Belagerung von Bouchain machte. Der Prinz von Oranien glaubte, wenn er schnell unter Valenciennes die Schelde passirte, Mons attakiren zu können, ehe der König diesem Platz zu Hülfe käme. Aber der König, der zu rechter Zeit von seinem Vorhaben und seinem Marsch unterrichtet war, marschirte am Abend von Condé ab, und hatte am folgenden Tag schon die Schelde passirt, ehe die ganze feindliche Arme zu Valenciennes angekommen war. Die Bequemlichkeit des Wassers verleitete uns zu dem Fehler, längs der Schelde zu campiren. Denn wir hätten dort unsern rechten und linken Flügel in die Wälder der Abtei von Vigogne legen, und so mit Anbruch des Tages in Schlachtordnung dem Feind entgegen rücken können, anstatt daß wir viele Zeit verloren, bis unser linker Flügel so hoch stand, als der rechte,

und

und wir nachher noch bis an die Vorwerke von Hurtebise, einen Kanonenschuß von Valenciennes, in Kolonnen marschiren mußten, ehe wir uns in Schlachtordnung stellen konnten.

Während dieß geschah, sahen wir die feindliche Armee über die Höhe von Valenciennes anrücken, und diese Höhe links liegen lassen. Wir waren alle längst in Ordnung, ehe sie alle angekommen waren, weil ihre Brücke über die Schelde abgebrochen war. Ueberdieß fehlte es dem Nachtrab ihrer zweiten Linie an Raum, da sie wegen den Hohlgräben und Hohlwege keine Bewegung machen konnten, und unser linke Flugel sie überflügelte. In dieser Lage zweifelte Niemand, der das Land kannte, daß sie nicht alle verloren seyn würden, und dieser Tag dem Krieg ein rühmliches Ende machen müßte. Der Marschall von Lorge sagte zu dem König: Er verspreche, sie alle mit der einzigen Brigade der Garde du Corps in Unordnung zu bringen; allein der eben so furchtsame als unverschämte Louvois hatte nicht Lust, den Krieg so bald zu endigen, oder fürchtete vielleicht wirklich für die Person des Königs oder für seine eigene, die in Tumult einer Schlacht vielleicht nicht in Sicherheit gewesen wäre, weil er sehr viele Feinde hatte. Louvois wußte es so einzuleiten, daß, als der König den Marschall von Schomberg um seine Meinung fragte, dieser ihm antwortete: Da er gekommen sey, um den Prinzen von Oranien zu verhindern, Bouchain beizustehen; so seye es ein groser Vortheil, hier zu bleiben, und [illegible] vor seinen Augen wegzunehmen, ohne sich der Ungewißheit eines Zufalls auszusetzen. Der König bereuete es nachher, daß er die schöne Gelegenheit, die ihm das Glück an diesem Tage anbot, nicht benutzt hatte, obgleich er eine andere, beinahe eben so wichtige, auch vernachlässigte, deren ich nachher erwähnen werde.

Im folgenden Jahre 1677 ersetzte er diesen Fehler, indem er mit Anfang des Merz vor der gewöhnlichen Zeit der Eröffnung eines Feldzugs zu Felde zog, und die drei beträchtlichsten Städte und Festungen in den Niederlanden eroberte. Er machte mit Valenciennes den Anfang, wo seine Truppen, die eben einen halben Mond erobert hatten, durch eine Zugbrücke und eine verborgene Thüre eindrangen, und es in Besitz nahmen. Der König war nicht wenig erstaunt, als sein damaliger Adjutant, der Großprior, der unter den ersten war, die hineingegangen waren, ihm die Nachricht meldete. Monsieur attakirte St. Omer, und der König Cambrai. Diese beiden Eroberungen waren nicht so leicht. Der Prinz von Oranien kam St. Omer mit 30000 Mann zu Hülfe; allein Monsieur schlug ihn bei Cassel so tüchtig, daß der König die Belagerung der Stadt und Festung Cambrai ohne Schwierigkeiten machen konnte.

Mit Ruhm bedeckt kehrte er nach Versailles zurück, aber nicht ohne heimlichen Verdruß, daß Monsieur eine Schlacht mehr gewonnen hatte, als er. Man bemerkte, als er nach der Einnahme von Cambrai St. Omer besuchte, wo auch Monsieur war, daß er sehr wenig von dieser Schlacht sprach, auch nicht neugierig war, den Ort der Schlacht zu sehen, und daß er nicht sehr zufrieden war, als das Volk ihm auf dem Wege zurief: „Es lebe der König und Monsieur, der die Schlacht gewonnen hat. Auch war es für diesen Prinzen die letzte; er wurde nie wieder an die Spitze einer Armee gestellt, wie es schon damals kluge Männer prophezeiet hatten. Er war von Natur unerschrocken, leutseelig, ohne niederträchtig zu seyn, liebte die Ordnung und war fähig, gute Anordnungen zu machen und guten Rathschlägen zu folgen. Er hatte übrigens genug

Fehler,

Fehler, die es zur Pflicht machen, auch seinen guten Eigenschaften Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Die drei eben angeführten Eroberungen ließen die Holländer ernstlich an den Frieden denken. Man versammelte sich zu Nimwegen, und hier kann man sagen, erschien der König als Herr von Europa. Es stand beinahe in seiner Macht, es zu unterjochen oder ihm den Frieden zu schenken. Er stand auf dem Gipfel seines Ruhms, von dem er bald nachher wieder herunter fiel, weil er schlimmen Rathschlägen Gehör gegeben, und sie befolgt hatte. Mit Recht zog er damals den Frieden, den er als Herr machte, dem Krieg vor. Allein, weil England anfieng, sich in Bewegung zu setzen, und nicht einwilligen wollte, daß der König alle seine Eroberungen durch den Frieden behalten sollte; so beschloß man am Anfang des Feldzugs 1678 Gent wegzunehmen. Zur Ehre Louvois muß man sagen, daß zu dieser wichtigen Eroberung alle Maaßregeln so gut genommen, und ausgeführt wurden, daß sie gelang. Dieser folgte auch die Einnahme von Ypern, worauf denn gleich, sobald Barillon, der Gesandte in England, die Vollmacht hatte, Carln dem II. die Zurückgabe von Gent anzubieten, der Friedenstraktat geschlossen, und zu Nimwegen unterzeichnet wurde.

Bei diesem Tractat, dem rühmlichsten, den Frankreich vielleicht je gemacht hatte, machte es sich der König zur Angelegenheit, daß an Schweden alles sollte zurückgegeben werden, was der Churfürst von Brandenburg während dieses Kriegs in welchem die Schweden fast ganz aus Teutschland vertrieben worden waren, ihnen weggenommen hatten; und in der That bewirkten auch noch in dem nämlichen Jahre die Armeen des Königs die Wiederherstellung Schwedens in alle seine Staaten. Dieß gab diesem ruhmvollen Frieden von

Nimwegen vollends den höchsten Glanz. Er ist für den König und sein Volk die Epoche ihrer Größe; denn von der Zeit an thaten sie nichts, das sie nicht zu ihrem Verderben führte, und sie in den bedaurungswürdigen Zustand brachte, in welchen sie gefallen sind und noch fallen werden, wenn nicht Gott, wie man sagt, sich ihrer erbarmt.

Uebrigens that der Prinz von Oranien, der nicht in den Frieden willigen konnte, etwas, wodurch er sein großes und unternehmendes Genie verrieth. Er hatte den unterzeichneten Friedenstractat in der Tasche; aber er verbarg ihn seiner Armee, und attakirte den Herrn von Luxemburg unter Mons. Er hoffte ihn zu schlagen; aber dieser General vertheidigte sich gegen diesen unerwarteten Angriff so gut, daß der Friede den folgenden Tag bekannt gemacht wurde.

In dieser Zeit verlangte Luxemburg für mich die Brigadier-Stelle, da mehrere andere, die nicht so viele Dienste geleistet hatten, als ich, wie der Marquis von Broglio und sein Sohn, schon Feldmarschalle waren. Allein Louvois antwortete mir trocken, daß ich zwar wohl Recht hätte, aber daß es mir nichts helfen würde.

Diese grobe und offenherzige Antwort des damals allmächtigen Ministers, der mich seit langer Zeit haßte, und dem ich nie den Hof machen wollte, bestimmte mich, bei dem schlechten Zustande meiner Angelegenheiten, bei meiner Liebe zur Ruhe und der Neigung zu einer Frau, die meine Achtung verdiente, meine Stelle als Unterlieutenant der Gendarmes des Dauphin, die ich, seit meine Compagnie errichtet war, und die ich fast immer, ich darf sagen, mit Ehre bekleidet hatte, aufzugeben. Ich verkaufte meine Stelle, mit Genehmigung

des

des Königs, an den Marquis von Sevigne für 90000 livres. So veranlaßte mich Louvois Haß meinen Dienst zu verlassen, weil ich mir einbildete, dieser Mann würde ewig leben. Viele andere, die mehr Verdienste hatten, als ich, thaten dasselbe, unter andern der Herzog von Leedigueries, einer der vornehmsten und zum Dienste fähigsten Männer von Frankreich.

Nach dem Frieden von Nimwegen erstreckte sich Frankreichs Herrschaft über ganz Europa. Der König entschied über alles, was in diesem Theil der Halbkugel vorgieng. Sein Staat war so blühend, als vorher, und nahm noch immer zu. Kurz, sein Reich war für die übrigen Nationen ein unentbehrliches, unvermeidliches Uebel geworden, und wenn der König gewollt hätte, so wäre sein Reich das freiwillig geworden, was es aus Zwang war. Alle Völker hätten eingewilligt es ihm zu lassen, wenn er Mäßigung, Billigkeit und den ernstlichen Vorsatz gezeigt hätte, den für ihn so rühmlichen Frieden zu unterhalten. Von allen diesem geschah das Gegentheil. Ehe ich diese Ereignisse berichte, muß ich erst die Ursachen davon aufsuchen.

Derselbe Geist und dieselbe Absicht, nämlich Colbert zu verdrängen, welche Louvois zum Krieg mit Holland angetrieben hatten, waren auch wieder die Ursache, daß er sich nicht entschließen konnte, einen Frieden zu unterhandeln, der ihn auf gewisse Art beim Ministerium überflüssig machte. Er kannte den Charakter seines Herrn, der nur auf die gegenwärtigen Dienste Rücksicht nahm, und für die vergangenen keine Erinnerung hatte, wie Colberts Beispiel es bewies. Lou-

vois, der die Ausführung einer Sache vortrefflich verstand, dessen Blick aber zum Gouvernement eines großen Staats nicht weitsehend genug war, überdieß stolz und tyrannisch, glaubte ungestraft während des Friedens neue Eroberungen machen zu können, ohne daß jemand den Willen und die Kraft haben würde, sich ihm zu widersetzen. Er behandelte in der Folge die fremden Minister eben so ungestüm, um nicht zu sagen grob, als er die Unterthanen des Königs behandelte.

Er fieng damit an, in Metz eine Cammer zu errichten, um alles wieder mit der Krone zu vereinigen, was davon getrennt worden war, und ließ mehrere regierende Fürsten dahin vorfordern. Es konnte also fast niemand mehr auf den ruhigen Besitz seiner Güter rechnen. Ganz Europa mußte endlich einsehen, daß es zur allgemeinen Sicherheit nöthig war, dieser Macht die Wäge zu halten und sich gegen sie zu verbinden.

Eine andere Ursache von dem Verfall dieses Königreichs war, die Art, mit der man die protestantische Religion in Frankreich auszurotten suchte. Schon die Absicht, dieß zu thun, war unklug. Denn die protestantischen Fürsten und Staaten waren immer gegen das Haus Oestreich für uns gewesen; man hätte also die einzigen wahren Alliirten, die wir haben konnten, nicht aufreizen sollen. Wenn wir auch nach und nach diese Religion hätten ausrotten wollen; so konnte dieß langsam und unbemerkt geschehen, ohne daß jemand sich darüber beklagt hätte. Dieß war auch die Absicht des Cardinals Richelieu gewesen, und man hat gesagt, daß sogar der Beichtvater des Königs, Jesuite la Chaise, dieses gewaltsame Verfahren gemißbilligt habe. le Tellier und Louvois sollen die Revocation des Edikts von Nantes, welchem die Heuchler gewöhnlich entgegen waren, nicht gewollt haben. Indessen schrie le

Tellier

Tellier vor Freuden, da er als Canzler die Erklärung davon unterſchrieb: Nunc dimittis ſervum tuum Domine! (Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren) Und Louvois trieb, als die Sache eingeleitet war, die Grauſamkeiten aufs äußerſte, und maßte ſich an, wie ich ſchon geſagt habe, in 6 Monaten 1600000 Menſchen, durch ein gegen die Religion und Menſchlichkeit ſtreitendes Verfahren zu bekehren. Ich übergehe die umſtändliche Beſchreibung davon, weil man ſie ſchon in mehrern Schriften dieſer Zeit findet. Allein ich muß bemerken, daß dieſe Grauſamkeiten 800000 Menſchen aus dem Königreich vertrieben haben, die alle ſo viel Geld mit ſich nahmen, als ſie konnten. Uebrigens lauter Leute, auf denen faſt der größte Theil des Handels beruhte, und die, weil man ihnen keine Aemter mehr gab, ſich entweder auf Manufakturen oder Wechſelgeſchäfte legten, ſo daß ihre Flucht dem Staat eine große Wunde ſchlug. Auch die Eiferſucht der Miniſter, und die Regierung der Weiber, die ſich in der Folge in alles miſchten, waren dieſem Königreich höchſt nachtheilig, das endlich mächtig angegriffen wurde, und dem es zugleich an klugen Rathgebern fehlte.

Indeſſen erhielten ſich die Angelegenheiten noch in den erſten Jahren nach dem Nimweger Frieden. Allein endlich zogen wir uns durch unſere Ungerechtigkeiten den allgemeinen Haß zu, und dieſer war zum Theil an unſerm Unglück ſchuld.

Auch iſt zu bemerken, daß der König, deſſen Macht grenzenlos war, den Nimweger Frieden dazu benutzte, um von ſeinen Unterthanen ſo viel Geld zu erpreſſen, als er zu ſeinen eben ſo ſchlecht entworfenen, als dem Publikum unnützlichen Gebäuden und zu Waſſerleitungen nöthig hatte, die wegen ihrer Pracht von der

Natur entfernt: und also lächerlich wären. Er ahmte die Asiatischen Könige nach. Nur die Sclaverei gefiel ihm, und die Verdienste vernachlässigte er. Seine Minister waren nicht mehr darauf bedacht, ihm die Wahrheit zu sagen, sondern ihm zu schmeicheln und zu gefallen. Er that alles nur seiner eigenen Person wegen, nichts für das Wohl des Staats. Sein Sohn wurde in sklavischer Abhängigkeit erzogen. Er bildete ihn nicht zum Regenten; er schenkte keinem seiner Generale sein Zutrauen, nahm nicht die geringste Rücksicht auf ihre Talente, sondern nur auf ihre Unterwürfigkeit. Daher kam es, daß kein großer Krieger mehr gebildet wurde. Von der andern Seite ersetzte er die Stellen seiner einsichtsvollen Minister mit ihren jungen schlecht erzogenen Söhnen, die das Glück verdorben und verwöhnt hatte. Louvois und Seignelai allein waren zwar geistvolle thätige Männer, nicht aber kluge und weitsehende Minister. Der erste war schlecht genug, immer sein eigenes Interesse und seine Herrschsucht zu befriedigen. Er hatte keinen wirklich großen, sondern nur einen tyrannischen Geist, durch den er sich den Haß der ganzen Welt zuzog. Seignelai, der weder hohen Geist noch hohen Muth besaß, aber heftig war, war schuld, daß Louvois, aus Furcht zu fallen, den König alles mögliche thun ließ, um ihn in beständige Kriege zu verwickeln, damit er ihm immer unentbehrlich blieb. Am meisten ärgerte diesen Minister, dessen Wuth in der Folge so viel Unglück erzeugt hat, daß Frau von Maintenon, vorherige Madame Scaron, in Gunst kam. Sie war die Wittwe eines komischen Dichters, eine Frau von angenehmem und gefälligem Geist, die noch Spuren ehemaliger Schönheit hatte. Ich halte es nicht für überflüßig, einen kurzen Umriß von ihrer Lebensgeschichte hier einzurücken. Sie war Enkelin oder Urenkelin des Herrn von Aubigné, der bei dem

Hofe

Hälfte der unsrigen gleich zu machen. Ist eure hingegen größer als unsre, so verlangen wir eben dasselbe von euch. Jerusalem muß ganz unser seyn, ausgenommen der Tempel Tsachra, des heiligen Steins, den wir euch einräumen wollen." Dieser Vorschlag gefiel, da er mit der Instruction des Aladil gleichstimmig war, und wurde sogleich durch ein Schreiben an den letztern beantwortet.

Einige Tage nachher erhielten wir Nachricht, daß der König von England sich aus Ptolemais nach Jaffa begeben, und noch keine Conferenz mit Aaldil gehalten habe, weil dieser sich nicht ehe dazu entschließen wollen, als bis gewisse Präliminarien festgesetzt wären: worüber denn heftig gestritten, und endlich folgende Puncte beschlossen worden: Der Tempel des heiligen Steins und die Burg in der heiligen Stadt soll unser bleiben, alles übrige aber in gleiche Theile vertheilt werden.

Hundert fünf und dreyßigstes Kapitel.

Der Gesandte des Markgrafen wird entlassen.

Um diese Zeit kam wieder ein Gesandter des Markgrafen mit Namen Joseph, ein Vasall des Fürsten von Sidon, dem der Sultan seinen Entschluß unter folgenden Bedingungen ankündigte. Wenn der Markgraf gegen seine Landsleute Krieg anfängt, so soll er die Länder, die er für sich allein den Franken abgenommen hat, auch allein behalten: eben so auch diejenigen, die er in Vereinigung mit uns erobert, nur daß in diesem Falle, die gefangenen Muselmänner nebst aller Beute ausgeliefert werden. Ferner verlangen wir von ihm die Loslassung aller in seinem Gebiete befindlichen Muselmänner. Wenn endlich der Kö-

nig

hofe Heinrich des IV. in einigem Ansehen gestanden, nd die Geschichte dieses Königs geschrieben hatte. Die Mutter von diesem Aubigné hatte mit Heinrich dem IV. in einigem Verhältniß gestanden, dem er vielleicht sein Daseyn zu danken hatte. Sein Sohn, er Vater der Maintenon, bekam durch seine Geburt ein Vermögen, war ein Mann von schlechten Sitten, nd brachte einen Theil seines Lebens im Gefängniß u. Dort verliebte er sich in die Tochter des Kerermeisters. Er entkam mit ihrer Hülfe, heirathete sie, nd begab sich mit ihr nach Canada, wo die erwähnte Dame geboren wurde. In einem Alter von 17 bis 8 Jahren kam sie nach Frankreich zurück. Sie war hön, lebhaft und geistreich, allein ihre Armuth nöhigte sie, Kammermädchen bei der Frau von Neuilnt, Mutter der Herzogin von Noailles, zu werden. Diese gute, unmäßig geizige Frau gebrauchte sie zu alm. Man sagt, daß sie sogar, in Abwesenheit des utschers, die Pferde habe striegeln müssen. Ihre reunde suchten ihr deswegen irgend einen Mann zu erschaffen. Scaron, ein Mann vom Stande, aus nem guten Hause in Paris, der, wie man aus seinen genen Schriften sieht, viel Geist hatte, aber arm nd an den Schenkeln lahm geworden war, fand sie hön und geistreich und heurathete sie. Schon vor iner Verbindung hatte er öfters gute Gesellschaft bei h. Seine Frau entfernte sie nicht, und machte sie gar noch angenehmer.

Madame Scaron betrug sich übrigens sehr anständig. Dennoch sagt man für gewiß, der Marquis von illarceaux, einer der galantesten Männer seiner Zeit, in sie verliebt gewesen und gut von ihr aufgenomen worden. Vorher hatte er Fräulein von Lenclos, ter dem Namen Ninon sehr bekannt, heftig geliebt.

Ich

Ich habe diese Dinon in ihrer höchsten Schönheit nicht gesehen. Sie hatte in ihrem 50sten, sogar im 70sten Jahre Liebhaber gehabt, die mit Zärtlichkeit an ihr hiengen, und die rechtschaffensten Männer in Frankreich waren ihre Freunde. Noch in ihrem 87sten Jahre zog man sie in die besten Cirkel ihrer Zeit. Sie starb bei völligem Verstand, und sogar mit allen Annehmlichkeiten ihres Geistes. Ich habe nie eine Frau von so viel Liebenswürdigkeit und Geist gekannt. Da sie nicht an eine ewige Liebe glaubte, so vergab sie es der Frau von Scaron, Villarceaux ihr entführt zu haben, war eine ihrer besten Freundinnen, und schlief oft ganze Monate mit ihr in einem Bett. Zwei Jahre nach seiner Verheyrathung starb Scaron, und die Königin Mutter ließ die Pension von 2000 livres, welche sie ihm gab, seiner Wittwe.

Der Marschall von Albret, ihr Liebhaber oder Freund, führte sie in dem Hause Albret und dem von Richelieu ein, wo sie mit Fräulein von Pons, nachheriger Frau von Haudicourt, in die sich der Marschall verliebte, Bekanntschaft machte; so wie auch mit Frau von Montespan, die einen nahen Verwandten des Marschalls geheyrathet hatte. Frau von Montespan wurde regierende Maitresse, und als sie den Herzog du Maine gebar, den sie heimlich wollte erziehen lassen, übergab sie ihn zur Erziehung der Frau von Scaron, auf Zureden der Frau von Haudicourt. Auch ihre nachfolgenden Kinder wurden ihr anvertraut. Sie besaß Neigung und Talente zu diesem Geschäft. Indessen mußte sie auch manche üble Laune der Frau von Montespan ertragen. Man behauptet, der König habe mehrere male zu der Montespan gesagt: „Aber wenn sie Ihnen mißfällt, warum jagen Sie sie nicht weg.“ Frau von Montespan befand sich in der Folge schlecht,

hlecht dabei, daß sie diesem Rath nicht gefolgt hatte. Sie urde von einer ältern und und weniger schönen Per-n, als sie war, und die sie immer als ein Kammer-ädchen betrachtet hatte, von ihrem Plaz und vom ofe verdrängt. Dieß geschah folgender maaßen...

Auch die stärksten Liebschaften dauern nicht ewig, nd selten so lange, als die des Königs für Frau von Montespan, die schon 13 bis 14 Jahre alt war. Er atte zwar nicht unterlassen, Frau von Monaco, Frau on Soubise, Frau von Lüde, und mehrere andere, mit iner Gunst zu beglücken, allein Frau von Montes-an blieb doch immer die Sultanin-Königin. Da sie inen Mann hatte, so gab dieß mehr Aergerniß, beson-ers als die Kinder anerkannt wurden, und öffentlich ei Hof erschienen, wodurch auch Frau von Scaron ahin gezogen wurde. Von dem Augenblick an hatte die-e mehr Umgang mit dem König, und trat oft zwischen hn und seine Maitresse. Es gelang ihr so gut, den König von ihrem Verstand und ihrer Tugend zu über-eugen, daß er ihr schon bei der ersten Veranlassung ein ganzes Vertrauen schenkte.

Der König war im Grunde immer ein gottes-ürchtiger und gewissenhafter Prinz gewesen. Zufäl-ig begegnete er eines Tags dem Allerheiligsten, wel-hes zu einem seiner Officiere nach Versailles getragen urde. Um ein gutes Beispiel zu geben, begleitete r es bis zu dem Sterbenden. Er war von diesem Anblick so tief gerührt, daß er sich bei seiner Zurück-unft nicht enthalten konnte, seiner Maitresse seine Ge-wissensunruhe zu offenbaren. Auch sie bekannte tiefe Reue, und sie beschlossen, sich zu trennen. Der Bi-schoff von Meaux wurde gerufen, um ihnen bei ihrem Vorhaben beizustehen. Die Dame reiste nach Paris ab, und der Bischoff war sehr verwundert, nachdem er

mehrere

mehrere Unterredungen mit dem König gehabt hatte und in 8 Tagen mehrere male mit Briefen nach Paris abgeschickt worden war, in denen, ohne daß er es ahnden konnte, von nichts weniger als Gottesfurcht die Rede war, als er die Montespan wieder in Versailles erblickte; aber noch mehr erstaunte er, als die Folgen jener Wiederversöhnung in dem Grafen von Toulouse, dem letzten Kinde, daß der König mit der Montespan gezeugt hatte, sichtbar geworden waren. Indessen fieng Se Majestät an, das unbequeme Joch der Frau von Montespan nicht mehr so geduldig zu tragen, die von ihrer Seite überlaunig wurde, sobald sie einsah, daß der König veränderter Empfindungen gegen sie fähig seyn konnte.

Von dieser Zeit an bedurfte er die Vermittlung der Frau von Scaron, ihren Rath und den Trost ihrer sanften und geistreichen Unterhaltung. Noch unentbehrlicher wurde sie ihm, als er sich in Fräulein von Fontanges verliebte. Diese aus einem guten Hause und seit der Zeit Kammerfräulein bei Madame, war außerordentlich schön, aber stolz und verschwenderisch. Die Neigung des Königs schmeichelte nur ihrer Eitelkeit; sie forderte, wie man sagt, eine unbegrenzte Anbetung. Frau von Montespan gerieth darüber in Wuth, und drohte dem König, wie eine zweite Medea, seine Kinder vor seinen Augen zu zerreißen.

Während ihn seine ehemalige Maitresse mit den Ausbrüchen ihres Zorns quälte, war Madame Scaron, die er täglich mehr achtete und begünstigte, sein einziger Trost. Je mehr Frau von Montespan ihn durch ihre Heftigkeit von sich entfernte, desto mehr zog ihn diese durch ihre Gefälligkeiten an. Sein Beichtvater, der Pater de la Chaise selbst, fand seine Liebe zum Fräulein von Fontanges weniger strafbar, als einen

doppel-

doppelten Ehbruch; Frau von Montespan ſagte daher bitter ſcherzend: Der Pater la Chaiſe étoit une chaiſe de commodité, (ungefähr: Der Vater de la Chaiſe ſey ein Vater der Bequemlichkeit.) Frau von Fontanges ſtarb kurze Zeit nachher, als ſie zur Herzogin erhöht worden war. Frau von Montespan hatte die Liebe des Königs verloren, an welcher nun Frau von Scaron mehr Antheil hatte. Sobald die Montespan dieß bemerkte, ſtieg ihre Wuth aufs höchſte; dadurch vollendete ſie ihr Verderben und den Sieg ihrer Nebenbuhlerin.

So lange die Königin lebte, verlangte die Scaron vom König, daß er mit ihr in einem guten Verſtändniß leben ſolle, gab ſich aber ihm nicht ganz hin, ſondern überzeugte ihn zugleich von ihrer Liebe und ihrer Tugend. Nach dem Tode der Königin beſuchte der König Frau von Montespan nur zum Schein, bis ſie endlich äußerſt erbittert, über den Verluſt ſeiner Gunſt, ſich vom Hofe zurückzog. Dieß war eine große Erleichterung für Madame Scaron und den König, welcher der Frau von Montespan eine monatliche Penſion von 1000 Louisd'or gab. Ungefähr um dieſelbe Zeit kaufte Madame Scaron die Landgüter von Maintenon, und vertauſchte den Namen ihres Mannes, der zu ihrer nunmehrigen Erhöhung nicht paßte, mit dem Nahmen dieſes Guts. Sie affectirte viel Frömmigkeit, die ihrem Alter und ihren Abſichten angemeſſen war, und nachdem ſie auch dem König gottesfürchtige Geſinnungen beigebracht, die ſie vielleicht wirklich hatte, brachte ſie es dahin, daß er zur Beruhigung ſeines Gewiſſens ſich, wie man glaubt, heimlich mit ihr vermählte. Der Erzbiſchoff von Paris, der zwar nicht ſo gewiſſenhaft, wie der König, aber ein ſchlauer Hofmann war, ſein Beichtvater, Pater de la Chaiſe, und

Louvois waren Zeugen dieser Vermählung. Von dem Augenblick an war Frau von Maintenon die Gebieterin des Hofs, und bekam den stärksten Einfluß auf die Regierung.

Louvois, der seit Colberts Tod allein geherrscht hatte, ertrug dieß sehr ungern. Colbert, welcher, seit wir die Cardinäle Richelieu und Mazarin verloren haben, im eigentlichen Sinne Staatsminister war, hatte die Einkünfte und die Gewalt des Königs höher gebracht, als es für das Wohl der Völker, und sogar für den König selbst, zuträglich war. Er sah seinen Irrthum, wiewohl etwas zu spät, ein, und ergriff Maaßregeln, um wieder alles in Ordnung zu bringen; allein Louvois widersetzte sich allen seinen Absichten. Er gab Aufsätze gegen ihn ein, wegen dem Bauwesen, das freilich eine Lieblingsneigung vom König war, mit denen Colbert aber zurückgewiesen wurde, und man sagt, der Verdruß über die Undankbarkeit des Monarchen habe seinen Tod beschleunigt. Er starb fast zu gleicher Zeit mit der Königin, und man hat bemerkt, daß er einen Brief vom König, den man ihm in seinen letzten Tagen übergab, nicht habe lesen wollen.

Frau von Maintenon gebrauchte in der Folge den Marquis von Seignelai, einen Sohn von Colbert, um Louvois in Furcht zu halten. Dieser junge Mann hatte hinreichenden Verstand, Thätigkeit, Ehrgeiz, Prachtliebe und Herrschsucht. Er überließ sich den Vergnügungen zu sehr, und theilte seine Zeit zwischen diesen und seinen Geschäften als Minister. Er war Staats-Secretair vom Königlichen Hause, und hatte das Departement der Marine, die er so hoch empor brachte, als sie in Frankreich nie gewesen war. Dadurch wurde Louvois's Eifersucht und sein Haß gegen Frau von

Maintenon

intenon vermehrt. Er war nun auf nichts weiter
cht, als alles in Unordnung zu bringen, um ſich
ig zu machen. Er verſchwendete ungeheuere Geld-
nen zur Erbauung der Feſtungen, die in der Fol-
nicht allein unnütz, ſondern auch für ſchädlich
nden wurden. Er hatte den König dahin ge-
ht, unter einem ſchlechten Vorwand Straßburg
zunehmen, und ließ ihn nun auch bei völligem
den Luxemburg angreifen; worüber ganz Europa
n ihn aufgebracht wurde. Von der andern Seite
g Seignelai ſelbſt mit einer Flotte ab, um Genua
belagern, weil die Genueſer den König beleidigt
en. Er zwang dieſe Republik, ihren Dogen bis
Verſailles zu ſchicken, und den König um Ver-
ung zu bitten, der ihn mit allem Pomp und Stolz
tiſcher Könige aufnahm. Alle dieſe Expeditionen,
unden mit den unermeßlichen Summen, die der
ig auf Gebäude und Waſſerwerke verwendet hatte,
höpften den Staat. Er hatte Clagni für Frau von
ntespan, Marli für Frau von Maintenon erbaut,
es mit ungeheuren Koſten. Louvois wurde nach
berts Tod Oberaufſeher vom Bauweſen, und brach-
ihm mit Manſards Hülfe täglich neue Riſſe, um
während des Friedens zu beſchäftigen. Seignelai
vendete dagegen wieder beträchtliche Summen zur
auung der Schiffe, die wenigſtens nützlicher waren,
auch die Eiferſucht der Engländer und Holländer
ten. Alles dieſes und mehrere Dinge, die ich in
Folge angeben werde, machten, daß ganz Europa
gegen Frankreich verband. Der Misbrauch, den
nkreich von dem Frieden machte, und der Krieg,
chen es ſich zur Unzeit zuzog, ſetzte es außer Stand,
jenigen zu unterhalten, der wegen der Spaniſchen
conſolge unvermeidlich war.

Während dieſes Friedens vermählte der König im Jahre 1680 den Dauphin mit der Prinzeſſin von Baiern. Allein dieß hielt ihren Bruder nicht ab, in dem Krieg, welcher im Jahr 1688 anfieng, gegen uns zu fechten. Der König vermählte auch die älteſte Tochter von Monſieur und von Henriette von England mit Carl dem II., König von Spanien. Sie hatte, ſo wie ihre Nachfolgerin, keine Kinder. Die jüngſte Tochter von Monſieur vermählte ſich mit dem Herzog von Savoyen, der nachher, weil Louvois ſich ſehr ſchlecht gegen ihn betragen hatte, unſer furchtbarſter Feind wurde, welcher uns mehr Schaden zugefügt hat, als irgend einer. Allein es war damals Sitte in Frankreich, die fremden Fürſten zu beleidigen. Der König und Louvois hielten die Haupt-Prinzipien einer guten Regierung für eine lächerliche Idee. Der König glaubte, ſein eigener Ruhm und ſein perſönliches Intereſſe könne auch ohne das Wohl des Staats beſtehen. Dadurch ſank beides ſo tief herab. Wir werden zeigen, wie dieß nach und nach erfolgte.

So lange Carl II., König von England, lebte, war er durch Freundſchaft und Intereſſe mit dem König verbunden; allein er billigte ſein Betragen nicht ganz, und ahmte ſeine despotiſchen Grundſätze nicht nach. Noch mehr; er war Catholik im Herzen, wie er bei ſeinem Tode es ſoll bewieſen haben, aber er erklärte ſich nie als ſolcher, und erſchien immer als Beſchützer der engliſchen Religion. Ein Theil ſeiner Unterthanen war über ſeine Allianz mit Frankreich nicht ſehr zufrieden; allein ſie glaubten ſich doch nicht hinlänglich berechtigt, um ſich laut darüber zu beklagen, und die Sache aufs äußerſte zu treiben. Er war freilich auch wie der größte Theil der Menſchen aus widerſprechenden Eigenſchaften zuſammengeſetzt. Faul, wollüſtig,

ſig, unbekümmert, und ein Freund der Ruhe, aber auch
g, herzhaft, ſtandhaft und fähig zu handeln, wenn
mußte. Uebrigens war er im Umgang liebenswürdig
d freundlich. Er freute ſich, daß ſein Volk glück-
war, und in der That war England nie reicher
d zufriedener geweſen, als ſeit er wieder den Thron
ſtiegen hatte. Er hatte ſich mit der Prinzeſſin von
rtugal vermählt, von der er keine Kinder hatte, und
r nie ohne eine ſehr ſchöne Maitreſſe. Madame,
ne Schweſter, hatte auf ihrer Reiſe nach Douvres,
deren Zurückkunft ſie ſtarb, Fräulein von Keroual
ſich, die ſchön und jung war, und ihm ſo ſehr ge-
, daß er nach dem Tode ſeiner Schweſter ſeinem
ſandten Montaigne auftrug, ſie nach England zu
ngen. Sie ſpielte dort noch eine wichtigere Rolle,
Frau von Montesran in Frankreich, weil ſie der
nig an allen Angelegenheiten Theil nehmen ließ,
alle Geſandte mit ihr unterhandelten. Er ſchenk-
hr bald unermeßliche Summen, und den Titel als
rzogin von Portsmouth. Sie trug nicht wenig zu
vollkommenen Einverſtändniß bei, in welchem die
den Könige immer geſtanden haben. Indeſſen konn-
ie es doch nicht verhindern, daß Carl der II. ſeinen
ffen, den Prinzen von Oranien, mit der älte-
Tochter ſeines Bruders und vermuthlichen Thron-
en, des Herzogs von York, vermählte. Er war
Sohn aus der erſten Ehe des Herzogs mit der
hter des engliſchen Canzlers, Mylord Hyde. Seit
Tode ſeiner erſten Gemahlin hatte der Herzog von
rk es gewünſcht, ſich mit Frankreich zu verbinden,
die Tochter des Herzogs von Crequi zu heyrathen;
in ſein Bruder hielt ihn davon ab. Wenige Zeit
her vermählte er ſich mit der Prinzeſſin von Mo-
a, mit der er einen Sohn und eine Tochter gezeugt

hat, die ſich gegenwärtig mit ihrer Mutter nach Frankreich geflüchtet haben.

So lange Carl der II. lebte, genoß England die Reichthümer, die ihm der Handel einbrachte, in ruhigem Frieden. Bei ſeinem Tode wurde der Herzog von York, ungeachtet er ſich öffentlich für katholiſch erklärt hatte, durch die allgemeine Stimme zum König von England, Schottland und Irland ernannt. Seine Regierung würde, allem Anſchein nach, eben ſo glücklich geweſen ſeyn, als die ſeines Bruders, wenn er nicht, auf Zureden ſeiner Gemahlin, dem Beiſpiel, und vielleicht auch dem Rath unſers Königs, gefolgt, und gegen die Religion ſeines Landes und die Privilegien ſeines Parlaments vieles unternommen hätte. Der erſte unter ſeinen Unterthanen, der ſich gegen ihn empörte, war ſein Neffe, der Herzog von Montmouth, natürlicher Sohn von König Carl dem II. Dieſer Herzog, der ſchönſte Mann, verlor eine Schlacht, wurde gefangen genommen, und nach London gebracht, wo er zur Strafe, wegen ſeiner Empörung, den Kopf verlor. Dadurch wurde die Macht des Königs Jacob nur noch ſtärker. Zu dieſer Zeit konnte faſt niemand mehr zu einem Amt und zu der Gunſt des Königs gelangen, als die, welche er für Catholiſch, wenigſtens im Herzen, hielt. Dieß war die Urſache einer allgemeinen Verſchwörung ſeiner ganzen Nation gegen ihn, die er weder vorauszuſehen, noch abzuwenden und zu beſiegen verſtand. Er war zwar ein Mann von Muth, aber es fehlte ihm an Verſtand und Entſchloſſenheit. Da der Prinz von Oranien, ſein Neffe, Schwiegerſohn, und damals ſein vermuthlicher Thronerbe, war; ſo iſt es natürlich, daß die Engländer ſich wegen der Aufrechthaltung ihrer Geſetze an ihn wandten; aber eben ſo ſonderbar iſt es, daß Jacob nichts davon geahndet,

nig von England ihm den Beſitz ſeiner Länder durch einen Vertrag bewilligt, ſo ſolle ihr gegenſeitiges Verhältniß durch eben den Frieden, der mit dem letztern zu Stande gekommen, beſtimmt ſeyn. Doch iſt Aſkalon, und was über demſelben hinausliegt, von dieſem Bündniß ausgeſchloſſen. Er behielte dann den am Meere gelegenen Strich, und wir behielten das, was wir hätten. Der Diſtrict der in der Mitte liegt, würde dann in gleiche Theile geſchieden.

Hundert ſechs und dreyßigſtes Kapitel.

Rebellion im Orient.

In den Gegenden am Euphrat rebellirte Almalich Almanſour, Tacoddins Sohn, und brachte den Almalich Aladil ſo weit, daß er ſich ihm zu Gunſten beym Sultan verwendete. Dieſer aber war durch nichts zu beſänftigen, weil er dergleichen Unternehmungen von ſeinem Anverwandten nicht vermuthet hatte, und überhaupt ſeiner Familie ſo viel gutes zutraute, daß er keinem der zu ihr gehörte, den Eyd der Treue abforderte. Er gab daher ſeinem Sohn Almalich Alaphdal Befehl, gegen ihn mit gewaffneter Hand ins Feld zu rücken. Dieſer Umſtand hatte auch einigen Einfluß auf die Unterhandlungen mit dem Könige von England, der ſich überredete, der Sultan werde nun gewiß ſich nachgiebiger finden laſſen.

Hundert ſieben und dreyßigſtes Kapitel.

Wiederkehr des tyriſchen Geſandten.

Den ſechſten des andern Rabia kam der vorhin erwähnte Geſandte des Markgrafen wieder, und unterſtützte ſeinen Antrag mit ſo guten Gründen, daß die

Allianz

det und durch seine blinde Sorglosigkeit den König von Frankreich betrogen hat, welcher alle Tage die Nachrichten bekam, daß der Prinz von Oranien in Holland eine Flotte ausrüste, um nach England zu segeln. Der König Jacob antwortete hierauf immer: Er habe eine Armee, auf die er sich verlassen könne, und der Prinz von Oranien wolle nicht nach England, sondern nach den Küsten von Frankreich.

Barillon, der königliche Gesandte in England, hintergangen von Mylord Sunderland, dem Lieblingsminister des Königs, den er aber verrieth, half einige Zeit dazu, den König zu betrügen, und man erfuhr die Absichten des Prinzen von Oranien nicht eher gewiß, als da es fast zu spät war, sie zu vereiteln.

Seignelai machte dem König dennoch das Anerbieten, 40 Schiffe auszurüsten, die noch zur rechten Zeit bereit seyn sollten, der Holländischen Flotte den Uebergang zu verwehren. Allein Louvois verwarf dieses als lächerlich und unmöglich, und überredete den König durch anderweitige Angriffe die feindliche Macht zu zertheilen. Wenn man es auf die Art gethan hätte, wie es von Seiten des Königs von England vorgeschlagen wurde, nehmlich nach Cöln oder Mastricht zu marschiren, so glaube ich nicht, daß die Holländer sich von ihren Truppen so entblößt haben würden, wie sie thaten. Aber da Monseigneur Philippsburg attakirte, wodurch ganz Teutschland in Bewegung gesetzt, die Holländer aber nicht beunruhigt wurden; so verfolgte der Prinz von Oranien, obgleich er anfangs durch widrigen Wind zurückgetrieben wurde, seine Unternehmung. Dieß wurde ein tödlicher Schlag für die französische Monarchie. Louvois's Rath war bei dieser Gelegenheit der Rath eines eigennützigen Mannes, der den Krieg herbeiführen wollte, es koste, was es wolle,

weil sein Ansehen anfieng zu sinken, und Seignelai, durch die Gunst der Frau von Maintenon unterstützt, mit jedem Tage mehr Gewicht bekam. Es war ihm wirklich gelungen, den Krieg anzuzünden, aber er genoß seine Freude darüber nur eben so kurze Zeit, als die über Seignelai's Tod, der nur ein Jahr vor ihm, und nicht ohne Verdacht einer Vergiftung, starb. Bei Gelegenheit dieser beiden Todesfälle kann ich mich nicht enthalten, von der Gerichtskammer zu reden, die gegen Vergiftungen mit Recht errichtet wurde, um die Schuldigen zu bestrafen, und die Fortschritte dieses täglich zunehmenden Verbrechens zu hemmen. Louvois bediente sich ihrer zu seiner Rache und seinen persönlichen Feindseligkeiten.

Mehrere vornehme Personen wurden, unschuldig und meistens ohne gegründeten Verdacht, vor diesen Richterstuhl gezogen. Frau von Brinvilliers gab zuerst zu dem Verdacht, dieses damals in Frankreich so gewöhnlichen Verbrechens, Anlaß. Sie war die Tochter des Civillieutenants von Aubrai; eine kleine Frau, die hübsch und leichtfertig gewesen war, aber seit einer gewissen Zeit die Hospitäler besuchte, und die Andächtige spielte. Sie stand in einem engen Verhältniß mit einem Manne, Nahmens St. Croix, einem Gasconier, der von seiner Betriebsamkeit lebte, und, als er in der Bastille war, die Mischung der Gifte von einem gefangenen Italiener gelernt hatte. Er gab sich auch mit der Chemie ab. Dieser Mann arbeitete eben an einem starken und schnell wirkenden Gift, als ihm seine gläserne Maske, die ihn gegen den Einfluß des bösartigen Gifts schützte, entfiel, wodurch er plötzlich starb. Bei der gerichtlichen Versieglung fand man ein Kästchen, welches Frau von Brinvilliers sehr dringend zurückforderte. Die Justiz befahl es zu öffnen, und man fand

fand auf jedem Gift die Wirkung, die es machen würde, geschrieben. Sobald Frau von Brinvilliers Nachricht davon bekam, entfloh sie nach England. Die Wirkung des Gifts bestätigte sich durch Versuche, die man mit mehrern Thieren machte, und Desgrais, ein gewandter Gefreiter, wurde ausgeschickt, sie aufzusuchen. Zu der nämlichen Zeit, und sogar noch früher, war der Erzbischoff von Paris durch die Beichtväter der Kirchspiele benachrichtigt worden, daß mehrere Personen sich selbst der Giftmischerei beschuldigten. Auch waren viele Personen an langsamen und unbekannten Krankheiten gestorben, unter andern der Vater und Bruder der Brinvilliers. Sie war noch nicht lange in England, als der König Carl sie aufsuchen ließ. Endlich erwischte man sie zu Liege. Sie wurde nach Paris geführt, wo ihr der Kopf abgeschlagen ward. Eine zu milde Strafen für ihre Verbrechen! Da ihre Familie zu den mächtigsten bürgerlichen Familien gehörte; so schonten sie ihre Richter, unerachtet sie überwiesen war, nicht allein ihren Vater und Bruder, sondern auch, bloß in der Absicht, die Wirkung ihres Gifts zu probiren, mehrere Arme im Hospital und mehrere Bauern auf dem Lande, vergiftet zu haben.

Seit man diesem Laster auf die Spur gekommen war, fiel der Verdacht und die Anzeigen ähnlicher Verbrechen auch auf andere Personen. Man fand welche, die gleichsam Handel damit trieben, unter andern die Vigoureux und die Voisin, die bei Gelegenheit der Wahrsagerei verschiedenen Damen Mittel gegeben hatten, sich ihre Männer oder ihre Liebhaber, wenn sie ihrer überdrüßig waren, vom Halse zu schaffen. Die Neugierde hatte sogar Herren und Damen vom ersten Rang, die jedoch nicht im Sinne hatten, jemand zu vergiften, zu diesen Wahrsagerinnen geführt. Die Da-

men hatten Fragen an sie gemacht über das Leben einiger Personen, und sogar über den König und seine Maitressen.

Dieß gab dem boshaften und feindseligen Louvois ein weites Feld, seine Feinde ins Verderben zu stürzen. Aus einer andern Ursache wurde die Gräfin von Soissons, eine Feindin der Frau von Montespan, der sie ihre Stelle als Oberaufseherin der Königin, abzutreten verweigert hatte, ohne erheblichen Grund, wie ich glaube, zur Verhaftung verdammt Weil sie sich dafür und vor den Kunstgriffen ihrer Feinde fürchtete, zog sie sich nach Flandern zurück. Ihre Schwester hingegen, die Herzogin von Bouillon, erschien mit Zuversicht und Stolz vor den Richtern, begleitet von zahlreichen und angesehenen Freunden. Dieß mißfiel dem Hof, und bewirkte ihre erste Verbannung. Der Herzog von Luxemburg, Capitain von der Leibwache, und der nehmliche, welcher so große Schlachten gewann, hatte sich mit Louvois, der sein Freund gewesen war, entzweit, und wurde ungerechterweise beschuldigt, er habe einen gewissen le Sage um Rath gefragt. Er gieng freiwillig als Gefangener in die Bastille, und stellte die Strenge der Richter auf die Probe, die ihn für unschuldig erklärten. Seine zu große Neugierde und sein zu häufiger Umgang mit Frauen konnte zwar einigen Verdacht auf ihn werfen; allein er verdiente doch nicht eine so schimpfliche Behandlung. Es ist zu erstaunen, wie weit es Louvois bei dieser Gelegenheit mit den ersten Köpfen des Staats getrieben hatte, ohne daß weder sie, noch ihre Verwandte, noch sogar ihre Kinder, sich dafür an ihm rächten. Ich weiß nicht, ob ich es der Gewalt des Königs, oder der Niederträchtigkeit der Großen zuschreiben soll, die unter dieser Regierung eben so unglaublich groß war, als die Ver-

achtung,

achtung, mit welcher die Minister und der König auch sogar seinen Bruder, die Prinzen vom Geblüt, und die vornehmsten Männer im Staat behandelt haben.

In der Zwischenzeit vom Nimweger Frieden und dem Uebergang des Prinzen von Oranien nach England, wurde der Kaiser von den Türken lebhaft angegriffen. Der Großvezier belagerte Wien, und war auf dem Punkt, sich dessen zu bemächtigen, als Sobieski, der König von Pohlen, die Kaiserlichen Truppen, die der Herzog von Lothringen commandirte, mit den Seinigen verstärkte, und mit diesen vereinten Kräften die Belagerung von Wien aufhob. Die Türken zogen mit großem Verlust ab. Sie wurden auch noch an andern Orten, und endlich bei Barcan, zurückgetrieben und geschlagen. Der König von Pohlen hatte sie einmal mit seinen Truppen allein und nicht vorsichtig genug attakirt, und wäre eingeschlossen und gefangen genommen worden, wenn der Herzog von Lothringen ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre, ihn befreit und die Türken geschlagen hätte.

Durch diese und mehrere andere Actionen erwarb sich dieser Herzog den großen Ruhm, den er noch durch die Eroberung von allem, was die Türken in Ungarn weggenommen hatten, und sogar von Buda, erhöhte.

Der Herzog von Baiern, ein junger, tapferer und ruhmbegieriger Mann, begleitete ihn bei diesen letzten Unternehmungen, und unternahm für sich allein die Belagerung von Belgrad, das er eroberte. Die Prinzen von Conti, eben so tapfer und ruhmsüchtig, als er, giengen als Freiwillige zur Kaiserlichen Armee, um ihren ersten Feldzug zu machen. Sie waren bei der Belagerung von Neuhäusel, das mit Sturm weggenommen wurde, und bei der Schlacht von Gran.

Der Prinz von Türenne begleitete sie dahin; auch trafen sie noch einige vornehme Französische Volontairs, aus denen sie sich einen kleinen Hof bildeten; unter andern den Marquis von Lassay, der viel älter war, als sie, aber ein Mann von Geist und großem Muth, der noch genug Kühnheit besaß, als irrender Ritter Abentheuer aufzusuchen, um sich auszuzeichnen. Mit Ruhm bedeckt kamen sie von dieser Reise zurück. Sie bereiteten sich, im nächsten Jahre zurückzugehen und den Krieg in Ungarn aufzusuchen, wenn der König sich nicht anders bedacht, und die ihnen gegebene Erlaubniß zurückgenommen hätte. Sie reisten trotzig ab, und waren schon früher in Flandern und Holland, als die, welche abgeschickt wurden, um ihnen den Willen des Königs bekannt zu machen. Lange Zeit widersetzten sie sich diesem und den wiederhohlten Vorstellungen ihres Oheims, des großen Prinzen von Condé. Endlich brachte sie Saintrailles, der zuletzt an sie abgeschickt wurde, wieder zurück. Sie brachten ihren Vetter, den Prinzen Eugen von Savoyen, mit, der damals 16 bis 17 Jahre alt und von seinen Eltern zum Geistlichen bestimmt war; allein er wollte dieser Bestimmung nicht folgen, und fühlte sich zu einem andern Stande berufen. Er ersuchte daher den König, ihm eine Cavallerie Compagnie zu geben, die ihm aber abgeschlagen wurde. Nun entschloß er sich mit den Prinzen vom Geblüt dem Krieg in Ungarn zu folgen. Da sie nach Frankreich zurückkamen, stellte er ihnen vor, daß sie für ihren Theil verpflichtet seyen, dem König zu gehorchen und in ihr Vaterland zurückzukehren, wo hoher Rang und große Güter ihrer warteten; er aber sey für sich entschlossen, das Glück zu suchen. Eben dieser Prinz Eugen ist gegenwärtig der größte General von Europa; durch ihn ist das gesunkene Haus

Oestreich

Oeſtreich wieder empor gebracht worden, und Frankreich wieder herabgeſunken.

Durch ein unkluges Betragen des Herrn von Villeroi iſt dieſen Prinzen ein unangenehmer Zufall begegnet. Die Herrn von Rochegunne, von Liancourt und von Villeroi, junge Männer und ihre Freunde, denen der König nicht erlaubt hatte, ihnen zu folgen, ſtanden in einem regelmäßigen Briefwechſel mit ihnen. Unglücklicherweiſe waren die Neffen von Villeroi in in Frankreich mit einem von denen bekannt, welcher ſie abwendig machte, dem König zu gehorchen. Dieſer letztere gab den Rath, man ſolle den an ſie abgehenden Courier, der die Briefe dieſer jungen Herren überbringe, arretiren laſſen. Dieſe Briefe enthielten die gröſten Unbeſonnenheiten; ſie nannten den König darin einen bei ſeiner Alten ins Nichtsthun verſunkenen Land-Junker, und bedienten ſich ſo verächtlicher Ausdrücke, daß der König es ihnen nie vergeſſen konnte, um ſo mehr, da einer dieſer Herren ein Sohn von dem Herzog von Villeroi, den er mit vorzüglicher Auszeichnung behandelte, die beiden andern aber Söhne des Herzogs von Rochefoucault waren, der unter ſeine Günſtlinge gehörte. Er verbannte alle drei, und wollte den Prinzen von Rochefüryon bei ſeiner Zurückkunft nicht vor ſich kommen laſſen, weil die Briefe an ihn überſchrieben waren. Von ſeinem Schwiegerſohn, dem Prinzen von Conti, glaubte er gerne, daß er nichts von dieſem Verhältniß gewußt habe. Dieſer Vorfall hat den Prinzen von Rochefüryon ſein ganzes folgendes Leben hindurch viel Schaden gethan. Kurze Zeit nachher wurde er der älteſte dieſes Zweigs, und nahm, nach dem Tode ſeines Bruders, der von der Tochter des Königs keine Kinder hinterließ, den Nahmen Conti an. Dieſer zweite Prinz Conti ſtarb gerade zu der

Zeit, als er ſich ſchmeichelte, den Widerwillen des Königs beſiegt zu haben, und als er zum Wohl des Staats und ſeines eigenen Ruhms an die Spitze der Armee geſtellt werden ſollte. Bei den Feldzügen, die er mit dem Herzog von Luxemburg machte, zeigte er viel Muth und kriegeriſche Talente. Er hatte ſeinen Verſtand ſehr durch Lectüre gebildet, und war durch ſeine Sanftheit der liebenswürdigſte Geſellſchafter. Sein Ruhm verbreitete ſich ſo weit, daß er nach Sobiesky's Tode von dem größten Theil der Staroſten dieſes Reichs zum König erwählt wurde. Allein man warf ihm vor, dieſe Wahl nicht ſchnell und nachdrücklich genug unterſtützt zu haben. Wenn er dieß gethan hätte, wäre er König, und Pohlen glücklicher geworden, als es nachher nicht war.

Bei dieſer Gelegenheit zeigte er nicht ſo viel Seelengröße, als man von ihm erwartet hatte, und eine gewiſſe Undankbarkeit gegen den Abt von Polignac, den Geſandten des Königs, der ihm bei dieſer Wahl Dienſte geleiſtet hatte, characteriſirte ihn als einen unfreundlichen, unerkenntlichen Mann. Bei ſeinen Geſchäften, die er wegen der Grafſchaft Neufchatel mit der Frau von Nemours, und nach ihrem Tode mit ihren Erben hatte, erſchien er auch als eigennützig. Dennoch war er unter allen Prinzen, die ich gekannt habe, einer der vorzüglichſten. Nach des Prinzen Tod, welcher ihn mit ſeiner Tochter vermählt, und ſterbend den König gebeten hatte, ſeinem Neffen zu vergeben, kam er wieder an den Hof, und bemühte ſich ſehr um die Gunſt des Dauphins, die er auch erhielt. Zu dieſer Zeit war der Herzog von Vendome der Liebling des Dauphin. Er brachte alle Jahre 14 Tage zu Anet bei der Wolfsjagd der jungen Hofleute zu. Dort entſpann ſich eine Cabale zum Vortheil des Prinzen von

Conti

Conti, wodurch er in der Folge der Günſtlingſchaft des Herrn von Vendome das Gleichgewicht hielt.

Anfänglich waren die Prinzen vom Geblüt mit Vendome und ſeinem Bruder, dem Großprior, ziemlich einig; aber dieſe Einigkeit dauerte nicht lange. Ich gehörte ſeit einigen Jahren zu den Freunden des Herrn von Vendôme, ungeachtet ich 10 Jahre älter war, als er. Auch mit dem Abt Chaulieu, ihrem damaligen Günſtling und unumſchränkten Beſorger aller ihrer Angelegenheiten, ſtand ich in dem freundſchaftlichſten Vernehmen.

In dieſem Zuſtand der Dinge bekam der König eine gefährliche Fiſtelkrankheit. Er entſchloß ſich zu der gewöhnlichen Operation dieſes Uebels, die damals noch nicht ſo gewöhnlich waren, als ſie es nach der Zeit wurden. Man fürchtete daher für ſein Leben, und dieß erweckte die Cabalen bei Monſieur, die noch lebhafter wurden, als der König nach dieſer Operation an einem Geſchwüre, das auf Verdorbenheit ſeiner Säfte ſchließen ließ, aufs neue krank wurde, und ſich einer noch ſchwerern und gefährlichern Operation unterwerfen mußte. Ob er gleich in wirklicher Gefahr war, ſo wollte er doch nicht, daß man es glauben ſollte. Dieſe Krankheit hielt deswegen Herrn von Vendome, den Abt Chaulieu und mich nicht ab, Monſieur zu Anet zu beluſtigen, und ihm ein Feſt mit einer Oper zu geben, von welcher Capiſtron, ein Touloufiſcher Dichter, der in des Herrn von Vendome Dienſten ſtand, den Text, und unſer gemeinſchaftlicher Freund Lully die Muſik machte. Dieſes Feſt koſtete Herrn von Vendome 100000 livres; dieß war alles, was er beſaß.

Da wir, der Großprior, der Abt Chaulieu und ich unſere Maitreſſen bei der Oper hatten, ſo ſagte das boshafte

boshafte Publikum; wir hätten Herrrn von Vendome zu einer Ausgabe von 100000 Franken verleitet, um uns und unsere Freundinnen zu ergötzen; allein wir hatten in der That wichtigere Absichten. Sie wurden in der Folge vereitelt, da alle Dinge eine ganz andere Gestalt annahmen, und nichts von allem dem erfolgte, was wir mit so vieler Wahrscheinlichkeit erwartet hatten.

Als der Prinz durch den Tod seines Vaters Besitzer von Chantilli geworden war, gab er dem Dauphin im folgenden Jahre 1688 daselbst ein Festin, welches 8 Tage dauerte. Er hatte für die Erfindung und Anordnung solcher Dinge viel Geschmack und Talent, und sparte keine Kosten, um es so glänzend als möglich zu machen, was auch bei dieser Gelegenheit der Fall war. An einem der letzten Tage dieses Festes kam ein Eilbote von Hof, der Monsieur die Liste überbrachte, von den Generallieutenants und Feldmarschällen, welche der König ernannt hatte, weil er den Krieg wieder anfangen wollte.

Herr von Vendome erhielt noch ein besonderes Schreiben von Louvois, worin er ihm seine Beförderung zu diesem Grade bekannt machte. Es waren auch noch einige andere, die bei unserm Fest waren, ernannt, die, so wie er, den andern Tag abreisten, um sich zur Wiedereröffnung des Feldzugs vorzubereiten, weil die Absicht des Prinzen von Oranien, nach England zu gehen, nicht mehr zweifelhaft war. Kaum war Monsieur zu Versailles angekommen, als man sich schon zur Belagerung von Philippsburg rüstete. Einige Zeit nachher reiste er zu dieser Expedition ab. Herr von Vendome wunderte sich, unter der Zahl der zu Feld ziehenden Generale nicht zu seyn, und als sein Bruder, der Großprior, um die Erlaubniß bat, wenigstens als Freiwilliger mitzugehen, wurde es ihm unsanft

Allianz unter den oben angeführten Bedingungen zu Stande kam. Der Sultan mußte dieß Mittel um so schneller ergreiffen, da er jetzt in seinen östlichen Provinzen die Unruhen dämpfen mußte, die im Stande wären, ihn an der Fortsetzung des heiligen Krieges zu verhindern, wenn sich Almansour mit Buchtimer vereinigen sollte.

Hundert acht und dreyßigstes Kapitel.

Tod des Markgrafen.

Wenige Tage nachher erfuhren wir die Entleibung des Markgrafen. Er war nemlich den 13ten dieses Monats bey dem Bischof zur Tafel gewesen, und auf dem Wege nach Hause, wohin er unter einer sehr schwachen Bedeckung gieng, von zwey Trabanten mit Messerstichen ermordet worden. Die Thäter wurden ergriffen, und bekannten im Verhör, sie wären vom König von England gedungen worden. Die Regierung blieb so lange in der Verwaltung zweyer Commendanten der Burg, bis der Bericht von dem Vorfall an die Könige gelangt war.

Hundert neun und dreyßigstes Kapitel.

Fernere Geschichte des Almalich Almansour.

Almalich Aladil konnte zwar durch seine Fürsprache beym Sultan nichts ausrichten, als aber die ganze Generalität für ihn ins Mittel trat, so ließ sich dieser endlich bewegen, daß er dem Almansour nach abgelegtem Eyde, Charrä, Edessa und Samosata, nebst der Vormundschaft über seine Brüder zugestand, jedoch mit dem ausdrücklichen Bedinge, nie wieder über den Euphrat zu gehen. Aladil, der die Bürgschaft

in

ſanſt abgeſchlagen. Man ſchloß daraus, der König ſey vielleicht über das Feſt zu Anet unzufrieden. Indeſſen wußte Vendome, dem er immer gewogen war, ſeine Gunſt bald wieder zu gewinnen, aber ſein Bruder, der Großprior, konnte es nicht dahin bringen. Er beharrte demnach darauf, Dienſte zu nehmen, und diente mit Herrn von Luxemburg in Flandern, der ihm ſein ganzes Zutrauen ſchenkte, und zwar mit allem Recht; denn er beſaß in der That viele militairiſche Talente.

Dieß ſind die Ereigniſſe ſeit dem Nimweger Frieden, der 10 Jahre dauerte, bis zu der Einnahme von Philippsburg, die das Signal zu einem neuen Krieg wurde, durch welchen Frankreich, unerachtet es faſt ganz den Sieg davon trug, dennoch ſo ſehr erſchöpft wurde, daß es in dem Krieg für die Erhaltung der Spaniſchen Thronfolge unterliegen mußte, wie man in der Folge ſehen wird.

Als der Prinz von Oranien nach England zog, hatte er vielleicht noch nicht den feſten Vorſatz, den König Jacob, ſeinen Oheim und Schwager, vom Throne zu ſtürzen. Auch war er von dem größten Theil der Großen in England, deren Unterſchriften er bei ſich hatte, nicht aus dieſem Grunde dahin berufen worden. Ihre Abſicht war bloß, das Gouvernement zu reformiren, die Religion zu ſchützen, und den König Jacob zu zwingen, daß er in eine allgemeine Ligue gegen Frankreich treten ſollte. Indeſſen wurde der König auf eine ganz ungewöhnliche Art entſetzt. Es geſchah, ungeachtet der Heftigkeit der Engländer, ohne einen Schwerdtſtreich.

Die

Die Flotte des Prinzen landete, nach sehr widrigem Winde, nicht weit von Exeter, und das Volk schien anfänglich so wenig geneigt, ihn gut aufzunehmen, daß er beinahe im Sinne gehabt haben soll, wieder zurückzugehen. Der Marschall von Schomberg, ein teutscher, sehr geschickter, erfahrner Krieger, diente als General unter ihm. Er hatte nach dem Frieden 1660 Portugal durch zwei Schlachten, die er gewonnen, erhalten, und Frankreich eben verlassen, als alle die von der Religion proscribirt wurden. Frankreich verlor in ihm einen brauchbaren Mann, dessen Treue aber verdächtig war, weil er fast immer mit Holland und dem Prinzen von Oranien im Einverständniß gestanden hatte. In seiner Jugend hatte er dem Groß-Oncle dieses Prinzen gedient, und bei dieser Unternehmung unterstützte er den Neffen. Man glaubt doch, sie würde gescheitert haben, wenn der König Jacob seine große Armee ohne Zeitverlust nach Exeter hätte marschiren lassen. Allein da die Ersten seines Hofs, seine Minister, der Prinz von Dänemark und seine Tochter selbst zu dem Complott gehörten, fehlte es ihm gänzlich an einem guten Rath, den er sich selbst zu geben unfähig war. Barillon, der französische Gesandte, sah nun erst zu spät ein, daß ihn Sunderland hintergangen hatte, und starb, ich glaube, aus Verdruß darüber.

Während man zu London, nachher zu Windsor, und endlich bei der Armee, wohin sich der König begeben und dem Grafen von Feversham, Bruder des Herzogs von Duras und des Marschalls von Lorges, das Commando übergeben hatte, berathschlagte, was zu thun sey, rückte der Prinz von Oranien mit seiner Armee vor. Je näher er kam, desto mehr erklärte sich das Volk für ihn. Als er ziemlich

nahe

nahe war, erſtaunte der König, ſich von ſeinem Schwiegerſohn, ſeiner Tochter, den Vornehmſten des Hofs, von mehrern Anführern ſeiner Armee und einigen Korps ſeiner Truppen verlaſſen zu ſehen. Einer der erſten, der ihn verließ, war Mylord Churchil, der Bruder einer Frau, von der dieſer Prinz Kinder gehabt, und den er aus einem niedrigen Stande zu einem ziemlichen Glück erhoben hatte. Indeſſen blieb ihm noch der größte Theil ſeiner Armee treu, beſonders die Irländer, und wenn er die Stellen der abgegangenen Anführer ſogleich durch andere wieder erſetzt, und ſeine Armee in die Schlacht geführt hätte; ſo wäre die Gefahr ſeiner Feinde eben ſo groß geweſen, als ſeine eigene. Allein er gieng nach London zurück, unruhig, welche Parthei die Stadt ergreifen würde, der ſich der Prinz von Oranien näherte. Sobald er ganz nahe gekommen war, ſandte der König die Lords Halliſax, Nottingham und Godolfin ab, um mit dem Prinzen zu unterhandeln. Dieſe Herren hatten in der That nicht die Abſicht, den König ganz vom Throne zu ſtürzen, ſondern nur ihn durch ſeinen Neffen unter eine Vormundſchaft zu ſetzen. Die Beſorgniſſe, welche die Königin ihrem Gemal über ihn und ſeinen Sohn mittheilte, und die ſchlimmen Rathſchläge, die ihm vielleicht von den verborgenen Freunden des Prinzen von Oranien gegeben wurden, bewogen ihn zu dem Entſchluß, ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn, der nur 6 bis 7 Monat alt war, noch vor der Zurückkunft der Lords nach Frankreich zu ſchicken. Der Graf von Lauzun, den ſein Schickſal damals nach England getrieben hatte, übernahm es, ſie zu begleiten, und ſie gelangten ſicher am Hafen an. Der König ſelbſt, nachdem er ſeine Wache von der Holländiſchen ohne Schwerdtſtreich hatte aufheben ſehen, wollte ſich nach Frankreich flüchten; allein er wurde, als er auf dem Punkt war, ſich einzuſchiffen, erkannt, arretirt und

mit großer Ehrerbietung nach London zurückgebracht, wo er mit den Ausrufungen: „Es lebe der König!“ empfangen wurde. Er war indeſſen nicht mehr in Freiheit, und als der Prinz von Oranien nach London kam, erklärte man, es ſey für die Sicherheit ſeiner Perſon nöthig, daß er ſich zurückziehe. Sein Schwiegerſohn war froh, daß er nach Frankreich gehen wollte, weil es die ſchlimmſte Parthei war, die er ergreifen konnte. Er wurde deswegen zu Portsmouth, wohin man ihn brachte, ſchlecht bewacht, und es ſcheint, man habe ihn vorſätzlich nach Frankreich entwiſchen laſſen, wo er zu Anfang des Jahres 1689 bei ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohn ankam.

Die Regierungs-Aenderung in England, wodurch alle politiſche Maximen und Abſichten ſo gänzlich verändert wurden, war für Frankreich, das bis dahin der ganzen Europäiſchen Macht widerſtanden und ſo große Vortheile über alle ſeine Feinde erlangt hatte, ein tötlicher Schlag. Die Vereinigung zwiſchen Holland und England, welche der Prinz von Oranien, ſobald er König wurde, knüpfte, war für uns äußerſt unglücklich. Indeſſen blieben Frankreich noch immer große Hülfsquellen, die es aber nicht zu benutzen wußte, und erſchöpfte.

Von der andern Seite wurde der Kaiſer, welcher Ungarn wieder eroberte, deſſen Armeen ſich zum Krieg gewöhnt und deſſen Generale ſich zu großen Kriegsmännern gebildet haten, wieder in den Stand geſetzt, mit uns Krieg führen zu können. Der Prinz von Baden, als Nachfolger des Herzogs von Lothringen, welcher gegen die Türken Schlachten gewonnen hatte, widerſetzte ſich unſern Fortſchritten in Deutſchland, und der Prinz von Oranien, den wir nun König Wilhelm nennen werden, gieng alle Jahr über das Meer, um ſich

an die Spitze ſeiner und der Holländiſchen Armee zu ſtellen, und ließ uns die Siege, welche wir über ihn davon trugen, theuer bezahlen.

Der König ließ ſogleich mit großen Koſten eine Flotte ausrüſten, um eine Armee nach Irland zu ſchicken. König Jacob hatte dort noch Feſtungen und Anhänger unter dem Volk. Lauzún, der ſich die Gunſt der Königin von England erworben hatte, wurde auf ihr Verlangen zum Herzog ernannt. Die beiden Könige wählten ihn zum Anführer der Armee unter Jacob. Dieſer Krieg, welchen Seignelai am eifrigſten beförderte, weil er zu Waſſer geführt werden konnte, war nicht nach Louvois Sinn; er wandte auch alles an, um ihn zu hintertreiben. Allein der König von England leiſtete ſich ſelbſt noch ſchlimmere Dienſte, als andere. König Wilhelm gieng ungeſäumt nach Irland, um Jacob, welcher ſich an der Boine ſchlecht poſtirt hatte, zu vertreiben. Er ſchlug ihn dort und zerſtreuete alle ſeine Truppen. Der König Jacob, Lauzún, die Truppen und die Generale erwarben ſich bei dieſer Gelegenheit wenig Ruhm, und mehrere von ihnen, wie auch der König und Lauzún ſchifften ſich ſehr zur Unzeit wieder ein. Nur Boiſſelot, ein franzöſiſcher Hauptmann von der Garde, warf ſich in Limerik, das er, nachdem er einer langen Belagerung widerſtanden, und einen Theil der Armee des Königs Wilhelms getödtet hatte, wieder mit Ehren verließ. Der Marſchall von Schomberg kam in der Schlacht bei der Boine um, und Wilhelm ſelbſt wurde vor der Schlacht durch eine Kanonenkugel an der Achſel geſtreift; allein er ließ ſich dadurch doch nicht abhalten, ſeine Truppen in Schlachtordnung zu ſetzen, und ſelbſt bei der Schlacht gegenwärtig zu ſeyn. Ein Beweis ſeines großen Muths; denn er war beträchtlich verwundet, und genöthigt,

thigt, ziemlich lange von seiner Armee abwesend zu seyn. Dadurch verbreitete sich das Gerücht von seinem Tode unter der ganzen Armee. Frankreich wünschte dieß so sehr, daß das Volk aus eigenem Antrieb Freudenfeuer machte, die nicht zeitig genug vom Hofe verboten wurden, da die vornehmsten Minister, unter andern auch Louvois, diesen allgemeinen Irrthum eine Zeitlang unterhielten. An dem Tage, wo sich dieses Gerücht in Paris verbreitete, kam ich Abends mit Seignelai von Seaux. Wir waren sehr erstaunt, in allen Straßen Freudenfeuer zu finden, und aus Stroh verfertigte Prinzen von Oranien in das Feuer werfen zu sehen, wobei die Gesundheit des Königs getrunken, und die Vorübergehenden ein gleiches zu thun genöthigt wurden. Dieses allgemeine Fest mißfiel dem vernünftigern Theil sehr, und ich weiß nicht, ob dem Prinzen von Oranien je eine größere Lobeserhebung ertheilt, und die Furcht seiner Feinde ihm deutlicher zu erkennen gegeben wurde, als durch diese Aeusserungen der Freude, die der Glaube an seinen Tod bei ihnen hervorbrachte. Unbegreiflich ist es, daß man einen ganzen Monat hindurch nicht wußte, ob er lebe oder nicht. So genau war der Hof unterrichtet.

Im nächsten Jahre wurde unter der Anführung von St. Ruth eine große Verstärkung nach England geschickt. Er besaß Kühnheit und Muth, aber wenig Erfahrung, und keine von den bürgerlichen Eigenschaften, die man von einem Manne, der an einem solchen Platz steht, fordern kann.

Die Marschalln von Meilleraye, eine alte Närrin, verliebte sich noch bei Lebzeiten ihres Gemahls, dessen Page er war, in ihn, und nach dem Tode des Marschalls heyrathete sie ihn heimlich. Diese Gewissensheyrath, dergleichen damals zur Mode wurden, trug

viel

viel zu St. Ruths Glück bei. Der König machte ihn zum Lieutenant der Leibgarde, gebrauchte ihn zu mancherlei, ließ ihn in der Dauphiné commandiren, und schickte ihn endlich, als einen Mann, der im Stande sey, die Angelegenheiten wieder herzustellen, nach Irland. Man sieht hieraus, wie der König ohne allen Grund für Männer von geringer Herkunft und wenig Verdiensten eingenommen seyn konnte. Saint Ruth war denn doch noch einer von den minder schlimmen, die er auf diese Art gewählt hat. Er vereinigte sich in Irland mit Mylord Tirconel, der dort für den König Jacob commandirte, und sie lieferten zusammen eine Schlacht gegen den König Wilhelm. Sie hielten sich sehr tapfer, und man hat behauptet, St. Ruth würde die Schlacht gewonnen haben, wenn er nicht durch einen Kanonenschuß umgekommen wäre. Allein sie wurde verloren, und ganz Irland unterwarf sich kurze Zeit nachher dem König Wilhelm. Sobald er von den Kosten und Unruhen dieses Krieges befreit war, zog er mit seiner Macht nach Flandern. Indessen war dieser Krieg für ihn und seine Alliirten nicht so glücklich. Unsere Armee, unter der Anführung des Marschalls von Hümieres, bekam zwar einen Schlag bei Valcourt, und unerachtet er keine große Folgen für uns haben konnte; so fiel doch Louvois so hart über den Marschall, seinen Freund, her, daß er die gute Meinung des Königs gänzlich verlor, und das Commando der Armee im folgenden Jahre dem Marschall, Herzog von Luxemburg, übergeben wurde, der ein tödtlicher Feind von Louvois und genauer Freund von Seignelai war. Louvois hatte sich diesen Verdruß selbst zugezogen, weil er seinen Freund, den Marschall von Hümieres, in den Augen des Königs herabgesetzt hatte; freilich nicht in der Absicht, daß Luxemburg dabei gewinnen sollte, sondern nur um jenen unterwürfiger und abhängiger zu

machen. Eben so betrog sich dieser Minister selbst, dadurch, daß er dem Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten, Pompone, zu schaden suchte. Er ließ nicht nach, bis er ihn aus dem Ministerium und vom seinem Amte verdrängt hatte, das er einer von seinen Kreaturen in die Hände spielen wollte. Aber der König wählte den Marquis von Croissi, einen Bruder von Colbert, an diese Stelle. Dieß war ein Dolchstich für Louvois, daß dieses Haus gegen seinen Willen sich erhielt und emporstieg. Nach Louvois und Croissi's Tode erhielt Pompone seine ehemalige Stelle wieder. Der Marquis von Torci erhielt, weil er die Tochter von Pompone heyrathete, die Anwartschaft, und von dem Augenblick an verwalteten sie dieses Amt beide gemeinschaftlich. So ist diese Stelle wieder auf das Haus Colbert gekommen, das, allem Anschein nach, mächtiger werden wird, als es je war. Louvois oder vielmehr le Telliers Familie hingegen ist gänzlich gesunken, obgleich sie noch gegenwärtig unermeßliche Reichthümer besitzt; sie ist weder begünstigt noch angesehen.

Da Louvois im Jahre 1690 es nicht hatte verhindern können, daß der Herzog von Luxemburg die Haupt-Armee in Flandern commandirte, fand er wenigstens Mittel, daß ein großer Theil davon getrennt, und eine Armee für den Marschall von Hümieres auf der Seite des Meeres aufgestellt wurde. Er ließ zugleich den ausdrücklichen Befehl an den Herzog von Luxemburg ergehen, welcher zwischen der Sambre und Maaß stand, daß er über die Sambre gehen sollte; dieß setzte diesem General einem fast unvermeidlichen Verlust aus, wenn Waldek, welcher die Armeen der Alliirten commandirte, ein eben so thätiger Anführer gewesen wäre, als er. Dieser, ein zwar erfahrner, aber nicht unternehmender

mender General, hatte ſich zu lange bei Fleurus, das nur 2 oder 3 Meilen von der Sambre entfernt iſt, aufgehalten, und der größte Theil der königlichen Armee war ſchon herüber, ehe er ſich in Bewegung geſetzt hatte, um ihnen den Uebergang zu verwehren. Die erſte Cavallerie, die er zu dieſem Endzweck abſchickte, begegnete der Gendarmerie, und wurde nach einem ziemlich hartnäckigen Gefecht bis an ſein Lager zurückgetrieben. Waldek hatte eine ſtarke Armee an einem vortheilhaften Plaz. Allein der Herzog von Luxemburg, der nicht, ohne eine Schlacht zu liefern, wieder vor dem Feind über die Sambre zurückgehen konnte, machte die ganze Nacht hindurch Vorbereitungen zu ihrem Angriff. Die Fronte des Mittel-Corps ihrer Truppen war durch einen Fluß gedeckt; man konnte alſo nur ihren linken Flügel attakiren. Bei dieſen Umſtänden ließ der Großprior, der bei dem Herzog von Luxemburg war, ſeinen ganzen rechten Flügel, der dem linken Flügel in die Flanke fiel, nach und nach hinüber gehen, während man auf ihren rechten Flügel feuerte. Dieß entſchied die Schlacht, und brachte ihre Cavallerie in Unordnung. Dennoch verſammelte ſich ihre Infanterie und gab ein ſtarkes Feuer. Dem Herzog von Maine wurde ſein Pferd unter dem Leibe todt geſchoſſen, und ſein Gouverneur Suſſac, der es vorher bei Herrn von Vendome war, kam neben ihm um. Man wollte den Herrn von Luxemburg tadeln, daß er im Angeſicht der Feinde ſeine Armee getrennt habe, die es hätten benutzen können; allein da das Terrain ſo beſchaffen war, daß ſie es nicht bemerken konnten ſo finde ich vielmehr, daß es dieſem General zu großem Lob gereichte. Dieſe ſo glücklich gewonnene Schlacht war für Frankreich die Quelle aller glücklichen Ereigniſſe während dieſes Kriegs. Luxemburg wollte vorrücken, und ſeinen Sieg benutzen; allein Befehle vom

Hof, oder vielmehr von Louvois, verhinderten es. Man ließ ihn Charleroi belagern, das sich so lange und so gut vertheidigte, daß diese Eroberung die einzige Frucht dieser Schlacht war, die viel wichtigere Folgen hätte haben können.

Im Winter faßte der König den Vorsatz, Mons anzugreifen, und Louvois, ein vortrefflicher Minister, um solche Unternehmungen durch seine Scharfsichtigkeit und Thätigkeit zu befördern, verschaffte ihm bald genug, beinahe 100000 Mann, und alle zur Belagerung dieses Platzes erforderliche Munition, Kanonen und Vorrath, noch ehe sich die Feinde versammelt hatten. Ich werde mich nicht in die Beschreibung dieser Belagerung einlassen; nur dies muß ich bemerken, daß der König, der sich nicht gerne in Gefahr setzen ließ, unruhig war, als er hörte, der König Wilhelm sey mit 40000 Mann bis Hal vorgerückt; und ob er gleich mit seiner zahlreichen Armee nichts zu befürchten hatte, schickte er doch den Herzog von Luxemburg mit 14000 Mann Cavallerie oder Dragoner ab, um den Marsch König Wilhelms zu beobachten und zu verzögern. Einige Tage nachher kapitulirte Mons. Der König gieng wieder nach Versailles zurück, und überließ Luxemburg das Commando seiner Armee. Diese Eroberung, welche der König in der That Louvois's Bemühungen zu danken hatte, war schuld, daß er die Gunst des Königs verlor. Seine Feinde, durch Frau von Maintenon unterstützt, beredeten den König, Louvois schreibe sich den ganzen Ruhm davon zu. Gerade als dieser Minister Lobsprüche und Danksagungen von seinem Herrn erwartete, bemerkte er, daß er sich von ihm entfernte, und wurde darüber aufs höchste erbittert, obgleich Seignelai nicht mehr der Gegenstand seiner Eifersucht seyn konnte: denn dieser war im Jahr 1690 gestorben, und zwar nicht ohne Verdacht einer

durch

ieſer Sache über ſich nahm, forderte dem Sultan
Handſchrift hierüber ab, wodurch denn beyde ſo
an einander geriethen, daß Saladiu den nieder-
riebenen Eyd zerriß, und die ganze Unterhandlung
gängig machte.

Hundert und vierzigſtes Kapitel.

Ankunft des griechiſchen Geſandten.

Anfange des erſten Sjumads kam ein Geſandter
Konſtantinopel an, um dem Sultan eine Of-
Defenſiv-Allianz anzubiethen, und ihn zu bewe-
, in Verbindung mit den griechiſch kaiſerlichen
ppen die Inſel Cypern anzugreiffen. Ferner ver-
te er, daß das heilige Kreutz, der Tempel der
erſtehung und die übrigen Kirchen in der heiligen
adt den Griechen abgetreten würden. Der Sul-
gab ihm aber abſchlägige Antwort, mit dem aus-
klichen Zuſatz, der König von Georgien habe ſchon
000 Goldgulden für das Kreutz gebothen, und
och nicht erhalten können.

Hundert ein und vierzigſtes Kapitel.

Almalich Aladil erhält einige Provinzen jenſeit dem Euphrat.

ach vielen Unterredungen brachte Almalich den
ltan ſo weit, daß er nachgiebiger gegen Almanſour
d. Bey dieſer Gelegenheit ſagte ein gewiſſer Emir,
mens Huſamoddin Abulhaisia, in einer Rathsver-
mlung: „Wir ſind alle Diener und Vaſallen des
ltans: und jener junge Mann hat ſich wahrſchein-
nur aus Furcht entſchloſſen zu einer andern Par-
y überzutreten. Nun können wir aber nicht zu glei-

cher

durch Louvois bewerkſtelligten Vergiftung, welcher bei mehrern Gelegenheiten ihn ſeine Macht hatte fühlen laſſen. Luxemburg benahm ſich eben ſo trotzig gegen ihn. Mehr bedurfte es nicht, um einen ſtolzen, rachſüchtigen, unverſöhnlichen Mann aufs äußerſte zu beleidiger. Er hat zum Beiſpiel dem Großprior nie vergeben können, daß er geradezu zum König, und nicht erſt zu ihm gekommen war, als er die Nachricht von der bei Fleurus gewonnenen Schlacht, bei der er ſich ausgezeichnet hatte, überbrachte. Der König ernannte ihn auch, gegen Louvois Willen, zum Feldmarſchall. Da dieſer Miniſter jedermann ſchlecht behandelt hatte, ſo wurde er auch wieder von allen Menſchen angegriffen, ſobald man vermuthete, ſein Anſehn ſey geſunken. Am nachtheiligſten wurde für ihn der Rath, den er gegeben hatte, und ausführen ließ, Worms, Speier, Frankenthal und die ganze Unterpfalz verbrennen zu laſſen, damit die Armeen des Kaiſers und des Reichs nicht dieſſeits des Rheins ſich feſtſetzen und beſtehen könnten. Einige haben dieſe Grauſamkeit als politiſch zweckmäßig vertheidigt, von vielen andern wurde ſie verworfen. Wie dem auch ſey, ſie erfüllte ganz Europa mit Abſcheu gegen den König und die ganze Nation. Der König bereuete es, und machte Louvois Vorwürfe, ihn dazu verleitet zu haben. Auch bei Gelegenheit der Einnahme von Mainz im Jahr 1689 war er gegen Louvois aufgebracht. Erſtens, weil es dieſer Feſtung an Pulver fehlte, und dann, weil der Marquis von Hürelles, eine Kreatur von Louvois, nachdem er 50 Tage lang mit aller möglichen Kunſt und Anſtrengung den bedeckten Weg der Feſtung vertheidigt hatte, ſie doch auf einmal, und zwar weil es an Pulver fehlte, übergab, unerachtet man glaubte, ſie würde ſich noch einige Zeit halten können. Der Miniſter hatte zwar verſichert, daß ſowohl Pulver, als

auch andere Dinge im Ueberfluß da seyen; allein es bestätigte sich nicht. Ausserdem warf man Louvois noch vor, daß er den Krieg mit dem Herzog von Savoyen auf eine doppelte Art veranlaßt habe, weil er zu Turin eine vom Herzog unabhängige Post errichtet, und weil er diesen Prinzen hatte zwingen wollen, dem König die Festung von Turin abzutreten, endlich aber, weil er einen Piemontesischen Edelmann, der ihm eine schriftliche Vollmacht vorzeigte, und der bis Orleans gekommen war, den Zutritt bei Hof und den König verweigert hatte. Durch alle diese Dinge hatte er die gute Meinung des Königs verloren. Nur die einzige hielt ihn noch, daß der König in Kriegszeiten seiner nöthig zu haben glaubte. Ueberdieß konnte sich der wilde Geist dieses Ministers durchaus nicht beugen. Er gerieth eines Tages mit dem König in einen Streit, wobei Se Majestät ihm erklärte: Er würde ihm für diese Ordre mit seinem Kopf haften. Louvois wurde darüber so heftig, daß er seine Papiere im Conseil auf den Tisch warf, und sagte: Er würde sich gar nicht mehr um die Geschäfte bekümmern. Dieser Auftritt, nach welchen Frau von Maintenon ihn wieder versöhnte, ereignete sich kurze Zeit vor Louvois Tod, der sehr ungewöhnlich war. Als er eines Morgens zum König gegangen war, um, wie gewöhnlich, mit ihm zu arbeiten, wurde es ihm übel, und er veränderte die Farbe. Der König verschob die Geschäfte auf ein andermal. Kaum hatte Louvois Zeit, nach Hause zu kommen, wo er, in dem Augenblick, als man ihm die Ader öffnete, starb. Man vermuthete auch, er sey, so wie Seignelai, an Gift gestorben. Es wurde behauptet, ein Topf mit Wasser, der immer in einem kleinen Schränkchen bei seinem Tische stund, sey vergiftet gewesen. Der Verdacht fiel auf den Herzog von Savoyen, der diese That, mit Beihülfe

hülfe von Seron, dem Arzt von Louvois, welchen er beſtochen hatte, ausgeführt haben ſoll.

Von Louvois ſagte man, er hätte entweder gar nicht geboren werden, oder noch länger leben ſollen. Wenn er gar nicht exiſtirt hätte; ſo wäre der Staat nicht in einen Krieg verwickelt und zu Ausgaben verleitet worden, die ihn zu Grunde gerichtet haben; wenn er aber bis zu dieſem Zeitpunkt gelebt hätte, ſo wäre auch er allein im Stande geweſen, durch ſeine Talente die Laſt der Geſchäfte zu tragen. Aus allem, was ich bisher über ihn geſagt habe, läßt ſich urtheilen, daß er ein Mann war, welcher Fähigkeiten beſaß, ein guter Miniſter zu ſeyn, aber nicht zu regieren. Der König, welcher einmal einen Widerwillen gegen ihn hatte, ſchien ſeinen Verluſt in keiner Hinſicht zu beklagen. Er erſetzte ſeine Stelle mit Louvois zweitem Sohn, dem Marquis von Barbezieux, der die Anwartſchaft auf ſeine Stelle ſchon gehabt hatte, die der König ſelbſt ſeinem ältern Bruder, dem Marquis von Courtenvaux, wegen ſeiner Unfähigkeit, vorher entzogen hatte.

Barbezieux hatte wirklich mehr Verſtand, als der andere, aber nicht mehr Klugheit und Erfahrung. Indeſſen war er bald Herr über alles, was ſeinen Poſten angieng, ſo wie die übrigen Miniſter es bei Hof waren. Denn zum Unglück für dieſe Regierung gab der König ſeinen Miniſtern Gewalt, über jeden Theil des ihnen anvertrauten Gouvernements, ohne daß einer von ihnen bedachte, in welchem Verhältniß alle dieſe unter ſich und gegen das Ganze des Staats ſtänden. Die Klügern wünſchten daher immer einen Premier-Miniſter. Allein die Eitelkeit des Königs, ſeit er aus der Vormundſchaft des Cardinals Mazarin ausgetreten war, erlaubte es ihm nie, und er hat es immer für das größte Unglück gehalten,

gehalten, das einem Fürsten widerfahren könnte. Er wurde deswegen doch nicht weniger beherrscht, als andere; allein er wollte sich lieber von vielen, als von einem einzigen beherrschen lassen. Anfänglich hatte er geschickte Minister, die ihn auf weniger schlimme Wegen leiteten, und eine gewisse Herrschaft über ihn behaupteten. Am Ende wählte er Männer, die wenig Verstand hatten, in der Absicht, sie leichter nach seinem Willen zu lenken, und seine eigene große Talente desto mehr zeigen zu können. Allein er wurde auch von diesen beherrscht, und seine eigene Fähigkeiten konnten die Unfähigkeit der Minister nicht ersetzen. Er hielt sich sogar für verbunden, sie in allem und gegen alles zu unterstützen, und beraubte sich oft, aus Liebe zu ihnen, des Beistandes seiner besten und verdienstvollsten Unterthanen.

Der Marschall von Catinat hatte in dem Krieg, von welchem ich rede, das Commando über die Piemontesische Armee gehabt. Er führte daselbst den Krieg mit vieler Klugheit, Muth und glücklichem Erfolg. Er gewann die Schlacht bei Staffard. Es war nicht seine Schuld, daß er nicht nachher Turin attakirte und einnahm. Wiederhohlte Befehle von Louvois, seinem Verwandten und Wohlthäter, nöthigten ihn, gegen seinen Willen, in einer späten Jahrszeit die Belagerung von Coni durch Boulande unternehmen zu lassen, der gezwungen wurde, sie aufzuheben.

Der König ließ sich weder durch die Fähigkeiten des Herrn von Catinat, die ihn endlich doch zum Feldmarschall erhoben, noch durch die allgemeine Stimme abhalten, ihn dem Chamillard aufzuopfern. Bei Gelegenheit der Belagerung von Coni muß ich hier einer Thatsache erwähnen, aus der man sieht, in welche Bestürzung dieser Hof durch den kleinsten Unfall gesetzt werden

den konnte. Als Louvois die Aufhebung der Belagerung von Coni vernommen, überbrachte er dem König diese Nachricht weinend und war darüber so sehr in Verzweiflung, daß er sich nicht trösten konnte. Der König sagte ihm damals sehr vernünftig: „Sie sind über eine Kleinigkeit muthlos; man sieht wohl, daß Sie an glücklichem Erfolg gewöhnt sind. Ich, der ich mich erinnere, die Spanischen Truppen in Paris gesehen zu haben, verliere den Muth nicht so leicht.“ Er bedurfte nachher aller seiner Standhaftigkeit, als von allen Seiten Schlag auf Schlag die schlimmen Nachrichten einliefen. Dieß ist das lezte mal, wo ich von Louvois rede. Es wäre denn nun das Gute und Schlimste angegeben, welches dieser Zeitpunkt und die Ereignisse in seinen aufgestellten Maximen enthüllt haben.

In demselben Jahre 1691 zu Ende des Feldzugs schlug der Herzog von Luxemburg die feindliche Cavallerie bei Leuze. Der Herzog von Chartres*), Sohn von Monsieur, der damals in einem Alter von 16 Jahren seinen ersten Feldzug machte, war dabei, so wie der Herzog von Maine. Der General war sehr besorgt, daß sie sich nicht all zu vieler Gefahr aussezten. Allein im folgenden Jahre bewies der Herzog von Chartres bei Steenkirchen, und nachher bei Neerwinden, daß es nicht an ihm gelegen hatte, wenn er bei Leuze sich nicht an die Spitze seiner Dragoner gestellt, und schon damals eine Tapferkeit gezeigt hat, die ihn eben so, wie seine Geburt, vor andern auszeichnet.

Im Jahr 1692 entschloß sich der König, Namur zu attakiren, einen der festesten Plätze in den Spanischen Niederlanden. Wahrlich, eine Unternehmung, die

*) Dieß ist der gegenwärtige Herzog von Orleans, der sich bei Lebzeiten seines Vaters so nannte.

die seiner würdig war! Er eroberte diese Stadt in 8 Tagen, nach Eröffnung der Hauptgräben auf der Seite der untern Maaß, und mit Hülfe einer Anhöhe, die nur einen Pistolenschuß von dem größten Theil des äußersten Walls entfernt war; so daß König Wilhelm nicht mehr Zeit hatte, der Festung zu Hülfe zu kommen. Der König verließ endlich die Seite der Citadelle, und postirte seine Armee von der Sambre bis nach der Maaß; dadurch drängte er die Verschanzungslinie enger zusammen. Diese Festung wurde beinahe für unüberwindlich gehalten. Die Belagerung dauerte auch einen ganzen Monat. Durch das beständige Regenwetter, das für sie günstig war, gieng ein Theil der königlichen Armee zu Grunde König Wilhelm wollte dieser Festung mit 80000 Mann zu Hülfe eilen; allein der Herzog von Luxemburg verhinderte seinen Uebergang bei Namur, worauf das Schloß sich endlich ergab. Diese Eroberung war für den König doppelt angenehm; erstens, weil sie ihm ein großes Gewicht gab, und zweitens, weil sie vor den Augen des Königs Wilhelm gemacht wurde.

In dem Augenblick, wo die Festung kapitulirte, hätte man die Armeen des Herzogs von Luxemburg und des Königs vereinigen können, die alsdenn um ein Drittheil stärker gewesen wäre, als die Feindliche. Man hätte diese auf dem Felde von Fleurus mit einer zahlreichern und bessern Cavallerie als die ihrige war, schlagen können. Wenn sie sich auf die Seite von Brüssel gezogen hätten, ohne sich in ein Gefecht einzulassen; so hätte man täglich ihre Arriergarde mit glücklichem Erfolg attakiren, und sie unfähig machen können, den Feldzug weiter fortzusetzen. Ich sagte es in dem Augenblick zu Chanlai, der damals eine Stimme im Capitel hatte. Er gab mir Recht; aber, antwortete er mir, man muß zusehen, was diesem Manne hier anste-

ſteht. In der That wurde es dem König immer ſchwer, ſich in eine wichtige Unternehmung einzulaſſen. Es ſchien ihm an Muth und Verſtand zu fehlen, wiewohl er, wie ich glaube, daran keinen Mangel hatte. Er gab vorſichtigen Rathſchlägen zu viel Gehör, wenn er nur den kühnſten hätte folgen ſollen.

In demſelben Jahre 1692 attakirte der von Natur unternehmende und über die Einnahme von Namur erbitterte König Wilhelm den Herzog von Luxemburg bei Steenkirchen, und glaubte ihn zu ſchlagen. Er fiel mit ſeiner ganzen Armee auf den rechten Flügel der Unſrigen, die erſt ſehr ſpät von dem feindlichen Angriff benachrichtigt wurde, und kaum noch Zeit hatte, ſich dazu vorzubereiten. Der Herzog von Luxemburg, der nicht ganz wohl war, ließ ſich hintergehen. Er ſtand mit einem Sekretair*) des Königs Wilhelm in einem Einverſtändniß, das entdeckt wurde. Man ließ durch dieſen Secretair die falſche Nachricht an unſern General ergehen, die Feinde würden an dieſem Tage auf der Seite unſerer Armee eine große Fouragirung machen. Er wollte es deswegen nicht glauben, als unſere Leute ihn verſicherten, daß die ganze feindliche Armee auf ihn einfallen würde, und war nicht eher davon zu überzeugen, als da die Bourboniſche Brigade, welche uns zur rechten auf einer Anhöhe ſtand, ſchon angegriffen wurde. Er begab ſich ſchleunigſt dahin, und ſah mit Verdruß, daß dieſe Brigade in Unordnung gerathen war, und die Feinde ſich der Anhöhe und einiger Kanonen bemächtigten, die wir da ſelbſt hatten. Er ließ ſie ein Paar Mal angreifen, ohne ſie zum Weichen zu bringen. Bei dem dritten Angriff

*) Dieſer war Muſikus oder Kammerdiener beim Churfürſten von Baiern, und hieß Millevois.

Angriff stellte er sich mit dem Herzog von Chartres, dem Herzog und Prinzen von Conti, Herrn von Vendome, dem Groß-Prior und andern Generalen an die Spitze der Gardenbrigade, und mit aufgesteckten Bajonetten und den Degen in der Hand fielen sie, ohne zu schießen, auf die Feinde ein, machten ein schreckliches Blutbad und siegten. Man verfolgte diese bis in ihr Lager, woher sie gekommen waren, nahm ihnen viele Fahnen, Standarten und Kanonen weg. Die Feinde hatten einen sehr großen Theil ihrer besten Truppen verloren, und auch unser Verlust war, obgleich geringer, doch beträchtlich. Der Prinz von Türenne, ältester Sohn des Herzogs von Bouillon, ein hoffnungsvoller, kluger und herzhafter Mann, kam bei dieser Gelegenheit um, so wie der Marquis von Tillabet und von Bellefonds und mehrere andere Officiere. Der Herzog von Chartres war verwundet worden, und, nachdem er sich nur leicht hatte verbinden lassen, wieder zu seinem großen Ruhm auf das Schlachtfeld geeilt; so wie es seinem Gouverneur, dem Marquis von Arcis, zur Ehre gereicht, daß er den Herzog von Luxemburg anhaltend bat, den Prinzen mit zu dieser Action zu nehmen, unerachtet er die Reservearmee, die nicht dabei war, commandirte.

Der Herzog von Luxemburg schickte seinen Günstling Albergotti ab, der sich bei dieser Gelegenheit ausgezeichnet hatte, um dem König die Nachricht dieses Siegs zu überbringen. Albergotti hatte mit dem Prinzen von Conti und dem ältesten Sohn des Generals einen Anschlag gemacht, diesen zu beherrschen, und suchte ihn zu diesem Endzweck mit Herrn von Vendome, und besonders mit dem Großprior, dem er ziemlich gewogen war, zu entzweien; er erwähnte ihrer deswegen in seiner Beschreibung, die er dem König

machte,

machte, wenig oder gar nicht. Sie hatten indessen nicht wenig zu dem glücklichen Erfolg dieser Schlacht beigetragen. Es ist zuverlässig wahr, daß Herr von Vendome erst selbst, und nachher durch seinen Bruder den Herzog von Luxemburg bewogen hat, die Anhöhe nicht zu verlassen und sie um jeden Preis wieder zu behaupten. Denn anfänglich wollte dieser General seinen ganzen rechten Flügel wieder über den Fluß hinter seinem Lager zurückgehen lassen; und wenn er dieß gethan hätte; so wäre er in Gefahr gekommen, gänzlich geschlagen zu werden. Auch hatten diese beiden Brüder an der Spitze der Bataillons so tapfer gefochten, als irgend einer, und Herr von Vendome hatte den rechten Flügel, wobei die Dragoner-Regimenter waren, so aufgemuntert, daß sie Wunder thaten, und anstatt vergessen zu werden, ihnen vielmehr ein großer Theil der Lobsprüche gebührte, welche diese Action verdiente.

Herr von Luxemburg sagte Herrn von Vendome selbst, er verdanke ihm viel, und werde es öffentlich erklären. Allein wenn wir, der Abt Chaulieu und ich, nicht durch Briefe erfahren hätten, daß in Flandern eine große Schlacht geliefert worden sey, an der Herr von Vendome viel Antheil habe; so wäre ihrer gar nicht gedacht worden. Noch mehr: als ich zu der Zeit, da die Nachricht von dieser Schlacht bekannt wurde, nach Versailles gekommen war, sagte mir Monsieur, welcher eben vom König kam, und wußte, daß ich an diesem Herrn Theil nahm, sie seyen nicht dabei gewesen. Ich zog nicht nur ihn, sondern auch die ganze übrige Welt bald aus diesem Irrthum. Denn der Abt Chaulieu war gerade bei dem Prinzen, als Albergotti ihm von dieser Schlacht Bericht erstattete. Da er der Herrn von Vendome nicht erwähnte, fragte ihn der Prinz: Ob sie dabei gewesen wären, und Albergotti konnte seine Frage nicht anders als mit einem, ob wohl sehr kurzen, Ja beantworten. Wenige Tage

nachher verkündigten alle Briefe, die von der Armee einliefen, ihr Lob, und man sah wohl, daß man absichtlich über sie geschwiegen hatte.

Die Herrn von Vendome beklagten sich öffentlich über Herrn von Luxemburg, und waren bis auf den Augenblick seines Todes mit ihm gespannt, wo er sie zu sich rufen ließ, und sie wieder um ihre Freundschaft bat. Beide waren darüber sehr gerührt.

Dieß ist nicht der einzige Fall in diesem Jahrhunderte, wo man denen, die sich auszeichneten, keine Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und ich glaube, daß es zu jeder Zeit so gewesen ist.

Diese Schlacht, wobei beide Theile so viel verloren, war Ursache, daß man den Feldzug gerne endigte. Im folgenden Jahre 1693 schien der König erst große Plane zu haben, die aber plötzlich wieder verschwanden. Man weiß nicht, warum und wie der König, der, wie es schien, entschlossen war, in die feindlichen Niederlande einzudringen, Monsieur, seinen General-Lieutenant, mit 7 bis 8000 Mann in Frankreich ließ, um die Küsten zu decken, die von den Engländern bedroht wurden. Es war in diesem Jahre ein großer Kornmangel in Frankreich, der durch den Geiz der Aufkäufer eine Art von Hungersnoth herbeiführte. Das Pfund Brod stieg bis auf 6 Sous. Monsieur warf deswegen auf allen Wegen von Paris bis Pont Oursan in Bretagne Geld aus. Der Chevalier von Lothringen, der Marquis Deffiat und ich, die mit ihm fuhren, hatten jeder einen Sack mit 1000 Franken in 30 Sousstücken und Thaler, von denen wir am Abend auch nicht einen mehr übrig hatten. Der Prinz, welcher überhaupt sehr leutselig war, erwarb sich dadurch die Liebe des Volks. Er erwartete mit Ungeduld Nachrichten von den Unternehmungen des Königs in Flandern, als ein Eilbote ihm die Zurückkunft des Königs nach Versailles meldete. Er war darüber eben so erstaunt als ärgerlich,

ober Zeit zwey Kriege, gegen die Gläubigen, und gegen die Ungläubigen aushalten. Sollen wir gegen die Muselmänner fechten, so muß zuvor mit den Franken Friede gemacht werden. Soll aber der heilige Krieg fortgesetzt werden, so müssen wir uns mit unsern Glaubensbrüdern in Güte vergleichen.“ Eben so sprachen auch die übrigen.

Ich mußte daher noch einmahl die Eydesformel ausfertigen, und der Sultan stellte die verlangte schriftliche Urkunde aus. Nachher machte auch Aladil Ansprüche auf die Länder Tacoddins, und verglich sich endlich dahin, daß er sie zwar in Besitz nahm, dagegen aber seine Besitzungen diesseits dem Euphrat aufgab, und sich anheischig machte, aus den Gegenden, die er noch von den letztern behielt, jährlich 6000 Säcke Getreyde nach Jerusalem zu schicken, und alle Einkünfte von dem itzt laufenden Jahre dem Sultan zu überlassen.

Hundert zwey und vierzigstes Kapitel.

Die Franken erobern Daroun.

Die Franken benutzten die Zeit, da Saladin seine Armee hatte auseinander gehen lassen, und zogen mit Roß und Mann vor Daroun. Sie trieben den Ort so sehr in die Enge, daß die Besatzung einigen Waffenstillstand verlangte, um Verhaltungsbefehle vom Sultan abzuwarten. Allein ihr Gesuch wurde abgeschlagen, und die Festung mit Sturm erobert.

Hundert drey und vierzigstes Kapitel.

Ankunft frischer Truppen bey unserm Heere.

Sobald der Sultan die neuen Bewegungen des Feindes erfuhr, forderte er seine Generäle auf, sich

so

und dieß mit Recht; denn der König wäre zu Gembloux im Stande gewesen, den König Wilhelm, welcher in der Abtei von Parc, unter Louvain, stand, zu überfallen, einen Posten, den er nicht verlassen durfte, und den er nur mit 40000 Mann besetzt hatte. Da der König ihm auf beiden Seiten von Brüssel mit zwei Armeen, wovon jede 60000 Mann stark war, hätte entgegen rücken können. Dieser Prinz hielt sich wirklich für verloren, als er hörte, der König sey nach Versailles abgereist, und schicke Monseigneur mit einem großen Theil seiner Macht nach Teutschland. Dieß schien ihm so unwahrscheinlich, daß er nachher gesagt hat, er habe den Kaiser und die Alliirten im Verdacht gehabt, sie hätten sich, ohne sein Vorwissen, mit dem König in Unterhandlungen eingelassen. Man hat nie gewiß erfahren können, wer ihm diesen Rath gegeben hatte, aber man vermuthete, er käme von Madame Maintenon, weil der König einige Fiberanfälle gehabt hatte, und nur die weibliche Besorglichkeit einen Rath geben konnte, welchen Luxemburg und alle andere Minister mißbilligt haben. Diese Rückkehr gereichte dem König nicht zur Ehre, welcher sich von dieser Zeit an nie wieder an die Spitze seiner Armeen stellte, wo er doch immer mit so viel Glück gefochten hatte. Das Glück seiner Waffen erhielt sich noch während dem übrigen Theil dieses Feldzugs unter Herrn von Luxemburg. Dieser General hatte im Sinn, Lüttich zu überfallen; allein die Feinde hatten sehr starke Verschanzungslinien unter dieser Festung, die mit 30000 Mann besetzt war. Der Herzog von Luxemburg machte alle zum Angriff erforderlichen Vorbereitungen, aber an demselben Tage, wo er Faschinen hatte machen lassen, um gegen diese Linien vorzurücken, erfuhren es die Feinde, die schwächer waren, als er, und zogen sich gegen Layette zurück. Er entschloß sich, sie schnell zu verfolgen, und marschirte die ganze Nacht hindurch, so daß er den an-

dern Tag bei ihnen, dieſſeits von Layette, wo ſie ſich gelagert hatten, anlangte. Da es ſchon ſpät, und ſeine Arriergarde noch nicht angekommen war, ſo konnte er ſie erſt am folgenden Tage angreifen. Der größte Theil glaubte, der König Wilhelm würde viele Brücken ſchlagen laſſen, und den andern Tag ſchon hinüber gegangen ſeyn; allein er hielt ſeinen Poſten für vortheilhaft, und zur Erhaltung ſeines Anſehens bei den Engländern für nothwendig, ſich zu ſchlagen, und ließ die ganze Nacht daran arbeiten, von dem mittlern Korps ſeiner Armee eine Verſchanzung zu machen, und zwei Dörfer, die ſeine beiden Flügel deckten, gut zu befeſtigen und mit allem zu verſehen.

Die Befehle des Herzogs von Luxemburg wurden gleich anfänglich nicht genau befolgt. Unſer rechter Flügel attakirte ihren linken zu früh, und konnte nicht bis in ihr Dorf eindringen, das, ſo wie ein Theil ihrer Linie, durch einen großen Hohlgraben gedeckt war. Dieß veranlaßte den Feind, da ſein linker Flügel in Ruhe blieb, den größten Theil ihrer Kräfte nach dem Dorf von Neerwinden auf ſeine rechte Seite zu ziehen. Wir nahmen es ſogleich in Beſitz, wurden aber wieder hinausgetrieben, und der Prinz Conti, der bei dieſer Schlacht Wunder that, ſo wie der Marſchall von Villeroi waren wirklich eine Zeit lang der Meinung, man ſollte ſich zurückziehen. Der Herzog von Luxemburg fragte den Herzog, was er darüber dächte; dieſer antwortete ihm: Er verſpreche das Dorf Neerwinden wieder zu erobern, wenn man ihm 10 friſche Bataillons geben würde. Er ſtellte ſich mit dem Prinzen Conti an die Spitze der Gardebrigade, und ſie nahmen das Dorf wirklich in Beſitz. Allein dieß wäre noch nicht hinreichend geweſen, wenn unſere Cavalerie, die der Herzog von Chartres anführte, nicht über die Verſchanzungen geſetzt hätte, um in die feindlichen einzudringen. Nachdem er die zwei erſten feindlichen

Linien geworfen hatte, wurde er bei der dritten zurückgetrieben, und kam in Gefahr, gefangen genommen zu werden; durch den Beistand von zweien seiner Bedienten, und dadurch, daß er selbst einen von denen, die ihn verfolgten, niederhauete, erreichte er endlich wieder unsere Linie. Nachdem er sie wieder in Ordnung gebracht hatte, rückte er aufs neue auf die feindliche Cavalerie los, und brachte sie in Unordnung. Sie konnte sich eben so wenig, wie ihre Infanterie, wieder zusammenziehen; so daß man sie bis nach Layette trieb, wo ein so großer Theil davon umkam, daß in mehr als 4 Tagen von der ganzen Armee nicht mehr 1000 Mann beisammen waren. Allein der Herzog von Luxemburg verfolgte aus Mangel an Brod oder Geld, wie er sagte, diesen Sieg nicht, wie er es gekonnt hätte. Unser Verlust war freilich, unerachtet wir Sieger waren, beträchtlich, und die Strapazen, welche unsere Armee seit einigen Tagen erlitten hatte, waren sehr groß. Diese Schlacht war eine der blutigsten, und wenn man sie benutzt hätte, so konnte sie entscheidend werden. Allein unsere Generale haben sich immer so sehr vor dem Hofe gefürchtet, daß sie, aus Besorgniß über einen ungewissen Erfolg, bei den ersten Vortheilen, die sie erfochten hatten, stehen blieben, ohne daran zu denken, sie so weit zu treiben, als sie konnten. Und dieß bloß aus der unglücklichen Sucht, nur dem König zu gefallen, nicht aber, sich um den Staat verdient zu machen. In diesem Punct war der größte Theil unser Generale fast eben so schuldig, als unsere Minister.

In demselben Jahre gewann der Marschall von Catinat eine Schlacht in Piemont. Wenn dieß nicht geschehen wäre, so hätte er wieder über die Berge zurückgehen müssen. Allein der Herzog von Savoyen wollte die ihm vom Kaiser zugeschickte Verstärkungen nicht unbenutzt lassen, und einer Schlacht nicht ausweichen, welche jener suchte. Der

Herzog von Vendome und sein Bruder, der Groß-Prior, die, wie ich schon gesagt habe, mit Luxemburg gespannt waren, dienten in diesem Jahre in Italien. Ersterer, als ältester General, commandirte den linken Flügel unserer Armee, und trug sehr viel zu diesem Sieg bei, so wie auch sein Bruder, welcher den linken Flügel der zweiten Linie anführte, und dem das Bein zerschmettert wurde. Die Lage des Orts nöthigte den Herzog von Vendome mit der Gendarmerie der schweren Bataillons zu attakiren, die wegen der sonderbaren Gegend anfänglich in Unordnung gerathen war; in einer Entfernung von 100 Schritten zog er sie wieder zusammen, ließ einige Escadrons der zweiten Linie sich an sie anschließen, und griff die Bataillons schnell und lebhaft wieder an, ehe sie sich in Stand gesetzt hatten, einem zweiten Angriff zu widerstehen. Er überwand nicht nur die erste, sondern auch die zweite feindliche Linie, und vereinigte sich wieder mit dem Marschall von Catinat, der mit weniger Widerstand den rechten Flügel geschlagen hatte; so daß der Sieg vollkommen war. Es wurden dennoch einige von unsern Truppen durch einige Escadrons wieder zurückgetrieben; allein dieser Fehler wurde bald wieder verbessert, und sie wurden bis an die Thore von Turin gejagt. Durch diesen Sieg wurden wir Herr über die ganze Ebene von Piemont, wo ein großer Theil der Königlichen Armee ihre Winterquartiere nahm. So war auch dieser Feldzug für Frankreich rühmlich und vortheilhaft, und nöthigte den Herzog von Saaoyen, endlich den Frieden zu schließen, welcher alsdenn auch den von Riswik nach sich zog.

Beilagen
zu den
Memoiren
des
Herrn von Torcy.

Dechanten von Windsor und Sekretair des Ordens vom blauen Hosenbande, auch mit Herrn Thomas, Grafen von Strafford, Vicomte von Wentworth, Woodhouse und Stainbrough, Baron von Oversley, Neumarsh und Raby, unserer ebengenannten Schwester Staatsrathe, ihrem außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten bei den General-Staaten der vereinigten Provinzen der Niederlande, Obristen ihres Königlichen Dragoner Regiments, Generallieutenant ihrer Armeen, ersten Lord der Admiralität von Großbritannien und Irland, Ritter des Ordens vom blauen Hosenbande, welche von unserer ebengenannten Schwester als außerordentliche Gesandte und Bevollmächtigte gleichfalls mit Vollmachten versehen waren, am 11ten des jetztlaufenden Monats April zu Utrecht einen Friedenstraktat geschlossen, befestigt und unterzeichnet haben, welcher also lautet*):

Weil es dem allmächtigen und barmherzigen Gott gefallen hat, zur Ehre seines h. Namens, und zum Wohl des menschlichen Geschlechts, zu seiner Zeit den Fürsten den gegenseitigen Wunsch nach einer Vereinigung einzuflößen, und dadurch dem Unglück, welches seit so langer Zeit das Land verwüstet hat, Einhalt zu thun; so sey allen und jeden, denen es zu wissen nöthig ist, kund und zu wissen gethan: Daß, unter dem Beistand der göttlichen Vorsehung, der Durchlauchtigste und Großmächtigste Fürst, Ludwig XIV., von Gottes Gnaden Allerchristlichster König von Frankreich und Navarra,**) und die Durchlauchtigste und Großmächtigste Fürstin, Anna, von Gottes Gnaden Königin von Großbritannien,***) vermöge des Wunsches, der Christenheit (so weit es der menschlichen Klugheit möglich ist) eine immerwährende Ruhe zu verschaffen, und mit Rücksicht auf das Beste ihrer Unterthanen endlich übereingekommen sind, diesem, wegen der gro-

sen

*) Dieser Eingang der Proklamation fehlt im Lateinischen Original.

**) Der Lateinische Text hat blos: Rex christianissimus, Allerchristlichster König.

***) Der Lateinische Text hat: Magnae Britanniae, Franciae et Hiberniae Regina, Königin von Großbritannien, Frankreich und Irland. Uebrigens steht im Lateinischen Original die Königin von Großbritannien immer vor dem König von Frankreich, weil der Traktat Englischer Seits lateinisch verfaßt wurde.

ßen Anzahl von Schlachten so blutigen, und wegen der Menge des vergossenen Christenbluts so verderblichen Kriege, welcher zeither von seiner unglücklichen Entstehung an länger als 10 Jahre unaufhörlich mit Hartnäckigkeit geführt worden ist, ein Ende zu machen. Um ein Höchstdenenselben so würdiges Werk haben auszuführen, haben Ihre obgenannten Majestäten aus eigenem Beweggrund und aus väterlicher Sorgfalt für ihre Unterthanen und die ganze Christenheit, gegenseitig ihre außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten ernannt*) und bestätigt, nämlich Se Allerchristlichste Majestät den Herrn Nicolaus Marquis von Huxelles, Marschall von Frankreich, Ritter der Orden des Königs, Generalstatthalter in dem Gouvernement Burgund u. s. w., und den Herrn Nicolaus Mesnager, Ritter des St. Michaelsorden; Ihro Königl. Majestät von Britannien aber den Hochwürdigen Herrn, Johann, Bischoff von Bristol, geheimen Siegelbewahrer von England, Königl. Staatsrath, Dechant von Windsor, und Sekretair des Ordens vom blauen Hosenbande, und den Herrn**) Thomas, Grafen von Strafford, Vicomte von Wentworth, Woodhouse, und Staineborough, Baron von Neumark, Oversley und Raby***), Königlichen Staatsrath und außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten bei den****) General-Staaten der vereinigten Provinzen, Obristen des Königlichen Dragonerregiments Ihro Majestät, General-Lieutenant ihrer Armeen, ersten Admiral von Großbritannien und Irland und Ritter des Ordens vom blauen Hosenbande, welchen Ihre Königlichen Majestäten zur Unterhandlung, Verabredung und Schließung eines

*) Der Lateinische Text hat sowohl hier als weiter unten, wo die Gesandten selbst genannt werden, noch die Titulaturen beigesetzt: Nobilissimos, Illustrissimos, atque Excellentissimos Dominos etc.

**) Im Lateinischen steht noch dabei: Nobilissimum, Illustrissimum atque Excellentissimum Dominum etc.

***) Im Lateinischen heißt es blos: Baronem de Raby. Baron von Raby. Neumark und Oversley fehlen.

****) Im Lateinischen wird ihr gewöhnlicher Titel: Celsos et Praepotentes Dominos, Erhabene und Hochmögende Herren, beigefügt.

eines festen und dauerhaften Friedens ihre Vollmachten gegeben haben. Nach mehrern hartnäckigen Conferenzen, welche in dem dazu eröffneten Congreß zu Utrecht gehalten wurden, sind oberwähnte außerordentliche Gesandte und Bevollmächtigte, nachdem sie endlich alle Hindernisse, welche sich der Ausführung eines so heilsamen Plans entgegenstellten, ohne alle Vermittlung überwunden und Gott gebeten haben, daß er ihr Unternehmen für immer in unverrücktem Zustande erhalten und die entfernteste Nachkommenschaft den Nutzen davon empfinden lassen möchte, und nach gegenseitiger Mittheilung und pflichtmäßiger Auswechslung ihrer Vollmachten, deren Abschriften am Ende dieses Traktats wörtlich beigefügt sind, über die Artikel eines Friedens und wechselseitiger Freundschaft zwischen obenerwähnten Königlichen Majestäten, ihren Völkern und Unterthanen auf nachfolgende Weise endlich überein gekommen.

I.

Es sey ein allgemeiner und immerwährender Friede, eine wahre und aufrichtige Freundschaft zwischen dem Allerdurchlauchtigsten und Großmächtigsten Fürsten, Ludwig XIV., Allerchristlichsten Könige, und der Allerdurchlauchtigsten und Großmächtigsten Fürstin, Anna, Königin von Großbritannien, ihren Erben und Nachfolgern, ihren Königreichen, Staaten und Unterthanen, sowohl in als außer Europa. Dieser Friede wird von ihnen unverbrüchlich und mit einer solchen Gewissenhaftigkeit und Aufrichtigkeit beobachtet werden, daß sie wechselseitig alles thun werden, was einem jeden von ihnen zum Wohl, zur Ehre und zum Vortheil gereichen kann, indem sie in allen Stücken als gute Nachbarn, und in einem solchen wechselseitigen Vertrauen leben, daß diese Freundschaft von Tage zu Tage treulicher genährt, befestigt und vermehrt werde.

II.

Alle Feindschaften, Feindseligkeiten, Kriege und Zwistigkeiten zwischen gemeldetem Allerchristlichen Könige und der Königin von Großbritannien, so wie zwischen deren Unterthanen, werden aufhören und gestillt und getilgt bleiben, so, daß sie hinführo sich einander von beiden Seiten irgend ein Unrecht,

so bald als möglich mit ihren Truppen wieder bey ihm einzufinden. Und kaum waren die ersten Verstärkungen angelangt, so mußten sie schon dem Feind entgegen gehen, der sich bey ihrer Annäherung wieder nach Ascalon zurückzog.

Hundert vier und vierzigstes Kapitel.

Zug der Franken nach Jerusalem.

Nach diesem Vorfall machten die Franken ernstliche Anstalten auf Jerusalem loszugehen, erneuten aber auch zugleich die Friedensanträge. Der Sultan unterließ dagegen nicht, sie während ihrem Marsche auf alle Weise zu beunruhigen, und ihnen vorzüglich die Zufuhr zu erschweren, die aber jedesmahl unter einer starken Bedeckung ankam, gegen welche die Unsrigen mit abwechselndem Glücke fochten.

Hundert fünf und vierzigstes Kapitel.

Eine Karavane wird auf ihrem Rückwege von dem Feind aufgehoben.

Der Sultan hatte schon seit einiger Zeit seine egyptischen Soldaten aufgebothen, und sie zugleich gewarnt, sich wohl in Acht zu nehmen, je näher sie dem Feinde kämen. Sie waren auch wirklich schon aufgebrochen, und harrten zu Belbeis auf die Karavane. Dieß hatte der Feind vorzüglich durch die treulosen Araber erfahren, und sich bis an das Wasser, das Elhiß gegen über fließt, hingezogen. Eben als er hier ankömmt stößt auch von ohngefähr eine Partey Reiter auf ihn, welche der Sultan beordert hatte, die Karavane durch die Wüste zu führen. Sie setzen ihren Weg geschwinde bis zur Carvane fort, die in Begleitung des egyptischen Heeres sich auf dieser Straße in

Unrecht, Beleidigung oder Nachtheil zuzufügen sorgfältig vermeiden, und sich aller Angriffe, Plünderungen, Stöhrungen oder Beunruhigungen, auf welche Weise sie auch geschehen könnten, zu Lande, auf dem Meere oder andern Gewässern, in allen Gegenden der Welt, und besonders in dem ganzen Gebiete der Königreiche, Länder und Herrschaften des besagten Königs und der besagten Königin, ohne irgend eine Ausnahme*), enthalten werden.

III.

Alles Unrecht, Schaden, Beleidigungen und Nachtheile, welche besagter Allerchristlichster König und besagte Königin von Großbrutannien während dieses Kriegs wechselseitig von einander erduldet und empfangen haben, werden gänzlich**) vergessen seyn; und Ihre Majestäten sowohl als Dero Unterthanen werden hinführo, aus welcher Ursache***) und auf welche Veranlassung es auch geschehen könnte, einander von beiden Seiten, weder feindselige, ungerechte Handlungen, Störungen oder Nachtheile, sie mögen seyn von welcher Art und Beschaffenheit sie wollen, durch einen andern oder durch sich selbst, öffentlich oder heimlich, unmittelbar oder mittelbar, durch Thätlichkeiten oder unter dem Anschein des Rechts zufügen lassen, oder dulden.

IV.

Und um die durch diesen Frieden errichtete Treue und unverletzliche Freundschaft noch mehr zu befestigen, und jedem

*) Das Lateinische Exemplar hat ausführlicher: ac maxime per omnes alterutrius Regnorum, Regionum ac Ditionum Tractus, Dominia et Loca, cujuscunque sint conditionis, und besonders in allen Gegenden der beiderseitigen Königreiche, Länder und Gebiete, Herrschaften und Oertern, sie mögen seyn, von welcher Beschaffenheit sie wollen. — Dagegen fehlt im Lateinischen der im Französischen Text gemachte Zusatz: sans aucune exception, ohne irgend eine Ausnahme.

**) Gänzlich fehlt im Lateinischen.

***) Der Lateinische Text nimmt auf das Vorhergehende Rücksicht: nec eorum, nec ullius alterius rei causa vel praetextu, weder um dieser (überhaupt genannten) Beleidigungen willen, noch aus irgend einer andern Ursache oder Vorwande.

dem Vorwand zum Mißtrauen zuvorzukommen, welcher wegen der in dem Königreiche Großbritannien eingeführten Erbfolgeordnung und Erbfolgerechts, so wie sie durch die Großbritannischen Gesetze, sowohl unter der Regierung des Königs Wilhelm III. ruhmwürdigsten Andenkens, als unter der jetzigen Regierung der obgenannten Königin, zu Gunsten ihrer Nachkommen, und, in Ermangelung derselben, zu Gunsten der Durchlauchtigsten Fürstin, Sophie, verwittweten Herzogin von Braunschweig Hannover und Dero Erben in protestantischer Hannöverischer Linie festgesetzt worden ist, irgend einmal entstehen könnte; und damit endlich diese Erbfolge fest und beständig bleibe, erkennt der Allerchristlichste König die besagte Thronfolge in dem Königreiche Großbritannien auf die oben gemeldete Weise aufrichtig und förmlich an, und erklärt und verspricht auf Königliche Treue und Glauben, sowohl für sich, als für seine Erben und Nachfolger, sie für jetzt und immer genehm zu halten, verbürgt zu diesem Ende seine Ehre und die Ehre seiner Nachfolger, und verspricht noch überdieß, ebenfalls auf Königliche Treue und Glauben, und unter Verpfändung der Ehre, sowohl für sich als für seine Erben und Nachfolger, außer der besagten Königin und deren Nachfolger in der oben angeführten und festgesetzten Ordnung, nie einen andern, wer es auch sey, als König oder Königin von Großbritannien anzuerkennen. Und um dieser Anerkennung und diesem Versprechen noch mehr Nachdruck zu geben, macht sich der Allerchristlichste König verbindlich, daß er und seine Nachfolger und Erben alle ihre Sorgfalt anwenden wollen, um zu verhindern, daß derjenige, welcher bei Lebzeiten des Königs Jakob II. den Titel eines Prinzen von Wallis, und nach dem Ableben des besagten Königs den Titel eines Königs von Großbritannien angenommen, und der sich seit kurzem freiwillig aus dem Königreiche Frankreich wegbegeben, und einen andern Aufenthalt gewählt hat, zu irgend einer Zeit, und unter irgend einem Vorwande, nach Frankreich oder in irgend eine Provinz dieses Königreichs zurückkehren könne.

V.

Ueberdieß verspricht der Allerchristlichste König, sowohl in seinem Namen, als im Namen seiner Erben und Nachfolger, die besagte Königin von Großbritannien, ihre in protestanti-

teſtantiſcher Linie von ihr abſtammenden Erben und Nachfolger, welche die Krone von Großbritannien und die ihr zugehörigen Staaten beſitzen werden, weder zu ſtören noch zu bedrücken, und daß weder er, noch irgend einer ſeiner Nachfolger keiner Perſon oder Perſonen, ſie mögen ſeyn, wer ſie wollen, welche ſich in der unter irgend einem Vorwand oder aus irgend einer Urſache der beſagten Erbfolge öffentlich, oder durch unterhaltene Empörungen und veranſtaltete Verſchwörungen gegen einen ſolchen Fürſten, oder gegen ſolche Fürſten, welche, kraft der beſagten Parlamentsacten, den Thron von Großbritannien behaupten werden, oder gegen den Fürſten oder die Fürſtin, zu deren Gunſten die beſagte Erbfolge in der Krone von Großbritannien, vermöge der ebengenannten Parlamentsacten, erledigt wird, widerſetzen wollten, unmittelbar oder mittelbar, zu Lande oder zu Waſſer, an Geld, Waffen, Munition, Kriegsvorrath, Schiffen, Soldaten, Matroſen und auf welche Weiſe und zu welcher Zeit es irgend geſchehen könnte, Unterſtützung, Hülfe, Beifall oder Rath geben werden.

VI.

Da ſich der Krieg, welchen der gegenwärtige Friede auslöſchen ſoll, hauptſächlich deshalb entzündet hat weil die Sicherheit und die Freiheit Europa's durchaus nicht dulden konnten, daß die Franzöſiſche und Spaniſche Krone unter einem und ebendemſelben Oberhaupte vereinigt würden, und man auf Anſuchen Ihro Königlichen Majeſtät von Großbritannien und mit Beiſtimmung ſowohl Sr Allerchriſtlichſten als Sr Katholiſchen Majeſtät unter dem Beiſtand der göttlichen Vorſehung endlich dahin gekommen iſt, dieſem Uebel für alle künftigen Zeiten zuvorzukommen, vermittelſt folgender, in beſter Form abgefaßten und auf die feierlichſte Weiſe geſchehenen Entſagungen, deren Innhalt hier folget

Hier folgen die Akten, die wechſelſeitigen Entſagungen des Königs Philipp von einer, und des Herzogs von Berry und des Herzogs von Orleans, von der andern Seite, betreffend.

Da alſo durch dieſe gegenſeitige Entſagung, welche für immer ein unverletzliches und ſtets zu beobachtendes Geſetz

ſetz

seh*) seyn soll, hinlänglich dafür gesorgt ist, daß weder der katholische König, noch irgend ein Fürst von dessen Nachkommenschaft je nach der Krone Frankreichs streben, oder zu derselben gelangen kann, und von der andern Seite die gegenseitig von Frankreich geschehenen Entsagungen auf die Krone Spaniens**), so wie die übrigen Akten, welche die Erbfolge bei der Krone Frankreichs begründen, und welche denselben Zweck beabsichtigen, eben so hinlänglich dafür gesorgt haben, daß die Französische und Spanische Krone getrennt und abgesondert bleiben, dergestalt, daß, wenn die eben erwähnten Entsagungen und die übrigen dahin abzielenden Verträge ihre Kraft behalten und treulich beobachtet werden, diese Kronen nie vereinigt werden können; so versprechen sich der Durchlauchtigste Allerchristlichste König und die Durchlauchtigste Königin von Großbritannien einander feierlich und auf Königliche Treue und Glauben, daß sie und ihre Erben und Nachfolger nie etwas thun oder gestatten werden, was die völlige und gänzliche Vollziehung dieser Entsagungen und übrigen Verträge irgend je zu hindern fähig seyn könnte, sondern daß vielmehr Ihre Königliche Majestäten aufrichtig Sorge tragen, und ihre Kräfte anwenden werden***), daß nichts dieser Begründung des öffentlichen Wohls Eintrag thun, oder sie schwankend machen könne. Uebrigens gestehen zu und versprechen Se Allerchristlichste Majestät, daß sie hinführo nie die Absicht haben werden, nach etwas zu streben, oder auch selbst etwas anzunehmen, wodurch zum Nutzen ihrer Unterthanen in Spanien und dem Spanischen Amerika, in den unter der Regierung des zuletzt verstorbenen Königs von

*) Das Lateinische Original sagt: quae legis Pragmaticae, fundamentalis et inviolabilis vim semper habere debet, welche immer die Kraft eines pragmatischen, Grund und unverletzlichen Gesetzes haben soll.

**) Im Lateinischen heißt es blos: per reciprocas ex parte Galliae renunciationes und durch die gegenseitigen Entsagungen von Seiten Frankreichs u. s. w.

***) Das Lateinische drückt sich aus: quinimo e contra, coniunctis conciliis viribusque Regiae suae Majestates eam semper sincere curam agent et annitentur, quo etc. Vielmehr werden Ihre Königlichen Majestäten mit vereinigten Rathschlägen und Kräften aufrichtig Sorge tragen und sich bestreben, daß u. s. w.

von Spanien Karls II. üblichen Gebräuchen in dem Handels- und Seewesen irgend etwas verändert oder eine Neuerung gemacht würde, eben so wenig ihren Unterthanen in den besagten Ländern irgend einen Vortheil zu verschaffen*), welcher nicht auch andern Völkern und Nationen, welche dahin Handel treiben, in seinem ganzen Umfange gestattet wäre.

VII.

Die Schiffarth und der Handel zwischen den Unterthanen Ihrer genannten Majestäten werden frei seyn, so wie sie es zur Friedenszeit und vor der Erklärung des letzten Krieges immer gewesen sind, und besonders auf die Weise, wie man sich durch einen heute geschlossenen Handelstraktat zwischen beiden Nationen vereinigt hat.

VIII.

Die Handhabung der Gerechtigkeit wird ihren gewöhnlichen Gang nehmen, und wechselseitig in allen, Ihren Majestäten unterworfenen Königreichen, Ländern und Herrschaften ungehindert ausgeübt werden. Dero beiderseitige Unterthanen, werden ihre Rechte, Klagen und Ansprüche, den Gesetzen und Statuten eines jeden Landes zufolge**), ungehindert geltend machen können.

*) Diese Worte im Französischen Texte: non plus que de procurer à ses sujets dans les susd. Pays aucun avantage sehe dem obigen verbunden, so wie überhaupt die letzte Hälfte dieses Artikels etwas kürzer zusammengedrängt ist. Es heißt: in posterum expetere aut acceptare; quam qui — ibidem obtinuit, aut quam qui aliis — plenarie pariter indultus et concessus fuerit, er wolle im Handel und Seewesen keinen andern Gebrauch verlangen noch annehmen, als der, welcher — daselbst statt gefunden habe, oder welcher auch auf gleiche Weise andern — in seinem ganzen Umfange vergönnt und zugestanden seyn würde.

**) Das Lateinische, welches weiter oben blos die Regna et Dominia Königreiche und Herrschaften sagt, sagt hier: secundum Leges, Constitutiones et Statuta utriusque regni, den Gesetzen, Verordnungen und Statuten beider Königreiche zufolge

IX.

Der Allerchriſtlichſte König wird alle Feſtungswerke der Stadt Dünkirchen niederreiſſen, den Hafen ausfüllen, und die zur Reinigung des beſagten Hafens dienliche Schleuſen zerſtören laſſen, alles auf ſeine Koſten und in einer Zeit von 5 Monaten nach geſchloſſenem und unterzeichnetem Frieden; nemlich die Befeſtigungswerke des Meeres in einem Zeitraum von zwei Monaten, und die auf dem Lande nebſt den beſagten Schleuſen in den drei folgenden*), unter der fernern Bedingung, daß genannte Feſtungswerke, Hafen und Schleuſen nie wieder hergeſtellt werden können; welche Zerſtörung jedoch nicht eher beginnen wird, als bis der Allerchriſtlichſte König von allem, was ihm zur Vergütung dieſer genannten Zerſtörung abgetreten werden ſoll, in vollkommenen Beſitz geſetzt worden iſt.

X.

Der Allerchriſtlichſte König wird dem Königreiche und der Königin von Großbritannien den Meerbuſen und die Meerenge von Hudſon mit allen davon abhängigen und darauf gelegenen Ländern, Meeren, Küſten, Flüſſen und Oertern wiederzuſtellen, um ſie mit völligem Rechte und auf immer zu beſitzen, ohne von dem Gebiete beſagter, gegenwärtig von den Franzoſen, beſetzter Länder und Meere irgend etwas vorzubehalten. Alles dieß wird, nebſt allen, ſowohl vor als nach der Beſitznehmung der Franzoſen errichteten Gebäuden und Forts in unverrücktem Zuſtande und ſo wie ſie gegenwärtig ſind, ohne etwas davon niederzureißen mit der ganzen Artillerie,**) Kugeln, eine der Menge dieſer Kugeln angemeſſenen Quantität Pulver, (wenn ſich welches daſelbſt findet) und andern zur Artillerie gehörigen Dingen, den Unterthanen der Königin von Großbritannien, welche von ihr zur Einforderung und Annahme derſelben Commiſſion erhalten haben,

*) Das lateiniſche hat unbeſtimmt: intra trimeſtre (ſpatium) innerhalb drei Monaten.

**) Der Lateiniſche Text ſagt: cum omnibus in iisdem exiſtentibus Tormentis, ac Globis etc. mit allen daſelbſt befindlichem Geſchütz, Kugeln u. ſ. w.

ben, binnen einer Zeit von 6 Monaten, von dem Tage der Ratifikation des gegenwärtigen Traktats an gerechnet, oder sobald es geschehen kann, treulich überliefert werden; jedoch unter der Bedingung, daß es der Gesellschaft von Quebec und allen übrigen Unterthanen des Allerchristlichsten Königs freistehen wird, sich aus den besagten Ländern und Meerenge zu Lande oder zu Wasser mit allen ihren Gütern, Waaren, Waffen, Geräthschaften und Effekten, von welcher Art oder Beschaffenheit sie auch seyn mögen, mit Vorbehalt dessen, was weiter oben*) ausgenommen worden ist, zurückzuziehen.**) In Rücksicht auf die Grenzen zwischen der Hudsonsbay und den Frankreich angehörigen Oertern ist man gegenseitig übereingekommen, von beiden Seiten ohne Verzug Commissaire zu ernennen, welche dieselben binnen Jahresfrist bestimmen sollen, und es wird den Unterthanen beider Nationen nicht erlaubt seyn, die besagten Grenzen zu überspringen, und zu Wasser oder zu Lande einander zu nahe zu kommen. Dieselben Commissaire werden auch Vollmacht erhalten, die Grenzen zwischen den übrigen Französischen und Brittischen Kolonien in diesem Lande zu bestimmen.

XI.

Der Allerchristlichste König wird den Interessenten der Englischen Gesellschaft in der Hudsons-Bay für den Verlust und den Schaden, welchen sie während des Friedens von Seiten der Französischen Nation durch Seeräubereien oder Plünderungen, sowohl an ihrer Person, als an ihren Kolonien, Schiffen und andern Gütern erlitten haben können, und zu deren Schätzung, auf Nachsuchen beider Partheien, gewisse Commissaire ernannt werden sollen, eine gerechte und billige Entschädigung geben lassen. Dieselben Commissaire werden auch über die Klagen, welche sowohl von Seiten der Unterthanen Großbritanniens, in Betreff der von den Franzosen während des Friedens weggenommenen Schiffe und des im jüngstverflossenen Jahre auf der Insel Montserrat erlitte-

*) Der Lateinische Text setzt noch zu superius das bestimmtere: hoc in articulo, in diesem Artikel, dazu.

**) Das Lateinische setzt dazu: quoquo versum ipsis placuerit wohin es ihnen beliebe.

nen Schadens und anderer Nachtheile, als von Seiten der Unterthanen Frankreichs, in Betreff der auf der Insel Nieves und dem Fort Gambie geschlossenen Capitulationen und der von den Unterthanen Großbritanniens während des Friedens weggenommenen Schiffe der Franzosen erhoben werden könnten, und über alle andere Streitigkeiten dieser Art, welche zwischen den beiden Nationen entstanden und noch nicht beigelegt worden sind, Untersuchungen anstellen; und es wird hierin von beiden Seiten vollkommene und schnelle Gerechtigkeit statt finden.

XII.

Der Allerchristlichste König wird am Tage der Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Friedenstraktats der Königin von Großbritannien authentische Urkunden und Dokumente einhändigen lassen, um die an die Königin und an die Krone von Großbritannien auf immer geschehene Abtretung der von den Unterthanen Ihrer Majestät von Britannien hinführo allein zu besitzenden Insel St. Christoph, auch Neuschottlands, sonst Acadia genannt, in unverrücktem Zustande, seinen alten Grenzen gemäß; so wie der Stadt Port Royal, jetzt Annapolis Royale genannt, und überhaupt alles dessen, was von den besagten Ländern und Inseln dieses Landes abhängig ist, mit der Oberherrschaft, dem Eigenthum, Besitz und allen durch Traktate oder sonst erlangten Rechten, welche der Allerchristlichste König, die Krone Frankreich oder deren Unterthanen über besagte Inseln, Länder, Oerter und ihre Einwohner bis jetzt gehabt haben, zu beglaubigen; so wie der Allerchristlichste König besagter Königin und der Krone Großbritannien dieß alles abtritt und überläßt, und zwar in einer so weitläuftigen Form und Gestalt, daß es künftig den Unterthanen des Allerchristlichsten Königs nicht gestattet seyn wird, in den besagten Meeren, Meerbusen und andern Gegenden, an den südöstlichen Küsten von Neuschottland, von der sogenannten Insel Sable an und mit Einschluß derselben, nach Südwesten hin, in einer Nähe von 30 Meilen Fischfang zu treiben.

XII.

Die Insel Terre-neuve nebst den in der Nähe gelegenen Inseln wird hinführo ausschließlich Großbritannien zugehören,

hören, und zu dem Ende wird der Allerchristlichste König denen, welche sich daselbst zu diesem Geschäft vorfinden werden,*) binnen einer Zeit von 7 Monaten, von dem Tage der Auswechslung der Ratifikationen dieses Traktats an gerechnet, oder sobald es geschehen kann, die Stadt und das Fort Plaisance, nebst den andern Oertern, welche die Franzosen auf der besagten Insel noch besitzen könnten, überliefern lassen, ohne daß der besagte Allerchristlichste König, dessen Erben und Nachfolger, oder irgend einer von dessen Unterthanen hinführo an besagte Insel und die dabei liegenden Inseln überhaupt oder im Einzelnen irgend jemals eine Foderung machen können. Eben so wenig wird es ihnen**) erlaubt seyn, irgend einen Ort darauf zu befestigen, oder unter irgend einer Gestalt eine Wohnung dort aufzuschlagen, es wären denn zum Trocknen der Fische nöthige und gebräuchliche Gerüste und Hütten, auch nicht auf der besagten Insel zu einer andern als der zum Fischfang geschickten und zum Trocknen der Fische nöthigen Zeit zu landen. Auch werden die besagten Unterthanen Frankreichs auf dieser Insel an keinem andern Orte fischen oder Fische trocknen dürfen, als von dem sogenannten Ort Cap de Bona Vista an bis an das nördliche Ende der besagten Insel, und von da an nach der westlichen Seite zu bis an den sogenannten Ort Pointe Riche. Die sogenannte Insel, Cap Breton hingegen, und alle übrigen, welche in der Mündung und in dem Meerbusen des St. Laurenzoflusses liegen, werden künftig an Frankreich bleiben, und es bleibt dem Allerchristlichsten König vollkommen frei gelassen, einen oder mehrere Plätze darauf zu befestigen.

XIV.

Man ist ausdrücklich übereingekommen, daß in allen den Oertern und Kolonien, welche vermöge dieses Traktats von dem Allerchristlichsten König abgetreten oder zurückgegeben

 werden

*) Das Lateinische drückt sich bestimmter so aus: Commissionem ex in parte a Regina Magnae Britanniae habentibus denen, welche von der Königin von Großbritannien daselbst Auftrag haben.

**) Im Lateinischen heißt es bestimmt: subditis Gallicis den Französischen Unterthanen.

werden sollen, die Unterthanen des besagten Königs die Freiheit haben sollen, binnen der Zeit von einem Jahre sich mit allen ihren Mobiliareffekten, welche sie fortbringen können, wohin sie wollen, anders wohin zu begeben. Jedoch werden diejenigen, welche sich ferner daselbst aufhalten und unter der Herrschaft Großbritannies bleiben wollen, so weit es die Gesetze Großbritanniens erlauben, freie Ausübung der Römisch-Katholischen Religion genießen.

XV.

Die Einwohner von Canada und übrigen Unterthanen Frankreichs werden hinführo die 5 Indischen Nationen oder Cantons, welche Großbritannien unterworfen sind, und die übrigen mit dieser Krone in gutem Vernehmen stehenden Amerikanischen Nationen auf keine Weise bedrücken. Auf gleiche Weise werden sich die Unterthanen Großbritanniens gegen die Amerikaner, welche Unterthanen von Frankreich sind, oder sonst mit ihm in gutem Vernehmen stehen, friedfertig betragen, und beide werden in gegenseitigem Handel und Wandel einer vollkommenen Freiheit genießen; mit derselben Freiheit werden auch die Einwohner dieser Gegenden die Französischen und Britannischen Kolonien, um der wechselseitigen Handelsvortheile willen, besuchen können, ohne durch Hinderung von Seiten des einen oder des andern Theils gestört oder gehindert zu werden. Uebrigens werden die Commissäre genau und deutlich bestimmen, welche Unterthanen und Freunde Frankreichs oder Großbritanniens sind, oder dafür gehalten werden sollen.

XVI.

Alle Repressalien-Briefe sowohl als Marquen und Contremarquen, welche bisher bei irgend einer Gelegenheit und Veranlassung ausgegeben worden sind, werden null nichtig und ungültig bleiben und dafür angesehen werden, und keine von besagten Majestäten werden hinführo dergleichen gegen die Unterthanen der andern ausfertigen, es wäre denn, daß sich eine offenbare Rechtsverzögerung oder Verweigerung*) vor-

*) Im Lateinischen steht noch das Beiwort: iniusta eine ungerechte Verzögerung oder Verweigerung des Rechts.

der gröſten Sicherheit zu befinden glaubte, und auch itzt noch um Waſſer zu holen, ſich hin und wieder zerſtreute. Dieß wird dem Feind durch Araber verrathen, der ſogleich die ganze Nacht hindurch marſchiren läßt, und ſie kurz vor Tages Anbruch einholt.

Der König von England ſoll den Arabern anfangs nicht getraut, ſondern erſt die Karavane ſelbſt in arabiſcher Kleidung recognoſcirt, und ſie insgeſammt ſchlafend gefunden haben.

Der plötzliche Ueberfall des Feindes ſetzte alles dergeſtalt in Schrecken, daß an keine Vertheidigung zu denken war. Ein Theil floh nach Caracha, ein andrer in die Wüſte, der dritte fiel dem Feind in die Hände. Aber auch diejenigen, welche ſich in die Wüſte retteten muſten alles, was ſie mitgenommen hatten, wegwerfen, und froh ſeyn, daß ſie noch mit dem Leben davon kamen. Der Verluſt des Feindes wird von einigen auf 200 von andern auf zehn Mann angegeben. Wahrſcheinlich übertreiben jene, was dieſe in der Angabe zu wenig ſagen. So viel iſt gewiß, daß die Beute, welche ihm in die Hände fiel, ganz auſſerordentlich war. Ein gewiſſer Menſch, der bey dem Ueberfall zugegen geweſen, erzählte, die Nacht darauf wäre bey dem feindlichen Heere das Gerüchte ausgebrochen, daß der Sultan käme: ſo gleich hätte alles, ohne die Beute mitzunehmen, ſich durch die Flucht zu retten geſucht, und ſich auch wirklich ſchon zu entfernen angefangen, bis man endlich eingeſehen, daß die Furcht grundlos ſey. Bey dieſer Gelegenheit wäre er mit noch vielen andern Gefangenen entſprungen. Eben derſelbe ſchätzte die Beute auf ohngefähr 3000 Camele, 500 gefangene Muſelmänner und eben ſo viel Pferde. Andre Angaben ſtimmen mit dieſer völlig überein.

Emir

vorfände, wovon man doch nur alsdann gewiß ſeyn kann, wenn das Geſuch deſſen, welcher Repreſſalienbriefe verlangt, dem in dieſem Lande ſich befindlichen Miniſter oder Geſandten des Fürſten, gegen deſſen Unterthanen man um die beſagten Briefe nachſucht, berichtet oder vorgeſtellt worden iſt, damit er binnen einer Zeit von 4 Monaten*) ſich vom Gegentheil unterrichten oder dem Kläger von Seiten des Beklagten unverzügliche Genugthuung verſchaffen könne. Und geſetzt, es fände ſich an dem Orte kein Miniſter oder Geſandter des Fürſten, gegen deſſen Unterthanen man die beſagten Briefe verlangt; ſo wird man ſie dennoch erſt nach Verlauf von 4 Monaten ausfertigen, von dem Tage an gerechnet, wo das Geſuch deſſen, welcher die beſagten Briefe fodert, dem Fürſten, gegen deſſen Unterthanen man ſie verlangt hat, oder deſſen geheimen Rathe vorgeſtellt worden iſt.

XVII.

Da in den Artikeln des zwiſchen den kontrahirenden Partheien am $\frac{11}{21}$ Auguſt**) geſchloſſenen und dann auf Monate verlängerten Waffenſtillſtands ausdrücklich ausbedungen worden iſt, in welchen Fällen die von der einen oder von der andern Seite weggenommenen Schiffen, Waaren und andern Effekten demjenigen, welcher ſich ihrer bemächtigt hat, bleiben, oder ihrem erſten Eigenthümer wieder zugeſtellt werden ſollen; ſo iſt man dahin übereingekommen, daß in den beſagten Fällen die Bedingungen des Waffenſtillſtands ihre völlige Kraft behalten, und in Betreff ſolcher Eroberungen, mögen ſie nun im Britanniſchen und nördlichen Meere oder ſonſt irgendwo gemacht worden ſeyn, alles aufrichtig nach ihrem Inhalt vollzogen werden ſoll.

XVIII.

Wenn es ſich durch Zufall, aus Unachtſamkeit, oder aus irgend einer andern Urſache zutragen ſollte, daß einer von den Unterthanen beſagter Majeſtäten zu Lande, auf dem Meere

*) Das Lateiniſche hat noch den Zuſatz: aut citius, oder noch früher.

**) Der Lateiniſche Text giebt das Datum beſtimmter ſo an: die undecimo vigeſimo ſecundo Auguſti proxime preteriti am $\frac{11}{21}$ des vergangenen Monats Auguſt.

oder den übrigen*) Gewässern, an welchem Orte der Welt es auch seyn möchte, etwas thäte oder unternähme, was dem gegenwärtigen Traktat zuwiderlaufen und entweder die gänzliche Vollziehung desselben, oder irgend eines besondern Artikels desselben hindern könnte, so wird der Friede und das zwischen besagtem Allerchristlichsten Könige und besagter Königin von Großbritannien hergestellte gute Vernehmen dadurch weder gestört, noch für unterbrochen geachtet werden, sondern vielmehr immer unerschütterlich und in seiner vorigen Kraft und Stärke bleiben; nur derjenige aber, welcher ihn gestört hat, wird für seine eigene That verantwortlich seyn, und den Gesetzen und Verordnungen des Völkerrechts gemäß, bestraft werden.

XIX.

Und wenn es sich, (was Gott verhüten wolle) ferner zutragen sollte, daß die durch diesen Frieden ausgelöschten Mißverständnisse und Feindschaften sich zwischen Ihro besagten Majestäten erneuern, und in einen öffentlichen Krieg ausbrechen sollten; so werden alle Schiffe, Waaren und Mobiliar Effekten der Unterthanen der einen von beiden Partheien, welche sich in den Häfen und Oertern der andern Parthei eingeschlossen befinden, keinesweges konfiscirt oder auf irgend eine Art beschädigt werden, sondern man wird den Unterthanen besagter Majestäten eine Frist von 6 vollen Monaten, von dem Tage des Bruchs an gerechnet, geben, binnen welcher sie, ohne daß ihnen eine Störung oder ein Hinderniß in den Weg gelegt wird,**) ihre oben beschriebenen Güter und alle ihre übrigen Effekten verkaufen, oder wohin sie es für gut finden, wegschaffen oder abführen, und sich selbst wegbegeben können.

XX.

Es wird allen und jeden von den hohen Alliirten der Königin von Großbrittannien für dasjenige, was sie an Frankreich

*) Das lateinische sagt bestimmter: dulcibus aquis, süßen Gewässern.

**) Das lateinische sagt kürzer: citra ullam molestiam, ohne alle Beschwerde.

reich rechtmäßig zu fodern haben können, eine gerechte und billige Genugthuung gegeben werden.

XXI.

Der Allerchriſtlichſte König wird, aus Achtung gegen die Königin von Großbritannien, einſtimmen, daß in dem mit dem Reiche zu ſchließenden Traktat in Hinſicht auf den Zuſtand der Religion in beſagtem Reiche alles dem Inhalt des Weſtphäliſchen Friedenstraktats gemäß ſeyn ſoll, ſo daß man offenbar ſehe, die Abſicht Sr. Allerchriſtlichſten Majeſtät gehe und ſey keinesweges dahin gegangen, daß in beſagten Traktaten etwas geändert werden ſolle.

XXII.

Der Allerchriſtlichſte König verſpricht ferner, der Familie Hamiltons, in Abſicht auf das Herzogthum Chatelleraut, dem Herzog von Richemont, wegen der Anſprüche, welche er in Frankreich zu machen hat, ſo wie dem Herrn Carl Douglas, in Betreff einiger Grundſtücke, welche er zurückfodert, und den übrigen Privatperſonen*) nach geſchloſſenem Frieden unverzüglich Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

XXIII.

Mit gegenſeitiger Bewilligung des Allerchriſtlichſten Königs und der Königin von Großbritannien werden die beiderſeitigen Unterthanen, welche während des Krieges zu Gefangenen gemacht worden ſind, ohne Unterſchied und ohne Löſegeld, nach Bezahlung der Schulden, welche ſie während ihrer Gefangenſchaft gemacht haben, in Freiheit geſetzt werden.

XXIV.

Der Friedenstraktat, welcher heute zwiſchen Sr Allerchriſtlichſten Majeſtät und Sr Majeſtät von Portugal unterzeichnet worden iſt, wird einen Theil des gegenwärtigen Traktats ausmachen, wie wenn er hier wörtlich eingerückt wäre, indem Ihro Majeſtät, die Königin von Großbritannien, ſich

*) Im Lateiniſchen heißt es blos: aliisque und andern.

zur Garantie deſſelben erboten zu haben erklären, welche ſie für die pünktlichſte Beobachtung und Vollziehung des ganzen Inhalts des beſagten Traktats in den förmlichſten Ausdrücken leiſten.*)

XXV.

Der heutige Friedenstraktat zwiſchen Sr Allerchriſtlichſten Majeſtät und Sr Königlichen Hoheit von Savoyen iſt in dem gegenwärtigen Traktat als ein weſentlicher Theil deſſelben beſonders begriffen und beſtätigt, wie wenn derſelbe hier wörtlich eingerückt wäre, indem ſich Ihro Majeſtät, die Königin von Großbritannien, ausdrücklich zu den Verſprechungen der Aufrechthaltung und Garantie eben ſo verbindlich machen, wie ſie durch den beſagten Traktat ausbedungen oder vormals von ihnen gegeben worden ſind.

XXVI.

Der Durchlauchtigſte König von Schweden, ſeine Königreiche, Ländereyen, Provinzen und Rechte, ſo wie der Großherzog von Toskana, die Republik Genua und der Herzog von Parma ſind auf die beſte Weiſe in dieſen Traktat mit eingeſchloſſen.

XXVII.

Ihro Majeſtäten haben auch die Hanſeatiſchen Städte, namentlich Lübeck, Bremen und Hamburg, und die Stadt Danzig in dieſen Traktat mit zu begreifen geruhet, damit ſie hinführo, nach Abſchluß des allgemeinen Friedens, als gemeinſchaftliche

*) Das latein. Exemplar drückt ſich ſo aus: Conventum mutuo eſt, quod Pacis hodie concluſae inter S. R. M. Chr. et S. R. M. Lulit. Conditiones omnes et ſingulae hisce Pactis confirmantur; earumque Sponſionem ſeu Guarantiam in ſe recipit S. R. M. M B., quo tutius inviolatiusque obſervetur. Man iſt wechſelſeitig übereingekommen, daß die Bedingungen des heute zwiſchen Sr k. Allerchriſtl. M. und Sr M. von Portugal allé und jede durch dieſen Traktat beſtätigt werden; und die Gewährleiſtung oder Garantie derſelben nehmen Ihro k. M. von Großbritannien über ſich, damit er deſto ſicherer und unverletzbarer beobachtet werde.

ſchaftliche Freunde im Handel mit beiden Königreichen dieſelben Vortheile genießen können, welche ſie den Traktaten oder alten Gewohnheiten zufolge vormals genoſſen haben.

XXVIII.

Es werden übrigens in dem gegenwärtigen Traktate auch diejenigen mit begriffen ſeyn, welche vor der Auswechslung der davon auszufertigenden Ratifikationen, oder innerhalb 6 Monaten nachher, von beiden Seiten und mit gegenſeitiger Uebereinſtimmung in dieſer Abſicht genannt werden.

XXIX.

Endlich werden die förmlichen Ratifikationen dieſes Traktats von beiden Seiten in guter und gehöriger Form ausgefertigt, und binnen einer Zeit von 4 Wochen, oder wo möglich früher, von dem Tage der Unterzeichnung an gerechnet, zu Utrecht überliefert und ausgewechſelt werden.

XXX.

Zur Beglaubigung dieſes haben wir unterzeichnete auſſerordentliche Geſandte und Bevollmächtigte des Allerchriſtlichſten Königs und der Königin von Großbritannien die gegenwärtigen Artikel eigenhändig unterzeichnet und mit unſern Siegeln verſehen laſſen. Geſchehen zu Utrecht, den 11ten April 1713.

(L. S.) Huxelles.

(L. S.) Mesnager.

(L. S.) Joh. Briſtol.
C. P. S.

(L. S.) Straffords.

II.

Friedens-Traktat

zwiſchen Sr. Allerchriſtlichſten Majeſtät und Sr Königlichen Hoheit, Victor Amadeus II. von Gottes Gnaden, Herzoge von Savoyen und Montferrat, Fürſten von Piemont, Könige von Cypern u. ſ. w.

welcher einem ſo heilſamen Werke beizutreten, und in die Freundſchaft und Huld des Allerchriſtlichſten Königs zurückzukehren wünſcht, wie denn letzterer immer geneigt geweſen iſt, die gnädigen Geſinnungen, welche er vormals gegen Se Königliche Hoheit gehegt hat, wieder zu erneuern und die Bande des Bluts, welche dieſelben und Dero Haus mit dem Königlichen Hauſe Frankreich vereinigen, wieder anzuknüpfen.

III.*)

Der Allerchriſtlichſte König wird unmittelbar nach der Ratifikation des gegenwärtigen Traktats Sr Königlichen Hoheit von Savoyen das Herzogthum Savoyen und die Grafſchaft Nice mit ihren Zubehören, Dependentien und Anhang wiederherſtellen, ſo daß ſie hinführo dieſelben eben ſo beſitzen, wie ſie ſie vor dieſem Kriege beſeſſen haben, und überhaupt werden alle Staaten und

*) Art. I. und II. enthalten die gewöhnlichen Formularien.

und Oerter, welche die Waffen Sr Majeſtät während dieſes Krieges von Sr Königlichen Hoheit erobert haben, ohne allen Vorbehalt, und die Plätze und Feſtungen in dem Zuſtande, worin ſie ſich gegenwärtig befinden, überliefert werden, und zwar mit der ganzen Artillerie und derjenigen Quantität von Kriegsmunition, welche ſich zur Zeit ihrer Eroberung daſelbſt befand.

IV.

Se Allerchriſtlichſte Majeſtät entſagen und überlaſſen für ſich, ihre Erben und Nachfolger Sr Königlichen Hoheit von Savoyen, ihren Erben und Nachfolgern nachfolgende Thäler unwiderruflich und für immer; nämlich: das Thal Pragelas mit den Feſtungen Exilles und Fenestrelles, die Thäler Oulx, Sezane, Berdonache und Chateau Dauphin und alles, was an den von den Alpen herabkommenden Gewäſſern nach der Piemonteſiſchen Seite hin liegt. Dagegen treten Se Königliche Hoheit an Se Allerchriſtlichſte Majeſtät, ihre Erben und Nachfolger das Thal Barcelonette und ſeine Dependencien unwiderruflich und für immer ab, dergeſtalt, daß die Gipfel der Alpen und Gebürge künftig zwiſchen Frankreich, Piemont und der Grafſchaft Nice zur Grenze dienen, daß die Ebenen, welche ſich auf beſagten Gipfeln und Höhen befinden, getheilt, und die eine Hälfte nach der Seite von Dauphiné und Provence zu nebſt den abfließenden Gewäſſern Sr Allerchriſtlichſten Majeſtät, und die nach der Seite von Piemont und der Grafſchaft Nice zu Sr Königlichen Hoheit von Savoyen zugehören ſollen.

Alles in der Abſicht, damit es von Sr Allerchriſtlichſten Majeſtät und Sr Königlichen Hoheit, ihren Erben und Nachfolgern als gänzliches Eigenthum und mit völliger Souveränität, Regalien, Anſprüchen, Jurisdiction, Patronatsrechten, Nominationen, Prärogativen und überhaupt allen andern etwanigen Rechten, ohne irgend einen Vorbehalt, und in allem auf dieſelbe Weiſe und mit denſelben Privilegien, wie ſie Se Allerchriſtlichſte Majeſtät und Se Königliche Hoheit von Savoyen zu Anfange dieſes Krieges beſeſſen haben, abgetreten, eingenommen und behauptet werden ſoll. Zu dem Ende werden hinführo alle Geſetze, Gebräuche, Statuten, Verordnungen und Verträge, welche dagegen

dagegen seyn könnten, selbst diejenigen, welche eidlich bestätigt seyn möchten, abgestellt sind, wie wenn sie hier ausdrücklich genannt wären. Man hat auf dieselben, so wie auf die entgegenstehende Klauseln, im gegenwärtigen Traktate ausdrücklich Verzicht geleistet, damit die besagten Abtretungen ihre gänzliche Vollziehung erhalten, welche Abtretungen, mit Ausschluß aller und jeder Ausnahme, auf welchen Titel, Veranlassung oder Vorwand sie auch gegründet werden könnten, für immer gültig seyn und Statt finden werden. Und was die Einwohner und Unterthanen der oben wechselseitig abgetretenen Thäler und Oerter betrifft, so sind sie durch gegenwärtigen Traktat von den Eiden der Treue, des Gehorsams und der Huldigung, welchen sie ihren respektiven Oberherrn ehedem vor der gegenwärtigen Abtretung geleistet haben, entlassen, und die Eide selbst bleiben ungültig und ohne Kraft. Die Unterthanen der wechselseitig abgetretenen Oerter, oder welche Güter oder Rechte daselbst besitzen, werden, sie mögen wohnen, an welchem Orte sie wollen, entweder im Königreich Frankreich oder in den Staaten Sr Königlichen Hoheit, den ungestörten Besitz und Genuß derselben behaupten, und die Freiheit haben, die Einkünfte derselben empfangen und wegführen zu können, wohin sie es für gut finden, auch über die besagten Güter und Rechte bei ihren Lebzeiten oder nach ihrem Tode frei zu schalten und zu walten, und sie werden dieselben Erb- und andere Rechte behalten, welche sie bis jetzt gehabt haben. Und zu größerer Bekräftigung der gegenwärtigen Abtretungen werden sie wechselseitig in den Parlamentsversammlungen und Rechnungskammern von Paris und Dauphiné, so wie in dem Senat und der Rechnungskammer von Turin und dem Senat von Nice verificiert und einregistriet, und die Ausfertigungen davon 3 Monate nachher, von dem Tage der Ratifikation des gegenwärtigen Traktats an gerechnet, ausgeliefert werden.

Und da es nicht möglich gewesen ist, durch den gegenwärtigen Traktat die Grenzen und Dependentien der wechselseitig geschehenen Abtretungen zu bestimmen, so hat man von beiden Seiten für gut befunden, diese Bestimmung an die Commissäre zu verweisen, welche die Partheien binnen 4 Monaten, von dem Tage der Unterzeichnung des gegenwärtigen Traktats an gerechnet, ernennen werden, um an Ort und Stelle darüber in Güte übereinzukommen.

V.

V.

Da zufolge deſſen, was zwiſchen Sr Allerchriſtlichſten und Katholiſchen Majeſtät einer Seits und Ihro Majeſtät von Britannien anderer Seits als eine von den weſentlichen Friedensbedingungen ausgemacht und bewilligt worden iſt, der Durchlauchtigſte und Großmächtigſte Fürſt, Philipp V., von Gottes Gnaden Katholiſcher König von Spanien und Indien, Sr Königlichen Hoheit von Savoyen, und ihren Nachfolgern die Inſel und das Königreich Sicilien nebſt den dazu gehörigen Inſeln, mit ihren Zubehören und Dependentien, keine ausgenommen, als uneingeſchränktes Eigenthum in der Geſtalt und auf die Weiſe, wie in dem zwiſchen Sr Katholiſchen Majeſtät und Sr Königlichen Hoheit von Savoyen zu ſchlieſſenden Traktate angeführt werden wird, abgetreten und überlaſſen hat; ſo erkennt und erklärt der Allerchriſtlichſte König die von dem Katholiſchen Könige, ſeinem Enkel, geſchehene Abtretung der Inſel und des Königreichs Sicilien mit ihren Zubehören und Dependentien an Se Königliche Hoheit von Savoyen für eine von den Friedensbedingungen, und Se Allerchriſtlichſte Majeſtät ſtimmen ein und wünſchen, daß ſie einen Theil des gegenwärtigen Traktats ausmache und dieſelbe Kraft und Stärke habe, als wenn ſie darin Wort für Wort eingerückt und von ihm ſelbſt ausbedungen worden wäre; und erkennen demnach von jetzt, kraft dieſes Traktats, Se Königliche Hoheit von Savoyen für den alleinigen und rechtmäſſigen König von Sicilien. Um aber die Vollziehung dieſer Abtretung deſto mehr zu ſichern, verſprechen Se Allerchriſtlichſte Majeſtät ſowohl für ſich als für ihre Nachfolger, auf Königliche Treue und Glauben, ſich der beſagten Abtretung oder ihrer Vollſtreckung nie zu widerſetzen noch in irgend etwas dagegen zu handeln, unter welchem Vorwand, oder aus welchem Grund es auch geſchehen könnte, ſondern ſie vielmehr unverletzlich zu beobachten und beobachten zu laſſen. Sie machen ſich zu dem Ende und in Hinſicht auf beſagte Vollſtreckung gegen und wider alle zu aller möglichen Hülfe und Beiſtand verbindlich; ſo wie ſie auch Se Königliche Hoheit von Savoyen und ihre Nachfolger in dem ruhigen Beſitz des beſagten Königreichs, den Klauſeln gemäs, welche in gemeldetem Traktat zwiſchen Sr Katholiſchen Majeſtät und Sr Königlichen Hoheit von Savoyen werden ausbedungen werden, zu ſchützen und zu ſichern verſprechen.

VI.

VI.

Der Allerchriſtlichſte König bewilligt auf gleiche Weiſe und will, daß die Anerkennung und Erklärung des Königs von Spanien, vermöge welcher in Ermanglung der Nachkommen Sr Katholiſchen Majeſtät die Thronfolge in Spanien und Indien Sr Königlichen Hoheit von Savoyen, ihren männlichen, in ordentlicher und rechtmäßiger Ehe erzeugten Nachkommen, den Prinzen des Hauſes Savoyen und deren männlichen, in ordentlicher und rechtmäßiger Ehe erzeugten Nachkommen, mit Ausſchluß aller übrigen, zugeſichert wird, einen weſentlichen Theil dieſes Traktats ausmachen und allen den Einſchränkungen gemäß, welche in der von Sr Katholiſchen Majeſtät den 5ten November 1712 gemachten und von den Ständen oder Corten Spanien durch eine Akte vom 9ten deſſelben Monats November genehmigten und beſtätigten Akte angeführt und ausdrücklich genannt worden ſind, gehalten werden ſolle. Es werden demnach dieſe Akten des Königs von Spanien und der Corten in den zwiſchen Sr Katholiſchen Majeſtät und Sr Königlichen Hoheit von Savoyen zu ſchließenden Traktat eingerückt, und eben ſo, als wären ſie hier wörtlich eingerückt, für hier ausdrücklich genannt, angeſehen werden. Die Entſagungen, welche der Herzog von Berry und der Herzog von Orleans für ſich und ihre Nachkommen auf alle Anſprüche und Hoffnung zu der Erbfolge in der Monarchie und der Krone Spanien und Indien aus den in den Akten, welche ſie den 19ten und 24ſten November 1712 genehmigt haben, und deren Inhalt nebſt den öffentlichen Patenten des Allerchriſtlichſten Königs vom vergangenen Monat März am Ende des gegenwärtigen Traktats eingerückt werden ſoll, angeführten Gründen, Urſachen und Bewegniſſen für immer gethan haben, machen einen weſentlichen Theil dieſes Traktats aus und werden auch auf immer dafür gelten; und da Se Allerchriſtlichſte Majeſtät die Beweggründe zu beſagten Anerkennungen, Erklärungen, Entſagungen und Akten, und daß ſie die Dauer des Friedens begründen und ſicher ſtellen, einſehen; ſo verſprechen ſie für ſich und ihren Nachkommen und für die Fürſten, welche obengemeldete Entſagungen gethan haben und ihre Nachkommen, daß ſie unverletzlich beobachtet werden ſollen, und nie, weder unmittelbar noch mittelbar, im Ganzen oder zum Theil, auf welche Weiſe und auf welchem Wege es irgend geſchehen möchte, dagegen

zu

Emir Acher-Aslam, der die Partey Reiter anführte, welche Saladin der Caravane entgegen schickte, gab den sehr klugen Rath sich während der Nacht in das Gebürge zurückzuziehen. Er selbst that, was er angerathen hatte, aber keiner folgte seinem Beyspiel. Als die fränkische Reiterey sich beym Verfolgen der Fliehenden, weit entfernt hatte, brach er in die Fußvölker ein, die zur Bedeckung der Beute zurückgeblieben waren, und nahm ihr wieder verschiedene Stücke ab.

So untröstlich nun der Sultan über diesen Verlust sich bezeigte, eben so sehr wuchs den Franken der Muth zur Fortsetzung ihrer angefangenen Unternehmung. Ihr Heer hatte bey Lydda eine Stellung angenommen, durch die es sich die Zufuhr sicherte. Graf Heinrich war nach Tyrus, Tripolis und Ptolemais gegangen, um dort alle wehrhafte Mannschaft zu dem Zuge nach Jerusalem aufzubieten. Indeß traf Saladin alle Anstalten zur Vertheidigung der heiligen Stadt, und ließ alle Cisternen und Brunnen rings umher verderben so daß ausserhalb Jerusalem kein trinkbares Wasser befindlich war. Die Gegend um die Stadt ist ohnedem nicht geschickt, Brunnen frischen Wassers in ihr zu graben, da sie auf einem hohen harten Felsen liegt.

Hundert sechs und vierzigstes Kapitel.

Der Feind zieht sich zurück.

In der Nacht den 15ten des andern Sjumad hielt Saladin eine Versammlung seiner Grossen, in der ich das Amt bekam, eine Ermunterungsrede zur eyrigen Fortsetzung des Krieges zu halten. Ich sprach, was mir in dem Augenblick die Gottheit eingab, hielt ihnen

zu handeln, oder dagegen handeln zu lassen; sondern vielmehr jede Verabsäumung derselben zu verhindern, sie möge geschehen von wem, zu welcher Zeit und aus welchen Ursachen, Gründen oder Bewegnissen sie wolle; indem sich Se Allerchristlichste Majestät für sich und ihre Nachfolger verbindlich machen, das Erbfolgerecht Sr Königlichen Hoheit von Savoyen und der Prinzen des Savoyischen Hauses auf die Krone Spaniens und Indiens, der Art und Weise gemäs, wie es durch die Akte des Königs von Spanien vom 5ten Nov. 1712 durch die Akte der Stände oder Cortes von Spanien vom 9ten Nov. 1712 durch die Entsagungen des Herzogs von Berry und des Herzogs von Orleans und durch andere oben benannten Akten festgesetzt worden ist, gegen und wider alle, keinen ausgenommen zu beschützen, so wie auch (im vorkommenden Fall), so weit es nöthig seyn wird, ihre Macht anzuwenden, um den Prinzen des Hauses Savoyen, welchem, der Vocationsordnung zufolge, die erwähnte Erbfolge zukömmt, gegen und wider alle diejenigen, welche sich derselben widersetzen wollen, in den Besitz derselben zu setzen. Alle Akten und Protestationen, welche gegen die obengenannten Erklärungen, Entsagungen und Verhandlungen und gegen die in denselben anerkannten und festgesetzten Rechte gemacht worden seyn oder gemacht werden könnten, sind, da sie der Sicherheit des Friedens und der Ruhe Europa's als zuwiderlaufend geachtet und angesehen werden müssen, durch den gegenwärtigen Traktat auf immer für null und nichtig erklärt.

VII.

Um die öffentliche Ruhe, und besonders die Ruhe Italiens, noch mehr zu sichern, ist man übereingekommen, daß die von dem sel. Kaiser Leopold an Se Königliche Hoheit durch den am 8ten November 1703 zwischen ihnen geschlossenen Traktat geschehenen Abtretungen des Theils von dem Herzogthum Montferat, welchen der verstorbene Herzog von Mantua besessen hat, der Provinzen Alexandria und Valencia, nebst allen Ländern zwischen dem Po und dem Tanaro, der Lumeline, des Thals Sesia und des Rechts oder der Ausübung des Rechts über die Lanahischen Lehngüter, und alles, was in besagtem Traktat vom 8ten November 1703 das Vigevanisische oder eine Entschädigung dafür, und die Zubehöre und Dependentien der besagten Abtretungen betrift, in ihrer Stärke und Gewalt fest und unumstößlich bleiben, und, ungeachtet

aller dagegen laufenden Rescripte, Dekrete und Akten, unwiderruflich ihre vollkommene Vollstreckung erhalten werden, ohne daß Se Königliche Hoheit und ihre Nachfolger in dem Besitz und Genuß der obenerwähnten Sachen und Rechte, wegen welcher Ursachen, Ansprüche, Rechte, Traktate und Verträge, und von wem es auch irgend geschehen möchte, ja, in Rücksicht auf das Herzogthum Montserrat nicht einmal von denjenigen, welche auf besagtes Herzogthum ein Recht oder Anspruch haben könnten, welche Prätendenten in Gemäßheit dessen, was der besagte Traktat vom 9ten November 1703 mit sich bringt, schadlos gehalten werden sollen, gestört oder gedrückt werden können; indem Se Allerchristlichste Majestät für sich und ihre Nachfolger versprechen, weder einen Fürsten noch eine andere Person, welche den gemeldeten Abtretungen zuwiderhandeln wollte, unmittelbar oder mittelbar zu unterstützen oder zu begünstigen, sondern sich im Gegentheil anheischig machen, zur Behauptung und Sicherstellung dessen, was im gegenwärtigen Artikel enthalten ist, mit Inbegriff der Provinz Vigevano, mit der Königin von Großbritannien gemeinschaftlich ihre Dienste und Kräfte anzuwenden. Der am 27sten Junii 1712 von den angenommenen Schiedsrichtern gethane schiedsrichterliche Ausspruch soll übrigens in seiner Kraft und Stärke bleiben und binnen 6 Monaten sollen, nach dem Gutbefinden der hohen Garanten des Traktats vom 9ten November 1703 Maaßregeln zur Bezahlung der Aktivschulden Sr Königlichen Hoheit von Savoyen genommen werden.

VIII.

Da durch die Ereignisse und das Schicksal des Kriegs die Staaten Sr Königlichen Hoheit von Savoyen von allen Seiten geöffnet sind; so ist für gut befunden worden, daß Se Königliche Hoheit, indem die Lage der Dinge nicht mehr dieselbe ist, wie sie bei den vorigen Friedens- und Allianz-Traktaten war, zur Sicherheit ihrer Staaten, welche zur Sicherheit und Ruhe Italiens viel beitragen kann, ihre Grenzfestungen befestigen können; und es wird Sr Königlichen Hoheit frei stehen, in allen Oertern und Päßen, welche ihnen durch die besagten Traktaten von beiden Seiten abgetreten werden sind, beliebige Festungswerke anzulegen, ungeachtet aller vorhergegangenen diesem zuwiderlaufenden Verträge und Versprechungen.

IX.

IX.

Da Sr Königliche Hoheit von Savoyen verlangt haben, daß der Fürst von Monaco Manton und Rocabrüna als unmittelbares Lehn von Savoyen anerkennen, und so wie nach der Behauptung Sr Königlichen Hoheit die Vorfahren dieses Fürsten gethan haben, die Investitur von ihm empfangen solle; so ist man übereingekommen, es wechselseitig auf den schiedsrichterlichen Ausspruch Sr Allerchristlichsten Majestät und Ihro Majestät von Großbritannien, welchen Höchstdieselben 6 Monate nach der Unterzeichnung des gegenwärtigen Traktats geben werden, ankommen zu lassen. Und zu diesem Ende werden beide Partheien in einer Zeit von 3 Monaten den von Ihro besagten Majestäten dazu verordneten Deputirten zu Paris ihre Gründe und Documente vorlegen.

X.

Der ordentliche Handel Italiens wird ausgeübt und aufrecht erhalten werden, wie er seit der Zeit Karl Emanuels des II., des Vaters Sr Königlichen Hoheit, eingeführt war, und man wird zwischen dem Königreich und allen Theilen der Staaten Sr Majestät und den Staaten Sr Königlichen Hoheit in allen Stücken und überall eben dasselbe beobachten und in Ausübung bringen lassen, was bei Lebzeiten des besagten Karl Emanuels des II. geschah, beobachtet und ausgeübt wurde, sowohl auf der Straße von Susa, in Savoy und Pont de beau voisin, als durch Ville-Franche, so daß eine jeder die beiderseitigen Abgaben und Zölle entrichtet. Die Französischen Schiffe werden auch die alte Auflage (gemeiniglich die Abgabe von Villefranche genannt) bezahlen, so wie es zur Zeit des Herzogs Karl Emanuel geschahe; und niemand wird sich dagegen, wie man bis jetzt gethan haben könnte, irgend eine weitere Einwendung machen. Die Kouriere und ordinairen Posten Frankreichs werden, wie zuvor, die Staaten Sr Königlichen Hoheit passiren, und nach der Vorschrift des Reglements für die Waaren, mit welchen sie beladen sind, die Abgaben entrichten.

XI.

Um der Forderung, welche Se Königliche Hoheit an ihn haben thun lassen, zu willfahren, und ihnen in allen Stücken Beweise der aufrichtigen Freundschaft zu geben, willigt der

Allerchristlichste König ein, daß Se Königliche Hoheit die Länder, Güter und Effekten, welche sie in dem Königreich Frankreich zu Poitu und Bugey haben, verkaufen können, ohne daß ihnen von seiner Seite, oder von seinen Beamten irgend ein Hinderniß in den Weg gelegt werden soll; zu dem Ende begeben sich Se Majestät, zu Gunsten Sr Königlichen Hoheit und ihrer Nachfolger, oder derer, welche sie an sich bringen, aller Rechte, welche sie in der Zukunft auf besagte Länder in Bugey inne haben, oder geltend machen könnten, welche vielmehr von jetzt Sr Königlichen Hoheit zugehören, denen Se Majestät im nöthigen Fall die gemeldeten Länder sowohl für sie und ihre Nachfolger, die Herzoge von Savoyen, als für diejenigen, welche sie an sich bringen, als unwiderrufliches Eigenthum abtreten, so daß sie in Rücksicht auf Se Majestät, ohne irgend ein anderes Patent, und allein kraft des gegenwärtigen Traktats vollkommene Sicherheit genießen werden.

XII.

Es ist wechselseitig bewilligt worden, daß die bei Gelegenheit des Kriegs eingezogenen und konfiscirten Güter den gegenseitigen Vasallen und Unterthanen, sie mögen gelegen seyn, an welchen Oertern sie wollen, von dem Arrest wieder befreyt werden sollen; und zu dem Ende sind und bleiben alle Repressalien, Einziehungen und Confiskationen, und die Schenkungen und Concessionen derselben, so wie die Verpachtungen dieser Güter, null und nichtig, und die nach der Unterzeichnung dieses Traktats verfallenden Pachtgelder werden an die Eigenthümer zurück gezahlt werden.

XIII.

Die nach vorhergegangenem Verhör gefällten Urtheilssprüche über Partheien, welche ihre Richter für gültig anerkannt haben und rechtmäßig vertheidigt worden sind, werden statt haben, und die Verurtheilten werden zu keinem Einspruch zugelassen werden, außer auf dem gewöhnlichen Wege,

XIV.

Die Unterthanen Sr Königlichen Hoheit, welche Se Majestät, oder ihren Entrepreneurs, Pächtern, Commissären, oder andern in ihrem Dienst stehenden Personen, oder zur Unterhaltung

haltung ihrer Truppen, Officiere und Soldaten Lieferungen, Darlehen oder Vorschüsse gethan haben, werden in kurzer Zeit gegen die darzubringenden Empfangscheine und Obligationen bezahlt werden, und von Sr Majestät in dieser Hinsicht einer kurzen und guten Gerechtigkeit gewärtig seyn. Eben so werden auch Se Königliche Hoheit gegen die Unterthanen Sr Majestät in allen Stücken verfahren.

XV.

Alle wechselseitige Kriegsgefangenen, und die Unterthanen, welche um des Krieges willen an irgend einem Orte verhaftet worden sind, werden, kraft des Friedens, von beiden Seiten sogleich in Freiheit gesetzt werden.

XVI.

Die Artikel der Münsterischen, Pyrenäischen, Nimwegischen, Ryswickischen und anderer Friedenstraktate, welche Se Königliche Hoheit betreffen, so wie der Traktat von Turin von 1696 werden, in so fern sie durch den gegenwärtigen Traktat nicht aufgehoben sind, gehalten und beobachtet werden, als wenn sie hier ausbedungen und Wort für Wort eingerückt wären; und besonders in Rücksicht der Lehngüter, welche Se Königliche Hoheit angehen, ungeachtet aller dagegen gegebenen Rescripte, Dekrete und vorläufig getroffenen Verordnungen.

XVII.

Alle diejenigen, welche von dem Allerchristlichsten König und Sr Königlichen Hoheit von Savoyen binnen einer Zeit von 6 Monaten werden genannt werden, sollen in den gegenwärtigen Traktat mit eingeschlossen seyn, vorausgesetzt, daß gemeinschaftliche Einstimmung da ist.

XVIII.

Und damit der gegenwärtige Traktat unverletzlich beobachtet werde, versprechen Se Allerchristlichste Majestät und Se Königliche Hoheit, gegen und zum Nachtheil desselben weder unmittelbar noch mittelbar etwas zu thun oder thun zu lassen, und wenn es dennoch geschehen sollte, es ohne alle Schwierigkeit und Aufenthalt wieder gut machen zu lassen;

sie machen sich demnach wechselsweise zu seiner gänzlichen Beobachtung verbindlich; und in allen Traktaten, welche Se Allerchristlichste Majestät mit den verbündeten Mächten schliessen werden, wird der gegenwärtige mit passenden und kräftigen Ausdrücken bestätigt werden.

XIX.

Wird der gegenwärtige Traktat von Sr Allerchristlichsten Majestät und von Sr Königlichen Hoheit genehmigt und ratifizirt, und die Ratifikationen in einer Zeit von einem Monate, oder wo möglich noch früher, zu Utrecht gegenseitig ausgewechselt und überliefert werden; jedoch werden von beiden Seiten alle Feindseligkeiten von jetzt an aufhören.

In das Original sind eingerückt:

Die Entsagungsakten des Herzogs von Berry vom 19ten November 1712, und des Herzogs von Orleans vom 24sten desselben Monats, nebst den Patenten des Allerchristlichsten Königs vom Monat März 1713.

Geschehen zu Utrecht, den 11ten April 1713.

(L. S.) Huxelles. (L. S.) Graf Maffei.

(L. S.) Mesnager. (L. S.) Gelar von Bourg.

(L. S.) P. Mellarede.

III.

Friedens-Traktat

zwiſchen Sr. Allerchriſtlichſten Majeſtät und Sr. Majeſtät Dom Johann V. von Gottes Gnaden, König von Portugal und Algarbien.

K. K. Art. II.

Es wird von beiden Seiten eine vollkommene Vergeſſenheit aller bisher begangenen Feindſeligkeiten ſtatt finden; dergeſtalt, daß alle und jede von den Unterthanen der Krone Frankreich und der Krone Portugal den während des Kriegs erlittenen Verluſt und Schaden gegenſeitig weder in Anſchlag bringen, noch auf dem Wege Rechtens oder ſonſt Entſchädigung dafür verlangen können.

III.

Alle beiderſeitigen Kriegsgefangene werden, ohne Ausnahme, und ohne für ihre Freilaſſung oder für ihren Aufwand irgend etwas zu verlangen, ſogleich ausgeliefert und in Freiheit geſetzt werden.

IV.

Wenn es sich zutrüge, daß in den Kolonien oder andern Domänen Ihrer besagten Majestäten von Europa von einer oder der andern Seite irgend ein Platz weggenommen, ein Posten besetzt oder eine Festung erbauet worden wäre, wenn man gegenwärtig wegen der zu großen Entfernung keine sichere Nachricht haben könnte; so werden die besagten Plätze oder Posten in dem Zustande, worin sie sich zur Zeit der Bekanntmachung des Friedens befinden werden, unverzüglich in die Hände des ersten Besitzers zurückgegeben und die neuen Festungen derselben niedergerissen werden, so daß die Lage der Dinge in derselben Gestalt bleiben, wie sie vor dem Anfange dieses Krieges war.

V.

Der Handel wird auf dem festen Lande von Frankreich und Portugal eben so ausgeübt werden, wie er vor dem gegenwärtigen Kriege ausgeübt wurde, doch mit der Einschränkung, daß sich jede von den beiden Parteien durch diesen Artikel die Freiheit vorbehält, die Bedingungen des besagten Handels durch einen besondern, in dieser Hinsicht zu schliessenden Traktat festzusetzen.

VI.

Dieselben Privilegien und Freiheiten, welche die Unterthanen Sr Allerchristlichen Majestät in Portugal genießen, werden auch den Unterthanen Sr Portugiesischen Majestät in Frankreich bewilligt werden. Und um für das Fortkommen und die Sicherheit der Kaufleute beider Nationen desto mehr zu sorgen, wird man ihnen wechselseitig Consuln bewilligen mit denselben Privilegien und Freiheiten, welche die Französischen ehedem in Portugal zu genießen pflegten.

VII.

Es wird sowohl den Kauffarthei- als Kriegsschiffen gegenseitig erlaubt seyn, in die Häfen der Krone Frankreich und der Krone Portugal, wo sie vordem einzulaufen pflegten, ungestört einzulaufen, wenn sich nur, die Anzahl derselben zusammengenommen, in Rücksicht auf die Häfen von einem sehr großem Umfange nicht über sechs, und in Rücksicht auf die

kleinsten

kleinsten Häfen nicht über drei beläufe. Im Fall sich von der einen dieser beiden Nationen eine größere Anzahl von Kriegsschiffen vor dem Hafen der andern zeigte, so werden sie, ohne den Gouverneur oder Magistrat um Erlaubniß gebeten zu haben, nicht eingelassen werden können. Und gesetzt, die besagten Schiffe wären etwa vom Sturme getrieben, oder durch eine andere dringende Noth gezwungen, in irgend einen Hafen eingelaufen, ohne um Erlaubniß gebeten zu haben; so werden sie den Gouverneur oder den Magistrat alsbald von ihrer Ankunft zu benachrichtigen verbunden seyn, und sich nicht über die ihnen erlaubte Zeit daselbst aufhalten können, auch sich während derselben nicht das geringste zu thun erlauben, wodurch der besagte Hafen auch nur im mindesten beschädigt werden könnte.

VIII.

Um jeder Veranlassung zu Zwistigkeiten zwischen den Unterthanen der Krone Frankreich und der Krone Portugal zuvorzukommen, entsagen Se Allerchristlichste Majestat von jetzt an durch den gegenwärtigen Traktat in den nachdrücklichsten und rechtskräftigsten Ausdrücken und mit allen erforderlichen Klauseln, wie wenn sie hier eingerückt wären, sowohl in ihrem Namen, als im Namen ihrer Erben und Nachfolger, allen Rechten und Ansprüchen, welche sie an den Eigenthumsbesitz der zwischen dem Amazonenfluß und dem Fluß Tapoc oder Vincent Pinson gelegenen Länder, Cap du Nord genannt, jetzt oder in Zukunft machen könnten, und werden ihnen, ohne Ausnahme und Vorbehalt irgend eines Theils von besagten Ländern, für immer entsagen; damit sie hinführo Se Portugiesische Majestät, ihre Erben und Nachfolger mit allen Rechten der Souveränität, der unumschränkten Gewalt und völligen Herrschaft eben so, als wenn sie einen Theil ihrer Staaten ausmachten, besitzen, und für immer behalten, ohne daß Se Portugiesische Majestät, ihre Erben und Nachfolger von Sr. Allerchristlichsten Majestät, ihren Erben und Nachfolgern in dem besagten Besitz irgend jemals gestört werden können.

IX.

In Gemäsheit des vorigen Artikels werden Se Portugiesische Majestät die Festungen Araguari und Camaji oder

Massapa, so wie alle übrigen, welche bei der Vollziehung des zwischen Sr Allerchristlichsten Majestät und Sr Majestät von Portugal Peter dem II. ruhmwürdigsten Andenkens den 4. März 1700 zu Lissabon geschlossenen vorläufigen Traktats zerstört worden sind, wieder aufbauen lassen können, indem der besagte vorläufige Traktat, vermöge des gegenwärtigen, null und kraftlos bleibt. Es wird auch ferner Sr Portugiesischen Majestät frei stehen, in den im vorhergehenden Artikel erwähnten Ländereien so viele neue Festungen, als sie für zuträglich finden, anlegen zu lassen, und sie mit allem zu versehen, was zur Vertheidigung der besagten Länder nöthig seyn wird.

X.

So Allerchristlichste Majestät erkennen durch den gegenwärtigen Traktat für gültig an, daß die beiden Ufer des Amazonenflusses, sowohl das mittägliche als mitternächtliche, als Sr Portugiesischen Majestät völliges Eigenthum, und Besitz auch mit aller Souveränität angehören, und versprechen sowol für sich als für alle ihre Erben und Nachfolger, nie an die Schiffarth und den Gebrauch des besagten Flusses, unter welchem Vorwand es irgend geschehen könnte, einen Anspruch zu machen.

XI.

Auf dieselbe Weise, wie Se Allerchristlichste Majestät in ihrem Namen und im Namen ihrer Erben und Nachfolger, alle Ansprüche an die Schiffarth und den Gebrauch des Amazonenflusses aufgeben, entsagen sie auch jedem Rechte, welches sie an irgend eine andere Domäne Sr Portugiesischen Majestät, sowohl in Amerika, als in irgend einem andern Theile der Welt haben könnten.

XII.

Und da zu befürchten ist, daß zwischen den Unterthanen der Krone Frankreich und den Unterthanen der Krone Portugal, bei Gelegenheit des Handels, welchen die Einwohner von Cayéne in Maragnan und der Mündung des Amazonenflusses zu treiben unternehmen könnten, neue Streitigkeiten entstehen möchten; so versprechen Se Allerchristlichste Majestät sowohl für sich, als für alle ihre Erben und Nachfolger, weder

das Beyspiel der Gefährten unsers Propheten vor, die sich durch einen Eid verbanden, ihm in seiner gefährlichen Lage bis in den Tod beyzustehen, und ermahnte sie durch einen Eyd bey dem heiligen Steine itzt ein Gleiches zu thun. Nachdem alle meinen Vorschlag gebilligt hatten, blieb der Sultan noch eine Weile in tiefen Gedanken versenkt, und die ganze Gesellschaft beobachtete ein ununterbrochenes Schweigen. Endlich brach er wie vom göttlichen Feuer beseelt in folgende Worte aus. „Preis und Ehre sey Gott, und unser Gebet bey dem Propheten Gottes werde erhöret. Wißt, daß ihr heute der Schutz unsrer Religion, ihre Burg und Vormauer seyd. Ihr müßt es selbst einsehen, daß das Blut der Muselmänner, ihr Leben und Vermögen von eurer Vertheidigung abhange, und daß keiner ausser euch jenem Feind die Spitze biethen könne. Wollt ihr euch jetzt (welches Gott verhüte) dem Kriege entziehen, so wird der Feind diese Länder zusammenfassen, wie der Engel die Tafeln zusammenrollt, in denen die Handlungen der Menschen verzeichnet sind. Eurer Treue, eurem Eyfer für die Religion werden sie anempfohlen: ihr habt es übernommen, sie zu vertheidigen, und werdet dafür aus dem öffentlichen Schatze reichlich unterstützt. Von euch hoffen auch die Muselmänner der übrigen Provinzen Beystand und Erhaltung des Ihrigen."

Ihm antwortete sogleich Saiphoddin Mesjtoub: Herr wir sind eure Vasallen und Diener. Ihr habt uns mit Wohlthaten überhäuft, uns zu großen Herren gemacht, und uns reiche Geschenke gegeben. Wir haben eigentlich nichts eigen als unser Leben, aber auch dieses weihen wir euch. Bey Gott! so lange noch ein Tropfen Bluts in unsern Adern rollt, wird keiner von uns sich seiner Pflicht entziehen. Saladin wurde über den

weder den besagten Einwohnern von Cayéne, noch andern Unterthanen Sr genannten Majestät den Handel in die oben erwähnten Gegenden zu bewilligen; und daß es ihnen durchaus verboten werden soll, den Fluß Vincent Pinson zu passiren, um daselbst Handel zu treiben, und in den Ländern des Cap du Nord Sclaven zu kaufen; so wie auch Se Portugiesische Majestät sowohl für sich, als für ihre Erben und Nachfolger versprechen, daß keiner von ihren Unterthanen nach Cayéne Handel treiben soll.

XIII.

Se Allerchristlichste Majestät versprechen ferner in ihrem Namen und im Namen ihrer Erben und Nachfolger, zu verhindern, daß in allen besagten Ländern, welche vermöge dieses Traktats als ein unbezweifeltes Eigenthum der Krone Portugal angesehen werden, Französische Missionaire oder andere unter ihrem Schutz stehende Personen gefunden werden; indem die geistige Aufsicht dieser Völker ganz den Händen der Portugiesischen Missionaire oder derjenigen, welche man von Portugal aus dahin schicken wird, überlassen bleibt.

XIV.

Da Sr Allerchristlichsten Majestät und Sr Majestät von Portugal nichts so sehr am Herzen liegt, als die schnelle Vollziehung dieses Traktats, von welchem die Ruhe ihrer Unterthanen abhängt; so ist man übereingekommen, daß er unmittelbar nach der Bekanntmachung des Friedens seine ganze Kraft und Stärke haben soll.

XV.

Wenn (was Gott verhüten wolle) durch irgend einen Zufall das gute Vernehmen zwischen der Krone Frankreich und der Krone Portugal gestört, oder irgend ein Bruch statt finden sollte; so wird man jedesmal nach dem besagten Bruch den beiderseitigen Unterthanen einen Zeitraum von 6 Monaten bewilligen, um alle ihre Effekte und andere Güter zu verkaufen oder fort zu schaffen, und sich selbst, wohin sie es für gut befinden, wegzubegeben.

XVI.

Und weil sich die Allerhöchste und Großmächtigste Fürstin, die Königin von Großbritannien, erbietet, die gänzliche

Voll-

ſtreckung dieſes Traktats, ſeine Gültigkeit und ſeine Dauer zu garantiren; ſo genehmigen Se Allerchriſtlichſte Majeſtät und Se Portugieſiſche Majeſtät genannte Garantirung in ihrer ganzen Stärke und Gewalt für alle und jede in dem gegenwärtigen Traktat ausbedungene Artikel.

XVII.

Der Allerchriſtlichſte König und der König von Portugal bewilligen ferner, daß alle Könige, Fürſten und Republiken, welche dieſer Garantie beitreten wollen, Ihro Majeſtäten ihre Verſprechungen und Verpflichtungen zur Vollziehung alles deſſen, was in dieſem Traktat enthalten iſt, geben können.—ꝛc.ꝛc. Geſchehen zu Utrecht, den 11ten April 1713.

(L. S.) Huxelles. (L. S.) Conde de Tarouca.

(L. S.) Menager. (L. S.) Dom Luis da Cunha.

IV.

Friedens-Traktat

zwiſchen Sr Allerchriſtlichſten Majeſtät und dem Erhabenen, Hochfürtreflichen und Großmächtigen Fürſten, Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden Könige von Preußen, Markgrafen von Brandenburg, des h. R. Reichs Erzkämmerer und Churfürſten, ſouverainen Fürſten von Oranien, Neufſchatel und Valengin, Herzoge von Magdeburg, Cleve, Jülich und Berg, Stettin, Pommern, der Caſſuben und Wenden, von Mecklenburg, Schleſien und Groſſen, Burggrafen zu Nürnberg, Fürſten von Halberſtadt, Minden, Camin, Wenden, Schwerin, Ratzeburg und Meurs, Grafen von Hohenzollern, Ruppin, Mark, Ravensberg, Hohenſtein, Teklenburg, Lingen, Schwerin, Buren und Leerdam, Marquis von Vaer und Vleſſingen, Herr zu Ravenſtein, Roſtock, Stargard, Lauenburg, Bütow und Breda u. ſ. w.

ꝛc. ꝛc. Art. II.

In Gemäßheit der Erneuerung gegenſeitiger Freundſchaft wird beſagter König von Preuſſen ſogleich nach der Auswechslung der Ratifikationen des gegenwärtigen Traktats ſeine Truppen ſowohl aus den Niederlanden als andern Orten aufrichtig

tig zurückziehen, und verspricht, sie während des gegenwärtigen Krieges auf keine Weise, unter welchem Vorwand es auch sey, gegen den Allerchristlichsten König dienen zu lassen, das Contingent ausgenommen, welches er als Reichsglied zu liefern verbunden ist.

III.

Es wird von beiden Seiten eine immerwährende Vergessenheit aller im Verlauf dieses Kriegs ausgeübten Feindseligkeiten statt finden, so daß man auf keine Weise und unter keinem Vorwande sich je daran erinnern, noch viel weniger dafür Rache nehmen könne.

IV.

Die Vasallen und Unterthanen werden von beiden Seiten dieselbe Freundschaft genießen und vor jeder Kränkung gesichert*) seyn.

V.

Es werden von beiden Seiten alle Kriegsgefangene, ohne Unterschied und Ausnahme, und ohne Lösegeld, sogleich nach der Bekanntmachung des Friedens,**) in Freiheit gesetzt werden.

VI.

Da Se Allerchristlichste Majestät den Westphälischen Frieden immer angesehen haben, als die festesten Grundsätze der öffentlichen Ruhe und der wechselseitigen Freundschaft zwischen sich und den Churfürsten, Fürsten und Ständen des Reichs, von welchem der besagte König von Preußen, in Rücksicht auf die Staaten, welche er darin besitzt, ein so bedeutendes Glied ist; so geht ihre Absicht dahin, daß der besagte Traktat, sowohl im Geistlichen als Weltlichen, in unverrücktem Zustande bleibe, wie wenn er hier Wort für Wort eingerückt wäre.

VII.

*) Das Lateinische drückt sich aus: ab omni molestia ac actione cuti, vor jeder Kränkung und Rache gesichert.

**) Die Worte: „sogleich nach der Bekanntmachung des Friedens" fehlen im Lateinischen Original.

VII.

Der Theil des Obern Viertheils von Geldern, gewöhnlich Spanisch Geldern genannt, welchen der König von Preußen besitzt und behauptet, namentlich die Stadt Geldern, die Präfekturen, Städte, Dörfer, Lehngüter, Ländereien, liegende Gründe, Steuern, Einkünfte, Zollabgaben, sie mögen seyn, von welcher Art sie wollen, Subsidien und Contributionen, Auflagen, Feudal-Domainen — und andere Rechte, und überhaupt alles, was in dem Theile des Obern Viertheils von Geldern, welchen der besagte König von Preußen gegenwärtig wirklich besitzt und behauptet, begriffen ist, nebst allem, was dazu gehört oder davon abhängt, wird demselben, ohne alle Ausnahme,*) von Sr Allerchristlichsten Majestät, Kraft der Vollmacht, welche sie vom Katholischen Könige dazu erhalten haben, für immer abgetreten, und besagtem Könige von Preußen, seinen Erben und Nachfolgern beiderlei Geschlechts, als gänzliches Eigenthum und mit völliger Souveränität bleiben,**) dergestalt und auf die Weise, wie alles dies vorher von den Königen von Spanien besessen worden ist, und wie es der König Karl II., ruhmwürdigen Andenkens, besessen hat, ungeachtet aller Ausnahmen, Ansprüche oder Einwendungen, welche dagegen gemacht worden sind, oder gemacht werden können, um den besagten König von Preußen in dem ruhigen Besitz dieses oben abgetretenen Antheils zu stören, indem alle Verträge, Vergleiche oder Verordnungen, welche dem gegenwärtigen Artikel zuwiderlaufen, für null und nichtig geachtet werden. Diese Abtretung geschieht jedoch mit der ausdrücklichen Klausel, daß der Zustand der Katholischen Religion in den besagten abgetretenen Oertern in allen Stücken und überall derselbe bleibe, wie er vor ihrer Eroberung und unter der Herrschaft der Könige von Spanien war, ohne daß der besagte König von Preußen darin irgend etwas abändern könne.

VIII

Auf gleiche Weise treten Se Allerchristlichste Majestät, vermöge der vom Katholischen Könige dazu erhaltenen Vollmacht,

*) Im Lateinischen wird dazu gesetzt: ea omnia et singula, alles und jedes.

**) Das Lateinische setzt auch hier dazu: perpetuo tempore, für immer.

macht, Sr besagten Majestät von Preußen in dem Obern Viertheil von Geldern das Gebiet Kessel und das Amt Krickenbeck für immerwährend, dasür sowohl er und seine Erben und Nachfolger beiderlei Geschlechts, sie mit vollkommener Souveränität und als völliges Eigenthum besitzen möge, dergestalt und also, wie sie die Könige von Spanien und zunächst König Karl der II., ruhmwürdigen Andenkens, besessen hat, mit allen ihren Zubehören, Dependentien, Städten, Flecken, Lehngütern, Ländereien, liegenden Gründen, Zinsen, Steuern, Einkünften, Zoll-Einnahmen, sie mögen seyn, von welcher Beschaffenheit sie wollen, Subsidien, Contributionen, Auflagen, Feudal-Domainen — und andern Rechten, und überhaupt allem, was unter dem Namen des besagten Gebiets und Amts begriffen ist. Diese Abtretung findet demnach statt, ungeachtet aller gemachten oder noch zu machenden Ausnahmen, Ansprüche oder Einwendungen, indem alle dem gegenwärtigen Artikel zuwiderlaufende Verträge, Vergleiche oder Verfügungen für null und nichtig geachtet werden; jedoch unter der Bedingung, daß die katholische Religion in besagtem Gebiet und Amt, so wie in den oben abgetretenen Ländern, in allen Stücken und und überall in demselben Zustande bleibe, in welchem sie unter der Herrschaft der Könige von Spanien war, und es wird dem besagten Könige von Preußen nicht das geringste darin zu ändern erlaubt seyn. Se Allerchristlichste Majestät versprechen, vom Katholischen Könige die Ratifikation des gegenwärtigen und des nächstvorhergehenden 7ten Artikels, welche beide die zu Gunsten Sr Majestät von Preußen geschehene Abtretung eines Theils des Obern Viertheils von Geldern enthalten, ausfertigen und binnen zwei Monaten, von dem Tage der Unterzeichnung des gegenwärtigen Traktats an gerechnet, ausliefern zu lassen.

IX.

Der Allerchristlichste König wird den König von Preußen als unumschränkten Oberherrn des Fürstenthums Neufschatel und Valengin anerkennen, und verspricht für sich und seine Nachfolger, den besagten König von Preußen, dessen Erben und Nachfolger in dem ruhigen Besitze dieses Staats und aller seiner Zubehöre und Dependentien, auf keine Weise, weder unmittelbar noch mittelbar zu stören, und die Einwohner desselben im ganzen Königreiche Frankreich und den Sr Allerchrist-

lerchristlichsten Majestät unterworfenen Ländern, dieselbe Rechte, Freiheiten, Privilegien und Vortheile genießen zu lassen, welche die Einwohner der übrigen Länder der Schweiz und der übrige Theil der helvetischen Nation genießen, und welche sie vorher genossen haben, ehe der König von Preußen den besagten Staat Neufschatel und Valengin in Besitz bekam. Se Allerchristlichste Majestät versprechen überdieß keinen ihrer Unterthanen, weder unmittelbar noch mittelbar, Hülfe oder Beistand zu leisten, um Se Majestät, den König von Preußen, oder ihre Erben und Nachfolger in dem Besitze des besagten Fürstenthums Neufschatel und Valengin zu stören.

X.

Da obengemeldeter König von Preußen nichts so sehr wünscht, als jedem Gegenstande eines Mißverständnisses und selbst jeder Veranlassung dazu, auf alle mögliche Weise zuvorzukommen;*) so entsagt gedachter König von Preußen, vermöge des gegenwärtigen Artikels, sowohl für sich als für seine Erben und Nachfolger, zu Gunsten des besagten Allerchristlichsten Königs und dessen Nachfolger, auf immer jedem Rechte auf das Fürstenthum Oranien und auf die in Frankreich und in der Grafschaft Burgund gelegenen Herrschaften und Oerter der Erbschaft von Chalons und Chatelbelin, mit den gegenwärtigen und künftigen Beschwerden und Vortheilen, ohne alle Ausnahme, damit das Ganze hinführo Se Allerchristlichsten Majestät, ihren Erben und Nachfolgern, und wer sonst ein Recht dazu hat, angehöre. Und zu desto größerer Gültigkeit dieser Entsagung nimmt der besagte König von Preußen über sich und verspricht auf königliche Treue und Glauben, den Erben des verstorbenen Fürsten von Nassau-Friesland, wegen ihrer Ansprüche auf besagtes Fürstenthum und die oben gemeldeten Güter, vermittelst einer Entschädigung, Genüge zu leisten, so daß Se Allerchristlichste Majestät von den Erben des besagten verstorbenen Fürsten von Nassau-

*) Das lateinische Exemplar drückt sich so aus: quam ut omnis, quae quidem praevideri potest, dissentionum materia atque occasio praescindatur atque tollatur, als daß jeder Gegenstand der Mißhelligkeiten und Veranlassung dazu, so viel man sie voraussehen kann, aus dem Wege geräumt und aufgehoben werde.

Naſſau-Friesland in dem eigenthümlichen und ruhigen Beſitz und Genuſſe des beſagten Fürſtenthums Oranien und der gemeldeten Güter auf keine Weiſe geſtört oder beunruhigt werden können. Denen, welche ſich aus denſelben wegbegeben wollen, wird es frei ſtehen, ihren Wohnſitz mit allen ihren Mobilien binnen Jahresfriſt, vom Tage der Ratifikation des gegenwärtigen Traktats an gerechnet, ohne Hinderniß, nach ihrem Belieben anders wohin zu verlegen, ihre unbeweglichen Güter aber, ſeyen ſie nun in gemeldetem Fürſtenthume Oranien, oder anderswo, den Gebräuchen der Oerter gemäß, zu verkaufen oder zu behalten, und durch Prokuratoren ſo lange verwalten zu laſſen, bis ſie verkauft werden. Dieß werden auch diejenigen thun können, welche ſchon ausgewandert ſind, ohne daß den beſagten Verkaufungen irgend ein Hinderniß in den Weg gelegt wird. Uebrigens wird dem beſagten Könige von Preußen frei ſtehen, dem Theile von Geldern, welcher ihm durch den heute geſchloſſenen Traktat abgetreten worden iſt, den Namen eines Fürſtenthums Oranien zu geben, und Titel und Wappen deſſelben beizubehalten.

XI.

Es bewilligen ferner der Allerchriſtlichſte König und der König von Preußen, daß die Königin von Großbritannien, welche durch die unermüdete Sorgfalt ihrer auſſerordentlichen Geſandten und Bevollmächtigten, welche dem Congreß zu Utrecht beiwohnen, ſo viel zum Friedensſchluß beigetragen hat, und alle andere Potentaten oder Fürſten, welche ſich zu gleichen Verbindlichkeiten anheiſchig machen wollen, Sr Allerchriſtlichſten Majeſtät und Sr Majeſtät von Preußen ihr Verſprechen und ihre Verpflichtungen, die Vollſtreckung und Beobachtung alles deſſen, was in dem gegenwärtigen Traktat enthalten iſt, zu garantiren, geben können.

XII.

In dem gegenwärtigen Traktat werden ſowohl von Seiten Sr Allerchriſtlichſten Majeſtät als Sr Majeſtät von Preußen die ſämmtlichen dreizehn Cantons der Schweiz mit allen ihren Bundesgenoſſen, namentlich dem Fürſtenthum Neufchatel und Valengin, der Republik und Stadt Genf und ihren Dependentien, den Städten St Gallen, Mühlhauſen und Biel, und den ſieben Gerichten oder Zehenden des Waliſerlandes,

landes, so wie den drei Bünden der Graubünder und ihren Dependentien begriffen seyen. ꝛc. ꝛc.
Geschehen zu Utrecht, den 11ten April im Jahr der Gnade 1713.

(L. S.) Huxelles. (L. S.) O. M. Gr. von Dönhof.
(L. S.) Mesnager. (L. S.) J. A. Marschalch von Bieberstein.

Separat-Artikel I.

Da die außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten Frankreichs in Gemäßheit dessen, was im 2ten Artikel des heute im Namen Sr Allerchristlichsten Majestät einer, und Sr Majestät von Preußen anderer Seits, unterzeichneten Traktats ausbedungen worden ist, darauf bestanden haben, daß der besagte König von Preußen auf gleiche Weise seine Truppen binnen der in besagtem Artikel bestimmten Frist auch aus der Stadt Rheinsberg zurückziehen solle, und die Preußischen außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten diese besondere Bedingung, weil der Reichsfriede noch nicht geschlossen ist, vor jetzt nicht einwilligen zu können glauben; so erklären sie hiermit den besagten außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten von Frankreich, daß der König, ihr Herr, die besagte Stadt Rheinsberg nach dem Abschluß des nächst bevorstehenden Reichsfriedens räumen werde, unbeschadet der Ansprüche, welche Se Majestät von Preußen gegen den Erzbischoff von Cölln haben, welcher zu gleicher Zeit einen Ueberschlag davon einzugeben, und Sr Majestät von Preußen Genugthuung zu gewähren verbunden seyn wird. Der gegenwärtige Artikel wird übrigens eben die Kraft haben, als wenn er Wort für Wort in den Friedenstraktat eingerückt wäre, und die Ratifikationen desselben werden von beiden Seiten zu gleicher Zeit mit denen des besagten Traktats ausgefertigt werden. ꝛc. ꝛc.

Separat-Artikel II.

Da der Allerchristlichste König den König von Preußen als König anerkannt hat und betrachtet, auch ihm alle mit der Königlichen

lichen Würde verbundene Ehrenbezeigungen zu bewilligen geruht, um von seiner Zuneigung gegen den besagten König von Preußen einen noch größern Beweis zu geben und ihm zu zeigen, wie sehr er die Erhöhung der Würde in dessen Person schätze; so erklären Se gedachte Allerchristlichste Majestät durch gegenwärtigen Artikel und versprechen sowohl für sich als für ihre Nachfolger, und im Namen des Durchlauchtigsten und Großmächtigsten Fürsten und Herrn, Philipp V., Königs von Spanien und dessen Nachfolger, kraft dazu erhaltener Vollmacht, daß Se besagte Majestät und der Katholische König dem Könige von Preußen und dessen Nachfolgern, Königen von Preußen, hinführo und für immer den Titel Majestät geben, und ihn unter keinem Vorwande und auf keine Veranlassung je ändern oder schmälern werden; so wie auch den Königlich-Preußischen Ministern, vom ersten und zweiten Range, dieselben, sowohl alte als neueingeführte Ehrenbezeugungen, welche man andern Ministern gekrönter Häupter erzeigt, ohne irgend einen Unterschied,*) erweisen zu lassen. Uebrigens wird dieser Separat-Artikel, von welchem Se Allerchristlichste Majestät bei dem Katholischen Könige binnen einer Frist von 2 Monaten die Ratifikation auszuwirken, über sich nehmen, dieselbe Kraft haben, als wenn er Wort für Wort in den Friedenstraktat**) eingerückt wäre, und die Ratifikationen desselben werden von beiden Seiten zu gleicher Zeit mit denen des besagten Traktats ausgefertigt werden. Geschehen zu Utrecht, den 11ten April im Jahr der Gnade 1713.

(L. S.) Huxelles.

(L. S.) Menager.

(L. S.) O. M. Gr. von Dönhoff.

(L. S.) J. A. Marschalch von Bieberstein.

V.

*) Das Lateinische setzt dazu: ubique, überall.

**) Das Lateinische setzt zu instrumento pacis bestimmt hinzu: hac die concluso, des heute geschlossenen Friedens.

den muthigen Entschluß des Mannes, dem alle übrige beystimmten, nicht wenig aufgeheitert. Allein seine Freude dauerte nicht lange. Denn bald darauf rief er mich zu sich, und sagte: wißt ihr nichts Neues? — Nein — Abulhaisja, fuhr er fort, ließ mir heute melden, daß sehr viele Mamlucken zu ihm gekommen, und mit unsrem Vorhaben, eine Belagerung auszuhalten, mißvergnügt gewesen wären; weil es Jerusalem eben so wie Ptolemais ergehen könne. Ihrer Meynung nach würde es besser seyn, das Schicksal von Jerusalem durch eine Schlacht zu entscheiden. Denn, siegten wir, so bliebe uns Hoffnung zu künftigen Eroberungen; siegten wir nicht, so könnten wir wenigstens mit dem Verlust von Jerusalem die Erhaltung unsrer Truppen erkaufen, durch welche sich die Muhammedaner von je her, auch ohne den Besitz von Jerusalem, behauptet haben. Die heilige Stadt lag dem frommen Fürsten so sehr am Herzen, daß er über diese Rede den größten Kummer empfand. Er blieb aber seinem Entschlusse getreu, und setzte einen seiner Verwandten, Mesjeddin, Phachrousjahs Sohn, Herrn von Baalbek zum Oberbefehlshaber der Stadt ein. Die Mamlucken hatten nemlich die Bedingung gemacht, daß entweder er, oder einer aus seiner Familie bey ihnen bliebe, wenn sie die Stadt vertheidigen sollten, weil sonst weder Kurden den Türken, noch Türken den Kurden gehorchen würden.

Ich für mein Theil gab mir alle Mühe, ihn durch Gründe der Religion unter der Last, der er erlag, aufzurichten, und verrichtete mit ihm in der Moschee ein andächtiges Gebet, dessen gute Wirkungen wir auch bald verspürten. Denn gegen Abend ließ sich das ganze feindliche Heer auf einem Hügel gegen Mittag blicken, und zog sich dann wieder in sein Lager zu-

V.

Friedens-Traktat,

den 11ten April 1713 zu Utrecht zu Stande gebracht, geschlossen und entschieden zwischen den Gesandten Sr Allerchristlichen Majestät von einer, und den Gesandten und Bevollmächtigten der Herrn Generalstaaten der vereinigten Provinzen der Niederlanden von der andern Seite; namentlich Herrn Jakob von Randwyck, Herrn von Rossum, Burggrafen des Reichs und Richter der Stadt Nimwegen; Wilhelm Buys, Rathpensionnair der Stadt Amsterdam; Bruno van der Dussen, vormaligen Bürgermeister, Senator und Rathpensionnair der Stadt Gouda, Assessor im Rath der Heemraden von Schielandt, Dyckgraef von Crimpenerwaerd; Corneille von Gheel, Herr von Spanbroeck und Bulkestein, Großmeister von der Freiheit und der Stadt Ecluse, Oberaufseher der von dem Flecken Bruges für den Staat abhängigen Lehen; Friedrich

Adrian Baron von Rheede, Herrn von Renswoude, Emminkhuysen und Moerkerken, Präsidenten des Adels der Provinz Utrecht; Sicco von Goslinga, Grietmann von Franequeradeel, Curator der Universität Franequer; und Karl Ferdinand, Grafen von Juhuysen und Knyphuysen, Herrn von Wreedewold, — als den von Seiten der Staaten Geldern, Holland und Westfriesland, Zeeland, Utrecht, Friesland, Gröningen und Ommelanden zur Versammlung verordneten Deputirten.

26. 2c. Art. 11.

Es wird eine allgemeine Vergessenheit und Amnestie alles dessen statt finden, was auf Veranlassung des letzten Kriegs von beiden Seiten begangen worden ist, sey es nun von denen, welche als Unterthanen Frankreichs gebohren und vermöge der Aemter und Güter, welche sie in dem französischen Gebiete besaßen, zum Dienst des Allerchristlichsten Königs verbunden waren, dann aber in den Dienst der Herrn Generalstaaten der vereinigten Provinzen getreten und darin geblieben sind, oder von denen, welche als Unterthanen der besagten Herrn Generalstaaten gebohren, oder vermöge der Aemter und Güter, welche sie in dem Gebiete der vereinigten Provinzen besaßen, zu deren Dienste verpflichtet waren, dann aber in den Dienst Sr Allerchristlichsten Majestät getreten und darin geblieben sind. Auch können und werden gemeldete Personen, wes Standes und Würden sie sind, zum Besitz und ruhigen Genuß aller ihrer Güter, Ehrenstellen, Würden, Privilegien, Freiheiten, Rechten, Befreiungen, Bestallungen und Befugnisse zurückkehren und werden, ohne im allgemeinen oder im einzelnen aus irgend einer Ursache oder unter irgend einem Vorwande um deswillen, was seit der Entstehung des besagten Kriegs geschehen ist, in Anspruch genommen, gestört oder beunruhigt werden zu können, wirklich wieder zu denselben zugelassen und eingesetzt werden; auch werden sie, zufolge des gegenwärtigen Traktats, und nachdem er sowohl von Sr Allerchristlichen Majestät als von den besagten Herrn Generalstaaten

neralstaaten ratificirt seyn wird, alle und ein jeder von ihnen insbesondere, ohne Aufhebungs- und Begnadigungsschreiben nöthig zu haben, in eigener Person in ihre Häuser, zum Genuß ihrer Ländereien und aller ihrer übrigen Güter ungehindert zurückkehren, oder sonst auf eine beliebige Weise darüber verfügen können.

III.

Und wenn im Baltischen Meere oder in der Nordsee von Terneuse an bis an die äußerste Spitze von la Manche binnen einer Zeit von vier Wochen, oder von der äußersten Spitze von la Manche an bis an das Cap St. Vincent in einem Zeitraum von sechs Wochen, und von da an im Mittelländischen Meere bis an die Linie in einem Zeitraume von zehen Wochen aber über die Linie hinaus, und in allen andern Gegenden der Welt in einem Zeitraum von 8 Monaten, von dem Tage an gerechnet, wo die Bekanntmachung des Friedens zu Paris und im Haag vor sich gehen wird, von beiden Seiten irgend eine Eroberung gemacht werden sollte; so werden diese Eroberungen und Beschädigungen, welche in der festgesetzten Frist von einer oder der andern Seite gemacht worden sind, in Rechnung gebracht, und alles, was weggenommen worden ist, mit völligem Ersatz des dadurch verursachten Schadens zurückgegeben werden.

IV.

Es wird überdieß zwischen dem besagten König und den Herrn Generalstaaten, und ihren Unterthanen und Einwohnern wechselseitig, sowohl zu Wasser als zu Lande, in allen Stücken und überall, sowohl innerhalb als außerhalb Europa, eine aufrichtige, feste und immerwährende Freundschaft und ein gutes Vernehmen seyn, ohne der Beleidigungen oder Beschädigungen, welche sie theils vordem, theils bei Gelegenheit gemeldeter Kriege erlitten haben, weiter zu gedenken.

V.

Und vermöge dieser Freundschaft und des guten Verständnisses werden sowohl Se Majestät, als die Herrn Generalstaaten durch alle mögliche Unterstützung, Hülfe, Rath und

thätlichen Beistand bei jeder Gelegenheit und zu allen Zeiten ihr wechselseitiges Wohl und Glück treulich suchen und befördern; und in Zukunft in keine Traktate oder Unterhandlungen, welche dem einen oder dem andern Theile zum Nachtheil gereichen könnten, willigen, sondern sie vielmehr stören, und sobald sie davon Kenntniß erlangt haben, mit Sorgfalt und Aufrichtigkeit einander wechselseitig Nachricht davon geben.

VI.

Diejenige, welchen bei Gelegenheit des besagten Kriegs irgend Güter eingezogen oder konfiscirt worden sind, ihre Erben, oder wer sonst ein Recht darauf hat, wes Standes oder Religion sie seyn mögen, werden diese Güter genießen, und sich eigenmächtig und kraft des gegenwärtigen Traktats, ohne daß sie nöthig haben, zu der Justiz ihre Zuflucht zu nehmen, in den Besitz derselben zu setzen, ungeachtet aller Einverleibungen in den Fiskus, Verschreibungen, würklicher Verschenkung, präparatorischen oder Definitivurtheile, welche in Abwesenheit der Partheien und ohne sie gehört zu haben, wegen ungehorsamen Ausbleibens und Versäumniß des Termins gefällt worden sind, auch trotz aller Traktate, Verträge und Vergleiche, und jeder in die besagten Verhandlungen eingerückten Entsagung, vermöge welcher diejenigen, denen die besagten Güter zugehören sollten, von dem Antheil an denselben ausgeschlossen werden. Es werden demnach alle und jede Güter und Rechte, welche in Gemäßheit des gegenwärtigen Traktats den ersten Eigenthümern, ihren Erben oder wer sonst ein Recht dazu hat, wechselseitig werden wiederhergestellt werden, oder wiederhergestellt werden sollen, von den besagten Eigenthümern, ohne besondere Einwilligung nöthig zu haben, verkauft werden. Auch werden die Eigenthümer der von Seiten des Fisci für die verkauften Güter zu bestimmenden Renten, so wie der wechselseitig auf dem Fiscus haftenden Einkünfte und Aktien über das Eigenthum derselben durch Verkaufung oder auf andere Weise, eben so wie über ihre andere eigenthümliche Güter schalten und walten können.

VII.

In Betrachtung dieses Friedens werden Se Allerchristlichste Majestät den Herrn Generalstaaten zu Gunsten des Hauses Oestreich alles, was Se Allerchristlichste Majestät oder

ein

ein mit ihnen verbundener Fürst oder einige Fürsten noch in den sogenannten Spanischen Niederlanden besitzen, so wie es der verstorbene Katholische König Karl II. besessen hat, oder dem Traktat von Ryswick gemäß hätte besitzen sollen, überliefern oder überliefern lassen, und weder Se Allerchristlichste Majestät, noch der oder die mit ihnen verbundenen Fürsten, werden sich irgend einige Rechte oder Ansprüche, unmittelbar oder mittelbar, darauf vorbehalten, sondern das Haus Oestreich wird dergestalt zum Besitz der besagten Spanischen Niederlande gelangen, daß es dieselbe, der Successionsordnung des gedachten Hauses gemäß, hinführo und für immer vollkommen und ruhig genießen kann, sobald die Herrn Generalstaaten mit demselben über die Art und Weise übereingekommen seyn werden, wie die besagten Spanischen Niederlande ihnen zur Barriere und Sicherheit dienen sollen.

Jedoch mit dem Beding, daß der König von Preußen von dem Obern Viertheil von Geldern alles behalten wird, was er gegenwärtig wirklich darin besitzt und behauptet, nämlich die Stadt Geldern, die Präfektur, die Voigtey und Untervoigtey Geldern, mit allem, was dazu gehört und davon abhängt, so wie insbesondere die Städte, Voigteyen und Herrschaften Strahlen, Wachtendonck, Middelaer, Walbeeck, Aertsen, Afferden und Weel, desgleichen Raey und klein Kasvelaer, mit allen ihren Zubehören und Dependentien. Ueberdieß wird Se Majestät dem Könige von Preußen die Ammanie Kriekenbeck mit allem, was dazu gehört und davon abhängt, und das Gebiet Kessel, ebenfalls mit allen Zubehören und Dependentien, und überhaupt alles, was besagte Ammanie und besagter Distrikt in sich begreifen, außer Erkiens mit seinen Zubehören und Dependentien, ohne alle weitere Ausnahme, überliefert werden, so das das Ganze Sr Preußischen Majestät und den Fürsten oder Fürstinnen, ihren Erben und Nachfolgern mit allen Rechten, Prärogativen, Einkünften oder Vortheilen, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, in derselben Gestalt und auf dieselbe Weise, wie sie das Haus Oestreich, und insbesondere der verstorbene König von Spanien besessen hat, jedoch mit den Beschwerden und Hypotheken angehört; und folglich werden die Generalstaaten aus den oben genannten Gegenden ihre Truppen, wo sie irgend welche haben können, zurückziehen, und in dem Augenblick der Räumung, welche sogleich nach der Ratifikation des gegenwärtigen Traktats vor

ſich gehen wird, ſowohl die Civil- als Zoll und andere Beamte von dem Eide der Treue losſagen.

Man iſt ferner übereingekommen, daß in dem Herzogthum Luxemburg oder in Limburg ein Stück Land von einem jährlichen Ertrag von 30000 Thaler Einkünften vorbehalten werden ſolle, um es zu Gunſten der Fürſtin von Urſini und ihrer Erben zu einem Fürſtenthum zu erheben.

VIII.

In Gemäßheit deſſen werden Se Allerchriſtlichſte Majeſtät den Herrn Generalſtaaten zu Gunſten des obengenannten Hauſes unmittelbar nach dem Frieden und ſpäteſtens 15 Tage nach der Auswechslung der Ratifikationen, das Herzogthum, die Stadt und Feſtung Luxemburg nebſt der Grafſchaft Chiny; die Grafſchaft, Stadt und Feſtung Namur, ſo wie die Städte Charleroy und Nieuport mit allen ihren Zubehören, Dependentien, Anhängſeln und Einſchlüſſen, und alles, was außerdem noch zu den beſagten Spaniſchen Niederlanden, ſo wie ſie oben beſtimmt worden ſind, gehören könnte, in dem Zuſtande, worin ſich das Ganze jetzt befindet, mit den Feſtungswerken, welche ſich gegenwärtig daſelbſt befinden, ohne irgend etwas daran zu ändern, und mit allen Papieren, Schriften, Dokumenten und Archiven, welche die beſagten Niederlande oder irgend einen Theil derſelben betreffen, überliefern und überliefern laſſen.

IX.

Und da Se Katholiſche Majeſtät die beſagten Spaniſchen Niederlande mit voller Souverainität und Eigenthum, ohne irgend einen Vorbehalt oder Rückſprache, Sr Churfürſtlichen Hoheit von Baiern abgetreten und überliefert haben; ſo verſprechen Se Allerchriſtlichſte Majeſtät und machen ſich verbindlich, von Sr Churfürſtlichen Hoheit in beſter Form eine Akte ausfertigen zu laſſen, durch welche ſie, ſowohl für ſich, als für ihre Erben und Nachfolger, ſie mögen gebohren ſeyn oder noch gebohren werden, den Herrn Generalſtaaten zu Gunſten des Hauſes Oeſtreich jedes Recht, welches Se gedachte Churfürſtliche Hoheit, ſowohl der Abtretung Sr Katholiſchen Majeſtät, als irgend einer andern Akte, Beſcheinigung oder ſonſtigen Anſpruchs zufolge, auf beſagte Spaniſche Niederlande überhaupt oder zum Theil haben oder verlangen

langen können, abtreten überlaſſen, und durch welche Akte auch Se gemeldete Churfürſtliche Hoheit die Fürſten des Hauſes Oeſtreich, ohne irgend eine Einſchränkung oder Vorbehalt als die rechtmäßigen und unumſchränkten Oberherrn der beſagten Niederlande anerkennen, und alle und jede der dortigen Unterthanen, welche ihnen den Eid der Treue geleiſtet oder gehuldigt haben, durchgängig freiſprechen und entlaſſen. Dieſe Entſagungsakte Sr Churfürſtlichen Hoheit wird, nach der darüber getroffenen Uebereinkunft, an eben dem Tage, an welchem die Ratifikationen des gegenwärtigen Traktats ausgewechſelt werden ſollen, der Königin von Großbritannien eingehändigt werden.

Jedoch unter der Bedingung, daß der Churfürſt von Baiern die Souveränität und die Einkünfte von dem Herzogthum und der Stadt Luxemburg, der Stadt und Grafſchaft Namur, der Stadt Charleroy und ihren Dependentien, Zubehören, Anhängſeln und Einſchlüſſen (der Zahlung der auf dieſe Einkünfte gelegten und verſtändeten Zinſe unbeſchadet) ſo lange behalten wird, bis Se Churfürſtliche Hoheit wieder in ihre ſämmtlichen Staaten, welche ſie vor dem gegenwärtigen Kriege im Reiche beſaßen, mit Ausnahme der Oberpfalz, eingeſetzt und ſowohl zur neunten Churwürde, als zum Beſitz des Königreichs Sardinien und des königlichen Titels gelangt ſeyn werden; eben ſo werden auch Se Churfürſtliche Hoheit, während der Zeit, als ſie die Souveränität über beſagte Länder behalten, in den Dependentien des Herzogthums Luxemburg ihre Truppen, welche jedoch nicht über 7000 Mann ſteigen werden, halten und von den Herrn Generalſtaaten oder ihren Alliirten, außer denen, welche die beſagten Generalſtaaten zur Beſetzung der Plätze Luxemburg, Namur und Charleroy hineinſchicken werden, in den Dependentien der Länder, über welche Se Churfürſtliche Hoheit, wie oben geſagt worden iſt, die Souveränität behalten ſollen, keine Truppen durchziehen, ſich einquartiren oder aufhalten können; jedoch wird es den Herrn Generalſtaaten erlaubt ſeyn, in die Stadt Luxemburg ohne irgend ein Hinderniß oder Widerſetzung alle nöthigen Arten von Mund- und Kriegsvorrath einführen zu laſſen. Der Churfürſt von Baiern ſoll ferner die Souveränetät und die Einkünfte der Stadt und des Herzogthums Luxemburg und ihrer Dependentien, Zubehöre, Anhängſeln und Einſchlüſſe ſo lange behalten, bis er wegen ſeiner

ner Ansprüche in Rücksicht auf den Ilmersheimer Traktat entschädigt worden ist. Auch hat man beschlossen, diese Entschädigung durch gemeinschaftlich zu ernennende Schiedsrichter, unter denen die Königin von Großbritannien zu seyn bewilligt hat, bestimmen zu lassen, welche Bestimmung von den Schiedsrichteen sobald als möglich geschehen wird. Se Allerchristlichste Majestät werden die Entsagungsakte Sr Churfürstlichen Hoheit ihre volle und gänzliche Vollstreckung erreichen lassen, und zu desto größerer Sicherheit versprechen, bei Sr Allerchristlichen Majestät es dahin zu bringen, daß Se Katholische Majestät sowohl in ihrem Traktat mit Ihro Majestät von Großbritannien, als mit den Herrn Generalstaaten die genannte Entsagung Sr Churfürstlichen Hoheit, so weit es nöthig ist, genehmigen werden.

X.

Ungeachtet indeß der Churfürst von Baiern, wie oben gemeldet ist, von der Souveränetät und den Einkünften der Stadt und des Herzogthums Luxemburg, der Stadt und Grafschaft Namur, der Stadt Charleroy und ihrer Devendentien, im Besitz bleibt; so hat man doch die Uebereinkunft getroffen, daß Se Allerchristlichste Majestät aus der Stadt und dem Herzogthum Luxemburg, der Stadt und Grafschaft Namur, der Stadt Charleroy und allen ihren Devendentien, unmittelbar nach dem Frieden, und spätstens in 15 Tagen nach der Auswechslung der Ratifikationen des gegenwärtigen Traktats ihre sämmtlichen Truppen zurückziehen und es dahin bringen werden, daß zu gleicher Zeit auch Se Churfürstliche Hoheit die ihrigen, (ausgenommen aus den Dependentien des Herzogthums Luxemburg) und diejenigen, welche von Dero Bruder, dem Churfürsten von Cölln darin seyn könnten, ohne alle Ausnahme daraus zurückziehen werden, und daß die Stadt und Festung Luxemburg, die Stadt und Burg Namur, so wie die Stadt Charleroy unterdessen von den Truppen der Generalstaaten besetzt werden sollen, welche unmittelbar nach dem Frieden, und spätstens 15 Tage nach der Auswechslung der Ratifikationen daselbst einrücken werden. Auch hat man beschlossen, daß die Truppen der besagten Herrn Generalstaaten der nach dem Frieden von Ryswick mit Sr Churfürstlichen Hoheit, damaligem General-Gouverneur der besagten Niederlande, hierüber getroffenen Einrichtung gemäs

daselbst

daſelbſt einquartirt und bewirthet werden ſollen, ſo wie ferner, daß die Stadt und das Herzogthum Luxemburg, die Stadt und Grafſchaft Namur, die Stadt Charleroy und ihre Dependentien ihren Beitrag von einer Million holländiſcher Gulden liefern ſollen, welcher den beſagten Herrn Generalſtaaten zur Unterhaltung ihrer Truppen und der Feſtungswerke in den Städten und Plätzen ihrer Barriere jährlich an den beſten und gewiſſeſten Einkünften der beſagten ſpaniſchen Niederlande angewieſen werden ſoll. Dagegen machen ſich die Generalſtaaten von ihrer Seite verbindlich und verſprechen, daß ihre Truppen den Churfürſten von Baiern in dem Beſitz der Souveränetät und der Einkünfte von beſagten Städten und Ländern, die ganze Zeit hindurch, als er ſie genießen ſoll, auf keine Weiſe ſtören werden.

XI.

Se Allerchriſtlichſte Majeſtät überlaſſen den Herrn Generalſtaaten, ſowohl für ſich ſelbſt, als für die Fürſten, ihre Erben und Nachfolger, ſie mögen gebohren ſeyn oder noch gebohren werden, und zwar zu Gunſten des Hauſes Oeſtreich, jedes Recht, welches ſie auf die Stadt Menin nebſt allen ihren Feſtungswerken und ihrer Gerichtsbarkeit, auch auf die Stadt und Citadelle Tournay nebſt dem ganzen Tournayſchen Gebiete gehabt haben oder haben könnten, ohne ſich von ihren Rechten auf obiges oder auf irgend eine ihrer Dependentien, Zubehöre, Anhängſel und Einſchlüſſe irgend etwas vorzubehalten. Sie treten dieſe Städte und Plätze mit ihren ſämmtlichen Territorien, Dependentien, Zubehören, Anhängſeln und Einſchlüſſen und durchgängig mit allen denſelben Rechten, wie ſie Se Allerchriſtlichſte Majeſtät vor dieſem Kriege beſeſſen haben, gänzlich ab, doch ſo, daß St. Amant mit ſeinen Dependentien und Mortagne ohne Dependentien wieder Sr Allerchriſtlichſte Majeſtät zufallen und bleiben werden; jedoch unter der Bedingung, daß es nicht erlaubt ſeyn wird, zu Mortagne Feſtungswerke oder Schleuſen anzulegen, ſie mögen ſeyn, von welcher Beſchaffenheit ſie wollen. Man iſt ferner übereingekommen, daß der Prinz von Epinoy, kraft des gegenwärtigen Traktats, wieder zu dem Beſitze des Landes Antoing gelangen ſoll, mit der Bedingung, daß das Haus Ligne ſeine Rechte oder Anſprüche auf dieſes Land vor kompetenten Richtern ſuchen kann. Die Herrn Generalſtaaten

neralstaaten versprechen, die Städte, Plätze, Territorien, Dependentien, Zubehöre, Anhängsel und Einschlüsse, welche ihnen Se Allerchristlichste Majestät durch diesen Artikel abtreten, dem Hause Oestreich zu übergeben, sobald die Herrn Generalstaaten darüber mit diesem Hause übereingekommen seyn werden, welches dieselben alsdann unwiderruflich und für immer genießen wird.

XII.

Se Allerchristlichste Majestät entsagen ferner, sowohl für sich als für ihre fürstlichen Erben und Nachfolger, sie mögen gebohren seyn oder noch gebohren werden, zu Gunsten des Hauses Oestreich, jedem Rechte auf Furnes, Furner Ambagt, mit Inbegriff der acht Parochien und des Forts Knoque, auf die Städte Lyo und Dixmuyden mit ihren Dependentien, auf Ypern mit seinem Gebiete (Rousselaer mit eingeschlossen) und den übrigen Dependentien, welche hinführo aus Poperingue, Warneton, Commines und Werwich bestehen werden; die drei letzten Plätze, in so fern sie an der Küste der Leyn nach Ypern zu gelegen sind; und auf alles, was von obengenannten Oertern abhängt, ohne daß Se Allerchristlichste Majestät auf besagte Städte, Plätze, Forts und Länder, oder auf irgend eine von ihren Zubehören, Dependentien, Anhängseln oder Einschlüssen sich irgend ein Recht vorbehalten.

Auch werden Se Allerchristlichste Majestät unmittelbar nach dem Frieden und spätstens funfzehn Tage nach der Auswechslung der Ratifikationen alle besagte Städte, Plätze, Forts und Länder nebst allen Zubehören, Dependentien, Anhängseln und Einschlüssen derselben, ohne Ausnahme, räumen und den Herrn Generalstaaten überliefern lassen, alles auf dieselbe Weise, wie sie Se Allerchristlichste Majestät gegenwärtig besitzen, mit den Festungswerken in ihrem jetzigen Zustande, ohne irgend etwas daran zu ändern, und mit den sämmtlichen Papieren, Schriften, Archiven und Dokumenten, welche die besagten Städte, Plätze, Forts, ihre Dependentien, Zubehöre und Einschlüsse betreffen; damit die besagten Herrn Generalstaaten alle diese Städte, Plätze, Forts und Länder, mit allen ihren Zubehören, Anhängseln und Einschlüssen dem Hause Oestreich überliefern können, sobald sie mit demselben übereingekommen sind, welches sie unwiderruflich und für immer genießen wird.

XII.

rück. Hier herrschten nun zwey Parteyen. Die Franzosen wollten durchaus zur Belagerung schreiten, weil sie aus keiner andern Ursache ihr Vaterland verlassen hätten, und nicht eher zurückkehren wollten, als bis Jerusalem erobert wäre. Der König von England hingegen war anders gesinnt, und wandte den Mangel an trinkbarem Wasser vor. Der Fluß Tekoa, sagte er, sey ohngefähr vier Stunden von Jerusalem entfernt, und wenn man das Heer, wie die Franzosen vorschlugen, theilte, um von dort her unter einer sichern Bedeckung Wasser herbeyzuschaffen, so wäre zu befürchten, daß sie alle einzeln aufgerieben würden. Endlich beschlossen sie 300 Ritter als Schiedsrichter zu erwählen, diese sollten wieder einen Ausschuß von zwölf festsetzen, und aus diesen zwölf drey oberste Richter bestimmen, deren Ausspruch sich alle unterwerfen müßten. Es geschah, und der Ausspruch fiel darauf hinaus, daß die Armee nach Ramla zurückgehen solle; welches dann auch den 21sten des andern Sjumao geschah.

Hundert sieben und vierzigstes Kapitel.

Gesandschaft des Grafen Heinrich.

Nach ihrem Rückzuge kömmt ein Gesandter vom Grafen Heinrich und spricht zum Sultan: der König von England hat die am Meere gelegenen Provinzen meiner Herrschaft übergeben. Gebt mir nun mein Land wieder, damit ich in Frieden mit euch lebe, und mich als euren Sohn betrage. Dieser Antrag erregte so sehr den Unwillen des Sultans, daß der Gesandte sich unverzüglich entfernen mußte. Er bat sich aber wieder eine Audienz aus, in der er schon in einem ganz gelinden Tone sprach. Mein Fürst, sagte er, erkenne

mich

XIII.

Die Schifffarth auf der Lys wird aufwärts von der Mündung der Deule an frei seyn und daselbst weder ein Zoll noch eine Auflage errichtet werden.

XIV.

Man ist ferner übereingekommen, daß von den besagten Spanischen Niederlanden, oder denjenigen, welche von Sr Allerchristlichen Majestat abgetreten worden sind, der Krone Frankreich oder irgend einem Prinzen oder einer Prinzessin aus dem Hause oder der Linie Frankreich nie eine Provinz, Stadt, ein Fort oder Platz abgetreten, überlassen oder geschenkt werden solle, oder irgend durch Schenkung, Verkauf, Tausch, Ehekontrakt, Testament, oder Intestaterbfolge, oder unter welchem Titel es geschehen könnte, zufallen, noch auf irgend eine Weise in die Gewalt oder unter die Vothmäßigkeit des Allerchristlichsten Königs, oder irgend eines Prinzen oder eine Prinzessin aus dem Hause oder der Linie Frankreich gebracht werden könne.

XV.

Die besagten Herrn Generalstaaten werden Sr Allerchristlichen Majestät die Stadt und Citadelle Lille mit ihrem ganzen Gebiet, ohne alle Ausnahme, Orchies, die Landschaft Lalen und den Flecken Gourgne, die Städte und Plätze Aire, Bethune und St. Venant nebst dem Fort François, ihren Voigteyen, Gouvernantien, Zubehören, Dependentien, Einschlüssen und Anhängseln überliefern, alles auf die Weise, wie es der Allerchristliche König vor dem gegenwärtigen Kriege besessen hat, und so, daß diese Städte, Plätze und Forts unmittelbar nach dem Frieden, und spätstens funfzehn Tage nach der Auswechslung der Ratifikationen des gegenwärtigen Traktats geräumt werden sollen, mit allen Festungswerken, in dem Zustande, worin sie sich gegenwärtig befinden, ohne irgend etwas daran zu ändern, auch mit allen Papieren, Schriften, Dokumenten, Archiven und mit denen der Rechnungskammer zu Lille insbesondere; und sollten irgend einige davon weggeschaft worden seyn, so wird man sie aufrichtig wieder zurückliefern; doch mit dem Beding, daß die besagten Herrn Generalstaaten zur Vergütung dessen, was der Allerchristlichste

chriſtlichſte König in den Niederlanden ſchon in Beſitz haben könnte, oder zur Wiederherſtellung deſſen, was man durch den Krieg zerſtört finden wird, keinesweges gehalten ſeyn ſollen. Auch iſt man überein gekommen, daß der Prinz von Epinoy, kraft des gegenwärtigen Traktats, wieder zu dem Beſitze der Länder Liſoing und Roubaix und anderer in den beſagten Gebieten von Lille liegenden Gütern gelangen ſolle; jedoch unter der Bedingung, daß es dem Hauſe Ligne frei gelaſſen bleibt, ſeine Rechte oder Anſprüche an die beſagten Länder und Güter vor kompetenten Richtern zu verfolgen.

XVI.

In Rückſicht auf die beiderſeitige Wiederherſtellung der Kanonen, der Artillerie, der Kugeln, Waffen und des Kriegsvorraths iſt man übereingekommen, daß die Stadt und Feſtung Luxemburg, die Stadt und Schloß Namur, die Städte Charleroy und Nieuport, und überhaupt alle von Sr Allerchriſtlichſten Majeſtät oder ihren Alliirten, den Churfürſten von Cöln und Baiern, beſetzten Plätze, Forts und Poſten mit den Kanonen, Artillerie, Kugeln, Waffen und Kriegsmunitionen, welche ſich beim Ableben des Katholiſchen Königs Karl des II. daſelbſt befanden, den darüber auszufertigenden Inventarien zufolge, überliefert, und die Stadt und Citadelle Lille, die Stadt Aire mit dem Fort François, Bethune und St. Venant mit den Kanonen, Artillerie, Kugeln, Waffen und Kriegsmunitionen, welche zur Zeit der Eroberung darin waren, den von beiden Seiten darüber auszuliefernden Inventarien zufolge, zurückgegeben werden ſollen; mit der Bedingung, daß die Artilleriestücke, welche während der Belagerungen beſchädigt und zur Umſchmelzung anders wohin geſchafft worden ſind, von den Herrn Generalſtaaten durch eine gleiche Anzahl von demſelben Kaliber erſetzt werden; die Stadt Ypern wird mit 50 Stück metallener Kanonen von allen Arten von Kaliber und mit der Hälfte des gegenwärtig ſich darin befindenden Kriegsmunition überliefert und die Stadt Furnes mit den Kanonen, Artillerie, Kugeln, Waffen und Kriegsmunitionen, welche ſich zu Anfange des jetztlaufenden Jahres darin befunden haben, den von Seiten Sr Allerchriſtlichſten Majeſtät darüber auszuliefernden Inventarien zufolge übergeben werden.

XVII.

XVII.

Die beiderseitigen Truppen werden sich sogleich nach der Auswechslung der Ratifikationen des gegenwärtigen Traktats in die Länder und Gebiete ihrer eigentlichen Oberherrn und in die Plätze und Oerter, welche ihnen, zufolge des gegenwärtigen Traktats, wechselseitig bleiben und zugehören sollen, zurückziehen, ohne in dem Lande des andern Souveräns, oder in den Oertern, welche diesem nachher auf gleiche Weise bleiben und zugehören sollen, unter irgend einem Vorwand zurückgelassen werden zu können. Und sogleich nach der Unterzeichnung dieses Traktats werden nicht allein in allen Gegenden unter der Herrschaft Sr Allerchristlichsten Majestät und der Herrn Generalstaaten, sowohl auf dem Meere und den übrigen Gewässern, als zu Lande, wie oben gesagt worden ist, sondern auch von beiden Seiten in den Niederlanden zwischen den Ländern, Unterthanen und Truppen irgend einer andern Macht ein Waffenstillstand seyn und die Feindseligkeiten aufgehoben werden.

XVIII.

Man ist ferner einig geworden, daß die Hebung der Steuern, Auflagen und anderer Abgaben, welche der Allerchristlichste König und die Herrn Generalstaaten in allen von beiden Seiten eben abgetretenen Ländern besitzen, bis zum Tage der Auswechslung der Ratifikationen fortdauern, und was davon zur Zeit der besagten Auswechslung der Ratifikationen noch rückständig bleibt, dem, oder denjenigen, welche Recht dazu haben, gewissenhaft ausgezahlt werden solle, so wie in derselben Zeit auch die Eigenthümer der in den Dependentien der Plätze, welche von beiden Seiten wieder ausgeliefert werden sollen, eingezogenen Waldungen in den Besitz ihrer Güter und aller auf dem Platze befindlichen Waldungen zurückkehren werden; mit dem Beding, daß von dem Tage der Unterzeichnung des gegenwärtigen Traktats an, alle Waldschläge von beiden Seiten aufhören sollen.

XIX.

Es wird von beiden Seiten für alle Ungerechtigkeiten, Beschimpfungen und Beleidigungen, welche während des gegenwärtigen Krieges von den Unterthanen der spanischen Nie-

derlande und der von Sr Allerchriſtlichſten Majeſtät oder den Herrn Generalſtaaten abgetretenen oder wiederhergeſtellten Plätze und Länder in That und Worten oder auf irgend eine Weiſe verübt worden ſind, eine immerwährende Vergeſſenheit und Amneſtie ſtatt finden, ſo, daß ſie auf keine Weiſe deshalb in Anſpruch genommen werden können, und man hat beſchloſſen, alles, was im zweiten Artikel des gegenwärtigen Traktats enthalten iſt, wieder in Erinnerung zu bringen, damit es auch zwiſchen den Unterthanen Sr Allerchriſtlichen Majeſtät und denen der beſagten Niederlande und der abgetretenen und wiederhergeſtellten Länder auf dieſelbe Weiſe vollzogen werde, wie es zwiſchen den beſagten Unterthanen Sr Allerchriſtlichſten Majeſtät und denen der Herrn Generalſtaaten geſchehen wird.

XX.

Vermittelſt dieſes Friedens werden die Unterthanen Sr Allerchriſtlichen Majeſtät und diejenigen der beſagten ſpaniſchen Niederlande und der von Sr Allerchriſtlichſten Majeſtät abgetretenen Plätze, unter Beobachtung der in den Ländern eingeführten Geſetze, Gebräuche und Gewohnheiten gehen, kommen, bleiben, handthieren, zurückkehren, unterhandeln und als gute Kaufleute zuſammen negociiren, ja ſelbſt Güter, Effekten, Mobiliar und Immobiliarvermögen, welche ſie haben oder haben werden, und welche wechſelſeitig auf der einen oder der andern Seite gelegen ſind, verkaufen, vertauſchen, veräußern oder ſonſt darüber ſchalten und walten können, und jeder, Unterthan oder Nicht-Unterthan, wird dieſelben an ſich bringen können, ohne zu dieſem Verkauf oder Ankauf, außer dem gegenwärtigen Traktat von der einen oder der andern Seite eine andere Erlaubniß nöthig zu haben; auch wird den Unterthanen der Plätze und Länder, welche von Sr Allerchriſtlichſten Majeſtät oder von den Herrn Generalſtaaten abgetreten oder wiederhergeſtellt worden ſind, ſo wie allen Unterthanen der beſagten ſpaniſchen Niederlande erlaubt ſeyn, aus den beſagten Plätzen und ſpaniſchen Niederlanden auszuwandern, und ſich binnen Jahresfriſt an einem andern beliebigen Orte niederzulaſſen mit der Befugniß, ihre Effekten, Güter, Mobiliar- und Immobiliarvermögen, vor und nach ihrem Weggange, an wen es ihnen beliebt, zu verkaufen oder ſonſt darüber zu ſchalten und zu walten, ohne daß ſie unmittelbar oder mittelbar daran gehindert werden können.

XXI.

XXI.

Dieſelben beiderſeitigen Unterthanen, geiſtliche und weltliche, Innungen, Gemeinden, Univerſitäten und Collegien werden ſowohl in den Genuß der Ehrenſtellen, Würden und Benefizien, mit welchen ſie vor dem Kriege verſehen waren, als in den Genuß aller und jeder ihrer Rechte und Güter, ihres Mobiliar- und Immobiliarvermögens, ihrer bei Veranlaſſung des gegenwärtigen Kriegs eingezogenen oder in Beſchlag genommenen Einkünfte, und zuſammengenommen in alle ihre Gerechtigkeiten, Beſchäftigungen und ſelbſt die ihnen ſeit dem Anfange des Kriegs zugefallenen Erbſchaften wieder eingeſetzt werden, doch ohne von den im Verlauf des gegenwärtigen Kriegs bis auf den Tag der Bekanntmachung dieſes Traktats gehobenen und verfallenen Erträgen und Einkünften etwas verlangen zu können; welche Wiedereinſetzungen wechſelſeitig vollzogen werden ſollen, ungeachtet aller Schenkungen, Conceſſionen, Deklarationen, Konfiskationen, wegen Nichterſcheinung und ohne Verhör der Partheien geſprochener Urtheile, welche für null und nichtig angeſehen werden, und ſo daß die beſagten Partheien gänzliche Freiheit haben, in die Länder, aus welchen ſie ſich wegen und auf Veranlaſſung des Krieges zurückgezogen haben, zurückzukehren und ihre Güter und Einkünfte, den Geſetzen und Gebräuchen der Länder und Staaten gemäß, in eigner Perſon oder durch Verwalter zu genieſſen. In dieſen Wiedereinſetzungen ſind auch diejenige begriffen, welche in dem letzten Kriege oder auf ſeine Veranlaſſung der Gegenparthei gefolgt ſind. Demungeachtet aber werden die in den Parlamentern, Conſeils und andern hohen und niedern Gerichten gefaßten Beſchlüſſe und Urtheilsſprüche, welche durch den gegenwärtigen Traktat nicht ausdrücklich aufgehoben ſind, ſtatt finden, und ihre gänzliche und vollkommene Vollſtreckung erreichen, und diejenigen, welche ſich, kraft dieſer Beſchlüſſe und Urtheilsſprüche, irgend im Beſitz von Ländern, Herrſchaften und andern Gütern befinden, werden darin geſchützt werden, jedoch ohne den Partheien, welche durch die beſagten Urtheile und Beſchlüſſe gekränkt zu ſeyn glauben, das Recht vorzuenthalten, ihre Sache auf den gewöhnlichen Wegen und vor competenten Richtern zu ſuchen.

XXII.

In Rücksicht der auf die Gesammtheit einiger Provinzen der Niederlande, von welchen Se Allerchristlichste Majestät den einen Theil, den andern die besagten Herrn Generalstaaten oder das Haus Oestreich, welchem die spanischen Niederlande zugehören sollen, besitzen werden, gelegten Zinse, ist man übereingekommen und einig geworden, daß jeder seinen Antheil zahlen und Commissaire ernannt werden sollen, um den von einem jeden zu zahlenden Antheil zu bestimmen.

XXIII.

In den genannten durch den gegenwärtigen Traktat abgetretenen Ländern, Städten und Plätzen werden die während des gegenwärtige Krieges fähigen Personen bewilligte und rechtmäßig übertragene Benefizien denen, welche dieselben gegenwärtig besitzen, bleiben, und es wird überhaupt alles, was die Römisch-Katholische Religion und ihre Ausübung betrifft, von Seiten der besagten Herrn Generalstaaten und des Hauses Oestreich, dem die Niederlande zugehören sollen, in dem Zustande gelassen und beibehalten werden, worin es ist oder worin es vor dem jetzigen Kriege und vor der Abtretung oder Räumung war, sowohl in Rücksicht auf die obrigkeitliche Personen, welche, wie ehedem, nur Römisch-Katholische seyn können, als in Rücksicht auf die Bischöfe, Kapitel, Klöster, den Malteserorden (in Betreff der in den spanischen Niederlanden und den von beiden Seiten durch den gegenwärtigen Traktat abgetretenen und wiederhergestellten Ländern liegenden Güter dieses Ordens) und andere, und überhaupt in Rücksicht auf die ganze Clerisey, welche sämmtlich in allen ihren Kirchen, Freiheiten, Befreiungen, Gerechtigkeiten, Rechten, Prärogativen und Ehrenstellen eben so geschützt und in dieselben wieder eingesetzt werden sollen, wie sie es unter den Römisch-Katholischen Oberherrn gewesen sind. Alle und jede von der besagten Clerisey, welche irgend mit Kirchengütern, Commenturen, Canonikaten, Pfründen, Probsteien, und irgend andern Benefizien versehen sind, werden, ohne außer Besitz derselben gesetzt werden zu können, darin bleiben, die Güter und Einkünfte, wie es herkömmlich ist, genießen, und sie, wie zuvor, verwalten und einnehmen können; so wie auch die Pensionaire ihre an die Benefizien gewiesene Pensionen, sie mögen ihnen nun am Römischen Hofe, oder durch Begnadigungs-

gungsbriefe Ihrer Allerchriſtlichſten und Katholiſchen Majeſtät vor dem Ausbruche des gegenwärtigen Kriegs aufgeſetzt worden ſeyn, ſo wie ehedem, genießen werden, ohne daß ſie aus irgend einer Urſache oder unter irgend einem Vorwande darum gebracht werden können.

XXIV.

In Rückſicht auf die Ausübung der proteſtantiſchen Religion von den Truppen, welche die Generalſtaaten in den Plätzen der genannten ſpaniſchen Niederlande und den von Sr Allerchriſtlichen Majeſtät abgetretenen Plätzen halten werden, wird es der unter der Regierung des Königs Karl des II. mit dem Churfürſten von Baiern, damaligen Gouverneur der ſpaniſchen Niederlande, gemachten Einrichtung gemäß, gehalten werden.

XXV.

Ueberdieß iſt man übereingekommen, daß die Gemeinden und Einwohner und alle Plätze, Städte und Länder, welche Se Allerchriſtlichſte Majeſtät durch den gegenwärtigen Traktat abtreten, in dem freien Genuß aller ihrer Privilegien, Prärogative, Gebräuche, Befreiungen, Rechte, gemeinſchaftlichen und beſonderen Begnadigungen, erblichen Würden und Bedienungen mit denſelben Ehrenzeichen, Range, Beſoldungen, Vortheilen und Befreiungen, wie ſie ſie unter der Herrſchaft Sr beſagten Allerchriſtlichſten Majeſtät genoſſen haben, erhalten und geſchützt werden ſollen, und alles, was der gegenwärtige Artikel mit ſich bringt, wird auch, in Hinſicht auf die Städte und Plätze, ſtatt finden, welche von den Herrn Generalſtaaten Sr Allerchriſtlichſten Majeſtät wieder hergeſtellt worden ſind, es wäre denn, daß daſelbſt in der bürgerlichen Regierung Neuerungen gemacht würden.

XXVI.

Man iſt übereingekommen, daß die Beſatzungen, welche ſich von Seiten der Herrn Generalſtaaten in Stadt, Schloß und Fort Hay, ſo wie in der Citadelle von Lüttich befinden oder nachher befinden werden, auf Koſten der beſagten Herrn Generalſtaaten darin bleiben, und daß Se Allerchriſtlichſte Majeſtät von dem Churfürſten von Cöln, als

Bischoff und Fürsten von Lüttich, die Einwilligung dazu verschaffen werden. Auch werden es Se besagte Majestät dahin zu bringen suchen, daß alle Festungswerke der Stadt Bonn drei Monate nach der Wiedereinsetzung des besagten Churfürsten geschleift werden.

XXVII.

Alle Kriegsgefangene werden von beiden Seiten ohne Unterschied oder Ausnahme und ohne Lösegeld ausgeliefert; die von ihnen auf beiden Seiten verursachten oder gemachten Schulden aber in einer Frist von drei Monaten nach der Auswechslung der besagten Ratifikationen bezahlt werden, und zwar wechselseitig diejenigen der Franzosen von Sr Allerchristlichsten Majestät, und die der Unterthanen der Staaten von den Herrn Generalstaaten, zu welchem Ende man unmittelbar nach dieser Auswechslung von beiden Seiten Commissaire ernennen wird, welche diese Schulden aufzeichnen, liquidiren und für die Sicherheit der schuldigen Zahlung, und daß sie in der besagten Frist geschehen werde, gültige Bürgschaft stellen lassen sollen.

XXVIII.

Die Hebung der von beiden Seiten geforderten und bewilligten Contributionen wird in allem, was rückständig bleiben wird, bis auf den Tag der Auswechslung der Ratifikationen des gegenwärtigen Traktats verlängert bleiben, und die bei der Auswechslung der Ratifikationen noch rückständigen Reste werden binnen einer Zeit von drei Monaten nach dem oben angegebenen Termin gezahlt werden. Während dieser Zeit wird gegen die Burgvoigteyen, Aemter, Gemeinden und andere Schuldner deshalb keine Exekution geschehen können, wenn sie nur sichere und gültige in einer Stadt der Herrschaft Sr Allerchristlichsten Majestät oder der Herren Generalstaaten, denen die gesagten Contributionen zu zahlen seyn werden, rückständige Bürgschaft geleistet haben. Dieselbe Bedingung wird auch in Rücksicht auf die von Seiten Sr Allerchristlichen Majestät geforderten und von den spanischen Niederlanden bewilligten Contributionen statt finden.

XXIX.

Um diesen Traktat desto mehr zu befestigen und dauerhafter zu machen, ist zwischen Sr Allerchristlichsten Majestät

und

und den Herrn Generalstaaten noch überdieß die Uebereinkunft getroffen worden, daß zur Erfüllung dieses Traktats sowohl eine allgemeine als besondere Entsagung wegen aller Arten von Ansprüchen, sowohl der vergangenen als gegenwärtigen Zeit, sie mögen seyn, welche sie wollen, welche die eine Parthei gegen die andere aufbringen könnte, so wie sie durch diesen Traktat geschieht, statt finden werde, um in Zukunft jede Gelegenheit abzuschneiden, welche man aufregen und zu neuen Zwistigkeiten kommen lassen könnte.

XXX.

Die Wege der ordentlichen Gerechtigkeit werden wechselseitig geöffnet seyn und ungehindert ihren Gang nehmen. Die beiderseitigen Unterthanen werden ihre Rechte, Klagen und Ansprüche, den Gesetzen und Statuten eines jeden Landes zufolge, geltend machen und die einen gegen die andern ohne Unterschied die ihnen von Rechtswegen zukommende Genugthuung erlangen können; und sollten vor oder nach der letzten Kriegserklärung von der einen oder von der andern Seite Repressaliendriefe bewilligt worden seyn; so werden sie widerrufen werden und annulliert bleiben, ohne jedoch den Partheien, zu deren Gunsten sie bewilligt worden sind, das Recht vorzubehalten, ihre Sache auf dem ordentlichen Wege Rechtens zu suchen.

XXXI.

Da man zugiebt, daß durchaus nöthig sey, die irgend jemals mögliche Vereinigung der französischen und spanischen Krone auf dem Haupte eines und desselben Königs zu verhindern, und vermittelst dessen für die Freiheit und Sicherheit Europa's zu sorgen; und da man auf dringendes Ansuchen der Königin von Großbritannien, und mit Bewilligung sowohl des Allerchristlichsten als des Katholischen Königs Mittel gefunden hat, diese Vereinigung, sowohl vermöge der in den kräftigsten Ausdrücken geschehenen und im jüngstverflossenen Monat November zu Madrid auf die feierlichste Weise genehmigten Entsagungen, als vermöge der obigen Erklärung der spanischen Stände für immer zu verhindern.

Und da durch genannte Entsagungen und Erklärungen, welche immer die Kraft eines pragmatischen Fundamental- und unverletzlichen Gesetzes haben sollen, Einhalt geschehen und dafür

dafür gesorgt ist, daß weder der Katholische König selbst, noch einer von seinen Descendenten in Zukunft an die französische Krone Ansprüche machen, oder noch viel weniger auf den Thron Frankreichs steigen könne.

Und da auch von Seiten Frankreichs durch gegenseitige Entsagungen und durch die, wegen der Erbfolge in der französischen Krone gemachten Verordnungen, welche denselben Zweck beabsichtigen, die beiden Kronen Frankreich und Spanien solchergestalt von einander getrennt und geschieden sind, daß (wenn die genannten Entsagungen, Vergleiche und alles, was darauf Bezug hat, in ihrer Stärke bleiben und gewissenhaft beobachtet werden) die beiden besagten Kronen nie werden vereinigt werden können; so versprechen sich der Allerchristlichste König und die besagten Herrn Generalstaaten und machen sich gegenseitig und auf die nachdrücklichste Weise verbindlich, daß sowohl von Sr Allerchristlichsten Majestät, ihren Erben und Nachfolgern, als von den besagten Herrn Generalstaaten nie etwas geschehen, oder von andern zugelassen und geduldet werden solle, was der völligen und gänzlichen Vollstreckung der genannten Entsagungen, Vergleiche und alles dessen, was darauf Bezug hat, im Wege stünde; vielmehr werden Se Allerchristlichste Majestät und die Herren Generalstaaten immer dafür Sorge tragen, und ihre Entschlüsse und ihre Macht dahin vereinigen, daß die besagte Begründung des öffentlichen Wohls immer unerschütterlich bleibe und unverletzlich beobachtet werde.

XXXII.

Ferner bewilligt und verspricht der Allerchristlichste König, daß er in dem Handel und der Schiffarth, sey es in Spanien oder im spanischen Indien, weder für sich selbst, noch für seine Unterthanen, irgend einen andern Vortheil verlangen oder annehmen wolle, als den, welchen man während der Regierung des Königs Karl des II. genossen habe, oder welcher jeder andern handeltreibenden Nation auf gleiche Weise bewilligt seyn würde.

Und so lange die Könige von Spanien nicht allen Handel treibenden Nationen andere Vortheile bewilligen, werden der Handel und die Schiffarth in Spanien und im spanischen Indien genau und in allen Stücken auf dieselbe Weise ver-

euch in dem Besitz dieser Länder, und wird das, was ihr ihm schenken wollt, mit Freuden annehmen. Saladin erklärte ihm hierauf, er wollte dieselben Bedingungen wegen Tyrus und Ptolomais mit ihm eingehen, die er schon vorher dem Marggrafen zugestanden.

Bald nachher kam ein Muselmann aus dem fränkischen Lager zu uns, dem der König von England und Graf Heinrich folgenden Auftrag gegeben hatten. „Sprecht zu eurem Herrn, dem Sultan, beyde, Franken und Muselmänner, sehen ein unbegränztes Elend vor sich. Es würde besser seyn, dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Doch dürft ihr nicht glauben, daß wir aus Gefühl unsrer Schwäche so denken. Wir sorgen bloß für das allgemeine Wohl, und wollen euch jetzt zum Friedensvermittler brauchen. Auch dürft ihr nicht über unsern Rückzug im voraus triumphiren. Der Widder tritt zurück um desto heftiger zu stoßen." Eben derselbe berichtete auch, die Franken wären auf ihrem Zuge aus Ramla nach Jaffa sehr schwach, und fast unfähig gewesen, irgend etwas zu unternehmen.

Was nun den Grafen Heinrich betrifft, der Ptolemais im Besitz hatte, so war der Sultan entschlossen, ihm durch einen Frieden diesen Besitz zuzusichern.

Hundert acht und vierzigstes Kapitel.

Die Franken wiederholen ihre Friedensanträge.

Den 26sten des andern Sumad, sechs Tage nach dem Abzuge der Franken, kam wieder ein Abgeordneter von ihnen an. „Der König von England spricht: (so lauteten seine Worte) Ich wünsche nichts so sehr als eure Freundschaft. So wie ich aber nicht in Aus-

ſich gehen, wie ſie unter der Regierung und bis an den Tod des beſagten Katholiſchen Königs Karl des II. im Gange waren.

Se Allerchriſtlichſte Majeſtät und die Herren Generalſtaaten verſprechen ſich wechſelsweiſe, daß ihre Unterthanen ſich, wie alle andere Nationen, den alten Geſetzen und Verordnungen, welche von den Königlichen Verfahren Sr Katholiſchen Majeſtät, in Betreff des beſagten Handels und der Schifffarth, gemacht worden ſind, unterwerfen ſollen.

XXXIII.

Da die Herrn Generalſtaaten ihrer Sicherheit halber für nöthig halten, daß die Ruhe des Reichs durch nichts geſtört werden könne, ſo wird der Allerchriſtlichſte König einſtimmen, daß in dem mit dem Reich zu ſchließenden Traktat, in Betreff des Zuſtandes der Religion im beſagten Reiche alles dem Inhalt des Weſtphäliſchen Friedenstraktats gemäß ſeyn ſolle, ſo daß man offenbar ſehe, die Abſicht Sr Allerchriſtlichen Majeſtät gehe und ſey keinesweges dahin gegangen, daß in den beſagten Traktaten weder im Geiſtlichen noch im Weltlichen irgend etwas geändert werden ſolle.

XXXIV.

Auch ſtimmen Se Allerchriſtlichſte Majeſtät ein, daß in genanntem Traktat mit dem Reich die Feſtung Rheinfels und die Stadt St. Goar, mit allem, was davon abhängt, dem Landgrafen von Heſſen-Caſſel und ſeinen Nachfolgern, vermittelſt einer billigen den Prinzen von Heſſen Rheinfels zu zahlenden Entſchädigung bleiben ſollen; mit der Bedingung, daß die Römiſch-Katholiſche Religion daſelbſt auf die eingeführte Weiſe ohne alle Störung ausgeübt werde.

XXXV.

Wenn es ſich durch Unachtſamkeit oder ſonſt auf irgend eine Weiſe zutragen ſollte, daß der gegenwärtige Traktat von Seiten Sr beſagten Majeſtät oder der beſagten Herrn Generalſtaaten und ihrer Nachfolger nicht beobachtet oder geſtört würde; ſo wird demungeachtet dieſer Friede und dieß Bündniß in ſeiner ganzen Kraft beſtehen, ohne daß deshalb die Freundſchaft und das gute Verſtändniß gebrochen werden ſol-

ec. Jedoch wird man diese Uebertretungen eilig wieder gut machen, und wenn sie von Privatpersonen begangen worden sind; so werden diese allein dafür gestraft und gezüchtigt werden.

XXXVI.

Und um den Verkehr und die Freundschaft zwischen den Unterthanen des besagten Königs und der besagten Herrn Generalstaaten der vereinigten Provinzen der Niederlande für die Zukunft noch mehr zu sichern, ist ausbedungen und beschlossen worden, daß, wenn etwa künftig zwischen der Krone Frankreich und den besagten Herren Generalstaaten der vereinigten Provinzen (was Gott verhüten wolle) eine Störung der Freundschaft oder ein Bruch entstehen sollte, jedesmal den beiderseitigen Unterthanen nach dem besagten Bruche neun Monate Zeit gelassen werden soll, um sich mit ihren Effekten zurückzuziehen und dieselben an einen beliebigen Ort wegzuschaffen. Sowohl dieß, als ihre Güter und Mobilien aus freier Hand zu verkaufen oder wegzuschaffen wird denselben erlaubt seyn, ohne daß man ihnen irgend ein Hinderniß in den Weg legen, oder während der besagten Zeit von neun Monaten zur Einziehung ihrer Effekten, noch weniger zur Verhaftung ihrer Personen schreiten könne.

XXXVII.

In diesen gegenwärtigen Friedens- und Allianztraktat werden von Seiten des besagten Allerchristlichsten Königs alle diejenigen begriffen seyn, welche vor der Auswechslung der Ratifikationen und in einem Zeitraum von sechs Monaten nach der Auswechslung derselben werden genannt werden.

Und von Seiten der Herrn Generalstaaten die Königin von Großbritannien und alle ihre übrigen Alliirten, welche in einer Zeit von sechs Wochen, von der Auswechslung der Ratifikationen an gerechnet, erklären werden, daß sie den Frieden genehmigen, so wie auch die dreizehn löbl. Kantons des Schweizerbundes und ihre Alliirten und Conföderierten; und besonders in bestmöglichster Form und Gestalt die Evangelischen Republiken und Cantons Zürch, Bern, Glaris, Basel, Schafhausen und Appenzell mit allen ihren Alliirten und Conföderierten, namentlich die Republik Genf, die Stadt und

Grafschaft

Grafschaft Neufchatel, die Städte St. Gallen, Mühlhausen und Bienne; desgleichen die Graubünder und ihre Dependenten; die Städte Bremen und Emden; und überdieß alle Könige, Fürsten und Stände, Städte und Privatpersonen, denen die Herrn Generalstaaten auf deshalb an sie geschehenes Nachsuchen bewilligen werden, daß sie darin begriffen seyn sollen.

XXXVIII.

Und zu noch größerer Sicherstellung dieses Friedenstraktats und aller der darin enthaltenen Punkte und Artikel wird genannter gegenwärtiger Traktat in der Parlamentsversammlung zu Paris und in allen andern Parlamentern des Königreichs Frankreich und der Rechnungskammer von Paris bekannt gemacht, verificiert und registrirt werden; so wie der besagte Traktat auch auf gleiche Weise von den Herrn Generalstaaten in den Rathoversammlungen und an andern Oertern, wo die Bekanntmachungen, Genehmigungen und Registrirungen zu geschehen pflegen, bekannt gemacht, verificiert und registriert werden wird. ꝛc. ꝛc.

Utrecht, den 11ten April 1713.

(L. S.) Huxelles.
(L. S.) Mesnager.
(L. S.) J. v. Randwyck.
(L. S.) Wilhelm Buys.
(L. S.) B. v. Dussen.
(L. S.) C. v. Ghent van Spanbroeck.
(L. S.) C. A. Baron von Reede von Renswoude.
(L. S.) S. v. Gosslinga.
(L. S.) Graf von Kniphusen.

Separat-Artikel I.

Da die Handels- und Friedenstraktate heute, den 11ten April 1713. zwischen Sr Allerchristlichsten Majestät und den Herrn

Herrn Generalstaaten der vereinigten Provinzen abgeschlossen sind und Se Majestät überdieß zur Wiederherstellung des allgemeinen Friedens, besonders auch dessen zwischen dem Könige von Spanien und den Herrn Generalstaaten etwas beizutragen wünschen; so versprechen und verbürgen sich Höchstdieselben für und im Namen Sr Katholischen Majestät, daß auch zwischen letzterem und den Herrn Generalstaaten der Friede zu Stande kommen wird, und daß ihnen durch diesen Friedenstraktat, in Rücksicht des Handels, der Schiffarth und andern Dinge alle Vorzüge und Vortheile, welche der Traktat von Münster mit sich bringt, bewilligt werden sollen, wovon die weitere Ausführung in Traktatsform sogleich nach der Ankunft der bevollmächtigten Gesandten des Königs von Spanien allhier in der Stadt Utrecht gemacht werden wird.

Separat-Artikel II.

Da die spanischen Niederlande und die Städte und Plätze, welche vom Allerchristlichsten König, vermöge des heute zwischen Sr besagten Majestät und den Herrn Generalstaaten geschlossenen Traktats abgetreten worden sind, dem Hause Oestreich zugehören sollen, so machen sich die besagten Herrn Generalstaaten verbindlich und versprechen, daß besagtes Haus Oestreich nach geschehener Einsetzung alle Punkte, welche vermittelst des besagten Traktats in Beziehung auf die spanischen Niederlande und die vom Allerchristlichsten König abgetretenen Städte und Plätze ausbedungen worden sind, vollziehen werde.

Wir unterzeichnete außerordentliche Gesandte und Bevollmächtigte der Herrn Generalstaaten der vereinigten Provinzen versprechen im Namen unserer Herrn Obern, daß sie die sogenannten spanischen Niederlande dem Hause Oestreich nicht eher überliefern werden, als bis gedachtes Haus dem Churfürsten von Baiern eine Akte, wegen der Abtretung des Königreichs Sardinien, ausgefertigt hat.

Da die Königin von Großbritannien und die Herrn Generalstaaten der vereinigten Provinzen der Niederlande übereingekom-

eingekommen ſind, von beiden Seiten hier in der Stadt Utrecht eine Verſammlung von Commiſſairen niederzuſetzen, um in den ſogenannten ſpaniſchen Niederlanden die Ein- und Ausfuhrgebühren, und die Art und Weiſe, ſie heben zu laſſen, mit den Commiſſairen des Hauſes Oeſtreich zu beſtimmen, und da auch der Allerchriſtlichſte König, in Rückſicht des Handels ſeiner Unterthanen, ſich dabei intereſſirt findet; ſo erklären wir außerordentliche Geſandte und Bevollmächtigte der Herrn Generalſtaaten der vereinigten Provinzen im Namen unſerer ebengenannten Herrn Obern, daß es ihnen angenehm ſeyn wird, wenn Se Allerchriſtlichſte Majeſtät auch von ihrer Seite Commiſſaire dahin ſchicken, und daß ſie zufrieden ſeyn werden, daß vorläufig und ſo lange bis beſagte Commiſſaire die Ein- und Ausfuhrgebühren, welche in den Spaniſchen Niederlanden zu zahlen ſeyn werden, beſtimmt haben, die Unterthanen Sr Allerchriſtlichen Majeſtät eben ſo wohl als die Unterthanen Großbritanniens und der Herrn Generalſtaaten dieſelben Ein- und Ausfuhrgebühren bezahlen, welche jede Nation im Jahr 1680 bezahlte und die außerordentlichen Geſandten und Bevollmächtigten der Königin von Großbritannien haben die gegenwärtige Erklärung geſehen und genehmigt.

Wir außerordentliche Geſandte und Bevollmächtigte des Allerchriſtlichſten Königs haben in Betreff deſſen, was uns von den außerordentlichen Geſandten und Bevollmächtigten der Herrn Generalſtaaten der vereinigten Provinzen der Niederlande vorgeſtellt worden iſt, daß es der beiderſeitigen Schifffarth und dem Handel zuträglich ſeyn würde, wenn die im dritten Artikel des in dieſer Stadt am 11ten April des lehtern Monats unterzeichneten Friedens- und Handelstraktats zur Wiederherſtellung der von beiden Seiten gemachten Eroberungen feſtgeſetzten Friſten nicht, wie in genanntem dritten Artikel ausbedungen worden iſt, vom Tage der Bekanntmachung, ſondern, wie es auch nach dem Frieden von Ryswick auf dieſe Weiſe beſtimmt wurde, vom Tage der Unterzeichnung anfiengen, auf Befehl Sr Majeſtät eingeſtimmt und bewilligt, daß alle die beſagten Friſten, ſowohl in der Nordſee als in den andern, in gemeldetem dritten Artikel nahmhaft gemachten Gegenden von dem Tage der Unterzeichnung anfan-

gen

gen und gerechnet werden sollen, und wir außerordentliche Gesandte und Bevollmächtigte der Herrn Generalstaaten haben gegenseitig im Namen unserer Obern für die Unterthanen Sr Allerchristlichsten Majestät dasselbe zugegeben und bewilligt.

Geschehen zu Utrecht, den 11ten Mai 1713.

(L. S.) Huxelles. (L. S.) Wilhelm Buys.

(L. S.) Mesnager. (L. S.) B. v. Dussen.

(L. S.) E. A. Baron von Rheede von Renswoude.

(L. S.) S. v. Goslinga.

(L. S.) Graf v. Knyphuysen.

VI.

Handels- Schiffarths- und See-Traktat

den 11ten April zu Utrecht zu Stande gebracht, geschlossen und entschieden zwischen den Gesandten und Bevollmächtigten Sr Allerchristlichsten Majestät von einer, und den Gesandten und Bevollmächtigten von den Herrn Generalstaaten der vereinigten Provinzen der Niederlande von der andern Seite.

Da der Friedenstraktat, welcher heute zwischen dem Allerchristlichsten König und den Herrn Generalstaaten der vereinigten Provinzen geschlossen worden ist, alle Gelegenheiten zu Mißvergnügen, wodurch die gnädigen Gesinnungen, welche Se Majestät nach dem Beispiel ihrer Königlichen Vorfahren für die Wohlfarth und das Glück derselben von jeher gehabt haben, seit einiger Zeit geändert worden waren, aufhebt und die besagten Herrn Generalstaaten zu eben der Achtung, welche sie vormals für die Größe Frankreichs gezeigt haben, und zu den Empfindungen einer aufrichtigen Erkenntlichkeit für die ehedem genossenen Verbindlichkeiten und beträchtlichen

Vortheile

Vortheile zurückkehren; so wollen Se Majestät nichts unterlassen, was denselben befestigen könne, und die besagten Herrn Generalstaaten, welche ihn nicht weniger dauerhaft zu machen wünschen, haben dafür gehalten, daß es dazu kein besseres und sicheres Mittel gäbe, als zwischen den beiderseitigen Unterthanen ein freies und vollkommenes Einverständniß herzustellen, und zu dem Ende ihre besondern Vortheile, in Betreff des Handels, der Schiffarth und des Seewesens durch Gesetze und Verträge zu bestimmen, um allen Hindernissen, wodurch das gute Einverständniß geschwächt werden könnte, auf die geschickteste Weise vorzubeugen.

I.

Die Unterthanen Sr Majestät und der Herrn Generalstaaten der vereinigten Provinzen der Niederlande werden, in Betreff des Handels und der Schiffarth, wechselseitig dieselbe Freiheit genießen, welche sie vor diesem Kriege durch alle Königreiche, Staaten und Provinzen beider Theile zu allen Zeiten genossen haben.

II.

Sie werden demnach in der Zukunft gegen einander keine Art von Feindseligkeiten oder Gewaltthätigkeiten ausüben, weder auf dem Lande, noch auf den Flüssen, in den Rheden oder auf den süßen Gewässern, es mag seyn, unter welchem Namen oder Vorwand es wolle; auch werden die Unterthanen Sr Majestät von den Fürsten und Staaten, welche von besagten Herrn Generalstaaten Feinde sind, keine Commissionen zu Privatrüstungen oder Repressalienbriefe annehmen, noch weniger sie, dergleichen Commissionen oder Repressalienbriefen zufolge, auf irgend eine Weise stören, ihnen Schaden zufügen oder vielleicht gar vermittelst derselben auf Streifereyen ausgehen können, unter der Strafe, als Seeräuber verfolgt und gezüchtigt zu werden. Eben dieß wird auch von den Unterthanen der vereinigten Provinzen, in Hinsicht auf die Unterthanen Sr Majestät, beobachtet werden. Und zu dem Ende werden, so oft als es von beiden Seiten erfordert wird, in dem Gebiete Sr Majestät und in den vereinigten Provinzen gegen jeden Gebrauch von solchen Commissionen oder Repressalienbriefen sehr nachdrückliche und strenge Verbote bekannt gemacht und erneuert werden, unter der Andro-

tung, daß obenerwähnte Strafe an den Uebertretern derselben genau vollzogen, und sie noch außerdem angehalten werden sollen, denenjenigen, welchen sie irgend einen Schaden verursacht haben, vollkommene Wiederherstellung desselben zu leisten.

III.

Und um allen Mißhelligkeiten, welche durch die aus Versehen, oder auf irgend eine sonstige Weise, und vorzüglich in den entfernten Gegenden gemachten Prisen entstehen könnten; desto mehr entgegen zu würken, hat man die Uebereinkunft getroffen, und beschlossen, daß, wenn in dem Baltischen Meere, oder in der Nordsee, von Terneuse in Norwegen bis an das äußerste Ende von la Manche in einer Zeit von vier Wochen, oder von dem äußersten Ende von la Manche bis an das Vorgebirge von St. Vincent in einer Zeit von sechs Wochen, und von da an im Mittelländischen Meere und bis an die Linie in einer Zeit von zehn Wochen und jenseits der Linie und in allen übrigen Gegenden der Welt in einer Zeit von acht Monaten, von der Bekanntmachung des gegenwärtigen Friedens an gerechnet, von der einen oder der andern Seite dergleichen Eroberungen gemacht werden sollten, diese Eroberungen und der dadurch von der einen oder der andern Seite verursachte Schaden nach den festgesetzten Terminen in Rechnung gebracht, und alles, was weggenommen worden ist, mit vollem Ersatz des dadurch verursachten Schadens zurückgegeben werden solle.

IV.

Alle Mark- und Repressalienbriefe, welche vordemand ist gend einer Ursache bewilligt worden seyn könnten, werden für null und nichtig erklärt, und es werden hinführo von keinem der besagten Alliirten dergleichen zum Nachtheile der Unterthanen des andern bewilligt werden können, außer blos in dem Fall der offenbaren Rechtsverweigerung, welcher nicht für statthaft gehalten werden kann, wenn nicht das Gesuch desjenigen, welcher die besagten Repressalien verlangt, dem von Seiten des Staats, gegen dessen Unterthanen sie gegeben werden sollen, an den Orten befindlichen Minister bekannt gemacht worden ist, damit er in einer Zeit von vier Monaten oder wo möglich noch früher, sich von dem Gegentheil unterrichten,

 oder

oder die Vollziehung der schuldigen Gerechtigkeit verzögern könne.

V.

Auch werden weder die Privatunterthanen Sr Allerchristlichen Majestät für etwas, was Se Majestät schuldig seyn kann, noch die Privatunterthanen der besagten Herrn Generalstaaten für die öffentlichen Schulden gemeldeter Staaten persönlich und an ihren Gütern in Klage oder in Verhaft genommen werden können.

VI.

Die in den Ländern Sr Majestät und der Herrn Generalstaaten einsässigen Unterthanen werden in allerbester Freundschaft und Gemeinschaft mit einander leben, umgehen und Verkehr treiben, und werden untereinander die Handels- und Schiffarths-Freiheit in Europa an allen Gränzen der beiderseitigen Länder genießen in allen Sorten von Waaren und Lebensmitteln, deren Handel und Transport nicht überhaupt und allgemein allen, sowohl Unterthanen als Fremden, durch die Gesetze und Verordnungen der beiderseitigen Staaten verboten ist.

VII.

Zu diesem Ende werden die Unterthanen Sr Majestät und die der besagten Herrn Generalstaaten die Länder, Gebiete, Städte, Häfen, Plätze und Flüsse des einen und des andern Staats mit ihren Waaren und Schiffen frei und ungehindert besuchen, daselbst alle Sorten von Waaren, deren Ein- und Ausfuhr und Transport nicht allen Unterthanen Sr Majestät und der besagten Herrn Generalstaaten verboten seyn wird, einführen und allen Personen, ohne Unterschied, verkaufen, auch einkaufen, handeln und transportieren können, ohne daß diese gegenseitige Freiheit durch irgend ein Privilegium, Begnadigung oder andere Privatkoncession verwehrt, eingeschränkt oder vermindert werden kann; und ohne daß es dem einen oder dem andern erlaubt seyn wird, ihren Unterthanen über die des andern zu deren Nachtheil, Freiheiten, Benefizien, freiwillige Geschenke oder andere Vortheile zu verstatten oder zu verschaffen; und ohne daß die besagten beiderseitigen Unterthanen gehalten seyn sollen, auf ihr

übung meiner königlichen Gewalt den Pharao spielen will; eben so wenig hoffe ich dieses von euch. Denn es wäre gleich unbillig wenn ihr alle Muselmänner oder ich alle Franken ins Verderben stürzte. Da ich nun den Graf Heinrich, meiner Schwester Sohn, zum Herrn über diese Länder gemacht habe, so soll er mit seiner Armee euch zu Gebote stehen, wenn ihr seiner Hülfe im Morgenlande bedürft. Ferner spricht der König: da ihr gegen so viele vertriebene Mönche freygebig waret, wenn sie euch um Kirchen baten, warum seyd ihr es nicht gegen mich, der ich nur eine Kirche verlange. Alles übrige, weswegen ihr während der Unterhandlungen mit Aladil besorgt waret, habe ich gänzlich fahren lassen, und bin zufrieden, wenn ihr mir nur einen leeren Platz in der heiligen Stadt bewilligt."

Alle, die der Sultan um ihren Rath befragte, stimmten für den Frieden, da sie die Beschwerlichkeiten des Kriegs und die drückenden Schuldenlasten nicht länger tragen konnten. Die Antwort wurde in folgenden Worten abgefaßt: „Da ihr eure Forderungen so weit herabgestimmt habt, und man mit Guten gütlich handeln muß, so soll euer Schwestersohn als einer als unserer sultanischen Familie angesehen werden. Auch soll euch die große Kirche der Auferstehung eingeräumt werden. Die übrigen Oerter wollen wir theilen. Was ihr am Meere besitzt, sollt ihr behalten. Die Schlösser und Berg-Gegenden, die in unsrer Gewalt sind, wollen wir behalten. Die Oerter, welche zwischen unserm Gebiete liegen, sollen in gleiche Theile vertheilt werden. Aber Ascalon nebst seinem ganzen Bezirk soll wüste bleiben, damit es sich keiner von uns Beyden zueigne. Wollt ihr aber die umherliegenden Dörfer durchaus haben, so können sie euch zuge-

re Personen, Güter, Nahrungsmittel, Schiffe oder die Fracht derselben unmittelbar oder mittelbar, unter irgend einem Namen, Titel oder Vorwande, größere oder andere Gebühren, Abgaben, Salzsteuern oder sonstige Auflagen zu bezahlen, als diejenigen, welche von den eigenen und eingebohrnen Unterthanen des einen und des andern werden bezahlt werden.

VIII.

In Rücksicht der Centablirungsgebühren, des Ankergeldes, des Sol parisis und aller anderer Abgaben und Auflagen, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, unter dem Titel der Fremden-Gebühr oder unter irgend einem andern laufen, werden die Unterthanen der Generalstaaten, ohne Vorbehalt oder Ausnahme, nicht anders oder schlimmer behandelt werden können, als die Unterthanen Sr Allerchristlichsten Majestät, welche an den Orten, wo die besagten Abgaben gehoben werden, nicht Bürger sind, selbst.

IX.

In Rücksicht des Levante-Handels in Frankreich und der zwanzig Procent, welche bei dieser Gelegenheit gehoben werden, werden die Unterthanen der vereinigten Provinzen eben die Freiheit und Befreiung genießen, wie die Unterthanen des Allerchristlichsten Königs, so daß es den besagten Unterthanen der Generalstaaten frei stehen wird, nach Marseille und andern erlaubten Plätzen in Frankreich sowohl auf ihren eigenen, als auf französischen Schiffen Waaren aus der Levante einzuführen, und daß die besagten Unterthanen der Generalstaaten weder in dem einen noch in dem andern Falle den gedachten Zwanzig Procent unterworfen seyn werden, außer in den Fällen, wo ihnen die Franzosen unterworfen sind, wenn sie auf ihren eigenen Schiffen Waaren nach Marseille oder andere erlaubte Plätze führen, und daß hierin den Unterthanen der besagten Generalstaaten zum Nachtheile keine Aenderung gemacht werden könne.

X.

Es wird den Unterthanen der Herrn Generalstaaten erlaubt seyn, frei und ungehindert nach Frankreich und in die eroberten Länder eingesalzene Heringe ohne Unterschied und ohne dem Umpacken unterworfen zu seyn, zu bringen, einzuführen

führen und abzusetzen, und dieß, ungeachtet aller dawiderlaufenden Edikte, Deklarationen und Verbote der Regierung, namentlich derer vom 13ten July und 14ten September 1687, vermöge welcher in die Häfen von Frankreich oder die eroberten Plätze keineandere, als offen und mit Salz vom Brouage eingesalzene Heeringe gebracht und eingeführt werden dürfen, und welche befehlen, daß besagte Brack-Heeringe nach den Seehäfen in Tonnen gebracht werden sollen, von denen achtzehn zwölf Tonnen gepackter Heringe geben. Welche Verbote widerrufen und annullirt bleiben.

XI.

Man wird die Unterthanen beider Nationen auf gleiche Weise und ohne Unterschied, sowohl in Frankreich als in den Ländern der Generalstaaten wechselseitig beim Zoll oder in den Expeditionen sobald als möglich abfertigen, ohne ihnen irgend ein Hinderniß oder einen Aufenthalt zu verursachen.

XII.

Die Kriegsschiffe werden die Rheden, Flüsse, Häfen und Standplätze von beiden Seiten immer frei und offen finden, um ein und auszulaufen, und so lange es ihnen nöthig ist, vor Anker liegen zu bleiben, ohne einer Untersuchung ausgesetzt zu seyn; doch mit der Bedingung, daß sie sich dessen mit Bescheidenheit bedienen, und den Souverneuren der besagten Plätze und Häfen, denen die Capitaine dieser Schiffe die Ursache ihrer Ankunft und ihres Aufenthalts zu melden haben, nicht durch einen zu langen und verstellten Aufenthalt oder durch sonst etwas zu Besorgnissen Anlaß geben.

XIII.

Die Kriegsschiffe Sr Majestät und der besagten Herrn Generalstaaten und auch ihrer Unterthanen, welche zum Kriege gerüstet seyn mögen, werden die von ihren Feinden gemachten Prisen mit vollkommener Freiheit hinführen können, wohin es ihnen beliebt, ohne zu einer Abgabe, sey es an die Herrn Admirale oder die Admiralität, oder an andere, verbunden zu seyn, und ohne, daß weder die besagten Schiffe oder Prisen, wenn sie in die Häfen und Standplätze Sr Majestät oder der besagten Herrn Generalstaaten einlaufen, angehalten oder weggenommen, noch von den Officieren

der

der Oerter über die Gültigkeit der besagten Prisen Erkundigungen eingezogen werden können. Auch mögen diese Prisen ungehindert und mit völliger Freiheit auslaufen und an die Orte geführt werden, wohin die Kapitäne der besagten Kriegsschiffe sie, vermöge ihrer Kommissionen zu bringen verbunden sind. Im Gegentheil aber wird denen, welche von den Unterthanen Sr Majestät oder der Herrn Generalstaaten Eroberungen gemacht haben, in ihren Häfen und Standplätzen keine Zuflucht und Rückhalt verstattet werden; sondern man wird dieselben, wenn sie, vom Sturm oder durch die Gefahr des Meeres genöthigt, daselbst eingelaufen sind, sobald als möglich wieder auslaufen lassen.

XIV.

Die Unterthanen der besagten Herrn Generalstaaten werden in Frankreich nicht als Fremdlinge angesehen werden, und folglich von dem Fremdlingsgesetz (Loi d'Aubaine) ausgenommen seyn; sie werden demnach durch Testament, Schenkung oder auf eine sonstige Weise über ihre Güter schalten und walten, auch ihre Erben, Unterthanen der besagten Staaten, sie mögen sich nun in Frankreich oder sonst wo anders, aufhalten, ihre Erbschaften, sogar ab intestato an sich bringen können, wenn sie auch keine Heimrechtsbriefe erhalten haben, ohne daß ihnen die Vollziehung dieser Concessien unter dem Vorwand irgend eines Rechts oder Prärogativs der Provinzen, Städte oder Privatpersonen streitig gemacht oder gehindert werden kann. Auf gleiche Weise werden sich auch die Unterthanen der besagten Herrn Staaten ohne die gemeldeten Heimrechtsbriefe in allen Städten des Königreichs mit vollkommener Freiheit niederlassen können, um daselbst ihren Handel und Gewerbe zu treiben, jedoch ohne das Bürgerrecht daselbst erlangen zu können; es wäre denn, daß sie von Sr Majestät in ordentlicher Form Heimrechtsbriefe erhalten hätten. Ueberhaupt werden die Unterthanen der vereinigten Provinzen in allen Stücken und überall eben so günstig, als die eigenen und eingebohrnen Unterthanen Sr Majestät behandelt, und besonders in Taxen, welche den Fremden aufgelegt werden könnten, nicht mit begriffen werden können. Alles, was in dem gegenwärtigen Artikel enthalten ist, wird auch in dem Gebiete der besagten Herrn Staaten, in Rücksicht auf die Unterthanen des Königs beobachtet werden.

XV.

Die Schiffe, welche von dem einen der Alliirten befrachtet sind, werden, wenn sie an den Küsten des andern vorbeifahren, und wegen Sturm oder irgend einer Ursache in die Rheden oder Häfen einlaufen, nicht genöthigt seyn, ihre Waaren oder einen Theil derselben dort abzusetzen oder zu verkaufen, auch nicht gehalten seyn, irgend eine Abgabe zu entrichten, es wäre denn, daß sie ihre Waaren freiwillig und auf eigenen Antrieb dort absetzen.

XVI.

Die Schiffsherrn, ihre Steuermänner, Offiziere und Soldaten, Matrosen und andere Seeleute, die Schiffe selbst, die Lebensmittel und Waaren, mit denen sie belastet sind, werden weder kraft eines allgemeinen noch besondern Befehls, er sey welcher er wolle, oder aus welcher Ursache oder Veranlassung es geschehen könnte, nicht einmal unter dem Vorwande der Erhaltung und Beschützung des Staats weggenommen oder angehalten werden können; und es wird überhaupt den Unterthanen von beiden Seiten nichts genommen werden können, als mit Bewilligung derer, denen es angehört, und gegen Bezahlung dessen, was man von ihnen verlangt; jedoch sind hierunter nicht diejenigen Einziehungen und Arreste zu verstehen, welche auf gerichtlichen Befehl und Auktorität auf den gewöhnlichen Wegen, und gesetzmäßiger Schulden, Contrakte oder anderer rechtmäßiger Ursachen halber geschehen, um welcher willen man auf dem Wege Rechtens nach gerichtlicher Form verfahren wird.

XVII.

Alle Unterthanen und Einwohner Frankreichs und der vereinigten Provinzen werden, ohne Ansehen der Eigenthümer, aus ihren Häfen, Königreichen und Provinzen, auch aus den Häfen und Königreichen der andern Staaten und Fürsten, nach den Plätzen derer welche sowohl von Frankreich als von den vereinigten Provinzen oder von einem von beiden schon als Feinde erklärt sind, oder es noch werden könnten, ohne Unterschied der Eigenthümer in vollkommener Freiheit und Sicherheit mit ihren Schiffen schiffen und mit ihren Waaren handeln können; so wie dieselben Unterthanen und Einwohner mit eben der Sicherheit und Freiheit, ohne Unterschied

der

der Eigenthümer, von den Oertern, Häfen und Rheden derer, welche von beiden besagten Partheien oder von der einen von beiden insbesondere, Feinde sind, ohne Hinderniß und Widerrede, sie mag seyn, von wem sie wolle, nicht nur geradezu von den besagten feindlichen Plätzen nach einem andern neutralen, sondern auch von einem feindlichen Platz zum andern, sie mögen sich unter der Bothmäßigkeit eines und desselben Oberherrns, oder unter verschiedenen befinden, mit ihren Schiffen schiffen und mit ihren Waaren handeln können.

XVIII.

Dieser Transport und dieser Handel wird sich, mit Ausnahme der Contrebande, auf alle Sorten von Waaren erstrecken.

XIX.

Unter die Kontreband-Waaren dürfen nur gerechnet werden alle Arten von Feuergewehren und andere dergleichen Sortimente, als Kanonen, Musketen, Mörser, Petarden, Bomben, Grenaden, Feuerbrände, Pechkränze, Lassetten, Fourschetten, Patrontaschenriemen, Pulver, Lunte, Salpeter, Kugeln, Piquen, Degen, Sturmhauben, Helme, Kürasse, Hellebarden, kleine Spieße, Pferde, Reitsattel, Pistolenholster, Gewehrgehänge und andere zum Kriegsgebrauch dienende Sortimente.

XX.

Unter diesen Kontreband Waaren werden nicht begriffen seyn, Waizen, Korn und andere Getraidearten, Hülsenfrüchte, Oele, Weine, Salz, und überhaupt alles, was zur Nahrung und zum Lebensunterhalt gehört, sondern diese werden, wie andere im vorhergehenden Artikel nicht mit begriffene Waaren und Lebensmittel frei bleiben, und der Transport derselben erlaubt seyn, sogar an Oerter, welche von den besagten Herrn Staaten Feinde sind, mit Vorbehalt der belagerten, bloquirten oder eingeschloßenen Städte und Plätze.

XXI.

In Absicht auf die Vollziehung des obigen hat man verabredet, daß sie auf folgende Art geschehen soll: Die Schiffe und Barken mit Waaren der Unterthanen Sr Majestät, welche in irgend einen Hafen der besagten Herrn Staaten einclaufen sind und von da zu den genannten feindlichen Häfen

gehen wollen, werden blos verbunden seyn, den Officieren in den Häfen der besagten Herrn Staaten, von wo sie auslaufen wollen, ihre Pässe zu zeigen, welche das Verzeichniß von der Ladung ihrer Schiffe enthalten, attestirt und mit dem gewöhnlichen Siegel und der eigenhändigen Unterschrift bezeichnet und von den Officieren der Admiralität in den Oertern, von wo sie zuerst ausgelaufen sind, bescheinigt sind, nebst der Angabe des Orts, wohin sie bestimmt sind, alles in gehöriger und herkömmlicher Form; nach dieser Aufzeigung ihrer Pässe in der beschriebenen Form werden sie unter keinem Vorwand auf ihrer Reise weder beunruhigt noch in Anspruch genommen, weder verhaftet noch aufgehalten werden können.

XXII.

Dasselbe wird auch geschehen in Rücksicht auf die französischen Schiffe und Barken, welche bei irgend einer Rhede in den Ländern der besagten Herrn Staaten ankommen, ohne in die Häfen einlaufen zu wollen, oder welche in dieselben einlaufen, ohne jedoch ihre Waaren abladen und in Unordnung bringen zu wollen; so daß sie nicht verbindlich gemacht werden können, von ihrer Ladung Rechenschaft zu geben, als nur in dem Fall, wenn Verdacht da wäre, daß sie den Feinden der besagten Herrn Generalstaaten Kontreband-Waaren, wie oben gesagt worden ist, zuführten.

XXIII.

Im genannten Fall eines augenscheinlichen Verdachts werden die besagten Unterthanen verbunden seyn, in den Häfen ihre Pässe in der oben aufgegebenen Form aufzuzeigen.

XXIV.

Sollten sie innerhalb der Rheden seyn, oder etwa von Schiffen der besagten Herrn Generalstaaten, oder von Privat-Kapers ihren Unterthanen auf der hohen See angetroffen werden, so werden sich die genannten Schiffe der vereinigten Provinzen, um alle Unordnung zu vermeiden, den Franzosen nicht über einen Kanonenschuß nähern, ihre kleine Barke oder Schaluppe an den Bord der französischen Schiffe oder Barken schicken, und bloß 2 oder 3 Mann hineingehen lassen können, welche von dem Besitzer oder Patron der französischen

ſiſchen Schiffe auf die oben angegebene Weiſe und nach dem am Ende dieſes Traktats angehängten Formular derſelben die Reiſe- und Seepäſſe, auf welchen man nicht nur ſeine Ladung, ſondern auch Ort, Aufenthalt und Wohnſitz - ſowohl des Schiffsherrn und Schiffspatron als des Schiffs ſelbſt ſehen wird, aufgezeigt werden ſollen, damit man vermittelſt dieſer beiden Stücke Kenntniß erhalten, ob ſie Contrebande Waaren führen, und ſich ſowohl von der Qualität des beſagten Schiffs als ſeines Herrn und Patrons hinlängliche Auskunft verſchaffen könne, indem dieſen Reiſe- und Seepäſſen voller Glauben und Vertrauen beigemeſſen werden muß; und damit man ſich von der Gültigkeit derſelben deſto beſſer überzeuge, und ſie auf keine Weiſe verfälſcht oder untergeſchoben werden können, werden von Sr Majeſtät und den beſagten Herrn Generalſtaaten ſichere Zeichen und Unterſchriften der Miniſter gegeben werden.

XXV.

Im Fall, daß ſich in den beſagten franzöſiſchen, nach den Häfen der Feinde der Herrn Staaten gerichteten Schiffe und Barken, vermöge der angegebenen Mittel, einige von den weiter oben für Contrebande erklärten und verbotenen Waaren und Lebensmitteln finden ſollten, ſo werden ſie in Gegenwart der Admiralitätsgerichte der vereinigten Provinzen oder anderer kompetenten Richter ausgeladen, angezeigt und konfiſcirt, ohne daß deshalb das Schiff und die Barke, oder die übrigen freien und erlaubten Güter, Waaren und Lebensmittel, welche ſich auf dem Schiffe befinden, auf irgend eine Weiſe in Beſchlag genommen oder konfiſcirt werden können.

XXVI.

Es iſt überdieß verabredet und beſchloſſen worden, daß alles, was ſich von den Unterthanen Sr Majeſtät auf einem Schiffe der Feinde der Herrn Staaten befindet, wenn es auch nicht Contreband-Waaren ſeyn ſollten, mit allem, was ſich auf beſagtem Schiffe befindet, ohne Ausnahme und Vorbehalt konfiſcirt werde; auſſerdem aber wird auch alles, was auf Schiffen, welche den Unterthanen des Allerchriſtlichſten Königs angehören, iſt und vorgefunden wird, wenn auch die Ladung oder ein Theil derſelben den Feinden der Herrn Staaten angehören ſollte, frei und unangetaſtet bleiben, jedoch mit Ausnahme der Contreband-Waaren, in deren Hinſicht man ſich nach dem richten wird, was in den vorhergehenden Arti-

kein verfügt worden ist. Zur genauern Aufklärung dieses Artikels ist außerdem noch verabredet und beschlossen worden, daß, wenn die Fälle eintreten sollten, daß alle beide Partheien oder auch nur die eine von ihnen in Krieg verwickelt wären, die Güter, welche den Unterthanen der andern Parthei zugehören und auf die Schiffe desjenigen geladen sind, welcher von allen beiden, oder von einer der beiden Partheien Feind geworden ist, wegen oder unter dem Vorwande dieser Einschiffung auf das feindliche Schiff auf keine Weise konfiscirt werden können; und zwar wird dies nicht nur beobachtet werden, wenn die besagten Lebensmittel vor der Kriegserklärung eingeschifft worden sind, sondern auch dann, wenn es nach der besagten Erklärung geschehen seyn sollte, wenn es nur in den hier folgenden Zeiträumen und Terminen geschehen ist: Wenn sie nämlich in dem Baltischen Meere oder der Nordsee von Terneuse in Norwegen an bis an die Küste von la Manche in einer Zeit von 4 Wochen, oder von der Küste von la Manche an bis an das Vorgebürge St. Vincent in einer Zeit von 6 Wochen, und von da im mittelländischen Meere und bis an die Linie in einer Zeit von 10 Wochen, und über der Linie und in allen Gegenden der Welt in einer Zeit von 8 Monaten, von der Bekanntmachung des gegenwärtigen Friedens an gerechnet, aufgeladen worden sind; so werden die auf feindliche Schiffe geladenen Waaren und Güter der Unterthanen und Einwohner während der oben erwähnten Fristen und in den gedachten Gegenden deswegen, weil es ein feindliches Schiff ist, auf keine Weise konfiscirt, sondern den Eigenthümern ohne allen Verzug wieder zugestellt werden, es wäre denn, daß sie nach Verfluß der besagten Termine aufgeladen worden wären; jedoch wird es durchaus nicht erlaubt seyn, Contreband-Waaren, wie man sie auf einem solchen feindlichen Schiffe aufgeladen finden könnte, nach feindlichen Häfen zu führen, wenn sie auch aus dem oben angeführten Grunde zurückgegeben werden sollten. Und da oben bestimmt worden ist, daß ein freies Schiff die darauf befindlichen Lebensmittel frei machen soll, so hat man überdieß verabredet und beschlossen, daß sich diese Freiheit auch auf die Personen erstrecken soll, welche sich auf einem freien Schiffe befinden, so daß, wenn sie auch von beiden Partheien, oder der einen von ihnen Feinde wären sie dennoch, da sie sich auf einem freien Schiffe befinden, nicht herausgezogen werden können, es müßte denn seyn, daß sie Kriegsleute wären, und wirklich in feindlichen Diensten ständen.

XXVII.

Alle Unterthanen und Einwohner der besagten vereinigten Provinzen werden gegenseitig im Handel und Wandel in den Häfen, Rheden, Meeren und Staaten Sr Majestät dieselben Rechte, Freiheiten und Befreiungen genießen, von welchen eben gesagt worden ist, daß sie die Unterthanen Sr Majestät in denen der Herren Staaten und auf offener See genießen sollen; denn es versteht sich von selbst, daß auf beiden Seiten in allen Stücken wechselsweise Gleichheit statt finden wird; und selbst in dem Fall, daß die besagten Herrn Staaten zukünftig mit Königen, Fürsten und Staaten, welche von Sr Majestät Feinde würden, in Friede, Freundschaft und Neutralität wären, soll dennoch jede von den beiden Parteien dieselben Bedingungen und Einschränkungen anwenden, welche in Betreff des Handels und Gewerbs in den Artikeln des gegenwärtigen Traktats ausgedrückt sind.

XXVIII.

Und um die Unterthanen der besagten Herrn Staaten desto mehr zu versichern, daß ihnen von den besagten Kriegsschiffen keine Gewalt geschehen werde, wird an alle Capitaine der Schiffe des Königs und andere Unterthanen Sr Majestät ein Verbot ergehen, sie in keinem Stücke zu beunruhigen oder zu beschädigen, unter der Strafe, sich für den erlittenen und bis zur schuldigen Wiederherstellung und Ersatz desselben noch zu erleidenden Schaden und Verlust an ihre Personen und Güter zu halten.

XXIX.

Und aus diesem Grunde wird hinführo jeder von den Kapitainen und Kapers verbunden seyn, den gültigen Richtern vor seiner Abreise eine sichere und zahlbare Caution von 15000 Livres in gangbarer Münze zu überliefern, damit ein jeder von ihnen für die Untreue, welche er auf seinem Laufe verüben könnte, und wenn ihre Kapitaine und Officiere dem gegenwärtigen Traktat und den Befehlen und Edikten Sr Majestät, welche zufolge und in Gemäßheit der gegenwärtigen Verfügung bekannt gemacht werden sollen, zuwider handelte, bei Strafe des Verfalls und der Annullierung der besagten Commissionen und Seebriefe Bürgschaft leiste. Dasselbe

wird

wird auf gleiche Weise von den Unterthanen der Herrn Generalstaaten in Ausübung gebracht werden.

XXX.

Wenn es sich treffen sollte, daß einer von den französischen Kapitainen ein mit besagten Contreband-Waaren beladenes Schiff erbeutete; so werden die besagten Kapitaine die Koffer, Kelleisen, Pakete, Ranzen, Tonnen und andere Kisten nicht öffnen oder aufbrechen, noch auch sie wegführen, verkaufen oder vertauschen, oder auf eine sonstige Weise veräußern können, als bis sie ans Land gebracht sind in Gegenwart des Richter der Admiralität, und nachdem diese von den auf besagten Schiffen vorgefundenen Waaren ein Verzeichniß gemacht haben; es müßte denn seyn, daß die besagten Contreband-Waaren nur einen Theil der Ladung ausmachten und der Schiffsherr oder Schiffspatron für gut und annehmlich fände, die besagten Contreband-Waaren dem Kapitain zu überliefern und seine Reise fortzusetzen; in welchem Fall der besagte Herr oder Schiffspatron in der Fortsetzung seines Wegs und der Verfolgung des Ziels seiner Reise auf keine Weise gehindert werden kann.

XXXI.

Da Se Majestät wünschen, daß die Unterthanen der besagten Herrn Generalstaaten in allen unter ihrer Bothmäßigkeit stehenden Ländern eben so günstig behandelt werden sollten, als ihre eigenen Unterthanen; so werden sie alle nöthigen Befehle geben, um zu bewürken, daß die wegen der auf dem Meere gemachten Prisen zu fällenden Urtheile und Beschlüsse von unverdächtigen und bei der vorliegenden Sache selbst unintereſſirten Personen mit aller Gerechtigkeit und Billigkeit gefaßt werden; auch werden Se Majestät genaue und gemessene Befehle geben, damit alle schon gegebene und noch zu gebenden obrigkeitlichen Verbote, Urtheile und Befehle, ihrer Form gemäß, genau und pflichtmäßig vollzogen werden.

XXXII.

Wenn die Gesandten der besagten Herrn Generalstaaten oder ein anderer von ihren Staatsministern, die sich am Hofe Sr Majestät befinden, über besagte Urtheilssprüche,

welche

zugestanden werden. Nur Ascalon könnt ihr auf keinem Fall erhalten.

Der Gesandte war mit dieser Antwort sehr zufrieden. Bald darauf verbreitete sich das Gerüchte, daß die Franken nach Ascalon zögen, und gesonnen wären in Egypten einzudringen. Ein andrer Bote, der von Korboddin, Kelisj Arslans Sohn abgeschickt war, berichtete, daß der Pabst mit einem großen Gefolge nach Constantinopel gekommen. Der Sultan achtete aber fast gar nicht auf seine Erzählung.

Hundert neun und vierzigstes Kapitel.

Nochmahlige Gesandschaft der Franken.

Den 19ten kömmt Gottfried, des Königs Gesandte wieder. „Der König, sprach er, erkennt mit Dank des Sultans Freygebigkeit. Aber noch bittet er sich die Gefälligkeit aus, daß zwanzig von den Unsrigen in die Burg eingelassen werden, mit denen jedoch die Christen und Franken in der Stadt keine Gemeinschaft haben sollen. Ferner soll uns das Ufer und das flache Land, euch aber das gebürgigte gehören. Um uns von den aufrichtigen Gesinnungen des Königs zu versichern, fügte er hinzu, daß dieser nicht aus Schwäche, sondern aus dringenden Ursachen, die ihn in sein Reich abriefen, so viel Aufopferungen gethan. Er brachte dießmahl zwey Falken dem Sultan zum Geschenke mit.

Man antwortet ihm auf seinen Antrag: es könne den Franken in Jerusalem weiter nichts als freye Wallfarth bewilligt werden. Aber die Pilger fragte er, dürfen doch keinen Tribut entrichten? — Nein, war die allgemeine Antwort. Allein Ascalon mit den dazu gehörigen Oertern sollen geschleift werden. —

welche man fällen wird, Klage führen sollten, so werden Se Majestät die besagten Urtheile in ihrem Conseil revidiren lassen um zu untersuchen, ob die in dem gegenwärtigen Traktat enthaltenen Befehle und Verwahrungen befolgt und beobachtet worden sind, um alsdann nach Recht und Billigkeit Sorge dafür tragen zu lassen, welches in einer Zeit von höchstens drei Monaten geschehen wird; demungeachtet sollen die wiedergeforderten Güter und Effekten während der Revision weder vor noch nach dem ersten Urtheilsspruch verkauft noch ausgeladen werden können, es geschehe denn mit Bewilligung der theilnehmenden Partheien, um den Untergang der besagten Waaren zu vermeiden.

XXXIII.

Wenn gegen diejenige, welche auf dem Meere Eroberungen gemacht haben, und gegen die Theilnehmer derselben bei der ersten oder zweiten Instanz Klage erhoben wird, und die besagten Theilnehmer etwa einen günstigen Ausspruch oder Urtheil erlangen sollten, so wird dieser Ausspruch oder Urtheil unter geleisteter Bürgschaft, ungeachtet der Appellation dessen, der die Eroberung gemacht hat, seine Vollziehung erhalten; nicht aber im umgekehrten Fall. Was in den gegenwärtigen und vorhergehenden Artikeln gesagt worden ist, um den Unterthanen der vereinigten Provinzen wegen der von den Unterthanen Sr Majestät auf dem Meere gemachten Eroberungen gehörige und schnelle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, wird auch von den Herrn Generalstaaten in Hinsicht auf die von ihren Unterthanen an denen Sr Majestät, gemachten Eroberungen zu verstehen seyn und von ihnen in Ausübung gebracht werden.

XXXIV.

Se Majestät und die Herrn Generalstaaten werden, ein Theil in den Ländern des andern, zu jeder Zeit theils zum Krieg theils zum Handel eine beliebige Anzahl Schiffe bauen oder vermiethen lassen, so wie auch eine solche Quantität Kriegsmunition aufkaufen können, als sie nöthig haben, und sie werden, kraft ihres Ansehens, dafür sorgen, daß besagter Schiffshandel und Munitionskauf aufrichtig und um einen billigen Preis geschehe, ohne daß Se Majestät oder die Herrn Generalstaaten den beiderseitigen Feinden dieselbe Erlaubniß geben können im Fall die besagten Feinde der angreifende Theil oder die Friedensstöhrer wären.

XXXV.

XXXV.

Sollten Kriegs- oder Kauffartheischiffe durch Sturm oder einen andern Zufall an den Küsten des einen oder des andern Alliirten stranden, so werden besagte Schiffe, Apparat, Güter und Waaren, und was gerettet wird, oder, im Fall diese Sachen, um sie nicht zu Grunde gehen zu lassen, verkauft worden seyn sollten, der Ertrag davon, wenn dieß alles binnen Jahr und Tag von den Eigenthümern oder andern von denselben dazu verordneten und bevollmächtigten Personen zurückgefordert wird, ohne weitere Umstände wieder hergestellt werden, indem man blos die gehörigen Kosten und die zwischen den besagten Alliirten ausgemachten Rettungsgebühren bezahlt. Im Fall der Uebertretung des gegenwärtigen Artikels versprechen Se Majestät und die Herrn Generalstaaten, ihr Ansehen mit Nachdruck zu gebrauchen, um diejenigen von ihren Unterthanen, welche sich solcher Unmenschlichkeiten, die in dergleichen Fällen zu ihrem größten Leidwesen bisweilen begangen worden sind, schuldig finden lassen, mit aller möglichen Strenge bestrafen zu lassen.

XXXVI.

Se Majestät und die besagten Herrn Generalstaaten werden in keinem ihrer unterworfenen Staaten Seeräuber und Freibeuter, sie mögen seyn, wer sie wollen, aufnehmen oder ihren Unterthanen sie aufzunehmen erlauben, sondern vielmehr dieselbe verfolgen und bestrafen und von ihren Häfen vertreiben lassen; die erbeuteten Schiffe, so wie die von den Seeräubern und Freibeutern weggenommenen Güter, welche sich darauf befinden, werden auf der Stelle und ohne weitere Umstände den Eigenthümern, welche sie zurückfodern, frei wieder zugestellt werden.

XXXVII.

Die beiderseitigen Einwohner und Unterthanen werden sich in den Ländern des Königs und der Herrn Generalstaaten überall solcher Advokaten, Prokuratoren, Notarien und Sachwalter bedienen können, welche ihnen belieben, wozu sie auch von den gewöhnlichen Richtern im nöthigen Fall und auf beschehenes Nachsuchen bei besagten Richtern werden bestellt werden; es wird den besagten beiderseitigen Unterthanen und Einwohnern frei stehen, an den Oertern, wo sie

ihre

ihre Niederlage haben, ihre Handels- und Correſpondenzbücher in der Sprache zu halten, worin es ihnen beliebt, ohne daß ſie deshalb geſtört oder in Anſpruch genommen werden können.

XXXVIII.

Es werden hinführo von beiden Seiten keine Conſuls zugelaſſen werden; und wenn man für zuträglich hält, Reſidenten, Agenten, Commiſſaire oder andere zu ſchicken, ſo werden ſie ihren Sitz blos in der gewöhnlichen Reſidenz des Hofs aufſchlagen können.

XXXIX.

Se Majeſtät und die beſagten Herrn Generalſtaaten werden auf keine Weiſe erlauben, daß ein Kriegs- oder andres in Geſchäften und zum Dienſt irgend eines Fürſten, einer Republik oder Stadt ausgerüſtetes Schiff in die ihnen zugehörigen Häfen, Ankerplätze oder Flüſſe komme, um von den Unterthanen des einen oder des andern Eroberungen zu machen; und im Fall es geſchehen ſollte, werden Se Majeſtät und die Herrn Generalſtaaten ihr Anſehn und ihre Macht gebrauchen, um die Wiederherſtellung oder den Erſatz deſſelben nach Recht und Billigkeit zu bewürken.

XL.

Sollte von Seiten Sr Majeſtät oder der Herrn Generalſtaaten und ihrer Nachfolger der gegenwärtige Traktat in irgend einem Stücke aus Unachtſamkeit oder ſonſtige Weiſe nicht beobachtet oder übertreten werden, ſo wird es dennoch ſeine volle Kraft behalten, ohne daß es deshalb zum Bruch der Verbindung, der Freundſchaft und des guten Einverſtändniſſes kommen ſollte; man wird vielmehr die beſagten Uebertretungen ſogleich wieder gut machen, und wenn ſie durch Schuld einiger Privatunterthanen veranlaßt werden ſollten, ſo werden dieſe allein dafür beſtraft und gezüchtigt werden.

XLI.

Und um hinführo den Handel und die Freundſchaft zwiſchen den Unterthanen des beſagten Königs und der Herrn Generalſtaaten der vereinigten Provinzen der Niederlande noch mehr zu ſichern, hat man verabredet und beſchloſſen, daß,

wenn

wenn es hinführo zwischen der Krone Frankreich und den besagten Herrn Generalstaaten der vereinigten Provinzen (was Gott verhüten wolle) irgend zur Stöhrung der Freundschaft oder zum Bruch kommen sollte, den beiderseitigen Unterthanen jedesmal nach dem besagten Bruch neun Monate Zeit gegeben werden solle, um sich mit ihren Effekten wegzubegeben, und sie an irgend einen beliebigen Ort zu bringen; dieß wird ihnen eben so erlaubt seyn, als ihre Güter und Mobilien mit völliger Freiheit zu verkaufen oder wegzuführen, ohne daß man ihnen irgend ein Hinderniß in den Weg legen, oder während dieser neunmonatlichen Frist auf irgend eine Weise zur Einziehung ihrer Effekten, noch weniger zur Verhaftung ihrer Personen schreiten könne.

XLII.

Man wird von beiden Seiten allem, was die Vollziehung des gegenwärtigen Traktats, und besonders des siebenten Artikels auf irgend eine Weise unmittelbar oder mittelbar hindern könnte, so viel als möglich zuvorkommen, und man macht sich bei den geringsten Beschwerden, die wegen diesen oder jenen Uebertretungen erhoben werden, verbindlich, sie auf der Stelle wieder gut machen zu lassen.

XLIII.

Der gegenwärtige Handels-, Schiffarths- und Seetraktat wird, von dem Tage der Unterzeichnung an gerechnet, fünf und zwanzig Jahre dauern, und die Ratifikationen desselben in einer Zeit von drei Monaten, von dem Tage der Unterzeichnung an gerechnet, oder wo möglich noch früher, von beiden Seiten in gehöriger Form überliefert und ausgewechselt werden.

XLIV.

Zu desto größerer Sicherstellung dieses Handelstraktats und aller darin enthaltenen Punkte und Artikel, wird der besagte gegenwärtige Traktat in der Parlamentsversammlung zu Paris und in allen andern Parlamentern des Königreichs Frankreich und in der Rechnungskammer zu Paris bekannt gemacht, genehmigt und registrirt werden; so wie er auf gleiche Weise von den Herrn Generalstaaten in den Edikten und andern Plätzen, wo die Bekanntmachungen, Genehmigungen

migungen und Regiſtrirungen zu geſchehen pflegen, bekannt gemacht, genehmigt und regiſtriert werden wird.

Formular der Päſſe und Seebriefe, welche dem gegenwärtigen Traktat zufolge in der Admiralität von Frankreich den davon auslaufenden Schiffen und Barken gegeben werden ſollen.

Ludwig, Graf von Toulouſe, Admiral von Frankreich, allen, die gegenwärtige Briefe ſehen werden, unſern Gruß: Wir thun kund und zu wiſſen, daß wir

Herrn und Conducteur des

Schiffs, Namens von der Stadt

einer Laſt von

Tonnen, oder ungefähr ſtark, welches von jetzt an in dem Hafen und Ankerplatz

war, Freiheit und Erlaubniß gegeben haben, ſich

mit beladen, nach

geſchehener Unterſuchung ſeines Schiffs nach

zu begeben, nachdem er vor ſeiner Abreiſe von den Officieren, welche in dem Seeweſen die Jurisdiktion ausüben, eben ſo, als wenn das beſagte Schiff einen oder mehrern Unterthanen Sr Majeſtät gehörte, den Eid geleiſtet haben wird, von welchem am Ende der gegenwärtigen Briefe die Urkunde beigeſetzt werden wird; ſo wie auch die Befehle und Verordnungen, das Seeweſen betreffend, zu beobachten und von ſeinen Begleitern beobachten zu laſſen, auch von den bei ſeiner Equipage befindlichen Perſonen und allen, welche ſich einſchiffen; (welche letztere er nicht ohne Vorwiſſen und Erlaubniß der Seeofficiere einſchiffen kann,) ein unterzeichnetes und beſtätigtes Verzeichniß, welches ſowohl die Vor als Zunamen, als auch der Geburts- und Wohnort derſelben enthält, in die Kanzleiakten eintragen zu laſſen. In jedem Hafen oder Ankerplatz, wo er mit ſeinem Schiffe einlaufen wird, wird er den Seeofficieren und Richtern den gegenwärtigen Abſchied vorzeigen, und ihnen von dem, was während ſeiner Reiſe geſchehen und vorgefallen iſt, treuen Bericht abſtatten. Während ſeiner Reiſe wird er die Flaggen, Wappen und Schilde

des Königs und die unsrigen führen. Urkundlich haben wir gegenwärtige Briefe mit unserer eigenhändigen Unterschrift und unserer Wappen Insiegel versehen, und sie durch unsern Sekretair des Seewesens unterzeichnen lassen. Geschehen zu den Tag des Monats tausend sieben hundert Unterzeichnet: Ludwig, Graf von Toulouse. Und weiter unten, von

Abschrift der Eidsformel.

Wir von der Admiralität zu. versichern, daß Herr des im obigen Passe genannten Schiffs den daselbst erwähnten Eid geleistet hat. Geschehen, zu den Tag des Monats tausend sieben hundert

Anderes Formular der Briefe, welche zufolge des obgenannten Artikels von den Städten und Seehäfen der vereinigten Provinzen, den daraus auslaufenden Schiffen und Barken gegeben werden sollen.

Den Durchlauchtigsten, Hochgebohrnen, Großmächtigsten, Hochgeehrtesten und Hochweisen Herrn Kaisern, Königen, Republiken, Fürsten, Herzogen, Grafen, Baronen, Herrschaften, Bürgermeistern, Schöppen, Räthen, Richtern, Amtleuten, Gerichtsherrn und Regenten aller guten Städte, Städte und Plätze, sowohl geistlichen als weltlichen Standes, welche diese gegenwärtigen Briefe sehen oder lesen werden; wir Bürgermeister und Regenten der Stadt thun kund und zu wissen, was maßen Herr des Schiffs vor uns erschienen ist und durch einen förmlichen Eid und bei den Worten: so wahr mir Gott helfe! erklärt hat, daß das Schiff, Namens ungefähr Lasten

Lasten stark, von welchem er jetzt Herr ist, den Einwohnern der vereinigten Provinzen gehöre; und da wir gern sähen, daß der besagte Schiffsherr in seinen rechtmäßigen Geschäften unterstützt würde, so ersuchen wir Euch alle samt und sonders, wo der obgenannte Herr mit seinem Schiffe und Waaren angelangen wird, Ihr wollet ihn gütig aufnehmen und pflichtmäßig behandeln, ihn gegen die gewöhnlichen Zollgebühren und Abgaben in, durch und bei euren Häfen, Flüssen und Domänen dulden, und ihn, wo er es für gut findet, schiffen, passiren, angelangen und Gewerbe treiben lassen, wofür wir gern erkenntlich seyn werden. Urkundlich haben wir unseren Stadt Insiegel beifügen lassen.

Separat-Artikel.

Außer demjenigen, was in dem zwischen den Gesandten Sr Allerchristlichsten Majestät und der Herrn Generalstaaten der vereinigten Provinzen heute, den eilften April 1713 geschlossenen Handelstraktat verabredet und ausgemacht worden ist, hat man noch durch gegenwärtigen Separat-Artikel, welcher eben die Kraft und Gültigkeit haben wird, als wenn er in den besagten Traktat Wort für Wort eingerückt wäre, beschlossen, daß die in Frankreich auf fremde Schiffe gestellte Auflage von 50 Sols für die Last in Rücksicht der Schiffe, welche Unterthanen der Generalstaaten der vereinigten Provinzen zugehören, in Zukunft gänzlich aufhören wird und hinführo nicht wieder eingeführt werden kann, so daß die Schiffe der Unterthanen der besagten Herrn Generalstaaten von der besagten Taxe befreit seyn werden; mögen nun diese Schiffe von den Ländern oder Gebieten der Herrn Generalstaaten gerade zu nach Frankreich gehen oder von irgend einer andern Gegend herkommen, mögen sie beladen oder leer seyn, um ihre Ladung in einem oder mehreren Plätzen von Frankreich abzusetzen, oder vielleicht an den Oertern, wohin ihr Lauf gerichtet war, Ladung aufzunehmen, bestimmt gewesen seyn, und weil sie daselbst keine finden, an andere Oerter gehen, um dort welche zu bekommen, mögen ferner die besagten Schiffe der Unterthanen der Herrn Generalstaaten aus den französischen Häfen auslaufen, um von da nach Hause zurückzukehren, oder

ihren Lauf anderswohin zu nehmen, es mag seyn, an welchen Ort es wolle, beladen oder leer; mögen sie sogar ihre Ladungen in einem oder mehreren Plätzen genommen haben. Denn man ist übereingekommen, daß die Schiffe der Unterthanen der Herrn Generalstaaten der genannten Auflage weder im den angeführten noch in irgend einem andern vorkommenden Fall unterworfen, sondern davon befreit seyn und bleiben sollen, sowohl wenn sie von den besagten französischen Häfen herkommen, als wenn sie dahin gehen, ausgenommen im folgenden Falle, wenn nämlich die besagten Schiffe in Frankreich Waaren aufnehmen und sie von einem französischen Hafen nach einem andern Hafen Frankreichs transportiren, um sie dort abzusetzen; in diesem Fall allein, und sonst in keinem andern werden die Unterthanen der besagten Herrn Generalstaaten verbunden seyn, die gedachte Abgabe, wie die andern Fremden zu bezahlen. Dieser gegenwärtige Separat-Artikel wird eben so, wie der Handelstraktat ratificiert und registrirt werden.*)

Wir außerordentliche Gesandte und Bevollmächtigte des Allerchristlichsten Königs haben, in Rücksicht dessen, was uns von den außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten der Herrn Generalstaaten der vereinigten Provinzen der Niederlande vorgestellt worden ist, daß es für die Schiffahrt und den Handel beider Theile gut seyn würde, wenn die im dritten Artikel des hier in dieser Stadt den 11ten des letztern Monats unterzeichneten Friedens- und Handels-Traktats zur gegenseitigen Wiederherstellung der gemachten Eroberungen festgesetzten Termine nicht von dem Tage der zu geschehenden Bekanntmachung, wie in dem besagten dritten Artikel ausbedungen worden ist, sondern von dem Tage der Unterzeichnung anfiengen, wie es auch nach dem Frieden von Ryswick verordnet wurde, auf Befehl Sr Majestät eingestimmt und bewilligt, daß alle besagte Termine sowohl in der Nordsee als in allen den übrigen, im besagten dritten Artikel genannten Gegenden von dem Tage der Unterzeichnung an anfangen

*) Dieser Artikel wurde den 11ten April von 7 holländischen Gesandten, der folgende erst den 12ten Mai von 5 holländischen Gesandten unterschrieben.

fangen und gerechnet werden ſollen, und wir außerordentliche Geſandte und Bevollmächtigte der Heren Generalſtaaten haben gegenſeitig im Namen unſerer Obern, in Rückſicht auf die Unterthanen Sr Allerchriſtlichſten Majeſtät daſſelbe zugegeben und bewilligt.

Geſchehen zu Utrecht, den 11ten Mai 1713.

Unterzeichnete:

(L. S.) Huxelles.
(L. S.) Mesnager.
(L. S.) Wilhelm Buys.
(L. S.) B. v. Duffen.
(L. S.) E. A. Baron von Rheede von Renswoude.
(L. S.) S. v. Goslinga.
(L. S.) Graf v. Kniphuyſen.

VII.

Friedens- und Freundschafts-Traktat

geschlossen zu Utrecht den $\frac{3}{14}$ Juli 1713 zwischen d
Allerdurchlauchtigsten und Großmächtigsten Fürsti
Anna, Königin von Großbritannien, und dem Alle
durchlauchtigsten und Großmächtigsten Fürsten, Ph
lip dem V., Katholischen Könige von Spanien.

ꝛc. ꝛc. Art. II.

Da der Krieg, welchem man eben jetzt durch diesen Fr
den glücklicher Weise ein Ende gemacht hat, anfangs weg
der augenscheinlichen Gefahr, mit welcher die Freiheit u
Sicherheit von ganz Europa, vermöge der allzuengen Ver
nigung der Königreiche Spanien und Frankreich, bedro
wurde, unternommen und mit so großer Erbitterung und
nem ungeheueren Kostenaufwand, so wie mit Vergießung
ner unaussprechlichen Menge Bluts so lange fortgesetzt w
den ist; und da, um die Unruhe und den Argwohn, mit w

Da er nun hingegen einwandte, daß der König auf die Wiederaufbauung der Festungswerke große Summen verwendet, so wurde ihm zum Ersatz das Gebiete von Ascalon zugestanden. Ferner verlangten wir, daß Daroun nebst andern Schlössern geschleift, und ihr Gebiethe in gleiche Theile vertheilt werde. Den übrigen District aber von Jaffa bis Tyrus sollten sie behalten, und die Oerter, deren Eigenthum noch strittig wären, theilen.

Der Gesandte verlangte bey seinem Abschied, daß man ihm einen von unsern Großen mit gäbe, der den Vertrag, wenn er zu Stande käme, durch einen Eyd bekräftigen sollte. Der Sultan aber wollte dieß nicht eher geschehen lassen, als bis alle Puncte in Richtigkeit gebracht wären. Indeß gab er ihm ein prächtiges Gegengeschenk mit.

Hundert und funfzigstes Kapitel.

Nach einigen Tagen kam der Gesandte wieder. „Der König, sprach er, bittet euch inständig, ihm doch jene drey Oerter zu überlassen, die in eurem großen mächtigen Reiche von gar keinem Gewichte seyn können, da hingegen die Franken ihren Besitz nicht leicht aufgeben werden. Es ist auch billig dem Könige diese Städte zu überlassen, weil er auf ganz Jerusalem Verzicht thut, ausgenommen die einzige Kirche der Auferstehung, und sonst keinen Aufenthalt in der Stadt für Mönche oder Priester verlangt. Die Franken sollen demnach alles von Daroun bis Antiochien behalten, und ihr das was ihr jetzt besitzt. Alsdann wird der König nach Hause kehren. Kömmt aber der Friede nicht zu Stande, so werden ihn die Franken nicht fortlassen,

chem die Gemüther beängstigt*) waren, auszutilgen und den Frieden und die Ruhe der Christenheit durch ein billiges Gleichgewicht der Macht, welches der beste und sicherste Grund wechselseitiger Freundschaft und eines dauerhaften Einverständnisses von beiden Seiten ist, wiederherzustellen, der Katholische und Allerchristlichste König bewilligt haben, daß man durch hinreichende Verwahrungsmittel Sorge trüge, zu verhindern, daß die Königreiche Spanien und Frankreich jemals unter einer und derselben Bothmäßigkeit vereinigt werden, und eine und dieselbe Person jemals von beiden Reichen König werden könne; so haben zu dem Ende Se Katholische Majestät für sich, ihre Erben und Nachfolger auf die feierlichste Weise allen Rechten, Titeln und Ansprüchen entsagt, welche sie auf die Krone Frankreich haben könnten, u. s. w.

Und Se Katholische Majestät erneuern und bestätigen durch gegenwärtige Artikel die von ihrer Seite geschehene und oben erwähnte feierliche Entsagung; und da sie die Kraft eines allgemeinen und Fundamental-Gesetzes erhalten hat, so machen sich Se besagte Majestät von neuem auf die heiligste Weise verbindlich, sie unverletzlich zu beobachten und beobachten zu lassen. Auch werden sie mit allem möglichen Eifer dahin arbeiten, daß auch die übrigen Entsagungen, sowohl von Seiten Spaniens als Frankreichs, unwiderruflich beobachtet und vollzogen werden; denn so lange diese Bestand haben und ihre völlige Kraft behalten und eben so wie die übrigen in dieser Hinsicht gemachten Verträge von beiden Seiten treu beobachtet werden, wird die spanische und französische Krone so von einander getrennt und abgesondert seyn, daß sie nie zusammen vereinigt werden können.

III.

Es soll eine allgemeine Amnestie und ewige Vergessenheit alles dessen bewilligt werden, was während des Kriegs von beiden Seiten vorgefallen ist, was auch irgend für eine feindliche Handlung, an welchem Orte und von wem sie auch ausgeführt worden seyn mag: so daß es in dieser Hinsicht, unter welchem Vorwande es geschehen könnte, weder auf

*) Das Lateinische Exemplar setzt dazu: de iisdemmodi conjunctione wegen einer solchen Vereinigung. —

gewaltsamen noch rechtlichen Wegen erlaubt seyn wird, sie unmittelbar oder mittelbar zu beunruhigen.*)

IV.

Alle**) beiderseitige Kriegsgefangene werden, was Stand und Würden sie auch seyn mögen, unmittelbar nach der Ratifikation dieses Traktats in Freiheit***) gesetzt werden, ohne daß sie gehalten seyn sollen, irgend ein Lösegeld zu zahlen; doch werden sie sich zur Bezahlung der Schulden, welche sie während ihrer Gefangenschaft gemacht haben, verbunden seyn.

V.

Um überdieß den eben geschlossenen Frieden und diese Freundschaft, welche nie verletzt werden soll, desto mehr zu befestigen und dauerhafter zu machen, und jede Gelegenheit zu Mißhelligkeiten, welche durch das bei der Großbritannischen Krone eingeführte Erbfolgerecht und Ordnung und deren Einschränkungen vermöge der unter den Regierungen des Königs Wilhelms des III. ruhmwürdigen Andenkens und der jetzt regierenden Königin in Hinsicht auf die Linie gedachter Königin, und nach Absterben derselben zu Gunsten der Allerdurchlauchtigsten Fürstin Sophie, verwittweten Churfürstin von Braunschweig und ihrer Erben in protestantischer Linie von Hannover vorgeschlagenen und urkundlich genehmigten Gesetze Großbritanniens veranlaßt****) werden könnten, aufzuheben;

*) Das lateinische Exemplar drückt sich mit einiger Veränderung aus: ita ut nec eorum, nec ullius alterius rei causa vel praetextu alter alteri quidquam inimicitiae aut molestiae, directe vel indirecte, specie juris vel via facti nocivum inferat aut inferri patiatur, so daß einer dem andern weder deshalb, noch aus einer andern Ursache oder Vorwande unmittelbar oder mittelbar, unter dem Anschein des Rechts oder auf dem Wege der Gewalt irgend etwas feindliches oder beschwerliches zufügen oder zufügen lassen soll.

**) Das Lateinische sagt: omnes et singuli, alle und jede.

***) Im Lateinischen wird dazu gesetzt: priusquam, in die vorige Freiheit. —

****) Im Lateinischen steht noch: ullo tempore, irgend zu einer Zeit.

geben; und um endlich die besagte Erbfolge den Großbritannischen Gesetzen gemäß noch mehr sicher zu stellen und aufrecht zu erhalten, erkennt der Katholische König die besagte Einschränkung der Erbfolge in dem Königreiche Großbritannien aufrichtig und förmlich an, erklärt und verpflichtet sich auf Treue und Glauben, auf seine Ehre und sein königliches Wort sowohl für sich als seine Nachfolger, sie genehm zu halten, so wie er sie von jetzt an genehmigt und anerkennt, und wie er, seine Erben und Nachfolger es für immer thun werden. Auf gleiche Weise verspricht auch der besagte Katholische König bei seiner Ehre und auf sein königliches Wort, sowohl für sich als für seine Erben und Nachfolger, außer der besagten Königin und ihren Nachfolgern, den durch die Großbritannischen Gesetze und Statuten eingeführten Ordnung und Einschränkung gemäß, nie eine Person, sie sey, wer sie wolle, als König oder Königin von Großbritannien anzuerkennen und anzusehen.

VI.

Ueberdieß verspricht der Katholische König für sich, seine Erben und Nachfolger, die besagte Königin von Großbritannien, ihre Erben und Nachfolger in obenerwähnter protestantischer Linie, welche in dem Besitz der Krone Großbritanniens und der von ihr abhängigen Staaten seyn werden, auf keine Weise*) zu stören oder zu beunruhigen. Der besagte Katholische König macht sich ferner verbindlich, die Person oder die Personen, sie mögen seyn, wer sie wollen, welche sich im Zukunft aus irgend einem Beweggrunde oder Vorwande der besagten Erbfolge entweder durch öffentlichen Krieg, oder durch Begünstigung irgend einiger gegen den Fürsten oder die Fürsten, welche zufolge der darüber gemachten Parlamentsakten in dem Besitz des Throns von Großbritannien sind, oder gegen den Fürsten oder die Fürstin, denen die Thronfolge von Großbritannien nach den obenerwähnten Parlamentsakten zugehört, angesponnenen Kabalen und Verschwörungen zu widersetzen streben können, weder unmittelbar noch mittelbar zu unterstützen,

*) Das Lateinische drückt sich aus: nullo unquam tempore sese — turbaturos vel molestia afficturos, daß sie zu keiner Zeit — stören oder auf irgend eine Weise bedrücken werden.

stehen, ihnen weder zu rathen noch sie zu beunruhigen, und ihnen weder zu Wasser noch zu Lande, oder auf welche Art es geschehen könnte, mit Geld, Waffen, Munition, Kriegsinstrumenten, Schiffen, Soldaten oder Matrosen Beistand zu leisten.

VII.

Die Wege der ordentlichen Gerechtigkeit werden in allen Königreichen, Ländern und Herrschaften, welche unter der Bothmäßigkeit Ihrer Königlichen Majestäten stehen, wieder eingeführet und geöffnet werden, und ihre beiderseitigen Unterthanen werden daselbst ihre Rechte, Klagen und Ansprüche den Gesetzen, Constitutionen und Statuten eines jeden Königreichs gemäß geltend*) machen können; im Fall sie besonders sich über irgend einige zur Zeit des Friedens oder im Anfange des eben geendigten Kriegs gegen den Inhalt der Traktate begangene Ungerechtigkeiten oder Bedrückungen zu beklagen, Ursache haben sollten, und man wird Sorge tragen, den erlittenen Schaden, den Regeln der Billigkeit und Gerechtigkeit gemäß,**) sogleich wieder gut zu machen.

VIII.

Die Schifffarth und der Handel zwischen den Unterthanen eines jeden Königreichs wird frei seyn, so wie sie in Friedenszeiten und vor der letzten Kriegserklärung, unter der Regierung des Katholischen Königs von Spanien, Karls des zweiten ruhmwürdigsten Andenkens immer gewesen sind, in Gemäßheit der anderweitig zwischen den beiden Nationen geschlossenen Freundschafts- Conföderations- und Handelstraktate und zufolge der alten Gebräuche, Patente, Scheine und anderer Privatakten, so wie des Handelstraktats oder der Traktate, welche gegenwärtig geschlossen worden sind, oder nächstens zu Madrid geschlossen werden sollen. Und da man in den Verfügungen des allgemeinen Friedens einstimmig beschlossen

*) Im Lateinischen heißt es: ita, ut liberum sit omnibus earumque subditis, allegare et obtinere jura etc., so daß es von beiden Seiten den Unterthanen frei stehen wird, ihre Rechte u. s. w. anzuzeigen und zu erlangen.

**) Das Lateinische sagt hier: secundum justitiae normam, der Regel der Gerechtigkeit gemäß.

schlossen und als eine Grundregel*) festgesetzt hat, daß die Ausübung der Schiffarth und des Handels in Westindien**) auf demselben Fuße bleibe, wie sie unter der Regierung des seligen Königs Karls des II. war; so ist man noch überdieß, damit diese Regel unverletzlich, und ohne je dawider handeln zu können, beobachtet, und vermittelst dessen jeder Anlaß zu Verdacht oder Mißtrauen***) aus dem Wege geräumt und demselben vorgebeugt werde, auf eine ganz besondere Weise****) übereingekommen, weder den Franzosen noch irgend einer andern Nation, sie sey, wer sie wolle, unter welchem Namen oder Vorwand es auch sey.†) irgend jemals Erlaubniß zu geben, oder auf irgend eine Weise zu gestatten, daß sie in die der spanischen Krone unterworfenen Länder in Amerika zu schiffen, zu handeln, oder Neger, Waaren oder Lebensmittel††) einzuführen habe, mit Vorbehalt dessen, was in dem oben erwähnten Handelstraktat oder Traktaten und in den durch einen gewissen Vertrag, gewöhnlich el Assiento de Negro genannt, von welchem im 12ten Artikel geredet wird, bewilligten Rechten und Privilegien ausgemacht seyn wird; so wie auch mit Vorbehalt dessen, was der besagte Katholische König, seine Erben oder Nachfolger wegen der Einführung oder Einlassung der Neger in das spanische Westindien nach getroffener Uebereinkunft über den bey erwähnten Assiento der Neger durch irgend einen Contrakt oder Contrakte versprochen werden. Und damit man in Betreff der Schiffarth und des Handels

*) Das Lateinische sagt: praecipua quaedam et fundamentalis regula, als eine vorzügliche und Grundregel.

**) Das Lateinische setzt dazu: Hispanici juris, das unter spanischer Gerichtsbarkeit steht.

***) Im Lateinischen wird noch dazu gesetzt: circa illoc negotium, in dieser Angelegenheit.

****) Im Lateinischen heißt es: conventum specialim statutumque est, so ist auf eine besondere Weise beschlossen und festgesetzt worden.

†) Im Lateinischen steht noch dabei: directe vel indirecte, unmittelbar oder mittelbar.

††) Das Lateinische sagt: Nigritas, Bona, Merces quaslibet, vel Res quascunque, Neger, Güter, Waaren, oder irgend eine Sache.

nach Westindien, wie oben gesagt ist, von beiden Seiten sichere und mehr umfassendere Verwahrungen haben könne, hat man ferner verabredet und beschlossen, daß weder der Katholische König noch einer von seinen Erben und Nachfolgern von den Ländern, Staaten oder Territorien, welche Spanien in Amerika angehören, zu Gunsten Frankreichs oder irgend einer andern Nation, [illegible] eins, weder im Ganzen noch Theilweise verkaufen, abtreten, verpfänden, übertragen noch auf irgend eine Weise oder unter irgend einem Namen von sich oder von der spanischen Krone ablassen könne. Vielmehr macht sich, um die Staaten der Spanier in Westindien in ihrem unverrückten Zustand zu erhalten, die Königin von Großbritannien verbindlich, alle Kräfte anzuwenden, und den Spaniern beizustehen, um die ehemaligen Grenzen ihrer Staaten in Westindien, wenn man finden sollte, daß sie seit dem Tode des obenerwähnten Katholischen Königs Karls des II. auf irgend eine Weise oder unter irgend einem Vorwande angegriffen und von irgend einer Seite geschmälert worden wären, wieder auf den Fuß setzen zu lassen, wo sie unter der Regierung des besagten Katholischen Königs Karls des II. waren.

IX.

Ueberdieß hat man als eine allgemeine Regel festgesetzt und beschlossen, daß alle und jede Unterthanen beider Königreiche in Rücksicht der sämmtlichen Abgaben, Auflagen und Zölle sowohl auf ihre Personen als auf die Waaren, Schiffe, die Schiffsfracht, die Matrosen, die Schiffahrt und den Handel in allen Ländern und Plätzen von beiden Seiten wenigstens dieselben Privilegien, Freiheiten und Befreiungen genießen und in allen Dingen dieselben Vortheile haben sollen, welche die Franzosen oder die am meisten begünstigten Nationen besessen und genossen haben, oder welche sie werden genießen können, und welche sie in Zukunft besitzen werden.

X.

*) Im Lateinischen heißt es: quibus Gallicarum subditi, aut amicissima quaevis gens exteta utuntur, fruuntur, gaudentque, aut ullo dehinc tempore uti, frui, aut gaudere possint, welche die Unterthanen Frankreichs oder jede begünstigte auswärtige Nation benutzen, genießen oder inne haben, oder von jetzt an zu irgend einer Zeit benutzen, genießen oder inne haben können.

X.

Der Katholiſche König tritt, vermöge dieſes Traktats, das volle und gänzliche Eigenthum der Stadt und des Schloſſes Gibraltar, nebſt dem Hafen, den Feſtungswerken und den davon abhängigen*) Forts, ſowohl für ſich als für ſeine Erben und Nachfolger, an die Krone Großbritanniens ab; und dieſem genannten Eigenthum entſagen Se Majeſtät in der Abſicht, daß es die beſagte Krone unumſchränkt, mit allen Arten von Rechten, ohne allen Vorbehalt und Hinderniß auf immer behaupten und genießen ſolle. Um jedoch den Mißbräuchen und Unterſchleifen, welche in Rückſicht des Transports der Waaren gemacht werden könnten, vorzubeugen, geht des Katholiſchen Königs Wille und Meinung dahin, daß das beſagte Eigenthum ohne alle Territorial-Jurisdiktion und ohne alle zu Lande geöffnete Kommunikation mit den umliegenden Diſtrikten an Großbritannien abgetreten ſeyn ſolle. Da indeß die Kommunikation mit den Küſten Spaniens zu Waſſer nicht immer ſicher und offen iſt, und es alſo treffen könnte, daß die Beſatzung und die Einwohner von Gibraltar in die größte Noth verſetzt würden; die Abſicht des Katholiſchen Königs aber, wie eben geſagt worden iſt, nur dahin gehet, durch eine Kommunikation zu Lande die betrügliche Einfuhr der Waaren zu verhindern; ſo iſt man übereingekommen, daß es in dieſem Fall erlaubt ſeyn ſoll, für die Beſatzung, Einwohner und Schiffe, welche ſich in dem Hafen befinden, Nahrungsmittel und andere nöthige Dinge in den benachbarten Ländern Spaniens gegen baares Geld zu kaufen. Im Fall man aber von Gibraltar Waaren überführte, es mag nun geſchehen, um ſie gegen die beſagten Lebensmittel zu vertauſchen, oder unter irgend einem andern Vorwande; ſo werden ſie konfiſcirt, und wenn darüber Klagen geführt werden ſollten, werden die Perſonen, welche gegen die Treue dieſes Traktats gehandelt haben, ſtrenge beſtraft werden. Auch geben Ihre Majeſtät von Großbritannien, auf Nachſuchen des Katholiſchen Königs, ihre Einſtimmung und bewilligen, daß es keinem Juden oder Mohren, in der beſagten Stadt Gibraltar**) ſich aufzuhalten ode:

*) Das lateiniſche ſagt: eodem pertinentibus, den dazugehörigen u. ſ.

**) Im lateiniſchen wird dann geſetzt: sub quocumque praetextu, unter irgend einem Vorwande.

zu wohnen erlaubt seyn soll; daß man ferner den Schiffen der Mohren*) in dem Hafen der besagten Stadt keine Zuflucht oder Schutz bewilligen werde, wodurch die Kommunikation zwischen Spanien und Ceuta gehindert oder die Küsten von Spanien durch die Angriffe der Neger beunruhigt werden könnten. Da indeß zwischen den Unterthanen Großbritanniens und gewissen Distrikten auf der Afrikanischen Küste die Freiheit des Handels;**) eingeführt ist; so muß man immer bemerken, daß die besagten Unterthanen Großbritanniens den Mohren und ihren Schiffen, wenn es blos um den Handel zu thun ist, den Eingang in den Hafen von Gibraltar nicht verwehren dürfen. Ihro Majestät, die Königin von Großbritannien, machen sich auch verbindlich, bei den Römisch-Katholischen Einwohnern der besagten Stadt die freie Ausübung ihrer Religion zu dulden. Und im Fall, daß die Krone Großbritannien für rathlich hielte, das Eigenthum der besagten Stadt Gibraltar zu verschenken, zu verkaufen oder auf irgend eine andere Weise zu veräußern, so hat man noch weiter festgesetzt und beschlossen, daß der Krone Spanien, mit Ausschluß eines jeden, er mag seyn, wer er wolle, das Vorrecht darauf vergönnt seyn solle.***)

XI.

Auf eben diese Weise treten Se Katholische Majestät für sich, ihre Erben und Nachfolger der Krone Großbritannien die ganze Insel Minorka ab, und überlassen ihr für immer alle Rechte und die unumschränkte Herrschaft dieser ganzen Insel, und insbesondere der Stadt, der Burg, des Hafens und der Festungs-

*) Das Lateinische sagt bestimmter: Mauroram navibus bellicis quibuscunque, den Kriegsschiffen der Mohren, sie mögen seyn, welche sie wollen.

**) Im Lateinischen heißt es: cum vero amicitae Tractatus et Commerciorum Libertas ac Frequentia intercedant inter e. c. Da aber zwischen — Freundschafts-Traktate und Freiheit und häufiger Verkehr im Handel statt finden ꝛc. ꝛc.

***) Mit dem Zusatz: semper, heißt es im Lateinischen: ut prima ante alios ejus redimendae optio Coronae Hispanicae semper deferatur, daß der spanischen Krone jederzeit vor andern zuerst die Wahl überlassen werden solle, sie wieder an sich zu bringen.

ſungswerke im Meerbuſen von Minorka, gewöhnlich Port Mahon genannt, mit allen den übrigen Häfen, Plätzen und Städten, welche auf der beſagten Inſel gelegen ſind; jedoch, wie im vorhergehenden Artikel, mit der Bedingung, daß man den Kriegsſchiffen der Mohren im Port Mahon, oder in irgend einem andern Hafen der beſagten Inſel Minorka weder Zuflucht noch Schutz bewilligen werde, weil durch die Ausfälle die Küſten Spaniens beunruhigt werden könnten. Und es wird den beſagten Mohren und ihren Schiffen nicht erlaubt ſeyn, auf beſagte Inſel einzulaufen, als nur wegen des Handels, der in den Traktaten getroffenen Uebereinkunft gemäß. Auch verſpricht die Königin von Großbritannien ihrer Seits, daß, im Fall es ſich künftig ereignen ſollte, daß man die beſagte Inſel Minorka nebſt den darauf gelegenen Häfen, Städten und Plätzen auf irgend eine Weiſe von der Krone ihrer Königreiche veräußern wollte, die Krone Spanien, mit Ausſchluß jeder andern Nation, immer den Vorzug haben werde, den Beſitz und das Eigenthum derſelben wieder an ſich bringen. Ueberdieß machen ſich Ihro Königliche Majeſtät von Großbritannien verbindlich, dafür zu ſorgen, daß alle Einwohner dieſer Inſel, ſowohl geiſtliche als weltliche, den freien*) und ruhigen Genuß aller ihrer Güter und Würden, und die freie Ausübung der Römiſch-Katholiſchen Religion haben werden; und man wird zur Aufrechthaltung der beſagten Religion auf dieſer Inſel ſolche Maaßregeln nehmen, wie ſie mit der bürgerlichen Regierung und den Geſetzen Großbritanniens beſtehen können.**) Selbſt diejenigen, welche gegenwärtig in Dienſten Sr Katholiſchen Majeſtät ſind, werden ihre Würden und Güter genießen, wenn ſie auch im beſagtem Dienſte bleiben. Es wird ferner denen, welche die beſagte Inſel zu verlaſſen oder von da wegzugehen wünſchen, erlaubt ſeyn, ihre Güter zu verkaufen, und mit dem, was ſie

Extra

*) Im Lateiniſchen: ut tuto pacateque fruantur, ſicher und ruhig genießen.

**) Im Lateiniſchen: quae (rationes) a Gubernatione civili atque a Legibus Magnae Britanniae penitus abhorrere non videantur, welche (Maaßregeln) von der bürgerlichen Regierung und von den Geſetzen Großbritanniens nicht ganz abzuweichen ſcheinen.

davon gezogen haben werden,*) ungehindert nach Spanien überzugehen.

XII.

Außerdem giebt und bewilligt der Katholische König Ihrer Majestät von Großbritannien und der dazu verordneten Gesellschaft ihrer Unterthanen, mit Ausschluß der Unterthanen Spaniens und aller andern, durch diesen Artikel in Hinsicht auf die Einführung der Neger in mehrere Theile der Staaten und des Gebiets Sr Katholischen Majestät in Amerika einen Contrakt, gewöhnlich der Assiento-Traktat der Neger genannt, auf einen fortlaufenden Zeitraum von 30 Jahren, vom ersten Mai des Jahres 1713 an gerechnet, unter denselben Bedingungen, unter welchen ihn die Franzosen genossen haben, oder irgend jemals genossen haben würden,**) oder hätten genießen sollen, mit einer gewissen Fläche oder gewissen Flächen Landes, welches Se Katholische Majestät der besagten, unter dem Namen der Assiento-Gesellschaft bekannten Gesellschaft an irgend einem bequemen Ort am Flusse Plata gleichfalls bewilligen wird,***) ohne daß die besagte Gesellschaft während der ganzen Zeit des obenerwähnten Contrakts in dieser Hinsicht irgend Abgaben oder Zinsen zu bezahlen verbunden seyn wird. Dieser Sitz der besagten Gesellschaft oder diese Strecken Länder werden theils zum pflanzen, säen und zur nöthigen Viehzucht, sowohl für den Unterhalt der bei besagter Gesellschaft in Diensten stehenden Personen, als ihrer Neger, welche daselbst in völliger Sicherheit so lange aufbewahrt werden, bis man sie verkaufen kann, geschickt und hinreichend seyn; theils werden die Schiffe der besagten Gesellschaft, um den ihnen etwa drohenden Gefahren

*) Die Worte: „mit dem, was sie davon gezogen haben," fehlen im Lateinischen Exemplar.

**) Im Lateinischen heißt es: aut ullo tempore frui poterant, vel debuerant, oder irgend jemals genießen konnten oder hätten genießen sollen.

***) Im Lateinischen: una cum Tractu s. Tractibus Terrae a dicto Rege Catholico designandis et Societati — tribuendis etc., mit einer Fläche oder einigen Flächen Landes, welche vom genannten Katholischen Könige bestimmt und der — Gesellschaft ertheilt werden soll.

und er wird dann Gewiſſenshalber ſich von ihnen nicht trennen können.

Sieh hier geliebter Leſer die Kunſtgriffe des Königs, der bald bittet bald droht, da ihn doch die höchſte Noth zwang in ſeine Staaten zurückzukehren. Ohne Gottes Beyſtand hätten wir ſeinen verdammten Ränken nicht ausweichen können. Unter allen unſern Feinden zeichnete ſich dieſer durch ſeine vorzügliche Liſt und Herzhaftigkeit aus.

Der Sultan antwortete auf jenen Antrag: Er ſey mit den Antiochenern ſchon in Unterhandlungen getreten, und wolle mit ihnen einen Friedensbund ſchließen, wenn ſie die vorgeſchlagenen Bedingungen eingehen; ſonſt aber auf keinen Fall. Die Forderungen des Königs könne er als Muſelmann nicht genehmigen, obgleich die verlangten Städte wenigen Werth in ſeinen Augen hätten. Doch wolle er ihm Lydda in der Ebene abtreten, und zwar zum Erſatz der Koſten die er auf die Befeſtigung von Aſcalon verwendet.

Der König von England beharrte aber feſt auf ſeinem Entſchluß, und ließ dem Sultan antworten: „ich kann auch nicht einen einzigen Stein in Aſcalon verrücken. Denn was würde die Welt ſprechen, wenn ſie dieß von mir hörte? Uebrigens ſind unſre Grenzen ſo weit berichtigt, daß wir darüber nicht mehr ſtreiten dürfen.“ Saladin ſah ſich alſo genöthigt die Waffen wieder zu ergreiffen, um dem Feinde zu zeigen daß er feſt entſchloſſen ſey, keinen Schritt zurückzuweichen.

Gefahren zu entgehen, daselbst ans Land ſetzen können. Doch wird dem Katholiſchen König immer erlaubt ſeyn, einen Officier an den beſagten Ort oder Sitz zu ſchicken, um Aufſicht zu führen, daß nichts vorfalle, was ſeinem Königlichen Intereſſe zuwider wäre; und alle, welchen die Geſchäftsverwaltung von der beſagten Geſellſchaft übertragen iſt, oder welche von ihr abhängig ſind, werden in Rückſicht alles deſſen, was den oben erwähnten Strich Landes betrifft, der Aufſicht des beſagten Officiers unterworfen ſeyn. Im Fall aber zwiſchen dem beſagten Officiere und denen von der beſagten Geſellſchaft*) irgend einige Bedenklichkeiten, Schwierigkeiten oder Streitigkeiten vorfallen ſollten, ſo wird die Sache dem Ausſpruch des Gouverneurs von Buenos Ayres überlaſſen werden. Auch hat der Katholiſche König der beſagten Geſellſchaft mehrere andere außerordentliche Vortheile zu bewilligen geruht, welche in dem am 26ſten März des jetztlaufenden Jahres 1713 zu Madrid zu Stande gebrachten und geſchloſſenen Aſſientotraktat weitläuftiger angeführt und aus einander geſetzt ſind. Und dieſer Contrakt oder Aſſiento der Neger wird mit allen darin enthaltenen Klauſeln, Bedingungen, Privilegien und Freiheiten, welche dieſem Artikel nicht zuwiderlaufen, eben ſo, als wenn er Wort für Wort hier eingerückt wäre, für einen Theil dieſes Traktats geachtet und angeſehen ſeyn und ſtehen.

XIII.

Und da die Königin von Großbritannien mit allem möglichen Eifer unaufhörlich darauf gedrungen und beſtanden hat, daß alle Einwohner des Fürſtenthums Catalonien, wes Standes und Würden ſie ſind, für alles was in dem letzten Kriege geſchehen iſt, eine Akte der ewigen Vergeſſenheit erhalten, daß ſie den vollkommenen Beſitz aller ihrer Güter und Würden genießen, und ihre ehemaligen Privilegien ohne die geringſte Verletzung geſchützt werden möchten; ſo bewilligt und beſtätigt der Katholiſche König, um den Wünſchen der beſagten Königin von Großbritannien Genüge zu leiſten, allen Einwohnern von Catalonien im allgemeinen nicht nur die gewünſchte Amneſtie mit dem vollkommenen und unverletzlichen Beſitz

*) Im Lateiniſchen: et rerum ſocietatis ſæpe memoratæ Curatores, und den Geſchäftsführern oftgedachter Geſellſchaft.

Besitz aller ihrer Güter und Würden; sondern giebt und bewilligt ihnen auch zu gleicher Zeit alle Privilegien, welche die Einwohner der beiden Castilien, die Sr Katholischen Majestät unter allen Spaniern die theuersten sind, genießen oder in Zukunft genießen konnten.

XIV.

Und weil der Katholische König auf Nachsuchen Ihrer Königlichen Majestät von Großbritannien das Königreich Sicilien an Se Königliche Hoheit, Victor Amadeus, Herzog von Savoyen, abzutreten geruhet, und kraft des zwischen Sr Katholischen Majestät und Sr Königlichen Hoheit von Savoyen heute unterzeichneten Traktats die Abtretung des besagten Königreichs wirklich geleistet hat; so machen sich Ihro Königliche Majestät von Großbritannien verbindlich und versprechen, dafür zu sorgen, daß, in Ermangelung männlicher Erben, in dem Hause Savoyen der Besitz des genannten Königreichs Sicilien wieder an die Krone Spanien zurückfallen werde; und Ihro Königliche Majestät von Britannien stimmen überdieß noch ein, daß das besagte Königreich Sicilien unter keinem Vorwand und auf keine Weise an einen andern Fürsten oder Staat, ausser an den Katholischen König von Spanien, seine Erben und Nachfolger veräußert oder abgegeben werden könne. Und da der eben genannte Katholische König Ihro Königlichen Majestät von Großbritannien zu erkennen gegeben hat, es sey billig und er wünsche nicht allein, daß die Unterthanen des Königreichs Sicilien, welche sich in den Spanischen Staaten aufhalten, und im Dienste Sr Katholischen Majestät stehen, sondern auch die Spanier und übrigen Unterthanen Spaniens, welche Güter und Würden in dem besagten Königreich Sicilien haben können, ihre besagten Güter und Würden vollkommen und ohne die geringste Verminderung genießen und unter dem Vorwande der persönlichen Abwesenheit auf keine Weise gestört oder beunruhigt würden; und da überdieß noch Se Katholische Majestät von ihrer Seite das freiwillige Versprechen geben, daß die Unterthanen des besagten Königreichs Sicilien und andere Unterthanen Sr Königlichen Hoheit, welche in Spanien oder in andern Spanischen Staaten Güter und Würden haben könnten, sie auf dieselbe Weise in völliger Freiheit,*) ohne die geringste

*) Die Worte: „in völliger Freiheit" fehlen im latein. Exemplar.

ngſte Schmälerung genießen, und unter dem Vorwande
perſönlichen Abweſenheit auf keine Weiſe geſtört oder be-
nhigt werden ſollen; ſo verſprechen Ihro Königliche Ma-
t von Großbritannien alles dazu beizutragen, und ihren
erordentlichen Geſandten und Bevollmächtigten zu Utrecht
ſtruktionen zu geben, ſich durch gute Dienſte thätig ins
tel zu ſchlagen, damit der Katholiſche König und Se Kö-
liche Hoheit in dieſer Hinſicht von beiden Seiten auf die
chſte und zuträglichſte Weiſe übereinkommen.*)

XV.

Ihro Königliche Majeſtäten erneuern und beſtätigen
er von beiden Seiten alle Friedens-, Freundſchafts-, Con-
rations- und Handelstraktate, welche zwiſchen den beiden
nen Großbritannien und Spanien vordem zu Stande ge-
ht und geſchloſſen worden ſind, und dieſe Traktate wer-
durch gegenwärtigen eben ſo weitläuftig erneuert und be-
igt, als wenn ſie in denſelben beſondere eingerückt wären,
ſern ſie nämlich den letzlich geſchloſſenen Friedens- und
delo-Traktaten nicht Abbruch thun oder zuwider laufen.
beſondere beſtätigt man durch gegenwärtigen Traktat die
gten Verträge, Traktate und Uebereinkünfte, welche ſo-
l in Bezug auf die Ausübung des Handels und der
iffahrt in Europa und andern Gegenden, als auf die Ein-
rung der Neger im ſpaniſchen Weſtindien zwiſchen beiden
ionen entweder ſchon gemacht oder zu Madrid eben im
rte ſind. Und da man von Seiten Spaniens darauf be-
t, daß man den Völkern von Guipuzcoa und andern Un-
hanen Sr Katholiſchen Majeſtät in den umliegenden Ge-
den der Inſel Terre-Neuve gewiſſe Fiſchereigerechtigkeiten
illige, ſo ſtimmen Ihro Majeſtät von Britannien ein und
n zu, daß den beſagten Völkern von Guipuzcoa und aus
ſpaniſchen Unterthanen alle Privilegien, auf welche ſie

*) Das Lateiniſche drückt ſich aus: quo Rex Catholicus et Regia ſua Celſitudo ſuper hac re inter ſe mutuo conveniant et modo utrinque quam commodiſſimo de eadem coveant provideantque, damit der Katholiſche König und Se Königliche Hoheit unter ſich wechſelſeitig darüber übereinkommen und ſich von beiden Seiten auf die zuträglichſte Weiſe verwahren und vorſehen.

gegründete Ansprüche machen können, bewilligt und sicher gestellt werden sollen.

XVI.

Da man in dem zwischen der Königin von Großbritannien und dem Allerchristlichsten Könige, wegen eines viermonatlichen Waffenstillstandes, von dem $\frac{11}{22}$ des letztern Monats August an gerechnet, geschlossenen Vergleiche, wozu der Katholische König seine Einwilligung gegeben hat, wie er sie durch den gegenwärtigen Traktat von neuem bestätigt und genehmigt, so wie er durch einen andern Vergleich bis zum $\frac{11}{22}$ April des jetztlaufenden Jahres verlängert worden ist, ausdrücklich verabredet hat, in welchen Fällen die von beiden Seiten erbeuteten Schiffe, Waaren und andere bewegliche Güter für gültig erkannt, oder den vorigen Eigenthümern wieder zugestellt werden sollen; so ist man auch ferner darüber einig geworden, daß die Bedingungen des besagten Waffenstillstandes in den angegebenen Fällen ihre völlige Kraft und Stärke behalten und alles, was in Rücksicht auf die besagten, in den Britannischen und nördlichen Meeren oder sonst anderswo gemachten Eroberungen ausbedungen worden ist, nach dem Inhalt desselben gehörig und pflichtmäßig vollzogen werden soll.

XVII.

Wenn es sich aus Unachtsamkeit, Unvorsichtigkeit oder einer andern möglichen Ursache ereignen sollte, daß einer von den Unterthanen Ihrer genannten Königlichen Majestäten zu Lande, auf dem Meere oder in süßen Gewässern an irgend einem Orte der Welt etwas thäte oder unternähme, was dem gegenwärtigen Traktat zuwiderlaufen und die gänzliche Vollziehung desselben oder irgend eines von diesen Artikeln insbesondere hindern könnte; so wird der zwischen der Königin von Großbritannien und dem Katholischen Könige wieder hergestellte Friede und das gute Vernehmen durch diese Gelegenheit nicht gestört oder für unterbrochen geachtet werden, sondern vielmehr immer seine völlige und erste Stärke und Kraft behalten; jedoch wird derjenige von den besagten Unterthanen, welcher ihn gestört hat, für seine besondere Handlung allein verantwortlich seyn und den Gesetzen gemäs und zufolge der Regeln des Völkerrechts dafür bestraft werden.

XVIII.

XVIII.

Und wenn ferner der Fall eintreten ſollte, was Gott verhüten wolle, daß die durch dieſen Frieden gehobenen Mißverſtändniſſe und Feindſchaften zwiſchen Ihren beſagten Königlichen Majeſtäten ſich erneuerten und ſie darüber zu einem öffentlichen Krieg kämen; ſo werden alle Schiffe, Waaren, bewegliche Effekten und unbewegliche Güter der Unterthanen Ihrer beſagten Majeſtäten, welche ſich in den Häfen und Oertern des einen oder des andern Theils eingeſchloſſen befinden, daſelbſt keinesweges konfiſciert oder auf irgend eine Weiſe beſchädigt werden; ſondern man wird den Unterthanen Ihrer beſagten Königlichen Majeſtäten eine Friſt von 6 vollen Monaten geben, während welcher ſie ihre oben beſchriebenen Güter und Effekten, ohne daß ihnen eine Störung oder Hinderniß in den Weg gelegt werden kann, verkaufen, aufheben oder wegführen können, wohin es ihnen gut dünkt.*)

XIX.

Alles, was der Friedens-Traktat in ſich enthält, welcher zwiſchen Sr Königlichen Majeſtät von Spanien und Sr Königlichen Majeſtät von Portugal eben geſchloſſen, und von Ihro regierenden Königlichen Majeſtät von Großbritannien genehmigt werden wird, ſoll als ein weſentlicher Theil des gegenwärtigen Traktats angeſehen werden, wie wenn er Wort für Wort darin enthalten und eingerückt wäre. Uebrigens erbieten ſich Ihro gekrönte Königliche Majeſtät von Großbritannien zur Garantie, um die beſagten Friedensbedingungen ſicher zu ſtellen, und verſprechen, ſie nach Inhalt und Form vollziehen zu laſſen, damit ſie gewiſſenhaft und unverletzlich beobachtet werden.

XX.

Der heute zwiſchen Sr Königlichen Katholiſchen Majeſtät und Sr Königlichen Hoheit dem Herzog von Savoyen geſchloſſene

*) Das Lateiniſche ſagt: quo res praedictas, ac aliud quidvis ex suis facultatibus vendant, aus quo libitum erit, citra ullam molestiam inde avehant ac transferant, seque ipsos inde recipiant, damit ſie die obengenannten Sachen und alles andere von ihrem Vermögen verkaufen, oder von da, ohne irgend eine Beſchwerde, wohin es ihnen beliebt, wegſchaffen und überführen, auch ſich ſelbſt von da wegbegeben können.

schlossene Friedens-Traktat ist in dem gegenwärtigen Traktat ganz besonders begriffen und bestätigt, wie wenn er einen wesentlichen Theil desselben ausmachte und Wort für Wort in denselben eingerückt wäre, indem Ihro Königliche Majestät von Großbritannien ausdrücklich erklären, daß sie es wegen des Versprechens und der Garantierung desselben bei den darin enthaltenen Ausdrücken bewenden lassen wollen.

XXI.

Der Allerdurchlauchtigste König von Schweden, nebst allen seinen Königreichen, Staaten, Provinzen und Rechten, so wie die Allerdurchlauchtigsten Fürsten, der Großherzog von Toskana und der Herzog von Parma, ihre Völker und Unterthanen, die Freiheiten und Vortheile ihrer genannten Unterthanen, in Rücksicht des Handels, sind in gegenwärtigem Traktat auf die nachdrücklichste Weise mit eingeschlossen.

XXII.

Die Durchlauchtigste Republik Venedig wird wegen der genau beobachteten Neutralität zwischen den kriegführenden Partheien und der menschenfreundlichen Handlungen, welche sie gezeigt hat, mit unverletzlicher Beibehaltung der Würde, der Macht und der Sicherheit ihrer Staaten und ihres Gebiets als gemeinschaftliche Freundin, welcher Ihre Königlichen Majestäten, wenn sie es nöthig haben sollte, alle Pflichten aufrichtiger Freundschaft zu leisten, jederzeit bereit seyn werden, in dem gegenwärtigen Traktate besonders und auf die günstigste Weise begriffen und eingeschlossen seyn.

XXIII.

Man hat auch für gut befunden, die Durchlauchtigste Republik Genua, welche die alte Freundschaft zwischen ihr und den Kronen Großbritannien und Spanien vermöge einer standhaften Neutralität den ganzen Krieg hindurch zu erhalten gesucht hat, in dem gegenwärtigen Traktat mit einzuschließen, damit sich die Vortheile dieses Friedens auf alles erstrecken, was diese Republik angeht, und ihre Unterthanen in allen Dingen und überall völlige und eben die Handelsfreiheit genießen können, welche sie ehedem, und bei Lebzeiten des Katholischen Königs von Spanien, Karls des II., genossen haben.

XXIV.

XXIV.

Auf gleiche Weise wird auch die Stadt Genf in diesen Traktat mit eingeschlossen seyn, damit sie hinführo alle die Handelsvortheile genießen könne, welche sie in den beiden Königreichen entweder durch Traktate oder ein altes Herkommen vordem genossen hat.

XXV.

Die förmlichen und in guter und gehöriger Form ausgefertigten Ratifikationen dieses Traktats endlich werden in einer Zeit von sechs Wochen, von dem Tage der Unterzeichnung des Traktats an gerechnet, oder wo möglich noch früher, von beiden Seiten ausgewechselt werden.

Geschehen zu Utrecht, den 13 Juli, im Jahr der Gnade 1713

(L. S.) Joh. Bristol. (L. S.) D. de Ossuna.

C. P. S.

(L. S.) Strassord. (L. S.) Fl. Marque de Montelcone.

Erster Separat-Artikel.

Ausser dem, was durch den am 27sten des letztern März geschlossenen Traktat zwischen dem Herren Baron von Lexington, von Seiten Ihre Königlichen Majestät von Großbritannien, und dem Herrn Marquis von Bedmar, von Seiten Sr Königlichen Katholischen Majestät, beschlossen und ausgemacht worden ist, hat man durch gegenwärtigen Separat-Artikel, welcher dieselbe Kraft und Stärke haben wird, als wenn er in den heute zwischen Ihren Königlichen Majestäten geschlossenen Traktat Wort für Wort eingerückt wäre, noch die fernere Uebereinkunft getroffen, daß, so wie Se Königliche Katholische Majestät fest entschlossen sind und hierdurch feierlich versprechen, sie in eine weitere Veräußerung der Staaten, Provinzen oder Länder, welche der Krone Spanien zugehören, sie mögen von einer Beschaffenheit seyn, von welcher sie wollen, und an einem Orte liegen, wo sie wollen, keineswegs willigen wer-

und Ihro Königliche Majestät von Großbritannien versprechen auch von ihrer Seite, bei den Maaßregeln und Anschlägen zu beharren, vermöge welcher sie darauf gesehen und dafür Sorge getragen haben, daß keine der in diesen Krieg verwickelten Partheien von Sr Katholischen Majestät eine weitere Zerstückelung der Spanischen Monarchie verlangen oder erhalten werde; sondern vielmehr, im Fall man eine neue Foderung dieser Art machte, und sie von Sr Katholischen Majestät verworfen würde, Ihro besagte Königliche Majestät von Großbritannien alle Ihre Kräfte anwenden werden, um das Dringen auf dergleichen Ansprüche zu verhindern.

Und wenn Ihro Königliche Majestät von Großbritannien dem gemeinen Wohl für zuträglich finden, daß man zwischen Sr Majestät von Britannien, dem Katholischen König und dem König von Portugal einen neuen Traktat schlöße, um für die Sicherheit der Krone Portugal zu sorgen, so geben Ihre Katholische Majestät von jetzt an zu einem so heilsamen Unternehmen ihre Einwilligung und bestätigen es hierdurch.

Zweiter Separat-Artikel.

Um zu zeigen, welche Achtung Ihre Majestät die Königin von Großbritannien für die Fürstin von Ursini hegen, haben sich Ihro besagte Majestät, vermöge des 21sten Artikels der Friedensverträge, welche zwischen dem Baron von Lexington von Seiten Ihro Königlichen Majestät von Großbritannien, und dem Marquis von Bedmar von Seiten Sr Katholischen Majestät den 27sten des letztvergangenen März zu Madrid geschlossen worden sind, verbindlich gemacht, so wie sie durch gegenwärtigen Artikel versprechen und sich verpflichten auch kräftigst für sich und ihre Nachkommen verbindlich machen, mit Nachdruck und ohne Verzug dafür zu sorgen, daß von der besagten Fürstin von Ursini den würklichen und augenblicklichen Besitz des Herzogthums Limburg, oder irgend eines andern Gebiets in den Niederlanden, welches zur Entschädigung der besagten Fürstin an die Stelle desselben gesetzt worden ist, mit unumschränkter und unabhängiger Landeshoheit bewilligt, welches keinen, er sey, wer er wolle, über sich erkennt,*) und dessen Einkünfte jährlich 30000 Thaler betragen,

*) Im Lateinischen: cum omnimoda, absoluta, et independenti Superioritate ab omni Feudi et alio quocunque vinculo so-

tragen; zufolge des Inhalts und der Geſtalt des Diploms, welches der beſagten Fürſtin den 28ſten September 1711 von Sr Katholiſchen Majeſtät bewilligt worden iſt, wie folgt:

„Philipp, von Gottes Gnaden, König von Caſtilien, Leon, Arragonien, der beiden Sicilien, von Jeruſalem, Navarra, Grenada, Toledo, Valencia, Galicien, Majorka, Sevilla, Sardinien, Cordova, Corſika, Murcia, Jaen, Algarbien, Algezira, Gibraltar, der Canariſchen Inſeln, von Oſt- und Weſt-Indien, von den Inſeln und dem feſten Lande des Oceans, Erzherzog von Oeſtreich, Herzog von Burgund, Brabant, Mailand, Graf von Habsburg, Flandern, Tirol und Barcelona, Herr von Biſcaja, und Molina u. ſ. w. Allen gegenwärtigen und zukünftigen, welche dieſes ſehen und leſen werden, unſern Gruß. Unſer allertreueſte und vielgeliebte Muhme, die Fürſtin von Urſini, hat Uns ſeit dem Anfange unſerer Regierung und bis jetzt ſo viel ausgezeichnete und angenehme Dienſte erwieſen, daß Wir nicht mehr anſtehn zu dürfen geglaubt haben, ihr von Unſerer Erkenntlichkeit und der Achtung, welche Wir gegen ihre Perſon haben, ſichtbare Beweiſe zu geben. Nachdem dieſe Fürſtin ihren Rang und Prärogative am Römiſchen Hofe verlaſſen hatte, um bei Unſerer allertheuerſten Gemahlin, der Königin, die Stelle einer Oberhofmeiſterin anzunehmen, wurde ſie zu Nice, in Provence, ihre Geſellſchafterin, und begleitete ſie in unſere Staaten von Spanien. Alle dieſe Funktionen hat ſie mit einer ſolchen Aufmerkſamkeit, Genauigkeit und Klugheit verwaltet, daß ſie ſich dadurch alles mögliche Zutrauen und alle Achtung erworben hat.

Als Wir zum Commando Unſerer Armeen in Unſern Königreichen und den Italieniſchen Staaten abreiſten, und die Regierung Unſers Königreichs Spaniens Unſerer allertheuerſten Gemahlin, der Königin anvertrauten, verdoppelte die Fürſtin von Urſini ihren Eifer und ihre Sorgfalt; und ihre Perſon unterſtützte ſie immer mit ihren Dienſten und Rathſchlägen mit ſo viel Klugheit und Ergebenheit, daß Wir zu allen Zeiten und bei allen Gelegenheiten die glücklichen Wür-

Jura, mit aller möglichen, uneingeſchränkten und unabhängigen Oberherrſchaft, die von allen Lehns- und jeder andern Verbindlichkeiten frei iſt.

kungen einer so verständigen, so treuen und schätzbaren Leitung wahrgenommen haben.

Seitdem es Gott gefallen hat, Unser Königliches Haus zu segnen, und die Thronfolge desselben durch einen glücklichen Leibeserben zu sichern, übernahm sie auch noch, für die Erziehung unsers Allertheuersten und vielgeliebten Sohns, des Prinzen von Asturien, die zärtlichste und thätigste Sorge zu tragen, so daß man an ihm schon jetzt den glücklichen Erfolg und den Nutzen davon bemerkt. Alle diese so ausgezeichneten Dienste, welche auf das Wohl unserer Staaten und auf die Glückseligkeit Unserer Regierung einen so wichtigen Einfluß haben, das Bestreben dieser Fürstin Uns von einer vollkommenen Ergebenheit gegen Uns, Unsere Allertheuerste Gemahlin, die Königin, und Unsere Königlichen Prinzen immer mehr Beweise zu geben, und die glücklichen Würkungen, welche den heilsamen Rathschlägen, die sie Uns gegeben hat, schon gefolgt sind, haben Uns bewogen, Mittel zu suchen, wie wir ihr eine Vergütung gäben, welche theils so wichtigen Diensten angemessen seyn, theils in Zukunft sowohl von der Größe Unserer Erkenntlichkeit, als von den Verdiensten und den Tugenden dieser Fürstin zu einem sichern Beweis dienen könnte. Dieß hat Uns Anlaß gegeben, darauf zu denken, wie Wir ihr nicht allein eine ansehnliche Einnahme, sondern auch ein Land zusichern wollten, welches sie mit Souveränitätsrechten genießen könnte; und dazu sind Wir um desto mehr geneigt, da theils diese Fürstin, welche das Haus Trémouille, eins der ältesten und berühmtesten in dem Königreich Frankreich, verlassen hat, nicht nur mit den Prinzen von Geblüt aus dem Hause Frankreich, sondern auch mit mehrern andern souveränen Häusern von Europa in Verbindung steht, andern theils aber die Kenntniß von den Einsichten ihres Verstandes und der Klugheit ihres Verfahrens in allen Stücken Uns die Ueberzeugung giebt, daß sie die Länder und Völker, welche ihr unterworfen seyn werden, mit Gerechtigkeit regieren werde; theils aber auch, weil diese große Gnade immer als eine billige Würkung von der Gerechtigkeit und Großmuth der Souveräne gegen diejenigen angesehen werden wird, welche glücklich genug waren, ihnen wichtige Dienste zu leisten. Um dieser Ursachen willen erklären Wir, daß Wir aus unserer vollen Macht, eigenen Bewegung, und vermöge Unserer Königlichen und uneingeschränkten Gewalt Unserer Allertheuersten und

vielge-

Hundert ein und funfzigstes Kapitel.

Der Sultan eröffnet den Feldzug.

Auf die Nachricht, daß die Franken sich in Bewegung gesetzt, brach auch Saladin mit seinem Heere auf und zog vor Jaffa, das er so gleich auf der schwächsten Seite, nach dem Morgenthor zu, berennen ließ. Zu dieser Unternehmung gab ihm selbst der König von England Veranlassung, der gleichsam aus Verachtung gegen uns aus Ptolemais nach Beritus marschirt war. So heftig nun auch unser Angriff war, indem an einem Tage ein großes Stück der Mauer einstürzte, eben so muthig bewiesen sich die Belagerten, und benahmen durch ihre tapfre Gegenwehr den Muselmännern fast alle Hoffnung, etwas gegen sie auszurichten. Jedoch machte der Sultan seinen Soldaten bald wieder neuen Muth, und brachte es in einigen Tagen so weit, daß die Belagerten sich genöthigt sahen, zwey Personen, einen Christen und Franken, als Unterhändler abzuschicken. Der Sultan machte ihnen eben die Bedingungen, die er vormals bey der Uebergabe von Jerusalem gemacht hatte, schlug ihnen aber die gebetene Frist von einigen Tagen ab, und ließ Feuer in die angelegten Minen werfen, wodurch die Hälfte der schon beschädigten Mauer einstürzte. Unterdeß hatten die Belagerten, die diesen Fall schon voraus sehen konnten, einen großen Holzhaufen hinter der Mauer aufgethürmt, den sie sogleich anzündeten, um uns das Eindringen durch die Bresche zu verwehren. Und hier bewiesen sie einen wahren unerschütterlichen Heldenmuth: denn mitten im hitzigsten Gefechte verschlossen sie nicht einmal die Thore, sondern fochten ohne sich ein einziges mahl zurückzuziehen vor den Mauern im offnen Felde bis die Nacht hereinbrach. Der Sultan fieng auch wirklich an es zu bereuen, daß er

ihnen

vielgeliebten Muhme, Maria Anna von Tremouille, Fürstin von Ursini, für sie, ihre Erben, Nachfolger und Rechtsinhaber das Herzogthum, Stadt und Schloß Limburg, welches einen Theil der spanischen Niederlande ausmacht, nebst den Städten, Flecken, Dörfern, Schlössern, Land und Leuten, und allen übrigen Umständen und Dependentien des besagten Herzogthums geschenkt, abgetreten und überlassen haben und durch gegenwärtiges Diplom schenken, abtreten und überlassen, damit es die besagte Fürstin von Ursini, ihre Erben, Nachfolger und Rechtsinhaber als völliges Eigenthum in vollkommener Souveränität besitze, ohne Uns und Unsern Nachfolgern, Königen von Spanien, weder unter dem Titel der Obergerichtsbarkeit oder Lehnsherrlichkeit irgend etwas davon vor- oder zurückzubehalten, und ferner ohne alle Abänderung und Rückfall, in welchem Fall oder zu welcher Zeit es auch seyn möchte, wovon wir das besagte Herzogthum Limburg und die in der gegenwärtigen Schenkung begriffenen Dependentien frei gesprochen haben; zu dessen Ende Wir die besagten Rechte, so weit als nöthig ist oder seyn möchte, hiemit abgestellt oder abgeschaft haben, abstellen und abschaffen; Wollen demnach, daß besagte Fürstin von Ursini in besagtem Herzogthum Limburg und den damit verbundenen Distrikten und Jurisdiktionen alle oberherrlichkeitlichen Rechte in ihrem Namen mit derselben Gewalt ausübe, wie wir sie, vor der gegenwärtigen Schenkung ausübten und auszuüben das Recht hatten; und daß sie darin alle Einkünfte, Ertrage, Nutzungen und Vortheile genieße, sowohl ordinäre als extraordinäre und zufällige, sie mögen seyn, von welcher Beschaffenheit sie wollen, sowohl die Collation und das Patronat der Benefizien, als die Einsetzungen und Entlassungen der Beamten betreffend, sowohl Zölle, Einfuhrgelder, Steuern, Auflagen und andere ausdrücklich genannte oder nicht genannte Abgaben, als was in Hinsicht auf die Vertheidigung des Landes und die Ruhe der Völker, oder die Hebung der Revenüen von besagtem Herzogthum und Dependentien dient; alle diese Abgaben und Einkünfte wird die besagte Fürstin von Ursini vom gegenwärtigem Tage an zu genießen anfangen, von wo an die Agenten, Einnehmer, Commissäre und Vorsteher der Einnahme der besagten Revenüen Rechnung ablegen und den Ertrag davon den Bevollmächtigten der besagten Fürsten überliefern werden. Indem dieses geschieht, werden sie dessen gegen Uns auf gültige

Weise

Weise frei und ledig bleiben, so wie Wir sie hierdurch davon lossprechen; und folglich wird die besagte Fürstin von Ursini von dem Herzogthum Limburg und seinen Dependentien, sowohl in Hinsicht der Oberherrschaft als aller Revenüen, und abänderliche Eigenthümerin bleiben, wie wenn ihr das Ganze als vollkommenes, freies und gänzliches Eigenthum zugehörte, mit der Vollmacht, bei Lebzeiten durch Schenkung oder durch Vermächtniß an solche Personen und mit solchen Klauseln und Bedingungen, wie es ihr gut dünken wird, darüber zu disponieren; selbst Tausch- oder sonstige Verträge zu machen. Dieselben Rechte und Vollmachten werden nach ihr ihren nächsten Erben der Reihe nach angehören, im Fall sie nicht deshalb eine anderweitige Verfügung getroffen haben sollte. In Hinsicht dessen haben wir die Einwohner des besagten Herzogthums Limburg und seiner Dependentien, wes Standes, Würden oder Herkommens sie sind, sowohl geistliche als weltliche, Civil-, Militair und andere Personen, sie mögen zu einer Klasse und zu einem Stande gehören oder gehören können, zu welchem sie wollen, einen jeden überhaupt und insbesondere, des Eides der Treue, des Glaubens und Gehorsams, der Versprechungen, Verpflichtung und Pflichten, welche sie Uns als ihrem unumschränkten Herrn und Fürsten geleistet haben, entlassen, befreit und lossgesprochen, auch entlassen, befreien und sprechen wir sie durch gegenwärtigen Brief davon los: befehlen und gebieten ihnen sehr nachdrücklich, daß sie, kraft dieses, die besagte Fürstin von Ursini, und nach ihr ihre Erben, Nachfolger oder sonstige Rechthabende, der Reihe nach als ihre Fürsten und Oberherrn anzunehmen und anzuerkennen haben; ihr auf die hergebrachte Art und Weise den Eid der Treue und des Gehorsams leisten und schwören, und ihr überdieß alle Ehre, Hochachtung, Ergebenheit, Treue und Dienste angeloben und leisten, wie gute und redliche Unterthanen ihrem Oberherrn zu leisten verbunden sind, und wie sie bis jetzt dieselbe Unsern Königlichen Vorfahren und Uns geleistet haben. Und da noch überdieß Unsere Willensmeinung dahin geht, daß besagtes Herzogthum Limburg und Dependentien, nach Abzug der lokalen Beschwerden, der Unterhaltung der Oerter und Beamten, welche von den Revenüen des besagten Herzogthums bezahlt und unterhalten zu werden pflegten, wenigstens jährlich an baaren und wesentlichen Einkünften, zum Nutzen der besagten Fürstin von Ursini, ihrer Erben, Nachfolger

folger und Rechtinhaber dreyſſig tauſend Thaler, den Thaler nach Alt-Caſtiliſcher Münze zu acht Doppel-Realen in Silber, betragen möchte; ſo wollen und belieben Wir, daß im erſten Jahre des Genuſſes der beſagten Fürſtin von Urſini, nach ihrer Beſitznehmung vom Herzogthum Limburg und nach der Bekanntmachung des Friedens, von den Revenüen und den Laſten des Herzogthums Limburg und ſeiner Dependentien in Gegenwart der ſowohl von Unſerer Seite als von Seiten der beſagten Fürſtin von Urſini dazu verordneten Commiſſaire ein Ueberſchlag gemacht werden ſolle; und im Fall daß nach Abzug der beſagten Laſten die Revenüen als reiner Gewinn für die beſagte Fürſtin von Urſini ſich nicht auf genannte dreyßig tauſend Thaler jährlich belaufen ſollten, ſey es nun wegen etwa geſchehener Veräußerungen irgend eines Theils dieſes Herzogthums, oder weil einige von den beſagten Abgaben, Revenüen, Umſtänden und Dependentien verkauft, verpfändet oder irgend mit Zinſen, vielleicht gar mit Schulden belaſtet wären, oder wegen Anlehen oder vor der Zeit aufgenommener Summen; ſo befehlen, wollen und belieben Wir in dieſem Fall, daß alles dieß wieder angekauft und eingelöſt, und die Käufer, Pfandinhaber, Zinsleute und andere Gläubiger von dem Ertrag der ausgemachteſten Revenüen von den andern Provinzen der ſpaniſchen Niederlande abgefunden, bezahlt und zufrieden geſtellt werden ſollen, ſo daß gemeldete Fürſtin die beſagten dreyßig tauſend Thaler Einkünfte vollkommen, würklich und unbeſchwert genieße; zu welchem Ende und bis zur völligen Abfindung der beſagten Veräußerungen, Verpfändungen, Rentenbeſtimmungen, vorläufigen Hebungen oder andern Anlehen, wie ſie irgend ſeyn können, Wir die Kaufer der veräußerten Grundſtücke, oder Pfandinhaber, Zinsleute und andere Gläubiger in Rückſicht der aufgelaufenen Schulden oder Intereſſen von ihren Capitalien von jetzt an, die beſagten Revenüen der übrigen Provinzen der ſpaniſchen Niederlande verweiſen, wohin ſie angewieſen ſeyn und bleiben werden. In Gemäßheit deſſen haben Wir alle und jede Unſerer Revenüen, worüber man mit den Pfandinhabern und Gläubigern übereinkommen wird, und ſo viel ihre Schuldforderung austrägt, von jetzt an abgetreten und abgelaſſen, und treten und laſſen ſie hiermit ab, als die vorzüglichſten Intereſſen, welche von dem reinen und würklichen Ertrag der Einkünfte in den beſagten ſpaniſchen Niederlanden, abgeſondert von denen des

Herzogs

Herzogthums Limburg gehoben inne gehabt und in Empfang genommen werden sollen, damit sie dieselben in ihrem Namen bis zu ihrer völligen Abfindung genießen; und sollten, ungeachtet dieser geschehenen oder durch Anweisung gesicherten Einlösung und Abfindung die Einkünfte des Herzogthums Limburg jährlich, nach Abzug der Lasten, die besagte Summe von dreyßig tausend Thalern noch nicht austragen; so wollen Wir hiermit, daß von andern uns zugehörigen Ländern, welche dem besagten Herzogthum Limburg in der Nähe oder sonst bequem lägen, vermöge einer darüber zu treffenden Uebereinkunft, andere Städte, Flecken, Dörfer und Distrikte getrennt werden sollen, so wie Wir sie von nun an trennen, um von ihrem jährlichen Einkommen und Ertrage das zu ergänzen, was in dem Herzogthum Limburg an den besagten dreyßig tausend Thalern Einkünften noch fehlt, welche Städte, Flecken, Dörfer und Distrikte nebst den Einkünften, Umständen und Dependentien von unsern übrigen Herrschaften getrennt bleiben und mit dem besagten Herzogthum Limburg künftighin und für immer vereinigt und verbunden seyn werden, um von der besagten Prinzessin von Ursini mit eben der Obergewalt, Jurisdiktion und Prärogative, wie oben angegeben ist, und als wenn sie einen Theil des besagten Herzogthums Limburg ausmachten, in Besitz genommen zu werden. Und gesetzt, daß unter den verschiedenen Propositionen, welche uns von Zeit zu Zeit gemacht worden sind, um zu dem Uns und den übrigen an gegenwärtigem Kriege theilnehmenden Fürsten und Staaten Europa's so sehr erwünschten Frieden zu gelangen, irgend eine auf gewisse Trennungen der besagten spanischen Niederlande und der übrigen Staaten, aus welchen Unsere Monarchie zusammengesetzt ist, abzwecken sollte; so erklären Wir hiermit, daß Unsere Absicht dahin geht, daß dieser gegenwärtigen Schenkung durch die zu schließenden Friedens-Traktaten kein Abbruch geschehen solle, und daß alle bei besagten Propositionen interessirte Fürsten und Mächte, die hierdurch von Uns gemachte Absonderung des besagten Herzogthums Limburg und die Erhebung desselben zur völligen Souveränität zu Gunsten der Fürstin von Ursini, bestätigen, so daß sie in den vollkommenen Besitz und ruhigen Genuß nach dem ganzen Umfange dieses gegenwärtigen Diploms, nach Form und Inhalt, ohne alle Ausnahme und Einschränkung, sie mag seyn, wie sie wolle, eingesetzt werde und darin bleibe. Wir wollen

demnach

demnach, daß gegenwärtige Schenkung eine von den Bedingungen der Traktate ſeyn ſoll, welche in Betreff der beſagten ſpaniſchen Niederlande gemacht werden könnten, damit die beſagte Fürſtin von Urſini, ihre Erben, Nachfolger und Rechtsinhaber das beſagte Fürſtenthum Limburg, Umſtände und Dependentien, vollkommen ruhig ununterbrochen und für immer mit unumſchränkter Oberherrſchaft, ohne Stöhrung und Hinderung genießen können; zu dem Ende und um alle diejenigen, welchen es angeht, und welche dazu zu nöthigen ſind, hierzu nöthigen zu laſſen, haben wir nach Unſerer unumſchränkten Gewalt und Königlichem Anſehn ergänzt und ergänzen alle Mängel oder Auslaſſungen in Recht oder That, welche ſich in dieſer Schenkung, Abtretung und Ueberlaſſung finden oder vorkommen könnten, ſey es wegen Ermangelung der ausdrücklichen Angabe von dem Werth der Revenüen und Laſten des beſagten Herzogthums Limburg, welche darin nicht nahmhaft gemacht oder erklärt ſind, und welche vermöge vorhergegangener Verordnungen wieder gefordert werden könnten; welche Verordnungen Wir, nebſt den darin enthaltenen Verzichtleiſtungen ausdrücklich abgeſtellt haben und hierdurch abſtellen; denn ſo iſt Unſer Wille und Gutbefinden. Wir wollen demnach, daß dieß gegenwärtige Diplom der beſagten Prinzeſſin von Urſini überliefert werde, um es an den nöthigen Orten regiſtriren und öffentlich bekannt machen, ja es ſogar mit der darin enthaltenen Schenkung und Abtretung in den bevorſtehenden Friedenstraktat einrücken, ſie in demſelben als unumſchränkte Fürſtin des Herzogthums Limburg einſchließen und anerkennen zu laſſen, auch als ſolche die ihr zuſtehenden Rechte auszuüben, und dabei mit den Fürſten und Souverains, welche dazu treten, Bündniſſe und Traktate zu ſchließen; befehlen auch den Miniſtern und Geſandten, welche ſich von Unſerer Seite daſelbſt befinden werden, ſie darin als ſolche anzuerkennen, und allen Unſern Beamten in beſagtem Herzogthum Limburg, dem gegenwärtigen, von dem Augenblick an, wo es ihnen bekannt gemacht werden wird, Gehorſam zu leiſten. Und damit dieſe gegenwärtige Schenkung auf immer und für ewig feſt und unabänderlich ſey, ſo haben Wir gegenwärtiges Diplom eigenhändig unterſchrieben und mit Unſerm großen Siegel verſehen laſſen; wir wollen und befehlen demnach, daß es in allen und jeden Unſerer Regierungen und

Rechs

Rechnungskammern, wo es nöthig seyn wird, registriert werde. Gegeben in unserer Stadt Corella, im Königreich Navarra, den 28sten Tag des Monats September, im Jahr der Gnade tausend sieben hundert und eilf, und Unserer Regierung im eilften."

Und Ihro Majestät von Großbritannien versprechen die besagte Fürstin von Ursini, ihre Nachfolger und Rechtsinhaber in dem würklichen und ruhigen Besitze*) der besagten Oberherrschaft und ihres Territoriums gegen alle und jede, zu allen Zeiten und für immer zu schützen und nie zu erlauben, daß die besagte Fürstin von irgend jemanden in dem besagten Besitz, weder rechtlicher noch gewaltsamer Weise gestört oder beunruhigt werde. Und da der würkliche Besitz der Oberherrschaft über besagtes Herzogthum Limburg, oder die obengenannten, an dessen Stelle gesetzten Ländereien, dem oben angeführten Vertrage**) zufolge, schon in den Händen der besagten Fürstin seyn sollte, dieß aber nicht vollzogen worden ist; so versprechen Ihro Königliche Majestät von Großbritannien, um mehrerer Sicherheit willen, und geben ihr Königliches Wort, die besagten spanischen Niederlande keinem, er möge seyn, wer er wolle, eher abzutreten oder zu überliefern, noch abtreten oder überliefern zu lassen, bis die besagte Frau Fürstin von Ursini in den ruhigen Besitz***) von sothaner Oberherrschaft eingesetzt wird, und sogar bis diese Fürstin von dem Fürsten, welchem die besagten Niederlande werden abgetreten und

*) Nach dem Lateinischen; in reali, actuali et pacifica poſſeſſione, in dem würklichen, thätlichen und ruhigen Besitz.

**) Das Lateinische setzt bestimmt dazu: die vigesimo septimo Martii proxime praeteriti concluſae, welcher den 27sten des nächstvergangenen Monat März geschlossen worden ist.

***) Nach dem Lateinischen: non ſolum quousque dicta D. Principiſſa Urſini ſit in actuali et pacifica poſſeſſione praelaudatae Superioritatis, ſed et etiam quousque a Principe — Principiſſa U. prò ſuprema Domina praelaudatae ſuperioritatis, ut ſupra, agnoſcatur et manu teneatur, nicht nur bis die genannte Fr. Fürstin Ursini in dem würklichen und ruhigen Besitze der oberwähnten Oberherrschaft, sondern auch bis K. K.

werden, wie oben gesagt ist, als unumschränkte Gebieterin der besagten Oberherrschaft anerkannt, und in den Besitz derselben eingesetzt worden ist.

Geschehen zu Utrecht, den $\frac{2}{13}$ July, im Jahr der Gnade 1713.

(L. S.) Joh. Bristol. (L. S.) D. de Ossuna.

C. P. S.

(L. S.) Straffford. (L. S.) El. Marque Montricone.

Friedens-Traktat

zwiſchen

Sr Kaiſerlichen und Katholiſchen Majeſtät

und

Sr Allerchriſtlichſten Majeſtät,

geſchloſſen und unterzeichnet im Palais zu Raſtadt, den 6ten März 1714.

Im Namen der allerheiligſten und unzertrennlichen Dreieinigkeit ſey allen und jeden, denen es nöthig iſt oder auf irgend eine Weiſe nöthig ſeyn könnte, kund und zu wiſſen: Wie, nachdem ſeit mehrern Jahren Europa von langwierigen und blutigen Kriegen beunruhigt worden iſt, worein ſich die vorzüglichſten Staaten und Königreiche deſſelben verwickelt gefunden haben, es dem höchſten Gott, welcher die Herzen der Könige in ſeinen Händen hält, gefallen hat, die Gemüther der Oberherrn endlich zu einer vollkommenen Wiedervereinigung zu lenken, und zur Beendigung des anfangs zwiſchen

ſchen dem Durchlauchtigſten und Großmächtigſten Fürſten und Herrn, Herrn Leopold, erwählten Römiſchen Kaiſer, zu allen Zeiten Mehrern des Reichs, Könige von Germanien, Ungarn, Böhmen u. ſ. w ruhmwürdigſten Andenkens, nach deſſen Ableben aber zwiſchen deſſen Sohne, dem Durchlauchtigſten Großmächtigſten Fürſten und Herrn, Herrn Joſeph, erwählten Römiſchen Kaiſer, zu allen Zeiten Mehrern des Reichs, Könige von Germanien u. ſ. w. ruhmwürdigſten Andenkens, und nach deſſen Tode zwiſchen dem Durchlauchtigſten und Großmächtigſten Fürſten und Herrn, Herrn Karl den VI., erwählten Römiſchen Kaiſer, zu allen Zeiten Mehrern des Reichs, Könige von Germanien, Caſtilien, Arragonien, Leon, der beiden Sicilien, von Jeruſalem, Ungarn, Böhmen, Dalmatien, Croatien, Slavonien, Navarra, Granada, Toledo, Valentia, Gallizien, Majorka, Seville, Sardinien, Cordua, Corſika, Murcia, Algarbien, Algier, Gibraltar, der Kanariſchen Inſeln, von Indien, den Inſeln und dem feſten Lande des Oceans, Erzherzoge von Oeſterreich, Herzoge von Burgund, Brabant, Mailand, Steiermark, Kärnthen, Krain, Limburg, Luxemburg, Geldern, Wirtemberg, Ober- und Niederſchleſien, Calabrien; Fürſten von Schwaben, Catalonien, Aſturien; des heiligen Römiſchen Reichs Markgrafen, von Burgau, Mähren, Ober- und Niederlauſitz; Grafen von Habsburg, Flandern, Tyrol, Fryaul, Kyburg, Görz, Artois, Namur, Rouſſillon und Cerdaigne; Herrn der Mark Slavonien, von Port Mahon, den Salinen von Biscaja, Molina, Tripolis und Mecheln u. ſ. w. auch dem heiligen Reich von einer; und dem Durchlauchtigſten und Großmächtigſten Fürſten und Herrn, Herrn Ludwig dem XIV., Allerchriſtlichſten Könige Frankreich und Navarra von der andern Seite, entſtandenen Kriegs die Wege zu bahnen; dergeſtalt, daß Se Kaiſerliche Majeſtät und Se Allerchriſtlichſte Majeſtät, welche heute nichts eifriger wünſchen, als durch die Wiederherſtellung eines feſten und unerſchütterlichen Friedens dahin zu gelangen, daß der Verwüſtung ſo vieler Provinzen und der Vergießung ſo vieles Chriſtenbluts Einhalt geſchehe, ihre Einwilligung gegeben haben, damit zu deſto ſchnellerer Erreichung dieſes Zwecks zwiſchen ihren beiden kommandierenden Generälen en Chef, welche Höchſtdieſelben zu dem Ende mit ihren Vollmachten verſehen und zu ihren außerordentlichen Geſandten und Bevollmächtigten ernannt haben, nämlich von

Seiten des Kaisers den Hochgebohrnen Fürsten und Herrn, Eugen von Savoyen u. s. w. und von Seiten des Allerchristlichsten Königs dem hochgebohrnen und fürtreflichen Herrn Ludwig Hector, Herzoge von Villars, Pair und Marschall von Frankreich u. s. w. zu Rastadt Conferenzen gehalten würden; welche dann nach Erflehung des göttlichen Beistandes und nach wechselseitiger Mittheilung der, am Ende dieses Traktats in Abschrift wörtlich eingerückten, Vollmachten zur Ehre des heiligen Namens Gottes und zum Wohl der Christenheit über die gegenseitigen Friedens- und Freundschaftsbedingungen übereingekommen sind, wie folgt:

I.

Es wird ein christlicher allgemeiner Friede, und eine immerwährende, wahre und aufrichtige Freundschaft seyn zwischen Sr Kaiserlichen Majestät, sammt dem Reich und Sr Königlichen Allerchristlichsten Majestät, und ihren Erben, Nachfolgern, Königreichen und Provinzen, dergestalt, daß keiner etwas, es sey unter welchem Vorwand es wolle, zum Sturz oder zum Nachtheil des andern unternimmt, oder denen, welche so etwas unternehmen, oder dem einen auf irgend eine Weise Schaden zufügen wollten, unter welchem Namen es auch geschehen könnte, Hülfe leistet; so daß Se Kaiserliche Majestät und das Reich, und Se Allerchristlichste Majestät die Unterthanen, welche sich gegen den einen oder den andern empören oder ihnen den Gehorsam aufkündigen, auf keine Weise beschützen oder unterstützen, sondern vielmehr auf gegenseitigen Nutzen, Ehre und Vortheil ernstlich bedacht sind, ungeachtet aller Versprechungen, Traktate oder Allianzen, welche auf irgend eine Weise dagegen gemacht sind oder gemacht seyn könnten.

II.

Es soll von beiden Seiten eine immerwährende Vergessenheit und Amnestie alles dessen statt finden, was seit dem Anfange dieses Kriegs geschehen ist, die Feindseligkeiten mögen ausgeübt worden seyn, auf welche Weise und an welchem Orte sie wollen: so daß man einander hinführo weder um Ehrwillen noch unter irgend einem andern Vorwande, weder direkt noch indirekt, noch gewaltsamer Weise, weder innerhalb noch außerhalb des Reichsgebiets und der Erblande ge-

ihnen nicht gleich das erstemahl ihre Bitte bewilligt, doch machte er alle Anstalten, die wankende Mauer den folgenden Tag gänzlich umzustürzen.

Hundert zwey und funfzigstes Kapitel.

Eroberung von Jaffa.

Den folgenden Tag unternimmt Saladin einen Hauptsturm. Steine waren aus der Ferne herbeygefahren, weil sich in der umliegenden Gegend keine fanden. Unter einem Geschrey und Klange der Trompete und Pauke wird die Stadt von allen Seiten berennt. Die Brechmaschinen wüteten gegen die Mauer und in den Minen brannte unaufhörlich Feuer, so daß sie nach Verlauf von zweyen Stunden mit einem großen Krachen einstürzte. Je größer aber die Noth ward, um desto mehr wuchs der Muth in dem Herzen der Feinde, und um desto entschlossener wurden sie, den Heldentod zu sterben. Denn als die Mauer einfiel, erhob sich eine dicke Wolke von Staub und Rauch durch die keiner ohne Lebensgefahr kommen konnte; und als die Wolke sich zertheilte blitzten uns Spieße und Lanzen entgegen, die statt einer Mauer die Oeffnung dergestalt ausfüllten, daß man zwischen ihnen auch nicht die geringste Lücke entdecken konnte. Dieses so herzhafte und entschlossene Betragen der Feinde, diese Geschicklichkeit mit der sie jede Stellung, jede Wendung annahmen, versetzte die Unsrigen in Furcht und Erstaunen. Ich habe selbst einen Fall angesehen, den ich hier erzählen will. Auf der obern Mauer stand ein Mann, und focht gegen die Unsrigen, die durch die gemachte Oeffnung andrangen. Ein Stein aus einer Wurfmaschine geschleudert traf ihn so, daß er stürzte. Aber kaum war dieß geschehen, so trat schon

ein

gen Se Kaiſerliche Majeſtät und das Königreich Frankreich, irgend ein Unrecht zufügen oder zufügen laſſen, aller vorher dagegen geſchloſſenen Verträge ungeachtet; vielmehr ſollen alle Beleidigungen, welche man in Worten, Schriften, Handlungen, durch Feindſeeligkeiten, Schaden und Unkoſten von beiden Seiten erlitten hat, ſollen, ohne alles Anſehn der Perſonen und der Sachen gänzlich aufgehoben ſeyn, dergeſtalt, daß alles, was in dieſer Hinſicht der eine von dem andern fordern oder verlangen könnte, ganz vergeſſen werden ſoll.

III.

Die Weſtphäliſchen, Nimwegiſchen und Ryswikſchen Friedenstraktate werden als die Baſis und Grundlage des gegenwärtigen Traktats angeſehen und die beſagten Traktate folglich unmittelbar nach der Auswechslung der Ratificationen ſowohl in Hinſicht des Geiſtlichen als des Weltlichen gänzlich vollzogen und hinführo unverletzlich beobachtet werden, es wäre denn, daß darin etwas durch den gegenwärtigen Traktat ausdrücklich aufgehoben würde, dergeſtalt, daß in dem Reich und ſeinen Zubehören überhaupt alles wieder eben ſo hergeſtellt werden wird, wie es durch den obengenannten Traktat von Ryswick vorgeſchrieben worden iſt, ſowohl in Rückſicht der Abänderungen, welche während dieſes Kriegs oder vorher vorgenommen worden ſind, als in Rückſicht deſſen, was nicht vollzogen worden iſt, wenn es ſich anders in der That findet, daß ein Artikel ohne Vollſtreckung geblieben, oder die geſchehene Vollziehung dann wieder abgeändert worden iſt.

IV.

In Gemäßheit des obenerwähnten Traktats von Ryswick werden Sr. Allerchriſtlichſte Majeſtät dem Kaiſer die Stadt und Feſtung Alt-Breiſach ganz und in dem Zuſtande, worin ſie gegenwärtig iſt, mit den Magazinen, Zeughäuſern, Feſtungswerken, Wällen, Mauern, Thürmen und übrigen öffentlichen und Privat-Gebäuden und allen auf dem rechten Rheinufer gelegenen Dependentien zurückgeben, die auf dem linken Rheinufer gelegenen aber, namentlich das ſogenannte Fort Mortier, bleiben dem Allerchriſtlichen Könige. Alles den Clauſeln und Bedingungen gemäs, welche der 20. Artikel des zwiſchen dem unlängſt verſtorbenen Kaiſer Leopold

und dem Allerchriſtlichen Könige im Monat October 1697. zu Ryswick geſchloſſenen Traktats mit ſich bringt.

V.

Se Allerchriſtlichſte Majeſtät übergeben Sr Kaiſerlichen Majeſtät und dem Durchlauchtigſten Hauſe Oeſtreich auf gleiche Weiſe die Stadt und Feſtung Freiburg, ſo wie das Fort St. Pierre, das ſogenannte Fort Stoile und alle übrigen, hier und da im Schwarzwalde oder in den übrigen Theilen vom Breisgau aufgeführten oder wiederhergeſtellten Forts, alles in dem Zuſtande, worin es gegenwärtig iſt, ohne irgend etwas niederzureißen, oder zu verderben, nebſt den Dörfern, Lehen, Merzhauſen und Kirchzarten, mit allen ihren Rechten, Archiven und ſchriftlichen Dokumenten, welche ſich daſelbſt befunden haben, als Se Allerchriſtlichſte Majeſtät das letztemal davon Beſitz nahmen, mögen ſie ſich nun an Ort und Stelle finden oder an einen andern Ort geſchaft worden ſeyn, unbeſchadet und mit Vorbehalt des Diöceſanrechts und anderer Rechte und Einkünfte des Biſthums Conſtanz.

VI.

Das von Sr Allerchriſtlichſten Majeſtät auf dem rechten Rheinufer am Ende der Straßburger Brücke erbauete Fort Kehl wird von Höchſtdenenſelben auf gleiche Weiſe in unverrücktem Zuſtande, ohne irgend etwas davon niederzureißen und mit allen ſeinen Rechten und Dependentien an den Kaiſer und das Reich übergeben werden.

Was das Fort Pile und andere auf dem rechten Rheinufer unter Straßburg errichtete Forts betrifft, ſo werden ſie auf Koſten des Allerchriſtlichſten Königs gänzlich niedergeriſſen werden, ohne daß ſie nachher von der einen oder der andern Parthei wieder aufgebaut werden können. Dieſe Abtretungen der hier oben angeführten Plätze und Feſtungswerke werden binnen den in den folgenden Artikeln beſtimmten Friſten geſchehen, nämlich von dem Tage an gerechnet, wo die Ratifikationen des förmlichen oder allgemeinen Friedenstraktats zwiſchen Sr Kaiſerlichen Majeſtät, dem Reich und Sr Allerchriſtlichſten Majeſtät ausgewechſelt werden. Die Schiffahrt und andere Nutzungen des Fluſſes werden den Unterthanen beider Partheien und allen, welche ihn befahren, beſchiffen oder ihre Waaren darauf forttransportiren wollen, frei und

und

und offen bleiben, ohne daß es dem einen oder dem andern Theil erlaubt seyn wird, irgend etwas zu unternehmen, wodurch dieser Fluß abgelenkt oder der Lauf, die Schiffahrt und andere Nutzungen desselben auf irgend eine Weise erschwert würden, noch weniger neue Abgaben, Auflagen oder Zölle zu erpressen, oder die alten zu erhöhen, die Schiffe verbindlich zu machen, an dem einen Ufer lieber als an dem andern zu landen, ihre Ladungen und Waaren daselbst aufzusetzen, oder daselbst welche aufzunehmen; dieß wird vielmehr immer der freien Willkühr eines jeden besonders überlassen seyn.

VII.

Die besagten Oerter, Schlösser und Festungen Breisach, Freiburg und Kehl werden Sr Kaiserlichen Majestät und dem Reich mit allen ihren Jurisdiktionen, Zubehören und Dependentien, so wie mit ihrer Artillerie und Munition, welche sich, den darüber ausgefertigten Inventarien zufolge, in diesen Plätzen befand, als Se Allerchristlichste Majestät sie während dieses Kriegs eroberte, zurückgegeben und ohne allen Vorbehalt und Ausnahme, und ohne etwas davon zurückzubehalten, aufrichtig und ohne allen Verzug, Hinderung oder Vorwand an diejenigen überliefert werden, welche nach der Auswechslung der Ratifikationen sowohl des gegenwärtigen als des förmlichen und allgemeinen Friedens-Traktats zwischen Sr Kaiserlichen Majestät, dem Reich und Sr Allerchristlichsten Majestät, von Sr Kaiserlichen Majestät allein, oder nach Verschiedenheit der Oerter von Höchstdenenselben und dem Reiche besonders dazu verordnet und abgeschickt seyn und den französischen Intendanten, Gouverneuren oder Beamten der zu überliefernden Oerter ihre Vollmachten darüber vorgezeigt haben werden; so daß die besagten Städte, Citadellen, Forts und Oerter, nebst allen ihren Privilegien, Nutzen, Einkünften und Vortheilen, mit Inbegriff alles übrigen, unter die Jurisdiktion in dem würklichen und uneingeschränkten Besitz, die Gewalt und Oberherrschaft Sr Kaiserlichen Majestät, des Reichs und des Hauses Oestreich, so wie sie ihnen ehedem gehört haben und wie sie seitdem von Sr Allerchristlichsten Majestät besessen worden sind, zurückkehren werden, ohne daß Se besagte Allerchristlichste Majestät sich auf gemeldete Oerter oder ihre Jurisdiktionen irgend ein Recht oder Anspruch zurück oder vorbehalten.

Für die auf Festungswerke und andere öffentliche und Privatgebäude gewandten Unkosten und Ausgaben wird nichts weiter gefordert werden. Die gänzliche und vollkommene Wiederherstellung wird, binnen der nachher zu bestimmenden Fristen, unter keinem Vorwand aufgeschoben werden können, so daß die französischen Besatzungen sich gänzlich daraus zurückziehen, ohne die Bürger und Einwohner zu beunruhigen, zu bedrücken, da ihnen eben so wenig als den übrigen Unterthanen Sr Kaiserlichen Majestät oder des Reichs, wegen angeblicher Schulden oder Anforderungen, sie mögen seyn von welcher Beschaffenheit sie wollen, irgend Verlust oder Schmerzen zu verursachen ist.

Eben so wird es den französischen Truppen auch nicht erlaubt seyn, über die Termine, welche nachher ausbedungen werden sollen, noch länger in den zurück zu gebenden, oder andern Sr Allerchristlichsten Majestät nicht zugehörigen Oerter zu bleiben, und Winterquartiere oder sonst ihren Aufenthalt darin aufzuschlagen, sondern werden sie sich unverzüglich in die Sr Allerchristlichsten Majestät angehörigen Länder zurückzuziehen verbunden seyn.

VIII.

Auf gleiche Weise versprechen Se Allerchristlichste Majestät die auf dem rechten Ufer und der Insel des Rheins, Hüningen gegenüber, aufgeführten Festungen, so wie die in dieser Gegend erbauete Rheinbrücke auf ihre Unkosten niederreissen zu lassen und die liegenden Gründe und Gebäude derselben dem Hause Baden zurückzugeben; so wie auch das Fort Sellingen, die auf den Inseln zwischen den besagten Forts Sellingen und Fort Louis befindlichen Forts; das Terrain des zerstörten Forts wird nebst den Gebäuden dem Hause Baden zurückgegeben werden; den Theil der Brücke, welche von besagtem Fort Sellingen nach Fort Louis führt, und das auf dem rechten Rheinufer, dem genannten Forts Louis gegenüber erbauete Fort abzureissen, ohne daß sie hinführo von einer der Partheien wieder aufgebauet werden können; doch mit der Bedingung, daß das Fort Louis und die Insel in der Gewalt des Allerchristlichsten Königs bleiben werden. Ueberhaupt versprechen Se Allerchristlichste Majestät alle Forts, Verschanzungen, Linien und Brücken, welche in dem Ryswycker Traktat nahmhaft gemacht worden sind, und welche Se

Majestät

Majeſtät ſeit dem Frieden von Ryswick haben aufführen laſſen, ſey es längſt dem Rhein hinab, auf dem Rheine oder ſonſt wo im Reich und ſeinen Zubehören, auf ihre Unkoſten niederreiſſen zu laſſen, ohne daß es erlaubt ſey, ſie wieder aufzubauen.

IX.

Eben ſo macht ſich der Allerchriſtliche König verbindlich und verſpricht, das Schloß Bitſch mit allen ſeinen Zubehörden, ſo wie das Schloß Homburg räumen, vorher aber die Feſtungswerke, welche nie wieder aufgebaut werden ſollen, niederreiſſen zu laſſen; jedoch ſo daß dadurch die beſagten Schlöſſer und die damit verbundene Städte keinen Schaden leiden, ſondern ganz in unverrücktem Zuſtande bleiben.

X.

Dreiſſig Tage nach der Auswechslung der Ratificationen dieſes zwiſchen Sr Kaiſerlichen Majeſtät, dem Reich und Sr Allerchriſtlichſten Majeſtät zu ſchließenden allgemeinen oder förmlichen Friedens-Traktats, und wo möglich, noch früher, werden ſowohl die hier oben genannten, als überhaupt alle diejenigen Plätze und feſten Oerter, welche dem gegenwärtigen Traktat zufolge in Bezug auf den Ryswicker, deſſen Artikel als in dieſem Traktate begriffen angeſehen und eben ſo pünktlich werden vollzogen werden, als wenn ſie hier Wort für Wort eingerückt wären, zurück gegeben werden ſollen, in die Hände der, vom Kaiſer und Reich oder von den andern beſondern Fürſten, welche dieſelben kraft des Ryswicker Traktats beſitzen ſollen, dazu Bevollmächtigten überliefert werden, ohne an den Feſtungswerken, an öffentlichen oder Privat Gebäuden irgend etwas zerſtören, und ihm den Zuſtand, worin ſie ſich gegenwärtig befinden, in irgend etwas verſchlimmern, oder für die in dieſen Oertern oder auf ihre Veranlaſſung gemachten Aufwand irgend etwas erpreſſen zu dürfen. Es werden auch zu gleicher Zeit alle Archive und Documente wieder zurückgegeben werden, mögen ſie nun Sr Kaiſerlichen Majeſtät oder den Ständen des Reichs, oder mögen ſie den Plätzen und Oertern angehören, welche Se Allerchriſtlichſte Majeſtät zu übergeben ſich verbindlich machen.

XI.

Da die Abſicht des Allerchriſtlichſten Königs dahin geht, die Bedingungen des gegenwärtigen Traktats ſo ſchnell als möglich zu erfüllen, ſo verſprechen Se Majeſtät, daß von den Plätzen und Oertern, welche ſie auf ihre Unkoſten niederreiſſen laſſen wollen, die beträchtlichſten ſpäteſtens in einer Zeit von zwei Monaten nach der Auswechslung der Ratificationen des zwiſchen Sr Kaiſerlichen Majeſtät, dem Reich und Sr Allerchriſtlichſten Majeſtät zu ſchlieſſenden allgemeinen oder förmlichen Friedens Traktats, die minderbeträchtlichen aber in einer Zeit von einem Monat, ebenfalls von der Auswechslung der Ratificationen an gerechnet, niedergeriſſen werden ſollen.

XII.

Und da Se. Allerchriſtlichſte Majeſtät mit dem Kaiſer und dem Reich ein aufrichtiges Einverſtändniß aus wahrhaften und reinen Abſichten herzuſtellen wünſchen; ſo verſprechen und verpflichten ſie ſich, alsdann, wenn ſie in dem allgemeinen Congreß mit dem Kaiſer und Reich unterhandeln, mit den Churfürſten, Fürſten und Ständen ſowohl ihnen als den Unterthanen, Clienten und Vaſallen des Reichs, geiſtlichen und weltlichen Standes, und überhaupt allen denen, welche in dem Frieden von Ryswick genannt und begriffen ſind, wenn ſie auch hier nicht namentlich angeführt ſeyn ſollten, die Staaten, Plätze und Güter, welche Höchſtdieſelben während des Verlaufs und bei Gelegenheit des gegenwärtigen Kriegs, vermittelſt der Waffen, durch Confiscation oder auf irgend eine andere mögliche Weiſe in Beſitz genommen haben möchten, zurück zu geben, ſo wie alle Clauſeln und Bedingungen des Ryswiker Traktats, welche durch den gegenwärtigen Traktat nicht ausdrücklich aufgehoben worden ſind, wenn es irgend noch eine gäbe, welche ſeit dem Ryswicker Friedensſchluß nicht vollzogen worden wäre, vollkommen und pünktlich zu vollziehen.

XIII.

Dagegen geben Se. Kaiſerliche Majeſtät, um ihren Wunſch an den Tag zu legen, zur Genugthuung Sr. Allerchriſtlichen Majeſtät das Ihrige beizutragen und hinführo

mit

mit Höchſtdenenſelben eine aufrichtige Freundſchaft und vollkommenes Einverſtändniß zu unterhalten, kraft des durch gegenwärtigen Traktat wieder hergeſtellten Friedens von Ryswick, ihre Einwilligung, daß die Stadt Landau nebſt ihren Dependentien, aus den Dörfern Nusdorf, Danheim und Queicheim mit ihren Bannen beſtehend, ſo wie ſie der Allerchriſtlichſte König vor dem Kriege genoß, Se. Allerchriſtlichſten Majeſtät befeſtigt bleiben ſolle; wozu Sr. Kaiſerliche Majeſtät auch die Einſtimmung und Genehmigung des Reichs zu erlangen bemüht ſeyn werden, wenn die Einrichtung und Schließung des förmlichen oder allgemeinen Friedens-Traktats zwiſchen Sr Kaiſerlichen Majeſtät, dem Reich und Sr. Allerchriſtlichſten Majeſtät zur Sprache kommen wird.

XIV.

Da das Haus Braunſchweig-Hannover vom Kaiſer mit Bewilligung des Reichs zur Churwürde erhoben worden iſt; ſo werden Se. Allerchriſtlichſte Majeſtät dieſe Würde in beſagtem Hauſe, Kraft des gegenwärtigen Traktats, anerkennen.

XV.

In Hinſicht auf die Angelegenheiten des Hauſes Baiern geben Se. Kaiſerliche Majeſtät und das Reich, der öffentlichen Ruhe halber, ihre Einwilligung, daß Kraft des gegenwärtigen Traktats und des mit dem Kaiſer und dem Reiche zu ſchließenden allgemeinen und förmlichen Friedens Herr Joſeph Clemens, Erzbiſchoff von Cöln, und Herr Maximilian Emanuel von Baiern in alle ihre Staaten, Rangordnungen, Prärogativen, Regalien, Güter, Churfürſtliche und andere Würden, und in alle Rechte auf eben die Weiſe, wie ſie dieſelben vor dem Kriege genoſſen haben oder genießen konnten, und ſie dem Erzbisthum Cöln und andern weiter unten genannten Kirchen, oder dem Hauſe Baiern mittelbar oder unmittelbar zugehörten, durchgängig und vollkommen wieder eingeſetzt werden ſollen.

Sie werden zu dem Congreß des zwiſchen Sr Kaiſerlichen Majeſtät, dem Reich und Sr Allerchriſtlichſten Majeſtät, zu ſchließenden allgemeinen oder förmlichen Friedens-Traktats, ſo bald die Conferenzen ihren Anfang nehmen wer-

werden, mit Vollmachten und ohne Charakter ungehindert Gesandte abschicken können, um daselbst zu unterhandeln und über ihr Interesse zu wachen. Zu dem Ende werden ihnen auch alle Mobilien, Juweien, Kleinodien und andere Effekten, sie mögen nun von einer Beschaffenheit seyn, von welcher sie wollen, so wie alle in den authentischen Inventarien, welche man von beiden Seiten vorzeigen wird, nahmhaft gemachten Munitionen und Artillerie, das ist, alles, was seit der Besitznehmung von Baiern, von ihren Palais, Schlössern, Städten, Festungen und andern Oertern, welche ihnen angehört haben und angehören werden, auf Befehl des Kaisers oder seiner Vorfahren ruhmwürdigen Andenkens, weggenommen worden seyn kann, zurückerstattet, mit Ausnahme der Artillerie; und den benachbarten Städten und Staaten zugehörte, welche ihnen wieder hergestellt worden ist, auf gleiche Weise werden auch alle Archive und Papiere wieder zurückgegeben werden.

Es wird demnach der Herr Erzbischof von Cöln in sein Erzbisthum Cöln, seine Bisthümer Hildesheim, Regensburg, Lüttich, und die Probstey Berchtolsgaden wieder eingesetzt werden, ohne daß die gänzliche Wiederherstellung durch rechtliche Gründe oder Ansprüche auf irgend eine Weise gestört werden könne; jedoch unbeschadet den Rechten derer, welche dergleichen haben könnten. Es wird diesen frei stehen, sie nach der würklichen Wiedereinsetzung der beiden Churfürsten, wie vor dem Kriege auf den im Reich eingeführten Wegen des Rechts zu verfolgen; auch unbeschadet der Privilegien der Kapitel und Stände des Erzbisthums Cöln und der übrigen Kirchen, welche ihren Vereinigungen, Verträgen und Constitutionen zufolge vorher eingeführt waren.

Und was die Stadt Bonn betrifft, so wird darin in Friedenszeiten gar keine Besatzung seyn, sondern die Bewachung derselben wird den Bürgern der Stadt anvertrauet werden. Die Leib- und Schloßwache wird auf die bloßen Compagnien seiner Garden eingeschränkt seyn, über welche man, mit Sr Kaiserlichen Majestät und dem Reich übereinkommen wird; jedoch mit der Bedingung, daß in Kriegszeiten oder beim Anschein eines Kriegs, Se Kaiserliche Majestät und das Reich so viel Truppen hineinlegen können, als das Kriegsrecht, den Gesetzen und Constitutionen des Reichs gemäß, sie dort; ferner mit der Bedingung, daß vermittelst dieser gänzlichen

lichen Wiederherstellung der beiden genannten Herrn des Hauses Baiern allen Ansprüchen, Genugthuungen oder Entschädigungen, welche sie des gegenwärtigen Kriegs halber von dem Kaiser, dem Reich und dem Hause Oestreich irgend verlangen wollten, für immer entsagen und derselben von jetzt an für verlustig geachtet werden sollen; die alten Rechte und Ansprüche hingegen, welche sie vor diesem Kriege gehabt haben könnten, werden durch diese Entsagung auf keine Weise aufgehoben, sondern von ihnen, wie zuvor, auf den im Reich eingeführten Wegen des Rechts ungehindert verfolgt werden können; jedoch so, daß ihnen diese gänzliche Wiederherstellung gegen niemanden, er sey, wer er wolle, irgend ein neues Recht giebt. Auch werden alle diejenigen, welche um des gegenwärtigen Krieges willen, an das Haus Baiern und die besagten Erzbisthümern, Bisthümern und Probstei Ansprüche machen möchten, allen Ansprüchen, Genugthuungen oder Entschädigungen entsagen und sind derselben von jetzt an auf gleiche Weise für verlustig erklärt.

Kraft dieser gänzlichen Wiederherstellung werden die genannten Herrn Joseph Clemens, Erzbischoff von Cöln, und Maximilian Emanuel von Baiern, Sr Kaiserlichen Majestät eben, so wie die übrigen Churfürsten und Fürsten des Reichs, Gehorsam bezeigen und Treue beobachten, und von Sr Kaiserlichen Majestät schuldigermaßen um die Erneuerung der Investitur in ihre Churfürstenthümer, Fürstenthümer, Lehen, Titel und Rechte auf die in den Reichsgesetzen vorgeschriebene Weise und Zeit nachzusuchen, und sie zu empfangen gehalten seyn, und alles, was während des Kriegs von beiden Seiten geschehen ist, wird auf immer gänzlich in Vergessenheit kommen.

XV.

Die Minister, auch sowohl geistliche als Militair-, Staates und bürgerliche Beamte, wes Standes sie sind, welche bei der einen oder bei der andern Parthei gedient haben, selbst diejenigen, welche von Sr Kaiserlichen Majestät, dem Reiche und dem Hause Oestreich Unterthanen und Vasallen seyn können, so auch alle Bediente des Hauses Baiern und des Herrn Erzbischofs von Cöln werden ebenfalls in den Besitz aller ihrer Güter, Aemter, Ehrenstellen und Würden, wie vor dem Kriege, wieder eingesetzt werden und für alles, was vorhergegan-

gen

gen ist, eine allgemeine Amnestie genießen, dergestalt und mit der Bedingung, daß dieselbe Amnestie auch gegen diejenigen von ihren Unterthanen, Vasallen, Ministern oder Bedienten, welche während dieses Kriegs sich zur Parthei Sr Kaiserlichen Majestät und des Reichs gehalten haben, durchgängig statt finden sollen, so daß sie deshalb auf keine Weise gedrückt oder beunruhigt werden können.

XVII.

Was die Zeit betrifft, in welcher die, in den beiden vorhergehenden Artikeln nahmhaft gemachte, gänzliche Wiederherstellung geschehen soll, so wird sie in dem, zwischen dem Kaiser, dem Reich und dem Allerchristlichsten Könige zu schließenden allgemeinen oder förmlichen Traktat; eben so wie man in dem zehnten Artikel über die Räumung der Plätze und Oerter übereingekommen ist, welche Se Allerchristlichste Majestät Sr Kaiserlichen Majestät und dem Reich zu übergeben versprechen, auf dreissig Tage nach der Auswechslung der Ratificationen des besagten Traktats festgesetzt werden, dergestalt, daß das eine und das andere, so wie die Wiederherstellung der Staaten und Länder, welche das Baierische Haus gegenwärtig in den Niederlanden besitzt, an den Kaiser, zu gleicher Zeit vollzogen werden.

XVIII.

Wenn das Haus Baiern nach seiner gänzlichen Wiedereinsetzung für zuträglich finden sollte, seine Staaten gegen andere zu vertauschen, so werden sich Se Allerchristlichste Majestät nicht dagegen setzen.

XIX.

Da Se Allerchristlichste Majestät den Generalstaaten der vereinigten Provinzen zu Gunsten des Hauses Oesterreich alles überliefert haben und haben überliefern lassen, was Se besagte Majestät oder ihre Alliirten noch von den sogenannten spanischen Niederlanden besaßen, so wie sie der sel. König von Spanien, Karl II. besessen hat, oder dem Ryswicker Traktat gemäs hätte besitzen sollen, so willigen Se Allerchristlichste Majestät ein, daß der Kaiser von besagten spanischen Niederlanden Besitz nehme, damit er, seine Erben und Nachfolger

ein andrer an seiner Stelle, und erfuhr in demselben Augenblick ein gleiches Schicksal.

Endlich sahen sie sich doch bey aller herzhaften Gegenwehr genöthigt Abgeordnete an den Sultan zu schicken, um wegen der Uebergabe zu capituliren. Diese ersuchten ihn den Angriff wenigstens so lange einzustellen als sie bey ihm befindlich wären. Saladin aber versicherte sie daß er dieß nicht mehr könne; die Besatzung solle sich in die Burg werfen, und die Stadt der Plünderung preis geben. Kaum war dieß geschehen, so kam die Nachricht an, daß der König von England zum Entsatz herbey eile. Nun riethen viele auch die Burg zu bestürmen, weil sie schon seit langer Zeit keine Beute gemacht, außer derjenigen die ihnen jetzt bey der Plünderung der Stadt in die Hände gefallen war. Saladin aber hatte der Besatzung schon freyen Abzug versprochen, und wollte sie jetzt blos zwingen, daß sie ohne Verzug die Burg verließe. Er suchte zu dem Ende seine Truppen aufzumuntern noch ferner unter den Waffen zu bleiben, allein sie waren insgesammt so sehr ermüdet, daß sie sich kaum noch bewegen konnten. Mit dem Anbruch des folgenden Tages hörten wir den Feind in die Trompete stoßen, zum Zeichen, daß von der See her eine Verstärkung herbey komme. Sogleich ließ der Sultan mich zu sich rufen, und sagte: jetzt ist kein Zweifel mehr, daß die Franken sich schon dem Ufer nähern, und wir müssen suchen ihnen die Landung zu verwehren. Geht also zu Almalich Addahir, sagt ihm, er solle seine Stellung beym Süderthor nehmen, und geht dann mit einigen Personen, die ihr selbst bestimmen mögt, in die Burg, wo ihr alles was ihr an Waffen u. d. gl. vorfindet aufzeichnen, und an Almalich Addahir schicken müßt. Ich verrichte meinen Auftrag; und die

Be-

folger denſelben hinführo und auf immer, der im Oeſtreichiſchen Hauſe eingeführten Succeſſionsordnung gemäs, vollkommen und ruhig genieſſen; den Verträgen, welche der Kaiſer mit gemeldeten Generalſtaaten der vereinigten Provinzen in Betreff ihrer Barriere und der Uebergabe der oben erwähnten Plätze und Oerter machen wird, unbeſchadet; und mit der Einſchränkung, daß der König von Preußen von dem Oberquartier Geldern alles, was er gegenwärtig darin beſitzt und behauptet, nemlich die Stadt Geldern, die Präfektur, die Voigtey und die Untervoigtey von Geldern mit allem was dazu gehört und davon abhängig iſt, ſo wie insbeſondere die Städte, Voigteyen und Herrſchaften Schraleu, Wachtendonck, Middelaar, Walbeck, Aertſen, Afferden und Weel, desgleichen Racy und Klein Kevelaar mit allen ihren Zubehören und Dependentien behalten wird. Auch wird dem Könige von Preußen noch überdieß die Ammanie Krikenbeck mit allem, was dazu gehört und davon abhängt, das Gebiet Keſſel ebenfalls mit allen ſeinen Zubehören und Dependentien, und überhaupt alles, was gemeldete Ammanie und der genannte Diſtrict in ſich faſſt, auſſer Erkalens mit ſeinen Zubehören und Dependentien, ohne alle Ausnahme überliefert werden, damit das Ganze dem Könige von Preußen, den Fürſten oder Fürſtinnen ſeinen Erben oder Nachfolgern, mit allen Rechten, Prärogativen, Revenüen und Vortheilen, ſie mögen Nahmen haben, wie ſie wollen, in derſelben Qualität und auf dieſelbe Weiſe angehöre, wie es das Haus Oeſterreich und beſonders der ſel. König von Spanien beſeſſen hat, jedoch mit den Laſten und Hypotheken, nebſt der Aufrechthaltung der Römiſchkatholiſchen Religion und der Privilegien der Stände.

XX.

Und da auſſer den Provinzen, Städten, Plätzen und Feſtungen, welche der ſel König von Spanien, Karl II. am Tage ſeines Ablebens beſaß, der Allerchriſtlichſte König ſowohl für ſich ſelbſt, als für ſeine fürſtlichen Erben und Nachfolger, ſie mögen gebohren ſeyn oder noch gebohren werden, den Generalſtaaten zu Gunſten des Hauſes Oeſterreich alles Recht abgetreten hat, welches er auf die Stadt Menin mit allen ihren Feſtungswerken und ihre Pflege, und auf die Stadt und Citadelle Tournay mit dem ganzen tourneſiſchen Gebiet gehabt hat oder haben könnte, ohne ſich von ſeinem Rech-

Rechte auf obengenannte Städte oder auf irgend eine ihrer Dependentien, Zubehöre, Anhängsel, Territorien und Einschließungen irgend etwas vorzubehalten, so stimmen Se Majestät ein, daß die Generalstaaten der vereinigten Provinzen die besagten Städte, Plätze, Territorien, Dependentien, Zubehöre, Anhängsel und Einschließungen, sobald sie mit Sr Kaiserlichen Majestät darüber übereingekommen seyn werden, dem Kaiser übergeben, damit er seine Erben und Nachfolger dieselben, so wie die spanischen Niederlande, welche dem hochseligen Könige von Spanien, Karl dem II., am Tage seines Ablebens angehörten, vollkommen ruhig und für immer genießen; jedoch mit der Einschränkung, daß gedachte Uebergabe der vom Allerchristlichsten Könige abgetretenen spanischen Niederlande, Städte, Plätze und Festungen von den gemeldeten Generalstaaten nicht eher geschehen kann, als bis nach Auswechslung der Ratifikationen der Friedens-Traktate zwischen Sr Kaiserlichen Majestät, dem Reich und Sr Allerchristlichsten Majestät; auch mit dem Vorbehalt, daß St. Amand mit seinen Dependentien, und Montagne ohne Dependentien Sr Allerchristlichsten Majestät, unter der Bedingung bleiben werden, daß es nicht erlaubt seyn wird, zu Montagne irgend eine Festung oder Schleuse anzulegen, sie mögen von einer Beschaffenheit seyn, von welcher sie wollen.

XXI.

Auf gleiche Weise bestätigt der Allerchristlichste König, zu Gunsten des Kaisers und des Hauses Oestreich die von Sr Majestät sowohl für sich selbst, als für ihre Erben und Nachfolger, sie mögen gebohren seyn oder noch gebohren werden, schon zu Gunsten des besagten Hauses an die Generalstaaten geschehene Abtretung aller ihrer Ansprüche an Furnes und Furnambacht, mit Innbegriff der acht Kirchsprengel und des Forts Knocque, an die Städte Leo und Dixmünden mit ihren Dependentien, an die Stadt Ypres mit ihrem Gebiete, Russelaer mit eingeschlossen, nebst den übrigen Dependentien, wozu hinführo Popperinge, Merneton, Comminaes und Warwick gehören werden, diese drei letztern Plätze, insofern sie auf dem Ufer der Lys nach Ypres zu gelegen sind, und was von den obengemeldeten Oertern abhängig ist; von welchem dem Kaiser, seinen Erben und Nachfolgern also abgetretenen Rechten Se Allerchristlichste Majestät sie weder auf

die

die genannten Städte, Plätze, Festungen und Länder, noch auf irgend eine von ihren Zubehören, Dependentien, Anhängsel sein oder Einschließungen irgend eines vorbehalten, indem sie einwilligen, daß die Generalstaaten sie dem Hause Oestreich zum unwiderruflichen und immerwährenden Genuß überliefern können, sobald sie mit demselben über ihre Barriere übereingekommen und die Ratifikationen des Friedenstraktats zwischen dem Kaiser, dem Reich und Sr Allerchristlichsten Majestät ausgewechselt seyn werden.

XXII.

Die Schiffahrt der Lys wird von der Mündung der Dem[e] an hinaufwärts frei seyn und weder Zoll noch Auflage das[selbst] entrichtet werden.

XXIII.

Es wird von beiden Seiten für alle Ungerechtigkeiten, Beleidigungen und Angriffe, welche während des gegenwärtigen Kriegs von den Unterthanen der spanischen Niederlande und der abgetretenen oder wiederhergestellten Plätze und Länder in Worten und That oder auf irgend eine Weise begangen worden sind, eine immerwährende und wechselseitige Vergessenheit und Amnestie statt finden, ohne daß sie deshalb auf irgend eine Weise in Anspruch genommen werden können.

XXIV.

Vermittelst dieses Friedens werden die Unterthanen Sr Allerchristlichsten Majestät und diejenigen der spanischen Niederlande und der von Sr ebengedachten Allerchristlichsten Majestät abgetretenen Plätze, mit Beobachtung der Landesgesetze, Gewohnheiten und Gebräuche gehen, kommen, bleiben, Gewerbe treiben, zurückkehren und als gute Kaufleute in Handel und Wandel treten, ja selbst die gegenseitig auf der einen und der andern Seite liegenden Güter, Effekten, bewegliches und unbewegliches Vermögen, welches sie haben oder haben werden, verkaufen, vertauschen, veräußern oder sonst darüber halten und walten können, und ein jeder, er sey Unterthan oder nicht, wird sie kaufen können, ohne wegen dieses Verkaufs oder Kaufs von der einen oder der andern Seite, ausser [dem] gegenwärtigen Traktat eine weitere Erlaubniß nöthig zu haben.

Es wird auch den Unterthanen der wechselseitig abgetretenen oder wiederhergestellten Plätze und Länder, so wie allen Unterthanen obaedachter spanischen Niederlande erlaubt seyn, aus besagten Plätzen und spanischen Niederlanden wegzugehen und sich in Zeit von einem Jahr an einem andern beliebigen Ort niederzulassen, mit der Befugniß, ihre Effekten, Güter, bewegliches und unbewegliches Vermögen, vor und nach ihrem Weggange zu verkaufen, an wen es ihnen beliebt, oder sonst darüber zu disponiren, ohne daß sie hierin unmittelbar oder mittelbar gehindert werden können.

XXV.

Dieselben beiderseitigen Unterthanen, geistliche und weltliche, Innungen, Gemeinden, Universitäten und Collegien werden sowohl in den Genuß der Ehrenstellen, Würden und Benefizien, mit welchen sie vor dem Kriege versehen waren, als in den Genuß aller und jeder ihrer Rechte, beweglichen und unbeweglichen Güter, eingezogenen oder auf Veranlassung des gegenwärtigen Kriegs in Beschlag genommenen Renten, samt allen, selbst seit dem Anfange des gegenwärtigen Kriegs, ihnen zugefallenen Rechten, Anforderungen und Erbschaften wieder eingesetzt werden, jedoch ohne von den während dem Verlauf des gegenwärtigen Kriegs bis auf den Tag der Bekanntmachung des gegenwärtigen Traktats eingenommenen oder verfallenen Nutzungen und Einkünften etwas zu verlangen. Diese Wiedereinsetzungen werden wechselseitig geschehen, ungeachtet jeder Schenkung, Concession, Declaration, Confiscation, wegen Nichterscheinung und ohne Verhör der Partheien gefällter Sentenzen, welche null und nichtig seyn werden, mit gänzlicher Freiheit für besagte Parthien, in die Länder, aus welchen sie sich wegen und auf Veranlassung des Kriegs wegbegeben haben, zurückzukommen, um ihre Güter und Einkünfte, den Gesetzen und Gewohnheiten der Länder und Staaten gemäs, in Person oder durch Verwalter zu genießen. In diesen Wiedereinsetzungen sind auch diejenigen begriffen, welche im letzten Kriege oder auf Veranlassung desselben der Parthei der beiden contrahirenden Mächte gefolgt sind. Demungeachtet werden die in den Parlamentern, Regierungen und andern obern und untern Gerichtshöfen gegebene Rechtsaussprüche und Urtheile, welche durch den gegenwärtigen Traktat nicht ausdrücklich aufgehoben

worden

worden sind, statt finden, und ihre gänzliche und vollkommene Vollstreckung erreichen, und diejenigen, welche zufolge dieser Rechtsaussprüche und Urtheile sich von Ländereien, Herrschaften und andern Gütern im Besitz befinden, werden darin geschützt werden, jedoch ohne den Partheien, welche durch besagte Rechtsaussprüche und Urtheile gekränkt zu seyn glauben, das Recht zu entziehen, ihre Sache auf den gewöhnlichen Wegen des Rechts und vor gültigen Richtern weiter zu suchen.

XXVI.

In Betreff der auf die Generalität einiger Provinzen der Niederlande, welche sich zum Theil in den Händen Sr Allerchristlichsten Majestät, Sr Kaiserlichen Majestät oder anderer befinden werden, gelegten Renten ist die Uebereinkunft getroffen und verabredet worden, daß jeder seinen Antheil bezahlen und zur Bestimmung des von einem jeden zu bezahlenden Antheils Commissäre ernannt werden sollen.

XXVII.

Da in den Ländern, Städten und Plätzen der katholischen Niederlande, welche der Allerchristlichste König an den Kaiser abtritt, von Sr Allerchristlichsten Majestät fähigen Personen mehrere Benefizien ertheilt worden sind, so werden die genannten auf solche Weise bewilligten Benefizien denen, welche, sie gegenwärtig besitzen, gelassen werden; und alles, was die katholische, apostolische und römische Religion betrift, wird in dem Zustande erhalten werden, worin es vor dem Kriege war, sowohl in Rücksicht der Magistratepersonen, welche, wie vordem, nur Römischkatholische seyn können, als in Rücksicht der Bischöffe, Kapitel, Klöster, der Güter des Maltheserordens und überhaupt der ganzen Geistlichkeit, welche sämtlich in allen ihren Kirchen, Freiheiten, Befreiungen, Immunitäten, Rechten, Prärogativen und Ehrenstellen geschützt und in dieselben wieder eingesetzt werden sollen, wie sie es unter den vorigen Römischkatholischen Oberherrn gewesen sind. Alle und jede von gemeldeter Geistlichkeit, welche irgend mit Kirchengütern, Commenthureyen, Canonicaten, Pfründen, Propsteyen und andern Benefizien versehen sind, werden, ohne ausser Besitz derselben gesetzt werden zu können, darin bleiben, die davon herrührenden Güter und Einkünfte geniessen und sie wie vorher administrieren und in Empfang

nehmen können; so wie auch die in Pension stehenden Personen ihre an die Benefizien gewiesene Pensionen, mögen sie ihnen nun am Hofe zu Rom, oder durch Begnadigungsbriefe, welche vor dem Anfang des gegenwärtigen Kriegs ausgefertigt worden sind, ausgesetzt worden seyn, wie ehedem genießen werden, ohne daß sie unter irgend einem Vorwand oder aus irgend einem Grunde darum gebracht werden können.

XXVIII.

Die Gemeinden und Einwohner aller Plätze, Städte und Länder, welche Se Allerchristlichste Majestät durch den gegenwärtigen Traktat in den katholischen Niederlanden abtreten, werden in dem freien Genuß aller ihrer Privilegien, Prärogative, Gewohnheiten, Befreiungen, Rechte, gemeinschaftlichen und besondern Begnadigungen, erblichen Aemter und Dienste, mit denselben Ehrenzeichen, Besoldungen, Vortheilen und Befreiungen, wie sie dieselben unter der Herrschaft Sr Allerchristlichsten Majestät genossen haben, erhalten und beschützt werden; dieß soll aber einzig und allein von den Gemeinden und Einwohnern der Plätze, Städte und Länder, welche Se Majestät unmittelbar nach dem Schluß des Ryswicker Traktats besessen haben, nicht aber von den Plätzen, Städten und Ländern zu verstehen seyn, welche der seel. König von Spanien, Karl II. zur Zeit seines Ablebens, besaß, deren Gemeinden und Einwohner in dem Genuß der Privilegien, Prärogative, Gewohnheiten, Befreyungen, Rechte, gemeinschaftlichen und besondern Begnadigungen, erblichen Aemter und Dienste geschützt werden sollen, wie sie dieselben bei dem Tode des gedachten Königs von Spanien besaßen.

XXIX.

Auf gleiche Weise werden die geistlichen Benefizien, so wohl mittelbare als unmittelbare, welche von der einen Parthey in den ihr damals unterworfenen Ländern oder Oertern, der Regel ihrer ersten Stiftung und den gesetzmäßigen, allgemeinen oder besondern hierüber gemachten Statuten gemäs oder irgend anderen Canonischen Verordnungen des Pabsts zufolge, fähigen Personen bewilligt worden sind, den gegenwärtigen Besitzern gelassen werden, so daß sie hinfähro von niemanden weder in dem Besitz und der gesetzmäs-

mäßigen Verwaltung derselben, noch in der Einnahme der Früchte gestört oder gehindert, noch ihretwegen oder um irgend einer vorhergegangenen oder jetzigen Ursache willen angeklagt oder vor Gericht gefodert, oder auf irgend eine andere Weise hierin beunruhigt oder beschwert werden können oder sollen; doch mit der Bedingung, daß sie dasjenige beobachten, wozu sie, vermöge der gemeldeten Benefizien, gehalten sind.

XXX.

Se Kaiserliche Majestät und Se Allerchristlichste Majestät werden hinführo um keiner Ursache willen den durch gegenwärtigen Traktat hergestellten Frieden brechen, die Waffen wieder ergreifen noch unter irgend einem Vorwand eine feindseelige Handlung gegen einander anfangen können, sondern sie werden sich vielmehr aufrichtig und gewissenhaft und als wahrhafte Freunde bemühen, diese wechselseitige Freundschaft und das gute Vernehmen, welches dem Wohl der Christenheit so nöthig ist, immer mehr zu befestigen. Und da der Allerchristlichste König nach dieser aufrichtigen Wiederversöhnung mit Sr Kaiserlichen Majestät ihnen hinführo auf keine Weise Unruhe oder Schaden verursachen will; so versprechen und verpflichten sich Se Allerchristlichste Majestät, Se Kaiserliche Majestät alle Italienischen Staaten und Oerter, welche Höchstdieselben gegenwärtig besitzen und welche die Könige aus dem Hause Oestreich vormals in Italien besessen haben, nemlich das Königreich Neapel, so wie es Se Kaiserliche Majestät gegenwärtig besitzen, das Herzogthum Mailand, auch so wie es Se Kaiserliche Majestät gegenwärtig besitzen, die Insel und das Königreich Sardinien, nebst den Häfen und Plätzen an den Küsten von Toskana, welche Se Kaiserliche Majestät gegenwärtig besitzen, und welche die Könige von Spanien aus dem Hause Oestreich vormals besessen haben, nimmt allen mit gemeldeten Italienischen Staaten verbundenen Rechten, welche Se Kaiserliche Majestät besitzen, in Ruhe und Frieden genießen zu lassen, wie sie die Könige von Spanien von Philipp I. an bis auf den letzt verstorbenen König ausgeübt haben; indem Se Allerchristlichste Majestät ihr Königliches Wort geben, den Kaiser und das Haus Oestreich in diesem Besitze nie, weder direkt noch indirekt, unter irgend einem Vorwande oder auf irgend eine mögliche Weise

zu ſtören oder zu beunruhigen, noch ſich dem Beſitze, welchen Se Kaiſerliche Majeſtät und das Haus Oeſtreich durch Negociation, Traktat oder andere rechtmäßige und friedliche Mittel inne haben oder in Zukunft haben könnten, zu widerſetzen, jedoch ſo, daß die Neutralität Italiens auf keine Weiſe dadurch geſtört wird; indem der Kaiſer, mit Verpfändung ſeines Worts verſpricht, die beſagte Neutralität und die Ruhe Italiens auf keine Weiſe zu ſtören, und folglich um keiner Urſache willen und auf keine Veranlaſſung das Mittel der Waffen zu gebrauchen, ſondern vielmehr die Verſprechungen, welche Se Kaiſerliche Majeſtät in dem zu Utrecht den 14ten März 1714 geſchloſſenen Neutralitäts-Traktat über ſich genommen haben, pünktlich zu befolgen und zu beobachten; welcher Traktat wie hier wiederhohlt angeſehn und von Sr Kaiſerlichen Majeſtät genau beobachtet werden wird, wenn nur die Beobachtung deſſelben auch von der andern Seite auf gleiche Weiſe geſchieht und Höchſtdieſelben hierin nicht angegriffen werden; aus demſelben Grunde machen ſich Se beſagte Kaiſerliche Majeſtät verbindlich, jeden Italieniſchen Fürſten die Staaten, welche er gegenwärtig in Beſitz hat, ruhig genieſſen zu laſſen, ohne daß dieſes den Rechten irgend einer Perſon Abbruch thun könne.

XXXI.

Um die Fürſten und Staaten Italiens die Früchte des Friedens zwiſchen dem Kaiſer und dem Allerchriſtlichſten Könige empfinden zu laſſen, wird nicht nur die Neutralität deſſelben genau beobachtet werden, ſondern auch den Fürſten und Vaſallen des Reichs für die übrigen Plätze, Länder und Oerter in Italien, welche die Könige von Spanien aus dem Hauſe Oeſtreich keineswegs beſeſſen haben, und auf welche die beſagten Fürſten irgend einen rechtmäßigen Anſpruch haben könnten, namentlich dem Herzog von Guaſtalla, Pico von Mirandola, und dem Fürſten von Caſtiglione, von Sr Kaiſerlichen Majeſtät gehörige und ſchnelle Gerechtigkeit wiederfahren, jedoch ohne daß dadurch der Friede und die Neutralität Italiens gebrochen oder zu einem neuen Kriege Anlaß gegeben werden könnte.

XXXIII.

Da außer den obengenannten Anſprüchen der Marſchall-Herzog von Villars noch wegen mehrerer anderer Auftrag hat,

auf

auf welche er im Namen Sr Allerchristlichsten Majestät würde bestehen müssen, nämlich auf der Foderung der verwittweten Frau Herzogin von Elbeuf, in Betreff des Witthums und der Eheverträge der seel. Herzogin von Mantua, ihrer Tochter; der Fürstin von Ursini, Prinzessin von Piombino; und endlich des Herzogs von St. Pierre an das Fürstenthum Sabionette; und von der andern Seite auch der Prinz Eugen von Savoyen zu mehrern Ansprüchen Auftrag hat, auf welchen er im Namen Sr Kaiserlichen Majestät würde bestehen müssen, nämlich einige Ansprüche des Herzogs von Lothringen, ausser denen, welche in dem Ryswicker Traktat und unter den vorhergehenden auf gemeldeten Traktat Bezug habenden Artikeln begriffen sind; die Foderung des Herzogs von Modena, so wie des Hauses Aremberg, des Hauses Ligne, und endlich der Widerbezahlung der Schulden, welche die Französischen Truppen in dem Herzogthum Mailand hinterlassen haben, welche alle zu viel Zeit fodern würden, als daß sie in diesem Traktat aus seine gebracht werden könnten; so ist man übereingekommen, die Auseinandersetzung derselben wechselseitig bis auf die Conferenzen zu verschieben, welche wegen des allgemeinen oder förmlichen Friedens-Traktats zwischen Sr Kaiserlichen Majestät, dem Reich und Sr Allerchristlichsten Majestät werden gehalten werden, wo es einem jeden frei stehen wird, seine Rechte vorzustellen und seine Dokumente und Gründe anzubringen, nach deren reiflicher Erwägung Se Kaiserliche Majestät und Se Allerchristlichste Majestät diejenige Rücksicht darauf zu nehmen versprechen, welche die Gerechtigkeit erfordert, doch ohne daß dadurch die Vollziehung des Friedens gestört oder verzögert werden kann.

XXXII.

Da die gegenwärtige Lage der Dinge Sr Kaiserlichen Majestät eben so wenig Zeit gelassen hat, die Churfürsten, Fürsten und Stände des Reichs über die Friedensbedingungen zu Rathe zu ziehen, als diesen, die Bedingungen des gegenwärtigen Traktats, welche sie betreffen, nach der gewöhnlichen Form im Namen des ganzen Reichs zu bewilligen; so versprechen Se Kaiserliche Majestät, daß gedachte Churfürsten, Fürsten und Stände im Namen des Reichs unverzüglich Vollmachten oder vielleicht eine Deputation aus ihrer Mitte auf gleiche Weise mit ihren Vollmachten versehen, an den Ort

schicken werden, welcher zur Bewerkstelligung des zwischen dem Kaiser, dem Reich und dem Allerchristlichsten Könige zu schließenden allgemeinen oder förmlichen Traktats gewählt werden wird, indem Se Kaiserliche Majestät ihr Wort geben, daß gedachte Deputation oder diejenigen, welche mit den Vollmachten versehen sind, im Namen des Reichs in alle Punkte willigen werden, worüber Höchstdieselben durch den gegenwärtigen Traktat, welchen Höchstdieselben zu vollziehen versprechen und sich verbindlich machen, mit Sr Allerchristlichsten Majestät übereingekommen sind.

XXXIV.

Da der vorhergehende Artikel mit sich bringt, daß die Churfürsten, Fürsten und Stände des Reichs im Namen des Reichs eine Deputation aus ihrer Mitte oder vielleicht ihre Bevollmächtigte zu den Conferenzen des zwischen Sr Kaiserlichen Majestät, dem Reich und Sr Allerchristlichsten Majestät zu schließenden allgemeinen und förmlichen Friedenstraktats an den dazu gewählten und bestimmten Ort schicken werden; so kommen der Kaiser und der Allerchristlichste König überein, diesen Ort in einem neutralen Lande, außerhalb des Reichs und des Königreichs Frankreich, anzusetzen, und zu dem Ende haben Ihre Majestäten ihre Augen auf das Gebiet der Schweiz gerichtet, in welchem von Sr Kaiserlichen Majestät oder von Sr Allerchristlichsten Majestät drei Städte genannt werden sollen, um eine darunter auf folgende Weise zu wählen, nämlich wenn Se Kaiserliche Majestät die besagten drei Städte nennen und vorschlagen, so werden Se Allerchristlichste Majestät von derjenigen, welche zu den Conferenzen dienen soll, die Wahl haben; oder wechselsweise, wenn Se Allerchristlichste Majestät die drei Städte vorschlagen, so werden Se Kaiserliche Majestät unter den dreien von derjenigen, welche sie vorzuziehen wünschen, die Wahl haben. Diese Vorschläge und Wahlen werden zu eben der Zeit geschehen, wo der gegenwärtige Traktat unterzeichnet werden wird, so daß es zur Unterhandlung und zur baldmöglichsten Abschließung des allgemeinen und förmlichen Friedens zwischen dem Kaiser, dem Reich und dem Allerchristlichsten Könige weder Aufschub noch Zeitverlust giebt, und daß ihre bevollmächtigten Minister den 15ten des Monats April oder spätstens den nächsten 1sten Mai sich an dem zur Haltung der Conferenzen bestimmten Orte versammeln können,

Besatzung machte keine Schwierigkeit als ich sie zum Abzug aufforderte.

Hundert drey und funfzigstes Kapitel.

Wie es gekommen, daß die Burg in den Händen der Franken geblieben.

Einer von meinen Begleitern, Ezzedin Sjordich, wollte sie aber nicht eher abziehen lassen, als bis unsre Truppen die Stadt verlassen hätten, damit sie nicht von diesen gemißhandelt werden mögte. Er versuchte so gar mit Schlägen die Muselmänner aus der Stadt zu treiben. Da er aber hiedurch viel Zeit verlohr, und doch nichts ausrichtete, weil die Soldaten ohne Ordnung zerstreut umher liefen, so brachte ich ihn durch mein Zureden wieder zurück. Nun fiengen die Franken an abzuziehen. Neun und vierzig Mann mit Weibern und Pferden waren schon zum Thor hinausgegangen, als die übrigen sich plötzlich weigerten ihnen nachzufolgen. Sie hatten nemlich die Flotte, welche ihnen zu Hülfe kam, anfänglich für zu schwach gehalten, und auch nicht gewußt, daß der König von England im Anzuge sey. Itz aber da sie deutlich 35 Schiffe zählen konnten, treten sie in voller Rüstung auf die Mauer der Burg, die noch nicht einmal völlig fertig war. Eine andre Schaar Ritter thut einen Ausfall auf unsre in der Stadt befindlichen Truppen, und treibt sie schaarenweise vor sich her, wobey viel von den letztern durch das Gedränge welches im Thor entstand, ums Leben kamen. Sie wurde jedoch bald wieder gezwungen sich zurück zu ziehen, und die Besatzung so sehr in die Enge getrieben, daß der Patriarch und Castellan sich mitten durch die Streitenden drengte, und um Erneue-

rung

können, während welcher alle Churfürsten, Fürsten und Stände des Reichs, welche außer demjenigen, was ihnen vermöge der oben ausbedungenen Vollziehung der Artikel des Ryswicker Traktats zukommt, noch Ansprüche und Gründe haben, um sich in den allgemeinen Friedenstraktat mit einschließen zu lassen, dieselben anführen können, auf welche Se. Allerchristliche Majestät die Rücksicht zu nehmen versprechen, welche die Gerechtigkeit fodert. Damit indeß das Ende sothaner Conferenzen nicht verzögert wird, ist man von beiden Seiten übereingekommen, daß sie in zwei oder spätstens in drei Monaten, von dem ersten Tage an gerechnet, wo die Conferenzen ihren Anfang nehmen werden, mit dem Abschluß des allgemeinen oder förmlichen Traktats beendigt werden sollen.

XXXV.

In dem Augenblick, wo der gegenwärtige Friedenstraktat unterzeichnet werden wird, werden alle Feindseligkeiten und Gewaltthätigkeiten sowohl von Seiten des Kaisers und des Reichs, als von Seiten des Allerchristlichsten Königs aufhören, und von dem Tage der Auswechslung der Ratificationen an werden Se Allerchristlichste Majestät von den Staaten des Kaisers und des Reichs weiter keine Contributionen noch Auflagen an Fourage für die Truppen fordern, so wenig als Se Kaiserliche Majestät und das Reich sie von den Staaten Sr. Allerchristlichsten Majestät fodern werden. Ueberhaupt werden alle gegenseitigen, auf Veranlassung des gegenwärtigen Kriegs gemachten, Forderungen, sowohl von Seiten Sr Kaiserlichen Majestät und des Reichs, als von Seiten Sr Allerchristlichen Majestät aufhören.

Sowohl Staats- als Kriegsgefangene von beiden Seiten werden ohne Lösegeld 15 Tage nach der Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Traktats zurückgeschickt werden, und jeder Fürst wird seine Truppen auf dem flachen Lande in seine eigenen Staaten zurückziehen, indem Se Kaiserliche Majestät sich verbindlich machen, in eben der Zeit auch die ihrigen zurückzuziehen und die Reichstruppen von dem flachen Lande des Erzbisthums Cöln und Baierns zurückziehen zu lassen, welche Länder und Staaten übrigens

in der in dem 15. 16. 17. und 18. Artikel des gegenwärtigen Traktats angeführten Form und Zeit werden wieder zurückgegeben werden.

XXXVI.

Der während des Kriegs verbotene Handel zwischen den Unterthanen Sr Kaiserlichen Majestät, des Reichs und Sr Allerchristlichsten Majestät wird sogleich nach der Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Traktats mit derselben Freiheit, wie vor dem Kriege, wieder hergestellt, und alle und jede, insbesondere die Bürger und Einwohner der Hansee-Städte, dem 52 Artikel des Ryswicker Friedens gemäs zu Wasser und zu Lande alle mögliche Sicherheit genießen.

XXVII.

Der gegenwärtige Traktat wird von dem Kaiser und dem Allerchristlichsten Könige ratificiert werden und die Auswechslung der Ratificationen in einem Zeitraum von einem Monate, von dem Tage der Unterzeichnung an gerechnet, oder, wenn es geschehen kann, noch früher im Palais zu Rastadt geschehen.

Urkundlich haben obgedachte ausserordentliche Gesandte und Bevollmächtigte sowohl Sr Kaiserlichen Majestät als Sr Allerchristlichsten Majestät gegenwärtigen Traktat eigenhändig unterzeichnet und ihrer Wappen-Insiegel beigesetzt. Geschehen im Palais zu Rastadt den sechsten März, tausend sieben hundert und vierzehn.

(L. S.) Eugen von Savoyen. (L. S.) Marschall, Herzog von Villars.

Erster Separat-Artikel.

Da in den Titeln, deren sich Se Kaiserliche Majestät, sowohl in ihren Vollmachten, als in dem Eingange des Traktats bedienen, welcher heute zwischen dem Prinzen Eugen von Savoyen und dem Marschall Herzog von Villars, den ausserordentlichen Gesandten Sr Kaiserlichen und Sr Allerchristlichsten Majestät heute unterzeichnet werden soll, sich einige finden, welche von Sr Allerchristlichsten Majestät nicht

anerkannt werden können; so ist zwischen den gedachten ausserordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten durch diesen besondern und vor dem besagten Traktat von ihnen unterzeichneten Artikel die Uebereinkunft getroffen worden, daß die von beiden Seiten angenommenen oder weggelassenen Würden kein Recht geben und eben so auch der einen oder der andern von den contrahirenden Partheien keinen Nachtheil bringen sollen. Der gegenwärtige Separat-Artikel wird dieselbe Kraft haben, als wenn er Wort für Wort in den Friedenstraktat eingerückt wäre.

Zweyter Separat-Artikel.

Da der gegenwärtige Traktat aus den im 33. Artikel angeführten Gründen in Rücksicht des Reichs ohne die erforderlichen und gebräuchlichen Solennitäten und Formalitäten angefangen, verfolgt und beendigt und gegen den in den Traktaten zwischen Sr Kaiserlichen Majestät, dem Reiche und Sr Allerchristlichsten Majestät gewöhnlich beobachteten Gebrauch, in französischer Sprache aufgesetzt und so gefaßt worden ist; so wird diese Verschiedenheit nicht als Präjudiz angeführt werden, noch Folgen nach sich ziehen oder irgend jemanden, er sey wer er wolle, auf irgend eine Weise Nachtheil bringen können und man wird sich in Zukunft nach allem demjenigen fügen, was bis jetzt bei dergleichen Gelegenheiten beobachtet worden ist sowohl in Rücksicht der lateinischen Sprache, als in Betreff der übrigen Formalitäten, und namentlich in dem Congreß und Traktat des allgemeinen und förmlichen Friedens, welcher zwischen Sr Kaiserlichen Majestät, dem Reich und Sr Allerchristlichsten Majestät geschlossen werden soll; doch wird der gegenwärtige Traktat dieselbe Kraft und Gültigkeit haben, als wenn alle oberwahnte Formalitäten dabei beobachtet worden wären, und als wenn er in lateinischer Sprache abgefaßt worden wäre, und der gegenwärtige Separat-Artikel wird auf gleiche Weise dieselbe Kraft haben, als wenn er Wort für Wort in den Friedenstraktat eingerückt wäre.

Dritter Separat-Artikel.

Da Se Kaiserliche Majestät dem 34. Artikel des heute geschlossenen Traktats gemäs zum Ort der Conferenzen wegen

des

des zwischen Höchstdenenselben, dem Reich und Sr Allerchristlichsten Majestät zu schließenden Friedenstraktats, die drei folgenden Städte im Schweizer Gebiete, nemlich Schafthausen, Baden in Ergau und Frauenfeld genannt und vorgeschlagen haben, und der Marschall Herzog von Villars die Ordre Sr Allerchristlichsten Majestät über die Wahl derjenigen von diesen drei genannten Städten, welche Höchstdieselben vorziehen wollen, noch nicht hat erhalten können; so verspricht er dem Prinzen Eugen von Savoyen unverzüglich durch einen Courier davon Nachricht zu geben.

Geschehen im Palais zu Rastadt den sechsten März, tausend siebenhundert und vierzehn.

(L. S.) Eugen von Savoyen. (L. S.) Marschall, Herzog von Villars.

Françoise d'Aubigny.

Marq. DE MAINTENON.

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller.

Zweyte Abtheilung.

Vier und zwanzigſter Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1802.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1950 IV c 1748

Biographiſche Notizen

über den Verfaſſer,

Ludwig Duc de St. Simon.

rung des vorigen Vertrages anhielten. Dieß wäre nicht geschehen, wenn nicht ein Irrthum die zum Entsatz bestimmten Truppen am Vorrücken gehindert hätte. Sie schlossen nemlich aus den vielen Fahnen, die sie in der Stadt erblickten, daß auch die Burg sich schon ergeben habe, und das Rauschen des Meeres so wohl, als das Kriegsgeschrey der Unsrigen ließ sie nicht das Zurufen ihrer in der Burg befindlichen Landsleute vernehmen. Denn an Macht fehlte es ihnen nicht, da die Anzahl ihrer Schiffe sich bis auf 50 vermehrt hatte, unter denen 15 Linienschiffe mit Einschluß des königlichen Admiralschiffes waren, welches roth angestrichen war, und auch rothe Segel führte.

Endlich empfiehlt sich einer von den Belagerten dem Schutze des Heilandes, springt von der Burg hinab, ohne Schaden zu nehmen, weil der Boden sandigt war, kömmt glücklich ans Ufer, und wird zum König von England gebracht, dem er von dem wahren Zustand der Sachen benachrichtigt. Dieser tritt so gleich mit seiner Armee ans Land, und vertreibt die Muselmänner aus der Stadt, und dem Hafen. Saladin war eben im Begriff die Capitulationspuncte zu unterzeichnen, als ich ihm die Nachricht von dem Vorfalle brachte, worauf er die Abgeordneten gefangen nehmen und Befehl zum Abmarsch geben ließ, bey welcher Gelegenheit die mehreste Beute wieder verlohren gieng.

Ludwig von Saint-Simon, der III. dieſes Namens, Pär und Grand-Louvetier von Frankreich, war der Sohn des Herzogs Claude von Saint-Simon, und von Charlotte de l'Aubespine. Er wurde geboren d. 16. Januar 1675 und d. 19. Jun. 1677 vom Könige Ludwig dem XIV. und von der Königin zu der Taufe gehalten.

Der Herzog von Saint-Simon war ein Sprößling des alten Hauſes Rouvroy, das in der Geſchichte berühmt iſt. Man ſagte unter der ehemaligen Regierung, dieſe Familie verliere ſich in „die Nacht der Zeit", ſie habe eine Reihe großer, beſonders im Kriege berühmter Männer hervorgebracht, und ſtamme in gerader Linie von den alten Grafen von Vermandois ab.

Im Jahr 1214 findet man wirklich in der Geſchichte einen Johann von Saint-Simon, Herrn von Rouvroy, der dem Könige Philipp Auguſt in der Schlacht bei Bouvines diente, und ſeine Gewandtheit und ſeinen Muth durch Gefangennehmung des Grafen von Boulogne zeigte.

Alphons von Saint-Simon war im J. 134[illegible] Vicekönig von Navarra.

Gilles von St. Simon entſetzte im J. 141[illegible] Biſors gegen die Engländer, und Karl der VII. machte ihn zur Belohnung für dieſe That zum Ritter ſeines Ordens und zu ſeinem Kammerherrn, im J. 1424

Ludwig der I. von Saint-Simon wurde im J. 1567 Ritter des St. Michaels-Orden.

Franz, der Großvater des Verfaſſers dieſer Memoires, folgte der Partei Heinrichs des IV. und war im J. 1591 bei der Einnahme von St. Denis Feldmarſchall in ſeinem Heere.

Ludwig der II. der Sohn dieſes Franz von St. Simon, war Heinrich dem IV. eben ſo treu und ſtritt für ihn in der Bataille bei Ivry, wo er Wunder der Tapferkeit that, und bei der Belagerung von Paris im J. 1590. Im folgenden Jahre war er auch bei der Belagerung von Rouen, und im Jahr 1597 bei der Belagerung von Amiens.

Claude von St. Simon, erſter Kammerherr des Königs, der Bruder des Verfaſſers dieſer Memoires, wurde im J. 1633 Ritter der königlichen Orden, war Gouverneur des Schloſſes und der Grafſchaft Blaye, und wurde im J. 1635 vom König Ludwig dem XIII. zum Pär von Frankreich erhoben, der ihn, wie die Geſchichte ſagt, in „beſondere Affection" genommen hatte.

Ludwig der III. von Saint-Simon, von dem wir dieſe kurze Biographie geben, verlor ſeinen Vater den 3. Mai 1693 in einem Alter von 85 Jahren. Er war zweimal verheirathet geweſen; in ſeiner erſten Ehe mit Diane Henriette von Büdos bekam er eine Tochter Gabrielle von St. Simon, die an den Herzog von Briſſac verheirathet wurde, im J. 1684 kinderlos ſtarb und ihren Stiefbruder zum Erben einſetzte. Zur zweiten Ehe nahm er Fräulein de 'Aubeſpine, deren Sohn unſer Verfaſſer geweſen iſt.

Lud-

Ludwig machte seinen ersten Feldzug im J. 1692 als Musketier (nach der im Werke selbst beschriebenen Einrichtung Ludwigs des XIV.) und war bei der Belagerung von Namur, deren Geschichte er geschrieben hat. Hierauf gab ihm der König, den 30. April 1693, eine Compagnie unter der Reuterei und, nach dem Tode seines Vaters, dessen Aemter und Gouvernements.

Er war mit seiner Compagnie bei dem Treffen von Neerwinden, am folgenden 12. November erhielt er ein Cavallerie-Regiment und diente bis zum Frieden von 1697 als Oberster. Die Geschichte seiner Feldzüge ist in der Folge seiner Memoires umständlich beschrieben.

Der Herzog von Saint Simon leistete dem Parlamente seinen Eid als Pär von Frankreich d. 3. Februar 1702. Bei der Thronbesteigung Ludwigs des XV. war er Rath im Conseil der vormundschaftlichen Regierung; im J. 1721 gieng er als Ambassadeur nach Spanien, um für den König sich um die Infantin zu bewerben und den Heirathstractat zu schließen. Im J. 1722 trat er seinem ältesten Sohne sein Herzogthum und Pärschaft ab, und den 2. Febr. 1728 wurde er königlicher Ordensritter.

Er hatte d. 8. April 1695 sich mit Genoveve Franziske von Dürfort, der Tochter des Herzogs von Lorges, Marschalls von Frankreich, vermählt. Sie war Gesellschaftsdame der Herzogin von Berry und betrug sich mit sehr viel Würde an diesem ausschweifenden Hofe. Ihre Kinder waren Jakob Ludwig, Pär von Frankreich, Arnold Johann, genannt

der Marquis von Rüffec, Grand von Spanien im J. 1722, und Charlotte, die im J. 1722 an den Prinzen von Chimay verheirathet wurde, welcher vorher die Tochter des Herzogs von Nivernois zur Gemahlin gehabt hatte.

Sein älteſter Sohn Jakob Ludwig vermählte ſich mit Thereſe von Gramond, Tochter des Herzogs von Gramond und von Maria von Noailles, Wittwe des Prinzen von Bournonville.

Dieß iſt kürzlich die Familiengeſchichte des Herzogs von St. Simon. Was ihn ſelbſt betrifft, ſo wird man ihn leicht aus ſeinen Memoiren als einen Mann von Ehre und Religion kennen lernen. Sein Urtheil iſt ſchneidend und ſatyriſch, aber immer durch Wahrheitsliebe gemäßigt; und wenn er falſch ſah, ſo führte ihn nur ſeine Einbildungskraft irre. Er hat den Hof Ludwigs des XIV. auf das ſcharfſichtigſte beobachtet, und iſt der einzige, oder vielmehr der erſte Schriftſteller bis jetzt, der uns den Charakter und die Intriguen aus der letzten Periode der Regierung Ludwigs des XIV. und aus der ganzen vormundſchaftlichen Regierung Philipps von Orleans ordentlich entwickelt hat.

Er ſchildert uns das Innere des Hofes von Ludwig dem XIV. und zeigt die Entſtehung und Bildung der Parteien, die zuletzt aufkamen, als der König, ſchwach, alt und frömmelnd, die Cabalen überhand nehmen ließ und ohne es zu wiſſen, ſelbſt Urheber und Werkzeug derſelben war.

Der Leſer wird finden, mit welcher Wahrheitsliebe, mit welcher Kühnheit der Verfaſſer alle die

Details der Geſchichte ſeiner Zeit erzählt. Er übergab dem Biſchof von Metz mehrere Exemplare ſeiner Memoires in der Abſicht, daß ſie einſt herausgegeben werden ſollten. Dieſen Zweck giebt er auch an mehreren Stellen zu erkennen. Er traf ſo ſichere Maßregeln für die Herausgabe nach einer gewiſſen Zeit, daß ſeine Hinterlaſſenſchaft unmöglich verloren gieng. Er ſcheint bloß nicht gewünſcht zu haben, daß ſeine Memoires während des Lebens der Perſonen, von denen er ſpricht, herausgegeben würden; und dieß iſt auch auf das gewiſſenhafteſte beobachtet worden. Der Verfaſſer hat die Geſchichte ſeiner Zeitgenoſſen Ludwigs des XIV. und des Regenten beſchrieben, und jetzt im J. 1791 finden wir in Hrn. von Chartres die fünfte Generation und im Dauphin die ſiebente ſeit Ludwig dem XIV.

„Aber haben wir nicht in unſern Bibliotheken mehr als hundert Schriften über die Regierung Ludwigs des XIV? Wohl!" nur iſt ein Theil Satyre, und der andere Lobreden.

Man ſieht zum Beiſpiel ſogleich, wenn man die Memoires von den Marſchalls von Berwick, von Villars, von Noailles u. a. m., die einzigen, die bis jetzt von angeſehenen Männern geſchrieben ſind, über die Zeiten der Regentſchaft von Anna und Mazarin geleſen hat, daß dieß nicht Geſchichte Ludwigs des XIV. und der Minderjährigkeit iſt. Die Memoires des Herzogs von St. Simon hingegen geben eine ganz andere Idee von der Regierung Ludwigs des XIV. Man darf ſich nicht mehr wundern, daß Voltaire, welcher die Lobrede dieſer „großen"

Regierung schreiben wollte, sich erlaubt hat, den wahrhaften St. Simon zu corrigiren, in dessen Memoires aber die Leser viele glückliche Ideen und originelle Wendungen finden werden, die Voltaire aus denselben geschöpft hat.

Ein anderer Geschichtschreiber, Düclos, hat sich nicht blos erlaubt, Saint Simon zu benutzen; er ist ihm — sklavisch gefolgt. Anekdoten hat er aus ihm genommen, ohne ihn zu citiren, und selbst seine Ausdrücke und Sprache beibehalten; dennoch spricht er von ihm nur, um ihn zu critisiren und die Leser vor seiner animosen Schreibart zu warnen.

Man muß gestehen, daß St. Simon die Regierung Ludwigs des XIV. streng richtet; er deckt alle seine Fehler auf. Ohne daß er sich darum kümmert, mit der Eleganz des goldnen Zeitalters der Literatur zu schreiben, schreibt er die Geschichte desselben mit einer schneidenden Energie, die selbst den Leser gegen ihn zur Behutsamkeit aufzufodern scheint.

In dieser Hinsicht muß man besonders mit Aufmerksamkeit lesen, was er vom Parlament, von der Partei und dem persönlichen Charakter der Frau von Maintenon, vor allem aber, was er von der famösen Geschichte der legitimirten Prinzen schreibt, welche den Verfasser tief gekränkt zu haben scheint.

Was seinen Haß gegen die Noailles, gegen die Herzöge von Villeroi, von Villars und andere betrifft, so existirt eine Schrift vom verstorbenen Abbe Millot, die aus historischen Quellen gezogen ist, und eine andere vom Kanonikus von St. Victor, welche das Urtheil des Lesers hierüber berichtigen kön-

können, besonders über die Marschalls von Noailles und Villeroi, die so, wie ihre Nachkommen, bestrebt gewesen sind, dem Könige und dem Vaterlande zu dienen. So haben auch die Nachkommen der legitimirten Prinzen sich immer als Männer von menschlichem, leutseligem Charakter gezeigt und immer für das Wohl des Volkes und für den Ruhm der Nation gearbeitet; und wenn auch Ludwig der XIV. seine legitimirten Kinder wirklich zu viel begünstigt hätte, so würde doch der letzte Sprößling dieses Stammes, der alle Tugenden des Bürgers und des Prinzen, besonders aber die Tugend der Religiosität in sich vereinigt, für Ludwig den XIV. wegen seiner wirklich ausschweifenden Vorliebe zu seinen natürlichen Kindern, Verzeihung verdienen.

Aber ungeachtet der lebhaften, oft zum Zorn reizbaren Gemüthsart des Herzogs von Saint-Simon, ungeachtet der Bitterkeit eines Mannes, der streng in Sitten und Grundsätzen, sich nie so weit zu erniedrigen wußte, daß er dem gegen das Ende von Ludwig dem XIV. angenommenen System der Regierung gehuldigt hätte, sieht man überall in seinen Memoires den gerechten und religiösen, den Mann von Ehre im vollsten Sinne des Wortes, der ein Verbrechen zu begehen glaubte, wenn er nicht die Wahrheit sagte.

Dieselbe Rechtschaffenheit behauptete der Herzog von Saint-Simon im Conseil der vormundschaftlichen Regierung. Soulavie hat im 5ten Theil der Memoires des Marschalls von Richelieu, S. 197, in der zwölften Lieferung

ferung der Sammlung von Memoires über die Regierung Ludwigs des XV. (Paris rue de Condé N. 7) Beweise von seiner Gerechtigkeitsliebe aufbewahrt. Die darin erzählte Anekdote aus der vormundschaftlichen Regierung giebt das treuste Bild vom Charakter Saint Simon's und von den Ränken des sonstigen Conseils unserer Könige. Wir rücken diese Stelle deswegen ganz ein:

„Courson, Intendant von Rouen, aus dem „Hause Lamoignon, war den alten Grundsätzen „seiner Familie so wenig treu, daß er den Despoten von Languedoc, Lamoignon-de-Basville ganz „nachahmte und in der Normandie alle Arten von „Bedrückungen ungestraft verübte.

„Den Einwohnern der Normandie, die seiner „müde waren, gelang es, seiner los zu werden; „und zur Belohnung setzte ihn der König nach „Gascogne. Nach Art dieser Paschas belegte er „diese Provinz mit neuen willkührlichen Taxen; und „die Stadt Perigueux wagte Gegenvorstellungen „zu machen.

„Sie hatte das Unglück, daß sie die Sprache „der Wahrheit und Gerechtigkeit führte; und Cour„son, der sich beleidigt fand, ließ zur Züchtigung „der Stadt, die Rathsherrn, die ihm Vorstellungen „zu machen gewagt hatten, ins Gefängniß werfen.

„Die Stadt wollte gegen die ihrem Magistrat „angethane Beschimpfung Hülfe und schickte aber„mals Deputirte ab, aber nicht an Courson, son„dern nach Versailles an den Regenten, um noch-

„mals

„mals Vorstellungen zu machen und Gerechtigkeit „zu erbitten. Sie mußten aber zwei Monate war„ten, ohne weiter als in das Vorzimmer des „Noailles gekommen zu seyn, der die Intendanten „in seinem Departement hatte und als ein Freund „von Courson die Deputirten ermüden und ver„drüßlich machen wollte, damit sie wieder nach „Perigueux zurückkehren möchten.

„Damals war der furchtbare St. Simon im „Conseil der vormundschaftlichen Regierung, ein „Mann von Gewissenhaftigkeit und Rechtschaffen„heit, übrigens auch der erklärte Feind von Noail„les. Er erfuhr die Geschichte mit Courson, und „wagte es im versammelten Conseil Noailles selbst „darum zu fragen. Der Graf von Toulouse unter„stützte ihn, welcher, ruhiger und gemäßigter als „St. Simon, das Gute eben so sehr beförderte.

„Die Sache erfodert viel Behutsamkeit," ant„wortete Noailles erstaunt und durch den Ton ganz „außer Fassung gebracht, mit welchem Saint Si„mon gesprochen hatte.

„Aber Saint Simon trug nun die ganze Sache „mit noch mehr Freimüthigkeit und mit dem ihm „eignen Unwillen vor. Er gewann durch seine ge„waltsame Beredtsamkeit den Regenten, den Gra„fen von Toulouse und alle Räthe für sich. So „wie er sah, daß er Gehör erhielt, stieg die Ge„walt seiner Rede. Er schilderte lebhaft die Grau„samkeit der Gefangensetzung der Rathsherrn von „Perigueux, die drei Monate lang das Tageslicht „nicht erblickt hätten, und die Niederträchtigkeit

Cour-

„Coursons. Hierauf klagte er über die tyranni-
„sche Einrichtung mit den Intendanten und über
„das Elend des Volks, das der Knechtschaft die-
„ser kleinen Tyrannen und der Last ihrer willkühr-
„lichen Gewalt unterworfen wäre. Der Regent
„war gerühret und befahl, daß nach acht Tagen
„über diese Sache Bericht erstattet werden sollte.

„Noailles konnte nicht ausweichen; aber er
„war entschlossen, Coursons zu unterstützen und sein
„tyrannisches Vergehen, wo nicht ganz zu unter-
„drücken, doch wenigstens zu mildern. Er suchte
„daher die Relation darüber durch eine Menge an-
„derer Relationen, womit er sein Portefeuille in
„den acht Tagen anfüllte, in Vergessenheit zu brin-
„gen, so daß die Angelegenheit der Deputirten von
„Perigueux nicht zur Sprache kam, wiewohl St.
„Simon mit ungeduldiger Beharrlichkeit beständig
„nach der Relation fragte.

„Es wird zu seiner Zeit daran kommen," ant-
„wortete Noailles endlich; aber bei jeder
„Sitzung fieng Noailles eine Relation nach der
„andern an, ohne auf die Sache mit Coursons zu
„kommen; und St. Simon, der immer auf dem
„Punct war, auszubrechen, aber seine Ungeduld
„noch zurückdrängte, fragte ihn ohne Unterlaß nach
„der Angelegenheit der Stadt Perigueux.

„Eines Tages, da St. Simon sahe, daß die
„Sitzung abermals vergeblich aufgehoben werden
„sollte, stand er auf, ergriff mit der rechten Hand
„Noailles und mit der linken den Regenten, und fragte
„den letztern, ob es seiner nicht würdiger sey, daß er

die

Hundert vier und funfzigstes Kapitel.

Erneuerung der Friedensvorschläge.

Unter den zurückgebliebenen Muselmännern waren mehrere Mamlucken und Officiere mit denen der König sich verschiedentlich unterhielt. Der Sultan, sprach er einst zu ihnen, ist ein großer Mann, unter allen Muselmännern unstreitig der größte und mächtigste. Warum ist er denn nun fortgegangen, da ich mich eben blicken lasse? Bey Gott, ich war weder zum Treffen, noch zu irgend einer Unternehmung vorbereitet, sondern hatte blos eine geringe Mannschaft von meinen Bundsgenossen bey mir, warum ließ er also zum Rückzug blasen? — Wahrhaftig, sagte er ein andermal, ich glaubte nicht, daß er Jaffa in zwey Monaten würde erobern können, und er hat es in zweyen Tagen gethan — Vermeldet ihm, sprach er, zu Abubeti, meinen Gruß, und sagt ihm in meinem Namen, ich lasse ihn bey Gott beschwören, Friede zu machen. Wir müssen doch endlich den Zwist beendigen. Denn sonst gehen meine Staaten zu Grund. Die Fortsetzung des Krieges ist mir eben so schädlich als euch.

Saladin ließ ihm hierauf antworten: ihr habt uns zuerst den Frieden angeboten, und unser ganzer Streit betrifft nur noch Jaffa und Ascalon. Nun ist Jaffa zerstöhrt. Euer Gebiet möge sich also von Tyrus bis Cäsarea erstrecken.

Die Franken, erwiederte der König, haben die Gewohnheit, daß derjenige, der von dem andern eine Stadt erhält, ein Vasall desselben wird. Ich verlange nun von euch zwey Städte Jaffa und Ascalon, deren Besatzung euch jederzeit zu Gebote stehen soll. Ja wenn ihr Hülfe von mir selbst bedürfet, so will ich in

„die Rathsherrn von Perigueux aus dem Gefängniß „eines Tyrannen zu befreien ſuchte, als daß er in die „Oper gieng. „Wohlan, Hr. von Noailles, „ſetzte er hinzu, referiren Sie in meiner Gegenwart „die Angelegenheit der Stadt Perigueux.“

„Saint Simon mußte ſiegen. Der Regent „verlangte die Relation und das Reſultat war die „Befreiung der Rathsherrn. Aber Noailles ent„ſchuldigte Courſon wegen der Verdienſte ſeines „Vaters und des Reſpectes, den ſein Name ver„diene, ein Lieblingsvorwand des Miniſters. Bei „dieſen Worten nahm St. Simon das Wort und „ſagte in einem noch ſtärkern Tone: „Was kann „das Verdienſt des Vaters bei der Ungerechtig„keit des Sohnes in Anſchlag kommen? Ich „ſtimme dafür, daß die Arreſtanten, die ſo viel „Patriotismus bewieſen haben, auf Koſten Cour„ſons entſchädigt werden; und daß dieſer Courſon „von ſeinem Amte als Intendant zu Bourdeaux „ſchimpflich abgeſetzt wird, damit gegen ähnliche „Tyranneien ein Exempel ſtatuirt werde.“ Das „Conſeil begnügte ſich damit, bloß den Befehl des „Intendanten von Bourdeaux zu caſſiren; aber als „Noailles aufſtand und auch die übrigen Mitglie„der des Conſeils dieſe ſo unruhige Sitzung aufhe„ben zu wollen ſchienen, rief Saint Simon mit „Lebhaftigkeit: „Nein, meine Herrn, noch nicht; „Hr. von Noailles hat ein ſchlechtes Gedächtniß; „er muß unſere Sentenz niederſchreiben, ehe wir „uns entfernen.“ Er ſagte hierauf Noailles, der „vor Wuth zitterte, mit Nachdruck die Sentenz in

„die

„die Feder. Noailles weigerte sich, die dem I
„tendanten anzudeutende Warnung: nie wieder s
„etwas ähnliches zu Schulden kommen zu lass
„niederzuschreiben. Aber St. Simon sagt
„„Schreiben Sie nur, mein Herr, so lautet d
„Schluß der Herren vom Conseil...“ Noail
„sah alle an, und schien sie um Milderung zu bitte
„aber der Schluß blieb fest; indessen milde
„d'Aguesseau aus Interesse für eine Magistratsp
„son, die wie er, von berühmtem Namen w
„in etwas die Sentenz.

„Courson, der in ganz Bourdeaux verabsch
„und verachtet war, wurde in der Folge weggeruf
„Man feierte seinen Abgang mit öffentlichen Fr
„denfesten. Aber statt den ungerechten Intendant
„ganz zu verbannen, entschädigte ihn das Minis
„rium, das seine Subalternen immer unterstützte, m
„einer Stelle im königlichen Conseil der Finanzen.

Die Familie der Lamoignon, die im Anfa
von den Franzosen so geehrt war, zählte schon
ihrer Mitte zwei abscheuliche Mitglieder, nämli
diesen Courson und Basville, den Tyrannen v
Languedoc. Aber sie hatte auch der Nation Mä
ner von unbefleckter Tugend und wahrhaft alt
Sitten gegeben; und wir werden auch in der Fo
den tugendhaften Malesherbes kennen lernen, d
diese Vorbilder nachahmend, Feind der Tyrannei w
und am Hofe Ludwigs des XVI. die Grundsätze d
Freiheit und Gerechtigkeit geltend machte, wodu
die Nation und der König von ferne zur ewigen V

ba

dammung jener Regierungsform vorbereitet wurde, welche der letzte der Lamoignon, ein größerer Minister-Despot als die Courtanvaux und Basville, zuletzt ganz unerträglich gemacht hatte."

So die Memoiren von Richelieu. Der Herzog von Saint-Simon behauptete diese gewissenhafte Rechtschaffenheit auch im gesellschaftlichen Leben, in den innern Verhältnissen seiner Familie und in seinem ganzen Betragen gegen seine Zeitgenossen. Er besaß das ganze Zutrauen des Herzogs von Orleans. Damals ward der Prinz von Chimay um seine Tochter, die so abscheulich häßlich war, daß sie die Eltern mehr zu verbergen als zu produziren suchten. Als Chimay dringend um sie warb, gab ihm St. Simon, der bei seiner Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit eine energische Stärke des Ausdrucks hatte, in seiner Antwort eine treue und vollkommene Schilderung aller der Häßlichkeiten, welche seine Tochter in sich vereinigte. Chimay blieb standhaft bei seinem Antrag und erhielt, nur nach einem langen Kampfe, Saint-Simon's Einwilligung, der ihn durchaus nicht hintergehen wollte.

Der Herzog von Saint-Simon war ein eifriger Vertheidiger der alten Vorrechte der Pärs, die er als die zweite gesetzgebende Gewalt nach dem Könige betrachtete. Er war die Seele der Partei, welche sich am Hofe gegen das Parlament bildete, das die Uebermacht der Pärs schwächen und mit ihnen ein untheilbares Ganzes ausmachen wollte. Da das Ministerium sich um diese Zeit in der That nur

mit Hülfe solcher Trennungen erhalten konnte, so gelang es ihm unter der vormundschaftlichen Regierung von neuem, daß die Pärs gegen das Parlament handelten. Die Pärs behaupteten: das Parlament sey vom dritten Stande; dieses Collegium aber machte eine famöse Schrift bekannt, worin den mehrsten von den Pärs des Reichs der Adel abgesprochen wurde. Folgendes behauptete man von der Familie Saint-Simon.

„Der Herzog von Saint-Simon ist, wie jedermann weiß, von ganz neuem Adel. Einer seiner Vettern war fast noch zu unserer Zeit Stallmeister der Frau von Schomberg. Wegen der Aehnlichkeit des Wappens der Familie de la Vaquerie mit dem Wappen der Familie der Vermandois, indem beide in vier Felder getheilt sind, hat er behauptet, diese Familie stamme von einer Prinzessin aus dem Hause Vermandois. Ja der tolle Ahnenstolz dieses armseligen Herzogs geht so weit, daß er in seinem Stammbaum einen Bürgerlichen Namens, le Bossü, der Richter in Mainz war und die Erbin der ältesten Linie seines Hauses geheirathet hat, von der Familie von Bossü abstammen läßt."

Der Unwille Saint-Simon's gegen das Parlament war hierdurch aufs höchste gestiegen und von dieser Zeit an mäßigte er sich nicht mehr weder in seinen Reden noch in seinen Schriften. Indessen war er zu sehr Patriot und Anhänger der königlichen Gewalt, um nicht den Regenten von Dubois's Plane, das Parlament zu vernichten, abzubringen. Zu gleicher Zeit aber vertheidigte er sich gegen die beleidi-

gen-

genden Angriffe desselben; und in einer gedruckten Gegenerklärung sagt er: „Es giebt gewiß wenig Familien, die so alt sind als die Familie Saint Simon. Sie stammt vom Ritter Olivier von Rouvrois, der im J. 1060 unter Heinrich dem I. lebte. Johann von Rouvroi begleitete Philipp August, als er die Normandie im J. 1202 dem König von England wegnahm. Vier seiner Nachkommen waren Vicekönige von Navarra, und im J. 1334. heirathete Matthäus von Rouvroi Margarethen, Erbin der Familie von Saint-Simon, mit der Bedingung den Namen und das Wappen derselben zu tragen. — Es ist unbekannt, ob Karl von Rouvroi, Marquis von Saint-Simon, Stallmeister eines Marschalls von Frankreich gewesen ist; aber gewiß ist, daß er als Ritter des heil. Geistes, als Feldmarschall, als Colonel des Regimentes von Navarra und als Gouverneur von Senlis gestorben ist, nachdem er sich, noch ehe sein Bruder Herzog und Pär geworden war, mit Luisen von Crüssol vermählt hatte."

Saint Simon hat seinen Schriften eine sehr natürliche und für das Gedächtniß sehr vortheilhafte Eintheilung gegeben. Dieß ist im allgemeinen die Uebersicht davon.

Die dreizehn Bände seiner Schriften sind zuvörderst in vier verschiedene Werke getheilt, diese sind:

1 Memoires über die Regierung Ludwigs des XIV. 6 Bände.

2. Memoires über die vormundschaftliche Regierung des Herzogs von Orleans, 2 Bände.

3. Memoires zur Geschichte der berühmten Männer seiner Zeit, 4 Bände.

4. Mémoires, die staatsrechtliche und politische Verfassung des Königreichs Frankreich betreffend. 1. Band.

Die letztere Schrift ist merkwürdig, besonders wegen der darin gemachten genauen Untersuchungen über die Vorrechte der Herzöge und Pärs und über die politische Verfassung von Spanien, wo Saint-Simon Grand der ersten Classe war. Man wird sehen, welche irrige Meinung die Pärs und Granden von Spanien von ihrer gesetzgebenden Gewalt gefaßt hatten, zum Nachtheil des Volkes, das damals dem Könige und den Granden so sklavisch unterworfen war.

Auf die Schrift von der Staatsverfassung folgt eine andere, welche von den legitimirten Prinzen und von ihrer Fähigkeit zur Thronfolge, im Fall die legitime Linie ausgestorben sey, handelt. Eine dritte Schrift enthält politische Untersuchungen über die in Frankreich gebornen Cardinäle. Eine vierte handelt von der politischen Verfassung des Königreichs Arragonien in Spanien. Eine sechste von der Kirchendisciplin in Spanien und von der Gewalt der Inquisition. Alle diese Untersuchungen hatte der Herzog von Saint-Simon in Madrid während seiner Gesandtschaft angestellt.

Vorrede
des Französischen Herausgebers.

Die simple Erzählung alles dessen, was das Französische Ministerium vor der Revolution von 1789 gethan hat, um die Werke des Herzogs von Saint Simon zu unterdrücken, ist die beste Empfehlung, welche die Herausgeber ihrem Unternehmen geben können.

Es ist vielen, selbst dem Könige unbekannt geblieben, daß die Minister ihre Unverschämtheit so weit trieben, und die Denkmäler der Französischen Geschichte zu vernichten suchten.

Als es ihnen doch nicht gelang, als Patrioten sich ins Ausland flüchteten, um dort, unter dem

Schutze der Freiheit, die Herausgabe patriotischer Schriften und Geschichtsbücher ungestört zu besorgen; sprachen die Minister wenigstens von Confiskation dieser Produkte des Patriotismus, wenn der Verfasser selbst schon gestorben oder der Gefangennehmung entgangen war.

Die Werke des Herzogs von St. Simon, dessen Originalität, schneidende Wahrheit und Patriotismus die Französischen Machthaber kannten, gehörten unter die Manuscripte, deren Confiskation ihr Interesse foderte. Wir führen hier an, was der Verfasser der Memoires des Marschalls von Richelieu von diesen Schriften sagt: (Th. 1. S. 63.) „Im „J. 1784 machte ein Schriftsteller einige Anekdoten „aus den Memoires von St. Simon, diesem mit „so seltener Kühnheit und Freimüthigkeit geschriebenen Werke, bekannt; aber noch war die Freiheit so schüchtern, daß dieser Schriftsteller in seine „interessanten und seltenen historischen „Bruchstücke (Pièces intéressantes et peu connues) „nur abgerissene Anekdoten aus diesen berühmten „Memoires aufzunehmen wagte.

„Im J. 1786 schien die Denkfreiheit mehr „Raum gewonnen zu haben und die Galerie „des alten Hofes (Galerie de l'ancienne Cour) „erschien. In dieser Schrift waren die Memoires „von Saint-Simon, von denen bis jetzt nur abgerissene Stücke erschienen waren, besser und vollständiger benutzt; aber das Original, blieb noch

ver-

„verborgen und der Name des Verfaſſers wurde „nicht genannt. Das Miniſterium wollte nicht, „daß das Buch den Titel: Memoires von „St. Simon führte; der Cenſor übte ſtreng „ſeine Herrſchaft an dem verunſtalteten, zerſtückel„ten Werke aus und ließ das Publikum nur das „Skelet deſſelben ſehen.

„Im J. 1788 machte die Denkfreiheit noch „mehrere Fortſchritte und es wurde erlaubt, daß die „Memoires unter ihrem eigenen Namen erſchienen. „Aber die Wahrheit, die treffende Satyre derſel„ben war anſtößig; deswegen wurde ein Cenſor „ernannt, der von ſelbſt vier Herren vom Hofe zu „Gehülfen verlangte: dieſe ſchmolzen ſieben Bände „in Quart in drei armſelige Octavbände um, denen „man den Titel: Memoires von Saint„Simon zu geben wagte. So brauchten die Mi„niſter Höflinge zu Werkzeugen, um die Stimme „der Geſchichte, noch dazu faſt hundert Jahre nach „den erzählten Begebenheiten, zu erſticken.

„Im J. 1789 im Monat Mai ſieht das Mini„ſterium die Stande des Reiches ſich erheben; ganz „Frankreich verlangt mit lauter Stimme die Preß„freiheit. Nun erlaubte es, daß noch einige andere „Fragmente aus den noch immer verſtümmelten „Memoires von Saint Simon gedruckt wurden.“

Aber jene Herren vom Hofe, die als Cenſoren über die Memoires aufgeſtellt und folglich Richter

der

der Wahrheit oder Falschheit der Begebenheiten waren, die ihre Großväter und Verwandten betrafen, verstümmelten dieses vortreffliche Werk so sehr, daß es nur als eine ungeordnete Zusammenstellung abgerissener Bruchstücke ohne Zusammenhang, sogar ohne chronologische Ordnung erschien.

Um diese Zeit kündigten wir in einem bekannten Französischen Journal an, daß wir an der Originalausgabe der Werke von St. Simon arbeiteten. Dieß war für den damaligen Herrn Siegelbewahrer ein Donnerschlag; er sprach in den altherkömmlichen, schönen Ausdrücken von Verbot und Confiskation und ließ folgenden Brief an den braven Journalisten schreiben, der unsere Ausgabe anzukündigen gewagt hatte.

Brief des Aufsehers des Bücherwesens in Frankreich, worin erklärt wird, daß die gegenwärtige Ausgabe der Werke von St. Simon untersagt und confiscirt werden solle.

„Den 2. dieses Monats, mein Herr, haben „Sie in einer besondern Anzeige eine vollständige „Ausgabe der Memoires des Hrn. Herzogs „von Saint Simon in 13 Bänden in 8. „angekündigt, die bald erscheinen und alles das „enthalten soll, was in der Ausgabe in 3 B. in 8. „(Marseille bei Mossy) weggelassen worden ist. Ich „ersuche Sie, daß Sie mir die Gründe angeben, „die Sie zur Bekanntmachung einer solchen An-

zeige

eigener Person herbeyeilen, und euch mit allem Nachdruck unterstützen.

Da ihr, war Saladins Antwort, so nachgiebig seyd, will auch ich mich gefällig erweisen. Laßt uns jene beyden Städte theilen. Ihr nehmt Jaffa mit seinem Bezirk, und ich Ascalon.

Einige Tage nachher kam wieder ein Abgeordneter des Königs, um dem Sultan für die Abtretung von Jaffa zu danken, zugleich aber auch nochmals um Ascalon zu bitten; damit der Friede zu Stande käme, und er nicht gezwungen würde, hier wieder seine Winterquartiere zu nehmen.

Ascalon, versetzte Saladin, kann ich ihm unmöglich bewilligen. Er wird auch wohl den Winter hier zubringen müssen, da er sehr gut weiß, daß seine Eroberungen verlohren gehen, so bald er den Rücken kehrt, ja auch, so Gott will, wenn er hier bleibt. Weil er nun als ein junger Mann in seinen besten Jahren, wo man begierig nach allen Vergnügungen hascht, entschlossen ist, fern von seinem väterlichen Sitze hier den Winter über zu bleiben, wenn ich mich weigere sein Verlangen zu erfüllen: so kann ich doch mitten in meinen Staaten, im Schooß meiner Familie, wo ich im größten Ueberfluß lebe, ebendasselbe thun; zumahl da ich schon nach einem langen Genusse, und vom Alter gedrückt, auf jede sinnliche Lust Verzicht gethan habe. Dazu kommt noch, daß meine Armee im Winter aus andern Truppen als im Sommer besteht. Auch bin ich heilig überzeugt, daß ich Gott den größten Dienst erweise, wenn ich so handle. Ich bin demnach völlig entschlossen, von meiner Forderung nicht im geringsten abzulassen, bis Gott nach seinem Rathschluß den Sieg austheilt."

Ein-

„zeige bewogen haben. Die Werke des Hrn. Her„zogs von Saint Simon ſind in Frankreich verbo„ten, und, man kann mit Gewißheit behaupten, ſie „werden es immer bleiben, wenigſtens in der Form, „welche Ihre Anzeige verſpricht. Ja es ſind ſchon „Befehle gegeben, daß alles, was davon in Frank„reich eingeführt wird, verboten und confiſcirt wer„den ſoll. Wie haben Sie es alſo wagen können, „ein ſo widerrechtliches Unternehmen anzukündigen „und den gerechten Abſichten der Regierung entge„gen zu handeln? Sie haben hierin einen Fehler „begangen, der unbegreiflich iſt und den Sie wie„der gut machen müſſen.“ *)

Indeſſen, nachdem das Franzöſiſche Miniſterium die Confiſcation unſrer Ausgabe auf dieſe Art beſchloſſen hatte, ſchlug es einen andern Weg ein, und entſchloß ſich Supplemente zu den Memoires des Herzogs von Saint-Simon zu geben: gleichſam als wenn es ſich ſchämte, daß es die dreizehn Bände der Werke St. Simons ſchändlicher Weiſe auf drei armſelige Bände herabgeſetzt hatte. Das Publikum wurde würklich von dem Miniſterium mit Supplementen beſchenkt. Wir finden, wenn wir dieſes Buch aufſchlagen, daß der Herausgeber außer der Unterſchlagung von zehn

Bän-

*) Das Original dieſes Briefes befindet ſich in den Händen unſers Verlegers zu Straßburg.

Bänden sich auch allerhand artige Anmerkungen und Zusätze erlaubt hat. Wir begnügen uns mit folgendem kleinen Auszug aus Th. I. der Supplemente S. 24, wo von der geheimen Briefinquisition, oder der Briefeerbrechung, auf dem Büreau der Post die Rede ist, — dieser spitzbübischen Kunst, die ehrlichen Leuten unbekannt ist, aber auf dem Büreau der Post zu der größten Vollkommenheit gebracht worden war.

„Wenn, so schreibt der ministerielle Herausgeber, von der Erbrechung der Briefe, sagt der Herausgeber jener Supplemente, die Privatleute auch etwas unangenehmes zu befürchten haben, so ist doch die Folge davon, daß Uebelgesinnte entdeckt werden und daß sie zu versteckteren Mitteln Zuflucht nehmen müssen, um ihre Absichten zu erreichen; wodurch denn geheime Schleifwege gehemmt und erschwert werden; und dieß ist immer ein Vortheil."

Man hatte also alles mögliche gethan, um die gegenwärtige Ausgabe der Memoires zu unterdrücken. Man hatte unserer Ausgabe von dreizehn Bänden eine von sieben Bänden entgegengesetzt, um sie dadurch zu hintertreiben; man hatte darin das treffendste und wahrste, was St. Simon gesagt hatte, unterdrückt; man hatte eine von schändlichen Noten verunstaltete Ausgabe veranstaltet. — So wurde unter dem Despotismus die Geschichte der

behandelt; und dieß Verfahren, wie es keinem rechtlichen Manne, keinem braven Franzoſen ziemt, ließ man ſich unter der Regierung Ludwigs des XVI zu Schulden kommen, deſſen ſtrenge Rechtſchaffenheit, deſſen Wahrheitsliebe alle Zeiten und Völker werden anerkennen müſſen; der aber ſo ſchändlich von denen, die ihn umgaben, betrogen wurde.

Die von uns beſorgte Ausgabe hat außer dem Verdienſt, daß ſie ein Produkt der freien Wahrheitsliebe iſt, noch dies für ſich, daß ſie mit einer Menge neuer hiſtoriſcher Daten und Dokumente bereichert erſcheint, die St. Simon nicht kannte.

Viele Lücken, die ſeine Memoires laſſen, ſind durch die beigefügten hiſtoriſchen Dokumente ausgefüllt, wodurch Verwirrungen gelöſt, undeutliche Abkürzungen erklärt, allzu ſtarke Erzählungen gemildert, zweifelhafte Stellen beſtätigt und nöthige Berichtigungen gegeben werden. Bald ſpricht Ludwig der XIV. ſelbſt, bald ſeine Höflinge; aber immer ſind es nur Zeitgenoſſen des Herzogs von St. Simon, Zeugen der Begebenheiten, ein Villars, Polignac, Colbert und andere eben ſo wichtige Perſonen jener Zeit, welche in dieſen Beilagen ſprechen. Dieſe ſo koſtbaren hiſtoriſchen Ergänzungen, die

dem

dem Publikum jetzt zum erſtenmale vorgelegt werden, ſetzen unſere Leſer in Stand, über den größten Theil der Begebenheiten verſchiedene gleichzeitige Zeugen zu hören; und wir ſchmeicheln uns daher ihre Zufriedenheit zu erlangen.

Stamm-

Stammtafe

des Königlichen Hauses von Frankreich u

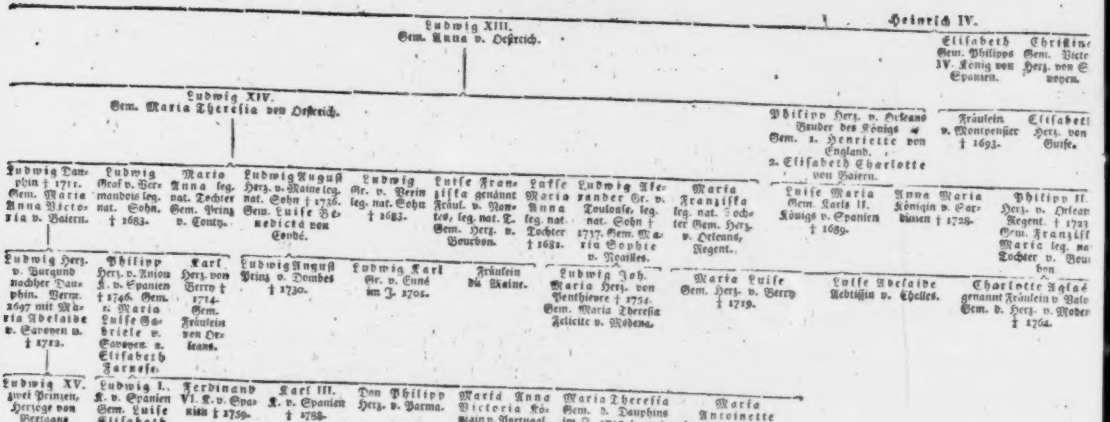

Dieſe Genealogie iſt weitläuftiger aus einander geſetzt in den Tafeln XVIII a. XVIII b. XIX und XLIV der vortreflichen Sammlung genealog von Hrn. Koch, Profeſſor der Geſchichte und des Staatsrechts auf der Univerſität Straßburg. Jngr. Quart.

t a m m t a f e l

s von Frankreich unter Ludwig de

Heinrich IV.

		Elisabeth Gem. Philipps IV. König von Spanien.	Christine Gem. Victors Herz. von Savoyen.	Gaston Herzog v. Orleans.	Henriette Maria Gem. Karls I. K. v. England.	Kar Herz. v. dome leg Sohn. Ge von Lor Mercoe
hilipp Herz. v. Orleans Bruder des Königs em. 2. Henriette von England. Elisabeth Charlotte von Baiern.		Fräulein v. Montpensier † 1693.	Elisabeth Herz. von Guise.	Margarethe Luise Gr. Herz. v. Toska na † 1721.	Franziska Magdale na Herz. v. Savoyen.	Lud Herz. v. nachher Gem. Mer
Luise Maria Gem. Karls II. Königs v. Spanien † 1689.	Anna Maria Königin v. Sar dinien † 1728.	Philipp II. Herz. v. Orleans, Regent. † 1723. Gem. Franziska Maria leg. nat. Tochter v. Bour bon.	Elisabeth Charlotte Herz. v. Lothringen.			Lu Herzog v d. Syan Gem.
e erry	Luise Adelaide Aebtissin v. Chelles.	Charlotte Aglaé genannt Fräulein v Valois Gem. d. Herz. v. Modena † 1761.	Ludwig I. Herz. v. Orleans † 1725. Gem. Maria Auguste v. Baden.			Luise E Gem. Lud v. Spanie

nen.

und XLIV der vortrefflichen Sammlung genealogischer Tafeln der Fürstlichen H
traßburg. Imgr. Quart.

rl . Ven- g. nat. em. Fr. raine eur.	Alexander Carl leg. nat. Sohn.	D. Herzog von Vermeuil, leg. nat. Sohn.	Gabrielle Angelike leg. nat. Toch- ter.	D. Graf v. Moret. leg. nat. Sohn.	Johanne Baptiſte leg. nat. T. Aebtiſſin v. Fontevrault.	Maria Henriette leg. nat. T. Aebtiſſin v. Chelles.

dwig Vendome, Cardinal. Fräulein ncini.	Franz Herz. v. Beaufort ſtirbt 1669.	Eliſabeth Herzogin v. Nemours.

ndwig Joſeph von Vendome, Generaliſſ. u. Franzöſ. Armeen † 1712. Fräulein von Condé.	Philipp von Vendome Groß-Prior von Frankreich.

liſabeth wigs I. K. ien † 1742.	Philippine Eliſa- beth genannt Fräulein v. Beaujolois † 1731.	Luiſe Diane Gem. d. Prinzen v. Conty † 1736.	Johann Philipp leg. nat. Sohn Groß-Prior v. Frankreich.

häuſer in Europa

Geheime Memoiren

des Herzogs

Louis de St. Simon

über die Regierung

Ludwigs des XIV.

Erſtes Buch.

Einige Tage nachher wollte der Sultan das Lager des Königs von England vor Jaffa angreifen. Es war so klein und schwach, daß er sich nichts anders als den besten Ausgang versprechen konnte. Es bestand (nach der Aussage eines Augenzeugen, der beym Gefechte selbst zugegen gewesen) aus nicht mehr als 17 Reitern, und nicht völlig tausend Mann Fußvolk. Nach andern sollen gar nur 9 Reiter und 300 Infanteristen da gewesen seyn. Allein wie erschrack der Sultan, als er dieß kleine Heer zu dem muthigsten Widerstande gerüstet fand, und seine Truppen nicht fechten wollten, weil sie der Vorfall bey Jaffa, wo sie ihre Beute verlohren, mit einem nicht geringen Unwillen erfüllt hatte. Einer seiner Generale rief ihm zu: „sagt dieß nur euren Dienern, die unsre Leute an dem Tage, da Jaffa übergieng, schlugen, und ihnen die Beute abnahmen." Saladin sah sich auch wirklich gezwungen den Angriff aufzugeben, da seine Ehre hätte leiden können, wenn er länger vor dem Feinde gestanden hätte. Der König von England soll unsre ganze Fronte mit der Lanze in der Hand hinabgeritten seyn, ohne daß ein einziger es gewagt hätte, gegen ihn aufzutreten.

Hundert fünf und funfzigstes Kapitel.

Saladin geht nach Ramla.

Nach diesem Vorfall schickt Almalich Aladil den Abubekr nach Jaffa hin, um den König zu einer Unterredung einzuladen. Dieser aber läßt ihn nicht in die Stadt hinein, sondern ruft ihm von ferne zu: ich war begierig nach Hause zu kehren, und habe deswegen alles versucht, um mich mit dem Sultan zu vergleichen. Jetzt da der Winter und die Regenzeit da ist, will ich hier bleiben, und breche alle Unterhandlungen ab.

Erſtes Buch.

Inhalt.

1. Anfang der Regierung Ludwigs des XIV. 2. Seine Geiſtes-Anlagen. 3. Sein Eintritt in die Welt. 4. Armeen und Feldzüge. 5. Sonderbare Anecdote über die Urſache des Kriegs von 1688. und über das Miniſterium von Louvois. 6. Friede von Riswik. 7. Charakter des Königs. 8. Unwiſſenheit des Königs, die Folge einer ſchlechten Erziehung. 9. Seine Ruhmſucht und Liebe zur Schmeicheley. 10. Die Annehmlichkeiten ſeiner Perſon. 11. Er erhöht ſeine Miniſter. 12. Audienzen des Königs. 13. Louvois Tod, ſein Charakter und ſein Miniſterium. 14. Anecdoten nach dem Frieden von Riswik. 15. Sonderbar eiferſüchtiger Charakter des Königs. 16. Eine Reihe Anecdoten von

dem Hofe und der Armee, die ſich auf ſeine Eiferſucht beziehen. 17. Perſönlicher Zuſtand des Königs in ſeinen letzten Unglücksfällen. Unterwerfung der verſchiedenen Stände im Staat. 18. Politik des Königs mit ſeinem Militair. 19. Beförderungen. 20. Er errichtet ſeinen Hof auf dem Lande. 21. Neugieriger Geiſt des Königs, königliche Inquiſition über die Poſt-Briefe. 22. Sein äuſſeres Betragen. 23. Ceremoniel bey der Armee. 24. Lever des Königs. 25. Seine Meſſe. 26. Seine Conſeils. 27. Mittagstafel des Königs, die Ergetzlichkeiten, Spaziergänge ꝛc. 28. Kleidung des Königs; warum er den Luxus begünſtigte. Verſailles erbaut. Critik über dieſes Schloß, und das zu Marly.

I. Anfang der Regierung Ludwigs des XIV.

Ueber die erſten Jahre Ludwigs des XIV. läßt ſich wenig ſagen. Faſt bey ſeiner Geburt ſchon König, würde er durch die Politik einer herrſchſüchtigen Mutter, noch mehr aber durch die große Eigennützigkeit eines ſchädlichen Miniſters, welcher ſeiner eigenen Größe tauſendmal den Staat aufopferte, unterdrückt. Unter dieſem Joch beugte er ſich, ſo lange dieſer Miniſter lebte. Folgendes iſt das, was ſich vorläufig über die Regierung dieſes Monarchen ſagen läßt. Er kämpfte gegen jenen Druck. Er fühlte Liebe, er erkannte den Müſſiggang als einen Feind des Ruhms. Dieſem doppelten Hang hatte Er ſich, obwohl nur ſchwach, zu widerſetzen verſucht. Er beſaß Einſicht genug, um ſich durch Mazarins Tod für befreit zu halten, wenn er auch nicht Stärke genug hatte, ſich früher in Freiheit zu ſetzen. Dieß iſt ſogar eine der ſchönſten Stellen in ſeinem Leben. Die Folge davon war, daß er die unveränderliche Maxime annahm, jeden Premier-Miniſter und Geiſtlichen aus ſeinem Conſeil zu verbannen. Er faßte nachher noch einen andern Grundſatz, welchem er aber nicht mit eben ſo vieler Feſtigkeit treu blieb, und den er ſelbſt, ohne es zu wiſſen, beſtändig verletzte. Dieſer war: ſelbſt zu regieren. Eine Sache, auf die er ſich viel einbildete, worüber er am meiſten gelobt und geſchmeichelt wurde, die er aber am wenigſten zur Ausübung brachte.

II. Seine Geistes-Anlagen.

Bey einem kaum mittelmäßigen, aber bildsamen Geist, der sich entwickeln und verfeinern konnte, und dem es nicht schwer wurde, das Gute von andern anzunehmen, war es ein großer Vortheil für ihn, sein ganzes Leben hindurch mit geistreichen Männern und Frauen verschiedener Art, von jedem Alter und Stande, gelebt zu haben. Wenn dieß je bey einem König von 23 Jahren der Fall war, so darf man von Ihm sagen, daß sein Eintritt in die Welt, in Rücksicht auf die ausgezeichneten Personen jeder Art, glücklich war. Seine innern und auswärtigen Minister waren die geschicktesten von Europa, und seine Generale die größten und besten. Als solche sind beider Nahmen allgemein bey der Nachwelt bekannt. Die heftigen Unruhen, welchen der Staat, nach dem Tode Ludwig des XIII. von Innen und Aussen ausgesetzt war, hatten so viele vorzügliche Menschen gebildet, daß der ganze Hof aus berühmten und ausgezeichneten Personen bestand.

III. Sein Eintritt in die Welt.

Die Gräfin von Soissons (die als Oberhofmeisterin von dem Hause der Königin in den Thuilerien zu Paris, wo der Hof war, wohnte) herrschte daselbst durch die Ueberreste des ehmaligen Glanzes, ihres Oheims, des Cardinals Mazarin, noch mehr aber durch ihren Verstand und ihre Gewandtheit. Ihr Haus war der Sammelplatz der angesehensten Hofmänner; die ausgezeichnetsten Männer und Frauen, die man täglich daselbst fand, machten es zum Mittelpunkt der Galanterie, der Intriguen, und aller Anschläge, sich emporzuschwingen, wobei die Anverwandtschaften

ſchaften viel Einfluß hatten. Damals war dieſe Gräfin eben ſo angeſehen, geſchäzt und geehrt, als ſie jezt vergeſſen iſt.

In dieſen glänzenden Strom warf ſich der König gleich anfangs, und dort nahm er jene Feinheit und Galanterie an, die er immer beibehielt, und ſo gut mit Beſcheidenheit und Majeſtät zu verbinden wußte. Man darf ſagen: er war dafür gemacht. Sein Wuchs, ſeine Haltung, ſein Anſtand, ſeine Schönheit, der hohe Blick, den er nie verlor, der Ton ſeiner Stimme, ſeine Gewandheit, und die natürliche Grazie ſeiner ganzen Perſon zeichneten ihn, wie den Bienenkönig, bis an ſeinen Tod von andern Menſchen aus. Wenn er auch blos als Privatmann geboren worden wäre, ſo würde es ihm doch nicht an Talent zu Anordnung der Feſte, der Vergnügungen, der Galanterie, und an allen verführeriſchen Reizen gefehlt haben, um in der Liebe glücklich zu ſeyn. Wie vortheilhaft wäre es für ihn geweſen, wenn alle ſeine Maitreſſen der la Valliere ähnlich geweſen wären. Die Herzogin von la Valliere ſchämte ſich, ſeine Maitreſſe geworden zu ſeyn, noch mehr, daß die Früchte ihrer Liebe gegen ihren Willen anerkannt und erzogen wurden. Beſcheiden, ſanft, und äußerſt gutmüthig, war ſie immer im Streit mit ſich ſelbſt. Endlich ſiegten die ſchrecklichen Wirkungen der Liebe und Eiferſucht über ihre Verirrungen. Es war ihr ſchmerzlich, aber auch zugleich beruhigend. In dieſem unglücklichen Zeitpunkt riß ſie ſich vom Hofe los, und ergab ſich einem ſtrengen Lebenswandel und der eifrigſten Buße.

Der König war mehr zu beklagen als zu tadeln, daß er ſich der Liebe hingab, und verdient wenigſtens darüber gelobt zu werden, daß er ſich von Zeit zu

Zeit loszureißen wußte, um dem Ruhm zu folgen. Die Liebeshändel und Intriguen, welche ihn auch sogar als König in diesem Wirbel der Gräfin von von Soissons. umhertrieben, machten einen Eindruck auf ihn, der sehr traurige Folgen hatte, weil er stärker war als er selbst. Verstand, edle Gesinnungen, Selbstgefühl, eigener Werth, Großmuth und Kenntnisse, alles dieses wurde ihm verdächtig und hassenswürdig. Sein Widerwille dafür nahm mit den Jahren zu, und erstreckte sich endlich bis auf seine Generale und Minister, gegen die er ihn aus Zwang unterdrückte. Er wollte durch sich selbst regieren, seine Eifersucht über diesen Punkt gieng bis zur Schwachheit. In Kleinigkeiten regierte er auch wirklich, aber im Großen konnte er es nicht dahin bringen, und für seine Person wurde er sogar im Kleinen beherrscht. Als er die Zügel der Regierung zum erstenmal ergriff, begieng er auch gleich eine große Härte, und eine eben so große Unwissenheit. Jene traf den unglücklichen Fouquet; diese veranlaßte der Minister Colbert, welcher sich der Finanz-Angelegenheiten ganz allein bemächtigte, und ihn glauben machte, es gehe alles durch seine Hände, weil er ihn mit Unterschriften überhäufte, die sonst der Unteraufseher machte, dessen Stelle Colbert aber nun abgeschaft hatte, weil er nicht hoffen konnte, sie für sich zu erhalten.

Im Jahr 1662 wurde von Spanien der Vorrang feierlich bewilligt. Eine völlige Genugthuung wegen der Beleidigung, welche der Baron von Batteville, dem Grafen, nachherigen Marschall; von Estrades, Gesandten beider Kronen zu London, bei dieser Gelegenheit zugefügt hatte, und die auffallende Satisfaction, die man wegen der dem französischen Gesandten

ſandten, Herzog von Créqui, durch den Gouverneur von Rom, die Verwandte des Pabſts, und die Corſen von ſeiner Wache ihm zugefügten Beleidigung nahm, waren die Erſtlinge des nun ſelbſt regierenden Königs. Bald nachher gab der Tod des Königs von Spanien dieſem ruhmbegierigen jungen Fürſten eine Veranlaſſung zum Krieg, wovon ihn auch die kürzlich gemachten, und in dem Vermählungs-Contrakt ſorgfältig eingetragenen Entſagungen, nicht abhalten konnten. Er rückte nach Flandern vor, ſeine Siege waren ſchnell, ſein Uebergang über den Rhein zeichnete ſich aus. Die dreifache Gegenallianz ſpornte ihn nur noch mehr an. Mitten im Winter eroberte er die ganze Franche Comté, für deren Zurückgabe er alsdenn bei dem Frieden von Aachen alles behielt, was er in Flandern erobert hatte.

Der ganze Staat war blühend und reich. Colbert hatte die Finanzen, das Seeweſen, den Handel, die Manufacturen, ſogar die Wiſſenſchaften emporgehoben, und dieſes Jahrhundert, das dem von Auguſtus ähnlich war, hatte in allen Fächern berühmte Männer hervorgebracht, ſogar unter denen, die nur für die geſellſchaftlichen Freuden gut waren.

Tellier und ſein Sohn Louvois, welche über das Kriegsdepartement geſetzt waren, zitterten über die glücklichen Unternehmungen und das ſteigende Anſehn Colberts. Es wurde ihnen nicht ſchwer, den König zu einem neuen Krieg zu überreden, deſſen Erfolg ganz Europa ſo ſehr in Schrecken ſetzte, daß es ſich erſt lange nachher wieder faſſen konnte, nachdem auch Frankreich hatte unterliegen müſſen, das die Folgen davon noch lange empfand. Dieß war die wahre Urſache jenes ſo berühmten holländiſchen Kriegs, in welchen ſich der König verwickeln ließ, und welcher

wegen seiner Liebe zu der Frau von Montespan für seinen Staat und seinen Ruhm so nachtheilig war. Nachdem im Jahr 1672 alles erobert, alles eingenommen war, und Amsterdam ihm eben die Schlüssel überreichen wollte, folgte der König seiner Sehnsucht, verließ die Armee, eilte nach St. Germain, und zerstörte dadurch in einem Augenblick das ganze Glück seiner Waffen. Diesen Schimpf ersetzte er wieder durch eine zweite Eroberung der Franche Comté, die er in Person machte; diesesmal blieb sie in den Händen Frankreichs.

Im Jahr 1676 gieng der König wieder nach Flandern, und nahm Condé, Monsieur aber Bouchain weg. Die Armeen des Königs und des Prinzen von Oranien trafen so nahe und schnell bei dem Vorwerk von Heurtebise zusammen daß sie ganz dicht voreinander stunden. Nun mußte man einen schnellen Entschluß fassen, und entscheiden, ob eine Schlacht geliefert werden sollte. Monsieur hatte sich Bouchain noch nicht genähert. Allein der König war ohne dieses der feindlichen Armee überlegen. Die Marschälle von Schomberg, von Humiéres, von la Feuillade, von Lorges ꝛc. mit einigen der ausgezeichnetsten Ober-Officieren und den vornehmsten Hofleuten, hatten sich um den König versammelt, um eine Art von Kriegsrath zu halten.

Die ganze Armee rief zum Kampf, und die Marschälle alle sahen wohl was sie zu thun hatten; allein die Gegenwart des Königs setzte sie in Verwirrung, noch mehr aber Louvois, der seinen Herrn kannte, und schon seit zwei Stunden cabalirte; so daß man endlich anfieng zu merken, wie die Sachen gehen würden. Louvois, der zuerst das Wort nahm und Bericht erstattete, suchte die Versammelten furchtsam zu machen, und von einem Angriff abzuhalten. Der Marschall

von

von Hümieres, ſein vertrauter Freund, der von ihm abhängig war, und der Marſchall von Schomberg, der ihn nicht gerne beleidigte, ſtimmten ſeiner Meinung bei. Der Marſchall von la Feuillade ſtund zwar mit Louvois in keinem Verhältniß; allein als Günſtling wußte er wohl, welcher Meinung er beyzuſtimmen hatte, und nach einigen zweifelhaften Reden trat er ihrem Urtheil bei. Herr von Lorges hingegen, dem der Ruhm des Königs und das Wohl des Staats am Herzen lag, und der mit Louvois nicht gut ſtand, weil er der Liebling und Neffe des im vorigen Jahre umgekommenen Herrn von Türenne war, und gegen den Willen dieſes Miniſters die Stelle als Marſchall von Frankreich und Hauptmann von der Leibwache erhalten hatte, blieb ſtandhaft bei der Wahrheit, und ſtimmte aus allen Kräften für den Angriff. Seine Gründe, die er dafür angab, waren ſo ſtark, daß Louvois ſelbſt, und die Generale nichts dagegen zu ſagen wußten. Die Wenigen von niedrerem Grade, welche nachher erſt ihr Urtheil darüber zu ſagen hatten, wagten es noch weniger, Louvois zu misfallen. Allein da ſie die Gründe des Marſchalls von Lorges nicht widerlegen konnten, ſtammelten ſie bloß einige unbedeutende Worte. Der König, welcher alles hörte, ließ ſich die Meinungen, oder vielmehr die Stimmen im allgemeinen, aber nicht von jedem einzeln, wiederholen; beklagte nur kurz, daß er dieſen wichtigen Gründen nachzugeben, und ſein Verlangen dem Vortheil des Staats aufzuopfern, gezwungen ſey, lenkte ſein Pferd um, und von der Schlacht war die Rede nicht mehr.

Den andern Tag, (dieß habe ich von dem Marſchall von Lorges, einen ſehr wahrheitsliebenden Mann, öfters mit Unwillen erzählen hören) den andern Tag,

ſage

Von nun an kamen immer mehrere Verstärkungen bey unsrer Armee an, so daß der Sultan im Stande war etwas entscheidendes zu wagen. Unterdeß wurde der König von England krank, und ließ sich vom Sultan Pfirsiche und andre erfrischende Früchte ausbitten, die ihm auch jedesmahl reichlich zugeschickt wurden. Bey dieser Gelegenheit erfuhren wir, daß ohngefähr zwey bis dreyhundert Reiter sich in Jaffa befänden, und daß die Franzosen durchaus nicht da bleiben wollten. Endlich hielt Abubekr mit dem König eine geheime Unterredung, worin er ihn bat, den Almalich Aladil zur Vermittelung des Friedens zu bewegen. Ich fordere, sprach er, Ascalon bloß deswegen, um meine Ehre unter den Franken zu retten. Bin ich erst fort, dann wird der Sultan nur eine kleine Anzahl Menschen gegen sich finden, denen er mit leichter Mühe alle diese Eroberungen wieder entreissen kann. Will er mir aber Ascalon durchaus nicht bewilligen, so muß er mir wenigstens die Kosten ersetzen, welche ich auf die Festungswerke gewendet habe.

Hundert sechs und funfzigstes Kapitel.

Der König steht von seiner Forderung in Ansehung Ascalons ab.

Aber auch diese Forderung gab der König auf. Er verlangte weder Ascalon noch Ersatz der Kosten, sondern wollte jetzt aufrichtig Friede schließen. Der Sultan antwortete ihm hierauf: er könne jetzt, da er schon seine Truppen zusammengezogen, unmöglich etwas in der Sache anfangen, wenn der König ihm nicht vorher überzeugende Beweise gäbe, daß er es ernstlich meyne. Der König thats, indem er seine rechte Hand unserm Abgeordneten Bedroddin Dulburm gab, und dabey versprach

ſage ich, hatte er Veranlaſſung an die Feinde, welche ſich zurückzogen, einen Trompeter abzuſchicken. Sie behielten ihn ein oder zwei Tage bei ihrer Armee. Der Prinz von Oranien verlangte ihn zu ſehen, und frug ihn genau aus, was den König vom Angriff abgehalten hätte, da er doch ſtärker geweſen ſey, die beiden Armeen ſo nahe bei einander im Geſicht und auf ebenem Felde kein Hinderniß zwiſchen ihnen gehabt habe. Nachdem er ihn vor jedermann hatte darüber ſprechen laſſen, ſagte er ihm mit einem boshaften Lächeln, um den König zu ärgern, und ihm zu zeigen, daß er von den Umſtänden unterrichtet war: Er ſollte nicht unterlaſſen dem Marſchall von Lorges zu ſagen, Er habe ſehr recht gehabt ſo hartnäckig auf dem Angriff zu beſtehen. Nie habe man eine beſſere Gelegenheit verfehlt, und nie hätte ein Zufall für ihn erwünſchter ſeyn können. Er ſagte ihm in wenigen Worten die Urſachen, warum er unvermeidlich geſchlagen worden wäre, wenn man ihn angegriffen hätte.

Der Trompeter rühmte ſich, daß der Prinz von Oranien eine ſo lange und ſonderbare Unterhaltung mit ihm gehabt, und erzählte es nicht allein dem Marſchall von Lorges, ſondern auch dem König, der ihn ſogleich zu ſehen verlangte, und dann den Marſchällen, Generalen und jedem der es hören wollte. Dadurch vermehrte er den Unwillen der Armee, und verurſachte Louvois einen großen Aerger.

Ein Verſehen dieſer Art machte nur zu vielen Eindruck bei der Armee, und gab allgemein, beſonders auch bei fremden Höfen, zu den bitterſten Spöttereien Anlaß. Der König verließ gleich nachher die Armee, ob es gleich erſt im Monat Mai war, und kehrte in die Arme ſeiner Maitreſſe zurück. Im folgenden Jahr gieng er wieder nach Flandern und eroberte Cambrai,

brai; und Monſieur machte die Belagerung von Saint-Omer. Er rückte dem Prinzen von Oranien entgegen, welcher der Feſtung zu Hülfe eilte, lieferte bei Caſſel eine Schlacht gegen ihn, und trug einen vollkommenen Sieg davon, nahm gleich darauf Saint-Omer weg, und begab ſich alsdann zum König. Dieſer Vorſchritt war dem König ſo empfindlich, daß er Monſieur nachher nie wieder eine Armee zu commandiren gab. Die äuſſere Höflichkeit wurde zwar genau beobachtet, aber jener Entſchluß wurde von dem Augenblick an gefaßt, und ſtreng befolgt.

IV. Armeen und Feldzüge.

Im nächſten Jahre machte der König die Belagerung von Gent. Plan und Ausführung waren ein Meiſterſtück von Louvois. Der Friede von Nimwegen machte dieſes Jahr ſchon dem Krieg mit Holland, Spanien ꝛc. und am Anfang des folgenden mit dem Kaiſer und dem Reich, ein Ende. Amerika, Afrika, der Archipelagus und Sicilien fühlten Frankreichs Macht ſehr ſtark.

Im Jahr 1684 wurde Luxemburg der Preis für die Zögerung der Spanier den Friedensbedingungen Genüge zu leiſten. Das bombardirte Genua ſah ſich im folgenden Jahr gezwungen, durch ſeinen Doge in Perſon in Begleitung von vier Senatoren, den Frieden zu erbitten. Von da an bis 1688 brachte man die Zeit im Cabinet, mehr in Andacht und Stille als in Ergetzlichkeiten zu; und hier endigt ſich das Apogäum dieſer Regierung, und dieſe Höhe von Ruhm und Wohlfahrt. Die groſſen Kriegsmänner, und Miniſter Innen und Auswärts waren nicht mehr; allein

allein ihre Zöglinge blieben noch übrig. Wir gehen nun zur zweiten Epoche über, die der erſten wenig gleich kömmt, aber im Ganzen von der letzten doch noch mehr verſchieden iſt.

V. Sonderbare Anekdote über die Urſache des Kriegs von 1688. und über das Miniſterium von Louvois.

Der Krieg von 1688 hatte eine eigene Veranlaſſung die eben ſo gewiß als ſonderbar, und charakteriſtiſch für den König und Louvois iſt. Nach dem Tode Colberts erhielt Louvois ſeine Stelle als Aufſeher über die Gebäude. Das kleine luſtige Trianon, ehemals für Frau von Montespan erbaut, gefiel dem König, der überall Palläſte haben wollte, nicht mehr. Das Bauen unterhielt ihn; und er hatte ein ſehr richtiges Augenmaaß für Verhältniß und Symmetrie, allein nicht einen eben ſo richtigen Geſchmack. Kaum war die erſte Grundlage dieſes Schloſſes gemacht, als der König einen Fehler an einem Fenſterbalken bemerkte, deſſen Länge nicht ganz dem Erdboden gleich war. Louvois, der tolldreiſt und ſo verwöhnt war, daß er den Tadel ſeines Herrn nicht ertragen konnte, behauptete hartnäckig und ungeſtümm, der Fenſterbalken ſey recht. Der König drehte ſich um und gieng an einen andern Platz des Gebäudes. Den andern Tag begegnete ihm le Nôtre, ein geſchickter Baumeiſter, der vorzüglich wegen ſeiner geſchmackvollen Gartenanlagen, die er in Frankreich eingeführt, und worin er es zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gebracht hatte, berühmt war. Der König fragte ihn: ob

ob er zu Trianon geweſen ſey; er antwortete: nein. Der König ſagte ihm, was ihm daſelbſt misfallen habe, und befahl ihm hinzugehen. Am folgenden Tage that er ihm dieſelbe Frage und erhielt dieſelbe Antwort, und am dritten Tage eben ſo. Der König ſah, daß der Mann ſich der Verlegenheit nicht ausſetzen wollte, entweder dem König oder Louvois Unrecht geben zu müſſen. Er war ärgerlich darüber und befahl ihm abermal Morgen nach Trianon zu gehen, wo er ſich mit Louvois auch einfinden würde. Nun blieb ihm kein Ausweg mehr, es zu vermeiden. Den Tag darauf fand der König Louvois und ihn zu Trianon, und fieng auch gleich an von dem Fenſter zu ſprechen. Le Nôtre blieb ſtumm. Endlich befahl ihm der König mit der Meßſchnur auszumeſſen, und ihm zu ſagen, wie er es gefunden. Während dieſer arbeitete, war Louvois in Wuth über dieſe Unterſuchung, ſchimpfte und behauptete ganz laut: dieſes Fenſter ſey den übrigen ganz gleich. Der König wartete ſchweigend, aber er war beleidigt. Als alles abgemeſſen war, fragte er Le Nôtre, wie es wäre? Dieſer ſtammelte unbeſtimmte Worte. Der König gerieth in Zorn, und befahl ihm deutlich zu reden. Hierauf geſtand Le Nôtre, daß der König recht habe, und gab ihm den Fehler an, welchen er gefunden. Kaum hatte er ausgeredet, als ſich der König zu Louvois wandte und ihm ſagte: „Man kann Ihrem Eigenſinn nicht trauen. Wenn ich „nicht darauf beſtanden hätte, ihnen zu zeigen, daß „ſie Unrecht haben; ſo würde man ſchief gebaut haben, „und wenn das Gebäude fertig geweſen wäre, hätte „man es wieder einreißen müſſen.“ In wenig Worten ſetzte er ihm den Kopf zurecht. Louvois war über dieſen Ausgang höchſt aufgebracht, beſonders weil die Hofleute, Arbeiter und Diener, Zeugen davon geweſen waren, und kam ganz wüthend nach Haus, wo er

Saint-

Saint-Pouange, Villacerf, den Chevalier von Nogent, die beiden Tilladet, und einige vertraute Freunde fand, die sehr erschrocken waren, ihn in diesem Zustand zu sehen.

„Es ist aus, sagte er ihnen, ich bin mit dem „König entzweyt. Mich so zu behandeln, wegen ei„nes Fensters. Es bleibt mir kein Ausweg als ein „Krieg; der wird ihn beschäftigen, von seinem Bau„wesen abhalten, und mich ihm nöthig machen. Und „bey Gott er soll ihn haben.“ Einige Monat nachher hielt er wirklich Wort; Louvois machte den Krieg gegen den Willen des Königs und der andern Mächte, allgemein. Frankreich verlor dadurch im Innern, ohne Auswärts etwas zu gewinnen, unerachtet des Glücks seiner Waffen. Der Krieg führte nur schimpfliche Begebenheiten herbey.

Was den König am unmittelbarsten traf, war sein letzter Feldzug, der nur einen Monat dauerte. Er hatte in Flandern zwey furchtbare Armeen, wovon jede wenigstens noch einmal so stark war als die einzige feindliche. Der Prinz von Oranien stand mit seinem Lager bey der Abtey von Parc. Der König nur eine Meile davon, und Herr von Luxemburg war mit der andern Armee nur eine halbe Meile von der des Königs entfernt. Zwischen den drey Armeen war nichts. Der Prinz von Oranien war ganz eingeschlossen, und hielt sich selbst in seinen Verschanzungen, die er in der Schnelle um sein Lager machen ließ für so gänzlich verlohren, daß er es seinem vertrauten Freund Vaudemont in Brüssel vier oder fünfmal meldete. Es blieb ihm gar kein Ausweg mehr übrig weder für sich, noch für seine Armee. Er war nur noch durch seine schlechten Verschanzungen vom König getrennt, und nichts war leichter, als diese mit ei-

von den beyden Armeen zu sprengen, und alsdann mit der andern frischen Armee, die von jener unabhängig, und mit Lebensmitteln, Geschütz und Montirung hinlänglich versehen war, den Sieg zu verfolgen. Dieß war in den ersten Tagen des Junius. Was versprach nicht ein solcher Sieg bey dem Anfang eines Feldzugs! Das Erstaunen war auch bey den drey Armeen außerordentlich und allgemein, als man hörte, daß der König sich zurückziehe, und beynahe von der ganzen Armee, die er daselbst kommandirte, zwei starke Detaschirungen machte, die eine nach Italien, und die andere unter Monseigneur nach Teutschland.

Herr von Luxemburg, den er den Tag vor seiner Abreise früh zu sich rufen ließ, um ihm diese neuen Dispositionen zu eröffnen, warf sich vor dem König nieder, und hielt seine Knie lange Zeit umfaßt, um ihn davon abzubringen, und ihm zu beweisen, wie leicht, gewiß und wichtig der Erfolg seyn würde, wenn er den Prinzen von Oranien angriffe. Diese Vorstellungen halfen ihm zu nichts, und waren dem König um so unangenehmer, da er nicht ein Wort dagegen einwenden konnte. Die Bestürzung bey den beyden Armeen war über alle Beschreibung groß. Sogar die Hofleute, denen sonst die Rückkehr so erwünscht war, konnten sich nicht enthalten ihren Unmuth und ihr Erstaunen überall laut zu äußern, und beides gab zu nachtheiligen Urtheilen Anlaß. Den andern Tag reiste der König ab, und begab sich zur Frau von Maintenon und ihren Damen, mit denen er nach Versailles zurückkehrte, um die Gränzen und die Armeen nie wieder zu sehen, als zu seinem Vergnügen, und in den Zeiten des Friedens.

Der Sieg bey Neerwinden, welchen Luxemburg 6 Wochen nachher über den Prinzen von Oranien da-

von krug, welcher sich nach der Beschaffenheit des Ter-
reins, durch Kunst außerordentlich unterstützt, stark
verschanzt hatte, brachte die Klagen und Unzufrieden-
heit wieder aufs neue ins Andenken, um so mehr, da
der Posten bei der Abtei von Parc, dem bei Meer-
winden bei weitem nicht ähnlich war. Unsere Kräfte
waren nicht mehr so stark, und da es uns an Lebens-
mitteln, Geschütz und nöthiger Montirung mangelte,
so konnte dieser Sieg nicht weiter verfolgt werden.

Ich brauche darüber nichts mehr zu sagen, als
daß der Prinz von Oranien an Vaudemont geschriebe
hatte, er habe zwar die Nachricht von der Abreise des
Königs aus sichern Quellen, die ihn noch nie betroge
hätten; aber dießmal könne er ihr doch keinen Glau-
ben beimessen, noch sich dieser Hoffnung überlassen.
Durch einen zweiten Eilboten meldete er ihm: die Nach-
richt, daß der König abreisen würde, sei gegründet,
und diese so unerwartete Befreiung habe er einzig der
Verblendung und dem Schwindelgeist des Königs zu
danken.

Seltsam ist es, daß Vaudemont, der sich lan
Zeit nachher an unserm Hofe aufhielt, dieses öfters t
nen Freunden, sogar in Gesellschaften, und selbst
dem Saal von Marly, noch bei Lebzeiten des König
erzählt hat.

VI. Friede von Riswik.

Der Friede, welcher diesem Krieg folgte, u
nach welchem der König und der Staat seit lan
Zeit in großer Entkräftung seufzten, war der schim
lichste. Der König mußte sich alles gefallen lass
was der Herr von Savoyen wollte, um ihn von

nen Alliirten los zu machen, und endlich doch nach ſo vieler Anſtrengung den Prinzen von Oranien, den er perſönlich haßte und verachtete, als König von England anerkennen, und überdieß Portland als ſeinen Geſandten mit großer Unterwürfigkeit empfangen. Unſere Voreiligkeit koſtete uns Luxemburg, und die militäriſche Unwiſſenheit unſerer Bevollmächtigten, auf die man im Cabinet nicht achtete, gab den Feinden bei Befeſtigung ihrer Grenzen große Vortheile.

So ward der im September 1691 geſchloſſene Friede von Riswik. Die Waffen ruhten kaum 3 Jahre. Indeſſen fühlte man die Zurückgabe der eroberten Länder und Feſtungen, und alle die traurigen Folgen des Kriegs noch ſehr ſtark. Hier endigt ſich die zweyte Epoche dieſer Regierung.

Die dritte eröffnete ſich mit einer Fülle von Ruhm und unerhörtem Glück. Allein ſie war ſchnell vorübergehend und berauſchend; ſie bereitete ein ſeltenes Unglück, aus welchem man nur durch eine Art von Wunder gerettet wurde. Andere Leiden begleiteten und führten den König ins Grab. Es wäre ein Glück für ihn geweſen, wenn er nur wenige Monate die Spaniſche Thronbeſteigung ſeines Enkel Sohns überlebt hätte, den dieſer anfangs ohne Schwerdtſtreich in Beſitz genommen hatte. Dieſe letzte Epoche iſt der jetzigen Zeit ſo nahe, daß es überflüſſig iſt, mich weiter darüber zu verſtändigen.

Allein das Wenige, was ich über die Regierung des verſtorbenen Königs wiederhohlt habe, war nöthig, weil dadurch das, was ſeine Perſon betrift, verſtändlicher wird, wenn man ſich jedesmal an das, was in dieſen Memoiren darüber zerſtreut geſagt iſt, erinnern will, und ſich nicht durch einige Wiederhohlungen

abhalten läßt, die zur beſſern Zuſammenſtellung des Ganzen nöthig waren.

VII. Charakter des Königs.

Ich muß es wiederhohlen: die Geiſtesanlagen des Königs waren kaum mittelmäßig, aber ſehr bildſam. Er war ruhmſüchtig, liebte die Ordnung, und ehrte die Geſetze. Er war von Natur bedächtlich, mäßig, verſchwiegen, Herr ſeiner Bewegungen und ſeiner Zunge. Und ſollte man es glauben! Er war gut, gerecht, und Gott hatte ihm ſo viel Anlagen gegeben, um ein guter, ja ſogar ein ziemlich großer König zu ſeyn. Alle ſeine ſchlimmen Eigenſchaften waren ihm durch andere beygebracht. Seine erſte Erziehung war ſo vernachläſſigt, daß niemand ſich ſeinem Zimmer nähern durfte. Von dieſer Zeit hörte man ihn oft mit Bitterkeit ſprechen, und er erzählte ſogar, daß man ihn eines Abends in das Baſſin vom Palais Royal zu Paris geſtürzt gefunden habe, wo der Hof damals wohnte.

VIII. Unwiſſenheit des Königs, die Folge einer ſchlechten Erziehung.

In der Folge war ſeine Abhängigkeit außerordentlich. Kaum lehrte man ihn leſen und ſchreiben. Von den bekannteſten Dingen aus der Geſchichte, über Ereigniſſe, Glücksfälle, Sitten, Geburt, Geſetze, war er ſo unwiſſend, daß er auch nicht ein Wort davon verſtand. Daher begieng er, und zuweilen öffentlich, die gröbſten Abgeſchmacktheiten.

La Jenillode bedauerte einmal vorſetzlich bei ihm den Marquis von Rosnel (der nachher als General-Lieutenant

lieutenant und Obriſter der Cavalerie umkam), daß er nicht im Jahr 1661 Ordensritter geworden war. Der König gieng darüber hin und ſagte nachher ganz unzufrieden, man müſſe auch etwas auf ſich ſelbſt halten. Dennoch war Resnel von dem Hauſe Clermont-Gallerande oder von Amboiſe. Der König, der über dieſen Punct gar nicht unterrichtet war, hielt ihn indeſſen für einen Glücks-Ritter. Aus eben dieſem Hauſe war ſein Garderobenmeiſter Monglat, den er gut behandelte, und im Jahr 1661 zum Ordens-Ritter machte. Er iſt derjenige, welcher ſehr gute Memoiren hinterlaſſen hat. Monglat hatte die Tochter des Canzlers von Chiverny geheurathet. Ihr einziger Sohn nahm für immer den Nahmen von Chiverny an, deſſen Landgut er hatte. Er brachte ſein ganzes Leben bei Hof zu. Der Nahme Chiverny betrog den König. Er hielt ihn für wenig; er hatte keine Stelle; und konnte nicht Ordensritter ſeyn, denn der Zufall zeigte dem König ſeinen Irrthum erſt kurz vor ſeinem Tode.

Saint-Herem war lange Oberjägermeiſter geweſen, und wurde nachher Gouverneur und Capitain von Fontainebleau, und konnte alſo nicht Ordensritter ſeyn. Der König wußte, daß er ein Schwager von dem Etatsrath von Courtin war, den er kannte, und hielt ihn deswegen für ſehr gering. Er war aber ein Montmarin, und der König erfuhr es erſt ſehr ſpät durch Herrn von la Rochefoucauld, der ihm auch erklären mußte, wer dieſe Häuſer ſeyen, die ihm durch ihre Nahmen nicht bekannt waren. Es ließe ſich hieraus ſchließen, daß der König den alten Adel geliebt, und ihn dem neuern hätte vorziehen wollen. Allein dieß war gar nicht der Fall. Seine Abneigung für den Adel der Geſinnungen, die Schwachheit für

ſprach diejenigen Grenzen, welche ſchon vorher mit Aladil berichtigt waren, auch itzt gelten zu laſſen.

Saladin ſchickte ihm nun ein Verzeichniß der Oerter zu, welche er ihm abtreten wollte, verlangte, und zwar innerhalb zwey Tagen, einen Bevollmächtigten, der im Namen des Königs ſchwören ſollte, und ſetzte hinzu, er würde eine längere Verzögerung für einen Bruch anſehen.

Der König konnte ſich anfangs nicht entſinnen, daß er ſchon die Forderung wegen Erſtattung der Baukoſten aufgegeben habe. Da ihm aber diejenigen Perſonen durch welche er dieſes Verſprechen hatte thun laſſen, (unter denen ſich ein gewiſſer Honat, einer ſeiner vorzüglichſten Günſtlinge befand) verſicherten, daß er es wirklich gethan habe, ſo ſagte er: was ich geſprochen habe, will ich nicht widerrufen. Meldet eurem Sultan, ich ſey mit den Bedingungen zufrieden. Wenn er mir aber aus gutem Willen noch etwas mehr geben wolle, ſo werde ich es mit Dank annehmen.

Hierauf mußte ich die Friedensbedingungen aufzeichnen, durch die ein Waffenſtillſtand auf drey Jahre feſtgeſetzt ward, welcher mit dem 22ſten Sjaban des Jahres 588 (1192) ſeinen Anfang nehmen ſollte. Durch dieſen Frieden wurde Ramla und Lydda den Franken bewilligt. Doch bemühte ſich Saladin durch Unterhandlungen ihnen einen von dieſen Oertern abzugewinnen, oder eine gleiche Theilung zu bewirken. Von den gebürgigten Gegenden aber ſollte der Abgeordnete, dem er dieß Geſchäffte übertragen, gänzlich ſchweigen. Er mußte ſo handeln, weil ſein geſchwächtes, erſchöpftes Heer ſich nach Ruhe ſehnte, und ihm beſorgen ließ, daß es bey einem nochmaligen Gefechte eben ſo unthätig bleiben werde, als es ſchon bey Jaffa ge-

seine Minister, welche, um sich zu erheben, alles haßten und verächtlich machten, was sie nicht waren und nicht seyn konnten, hatte ihm auch eine Abneigung für den Unterschied der Geburt beigebracht. Er fürchtete ihn wie den Verstand, und wenn diese beiden Eigenschaften sich in einer Person vereinigt fanden, so war sie verloren.

IX. Des Königs Ruhmsucht und Liebe zur Schmeicheley.

Die Minister des Königs, seine Generale, Maitressen und Hofleute merkten bald nachher, daß er eben so wenig über seine Schwachheit als über seine Ruhmsucht Herr war. Sie lobten ihn in die Wette, und verdarben ihn. Er liebte die Schmeicheleien so sehr, daß er auch die allergröbsten gut aufnahm. Die allerdemüthigsten waren ihm die angenehmsten, und nur auf diesem Wege konnte man ihm nahe kommen. Die, welche er liebte, verdankten es nur einer glücklichen Gelegenheit ihm zu schmeicheln, und mußten nur dessen nicht müde werden. Dieß gab seinen Ministern so viele Gewalt über ihn, weil sie beständig Veranlassung hatten ihm Weihrauch zu streuen. Besonders mußte man alles, was man wußte und gelernt hatte, ihm zuschreiben, weil er die Eitelkeit hatte bei der Welt dafür zu gelten, als ob er sie bilde.

Unterwürfigkeit, Erniedrigung, Aeusserungen der Bewunderung, ein furchtsames, abhängiges, kriechendes, besonders aber nichtssagendes Wesen waren die einzigen Wege ihm zu gefallen. Wer nur einmal davon abgieng, kam nie wieder dahin zurück. Dieß war es auch, was Louvois gänzlich stürzte. Dieses Gift

griff

griff immer mehr um ſich, und erreichte einen unglaublichen Grad bei einem Fürſten, der doch nicht ganz ohne Verſtand war und Erfahrung hatte. Er ſelbſt, der weder Stimme hatte, noch Muſik verſtand, ſang in ſeinen Privatgeſellſchaften die Stellen aus den lyriſchen Gedichten, die am meiſten zu ſeinem Lobe gereichten, ſo auch die Prologen der Opern, wobei er ganz in Thränen zerfloß. Sogar bei ſeinen Soupées bei offener Tafel, wo zuweilen Muſik war, ſälig er dieſelben Lobeserhebungen halb laut, wenn man die dazu componirten Arien ſpielte. Daher entſtand dieſe Ehrſucht, die ihn zu gewiſſen Zeiten der Liebe entriß; daher war es Louvois ſo leicht, ihn in wichtige Kriege zu verwickeln, wie er dies unternahm, bald um Colbert zu ſtürzen, bald um ſich ſelbſt zu erhalten und mehr Gewicht zu geben, und den König zu gleicher Zeit zu bereden, daß er ſowohl in Rückſicht auf Plan, als Ausführung ein größerer Feldherr ſey als alle ſeine Generale. Hierin beſtärkten ihn ſogar die Generale ſelbſt, um ſich ihm gefällig zu machen, ſogar ein Condé, Türenne, und mit noch größerem Grund die, welche ihre Nachfolger waren.

X. Annehmlichkeiten ſeiner Perſon.

Der König machte ſich alles mit einer erſtaunlichen Leichtigkeit und Gefälligkeit zu eigen. Er hielt ſich treuherzig für das, was man ihm über ſich ſelbſt vorſagte. Daher kam ſein Geſchmack für Revüen, den er ſo weit trieb, daß ſeine Feinde ihn nur den Revüenkönig nannten, und ſein Hang zu Belagerungen, um ſeine Tapferkeit deſto mehr zeigen zu können, um ſich mit Gewalt zurückhalten zu laſſen, und um mit ſeiner Zähigkeit, Scharfſichtigkeit, Wachſamkeit

zu prahlen und die Vorzüge seines ausserordentlich gut gebauten und robusten Körpers, welcher Hunger, Durst, Hitze, Regen und jede schlechte Witterung ertragen konnte, zur Schau zu tragen. Er hörte es auch gerne, wenn man seine großen Lager, sein edles Aussehen, seinen hohen Blick, seine Gewandtheit im Reiten und allen andern Arbeiten bewunderte. Seine Maitressen, auch zuweilen seine Hofleute, unterhielt er am häufigsten von seinen Truppen und Feldzügen.

Der König sprach gut, in gewählten und richtigen Ausdrücken: er wußte besser als jeder andere, eine Erzählung zu machen, und seine gewöhnlichsten Gespräche waren nicht ohne eine natürliche Feinheit und Erhabenheit.

Sein von Natur zum Kleinen geneigter Geist verweilte gerne bei allen möglichen Kleinigkeiten. So bekümmerte er sich auch beständig um die unbedeutendsten Dinge bei seinen Truppen. Um Ihre Kleidung, Schwenkung, Bewaffnung, um das Exerciren und die Mannszucht, mit einem Wort um alle mögliche Kleinigkeiten. Eben so war es in Ansehung seiner Gebäude, seiner häuslichen Einrichtung, seines Küchenwesens. Er glaubte immer andere etwas zu lehren, die in diesen Fächern am meisten wußten, und seinen Unterricht, den sie längst auswendig wußten, als Neulinge annahmen. Dieser Zeitverlust, den der König für eine verdienstliche Anwendung seiner Kenntnisse hielt, war der Triumph seiner Minister, die mit wenig Feinheit und Erfahrung ihn nach ihrem Sinn lenkten, indem sie gleichsam von ihm kommen ließen, was sie selbst wollten. So wurde dieser große Monarch nach ihren Absichten, und nur zu oft nach ihrem Interesse geleitet, während sie sich freuten, ihn nur mit Kleinigkeiten beschäftigt zu sehen.

XI. Er erhöht seine Minister.

Die Eitelkeit und die immer zunehmende Rangsucht, welche bei dem König beständig, und, ohne daß er es bemerkte, sogar in seiner Gegenwart von den Predigern auf der Canzel genährt und vermehrt wurde, waren die Basis zu Erhöhung seiner Minister über alle übrige Stände. Er ließ sich überreden, ihre Klugheit für seine eigene zu halten, und glaubte, sie könne bei ihm, da sie einen so hohen Grad erreicht habe, nicht mehr zunehmen, indeß sie bei ihnen, die nichts durch sich selbst seyen, auf eine auffallende Art erhöht und wirksamer gemacht werden könnte, wenn er sie als die Werkzeuge seiner Befehle angesehener mache und sie dadurch in den Stand setze, seinen Willen besser vollziehen zu können.

Daher kam es, daß die Staats-Secretaire und Minister nach und nach den Mantel, den Aufschlag, nachher das schwarze Kleid, endlich sogar das einfarbige, einfache und bescheidene ablegten, und sich wie Personen von hohem Stande zu kleiden, deren Manieren anzunehmen, ihre Vortheile zu genießen anfiengen, auch nach und nach zu der Ehre gelangten, mit ihren Frauen bei dem König zu speisen. Anfänglich geschah dieß unter einem blos auf die Person eingeschränkten Vorwand, wie bei Madame Colbert und vor ihr, bei der Frau von Louvois. Nach einigen Jahren aber erhielten alle übrige Frauen der Minister das Recht, wie ihre Männer, an der Tafel des Königs zu erscheinen, auch in Wagen nach Hof zu fahren, und waren in nichts mehr von den Frauen vom ersten Rang unterschieden.

Von diesem Zeitpunkt an entzog Louvois, unter mancherlei Vorwand, den bürgerlichen und militairi-

schen Ständen in den Festungen und Provinzen die Ehrentitel, welche ihnen mit Recht gehörten, und schrieb an die Herzoge und Pairs nicht mehr Monseigneur, wie er es bis dahin gethan hatte. Ich habe zufälliger Weise noch drei Briefe, welche Colbert, der damalige Generalcontroleur, Minister und Staatssecretair an meinen Vater nach Blaye schrieb, worin ihm in der äussern Aufschrift und inwendig der Titel Monseigneur gegeben ist. Der Herzog von Bourgogne, welchem ich sie zeigte, sah es mit grossem Vergnügen. Herr von Turenne rettete durch das Ansehn, in welchem er damals stund, den Rang als Prinz, nämlich für sein Haus, welches ihn durch den Cardinal Mazarin gehabt hatte, und folglich auch für die Häuser von Lothringen und von Savoyen. Die Rohans haben ihn nicht behaupten können, und dieß ist vielleicht der einzige Fall, wo die Schönheit der Frau Soubise scheiterte. Sie sind nachher glücklicher gewesen.

Herr von Turenne erhielt auch die militairischen Ehrentitel für die Marschälle von Frankreich, und so behielt er für seine Person die zwei Titel. Gleich darauf aber eignete Louvois sich diejenige selbst zu, welche er Personen von höherem Rang eben weggenommen hatte, und theilte sie den übrigen Staatssecretairs mit. Er hatte sich so viele Gewalt über die militairischen Stände angemaßt, daß weder die Truppen noch sonst Jemand einen Widerstand gegen seine Gewalt zu erheben wagte. Er konnte verderben, wen er wollte. Er foderte, daß jeder, der nicht Herzog, oder Officier von der Krone war, oder nicht den Rang eines auswärtigen Fürsten, oder bei Hof den Platz neben dem König hatte, an ihn Monseigneur schrieb, er aber in seinen Antworten blos unterthäniger und sehr

erge-

ergebener Diener setzte. Hingegen schrieb der geringste Requetenmeister oder Parlamentsrath an ihn nur Monsieur; und nie hatte er diesen Gebrauch abzustellen gesucht. Anfänglich machte dies alles viel Aufsehen; Personen vom ersten Rang, die Ordensritter, die Gouverneurs und Generallieutenants der Provinzen, und mit ihnen auch Personen von geringerem Stande, ferner die Generallieutenants der Armeen ꝛc. fanden sich durch diese eben so ungewöhnliche als unerwartete Neuerung unendlich beleidigt. Die Minister aber hatten den König dazu überredet, alles zu erniedrigen, was erhöht war. Sich ihrer Behandlung zu widersetzen, würde man als eine Verachtung seiner Gewalt und seines Dienstes angesehen haben, wovon sie die Werkzeuge waren, weil sie sonst und durch sich selbst nichts seyn konnten. Der König, durch den eingebildeten Glanz, welchen dieß Betragen auf seine eigene Größe warf, geblendet, erklärte sich so ernstlich, daß man nichts weiter thun konnte, als sich diesem neuen Styl zu unterwerfen, oder den Dienst zu verlassen, und sich dadurch zugleich der entschiedenen Ungnade des Königs und den Verfolgungen der Minister, wozu es immer Gelegenheit gab, auszusetzen. Verschiedene Männer, welche nicht dienten, und viele Officiere vom ersten Rang und von großen Verdiensten, wollten lieber alles verlieren und dem Glück völlig entsagen. Dieß erfolgte auch wirklich. Dem größten Theil von ihnen gieng es noch schlimmer. — In der Folge fiel es nach und nach niemand mehr ein, Schwierigkeiten über diese Ehrenbezeugungen zu machen. Und so erreichte die persönliche und besondere Gewalt der Minister einen so hohen Grad.

Wie sehr auch diese Herren sonst einander feind seyn mochten, so brachte sie doch in diesen Angelegenheiten

heiten ihr gemeinschaftliches Interesse immer mit einander in Verbindung, und sie behaupteten diese angemaßte Erhebung über alle übrigen Staatspersonen, während der ganzen Regierung Ludwigs des XIV. Sie schmeichelten des Königs Eitelkeit, und er war selbst nicht weniger dafür interessirt, als seine Minister. Aller Rang und Größe sollte nur von seiner Majestät ausfließen, alle andere war ihm verhaßt geworden. Er hatte hierin eine ganz unbegreifliche Inconsequenz; als wenn alle übrigen Würden, Aemter, Stellen, Ehrentitel und Vorzüge nicht eben so gut als die Stellen seiner Minister und Staatssecretairs, die er allein als sein Eigenthum betrachtete, von ihm herkämen, suchte er die letztern vorzüglich groß zu machen, und alle übrigen Inhaber von Rang und Würden ihnen zu unterwerfen. An dieser Handlungsart hatte noch eine andere persönliche Eitelkeit Theil: er fühlte wohl, daß er einen Mann von Rang wohl mit seiner Ungnade strafen, aber ihn und die Seinigen deßwegen nicht ganz vernichten könnte; hingegen wenn er einen Staatssecretair oder Minister stürzte, so sank er mit seiner ganzen Familie wieder in das Nichts zurück, woraus er ihn selbst erst durch eine solche Stelle gezogen hatte, und selbst der Reichthum, den er sich in seinem Amte erworben haben mochte, konnte ihn nie wieder aus seiner Dunkelheit retten. Daher war es ihm so schmeichelhaft, seine Minister über die Großen seines Reichs, ja selbst über die Prinzen von Geblüt herrschen zu lassen und sie über alle übrige, die weder Rang noch Amt von der Krone hatten, an Rang und Macht zu erheben. Daher nahm er auch nie einen Mann zum Minister, der schon vorher Rang hatte, da er ihm denselben weder sichern noch nehmen konnte; ein Minister von dieser Art würde ihm gewissermaßen furchtbar und immer zur Last gewesen seyn.

Der

Der Herzog von Beauvilliers machte die einzige Ausnahme während der ganzen Regierung Ludwigs XIV., der, wie auch schon bei Erwähnung dieses Mannes gesagt worden ist, der einzige Edelmann gewesen ist, der seit dem Tod Mazarins bis zum Tod des Königs, in einem Zeitraum von vier und funfzig Jahren, im königlichen Conseil gesessen hat. Denn wollte man auch den Marschall von Villeroy anführen, wogegen sich noch manches sagen ließe, so verdienen wohl die wenige Monate vom Tod des Herzogs von Beauvilliers bis zum Tod des Königs keine Erwähnung; auch ist sein Vater ein Mitglied des Staatsraths gewesen.

XII. Audienzen beim König.

Daher kam auch die sorgsame Vorsicht der Minister, wodurch sie es dahin brachten, daß der König so äusserst schwer andern als ihnen Gehör gab. Gleichwohl aber rühmte sich der König des freien Zutritts, den man zu ihm habe. Aber aus Furcht, daß seine Größe und die Ehrerbietung und Ehrfurcht, die man ihm bezeigte, und die er sogar die Großen fühlen ließ, in Gefahr kommen möchte, ließ er sich nur im Vorbeigehn sprechen. So konnte der Große wie der Geringste der Unterthanen frei mit dem König sprechen, wenn er in die Messe gieng oder von da zurückkam, oder wenn er aus einem Zimmer in ein anderes gieng, oder wenn er in den Wagen steigen wollte; die Angesehensten, auch manche andere, konnten ihn an der Thüre seines Kabinets sprechen, durften ihm aber nicht folgen. So weit gieng der freie Zutritt zu ihm. Man konnte sich also nur in ein paar Worten erklären, auf eine sehr unbequeme Art, und im Beyseyn der Begleiter des Königs. War man mit dem Könige näher bekannt,

so

ſo konnte man ihn auch beim Aufſtehen der Perücke ſprechen, was nicht viel vortheilhafter war. Die Antwort die zu erwarten ſtand, war immer: ich will ſehen; was wohl gut war, um ſich Zeit zu nehmen, aber oft ſehr unbefriedigend ſeyn mochte. So gieng alles durch die Hände der Miniſter, ohne daß er je Einſicht darüber erhielt, und ſie wurden dadurch unumſchränkte Herren von allem, welches der König vielleicht ſelbſt wollte, oder nicht gewahr wurde.

Nichts war ſeltner als geheime Kabinetsaudienzen zu erhalten, nicht einmal wenn es Angelegenheiten des Königes betraf, in denen Jemand beauftragt ſeyn konnte. So z. B. gab er dergleichen nie Männern, die zu einem auswärtigen Geſchäft verſchickt wurden, oder von ſolchen Geſandtſchaften zurückkamen, eben ſo nie einem General, einige beſondere außerordentliche Fälle ausgenommen. Auch kam es vor, aber höchſt ſelten, daß er denen, welche mit jenen Kleinigkeiten des Militairs, für welche der König ſo große Liebhabereyen hatte, beſchäftigt waren, Audienz gab. Sehr kurz gab er ſie immer den abgehenden Generalen der Armeen und immer in Gegenwart des Kriegsſtaatsſecretairs; noch kürzer bei ihrer Rückkehr; bisweilen gar nicht, weder bei ihrer Abreiſe noch bei ihrer Rückkehr.

Ihre Briefe kamen nie unmittelbar an den König und giengen immer vorher durch die Hände der Miniſter; nur einige äuſſerſt ſeltne und vorübergehende Gelegenheiten machen eine Ausnahme, wie z. B. der Marſchall Türenne gegen das Ende, der, da er offenbar mit Louvois entzweit war und übrigens des glänzenden Ruhmes und der höchſten Achtung genoß, ſeine Depeſchen an den Kardinal Bouillon addreſſirte, der ſie dann dem Könige einhändigte. Aber gleichwohl bekam

kam sie dann der Minister zu Gesicht, mit dem auch die Befehle und Antworten verabredet wurden.

Indessen ist doch gewiß, so eigensinnig auch der König auf die Erhaltung seiner persönlichen Würde und seines Ansehns war, wobei er keiner andern Rücksicht Raum ließ, so konnte man doch durch eine Audienz bei ihm viel gewinnen, wenn man sie nur erst zu erhalten wußte und sich mit der gehörigen Ehrfurcht gegen die Majestät und mit dem gehörigen Ceremoniel dabei betrug. Dieß weiß ich sowohl aus eigner als fremder Erfahrung. Bisweilen habe ich mir sogar Genugthuung vom Könige erzwungen; er war sehr gegen mich aufgebracht; aber demungeachtet, sobald er nur erst von seinen Vorurtheilen abgekommen war, blieb er standhaft in seiner Ueberzeugung und in seiner Zufriedenheit gegen mich, und gab nachher sowohl mir als andern davon Beweise. Ich kann also auch von diesen geheimen Audienzen sprechen.

Bei solchen Gelegenheiten, mochte er noch so sehr eingenommen seyn und Ursache zum Unwillen zu haben glauben, hörte er die Sache mit Geduld und Herablassung an und bemühte sich, richtige Einsicht zu erhalten; wenn er die Rede unterbrach, so geschah es nur in dieser Absicht. Er zeigte dabei viel Billigkeit und Wahrheitsliebe, bisweilen sogar, wenn er aufgebracht war. Bei einer solchen Audienz konnte man alles sagen, nur mit Ehrerbietung und Unterthänigkeit, ohne welche man seine Sache schlimmer gemacht hätte. Aber in dieser Form konnte man auch den König unterbrechen, wenn man die Wahrheit sagte; man konnte Behauptungen, die er machte, rund heraus widerlegen; man konnte die Stimme über die seinige erheben; und dieß konnte man nicht allein thun, ohne daß er es übel nahm; er sprach

dann

gethan. Er mußte also Zeit haben, um neue Kräfte zu sammeln, und vorzüglich Jerusalem mit den besten Vertheidigungsanstalten zu versehen.

Unter die Friedensbedingungen gehörte auch die Schleiffung von Ascalon, zu der so wohl Muselmänner als Franken gebraucht werden sollten. Denn die letztern trauten uns nicht, und glaubten, wir würden die Festung behalten, ohne sie zu schleifen. In dem Frieden waren alle Provinzen, die unter muselmännischer Hoheit standen, auch der Fürst von Antiochien und Tripolis mit eingeschlossen. Der Sultan gab den Bevollmächtigten, die er zum Friedenscongreß abschickte den Befehl, ihre Geschäffte so zu beendigen, daß er gewiß bestimmen könnte, ob es Krieg bliebe oder nicht. Denn er hatte auch dießmal Verdacht gegen den König, von dessen Ränken er schon so oft war betrogen worden.

Um diese Zeit kamen unter andern Gesandte aus Georgien an, die den Sultan um die Erlaubniß nach Jerusalem wallfahren, und dort wohnen zu dürfen, ersuchten. Sie sagten, daß dieß ein altes Recht wäre, welches man ihnen entrissen hätte, und baten ihn inständigst, ihre Commissäre wieder in ihre Rechte einzusetzen.

Hundert sieben und funfzigstes Kapitel.

Der Friede kömmt zu Stande.

Der König lag noch an seiner Krankheit schwer danieder, als Adlus ihm die Schrift überreichte, in der die Friedensbedingungen enthalten waren. Ich habe, sprach er, durch meinen Handschlag den Frieden schon bestätigt, überreicht die Schrift dem Graf Heinrich

und

dann ſogar mit Wohlgefallen von der ertheilten Audienz und von dem, der ſie erhalten hatte, legte die Vorurtheile und falſchen Vorſtellungen ab, die man ihm beigebracht hatte und änderte darnach ſeine Handlungsart. Deswegen gaben ſich die Miniſter viel Mühe, den König von Ertheilung der Audienzen abzubringen, was ihnen auch, wie alles übrige, zuletzt gelang.

Aus dieſem Grunde waren die Chargen, die ein Recht gaben, um die Perſon des Königes zu ſeyn, ſo wichtig, und die, welche ſie bekleideten, ſo angeſehen, ſelbſt bei den Miniſtern; denn ſie konnten ſo leicht allein mit dem König ſprechen, und allemal ſicher, wenn ſie es nöthig hatten, ohne daß es jemand bemerkte.

Das Recht des erſten Zutritts war aus eben dieſem Grunde mehr die höchſte Gnade als Auszeichnung; dadurch wurden die Marſchälle Boufflers und Villars ſo ſehr geehrt, neben der großen Belohnung, die ſie erhielten, nicht allein den Pären des Reichs gleichgeſetzt, ſondern auch mit der Forterbung ihrer Gouvernements auf ihre noch unerwachſenen Kinder begnadigt zu ſeyn; was damals der König niemanden mehr zugeſtand. Mit Recht muß man alſo den König beklagen, daß er die unglückliche Erziehung erhielt, die ſeine gute Natur unterdrückte, daß er von dem verderblichen Gift der Schmeichelei, die ihn mitten im Schooße des Chriſtenthums vergötterte, angeſteckt wurde und daß er von der grauſamen Politik ſeiner Miniſter umgeben war, die, um ihr Anſehn, ihre Macht und ihr Vermögen zu vergrößern, ſeine Seele von ſeinem Anſehn, ſeiner Herrlichkeit und ſeinem Ruhm trunken machten, und ihn ſo ganz verderbten und alle Herzensgüte, Billigkeit und Wahrheitsliebe, die Gott in ihn gelegt hatte, wo nicht aus ihm vertilgten, doch wenigſtens faſt ganz

unter

unterdrückten und ihn beständig hinderten, diese Tugenden auszuüben. Das Königreich und er selbst waren davon das Opfer!

Durch diese fremden verderblichen Einflüsse bekam er den Stolz, der ihn — ohne eine Uebertreibung zu sagen — hätte er nicht noch die Furcht vor dem Teufel gehabt, welche ihm Gott selbst in seinem gröſten Frevel ließ, hätte vermögen können, sich anbeten zu lassen; er würde auch Anbeter gefunden haben. Dieß zeigen jene Uebertreibungen in Denkmälern; seine Statüe auf dem Platz des Sieges und die heidnische Einweihung derselben, die ich mit angesehn habe und die den König so ausserordentlich erfreute. Dieser Stolz war die Quelle alles des Unheils das ihn zu Grunde gerichtet hat, wovon jetzt so viele verderbliche Folgen sichtbar werden, noch mehrere und verderblicherere aber sich zeigen werden.

Dieser Stolz des Königs, den Louvois so gut zu bearbeiten wußte, erschöpfte das Reich durch unzählige Kriege und Fortificationen. Der niederländische Krieg, durch den Tod Philipps IV. veranlaßt, bildete die Tripelallianz. Der holländische Krieg im J. 1670 setzte durch das Kriegsglück des Königs ganz Europa in Schrecken, und der König gab es dann selbst der Liebe zu Gefallen wieder auf. Diese gewann ihn für die Partei des Prinzen von Oranien, vernichtete die republikanische Partei und gab den vereinigten Provinzen ein Oberhaupt, das ihnen wegen seiner Fähigkeiten, seiner Plane, seiner Anhänger und Verbindungen so gefährlich war. Derselbe Prinz von Oranien beleidigte aber auch nachher den König auf das empfindlichste, in dem er die älteste seiner natürlichen Töchter, die am wenigsten zu verachten war, stolz verschmähte, so daß er den König in der Folge nie, selbst

nicht durch alle erwiesene Ehrfurcht, und durch alle angewandte Mittel, so sehr er es auch wünschte, wieder besänftigen konnte, worauf er dann, dieser Verachtung müde, der persönlichste und furchtbarste Feind des Königs wurde, mit außerordentlich großem Vortheil für sich, ungeachtet er immer im Kriege unglücklich gegen den König war.

Sein erster Versuch war die berühmte Augsburger Ligue, die er durch die Furcht vor Frankreichs Macht zu Stande zu bringen wußte. Aber Frankreich nährte einen weit gefährlichern Feind in seinem Innern. Dieß war Louvois, der Stifter und Nährer aller dieser Kriege, der das Kriegsdepartement verwaltete und aus Eifersucht Colbert zu stürzen suchte, indem er die Finanzen erschöpfen und ihn aufs äußerste bringen wollte. Colbert war zu schwach, um den Krieg zu hintertreiben, wollte aber doch nicht unterliegen. Als alle Künste der Politik und alle erdenklichen Hülfsmittel erschöpft waren, stürzte er endlich jene alten ehrwürdigen Grundvesten der Verfassung, mit denen zugleich nothwendig der ganze Staat erschüttert wurde und dann nach und nach in die Unfälle gerieth, durch welche, nach Erschöpfung des Staates, auch die Privatleute zu Grunde gerichtet wurden. Dieß war die Folge von dem Aufwand, den die unzähligen Festungen und die Armeen foderten, denen zwar anfangs die Feinde unterlagen, endlich aber eben so zahlreiche Heere entgegensetzten; Frankreich sah endlich, daß Deutschland und der Norden unerschöpflich an Menschen waren, während es selbst entvölkert wurde. Dieselbe Eifersucht vernichtete auch die Seemacht eines Reichs, das von zwey Meeren begrenzt wird, bloß weil sie Colbert und sein Sohn in gutem Zustande erhalten hatten, und verhinderte die Ausführung eines

klugen

klugen Planes bei la Hogue, wodurch man ſich den Weg in den Kanal ſichern wollte; ein ungeheurer Fehler, wodurch einige Jahre nachher in derſelben Gegend bei la Hogue eine zahlreiche Flotte verloren ging, die Frankreich mit ſo vielen Koſten endlich wieder aufgebracht hatte. Dadurch ging die Marine zu Grunde, und es wurde für Frankreich unmöglich, nach dem Verluſt dieſer koſtbaren Flotte, den Handel wieder aufzubringen, welchen Louvois gleich anfangs gehemmt hatte, und der die Quelle des Wohlſtandes und gleichſam die Seele eines Staates iſt, der wie Frankreich eine ſo glückliche Lage zwiſchen zwei Meeren hat.

Aus derſelben Eiferſucht gegen Colbert brachte Louvois dem Könige einen Widerwillen gegen die Negociationen bei, welche der Kardinal Richelieu beſtändig zu unterhalten für eben ſo nothwendig gehalten hatte, als die Erhaltung der Marine und des Handels.

Dieſe drei Zweige der Verwaltung waren nämlich in den Händen Colberts und ſeines Bruders Croiſſi, dem es Louvois nicht gönnte, um ſich mit Beraubung des weiſen und geſchickten Pomponne zu vergrößern, den er mit Colbert vereint zu ſtürzen ſuchte. Dieß war die traurige Lage der Dinge, als das Fenſter von Trianon den Krieg von 1688 veranlaßte. Von Louvois verleitet, nahm der König anfangs keine Rückſicht auf die Nachrichten, die er von d'Avaux, dem Ambaſſadeur in Holland, und von vielen andern erhielt, und welche ihm vom Haag und von vielen andern Orten her, den Plan und die Vorbereitungen der Engliſchen Revolution beſtimmt meldete. Er ließ die Franzöſiſchen Heere in den Niederlanden, die jene Plane hätten vereiteln können, an den Rhein abmarſchiren, wodurch der Krieg offenbar befördert wurde. Louvois

erreichte so für sein persönliches Interesse zwei wichtige Absichten. Er war gewiß, durch diese calculirte Nachläßigkeit einen langwierigen heftigen Krieg mit Holland zu veranlassen, wo er denn eben so gewiß seyn konnte, daß der eingewurzelte persönliche Haß des Königs gegen den Prinzen von Oranien niemals dulden würde, daß dieser auf den Trümmern der katholischen Religion und des Thrones Jakobs II. seines persönlichen Freundes seine Größe gründete, so lange er noch hoffen konnte, den einen zu stürzen und den andern wieder einzusetzen. Zu gleicher Zeit war ihm der Tod des Churfürsten von Köln sehr erwünscht, in dem dadurch zwischen dem Prinzen Klemens von Baiern, seinem Neffen, und dem Kardinal von Fürstenberg, seinem Coadjutor, welche beyde öffentlich, dieser vom Kaiser, jener von Frankreich unterstützt wurden, ein Streit wegen der Wahl entstand. Unter diesem Vorwand konnte er den König bereden, den Kaiser und das Reich mit der Belagerung von Philippsburg und anderer Städte, anzugreifen; und um diesen Krieg langwieriger und heftiger zu machen, ließ er Worms und Speier niederbrennen, und die ganze Pfalz bis vor die Thore von Mainz verheeren, das er auch von den königlichen Truppen einnehmen ließ. Nach diesem plötzlichen Vorspiel, da er nun des heftigsten Kriegs mit dem Kaiser, mit dem Reiche, mit England und Holland gewiß war, bewog ihn sein angelegentliches Interesse für die Dauer des Krieges, die Scene des Theaters zu verändern. Die Hauptstärke des Kriegs gegen Deutschland zu kehren, das von Festungen entblößt, und in kleine ohnmächtige Staaten getheilt, den Angriff nicht hätte aushalten können, drohte ihm von dieser Seite einen zu baldigen Frieden, trotz des Schadens, den er daselbst durch seine Verheerungen verbreitet hatte. Flandern hingegen war mit Festun-

gen verschanzt, wo es nach Erklärung des Kriegs nicht leicht war, einzudringen. In Flandern also überredete er den König, den wahren Schauplatz des Krieges zu eröffnen, und alle Anstrengung dahin zu richten, hingegen in Deutschland bloß einen Observations- und Defensionskrieg zu unterhalten. Dieser schmeichelte sich damit, in eigner Person Festungen zu erobern und die Holländer dafür zu züchtigen, daß sie den Prinzen von Oranien auf den Thron des Königs Jakob gesetzt hatten, der mit seiner Familie in Frankreich Zuflucht suchte. So verwickelte er sich in einen unendlichen Krieg, der, wenigstens mit dem Kaiser und dem Reiche bald beendigt worden wäre, wenn er schnell in Deutschland eingedrungen wäre, und sich in Flandern defensiv verhalten hätte. Denn die Holländer würden, zufrieden mit der glücklichen Unternehmung in England, nicht daran gedacht haben, über ihre zahlreichen Grenzfestungen vorzudringen. Aber dieß war noch nicht alles; Louvois wollte die Sache ganz thun. Der Krieg, den er erregt hatte, gnügte ihm noch nicht, er wollte mit ganz Europa Krieg. Spanien, das so eng mit dem Kaiser verbunden war, und auch mit den Holländern, wegen der Spanischen Niederlande, hatte den Krieg erklärt. Dieß gab ihm einen Vorwand zu einem Plan auf die Lombardie, und dadurch gelang es ihm auch, den Herzog von Savoyen zur Kriegserklärung zu bringen. Dieser Fürst wünschte neutral zu seyn, und als der schwächere, wollte er kleinen Truppenkorps, wenn sie in Zucht und Schranken gehalten würden, alles was man auf dem Durchzug durch sein Land haben wollte, für Geld verabfolgen lassen. Dieß konnte man ihm schwerlich verweigern. Auch hatte Catinat, der schon mit den Truppen, welche hier durchmarschiren sollten, auf der Grenze angekommen war, Befehl zu unterhandeln.

Aber so wie die Unterhandlung vorwärts gieng, machte Louvois immer mehr Forderungen, und schickte durch einen Kurier über den andern so widersprechende Befehle, daß sich der Herzog von Savoyen entschloß, an den König zu schreiben, um von ihm selbst seine Meinung zu hören, und sich denn darnach richten zu können. Dieß paßte nicht in den Plan Louvois's, der den Herzog zum Krieg zwingen wollte.

Er wagte es, diesen Brief an den König zu unterschlagen, und ohne Wissen des Königs so ungeheure Foderungen zu machen, daß es für den Herzog von Savoyen eins war, ob er diese Bedingungen einging, oder sein Land geradezu in Frankreichs Hände gab. Der Herzog war darüber aufgebracht; es hatte ihn schon beleidigt, daß er von dem Könige keine direkte Antwort erhielt, und er beklagte sich sehr laut darüber. Louvois nahm daher Gelegenheit, ihm auf die unwürdigste Art zu begegnen, und trieb ihn so durch unzählige Beleidigungen aufs Aeusserste. Ueberdieß ließ er auch durch Catinat Feindseligkeiten ausüben, der aber gar nicht das Verfahren des Ministeriums begreifen konnte, da es ohne Krieg mit Savoyen mehr von ihm erhielt, als es fodern konnte. Diese höchst sonderbare Art zu unterhandeln, wußten der Kaiser, der Prinz von Oranien und die Holländer, die den Zutritt des Herzogs von Savoyen zu ihrer Partei mit Recht als sehr wichtig ansahen, zu ihrem Vortheil zu benutzen.

So verband sich denn endlich dieser Fürst aus Zwang und Verdruß mit den Feinden Frankreichs, und wurde durch seine Lage dessen furchtbarster Gegner, indem er den meisten Kriegsaufwand nöthig machte. Gerade dieß wollte Louvois. So groß war die Verblen-

dung

dung des Königs, und so weit gieng die Verwegenheit, die Gewandheit und die furchtbare Gewalt eines Ministers, der zwar in Entwerfung und Ausführung von Planen groß war, aber das Verderben des Staates wurde, den er regierte. Ohne erster Minister zu seyn, stürzte er alle übrigen, da er den König ganz nach seinen Absichten zu lenken wußte, und ihn in der That zu seinem Sklaven machte. Er hatte die Freude, Colbert und Seignelay, die seine Feinde und lange seine Nebenbuhler gewesen waren, zu überleben; aber sie dauerte nicht lange. Die Ungnade und das Ende eines so berühmten Ministers ist eine zu interessante Episode, um nicht hier einen Platz zu verdienen.

Ob ich gleich zu jener Zeit, unbekümmert um die ganze Welt, noch im Schooße meiner Familie ruhte, so bin ich doch nachher sehr gut davon unterrichtet worden, und ich kann nicht unterlassen, das, was ich von gültigen, wahrhaften, und ganz unparteiischen Zeugen gehört habe, hier anzuführen.

XIII. Louvois's Tod, sein Charakter und seine Amtsführung.

Das Fenster von Trianon giebt uns einen Beweis von Louvois Gemüthsart. Zu dieser Gemüthsart, die er nicht beherrschen konnte, kam noch das heftigste Interesse für die Größe, den Glücksstand und den Ruhm seines Herrn, welches die sichersten Grundpfeiler seiner eignen Größe und seines ungeheuren Ansehens waren. Er besaß das Zutrauen des Königs in einem so hohen Grade, daß ihm dieser sogar den tollen Entschluß, die Frau von Maintenon zu heirathen, vertraute, und ihn bei Vollziehung die-

ser abscheulichen Mißheirath zum einen der zwei Ze
gen nahm. Aber er hatte auch den Muth, sich dieß
Zutrauens würdig zu zeigen, indem er dem Köni
die schändlichen Folgen vorstellte, die die öffentlic
Bekanntmachung dieser Ehe haben würde, und sich da
sein königliches Wort drauf geben ließ, daß er sie
bekannt machen wollte. Dieses feierliche Versprech
ließ er sich in seinem Beisenn gegen den Erzbischof v
Paris Harlay wiederholen, der, um die gewöhnlich
Feierlichkeiten und Formalitäten zu ersetzen, als D
cesan bei Vollziehung der Ehe gegenwärtig seyn muß

Louvois, der immer um die innersten Geheimn
wußte, und nichts unterließ, um alles ganz und b
zu wissen; entging es einige Jahre nachher nicht, d
die Maintenon durch geheime Intriguen die Bekan
machung ihrer Ehe zu erhalten suchte, und daß
König die Schwachheit gehabt hatte, es ihr zu v
sprechen. Er schrieb also an den Erzbischof, n
Versailles zu kommen, und gieng gleich nach der M
tagstafel mit Papieren zum König. Nach seiner G
wohnheit ging er geradezu in das Kabinet. A
König wollte eben spazieren gehen, kam von sein
Nachtstuhl, und machte noch etwas an seinen Beink
dern zurecht. Als er Louvois zu einer so ungewöhn
chen Stunde kommen sah, fragte er ihn, was ihn
ihm führe? Etwas wichtiges und dringendes, antw
tete Louvois, mit einer traurigen Miene. Der Kö
war verwundert, und befahl den geheimen Kammer
nern, die ihn immer umgaben, wegzugehen. Sie g
gen auch hinaus, aber sie ließen die Thüren offen, so
sie alles hören, und durch die Glasfenster alles se
konnten. Als beide allein waren, eröffnete Louv
dem Könige, was ihn zu ihm getrieben hätte.
König war wohl zur Falschheit geneigt, aber er ko

seine Verstellung nicht durchführen. Er war überrascht, als er sich entdeckt sah, und suchte vergeblich durch allerhand Auswege durchzuschlüpfen. Als ihn der Minister drängte, ging er vorwärts, um in das andere Kabinet zu kommen, wo die Kammerdiener waren, und so los zu kommen. Sobald dies Louvois merkte, warf er sich ihm zu Füßen, hielt ihn zurück, zog den kleinen Degen, den er trug, aus der Scheide, und gab dem König den Griff in die Hand, mit der Bitte, ihn sogleich zu durchstoßen, wenn er darauf beständе, seine Heirath bekannt zu machen, wenn er ihm oder vielmehr sich selbst das Wort brechen und seine Ehre vor den Augen des ganzen Europa schänden wollte; denn dies wolle er nicht erleben. Der König überrascht und unruhig, befiehlt Louvois ihn gehen zu lassen. Dieser aber umschließt seine Kniee nur fester, damit er sich nicht los machte, und stellt ihm vor, in welchem schrecklichen Contrast der Glanz seiner Krone und sein persönlicher Ruhm mit dem niedrigen Schritte ständ, den er so eben thun wollte, und der ihm die bitterste Reue, Beschämung und Kränkung kosten würde; kurz, er bringt es so weit, daß ihm der König zum zweitenmal sein Wort giebt, jene Heirath nie bekannt zu machen. Denselben Abend kam auch der Erzbischof von Paris. Louvois erzählte ihm, was er gethan hatte. Der höfische Prälat würde dessen nie fähig gewesen seyn. In der That, von welcher Seite man diese Handlung auch betrachten mag, so muß man sie, zumal an einem Minister von solcher Herrschsucht, bewundern; da er nämlich so standhaft sein Ansehn und seinen Platz behauptete, selbst als er das ganze Gegengewicht des Einflusses der Frau von Maintenon fühlte, und also natürlich ihren ganzen Haß befürchten mußte, wenn er verrathen würde. Und dazu hatte er wohl zu viel Kenntniß der Umstände,

und den übrigen Fürſten.“ Dieſe waren mit der Theilung von Lydda und Ramla zufrieden, billigten auch die übrigen Puncte, und verſprachen den folgenden Tag ſie zu beſchwören, weil ſie heute ſchon gegeſſen, und ihrer Gewohnheit nach nüchtern ſeyn müßten, wenn ſie einen Eyd ablegen. Den 22ſten Sjaban verſammelten ſie ſich beym Könige, faßten ſeine Hände und ſchwuren. Er ſelbſt that es nicht, weil, wie er ſagte, Könige keinen Eyd ablegen. Der Sultan ließ es ſich gefallen. Hierauf gieng Humfreds Sohn, und Baliam des Fürſten von Tiberias Sohn, mit vielen edlen Rittern zu uns ins Lager, wo ihnen der Sultan den Eyd in ihre Hände ablegte, und die Verſicherung gab, daß auch die übrigen benachbarten Fürſten ſeinem Beyſpiel folgen ſollten. Den Fürſten, von Antiochien und Tripolis legte er zwar auch einen Eyd ab, der aber nur unter der Bedingung verbindlich ſeyn ſollte, wenn ſie ebenfalls den Muſelmännern Freundſchaft und Treue angeloben würden.

Nachdem nun der Friede zu Stande gebracht war, ließ der Sultan allenthalben bekannt machen, daß jetzt wieder freyer Handel und Wandel unter unſern und den fränkiſchen Beſitzungen eröffnet ſey. Auch mußten hundert Minirer nach Aſcalon gehen, um die Feſtungswerke zu zerſtöhren.

Der Sultan entſchloß ſich ungern zum Frieden. „Ich fürchte mich, ſagte er öfters zu mir, vor dem Frieden; und weiß doch nicht, wie die Sachen endlich ablaufen werden. Der Feind wird immer mächtiger, beſitzt ſo viel Städte, und wird endlich auch aus ſeinen übrigen Provinzen über uns hereinbrechen. Auf den Gipfeln der Berge legt er neue Schlöſſer an. — Ich kann keinen Schluß faſſen der den Muſelmännern zum Verderben gereicht.“ Er hatte Recht; mußte aber

um ſich zu ſchmeicheln, daß dieſer Schritt verborgen bleiben würde. Der Erzbiſchof, der nur den König in dem Verſprechen, das er Louvois und ihm gegeben und gegen den Miniſter wiederholt hatte, zu befeſtigen hatte, wagte es nicht, Louvois einen ſo ehrenvollen und ſo wenig gefährlichen Dienſt zu verweigern. Er ſprach alſo den andern Tag mit dem König, und erhielt von ihm leicht die Erneuerung des Verſprechens.

Aber der König hatte der Frau von Maintenon baldige Erfüllung verſprochen, und ſie erwartete daher alle Augenblicke, daß ſie deklarirt werden würde. Nach einigen Tagen wurde ſie unruhig darüber, daß der König gar nichts davon hören ließ: ſie wagte es, etwas davon zu berühren. Die Verlegenheit, in welche ſie den König dabei gerathen ſah, beunruhigte ſie, und ſie wollte einen Sturm auf ihn wagen; aber der König gab kurz einige Gegengründe an, die er ſo viel wie möglich verſüßte, und ſchloß endlich mit der Bitte, daß ſie nicht mehr an die Deklaration ihrer Ehe denken, und nie wieder davon ſprechen möchte.

Als ſie ſich von der erſten Verwirrung über die Vereitelung einer ſolchen Hoffnung, deren Erfüllung ſie ſo nahe geweſen war, wieder erholt hatte, war ihre erſte Sorge, zu erfahren, wem ſie dieß zu verdanken habe. Sie erhielt nicht weniger als Louvois von allem Nachricht, und erfuhr endlich, was, und an welchem Tage dies zwiſchen dem Miniſter und dem Könige vorgefallen ſey. Man wird es nach allem dieſem nicht unerwartet finden, daß ſie ihm den Untergang ſchwur, und nicht eher ruhte, bis es ihr gelang, ihn zu ſtürzen. Aber die Umſtände waren dazu gar nicht günſtig. Sie mußte bey einem ſo argwöhniſchen Könige die Sache erſt ruhen laſſen, und ſich Zeit nehmen, um die

Gele-

Gelegenheiten abzupaſſen, wo ſie das zu große Zutrauen des Königes gegen ihren Feind, der ihm zumal durch den Krieg unentbehrlich geworden war, nach und nach untergraben konnte.

Die Rolle, die der Erzbiſchof von Paris dabei geſpielt hatte, blieb ihr eben ſo wenig verborgen, ſo unbedeutend und untergeordnet ſie auch geweſen war; und dieß war im Vorbeigehn geſagt, der Grund der Ungnade des Königs gegen den Erzbiſchof, die ſich nach und nach aus der Abneigung entwickelte, welche an die Stelle einer langen, entſchiedenen Gunſt getreten war. Dieß beſchleunigte auch wahrſcheinlich den Tod des Erzbiſchofs, wiewohl er Louvois um drei Jahre überlebte.

Dieſen Miniſter je eher je lieber los zu werden, war nun der heftigſte Wunſch der verunglückten Sultanin und ſie ließ keine Gelegenheit unbenutzt, wo ſie ſeinen Sturz vorbereiten konnte. Die Verheerung der Pfalz gab ihr dazu eine herrliche Gelegenheit. Sie ſuchte dem Könige die Grauſamkeit dieſer Verheerung recht lebhaft zu ſchildern und ſein Gewiſſen dadurch zu beunruhigen; wofür auch der König damals mehr als je empfänglich war. Sie ſtellte ihm vor, daß aller Haß allein auf ihn zurückfalle, und nicht auf den Miniſter, und welche gefährliche Folgen dieſes haben könnte; endlich gelang es ihr, den König gegen Louvois einzunehmen und ſeinen Unwillen gegen ihn zu reizen.

Dieſer hatte noch nicht genug an der ſchrecklichen Verheerung der Pfalz; er wollte auch noch Trier niederbrennen laſſen. Er ſchlug es dem Könige vor und zwar als wäre es bey Trier weit nothwendiger als es bey Worms und Speier geweſen ſey. In dieſen beiden Städten hätten die Feinde zwar ihre Waffenplätze

zläße gehabt; aber Trier würden ſie ebenfalls dazu machen, und in einer uns ungleich gefährlichern Lage. Sie kamen in heftigen Wortwechſel und der König wollte oder konnte ſich nicht überzeugen laſſen. Man kann leicht denken, daß unter dieſen Umſtänden Frau von Maintenon nicht Friedensſtifterin war. Einige Tage darauf fand ſich Louvois, (der, außer der größten Hartnäckigkeit, durch die Erfahrung eine Zuverſichtlichkeit bekommen hatte, vermöge welcher er alles durchſetzen zu können glaubte), wie gewöhnlich bei Frau von Maintenon ein, um daſelbſt mit dem Könige zu arbeiten. Als ſie fertig waren, ſagte er dem König, er habe wohl gefühlt, daß ihn Gewiſſenszweifel von der Genehmigung einer ſo nöthigen Maaßregel, wie die Niederbrennung von Trier ſey, abgehalten hätten, und er habe ihm einen wichtigen Dienſt zu leiſten geglaubt, wenn er dieſe Zweifel unnöthig machte, und die Sache ganz auf ſein Gewiſſen nähme. Er habe daher, ohne ihm etwas davon zu ſagen, einen Kurier mit dem Befehl abgeſchickt, gleich nach Ankunft deſſelben Trier niederzubrennen. Der König gerieth, ganz gegen ſeine Gemüthsart, darüber ſo außer ſich vor Zorn, daß er nach den Feuerzangen im Kamin griff und nach Louvois geſchlagen hätte, wenn ihn nicht Frau von Maintenon verhindert hätte, in dem ſie ſchnell zwiſchen beide trat und mit dem Ausruf: Sire, was wollen Sie thun, dem Könige die Feuerzangen aus der Hand nahm.

Louvois hatte indeſſen die Thüre getroffen, als ihm der König nachrief, zurückzukommen; er ſagte ihm hierauf mit blizenden Augen: Fertigen Sie ſogleich einen Kurier mit einem Gegenbefehl ab, und ſehen Sie, daß er zur rechten Zeit ankömmt; denn daß Sie es wiſſen, es koſtet Ihren Kopf, wenn ein einziges

Haus

Haus abgebrannt wird. Louvois, mehr todt als lebendig, gieng sogleich fort; aber nicht aus Eilfertigkeit, um den Gegenbefehl sogleich abzufertigen. Er hatte sich wohl gehütet jenen Kurier abgehen zu lassen. Er hatte ihm zwar seine Depeschen, welche den Befehl der Niederbrennung von Trier enthielten, übergeben, aber ihm befohlen, ganz reisefertig zu warten, bis er von seinen Geschäften beim König zurückkäme. Er hatte den Muth nicht gehabt, die wirkliche Ausfertigung jenes Befehles zu wagen, da der König so viel Widerwillen dagegen gezeigt hatte. Daher nahm er zu jener List seine Zuflucht, in der Hoffnung, daß der König zwar böse werden, aber dann alles gut seyn würde. Gieng die Sache so, wie ers angelegt hatte, so ließ er den Kurier, sobald er zu Hause kam, abgehen. Es war sein Glück, daß er so klug gewesen war, den Kurier nicht wirklich abzuschicken. Nun brauchte er nur seine Depeschen wieder zurückzunehmen und den Kurier absatteln zu lassen. Für den König war er abgereist und auch der zweyte war zur rechten Zeit angekommen, um die Vollziehung des Befehls zu verhindern.

Nach diesem sonderbaren, und für den König so neuen Abentheuer hatte Frau von Maintenon leichte Sache gegen den Minister. Eine andere noch dazu lobenswürdige Handlung beschleunigte seinen Untergang. Er that im Winter der Jahre 1690 und 1691 den Vorschlag, sogleich mit oder noch vor Anfang des Frühlings Mons einzunehmen. Der Zustand der Finanzen, die, da alles Maaß relativ ist, damals reich in Verhältniß gegen den nachherigen Zustand derselben, aber durch die Verschwendung erschöpft genug waren, nöthigte Louvois, dem Könige den Vorschlag zu thun, er möchte die Reise nach Mons ohne Begleitung

rung der Damen machen. Chamlai, dem alle Geheimnisse des Kriegs, selbst vom Könige, vertraut wurden, warnte Louvois diesen Vorschlag durchzusetzen, wodurch er Frau von Maintenon beleidigen würde, die ihm ohnehin nicht günstig wäre und genug Einfluß hätte, um ihn zu verderben. Aber Louvois scheute den Aufwand und die Beschwerlichkeit jener Begleitung so sehr, daß er dem Wohl des Staats und dem Nutzen des Königs sein eignes Wohl aufopferte; und so reiste der König zur Belagerung, die er auch glücklich vollführte. Die Damen aber blieben in Versailles, wohin der König gleich nach der Einnahme von Mons wieder zurück gieng.

Wenn ein Gefäß voll ist, so bringt es ein einziger Tropfen zum Ueberfließen. So vollendete auch ein unbedeutender Vorfall bei jener Belagerung den Untergang Louvois's. Der König, der sich schmeichelte, das Kriegswesen bis auf die kleinsten Dinge besser als irgend jemand zu verstehen, hatte bei einem Gang um das Lager eine gewöhnliche Cavalleriewache übel placirt gefunden und sie selbst anderswohin gestellt. Es traf sich, daß er denselben Tag nach der Mittagstafel wieder spazieren gieng und gerade wieder an diese Wache kam, die aber einen andern Posten hatte. Er war darüber betroffen und fragte den Kapitän, wer ihn hieher postirt habe? Louvois, antwortete dieser, der hier vorbeigegangen ist. Aber, erwiederte der König, habt ihr ihm nicht gesagt, daß ich euch selbst jene Stelle angewiesen habe? Ja, Sire, antwortete der Kapitän. Der König darüber empfindlich wandte sich gegen sein Gefolg und sagte: Nicht wahr, das ist Louvois's Amt? Er hält sich für einen großen Kriegsmann und glaubt alles zu verstehen. Hierauf wies er sogleich dem Kapitän der Wache den Posten wieder an, auf den er ihn

ihn am Morgen geſtellt hatte. Es war wirklich eine Impertinenz von Louvois und der König hatte wahr von ihm geſprochen. Auch war der König ſo dadurch beleidigt, daß er es ihm nie verzeihen konnte. Noch nach deſſen Tode erzählte er dieſe Geſchichte noch voll Empfindlichkeit über Louvois's Anmaßung gegen Pomponne, den er wieder in den Staatsrath aufgenommen hatte; und von dieſem habe auch ich ſie gehört.

Nach der Zurückkunft des Königs von Mons, wurde ſeine Kälte gegen Louvois immer größer und der Miniſter, der ſonſt ſo zuverſichtlich geweſen war, und ſich bei dieſem ungeheuren Kriege für durchaus unentbehrlich hielt, fieng an alles zu fürchten. Die Marſchallin von Rochefort, die immer ſeine vertraute Freundin war, und Frau von Blanpai ihre Tochter waren zu ihm nach Meudon zum Diner gekommen. Er fuhr ſie dann ſpazieren, und ſie ſaßen alle drei allein in der kleinen Chaiſe, die er ſelbſt lenkte. Er war in tiefen Gedanken, ſprach mit ſich ſelbſt und ſie hörten ihn zu verſchiedenen malen ſagen: Sollte ers thun?.... Sollte man ihn dahin bringen können?.... Nein .... und doch .... nein, er kanns nicht thun. Während dieſes Selbſtgeſprächs gieng der Wagen vorwärts; die beiden Damen horchten und gaben ſich einander Zeichen ihrer Verwunderung; als auf einmal die Marſchallin die Pferde am äußerſten Rande eines Teiches ſah. Sie hatte kaum Zeit, nach Louvois's Hand zu greifen und die Zügel zurück zu ziehen, in dem ſie rief: wir ertrinken! Bei dem Ausruf und der Bewegung erwachte Louvois wie aus einem tiefen Traume, zog die Pferde etwas zurück und wandte um, indem er ſagte: ich träume wirklich und ſehe nicht, wohin ich fahre. In dieſer Gemüthskrankheit

heit brauchte er zu Trianon des Morgens eine Brunnenkur.

Am 16. Julius war ich in Trianon wegen eines ziemlich harten Rechtshandels gegen Sourois den Oberbefehlshaber in Hinyenne, welchen Louvois umsonst unterstützt hatte, indem der König meinem Vater, der sich damals mit meiner Mutter in Blaye aufhielt, allen Vortheil zuerkannte. Dem ungeachtet wurde mir gerathen, Louvois meinen Dank abzustatten; und er behandelte mich mit so viel Verbindlichkeit und Höflichkeit, als wenn er der beste Freund meines Vaters wäre. So ist es Sitte des Hofs. Ich hatte ihn nie vorher gesprochen. Als ich denselben Tag Nachmittags von der königlichen Tafel kam, traf ich ihn in einem kleinen Zimmer zwischen dem großen Saal der Garde und dem großen Salon, der in den kleinen Hof der Prinzen geht, im Gespräch mit Herrn von Marsan. Er war auf dem Wege zu Frau von Maintenon, wo er mit dem Könige arbeiten wollte, der dann in den Gärten von Versailles spazieren gehen wollte, wo die Hofleute die Erlaubniß hatten, um ihn zu seyn. Um 4 Uhr des Nachmittags ging ich zu Frau von Chateauneuf; dort erfuhr ich, daß Louvois bei Frau von Maintenon ein wenig übel geworden sey; der König habe ihn heißen nach Hause gehen, und er sey zu Fuße nach Hause gegangen. Hier habe sich das Uebelbefinden vermehrt, man habe ihm in aller Eil ein Klystier gesetzt, das er aber wieder von sich gegeben habe. Während dessen sey er gestorben, indem er noch nach seinem Sohne Barbesieux verlangt habe, den er nicht einmal habe sehen können, ob er gleich schnell aus seinem Zimmer herzugesprungen sey. Man kann sich das Erstaunen des ganzen Hofes vorstellen.

Ob ich gleich nur ein Knabe von funfzehn Jahren war, ſo war ich doch begierig zu ſehn, welchen Eindruck dieſer wichtige Todesfall auf den König gemacht habe. Ich gieng, ihn auf dem Spaziergange zu treffen und folgte ihm die ganze Zeit. Er erſchien mir in ſeiner gewöhnlichen Majeſtät, aber ich entdeckte in ſeinem Geſicht etwas fröhliches und leichteres, das mir ſonderbar vorkam und worüber ich nachher meine Verwunderung äußerte. Und ich mußte mich wohl darüber verwundern, da mir die Dinge, die ich ſo eben erzählt habe, damals, ſo wie noch lange nachher, unbekannt waren. Es fiel mir auch auf, daß er, ſtatt nach ſeinen Fontänen zu ſehen und wie gewöhnlich Abwechſelung im Spaziergang zu ſuchen, immer längs der Baluſtrade der Orangerie auf und niedergieng, wo er, beim Umkehren gegen das Schloß zu, nach dem Quartier der Surintendance ſehen konnte, womit ſich der alte Flügel des Schloſſes an der Seite der Orangerie endigt und wo Louvois ſo eben geſtorben war. Dahin ſah er ohne Unterlaß, ſo oft er nach dem Schloſſe zurückgieng. Der Name Louvois wurde nicht ausgeſprochen und ſein ſo überraſchender plötzlicher Tod auch nicht mit einer Sylbe erwähnt, bis endlich ein Officier, den der König von England von Saint-Germain ſchickte, den König auf dieſer Terraſſe aufſuchte und ihm wegen des ſo eben erlittenen Verluſts condolirte. Mein Herr, antwortete der König mit entſchloſſenerm Ton und Ausdruck, ſagen Sie dem König und der Königin von England meinen verbindlichſten Dank und verſichern Sie ſie in meinem Namen, daß meine und ihre Angelegenheiten nichts darunter leiden werden. Der Officier empfahl ſich, mit dem Ausdruck des Erſtaunens in ſeinem ganzen Weſen. Ich beobachtete alles aufmerkſam und bemerkte, wie die Vornehmſten, die auf der Prome-

nade waren, ſich einander durch Blicke fragten, ohne ein Wort zu ſagen. Barbeſieux hatte ſeit 1686, wo er noch nicht achtzehn Jahr alt war, die Anwartſchaft auf die Staatsſecretairſtelle erhalten, die Louvois ſeinem älteſten Sohne Courtenvaux, den er für unfähig dazu hielt, wieder hatte nehmen laſſen. Als Louvois ſtarb, war Barbeſieux unter ihm als Commis bei den Gerichtsſtühlen angeſtellt, um ſich zum künftigen Amte vorzubereiten. Er war damals vier und zwanzig Jahr alt, als ſein Vater noch zur rechten Zeit ſtarb, ehe ſein Unglück Aufſehen machte.

Als Louvois ſtarb war er ſeinem Untergange ſo nahe, daß er ſchon den Tag darauf arretirt und in die Baſtille gebracht werden ſollte. Was daraus erfolgt ſeyn würde? dieß hat uns ſein Tod dunkel gelaſſen. Aber das Faktum iſt gewiß, daß der König jenen Entſchluß gefaßt hatte. Ich habe es nachher von Leuten gehört, die es wiſſen konnten und, was es auſſer allen Zweifel ſetzt, der König hat es ſelbſt zu Chamillard geſagt, von dem ich es gehört habe. Daraus läßt ſich denn wohl erklären, warum der König den Tag, wo der Miniſter geſtorben war, ſo zufrieden und heiter ausſah, da er nun ſich und Louvois von der auf den folgenden Tag beſtimmten Execution und von allen damit verbundenen Folgen befreit ſah.

Als der König vom Spaziergang nach Hauſe gekommen war, ließ er Chamlai kommen und trug ihm Louvois's Stelle als Staatsſecretair an, mit der auch zugleich das Kriegsdepartement verbunden iſt. Chamlai dankte und weigerte ſich ſtandhaft. Er ſagte dem König, er habe gegen Louvois wegen ſeiner Freundſchaft und ſeines Zutrauens zu viele Verbindlichkeit, um ſich zum Schaden ſeines Sohnes, der die Anwartſchaft habe, mit ſeinem Raube zu ſchmücken. Er

ſprach

ſprach mit allem Eifer für Barbeſieux, erbot ſich, überall, wo man es haben wollte, unter ihm zu arbeiten und ihm ſeine eigne Erfahrung mitzutheilen, und erklärte endlich, wenn Barbeſieux das Unglück haben ſollte in ſeiner Stelle nicht beſtätigt zu werden, ſo wollte er lieber jeden andern als ſich im Beſitz derſelben ſehen; er werde die Stelle Louvois's und ſeines Sohnes nie annehmen. Chamlai war ein Mann von ſtarker aber kleiner Statur, blond, von groben, ſogar bäuriſchen Geſichtszügen, und auch von bäuriſcher Abkunft; aber demungeachtet war er ein Mann von Geiſt und Gewandtheit, deſſen Klugheit in Behandlung der Menſchen bekannt war; er war gutmüthig, weich, leutſelig, dienſtfertig, uneigennützig; er hatte ein außerordentliches Talent zur Länder-Kenntniß, ſo daß er die Lage der geringſten Oerte und den Lauf und die Beſchaffenheit des kleinſten Baches merken konnte. Er hatte lange bei den Armeen als Quartiermeiſter gedient, wo er ſehr die Achtung der Generale und jedermanns Liebe genoß. Es dient zu ſeinem großen Lobe, daß Herr von Türenne ihn bis zu ſeinem Tode nicht von ſich laſſen wollte; und daß ihm, ungeachtet er noch immer Türenne's Andenken ehrte, Hr. von Louvois ſein ganzes Zutrauen ſchenkte. Herr von Türenne, der ihn gegen den König ſehr gerühmt hatte, gab Veranlaſſung, daß dieſer ihn kennen lernte. Er wurde ſchon in die geheimen Kriegsangelegenheiten eingeweyht. Herr von Louvois hatte kein Geheimniß vor ihm und fand an ihm eine große Hülfe bei Ueberlegung und Berechnung der Stellungen und Märſche der Truppen, die er zu Ausführung ſeiner Pläne nöthig hatte. Dieſes Talent verbunden mit ſeiner Redlichkeit, ſeiner Leichtigkeit im Arbeiten und ſeiner Gabe Auswege und Hülfsmittel zu erfinden, machte, daß er beim König alles in allem wurde, ſo daß er ihn

den Umständen nachgeben, da sein Heer schon öffentlich sich gegen die Fortsetzung des Krieges erklärte. Er starb bald nachdem der Friede zu Stande gebracht war. Wäre sein Tod eher erfolgt, so würden gewiß die Muselmänner in sehr große Gefahr gerathen seyn.

Hundert acht und funfzigstes Kapitel.

Ascalon wird geschleift.

Die Besatzung wollte nicht eher abziehen, als bis entweder der König oder der Sultan, ihnen den schon seit langer Zeit rückständigen Sold entrichtet hätte. Sie mußten aber auf erhaltene königliche Ordre gehorchen, und sogleich fieng die Zerstöhrung der Festungswerke an. Beyde Heere eröffneten nun auch einen wechselseitigen Umgang. Viele Muselmänner giengen nach Jaffa, um da ihre Geschäffte zu treiben: und eine große Menge Franken begab sich nach Jerusalem, wo der Sultan ihnen nicht allein die Thore öffnete, sondern auch auf dem Rückwege eine Bedeckung bis Jaffa mitgab. Sie hatten bey dieser Wallfarth weiter keinen Zweck, als die heilige Stadt zu besuchen, und dann in ihr Vaterland zurückzukehren, ohne den Muselmännern fernerhin das mindeste Leid zuzufügen. Der König wurde über die häufigen Wallfahrten unwillig, und lag dem Sultan dringend an, keinen Franken in die Stadt zu lassen, der nicht einen königlichen Paß aufweisen könnte. Dieses Verbot aber that die entgegen gesetzte Wirkung. Denn nun strömten täglich ganze Schaaren der heiligen Stadt zu. Selbst edle Fürsten kamen mit ihren Familien hin, ohne sich durch ihre Kleidung zu erkennen zu geben. Der Sultan nahm sie nicht allein bereitwillig auf, sondern ließ sie auch speisen, ermunterte sie durch seinen gnädigen Zuspruch, und sagte ihnen, daß er die Wallfarth nach Jerusalem ger-

sogar bei geheimen Unterhandlungen und zu geheimen Gesandtschaften brauchte. Er erzeigte ihm viele Wohlthaten, ertheilte ihm auch das große Ludwigskreuz. Er hatte eine so ungeheuchelte Bescheidenheit, daß ihn sogar der Beifall beschämte, mit welchem jene schöne Handlung von ihm aufgenommen wurde, die sowohl der König als Barbesieux, dem sie seine Stelle gesichert hat, bekannt machten. Man wird es in der Folge erklärlich finden, wenn der Charakter des Königs und der Frau von Maintenon mehr entwickelt seyn wird, daß sie einem jungen Manne von vier und zwanzig Jahren zur Zeit eines allgemeinen Krieges mit ganz Europa, und noch dazu dem Sohne des Ministers, den sie, wenn nicht sein Tod dazwischen gekommen wäre, in die Bastille hätten setzen lassen, diese wichtige Stelle anvertrauten. Ich sage der König und Frau von Maintenon; sie war es, die den Vater stürzte und die auch dem Sohne die Stelle gab. Denn nach der Unterredung mit Chamlay gieng der König nach seiner Gewohnheit zu ihr; und denselben Abend wurde auch der Schluß zu Gunsten Barbesieux's gefaßt.

Louvois's plötzlicher Krankheitsanfall und schneller Tod gab zu vielen Reden Anlaß, zumal als es nach Eröffnung der Leiche bekannt ward, daß er vergiftet sey. Er pflegte viel Wasser zu trinken und hatte immer ein Gefäß mit Wasser auf dem Kaminsimms in seinem Kabinet stehen, woraus er trank. Man wußte, daß er noch daraus getrunken hatte, als er zum König gieng, um mit ihm zu arbeiten und daß in der Zwischenzeit, als er in Gesellschaft vieler Personen von der Tafel gieng und dann auf seinem Kabinet die Papiere holte, die er zu seiner Arbeit beim König brauchte, ein Stubenfeger in seinem Kabinet gewesen und einige Augenblicke allein darin geblieben war. Dieser wurde

Verhaft genommen und eingezogen; aber er hatte kaum vier Tage geſeſſen und die Unterſuchung war kaum angefangen, als er auf Befehl des Königs in Freiheit geſetzt, die Acten des Proceſſes verbrannt und alle weitere Unterſuchung verboten wurde. Ja, es wurde gefährlich, nur von dieſer Sache zu ſprechen, und die Familie des Louvois ſuchte alle jene Gerüchte ſo angelegentlich zu unterdrücken, daß man offenbar ſahe, wie ſie es zufolge eines ausdrücklichen Befehles that. Mit derſelben Sorgfalt wurde auch die Geſchichte von Louvois's Hausarzte unterdrückt, die kurz darauf bekannt wurde; aber ohne daß man den erſten Lärm, der darüber entſtanden war, ganz in Vergeſſenheit bringen konnte. Durch Zufall habe ich eine ſehr gute Nachricht davon erhalten, und ſie iſt zu intereſſant, um nicht mehr davon zu ſagen; ſie verdient wohl, daß wir die merkwürdigen und intereſſanten Notizen von einem ſo ausgezeichneten Miniſter, wie Herr von Louvois war, mit ihr beſchließen.

Mein Vater hatte ſeit mehrern Jahren einen Stallmeiſter, mit Namen Clerand, einen Edelmann aus Perigord, von guter Geburt und vornehmen Verwandten, der auch von hübſcher Geſtalt und ein Mann von Ehre war. Er glaubte ſein Glück bei Herrn von Louvois machen zu können, und ſprach deswegen mit meinem Vater, der ihm wohl wollte und es auch rathſam fand, daß er aus ſeinem Dienſte gieng und Stallmeiſter bei Herr von Louvois wurde, zwey oder drey Jahre vor deſſen Tode. Clerand blieb unſerm Hauſe immer zugethan, und auch wir blieben ihm gewogen; er beſuchte uns ſo oft er konnte. Nach dem Tode Louvois's war er noch bei Frau von Louvois; und da erzählte er mir folgende Geſchichte. Der Hausarzt des verſtorbenen Miniſters, Namens Seron, den

auch Herr von Barbeſieux zu ſeinem Arzte angenommen hatte, und der wieder in der nämlichen Stube im Schloß zu Verſailles in der Surintendance wohnte, die Barbeſieux behalten hatte, ob er gleich das Bauweſen verlor, hatte ſich einmal ungefähr vier oder fünf Monate nach Louvois's Tod in dieſer Stube ganz allein eingeſchloſſen. Man hörte ihn ſchreien und lief herbei, aber er wollte durchaus nicht die Thüre aufmachen. Dieſes Schreien hörte faſt den ganzen Tag nicht auf und doch wollte er von keiner Hülfe, weder von leiblicher noch geiſtlicher etwas hören; man war auch nicht im Stande die Thüre zu öffnen. Zuletzt hörte man ihn wehklagen, es geſchehe ihm nichts, als was er verdient habe, was er an ſeinem Herrn verdient habe, er ſey ein Elender, keiner Hülfe werth. In dieſer Verzweiflung ſtarb er endlich nach acht bis zehn Stunden, ohne nur einmal jemand erwähnt oder nur einen Namen ausgeſprochen zu haben. Ueber dieſen Vorfall ſagte man ſich vieles ins Ohr; aber es war nicht ſicher davon zu reden. Wer mag den Streich auf Louvois geführt haben? Dieß iſt in der tiefſten Dunkelheit geblieben. Louvois's Freunde glaubten ihn zu ehren, indem ſie den Verdacht auf auswärtige feindliche Mächte warfen; aber hätte wirklich eine dieſer Mächte ihre Zuflucht zu dieſem abſcheulichen Mittel genommen, um ihn los zu werden, ſo hätte ſie ſpät genug dazu gethan. Gewiß iſt es, daß der König es nicht geweſen ſeyn konnte, und daß es auch niemanden in den Sinn kam, ihn im Verdacht zu haben. Dieß war nicht des Königes Art und zu dieſen Mitteln hätte er nicht gegriffen, um des Miniſters los zu werden. — Doch kehren wir zu dieſem zurück.

Unter dem, was Louvois gethan hat, verdient beſonders ſeine Einrichtung eines Staatsarchivs erwähnt

zu

zu werden. Bis zur Regierung Ludwigs des XIV. hatte man unter keinem Könige daran gedacht, die den Staat betreffenden Papiere aufzubewahren. Nur das Finanzwesen, wobei das Geheimniß und jene Vorsicht nicht so nothwendig ist, machte eine Ausnahme; dieses hatte nämlich juridische Form und daher auch ein Archiv und ein öffentliches Depositorium in der Rechnungskammer. Louvois war der erste, der es gefährlich fand, daß die Depeschen und Instructionen, welche der König und seine Minister an die commandirenden Generale, an die Commandanten und andern Kriegsbefehlshaber und selbst an die Commendanten der Grenzfestungen ergehen ließen und die der König und die Minister wieder von diesen erhielten, in den Händen dieser Personen und nach ihrem Tode in den Händen ihrer Erben und oft ihrer Diener blieben, die sie vielleicht gefährlich mißbrauchen konnten, und durch die sie bisweilen sogar an Butterkrämer kamen, von denen dann, wie es geschehen ist, Neugierige oft wichtige Papiere bekommen konnten. Wenn auch dann die Kriege, welche diese Papiere betrafen, beendigt und bisweilen schon lange beendigt waren, so konnten doch die Mächte, gegen welche Frankreich diese Kriege geführt hatte, darin gefährlichen Aufschluß über manche Räthsel und Dunkelheiten finden, die nie an den Tag kommen durften; sie konnten auch vielleicht Verrätherein darin finden, deren Entdeckung noch gefährlicher für die dabei interessirten Familien war, und wodurch sie in Stand gesetzt wurden, sich in Zukunft besser davor zu sichern. Diese Rücksichten — daß unsere Könige und ihre Minister nicht eher darauf aufmerksam geworden sind, ist unbegreiflich — veranlaßten Louvois's Idee. Er ließ nun alles, was von alten Papieren der Art aufzufinden war, sammeln, ließ alle ausgefertigten Schriften in gewissen Quantitäten wieder zurückliefern und sie nach

den Jahren geordnet in einem Archive niederlegen. Diese Ordnung ist nachher sorgfältig beobachtet wor-den, so daß ausser der Bewahrung der Geheimniß noch der Vortheil entsteht, daß man sich dadurch sicher und nützliche historische Nachrichten verschaffen kann. Derselbe Mangel eines Archivs war noch gefährlicher im Departement der Negociationen; dieß ist so offen-bar, daß es keiner Erläuterung bedarf.

Croissy, Minister der auswärtigen Angelegenhei-ten, durch Louvois's Beispiel angeregt, ahmte ihm weit nach, daß er alte Papiere sammeln und die Pa-piere, die in sein Departement gehörten, sich zurück liefern ließ. Aber dabei blieb er. Sein Sohn Torcy that dem Könige den Vorschlag, ein öffentliches Archiv für diese Papiere zu errichten; was er auch sehr rath-sam fand. Torcy nahm dazu im Namen des Königs einen Pavillon der Minimen, der am Platz des Sie-ges stand und ihm sehr bequem gelegen war, weil er von seinem Garten einen Eingang in den Klostergar-ten hatte, an dessen anderm Ende der Pavillon war vom Kloster abgesondert und von allem isolirt stand und wo man unmittelbar von der Gasse hineingehen kann. Hier ließ er die ganze so interessante und wich-tige Sammlung wohl geordnet niederlegen, welche für die Minister und Ambassadeurs so äußerst instruc-tiv war und die bisher sorgfältig fortgeführt worden ist, indem selbst die Erben der Minister von diesem De-partement und die Erben ihrer obersten Commis und Secretaire, alles dahin abliefern müssen, was sie in den Bureaux und Kabinetern der Staatssecretai-rien finden, wenn sie durch den Tod oder auf sonst eine Art ihre Stelle verlieren. Einer der obersten Commis, von besonderm Zutrauen, hat das Archiv dieses Depar-tements, unter der Aufsicht des jedesmaligen Staats-se-

ſecretairs, zu beſorgen und muß für alles ſtehen. Pontchartrain hat dieſelbe Einrichtung für ſeine Departements des Seeweſens und des Haushofmeiſteramtes getroffen. Man kann dieſe Anſtalt unter die beſſern und wichtigern zählen, die während der Regierung Ludwigs XIV. gemacht worden ſind; nur wäre zu wünſchen, daß die andern Archive mit eben der Sicherheit angelegt worden wären, wie das Archiv des Kriegsdepartements.

XIV. Anekdoten nach dem Ryswiker Frieden.

Der Ryswiker Friede, der ſo theuer erkauft, und nach dieſer ungeheuern und langen Anſtrengung ſo äußerſt erwünſcht war, ſchien endlich Frankreich Erholung zu verſprechen. Der König war im Alter von ſechzig Jahren, und hatte nach ſeiner Vorſtellung vielfachen Ruhm erworben. Seine großen Miniſter waren todt, und nicht allein auch ſeine großen Feldherrn, ſelbſt die Zöglinge derſelben waren geſtorben, oder waren doch zu alt oder zu entkräftet, um in einem neuen Kriege zu dienen; und Louvois, der mit Unwillen das Gewicht jener alten Kriegshäupter gefühlt hatte, hatte auch dafür geſorgt, daß ſich in Zukunft nicht wieder Feldherrn bildeten, deren Verdienſte ihn verdunkelten. Er ließ nur ſolche emporkommen, die ſich ohne ſeine Unterſtützung nicht halten konnten. Er konnte die Früchte davon nicht genießen, aber die Folgen fielen als eine drückende Laſt auf den Staat, die er noch jetzt trägt. Kaum hatte man den Frieden erhalten, ohne daß man noch Zeit gehabt hätte ihn zu genießen, als der Stolz den König auf den Einfall brachte, Europa durch das Schauſpiel ſeiner Kriegs-

macht, die es für gänzlich erschöpft hielt, in Erstaunen zu setzen; wie er es auch wirklich in Erstaunen setzte. Dieß war die Veranlassung der berüchtigten Revüe bei Compiegne, wo der König, unter dem Vorwand, seinen Enkeln eine Vorstellung vom Kriege zu geben, sowohl in seinem Hofstaate als an allen seinen zahlreichen Truppen eine Pracht und einen Glanz zeigte, die man nie bei den prächtigsten Turnieren noch bei den berühmtesten Zusammenkünften von Königen gesehn hat; auch war dieser Aufwand kurz nach Beendigung eines so langen und heftigen Krieges erschöpfend. Die Regimenter fühlten ihn noch lange Zeit, und zwanzig Jahre nachher fanden sich noch welche, die noch davon verschuldet waren. Hier können wir nur im Vorbeigehn von dieser nur allzuberühmten Revüe reden. Man hatte bald Ursach, eine so ungeheure Verschwendung zu bereuen, die zumal wegen des kaum geendigten Krieges von 1688 so äußerst unschicklich war, da man vielmehr darauf hätte denken sollen, das Reich durch lange Ruhe sich wieder erholen und bevölkern zu lassen, die Schatzkammer des Königs und alle Magazine nach und nach wieder zu füllen, die Marine und den Handel wieder herzustellen, den Haß und die Furcht unsrer Nachbarn mit der Zeit sich legen zu lassen, ihre für uns so furchtbare rege Verbindung nach und nach zu trennen, und mit Vorsicht und kluger Benutzung verschiedener Verhältnisse unter ihnen die gänzliche Auflösung eines Bundes zu bewirken, der für uns so gefährlich gewesen war, und uns ganz verderblich werden konnte. Der Gesundheitszustand zweier Mopschen war dazu ganz geeignet. Der eine hatte sich durch seine tiefe Staatsklugheit, durch sein kluges Verhalten in ganz Europa ein Ansehn und ein Zutrauen erworben, wodurch er, so bald er wollte, alles in Bewegung setzen konnte; der andere war der

Beherr-

Beherrscher einer ungeheuern Monarchie, und hatte weder Oheim noch Tanten, noch Bruder noch Schwester, und keine Nachkommenschaft. Wirklich starb auch der König von Spanien kaum vier Jahre nach dem Ryswiker Friedensschluß, und König Wilhelm war dem Tode eben so nahe und überlebte jenen kaum. Diese so wichtige Begebenheit, die ganz Europa in Waffen setzte, war die Veranlassung, daß die Eitelkeit ein so großes schönes Reich an den Rand des Verderbens brachte. Doch dazu müssen wir weiter zurück gehen.

XV. Sonderbare Eifersucht des Königs.

Es ist bemerkt worden, daß der König die Talente und das Emporstreben selbst nur der Gedanken seiner Generale und Minister fürchtete. Hierdurch erhielt Louvois's Einfluß so freien Spielraum, indem er jeden, der ihm verdächtig war, leicht von militärischen Beförderungen entfernen, und es vermöge jener geschickten Erfindung, von der wir weiter unten reden werden, verhindern konnte, daß sich Officiere bildeten, welche die abgegangenen Generale hätte ersetzen können. Und seit der Zeit, daß dem Könige bei jener Gelegenheit, die wir angeführt haben, Geist und Verdienst verdächtig geworden waren; wird man auch nur eine sehr kleine Anzahl Höflinge finden, denen ihr Geist den Weg zur königlichen Gunst nicht verschlossen hätte, wenn man nämlich diejenigen ausnimmt, die als bloße Gesellschafter und Höflinge in der ersten Zeit nach dem Tode des Kardinals Mazarin durch die Gewohnheit und Gleichheit des Alters seine Gunst erhalten hatten, aber nicht von ihm selbst erwählt und herbeigezogen waren.

Turenne,

Vironne, der ungemein viel Geist hatte, amüsirte den König, ohne von ihm gefürchtet zu werden. Er gab dem Könige wohl noch zu hundert spaßhaften Anekdoten Gelegenheit; und übrigens war er der Bruder der Frau von Montespan. Dieß gab ihm ein großes Recht, so sehr er auch der Aufführung seiner Schwester entgegen war. Dazu kam, daß ihn der König als ersten Kammerherrn gefunden hatte. Herrn von Crequi fand er in derselben Stelle, die er auch behielt, und seine Lebensart, indem er für nichts als für Vergnügungen, für die Genüße der Tafel und für Hazardspiele lebte, erhielt den König in dem gewohnten vertrauten Verhältniß, in welchem er von Jugend auf mit ihm gestanden hatte. Der Herzog von Lude, der auch königlicher Kammerherr in der ersten Zeit war, lebte für die Moden, für Artigkeit und Galanterie und für die Jagd; und im Grunde konnte keiner dem Könige durch seine Talente, an denen es ihnen zwar gar nicht mangelte, die sie aber nicht über den Höfling erhoben, Furcht erwecken. Der Fall des Herrn von Lauzun, dessen Geist von anderer Natur war, rächte den König für die gefährliche Ausnahme, die er machte; seine außerordentliche glänzende Rückkehr verschaffte ihm die Gunst des Königes nur dem Scheine nach wieder. Was die Herzoge von Chevreuse und von Beauvilliers betrifft, so werden wir zu seiner Zeit noch von ihnen reden; die übrigen alle aber, waren dem Könige zuletzt so lästig, daß er die meiste es offenbar fühlen ließ, und sich über ihren Tod ordentlich freute, als wäre er von einer Last befreit. Er konnte sich nicht enthalten, dieß bei dem Tode des Herrn de la Feuillade und des Erzbischofs von Paris (Harley) zu äußern; so vorsichtig und zurückhaltend er auch sonst war, so beging er doch die Uebereilung, im Gespräch zu Marly ganz laut und in Gegenwart,

genwart mehrerer Damen, unter andern der Herzogin von Chevreuse und von Beauvillieres vom Tod ihres Bruders Seguelay und dem Tod Louvois's als den glücklichsten Ereigniſſen ſeines Lebens zu ſprechen. Nach dem Tode dieſer beiden hatte er nur zwei Männer von überlegenem Geiſte, den Kanzler Pontchartrain, den er ſchon lange vor ſeinem Abgange nur noch mit Mühe ertrug; woraus man, wie er ſich auch verſtellen mochte, leicht ſehen konnte, daß er äuſſerſt froh war, ihn los zu ſeyn; und den Staatsſecretär Barbeſieux, deſſen frühzeitiger Tod in der Blüthe ſeines Alters und Glückes von jederman bedauert wurde.

Genug: der König war der Ueberlegenheit des Geiſtes und Verdienſtes an ſeinen vorigen Miniſtern und Generalen und an den wenigen Günſtlingen, welche Geiſt und Verdienſt hatten, müde, er wollte auch an Geiſt und Klugheit im Kabinet und Kriege der erſte ſeyn, ſo wie er an Macht der erſte war. Er fühlte wohl, daß er es bei jenen Männern nicht gekonnt hatte; und daher fand er ſo viel Glück darin, daß er ſie nicht mehr hatte, und nahm ſich mit der größten Sorgfalt in Acht, niemand an ihre Stelle zu ſetzen, der ſo wie jene ſeine Eiferſucht reizen könnte. Daher auch ſeine Bereitwilligkeit, die Nachfolge den Söhnen in der Staatsſecretärſtelle zu ertheilen; aber während er Neulingen, und ſogar Kindern die freie Führung ſolcher wichtigen Aemter anvertraute, verſagte er bei den geringſten Aemtern, ſelbſt bei bloßen Titularſtellen die Hoffnung der Nachfolge. Bei Beſetzung der Stellen der Staatsſecretäre und der Miniſter, folgte er allemal dieſer Maxime ohne alle Rückſicht, und wählte immer nur ganz mittelmäßige Köpfe. Ja er ſchmeichelte ſich, etwas löbliches zu thun, ſo, daß er ſich oft merken ließ, er nähme ſie nur, um ſie zu bilden, und auch

wirk-

gerne zugebe, so unzufrieden auch der König darüber seyn möchte. Bey diesem hingegen entschuldigte er sich damit, daß es seiner Pflicht zuwider wäre, Menschen, die von ferne her aus religiösen Absichten nach Jerusalem kämen, den Eintritt in die Stadt zu verweigern. Unterdeß hatte sich der König mit dem Grafen Heinrich und seinem übrigen Gefolge nach Ptolemais begeben, und in Jaffo eine schwache Besatzung zurückgelassen, die überdem noch durch Krankheiten litt. Auch seine eignen Gesundheitsumstände waren immer gefährlicher geworden: ja man hatte sogar schon Gerüchte von seinem Tode.

Hundert neun und funfzigstes Kapitel.

Gesandtschaft aus Bagdad.

Um diese Zeit erhält Aladil ein Schreiben von Naphids Sohn, Vezir zu Bagdad, worinn er gebeten ward, den Sultan wieder zu dem schuldigen Gehorsam gegen den Hof von Bagdad zurückzubringen, zwischen ihm und den hochberühmten Diwan, an den er noch keine Gesandtschaft geschickt, den Vermittler zu machen, und zu dem Ende den Richter Alphadil an den Diwan abgehen zu lassen. Aladil brachte es auch nach vielen Unterhandlungen so weit, daß Saladin den Elbiäus von Sjahrezour nach Bagdad schickte.

Hundert und sechzigstes Kapitel.

Almalich Addahir nimmt einen sehr schmerzhaften Abschied von seinem Vater.

Bey dem letzten Abschiede den Addahir von seinem Vater nahm, war ich allein zugegen. „Ich empfehle dir, sprach Saladin, Ehrfurcht gegen das höchste Wesen, als den Quell alles Guten. Halte die Gebote Got-

wirklich glaubte, daß er sie bilde. Diesen Neulingen war er selbst wegen ihrer Unwissenheit gewogen, und sie wurden ihm nur um so lieber, je mehr sie ihm ihre Unwissenheit gestanden, und sich bereitwillig zeigten, von ihm sich auch in den kleinsten Dingen unterrichten zu lassen.

Auf diesem Wege hatte Chamillard so ganz sein Herz gewonnen, daß ihn nur das größte Unglück des Staates, und die fürchterlichsten Cabalen dahin bringen konnten, ihn von sich zu lassen, daß er ihn auch dann immer noch liebte, und ihm bis an seinen Tod bei jeder Gelegenheit Beweise seiner Liebe gab. Bei der Wahl seiner Generale verfuhr er eben so, wie bei der Wahl seiner Minister, in dem er sich schmeichelte, sie vom Kabinet aus zu lenken; man sollte glauben, er kommandire vom Cabinet aus alle seine Armeen. Er hütete sich sehr, das eifersüchtige Betragen gegen seine Generale abzulegen, das ihm Louvois eingeflößt hatte, und nur in äußerst seltenen Fällen, wo die Unschicklichkeit und der Nachtheil in die Augen sprang, konnte er sich entschließen, seine Eitelkeit aufzuopfern.

XVI. Einige Anekdoten des Hofes und der Armee in Beziehung auf diese Eifersucht des Königs.

Von dieser Art waren die Minister und alle Generale bei Eröffnung der Spanischen Erbfolge. Das Alter des Königes, seine Erfahrung, die blinde Unterwürfigkeit seiner Räthe und Staatsdiener, die er nicht durch das Gewicht seines Geistes, seiner Fähigkeit und seiner Einsicht, sondern durch die Macht seines Willens beherrschte, und seine Empfänglichkeit für das

das verderbliche Gift der Schmeichelei vereitelte alles, was das Glück für ihn that. Die ganze Spanische Monarchie fiel seinem Enkel ohne einen Schwerdtschlag in die Hände, und Puisegur, der vor kurzem erst Marschall von Frankreich geworden war, hatte den Ruhm jenes Planes zur Execution, durch Besitznehmung von allen spanischen Festungen in den Niederlanden, ich sage, von allen zugleich in demselben Augenblick, ohne einen einzigen Kanonenschuß und mit Gefangennehmung und Entwaffnung der holländischen Truppen, die fast ganz allein die Besatzung ausmachten. Aber der König, trunken von diesem außerordentlichen Glücke, dachte zur ungelegenen Zeit an die Vorwürfe, die ihm seine vorigen ungerechten Kriege zugezogen hatten, und an die großen Conföderationen, die er durch das Schrecken, das er in ganz Europa verursacht hatte, entstanden waren, und denen er beinahe unterlegen war. Er wollte sich dießmal davor sichern. Statt also die Bestürzung über dieses große Ereigniß, die alle Mächte unthätig hielt, zu benutzen, statt die Holländer durch Gefangennehmung der zahlreichen Garnisonen zu schwächen, und mit den Waffen in der Hand alle diese Mächte, die noch außer Waffen und außer Verbindung waren, zu zwingen, daß sie durch förmliche Tractaten den Herzog von Anjou als legitimen Erben aller Staaten des verstorbenen Königs von Spanien, deren sich der neue König damals schon versichert hatte, anerkannt hätten; ließ er mit alberner Großmuth alle jene holländischen Truppen frei, und war thörigt genug zu hoffen, daß er ohne Waffen alles durch Negociationen erhalten könnte. So ließ er sich von seinen Feinden hinhalten, bis sie Zeit gewonnen hatten, sich zu rüsten und eng genug zu verbinden. Nun war die Losung Krieg, und der König, schrecklich durch eigne Schuld betrogen, sah sich unerwartet in der Noth-

wendigkeit eines allgemeinen Krieges. Er beförderte ihn noch mehr durch eine andere Unbesonnenheit, die kein ein Kind begangen haben könnte, und wozu ihn Chamillard, der Marschall von Villeroy, und die mächtigen Intrignen der beiden Töchter der Frau von Lillebonne vermochten. Ich meyne sein unbedingtes Zutrauen zu ihrem Onkel Vaudemont, welcher, so weit es die Kraft verstattete, der persönliche Feind des Königs war. Ein Mann, über dessen in Spanien und Italien begangne Insolenzen der König ehemals so aufgebracht gewesen war, daß er ihn seiner Rache für nicht zu klein hielt, und ihn von dort vertrieb, der vertraute Freund von König Wilhelm, welcher unter allen Feinden des Königs der rachsüchtigste persönliche Feind blieb. Ein Mann, der durch eben diesen König Wilhelm, und durch die dringendste Verwendung Kaiser Leopolds beim Könige von Spanien Karl dem II. Gouverneur des Herzogthums Mailand geworden war, und dessen einziger Sohn vom ersten Ausbruch der Feindseligkeiten in Italien an der zweite Chef der kaiserlichen Armee war, wo er auch gestorben ist. Jedermann sah ein, daß er mit seinem Vater in der genauesten Correspondenz stand; und die Verrätherei wurde auch noch nach seines Sohnes Tode, so lange Vaudemont seinen Vortheil dabei fand, selbst ohne große Feinheit fortgesetzt. Nie aber hatten weder der König und sein Minister, noch sein General Villeroy den geringsten Verdacht davon; Vaudemont genoß ungestört die Gunst und das Zutrauen des Königes und seinen Einfluß; niemand hatte den Muth, dem Könige oder seinem Minister die Augen darüber zu öffnen.

Catinat verlor durch die Verrätherei Vaudemonts und des Herzogs von Savoyen seine erworbenen Lorbeern, und der Marschall Villeroy, der nach Savoyen geschickt

geſchickt wurde, ſeine Fehler gut zu machen, fiel blind in ihre Fallen. Der Herzog von Vendome, der als Retter erſchien, ſchonte zwar nicht den Herzog von Savoyen, aber er hatte ſeine guten Gründe, Vaudemont unangetaſtet zu laſſen; und es geſchah mit Abſicht oder durch Betrug, und vielleicht auf beiderley Art, daß man nichts bemerkte. Durch die Schwachheit des Königs, womit er Chamillards Wünſchen in Rückſicht ſeines Schwiegerſohnes la Feuillade, der vorher ſo ſehr zurückgeſtanden hatte, und deſſen Heirath er zu verhindern geſucht, willfahrete, wurde dieſer auf einmal commandirender General. Ihm ward die Belagerung von Turin, damals eine der wichtigſten Unternehmungen, anvertraut. Tallard, der ſo ganz für den Hof geſchaffen, aber für alles, was außer dem Kreiſe des Höflinges liegt, untauglich war, wurde bei Höchſtett geſchlagen, ohne faſt einen Mann durchs Schwert zu verlieren, da ſich alle freiwillig ergaben. Aus der Mitte von Deutſchland wurde eine ganze Armee und drei Viertheile der andern an den Rhein zurückgetrieben, und dieſem Unglück war ein anderes vorhergegangen. Der Marſchall von Villeroy, den der König nach ſeiner Befreiung wieder zu Ehren erhob, ließ ſich bei Ramillies ſchlagen und, ohne kaum zweitauſend Mann verloren zu haben, aus der Mitte der Niederlande in die Franzöſiſchen zurücktreiben; nichts konnte ihn aufhalten. Es blieb noch Hoffnung in Italien, wo endlich der Herzog von Orleans Vendome ablöſte, der gerufen wurde, die letzten Trümmer von Flandern zu retten; aber der königliche Neffe war mit einem Vormund verſehen, ohne deſſen Rath er nichts thun konnte, und dieſer Vormund war ein Schwachkopf, der ſelbſt Vormundſchaft nöthig gehabt hätte. Er hatte nichts im Sinn als die Furcht vor la Feuillade und ſeinem Schwiegervater.

Man wird in der Folge sehen, wie weit diese über-
mäßige Vorsicht desselben ging, dieß ewige Voraussehn
von Unglück, das der junge Prinz nicht sehen konnte,
zuletzt aber so verdrießlich wurde, daß er sich um nichts
mehr bekümmern wollte; wodurch die Katastrophe be-
wirkt wurde, die so bald erfolgte.

So ging für Frankreich, das vorher überall s
glücklich gewesen war, durch die unerschütterlich
Gunst des Königs gegen Villeroy und Tallard, durc
sein standhaftes Zutrauen zu Vaudemont, durch de
tollen Eigensinn und die Unwissenheit des la Feuillad
und durch Marchin's beständige alberne Ehrfurcht vo
ihm, Deutschland, die Niederlande und Italien i
drei Schlachten verloren, in welchen allen zusamme
nicht vier tausend Todte blieben. Das eigensinni
Vorurtheil des Königs für Vendome und für sei
verkehrten Plane vollendete den gänzlichen Verlust vo
Flandern. Im Jahr 1709, wo auch die Schlachte
bei Ramillies und Turin verloren gingen, hatte Te
durch Aufhebung der Belagerung von Barcelona d
König von Spanien dahin gebracht, daß er von Rou
sillon nach Navarra durch Frankreich gehen, und d
Erzherzog in Person als König in Madrid auftre
sehen mußte. Der Herzog von Berwik, und nachh
der Herzog von Orleans stellten zwar das verlor
wieder her; aber die verlorne Schlacht bei Sarago
verdarb alles wieder, und erschütterte zum zweitenm
den Thron Philipps V., während man uns in Fl
dern Festungen entriß, und unsere Grenze fast entblöß
Wie weit war man damals in dieser schrecklichen Le
von den Thoren von Amsterdam und der Eroberu
der Spanischen und Holländischen Niederlande!

XVII. Verhältniſſe des Hofes in der letzten unglücklichen Periode des Königs; Unterwerfung der verſchiedener Stände des Reiches.

Wie ein Kranker mit den Aerzten ändert, ſo auch der König mit ſeinen Miniſtern. Er hatte Desmarets die Finanzen, und endlich Voiſin das Kriegsdepartement übergeben; aber ſo wie dieſe Kranken, fand er dabei keine Beſſerung. Seine Lage war damals ſo verzweifelt, daß er weder den Krieg fortſetzen, noch Frieden zu erhalten hoffen konnte. Er erbot ſich zu allem, er wollte Spanien verlaſſen, ſich ſogar bis an die Grenze zurückziehen, er wollte alles thun, was man von ihm verlangen würde. Aber ſeine Feinde ergetzten ſich über ſeinen Fall und unterhandelten nur, um ſeiner zu ſpotten; endlich ſahe man ſogar einmal den Monarchen im Conſeil weinen, und Torcy reiſte eilfertig nach dem Haag ab, um ſelbſt zu ſehen, ob und was man hoffen könnte.

Aber alle Hoffnung wurde durch den traurigen ſchimpflichen Ausgang dieſer Unterhandlung und durch die ſchimpflichen Unterhandlungen auf dem nachherigen Congreß zu Gertruydenburg vereitelt, wo man außer der Forderung ungeheurer Reſtitutionen dem Könige keine kleinere Bedingung machte, als daß er den feindlichen Heeren freien Durchzug durch Frankreich, nebſt der Einräumung vier franzöſiſcher Feſtungen, als Cambray, Metz, la Rochelle, und wie ich glaube Bayonne bewilligen ſollte, um ſeinen Enkel aus Spanien vertreiben zu können, wofern der König ihn nicht lieber ſelbſt, mit offenbarer Gewalt und noch dazu in einer beſtimmten Zeit, entthronen wollte.

Dahin führte des Königs Verblendung in
Wahl seiner Leute, seine Eifersucht gegen seine a
Minister und Feldherrn, seine Eitelkeit, vermöge
cher er nur solche Männer, denen man nichts zum
dienst entrechnen könnte, wählte, um mit niemand
Namen des Großen zu theilen, seine gänz
Entfernung von allem Zutritt seiner Unterthanen,
dadurch den schrecklichen Cabalen Vaudemonts
nachher Vendomes preis gegeben waren, und end
seine ganze unglückselige Regierungsweise, die ihn
den Rand des Verderbens, in die äußerste Verzw
lung brachte, ihn den Herrn von Krieg und Frie
den Ausspender von Kronen, den Zuchtmeister
Nationen, den Eroberer, den einzig Großen,
Unsterblichen, ihn, den Marmor und Erz
herrlichte, dem alles Weihrauch streute.

So stand der Krieg am äußersten Rande des
grundes und hatte noch die fürchterliche Muße, di
Tiefe kennen zu lernen; als die Hand der Allm
welche den tobendsten Orkanen des Meeres nur leic
Sand zum Damm gesetzt hat, auf einmal den S
des stolzen übermüthigen Königs hemmte, nachden
ihn mit dem langen Gefühl seiner Schwäche, se
Elends, seiner Vernichtung gedemüthigt hatte.
unbedeutende Begebenheit bewirkte dieses Wun
ein nichts betreffender Weiberzwist am Hofe der
nigin von England. Eine Intrigue und dann
unbestimmter dunkler Trieb für ihre Familie bestim
die Königin zur Trennung von der großen Alli
Die übermäßige Verachtung des Prinzen Eugen g
unsere Generale gab Gelegenheit zu dem Treffen,
wir in Frankreich die Befreiung bei Denain nen
konnten. Dieser so wenig blutige Sieg hatte so
tige Folgen, daß Frankreich endlich den Frieden er

und unter ganz andern Bedingungen, als es vorher mit Freuden angenommen haben würde, wenn die Feinde nicht zu stolz gewesen wären, den Frieden zu bewilligen. Eine Begebenheit, in der man Gottes Hand nicht verkennen kann, welcher erhebt, erniedrigt und befreit, wenn und wie es ihm gefällt.

Indessen war dieser Friede, der Frankreich hoch genug zu stehn kam und Spanien die Hälfte der Monarchie kostete, die schlimme Frucht alles dessen, was wir bisher angegeben haben, und wozu noch die Thorheit kam, daß man im Anfang, als unsere Sachen eine schlimme Wendung nahmen, nicht aufrichtig genug gegen sich selbst war, daß man immer auf Besserung hoffte, und damals nicht eine Hand breit Land von der spanischen Monarchie abtreten wollte. Man hatte bald Ursache dieß zu bereuen, als man die schlimmen Folgen davon zu fühlen anfieng, die man noch jezt fühlt und noch lange fühlen wird.

Dieß wenige von der Geschichte einer so langen und thatenreichen Regierung mußte wegen seiner engen Verkettung mit den persönlichen Verhältnissen des Königs angeführt werden, um ihn ganz zu schildern wie er war. Wir haben ihn groß, mächtig als Eroberer und als Schiedsrichter von Europa, gefürchtet und bewundert gesehn, so lange die Minister und Feldherrn lebten, die es wirklich zu seyn verdienten. Nach ihrer Zeit gieng die Maschine, durch ihre Thätigkeit in Schwung gebracht, noch einige Zeit fort; aber bald nachher zeigte sich das Uebel; es wurden unzählige Fehler und Irrthümer begangen und das Verderben nahte sich mit schnellen Schritten, ohne daß dem Despoten die Augen aufgiengen und ohne daß er die Eitelkeit ablegte, alles selbst thun und regieren zu wollen, wo-

durch er ſich, wie es ſchien, im Genuß der zitternden Ehrfurcht, die er überall um ſich verbreitete, für die Verachtung von Außen entſchädigen wollte. Ein zum Glück beſtimmter Fürſt, wenn es je ein Fürſt war; ausgezeichnet durch Geſtalt, körperliche Stärke und feſte dauerhafte Geſundheit; in einem Zeitalter lebend, das an allem ſo reich und ſo freigebig gegen ihn war und mit dem Zeitalter Auguſts verglichen werden kann; über Unterthanen herrſchend, die ihn anbeteten, die ihr Gut, ihr Leben, ihre Talente, oft ihren guten Namen ihre Ehre und nur zu oft ihr Gewiſſen und ihre Religion für ſeinen Vortheil, ja oft nur für ſeinen Beifall aufopferten.

Beſonders ſtand der König in günſtigen Familienverhältniſſen, wenn wir die unrechtmäßigen ausnehmen. Seine Mutter begnügte ſich mit der kindlichen Ehrfurcht und einem gewiſſen Grad von Einfluß; ſein Bruder, der von Natur ſchon ſchwach und durch unglückſelige Wollüſte verderbt, in Nichtswürdigkeit verſunken lebte, und zufrieden war, wenn er Geld genug hatte, wurde durch ſeine eigne Furcht und durch die Furchtſamkeit ſeiner Favoriten in Unthätigkeit gehalten und machte nicht weniger den niedrigen Höfling als diejenige, welche ihr Glück zu machen ſuchten; ſeine Gemahlin war tugendhaft, liebte ihn, hatte eine unermüdliche Duldſamkeit und ſonſt zu nichts Anlage; ſein einziger Sohn, der ſein ganzes Leben im Gängelbande blieb und im Alter von funfzig Jahren noch Sklaverey und Verachtung tragen mußte, konnte, von allein Seiten mit Beobachtern umgeben, nichts thun als was ihm erlaubt würde und in ſeiner Niedergedrücktheit auch nicht die kleinſte Beſorgniß veranlaſſen. Was des Königs Enkel betrift, ſo ſicherte ihn ihr Alter, ihre Umgebung und zwangvolle Erziehung ſowohl ge-

die großen Talente des älteſten, als gegen die Größe und Macht des zweyten. der noch auf dem Throne mit vollkommenſtem Gehorſam Geſetze von ſeinem Großvater annahm, und gegen die jugendliche Tollheit des dritten, die aber nur leere Beſorgniſſe verurſachte. Sein Neffe, den Ausſchweifungen ergeben, zitterte vor ihm und das geringſte Wort, oft nur ein Blick konnte ſeinen Geiſt, ſeine Talente, ſeine Launen und die tollen Einfälle ſeiner ausſchweifenden Geſellſchafter, die er aufgriff, niederſchlagen. Weiter hinab waren die Prinzen vom Geblüt von derſelben Art. Der große Condé war nach ſeiner Zurückkehr zur Zeit des Pyrenäer-Friedens bis zur Furcht und Erniedrigung vor den königlichen Miniſtern herabgeſunken; ſein Sohn war der kriechendſte aller Höflinge; der Herzog hatte mehr Muth und war tobend und wild, aber eben wegen dieſes Mangels an Mäßigung außer Stand, gefährlich zu werden und bei dieſem Charakter furchtſamer in Rückſicht des Königs und der Regierung als irgend einer ſeiner Anhänger. Die beiden ſo liebenswürdigen Prinzen von Conti, von welchen der älteſte ſo frühzeitig ſtarb, der andere wegen ſeiner Talente, ſeiner Tapferkeit, ſeiner perſönlichen Anmuth und ſeiner Kenntniſſe, die allgemeine Stimme ſelbſt am Hofe für ſich hatte, dem aber der Haß des Königes ſo ſchrecklich war, daß ihm die Abneigung deſſelben gegen ihn den Tod koſtete: beide Prinzen, ſag ich, waren ihm gänzlich zugethan.

Auch war dem Könige der Zuſtand ſeiner Großen günſtig, die durch die langen Unruhen der Ligue und der Fronde geſchwächt, ſich hatten unterwerfen müſſen, und getrennt und vereinzelt waren. Ihr Loos war Unwiſſenheit und ein nichtswürdiges Leben in Vergnügen und thörigter Verſchwendung. Die, welche

tes, der die Stüße deines ganzen Glückes ist. Lade keine Blutschuld auf deinen Kopf, denn vergossenes Blut schläft nicht. Suche die Herzen und Gesinnungen deiner Unterthanen dir geneigt zu erhalten, und wache eyfrig für ihre Wohlfarth, deren Besorgung du in meinem und auch in Gottes Namen führst. Bemühe dich die Gunst der Großen dir zu erwerben, und bedenke, daß dein Vater zu der Höhe nicht gestiegen wäre, auf der er jetzt steht, wenn er nicht alle mit Güte und Sanftmuth behandelt hätte. Hasse keinen Menschen, denn der Tod rafft alle dahin. Beleidige auch Niemand, weil Menschen ohne Genugthung nicht verzeihen; Gott aber vergiebt nach seiner Barmherzigkeit jedem reuigen Sünder."

Hundert ein und sechzigstes Kapitel.

Saladins Krankheit und Tod.

So bald die Englische Flotte im Anfange des Sjawal unter Segel gegangen war, trat der Sultan eine Reise in seine am Meer gelegene Provinzen an, um die dort befindlichen Festungen zu besichtigen und Befehl zu geben, sie in guten wehrhaften Zustand zu setzen. Unterdeß mußte ich nach Jerusalem gehen, um den Bau des Lazareths und der Schule zu betreiben. Von hier berief er mich nach Damascus, und empfieng mich unter den zärtlichsten Umarmungen. Eines Tages führte ich verschiedene edle Franken, die Audienz verlangt hatten, in sein Zimmer. Sein kleiner Sohn Elemir mit dem er sich eben die Zeit vertrieb, erschrack über die Gestalt der Franken, ihren geschornen Bart, abgeschnittenes Haar, und ungewöhnliche Kleidertracht, und fieng laut an zu weinen. Sogleich entschuldigte sich Saladin, daß ihm seine Geschäffte nicht erlauben, sie heute anzuhören, da er doch sonst gegen jedermann sehr gefällig war.

Den

weniger übel gesinnt waren, überließen sich dem Schicksal, mithin der Sklaverei und dem ausschließlichen Dienste des Hofes.

Besonders war der König in Ansehung der Parlamenter glücklich, die er durch wiederholte Angriffe unterdrückt und geschwächt hatte. Nach und nach erloschen die alte obrigkeitliche Würde nebst Gelehrsamkeit und Strenge der Sitten; man sah nun Magistratspersonen, die fein im Aeußern, aber unwissend, pedantisch, geitzig, Wucherer, habsüchtig, oft Verkäufer der Gerechtigkeit waren. Manche Obern waren bis zur Insolenz hochmüthig, aber sonst ohne allen Charakter und Werth.

Keine Gemeinheit zusammen, und im Fortgang der Zeit auch nicht einmal ein einziger Mensch, wagte es einen Plan zu entwerfen, vielweniger ihn irgend jemand mitzutheilen. Es kam bis zur Trennung der engsten Familienverbindungen unter den Vornehmsten, bis zur gänzlichen Verleugnung der Verwandtschaft, ungeachtet man noch um die entferntesten trauerte; alle Pflichten wurden nach und nach von einer einzigen verdrängt, welche die Nothwendigkeit auflegte und diese war: den König fürchten und seine Gnade suchen.

Daher kam diese innere Ruhe, die fast nicht gestört wurde, außer auf einen Augenblick durch die Unbesonnenheit des Chevaliers von Rohan, Oheims des Herrn von Soubise, der sogleich mit seinem Kopfe dafür büßte, und dann durch jenen Aufruhr der Schwärmer in den Sevennen, welcher gefährlicher schien als er war, nicht lange dauerte und ohne Folgen blieb, ungeachtet der König damals in Krieg gegen ganz Europa verwickelt war.

XVIII. Politik des Königs in Rücksicht des Militairs.

Daher kam jene grenzenlose Macht des Königs, so daß er alles konnte, was er wollte und daher nur zu oft alles wollte, was er konnte, ohne je den geringsten Widerstand zu finden, ausgenommen, was mehr scheinbar als wirklich war, die Angelegenheiten mit dem Pabste und den letzten Fall mit der Constitution. Das hieß in der That leben und herrschen. Und man muß gestehen, daß, ausgenommen, was das Kabinet und die Armeen betrift, kein Regent die Kunst zu herrschen in einem so hohen Grade besessen hat.

Das Leben am Hofe der Königin, seiner Mutter, welche Meisterin in der Hofhaltung war, hatte ihm eine außerordentliche Feinheit und Gewandtheit, eine Gravität, selbst in der Galanterie, eine Würde und eine Majestät in Allem gegeben, die er sein ganzes Leben hindurch, selbst da noch, als er gegen das Ende mehr den Hof sich selbst überließ, zu behaupten wußte.

Aber alles Ansehn wollte er nur für sich, und an andern duldete er es nur, wenn es von ihm gegeben war und zwar nur als Mittel, um dadurch leichter alles fremde zu vernichten und, was ihm auch gelang, sein eignes zum Mittelpunkt von allem zu machen. Er suchte, so viel er konnte, alle Ceremonien und Auszeichnungen zu vertilgen, und von den meisten blieb nur der Schatten übrig, einige ausgenommen, die zu wichtig waren, um auch sie vertilgen zu können; aber auch diese untergrub er, indem er sie zum Theil lächerlich machte. Auf dieselbe Art wußte er durch Trennung und Verwirrung der Verhältnisse die Abhängigkeit

von ihm zu befestigen und zu erweitern, indem er unzählige merkwürdige Fälle, die in der Regel waren und keine Streitigkeit veranlaßt hätten, geschickt so zu wenden wußte, daß sie seiner Entscheidung überlassen wurden. Er hatte dabei die Vorsicht, es nur bei äußerst wichtigen Fällen so weit kommen zu lassen und durch Entscheidung darüber diese ihm so vortheilhaft scheinende Gelegenheiten nicht zu vermindern. So verfuhr er auch in Rücksicht der Provinzen, wo unter ihm alles Streitigkeit und Usurpation wurde, und er auch daraus seinen Vortheil zu ziehen wußte. Nach und nach hatte er alle der Dienstbarkeit seines Hofes unterworfen, selbst diejenigen, um die er sich am wenigsten bekümmerte, die Herren. Denn eben dadurch gelang es ihm, auch diese zu vernichten und sie daran zu gewöhnen, auf gleicher Stufe mit den übrigen zu stehen. Ein Plan, den der König mit Louvois gemeinschaftlich hatte, welcher ebenfalls die Herren sich unterwürfig zu machen suchte. Und so behielt der Stand, der die andern beherrschen sollte, nur einen leeren Schein seiner Vorrechte, die ihm in der That entrissen waren.

Unter dem Vorwand, daß aller Militairdienst ehrenvoll sey und daß man erst gehorchen lernen müsse, ehe man befehlen könnte, zwang er alle, die einzigen Prinzen vom Geblüt ausgenommen, vom Kadet an bei seiner Leibwache zu dienen, wo sie wie gemeine Garden, im Saal der Garde, und in der Armier Sommer und Winter außen Wache stehn mußten.

Nachher, als er auf den Einfall kam, das Korps der Mousquetiere zu errichten, verlegte er jene angebliche Kadettenschule in dieses Korps. Aber dieß war, so wenig eine Schule als jene; hier, wie dort, statt etwas darin zu lernen, wurden die jungen Leute verderbt,

zur-

verloren ihre Zeit und wurden mit allen Arten von Menſchen in eine Klaſſe geſetzt. Und dieß war es auch, was der König durch dieſe Anſtalt beabſichtigte. Man mußte daſelbſt ein ganzes Jahr im ſtrengſten Zwange jenes unnützen pedantiſchen Militairdienſtes bleiben, und dann noch durch eine zweite Schule gehen. Wenigſtens konnte dieß eine ſeyn. Es war eine Reutercompagnie, für diejenige, welche in der Reuterey dienen wollten, und eine Lieutenantsſtelle im Regimente des Königs, (worüber er unmittelbar als Colonel die Aufſicht führte und das er vor allen andern beſonders ausgezeichnet hatte,) für diejenige, die ſich dem Infanteriedienſt widmen wollten. In dieſen ſubalternen Poſten hielt ſie der König längere oder kürzere Zeit zurück, bis er ihnen die Erlaubniß ein Regiment zu kaufen gab, wobei er und ſein Miniſter mehr oder weniger Gelegenheit hatte, Gnade oder Strenge zu beweiſen, je nachdem er nun die jungen Leute, nach den Zeugniſſen, die er von ihnen mehrentheils unter der Hand erhielt, oder in Rückſicht des Verhältniſſes ihrer Eltern zu ihm oder zu ſeinem Miniſter, was ſehr dabei in Anſchlag kam, behandeln wollte.

Dieſe ſubalternen Poſten hatten ſehr viel langweiliges und verdrüßliches, und es mußten natürlich die jungen Leute in Rückſicht der Beförderung neidiſch gegen einander werden; überdieß war dieſe ohne Regel und Zeitbeſtimmung und es ward nicht die Folge perſönlichen Verdienſtes, ein Regiment zu erhalten; denn es blieb feſtgeſetzt, daß das militäriſche Avencement erſt vom Oberſten und Colonel an in der Regel gehn ſollte. Zum Behuf dieſer Einrichtung wurde, einige ſeltene außerordentliche Fälle, als ausgezeichnete Handlungen, das Melden einer großen Kriegsnachricht u. ſ. w. ausgenommen, der Grundſatz feſtgeſtellt, daß alle, welche

welche dienten, wer ſie auch ſeyn mochten, in Rückſicht des Dienſtes einander völlig gleich gehalten werden ſollten. Dieß machte das baldige oder ſpäte Avancement zu einem Regiment weit wichtiger, weil davon alles übrige Avancement abhing, das nur nach der Ancienneté, oder wie es hieß, nach der Ordnung der Liſte, Statt hatte.

Dadurch entſtand nun die Verwirrung, welche der König wünſchte, daß die Vornehmſten in eine Klaſſe mit Officieren jedes Standes geſetzt wurden und nach und nach alle Vorzüge, ſowohl der Perſon als des Standes, in Vergeſſenheit kamen. Es kam alles nur auf dieſe Art des Dienſtes an, der übrigens ſo gemein war und ganz der Willkühr des Königes, ja noch mehr der Willkühr ſeines Miniſters, ſelbſt ſeines Commis unterworfen war. Der Miniſter hatte beſtändig Gelegenheit, vorzuziehn und zurückſiehn zu laſſen, wen er wollte; und er wußte es immer geſchickt dahin zu bringen, daß er, ſelbſt gegen die Ordnung der Liſte, diejenige, die er protegirte, avanciren laſſen, und andere, wenn es ihm gut dünkte, vom Avancement abhalten konnte.

Wenn man aus Verdruß und Ungeduld, oder aus irgend einer Unzufriedenheit den Dienſt verließ, ſo war man der königlichen Ungnade gewiß; und es war ein Wunder, wenn man nach wiederholter Abweiſung endlich wieder angenommen wurde. Diejenige, welche nicht einmal vom Hofe ſondern von gemeinem Stande waren, hatte nicht allein der König ſelbſt im Auge, ſondern auch der Kriegsminiſter machte ſie zum Gegenſtand ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit; wer von dieſen aus dem Dienſte ging, konnte verſichert ſeyn, daß er mit ſeiner Familie in ſeiner Provinz oder Stadt alle

erdenk-

erdenkliche Kränkungen und Verfolgungen erfahren würde, für die man ſogar die Intendanten der Provinzen verantwortlich machte und die gewöhnlich mit dem Verluſt des Eigenthums und Vermögens verbunden waren.

Vornehme und Niedrige, Angeſehene und Geringe, alle mußten alſo einige Zeit Dienſte nehmen und ſich den verächtlichen Zuſtand einer völligen Gleichheit und der gänzlichen Abhängigkeit von Kriegsminiſtern und ſelbſt von ſeinen Commis gefallen laſſen. Guerchois, der als Staatsrath geſtorben iſt, zeigte mir als er Intendant von Alençon war, zu la Ferté einen Befehl, vermöge deſſen er unterſuchen ſollte, wer von den Edelleuten ſeiner Generalität Knaben hätte, die alt genug wären, um zu dienen und noch nicht in Dienſt getreten wären; dieſe ſollte er ſelbſt mit Drohungen antreiben, ihre Kinder in Dienſt zu thun, diejenige aber, die ſich ſträubten, ſollte er mit doppelter und dreifacher Schatzung belegen und auf alle nur mögliche Art züchtigen. Es traf ſich, daß gerade ein Edelmann in dieſem Fall war, für den ich mich intereſſirte, und ich ließ ihn rufen, um ihn zu bereden. Guerchois wurde nachher Intendant zu Beſançon und Staatsrath im Anfange der Regentſchaft.

Ehe wir das Kapitel von dieſer Politik des Königes in Rückſicht des Militärs beſchließen, müſſen wir noch einen Blick auf Louvois werfen, wie weit er jene unglückſelige Herrſchſucht trieb, vermöge welcher er alles in unmittelbare Abhängigkeit von ſich ſetzen und ſeiner eignen Macht unterwerfen wollte und wie er durch dieſen verderblichen Ehrgeiz das Aufkommen guter Feldherrn jeder Art verhindert und Frankreich für jetzt und für die Zukunft gänzlich davon entblößt hat, indem ohne Lehrmeiſter kein Schüler gezogen wer-

den

den kann und immer einer den andern bilden muß, wenn nämlich die Menschen sich nicht selbst bilden können.

Wir haben schon gesehen, was alles für Unheil Frankreich diesem verderblichen Minister zu danken hat: Kriege ohne Ende, wodurch er sich unentbehrlich zu machen, und seine Größe, sein Ansehn, seine Allmacht zu erhalten suchte; unzählige Truppen, denen aber die Feinde eben so viel entgegen zu setzen wußten, da ihr Land unerschöpflich an Volk ist, während das Königreich entvölkert wurde; endlich der Verfall der Marine, unsers Handels, unserer Manufakturen und unserer Colonien, diese Folge seiner Eifersucht gegen Colbert, dessen Bruder und Sohn, in deren Händen jene Departementer waren, und seines ihm nur zu gut gelungenen Planes Colbert zu stürzen. Jetzt müssen wir noch sehen, wie er, um vollkommen herrschen zu können, Frankreich gänzlich von guten Feldherrn entblößt und gleichsam die Pflanzschule derselben ausgerottet hat.

Das Uebergewicht des ersten Prinzen vom Geblüt und des Herrn von Türenne und ihrer Zöglinge war Louvois unerträglich und er dachte darauf, wie er sich in Zukunft vor ihren Nachfolgern sichern und schon ihre Zöglinge unterdrücken könnte. Er stellte daher dem Könige vor, wie gefährlich es sey, daß er den Generalen seiner Armeen freien Willen lasse, indem diese, unbekannt mit den Geheimnissen des Kabinets und allein auf ihren Ruhm bedacht, den vor ihrer Abreise verabredeten Plan überschreiten, vortheilhafte Gelegenheiten benutzen und Unternehmungen wagen könnten, wodurch, wenn sie auch glücklich ausfielen, die geheimen Unterhandlungen gestört und im Fall eines unglücklichen Erfolgs die Sachen noch schlimmer gemacht

macht werden könnten. Vermöge seiner Erfahrung und Klugheit müsse der König nicht allein den Plan des Feldzugs für alle Armeen entwerfen, sondern auch den ganzen Feldzug vom Kabinet aus dirigiren. Er dürfe das Schicksal seiner Angelegenheiten durchaus nicht der Willkühr seiner Generale überlassen, von denen keiner an Fähigkeit und Kriegsruhm ihrem Lehrmeister Türenne gleich käme. Louvois griff damit den König bei seinem Stolze an; und unter dem Vorwand, ihn einer Mühe zu überheben, entwarf er selbst die Plane der verschiedenen Feldzüge, die für die Feldherrn Gesetz wurden, und nach und nach ohne Widerspruch aufgenommen wurden. Gleich geschickt wußte er es dahin zu bringen, daß er die Generale auch während des Feldzugs gebunden hielt, so daß sie sogar keine Gelegenheit benutzen durften, ohne erst um Erlaubniß gefragt zu haben, worauf aber die Antwort fast immer zu spät kam, wenn die Gelegenheit schon vorbei war. Dadurch wurde Louvois in Stand gesetzt, die Thätigkeit des Kriegs, wohin er wollte, zu lenken, und die commandirenden Generale nach Gefallen mehr oder weniger im Zaum zu halten und sie eben dadurch in Ansehn oder Mißcredit zu setzen, wie es ihm beliebte. Wegen dieser Gebundenheit der Generale, die darüber mit Recht unwillig werden mußten, blieben nicht allein die wichtigsten und oft die sichersten Gelegenheiten unbenutzt, sondern es wurden auch viele aus Nachlässigkeit unbemerkt gelassen. Nachdem dieser wichtige Schritt gethan war, rieth Louvois dem Könige zu jener verderblichen Ordnung der Liste, dem Gesetz des Avancements nach der Ancienneté, welches den stolzen Absichten des Königs, alle Auszeichnungen auf Eine Stufe der Niedrigkeit zurück zu bringen, willkommen war, aber die verderblichsten Folgen hatte; denn sobald es festgesetzt war, daß man, einige

ganz außerordentliche Fälle ausgenommen, wobei man doch noch einer besondern Gunst bedurfte, nur vermöge eines gewissen Rangs höher rücken konnte, dachte niemand mehr daran, sich anzustrengen und zu bilden; man konnte sicher erwarten, daß man außer der Rangordnung nicht avanciren würde, wenn aber die Reihe an einen kam und man nicht in Ungnade gefallen war, wofür man sich leicht hüten konnte, so war es eben so gewiß, daß man avancirte.

Diese Ordnung der Liste, deren Einführung und Zweck wir gesehen haben, wurde noch weiter ausgedehnt. Unter dem Vorwande, daß unter den Generalen einer Armee eine Rangordnung seyn müsse, legte Louvois, der alles an sich reißen und es unmöglich machen wollte, auf einem andern Wege als durch ihn zu avanciren, jene Ordnung der Liste auch den commandirenden Generalen als Gesetz auf. Bis dahin hatten sie die Freiheit und Gewohnheit gehabt, die größern oder kleinern Detaschements ihrer Armeen, wem sie wollten, anzuvertrauen; es war ihre Sache, nach Maaßgabe der Stärke und Bestimmung des Detaschements den Führer desselben zu wählen, und weder ein General noch ein anderer Officier konnte darauf Anspruch machen. War das Detaschement wichtig, so wählte der Feldherr den unter seinen Generalen, den er für den besten hielt, zum Anführer; war es weniger bedeutend, so wählte er einen Officier von geringerm Range. Aus den letztern pflegten die Feldherrn immer junge Leute zu nehmen, von denen sie wußten, daß sie sich in der Kriegskunst zu bilden suchten, um sie dadurch auf die Probe zu stellen. Sie sahen dann, wie sie sich beim Commando solcher Detaschements benahmen, und gaben ihnen, nachdem sie nun mehr oder weniger Fähigkeit gezeigt hatten, größere oder kleinere

zu

zu commandiren, um ein leichteres oder schwereres Geschäft zu vollführen. Herr von Türenne pflegte daher zu sagen, diejenige, die geschlagen worden wären, wären ihm nicht minder schätzenswerth; denn man lerne nur auf diese Art, wie man es ein andermal besser machen müsse, und man müsse zwei oder dreimal geschlagen werden, ehe man etwas werden könnte. Fanden die Feldherrn, daß einer in diesen Versuchen keine Fähigkeit zeigte, so ließen sie ihn ohne weiteres sitzen; zeigte sich aber einer als ein Mann von Talent und Kraft, so suchten sie ihn emporzubringen. So waren sie immer mit guten Officieren versorgt. Die Officiere von höherm und niederm Range sahen ein, daß von ihren Bemühungen, von ihrem Verhalten und ihren Handlungen, ihre Achtung, ihr Emporkommen und die persönlichen Auszeichnungen bei einzelnen Gelegenheiten abhiengen; sie beeiferten sich daher ihre Geschicklichkeit und Kenntniß zu erweitern, und die jungen Leute pflegten sich an solche Officiere zu halten, die am meisten in Activität gesetzt wurden, damit sie von ihnen lernen und sie bei einzelnen Expeditionen begleiten könnten, um sich durch die Anschauung unter ihrer Führung zu bilden.

Dieß war die Schule, in welcher sich die Zöglinge der Kriegskunst nach und nach zu Meistern gebildet hatten, und aus welcher nach Maaßgabe der Talente diese Menge vortrefflicher Feldherrn und die wenigen großen Heerführer hervorgegangen waren. Die commandirenden Generale gaben zu Zeiten in ihren Depeschen von ihren Officieren Rechenschaft, und noch umständlicher bei ihrer Rückkehr von der Armee. Alle fühlten, wie wichtig diese Zeugnisse für ihre Achtung und ihr Avancement waren; es bemuhten sich daher alle, ein günstiges Urtheil zu verdienen, indem sie sich

Den 15ten Saphar des Jahrs 589 (1193) überfiel ihn ein Gallenfieber, das mit jeder Stunde immer heftiger ward. Die Krankheit griff vorzüglich den Kopf an, woraus wir schlossen, daß sie sich mit dem Tode endigen werde. Ein Aderlaß, das die Aerzte am vierten Tage verordneten verschlimmerte sie noch mehr, weil sein Temperament meistens trocken, und sehr wenig feucht war. Er betrug sich bey seinen Leiden ganz gelassen, ohne gegen die umstehenden, die ihn bedienten, seinen Unwillen zu äussern. Am neunten Tage bekam er eine Ohnmacht. Die ganze Stadt bezeigte über seine Krankheit die innigste Rührung: alle Kramläden wurden geschlossen und alles Gewerbe eingestellt.

Als endlich Almalich Alaphdal sahe, daß sein Vater gewiß bald sterben werde, ließ er sich von den Großen huldigen. Bey dieser Feyerlichkeit war kein Egyptier zugegen, weil man von ihrer Treue hinlänglich versichert war. Vielleicht ist die Formel des Huldigungseydes wenig bekannt, deswegen will ich hier so viel zur Probe mittheilen.

„Ich mache mich zu dieser Stunde verbindlich, Almalich Alnasir Saladin treu, aufrichtig und beständig zu dienen; und schwöre, daß ich aus allen Kräften für sein Reich streiten, mein Leben, Vermögen, Schwert und Mannschaft ihm widmen, und künftig alle seine Befehle auf das genaueste befolgen werde. Eben dieses Versprechen soll mich nach seinem Tode zu gleichen Pflichten gegen seinen Sohn und Erben Alaphdal Ali verbinden. Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich für sein Reich und seine Lande fechten, mein Leben, Vermögen, Schwert und Mannschaft ihm widmen, und seinen Befehlen und Verboten treulich gehorchen will. Herz und Mund stimmen hierin überein. Gott weiß, was ich sage und wird richten."

Seit

überall bereitwillig und thätig zeigten und den Ober
general, unter welchem sie dienten, oder den Genera
des Detaschements, in welchem sie sich befanden, ein je
der auf seinem Posten, möglichst zu unterstützen suchten
Dadurch entstand unter den Officieren eine Bereit
willigkeit, eine Betriebsamkeit und Wachsamkeit, di
im Ganzen für den General und für seine Unterneh
mungen äußerst vortheilhaft war. Wer sich am beste
auszeichnete, avancirte auch am schnellsten und wurd
bald Generallieutenant; fast alle diejenige, die de
Marschallsstab erhielten, ehe noch Louvois ihn ertheilt
waren vor dem vierzigsten Jahre zu dieser Würde g
langt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß sie weit besse
Feldherrn waren; und überdieß konnten sie vielleic
noch fünf und zwanzig oder dreißig Jahre, je nac
dem ihre Natur beschaffen war dem Staate mit ihr
Talenten in Führung der Armeen nützen. Aber Kri
ger von solchem Verdienst beugten sich nicht gern v
Louvois und darum suchte er sie sammt ihrer Pflan
schule zu unterdrücken. Dieß geschah durch die ve
derbliche Ordnung der Liste.

Er hatte die Feldherrn schon so weit gedemüthi
daß sie den Operationsplan jedes Feldzugs sich v
ihm in des Königs Namen geben lassen mußten; d
sie nicht ohne ihn beim Könige arbeiten, auch mit d
Könige weder bei ihrer Abreise noch bei ihrer Zuri
kunft ohne sein Beiseyn eine Unterredung haben du
ten; und er hatte sie nach und nach so eingeengt und
seine Gewalt gebracht, daß sie ohne Befehl oder Erla
niß keinen Schritt thun, keine Gelegenheit im Fe
benutzen durften, und gänzlich von den Kouriereu
Kabinets abhingen. Aber er ging noch weiter.
gab dem Könige zu verstehen, die Macht der comm
direnden Feldherrn sey zu groß, um sie nicht zu rei

nach noch gröſſerer Macht zu ſtreben; zumal da ſie leicht im Stande wären, ſich in der Armee einen Anhang von Creaturen zu verſchaffen, die auch durch ihre Familien ſie ſehr unterſtützen könnten. Vor der Einführung des weiſen Geſetzes der Anciennetät, wodurch alles Sr. Majeſtät anheim geſtellt würde, hätten die Generale die Freiheit haben müſſen, zu detaſchiren, wen ſie gewollt hätten; aber da nun jenes Geſetz eingeführt ſey, ſo müſſe es auf alles ausgedehnt werden, und man müſſe den Obergeneralen nicht mehr jene freie Wahl laſſen, die für die Officiere ſogar beleidigend werden könne. Denn dergleichen Auszeichnungen, die nichts anders als ein Zeichen des beſondern Zutrauens und der beſondern Achtung ſeyn könnten, wären doch oft nur die Folge einer launiſchen Abneigung gegen den einen, und einer günſtigen Stimmung oder perſönlichen Freundſchaft für den andern. Es müßte daher die Einrichtung getroffen werden, daß die Generale und andern Officiere, ſo wie ſie nach der Reihe und nach der Anciennetät den Dienſt hätten und auf Piquets kämen, auch ſo, ohne beſondern Befehl des Generals und nicht nach ſeiner Willkühr, detaſchirt würden. Durch dieſe Gleichheit würde alle Eiferſucht unter den Officieren aufgehoben werden, und die Generale könnten niemanden mehr nach Gefallen hervorziehen und zurückſetzen.

Dem Könige gefiel der Vorſchlag Louvois's, deſſen Abſichten er nicht einſah und er willigte gern ein. Es wurde nun zu einem Geſetz, das auch nachher immer beobachtet worden iſt, daß der commandirende General jedes Detaſchement, wenn es auch noch ſo wichtig iſt, dem Officier geben muß, an welchem die Reihe iſt; ſind mehrere ſchlechte Officiere nach einander an der Reihe, wie es oft der Fall iſt, ſo muß er es entweder

auf den Zufall ankommen lassen, oder er muß einſtweilen ſo viel unnüße Detaſchements machen, bis die Reihe an den kömmt, dem er das wichtige Detaſchement anvertrauen will. Und thäte er dieß mehreremal, ſo würde man doch, ſobald man es merkte über Beleidigung und Ungerechtigkeit ſchreien.

Man ſieht leicht, welche wichtige Nachtheile daraus für eine Armee entſtehn müſſen; aber der wichtigſte war wohl, daß dadurch die alte Kriegsſchule, allen Unterricht und die Nacheiferung in der Kriegskunſt aufgehoben wurde. Der Officier hat nun weder Gelegenheit noch Anleitung ſich zu bilden; man hat kein Intereſſe mehr, das Wohlgefallen des Generals zu verdienen und ihm durch Thätigkeit und Aufmerkſamkeit nützlich zu werden. Das Geſetz der Anciennetät oder die Ordnung der Liſte iſt nun alles in allem. Man braucht nun nur, wie man ſagt, ſich zu pflegen und pünktlich ſeinen Dienſt zu verrichten und auf das Anciennetätsverzeichniß zu ſehen; übrigens kann man geduldig und ruhig das Anciennement abwarten, ohne dabei von jemand Lob oder eignes Verdienſt zu hören dürfen.

Dieß iſt es, weswegen Frankreich Louvois zu danken hat, daß er die Pflanzſchule guter Generale zerſtörte bloß um kein Verdienſt neben ſich zu ſehn, und ſchlechten Generalen ſeine Protection unentbehrlich zu machen; dieß iſt es, was Frankreich der ſtolzen Verblendung Ludwigs des XIV. zuſchreiben muß.

XIX. Von den Rangerhebungen der Officiere.

Durch die eingeführten Rangerhebungen wurde die Verwirrung vollendet und Verdienſt und Gebur gän

gänzlich herabgeſetzt, indem bloß die Ordnung der Anciennetät ein Recht dazu gab, und einige ſeltne Fälle, die der König gleich anfangs auszunehmen wußte, um wen er wollte nach Gefallen hervorziehn und zurückſetzen zu können. Bei der ungeheuern Menge von Truppen, welche der König ins Feld führte, mußten auch die Rangerhebungen häufig und vielfältig vorkommen, und daher fanden ſich die Armeen ſpäter von einer unzähligen Menge von Officieren von allen Graden überhäuft.

Daraus iſt aber noch dies Uebel entſprungen, daß es wegen der Menge von Generalen und Brigadiers ſo ſelten iſt, wenn einer in einem ganzen Feldzuge drei oder viermal detaſchirt wird; daß hingegen gewöhnlich einer nur ein oder zweimal detaſchirt werden kann.

Wenn kein Unterricht und keine Anleitung da iſt, ſo bleibt weiter kein Mittel ſich zu bilden übrig, als daß man oft in Thätigkeit geſetzt werde, um ſich, wo möglich, durch Erfahrung und Uebung zu bilden. Aber auch dieſes iſt den Officieren unmöglich gemacht.

Dieſe Verwirrung und die Unwiſſenheit der Officiere iſt beſonders in dem Kern der Truppen, nämlich in den Regimentern der Franzöſiſchen und Schweizer Garden und dem Regiment des Königes von der Infanterie, und von der Cavallerie, im Regiment la maiſon du Roi und in der Gensdarmerie, aufs höchſte geſtiegen. Um nämlich dieſe Truppen auszuzeichnen, hat der König in denſelben die ganze Rangordnung der Officiere verwirrt und faſt bei jedem Avancement eine Menge Officiere von höherm Range gemacht, die nicht einmal ſo viel als die Officiere anderer Corps von dem was zu ihrem Range gehört, lernen können,

weil sie ungeachtet ihres hohen Rangs, doch nur als Lieutenants oder Kapitäns in der Infanterie oder Cavalerie angestellt sind und bloß den innern Dienst ihres Corps versehn. Braucht man sie als Officiere vom Generalitätsrange, so kommen sie durch einen unmittelbaren Sprung in einen ihnen ganz unbekannten Dienst, indem sie nicht einmal den Dienst der dazwischen liegenden Grade verstehen.

Man kann leicht denken, wie sie zu gebrauchen seyn mögen, und welche Verwirrung dieser Hause von Officieren höhern Ranges in einer Armee, vorzüglich durch ihre Equipagen verursachen; und nach allem diesem wundert man sich, daß es so viele Marschalle von Frankreich giebt und doch so wenige, die man brauchen kann, daß unter einer ungeheuren Menge von Generalen eine so kleine Zahl geschickter Officiere sich zeigt und daß keiner zu finden ist, der außer unter dem Titel der Anciennetät, auf das Obercommando oder den Marschallstab Anspruch machen könnte. Daher schreibt sich das Unglück der Armeen und darum muß Frankreich schimpflich Zuflucht zu Ausländern nehmen, die wegen ihrer Neuheit nicht hoffen können, jemanden für die Kriegskunst zu bilden. Die Meister sind nicht mehr; die Schule ist zerstört; ihre Zöglinge sind verschwunden und mit ihnen jedes Mittel neue zu bilden.

Die grenzenlose Macht der Kriegsstaatssecretärs, die Louvois auf diesem Wege treu gefolgt sind, ist wahrscheinlich für jeden, der diesen Dingen abhelfen könnte, Reiz genug, um ihn abzuhalten. Der König hat die Großen gefürchtet und hat Knechte gewollt. Aber welcher von den Großen würde aus Herrschsucht und Vergrößerungssucht Frankreich einen so tödtlichen Streich versetzt haben?

Nachdem Louvois ſo viel mächtige Hinderniſſe überwunden hatte, fand er noch einige unbedeutende wegzuräumen, und dieß gelang ihm, ohne die geringſte Mühe. Die Regimenter ſtanden ſowohl bei der Infanterie als bei der Cavalerie und den Dragonern unter der Aufſicht ihrer Colonels. Dieſe nöthigte ihr Vortheil, ſie vollzählig, in gutem Stand und im Dienſt geübt zu erhalten; ſie rechneten es ſich zur Ehre, tapfere und wohlgebildete Leute zu haben, und ihre Achtung hing davon ab, daß ſie gerecht und uneigennützig gleichſam wie gute Hausväter ihre Regimenter verwalteten. Auf der andern Seite war es der Vortheil der Officiers, den Beifall und die Achtung ihrer Colonels zu verdienen, weil ihr ganzes Avancement im Regiment von ihnen abhing. Uebrigens mußten die Colonels in allem für ihre Regimenter verantwortlich ſeyn, und wurden für Nachläſſigkeiten und Ungerechtigkeiten, wenn ſie ſich zu Schulden kommen ließen, beſtraft.

Dieſe für das Militär ſo wohlthätige und ſo eingeſchränkte, ja man kann ſagen, ſo ſubalterne Gewalt der Colonels war für Louvois anſtößig, und er ſuchte ſie ihnen zu nehmen und an ſich zu reißen. Die Liebhaberei des Königs für jede Art von Detail mußte ihm dazu helfen. Er ſuchte ihn nämlich, beſonders für das Detail der Truppen, zu intereſſiren, und es ihm als ſehr nachtheilig vorzuſtellen, daß die Colonels darin freie Hand hätten, indem ihrer zu viele wären, um auf jeden gehörig ein wachſames Auge zu haben. Endlich that er ihm den Vorſchlag er möchte einige von den in dieſem Fache einſichtsvollſten und thätigſten Colonels zu Inſpectoren machen, welche die Truppen in den ihnen angewieſenen Diſtricten muſterten, das Verhalten der Colonels und Officiere unterſuchten,

die Klagen derſelben und ſelbſt der gemeinen Soldaten anhörten, die Geldangelegenheiten der Truppen und das Verhalten jedes Einzelnen im Dienſt in Aufſicht hätten, und die vorgekommenen Streitigkeiten und die Bedürfniſſe der Truppen in Anſehung der Kleidung, der Waffen beſonders der Completirung, der Pferde und deren Zurüſtung unterſuchten und proviſoriſch darüber verfügten. Ueber alles dieſes müßten ſie jährlich zwei oder dreimal dem Könige (mithin ihm ſelbſt) Bericht erſtatten, worauf man dann mit Kenntniß der Sache die Angelegenheiten der Regimenter reguliren könnte. Hierdurch erhalte man genaue Kenntniß vom Zuſtand der Truppen, vom Verhalten, vom Verdienſt und ſelbſt von den Talenten ihrer Officiere und Colonels, und könne mit Einſicht ihr Avancement, ihre Strafen und Belohnungen beſtimmen.

Den König reizte dieſer Vorſchlag, der ihm einen neuen Gegenſtand ſeiner Liebhaberei verſprach, indem er dadurch, beſonders auf eine ſo leichte Art, von den unzähligen Officieren ſeiner Truppen Kenntniß erhalten konnte. Er ließ ſich von Louvois überliſten und machte ihn dadurch zum unmittelbaren, unumſchränkten Herrn ſeiner Truppen. Dieſer wählte Inſpectoren, wie er ſie zu ſeinen Abſichten brauchte und ließ es noch als eine beſondere Gnade von ſich gelten.

Die unvollſtändigen Berichte, die er durch dieſe Inſpectoren dem Könige abſtatten ließ, um ihn dadurch zu amüſiren und für die neue Einrichtung zu gewinnen, hatte er ſorgfältig vorher mit ihnen verabredet; ſie mußten ſeiner Inſtruction um ſo pünktlicher nachkommen, da er allemal zugegen war, wenn ſie Bericht abſtatteten. Zu gleicher Zeit bediente er ſich einer andern Liſt, um zu verhindern, daß ſich ihm dieſe

In-

Inſpectoren nicht etwa unter dem Vorwande der Weitläuftigkeit der Winterquartiere auf den Grenzen und in den Provinzen und der Entfernung der verſchiedenen Armeen von einander im Sommer entziehen könnten. Er traf auch die Einrichtung, daß die Inſpectoren beſtändig unter einander abwechſelten und daher keiner die nämlichen Truppen mehrmals nach einander ſah, damit ſie nicht zu viel Anſehn erhielten. Und ſo dienten ſie zwar dazu, den Colonels alles Anſehn zu rauben, ſie ſelbſt aber konnten nichts ausrichten. Hatten ſie eine Anordnung oder Reform gemacht, ſo konnten ſie dieſelbe nicht vollziehen, weil ſie nicht gegenwärtig ſeyn konnten; und der Inſpector, der folgte, und ſich erſt davon unterrichten mußte, wurde vielleicht öfters hintergangen, konnte ſeine Abſicht nicht errathen und traf entgegengeſetzte Maaßregeln. Dieß war die allgemeine Klage der Truppen.

Die Generalcolonels und Oberſten der Cavalerie und der Dragoner, beſonders aber der Generalcommiſſär der Cavalerie, der zugleich Generalinſpector derſelben war, verloren durch dieſen letzten Streich, den Louvois gegen ſie führte, all ihr Anſehn, das ſie noch vor ſeiner Herrſchſucht hatten erhalten können, und behielten einen bloßen Schatten übrig.

Den Colonels ging es nicht viel beſſer. Den verſtändigen Officiers war es verdrüßlich von dieſen Geſchöpfen der Gunſt abzuhängen, die ſie nicht kennen konnten; andre ſahen es aus andern Gründen gern, daß ſie nicht mehr von ihren Colonels abhingen.

In der erſten Zeit, wo Louvois, auf alles aufmerkſam, das geringſte Murren, die geringſte Unzufriedenheit mit der Geißel in der Hand beſtrafte,

ſchwieg man. Aber nach ſeinem Tode fing man unter den Truppen an, die Schädlichkeit der Inſpectoren einzuſehn, deren Anzahl ſich vermehrte, ſo wie ihr Anſehn geringer wurde. Man ſuchte das Uebel zu heben, indem man einige Generalofficiere zu Directoren der Cavalerie und Infanterie machte, unter welchen die Inſpectoren alle ſtanden. Aber dieß verurſachte wieder überall Unordnung, mehr Cabalen in den Regimentern und größere Nachläſſigkeit im Dienſt. Die Colonels, die außer allen Einfluß geſetzt waren, hatten alles Anſehn in ihren Regimentern verloren und konnten daher wenig für den Dienſt thun; und die, welche noch das meiſte Anſehn hatten, hatten wenig Luſt zu einem ſo unangenehmen und unfruchtbaren Geſchäfte.

Mit der Zeit ertheilten nun, angeblich nach dem Gutachten der Inſpectoren, das Kriegsbüreau, das heißt, der Kriegsminiſter oder vielmehr die oberſten Commis die Stellen in den Regimentern, ohne auf die von den Colonels vorgeſchlagenen Subjecte einige Rückſicht zu nehmen; ſo daß nichts als Mißvergnügen, Verwirrung und Unordnung unter den Truppen entſtand und Cabalen und Ränke, Streit und Uneinigkeit allgemein wurden.

Dieſe Uebel ſind es, die unſer Unglück in den letzten Kriegen ganz vollkommen gemacht haben, deren einzige mögliche Abſtellung aber, nämlich die Wiedereinführung der alten Ordnung, wie ſie vor jener verderblichen Erfindung Louvois's war, wodurch er alle partikuläre und gleichſam häusliche Gewalt an ſich riß, das Intereſſe des Kriegsbüreau immer verhindern wird. Louvois war zu klug, um nicht einzuſehen, wie ſchädlich die Einführung der Inſpectoren ſeyn würde; aber er achtete nichts als ſeinen Vortheil. Er dul-

dulrete es auch nicht lange, daß die Inſpectoren dem Könige Bericht erſtatteten; er übernahm dieſes Geſchäft bald ganz allein, und ſeine Nachfolger haben ſich darin zu behaupten gewußt, einige ſeltene momentane Fälle ausgenommen, wo ſie aber doch immer zugegen waren.

Louvois erfand noch eine andere Neuerung, um ſeine Macht zu erweitern und das militäriſche Avancement noch mehr ſeiner Willkühr zu unterwerfen. Dieß war die Einführung der Brigadiers, die bis dahin in unſern Truppen unbekannt waren, deren man auch ohne Schaden hätte überhoben ſeyn können; die andern Europäiſchen Truppen haben ſie auch erſt ſeit kurzem erhalten. Sonſt commandirte die Brigade allemal der oberſte Colonel derſelben; und bei Detaſchements hatten die oberſten Colonels, die dabei waren, den Dienſt zu verrichten, den man nachher den Brigadiers angewieſen hat.

Dieſer neue militäriſche Grad war alſo unnütz und überflüßig; aber er diente dazu das Avancement zum erſten Grade über den Colonels aufzuhalten und Louvois hatte eine Gelegenheit mehr, die Officiere nach ſeinem Gefallen avanciren oder zurückſtehen zu laſſen. Uebrigens wurde das ganze Avancement dadurch mehr erſchwert und in die Länge gezogen, man avancirte nun ſpäter zum Generallieutenant und der Marſchallsſtab war erſt in einem Alter von mehr als ſechzig Jahren zu erhalten, wo man denn weder Kraft noch Luſt hatte, einen Kampf mit dem Staatsſecretär zu beginnen und ihm gefährlich zu werden.

Die einzigen Ausnahmen von dieſer Regel machten in der Folge, der letzte Marſchall d'Eſtrées in der

Marine,

Seitdem Saladins Krankheit Ueberhand nahm, mußte einer beständig bey seinem Lager sitzen und ihm aus dem Koran vorlesen, um seine heftigen Phantasien so viel als möglich zu leiten. Ich, Alphadil und Ibn-Elzek wurden in der zwölften Nacht von Almalich Alaphdal zu ihm gerufen, und gebeten, da zu bleiben. Weil aber das Volk vor dem Schloß auf uns wartetete, und unser Aussenbleiben sehr leicht Blutvergießen in der Stadt hätte erregen können, so hielten wir es für rathsamer wieder fortzugehen.

Endlich verschied Saladin am Morgen des 22sten Saphar i. J. 589 (1193) Ich bin bey seinem Ende nicht zugegen gewesen. Wenn man mir sonst erzählt hat, daß ein Freund für den andern oft sein Leben aufgeopfert, so habe ich immer geglaubt, dieß könne nicht wörtlich und eigentlich verstanden werden. Die Empfindungen aber, die ich so wohl, als viele andre an diesem Tage hatten, belehrten mich, daß es möglich sey, sich zu entschließen, durch sein Blut das Leben eines andern zu erkaufen.

Almalich Alaphdal nahm die Condolenzen an, jedoch nur von den Angesehensten der Officiere und Bürger. Die übrigen Prinzen zogen in der größten Wehmuth aus dem Schloß. Die Kosten zum Begräbnisse mußten bis auf die geringste Kleinigkeit geborgt werden, weil man nicht das mindeste Geld vorräthig fand. Er wurde noch vor Sonnenuntergang in dem Schloßgarten beerdigt. Almalich Alaphdal ließ seinem Oheim und seinen Brüdern den Todesfall schriftlich melden, und nahm den folgenden Tag im Schlosse von Geistlichen und Gelehrten die öffentlichen Trostreden an, Gedichte aber wurden abgewiesen.

Ach! sie sind dahin jene Zeiten. Wie Träume sind sie verschwunden, und zugleich die Menschen, die in ihnen lebten.

Anmer-

Marine, der durch Zufall frühzeitig Vicеadmiral an seines Vaters Stelle wurde, und in der Armee der Herzog von Berwik, der sich aber durch sein Verdienst allein nie so hoch gehoben haben würde, wenn er nicht das besondere Glück Bastard zu seyn, gehabt hätte. Man hat es empfunden und wird es noch lange empfinden müssen, was diese sechzigjährigen Generale und ihre Truppen ausrichten können, die unter dem Schattenbild einer Inspection sich selbst überlassen und dem Despotismus des Kriegsbüreau, der Unwissenheit und dem Eigennutz des Kriegsstaatssecretärs und der Tyrannei eines in Wahrheit am Gängelband geführten Königs preis gegeben sind. Wir gehen nun zu einer neuen Seite der Politik Ludwigs des XIV. fort.

XX. Er verlegt seinen Hof aufs Land.

Der Hof war ein neuer Schauplatz der despotischen Politik des Königs. Wir haben seine Politik kennen gelernt, wodurch er die Großen seines Reichs zu trennen, sich zu unterwerfen und zu vernichten wußte; wir haben gesehen, wie er mit gleicher Politik seine Minister über alles erhob, sie an Ansehn und Macht den Prinzen vom Geblüt gleichstellte und im Range über die Männer vom ersten Stande erhob. Es ist nöthig, daß wir auch in andern Verhältnissen diese Politik des Königs kennen lernen. Mehrere Umstände trugen dazu bei, daß der Hof von Paris aufs Land verlegt wurde und immer daselbst blieb.

Die Unruhen während seiner Minderjährigkeit, deren Schauplatz Paris gewesen war, hatten dem Könige eine Abneigung gegen diese Stadt eingeflößt und die Vorstellung bei ihm erzeugt, daß sein Aufenthalt daselbst

daselbst gefährlich sey und daß die Verlegung der Residenz an einen auch nicht sehr entfernten Ort den Pariſern die Cabalen und besonders die Verheimlichung derſelben erſchweren würde, indem die Abweſenheit eines jeden am Hofe leicht bemerkt werden könnte. Es kränkte ihn noch immer, daß er am heiligen Abend des heil. drei Königsfeſtes aus Paris hatte fliehen müſſen, und die Pariſer wider ſeinen Willen bei ſeiner erſten Trennung von Frau de la Valliere zu Zeugen ſeiner Thränen gemacht hatte. Auch fiel es ſehr auf, daß er der Deputation der Stadt Paris, die zu ihm nach Fontainebleau bei Gelegenheit der Vereidung des neuen vorſitzenden Bürgermeiſters (prévôt des marchands) Bignon gekommen war, nicht lange nach der Einſchließung von Ryſſel, nicht nur ſehr gnädig antwortete, ſondern ſogar von Dankbarkeit gegen ſeine liebe Stadt ſprach und daß bei dieſen Worten ſein Geſicht bewegt war: ein Betragen, wie man es während ſeiner ganzen Regierung nicht an ihm bemerkt hatte.

Seine Mätreſſen, die ihm manchen Verlegenheiten und der Gefahr ausſetzten, in der ſo volkreichen, von ſo verſchieden geſinnten Menſchen bewohnten Hauptſtadt Aergerniß zu geben, veranlaßten ihn nachher, ſich mehr von Paris entfernt zu halten. Hier war ihm der Zufluß von Menſchen läſtig, dem er, ſo bald er ſich ſehen ließ, ausgeſetzt war; eben ſo wurde er von andern Leuten aus der Stadt beläſtigt, die ihn an einem entfernteren Orte nicht aufſuchen konnten; und überdieß war er mancherlei Beunruhigungen ausgeſetzt, welche den vertrauteſten von denen, welche über ſeine Leibwache geſetzt waren, dem alten Noailles, dem Herrn von Lauſun und einigen Subalternen Gelegenheit gaben, ſogleich ihre Wachſamkeit zu zeigen, weß-

wegen man ihnen Schuld gab, daß sie dem Könige viele falsche Nachrichten hinterbrächten, um sich bei demselben Gewicht und Vertrauen zu verschaffen. Dazu kam sein Geschmack für das Vergnügen der Promenade und der Jagd, die er auf dem Lande besser als in Paris befriedigen konnte, das von Wäldern entfernt und an Spaziergängen arm ist; ferner seine Liebhaberei für das Bauen, die er zwar erst später bekam, die aber immer mehr wuchs, und die er in der Stadt eben so wenig befriedigen konnte, wo es beständig Aufsehn gemacht haben würde; endlich würkte die Vorstellung, daß er sich mehr Ehrfurcht verschaffen könnte, wenn er sich den Augen der Menge entzöge, wenn sein Anblick nicht mehr alltäglich wäre. Alle diese Rücksichten bewogen den König erst, gleich nach dem Tode seiner Mutter, zu Saint Germain zu residiren.

Hier fing er an durch Feste und Lustbarkeiten eine Menge Menschen an seinen Hof zu ziehen, den er, wie man sah, zahlreich besucht zu sehen wünschte. Seine Liebe zu Frau de la Valliere, die anfangs ein Geheimniß war, gab zu häufigen Parthien nach Versailles Anlaß, damals einem noch kleinen Landhaus, das Ludwig der XIII. erbaut hatte, dem es, besonders aber seiner Suite, erst übel behagt hatte, daselbst in einer schlechten Fuhrmannsschenke und auf einer Windmühle zu übernachten, nachdem sie sich durch zu langes Jagen im Forst von Saint-Leger und noch weiter hinaus ermüdet hatten. Denn damals war man noch nicht in der Jagdkunst so weit, wie nachher, wo die Jagden wegen der besseren Wege, der Schnelligkeit der Hunde und der Menge von Piqueurs und reitenden Jägern viel leichter und kürzer geworden sind. Indessen übernachtete Ludwig der XIII. äußerst selten, und wenn ihn die Noth dazu trieb, nur eine Nacht zu Versailles.

Sein

Sein Sohn, der König besuchte es häufiger, um mit seiner Geliebten allein zu seyn. Diese geheimen Parthien gaben zur allmähligen Entstehung der ungeheuren Gebäude Veranlassung, die er daselbst aufgeführet hat und die weit mehr Bequemlichkeit für einen zahlreichen Hof als die Gebäude zu Saint Germain haben. Kurz vor dem Tode der Königin wählte er Versailles zu seiner ordentlichen Residenz; und nun ließ er noch unzählige Gebäude aufführen, die man sich durch eine Art von Schmeichelei von ihm erbat. Zu Saint Germain hingegen hatten sich fast alle vom Hofe gefallen lassen müssen, in der Stadt zu wohnen; und die wenigen, die auf dem Schlosse wohnten, waren außerordentlich eng logirt.

Die häufigen Feste, die Versailles eigenen Promenaden, die Lustreisen gaben dem Könige Gelegenheit, durch die Wahl der Personen, die jedesmal dabei seyn sollten, auszuzeichnen und zu kränken, wen er wollte, um dadurch alle zu reizen, daß sie nach seinem Beifall strebten.

Er fühlte, daß er fast nicht genug Gnade zu ertheilen hatte, um dieß immer zu bewirken. Diesen Mangel reeller Gnadenbezeigungen suchte er durch eingebildete zu ersetzen, denen nur die Eifersucht der Höflinge einen Werth ertheilte, durch allerlei kleine Auszeichnungen, wozu er täglich, und so zu sagen, jeden Augenblick Gelegenheit zu finden wußte; durch die Hoffnungen, welche solche Auszeichnungen veranlaßten und durch das Ansehn, das man dadurch gewann. Niemand konnte erfindungsreicher in diesen Dingen seyn, als er. Zu dieser Absicht konnte er in der Folge Marly und Trianon sehr gut brauchen, wo ihm jedermann den Hof machen durfte, und wo die Damen die

Ehre

Ehre hatten mit ihm zu speisen und zu jeder Mahlzeit besonders gewählt wurden. Die besondere Ehre ihm des Abends beim Schlafengehen den Leuchter vorzutragen, womit er einen Höfling, den er auszeichnen wollte und immer einen der Vornehmsten, die da wären, begnadigte, den er, wenn er vom Gebet kam, laut mit Namen rief, und die Kleider à brevet gehörten ebenfalls unter seine Erfindungen. Diese Art Kleidung war roth gefüttert, prächtig mit Gold gestickt und auf eine eigene Art mit etwas Silber besetzt. Es trugen dieses Kleid nur eine gewisse Anzahl, worunter der König, seine Familie und die Prinzen vom Geblüt gehörten; aber diese letztern, so wie die Hofleute, erhielten es nur, wenn eins vakant war. „Die Vornehmsten und Begünstigsten am Hofe erbaten sich dieses Kleid vom Könige, und es war eine Gnade, wenn man es erhielt.

Die Staatssecretäre, die das Departement des Haushofmeisteramtes (de la maison du Roi) hatten, fertigten deswegen ein Patent aus, aber keiner von ihnen konnte es selbst erhalten. Diese Kleider wurden eigentlich für die wenigen erfunden, die die Erlaubniß hatten, den König auf seinen Spaziergängen zu Saint Germain und zu Versailles zu begleiten, ohne erst besonders gewählt zu seyn; und nachdem dieß wegfiel, enthielten diese Kleider auch weiter keinen Vorzug, als daß man sie tragen konnte, wenn man auch Hof- oder Familien-Trauer hatte, wenn sie nämlich nicht wichtig war oder zu Ende ging; sonst war es aber noch verboten Gold und Silber zu tragen. Ich habe in diesem Kleide nie den König, den Dauphin und des Königs Bruder gesehen; aber oft die drei Prinzen des Dauphins und alle übrige Prinzen, bis zum Tode des Königs. War eins erledigt, so suchten,

es die Vornehmſten am Hofe zu erhalten; und erhielt es ein junger Edelmann, ſo war es eine groſſe Auszeichnung.

Die verſchiedenen Kunſtgriffe der Art, deren ſich der König, ſo wie er älter wurde und ſo wie die Zeite ſich änderten oder abnahmen, bediente, und ſeine Aufmerkſamkeit, ſeinen Hof immer zahlreich zu erhalten, gäben mannigfaltigen Stoff zu erzählen.

Er verlangte nicht allein die beſtändige Anweſenheit der Vornehmern am Hofe, ſondern auch der Geringern. Er ſah ſich überall um, beim Aufſtehen und Schlafengehn, bei Tafel, wenn er durch die Zimmer ging und wenn er in den Gärten von Verſailles ſpazieren ging, wo ihn die Hofleute allein begleiten durften; er ſah und bemerkte jedermann, und es entging ihm niemand, ſelbſt die nicht, welche nicht von ihm geſehn zu werden hofften. Er bemerkte ſehr genau und von ſelbſt, wer vom Hofe abweſend war, wie oft Fremde, die nach Verſailles kamen, abweſend waren; er bemerkte die allgemeinen und beſondern Urſachen dieſer Abweſenheiten und vergaß nicht, ſelbſt bei den geringſten Gelegenheiten, in Rückſicht ſolcher Perſonen darnach zu handeln.

Es war ein Vergehen und Mißverdienſt für alle Vornehmere und Angeſehenere, wenn ſie den Hof nicht zum beſtändigen Aufenthalt wählten, für andere, wenn ſie ihn ſelten beſuchten; gar nicht an den Hof kommen, hatte unvermeidlich die Ungnade des Königs zur Folge. Wenn etwas für die Perſonen, die dieß thaten, geſchehen ſollte, ſo war die Antwort des Königs: ich kenne ſie gar nicht; von denen, die ſeltener den Hof beſuchten, hieß es: den bekomme ich gar nicht zu ſehen; und ſolche Ausſprüche

waren unverzeihlich. Eben so war es ein Verbrechen, wenn man nicht nach Fontainebleau ging, das er wie Versailles ansah; andere sündigten, wenn sie zum Theil nicht immer, zum Theil nicht öfters nach Marly verlangten, wiewohl er weder die einen lieber, noch die andern öfters, mitzunehmen im Sinn hatte. War man von der Klasse derer, die immer mit dahin gingen, so brauchte man eine triftige Entschuldigung, um davon dispensirt zu seyn, sowohl Männer als Frauenzimmer. Vorzüglich waren ihm diejenigen verhaßt, die sich gern in Paris aufhielten. Die, welche gerne auf ihren Landgütern lebten, waren ihm noch ziemlich erträglich; aber man mußte doch dabei vorsichtig gewesen seyn, und ehe man auf seine Güter ging, sich länger am Hofe aufgehalten haben. Dieß erstreckte sich nicht bloß auf die Personen, welche Chargen bekleideten oder in besonderm Vertrauen und Gunst standen, auch nicht bloß auf solche, die durch ihr Alter und ihre Person vor andern ausgezeichnet waren; der Stand war das einzig nöthige Requisit, um zum Hofe zu gehören; und dieß ging so weit, daß der König, als ich wegen eines Processes nach Rouen reiste, so jung ich auch war, sich in seinem Namen durch Pontchartrain nach der Ursache meiner Reise erkundigen ließ.

XXI. Neugierde des Königs; königliche Briefinquisition.

Es war Ludwigs des XIV. angelegentlichste Sorge, von allem, was an öffentlichen Oertern, in Privathäusern, im allgemeinen Verkehr, in den geheimen Verhältnissen der Familien und Verbindungen vorfiel, Nachricht zu haben. Er hatte Spione und Kundschafter in unzähliger Menge und von allen Arten; viele

viele wußten es nicht, daß ihre Rapports bis zu ihm kamen, andere wußten es und manche schrieben ihm selbst, indem sie ihm ihre Briefe auf dem ihnen vorgeschriebenen Wege einhändigten; und diese Briefe las er nur allein und immer eher als andere Dinge. Außerdem hatte er noch einige andere, die er zuweilen in seinem Kabinet sprach, wohin sie durch geheime Thüren geführt wurden.

Auf diese Art wurde unzähligen Menschen von allen Ständen der Untergang bereitet, ohne daß sie je den Grund ihres Unglückes entdeckten, und oft ohne etwas verschuldet zu haben. Hatte der König einmal ein Vorurtheil gegen jemand gefaßt, so ließ er sich nie oder doch äußerst selten davon abbringen. Er hatte aber noch einen Fehler, der für andere und oft für ihn selbst gefährlich war, indem er dadurch oft gute Unterthanen verlor. Er hatte ein vortreffliches Gedächtniß, so daß er Menschen von gemeinem Stande, die er vor zwanzig Jahren nur einmal gesehn hatte, wieder erkannte, ohne sie zu verwechseln. Es war aber natürlich unmöglich, daß er alle die unzähligen Dinge, die er täglich erfuhr, im Gedächtniß behielt. Wenn ihm nun etwas von jemanden berichtet worden war, das er wieder vergessen hatte, so behielt er doch den Eindruck im Gemüth, daß er etwas gegen den Menschen habe; und dieß war genug um ihn zu verwerfen. Er gab denn auch den Vorstellungen eines Ministers, eines Generals und selbst seines Beichtvaters nicht nach, je nachdem der Gegenstand und die Person war, von welcher die Rede war. Er antwortete immer, er wisse zwar nicht mehr, was ihm hinterbracht worden sey; aber es sey doch sicherer, einen andern zu wählen, von dem er gar nichts gehört habe.

Dieſer Neugierde des Königs hatte das gefährliche Amt der Polizeylieutenants ſeine Einführung zu verdanken. Dieſe Beamten, die immer gefährlicher wurden, waren unter ſeiner Regierung gefürchteter und von eben ſo viel Bedeutung als die Miniſter. Sie wurden ſelbſt dieſen furchtbar, und es war niemand in Frankreich, ſelbſt die Prinzen vom Geblüt nicht ausgenommen, der nicht ihre Gunſt geſucht hätte. Auſſer den wichtigen Nachrichten, die er durch ſie erhielt, fand er auch einen beſondern Spas darin, daß er alle Ausſchweifungen und Thorheiten der Pariſer erfuhr. Pontchartrain, welcher Paris und den Hof in ſeinem Departement hatte, gewann durch dieſes unwürdige Geſchäft, das den Unwillen ſeines Vaters reizte, die ganze Gunſt des Königs und erhielt ſich bloß dadurch gegen die heftigſten Angriffe ſeiner Feinde, denen er ſonſt unterlegen haben würde. Dieß hat der König ſelbſt geſtanden, und es iſt auch mehrmals von Frau von Maintenon, von der Herzogin von Burgund, vom Grafen von Toulouſe, und von den Kammerdienern des Königs behauptet worden.

Aber das grauſamſte Mittel, wodurch der König Nachricht erhielt, das mehrere Jahre unentdeckt blieb und ihm eben wegen dieſer Unwiſſenheit und wegen der Unvorſichtigkeit vieler beſtändig Nachrichten zuführte, war — die Erbrechung der Briefe auf der Poſt. Dadurch erhielten Pajot und Rouillé, welche die Briefpoſt im Pacht hatten, ſo viel Gewicht; und aus dieſem Grunde, der lange unbekannt blieb, konnte man es niemals dahin bringen, ihnen den Pacht zu nehmen, oder zu ſteigern, in welchem ſie ſich auf Koſten des Königs und des Publikums ungeheuer bereicherten. Das Geſchäft wurde mit einer ungeheuern Schnelligkeit und Geſchicklichkeit verrichtet. Der König erhielt

von allen Briefen, in denen die Chefs der Poſt und
er Miniſter, der darüber die Aufſicht hatte, etwas
enden, das vor den König kommen mußte, einen
Auszug; die Briefe wurden ihm ſogar ganz über-
iefert, wenn ihr Inhalt oder die Schreiben derſelben
ichtig genug waren. Hierdurch wurden die Chefs
er Poſt und ihre Commis in Stand geſetzt, nach
rem Gefallen Verfälſchungen zu machen; aber da
leinigkeiten ſchon ins Unglück ſtürzten, ſo brauchten
e nicht einmal zu dieſen Mitteln Zuflucht zu nehmen.
ine verächtliche Aeußerung über den König und das
ouvernement, ein Spott, kurz jede verdächtige auf-
llende Stelle eines Briefes brachte ohne Rettung,
ne weitere Unterſuchung, den Untergang; und die-
s Mittel war beſtändig in ihren Händen.

Auch iſt es allerdings unglaublich, welche Menge
enſchen von allen Arten dadurch mehr oder weniger
nglücklich wurden. Das Geheimniß aber blieb un-
rchdringlich; denn es war dem Könige nichts leich-
r, als verſchwiegen zu ſeyn und ſich zu verſtellen.
ieſe letztere Kunſt trieb er oft bis zur Falſchheit;
er nie ließ er ſich doch eine Lüge zu Schulden kom-
en; er piquirte ſich ſein Wort zu halten, und gab es
her auch faſt nie.

Fremde Geheimniſſe verſchwieg er eben ſo gewiſſen-
ft als ſeine eigenen. Ja, er fand ſich durch gewiſſe
eſtändniſſe, durch eine gewiſſe Art von Vertrauen
d ſelbſt durch Vertraulichkeit geſchmeichelt; und keine
âtreſſe, kein Miniſter oder Günſtling war im Stan-
ihm das Geheimniß abzulocken. Man weiß unter
dern die famöſe Anecdote von einer Frau von Stand,
en Name aber durchaus, ſelbſt dem Verdachte, un-
annt geblieben iſt, die in der größten Verlegenheit,

Anmerkungen.

als sie sich nach einer jahrlangen Abwesenheit ihres Mannes schwanger fühlte und seine Zurückkunft von der Armee nächstens erwarten mußte, den König um eine geheime Audienz bitten ließ, um die aber niemand, wer es auch sey, wissen dürfte, indem die Sache von äußerster Wichtigkeit sey. Sie erhielt die Audienz und vertraute dem Könige ihre dringende Verlegenheit, als dem honnetesten Manne in ganz Frankreich, wie sie sagte.

Der König gab ihr den Rath, sich ihre jetzige Noth eine Warnung für die Zukunft seyn zu lassen und versprach ihr, er wollte sogleich Ordre ertheilen, daß ihr Mann auf der Grenze bleiben müßte, und unter keinem Vorwande fortgelassen würde, bis er auch nicht den geringsten Verdacht mehr bekommen könnte.

Wirklich ertheilte er noch denselben Tag Louvois diese Ordre, und verbot ihm nicht nur, diesem Officier Urlaub zu ertheilen, sondern ihn auch nur einen Tag von dem Posten, den er ihm bestimmte, sich entfernen zu lassen. Der Officier, der von Bedeutung war und nichts weniger gewünscht und noch weniger verlangt hatte, als den Winter über auf der Grenze angestellt zu werden, und Louvois, der eben so wenig daran gedacht hatte, waren darüber gleich betroffen und unwillig. Aber man mußte der Ordre gehorchen, und dies ohne zu fragen, warum. Der König hat diese Anecdote erst mehrere Jahre nachher erzählt, als er sicher seyn konnte, daß die Personen, die im Spiel gewesen waren, nicht mehr entdeckt würden, was auch nie möglich gewesen ist, indem man auch nicht den entferntesten Verdacht auf jemanden haben konnte.

XXII. Sein äuſserer Charakter.

Nie hat wohl jemand beſſer als er die Kunſt verſtanden, Gnade zu erzeigen, wodurch er den Werth ſeiner Wohlthaten ſehr zu erhöhen wußte, und niemand konnte beſſer ſeine Worte, und ſelbſt ſein Lächeln und ſeine Blicke in der Gewalt haben. Es erhielt alles einen Werth durch die Ueberlegtheit und Majeſtät, mit der er handelte, und durch die Seltenheit und Kürze ſeiner Worte. Ob er mit jemanden von wichtigen oder gleichgültigen Dingen ſprach, ſo waren alle Umſtehenden aufmerkſam; und es war eine Auszeichnung, die Aufſehen machte, und immer eine gewiſſe Art von Bedeutung gab.

Gleiche Geſchicklichkeit und Ueberlegung war in der Art, womit er, nach einem gewiſſen Verhältniß, Attention, Auszeichnung und Vorzug zu vertheilen wußte. Man hörte ihn nie jemanden etwas unangenehmes und beleidigendes ſagen; mußte er tadeln, Verweiſe geben oder zurechtweiſen, was ſehr ſelten der Fall war, ſo that er es allemal mit Güte, faſt nie mit Härte und nie im Zorn, den Fall mit Courteyvaux ausgenommen, wiewohl er auch zuweilen in Zorn gerieth; höchſtens mit einer ſtrengen Mine.

Niemand hat wohl je eine ſo natürliche, ſo ſehr berechnete und verhältnißmäßige Höflichkeit gehabt. Er wußte jedem Alter, jedem Verdienſte und jedem Range ſein Recht zu geben, ſowohl in ſeinen Antworten, wenn ſie ſein gewöhnliches: ich will ſehen, überſchritten, als in ſeinem übrigen Betragen. Alle dieſe verſchiedenen Verhältniſſe waren genau durch die Art beſtimmt, womit er begrüßte und womit er Verbeugungen erwiderte, wenn man mit ihm ſprach, oder

zu ihm kam. Er wußte mit bewundernswürdiger Feinheit auf verschiedene Art die Begrüßungen vor den Linien der Armee im Kriege und auf der Revüe zu erwiedern. Gegen die Damen war er besonders höflich; er ging nie vor einem noch so geringen Frauenzimmer vorbei, ohne seinen Hut abzunehmen, selbst nicht vor Kammerfrauen und die er als solche kannte, wie dieß oft zu Marly geschehen ist; vor Damen nahm er immer seinen Hut ganz ab, aber mehr oder weniger tief; vor Männern von Titel nahm er ihn halb ab, indem er ihn einige Augenblicke länger oder kürzer etwas über dem Kopfe oder am Ohr hielt; vor Herren, die es wirklich waren, griff er bloß an den Hut. Vor Prinzen vom Geblüt nahm er ihn, so wie vor Damen, ganz ab.

Wenn er Damen anredete, so bedeckte er sich nicht eher, bis er von ihnen ging; zu Hause war er immer unbedeckt. Seine Verbeugungen hatten eine unvergleichliche Leichtigkeit, Anmuth und Majestät; selbst die Manier war schön, mit welcher er beim Souper beim Eintritt jeder „sitzenden" Dame halb aufstand, was er bei keiner andern und auch nicht bei den Prinzen vom Geblüt that; aber zuletzt wurde es ihm lästig, wiewohl er es nie unterließ und die „sitzenden" Damen vermieden es, erst nach Anfang des Soupers zu kommen.

Mit derselben Unterscheidung empfing er seinen Bruder, den Herzog von Orleans und die Prinzen vom Geblüt, wenn sie ihm die Aufwartung machten; die letztern, so wie den Dauphin und seine Söhne behandelte er mit etwas Vertraulichkeit, die Officiere von hohem Range mit Güte und Aufmerksamkeit. Wenn man ihn beim Ankleiden etwas warten ließ, so

wartete

wartete er geduldig; aber in den Stunden, die er für den Tag beſtimmte, war er genau und pünktlich. Wenn er in den ſchlechten Wintertagen, wo er nicht ausgehen konnte, zu Frau von Maintenon ging und (was ſelten geſchah) eine Viertelſtunde früher, als er die Ordre dazu gegeben hatte, wo der wachthabende Kapitän der Garde noch nicht da war; ſo ſagte er dieſem allemal nachher, es ſey ſeine Schuld geweſen, er ſey zu früh gekommen, es ſey nicht die Schuld des Kapitäns. Dieſer Pünktlichkeit wegen, die er immer beobachtete, wurde er auch mit der äußerſten Genauigkeit bedient, und ſeine Hofleute befanden ſich außerordentlich wohl dabei.

Seine Bedienten, beſonders die geheimen Kammerdiener, behandelte er ſehr gut. Er fühlte ſich in ihrem Umgange ungezwungen und wurde gern mit ihnen vertraut. Es war ſehr wichtig, ſie zu Freunden zu haben, denn ſie konnten einem ſchaden oder nützen; auch waren ſie ſehr geachtet und man machte ihnen den Hof; ſelbſt die mächtigſten Miniſter ſuchten offenbar ihre Gunſt, und die Prinzen vom Geblüt, ſelbſt die Baſtarde des Königs, die niedrigern Klaſſen zu geſchweigen, thaten ein Gleiches.

Die erſten Kammerherrn wurden von den erſten Kammerdienern ganz verdunkelt; die großen Herrn von Chargen konnten ſich nur dadurch erhalten, wenn die Bedienten, die zu ihnen gehörten oder die unterſten Subalternen häufig um den König waren. Auch war die Inſolenz der meiſten von dieſen ſehr groß, ſo daß man ſie entweder vermeiden oder geduldig tragen mußte.

Der König war für alle ſeine Bediente eingenommen; er erzählte mit Wohlgefallen: in ſeiner Jugend habe er einmal an den Herzog von Montbazon,

den Souverneur von Paris, auf eines seiner Landhäuser bei dieser Stadt einen seiner Laufer mit einem Briefe, weß Inhalts weiß ich nicht, geschickt, der gerade angekommen sey, als sich der Herzog zu Tische habe setzen wollen; dieser habe den Laufer genöthigt, sich mit ihm zu Tische zu setzen, und als er ihn abgefertigt habe, habe er ihn bis in den Hof begleitet, weil er vom Könige geschickt gewesen sey. Auch fragte er die Hofjunker, die er an Personen von Titel, Männer oder Frauen, (aber an niemand anders) um in seinem Namen zu gratuliren oder zu condoliren, schickte, allemal, wenn sie zurückkamen, wie sie aufgenommen worden seyen; und er würde es sehr übel genommen haben, wenn man sie nicht hätte niedersetzen lassen und sie nicht sehr weit von den Männern bis an den Wagen, begleitet worden wären.

Nichts übertraf bei Revüen und Festen seine Galanterie, wenn Damen dabei waren. Er hatte dieses Betragen am Hofe seiner Mutter und bei der Gräfin von Soissons gelernt; und seine Mätressen hatten ihn immer mehr dazu gewöhnt. Er behauptete dabei immer eine gewisse Majestät, wiewohl er auch oft lustig wurde; und nie sagte er in Gesellschaft etwas, das unschicklich oder übereilt gewesen wäre; bis auf die geringste Geberde war alles, sein Gang, sein Anstand, gemessen, anständig, edel, groß, majestätisch und doch ungezwungen. Die Gewohnheit und sein außerordentlich von der Natur begünstigter Körper gaben ihm hierin eine große Leichtigkeit. Auch bei ernsthaften Gelegenheiten, bei den Audienzen der Ambassadeurs, bei Feierlichkeiten hatte er ein außerordentliches imponirendes Wesen; und man mußte sich erst an seinen Anblick zu gewöhnen suchen, wenn man in einer Rede an ihn nicht Gefahr laufen wollte, stecken

zu bleiben. Seine Antworten bei dieſen Gelegenheiten waren kurz, paſſend, und prägnant, faſt nie ohne etwas verbindliches und bisweilen, wenn es die gehaltene Rede verdiente, ſogar ſchmeichelhaft. Der Anblick ſeiner Perſon flößte immer Ehrfurcht und eine Art von Anbetung ein. Er war gern im Freien und liebte die Leibesübungen: er hatte im Tanz, im Mail- und Ballſpiel excellirt; auch ritt er, ſelbſt noch in ſpätern Jahren, ſehr ſchön. Sich in dieſen Uebungen gut oder ſchlecht vor ihm zu zeigen, hatte ſeinen Beifall oder ſein Mißfallen; er pflegte zu ſagen, ſolche Dinge, die nicht nöthig wären, müßte man entweder ſehr gut können, oder ſich gar nicht damit abgeben. Niemand konnte beſſer und mit ſo viel Anſtand ſchießen. Er hatte gern gute Hühnerhunde; und hielt ihrer ſieben oder acht in ſeinen Kabinetern, die er zum Spas ſelbſt fütterte, um ſie an ſich zu gewöhnen. Er hetzte auch gern Hirſche, aber in einer Jagdchaiſe, ſeitdem er auf einer Hetze zu Fontänebleau, gleich nach dem Tode der Königin, den Arm gebrochen hatte. Er ſaß ganz allein in einer zweirädrigen Chaiſe, von vier Pferden gezogen, die fünf oder ſechsmal gewechſelt wurden, lenkte ſelbſt und fuhr mit einer unbegreiflichen Gewandtheit und mit einer Accurateſſe, welche die beſten Kutſcher nicht hatten, was die Pferde laufen konnten. Seine Poſtillons waren Knaben von neun bis zehn oder funfzehn Jahren, weil er immer ſelbſt leitete.

XXIII. Ceremoniel bei der Armee.

Wenn der König bei der Armee war, ſo richtete ſich ſeine Tagesordnung nach der Arbeit; aber ſeine Conſeils hielt er regelmäßig. Er aß mit niemanden,

als wer vermöge seines Standes diese Ehre verdiente. Wenn man darauf Anspruch machen konnte, so ließ man den König durch einen der ersten Kammerherrn, welcher den Dienst hatte, darum bitten. Wenn die Antwort, die er gab, günstig war, so ließ man sich den andern Tag dem Könige, wenn er zum Diner kam, vorstellen und dann sagte er: Mein Herr, nehmen Sie Platz. Dieß galt für immer und man hatte nachher die Ehre bei ihm zu essen, wenn man wollte, doch mit Bescheidenheit. Die militärischen Grade, selbst bis zum ältesten Generallieutenant, gaben keinen Anspruch. Hr. von Vauban, welcher Generallieutenant und schon so lange in Ansehn war, aß bei dem Könige zum erstenmale bei der Belagerung von Namur; und es war eine große Auszeichnung, die ihm widerfuhr. Die Colonels, die von Stande und von Verdienst waren, erhielten ohne Schwierigkeit den Zutritt. Zu Namur erzeigte der König diese Ehre auch dem Abbé von Grancey, der sich oft in Gefahr begab, um bey den Verwundeten die Beichte zu hören und den Truppen Muth einzusprechen. Dieß ist der einzige Abbé, dem die Ehre beim Könige zu speisen, widerfuhr. Alle übrigen Geistlichen waren davon ausgeschlossen, ausgenommen die Cardinäle und die Pär-Bischöfe, oder die Geistlichen, welche den Rang eines fremden Prinzen hatten.

Der Cardinal von Coislin, welcher, ehe er den Purpur erhielt, Bischof von Orleans und erster Feldprediger war und den König auf allen seinen Feldzügen begleitete, auch der Erzbischof von Rheims, welcher als Obercapellan ebenfalls den König begleitete, sah seine Brüder, den Herzog und den Chevalier von Coislin beim Könige essen, ohne jemals darauf Anspruch gemacht zu haben; beide aber kamen nie an die Tafel des Königs

nigs. Von den Officieren der Leibwache, so sehr auch der König dieses Korps sonst begünstigte, hat auch nie einer bei ihm gegessen, den einzigen Marquis d'Urfé ausgenommen, was eine seltene Auszeichnung war. Wegen der entfernten Zeit weiß ich nicht, von welcher Bedeutung sie war. Vom Regiment der Garde aß niemand beim Könige als der Colonel, so wie von der Leibwache die Kapitäns.

Bei diesen Mahlzeiten hatten alle den Hut auf und es wäre ein Fehler gegen den Respect gewesen, worüber man auf der Stelle zurechtgewiesen worden wäre, wenn man den Hut abgelegt hätte. Selbst der Dauphin hatte den Hut auf: der König allein nicht. Man that ihn ab, wenn der König mit einem sprach oder wenn man ihn anreden wollte; und man griff bloß an den Hut, wenn während der Mahlzeit welche kamen, um ihre Aufwartung zu machen. Diejenigen, die vermöge ihres Standes nicht mit zu Tische sitzen konnten, thaten den Hut ab, wenn sie mit dem Dauphin und mit dem Bruder des Königs sprechen wollten, oder wenn diese sie anredeten. Vor den Prinzen vom Geblüt, wenn einige da waren, griff man bloß an den Hut. Die Plätze nahe beim Könige blieben für die Personen von Titel und nach diesen für die höhern Officiere. Blieben dergleichen Plätze leer, so rückte man zusammen.

Ob man gleich in der Armee war, so hatten doch die Marschälle von Frankreich nicht den Vorzug vor den Herzogen; aber diese und die fremden Prinzen, oder die ihren Rang hatten, setzten sich, ohne Unterschied, so wie sie kamen. Die Herzoge, Prinzen oder Marschalle, mußten, wenn sie durch Zufall noch nicht beim Könige gegessen hatten, sich erst an den ersten

Kam-

Kammerherrn wenden; bloß die Prinzen vom Geblüt waren davon ausgenommen.

Der König hatte allein einen Lehnſtuhl; der Dauphin und alle übrige hatten gewöhnliche Stühle mit ſchwarzem Korduan beſchlagen, die man zuſammenlegen konnte, um ſie beſſer zu transportiren; und die man perroquets nannte. Sonſt, außer bei der Armee, war nie ein Mann an der Tafel des Königs, in welchem Fall es auch ſeyn mochte, ſelbſt keiner von den Prinzen vom Geblüt. Dieſe aßen nie mit ihm, außer an ihren Hochzeitfeſten, wenn der König ſie ſelbſt hielt.

XXIV. Lever des Königs.

Um acht Uhr weckte ihn der von den erſten Kammerdienern, welcher den Dienſt hatte, und allein im Zimmer des Königs über Nacht geblieben war, nachdem er ſich angezogen hatte. Der Leibarzt, der Leibchirurgus und ſeine Amme gingen nun zuſammen hinein. Dieſe küßte ihn; die andern frottirten ihn und zogen ihm oft ein anderes Hemd an, weil er zum Schwitzen geneigt war. Ein Viertel auf neun Uhr rief man den Oberkämmerer; in ſeiner Abweſenheit den erſten Kammerherrn des Jahres und mit ihnen die erſte Ordnung des Zutritts. Einer von dieſen beiden zog den Vorhang auf und präſentirte dem Könige das Weihwaſſer. Dieſe Herrn verweilten ein wenig, und dieß war die Zeit, wo ſie mit dem Könige ſprechen konnten, wenn ſie ihm etwas zu ſagen hatten, indem ſich die andern dann entfernten. Hatte ihm, wider die Gewohnheit, keiner etwas zu ſagen, ſo blieben ſie nur einen Augenblick; der, welcher den Vorhang aufgezogen und das Weihwaſſer präſentirt hatte, gab dem Kö-

Könige das Buch de l'office du St. Esprit, und hierauf gingen sie alle ins Cabinet des Conseils. Nachdem der König das Gebet, das sehr kurz war, gelesen hatte, rief er und sie kamen wieder hinein. Der nämliche gab ihm nun seinen Schlafrock, und unterdessen kam die zweite Ordnung des Zutritts oder die brevets d'affaires, einige Augenblicke darauf die Chambre und sodann alle die Vornehmern und der ganze Hof. Man traf dann gewöhnlich den König mit dem Anziehen beschäftigt an; denn er machte fast alles selbst, und mit Geschick und Zierlichkeit. Einen Tag um den andern sah man ihn rasiren; und man sah ihn gewöhnlich in einer kleinen kurzen Perrüque, ohne welche er sich nie, selbst nicht bei Unpäßlichkeiten, wenn er im Bette lag, öffentlich sehen ließ. Er sprach gewöhnlich von der Jagd und sagte bisweilen zu jemanden einige Worte. Er hatte keine Toilette vor sich, man hielt ihm bloß den Spiegel vor.

Sobald er angekleidet war, ging er in den Alkoven, um sein Gebet zu verrichten. Alle vom geistlichen Stande, die gegenwärtig waren, knieten nieder, die Cardinäle ohne Kissen; die Laien blieben alle stehen und der Kapitän der Garde ging während des Gebets an das Geländer, worauf der König in sein Cabinet ging. Dahin folgten ihm alle, welche die Entree hatten, oder sie waren schon dort versammelt; es waren ihrer viele, wegen der Menge der Chargen, die das Recht dazu hatten.

Der König gab hier einem jeden für den Tag Befehle; so wußte man fast auf die Viertelstunde, was der König den Tag über machen wollte. Diese gingen nun alle fort; und es blieben nur die legitimirten Prinzen, auch Montchevreuil und d'O, als ihre gewesenen

Gou-

Gouverneurs, Manſard und nach ihm d'Antin, die alle nicht durch das Zimmer des Königs, ſondern durch die Hinterthüren kamen, und die geheimen Kammerdiener des Königs. Dieß war ein gutes Stündchen für ſie, wo beſonders über Gartenanlagen und Gebäude geplaudert wurde; je nachdem nun der König zu thun hatte, dauerte dieſe Unterhaltung länger oder kürzer.

Unterdeſſen wartete der ganze Hof in der Gallerie, der Kapitän der Garde aber im Zimmer des Königs an der Thüre des Cabinets, um die Ordre zu hören, wenn der König in die Meſſe gehen wollte, worauf er dann ins Cabinet ging. Zu Marly wartete der Hof im Salon; zu Trianon und zu Meudon in den Vorderzimmern; zu Fontänebleau im Zimmer und Vorzimmer des Königs. In der Zwiſchenzeit wurden den fremden Miniſtern in Gegenwart Torcys die geheimen Audienzen ertheilt; ſie hießen ſo, um ſie von denen zu unterſcheiden, die ohne Ceremonie im Alkoven nach dem Gebete ertheilt wurden, und welche partikuläre Audienzen hießen. Hier erhielten auch die Ambaſſadeurs die feierlichen Audienzen.

XXV. Seine Meſſe.

Hierauf ging der König in die Meſſe, wo die Capelle immer eine Motette ſang. Herunter ging er nur bei Feierlichkeiten und bei großen Feſten. Auf dem Hin- und Herwege konnte ihn jedermann ſprechen, wenn er es vorher dem Kapitän der Garde geſagt hatte, was nur Perſonen von Diſtinction nicht nöthig hatten. Während der Meſſe verſammelten ſich die Miniſter nach erhaltener Nachricht im Zimmer des Königs, wo die Vornehmern

ſie ſprechen und ſich mit ihnen unterhalten konnten. Der König hielt ſich nicht lange auf dem Gange von der Meſſe auf und gab Befehl zum Conſeil. Hiermit war der Morgen beſchloſſen.

XXVI. Seine Conſeils.

Den Sonntag und oft Montags war Staatsconſeil, den Dienſtag Conſeil der Finanzen; Mittwochs Staatsconſeil; Sonnabends Conſeil der Finanzen. Es war ſelten, daß des Tages zweimal, oder Donnerſtags und Freitags Conſeil gehalten wurde; ein oder zweimal war den Montag morgens Conſeil der Depeſchen; aber die Ordres, welche die Staatsſecretäre alle Morgen zwiſchen dem Lever und der Meſſe ertheilten, kürzten dieſe Art von Geſchäften ſehr ab. Die Miniſter ſaßen alle nach ihrem Range, ausgenommen im Conſeil der Depeſchen, wo ſie alle der Länge nach ſtanden, die königlichen Prinzen, wenn welche zugegen waren, ausgenommen der Kanzler und der Herzog von Beauvilliers war ſelten, blos wegen Sachen, die abgefodert waren und in einem Büreau der Staasräthe unterſucht wurden, zugegen. Dieſe Staatsräthe kamen auch zu außerordentlichen Conſeils der Finanzen und Depeſchen, wo aber nichts als das beſtimmte vorgenommen wurde. Dann ſaßen alle; die Staatsräthe zwiſchen den Staatsſecretären und dem Generalcontroleur nach ihrer Antiennetät als Staatsräthe; einer von den Einnehmern der Bittſchriften referirte ſtehend, dieſer und die Staatsräthe waren in der Robe. Donnerſtags morgens waren faſt immer keine Conſeils. Dieß war die Zeit für die Audienzen, welche der König ertheilen wollte, und öfters für die geheimen Audienzen, wo man zur Hinterthüre eingeführt wurde. Dieß war auch der Tag

der Muße für seine natürlichen Kinder, für das Bauwesen und für seine geheimen Kammerdiener, weil er da nichts zu thun hatte. Freitags nach der Messe war die Zeit für die Unterhaltung mit seinem Beichtvater, die nicht eingeschränkt war und bis zum Diner dauern konnte. Dieß waren die Morgen, wo kein Conseil gehalten wurde.

Vom Conseil ging der König gewöhnlich zu Frau von Maintenon; dieß war die Zeit, wo sie ohne Beisein eines Ministers ungestört allein beisammen waren, und zu Fontänebleau blieb der König bis zum Diner bei ihr.

An den Tagen, wo kein Conseil war, wurde das Diner oft der Jagd oder der Promenade zu gefallen früher angesetzt. Die gewöhnliche Stunde war Ein Uhr. Wenn das Conseil länger dauerte, so wartete das Diner und der König wurde nicht erinnert. Nach dem Conseil der Finanzen blieb Desmarets oft allein beim Könige, um mit ihm zu arbeiten.

XXVII. Diner des Königs, seine Erholungen, Promenade u. s. w.

Das Diner des Königs war immer eine sehr kleine Tafel, bloß in seinem Zimmer auf einem viereckigten Tische, der dem mittelsten Fenster gegen über stand. Es bestand aus mehr oder weniger Schüsseln, je nachdem er des Morgens klein Gedeck oder sehr klein Gedeck befahl; aber auch das letztere bestand aus vielen Schüsseln in drei Gängen ohne den Nachtisch. Mit Anfang der Tafel kamen die vornehmsten Hofleute

und

und alsdann, wen man kannte; der erſte Kammerherr des Jahres kam, um zu ſerviren; er ſervirte, wenn der Oberkämmerer nicht da war. Gevres, Herzog von Fresnes, behauptete zwar, er habe dem Herrn von Bouillon, wenn er nach dem Anfang des Diners käme, das Serviren nicht abzugeben; aber er hielt Unrecht. Es geſchah einmal, als ich zugegen war, daß Herr von Bouillon in der Mitte des Diners kam und ſich hinter den König ſtellte. Herr von Beauvilliers, welcher ſervirte, wollte abtreten, aber Hr. von Bouillon verbat es höflich und ſagte, er habe den Huſten zu ſtark. Er blieb hinter dem Stuhl des Königs und Herr von Beauvilliers ſervirte fort. Nach dieſer öffentlichen Abweiſung hatte der Marſchall von Gevres Unrecht. Der erſte Kammerherr hat nur die Beſorgung des königlichen Zimmers, aber nicht das Serviren; der Kämmerer hat dieß ganz allein, und nichts von Beſorgung des Zimmers. Nur in Abweſenheit deſſelben darf der erſte Kammerherr ſerviren. Aber wenn der erſte Kammerherr abweſend iſt, ſo beſorgt nicht der Oberkämmerer das Zimmer des Königs. Ich habe nur ſehr ſelten den Dauphin und ſeine Söhne beim kleinen Diner ſtehen ſehn, ohne daß ihnen der König einen Stuhl anbot; ich habe aber die Prinzen vom Geblüt und die Cardinäle alle der Reihe nach ſtehen ſehen: Ich habe auch oft den Bruder des Königs daſelbſt geſehen, wenn er von Saint Cloud kam, um den König zu beſuchen, oder vom Conſeil, zu welchem er allein Zutritt hatte. Er gab die Serviette und blieb ſtehen. Einen Augenblick darauf, wenn der König ſah, daß er nicht fortging, fragte er ihn, ob er ſich nicht ſetzen wolle: er machte eine Verbeugung und der König befahl, ihm einen Stuhl zu bringen. Man ſetzte einen Seſſel hinter ihn. Einige Augenblicke darauf ſagte der König: Bruder, ſetzen Sie ſich doch; er verbeugte ſich, ſetzte ſich nie-

der und blieb bis zum Ende des Diners sitzen, wo er die Serviette präsentirte.

Gewöhnlich sprach der König wenig beim Diner, ausgenommen wenn die mit ihm vertrautern Herrn da waren, mit denen es sich ein wenig mehr unterhielt, so wie auch beim Lever. Große Tafel beim Diner war äußerst selten; sie wurde nur einigemal an großen Festen oder bisweilen zu Fontainebleau gegeben, wenn die Königin da war. Zum gewöhnlichen kleinen Diner kam nie eine Dame; äußerst selten habe ich die Marschallin de la Motte daselbst gesehn, die dieses seltene Vorrecht hatte, weil sie sonst die königlichen Kinder, deren Gouvernantin sie gewesen war, dahin geführt hatte. Sobald sie kam, brachte man ihr einen Stuhl; denn sie war Herzogin à brevet gewesen.

Von der Tafel ging der König wieder in sein Cabinet: dieß war ein Augenblick, wo ihn Vornehmere sprechen konnten. Er blieb ein wenig in der Thüre stehen und hörte den Sprechenden an; selten folgte man ihm, und nie ohne ihn darum zu bitten, was man nicht gern wagte. Wenn ihm einer gefolgt war, so trat er mit ihm an das Fenster, nahe an der Thüre, die sogleich zugemacht wurde und die der, welcher mit dem Könige gesprochen hatte, selbst wieder öffnete. Dieß war auch die Zeit für die legitimirten Kinder, für die geheimen Kammerdiener und bisweilen für sein Bauwesen. Diese Personen warteten in den hintern Cabinettern, den ersten Leibarzt ausgenommen, der immer beim Diner war und dem Könige in seine Cabinetter folgte. Dieß war auch die Zeit, wo der Dauphin sich einfand, wenn er den Morgen über den König nicht gesprochen hatte.

Der König amüsirte sich nun mit dem Füttern seiner Hühnerhunde, verlangte hierauf seinen Anzug, wechselte in Gegenwart der wenigen Personen von Distiction, die er durch den ersten Kammerherrn einzulassen beliebte, seine Kleider, und ging dann sogleich zur Hinterthüre hinaus und auf seiner kleinen Treppe in den Marmorhof hinunter, wo er in den Wagen stieg.

Der König war außerordentlich gern in freier Luft; und wenn er sie nicht genießen konnte, so litt er an Kopfschmerzen und Vapeurs, die er sich durch zu starken Gebrauch der Parfümerien zugezogen hatte. Seit langer Zeit konnte er auch deswegen außer dem Geruch der Orangenblüthen keinen Geruch vertragen, und man mußte sich sehr hüten, keinen an sich zu haben, wenn man ihm nur etwas nahe kommen mußte.

Da ihn Kälte, Wärme und Regenwetter wenig incommodirte, so mußte das Wetter ausserordentlich schlecht seyn, wenn er nicht alle Tage ausgehn oder ausfahren, wenigstens die Woche einmal Hirsche parforce jagen, und ein oder zweimal die Woche im Parc schießen sollte, besonders Sonntags, wo nie große Jagd war, und keine Arbeiter in Arbeit stunden, oder wenn er nicht in seinen Gärten und Gebäuden herumgehen oder mit Damen um den Kanal spazieren gehen sollte, was ein interessanter Anblick war.

Marly hatte ein besonderes Privilegium: nämlich wenn der König aus dem Schlosse auf die Promenade ging, so sagte er: den Hut, meine Herren; und sogleich bedeckte sich jedermann; ja er würde es übel genommen haben, wenn man den Hut nicht sogleich aufgesetzt hätte.

Auf die Hirſchjagd zu Fontänebleau konnte gehen wer wollte; ſonſtwo konnten es nur die, welche einmal für allemal die Erlaubniß dazu erhalten hatten und das Jagdkleid tragen durften, welches eine blaue Uniform, mit einer ſilbernen Treſſe zwiſchen zwei goldenen beſetzt, und roth gefüttert war. Aber eine zu große Anzahl von Herren ſtörte natürlich die Jagd. Er ſah es gern, wenn man ein Liebhaber von der Jagd war; aber er wollte nicht haben, daß man, ohne Liebhaber zu ſeyn, auf die Jagd ging; er fand dieß lächerlich und verargte es niemanden, wenn man gar nicht auf die Jagd ging. So war es auch mit dem Lansquenetſpiel, das er zu Marly gern oft und hoch ſpielte. Bei ſchlechtem Wetter amüſirte er ſich zu Fontänebleau damit, guten Spielern beim Ballſpiel zuzuſehn, wo er ehemals excellirt hatte; und zu Marly ſah er oft dem Mailſpiel zu, in welchem er auch ſehr geſchickt geweſen war. An manchen Tagen, wenn kein Conſeil und nicht Faſttag war, ging er, wenn er in Verſailles war, mit der Herzogin von Burgund, Frau von Maintenon und mit andern Damen nach Marly oder nach Trianon zum Diner; dieß geſchah öfter in den letzten Jahren ſeines Lebens.

Im Sommer kam nach aufgehobener Tafel der Miniſter, welcher mit dem Könige arbeitete; und wenn dieſe Arbeit beendigt war, ging der König bis zum Abend mit Damen ſpazieren, oder ſpielte mit ihnen; öfters ſtellte er für ſie eine Lotterie an, von lauter ſchwarzen Looſen, ohne Einſatz. Dieß war eine galante Manier, den Damen Präſente zu machen, zum Beiſpiel von Stoffen, Silberarbeit und Edelſteinen, theils von Werth, theils zum Putz, wobei der Zufall ſein Spiel trieb. Frau von Maintenon zog, wie die übrigen Damen, aber ſie verſchenkte faſt immer wieder ſogleich, was

was ſie gewonnen hatte. Der König zog nicht mit; oft fielen mehrere Gewinnſte auf ein Loos.

Im Sommer arbeitete der König in ſeinem Cabinet und nach der Tafel mit den Miniſtern; wenn aber die Tage kürzer wurden, arbeitete er des Abends bei Frau von Maintenon. Wenn er aus geweſen war und wieder zurückfuhr, konnte ihn ſprechen, wer wollte, vom Wagen an bis an ſeine kleine Treppe; er zog ſich hierauf wieder um und blieb in ſeinem Cabinet. Dieß war die beſte Zeit für die legitimirten Prinzen, für die Bedienten und für das Bauweſen.

Wenn er von ſeinen Promenaden zurückkam, blieb er eine Stunde länger in ſeinen Cabinettern; dann ging er zu Frau von Maintenon, und auf dieſem Wege konnte ihn wieder jedermann ſprechen: um zehn Uhr wurde die Tafel bedient; der Haushofmeiſter, der den Dienſt hatte, kam mit ſeinem Stabe in der Hand in das Vorzimmmer der Frau von Maintenon, um den wachthabenden Kapitän der Garde zu benachrichtigen, nachdem er ebenfalls erſt durch eine Schildwache benachrichtigt worden war. Nur die Kapitäns der Garde konnten in das Vorzimmer des Zimmers kommen, wo der König und Frau von Maintenon waren; ein anderes ſehr kleines Vorzimmer war für die andern Officiers beſtimmt. Der Kapitän trat hierauf in die Thüre des Zimmers: ſagte dem Könige die Tafel ſey bereit; und trat ſogleich wieder in das Vorzimmer zurück. Eine gute Viertelſtunde nachher ging der König zum Souper, wo immer große Tafel war; von dem Vorzimmer der Frau von Maintenon an bis in das Speiſezimmer konnte ihn jedermann ſprechen. Bei ſeinem Souper, wo er mit den königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen und mit ſeinen Enkeln und Enkelinnen ſpeiſte, war immer eine große Anzahl von

Hofleuten und Damen, welche theils ſtanden, theils ſaßen. Jedesmal Abends vor den Reiſen nach Marly waren alle die Damen gegenwärtig, welche mit reiſen wollten. Dieß hieß: ſich für Marly präſentiren. Die Männer erſuchten den König darum den Morgen vorher, indem ſie bloß ſagten: Sire, nach Marly. In ſeinen letzten Jahren fand er dieß läſtig, und ein blaugekleideter Knabe mußte in der Gallerie die Namen derjenigen aufſchreiben, die nach Marly verlangten und die ſich aufſchreiben laſſen wollten. Die Damen aber fuhren fort, ſich bei Tafel zu zeigen. Nach dem Souper blieb der König einige Augenblicke im Zimmer ſtehen, mit dem Rücken an das Geländer beim Fuße ſeines Bettes gelehnt, und vom ganzen Hofe umringt; hierauf ging er mit Verbeugungen gegen die Damen in ſein Cabinet, wo er ſogleich die Ordre gab. Er blieb daſelbſt nicht ganz eine Viertelſtunde in Geſellſchaft ſeiner legitimen und legitimirten Kinder, ihrer Kinder, ihrer Männer oder ihrer Gemahlinnen, die alle in einem Cabinette waren; der König ſaß in einem Lehnſtuhl, ſein Bruder, der im Privatleben mit ihm in brüderlichen Verhältniß ſtand, ebenfalls, der Dauphin ſtand, und die übrigen Prinzen und Prinzeſſinnen ſaßen auf Seſſeln. Nach dem Tode der Gemahlin des Dauphins erhielt die Gemahlin des königlichen Bruders den Zutritt in dieſe Geſellſchaft; auch befanden ſich diejenige daſelbſt, die durch die Hinterthüren eingelaſſen wurden und die geheimen Valets nebſt Chamarande, der ſeinem Vater in der Stelle des erſten Kammerdieners gefolgt und nachher erſter Haushofmeiſter der Gemahlin des Dauphins, der Prinzeſſin von Baiern und Generallieutenant geworden war und viel Achtung genoß, ein Menſch nach der Mode der Welt, von wenig Geiſt, ſehr galant und überall beliebt.

Die

Die Hofdamen u. ſ. w. der Prinzeſſinnen warteten zu Fontainebleau, wo nur Ein groſſes Cabinet war, im Cabinet des Conſeils; die ſitzenden Damen ſaſſen in Einem Kreiſe mit ihren Prinzeſſinnen; und die andern Damen hinter ihnen hatten die Erlaubniß, ſich auf den Boden, aber ohne Kiſſen, niederzuſetzen, was mehrere auch thaten.

Wenn der König ſich entfernen wollte, ſo gab er erſt ſeinen Hunden Futter, denn ſagte er gute Nacht, ſprach das Abendgebet und fing an, ſich auszukleiden. Dieß war das kleine Couchee, wo die erſte und die zweite Ordnung des Zutritts oder die brevets d'affaires noch da blieben. Es dauerte nicht lange; ſie gingen aber nicht eher, als bis er ſich zu Bett legte. Diejenige, die ein beſonderes Vorrecht hatten, konnten ihn da noch einen Augenblick ſprechen.

Die Tage, wo er medicinirte, und ohne welche kein Monat verging, hielt er ſich, ſo lange er einnahm, im Bette, und hörte auch da die Meſſe, wobei nur die Aumoniers und die, welche Entree hatten, gegenwärtig waren. Frau von Maintenon ſaß gewöhnlich oben am Bette neben ihm, auch bisweilen des Königs Bruder, aber nur wenn ſie noch nicht da, oder wieder fortgegangen war. Der Dauphin ſtand immer und die übrigen von der königlichen Familie waren nur einen Augenblick da. Herr du Maine, der den ganzen Morgen beim Könige blieb und ſehr hinkte, ſetzte ſich neben das Bett auf einen Seſſel, wenn niemand als Frau von Maintenon und des Königs Bruder da war. Der König aß im Bette zu Mittage; um drei Uhr kamen alle dieſe Perſonen; dann ſtand er auf und es blieb niemand, als die, welche Entree hatten. Sodann ging er in ſein Kabinet, wo er Conſeil hielt, hierauf

Anmerkungen.

I.

Zu den Denkwürdigkeiten der Anna Comnena.

Seite

2. Und keine der vier Wiſſenſchaften vernachläſſigt habe.

Hier verſteht ſie das ſogenannte Quadrivium, worunter Aſtrologie, Geometrie, Arithmetik und Muſik begriffen ſind. Das Trivium begriff Grammatik, Rhetorik, Dialektik. Anna bezeigte an mehrern Stellen, daß ſie in dem letztern ſowohl als in dem erſtern, welches ſo zu ſagen, die höhern Wiſſenſchaften enthielt, bewandert war. Man ſehe nur das ſechſte Buch, S. 127. Auſſer ihrer Gelehrſamkeit, kann man ihr auch wirklich einen ziemlichen Grad von Aufklärung nicht abſprechen, der ihr, wenigſtens in ihrem Zeitalter, Ehre machte. Unter andern Stellen und der eben angeführten, will ich nur S. 14, aus dem 12. Buche anmerken.

zu Frau von Maintenon und Abends um zehn Uh
hielt er große Tafel.

Der König hat nie in seinem Leben die Messe ver
säumt, außer ein einziges mal im Kriege, auf einer
schnellen Marsche; auch hat er nie einen Fasttag nicht
gehalten, außer wenn er wirklich unpaß war, was sel
ten vorkam. Einige Tage vor Anfang der Faste
hielt er gewöhnlich bei seinem Lever eine öffentliche
Rede, worin er erklärte, daß er es sehr übel aufneh
men würde, wenn jemand Fleisch äße, unter welcher
Vorwande es auch seyn möchte. Er befahl dem Ober
hofrichter, daß er darüber wachen und ihm Rechen
schaft geben sollte. Eben so wenig gestattete er, daß
die, welche Fleisch aßen, zusammen essen und etwas
andres als ein wenig gekochtes und gebratenes Fleisch
genießen sollten. Niemand wagte auch diese Verbote
zu überschreiten, denn man würde es sehr zu bereuen
gehabt haben; sie erstreckten sich bis auf Paris, wo
der Polizeilieutenant darüber zu wachen und Rechen
schaft zu geben hatte.

Seit zwölf oder funfzehn Jahren hielt er die Fast
nicht mehr. Anfangs an vier Fasttagen, dann an drei
und die letzten vier Tage der Charwoche, war sein
Diner, vom kleinsten Gedeck, wenn er Fleisch aß, sehr
eingeschränkt, und Abends war die große Tafel blos
eine Kollation; Sonntags Abends bestand alles aus
Fischspeisen, nebst höchstens fünf oder sechs Fleisch
richten, für ihn und für die, welche an seiner Ta
Fleisch aßen.

Den Charfreitag war große Tafel, Morgens und
Abends, wo bloß Gemüse und kein Fisch gegessen wur
de, an keiner seiner Tafeln. Er versäumte weder
Predigten vor und in den Fasten, und keine der ge

tesdienſtlichen Handlungen in der Charwoche, keins der großen Feſte und keine allgemeine Proceſſion. Er war in der Kirche ſehr ehrerbietig; in ſeiner Meſſe mußten alle beim Sanctus niederknieen bis zur Communion des Prieſters; und er nahm es ſehr übel, wenn er plaudern hörte.

Er communicirte immer im Ordensband, Ueberſchlag und Mantel, und fünfmal des Jahres; den Charfreitag in der Pfarrkirche, die andern Tage in ſeiner Capelle, nämlich zu Pfingſten, Himmelfahrt, am heiligen Abend vor Allerheiligen und das Neujahr. An dieſen Tagen war keine Muſik bei der Meſſe und jedesmal berührte er Kranke. Die Tage, wo er communicirt hatte, ging er in die Veſper und nahm nachher im Cabinet mit ſeinem Beichtvater die Austheilung der geiſtlichen Stellen vor, die er ſelten zu einer andern Zeit austheilte. Den Grünendonnerſtag bediente er zu Mittag die Armen bei Tiſche. In der Meſſe betete er ſeinen Roſenkranz, ohne weiter etwas davon zu verſtehen, und immer knieend, außer beim Vorleſen des Evangeliums; bei den hohen Meſſen ſetzte er ſich nicht in ſeinen Lehnſtuhl, außer zur gewöhnlichen Zeit.

XXVIII. Kleidung des Königs. Warum er den Luxus begünſtigt. Erbauung von Verſailles; Beſchreibung dieſes Schloſſes und von Marly.

Er trug immer ein Kleid von brauner Farbe, heller oder dunkler, mit einer leichten Stickerei. Aber nie hatte er dergleichen auf der Taille; bisweilen hatte er auch weiter nichts als goldene Knöpfe, bis-

bisweilen Knöpfe von schwarzem Sammet auf dem Kleide. Er trug immer eine Weste von Tuch oder Atlas, roth, blau oder grün, mit vieler Stickerei. Er hatte nie einen Ring oder sonst Edelgesteine an sich, außer an seinen Schuh- und Knieschnallen und an der Schnalle, die er an seinem spanischbordirten und mit einem weißen Federbusche gezierten Hute trug. Er trug das blaue Ordensband immer unter dem Kleide, außer an Hochzeittagen und ähnlichen großen Festen, wo er es drüber trug, sehr lang herunterhängend und mit vielen tausend Edelsteinen geziert.

Er war der einzige vom königlichen Hause und von den Prinzen, der den Orden unter dem Kleide trug; wenige thaten es ihm nach.

Heut zu Tage trägt ihn fast niemand über dem Kleide, die Bessern darum, weil sie sich ihrer Ordensbrüder schämen. Bis nach der Beförderung im Jahr 1661 trugen die Ordensritter alle bei allen drei Feierlichkeiten des Ordens ihr Ordenskleid; sie gingen zur Opfermesse und communicirten alle. Der König brachte das Ordenskleid, die Opfermesse und die Communion ab, welche Heinrich der III wegen der Hugenotten und der Ligue vorgeschrieben hat. — Wie die Mahlzeit im Refectorium in Gesellschaft des Königs abgekommen ist, werden wir zu einer andern Zeit anführen.

Der König liebte den Luxus, die Verschwendung sowohl als die Pracht. Diese Neigung wurde bei ihm durch Politik zur Maxime und er suchte sie auch seinem Hofe einzuflößen. Sich ganz in den Luxus zu stürzen, in Gastmahlen, Kleidung, Equipagen, Gebäuden und Spiel zu verschwenden, dieß war der Weg seinen Beifall zu erlangen und dieß waren die Gelegenheiten, wo er mit den Leuten sprach. Er hatte zum Zweck und es gelang ihm

ihm auch, alle mit einander zu Grunde zu richten, damit sie ganz von seiner Gnade abhängen und bloß durch ihn subsistiren sollten. Uebrigens schmeichelte es seinem Stolze, einen prächtigen Hof um sich zu sehen und alle Auszeichnungen und Unterschiede dadurch verwirrt und vernichtet zu sehen. Dieser Luxus hat gleich einem fressenden Uebel um sich gegriffen und richtet die Privatleute zu Grund; vom Hofe hat er sich in die Provinzen verbreitet, und schon wird daselbst der Rang nach dem Verhältnisse des Tafelaufwandes geschätzt. Es müssen viele stehlen, um ihren Aufwand bestreiten zu können, der Unterschied der Stände wird verwirrt und es nähert sich alles dem allgemeinen Umsturz. Nie hat man bis zu diesem Könige eine solche Verschwendung und Pracht in Equipagen von allen Arten gesehn; die Gebäude, die er aufgeführt hat, sind nicht zu zählen; und welchen unseligen Stolz, welchen Eigensinn, welchen verderbten Geschmack hat er dabei bewiesen! Er verließ Saint-Germain und ließ zu Paris, die Königsbrücke ausgenommen, die er aus Noth bauen mußte, nichts zur Verschönerung und Bequemlichkeit dieser Stadt bauen, die ungeachtet ihres außerordentlichen Umfangs in dieser Rücksicht vielen Städten von Europa nachsteht. Als man den Vendomeplatz anlegte, war er ins Gevierte; Louvois sah die Gebäude an den vier Seiten desselben schon angefangen, sein Plan war, die königliche Bibliothek, das Medaillencabinet, die Wage, die Academien und das große Conseil, dessen Sitzungen noch immer in einem gemietheten Hause gehalten werden, dahin zu verlegen. Aber den Tag, wo Louvois starb, war das Erste, was geschah, daß dem Bauen Einhalt gethan und Befehl gegeben wurde, die Winkel des Platzes abzuschneiden, wodurch er so eingeengt wurde, daß keins von den entworfenen Gebäuden daselbst aufgeführt

führt und nur Häuser, wie man sie jetzt daselbst sieht, hingebaut werden konnten.

Saint-Germain, einen Ort, der alle Reize der Aussicht in sich vereinigt, der wegen seiner Lage nahe an einem herrlichen Walde von den schönsten Bäumen und dem vortrefflichsten Terrain, wegen seines Reichthums an Quellwasser, wegen der vortrefflichen Lage seiner Gärten voller Anhöhen und Terrassen, die sich stufenweis über einander erheben und so weit, als man wollte, hätten fortgeführt werden können, auch wegen seiner reizenden und bequemen Lage an der Seine alle Vortheile darbot; kurz, eine Stadt, die schon ganz erbaut war und vermöge ihrer Lage von selbst subsistiren konnte, verließ er und zog Versailles vor, einen unfruchtbaren traurigen Ort, ohne Aussicht, ohne Wald, ohne Wasser, ohne Land, denn es ist dort alles Sand und Morast, und folglich auch ohne gesunde Luft. Er war stolz darauf, die Natur zu tyranniſiren und sie durch alle Mittel der Kunst und seiner Schätze zu bezähmen. Er baute eins nach dem andern, ohne allgemeinen Plan; das Schöne und Häßliche, das Ungeheure und Enge wurden gepaart. Sein und der Königin Appartement haben die äußerſte Unbequemlichkeit und die dunkelſte, eingeſchloſſenſte und ekelhafteſte Aussicht auf die Cabinetter und auf alle Hintergebäude. Die Gärten sind von erstaunenswürdiger Pracht, aber eben so geschmacklos angelegt, und werden beim geringſten Genusse läſtig. Um zur Kühle des Schattens zu kommen, muß man erſt eine heiße Zone durchwandern, und wo dieſe aufhört, giebt es nichts als auf und nieder zu steigen, und mit dieſem sehr kleinen Hügel endigen sich die Gärten. Der Sandſchutt in den Wegen brennt die Füße; aber ohne dieſen Schutt würde man im Sand und ſchwärzeſten Koth verſinken.

Der Zwang, der überall der Natur angethan iſt, macht wider die Abſicht einen übeln Eindruck; das Waſſer, das in Ueberfluß überallher verſammelt und künſtlich gezwungen iſt, wird grün und ſchlammicht, es verbreitet eine ungeſunde und empfindliche Feuchtigkeit und einen noch ſchlimmern Geruch; ſeine Wirkungen ſind zwar außerordentlich, aber doch nur ſparſam zu gebrauchen; und der ganze Effect iſt, man bewundert und flieht.

Nach dem Hofe zu macht das Schloß einen ſchlechten Proſpect, die Schmalheit des Hauptgebäudes iſt beleidigend und die ungeheuern Flügel haben nichts, worauf ſie ſich ſtützen. Vom Garten aus genießt man zwar die Schönheit des Ganzen; aber man glaubt einen Pallaſt zu ſehen, der abgebrannt iſt und an dem die lezte Etage und das Dach noch fehlt. Die Kapelle, die verhältnißmäßig zu hoch iſt, weil Manſard alles eine Etage hoch bauen wollte, giebt überall den traurigen Proſpect eines caſtrum doloris. Die Arbeit iſt in jeder Art vortrefflich, aber die Anordnung taugt nichts; es iſt alles auf die Emporkirche gewandt, weil der König ſelten herunter ging; die Tribünen an der Seite ſind faſt unzugänglich, indem jede nur einen einzigen engen Zugang hat. Man würde nicht fertig, wenn man alle die ungeheuern Mängel eines ſo weitläuftigen und koſtbaren Palaſtes aufzählen wollte, der dieſe unzählige, noch weit koſtbarere Umgebungen hat, Orangerie, Küchengarten, Hundeſtälle, große und kleine Pferdeſtälle, alles gleich verſchwenderiſch angelegt, und um welchen eine ganze Stadt erbaut worden iſt, wo vorher nur ein elendes Wirthshaus, eine Windmühle und das kleine Landhaus ſtand, das Ludwig der XIII. um nicht wieder auf der Streu ſchlafen zu müſſen, dahin hatte bauen laſſen, ein kleines niedriges Gebäude vom Umfang des Marmorhofes,

wel-

welcher den Hof desselben ausmachte, und ein kleines Hauptgebäude mit kleinen Flügeln hatte. Noch dazu hat dieß Versailles Ludwigs des XIV., dieses so kostspielige und geschmacklose Werk, wo, durch die gänzlichen Umwandlungen der Bassins und Boskets, so viel Gold verschwendet worden ist, nicht vollendet werden können.

Bei der Menge von Sälen, die übereinander gebaut sind, ist doch kein Theater, kein Banquetsaal, kein Ballsaal da; vornen und hinten ist noch viel fertig zu machen übrig. Die Parks und Alleen, die alle in der Ebene sind, können noch wachsen, aber um Wild darin zu haben, muß man beständig welches hineinbringen. Es sind unzählige Graben von vier bis fünf Meilen im Umkreis darum gezogen, die unsäglich viel zu unterhalten kosten, und endlich Mauern, von ungeheurem Umfang, die gleichsam eine kleine Provinz, aber einen der traurigsten garstigsten Landstriche einschließen.

In diesem Park vor dem Thore von Versailles liegt Trianon, anfangs bloß ein Porcellanhaus, wo Kollationen gemacht wurden, das nachher vergrößert wurde, um daselbst zu übernachten, und endlich ein Pallast von Marmor, Jaspis und Porphyr, von den lieblichsten Gärten umgeben, geworden ist.

Die Menagerie, die gegenüber auf der andern Seite des Kanals von Versailles, ganz hinten liegt, und mit allen Arten der seltensten Thiere gefüllt ist; und Clagny an der Grenze von Versailles ein prächtiges Schloß, mit herrlichen Wasserkünsten, Gärten und Park, das von der Montespan erbaut und nachher an den Herzog du Maine gekommen ist, wurden beide

beide zu Verſailles gezogen. Ueberall ſieht man Waſſerleitungen, die der Römer würdig ſind, und weder Aſien noch das Alterthum konnten eine ſolche mannigfaltige Menge der größeſten und vollendeſten koſtenſten Kunſtwerke zeigen, wie man ſie hier in allen Arten von Bronzen, Gemälden und Bildhauerarbeit findet.

Aber es fehlte an Waſſer, was man auch unternehmen mochte; und alle dieſe Wunder der Kunſt hatten Mangel an Waſſer, wie noch jetzt, trotz dieſer Meere von Waſſerbehältern, die ſo viel Millionen gekoſtet haben, um ſie auf dem Boden von Schlamm und Sand zu errichten. Wer hätte es geglaubt? Dieſer Waſſermangel wurde das Verderben der Infanterie. Frau von Maintenon regierte, von der wir zu ſeiner Zeit reden werden; Herr von Louvois war mit ihr in gutem Vernehmen, und es war Friede. Louvois kam daher auf den Einfall, den Fluß Eure zwiſchen Chartres und Maintenon abſtechen und nach Verſailles leiten zu laſſen.

Es iſt unſäglich, wie viel Geld und wie viel Menſchen uns dieſes Unternehmen gekoſtet hat. Es gieng ſo weit, daß man in dem Lager, das daſelbſt lange Zeit ſtand, die größten Strafen darauf ſetzte, wer von den Kranken und den Todten ſprechen würde, welche die übermäßige Arbeit und beſonders die Ausdünſtungen aus der aufgegrabenen Erde niederwarfen. Wie viele mußten noch Jahre lang die Folgen der Anſteckung tragen! Und wie viele haben nie wieder geneſen können! Kein Offizier, er ſey Colonel, Brigadier oder ſonſt ein Generalofficier, der dabey angeſtellt war, hatte die Freyheit, ſich eine Viertelſtunde von der Arbeit zu entfernen oder zum Eſſen zu ſpät zu kommen. Der Krieg vom Jahr 1688 endigte dieſe

Arbeiten; und es ſind nur einige unvollkommne Spuren davon übrig geblieben, welche dieſe grauſame Thorheit verewigen werden.

Gegen das Ende war der König des Glanzes und der Zerſtreuung müde, und überredete ſich, daß er zuweilen in der Einſamkeit ſeyn müſſe. Er ſuchte daher in der Nähe einen Ort dazu. Man verſuchte ihn zu bewegen, daß er Lucienne wählen möchte; aber er wandte ein, die ſchöne Lage dieſes Orts würde ihn verderben, er wolle ein Nichts und müſſe daher einen Ort haben, wo es ihm unmöglich wäre, etwas zu unternehmen.

Er fand hinter Lucienne ein enges tiefes Thal, von ſteilen Felſen und Moräſten eingeſchloſſen, ohne Ausſicht, und von Hügeln begrenzt, auf deren einem ein ſchlechtes Dorf lag, mit Namen Marly. Dieſe Eingeſchloſſenheit, dieſe Enge, wo man keine Ausſicht und keinen Raum hatte, machte beim Könige Glück; er glaubte einen Miniſter, einen Günſtling, einen General zu wählen. — Es war eine harte Arbeit, die Moräſte, worein aller Unrath der Nachbarſchaft floß, zu trocknen und Erde darauf zu führen; aber endlich war die Einſiedelei fertig. Sie war nur dazu beſtimmt, um drei Nächte vom Mittwoch zum Sonnabend, zwei oder dreimal des Jahrs, mit höchſtens zwölf dienenden Hofleuten und mit einigen Vornehmen daſelbſt zu übernachten. Nach und nach wurde ſie aber immer vergrößert, und ſo wie ſie ſich ausdehnte, wurden die Hügel weggehauen, um zum Bauen Platz zu gewinnen; der äußerſte wurde ganz breit abgetragen, um wenigſtens im Hintergrunde etwas Ausſicht zu haben, die aber ſehr unvollſtändig blieb.

So

So entstand endlich das Marly, welches wir jetzt, ob
gleich seit dem Tode des Königs sehr entblößt, noch
sehen, mit seinen Gebäuden, Gärten, Wasserkünsten und
Wasserleitungen, mit dem was unter dem Namen Ma-
chine de Marly bekannt und berichtigt ist, mit sei-
nen Parks eingezäunten Wäldern, Statuen u. s. w.;
mit jenen transportirten so buschreichen Wäldern von
großen Bäumen aus Compiegne und noch weiter her, die
ununterbrochen herbeigeschafft wurden, von denen immer
über drei Viertheile abstarben, und die man sogleich
wieder ersetzte; mit jenen weitläuftigen Holzpflanzun-
gen und dunkeln Alleen, die plötzlich in ungeheure
Wasserflächen, wo man auf Gondeln fuhr, und dann
wieder in Holz verwandelt wurden, wo, sobald es
gepflanzt war, das Tageslicht nicht hindurch dringen
konnte. Ich habe es selbst gesehn, daß binnen sechs
Wochen mit Bassins und Kaskaden hundert verschiedene
Veränderungen und Umformungen vorgenommen wur-
den; daß Karpfenbehälter, die mit Vergoldungen und
den vortrefflichsten Mahlereyen geziert waren, wieder
verändert wurden und dann von den nämlichen Meistern
wieder die vorige Form erhielten. Und dieß unzählige
Mal. So ward jene erstaunenswürdige Maschine mit
ihren ungeheuern Wasserleitungen, Kanälen und Be-
hältern, die Marly allein gewidmet waren, und Ver-
sailles kein Wasser mehr zuführten.

Es ist gering geschätzt, wenn man sagt, Versailles
habe nicht so viel als Marly gekostet; und wenn man
den Aufwand dazu nimmt, den die beständigen Reisen
nach Marly gekostet haben, wo sich der König wenig-
stens eben so oft als zu Versailles, und gegen sein
Ende fast gewöhnlich aufhielt: so wird man, ohne
Übertreibung, auf Marly allein Millionen rechnen
können. Dieß war das Schicksal eines Sammelplatzes:

Seite

merken. Und wer ſollte nicht ihr eben ſo ſcharfes, als gerechtes Urtheil, B. 14, S. 104 über den verkehrten Unterricht, den die damalige Jugend erhielt, unterſchreiben?

15. Der damahls die Würde eines Großdomeſticus bekleidete.

Der Reſt vom römiſchen Reiche, den wir unter dem Namen des griechiſchen Kaiſerthums kennen, wurde in ſpätern Zeiten, in das Morgen- und Abendland eingetheilt. Jeder dieſer Theile, war in mehrere Provinzen zerſchnitten, welche entweder von Ducen, (Herzogen) oder von Conſulariſchen Perſonen verwaltet wurden. Ueber dieſe waren wieder zwey Domeſtici geſetzt, ein Domeſticus des Morgen- und einer des Abendlandes. Den leztern Titel ſoll Alexius nach dem Zeugniß mehrerer Schriftſteller geführt haben.

16. Was noch übrig war, beſtand aus einigen Unſterblichen.

Die Perſiſchen Könige hatten eine Legion, welche die Unſterbliche hieß, und die Byzantiniſchen Kayſer ahmten ſie hierinn, wie in mehrern Stücken, nach. Sie ſind Bryenns Nachrichten zufolge, unter Nicephorus Logotheta errichtet worden, und ſcheinen ihren Namen wahrſcheinlich davon zu haben, weil ſie ſtehende Soldaten waren, die auch zu Friedenszeiten Dienſte thun mußten. Eine nähere Schilderung von ihnen, iſt im 2ten Buch S. 64 befindlich.

16. Die der Fürſt der Chomatener hergab.

Choma, war wohl nichts anders, als derjenige Theil Aſiens, den die Alten Lycien nannten, und in dem Ptolomäus eine Stadt Choma anführt, deren auch im Epheſiniſchen Concilio (part. 2. Art. 1.) Erwähnung geſchieht.

17.

von Schlangen, Aas, Kröten und Fröschen, eines Ortes, der bloß gewählt wurde, um keinen Aufwand daselbst machen zu können.

So sehr war der Geschmack des Königs verderbt und so weit ging sein Stolz, die Natur bezwingen zu wollen, daß er weder durch die heftigsten Kriege noch durch seine Frömmigkeit unterdrückt werden konnte.

nmerkungen, Zusätze und Erläuterungen

des

französischen Herausgebers

m ersten Theil dieser Memoires; aus den Papieren des rzogs von Saint-Simon, mehrerer seiner Zeitgenossen und aus einigen gedruckten Memoires

I.

telkeit des Königs in seinen jüngern Jahren, der frühe Keim seiner nachherigen Eitelkeit.

dwig der XIV. gab seit seiner frühesten Jugend Beie seines stolzen Charakters. Die Bürgermeister und thsherren von Paris hatten eine Statue des Königs von ßem Marmor machen lassen, die sie im Hofe des Rathses auf einem Postument aufstellen lassen wollten; und dieser Absicht kamen sie am heil. Abend des Johannisfestes 23 Jun. 1654 daselbst zusammen, indem sie verziehen Fest deswegen anzustellen, welches das noch immer unebene zum Aufruhr geneigte Volk nicht wohl aufgenommen würde. Die Statue wurde eine halbe Stunde vor aufgestellt; hierauf gab die Rathswache eine Musketenve bei Trompeten- und Trommelschall. Die Statue war

fünf und einen halben Fuß hoch, der König war als Cäsar vorgestellt im Römischen Mantel mit Lilien geschmückt, unter seinen Füßen lag die Fronde, unter der Figur der Rebellion, auf die er stolz als Sieger mit dem Scepter herabzeigte.

Diese Nebenfigur war als ein trotzigblickender Jüngling vorgestellt, der einen Säbel und Katzenkopf in der Hand hatte und auf eine zerknickte Binse trat.

Diese Statue stand auf einem Postument, vier Fuß und acht bis neun Zoll hoch und blieb daselbst stehen bis 1687.

Der König speiste einmal bei einem Freudenfeste auf dem Rathhause. Als er herunterging, sah er sich um und sagte: „das ist nunmehr außer der Zeit.“

Noch in der nämlichen Nacht wurde die Statue weggenommen und nach Clessy in ein Landhaus des prevôt des marchands, Jouvey, gebracht. Zwei Jahre nachher wurde eine andere von Bronze an die Stelle gesetzt. — Diese Anmerkung ist aus dem ersten Theil der ungedruckten Memoires des Grafen von Maurepas genommen.

II.

Etwas aus der Jugend Ludwigs des XIV.

Anhang zum §. III.

Aus den Papieren Colberts.

Ludwig XIV. an Colbert.

Saint-Cloud d. 2. Mai, 1664.

Seit ich Sie nicht gesehn habe, bin ich auf einen Einfall gekommen, der mir zwar etwas hoch zu stehen kommen mag, aber auch der hiesigen Gesellschaft und unter allen den König-

ginnen

ginnen verzüglich viel Vergnügen machen wird. Ich möchte nämlich eine Lotterie anstellen, wie sie auch der Hr Kardinal angestellt hat, das heißt, die niemanden etwas kostet, als mich. Ich möchte gerne die Gesellschaft damit überraschen und deswegen habe ich nur mit den Königinnen davon gesprochen. Sie soll mir nicht höher kommen als drei tausend Pistolen, aber dafür werde ich genug Galanteriewaaren bekommen; denn gröſsere Waaren mag ich nicht. Sobald Sie dieſes Billet erhalten, sorgen Sie dafür und sehen Sie, daß Sie mir bald alles Artige und Angenehme, was Paris hat, verschaffen; da niemand darum weiß, so werden Sie wenniger Schwierigkeit und wohlfeilern Kauf haben. In dem beigelegten Verzeichniß finden Sie, was ich ungefähr für Waaren wünsche. Antworten Sie mir sogleich nach Empfang dieſes Briefes und lassen Sie mir wissen, wie es nach ihren Gedanken mit der Sache steht.

Das groſse Loos soll fünfhundert Pistolen betragen, für die andern bestimme ich Ihnen keine Summen. Und übrigens kaufen Sie das schönste, was um einen mittelmäſsigen Preis zu bekommen ist, z. B. Ringe, Armbänder, Uhren, Etuis u. s. w. Aber dazu müssen Sie einen artigen Kasten kaufen, um alles hineinzupacken, der auch einen eignen Gewinnst ausmachen soll.

Ludwig der XIV. an Colbert 1664.

Morgen will ich mit Ihnen wegen der Lotterie genauer sprechen; indessen schicke ich Ihnen doch die Liſte der Personen, die daran Theil nehmen werden, damit Sie darnach gewissermaßen einen Plan der Gewinnste entwerfen können, den ich morgen früh, wenn Sie zum Conseil kommen, vielleicht zu sehen bekommen kann. Vielleicht hilft dieß zu nichts, weil man noch nicht wissen kann, was zu bekommen ist; aber man kann doch immer etwas daraus sehen. Ich habe diese Liſte beigelegt.

In Ansehung des Gerichtscollegiums (chambre de justice) muß das angefangene fortgesetzt und die Maasregeln, die ich gefaſst habe, wenns nöthig ist, noch kräftiger als vorher unterstützt werden.

Liſte.

Die Königinnen, Fräulein von Alençon, die Frau Herzogin (zur Seite ſteht Roſtec, von Colbert geſchrieben), Frau von Soiſſons, Frau von Armagnac, Frau von Baden, Fräulein von Elbeuf, Frau von Crequy, Frau von Navailles, Frau von Her, die Frau von Montauſier, von Bethüne, von Hümieres, von Monteſpan, die Marſchallin du Pleſſis, von Ganeſſon, von Rouvroy, die Fräuleins von Arquian, von Coetlogon, von la Mothe, von Ardenne, von Grame, Frau von Marſe, Fräulein von la Valliere, von Arbiany, du Pellay, Dampierre, von Sienne, Frau und Fräulein von Brances, Frau von Crüſſol, Beauvois, die Marſchallin von Eſtampes, die Amme des Königs, die Signore Maline, Fräulein du Fouleux und Frau von Langeron. (Darauf folgen Anmerkungen von der Hand Colberts).

III.

Ueber die Geſinnung des Königs in Rückſicht ſeiner königlichen Gewalt und über ſeine Abneigung gegen Paris.

Zuſatz zum §. XXI.

Ludwig XIV. behielt ſein ganzes Leben hindurch einen Groll gegen die Prinzen und Großen, die während ſeiner Minderjährigkeit jene Unruhen erregt hatten. Beſonders äußerte er dieſen Groll gegen die Municipalbeamten der Hauptſtadt, gegen die er ſich immer mit Kälte und Stolz betrug. Der geheime Verdruß, den ihm ſeine Flucht aus Paris in ſeiner Minderjährigkeit im Gemüthe zurückgelaſſen hatte, wurde der Grund der Vernichtung aller Magiſtratur und der Heeren, die gegen ihn die Waffen der Empörung getragen hatten, vor dem ſich auch ihre Nachkommen nicht retten konnten.

Him

Hingegen war der König für alle die Familien eingenommen, die für die Erhaltung ſeiner Macht thätig geweſen waren, beſonders für die Familie Richelieu. Er ſchrieb nie an den Vater oder an den Großvater des jetzigen Marſchalls von Richelieu, ohne das Verdienſt des Cardinals von Richelieu, des Stifters der neuern königlichen Gewalt in Frankreich zu rühmen. (Dieſe Anmerkung iſt aus gleichzeitigen Memoires genommen.)

IV.

Ueber die Amtsführung Mazarins während der Jugend Ludwigs des XIV., über Details der Finanzverwaltung und Regierung zwiſchen Colbert und Mazarin, und über eine intereſſante unbekannt gebliebene Anekdote von Fouquet.

Zuſatz zum §. I. im 1 Buch.

Wir haben folgenden intereſſanten Brief in zwei Columnen drucken laſſen, weil im Original der Miniſter ſeine Antwort auf dem Briefe an den Rand geſchrieben hat.

Brief des Herrn Colbert an den Herrn Cardinal Mazarin.

Paris d. 1. Oct. 1659.

Ew. Eminenz finden hierbei ein Memoire, das ich entworfen habe, ohne zu bedenken, daß über den Gegenſtand, den ich darin nur unvollkommen auseinander ſetze, Ew. Eminenz ſchon die vollkommenſte Einſicht haben. Mißfällt

Antwort.

Ich habe das Memoire erhalten und hatte es gerade durchgeleſen, als der Herr Surintendant ankam.

Es hat mir ſehr viel Einſicht verſchaft, und ſo weit es die Lage der gegenwärtigen

Ihnen etwas darin, so bitte ich recht sehr, werfen Sie es bei der ersten Seite ins Feuer. Uebrigens brauche ich Ew. Eminenz nicht zu sagen, wie wichtig das Geheimniß dieser Sache sey.

Angelegenheiten verstattet, werde ich auch davon Gebrauch machen.

Ich muß Ihnen schreiben, daß der Hr. Sürintendant sich sehr darüber beklagt hat, daß Hervau nachtheilige Reden von ihm fallen ließ, indem er zu seinen vertrautesten Freunden sage, er (der Sürintendant) ziehe von den Finanzen Vortheil, dieß sey eine ausgemachte Sache; er sey darin mit Ihnen einverstanden und Sie hätten ihm gerathen, das Ganze recht geheim zu halten. Wenn man den Sürintendant kennt, wie Sie ihn kennen, durfte man es mit keinem Worte versehen, um die Sache nicht recht schlimm zu machen, weil er sich sonst bei der Verlängerung seines Amtes rächen könnte.

Er sagte ferner, er habe Sie durch lange Erfahrung ziemlich kennen gelernt, und zweifle nicht, daß sich Ihre Gesinnung gegen ihn, gegen sonst, geändert habe, indem er seit langer Zeit eine gewisse Kälte an Ihnen bemerkt habe, wiewohl er Ihnen keine Ursache dazu gegeben habe. Er hege sehr viel Achtung für Sie und habe immer angelegentlich Ihre Freundschaft gesucht. Uebrigens wisse er, daß ich sehr viel Freundschaft und Zutrauen

tronen gegen Sie hätte, worüber er ſich ſehr verbreitete, indem er kein Wort zu Ihrem Nachtheil fallen ließ, und ſich bloß darüber beklagte, daß Sie mit Hervan und dem Generaladvokaten Talon zu ſeinem Nachtheil in Verbindung getreten wären; dieß ſchmerze ihn um ſo mehr, da Sie wiſſen könnten, daß ich, ohne alle dieſe Zurüſtungen, nur ein Wort zu ſagen brauchte, um ihn dahin zu bringen, daß er abträte und mir nicht allein die Surintendance, ſondern auch die Generalprocuratorſtelle überließe.

Ich verſicherte ihn, ich erſtaune über das, was er ſagte, da ich nicht das geringſte davon wüßte und im Gegentheil behaupten könnte, daß Sie gegen mich immer mit der größten Achtung für ſeine Einſicht und Talente von ihm geſprochen, und mir nach ſeiner Abreiſe nichts nachtheiliges berichtet hätten.

Er erwiederte mir, er wiſſe vom Anfang an, alles, was Sie zu mir geſagt hätten, und übrigens auch, daß Hervan Ihnen mehrere Memoires überreicht habe; und wenn ich noch keine, das Finanzweſen betreffend, erhalten hätte, ſo würde ich ſie bald erhalten, denn er wiſſe gewiß, daß Sie daran arbeiteten.

Dieß ſind genau ſeine Worte, und Sie können leicht denken.

ken, wie ſehr ich darüber erſtaunt bin; aber ich habe mir ſo weit aus der Sache geholfen, daß der Sürintendant bei der Ueberzeugung geblieben iſt, Sie hätten mir nichts nachtheiliges von ihm berichtet. Aber freilich glaubt er doch nicht, daß das, was zu Paris vorgefallen iſt, ſich anders verhalte, als er mir geſagt hat. Alles was ich thun kann, iſt, daß ich alles anwenden werde, damit der Sürintendant mit der Ueberzeugung von mir gehe, Sie haben mir nichts von ihm berichtet, und daß Sie dann mit ihm ſprechen und ſich dieſem gemäß mit ihm erklären können. Denn ich ſehe, daß er ſehr aufrichtig wünſcht, mit Ihnen in gutem Vernehmen zu ſtehen und Ihren guten Rath zu benutzen, den Sie ihm, wie er mir ſagte, ſonſt gern gegeben, aber ſeit einiger Zeit entzogen hätten.

Hervan iſt nie verſchwiegen geweſen; er ſagt aus einer gewiſſen Eitelkeit, die zu gar nichts taugt, mehreren Perſonen alles, was er weiß. Ich zweifle daher gar nicht, daß ſeine Aeußerungen dem Sürintendant Anlaß zu jenen Vermuthungen gegeben haben, die er mir eröffnet hat.

Ich ſchicke außerdem Ew. Eminenz einen Brief von meinem Bruder, welcher die Beſchreibung ſeiner Reiſe nach

Ich werde ihn mit Vergnügen leſen.

Deutſchland enthält, wo er einige der vornehmſten Städte und die Höfe von Baiern und Wirtemberg beſucht hat. Vielleicht finden Ew. Eminenz in dieſer Reiſebeſchreibung etwas, das Ihnen angenehm iſt.

Die Sache mit den Edelleuten in der Normandie geht immer ihren Gang fort, und ich laſſe dem Herrn von Annery noch immer nachſpüren. Die Sentenz des großen Conſeils, die ihn, Crequy und Moulinchapelle zur Strafe verdammte, im Bildniß enthauptet zu werden, iſt geſtern zu la Croix de Tirouer unter einem großen Zuſammenfluß von Menſchen executirt werden. Aber Ew. Eminenz werden vielleicht erſtaunen, wenn ich Ihnen ſage, daß der Marquis von Chandenier durch die geſchehenen Unterſuchungen ſchuldig befunden werden iſt, und daß das große Conſeil perſönliche Citation gegen ihn erkannt hat, ſo daß, wenn er nicht erſcheint, gefängliche Haft gegen ihn erkannt und ihm ferner der Proceß gemacht werden wird.

Es iſt ein großer Vortheil, daß Chandenier entdeckt iſt.

Was Annery betrifft, ſo habe ich in allen den Häuſern der Perſonen, die in einigem Verhältniß mit dem Cardinal von Retz ſtehen, Spione angeſtellt. Ich habe ſogar er-

Ich habe in Rückſicht der Edelleute in der Normandie und beſonders in Rückſicht Annery's nichts zu erinnern; aber Ihren Eifer und Ihre Sorgfalt muß ich loben, die

Seite

17. Die Maniaces in Sicilien angeführt hatte.

Dieß iſt Georg Maniaces, der vom Kaiſer Baſilius nach Kalabrien geſchickt wurde, die Sicilier, mit Hülfe der Normannier angriff, und als ihn dieſe verlaſſen hatten, unter dem Kaiſer Monomachus rebellirte. Er begab ſich mit den Reichskleinodien zu den Serviern, und wurde beym Strobus geſchlagen.

25. Zuerſt poſtirte er ſich beym Fluß Vardar.

Ein berühmter Fluß in Macedonien, ehemals Arius genannt, der ſich in den Thermaiſchen Buſen ergießt.

32. Der einzige Lohn — war der Ehrenname Sebaſtus.

Der Titel Sebaſtus, ſpricht Anna im dritten Buch (wo ſie alle und jede Ehrentitel, welche Alexius nach ſeiner Thronbeſteigung austheilte, hererzählt) gehörte ehemals nur dem Kayſer, bis ihn Alexius auch mehrern austheilte.

32. Robert aus der Normandie gebürtig.

Robert Guiſcard, Tancreds Sohn aus Neuſtrien, oder der Normandie gebürtig. Sein Vater Tancred, diente unter Richard II. Herzog der Normandie, als Anführer von funfzehn Mann, und gehörte zu der Klaſſe Soldaten die man Bannerets nannte.

Robert führte den Namen Guiſcard, von ſeiner Verſchlagenheit. Seine zweyte Gemahlin, war eine Tochter des Fürſten von Salerno, den die Schriftſteller unter dem Namen Gaimorus, Gaimarius, Gueilmach und Wailmach aufführen, und der wahrſcheinlich der Wilhelm Maſcabeles iſt, von dem Anna hier ſpricht: in welchem Falle ſich denn die letztere geirrt hätte, wenn ſie ſagt, Robert habe Wilhelms Tochter noch zu deſſen Lebzeiten geheirathet: denn Gaimar war ſchon lange vorher von ſeinen Unterthanen umgebracht worden. Wahrſcheinlich begeht ſie hier einen Gedächtnißfehler, indem ſie das von Wilhelm erzählt, was eigentlich von einem gewiſſen Fürſten, von Biſiniano, gelten ſollte. Roberts erſte

fahren, daß Frau von Sevecé ehedem ſeine Tochter bei ſich gehabt und ſie vor drei Tagen zu Chaillot ins Kloſter gebracht hat; und da ich fürchtete, daß Annery hieher gekommen ſeyn möchte, um zu dieſer Handlung Befehl zu geben, ſo habe ich Spione um das Haus der genannten Dame geſtellt und in vergangener Nacht in die Gegend von la Croix de Tirouer bewaffnete Leute geſchickt, um zu ſehen, ob er nicht nach Paris gekommen wäre, um ſein Teſtament zu rauben. Alles dieß iſt bis jetzt vergeblich geweſen und ich fange an zu verzweifeln, daß ich ihn je entdecken werde. Wenn die Leute, die ich an die beiden Fähren auf der Oiſe und Seine geſtellt habe, wohin er, wie man mir geſagt hat, auf dem Wege nach der Normandie kommen muß, nichts ausrichten, ſo iſt gewiß alle meine Mühe umſonſt.

Der Proceß gegen die Bonneſions gewinnt immer mehr Fortgang und ich glaube nicht, daß er vergeblich ſeyn wird.

Den Brief von Hrn von Mantoue, den Ew. Eminenz mir geſchickt haben, habe ich erhalten, und ich finde es ebenfalls, daß er ſehr vortheilhaft iſt, um ſich gegen die Proteſtation zu ſichern.

Es hat mich ſehr befremdet, daß, wie ich aus der Antwort gewiß nicht größer und nicht beſſer angewandt ſeyn könnten.

—

Ich habe die fünf Käſtchen, die Sie mir mit der ordinären

Ew. Eminenz vom 22. gesehen habe, das kleine Kästchen, das ich am 14. mit der ordinären Post abgeschickt habe, noch nicht angekommen ist. Ich bin sogleich auf die Post gegangen, um zu erfahren, wie dieß zugegangen sey. Die obersten Commis versicherten mir, das Kästchen sey vom Pariser Courier mit Namen la Damoiselle in Bordeaux in Verwahrung des Postmeisters gelassen worden; und dieser Fehler sey wahrscheinlich durch die Schuld des Courriers von Bayonne geschehen, der das Kästchen nicht habe mitnehmen wollen. Die Commis versicherten mich aber, daß Ew. Eminenz es jetzt erhalten haben müßten. Hierüber erwarte ich mit Ungeduld Nachricht.

Da ich seit dem vergangenen Jahre einen Vorrath von Muskat Wein zum Gebrauch für Ew. Eminenz für die Spätzeit gesammelt habe und da ich fürchte, daß Ihnen die Frontignaner Weine, die für nicht gesund gehalten werden, haben möchten, so schicke ich Ihnen morgen eine Fuhre mit drei Faß von diesem Wein, der auf den Hefen steht und drei Viertel in hundert und Post geschickt haben, mit denen, die mir Mont Gaillard gebracht hat, erhalten. Aber zum Unglück kann ich sie noch nicht brauchen, indem ich das Kästchen, Nr. 63, das, wie Sie mir meldeten, am 26 des vorigen Monats zu Bordeaux ankommen sollte, noch nicht erhalten habe. Ich soll nämlich die darin enthaltenen Bänder, Schnuren und Handschuhe zugleich mit den in den kleinen Kästchen enthaltenen andern Sachen nach Montlouis schicken; und im Augenblick erhalte ich Briefe von Bordeaux, worin mir gemeldet wird, daß die Fuhre, womit das Kästchen 63 kommen soll, am 14. dieses Monats noch nicht angekommen sey. Ich weiß nicht, wie ich mir diesen Zufall erklären soll, der mir in meinen Absichten sehr hinderlich ist, so daß ich kaum hoffen kann, der Sache wieder abzuhelfen; denn ich bin im Begriff, morgen nach Toulose zu reisen.

Es ist mir sehr lieb, daß Sie daran gedacht haben, mir Wein zu schicken, es wird mir eine gesundene Sache seyn, wenn er ohne vom Transport zu leiden ankömmt.

zwanzig Bouteillen jede zu zwei Maaß. Ich wünsche sehr, daß Ew. Eminenz ihn gut finden möge.

Ich schicke auch mit dieser Fuhre die Degen und Gewehrgehänge, wovon Sie ein Verzeichniß beigelegt finden. Ich fürchte Ew. Eminenz finden sie ein wenig theuer; aber Sie werden sie auch nach Verhältniß schön finden.

Ich werde morgen dem Hrn Marschall de l'Hopital und seiner Gemahlin meinem Auftrage gemäß, die Antwort Ew. Eminenz melden.

Die Tapezerei mit der Vorstellung der Apostelgeschichte, die ich vom Abbé Normant gekauft habe, besteht aus sieben Stücken, die drei und eine halbe Elle Höhe und fünf und dreißig und eine halbe Elle Umfang haben.

Ich habe mit Hrn. Courtet und seiner Frau gesprochen; aber ich gestehe Ew. Eminenz, daß ich noch nie mit so hartnäckigen Leuten zu thun gehabt habe. Sie behaupten, die Nestelnadeln mit Diamanten seyen nie blos für 2000 Liv. geschätzt worden, und sie könnten unter 28000 Liv. den Handel nicht schließen. Sie geben zu, daß die eine von den zwei Uhren, die sie ausbessern sollen, eine Schlaguhr mit Diamanten besetzt ist. Courtet wird mit der Prinzessin von Carignan ab-

Gut.

reisen und alles Ew. Eminenz überbringen.

Ich habe zwei oder drei Goldschmide gefragt, wie viel sie Macherlohn für goldene Schüsseln und Teller verlangen; aber kein einziger hat unter 8 Liv. verlangt. Ohne Zweifel ist daher das Anerbieten des Hrn. Lescot, sie für 3 Liv. und 10 Sous, oder für 4 Liv. zu machen, das vortheilhafteste.

Man wird Lescot die Arbeit geben müssen.

Der Herr Chevalier von Mont Gaillard, der am letzten Montag abgereist ist, bringt eine von den beiden Uhren mit, die Herr Lescot hat machen lassen.

Ich lasse an den zwölf Garnituren goldener Löffel, Messer und Gabeln arbeiten, die Ew. Eminenz verlangen: auch an allen den Hüten, die sehr schön ausfallen werden; besonders aber werden sechs graue und sechs schwarze außerordentlich schön werden.

Gut.

Hr. Lescot besorgt drei goldene Münzsorten, Hr. Courtet eine und ich zwei; Ew. Eminenz werden also sechs ganz verschiedene goldene Münzsorten erhalten.

Gut.

Ich lasse überdieß zwei Degen von politem Stahl, mit Gold ausgelegt, vom königlichen Schwertfeger le Gai arbeiten, die gewiß außerordentlich schön seyn werden. Aber alle diese Arbeiten können nicht

Gut.

eher als in zwei Monaten fertig werden.

Ich schicke Ew. Eminenz andere Devisen vom Herrn Douvrier, damit Sie darunter wählen können, welche Ihnen am besten gefällt. Hr. Warm arbeitet indessen an den Medaillen von sechs und fünf Pistolen.

Gut.

Was die Devise für den König betrift, so halte ich die der Sonne mit den Worten: soccidis ignibus auget, für die beste. Demungeachtet will ich mir Ihre Verfügung gern gefallen lassen, wenn Sie vorher über die andern alle Kenner um ihr Urtheil gefragt haben. Und ich bitte Sie sogar, eine von denen, die Sie mir geschickt haben, für mich zu behalten.

Ich habe schon die nöthige Summe zur Bezahlung des vierteljährigen Soldes der Besatzung von Philippsburg abgeschickt.

Gut.

Ich habe 6000 Liv. zur Fortification von la Fere hergegeben, und ich werde wieder eben so viel geben können; es ist aber schwer für dieses Jahr eine größere Summe aufzuwenden.

Gut.

Ich wünschte, daß Ew Eminenz die Güte hätten, und dem Hrn von Fontenay nebst dem Hrn von Besons die Commission der Stände von Languedoc übertrügen. Ich glaube, er würde sich sehr gut dabei verhalten.

Seit sechs Wochen habe ich es schon Hrn von Ventemont versprochen, der im Fall, daß ihrer zwei nöthig wären — aber er ist allein hinlänglich.

Im Vertrauen will ich Ihnen sagen, (wobei ich Sie aber

aber bitte, ſich gar nichts das von merken zu laſſen, ſelbſt nicht, daß ich mündlich mit Ihnen geſprochen habe) daß ich gar nicht Urſache habe, mit dem Hrn von Teron in Rückſicht meiner Nichte zufrieden zu ſeyn. Denn nachdem ich den Umgang beider ausgeſchlo ben habe, hat er ſich noch immer zugedrängt und hat ins geheim, mir und Frau von Venes unbewußt, meiner Nichte Briefe geſchrieben. Dieſe hat er auf der letzten Reiſe nach Bourdeaux beym Könige gel tend zu machen geſucht; und nachdem ihn Blecin überzeugt hat, wie übel er daran ge than habe und er eingeſehn, daß Blecin mich von allem unterrichtet, hat er mir einen Brief geſchrieben, worin er ſich entſchuldigt, daß er die Frau von Venes hintergangen habe und verſichert, er ſey ents ſchloſſen geweſen, mir alles zu entdecken und mich zu fragen, wie er ſich in Zukunft in dieſer Rückſicht verhalten ſolle. Hierauf habe ich ihm geants wortet, er ſolle meiner Nichte keine Briefe mehr ſchreiben und ich hätte es übel genom men, daß er ihr ohne Wiſſen der Frau von Venes geſchrie ben habe. Uebrigens weiß ich, daß er nach ſeiner Zurück kunft nach la Rochelle bei meiner Nichte geweſen, was mir ſehr fatal iſt; denn man

muß das Feuer zu unterdrücken suchen und ihm nicht Stoff zur Nahrung geben.

V.

Ueber den Aufenthalt Ludwigs des XIV. zu Verſailles.

Zuſatz zum Nr. XX.

Die Ungewißheit, in welcher ein Regent ſich befindet, wenn er das Geſchäft der Regierung über ſich nimmt, erlaubt ihm nicht, ſich von der Hauptſtadt zu entfernen.

Der Regent von Frankreich, Herzog von Orleans, welcher ſich mit dem Parlement in gutem Vernehmen erhalten, Unterhandlungen pflegen, ſich geltend machen und ſelbſt populär werden mußte, um die oberſte Gewalt im Namen eines Königes, der noch Kind war, auszuüben, nahm daher ſeine Reſidenz im Palaisroyal, und nicht zu Verſailles. Es iſt in Nr. XX. dieſer Memoires gezeigt worden, welche Urſachen Ludwig den XIV. bewogen, daß er ſeinen Hof nach Verſailles verlegte.

Wir liefern hier einen Auszug aus einer gleichzeitigen Handſchrift, wodurch es klar wird, wie es kam, daß Ludwig der XV. ſeinen Hof wieder nach Verſailles verlegte, trotz den Bemühungen des Marſchalls von Villars, des Herzogs von Saint-Simon, und anderer Hofleute, die ihn mit kräftigen Gründen zu bewegen ſuchten, ſeine Reſidenz in der Hauptſtadt zu nehmen.

„Der Regent konnte ſich nie davon überzeugen, daß „Dubois ihn bloß darum dahin gebracht hatte, den Hof „nach Verſailles zu verlegen, um ihn von den Geſchäften „zu

„zu entfernen. Der Regent liebte die Arbeit nicht; jede „Geistesanstrengung, jedes bestimmte Geschäft, das ihn „nöthigte, eine bestimmte Zeit der Arbeit zu widmen, „war ihm unerträglich; er liebte nichts als die Freiheit „und den Umgang mit seinen lustigen Gesellschaftern, die „durch immer neue Vergnügungen seinen von der Arbeit er„müdeten Geist aufheiterten. Dübois, der diese Neigung „des Herzogs von Orleans kannte, und wußte, daß diese „Liebe zur Freiheit, zur Unabhängigkeit und zum Vergnü„gen, in ihm herrschend sey, wußte es so einzuleiten, daß „er ihn dahin brachte, zu Versailles zu wohnen, besonders „als er seine vormundschaftliche Regierung befestigt und alle „Factionen unterdrückt sah und sich schmeicheln konnte, Frank„reich den Frieden wieder geschenkt zu haben.

„Er suchte daher dem Regenten die Arbeit und die „Geschäfte verhaßt zu machen, damit er sich derselben aus„schließlich bemächtigen, erster Minister werden, und in „allen Theilen der Verwaltung und Regierung herrschen „könnte.

„Den Regenten ermüdete der einsame Aufenthalt zu „Versailles, da er nicht alle Abende nach Paris kommen und „nicht alle Abende seine lustigen Gesellschafter nach Versailles „rufen konnte; er mußte der Lebensart entbehren, die ihm „zur nothwendigen Gewohnheit geworden war: er entschloß „sich daher, sich durch Dübois eine Erleichterung in den „Regierungsgeschäften zu verschaffen; Dübois bemächtigte „sich sogleich derselben und wurde zum ersten Minister er„klärt" (*).

Die Nation, und besonders die Hauptstadt haben die Rückkehr ihres Monarchen nach Paris gewünscht, um ihn wieder in der Mitte seines Volkes zu sehen, das immer seine Könige geliebt hat; aber sie nicht mehr so lieben konnte, seit sie sich vom Anblick des Volkes und der Hauptstadt entfernt hatten; und diese Näherung des Monarchen wird für ihn und für das Volk vortheilhaft seyn; wir werden die Zeiten des guten Heinrichs des IV. zurückkehren sehen, der,

(*) Auszug aus gleichzeitigen Memoires.

wenn er im Garten der Tuillerien spazieren ging, mit jedermann herablassend und freundlich sprach; und wir werden uns, wenn es möglich ist, noch enger an unsere Könige anschließen.

Die Monarchen ihrerseits werden ihr Volk besser kennen lernen, sie werden, wie der gute Heinrich, sich mit eigenen Augen, nicht durch andere, von der Lage ihres Volkes unterrichten.

Die Aristokraten sehn es ungern, daß der König in unsrer Mitte ist; es war ja ihr Interesse, ihn von der Nation zu entfernen; und so wie der türkische Sultan sich von seinem Volke entfernt hält, und vom Divan, vom Vezir und von Werkzeugen des Despotismus umgeben ist; und so wie die Diener ihren Herrn umgeben und sich bei ihm in Einfluß zu setzen suchen: so wollten auch die Aristokraten ausschließlich den König besitzen, ihn bewachen und ihm dienen. Aber der König ist seinem treuen Volke wieder gegeben, und Liebe zu ihrem König ist eine angeborne Tugend der Franzosen. Wir haben sie, selbst in den Schreckensscenen unserer bürgerlichen Unruhen, nicht verloren; die Amerikaner, die braven Niederländer mögen immer die Throne ihrer Beherrscher stürzen: wir, wir werden gern für die Erhaltung, für den Ruhm des Thrones unser Blut vergießen.

Aber wir werden diese Räuberpflanzen vertilgen, die sich um die Stufen des Thrones geschlungen haben, diese Stolzen, welche behaupten können, es gebe Mittelklassen zwischen dem Könige und dem Volke. Wir werden verhindern, daß das Laster und die Verderbniß der Großen die Nation nicht wieder in diese Noth bringe, daß sie die Finanzen nicht wieder verschwenden und den Monarchen nicht wieder in diese schreckliche Lage versetzen, in der er sich, durch die Schuld der Höflinge und der Minister, bei Eröffnung der Versammlung der Notablen befand. . . Die Großen und die Minister, die Höflinge und Günstlinge haben langegenug ihre Talente und Künste gezeigt, sie haben, wie man sieht, die Regierung von Frankreich vortrefflich geführt: es ist nun wohl Zeit, daß das treue Volk ihrer so lange genährten Habsucht Grenzen setze; es schließt sie nicht von Stellen und Aemtern und von der Gesetzgebung aus, was es wohl gekonnt

gekonnt hätte, weil auf dem Volke alle Machtvollkommenheit ruht, und weil einige privilegirte Familien es sonst wohl von den Militärwürden, vom Hofe, von der Kirche, von der Magistratur ausgeschlossen hatten. Es begnügt sich damit, an der Verwaltung des Staates Theil nehmen zu dürfen; und hat es dazu nicht die Gewalt, das Recht und die Fähigkeit?

Anmerkung von J. L. S., am 25. December 1789 geschrieben.

VI.

Ueber die Verschwendung beträchtlicher Summen im Auslande, welche Ludwig der XIV. zu Erreichung seiner Absichten brauchte. Gegenvorstellungen Colbert's.

Colbert an Ludwig den XIV. (*)

Am 9. Mai 1670.

Herr von Lyonne hat mir aufgetragen, Ew. Majestät vor dem Schaden zu warnen, den die Finanzen durch die Zahlung von drei Millionen wegen des großen Geschäftes (de la grande affaire) leiden könnten. Wenn Ew. Majestät sich verbindet, sie in das Land, wo es geschehn soll, zu zahlen, so muß es entweder in baarem Gelde oder durch Wechsel geschehen. .. Geschieht es in baarem Gelde, so ist für den

(*) Dieser Brief war in einer so complicirten Chifferschrift geschrieben, daß wir, ungeachtet wir den Schlüssel dazu hatten, und im Dechiffriren sehr geübt sind, vier Tage mit der Entzifferung desselben zugebracht haben. Er scheint sehr wichtig zu seyn und kann zur Entwickelung einer Intrigue sehr brauchbar seyn. Aber in dieser Absicht muß man, um der Anecdote ganz auf den Grund zu kommen, die Geschichte des 9. Mai 1670 sehr genau studiren.

Anmerkung des Herausgebers.

Seite

Gemahlin hieß Alberada, die andre Gaita, oder Sigelgaita, und diese starb im Jahr 1090.

Roberts Schilderung liefert Anna im 6ten Buch Seite 128.

33. Mit der er sich in die Lombardey wagte.

Unter dem Namen Lombardey, begriff man ehemals ganz Italien, nachher verstanden die Griechen unter diesem Namen vorzüglich den Theil von Italien, der unter ihrer Herrschaft geblieben war, nemlich Calabrien und Apulien. In neuern Zeiten verstand man darunter Aemilien und Ligurien. Auf der 42. S. führt Anna Apulien, unter dem Namen Japygia an.

36. Und gelangt endlich bis zur herzoglichen Würde.

Robert erhielt auf Bitten vieler im Jahr 1060 vom Papst Nicolaus die herzogliche Würde und die Belehnung auf Apulien und Calabrien.

36. Kaiser Michael hatte seinen Sohn Constantin mit Helenen versprochen.

Wiscards Töchter, erzählt Orderich, wurden vom Alexius so zärtlich behandelt, als wenn sie seine eigenen Kinder gewesen wären. Er behielt sie fast 20 Jahre lang am Hofe. Ihr Geschäfte bestand darinn, daß sie ihm des Morgens, wenn er aufgestanden war die Hände wuschen, eine Serviette und einen elfenbeinernen Kamm brachten, und seinen Bart kämmten. Nach langer Zeit wurden sie aus Gefälligkeit dem Grafen Roger wiedergegeben.

37. Um Roberten wider das Römische Reich aufzuhetzen.

So wenig auch das griechische Kaiserthum in dieser Zeit dem Römischen Reich an Macht und Ausdehnung ähnlich war, so gerne braucht doch unsre Schriftstellerin, die leztere Benennung, und nennt selbst die Unterthanen ihres Vaters, Römer, siehe S. 85.

38. Wo

Staat nichts gefährlicher, als wenn jährlich eine so große Summe außer Landes geschickt wird; und wenn dieß einige Jahre fortginge, so müßten Ew. Majestät fürchten, einen großen Theil ihres Reichthums in das Ausland gehen zu sehen. Geschieht es durch Wechsel, so ist schwer zu sagen, ob und wenn es geschehn kann. Der Wechselkours wird übrigens um die Hälfte und noch höher steigen und man würde auf vier bis fünf hundert tausend Liv. Aufwand mehr haben Daher glaube ich, daß es gut seyn würde, darauf zu bestehen, daß die Summe in Paris gezahlt würde.

Antwort des Königs.

Vepaulme d. 12. Mai.

Ich sehe ein, daß Ihre Gründe gut sind; ich habe Befehl gegeben, bis auf das äußerste zu beharren, aber, wenn es nicht geht, das große Geschäft nicht fahren zu lassen. Sagen Sie Lyonne meine Antwort, und sehen Sie alle drei, was zu machen ist, wenn die Antwort noch nicht gegeben ist.

VII.

Ueber das Innere der Familie Ludwigs des XIV., über die erste Wegnahme von Avignon und der päbstlichen Domänen und über die Stände von Bretagne.

Colbert an Ludwig den XIV.

Vincennes d. 28. Aug. 1663.

Monseigneur, der Dauphin hatte gestern etwas Zahnweh. Aber diese Nacht hat er sehr gut geschlafen, und er ist heute wieder so wohl auf, wie gewöhnlich. Ich schicke an Hrn le. Tellier

Tellier die gewöhnlichen Depeſchen, die ich alle der Königin Mutter gezeigt habe, drei davon ausgenommen, die ich in ein beſonderes Paket gethan habe.

Die Verſammlung der Stände von Bretagne iſt am 22. dieſes eröffnet worden; die Foderung der zwei Millionen und fünf hundert tauſend Liv. iſt daſelbſt gethan worden. Die Deputirten haben ſehr viel Zufriedenheit über die Mäßigung Ew. Majeſtät bezeigt, und es ſteht zu hoffen, daß ſie bald die zwei Millionen bewilligen werden, auf die ſich Ew. Majeſtät eingeſchränkt haben.

Da nunmehr im Namen Ew. Majeſtät von der Stadt Avignon und der Grafſchaft Venaiſſin Beſitz genommen iſt, ſo mag Ew. Majeſtat geruhen zu überlegen, ob es von Vortheil iſt, daß jemand angeſtellt werde, der den Ertrag der Domänen und die Einkünfte, welche dem Pabſte in den genannten Städten und in der Grafſchaft gehört haben, einnehme.

Antwort am Rande.

Geben Sie mir immer ſogleich Nachricht, wenn meinem Sohne etwas begegnet, damit ich, wenn ich keine Nachrichten erhalte, verſichert bin, daß er ſich wohl befindet und ruhig ſeyn kann.

Es freut mich ſehr, was Sie mir von den Ständen in Bretagne melden; ich glaube ſelbſt, daß ſie die zwei Millionen geben werden.

Ich finde es für gut, daß für die Domänen in Avignon ein Einnehmer angeſtellt werde. Denken Sie auf jemanden.

VIII.

Ueber die besondere Art, wie die Minister immer dem Könige zu gefallen suchten, und über die Vorsicht des Königs, seiner Autorität gegen die Parlementer nichts zu vergeben.

Colbert an Ludwig den XIV.

Paris d. 5. Mai 1670.

Fräulein von Blois hat die wilden Kinderblattern gehabt; meine Frau hat den Hrn Brayer dabei als Arzt gebraucht, und Gott sey Dank, sie ist fast wieder genesen. Der Herr Graf von Vermandois hat einen starken Schnupfen und ein kleines Fieber dabei. Ew. Majestät können versichert seyn, daß meine Frau für ihn alle gel ührende Sorgfalt anwendet.

Ich habe durch Hrn Pellot dem Parlement von Rouen das allgemeine Reglement der Manufacturen überschicken lassen, bloß und allein, um es in die Register einzutragen; aber das Parlement hat deswegen Schwierigkeiten gemacht. Ich bitte Ew. Majestät mir wissen zu lassen, ob Sie für gut finden, daß ich Hrn von Beuvron Auftrag gebe, Ew. Majestät Befehle, kraft der königlichen Autorität, daselbst einregistriren zu lassen.

Antwort des Königs am Rande.

Hr von Beuvron ist hier, suchen Sie durch irgend ein ander Mittel zu bewerkstelligen, daß man mir Gehorsam leistet.

IX.

Ueber die Sorgfalt, womit der König Wohlthaten, die er ſeinen Unterthanen bewilligte, geltend zu machen ſuchte, und wie er ſich gegen die Parlementer verhielt, wenn ſie die Einnahme der Auflagen treu beſorgten.

Colbert an Ludwig den XIV.

Paris d. 5. Aug. 1673.

Sire,

Mein Leben würde nicht zureichen, um Ew. Majeſtät für die Gnade genugſam zu danken, daß mein Bruder Verzeihung erhalten hat.

Bei der Anſage der Taxe auf die in den Vorſtädten gegen das Verbot erbauten Häuſer, hat ſich gefunden, daß eine ziemliche Anzahl davon Hoſpitälern und Kirchen gehört. Ich erwarte hierüber die Geſinnung Ew. Majeſtät zu hören, um ihnen entweder, im Fall Ew. Majeſtät es wollen, Erlaſſung zu bewilligen, oder die Pächter frei verfahren zu laſſen.

Ich muß Ew. Majeſtät zu wiſſen thun, daß der Oberpräſident, der Generalprocurator und alle Magiſtrate ſehr pünktlich über die Execution des Edikts von den Formeln halten.

Antwort am Rande.

Mein Wille iſt, daß den Hoſpitälern, die Sie erwähnt haben, die aufgelegte Taxe erlaſſen werde; ſagen Sie es ihnen je eher je lieber, ſo daß ſie wiſſen, daß ſie mir dafür verbindlich ſind.

Sagen Sie dem Oberpräſidenten, dem Generalprocurator und allen denen, die ihre Pflicht thun, daß ich mit ihrem Verhalten ſehr zufrieden bin.

X.

X.

Ueber die Vorsicht des Königs bei vorhabenden Kriegserklärungen.

Ludwig der XIV. an Colbert.

Nancy d. 19. September 1673.

Da ich sehe, daß es zu einem Bruche zwischen Frankreich und Spanien kommen wird, so wird es wohl Zeit seyn, daß Sie die Kaufleute davon benachrichtigen und den Seestädten Nachricht davon geben, damit meine Unterthanen sich vorsehen können. .... Schreiben Sie mir Ihre Meinung, wie wir gegen Spanien handeln müssen, wenn der Krig angekündigt ist.

XI.

Ueber den Stolz Ludwigs des XIV. Er nennt seine gefährlichsten Feinde die Deutschen Kröten (chenilles).

Nichts beweist besser, wie ein König alles durchsehen kann der in Entwerfung und Durchführung seiner Plane consequent zu Werke geht, als Ludwig der XIV.

Es gelang ihm zu Ende seiner Regierung, die Oestreichische Macht zu zerstückeln und seinen Enkel auf den Spanischen Thron zu setzen. Aus folgendem Briefe sieht man wie er im J. 1673 die Deutschen nannte.

An Colbert.

Nancy d. 22. Aug. 1673.

Ich habe die mir von Ihnen überschickte Berechnung der Fonds und Ausgaben gelesen, sie hat mir viel Sorge gemacht; aber ich hoffe, daß Sie Sich aus dieser wichtigen Verlegenheit mit Klugheit ziehen werden. Ich sage Ihnen nicht, was Sie zuvörderst bezahlen sollen: Sie wissen selbst, eben so gut als ich, was das dringendste ist. Künftigen Donnerstag gehe ich nach Elsaß, um mich vor den Kröten von Deutschen in Sicherheit zu setzen. Ich hoffe, meine Reise wird kurz seyn, aber sie wird in Deutschland Lärm machen.

XII.

Ueber das Verhältniß, in welchem der König mit den Bischöffen von thätigem und unruhigem Charakter und mit der versammelten Geistlichkeit stand, und über die kleinen Attentionen, die er für seine Mätresse, Frau von Montespan, hatte.

Die Briefe des Königs an Colbert, die wir haben abdrucken lassen, setzen hinlänglich die Natur, die Grundsätze und den Charakter des Königs ins Licht. Man sieht daraus, wie er sich seinem Günstling so ganz hingibt, wie er ihm seine Neigungen, seine Grundsätze und Befehle offenbart.

Folgender Brief zeigt noch besser seine Sprache, seinen Herrscherton; er zeigt ihn als Sultan, welcher gebietet, aber seinen Befehlen eine angenehme Form geben kann.

An Colbert.

Aus dem Lager auf der Anhöhe vor Maye
d. 13. Jun. 1675.

Ich bin ſehr mit der Lage der Umſtände zufrieden, unter welchen ich die Geiſtlichkeit verſammle; und ich hoffe, daß die gegebenen Verſprechungen ſich in der Folge als aufrichtig bewähren werden! Sagen Sie dem Hrn Erzbiſchof von Paris, daß ich Ihnen befohlen hätte, ihm meine Zufriedenheit über ſeinen Eifer zu bezeigen, womit er meine Wünſche in Rückſicht der Verſammlung zu befördern ſucht.

Ich höre von allen Seiten, daß die Rede des Hrn Biſchofs von Agen durchaus Bewunderung erregt hat; und ich glaube, daß es eben ſo gut geweſen ſeyn würde, ihn in ſeine Diöces zu ſchicken, als Vorſtellung zu brauchen. Aber da Sie einmal mit Zuziehung des Hrn Erzbiſchofs Ihre Maaßregeln genommen haben, ſo iſt nichts weiter zu thun, als daß Sie auf ſein Betragen Acht haben; und wenn er das geringſte gegen ſein Verſprechen thut, ſo thun Sie das, was ich Ihnen, ehe ich abreiſte, befohlen habe. ... Es iſt mir ſehr lieb, daß Sie für Dagny Pomeranzenbäume gekauft haben, ſuchen ſie dergleichen noch ſchönere zu bekommen, wenn Frau von Monteſpan welche verlangt.

XIII.

Zur Geſchichte des Krieges von 1688.

Brief des Hrn Marquis von Villars an Hrn von Croiſſy.

Wien, d. 23. März 1687.

Herr Marquis,

Man hat von andern Seiten her Nachricht von der günſtigen Audienz bekommen, welche der Graf von Lobkowitz erhalten hat. Dieß hat hier nicht wenig Freude verurſacht und man erwartet mit Ungeduld die Beſtätigung davon.

Die

Die Russen werden endlich morgen ihre erste Audienz erhalten. Die letzte Schwierigkeit, die sie gemacht haben, betraf die drei Verbeugungen, welche sie vor dem Kaiser nicht machen wollten, indem sie behaupteten, drei Verbeugungen gebührten nur der heil. Dreieinigkeit. Sie haben mehr Verbeugungen gemacht, aus Gründen die noch lächerlicher sind, die ich aber nicht für werth halte, Ihnen zu schreiben.

Brief des Hrn Marquis von Croissy an den Hrn Marquis von Villars.

Versailles d. 5. Sept. 1687.

Herr Marquis,

Da ich glaube, daß ich mich auf Hrn von Solozel, durch den ich Ihnen diesen Brief schicke, verlassen kann, so kann ich Ihnen im Vertrauen sagen, daß der König es sehr ungern sieht, daß der Kurfürst, während er sein Leben für den Dienst des Kaisers aufopfert und alle seine Macht aufwendet, um ganz Ungarn für ihn zu erobern, sich zugleich außer Stand setzt, zur Kaiserwürde zu gelangen, zu der ihn Se Majestät gern erhoben zu sehn wünschte. Indessen, Herr Marquis, darf man wohl nicht zweifeln, daß der Wiener Hof alle mögliche Mittel anwenden wird, um die Mehrheit der Stimmen für die Römische Königswahl des Erzherzogs zu gewinnen; und da jetzt kein anderer Fürst in Deutschland diesen Plan besser hindern kann als der Kurfürst, so ist es rathsam, daß Sie bei schicklicher Gelegenheit gegen ihn etwas davon fallen lassen und seine Gesinnungen hierüber ausforschen, damit Se Majestät Ihnen nähere Instruction über die in Rücksicht dieses Planes mit ihm einzugehenden Unterhandlungen geben könne.

Brief des Königs an den Hrn Marquis von Villars.

Vom 8. Januar 1688.

Hr Marquis von Villars, ich zweifle nicht, daß die Bemühungen des Wiener Hofes, den Kurfürsten mit den Personen

ſonen in Berührung zu bringen, die ihn hintergehen und noch enger in das Intereſſe des Kaiſers verflechten können, Ihre Negociation ſehr ſchwierig machen; aber ich glaube gewiß, daß, wenn er, entweder durch Ihre Vorſtellungen oder durch die Vorſtellungen des Kanzlers Schmidt, zu dem er, wie Sie mir ſchreiben, Zutrauen zu faſſen anfängt, nur ein wenig aufmerkſam wird, es nicht ſchwer halten kann, ihm begreiflich zu machen, wie ſehr er ſich vor einem Hofe hüten muß, der ſich ſolcher Mittel bedient, um ihn zu hintergehen; und daß es ihm an ſeinem Hofe nicht an Vergnügungen fehlt, ohne daß er deswegen ſein wahres Intereſſe auſſer Augen zu ſetzen braucht, worauf er alle Aufmerkſamkeit wenden muß, wenn er den Ruhm eines weiſen und klugen Fürſten verdienen und die ihm vom Glücke dargebotenen Gelegenheiten zu ſeiner Vergrößerung benutzen will, welches das würdigſte und ſchönſte Ziel eines Fürſten iſt.

Brief des Hrn Marquis von Villars an Hrn von Croiſſy.

München d. 18. Januar 1688.

Ich habe geſtern den Brief erhalten, den Sie mir vom 7. dieſes Monats zu ſchreiben die Ehre gaben. Ich ſehe, daß Sie den gewöhnlichen Poſttag keinen von mir erhalten haben. Sie werden finden, daß er unterwegs aufgehalten worden iſt: denn ſeit ich von Ihnen Abſchied genommen habe, habe ich keine Woche vorbeigehen laſſen, ohne mir die Ehre zu geben, an Sie zu ſchreiben, ja ich habe faſt immer zweimal die Woche geſchrieben. Ich gebe, dem Befehl Sr Majeſtät gemäß, von dem Fräulein von Seſſeta Nachricht, ſo viel ich von Frau von Smicony, welche dieſes Fräulein zu der Gemahlin des Dauphins gebracht hat, habe erfahren können. Fräulein von Seſſeta iſt aus einem kleinen Dorfe, Lony, drei Meilen von Bern. Sie und ihr Bruder haben ſchon als Kinder Vater und Mutter verloren und ſind von ihrem mütterlichen Oheim, Maphée, dem Leibarzt des verſtorbenen Kurfürſten an den hieſigen Hof gebracht worden. Er hat ſich ihrer angenommen und ſie als ſeine Kinder erzogen, weswegen man ſie lange Zeit die kleine Maphée's genannt hat. Herr und Frau von Smicony, die bei der verſtorbenen Kurfürſtin viel vermochten, brachten ſie

Bitten Maphée's das Fräulein von Sefſeta zur Gemahlin des Dauphins als Kammerfrau. Frau von Smiconp hat mir geſagt, daß ſie nie ihre Eltern gekannt habe und mich von ihrem Adel nicht verſichern könnte; ſie habe gehört, ſie wären von Adel, ſie habe aber von der ganzen Familie niemanden gekannt als eine Vaters-Schweſter des Fräuleins von Sefſeta, die in dem Dorfe Loup an einen ziemlich armen Mann, der ſich für einen Edelmann ausgegeben habe, verheirathet geweſen ſey. Frau von Smiconp hat ſich erboten, ſie wollte an den Geburtsort des Fräuleins ſchreiben und ſich nach ihrem Stande erkundigen. Ich that, als läge mir nicht viel daran, um der Frau von Smiconp, die oft an die Gemahlin des Dauphins und an Fräulein von Sefſeta ſchreibt, nicht Veranlaſſung zu geben, ihnen von meiner Neugierde zu ſchreiben. Indeſſen, um dem Befehl Sr Majeſtät nachzukommen, welcher will, daß ich mich deswegen erkundigen ſoll, ohne doch die Abſicht errathen zu laſſen, werde ich in einigen Tagen Mittel finden, mehr Nachricht darüber einzuholen. Der Bruder des Fräuleins von Sefſeta iſt Rath zu Straßburg. Als ich mit dem Kurfürſten dort war, ſagte mir Frau von Smiconp, ſie hätten höchſtens ſieben bis acht tauſend Liv. Vermögen in dem genannten Dorfe. Dieß, Herr Marquis, iſt alles, Wort für Wort, was mir Frau von Smiconp hat ſagen können, welche die einzige Perſon iſt, die mir hierüber Auskunft geben kann. Was den Befehl betrifft, den Sie mir geben, von allem treuen Bericht zu erſtatten, ſo nehme ich mir die Freiheit, Ihnen zu ſagen, daß es mein erſter Grundſatz iſt, immer die Wahrheit zu ſagen, wie ich ſie weiß. Ich weiß wohl, daß viele Ambaſſadeurs Nachrichten zu geben pflegen, die mehr ſo ſind, wie man ſie wünſcht, als wie ſie in der Wirklichkeit ſind. Sie haben den Grundſatz, daß es der ſicherſte Weg iſt, angenehme Nachrichten zu ſchreiben; und wenn man ſie in der Folge nicht bewährt findet, ſo entſchuldigt man ſie mit ihrem guten Willen, daß ſie Dinge geglaubt haben, die ſie wünſchten. Ich habe ſelbſt von erfahrnen Leuten gehört, daß man auf dieſe Art beſſer, als auf jede andre Art, die Gnade des Hofes erhalten kann. Demungeachtet, Herr Marquis, werde ich nie ſo handeln; und wenn ich alle Mühe angewandt habe, um nicht hintergangen zu werden, werde ich auch Sie nie hintergehen und das Zu-

Seite

38. Wo er dem Beylager seiner beyden Töchter beywohnte.

Robert hatte 3 Söhne, und 5 Töchter, die welche den Reimund heyrathete, hieß Mathildis. Sie vermählte sich nachher wieder mit Aimerich II. Viscomte von Narbonne. Die andre, welche der Graf Eubulus nahm, hieß Sibilia. Eubulus, oder Ebal, Graf von Roucy in Champagne, Sohn des Grafen von Arcies und Ramerut.

38. Mit dem deutschen König.

Dieß ist Heinrich IV. Anna nennt ihn nie Kaiser, nach Art aller Griechen, die diesen Titel, keinem andern, als dem Regenten in Constantinopel zugestehn wollen.

40. Die Oberhäupter der Sachsen, Landulph und Welko.

Landulph ist Rudolph, Herzog von Schweben, den die deutschen Fürsten im Jahr 1077 zum König wählten. Welko ist Welf IV. Herzog von Bayern. Das von Anna erwähnte Treffen fiel 1080. vor.

42. Und seinem Bruder Borilylas den Auftrag gab.

Borilylas ist wahrscheinlich Graf Robert von Loritelle, Robert Guiscards Sohn, also nicht wie ihn Anna nennt, sein Bruder. Einen ähnlichen Fehler begeht sie, da sie Bohemund zum jüngern Sohne Roberts macht, der doch sein ältester Sohn von seiner ersten Gemahlin Alberada war.

43. Als Raul, so hieß der Gesandte.

Dieser Radulph, trat hernach mit seinem Bruder zum Alexius über, und von ihm stammt die berühmte Familie der Raulen zu Constantinopel ab.

45. Wo er seine ganze Land und Seemacht versammelt hatte.

In Bestimmung der Anzahl seiner Truppen, sind die andern Geschichtschreiber sehr verschieden. Malaterra

nauen, mit welchem Sie mich beehren, nie verlehen. Und so bleibe ich auch immer fest überzeugt, daß ich in der Hoffnung auf die Gnade Sr Majestät und Ihre gütige Protection nicht werde getäuscht werden. Ich bin mit aller schuldigen Liebe und Hochachtung u. s. w.

Brief des Hrn Marquis von Villars an den König.

München, d. 21. Januar, 1688.

Sire,

Ich habe die Ehre, Ew. Majestät zu melden, daß der Kurfürst sich über den Pabst beklagt hat, über die Aeußerungen, die er in Rücksicht seiner, gethan habe, und wozu ihn die kaiserlichen Spione, unter andern ein gewisser Pater Hippolytus, der sich für einen Heiligen ausgiebt, verleitet hätten. Letzterer hat vom Kurfürsten viele dumme Reden geführt, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ihm der Kurfürst Stockprügel geben lassen.

Brief des Königs an den Hrn Marquis von Villars.

Versailles, d. 25. Januar, 1688.

Herr Marquis von Villars fahren Sie so fort und wenden Sie alles an, was Sie können, um den Kurfürsten für uns zu gewinnen und zu verhindern, daß er sich mit dem Wiener Hofe nicht enger verbindet.

Brief des Hrn Marquis von Villars an den König.

.... d. 23. October 1688.

Sire,

Der Kurfürst sagt mir, man müsse den Kaiser kennen, wie er ihn kenne, um den Gründen Glauben beimessen zu können, die ihn vom Frieden mit den Türken abgehalten haben: mir, der ich in Wien gewesen sey, könne es nicht so sonderbar vorkommen. Es hätten nämlich Mönche dem Kaiser prophezeiet, daß die Kaiserin schwanger werden und

von

von Zwillingen entbunden werden würde, zu gleicher Zeit würde dann das Türkiſche Reich zerſtört werden und einer von den Zwillingen zu Conſtantinopel herrſchen. Der Kaiſer habe die letzte Prophezeiung geglaubt und deswegen zu der Zeit nichts vom Frieden mit den Türken hören wollen. Dieß, Sire, hat mir der Kurfürſt erzählt und ich kann im geringſten nicht daran zweifeln.

Brief des Königs an den Hrn Marquis von Villars.

Verſailles, d. 16. December, 1688.

Herr Marquis von Villars, ich habe Ihre Briefe vom 28. November und vom 1. dieſes erhalten, nebſt der Erklärung die Ihnen von Seiten des Kurfürſten von Baiern auf die von Ihnen in meinem Namen ihm gethanen Propoſitionen gegeben worden iſt. Der Hof, wo Sie ſich befinden, hätte der Mühe überhoben ſeyn können, dieſe Schrift aufſetzen zu laſſen, und es ſcheint als hätte er vielmehr dadurch zu verſtehen geben wollen, daß Sie ſich vom Hofe entfernen könnten, als daß er mit Ihnen in ernſtliche Unterhandlungen eingehen will.

Demungeachtet fodert mein Intereſſe, daß Sie daſelbſt bleiben, bis der Kurfürſt ſich offenbar gegen meine Krone erklärt; und wenn Sie ſehen, daß ihn bloß die Rückſicht auf die Anſprüche ſeines Bruders, des Prinzen Clemens, auf das Kurfürſtenthum von Cöln hindert, auf meine Seite zu treten; ſo können Sie ihm zu verſtehen geben, daß, ſobald Sie mit allen ſeinen Miniſtern über alle andere Artikel des Traktates einig wären, Sie Vorſchläge zu Gunſten des Prinzen Clemens thun könnten, womit der Kurfürſt zufrieden ſeyn würde; und wenn man in Sie dringt, ſich zu erklären, ſo ſagen Sie, meine Ehre ſey zu eng mit der Unterſtützung der Foderung des Kardinals Fürſtenberg verknüpft, als daß ich ihn verlaſſen könnte; aber ich könnte ihn dahin bringen, daß er ſogleich nach ſeiner Wahl den Prinzen Clemens zu ſeinem Coadjutor wählen ließe; und wenn dieſer Verſuch im Fall einer zweiten Weigerung wieder mißlingt, ſo will ich, daß Sie, gleichſam wie von ſich ſelbſt, die Frage an die Miniſter thun: ob der Kurfürſt damit zufrieden ſeyn würde, wenn man den Cardinal Fürſtenberg und die Domherren ſei-

ver Partei dahin brächte, daß sie den Prinzen Clemens gleich jetzt als Kurfürsten von Cöln unter der Bedingung anerkennten, daß der Kardinal Fürstenberg zwölf oder funfzehn Jahre, wenn er so lange lebt, Administrator des Erzstifts würde. Ich glaube kaum daß der Kurfürst diese Vorschläge verwerfen kann, wenn er nicht mit dem Kaiser in Verbindung steht; und da seine Minister ohne Zweifel zum Titel als Kurfürst von Cöln einen Theil der Einkünfte verlangen werden, so können Sie einwenden, daß diese kaum zur Bezahlung der Aemter hinreichen und daß ein Administrator sie nicht bestreiten könnte, wenn man ihm nicht die ganzen Einkünfte ließ. Indessen wenn es Ihnen scheinen sollte, daß, wenn Sie dem Prinzen Clemens den Drittheil der übrigen Einkünfte bewilligten, von denen die andern zwei Theile dem Administrator zur Bestreitung der Besoldungen blieben, Sie einen vortheilhaften Traktat schließen könnten, wodurch wir entweder den thätigen Beitritt oder die Neutralität des Kurfürsten erhielten: so thun Sie es. Bedienen Sie sich nur aller der Mittel, die ich Ihnen auch sonst angegeben habe, um zu verhindern, daß sich der Kurfürst für den Kaiser erklärt.

Es ist viel Wahrscheinlichkeit da, daß, obgleich der Kurfürst abgeschlagen hat, seine Truppen marschiren zu lassen, er bei der Ankunft der Kaiserlichen anderes Sinnes werden kann. Indessen billige ich die Antwort die Sie dem Hrn Leydel auf die Vorschlagungen des Kurfürsten gegeben haben: wenn aber alle die Vorschläge, die Sie gemacht haben und die ich Ihnen noch zu machen gebe, den Kurfürsten nicht dahin bringen, daß er mit Ihnen einen Traktat der Allianz oder Neutralität schließe; so kann er sicher erwarten, daß meine Truppen die ihm gehörigen Länder, und die Güter und Besitzungen seiner Minister nicht lange verschonen werden.

Brief des Hrn Marquis von Villars an den König.

Vom 5. Januar, 1689.

Sire,

Der Vicekanzler Leydel ist bei mir gewesen. Er verlangte im Namen seines Kurfürst. Durchlaucht eine Unterredung mit mir, und nach einem sehr unverbindlichen Eingang

gung über die Achtung und Freundſchaft, welche der Kurfürſt für meine Perſon hegte, ſagte er mir: ſein Herr könne das Intereſſe des Kaiſers und des von allen Seiten angegriffenen Reiches nicht aufgeben; er habe ihm daher befohlen, zu mir zu gehen und mir zu erklären, daß er wünſchte, ich möchte binnen drei Tagen München, und ſobald als möglich ſeine Staaten verlaſſen. Ich ſagte ihm, ich könnte nicht glauben, daß dieß wirklich der Befehl des Kurfürſten ſey, deſſen er unwürdig ſey, und übrigens behandelte ich Herrn Leydel mit aller der Achtung, die er wegen ſeines Herrn verdiente. Ich ging ſogleich zum Kurfürſten und verlangte eine Audienz. Er ſchlug ſie mir ab, aber endlich verlangte ich ſie in einem Tone, dem man nicht widerſtehen konnte; man führte mich in ſein Kabinet und ich ſprach nun zum Kurfürſten mit aller der Heftigkeit, zu welcher mich die Aeuſerungen des Kanzlers berechtigten.

Er geſtand nicht zu, daß er mir habe ſagen laſſen, ich ſollte in drei Tagen München, und ſobald als möglich ſeine Staaten verlaſſen. Ueber das Uebrige ſprach ich mit aller Stärke, die mir die Sache gebot. Ich fragte den Kurfürſten, ob er Urſache habe, mit mir unzufrieden zu ſeyn, und ich wollte lieber daß die unwürdige Art, mit der er mich behandelte, mir perſönlich gelte, als dem Geſandten Ew. Majeſtät. Er ſagte mir viele Artigkeiten; übrigens habe ſich aber das Reich erklärt. Ich wandte ihm ein, daß es nicht ſo wäre, und daß der Kurfürſt von Brandenburg ſelbſt dem Kardinal Fürſtenberg geſchrieben habe, er würde ſich nicht erklären; und ich könnte nicht glauben, daß er den gethanen Schritt ganz überlegt habe: ich, für meinen Theil, wäre darüber billig erſtaunt; ich bäte unterthänig, er möchte ſeinem Kanzler ſein Betragen verweiſen: denn ich hoffte, daß er die unwürdige Art, mit der er ſich gegen mich betragen, nicht gut heiſſen würde. Endlich, nachdem er mich aufmerkſam angehört hatte, ging er, ohne etwas zu antworten, aus dem Kabinet, ſtieg auf den Bock einer Kutſche und fuhr mit ſeinen Leuten davon.

Der Oberkammerherr hat mir ſo eben ſagen laſſen, er habe etwas mit mir zu ſprechen, ob ich nicht an den Hof kommen wollte. Ich habe ihm ſagen laſſen, ich hätte Geſchäfte, wenn er aber zu mir kommen wollte, ſo erwartete

ich ihn. Auf jeden Fall, Sire, werde ich morgen abreisen, und wenn mir der Kurfürst nicht noch irgend eine Höflichkeit erzeigt, so bin ich nicht willens mich von ihm zu beurlauben. Ich habe ihm seine Undankbarkeit gegen Ew. Majestät, die sich so um ihn verdient gemacht haben, vorgeworfen; und hätte er nicht die Ehre der Bruder der Gemahlin des Dauphins zu seyn, so wäre ich gewiß weiter gegangen. Ich werde, Sire die Ehre haben, Ew. Majestät mit seiner Person und mit seiner Macht bekannt zu machen; und ich darf kühn sagen, daß der größte Dienst, den er Ew. Majestät leisten konnte, dieser war, daß er vor sechs Wochen seine Truppen nicht marschiren ließ: denn so wie seine Länder regiert werden, ist gewiß seine ganze Kriegsmacht die Subsidien nicht werth, die Ew. Majestät ihm hätten geben können.

Was mich betrifft, Sire, so kann ich mir den tollen Schritt des Kurfürsten nicht zuschreiben. Vielleicht daß die gestrige Ankunft des Sächsischen Gesandten, des Prinzen von Baden, die Ankunft Scarlatty's mit Briefen vom Pabste, und eines Kuriers aus Holland mit Nachrichten von England den Kurfürsten zu diesem Entschluß gebracht hat.

Der Oberkammerherr hat mir so eben geschrieben, Se Kurfürstl. Durchlaucht hätte die Heftigkeit, womit ich gesprochen, befremdet; und es wäre übrigens die Sitte des hiesigen Hofes, bei solchen Gelegenheiten nur drei Tage Zeit zu geben; brauchte ich aber einige Tage mehr Zeit, so sollte es mir verstattet seyn. Ich habe geantwortet, ich hätte im Gespräch mit Sr Kurfürstl. Durchlaucht nie die Schranken der schuldigen Ehrfurcht überschritten und meine Worte wären ganz von Ehrfurcht voll gewesen; übrigens wäre ich bereit, morgen abzureisen und erwartete nur die nöthigen Pässe und das nöthige Geld, um abzureisen.

Ich weiß nicht, Sire, ob ich recht handle; aber wenn mir der Kurfürst für das Betragen des Herrn Leydel nicht einige Genugthuung verschafft, so glaube ich abreisen zu müssen, ohne mich beim Kurfürsten zu beurlauben und seine Präsente anzunehmen.

I. Beylage.

Anekdoten

von

Ludwig dem XIV.

und ſeinem Hofe.

Aus den Briefen

der zweiten Gemahlin

Herzogs Philipp des I. von Orleans,

Charlotte Eliſabeth,

geb. Prinzeſſin von der Pfalz.

Die folgenden Anekdoten ſind wörtlich aus Briefen ausgehoben, welche die Herzogin von Orleans an die Prinzeſſin Caroline von Wallis, geborne Prinzeſſin von Anſpach, geſchrieben hat. Einige wenige derſelben ſind an den Herzog Anton Ulrich zu Braunſchweig-Wolfenbüttel. Man fand alle dieſe Briefe im Original in der Hinterlaſſenſchaft der, im Jahr 1767, zu Braunſchweig verſtorbenen Herzogin Eliſabetha Sophia Maria, Wittwe des Herzogs Auguſt Wilhelm von Braunſchweig-Wolfenbüttel. Der durch einige Schriften bekannte Herzogl. Braunſchweigiſche Geheime Rath von Praun(*) brachte ſie auf höhere Veranlaſſung ſogleich in Ordnung, und verfertigte daraus Auszüge unter gewiſſen Rubriken; behielt aber alles, ſelbſt den gleichgültigſten Ausdruck, ja ſogar die Sprachfehler wörtlich bei.

Da die Erzählerin durch dieſes alles ſich ſelbſt und ihr Zeitalter mehr noch, als durch ihre Beſchreibungen, ſchildert, ſo iſt in folgender aus jenen

(*) So verſichert es die Ausg. von Strasburg 1789. 8. Nach Menſels Staatengeſchichte iſt dieſe Ausgabe eigentlich zu Braunſchweig, und zwar vom Grafen Aug. Ferd. von Veltheim beſorgt worden.

Auszügen ausgehobener fragmentariſcher Schilderung Ludwigs des XIV. und ſeines Hofs nichts, als bisweilen die Wortſtellung, geändert und ſogar das beigeſchriebene Datum der Briefe beibehalten worden. Wir haben blos die Fragmente, ſo viel möglich, aneinander gereihet und überflüſſige Wiederholungen weggelaſſen. Selten wird eine freymüthigere und mehr authentiſche Schilderung eines Hofs aufgefunden werden können. Um die Wahrheit ohne Hülle zu ſehen, werden die Leſer von ſelbſt einige Blößen entſchuldigen. Einige kurze Erläuterungen ſind ſogleich in [ ] angegeben.

I. Perſon des Königs Ludwigs des XIV.

1) Ein Engliſcher Cavalier, Hammer, hat den König einem Fechtmeiſter verglichen. (25. Febr. 1717.)

2) Aber es iſt gewiß, daß kein Menſch in ganz Frankreich ſo gute und hohe Mienen gehabt hat, als unſer König ſeel. Gegen die Perſon von unſerm König war ganz und gar nichts zu ſagen, noch zu tadeln. (14. April.)

3) Man hat dem König vorgeworfen, nicht nach ſeiner Taille proportionirt, ſondern zu klein zu ſeyn. Monſieur war in der reputation zu groß für ſeine Taille geſchaffen zu ſeyn. Es war die plaiſanterie bei Hof, daß der König und ſein Herr Bruder übel vertheilt wären; der eine hätte, was der andere hätte haben ſollen. (21. März 1719.)

4) Unſer König war gar wohl geſchaffen, ſchöne Beine, artige Füße, ein angenehm Geſicht ganz natürlich, ohne die geringſte Affection, gar eine angenehme Stimme, nicht zu grob, nicht zu fein. Seines

Gleichen

Gleichen findet man wenig; ist bis an sein letztes Ende angenehm geblieben. Meine Damen aber, so ihn tod gesehen, sagen, daß nichts mehr an ihm war, so man hätte kennen können. (21. Nov. 1718).

5) Der König seel. ist alle sein Leben fett gewesen, aber nicht gar zu dick. (7. Nov. 1719.)

6) Er hatte den Mund gar oft auf. (14. Oct.)

7) Daß der König der schönste und ansehnlichste Mann in seinem Königreiche gewesen, ist gar gewiß. (30. März 1719.)

8) Unser König ist vor seinem Ende um einen ganzen Kopf kleiner geworden; er hat es selber gespürt. (1. Nov. 1718.)

9) Niemand hat so hohe und doch ungezwungene Mienen gehabt als er. Wann er in der soule war, hatte man nicht nöthig zu fragen, wo der König wäre. (1. März 1720.)

10) Der König sprach wohl und frei, aber alle Ihro Maj. Kinder haben gelispelt, von Mr. le Dauphin an, bis auf den Comte de Thoulole; wenn sie sagen wollen Paris, sagen sie Pahi. (23. Jul. 1720.)

11) Der König hat für ordinär niemand an seiner Tafel haben wollen, als la Famille royale. Es waren so viele Princesses du Sang, daß man hätte müssen eine allzu große Tafel nehmen. Wenn wir beisammen waren, war die Tafel doch voll. Der König saß allein an einer langen Tafel. In der Mitte zu seiner Rechten saß Mons. le Dauphin und der Duc de Bourgogne, unten zu der linken Hand die Dauphine und der Duc de Berri, im Retour Monsieur seel. und ich, im andern mein Sohn und seine Gemahlin. Der übrige Platz war nur

Seite

giebt ihm nur 15 Schiffe und 1300 Mann; Leo 15000, Orderich; 10000 Mann. Die Eroberung von Koryphe auf Corfu, geſchah im Jahr 1081. im Monat Merz.

47. Die Cyrchen von Dalmatien.

Bodinus, mit dem Innamen Conſtantin war, nach dem Cedrenus, König von Servien und Dalmatien, König Michaels Sohn, oder nach einem anonymiſchen Verfaſſer der dalmatiſchen Geſchichte, ein Enkel Michaels, von deſſen Sohn Primislaus erzeugt. Bodin hatte vier Söhne, unter denen einer Michael hieß, der vielleicht unſrer Anna Michaelas iſt. Dalmatien war damals unter mehrere Fürſten vertheilt, von denen vornemlich zwey den königlichen Titel führten. Der eine nannte ſich König von Servien, Dioclien, Tribunien, Dalmatien, und Ochlunien. Der andre: König von Croatien und Dalmatien; jener reſidirte zu Dioclia, dieſer zu Salona, unter die erſtern, gehört Bodin.

56. Mit Namen Humpertopulus.

Conſtantinus Humpertopulus, das iſt Humberts Sohn, ein Celte oder Franke, und vielleicht ein Sohn Humberts, der ein Sohn Tancreds von Altavilla, und Guiſcards Bruder war. Dieſer Humbert, war mit den Maniacatiſchen Lateinern (Normannen) nach Griechenland gekommen und hatte unter den Konſtantinopolitaniſchen Kaiſern gedient.

57. Eilten zum Blacherniſchen Schloß.

Das Blacherniſche Schloß, lag in einem Winkel der Stadt, neben dem Hafen, in einer der angenehmſten Gegenden, und alle nur erſinnliche Pracht, war ſowohl von auſſen, als von innen an demſelben verſchwendet.

58. Als ſie ſich dem Allerheiligſten näherte.

Die Griechen theilten die Kirche in drey Theile; den erſten nannten ſie βημα, er war der heiligſte Ort, und von den übrigen durch Vorhänge abgeſondert: ναος war der für die Prieſter beſtimmte Chor. παρθηξ war für die übrige verſammelte Gemeine. Vom ναος, zum βημα führten drey Thüren, welche die heiligen heiſſen.

59. Die

nur für die gentilhommes servants, ſo dem König und uns an der Tafel dienten; denn wenn man dem König hier an der Tafel dienet, ſtehet man nicht hinter dem Stuhl, ſondern vor der Tafel. Uns dienet man auch, aber wenn Princelles du Sang oder Damen mit dem König aßen, dienten die Gentilhommes servants nicht, ſondern andere Officiers von des Königs Haus, und die dienten hinter dem Stuhl wie Pagen. Pagen dienten bei dem König nur an der Tafel auf der Reiſe, aber nicht der Königl. Familie; die iſt durch lauter Leute bedient, die keine Edelleute ſeyn, alsdann dient dem König ſein premier maitre d'hôtel. Dieſes kommt daher, daß vor dieſem alle Officiers du Roi, als die de l'Echanſonnerie, du Gobelet, du Fruit, etc. waren lauter Gentilhommes, aber ſeit der Zeit die Nobleſſe arm worden, und alle Chargen theuer verkauft werden, hat man nur gute Bürgersleute nehmen müſſen, ſo Geld hatten. (15. Dec. 1719.)

12) Der König hat mit mir an der Tafel geſprochen, weil ich ihn allezeit attaquiret habe: die andern ſagten ihm kein Wort, außer Monſ. ſeel., der attaquirte ihn auch allezeit, von dem hatte ich es gelernet. (5. Januar, 1720.)

13) Unſer König und Monſieur ſeel. aßen herzlich gerne harte Eier. (21. März, 1719.)

14) Der König, Mſgr. le Dauphin, Mr. le Duc de Berri und Monſieur ſeel. waren treffliche Eſſer. Ich habe den König oft eſſen ſehen. Vier Teller voller unterſchiedlicher Suppe, einen ganzen Faſanen, ein Feldhuhn, einen großen Teller voll Salat, geſchnittenes Hammelfleiſch in ſeiner Brühe mit Knoblaub, 2 gute Stück Schinken, ein Teller voll paionne und doch dabei Obſt und Confitüren. (26. Auguſt.)

II. Sitten und Gewohnheiten Ludwigs des XIV.

1) Wann der König wollte, war er der angenehmſte und artigſte Mann von der Welt; er mußte aber einen gewohnt ſeyn. Er vexirte poſſierlich und artig. (13. Febr. 1716.)

2) Das konnte unſer König meiſterlich, die Leute mit Abſchlagen zu contentiren. Er hatte die ſanfteſten Manieren, und war ſo höflich und poli, daß er den Leuten das Herz ganz rührte. (26. Jul. 1718.)

3) Ob man zwar nicht perfect iſt, hat unſer König ſeel. doch große und ſchöne Qualitäten an ſich gehabt, und nicht meritirt, von ſeinen Unterthanen ſo übel nachgeredet und verachtet zu werden. (25. Februar, 1716.)

4) So lange er gelebt, hat man ihn flattirt, daß es eine Abgötterei war. (19. März 1716.)

5) Hätte er das Unglück nicht gehabt, in der zwei boshaftigſten Weiber von der Welt Hände zu fallen, als die von der Montespan, und der alten Vettel Maintenon, ſo noch ärger als die erſte war, hätte er für einen der perfecteſten Könige von der Welt paſſieren können; denn was er in ſeinem Leben übels gethan, kömmt von den 2 erzböſen Weibern her, und nicht von ihm ſelber. (14. April, 1716.)

6) Ob ich unſern König in vielen Sachen approbirt habe, ſo habe ich ihm doch hierinn nicht beigefallen, daß es bürgerlich ſey, bloß ſeine Verwandten ſo zu lieben. Das hat ihm die Montespan ſo eingeprägt, damit er aller legitimen Verwandten möge müde werden, und allein die Baſtarte leben und bei ſich haben;

haben; das hat die alte Zotte noch weiter fortgeführet, damit nichts als ihre Zucht und ihre Kreaturen in Gnaden und faveur seyn möchten. (10. Nov. 1716.)

8) Der König seel. hat so wenig begehret, daß ich bei ihm seyn sollte, wenn er in seiner Zott [Maintenon] Kammer war, daß wenn ich mit ihm spaziret hatte, und er wieder in der Damen Kammer gieng, er mir allezeit die Abschieds-Reverenz machte. Er hätte mich wol gelitten, aber sie nicht. (7. Aug. 1717.)

9) Wie einmal alle Menschen kamen, dem König zu Marly das Leid zu klagen, befahl der König, um der Ceremonie desto eher quit zu seyn, daß man keine harangues machen sollte, sondern daß der ganze Hof ohne Distinktion pêle mêle durch eine Thür hinein gehen sollte, und durch die andere hinaus. Da kam der Evêque de Gat en pas de bourée, weinte mit den Augen, daß eine Thräne die andere schlug, aber mit dem Munde lächelte er; das gab das wunderbarlichste Gesicht von der Welt. Madame la Dauphine und ich waren die ersten, die das Lachen nicht halten konnten, hernach der Dauphin und Duc de Berri, endlich der König selber, und alles, was in der Kammer war, lachte Thränen. (12. Juni, 1717.)

10) Unser König seel. hatte vielen natürlichen Verstand, allein er war sehr ignorant, und schämte sich dafür; darum mußte man die Savants für ridicül halten. (15. Jun. 1717.)

11) Der König konnte nicht leiden, daß man von Politik sprach. (5. Aug. 1717.)

12)

12) Unſer König liebte die Jagd von Herzen; am meiſten aber die Hirſch-Jagd par force und en volant zu ſchießen.

13) Es iſt wol wahr, daß unſer König ſeel. ein Skandal mit ſeinen Maitreſſen gegeben hat, aber er hat eine große Reue darüber gehabt. (3. Aug. 1717.)

14) Unſer König ſeel. war wol, wie man hier ſagt, franc du colier. Zu dem Laſter die Buben zu lieben, hat er aber ſein Leben nicht die geringſte peine gehabt. Wenn der König ſeiner Inclination gefolgt, hätte er dieſes Laſter ſcharf abſtrafen laſſen, aber der Louvois, deſſen meiſte Freunde von dieſem Laſter behaftet waren, um ſie zu ſalviren, ſagte zum König: daß es für Ihro Maj. Dienſt beſſer wäre, als wenn ſie galant wären und Weiber liebten; denn wenn ſie in den Krieg müßten, könnte man ſie nicht von ihren Maitreſſen ziehen, ſie kämen alſo wieder eher nach Haus, als eine Campagne zu Ende wäre, und wenn es zur Schlacht kommen ſollte, ſey kein Officier da. Er citirte darauf viel Exempel. Aber wenn ſie die andere Inclination hätten, wären ſie herzlich froh von den Damen weg, und mit ihren Liebhabern zu Felde zu ziehen, hätten auch keine Eile wieder nach Haus. Mit dieſem Diſcurs hatte er den König machen durch die Finger ſehen, welches ſeinem Beichtvater auch nicht misfallen, denn wenn man dieſes Laſter hätte beſtrafen wollen, ſo hätte man bei dem Collegio anfangen müſſen. (7. Aug. 1716. 28. Decbr. 1718.)

---

15) Zu Marly hatte der König nicht die geringſte Ceremonie. Es war keinem Ambaſſadeur noch Envoyé erlaubt hinzukommen. Der König gab

keine

keine Audienz dort; es waren wenig Ceremonien da, und lief alles durch einander. Der König ließ im Spaziren alle Mannsleute die Hüte aufſetzen, und im Salon war allen Menſchen erlaubt zu ſitzen, bis auf die Capitain-Lieutenants und Fähndrichs von der Garde zu Fuß. Das hat mir den Salon ſo verleitet [entleidet], daß ich mich nie darinnen aufgehalten. (11. Aug. 1716.)

16) Er hat vor allen Weibern bis auf Bauerweiber den Huth gezuckt. (17. Nov. 1716.)

17) Ob er zwar die Flatterien liebte, ſo lachte er doch ſelbſt oft darüber. Die Montespan und die alte Zott haben ihn ſcheu gemacht gegen ſeine eigene Verwandten, und auch hart gegen ſie; denn von Natur war er tendre. (17. Aug. 1717.

---

18) Wenn er die Leute recht lieb hatte, ſagte er ihnen alles, was er wußte, derowegen war es ſehr gefährlich ihm von der alten Here was zu ſagen.

19) Der König ſeel. war der politeſte Menſch in ſeinem ganzen Königreiche, und ſein Hr. Sohn und Enkel die gröbſten Geſellen. (14. Septbr. 1717. und 8. October. 1717.

20) Er hat eine gar ſchöne Courrante gemacht auf der Guitarre, worauf Ihro Maj. über die Maaße wohl ſpielten. (28. Sept. 1717.)

21) Er wußte keine Noten von der Muſik, hatte aber ein gut Ohr, und ſpielte beſſer als ein Meiſter auf der Guitarre, und ſezte alles darauf was er wollte. (14. Octobr. 1717.)

22) In ſeiner Jugend hat er die Comédie du viſionaire geſpielt, und wußte ſie noch auswendig, und ſpielte ſie auch dermaaſſen beſſer als die Comödianten. (14. Octobr. 1717.)

23) Man hat dem König ſeel. und Monſieur nichts gelernt, konnten kaum leſen und ſchreiben. (24. Sept. 1717.)

24) Der König und ſeine ganze Race auſſer meinem Sohn [dem Herzog Regenten] haſſen das Leſen, das hat ihn ignorant gemacht; er ſchämte ſich darüber. (17. Aug. 1717.)

25) Es iſt gar kein Wunder, daß der ſeel. König und Monſieur ſeel. ignorant erzogen worden. Der Kardinal wollte regieren; hätte er dieſe Königl. Perſonen gelehrt werden laſſen, würde man ihn nichts mehr geachtet und gebraucht haben; dem wollte er zuvor kommen, meinte länger zu leben als er gelebt hat. Die Reine Mere fand alles gut was der Kardinal that, und das folgte ihre Inclination, daß man dem Kardinal brauchen ſollte. Es iſt ein Mirakel daß der König ſeel. noch hat ſeyn können wie er war. (19. Octobr. 1717.)

---

6) Ich habe den König ſeel. nur 2 Kerl ſchlagen ſehen, die es beide wohl verdient hatten. Der erſte war ein Knecht, der wollte ihn nicht im Garten laſſen bei einer Fête ſo der König gab; dem gab der König ein Paar gute Streiche. Der andere war ein Gloux, den ſah der König die Hand in Villars Sack ſtecken. Der König war zu Pferde, rennte auf den Schelm zu, und gab ihm brave Schläge mit dem Stock. Der Gloux ſchrie: au

meurtre! on m'assome. Das machte uns alle lachen, und dem König auch, darum ließ er ihn wohl arrestiren, aber nicht henken, und muste den Beutel wieder geben. (19. Octobr. 17·9.)

27) Man hat hier sehr über die Prinzeß de Schomberg gelacht, weil sie dem König seel. wohl 100 Fragen gethan, welches hier der Brauch gar nicht ist, und der König hatte ungern, daß man mit ihm sprach, wenn er nicht anfing. Der König seel. hat sein Leben niemand en face ausgelacht. (5. April, 1719.)

---

28) Der Französische Hof war gar angenehm, bis der König seel. das Unglück gehabt, die alte Hexe zu heirathen, da hat sie ihn allgemach von den Leuten abgezogen, und possierliche Skrupel über dem Spektakle gemacht, weil die Commedianten excommunicirt wären, sollte er sie nicht sehen; hat aber in ihrem Apartement ein artig Theater gemacht, wo man 2mal die Woche vor dem König gespielt; auch die Dauphine, meinen Sohn, den Duc de Berri und ihre Nieces zu Commedianten gemacht, und die abgedankten Commedianten nicht spielen lassen, das war besser als die rechten Commedianten. Der König saß nicht auf seinem rechten Platze, sondern hinter mir in einer Ecke bei der Maintenon, das hat alles verdorben, denn das hat gemacht, daß man den König gar selten gesehen, und der Hof schier zertheilet worden. (28. Jun. 1718.)

29) Die Maintenon hat mir erzählt, der König habe ihr gesagt: presentement que je suis vieux, mes enfants s'ennuient avec moi et sont ravis, quand ils

ils peuvent trouver quelque Occaſion de me planter là, et aller ſe divertir ailleurs. Il n'y a que Madame qui ne me quitte pas, et je vois bien qu'elle eſt bien aiſe d'être avec moi. Sie ſagte aber nicht, daß ſie ihren möglichſten Fleiß angewandt hat, dem König das Contraire zu perſuadiren, und daß der König ihr dies geſagt, um ihr vorzuwerfen, daß ſie auf mich gelogen. Ich habe es aber durch Andere erfahren, denn wann der König mein leiblicher Vater geweſen wäre, hätte ich ihn nicht lieber haben können, als ich ihn gehabt, und war gern bei ihm. (15. Jul. 1718.)

30) Wie Monſ. de Louvois dem König das erſtemal proponirte, Mde. du Freuois, ſo ſeine Maitreſſe war, zur Dame du Lit zu machen; antwortete der König: Vous Voulez donc qu'on ſe moque de Vous et de moi? Aber Louvois bat ſo inſtändig darum, daß es der König accordirete. (10. Jan. 1718.)

31) Der verſtorbene Jagon ſprach dem König ſeel. poſſierlich zu, wenn der König leichtfertige Leute abſtrafen wollte. Er lachte und ſagte: On a fait l'amour long-temps avant que Vous fuſſiez au monde, et cela durera toujours. Vous ne ſauriez l'empêcher, et quand je vois des Prédicateurs en chaire parler et crier contre ceux qui font l'amour, je ſonge, que c'eſt comme ſi un medicin e ma profeſſion alloit dire à un homme bien enrhumé: ne touſſez point, ne Vous mouchez point. Les jeunes gens ſont plains d'humidité, il faut qu'elle ſorte d'une maniere ou d'autre. Der König muſte doch hierüber lachen. (21. Sept. 1719.)

32) Er hatte keine Superſtition als in geiſtlichen Sachen, Mirakeln der Mutter Gottes und dergl. (1. Octobr. 1718.)

33) Seitdem der König devot geworden, hat man die Plaiſirs 3 Wochen eingeſtellt, vorher aber waren ſie nur 14 Tage eingeſtellt. (13. April, 1719.)

34) Wenn der König erfuhr, daß einer übel von ihm geſprochen, redete er ganz liere zu demſelben; ſonſten aber konnte man nicht mit größerer Politeſſe ſprechen, noch höflicher ſeyn als er. (9. Decembr. 1718.)

35) Man hat zu unſern Königs Zeiten, die Damen gelernet, nichts von Staatsſachen zu reden, daß es hier gar nicht der Brauch iſt. (22. Nov. 1718.)

36) Man hat dem König weiß gemacht, ſeinen Hrn. Bruder zu ambraſſiren, wäre ein grand trait de politique, und ein Coup d'Etat, und daß man das recht regieren heiſſen könne.

37) Daß der König ſeel. ſo gar beherzt wie Monſieur ſeel. geweſen, das iſt nicht, aber doch nicht Poltron. (22. April, 1719.)

38) Monſieur ſeel. ſo ſehr courageux war, ſagte: der König hätte in gefährlichen Occaſionen gar gute Mienen gehalten; was aber den König Tort gethan, war, daß er den Krieg oft müde wurde, und zu große Eile nach Haus hatte. (28. April, 1719.)

---

39) Er liebte die Teutſchen Soldaten, ſagte: die Teutſchen-Reuter ſäſſen mit viel beſſerer Grace zu Pferde, als alle andere Nationen. (13. April, 1719.)

40)

40) Nichts war angenehmer als wenn unſer König mit jemand ſprach. Er wußte alles wohl zu drehen, ganz natürlich, ungezwungen, höflich und obligant. (9. Juni. 1719.)

41) Er wollte gern von jedermann admirirt ſeyn, inſonderheit aber von ſeinen Maitreſſen. (13. Jun. 1710.)

42) Der König gab gerne desgoût, wenn die ſo er lieb hatte, es von ihm begehrten; darum hat er die la Vaillere ſo übel tractirt auf der Monteſpan Anſtiften. (2. Maj. 1719.)

43) Unſer König ſeel. hat gar oft geklagt: daß man ihn in ſeiner Jugend nicht genug mit Leuten reden laſſen; aber das iſt in der Natur; denn Mons. ſeel. ſo mit dem König ſeel. erzogen worden, ſprach allezeit mit allen Leuten. Der König ſagte als im Lachen zu Monſieur, vieles Plaudern hätte ihm das Sprechen ganz verleidet; ſagte als: Ah! mon Dieu! faut il que pour plaire au monde, je diſe autant de pauvretes et de ſottes choſes que mon frere! (9. Jun. 1719.)

44) Wann der König die Herzogin von Hannover recht gekannt hätte, würde es ihm nicht verdroſſen haben, daß ſie ihm Monſieur gehriſſen; aber weil ſie eine Souveraine war, hat der König gemeint, ſie wollte ihm aus Hoffahrt nicht Sir. heiſſen, und das hat ihm verdroſſen. Er war delicat auf ſolche Sachen. (27. Jun. 1719.)

---

45) Der König hat ſich recht divertirt mit dem Comte de Grammont, denn er war gar poſſierlich: hat ihm viel Gnade gethan, er war auch auf allen Rei-

Seite

59. **Die Gemahlin des Cäsar Johannes.**

Sie führte den Titel Patobestiaria, den man durch Oberaufseherin der Garderobe der Kaiserin erklären kann.

62. **Daß Melissen bis Damalis vorgedrungen.**

Damalis ist ein Vorgebürge, Constantinopel gegen über gelegen: h. z. T. Scutaricum genannt.

64. **So riefen ihm alle Mönch, Mönch! entgegen.**

Anna spielt hier auf folgende Anecdote an: Cäsar gerieth mit Ursel in türkische Gefangenschaft und ward von seinem Enkel los gekauft. Auf dem Wege nach Konstantinopel, warf er sich in eine Mönchskleidung aus Furcht vor seinem Enkel, weil er nach der Krone gestrebt hatte. Als Botaniates zur Regierung kam, legte er die Kleidung wieder ab und begab sich auf sein Landgut Morobund, unweit Constantinopel.

64. **Noch mit den Varangern.**

Varanger sind wahrscheinlich die Ueberreste der aus England vertriebenen Dänen, welche die Kaiserliche Leibwache ausmachten.

65. **An den General der Nemitzen.**

Nemitzen, sind nach dem Zonaras, Celten unter welchem Worte man sich sowohl Gallier als Deutsche denken kann. Wahrscheinlich aber, ist dieß eine Benennung der Deutschen, die sich aus der Sclavonischen Sprache herschreibt, wo der Deutsche z. B. im Polnischen noch jezt Niemniec heißt.

70. **Den Titel eines Sebastokrators.**

Anna macht vom Alexius Isaak und der Irene eine Beschreibung, die ich, in einem ganz kurzen Auszuge, und zwar in den Noten liefern muß, weil sie, wie mehrere andere Stellen im Texte, an einem ganz unrechten Orte zu stehen scheinen. Alexius war nicht sehr groß, aber regelmäßig gebaut. Er nahm sich daher auch dann nur majestätisch aus, wenn er auf dem Trone saß. Seine Augenbraunen waren schwarz, sein durch-

ſen ſo man nach Marly that, welches allezeit eine faveur war. (26. Mai, 1719.)

46) Ich habe mich in meinem Leben nicht ſo divertirt, als auf der Reiſe ſo ich mit unſerm König ſeel. in Flandern gethan, die Königin und meine Dauphine waren noch am Leben. Sobald man in eine Stadt kam, gieng jedes nach Haus, hernach in die Comedie, ſo oft ſo ridicule war, daß wir uns ſchier zu krank lachten. Unter andern erinnere ich mich, daß zu Dunkerke eine Truppe war, ſo Mitridate ſpielte. Wie Mitridate mit Monime ſprach, entfuhr ihm ein gar wüſt Wort, und er drehete ſich gegen Mde. la Dauphine und ſagte: Madame, je Vous demande tres humblement pardon. La langue m'a fourchee. Man kann denken, was das für ein Gelächter gab. Es wurde noch größer, wie der Prinz de Conti, der großen Prinzeß ihr Herr, ſo oben überm Orcheſtre ſaß, vor Lachen ins Orcheſtre fiel, und weil er ſich an der Coulel von Tuch halten wollte, fiel das Tuch herunter in die Lampen, und brannte an, man löſchte es zwar, aber es blieb ein groß Loch. Die Commedianten kehrten ſich an nichts, ſpielten immer fort, allein man ſahe ſie nur durch das Loch. Die Tage da keine Commedie war, hatten wir Promenaden und gute Collations; Summa, es war ſchier alle Tage was neues. Nach des Königs Nachteſſen, waren gar ſchöne Feuerwerke, ſo die Städte in Flandern machten, recht magnifiq. Alle Menſchen waren luſtig. Der ganze Hof war allezeit beiſammen, und jedermann dachte an nichts als Lachen und luſtig ſeyn. (16. Jun. 1719.)

47) Ehe der Duc de Roquelaure noch Duc war, wie es einmal recht regnete, ſagte er zu ſeinem Kutſcher,

er ſollte ins Louvre fahren, wo ſonſt niemand hin fahren darf, als die Ambaſſadeurs, Fürſten und Ducs. Wie er ans Thor kam, fragte man: qui eſt-ce? er antwortete: c'eſt un Duc. Quel Duc? fragte die Schildwache. Celui d'Eſpernon antwortete er. Le quel? er ſagte: Le dernier mort. Da ließ man ihn ein. Damit man ihm keine Affaire darüber machen ſollte, gieng er grade zum König und ſagte: Sire, il pleut ſi fort que je ſuis entré en Caroſſe jusqu'à vôtre Dégrés. Der König wurde bös und ſagte: quel eſt le ſot qui Vous a laiſſé entrer? Er ſagte: encore plus ſot que Vous ne pouvés penſer, Sire; car il m'a laiſſé entrer ſous le nom du duc d'Eſpernon dernier mort. Das benahm dem König den Zorn, und machte ihm herzlich lachen. (5. Aug. 1719.)

48) Den König und Monſ. ſeel. ſollte man in ſeinem Leben für keine Brüder gehalten haben. Der König war groß, mein Herr gar klein, er hatte lauter weibliche Inclinationen, liebte das Putzen, hatte Sorge für ſeinen Teint, liebte alle Weiber-Arbeit und Ceremonien. Der König war ganz contrair, fragte nicht nach Putzen, liebte die Jagd, das Schieſſen, und hatte alle Inclinations von Mannsleuten, ſprach gerne vom Krieg. Monſieur hielt ſich wohl im Kriege, aber er ſprach nicht davon. Monſieur liebte die Damen wie Geſpielinnen, mochte immer bei ihnen ſeyn. Der König ſahe die Damen gerne bei nahen, und nicht ſo in allen Ehren wie Monſieur; hatten ſich doch ſehr lieb, und waren poſſierlich bei einander zu ſehen; veritten einander recht artig und mit Verſtand, wurden aber nie bös auf einander. (14. Jul. 1719.)

49) Man hat dem König die Hölle ſo heiß gemacht über alles was nicht von den Jeſuiten unterrichtet war, daß er ſie alle verdammt, und meinte, auch verdammt zu werden, wann er mit ihnen umgieng. Wenn man jemand in Unglück bringen wollte, muſte man nur ſagen: il eſt Hugenot oder Janſeniſte, ſo war die Sache gleich gethan.

Mein Sohn wollte einen Edelmann in ſeine Dienſte nehmen, deſſen Mutter eine declarirte Janſeniſte war. Die Jeſuiten um meinem Sohn eine Affaire beim König zu machen, ſagten: mein Sohn wollte einen Janſeniſten in ſeine Dienſte nehmen. Der König ließ meinem Sohn holen und ſagte zu ihm: comment, mon Neveu, de quoi Vous avisé Vous, de prendre un Janſéniſte dans votre ſervice? Moi? antwortete mein Sohn, je n'y penſe pas. Der König ſagte: Vous prenés un tel dont la mere l'eſt. Mein Sohn lachte und antwortete: Je puis aſſurer V. M. qu'il n'eſt ſurement pas Janſeniſte, il eſt même plus à craindre qu'il ne croie pas bien en Dieu. O! ſagte der König: Si ce n'eſt que cela, et que Vous m'aſſuriés bien qu'il n'eſt pas Janſeniſte, Vous pouvés le prendre. Man konnte in der Welt nicht einfältiger in der Religion ſeyn als der König war. Ich kann nicht begreifen, wie die Königin ſeine Frau Mutter, ihn ſo blutseinfältig in der Religion hat erziehen laſſen. (10. Oct. 1719.)

Was ihm die Pfaffen ſagten, glaubte er als wenn es von Gott geredt wäre. (10. Octobr. 1719.)

Die alte Zott und der P. de la Chaiſe haben den König perſuadirt, daß alle Sünde ſo Ihro Majeſt. mit der Montelpan begangen, vergeben ſeyn würden,

würden, wenn er die Reformirten plagte und wegjagte, und daß das der Weg zum Himmel ſey. Das hat der arme König feſt geglaubt; denn er hat in ſeinem Leben kein Wort in der Bibel geleſen, und darüber iſt die hieſige Perſecution angegangen. (20. Octobr. 1719.)

Er wußte nichts anders worinnen die Religion beſtünde, als in dem was ihm ſeine Beichtväter ſagten. Sie hatten dem König weiß gemacht, in Religions-Sachen wäre nicht erlaubt zu raiſonniren, man müſte die Vernunft gefangen nehmen, um ſelig zu werden. (24. Octobr. 1719.)

50) Der König war de bonne foi. alſo war es ſeine Schuld gar nicht, daß ſein Hof hipocrite war, aber die alte Zott hat die Leute dazu gezwungen. (8. Novembr. 1719.)

51) Vor dieſem war das Fluchen in Frankreich ſehr gemein; der König ſeel. hat es abgeſchafft, denn er konnte es nicht leiden. (28. Novembr. 1719.)

52) Der König war capable dankbar zu ſeyn, aber keins von ſeinen Kindern und Kindes-Kindern. (16. Januar. 1720.)

---

53) Der König ſagte, daß man mit goldenen Ketten alles bei den Wieneriſchen Miniſters zuwege bringen könne. (30. Jan. 1720.)

---

54) Der König konnte den Franzöſiſchen Damen nicht verzeihen, daß ſie den Engliſchen Moden folgten; ſprach recht poſſierlich davon, addreſſirte mir alsdenn den Diſcurs, denn er hoffte, daß ich darüber

brodiren würde, und die Prinzessinnen aus der Haut fahren machen; um Ihro Majest. zu divertiren, nahm ich oft kein Blatt fürs Maul, und sagte alles was mir im Kopf kam, worüber der König herzlich lachte. (16. Jul. 1720.)

55) Reversi ist das einzige Spiel so unser König spielte und liebte. (28. Jul. 1720.)

56) Die gute Dauphine aus Bayern, ist gar bald aus des Königs Familiarität gezogen worden, und nie wieder hineingekommen; ist ihr Leben nicht einmal nach dem Essen in die Kabinetten kommen. Ich bin nur hineingekommen, nach der 2ten Dauphine Tod. (23. Januar, 1720.)

57) Wenn der König was nicht sagen wollte, so addressirte er sich an mich, denn er wußte wohl, daß wenn ich rede, ich kein Blatt fürs Maul nehme, und das divertirte ihn. An Tafel muste er wol mit mir reden, denn die andern sagten ihm kein Wort.

In den Cabinetten nach dem Nachtessen sprach Mdo. la Duchesse und ich allein; ich weiß nicht, ob bei Madame la Dauphine der letzt verstorbenen Leben, sie in den Cabinetten mit dem König sprach; denn zu der Zeit, und bei ihrem Leben hat man mich nie hineingelassen. Die Maintenon hat gemacht, daß die Dauphine sich widersetzt hat; denn der König wollte es wohl, durfte aber nicht ordiniren, um seiner Dauphine und der alten Zott nicht zu mißfallen. Man hat mich also nur nach der Dauphine Tod hineingelassen; denn der König war so betrübt über der Dauphine Tod, daß man

jemand

jemand haben wollte ihm Abends was vorzuſchwazzen, ihn von ſeinen traurigen Gedanken zu diſtrahiren, wozu ich auch mein beſtes gethan. (28. Jul. 1720.)

58) Der König war mit ſeinen rechten und linken Töchtern übel zufrieden, anſtatt daß ſie ſuchen ſollten ihn zu tröſten, wie er ſo betrübt war, dachten ſie nur an ihr eigen Divertiſſement und der gute König wäre oft Abends ganz allein geweſen, wenn ich nicht allezeit ins Kabinet gegangen wäre. Der König hat es wohl remarquirt, ſagte zur Maintenon: il n'y a que Madame, qui ne m'abandonne pas. (28. Jul. 1728. wahrſcheinlich: 1720.)

59) Im Anfang bei der Montelpan war der König nach dem Eſſen bei ihren Kindern; da ging niemand hin, als Mr. le Dauphine und Monſieur. Wie die Montelpan weg kam, ließ der König alle ſeine Baſtards in ſein Kabinet kommen; das währte ſo bis die letzte Dauphine kam. die drung ſich unter die Baſtarde hinein, welches ſie alle herzlich betrübte. Wie die Pucelle des Dauphins Favoritin wurde, erſuchte ſie Ihro Liebend. nicht zu leiden, daß jemand weiter von der Maiſon royale ins Kabinet ſollte, alſo wurde mein Begehren zwar nicht abgeſchlagen, aber auch nicht akkordirt, bis nach dem Tode von Mr. le Dauphin und Mde. la Dauphine. da muſte man jemand haben, ſo Abend mit dem König ſprechen konnte; da rief mich der König ins Kabinet. Die letzte Dauphine gieng an viele Oerter mit dem König, wo ich nicht hingegangen bin, noch hingewollt, denn ſie gieng mit ihm, wenn er auf einem ſchmutzigen Throne ſaß, das that die Maintenon auch, damit ſie dem König allezeit in Geheim ſprechen konnte. (2. Aug. 1720.)

60)

60) Der König hatte die kleine Dauphine ſo herzlich lieb, daß er ihr nichts verſagen konnte, und die Maintenon hatte ſo einen tödtlichen Haß gegen mich, daß ſie mir alles zu leid that was ihr möglich war. Was wollte der König thun gegen ſeines Sohnes und ſeiner lieben Enkelin Willen?, Sie hätten getrotzt, und das wäre ihm leid geweſen. Ich wollte auch dem König den Verdruß nicht anthun, wollte mich lieber gedulden; wenn ich aber dem König was zu ſagen hatte, forderte ich eine Audienz particulier, denn wollten ſie alle verzweifeln, habe oft innerlich darüber gelacht. (13. Aug. 1720.)

61) Der König war ſehr auf die alte Gewohnheit von dem Königl. Hauſe verpicht, da hätte er nichts von geändert vor aller Welt Gut. Mde. de Fiennes pflegte zu ſagen, daß man in der Maiſon royale ſo auf die Gewohnheit verpicht wäre, daß die Königinn in Engelland mit ihrem Tocquet geſtorben wäre, das iſt ein Mützchen ſo die Kinder anthun, wenn man ſie zu Bett legt. Wann der König ſeel. was wollte, durfte man nicht raiſoniren, was er einmal befohlen, und muſte geſchwind und ohne Replique geſchehen. Er war zu ſeyn gewohnt autel eſt notre bon plaiſir, um Repliken leiden zu können. (17. Sept. 1720.)

---

62) Der König liebte das Stadtleben nicht, und war perſuadirt, daß ihn das Volk zu Paris nicht lieb hätte, und ganz keine Sicherheit für Ihr. Maj. da wäre. Die Maintenon konnte den König beſſer zu Verſailles halten als zu Paris. Auch war keine Sicherheit für ſie ſelber da. Sie war erſchrecklich gehaßt zu Paris. Wenn ſie hineinfuhr rief ihr der Pöbel

Pöbel Drohworte zu, konnte nicht recht in Sicherheit nach Paris fahren; zuletzt durfte sie es in ihrer eigenen Kutsche nicht recht mehr wagen. (6. Aug. 1720.)

III. Betragen des Königs in einigen Geschäften.

1) Wenn unser König durch sich selber agirte, war er allezeit gut und genereus. (17. Sept. 1720.)

2) Der gute König war alt, suchte Ruhe, und konnte sie nicht haben, er thäte denn was seine alte Zott Maintenon wollte; darum geschahe es so oft; denn die Alte, so eine schlaue Hexe ist, hat dieses gemerkt, und davon profitirt. (23. Oct. 1716.)

---

3) Unser seel. König hat nie gedacht, daß sein Testament würde gehalten werden. Er sagte zu gewissen Leuten: on m'a fait ecrire un Testament et plusieurs choses, je l'ai fait pour avoir du repos, mais je sais bien, que cela ne subsistera pas. (8. Oct. 1716.)

4) Man schreibt, daß unser König wie Ihr. Maj. in Holland waren, aus Generalität Holland verlassen, und ich weiß gewiß, so gewiß ich meinen Namen weiß, daß er einzig und allein wieder kommen ist, Mde. de Montelpan zu besuchen, und bei ihr zu seyn. Ich weiß noch viel Exempel in den Historien, daß man große Ursache von Politik und Ambition giebt, da die größten Bagatellen von der Welt Ursach an seyn. Man hat von unsers Königs Ambition gesagt, wie er sich wolle Herr von der ganzen Welt

Welt machen, und daß er deswegen den Krieg von Holland angefangen hätte, aber ich weiß gar gewiß, daß dieser Krieg nur *) angesponnen worden, weil Mr. de Lionne damals Ministre d'Etat, jalous über den Prinz Wilhelm von Fürstenberg war, der eine Galanterie mit seiner Frau hatte, welches er wuste. Den wollte er wegjagen, fieng also die Händel an, so damals den Krieg verursachet. (14. Jul. 1716. 25. Octbr. 1720.)

---

5) Es war kein Wunder, daß der König nicht sensible auf die Hungersnoth war. Erstlich so hat er nichts davon gesehen; zum andern, so hat man ihm weiß gemacht, daß man falsche Historien mache, und alles nicht wahr sey. Das hat die Zott gethan, um brav Geld zu ziehen, denn sie hat wohlfeil Korn gekauft, und hernach gar theuer verkauft. Man hatte alle Menschen gebeten nicht davon zu sprechen, damit sich der König nicht zu Todt grämen möge. (4. Novembr. 1718.)

IV. Ludwig der XIV. gegen Kinder, Verwandte und Gemalin.

1) Der König seel. hat meinen Sohn und seinen Sohn lieb gehabt, aber nach den Töchtern hat er wenig gefragt. (10. Maj. 1718.)

2) Der König hat alle Nacht in der Königin Bett geschlafen, aber nicht allezeit wie sie es nach ihrem spa-

*) Diese so verloren eingestreute, sonst wenig bekannte Anekdote verdient nicht übersehen zu werden!

ſpaniſchen Temperament gewünſcht. Dadurch hat die Königin wohl geſpürt, wenn er Nebenwege gegangen iſt. Der König hat doch allezeit Conſideration für ſie gehabt, und ſie von den Maitreſſen ſehr reſpectiren laſſen. Er hat ſie wegen ihrer Tugend geliebt, und wegen der herzlichen Liebe, ſo ſie immer für ihm behalten, unangeſehen ſeiner Untreue. Er war recht herzlich betrübt wie ſie ſtarb. (11. April, 1719.)

3) Der König hat Monſ. ſeel herzlich lieb gehabt, und er hatte Recht; denn kein Kind kann einen blindern Gehorſam gegen ſeine Eltern haben, als Monſ. ſeel. für dem König. Er adorirte ihn recht. (22. Sept. 1718.)

4) Er hat Mr. le Dauphin herzlich lieb gehabt, und hatte es auch Urſach; denn nie hat ein Sohn eine ſolche Veneration, Liebe und Submiſſion für ſeinem Vater gehabt, als Mr. le Dauphin für dem König ſeel. auch war der König untröſtlich als er ſtarb. (11. April, 1719.)

5) Der König hat nie große Inclination für dem Duc de Bourgogne gehabt, die alte Hexe hat ihn bei dem König eingehauen, und für einen ambitieuſen Herrn angegeben, dem der König zu lange lebte, und das that ſie, damit im Fall dieſer Herr einmal die Augen öfnen möchte, zu ſehen, wie ſie ſeine Gemalin erzogen, und dem König darüber klagen, der König ihn nicht anhören ſollte, wie auch geſchehen. (16. Maj. 1719.)

6) Zuletzt fand der König alles artig, was die Dauphine de Bourgogne that, meinte, es wäre nur ihn zu divertiren, ſo drehete die alte Zott alles herum.

Die

Seite

dringender Blick war eben so wild, als furchtbar. Seine breiten Schultern, nervigten Arme, und breite Brust, waren ganz seinem kriegerischen Geiste angemessen. Er besaß eine Anmuth und Ueberredungskraft in seinem Ausdrucke, die dem Ohre eben so schmeichelte, als sie unwiderstehlich dahinriß.

Meine Mutter Irene war damals noch nicht völlig 15 Jahr alt; sie war eine Tochter Andronikus, Cäsars ältesten Sohnes, also aus der edlen Dukischen Familie. Sie nahm durch ihren Anblick eben so sehr ein, als durch ihren Umgang. Ihr Gesicht war weder völlig rund, wie man es bey dem Assyrischen Frauenzimmer findet, noch auch länglicht wie ein scytisches Gesicht. Ihr sanftes Auge fesselte mit dem unwiderstehlichsten Reize der Schönheit, und flößte doch auch zugleich so viel Ehrfurcht ein, daß man nicht genug seinen Blick vor ihr verbergen konnte. Es ist sonderbar, daß sie, die sie doch nur ein Weib war, durch ihren bloßen Anblick den Trotzigen darniederschlagen, und dem Schüchternen Herzhaftigkeit einflößen konnte.

Isaak war an Statur, und in andern Stücken seinem Bruder, nicht sehr unähnlich seine Gesichtsfarbe, war etwas bleichgelbe. Er so wohl als Alexius liebten ausserordentlich die Jagd, und beschäftigten sich fleißig mit ihr, wenn ihnen ihre übrigen Arbeiten dazu Zeit ließen, mehr aber, als diese, liebten sie den Krieg. Isaak focht, wenn er auch der oberste Befehlshaber einer Armee war, mit einer so unbändigen Hitze, daß er immer zuerst in den Feind rannte, woher es denn auch kam, daß er einige male in Asien in türkische Gefangenschaft gerieth. Eben diese Unbesonnenheit ist der einzige Fehler, den er als Soldat sich zu Schulden kommen ließ.

Die Kronen, welche Isaak und Cäsar Melissenus an festlichen Tagen aufsetzten, waren von der kaiserlichen darinn unterschieden, daß diese wie eine völlige Halbkugel um den Kopf schloß, mit Edelsteinen reich besetzt war, und viele Angehänge hatte, welche bis über die Wangen reichten, und auch mit Edelgesteinen besetzet

Die alte Zott war das Geſetz und die Propheten, was dieſe approbirte war gut, was ſie condemnirte war ſchlimm, ſo gut es auch ſeyn mochte. Der erſten Dauphine drehete man die gröſte Unſchuld in Crime und der 2ten admirirte man alle Impertinentien. (25. Jul. 1719.)

---

7) Ein Mann ſo lange Jahre allezeit beim Könige geweſen, mit ihm bei der Maintenon alle Abend gearbeitet, alſo alles gehöret hat, und mein guter Freund iſt, hat mir geſagt, daß ſo lange die Zott iſt am Leben geweſen, hätte er mir es nicht ſagen wollen, aber ſeitdem ſie todt, wolle er mir geſtehen, daß der König eine rechte Freundſchaft zu mir getragen, denn er hätte öfters mit ſeinen eigenen Ohren gehört, wie ſie dem König geplagt, und alles übels von mir geſprochen, um mich bei dem Könige verhaßt zu machen, aber der König hätte allezeit meine Parthey genommen, das wird geweſen ſeyn, was mir der König auf ſeinem Todbette geſagt: on a fait tout ce qu'on a pû, pour que je Vous haille Mde, mais ils n'ont pas réüſſi. Er ſetzte dazu: daß er mich zu wohl gekannt hätte, um daß die Verläumdung hätte haften können. Die Alte hatte eine ſo coupable Miene, wie mir der König das ſagte, daß ich wohl nicht zweifeln konnte, daß es von ihr kam. (29. Septbr. 1719.)

8) Monſieur ſeeliger machte ſich oft eine Freude daraus, wenn er mir des Königes Gnade abnehmen und vermindern konnte und dem Könige war es nicht leid, wenn er Monſieur mit etwas amuſiren konnte. Er hat mir einmal ſelber geſtanden, daß er aus Politik Moul, und Madame brouillirt hätte. Ich erſchrack

ſchrack und ſagte: Mais mon Dieu qui me repondra, que V. M. ne m'en falle autant: Der König lachte und antwortete: Si j'avois envie de Vous brouiller, je ne Vous l'aurois pas dit; mais dans le vrai, je m'en fuis fait un Scrupule, et je n'y retournerai certainement plus. Daraus ſiehet man doch, daß er es ſich gereuen ließ, wenn er ſich verhauen hatte. (12. Decbr. 1719.)

9) Als eins von der Königin Kinder ſtarb, fragte der König ſeinen damaligen Doctor: d'où vient, Mr. Guineau, que mes bâtars ſont ſains et ne meurent pas, pendant que les enfans de la Reine ſont tous ſi delicats et meurent? Sire, ſagte Guineau: c'eſt qu'on n'a porte chez la Reine que les reſtes du Verre. (10. Septembr. 1719.)

10) Der König hatte die Königin ſeine Gemalin gar lieb aus Eſtime, und auch wegen der groſſen Paſſion, ſo dieſe gute Königin für ihm hatte; war alſo ſehr touchirt als er ſie ſterben ſahe; aber die alte Zotte wußte ihm ſo vorzuſchwatzen, daß er in 4 Tagen getröſtet war. Es war uns bange, wie wir wenig Tage hernach nach Fontainebleau reiſeten, daß der König in der Kutſchen krittlich ſeyn würde, und uns alle ſitzen, wir fanden ihn alle recht luſtig. (1. Octobr. 1720.) Wenn der König von einer Reiſe kam, muſten wir alle bei ſeiner Ankunft an der Kutſche ſeyn und ihm in ſein Apartement begleiten. (6. Decembr. 1720.)

V. Liebschaften Ludwigs des XIV.

1) Mde de Colonne hat viel Verstand, unser König ist so verliebt von ihr gewesen, daß wenn ihr Oncle der Kardinal gewollt hätte, sie der König geheirathet. Das war doch löblich an Kardinal Mazarin, daß er diese Heirath nicht hat leiden wollen. Sonst taugte dieser Kardinal ganz und gar nichts. (24. Jul. 1716.)

2) Mde. de Ludre so des Königs Maitresse gewesen, war gar ein schön Mensch: sie war Fräulein seue meiner Vorfahrin, und nach deren Tode bei der Königin; wie aber das Frauenzimmer abgeschaft wurde, nahm Monf. die 2 Fräulein wieder ins Haus, so er der Königin gegeben hatte, nämlich Ludre und Dampierre. Man heißt Ludre, Madame, weil sie eine lotharingische Stiftsfräulein ist. Der König soll nichts nach dieser Schönheit gefragt haben, weil sie bei der Königin war, er würde verliebt von ihr, wie sie bei mir war. Ihre Regierung hat nur 2 Jahr gewährt.

Die Montelpan ließ den König warnen und sagen, daß Ludre Flechten am Leibe hätte, so vom Gift kommen wären, so Mde de Cantecroix ihr in ihrer ersten Jugend hätte geben lassen, als sie nur 12 oder 13 Jahr alt war, weil der alte Herzog von Lothäringen so verliebt von dem Kinde geworden, daß er sie mit aller Gewalt heirathen wollte. Das Gift schlug aus, und gab ihr Flechten vom Kopfe bis zum Fuß, verhinderte also ihre Heirath. Sie wurde genung kuriret, um ihr Gesicht zu salviren, aber zu Zeiten schlägt es doch noch aus. Sie ist nun über die 70 Jahr, und doch noch schön. Sie hat die schönsten Linamenten, die man sehen kann,

kann, aber eine häßliche Sprache, lispelt erſchrecklich. Sie iſt nun ein gut Menſch, hat ſich bekehret, denkt nur ihre Niecen wohl zu erziehen, und ſparet alles an ihren eignen Mund, für ihres Bruders Kinder. Sie iſt in einem Kloſter zu Nancy, wo ſie heraus kann wenn ſie will. Sie hat Penſion vom König und ihre Niecen auch. (3. Sept. 1718.)

---

3) Der König ſeel. war galant, aber auch ſehr debauchirt; alles war ihm gut, wenn es nur Weibsleute waren, Bäuerinnen, Gärtnerstöchter, Kammermägde, Damen von Qualität, wenn ſie ſich nur anſtellten, als wenn ſie verliebt von ihm wären. (21. April 1719.)

4) Ich habe die erſte Kammerfrau die Beauvais, die einäugigte Vettel noch geſehen. Sie hat noch einige Jahre gelebt ſeit ich in Frankreich bin. Sie iſt die erſte, die den König gelernt hat, wie man bei einer Frau liegen muß, ſie wußte die Kunſt wohl und hat ein ſchlecht Leben geführt. (16. Septbr. 1718.)

5) So lange unſer König ſeel. jung geweſen, ſind ihm alle Weiber nachgelaufen; allein er hat das Leben verlaſſen, wie Ihr. Maj. gemeinet, daß ſie gottesfürchtig geworden; aber die rechte Urſache war, daß die alte Hexe ihn ſo gehütet, daß er keinen Menſchen ſchier mehr hat anſehen dürfen. Sie hat ihm auch alle Leute zuwider gemacht, um ihn allein zu haben, und zu regieren, und das in dem Prätext, daß ſie für ſeine Seele ſorge. (25. Januar. 1717.)

6) Lange Jahre vor ſeinem Ende hat ſich der König ganz bekehrt, und iſt den Weibern nicht mehr nachgelau-

gelaufen, hat auch die Ducheſſe de Ferté exilirt, weil ſie ſich ganz verliebt von ihm ſtellte. Wenn ſie ihn nicht ſehen konnte, hatte ſie ſein Konterfait in der Kutſche, um es allezeit anzuſehen. Der König ſagte, ſie machte ihn ridicül, und gab Ordre, auf ihren Gütern zu bleiben. (9. Mai. 1716.)

---

7) Ich bin der Meinung, die Ducheſſe de la Valiere hat ihn allzeit recht lieb gehabt. Die Montelpan aus Ambition, die Soubile aus Intreſſe, und die Maintenon aus beidem. Die Fontange hat ihn auch recht herzlich lieb gehabt, aber wie eine heroine de Roman, war gräulich romanesque. Ludre hat ihn auch geliebt, aber die amour iſt ihm bald vergangen. (13. Juni. 1719.)

8) Für Mde. de Monaco wollte ich meine Hand nicht ins Feuer legen, daß ſie nicht bei dem König gelegen wäre. Wie der König verliebt von ihr war, kam Lauzun zum erſtenmal in Ungnaden. Er hatte eine affaire reglée mit dieſer Baaſe, aber en secret. Er hatte ihr den König verboten. Wie ſie aber einmal auf dem Boden ſaß, und den König antretenirte, war Lauzun en Capitaine des Gardes in der Kammer, dem kam die Jalouſie ſo ſtark an, daß er ſich nicht mehr halten konnte, that als wenn er vorbei gehen wollte, und trat Mde. de Monaco ſo erſchrecklich auf die Hand, ſo ſie auf dem Boden hatte, daß er ſie ſchier gequetſchet. Der König, der die Sache dadurch merkte, wollte ihm zürnen, da gab er dem König einen letzten Beſcheid; damit ſchickte er ihn zum erſtenmal in die Baſtille. (13. Jun. 1719.)

9) Mde. de Soubise war schlau und dissimulirt, und sehr boshaft, hat die gute Königin erbärmlich betrogen; die Königin hat sie aber brav bezahlt, indem sie alle ihre Falschheit an den Tag gegeben, und sie so zu sagen, vor aller Welt demasquirt hat. (15. Jun. 1717.)

Sobald der König seel. die Königin von ihrer Soubise desabüsiert, ist die Historie weltkündig geworden, denn die Königin hat sich damit crusirt, und ihren Triumph, wie sie meinte, an jedermann erzählt. (4. Jul. 1719.)

---

10) Der Kardinal hat seine Niece nach Italien geschickt. Wie sie wegzog, weinte der König bitterlich Mde. Colonne sagte zu ihm: Vous etes Roi, Vous pleurés et je parts. Das war in wenig Worten viel gesagt. Für ihre Schwester die Comtesse de Soissons, hatte der König allzeit große amitié ohne von ihr verliebt zu seyn. Er hat ihr allzeit gar viel gegeben, das geringste Präsent war 2000 L'd'ors. (11. Aug. 1719.)

---

11) Man hatte die Duchesse de Roquelaure von dem Hause de la Val soupçonnirt, dem König zu conquiren; aber Ihro Maj. haben es ihr nicht übel genommen, als der Duchesse de la Ferte. (19. Sept. 1719.)

12) Die Medisance hat stark von dem König seel. und der Duchesse de Roquelaure gesprochen, allein ich habe die Nase nicht dabei gehabt. (6. Oct. 1719.)

13) Die Mde. de la Motte, ſo zu Chaillot geweſen, hat den alten Marquis de Richelieu dem König vorgezogen. (6. Octobr. 1719.)

14) Miſelle. de la Motte von Ch. declarirte dem König, daß ihr Herz nicht mehr könnte vergeben werden, und daß es ſchon einen Platz gefunden hätte. (24. Octobr. 1719.)

VI. Umſtände von dem Tode des Königs.

1) Ich bin noch bös, wenn ich daran gedenke, wie übel man von unſern ſeel. König geſprochen, und wie wenig Sr. Maj. regretirt ſey worden von denen, welchen ſie am meiſten gutes gethan hatten. (19. März, 1716.)

2) Ich darf nicht an das gedenken, was mir der König auf ſeinem Todbette geſagt; alles war in des Königs Kammer, was ordinair in ſeinem Kabinette pflegte zu ſeyn, alſo waren wir alle vom Königl. Hauſe da, außer Mde. la Princeſſe, ihre Frau Tochter, die Prinzeſſin de Conti, und Mde de Vendome, die 3 haben den König allein nicht geſehen.

Er hat ſeinen legitimirten Töchtern die Einigkeit befohlen. Ich war unſchuldiger Weiſe die Urſach, daß ihnen der König was unangenehmes ſagte. Wie ich hörte daß der König ſagte: Je vous recommande ſur tout d'être unis, meinte ich, er ſage dies zu mir und meines Sohns Gemahlin. Ich antwortete: Oui, je Vous obeirai, Monſieur. Der König drehete ſich um zu mir, und ſprach mit harter Stimme. Madame, Vous croiez que je diſe cela à Vous; non, non, Vous etes raiſonnable et ſ

Vou

Vous connois; c'eſt à ces Princeſſes que je parle qui ne le ſont pas tant que Vous. (28. Jul. 1716.)

3) Acht oder 10 Tage vor ſeinem Tode iſt ihm Wehe an einem Beine kommen, wozu der kalte Brand geſchlagen, woran er geſtorben. Er hat aber länger als 3 Monath ein fievre lente gehabt, ſo ihn augenſcheinlich hat abnehmen laſſen, und wurde ſo mager wie ein Scheidholz. Der alte Schelm der Fagon hat ihm in den Stand geſetzt, hat ihn alle 3 Wochen bis aufs Blut purgirt, und alle Tage abſcheulich ſchwitzen laſſen. Dazu hatte ſich der König erſchrecklich durch Antrieb des P. le Tellier, mit der verfluchten Conſtitution geplagt, daß er weder Tag noch Nacht Ruhe gehabt; das hat dem König ums Leben gebracht. (20. Octobr. 1719.)

4) Fagon war ein boshafter Kerl, und mehr an die Zott als an den König attachirt. Darum als ich geſehen, daß man den Duc du Maine ſo erheben wollte, und die Alte ſo wenig nach des Königs Tod fragte, habe ich böſe Gedanken von dem alten Schelm gehabt. (7. Novembr. 1719.)

5) Der König hat in ſeinem Sterben wohl erwieſen, daß er ein großer Mann war, denn man kann nicht mit größerer fermeté und Courage ſterben, als er gethan hat. Acht Tage hat er den Tod vor Augen gehabt, ohne Furcht und Schrecken, alles ordinirt, als wenn er eine Reiſe thun wollte. (15. Jul. 1718.)

VII. Maitreſſen. Fontange.

1) Wie Mde. de Fontange mein Hoffräulein war, ſagte der König im Lachen: Voila un Loup qui ne

me mangera pas, und wurde doch hernach verliebt von ihr. (9. Aug. 1718.)

8) Beauvois ist Hoffräulein bei mir gewesen, war ein ehrlich Mensch. Der König war sehr verliebt in sie, aber sie hielt fest, da fiel er auf ihre Compagné die Fontange, so auch schön war, aber sie hatte keinen Verstand. (13. Aug. 1717.)

9) Die Fontange war ein dumm Thiergen, aber sie hatte gar ein gut Gemüth, und war schön wie ein Engel. Wie der König von ihr verliebt war, mußte ich allezeit bei ihm seyn, denn sie hatte mich gar lieb. (5. April, 1718.)

4) Die Fontange war vom Kopf bis zum Füßen die schönste Figur so man sehen konnte, hatte auch ein recht gut Gemüth, aber nicht mehr Verstand als ein Käzchen. (30. Octobr. 1719.)

5) Fontange war ganz rothhaarig. (10. Oct. 1719.)

6) Die arme Fontange hat, ehe sie zu mir kam, ihr ganzes Leben geträumt gehabt, und ein frommer Kapuziner hat ihr den ganzen Traum ausgelegt. Sie hat mir's selber erzählt, noch ehe sie des Königs Maitresse worden ist. Sie träumte einsmals, daß sie auf einem hohen Berg gestiegen wäre, wie sie auf dem Berge war, erleuchtete sie eine helle Wolke, darnach wurde es so dunkel, daß sie darüber erschrack und erwachte. Sie erzählte diesen Traum ihrem Beichtvater, der sagte: Pieces gardez Vous, cette Montange est la cour, où il Vous arrivera un grand eclat, cet eclat sera fort court, et si Vous abandonnez Dieu, il Vous abandonnera et Vous tomberez dans d'eternels tenebres. Daß Fontange gewiß vergiftet gestorben, das ist sicher.

ſicher. Sie hat allezeit die Montespan von ihrem Tode beſchuldigt. Ein Laquay, welchen die Montespan gewonnen, hat ſie und etliche von ihren Leuten in Milch vergeben. (24. Sept. 1719) Sie iſt darauf geſtorben, daß ſie die Montespan vergiftet hat, ob es wahr iſt, weiß ich nicht, aber das weiß ich wohl, daß 2 von Fontange Leuten geſtorben ſeyn, und daß man öffentlich geſagt, daß ſie vergiftet wären. (19. Nov. 1719.)

Vallière.

1) Wenn eins von der Montespan Kindern ſtarb, war der König herzlich touchirt, aber nicht vom armen Comte de Vermandois, denn Mde. de Montespan und die alte Zott hatten den König weiß gemacht, daß dies Kind nicht ſein, ſondern des Lauzun geweſen; aber es wäre zu wünſchen geweſen, daß alle des Königs Baſtarte ſo gewiß ſein eigen wären, als dieſer; denn Mde. de la Vallière war gar keine leichtfertige Maitreſſe, und hatte es wohl durch ihre Buße und Penitenz bis ans Ende von ihrem Leben bewieſen. Es war gar ein angenehm Menſch, gut, ſanftmüthig, tendre. Sie hatte den König nicht aus Ambition lieb, ſondern eine rechte Paſſion für ihn, und hat ihr Leben niemand geliebt als den König. (5. Aug. 1717.)

2) Die Montespan ſo mehr Verſtand hatte als Vallière, hatte ſie ganz in ridicul gebracht, und dem König fälſchlich perſuadirt, daß der Comte de Vermandois nicht des Königs, ſondern des Lauzun Sohn wäre; das hat dem König alle Liebe für dieſe Dame benommen, und deswegen konnte er auch den Comte de Vermandois nicht leiden. (14. April 1719.)

Seite

waren. Jene hingegen, hatten nur hin und wieder Edelsteine, und auch nicht die erhabene Wölbung.

75. Sich zuerst von Triaditza Meister zu machen.

Triaditza, hieß ehedem Sardica: ist durch das sardicensische Concilium berühmt.

76. Statthalter und Vasallen.

Unter diesen, führt Anna namentlich auf, den Dabaten, der über Paphlagonien und das am Meer gelegene Heraklea: und den Burtzes der über Cappadocien, und Chomatene befehligte.

77. Zu dem Ende trat er mit dem Fürsten Herrmann von der Lombardey.

Graf Herrmann, Hunfreds Sohn Abagelards leiblicher Bruder, der damhls mit Robert Krieg führte, und von ihm aller seiner Besitzungen beraubt, nebst seinem Bruder zum Alexius flohe, welcher ihm in der Folge die Präfectur von Canini in Dalmatien übertrug.

80. In welchem der Fluß Draco zur Grenze u. s. w.

Entweder, ist der Drako ein sonst unbekannter Fluß in Bithynien, oder man muß hier den Orontes? verstehn, der bey Antiochien, das damals zu Solymans Gebiete gehörte, vorbeyfloß, und auch bisweilen diesen Namen führte.

80. Und brachte ihn wohlbehalten bis nach Buthrot.

Buthrot, oder Bothrent, eine Stadt in Epirus.

80. Als ihn in der Gegend des Vorgebürgs Glossa.

Glossa ist hier das Capo di Durazzo, oder Capo de Redoni. Glossa (Zunge) bedeutet ein Vorgebürg, das sich sanft zur Ebene hinabneigt. Anna steht hier mit ihren vorigen Erzählungen im Widerspruch. Hier und kurz vorher verlegt sie diese Expedition in den August im ersten Buch S. 45. läßt sie Robert im Winter und im 4ten S. 82. in der Mitte des Juni aufbrechen.

3) Auf Anſtiften der Monteſpan, hat er die Valliere ſo übel tractirt.

Ich fand der Mde. de la Valliere Augen weit ſchöner als Mde. de Monteſpan ihre; ſie hatte eine ſolche Anmuth, wenn ſie einen anſahe, daß es nicht zu beſchreiben iſt; gar eine artige feine Taille, aber keine ſchöne Zähne. Sie hatte gar modeſte Mienen, war es auch in der That; wollte verzweifeln wie man ſie zur Ducheſſe gemacht, und ihre Kinder legitimirt hat. Sie hoffte man ſollte es nicht wiſſen, daß ſie Kinder gehabt hätte. (2. Mai. 1719.)

4) Mde. de la Valliere hat es für eine Buſſe gehalten, bei der Monteſpan zu bleiben. Sie hat ſie übel tractirt, und öffentlich angelacht, ja den König obligirt, hart mit der Ducheſſe de la Valliere zu verfahren. Der König mußte durch dieſer ihre Kammer gehen, wenn er zu der Monteſpan wollte. Er hatte ein ſchönes Eſpagnölgen ſo malice hieß; da nahm der König auf Antrieb der Monteſpan dies Hündgen, und warf es der Ducheſſe de la Valliere zu, und ſagte: tenez, Mde., voilà Votre Compagnie, c'eſt allés. Dies war hart, denn er blieb nicht in der Kammer, ſondern gieng zu der Monteſpan. Das hat ſie alles mit Geduld ausgeſtanden. Sie die Valliere war nicht häßlich, hatte die artigſte Taille von der Welt, und den angenehmſten Regard, und die modeſteſten Mienen von der Welt; ſie hinkte ein wenig, aber es ſtund ihr gar nicht übel an. (14. April, 1719.)

5) Der König hat die Valliere nicht mehr geſehen, ſo lange ſie im Kloſter geweſen. Für ihre Kinder hat er geſorgt. (14. April, 1719.)

6)

Mde. de la Vallière hatte ſo viel Tugend an ſich, als die Montelpan Letzter. Daß ſie die einzige foibleſſe für dem König gehabt hat, war ihr wohl zu verzeihen; der König war jung, galant, ſchön, alle Menſchen haben ihr dazu gerathen, und geholfen, und ſie war ſehr jung: aber im Grunde war ſie modeſt und tugendſam, und hatte gar ein gut Gemüth. Ich pflegte zu ihr zu ſagen, ſie hätte mit ihrer Liebe eine Tranſpoſition gethan, und alles auf unſern Herrn Gott geſetzt, was ſie für dem König im Herzen gehabt. (25. Juni, 1718.)

Mde. de la Vallière hat ſeit ſie Karmeliterin geworden, nichts als unſern Herrn Gott geliebt, und hat mir oft geſagt, wenn der König in ihr Kloſter kommen ſollte, wollte ſie ihm nicht ſehen, und ſich ſo einſperren, daß er ſie nicht finden ſollte; aber ſie iſt der Mühe enthoben worden, denn der König iſt nie hinkommen. (28. Jun. 1718.)

Mde. de la Vallière war noch nicht im Kloſter, wie ich in Frankreich kommen bin, iſt noch 2 Jahr bei Hof geweſen. Wie ſie den Nonnen-Habit nahm, da haben wir erſt recht Kundſchaft gemacht. Es touchirte mich ſo ſehr, das angenehme Menſch dieſe Reſolution faſſen zu ſehen; wie man ſie unter Drap mortuaire legte, fieng ich ſo bitterlich an zu weinen, daß ich mich nicht mehr konnte ſehen laſſen. Wie die Ceremonie aus war, kam Mde. de la Vallière zu mir, tröſtete mich und ſagte: ich ſollte mich mehr mit erfreuen als ſie beweinen, da ſie nun anfange glüklich zu werden. Sie würde ihr Leben nicht vergeſſen, die Gnade und amitié ſo ich ihr erwieſen, welches ſie ja nie bei mir verdient hätte. Kurz darauf gieng ich wieder zu ihr, ich war curieus zu wiſſen, warum ſie bei der Montelpan ſo lange als

eine

eine Suivante geblieben wäre. Gott, sagte sie, habe ihr Herz gerührt, ihr, ihre Sünde zu erkennen zu geben, so hätte sie gedacht, sie müsse Busse thun, also leiden was ihr am schmerzlichsten wäre gewesen, des Königs Herz zu theilen, und von ihm verachtet zu werden. In den 3 Jahren nach des Königs Liebe, hätte sie wie eine verdammte Seele gelitten, und Gott alle ihre Schmerzen aufgeopfert für ihre begangene Sünden; denn wie ihre Sünde öffentlich gewesen, so hätte auch ihre Penitenz öffentlich seyn müssen. Daß man sie für eine Sotte gehalten, die nichts merkte, wäre auch mit Fleiß geschehen, denn in der Zeit hätte sie am meisten gelitten, bis daß ihr Gott endlich in den Sinn gegeben, alles zu verlassen, und ihm allein zu dienen, welches sie auch gethan, aber durch ihre Laster wäre sie auch nicht würdig, bei so puren und frommen Seelen zu leben, als die andern Karmeliterinnen wären. Man sahe daß ihr dieses von ganzer Seele ging. (31. Mai, 1719)

9) Man hat der Valliere groß Unrecht gethan, sie zu beschuldigen, was anders als den König zu lieben; aber die Lügen geben der Montelpan keine Mühe. Der Comte de Vermandois war gar ein gut Gemüth. Der arme Mensch hat mich geliebt als wenn ich seine leibliche Mutter wäre. Wie alles heraus kam mit seinen Debanchen, war ich recht bös auf ihn, denn ich hatte ihn recht treulich gewarnt. Ich wollte ihn nicht mehr lieb haben; das gieng ihm sehr zu Herzen, schickte alle Tage zu mir und ließ mich bitten, daß er mir nur ein paar Worte sagen möchte. Ich hielt 4 Wochen fest, endlich ließ ich ihn kommen, er fiel vor mir auf die Knie, weinte bitterlich und bat mich um Vergebung, er wollte

sich

ſich beſſern, ich ſollte ihm doch meine Freundſchaft wieder zuwenden, ohne welche er nicht leben könne, und ihm wieder mit Rath beiſtehen. Er erzählte mir ſeine ganze Hiſtorie. Er war abſcheulich verführt worden.

Wie Mde. la Dauphine ins Kindbette kam mit dem Duc de Bourgogne, ſagte ich zum König: Ew. Maj. werden mir nun wohl keine demüthige Bitte abſchlagen. Der König lachte und ſagte: Que demandés Vous donc? Ich antwortete: Monsieur, la grace du pauvre Mr. de Vermandois. Er lachte und ſagte: Vous etes bonne amie, mais pour Mr. de Vermandois, il n'a pas encore été assez puni pour ſes crimes. Ich ſagte: le pauvre garçon eſt ſi repentant de ſes fautes! Der König ſagte: Je ne me ſens pas encore en diſpoſition de pouvoir le voir, je ſuis encore trop en colere contre lui. Es hat noch etliche Monath gewähret, ehe das Kind wieder von dem König geſehen worden; allein er hat mir ſo großen Dank gewußt, daß ich für ihn geſprochen, daß meine leiblichen Kinder mir nicht attachirt ſeyn, als er geweſen. Er war wohl geſchaffen, aber nicht hübſch vom Geſicht, doch auch nicht unangenehm; hat aber ein wenig geſchielet. (14. Octobr. 1718.)

Monteſpan.

1) Der König konnte Mde. de Monteſpan anfänglich vor ſeinen Tod nicht leiden, warf Mad. und der Königin ſelber vor, daß ſie mit ihr umgingen, und wurde doch hernach ſterbens verliebt in ſie. (9. Auguſt, 1718.)

2)

2) Die Montelpan hatte mit einer häslichen dicken Taille einen gar zu großen Eclat und gar vielen Verſtand in den Augen, einen überaus ſchönen Mund und angenehmes Lachen. Sie war ſehr divertiſſant und poſſierlich. Die Zeit konnte einem nicht lange bei ihr währen. (2. Aug. 1719.)

3) Die Montelpan war noch mehr ambitieuſe als debauchirt, aber bös wie der Teufel, es war ihr nichts zu viel um ihre Ambition zu vollführen, darauf gieng alles. (21. März, 1719.)

4) Madame de Montelpan war einmal bei einer Revüe; wie ſie zu den teutſchen Truppen kam, fingen ſie an zu rufen: Königs Hure, Hure! Abends fragte der König Mde de Montelpan, wie ſie die Revüe gefunden? ſie ſagte: parfaitement belle, mais je trouve ſeulement que les Allemands ſont trop naifs, d'appeller toutes choſes par leur nom, car je me ſuis fait expliquer ce que ſignifioit leur cri. (3. Jul. 1716.)

5) Mde de Montelpan und ihre älteſte Tochter haben brav ſchöppeln [trinken] können, ohne einen Augenblick voll zu werden. Ich habe ſie ohne was ſie ſonſt getrunken, 6 Naſaden vom ſtärkſten Turnier Roſelis trinken ſehen; ich meinte ſie würde unter die Tafel fallen, aber es war ihr wie ein trunk Waſſer. (10. Decembr. 1717.)

---

6) Mr. d'Antin iſt das einzige legitime Kind von Mde de Montelpan. (25. Sept. 1716.)

7) Der Duc d'Antin hat unter allem der Mde de Montelpan Kindern allein um ſeine Mutter getrauret. Die Mutter iſt nicht genennet worden, wie ſie der

König legitimiren lassen, also sollte es heissen, daß Mde de Montespan ihre Mutter nicht ist. (30. Jun. 1716.)

8) Ueber die Montespan ist er auch eben so wenig betrübt gewesen als über die Fontange. (16. Sept. 1718.)

9) Mde de Montespan hat die Robes batantes erfunden, um ihr Schwangerseyn zu verbergen, weil man die Taille nicht darinn sehen kann; aber wenn sie den Rock anthat, war es eben, als wenn sie es an die Stirn geschrieben hätte, daß sie schwanger wäre; denn alle Leute sagten bei Hof: Mde de Montespan a la robe batante, elle est donc grosse. Ich glaube sie that's mit Fleiß, in der Meinung, daß ihr dieses bei Hof mehr Consideration geben würde, wie auch in der That war. (22. Jul. 1718.)

10) Freilich hat man Wache von der Garde du Corps bei Mde de Montespan gehabt, das war raisonnable. Denn der König war Tag und Nacht in ihrem Zimmer, arbeitete da mit seinen Ministern; aber wie das Appartement gar groß war, und in vielen Kammern bestund, konnte die Dame thun was sie wollte. Der Mareschall de Noailles, pour être devot n'en etoit pas moins homme. (19. Aug. 1718.)

11) Die Montespan war weiser als die Valliere, hatte einen großen Eklat, schönen Mund und Zähne, allein sie sahe frecher aus, und man sahe ihr im Gesichte an, was sie im Schilde führte. Sie hatte schöne blonde Haare, schöne Hände und Arme. Das hatte die Valliere nicht, aber sie war gar sauber, und die Montespan ein schmutziger Geselle. (14. April, 1719.)

12)

12) Wann Mde de Montespan ausfuhr, hatte sie auch Garden, aus Furcht, daß ihr Mann ihr einen Affront thun möchte, denn er hat ihr allzeit gedräuet. Die Montespan hat die Königin viel leiden gemacht. (2. September. 1718.)

13) Mde de Montespan, Mde de la Vallière und Mde de Fontange haben alle 3 ihre Tabouret bei der Königin. (23. Sept. 1715.)

14) Daß Mde de Montespan die Königin seel. ausgelacht, das ist wahr, allein sie lachte alle Menschen aus, sonst hatte sie keine impertinence de hauteur mit der Königin, das würde der König nicht gelitten haben. (28. April, 1719.)

15) Sie brachte eine Sache so possierlich vor, daß man ohnmöglich das lachen halten konnte. (26. Januar 1720.)

16) Mde de Montespan verheirathete einen von ihren Vettern Mr. de Montespan mit einer gemeinen Bürgerstochter Mselle Aubri, welche sehr reich war. Um zu erweisen, daß sie eine gute Heirath gemacht, ließ sie die Mde de Montespan dans le petit particulier kommen. Dieses Jüngferchen wußte gar nicht zu leben, sprang das erst-mal daß sie da war auf eine Ecke von dem Tisch, schlug die Füße kreuzweis zusammen, und wackelte mit, als wenn sie in ihrer Kammer wäre. Man kan sich einbilden was das für ein Gelächter gab, und wie possierlich Mde de Montespan die Sache gedrehet hat, dem König lachen zu machen. Das Mensch aber meinte, sie nähme ihre Parthie, und machte Komplimente über Komplimente. (14. Nov. 1719.)

17)

17) Außer dem Comte de Toulouse sind alle der Montespan Kinder so sie mit dem König gehabt, gezeichnet: der Duc du Maine ist lahm; Mde d'Orleans schief, und Mde la Duchesse hinkend. (3. Decembr. 1720.)

18) Nach den Landesrechten wurden alle des Königs Kinder, so dem Mr. de Montespan zugehört haben; darum auch, wie Mr. de Montespan an der Krankheit lag, woran er auch gestorben (in der Zeit agirte seine Frau die devote, und ließ ihrem Mann offeriren, ob er ihr erlauben möchte zu ihm zu kommen, um ihn in seiner Krankheit zu dienen) Mr. de Montespan antwortete: je le veux, mais il faut qu'elle aime tous les enfans, si elle en laisse un, je ne la recevrai pas. Damit ist sie nicht hingegangen, denn der Mann war bezaubert wie der Teufel; er hätte ihr seine Meinung tüchtig gesagt, wenn sie gekommen wäre. (30. Januar 1720.)

19) Montespan war nicht viel nütze, er that nichts als spielen. Er war sehr interessirt; ich glaube, wenn der König ihm viel hätte geben wollen, hätte er sich besänftigen lassen. Es war possierlich zu sehen, wenn er und sein Sohn d'Antin mit Mde d'Orleans und Mde la Duchesse spielten, und er diesen Prinzessinnen so seine Kinder sein sollten, gar höflich mit Handküssen die Karten gab. Es kam ihm selber possierlich vor, er sah sich um und lachte allezeit ein wenig. (16. Febr. 1720.)

Maintenon.

1) Das erweist, daß man seinem destin nicht entgehen kann, daß der König die alte Zeit gehen thei. Lange ehe der König die Maintenon genommen, sagte

er einmal zum Duc de Crequi und Mr. de la Rochefaucault: l'Aſtrologie eſt bien fauſſe, on a fait mon Horoscope en Italie, et on me mande, qu' aprés avoir vecû trés longtemps, je dois aimer une vieille P. jusqu'au dernier moment de ma vie. Y-a-t-il grande apparence à cela? Er wollte ſich krank darüber lachen, und iſt doch geſchehen. (5. Aug. 1717.)

2) Es iſt gewiß daß die Hiſtorie von Theodora im Procop an die Zott gleicht. Es iſt noch eine ſolche Dame in der Schwediſchen Hiſtorie, eine Holländerinn Sigbritte bei Chriſtian II. v. D. S. und N. die iſt perfect wie dieſe, daß ich erſchrokken bin, wie ich es geleſen habe. Ich kann nicht begreifen, wie man es hier hat drucken laſſen. Zu allem Glück für l'Abbe de Vertot, der es gemacht, hat der König das leſen nicht geliebt, ſonſt wäre er gewiß in die Baſtille gekommen. Viele haben gemeint, daß er es zum Poſſen hineingeſetzt, aber er ſchwört hoch und theuer, daß er es ſo in den Schwediſchen Annalen gefunden. (3. Jul. 1716.)

Die alte Zott hat es auch nicht leſen können, denn ſie hat zu viel zu leſen gehabt an allen Briefen, ſo man ihr geſchrieben, von allem was zu Paris und am ganzen Hof vorgegangen. Es waren oft Pakete von 20 bis 30 Bogen, die brachte ſie dem König an, nach ihrem Belieben, und nachdem ſie die Leute liebte oder haßte. (13. Aug. 1716.)

3) Die alte Zott iſt vor dieſem auch accuſirt worden, die Weiber zu lieben. (4. Novbr. 1718.)

4) Verſtand fehlt der alten Zott gar nicht; ſie redet gar wohl, wenn ſie will. Sie hatte nicht gern, wenn man ſie Marquiſe hieß, wollte nur ganz kurz Madame de Maintenon heiſſen. (7. Aug. 1716.)

5)

5) Die Zott hat herzlich gewünſcht, daß die verfluchte Heirath declarirt würde; aber der König hat es nicht leiden wollen. (4. Novbr. 1718.)

6) Die Zott hat ihren Haß gegen mich an jedermann gewieſen; denn z. E. wenn die Königin von Engelland nach Marly kam, und mit dem König ſpazieren gieng oder fuhr, wenn man wieder kam, ſo gieng die Königin, Madame la Dauphine, die Prinzeſſin von Engelland, und alle Prinzeſſinnen herein, mich allein ſchickte man wieder zurück. (7. Aug. 1716.)

7) Es iſt mir recht leid geweſen, wie ich meine Fräulein habe abſchaffen müſſen. Ich habe 4 bisweilen 5 gehabt, mit ihrer Gouvernante und Sougouvernante: ſie divertirten mich, denn es waren lauter junge luſtige Fräulein. Der alten Zott war bange, es mögte ſich ein Fräulein finden, ſo dem König noch gefallen könnte; ſie hatte das Exempel vor ſich von der Ludre und Fontange. Ich habe die Fräulein nur ein Jahr nach Monſ. ſeel. Tode behalten. Der König hat allezeit die Weiber geliebt; hätte ihn die Alte nicht ſo kurz gehalten, wäre er ihr echapirt mit aller ſeiner Devotion. (10. Januar, 1718.)

8) Die alte Zott hat die Dauphine gehaßt, weil ſie ſich nicht als ein Kind wollte führen laſſen, leben, und ihren Hof halten wollte, als es eine Dauphine thun ſoll, welches die Alte nicht leiden konnte noch wollte, ſondern ſie ſuchte alles in Confuſion zu ſetzen, wie hernach bei der 2ten Dauphine geſchehen, in Hofnung daß dieſes den König obligiren würde, ſie zu erkennen und zur Königin zu machen, aber der König hat ſein Leben nicht gewollt, was ſie auch hat anfangen mögen.

Seite

81. Als Legat des Bischofs von Baris.

Dieser Bischoff hieß Urso. Kurz vorher hatte Robert Baris eingenommen; Urso starb 1083.

84. Präsente an den Doge und Senat.

Der Doge hieß Dominicus Silvius. Wegen dieses Sieges bekam die ihm zu Ehren gesetzte Säule, folgende Inschrift: Ich schlug Robert von Dyrrachium zurück: daher gab mir Alexius den Titel eines Herrn.

85. Fünfhundert Grafen und Ritter befanden.

Roberts Schiffe, erzählt Anna weiter, standen im Glykys (süssen Fluß) der bey der damaligen trockenen Witterung so sehr versiegte, daß die Schiffe auf den Boden sanken. Aus dieser Verlegenheit half sich Robert durch seinen anschlägigen, erfindungsreichen Kopf: Er ließ im Bette des Flusses zwey Reihen Pfähle einrammeln, sie dicht mit Weidenruthen verbinden; alsdann hinter ihnen große Stämme legen, und oben darauf Sand schütten so daß das Wasser sich in diesem Kanal anhäuffen, und die Schiffe wieder flott machen mußte.

86. Befanden sich Türken von Achris.

Achris, Hauptstadt der macedonischen Bulgarey. Sie führt ihren Namen, wie man aus S. 23. des 12. B. schließen kann, von Mokrus einem Bulgarischen Könige.

86. Und ohngefähr 2300 Manichäer.

Den Ursprung der Manichäer, oder Paulicianer und ihre Wanderung nach Europa erzählt Anna in der Folge umständlicher. Der Kaiser Constantinus Copronymus, schreibt Theophanes, pflanzte Syrer und Armenier aus Theodosiopel und Melitene nach Thracien durch welche die Zahl der Paulicianer sehr vermehrt ward.

85. Vorher hatte er schon beym Fluß Charzanes.

Charzanes, oder Arcenta, ist ein Arm des Flusses der sich bey Dyrrachium in zwey Arme theilt.

88. Den

9) Wenn Mde de Urſins nicht durch Mde de Maintenon wäre ſoutenirt worden, wäre ſie verlohren geweſen, ehe ſie die Königin in Spanien weggejagt; denn im Grunde des Herzens konnte ſie unſer König nicht leiden; aber alles was Mde de Maintenon ſoutenirte, das gieng über alles. (27. Febr. 1716.)

10) Was den König ſeel. in äußerlichen Sachen chagriniren konnte, als in ſeinen Affairen, und dergl. das hat ihm die Zott verheelt, aber ſie ſelber hat ihn continuirlich geplagt mit der Conſtitution und mit den Baſtarten, die ſie allezeit hat höher bringen wollen als der König ſelbſt gewünſcht, und hat ihn auch geplagt durch ihren Haß gegen mich und meinen Sohn, denn er ſelber hat uns nicht gehaßt. (23. Febr. 1717.)

11) Niemand hat Parfum gehabt als die alte Zott, die hatte allezeit Handſchue von Jaſmin. Der König konnte es von niemand leiden als von ihr. Sie machte ihm weiß, es wäre jemand anders als ſie, ſo parfümirt wäre. (12. Mai, 1719.)

12) Weder die rechte Königin, noch die erſte Dauphine, noch ich haben in unſern Leben keinen Heller genommen; aber die alte Zott hat von allen Händen genommen, und die 2te Dauphine hat Geld nehmen lernen, und nach dieſem Exempel haben die andern gefolgt, das iſt wahr. (9. April, 1719.)

13) Zur Königin und erſten Dauphine Zeiten, war am Hofe überall nichts als Modeſtie und Dignität, auch die ſo heimlich debauchirt waren, hielten ſich öffentlich modeſt, aber ſeither die alte Zott regiert, und alle die Baſtarde in dem Königl. Haus introducirt hat, gehet alles drunter und drüber. (10. Aug. 1717.)

14) Ehe die alte Zott hier regiert hat, war die franzöſiſche Religion über die Maaße raiſonnable; ſie

hat

hat aber alles verdorben, und auf alle alberne Sachen, als Roſenkränze und dergl. gehalten, und wenn Leute raiſonnable haben ſeyn wollen, hat die alte Zott und der Beichtvater ſie entweder ins Gefängniß werfen laſſen, oder exiliren. Sie beide ſind Urſach an allen Verfolgungen ſo man den armen Reformirten und Lutheranern hier in Frankreich gethan. Der langöhrige P. de la Chaiſe hat dieſes Werk mit der alten Zott angefangen, und der P. le Tellier hat es zum Ende gebracht; dadurch iſt Frankreich auf alle Weiſe und Wege ruinirt worden. (21. Mai, 1716.)

15) Die alte Zott war incapable, und wenn ſie einmal einen Haß auf jemand geworfen, war es vor ihr Leben, und das war eine heimliche Verfolgung, ſo allzeit währte. Ich habe es erfahren, ſie hat mir viel panneaux geſtellt, welchen ich durch Gottes Hülfe entgangen bin. Das Weib war ihres alten Mannes, der ſie im Zimmer hielt, gräulich müde. Viele prätendiren, daß dieſes Weib dem armen Manſard auch den Garaus gemacht habe. Es iſt gewiß, daß er in grünen Erbſen iſt vergiftet worden, und 3 Stunden hernach geſtorben. Man ſagt, daß ſie erfahren daß Manſard dem König ſelben Tag hatte Papier weiſen wollen, wie viel dieſes Weib ohne des Königs Wiſſen Geld gezogen hatte auf die Poſten. Der König hat ſein Leben nichts, weder von dieſer noch von Louvois Avantüren erfahren, denn niemand hatte Luſt vergiftet zu werden; das hält die Mäuler in Reſpect. (1. Mai, 1716.)

16) Die Leute en ridicule zu drehen, das hat Mde la Duchelle bei ihrer Mutter und Tante gelernt, Mde de Monteſpan und Mde de Thiange; denn da ging es nicht anders zu; alle Leute wurden bei dieſen zweien zu ridicül gedrehet, unter dem Prätext, den König zu

amüſiren. Die Kinder ſo allzeit da waren, haben nichts anders gehört noch geſehen. Es war für alle Menſchen ein harter Tribunal, aber doch nicht ſo gefährlich als der Kinder Hofmeiſterin ihrer, denn dieſer war ganz im Ernſt, ohne zu veriren, und man ſagte dem König Uebels von allen Menſchen aus devotion und charität, den Nächſten zu corrigiren, und unterdeſſen gab man dem König böſe Opinion vom ganzen Hof, und das nur blos, damit er keine Luſt nehmen möge, mit jemand anders umzugehen, als mit ihr und mit ihren Creaturen, die waren allein perfect und ohne einzige Fehler. Das war noch gefährlicher, denn ordinair folgten darauf Exil, lettres de cachet, und Gefängniß, welches doch die Montelpan nicht gethan; wenn ſie nur was auszulachen hatte, war ſie zufrieden. (16. Januar, 1716.)

17) Ich habe oft Mde de Maintenon poſſierlich ſagen hören: j'ai été trop loin et trop près des grandeurs pour ſavoir ce que c'eſt. (21. Jul. 1716.)

18) Die Zott hat es dem König ſelber nicht verzeihen können, daß er ſie nicht zur Königin declarirt hat. Sie hat ſich ſo demüthig und gottesfürchtig bei der Königin von Engelland angeſtellt, daß die Königin ſie für eine Heilige gehalten Die alte Zott weiß, daß ich eine Teutſche bin, die ihr Leben die Misheirathen nicht hat leiden können, und hat ſich eingebildet, der König ſcheue ſich ſie zu declariren meinetwegen, das hat ihr den Haß für mich gegeben. So lange die Königin gelebt, hat ſie mich nicht gehaßt. Seit des Königs Tod und daß wir von Verſailles weg ſind, hat mein Sohn die Zott nicht einen einzigen Augenblick wieder geſehen. (4. Septbr. 1716.)

Die alte Zott hat nie erlaubt, daß ich mich in nichts habe miſchen können, denn ſie wollte nicht, daß ich

ich Urſach haben könnte mit dem König zu reden. Es war keine Jalouſie von Liebe, ſondern eine Furcht, daß ich allzeit gar natürlich ſpreche, und kein Blatt vors Maul nehme, den König die Augen öfnen möge und ihr tolles Leben erzählen, das war doch meine Intention nicht. (15. Septbr. 1716.)

19) Unſers Königs ſeel. Maitreſſen, haben ſeine Glorie nicht ſo verdunkelt, als ſeine alte Zott, die er geheirathet hat; das hat alles Unglück über ganz Frankreich gebracht. Sie hat die Verfolgung der Reformirten gemacht, ſie hat das Korn hoch anſchlagen laſſen und die Theurung verurſacht, ſie hat die Miniſtere geholfen dem König zu beſtehlen; ſie iſt ſchuldig an des Königs Tod durch die Conſtitution; ſie hat meines Sohnes Heirath gemacht; die Baſtards auf den Thron ſetzen wollen; Summa ſie hat alles ruinirt und in Confuſion gebracht. (24. Aug. 1717.)

---

20) Vor dieſem hat man hier für keine Kinder getraurt, unter 6 Jahren, aber Mr. le Duc du Maine verlohr ein Töchterchen von einem Jahre, da machte die alte Zott, daß der König uns allen befehlen ließ, die Trauer anzulegen, ſeitdem trauret man für jährige Kinder. (11. Septbr. 1717.)

21) Der König hat allezeit nur gehaßt und geliebet, wie es die Maintenon hat haben wollen; es war alſo kein Wunder, daß er die Montelpan nicht mehr hat leiden können; ſie hat ihm auch alle der Montelpan Bosheit entdeckt, wozu der Montelpan älteſter Sohn der Duc du Maine brav geholfen. (5. Aug. 1718.)

22) Die alte Zott hat in allem, ihren Haß gegen meinen Sohn erwiesen, und war sie von nahen oder von weiten angegangen, hat es allezeit thun müssen. Meinen Herrn hat sie nicht lieber gehabt, als seinen Sohn und mich. Meine Tochter und ihren Herrn haßt sie auch. Sie hat einmal zu einer Dame gesagt: der größte Fehler so sie an ihr kenne, wäre mir attachirt zu seyn. Weder ich noch mein Sohn haben ihr unser Leben nichts zu Leide gethan, denn wir können ja nichts dafür, daß Monsieur seinem Enkel der Duchesse de Bourgogne einen Theil von ihrem Leben erzählt hat, und Mons. hat es gethan, weil er piquirt gegen die Maintenon war, weil ihm die Dame sein Enkel abzog, und nicht leiden konnte, daß die Duchesse de Bourgogne ihrem Großherrn Vater amitié erweise, denn sie war jalouse von der Dauphine wie ein Galant von seiner Maitresse. (18. Octbr. 1718.)

23) Mde de Maintenon pflegte zu sagen: J'aperçois, qu'un esprit de vertige regne depuis quelque tems dans le monde.

24) Ihre Amants sagten zu ihr: man sehe wol daß sie nicht allein geschlafen hätte, denn sie hätte geschlagene Augen und wäre fatiziret. (18. Nov. 1718.)

25) Mde de Maintenon so sich zu Versailles sehr von devotion piquirte, hatte alle Woche Assemblée, wo alle Damen hinkommen mußten, den Armen zu geben, und der Curé so Mr. Auchon heißt, that jedesmal eine Exhortation, die Damen zu persuadiren, den Armen das Allmosen zu reichen. Eins von den letztenmalen, daß die Exhortation gehalten worden, kamen alle Damen so dabei gewesen, und lachten daß sie sich die Seiten hielten; er hatte gesagt: Mesdames, je sais que Vous etes bien bas percées (das ist eine Redens-

densart bei gemeinen Leuten, wenn der Beutel nicht wohl gefüllt iſt) mais nos beloins sont grands; attendrilles Vous; ouvrez Vous pour recevoir les membres de Jesus Christ tout roides de froid et de misere. Das ſollte die Damen für die Armen attandriren. Er hatte es ganz ernſtlich und wohlmeinend geſagt. (13. Jan. 1719.)

26) Die Zott ward bei Hofe erſchrecklich gefürchtet, daß man eher unſern Herrn Gott erzürnet hätte, als ſie. (8. Novbr. 1718.)

27) Wie die alte Zott ſahe, daß das Korn übel gerathen, ließ ſie auf allen Markttagen alles aufkaufen. Sie hat abſcheulich Geld davon gezogen, aber alle Leute ſtarben Hungers. Sie hatte nicht Speicher genug machen laſſen, deswegen iſt ihr viel Korn in den Schiffen verfault, das ſie haben in die Seine ſchütten müſſen; der Pöbel ſchrie, es wäre eine Strafe Gottes. (14. Februar, 1719.)

28) Ich machte meinen Sohn vorgeſtern zu lachen; ich fragte ihn, wie ſich die Maintenon befände? Er antwortete: elle se porte à merveille. Ich ſagte: comment cela se peut il à son age? Mein Sohn lachte und ſagte: ne savez Vous pas, que le bon Dieu pour punir le Diable, le fait demeurer si longtems dans un si vilain corps. (28. Febr. 1719.)

---

29) Die Montelpan iſt ſchuldig geweſen daß der König die alte Zott lieb bekommen. Erſtlich um ſie zu ihren Kindern zu thun, hat ſie dem König ganz abgeſchwatzt, daß dieſes Vieh ein ganz unordentliches Leben geführet, hat alle die, ſo den König geſprochen, angeſtellt, die Frau zu loben, und ihre Tugend und

Gottesfurcht auszustreichen, also daß sie den Königg. ganz persuadirt haben, daß alles was man leichtfertiges und übels von ihr gesagt, lauter Lügen wären, und er hat es fest geglaubt. (5. März, 1719.)

30) Zum andern war die Montespan eine Creatur voller Humor, so sich in nichts zwingen konnte, liebte allerhand Divertissements, hatte Langeweile allein bei dem König zu seyn, sie liebte ihn nur für ihre Intresse und Ambition, sie frug aber nichts nach seiner Person, also dachte sie dem König mit der Zott zu amusiren, daß er nicht gedenken würde, daß sie spielte und sich divertierte. Der König aber, so das Particulier sehr liebte, wäre gern bei ihr gewesen; warf ihr oft vor, daß sie ihn nicht recht liebte. Sie bekamen Händel, zankten sich stark.

Dann kam die Searron und machte den Frieden, und tröstete den armen König, gab ihm je mehr und mehr der Montespan bösen Humor zu erkennen, agirte devote, gab dem König zu verstehen, daß Gott ihm diese Betrübniß zuschickte, wegen der Sünde, so er mit der Montespan triebe; das Weib ist eloquent, und hat gar schöne Augen. Der König gewöhnte sich so an sie, und meinte sie würde ihm selig machen. Er verfolgte sie, sie hielt aber fest, und gab ihm zu verstehen, daß, ob sie zwar die größte Inclination von der Welt zu ihm trage, so wolle sie doch Gott nicht erzürnen. Das gab dem König eine solche Admiration für dies Weib, und einen solchen Abscheu für der Montespan leichtfertiges Leben, daß er dachte sich zu bekehren. Die Alte brauchte ihren du Maine, um seine Mutter zu persuadiren, daß weil der König andere Maitressen genommen hätte, als die Ludre und Fontange, daß sie nichts mehr gelten und die ganze Verachtung vom Hof werden würde; das machte sie kritt-

lich,

lich, war von böſen Humor, wenn der König zu ihr kam. Die Maintenon hingegen beklagte den König über die Maaßen, ſagte ihm, er verdamme ſich, wenn er nicht beſſer mit der Königin lebe. Das ſagte der König der Königin wieder, die die beſte Frau von der Welt war, ſie meinte ihr gar obligirt zu ſeyn, und diſtinguirte ſie, gab zu, daß ſie der Dauphine von Baiern 2te Dame d'Atour worden, alſo nichts mit der Montelpan zu thun hatte.

Das machte die Montelpan ſo toll, daß ſie dem König der Scarron ganzes Leben ſagte. Der König aber, der wohl wußte, daß ſie ein böſer Teufel war, und in ihrem Zorne niemand verſchone, wollte nichts glauben, was ſie ihm auch von der Maintenon Leben ſagen möchte. Der Duc de Maine perſuadirte ſeine Mutter, eine Zeit vom Hof zu gehen, das würde dem König animiren, ſie wieder zu rufen. Sie liebte ihren Sohn, glaubte er meinte es gut mit ihr, gieng nach Paris und ſchrieb dem König, daß ſie nicht wieder kommen wollte. Der Duc du Maine ließ geſchwind alle ſeine Mutter-Sachen Sack und Pack nach Paris führen ohne ihren Willen. Alle ihre Meubles ließ er zum Fenſter hinauswerfen, alſo konnte ſie nicht wieder nach Verſailles kommen. Der König war ſo hart und übel von der Montelpan traktirt worden, daß er herzlich froh war, ihr quit zu werden, auf welche Weiſe es auch ſeyn mochte. Hätte er ſie länger behalten, wie er ihr müde war, wäre keine Sicherheit für ihm bei ihr geweſen; ſie war zu emportirt in ihrem Zorn.

Die Königin meinte, der Maintenon die größte Obligation von der Welt zu haben, daß ſie die Montelpan verjagt, und gemacht, daß der König wieder bei ihr ſchlief; denn auf gut Spaniſch haßte ſie dieſes

Hand-

Handwerk nicht. Weil ſie ein gut Gemüth hatte, meinte ſie, ſie müßte alles aus Dankbarkeit für die Maintenon thun, alſo war ſie nicht dagegen, daß dieſes Weib Dame d'atour werden ſollte. Sie hat auch erſt gar kurz vor ihrem Ende erfahren, daß die Maintenon ſie betrogen. Kurz darauf ſtarb die Königin, und der König meinte über die Tugend ſelbſt zu ſiegen, bei dem alten Muſterchen zu liegen; daß geſchahe alle Nachmittag; ſie gewann ihn dermaaßen, daß ſie ihn endlich perſuadirte, ſie zu heirathen, welches auch geſchehen. (28. Febr. 1719.)

31) Die Maréchalle Schomberg hatte eine Baaſe, ſo Mſelle d'Aumale heißt. Die Verwandten hatten ſie in St. Cyr gethan, noch zu des Königs Zeiten. Dieſes Menſch iſt häßlich, hat aber viel Verſtand und wußte den König wohl zu amuſiren, und zu entetteniren, daß es die Zott in Sorgen ſetzte. Sie ſuchte ihr eine Querele und wollte ſie wieder ins Kloſter ſchicken, der König aber wollte es nicht leiden; die Zott mußte ſie wieder kommen laſſen. Wie der König ſtarb, wollte ſie nicht mehr bei der Zott bleiben. (10. März 1719.)

32) Mde la Dauphine kannte keinen Menſchen hier. Ihr Haus war gemacht, ehe ſie ankommen; ſie wußte nicht, wer die Maintenon war, und wie ſie erſt 1 Jahr oder 2 durch Monſ. ſeel. erfahren, war es keine Zeit mehr ſich zu widerſetzen.

Mr. le Dauphin lachte die Zott im Anfang aus, aber wie er verliebt von Mde la Dauphine Fräulein wurde, alſo mit der Fräulein Hofmeiſterin der alten Montchevreuil, ſo der Maintenon Creatur war, umzugehen hatte, brachte dieſe alte Vettel die Maintenon in Gnaden; über das, ſo hatte Mr. le Dauphin

phin die Schwachheit, daß er koibleſſe für die faveur hätte, und hierinn wie ein gemeiner Courtiſan war. Dieſe alte Vettel ſtellte ſich devot an, aber hatte keine Skrupel Mr. le Dauphin von der Dauphine abzuziehen, und ihn erſtlich die Rambures, hernach die la Force, anzukuppeln in aller Heiligkeit. (24. Mai, 1719.)

---

33) Heute muß ich meinen Brief anfangen, wie die Frau von Bonikau in Sachſen. Wie ſie einmal im Kindbette lag und allein war, kam ein klein Weibchen zu ihr, alt franzöſiſch gekleidet, ſagte zu ihr: ſie bäte ſie zu erlauben, daß ſie eine Hochzeit in ihrer Kammer halten möchte, ſie wollte ſich wohl in Acht nehmen, daß es in einer Zeit und Stunde geſchähe, daß niemand als ſie dabei ſeyn würde. Als die Frau von Bonikau darein gewilliget, kam einsmals eine große Geſellſchaft von den Erdmännchen und Weibgen in die Kammer; man brachte ein klein Tiſchgen, deckte es, und ſetzte viel Schüſſeln darauf, und die ganze Geſellſchaft und Hochzeit ſetzte ſich an die Tafel. Wie ſie in vollen Eſſen waren, kommt eins von ihren kleinen Weibgen gelaufen, und ruft mit lauter Stimme: Gott lob und Dank, wir ſind aus großer Noth, denn die alte Schump iſt todt. — So iſt es hier jetzt auch, denn die alte Schump iſt verreckt vergangenen Samſtag den 15ten April zwiſchen 4 und 5 Uhr des Abends zu St. Cyr. Die Zeitung von des Duc du Maine und ſeiner Gemahlin Arreſt, hatte ſie in Ohnmacht fallen machen, und das mag auch wol die Urſach von ihrem Tode ſeyn, denn ſeitdem hat ſie keinen Augenblick Ruhe und Vergnügen gehabt, und der Zorn und der Verluſt ihrer Hofnung mit ihm zu regieren, hat ihr das Geblüt verdorben, und die Röteln ge-

Seite

88. Den Graf Amicet commandirte.

Amicet, scheint derselbe zu seyn, der sonst auch Amicus comes heißt und 1075 den König von Croatien gefangen nahm.

89. Unter mehrern Edlen blieben Constantius.

Constantinus Porphoregenneta, Kaisers Constantin Dukas Sohn mit der Eudocia erzeugt, ein Bruder Michael Parapinacas und Andronicus. Er wurde gebohren als sein Vater schon Kaiser war. Unter Nicephorus Botaniates zog er gegen die Türken zu Felde, legte sich mit Hülfe seiner Soldaten den Purpur an, wurde aber von ihnen dem Kaiser ausgeliefert und auf einer Insel in ein Kloster gesteckt, aus dem ihn Alexius wieder hervorzog.

89. Der oben genannte Amicet und Peter von Alipha.

Von diesem Peter nimmt Anna in der Folge öfterer Gelegenheit zu sprechen. Er heißt bey andern Schriftstellern Petrus de Aluph, de Alisa oder de Alpibus. In Provence findet sich ein altes Schloß ehedem de Alpibus genannt. Von diesem Schloß, führt Peter wahrscheinlich seinen Namen. Er war ein Befreundter und Landsmann des Grafen Amicus, denn ihre beyden Väter waren Brüder. Peter gieng nach Roberts Tode, mit dem er vorher verschiedne Streitigkeiten gehabt hatte zum Alexius über, der ihn nachmals bey vielen Gelegenheiten brauchte, begleitete die fränkischen Ritter als sie 1097 einen Kreuzzug nach Jerusalem thaten, nach Syrien, erhielt das Fürstenthum Cäsarea in Cappadocien, diente darauf dem Alexius gegen Bohemund, und setzte sich endlich zu Didymotich in Thracien zur Ruhe. Die Familie der Petraliphen, war nachher eine der angesehensten am Constantinopolitanischen Hofe.

90. Durch Hülfe seines Pferdes entkam er glücklich.

Dieses Pferd war eben das, welches ehemals Bryen geritten hatte, spricht Anna: es war ein sehr muthiges Thier, und hatte von seinem vorigen Herrn, den Namen Sguritzes, schwarzbraun, erhalten.

gegeben, dabei hat ſie 20 Tage ein continuirliches Fieber gehabt; da kam ein Donnerwetter, das machte die Krankheit einſchlagen, daran iſt ſie erſtickt, ſoll 86 Jahr alt geweſen ſeyn. (18. April, 1719.)

Ich habe es im Kopf, das was die alte Zott am meiſten im Sterben verdroſſen, war meinen Sohn und mich, geſund nach ſich zu laſſen. (4. Jun. 1720.)

34) Ihr Vetter, den ſie zum Erzbiſchoff von Rouen gemacht hatte, und viel Händel wegen der Conſtitution angeſponnen, iſt ſeiner lieben Baaſe 8 Tage hernach, Tag vor Tag, Stunde vor Stunde, in die andere Welt gefolgt. (5. Mai, 1719.)

35) Es hat niemand gehört, was der König der alten Zott geſagt, aber ehe er geſtorben, iſt ſie davon gelaufen nach St. Cyr. Man hat ſie zwar wiedergeholt, aber ſie iſt nicht bis ans Ende geblieben. Ich glaube doch, daß es dem König gereuet hat, die Narrerei gethan zu haben und die Alte geheirathet. Denn was ſie auch verſucht, hat er doch die Heirath nicht öffentlich declariren wollen. Sie hat zwar geweinet nach des Königes Tode, ſie war aber nicht ſo betrübt, als ſie hätte ſeyn ſollen. Sie hatte ſich noch allezeit flattirt, noch mit ihrem du Maine zu regieren. (6. Auguſt, 1720.)

36) Vom Anfang bis zum Ende hat der König ſeel. die alte Zott ennuiret; ſie hat es oft ihren Vertrauten geklagt. Sie war gewohnt mit vielen Mannsleuten umzugehen und durfte niemand mehr von Mannsleuten ſehen als dem König, den ſie nie geliebt hat, und ſeine Miniſter. Das hat der Dame lange weile gegeben, hat ihren Chagrin oft ausgeſchütte über andere die nichts davor konnten, alſo habe ich

un

und mein Sohn auch unſer Theil davon bekommen. Sie hat nur zwo Sachen im Kopf gehabt, ihre Ambition und ihre Divertiſſements. Dieſe alte Bettel liebte keinen Menſchen in der Welt, als ihren Duc du Maine. Sie iſt gewahr worden, daß die Dauphine ſpick geworden war, und mit ihren eigenen Flügeln und Faveurs bei dem König fliegen wollte, ja ſie gar mit ihren jungen Damen ausgelacht, und Willens war, ſich ganz aus ihrer Domination zu reiſſen; das hat gemacht, daß ſie gar wenig mehr nach ihr gefragt hat, und hätte ſie nicht gar wohl bei dem König geſtanden, würde ſie ihre liebe Dauphine wol gar aus den Sattel gehoben haben; ſie wurde bald über ihren Tod getröſtet. Den König hat ſie gemeint durch den Duc du Maine ganz in ihren Händen zu haben, darum hat ſie ſich nicht um ihn bekümmert, darum hat ihr auch nichts den Herzſtoß gegeben, als des Duc du Maine Gefängniß. (5. Mai, 1719.)

37) Die große Prinzeſſin de Conti ſtand zuletzt nicht gar übel mit der Maintenon; denn dieſe wollte ſich eine Ehre machen, zu erweiſen, daß ſie die diſtinguirte, die ein ordentlich Leben erwählet haben, und Bagatellen abgeſagt. (12. Mai, 1719.)

38) Vom Anfang an war das Weib nicht ſo bös, ſie iſt immer böſer geworden. Für uns wäre es genug geweſen, wenn ſie vor 20 Jahren verreckt wäre, aber für des Königs ſeel. Ehre müſte es vor 33 Jahren geſchehen ſeyn, denn er hat ſie, glaube ich, 2 Jahr nach der Königin Tode geheirathet, und es iſt ſchon über 35 Jahr, daß die Königin geſtorben. (5. Maj. 1719.)

39) Wie man ihr den Tod angekündiget, ſoll ſie geſagt haben: mourir eſt le moindre evenement de ma vie. (12. Maj. 1719.)

40)

40) Die Summen ſind immenſe, ſo ihr Neveu und Niece de Noailles von ihr geerbt haben; man weiß aber nicht alles denn ſie hat's verſteckt. (16. Maj. 1719.)

---

41) Die Maintenon hat allezeit Feuer in den Augen behalten, aber ſie hatte ein eingezogenes Maul, und blies die Naſenlöcher auf, welches ihr ein böſes Geſicht machte, und wohl wies was ſie war, inſonderheit wenn ſie jemand ſahe, ſo ihr zuwider war, als meine Exzellenz z. E. ſo zog ſie gleich das Maul zurück, und machte eine doppelte Lefze. (12. Aug. 1719.)

42) Wenn die alte Zott nicht ſo abſcheulich auf mich geweſen wäre, hätte ſie mir eher bei dem König ſchaden können; aber ſie machte es zu grob, da ſahe der König, daß es nur bloßer Haß war, alſo konnte es keinen Effect thun. Drey Urſachen waren, warum mich das Menſch ſo erſchrecklich gehaßt hat, die erſte, daß der König mir gnädig war, denn ich war ſchon über 25 Jahr alt wie ſie in Faveur kam; das gab ihr Argwohn, daß ich mich nicht durch ſie, ſondern durch meinen eigenen Kopf regieren wollte, und daß, weil der König Güte für mich hatte, ich ihn deſabüſiren würde, ſich von dem boshaftigen Thiere ſo blindlings führen zu laſſen, darum mußte ſie all ihr Leben gegen mich ſeyn. Die zweyte, daß ſie wohl wußte, daß ich ihre Heirath mit dem König deſapprouvirte, und ſie [illegible]nte, das wäre ein Obſtacle, um als Königin declarirt zu werden, und die dritte Urſach war, daß ich immer die Dauphine aus Bayern getröſtet, wenn ſie ſie in Verzweiflung geſetzt, denn die gute Dauphine wußte nichts zu thun gegen die Maintenon, ſo damals des Königs Herz allein beſaß, und abſolut

Mei-

Meiſter von allen ſeinen Sinn und Gedanken war. Die alte Zott aber, bei ihrer Faveur, war doch furchtſam; hätte die Dauphine, wie ich ihr gerathen, das Herz nehmen können, der alten Zott zu dräuen, ihr zu verſtehen zu geben, daß ſie ihr voriges Leben wüßte, und daß, wo ſie nicht beſſer mit ihr leben würde, ſie es dem Könige entdecken wollte, aber wo ſie es beſſer machen, ſchweigen und wohl mit ihr leben, — hätte ſie ſich ganz anders verhalten. Aber die böſe Bellola hat es nie erlaubt, denn alsdann hätte ſie nicht mehr zu verrathen gehabt. (26. Novembr. 1720.)

Ich ſagte einmal zu Mde la Dauphine, ſo ich ganz verzweifelnd und in Thränen fand, weil die Alte ihr gedräuet hatte, ſie wollte ſie unglücklich machen, Mde du Maine ihr vorziehen, und ſie vom ganzen Hof ja auch vom König verhaßt zu machen. Ich fieng an zu lachen, wie ſie mir das erzöhlte, und ſagte: iſt es möglich daß E. L. da ſie doch ſo viel Verſtand und Courage haben, ſich von dieſer alten Hexe ſo erſchrekken laſſen? E. L. haben nichts zu fürchten; ſie ſind Dauphine, die erſte in ganz Frankreich, ohne erſchrekliche Urſachen kann man E. L. nichts thun; darum wenn ſie E. L. ſo dräuet, antworten ſie nur ferm: je ne crains point vos menaces. Mde de Maintenon eſt trop loin de moi, le Roi eſt trop juſte, pour me condamner ſans m'entendre. Si Vous me parlés je le Lui dirai moi même, et nous verrons s'il oſera ne pas me ſoutenir. Die Dauphine war nicht faul, ſagte von Wort zu Wort, was ich da geſagt. Die alte Zott antwortete: Ce diſcours ne vient point de Vous, ce ſont ces mandits raiſonnements de Madame. Vous n'avés pas aſſés de courage pour le penſer; mais nous verrons, ſi cette amitié pour Madame Vous ſera profitable. Sie hat ſeitdem ihr doch nicht

mehr gedräuet. Mde du Maine kam in der Alten Dräuungen gegen Mde la Dauphine à propos, weil ſie ſich für allmächtig hielt, und den Duc du Maine erzogen, wollte ſie weiſen, daß ihre Gewallt ſo groß bei Hof ſey, daß ſie die allerletzte Prinzeſſin du Sang, der erſten Perſon in Frankreich vorziehen könne, und daß man ſie alſo fürchten ſolle, und ihr ganz unterthan ſeyn; aber die Bellola ſo jalous von mir war, und nicht leiden konnte, daß ihre Dauphine Vertrauen zu mir hatte, welche dazu die Alte beſtochen und gewonnen hatte, verrieth ſie bei der Maintenon, und erzählte ihr allen Troſt ſo ich ihr gab, denn ſie hatte Ordre von der Zott, die arme Fürſtin zu plagen und zu intimidiren, und das that ſie meiſterlich, jagte der armen Dauphine Angſt über Angſt ein, unterm Präterte, daß ſie ſich für ſie intereſſirte, und ihr allein treu und ergeben wäre. Das glaubte die arme Dauphine, weil Bellola mit ihr gekommen war, und mit ihr erzogen worden, konnte ſie nicht glauben, daß man ſo falſch ſeyn könnte, als die verfluchte Bellola war. Das konnte ich nicht leiden, widerſprach der Bellola und ſuchte alles hervor, die Dauphine zu tröſten und ihre Traurigkeit zu erleichtern. Sie ſagte auch im Sterben, ich hätte ſie 2 Jahr länger leben machen, durch das Herz, welches ich ihr allzeit eingeſprochen; aber damit habe ich mir den völligen Haß der alten Zott nur auf den Hals geladen, ſo bis an ihr Ende gewähret.

Wenn gleich die Dauphine ein wenig was auf den Hauben gehabt hätte, war es doch die Zott nicht, die dagegen zu ſagen ſollte finden; denn wer hatt ein leichtfertigeres Leben geführt, als eben ſie? Oeffentlich und en face hat ſie mir ihr Leben nichts verdrießliches geſagt, denn ſie wußte wohl, daß ich ihr brav würde geantwortet haben, denn ich wußte ihr ganzes Leben.

Villarceaux hat mir mehr davon erzählt als ich hätte wiſſen ſollen. (7. Novembr. 1719.)

43) Wie der König mit mir auf ſeinem Todbette ſprach, wurde ſie feuerroth und ſagte: Madame, allés Vous en, le Roi l'attendrit trop avec Vous; allés Vous en, cela pourroit Lui faire mal. Wie ich hinaus gieng, folgte ſie mir und ſagte: ne croiez pas Madame que ce ſoit moi qui Vous ai rendu des mauvais Services auprés du Roi. Ich antwortete in vollen Thränen, denn ich meinte zu berſten vor Betrübniß: Madame, il n'eſt plus queſtion de tout cela, und gieng fort. (10. Octobr. 1719.)

44) Der alten Vettel ihr Favorit, der Buckel Fagon, ſagte: was ihm in Chriſtenthum verdrieſſe, ſey, daß er der Maintenon keinen Tempel und Altar aufrichten dürfte, ſie anzubeten. (7. Maj. 1720.)

45) Die Montchevreuil war ein böſer Teufel, aber die Maintenon hatte wohl Urſach ſie zu lieben und ihr gutes zu thun, denn ſie hat ſie ernähret und gekleidet, wie ſie noch in der gröſten Armuth und Elend lebte. (2. Jul. 1720.)

46) Die Montchevreuil iſt der Maintenon ihr bel endroit und das einzige, ſo ich lobenswürdiges an ihr finde. (16. Jul. 1720.)

47) Ich glaube daß die alte Zott der Mde Dangeau nicht hat wollen ein Tabouret zuwege bringen, weil ſie eine Teutſche und von guter Geburt war, und hat ſich eine Luſt gemacht, ſie zu unterdrücken. Die Zott hat einmal 2 Mädgen von Straßburg kommen laſſen, ſie für Pfalzgräfinnen ausgegeben, und zu Suivantes von ihren Nieten gemacht. Ich wuſte kein Wort davon, Mde la Dauphine klagte mir es mit Thränen; ich

ſagte: E. L. laſſens gehen, ich will die Sache ſchon gut machen, denn wo ich Recht habe, frage ich kein Haar nach der alten Hexe. Ich ſahe durch meine Fenſter die Niece mit den teutſchen Mädgen ſpatzieren. Wie ich ſpatzieren gieng, machte ich es ſo, daß ich ihr begegnete. Ich ruſte das Mädgen, fragte das Mädgen, wer ſie wäre? Sie ſagte mir ins Geſicht, ſie wäre ein Pfalzgräfin von Litzelſtein. Ich ſagte: So! Nein ſagte ſie, ich bin kein Baſtart, der junge Pfalzgraf hat meine Mutter geheirathet, ſo eine vom Haus von Gehlen iſt. Ich ſagte: ſo könnt ihr doch keine Pfalzgräfin ſeyn, denn bei uns Pfalzgrafen gilt die Misheirath nicht; ich will noch wohl mehr ſagen, du lügſt, wenn du ſagſt daß der Pfalzgraf deine Mutter geheirathet, ſie iſt eine Erzhure, wobei viele Andere als der Pfalzgraf wohl mögen gelegen haben, ich weiß aber wer ihr rechter Mann iſt, nemlich ein Hautboiſte — und das iſt wahr — Aber wofern du dich wieder für eine Pfalzgräfin ausgiebſt, werde ich dir den Rock an dem Hindern abſchneiden laſſen, daß ich's mein Leben nicht mehr hören mag. Aber wirſt du meinem Rathe folgen, und deinen rechten Namen annehmen, ſo werde ich dir mein Leben deine Geburt nicht vorwerfen; ſiehe was du thuſt. Das Mädgen nahm es ſich zu Herzen, daß es etliche Tage hernach ſtarb. Die 2te ſchickte man in Penſion nach Paris. Ich gieng zu unſerer Dauphine, erzählte ihr was vorgegangen, ſie geſtund mir, ſie wäre froh, daß ich es gethan denn ſie hätte ihr Leben das Herz nicht gehabt. Mde la Dauphine meinte, der König würde mich ſitzen, aber man ſagte mir kein Wort; nur etliche mal im Lachen ſagte er: il ne fait pas bien le jou r à Vous ſur le Chapitre de votre maiſon, la vie en depend. Ich ſagte: je n'aime pas les menteries. Die andere prätendirte Pfalzgräfin, iſt zu Paris eben

eine

eine ſolche groſſe Hure geworden, als ihre Mutter; ſie hat aber dem Namen verändert; alſo habe ich ſie laufen laſſen. (25. Octobr. 1720.)

48) Es war hier eine Truppe von Italiäniſchen Commedianten, die ſpielten eine Comedie von der fauſſe hipocrite. Wie ich hörte, daß ſie es vorhatten, ließ ich ſie holen, und warnte ſie, ſie ſollten das Stück nicht ſpielen; das half aber nichts, ſie ſpielten es und gewannen viel damit, aber ſie wurden gleich weggejagt; ſie kamen zu mir und wollten, daß ich für ſie bitten ſollte, aber ich ſagte: Nein! warum habt ihr meinem Rathe nicht gefolget. Sie ſollen die Zott gar poſſierlich gemacht haben. Ich hätte es ſehen mögen, gieng aber nicht hin, aus Furcht, die Zott möchte dem König ſagen, daß ich die Sache angeſangen hätte, um ihr eine piece zu thun. (20. Decembr. 1720.)

VIII. Die Königin, Ludwigs des XIV Gemahlin.

1) Unſere Königin war bluteinfältig, aber die beſte und tugendſamſte Frau von der Welt, die aber doch Grandeur hatte, und den Hof wohl zu halten wuſte. Sie glaubte alles was ihr der König ſagte, gutes und böſes. Sie hatte häßliche, zerbrochene, ſchwarze Zähne; fraß oft viel Knoblauch. (10. Nov. 1716.)

2) Man ſagt: daß ſie ihre Zähne nur ſchwarz und gebrochen gehabt, weil ſie ſtets Choccolade genommen. (21. März, 1719.)

3) Die Königin ſeel. liebte das Spielen auſſer der Maaßen, ſpielte Ballette, Reverſi und a l'Ombre.

auch etliche mal petite prime, konnte aber nie gewinnen, denn sie konnte das Spielen nicht recht lernen. (20. August, 1717.)

4) Nachdem die Königin einmal eine halbe Stunde mit dem Prinzen Egon von Fürstenberg gesprochen hatte, rief sie mich auf die Seite und sagte: Avés Vous entendu Mr. de Strasbourg? je ne l'ai point compris. Ein Augenblick darnach sagte mir der Bischoff: haben Ihre Königl. Hoheit gehört, was die Königin mir gesagt? Ich habe aber kein Wort verstanden. Ich sagte: Warum haben sie denn geantwortet? Er sagte: ich habe gemeint es wäre unhöflich, sich merken zu lassen, daß ich die Königin nicht verstünde. Das Lachen kam mir so stark an, daß ich davon laufen mußte. (17. Jun. 1719.)

5) Die Königin konnte ihr Land nicht verläugnen, sie hatte viel spanische Sachen an sich. (13. Sept. 1719.)

6) Sie war froh, wenn der König bei ihr schlief, denn auf gut spanisch haßte sie dieses Handwerk nicht; sie war so lustig wenn es geschehen war, daß man es ihr grade ansahe; hatte auch gerne, daß man sie damit vexirte; lachte, blinzelte und rieb ihre kleinen Händchen zusammen. (24. März, 1719.)

7) Die Königin hatte eine solche Passion für ihren König, daß sie gerne alles gethan, ihm zu gefallen, was sie ihm nur an den Augen ansehen konnte; wenn er sie nur freundlich ansahe, war sie den ganzen Tag lustig. (12. Decembr. 1719.)

8) Der König hat alle Nacht in der Königin Bett geschlafen, aber nicht allzeit wie sie es nach ihrem Spanischen Temperament gewünschet; dadurch hat sie wohl ge-

gespürt wenn er Nebenwege gegangen ist. Die Königin hatte eine schöne, weisse, saubere Haut. Der König hat doch allzeit Consideration für sie gehabt, und sie respecktiren machen von den Maitressen. Er hat sie wegen ihrer Tugend geliebt, und wegen der herzlichen Liebe, so sie immer für ihm behalten, unangesehen seiner Untreue. (11. April, 1719.)

---

9) Unsere Königin war wohl klein und dicke; wenn sie nicht gieng und tanzte, sahe sie aber hoch aus. (21. März, 1720.)

10) Unsere Königin aß oft und lange, aber nicht mehr als ein anderer, denn sie aß kleine Stückgen, als wenns für ein Kanarien-Vögelchen gewesen wäre. (16. August, 1718.)

11) Unsere Königin ist an einem Geschwür gestorben, so sie unterm Arm hatte; anstatt es heraus zu ziehen, ließ Fagon die Königin zur Ader, (er war zu allem Unglück damals ihr Doctor) das machte ihr Geschwür innerlich bersten, und alles fiel auf das Herz, und das emetique, so er ihr dazu gab, erstickte die Königin. Der Barbier so die Königin zur Ader ließ, sagte: Mr. y longes Vous bien, ce sera la mort de ma maitrelle. Fagon sagte: Faites ce que je Vous ordonne, Gervais! Der Barbier weinte die bittersten Thränen, und sagte zu Fagon: Vous voulez donc que ce soit moi, qui tue la Reine, ma maitrelle? Um 11 Uhr ließ er sie zur Ader, um 12 Uhr gab er ihr ein emetique, um 3 Uhr Nachmittages war sie todt. Nach der Aderlasse hat er ihr eine große Prise von emetique gegeben, in welcher Operation die Königin in jene Welt gereiset ist, und man kann wohl sagen,

Seite

92. Ob er Glabinitza und Joannina besetzen.

Joannina eine Stadt in Acarnanien, oder Aetolien, ehedem Cassiope genannt: der Sitz eines Bischofs der unter dem Metropolitan von Naupact stand.

92. Auf Zureden eines gewissen Melphiers.

Anna wälzt die Schuld der Verrätherey auf einen Melphier, da es doch aus andern Schriftstellern klar ist, daß Dyrrachium von einem edlen Venetianer, Dominicus, überredet sey, der dafür Roberts Nichte eine Tochter des Grafen Wilhelm von Principatus zur Ehe erhielt.

93. Gieng Alexius nach Deabolis.

Deabolis heißt h. z. T. Diavoli, und ist nicht weit vom See Achris gelegen.

94. In die Kirche auf dem Schmiedemarkt.

Chalcopratia, heißt die Straße wo Handwerker welche in Erz arbeiten ihre Werkstätte hatten. In ihr, war eine Kirche zur Mutter Gottes, auf dem Platze erbaut, wo vormals eine Synagoge gestanden hatte.

96. Heinrich that einen unvermutheten Einfall.

Dieser Feldzug Heinrichs des IV. gegen Robert und Gregor, fällt ins Jahr 1083. Alexius hatte ihm sehr große Geschenke an Gold, Silber und andern Kostbarkeiten gegeben, um ihn dadurch aufzumuntern.

98. Und Punteses, wurden jede mit einem besondern Corps.

Punteses ist wahrscheinlich Graf Pantoise oder Pontise, aus der Familie der Grafen von Vilcassino, von denen damals zwey, Radulph, mit dem Zunamen, der Delicate, und Herrmann de Pontoise bekannt waren. Söhne Amalrichs und Enkel des Grafen von Pontoise, oder Vilcassino und Ambiano.

99. Durch Soskus und Serbia nach Berrhoä.

Serbia: eine Stadt von ansehnlicher Größe, an der Grenze von Thessalien.

99. Leg-

daß mit ihr alles Glück von Frankreich geſtorben iſt. (12. Decembr. 1719.)

Der König war recht touchirt, aber der alte böſe Teufel, der Fagon, hat es mit Fleiß gethan, der Alten Glück beſtändig dadurch zu machen. (31. Maj. 1719.)

12) Nach der Königin Tod bekam ich auch ein Geſchwür. Fagon that ſeinen möglichſten Fleiß, daß der König mir auch ſollte zur Ader laſſen. Ich ſagte ihm aber vor dem König: Non, je n'en ferai rien et me traite de ma maniere. Si Vous avies traite la Reine votre Maitreſſe de même, elle vivroit encore. Je laiſſerai bien meurir l'abces, puis je le ferai ouvrir. So that ich es auch, und habe mich wohl dabei befunden. Der König ſagte zu mir ganz gnädig: Madame, j'ai peur, que Vous ne Vous tuiez. Ich lachte und ſagte: Votre Maj. a trop de bonte pour moi, mais je me ſuis bien trouvee de n'avoir pas ſuivi aveuglement les avis de vos medecins, et Votre Maj. verra, que je m'en tirerai bien.

Wie ich wieder geſund war, ſagte ich von meinen beiden Doktoren an Tafel, denn damals war der Daquin noch premier Medecin, aber er kam bald hernach in Ungnaden, und der böſe an ſeinem Platz: Votre Maj. voit, que je n'ai pas eu tort de me traiter à ma fantaiſie, et que je m'en trouve fort bien, quoique ces Meſſieurs aient pû en dire et raiſonner. Sie wurden ganz betuttelt, lachten doch, und Fagon ſagte: Quand on eſt auſſi robuſte que Vous, Madame, on peut hazarder quelque choſe. Ich ſagte: Si j'ai la ſante bonne, cela vient de ce que je ne prends pas les remedes que dans les grands beſoins. (30. Auguſt, 1720.)

IX. Louis XV.

1) Er hat pechschwarze Augen, und recht was man hier un beau regard heißt; denn seine Augen sehen viel sanftmüthiger aus, als sein humor in der That ist: denn er hat ein violent Köpfchen. (22. Septbr. 1716.)

2) Man kann kein angenehmer Kind sehen, als unser junge König ist, hat lange braune Augen, und lange Augenlieder die frieſiren: schöne Farben, den Mund gar roth und ein hübsch Mäulgen, lange braune Haare in groſser Menge, runde Bäckelgen, das tour vom Gesicht ist nicht zu lang noch zu kurz, aber was er am schlimmsten hat, und das hat er von seiner Frau Mutter, sein Gesicht ändert sich von einer halben Stunde zur andern. Einmal siehet er übel aus, eine halbe Stunde hernach kommen alle Farben wieder. Seine Taille ist artig und gerade, schöne Schenkel und Füße, und hat einen hohen und noblen Gang; setzt den Huth auf wie unser König seel. Weil er wenig spricht, kann man nicht wissen was das Innerliche und sein humor ist. (18. Oct. 1720.)

3) Er gleicht seiner Mutter wie zwei Tropfen Wasser. (29. Jul. 1718.)

4) Abscheulich hoffärtig ist dieses Kind, und weiß schon gar wohl was respect ist. (4. Sept. 1716.)

5) Er hat eine gar schöne Hand; er ist sehr adroit in allem was er thut. Er fängt an wohl zu schiessen Fasanen und Rebhühner; hat eine groſse Paſsion für das Schiessen. (26. Jul. 1720.)

6) Man kann ohne Flatterie sagen, daſs das Kind recht wohl tanzet; er ist leicht, hat eine artige Taille,

gar gute oreilles und hohe Mienen. (11. Novemb 1720.)

7) Verſtand hat er, das iſt wahr, wenn er n ein wenig mehr ſprechen wollte. (2. Sept. 1717.)

8) Des jetzigen Königs Hr. Bruder iſt an d Röteln geſtorben, weil man ihn zur Ader gelaſſe dieſer jüngſte Bruder hatte es auch, ſeine Kamm weiber verheelten es, hielten ihn warm, und gaben zu Zeiten du Vin d'Alicante, ſo haben ſie ihn ſalvi (13. Febr. 1719.)

9) Den 12ten Auguſt 1717. war der junge Kö des Morgens aus dem Bette gefallen, aber ein Ka merdiener ſo ihn fallen ſahe, hat ſich gar geſchwind dem Boden geworfen, ſo daß der König auf ihm den Boden gefallen, hatte ſich nicht wehe gethan. König hat ſich unters Bett geſteckt, und aus pur Muthwillen nicht reden wollen, und ſeine Leute Sorgen geſetzt. (13. Aug. 1717.)

10) Der Marechall Villeroi plagt den Kön denn ſpricht er nicht genug mit mir, denn will daß er mich führen ſoll, und das betrübt das ar Kind, und macht es weinen. Seine Figur iſt ar aber er ſpricht mit keinem Menſchen, als mit die, er gewohnt iſt mit umzugehen. (12. 1717.)

11) Der junge König hat verzweifflen wollen, Mde de Vantadour von ihm gegangen; ſie ſagte König; Sire, je m'en vais revenir ce Soir, ſoiez ſage en mon abſence. — Non, ma chere Mam ſagte er: Si Vous me quittés..... Nach allen nen andern Weibern hat er gar nichts geſragt. Septbr. 1717.)

12) Der König hat einen Orden inventirt, und den jungen Buben gegeben, die mit ihm spielen. Es ist ein blau und weiß Band, daran hängt ein oval emalirt Stück, worauf ein Stern, ein klein Pavillon, welches das Zelt ist worinn er auf einer Terrasse spielt. (12. Novbr. 1717.)

X. Philipp V. König in Spanien.

1) Der König in Spanien ist ein guter stiller Herr, er ist gar gut, spricht wenig, und liebt seine Gemahlin ausser der Mascaden; läßt ihr alle Sorgen und bekümmert sich um wenig. (16. Jan. 1717.)

2) Er ist devot; aber wäre er es auch nicht, so wäre er sehr debauchirt, denn er kann Weiber nicht entbehren, darum liebt er alle seine Gemahlinnen so sehr. Der gute König weiß die Meriten nicht wohl zu unterscheiden, wenn er nur was im Bette hat, ist alles gut bei ihm. (8. Octobr. 1717.)

3) Der König in Spanien ist groß, aber doch sehr bucklicht. (1. Decembr. 1716.)

---

4) Ist gar bucklicht, und nicht wohl geschaffen, doch gröſter als seine Hrn. Brüder. Er hat die besten Mienen unter ihnen, hat ein hübsch Gesicht und schöne Haare, und was absonderlich, seine Haare waren schöne blond, und die Augen ganz schwarz; hat schöne Farbe weiß und roth, ein wenig einen österreichischen Mund, spricht unerhört langsam, und hat eine grobe Stimme. Ein gar guter Herr, doch ein wenig opiniatre, wenn er was im Kopfe hat. Er ist gar gottesfürchtig, drum liebt er seine Gemahlinnen so sehr;

er

er ſollte vermeinen verkannt zu werden, wenn er bei einer andern läge: er läſt ſich leicht führen, drum will ihn ſeine Königin nicht aus den Augen laſſen. (24. Jun. 1704.)

5) Er läſt ſich alles weis machen, was die, woran er gewöhnt iſt, ihm ſagen, weiter denkt er nicht. (2. Jun. 1709.)

6) Unſer guter König hat hochnöthig verſtändige Leute um ſich zu haben, denn mit ſeinem Verſtande iſt es kurz beſtellt; aber er hat ein gut Gemüth, iſt der beſte Herr von der Welt, doch ein wenig opiniatre. Er iſt von Natur ein wenig melancholiſch, und in Spanien iſt nichts, ſo ihn luſtig machen kann. (15. März. 1718.)

7) Es iſt wahr, daß die Königin in Spanien im Anfang die Princeſſe des Urſins über alles geliebt hat, und verzweifelt wollen, wie man ſie das Mißtrauen wegjagt; auch was man vom Beichtvater erzählt, iſt auch wahr, es fehlt nur eine Circonſtance, nemlich, daß der Duc de Grammont, ſo damals Ambaſſadeur war, auch wie der Confeſſeur geſprochen, und deswegen wieder zurück geſchickt wurde. Die Königin hatte ein ſicher Mittel, dem Könige in Spanien alles zu ſagen, was ſie wollte; der gute Herr iſt greulich erpicht auf den Beiſchlaf, dadurch machte die Königin mit dem König was ſie wollte; ſie hatte eine roulette in ihrer Kammer, wann er nicht that was ſie wollte, ließ ſie ihn in der roulette liegen, that er aber was ſie wollte, ließ ſie ihn in ihr Bette kommen, welches des Königs größte Felicität war. Es war nicht vor ſo lang, wie des Königs in Spanien Beichtvater gemeint, daß er von Madrit weggewieſen; denn ſo bald die des Urſins weg war, hat der König den Beichtvater

ester wieder von Rom holen lassen, und hat ihn jetzt bei sich. (18 Febr. 1715.)

8) Der König in Spanien kann nie vergeben, und Mde des Ursins hat dem König in Spanien zu viel Sachen von meinem Sohn gegen ihn verhetzet, um daß er ihn sein Leben lieb bekommen könnte. (2. Jan. 1720.)

9) Er muß die Leute gar wohl kennen um ein paar Worte mit ihnen zu reden. Ich habe Monsieur recht ungeduldig gesehen, wenn er sahe, daß der König in Spanien mit mir sprach, und ihm kein Wort sagen wollte; Mons. hatte die Mühe nicht genommen, mit ihm zu reden, ehe er König war, wollte hernach, daß er auf einmal mit ihm reden sollte, das stund hiesem Herrn nicht an; mit mir war es ein anders, im Appartement, an der Tafel, in der Comedie saßen wir immer beisammen; er hörte gern Mährchen, ich erzählte ihm ganze Abende lang. Das hat ihm an mir gefallen, drum hat er mich immer etwas zu fragen gehabt. Ich habe oft recht darüber lachen müssen, wenn er zu ihm sagte: Eh! Mons. parlez un peu à votre grand Oncle, qui est tout affligé de ce que Vous ne lui parlez pas. So antwortete er: Que voulez Vous, que je lui dise, je ne le connois presque pas. (2. Januar 1720.)

10) Wenn man will daß der König in Spanien mit einem sprechen soll, muß man ihn agacirem, und wenig sagen, so spricht er, sonst nicht. (10. Januar, 1720.)

11) Er hat einen guten humeur. (1717.)

12) Der König weinte recht bitterlich, wie der König in Spanien wegzog, er machte mich auch zu weinen; der König begleitete ihn bis nach Sceaux. Es war ein Weinen und Heulen in dem Salon, daß man nicht dauern konnte: Mr. le Dauphin weinte auch sehr. (19. Jan. 1720.)

13) Madame Pastrin hat unserer Königin sel. in Spanien, kein Leid gethan; denn sie lachte ihn nur aus, und fragte kein Haar nach ihm. Wer sie aber vergiftet hat, das war der spinnesigte Graf von Manteufel, der 2 von ihren französischen Kammerweibern bestochen, die ihr Gift in rothen Austern beigebracht, und ihr hernach kein Contrepoison geben wollten, so sie unter ihren Händen in Verwahrung hatten. (3. Decembr. 1720.)

Der Königin in Spanien (erste Mad.) Frau Tochter ist eben so gestorben wie sie, nur in selben Alter, noch mit größeren Schmerzen, denn ihr sind von der Gewalt des Gifts alle Nägel abgefallen. (26. Aug. 1718.)

XI. Madame la Duchesse Douairiere Charlotte Elisabeth d'Orleans [die Verfasserin dieser Anecdoten*)].

1) Falschheit postirt hier für Verstand und Aufrichtigkeit für Einfalt. Ich bin hier weiter schlecht noch

*) Die Herzogin entwirft folgendes kurze Gemälde von der Madame d'Orleans: Elle ne brillait pas par les charmes. Parlait continuellement de la defunte Monsieur (ihre Gemahlin des Herzogs von Orleans) elle

noch verſtändig, und habe oft ſagen hören: Vous êtes trop d'une pièce. (7. Januar, 1716.)

2) Warum ich mich in nichts miſchen will, das will ich offenherzig herausſagen: ich bin alt, habe mehr Ruhe von nöthen, als geplagt zu ſeyn; ich mag nichts anfangen, was ich nicht wohl zu Ende bringen könnte; regieren habe ich nie gelernt; ich verſtehe mich weder auf Politik noch auf Staatshändel, und bin viel zu alt, was ſo ſchweres zu lernen. Mein Schatz hat Gottlob! Verſtand, die Sache ohne mich auszuführen; zudem ſo würde es zu viele jalousie bei ſeiner Gemahlin und älteſten Tochter zu wege bringen, die er lieber hat als mich; das würde ein ewiger Zank ſeyn,

elle avait des traits fortement prononcés, une taille haute, une haute volonté de l'indifférence. Si on ne savait pas dire, de l'excellent pour la pâture, l'élégance, la représentation et les plaisirs, qui exigeaient quelque assistance. A la différence d'Hermione, qui voulait tout mais jalouse, la Palatine fut jalouse de Monsieur et ne consentit rien avec lui. Comme il est Prince, veuf, et Saint-Simon vient de le enrichir. C'était, dit-il, une primesaut de l'ancien temps. Attachée à l'honneur et à la vertu; inviolable sur les bienséances; de l'esprit autant qu'il en faut pour bien juger; bonne et fidèle amie, franche, vraie, droite, aidant à pervenir et à changer; fort difficile à ramener; vive et prompte à faire des fautes quand les chaleurs et les personnages lui déplaisaient; fort Allemande dans toutes les manières franche et même un peu brusque; quoique toute accommodante et toute délicatesse pour lui et pour les autres. Elle aimait beaucoup les chiens et à monter à cheval et s'habillait en homme pour cet exercice.

seyn, und das ist meine Sache nicht. Man hat mich genug geplagt, aber ich habe verharret, ich wollte meines Sohnes Gemahlin und Tochter gern ein gutes Exempel geben; denn dieses Königreich ist zu seinem Schaden, durch alte und junge Weiber regiert worden. Es ist einmal Zeit, daß man die Mannsleute gewähren läßt, also habe ich die Parthei gefaßt mich in gar nichts zu mischen. In Engelland können Weiber regieren, aber wenns recht gehet, sollten in Frankreich die Männer allein regieren. Wozu sollte es mir nutzen, mich Tag und Nacht zu quälen? Ich begehre nichts als Friede und Ruhe. Alle die Meinigen sind todt, für wen sollte ich mich in Sorgen setzen? Meine Zeit ist nun vorbei, muß nur sehen so zu leben, damit ich ruhig sterben kann; und es ist schwer in großen Weltgeschäften ein ruhiges Gewissen zu behalten. (22. Sept. 1716.)

3) Kann ich durch meine Recommendation armen Leuten helfen, bei den Räthen von jedem Conseil, empfehle ich mich von Herzen dazu; geschichts, bin ich froh; geschichts nicht, denke ich, daß es Gottes Wille nicht gewesen, und gebe mich zufrieden. (9. Jan. 1716.)

4) Meinen Herrn habe ich in den 3 letzten Jahren ganz gewonnen, mit ihm selber über seine Schwachheiten zu lachen, und alles ohne Zorn im Besten zu drehen. Es hat nicht mehr gelitten, daß man mich bei ihm verläumdet und angetragen hat; hatte ein recht Vertrauen zu mir, nahm allzeit meine Parthei aber vorher habe ich erschrecklich gelitten. Ich war recht im rein glücklich zu seyn, wie mir mein Herr Gott den armen Herrn gewonnen hat, und alle Sorg und Mühe so ich 30 Jahr lang gehabt, um glück-

lich

lich zu werden, habe ich in einem Augenblick verschwinden sehen. (25. Febr. 1716.)

---

5) Ich bin zu Heidelberg geboren im 7ten Monat. (9. Jan. 1716.)

6) Ich bin mein Lebetage lieber mit Degen und Flinten umgegangen, als mit Puppen; wäre gar zu gern ein Junge gewesen, und das hätte mir schier das Leben gekostet, denn ich hatte erzählen hören, daß Maria Germain vom Springen zum Mannsmenschen geworden, das hat mich so erschrecklich springen machen, daß es ein Mirakel ist, daß ich nicht hundertmal den Hals gebrochen habe. (18. Aug. 1718.)

7) Ich bin einmal auf einer kleinen Reise von Mannheim nach Heidelberg abscheulich gesalzt worden. Ich saß bei J. G. meinem Hl. Vater sel. in der Kutsche, und ein Abgeordneter vom Kaiser Graf von Königseck saß gegen mir über; ich war damals so mager und leicht, als ich nun dick und schwer bin. Ein Coheu machte mich aufsehen, ich fiel dem Grafen ins Gesicht es war meine Schuld nicht, aber ich wurde drum ausgemacht, denn J. G. S. verstunden keine raillerie, man mußte den Becher gratis bei J. G. tragen. (8. Septbr.)

8) Im Bette liegen, ist gar meine Sache nicht, wenn ich wieder werde, muß ich heraus. (25. Febr. 1716.)

9) Ich bin von Natur ein wenig mißsüchtig: wenn mich etwas betrübt, geschwillt mir die linke Seite wie ein Kindskopf. (25. Febr. 1716.)

Seite

99. Legte einen gewissen Grafen Sarazen hinein.

Sarazen. In Champagne blühte einst eine Familie dieses Namens, wie man aus einigen Schriftstellern und Urkunden weiß, sonst erwähnen die Geschichtschreiber der Normannen ihrer nicht. Im 13ten B. S. 34 kömmt ein andrer Graf Sarazen vor.

99. Graf Punteses, Rebold und Wilhelm.

Rebold oder besser Renald; und dann wäre es wahrscheinlich Rainald Musca, den Wilh. Apul. unter die Normännischen in Roberts Heer befindlichen Ritter aufzählt. Eben dieser nennt auch einen Wilhelm, Yvo's Sohn. Ob es aber dieser Wilhelm gewesen, dessen Anna erwähnt, läßt sich nicht entscheiden.

99. Gegen Pelagonia abgehen.

Pelagonia, eine Macedonische Stadt, zwischen dem Fluß Arius und der Stadt Castoria, welche letztere, Robert nach Einnahme von Dyrrachium erobert, und zum Befehlshaber derselben, einen Fortinus de Rosana eingesetzt hatte. — Tricala eine Stadt am Strimon gelegen.

100. Der Zug gieng über den Klausnerberg nach Exeba einem blachischen Flecken.

Der Klausnerberg führte seinen Namen von den Cellen der Mönche, oder Einsiedler. Er lag in der Nähe von Lariſſa. Blachisch, ist so viel als wallachisch, und hier ist die macedonische, oder große Wallachei zu verstehn.

103. Der Chef des zweyten Flügels war der Constabel Briennius.

Brienn, stammte nicht aus der niederländischen Familie der Brienne, sondern von den Herzogen von Bretagne ab. Wahrscheinlich war er ein Sohn des Otto Redonensis, Grafen von Penteuria, eines Enkels Alans III, Herzogs von Bretagne. Er wurde von Robert mit der höchsten Würde eines Constabel belehnt, und verwaltete noch nach dessen Tode diese Stelle in Apu-

10) Ich frühstücke selten, thue ich es aber, so nehm ich nur einen Butterram. Alles fremde Zeug kann ich weder leiden noch vertragen, nehme weder Choccolade, Caffe noch Thee; alles dieses ist mir durchaus zuwider. Ich bin in allem ganz auf dem teutschen Schlag, finde im Essen und Trinken nichts gut, als was auf dem alten Schlag ist. (16. Juni, 1716.)

11) In der ganzen Welt können wohl keine häßlichere Hände gefunden werden als die meinigen. Der König hat mirs oft vorgeworfen, und mich vor Herzen mit lachen machen; denn wie ich mich in meinen Leben nicht habe pigniren können was hübsches zu haben, so habe ich die Parthie genommen, selber über meine Häßlichkeit zu lachen, das ist mir recht wohl bekommen; habe oft genug zu lachen gefunden. (14. März, 1717.)

12) Es ist 57 Jahr, daß wir uns einander kennen und gute Freunde sein [betrifft die Frau von Kayserlingk]. (27. April, 1717.)

13) Ich habe meine Kleinodien meinem Sohn lassen müssen, sonst hätte ich nicht genug gehabt nach meinem Stande zu leben, und mein Haus, so gar groß ist, zu unterhalten, welches mir in meinem Stand reputirlicher ist, als mit Brillanten gepuzt zu sein. (22. Febr. 1717.)

14) Wenn man nach der Pariser Manier den Hofstaat extrakt macht, hat man alles integrum, aber der Thron ist maitre de la Commensaute. Man rechnet nur, was man im Heurathsguth mitgebracht hat, denn hat man nicht einmal wissen können, was man vor mich empfangen. Wie man gemeint, daß ich noch

meines Herrn Tode, den Prozeß zu Rom gewinnen könnte, und Geld bekommen, hat mir die alte Zorn ins Königs Namen sagen lassen, ich sollte versprechen, wofern ich meinen Prozeß gewinnen sollte, meinem Sohn sogleich die Hälfte zu verschreiben, und wenn ichs nicht thäte, sollte ich des Königs Ungnade zu gewarten haben; ich lachte und antwortete: ich wüßte nicht warum man mir drohete, da ich ja keine andere Erben hätte als meinen Sohn. daß es aber billig wäre, wenn mir was zukäme, daß er meinen Tod erwartete; und daß der König zu gerecht wäre, mir ungnädig zu seyn, wenn ich nichts thäte, als was recht und billig ist. Hernach kam die Zeitung, daß ich meinen Prozeß verlohren, welches mir aus abgemeldeter Ursach nicht leid war. (15. Febr. 1717.) Wie der Abbé de Tessé dem Pabst überwiesen, daß seine Leute, ohne unsere Papiere zu lesen, judicirt und 50000 Rthlr. vom Großherzog genommen hätten, um mir meinen Prozeß verlieren zu machen, so fing der Pabst an, zu weinen und sagte: ne suis-je pas bien malheureux d'avoir à me combler à de telles gens! Da siehet man, was der Pabst für ein Gast ist. (14. Septbr. 1717.)

15) Vor diesem hieß man mich immer sœur pacifique, weil ich allzeit meinem möglichsten Fleiß that, Mons. mit seinem Bastard, der großen Mademoiselle und der Großherzogin, in Einigkeit zu halten; sie zankten sich gar offt, und das wie rechte Kinder, um die größten Bagatellen von der Welt. (21. Decbr. 1716.)

16) Monsieur sel. war jaloux von seinen Kindern, daß sie mir ab, so viel er konnte; über meine Tochter hat er mir mehr Autorität und über die Königin von Sicilien, als über meinen Sohn; er konnte doch nicht

wehren, daß ich ihnen nicht brav die Wahrheit sage. Meine Tochter hat ihr Leben nichts gethan, worüber ich mich hätte beschweren können. (6. Nov. 1716.)

17) Die Königin von Sicilien fragte mich einmal: ob ich nicht, wie zu ihrer Zeit, mit dem König spatzieren führe? da schrieb ich diese Verse:

Cet heureux temps n'est plus, tout a changé de face,
Depuis que dans ces lieux, les Dieux ont amené,
La fille de Minos et de Pasiphaé.

Der Torci brachte es der Zeit an, als wenn ich es auf sie gesagt hätte: das war auch wahr, der König mußte deswegen lange mit mir trotzen. (20. Nov. 1717.)

18) Mad. de Vantadour ist zum wenigsten 16 Jahr meine dame d'honneur gewesen, ist erst 2 Jahr nach Mons. Tode von mir gegangen; das war ein Stückchen von der Zeit, um mich toll zu machen, weil ich sie lieb gehabt habe: sie ist gut und angenehm, aber die schlauste nicht von der Welt. Die alte Zeit hat sie übertroffen, und durch die verstorbene Soubise, deren Sohn Mde de Vantadour Tochter geheurathet hatte, und gar eine schlaue Hexe war, die arme Frau mit Meyneyen und Versprechungen bereden lassen. (1. Jun. 1717.)

Um sie zu recompensiren, hat man sie zur Hofmeisterin gemacht. (1. Juni, 1717.)

19) Man hat auch versucht, mir Mde Chateauthierre abwendig zu machen; das alte Weib hat ihren möglichsten Fleiß dazu angewendet, aber aber mir muß zu sagen, ist sie mir treu geblieben; ich habe es anderwärts erfahren. (15. Jun. 1715.)

20)

20) Die Leute mit einem Sang-froid habe ich gern. Die arme Dauphine von Bayern ſchickte mir alle junge etourdis zu, weil ſie wuſte, daß mir das charactere zuwider iſt, und wollte ſich hernach über meine chagrine Miene zu Tode lachen. (1. Juni, 1717.)

---

21) Ich bin recht froh geweſen, wie mein Herr ſeel. gleich nach meiner Tochter Geburt lit à part gemacht hat, denn ich habe das Handwerk, Kinder zu bekommen, gar nicht geliebt. Wie mir's J. L. proponirten, antwortete ich: Oui, de bon coeur, Monsieur, j'en serai très contente pourvu que Vous ne me battiés pas, et que Vous continués à voir un peu de bonté pour moi. Das verſprach er mir, und wir waren beide ſehr content von einander. (11. Juni, 1717.)

Es war auch gar verdrießlich bei Mouſ. zu ſchlafen, er konnte nicht leiden, daß man ihn im Schlafe anrührete; muſte mich alſo ſo ſehr auf dem Bord legen, daß ich eſt wie ein Sack aus dem Bett gefallen bin, war alſo herzlich froh, wie Mouſ. en bonne amitié und ohne Zorn proponirte, daß jedes in ſeinem Appartement apart ſchlafen ſollte. (3. Decembr. 1720.)

22) Ich habe nur 100 Louis Spielgeld gehabt, bis nach meiner Frau Mutter Tod. Wie Mouſ. ſeel. Geld aus der Pfalz bekommen, hat er mir noch einmal ſo viel gegeben, welches mir aber wenig geholfen, denn es war allemal vorgegeſſen Brod. (20. Auguſt, 1717.)

---

23) Daß Mde de Monaco die Weiber liebte, das iſt wahr. Sie hätte mich auch gern auf dieſem Sprung geſetzt, hat aber nichts dabei gewonnen, welches ſie ſo ſehr verdroſſen, daß ſie darüber geweint. Hernach wollte ſie mich in den Chevalier de Vendome verliebt machen, das gieng auch nicht an. Sie ſagte oft, ſie wüßte nicht von welcher Natur ich wäre, nichts nach Weibs- und Mannsleuten zu fragen. Die Teutſche Nation müſte kälter ſeyn als alle andere. (5. Auguſt, 1717.)

24) Mad. de Montelpan werf mir allezeit vor, daß es eine Schande ſey, daß ich keine Ambition hätte, und mich in nichts miſchen wollte. Ich antwortete ihr: wenn jemand ſtarke Intriguen gemacht hätte, um Mad. zu werden, könnte ihr der Sohn hernach nicht erlauben, hernach dieſen Stand ruhig zu genieſſen? Bildet euch alſo ein, daß ich es ſo geworden bin, und laßt mich in Ruhe. Sie ſagte: Vous etes opiniâtre. Ich ſagte: non, Madame, mais j'aime mon repos, et regarde toute votre ambition comme pure vanité. Ich meinte, das Weib müßte aus der Haut fahren, ſo bös war ſie. Sie ſagte: mais eſſayez, on Vous aidera. Ich antwortete: Non, Madame, quand je ſonge, que Vous qui avez cent fois plus d'eſprit que moi, n'avez pu Vous maintenir à la cour, que Vous aimiez tant, que ſerai-je moi pauvre étrangere, qui n'entends rien aux intrigues et qui ne les aime pas. Sie wurde bös und ſagte: Allez, Vous n'etes bonne à rien. (20. Aug. 1717.)

25) Der König hatte beſſere Opinion von meinen Hinderlaſſen, als er es werth iſt, wie ich erſt geſtern erfahren. Denn er hat mich mit aller Gewalt mit meinem Sohn wollen zur Regentin machen. Gott ſey

so Dank! daß er es nicht gethan, ich wäre sonst zum Narren darüber geworden. (11. Sept. 1717.)

---

26) Ich habe nie französische Manieren gehabt, noch annehmen können, denn ich habe es jederzeit für eine Ehre gehalten eine Teutsche zu seyn, und die teutschen Maximen zu behalten, welche hier selten gefallen. (5. Octobr. 1717.)

27) Der König pflegte allzeit zu sagen: Madame ne peut soufrir les mesalliances, elle l'en moque toujours. (11. Septbr. 1717.)

28) Ich esse keine Suppe als Milchsuppe, Biersuppe und Weinsuppe; ich kan gar keine Fleischbrühe vertragen; esse ich etwas wo Fleischbrühe darin ist, bin ich gleich krank, der Leib geschwillt mir und macht mir Grimmen; nehme ich aber pure Fleischbrühe, muß ich mich aufs Blut übergeben, Schinken und Knackwürste ersetzen mir den Magen wieder. (5. October, 1717.)

---

29) Wenn große Feste vor diesem waren, machte mich Mons. seel. roth anthun; ich that es ungern, denn ich habe den Putz nie geliebt, und liebe nichts was mir ungemächlich ist. (29. Octobr. 1717.)

30) Es ist aus purer Affection, daß ich evitirt habe vor unserer Churfürstin seel. zu gehen, aber mit der Herzogin von Mecklenburg wie auch unserer Herzogin von Hannover, habe ich einen großen Unterschied gemacht, und nicht hesitirt. Vor meine liebe Mutter habe ich auch nicht gehen wollen, habe J. G.

noch den Rock getragen, wie ich gewollt habe in meiner Kindheit, ſie hat es aber nicht leiden wollen. (29. Octobr. 1717.)

31) Ueber meines Sohnes Gemalin habe ich mich öffentlich nicht zu beklagen, ſie lebt ſehr höflich mit mir. (5. Octobr. 1717.)

32) Weil man ſahe, daß die Maréchale de Clerambeau mir attachirt wurde, that man ſie weg, und gab meine Tochter in der Maréchale de Grancay Händen: welche meines ärgſten Feindes des Chevalier de Lorraine Kreatur war, und ihre jüngſte Tochter dieſes Chevalier declarirte Maitreſſe. Man kann gedenken, was das für ein ſchön Exempel für meine Tochter war, es half aber weder Bitten noch ſagen. (26. April, 1718.)

33) Die Rozenhäuſern hat das Glück, von großen Herr wohl geliebt zu ſeyn, der König mochte ſie wohl leiden, ſie machte ihn lachen. Mde la Dauphine divertirte ſich auch ſehr. Mde de Berri hatte ſie recht lieb, läßt ſie oft holen; daß wir Freunde ſeyn iſt kein Wunder, wir ſind's von Kindheit auf, und haben einander gekannt, wie ich nur 9 Jahr alt war: unter 100 alten Weibern findet man nicht eine, ſo ſo luſtig geblieben wie Lisor. (31. May, 1718.)

34) Ich habe allzeit mein eigen Haus gehabt, aber ſo lange Mons. gelebt, hat er mich nicht Meiſter darüber ſeyn laſſen, weil alle ſeine Favoriten haben davon proſituren müſſen, und keine einzige Charge bei mir gekauft worden, wo man nicht der Grancey, dem Chevalier de Lorraine und Locarte, oder Mr. Spielau, plus de vin. bezahlen müſſen. (12. Jul. 1718.)

35)

35) Hätte man mir noch weniger geben können, hätte man es auch gethan, Meriten halber habe ich nichts meritirt, aber wohl, daß Mons. weil er von dem Meinigen genossen. Ich habe nicht mehr als 45000 Franken, das gehet des Jahrs gerade auf. (8. Julius, 1718.)

36) Ob Mons. seel. zwar sehr viel von mir gezogen, habe ich doch alles retiren müssen. Juwelen, Meubles, Gemälde, Summa, alles was von Haus kommen ist, sonsten hätte ich nicht genug gehabt nach meinem Stande zu leben, und mein Haus, so gar groß ist, zu unterhalten, welches mir in meinem Sinn reputirlicher ist, als mit Brillanten geputzt zu seyn. (2. Februar, 1717.)

37) Ich bin oft zu der Maintenon gegangen, und habe mein Bestes gethan, ihre Freundschaft zu gewinnen, habe aber nicht dazu gelangen können. (15. Jul. 1718.)

---

38) Wenn ich an das Brennen gedenke, schaudert mir recht, denn ich weiß, wie man in der armen Pfalz gehauset hat, länger als 3 Monat. Sobald ich habe einschlafen wollen, habe ich ganz Heidelberg in Brand gesehen, das hat mich auffahren machen vor Schrecken, das ich schier davon krank worden wäre. (5. Jul. 1718.)

39) Ob zwar Versailles die schönsten Spatierfahrten hat, so fuhr und gieng doch niemand spatieren als ich. Der König pflegte zu sagen: il n' y a que Vous qui jouissez des beautés de Versailles. (12. Jul. 1718.)

40) Ich muß wohl häßlich seyn, ich habe gar keine traits gehabt, kleine Augen, kurze dicke Nase, platte lange Lefzen, das kann kein Gesicht formiren; große hangende Backen, ein groß Gesicht, und bin gar klein von Person, dick und breit, kurzer Leib und Schenkel; Summa Summarum, ich bin gar ein häßlich Schäpchen. Hätte ich kein gut Gemüth, könnte man mich nirgends leiden. Um zu sehen ob ich Verstand in den Augen habe, müste man sie mit ein Microscope oder wenigstens mit einer Brille mit conserven ansehen, sonst ist es eine Kunst davon zu judiciren. (9. Aug. 1718.)

41) Man hat mich übel tractirt, allein es ist ein wenig der Princesse de Palatine Schuld, die hat meinen Heirathskontract so übel aufsetzen lassen, und die Erben gehen nur nach dem Heirathskontract. Alle Madamen haben Pensionen vom König, aber wie sie auf dem alten Fuß gestellet, so gehet es nicht mehr an, damit das Jahr auszubringen. (22. Jul. 1718.)

42) Ich kam ungern wieder in Frankreich. (19. Aug. 1718.)

43) Man hat mich einmal dem Herzog von Curland geben wollen, ma Tante von Hervord wollte die Heirath machen. Er war verliebt in die Prinzeß Mariam Herzogs Ulrich von Würtemberg Tochter. Sein Herr Vater und Frau Mutter wollten ihm nicht erlauben, die Prinzessin zu heirathen, weil sie mich wollten. Wie er aber aus Frankreich nach Hause kam, hatte ich im Durchziehen zu Heidelberg ihm so wohl zugesprochen, daß er von keinen Heirathen hören, sondern in den Krieg wollte. (23. Febr. 1718.)

44) Man hat mich, wie ich in Frankreich kommen bin, mit 3 Bischöfen Conferenzen über die Religion halten

halten laſſen. Sie glaubten alle 3 different, aber ich habe aus allen dreyen eine Quinteſſenz gezogen, woraus ich meine Religion formirt. (26. Jul. 1718.)

45) Die alte Zott und ihr Anhang hat mich abſcheulich von der Dauphine haſſen machen, ſagte mir oft dureus durch ihren Rath, hoffte ich würde mich gegen die Dauphine ſo emportiren, daß ſie Urſach haben würde, mich bey dem König zu verklagen, und der König einen Haß auf mich werfen; aber weil ich der alten Zott Manier ſamt alle ihren Geſchmeis wohl kannte, ſo habe ich ihr die Luſt nicht geben, ſondern nur über alles gelacht, was ſie mir hartes geſagt, ließ mich gegen andere verlauten, das was die Dauphine mir unhöfliches ſage, nur Kinderwerk ſey, ſo ſich wohl ändern würde, wenn ſie zu Jahren kommen würde. Wenn ich mit ihr reden wollte, gab ſie mir keine Antwort, und lachte hämiſch mit ihren Damen über mich, Mesdames, entretenez moi, je n'ennuie. und ſahe mich mit Verachtung an. Ich ſahe ſie nur an und lachte, als wenn ich kein Haar darnach fragte. Ich ſagte der Zott im lachen: Mde la Dauphine tractirt mich übel, mit ihr werde ich keinen Zank anfangen, allein ſollte es zu grob ſeyn, möchte ich wohl dem König fragen, ob es Ihre Maj. ſo haben wollen. Die Zott erſchrack, denn ſie wuſte wohl, daß ihr der König befohlen hatte, höflich mit mir zu leben. Sie bat mich gar inſtändig, dem König kein Wort davon zu ſagen, ich würde ſehen, daß es ſich ändern ſollte. Seitdem hat es ſich in der That geändert, und hat beſſer mit mir gelebt. (20. Septembe.)

Hätte ichs dem König geklagt, daß mich die Dauphine ſo übel tractirt, würde der König bös geworden ſeyn und brav gezürnt haben; aber die Dauphine würde mich deſto mehr gehaßt, und ſie und ihre alte

Tante

Seite.

Apulien und Calabrien. Er war also nicht Bohemunds sondern Roberts Constabel. Der Constabel des erstern hieß Ilgyr ein edler Normann. Von jenen wird das Geschlecht der Barone von Chateaubrien in Bretagne abgeleitet.

103. Und die langen geschnäbelten Schue.

Wahrscheinlich versteht hier Anna die Schue, welche weit länger als der Fuß waren, sich vorne spitz endigten und also zu nichts weniger als zum Laufen taugten. Eben daher werden sie auch von griechischen Schriftstellern, welche von der Kriegskunst geschrieben haben, wiederrathen. Die Mode schrieb sich schon von der Römer Zeit her, (Cato und Cicero kannten sie schon,) dauerte viele Jahrhunderte hindurch und wurde immer mehr übertrieben, so viele Gegner auch wieder sie aufstanden: z. B. Augustin. Tertullian nennt diejenigen, welche dergleichen trugen, Hakenfüßler. Eben daher bekamen die Engländer, im 13ten Jahrhundert den Spottnamen der Geschwänzten. Gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts hatten die Schue schon eine Länge von zwey Fuß und drüber, und wurden mit goldnen oder silbernen Ketten oder Hefteln an dem Schienbein befestigt.

104. Auf einer Insel im Fluß Sylabria.

Sylabria ist der Fluß, der ehemals Peneus hieß.

105. Auf der Flucht war Usas.

Uzas, Usas, oder Usus. Die Usen oder Husen, sind ein scythisches, hunnisches Volk. Siehe B. 7. S. 158.

109. Und die Würde eines Oberhaupts der Philosophen, fiel dem Italus zu.

Dieser Italus ist also kein anderer, als der sonst genannte Hypatus (der Oberste.) Die hier berührte Würde, war eine würkliche Hofstelle in Constantinopel.

117. Freyheit in ihr Vaterland zu wandern.

Der Manichäer Vaterland, oder der Wohnsitz der manichäischen Colonie, war d.. Gegend von Philippopolis.

Tante würdens mir doppelt eingedrängt [eingetränkt] haben. (14. Octobr. 1718.)

46) Nach des Königs Tod bin ich nach St. Cyr gefahren, und habe dort Mde de Maintenon besucht. Sie fragte mich, wie ich in ihre Kammer kam: Madame, que venés Vous faire ici? Ich sagte: je viens mêler mes larmes avec celles de la personne que le Roi, que je regrette tant, à le plus aimé; C'eſt Vous, Madame, sagte ſie: oh! pour cela oui, il m'a beaucoup aimé, mais il Vous aimoit bien auſſi. Ich antwortete: il m'a fait l'honneur de me dire, qu'il conſervoit toujours de l'amitié pour moi, quoi qu'on avait fait tout ce qu'on avoit pû, pour m'en faire haïr. Ich habe hiemit weiſen wollen, daß ich alles wohl weiß, aber doch weil ich eine Chriſtin bin, meinen Feinden vergeben könne. Hat ſie das geringſte gute Blut im Herzen, ſo muß ſie es ſchmerzen, gutes zu empfangen von denen, ſo ſie all ihr Leben verfolgt hat. (15. Decembr. 1715.)

---

47) Hätte mich mein Hr. Vater ſo ſehr geliebt, als ich Ihr. G. ſeel. hätten ſie mich nicht in ein ſo gefährliches Land geſchickt wie dieſes, und wohin ich wider Willen aus purem Gehorſam gegangen bin. (29. April, 1716.)

48) Daß die Damen hier im Lande aufs Spielen erpicht ſeyn, das iſt ſchier der Urſprung von allem Uebel. Man hat mir oft ins Geſicht geſagt: Vous n'etes bonne à rien. Vous n'aimes pas le jeu. (6. Febr. 1716.)

49) Man hat mich nie mit Juwelen geputzt, ohne daß Mons. von meiner ganzen parure ordonnirt, hat mir

mir auch ſelber roth auf die Backen geſtrichen. (25. Novembr. 1718.)

50) Ich habe mich ſelber all mein Leben, ſo jung ich auch geweſen, ſo häßlich gefunden, daß ich nicht gern gehabt, daß man mich angeſehen, und nie etwas nach Putz gefragt, denn Juwelen und Putz ziehen die Augen nach ſich. Es war ein Glück, daß ich von dem humor bin, denn Monſ. ſeel. ſo gern geputzt war, hätte tauſend Streit mit mir gehabt, um wer die ſchönſten Diamanten anthun ſollte. (11. Nov. 1718.)

51) Nach Monſ. Tode ließ mich der König fragen, wo ich hin wollte, ob ich in ein Kloſter zu Paris oder nach Maubouillon wollte, oder anders wohin? Ich antwortete: daß weil ich die Ehre hätte vom Königl. Hauſe zu ſeyn, könnte ich keine andere Wohnung haben, als wo der König wäre, wollte alſo gerade nach Verſailles; das gefiel dem König, kam zu mir, ſtacheite doch ein wenig, ſagte, er hätte mich fragen laſſen, wo ich hin wollte, weil er nicht gedacht hätte, daß ich am ſelbigen Orte bleiben wollte, wo er wäre. Ich ſagte, ich wüſte nicht, wer Ihr. Maj. ſo fälſchlich von mir berichtet hätte; daß ich mehr Reſpekt und Attachement für Ihr. Maj. hätte, als alle die, ſo mich fälſchlich angeklagt hätten. Darauf hieß der König alle Menſchen hinaus gehen, und wir hatten ein groß eclaircillement, in welchem mir der König vorwarf, daß ich die Mde de Maintenon haßte. Ich ſagte, es wäre wahr, daß ich ſie haßte, aber nur aus Liebe für ihn, und weil ſie mir böſe Offices bei ihm leiſtete, aber wenn es Ihr. Maj. angenehm ſeyn könnte, daß ich mich mit ihr reconciliirte, wäre ich bereit es zu thun. Die gute Dame hatte das nicht vorgeſehen gehabt, ſonſt hätte ſie dem König nicht zu mir gelaſſen; dem König aber verdroß die Sache ſo wenig, daß ſie

mir

mir bis an mein Ende gnädig geblieben seyn. Er ließ die alte Zott holen, und sagte zu ihr: Madame se veut bien raccommoder avec Vous, machte uns embrassiren, damit war es gethan. (23. Decembr. 1718.)

52) Er wollte hierauf, daß sie wohl mit mir leben sollte, das that sie auch in Apparenz, aber unter der Hand that sie mir allerhand Schabernackel an. Ich fragte nichts darnach, nach Montargis zu reisen, aber ich wollte nicht hin, als wenn es eine disgrace wäre, und man meinen sollte, daß ich etwas begangen hätte, um von Hof gejagt zu werden. Zu dem, war zu fürchten, daß man mich 2 Tagereisen von hier würde Hungers sterben lassen, das war meine Sache nicht, habe mich ehe mit dem König conciliiren wollen. In ein Kloster zu gehen, das war meine Sache gar nicht, und das hätte die Frau Zott gerne gehabt. (6. Dec. 1718.)

53) Alles was ich zu leben habe, stehet auf dem König und meinem Sohn; mein Wittwenthum ist nichts. Man hat mich im Anfang wohl hier ohne mir zu zahlen, leben lassen, bin erst nach des Königs Tode bezahlt worden; man war mir bey 300000 Franken schuldig, was wäre es denn gewesen, wenn ich zu Montargis auf meinem Wittwensitz gewesen wäre? (23. Decembr. 1718.)

---

54) Ich machte einmal feue Mde la Comtesse de Soissons von Herzen zu lachen; sie fragte mich: d'où vient, Madame, que Vous ne Vous regardes pas en passant devant un miroir, comme cela tout le monde fait ici? Ich antwortete: C'est parceque j'ai trop d'amour propre pour aimer à me voir, laide comme je suis. (24. März, 1719.)

55)

55) Die Bayerſche Dauphine ſeel. ſagte als: Ma pauvre chere Maman (ſo hieß ſie mich) où prens tu toutes les sottiles que tu lais. (31. Decembr. 1719.)

56) Den König habe ich all mein Leben geliebt, that er mir was zuwider, war es oft nur Monſieur zu gefallen; denn meine Feinde, Monſ. Favoriten, thaten ihren möglichſten Fleiß, mich übel bei meinem Herrn, und durch ihn bei dem König zu ſetzen, damit ich ſie nicht verklagen möchte; und das war gar billig, daß der König ſeinem Herrn Bruder mehr zu gefallen that, als mir. Aber wie Monſ. ſeel. das Herz aufgegangen war, und es ihm gereuet, mich ſo übel bei dem König angetragen zu haben, und er es dem König ſelber bekannte, da hat ſich der König wieder zu mir gewandt, und Monſ. gleich geglaubt, unangeſehen der böſen Officen von der Zott. (2. Maj. 1719.)

---

57) Mein Bruder hätte gerne geſehen, daß ich den Markgrafen von Durlach geheirathet hätte; aber ich hatte keine Inclination für ihm, weil er offectirt war, das kann ich nicht leiden. Er wußte wohl, daß man mich nicht gezwungen von ſeiner Liebe abzuſtehen, denn wie ich geheirathet, war er ſchon verheirathet, und ehe man an meine Heirath dachte. Er ſchickte mir einen Doctor von Durlach mich zu fragen, ob er ſeinem Vater gehorchen ſollte, und die Prinzeſſin von Holſtein heirathen? ſo antwortete ich: er könnte nicht beſſer thun, als ſeinem Herrn Vater gehorſamen, mir hätte er nichts verſprochen, noch ich ihm, wäre ihm doch obligirt für ſeine Offre, das iſt alles was zwiſchen uns beiden vorgegangen iſt. (23. Juni, 1719.)

58) Wie ich in Frankreich kam, hatte ich nur 100 L'd'ors zu meinen plaiſirs; das war allezeit vorgeſehen

geſſen Brod, hernach wie J. L. Pfälziſch Geld bekommen, haben ſie mir meine menus plaiſirs vermehrt, und 200 L'd'ors gegeben, und wie ich zuletzt in Gnaden kam, brachten J. L. ſeel. auf 1000 L'd'ors, aber bis auf 1 Jahr vor meines Sohnes Heirath gab mir der König ſeel. 1000 L'd'ors, das hat mir geholfen. Wie ich aber meines Sohnes Heirath nicht wollte, hat man ſie mir abgezogen, und nie wieder gegeben. Bei der erſten Reiſe ſo ich nach Fontainebleau gethan, wollte mir der König 2000 Piſtolen geben, aber Monſ. bat J. Maj. mir 1000 abzuziehen, und an Madame zu geben, die hernach Königin in Spanien geworden. Ich habe nichts darnach gefragt, und mich nichts deſto weniger zu Fontainebleau gemacht, verlohr alle mein Geld in hocca. Monſ. ſagte mir ſelber, was er gegen mich gethan hätte, er meinte mich zu piquiren; ich lachte aber nur darüber und ſagte: Wenn Madame die 1000 Piſtolen von meiner Hand nehmen wollen, hätte ichs ihr von Herzen gern gegeben. Das machte Monſ. ganz beſchämt, um es wieder zu erſetzen, nahmen J. L. 600 L'd'ors, ſo ich über die 1000 verlohren hatte, auf ſich, damit ich nicht obligirt wäre zu zahlen. (24. Nov. 1719.)

---

59) Ich habe nur 456000 Liv. und ſo Gott will werde ich meinem Sohn keinen Heller Schuld laſſen. (1. Aug. 1719.)

60) Mein Sohn hat mich nun auch reicher gemacht, und meine Penſion mit 150tauſend Liv. vermehrt. (1. Sept. 1719.)

61) Mein Haus koſtet mir jährlich 298758 Livr. (3. Octobr. 1719.)

62) Wie das erſte mal zu St. Germain am Hof kommen, kam unſer König ſeel. gleich zu mir, au chateau neuf, wo Monſ. ſeel. und ich logirten, und führten Monſ. le Dauphin zu mir, ſo damals ein Kind von 10 Jahren war. Sobald man mich angezogen hatte, fuhr der König wieder ins alte Schloß, empfieng mich dans la Sale des Gardes, und führte mich zur Königin, ſagte mir ins Ohr: n'en ayes pas peur, Madame, elle aura plus de peur de Vous que Vous d'elle. Der König war ſo barmherzig, wollte mich nicht quittiren. Er ſetzte ſich zu mir, und allemal wenn ich aufſtehen muſte, nemlich wenn ein Duc oder Prince in die Kammer kam, ſtieß er mir unvermerkt in die Seite. (1. Decembr. 1719.)

63) Mde de Fienne hatte viel Verſtand und war poſſierlich, aber ihr Maul verſchonte niemand als mich; denn wie ich ſahe, daß ſie den König und Monſ. und allen Menſchen abſcheulich übers Maul fuhr, nahm ich ſie einmal bei der Hand, führete ſie in eine Ecke und ſagte: Madame, Vous etes aimable, Vous avez beaucoup d'esprit, mais Vous avez une maniere de parler dont le Roi et Monſ. l'accommodent, parcequ'ils y ſont accoutumés, mais moi, qui ne fait qu'arriver, je n'y ſuis point faite; je me fache quand on ſe mocque de moi, c'eſt pourquoi j'ai voulu Vous donner un petit avis. Si Vous m'épargnés, nous ſerons tres bien enſemble, mais ſi Vous me traites comme les autres, je ne Vous dirai rien, mais je m'en plaindrai à Votre mari, et ſ'il ne vous corrige pas, je le chatierai. (denn er war mein Ecuyer ordinaire.) Sie verſprach mir nie von mir zu reden, und hat mir auch parole gehalten. Monſieur ſagte oft: Mais comment faites Vous, que Madame de Fienne ne Vous dife rien de fachenx? Ich ſagte:

c'eſt qu'elle m'aime. Ich wollte ihm nicht ſagen, was ich gethan, er würde ſie mir ſonſt angehetzt haben. (12. Decembr. 1719.)

64) Loubes Hiſtorien iſt nur von den geringſten Parthien was ich hier ausgeſtanden. (12. März, 1720.)

65) Den Prinzen von Oranien hätte ich gern geheirathet, denn da hatte ich Hoffnung oft bei meiner herzlieben Churfürſtin zu ſeyn. (24. Nov. 1719.)

66) Mouſ. ſeel. war im Grunde ein guter Herr, hat mich mehr gejammert als erzürnet, ſolche Schwachheiten zu haben. Etliche mal bin ich doch auch ungeduldig geworden; aber wenn mein Herr ſeel. mich wieder um Verzeihung gebeten, habe ich's ihm vergeben. (26. März, 1720.)

67) Ich hatte keine Cercles mehr, weil es gar rar iſt, daß Damen à Tabouret zu mir kommen, ſie können ſich nicht reſolviren anders als in robes battantes zu gehen. Ich hatte ſie wie ordinair bitten laſſen, zu meiner Audienz des Ambaſſadeurs de Maltha zu kommen, es iſt aber keine einzige gekommen. Wie Mouſ. ſeel. noch lebte und der König, kamen ſie fleiſſig zu meiner Audienz. Damals waren ſie noch nicht an den grand habit gewöhnt, und wenn nicht genug kamen, dräuete Mouſ. es dem König zu ſagen. (19. April, 1720.)

---

68) In meiner Jugend bin ich ſehr luſtig geweſen, davon iſt mir der Name Rauſchenplatten Knecht überkommen. (30. April, 1720.)

69)

69) Des Königs in Engelland Geburtstag erinnere ich mich als wenn's heute wäre. Ich war schon ein muthwillig vorwitzig Kind. Man hatte eine Puppe in einen Rosmarien-Strauch gelegt, und mir weis machen wollen, es wäre das Kind, wovon ma tante niedergekommen; in der Zeit hörte ich sie abscheulich schreien, denn Ihrl. L. waren sehr übel, das wollte sich nicht zum Kinde im Rosmarien-Strauch schicken. Ich that als wenn ich's glaubte, aber ich versteckte mich, als wenn ich Versteckens mit dem jungen Bülau und L. A. Harthausen spielte, glitschte mich in ma tante Präsenz, wo J. L. in Kindesnöthen waren, und versteckte mich hinter einen grosen Schirm, so man vor die Thür bei dem Kamin gestellt hatte, man trug das Kind gleich zum Kamin, um es zu baden, da kroch ich heraus. Man sollte mich streichen, aber wegen des glücklichen Tages ward ich nur gezürnt. (11. Juni, 1720.)

70) Die Pfaffen auf dem Kloster Iburg, um sich an mir zu rächen, daß ich sie unschuldigerweise verrathen und dem Abt gesagt hatte, daß sie einen Weyer vor meinen Fenster gefischt hätten, welches ihnen der Abt verboten, hatten sie nur anstatt Wasser, immer einen gar weißer Wein zugeschüttet. Ich sagte: ich weiß nicht, was das für ein Wasser ist, je mehr ich es in meinen Wein thue, je stärker wird er. Die Pfaffen lachten und sagten: wir haben gar guten Wein. Wie ich von Tafel gieng, wollte ich in den Garten gehen, hätte man mich nicht gehalten, wäre ich im Weyer gefallen; sobald ich auf dem Boden fiel, schlief ich ein, man trug mich auf meine Kammer und legte mich zu Bett. Ich wurde erst Abends um 9 Uhr wacker, erinnerte mich doch alles wohl. Es war an einem grünen Donnerstage. Ich klagte dem Abt, was

ſeine Pfaffen mir gethan hatten, ſie wurden ins Gefängnis geſteckt. Man hat mich wohl mit dem grünen Donnerstage verirt. (10. Sept. 1720.)

71) Ma Tante, unſere liebe Churfürſtin ging in Haag nicht zur Princeſſe roiale, aber die Königin von Böhmen gieng hin und nahm mich mit. Ma Tante ſagte zu mir: habt Acht Liſette, daß ihr es nicht wie ordinair macht, und euch ſo verlauft, daß man euch nicht finden kann, folgt der Königin auf dem Fuſe nach, damit ſie nicht auf euch warten darf. Ich ſagte: O, ma tante wird es hören, ich werde es gar hübſch machen, hatte aber ſchon oft mit ihrem Hrn. Sohn geſpielt, fand ihn bei ſeiner Frau Mutter, ich wußte aber nicht, daß es ſeine Frau Mutter war, nachdem ich ſie lange betrachtet, ſahe ich mich um, ob mir niemand ſagen könnte, wer die Frau wäre. Ich ſahe niemand als den Prinz von Oranien, gieng zu dem und ſagte: Dites moi, je vous prie, qu'eſt cette femme qui a un ſi furieux nez? Er lachte und antwortete: C'eſt la Princeſſe roiale, ma mere. Da erſchrack ich von Herzen, und blieb ganz ſtumm. Um mich zu tröſten, führte mich Mdlle Heyde mit dem Prinzen in der Prinzeſſin Schlafkammer da ſpielten wir allerhand Spielgen. Ich hatte gebeten, man ſollte mich rufen, wenn die Königin würde weggehen; wir rollten eben auf einen türkiſchen Teppich herum, wie man mich rief. Ich ſprung auf, lief in die Präſenz, aber die Königin war ſchon in die Vorkammer. Ich nicht faul, ziehe die Princeſſe roiale bei dem Rocke zurück, machte ihr einen hübſchen Reverenz, ſtelle mich vor ſie, und folge der Königin auf dem Fuße nach, bis in die Kutſche; alle Menſchen lachten, ich wuſte nicht warum. Wie wir wieder nach Hauſe kamen, gieng die Königin zu ma Tante, ſetzte ſich auf ihr

Bette,

Bette, lachte daß ſie hötzelte, und ſagte: Liſette a fait un beau voyage, erzählte ihr alles was ich gethan; da lachte unſere liebe ſeel. Churfürſtin noch mehr als die Königin, rief mich und ſagte: Liſette ihr habt's wohl gemacht, ihr habt uns an der ſtolzen Princeß gerochen [gerächt]. (26. Novembr. 1720.)

72) Wie ich nach St. Germain kam, war ich als wenn ich von Himmel gefallen wäre. Die Princelle Palatine gieng hübſch nach Paris, und ließ mich im Stich. Ich machte die beſte Miene, ſo mir immer möglich war; ich ſahe wohl, daß ich meinem Herrn gar nicht gefiel, das war auch kein Hexenwerk, ſo häßlich wie ich bin; ich nahm aber meine Reſolution, ſo wohl mit J. L. zu leben, daß ſie ſich an meine Häßlichkeit gewöhnen möchten, und mich doch leiden, wie es endlich doch geſchehen. (26. Decbr. 1719.)

73) Ich habe Monſ. ſeel. gehorſamt, indem ich nicht mehr ihn mit meinem embrallement importüniert, habe aber doch mit großen Reſpect und Submiſſion mit ihm gelebt. (18. Novembr. 1718.)

74) Nach Monſ. ſeel. Favoriten frug ich kein Haar, wenn ſie nur mit Reſpect mit mir lebten, tractirte ich ſie wohl, aber wenn ſie mich auslachen wollten, oder böſe Offices leiſteten, alsdenn putzte ich ihnen den Buben brav, wer es auch ſein mogte. (3. Decembr. 1720.)

75) Ich thue mein Beſtes, wie einer der allein geigt. Der Menſch iſt weder ein Engel noch ein Eichbaum. Die Frau von Rotenhäuſern ſagt als, daß das kleine Pfälziſche Secretairgen ausſiehet, wie eine Maus in einer Welle Stroh.

Seite

118. Auf dem Grabe der Kaiserin Zoe.

Zoe, ist die Gemahlin Kaisers Constantin Monomachus, die von ihrem Gemahl unaussprechlich geliebt ward. Aus ihrem Grabe, wuchs ein natürlicher — Pilz hervor, zum Zeichen, daß sie unter die heiligen aufgenommen worden. Wahrscheinlich wird dieses Wunder ihren zärtlichen Gemahl bewegt haben, ihre Gebeine zu den Gebeinen andrer Heiligen zu legen, und sie mit vielen Schätzen zu bereichern.

121. Schickte er seine Söhne Roger und Guidas.

Robert hatte von seiner zweiten Gemahlin Sigelgaita, drey Söhne Roger, Herzog von Apulien, Robert, der noch vor Ablauf des eilften Jahrhunderts starb, und Guido der im Jahr 1107 vor Dyrrachium das damals Bohemund belagerte, an einem Fieber starb: nach andern Nachrichten aber, selbst nach einer Stelle unsrer Anna im 13. B. S. 33. muß er noch später gelebt haben.

121. Um von da nach Illyricum zu segeln.

Dieser Zug geschah im Jahr 1084, im Monat September und den folgenden November, oder nach andrer Bericht, im Monat Januar 1085, erfolgte dieses Treffen.

124. Bey Bothrent ein Treffen, das den glücklichsten.

Von diesem dritten Treffen, das auf venetianischer Seite, der Admiral Silvius kommandirte, schweigen die übrigen Schriftsteller entweder ganz, oder schreiben die beyden letzten Siege Robert zu.

124. Und dem Doge von Venedig die Würde eines Protosebastus.

Der damalige Doge von Venedig hieß Vitalis Phalerius, oder Falierus.

124. Die melphitanischen Kaufleute.

Die Melphier, oder Amalphitaner, führten einen ausgebreiteten Handel in der ganzen Welt, und hatten in den mehresten Seestädten ihre Niederlagen.

76) Mein Witthum iſt das Schloß zu Momtargis; zu Orleans iſt kein Haus; St. Clond iſt keine appanage. es iſt ein Eigenthun, das Monſ. ſeel. für ſein eigen Geld gekauft. (25. Septbr. 1716.)

77) Es gehet klein her ſagte der Wolf wie er Schnaken fraß.

XII. Erſte Dauphine.

1) Man hat die Dauphine ums Leben gebracht, als wenn man ihr eine Piſtole im Kopf geſchoſſen hätte. (6. Juni, 1719.)

2) Sie iſt gar gern und ruhig geſtorben. (4. Aug. 1716.)

3) Man wollte ſie für närriſch paſſiren machen, wenn ſie klagte. Ein paar Stunden vor ihrem Tode ſagte ſie zu mir: heute werde ich erweiſen daß ich nicht närriſch geweſen, wenn ich geklagt und geſagt habe, daß ich krank bin. (24. März, 1719.)

4) Sie iſt in dem Kindbette mit dem Duc de Berri übel tractirt worden; denn ſie hat ſeitdem keine geſunde Stunde mehr gehabt, ſagte auch den Tag ehe ſie ſtarb, als der kleine Duc de Berri auf ihrem Bett ſaß: mon cher Berri, je t'aime bien, mais tu me coute bien cher. Mr. le Dauphin war freylich nicht betrübt. Die Montchevreuill hatte ihm ſo viel übels von ſeiner Gemalin geſagt, daß er ſie nicht mehr lieb haben konnte. Das war eine angeſtellte Sache, denn die Zott meinte, wie auch geſchehen, den Dauphin durch ſeine Maitreſſen zu gouverniren, welches ſie nicht

hätte

hätte thun können, wenn er Mad. la Dauphine lieb behalten hätte.

5) Mad. la Dauphine hatte Monſ. le Dauphin nicht wie ihren Herrn lieb, ſondern als wenn es ihr Sohn wäre. So lange er ſie geliebt, wollte er, daß ſie ganz ohne façon mit ihm leben ſollte, welches ſie mehr ihm zu gefallen, als aus Verachtung gethan. (11. April, 1719.)

6) Sie war ſehr häſslich, aber doch angenehm durch ihren Verſtand und groſſe Politeſſe. Sie hat mir allezeit bis an ihr Ende Freundſchaft und Vertrauen erwieſen. Die alte Zott iſt erbärmlich mit ihr umgegangen. Sie war nicht zu lier, aber recht verſcheucht, denn alles was ſie that, war Unrecht. Sie hatte auch eine Favoritin bei ſich, ſo Bellola hieſs, das war ein falſch Menſch, hat ſie an die böſe Zott verkauft. Dieſe Bellola konnte nicht leiden, daß Mde la Dauphine mit jemand in der Welt ſprechen ſollte, als mit ihr; war intereſſirt und jaloule, furchte, daß wenn Mde la Dauphine an jemand Freundſchaft erweiſen ſollte, daß die alte Zott ſie nicht mehr gebrauchen würde, und weil Mad. la Dauphine ſo gar liberal war, furchte ſie, es möchte ihr etwas entgehen. Ich habe ihr einmal vor Mad. la Dauphine ſelber brav die Wahrheit geſagt; ſie hat mir ſeithem ihr Leben nichts mehr geſagt, ſo mich hätte verdrieſſen können. Ich ſagte es der Dauphine teutſch heraus, daß es eine Schande wäre, daß ſie ſich ſo von der Bellola regieren lieſſe, daß es ihr nicht erlaubt wäre, mit jemand wen ſie wollte zu reden, daß dieſes keine amitié ſondern eine Sclaverey wäre, womit man ſie bei Hof auslachte. Sie hat mir's nicht übel genommen, lachte und ſagte: hat nicht ein jedes ſeine Schwachheit? Bellola iſt die Meinige. (12. April, 1719.)

7) Sie pflegte zu sagen: wir sind beyde unglücklich, aber der Unterschied zwischen uns beyden ist, daß E. L. sich so lange gewehrt haben, als es immer möglich gewesen, ich aber habe stark gearbeitet um hier zu kommen, habe es also besser verdient als E. L. (2. Sept. 1710.)

8) Wenn sie nicht eine so große Passion für ihre untreue Bellola gehabt hätte, hätte sie glücklicher seyn können, diese aber, um sie allezeit zu halten, und sich dadurch bei dem König und der Maintenon zu erhalten, hat ihre Fürstin zum unglücklichsten Menschen von der Welt gemacht. (28. April, 1719.)

9) Sie sprach so platt bairisch wie die Bauren. Wenn sie im Anfang geschwind mit Bellola sprach, konnte ich kein Wort verstehen. (6. Decbr. 1718.)

10) Sie hat das Italienische wohl gesprochen. (25. März, 1718.)

11) Die Maintenon hatte so einen grimmigen Haß gegen die arme Dauphine von Bayern, daß ich es geglaubt, sie habe dem Clement Ordre gegeben, sie übel mit ihr zu verfahren, und was es mich hat glauben machen, daß sie sie schier hat sterben machen, indem sie mit parfümirten Handschuen zu ihr kam, und sagte, ich hätte welche an, welches doch nicht wahr war. Daß die Dauphine ihre Bellola lieber als ihren Herrn gehabt, da wollte ich nicht vor schwören, und sie war es wohl nicht werth, hat ihre Fürstin alle Tage bei der Maintenon verkauft und betrogen. Ich habe sie oft treulich gewarnet, hat mir aber nicht glauben wollen. (28. April, 1719.)

12) Die alte Zott hat von ihren Leuten welche unter dem Pöbel geschickt, und ausbreiten lassen, die Dau-

phine

phine haſſe Frankreich, und wolle dem Pöbel Ueberlagen machen, und Impoſt aufſetzen. (7. November, 1719.)

13) Bei Mad. la Dauphine von Bayern Service, wie ich zur Offraude gieng, und die Kerze brachte, mit NB. Goldſtücken und es dem Biſchoff übergab, ſo die große Meſſe ſung, und in einer chaile à bras bei dem Altar ſaß, wollte er die Kerzen an die geben, ſo ihm in der Meſſe dieneten, und die Prieſter von des Königs Kapelle waren. Die Mönche aber von St. Denis prätendiren, daß die Kerze mit dem Gelde ihnen zukommt, die kamen ſporenſtreichs daher gelaufen und warfen ſich auf dem Biſchoff, deſſen Stuhl fieng an zu wackeln, die Mitre fiel ihm vom Kopfe, und hätte ich noch einen Augenblick gewartet, wäre der Biſchoff mit allen Mönchen auf mich gefallen, deswegen ſprang ich eilends 4 Staffeln von dem Altar herunter, denn ich war damals noch leicht, ſahe der Bataille zu, welche mir aber ſehr poſſierlich vorkam, daß mir ohnmöglich war das Lachen zu laſſen, und alle Menſchen lachten. (5. Aug. 1719.)

14) Wie die Baierſche Dauphine kommen, hat der ſchöne Hof ſchon angefangen in décadance zu gehen: denn es war der Anfang von der Maintenon Regierung, die hat alles verdorben, von demſelben Augenblick iſt alles in décadance gegangen. Es war kein Wunder, daß meine arme Dauphine ſich wieder nach Hauſe gewünſcht; die Maintenon hat ſie gleich nach ihren Beilager leiden machen, daß es zum Erbarmen war. Mad. la Dauphine hatte ſelber ihre Heirath gemacht, meinte mit ihren eigenen Flügeln zu fliehen, und ihr eigen Herr und Meiſter zu ſeyn. Man that ſie gleich in der Maintenon Hände, die

regierte ſie und wollte ihre Hofmeiſterin ſeyn, ſie regieren als ein Kind von 7 Jahren, und ſie war über 19; das hat ſie betrübt. Wie das die Maintenon hörte, hat ſie den König ganz von ihr gezogen. Die Beſſola hat die arme Fürſtin verkauft und verrathen; man kann gedenken, daß dieſes der Dauphine ein unglückliches Leben gegeben hat; ſie bekam mich auch lieb, das machte den comble von der Maintenon Haß, wozu die Beſſola, ſo jalous von mir war, und auch böſe, weil ich die Dauphine gewarnt hatte, auf die Beſſola acht zu geben, denn ich wuſte, daß ſie heimliche Conferenzen mit der Maintenon gehabt hatte. (8. Octobr. 1720.)

15) Ich habe ſie brav mit ihren Bairiſchen Devotionen ausgelacht, habe ſie in viel Aberglauben delabuſirt. (2. Febr. 1720.)

---

16) Die alte Zott war recht piquirt, als ſie ſahe, daß die Dauphine den Hof halten wollte, als ſie ſollte. (24. Novembr. 1719.)

17) Mad. de Maintenon hat ihre Kreatur die Mad. de Montchevreuill, ſo Mde la Dauphine ihrer fille d'honneur Hofmeiſterin war, ſo wohl unterrichtet, ihre Fräulein mit dem Dauphin in Plaiſirs und Gemeinſchaft zu bringen, bis ſie ihn von ſeiner Gemalin ganz abgewöhnt. Wenn die Dauphine ſchwanger war, (welches gar oft geſchahe, denn ſie hatte gar oft böſe Kindbetten) war ſie gar übel, und konnte nicht ausgehen; alsdenn führte die Montchevreuill die Fräulein zum Dauphin, mit ihm zu jagen und zu ſpielen. Er wurde verliebt auf ſeine Manier in la Force Schweſter, ſo man nachher dem jungen du Bourg gab.

gab. Die Liebe dauerte doch noch, und ſie ließ ſich vom Dauphin eine Heirathsverſchreibung und Verſprechung geben, daß wenn ihr Mann todt ſeyn würde, und die Dauphine geſtorben, er ſie heirathen ſollte. Ich weiß nicht, wie der König dieſe Sachen erfahren, aber er iſt ernſtlich bös geworden, und hat die du Boure in Gaſkonien, ſo ihr Vaterland iſt, exilirt. Der Dauphin hat auch eine andere Galanterie mit einer andern Fräulein von ſeiner Gemalin gehabt, die Rembure geheiſſen. Falſch war der Dauphin nicht mit ſeiner Gemalin, alles gieng tambour battant, und die böſe falſche Hexe die Bellola, ſo ganz an die alte Zott gewöhnt war, und ihren Befehlen folgte, zog die Dauphine je mehr und mehr von ihrem Herrn ab, und that ihren möglichſten Fleiß, die Dauphine von allen Menſchen abzuhalten, um erſtlich alles von ihr bis auf dem letzten Heller zu ziehen, und zum andern ſich wohl bei der alten Zott zu halten, indem ſie ihre arme Fürſtin allzeit mehr und mehr unglücklich machte, welches der armen Dauphine auch das Leben gekoſtet hat. (12. Octobr. 1720.)

18) Man hat ſie im Kindbette ſo übel tractirt, daß ſie ſchief geworden, vorher hatte ſie eine gar artige Taille. (26. Novbr. 1719.)

19) Die böſe Bellola hat die Dauphine Tag und Nacht beängſtigt, daß ſie wohl hat müſſen bange werden, das that ſie um ein Mistrauen in alle die zu ſetzen, ſo mit Mad. la Dauphine umgiengen, damit ſie ſie allzeit ganz allein haben mögte, und ihr alles abzwacken. Die Bellola iſt ein Jahr nachdem ihre Fürſtin geſtorben iſt, wieder nach Haus gegangen, hat doch eine fourberie vor ihrer Abreiſe gethan, denn ſie hat eine Kiſte machen laſſen mit einem falſchen fond,

worin-

worinnen sie für 100000 L. goldene bijoux versteckt, Juveten und baar Geld und noch so viel versteckt, und gieng überall herum und weinte und sagte: man liesse sie wie ein Bettelmensch weg, nachdem sie ihrer Fürstin so lange Jahre treu gedient hätte. Sie wuste aber nicht, daß man auf der Donane die Sache gemerkt und dem König advis davon gegeben hatte. Der König ließ sie kommen, wies ihr alles was sie hatte wegtragen wollen, und sagte: daß es ihm deuchte, daß sie sich nicht über ihre Dauphine zu beklagen hätte, daß sie ihr nicht genug gegeben. Man kan gedenken, wie verhönet sie darüber wurde. Der König sagte: es stünde bei ihm, alles wieder zu nehmen, aber um ihr zu erweisen, daß sie unrecht gehabt hätte, alles heimlich zu halten, und sich zu beklagen, so gäbe er ihr alles wieder. (26. Novembr. 1720.)

20) Die Dauphine war nicht verliebt von ihrem Herrn, aber was ihr an seinen amours missiel, war, daß man sie den ganzen Tag ins Gesicht auslachte und in ridicul drehete. (29. Novembr. 1720.)

XIII. Zweyte Dauphine.

1) Die Königin von Spanien ist länger bei ihrer Frau Mutter geblieben, als unsere Dauphine, also viel besser erzogen worden. Die Maintenon hatte gar keine gute Hand zur Zucht, aber wie die Dauphine en âge de raison kommen, hat sie sich dermassen gebessert, daß es zu verwundern gewesen, und hat alle ihre Kindheit sehr bereuet; daraus siehet man wohl, daß sie viel Verstand gehabt hat, sie war artig und possierlich, die plaisanterie stund ihr recht wohl an.

2)

2) Mad. la Dauphine hat einen guten Grund gesetzt gehabt von ihrer tugendsamen Frau Mutter; wie sie ankam, war sie gar wohl erzogen, aber die alte Zott, um ihre Freundschaft zu gewinnen, und damit das junge Mensch sie allein lieb haben möchte, hat sie ihr allen Willen gelaßen, und alles thun laßen, was sie nur gewollt. Das hat so gewährt, bis das Jahr vor Mad. de Berri Heirath, denn als sie diese Heurath im Sinn hatte, aus Liebe für Mad. d'Orleans, wollte sie dabei doch nichts verliehren, sondern wollte, daß alle Leute mehr von ihr als von ihrer Geschwey Schwägerin halten sollten, derowegen änderte sie ihr ganzes Leben, wurde eingezogen, raisonnabel; Summe sie erinnerte sich ihrer ersten Auferziehung, und wie sie viel Verstand hatte, erkannte sie ihre Fehler perfect, wußte sich also wohl zu corrigiren, und bald angenehm zu machen, und hat innerhalb eines Monats Zeit, alle die auf ihrer Seite zu bringen gewußt, von denen sie sich hatte haßen gemacht. (6. März, 1716.)

Sie hat bis an ihr Ende so continuirt, wußte auch wohl öffentlich zu sagen, wie sehr es sie gereuet, so wild gewesen zu sehn, entschuldigte sich selber, und sagte; daß es Kindheit bei ihr gewesen, und daß sie von den jungen Damen keinen Dank wüßte, so ihr böse Exempel und bösen Rath gegeben hätten. Sie gab ihnen öffentlich Zeichen ihrer Verachtung, und machte, daß der König dieselbe nicht mehr nach Marli führte; mit diesen Manieren brachte sie alle Menschen auf ihre Seite. (1. Mai, 1716.)

3) Mad. la Dauphine war etliche mal nicht häßlich, wenn sie ihre schönen Farben hatte. (12. Aug. 1718.)

4)

4) Die Dauphine hat gar keinen Eckel vor die
Zott; legte ſich oft zu ihr ins Bette; daher muß
Geſchrey kommen ſeyn; mit der alten weiß ichs
nicht, aber mit der Ducheſſe de Villeroi, du Ras
Maréchalle d'Etree. (26. Mai, 1719.)

5) Es iſt nicht auszuſprechen, was für tolle H
meln um die letzte Dauphine waren, als z. E
Maréchalle d'Etrees. Die Maintenon iſt übel be
worden, dieſes tolle Vieh zu der Dauphine getha
haben, denn ſie machte, daß Mde la Dauphine
mehr ſo gern bei ihr war als vorher, hatte keine R
bis ſie von ihr erfuhr wo es hebte; die geſund
Maintenon, daß die Maréchalle d'Etrees ihr tä
ſagte: Que voulez vous faire auprès de cette vie
Ne soyez qu'avec des gens qui Vous diverti
mieux que cette vieille carcalle, und hat ihr
übels von ihr geſagt, daß hat mir die Maintenon
ber ſeit der Dauphine Tod erzählt, um zu weiſen,
es der Burſch des Wildfangs von Mädchen S
allein wäre, daß ſie im Anfang ſo übel mit mi
lebt hätte. Es mag wohl halb wahr ſeyn, abe
iſt doch nichts deſto weniger wahr, daß die alte
ſie gegen mich aufgewiegelt hat. Aber die 3 le
Jahre hat ſich die Dauphine ſo geändert, daß ma
nicht mehr kennen konnte, war nicht mehr wi
unbändig Thier, ſondern höflich, raiſonnable,
ihren Stand und litte nicht mehr, daß ihre ju
Damen ſich ſo gemein mit ihr machten, mit ih
Hände in die Schuſſel zu ſtekken, ſich auf ihr
zu wälzen und dergl. Manieren. Sie ſprach mit
Leuten und ſprach recht wohl. (14. Octobr. 1718

6) Warum man Mad. la Dauphine ſo viel
und tolle Hummeln gegeben, war, daß ſie ſchier

der alten Zott Verwandten oder Alliirte waren, daß sie selber suchten die Dauphine zu amusiren und divertiren, damit sie aus Langerweile nicht andere Gesellschaft als die ihrige suchen möchte.

Darnach hatte sie [Maintenon] die jungen Bursche [wilden Mädchen] gern in ihrer Kammer, den König zu amusiren, der sich divertirte, sie rasen zu sehen. Man hat dem Könige nur die unschuldigen Zeitvertreibe sehen lassen, das übrige hat man ihm verheelt, hat es erst nach ihrem Tode erfahren. Es war eine Art von Plaisanterie, daß Mde la Dauphine die alte Zott ma tante hieß, die Hoffräulein hiessen alle ihre Hofmeisterin, die Maréchalle de la Motte, Mama; aber hätte Mde la Dauphine die Zott Mama geheissen, hätte man es für eine Declaration von des Königs Heirath genommen, also hat sie sich an ma tante gehalten. (4. Novembr. 1718.)

7) Mde la Dauphine konnte ihren Herrn alles weis machen was sie wollte. Er war so erschrecklich verliebt von ihr, daß wo sie nur ihm ein frölich Gesicht machte, war er wie en Extase, und dachte an weiter nichts, und wenn der König sie silzen wollte, stellte sie sich so verzweifelt, daß der König sie wieder besänftigen muste, und die alte Tante stellte sich eben so betrübt an. Der König hatte genug zu thun, sie wieder zu besänftigen. Nur Ruhe zu haben, gab der König der alten Tante alle Sorge, und bekummerte sich um nichts mehr. (8. Novembr. 1718.)

8) Mde la Dauphine hat Bouffonnerien gehabt wie Harlequin; sie hat ihren Herrn nicht gehaßt, aber verliebt konnte sie nicht von ihm seyn, aber er wohl von ihr.

Was

Seite

124. Zwischen der hebräischen Scala bis zur sogenannten Bigla.

Skalen, hießen mehrere Quartiere von Constantinopel in denen sich Schiffsplätze befanden. Bigla, kömmt von Vigiliae, und bedeutet hier eine Wache, dergleichen es in Constantinopel mehrere gab, wo des Nachts, zur Sicherheit der Stadt, einige Soldaten aufzogen. Der Rottmeister so einer Wache, hieß Drungar der Bigla.

124 Er schickte seinen Sohn mit einigen Schiffen.

Dieser Sohn des Roberts, ist Roger.

125. Ueberfält ihn bey Ather einem Vorgebürge von Cephalenien.

Bey Ather, muß ihm Adar aus Josua eingefallen seyn, wenn anders die ganze Weissagung, deren es im Mittelalter mehrere gab, einigen Glauben verdient. Einen ähnlichen Fall, erzählt man vom Pabst Gerbert oder Sylvester.

125. Traf seine Gemahlin Gaita bey ihm ein.

Einige Schriftsteller wollen behaupten, daß seine Gemalin ihn auf Anstiften des Alexius mit Gift hingerichtet habe. Sie sind aber über die Zeit seines Todes so uneinig unter einander, daß sie auch in diesem Vorgeben keinen Glauben verdienen. Orderich erzählt: daß Alexius den Tod Roberts sehr bedauert habe, obgleich er dadurch von einem fürchterlichen Feind befreyt wurde. Das Kloster in welchem er begraben ward, soll ihn selbst zum Stifter haben. Anna mußte also unter dem Wort παλαι so viel als ohnlängst verstehen, oder Robert war nur in so weit Stifter desselben, als er es entweder von neuem aufgebaut, oder mit großen Einkünften versehen hat.

125. Robert starb also im 26sten Jahre seiner herzoglichen Würde.

Den Titel eines Herzogs erhielt Robert im Jahr 1060; denn er nennt selbst in einem Diplom das 1080ste Jahr, das zwanzigste seiner herzoglichen Würde.

126.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20207 / 165

Was mich hat glauben machen, warum der Duc de Bourgogne so schief und bucklicht worden ist, daß er sich erstlich übel gehalten. Um ihn gerade zu halten, hat man ihm ein eisern Kreuz tragen lassen. Ich habe es oft zu Duc de Beauvilliers gesagt, daß es kein gut thun würde, er hat mir aber nicht glauben wollen. Das Kreuz, das dem armen Duc de Bourgogne wehe that, machte, daß er sich schief hielt, um der Härte zu entgehen, und das hat ihn schief gemacht. (14. April, 1716.)

9) Die letzte Dauphine war abscheulich schmutzig, sie hat sich etlichemal in des Königs Kabinet, wo viele Leute waren, hinter einen kleinen Schirm gestellt, vor das Feuer, und sich da lassen stehend ein Klistir geben, ließ die Frau so es ihr gab, auf Händen und Füssen kriechen, und auf den Knien das Klistir geben, das sollte gar was artiges seyn. (7. Jul. 1719.)

10) Sie war delicat, aber doch kränklich. Dr. Chirac versicherte bis zum Ende, daß sie davon kommen würde, und hätte man sie nicht im Rötteln aufstehen lassen im vollem Schweiß, und am Fuß zur Ader gelassen, so lebte sie noch. Sobald man ihr zur Ader gelassen, wurde sie von feuerroth bleich wie ein todter Mensch, und drehete sich ganz zum Sterben. Ich rief wie man sie aus dem Bette zog, man sollte doch nur warten, bis der Schweiß aus sey, man könnte ihr ja wohl hernach zur Ader lassen; aber Chirac und Fagon opiniatrirten sich drauf, und lachten mich aus. (7. Novembr. 1719.)

Die alte Zott fuhr mich an und sagte: Voulés vous etre plus habile que tous ces Medecins qui sont là? Ich sagte: Non, Madame, mais il ne faut pas être fort habile pour savoir qu'il faut suivre la nature,

ture, et puis qu'elle incline à la fueur, il feroit bien mieux de fuivre cette voye que de faire lever un malade en transpiration pour la faigner. Da zog ſie die Achſeln, und lachte mich höniſch an, da gieng ich auf die andere Seite und ſagte nichts mehr. (18. Aug. 1716.)

11) Man hat wohl ſoupçonnirt, daß die alte Zott der Dauphine fortgeholfen, durch den alten Schelm den Fagon. (12. Decbr. 1719.)

12) Mde la Dauphine hat nie etwas nach den Duc de Richelieu gefragt, ob er ſichs zwar berühmt hatte, und iſt darüber in die Baſtille gekommen. Mad. la Dauphine war ein wenig coquette, plauderte mit allen jungen Leuten, aber hat ſie was recht lieb gehabt, ſo war es nur Nangis. Sie hatte ihm befohlen ſich anzuſtellen, als wenn er verliebt von Mde Vrilliere wäre, die hatte keine ſo ſchöne taille noch ſo gute Manieren wie Mde la Dauphine, allein ſie hatte viel ein hübſcher Geſicht, war auch unerhört coquette. Man will glauben, daß aus dieſem Spiel ein Ernſt geworden. Der gute Dauphin war wie aller galanten Weiber Männer, ſo allezeit die letzten ſeyn, ſo ſolche Sachen merken. Der Duc de Bourgogne hat nie begriffen, daß ſeine Gemahlin an Nangis dachte, welches doch gar augenſcheinlich war, und alle Menſchen ſahens. (2. Mai, 1719.)

Er hatte den Nangis herzlich lieb, und meinte, ſeine Gemahlin ſpräche mit Nangis ihm zu gefallen; war ganz perſuadirt, daß dieſer ſein Favorit eine Galanterie mit Mde la Vrilliere hätte. (24. Oct. 1718.)

13 Nangis, ſo des Königes Regiment commandirte, misfiel der letzten Dauphine nicht, aber er hatte

mehr Inclination für die kleine la Vrilliere. (9. September, 1718.)

14) Man darf sich nicht verwundern, daß die Dauphine, wie sie Duchesse de B., war coquette gewesen. Erstlich so ist der Maintenon Maxime, daß Coquetterie nichts übels ist, sondern nur eine große Passion sey Sünde. Zum andern hat sie der Duchesse de Bourgogne nie ihren rechten Rang halten lassen, sondern das ganze Schloß ganz allein ohne ihre Leute, nur eine von den jungen Damen, die sie unter den Arm hatte, ohne ihre Ecuyers, Dames d'honneur noch dame d'atour; sie gieng zu Marli auch zu Versailles, lief ohne Leibstück incognito in die Kirche, setzte sich zu allen Kammermägden. Bei der Mde de Maintenon in ihrer Kammer war kein Rang, alle Menschen saßen, das that sie expres, damit ihr Rang nicht möchte remarquirt werden. Zu Marli lief sie des Nachts mit allen jungen Leuten im Garten herum bis 3 und 4 Uhr Morgens. Der König hat kein Wort davon gewußt, daß sie so herum läuft. Die Maintenon hat der Duchesse de Ludre verboten, der Duchesse de Bourgogne kein Wort zu sagen, sagte, wenn sie gezürnt würde, wäre sie zu traurig und könnte den König nicht divertiren, sie drohete auch, daß wenn jemand so beherzt seyn würde, die Dauphine bei dem König zu verrathen, der sollte gewiß seyn, daß es ihm nimmermehr sollte vergeben werden. Also hat niemand das Herz gehabt, dem König ein Wort davon zu sagen, und er hat auch nichts davon erfahren, ob es zwar der Hof und alle Fremden gewußt. Sie ließ sich von den Lakaien bei dem Aussen auf dem Boden herum ziehen; die Lakaien sagten zu einander: Allons bien tot nous divertir avec la Duchesse de Bourgogne. (18. Febr. 1718.)

15)

15) Sie war im ſtarken Ruf die Weiber zu lieben. (4. Novembr. 1715.)

16) Was der König über alles geliebt, war die Dauphine de Bourgogne. Die Maintenon hatte ſie auf alles abgerichtet, was dem König gefallen konnte. Sie hatte guten Verſtand, hat alles geſchwind gelernt und practicirt. Der König war ſo untröſtlich über ihren Tod, daß wie die Maintenon geſehen, daß alles was man ihm auch ſagen mochte, nicht helfen konnte, ſoll ſie, wie man mir verſichert, dem König alles geſagt haben, was ſie ihm bisher verheelt hatte von ihrem Leben, das ſoll ihm die abſcheuliche Betrübniß benommen haben. Der König allein in ganz Frankreich wußte der Dauphine Leben nicht, welches doch alle Fremde gewußt haben. Aber 3 Jahr vor ihrem Tode hatte ſie ſich ganz zu ihrer avantage geändert, und that keine Escapade mehr, ſoff ſich auch nicht mehr voll. (21. Mai, 1716.)

17) Die Dauphine hat der alten Zott keinen Dank gewuſt, daß ſie ſo übel erzogen, und wohl gemerkt, daß es nur geſchehen, um ſich ihrer zu bemächtigen, daß ſie ihrer allezeit müſte vonnöthen haben bei dem König, und um alles in Confuſion zu ſetzen, daß nirgends eine diſtinction noch Rang mehr ſey, ſo lange ſie nicht würde zur Königin declarirt werden. Das hat die Dauphine choquirt, und war ganz reſolvirt ein ander Leben zu führen, ihren Rang und Hof zu halten. (20. Octobr. 1719.)

18) Der Dauphin war ſehr devot, hatte kein Attachement als für ſeine Gemalin; dieſe Liebe war le partage de Montgommeric, tout d'un coté, rien de l'autre; denn ſie hatte ihren Herrn gar nicht lieb. (16. 1719.)

19) Was der Dauphin de Bourgogne gutes an sich hatte, war von seinem Præceptor, was nicht gut war, war von ihm selber. (14. April, 1719.)

20) Der Dauphin de Bourgogne hatte Verstand, war aber sehr extraordinair im humor, ließ sich durchaus von seiner Gemalin regieren, wollte nur lieben was sie liebte, und hassen was sie nicht leiden konnte; darum ist Nangis so sehr bei ihm in Gnaden gewesen, und dadurch hat er sich bei alle seinen Verstand ridicul gemacht. (14. April, 1719.)

XIV. Dauphin der 2te Duc de Bourgogne.

1) Es ist gewiß, daß die femmes des halles eine rechte Passion für dem Dauphin le père gehabt; man hat ihnen weis gemacht, der Dauphin spräche für dem Pöbel in Paris, woran kein wahr Wort war. (23. Febr. 1717.)

2) Mr. le Dauphin hat nichts recht geliebt noch recht gehaßt, war aber doch boshaft; seine größte Lust war, Verdruß anzuthun; wenn er doch hernach einem einen Gefallen thun konnte, that ers de bonne grace; er ist in allen Stücken von der unbegreiflichsten humor gewesen, so man sein Leben gesehen; meinte man ihn gut, fand man ihn böse, meinte man ihn böse, fand man viel Gutes an ihm, nie fand man das rechte. (10. Novembr. 1716.)

3) Sein Gemüth war nicht gut genug um zu wissen, ob es rechte Freundschaft ist; er hat nur die geliebt, wobei er seine Divertissements gefunden, alle andre hat er gehaßt. (5. Mai, 1716.)

4)

4) Er hatte gern, daß man ihm auf dem Nachtstuhle entretenirte, aber es gieng gar modest, denn man sprach mit ihm, und wandte ihm den Rücken zu; ich habe ihn oft so entretenirt, in seiner Gemalin Kabinett, die lachte von Herzen drüber, schickte mich allzeit hin ihren Herrn zu entretenuren. (5. Mai, 1716.)

5) Mr. le Dauphin war so müde vom Duc du Maine, daß er geschworen, sein Leben von seinen Bastarts keinen zu erkennen. (8. Septbr. 1718.)

6) Mde la Duchesse ist gar zeitvertreiblich und hat recht artige Einfälle; sie ißt gern, das war Mr. le Dauphin Sache, er sund alle Morgen bei ihr zu frühstücken, und Nachmittags Collation; ihre Töchter sind von ihrem humor, also war Mr. le Dauphin alle Tage in gar lustiger Gesellschaft. (5. Mai, 1716.)

7) Mr. le Dauphin hat seines Sohnes Gemahlin lange Zeit gar sehr geliebt, hernach aber hat sie sich mit Mde la Duchesse brouillirt, das hat den Hl. Schwiegervater ganz geändert, und was ihm noch verdrossen, war, daß die Duchesse de Bourgogne seinen jüngsten Sohn, den Duc de Berri, wider seinen Willen verheirathet hat. In diesem Fall hat er eben so groß Unrecht nicht, und ob die Heirath zwar zu unserm Vortheil, so hat man ihn doch in dieser Sache nicht wohl tractirt. (5. Mai, 1716.)

8) Mr le Dauphin glich der Königin sehr. (4. Septbr. 1716.)

9) Mr. le Dauphin hat sehr wohl mit seiner Gemalin gelebt, wohl 2 oder 3 Jahr, so lange die alte Zeit mit der armen Dauphine zufrieden war, aber sobald sie ein wenig in froideur kamen, da unterfieng

die alte Montchevreuil dem Dauphin zu sagen, daß seine Gemalin ihn nicht lieb habe, daß sie nichts lieb habe als die Bellola. daß alle Menschen ihn für einen Sott hielten, denn er den ganzen Tag in einer Kammer bliebe, wo man mehr teutsch als Französisch spräche; daß die Bellola nur die Confidentin wäre, und daß die Dauphine Galanterie hätte; um sie an sich zu ziehen, müsse er ihr jalousie geben, und parties de plaisirs mit ihren Hoffräulein machen. Ich weiß dieses alles durch Mde la Dauphine selber, der es der Dauphin, so sie noch liebte, selber erzählt; aber die alte Hexe hat das so oft wiederholt, und dem Dauphin in den Promenaden so viel Gelegenheit gegeben, daß er endlich erstlich verliebt worden von der Rembure, so hernach Mde de Polignac geworden; sobald diese Liebe angegangen, hat alle amitié für Mde la Dauphine aufgehört. (19. Jul. 1716.)

10) Sein Leben hat er sich gegen nichts opponirt, was der König gewollt, und war der Maintenon mehr soumis als niemand; die von ihm gesagt hatten, daß er sich retirirt hätte, wenn der König seine Heirath mit der Zott declarirt hätte, haben diesen Herrn wohl nicht gekennt; er hat ja selber eine Zott, so man meinte, daß er sie clandestinement geheirathet hätte, Mdlle Choün, sie lebt noch zu Paris.

Was verhindert hat, daß die alte Zott nicht zur Königin ist declarirt worden, waren alle die gute raisons, so der Erzbischof von Cambray, Mr. de Fenelon, dem König gesagt, darum hat sie den guten ehrlichen Mann bis an sein Ende verfolgt. (18. Juni, 1717.)

11) Der erste Dauphin hat seines Hrn. Vaters Exempel gefolgt, und ein häßlich stinkend Mensch genom-

nommen, ſo Fräulein bei der großen Princeſſe de Conti geweſen; ſie hieß Mdſelle Chouin, lebt noch zu Paris; man hat gemeint, daß er ſie clandeſtine geheirathet hat, ich wollte ſchwören, daß es nicht geſchehen. Sie ſahe aus wie eine Doguin, war klein, hatte kurze Beine, ein rund Geſicht, hatte eine kurze aufgeworfene Naſe, groß Maul voller fauler Zähne, ſo brav ſtunken, daß man ſie eine Kammerlang riechen konnte, abſcheuliche dicke Brüſte, welche Monſeigneur charmirten, denn er ſchlug darauf wie auf Pauken. (25. April, 1719.)

12) Sie hatte große ausſtehende ſchwarze Augen, war kurz und dick, aber ſie hatte viel Verſtand. (14. Jul. 1716.)

13) Es wollte ihn einmal jemand veriren über Inclination für Mannsleute, er wurde aber ſo erſchrecklich bös, daß ich ihn nie ſo geſehen habe, ſagte: Si quelqu'un eſt aſſez impertinent pour le vanter de cette vilainie, qu'on me le nomme, et je ferai voir par mes traitements, combien je le mépriſe et combien je hais ſa Vue. (18. Novembr. 1719.)

14 Er hat eine Tochter gehabt, von der Comediantin Raiſin, welche er aber nie hat erkennen wollen. Die Princeſſe de Conti ſo ſeit Monſeigneur Tod allezeit für dieſe ihre Niece geſorgt, hat ſie an einen Edelmann Devaujour verheirathet. (4. Septbr. 1716.)

15) Der Raiſin Annehmlichkeit muß wohl penetrant geweſen ſeyn, weil ſie unſers Dauphins dickes Herz penetrirt hat, der ſie herzlich geliebt. (1. Jul. 1718.)

16) Ich bin wol mehr als 20 Jahr wohl mit dem Dauphin geſtanden, hatte groß Vertraun zu mir, bis

ihn die Duchesse erhascht; da hat er sich auf einmal gegen mich geändert, und wie ich nach meines Herrn Tod nicht mehr mit J. L. gejagt, also wenig Commerze mit ihm gehabt, bis in seinem Tod. Hätte Mr. le Dauphin ein gut Gemüth gehabt, so hätte er die Princesse de Conti lieber gehabt, als Mde la Duchesse, denn sie hatte ein viel besser Gemüth, und liebte ihn ohne Interesse: die andere liebte nichts in der Welt, und gehet nur ihren Plaisirs, Ambition und Interesse nach. (21. Mai, 1716.)

17) Foible war unser Dauphin in vielen Stücken, aber in nichts hat er mehr geschienen, als wie Mde la Duchesse ihn in den Klauen gehabt hat; sie hat ihn nicht aus Freundschaft und als ein Bruder geliebt, sondern nur durch bloße Interesse, also, wofern sie ihren Zweck erreicht ha: hat sie sich wenig bekümmert, um was ihm angehet. (9. Juni, 1716.)

18) Mr. le Dauphin war mehr partial als gerecht, wie solches daraus zu sehen, was er wegen meines Sohnes Töchter Rang reguliret hat. (22. Novembr. 1718.)

19) Hätte Mr. le Dauphin gewollt, hätte er den größten Credit von der Welt bei dem König seinem Hrn. Vater gehabt, auch so, daß der König ihm offerirt, wenn er jemand bei Hof guts thun wolle, sollte er nur kecklich au thezor royal gehen, denn der König hatte befohlen, daß man ihm alles geben sollte, was er begehrte. Aber der Dauphin hat geantwortet: das würde ihn zu sehr Plage machen, hat auch nichts von Staatssachen wissen wollen, aus Furcht obligirt zu seyn, in alle geheime Räthe zu gehen, und nicht Zeit genug zu Jagen zu haben. Etliche haben gemeint, er thue es aus purer Politik, dem König keinen Argwohn

Seite

126. Der ſeine Zufriedenheit darüber auf mehr als eine Weiſe an den Tag legte.

Der Verfaſſer der dalmatiſchen Geſchichte, berichtet die Wiedereroberung von Dyrrachium anders. Er ſagt nemlich Bodinus, König von Servien und Dalmatien, habe dieſe Feſtung nach Roberts Tode eingenommen, und ſie darauf in einem Vertrage an die Kaiſerlichen abgetreten. Wäre dieſes wahr, ſo hätten doch wohl die müßigen Köpfe richtig geurtheilt, die Anna auf der 129ſten Seite abfertigt.

128. Und einen langen Bart.

Im vierten Buche S. 84, wo es heißt, daß die Venetianer dem Bohemund, die größten Anzüglichkeiten geſagt hätten, ſagt Anna eigentlich: daß ſie über ſeinen Bart geſpottet hätten. (εις τον πωγωνα ἀυτε) es müßte denn ſeyn, daß ſie unter dieſem Ausdruck nichts weiter verſteht, als: ſie hätten ihm Anzüglichkeiten ins Geſicht geſagt. Die Franken aber und Normannen trugen damahls ſchon keinen Bart mehr. Selbſt von Bohemund, erzählt unſre Schriftſtellerin im 13ten B. S. 47 daß er ſich ſtets glatt habe raſiren laſſen. Dagegen weiß man von den Venetianern, daß ſie, wie die Griechen, denen ſie auch in der Kleidertracht nachahmten, einen Bart getragen haben, bis ſie ihn im Jahr 1126 unter Regierung des Kaiſers Johannes, Sohns und Nachfolgers Alexius bey Gelegenheit einer zwiſchen ihnen und den Griechen entſtandenen Uneinigkeit ablegten. Aus der gegenwärtigen und vorhin angeführten Stelle der Anna, ſollte man ſchließen, daß der Haarputz der Normannen ſich auf ein lang herabhängendes Haupthaar eingeſchrenket habe. Dazu kann man auch eine Stelle aus dem Orderich B. 7 ziehen, welche über die Urſache warum Robert einen Bart trug mehrern Aufſchluß geben kann. Robert that nemlich ſeiner Erzählung nach, bey Eröffnung des Feldzugs nach Illyrien, folgenden Schwur: Ich ſchwöre beym Geiſte meines Vaters Tankred, und euch verſichere ich es heilig, daß ich, bevor ich zu euch zurückkomme, in kein Bad ſteigen, meinen Bart nicht ſcheeren und mein Haupthaar nicht beſchneiden laſſen will.

wohn zu gehen, als wenn er ehrsüchtig wäre; ich aber bin persuadirt, daß es lauter Faulheit war und indolence, um ein fainéantes Leben zu führen, und sich um nichts zu bekümmern. (23. Decbr. 1718.)

20) Er hat in seinem Leben keinen Minister gehaßt noch geliebt. (6. Januar 1719.)

21) Mr. le Dauphin hatte nicht gern, daß man ihm grosen Respect erzeigte, hatte gern, daß man frey mit ihm war. (8. Novembr. 1718.)

22) Der erste Dauphin war nicht zu beschreiben, kein Mensch hat ihn recht gekannt; er war auch wol die wunderlichste und unbegreiflichste Humor von der Welt; meinte man ihn gut, fand man ihn bös; meinte man ihn bös, fand man ihn wieder sehr gut, er hat nichts recht geliebt, noch recht gehaßt; war doch boshaft, und seine gröste Lust war Verdruß anzuthun, und wenn er doch hernach einem einen Gefallen thun konnte, that er es de bonne grace. Man konnte nicht sagen daß er bös war; man konnte nicht sagen, daß er Verstand hatte; So war er auch nicht, kein Mensch in der Welt konnte besser die ridicule finden, sowohl was ihm selber als alle andere angehen konnte; er erzählte possierlich was er wollte, remarquirte alles, furchte in der Welt nichts mehr als König zu werden, nicht zu sehr aus tendresse für seinem Hrn. Vater, als aus Furcht zu regieren; war erschrecklich faul, konte einen ganzen langen Tag auf einem Lotterbett oder in einer Chaise à bras sitzen, den Stock gegen die Schuhe schlagen, und kein Wort sagen; sein Leben hat er seine Meinung auf nichts sagen wollen, wenn er aber in einem Jahre einmal sprach, sprach er wohl und in nobler Termen. Etliche mal hätte man geschworen, er wäre die Einfalt selber, wenn man ihn reden hörte;

einem andern Tag sprach er mit solchen Verstand, daß es zu bewundern war; etliche mal meinte man, er wäre der beste Herr von der Welt; ein andermal that er alles was er erdenken konnte, einem zu plagen und Verdrießlichkeiten anzuthun. (19. Januar, 1719.)

23) Man kann nicht sagen, daß er etwas herzlich geliebt noch gehaßt hätte; niemand stond in Apparenz so übel mit ihm, mit dem er nicht über die, so man gemeint, daß er sie am liebsten habe, gelacht haben wurde. Nach aller Apparenz hatte er eine wunderliche Religion gehabt, meinte die gröste Sünde wäre, an einen Fisch- oder Fast-Tag, Fleisch zu essen. Er ließ einmal die Raisin holen, die versteckte man in eine Mühle ohne Essen und Trinken, es wahr ein Fast-Tag. Wie der Hof weg war, es war zu Choisy, gab er ihr nichts zu essen, als Brodt in Oehl gebraten, und Sallat. Die Raisin hat selber darüber gelacht, und es noch gesagt. Wie es auskommen, fragte ich ihn, woran er gedacht hätte, seine Maitresse fasten zu lassen, er antwortete: je voulais bien faire un pêche, mais pas deux, und lachte selber von Herzen darüber. (13. Januar 1719.)

24) Was Mr. le Dauphin böses an sich hatte, kam von Mde de Montespan, bei der er immer stack, und hernach bei Mad. la Duchesse; der König hat ihn sehr geliebt, aber wohl gekant. (28. April, 1719.)

25) Der Dauphin war so ein wunderlicher Mensch, daß ich nicht glaubte, daß seines Gleichen geboren sey, noch wieder geboren wird. Der König hat M. le Dauphin herzlich lieb gehabt, und hatte es auch Ursach, denn es hat nie ein Sohn eine solche Veneration, Liebe und Submission für seinem Vater gehabt, als

M.

Mr. le Dauphin für dem König seel.; auch war der König untröstlich als er starb. (11. April, 1719.)

26) Der erste Dauphin war von mittelmäßiger Größe, mehr klein als groß, aber bei weitem nicht von des Königs taille. (12. Mai, 1719.)

27) Seine Maxime war, nie zu weisen, daß er mehr von einem Menschen von Hof als vom andern hielt, und hatte Abscheu vor Favoriten. (12. Sept. 1719.)

28) Er piquirte sich von keiner großen Politesse, war tuckmäusig [hinterhaltend] und wäre verzweifelt, wenn er hätte denken sollen, daß man das geringste von seinen Gedanken errathe; wie ich ihn gar wol von Kindheit auf kannte, konnte ich ihn etliche mal errathen, habe ihn oft toll damit gemacht. (12. Sept. 1719.)

29) Er war nicht groß, hatte doch aber eine gute Miene. Unser König pflegte zu sagen: Monseigneur (so hieß er ihn) a une bonne mine d'un Prince Allemand. Er sahe in der That teutsch aus, aber nur auswendig, inwendig hatte er gar nichts teutsches. (1. März, 1720.)

30) Ich kann nicht leiden, daß man mich an den Hintern rührt, denn es macht mich so toll, daß ich nicht mehr weiß was ich thue; hätte Mr. le Dauphin schier eine brave Maulschelle gegeben, denn er hatte die schlimme Gewohnheit, aus Possen, wenn man sich setzte, einen die Faust mit ausgestreckten Daumen unter den Hintern zu stellen. Ich bat ihm um Gotteswillen die Possen bleiben zu lassen, das Spiel missiel mir zu sehr, und machte mich so bös, daß ich nicht gut dafür seyn konnte, ihm eine brave Maulschelle zu geben,

geben, daß ehr aethan als gedacht seyn würde; da hat er mich mit Frieden gelassen. (25. Aug. 1719.)

31) Ich glaube daß er sich an den Tabak gewöhnt, um die Chaun nicht zu riechen, die von faulen Zähnen abscheulich stunk. (24. Novembr. 1719.)

32) Er tanzte gar nicht wohl. (1 März, 1720.)

33) Er lachte von Herzen, aber oft. (28. Juni, 1720.)

34) Wie der König in Spanien wegzog, weinte unser König bitterlich, Mr. le Dauphin weinte auch recht sehr, aber vorhin hat er keinen von seinen Söhnen das geringste Zeichen gegeben daß er sie lieb hätte, man hat sie auch nie in seinem Appartement gesehen. Morgens und Abends, und wenn der Dauphin nicht auf der Jagd war, war er immer bei der großen Princesse de Conti, und zuletzt bei Mde la Ducheſſe. Man hätte nicht rathen können, daß die Kinder sein wären, denn er hatte mit ihnen gelebt, als wenns fremde wären. (3. Aug. 1720)

35) Er hieß sie auch nicht Mon fils, sondern Mr. le Duc de Bourgogne, Mr. le Duc d'Anjou, Mr. le Duc de Berri, und sie hießen ihn Monseigneur. (19. Januar, 1719)

36) Die verwitwete Königin von Spanien, hatte sich flattirt, ihn zu heirathen. (26. April, 1720.)

37) Mr. le Dauphin dachte seine Cour bei dem König zu machen, sich nichts um seine Brüder zu bekümmern. (9. Februar, 1720.)

38) Wie Mr. le Dauphin die Kinderblattern hatte, fuhr ich den Dienstag zum König; der König lachte mich aus und sagte: Vous nous avez tant menacé

des affreuſes douleurs que Monſeigneur ſoffriroit lors de la Supuration; il ne ſouffre point, et les boutons commencent déjà à ſécher. Ich erſchrack recht hierüber, und ſagte: Tant pis ſ'il ne ſouffre pas, ſon etat n'en eſt que plus dangereux, et je ſouhaiterois qu'il ſouffrit beaucoup. Der König ſagte: Oui, Vous en ſavez plus que les Medicins. Ich ſagte: je ſais ce qu'eſt la petite vérole par ma propre experience, qui eſt plus ſure que la ſcience des Medicins; je ſouhaite de tout mon coeur me tromper. Selbige Nacht nach Mitternacht ſtarb der Dauphin. (14. Mai, 1720)

39) Es iſt gewiß, daß er ſehr von Peuple iſt geliebt geweſen; ſie hielten ihn für gütiger und beſſer als er in der That war; er wäre auch nicht ſchlimm geweſen aber der Marechall d'Uxelles, die Chomn und die Monteſpan, bei denen er in ſeiner Jugend ſehr geſteckt, und Mad. la Ducheſſe haben ihn ganz verdorben, und weis gemacht, daß bös ſeyn Verſtand erweiſe. (6. Aug. 1720.)

40) Keinen von beiden Dauphins, noch keine Dauphine haben ſich ihr Leben um ihre Kinder bekümmert. Der König hat ſie wollen ohne ihren Rath erziehen laſſen, hat ihnen alle ihre Leute gegeben. Der König hätte nicht gut befunden, wenn ſie ſich darinn gemiſcht hätten, das iſt nie bei ihnen geſtanden. (3. Auguſt, 1720.)

41) Mr. le Dauphin iſt keine Viertelſtunde weder über ſeine Gemahlin noch Frau Mutter betrübt geweſen; wie er ſeinen langen Mantel anhat, wollte er ſich zu Tode laden. (15. Octobr. 1720.)

42) Von einem guten Gemüth hat er ſich nie piquirt, drehete alles in ridicule. (12. Nov. 1720.)

Mouſ.

Mons. le Dauphin und seine Söhne waren nicht so polis wie der König war. (17. Nov. 1716.)

Grobe Gesellen waren sie. (14. Sept. 1717.)

Er wuste nicht zu leben. (8. October, 1717.)

43) Er hielt viel auf dem Marechall' d'Uxelles, weil er sich stellte, als wenn er ein ami intime von der Madselle Choin wäre, er hat sie aber sobald Mr. le Dauphin die Augen zugethan, ganz verlassen, und nicht mehr besucht, da er doch, so lange der Dauphin gelebt, alle Tage bei ihr gewesen. (20. Aug. 1720.)

XV. Kleine Madame.

Durch eine Fontanelle, so man ihr übel an den Nacken gesetzt, hat man ihr den Mund ganz schief gezogen, bis schier mitten in den linken Backen, hatte deswegen große Mühe, wohl zu reden, sprach gar wenig. Ich war auch dabei wie sie starb; sie sagte kein Wort zu ihrem Hrn. Vater, ob zwar eine Convulsion ihr den Mund ganz wieder zurecht gestellt hatte. Der König, so gar ein gut Gemüth hatte und seine Kinder herzlich liebte, weinte wol vom Herzen, machte mich auch weinen; die Königin war nicht dabei, man hat ihr nicht erlaubt zu ihr zu gehen, weil sie schwanger war. (21. November, 1719.)

Wenn die kleine Madame hätte reden wollen, hätte sie nicht gekonnt, man muste ihr gar gewohnt seyn, um ihre Sprache zu verstehen, denn das Mäulchen stund ihr mitten in den Backen ganz gezogen; wie ihr das Maul im Sterben wieder gerade wurde, war sie gar nicht häßlich. Das ist ganz falsch, daß die Königin eine Mohrin zur Welt gebracht. Monsieur seel. so dabei gewesen, sagte, daß das Prinzeßgen nur häß-

häßlich geweſen, aber nicht ſchwarz. Man kann dem Pöbel noch nicht aus dem Kopf bringen, daß das Kind noch lebe, und in einem Kloſter bei Fontainebleau zu Moret ſey: aber es iſt ganz gewiß, daß das häßliche Kind geſtorben iſt; der ganze Hof hat es ſterben ſehen. (8. Octobr. 1719.)

XVI. Monſieur Philip I. Duc d'Orleans, Bruder Ludwigs des XIV. und Gemahl der Verfaſſerin dieſer Anekdoten.

1) Der Kardinal Mazarin, ſo geſpüret daß der König weniger vivacitet als Monſ. hatte, war bange, Monſ. möchte zu gelehrt werden, befahl alſo J. L. ſeel. Präceptor, ihn ſpielen zu laßen, und ſeine Studien nicht mehr zu treiben, ſagte: de quoi Vous aviſez Vous, Mr. de la Motte le Vayer, de faire un habile homme du frere du Roi? S'il devenoit plus ſavant que le Roi, il ne ſauroit plus ce que c'eſt qu'obeir aveuglement (18. Aug. 17 8.)

2) In der That war Monſ. ſeel. ein guter Herr, hätten J. L. ein wenig mehr Stärke gehabt, den Favoriten nicht ſo ſehr zu hören, wäre es der beſte Herr von der Welt geweſen. Ich hatte ihn lieb, ob er mich viel hat leiden laſſen, aber in den 3 letzten Jahren war alles geändert, ich habe ihn gewonnen, ſelber mit ihm über ſeine Schwachheiten zu lachen, und alles ohne Zorn in Ruhe zu drehen. Er hat nicht mehr gelitten, daß man mich verläumdet, und bei ihm angetragen hat, hatte ein recht Vertraun zu mir, nahm allzeit meine Parthey, die Favoriten durfte. mich nicht mehr plagen, denn er hatte declarirt, daß er nichts mehr leiden wolle. (13. Jun. 1719.)

Vor-

Vorher habe ich erschrecklich gelitten. Ich war recht im train glüklich zu seyn, wie mir unser Herr Gott den armen Mann genommen hat. Ich habe 30 Jahr gearbeitet und den Herrn zu gewinnen; da ich meinen Zweck erlangt, starb er. (10. November, 1716.)

3) Monk. seel. hat die Jagd gehaßt. Außer im Kriege, hat er sein Leben nicht resolviren können, zu Pferde zu sitzen. (10. Novembr. 1716.)

4) Monk seel. schrieb so übel, daß er mir oft seine eigenen Briefe zu lesen brachte, sagte im Lachen: Vous etes, Madame, accoutumee à mon ecriture, lisez moi un peu celà, je ne sais ce que j'ai écrit. Wir haben oft herzlich darüber gelacht. (24. September, 1717.)

Die Churfürsten haben nie von Monk. annehmen wollen, daß er ihnen wie der König schreiben sollte. (12. Octobr. 1717.)

5) Die Marechale de Grançai war die albernste, sotteste Frau von der Welt. Monk. seel. hatte sich angestellt, als wenn er verliebt von der Grançai wäre, aber hätte sie keinen andern Liebhaber gehabt als diesen, hätte sie ihre Reputation gar nicht verlohren. Es ist nichts übels zwischen ihnen vorgegangen. Er hat sich allzeit gehütet, allein bei ihr zu seyn. Sie sagte, wenn man ihn allein bei ihr gelassen, wäre ihm angst und bange geworden, und sagte allezeit er wäre krank. (21. April, 1719.)

6) So bald sie allein bei ihm seyn wollte, sagte er allezeit, er hätte Zahn- und Kopf-Wehe, und man verirte ihn als, daß die Dame ihn einmal offerirte, einen wunderlichen Griff zu thun, so zog Monk. seine Hand-

Handschue an. Das habe ich ihm oft vorwerfen hören, und herzlich darüber gelacht; denn wenn es in allen Ehren zugieng, hatte er keine Handschue an. Diese Grançai war ein gar schön Mensch wie ich in Frankreich kam, von Gesicht und taille, auch war sie nicht von allen so verachtet wie von meinem Herrn; denn ehe der Chevalier de Lorraine ihr Liebhaber wurde, hatte sie schon ein Kind gehabt. (10. May, 1718.)

7) Monf. seel. ist sein Tag des Lebens von keinem Weibesmensch verliebt gewesen, hat sich aber Schande halber, um dem König zu gefallen, angestellt, als wenn ers wäre, hat sich aber nicht lange zwingen können. (24. Maj. 1716.)

8) Monf. seel. war so importúnirt, daß ich J. L. lieb hatte, und gern bei ihm seyn wollte, daß er mich um Gotteswillen bat, ihn weniger zu lieben, daß es ihm gar zu importún würde. (18. October, 1718.)

9) Ich habe ihn mein Leben nirgends allein gehen lassen ohne seine expresse Ordre. (15. Julius, 1718.)

10) Wenn Monf. seel. sich von seinen Favoriten bereden ließ, und etwas that, daß nicht recht oder gerecht war, pflegte ich zu ihm zu sagen: Vous mettes par complaisance pour le Chevalier de Lorraine, votre bon esprit dans votre poche, et Vous l'enfermes si bien qu'il ne peut le montrer. (7. Jun. 1718.)

11) Monf. seel. hat sich um 10 Uhr Abends übel befunden, ist aber erst den andern Tag um 12 Uhr Mittags verschieden. An dieser Nacht kann ich ohne Schaudern nicht gedenken; ich bin von 10 Uhr bis 3 Uhr Morgens bei ihm geblieben, bis er die Sinne verlohren. (15. Jul. 1718.)

11) Mouſ. liebte die Glokken ſo ſehr, daß er erpres ſich auf Allerheiligen zu Paris einfund, um des Nachts vorher die Glokken zu hören, denn die ganze Nacht durch gehen alle Glokken. Er liebte keine andere Muſik, alles was ihn gekannt, hat es ihm vorgeworfen. Er lachte ſelber darüber, geſtund aber, daß das Geläute ihm über die maaſſen wohl gefiele. (28. October, 1718.)

13) Mouſ. hat allzeit den Devoten agirt. (27. Decembr. 1718.)

14) Die Soldaten in der Armee ſagten von Mouſ. ſeel. il craint plus que la poudre et le ſoleil ne le hale, que les coups des fuſils; und das war gar wahr. (24. März, 1718.)

15) Mouſ. ſeel. liebte das Bauen. (9. Maj. 1719.)

---

16) Unſer König ſeel. hat oft beklagt, daß man ihn in ſeiner Jugend nicht genug hat mit Leuten reden laſſen, aber das iſt in der Natur, denn Mouſ. ſeel. ſo mit dem König erzogen worden, ſprach allezeit mit allen Leuten. Der König ſagte oft in Lachen: Mouſ. vieles Plaudern hätte ihm das Sprechen ganz verleidet, ſagte als: ah, mon Dieu! faut il pour plaire au monde, que je diſe autant de ſottiſes et de paudrete's que mon frere. Wir haben Mouſ. ſeel. alle verirt, daß er einmal zu einem der zu ihm kam, ſagte: apparement, Monſieur, Vous venez de l'armée? Der antwortete: Non Mouſ. je n'ai jamais été à la guerre. Vous venez donc, ſagten J. L. de votre maiſon de Campagne? — Non, je n'en ai point. Ah! ſagte

Mouſ

Seite

129. Und dem Grafen Bryen in Constantinopel.

Daß Bryen mit dem Kaiser nach Konstantinopel gezogen sey; widerspricht dem, was Anna S. 116 erzählt.

129. Daher die bekannte Benennung der Porphyrogenneten.

Ueber die Porphyra, erklärt sich Anna in einer Stelle des 7. Buchs, (die ich hier in der Note, weil sie sonst den Contexte zu sehr zerriß, einschalten will) folgendermaßen: Die Porphyra ist ein viereckigtes Gebäude am kaiserlichen Pallast, das aber pyramidenförmig zugespitzt ist. Der Boden und die Wände sind mit dem kostbarsten Marmor bekleidet, den die vormaligen Kaiser, aus Rom haben herüber kommen lassen. Dieser Stein, ist ganz purpurroth, und nur mit einigen weissen sandfarbigten Puncten untermischt, daher glaub' ich führt auch die Porphyra ihren Namen.

Von dieser Porphyra nun, leitet Anna den Namen der Porphyrogenneten ab. Andre glauben, er komme ohne Rücksicht auf dieses Gebäude zu nehmen, jedem zu, der zu einer Zeit gebohren wurde, als sein Vater Kaiser war.

130. Und im Jahr 1088 mit einem Prinzen.

Dieser Prinz, ist der nachmalige Kaiser Joannes Comnenus. Er wurde schon um das Jahr 1091 von seinem Vater zum Kaiser ernannt.

131. Zum Sultan Amer Soliman nach Nicea.

Amer bedeutet bey den Türken soviel als Herr. Davon soll der Name Admiral herkommen. Uebrigens wurde Antiochien von den Türken im Jahr 1084 unter dem Califen Abulcasem erobert, und gieng 14 Jahre darauf an die Franken über.

131. Antiochien hatte für Tuteses.

Tuteses heißt auch Taziuddaulas Nisus, auch Tageioldulas, ein Bruder Gisaluddaulas oder Gelaleoldulas, und Sohn des Sultan Barsalem Salgucida. Er eroberte im Jahr 1084 Halcb und Antiochien, und machte sich im folgenden Jahre zum Herrn von ganz Syrien.

Mouſ. vous demeurez dont avec votre famille à Paris, femme et enfans? Non Mouſ. je ne ſuis point marié. Da fieng jedermann an zu lachen, Mouſ. wurde ganz verhönt, wuſte nichts mehr zu ſagen. (9. Juni, 1719.)

17) Mde de Fienne ſagte Mouſ. ins Geſicht, Vous ne deshonnorez pas les Dames qui Vous hantent, mais elles Vous deshonnorent. Man wurf J. l. auch vor, daß ihn Mad. de Monaco einmal violirt hätte, und wider ſeinen Willen, bei ihr liegend gemacht hätte. Das Mouſ. mit der Grançai nichts zu thun hatte, wuſte ich wohl, auch war ich davon nicht jaloux; aber ich konnte nicht leiden, daß dieſe Grançai von meinem ganzen Hauſe proſitirte, daß niemand eine Charge bei uns kaufte, ſo dieſer Grançai nicht ein pot de vin bezahlen mußte, wie auch daß ſie inſolent mit mir war, und mich immer mit Mouſ. ſeel. brouillirte, und das konnte ich nicht leiden, und ſagte ihr oft die Meinung gar tüchtig, das hat man für jalouſie gehalten, wer es nicht beſſer gewußt; aber der Chevalier de Lorraine iſt, ſo bald er wieder von Rom gekommen, ihr amant d. clare geworden. Er und Deſiat haben ſie bei Mouſ. erhalten, ſonſten hat er kein Haar nach ihr gefragt. Er iſt wegen ihr eigen Bettelu und inſonderheit da der Chevalier de Lorraine nichts mehr nach ihr gefragt, ſie ſo müde geworden, daß wenn J. l. nicht geſtorben wären, hätte er ſie aus dem Hauſe gejagt. Er war des Chevalier de Lorraine auch ſehr müde, denn er hat wohl geſehen, daß nichts als bloſſe Intereſſe ihn an J. l. attachirte, das hat ihn verleidet. Man durfte ihm in den 3 letzten Jahren nichts gegen mich mehr ſagen, denn er hatte declarirt, daß er's nicht mehr leiden wollte. (13. Juni, 1719.)

18) Die Grançai habe ich nach meines Herrn Tod nur einmal gesehen: sie begegnete mir im Garten. Wie sie starb, rief sie: ah, mon Dieu! faut il que je meure, et je n'ai de la vie songé à la mort! Sie that nichts als mit ihren Liebhaber spielen, bis 3 oder 6 Uhr des Morgens, fressen, Tabak schmauchen, und hernach thun, was ihr gemein Handwerk war. Wie sie ihre Zeit verlohr, wollte sie verzweifeln, rief: je deviens vieille et ne pourrai plus avoir d'enfans! Das lautet wohl für eine Jungfer, alle Menschen, ihre Freunde und ihre Feinde haben darüber gelacht. Sie hatte einmal eine Dispüte mit Mde de Bouillon gehabt. Abends kommt der Grançai eine Lust an, vor Mde de Bouillon Fenster zu laufen, und wie eben nicht viel gutes von ihr zu sagen war, und Mde de Bouillon meinte allein in ihrer Kammer zu seyn, mit der Marquise d'Allion, sprach sie gar zu frey von der Grançai tollen Leben, und wie sie unrecht hätte dem armen Contade die Pokken gegeben zu haben, und andere Histörgen mehr. Die Grançai nicht faul, rennt auf einmal in die Kammer, und fängt an die Mde de Bouillon auszumachen, wie einen Hundsbuben. Mde de Bouillon schwieg auch nicht, und man hörte schöne Sachen. Mde de Bouillon verklagte die Grançai, erstlich weil sie des Nachts an ihrem Fenster gelauschet, und zum andern, weil sie sie hernach so ausgemacht. Moul, fiizte die Grançai, sagte es wäre ihre Schuld, warum sie gelauscht hätte, und befahl ihr, sich wieder mit ihr zu vergleichen. Die Grançai sagte: Puis je me raccommoder avec Mad. de Bouillon apres tout le mal, qu'elle a dit de moi? Nachdem sie ein wenig nachgedacht sagte sie: oui, je le puis, car elle n'a jamais dit, que j'etois laide. Hierauf haben sie sich wieder embrassirt und den Frieden gemacht. (4. Jul. 1719.)

19)

19) Als die Grançai häßlich ward, hat sie verzweifeln wollen, das war auch eine abscheuliche Veränderung, es konnte sie kein Mensch kennen. Ihre schöne Nase war ihr gar dick, lang und voller Finnen geworden, auf jede Finne legte sie eine Musche, das sahe wunderlich aus. Das roth und weiß wollte nicht mehr auf dem Gesichte halten, und wurde scheckigt, die Augen hohl und geschlogen, da kann man denken, was das eine Veränderung machte. (10. Oct. 1719.)

20) Es ist wahr, daß Monl. seel. mehr als der König zu Paris geliebt gewesen wegen seiner affabilität; aber wenn der König einem gefallen wollte, hatte er die angenehmsten Manieren von der Welt, und gewann die Gemüther beßer als mein Herr; denn Monl. war so wohl als mein Sohn zu general für alle Leute, distinguirte die Leute nicht genug, machte nur am meisten Werks von denen, so Chevalier de Lorraine und alle seine Favoriten liebten. (27. Jun. 1719.)

21) Monl. seel. hatte dem König seinem Hrn. Bruder viel lieber, als der König J. L. seel. hatten, es war wie eine Adoration, und konnte ihm in nichts widerstehen. (4. Jul. 1719.)

22) Monl. seel. machte sich oft eine Freude, wenn er mir des Königs Gnade abnehmen, oder vermindern konnte, und dem König war es nicht leid wenn er Monl. mit etwas amüsiren konnte. (10. Decembr. 1719.)

23) Monl. tanzte wohl, aber wie eine Dame, er konnte nicht als ein Mann tanzen, denn er trug die Schue zu hoch. (1. März, 1720.)

24) Ehe Monl. seel. das Palais royal hat zurecht machen lassen, und das große Apartement gebauet,

war in meinem Sinn das Palais royal was abscheuliches, und ist doch zu der Reine mere Zeiten admirirt worden. (14. Aug. 1717.)

25) Mons. seel. war selber Ursach, daß meine Kinder sich für mich gefürchtet haben, denn er hat ihnen allzeit mit mir gedräuet. (17. Maj. 1720.)

26) Er zog sie mir so viel er konnte ab, über meine Tochter ließ er mir mehr Autorität und über die Königin von Sicilien als über meinen Sohn, konnte doch nicht wehren, daß ich ihnen nicht brav die Meinung sagte. Meine Tochter hat mein Leben nichts gethan, worüber ich mich hätte beschweren können. (6. Novembr. 1716.)

27) Mons. seel. war von einem humor, daß er sich nicht lange betrüben konnte. Er hatte seine Kinder gar lieb, konnte aber sie nie zürnen, kam allezeit zu mir und brachte Klagen; ich sagte: mais, Monsieur, ne sont ils pas vos enfants comme les miens, que ne les corriges Vous? Er antwortete: je ne saurois gronder, et ils ne me craignent pas, il ne craignent que Vous. (3. Maj. 1720.)

28) Mons. seel. war jaloux von seinen Kindern, und bange, daß sie mich mehr als ihn lieben mögten, deswegen hat er sie immer bange für mich gemacht, als wenn ich alles disapprobirte was sie thäten. Ich habe oft gethan, als wenn ich nicht wüßte was vorgehet. (24. Septbr. 1720.)

29) Mons. seel. liebte Paris über alles, da hatte er einen Secretoir und gemächlicheres Leben als wie zu Versailles. (6. Aug. 1716.)

30) Man hat nie differentere Brüder gesehen, als Ihr. Maj. der König seel. und Mons. seel. waren, haben

haben ſich doch ſehr lieb gehabt. Der König war groß und cendre oder lichtbraun, und ſahe männlich aus, hatte außerordermaaßen hohe Mienen. Mouſ. ſahe nicht ignoble aus, aber er war ſehr klein, hatte pechſchwarze Haare, Augenbraunen und Augenlieder, große braune Augen, ein gar lang und ziemlich ſchmal Geſicht, eine große Naſe, einen gar zu kleinen Mund und häßliche Zähne, hatte mehr weibliche als Manns-Manieren an ſich, liebte weder Pferde noch Jagen, nichts als Spielen, cercle halten, wohl eſſen, tanzen und gepuzt ſeyn, mit einem Worte, alles was die Damen lieben. Der König aber liebte die Jagd, die Muſik, die Comedien; mein Herr nur die großen Aſſemblen und Maskeraden; der König liebte Galanterie mit Damen, ich glaube nicht, daß mein Herr in ſeinem Leben verliebt geweſen. (9. Jan. 1716.)

31) Mouſ. ſeel. machte mich einmal von Herzen lachen. Er brachte immer ein Chapelet ins Bette mit vielen Medaillen behängt; da betete er an, ehe er einſchlief. Nachdem das aus war, hörte ich ein groß Geraſſel von den Medaillen, als wenn er ſie unter der Decke herum führte. Ich ſagte: Dieu me le pardonne, mais je comprends que Vous faites promener vos reliques et vos images de la Vierge dans un Pays qui lui eſt inconnû. Mouſ. antwortete: Taiſez Vous, dormez; Vous ne ſavez ce que Vous dites. Einſtmals ſtund ich allgemach auf, das Nachtlicht ſtellte ich ſo, daß es ins Bett leuchten konnte; wie er ſeine Medaillen unter der Decke ſpazierte, nahm ihn veſt bei dem Arm, lachte und ſagte; Pour le coup Vous ne lauriez plus me le nier. Mouſ. lachte auch, und ſagte: Vous, qui ayez été Huguenotte, Vous ne ſavez pas le pouvoir des reliques et des images de la ſainte Vierge. Elles garantiſſent de tout mal les

parties qu'on en frotte. Ich antwortete: Je Vous demande Pardon Mr. mais Vous ne me persuaderez point, que c'est honorer la Vierge, que de promener son image sur les parties destinées à ôter la virginite. Mons. lachte doch und sagte: Je Vous prie ne le dites à personne. (18. Octobr. 1720.)

XVII. Chévalier de Lorraine.

1) Le Chevalier de Lorraine hat übel ausgesehen, weil er die Franzosen ein paarmal gehabt. Aber vorher sah er wohl aus und war ein schöner, wohlgeschaffener Kerl. Wäre das Innerliche so gut gewesen als das Aeusserliche, hätte ich mein Leben nichts gegen ihn wagen können. (13. Jul. 1716.)

2) Der Chevalier de Lorraine war ein schlimmer Mensch, allein seine guten Freunde waren nicht besser als er. Des Chevalier letzte Worte sind lauter Wüstereien gewesen, denn gleich darauf hatte er alle Sinne und Verstand verlohren, und ist eine Stunde hernach gestorben. Ein paar Jahr vor meines seel. Herrn Ende, hat er mich um Verzeihung gebeten. (22. März, 1718.)

3) Drey oder 4 Jahr vor meines Herrn Tode, habe ich mich ihm zu gefallen mit dem Chevalier de Lorraine verglichen, seit dem hat er mir nichts zu leide gethan. Dieser Chevalier ist so arm gestorben, daß seine Freunde ihn haben begraben lassen. Er hatte doch 100000 Thlr. Einkommen, aber er war ein schlechter Haushalter; seine Leute haben ihn immer bestohlen. Wenn sie ihm nur wenn er wollte, 1000 Pistolen gaben zu spielen, und zu seinen Debauchen, ließ er sie mit seinem Guth schalten und walten, wie

sie

ſie wollten. Die Grançai hat ihn auch viel Geld abgezwackt. Er hat einen häßlichen Tod gehabt. Er ſtund bei Mad. de Grançai Schweſter, Mad. de Maré erzählte ihr, wie er die ganze Nacht debauchirt hätte, ſagte alle Wüſtereien von der Welt; da ſchlug ihn der Schlag, verlohr gleich die Sprache, und iſt nicht wieder zu recht kommen. (31. März, 1716.)

4) Der Comte de Vermandois war angenehm, wohl gewachſen, er war ein wenig ſcheel, aber nicht gar ſcheel. Ich weiß wohl, daß das Geſchrei gegangen, daß Mr. le Dauphin ihn debauchirt hätte, aber ich wollte wohl meinen Kopf verwetten, daß es nicht wahr iſt. Denn Mr. le Dauphin war gar nicht von der Sekte, er liebte nur die Weiber. Aber wer den armen Mr. de Vermandois debauchirt hat, das waren der Chevalier de Lorraine und ſein Bruder der Comte de Marſan, die haben ihn die ſchöne Kunſt gelernt. (13. Juni, 1717.)

5) Es war dem Chevalier de Lorraine allzeit ſo bange, daß er möchte weggejagt werden, daß er Monſ. ſeel. inſpirirt, alles zu erforſchen, was ich thun und ſagen möchte, um zu wiſſen, ob nichts gegen den Chevalier und ſeine Kreaturen hergehen möchte. (18. Jun. 1717.)

XVIII. Erſte Madame.

1) Es iſt wahr, daß ſeine Madame wohl gräulich unglücklich geweſen, ſie hat ſich auch zu ſehr an Leute vertrauet, ſo ſie verrathen haben. (22. November, 1720.)

2) Ich glaube sie hat mehr Unglück gehabt als Unrecht, sie hatte mit gar bösen Leuten zu thun, von denen ich auch ein Liedgen singen könnte Madame war gar jung, schön, angenehm und voller graces: man hat sie umringet mit den größten Coquetten von der Welt, die alle Maitrellen von Madame ihren Feinden waren, die suchten sie nur in Unglück zu bringen, und mit Monf. zu brouilliren. Mde de Coaetquin war des Chevalier de Lorraine seine Maitresse, ohne daß es Mad. wußte, die machte, daß der Maréchal de Turenne verliebt von ihr wurde. Mad. vertrauete ihre Heimlichkeiten von aller ihrer Intrigue wegen der Sache mit Engelland, diesem Maréchal de Turenne, der vertrauete es seiner Maitresse der Mde de Coaetquin, welche er meinte Mde treu attachirt zu seyn. Diese gieng des Nachts zu dem Chevalier de Lorraine und verrieth sie alle. Der Chevalier nahm dadurch Gelegenheit Monf. seel. gegen Madame aufzureitzen, und sagte, sie machen ihn bei dem König für einen elenden Mann passiren, so nicht schweigen könnte, und daß dieses denn alle Confidance benehmen würde, daß seine Gemalin alle Staatssachen unter Händen haben würde, und er nichts. Monf. wollte alles von Madame wissen, diese wollte ihm des Königs ihres Herrn Bruders Affaire nicht sagen, das hat durchaus brouillirt. Sie wurde bös, machte den Chevalier de Lorraine mit seinem Bruder Mr. de Marsan wegjagen, welches ihr das Leben gekostet; aber sie ist darauf gestorben, daß sie ihr Leben nichts böses gethan hat gegen ihren Herrn. (16. Juni, 1716.)

Die Königin Mutter von Engelland hat ihre beiden Frau Töchter gar nicht wohl erzogen, sind nur mit Kammermädgens erzogen worden, die ihnen zu allen geholfen haben, was ihnen nur im Kopf gekommen

nen iſt, und hernach ſind ſie jung verheirathet worden, und haben den böſen Exempeln von der Frau Mutter gefolget, ſind aber beide wohl elend geſtorben, die eine vergiftet, und die andere weil ſie ſich um ein Kind gebracht hat. (8. Jul. 1718.)

3) Monſ. war ſelber Schuld an der Liebe, ſo ſeine Madame für dem Comte de Guiche hatte. Er ſoll damals ſehr hübſch geweſen ſeyn, und war einer von Mr. ſeel. Favoriten. Monſ. bat Mde inſtändig, den Comte de Guiche lieb zu haben, und gut zu finden, daß er alle Stunden bei ihr ſeyn möchte. Der Comte de Guiche, ſo brütal er war gegen alle Menſchen, war ſehr applicirt ihr zu gefallen, war voller Vanität, wollte ſich von ihr lieben machen, und das geſchahe. Seine Tante die Mde de St. Chaumont, war Mad. ihrer Kinder Hofmeiſterin, die half treulich dazu. Einſtmals gieng Madame unter dem Prätext ihre Kinder zu beſuchen, aber in der That, dem Comte de Guiche bei der Mde de Chaumont zu ſehen, in ihre Kammer. Sie hatte einen Kammerknecht ſo Launois hieß, ich habe ihn noch bei Monſ. geſehen, den ſtellte man auf die Steige, zu warnen, im Fall Monſ. kommen mögte. Auf einmal kommt Launois gelaufen und ſagt: Voilà Monſieur! qui descend le degré. Sie ſind alle erſchrocken, der Comte de Guiche konnte ſich nicht durch die Antichambre ſalviren, Monſ. Leute waren alle darinnen. Launois ſagte; ich weiß nur einen Rath, werde es gleich ins Werck ſtellen, ſagte zum Comte de Guiche, haltet euch nahe hinter der Thür. Launois läuft auf Monſ. zu, ſtößt ihm mit dem Kopf auf die Naſe, daß Monſ. das helle Blut aus der Naſe ſprang; rief: Monſ. je Vous demande pardon et grace, je ne Vous croyois pas ſi prés, je voulois vite courir, pour ouvrir la porte. Madame

und

Mde de Chaumont kommen ganz erschrocken mit Schnupftüchern, die hielten sie Monf. so lange vor die Nase, und umringten ihm sowohl, daß der Comte de Guiche Zeit hatte davon zu springen, und die Treppe zu gewinnen, ehe Monf. es gewahr ward, meinte daß Lauzois aus Schrecken davon gelaufen wäre, hat es sein Leben nicht erfahren.

Madame war des Königs Confidentin, zu dem so hatte man den König allzeit gegen Monf. aufstiften wollen, und gesagt: daß Monf. so beliebt vom Hof und Paris wäre, daß also die Politik erfordere, Monf. was zu thun zu machen, damit er an sonst nichts dächte; darum ist der König Madame in ihrer Galanterie beigestanden, Monf seel. zu schaffen zu machen; ich weiß es vom König selber. Zudem stund Madame wohl mit König Carl II. ihrem Hrn. Bruder, den wollte der König durch seine Frau Schwester gewinnen, also mußte er ja auch ihrer Parthey seyn; sie wurde auch viel besser tractirt als ich. (30. Septbr. 1718.)

4) Monf. seel. gefiel seiner Gemalin Coquetterie sehr übel aber er konnte ihr nicht alles übels thun so er gerne wollte. denn unser König protegirte sie. (16. Septbr. 1716.)

5) Was mich von seine Mad. ihrer Unschuld persuadirt, ist, daß nachdem man ihr das Nachtmal gereichet, Monf. seel. um Verzeihung gebeten für alle Inquietüden so sie ihm gegeben, und dabei versichert, selig zu werden, daß sie ihn im Grunde nicht offendirt hätte.

Monf. de Monmouth finde ich ärger als den Comte de Guiche. denn ob er zwar ein Bastart, so war er doch ihres leiblichen Bruders Sohn, also durch die

Seite

132. Daß er dem Kaiser durch einen Siaus.

Siaus, oder Chiaus ist der Name einer türkischen Magistratsperson, die von den Fürsten bey verschiedenen Geschäfften als Commissionäre gebraucht wurden.

134. Jüngst zum Sultan erwählten.

Paragiaruch, Spargaruch, oder Barchiuruch ist der zweyte Sohn des Sultans Gelaloldulas: als sein Vater von Tuteses ermordet, und sein Bruder Mahomet von ihm selbst aus dem Wege geräumt war, bestieg er im Jahr 1094 oder 95 den Thron.

137. Beynahe ins Unmenschliche erstreckte.

Der Breite nach, spricht eigentlich unsre Schriftstellerin kann man die Ausdehnnng des römischen Reichs nicht bestimmen. Egypten Meroe das ganze Troglodytenland der heiße Erdstrich; auf der andern Seite, das weltberühmte Thule und alle Völker unter der kalten Zone, auf deren Scheitel der Nordpol ruht waren Provinzen desselben. Seit jener Zeit aber waren der benachbarte Bosphorus gegen Morgen, und Adrianopel gegen Abend die Grenzorte worden.

140. Daß keiner mit dem Leben davon kam.

Der Name Chasier bedeutet so viel als Bandit, Meuchelmörder. Sie sind eben das Volk, welches wir unter dem Namen der Assassins kennen. Ihre Menge betrug ohngefähr 60000 Köpfe die unter einem Oberhaupte standen, welchem sie in allen Stücken den unbedingtesten Gehorsam leisteten. Eben daher waren sie so furchtbar geworden. Nach einheimischen sarazenischen Schriftstellern, ist der Großsultan, 1092, eines natürlichen Todes gestorben.

140. In welchem sie jener bisher gehalten hatte.

Solymann Fürst von Nicäa, der Antiochien einnahm, hatte zwey Söhne: der älteste Klitziasthlan eroberte Nicäa, und es ist wahrscheinlich, daß er diese Stadt, seinem jüngern Bruder Solymann, statt des väterlichen Erb-

die inceſte eine doppelte Sünde. Mde de Thiange der Mde de Montelſpan Schweſter, hat die Intrige von dem Duc de Monmouth und Madame geführt. (3. Jul. 1716.)

6) Hier ſagt man, Mad. ſey keine Schönheit geweſen, aber ſie habe viel grace gehabt, daß ihr alles wohl angeſtanden; capabel jemanden zu vergeben war ſie nicht, den Chevalier de Lorraine wollte ſie nur wegjagen, wie ſie auch gethan. Aber er hat ſie nicht gefehlt. Er hat den Gift aus Italien durch einen Provenzialiſchen Edelmann geſchickt, ſo Morell hieß, dieſen hat man mir hernach zum Recompens zum premier maitre d'hotel gegeben. Nachdem er mich brav beſtohlen, haben ſie ihm ſeine Charge theur verkaufen machen. Dieſer Morell hatte Verſtand wie der Teufel, war aber was man sans foi et sans loi nennt, hat mir ſelber geſtanden, daß er nichts glaube. Wie er hat ſterben wollen, hat er nichts von Gott hören wollen; er ſagte von ihm ſelber redend: Laiſſez ce cadavre, il n'eſt plus bon à rien. Er ſtahl, er log, er ſchwur, war Athée und Sodomit, hielt Schule davon, und verkaufte Buben wie Pferde, gieng ins Parterre von der Opera, ſeine Käufe zu machen.

Es iſt nur gar zu wahr, daß feue Mad. vergiftet, aber ganz ohne Monſ. ſeel. Wiſſen und Willen; denn wie der Rath unter den leichtfertigen Buben gehalten wurde, daß man die arme Mad. vergiften ſollte, rathſchlagten ſie, ob ſie es Monſ. ſagen ſollten oder nicht. Der Chevalier de Lorraine ſagte: Non, ne le Lui diſons pas, il ne ſauroit ſe taire. S'il n'en parle pas la premiere année, il nous fera pendre 10. ans après und man weiß, daß die Schelmen geſagt haben: Gardons nous bien de le dire à Monſ. qui le diroit au Roi, qui nous feroit tous pendre.

Sie

Sie haben J. L. seel. weiß gemacht, daß die Holländer Mad. ein langsam Gift beigebracht hätten in Chocolade, so erst hier ausgebrochen. Also siehet man daraus, daß diese böse Gourdon aufs wenigste kein Theil hatte an dieser Geschichte; aber daß sie Mad. bei Monf. angeklagt, und ihr bei allen Menschen böse Offices g leistet und übel nachgeredet, das ist wahr.

Delfiat hatte nicht l'eau de Chicorée vergiftet, sondern Madame ihre Schaale, und das war gar wohl erdacht, denn man hat gleich l'eau de Chicorée getrunken, und niemand trinket aus unserer Schale. Die Schale war nicht sobald wiedergebracht, wie man sie hernach forderte, war sie verloren geblieben, denn man muste sie zu reinigen, erst durch Feuer gehen lassen. Ein Kammerknecht so ich gehabt und bei seine Mad. gewesen (er ist nun tod) der hat mir erzählt, daß den Morgen wie Monf. und Mad. hier in der Messe gewesen, gieng Delfiat zum Schrank, fand die Schale und drehete die Hand darin um mit einem Papier. Der Kammerknecht fragte ihn: Monf. que faites Vous à notre armoire, et pourquoi touchés Vous à la taſſe de Madame? Er antwortete: je creve de ſoif, je cherchois à boire et voyant la Taſſe mal propre je l'ai nettoyée avec du papier. Nachmittags forderte Mad. de l'eau de Chicorée, so bald sie getrunken, schrie sie laut, sie wäre vergiftet; die dabei waren, trunken von demselben Wasser, aber nicht von dem, was in der Schale war, also konnte es ihnen nicht schaden, aber sie muste man nach Betz bringen, wurde immer ärger, und starb um 2 Uhr nach Mitternacht in abscheulichen Schmerzen. (23. Jul. 1716.)

7) Monf. seel. hat seine Gemalin nie wegen ihrer Galanterie mit dem König ihrem Hr. Bruder, examinirt; er hat mir ihr ganzes Leben erzählt, hätte dieses

nicht

nicht verſchwiegen, wenn er es geglaubt hätte, ich glaube auch, daß man ihr in dieſem Stücke Unrecht gethan hat. Es wäre auch gar zu arg; Bruder und Neven, Vater und Sohn zugleich, das wäre gar zu abſcheulich. (13. Aug. 1716.)

8) Man wollte dem König in Engelland gefallen, darum wurde Mad. ſo viel beſſer als ich tractirt, denn er liebte ſeine Frau Schweſter ſehr. (17. Septembr. 1717.)

9) Es hat mir ein Mann erzählt, daß er ſeine Madame und Mad. de Monaco ertappt, daß ſie mit einander Unzucht getrieben. (14. Octobr. 1718.)

10) Mad. de la Fayette, ſo ſeine Mad. Leben beſchrieben, war ihre gar gute Freundin, aber noch größere Freundin von Mr. de la Rochefoucault, ſo bis an ſein Ende immer bei Mad. la Fayette geweſen. Man prätendirt, daß dieſe zwei mit einander den Roman de la Princeſſe de Cleves gemacht haben. (19. Novembr. 1720.)

11) Es gieng vor vielen Jahren ein Geſchrey zu St. Cloud, daß ſeine Madame Geiſt im Garten bei einem Brunnen gienge, wo ſie ſich in der größten Hitze aufgehalten, denn der Ort iſt ſehr kühl. Als des Maréchal de Clerembeaut Lakey Abends wie die Sonne untergegangen war, an dem Brunnen gieng Waſſer zu ſchöpfen, ſahe es etwas weiſſes an dem Brunnen ſitzen ohne Figur, das ſtehet gegen ihm auf, und wird noch einmal ſo groß; der arme Lakay erſchrack und lief weg, wie er aber weiter kam, ſagte er: er hätte Madame geſehen, wurde tod krank und ſtarb. Der aber damals Capitaine du Chateau war, und wohl denken konnte, daß man dahinter ſtecken müſte, gieng etliche Tage nachher auch zu dem Brunnen, und

wie er das Gespenst gehen sahe, drohete er dem Gespenst 100 Prügel zu geben; woferu es nicht sagte, wer es wäre. Das Gespenst sagte: ah! Monsieur de Lallera, ne me faites point de mal, je suis la pauvre Philippinette. Di se war ein alt Weib aus dem Dorfe von 77 Jahren, die keinen Zahn mehr im Maule hatte und böse Augen, einen feuerrothen Bart darum, ein groß Maul, eine große Nase; Summa sie war abscheulich. Man wollte sie in ein Gefängnis führen, ich bat aber für sie. Sie kam mir zu danken; ich sagte: quelle rage Vous tient de faire l'esprit au lieu de Vous aller coucher? Sie fieng an zu lachen und sagte: je ne puis avoir regret à ce que j'ai fait; à mon âge on dort peu. Il faut bien avoir quelque petite chose pour reveiller l'esprit. Tout ce que j'ai fait dans ma jeunesse ne m'a tant rejoui, que de faire l'esprit. J'etois bien sure, que ceux qui n'auroient pas peur de mon drap blac, auroient peur de mon visage. Ceux qui avoient peur, faisoient tant de grimaces, que j'en mourrois de rire. Ce plaisir nocturne me payoit de la peine d'avoir porté la hotte toute la journée. (17. Novembr 1716.)

XIX. Duc de Berri.

1) Der Duc de Berri hat sich selber ums Leben gebracht durch sein abscheulich fressen und saufen; zu dem daß er verhelt, daß er von seinem Fall mit dem Pferde auf der Jagd, eine Ader gesprengt, so ihn unter sich und über sich viel Blut hat ausgeben machen. Er hat den Kammerknechten gedrohet, welcher sagen würde, daß er Blut von sich gegeben hätte, sollte weggejagt werden. Nach seinem Tode hat man hinter seinem Bette und Stühlen ganze Schüsseln voll

Blut

Blut gefunden: Wie er es gestanden, war es zu spät Rath dazu zu schaffen; wie niemand das Unglück wußte, hat man gemeint, daß er nur krank von vielem Essen wäre, haben ihm viele Prisen von emetique gegeben, welches seinen Tod noch beschleunigt hat. Er sagte auch selbst zu seinem Beichtvater (le Pere de la Rue) ah, mon Pere! je suis seul cause de ma mort. Er hat es sehr bereuet, es war aber zu spät. (19. März, 1718.)

2) Mr. le Duc de Berri war ganz im Anfang sehr passionirt für seine Gemalin. Die war aber schlau, merkte den Possen und declarirte ihrem Herrn gleich, daß wofern er continuiren wollte, freundlich und wohl mit ihr zu leben, wie er im Anfang gethan, wollte sie ihn gewähren lassen, und thun als wenn sie die Sache nicht wüßte; aber wofern er ihr nicht zu gefallen leben wollte, würde sie die Sache dem König klagen, und das Mensch so weit wegjagen machen, daß er sein Leben nichts von ihr sehen und hören würde; damit hat sie ihren einfältigen Herrn dermassen in den Schlingen gehalten, daß er bis an sein Ende perfect wohl mit ihr gelebt, ihr allen freien Willen gelassen, und ist passionirt für die Kammermagd gestorben. Ein Jahr vor seinem Ende hat er sie verheirathet mit dem Beding, daß ihr Mann nie bei ihr liegen sollte. Er hat sie schwanger hinterlassen so wohl als seine Gemalin, sind beide nach seinem Tode uns Kindbette kommen. Mad de Berri hat das Mensch behalten, und für Mutter und Kind gesorgt. Sie hatte keinen jalousen humor. (31. März, 1717.)

3) Der Duc de Berri muste die Heirath thun, der König wollte es. (10. August, 1718.)

4) Es ist kein Wunder, daß der Duc de Berri keine hohe Mienen hatte; er wurde bei Mad. de Maintenon und der Dauphine wie ein Kammerknecht erzogen, muste der alten Zott am Tafel dienen, und Nachmittages allen Damen. Sie hatten ihn abgerichtet wie einen Kammerdiener, sie duzten ihn auch und sagten: Berri, va me chercher mon ouvrage etc. (1. März, 1720.)

5) Es war eine Schande, wie sie mit ihm umgiengen, das hat ihn auch ganz abrutirt und basses inclinationen gegeben. Es ist also nicht zu verwundern, daß er ein häßlich Kammermädgen über alles geliebt. (21. Mai, 1716.)

6) Die Vettel [Maintenon] hat den Duc de Berri salvirt, daß er nicht bucklicht worden, die andern sinds geworden, weil sie der Duc de Beauvillieres eiserne Kreuze hat tragen lassen. (26. Decbr. 1716.)

7) Der Duc de Berri hat sich auf einen Stup [auf einmal] geändert. Man sagt, daß es ihm gegangen, wie der Pariser Kinder Gewohnheit ist, viel Verstand in der Jugend zu weisen, und hernach stupide zu werden. (7. April, 1716.)

XX. Ducheſſe de Berri.

1) Sie ist sehr roth, und läßt sich deswegen oft zur Ader, aber es hilft nichts. (9. Juli, 1716.) Sie thut viel roth an, ich glaube, daß es die Kinderblattern-Mahle zudecken soll. (24. Nov. 1716.)

2) Sie kann nicht tanzen, und haßt das Tanzen sehr. (18. Juli, 1718.)

3) Sie weiß die Muſik gar wohl, hat ſie aus dem Grunde erlernt, ſie hat keine groſſe angenehme Stimme, und ſingt gar juſt. (14. Sept. 1717.)

4) Wäre ſie recht erzogen worden, wäre etwas recht gutes aus ihr geworden, denn ſie hat viel Verſtand und ein gut Gemüth. (22. März 1718.)

5) Wenn Mad. de Berri gefallen ſoll, muß ſie reden, denn ſie redet wohl, hat eine ganz natürliche Eloquenz. (13. Novembr. 1716.)

6) Seitdem ſie 8 Jahr alt geworden, hat man ihr bis nun ihren freien Willen gelaſſen, es iſt alſo kein Wunder, daß ſie wie ein wild unbändig Pferd geworden iſt. (1. Mai, 1716.)

7) Die Duchelle de Berri hat allzeit Leute um ſich, die ſie verführen. Ich ſage ihr nichts mehr, ſie hat viel Verſtand, aber ſie iſt übel erzogen. (7. Jan. 1716.)

8) Mad. de [illegible]ri lacht oft ſelber über ihr Geſicht und Taille. Verſtand hat ſie, das iſt gewiß, und iſt gar nicht difficulteux. Sie hat ein geſund Fett, ihre Backen ſind hart wie ein Stein. (17. Sept. 1717.)

9) Die Duchelle de Berri rechne ich nicht mehr unter meine Kindes Kinder, ſie iſt abgeſondert, wir leben mit einander wie blutfremde Leute, ſie bekümmert ſich um mich nicht, ſo bekümmere ich mich um ſie nicht. (7. Januar, 1716.)

10) Wäre Mad. la Duchelle de Berri nicht mein Enkel, hätte ich alle Urſache von der Welt von ihr zufrieden zu ſeyn, denn ſie lebt höflich mit mir, aber mehr ſage ich nicht. (25. Sept. 1716.)

11) Ich wäre sehr undankbar, wenn ich Mad. de Berri nicht lieb hätte, denn sie erweist mir alle mögliche Freundschaft, und hat solche Höflichkeit für mich, daß ich oft recht bedüttelt darüber bin. (12. April, 1718.)

12) Bei ihrer Frau Mutter Krankheit hat sie wie eine Wartsfrau bei ihr gewacht. (21. Juni, 1718.)

13) Der Maintenon war so bange, daß der König die Duchesse de Berri liebte, als die Dauphine kommen sollte, daß sie ihr alle mögliche böse offices geleistet, aber nach der Dauphine Tod, hat sie doch alles wieder gut gemacht; aber die Wahrheit zu sagen, so war des Königs Inclination nicht stark für sie. (24. Mai, 1718.)

14) Ihr Witthum-Sitz ist das Schloß Amboise. (29. Septembr. 1716.)

15) Mad. de Berri hat anstatt Amboise, Meudon für ihrem Witthum-Sitz genommen. (8. Novembr. 1718.)

16) Sie divertirt sich so gut sie kann, einen Tag jagd sie, den andern fährt sie spazieren, den dritten geht sie à la foire, etliche mal aux danseurs de Corde, denn in die Comedie, einen andern Tag in die Opera, aber überall in echarge und ohne Leibstück.

17) Ich plage Mad. de Berri oft und sage, daß sie sich einbildet, daß sie die Jagd liebt, daß sie sie aber gar nicht liebt, sondern nur den Platz zu ändern; denn sie fragt nichts nach dem Ende der Jagd, und liebt die Schweinejagd mehr als die Hirschjagd, um gute Blutwürste zu essen und Saurüssel. (18. Oct. 1716.)

18) Es ist gewiß, daß Mad. de Berri magnifique ist, sie kanns auch seyn, denn sie hat 600tausend L. Einkommens. (27. Februar, 1718.)

19) Sie hat ein gar gut Gemüth, schlägt ihrer Mutter nicht nach, ob die Mutter sie zwar hart tractirt, leidet sie alles mit großer Geduld, und folgt allzeit ihrer Schuldigkeit. (1. Novembr. 1718.)

20) Wenn Mad. de Berri rechtschaffene Leute um sich hätte, die mehr an ihrer Fürstin Ehre als an ihr Interesse gedächten, würde sie zu admiriren seyn, denn von sich selber hat sie gute Sentiments, aber wie jene Aßel einmal gesagt, böse Gesellschaft verderben gute Sitten. (18. Novembr. 1718.)

21) Vergangenen Sonntag fuhr ich zu Mad. de Berri, welche ich in einem elenden Stande fand. Sie hatte so abscheuliche Schmerzen an den Fußsohlen und über die Zehen von beiden Füßen, daß ihr die Thränen darüber in die Augen kamen. Ich sahe daß sie sich meinetwegen verhinderte zu schreien, drum gieng ich weg, sie sahe auch dabei übel aus. Man hat 3 Doctores eine Consultation halten lassen, die haben resolvirt, ihr an dem Fuß zur Ader zu lassen. Man hatte Mühe sie dazu zu bringen, denn ihr Schmerz an den Füßen ist so unleidlich, daß sie überlaut schreit, wenn das Bettuch sie nur anrührt. Es ist ihr wohl bekommen, denn sie hat darauf weniger Schmerzen gelitten. (23. Mai, 1719.)

22) Den 28sten März ist sie krank geworden.

23) Sie hatte das rechte Podagra an beiden Füßen. (23. Mai, 1719.)

24) Ihre Füße sind nun voller Wasserblasen, aber so schmerzlich, als wenn es lauter Geschwüre wären,

Tag und Nacht leidet sie daran. Es ist kein Podagra, sie mögen auch sagen was sie wollen, seitdem die großen Blasen an die Füße gekommen sind, sind sie gar nicht geschwollen. (13. Juni, 1719.)

25) Der Geschwulst ist ganz vergangen, und der Schmerz ärger als nie. Alle ihre Zehen sind voller heller Blasen, und beide Fußsohlen. Es schmerzt sie, daß man sie 3 Kammern weit hören kann.

Die Doctores gestehen nun, daß sie nicht wissen was es eigentlich ist. (20. Juni, 1719.)

Des Königs Leibbarbirer sagt, es wäre ein Rhumatisme gouteux. (11. Jul. 1719.)

Ich glaube, daß ihr tolles Baden und Fressen sie in dem Grund verdorben hat. (14. Jul. 1719.)

26) Sie hat continuirliche Fieber und 2 Redoublementen des Tages. Das Fieber quittirt sie nie. Sie ist weder ungeduldig noch kricklich, leidet große Schmerzen von dem hemétique, so man Ihr Vergestern gegeben hat; hat zu Zeiten wie Gichter, so ihr durch die Achseln, Arme und Schultern laufen, das merkt sie selber nicht. So fett als sie gewesen, so dürre und mager ist sie nun; sie hat gestern gebeichtet und communicirt. (18. Juli. 1719.)

27) Man hat ihr schon 3mal vor dem hemétique zur Ader gelassen.

28) Sie hat Dienstag den 18ten Juli die letzten Sacramente empfangen, mit einer solchen ferveté, daß es einem durchs Herz gedrungen. (18. Jul. 1719.)

29) Diese Nacht zwischen 2 und 3 Uhr ist sie gestorben, hat gar ein sanft Ende genommen, sie soll

Seite

theils gegeben habe: denn damahls, als die Kreuzfahrer Nicäa eroberten, regierte in derselben Solyman, Clizjartlahn aber in Lycaonien und Iconicum.

146. Der den Namen von seinem Vaterland führte.

Vielleicht ist hier die Stadt Bempetz, am Euphrat gelegen, zu verstehn.

148. Durch die Pässe des Hämus.

Aus der Bulgarey kann man auf zwey Wegen über den Hämus nach Thracien kommen. Die eine Straße ist diejenige, welche wie man glaubt Trojan angelegt hat, und wo eine große Pforte von Quadersteinen steht, die andre geht bey dem kleinen Fluß, den die Bulgaren Slodiza nennen.

148. Bryennius war auch, nachdem er sein Gesicht verloren.

Dieß ist eben der Bryen, gegen den Alexius (1stes B.) ins Feld gezogen war. Vielleicht verwechselt ihn Anna S. 129 mit dem Grafen Bryen.

154. Und in der andern den Mantel der Mutter Gottes.

Dieser Mantel war eine Art von Kutte, oder Schleyer der über die Schultern herab hieng. Sie war wahrscheinlich das, was sonst auch μαφόριον oder maforos heißt, und wurde in der Kirche der Mutter Gottes zu Blacherne, nebst andern Raritäten verwahrt. Ihre wunderbare Wirkung war gar ersichtlich. Als Kaiser Leo gen zu einem Friedenscongreß mit dem bulgarischen Könige Simon gieng, nahm er sie aus guter Vorsicht gegen einen hinterlistigen Ueberfall mit sich, weil er wußte, daß sie die sicherste Rüstung wäre.

157. Und es nicht allein bis Ozolimne zurück treiben.

Ozolmine liegt in der heutigen Wallachei. Es giebt daselbst nach Strbo's Bemerkung zwey Seen, der eine liegt nahe am Meere, in welches er sich ergießt, der andre hat keinen Abzug. So viel ist gewiß, daß der Fluß Hieraßa der nicht weit von Dorostol oder Distra

sich

gestorben seyn wie man einschläft. Mein Sohn ist bei ihr geblieben, bis sie gar nichts mehr gekannt hat, bis um 1 Uhr. Es war sein liebstes Kind. Die arme Duch. de Berri hat sich selbst ums Leben gebracht, und zwar als wenn sie sich eine Pistole vor dem Kopf geschossen hätte, denn sie hat heimlich Melonen, Feigen und Milch gegessen, sie hat mirs selber gestanden, und ihr Doctor hat mir erzählt, sie hätte ihm und allen Doctoren, ihre Kammer 14 Tage lang verboten, um diese schöne Arbeit auszuführen. Sobald das Donnerwetter gekommen, hat sie zum Tode gedrehet. Sie sagte gestern Abend zu mir: ah, Madame! Voilà un coup de tonnère, qui me fait bien du mal. Das war augenscheinlich. (17. Jul. 1719.)

30) Mein Sohn hat den Schlaf darüber verlohren. Die arme Duch. de Berri war nicht zu salviren. Ihr Haupt war voller Wasser, ein Geschwür im Magen, eins oben an der Hüfte, die Milz wie ein Brei, und die Leber angegriffen. Man hat sie des Nachts in der Stille mit ihrem ganzen Hause nach St. Denis geführt. (25. Jul. 1719.)

31) Mad. de Berri hat 2 Geschwüre im Leibe gehabt, eins im Magen, das andere in der Hüfte. Die Melonen, kleine Milch-Pasteten so sie des Nachts gegessen, bei einer fievre lente haben es continue gemacht mit redoublementen, wovon sie gestorben. (4. Aug. 1719.)

32) Mein Sohn ist in der Seele betrübt, und desto mehr, daß er wohl siehet, daß wenn er nicht gar zu große Complaisance für die liebe Tochter gehabt, und mehr den Vater agirt hätte, wäre seine Tochter noch beim Leben und gesund. Er gestehet es selber. (5. Aug. 1719.)

33) Mit allen ihren Einkommen läßt sie meinem Sohn 2c 6 tausend L. Schulden. Man hat diese arme Prinzessin abscheulich bestohlen und geplündert; so gehet es mit dem Favoriten Zeug. Die Monchi, so über alles galt ist keinen Augenblick betrübt gewesen, hat an ihrem Fenster auf der Flöte gespielt, und den Tag wie diese arme Prinzessin nach St. Denis geführet worden ist, ist sie zu Paris in einer großen Gesellschaft zu Gaste gegangen, wo sie champagner Wein gesessen, und brav gesossen und gefressen, als wenn nichts wäre, und dabei impertinente Discurse gehalten, es hat alle die zu Gaste waren, geärgert. Mein Sohn hat sie und ihren Mann bitten lassen, Paris zu räumen. (1. Aug 1719.)

34) Die Monchi hatte die Schlüssel zu allem, und sie und ihr Liebhaber Riom haben hubsche Händchen gemacht, denn die Schlüssel waren doppelt, er und sie hatten sie beide, und ließen die arme Duchesse ohne Heller und Pfennig. (22. Aug. 1719) Ich kann nicht begreifen, wie man den Buben lieb haben kann, er hat weder Gesicht noch Taille, ist wie ein Wassergespenst, denn er siehet grün und gelb vom Gesicht, hat Mund, Nase und Augen wie die Chineser, man sollte ihn eher für einem Pagoden halten, als für einem Gavalonier wie er ist; ist läppisch, und hat gar keinen Verstand, einen dicken Kopf, so in breiten Schultern steckt, wie ein Wechselbalg; man siehet ihn an den Augen an daß er nicht wohl siehet; Summa er ist ein häßlich Pürschgen, soll aber wie ein Esel geschaffen sein, das charmirt alle debauchirte Weiber; darum hat ihn die Polignac einmal 2 Tage bei sich eingesperret. (22. Aug. 1719)

35) Ihre Heirath mit dem Krötenkopf war leider nur zu wahr, das hat mich wieder aufgemuntert und sehr getröstet. (22. Aug. 1719.)

36)

36) Der Krötenkopf iſt gar kein ſchlechter Edelmann, und dazu an die beſten Häuſer alliirt. Der Duc de Lauzun iſt ſein leiblicher Onkle, Biron, ſein Geſchwiſter Kind, aber mit dieſem allen war er doch der Ehre nicht würdig die ihm widerfahren. Er war nur Capitaine in des Königs Regiment. Alle Weiber laufen ihm nach, ich finde ihn häſslich und widerlich, er ſiehet ſo ungeſund aus als wenn er die Franzoſen hätte. (8. Sept. 1719.)

37) Wie die Zeitung in die Armee kam, daß Mad. de Berri geſtorben, gieng der Prinz de Conti zum Rion und ſang ihm ein närriſch Lied: elle eſt morte, la vache à paniers, il n'en faut plus parler. Mein Sohn iſt ein wenig piquirt darüber, wird ſichs aber nicht merken laſſen. (12. Sept. 1719.)

38) Der Krötenkopf iſt nicht hier geweſen, wie Mad. de Berri geſtorben, er war in der Armee, commandirte ſein Regiment, das man ihm gekauft hatte. (26. Sept 1719.)

39) Ich hatte wohl von der Heirath murmeln hören, ich hielt es aber meiner Enkelin vor: ſie antwortete im Lachen: ah Mad.! n'ai je pas, alles l'honneur d'être connue de Vous, pour que Vous puiſſies croire une telle ſottiſe de moi à qui on reproche tant d'orgueil? Damit hat ſie mich eingeſchläfert, daß ich es nicht habe glauben wollen; Vater und Mutter haben ihr Leben nicht darinn conſentirt. Nein, ich würde in Ewigkeit keine ſolche Impertinenz conſentiren, wenn auch gleich Vater und Mutter es hätten thun können. Der Krötenkopf hat ſeiner Fürſtin weiß gemacht, er wäre ein Fürſt aus dem Hauſe Arragon, und der König in Spanien hielte ihm das Königreich gegen alle Rechte auf, daß aber, wenn er ſie würde geheurathet haben, er in Friedenstractaten ſein Königreich

reich wieder fordern könnte, und hievon entretenirte ſie die Mouchi vom Morgen bis in die Nacht, drum war ſie ſo in Gnaden. (29. 1719.)

40) Rion. ſieht recht aus wie die Indianiſchen Figuren, ſo man auf die groſſen Schirme mahlt. (30. Jul. 1720.)

41) Man iſt ſo embraſſirt geweſen, wie man der armen Ducheſſe de Berri Leichenpredigt machen ſollte, man hat rathſam gefunden keine zu machen. (3. Sept. 1719.)

42) Sie iſt gar übel erzogen worden, und ſchier allezeit bei Kammer-Mädgen geſteckt; gar capricieux war ſie nicht, aber hautain und abſolut in allem was ſie wollte. (24. Octobr. 1719.)

43) Die Mouchi iſt ein Enkel von Monſ. ſeel. Feldſcherer. Ihre Mutter, die Forcadelo, hat mein Sohn zur Gouvernante von ſeiner älteſten Tochter und Sohn gemacht, alſo iſt die kleine Forcadelo mit Mde de Berri erzogen worden; die hat ſie an ihres Herrn Platre de la garderobe Mr. de Mouchi verheirathet, und ihr gar viel zur Hausſteuer mitgegeben, aber ſo lange der König gelebt, hat ſie nicht viel mit ihr umgehen dürfen. Seit des Königs Tod hat ſie ſie ganz zur Favoritin declarirt und ihr die Charge von ſeconde Dame d'atour gegeben. (19. Sept. 1719.)

44) Mein Sohn liebt ſeine älteſte Tochter mehr als alle ſeine anderen Kinder, weil er von Kindheit und wie ſie nur 7 Jahr alt war, Sorge für ſie getragen. Sie iſt krank geweſen, und von den Doctoren ganz verlohren gehalten worden; da hat er angefangen an ihr zu arzeneien, und hat ſie zurecht gebracht, und dieſe Freundſchaft iſt mit dem Alter immer gewachſen. (1. Nov. 1716.)

XXI. Zweiter Dauphin.

1) Es war kein Wunder daß Mr. le Dauphin Mde la Dauphine liebte, ſie hatte viel Verſtand, war gar angenehm, wenn es ihr beliebte; ihr Herr war devot, ein wenig melancholich von humor. ſie allzeit luſtig, das weckte ihn auf und verjagte ſeine Melancholie, und weil er gar ſehr für die Damen inclinirt war, wie ſchier alle bucklichte Perſonen, aber dabei ſo gottesfürchtig, daß er meinte gröblich zu ſündigen, wenn er eine andere Frau anſehen ſollte, als die ſeine, alſo iſt er recht verliebt von der ſeinen worden. Ich habe ihn einmal geſehen, daß eine Dame ihm ſagte, er hätte ſchöne Augen, ſo ſchielte er gleich, um ſich häßlich zu machen; das war aber wohl nicht nöthig, denn der gute Herr war, ohne das häßlich machen, häßlich genug, hatte gar einen häßlichen Mund, häßliche ungeſunde Farbe, war gar ſchief und bucklicht und gar klein. (31. März, 1716.)

2) Er hatte ſehr viel Verſtand, war recht von Herzen gottesfürchtig, aber er hatte eine Schwachheit, er ließ ſich von ſeiner Gemalin regieren, wie ein Kind, ſie konnte ihm mit allem ſeinem Verſtande weis machen, was ſie wollte. Es hat wohl geſchienen daß die Liebe groß war, denn der gute Herr iſt gewiß aus purer Betrübniß für ſeine Gemalin geſtorben, und hat allzeit geſagt, daß es geſchehen würde. Ein gelehrter Aſtrologe zu Turin hat Mad. la Dauphine ihr Horoskop gemacht, worinn ſie alles gefunden, was ihr in ihrem Leben begegnet iſt, und daß ſie in ihrem 27ſten Jahre ſterben würde. Da ſprach ſie oft von. Einmal ſagte ſie zu ihrem Herrn: Voici, le tems qui approche, où je dois mourir. Vous ne pouvez pas relier sans femme à cause de votre rang et de votre devotion, dites moi, je Vous prie, qui épouserez Vous? Er antwortete:

tete: l'espere que Dieu ne me punira jamais assés pour Vous voir mourir, et si ce malheur devoit m'arriver, je ne me remarrierois jamais, car dans huit jours je Vous suiverai au tombeau.. Das iſt juſt geſchehen wie er es geſagt hat, denn den 7ten Tag nach ſeiner Gemalin Tod iſt er auch geſtorben. Was ich da erzähle iſt kein Mährchen, ſondern gar wahr; ſie war auch friſch, geſund und luſtig, da ſagte ſie oft: il faut bien que je me rejouiſſe, puis que je ne me rejouirai pas long tems, car je mourrai cette annee. Ich meinte es wäre Verirung, aber es hat nur gar zu wohl eingetroffen. Wie ſie krank wurde, ſagte ſie gleich, daß ſie nicht davon kommen würde. (29. Sept. 1718.)

3) Monſieur le Dauphin liebte ſeine Gemalin von Herzen, ſie lebte wohl mit ihm, aber verliebt war ſie gar nicht von ihrem Herrn, und ſahe ihn eben wie andere Leute; denn der gute Herr hatte eine abſcheuliche Taille, das Geſicht war auch das ſchönſte nicht; aber ich glaube, daß ſie von ſeiner großen Liebe touchirt geweſen, denn es iſt gewiß, daß man keine größere Paſſion kann für einen Menſchen haben, als dieſer Herr für ſeine Gemalin gehabt hat. (6. März. 1716.)

4) Er hatte viele gute Qualitäten, war ſehr Charitable, hat manchen Officier geholfen, daß es niemand gewußt. (3. Aug. 1717.)

XXII. Türenne.

Der Marechall de Turenne war ein großer General und geſchickter Mann im Krieg, aber ein gar ſchlechter Mann bey Hofe. (13. Jul. 1716.)

XXIII.

XXIII. Baron von Goerz.

Der lange Görz *), so ich hier gesehen, siehet hoffärtig aus, hat eine schlimme Physiognomie. Ich glaube nicht, daß er eines guten Todes stirbt. (9. Dec. 1718.)

XXIV. Louvois.

1) Mr. de Louvois war gar vom bösen Naturell. Er haßte seinen Vater und Bruder, und die waren meine guten Freunde; also muste ich ihre Iniquität tragen, und was seinen Haß vermehrt, war, daß er meinen Herrn Vater übel tractirt hat, also wohl wußte, daß ich ihn nicht lieb haben konnte. Ihm war bange ich möchte mich rächen, drum hat er allzeit den König gegen mich aufgestiftet, und das war das einzige Stück, indem er einig mit der alten Zott war. (10. Aug. 1717.)

2) Ich glaube, daß Louvois mit unter der Decke gespielt hat, wie [Langhals] Langhans und Winkler meinen armen Bruder seel. ums Leben gebracht haben. Denn wie der König die Pfalz genommen, hat ich, man möchte doch den Langhans und Winkler im Verhaft lassen; der König befahl es, aber Louvois gab Contreordre, und stellte sie gleich auf freien Fuß. Aber unser Herr Gott hatte meinen armen Bruder selber gerochen [gerächt], denn Langhans ist in einer abscheulichen Schwerenoth gestorben, und Winkler ist toll geworden, und hat sich selber den Kopf entzwei geschlagen. (17. Aug. 1717.)

3)

*) Die Vorhersagung traf zu. Der hier beurtellte war der bekannte Baron von Goerz, Freund Carls des XII. ermordet 23. Febr. 1719.

3) Daß der König den Louvois mit Worten hart traktirt, das iſt wahr; aber daß er ihn hat ſchlagen wollen, das iſt gar gewiß nicht wahr; das war der König nicht capabel. Louvois war zwar ein Teufel, rauh und impertinent, aber er hat dem König wohl und treu gedient und beſſer als keiner, er hat ſich ſelber aber dabei nicht vergeſſen, und ſeine Hand ſtark gemacht. (1. Octobr. 1717.)

4) Louvois diente dem König wohl, aber es war auch ein abſcheulicher böſer Mann. Er glaubte wohl an den Teufel, aber nicht an unſerm Herrn Gott. Er glaubte an alle Wahrſager, aber brennen, ſengen, vergiften, lügen und trügen das koſtete ihm nichts. (23. Jul. 1720.)

5) Louvois hatte ſich abſcheulich bei allen Menſchen verhaßt gemacht durch ſeine Brutalität und unhöfliche Antworten, denn er hatte alle Menſchen geſcholten mit gar plumpen Worten. Es war ein gar unhöflicher, rauher häßlicher Geſell. (19. October, 1717.)

6) Der Louvois war ein verſtändiger, geſchickter Mann, aber böſer als der Teufel ſelber, und hat mich ſehr gehaßt. Ich hatte ihn auch nicht lieb; in ſeinen letzten Jahren hat er ſich doch ein wenig beſſer gegen mich gehalten. Ich bin eine von den letzten geweſen, ſo ihn geſprochen; ich bin doch erſchrocken, wie man mir zu ſagen kam, daß der Mann, den ich eine halbe Stunde vorher geſprochen, und gar nicht übel ausgeſehen, todt wär. (6. Aug. 1720.)

II. Beylage.

Des Kayſerlichen Miniſters und Ambaſſadeurs,

Grafen Philipp von Sinzendorf

Relation

von dem Zuſtande

des Königreichs Frankreich

beſonders deſſen Hof- Cameral- und Kriegsſtaat betreffend.
Nebſt einem Anhang über das damalige Franzöſiſche Hof-
ceremoniel gegen Geſandte.

Nachricht.

Die folgende Relation über viele Details der Hof- und Staatseinrichtungen Ludwigs des XIV. iſt unter dem angeblichen Druckort Cölln 1703. auf 94 S. in 4. erſchienen. Sie iſt nicht nur ſelten, ſondern betrift auch eine Menge ſpezieller Notizen, welche die Gleichzeitigen alle Tage ſehen, wiſſen und deswegen aufzuzeichnen vernachläſſigen, die aber zur anſchaulichen Kenntniß des Zeitalters und zur Erklärung anderer Schriftſteller über daſſelbe vieles beytragen. Den alten Styl zu ändern wäre eine undankbare Mühe. Dieſer Roſt des Alterthums vermehrt den Eindruck der Authenticität. Dieſe ſelbſt aber erweiſt ſich aus den nächſten Verhältniſſen, in denen der Vf. mit den franzöſiſchen Angelegenheiten ſtund, und aus dem Inhalt ſelbſt, welcher überall das Gepräge eines diplomatiſchen Beobachters an ſich trägt, der das Gröſſe und Kleine mit gleicher Wichtigkeit auskundſchaften läßt und auſſammelt. Ausgearbeitet wurde dieſe Relation, wie man aus ihrem Inhalt ſieht, in dem kritiſchen Zeitpunkt, da der Herzog von Anjou ſchon die Regierung der ſpaniſchen großen Hinterlaſſenſchaft angetreten, das röm. Reich aber noch nicht an der Kriegserklärung gegen Frankreich Antheil genommen hatte.

Seite

sich ergießt, wo der Schauplatz des hier erwähnten Krieges war, einen sehr großen See bilde, der wahrscheinlich dieser Ozolimne ist.

158. Der Graf von Flandern der eben damahls.

Der Graf von Flandern, hieß Robert Frisius, der fast zwölf Jahre vor Anfang der Kreutzzüge mit vielen Schätzen nach Jerusalem wahlfahrtete. Er unternahm die Reise ins Gelobteland im Jahr 1085, und war 1089 noch nicht zurück gekommen.

160. Von Kypsella giengen die Scythen.

Kypsella ist eine Stadt in Thrącien am Fluß Hebrus.

160. Den ehrenvollen Namen Archontopuli.

Die Franzosen, Italiener, Spanier, Engländer und andere abendländische Nationen, theilten ihre Edlen in drey Klassen: in Barone, Ritter und Domicellen oder Schildträger. Diese Gewohnheit ahmten auch die Byzantiner nach. Ueberhaupt hießen die Edlen und Magnaten des Constantinopolitanischen Hofes Archonten, ihre Frauen Archontissen, und die Vornehmsten unter ihnen, die Verwandte des Kaisers waren, oder Vorzüge der Geburt, des Standes und der Würde hatten, (die im 8. B. S. 172 durch angesehene Personen ausgedruckt sind) oberste Archonten. Diejenigen Archonten, welche weder bey Hofe, noch bey der Armee angestellt waren, und vorzüglich die Söhne der Archonten, die ihrer Jugend halber noch keine Stellen bekleideten, hießen Archontopoli. So wie auch bey unsern Vorfahren, Ritter und Edelleute Domini (Herrn hießen. Domicelli (Herrchen aber, wenn sie noch keinen Rang im Kriegeswesen hatten.

161. Mit der edeln Leibwache.

Aus mehrern Stellen wo Anna auf diese anzuspielen scheint, kann man so viel abnehmen, daß sie aus edlen Jünglingen die am Hofe erhalten und erzogen wurden (was ohngefähr bey uns Pagen sind) bestanden, und eine Garde von 300 Mann ausgemacht haben, deren Chef der Kaiser selbst war.

Ausführliche Relation
eines fürnehmen ministri,
die gegenwärtige Beschaffenheit des Französischen Hofes und Königreichs betreffend.

Obwohl in meinen unterschiedlichen Relationen ich die Beschaffenheit des Französischen Hofs und Königreichs auf das eigentlichere vorzustellen, mich bemühet; so ist mir dennoch vorkommen, daß dieselbe in gegenwärtiger kürzeren Verfassung so viel gütiger würde angesehen werden, so viel mehr Umstände, welche nicht anders, als durch große Aufmerksamkeit und lange Experienz zu erforschen, derselben beygerückt sind. Diesemnach möchte das Vorträglichste seyn, in kurzem von der Nation, dann von des Königs, der ministrorum und jeder in einigem Ansehen sich befindenden Personen zu reden, hernach auf die Cameral-Einrichtung zu fallen, welche die Seele eines Staats, und nervus rerum gerendarum nicht ungleich genannt wird; dabey das militare zu berühren, und weiters die gegenwärtige Maximen und Absehen darzuthun; endlich von des Königs Descendenz und einigen Prinzen von Königl. Geblüt zu melden; da die übrige politische

Regierung dieſes Königreichs in vielen Büchern zu finden iſt.

Gemeldter maßen anfänglich von der Nation zu ſprechen, gleicht dieſelbe noch in vielen dem Abriſſe, welchen der tapfere und kluge Julius Caeſar von ihr gemacht, als in der Leichtſinnigkeit, der Liebe zu Veränderungen, in der geſchwinden Reſolution, ohne allzugroße Urſache einen Krieg anzufangen, in der Uebereilung und oftmaligen Unbedachtſamkeit ihrer Rathſchläge und Entſchließungen; ja auch hierinn, daß ſie zwar mit friſchem und beherztem Muth einen Krieg anfähet, bey entſtehendem Unglück aber denſelben bald ſinken läßt, auch ſolches zu übertragen unkräftig iſt, vornemlich da ſie in einem unglückſeligen Treffen die Stärke ihres Feindes empfindet; und endlich in dem, daß ſie zwar gelehrig, nicht aber ſo geſchickt iſt, neue Hauptdinge ſelbſten zu erfinden. Sonſten liebet ſie den Krieg über alles, und gleichwie ſie vor dieſem, ihre Freyheit zu verfechten, alles das ihrige daran geſetzt, alſo opfert ſie anjetzo daſſelbe auf, um ihre verſeſſelte Unterthänigkeit beyzubehalten; wäre dieſemnach nicht unbillig zu ſagen, ut olim ſtudio libertatis, nunc exemplo ſervitutis conſpicui.

Der König iſt jetzt von dem 5. Septembr verwichenen 1701 in ſeinem 64. Jahre, ſeine Leibes-Conſtitution iſt wohl gebildet und ſtark, von einer über das ordinaire ſich erſtreckenden Höhe, die Lebensart iſt zwar in allem einen Tag wie den andern regulirt, doch aber in der Speiſe, vornehmlich des Abends, ſo übermäßig, daß der Königl. proto-medicus vor unumgänglich erachtet, ihn alle 4 Wochen zu purgiren. Dieſe wiederholte von der Natur erzwungene Evacuationen ſollten nicht ohne Urſach mit der Zeit einen Schlagfluß befürchten machen; vornemlich da in die 2 Jahre da-

her

ber das podagra nicht ſtark mehr angeſetzt. Was ſonſt ſeine Tugenden, Untugenden und Thaten anbelangt, ſo ſollte man ihm beſſer den Zunamen eines Glückſeligen, als Großen, zulegen; und obſchon, des Saluſtii Sagen nach, vigilando, agendo, bene conſulendo proſpera omnia cedunt, mittelſt der Wachſamkeit, des Arbeitens und wohlgegründeten Rathſchlägen alles glücklich ergehet; ſo iſt doch unfehlbar, daß jenes, was die Heyden das fatum, wir die obere Diſpoſition nennen, durch unvermerkte Wege die Weltläufte leitet. Wie nun eine und andere aus Blindheit zur Franzöſiſchen Größe gewürkt, iſt in der Welt genugſam bekannt, und hiemit die von mir proponirte Folge ohne großem Widerſpruch feſt zu ſetzen. Ich verlange hierdurch des Königs partes (Anlagen) nicht zu verkleinern, dann die Wahrheit das Beſte ſeyn muß, was ich in gegenwärtiger Schrift vorzutragen. Will ihm alſo ſeine beſtändige Application, Geſchwindigkeit und Luſt, ſo er in den Geſchäften findet; ſein gut erleuchtetes judicium, welches doch mit keiner einzigen Wiſſenſchaft oder literatur geziert iſt; die Beſtändigkeit in ſeinen gefaßten Entſchließungen; die Klugheit, ſo er in Mäßigung der Autorität deren, welchen er ſich vertrauet, erweiſet; und daß er, während ſeiner Liebe, die von ihm geliebte Perſonen, (wiewohl dieſes bey der Madame de Maintenon einige Ausnahme leidet,) ſich weder in Staatsſachen einmiſchen, noch von Luſtbarkeiten mit Hindanſetzung ſeiner Geſchäften ſich ſelbſt habe einnehmen laſſen, nicht benehmen. Seine in Perſon verrichtete Kriegs-Expeditiones und übrige Thaten, die Vergrößerung der Religion, ſeine ſcheinbare Moderation, dann die erzeigte Freygebigkeiten, ſind alle ſeiner perſönlichen Ehrſucht zuzuſchreiben, welche er in allen Entſchließungen, die auch ſeinen Staat betreffen, der-

gestalt ansieht, daß er mehr beherzigt, was seine eitele Ehre, als das Beste seines Königreichs erfordert; also billig zu glauben, daß unter den Ursachen zu Acceptirung des Spanischen Testaments gewesen, damit man, nach dem Exempel des Nero, der sich durch eine medaille, mit der Ueberschrift, Rex Parthis datus, groß machte, eine gleichförmige mit den Worten, Rex Hispanis datus, möchte schlagen können. In diesen der wahrhaften Tugend höchst nachtheiligen Gedanken haben ihn die übermäßige Schmeichler, als die ärgste den Höfen zustoßende Pest, immer erhalten, und dahin verleitet, daß er die den heydnischen Gebräuchen gleich nicht allein aufgerichtete, sondern mit unchristlichen Ueberschriften geehrte Statüen, als einen seiner Glorie schuldigen Tribut, so aufgenommen, als wann der Nachruhm in dem todten Metall besser, dann in den Herzen der Menschen, zu verewigen wäre. Er hat sich leichterdings einreden lassen, daß die Königl. Gewalt in Einrichtung der despotischen Regierung bestehe, daß das Blut und Gut seiner Unterthanen, zu Ersättigung seiner Ambition, oder zu dem nachtheiligen Schein seiner unbeschreiblichen Magnificenz, könne verwendet werden. Wiewohl nun nach diesem Ursprung die meiste seiner Actionen gerichtet werden; so kann man nicht unterlassen, die beflissene Verwaltung der Gerechtigkeit, vornehmlich in criminalibus, die genaue, durch das ganze Königreich veranstaltete, zu dem sichern und förmlichen Leben nöthige Policey, die Lobsprüche, so er den Wohlverdienten zulegt, die gute Art, mit welcher er die geleistete Dienste belohnt, die Freundlichkeit, mit welcher er den Fremden begegnet, zu loben. Dabey ist wieder zu bemerken, daß er die mit großem Verstand begabte Personen nicht gerne sieht, welche, wann die Noth ein anders nicht erfordert, den schlechtern niemahls vorgezogen werden. Er

hat

hat zwar allezeit die Oberhand ſeiner miniſtrorum gefürchtet, ſolcher aber nie entgehen können, ihnen jedoch die nöthige und ihren Dienſten zukommende Gewalt nie geſchmälert. Damit aber die Welt alles ihm zuſchreibe, ſo hat er ſein gegenwärtiges miniſterium mit eines theils jungen, andern theils unerfahrnen ſubjectis beſetzt, und als wann der Verſtand mit den Reichthümern ſich ererbete, dem Marquis de Torcy, als des abgelebten Marquis de Croiſſi Sohn, in dem dreyßigſten Jahre ſeines Alters die fremde Sachen; dem Pont Chartrain, des Canzlers Sohn, das Seewesen; dem Marquis de la Vrilliere, des Chateauneuf Sohne, die väterliche charge; dem verſtorbenen Barbelieux in dem 23ten Jahre gleichfalls ſeines Vaters Stelle, nemlich die militaria, anvertrauet, ſolche vorm Jahre aber dem Monſ. de Chamillard auch noch übergeben, welcher nicht lange vorhero erſt, anſtatt des nunmehrigen Canzlers de Pont Chartrain, Controlleur des finances geworden war, ohne daß dieſer gute Mann die geringſte Wiſſenſchaft von den Kriegsſachen gehabt. Der la Vrilliere und junge Pont Chartrain ſind Secretaires d'Etat mit Verwaltung der in dem Königreich ihnen zugetheilten Provinzen, und hierinn ſo weit denen zwey andern gleich, welche auch ſolche Departements haben, ſie ſind aber dabey nicht miniſtres d'Etat, wie der angezogene Torcy und Chamillard, welche nebſt dem Duc de Beauvillier und dem Canzler de Pont Chartrain vier ſolche ausmachen. Dieſer letztere jedoch wird vi officii zu den geheimen Rathſchlägen nicht gelaſſen.

Der Duc de Beauvillier, ehemals Gouverneur von den dreyen, nun von den zweyen Königlichen Prinzen, iſt ein ehrlicher, gerechter, emſiger und tugendhafter Mann, doch von keiner ſonderbaren Wiſſenſchaft, noch

von einem sehr erleuchteten Verstande; er versiehet und präsidirt, neben seinem Gouvernement, Charges und habenden Pensionen, den Finanzen-Rath, so daß wiewohl der Controlleur General de Chamillard die völlige Disposition hat, er doch die erste Person mit einer obern Influenz abgiebt.

Der Canzler de Pont Chartrain soll viel Verstand, doch nicht die geringste Kenntniß von den fremden Sachen haben. Torcy ist in keinen Gesandschaften gebraucht, doch von seinem Vater an alle Höfe, als ein Reisender, verschickt worden; er hat viel Wissenschaft von den Weltläuften, so viel man nehmlich deren durch Relationen erwerben kann, ist von einer großen Emsigkeit, wenig reden, verschwiegen und so vorsichtig, daß er sich selbst fast nicht zu trauen scheint.

Mit Chamillard bin ich nicht besonders bekannt gewesen; doch habe so viel von ihm vernommen, daß er ein tugendliebender, ehrlicher, arbeitsamer und von seinem Glück nicht eingenommener Mann sey, der wenig Wissenschaft von Geschäften habe, doch etwas mehr von den Finanzen, hingegen gar nichts von dem Kriegswesen verstehe, so daß er mit jedermanns Verwunderung die zwey wichtigsten Stellen, welche zwischen Louvois und Colbert getheilt gewesen, versieht.

Der Ursprung seines Glücks ist, daß er mit dem König auf dem Billard gespielt und nachgehends von der Mad. de Maintenon zum Verweser ihres Stifts zu St. Cyr erkiest worden, die ihm nachmals zu diesem weiteren Aufnehmen verholfen. Bleibt also nun von ihr zu reden übrig, als einer Person, welche am meisten des Königs Gemüth eingenommen. Man kann sie denen vorigen Maitressen nicht vergleichen, denn sie

hat,

hat, unter dem wahren oder falschen Vorwand der Andacht, den König, welcher allezeit, anjetzo aber mehr als nie, zu derselben, nicht sowohl aus Liebe zu Gott, als wegen Furcht der Strafe, geneigt gewesen, so eingenommen, daß kein Mensch an der heimlichen, Frankreichs Gebrouche nach, celebrirten Ehe zweifelt. Sie hat viel Verstand, und weiß sich dessen so zu gebrauchen, daß sie ganz unvermerkt den König, der alles allein zu thun vermeint, regiert. Sonst ist gewiß, daß sie zum Frieden geneigte Gedanken aus unterschiedlichen Ursachen führt, insonderheit um dem König Mühe und Unlust zu ersparen. Doch ist zum Exempel nicht zu vermuthen, daß sie leichtlich um Friedens willen zu Cedirung einiger der Spanischen Monarchie gehöriger Provinz einrathen wird; zumahl da sie selbst, um die Liebe bey der Königl. Familie zu erhalten, und weil sie aus falschen principiis geglaubt, man werde keinen Krieg anfangen können, ihren Rath zu Annehmung des Spanischen Testaments gegeben. Sonst erhält sie sich mit einer unbeschreiblichen Eingezogenheit, sie hält auf keinen äusserlichen Pracht, meidet alle Communication mit fremden ministris, und sucht alles auszufinden, was dem König angenehm seyn mag. Woraus ihre Klugheit und Geschicklichkeit zwar genugsam abzunehmen, welche dennoch dem Fehler der Ehrsucht nicht zu entgehen vermag; denn eine von denen größten Ursachen, warum sie zu Schließung des letzteren Frieden so viel beygetragen, war, daß sie vermeinte, sie würde, wo der König in abgehender Kriegsgefahr, die Prinzen seines Geblüts und ganze nobiello nicht so viel mehr zu betrachten hätte, unfehlbar zur Königin erklärt werden. Und dieweil der nun von Hof geschafte Erzbischof von Cambray mit den PP. S. Jelo die Meinung wider den Erzbischof von Paris geführt, daß der König im Gewissen ob rationes publicas

nicht schuldig sey, die Heyrath zu publiciren, und daß das malum scandali in einem Königreich, wo die clandestina matrimonia zugelassen, bey weitem nicht so nachtheilig sey, als die Publication einer so ungleichen Ehe; so ist sie dem ersten so aufsätzig worden, daß sie endlich sein Unglück zuwege gebracht, den letzteren aber so empor gezogen, bis sie ihm den Cardinal-Hut und des Königs große Confidenz erhalten, also daß der Pater de la Chaise, welcher vi officii, als Königlicher Beichtvater, die subjecta capacia zu vacirenden Beneficien dem König allein vortragen soll, selbe anjetzo oft nur pro forma benennet, und des Cardinal de Noailles Recommendation das meiste dabey thut.

Diese bisher angeführte sind diejenige, die dem König am Innersten umgeben, und ob er gleich diejenigen, die mit ihm auferzogen, als den Duc de la Rochefoucquault, der einer von den vier Kammerherrn und Obristjägermeistern ist, den Comte d'Armagnac, so Obriststallmeister ist, lieb hat, und mit großen Erzeigungen begnadet, so influiren sie doch keineswegs in den Geschäften, sondern es muß sich ein jeder befriedigen, seine charge mit des Königs sonderbarer Gnade zu bedienen.

Ich habe des Königs Geschwindigkeit, Emsigkeit und Freude, so er bey den Geschäften findet, angemerkt; solche sind insonderheit daraus abzunehmen, wie er seine Zeit des Tags und die Wochen durch ausgetheilet.

Morgens um 8 Uhr, vor welcher Zeit ordinari der König erweckt wird, pflegt man eine Flügelthür seiner Schlafkammer aufzusperren, da dann diejenige erstlich hinein gehen, so die Erlaubniß haben, ihn noch im Bett

Bett zu ſehen; welches, wie auch, wenn der König aufſteht, und ſich das Unterkleid geben läßt, petit levè genennet wird. Hernach öffnet man die Thür für alle Einheimiſchen und Fremden, denen zuſtehen kann, ins Zimmer zu treten, und den König völlig ankleiden zu ſehen. Nach genommenem Frühſtück, ſo anjetzo in dem the oder andern getrockneten und mit warmen Waſſer gekochten Kräutern, als Salbey ꝛc. genommen wird, verrichtet er ſein Gebet; von da begibt er ſich in ſein Cabinet, wo er eine halbe Stunde die fremde miniſtros oder andere Nothwendigkeiten anzuhören pflegt; dann in die Meſſe; endlich in den Rath, der von 10 Uhr bis 1 Uhr dauert.

Montags alle 14 Tage wird, wie ſie es auf Franzöſiſch nennen, le conſeil des depeches gehalten, wo nur die ordinari Landesſachen, bey welchem der verſtorbene Duc d'Orleans ſich allein befand, obwohl ſonſt auch der Dauphin dabey erſcheinen kann, vorkommen: Auch iſt alle Montag (ſo der conſeil des depeches nicht einfällt) der Staatsrath, dieſer aber die Wochen viermahl, als am gemeldten Montag, Mittwoch, Donnerſtag und Sonntag, in dieſem kommen bloß die publica vor. Dienſtag und Samſtag le conſeil royal des finances, wo die cameralia expediert werden. Dann ein anderer geheimer Rath conſeil des parties genannt, wird unter der Direction des Großcanzlers Nachmittag gehalten, in welchen aber der König nie kommt, ſondern nur ſein leerer Seſſel ſteht, wo die proceſſus civiles in reviſorio vorgetragen werden; denn in criminalibus ſprechen die Unterrichter, um geſchwinderer Expedition willen, ſine appellatione, wozu in civilibus nicht alles ad reviſionem kommt. In dieſem Rath ſind auch drey geheimde Räthe, die man als Staatsperſonen Conſeillers d'Etat d'Epee nennt.

Freytags le conseil de conscience, wo der P. de la Chaise die Sachen der beneficiorum und subjecta pro beneficiis capacia vorträgt; wobey zu bemerken, daß in diesem Rath keineswegs die casus conscientiae, oder was der König im Gewissen zu unternehmen befugt sey, behandelt werden.

Damit sich aber der König mehrers von den unnöthigen negotiis entschlagen, und der vornehmeren abwarten könne, so werden in der ante-camera auf einen expresse gestellten Tisch die memorialia von einem jeglichen hingelegt, die ein Staats-Secretarius, neben des Königs leeren Lehnsessel auf der linken stehend, sowohl annimmt, als auch über 8, oder 14 Tage längstens, einem jedweden die Antwort ertheilt. Welcher nun von den vier Staats-Secretarien das eingereichte Memorial bekommen, der pflegt die nächsten 8 Tage darauf dasselbe nebst dem Königl. Bescheid den Partheyen wieder zuzustellen.

Wenn der König sich des Mittags zu Haus hält, so läßt er ein oder andere ministros berufen; fährt er aber spatzieren, oder auf die Jagd, so wird er allezeit, keinen Tag ausgenommen, über dem in der Frühe gehaltenen Rath, nachdem er des Abends gegen 5 oder 6 Uhr zurück gekehrt, 4 oder 5 Stunden nach einander mit seinen ministris, in unterschiedlichen nach den Tagen ordentlich abgetheilten Sachen arbeiten: Als einen Tag mit de Chamillard in Sachen die Finanzen betreffend, den andern in Kriegssachen, auch wohl bisweilen zugleich in den ausländischen Affairen mit de Torcy, oder mit einem andern Minister in den einheimischen Sachen; und dieses allezeit in der Mad. de Maintenon Zimmer, wo das, so früh im Rathe beschlossen, unterschrieben wird, auch nach verlesenen

ein-

Seite

165. Und von ihm zur Würde eines Protonobilissimi erhoben wurde.

Dieß war eine Würde am Constantinopolitanischen Hofe, von der eine Familie in Neapel den Namen führt, vielleicht weil einer ihrer Anherrn diese Würde erhalten hatte. Es gab dergleichen Würden mehrere die bloß durch die mit ihnen verknüpften Pensionen, und den Rang den sie gewährten, geschätzt wurden. s. B. 3. S. 70.

166. Während welcher Zeit er dem Bolkan.

Bolkan, Belkan, oder Wolkan, Zupan von Rossien, welches er als ein Lehn vom Bodin, König von Servien und Dalmatien erhalten hatte.

166. Nach diesem Vorgang trafen die maniacatischen Lateiner ein.

Maniacatische Lateiner, oder Normannen, welche ehedem unter Maniac (1. B. S. 17.) in Italien und Sicilien gedient hatten, und deren viele vor, und nach Roberts Tode in kaiserlichen Diensten gestanden.

172. Daß ein Theil des Scythischen Heeres nach Chörobachi zöge.

Chörobacchi, eine Stadt zwischen Constantinopel und Adrianopel am Fluß Mela in einer Ebene gelegen, die zum Lagerplatz sehr geschickt war.

180. Bis er den erwarteten Succurs aus Rom.

Vielleicht erwartete er Hülfstruppen vom Pabst Urban II. der ihn 1089 vom Bann durch seine Legaten loßsprach, und auch, wenigstens nach diesem Kriege, mit ihm ein Bündniß schloß.

181. Wollen wir entweder Fleisch von Wölfen oder von Schafen essen.

Das heißt: wir wollen sehen ob wir es mit Wölfen, oder mit Schafen zu thun haben.

185. Der

eingelaufenen Relationen, fürgestellten Projecten, und überreichten Memorialen, die Materien, so des andern Tags im Rath wieder vorkommen sollen, vorbereitet, nicht weniger diejenigen Sachen, die nicht von großer Wichtigkeit zu seyn scheinen, daß darüber erst ein ganzer Rath zu halten wäre, oder die auch um ihrer Wichtigkeit halben keinen Zeitverlust leiden, beschlossen und ausgefertigt, oder bis zu reiferer Berathschlagung ausgesetzt, und immittelst die Anordnungen, was in selben bis dahin etwa zu thun seyn möchte, gemacht werden.

Zu diesem in generali vorgelegten System gehört nun, das cameral- und militare weiters zu untersuchen. Was das cameral anlangt, ist dasselbe von Henrici IV. Zeiten her auf ein solches immensum gewachsen, und bey dem jüngstverwichenem Kriege um ein so unglaubliches gesteigert worden, daß es unbegreiflich scheint. Wenn man aber die unter diesem König erbauete Vestungen, angerichtete Lusthäuser und Gärten, den großen Pracht, und die wider so viele Potenzen zu Wasser und zu Lande ausgeführte Kriege betrachtet, so muß man nothwendig schließen, daß der modus gefunden worden, die zu solchen Ausgaben nöthige Geld-Summen aufzubringen. Wobey anzumerken, daß die erschreckliche in Frankreich angestellte executiones bey diesem im Cameral-Wesen eingerichteten vortrefflichen modo nicht so nöthig wären gewesen, wenn nicht des Königs unbeschreibliche Hoffahrt für seine Pracht und Lust so viel in Kriegs- und Friedenszeiten angewendet hätte. Weil aber alles zu bestreiten anders unmöglich war, hat man zu diesen dem Volk höchstschädlichen extraordinari erpressenden Mitteln schreiten müssen.

Der

Der erſte cameral-fond iſt durch den Duc de Sully unter Henrico IV. gemacht worden; dieſer fand durch die einheimiſche Kriege und vorhergehende ſchlechte Regierung das Königreich in einem ſolchen verarmten Stande, daß Henricus IV. geglaubt, der Duc de Sully habe ein Unerſchwingliches gefunden, wie er ihm 20000 Thlr. monatlich zur Armee überſchickt. Als aber nachmals durch deſſelben Königs kluge und tapfere Regierung ſeine Königl. Gewalt mehr und mehr befeſtigt worden, ſo hat hierdurch auch das Cameral Weſen immer mehr und mehr zunehmen können, bis endlich der Cardinal de Richelieu unter Ludovico XIII, der die Königl. Einkünfte 35 Franzöſiſche Millionen ſtark gefunden, bis auf 57, und dann endlich Colbert unter der Regierung des jetzigen Königs bis 120 Millionen ordinari Einkommen gebracht. Zu welchem aber ſo viele extraordinari Mittel und Anlagen, ſo nach Beſchaffenheit der Zeiten ausgeſchrieben und angelegt werden, gekommen, daß in dieſem letztern Kriege die ganze ſumma der Einkünfte einmal hundert ſieben und achtzig Millionen ausgetragen, wie im folgenden zu ſehen ſeyn wird.

Die Maximen in dem camerali ſind, die Königl. Einkommniſſe erſtlich ad unitatem, zweytens auf ein gewiſſes und ſicheres zu reduciren, und dann drittens den Cameral-Beamten die nöthige Autorität zur Execution zu überlaſſen. Die unitatem halten ſie für nöthig reſpectu desjenigen ſowohl, der die Obſicht hat, als reſpectu der caſſa, zu welcher die Gelder geliefert werden. Reſpectu des Dirigenten, weil unumgänglich, daß einer das völlige camerale dirigire, da derſelbe den Unterſchied der Contribuenten, den Behuf der Länder, die Einrichtung des commercii, welches von einer Provinz zur andern läufig werden muß, zu

con-

conſideriren hat. Wenn verſchiedene directiones ſich befänden, würden nothwendig Hemmungen, Widerſpenſtigkeiten, Eigennutz und Unordnungen folgen, welche die vortrefflichſten projecte und Anſchläge, mit größeſtem Ruin des Cameral Weſens, vernichten würden. Reſpectu der calla iſt die unitas nöthig, um die Unterſchleiſe, ſo durch abgeſonderte Kaſſen geſchehen möchten, zu verhindern, da viel leichter zu ſehen iſt, welchergeſtalt aus dieſer general-calla die Gelder repartirt werden, als wenn abgetheilte Kaſſen ihre unterſchiedliche Ausgaben haben.

Zu den gewiſſen und ſichern Einkommen haben ſie die fermes oder Verpachtungen aufgerichtet, wodurch ſie dergeſtalten die Einkünfte verſichert, daß obgleich da und dort wegen unverhoffter oder in dem Contract excipirten Zufälle 2, 3 bis 4 Millionen abgehen, es doch keine hauptſächliche Veränderung in dem ordin. Syſtem verurſacht; wobey dennoch aber, wie die hernachfolgende Rubriken ausweiſen, zu betrachten, daß nur die ſteigende und fallende Gefälle, um die Unterſchleiſe zu verhindern und ein Gewiſſes zu machen, verpachtet werden.

Nach dieſen principiis regiert der Controlleur general des finances mit den ihm ſubordinirten Officiers und Threſoriers das völlige camerale. Und weil das ganze Königreich in zweyerley Art Länder vertheilt iſt, in deren einem Theile, als nemlich in Bretagne, Bourgogne, Dauphine, Provence, Languedoc, Artois etc. die Stände das Nöthige verwilligen; in dem andern aber der König autoritate regia die Contributionen ausſchreibt; ſo befindet ſich in dem erſtern Theile überall ein Threſorier, der das verwilligte quantum von den Ständen einzieht und zu der general-calla liefert; in dem andern aber, welcher in ſogenannte

Gene-

Generalitäten abgetheilt iſt, ſind zwey Threſoriers. Dieſe fordern eigenmächtig die ausgeſchriebene Impoſten ein, und wechſeln alle Jahre ab, da denn indeß daß der eine adminiſtriert, der andere ſeine Rechnung abführt. Worinn aber die Einkünfte eigentlich beſtehen, die ſich für ord. auf 120 Millionen höchſtens erſtrecken, und wie hoch ſie anno 1695 ſowohl in ord. als extraord. belaufen, kann aus nachfolgender Specification, die mir von einer vertrauten Hand bey den Finanzen communicirt worden, ziemlich erſehen werden. In welchem vor gemeldten Jahre die Königl. Einkünfte, vermöge gehaltener Verrechnung bey der Königl. Kämmer, nach Abzug aller Unkoſten im ganzen Königreich, als der Officier Beſoldungen, bezahlten Renten, Lehen, (wie dann der König anno 1692 die freye Lehen wiederum eingezogen, und den Lehenträgern dafür nur gewiſſe Gelder bezahlt) milde Gaben und anders, ſo auf die im Königreich ausgetheilte General-Einnehmer-Aemter angewieſen ſeyn, ſich auf eine ſumma belaufen von

187'552,201 Livres 16 ſols 4 pf.

Wie dieſe ſumma der einhundert ſieben und achtzig Millionen fünfmal hundert zwey und funfzig tauſend, zweyhundert und ein livres, 16 ſols, 4 pf. bey dem Königl. Obriſtſchatzmeiſter von den General-Einnehmern der Königl. Ordinar-Gefällen, den General-Einnehmern der ausgeſchriebenen und in den Pais d'Etats verwilligten Auflagen, den General-Einnehmern des Holzverkaufs eingangen; was die General-Caſſire der zufälligen Gefälle, die General-Pächtere und andere, ſo alle ihre Gelder von dem übergebliebenen Ueberſchuß, nach dem gemeldten Abzug, dahin bringen müſſen, baar eingeliefert, wie nicht weniger, was die Kopfſteuer ertragen, erweiſen nun folgende Rubriken:

Paris

	lb.	sols	rf.
Paris	1948004	17	10
Soissons	450020	7	10
Amiens	610483	19	8
Chalons	953048	11	4
Rouen	1288807	17	—
Caen	1195178	4	5
Alençon	975288	10	10
Orleans	1137331	11	3
Tours	1946586	15	5
Bourges	328754	6	8
Moulins	918950	11	6
Poitiers	1407381	17	8
Limoges	1175169	11	4
la Rochelle	890022	11	10
Rion	2222886	14	11
Lion	911935	18	3
Grenoble	1086688	18	1
Bourdeaux	29 7017	1	8
Montauban	2433918	18	2
Montpellier	1409	7	3
Provence	1316	—	1
Bretagne	100000	—	—
Bourgogne et Bresse	207059	19	10
Comte de Bourgogne	703000	—	—
Mez	154888	19	9
Artois	7891	13	4
Flandre	1089451	15	4
	28338145	19	9

Wegen der Königl. Domainen und Holzabgebung *) durch das ganze Königreich haben erlegt:

Paris

*) Der König hat nicht allein eigene Wälder, so forets royales genannt werden, sondern auch den Holzschlag in einigen Particular-Wäldern.

	lb.	sole	pf.
Paris und Blois	139895	—	6
Soissons	10148	—	4
Amiens	15067	16	4
Chalons	2503	2	7
Rouen	111686	12	4
Caen	46307	7	—
Alençon	54850	3	11
Tours	8855	5	5
Bourges	1024	5	2
Moulins	3311	6	6
Poitiers	23398	2	5
Limoges	4679	8	3
Montauban	6975	18	6
Toulouse	40867	18	9
Mez	80999	6	3
Bretagne	27264	2	6
Flandres	248682	4	7
	837511	111	3
Vom Impoſt, die Taillen *) genannt	12150	10	—
	849661	11	3

Die fermes generales unies, auf welchen die Beſoldungen der Officiers des cours ſuperieurs, als des Parlament, Chambre des Comtes, cour des aydes, des großen Raths, des Münzweſens, andere Königl. Renten und große Poſten angewieſen, ſo bey Friedenszeiten 63'150,000 lb. gegeben, in Kriegszeiten aber zwey Millionen weniger ertragen, haben in die Königl. Kammer nach Abzug aller dieſer Unkoſten eingeliefert:

21'419,749 | 13 | 4

Item

*) Die tailles ſind eine Gabe, ſo 1549 unter Henrico II. zu beſſerer Verpflegung der ſoldadeſca aufkommen, und jährlich

Item die verpachtete Post, welche mit mehr als 18 Millionen angewiesener Schulden beschwert, nach Entrichtung der Interessen, so sie zu entrichten.

lb.

2973156 • — • —

2439901 • 13 • 4

Verpachtete Gegenhandlung der Notarien, ihrer Acten und gefertigten Instrumenten, (denn von allem, was die Notarien fertigen, wird dem König ein Gewisses bezahlt)

lb.

692350 • — • —

Verpacht Domaine der Königl. Maaß und Gewicht zu Paris 100000 lb.

Item verpacht Inßlet 100000 lb.

So in der Stadt und den Vorstädten Paris gebraucht wird, haben nach entledigten Anweisungen hierauf nicht mehrers in die Cammer erlegt, als 136900 lb.

Verpachter drittel und vierzigster Theil der Mauth zu Lion 340000 • — • —

lb. 1169250 • — • —

Zufällige ordin- und extraordinar- Gefälle.

Von den zufälligen ordinari Gefällen ist das Erübrigte in die Cammer gegangen mit

lb. 678529 • 4 • 6.

Darunter ist begriffen, was von caffe, thé, chocolat, tabac, cacao, vanielle etc. einkommt, so ohne Abzug der wegen darauf haftender Schulden, bezahlenden

schier den dritten Theil von der ordin. Contribution macht, auch von denen, die die taillables zahlen, auf diese Weise entrichtet werden muß.

zahlenden Intereſſen und anders, jährlich ſonſten frey betragen 220000 lb. ?

Item was das Pulver und Solpeter zu Nutzen des Königs gegeben 200000 lb.

Was der vom Mediterraneo bis ad Oceanum gemachte groſſe Canal genutzet 82000 lb.

Die Zehenden, welche von den benefic. beſitzenden Geiſtlichen einkommen, und ſich beloffen haben 960000 lb.

Extraordinaire zufällige Gefälle	23969239	• 18 •	8
Geſchenke u. ſonſt jährl. Gebühr	1801970	• 6 •	1
	25771,210	• 4 •	9

Unter dieſe zwey Poſten werden auch gerechnet die utenſiles des gens de guerre, welche das Land, um quartier frey zu ſeyn, und den auch einquartierten Soldaten für das hier zu Lande ſogenannte Service nichts zu bezahlen, dem König entrichtet 10 Millionen, wird ſonſt auch die Subſiſtance genannt.

Item: Die freywillige Gaben, als: lb.

Der geſammten Geiſtlichkeit		2400000	• •
Der Stände in der Provence		700000	• •
Der Burgundiſchen Stände		300000	• •
Bretagne		1000000	• •
Languedoc		3000000	• •
Bigorre		10000	• •
Valle		7000	• •
Groſſchaft Foix		70000	• •
Artois		400000	• •
Bar	durch den Rußwickiſchen	17000	• •
Nicer	Frieden,	100000	• •
Mons	jetzt abkommen.	162300	• •
Cambreſis		50000	• •
Liste und Veſſeh Vogtey		250000	• •
Tournay und Tournaiſi		5070000	• •

Item

Item was die verkauften Chargen, ertheilte Adels-Briefe, gegebene Privilegien und sonsten anders dem Könige eingetragen.

Von aufgenommenen neuen Capitalien, creirten neuen Chargen, auch andern neuen Erfindungen, sind, nach Abzug der dabey aufgegangenen und verwendeten nöthigen Kosten, in die Cammer eingeliefert worden

8752:456 • 12 • 9

Und hat die Capitation durch das Königreich betragen

18270879 • 6 • 3

(In diesem 1702ten Jahre steigt sie über 32 Millionen)

Was hieran eine jede Generalität, als die Generalität Paris, Soussons, Amiens, Chalons ꝛc. die Provinces und Etats nach ihren sie betreffenden Contingent erlegt, ist alles in der Hauptsumme begriffen. Nur allein will ich specificiren, was für sich bezahlt

Die Stadt Paris	•	1282257 •	8 • 3
Das Parlament zu Paris		115846 •	3 • 4
Chambres des Contes	•	40384 •	5 • •
Cour des Aydes	•	11000 •	• • •
		103793333 •	19 • •
Cour des Monnoyes	•	12000 •	• • •
Le grand Conseil	•	18840 •	• • •
Die Königl. Secretarii	•	48346 •	1 • 8
Bureau des Finances	•	6400 •	• • •

Table de Marbre oder das Gericht über Wasser und Gehölz durch das ganze Königreich 470 • • • •

Chatelet de Paris 10819 • 4 • •

L'Election de Paris, oder das Gerichte über die Schatzung der 5 grossen fermes, und was wegen der Contributionen für Conteziation geschehen können, zu entscheiden 2202 • • • •

Item:

La maiſon royale	263436
Ordin. de guerre	13953
Extraord. et Cavallerie	363000
Marine	80000
Galeres de France	25648

Item die Geiſtlichkeit in den conquetirten, alé:

Clergé de Beſançon	10000
Clergé d'Arras	40000
Clergé de St. Omer	20000
Ordre de Malte	30000
Clergé de Rouſſillon	8000
Clergé du dioceſe de Cambray	30000
Clergé du dioceſe de Tournay	20000
Dioceſe d' Ypre	13000

Uebrigens, weil alle Gelder in die Königl. caſſa, gegen vorhin, wo es nicht geſchehen, eingeliefert werden müſſen, haben dahero ſich erſpahrt 508763. 3. 9.

Vorſtehende Latera hieher gezogen:

lb.	ſ.	vſ.
28388343	19	9
849661	11	3
24392903	13	4
1169230	—	—
678329	4	6
25771210	4	9
103798335	19	—
308763	3	9
187332201.	16.	4.

Erweiſt ſich alſo die Summa der Einkünfte Anno 1695, wie oben angezeigt.

Solche

Seite

185. Der selbst den Schein eines Betrügers nicht an sich dulden konnte.

Ganz anders ist das Urtheil, das die abendländischen Schriftsteller vom Alexius fällen, die ihn einen hinterlistigen Mann schelten, dessen Worten wenig zu trauen war. Selbst aus den Erzählungen der Anna, wo sie aber sorgfältig ihr Urtheil versteckt, können wir hierüber Bestätigung erhalten.

186. Vom Erzbischof der Bulgarey.

Dieser Erzbischof hieß Theopilait, hatte seinen Sitz zu Achris, der Hauptstadt der Bulgarey, und war ein gebohrner Constantinopolitaner, der sich durch seine Schriften, und Commentare über die Bibel bekannt gemacht hat.

200. Daß er einen Episoten hinsandte.

Wahrscheinlich rebellirten die Cyprier, weil ihnen die Auflagen zu drückend fielen. Der Episote sollte also nach Maasgabe des Standes und Vermögens eines jeden Einwohners, die Abgaben bestimmen.

206. Indem er ihnen nicht allein die Purpurschue und Krone nahm.

Sie waren gleich nach ihrer Geburt von ihrem Vater als Kaiser ausgerufen worden.

208. Der Gedächtnißtag des Märtyrers Theodor.

Das ist der achte Februar.

209. Mit seiner jüngsten Halbschwester verheyrathet.

Nicephorus Diogenes hatte drey Halbschwestern. Eudocia Dalassena, seine Mutter gebohr ihrem ersten Gemahl Kaiser Constantinus Lucas drey Töchter, und heyrathet nach dessen Tode den Kaiser Romanus Diogenes, mit dem sie den Constantin, Leo, und Nicephorus Diogenes zeugte. Ihre erste Tochter Anna heyrathete Johannes Comnenus Europolta Kaisers Alexius

Dem General-Caſſirer für die Seewacht
13'738,226 • •

Dem General-Caſſirer der Galeren 4'633,929 2 4

Dem General-Caſſirer zu Unterhalt der Veſtungs-Gebäude 1'843,703. 11. 4

Dem General-Caſſirer zu Unterhaltung der Königl. Häuſer und Luſt-Gebäuden 1'814,027. 14. 6

Dem General-Caſſirer zu Unterhalt der Wege und Brücken in Frankreich pro ordin. 106992. 6. 10

Dem General-Einnehmer zu Unterhalt des Pflaſters in der Stadt und Vorſtadt Paris 43458. 6. 8

In die Königl. caſſa kommen 3'161,720. ' '

Den 5ten Denier von den geiſtlichen Gütern abzuſtatten; (denn von den Renten, die der König nach Abſterben eines Erzbiſchoffen, Biſchoffen ꝛc. von deſſen vacirender Stelle genieſt, giebt er den 5ten Denier wieder) 37515. 3. '

3'242,693. 9. 8.

Summa der Ausgaben bis hieher, welche ſich nach ihren Poſten erſtrecken 128'541,750 lb. 5 ſ. 11 pf.

Dieſe von dem Empfang abgezogen, bleiben noch übrig 59'010,448. 10. 5.

Von welchen neun und funfzig Millionen, zehen tauſend, vier hundert acht und vierzig lb., die vornen ſpecificirte ordinaria auſſer wenigen hin und wieder ſehr verſtärkt worden; auch haben von ſolchen überſchüſſigen Geldern der König Jacob von Engelland ſel. Monſeigneur le Dauphin, die drey Königl. Prinzen, Duc de Bourgogne, Duc d'Anjou und Berri, Duc de Chartres etc. ihren Unterhalt bekommen.

Nicht weniger ſind die Penſionen, welche der König giebt, und auf 10 Millionen ſteigen ſollen, die 30 Millionen Renten und drüber auſm Rathhaus zu Paris,

Paris, von denen über 600 Millionen alten und neuen darauf haftende Schulden zu bezahlen, die Gesandschaften, Recompensen, Reis-kosten, Courir-Gelder, Geschenke, heimliche Ausgaben bey unterschiedlichen Höfen, und mehr anders entrichtet worden. In allem ist der König über 800 Millionen schuldig, also daß außer den 600 Millionen aufm Rathhause noch 200 im Königreich herum stecken.

Affaires extraordinaires par traité et sans traité.

Hierbey habe ich nicht unrecht erachtet, in kurzem zu entwerfen, was der König in zehen Jahren, während des vorigen Kriegs von 1689 bis 1699 inclusive, für Cameral-Mittel zum Behuf seiner Ausgaben erfunden, welche dividirt werden in so genannte affaires par traité et sans traité.

Die Cameral-Mittel sans traité sind die, auf welchen der König nichts verlohren, weil er keine Anticipanten vonnöthen gehabt, und in folgenden bestehen: Aufs Rathhaus zu Paris sind aufgenommen

301'740,000 ℔ ℔

Auf die Posten ℔ ℔ 18'240,000 ℔ ℔

Auf die fermes ℔ ℔ 12'810,337 ℔ ℔

Für gemachte Leibrenten Capital eingezogen

16'838,300 ℔ ℔

Die creirte neue Chargen in den genannten cours superieurs haben dem König Profit gegeben

13'043,000 ℔ ℔

Creirte neue Chargen in den Finanzen

132'733,750 ℔ ℔

Durch Extra-Mittel von der Stadt Paris überkommen 6'370,400 ℔ ℔

Von Verſtärkung der Beſoldungen Nutzen gehabt *)
5 998,000 ℔ ℔

Freywillige Gaben geſchehen 4'202 500 ℔ ℔

Andere ſogenannte allaires von allerley neuen Erfindungen haben ausgemacht 138'204,230 ℔ ℔

Summa der extraordin. allaires sans traité durch obgemeldte zehen Jahre 352'420,737 ℔.

Die Cameral-Mittel der allaires extraordinaires par traité ſind die, wo man den Anticipanten auf ein Livre oder 20 Sols 3 Sols paſſiren laſſen mußte (wie ſie es genannt haben, deux en dedans, et deux dehors) ſo daß die Anticipanten auf ein lb. dem König 2 Sols en dedans für die aufſuchende Capitalien die Intereſſen zu bezahlen, abgerechnet, und 2 Sols en dehors für andere Unkoſten, als Reiſe-Zehrung, Beſoldungen der Bedienten, die ſie bey Einforderung der Gelder brauchen müſſen, einen Gewinn nicker ihren Unter-Contrahenten zu laſſen, und endlich auch für ihren eigenen Gewinn, auf die Leute, ſo die impoſitiones bezahlt, paſſiret bekommen; die unterſchiedlich ergangene impoſitiones aber, als auf die Brunnquellen, Fruchtbäume, Vieh, Lehn, Wagen, Parucken ꝛc. haben von Jahr zu Jahr nach den gethanen Anticipationen ausgetragen:

1659

*) Dieſes iſt davon zu verſtehen, daß wenn einer zweyhundert oder mehr tauſend l. vor dem Könige gegeben, er ſo viel das Intereſſe beträgt an ſeiner ordinaire Beſoldung von jenem Dienſt mehr genoſſen hat.

1689	•	•	•	46911291
1690	•	•	•	41463172
1691	•	•	•	44773000
1692	•	•	•	25610000
1693	•	•	•	10775000
1694	•	•	•	6346694
1695	•	•	•	20385000
1696	•	•	•	46138112
1697	•	•	•	3675000
1698	•	•	•	1262000
1699	•	•	•	120000
		par traite		351669069
		sans traite		552420757
				904089826

Dieweil aber nach geschlossenem Frieden 1700. auf grosses Klagen wegen der ungerechten Reichthümer dieser Anticipanten, eine scharfe Untersuchung geschehen, und befunden worden, daß dieselbe, deren die fürnehmste 185 waren, durch ihre Leute, denen sie zu Chargen in den Provinzen, um diese neue Auflagen einzufodern, zu verhelfen gesucht, durch allerley exactiones über das Passirte das Volk gepreßt, so daß der excess auf mehr als 120 Millionen gerechnet worden, hat der König, indem er ohne der Anticipanten gänzlichem Ruin gemeldte summa nicht völlig erheben konnte, und sie auch im Stande lassen wollte, künftig ihre Dienste weiter zu gebrauchen, sich mit einer Abfindung pér bausch vergnügt, von neun und zwanzig Millionen.

So viel das camerale: wobey abzunehmen, daß wegen des durch überhäufte Schulden verarmten Königreichs und Mangel an species, welche durch die öftere Münzveränderungen häufig nach Engell. Holl.

und Deutschland gegangen, mit den im vorigen Kriege erhobenen gleichen Summen ins künftige unmöglich aufzukommen seyn wird.

Aus diesem eingerichteten Cammerwesen fließt nun die militärische Ordnung, in welcher man vornemlich beobachtet, die richtige Bezahlung fest zu setzen, wodurch die Armee leichter mobil gemacht und vermittelst der Etappen die Durchmärsche den Ländern nicht schädlich, die Winterquartiere aber nicht so sehr beschwerlich sind.

Was nun die gegenwärtige, oder etwas vermehrte Macht anbelangt, besteht solche im nachgesetzten Entwurf.

S c h e m a

der 1701 völligen Französischen aufm Fuß so wol gestandener als mit der im Monat Martio resolvirter Augmentation noch zu completiren gewesener Mannschaft, aufs genaueste ausgerechnet.

	Infanterie	Cavaller.	Dragon.
219 bataillons à 13 compagnien, und jede compagnie eine in die andere durchgehends à 45 Mann zu besserer Gleichheit gerechnet, ertragen eine Mannschaft von	128115	—	—
Hierzu 57 bataillons Landmiliz, so anjetzo in rechte soldatesken verändert ist, item à 13 compagnien, und jede à 45 Mann, machen	33345	—	—

	Infanterie	Cavaller.	Dragon.
10 Frey-compagnien à 45 Mann	4500	—	—
66 Regimenter cavall ſo 146 eſcadrons machen, deren jede von 4 compagnien à 30 Mann, thun		17520	—
120 neugeworbne comp. cavall. à 30 Mann		3600	—
Und dann ſind die in den Garniſonen gelegene 40. als 20 Obriſten und 20 Obriſt-Lieuten. compagn., ſo zu Regimenter gemacht worden	—	1200	—
40 compag. des carabiniers, à 20 Mann	—	800	—
14 Regimenter dragon. à 12 compag. zu 30 Mann	—	—	5040
Dazu ſind 78 neue compagnien Dragoner aufgerichtet, à 30 Mann	—	—	2340
Das königl. Haus, ein Regiment des gardes françoiſes, und 1 Reg. des gardes ſuiſſes ſammt 2 compag. grenadiers, ſo zu den erſtern gehörig, ſind, weil ſie unter denen gleich anfangs angeſetzten 218 Bataillonen ſchon angerechnet worden, hier nicht mehr auszuwerfen.			
4 compagn. des gardes du corps à 350 Mann	—	1400	—
16 compag. des gens d'armerie à 50 Mann	—	800	—

	Infanterie	Cavaller.	Dragon.
1 compag. des gens d'armes	—	250	—
1 compag. des chevaux legers	—	250	—
1 compag. des granad. à cheval.	—	120	—
1 compag. des mousquetaires des chevaux gris	—	250	—
1 compag. des mousquetaires des chevaux noirs	—	250	—
Summa	163960.	2644o.	7380.

Nach beverstehendem Schema sind anjetzo 14 neue Regimenter zu Pferde, à 8 compag. aufzurichten, resolvirt; thun	—	3360	—
Item 6 neue Dragoner à 12 compag. die tragen aus	—	—	2160
Summa	163960.	298oo.	9540.

Infanterie	163960
Cavallerie	29800
Dragoner	9340
Zusammen	203300 Mann.

Wobey zu vermerken, daß im vorigen Kriege mit dem, was auf den Schiffen sich befunden, das Landvolk mit untergerechnet, welches der übrigen soldatesque gleiche Dienste gethan, der König bis in die 400000 Mann auf den Beinen gehabt, zu welchen in gegenwärtigem Kriege, meines Erachtens, wegen Ab-

gang des Volks nimmer zu gelangen seyn wird. Denn wiewohl das Königreich Frankreich sehr volkreich scheint, so ist es dennoch nicht so reich am Volke, als man sich wohl einbilden sollte, indem die aus dem Lande entwichene Hugenotten, der 1693 erlittene große Hunger, und der letzte Krieg, die Zahl der Einwohner um den fünften Theil verringert hat. Man will 1682 15 Millionen Seelen gezählt haben, und versichern die, so hiervon Wissenschaft zu haben meynen, daß jetzt deren nicht wohl mehr 12 Millionen sind. Die Beschwerlichkeit, so man gehabt, die im Jahr 1700 im Sept. resolvirte Augmentation à 10 Mann pro Compagnie in der Infanterie zu machen, welche mit Anfang des 1701ten Jahres noch nicht halb gerichtet war, kann solches glauben machen. Niemals hätte man die 57 Bataillons Landmiliz aufgebracht, wenn nicht die Städte, Flecken und Dörfer jedes sein betreffenes quantum an Leuten zu liefern wäre gehalten gewesen. Die Cavallerie ist etwas leichter aufzurichten, nichts desto weniger hat es auch große Beschwerden wegen der Pferde, indem sie nicht allein schwer zu bekommen, sondern auch sehr theuer bezahlt werden müssen, indem ein blos gemein Reuterpferd 4 bis 500 Livres, ein Dragonerpferd 350 bis 380 und 390 Liv. zu stehen kommen, welches wenige Officiers bezahlen können, da der König einem Capitain von der Cavallerie für alles, als Pferd, Sattel und Zeug, Gewehr und Montirung nicht mehr dann 150 Liv., einem Dragonerhauptmann aber nur 120 Liv. giebt.

Im letzteren Kriege haben sich bey 90000 fremde Soldaten gefunden, die Schweitzer von 33000 Mann waren die stärksten, die Irländer von 17000 die andern, die Deutsche 12000, Italiäner 13000, Wallonen und Burgundier 5000, und 8000 Cavallerie

und

und Dragoner. Die fremden Dragoner sind alle cassirt, so daß nur noch 3 Deutsche Regimenter Cavalerie bestehen. Die ausländische Infanterie ist getheilt worden; die Wallonen und Burgundier aber hat man auf den Französischen Fuß gestellt. Die Schweitzer hat man bey letzterem Kriege kaum erhalten können, weil die Cantons Zürch und Bern keine Rekruten geben wollen, daß also unter den 16000 die sich noch in Frankreich befinden, kaum 10000 Schweitzer, die übrige Deutsche oder Savoyarden sind. Die Irländer haben ihre Rekruten von den Englischen Deserteurs gemacht. Die Deutsche waren zu Ende des Kriegs fast ganz hin, weil man sonsther keine Soldaten als aus dem Elsaß zu ziehen vermochte; die Welschen aber befanden sich allezeit in ziemlichem Stande, durch das leichte Mittel, so sie gehabt haben, ihre Rekruten aus Italien und Savoyen zu nehmen.

Militarische Ordnung, Disciplin und Verpflegung.

Der König commandirt oftmals in eigener Person die Armee, und hat gemeiniglich unter ihm den Dauphin, oder den Herzog von Orleans, oder einen der Königl. Prinzen, welchen der Titel als General d'armee en chef gegeben wird. Dann diese letztere, wann sie nicht vorher ein sonderliches Patent empfangen, haben bey der Armee nichts, als den Rang der Stelle, in welcher sie sich befinden; sie sind aber allezeit als Feldmarschalle und General-Lieutenants, niemals als Brigadiere gestanden; und wiewohl man sie öfters die Cavallerie commandiren lassen, so ist doch solches nur um gewisser Ehre zu genießen geschehen, weil sie allen Lieutenants, Generaux und Feldmarschallen nachgesetzt sind; sie commandiren alle Brigadiere und Obristen

von

Seite

Vater; die dritte Zoe vermählte sich mit Adrian Alexius Bruder.

213. Sein Haupt bedeckte das Episcynion.

Episcynion eine Krone, die die Stirne bis auf die Augenbraunen verdekte.

214. Und die vornehmsten von den Zupanen.

Zupanen heissen bey den Serviern und Dalmatiern, die Vorsteher einzelner Distrikte, oder diejenigen, welche die nächste Gewalt nach dem Könige hatten.

218. Gab sich für den Sohn des Diogenes aus.

Dieser Sohn des Diogenes, der im Jahr 1070 bey Antiochien blieb, hieß nicht Leo, wie ihn gleich darauf Anna nennt, sondern Constantin. Den Tod Leo's erzählt Anna im 7. Buch S. 153.

219. Dieser legte auf den Altar zwey versiegelte Tafeln.

Eine Possee die Alexius im 15. Buche S. 95. widerspielt.

223. Der mußte ihn eher für einen Norman als für einen Römer (Griechen) halten.

Dieß Lob trifft nicht nur die Normanen sondern auch die übrigen deutschen und gallischen Nationen damaliger Zeit.

230. Den man auch Kukupeter nennt.

Kukupeter heißt er von Cucula einem Kleidungsstück der Mönche. Denn daß Peter ein Mönch gewesen bezeugen mehrere Schriftsteller.

231. Mit rothen Kreutzen auf den Schultern bezeichnet.

Im Jahr 1188. als Philipp von Franken, und Heinrich II. von England ihren Kreutzzug antraten, wurde festgesetzt, daß die Franzosen, rothe, die Engländer weiße, die Flanderer grüne Kreutze tragen sollten. Nicht alle trugen das Kreutz auf der Schulter,

manche

von der Cavallerie; mit der Infanterie aber haben ſie nichts zu ſchaffen.

Wenn der König ſich bey der Armee befindet, ſo giebt er die parola und ordre dem Dauphin, der Dauphin giebt ſolche weiter dem Herzog von Orleans, ſo er bey der Armee iſt, dieſer dem Prinz de Conde, dieſer letztere aber einem Marechal de France, von dem Marſchall empfängt ſie der Lieutenant-General, der den Tag hat, dieſer giebt ſie dem Marechal de camp, weiters dem General-Major von der Infanterie, dem General-Quartiermeiſter von der Cavallerie, und dem Major von der Artillerie. Der Major-General von der Infanterie giebt ſie allen Majors des Brigades von der Infanterie, der Major des Brigades allen Majors oder Obriſt-Wachtmeiſtern von den Regimentern, jeder Major des Brigades ſeinem Brigadiere, und jeder Obriſt-Wachtmeiſter ſeinem Obriſten. Der General-Quartiermeiſter von der Cavallerie gebraucht ſich deſſen gegen den Major des Brigades zu Pferde, wie der General-Major von der Infanterie. Der König oder der General von der Armee, giebt die ordre in Gegenwart aller Generalsperſonen, die Marechaux de France, General-Lieutenants und Marechaux de champ, finden ſich bey Gebung der ordre nicht ein, ausgenommen, die, welche ſelbigen Tags im commando ſtehen; niemand iſt beſtellt, denen, ſo nicht gegenwärtig geweſen, ſolche zu bringen; ſie haben dieſelbe nicht anders, ſie ſchicken dann jemand ſie zu begehren, oder begehren ſie ſelbſt von einem Officier, welcher ſie weiß.

Wenn der König oder einiger der commandirenden Prinzen ſich nicht ſelbſt bey der Armee befinden, ſo commandirt der älteſte Marechal de France, oder der

älteſte

älteſte General-Lieutenant, oder der älteſte Marechal de champ, denen die andern, ein jeder nach ſeiner Graduation, unterworfen. In dieſem Fall ſtehen die Generaux Lieutenants in einer Gleichheit, werden auch nach dem Alter ihrer Vorſtellung tagweiſe abgewechſelt; ein ſolches wird ebenfalls mit den Marechaux de champ beobachtet. Und dieſes iſt, von ungefähr 20 Jahren her, ein ganz neu eingeführter Gebrauch, vor dieſem hat ein jeder nach dem Tag commandirt; daher bisweil die Armee unter drey oder drever Generale zugleich ſich befand, deren jeder an ſeinem Tage dasjenige, was ein anderer den Tag zuvor gethan, wiederum nach ſeiner Meinung veränderte, wie es nach des Turenne Tode geſchehen.

Die Brigadiere werden für keine Generalsperſonen gehalten, weil ein Brigadier von der Cavallerie mit der Infanterie nichts zu thun hat, und nur allein ſeiner Brigade ſich annimmt. Dieſes verhält ſich eben ſo mit einem Brigadier von der Infanterie. Die Generale, welche bey einer Armee unter einem höheren General ſtehen, nehmen in der Ordnung der Bataille ihre Stelle zur Rechten und Linken, ein jeder nach ſeinem Alter.

Der commandirende General hat zur Wache vor ſeinem Hauſe oder Zelt von dem älteſten Regiment einen Hauptmann mit funfzig Mann und einer Fahne. Bey ſeinem Aus- und Eingange, wenn er ein Marechal de France iſt, wird mit der Trommel der march geſchlagen. So die Regimenter der Franzöſiſchen und Schweizeriſchen gardes ey der Armee ſind, welche er commandirt, ſo hat er von einem jeden dieſer Regimenter einen Lieutenant oder Unterlieutenant mit 30 Mann, die aber nur den Ruff mit der Trommel

rühren. Alle Marechaux de France, die unter ihm ſtehen, empfangen eben dieſe Ehren. Dafern er aber nur ein General-Lieutenant iſt, und er die Armee durch ausdrückliche Commiſſion des Königs commandirt, ſo wird ihm die Ordre gegeben, einen Hauptmann ſammt einer Fahne und 30 Mann zu haben; commandirt er aber die Armeee ungefehrer Weiſe, oder ſo, daß ſeine Armee einem andern ſubordinirt iſt ſo hat er nur, wie alle andere, einen Lieutenant mit 30 Mann, und wird ihm die Trommel mit dem Ruf gerührt. Die Feldmarſchallen haben 20 Mann und einen Feldwebel. Die Brigadiers von der Infanterie 10 Mann ſammt einem Corporal, und die Obriſten eine Schildwache allein bey der Nacht.

Wenn der Marechal de France die Feldwachen vorbey reutet, ſo wird auf der Trommel der Marſch geſchlagen, und ſtellen ſich die Soldaten ins Gewehr. Vor den Generaux Lieutenants nehmen die Wachen ihr Gewehr, und rührt man die Trommel mit dem Ruf. Vor den Marechaux de camp aber ſtellen ſich die Wachen nur in die Reihen, und nehmen kein Gewehr. Eben alſo verhält es ſich mit der Cavallerie, welche, wenn ein Marechal de France vorbey kommt, zu Pferde ſteigt, die Degen auszieht, die Trompeten blaſen, und die Heerpaucken ſchlagen läßt. Vor den Lieutenant Generaux wird mit den Trompeten nur der Ruf geblaſen, die Schwadronen ſteigen zu Pferde, und ziehen den Degen aus. Vor den Marechaux de camp aber ſteigt man zu Pferde, und werden die Degen nicht ausgezogen, alſo auch die Trompeten nicht geblaſen. Neben den Generalen, die den Tag haben, befindet ſich auch allezeit ein Brigadier und Obriſter, ſowohl von der Infanterie als Cavallerie. Die von der Infanterie gehen mit dem Marechal de camp.

der den Tag hat, um alle Posten der Infanterie, wenn man die Wachen ablöst, zu besichtigen. Die von der Cavallerie verrichten solches mit dem Lieutenant-General, der den Tag hat, und steht es allezeit in dem Belieben des Lieutenants General, entweder die Cavallerie oder Infanterie, oder auch beyde zugleich, wenn er will, zu besichtigen, in welchem Fall der Marechal de camp mit ihm geht; er kann die Wachen, wie er es vor gut befindet, verändern, und giebt dem General hernach davon Rechenschaft.

Bey einem Marsche geht jeder General vor seiner Reihe her, sowohl in der Cavallerie als Infanterie. Der Feldmarschall, der den Tag hat, geht mit der Feldwache voraus, das Lager, wo ihm der General befohlen, auszumerken; dieser nimmt den Generals-Quartiermeister mit sich, welcher, nachdem ihm jener den Ort gewiesen, das Lager auszeichnet, und alsdann sowohl dem General-Wachtmeister von der Infanterie, als auch dem General-Quartiermeister von der Cavallerie, dem Obrist-Wachtmeister von der Artillerie, so man nach ihrem Gebrauch den Ban nennet, wie nicht weniger dem Proviant-Verwalter, für die Proviant-Wägen den Platz anweiset. Er macht das Königl. Quartier anders, als das General-Quartier, welches letztere gemeiniglich mit etlichen Regimentern zu Pferde und etlichen Regimenter Dragonern bedeckt wird; er steckt den Platz für die Dragoner aus, welche niemals in einer Linie campiren, sondern unter den Flügeln oder auf einigen Vorposten sich befinden; folgends giebt er den Generalen, so gut als es die Gelegenheit des Orts zuläßt, ihre Stellungen, jedwedem so nahe als seyn kann, an dem posto, welches er in der Ordnung einer Bataille haben solle. Der General-Wachtmeister von der Infanterie, und der General-Wachtmeister

von

von der Cavallerie weisen den Brigade-Obrist-Wachtmeistern von der Infanterie und Cavallerie die Plätze an, welche sie vor deren Regimentern nehmen sollen. Der General-Quartiermeister, der General-Wachtmeister von der Infanterie, und der General-Quartiermeister von der Cavallerie sowohl, als auch die Adjutanten, haben bey der Arme kein Commando, sondern nur die Befehle der Generale zu vollziehen; daher kommt es, daß sie Officiers d'ordre genannt werden. Der General-Quartiermeister verfertigt die marche-route, und macht die Ordnung, welche in Lagerungen und Fouragirungen zu halten ist; unter ihm stehen die Capitains des guides, oder die Hauptleute über die Wegweiser. Der General-Wachtmeister von der Infanterie hält die Gegenliste von allen Brigaden-Regimentern und Bataillonen in der Infanterie. Er macht die Detaschements zu Fuß, welche der General ordonnirt, und macht sie in Bataillonen, weil sie nicht in Brigaden noch in Regimentern seyn können, indem weder die Regimenter noch die Brigaden gleich sind. Er weiß allezeit, welche Brigade zu einem Detaschement Mannschaft hergeben solle; von ihm empfähet der Major de brigade die Ordre, welcher sie wieder den Regiments-Obrist-Wachtmeistern giebt; es wird auch nicht ein Mann von der Infanterie detaschirt, daß er nicht Wissenschaft davon habe. Die Infanterie auf im rechten Flügel versieht alle Posten zur rechten Seite und was vor ihr steht, mit Mannschaft. Eben so verhält es sich mit dem linken Flügel, wie auch mit der andern Linie gegen das, was hinterwerts und auf der Seite steht. Der General Quartiermeister von der Cavallerie hat eben das zu thun, was der General-Wachtmeister von der Infanterie zu verrichten hat.

Bey der Französischen Armee befindet sich kein commandirender General über die Infanterie, wie in Holland, und haben daher die Officiers niemand andern, als ihren Obristen, die Obristen ihren Brigadiers, und die Brigadiers ihren Generalen über die Armee Rechenschaft zu geben. Dieses verhält sich aber nicht eben so unter der Cavallerie, welche allezeit ihren Commendanten hat. Es sind auch drey Officiers Generaux en titre d'office. Titre d'office aber heißen diejenigen Chargen, so man verkauft, als Colonel General de la cavallerie, wie da ist der Comte d'Auvergne. Maitre de camp General de la cavallerie, Monf. de Rose, und Commissaire General, der Marquis de Villars. Unter welcher Armee nun sich einer von diesen dreyen befindet, in derselben commandirt er allezeit die Cavallerie, und muß ihm der General-Quartiermeister von der Cavallerie von allen Detaschements, welche er gemacht, wie auch derjenige Officier, so mit dem Detaschement geht, von seiner Verrichtung Bericht ablegen. Er kann sie auch sogar dahin anhalten, solches zu thun, ehe sie mit dem General von der Armee davon reden, auch sie wieder zurück schicken, und selbst gedachtem General deren Bericht hinterbringen. Jedoch geschieht solches nicht, und läßt ihm der Commendant von der Cavallerie von ihnen die Relation abstatten. Wenn einer von diesen dreyen Generalen nicht bey der Armee ist, so commandirt der älteste Brigadier die Cavallerie; und ob er wohl diese Ehre nicht annimmt, so hat er doch eben dasselbe Ansehen und die Gewalt.

Der Colonel General hat zur Wache vor seiner Thür bey der Armee eine Compagnie zu Pferde, sammt einer Standarte, und sollen sie mit bloßem Degen in der Hand zu Pferde sitzen. Der Maitre de camp General hat vor seiner Thür 30 Reuter, und eine

Wache

Wache mit bloßem Degen in der Hand. Der General-Commillaire hat 20 Reuter sammt einer Wache. Diese benannte drey Generals-Personen von der Cavallerie stehen in keiner Graduation vermöge ihrer Chargen, und befehlen nur allein den Brigadiers von der Cavallerie; wiewohl sie auch nach ihrem Alter zu Marechaux de camp und Lieutenants Generaux gemacht werden, so macht ihnen doch diese Würde keine Hinderung, ihr Amt in der Linie zu verrichten. Der König hat oftmals das commando der Cavallerie den Princes du sang, oder seinen bâtards gegeben, wie man denn in solcher Charge den Duc de Chartres, Duc du Maine und Comte de Toulouse gesehen. Sie empfangen eben die Ehrenbezeigungen, welche dem Colonel-General von der Cavallerie erwiesen werden.

Wenn die Princes du sang sich bey der Armee befinden, so giebt man ihnen zur Wache einen Hauptmann von dem Französischen Garde-Regiment, sammt einer ganzen Compagnie mit einer Fahne; die Trommel wird von ihnen nur mit dem Ruf gerühret.

Die Princes bâtards haben eben dieses; doch aber müssen sie alle Jahr einen Brief, um diese Ehre zu empfangen, von dem König haben. Sie beziehen das erste Quartier bey der Armee vor dem General, so daß wenn das Regiment der Französischen Garde nicht bey der Armee ist, sie von dem ältesten Regiment eine Compagnie mit der Fahne haben. Sie geben auch das Wort, aber nur einmal, welches ihnen der General Ehren halber zuläßt, hernach dienen sie nach der Graduation, wie andere Officiers, bey der Armee, in welcher sie stehen, doch empfangen sie von den Truppen eben die Ehre, als wie der commandirende General, so gar auch mit einem Vorzug.

Bey jeder Armee ist ein Intendant, welcher sich einzig der Wirthschaft annimmt, und Acht giebt, damit das Geld wohl angewendet, richtig ausgetheilt, und die Lebensmittel zugebracht werden. Auch muß er die nöthige Schanzgräber herbey schaffen, denen wenn man sie von anderwerts herkommen läßt, um an denen Circumvallationslinien bey einer Belagerung zu arbeiten, oder die Wege zuzurichten, von der Armee nur das Commißbrod gereicht wird. Die Landschaft aber, woher sie genommen sind, bezahlt ihnen ein gewisses quantum des Tags. In den pais d'etats müssen die Stände, vermöge der ordres des Intendanten, welche von dem commandirenden General bekräftigt sind, solches Geld darschießen; in den pais de tailles schießt der Receveur der Provinz dieses Geld vor, so er an den in der Provinz bezahleten Auflagen abrechnet. Dann verordnet er auch die Bezahlung deren, so an den Laufgraben arbeiten, welche allezeit Soldaten sind, und nie eine Arbeit verrichten, daß sie nicht dafür bezahlt werden. Wenn die Noth erfordert, Fuhren, Maulthiere oder Stückpferde zu der Armee kommen zu lassen, müssen sie ebenfalls von den Provinzen herbey geschaft werden. Der Bezahlung halber verhält es sich wie mit den Schanzgräbern, auch allezeit nach der ordre des Intendanten, welche er von dem General empfangen hat.

Dann hat auch eine jede Armee einen Prososen, welcher die Commission eines Obristen hat; in Administrirung der Justiz aber kann er ohne den Intendanten nichts unternehmen; alle Kriegsgefangene werden zu ihm in Verwahrung geführt, so lange bis der General verordnet, was man mit ihnen weiters thun soll; sind es aber Leute von Distinction, werden sie gleich zu dem General gebracht.

Da

Der Capitain des guides läßt ſich angelegen ſeyn, die Armee mit Wegweiſern zu verſehen; man giebt ihm für deren jedweden ein Gewiſſes des Tags, für Nahrung und Sold. Gedachter Capitain dependirt einig von dem General-Quartiermeiſter, bey welchem diejenige, ſo Wegweiſer von nöthen haben, ſich anmelden.

Die Armee des Königs beſteht in Franzöſiſchen und fremden Truppen; die Franzöſiſchen ſind la maiſon du Roy, das iſt, les gardes du corps, les gens d'armes de la garde, les chevaux legers de la garde, les mousquetaires gris, les mousquetaires noirs, les grenadiers à cheval. Les gardes du corps beſtehen in 1400 Mann, in vier Compagnien abgetheilt; jede Compagnie hat einen Hauptmann, 3 Lieutenants, 3 Fendrichs; wobey zu merken, daß ungeachtet die gardes du corps aus Cavallerie beſtehen, dennoch unter denenſelben ſowohl als denen gens d'armes nicht Cornetes, ſondern Fendrichs gefunden werden, weil ſie auch zu Fuß dienen, und alsdann das Fähnel fliegen laſſen, zu Pferde aber daſſelbe einwickeln, und als eine Standart gebrauchen ꝛc. Ferner ſind bey den gardes du corps, 12 Exempts, 12 Brigadiers, und 12 Sous Brigadiers. Die Exempts, Brigadiers und Sous Brigadiers werden von der Zahl der 350 gardes genommen, wovon die Compagnien gemacht ſind. Jede Compagnie iſt in 6 Brigaden abgetheilt, deren die erſte drey von den drey Lieutenanten, und die andre drey von den drey Fendrichen commandirt werden; bey jeder Brigade befinden ſich 2 Exempts, 2 Brigadiers, und 2 Sous-Brigadiers.

Der Hauptmann, als Hauptmann oder Rittmeiſter, hat nur das Patent eines Obriſten von den gens

d'armeriers, vermöge welcher sie die erste Obristen von der Cavallerie sind. Die Lieutenants oder Cornets haben schier allezeit den Rang eines Obristen, so jedoch zu ihrer Charge nicht gehörig. Es ist aber kein Exempt, so nicht des Obristen Rang gehabt; dann diese Officiers sind gemeiniglich vorher Obristen von der Cavallerie gewesen; sie sind gar oft Brigadiers, Marechaux du camp und Lieutenants Generaux, haben auch als solche die Tagumwechselung bey der Armee. Die Exempts haben allezeit den Rang als Capitaine von der Cavallerie, wie die Brigadiers, auch bisweilen den Rang als Obriste gehabt; sie stehen nicht, wie die Brigadiers und Sous Brigadiers, vor ihren Schwadronen in dem Rang der gardes du corps, doch aber in dem Rang der Officiers sowohl vor als hinter den Schwadronen. Diese 4 Capitans sind alle Marschalle von Frankreich, auch Ducs et Pairs; jedoch haben sowohl die Capitaines, als die Untergebene, von diesen 4 Compagnien, um ihren Dienst zu thun, keinen andern Rang als nach ihrem Amt, und gebrauchen sich nicht desjenigen, so sie bey der Armee haben.

Die erste Compagnie, so allezeit die erste ist, nennt sich die Schottländische, und commandiren die Officiers in dieser Compagnie die Officiers in den andern dreyen, ein jeder nachdem, was er ist, als ein Capitain einen andern Capitain, ein Lieutenant einen andern Lieutenant, ein Fendrich einen andern Fendrich, wiewohl sie oft nicht älter sind, und ungeachtet derjenige, der mit ihnen in gleicher Charge steht ein Marechal de France, Lieutenant General, Marechal de camp oder Brigadier wäre. Gedachte erste Compagnie wird jetzt von dem Marechal Duc de Noailles commandirt. Die erste der übrigen dreyen wird jetzt von dem Marechal Duc de Duras, die andere von seinem Bruder Duc de Lorge, die

Seite

manche zwiſchen den Schulterblättern, andere auch wohl auf der Stirne.

232. Den Zug eröffnete Gottfried.

Gottfried, Herzog von Lothringen, und Herr des Schloſſes Boullion, verkaufte Boullion an Otbert Biſchof von Lüttich um 1300 Mark reinen Silbers, oder verpfändete es nach anderer Nachricht für 7000 Mark und überließ es nachher der Lütticher Kirche, gegen Nachſchuß von 1300 Mark.

232. Peter nahm ſeinen Zug aus Italien über das Meer.

Hier irrt Anna, denn Peter zog durch Lothringen, Franken, Bayern, und Oeſterreich nach Ungarn und Thracien.

232. Er führte 80000 Mann zu Fuß und 10000c zu Pferde an.

Ein andrer Schriftſteller giebt nur in allem 40000 Menſchen an: es iſt auch unwahrſcheinlich, daß mehr Reiter als Fußvolk im Heer ſollen geweſen ſeyn.

232. Bey dem Städchen Hellenopolis.

Hellenopolis eine Stadt in Bithynien am Ausfluß des Draco hieß ehemals Dorpanum, ſoll aber ihren andern Namen Helenenſtadt, von der Helena Conſtantini des Großen Mutter, die daſelbſt gebohren iſt, erhalten haben.

233. Säbelt ſie faſt alle ohne Barmherzigkeit nieder.

Dieſe Niederlage fiel im October des Jahres 1096. vor

234. War Hugo, Bruder des Fränkiſchen Königs.

Hugo der Große, Graf von Vermont, König Philipps Bruder, Heinrichs I. Sohn. Er nennt ſich König der Könige, nicht weil er ſelbſt König war, ſondern der Bruder des Königs von Frankreich, der nicht bloß bey den Griechen ein König der Könige hieß, und von den übrigen europäiſchen Mächten vorzugsweiſe

die dritte von dem Marechal Duc de Villeroy, commandirt, und wenn gedachter Marechal Duc de Duras mit Tode abgienge, oder seine Compagnie verkaufen wollte, so würde sie, da sie jetzt von den dreyen die erste ist, alsdenn die letztere seyn müssen. Die gardes du corps haben allezeit ihre Quartiere nahe um die Stadt Paris herum, wo sie von ihrem Solde leben; es wird ihnen weiter nichts als die Wohnung gegeben.

Wie oben gemeldet, ist jede Compagnie in 6 Brigaden abgetheilt, und hat der Chef de brigade zwey Exempts, zwey Brigadiers und 2 Sous Brigadiers unter sich. Der Chef de brigade muß für das Futter der Pferde bey seiner Brigade sorgen, auch sie wohl beritten halten, weswegen er an ihrer Besoldung etwas zurück behält. Der König giebt ihnen noch über ihre Bezahlung alle 2 Jahre ein Kleid und den ganzen Zeug für das Pferd. Der Kleider der Officiers und Exempts nimmt sich der Chef de brigade ganz nichts an, aber wohl muß er sich aller anderer ihrer Kleidung annehmen. Die Rekrutirung belangend, sind die Capitaines schuldig, solche zu machen, welche dem König selbst müssen vorgestellt werden. Der Major dieser 4 Compagnien aber examinirt selbige, um zu wissen, wer sie sind. Die Leibwache Ihro Königl. Maj. wird alle 2 Monat von diesen 4 Compagnien gezogen; hiervon nimmt man zur Wache für den König Jacob. †. Dauphin, die Königin, so eine vorhanden, für den Herzog und die Herzogin von Burgund und den Duc de Berri. Der König Jacob und der Dauphin haben einen Lieutenant, welcher das Amt eines Capitain de garde vertritt, die übrigen, auch die Königin selbst, haben nur einen Exempt de garde du corps. Wenn sie sich im Felde befinden, bestehen sie in 12 Schwadronen.

Die Gens d' armerie de la garde iſt von 200 Mann, welche einen Capitain-Lieutenant, (weil der König ſelbſt deren Capitain iſt) 2 Sous-Lieutenants, 2 Cornets, 2 Fähndrichs und 6 Quartiermeiſters haben. Der Capitain-Lieutenant, welcher der Prince de Soubiſe iſt, hat da den Rang, wie ein Capitain des gardes du corps; die Subalternes haben gleichſam allezeit einen Obriſtentitel; die Quartiermeiſter aber ſind wie ein Capitain. Die Subalternes gelangen bis zu der General-Lieutenants Stelle; ohngeachtet deſſen verrichten ſie bey ihren Compagnien keine andere Dienſte, als ihres Amts, in welchem ſie ſich bey geſagten Compagnien befinden.

Die cheveaux legers de la garde beſtehen aus 200 Köpfen, haben einen Capitain-Lieutenant, 2 Unter-Lieutenants, 4 Cornets und 6 Quartiermeiſters. Der König iſt wie bey den gens d' armes ihr Hauptmann. Die Subalternes ſowohl als der Capitain-Lieutenant verrichten ihre Dienſte, wie bey der gens d' armerie. Die cheveaux legers und gens d' armes werden ſehr wohl bezahlt, und können das ganze Jahr durch nach Belieben zu Hauſe leben, ausgenommen ein Viertheil, ſo ſie allezeit zu Paris bleiben, da ſie alle 3 Monat abgelöst werden. Die Standarten dieſer 2 Compagnien, wenn ſie nicht im Felde ſeyn, werden in des Königs Cabinet verwahrt, wohin man ſie nach geendigtem Feldzuge bringt. Der Capitain Lieutenant des cheveaux legers iſt der Duc de Chevreuſe. Bey der Armee machen dieſe 2 Compagnien nicht mehr, als jede nur eine Schwadron; wenn aber ſich der König bey der Armee befindet, ſo machen ſie jede zwey, indem alsdann dasjenige Viertel, welches zu Paris bleibt, wenn Ihro Majeſtät will ins Feld gehen, auch dazu gezogen wird.

Die

Die zwey Compagnien des mousquetaires ſind eben auf dieſe Weiſe eingerichtet; ſie haben einen Capitain-Lieutenant, einen Sous-Lieutenant, einen Fendrich und einen Cornet, 6 Quartiermeiſters, 6 Brigadiers und 6 Sous-Brigadiers, deren Capitain ebenfalls der König ſelbſt iſt. Sie dienen zu Fuß und zu Pferde, und müſſen in Abweſenheit des Garde-Regiments deſſen Stelle bey dem König vertreten; die Officiere tragen zur ſelbigen Zeit ihren Halskragen, und haben die Partiſan in Händen; der Fendrich ſteht mit fliegender Fahne, die Quartiermeiſters haben Hellebarden, wie die Sergents, die Brigadiers und Sous-Brigadiers aber Flinten, wie die Corporals und Gefreyten bey der Infanterie. Sie machen ihr Exercitium zu Fuß, wie die übrige Infanterie, nach welchen die ganze Franzöſiſche Infanterie ſich richtet. Sind ſie aber zu Pferde, ſo wickelt der Fendrich ſeine Fahne zuſammen, der Cornet aber ſeine Standart auf. Dieſe 2 Compagnien ſind allezeit zu Paris, und haben ihr beſonderes Quartier; jede beſtehet in 230 Mann. Wenn ſie ins Feld gehen, ſo ſind ſie mit unter das Königl. Haus gerechnet, und verrichten ihre Dienſte wie daſſelbige, ausgenommen bey den Belagerungen, wo ſie die Contreſcarpen und halbe Monde zu attaquiren commandirt werden. Wenn der König nicht im Felde iſt, ſo bleiben von jeder Compagnie 50 Mann zu Paris. Bey der Armee machen ſie allezeit 4 Schwadronen. In der Feldſchlacht vor Caſall muſten ſie abſteigen und zu Fuß ihre Dienſte thun. Sie beſtehen allezeit aus jungen Leuten, und geben Ihro Königl. Majeſtät keinem eine Stelle, er möge ſeyn wer er wolle, (ausgenommen die Prinzen vom Königl. Geblüte,) er habe dann zuvor ein Jahr lang unter ihnen gedient.

Die Grenadiers zu Pferde sind von 120 Mann; sie stehen unter dem Commando eines Capitaine, 2 Lieutenants, 2 Cornets und 6 Sergents; sie dienen zu Fuß und zu Pferde, wie die Mousquetaires, und bey dem Königl. Hause, wie die Grenadiers unter einem Regimente zu Fuß; sie ziehen ihre Recruten aus allen Grenadier-Compagnien von der infanterie françoise, ausgenommen das Regiment des gardes und das Regiment du Roy, sie stehen allezeit an dem Orte, wo die Gardes du Corps sind; bey der Armee campiren sie, um das Königl. Haus zu bedecken, und postiren sich an dem Orte, wohin der Commendant besagten Königl. Hauses ihnen befiehlt, es seye bey einem Haupt- und General- oder in einem besonderen Treffen, oder auf dem Marsche.

Das Königl. Haus steht allezeit zur Rechten in der ersten Linie einer Armee, auch nimmt man hievon niemahls etwas zur Detaschirung der Cavallerie, oder zu den ordinari Feldwachen, oder zu einiger Begleitung; es macht seine Juraschirung schier allezeit fast ganz allein, und giebt zu dessen Bedeckung seine eigene Mannschaft her; so aber eine allgemeine Juragirung gethan wird, ist es schuldig, für die Bedeckung auch einige Mannschaft dazu abzuordnen. Wenn der König sich bey der Armee befindet, so ist über die ordinaire Königl. Garde, so im Saal dient, und die, so zur Begleitung vorhanden, welche aus der Garde du corps besteht, allezeit noch eine Schwadron von besagtem Königl. Hause auf dem Platz auf der Wache, wo das Königl. Quartier ist; diese bleibt allezeit da stehen, wenn auch schon der König spatzieren ausreutet; sie wird alle 24 Stunden abgelöst, und sowohl von den Gardes du corps, als andern Compagnien, heraus genommen; die Grenadiers zu Pferde aber sind hievon frey.

Die

Die Gens d' armerie beſteht in 16 Compagnien, deren erſte die Schottländiſche genannt wird. Von dieſer iſt allezeit Capitain der Duc de York, wenn einer vorhanden, als anderer Sohn des Königs von Schottland; ſie iſt älter als die Mousquetaires: die andere nennt ſich die Engliſche, die dritte de Bourgogne, die vierte de Flamand, die fünfte de la Reine, die ſechste du Dauphin, die ſiebende du Duc de Bourgogne, die achte du Duc d'Anjou, die neunte du Duc de Berri, die zehende du Duc d'Orleans. Die erſten vier ſind dem König, und haben alle einen Capitain-Lieutenant, einen Sous-Lieutenant, einen Fendrich, einen Guidon und 2 Quartiermeiſter; jede beſteht in 50 Köpfen.

Ueber dieſes ſind noch 6 Compagnien des chevaux legers, de la Reine, du Dauphin, du Duc de Bourgogne, d' Anjou, de Berri et d' Orleans; jede hat einen Capitain-Lieutenant, eine Sous-Lieutenant, 2 Cornets, 2 Quartiermeiſter und 50 Pferde, und ſind eben auf den Fuß wie die Gens d' Armerie eingerichtet. Dieſe 6 Compagnien machen 8 Schwadronen, und ſtehen bey Friedenszeiten allezeit im Quartier, wo ſie für ihr Geld leben; bey der Armee aber ſtehen ſie zur Rechten der erſten Linie. Wenn des Königliche Haus ſich dabey befindet, ſo ſind ſie eben in ſelbiger Linie zur Rechten, wenn es die Größe des Platzes zuläßt; wofern aber nicht, ſo ſtehen ſie in der andern Linie zur rechten Hand. Denn die Cavallerie legere hat allezeit, vermöge eines Privilegii, den rechten Flügel in der erſten Linie.

Die 4 Capitains des compagnies du Roy haben den Rang als Obriſten unter den Gens d' armerie; die übrigen aber nicht anders, als ordinaire Obriſten

von

von der Cavallerie. Vorgemeldete 3 Schwadronen des Gens d' armerie müssen ebenfalls zur Standarwache von dem Königl. Quartier bey der Armee einige Mannschaft, wie die andere Schwadronen von dem Königlichen Hauß hergeben; die Cavallerie legere aber thut dieses nicht.

Diese Cavallerie legere de france folgt gleich auf das Königliche Haus; sie bestehet in 3 Generals Regimentern, und sind die Generale, so sie commandiren, le Colonel General, le Maitre de camp General und der Commissaire General. Ein jedes dieser Regimenter hat 12 Compagnien, wie die Königliche, welche sind: le Royal, Royal etranger, les Cravates, les Couralliers, Royal Rouſſillon, Royal Piedmont, Royal Allemand, (dieses ist auf den fremden Fuß gesetzt) la Reine, Dauphin, Dauphin etranger.

Die Regimenter der übrigen Cavallerie haben nicht mehr als 8 Compagnien, deren jede a 30 Mann, wie eben auch die Königliche; bey jedem Regiment ist ein Obrister, ein Obrist-Lieutenant, ein Major und ein Adjutante; diese zwey letztere haben keine Compagnien. Jede Compagnie hat einen Hauptmann, einen Lieutenant, einen Quartiermeister, und in Kriegszeiten einen Cornet, welcher aber bey Erfolgung des Friedens cassirt wird, jedoch giebt man ihm eine Reforme, und er ist schuldig, dem Regiment eine gewisse Zeitlang in dem Jahre zu dienen. Jetzt hat man gar keine Cornets gemacht, indem man sich der reformirten Officiers, so in sehr großer Anzahl sind, an deren Statt gebraucht.

Die Regiments Generaux, Royaux, auch diejenigen der Prinzen vom Königlichen Geblüt und Bastarden hatten vor diesem einen beständigen Rang, welchen

chen sie niemahls veränderten, obwohl deren Obristen nicht anderst als nach Beschaffenheit ihres Rangs commandirten; die übrigen Regimenter aber hielten denjenigen, welchen ihre Obristen hatten. Solches ist nunmehr seither dem Friedenschluß verändert worden; denn alle Regimenter haben ihren besondern Rang bekommen, und halten hingegen die Obristen, Obrist-Lieutenants, Majors, Capitains und Lieutenants ihren Rang nach dem Alter. Die Cavallerie legere steht allezeit zur Linken in der ersten Linie, und wann das Königl. Haus, oder die gens d'armerie sich mit bey der Armee befindet, so ist sie zur Rechten.

Es ist auch noch ein corpo zu Pferde, welches eben so schön ist als das Königl. Haus, und sind dieses Carabin-Reuter; die Officiers sowohl als die Gemeinen, haben um ein Viertel höhere gage als unter der Cavallerie, und alle Officiers, ein jeglicher nach seinem Rang, hat dazu noch eine kleine Pension vom König zu genieſſen. Im letzteren Kriege war das corpo 100 Compagnien stark, weil 100 Regimenter von der Französischen Cavallerie gewesen, und ein jedes Regiment eine solche Compagnie hatte. Ueber das waren noch 8 Regimenter de cavallerie etrangere, wobey sich aber keine Carabiners befanden. Eine jede Compagnie hatte während des Kriegs einen Hauptmann, 2 Lieutenants, 2 Cornets, 2 Quartiermeister und 30 Mann. Vier Jahre vor dem Frieden wurden diese Compagnien aus allen Regimentern gezogen, wovon man nur ein Regiment formiret, und zum obristen General den Duc de Maine gemacht; dieses Regiment wurde in 5 Brigaden, jede 20 Compagnien stark, abgetheilt, jede Brigade hatte einen Obristen, einen Obrist-Lieutenant und einen Major, wie auch einen Major-General vor alle 100 Compagnien; diese Brigaden

gaden thaten nicht alle Dienste unter der Armee, sondern man schickte allezeit eine davon in Catalonien, eine in Deutschland und drey in Flandern. Obwohl, wie oben gemeldet, der Duc de Maine obrister General von diesem Regiment ist, so ist er doch dem obristen General und den Generalen von der Cavallerie subordonniret. Nach erfolgtem Frieden ist dieses corpo bis auf 40 Compagnien reducirt worden, so allezeit in 5 Brigaden bestehen blieben, deren jede 8 Compagnien à 20 Mann hatte; dennoch hat man keinen Officier cassirt, sondern alle in die übrige Compagnien eingetheilt. Dieses corpo wird nach Proportion der augmentirten Cavallerie verstärkt, und werden nicht allein die Compagnien vergrößert, sondern werden wieder so viele Compagnien, als Regimenter von der Cavallerie seyn, aufgerichtet. Sie nehmen ihre Recruten, sowohl Mann als Pferd, von der Cavallerie. Jeder Compagnie ist ein gewisses Regiment, wovon es die Recruten zieht, angewiesen, und der Capitain des Carabiniers hat die Freyheit, den Mann und das Pferd, so er haben will, unter dem Regiment auszusuchen, wofür er 100 Thaler bezahlt, das Kleid, das Pferdzeug und das Gewehr muß er aber zurück lassen.

Es sind 14 alte Dragoner-Regimenter, deren jedes von 12 Compagnien à 30 Mann ist. Jede Compagnie hat einen Capitain, einen Lieutenant und einen Quartiermeister. Sie haben zu Friedenszeiten wegen allzugroßer Menge der reformirten Officiers keine Cornets. Jezt sind sie um 6 Regimenter vermehrt, welche wie die andere eingerichtet sind. Die Regimenter haben ihren beständigen Rang, die Officiers aber nach dem Alterthum ihrer Commission wie bey der Cavallerie. Während des lezteren Kriegs in Italien campirten die Dragoner fast allezeit in der Linie, sind auch sehr oft unter die Cavallerie gestellt worden.

Die

Die Infanterie beſteht in zweyerley, als der Infanterie francoiſe und etrangere; jedes Regiment hat ſeinen Rang, und alle Officiers von dem Obriſten bis auf den Unter-Lieutenant oder Fendrich, folgen dem Rang ihres Regiments, und nicht dem ihrer Commiſſion. Die ganze infanterie francoiſe iſt auf einerley Weiſe eingerichtet, ausgenommen das Regiment des gardes, welches in 30 Compagnien à 120 Mann beſteht, und einen Capitain, einen Lieutenant, einen Sous-Lieutenant, einen Fendrich und 4 Sergenten hat. Und obwohl bey der Leibcompagnie nicht mehrere Mannſchaft als bey denen andern iſt, ſo hat ſie doch doppelte Officiers. Ueber dieß ſind noch 2 Grenadier-Compagnien bey geſagtem Regiment von eben ſo viel Köpfen und doppelten Officiers, welche an der Bezahlung um ein Viertel mehr haben, denn andere Grenadiers in Frankreich. Das Regiment beſteht in 6 Bataillonen, jedes von 5 Compagnien. Alle Capitains aux gardes, ſo wohl francoiſes als ſuiſſes, haben die Commiſſion eines Obriſten, und rechnen das Alterthum ihres Rangs von Zeit der Belagerung Mons. Die Bezahlung dieſer Regimenter, ſowohl der Officiers als auch Soldaten, iſt ſehr ſtark. Die Bataillonen der übrigen Franzöſiſchen Regimenter zu Fuß haben 13 Compagnien, jede à 45 Mann, das iſt, 12 Compagnien machen eine Bataillon, und die 13te ſind die Grenadiers, welche allezeit zur Rechten ſtehen. Jede Compagnie hält einen Hauptmann, einen Lieutenant und einen Sous-Lieutenant; die Leibcompagnien aber um einen Fendrich mehr, 2 Sergents. Der vierte Theil von Soldaten ſind Piquenirer, die Grenadiret dabey ausgenommen.

Man kann nicht ſagen, wie viel Compagnien ein jedes Regiment hat, weil deren einige ſind, ſo vier

Bataillonen, einige drey, zwey, auch ſogar nur eine haben. Die Bezahlung iſt unter der infanterie françoiſe durchaus ganz gleich; die infanterie etrangere aber wird unterſchiedlich bezahlt. Die Schweitzer haben am meiſten, worauf die Teutſche, dann die Irrländer, welche der König aufgerichtet, nach dieſen die Welſche, und letzlich die Irrländer, welche der König Jacob mitgebracht. Alle dieſe Regimenter, von dem Regiment der Schweitzer-Garde anzurechnen, haben ihren beſtändigen Rang nach dem Alterthum ihrer Creation eben ſowohl unter ihnen als unter der Infanterie, ausgenommen, daß ſie bey einer Armee oder in einer Beſatzung niemahls das erſte Regiment ſeyn können; als zum Exempel, das Regiment der Schweitzer-Garde befinde ſich mit vier Franzöſiſchen Regimentern, die nicht ſo alt ſeyn als jenes, in einer Garniſon, ſo hat doch das älteſte von den vieren den erſten, und beſagtes Schweitzeriſche Regiment den andern Rang, alſo von den andern. Und ſogar eine Franzöſiſche Compagnie von einem jüngern Regiment, als gedachtes Schweitzeriſche, würde den Vorzug vor allen Regiments des gardes fuilles haben. Vorzeiten konnte kein fremder Obriſter in einem Platze kommandiren, es wurde ihm ein Lieutenant von der Franzöſiſchen Infanterie vorgezogen, vermöge der letztern Reglements aber verbleibt ein Obriſter als Obriſter, und commandirt ein jeder nach ſeiner Graduation und Alterthum. Die Granadier-Compagnien machen jede ihre Recruten unter ihren Bataillons; ſie haben um ein Viertel an der Bezahlung mehr als die andere Soldaten und Officiers, oftmahls werden ſie Parthey weiß, wovon man Bataillonen macht, detaſchirt, als zum Angriff der Contreſcarpen und geſchwinden Expeditionen: da nur ein, zwey, drey oder vier Bataillonen alſo gemacht werden, ſo giebt man ihnen oftmahls nicht mehr, als

einen

Seite

König genant wurde, sondern auch unter den abendländischen Mächten den vorzüglichsten Rang hatte.

235. Unter ihnen befand sich auch Graf Charpentier und Helias.

Dieß war Wilhelm Charpentier (Carpentarius) Einige sagen, dieser Name sey ihm deswegen beygelegt, weil er im Treffen wie ein Zimmermann alle Helme und Schilder zerhackt habe, andre erklären ihn eigentlich von seiner Geschicklichkeit im Bauwesen, und der Mechanik. Vom Helias schweigen die übrigen Geschichtschreiber der Kreuzzüge gänzlich.

235. Mit der aus Rom erhaltenen goldenen Fahne.

Es war eine alte Gewohnheit der Päbste an die Fürsten Fahnen, zum Gebrauch im Treffen gegen die Ungläubigen zu schicken.

235. Auf der See verlohr er durch einen Sturm den größten Theil seiner Schiffe.

Nach andern Schriftstellern, hat Hugo keinen Schiffbruch erlitten, sondern ist vielmehr zu voreilig, ohne die Ankunft der übrigen zu erwarten, nach Dyrrachium gesegelt und daselbst glücklich angekommen.

236. Durch den bey den Lateinern gewöhnlichen Eyd als seinem Vasallen erklärte.

Sie mußten ihm schwören, seine Ehre, und sein Leben unangetastet zu lassen. Viele weigerten sich dieses zu thun, aus Furcht, der König von Frankreich, oder der deutsche Kaiser, deren Vasallen sie waren, möchten sich darüber entrüsten, und es für einen Eingriff in ihre Rechte halten. Andre aber beruhigten sich damit, daß sie nach dem Könige, als ihren Oberherrn, noch mehrere Herrn haben könnten, von denen sie Lehne besässen, und ihnen also diese Gewohnheit in einem fremden Lande, unter den gegenwärtigen Umständen um so weniger verargt werden dürfe.

einen Obriſten und zwey Obriſtlieutenants, ſie zu commandiren mit; iſt aber die Zahl der Bataillonen höher, ſo wird ein Brigadier noch darzu gethan.

Sonſt ſind bey der Franzöſiſchen Infanterie noch 2 andere Regimenter, deren das eine die Bombardiers und das andere royal Artillerie genannt wird, ſie machen ihre Recruten unter der ganzen Franzöſiſchen Infanterie, hierzu nimmt man die beſten und anſehnlichſten Soldaten, welche ein zu der Artillerie taugliches Handwerk können, als Wagner, Zimmerleute, Schreiner, Schlöſſer, Schmiede, Kupferſchmiede, Gieſſer, Sattler und Riemer. Ihre Bezahlung iſt viel größer als der übrigen Infanterie, und wird ihnen über den Sold auch ihre Arbeit bezahlt. Jedes Regiment hat 7 oder 8 Bataillonen; ſie befinden ſich niemahls beyſammen, ſondern nur ein, zwey, oder drey Bataillonen bey einer Armee; ſie campiren bey der Artillerie Fuhrwerk, und haben keine andere Waffen als Flinten; jede Compagnie beſteht in 100 Mann, und hat einen Hauptmann, zwey Lieutenants und zwey Sous-lieutenants; in den Garniſonen werden ſie allezeit in die Städte, wo Zeug- und Gieß-Häuſer ſind, gelegt; ſie verrichten bey der Armee keinen andern Dienſt, als bey der Artillerie; in den Garniſonen dienen ſie wie die übrigen Truppen. Dieſe zwey Regimenter ſtehen unter dem General von der Artillerie und Haup-Zeugmeiſter, welcher allezeit deren Obriſter iſt. Nebſt dieſen ſind bey der Artillerie noch Compagnien von Bombardiers, Kunſtädler und Schanzgräber, welche alle eine große Bezahlung haben; man legt gemeiniglich dieſe Compagnien in die Plätze, wo die heimlichen Gänge unter der Erden ſind, um die feindlichen Laufgräben bey einer Belagerung zu verhindern.

Jede Compagnie von der ganzen Französischen und fremden Infanterie ist schuldig, eine gewisse Anzahl Handzeugs, als Hacken, Schauffeln, große Hauen, Sägen und große Hämmer ꝛc. alles nach einerley Form gemacht, zu haben, welche die Soldaten in ledernen Säcken tragen, um während des Marsches oder bey Anlangung in das Lager, sich deren gebrauchen zu können; dieses Handzeug dient nur bey erstgemeldten Gelegenheiten: dann wenn man an Laufgräben oder Circumvallations-Linien arbeitet, wird von dem Artillerie-Fuhrwerk hiezu aller nothwendige Zeug verschafft; nach verrichteter Arbeit läßt sich derjenige, so solchen hergegeben, angelegen seyn, alles wieder zusammen zu bringen. In jedem Platz ist ein Gouverneur, ein Lieutenant du Roy und ein Major, deren ein Anwesender an Statt des Abwesenden commandirt; in Abwesenheit des Gouverneurs und Lieutenants du Roy commandirt der Major den Brigadier und Obristen, wo nicht ein oder der andere Ordre hat, den Platz zu commandiren, wo Citadelles sind; derjenige, so in der Citadelle commandirt, muß alle Abend die Parola von dem, so im Platze commandirt, abholen lassen, auch wann es ohngefähr sich begebe, daß in dem Platze nur ein gemeiner Hauptmann das Commando hätte; hat doch der Gouverneur nichts zu schaffen, und kann auch sogar nicht einen Mann von denen, so in Garnison liegen, heraus ziehen. In die Citadelle werden niemahls fremde Truppen eingelassen, ausgenommen die Schweitzer, aber doch nur im Fall, wann die Französische Garnison darinn um ein Drittel stärker ist. Ein Gouverneur von einer Provinz, oder ein General über die Armee, kann die Garnison in einer Citadelle ohne Ordre von Hof nicht verändern, ohngeachtet er die Macht hat, solches in dem Platze zu thun, kann auch sogar weder Munition

noch

och Artillerie daraus ziehen. Ein jedes Regiment
iebt in den Veſtungen eine gewiſſe Anzahl Gemeine
nd nach Proportion Officiers her, um die Wachen zu
erſehen; dieſe begeben ſich auf den Sammelplaß, und
iehen allda das Looß, was vor einen Poſto ſie zu ver-
achen haben werden, daß alſo die Officiers niemahls
iſſen können, auf welchen poſto ſie zu ſtehen kom-
nen, noch von was für einem Regiment das Deta-
hement ſey, ſo ſie haben werden; daher man keine
interliſt zu befürchten. Die zwey Garde-Regimen-
er, als das Franzöſiſche und Schweitzeriſche, haben
llein das Privilegium, ihre beſtändige Poſten in den
lätzen, wo ſie in Garniſon liegen, zu beziehen. Wenn
ngefähr die völlige Garniſon in einem Regiment allein
eſtünde, ſo können doch deſſen Officiers weder den
oſto, noch auch, was für Leute ſie haben werden,
iemahls wiſſen.

Alle Truppen durchaus, ausgenommen das Königl.
aus, die Schweitzer, die Carabinieuter und die Ar-
llerie, ſtehen unter der Direction des Kriegsſecre-
arii. Das Königl. Haus aber empfängt ſeine ordres
on dem Staatsſecretario, unter deſſen Departement
lle deſſelben Chargen angewieſen ſeyn. Die Schwei-
er nehmen ſie von ihrem obriſten General. Dieſes
urde jederzeit in Frankreich alſo gehalten, bis auf
en Todesfall des Comte de Soiſſon, wo Monſ. de
ouvois ſich dieſe Autorität zueignete, als der Duc
e Maine in ſeiner Kindheit damit verſehen wurde.
r hat ſie Zeit ſeines Lebens behalten; eben ſo der
arquis de Barbelieux ſein Sohn; nach deſſen Tode
ber hat der König die Function dem Duc de Maine
ieder gegeben. Die Carabiniers empfangen ebenfalls
re ordres von ihm ſowohl als die Truppen bey der
rtillerie. Marquis de Louvois hatte auch das Amt

des General Kriegs- und Hauß-Zeugmeisters, daß derjenige, so damit versehen war, nichts als die Besoldung und die Ehre genosse, ohne etwas in der Charge disponiren zu können; nunmehr aber nach dem Tode des Marquis de Barbelieux hat der Duc de Maine alle Aemter von der Artillerie auszutheilen, und das Geld zu den Ausgaben zu disponiren; wie denn auch ihm Rechenschaft von den Zeughäusern und Magazinen der Plätze gethan werden muß; er verordnet die Ausrüstung zu der Artillerie, der Kriegsmunitionen, und alles, was bey jeder Armee und in den Vestungen vonnöthen ist, und stehen die Manufacturen von Pulver und Salpeter im ganzen Königreich unter seiner Direction, vermittelst welcher keine Provinz, keine Stadt noch Dorf in dem Königreich ist, worin nicht einige Leute von ihm dependiren, so gar, daß auch seine Autorität auf gewisse Weise sich bis in die Zeughäuser in den See-Häfen erstreckt, so viel nehmlich die Artillerie und Kriegsmunition daselbst angeht.

Seit weniger Zeit hat der König sowohl über die Infanterie als Cavallerie Directeurs und Inspecteurs gesetzt. Das Königreich ist in vier Theile ausgetheilet, deren jeder einen Directeur über die Infanterie und Cavallerie hat. Unter jedem Directeur sind zwey inspecteurs. Sie machen im Jahre drey Musterungen; die erste nach geendigtem Feldzug, ehe die Truppen in die Winterquartiere und Garnisonen verlegt werden, wodurch sie den Stand der Regimenter, die Recruten und Verbesserungen, so zu machen sind, die Mittel und Gelder, so hierzu vonnöthen, genau wissen. Sie erkundigen sich, wie sich die Officiers verhalten, wie sie sich appliciren, und was sie für Schulden machen, haben auch die Gewalt, selbige für ihre Fehler zu bestrafen. Die andere Musterung geschiehet im Januarie,

rio, um zu ſehen, ob die Ergänzungen vorgenommen worden, was für ordres die Obriſten und Commendanten der Bataillonen dazu gegeben, und was für Nachrichten ſie von den Officiers haben, ſo zu recrutiren ausgangen. Die letzte Muſterung wird vorgenommen, ehe der Feldzug angeht, wobey die Officiers, ſo ihrer Schuldigkeit nicht nachgekommen ſind, ſehr ſcharf geſtraft werden. Dieſe Directeurs und Inſpecteurs ſind gemeiniglich Generalsperſonen, und geben nur allein dem König Rechenſchaft, worauf ſie erſt ſich weiters mit dem Kriegs-Secretario daraus bereden. Das Königliche Haus, die Franzöſiſche und Schweizeriſche Garde-Regimenter, die gens d'armerie ſind allein deren Unterſuchung nicht untergeben. Wenn ſie in einem Platz anlangen, ſo weiſen ſie dem Commendanten ihre ordres auf, um ihnen die Garniſon vorzuſtellen, welches der Gouverneur oder Commendant auf keine Weiſe verweigern kann.

Ueber das iſt in jedem Platze aufs allerwenigſte noch ein Kriegs-Commiſſarius, deſſen meiſte Verrichtung darin beſteht, alle Monat dreymahl in Gegenwart des Commendanten und Majors zu muſtern; nunmehr aber hat er nichts anders dabey zu thun, als die Mannſchaft jeder Compagnie zu zählen; nach geendigter Muſterung macht er davon zwey Auszüge, welche gedachter Commendant und Major unterzeichnen, hievon ſchickt er dem Kriegs-Secretario einen nach Hofe, den andern giebt er dem Schatzmeiſter, nach welchem er die Compagnien bezahlt. Wenn ein Capitain wegen nöthiger Unterhaltung ſeiner Compagnie einigen Kaufleuten ſchuldig iſt, ſo übergeben dieſe dem Commiſſario ihre Zettel, und da allenfalls der Officier nicht gutwillig bezahlen wollte, läßt der Commiſſarius an deſſen Bezahlung ſo viel zurück halten, als er ſchul-

dig ist. Jeder Capitain, auch jeder Obrister oder Commendant eines Regiments, ist schuldig, alle Monate dem Schatzmeister gegen das Geld, so er empfangen hat, eine Quittung zu geben. Wenn ein Soldat dem Commissario zu klagen kommet, daß sein Capitain ihm nicht alles nöthige zu seiner Unterhaltung giebt, so kann gedachter Commissarius ihn dazu anhalten, indem er den Capitain erstlich deswegen ermahnt; leistet dieser hierauf kein Gnügen, so sagt er solches dem Obristen oder Commendanten des Regiments; geschieht es nun, daß auch diese beyde nichts thun, so läßt er es bey einem Kaufmann nehmen, und alsdenn an der Bezahlung abziehen; er läßt sich auch angelegen seyn, zu examiniren, ob das Brod, welches man den Soldaten reicht, gut sey, und ob die Klagen der Officiers wider die Proviantmeistlers bestehen; eben dergleichen Obsicht hält er auf die Furage für die Cavallerie. Vor Zeiten, ehe die Directeurs und Inspecteurs bestellt waren, hatte der Commissarius die Gewalt, die untaugliche Soldaten abzudanken; jezt aber haben gedachte Directeurs oder Inspecteurs diese Autorität allein.

Die Officiers müssen die remonta und Recruten selbst schaffen, wofür man ihnen eine gewisse Summa Geldes giebt, und hat man befunden, daß der König hierdurch besser bedient sey. Dann weil ein Capitain, so diesem nicht wohl nachkommt, gestraft wird, und nicht zu hoffen hat, daß ihm die Mannschaft und Pferde vom König gegeben werde, so läst er sich mit einer absonderlichen Aufmerksamkeit angelegen seyn, die Leute und Pferde allezeit bestens zu verpflegen, auch Achtung zu geben, daß der Mann nicht ausreisse, oder in einigen das Pferd verwarlost werde. Indem er auch weiß, daß die Directeurs keinen untauglichen Mann

noch Pferd gegen die ordonnance annehmen, und selbe alsobald ausschiessen, so befleissigt er sich, um doppelte Unkosten zu verhüten, ordonnanzmäßige Leute und Pferde gleich anfänglich vorzustellen, welches er, wenn der König solches verschaffte, nicht so sorgfältig beobachten würde.

Die Bezahlung der Französischen Infanterie ist ziemlich mittelmäßig; ein Obrister hat eines Capitain gage, und daneben als Obrister monatlich noch 50 Francs, der Obrist-Lieutenant hat eben die Capitain-Besoldung und monatlich 30 Francs, die Capitains haben monatlich 25 Thaler, die Lieutenants 10, der Unterlieutenant 20 Fr., der Feldwebel 9 Sols des Tags, der Corporal 7 Sols, ein Gefreyter 6 Sols, ein Piquenirer 5½, der gemeine Soldat 5 Sols. Hiebey ist zu merken, daß von dem Feldwebel an, selben mit begriffen, man jedem täglich einen Sols, welches man die masse du regiment oder calla nennt, für die Kleidung abzieht. Man giebt alle Jahr jedem Soldaten ein paar Hosen, Strümpfe und einen Hut, und dieses wird von gedachtem Sols herbey geschafft, welchen der Schatzmeister des Platzes so lange behält, bis er eine ordre von dem Obristen, so von dem Directeur oder Inspecteur bekräftigt ist, empfängt. Aus dieser calla verschafft man jedem Soldaten alle 2 Jahr einen Rock, veste und das übrige. Ueber dieses giebt der König jedem Capitaine des Tages 2 Liars, um sie mit Schuhen, Hemdern und Halstüchern zu unterhalten; und ist es bey der Infanterie also eingerichtet, daß jeder Soldate jährlich 2 Hemder, 2 Halstücher und 2 paar Schuhe empfängt. Wann nun der Soldat deren nicht so viel verbraucht, bleiben die tägliche 2 Liars dem Capitaine zu gute; da er aber mehr vonnöthen, muß gedachter Capitaine ihm solches auch verschaffen,

ohne dem Soldaten an seiner Bezahlung etwas abzuziehen. Wenn die Soldaten in der Garnison, oder auf dem Marsch, einen Diebstahl begehen, und man erweisen kann, von was für einer Compagnie sie sind, so muß der Capitain solches gut machen, ohne seiner Compagnie etwas abzuziehen; wenn man aber nicht wissen kann, von was für einer Compagnie er ist, so müssen alle Regimenter zur Gutmachung beylegen. Die Officiers sind schuldig, ihre Compagnien sowohl mit Rekruten als Kleidung zu unterhalten, ohne daß ihnen der König das geringste wieder für die ausgerissene oder abgestorbene Soldaten bezahle; daher kommt es, daß die Französische Infanterie in einem so schlechten Stande ist.

Aus Folgendem ist zu ersehen, wie die Garnisonen Sommers und Winters bezahlt werden. Die Bezahlung der Infanterie zu Kriegszeiten ist ganz anders. Im Winter wird sie bezahlt, wie bey Friedenszeiten, den Sold anbelangend, und wird dem Soldaten nichts für die sogenante Masse oder calla zurück gehalten. Im Sommer hat ein Capitain nicht mehr als 6 Sols des Tags, und 3 Rationen Brodt, ein Lieutenant 4 Sols und 2 Rationen Brodt, der Unterlieutenant 3 Sols und 2 Rationen Brodt, ein Feldwebel 2 Sols und eine Ration Brodt, ein Piquenirer $1\frac{1}{2}$ Sols, und eine Ration Brodt, der Soldate 1 Sols und die Ration Brodt. Die Soldaten, den Feldwebel mitgerechnet, haben alle Tage, auch an Festtagen, ihr frisches Fleisch, und giebt man monatlich jeder Bataillon eine gewisse Anzahl Ochsen oder Kühe; die Austheilung hat der Major, ohne daß die Officiers etwas damit zu thun haben. Der König giebt auch noch in dem Monat September für jede Compagnie 20 Paar Schuh, welche man in die Campagne führt, und bataillonenweise

weise austheilt. Diese Bezahlung während des Feldzugs kann nicht länger, kann 5 Monat, dauern; sollte sich nun der Feldzug länger verzögern, so zieht man den Soldaten sowohl, als Officiers, jedem 2 Sols des Tags für die Brodtration, und dem Soldaten einen Sols für das Fleisch ab. Der Ueberschuß von der Bezahlung wird den Officers, sobald sie in die Garnison eintreten, gegeben; der Capitain aber behält gemeiniglich von dem Soldaten zurück, was ihm gehöret. Ist der Feldzug kürzer, so haben sie dennoch diese Bezahlung, wie vorgemeldet, ob sie auch schon eine ganz kleine Zeit im Felde gestanden wären. Gleich nach verrichtetem Feldzug schickt man die Officiers, nach Gutbefinden des Obristen, auf die Werbungen. Der König giebt jeder Compagnie für 10 Mann Rekruten 100 Thlr. und 1500 Francs für Dach und Fach; davon zieht der Capitain 1250. der Lieutenant 150, und der Unterlieutenant 100 Francs. Man giebt des Tags jedem Capitain 4 Pferd-Portiones, 3 einem Lieutenant, 2 dem Sous Lieutenant, 6 dem Obristen, 5 dem Obristlieutenant, und 4 dem Major. Weiters giebt man jedem Capitain 200 Francs, wenn seine Compagnie den 15ten Aprilis vollständig ist. Die Obristlieutenants haben von dem König über ihre Bezahlung noch 300 Thlr. Pension, der Major 200, ein Adjutant 100, der Obriste aber nichts.

Jedem Soldaten, so in Garnison liegt, trifft alle 3 Tag einmal die Woche; sie wohnen in casernes, wo sie ihre Betten, Strohsäcke, Madratzen, Decken, und alle Monate neu gewaschene Leilachen haben; in jedem sind ihrer zwey, bisweilen auch drey, je nachdem viel in einer Garnison liegen: man giebt ihnen Winters eine gewisse Maaß Holz und Licht sowohl zur Hauptwache, als in die casernes; im Sommer aber weder Lich-

Lichter noch Holz, allein die Lichter zur Hauptwache. Die Capitains müssen zweymal die Woche in den casernes visitiren gehen, und dem Obristen davon Nachricht geben. Die Capitains halten ihre Feldwebel an auf die Sauberkeit Achtung zu geben; der Major aber hat die völlige Obsicht über alles.

Die Majors sowohl von der Cavallerie, Infanterie, als Dragoner haben keine Compagnien, auch bey den Regimentern keinen andern Rang, als eines Capitains, nach dem Alter ihrer Vorstellung. Die Adjutanten haben Lieutenants-Rang, wenn sie aber gute Officiers sind, so erhalten ihnen die Obristen bisweilen von Hof aus den Rang eines Capitains.

Der König hat ein überaus schönes Gestift und Gebäude, (l'hopital des invalides genannt) aufgerichtet, wohin die blessierte Officiers, so anderswo keine Mittel zu leben haben, jeder nach der Ordnung seines gedienten Kriegsstandes, hinein gethan werden, als Capitains, Lieutenants, Sous-Lieutenants, Fendrichs oder Cornets. Die von dem Königl. Hause, das ist, des gardes du corps, gens d'armes oder mousquetairs, werden da wie Lieutenants gehalten. Es ist auch eine Classe da für die Feldwebel und Quartiermeister zu Pferde, welche in gleicher Unterhaltung stehen. Die Mousquetire und Reuter haben auch eine gleiche Unterhaltung; sie sind sehr wohl logirt, werden gut in Essen und Trinken tractirt und wohl gekleidet, man giebt sogar wöchentlich einem jeden ein gewisses Geld, um Toback und Pfeifen zu kaufen. Die Officiers leben darinn besser, als wenn sie 40 Sols des Tags zu Wirthshäusern zu verzehren hätten. Sie sind sowohl als die gemeine Soldaten blau gekleidet, außer daß sie ein klein silbern Galonen auf ihrem Rock und Degen tra-

Seite

236. Segelte Graf von der Provence.

Graf Raimund von Provence und Toulouse, den Anna nachher Sangeles nennt, Bruder des Grafen Wilhelm V. von Toulouse. Seine Länder lagen an der Rhone.

236. Das in der Schifferſprache Excuſator heißt.

Excuſatum (das Entſchuldigte) bedeutet wahrſcheinlich ſo viel als ſteuerfrey. Da nun die Gondelführer bey den Venetianern frey von allen Abgaben, und andern Laſten waren, ſo kann man hier unter jenem Worte eine Gondel verſtehen.

237. Und traf ihn mit der Tzagra am Helm.

Woher dieſe Benennung komme, läßt ſich nicht ausmachen.

240. Um dieſe Zeit langte auch Graf Gottfried bey Conſtantinopel an.

Gottfried trat ſeinen Zug über Deutſchland und Ungarn im Auguſt an, und traf zwey Tage vor Weinachten bey Conſtantinopel ein. Seine Feindſeligkeiten gegen den Kayſer, fallen in den Januar. Erſt um Pfingſten zog er weiter.

243. Cäſar mein Gemahl.

In dieſem 1097 Jahre, iſt ſie noch nicht ſeine Gemahlin geweſen. Siz wurde gebohren 1087. Conſtantin Ducas Porphyrogeneta, mit dem ſie ſchon verlobt war, ſtarb frühe, und ſie heirathete den Cäſar als ſie ſchon in mannbaren Jahren war.

244. Auf ihn folgte Graf Raul.

Von dieſer Expedition des Grafen Raul oder Rodulph ſchweigen die übrigen Schriftſteller ganz. Man kann auch izt nicht mehr ausmachen, wer dieſer Raul geweſen.

246. Ich bin ächt fränkiſcher Herkunft.

Wahrſcheinlich war er ein Pariſer, von Geburt, und vielleicht derſelbe, den Robertus Aquenſis L. 2

tragen. Man giebt ihnen monatlich 3 Thlr. für ihre kleine Ausgaben. Jeder Officier hat die Inspection über eine Anzahl Soldaten, welche compagnieweiß ausgetheilt sind. Die Gemeine tragen keinen Degen, ausgenommen wenn sie auf der Wache stehen; da sie darinn alle Kriegsverrichtungen, die Wache betreffend, wie in einem festen Platze thun, auch bey der Nacht bis in die nächst gelegene Oerter der Vorstadt St. Germain Runde gehen; auch werden sie zu der Andacht, wie es wahrhaften Christen wohl ansteht, angehalten. Weil nun vom letzteren Kriege sehr viele Beschädigte gewesen, welche man unheilbar zu seyn geglaubt, doch aber mit der Zeit und durch angewendete Mittel wieder zurecht kommen sind, so hat man vielen, welche es begehrt haben, heraus zu gehen erlaubt. Die, so einmal nacher Haus verlangt, und nicht weiter dienen wollen, werden nicht mehr darein genommen; die aber, so heraus gehen, und aufs neue sich unterhalten lassen, um unter dem König zu dienen, sind allezeit versichert, wieder hinein zu kommen, wie man es dann gar zu oft bey einer vorgehenden reforme sieht, oder nachdem sie 4jährigen Dienst geleistet; daher dann die meisten diese letzte Partie nehmen. Man hat deren mehr als 3000 jüngst heraus gezogen, und Compagnien daraus gemacht, so in Garnisonen und gemeiniglich in die citadelles geschickt werden, wo sie eine starke Bezahlung haben; alle ihre Officiers sind eben sowohl sogenannte invalides. In diesem Hochspital ist ein alter Gouverneur, so ein alter Officier von Distinction ist, ein Lieutenant du Roy, ein Major und 4 Adjutanten, die sehr große Besoldung haben. Zu Aufrichtung und Unterhaltung dieses Hochspitals haben Ihro Königl. Maj. nicht einen Kreuzer ausgelegt, sondern es wird alles von dem Kriegsstande genommen, und wird an der Bezahlung der Generale

und

und Gouverneure der Plätze, Truppen, Artillerie ꝛc. vom lb. 2 liars hiezu abgezogen. Die Rechnung über die Ausgabe und Empfang wird alle 14 Tage vor dem Kriegs-Secretario in einem besonderem Zimmer in gedachtem Spital abgelegt, auch da über ein und andere vorfallende Dinge Rath gehalten. Die Marechaux de France, Lieutenants Generaux, Marechaux de Camp, Brigadiers und Obriſte haben das Recht, bey Beſehung dieſer Verrechnungen ſich einzufinden und ſelbige zu unterſchreiben. Zu Erhaltung gedachten Hochſpitals ſind alle nöthige Officiers, als Intendant, Commiſſarii, Schatzmeiſter und Gegenhändler vorhanden, welche von dieſen ihren erkauften Aemtern, große Beſoldung genießen. Die Soldaten werden da, vermöge eines beglaubten Scheins, von ihren Obriſten, ſo von den Directeurs und Inſpecteurs examinirt worden, angenommen, welches ſich eben ſo mit den Officiers verhält. Die Einkünfte ſind allezeit erklecklich, ſo daß, wenn eine gewiſſe ſumma Geldes, ſo die Ausgabe übertrifft, vorhanden, der König ſolche zum Capital macht, und von dem Intereſſe den Chevaliers de l'ordre St. Lovis Penſionen verordnet.

Dieſen Orden hat der König 1693 aufgerichtet, und ſich zum grand maitre darüber erklärt. Er beſteht aus 8 Grands prieurs 40 Commandeurs, und mehr als 800 Rittern. Die 8 Grands prieurs tragen ein großes 4 Finger breites Band über ihren Rock, woran unten ein Creuz hängt, ſo dem picht ungleich iſt, welches die Ritter von dem Orden des heil. Geiſtes tragen, außer daß auf einer Seiten in der Mitten ein kleiner St. Lovis, auf der andern ein bloßer Degen mit Lorbeer umgeben, gebildet, und dieſe Umſchrift darauf zu leſen iſt: Virtutis bellicae praemium. Nebſt dieſem haben ſie, wie die Chevaliers de St. Eſprit, auf

ihrem

ihrem Rock ein von Gold gesticktes Creuz, mit dem H. Ludovico in der Mitten; ein jeder hat jährlich 2000 Thlr. Einkommens. Die Commandeurs tragen ebenfalls, wie die Grands prieurs, ein rothes Band mit einem angehängten Creuz, sie haben aber kein Zeichen, wie die andere, auf ihren Röcken; deren 20 eine Pension von 4000 francs, die andere 20 von 1000 Thlr. haben. Die Ritter tragen ein an dem Knopfloch ihres Rocks mit einem rothen Band angehängtes Creuz; sie haben unterschiedliche Pensionen, von 2000 1800, 1500, 1200, 1000 und 800 francs, welches letztere das wenigste ist. Die Anzahl der Ritter, so bezahlt werden, ist nicht über 200. Zu diesem Orden gelangt man nicht nach dem Alter, sondern nach der Wahl des Königs. Es wird nichts anders, um darein aufgenommen zu werden, erfordert, als zehnjährige Dienste, oder einige in Kriegsdiensten empfangene Wunden, daß sogar ein gemeiner Soldate dazu gelangen kann.

Die Spitäler in den Vestungen sind sehr wohl eingerichtet, in deren jedem ein Entrepeneur, so die Lebensmittel für die Kranken herbey zu schaffen hat, ein Apotheker und ein Wundarzt, mit vielen unter sich habenden Gesellen sich befinden. Gedachter Entrepeneur hat auch die Obsicht wegen der Betten und Leinwand; man giebt ihm des Tags ein Gewisses für jeden Menschen; er muß den Tag, wann ein Soldate hinein kömmt, heraus geht, oder darin stirbt, in seinem Regisser anmerken. So lange nun ein Soldat sich darinn befindet, so lange zieht er keinen Sold; wenn er stirbt, nimmt der Capitain, gegen Bezahlung eines Thalers in das Spital, das Kleid zurück. Der Commissarius, so in einem Platze ist, muß dreymal in der Woche das Spital visitiren; er examinirt die Soldaten,

daten, ob sie wohl unterhalten, und ob ihre Arzneyen gut sind; findet er einen Mangel, so hinterbringt er's dem Gouverneur und Intendanten, damit sie die nöthige Vermittelung treffen. Nebst diesem hat auch der Commendant einer Bataillon oder Eskadron das Recht, die Untersuchung gedachten Spitals zu thun, um zu sehen, ob der Commissarius mit dem Entrepreneur nicht etwa im Verständniß stehe; sieht er einen Mißbrauch oder Fehler, so giebt er ebenfalls dem Gouverneur und Intendanten davon Nachricht. Jeder Commendant einer Bataillon oder Eskadron ernennt aus seinen Truppen die Unterofficiers, von welchen alle Tage einer die kranke Soldaten im Spital besucht, und ihm dessen Beschaffenheit Compagnieweise hinterbringt, um zu sehen, ob die Liste, so jeder Capitain ihm täglich giebt, hiemit eintreffe. Alles dieses wird ebenfalls in den Spitälern bey der Armee so gehalten. Die Capitains sowohl von der Cavallerie als Infanterie, wenn sie gute und sorgfältige Officiers sind, ermangeln nicht, eine große Aufmerksamkeit über ihre Kranke in den Spitälern zu haben, indem es, da sie schuldig sind, die Rekruten zu stellen, ein großer Verlust für sie ist, einen Mann zu verlieren.

Ehe ich die militärische Einrichtung verlasse, wird nicht undienlich seyn, von den jetzt commandirenden Generalen und deren Capacität etwas zu gedenken, unter welche ich aber die Prinzen vom Königl. Geblüte nicht rechnen will, von denen nachgehends in ihrer Ordnung zu sprechen seyn wird.

Der Marechal de Villeroy, ob er gleich ältere Marechaux de France vor sich hat, ist dennoch von den brauchbarsten der älteste. Dieser ist mit dem König, als seiner Maj. gewesenen Gouverneurs Sohn, auferzogen

zogen worden; er hat ſich bey ihm in ſteten Gnaden, auch in einer groſſen Gemeinſchaft, erhalten; man hat ihm mehr Geſchicklichkeit eine Armee zu commandiren zugetraut, ehe er commandiret gehabt. So lange er unter dem Marechal de Luxembourg geſtanden, hat er ſich einen ungemeinen Ruhm erworben; ſo bald er aber zu dem commando gelangt, iſt es nicht ſo glücklich gegangen, wie ſeine gegenwärtige Campagne in Italien ein genugſames Beyſpiel giebt. Er iſt dennoch tapfer, emſig und begierig, gloire zu erwerben, ein Kriegsproject in dem Cabinet auszuarbeiten, und auch in der Operation auszuführen, dafern dieſelbe ſich ſo anläßt, wie man es vorbedacht hatte, ziemlich geſchickt; wenn aber in der Execution ein unverſehenes accidens dazu ſtößt, wo es nöthig iſt, neue reſolutiones augenblicklich zu faſſen, ſoll er die in dergleichen Fällen nothwendige Geſchwindigkeit, Gegenwart und hocherleuchtete Vernunft, welche allein den vortrefflichen und ganz ungemeinen ſubjectis gegeben, nicht haben. Sonſt macht er ſich durch den Staat, den er führt, und ſeine Höflichkeit bey den Soldaten ſehr beliebt, und iſt endlich von den dreyen jetzt commandirenden Feldmarſchallen nicht der ſchlechteſte.

Der Marechal de Catinat hatte durch ſeine Wiſſenſchaft, lange Kriegserfahrung, und in dem vorigen Welſchen Kriege gethane Thaten einen ſolchen Ruhm erworben, daß der König ihn, als ſeinen beſten General angeſehen, alſo daß er, als er ihn zum Marechal de France erkieſet, öffentlich geſagt: er wäre eben ſo würdig, Großcanzler von Frankreich zu ſeyn, als ſeine Armee zu commandiren. Dieſer Nachruhm hat ſich in jüngſtverfloſſener Campagne ein wenig gemindert; weil aber meiner Zeit in Frankreich die Urſachen und Rechtfertigung ſeiner gehabten conduite noch nicht

kundbar worden, das Vorgegangene aber selbst genugsam redet, ob wohl die Thaten aus dem Ausgange der Sachen nicht zu beurtheilen; so kann ich kein weiteres Urtheil über ihn fällen, ob er gleich bis jetzt für einen tapfern, klugen, verständigen und erfahrnen Kriegsmann gehalten worden, welchem auch über die andern Tugenden diese beyzulegen, daß er, ungeachtet seines Glücks, bey seinem dem Coriolan in der Simplicität nicht ungleichen humeur verbleibt.

Von dem Marechal de Boufleur muß ich sagen, daß die Gegenwart die gehabte Einbildung von Leuten mindere. Weil er vor meiner Reise in Frankreich continuirlich, vornemlich aber zu der zwischen dem Lord Portland und ihme angestellten Unterredung gebraucht war; so habe ich geglaubt, er sey ein sowohl in Kriegs- als Staatssachen erfahrner Mann: allein ich habe gefunden, daß er weder zu einem noch dem andern für tauglich zu halten sey. Er ist zu diesem Glück durch eine unbegreifliche Emsigkeit und Aufmerksamkeit bey der Madame de Maintenon sowohl, als dem verstorbenen Monf. de Louvois, gelangt, mithin allezeit der Mann des Hofs gewesen. In einer ihm aufgetragenen Obliegenheit ist er von einer Wachsamkeit, die von einigen für überflüßig und affectirt gehalten wird: er ist dennoch tapfer, nicht aber von genugsamen Verstande, weit aussehende projecta zu fassen, viel weniger dieselbe auszuführen, übrigens eines ehrlichen und uninteressirten Gemüths.

Die Lieutenants Generaux, welche vornemlich zu dem Feldmarschallstaab und commando zunächst aspiriren können, sind der Duc d'Harcourt, der Marquis d'Uxelles, so zu Straßburg commandirt, der Comte de Telle, so in Mantua sich jetzt befindet, der Comte

de

de Tallard, so Botschafter in Engelland gewesen, und der nicht unbekannte Marquis de Villars.

Der Duc d'Harcourt ist von einem großen Verstande, in politicis sowohl als in militaribus erfahren, es steht aber dahin, ob er wegen seiner jetzt in Spanien ausgestandenen Unpäßlichkeit wird dienen können. Der Marquis d'Uxelles ist ziemlich bey Jahren, unter den Truppen aber sehr ästimirt. Der Comte de Telle ist mehr für einen Hofmann als guten Officier zu halten. Der Comte de Tallard hat viel Verstand, große Wissenschaft, ziemlich gute Reputation unter den Truppen ist emsig und schier gar zu eifrig in den ihm aufgetragenen Geschäften und Operationen. Der ohne das bekannte Marquis de Villars passirt sonst in Frankreich für einen tapfern und verständigen Officier.

Nun ist nach Beschreibung des Kriegswesens auf die gegenwärtige Maximen des Französischen Hofes zu kommen. Wie in einer jeden Regierung die Menschen nicht so viel auf die erlernte, als auf diejenige Maximen sich steifen welche die Gelegenheit der Zeiten, oder vielmehr der genius derer, so sich in die Regierung mit einmischen, dictirt; so geschieht es jetzt in Frankreich, wo man pro regula status genommen, daß die vom Cardinal de Richelieu wieder, so zu sagen, fest gesetzte königliche Gewalt, (welche durch den Zwiespalt der Religion, und die Minderjährigkeit der Könige so abgenommen, daß nothwendig gewesen, die vornehmste, mächtigste und unruhigste Herren des Adels zu erniedrigen, die gar zu große Autorität des parlaments in engere Schranken einzuziehen, die übermäßige Freyheiten der Stände, welche etats generaux genannt werden, zu mindern, den Gouverneurs der Provinzen nicht zu viel zuzulassen) nicht anders könne

erhalten werden, als mit dem Extrem der despotischen Regierung, welche des Königs eitlen und ehrgeizigen Genie gleichförmig ist. Aus diesem falschen und ohnmöglich daurenden Princip nimmt der König keinen von einem großen Haus entsprossenen in seinen Rath, sondern füllt solchen mit Leuten von schlechter Extraction und Bürgern an, macht den Adel mit unbeschreiblichen Impositen zu Fried- und Kriegszeiten sowohl als das Volk und Clerisey arm, wirft alle der gerechten Freyheit nach verordnete Gesetze, in Ansehung des Parlaments sowohl als der Stände, übern Haufen, so daß die Zusammenrufung der etats generaux unter diesem König nie geschehen; ob wohl die bey der Crönung gethane Eydschwüre, das Königreich bey seinem alten Herkommen zu lassen, ihn verbunden, indem vormals die Könige in Frankreich neue Geldsanlagen, oder einen Krieg zu unternehmen ohne derselben Einstimmung nicht ermächtigt gewesen; er sucht die Prinzen vom Königl. Geblüte möglichst von allem commando und einiger Participation in den Geschäften zu entfernen, ja dieselbe mit Erhöhung der Batarden (wozu die eigene Liebe und der Madame de Maintenon Zurede viel beyträgt) zu erniedrigen; er läßt alle Chargen um eine große summa Geldes verkaufen, wodurch die Besitzer derselben nothwendiger Weise ihre Descendenz mit treuen Diensten dem König verbinden müssen, wenn sie nicht eine so großmächtige summa Geldes verlieren wollen, da die Erben nicht anders, als durch eine besondere Gnade, entweder die Expectanz der Chargen ihrer Väter, wozu sie öfters noch eine große summa Geld herschießen müssen, überkommen, oder durch ein brevet de retenue nach des Besitzers Tode einen Theil von dem erlegten Gelde, bey abermaliger Verkaufung der Charge, wieder zu bekommen versichert werden.

In

In den Provinzen haben die Intendanten, welche anfänglich vom Cardinal de Richelieu eingesetzt worden, um der Gouverneurs Autorität, die allezeit Herren von Consideration pflegen zu seyn, zu mindern, so sehr alle Verwaltungen an sich gezogen, daß die Gouverneurs nichts als den Namen führen, und die Einkünfte genießen. Diese Intendanten machen dem Adel die größte Ungelegenheit, und wissen diejenige, die auf ihren Gütern zu Haus bleiben wollen, auf eine so arge Manier zu quälen, daß sie nothwendiger Weise zu Felde gehen und dienen müssen, wo sie das Ihrige wegen schlechter Bezahlung verzehren und endlich sich glückselig schätzen, den übrigen Theil ihres Lebens mit einer geringen Pension zu vollenden, womit die Söhne ebenfalls wieder genöthigt sind, des Königs Dienste zu suchen und von dessen Gnade zu leben.

Die übrige Gnaden, so der König austheilt, bestehen wenig in Capitalien oder Landgütern, sondern in Pensionen, die groß zu seyn pflegen, so daß einige derjenigen, so begnadet werden, reichlich leben können; doch hindern die Unkosten, die sie ordinaire machen müssen, große Reichthümer zu sammlen, so daß die Söhne allezeit wieder in die Noth zu dienen fallen müssen.

Die Clerisey wendet der König nach aller Möglichkeit von der Päbstlichen Autorität ab; sie wird unter dem Prätext der libertet der Gallicanischen Kirchen von Rom abgezogen, und unter die Königl. Gewalt gesetzt, wozu ein großer Vorschub ist das jus der Regalien, mittelst dessen alle benefcia, Bisthümer und Abteyen von dem König so conferirt werden, daß auf dessen Präsentation die Päbstliche Confirmation nicht abgeschlagen werden kann; die Bischöfe und Aebte

aber legen dem Könige bey Ueberkommung ihrer Dignität den Eyd der Treue ab. Dem Nuntius gestattet man keine andere Repräsentation, als eines Botschafters, so daß er die geringste Autorität nicht hat.

Die auf diesen erzählten Maximen bestehende despotische Gewalt, (welche in vielen, so sie mit förmlicher Art in etwas limitirt wäre, nicht untaugliche Dinge in sich hätte,) erfordert weiter, in Rücksicht auf den Zustand des Innern, um diese dem Krieg ergebene und unruhige Nation friedsam zu beherrschen, sie von Zeit zu Zeit mit äusserlichen Kriegen zu beschäftigen, um hierdurch den innerlichen Kriegen vorzukommen, welches in dieser Absicht auch für die frömmste Französische Könige eine unveränderliche Staatsregel seyn muß: daher die zuwachsende Macht dieser Crone den benachbarten Potenzen sehr nachdenklich fallen sollte, indem sie sich eines beständigen Friedens nie zu getrösten haben, weil diese monarchie ex principio politico von Zeit zu Zeit Krieg haben muß. Uebrigens ist der König allezeit bedacht gewesen, sein Königreich mit einer unbeschreiblichen Quantität vester Plätze zu bewahren, so daß an den meisten Orten, außer auf dem Mittel-Rhein und gegen Italien, eine doppelte Gränzlinie von Vestungen sich befindet.

Die vor diesem in Frankreich, so zu sagen, unbekannte Schiffahrt hat ihren Anfang unter dem Card. de Richelieu genommen, und ist unter dessen Regierung so weit gebracht worden, daß wirklich Frankreich in dem vorigen Kriege bis in die 80 Kriegsschiffe ausgerüstet, zu deren Erhaltung man in allen Seehäfen Schulen, die Theorie der Seefahrt zu erlernen, angerichtet. Die Abhauung der großen Bäume ist in allen

Seite

c. 39. Robert von Paris nennt, und der von einem Pfeil erlegt ward. Diese Vermuthung, wenigstens die von seinem Geburtsorte, scheint durch die Erwähnung der Kirche noch mehr Bestätigung zu erhalten. Ohne Zweifel ist dieß die Kirche der Mutter Gottes zu Soissons, die von Ebroin, Major Daaus, erbaut ist, und in der die Gebeine des Bischofs Drausius begraben liegen, zu welchem man, als dem Schutzgott der Duellanten, vor angehendem Zweykampf sein Gebet zu richten pflegte. Der Landstrich (τριοδος Quartier wie es du Fresne giebt) von Soissons, gehörte schon seit alten Zeiten zu Isle de France.

246. Das Bewußtseyn von keinen edlen Ahnen abzustammen.

Nachdem Albert Aqu. 2, 18. soll doch Bohemund 10000 Reiter, und sehr vieles Fußvolk bey dieser Expedition gehabt haben. Denn der größte Theil des Heeres das Roger zur Belagerung von Amalfi brauchte, gieng zu ihm über. Nach Orderich B. 9. hat Bohemund auf Anrathen seiner Franken, sich gegen den Kaiser friedlich betragen müssen. Uebrigens wirft Anna, etwas Stolz auf ihre Geburt, ihm den niedern Adel seiner Ahnen vor. Dahin zielt auch, was sie im 13 B. S. 47. von seiner Erziehung sagt, wo sie eigentlich, mit dem Wort μετρίως spielend, sich so ausdrückt: er hatte von seiner Geburt her, etwas am Körper das seinen Mittelstand verrieth.

249. Unzufrieden, daß er kein eignes Land besaß.

Daß Bohemund kein eignes Land besessen, ist nicht ganz wahr. Er war vielmehr, nachdem er sich mit seinem Bruder Roger verglichen hatte, Herr von dem Fürstenthum Tarent und Bari in Apulien und Kalabrien. Daß Alexius auch jetzt noch gegen ihn mißtrauisch war, daran hatte er recht, denn Bohemund hatte, ehe er zum Kaiser gekommen, die fränkischen Großen aufgemuntert, Constantinopel zu belagern.

250. Nur

allen Wäldern, damit ſich derſelben der König zu dem Schiffbau gebrauchen möge, verboten. Und ob man wohl hierdurch und wegen eingeführten Manufacturen die commercia einzurichten geſucht; ſo hätten dieſelbe doch füglicher können empor gebracht werden, wenn man mehrere dem deſpotiſchen governo entgegen ſtehende, und in den Republiken allein leidliche Freyheiten zugelaſſen, und der König nicht ſo einen großen Nutzen in allem geſucht hätte. So viel rationes interni.

Reſpectu externi haben ſich in vielem die Franzöſiſche Maximen ſeit der Spaniſchen Revolution verändert, und gehen nun dieſelbe dahin, die Spaniſche Monarchie unzergliedert in dem Hauſe Bourbon zu erhalten, damit ſolche dermaleins zuſammen falle, oder aber mit Verwechſelung einiger Provinzen die Franzöſiſche Monarchie verſtärkt, und ſonſten zu Nutzen dieſer Crone anders eingerichtet werden möge. Zu dieſem centrum werden nun alle Linien gezogen, und mit großem Fleiß die den Untergang drohende Friedenspropoſitiones überall gemacht, oder aber ſolche Unterhandlungen angeſtellt, welche den annahenden Krieg verhindern mögen, welches gewiß Frankreich, wenn es erhalten werden könnte, zum größten Glück, ſo es jetzt verlangen kann, gedeihen würde, indem es hierdurch Zeit gewinnen könnte, Spanien nach Belieben einzurichten, und den faſt erblichenen Leib dieſer fallenden Monarchie mit neuen Lebensgeiſtern zu beſeelen. Es ſucht alſo dieſe Crone durch Drohungen und andere Wege, ihrem Unternehmen möglichen Vorſchub an allen Höfen zu geben, und hat ſie vornemlich an dem Römiſchen Hof die von Antonio Perez, Philippi II. geweſenen und nachmals nach Frankreich übergangenen Secretario, gerathenen Staatsmaximen befolgt, welcher der Meynung geweſen, man müſſe den Päbſt-

lichen Stuhl wegen der politischen Influenz jederzeit in große Consideration ziehen, so daß man unter dieser Regierung getrachtet, meistens jungen Personen die nomina zu dem Cardinalshut zu geben, auch für Franzosen von fremden Potenzen solche zu erhalten, um die Französische Creaturen in sacro collegio zu vermehren, mithin zu Zeiten durch Drohungen und bisweilen mit Glimpf die Oberhand zu erhalten.

Gegen die übrigen Italiänischen Fürsten trachtet Frankreich Ihrer Kayserl. Majestät Autorität gehässig zu machen, und ihrer Freyheit bedenklich vorzumahlen, auch sie zu bereden, es sey in systemate Europae keine Veränderung geschehen, viel weniger einige Macht, durch Erhöhung des Duc d'Anjou auf den Spanischen Thron, Frankreich zugewachsen. Mit der republique von Venedig bemüht es sich genaue Freundschaft zu unterhalten, unter dem Vorwand, solche gegen Ihrer Kayſ. Maj. gefährliche Nachbarschaft zu schätzen. Den Herzog von Savoyen hat es jederzeit, so lange es die Oberhand in Italien hat, für seinen heimlichen Feind gehalten, wie es vermeint, daß die republique von Venedig innerlich Ihrer Kayſ. Maj. Triumph und Siege mit schelen Augen ansehe. Daher glaubt es mit Drohungen sowohl, als großen Versprechungen, viel von diesen Herren zu erhalten.

Ihre Majestät den Röm. Kayser betrachtet die Crone Frankreich sehr anders als das Römische Reich. Und wie keine andere Europäische Potenz mehr im Stande ist, den ambitiösen und zu der universalmonarchie tragenden Gedanken zu widerstehen, als das glorwürdigste Haus Oesterreich; so wird sie nichts unterlassen, was zu dessen Nachtheil zu erdenken seyn wird, mithin niemals vergessen, mit der Ottomanni-

schen

schen Pforte die allergenaueste Freundschaft zu pflegen, und diese continuirlich anzureitzen, das, was sie bisher verlohren wieder zu suchen, wie auch die Unruhe in Hungarn nach Möglichkeit anzuspielen.

Das Röm. Reich, in welches Frankreich sich leider durch den Westphälischen Frieder dergestalt eingemischt, daß fast nichts in demselben gehandelt wird, zu welchem es unter den speciösen und nachtheiligen Prätext der nöthigen guarantie nicht mit reden will, sucht diese Crone nach aller Möglichkeit von seinem allerdurchleuchtigsten Oberhaupt abzuwenden, innerlich zu zertrennen, und von den Widerspenstigkeiten ihren Vortheil zu ziehen; deswegen hält sie auf dem Reichstage bey allen Chur- und Fürsten, auch einigen Reichsstädten, durchgehends ministros, und wird sie vornemlich auf dem Reichstage sich befleißigen, vorzustellen, daß die Spanische Successsion eine das Röm. Reich nicht angehende Sache sey, und daß der König den Ryßwick. Frieden auf alle Wege erhalten wolle. Weiters sucht sie im Churfürstl. collegio die majora pro declaratione belli zu hintertreiben. Und weil Frankreich sich von Chur-Bayern und Cöln versichert, so wird das meiste darauf ankommen, wie es den König in Polen herbey bringe, um mit dieser im Churfürstl. collegio gemachten Partie, nebst der im Fürsten-collegio sich wegen des 9ten Electorats befindenden Uneinigkeit, das Röm. Reich immobil zu machen; welches um desto importanter bey gegenwärtigen Begebenheiten ist, weil ohne eine Diversion an dem Rhein Frankreich ohnfehlbar wegen Menge der Plätze und besserer Truppen gegen die Niederlande die Oberhand gewinnen, und dabey Lust haben wird, durch die Menge seiner Truppen dem Kayser in Italien überlegen zu seyn.

Die Nördische Cronen hat Frankreich gesucht in seine Freundschaft zu ziehen. Und weil jederzeit das Absehen aller Europäischen Potenzen gewesen, ein solches aequilibrium unter sich zu halten, daß eine die andere nicht völlig unter sich bringe, indem diese kriegsliebende Nordische Nationen in den vorigen seculis gar zu viel gezeigt haben, was ein Volk vermöge, das wegen seiner Situation und üblen Clima keinem die Anreitzung giebt, solches zu erwerben, hingegen sich im fremden Clima besser befindet; so hat Frankreich einer der beyden Cronen sich zu getrösten gehabt, wann die andere des allerdurchleuchtigsten Erzhauses Partie angenommen. Ob es aber bey dem jetzt veränderten Europäischen System, wo alles zu Einschränkung der Französischen Macht einhellig abzielen soll, eben so abgehen wird, ist noch zweifelhaft. Und indem diese Cronen wegen des commercii sowohl, als ihrer bevölkerten Länder, wodurch sie den Alliirten große Hülfe leisten können, Frankreich nicht allein directe einen großen Nachtheil wegen der Länder, so sie auf dem Deutschen Boden besitzen, und vermittelst deren sie in das Fürstl. collegium und in die Creise influiren, zuzufügen im Stande seyn; so ist nicht zu zweifeln, daß alle Möglichkeit angewendet werden wird, die Cron Schweden (wo Dänemark die Kayserl. Partey genommen) zu gewinnen, um mithin die Nordischen Uneinigkeiten, wider den einen oder andern Theil zu foviren, um so viel als sich es thun läßt, die benachbarte Fürsten von ihrem guten Willen abzuhalten.

Mit Engel- und Holland hat Frankreich billigermaßen sich allezeit beflissen gut zu stehen. Und wie diese Crone, zu schaden des allerdurchlauchtigsten Erzhauses, den ersten Eckstein der Holländischen Freyheit ge-

gelegt; so gehen alle negotiationes nun dahin, diese Republique von Ihrer Königl. Majestät Interesse abwendig zu machen. Eine gleiche Beschaffenheit hat es mit Engelland aus allzubekannten Ursachen, so daß alles Erſinnliche nicht gespart werden wird, durch scheinbare dort und da gemachte propositiones Mißtrauen zu erwecken, um alsdann mit höchstem beyderseitigen Schaden von diesen Mißverständnissen zu profitiren.

Den Schweißern bringen sie eben diese generale Vorstellungen bey, und werden sie keine Summe Geldes sparen, um die alten Tractaten zu verneuern, um dadurch ihren alten Hülfleistungen versichert zu bleiben, und den Kaiser zu verhindern, sich der Pässe gegen Italien und Burgund bedienen zu können.

Portugal zu gewinnen, hat sich Frankreich nicht allein für jetzt angelegen seyn lassen, sondern wird jederzeit alles thun, solches beyzubehalten. Diese Freundschaft ist nicht nur höchst nöthig, um das gegen Portugall völlig offenstehende, und von keinem einzigen Platz verwahrte Spanien in Ruhe zu conserviren, sondern auch das Commercium und die Schiffahrt den Engell- und Holländern schwer zu machen, auch eines Theils zu hintertreiben, indem gar zu bekannt, wie vortheilhaft der Lisbonnische Hafen liegt, und daß hierdurch etliche hundert Meilen Wegs Seeküsten denen Seepotenzen entnommen werden, welche sie sich vormahls haben gebrauchen können.

Dieses sind meine wenige Anmerkungen, welche von der jetzigen Französischen Conduite wahrgenommen. Es scheint nun nichts mehr übrig zu bleiben, als von der Königl. Familie und Hauses, eines Theils für die

Di-

Direction des künftigen, andern Theils zu näherer Information des gegenwärtigen, zum Schluß noch etwas beyzufügen.

Der Dauphin ist im 41sten Jahre seines Alters, von einer mittlern Höhe, starken und schweren Leibes-Constitution, ißt sehr viel, und halten die Medici, daß das im Martio ihm vorm Jahre zugestoßene Schlagaccidens nur von allzugroßer repletion herrühre; prophezeyen ihm also die meisten kein langwieriges Leben, und glauben, daß ihn ein Schlagfluß unversehener Weise überfallen möchte. Sonst ist er still, sittsam, nicht viel redend, von keinem allzugroßen Verstande, doch von einer gesunden Vernunft, beständig in seinen Freundschaften, ohne einigen Favoriten; doch glaubt man, daß dereinst der Prinz de Conti am meisten bey ihm gelten und den gröſten Credit haben möchte. Ob er sich gleich niemands sonderlich annimmt, so befleißt er sich doch auch keinem Menschen zu schaden, oder jemand übel nachzureden, ist freygebig, liebt den Adel, ist gegen das Volk freundlich, bey der Armee hat er sich standhaft, doch ohne einige ostentation gezeigt, gegen den König seinen Herrn Vater trägt er einen blinden Gehorsam; übrigens scheint er mehr friedsame, als weit aussehende Gedanken zu führen. In seiner Jugend hat man ihn so sehr zu den Studien angehalten, daß er seit selbiger Zeit nichts mehr gelesen, noch auf einige Wissenschaft sich begeben. Er weiß von allen Staatsgeheimnissen, befindet sich in allen Rathschlägen, occupirt sich aber sonst mit seinem Lustpause und Garten zu Meudon, mit dem Spielen und der Jagd.

Der Duc de Bourgogne im 20sten Jahre, ist klein, ungestalt, und im Rücken ausgewachsen, sehr

der

der Lecture ergeben, emsig in seiner Arbeit, von ziemlichem Verstande, hinterhaltend, zornig, schlimm, nicht leutselig und sehr wenig beliebt. Dessen Leibs-Constitution will dem Vernehmen nach keine große Succession versprechen. Derjenige, dem er am meisten Liebe erzeigt, ungeacht allen Verbots, ist der Erzbischoff von Cambray, welcher sein Praeceptor gewesen, und halten die meisten dafür, daß was noch an seiner Natur zu corrigiren gewesen, von dem Erzbischoff von Cambray sey verbessert worden.

Von dem Duc d' Anjou, so in dem 19ten Jahre ist, scheint es, daß man bis dato vielmehr sagen könne, er sey ohne große Untugenden, als daß er sehr tugendsam sey. Er ist still, eingezogen, von wenigen Reden, und weiß ich nicht, ob es ein Lobspruch ist, was der Duc de Beauvillier von ihm gesagt: er seye allezeit untadelhaft gewesen, weswegen sich Frankreich von ihm allezeit einer blinden Dependenz zu getrosten gehabt; welches denn auch eine unter den grösten Ursachen gewesen seyn mag, das Spanische Testament zu acceptiren.

Der Duc de Berri im 16ten Jahre seines Alters scheint der zu seyn, auf welchen das Französische Volk am meisten zu hoffen; seine bisherige Statur ist klein, dick und untersetzt, von einer großen Lebhaftigkeit, freundlich und leutselig; seinen Bruder liebt er nicht, und giebt zu erkennen, daß er schwerlich eine Oberherrschaft tragen könne, so daß es ihm hart fallen wird, unter seines ältern Bruders Gehorsam zu leben; sonst muß ich gestehen, daß keiner von der Königlichen Familie mir mit mehrerer Art geantwortet hätte, als er.

Der

Der Duc d'Orleans, des verstorbenen Monsieur Sohn, so den 2ten August nächstens das 28ste Jahr erreicht, hat unterschiedliche Proben seiner Tapferkeit gegeben, ist lange wegen der Heyrath, so er mit der Mademoiselle de Blois, des Königs natürlichen Tochter von der Madame de Montespan, hat thun müssen, übel zufrieden gewesen, und hat es ihn vorm Jahre sehr verdrossen, daß ihm kein Commando aufgetragen worden, so daß wenn ihn der König nach seines Herrn Vaters Tode nicht so überaus wohl tractirt hätte, er auf einige dem Hof nicht angenehme Gedanken fallen könnte; steht auch noch dahin, ob sich künftig hin zu diesem Ende taugliche Conjuncturen nicht hervor thun möchten. Er hat viele und große Landgüter, sein Einkommen belauft sich mit dem, was er von dem König hat, auf 1'900,000 Livres.

Der Prince de Conde geht in das 59ste Jahr. Er wird als erster Prince du Sang Mr. le Prince genannt. Er macht keine einzige Figur, ist tapfer und gelehrt, von großen Mitteln, daß die Einkünfte der Güter, (die er sehr wirthlich pflegt, und sich sonderlich darauf legt) mit dem, was ihm noch der König giebt, jährlich sich auf 1'300,000 Livres erstrecken. Sonst aber ist er von einem wunderlichen humeur, so daß er bisweilen nicht bey sich ist, welches ihm sonderlich zustößt, wann er mit einer großen Application das Haupt erhitzt, so auch die Ursache, warum er nie commandirt, obwohl sein Herr Vater, außer dieses Accidens, viel auf ihn gehalten. Er ist Obrist-Hofmeister und Gouverneur von Burgund, seine Gemahlin ist eine Pfalz-Gräfl. Tochter.

Der Duc d'Anguien, sein Sohn, ein Herr von 3 bis 34 Jahren, wird Mr. le Duc genannt. Durch

die

die Heyrath, so er mit des Königs natürlichen Tochter, Mademoiselle de Nantes, von der Madame de Montespan, gethan, aus welcher er einen Sohn erzeugt, hat er die Expectanz zu seines Vaters Chargen erworben, und unterdessen einen Unterhalt von 100000 Thaler überkommen; er ist tapfer, von großer Wissenschaft, liebt den Krieg überaus, auf welchen er sich sehr gelegt hat. Er hat ein wenig von seines Herrn Vaters humeur, übrigens ist er von denen Leuten, welche alles zu unternehmen fähig, wann sich die Gelegenheit ereignet.

Der Prince de Conti befindet sich im 39sten Jahre, ist tapfer, gelehrt, liebt die Application und die Wissenschaften, sonst voller Gedanken, daß er sich bisweilen ganz außer sich befindet; man glaubt von ihm, daß, wenn er die Gelegenheit hätte, sich in dem Krieg mehr zu üben, er ein vortrefflicher General werden könnte; wiewohl er gegenwärtiges governo wenig liebt, so fürchtet er es doch, und hält man dafür, daß seine große Vorsichtigkeit ihn von zweifelhaftigen Unternehmen allezeit abhalten werde; man beschuldigt ihn daher auch, er habe in seiner nach Polen vorgenommenen Reise nicht diese Eilfertigkeit gehabt, welche zu denen großen Unternehmungen nöthig ist. Vom Dauphin ist er wohl gelitten, und vermuthet ein jeder, daß er eine große Autorität unter dessen Regierung haben werde. Unterdessen kann er sich des Königs Gnade nicht viel rühmen, da er keine einige Charge oder Gouvernement versiehet. Sein völliges Einkommen von den Gütern, Pensionen, und was er mit seiner Gemahlin, des Prinzen de Condé Tochter, bekommen, belaufen sich nicht auf 100000 Thaler, ist dabey noch sehr verschuldet.

Nach

Nach diesen folgen die natürlichen Söhne des Königs, und die, so noch von Henrico IV. entsprossen.

Der Duc de Maine von der Madame de Montespan 32 Jahr alt, ist eine ganz kleine Person, ungestalt, ein wenig ausgewachsen und krumm. Er hat sich durch eine verstellte oder wahre Andacht, vermittelst der Madame de Maintenon, seiner gewesenen Hofmeisterin, bey dem König so zugethan, daß man ihm die Tochter des Prince de Conde verheyrathet, unterschiedliche distinguirte Commando im vorigen Kriege aufgetragen, und vorm Jahre das Obercommando in Niederland, mit der grösten Unzufriedenheit des übrigen Königl. Hauses und Familie, zugedacht gehabt. Er besitzt die zwey vornehmste Chargen, als Colonel General des Suisses und Grand Maitre de l'artillerie. Von seinen Pensionen, diesen Chargen und übrigem Vermögen, hat er eine Million lb. Einkommens; von seiner Tapferkeit reden diejenige, die mit ihm gedient haben, nicht viel. Man hält ihn für schlimm, und giebt ihm wenig gute Eigenschaften; doch ist er sehr belesen, und den Wissenschaften ergeben. Er hat einen Sohn von 7 Jahren, welchen man den Prince de Dombes nennt.

Der Comte de Toulouse, eben auch von der Madame de Montespan entsprossen, ist im 24sten Jahre seines Alters, wohl gestaltet, von jedermann sehr geliebt, occupirt sich am meisten mit der Jagd; sonst ist von seinen Kriegsdiensten, Tugenden und Verstande nicht viel zu sagen. Er ist Gouverneur von Bretagne, und Großadmiral von Frankreich. Diese beyde Chargen, wenn sie beysammen stehen, geben eine so viel grössere Autorität, weil sich zugleich in Bretagne so viele Seeküsten befinden. Sie sind auch darum so

ergiebig,

Seite.

250. Nur den einzigen Sangeles behielt er zurück.

Sangeles oder Sancti Aegidii Comes das ist Saint Gilles oder le Comte de Saint Gilles welchen Namen damals Raimund, Graf von Toulouse und Provence führte.

252. Der Mangel an Lebensmitteln aber nöthigte sie, sich zu trennen.

Weil ihre Menge, setzt Anna hinzu, unzählbar war. Die verschiedenen Heere schmolzen da in eins zusammen. Schon allein die Anzahl derer, die mit Helmen und Panzern versehen waren, belief sich auf hunderttausend Mann. Wenn man alle wehrhaffte Mannschaft zusammen rechnen wollte, so würde man 600000 Mann zählen können. Hierunter sind aber noch nicht die Unbewafneten nemlich Priester, Mönche, Weiber und Kinder begriffen.

253. Ließen jeder 200 Mann unter seiner Standarte zu ihnen stoßen.

Lies: aus seinem Standorte zu ihm stoßen.

Anna erzählt nemlich auf der 252ten S. daß die einzelnen Heerführer sich jeder einen besondern Theil der Mauer ausersehen habe, den er berennen wollte.

256. Und Gemahlin des Sultans.

Als sie nach dem Einsturz des Thurms über den See entfliehen wollte, wurde sie von den Franken gefangen, und nach Constantinopel geführt die Einnahme von Nicäa geschah den 20sten Juni 1097.

259. Ausser Tankred.

Ein Sohn Otto Bearmar. Chais.

261. Durch die so genannte reisende Stelle.

Nemlich in dem Strome Farfar, oder Orontes, der da, wo der Uebergang geschah am reissendsten ist. Die Mündung desselben ist die, welche S. 262. Sudi heißt,

ergiebig, weil die Gouverneurs einen ſicheren Theil von allen Beuten auf dem Meer, der Admiral aber beſonders noch darvon den zehenden Theil bekommt, welches in vorigem Kriege etliche Millionen ausgetragen, ſo daß er durch ſeine Güter, Penſionen und Chargen weit über eine Million Einkommens hat.

Der Duc de Vendome, ſo von Henrico IV. und Gabriele d' Etree durch Henry de Vendome abſtammet, iſt unverheyrathet im 48ſten Jahre. Von ihm kann man ſagen, daß er viele Laſter und viele Tugenden habe; dann ſein bisher geführtes Leben hat ihm dergeſtalt die Geſundheit genommen, daß er ſchon zweymahl an einer leidigen Sucht hätte ſterben ſollen; Verſtand aber hat er ſehr viel. Und obſchon einige ſagen wollen, daß er zu Barcelona keine ſonderliche Tapferkeit erwieſen; ſo iſt dennoch er von andern ſehr gelobt worden. Gleichwohl muß der König ziemlich viel auf ihn halten, da er ihm das Commando in Italien aufgetragen.

Sein Bruder, der Groß-Prior von Frankreich, um 2 Jahr jünger, iſt zwar von ziemlich vielem Verſtande, aber ſeinen Wollüſten ſo ergeben, daß er zu großen Sachen untauglich zu ſeyn ſcheint; doch hat er einige Tapferkeit bey der Schlacht vor Orbaſſan in Italien erwieſen.

Dieſer meiner Relation habe noch eine ausführliche Beſchreibung über das ceremoniale reſpectu der fremden Miniſtern zu einem Anhang beyfügen ſollen:

Welcher Gestalt vorerst ein Botschafter in Frankreich empfangen und zu der Audienz geführet wird.

Nachdem ein Botschafter zu Paris ankommen, thut er es durch seinen Secretarium, oder einen seiner Edelleuten, dem Introducteur des Ambassadeurs zu wissen. Worauf der Introducteur alsobald ihm die visite giebt, hingegen der Botschafter des andern oder etliche Tage hernach bey demselben solche wieder ablegt. Und weil ein Botschafter gemeiniglich nach seiner Ankunft eine geheime Audienz zu begehren pflegt; so macht der Introducteur dem König dessen Ankunft zu wissen, wobey er von Ihro Majestät die Ordre, auf welchen Tag und Stunde die Audienz gegeben werden solle, empfängt, so der Introducteur dem Botschafter hernach anzeigt. Worauf dann selbiger ohne Begleitung in seinem eigenen Wagen sich hin zum König wo er ist, begiebt. Der Introducteur führt ihn ganz allein in das Cabinet, und präsentirt ihn Ihro Majestät in Gegenwart des Secretaire d'etat ministre des affaires etrangeres; bey welcher ersten Audienz es eben wie bey den andern Audienzen, die der König den Botschaftern wehrend ihres ministerii zu ertheilen pflegt, gehalten wird. Selbigen Tags wird er auf eben diese Weise dem Dauphin, Herzog und Herzogin von Burgund, wie auch den Königlichen Prinzen präsentirt, begiebt sich darauf noch diesen Tag zu dem Staats-ministre des affaires etrangeres; jedoch geschieht solches bisweilen vorher, ehe er zu dem König geht, zuweilen auch hernach. Pisani, der jetzige Venetianische Botschafter, hat ihn nicht eher, als nach dem König, sehen können; gleichwohl aber soll er gleich nach seiner Ankunft ihm dieselbe mit einem Compliment notificirt haben. Von dem Tage an, da der Botschafter dem Könige seine Reverenz incognito gemacht

nachet hat, geht er nach Hof, und kommt nach Versailles, wie wenn er seinen Einzug und öffentliche Audienz schon gehabt hätte.

Von dem Einzug eines Botschafters zu Paris.

Nachdem der Botschafter dem Introducteur zu wissen gethan, daß seine Equipage zum Einzug fertig, geht der Introducteur, um vom König die ordre zu empfangen, auf welchen Tag der Einzug geschehen, und die erste Audienz genommen werden solle. Der Einzug wird gemeiniglich an einem Sonntage gehalten, und die Audienz folgt den nächsten Dienstag darauf. Der Introducteur übergiebt dem König eine Liste derjenigen Prinzen und Marechalle von Frankreich, welche die Botschafter bey dem Einzug und zu der ersten Audienz zu begleiten pflegen. Da denn zu observiren, daß die Botschafter keine Prinzen weiter, als die vom Hause Lothringen und Savoyen, zu der Begleitung annehmen. Wie denn der verstorbene Marechal de Turenne alles in der Welt angewendet, um von einem Englischen Botschafter, als Prince von dem Hause de Bouillon, angenommen zu werden, er hat es aber nicht erhalten können; ungeachtet sonst das Haus Bouillon und Rohan eben der Ehre, wie das Haus Lothringen und Savoyen genießt. Wenn Ihro Majestät die Liste gesehen, und die Prinzen zur Begleitung genannt haben, wird ihnen die Königl. Ordre deswegen zu wissen gethan. Unterdessen beredet sich der Introducteur mit dem Botschafter, wie die völligen Ceremonien des Einzugs und der Audienz einzurichten, damit wenn einige Streitigkeiten deswegen vorhanden (wie es denn öfters zu geschehen pflegt,), man selbige vorher beylegen, und vermeiden möge, daß nicht erst an solchen Tagen sich Dif-

ficultäten ereignen, sondern vorher von Ihro Majestät beygelegt werden mögen. An dem Tage des Einzugs kömmt Nachmittags der Unter-Introducteur mit den Gutschen des Königes und der Herzogin von Burgund zu dem Introducteur. Von da begiebt er sich mit der Herzogin ihrer Gutschen nach Piquepuce, (in welchem Kloster die catholischen) oder nach Rambouillet, (wo die protestirende Botschafter empfangen werden) voraus, um den Marsch der Gutschen anzuordnen, damit bey Ankunft der Introducteurs mit dem Marechal de France, welchen der Ober-Introducteur mit des Königs Gutschen in seinem Hause abholt, alles fertig stehe. Wenn nun der Introducteur bey dem Mareschal angelangt, begiebt er sich zu ihm in dessen Apartement, da ihm denn die Hausehren bezeigt werden. Worauf der Mareschal am ersten in die Königl. Gutschen auf die rechte Hand, der Introducteur aber nach ihme zur linken sich setzt, und sie so von da nach gedachtem Piquepuce oder Rambouillet sich verfügen; bey welchem Marsche ihre beyden Gutschen, sammt deren Bedienten zu Pferd, (wofern sie solche nicht etwa schon wegen Bequemlichkeit der equipage dahin, um dort auf sie zu warten, geschickt) vor des Königs seiner her gehen. So bald sie dort angelangt, kommt der Botschafter, um sie ungefehr halben Weges in dem Creuzgange, zu Rambouillet aber fur le Perron, so gegen den Hof als ein Vorsaal hinaus geht, zu empfangen, ihnen entgegen, wo er dem Marechal de France den Vorgang und die Hand giebt. Der Introducteur aber, nachdem er den Mareschal vorbey gelassen, geht vor dem Botschafter her an den Ort, wo man sich niedersetzt; da der Botschafter ihm nirgends die Hand giebt. Von dieser Gelegenheit, wie an vielen andern, geht er vor ihm, um das cortegio zu machen. Es komme nun dahin wer wolle, so setzt sich

niemand

niemand nieder, als der Botschafter, der Mareschal und Introducteur. der Mareschal nemlich in einem Lehnsessel an den Ehrenplatz, der Botschafter in einem andern gerad gegen über, und der Introducteur in dem dritten auf der Seite, wo der Mareschal sitzt. Unterdessen wann alles zu dem Einzuge fertig, erzeigt der Botschafter die Hausehren bis zu der Königlichen Gutschen, wo ihm der Mareschal wieder die Ehre erweist. Der Botschafter steigt zuerst hinein, und setzt sich auf die rechte Hand, der Mareschal sitzt ihm zur linken, der Introducteur aber gegen den Botschafter über, welcher Platz bey dieser Occasion allezeit für den dritten gehalten wird. Diesem folgen des Botschafters vornehmste Standspersonen, welche die drey andere Plätze nach der Ordnung, so ihnen der Botschafter anweiset, und sie halten müssen, einnehmen. Mylord Jersay ließ bey seinem Einzuge sonst keinen von den Seinigen in die Königl. Gutschen als den Lord Sandwich einsteigen, welcher nach dem Introducteur den Platz nahm; die andere begaben sich in die Gutschen der Herzogin von Burgund. Comte de Vernon, itziger Savoyscher Botschafter, ließ seinen Sohn nach dem Introducteur, zwey Piemontesische Standspersonen aber auf den überzwerch in der Mitte der Gutschen gehenden Sitz setzen.

Ordnung des Einzugs.

Bey dem Einzuge geht die Gutsche des Introducteurs zuerst, vor welcher sein Stall- oder Hofmeister mit ein oder zwey Personen von der livree zu Pferd reuten. Wiewohl dieses eine Neuerung ist, welche bey dem Einzuge des Savoyschen Botschafters Comte de Vernon zuerst eingeführt worden, da vordem des Introducteurs Gutsche hinter des Botschafters und

Secretaire d'etat Wagen gefahren; darauf folgt die Gutsche des Marechal de France, vor welcher sein Stallmeister und seine Pages reiten, hernach die Königliche. Des Botschafters Stallmeister sammt den Pagen zu Pferd, welchen er vorreitet, und neben ihnen die Laqueyen zu Fuß, halten sich zwischen des Marechals und der Königl. Gutschen in weiter schöner Ordnung. Zur rechten Seite der Königlichen Gutschen halten sich des Introducteurs Laqueyen, zur linken aber des Marechals seine. Weil der Dauphin und Herzog von Burgund von dem Königl. Hause bedient werden, schicken sie auch keine Gutschen. Hierauf folgen die Gutschen der Herzogin von Burgund, des Mr. Herzogs von Orleans †, der Madame Herzogin von Orleans, des Herzogs und Herzogin von Chartres, des Prinzen und Prinzessin von Condé, des Herzogs und Herzogin von Anguien, der verwittibten Herzogin von Conti, des Prinzen und Prinzessin von Conti, des Herzogs und Herzogin du Maine, des Comte de Toulouse.

Bey der Englischen Botschafter Einzug ist schon eine lange Zeit gebräuchlich gewesen, daß deren Gutschen immediate und ohne einzigen Platz leer zu lassen, gleich hinter der Princes du sang letzten Gutschen gefolgt, da des Staats-Secretarii des affaires etrangeres und des Introducteurs ihre der des Botschafters gefolgt haben. Der Päbstl. Nuntius und andere Ambassadeurs aber liessen vordem des Secretaire d'etat und des Introducteurs Gutschen gleich nach denen der Prinzen du sang fahren, nach welchen ein spatium von ungefähr 100 Schritten leer gelassen wurde. Als aber die Herren d'Odyk und de Heemskerke, Holländische Botschaftere, anno 1698 den Einzug des Lord Portlands gesehen, prätendirten sie, daß bey ihrem

Marsch

Marsch solches ebenso gehalten werden möchte. Indem sich dieser Streit zu Rambouillet erhoben, schickte Mr. de Saintot Introducteur, welcher eben das ceremoniale machte, seinen Wagen nach Haus, und erhielt allein, daß des Staats-Secretarii seiner vor der Botschaftere Gutschen gieng.

Eben dieser Monsieur de Saintot, so das ceremoniale im Monat Novembris 1699 bey des Venetianischen Botschafters Einzug verrichtet, gestattete (ohne von dem Könige einen Befehl dazu empfangen zu haben) daß der Zug eben so, wie mit dem Englischen Botschafter geschehen, gehalten worden. Der Baron de Breteuil aber, bey welchem das semestre im nachfolgenden Monat Januario anfieng, hinterbrachte vorher dem König, wie wegen des Marschs seiner Gutsche alle contestationes beym Einzuge zu meiden wären, und erhielt darauf, daß die Gutsche des Introducteurs ins künftige bey allen Einzügen, was es auch für welche seyn möchten, die erste sey, weil sie so viel als den Zug führe, das ist zu sagen, daß sie vor des Marechals de France seiner fahren sollte, welche die Ehre hat die nechste bey des Königs zu seyn, welche Stelle man für die Oberstelle zu halten pflegt. Da nun der Einzug des Savoyschen Botschafters den 1. Januarii 1700 gehalten wurde, war auf solche Weise des Introducteurs Gutsche die erste, als aber gedachter Botschafter nicht zugeben wollte, daß die Gutsche des Marquis de Torcy vor den seinigen gehen sollte, so hat dieser Ministre die seinige gar nicht darzu geschickt, um den König mit dieser bagatelle nicht zu bemühigen.

Wie der Conteſtabile de Caſtille seinen Einzug gehabt, welcher nach Acceptirung des Teſtaments Caroli II. von der Spanischen Regierung hieher geschickt

worden, ist des Ministre und Secretaire d'etat des affaires etrangeres Wagen gleich nach den Königlichen vor des Botschafters Wagen gefahren, da gedachter Contestabile sich völlig der Disposition des hiesigen Hofs übergeben gehabt.

Ein Botschafter, der den titul d'extraordinaire hat, wird in solcher Ordnung à l'hôtel des Ambassadeurs geführt, wo der König ihn drey Tage lang logirt und frey hält, doch so, daß man ihm die Tractamente alle in natura liefert, der Ambassadeur aber sie von seinen Leuten zurichten, und mit seinem Silber bedienen läßt. Wenn er aber Ambassadeur ordinaire ist, führt man ihn geraden Wegs in sein Haus. Nachdem er also entweder à l'hotel des Ambassadeurs, oder in seinem Hause angelangt, so empfängt er dort nachfolgende Complimenten: Der erste Cammerherr, der die Bedienung selbigen Jahrs hat, (wie denn dieselbe unter den 4 Königl. Cammerherren jährlich abwechselt) kömmt, dem Botschafter im Nahmen des Königs ein Compliment zu machen, welchem der Botschafter auf dem Absatz der Stiegen nechst am Hof zu empfangen entgegen geht, von wo aus er 3 oder 4 Staffeln hinunter steigt. In seinem Zimmer giebt er ihm einen Lehnsessel zur rechten Seiten unter dem Himmel, und setzt sich gerade gegen ihn über; der Introducteur aber nimmt auf der linken Seite des Cammerherrn den Platz in einem gleichen Lehnsessel unter dem Himmel. Während der Complimente bedecken sie sich allezeit alle drey, nach welchem der Botschafter den Cammerherrn wieder zurück bis in seine Gutsche begleitet, und ihn wegfahren sieht.

Eben diese Ceremonien werden bey den Complimenten der Herzogin von Burgund, des Monsieur,

der

der Madame, des Herzogs und der Herzogin von Chartres, doch mit nachfolgendem gedoppelten Unterschiede, observirt. Der erste ist, daß der Botschafter ohngefähr bis auf die 2 letzten Staffeln hinunter geht, um den vom König geschickten Cammerherrn zu empfangen, bey den andern hingegen bleibt er etwas höher oben, so daß die Differenz in 3 oder 4 Staffeln besteht; der andere Unterschied ist, daß er den vom König geschickten Cammerherrn hinweg fahren sieht, bey denen andern aber sich vorher zurück begiebt.

Audienz.

An dem Tage der Audienz findet sich der Unter-Introducteur mit den Gutschen des Königs und der Madame de Bourgogne bey dem Introducteur ein, welcher sich in die Königliche setzt, und denjenigen Prinzen abholt, so den Botschafter zu der Audienz zu begleiten benannt ist. Dieser Prinz, sammt dem Introducteur, fährt à l'hotel des Ambassadeurs, oder in des Botschafters Haus, um ihn da einzunehmen, wo der Botschafter den Prinzen auf eben solche Weise zu empfangen kömmt, wie es mit dem ersten Königl. Cammerherrn observirt worden; der Prinz und Introducteur gehen in das Audienzzimmer, und setzen sich dort nieder, eben so, wie es bey dem Compliment des erstgedachten Cammerherrns oben angedeutet ist. Der Botschafter erzeigt im Hinuntergehen die Hausehre bis zu der Gutschen, wo ihm der Prinz solche wieder läßt, und setzen sie sich alsdann hinein, wie an dem Tage des Einzugs mit dem Marechal de France geschehen. Der Unter-Introducteur steigt in die Gutschen der Madame de Bourgogne mit den Standespersonen von dem Botschafter. Die Gutsche des Prinzen wartet außer Paris vor dem courie (welcher auf

dem Wege nach Versailles ist, um den Marsch zu führen. Um halb neun Uhr kömmt man in Versailles ohngefähr an, wo man zwischen denen 2 Königl. Ställen stille hält, um das cortege und des Botschafters Wagen, so gemeiniglich den Tag vorher von Paris weggehen, in dem Rang zu nehmen. Alsdann fängt man an, den Zug langsam fortzusetzen, wobey die Gutsche des Prinzen zum ersten geht, hernach die livrée des Botschafters zu Pferd und Fuß, darauf die Gutsche des Königs, neben welcher des Prinzen und des Introducteurs Laqueyen zu Fuß sich befinden, zuletzt des Botschafters Gutsche; sonst aber kommen keine andere mehr auf Versailles. Die Französische und Schweitzer gardes stehen in dem Gewehr mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele; die voranstehende Officiers aber thun ihre Begrüßung mit abgezogenen Hüten. Bey dem Eingange des letzteren Hofs stehen ebenfalls die Wachen im Gewehr, wie auch die gardes von dem grand Prevôt bey dem Saal, wo man absteigt. Der ganze Zug macht einen Umschweif auf die rechte Seite im letztern Hof, um bey dem Saal der Botschafter, so auf der linken Seite ist, abzusteigen. Wenn man da angelangt, werden die zwey Flügelthüren aufgemacht, wodurch der Botschafter zwischen dem Prinzen und Introducteur zugleich hinein geht.

Nachdem nun dem Introducteur zu wissen gemacht worden, wann Ihre Königl. Maj. die Audienz zu ertheilen verlangen, so fängt man an, in nachfolgender Ordnung sich dahin zu begeben, erstlich gehen die Laqueyen des Introducteurs, welchen des Botschafters seine folgen; 2, der Unter-Introducteur, oder wenn solcher nicht vorhanden, an dessen Statt des Ober-Introducteurs Secretarius; 3, die Pages und Stallmeister

Seite

heißt, wohin sich auch Tatitius zurück zog. Die Kreuzfahrer trafen den 21sten Octobr. vor Antiochien ein.

261. Nach einer 3 Monate lang ausgestandenen Belagerung.

Nach anderer Berichte hat die Belagerung bis in den neunten oder den achten Monat gedauert. Sie fieng den 22 October an, und währte bis zum 3ten Junij 1098.

261. Bohemund hatte sich mit einem Armenier.

Er hieß Pyrrhus, und gehörte zu den Griechen und Armeniern, denen die Turken nach der kurz vorher geschehenen Eroberung von Antiochien türkische Weiber gaben und dadurch nationalisirten, weil es ihnen an Menschen von ihrem Geschlecht fehlte, um die Stadt zu besetzen.

263. Nur wenige blieben zur Bedeckung der Burg Kule zurück.

Kula ist ein allgemeiner Name der in Städten und Vestungen besonders angelegten Burgen. In dem Umkreise der Stadt Antiochien lagen zwey Berge von ausserordentlicher Höhe, die durch ein tiefes aber schmales Thal getrennt waren, in welchem der Strom floß. Auf dem Gipfel des einen Berges, der der höchste zu seyn scheint, lag die Kula.

267. Kommen ihm Willhelm Grantemanes, Stephanus u. s. f.

Grantemanes ist Willhelm von Grentemaisnii Hugos Sohn, mit Aleide, Yvos Grafen von Beaumont Tochter, erzeugt. Ein edler Norman, und Gemahl der Mabilia, Bohemunds Schwester. Stephanus ist. Comes Blesensis und Carnotensis.

268. Den bey Hellenopolis geschlagenen Peter.

Anna verwechselt hier den Peter Bartholomäus einen Cleriker aus Provence, mit Peter dem Eremiten.

270. Die

ſier des Botſchafters, und alle Edelleute und Standsperſonen ſeiner Nation, welche ihm die corteg- machen, Paar und Paar; 4, der Botſchafter, zu deſſen rechten der Prinz, und linken Hand der Introducteur, worauf zuletzt des Botſchafters Secretarius mit dem Credenzbriefe folgt.

Die gardes de la Prevote ſind auf beyden Seiten von dem Botſchaftersaal an, bis zu der Königl. Treppe rangirt, welche weiters ſodann von unten bis oben mit 100 Schweitzern beſetzt iſt. Wenn der Botſchafter den Titel als extraordinaire hat, kömmt ihm der Obriſthofmeiſter ſammt dem Obriſtceremoniemeiſter entgegen, um ihn unten bey der Stiegen zu empfangen; iſt es aber ein Ambaſſadeur ordinaire, ſo wird ſolches unterlaſſen. Die Treppe iſt, wie gemeldet, mit 100 Schweitzern in den Ceremonien-Kleidern, die Helleparten in der Hand haltend, beyderſeits beſetzt; vor ihnen ſtehen oben, nächſt an dem Eingang in die Königl. Zimmer, ein Lieutenant und zwey andere Officiers. Der Capitain des gardes du corps, ſo die Bedienung, welche unter 4 Capitains dieſer gardes alle Vierteljahr abwechſelt, hat, befindet ſich inwendig bey dem Eingang in den Saal des gardes, wo er dem Botſchafter ein Compliment macht, und zur rechten Hand des Fürſten ein wenig voraus, doch ganz nahe an ihm, mitgeht. Die gardes ſtehen in zwey Reihen mit geſchuldertem Gewehr. Wenn der Obriſtceremoniemeiſter mit dabey iſt, ſo geht er ein wenig voraus, um dem Capitain des gardes einen Platz zu laſſen, ſo daß ohne alle Verwirrung gedachter Capitain des gardes mit dem Prinzen die rechte Hand des Botſchafters theilt; der Introducteur aber verläßt niemals ſeinen Platz, vergiebt ihn auch gegen keinen. Wenn der Durchgang gar zu enge wäre, wie es ſich oftmals

ereig-

ereignet, wenn der König entweder auf der Reise oder bey der Armee iſt, ſo geht der Obriſtceremonienmeiſter am erſten, welchem obgedachter Capitain des gardes, alsdann der Introducteur, dieſem aber der Prinz, und der Botſchafter zuletzt folgt. Der Thürhüter der antecamera und des Königl. Zimmers öffnet die Thüren alle völlig. Des Botſchafters, des Prinzen und des Introducteurs Laqueyen verbleiben in dem erſten Vorzimmer, die Pages und Stallmeiſter in dem andern, und der Introducteur mit den Edelleuten des Botſchafters treten in das Audienzzimmer ein, ſo gemeiniglich das Bettzimmer iſt, in welchem ſie nach der Reihe, wie ſie eingetreten, ſich ſtellen. Bey einem extraordinaire Botſchafter begeben ſich der obere Hofmeiſter und der Ceremonienmeiſter auf die rechte und linke Hand 5 oder 6 Schritt von dem baluſtre oder Geländer. Der Prinz und Introducteur gehen ferner mit dem Botſchafter bis an das Geländer, wo ſie von auſſen ſtehen bleiben; der Botſchafter aber tritt allein hinein; der Staats-Secretarius Miniſtre des affaires etrangeres befindet ſich auch auswendig an dem Geländer, und ſtellt ſich zu des Introducteurs rechter Hand; der Capitain des gardes hält ſich auch gleich zur rechten des Prinzen an dem Geländer; inner welchem der König mit bedecktem Haupt in einem fauteuil oder Lehnſeſſel zwiſchen dem Bette und der Wand ſitzt. Zu ſeinen beyden Seiten ſtehen gemeiniglich die Princes du ſang, hinter ihnen aber der Obriſtcämmerer, die Cammerherrn, der Obriſthofmeiſter und andere. Weil diejenige, ſo le rang de Prince, oder den Fürſtenrang, von dem Könige empfahen, als alle Prinzen vom Hauſe Lothringen, Savoyen, Bouillon und Rohan, ſich zu gleicher Zeit mit dem Botſchafter bedecken, als finden ſich die Königl. Cammerherren, ſo Herzoge ſind, bey dieſen Audienzen nicht ein, es ſey dann, daß ſie

ſich deſſen nicht befreyen können. Wenn z. E. einer von den erſten Königl. Cammerherrn, ſo ſeine Dienſte ſelbiges Jahr verrichtet und ein Herzog iſt, nicht einen andern von ſeinen Mitconſorten, ſo kein Herzog, anſtatt ſeiner den Dienſt zu verrichten erſuchen kann, ſo iſt ihm nicht erlaubt auszubleiben, ſondern er muß perſönlich ſich einfinden. Sobald der Botſchafter den König erblickt, macht er eine tiefe Reverenz. der König aber pflegt zu gleicher Zeit den Hut abzunehmen, ſteht auf und bleibt bey ſeinem Seſſel: der Botſchafter, nach gemachter dritten Reverenz, begiebt ſich ganz allein in das Geländer zum Könige hinein. Nachdem ihm der König gleich darauf das Zeichen ſich zu bedecken gegeben, bedecken ſich auch zu gleicher Zeit alle Fürſten, ſowohl in- als außerhalb des Geländers. So oft der Botſchafter während ſeines Compliments den Namen Ihrer Kayſerl. Maj. oder des Königs ſeines Herrn nennt, ſo zieht er, und ebenfalls der König, den Hut ab. Nach geendigter Audienz empfängt der Botſchafter von ſeinem Secretario den Credenzbrief, ſo er dem Könige präſentirt, welcher ſelbigen dem Staats-Secretario aushändigt. Bevor der Botſchafter von der Audienz geht, pflegt er dem König die Standsperſonen, ſo mit ihm ſind, zu präſentiren, nach dieſem macht er einen tiefen Reverenz, im Zurückgehen aber die andere zwey mit guter Beobachtung, daß er nicht eher ſich umwende, bis er völlig den König aus dem Geſicht verlohren. Der Capitain des gardes begleitet den Botſchafter wieder bis dahin, wo er ihn empfangen.

Von da geht der Botſchafter in obgemeldter Ordnung zu der Audienz des Dauphins und übrigen Prinzen. Bey des Dauphins ſeiner wird er von einem Officier, ſo die gardes commandirt, bey der Thür des

Saals

Saals empfangen, und wird sowohl bey dieser, als bey des Duc de Bourgogne, d'Anjou und de Berri Audienzen, eben das, wie bey der Königlichen, observirt, mit diesem einzigen Unterschied, daß nach der Audienz des Dauphins der Prinz sich von dem Botschafter beurlaubt, und der Introducteur nur allein ihn zu den übrigen Audienzen führt. Wenn der Monsieur, Herzog von Orleans sel. und der Herzog von Chartres sich in dem Schloß bey dem König befanden, so führte der Königl. Introducteur den Botschafter zu deren Audienz, wofern sie aber außer des Königs Pallast waren, verrichtete dieses deren eigener Introducteur. Die Audienz des Monsieur ist den obbemeldeten ganz gleich, des Herzogs von Chartres aber wird in zwey Sachen unterschieden: erstlich, daß sein erster Cammerherr den Botschafter bey der Thüre außer dem Zimmer empfängt, und denselben nach gehobter Audienz wieder dahin begleitet; fürs andere, daß obgedachter Herzog von seinem Sessel 3 oder 4 Schritt dem Botschafter entgegen geht, und nachdem er, bey dem Sessel stehend, das Compliment angehört, wieder so viel Schritt ihn zurück begleitet.

Audienz eines Botschafters bey der Herzogin von Burgund.

Der Botschafter wird bey der Thür des Saals inwendig durch einen Officier des gardes empfangen; ist es aber ein extraordinaire Botschafter, so geschieht solches von dem Obrist- Hof- und Ceremonienmeister oben vor der Treppe. Die Herzogin von Burgund hält ihren Cirkel in ihrem großen Cabinet, ihre Dame d'honneur sitzt ein wenig hinter ihr zurück an dero Seite, hinter welcher ihr Chevalier d'honneur oder Obrist-Hofmeister sitzt. Die Dames du Palais, das ist die verheyratheten Hof-

Hof-Damen, befinden ſich an der Seite ein wenig zurück, die Fürſtinnen aber und Herzoginnen ſitzen von beyden Seiten auf ihren gewöhnlichen Tabourets. Die Edelleute des Botſchafters treten bis in das Zimmer ein, wo der Cirkel iſt, nahe dabey aber, oder wo er ſich anfängt, bleiben ſie ſtehen. Nach gemachten Reverenzen nähert ſich der Botſchafter zu der Herzogin, und bleibt der Introducteur, ſo ihn allein führt und präſentirt, hinter dem Botſchafter einen Schritt zurück. Sobald die Herzogin ſeiner anſichtig wird, erhebt ſie ſich von dem Seſſel, und bleibt während der Audienz allezeit ſtehen. Wiewohl der Botſchafter Zeit ſeines Compliments das Recht hat, ſich zu bedecken, ſo erfordert doch die Höflichkeit, ſich dieſes Rechts nicht zu bedienen, welches in keine Conſequenz gezogen werden kann, da unwiderſprechlich iſt, daß wenn man das Recht hat, bedeckt mit dem König zu reden, man auch ſolches habe, den Hut vor der Königin aufzuſetzen. Nach verrichtetem Compliment begiebt er ſich mit 3 Reverenzen zurück, und nimmt dabey in Acht, ſich nicht eher umzukehren, bis daß er der Herzogin aus dem Geſicht iſt. Die Audienz bey der Madame Herzogin von Orleans wird auf gleiche Weiſe gehalten. Bey der Herzogin von Chartres aber wird der Botſchafter von der Dame d'honneur bey der Thüre außer dem Zimmer empfangen, welche ihn küßt, und nach geendigter Audienz wiederum bis an den Ort führet, wo ſie ihn empfangen hat; dergleichen Gruß mit dem Kuſſe giebt der Ambaſſadeur auch der Herzogin ihren filles d'honneur, wenn deren vorhanden. Die Herzogin macht 3 oder 4 Schritte dem Botſchafter entgegen, welcher ſie küßt und thut ſie wiederum ſo viel Tritt hernach, wann er ſich beurlaubet.

Nach allen geendigten Audienzen kehrt man in den Botſchafterſaal zurück, wo man wartet, bis das Eſſen auf-

aufgetragen wird. Um die Tafel sind lauter kleine Sessel ohne Lehnen; der Botschafter setzt sich in die Mitten nieder, der Prinz, so ihn zu der Audienz begleitet, zu seiner Rechten, der Introducteur aber zur linken Hand. Nach vollbrachter Mahlzeit macht der Prinz dem Botschafter ein Compliment, und verläßt ihn. Er wird von ihm nicht wieder nach Paris begleitet. Um halb 4 Uhr befinden sich die Wagen des Königs, der Herzogin von Burgund und des Botschafters vor dem Saal. Der Botschafter steigt zum ersten in den Königl. Wagen, dem der Introducteur folgt, und sich an den Platz, so der Fürst im Hinausfahren gehabt, setzt. Die Suite macht einen Umkreis in dem Hofe, und alle Wachen, auch die Französische und Schweitzerische Compagnien, stehen in Gewehr, von deren Officiers der Botschafter, wie sie es bey seiner Ankunft gethan, gegrüßt wird. Nachdem der Botschafter nach Paris zurück gekommen, beurlaubt sich der Introducteur vom Botschafter während des Aussteigens ohne ihn in sein Zimmer zu begleiten.

Die Urlaubsaudienz ist dieser ersten, sowohl die Ceremonien als das Tractement betreffend, ganz gleich.

Audienz einer Botschafterin.

Es begiebt sich der Unter-Introducteur in der Herzogin von Burgund Wagen zu dem Ober-Introducteur, dieser aber zu der Botschafterin in ihre Wohnung, um sie wie gebräuchlich, von Paris nach Versailles abzuführen; nachdem er ihr den Wagen angetragen, setzt er sich neben ihr oben an, es sey dann, daß die Botschafterin ein Frauenzimmer von höherm Stande bey sich habe, denn alsdann setzt er sich aus Höflichkeit (obwohl ihm von rechtswegen die Oberstelle neben der Bot-

Botschafterin gebührt) unten an; ist solche aber nur eine Cammerfrau oder ein adelich Fräulein, so setzen sie sich in den Schlag auf ein Bänkchen, und lassen den untern Platz leer. Wenn der Wagen der Botschafterin in den Hof zu Versailles einfährt, steht man nicht im Gewehr, indem diese Ehre nur denen, so einen Charakter haben, erwiesen wird. Bey dem Botschaftersaal steigt man ab, und nachdem die Stunde von dem König und der Herzogin von Burgund bestimmt worden, giebt der Introducteur der Botschafterin die Hand, und führt sie zu der Herzogin; das Frauenzimmer, so die Botschafterin begleitet, und keine Standspersonen sind, bleiben in dem Saale, die Livorey aber und des Introducteurs Leute gehen vor ihnen her, bis zu dem Zimmer der Herzogin von Burgund. Während des Vorbeygehens stellt sich die Wache nicht in die Ordnung, es kömmt auch kein Officier sie zu empfangen. Die Dame d'honneur der Herzogin empfängt die Botschafterin in der Mitte des Vorzimmers, grüßt und küßt sie, und nimmt sie bey der linken Hand, welche der Introducteur sogleich gehen läßt, und sich darauf zur rechten wendet, auch immer etwas voraus geht, bis in den Cirkel, wo sie alle drey eintreten. Wenn die Königin oder Herzogin von Burgund filles d'honneur oder unverheyrathete Hof-Dames haben, begleiten sie die Dame d'honneur zum Empfang der Botschafterin, und küssen selbige ebenfalls; man prätendirt sogar, daß nachdem die filles d'honneur bey der verstorbenen Königin abgeschaft worden, die Dames du Palais, so nicht Herzoginnen waren, die Dame d'honneur begleitet haben; es sey aber diesem wie ihm wolle, so ist es heutiges Tags abgebracht. Alles, was von der Herzogin von Burgund gemeldet, wird auch eben so, wenn eine Königin von Frankreich vorhanden, gegen sie, und von

ihr beobachtet. Sobald die Herzogin von Burgund die Botschafterin ansichtig wird, erhebt sie sich und bleibt so stehend bey ihrem Lehnsessel. Die Botschafterin fängt an ganz unten an dem Cirkel ihre Reverenz zu machen, wie auch zugleich die Dame d'honneur die ihrige, bey der dritten Reverenz neigt sich die Botschafterin, um der Herzogin von Burgund den Rock zu küssen, sie aber giebt der Botschafterin den Kuß. So lange die Botschafterin das Compliment macht, bleibt die Herzogin stehen, nachdem solches aber geendigt, läßt sie der Botschafterin tabouret oder kleinen Sessel ohne Lehnen in die leere Mitte des Cirkels stellen, und setzt sich die Dame d'honneur auf einen andern, der Botschafterin zur Linken. Nachdem der Introducteur eine Weile in dem Cirkel zur rechten Hand der Botschafterin gestanden, geht er, um den König zu erinnern, daß sich die Botschafterin da befinde. Indeß, daß sich Se. Maj. dahin begeben, kömmt der Introducteur wieder zurück, es der Herzogin anzuzeigen, und nimmt seinen vorigen Platz ein; sobald aber die Ankunft des Königs kund gethan wird, erheben sie sich alle mit einander, und sind dessen stehend gewärtig. Er geht in den Cirkel, grüßt die Herzogin von Burgund, den ganzen Cirkel, und sonderlich die Botschafterin, welche er gleich bey dem ersten Hintritt küßt. Nachdem der König hinweg gegangen, geht der Introducteur, um es dem Dauphin anzuzeigen, welcher eben auf solche Weise, wie der König, sich dahin begiebt, und die Botschafterin begrüßt. Worauf weiter der Herzog von Burgund auch alles, wie der Dauphin, verrichtet. Nach diesem verbleibt die Herzogin von Burgund, der Cirkel und die Botschafterin noch ein wenig sitzen. Da nun die Herzogin aufsteht, so erhebt sich die Botschafterin und die Dame d'honneur ebenfalls, gehen aber, und machen drei Reverenzen

wie

wieder zurück, die Herzogin aber bleibt inmittelst bey ihrem Lehnsessel aufrecht stehen. Die Dame d'honneur und der Introducteur begleiten sie eben so hinaus, wie in dem Hineingehen observirt worden. Die Dame d'honneur verläßt sie in dem Vorzimmer eben an dem Ort, wo sie selbige empfangen hat; der Introducteur aber nimmt sie wieder bey der Hand, und führt dieselbe in den Saal, wo sie abgestiegen. Ein wenig hernach kömmt die Dame d'honneur auch dahin, wo dann die Botschafterin, sie und der Introducteur zusammen in der Herzogin von Burgund ihren Wagen steigen, welchen die Dame d'honneur der Botschafterin anträgt, das Frauenzimmer aber, so mit ihr gekommen, setzt sich nicht mit hinein, ausgenommen, wenn Personen darunter von fürnehmen Stande sind, und fahren von dort an den Ort, wo der premier Maitre d'hotel, oder der Herzogin von Burgund Obrist-Küchenmeister, im Namen ihrer die Tafel hält, wobey die Dame d'honneur der Botschafterin alle Ehren bezeigt, auch einige Dames von Hof dazu einladet. Der Introducteur und gedachter premier Maitre d'hotel sitzen gleichfalls mit bey der Tafel. Nach geendigter Mahlzeit begleitet der Introducteur die Botschafterin in den Wagen, und führt sie eben auf solche Weise, wie er sie hinaus geführt hat, wieder nach Paris. So oft nun die Botschafterin nach gehabter dieser ersten Audienz nach Hof kommt, nimmt sie sich allezeit, wie die Herzoginnen, en tabouret, und setzt sich unter sie auf den ersten besten Platz, den sie leer findet.

Audienz bey Madame.

Diese wird auf diese Weise, wie bey der Herzogin von Burgund beobachtet, die Dame d'honneur, von den filles d'honneur begleitet, empfängt die Botschafterin

terin in dem Vorzimmer, und findet sich Monsieur während der Audienz dabey ein. Die Audienz bey der Herzogin von Chartres wird eben auf diese Art gehalten, mit diesem Unterscheid allein, daß jetzt gedachte Herzogin 3 oder 4 Schritte von ihrem Lehnsessel die Botschafterin zu empfangen ihr entgegen geht, und nach der Audienz sie wieder mit 3 oder 4 Schritt begleitet, die Botschafterin sitzt auf einem Tabouret in dem Cirkel, wie bey der Herzogin von Burgund, und wenn sie vornehmen Stands Frauenzimmer mit sich hat, so können sie sich bey dieser Audienz auch niedersetzen.

Die Urlaubs-Audienz.

Weil bey den Urlaubs-Audienzen den Botschafterinnen keine Ceremonien gemacht werden, so schickt man ihnen auch den Wagen der Herzogin von Burgund nicht, sondern sie begeben sich in ihren eigenen Wagen nach Versailles. Sie wird zu der Herzogin a la toilette, oder bey dem Nachtzeug, gebracht. Der Introducteur führt sie zu ihr hinein, ohne einige Suite. Sie nimmt ihren Platz in dem Cirkel unterhalb den Herzoginnen, welche zuvor schon sitzen. Nach vollbrachtem toilet geht die Herzogin von Burgund in ihr Cabinet, die Botschafterin folgt nach, und setzt sich zugleich mit den Herzoginnen auf den ersten besten Tabouret, so sie leer findet. Die Dame d'honneur nimmt ihren Platz gleich unten neben ihr an. Während sie in dem Cirkel bey einander sitzen, geht der Introducteur zu dem König, und kömmt wieder zurück, der Herzogin von Burgund des Königs Ankunft zu bedeuten. Worauf sie alle sogleich aufstehen, und den König erwarten, welcher im Hineingehen die Herzogin und den ganzen Cirkel, sonderlich aber die Botschafterin, begrüßt, ihr ein Compliment über ihre Weg-

reise-

Seite

270. **Die Belagerung von Jerusalem war in einem halben Monat beendigt.**

Jerusalem wurde den 15 Juni 1099 eingenommen, nach dem die Belagerung am 6ten Juni angefangen hatte. Befehlshaber der Stadt war Zahradaula, Gazjucs Sohn, der aus Furcht davon flohe.

270. **Unter dem Titel eines Königs.**

Ob Gottfried wirklich König genannt worden, ist zweifelhaft. Mehrere Schriftsteller nennen ihn so, und doch giebt sich sein Bruder und Nachfolger Balduin in einer Urkunde für den ersten König von Jerusalem aus. Gleich nach der Eroberung dieser Stadt, gab die Geistlichkeit den Rath, keinen König in derselben zu krönen, weil schon Christus in ihr mit Dornen war gekrönt worden. Vielleicht hat aus eben diesem Grunde Saugeles (S. 273.) die Krone ausgeschlagen.

270. **Hier fielen sie alle bis auf den einzigen Balduin.**

Von diesem zweyten, für die Kreutzfahrer unglücklichen Treffen, schweigen die andern Schriftsteller gänzlich. Anna hat hier wahrscheinlich das Treffen in Gedanken, welches im Jahr 1102. um Pfingsten nach Gottfrieds Tode König Balduin verlohr, und nach welchem die Saracenen zur Belagerung von Rama schritten.

271. **Gottfried ausgenommen.**

Man findet nirgend daß er je in einer Gefangenschaft gewesen.

271. **Laodicea an den Andronikus Tzintzilukas, Maraceus aber und Balaneus.**

Laodicea in Syrien, hatte kurz vorher Winnemar von Bononien, aus dem Hause des Grafen Eustach erobert, und sie dem Grafen von Toulouse überliefert. Tankred nahm sie im Jahr 1102 während der Gefangenschaft Bohemunds den Griechen wieder ab — Maraceus

reiſe macht, und nachdem er ihr einen Kuß gegeben, wieder davongeht. Alles, was hier vom König geſagt iſt, wird auch vom Dauphin und Duc de Bourgogne obſervirt. Darauf ſetzt ſich der ganze Cirkel noch ein wenig nieder, und nachdem die Herzogin von Burgund aufgeſtanden, geht die Botſchafterin zu ihr, und neigt ſich, um den Rock zu küſſen, die Herzogin aber giebt ihr unterdeſſen den Salut. Weil dieſe Urlaubs-Audienzen ohne Ceremonien gehalten werden, ſo wird die Botſchafterin weder tractirt, noch in dem Wagen der Herzogin von Burgund zurück nach Paris geführt. Die Urlaubs-Audienzen bey Madame und Madamoiſelle Chartres ſind voriger in allem gleich, nur mit dieſem Unterſcheid, was oben von der Audienz bey der Madame de Chartres abſonderlich iſt angemerkt worden.

Audienz eines Abgeſandten.

Nachdem ein extraordinairer Abgeſandter zu Paris angelangt, und ſeine Ankunft dem Introducteur zu wiſſen gethan, kommt dieſer, jenem die Viſite zu geben, welche ihm des andern Tags der Abgeſandte wieder giebt, wobey ſie ſich bereden, zu was für Zeit der Abgeſandte zu ſeiner erſten Audienz gehen könne: weil die Abgeſandten keinen öffentlichen Einzug zu Paris halten, und daher nicht ſo viel Zeit, als die Botſchafter, zu ihrer Ausrüſtung bedürfen, ſo erfolgt gemeiniglich deren erſte Audienz bald nach ihrer Ankunft. Diejenige aber, ſo nur ein Compliment abzulegen kommen, und eine kurze Zeit verbleiben, haben insgemein, weil ſie keiner equipage vonnöthen, die Audienz 3 oder 4 Tage nach ihrer Ankunft. Im Fall aber ein Abgeſandter um ſeine erſte Audienz zu nehmen, nicht ſobald fertig werden könnte, oder wenn der König aus beſonderen Urſachen ſolche verſchöbe, ſo kann er in particulari die Reverenz zu machen verlangen, und

wird in solchem Fall dem König von dem Introducteure ohn alle Ceremonien, gleichwie es vom Botschafter oben gemeldet worden, präsentirt. Wenn nun ein Gesandter zu seiner ersten öffentlichen Audienz gehen soll, muß der Introducteur von dem König den Tag und die Stunde vorher vernehmen. Zu solcher Audienz wird er von dem Introducteur ganz allein begleitet, und in dem Königl. Wagen geführt, welchen der Herzogin von Burgund Wagen nachfolgt. Der Introducteur setzt sich zur linken Hand, und wenn auch der Abgesandte vornehme Standespersonen mit sich hat, so setzen sie sich doch nach dem Introducteur in dem Wagen, welches Inconvenienz zu verhindern, der Abgesandte keinen von den Cavalliren, so ihn begleiten, in dem Königl. Wagen nehmen kann. Der Unter-Introducteur setzt sich in der Herzogin von Burgund Wagen. Bey Einfahrung in den Hof zu Versailles steht keine Wache im Gewehr (indem solches nur denen geschieht, so characterem immediate repraesentativum haben) und steigt man ohne alle Ceremonien bey dem Botschafterſaal ab. Der König giebt in seinem Cabinet die Audienz, wohin der Abgesandte mit seiner Suite, in eben der Ordnung, wie von dem Botschafter vermeldet worden, sich begiebt. Es steht keine Wache weder auf der Treppe noch auf den Sälen des Königl. Gemachs, die Thürhüter machen nur einen Flügel der Thüren auf, und der Introducteur, so zur linken Hand geht, tritt vor ihm hinein, da die Enge des Eingangs beyden zugleich einzugehen nicht zuläßt. Wofern aber ein Botschafter und Abgesandter von einem Herrn bey diesem Hofe sich zugleich befinden, wie es sich fast immer zuträgt, und der Abgesandte nur ein Compliment abzulegen geschickt wird, so geht der Botschafter zugleich mit ihm zur Audienz, nimmt den ersten Platz in dem Königl. Wagen, der Abgesandte den andern,

und

und der Introducteur den dritten ein. Und ob alsdenn wohl der Botschafter sich in dem Königl. Wagen befindet, so stehen die Wachen doch nicht im Gewehr.

Wenn man zur Audienz kömmt, nimmt der Botschafter die rechte und der Introducteur die linke Hand des Abgesandten. So bald der Abgesandte des Königs, so in einem Lehnsessel sitzt, aufsichtig wird, macht er seine erste Reverenz, worauf Ihro Majestät sitzend zu gleicher Zeit den Hut abnehmen, und nach gemachten zwey übrigen Reverenzen, den Kopf ein wenig neigend, den Hut wieder aufsetzen, und das Compliment ohne ferneres Hutrücken beantworten. So bald der Abgesandte nach geendigtem Compliment seine Reverenzen zurück zu machen anfängt, zieht der König sitzend wieder den Hut ab, welchen er auch nicht ehe, als nach gemachten dreyen Reverenzen, wieder aufsetzt. Nach diesem giebt der König dem Staats-Secretario des affaires etrangeres den von dem Abgesandten empfangenen Credenz-Brief. Worauf der Introducteur Sorge trägt, die Cavaliers, so der Abgesandte dem König präsentiren will, vortreten zu lassen.

Die Audienzen bey dem Dauphin, Herzog von Burgund, Duc d' Anjou und de Berri, wie auch bey dem Herzog von Orleans, werden gleichermaßen wie bey dem König verrichtet.

Der Duc de Chartres aber empfängt den Abgesandten mit unbedecktem Haupte, und steht bey seinem Lehnsessel während dem Compliment, doch ohne demselben einigen Schritt entgegen zu gehen.

Bey der Herzogin von Burgund wird die Audienz in einem Cirkel gegeben, sie bleibt so wohl bey des Abgesandten Eintritt, als bey dem ganzen Compliment, sitzen, und macht ihm allein, wenn er sich nähert, und wieder abtritt, eine kleine Kopfneigung, die andere aber sitzende Fürstinnen und Herzoginnen

ſtehen bey dem Eintritt des Abgeſandten auf, und bleiben während der ganzen Audienz ſtehen.

Die Audienz bey Madame wird nicht anders, als wie bey der Herzogin von Burgund, die aber bey der Herzogin von Chartres, wie bey dem Herzog von Chartres, gegeben.

Der Abgeſandte wird den Tag ſeiner erſten Audienz eben in dem Saal, und gleicher Maßen wie ein Botſchafter tractirt; und von den Officieren des Königlichen Hauſes bedient, wobey der Introducteur ihm alle Ehre beweiſt, und nach vollbrachter Mahlzeit ihn auf ſolche Weiſe, wie hinaus, wieder nach Paris zurück führt. Seine ganze Suite, ſo wohl die Cavalliers als ſeine Hausbediente, werden zu Verſailles alle auf des Königs Unkoſten tractirt.

Die Urlaubsaudienz iſt in allem der erſten ganz gleich, wobey der Abgeſandte, wie oben gemeldet, wieder tractirt wird.

Hiernechſt kömmt zu obſerviren, daß der Nuntius und die Botſchafter den Prinzen des Königlichen Geblüts die Viſite geben; welche dieſe jenen wieder reſtituiren, in welcher ein gleiches Tractement gehalten wird, das iſt, daß die Prinzen den Botſchaftern, und dieſe wieder den Prinzen, die Hand in dero Behauſung einander laſſen, in loco tertio aber eine denen andern nicht cediren. Die Botſchafter werden bey den Prinzen von dero völligem Hofſtaat beym Ausſteigen von dero Wagen, und gleich hinter derſelben von dem Introducteur des Ambaſſadeurs empfangen. Dieſer Introducteur hat ſich auf eine ſolche Weiſe von der Prinzen Hofſtaat zu diſtinguiren geſucht, daß er unten in dem veſtibulo erſt den Botſchaftern entgegen hat gehen wollen, allein es haben ſich dieſelbe dergeſtalt darwider geſetzt, daß ſie es ihm nicht geſtattet, ſondern verlangt, er ſolle ſich unter dem freyen Himmel, wie die Hofſtaat

des

des Prinzen begeben, und weiter nichts ſuchen, als daß er mit ein oder zwey Schritten von der Prinzen Hofſtaat ſich diſtinguiren möge. Die Botſchafter haben dieſes ſo eifrig getrieben, daß der Venetianiſche in einer Viſite beym Mr. le Duc eher nicht ausſteigen wollen, bis er des Introducteurs gleich hinter der Hofſtaat der Prinzen anſichtig werden. Die Prinzen empfangen die Botſchafter oben an der Treppe, und ſo ſie unten auf der Erden logiren, außer dem Saal ihres Apartements. Die Botſchafter aber empfangen die Prinzen auf der Treppe, auf welcher ſie ſich etwas weiter herunter begeben.

Der Nuntius hat in ſeiner Inſtruction, niemand in ſeiner Behauſung die Hand zu geben, als den Prinzen des Königl. Geblüts, ſo daß, wenn ein Prinz vom Hauſe Lothringen, oder Savoyen ihn zur Audienz abzuholen kommt, ſo nimmt der Nuntius ſein tempo um ſich gleich unten bey dem Wagen zu befinden, wo er in dem Augenblick, da der Prinz aus dem Wagen ſteigt, ſich hinein begiebt. Die anderen Botſchafter geben dieſem Prinzen ohne einige Difficultät die Hand und ſteht die übrige völlige Nobleſſe ohne Ceremonie weil zu Paris ſchier keine Ceremonien bey Viſiten gemacht werden.

Weiters folgt noch zu beobachten, daß wenn öffentlich das Te Deum laudamus oder dergleichen actus publici celebrirt werden, man die Botſchafter und Envoyés zu denſelbigen einladet, für welche zwey Bänke gerichtet ſind; auf der erſten ſitzen die Botſchafter und der Introducteur zuletzt; auf der andern befinden ſich die Abgeſandte, wo ebenfalls der Unter-Introducteur den letzten Platz einnimmt. Es ſcheint dieſe Ordnung der Autorität der gekrönten Häupter wegen des Platzes, ſo der Introducteur einnimmt ziemlich präjudicirlich. Vornemlich da die Introducteur

teurs unvermerkt es dahin bringen wollen, daß sie sich gegen die Envoyes anders, als die Botschafter, zu verhalten haben mögen.“ Denn in Aufführung zu Audienzen habe ich unterschiedlich vermerket, daß sie einigen Vorwand zu finden suchen, um die Envoyés nicht von dem Saal, wo man zusammen kommt, abzuholen, sondern den Unter-Introducteur zu schicken, mit Vorgeben, es sey alles fertig, und der Introducteur sey gleich da; wo dann in Obacht zu nehmen, daß man in solchem Fall in dem Saal zu verbleiben habe, bis der Introducteur zu dem gewöhnlichen Abholen selbst hinein komme.

Der Ministre des affaires etrangeres hat sich seit weniger Zeit auf den Fuß gesetzt, den Gesandten die Visite nicht zu restituiren. Gleichwohl hat der Kaiserl. Envoyé, der Herr Graf von Sintzendorf, nachdem er in den Relationen des Grafen von Mannsfeld ersehen, daß ihm zu seiner Zeit der Marquis de Crolly nach gehabter Audienz die Revisite gegeben, zwar kein Negotium daraus machen wollen (zumahl da dieser Ministre andern Gesandten keine Visite zu geben, sich schon in Possession befindet) doch aber per indirectum davon reden zu lassen, und so viel erhalten, daß Torcy darauf wohl etliche Mahl zu ihm hat wollen zum Essen kommen, welches er zwar nicht eben ganz evitirt, dennoch aber rathsamer erachtet, ihn nicht förmlich einzuladen, bis er ihm die Visite abgestattet hätte. Wobey es verblieben, bis gedachter Envoye unter der Hand weiter zu verstehen gegeben, er glaube, man würde an dem Kayserl. Hofe ein gleiches einführen, worauf denn Torcy, wiewohl kurz vor dessen Abreise, ihm die Visite gegeben, welches man für eine besondere Distinction auslegen wollen.

Die Botschafter geben die erste Visite alle denen, so den Titel de Ministre de etat haben, deren gemeiniglich

niglich nicht mehr als drey oder vier sind, welche den Botschaftern solche visite in forma restituiren. Wenn aber der Groß-Canzler auch Ministre zugleich ist, so besucht man ihn nicht, weil er die Visite nicht wieder giebt. Vorgedachter Kayserl. Envoye hat an den zu Conferenzen destinirten Tagen, oder wo es die Affairen erfordert, den Torcy jederzeit gesehen, und auch kein Bedenken getragen, den Duc de Beauvillier, welcher Gouverneur von den Prinzen, Chef des finances und Ministre d' etat war, zu Mittag und sonst ohne Ceremonie zu besuchen, bey den andern aber ist er nie gewesen.

Bey den Conferenz-Tägen bey dem Marquis de Torcy ist eine große Inconvenienz, daß die Botschafter unter sich stabilirt, daß sie ihrem Rang nach (so sonst keine Difficultät vorhanden) ihre Unterredung nach einander halten sollen, da aber wegen des Rangs einiger Anstand, so geben sie Achtung, nicht mit einander zusammen zu treffen. Unter den Abgesandten aber haben sie einführen wollen, daß der eine vor dem andern eintreten solle, welcher sich zuerst dorten befinde. Solchen zu begegnen, pflegte mehrerwehnter Kayserl. Envoye allezeit sein tempo dergestalt in Acht zu nehmen, daß er auf das Wenigste mit keinem Königlichen concurrirt, dahingegen die andere kein Bedenken getragen, ihn vor ihnen hinein zu lassen.

Schließlich ist noch zur nöthigen Information beyzufügen, was bey erfolgtem Todesfall des Herzogs von Orleans, des Königs einzigen Bruders, mit Ablegung der Trauer-Complimenten vorgegangen. Nachdem alle anwesende fremde Ministri die Trauer-Complimenten Namens ihrer Particular-Personen, weil sie von ihren Principalen noch nicht instruirt seyn können, auf den 14. Junii, als 6 Tag nach dem Todesfall, abzulegen invitirt worden. Da aber weder der

Nun-

Nuntius noch der Spanische Botschafter in publico, und der Holländische nicht im Stande, wegen fortwährender Unpäßlichkeit, gewesen, nach Hof zu kommen, so sind bloß der Englische, Venetianische und Savoyische, unter welchen keine Competenz, aus dem Zimmer, wo die fremde Ministri sich versammlen, durch den Introducteur des Ambassadeurs nach einem, der förmlich abgeholt, von dem Capitaine des gardes in dem gewöhnlichen Ort empfangen, und mit zu Gewehr stehender dort sich befindenden ordinairen garde zu dem König, welcher in seinem Cabinet stehend sie mit gebräuchlicher Bedeckung anhörte, geführt worden; man hatte proponirt, die Botschafter in corpore, jeden nach ihrem gewöhnlichen ceremoniale zu der Audienz zu führen; weil aber der Venetianische Botschafter dafür gehalten, sie würden, wenn sie alle drey zusammen giengen, wegen Enge der Thüren den Platz zwischen dem Capitaine des gardes und Introducteur unmöglich beobachten können, als hat er, da der König eine solche förmliche Audienz verlangt, ihn besonders sehen wollen, worauf die Botschafter, oben angeführter Maßen, ihre separirte Audienzen genommen. Der Kayserl. Envoye hat gleichfalls auf eine besondere Audienz gedrungen, weil man unter die Königlichen Envoyés den Königl. Schwedischen Residenten, als Gesandten, hat einmischen wollen, und auch unter andern der Mantuanische mit ihm hätte eintreten sollen, welches bey dieser occasion ihm nicht wohl gereimt vorgekommen. Er hat dieselbe also eben desselben Tags, wie die andern, bey dem König, Mr. le Dauphin, Duc de Bourgogne, Duc de Berri und Duc de Chartres, der sich nunmehr Duc d' Orleans nennt, vormittags, bey Madame la Ducheſſe de Bourgogne aber nachmittags genommen.

J.B. COLBERT

Seite

raceus heißt sonst bey andern Schriftstellern Maracles Sie ist die erste der Phönizischen Städte nach Norden zu. Balaneus liegt nicht weit von ihr: und heißt auch Baleuia, Baloncia, auch Balacin.

271. Und nahm Antaradium ohne Schwertschlag ein.

Antaradium, nachher Tortose genannt. Eine berühmte Stadt in Phönicien. Neben ihr liegt eine Insel, auf der die vormals berühmte Stadt Arados lag. Antaradium wurde vom Kaiser Constantin erbaut, und nach ihm Constantia genannt.

271. Apapakas kömmt.

Apapakas Teatakin Dahiloldin war damals Stadthalter von Laodicea.

272. Besetzte er eine zum Libanon gehörige Bergspitze.

Nach Eroberung von Tortosa zog er gegen Tripolis. Weil aber diese Stadt immer vielen Succurs erhielt, so legte er ohngefähr 2 Meilen von ihr ein Bergschloß an, aus dem er sie beständig beunruhigte.

273. Und verweilte so lange in Constantinopel.

Sangeles begab sich im Jahr 1100, kurz vor Gottfrieds Tode mit den Grafen aus der Normandie und Flandern, die in ihr Vaterland zurückkehren wollten, nach Constantinopel.

273. Zwey Brüder aus Flandern.

Anna versteht hier den Feldzug der Longobarden, zu dem sich viele Deutsche und Franzosen gesellt hatten. Aber keiner von den übrigen Schriftstellern weiß etwas davon, daß Grafen aus der Normandie, oder Flandern als Anführer beim Heere gewesen, es müßten denn unter den letztern die Brüder des Grafen Robert von Flandern, Philipp und Wilhelm zu verstehn seyn.

274. Hier aber überfällt ihn eine tödliche Krankheit.

Sal-

Allgemeine Sammlung

Historischer Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neuesten Zeiten

durch mehrere Verfasser übersetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller.

Zweyte Abtheilung.

Fünf und zwanzigster Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1803.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1950 IV e 1745

Jean Baptiſte Colberts

Verdienſte

um

die Staatsverwaltung

Ludwigs des XIV.

Meiſt nach der Preisſchrift des Herrn von Necker.

Colbert hatte frühzeitig das Bewußtseyn seiner Kräfte. In einem Alter, wo sonst das Ungestüm der Sinnlichkeit größere Gedanken zu zerstreuen pflegt, wo die meisten das ganze Universum auf ihre Person und ihre Vergnügen einschränken, beschäftigte er sich schon mit den höheren Zwecken der Gesellschaft. Durch Unterricht verschaffte er seinem Geiste Nahrung; er machte Reisen, um die Gegenstände der Staatsökonomie zu ergründen und häufte in sich einen Vorrath von Erfahrung für das ihm gewöhnliche stille Nachdenken.

Mazarin war der erste, welcher Colbert bemerkte und seine Talente benutzte. Ehrgeizig von Natur, nicht aber mit großen Geistesgaben ausgerüstet, durch welche man die Meinung bezwingen und der öffentlichen Stimme sich bemeistern kann, wendete Mazarin seinen ganzen Verstand auf Menschenkenntniß. Durch die Gewandheit, die Gemüthsarten zu schätzen, kam er seinem Unvermögen durch groß: Unternehmungen, die Geister sich zu

unterwerfen, zu Hülfe. Colbert vereinigte unschätzbare Eigenschaften für den Staatsminister. Durch Einsichten und Arbeitsamkeit vermochte er dem Ruhm desselben Dienste zu leisten, welche seine Bescheidenheit, dem, der sie benutzen wollte, ungetheilt abtrat.

Bald wurde Colbert in die Geheimnisse der Staatsverwaltung eingeweiht. Er machte hievon keinen Mißbrauch; sein Einfluß wurde nie das Steckenpferd seiner Eitelkeit. Als Jüngling zeichnete er sich schon durch eine tiefe Zurückhaltung und durch das feinste Zartgefühl aus, Eigenschaften, welche, wenn sie schon in diesem Alter sich zeigen, fast immer einen großen Charakter andeuten. Neben dem Feuer der Jugend können sie noch nicht aus jenem Mißtrauen gegen uns selbst entstehen, mit welchem uns erst etwa die spätern Jahre anstecken. In einem Alter von 29 Jahren wurde Colbert zum Staatsrath ernannt, und Mazarin nach den Proben, die er in seinem Leben mit ihm angestellt hatte, gab ihm als Sterbender das glänzendste Zeugniß. In diesem kritischen Augenblick, in welchem man wenigstens zuletzt noch der Wahrheit und Gerechtigkeit ein Opfer bringen zu müssen glaubt, sagte Mazarin Ludwig dem XIV: „Ich „bin Ew Majestät alles schuldig, einen Theil meiner „Schuld aber glaube ich abzutragen, indem ich Ihnen „Colbert zuführte.“ Und welch höheres Geschenk

lönn-

konnte auch der Unterthan einem Monarchen geben, als einen Mann, der die Pflichten und Rechte des Throns eben so genau kannte, als er sie ununterbrochen zu vereinigen strebte.

Ludwig fühlte die Verdienste Colberts. Aus Leidenschaft für seinen eignen Ruhm überschüttete er ihn mit Gunstbezeugungen, zerriß die Fallstricke, die ihm der Neid legte und schützte ihn gegen die Angriffe des Hasses.

Bey Mazarins Tode stand Fouquet an der Spitze der Finanzen. Großmüthig und nachgiebig verwaltete er die Güter des Staats, wie seine eigene. Aber diese liebenswürdige Freygebigkeit einer gefühlvollen Seele, die das Leben eines Privatmanns verschönert, ist nicht Tugend in der Staatsverwaltung. Der Geschäftsmann muß seine Neigungen zurückzulassen wissen, um sich ganz dem öffentlichen Glück, der Tochter strenger Ordnung, zu weihen. Fouquet besaß von dieser Geistesstärke nichts, ein Mangel, der seine Talente unbrauchbar machte. Von den Höflingen geschmeichelt, geliebt von seinen Freunden verließ er sich ganz auf ihren Eifer, und die Unordnung in seinem Geschäftskreis stieg aufs höchste. Ohnehin hatten sich unter Mazarin langgewohnte Vernachlässigungen und Mißbräuche gehäuft. Die nun allmählig sich erhebende, endlich aber allmächtige Stimme des allgemeinen Unglücks der Nation ließ

ſich hören; die zerrütteten Finanzen foderten einen Wiederherſteller *).

Auf Colbert waren bereits die Augen jener wenigen gerichtet, die zu beobachten und zu urtheilen wiſſen, und durch deren Entſcheidung unvermerkt die öffentliche Meinung beſtimmt wird. Ludwig XIV nahm

*) Als Mazarin ſtarb, betrugen die Abgaben 90 Millionen; aber davon kamen nicht 40 in die königlichen Kaſſen. Selbſt das reine Einkommen wurde auf zwey Jahre anticipirt: der Schatzmeiſter ließ ſich die Auflage von den Einnehmern 1 oder 2 Jahre zum voraus bezahlen; und die Kaſſenbillets wurden denjenigen, welche die Auszahlungen hatten, als baares Geld zugerechnet. Dieſe Unordnung nützte Fouquet zur Verſchwendung der königlichen Gelder: er hielt nicht einmal ordentliche Bücher über Einnahme und Ausgabe; von den Jahren 1656 bis 1660 hat niemals ordentliche Rechnung abgelegt werden können. Colbert, ſein Nachfolger, führte in allen Theilen des Finanzweſens von neuem Ordnung, Beſtimmtheit und Billigkeit ein. Zugleich erklärte der König: er wolle die Direction dieſes Zweigs der Staatsverwaltung allein übernehmen, und die Rechnungen alle Monate durchſehen, berichtigen und unterzeichnen.

Im J. 1661 betrugen die Pachtungen und Auflagen 84,222,096 Liv., und 1683 betrugen ſie 116,873,478 Liv. — Mithin hatte Colbert die königlichen Einkünfte mit 32,651,382 Liv. vermehrt; wie ſich aus den Nachrechnungen der Brüder Paris ergab. Nach ihm hat beſtändig Unordnung in den Finanzen geherrſcht. (Memoiren von Dâclos.)

nahm keinen Anſtand, ihm die allgemeine Verwaltung der Finanzen des Königreichs anzuvertrauen. Welche Macht, welche Pflichten! Der Verwalter der Staatskräfte ſoll in ſeinen Gedanken die Rechte des Menſchen und die der Geſellſchaft immer in Harmonie bringen; er ſoll der Vermittler ſeyn zwiſchen dem Vortheil des Einzelnen, der ſich vor Abgaben ſcheuet, und zwiſchen den Bedürfniſſen der Geſellſchaft, welche ſie unentbehrlich macht.

In den jetzigen Staatsverfaſſungen müßte eigentlich die Finanzverwaltung der Mittelpunkt ſeyn, von welchem alle übrige Theile der Regierung ausgehen und abhangen. Sie muß dem Kriegsweſen und der Marine den Theil von Reichthümern anzeigen, welche auf dieſe der Gewalt verwendet werden können; ſie muß für die auswärtigen Verhältniſſe den Ton angeben, den man vermöge der innern Macht zu halten und durchzuſetzen im Stande iſt; was das meiſte iſt, ſie ſoll die verſchiedenen Intereſſen des ganzen Volks umfaſſen. Durch eine gerechte Beſtimmung und verſtändige Vertheilung der Abgaben ſoll ſie den Erwerbfleiß benutzen, ohne ihn zu unterdrücken; durch ſie ſoll es dem Thätigen möglich gemacht ſeyn, ſeine Arbeit zu genießen; ſie ſoll nehmen, um zu geben und die Zuflüſſe für ſich durch das Gute möglich machen, das von ihr ausſtrömt.

Seit Sülly's Tode war dieser wesentliche Theil der Staatsverwaltung von seinem guten Geiste verlassen. Jener hatte die erste Probe gegeben, was die Rechtschaffenheit in einem solchen Fache vermöge. Richelieu arbeitete für nichts, als für Befestigung der königlichen Allmacht in und ausser dem Reiche. An diesem wichtigen und gefahrvollen Gegenstand erschöpfte sich sein Genie. Die Minderjährigkeit Ludwigs XIV, die Neckereien und Fehden der Fronde, Mazarins Charakter hatten die Desorganisation aufs äusserste gebracht. Ohne Regel einzunehmen, und ohne Maaß zu verschwenden, schien Grundsatz geworden zu seyn.

Die Schwäche der regierenden Personen nöthigte sie mitten unter den Faktionen das, was Pflicht gewesen wäre, zu erkaufen, und den Mangel an Würde durch Gnadenbezeugungen zuzudecken. Die Bestechungen gingen von oben herab, und jede Obliegenheit hatte ihren Preis. Der Minister war niemals seines Platzes sicher, für den Augenblick des Bedürfnisses erschöpfte man die Hülfsquellen, welche erst mit der Zeit ergiebig geworden wären. Seinem Beyspiel folgte jeder der Subalternen. Sie eilten, die Umstände zu benutzen. Zuerst befriedigte man die eigne Habsucht; alsdann erkauften sie sich Credit, und hatten sie genug geborgt, so war es das eigene Interesse ihrer Gläubiger, sie am Platze zu erhalten. Gab es neue Ausgaben, so wurden

, ohne

Seite

Sangeles, oder Graf Raimund von Toulouse, ſtarb im Merz des Jahres 1105. auf dem Pilgerberge. Dieſes iſt eben die vorhin genannte Berapitze vor Tripolis, welche er befeſtigen ließ, und die ihren Namen daher bekam weil ſie für die Kreuzfahrer ein ſehr wichtiger Platz war.

274. Giebt er ſeinem Schweſterſohn Willhelm.

Dieſer Willhelm mit dem Zunahmen Jordanes iſt des Grafen Raimund von Toulouſe Schweſterſohn. Willhelm Graf von Cerdenna in Spanien heyrathete Pontius III. Grafen von Toulouſe Tochter, des Sangeles Schweſter. Aus dieſer Ehe wurde Willhelm Jordanes, und Bernhard Willhelm erzeugt, welcher leztere nach des erſten Tode, der 1108 erfolgte, Graf von Cerdenna ward.

275. Habt ihr denn Wort gehalten?

Alexius hatte wirklich verſprochen, mit einer Hülfsarmee ihnen beyzuſtehen, wie man ſchon aus mehrern Stellen der Anna z. B. 11, B. S. 252. erſehen kann. Auch werfen ihm alle Kreuzfahrer vor, daß er zuerſt ſein gegebenes Wort gebrochen. Man ſieht ihn auch allenthalben nur wie ein Schakal hinter den Kreuzfahrern ſchleichen, um das zu erhaſchen, was ſie erobert hatten. Die Flucht des Taticius war vermuthlich auf geheime Ordres, des Kaiſers geſchehen, ob gleich Anna dem Bohemund ſie Schuld giebt, wovon die übrigen Schriftſteller nichts wiſſen. Vielleicht hat ſie es ſelbſt nicht beſſer erfahren. Alexius und ſein Nachfolger fürchtete das Gleichgewicht zu verliehren, wenn ſie die Kreuzfahrer zu mächtig werden lieſſen, ſie ſchloſſen daher lieber mit den Türken Bündniſſe, und behielten ihre Politik bey, bis ſie ihr endlich unterlagen.

276. Aus Attalia berichtete ihm Butumites.

Attalia iſt die Hauptſtadt von Pamphylien, welche 1212. der Sultan von Iconien eroberte.

277. Dem

ohne Umstände neue Auflagen geschaffen, die man gegen Vorschüsse verhandelte. Im jetzigen Augenblick sah man auf nichts, als auf das baare Geld; was in der Zukunft aus dieser Handelsschaft entstehen müsse, darüber verschloß man absichtlich die Augen, wenn man nicht ohnehin blind war. So stand die Leere der Schatzkammer mit dem Zunehmen der Auflagen vollkommen im Verhältniß, wie die Unwissenheit der Staatsverwalter mit dem Ruin des Königreichs.

Das erste, was Colbert thun mußte, war eine unwiederrufliche Entfernung dieser Räubereien. Mit einer sich immer gleichbleibenden Festigkeit vertheidigte er das öffentliche Interesse gegen die Eigennützigen; die Gesellschaft gegen persönliche Nebenrücksichten und die künftige Fülle der Hülfsquellen gegen den Vorempfang. Er entwarf die einfachsten Regeln für Verantwortlichkeit im Rechnungswesen und hielt darüber mit einer Strenge, vor welcher die größten Mißbräuche am schnellsten entfliehen mußten.

Unter Mazarin hatte man die Schwäche der wirklichen Mittel durch Zusagen zu ersetzen sich angewöhnt. Colbert untersuchte fürs erste, was er zu leisten vermöge, ehe er eine Zusage that. Die Würde der Wahrhaftigkeit ist jedem wirklich großen Manne von selbst gegenwärtig; ihren Werth in der Staatsverwaltung beurkunden die unausbleiblichen

lichen Folgen ihrer so häufigen Vernachlässigung. Der wahre Staatsmann vergißt nie, daß Credit und Zutrauen die Reichthümer des Staats unendlich vervielfältigen.

Colbert war fest überzeugt, daß die Auflagen keinen andern Zweck haben sollten, als die Beschützung und Beglückung der Gesellschaft. Sein Wille war es nie, die Schatzkammer des Monarchen dadurch zu füllen, daß er den öffentlichen Reichthum verminderte. Er stellte über die vorhandenen Auflagen eine genaue Untersuchung an, verminderte sie beträchtlich und veränderte viele untaugliche Arten, sie einzuziehen. Alles dieß aber führte er mit so viel Scharfsinn und Genauigkeit aus, daß die Einnahmen des Monarchen sich vermehrten, während er den Erwerbfleiß im Handel, in den Manufakturen und dem Ackerbau von den unerträglichen Bürden befreite, welche sie zum Stocken gebracht hatten.

Ein anderes Hinderniß des freien Umlaufs der Staatskräfte lag in der großen Menge von Zöllen. Ihre Vervielfältigung war blos ein Fallstrick für den biedern Mann; für die allezeit wachsame Habsucht aber ein unaufhörlicher Reiz zu Betrügereien. Colbert sah sehr gut, daß diese Einrichtung den Finanzen und der Sittlichkeit in gleichem Grade schadete. Die Versendungen wurden gehemmt, die Handelsschaft aufgehalten und die Handelsleute selbst, durch diese übertriebene Hindernisse zu den

schlau-

ſchlaueſten Hindergehungen veranlaßt, nahmen einen für die Handlung verderblichen Charakter an; denn worauf gründet ſich dieſe feſter als auf Biederkeit und wechſelſeitiges Zutrauen? die unendlichen Erpreſſungen ließen auch die guten Bürger den weiſen und ehrwürdigen Urſprung der Auflagen vergeſſen. Jene geheime Fehden gegen die königliche Schatzkammer erſchienen als ein gerechtes Vertheidigungsmittel der Geſellſchaft gegen ihr Oberhaupt. Colbert hob den größten Theil dieſer Zölle auf und behielt nur an den Grenzen des Reichs die Einlaßzölle (Douanen) bei, welche die Einnahmen vermehren, während ſie die Produkte des inländiſcher Fleißes gegen die Concurrenz mit Ausländern ſichern, und den Einfuhr-Verboten der franzöſiſchen Waaren bei andern Nationen ein Gegengewicht geben.

Einige Provinzen widerſetzten ſich der Ausführung ſeiner Plane. Dieſem Widerſtreben wußte er mit Lebhaftigkeit entgegen zu arbeiten. Seine nützlichen Einrichtungen ſelber ſind aus dem berühmten Edikt vom September 1664 bekannt. Wie edel und rührend iſt der Eingang deſſelben. Faſt immer läßt Colbert Ludwig XIV nicht als König, ſondern als Vater ſprechen, weil er überzeugt war, daß ihn ſeine Wohlthaten größer machten, als ſeine Gewalt.

Während der Miniſter in den Einnahmen die genaueſte Ordnung herſtellte, unterſuchte er alle

Thei-

Theile der Ausgaben mit großer Sorgfalt. Aber, welche zum Wohl der Gesellschaft nichts beitrugen, schienen ihm eine Ungerechtigkeit. Er kämpfte gegen sie. Nur die Ausgaben, welche den Frieden, die Ordnung und die Sicherheit des Reichs erhalten konnten, hätte er mit Vergnügen beibehalten. Von jener Kärglichkeit, welche die Talente muthlos macht, war er eben so weit, als von der verschwenderischen Freigebigkeit entfernt, welche das Laster anlockt. Uebrigens war er gegen den Glanz des Hofs und die Pracht des Throns nichts weniger, als gleichgültig. Ohne Zweifel hielt er diese für unentbehrliche Mittel, die Menge zu beherrschen, welche nur nach sinnlichen Eindrücken zu urtheilen pflegt. Gerne umgab er deswegen dem Souverain auch mit dem Schimmer jener vorübergehenden Majestät, welche doch ein Theil seiner Macht werden kann. Dagegen wachte er über jene Menge von Mißbräuchen der Eigennützigkeit, die sich zwischen den Zweck und die Mittel zu stellen pflegen.

Alle diese Einrichtungen waren die Resultate seines richtigen Nachdenkens und seiner festen Beharrlichkeit. Er zeigte den Inhalt seines Geistes durch die Wirkungen, von welchen Macht und Reichthum des Staats abhängt. Seinen durch die That selbst dargelegten Einsichten verdankt Frankreich und Europa das erste volle Licht über diese wichtigen Gegenstände. Die Schriftsteller sind hinten nach

ge-

gegangen; man hat in ein System gebracht, was er durch die Ausführung selber andeutete; oft vergaß man dabey, seinen Namen zu ehren. Es ist auf alle Fälle nöthig, daß man sich in der Beurtheilung der Wirklichkeit zu den erstern Grundsätzen der Gesellschaft erhebe, ohne welche man sich unter so vielen möglichen Irrwegen schwerlich zurecht findet.

Der höchste Zweck der Finanzverwaltung besteht in einer Vermehrung der Stärke des Staats, die dem Glück der Einzelnen keinen Abbruch thun soll. Diese Gegensätze lassen sich nicht aufheben, wohl aber in ein wechselseitiges Verhältniß bringen. Das auffallendste Merkmal, ob diese Bemühungen gelingen, besteht in der Zunahme der Bevölkerung, und diese selbst ist die eigentliche Grundlage der Staatskraft. Nur bey einer allgemeinen Verbreitung des Wohlstandes vermehren sich die Menschen, und dieser Wohlstand hängt von der feinen Schonung des Souverains gegen Freyheit und Eigenthum ab. Hierdurch werden die Einzelnen gewonnen für die Gesellschaft, in welcher sie gebohren sind; mit Eifer werden sie ihr alsdann dienen, sie beschützen und durch erstärkte Kräfte ihr erstatten, was sie ihnen während ihrer Schwäche zuvorkommend geleistet hatte.

Die unvermeidlichen Bedürfnisse des Menschen, welche blos durch die Fruchtbarkeit des sich selbst wiedergebährenden Bodens befriedigt werden kön-

konnten, haben uns frühzeitig den Ackerbau als das wesentliche Fundament der Bevölkerung anerkennen gelehrt. Er würde sogar die einzige Quelle davon seyn, wenn die Erzeugnisse der Erde in einer bürgerlichen Gesellschaft gemeinschaftlich gesammelt und genossen würden. Jetzt aber bleibt der Besitzer, wenn er den Andauern seines Bodens die Nahrung, und der Gesellschaft die Abgaben verschafft hat, immer noch Herr einer beträchtlichen Summe von Mitteln des Unterhalts. Und weil der Mensch nicht Etwas gegen Nichts geben will, so wird dieser Ueberfluß von Früchten nicht aus seinen Händen auf die andern übergehen, wenn sie nicht durch ihre Arbeit und ihren Erwerbfleiß ihm eine angenehme Austauschung, und folglich eine neue Art von vergnüglichem Besitz anbieten.

Diese Betrachtung enthüllt uns, welchen grossen Dienst die Handwerker, die Manufakturen und Künste der Menschenmenge leisten. Sie vermehren die Bevölkerung, indem sie jenem Ueberfluß von Nahrungsmitteln, die der Landbesitzer in seiner Hand hat, zum Ableiter werden. Dennoch würden die Manufakturen, wenn sie blos für die Gesellschaft, unter welcher sie betrieben werden, arbeiten wollten, von sehr eingeschränktem Nutzen seyn. Der Landbesitzer, wenn er sich die Produkte einer andern Gegend wünschte, würde sich einen Theil seiner unmittelbaren Einkünfte abziehen müssen, um

jene

jene sich aus der Ferne zu verschaffen. Diese beschwerliche Austauschung aber hört auf, wenn die Manufacturen den Geschmack andrer Nationen für sich gewinnen, und leichtere Mittel des Austauschens in Umlauf setzen können.

Nun aber kann der Manufacturist, der Künstler, der Ackerbauer, wenn er seinem Geschäft alle Aufmerksamkeit, alle seine Zeit widmen will, den Preis für seine Producte nicht selbst in der Ferne suchen, es wird für ihn Bedürfniß, jeden Tag denselben erhalten zu können. Und so schließt sich der Handelsstand an die hervorbringende Menschenklasse. Sein baares Geld, seine Waaren befriedigen die thätigen Bedürfnisse der Arbeitsamkeit; seine Thätigkeit um Sachkenntniß angespornt durch eignes Interesse, schützt bey dem Austauschen die Nationalproducte gegen die ausländischen. Mit dem scharfsichtigen Spekulationsgeist versetzen sie jene bis an die äussersten Grenzen zugängigen Länder, und beobachten unermüdet die günstigen Verhältnisse der Orte und Zeitumstände.

Dieß ist die wohlthätige Kette, welche den Landbau, die Manufacturen und die Handelschaft umschlingt, und sie zu Vermehrung der Volksmenge, des Wohlstandes und Vergnügens harmonisch vereinigt.

Sind dieſe Grundſätze wahr, ſo verſchwinden die Vorwürfe, welche in neuerer Zeit gegen Colbert allzu oft wiederholt worden ſind.

Er hat, ſagt man, die Manufacturen zum Nachtheil des Landbaues begünſtigt, er hielt die Zweige für den Baum ſelbſt. Beſſer durch ſeine Handlungen unterrichtet, und unvermerkt auf ſeine Grundſätze geleitet, ſehen wir aufs deutlichſte, daß Landbau, Manufacturen und Handelſchaft nicht rivaliſirende Beſchäftigungen ſind, ſie unterſtützen ſich wechſelſeitig, ſie laufen in Einem Ziel zuſammen. Wenn in einer Staatsgeſellſchaft der Ertrag des Bodens zur Nahrung der Anbauer, zu Entrichtung der Abgaben, zu Erſtattung der ausgelegten Koſten, und endlich zum Vergnügen des Landbeſitzers beſtimmt ſind, ſo muß der Ackerbau alsdann vernachläſſigt oder gehemmt ſeyn, wenn zwiſchen dieſen verſchiedenen Intereſſen das Verhältniß geſtöhrt iſt.

Würden die Anfoderungen, welche der Landbauer ſelbſt, der ihm Vorſchüſſe gebende Geldbeſitzer und der Souverain an das Eigenthum machen, immer noch durch die Früchte der Erde ſelbſt unmittelbar bezahlt; ſo würde ſich zu jeder Zeit ein Mißverhältniß zwiſchen den Producten und Leiſtungen ſogleich in ſeinem Entſtehen entdecken laſſen. Längſt aber hat die Einführung der Münzen, als eines gemeinſchaftlichen Maaßſtabes für allen Werth, falſche

ſche Rechnungen und Mißariſſe in der Staatsverwaltung viel leichter gemacht.' Die Mißverhältniſſe zwiſchen den Anſprüchen an die Producte und der Möglichkeit, dieſe zu gewinnen, verſtecken ſich unter dem willkührlichen Austauſchungsmittel. Mit unverwandtem Blick muß deswegen die Staatsverwaltung, wenn ſie wirklich den Landbau begünſtigen will, den Stand jener Verhältniſſe ermeſſen. Was Colbert that, kann unſer beſter Wegweiſer werden. Er verminderte die Auflagen auf den Boden, und beſonders die Grundzinſen, welche gerade den armen Landmann am meiſten drücken. Er milderte die Strenge der Executionen, welche der Einzug verurſachte, der Unglückliche ſollte nicht ſo geſtraft werden, daß er die Mittel, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, und ſeine Reſte an den Staat einſt zu erſetzen, verlieren müßte.

Ueberzeugt, daß dem Menſchen nichts unerträglicher iſt, als die Willkührlichkeit der Unterbeamten, beſtrebte er ſich, dieſe Abgabe den einförmigſten Vorſchriften zu unterwerfen. Gerne hätte er ſie auf eine unveränderliche Weiſe feſtgeſetzt, und durch ein allgemeines Ackerverzeichniß mit jeder Art des Bodens in Verhältniß gebracht. Schade, daß dieſe wohlthätigen Abſichten nicht zur Ausführung kommen konnten. Die Ungewißheit des Landbauers über die Größe der Abgabe, die man von ihm verlangen wird, iſt eins der größten Uebel ſei-

nes Lebens; immer quält ihn wirkliches Unrecht oder die argwöhnische Besorgniß desselben. Wohl dem, welcher ihn von dieser immer neuen Peinigung befreien, welcher ihm es möglich machen könnte, daß er ohne Furcht entdecken dürfte, wenn ihn der Himmel segnete und seine Arbeit gelang.

Colbert erkannte die Wichtigkeit brauchbarer Straßen. Er fand sie unerträglich schlecht, die vorhandenen wurden gebessert, und neue angelegt.

Von den Frohnen für den Straßenbau ist er der Erfinder nicht. Diese Leistung drückt eine Menschenklasse, die am meisten der Erleichterung bedürfte. Sie ist an sich selbst sehr ungleich, weil sie nur nach Tagen, und nicht nach dem jedesmaligen Preis der Zeit sich richtet. Ueberdieß giebt sie dem Menschen die Gestalt eines Sclaven, wenn sie ihn durch Handarbeit zu bezahlen nöthigt, was er gerne durch Geld, dieses Zeichen des Eigenthümers, berichtigen würde.

Colberts Blick gieng ins Größere. Er sah voraus, welchen Nutzen die Kanäle durch eine erleichterte Mittheilung gewähren würden. Werden sie verhältnißmäßig angelegt, so fällt zugleich ein großer Theil des Bodens, den man zu Ernährung der Zug- und Lastthiere anwenden muß, an den Kornbau, diese Basis der Bevölkerung, zurück. Der prächtige Kanal von Languedoc wurde unternom-

Seite

277. Dem Bischof von Pisa sehr ansehnliche Vorschläge.

Bischof von Pisa, ist Dagobert, der nachher Patriarch ward. Die beyden andern Seemächte sind die Toscaner und Genueser.

278. Zum Großdux wurde Lantulph erwählt.

Es kömmt bey den Schriftstellern dieser Zeit, ein Lantulph von Griechenland und ein Lantulph der Griechen vor. Du Fresne vermuthet, daß er diesen Zunahmen von einem Schloß Gräca, im Gebiete von Benevent gelegen, führe.

280. Der von einem Vorgesetzten über das Kanikleum.

Kanikleum, ein Gefäß worin die rothe Dinte war, mit der die Kaiser ihre Diplome unterzeichneten.

282. Gabala und mehrere andre.

Gabala eine Seestadt in Cölesyrien, 12 Meilen von Laodicea. Im 13ten Buche führt Anna sie unter dem Namen Zebel an. Herzog Gottfried und der Graf von Flandern fiengen an sie zu belagern, mußten aber, weil türkischer Entsatz herbey kam, abziehn.

284. Er trat seine Stelle an Tancred ab.

Tancred Sohn einer Schwester des Bohemund, die ihn mit Odo Beaumarchais erzeugt hatte

284. Ließ er sich in einen hölzernen Sarg verschließen.

Von dieser List Bohemunds, schweigen alle lateinischen Schriftsteller; nur Zonaras und Glykas berühren sie. Es ist auch unwahrscheinlich, daß er sich von Antiochien aus, das damals von keinem Feind beunruhigt wurde, in einen Sarg verschlossen, habe fortbringen lassen: es müßte dann seyn, daß er auf die Weise sicherer die kayserliche Flotte passiren wollen, auf welchem Fall, sein Schiff wahrscheinlich einen Geleitsbrief von ihr genommmen hat. Uebrigens hat man mehrere Geschichten dieser Art, aus dem Mittelalter.

Zwey-

nommen, und mitten durch Frankreich vereinigte sich der Ocean und das Mittelmeer. Zu gleicher Zeit wurden ähnliche Wohlthaten auch andern Provinzen bestimmt, und der Plan zum Kanal von Bourgogne entworfen. Dieß war eine preiswürdige Verwendung der Auflagen, eine schöne Folge der gemeinschaftlichen Staatsgewalt, die Anstrengungen der Gesellschaft wurden für ihr eigenes Glück, und für künftige Geschlechter verwendet. Auch dem Ackerbau hat diese Wiederherstellung der Wege, diese große Unternehmung der Kanäle ohne Zweifel einen wichtigen Dienst geleistet.

Unter den vorigen Ministerien hatten die vielen käuflichen Stellen, welche die Habsucht der Schatzkammer der Lüsternheit der Privatleute anbot, nebst der Menge von Privilegirten, die man ebenfalls zu Bestreitung des unersättlichen Aufwands des Hofs für baare Bezahlung entstehen ließ, fast alles Geld des Königreichs nach Paris gezogen. Colbert verschloß dem Geiz und Wucher diese zahlreichen Zugänge. Er beschränkte die Vorzüge, welche man sich wegen gewisser Stellen anmaßte. Eine Menge von Privilegien, welche Gunst und Kabale geschaffen hatten, hob er auf; er verminderte den Gewinn, der sich bey den Finanzgeschäften machen ließ. Durch ihn wurde das Verhandeln der Abgaben viel seltener; eine feste Bestimmung der Rechte vieler Staatsgläubiger,

welche blos durch Mißbräuche erworben worden waren, entstand durch ihn. Er sicherte die Bezahlung der Zinsen mit jener Klugheit, welche dem Staat nicht auch die Bezahlung des Risiko neben der Befriedigung seiner baaren Bedürfnisse aufbürden will.

Alle diese Einrichtungen setzten sehr schnell den Preis des Geldes herab. Die Geldbesitzer konnten nicht mehr so leicht auf hohe Zinsen warten, und verwendeten jetzt ihre Mittel für die Handelschaft und den Landbau. Die Güterbesitzer konnten zu niedrigern Preisen Unterstützung finden. Unstreitig war dieß eine neue große Wohlthat von Colbert für den Landbau.

Ueberdieß gab er dem Lande gerade dadurch, daß er das Seewesen, die Fischerey, die Handelschaft, die Colonien, die Künste und Manufakturen in Aufnahme brachte, eine größere Menge Menschen zu ernähren, und folglich den Landbesitzern neue Gegenstände des Erwerbs, und selbst der Nacheiferung.

Wenigstens, sagt man, fühlte Colbert nicht, daß Freiheit die Seele der Handelschaft sey. Die unüberwindlichen Wirkungen der Concurrenz, der mächtige Einfluß des persönlichen Vortheils muß ihm unbekannt gewesen seyn, denn der Verkauf der Früchte ins Ausland war unter ihm nicht zu jeder Zeit nicht uneingeschränkt erlaubt.

Der

Der einzelne Mensch berechnet seine Plane nach seinem Privatinteresse für die kurze Laufbahn seines Lebens, und höchstens für den engen Kreis seiner Familie. Der Staatsmann aber, als Repräsentant der Gesellschaft, die sich unaufhörlich erneuert, betrachtet das Ganze des Staats als eine ewige Pflanzung. Nach dieser ununterbrochenen Fortdauer muß er seine wohlthätigen Entwürfe abmessen. Der Natur bietet er die Hand und drängt die Menschen dahin, daß sie die Wohlthaten derselben genießen lernen. Dieß war auch Colberts Verdienst.

Bis dahin ernährten wir mit unserm Getreide die Ausländer, um verarbeitete Waaren aus ihren Händen zu bekommen. So giebt es noch manche ackerbauende Nationen, welche den Ertrag ihres Bodens, diesen Keim neuer Menschengeschlechter, gegen Arbeiten austauschen, die sie unter sich selber in Aufnahme bringen könnten. Weiß man doch auf dem fruchtbaren Boden der barbarischen Amerikaner immer noch die Menschen nicht besser anzuwenden, als zu dem ehrlosen Verkauf ihrer Freiheit. Wir bedienten uns für unsere Fischereien, für unsern Seehandel, der Ausländer; ihre Bevölkerung vermehrten wir und bemannten die unsrige. Zugleich erschwerten und verminderten wir unsre eigenen Vortheile. Colbert sah wohl ein, daß seine Nation alle ihr angenehme fremde Produkte

durch ihren Kunstfleiß, und durch Austauschungen im Fache des Luxus sich verschaffen könne. Sogleich faßte er den Entschluß, durch diese glücklichen Umstände Frankreich auf den höchsten Grad des Nationalwohls zu erheben. Dieser ist alsdann erreicht, wenn alle Ländereien angebaut sind, und ihr ganzer Ertrag durch die Mitglieder der Gesellschaft selber verzehrt werden kann, ohne daß diese sich andrer Vortheile und Genüsse berauben, während vielmehr der Kunstfleiß durch seine Arbeiten neue Ansprüche auf die Lebensmittel fremder Länder, und folglich neue Hülfsmittel zur Bevölkerung verschafft.

Zu diesem Zweck war, wie Colbert einsah, nichts nöthig, als die Entwickelung des Kunstfleißes der Franzosen, und ein Erwachen der Nationalkräfte. Seine große Unternehmung aber würde gescheitert seyn, wenn er bey Vermehrung der Volksmenge durch neue Manufacturen, beim Hereinziehen fremder Arbeiter aller Art die Sorge, sie zu ernähren, vergessen hätte. Er mußte an die neuen Verhältnisse denken, welche jetzt zwischen dem gewöhnlichen Ertrag, und dem Gebrauch der Früchte entstehen konnten. Wohl aber würde er einen grossen Fehler gemacht haben, wenn er wegen eines überspannten Strebens für jene Plane, die Ausfuhr der Früchte, auch in den Zeiten des Ueberflusses verbothen hätte. Aber weit entfernt von solchen Uebertreibungen gewöhnlicher Menschen, welche gesperrt

sporne von ihrer Eitelkeit, die Natur ihrer Ungeduld unterjochen, und dem Gang der Zeit zuvoreilen wollen, ließ sich Colbert von dem Ertrag der Ernten in den verschiedenen Provinzen Bericht erstatten, verglich die Resultate mit den Bedürfnissen des Königreichs, und gab alsdann bald allgemeine oder beschränkte Erlaubniß, bald Verbote der Ausfuhr. Diese, war unter seinem Ministerium öfters zugegeben, und er machte hierüber die Absichten des Königs durch ein eignes Edikt bekannt.

Aber er hätte, sagt man, die Bedingungen durch ein bleibendes, unveränderliches Gesetz fest setzen müssen!

Wie läßt sich denn von einem Staatsminister, welcher so viele Gegenstände seiner Verwaltung bleibenden Verordnungen unterworfen hat, denken, daß er feste Ausfuhrgesetze zu geben vernachlässigt haben würde, wenn er nur eingesehen hätte, daß sie nach der Klugheit gegeben werden könnten. Eitle, kleinlichte Menschen wollen leicht Alles ihren Entscheidungen unterwerfen; sie vergessen über ihre Macht ihre Mittelmäßigkeit, aber ein großer Mann liebt nur durch wohlthätige Gesetze die Zukunft zu beherrschen. Machte also Colbert in jedem einzelnen Jahr den Willen des Souverains über die Ausfuhr der Früchte bekannt, so dürfen wir gewiß voraussetzen, daß er kein unveränderliches Mittel kannte, die Bedingungen derselben nach der Klug-

heit Ein für alle Mal zu bestimmen. Die Natur selbst mußte erst das Zeichen geben, ehe man ohne Mißgriff eine Grenzlinie zwischen Bedürfniß und Ueberfluß jedesmal ziehen konnte. Nur da, wo sich diese zum Voraus angeben läßt, kann sie die bleibende Bedingung der freien Ausfuhr werden.

Den Preis der Früchte hielt Colbert nicht für einen sichern Maaßstab jener Verordnung; denn von welch einem Zusammenfluß der Umstände kann der Preis abhängen! Nicht blos Ueberfluß oder Mangel der Produkte, auch Ueberfluß oder Seltenheit des Geldes bestimmt ihn, und dieses letztere hängt es nicht von Veränderungen in den Zinsen, von größern oder dringendern Bedürfnissen der Innländer und Nachbarn, von Fehlschlüssen oder allzugierigen Planen der Handelsleute ab? Oft wird sogar der Preis durch Umstände geändert, die weder der Käufer noch Verkäufer, sondern blos die Staatsverwaltung wissen kann. Man denke sich nur auswärtige Verbotsgesetze, die der Nation Zuflüsse, an welche sie gewöhnt war, entziehen können; man denke an die Besorgnisse eines Kriegs, welcher den wechselseitigen Handel stören, ackerbauende Gegenden verwüsten könnte!

Ohne Zweifel wußte Colbert sehr wohl, daß die Concurrenz, auf deren Einfluß man so viel rechnet, früh oder spät das gestöhrte Gleichgewicht wieder herstelle. Aber auch dieß wußte er, daß man

nur

nur durch eine gewisse Reihe von Zeit zu jenem Zweck gelange. Unbedeutend und fast unmerklich ist ein solcher Zeitverlust bey Waaren des Luxus und der Bequemlichkeit. Wie drückend aber und gefährlich wieder, wenn von Nahrungsmitteln die Rede ist, die man nicht einen Tag entbehren kann, bey denen schon Besorgniß eines Mangels eine ganze Provinz augenblicklich in Unruhe setzen und alle Bande des Zutrauens zerreissen kann.

Auch die Wirksamkeit des persönlichen Interesses kannte Colbert bey seinen Verordnungen über die Freiheit der Handelschaft sehr gut. Hütete er sich doch sonst mit größter Sorgfalt, nicht durch unnütze Beschränkungen, selbst nicht um eines mittelmäßigen Glücks willen die Thätigkeit der Menschen zu hindern. Ein freywilliger Fehler macht dem Menschen, wie er wußte, oft ein größeres Vergnügen, als ein abgemessener Schritt der Klugheit. Aber eben so sicher sahe sein Scharfblick, daß diese Freiheit nicht ein untrüglicher Führer für den Staatsmann seyn könne, und so mußte er das Ausführen des Nothwendigen verbieten, wenn er sonst die Ausfuhr des Ueberflusses gestattete und begünstigte. Freier Verkauf des Getreides ist unleugbar ein Eigenthumsrecht; aber jene vielen Menschen, die nichts zum Austauschen haben, die blos für ihren Arbeitslohn Brod erhalten wollen und die doch, weil sie gebohren sind, auch eine Befugniß zu leben haben, fodern ebenfalls ihre Rechte. Das Ganze der Gesellschaft

gründet

gründet sich auf eine menschenfreundliche Wechselseitigkeit von Vortheilen und Aufopferungen und nur durch diese kluge Uebereinstimmung finden die Menschen im Staatsherein Frieden, Sicherheit und Wohlstand. Colberts Ideen, den Ackerbau betreffend, sind in neuerer Zeit häufiger angegriffen worden, dieß foderte eine Entwickelung. Die übrigen Theile seiner Verwaltung dürfen wir blos berühren, weil ihm in denselben niemand Gerechtigkeit des Urtheils verweigert. Ueberall erblickt man während seines Ministeriums neue Beschäftigungen, neue Gegenstände des Kunstfleisses durch die Einrichtungen unzähliger Manufakturen. Bald unterstützte er sie durch Geld, bald durch Erforschung der Kunstvortheile, welche sich bey Ausländern entdecken ließen, bisweilen durch Ehrenzeichen; immer aber durch jenen Blick der Aufmerksamkeit und Theilnahme, durch welchen der Souverain oder sein Minister bey einer Nation Wunder bewirken kann, die für Ehre ein so feines Gefühl hat; ein Gefühl, welches im Einzelnen Schwäche, in der Gesellschaft aber eine Tugend genannt werden kann, weil es unter den Menschen eine ewige Kette von Beziehungen für gegenseitige Bedürfnisse und Vergnügungen bildet. Colberts Anstalten sind wir die berühmten Manufakturen von Lyon, Sedan, Louviers, Elbeuf und Abbeville schuldig; ferner die Spiegelfabriken, die der Gobelinzeuge, der gewogenen Sträumpfe und der feinen Spitzen, ausser

noch

noch vielen andern, welche bis jetzt eine Menge Menschen, selbst Frauen und Kinder, beschäftigen, und mit der Bevölkerung das Vergnügen vermehren.

Um diese Manufakturen bey ihrer ersten Einrichtung zu ermuntern, war Colbert zu gewissen Verboten genöthigt. Aber auch diese erschienen, wie Einrichtungen eines Vaters, welcher die Kräfte seiner Kinder kennt und sie durch leichten Zwang aufmuntern will, bey ihren eigenen Fähigkeiten Hülfe zu suchen. Nicht durch bleibende, strenge Verordnungen wollte er Frankreich zum Gipfel seines Glücks führen. Er verstand es gut, daß die Franzosen durch die Natur zum Vergnügen gereizt sind. So ungern er es sah, wenn uns Italien Gold und Silberstoffe lieferte, so verbot er doch den Reichen nicht, sie zu tragen; nur dieß gestattete er nicht, daß man davon mehr, als die ersten Materialien, welche uns abgingen, nach Frankreich einführen durfte, und nun machte er die Verarbeitung derselben zu einer Aufgabe für den Witz und Erwerbfleiß der Nation, der Geschmack für Zucker und Caffee wurde in Europa allgemeiner; Colbert setzt diesem Vergnügen kein Gebot entgegen, aber alle Mühe wendete er an, um die Colonien zu erweitern und zu beleben. Besonders pflegte er die wichtigste von allen, die von St. Domingo, deren Größe er ahndete; er sann auf Gesetze, um sie für immer an die Hauptstadt zu knüpfen. Es zeigte sich eine neue Lüsternheit. Man wollte Thee, und diesen

giebt

giebt uns nur China. Man wollte die indischen Baumwollenzeuge; Colbert verbietet sie nicht, aber er denkt auf Mittel, sie uns mit Ersparniß zu verschaffen. Im Gegensatz gegen alle europäischen Manufakturen machte er es sich zur Grundregel, nur die ersten Materialien einführen zu lassen, ihre Verarbeitung aber dem französischen Kunstfleiß vorzubehalten. Andere Mittel mußten gewählt werden, wenn von Arbeiten der Indier die Rede war. Diese bedürfen nichts als Reiß, den ihr Boden ihnen in Menge giebt; ein glückliches Clima und einfache Sitten machen ihnen alles andere entbehrlich. Colbert sah, daß man auf ihre Arbeitsamkeit nicht eifersüchtig seyn, sondern mit Verstand sie benutzen müsse.

So bemerkt man mit Vergnügen, je genauer man die Einrichtungen dieses großen Kenners studirt, daß er nicht einseitig der einen oder andern Handlungsart sich zum Sklaven hingab. Ueberall muß man seine Vorsicht und Mäßigung bewundern. Welch einen Schatten wirft er auf gewisse Söhne unsers Jahrhunderts, die alle allgemeine Grundsätze zu übertreiben pflegen, und ihren Ideen durch Ueberspannung einen Schein von Kraft geben wollen. Ein mittelmäßiger Kopf nimmt etliche Maximen an; von diesen läßt er sich meistern, während er sich selbst für den Meister hält; in ihnen wähnt er das Geheimniß des Universums zu besitzen; eifersüchtig auf seine Herrschergewalt, aber zu unbeholfen,

um

Zweyter Band.

Seite

3. Verband er ſich mit dem fränkiſchen Könige.

Bohemund gieng, um theils Geld zur Bezahlung ſeiner Schulden aufzutreiben, theils um mehrere Mannſchaft anzuwerben, im Jahr 1104 nach Apulien, und von da nach Frankreich, wo er König Philipps I. Tochter, Conſtantia, heyrathete. Die Vermählung ſoll zu Anfange des Jahres 1106 vor ſich gegangen ſeyn. Die andre Tochter, welche Tancred erhielt, war ein natürliches Kind Philipps, Namens Cecilia, welche ihm die Gräfin von Andegau, nach dem ſie ſich von ihrem Gemahl getrennt, noch bey Lebzeiten ſeiner rechtmäßigen Gemahlin gebohren hatte. Dieſe Cecilia heyrathete nach Tancreds Tode den Grafen Pontius von Tripolis.

8. Und im zwanzigſten Jahr ſeiner Regierung.

Alexius kehrte im Jahr 1105 nach Konſtantinopel zurück, alſo zu einer Zeit, da Bohemund ſich noch in Frankreich aufhielt. Uebrigens irrt Anna, wenn ſie dieſes als das 20 Regierungsjahr ihres Vaters angiebt, da er doch 1081 zur Regierung kam.

12. Aber ein ungewöhnlich großer Komet.

Der Komet ließ ſich im Jahr 1106 vom Februar bis zum März ſehen.

13. Gieng er über Strumpitza nach Slopinium.

Strumpitza, eine feſte, auf einem ſteilen Berge in Macedonien gelegene Stadt.

13. Um dieſe Zeit wurden ſeinem Sohne Zwillingskinder gebohren.

Johannes Comnenus, Kaiſer Alexius Sohn, heirathete eine Tochter des ungariſchen Königs, mit der er viele Söhne zeugte. Der älteſte, von dem hier Anna ſpricht, hieß Alexius, und ſeine Zwillingsſchweſter Maria, die ſich mit Johann Roger Cäſar vermählte.

um der Natur auf ihren verschiedenen Wegen folgen zu können, gebietet er ihr so einseitig zu seyn, wie er selbst, und will sie mit der Armseligkeit seiner Einsichten auf eine gleiche Linie setzen. Colbert war seiner Größe gewisser; deswegen bestrebte er sich nicht durch Uebertreibungen größer scheinen zu wollen. Frühe genug hatte er allgemeine Ideen fassen gelernt, aber er verstand auch sie anzuwenden. Er kannte die Antinomieen in den Regeln der Staatskunst; durch eine sorgfältige Beobachtung ihrer Entstehung suchte er die Mißtöne aufzulösen. In der Zwischenzeit schmiegte sich sein vielseitiger Sinn unter das Gebot der Umstände. Wohl macht dieser Geist der Mäßigung dem Staatsmann selbst in seinem Innern manchen Verdruß; nie darf er aufhören, seine Beobachtungen zu berichtigen, jeder Augenblick kann ihm das Unzureichende seiner Mittel fühlbar machen. Ein anderer von seinen allgemeinen Principien aufgeblasen, überläßt sich einer stolzen Ruhe, mit einem einzigen Ausspruch: vollkommene Freiheit! beherrscht er ohne die geringste Mühe Alles um sich her; dem persönlichen Interesse der Unwissenheit ruft er zu; ich vertraue auf euch! Treiben sie nun die Maschine bis sie bricht, so hat dieß alles nichts zu bedeuten; man beruft sich auf das nächste und folgende Jahrhundert, welches die Grundsätze rechtfertigen werde. Will die Gesellschaft diese Erfahrung nicht riskiren, so nennt man sie ungeduldig und übereilt; sie allein trägt die Schuld des Miß-

lin-

lingens und das allgemeine Prinzip bleibt in Ehren oder behält wenigstens seine Ansprüche darauf.

Zu gleicher Zeit, während Colbert die vernachlässigten Manufakturen hob und neue überall einführte, beschäftigte sich sein weit umfassender Geist auch mit der Handelschaft. Vor seinen Zeiten schien Frankreich mit den übrigen Nationen nur durch Feuer und Schwert in eine Wechselwirkung treten zu wollen. Die Geschichte hat uns nur grosse Namen von Kriegern und Staatskünstlern aufbewahrt. Colbert fand eine edlere Mittheilungsart zwischen Menschen und Menschen, das Auswechseln der Wohlthaten, welche die Natur, und der Produkte, welche ihr Fleiß gab. So begünstigte er die Handelschaft aufs Aeusserste. Er war ihr Schutz gegen höhere Gewalt, gegen den Eigennutz der Finanzpächter, gegen die Vervielfältigung der Abgaben und selbst gegen das Vorurtheil. Durch ihn wurde der Handel in die Levante neu belebt, der nördliche eröffnet, der mit den Kolonien erweitert.

Er war der Schöpfer der indischen Compagnie, die in Frankreich so lange mit Vorliebe betrachtet worden ist. Zu Errichtung einer solchen Gesellschaft hatte Colbert die wichtigsten Gründe. Beschwerlich und langsam waren die Verbindungen mit dem Mutterlande wegen der Entfernung jener Gegenden. Es war nützlich, in einem Lande, welches nur die Handelschaft reizte, und wohin die Gerichtspflege der Hauptstadt allzulangsam und fast

immer

immer nur unter vielen Täuschungen wirken konnte, mit den Einrichtungen des Handels eine bürgerliche Verfassung zu verknüpfen. Was die Handelsvortheile selbst betrifft, so wollten einzelne Personen bey dieser gefährlichen Art von Geschäften nicht allzuviel wagen; man mußte also auf eine Theilung der Verwendungen und der Vortheile denken. Eben so nothwendig war eine Combination der Handelsunternehmungen, um in einem Lande, wo man blos Käufer seyn konnte, nicht einer unangenehmen Concurrenz ausgesetzt zu werden. Ungeachtet alle diese Gründe zu Errichtung einer Handelsgesellschaft riethen, so wurde das Privilegium doch nicht als eine Wohlthat für einige Personen zum Schaden der übrigen Personen ertheilt; vielmehr stand es einer größern Anzahl frey, beyzutreten, weil die Vermehrung der Accien die Theilnahme an dem Handel selber ausdehnte. Colbert's Einrichtung war demnach nicht eine Begünstigung von Einzelnen gegen das Ganze; sie ist vielmehr als die Anstalt des Ganzen anzusehen, um die ausschließenden Vortheile der Einzelnen, so viel möglich in allgemeine zu verwandeln. Jene Combination der Handelsunternehmungen, welche der Souverain vorschrieb, war eine wirkliche Foderung des öffentlichen Wohls und vermehrte den Nationalreichthum; derjenige hingegen würde die Rechte der Gesellschaft beleidigt haben, welcher diesen achtungswerthen Gründen seine unsichere Lüsternheit, blos nach seiner Laune mit Indien zu handeln, nicht

hätte aufopfern wollen. Es ist ein groſser Unterschied zwischen privilegieren und ausschlieſslich begünstigen. Oft hängt die irrige Beurtheilung blos an dem Ausdruck; unsre Gedanken schaffen sich zwar Worte, aber nicht selten beherrschen die Worte den Gedanken.

Viele haben Colberts bisher beschriebne Verdienste zugegeben; aber, riefen sie aus, durch diese Begünstigung der Künste und Manufakturen, durch diese Verbreitung des Handels, diese Vermehrung der Nationalreichthümer, was wurde hierdurch bewirkt, als ein Steigen des Luxus, welcher die Kräfte und öffentliche Glückseligkeit untergräbt!

Wären diese Klagen gerecht, so hätte sich Colbert über die Mittel getäuscht, seinen Zweck, das öffentliche Wohl, zu erreichen. Ehe man urtheilt, müssen die Vorurtheile über den Luxus zerstreut werden. Das Eigenthumsrecht bringt Ungleichheit in den Besitzungen hervor; hierdurch entstehen Ungleichheiten in den Genüssen und das Wort „Luxus" bezeichnet nichts anders, als den Zustand, in welchem einer mehr Besitzungen und Genüsse hat, als der andere. Anhäufen würde sich dieser Luxus nicht, wenn mit jeder Generation die Früchte ihrer Arbeit zugleich verschwänden; nun aber bleibt eine groſse Menge von Erzeugungen der Erde und des Kunstfleiſses länger, als der einzelne Mensch; die beweglichen Reichthümer häufen sich deswegen in der Gesellschaft, bis auſserordentliche Umwälzungen der Dinge sie zernichten. Indeſs kommt das Gesammte zu

den

den Produkten des neuen Geschlechts hinzu und vermehrt die Anmaßlichkeit der besitzenden Klassen, während die größere Zahl nur genau das Nothdürftige sich erwirbt, von den Gesetzen des Besitzers abhängig wird, und durch den Anblick der Dürftigkeit an den Geiz desselben erinnert. Durch diesen Kontrast wird der Luxus auffallend und anstößig.

Ist es aber nicht eben so klar, daß er als eine natürliche Wirkung der Eigenthumsrechte, der Arbeit und der Zeit unvermeidlich ist. Um ihn in einem Lande, wie Frankreich, zu unterdrücken, müßte man der Erde, fruchtbar zu seyn, und den Menschen ihre Arbeitsamkeit auszudehnen, verbieten; oder man müßte verordnen, daß die Besitzer ihren Ueberfluß nicht gegen Arbeit austauschen und andere in ihrer Trägheit ernähren sollten. Was würde aber hierdurch die Gesellschaft gewinnen? Der Arme in seiner Trägheit gefüttert, würde sich aus Langerweile nach Arbeit sehnen, und der Reiche, in dem Gebrauch seiner Besitzungen gehemmt, würde mit denselben aus einem Lande fliehen, wo er sie nicht genießen kann. Gesetze gegen den Luxus, man mag sie noch so künstlich modificiren, sind höchstens in kleinen Republiken möglich, wo das Vergnügen der Gleichheit das höchste Gut ist.

Freilich aber giebt es einen Luxus andrer Art, welcher dem Wohl der Gesellschaft durchaus entgegen ist. Indem der natürliche Luxus durch Arbeitsamkeit und Eigenthumsrecht entstehet, und diese

beyden Stützen der Glückseligkeit nicht umstoßen kann; so entsteht der schädliche Luxus aus der Unwissenheit oder Thorheit einer Regierung, welche ihre Begünstigungen auf eine kleine Anzahl der Gesellschaftsglieder einschränkt, zu großen Besitzungen eine Laufbahn eröffnet, auf welcher weder Arbeitsamkeit noch Verstand und Talente, sondern das Gegentheil und der Mißbrauch des Guten fortheilen. Das Aeusserste ist, wenn die Vertheilung der Abgaben die Großen vorübergeht und die niederen Stände allein drückt. Aber dieser Fehler hat Colbert sich nicht schuldig gemacht.

Und doch vermindert der Luxus, wenn er auch das Glück nicht zerstöhrt, immer die Kräfte der Nation, deren Sitten er weichlich macht. So klagen strengere Sittenrichter und berufen sich darauf, daß nichts als der Luxus das Reich der Perser den Griechen unterworfen und die Republik der Römer zerstört habe.

Aber wie sehr haben sich die Zeiten geändert! Colbert richtete ohne Zweifel seine Blicke auf die zahlreichen Armeen, die in Europa stehend geworden sind, auf die strenge Kriegszucht, durch welche sie zusammengehalten werden, auf jene Möglichkeit, 100,000 Menschen durch Einen Wink und Eine Bewegung ihre Richtung zu geben. Bey diesen Betrachtungen mußte er gewiß mit Schmerzen einsehen, daß jene alten Tugenden Griechenlands und Roms, die Liebe zum Vaterlande und der Enthusiasm für den Ruhm, etzt nicht mehr die einzige Stärke der

Staa-

Staaten seyn können. Es ist eine traurige Wahrheit, in jener Fertigkeit, durch den Zwang des Commandostabes ganze Schaaren von Menschen einander gleich zu machen, muß sich der Einfluß der Sitten selbst, die Kraft die in dem Geist des Einzelnen läge und die sonst oft Königreiche austheilte, unthätig verlieren. Die neue Kriegszucht hat der Menge und dem Körper alle Stärke zugetheilt. Der Finanzminister Colbert mußte daher leicht begreifen, daß jetzt das Geld, dieses allgemeine Zeichen des Werths, dieser Preis für die Dienstleistungen der Menschen nothwendig die wesentliche Grundlage der politischen Macht geworden sey.

Möglich ist es, daß dieser große Mann, als Freund der Menschheit, zugleich folgende Wirkungen seiner Anstalten voraussah: Während die zahlreichen stehenden Heere, welche zur Vertheidigung eines Volks unentbehrlich werden, zugleich die Gewalt des Souverains über die Nation sehr vermehren, so können die beweglichen Reichthümer in einem Staate der Verfassung einen sicheren aber minder sichtbaren Dienst leisten. Sie veranlassen nämlich den Regenten, daß er diese Quelle seiner Hülfsmittel nur mit Milde und Gerechtigkeit benutze. Der Ackerbauer und der Güterbesitzer sind gebundene Leute, aber Handel und Kunstfleiß können durch nichts in einem Lande zurückgehalten werden, als durch gerechte Freiheit und Wohlbefinden. So werden durch eine glückliche Combination die beweglichen Reichthümer Vertheidigungsmittel gegen Tyrannei eben sowohl, als gegen auswärtige Eroberungssucht.

Um die Handelschaft zu vermehren und die Colonien auszudehnen, beschäftigte sich Colbert endlich auch mit dem Seewesen, welches beyde ver-

theidigen muß. Dieß Fach war, da es ihm der König anvertraute, in seinem Nichts. Wenige Jahre nachher zählte man mehr als 100 Kriegsschiffe und 60,000 Matrosen. Zu gleicher Zeit sah man die Zeughäuser zu Toulon, Brest, Rochefort sich erheben; Dünkirchen wurde den Engländern abgekauft, und was das wundersamste schien, während diese Einrichtungen getroffen wurden, verminderte der Minister die Auflagen.

Ueber alles dieses war noch ein Preis für Colbert übrig; tausend Finanzminister mögen ihn in ihrer Selbstgenügsamkeit bemitleiden, daß er auch für diesen einen Sinn hatte. Macht es doch ihnen immer schon Mühe genug, eine Nation, wie eine große Pflanzung lebender Körper zu behandeln; Colbert aber belastete sich sogar noch mit dem Gedanken, daß in diesen Körpern geistige Empfänglichkeiten liegen, für welche er als Staatsmann, und selbst als Oberhaupt der Finanzen, Sorge zu tragen habe. Und diese selbst übernommene Last, war ihm Vergnügen; sein höherer Geist fühlte, daß er hierdurch dem Tagewerk seiner Geschäfte, einen überirrdischen Werth gebe. Colbert stiftete die Akademien für Mahlerei und Baukunst, welche selbst die Stürme des Zeitalters überlebt haben. Ihm ist man die Schule zu Rom schuldig, in welcher Zöglinge, die zu Paris den Preis davon getragen haben, vom Staat zu ihrer weitern Bildung unterhalten werden: — ein herrlicher Gedanke, dem jungen Talente zu zeigen, daß die echteste Belohnung seiner Anstrengungen in der Gelegenheit, sich zu vervollkommnen, bestehe.

Durch

Durch Colberts Plane und Sorgfalt entſtanden die meiſten Verſchönerungen von Paris, und die Bequemlichkeiten der Hauptſtadt, die Queas, Boulevards, das Louvre, die Tuilleries und offene freye Plätze. Indem dieſe ewigen Monumente den Einwohnern ihr Leben vergnüglich machen, ziehen ſie den neugierigen Ausländer herbei, deſſen Reichthümer unſrem Kunſtfleiß Aufmunterung mitbringen. Auch die Akademie der Inſchriften war Colbert's Anſtalt, wo das Talent der Neueren eiferſüchtig in die Künſte und Sitten des Alterthums einzudringen ſucht, um ſich aus der Vorwelt erloſchne Einſichten und Gegenſtände der Nachahmung zu gewinnen. Durch Colbert wurde die öffentliche Bibliothek, und der große Pflanzengarten täglich vermehrt. Er ließ das Obſervatorium bauen, rief einen Huygheus und Caſini herbei, und wurde endlich Stifter von der Akademie der Wiſſenſchaften, dieſem Vereinigungspunkt ſo vieler Kenntniſſe zur wechſelſeitigen Mittheilung und Austauſchung.

Sogar für auswärtige Gelehrte benutzte Colbert die Großmuth und die Ruhmbegierde Ludwigs XIV., und ſuchte ſie durch unerwartete Belohnungen an Frankreich zu knüpfen. Er ſchrieb einſt im Namen ſeines Königs an den Geſandten zu Stockholm, um einen Gelehrten, den man in Schweden kaum aufzufinden wußte, die Beweiſe, daß man in Frankreich ſeine Verdienſte ſchätze, zu übergeben. Man möchte es wohl ein Nationalunglück nennen, wenn ein Land erſt durch die Winke entfernter Ausländer die Fähigkeiten vorzüglicher Einwohner kennen lernen muß. Richelieu war ihm durch Einrichtung einer Akademie für die franzöſiſche Sprache zuvorgekommen. Ohne Zweifel reizte auch dieß Colberts Geiſt; er liebte dieſe Schule

des Geschmacks und der Beredsamkeit als Mann von Kopf, und beförderte sie als Staatsmann. Je mehr die Reichthümer, welche er vermehrte, dem Luxus und der Laune zu ihren Ausschweifungen Anlaß geben konnten, desto eifriger mußte ein weiser Minister den Geschmack in den Vergnügungen zu verfeinern, die Gesetze durch die Sitten, die Sitten durch die öffentliche Meinung, und diese Meinung durch Werke des Genies zu bilden und zu verbessern suchen. Eine freie Mittheilung wird immer zum Gewinn für die von der Natur am meisten begünstigte Nation; deßwegen sah Colbert mit Vergnügen, daß schöne Schriften die französische Sprache zur allgemeinen in der Welt zu erheben anfingen. Das Volk, welches andern seine Sprache nothwendig macht, beweist eine Herrschaft der Geister, die leicht auch in eine sichtbare Herrschaft übergehen kann.

Sollten wir nicht überdieß vermuthen dürfen, daß Colbert's tiefer Blick auch zwischen seiner Lieblingssache, den Manufakturen und Künsten, und zwischen den Werken schöner Geister jenen Zusammenhang vorhersah, den erst die Folgezeit jedermann anschaulich machte. Wenn Werke von Racine und Moliere öffentlich aufgeführt, überall gelesen wurden, so mußte wohl die Steifheit der Grazie, die Uebertreibung der wahren Größe, die Niedrigkeit im Geschmack, der Einfachheit Platz machen; und mußten nicht diese Verbesserungen auch auf die Erfindungen des Kunstfleißes übergehen, und den Werth dieser Arbeiten für das ferne Ausland vervielfältigen?

Ein großer Mann vervielfältigt sich durch sein Beyspiel! Mehrere von Colbert's Verwandten verdienten sich die öffentliche Aufmerksamkeit; Pus-

fort

Seite

3. Auf dem Constantinsplatze stand eine eherne Bildsäule.

Diese Bildsäule soll ein Werk des Phidias gewesen seyn. Sie stand auf einem Postument, das aus rothen Marmor-Steinen verfertigt war, und das Constantin der Große, aus Rom nach Constantinopel hatte bringen lassen. Da sie nun ein Götzenbild war, so wurde sie durch allerhand Reliquien heilig gemacht. Auf dem Kopf z. B. stack ein Nagel aus dem Kreuze Christi, auch trug sie ein Stück vom Kreuze Christi.

15. Waren vier Brüder Anemas.

Vermuthlich vom Anemas Kurupa, einem Sohn des Cretensischen Ameras, der unter dem Kaiser Johann Zimisces in einem Treffen gegen die Russen blieb.

15. Das Zatrikion zu spielen pflegten (ein ursprünglich Asyrisches Spiel.

Diese merkwürdige Stelle, die den Ursprung des Schachspiels angiebt, benutzt Wieland in seiner Abhandlung über die ältesten Zeitkürzungsspiele (siehe seine kleine prosaischen Schriften 1785 1ster B. S. 270.) Assyrier hießen damals bey den Griechen gewöhnlich die Araber, die im Besitz des alten assyrischen und persischen Reichs waren.

20. Dem erhaltenen Befehl zuwider nach Hydrunt.

Hydrunt gehörte dem Bohemund eigen, Brindis aber, dem Tancred.

20. Stellten sie dem Pabst vor.

Paschal dem zweiten.

22. Insulaner aus Thule.

Das sind Engländer; Doch schreint es nach Orderich, als wenn der Konig von England es zu verhindern gesucht

fort wurde der Prüfer der Gesetzgebung; Colbert von Croissy und von Torry wurden in auswärtigen Unterhandlungen berühmt, und der junge Seignelay, welcher eine besondre Lobrede verdiente, machte alle Hoffnung, auf der Laufbahn des Vaters fortzuschreiten. So schenkt sich ein großer Geist noch in der kostbarsten Erbschaft der entferntern Nachwelt!

Man freut sich, nach der Aufzählung aller dieser Wohlthaten, welche Frankreich von Colbert empfing, daß in seinem häuslichen Leben, eine liebenswürdige und tugendhafte Frau seine Belohnerin wurde. Um ihretwillen liebte er seinen Glanz, weil er ihn auf sie übertragen konnte; sie tröstete ihn für den Undank der Menschen, sie blickte in seine offene Seele, und ihre Achtung wurde der Preis seiner Tugenden. Denn, wie alle große Männer, hatte auch Colbert den Neid und den Eigennutz zu seinen täglichen Gegnern. Am meisten ließ der Haß von Louvois ihn fühlen, wie schwer es sey, das Gute auszuführen. Er hatte mit allen den Intriguen des Hofs zu kämpfen, welche dem Minister nur einen Theil seiner Kraft zu Hervorbringung des Guten lassen, weil sie ihn den andern zu seiner Vertheidigung anzuwenden nöthigen. Colbert war übrigens der Mann, den man auf seiner Laufbahn zwar Verzögerungen verursachen konnte, der aber sich im Ganzen nie davon abbringen ließ. Er war zu groß, um durch Persönlichkeiten sich regieren zu lassen. Wie das Gold im Feuer die geringeren Metalle von sich scheidet, so der wahre Staatsmann die Leidenschaften. Ungerechtigkeiten brachten Colbert nicht auf, denn sie waren ihm nicht unerwartet. Oft aber störte der Krieg seine Verwaltungs-

ent-

entwürfe; er war genöthigt, Auflagen zu erneuern, die er abgeſchafft hatte, verkäufliche Stellen wieder zuzugeben, deren Mißbrauch ſchon im Anfang ſeines Miniſteriums ihm aufgefallen war. So kämpfen die Umſtände gegen die Macht der beſten Vorſätze.

Unter dieſen Veränderungen vergaßen manche das Gute, welches Colbert bewirkt hatte. Man warf ihm Finanzſpekulationen vor, über die man nur die Noth hätte anklagen ſollen. Andere fanden, daß er es ſeinem Ruhm ſchuldig geweſen wäre, ſeinen Platz aufzugeben, wenn ihm die Freiheit, zu nützen, benommen würde. Diente er aber nicht immer noch ſeinem Vaterlande genug, wenn er durch ſeinen erfinderiſchen Geiſt auf die möglich leichteſte Weiſe Mittel der Hülfe und Rettung ſchaffte, wenn er ſeinen König täglich um Frieden für ſein Volk bat, und ihm vorſtellte, daß die Erfüllung der Pflicht, 20 Millionen zu beglücken, weit ruhmvoller und ſelbſtbeglückender ſey, als die Möglichkeit, ihre Zahl durch ein paarmal hundert tauſend Menſchen als Beute des Kriegsglücks zu vermehren. In der öffentlichen Meinung würde unſtreitig Colbert für ſich mehr gewonnen haben, wenn er ſeine Miniſterſchaft in dem Augenblick niedergelegt hätte, wo der Krieg ihm nicht mehr geſtattete, durch glänzende Unternehmungen zu nützen. Deſto mehr aber gewinnt er in den Augen deſſen, der eine ſolche Verläugnung zu ſchätzen weiß, und ein verhindertes Uebel, wie billig, höher anrechnet, als ein glänzend geſtiftetes Glück. Nur pflegt die Menge nicht nach dieſem Maaßſtab zu urtheilen. Die Leute wollen, daß man zu handeln aufhöre, wenn ſie im Loben aufzuhören belieben.

Col-

Colbert hingegen hatte von seinen Pflichten und von ihrer Belohnung eine viel höhere Idee. Er blickte eines Tags aus seinem Landhaus auf die blühenden Fluren seiner Nachbarn, und man sah sich seine Augen mit Thränen füllen. Da ihn einer seiner Freunde hierüber fragte, gab Colbert zur Antwort: „könnte ich doch dieses Land glücklich machen, und möchte dafür meine Gnade bey Hof und mein Einfluß verschwinden, und in meinem Hofe Gras wachsen.“ Um dieser Thränen willen ist Colbert liebenswürdig und welcher Mensch fühlt sich nicht durch diese Zeichen der Menschlichkeit mehr noch, als durch seine Größe ihm ergeben!

Sind denn aber nicht auch Mängel von Colbert anzuführen? Ohne Zweifel hatte er seine Fehler, aber sie sind für uns durch seine Tugenden so bedeckt, daß wir, um sie aufzufinden, erst den Neid zum Führer wählen müßten. In seiner Verwaltung aber Fehler zu finden, ist nichts, als eine Kunst, die er uns selbst durch die Vortrefflichkeit derselben lehrt. Da nun seit hundert Jahren seine Fackel den Erfahrungen und Beobachtungen anderer vorleuchtete, so kann das Verdienst, einige Schritte weiter gemacht zu haben, wenigstens gegen ihn nicht geltend gemacht werden. 1683 wurde Colbert tödtlich krank. Er war zu Paris; Ludwig XIV kam von Versailles, um ihn zu besuchen, und ganz Frankreich theilte dieses Zartgefühl. Man sagt, Colbert habe seinem König, wie Sully, eine Berechnung seines eignen Vermögens vorgelegt, zum Beweis, daß dasselbige seinen ersten Fond nur durch die Gnadenbezeugungen, die er vom König erhalten hatte, übertreffe.

Er starb mit Frömmigkeit, wie er gelebt hatte; denn nie hatte er seine Größe gemißbraucht, um die

Ueber-

Ueberzeugungen, welche den Menschen mit der Idee eines höchsten Wesens verbinden, in den Staub zu treten. Ein großer Staatsmann hält sich leicht fester, als ein andrer, an die Idee eines Gottes; denn er überschaut täglich, wie in der Gesellschaft alles nur durch verständige Macht zusammen gehalten wird, und so erscheint ihm sein Kreis als ein Bild von der Harmonie des Ganzen.

Kaum war Colbert todt, so wollte der Pöbel seines Körpers sich bemächtigen und ihn in Stücke reissen. Dies war der nächste Lohn seiner Arbeiten, das Bedrückende, wozu ihn der Krieg genöthigt hatte, ließ die Menge alles übrige vergessen. Der Pöbel muß immer einen Gegenstand haben, der ihn für Wind und Wetter, für Glück und Unglück verantwortlich seyn soll.

Auch von den Hofleuten wurde Colbert nicht vermißt, er war kein Minister nach ihrem Herzen. Die einzig siegreichen Waffen, welche sie zu gebrauchen wissen, Schmeicheley und Kabale, machten auf ihn keinen Eindruck. Ein gewisser Ernst war Colbert schon angebohren; während seiner Ministerschaft mußte sich dieser vermehren. Wie oft mußte er dadurch den Eigennutz und die Habsucht zurückschrecken, wenn sie seinen hellen Blick unter der Maske des öffentlichen Wohls zu täuschen suchten. Auf jeden Fall konnte er nicht ein beliebter, nur ein hochgeachteter Minister seyn. Dieß ist das Schicksal großer Männer! Selten können sie selbst Zeugen des Sieges seyn, durch welchen sie sich eine bleibende Verehrung erringen. Erst von der Zeit herzugeführt, nähert sich die Wahrheit ihren Grabmälern.

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Louis de St. Simon.

Zweytes Buch.

Liebesgeschichten Ludwigs des XIV.

I.

Liebesgeschichten Ludwigs XIV; seine Liebe zur Valliere und Montespan.

Da die Maitressen auf den König und auf seine öffentlichen und Privatangelegenheiten so viel Einfluß gehabt haben; so kann ich den zweiten Theil meiner Memoires wohl nicht besser als mit diesem Kapitel anfangen; zumal da es in die Zeit fällt, wo ich besonders in den letzten Jahren am besten und leichtesten habe beobachten können. Leider kennt ganz Europa diese scandalösen Geschichten, die Frankreich dem Untergange nahe gebracht und ohne Zweifel dem Könige alles das Unglück, unter dem er fast erlag, zugezogen und ihn endlich aller seiner legitimen Kinder, bis auf einen einzigen Sohn, beraubt haben. Sie waren die Quelle jeder Art von Unheil und man wird noch lange ihren Einfluß spüren.

Ludwig XIV. war in seiner Jugend vielleicht mehr als irgend jemand in Frankreich zu Liebschaften geneigt. Des Herumflatterns endlich müde ließ er sich von der Valliere fesseln; die Geschichte und die Früchte

dieſer Liebe ſind bekannt. Aber weit mehr feſſelte ihn die ſeltne Schönheit der Monteſpan ſelbſt noch während der Herrſchaft der vorigen Geliebten. Sie wurde es bald gewahr und drang in ihren Gemahl, daß er mit ihr nach Guienne gehen möchte; aber dieſer that es aus einem gewiſſen thörichten Zutrauen nicht. Sie hatte es wirklich aufrichtig gemeint. Der König wollte endlich erhört ſeyn und entriß ſie gewaltſam ihrem Gemahl; ein unerhörter Streich, der bey allen Nationen Erſtaunen erregte. Und ſo hatte der König, was ein ganz neues Schauſpiel war, zwey Maitreſſen auf einmal. Er führte ſie mit ſich, wenn er in die Grenzfeſtungen und ins Lager reiſte, bisweilen nahm er ſie auch mit zur Armee und ſie fuhren beyde in dem Wagen der Königin. Gewöhnlich liefen dann die Leute von allen Seiten herbey, wieſen einander die drey Königinnen und fragten einander in ihrer Einfalt: habt ihr ſie geſehen?

Die Monteſpan ſiegte endlich und herrſchte mit unverhehltem Stolze über den König und den Hof. Und damit die Zügelloſigkeit vollendet würde, wurde Herr von Monteſpan, weil er es ſich hatte laſſen einfallen, ſich um dieſe Dinge zu bekümmern, in die Baſtille geſetzt und dann nach Guienne ins Exil geſchickt. Hierauf wurde ſeiner Gemahlin die Charge als Oberhofmeiſterin der Königin ertheilt, welche die Gräfin von Soiſſons ihr abtrat, die für ſie eigentlich gemacht worden war. Auch das Recht zum Tabouret war damit verbunden. Denn die Monteſpan konnte, weil ſie verheirathet war, nicht Herzogin werden.

Die Königin der Aebtiſſinnen, die Schweſter der Monteſpan, die noch weit ſchöner und geiſtreicher als ihre Schweſter, aber vom Kloſtergelübde gebunden war, verließ hierauf ihr Kloſter, um an dem

Glanz

Glanze ihrer Schweſter Theil zu nehmen. Sie war nebſt ihrer andern Schweſter, der Frau von Thiange, und den raffinirteſten Damen am ganzen Hofe, bey allen vertrauten Geſellſchaften des Königs, welche Witz und Vergnügungen immer ſo reizend machten. Die Schwangerſchaften und Entbindungen waren kein Geheimniß; der Hof der Monteſpan war der Mittelpunkt des Hofes und ſeiner Feſte, die Quelle aller Ehre und alles Glückes, die Quelle aller Hofnung und aller Furcht für die Miniſter und Generale, und die Quelle der Erniedrigung für ganz Frankreich. Er war aber auch der Sitz des Witzes und eines eignen feinen, aber angenehmen und ungezwungenen Tones, des einzigen in ſeiner Art. Er war das Eigenthum der drey Schweſtern, die ihn in auſſerordentlicher Vollkommenheit beſaßen und ihn geſchickt andern mitzutheilen wußten. Man erkennt noch mit Vergnügen dieſen angenehmen natürlichen Ton an den wenigen Perſonen, welche von denen noch am Leben ſind, die ihre Erziehung und Freundſchaft genoſſen haben, und man kann ſie bey der alltäglichſten Converſation unter tauſenden herausfinden. Frau von Fontevrauld beſaß dieſen Ton unter den drey Schweſtern am vollkommenſten und war auch die ſchönſte. Hiermit verband ſie eine ſeltne und ausgebreitete gelehrte Bildung. Sie hatte viel theologiſche Kenntniſſe, hatte Kirchenväter geleſen, verſtand die Bibel und die gelehrten Sprachen. Geiſt und Witz leuchteten hervor; aber man bemerkte nicht, daß ſie ſich an Kenntniſſen vor ihrem Geſchlecht auszeichne. Sie war in jeder Art des Stils vollkommen und verſtand meiſterhaft die Kunſt zu regieren; ſie beſaß die Liebe ihrer Untergebenen und hielt ſie doch in der ſtrengſten Ordnung. Ob ſie gleich ohne alle Neigung den Schleyer genommen hatte, ſo gieng ſie doch mit dem beſten Beiſpiele vor; und auch ihr beſtändiger Aufent-

halt am Hofe, schadete ihrem Rufe auf keine Weise. Nur hatte sie die Sonderbarkeit, daß sie für ihre Kleidung den Glanz des Hofes borgte; und wenn dabey der Wohlstand hätte bestehen können, so hätte sie mitten in diesem verderbten Hofe jeder Ausschweifung getrotzt.

Frau von Thiange beherrschte ihre beiden Schwestern und selbst den König, für den sie mehr Neigung als ihre Schwestern hatte. Sie beherrschte ihn so lange sie lebte und behauptete, auch noch nach der Verstoßung der Montespan vom Hofe, die größte Auszeichnung. Was Frau von Montespan betrifft, so war sie von übler Gemüthsart, sehr launisch, mit einem grenzenlosen Stolz, den sie gegen niemand, nicht einmal gegen den König, zurückhielt. Die Hofleute gingen ungern unter ihrem Fenster vorbey, besonders wenn der König bey ihr war; sie nannten dieß Spizruthen laufen, welcher Ausdruck zum Sprichwort wurde. Wirklich schonte sie auch niemand, oft nur um dem König einen Spaß zu machen; und da sie außerordentlich viel Geist, Gewandheit und den feinsten Witz hatte, so waren ihre Scherze äußerst gefährlich. Ueberdieß war sie ihrem Hause und ihren Verwandten sehr zugethan und unterließ nicht ihre Freunde bestens zu unterstützen. Der Königin war ihr Stolz unerträglich, der sich so sehr von dem bescheidenen respectvollen Betragen der Herzogin de la Valliere unterschied. Dieser war sie immer gewogen gewesen; hingegen ließ sie bisweilen von jener die Aeußerung fallen: diese Hure wird mich noch umbringen. Wir haben zu seiner Zeit die Entfernung und strenge Büßung der Valliere bemerkt.

Seite

gesucht habe, daß Bohemund keine Truppen aus England zöge.

22. An der östlichen und nördlichen Küste wohnen die Vetonen.

Die Vetonen müssen in Dalmatien gewohnt haben, wahrscheinlich sind es die Narentaner, die mit ihren Kapereyen, auf dem adriatischen und mittelländischen Meer den Griechen sowohl, als Venetianern beschwerlich fielen. Sie waren eine slavische Nation, und bewohnten den Theil von Illyrien, in welchem die Stadt Arenta liegt, die beym Plinius und andern ältern, Narona, oder Narenta heißt. Unter dem König Ariold, wurden die Slaven von den Longobarden vertrieben, und setzten sich hier fest, wo sie bald zu einer ansehnlichen Macht heranwuchsen, und die Venetianer mehr als ein mahl so sehr in die Enge trieben, daß sie ihnen für die freye Schiffarth einen Tribut auferlegten. Ob der Name Vetonen etwa so viel heissen solle, als Wenden, muß unentschieden bleiben.

23. Zog seine Schue aus.

Es war eine römische Sitte, wenn man sich zu Tische setzte Pantoffeln anzuziehn.

24. Wo er sein purpurfarbenes Zelt aufschlug.

Kaiser und Könige führten rothe Zelte. Das Schiff und die Segel des Königs von England (im Leben Saladins) waren roth.

24. Das gewöhnliche Mirakel.

Worinnen es bestanden, wissen wir nicht. Von welcher Art es aber gewesen läßt sich leicht schließen.

24. Und bestellte Johannes Taronita.

Dieser Johannes Taronita ist zu unterscheiden von einem andern gleiches Namens, dem Schwestersohn des Alexius, der von unsrer Anna als ein trefflicher Feldherr geschildert wird.

II.

Fräulein von Fontange.

Während der Herrſchaft der Monteſpan fehlte es ihr nicht an Gelegenheit zur Eiferſucht. Fräulein von Fontange reizte den König und wurde zum Range einer deklarirten Maitreſſe erhoben. So ſeltſam auch eine ſolche doppelte Liebſchaft ſeyn mochte, ſo war ſie doch nichts neues: derſelbe Fall war mit Frau von Valliere und von Monteſpan da geweſen, und dieſer wurde nur vergolten, was ſie jener gethan hatte. Aber Fräulein von Fontange war nicht ſo glücklich durch das Laſter, weder in ihrem Glanze, noch in ihrem Falle; ihre Schönheit hielt ſie eine Zeitlang, aber ſie hatte keinen Geiſt, und konnte den König nicht unterhalten und feſſeln. Doch er hatte auch nicht Zeit ihrer ganz überdrüßig zu werden. Ein ſchneller Tod endigte dieſe neue Liebſchaft, und alle übrigen waren nur flüchtige Neigungen.

III.

Seine übrigen weniger bekannten Liebſchaften.

Eine einzige hatte Dauer und ging in wirkliche Zuneigung über. Die Schöne genoß derſelben bis an ihren Tod und wußte die ungeheuerſten Vortheile davon zu ziehen, ſo daß ſie ihren beyden Söhnen die prächtigſte, aber auch die ſchändlichſte Erbſchaft hinterlaſſen konnte. Ihr Mann, vermöge jener niederträchtigen Politik, die in Spanien mit einem eignen Namen gebrandmarkt iſt, der: ſich ſelber Hörner aufſetzen

ſetzen bedeutet, ließ dieſe Liebe ungeſtört und wußte daraus den ungeheuerſten Vortheil zu ziehn. Er hielt ſich entweder zu Paris eingeſchloſſen oder war bey der Armee und ging faſt gar nicht an den Hof, indem er in der Stille den ſchändlichſten Handel mit ſeiner Ehre trieb und den Gewinn mit ſeiner Ehehälfte theilte. Bey der Marſchallin von Rochefort, die ſie dem Könige zuführte, war gewöhnlich das Rendezvous und dieſe hat mir die Intrigue mehr als einmal erzählt. Es kamen auch Hinderniſſe darein, die aber nicht ſtörten und nicht von ihrem Manne herkamen, der in Paris in ſeinem Hauſe vergraben war und ob er gleich die ganze Sache wußte und ſelbſt unterhielt, ſich ſorgfältig als ganz unwiſſend ſtellte. Er vertauſchte nachher ſeine enge Wohnung auf dem Place royale mit dem Guiſiſchen Pallaſt, deſſen ſonſtige Beſitzer ihn in dieſer erweiterten und prächtigen Geſtalt, die er von dem neuen Beſitzer und ſeinen zwey Söhnen erhalten hat, nicht wieder erkennen würden.

Vermöge dieſer Politik wurde auch die Intrigue immer als ein Geheimniß behandelt, wiewohl ſie es nur dem Namen nach war, und höchſtens den äuſſern Schein davon behielt. Das Geheimniß gab ihr Dauer; durch das künſtlichſte Betragen wußte die Schöne die dabey Intereſſirten zu gewinnen und ſich das ſchnellſte ungeheuerſte Glück zu bereiten. Sie verſtand die Kunſt, der Liebe des Königs Nahrung zu geben, und, als es Zeit war, ſie in Freundſchaft und in die ausgezeichnetſte Achtung umzuwandeln. Die Kinder der Schönen, die übrigens rothe Haare hatte, wurden dadurch in Stand geſetzt, ſich und ihre Familien auch noch nach ihrem Tode, immer mehr zu bereichern und ſo hoch zu ſteigen als es nur immer möglich war. Sie haben ihren Glanz bis auf die dritte Generation fortgeerbt, die ihn jetzt noch in ſeiner

ganzen Größe behauptet, und selbst die unangesehensten ihrer Familie haben sich zur Theilnahme ihres Namens und ihrer Größe emporgehoben. Größre Vortheile konnte wohl weder die Frau von ihrer Schönheit noch der Mann von seiner Politik und Niederträchtigkeit, noch die Kinder der Schönen von den Mitteln ziehen, die ihnen ihre Eltern in die Hand gaben.

Eine andere wußte die Liebe des Königs zu ihr ebenfalls für ihr ganzes Leben zu ihrem großen Vortheil zu benutzen; aber weder die Reize noch die Klugheit dieser Schönen, noch auch ihre und ihres Schwachkopfs von Mann Laze konnten sie in ihrem Glücke befestigen und zu dem Glanze erheben, den jene behauptete, und auf ihre Kinder und Enkel und ihre ganze Familie übertrug. Ihr Wille galt für ein Gesetz, und ob sie gleich immer sorgfältig die anstrn blosere Aufseite behauptete, so war doch ihr Einfluß am Hofe bekannt. Jedermann am Hofe behandelte sie mit Ehrfurcht, selbst Prinzen und Minister, nichts stand ihren Wünschen im Wege, ihre Billets kamen geradezu vor den König und sie erhielt von ihm sogleich eigenhändige Antwort, alles in geheim. Wenn sie, was selten geschah, und was sie immer vermied, mit dem Könige zu sprechen hatte, so erhielt sie allemal Zutritt und zwar immer bey versammeltem Hofe, im ersten Kabinet des Königs, wo, wie noch jetzt, das Conseil gehalten wurde. Sie saßen dann beyde hinten im Cabinet, aber die Thüren an beyden Seiten waren ganz offen, und in den daran stoßenden Zimmern waren alle Hofleute versammelt: eine Affectation, die nur Statt hatte, wenn sie beym Könige war. Hatte sie nur ein paar Worte zu sprechen, so sprachen sie mit einander stehend außen vor der Thür des Kabinets, in Gegenwart des ganzen Hofes; und man hat dann

immer bis an ihren Tod, (der mehrere Jahre vor dem Tode des Königes erfolgte,) an dem Betragen des Königs bemerken können, daß sie ihm nicht gleichgültig war. Sie blieb schön bis zu ihrem Tode.

In drey Jahren machte sie mit dem Könige ein einzigesmal eine kurze Reise nach Marly, nie aber allein mit dem Könige, selbst nie in Gesellschaft anderer Damen. Sie war fast immer bey Hofe und oft beym Souper des Königs, wo er sie aber nie auszeichnete. Dieß war die Uebereinkunft zwischen ihr und Frau von Maintenon, die aber auch zur Vergeltung ihr alles nach Wunsch zu machen suchte. Ihr Mann, der sie überlebte, lebte zu Paris ganz eingezogen und in seine häuslichen Geschäfte vergraben, zufrieden daß ihm sein gutes Glück auf eine solche Weise, die freylich nicht die beste war, zu diesem ungeheuern Reichthum verholfen hatte.

Noch dürfen wir die schöne Lüde, Fräulein von Lothringen, Hoffräulein von Madame nicht vergessen, die der König eine Zeitlang deklarirt liebte; aber diese Liebe ging schnell vorüber und die Montespan blieb Siegerin.

IV.

Geschichte und erste Abentheuer der Wittwe Scarron.

Es kömmt nun die Reihe zu einer Liebe anderer Art, die für die Welt der Gegenstand des Erstaunens wurde, so wie die vorigen der Gegenstand des Aergernisses gewesen waren, und welcher der König bis an seinen Tod treu blieb. Man wird sich sogleich an die rühmte Françoise d' Aubigné, Marquise von Maintenon

lenon erinnern, deren Herrschaft auf zwey und dreißig Jahre gedauert hat.

Sie war in den amerikanischen Inseln geboren, wo ihr Vater, der vielleicht von Adel war, mit ihrer Mutter Unterhalt gesucht und den Tod gefunden hatte. Allein und dem Zufall überlassen ging sie nach Frankreich zurück, landete bey Rochelle und wurde von Frau von Neuillant, Mutter der Marschallin und Herzogin von Rapailles, die in der Nähe wohnte, aus Mitleid aufgenommen. Ihre Armuth und der Geiz dieser alten Dame zwang sie die Schlüssel ihres Kornbodens zu führen und täglich beym Abmessen des Pferdefutters zu seyn. Sie kam hierauf in ihrem Gefolge nach Paris. Jung, gewandt, geistreich und schön, ohne Unterhalt und Freunde, wie sie war, wurde sie durch einen glücklichen Zufall mit dem berühmten Dichter Scarron bekannt. Dieser fand sie sehr liebenswürdig und seine Freunde vielleicht noch mehr. Sie glaubte das größte und unerwarteste Glück zu machen, wenn sie dieser witzige und gelehrte Krüppel heirathete; und Leute, die vielleicht eher eine Frau hätten brauchen können, setzten ihm in den Kopf, daß er sie heirathen müßte und brachten ihn wirklich zu dem Entschluß, auf diese Art die schöne Unglückliche dem Elend zu entreißen. Die Heirath kam zu Stande. Die junge Frau gefiel den Gesellschaften, die zu Scarron kamen, und er fand sie äußerst gutmüthig und liebenswürdig in jeder Rücksicht. Es war damals Sitte, daß Leute von aller Art, Gelehrte, Hofleute und Leute aus der Stadt zu Scarron gingen, um seine Unterhaltung zu genießen, die sein muntrer Geist, seine lebhafte Einbildungskraft, seine bey allen Leiden ungetrübte Heiterkeit, und jener fruchtbare geschmackvolle Witz, den man noch in seinen Werken bewundert, so angenehm machten.

Ma-

Madame Scarron machte alſo hier Bekanntſchaften aller Art. Demungeachtet ſah ſie ſich bey dem Tode ihres Mannes gezwungen, ihre Zuflucht in das Armenhaus des Kirchſprengels St. Euſtache zu nehmen, wo ſie mit ihrer Magd eine Stube in einem engen Winkel bewohnte. Doch ließen ſie ihre Reize nicht lange in dieſer Dunkelheit ſchmachten. Villars, der Vater des Marſchalls dieſes Namens, Beuvron, der Vater von Harcourt und die drey Villarceaus, waren ihre treueſten Anbeter, und noch mehrere andere unterhielten ſie. Dadurch kam ſie wieder empor und fand nach und nach in den Hotels Albret und Richelieu und in andern Häuſern Zutritt. In dieſen Häuſern war ſie aber nur für die Geſellſchaft und wurde zu mancherley gebraucht; bald mußte ſie Holz fodern, bald fragen, ob das Eſſen bald käme, bald ob der Wagen des und des zurück wäre und dergleichen; denn damals kannte man die große Bequemlichkeit der Schellen noch nicht. In dieſen Häuſern nun, beſonders in dem Richelieu'ſchen Hotel, noch mehr aber in dem Albret'ſchen, wo der Marſchall ein groſſes Haus machte, machte Madame Scarron ihre meiſten Bekanntſchaften, die ihr nachher ſo viel geholfen haben. Unter dieſen ſpielten die Marſchälle Villars und Harcourt, mit Hülfe ihrer Väter, und vorher Villars, der Vater des Marſchalls, groſſe Rollen. Die Herzogin von Arpajon, Beuvron's Schweſter, wurde dadurch wider Verhoffen Hofdame der Gemahlin des Dauphins Prinzeſſin von Baiern, als die Herzogin von Richelieu ſtarb, die aus derſelben Urſache erſt Hofdame der Königin und hernach wegen des erworbenen Zutrauens Hofdame der Gemahlin des Dauphins geworden war. Hier wurde der Herzog von Richelieu auf leichte Koſten Hofcavalier und erhielt für dieſe Stelle von Dangeau 500,000 livres welcher dadurch ſein Glück mach-

machte. Ferner wurde hier die Prinzessin von Harcourt, Brancas's Tochter, die durch ihre Talente und seltenen Witz so bekannt ist ihre gute Freundin, auch Villarceaux und Montchevreuil, die Ritter des heil. Geistes und mehrere andere, gewann sie sich hier.

V.

Notiz von der Familie der Albret's.

(Fortsetzung).

Karl II. von Albret, Graf von Dreux, Vicomte von Tartas, Sohn Karls I., Connetables von Frankreich, hatte von Anna von Armagnac fünf Söhne, wovon der jüngste Gilles von Albret war, der ohne von seiner Gemahlin Antoinette von Aiguillon Kinder zu haben, im Jahr 1479 starb, aber von Johanne le Sellier einen natürlichen Sohn, Namens Stephan, hinterließ, der im Jahr 1527 von Franz I. legitimirt und Seneschal von Foix wurde. Von der Erbin des Hauses Miossans hinterließ er Johann Baptist von Miossans, der Heinrichs von Albret, Königs von Navarra Vicegouverneur in seinen Ländern und Herrschaften ward. Von Susanna, der Tochter Peters von Büsset, des natürlichen Sohnes von Bourbon, Bischof von Lüttich, welche Gouvernante des Königs Heinrich IV. war, hinterließ er Heinrich Baptist von Mioßans, der im Jahr 1595 Ritter des heil. Geistes, und Gouverneur und Seneschal von Navarra und Bearn war. Dieser zeugte mit Antoinette von Pons Heinrich Karl von Miossans, und dieser hatte mit Antoinette von Pardaillan, Vatersschwester des Herrn von Montespan, des Gemahls der Maitresse Lud-

Ludwigs XIV., drey Söhne und mehrere Töchter. Der älteste war der erste Gemahl von Anne Peussard, welche sich zum zweytenmale mit der Herzogin von Richelieu vermählte und als Hofdame der Prinzessin von Baiern starb, ohne Kinder vom Herzog von Richelieu zu haben; sie hatte aber einen Sohn mit ihrem ersten Gemahl gehabt. Der zweyte war der Marschall von Albret. Dieser spielte in der großen Welt und am Hofe eine große Rolle, hatte die Compagnie der Gensdarmes der Leibwache und erhielt von Mazarin die Aufsicht über den ersten Prinzen von Geblüt, über den Prinzen von Conti und über den Herrn von Longueville, da sie im Palais royal arretirt und nach Vincennes geführt wurden. Man versprach ihm dafür den Marschallsstab, den er aber nur durch Drohungen im J. 1655 erhielt. Im J. 1661 wurde er Ritter des heil. Geistes und im J. 1670 erhielt er das Gouvernement von Guienne. Er war ein Mann, der sich durch seine Geistesvorzüge, seinen edlen Charakter, seinen Muth und seine Pracht sehr auszeichnete. Er hatte mit der Tochter des königlichen Schatzmeisters Guenegaud eine einzige Tochter, und verheirathete sie an den einzigen Sohn seines ältesten Bruders von der Herzogin von Richelieu, der im J. 1678 in einem galanten Abentheuer getödet wurde und keine Kinder hatte. Seine Wittwe wurde die zweite Gemahlin des Grafen von Marsan, in den sie sich verliebt hatte. Der Marschall von Albret lebte mit Hrn. und Fr. von Richelieu beständig sehr freundschaftlich und auf gleichen Fuß mit Hrn von Montespan, mit dem er Geschwisterkind war, und mit seiner Gemahlin; aber als diese Maitresse wurde, zog er sich von Hrn von Montespan zurück, und wurde ihr Vertrauter. Hierdurch erhielt er sich bis an seinen Tod in großem Ansehen. Er starb im Al-

Alter von 62 Jahren am 3 September 1676 zu Bordeaux, wohin er nicht lange vorher gegangen war.

Er hatte seine Nieen, die Fräuleins von Pons, die eine an seinen jüngsten Bruder, der im Duell getödtet wurde, die andere, die sehr schön war, an Heudicourt vermählt, dem er von Saint-Herem die Stelle als Gros-Louvetier kaufte, um ihm empor zu helfen und seiner Frau den Zutritt bey Hofe zu verschaffen. Diese lebte auch lange am Hofe und genoß bis an ihr Ende die vollkommne Gunst der Frau von Maintenon und des Königs. Auf eine sonderbare Art wurde ihre Tochter, die Frau von Montgon, Hofdame, bei der Vermählung der Herzogin von Burgund: sie war als kleines Kind mit der Herzogin und mit dem Prinzen du Maine in einem Hause bey der Madame Scarron erzogen worden, welcher die königlichen Kinder insgeheim zur Erziehung übergeben waren. Diese hatte nämlich auch sie, um Frau von Heudicourt, ihre gute Freundin der Erziehung zu überheben, zu sich genommen, da die Heudicourt beständig, ledig und verheirathet, im Albretschen Hotel lebte. Hier hatte sich Madame Scarron sehr an sie attachirt und war mit ihr sehr vertraut geworden. Und nun kehren wir zu der Scarron zurück.

Diese verdankte der nahen Verwandtschaft des Marschalls von Albret mit Frau von Montespan, die für sie so entscheidende Bekanntschaft mit derselben, die den Grund zu dem ausserordentlichen Glücke legte, das sie vierzehn oder funfzehn Jahre nachher machte. Herr und Frau von Montespan waren beständig bey dem Marschall von Albret, der in Paris das größte und prächtigste Haus machte, wo immer die ausgezeichnetste und ausgesuchteste Gesellschaft vom Hofe und aus der

Stadt

Stadt versammelt war. Das ehrfurchtsvolle Betragen der Madame Scarron, ihr Bestreben zu gefallen, ihr Witz, ihre Liebenswürdigkeit erwarben ihr die Gunst der Frau von Montespan und ihre Freundschaft; und als sie ihre ersten Kinder von dem König bekommen hatte, nämlich den Prinzen du Maine und die Herzogin von Burgund, die geheim gehalten werden sollten, that sie dem Könige den Vorschlag, sie der Erziehung der Madame Scarron zu übergeben. Dieß geschah; man wies ihr ein Haus an den Marais zur Wohnung und den nöthigen Unterhalt an, und legte ihr auf, das strengste Geheimniß zu beobachten. Nachher wurden die Kinder zur Frau von Montespan gebracht, dem Könige gezeigt und so nach und nach dem Incognito entzogen und anerkannt. Ihre Erzieherin blieb nun mit ihnen am Hofe und befestigte sich immer mehr in der Gunst der Frau von Montespan, die ihr mehrmals Geschenke vom Könige zu verschaffen wußte. Der König hingegen konnte sie nicht leiden, und wenn er ihr etwas schenkte, so war es immer unbedeutend. Er that es nur aus Gefälligkeit gegen die Montespan und mit einem Widerwillen, den er nicht verbergen konnte.

Das Gut Maitenon stand damals zu verkaufen und Frau von Montespan, welche die nahe Lage desselben bey Versailles reizte, konnte dem dringenden Wunsche der Madame Scarron nicht widerstehen, ihr den Besitz dieses Gutes zu verschaffen; die dann sogleich oder kurz darauf den Nahmen von Maintenon annahm. Sie verschafte ihr auch das nöthige Geld zur Reperatur des Schlosses und suchte noch die Kosten zum Wiederaubau des Gartens vom Könige zu erhalten; denn die Hrn von Angennes hatten alles zu Grunde gehen lassen. Bey der Toilette that sie dem

Kö-

Seite

25. **Aus der berühmten Aronischen Familie.**

Die zu Constantinopel so berühmte Familie der Aronier, schreibt sich von Aaron oder Aaron her, den sein Nachfolger Mocrus oder [illegible] umbrachte. Aaons Sohn Wenceslav schwang [illegible] nach Ermordung Gabriels Samuels Sohn auf den bulgarischen Thron, Basilius Porphyrogeneta aber, riß ansehnliche Stücke von seinem Reiche ab, bis endlich seine verwittwete Gemahlin sich ihm mit ihrer ganzen Familie ergab, so daß die Bulgarey jetzt an das Byzantinische Reich kam.

27. **Bohemund stand mit einer großen Macht vor Dyrrachium.**

Bohemund hatte 5000 (nach andern 12000) zu Roß und 60000 zu Fuß. Nach dem Anon. Bar. bestand sein ganzes Heer nur aus 35000 Mann. Er begann den Feldzug im Anfang des Octobers.

29. **Von der Belagerung der Stadt Gades her.**

Nach den Nachrichten der Alten, waren die Carthaginenser bey der Belagerung von Gades ihre Erfinder. Nach dem Plinius waren sie schon von den Griechen vor Troja erfunden worden.

30. **Durch Stützen gesichert.**

Die Stützen wurden nachher angezündet, und so wie sie in Asche zerfielen stürzte auch der Oberboden samm der Mauer ein. Dieß war eigentlich die Wirkung der Minen. Im Leben Saladins, kömmt sowohl diese Art, als auch der Gebrauch des Feuers zur Sprengung der Mauern häufig vor.

33. **Aus der neapolitanischen Familie der sogenannten mag. milit.**

Die Familie der Magistrorum militum war eine fürstliche Familie zu Neapel. Die Würde eines Magistri militum oder Stratelaten wurde ehemals denen zu Theil, die von den konstantinopolitanischen Kaisern zu Statthaltern der neapolitanischen Provinzen gesetzt waren,

Könige den Antrag. Niemand als der wachehabende Officier begleitete den König zur Toilette. Damals war es der Marschall von Lorges, der wahrheitliebendste Mann, den ich je gekannt habe, und dieser hat mir die damals vorgefallene Scene, bey der er als Augenzeuge gegenwärtig war, öfters erzählt. Der König gab der Frau von Montespan erst kein Gehör, dann schlug er es ihr rund ab; und als sie nicht abging und immer in ihn drang, sagte er voll Unwillen, er habe schon genug für diese Creatur gethan, er begreife nicht, wie Frau von Montespan eine so sonderbare und hartnäckige Zuneigung für sie haben könnte, da er sie so oft gebeten habe, sich von ihr loszumachen; er für seine Person gestehe, daß sie ihm unausstehlich sey und wenn man ihm nur versprächе, daß er sie nie wieder sehen und daß sie nie wieder erwähnt werden sollte, so wollte er gern noch mehr geben, ob er gleich für ein Geschöpf dieser Art schon viel zu viel gethan habe. Der Marschall von Lorges hat die eignen Worte des Königs sehr gut im Gedächtniß behalten und hat sie mir und andern immer unverändert und in der nämlichen Ordnung erzählt; so sehr hatte ihn dieser sonderbare und fast unglaubliche Auftritt frappirt. Frau von Montespan brach sogleich ab und mochte es wohl ziemlich bereuen, daß sie so sehr in den König gedrungen hatte.

Der Prinz du Maine hatte einen sehr lahmen Fuß; es hatte ihn, wie man sagte, eine Amme fallen lassen. Alles was man angewendet hatte, blieb ohne Wirkung; man versuchte noch die letzten Mittel und schickte ihn zu verschiedenen geschickten Aerzten in Flandern und in andere Provinzen, auch zuletzt in verschiedene Bäder, unter andern nach Bareges. Die Briefe, welche die Gouvernante von da an Frau von

Monteſpan ſchrieb, wurden dem Könige zu leſen gegeben; er fand ſie gut geſchrieben, und las ſie gern. Seine Abneigung gegen ſie fing an abzunehmen. Die üble Laune der Frau von Monteſpan that das übrige, da ſie von ihr allzu oft geplagt war und ſie gar nicht zurückzuhalten pflegte. Der König mußte ſie mehr als irgend jemand empfinden, und ob er ſie gleich noch liebte, ſo ſchmerzte ihn doch dieſes Betragen tief. Frau von Maitenon machte der Frau von Monteſpan deßwegen Vorwürfe, während dieſe ihr ſelbſt dadurch eigentlich die beſten Dienſte leiſtete; und dieſe Bemühung, die Mätreſſe zu einer beſſern Laune zu gewöhnen, belohnte ſich ihr vortrefflich. Der König gewöhnte ſich nun, bisweilen mit ihr zu ſprechen, er äuſſerte gegen ſie, wie er wünſchte, daß ſie Frau von Monteſpan behandeln möchte, und endlich entdeckte er ihr ſeinen Kummer in Rückſicht ſeines Verhältniſſes mit ihr, und fragte ſie um Rath. So ſchlich ſie ſich nach und nach in das engſte Vertrauen ein, ſelbſt mit Hülfe des Königs und ihrer Hinterliſt. Sie wußte es ſo gut zu benutzen, daß es ihr endlich gelang, das Verhältniß des Königs mit Frau von Monteſpan gänzlich zu untergraben, die nur zu ſpät gewahr wurde, daß ſie ihm entbehrlich geworden war.

Nunmehr fing ſie auch ihrerſeits an, ſich zu beklagen, was ſie alles von der Mätreſſe dulden müſſe, da nicht einmal der König von ihr verſchont blieb; und indem ſich beyde ſo gegenſeitig über Frau von Monteſpan beklagten, bemächtigte ſich Frau von Maintenon auf einmal ihres Platzes, und wußte ſich vortrefflich darin zu befeſtigen. Das Schickſal — um hier nicht den Namen der Vorſehung zu mißbrauchen — das dem ſtolzeſten der Könige die tiefſte, die dauerhafteſte und unerhörteſte Demüthigung vor aller

Welt

Welt Augen bereitete, verstärkte immer mehr seine Neigung für diese listige ausgelernte Buhlerin; und die lebhafte Eifersucht der Frau von Montespan, die in ihrer bösen Laune unaufhörlich und ohne alle Zurückhaltung die giftigsten Ausfälle auf den König und Frau von Maintenon that, machte ihn nur beharrlicher. Auf diese Vorfälle am Hofe beziehen sich häufig die so schön und in einem räthselhaften Witz geschriebenen Briefe der Frau von Sevigné an die Frau von Geignan. Frau von Maitenon war mit ihr in Paris häufig umgegangen, so wie auch mit Frau von Coulange und Frau von la Favette, und jetzt fing sie an, sie ihr Gewicht fühlen zu lassen. In diesen Briefen findet man auch viele interessante Beziehungen auf die geheime aber glänzende Gnade, welche Frau von Soubise genoß.

VI.

Ihre Vermählung mit dem Könige.

Die Vorsehung, die alles so wunderbar nach ihrer Allmacht zu fügen weiß, ließ es auch geschehen, daß die Königin gerade so lange lebte, bis diese Neigung des Königs ihre größte Stärke erreichen konnte, ohne jedoch bald genug wieder zu erkalten. Der unglücklichste Fall, der sich für den König und, wie uns die Folgen zeigen, für den Staat ereignen konnte, war der schnelle Tod der Königin, der durch die Unwissenheit und Hartnäckigkeit des Leibarztes d'Aquin erfolgte, gerade als jene neue Liebe in der vollsten Blüthe stand, nachdem die alte Geliebte wegen ihrer unausstehlichen Laune ohne Rettung verstoßen war. Diese herrische Schöne, die zu herrschen und sich angebetet zu sehen gewohnt

war, konnte an ihren Fall nicht ohne Verzweiflung denken. Es brachte sie ausser Fassung, daß sie sich von einer Verworfenen als Nebenbuhlerin überwunden sah, die sie einst dem Mangel entrissen hatte, die noch jetzt von ihrer Güte lebte, und die ihr selbst jene Neigung, welche ihr Unglück geworden war, zu danken hatte, da sie so viel Freundschaft für dieselbe gehabt, daß sie den wiederhohlten dringenden Bitten des Königs, sie von sich zu entfernen, widerstanden hatte; eine Nebenbuhlerin, die ihr an Schönheit weit nachstand und um mehrere Jahre älter als sie war. Es kränkte sie tief, wenn sie sich vorstellte, daß mehr um dieser Creatur willen als um ihrentwillen der König zu ihr gekommen sey; daß er nur diese gesucht habe; wie er sein Mißvergnügen nicht verbergen konnte, wenn er sie nicht fand, und wie er oft von ihr wegging, um mit jener allein zu seyn; und was das kränkendste war, sie konnte ihrer, um mit dem König aufs Reine zu kommen und und um das zu erhalten, was sie sich noch zur Gnade ausbat, nicht einen Augenblick entbehren. Unter diesen für jene Zauberin so glücklichen Umständen wurde der König frey. Die ersten Tage hielt er sich zu Saint Cloud bey seinem Bruder auf, von da ging er nach Fontainebleau und blieb da den ganzen Herbst über. Hier in der Abwesenheit der Geliebten stieg seine Sehnsucht aufs höchste. Nach seiner Rückkehr behauptet man — den für gewiß kann ich es nicht ausgeben — trug der König der Frau von Maintenon seine Wünsche freier vor; sie aber wagte es auf ihre Reize zu trotzen und brauchte geschickt Religion und Wohlstand zur Verschanzung. Der König ließ sich nicht abweisen. Sie moralisirte, nahm selbst den Teufel zu Hülfe, und wußte so künstlich bald seine Leidenschaft zu reizen, bald sein Gewissen zu rühren, bis sie endlich das Wunder bewürkten, das

wir

wie erlebt haben, und daß die Nachwelt nicht glauben wird. Dies ist gewiß und zuverlässig, ob es gleich unsere Enkel nicht glauben werden, daß nicht lange nach der Zurückkunft des Königs von Fontainebleau in der Mitte des Winters nach dem Tode der Königin der Pater de la Chaise, der Beichtvater des Königs, zu Versailles in einem der Cabinetter des Königs mitten in der Nacht Messe gelesen hat. Der Gouverneur von Versailles Bontemps, der damals erster Valet de Chambre im Dienste war, und unter den vielen das meiste Vertrauen besaß, hatte bey dieser Messe den Dienst. Und damals geschah die Vermählung der Maintenon mit dem Könige, in Gegenwart des Erzbischoffs von Paris Harlay, als Diöcesan, und Louvois, welche beyde sich vom Könige das Versprechen hatten geben lassen, daß die Vermählung nie deklarirt werden sollte. Montchevreuil war dritter Zeuge. Letztrer war Verwandter und Freund von Villarceaux, mit dem er einerley Namen Morpay führte, und dem er sonst alle Sommer in seinem Hause zu Montchevreuil Wohnung gegeben hatte. Hier lebte dieser auf seine Kosten, weil sein Vetter arm war mit seiner Schönen, der jetzigen Königin, die er auch in Paris unterhielt, den Sommer hindurch weil er in Villarceaux sich nicht mit ihr aufhalten wollte, um seine tugendhafte gutmüthige Frau nicht zu beleidigen.

Frau von Maintenon, die es nicht wagte, das Wappen eines solchen Gemahls zu führen, führte nun statt des Wappens ihres vorigen Gemahls ihr eignes, aber ohne Schnur (cordelieres). so wie auch, aber weniger schicklich, Frau von Montespan, nachdem sie sich dem Könige ergeben hatte, und sogar Frau von Thiange, noch bey lebzeiten ihrer Männer, ihre

Wappen und livree gänzlich aufgaben. Die letztere führte bloß die der Familie Rochechouart. Bey Gelegenheit des Todes des Herzogs von Crequi, haben wir schon die erstaunenswürdige Vorherzagung dieses unerhörten Glücks der Maintenon angeführt. Das Band der Ehe, das sonst gewöhnlich dieser Art von Verhältnissen nachtheilig ist, befestigte Frau von Maintenon im Besitz der Liebe des Königs.

Das Geheimniß ihrer Ehe wurde bald verrathen, als ihr im Schlosse zu Versailles, über dem großen Eingange, dem königlichen Apartement gegenüber, in derselben Etage, ein Apartement eingeräumt wurde, wo sie der König von nun an, ohne Gesellschaft, jeden Tag einige Stunden besuchte. Wo er sich auch aufhalten mochte, so hatte sie ihre Wohnung immer so nahe als möglich bey seinen Zimmern.

Was aus dieser Heirath entstanden ist, wie sie das ungetheilte Zutrauen des Königs, die unumschränkteste Gewalt, die allgemeinste Anbetung genoß, wie die Minister, die Generale, die ganze königliche Familie, das ganze Volk zu ihren Füßen lag, wie ihre Willkühr alles heiligte und ohne sie nichts galt, wie Unterthanen, Staatsgeschäfte, die Wahl der Staatspersonen, die Justiz, die Gnade des Königs, die Religion, alles ohne Ausnahme in ihrer Hand war, wie der König und der Staat Schlachtopfer ihrer Herrschaft wurden, und wie diese Zauberin fast durch ein unglaubliches Wunder ohne den geringsten Widerstand, ohne die geringste Gefahr, ganze zwei und dreißig Jahre herrschte: — Dieß ist das beyspiellose Schauspiel, das die Verwunderung von ganz Europa erregt hat, und wovon wir jetzt eine kleine Schilderung geben wollen.

VII.

Ihr Charakter.

Sie war eine Frau von vielem Geiſte; die vortrefflichen Geſellſchaften, in denen ſie anfangs bloß geduldet war, und wo ſie bald ſehr gern geſehen wurde, hatten ſie ſehr gebildet und mit Menſchenkenntniß bereichert. Ihr Hetärenleben hatte ihre Liebenswürdigkeit noch mehr erhöht. Die verſchiedenen Zuſtände, die ſie in ihrem Leben durchlaufen mußte, hatten ihr ein ſchmeichelndes inſinuantes gefälliges Weſen zu eigen gemacht, das durch ihr Beſtreben zu gefallen, noch mehr gehoben wurde. Ihr Bedürfniß und ihre vielſeitige Erfahrung in Intriguen, in die ſie theils ſelbſt verflochten geweſen war, und die ſie theils für andere unterhalten hatte, hatte ſie vollkommen dafür gebildet und ihr dazu Neigung und alle mögliche Geſchicklichkeit gegeben. Eine unvergleichliche Grazie in ihrem ganzen Weſen, ein leichtes, beſcheidnes und reſpectvolles Betragen, wozu ſie ſich in ihrer langen Erniedrigung hatte gewöhnen müſſen, erhöhte wunderbar ihre übrigen Talente; dabey hatte ſie eine natürliche Beredſamkeit, ihre Sprache war angenehm und leicht, ihr Ausdruck paſſend und ſchön. Ihre ſchönſte Periode, denn ſie war drey oder vier Jahre älter als der König, war die Zeit ihrer ſchönen Zirkel und ſchönen Intriguen (was man mit einem Worte ruelles nannte. Die eigenthümliche Farbe, die ihr Character von dieſer Lebensart angenommen hatte, verwiſchte ſich nachher nie, es blieben ihr immer Neigungen und Geſchmack dafür zurück, und das preciöſe und vornehme, was zu dieſer Zeit ſchon zum theil in ihrem Benehmen lag, wurde durch den Anſtrich von Wichtigkeit, den ſie ſpäterhin annahm, und

noch mehr durch den Anstrich von Religiosität erhöht, der zuletzt die übrigen Züge ihres Charakters fast ganz zu verwischen schien. Diese Religiosität war ihr gänzlich unentbehrlich, um sich auf der Höhe zu halten, zu der sie mit Hülfe derselben emporgestiegen war, und um ihre Herrschsucht zu befriedigen. Diese Leidenschaft erfüllte sie ganz, und nichts war ihr zu theuer, um es ihr nicht aufzuopfern. Mit dieser Leidenschaft und unter ihren Umständen konnte freilich Geradheit und Offenheit zu wenig bestehen, als daß man mehr als den äussern Anstrich bey ihr hätte finden sollen; aber von Charakter war sie eigentlich nicht falsch und hinterlistig; die Umstände hatten sie nur nach und nach dazu erzogen, und ihre natürliche Gewandtheit gab ihr den Schein einer größern Falschheit, als sie wirklich besaß.

Sie war in nichts beständig, ausser wenn sie durchaus gezwungen war; ihre Neigung war, von einer Bekanntschaft und Freundschaft zur andern, so wie von einem Vergnügen zum andern zu flattern. Nur einigen wenigen Freunden unter ihren frühern Bekanntschaften, von denen wir gesprochen haben, blieb sie treu, und in der letzten Zeit waren ihr auch einige ihrer neuen Freunde unentbehrlich geworden. Was ihre Vergnügungen betrifft, so konnte sie, seitdem sie Königin war, nicht wohl mehr wechseln. Ihre Unbeständigkeit warf sich nun ganz aufs solide und verursachte das größte Unheil. Sie wurde sehr leicht und bis zur Ueberspannung fröhlich, aber eben so leicht wurde sie verstimmt und verdrüßlich und beydes oft ohne alle Ursache. Die verachtete und bedrängte Lage, in der sie so lange sich befunden hatte, hatte ihren Geist niedergedrückt, und ihr Herz und Gefühl verderbt. Ihre Denkungsart war

so

so niedrig, daß sie wirklich der Madame Scarron unwürdig war, der sie übrigens in allem ganz gleich blieb.

Kein häßlicherer Contraß, als diese Niedrigkeit bey einer so glänzenden äussern Lage! und nichts gefährlicheres als diese Unbeständigkeit in Freundschaft und Vertrauen! Ausserdem hatte sie noch eine andere verführerische Eigenheit: war jemand zu einer Unterredung mit ihr gelassen und fand sie etwas, was nach ihrem Geschmack war, so konnte sie mit einer Offenheit sprechen, die einen überraschte und die schönsten Hoffnungen rege machte; und das zweytemal war ihr die Person schon fatal und sie war kalt und wortkarg.

Man zerbrach sich den Kopf, um den so schnellen Wechsel zu erklären; und es war verlorne Mühe. Ihre Unbeständigkeit war der Grund, die man sich freylich so groß nicht vorstellte. Zwar erfuhren einige diese so regelmäßige Veränderlichkeit nicht; aber das waren doch bloß Ausnahmen, denn diese Personen selbst mußten ihre Veränderlichkeit immer befürchten und wer es auch seyn mogte, mußte, nämlich in ihrer letzten Periode, immer mit der größten Vorsicht und unter lauter Besorgnissen mit ihr umgehen. Welch ein schlüpfriges gefährliches Leben mußte es daher an ihrem Hofe seyn, den übrigens ihre und des Königs Laune und die Etikette der Zeit fast unzugänglich machte. Gleichwohl bildete dieser Hof eine geheime mächtige Parthei, die fast auf alles Einfluß hatte.

Sie hatte die Schwachheit sich durch Vertrauen und durch Beweise der Vertraulichkeit gewinnen zu lassen, und eingeschränkt, wie sie war, war sie oft die Betrogene. Auch hatte sie die Schwachheit die fromme Patronin zu machen, und brachte sich da-

durch noch den Reſt von Freyheit, den ſie genieſſen konnte. Es iſt unglaublich, wie viele Zeit ihr St. Cyr, und noch unzählige andere Klöſter koſteten. Sie affectirte die Oberäbtiſſin zu machen, beſonders im Geiſtlichen. Diöceſanangelegenheiten waren ihre Lieblingsbeſchäftigung. Sie wollte eine Mutter der Kirche ſeyn und maßte ſich die Aufſicht über die Pfarrherrn vom erſten Range, über die Vorſteher der Seminarien und heiligen Brüderſchaften, über die Klöſter und ihre Vorſteherinnen an. Da gab es nun eine unzählige Menge Geſchäfte, zweckloſe aber mühſame Spielereien, ein Briefwechſeln ohne Ende, Sorge für anvertraute fromme Seelen und tauſenderlei andere Frivolitäten, die gewöhnlich auf nichts hinausliefen, bisweilen aber auch wichtige Folgen hatten und auf traurige Mißgriffe, traurig in Rückſicht der Folgen und der Wahl gewaltſamer Mittel führten.

VIII.

Sie iſt im Verdacht, als habe ſie den König durch ein erdichtetes Wunder zur Erklärung ihrer Ehe bringen wollen; wunderbare Reiſe eines Salouers an den Hof.

Ein ſonderbarer Auftritt erregte die Aufmerkſamkeit des Publikums. Ein Hufſchmidt aus der kleinen Stadt Salon in Provence kam geradewegs nach Verſailles, wandte ſich an den Major der Leibgarde Briſſac und verlangte vor den König gelaſſen zu werden, mit dem er insgeheim zu ſprechen habe. Er ließ ſich durch kein Abweiſen irre machen und ruhte nicht eher, bis der König von ihm hörte, der ihm ſagen ließ, er könne nicht ſo geradezu jedermann ſprechen. Der Huf-

Seite

ren, und den Oberbefehl über die italienische Armee führten. Diese Magistri militum, machten sich nachher unabhängig, behielten aber immer noch den Titel bey. Zu Alexius Zeit war Sergius Fürst von Neapel, und ein Grieche von Geburt. Er beschloß die Reihe der neapolitanischen Fürsten, denn ihm succedirte Roger, Graf von Sicilien.

33. Unter den Personen — befanden sich Guido, Koprisian, Richard.

Guido, bekannte auf dem Krankenbette seinem Bruder, seine Verrätherey wäre Schuld gewesen, daß Dyrrachium nicht habe erobert werden können, indem er den Einwohnern der Stadt immer Rath und Muth zugesprochen. Der Kaiser habe ihm nemlich seine Tochter nebst Dyrrachium angetragen, und ihn mit vielen Geschenken überhäuft. Eben derselben Treulosigkeit machte sich auch Robert von Montfort schuldig: wie man unter andern aus [illegible]derich B. 2. ersehen kann. Hieraus erhellet, daß die Briefe des Kaisers nicht, wie Anna es ausdrücklich sagt, erdichtet gewesen seyn, sondern sich auf wirkliche Thatsachen bezogen haben. Man sehe was Anna im 6sten B. S. 115 von Guido erzählt.

Koprisian. Hierunter versteht Anna wahrscheinlich einen Grafen Conversan. Unter den Apulischen Normannern blühete ein Trisram, Graf von Conver[illegible]sem, nachdem Recht des Krieges, Mons pilosus zufiel. Er ist wahrscheinlich derselbe, der nach dem Malaterra, eine Tochter Tancreds, Wiscards Schwester, zur Ehe nahm, aus welcher Gaufred, Graf von Conversan, und Robert, Comes Montisveloli, entsprossen. Gaufred heißt auch in einem Reskript Rogers und Bohemunds Comes Cupersanus; seine Tochter Sibylla vermählte sich mit Robert Herzog der Normandie im Jahr 1100, als dieser von einem Feldzug aus dem gelobten Lande zurückkam. Eben dieser Gaufred hatte mehrere Söhne, als: Wilhelm, Robert, Tancred, Alexander.

Hufschmidt ging aber nicht ab, er sagte, er würde wenn er Audienz erhalte, dem Könige Dinge sagen, die er nur allein wisse und die er bisher geheim gehalten habe, woraus er sehen würde, daß er gesendet sey ihm wichtige Dinge, zu sagen. Einstweilen bitte er wenigstens, daß er ihn an einen seiner Staatsminister weise. Hierauf ließ ihm der König sagen, er solle zu Barbesieux gehen, diesem habe er Befehl gegeben, ihn anzuhören. Aber was sonderbar war, der Hufschmidt, der erst angekommen war und sonst nie aus seinem Ort und seiner Werkstatt weggekommen war, wollte nichts von Barbesieux hören und verlangte durchaus an einen Staatsminister gewiesen zu werden; Barbesieux wäre keiner und er dürfe nur mit einem Staatsminister sprechen. Der König nannte hierauf Pomponne und der Schmidt, ohne weitere Einwendung zu machen, ging sogleich zu ihm. Was von seiner Geschichte bekannt wurde, ist folgendes wenige. Als er eines Abends spät nach der Stadt zurückging, sah er sich nahe bey Salon bei einem Baume von einem hellen Scheine umgeben. Eine Gestalt weiß gekleidet in prächtigem Schmuck, von blonden Haaren und von glänzender Schönheit, rief ihn beym Namen, sagte ihm, er sollte ihr aufmerksam anhören und sprach mit ihm über eine halbe Stunde lang Sie sagte, sie wäre die Königin, mit der sich der König vermählt hätte, und befahl ihm, zu ihm zu gehen und ihm das zu melden, was sie ihm eröffne; Gott würde ihm auf seiner Reise beystehen und wenn er den König an eine gewisse Sache erinnern würde, die niemand auf der Welt wissen könnte als der König, so würde dieser die Wahrheit alles dessen, was er ihm meldete, anerkennen; wenn er den König nicht sogleich im Anfang sprechen könnte, so sollte er eine Unterredung mit einem Minister verlangen, aber er soll-

sollte durchaus niemand andern etwas davon sagen, wer es auch seyn mögte, und gewisse Dinge dem Könige allein vorbehalten. Er sollte sich sobald als möglich aufmachen und seinen Auftrag muthig und gewissenhaft ausrichten; wenn er es unterließ, so würde er unvermeidlich dafür büßen müssen. Der Schmidt versprach es, und im Augenblick war die Königin verschwunden und er befand sich in der Dunkelheit bey jenem Baume. Er taumelte betroffen zu Boden und wußte nicht, ob er wachte oder träumte; hierauf ging er zu Hause, fest überzeugt, daß es eine eitle Einbildung von ihm gewesen sey, und ließ nichts davon laut werden. Zwey Tage nachher ging er wieder dort vorbey, und sah wieder die nämliche Erscheinung und erhielt wieder denselben Antrag; die Gestalt verwies ihm seinen Unglauben und befahl ihm zuletzt noch besonders, zum Intendanten der Provinz zu gehen und ihm zu sagen, was er gesehen habe, und daß er den Befehl habe, nach Versailles zu reisen und dieser würde ihm ohne Anstand die Reisekosten geben. Jetzt war der Schmidt überzeugt, aber er schwebte in Furcht vor den Drohungen und den Schwierigkeiten des Auftrags und blieb unentschlüssig, indem er noch immer das Geheimniß bey sich verschloß. In dieser Ungewißheit blieb er acht Tage, bis er endlich so gut als entschlossen war, nicht zu reisen. Aber als er wieder an jenem Orte vorbeikam, sah und hörte er das nämliche wieder und unter so fürchterlichen Drohungen, daß er sogleich zu reisen beschloß. Gleich den zweiten Tag darauf ging er nach Aix zum Intendanten der Provinz und dieser ermunterte ihn ohne sich zu bedenken, seine Reise fortzusetzen und gab ihm das nöthige Geld, um auf der Post reisen zu können. Das übrige ist nicht bekannt worden. Er sprach dreimal mit Hrn von Pomponne und jedesmal lan-

länger als eine Stunde. Pomponne erstattete dem Könige deswegen geheimen Bericht und dieser wollte daß Pomponne die Sache weitläuftiger im Staatsrath vortragen sollte, in welchem der Dauphin nicht gegenwärtig war, sondern bloß die Staatsminister, welches damals auffer ihm der Herzog von Beauvilliers, Pontchartrain und Torcy waren. Die Sitzung dauerte lange; vielleicht wurden ausserdem noch mehr Dinge abgehandelt. Nachher wollte der König selbst mit dem Schidt sprechen, welches er auch unverholen that. Er sprach ihn in seinem Cabinet und ließ ihn die kleine Treppe über dem Marmorsale hinaufführen, auf der er gewöhnlich in den Park hinunter ging. Einige Tage nachher sprach er ihn wieder, und jedesmal länger als eine Stunde, wobey niemand in der Nähe seyn durfte. Den Tag nach der ersten Unterredung, als der König nach seiner Gewohnheit dieselbe kleine Treppe hinunterging, um im Parke zu jagen, erlaubte sich der Marschall von Düras, der mit dem Könige auf einen freiern Fuße stand und offener mit ihm sprechen konnte, von unserm Schmidte verächtlich zu sprechen und brauchte zufällig das Sprichwort: „der Mensch ist ein Narr, oder der König ist kein Edelmann" (cet homme est un fou ou le roi n'est pas noble). Bey diesen Worten blieb der König stehen, was er fast nie im Gehen that, sah den Marschall von Düras an und sagte: „wenn das ist, so bin ich kein „Edelmann; ich habe lange mit ihm gesprochen, und „ihn sehr vernünftig gefunden und ich kann Sie ver„sichern, er ist nichts weniger als ein Narr."

Diese letzten Worte sprach er mit einem Nachdrucke, der die ganze Gesellschaft in Verwunderung setzte. Nach der zweyten Unterredung ließ der König sich verlauten: der Schmidt habe ihn an etwas erin-

nert

nert, was ihm vor mehr als zwanzig Jahren begegnet wäre, und was niemand ausser ihm wissen könnte, weil er keiner Seele etwas davon gesagt habe: dieß war, wie er hinzusetzte, eine Erscheinung, die er im Walde von St. Germain gesehen hatte, und wovon er niemals gesprochen haben wollte.

Er äusserte sich noch mehrmals günstig über den Schmidt, der übrigens für allen gemachten Aufwand Entschädigung erhielt und auch mit dem nöthigen Reisegeld zur Rückreise versehen wurde. Der König machte ihm überdieß noch ein Geschenk und gab dem Intendanten von Provence Befehl, den Schmidt in seinen besondern Schutz zu nehmen und Sorge zu tragen, daß es ihm nie an Unterhalt fehle, ohne ihn jedoch von seiner Lebensart und seinem Handwerke abzuziehen. Merkwürdig ist daß keiner von den damaligen Ministern je dazu gebracht werden konnte, etwas näheres von dieser Sache zu entdecken. Ihre vertrautesten Freunde haben zu wiederholten Malen in sie gedrungen, ohne ihnen das geringste zu entlocken; sie wiesen sie alle auf dieselbe Art ab, schlüpften mit einer scherzhaften Wendung durch und waren nie aus diesem Zirkel heraus zu bringen. So ist es mir mit Hrn von Beauvilliers und Herrn von Pontchartrain gegangen; und ihre vertrautesten Freunde, so wie auch die der Hrn von Pomponne und Torcy haben mir gestanden, daß sie ihnen eben so wenig etwas hätten entlocken können. Der Schmidt, der ein Mann von ungefähr funfzig Jahren war, Familie hatte und im besten Rufe bey seinen Landsleuten stand, zeigte bey dieser Sache, ungeachtet seiner Einfalt, viel gesunden Menschenverstand, viel Uneigennützigkeit und Bescheidenheit. Er war mit dem, was er erhielt, immer mehr als zufrieden, zeigte auch keine alberne Neugierde,

so

so bald er den König und Pomponne gesprochen hätte, wollte er nichts mehr sehen und sich nicht mehr sehen lassen, schien bald wieder zurück zu wollen, und sagte, da er nun seinen Auftrag ausgerichtet habe, so habe er nichts besseres zu thun, als nach Hause zu reisen.

Diejenigen, die mit ihm zu thun hatten, thaten alles mögliche, um etwas von ihm zu erfahren; aber er antwortete entweder nicht, oder sagte, ich darf nicht reden, blieb stumm und ließ sich durch nichts bewegen. Als er wieder zu Hause war, schien er in nichts verändert, erzählte nichts von Paris und vom Hofe, antwortete, wenn man ihm fragte, einsilbig und ließ merken, daß er nicht gefragt seyn wollte, und von seiner Verrichtung sagte er kein Wort weiter, als was ich angeführt habe. Er prahlte auch nicht mit dem geringsten, er ließ sich nicht auf die Unterredungen ein, die er gehabt hatte, zeigte bloß seine Freude, daß er den König gesehen habe, aber nur in ein paar Worten und sagte nichts davon, ob er ihn in Staatskleidung oder anders gesehn habe. Brachte man ihn auf Pomponne zu reden, so sagte er, er habe einen Minister gesprochen, aber sagte nicht, wie und wie oft, und er kenne ihn nicht. Dann war er stumm und es war nichts mehr aus ihm zu bringen.

Er trieb nun wieder sein Handwerk und lebte wie zuvor. Und dieß ist alles was man in Provence von dieser Geschichte weiß und was mir der Erzbischof von Arles erzählt hat, der jedes Jahr eine gewisse Zeit sich zu Salon aufhielt, wo nämlich das Landhaus des Erzbischoffs von Arles ist, und wo auch der berühmte Nostradamus geboren und begraben ist. Der Vorfall hätte weniger interessant seyn, und die Aufmerksamkeit und Neugierde des Publikums sehr reizen können; man vermuthete und forschte nach, konnte aber nichts

entdecken, und auch die Folge brachte nichts an Tag. Neuigkeitsjäger wollten wissen, daß das Ganze nur das Werk eines frechen Betrugs und der gute einfältige Schmidt der erste Betrogene dabey gewesen sey.

In Marseille lebte eine gewisse Madame Armond, deren ganzes Leben ein Roman war. Häßlich wie die Sünde, alt, arm und Wittwe, hatte sie noch immer die bedeutendsten Männer beherrscht und die größten Eroberungen gemacht wo sie sich aufgehalten. Sie hatte diesen Armond, der Intendant der Marine zu Marseille war, auf die sonderbarste Art zu ihrem Manne gemacht; und wußte, vermöge ihres Verstandes und ihrer Klugheit, wo sie auch lebte, dergestalt Liebe und Furcht bey den Leuten für sich zu erwecken, daß die mehrsten sie für eine Zauberin hielten. Sie war die vertraute Freundin der Frau von Maintenon gewesen, seit diese Madame Scarron war; und auch weiterhin hatte immer eine geheime enge Verbindung zwischen ihnen Statt gehabt. Beides sind unläugbare Facta; aber das dritte kann ich auf keine Weise als gewiß behaupten, daß nämlich jene Erscheinung und die Sendung des Schmidts an den König ein betrügerischer Streich dieses Weibes gewesen sey, der dahin abgezielt habe, den König zur Declaration der Frau von Maintenon als Königin zu bringen. Der Schmidt hat ihrer nie erwähnt und sie nie gesehn; man weiß von der ganzen Geschichte nichts weiter und daß man die Frau von Maintenon beschuldigte, sie habe jene künstliche Maschinerie angelegt, geschah ohne alle nähere Gründe.

IX.

Frau von Maintenon und der König werden bigot.

Die

Die Bigotterie, die ihr die Hand des Königs verschafft hatte, und durch die sie sich im Besitz derselben erhielt, verbunden mit der Neigung, die Regentin und Herrin zu spielen, führte sie, wie wir gesehn haben, zu jener Liebschaft, bey welcher ihre Eigenliebe, die auf nichts als Anbetung sah, die reichste Nahrung fand. Der König, der sich für einen Apostel hielt, hatte während seiner ganzen Regierung eifrig die Ketzerei der Jansenisten, oder was er dafür ansah, verfolgt. Dieß war für Frau von Maintenon willkommen, sie wußte den Eifer des König vortreflich zu nähren und sich dadurch in alles Einfluß zu verschaffen. Die gänzliche Unwissenheit des Königs, in welcher ihn das Interesse der Höflinge zu erziehen, und später immer zu erhalten gewußt hatte, sein Mißtrauen gegen jedermann, das ihm früh eingepflanzt worden war, und die Unzugänglichkeit seiner Person, die im Gewahrsam seiner Minister, seines Beichtvaters und seiner Creaturen war, hatten ihn frühzeitig dazu gewöhnt, auf ihr Wort in Religionssachen Parthei zu nehmen, und in streitigen Lehrmeinungen der katholischen Religion zu entscheiden, so daß er sogar so weit ging, sich in Streit mit Rom einzulassen.

Die Königin Mutter und noch mehr der König in der Folge, glaubten den Worten der Jesuiten und ließen sich den gefährlichen Wahn beybringen, daß jede andere Parthei, als die ihrige, der königlichen Gewalt den Untergang drohe und den Geist der Unabhängigkeit und des Republikanismus predige.

Der König verstand von diesen Dingen so wie von vielen andern nicht mehr als ein Kind, und die Jesuiten wußten sehr gut, mit wem sie zu thun hatten. Sie waren im Besitz, Beichtväter des Königs und Vertheiler der Wohlthaten zu seyn, über die

ſie die Rechnung führten; der Ehrgeiz der Höflinge und die Furcht, welche ſie den Miniſtern vor ſich einzuflößen wußten, gab ihnen eine unumſchränkte Gewalt. Der ſtrenge Eigenſinn, mit welchem ſich der König während ſeiner ganzen Regierung allen fremden Zureden in Regierungsſachen verſchloß, gab ihnen vollkommne Sicherheit und ſetzte ſie in Stand, in Religionsſachen allein das Wort zu haben und ſicher allein gehört zu werden. Es war ihnen daher leicht, ihn für ſich bis zur ſklaviſchen Ergebenheit einzunehmen, und ihn zu überreden: wer anders ſpreche ſey Janeniſt, und Janeniſt ſeyn, heiße Feind ſeines königlichen Namens ſeyn; und dieß war die ſchwächſte empfindlichſte Seite des Königs. Indem ſie ihn nun bald beym Gewiſſen bald bey der Eiferſucht für ſeine königliche Würde faßten, konnten ſie in dieſer Sache und in allem, was den geringſten Bezug darauf hatte, nämlich in Rückſicht aller der Dinge und Perſonen, die ſie ihm von der ſchlechten Seite zeigen wollten, nach Willkühr über ihn diſponiren. Auf dieſe Art zerſtörten ſie die Geſellſchaft der berühmten und frommen Büßenden zu Portroyal, aus deren Schule ſo große Männer hervorgegangen waren und die ſich um die chriſtliche Kirche ſo verdient gemacht haben, indem ſie durch ihre Schriften eine glückliche Aufklärung verbreiteten, Aberglauben und Irrthümer verſcheuchten, und die verdunkelte Wahrheit näher ans Licht brachten. Ihre Schriften erleuchteten den Glauben, erweckten zum practiſchen Chriſtenthum, und predigten Sittlichkeit und Tugend, indem ſie eine genaue Darſtellung des menſchlichen Herzens gaben und die wahren Motive der Tugend, die wahre Furcht und die wahre Hoffnung predigten. Dieſe nun zu verfolgen und auszurotten, war das fromme Beſtreben des Königs und der Frau von Maintenon, die gleichen heiligen

ligen Eifer mit ihm hatte, als sich noch ein anderes Feld für den König öffnete.

Der Jansenismus fing jetzt an, nicht mehr genug zu thun zu geben, und schien den Jesuiten nur in Ermangelung eines bessern brauchbar zu seyn. Im Fall der Noth waren sie wohl sicher, Stoff genug daran zu haben um lange wieder beschäftigt zu seyn und sich als angebliche Vertheidiger der Religion, nothwendig und interessant zu machen, wenn nämlich einmal eines ihrer Gaukelspiele das Interesse verloren haben oder entdeckt und gestört werden würde. Nur mußte einige Zeit hingehen, damit sie dem Jansenismus wieder den Reiz der Neuheit geben konnten.

Unter diesen Umständen, da sie das Recht zu haben glaubten, über die Gewissen zu gebieten, hatten sie wenig Mühe, um den Religionseifer des Königs gegen eine Secte zu reizen, die feierlich mit dem Banne der allgemeinen Kirche belegt war und die ihn sich unvermeidlich zugezogen hatte, indem sie in den ersten Fundamentalartikeln, die das ganze Alterthum geheiligt hat, von ihr abgewichen war.

X.

Grausame Verfolgung der Protestanten; Einbildung des Königs, sich besondere Ehre und Verdienste dadurch zu erwerben.

Der König war bigot und bigot mit der tiefsten Unwissenheit, dabey politisch auf sein königliches Ansehn eifersüchtig. Man suchte sich bey ihm beliebt zu machen, indem man diese schwachen Seiten benutzte. Man schilderte ihm die Hugenotten mit den schwär-

zesten Farben. Diese Secte mache einen Staat im Staate; zu dieser zügellosen Freiheit habe sie sich endlich durch alle die vielen Zerrüttungen, Rebellionen und bürgerlichen Kriege, durch Hülfe fremder Bundesgenossen, durch offenbaren gewaltsamen Widerstand gegen ihre Könige, die bis auf ihn selbst mit ihr Frieden zu halten gezwungen gewesen wären, emporgeholfen; aber man verschwieg ihm mit allem Fleiß, wie alles dies Unheil entstanden und wie es so weit gekommen sey, warum und durch wen die Hugonotten zuerst bewaffnet und nachher unterstützt worden seyen, besonders sagten sie kein Wort von allen den weit angelegten Planen, von den Greuelthaten der Ligue und ihren Angriffen auf die Krone, von ihrer Verschwörung gegen das königliche Haus, gegen den Vater, den Großvater des Königs, gegen alle die Seinigen. Eben so sorgfältig verschwieg man ihm, was das Evangelium und, diesem göttlichen Gesetze gemäß, die Apostel und heil. Väter darüber lehren, wie man Jesum Christum predigen, die Ketzer und Ungläubigen bekehren, und sich überhaupt in Religionssachen verhalten müsse. Man lockte den bigotten König mit der süßen Vorspiegelung, auf Kosten anderer, leicht seine eigene Buße abzuthun, die man ihm gewiß und als für die Ewigkeit dauernd versprach; man reizte seinen königlichen Stolz mit einer Unternehmung, welche seine Vorfahren nicht hatten ausführen können, indem man seinen Blick von den vielen Großthaten abzog, die sein heldenmüthiger Vater und er selbst unternommen und an der Spitze der Truppen mit einer Tapferkeit vollführt hatte, welche diese oft wider alle Hoffnung im Augenblick der größten Gefahr siegen machte, da sie ihren König an ihrer Spitze dieselben Gefahren mit sich theilen sahen. Man machte ihn überhaupt das ganze Leben dieses großen Königes vergessen, welcher

Seite.

Richard, wer dieser gewesen, läßt sich nicht mehr ausmachen. Die Geschichtschreiber dieser Zeit, nennen vorzüglich drey Richarde, welche bey den Kreuzzügen um diese Zeit zugegen gewesen: Richard Präfect von Maresch, Richard Marchisens Sohn, Tancreds Bruder, und Richard von Principatus.

Principatus, ist eben der, welcher auf kaiserlicher Seite den Vergleich zwischen Alexius und Bohemund unterschrieb. Er heißt bey andern Schriftstellern Fürst von Salerno, war ein Normann, und Bohemunds Anverwandter. Er war Willhelms Grafen von Capitanata Sohn, also Wiscards Bruderſohn, welcher Willhelm von seinem Bruder Umfred, zum Grafen von Principatus erwählt wurde, und mehrere Kinder hinterließ.

37. Crusiocrater Romisces.

Crusiocrater, ein Hoftitel des Anführers der Alanen, die im kaiserlichen Sold standen. So hatten die Varanger ihre Acoluthen, die Vardariten ihre Primicere, die Franken ihre Constabel.

37. Hugo, dessen Bruder Richard, und Kontopagan.

Hugo, vermuthlich Hugo Buduell, floh mit Richard und seinen übrigen Brüdern aus der Normandie nach Apulien, wegen eines begangenen Mordes an der Mabilia, Gemahlin Rogers von Montgomery, des beliomensischen Grafen.

42. Graf Wilhelm Klarelat floh mit 500 Reitern zum Kaiser

Wilhelm Klarelas, ist Wilhelm Kloret der mit Guido Bohemunds Schwesterſohn (vielleicht Willhelms von Grentemaisnil, und der Mabilia, Bohemunds Schwesterſohn) Bohemund zum Frieden ermahnte, weil beyde vom Kaiser bestochen waren.

44. Wo sie von hundert Serganten.

Serganten bedeuten hier gemeine Fußknechte.

cher doch der großen Parthei der Hugenotten den tödlichen Streich gab, die seit Franz I so glücklich in ihrem Kampfe sich erhalten hatte und ohne den Kopf und Arm Ludwigs des Gerechten nie auf das Wort Ludwigs XIV gestürzt wäre. Der König weit entfernt, auf ein so rühmliches Beyspiel zu sehen, ließ sich, während er sich so sehr piquirte selbst zu regieren, zu einer Handlung verleiten, welche gleich groß wie er glaubte in Rücksicht der Heiligkeit und Politik seyn sollte, indem sie der wahren Religion durch Vertilgung der Ketzerei den Sieg verschaffe, den König unabhängig mache, seine Fesseln zerbreche und diese Feinde seines Thrones, die bey jedem günstigen Augenblick ihre Parthei wieder zu vereinigen, und ihrem Könige Gesetze zu geben suchen würden, auf ewig vernichte.

Seine großen Minister lebten damals nicht mehr; le Tellier lag auf dem Sterbebette, sein unglückseliger Sohn war der einzige Minister. Seignelay fing erst an sich zu entwickeln. Louvois wünschte Krieg, er trug ungern die Fessel eines jetzt eben auf zwanzig Jahre geschlossenen Waffenstillstandes, er hoffte daß ein so harter Streich auf die Hugenotten geführt das protestantische Europa in Waffen setzen würde, und sah einstweilen die Vortheile für sich, daß der König zur Exekution gegen die Hugenotten seine Truppen nehmen müße, daß er vorzüglich Vollstrecker derselben werde und sich dadurch immer mehr in Credit setzen könnte.

Frau von Maintenon war vermöge ihres Charakters, nach der treuen Schilderung, die wir davon gegeben haben, nicht des geringsten, was über die Intrigue hinausging, fähig; sie war nicht dazu gemacht in diese Sache weiter zu sehen, als man sie sehen ließ; und wie sollte sie nicht mit Freuden eine Gelegenheit ergreifen, wo sie sich beliebt machen, wo

sie

sie bewundert werden und sich mit Hülfe der Religiosität befestigen konnte? Niemand wußte übrigens ein Wort von der ganzen Sache, die bloß zwischen dem Beichtvater, dem Minister, der fast allein Minister war, und der neuen geliebten Gemahlin verhandelt wurde; und wer hätte wohl zu widersprechen gewagt? So können Könige auf diese oder jene Weise zu allem gebracht werden, wenn sie aus Stolz, aus Mißtrauen, aus allzugroßer Ergebenheit gegen ihre Umgebungen, oder aus Trägheit niemanden hören als die wenigen Vertrauten und sich von ihren übrigen Unterthanen durch eine unübersteigliche Scheidewand trennen. ... Die Aufhebung des Edictes von Nantes, die ohne allen Vorwand und ohne allen Grund geschah, und eine unzählige Folge von Verordnungen oder vielmehr von Proscriptionen, waren die verderbliche Frucht dieses abscheulichen Complots; und unübersehbar schrecklich war das Unglück, das dadurch über Frankreich hereinbrach. Ein Viertheil des Königreichs wurde entvölkert, der Handel in allen seinen Zweigen zu Grunde gerichtet, das Land lange Zeit der öffentlichen anerkannten Plünderung der Dragonaden preißgestellt; Martern und Todesstrafen waren autorisirt und eine unzählige Menge unschuldiger Schlachtopfer beyderlei Geschlechtes fielen unter Henkershand; ein zahlreiches Volk wurde dem Verderben preißgegeben, die Bande der Familien wurden zerrissen, Verwandte bewoffneten sich gegen Verwandte, um der Proscribierten Güter an sich zu reißen, und sie dem Hunger zu überlassen. Unsere Manufacturen wanderten ins Ausland, fremde Staaten bevölkerten sich auf unsre Kosten und füllten sich mit neuangebauten Städten, weit entlegne Länder sahen das Schauspiel einer unzählbaren Menge elender unschuldig Vertriebener, die ihr Vaterland verstoßen hatte, die hülflos nach einer Freystatt umher

irr-

irrten. Hier wurde kein Stand, kein Alter verschont, kein Verdienst, keine Tugend; Vornehme, Reiche, Greise, Leute von unbescholtener Frömmigkeit, Gelehrsamkeit, Tugend, Schwachheit und Delikatesse, alles traf der Schlag des Verderbens und das allgemeine Verbrechen war die Religion. Auch wurden (was diese Schreckuisse vermehrte) unzählige Meineide und Gotteslästerungen begangen; während alles vom Wehklagen der unglücklichen Schlachtopfer des Irrthums ertönte, erkauften andere mit Aufopferung ihres Glaubens und ihres Gewissens durch eine erheuchelte Bekehrung ihre Ruhe und ihre Güter, die man dann auf der Stelle zwang, das anzubeten, was sie nicht glaubten und den göttlichen Leib des Allerhöchsten leiblich zu genießen, während sie innerlich überzeugt waren, sie genössen bloßes Brod, das ihnen ein Greuel seyn mußte. Von der Tortur zur Abschwörung, und von da zur Communion oft binnen weniger als vier und zwanzig Stunden war die gewöhnliche Procedur, und ihre Henker waren ihre Anklägzer und Zeugen. Dieß waren die Früchte der Schmeichelei und Grausamkeit!

Viele dieser angeblich Bekehrten unterließen nachher nicht bey mehrerer Ruhe durch die Flucht oder durch ihr Betragen ihren erzwungenen Schwur zu brechen. Fast alle Bischöfe zeigten sich bey dieser tumultuarischen, irreligiösen Bekehrung thätig. viele brauchten Gewalt, reizten die Blutgier der Henker und trieben die gezwungenen Bekehrten gewaltsam zum Genuß des Allerheiligsten, um das Verdienst recht vieler Bekehrungen zu haben, von welchen sie dann an den Hof schickten, wodurch sie sich Credit und Belohnungen zu verdienen hofften. Die Intendanten der Provinzen beeiferten sich unter einander, den Bi-

ſchöfen und Dragonern behülflich zu ſeyn und ſich bey Hofe durch ihre Liſten geltend zu machen. Die wenigen Generale und Gouverneure der Provinzen, die ſich daſelbſt befanden, und die wenigen Herrn von Adel, die auf ihren Schlöſſern lebten, wenn ſie Mittel fanden, auch ſich neben der Thätigkeit der Biſchöfe und Intendanten geltend zu machen, ließen ebenfalls ihren Eifer glänzen. So erhielt der König von allen Seiten Nachrichten und Verzeichniſſe von dieſen ſchrecklichen Verfolgungen und Bekehrungen; man zählte nach Tauſenden die Menge derer, die ihren Glauben abgeſchworen und communicirt hatten, zwey Tauſend an einem Orte, ſechs Tauſend an einem andern, alle auf einmal und in einem Augenblick. Der König wünſchte ſich Glück wegen ſeiner Macht und Frömmigkeit; er ſah die Zeiten der Apoſtel wiederkehren und glaubte ihnen gleich zu ſeyn. Die Biſchöfe ſchrieben ihm Lobreden, und die Jeſuiten beſonders verkündigten ſein Lob auf den Kanzeln und überall. Ganz Frankreich war ein Schauplatz der Verwirrung und des Schreckens, und dennoch dieſe Gratulationen, dieſe Ergießung von Lobſprüchen, dieſe Triumphe! Der König zweifelte nicht an der Aufrichtigkeit dieſer zahlreichen Bekehrungen, die Bekehrer ſparten keine Mühe, um ihn davon zu überzeugen und ſprachen ihn zum voraus ſelig; in ſeiner Schwäche ſchlürfte er mit langen Zügen dieſen ſüßen Gift, er war ſich nie ſo groß als König, ſo groß an Tugend, Verdienſt und Heldenſinn erſchienen, nie glaubte er ſich vor Gott der Vergebung ſeiner Sünden und ſeines ſcandalöſen Lebens ſo ſicher. Er hörte nur Lobſprüche, während die Gutgeſinnten, die wahren Katholiken, die Biſchöfe, die nicht Höflinge, aber wahrhaft fromm waren, die nicht aus St Sulpice jene verderblichen Grundſätze eingeſogen hatten, über dieſe ſchrecklichen Entweihungen

der

der Religion, über diese so hochgerühmten Heucheleien seufzten und mit innerm Kummer sahen, wie die rechtgläubigen Christen die Grausamkeit der heidnischen Tyrannen gegen unsere ersten Confessoren und heil. Märtyrer nachahmten und durch solche abscheuliche Mittel der wahren Religion einen ewigen Schandfleck anhängten, während unsere Nachbarn sich darüber, wie wir uns selbst entkräfteten und zerstörten, freuten, unsere Thorheit benutzten und auf den uns zugezogenen Haß aller Protestantischen Mächte Plane zu unserm Verderben gründeten.

VI.

Rom versagt ihm seinen Beifall.

Aber für diese so laut sprechenden Wahrheiten war das Ohr des Königs verschlossen; selbst die Art wie sich der Römische Hof in dieser Sache betrug, öffnete ihm die Augen nicht. Dieser Hof hatte sich ehemals nicht geschämt, die St. Barthalomäusnacht durch öffentliche Processionen und Danksagungen zu verherrlichen und diese Greuelthat durch die größte Mahler im Vatican verewigen zu lassen. Odescalchi unter dem Namen Innocens XI saß jetzt auf dem päbstlichen Stuhl. Es war ein treflicher Bischof, aber zum Fürsten untauglich und ganz Oestreichisch gesinnt; seine Minister waren von demselben Charakter. Der große Streit wegen der Regalien hatte ihn gleich vom Anfang seines Pontificats an mit dem Könige entzweit; die vier Artikel der Versammlung der Geistlichkeit vom J. 1682 hatten ihn noch mehr aufgebracht; und die Vertilgung der Hugenotten konnte auch nicht die geringste Billigung von ihm erhalten; er schrieb diesen Schritt immer bloß der Politik Ludwigs

wigs XIV. zu, vermöge der er eine Parthie zu vertilgen für gut befunden habe, welche Frankreich so lange in Unruhe gesetzt hatte. Der Streit wegen der Quartiersfreiheit kam nachher noch dazu, und die beiden Höfe wurden aufs äusserste gespannt. Der Streit wegen der Franchisen und der Ausgang desselben, vorzüglich aber die Artikel vom J. 1682 zeigten nur allzudeutlich, daß Lionne nicht mehr lebte und daß wir nicht mehr in den Zeiten der berühmten Affäre der Corsen und des Tractats von Pisa waren.

XII.

Stiftung von St. Cyr.

Die prachtvolle Stiftung von St. Cyr folgte kurz auf die Aufhebung des Edictes von Nantes. Frau von Montespan hatte das Fräuleinstift St. Joseph zu Paris gestiftet und ein prächtiges Haus für dasselbe aufführen lassen. Dieses Stift sollte eine Unterrichtsanstalt für junge Mädchen seyn, in allen Arten von Arbeiten; es lieferte wirklich nachher die schönsten Arbeiten in allen Kirchenverzierungen und prächtigen Möbeln für den König und wer sonst sich dergleichen bestellte. In diesem Hause lebte auch zuletzt Frau von Montespan, nach dem sie den Hof verlassen hatte. Die Eifersucht reizte Frau von Maintenon zu einem viel richtigern und weitaussehendern Unternehmen zum Vortheil des armen Adels; wofür sich, wie sie hoffte, der ganze Adel interessiren würde, und wodurch sie als Beschützerin desselben erschiene. Dabey hoffte sie, indem sie sich ein so glänzendes Denkmahl errichte, das dem Könige zugleich und ihr selbst Unterhaltung und Interesse gewährte, die Declaration ihrer Vermählung dadurch

zu

zu erhalten. Endlich konnte ihr dieſes Stift zu einem Zufluchtsort dienen, wenn ſie das Unglück haben ſollte, den König zu verlieren, wie es auch wirklich geſchah. Die reichen Tafelgüter der Abtei St. Denis, die zu St. Cyr geſchlagen wurden, verminderten in den Augen des Königs den großen Aufwand dieſer Stiftung und da der Zweck derſelben ſo nützlich war, ſo fehlte es nicht an gerechtem Beifall. Die Deklaration als Königin war immer ihr heißeſter Wunſch; ſelbſt als ihr Louvois durch jenen heldenmüthigen Schritt, der ihn und den Erzbiſchof zu Grunde richtete, ein ſtarkes Hinderniß in den Weg gelegt hatte, gab ſie noch nicht alle Hoffnung auf. Sie hatte ſich geſchmeichelt, ſchon längſt, ehe ſie noch wirklich daran denken konnte, ſich den Weg dazu gebahnt zu haben. Denn noch bey Lebzeiten der Königin hatte ſie, um ſich ein wenig herauszuheben und die Schande ihres vorigen Lebens zu bedecken, den König auf eine beſcheidene Weiſe auf ihren Adel aufmerkſam gemacht, und nachher bey der Vermählung des Dauphins ihm zu verſtehen gegeben, wie nöthig es ſey, die Gemahlin deſſelben mit treuen Perſonen zu umgeben, und daß er ihr unter irgend einem Titel die Beobachtung derſelben anvertrauen möchte.

Damals wurde die Herzogin von Richelieu, bis dahin Hofdame der Königin, der Gemahlin des Dauphins als Hofdame zugegeben, indem dafür der Herzog die Stelle als Hofcavalier erhielt, die er gut zu benutzen und denn vortheilhaft zu verkaufen hoffte, ohne ſelbſt etwas dafür gegeben zu haben; beides waren alte Freunde der Frau von Maintenon, welche nebſt der Frau von Rochefort dame d'atours wurde. Es war ein ſonderbarer Abſtand zwiſchen dieſen beiden Hofdamen; eigentlich war nur eine nöthig, und die Wahl der zweiten wurde von jedermann ge-

mißs-

mißbilligt. Die erſte war im Dienſte der Mätreſſen und Miniſter alt geworden, und ſuchte nun dieſer neuen aufgehenden Sonne zu gefallen. Sie hofte auch der Herzogin von Richelieu, die viel älter und ſchwächlicher als ſie war, in ihrer Stelle zu folgen; aber es gelang ihr nicht; der König beſtand auf eine Herzogin. Wir haben geſehen, wie und warum Frau von Maintenon damals die Herzogin von Arpajon zum allgemeinen Erſtaunen und zum Erſtaunen der Herzogin ſelbſt beſtürmte. Aber troz aller dieſer Bemühungen ſiegte der Deutſche Stolz zum eignen gröſten Nachtheil der Gemahlin des Dauphins. Der Dauphin, der kein Freund der Maintenon war, ließ ſeiner Gemahlin ihren Willen. Er war damals mit der Prinzeſſin von Conti im Bunde, die ihn beherrſchte und als Tochter der Frau de la Valliere nichts weniger als Freundin der Kinder der Monteſpan und ihrer Erzieherin war; übrigens war ſie eben ſo wenig Freundin der Gemahlin des Dauphins, die ſie als Nebenbuhlerin fürchtete; bey ihrem Verhältniſſe mit dem Dauphin ſah ſie es alſo nicht ungern, daß dieſe in Rückſicht der Maintenon einen ſo unglücklichen Fehler beging, wodurch ſie ſich dem Könige gerade zu entgegen ſezte und ihren Credit verlieren mußte, wie es auch geſchah. Sie war am Hofe ſo gut wie eine Null. Man behauptete, die Prinzeſſin von Conti habe, als ſie ihr, nach ihrer Niederkunft mit dem Herzog von Berri, eine Wochenviſite abſtattete, übermäßig parfümirt lange ſehr nahe bey ihr geſeſſen. Es mag dies Grund haben oder nicht, ſie war nachher die kurze Zeit, die ſie noch lebte, beſtändig kränklich und ihr früher Tod war ihrem Gemahl, ihrem Schwiegervater, und noch mehr ihrer Schwiegermutter ſehr willkommen, die ſich vierzehn Monate nachher auch von Louvois befreit ſah.

XIII.

Neue Intriguen wegen der Deklaration ihrer Vermählung.

Jetzt erwachte die Hoffnung der Maintenon, deklarirt zu werden, von neuem und lebhafter als je. Der Dauphin und der Bruder des Königs ſtanden ihr zwar im Wege, aber ſie waren ſo ſehr vom Könige abhängig, daß ihr Wille in dieſer Sache für nichts galt. Es war auch allgemein das Gerücht verbreitet, daß ihre Deklaration bevorſtehe, als das Appartement der Königin, das ſeit dem Tode der Gemahlin des Dauphins verſchloſſen geweſen war, unter dem Vorwande, wie man ſagte, geöffnet wurde, daß daſelbſt der prächtige vierfarbige Kirchenſchmuck, den der König der Kirche zu Straßburg zum Geſchenk beſtimmt hatte, dem Hofe zur Schau ausgeſtellt werden ſollte. Wie man ſagte war jene ſonderbare Aeuſſerung über die Deklaration der Frau von Maintenon, welche Tonnere der Biſchof von Revon gegen den König bey Tafel fallen ließ, nicht ohne Grund. Wirklich war die Deklaration damals im Werke; aber den König beunruhigte noch manches deßhalb vorgefallene, und er fragte deßwegen den berühmten Boſſuet, Biſchof von Meaux, und Fenelon, den Erzbiſchof von Cambrai, die ihm beyde davon abriethen und die Sache zum zweytenmale und auf immer vereitelten. Der Erzbiſchof ſtand ſchon wegen der Frau von Güyon mit der Maintenon in übelm Vernehmen, ihren vollen Haß hatte er ſich aber wegen des Biſchofs von Chartres Godet zugezogen; nunmehr verlor er auch ſehr bald die Gnade des Königs, in der er ſich noch erhalten hatte. Boſſuet entging der Ungna-

gnade; die Maintenon ließ ihn aus mehrern Gründen ihre Rache nicht fühlen. Godet, der ihre ganze Freundschaft besaß, konnte der Jeder und des Ansehns von Bossuet nicht entbehren, um Fenelon zu demüthigen. Uebrigens hing der König aus Gewohnheit und Achtung sehr an Bossuet, da er in der frühern Zeit, selbst bey den Ausschweifungen des Königs im vertrautesten Verhältniß mit ihm gestanden hatte; auch hatte er, was der hauptsächlichste Grund seiner Erhaltung war, der Frau von Maintenon ohne daß es sein wirklicher Vorsatz war, einen sehr erwünschten Dienst geleistet. Bossuet war ein Mann, der Tugend, Rechtschaffenheit und Edelmuth mit Wissenschaft und der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit verband. Als Lehrer des Dauphins hatte er sich das Vertrauen des Königs erworben, und dieser fragte ihn mehrmals in den Angelegenheiten seines Lebens um Rath. Bossuet hatte mit ihm schon oft über sein Leben mit einer Freymüthigkeit gesprochen, wie man sie nur in den alten Biederzeiten und bey den ersten Bischöfen der Kirche finden kann. Er wagte es mehr als einmal, den Strom seiner Ausschweifungen zu hemmen, und auch, wenn sich ihm der König entzog, ihn mit seinen Warnungen zu verfolgen; zuletzt zog er den König von allem lasterhaften Umgang zurück, und seine Bemühungen wurden durch die Verstoßung der Montespan vom Hofe gekrönt. Frau von Maintenon sah sich auf dem Gipfel ihres Glückes nicht sicher, so lange die alte Geliebte des Königs noch am Hofe war, und den König täglich bey sich sah; es war für sie eine Schmälerung ihrer Rechte. Uebrigens konnte sie nicht umhin, ihr wo nicht die alte Achtung, doch wenigstens dem Scheine nach viel Aufmerksamkeit und Ehre zu erweisen. Ausserdem aber, daß sie diese lästige Pflicht nur allzuviel an ihre ehemalige Niedrigkeit erinnerte, ließ es auch

Frau

Seite

53. Und zwar zuförderst durch eine Frist von 40 Tagen.

Nach dem Feudalgesetz konnte ein Vasal von seinem Lehnsherrn vor Ablauf von 40 Tagen nicht feindselig behandelt, und seines Lehns beraubt werden; innerhalb dieser Frist, war es ihm vergönnt sich noch friedlich abzufinden; ja es finden sich Spuren, daß sie bisweilen auf 80 Tage anberaumt worden.

55. Die Präfecturen, genannt der heilige Helias u. s. f.

Präfecturen, waren größere Städte, die kleine Flecken und Schlösser unter sich hatten.

55. Leo und Theodor Rupenius.

Rupenier, sind die Fürsten von Armenien, von denen die königliche armenische Familie entsprungen ist. Mit Leo, Levo oder Lebunes, führte Johann Comnenus, Alexius Sohn, Krieg — Theodor, Torus, oder Toruses nahm dem Manuel beyde Cilicien ab.

51. Keinen zum Patriarchen zu wählen.

Hieraus kann man schon abnehmen wie wenige Punkte dieses Vergleichs in Erfüllung gegangen seyn. Denn Bernard, ein Franzose saß nach Abgang der griechischen Patriarchen Johann, vom Jahr 1099 bis 1134 auf dem patriarchalischen Stuhl: und so gieng es auch nachher. Die von dem griechischen Kaiser erwählten Patriarchen, führten blos den Titel.

57. 200 Mark nach Michaelatischem Gepräge.

Sind goldne Münzen, mit dem Bildnisse des Kaisers Michael Ducas, dergleichen damahls gäng und gebe waren. So kommen in dem Briefe des Alexius an den Kaiser Heinrich im 3. B. S. 28. Romanaten vor, das ist Goldmünzen von Kaiser Romanus Diogenes.

58. Sie auf welchen ich will, zu übertragen.

Kurz vorher hieß es, daß der Ducatus (das Herzogthum) von Antiochien ihm nur auf Lebenszeit zugestan-

Frau von Montespan nicht an bittern und ohne alle Schonung deutlichen Erinnerungen fehlen.

XIV.

Verbindung zwischen Frau von Maintenon und dem Herzog du Maine.

Die halb öffentlichen Besuche, die der König täglich zwischen der Messe und dem Diner, um kurz mit der Etikette wegzukommen, bey seiner alten Geliebten machte, standen im lächerlichsten Contrast mit seinen langen anhaltenden Besuchen bey der neuen Geliebten, bey der, die jener gedient hatte, und die ohne den Namen von Mätresse oder Gemahlin den Mittelpunkt des Hofes und des Staates ausmachte.

Die Entfernung der Frau von Montespan vom Hofe, mußte aber doch der Frau von Maintenon eine große Last vom Halse schaffen, und sie wußte sehr gut, daß sie dieselbe ganz allein dem Bischoffe von Meaux zu danken hatte, der auch die Widerhohlung des Befehls auswirkte.

Dieß war nun die Periode der so engen Verbindung zwischen dem Herzog von Maine und der Maintenon, die ihn sogar adoptirte. Ihre Freundschaft befestigte sich nachher immer mehr, sie bahnte ihm den Weg zu der ungeheuren Größe, zu der er stufenweis emporstieg und würde ihn sogar auf den Thron gehoben haben, wenn die Macht seiner alten Freundin so weit hätte reichen können.

XV.

XV.

Treuloſigkeit des Herzogs gegen ſeine Mutter die Frau von Monteſpan, deren Verſtoßung er befördert: er überbringt ihr ſelbſt die Ordre des Königs.

Der Herzog von Maine kannte den König, deſſen Vertrauen er genoß, zu gut, um nicht bald ſeine aufkeimende ſchnell ſich entwickelnde Liebe zur Maintenon zu entdecken, und vorauszuſehen, daß die erſte Folge davon die Ungnade der Monteſpan ſeyn würde. Niemand war ſchlauer und bey äuſſerer Liebenswürdigkeit, bey einem natürlichen, kunſtloſen Benehmen, ja bey der größten Naivität ſo verſteckt als der Herzog; niemand konnte ſich leichter in die mannigfaltigſten Formen fügen; niemand leichter als er die Perſonen, die ihn intereſſirten, ausſpähen; niemand hatte mehr Feinheit und Gewandheit, um ſich zu inſinuiren, und niemand konnte bey einem ſo frommen, klöſterlichen, philoſophiſch nachläſſigen Aeuſſern, ſo voll ehrgeiziger weit ausſehender Plane ſeyn, die ſeine auſſerordentliche Furchtſamkeit in manchen Dingen überdieß treflich verſtecken half.

Er ſah alſo ſehr bald, in welcher Lage er ſich zwiſchen ſeiner Mutter und ſeiner Erzieherin befand, die in ihrer tödtlichen Eiferſucht unverſöhnlich ſeyn würden. Er ſah deutlich, daß ihm ſeine Mutter nur in allem hindern könnte, während er von ſeiner Erzieherin alles hoffen durfte. Das Opfer war alſo leicht gebracht: er verband ſich mit dem Biſchof von Meaux zu Beſchleunigung der Entfernung ſeiner Mutter; er rechnete es ſich zum Verdienſt bey der Frau von Maintenon an, daß er ſelbſt die Verſtoßung ſeiner

ner Mutter vom Hofe beförderte und nahm das schimpfliche Geschäft über sich, ihr den ausdrücklichen Befehl des Königs zu überbringen. Er that es ohne Schonung, trieb sie zum Gehorsam und ergab sich nun ganz der Maintenon.

Diese eines guten Sohnes unwürdige Handlung erregte den gerechten Unwillen seiner Mutter, sie wollte ihn gar nicht mehr sehen und verzieh ihm auch wirklich nie; aber das war sein geringster Kummer. Er hielt sich an die, welche herrschte und dauernd herrschte, und die er unumschränkt besaß: sie war ihm ganz ergeben, und ihre Neigung gegen ihn hatte keine Grenzen. Nach der Verstoßung der Montespan ging nun für die Maintenon eine neue glänzende Periode an. Als sie die Deklaration ihrer Vermählung zum zweytenmahle verfehlt hatte, sah sie ein, daß sie nie wieder daran denken dürfte und hatte genug Gewalt über sich, um die Sache ganz ruhen zu lassen, und, da sie nicht als Königin hatte deklarirt werden können, sich wenigstens die Gnade des Königs zu sichern. Der König, der eine Last vom Herzen hatte, wußte ihr für dieses Betragen Dank, und seine Neigung für sie, seine Achtung, sein Zutrauen verdoppelte sich. Sie hätte vielleicht der Größe erliegen müssen, in der sie so gern erscheinen wollte; jetzt aber genoß sie sicher ihres halb verhüllten Glanzes.

XVI.

Leben der Montespan nach ihrer Verstoßung.

Daß Frau von Montespan Mätresse des Königs wurde, war mehr die Schuld ihres Mannes als ihre eigene. Sie hatte ihm ihren ersten Argwohn von der

liebe des Königs zu ihr entdekt, sie verhehlte es ihm nicht, als sich dieser Argwohn bestätigte, sie sagte ihm, als der König eine Zete anstellte, daß er sie ihr zu Ehren anstelle, sie bat ihn inständigst, sie beschwor ihn, daß er mit ihr auf seine Güter in Guyenne gehen und sie dort so lange lassen möchte, bis sie der König vergessen und sich anderswo verbunden habe. Montespan ließ sich durch nichts bewegen und büßte bald und hart dafür: zu seiner Qual konnte er seine Gattin bis an seinen Tod nicht vergessen, und dennoch wollte er sie seit dem ersten Ausbruch der Sache nie wieder sehen. Ich will jetzt übergehen, wie die bigotte Furcht des Königs vor dem Teufel sie, durch verschiedene Stufen herab, bis zu ihrer Entfernung vom Hofe trieb. Ich spreche anderswo von Frau von Maintenon, die ihr alles zu danken hatte, und die sie von ihrem Platze verdrängte, noch höher als sie, stieg, sie mit den bittersten Kränkungen quälte und endlich vom Hofe gänzlich entfernen half. Dieses, was niemand wagte, und weßhalb der König in Verlegenheit war, nahm der Herzog du Maine über sich und vollendete der Bischof von Meaux. Sie ging mit Thränen und mit Verzweiflung vom Hofe und verzieh es dem Herzog du Maine nie, der durch diesen schändlichen Dienst, den er der Maintenon leistete, sich auf immer der Freundschaft und Allmacht derselben versicherte.

Die Mätresse zog sich in das Stift St. Joseph zurück, das sie erbaut hatte, und es hielt schwer sich in ihr neues Leben zu finden. Sie nahm ihre Langeweile, ihre Unruhe mit sich nach Bourbon, nach Fontevraud und konnte Jahrelang nicht zu sich selbst kommen. Endlich faßte der Gedanke an Gott in ihrem Herzen Platz. Ihre Sünde war immer mit dem Bewußtseyn derselben begleitet gewesen: sie ging oft vom

Könige

Könige weg in ein Cabinet, um da zu Gott zu beten. Nichts konnte sie zur Uebergehung eines Festtags bringen, sie beobachtete die ganze Fastenzeit und mit der größten Strenge des Fastens. In der Periode ihrer Ausschweifung zeigte sie viel Wohlthätigkeit gegen die Armen, Achtung gegen jeden Biedern, und viel Frömmigkeit und festen Glauben, war aber dabey stolz, tyrannisch, leidenschaftlich, unzufrieden und alles was die Schönheit und die Allmacht, die sie dadurch erlangt hatte, mit sich führen können. Entschlossen endlich, die Zeit zu ihrem Besten zu benutzen, die ihr das Unglück gewährte, suchte sie einen weisen erleuchteten Führer und vertraute sich dem Pater de la Tour, dem General des Oratoriums, der sich durch seine Beredsamkeit, durch sein Ansehen, seine Klugheit und Politik und durch seine Freunde auszeichnete. Von der Zeit an bis an ihren Tod war ihre Bekehrung aufrichtig, und ihre Reue wurde immer inniger. Das erste Opfer war, daß sie der Anhänglichkeit an den Hof, die sie noch im Stillen hegte, und den Hoffnungen, mit denen sie sich, so chimärisch sie waren, noch immer tröstete, gänzlich entsagte. Sie hatte sich nämlich überredet, der König sey durch seine Bigotterie dazu gebracht worden, sie zu verstoßen, diese Bigotterie, welche Frau von Maintenon so geschickt zu ihrem Verderben benutzt habe, habe ihrer Nebenbuhlerin zu dieser Höhe des Glückes empor geholfen, das Alter und die Kränklichkeit derselben, die sie sich größer dachte, könnte sie leicht wieder von ihr befreien, und dem Könige würde dann als Wittwer nichts im Wege stehen, seiner ehemals so lebhaften Neigung wieder zu leben; die Zärtlichkeit für ihre gemeinschaftlichen Kinder, das Bestreben sie emporzuheben, könnten leicht den König wieder für sie gewinnen, der sie dann vielleicht, von allen seinen Gewissenszweifeln befreit,

mit dem Range ihrer Nebenbuhlerin schmücken würde. Ihre Kinder hatten die nämlichen Hoffnungen und erwiesen ihr die größte Achtung und Aufmerksamkeit. Sie liebte sie mit Leidenschaft, den Herzog du Maine ausgenommen, der lange Zeit nicht zu ihr kam und und sie nachher nur aus Etikette besuchte. Die übrigen drey waren ihr so ergeben, daß sie eine unumschränkte Gewalt über sie ausübte. Sie machte ihnen beständig Geschenke, sowohl aus Neigung, als um ihre Liebe zu erhalten und sich diese einzige Verbindung, in der sie noch mit dem Könige stand, zu sichern: denn aller Zusammenhang zwischen ihnen war abgebrochen. Ihre häufigen Besuche wurden aber eingeschränkt, sie durften sie nur selten sehen und mußten erst um Erlaubniß bitten. Sie wurde nun d'Antin's Mutter, dessen Stiefmutter nur sie bisher gewesen war, und machte es zu ihrem Geschäfte, ihn zu bereichern.

Der Pater de la Tour erhielt von ihr einen schweren Beweis ihrer Reue. Sie entschloß sich nämlich, ihren Gemahl um Verzeihung zu bitten, und sich ihm ganz wieder zu überlassen: sie schrieb selbst an ihn in den demüthigsten Ausdrücken, und erbot sich, zu ihm zurückzukehren, wenn er sie wieder aufzunehmen würdigte, oder jeden Aufenthalt zu wählen, den er ihr anweisen würde. Wer Frau von Montespan gekannt hat, muß dieß die heldenmüthigste Selbstüberwindung nennen. Sie wurde nicht in die Versuchung gesetzt, diesen rühmlichen Entschluß zu vollführen. Hr. von Montespan ließ ihr sagen, er wolle ihre Rückkehr nicht, er wolle ihr auch nichts vorschreiben und sie nie in seinem Leben wieder sehen. Bey seinem Tode trauerte sie um ihn wie seine Frau, ob sie gleich weder vorher noch nachher die Livrey und

das

das Wappen ihres Gemahls, das sie abgelegt hatte, wieder annahm und immer das ihrige ganz allein fortführte. Nach und nach hatte sie fast ihr ganzes Vermögen den Armen geschenkt: sie arbeitete für sie jeden Tag einige Stunden, verfertigte für sie grobe Arbeit, als Hemden und dergleichen Kleidungsstücke, und wer bey ihr war, mußte mit arbeiten. Ihre Tafel, die sonst immer äusserst verschwenderisch seyn mußte, war jetzt ausserordentlich frugal, ihre Fasttage hatten sich sehr vermehret, und ihre Betstunden riefen sie von der Gesellschaft und dem unbedeutenden Spiele ab, das sie sich zum Zeitvertreib erlaubte: zu jeder Stunde des Tages ging sie unausgesetzt zum Gebet in ihr Cabinet. Ihre Büßungen hatten kein Ende, ihre Hemden und Linnen waren von der grauesten, gröbsten Leinwand und nur mit gewöhnlicher Leinwand überdeckt. Sie trug beständig Armbänder, Kniebänder und einen Gürtel mit eisernen Stacheln besetzt, die sie oft verwundeten; auch ihrer ehedem so gefürchteten Zunge war Büßung auferlegt. Uebrigens quälte sie die Furcht vor dem Tode so sehr, daß sie sich mehrere Weiber hielt, die des Nachts bey ihr wachen mußten. Ihre Bettvorhänge waren jedesmal ganz aufgezogen, es brannten mehrere Wachslichter, und ihre Weiber mußten an ihrem Bette wachen, die sie, so oft sie in der Nacht aufwachte, plaudernd, oder spielend, oder essend finden wollte, um vor ihrem Einschlafen sicher zu seyn. Demungeachtet konnte sie nie das Aeussere der Königin ablegen, das sie in der Periode ihres Glanzes sich angemaßt hatte und das ihr selbst in ihre Niedrigkeit gefolgt war; alles war noch von jenen Zeiten her so daran gewöhnt, daß man sie gern nicht darin störte. In ihrem Zimmer stand ein Lehnstuhl für sie dicht unten am Bette, und übrigens war keiner mehr im Zimmer zu sehen, nicht einmal

für ihre eigene Kinder; für die Herzogin von Orleans eben so wenig, als für die andern. Wenn Monsieur und die älteste Prinzessin, die sie immer sehr lieb hatten und sie oft besuchten, zu ihr kamen, so wurden ihnen Lehnstühle gebracht, eben so für Madame la Princesse; aber sie dachte nicht daran von ihrem Stuhle aufzustehen oder sie zu begleiten. Die Gemahlin des Bruders des Königs nahm dieß sehr übel auf und kam fast nie zu ihr. Man kann daraus sehen, wie sie die übrigen Besuche empfangen haben mag. In ihrem Zimmer standen auf beiden Seiten von ihrem Lehnstuhle an kleine Stühle mit gepolsterten Lehnen; diese waren für die Gesellschaft, die zum Besuch zu ihr kam und für die, welche bey ihr logirten, für die Nichten, armen Fräuleins und übrigen Frauenzimmer, die sie bey sich hatte, und die die Honneurs machten. Der ganze Hof ging zu ihr, weiß der Himmel was sie zu ihr hinzog; aber es war nach und nach zur Gewohnheit und Schuldigkeit geworden, und die Damen vom Hofe pflanzten sie auf ihre Töchter über; Männer gingen wenig zu ihr, wenn sie nicht eine besondere Ursache hinführte. Sie sprach mit jedermann ohne Unterschied wie eine Königin, die Hof hält und mit der zu sprechen eine Ehre ist. Wer zu ihr kam, wer es auch seyn mochte, trat mit der größten Ehrerbietung in ihr Zimmer; Besuche machte sie niemanden, auch nicht dem Bruder des Königs, noch seiner Gemahlin, noch der ältesten Prinzessin, noch im Condé'schen Hotel; bey besondern Gelegenheiten schickte sie zu denen, die sie besonders begünstigte, aber nicht zu allen, die sie besuchten. Alles um sie her war vornehm und königlich, sie hielt eine Menge Equipagen, die aber immer in Unordnung waren. Sie blieb schön wie der Tag bis zum letzten Augenblick,

und

und war nie krank, ob sie sich gleich immer dafür hielt, und sterbend dachte.

Ihre ewige Unruhe machte ihr das Reisen nothwendig; wenn sie reiste, führte sie immer sieben oder acht Personen zur Gesellschaft mit sich. Sie war selbst eine der besten Gesellschafterinnen und besaß eine Anmuth, die ihr stolzes Wesen erträglich machte und selbst mit ihm verschmolzen war. Sie besaß übrigens ausserordentlich viel Verstand, die feinste Höflichkeit, und hatte eine ganz eigene Art sich auszudrücken und eine so passende natürliche Beredsamkeit, daß sie sich wirklich durch ihre schöne zierliche Sprache auszeichnete. Diese Sprache war der ganzen Familie, ihrem Bruder und ihren Schwestern eigen, und sie wußte sie so gut durch ihren Umgang andern mitzutheilen, daß sie ihre Nichten und alle die Frauenzimmer, die bey ihr lebten und bey ihr erzogen worden waren, sich zu eigen machten; man erkennt sie noch an den wenigen Personen, die von den ihrigen bis jetzt am Leben sind. Aus Frömmigkeit oder aus Liebhaberei hatte sie sichs zum Geschäft gemacht, Heirathen zu stiften, besonders junge Mädchen zu verheirathen; allein da ihr ihre Almosenspenden wenig zu geben übrig ließen, so verheirathete sie oft Hunger und Durst mit einander. Seit sie den Hof verlassen hatte, ließ sie sich nie so weit herab, um etwas zu bitten, weder für sich noch für andere.

Kein Minister, kein Intendant, kein Richter bekam je etwas von ihr zu hören. Das letztemal als sie nach Bourbon reiste, bezahlte sie, ohne es nöthig zu haben, wie sie oft zu thun pflegte, alle die Pensionen, deren sie viel gab, mehrentheils für arme Adeliche, auf zwey Jahre voraus, und verdoppelte alle ihre Almosen, ob sie gleich vollkommen gesund war

und es selbst gestand; aber sie sagte, sie glaube nicht, daß sie von dieser Reise zurückkommen würde, und ihre Armen wären dann doch durch diese Vorausbezahlung in Stand gesetzt, anderswo ihren Unterhalt zu suchen. Wirklich war ihr der Gedanke an den Tod immer gegenwärtig, sie sprach von ihrem nahen Tode bey voller Gesundheit. Aber bey aller dieser Furcht, bey ihren Wachsamen, und bey beständiger Bereitung zum Tode brauchte sie nie einen Arzt, nicht einmal einen Wundarzt. Auf diese Art war es möglich, daß sie bey dem Gedanken an den Tod noch die entfernte Hoffnung hegen konnte, einst ihre Stelle beym Könige wieder einzunehmen, wenn er durch den Tod der Maintenon frey geworden wäre.

XVII.

Leben der Frau von Maintenon nach der Verstoßung ihrer Nebenbuhlerin.

Man darf nicht glauben, daß die Maintenon nach der Verstoßung der Montespan, um sich im Besitz des Königs zu erhalten, keine Kunst nöthig gehabt habe: im Gegentheil war ihre ganze Regierung eine ewige Intrigue, wobey der König immer den Betrognen spielte.

Sie nahm von Niemanden Besuch an, und machte auch selbst keine Besuche; dieß litt nur wenig Ausnahmen. Sie besuchte gewöhnlich nur die Königin von England, mit der sie spielte, und deren Besuch sie auch sehr freundschaftlich bey sich aufnahm; bisweilen auch bey der Frau von Montchevreuil, die ihre vertrauteste Freundin und fast immer bey ihr war. Nach deren Tode ging sie auch bisweilen zu Hrn.

von

Seite

stunden sey, und hier wird gesagt, daß er es auch an andre übertragen durfte.

59. Im Monat September.

Der Friede wurde in der Stadt Diabolis zu Stande gebracht.

59. Willhelm de Gant.

Bruder Balduins de Gant, der Gottfried auf seinem Kreuzzuge begleitete. Es wird auch damahls ein Gislebert de Gant erwähnt.

59. Umpert Grauls Sohn.

Graul; vielleicht Raul, der dann Humfred Rudulphs Sohn wäre. Es lebte damahls auch noch ein Rodulph von Loritello, Bruder Willhelms von Altavilla. Beyde waren aus demselben Geschlechte, aus dem die Grafen von Loritello herkamen.

60. Die Abgesandten des Krali aus Dacien.

Krali, pohlnisch Krol, König. Es befanden sich bey diesem Friedensschluß, in des Kaisers Gefolge Abgesandten des ungarischen Königs, dessen Tochter uns längst Johannes Comnenus Alexius Sohn gehevrathet hatte. Der damalige ungarische König hieß Calamen oder Caloman der 1075 zur Regierung kam, und 1114 starb. Da aber dieser Caloman erst im Jahr 1097 die Busilla Rogers, Grafen von Sicilien heyrathete, und doch Johannes schon vor dem Jahr 1105 seine Gemahlin hatte und mit ihr im folgenden Jahr schon einen Sohn zeugte, so kann er wohl unmöglich Calamans Tochter zur Ehe gehabt haben. Das Chronikum Weingart. macht sie zu einer Schwester des Calaman. Wahrscheinlich aber, war sie Königs Ladislaus Tochter, der 1095 starb.

60. Die Abgesandten von Riscard Siniscard — Notarius.

Riscard, Siniscard, ist wahrscheinlich Richard Seneschall, der bey den normannischen Fürsten in Apulien,

von Montchevreuil, aber selten; er selbst konnte so oft zu ihr kommen, als er wollte, er kam aber nur auf Augenblicke. Auch der Herzog von Richelieu hatte beständig dieses Vorrecht. Uebrigens ging sie noch bisweilen zu ihrer lieben Niece der Fr. von Caylus, die auch oft bey ihr war. Wenn sie alle zwey Jahre etwa einmal zur Herzogin du Lude ging, oder irgend einer andern Dame einmal die seltene Ehre ihres Besuches schenkte, so war es eine besondere Auszeichnung und es wurde die Neuigkeit des Hofes, ob es gleich nur einen Besuch betraf. Ihre alte Freundin Frau von Heudicourt kam auch zu ihr, fast so oft sie wollte, und gegen das Ende auch der Marschall von Villeroi, bisweilen auch Harcourt, aber nie jemand anders. Die Prinzessin von Ursins kam während ihrer glänzenden Reise auch oft zu ihr, besonders zu Marly, wo Frau von Maintenon auch sie einmal besuchte. Nie ging sie zu einer Prinzessin vom Geblüt, nicht einmal zur Gemahlin des Bruders des Königs; auch ging keine zu ihr, ausser bey förmlichen Audienzen; was sehr selten geschah und allemal die Neuigkeit des Tages wurde. Wenn sie mit den Prinzessinnen den Töchtern des Königs zu sprechen hatte, was selten der Fall war und wo sie ihnen gewöhnlich als eine gute Stifmutter den Text lesen wollte, ließ sie sie zu sich kommen. Sie kamen zitternd zu ihr und gingen weinend von ihr weg. Für den Herzog du Maine war ihr Zimmer beständig offen, wo es auch seyn mochte; auch der Herzog von Noailles kam nach seiner Vermählung, so oft er wollte zu ihr, sein Vater mit Einschränkung, seine Mutter höchst selten; der König sowohl als die Maintenon fürchteten sie und konnten sie nicht leiden.

Der Kardinal Noailles hatte, bis zu dem Streite über die Constitution, gewöhnlich einmal in der Woche

den Tag, wo er Audienz beim Könige hatte, geheime Unterredung mit ihr, nachher auch der Kardinal Bissy fast so oft er wollte und auch der Kardinal Roham, doch mit Einschränkung. Ihr Bruder machte ihr viel Aerger, er kam jeden Augenblick zu ihr, redete ihr immer von jenem Leben vor und machte ihr oft Vorwürfe. übrigens stand er bey ihr in gar keinem Credit. Ihre Stiefschwester erschien nie am Hofe und in Gesellschaft. Frau von Maintenon behandelte sie aus Schonung sehr gut, aber ohne sie irgend zu achten; sie ließ sie bisweilen mit sich speisen, aber so wenig als möglich nach Versailles kommen, ungefähr des Jahres zwey oder drey mal und höchstens auf eine Nacht. Den Bischof von Chartres Godet und den Erzbischof von Rouen d'Aubigny sprach sie nur zu St. Cyr. Audienz bey ihr zu erhalten war fast eben so schwer als beym Könige; die wenigen die sie ertheilte, ertheilte sie zu St. Cyr, wohin man an dem bestimmten Tage und zu den bestimmten Stunden ging, um sie zu sprechen. Zu Versailles erwartete man sie, wenn sie ausging, oder wenn sie wieder zurückkam, wenn man etwas mit ihr sprechen wollte. Geringe und Arme so wie Vornehme und Angesehene paßten diesen Augenblick ab, um sie zu sprechen. Die Marschalls Villeroi, Harcourt, oft auch Tessé und in der letzten Zeit auch bisweilen Hr. von Vaudemont haben mit ihr auf diese Art gesprochen; sprachen sie mit ihr wenn sie zurückkam, so folgten sie ihr nicht weiter als bis in ihre Antichambre, wo sie ganz kurz abbrach und sie stehen ließ. Mehrere haben noch auf diese Art mit ihr gesprochen, ich selbst aber niemals.

Die wenigen Damen, an die der König gewöhnt war und die zu seinem engern Zirkel gehörten, waren bis-

bisweilen bey ihr, wenn der König nicht da war; einigemal speisten einige von ihnen bey ihr. Des Morgens, wo sie sehr bald aufstand, gab sie in ihren frommen Angelegenheiten Audienz, bisweilen einigen Ministern und sehr selten einigen Generalen, und diesen letztern nur, wenn sie in besonderm Verhältniß mit ihr standen, wie Villars, Villeroi, Harcourt und Tesse. Oefters ging sie nach 8 Uhr des Morgens und noch früher zu einem Minister, selten speiste sie bey den Ministern in Gesellschaft ihrer Frauen und weniger auserlesener Freunde. Dieß war allemal ein großer Beweis ihrer Gunst und die Neuigkeit des Tages; es führte aber zu weiter nichts als daß es etwas Aufsehen und Neid erregte. Hr. von Beauvilliers wurde am ersten, am längsten und am häufigsten mit solchen Diners beehrt, bis endlich der Bischof von Chartres Godet denselben ein Ende machte und den Fortschritten Fenelons auf einmal Einhalt that. Die Minister, die das Departement des Krieges und der Finanzen hatten, besonders die letztern, standen beständig mit der Maintenon am meisten in Zusammenhang und wurden von ihr am meisten geachtet. Selten ja fast gar nie, war sie bey den übrigen, und nur wegen Geschäften, nie zu Tische. Ihr erstes war, wenn sie des Morgens aufgestanden war, ins Stift St. Cyr zu fahren; hier speiste sie entweder allein oder mit einer ihrer Favoritinnen, ertheilte Audienzen, so wenig als sie gut konnte, besorgte die Angelegenheit des Stifts und der übrigen Nonnenklöster, über die sie die Aufsicht führte, las und beantwortete Briefe, empfing Briefe und Relationen ihrer Spione und fuhr dann ungefähr um die Zeit, wann der König zu kommen pflegte, wieder zurück.

Nachdem sie älter und schwächlicher geworden war, legte sie sich, wenn sie zwischen sieben und acht

Uhr

Uhr des Morgens in St. Cyr angekommen war, zu Bette, um ein wenig auszuruhen oder Arzney zu nehmen. Zu Fontainebleau hatte sie ein Haus in der Stadt, wo sie auch oft hinging, und das nämliche vornahm, wie zu St. Cyr. Zu Marly hatte sie sich ein Zimmer zurecht machen lassen, wovon ein Fenster in die Kapelle ging; dieses brauchte sie oft eben so, wie St. Cyr, aber sie nannte es ihren Ruheort, und dieser Ruheort war für jedermann unzugänglich, die Herzogin von Burgund ausgenommen. Zu Marly, zu Trianon, zu Fontainebleau war der König gewöhnlich an dem Morgen bey ihr, wo kein Conseil war und wo sie nicht zu St. Cyr war; zu Fontainebleau war er nach der Messe bis zum Diner bey ihr, wenn er nicht nach der Messe auf die Parforcejagd ging, und zwar gewöhnlich anderthalb Stunden, bisweilen noch länger; zu Trianon und zu Marly dauerte der Besuch nicht so lange, weil er von ihr weg in den Garten spazieren ging.

Diese Besuche waren gewöhnlich unter vier Augen, aber Nachmittags, wo er fast jeden Tag bey ihr war, waren sie selten allein, und wenn sie es waren, nur kurze Zeit; denn die Minister kamen hin, um mit dem Könige zu arbeiten. Freitags, wo es oft traf, daß keiner dort war, spielte er mit den Damen, die zur vertrauten Gesellschaft gehörten, oder es war Concert, und dieß geschah gegen sein Ende die Woche mehreremale. Gegen neun Uhr des Abends kamen zwey Kammerfrauen, um sie auszukleiden, hierauf brachten ihr Haushofmeister und ein Kammerdiener ihr Abendessen, eine Suppe und einige leichte Speisen. Wenn sie dann gegessen hatte, brachten sie ihre Frauen zu Bett, alles in Gegenwart des Königs und des Ministers, der sich dadurch nicht in seiner Arbeit

hören ließ und deßwegen nicht leiser sprach, oder wenn kein Minister da war, in Gegenwart der Gesellschaftsdamen. Unterdessen kam zehn Uhr herbei, wo der König zum Souper ging und dann zog man die Vorhänge zu. Wenn Frau von Maintenon weg reiste, so war es eben so. Sie reiste gewöhnlich beyzeiten aus und eine ihrer Favoritinnen begleitete sie, zum Beyspiel Frau von Montchevreuil, die fast allemal mitreiste, oder Frau von Heudicourt, Frau von Dangeau, Frau von Caylus. Sie fuhr gewöhnlich in einem Wagen des Königs, der eigens für sie bestimmt war, von Versailles nach St. Cyr; der Stallmeister vom kleinen Marstall d'Epinay hob sie in den Wagen und ritt zur Begleitung mit. Dieß war sein gewöhnliches Tagewerk. Wenn sie reiste, so fuhren gewöhnlich ihre Kammerfrauen in ihrem eignen Wagen, hinter dem Wagen her, worin sie saß; sie richtete sich immer so ein, daß wenn der König ankam und zu ihr kam, er sie schon arrangirt fand. Es war theils Ansehen, theils Erfindung der zweyten Hofdame der Gemahlin des Dauphins, daß ihr Wagen und ihre Sänfte nebst ihren Trägern, die ihre Livree trugen, überall wie die Equipagen des ersten Adels passirten.

Im geheimern Cirkel war sie Königin in Gegenwart des Königs, des Dauphins, des Bruders des Königs, des Königs und der Königin von England und in jedermanns Gegenwart, in ihrem ganzen Aeussern, in ihrem Ton, in Ansehung des Sitzes, den sie einnahm; vor dem Publikum aber war sie eine simple Privatperson und nahm immer einen unteren Platz ein. Ich habe sie gegen das Ende an der Tafel des Königs zu Marli in Gesellschaft der Damen, und zu Fontainebleau, in Galla bey der Königin von England, speisen sehen, und

und bemerkt, daß sie durchaus nicht ihren Platz einnahm und den Frauen vom ersten Adel, ja selbst denen vom zweiten Range den Rang ließ und und sich nie von den erstern nöthigen ließ, den Frauen von gewöhnlichem Range aber, wie es schien, nur aus Höflichkeit und ungern nachgab. Bey solchen Gelegenheiten war sie höflich, artig und gesprächig, ohne allen Anspruch und Prunk; sie behauptete aber dennoch ihre Würde, indem sie auf niemanden, als wen der Zufall ihr nahebrachte, Rücksicht nahm. Sie rächte sich grausam an jedem, der es wagte, sie zu vernachläßigen oder beleidigen. Die Bestrafung der Italienischen Schauspieler ist ein Beyspiel davon.

XVIII.

Die Schauspieler führen die verstellte Spröde auf, sie erkennt sich darin, und läßt sie aus Frankreich verbannen.

Der König vertrieb auf einmal plötzlich die ganze Italienische Truppe und wollte gar keine mehr haben. So lange die Schauspieler sich bloße Possen, die bisweilen freilich der Sittlichkeit und Religion nachtheilig waren, erlaubten, lachte man darüber und ließ es hingehen; aber endlich ließen sie sich einfallen, ein Stuck die verstellte Spröde (fauſſe prude) betitelt, aufzuführen, in welchem Frau von Maintenon förmlich am Pranger gestellt war. Das Haus war entsetzlich voll, aber nach drey oder vier Vorstellungen, die sie des Gewinns halber nach einander gaben, erhielten ge den Befehl, ihr Theater zu schließen und binnen einem Monat das Königreich zu räumen. Der Vorfall machte viel Aufsehen. Die Schauspieler mußten mit dem

dem Verluſte ihres Etabliſſements für ihre tolle Dreuſtigkeit büßen. Aber die, welche ſie vertrieb, gewann nichts dabey, denn man ſprach allgemein und frey und unverholen von dieſem lächerlichen Auftritt.

Frau von Maintenon kleidete ſich immer ſehr ſchön, anſtändig und geſchmackvoll, aber allzu beſcheiden und älter als ſie damals war. Seit ſie nicht mehr öffentlich erſchien, ſah man nur ihre ſchwarzen Aufſätze und Scherpen, wenn ſie ſich einmal durch Zufall ſehen ließ. Sie ging nie zu dem Könige, auſſer wenn er krank war, oder an den Morgen, wo er medicinirte, zu der Herzogin von Burgund faſt auch nicht eher, und ſonſt bey keiner Gelegenheit War ſie mit dem Könige auf ihrem Zimmer, ſo ſaßen ſie beyde jedes in einem Lehnſtuhle, an beyden Seiten des Kamins, ſie neben dem Bette, der König an der Wand neben der Thür des Vorzimmers und zwey Seſſel vor ſeinem Tiſche; auf dem einen ſaß der Miniſter, der mit dem Könige arbeitete, auf dem andern lagen die Papiere. An den Tagen, wo gearbeitet wurde, waren ſie nur kurze Zeit mit einander allein, ehe der Miniſter kam, und oft noch kürzer, wenn er fort war. Der König ſetzte ſich dann auf einen Arbeitsſtuhl, trat ein Weilchen vor das Bett der Frau von Maintenon, ſagte ihr gute Nacht und ging dann zu Tiſche. Dieß war das äuſſere Leben der Frau von Maintenon.

XIX.

Frau von Maintenon miſcht ſich in die Staatsgeſchäfte.

Während der König arbeitete, las Frau von Maintenon oder ſtickte. Sie hörte alles, was zwiſchen

schen dem Könige und dem Minister vorging, denn dieser sprach ganz laut, sie aber sprach selten darein und noch seltener etwas von Bedeutung. Oft fragte sie der König um ihre Meinung, dann sprach sie immer mit der größten Zurückhaltung und Bescheidenheit, nie, oder doch höchst selten, schien sie für eine Sache und noch weniger für eine Person interessirt zu seyn; aber sie war mit dem Minister einverstanden, der weder bey ihren vertrauten Unterredungenr ihr zu widersprechen, noch vor dem Könige in ihrem Beyseyn gegen ihre Meinung zu reden wagte. Sobald die Ertheilung irgend einer Gnade oder eines Amtes zur Verhandlung kommen sollte, wurde die Sache vorher von dem Minister und der Frau von Maintenon besprochen und entschieden, ehe sie dem Könige bey der Arbeit vorgelegt wurde; dadurch wurden oft manche Dinge aufgeschoben, ohne daß der König oder irgend jemand wußte warum? Frau von Maintenon ließ dem Minister gewöhnlich sagen, daß sie ihn vorher sprechen wollte; und er wagte es nicht, eine Sache zur Sprache zu bringen, worüber er vorher nicht seine Befehle erhalten hatte und worüber sich zu besprechen sie wegen der Umstände keine Zeit hatten finden können. War dieß geschehen, so that der Minister den Vortrag und legte eine Liste vor: fiel der König durch Zufall auf das Subject, das die Maintenon bestimmt hatte, so hielt ihn der Minister dabey fest; fiel er auf ein anderes, so lenkte er seine Aufmerksamkeit auf die übrigen, ließ den König dann sprechen und erreichte dabey seinen Zweck. Selten schlug er ausdrücklich den vor, den er wollte, sondern immer mehrere zugleich, die er gleich würdig vorzustellen suchte und dadurch den König unschlüssig machte; dann fragte ihn der König um seine Meinung, worauf er noch einmal die Gründe, die für jeden sprächen,

durch-

durchlief und endlich den heraushob, den er gewählt haben wollte. Der König war faſt immer unentſchlüſſig, und fragte die Maintenon, was ſie dazu ſage? Sie lächelte, that als nähme ſie keinen Antheil daran, ſagte bisweilen etwas zum Vortheil eines andern, kam dann auf den zurück, den der Miniſter unterſtützt hatte, oder ſie ſprach gleich anfangs für ihn und gab der Sache die Entſcheidung, ſo daß ſie über den größten Theil, wo nicht über alle Würden, Aemter und Ehrenbezeugungen, über die zwiſchen dem Könige und dem Miniſter verhandelt wurde, ganz allein diſponirte. Bisweilen wenn ſie ſelbſt für niemanden intereſſirt war, entſchied der Miniſter mit ihrer Genehmigung und Unterſtützung; und von allem dieſem hatte der König nicht den geringſten Verdacht. Er glaubte alles ſelbſt zu machen und ſein Wille galt doch nur in den wenigſten Fällen und immer nur zufälligerweiſe; wenn er, in ſeltenen Fällen, ſich durchaus für eine Perſon beſtimmt oder von einem, den er beſonders begünſtigen wollte, Fürſprache für einen andern angenommen hatte.

In Staatsgeſchäften, wenn die Maintenon ſie nach ihrem Willen lenken wollte, was aber beyweitem nicht ſo gewöhnlich war als bey der Ertheilung von Aemtern und Würden, hatte daſſelbe Verſtändniß zwiſchen ihr und dem Miniſter und faſt dieſelbe Procedur ſtatt. Durch alle dieſe Kunſtgriffe konnte das gewandte Weib faſt machen was ſie wollte; doch konnte ſie nicht alles durchſetzen, auch nicht immer wenn und wie ſie wollte. Wenn der König auf ſeinem Sinne beharrte, ſo gab es noch ein Mittel: man ſuchte die Sache zu verwirren und hinauszuſchieben oder man brachte etwas anderes zur Sprache,

als wenn es sich hierauf bezöge und lenkte so die Aufmerksamkeit ab, oder man schlug vor, sich erst in der Sache zu unterrichten. So ließ man sie in Vergessenheit kommen, wagte dann noch einmal den Versuch und war oft glücklicher. Auf dieselbe Art wurde verfahren, wenn Fehler beschönigt oder vergrößert, wenn Rechte und Verdienste geltend gemacht oder übersehen und wenn Unglück oder Glück bereitet werden sollte. Dieß machte die Arbeitsstunden des Königs bey der Maintenon für die Unterthanen so gefährlich; darum war es für die Maintenon so unentbehrlich, die Minister in ihrer Gewalt zu haben; und darum war es ihnen so leicht, so hoch zu steigen und diese grenzenlose Gewalt und Autorität für sich und die Ihrigen zu erlangen: die Maintenon unterstützte sie in allem, um sie sich mehr zu verbinden. Wenn sie zur Arbeit erwartet wurden, oder eben weggegangen waren, nahm sie oft Anlaß, den König über sie auszuforschen, sie zu entschuldigen, sie zu rühmen, sie wegen ihrer vielen Arbeit zu bedauren und ihre Verdienste herauszuheben; und sollte etwas zu ihrem Vortheil durchgesetzt werden, so suchte sie es einzuleiten oder gar förmlich zur Sprache zu bringen, als wären die Minister zu bescheiden und als forderte es der Vortheil des Königs, sie zu ermuntern, damit sie ihn immer thätiger unterstützten. So hatte ein ewiger Wechsel gegenseitiger Bedürfnisse und Dienstleistungen zwischen ihnen statt, wovon der König nicht das geringste ahnete; und darum waren auch ihre Bemühungen immer regt das gute Vernehmen zu erhalten.

Wenn Frau von Maintenon nichts ohne sie vermochte, so konnten die Minister ebenfalls sich nicht ohne sie, am allerwenigsten aber, wenn sie ihnen feind

war,

Seite

lien, mit denen er sehr nahe verwandt war, in grossem Ansehn stand. Er war ein Sohn des Grafen Drogo (eines Bruders Wiscards von Apulien, und Rogers von Sicilien,) welcher nach dem Tode seines ältern Bruders Wilhelm Eisenarm das Herzogthum Apulien bekam. Sein Ansehn, seine Macht, und seine hohe Geburt konnten ihm das Recht geben, Gesandte an Alexius zu schicken, deren Namen hier von Anna angeführt werden, und seine Streitigkeiten über die väterliche Verlassenschaft mit Bohemund und Roger Herzog von Apulien, dessen Vasall er war, veranlassten ihm wahrscheinlich sich zur kaiserlichen Partey zu schlagen.

61. Nach Verlauf eines halben Jahrs.

Tyrius B. 11. C. 48, stimmt hiermit überein, wenn er sagt: Nach geschlossenem Bündniß entließ Bohemund die Pilger, welche ihrem Gelübde nach, die Reise nach Jerusalem vollenden mußten. Er selbst kehrte nach Apulien zurück, wo er sich mit den Angelegenheiten seines Hauses beschäftigte, bis er ein halbes Jahr nachher, da er sich schon zu einer neuen Fahrt anschickte hatte, an einer schweren Krankheit starb. Also muß er im Jahr 1109 gestorben seyn. Nach andern fällt die Zeit seines Todes, ein oder zwey Jahr später.

66. Und daselbst den Grafen Plectran.

Plectran ist Bertrand Graf von Tripolis des Sangeles, oder Raimunds Grafen von Toulouse natürlicher Sohn. Er eroberte kurz vorher mit Hülfe der Genueser und des Königs Balduin, Tripolis, und leistete, ehe er nach Palestina ging, zu Constantinopel den Eid der Treue.

66. Simon ein Anverwandter Balduins.

Simon ist eben der, den Tyrius Sohn des Herzogs nennt: Vielleicht war es ein Sohn Herzogs Heinrich von Limburg, dessen Gemahlin, und Balduin Geschwisterkinder waren. Eustach I. Graf von Boulogne zeugte unter andern Kindern den Eustach II. den

wär, behaupten. Waren ſie zu weit gegangen und ſah ſie ſich im Stande, ſie zu züchtigen, oder waren ſie in Ungnade bey ihr gefallen, ſo war ihnen der Untergang geſchworen; und dieſen Schwur hielt ſie gewiß, denn bey aller Frömmigkeit, die ſie ſo meiſterhaft heuchelte, konnte ſie nie jemanden etwas verzeihen. Sie brauchte aber dazu Zeit, Vorwand und Liſt und bisweilen viel.

Als ſie Chamillart zu Grunde richtete, hatte vorher ſchon Louvois ihr unterliegen müſſen; Pontchartrain erhielt ſich nur durch die Gunſt des Königs, der ſeine Talente ſchätzte, durch die ſchwierige Verwaltung der Finanzen während des Kriegs und durch das kluge Betragen ſeiner Frau, die ſich noch lange in gutem Vernehmen mit der Maintenon erhielt, als er ſelbſt ſchon bey ihr in Ungnade ſtand; ein wahres Aſyl aber war für ihn die Kanzlerſtelle, die ſich zur rechten Zeit für ihn öffnete. Der Herzog von Beauvilliers war zu verſchiedenen Zeiten zweymal ſeinem Sturze nahe, und nur ein Wunder konnte ihn beide mal retten. Wenn die Miniſter, und zwar die aller angeſehenſten, ſo viel von der Maintenon zu fürchten hatten, ſo kann man ſich vorſtellen, wie viel ſie erſt gegen andere vermocht haben mag, die weit weniger im Stande waren, ſich gegen ihre Anariffe zu vertheidigen, die ſie nicht einmal vorherſehen konnten. Manche wurden daher zu Grunde gerichtet, ohne zu wiſſen warum und gaben ſich vergebens Mühe, die Urſache ihres Unglücks zu entdecken und abzuwenden.

Die ſeltnern und kürzern Geſchäfte mit den Generalen wurden gewöhnlich Abends in ihrer und des Kriegsſtaatsſecretärs Gegenwart abgemacht. Pontchartrain, der immer alle Arten von Neuigkeiten und

Anecdoten von Paris und vom Hofe anzubringen hatte, gab ihr viel Gelegenheit zu schaden und zu nützen. Torcy arbeitete nicht bey ihr und sah sie fast niemals; auch war sie ihm nicht günstig und noch weniger seiner Frau, die ihr schon durch ihren Namen Arnaud verhaßt war. Torcy hatte das Postwesen unter sich; und alle Geheimnisse desselben kamen durch seine Hände vor den König. Dieser gab der Maintenon öfters Fragmente davon zu lesen, aber sie erfuhr davon nichts Ganzes und nur soviel als der König sie wissen lassen wollte. Die auswärtigen Angelegenheiten wurden im Staatsconseil verhandelt; war die Sache dringend, so trug sie Torcy sogleich ohne Aufschub dem Könige vor, also zu keiner bestimmten Zeit; und der König hatte mit ihm keine regelmäßige besondere Arbeit. Frau von Maintenon hätte gern gesehen, diese Art von Geschäften wären eben auch bey ihr zu bestimmten Stunden vorgenommen worden, um auf die Staatsgeschäfte und die darin begriffenen Personen denselben Einfluß zu haben, den sie auf die übrigen Angelegenheiten hatte: aber Torcy wußte sich klug vor dieser Falle zu hüten. Er schob den Vorschlag immer zurück, indem er einwendete, er habe nicht genug Geschäfte, um diese regelmäßigen Stunden auszufüllen. Nicht als ob der König sie nichts von diesen Angelegenheiten hätte wissen lassen; aber sie fühlte zu sehr, wie weit vortheilhafter es sey, einer regelmäßigen geordneten Arbeit beyzuwohnen, wo sie mit Muße und Ueberlegung ihre Geschicklichkeit üben könnte, als so mit dem Könige allein über die Dinge, die er sie wissen ließ, sich zu erklären und ohne allen Rückenhalt sich ihm gegenüber zu stellen. Wenn sie sich für irgend eine Sache entschieden erklärte und offenbar jemanden begünstigen oder schaden wollte, so war der König sehr auf seiner

Hut.

Hut. Es iſt ihr mehrmals begegnet, daß wenn man nicht behutſam genug war und er bemerkte, daß ein Miniſter oder ein General einen Verwandten oder eine Creatur der Frau von Maintenon begünſtigte, er ſich ſtandhaft widerſetzte und dann halb ſpöttiſch halb unwillig ſagte: „der verſteht vortrefflich den Hof zu machen; es kam freilich nicht auf ihn an, den zu unterſtützen; denn er iſt ein Verwandter oder Begünſtigter von Frau von Maintenon.“ Dieſe Ausfälle machten ſie ſehr furchtſam und vorſichtig, wenn ſie ſich in irgend einer Sache oder in Rückſicht einer Perſon gegen den König erklären ſollte; auch wies ſie jeden, der ſich, wenn auch nur um eine Kleinigkeit, an ſie wandte, mit der Antwort ab: ſie bekümmre ſich um nichts; und wenn ſie je zuweilen etwas offener war und die Sache auf einen Miniſter ankam, auf den ſie rechnen konnte, ſo wies ſie die Perſon an dieſen und verſprach, mit ihm darüber zu ſprechen. Aber wie ſchon geſagt, nichts war ſeltner. Demungeachtet wandte man ſich häufig an ſie, um ſich durch dieſe Huldigung wenigſtens vor ihr als Widerſacherin zu ſichern, und in der Hoffnung, daß ſie ungeachtet dieſer abſchreckenden Antwort doch das thun würde, um was man ſie bat, wie es auch oft der Fall war. Es waren nicht mehr als höchſtens in allem fünf bis ſechs Perſonen, die größtentheils von vorigen Zeiten her ihre Freunde waren, mit denen ſie offener, wiewohl immer etwas zurückhaltend und vorſichtig ſprach, und für die ſie ſoviel that als ihr immer möglich war; und gewöhnlich wiewohl nicht allemal ſetzte ſie für ſie alles durch. Der Wunſch ſich in die auswärtigen Angelegenheiten ſo wie in die übrigen Geſchäfte zu miſchen und die Unmöglichkeit die Expedition derſelben auf ihr Zimmer zu ziehen, vermochte ſie dazu, daß ſie die Prinzeſſin von Urſins

zu jenem Ansehen in Spanien erhob und bis zum Utrechter Frieden auf Kosten Torcy's und der Französischen Gesandten in Spanien, das heißt auf Kosten Spaniens und Frankreichs ihr, sich zu behaupten, half: denn die Prinzessin hatte die Klugheit sie an allem Theil nehmen zu lassen und ihr glauben zu machen, daß sie nur unter ihrer Leitung den Hof von Spanien beherrsche. Doch wir kommen darauf zurück, wie der König diese Herrschsucht bisweilen in ihre Schranken zurück wies.

XX.

Hindernisse, die ihr im Wege stehen.

Le Tellier, in einer weit frühern Periode noch ehe er Kanzler wurde, kannte den König in diesem Stücke sehr gut. Einer seiner besten Freunde, denn er hatte Freunde und verstand es welche zu haben, bat ihn einst um etwas, das ihm sehr am Herzen lag. Le Tellier versprach alles mögliche zu thun. Seinem Freunde behagte diese Antwort nicht, und er sagte ihm frey heraus, diese Antwort hätte er ihm nicht geben sollen. „Sie wissen nicht, wie die Sachen stehen, antwortete le Tellier; von zwanzig Sachen, die wir dem Könige vortragen, wissen wir gewiß, daß neunzehn nach unserm Wunsche gehen, aber wir wissen auch, daß die zwanzigste wider unsern Wunsch entschieden wird. Welche nun von den zwanzigen wird wider unsern Wunsch entschieden werden? das wissen wir nicht, und es ist gewöhnlich die, wofür wir uns am meisten interessiren. Dieses Recht der Willkühr hat sich der König vorbehalten, um uns zu zeigen, daß er Herr

ist

ist und regiert. Kömmt zufälligerweise ein Fall vor, wo er auf seiner Meinung beharrt und wir es für wichtig genug halten, auch auf unsrer Meinung zu beharren, so haben wir gewöhnlich einen Ausfall vom Könige auszuhalten. Haben wir aber den ausgehalten und unsre Meinung aufgegeben, so begnügt sich der König damit, uns unsre Schwäche gezeigt zu haben und es reut ihn, uns so gekränkt zu haben; er wird dann nachgiebig und biegsam und dann ist die Zeit, wo wir machen können, was wir wollen." In der That betrug sich der König gegen seine Minister so, die ihn, selbst die jüngern, die mittelmäßigsten Köpfe und die, welche am wenigsten in Credit bey ihm standen, vollkommen beherrschten. Dennoch war er beständig auf seiner Hut sich nicht beherrschen zu lassen, und glaubte immer, daß sein Wille gelte und er sich nicht beherrschen lasse.

XXI.

Zwistigkeiten zwischen ihr und dem Könige.

Eben dieß Betragen behauptete er gegen die Maintenon, gegen die er bisweilen heftige Ausfälle that, welche er nachher sich selbst zum Verdienst anrechnete. Bisweilen kam es so weit, daß sie in Thränen ausbrach und mehrere Tage in Verlegenheit war. Seitdem sie an die Stelle des Leibarztes Daquin, den sie, weil er eine Creatur der Montespan war, um seine Stelle brachte, Fayon dem Könige zum Arzte gegeben hatte, um diesen klugen und ihr ganz ergebenen Freund, den sie sich auf ihren Reisen ins Bad, wo er den Herzog du Maine begleitete, zu eigen gemacht hatte, in dieser dem Könige so nahen Stelle als ersten

Leibarzt, wo sie ihn alle Morgen sahe, mit Vortheil benutzen zu können; stellte sie sich jedesmal krank, wenn ihr ein solcher Auftritt begegnet war, und gab dadurch der Sache gewöhnlich die vortheilhafteste Wendung. Aber dieser Kunstgriff und wenn es auch unverstellte Wahrheit gewesen wäre, vermochte keinesweges den Sinn des Königs zu beugen, in welchem Falle es auch seyn mochte. Der König war ein vollkommner Egoist und nahm auf niemanden, wer es auch seyn möchte, Rücksicht, ausser in Bezug auf sich selbst. Er besaß hierin die äusserste Härte. In den Perioden der größten Leidenschaft für seine Mätressen zwang er sie, ohne alle Rücksicht auf ihren körperlichen Zustand und wenn es ihnen noch so beschwerlich war, mit ihm zu reisen und in Galla zu erscheinen; (denn damals erschienen die ausgezeichnetsten Damen nie anders, sowohl im Wagen als irgend wo am Hofe; bevor Marly diese Etikette ein wenig milderte, konnte sie nichts davon dispensiren). Sie mochten schwanger, krank, noch nicht aus den Wochen oder sonst in übler Disposition seyn, sie mußten doch in Galla erscheinen, geputzt und in Kleider eingepreßt, sie mußten ihn bis nach Flandern und noch weiter begleiten, sie mußten tanzen, den Schlaf entbehren, Feste mitmachen, essen, lustig und guter Laune seyn, reisen und spazieren gehen. sie mußten nichts zu fürchten scheinen und alles ertragen, Hitze, Frost, Wetter und dergleichen Unannehmlichkeiten; und das alles zu bestimmten Tagen und zu bestimmten Stunden und Minuten. Seine Töchter behandelte er eben so, und hatte auch nicht mehr Schonung für die Herzogin von Berry und Burgund. Jayon und die Frau von Maintenon und andere mochten dagegen sagen und thun was sie wollten; wiewohl er die

Herzo-

Herzogin von Burgund auf das zärtlichste liebte. Denen verursachte er dadurch eine unzeitige Niederkunft. Die Anecdote, wie er sich dabey benahm, wie wohl noch keine Kinder da waren, ist zu wichtig und zu charakteristisch, um nicht angeführt zu werden.

XXII.

Characteristischer Zug des Königs bey der unzeitigen Niederkunft der Herzogin von Burgund.

Die Herzogin von Burgund war schwanger und sehr unpäßlich; der König wollte wider seine Gewohnheit gleich mit anbrechendem Frühling nach Marly gehen und hatte es schon deklarirt. Seine Enkelin, die ihn amüsirte und ihm unentbehrlich geworden war, sollte mit reisen. Frau von Maintenon fürchtete für sie; Fagon ließ behutsam seine Meinung merken. Dieß machte den König unwillig, er wollte in nichts eingeschränkt seyn. Er hatte ja wohl sonst seine Maitressen schwanger oder kaum dem Wochenbette entstiegen, im Gallaanzug mit sich geführt. Der Zustand der Herzogin von Burgund konnte also die Reise nicht abändern und sie mußte den König begleiten.

Der König war noch nicht lange in Marly, als wir mit ihm zwischen dem Schloß und der Perspective beim Karpfenbassin standen, wo er sich mit den Fischen amüsirte. Da sahen wir auf einmal die Herzogin von Lude auf uns zu kommen, und doch war keine Dame beym König. Er merkte, daß sie ihm etwas dringendes zu sagen hatte, und gieng ihr entgegen,

indem die andern zurückblieben. Gleich darauf kam der König wieder zu uns zurück; alle sahen was vorgegangen war, niemand aber sagte ein Wort. Endlich sagte der König, indem er beym Bassin stand und niemanden dabey ansah, mit dem Tone des Verdrusses: „Die Herzogin von Burgund hat abortirt.“ Bey diesen Worten fingen Hr. von Rochefoucault, Hr. von Bouillon, der Herzog von Tremes und der Marschall von Boufflers an, ihr Erstaunen und ihr Bedauren zu bezeigen. Ersterer sagte mit lebhaftem Ausdruck: Dies sey der unglücklichste Fall, den es geben könne, und da sie mehrmals zu früh niedergekommen sey, so würde sie vielleicht gar keine Kinder mehr bekommen. „Nun wenn das auch wäre, antwortete der König aufgebracht, was macht es mir? Hat sie nicht schon einen Sohn, und wenn auch der stürbe, ist nicht der Herzog von Berry in dem Alter, welche zu bekommen? Was macht es für mich, ob der eine oder der andere mein Nachfolger wird? Sind sie nicht meine Enkel? Sie ist zu früh niedergekommen, weil sie dazu disponirt war. Ich will mich künftig nicht mehr in meinen Reisen und was ich sonst Lust zu thun habe, von Aerzten und Wehmüttern stören lassen. Ich werde gehen und reisen, wohin es mir beliebt, und man mag mich in Frieden lassen.“

Eine Todtenstille erfolgte auf diese heftige Antwort; man schlug die Augen nieder, man wagte kaum zu athmen, so überrascht war man. Das Stillschweigen dauerte über eine Viertelstunde, bis es der König unterbrach, indem er auf das Geländer gelehnt eine Bemerkung über einen Karpfen machte. Niemand antwortete und der König entfernte sich. Als er weg war, begegneten sich unsere Augen und sagten

sich

ſich alles: man erſtaunte, man bedauerte und zuckte die Achſeln. Hr. von Rochefoucault war ganz in Wuth, der erſte Stallmeiſter war auſſer ſich vor Erſtaunen und ich ah daraus, daß ich mich nicht getäuſcht und dem König nicht unrecht gethan hatte, wenn ich urtheilte, daß er niemand liebte und auf niemand Rückſicht nahm, als auf ſich ſelbſt und daß er nur ſich ſelbſt zum Zweck machte. Dieſer ſonderbare Vorfall erſcholl weit über Marly hinaus.

XXIII.

Reiſen des Königs.

Auf Reiſen begleiteten den König in ſeinem Wagen beſtändig Damen, entweder ſeine Maitreſſen oder nachher ſeine natürlichen Töchter, ſeine Schwiegertöchter, bisweilen ſeines Bruders Gemahlin oder ſonſt Damen vom Hofe, wenn noch Platz im Wagen war; dies geſchah bey Jagdparthien, auf ſeinen Luſtreiſen nach Fontainebleau, nach Chantilly und nach Compiegne, auch auf ſeinen Geſchäftsreiſen. Auf kleinere Jagdparthien, wenn er ſpazieren fuhr oder auf eine Nacht nach Marly oder Meuden reiſte, fuhr er allein in einer Kaleſche. Er ſcheute die Geſpräche, die ſeine Staatsbedienten mit ihm im Wagen führen konnten; und, wie man ſagte, hatte ihn der alte Theroſt vor mehr als vierzig Jahren, weil er gern ſolche Gelegenheiten benutzte, um ihm manches zu ſagen, dazu vermocht, ſich immer die Damengeſellſchaft zu wählen. Auch ſahen es die Miniſter gern, die ſonſt beſtändig hätten in Sorgen ſeyn müſſen, daß der König, der ſich ihnen nur ganz allein anvertraute, auch andern Gehör geben möchte. Für die Damen, es

moch-

mochten Maitreſſen oder Töchter des Königs ſeyn, und für die wenigen andern, die im Wagen Platz finden konnten, gab es ſelten Gelegenheit, ſolche Geſpräche anzufangen, und ihr Geplauder war nicht zu fürchten. Auf der Reiſe gab es im Wagen allerhand zu eſſen, Fleiſch, Gebacknes, Früchte. Man war kaum eine Viertelmeile gefahren, ſo fragte der König ſeine Begleiterinnen, ob ſie nicht eſſen wollten: er ſelbſt genoß nie etwas zwiſchen der Mahlzeit, nicht einmal ein Stück Obſt; aber er ſahe es außerordentlich gern, wenn man ſich dickevoll aß. Man mußte guten Appetit haben und aufgeräumt ſeyn, ſonſt war er unzufrieden und ließ ſichs wohl gar merken. Es mochte eine Dame noch ſo zierlich und delikat thun, das half alles nichts; ſie mußten wenn ſie den Abend mit ihm ſpeiſten, und nicht mißfallen wollten, ſich eben ſo wacker halten, als wenn ſie den Tag über gar nicht gegeſſen hätten. Dabey durfte keine wagen, ſich eines Bedürfniſſes zu entledigen, was ohnehin für die Damen ſehr unſchicklich geweſen ſeyn würde, da die Begleitung des Königs, ſeine Leibwache vor und hinter dem Wagen und die Stallmeiſter neben dem Wagen ritten und einen Staub machten, daß man in der Kutſche hätte erſticken mögen. Der König war gern in freyer Luft und fuhr daher immer bey offnen Fenſtern; er würde es ſehr übel genommen haben, wenn eine Dame den Vorhang vorgezogen hätte, um ſich vor der Sonne, dem Winde oder der Kälte zu ſchützen. Er durfte nicht einmal gewahr werden, daß man incommodirt war. Gewöhnlich fuhr er entſetzlich geſchwind und mit Relais. Sich nicht wohl zu befinden, war ein Vergehn, das nicht wieder gut gemacht werden konnte. Die Herzogin von Chevreuſe, die der König immer ſehr gut leiden konnte und ſehr auszeich-

Seite

Vater Balduins ersten Königs von Jernsalem, und die Gerbera, Gemahlin des Grafen Friedrich von Luxenburg, deren Tochter Juntha, in der Ehe mit Herzog Heinrich von Limburg und Lothringen, den Simon zeugte.

67. Und hielten erst bey der Burg Ake inne.

Ake hieß nachher Aken, oder Ptolemais.

68. Sprach er den Grafen Jatzulin.

Jatzulin, ist Joscelin de Courtenay der dem Gervasius de Basilica oder de Bazocher im Fürstenthum Taboria oder Tiberias, und nachher dem Balduin nach dessen Erhebung auf den königlichen Thron, in der Grafschaft Edessa folgte.

68. Mittlerweile war Plectran gestorben.

Betrand Graf von Tripolis starb also im Jahr 1112 in welchem die Belagerung von Tyrus aufgehoben ward. Graf Pontius von Tripolis, den sie seinen Sohn nennt, heißt bey einigen ein Sohn der Aleida, Odo's des ersten Herzogs von Burgund, Tochter.

72. Diese Krankheit war weder ein Erbfehler.

Zu den zwey von Anna angegebenen Ursachen des Podagra, kann man noch eine dritte zählen, nemlich die, daß diese Krankheit nach Niceph. Call. B. 18 C. 40 Bericht, in Constantinopel endemisch gewesen.

75. Bestieg, auf eine Lanze gelehnt, seinen Wagen.

Im Original heißt es eigentlich: bestieg, das Wort in der Hand haltend, seinen Wagen. Du Fresne glaubt, daß Anna unter dem Worte die Fahne der Mutter Gottes versteht; weil Christus doch auch das Wort heisse; Mir scheint aber diese Erklärung zu unnatürlich, daß ich lieber aus dem λογος eine λογχη mache, die sich für einen podagrischen Kaiser in gegenwärtigen Fall besser schickt, als jene alten Lappen.

zeichnete, und die er, so oft er konnte, zu seiner Begleitung und Gesellschaft nahm, hat mir eine Anecdote erzählt, die sehr characteristisch ist. Als sie einmal mit dem Könige nach Fontainebleau fuhr, kam ihr nach Verlauf von zwey Stunden ein Bedürfniß an, dem man gewöhnlich nicht gern widersteht. Die Reise ging ununterbrochen fort, und der König hielt unterwegs zu Mittag nur ein wenig an, um im Wagen zu speisen. Das Bedürfniß verdoppelte sich mit jedem Augenblick; der Zeitpunkt während der Mahlzeit, wo sie in ein nahegelegenes Haus hätte gehen können, war zu unschicklich, und die Mahlzeit, wiewohl so sparsam als möglich, verschlimmerte ihren Zustand noch mehr. Sie war jeden Augenblick nahe dran, es zu gestehen und auszusteigen, und oft beynahe aus aller Fassung, aber ihr Muth half ihr aushalten, bis sie endlich nach Fontainebleau kamen, wo sie aus dem Wagen steigen konnte. Hier traf sie den Herzog von Beauvilliers, der den Tag vorher angekommen war und jetzt an den Wagen kam; statt dem Könige zu folgen, ging sie mit dem Herzog bey seit und entdeckte ihm ihren tödlichen Zustand. Sie gingen hierauf über den ovalen Hof in die dranstoßende Capelle, die eben offen war und wo täglich Messe gelesen wurde. Hier entledigte sich die Herzogin ihres Bedürfnisses, indem der Herzog von Beauvilliers vorn an der Thür stand und sie zuhielt. Man sieht, welchen Zwang sich diejenigen, die um den König und selbst bey ihm am besten gelitten waren, anthun mußten. Wenn dem König ein Bedürfniß ankam, so genirte er sich keineswegs, er stieg aus und die Damen durften sich nicht rühren.

Frau von Maintenon, welche die freye Luft scheute, konnte hierin nichts über ihn gewinnen; das

einzige erhielt sie von ihm, unter dem Vorwande der Bescheidenheit und anderer Gründe, daß sie in einem bescheidenern Wagen reise; aber sie mochte sich in einem Zustande befinden, in welchem sie wollte, so mußte sie reisefertig und zur bestimmten Minute reisen, angekommen und arrangirt seyn, wenn der König ankam und zu ihr ging. Sie reiste oft mit ihm nach Marly in einem Zustande, in dem man keine Magd reisen lassen würde. Einst reiste sie nach Fontainebleau, wo man befürchtete, sie würde unterwegs sterben; wie sie sich auch befunden mochte, so besuchte sie der König zur gewöhnlichen Stunde und nahm dort vor, was er sich vorgesetzt hatte. Höchstens lag sie in ihrem Bette; öfters lag sie im vollen Fieberschweiß, wenn der König kam, der die frische Luft liebte und die Stubenhitze nicht leiden konnte, so wunderte er sich daß alles zu wäre, ließ die Fenster öffnen und ließ sie, ohne auf die Kühle der Nacht Rücksicht zu nehmen, bis gegen zehn Uhr offen, wo er zu Tische ging. Sollte Concert bey ihr seyn, so ließ er sich durch kein Fieber, durch keine Kopfschmerzen abhalten, und wenn ihr der Kopf hätte zerspringen wollen. Der König ging immer seinen Gang fort, ohne zu fragen, ob es ihr gelegen wäre.

XXIV.

Das Innere des Hauses der Frau von Maintenon.

Die Leute der Frau von Maintenon, deren sie nur wenige hatte, waren bescheiden, ehrerbietig, untergeben und still. Das war der Ton im Hause, ohne

te den sie nicht lange würden geduldet worden seyn. Sie machten mit der Zeit ihr Glück, aber mittelmäßig, ihrem Stande gemäß und so daß weder Aufsehn noch Neid dadurch erregt wurde. Sie blieben alle im niedrigen Stande, mehr oder weniger wohlhabend. Die Weibspersonen führten beständig ein eingezogenes Leben; sie durften nicht allein nicht ausgehen, sie sollten auch niemanden bey sich zum Besuch haben, und selten und sparsam verhalf sie ihnen zu etwas. Der König kannte alle ihre Leute, er war mit ihnen familiär und plauderte oft mit ihnen, wenn er bey ihr war, ehe sie nach Hause kam. Niemand stand unter ihnen in einiger Achtung als die alte Dienerin, die nach Scarrons Tode in dem Spital St. Eustache mit ihr in einem Zimmer gewohnt und ihre kleine Küche in demselben Zimmer besorgt hatte. Nanon war damals ihr Name und noch jetzt nannte sie Frau von Maintenon so. Sie war anfangs die einzige Bedienung der Frau von Maintenon und hatte bey ihr in Glück und Unglück ausgehalten; jetzt war sie Madem. Balbien, und eben so bigot und alt wie ihre Gebieterin. Sie war eine wichtige Person; denn sie besaß das Vertrauen der Frau von Maintenon, was das Innere des Hauses betraf und hatte ein Auge auf die Mädchen, die nach einander von St. Cyr zu ihrer Gebieterin kamen, auf ihre Nichten und auf die Herzogin von Burgund, die es wohl merkte, und sie, ohne sie zu verziehen, ihre gute Freundin nannte. Sie trug sich in Kopfputz und Kleidung wie ihre Gebieterin und suchte sie in allem nachzuahmen. Von den legitimen und natürlichen Kindern bis auf die Prinzen von Geblüt und die Minister, war niemand, der ihr nicht den Hof machte und sich vor ihr in Acht nahm, ja ich kann sagen, ihr nicht Respect erwies; wer konnte, suchte

sie

sie durch Geld zu gewinnen, wiewohl sie im Grunde auf sehr wenige Dinge Einfluß hatte. Sie war ziemlich einfältig, selten und nur aus Dummheit boshaft, und dennoch war sie außerordentlich versteckt und gab sich nie bloß. Indessen weiß man eine Anecdote von ihr bey Gelegenheit der Stelle, welche die Herzogin von Lude erhielt und die ihr der König vier Stunden vorher zu geben gar nicht Willens zu seyn schien. Ihre Protection wegen der Reisen nach Marly war für sie gar nicht unnütz. Uebrigens war sie biegsam und unterwürfig, aber vergab auch bey aller Ehrerbietung ihrer Wichtigkeit nichts.

Frau von Maintenon, die im Privatzirkel förmlich die Königin machte, saß beständig im Bauteuil des Königs und der Königin von England in ihrem Lehnstuhl auf dem bequemsten Platze in ihrem Zimmer: sie stand vor niemanden von ihrem Sitze auf, höchstens vor dem Dauphin und dem Bruder des Königs, weil sie selten zu ihr kamen. Eben so kamen der Herzog von Orleans oder sonst ein Prinz von Geblüte nie zu ihr außer bey förmlicher Audienz; sehr selten die Söhne von jenem und der Herzog von Chartres, gewöhnlich nur wenn sie zur Armee abgingen oder wenn sie von da zurückkamen noch denselben Abend, oder wenn es zu spät war, den andern Morgen früh. Uebrigens stand sie vor keinem königlichen Prinzen, auch nicht vor ihren Gemahlinnen und den Bastarden des Königs auf, ausgenommen ein wenig vor den gewöhnlichen Personen, mit denen sie nicht in genauer Bekanntschaft stand, wenn sie Audienz bey ihr hatten: denn Bescheidenheit und Höflichkeit hat sie immer in solchen Dingen affectirt. Fast niemals nannte sie die Gemahlin des Dauphins anders als liebes Kind

(mit-

(mignone), sogar in Gegenwart des Königs, der Gesellschaftsdamen und Hofdamen; und das that sie bis an ihren Tod. Wenn sie von ihr oder von der Herzogin von Berry sprach in der nämlichen Gesellschaft, nannte sie sie nie anders als die Herzogin von Burgund oder die Herzogin von Berry oder die Dauphine und äußerst selten Madame la Dauphine; eben so sagte sie, der Herzog von Burgund, der Herzog von Berry u. s. w.

Wir haben gesehen, wie sie die königlichen Prinzen, die legitimen und Bastarde, kommen zu lassen pflegte, um ihnen den Kopf zu waschen; wie sie mit Zittern und Zagen herbeykamen und weinend von ihr weggingen, wie sie beständig in Angst waren, so lange ihre Ungnade dauerte. Die Herzogin von Burgund war die einzige, die sich durch ihre unvergleichliche Liebenswürdigkeit und durch ihre Vorsicht und Aufmerksamkeit diesen Unannehmlichkeiten entzog. Sie nannte sie nie anders als meine Tante.

Worüber man sich beständig verwunderte, war, wenn sie aus großer Gefälligkeit mit dem Könige in den Gärten von Marly promenirte. Von der Königin wäre der König tausendmal ungemurrter gewesen und hätte sich bey weitem nicht mit dieser Galanterie betragen. Er bezeigte ihr beständig die ausgezeichnetste Ehrerbietung und zwar im Angesichte des ganzen Hofes und der sämtlichen Einwohner von Marly, die sich daselbst einfanden.

Der König nahm an, dort als Privatmann zu seyn; der Wagen des Königs und ihre Sänfte gingen nicht neben einander, denn sie fuhr fast nie in einem offenen Wagen; der König saß allein in dem seinigen und sie in ihrem Tragsessel; begleiteten sie die Gemahlin

des Dauphins, die Herzogin von Berry oder einige von den Prinzessinnen, so giengen diese zu Fuß hinten nach oder neben her. Führen sie mit den Damen in einem Wagen, so folgten sie hinterdrein in einiger Entfernung und fuhren nicht weiter vor. Oft ging der König zu Fuß neben der Sänfte her, und jeden Augenblick nahm er den Hut ab und neigte sich zu ihr hin, um mit ihr zu sprechen oder ihr zu antworten, wenn sie etwas zu ihm gesagt hatte. Aber sie sprach viel weniger als er, er hatte ihr immer etwas zu sagen, und Bemerkungen zu machen.

Da Frau von Maintenon die freye Luft sehr scheute, selbst bey dem schönsten heitersten Wetter, so ließ sie allemal das Seiten-Fenster einige Fingerbreit nieder und zog es den Augenblick wieder hinauf. Wenn sie sich hatte niedersetzen lassen, um die neue Fontäne in Augenschein zu nehmen, so machte sie es eben so; oft kam die Gemahlin des Dauphins und setzte sich vorn auf eine der Tragstangen und nahm am Gespräch theil; aber das Vorderfenster blieb immer zu. Gewöhnlich begleitete sie der König auf der Promenade bis nahe bey Marly zurück und ging dann noch länger spazieren. Dieß war ein Schauspiel, an das man sich nie gewöhnen konnte. Die kleinen Umstände entgehen fast immer den Erzählern: indessen geben sie oft die Hauptzüge, die das Gemählde charakterisiren.

Die Aufsicht über die Enkelschwiegertöchter des Königs und seine natürlichen Töchter, und die Befehle, die sie ihnen zu ertheilen hatte; die Ausspähung der Neuigkeiten des Hofes, ob die Damen ausschweifften oder fromm waren, ob sie strenge Sitten oder Abentheuer liebten, wie das Betragen der Gemahlinnen der Minister und der Minister selbst war, und die ver-

verſchiedenen Dingen, welche ihr ihre Spione zutrugen, die Geſellſchaften, in denen jene Prinzeſſinnen mit den jungen Damen vom Hofe oder unter ſich zuſammen kamen und was darinn vorging, die Zuerkennung von Strafen und Belohnungen, worein jene in Büßungen und Ausſchließungen beſtanden und dieſe in Privilegien bald mit nach Marly zu reiſen, bald bey den Vergnügungen der Gemahlin des Dauphins zu ſeyn: dieß waren die Gegenſtände, womit ſich Frau von Maintenon beſchäftigte, und womit ſie auch den König unterhielt, der aber die Dinge ernſtlich zu nehmen pflegte. So hatte ſie Stoff zur Unterhaltung und Gelegenheit, bald zu nützen bald zu ſchaden und das Geſpräch von weitem auf Dinge zu lenken, die ſie zur Sprache bringen wollte. Wir haben geſehen, daß, wenn ſich jemand an ſie wandte, ſie ſich damit entſchuldigte, ſie bekümmere ſich um nichts; und daß diejenigen, die näher mit ihr umgingen, nicht wenig von jener entſetzlichen Veränderlichkeit zu leiden hatten, vermöge welcher ſie ſo oft ohne allen Grund ihre Liebhabereyen, ihre Neigungen und Wünſche änderte. Wollte man das Uebel heben, ſo machte man es nur ärger; das beſte war ſich verſtohlen zurückzuziehen. Oft wenn ſie ſich von jemanden abgezogen hatte, näherte ſie ſich ihm ſelbſt wieder, oft war aber auch ihre Gunſt unwiederbringlich verloren. Dieſe Veränderlichkeit, der alles unterworfen war, war für die Miniſter, für diejenigen die mit ihr in Geſchäften und Verhältniß ſtanden und für die wenigen Frauenzimmer, für deren Erziehung und Bildung zu ſorgen ſie ſich in Kopf geſetzt hatte, außerordentlich läſtig. Was ihr geſtern gefallen hatte, war heute ein Fehler; was ſie gebilligt, ja vielleicht ſelbſt angegeben hatte, tadelte ſie wieder und man wußte immer nicht, ob man Lob oder Tadel verdient habe. Es

wäre das allergefährlichste gewesen, wenn man ihre Veränderlichkeit zur Entschuldigung hätte brauchen wollen. Ihre Unbeständigkeit erstreckte sich sogar auf ihre Favoriten; selbst ihre Kleidung und die Art ihres Kopfputzes war ein Gegenstand derselben. Niemand von allen, die unter verschiedenen Eigenschaften nahe um ihre Person waren, hat dieser ewigen unerträglichen Veränderlichkeit entgehen können. Das einzige Beständige an ihr war ihre Herrschsucht.

Denk

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Louis de St. Simon.

Drittes Buch.

Französische Hofanecdoten aus den letzten Jahren des XVII. Jahrhunderts.

Seite

81. Das mehreste hievon hab' ich zu einer Zeit aufgesetzt.

Aus dieser Stelle erhellt, daß Anna bis auf die Zeiten Kaisers Michael gelebt, und also wenigstens sechzig Jahr alt geworden sey. Wenn sie gestorben, ist unbekannt, so wie überhaupt das Schicksal, das sie nach dem Tode ihres Vaters und ihres Gemahls traf. Wenn die Nachkommen ihres Vaters sie vom Hofe verbannten, so hat sie sich dafür durch die vorhergehende Stelle auf der 71sten Seite zur Gnüge gerächt.

83. Philippopolis liegt mitten in Thracien.

Anna irrt, wenn sie sagt, daß diese Stadt ehemals Krenidas geheissen, welcher Name der Stadt Philippis in Thracien zukommt, die auf einem Hügel erbaut ist, um den mehrere Quellen entspringen.

89. Wo Sultan Solyman.

Solyman, nemlich der jüngere, dem die Kreuzfahrer Nicäa abnahmen.

89. In Klitziasthlans Antheil bey Iconium.

Iconium, eine Stadt in Lycaonien oder Cappadocien, Residenz des Sultans Klitziasthlan. Hieraus erhellet, daß Klitziasthlan, Sohn Salymanns des ältern und Bruder Salymans des jüngern vorzüglich in Iconien und Kappadocien regieret habe. Wahrscheinlich aber ist der Klitziasthlan, den Anna in diesem Buche als einen jungen Mann schildert (S. 97.) und ihn auch Saisan nennt, verschieden von dem Klitziasthlan, der seinem Vater Solyman in der Regierung zu Nicäa folgte.

95. So lange zu Principus aufgehalten hatte.

Principus, ist eine Insel in der Nähe von Byzanz und Chalcedon.

94. Von hier zog Bardas.

Burtzes. Bardas, Burtzes benannt, vielleicht ein Sohn des Burtzes (oder eben derselbe) der ein Fürst von Choma und Cappadocien war. Siehe die Anmerkung

I.

Lager bey Compiegne.

Montags am 28. August reiste der Hof nach Compiegne ab. Der König ging über Saint Cloud und übernachtete zu Chantilly: hier hielt er sich einen Tag lang auf und kam Sonnabends zu Compiegne an. Das Hauptquartier war im Dorfe Condün, wo der Marschall von Boufflers seine Zelte dicht an den Häusern aufgeschlagen hatte. Der König führte den Herzog und die Herzogin von Burgund mit sich ins Hauptquartier, wo sie eine prächtige Collation einnahmen. Die vortreffliche Einrichtung der Armee erregte so sehr ihr Erstaunen, daß der König auf dem Rückwege nach Compiegne zu Livry, der auf seinen Befehl im Lager für den Herzog von Burgund die Feldtafel zubereitet hatte, sagte, der Herzog dürfe nicht Tafel halten; was er auch thun könnte, es würde nichts in Vergleichung seyn mit dem, was er so eben gesehn hätte, und wenn der Herzog den andern Morgen ins Lager ginge, so müße er bei dem Marschall von Boufflers speisen. Dem König machte es viel Freude, wenn er die Damen seine Truppen sehen lassen konnte und das ganze Schauspiel eines Lagers, ihren An-

marsch, das Lagerschlagen, ihre Vertheilung, ihre Detachements, die verschiedenen Märsche, das Fouragiren, die Manövers, Scharmützel, Transporte u. s. w. Die Herzogin von Burgund, die Prinzessinnen und der Dauphin speisten oft bey dem Marschall zur Collation, wo seine Gemahlin ihnen die Honneurs machte. Der Dauphin speiste auch bisweilen Mittags bey ihm und der König brachte den König von England mit, der auf drey oder vier Tage ins Lager gekommen war. Seit vielen Jahren hatte der König niemanden diese Ehre erzeigt und noch seltener war die Ehre, zwey Könige zugleich zu bewirthen. Der Dauphin und die drey Prinzen speisten mit und noch ausserdem zehn oder zwölf von den Vornehmsten des Hofes und der Armee. Der König nöthigte den Marschall sehr, sich mit zu Tische zu setzen, aber er that es nie. Er servirte dem Könige und dem Könige von England und sein Schwiegervater der Herzog von Grammont dem Dauphin. Der König hatte auf dem Hinwege die Truppen zu Fuß an der Fronte des Lagers gesehen, auf dem Rückwege sahen sie die ganze Infanterie ihre Manoeuvres machen, in zwey Linien gegen einander über gestellt. Den Tag vorher hatte der König den König von England zur Revue geführt, welche auch die Herzogin von Burgund, die Prinzessin von Conty und alle Damen vom hohen Adel mit ansahen. In zwey andern Wagen, welche folgten, saßen alle die übrigen Damen.

Der König wollte zu Compiegne das vollständige Schauspiel des Krieges geben. Man nahm demnach die Belagerung von Compiegne in aller Form, doch vereinfacht vor, mit Linien, Laufgräben, Batterien u. s. w. Crenan vertheidigte den Platz und der Sonnabend der 13. September war zum An-

Angriff bestimmt. Um das Schloß nach dem Felde zu war ein alter Wall, welcher in gleicher Höhe mit dem Apartement des Königs war, und die ganze Gegend beherrschte. Am Fuße desselben war eine alte Mauer und etwas seitwärts vom Apartement des Königs stand eine Windmühle. Auf diesen Wall begab sich der König am Tage des Angriffs in Begleitung aller Damen, die da waren, in dem schönsten Wetter das man sich wünschen konnte; denn von da aus konnte man die ganze Ebene und die verschiedenen Stellungen der Armee übersehen. Es war der prächtigste Anblick, den man sich denken konnte, die ganze Armee und die ungeheure Menge von Zuschauern aller Art, die in einiger Entfernung von den Truppen standen, um ihnen nicht im Wege zu seyn, und nun dieses Spiel des Angriffs; denn es war nichts dabey Ernst als das Schauspiel und der einzige Zweck, die Richtigkeit der Bewegungen.

Aber ein Schauspiel von einer andern Art, das mir unvergeßlich seyn wird, so sehr hat es mich frappirt, war auf dem Walle für die ganze Armee und für die unzählbare Menge der Zuschauer, die sich in der Ebene und auf dem Walle selbst befanden, zu sehn. Frau von Maintenon saß auf dem Walle im Angesicht der ganzen Ebene in ihrer Sänfte. Auf der vordern Tragestange zur linken saß die Herzogin von Burgund und auf derselben Seite standen in einem Halbzirkel um die Sänfte herum die Herzogin, die Prinzessin von Conty und alle die übrigen Damen vom Hofe und hinter diesen die Herren. Am rechten Fenster der Sänfte stand der König und ein wenig weiter hinten waren in einem Halbzirkel die ausgezeichnetern Herren vom Hofe. Der König hatte fast beständig den Hut unten und bog sich jeden Augenblick zur Sänfte hin, um

mit Frau von Maintenon zu sprechen, der er alle die Bewegungen der Armee erklärte, und die jedesmal die Artigkeit hatte, das Fenster vier oder fünf Finger breit herunter zu ziehen, niemals aber bis zur Hälfte. Bisweilen öffnete sie das Fenster um den König zu fragen, aber gewöhnlich bog er sich zu ihr und erklärte ihr die Dinge, ohne daß sie gefragt hatte; bisweilen, wenn sie ihn nicht bemerkte, klopfte er an das Fenster, daß sie aufmachen sollte. Er sprach mit Niemanden anders als mit ihr, ausser wenn er einige kurze Befehle gab und auf die Fragen der Herzogin von Burgund antwortete, die am Gespräch Theil zu nehmen suchte. Die Maintenon antwortete ihr von Zeit zu Zeit durch Zeichen, ohne aber das Vorderfenster zu öffnen, wenn ihr die Herzogin bisweilen einige Worte zurief. In gerader Linie mit der Sänfte ging eine steinerne Treppe den Wall hinunter, die man von oben nicht sehen konnte und die zu einer Thür führte, die man in die alte Mauer hatte brechen lassen, um wenn es nöthig wäre, zum Könige schicken und Befehle von ihm verlangen zu können.' Der Fall trat ein. Crenon schickte den Colonel Canillac vom Regimente Burgund, das Compiegne mit vertheidigte, zum Könige, um ihn in irgend etwas um Ordre zu fragen. Canillac steigt die Stiege hinauf und kommt — ich sehe ihn noch diese Stunde ganz bestimmt vor mir — fast bis an die Schultern zum Vorschein. So wie er mit dem Kopfe in die Höhe kömmt, erblickt er die Sänfte, den König und die ganze Umgebung, die er vorher nicht gesehen noch sich so eingebildet hatte, denn sein Posten war unten am Fuße des Walles, von wo man nicht hinauf sehen konnte. Dieser Anblick frappirte ihn so sehr, daß er unbeweglich stehen blieb, und mit offenem Munde, mit starren Augen und dem größten Ausdruck des Erstaunens in

seinem Gesichte vor sich hinstarrte. Alle die Umstehenden sahen ihn und auch der König, der ihm mit Verwunderung zurief: Nu Canillac, kommen Sie doch herauf, was gibt es denn? Er stieg vollends hinauf und näherte sich dem Könige mit langsamen Schritten, zitternd und verwirrt um sich her blickend. Ich stand drey Schritte vom Könige; Canillac ging an mir vorüber und murmelte etwas vor sich hin. Was sagen Sie, sagte der König. Reden sie doch! Aber er konnte sich gar nicht fassen, und brachte nothdürftig etwas vor. Der König, der nicht viel davon verstand, sah wohl daß er es jetzt nicht besser vorbringen konnte, gab eine Antwort so gut er sie geben konnte, und sagte etwas verdrüßlich: Gehen Sie, Herr Colonel. Canillac ließ sichs nicht zweymal sagen, ging die Treppe hinab und verschwand. Kaum war er fort, so sagte der König indem er um sich blickte, ich weiß nicht was Canillac fehlt, aber er hatte ganz die Fassung verloren, und wußte nicht mehr, was er vorbringen sollte. Als die Capitulation vor sich ging, bat Frau von Maintenon, wie es schien, um Erlaubniß, sich zu entfernen. Der König rief: die Träger der Madame! Sie kamen und trugen sie fort. Kaum eine Viertelstunde nachher ging auch der König fort. Viele sprachen heimlich unter einander; das Erstaunen über die vorgefallenen Scenen war allgemein und dauernd, und die Zuschauer auf der Ebene war eben so sehr darüber erstaunt. Alle, sogar die Soldaten, fragten, was das für eine Sänfte gewesen wäre, in die sich der König alle Augenblicke gebogen hätte. Man mußte die Officiere und das Fragen der Truppen zum Schweigen zu bringen suchen. Man kann sich vorstellen, was die Fremden dazu mögen gesagt haben, was das Schauspiel für einen Eindruck auf sie gemacht habe. Der Vorfall wurde in

ganz Europa bekannt, eben so bekannt als das Lager von Compiegne mit allem seinem Glanze und Pomp.

II.

Bälle vom J. 1699. Einige sonderbare Anecdoten.

Der König hatte Feste und Lustbarkeiten gern. Von Lichtmeß an gab es im J. 1699 nichts als Bälle und Lustbarkeiten am Hofe. Der König gab dergleichen Feste zu Versailles und Marly, besonders Maskenbälle und Aufzüge, welche Art von Festen der König am liebsten hatte, angeblich zu Ehren der Herzogin von Burgund. Bey der Frau von Maintenon gab es Concerts und Schauspiel; der Dauphin gab auch Bälle und alle die Vornehmsten beeiferten sich, zu Ehren der Herzogin Bälle zu geben. Der erste Prinz vom Geblüt überraschte in seinem aus wenig kleinen Zimmern bestehenden Apartement den Hof mit dem artigsten wohlgeordnetsten Feste. Er gab einen Ball, eine Maskerade mit Aufzügen und allen Nationaltrachten und eine Kollation mit einer reizenden Decoration; und dies ohne jemanden vom Hofe den Zutritt zu versagen, ohne Gedränge und ohne Verwirrung. Einer Dame, welche nachher meine Freundin wurde, die wiewohl noch jung, sich schon am Hofe herauszuheben anfing und bald nachher Aufsehen machte, und die gewiß die glänzendste Rolle gespielt haben würde, wenn sie nicht einige Jahre nachher die Blattern weggerafft hätten, wurde daselbst ein verdrüßlicher Streich gespielt. Sie hatte sich ein wenig in den Grafen von Evreux verliebt, und man hatte kaum angefangen es zu bemerken. Um die Mitte des Balls trat eine Maske mit vier Wachsgesichtern ein, die voll-

vollkommen ähnlich vier Personen vom Hofe, unter andern auch den Grafen von Evreux vorstellten. Die Maske war mit einem langen weiten Talar bedeckt, unter welchem sie eine Maschine hatte, womit sie die Gesichter leicht und schnell bewegen konnte. Die Sonderbarkeit dieser Maskerade zog aller Augen auf sich und man machte seine Glossen über die vier Gesichter. Die Maske wurde bald zum Tanze aufgefordert; in dieser ersten Menuet divertirte sie die Gesellschaft sehr, indem sie ihre Gesichter hin und her bewegte. Sobald sie geendigt war, ging das Gespenst zu jener armen Dame und forderte sie zum Tanze auf, indem er ihr das Gesicht des Grafen von Evreux zukehrte. Die Maske tanzte gut und besonders diesen Tanz meisterhaft; sie wußte es bosshaft genug so zu machen, daß was für Wendungen sie auch in dieser Menuet zu machen hatte, das Gesicht des Grafen immer der Tänzerin zugekehrt war. Diese wurde bald blaß bald roth, verlor aber doch die Fassung nicht und suchte die Menuet zu endigen. Nach der zweyten Tour reichte sie der Maske ihre Hand; diese that als wollte sie sie fassen, entfernte sich aber durch eine leichte Wendung wieder und fing eine neue Tour an. Die Dame glaubte nun Ruhe zu haben, aber umsonst; es blieb dasselbe Spiel mit den Gesichtern. Es war eine Posse, aber fast nicht zum Lachen; und die Dame die vornehm war und vornehme Verwandte hatte, hatte es eben so satt, als wenn sie drey Menuets durchgetanzt hätte. Die Maske blieb noch lange auf dem Saale und fand endlich Gelegenheit zu entwischen. Der Gemahl der Dame kam auch zum Balle. Einer seiner Freunde, der um ihn zu treffen, zum Balle gekommen war, sagte ihm aber, es wäre eine Menge Masken da zum Erdrücken; er thue wohl, wenn

er

er sie erst sich verlaufen ließe. Sie gingen also einstweilen in der Prinzengallerie herum; und erst zuletzt, als ihm die Zeit lang wurde, trat er in den Saal. Hier sah er die Maske mit den vier Gesichtern und und auch sein Porträt darunter, er schien aber nicht davon betroffen zu seyn und ließ sich nichts merken. Sein Freund hatte ihn übrigens zum Glück vor der Menuet bewahrt. Die Dame besserte sich, und kam mit niemanden wieder ins Gerede, ob sie gleich sehr schön war. Durch ihr musterhaftes Betragen in Gesellschaft und bey Festen verdunkelte sie alle andre Damen, selbst die schöner waren als sie.

Bald darauf fiel auf einem Ball zu Marly eine ähnliche Scene vor. Der Herzog und die Herzogin von Luxemburg befanden sich zu Marly. Die Herzogin, die sehr ausschweifte, ging ungern zum Ball, weil niemand mit ihr umgehn wollte. Damals war die Verderbtheit der Sitten noch nicht so hoch gestiegen; jetzt ist man längst von dieser grillenhaften Delikatesse zurückgekommen. Der Herzog war der einzige in Frankreich, der das Betragen seiner Gemahlin nicht kannte, die ihn übrigens mit aller möglichen Klugheit, Aufmerksamkeit und scheinbarer Freundschaft behandelte, so daß er keinen Verdacht gegen sie hatte. Da es an Tänzern fehlte, so forderte der König diejenige dazu auf, die schon über diese Jahre hinaus waren, unter andern auch den Herzog von Luxemburg. Er mußte maskirt seyn, und der erste Prinz von Geblüt, der von Herzen gern neckte, nahm es über sich ihn zu maskiern. Er war sein Freund, aber er hatte für niemanden auf der Welt Freundschaft und nahm sich vor, dem Hofe eine Posse zum Besten zu geben. Er bat ihn zum Souper und maskirte ihn nach seiner eignen Erfindung. Auf den Bällen wurde gewöhnlich wie zu Versailles ein längliches Viereck formirt, vorn

vorn stand der Lehnstuhl des Königs, oder noch zwey für den König und die Königin von England, wenn sie da waren, was oft der Fall war; auf beyden Seiten auf einer Linie saß die königliche Familie, bis auf die königlichen Enkel herab. Bisweilen wurde diese Ordnung während des Balles unterbrochen, indem die Herzogin und die Prinzessin von Conty bisweilen, um mit jemanden zu sprechen neben oder hinter den Lehnstuhl kamen und sich daselbst auf die untersten Plätze setzten. Die Damen von hohem Adel untereinander, und die übrigen Damen nahmen die beyden langen Seiten des Vierecks ein, zur linken oder zur rechten, dem Könige gegen über. Die Tänzer unter den Prinzen von Geblüt, die nicht mit den übrigen Höflingen tanzten, standen hinter den Damen, wiewohl als Masken.

Anfangs war alles unmaskirt, die Maske in der Hand; wenn hierauf der Ball angehen und Aufzüge und Verkleidungen vorkommen sollten, so gingen diejenigen, die sie vornehmen wollten, in verschiedenen Parthien mit einem Prinzen oder einer Prinzessin hinaus und kamen dann maskirt wieder zurück, so daß sonst niemand die Masken kannte. Mehrere von meinen Freunden, wie ich selbst, waren damals mit dem Herzog von Luxemburg gänzlich entzweit. Ich war eben angekommen und hatte Platz genommen, als ich von hinten eine Maske sah in einen langen flatternden und faltenreichen mussselinenen Gewande, ein natürliches Hirschgeweih auf dem Kopfe und einen äusserst bizarren Kopfputz darunter, der so hoch war, daß er in einem Kronleuchter hängen blieb. Wir erstaunten alle nicht wenig über diese sonderbare Maskerade. Wir fragten uns unter einander, wer es seyn möchte und manche sagten, die Maske müßte sich sehr sicher um ihre Stirne wissen, daß sie sich so zu

putzen wagte. Jetzt wandte sich die Maske um und wir erkannten den Herzog von Luxemburg. Alles brach in ein helles Gelächter aus. Zufälliger weise kam er Veilchen darauf zwischen mich und den Grafen von Toulouse zu sitzen und ich fragte ihn, wo er die Maske her habe. Der gute Herr fand nichts arges darinn, und wirklich war er auch nichts weniger als fein. Er nahm das unaufhörliche Lachen gutmüthig als eine Wirkung der Sonderbarkeit seiner Maske an und erzählte in seiner Einfalt, Mons. le Prince habe ihn so maskirt, er habe ihn darum gebeten und bey ihm gespeist. Er war stolz darauf, daß ihn der Prinz maskirt hatte und wieß sich rechts und links. Gleich darauf traten die Damen ein und nach ihnen auch der König. Ein neues Gelächter begann und der Herzog von Luxemburg war entzückt darüber. Die Herzogin, deren Ausschweifungen bekannt waren und die nichts von der Maskerade wußte, verlor alle Fassung; alle sahen sie beyde wechselsweise an und wollten sich todt lachen. Der Prinz stand hinter der Dienerschaft, guckte zwischen durch und freute sich herzlich über seinen boshaften Scherz. Der König belachte und bewunderte ebenfalls diesen grausamen Einfall und sprach noch die folgenden Tage davon.

III.

Merkwürdige Diebstähle welche der König erleidet.

Im großen Marstalle zu Versailles wurde ein sehr kühner Diebstahl verübt. In der Nacht vom 3. zum 4. Junius, während der König zu Versailles war, wurden alle Sattel- und Pferdedecken gestohlen. Der Verlust betrug mehr als 50000 Französische Thaler. Man war mit so viel Vorsicht dabey zu Werke gegangen

gen

Seite

kung zum 3ten B. S. 76. Er stammte von dem berühmten Michael Patricius ab, der unter Kayser Nicephorus Phocas, Antiochium eroberte, und dessen Sohn, ebenfalls Michael genannt, vom Basilius Porphyrogeneta zum Dux von Antiochien erwählt wurde.

99. Und küßte ihm den Fuß.

Arnold von Lübek sagt im 2 Buche Cap. 15. es ist eine abscheuliche Gewohnheit des griechischen Königes, der sich so gar aus übertriebenem Stolze über seine Reichthümer einen Kayser nennt, daß jeder, den er seines Anblicks würdigt, sich bücken, und ihm das Knie küssen muß.

102. Mit einer Schulanstalt verbundenen Armen und Waysenhaus.

Alexius hat es nicht zuerst errichtet, sondern nur, da es bisher in Verfall gerathen war, wiederhergestellt, und mit milden Stiftungen reichlich versehen. Es scheint schon vor Justinians-Zeiten ein Waysenhaus auf derselben Stelle gestanden zu haben, wie man aus lege 5 (Kaisers Leo und Anthemius) de episc. et Cleric. ersehen kann.

103. Und die Diaconissinnen.

Ihr Amt war, kranken, nothleidenden, in Zuchthäusern befindlichen Weibspersonen beyzustehen, und sonst andre Werke der christlichen Liebe zu verrichten.

104. Ich meyne nemlich die Anhänger der Bogomilen.

Das Wort Bogomil ist slavischen Ursprungs, und heißt im Polnischen so viel als Kyrieeleeson: Gott erbarme sich.

112. Bis er allmählich abstarb.

Alexius starb in der Nacht zum 15ten August 1118. Er hat sein Leben gebracht auf ohngefähr 70 Jahre, und regiert 37 Jahr, 4 Monat 15 Tage.

gen, daß es in dieſem ſo ſehr bewohnten Hauſe keine Seele bemerkt und ſie in einer ſo kurzen Nacht alles fortgeſchaft hatten, ohne daß man auf die geringſte Spur kommen konnte. Hr. le Grand und alle ſeine Subalternen-waren auſſer ſich darüber. Man ließ nach allen Straßen zu nachreiten, viſitirte Paris und Verſailles durch, und alles umſonſt. Hierbey erinnere ich mich eines andern Diebſtahls, der noch viel mehr ſonderbares hat und in die Zeit des Anfangs dieſer Memoiren fiel. Das große Apartement, nämlich die Zimmer von der Gallerie an bis zur Tribüne, waren mit karmoſinrothem Sammet mit Crepinen und goldenen Franzen meublirt; an einem ſchönen Morgen fand man die Franzen alle abgeſchnitten. Der Diebſtahl ſchien ein Wunder, da der Ort, wo er geſchehen war, des Nachts ſo gut verſchloſſen, am Tage zu jeder Stunde bewacht wurde und beſtändig Leute in der Nähe waren. Bontems faſt in Verzweiflung ließ alle mögliche Nachſuchungen thun, aber vergebens. Fünf oder ſechs Tage nachher war ich beym Könige zum Souper; es ſtand niemand zwiſchen mir und dem Könige als der Leibarzt d'Aquin; ſonſt war niemand zwiſchen mir und der Tafel. Als die Zwiſchengerichte aufgeſetzt werden ſollten, ſah ich auf einmal ein groſſes ſchwarzes Pack über die Tafel her geflogen kommen, das ich aber wegen der Schnelligkeit, mit der es kam, nicht recht genau ſehen und niemanden zeigen konnte. Es fiel auf die Tafel nieder gerade vor die Couverts des Bruders des Königs und ſeiner Gemahlin, die beyde zu Paris waren und die ſich immer am Ende der Tafel dem Könige zur Linken ſetzten, mit dem Rücken gegen die Fenſter, die in den groſſen Hof gingen. Es fiel mit einer ſolchen Gewalt nieder als wollte es die Tafel zertrümmern, machte entſetzlichen Lerm, die Schüſſeln tanzten, aber keine fiel um; zum Glücke fiel es auf das Tuch und in keine Schüſſel.

Der König drehte sich beym Lermen zur Hälfte um und sagte ohne irgend etwas überrascht zu seyn: es werden wohl meine Franzen seyn. Sie waren es wirklich; in ein Packet gepackt das breiter als ein Baret mit seinen breiten Borden und ungefähr zwey Fuß hoch Pyramiden ähnlich war. Das Packet war weit hinter mir her gekommen ungefähr von der mittlern Thüre der beyden Antichambren; eine Franze hatte sich im Fliegen losgemacht und war auf die Perrugue des Königs gefallen, welche Livry, der ihm zur Linken stand und es bemerkte, wegnahm. Livry ging sogleich an das Ende der Tafel, wo das Packet lag, und erkannte wirklich, so wie alle die übrigen, die Franzen. Es entstand ein Gemurmel. Indem Livry das Packet aufhob, fand er einen Zettel daran befestigt; er nahm ihn ab und ließ das Packet liegen. Der König wollte ihn lesen, aber Livry gab ihn ihm aus gutem Grunde nicht, trat einige Schritte zurück hinter den König und las es vor sich allein; hierauf gab er es dem Leibarzt d'Aquin, mit dem ich es zugleich las. Es standen darin folgende Worte, mit verstellten lang gezogenen Schriftzügen, wie von einer Weiberhand geschrieben. „Hier hast du deine Franzen wieder, Bontems, der Spaß verlohnt sich nicht der Mühe. Meinen Respect dem König.“ Der Zettel war zusammen gerollt und unversiegelt. Der König wollte ihn d'Aquin aus der Hand nehmen, er trat aber zurück, faltete den Zettel aus einander, bog ihn zurecht und hielt ihn dem Könige vor, ohne ihn denselben anfassen zu lassen. Der König sagte ihm, er solle ihn vorlesen, wiewohl er ihn zugleich mitlas. „Das ist doch ziemlich insolent,“ sagte er, als er den Zettel gelesen hatte, aber mit einem ziemlich gleichgültigen Tone und befahl hierauf das Packet wegzunehmen: Livry konnte es kaum von der Tafel nehmen so schwer war es. Er gab es einem blauen Lakeien, der eben

zur Hand war. Von dem Augenblicke an sprach der König kein Wort mehr davon, es wagte auch niemand davon zu sprechen, am wenigsten öffentlich; die übrige Zeit des Soupers verging als wäre nichts vorgefallen. Die Insolenz und Frechheit dieses Streiches war entsetzlich und es blieb unbegreiflich wie er hatte bey der Gefahr entdeckt zu werden, gewagt werden können. Wie war es möglich ein Packet von diesem Umfang und Gewicht so weit her zu schleudern, ohne von Gehülfen umgeben zu seyn, unter dieser Menge von Menschen, die beständig beym Souper gegenwärtig waren, durch die man sich kaum hindurchdrängen konnte? Wie war es möglich, wenn auch ein Kreis von Gehilfen um den Werfenden herum stand, daß seine gewaltsame Bewegung als er das Packet schleuderte, so vielen Augen entging?

Der Herzog von Gevres war im Dienst, aber weder er noch irgend Jemand dachte daran, die Thüren eher verschließen zu lassen, als nach Aufhebung der Tafel. Man kann denken, daß die Schuldigen nicht dageblieben seyn werden, da sie länger als drei Viertelstunden freien Ausgang hatten. Da die Thüren geschlossen waren, fand sich niemand als ein einziger Mann, den niemand kannte und den man arretirte. Er gab sich für einen Edelmann aus mit Namen Saintonge; der Herzog von Uz-s Gouverneur der Provinz kenne ihn. Der Herzog war zu Versailles, man ließ ihn rufen. Er wollte gerade zu Bette gehen, er kam aber doch, erkannte den Edelmann und sagte für ihn gut. Auf dieses Zeugniß entließ man ihn mit Entschuldigungen. Man hat nachher auch nicht die geringste Spur von diesem Diebstahl und der so sonderbaren verwegenen Erstattung entdecken können.

XX.

Peſtblaſe des Königs am Halſe.

Der König bekam eine Peſtblaſe am Halſe, die anfangs nur wie ein Geſchwür ausſah, aber bald ſehr gefährlich wurde. Er bekam dabey ein Fieber und man mußte zu wiederhohlten Inciſionen ſchreiten. Er affectirte, ſich täglich ſprechen zu laſſen und im Bette wie gewöhnlich, zu arbeiten. Ganz Europa war auf dieſe Krankheit aufmerkſam, die nicht ohne Gefahr war. Er ſchickte einen Kourier an den Herzog von Rochefoucault in Angoumois ab, wohin er auf einen Monat auf ſein ſchönes Landhaus zu Verneuil gegangen war und ließ ihm ſeine Krankheit melden und ihn auf das freundſchaftlichſte bitten ihn zu beſuchen. Der Herzog reiſte ſogleich ab und nie erſchien er mehr im Glanze der königlichen Gnade. Da in Flandern nichts vorfiel und man auch nicht Urſache hatte, etwas zu erwarten, ſo ſchrieb der König den Marſchalls von Villeroy und Boufflers, daß ſie, ſobald der Prinz von Oranien die Armee verlaſſen hätte, die Prinzen zurückſchicken ſollten. Dieß geſchah auch wirklich einige Tage nachher.

V.

Publikation des Friedens mit Savoyen und Allianz mit demſelben.

Während dieſer Krankheit wurde der Friede mit Savoyen bekannt gemacht und der König regulirte die Angelegenheiten, die Prinzeſſin, und die beyden Geißeln betreffend, bis auf die gänzliche Reſtitution zwiſchen beyden Mächten. Der Herzog von Savoyen, der die vorzüglichſten Höfe von Europa auf das genaueſt

nauesle kannte, rechnete darauf, daß der Herzog von Foix und Choiseul ihm keine Hindernisse in Weg legen würden. Der erstere hatte nie auf etwas gedacht als auf sein Vergnügen und Divertissement; der lepte war von der Last seiner Armuth und seiner schlechten Lage niedergedrückt; beyde waren weniger als mittelmäßige Köpfe, gänzlich unwissend in dem, was ihre Pflicht war und äusserst leicht zu befriedigen oder hinzuhalten; beyde waren ohne alles Interesse für den Hof und ohne besonderes Gewicht, wiewohl sie beyde von der höchsten Geburt und Ritter des heil. Geistes waren.

Gerade dieses Ensemble suchte der Herzog von Savoyen. Er sah, daß man ihm in dieser Krisis der der Unterhandlung zu Gunsten handeln würde. Er schlug also dem Könige diese beyden Herzoge vor, und der König ernannte sie wirklich; er gab ihnen zur Ausrüstung 12000 Liv. und zum monatlichen Gehalt 3000 Liv. Der Graf von Brionne, Ritter des heil. Geistes und Oberstallmeister, (zu welcher Stelle er die Expectanz auf seines Vaters Tod hatte) wurde vom Könige beauftragt, die Prinzessin bey Pont de Beauvoisin zu empfangen; und Desgranges einer der ersten Commis von Pontchartrain und Cerimonienmeister wurde in dieser Charge mitgeschickt. — Die Herzogin von Lude, Schwester des Herzogs von Sully, der im J. 1688 Ritter des heil. Geistes wurde, Tochter der Herzogin von Verneuil, Enkelin des Kanzlers Sequier, war in ihrer ersten Ehe mit dem Grafen von Guiche, dem ältesten Sohne des Marschalls von Gramont vermählt gewesen, der zu seiner Zeit wegen seiner Galanterie so bekannt war, der sich aber nicht viel aus ihr machte und keine Kinder mit ihr hatte. Sie war noch immer sehr schön, auch immer sehr züchtig gewesen, hatte aber ganz den Character, den der Umgang mit der großen Welt gibt und

die Neigung, überall zu gefallen, Freunde zu haben, Wichtigkeit und Ansehn zu genießen. Ihre Bestrebungen waren auch nicht ohne Erfolg, da sie die gutmüthigste Dame war, bey ihrem Reichthum beständig ein gutes Haus machte und einen guten Tisch führte, und, ohne niederträchtig zu seyn, sich in die Welt zu finden wußte. Auch war sie Hofdame der Königin gewesen. Sie vermählte sich zum zweytenmale mit dem Herzog von Lüde, welcher Generalfeldzeugmeister und vom Könige sehr geliebt, übrigens ein Mann nach der Mode war und ein großes Haus machte. Sie liebten sich beyde sehr, und lebten sehr gut mit einander, er starb aber, ohne Kinder mit ihr zu haben. Sie blieb immer am Hofe, wo der Glanz ihres Hauses, ihr feines Betragen und ihre Gutmüthigkeit ihr viele Freunde erwarben, und wo sie, ohne es nöthig zu haben, bloß weil es ihre Natur war, den Ministern und den Personen von Wichtigkeit, sogar die Valets nicht ausgenommen, den Hof machte. Der König und Frau von Maintenon konnten sie aber nicht leiden. Sie war fast nie bey den Parthien zu Marly und in den ausgezeichneten Cirkeln von Damen, welche der König um sich versammelte. Dieß war ihre Lage am Hofe, als eine Hofdame für die Prinzessin gewählt werden sollte, welcher die Erziehung und Führung derselben anvertraut werden könnte. Denn Frau von Maintenon hatte sich vorgenommen, die unmittelbare Aufsicht über sie zu führen, um zugleich Stoff zu haben, den König zu unterhalten. Den Sonnabend, den Tag vorher, wo der Hofstaat der Prinzessin declarirt werden sollte, unterhielt sich der König, der wegen seiner Pestbeule das Bette hütete, Mittags zwischen zwölf und ein Uhr mit seinem Bruder ganz allein. Monsieur, der immer neugierig war, suchte das Gespräch auf die Wahl der Hofdame zu bringen, die gar keinen Aufschub litt.

Wie

Wie sie davon sprachen, sah der Bruder des Königs durch das Fenster die Herzogin von Lüde unten auf dem großen Hofe, als sie ihre Sänftenträger in ihrer Livre aus der Messe trugen. Da ist eine, sagte er zum König, die viel Lust dazu hat und wohl viel darum gäbe, und nannte ihm die Herzogin von Lüde. Ja! sagte der König, die wäre vortrefflich, um der Prinzessin das Schminken und Muschenauflegen zu lehren, und fügte noch manche Aeusserungen seines Widerwillens hinzu. Der König war nämlich damals viel bigotter als nachher und fand solche Dinge weit anstößiger. Monsieur, der sich wenig um die Herzogin bekümmerte und nur zufälligerweise und aus Neugier gefragt hatte, ließ den König dabey und ging fort zu Tische. Er war überzeugt, daß an die Herzogin von Lüde bey der Wahl nicht zu denken sey und sagte kein Wort davon. Den andern Tag, fast um dieselbe Stunde, war er allein in seinem Kabinet; der Thürsteher kam hinein zu ihm und brachte die Nachricht, daß die Herzogin von Lüde ernannt sey. Monsieur fing an zu lachen und sagte: er solle ihm keine Mährchen erzählen. Jener blieb dabey und glaubte, Monsieur wolle ihn zum besten haben und ging fort. Einige Augenblicke drauf kam Hr. von Chatillon, der Ritter des heil. Geistes, mit derselben Neuigkeit und Monsieur lachte ihn ebenfalls aus. Chatillon fragte ihn, warum ers nicht glauben wolle, indem er die Wahl lobte und ihre Gewißheit betheuerte. Als sie sich so mit einander stritten, kamen noch mehrere dazu, die die Nachricht bestätigten, so daß sie außer allem Zweifel war. Darüber erstaunte Monsieur so sehr, daß sich die ganze Gesellschaft über ihn verwunderte und in ihn drang, die Ursache seines Erstaunens zu entdecken. Verschwiegenheit war nicht sehr seine Sache; er erzählte ihnen also, was der König vor vier und zwanzig Stunden mit ihm gesprochen habe und theilte sein Er-

ſtaunen der Geſellſchaft mit. Die Geſchichte wurde bekannt und man war ſo neugierig die Urſache dieſer ſchnellen Aenderung zu entdecken, daß man es endlich herausbrachte. Die Herzogin von Lude wußte ſehr wohl, daß unter der Menge der Competentinnen eine ſey, der ſie nicht hoffen konnte vorgezogen zu werden: ſie ſchlug alſo einen Schleichweg ein. Frau von Maintenon hatte eine alte Dienerin bey ſich, die in der Periode ihrer Niedrigkeit in ihrem Wittwenſtande, als ſie im Spital St. Euſtache wohnte, ihre einzige Domeſtikin war. Sie ſelbſt nannte ſie Nanon, wie ehemals, für andere war ſie Mademoiſelle Balbien; ſie ſtand in großer Achtung, weil ſie die Freundſchaft und das Vertrauen der Frau von Maintenon beſaß. Dieſe Nanon war eine zweyte Maintenon, ſie machte ſich eben ſo koſtbar als ihre Gebieterin, kleidete ſich ganz wie ſie, und ahmte ihr preciöſes Weſen, ihre Sprache, ihre Frömmigkeit, ihre Manieren nach. Prinzeſſinnen, ſelbſt die Töchter des Königs ſchätzten ſich glücklich, wenn ſie Gelegenheit fanden mit ihr zu ſprechen, oder ſie zu umarmen, und die Miniſter, die bey der Frau von Maintenon arbeiteten, beugten ſich tief vor ihr. So unzugänglich ſie war, ſo war ſie doch mit einigen ihrer Freundinnen aus vorigen Zeiten vertraut und kam mit ihnen, wiewohl ſelten, zuſammen. Glücklicherweiſe hatte die Herzogin von Lude eine alte Amme bey ſich, die ſie erzogen hatte und leidenſchaftlich liebte und die eine alte Freundin der Nanon war und ſie bisweilen insgeheim beſuchte. Dieſe ſchickte die Herzogin an ſie ab und mit Hülfe der baaren Summe von 20000 franz. Thalern war ihr Geſchäft glücklich vollendet, noch am Abend deſſelben Tags, wo der König gegen ſeinen Bruder mit ſo viel Abneigung von ihr geſprochen hatte. So iſt der Lauf des Hofes! Eine Nanon verkauft eine der wichtigſten glänzendſten Stellen am Hofe; und eine Dame von

ſolchem Reichthum, eine Herzogin, von ſolchem Stande, Geburt und Vermählung, ohne Kinder, ohne alle Bande, frey und unabhängig, hat die Thorheit mit ſo ungeheuren Koſten ihre Sklaverey zu erkaufen. Ihre Freude war außerordentlich, aber ſie wußte ſie zu mäßigen, und ihr Betragen und die Menge ihrer Bekanntſchaften und Freunde in der Stadt und am Hofe verſchaften ihrer Wahl allgemeinen Beyfall.

VI.

Weiberintriguen wegen des zu bildenden Hofſtaats der Prinzeſſin von Savoyen.

Die Herzogin von Arpajon und die Marſchallin von Rochefort waren ſehr aufgebracht. Letztere beklagte ſich laut und ungeſcheut, daß man ihr das gethane Verſprechen nicht gehalten habe, worauf ſie allein die Stelle als Hofdame bey der Herzogin von Chartres angenommen habe. Sie verwechſelte geſchickt die beyden Stellen als dame d'honneur und dame d'atours, um mehr Urſache zu haben, ſich zu beklagen. Die letztere Stelle war es, die ſie bey der Gemahlin des Dauphins bekleidete und die ihr war verſprochen worden. Frau von Maintenon die ſie verachtete, fand ſich dadurch getroffen, weil ſie die Stelle der Frau von Marly verſchafft hatte. Sie kehrte die Sache um und klagte ihrerſeits die Marſchallin an, daß ſie ſelbſt daran ſchuld ſey, daß man ihr die Stelle nicht habe geben wollen, weil ſie ihre Tochter ſo ſehr unterſtützt habe, die nur aus großer Achtung gegen ſie nicht vom Hofe entfernt worden ſey. Die Marſchallin ließ ſich betrügen und ohne dadurch ihres Aergers überhoben zu werden — denn die Stelle war vergeben — verließ ſie in ihrer Heftigkeit ihre Tochter, die nun

nach Paris wandern mußte, mit dem Verbot, nicht bey Hof zu erscheinen. Diese ihre Tochter hatte zu ihrem ersten Gemahl Rangis gehabt, hatte aber eine äußerst schlechte Ehe mit ihm geführt, und seinen Sohn zu Grunde gerichtet, wiewohl es nicht so schien. Sie war sehr reich. Nachher wurde sie von Blanzai schwanger, der von der Armee zurückkommen mußte, um sich mit ihr zu vermählen. Sie kam schon in der Nacht, wo sie getraut worden waren, mit einer Tochter, der Frau von Tonnere, nieder. Niemand konnte mehr Verstand und List, mehr Liebenswürdigkeit und Einschmeichlungsgabe, mehr Anmuth, Gewandtheit und Feinheit des Witzes haben, niemand konnte so seine Sprache in der Gewalt haben und sie so nach den Umständen modificiren, als dieses Weib; übrigens hatte sie den boshaftesten, schwärzesten, gefährlichsten Character, den ein Mensch haben kann, im höchsten Grad falsch und hinterlistig. Die Lügen flossen ihr vom Munde wie Wasser und mit dem Anschein der größten Wahrhaftigkeit und Treuherzigkeit, so daß sie im Stande war, Leute zu überzeugen, die mit der größten Gewißheit wußten, daß sie Unwahrheit sagte. Sie war eine Sirene, vor der man sich nur durch die Flucht retten konnte, wenn man sie auch noch so gut kannte. Ihre Unterhaltung war äußerst reizend, und niemand wußte mit solchem Witze und so fein, aber auch mit solcher Grausamkeit lächerlich zu machen, sogar was nicht lächerlich war. Uebrigens liebte sie nur allzusehr galante Abentheuer, so lang es ihre Gestalt gestattete, nachher, ohne sehr delikat zu seyn, gab sie sich den niedrigsten Menschen hin. Bey allen diesen Fehlern, wovon sie die mehresten zur Gesellschaft untauglich machten, war sie dennoch die Königin der Gesellschaften am Hofe und in der Stadt. Ihr Zimmer wurde nie von dem glänzendern, bessern Theil der Gesellschaft leer, die ihr entweder aus Furcht oder Bewunderung

den

Anmerkungen

zu

Otto's von Freysingen

und

Radewichs

Denkwürdigkeiten

von

Kaiser Friedrich dem Ersten.

den Hof machten, ſie hatte die angeſehenſten Freunde und wurde von den drey königlichen Prinzeſſinnen ſehr geſucht. Man bewarb ſich ordentlich um ſie; aber aus Anhänglichkeit gegen ihre Mutter hatte ſie ſich vorzüglich an die Herzogin von Chartres attachirt, die ſich von ihr gänzlich beherrſchen ließ. Daraus entſtand viel Unhelligkeit und Zwiſt; Monſieur und der Herzog von Chartres hatten einen Widerwillen gegen ſie, der an Abſcheu grenzte. Sie wurde entfernt, aber es gelang den Thränen und den Bemühungen der Herzogin von Chartres, daß ſie wieder zurückberufen wurde. Sie kam wieder nach Marly und bekam ſogar einigemal in die geheimen Zirkel des Königs Zutritt, wo ſie den König ſo geiſtreich divertirte, daß er nicht aufhören konnte, gegen Frau von Maintenon von ihr zu ſprechen. Dieſe fürchtete ſich vor ihr und ſuchte von nun an nichts angelegentlicher, als ſie vom Könige entfernt zu halten; ſie brachte es mit vieler Sorgfalt und Geſchicklichkeit dahin. Endlich ſuchte ſie ſie zu größerer Sicherheit zum zweytenmale vom Hofe gänzlich zu entfernen und fand auch dazu Gelegenheit. Die Mutter wurde nicht wenig ausgelacht, daß ſie ſich hatte betrügen laſſen, und einer Stelle wegen, die ſie nicht erhalten konnte, in einer thörichten Aufwallung zu ihrer Tochter Unglück behülflich geweſen war. Dieſe blieb lange Zeit zu Paris in ihrem Exil.

VII.

Vertauſchung von Meudon und Choiſy.

Der König, der ſeine Familie, ſo wie den Hof und ſein Volk in allem, ſelbſt in Kleinigkeiten beherrſchen und ſie beſtändig unter ſeinen Augen haben wollte, hatte es nicht gern geſehen, daß Mademoiſelle dem

Dau-

Dauphin bey ihrem Tode Choiſy vermacht hatte, und ſah es um ſo weniger gern, daß der Dauphin ſo oft in Begleitung der kleinen Geſellſchaft, die er ſich jedesmal dazu auswählte, hinreiſte. Dieß verurſachte eine Trennung ſeines Hofes, die nunmehr bey dem Alter ſeines Sohnes, da er das Luſtſchloß einmal geſchenkt bekommen hatte, nicht zu vermeiden war. Er wollte ihn aber wenigſtens in ſeiner Nähe haben und Meudon, das viel größer war als Choiſy und woran Louvois viele Millionen verſchwendet hatte, ſchien ihm dazu tauglich zu ſeyn.

Er that alſo Bardeſieur den Vorſchlag, daß er einen Tauſch mit ſeiner Mutter treffen wollte, die in der Erbſchaft Meudon für 500000 liv. angenommen hatte und erbot ſich, ihr 400000 liv mehr und Choiſy dagegen zu geben. Frau von Louvois, für welche Meudon zu weitläuftig und zu ſchwer in Stand zu erhalten war, nahm den Vorſchlag mit Freuden an, der ihr 900000 liv. und ein bequemeres Haus verſchaffte, und noch denſelben Tag, wo der König den Tauſch zur Sprache gebracht hatte, wurde der Contract abgeſchloſſen. Der König hatte kaum mit dem Dauphin davon geſprochen, allein für den waren die leiſeſten Wünſche des Königs Befehle. Nun verließ der Dauphin nur häufiger Verſailles und hielt ſich zu Meuden auf, wo er nach dem Beiſpiel des Königs mit vielem Aufwand im Schloſſe und in den Gärten Verſchönerungen machte und die Pracht vollendete, welche die Cardinäle von Meudon und von Lothringen, und dann Hr. Servien und Hr. von Louvois nacheinander daran verſchwendet hatten.

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Louis de St. Simon.

Viertes Buch.

Kriegsunternehmungen von 1692 bis 1697.

I.

Kriegsbegebenheiten vom Jahr 1692 bis zum Jahr 1697.

Während der Belagerung von Namur traf den König ein empfindlicher Verluſt. Er hatte eine Flotte unter dem Befehle des berühmten Viceadmirals Tourville zur See; die Engliſche Flotte aber, vereinigt mit der Holländiſchen, war faſt noch einmal ſo ſtark. Beyde Flotten befanden ſich im Canal und der König von England wartete auf der Küſte der Normandie auf den erſten günſtigen Zeitpunkt, um in England zu landen. Er rechnete ganz ſicher auf ſein Einverſtändniß mit dem größten Theil der Engliſchen Befehlshaber, und beredete daher den König, daß er dem Feinde eine Schlacht liefern ſollte; und er zweifelte an nichts weniger als am guten Ausgang deſſelben, da er, wie man glaubte, die Verſicherung hatte, daß mehr als die Hälfte der Engliſchen Schiffe während des Treffens zu ihm übergehen würden. Tourville, der durch ſeine Tapferkeit und Kriegskunſt ſo berühmt geworden iſt, ſchickte zwey Kouriere an den König ab und warnte ihn vor dem Treffen, indem er ihm vorſtellte, wie mißlich es ſey, ſich ganz allein auf das vielleicht ſo unzuverläſſige Einverſtändniß des Königs von England

land mit den Engliſchen Befehlshabern zu ſtützen, wie ungeheuer überlegen der Feind ſey, daß es der königlichen Flotte an einem Hafen und Zufluchtsorte fehle, im Fall die Engländer ſiegen ſollten, daß dieſe die Flotte verbrennen und den letzten Reſt der Franzöſiſchen Marine zu Grunde richten würden. Aber ſeine Vorſtellungen fanden kein Gehör, er erhielt Befehl zum Treffen, er möchte ſchwach oder ſtark ſeyn und unter welchen Umſtänden es auch ſeyn möchte.

Er gehorchte. Er that Wunder, und ſeine Officiere thaten es ihm gleich, aber kein einziges feindliches Schiff wankte. Die Uebermacht überwältigte ihn; er rettete zwar mehr Schiffe als man hoffen konnte, aber die mehreſten gingen verloren und wurden nach dem Treffen verbrannt. Der König von England ſah vom Geſtade dem Treffen zu und man hatte ihn im Verdacht, daß er ſich der Partheilichkeit für ſeine Nation ſchuldig gemacht habe, wiewohl kein einziger ſeiner Landsleute die Verſprechungen erfüllt hatte, durch deren Vorſpiegelung er die Schlacht veranlaßt hatte.

II.

Treffen bey Nerwinden.

Montags den 17 Julius 1693 wurde der Marſchall Joyeuſe mit dem Generallieutenant Montchevreuil und dem Generalmajor Pracontal aus dem Lager bey Lecki drey Meilen von Lüttich mit zwey Brigaden Infanterie und einigen Regimentern Cavallerie detaſchirt, um bey unſern Linien zu dem Corps zu ſtoßen, welches la Vallette daſelbſt commandirte, und ſich den Feinden entgegenzuſetzen, die in der Gegend von Arras und Ryſſel gebrandſchatzt hatten.

Dienſ-

Dienstags den 28. brach die Armee aus dem Lager auf, und zog sich gegen die kleine Stadt Warem zu, wo sie durchmarschirte; das Detaschement des Marschalls Joyeuse marschirte besonders, aber die beiden Marschalls zusammen. Als der Vorderzug der Armee eine halbe Meile jenseits vorgerückt war, lief von verschiedenen Seiten die Nachricht ein, daß sich der Prinz von Oranien mit seiner Armee diesseits der Gette gelagert habe (welches ein kleiner, an wenig Orten schiffbarer, mit hohen schroffen Ufern eingeschloßner Fluß ist) und daß seine Armee nur eine halbe Meile von Loo stehe, (welches eine kleine Stadt mit einer unbedeutenden Festung in den Morästen jenseits der Gette gelegen, von dem Lustschlosse des Prinzen von Oranien gleiches Namens aber zu unterscheiden ist, das weit davon in Holland liegt).

Auf diese Nachricht rückten der Herzog von Luxemburg nebst dem Marschall von Villeroy, dem Herzog von Chartres, dem Prinzen von Conti und wenigen andern mit einigen Truppen vor, um sich von der Wahrheit dieser Nachricht zu überzeugen. Anderthalb Stunden nachher ließ er dem Marscha Joyeuse, der bey der Armee mit dem Herzog zurückgeblieben und um eine weitere Aussicht zu haben, auf die Windmühle bey Warem gestiegen war, zu wissen thun, daß er mit der Armee zu ihm stoßen und das für die Linien bestimmte Detaschement wieder an sich ziehen sollte. Der Prinz von Conti kam zurück und bestätigte die erhaltene Nachricht von der Stellung der Feinde. Er übernahm die Führung der Infanterie, wovon einige Brigaden eben noch durch Warem passirten.

Die Armee marschirte sehr schnell, wiewohl von Zeit zu Zeit Halt gemacht wurde, damit die Infanterie nachkommen konnte, und gegen acht Uhr des Abends kam sie drey Meilen jenseits Warem in einer

Ebene an, wo die Truppen in Schlachtordnung gestellt wurden. Hierauf wurden wieder Colonnen formirt und die Armee rückte eine Viertelmeile näher gegen den Feind vor. So blieb sie die Nacht über in Colonnen, indessen die Infanterie und Artillerie vollends ankam.

Bewundernswürdig war die Munterkeit der Truppen nach einem Marsch von mehr als acht Meilen brannte sie vor Verlangen, die Feinde anzugreifen. Im feindlichen Lager hörte man die ganze Nacht über viel Bewegung und Lärm, weßwegen man glaubte, sie zögen sich zurück. Gegen vier Uhr des Morgens fingen aber ihre Canonen an sich hören zu lassen. Unsere Batterien, die ein wenig zu weit von einander placirt waren, kamen erst eine Stunde später in Stand, worauf man ein lebhaftes Feuer von beyden Seiten machte. Jetzt bemerkte man, daß wir im Nachtheil waren. Die Feinde hatten alle Anhöhen besetzt und sich in zwey Dörfern zur Rechten und Linken wohl verschanzt.

Auch hatten sie von einem Dorfe zum andern bis rechts zu einem großen Abhang Verschanzungen gezogen und auf den Anhöhen Redouten angelegt, so daß wir zwischen den beyden Dörfern gegen sie anrücken mußten, aus denen wir sie erst vertreiben sollten, die aber zu nahe an einander lagen und uns keinen Raum gaben uns gehörig auszudehnen. Dieß nöthigte unsere Truppen sich in mehrere Linien zu theilen und setzte sie in Gefahr überflügelt zu werden, besonders an der linken Seite. Dazu kam daß ihre Batterien, die nahe an einander auf ihren Verschanzungen aufgepflanzt und besser als die unsrigen placirt waren, ein entsetzliches Feuer auf unsere Cavallerie gaben, die in der größten Unordnung zurückgeworfen wer-

war. Indeſſen griffen der Prinz Conti und der Marſchall Villeroy mit einem großen Theile der Infanterie das Dorf Bas-landen zur rechten Hand an.

Der Generallieutenant Fenquieres, dem es nicht an Fähigkeit und Muth fehlte, wurde beſchuldigt, daß es bey dieſer Gelegenheit an ihm gefehlt habe. Zu gleicher Zeit griff Montchevreuil unter dem Marſchall Joyeuſe das Dorf zur linken Hand an, das Nerwinden hieß und dem Treffen den Namen gab. Montchevreuil blieb beym Angriff, ſeine Stelle erſetzte der Generallieutenant Rubantel und der Herzog von Berwick, der dabey gefangen wurde. Die beyden Angriffe zur rechten und zur linken wurden lebhaft zurückgeſchlagen, und ohne den Prinzen Conti wäre das Treffen zur Rechten ſehr in Unordnung gekommen. Als der Herzog von Luxemburg ſah, daß die Infanterie faſt zurückgeſchlagen war, ließ er die ganze Cavallerie ſchnell vorrücken, gleichſam um die Verſchanzung der Fronte zwiſchen den beyden Dörfern zu beſtürmen. Die feindliche Infanterie, welche die Dörfe reinſchloß, ließ ſie näher als einen Piſtolenſchuß anrücken und gab auf einmal Feuer auf ſie, worauf die Pferde ſcheu wurden und zurückſtürzten. Die Officiere ſammelten die Cavalerie mit Mühe wieder, ſie rückte mit gleicher Heftigkeit wieder an, wurde aber zweymal nach einander eben ſo zurückgeſchlagen. Der Herzog von Luxemburg hatte keinesweges darauf gerechnet, daß die Cavalerie in die Verſchanzungen eindringen ſollte, die man kaum zu Fuß erſteigen konnte; aber er hoffte durch den allgemeinen heftigen Anfall der Cavallerie die Feinde aus den Verſchanzungen herauszubringen. Da er ſah, daß die Cavallerie nichts vermochte, und die Infanterie zweymal von den beyden Dörfern, ſo wie die Cavallerie dreymal von den Verſchanzungen der Fronte zurückgeſchlagen war, nachdem ſie vier Stunden

lang ein schreckliches Canonenfeuer ausgehalten hatte und nicht von der Stelle gewichen war, ausser um die gemachten Lücken wieder zu schließen: so ließ er sie in einen kleinen Grund zurück ziehen, wo sie die Kanonenkugeln nicht im Fluge, sondern nur durch Abprall erreichen konnten, und wo sie länger als eine halbe Stunde Halt machte. Hierauf begaben sich die drey Marschalls, die drey Prinzen, Albergotti und der Herzog von Montmorency, ältester Sohn des Herzogs von Luxemburg, vorher Prinz von Tingry genannt, zusammen in den nämlichen Grund, wo sie sich nicht weit von der Cavallerie fast an der Fronte des Regimentes Roussillon mit einander unterredeten. Das Gespräch war lebhaft und dauerte lang, worauf sie sich trennten. Man ließ hierauf das Regiment der französischen Garde und die Schweizer, den Prinzen Conti an ihrer Spitze, hinter der Cavallerie vor, uns zur linken, gegen das Dorf Nerwinden anrücken, das sie sogleich mit Heftigkeit angriffen.

Sobald man sahe, daß sie einige Gärten und verschanzte Häuser einzunehmen anfingen, ließ man das Regiment la maison du Roi, die Carabiniers und die ganze Cavallerie vorrücken. Die einzelnen Eskadrons mußten so gut es ging, durch die aufgeworfnen Gräben, durch die Hecken, Gärten, Hopfenberge, durch Scheunen und Häuser, die man so weit es möglich war, niederriß, sich einen Durchweg bahnen, während weiter vorne im Dorfe die beiderseitige Infanterie mit ausserordentlicher Lebhaftigkeit theils angriff, theils vertheidigte. Unterdessen war Harcourt, welcher ein kleines abgesondertes Korps führte, zu Guiscard gestoßen war, da er den Donner der Kanonen gehört hatte oder vielleicht auch auf die ausdrückliche Ordre des Herzogs von Luxemburg, von

sei-

, ſeinem Poſten, der ſechs Meilen weit entfernt war, aufgebrochen und ließ ſich in der Ebene uns zur Linken von Neerwinden, wiewohl noch in der Entfernung, ſehen. Zu gleicher Zeit kam unſre Cavallerie aus dem Dorfe nach und nach ins freie Feld in die Ebene und ſuchte ſich wieder in gehörige Ordnung zu ſtellen, da ſie durch die ſonderbare Paſſage in Verwirrung gerathen war. Dieß alles zuſammen brachte die Feinde zum Weichen, ſie zogen ſich in die Verſchanzung der Fronte zurück und verließen das Dorf.

Der Pfarrer des Orts hat dieß ganze lange und große Schauſpiel von ſeinem Kirchthurme herab beobachtet. Ihre Cavalerie, die ſich noch nicht hatte ſehen laſſen, rückte nun aus der Verſchanzung der Fronte des Dorfes hervor und zog ſich in beſſer Ordnung in die Ebene, wo die unſrige eben angelangt war. Die Feinde brachten zwar anfangs dieſen bis dahin unüberwindlichen Kern der Truppen zum Weichen; dieſe aber hatten auch nicht Zeit gehabt ſich in die gehörige Ordnung zu ſtellen, da ſie mit ſo viel Beſchwerlichkeit durch das Dorf hatten paſſiren müſſen. Die Garde des Prinzen von Oranien und des Hrn. von Vaudemont und zwey Engliſche Regimenter hatten die Ehre dieſes errungenen Vortheils; aber die Chevaux legers der Garde konnten ſie nicht zum Wanken bringen und ihnen keine Handbreit Land abgewinnen. Vielleicht waren dieſe Truppen glücklicher in die Ebene paſſirt und hatten ſich beſſer als die andern formiren können. Dieſe ſammelten ſich im Augenblicke wieder und thaten nun Wunder der Tapferkeit, unterdeſſen die übrige Cavalerie in die Ebene rückte und während des Vorrückens ſich formirte. Der Herzog von Chartres griff an der Spize ſeiner braven Escadrons vom Regiment la maiſon du Roi den Feind mehr-

reremale an mit einer Gegenwart des Geiſtes und einer Tapferkeit, die ganz ſeiner Geburt würdig war; er kam ins Handgemenge und wurde beinahe gefangen. Der Marſchall Arci, der ſein Gouverneur geweſen war, ſtand ihm in dieſer Action wie bey Steinkirchen ſtets zur Seite, mit der Kaltblütigkeit eines alten Kriegers und mit dem vollen Muthe des Jünglings. Der Herzog, welchem vorzüglich der Vorſchlag dieſes letzten Angriffs der Franzöſiſchen und Schweizer Garde auf Nerwinden zugeſchrieben wurde, befand ſich beſtändig zwiſchen zwey Feuern.

Unterdeſſen war unſere Cavalerie vollends in die Ebene vorgerückt und hatte ſich formirt. Sie that fünf verſchiedene Angriffe auf die feindliche Cavalerie und trieb ſie endlich nach einem lebhaften Widerſtande bis an den Fluß Gette, in den ſie ſich warf und worin eine große Menge ertrank. Der Prinz Conti, der bey dieſer Action von einem Säbelhieb, den zum Glück das Eiſen auf ſeinem Hute aufgehalten hatte, eine Contuſion am Kopfe erhalten hatte, ſah ſich nunmehr im vollem Beſitz des Dorfes Nerwinden. Er nahm hierauf den zunächſt am Eingange des Dorfes ſich befindenden Theil der Cavallerie und griff damit, unterſtützt von der Infanterie, die endlich das Dorf Nerwinden eingenommen hatte, die Verſchanzung der Fronte an und zwang den Reſt der feindlichen Armee, der ſich hinter dieſer langen Verſchanzung befand, die Flucht zu ergreifen. Da aber die Infanterie nicht ſogleich einen Angriff hatte thun können und auch die Cavallerie zur Linken zu weit entfernt war, ſo war dieſer wiewohl übereilte Rückzug der Feinde noch ſehr vortheilhaft.

Nachmittags gegen fünf Uhr war alles vorbey; die Action hatte auf zwölf Stunden gedauert, und es

war

war einer der heißesten Sommertage. Es ist unglaublich, wie die Feinde in den wenigen Stunden, die sie zum Verschanzen hatten, noch dazu großtentheils in der Nacht, die so weitläuftigen Verschanzungen zwischen den beyden Dörfern (wir haben sie die Verschanzungen der Fronte genannt) von vier Fuß Höhe mit tiefen und weiten Gräben, vollkommen regelmäßig in den Flanken, mit kleinen hie und da angebrachten Redouten, mit Thoren und Oeffnungen, mit halben Monden bedeckt, fertig bringen konnten.

Die beyden Dörfer, die mit dicken Hecken und mit Gräben nach der Sitte des Landes umgeben waren, hatten sie noch besser befestigt, als die übrigen Verschanzungen. Die ungeheure Menge von Todten, womit die Gassen von Neerwinden Haufenweise bedeckt waren, zeigte, welchen Widerstand man daselbst gefunden hatte. Auch kam den Feinden ihre Hartnäckigkeit theuer zu stehen, ihr Verlust wurde auf 20000 Mann geschätzt. Unser Verlust kann ungefähr die Hälfte so hoch gerechnet werden.

Die Feinde verlohren alle ihre Kanonen, acht Mörser, viele Munitionswagen, Standarten und Fahnen und einige Paare Pauken. Unser Sieg war vollkommen. Den Prinzen von Oranien befremdete es, daß das ununterbrochene Feuer seiner Artillerie unsere Kavallerie gar nicht zum Weichen bringen konnte, die ohne sich zu rühren, in ungebrochenen Linien das Feuer aushielt. Aufgebracht sprengte er hin zu den Batterien und schalt die Kanoniers, daß sie nicht besser träfen; als er aber die Wirkung seiner Artillerie sah, wandte er sein Pferd um mit den Worten: „Welche freche Nation!“ Er und der Churfürst von Baiern hielten bis zu lezt im Kampfe aus; erst da sie sahen, daß nichts mehr zu hoffen war, zogen sie sich

über die Gette zurück, über die sie hatten Brücken schlagen lassen. Die Feinde zogen sich unter Brüssel zurück, und der Herzog von Luxemburg gab seinen Truppen einige Zeit Ruhe, um sich von der Strapaze zu erhölen. Die Lorbeern, die er eingeärndtet, hatte, schützten ihn nicht vor dem Tadel. Man tadelte ihn, daß er die Schlacht gewagt, und daß er sie nicht besser benutzt habe. Man beschuldigte ihn der Verwegenheit, indem er die Feinde in einer so vortheilhaften Stellung und Verschanzung mit unserer Armee angegriffen habe, die zwar etwas an Anzahl überlegen, aber ermüdet und von dem langen Marsche vom vorigen Abend gleichsam noch ausser Athem gewesen sey. Man warf ihm, und nicht ohne Grund, vor, daß er mehr als einmal in Gefahr gewesen sey, die Schlacht zu verlieren, und daß er sie nur durch seine Hartnäckigkeit, durch die Französische Tapferkeit und durch Verschwendung von Blut gewonnen habe.

Man beschuldigte ihn ferner ungescheut, er habe den Sieg nicht benutzen und vollenden wollen, um nicht zu bald einen Krieg zu endigen, der ihn so groß und unentbehrlich machte. Die erste Beschuldigung konnte er leicht von sich abwenden. Er hatte wiederholten Befehl zu schlagen und er hatte sich nicht vorstellen können, daß die Feinde in einer einzigen so kurzen Nacht ihren schon an sich vortheilhaften Posten mit so weitläuftigen und regelmäßigen Verschanzungen befestigen würden, wie er erst nachher nach der Schlacht sah. Was die zweyte Anklage betrifft, so bin ich zu wenig unterrichtet, um darüber zu entscheiden. Wahr ists, daß zwischen vier und fünf Uhr alles vorbey war und die Feinde theils sich zurückzogen, theils in die Flucht geschlagen waren; dadurch waren wir Meister von Fluß Gette; es waren Pontons zur Hand; jen-

seits

ſeits iſt die Gegend offen und im Julius war der Tag noch lang genug um die Feinde auf dem Fuße zu verfolgen; aber eben ſo wahr iſt es auch, daß die Truppen von dem Marſche vom vorigen Abend und von dem zwölfſtündigen Kampfe aufs äußerſte ermüdet waren, daß die Pferde beſonders die Zugpferde der Munitions- und Proviantwagen gänzlich abſtrapazirt waren und daß man den Vorwand hatte, der gänzliche Mangel an Lebensmitteln und Munition habe es unmöglich gemacht, die Feinde zu verfolgen.

Coſſé, der gefangen war, wurde auf ſein Ehrenwort ſogleich auf freyen Fuß geſtellt und die Herzoge von Berwick und Ormond wurden bald ausgewechſelt. Für die Gefangenen und Verwundeten wurde ſehr gut geſorgt. Man hob ſehr ſorgfältig alle auf dem Schlachtfelde gebliebene auf, die noch nicht todt waren und fortgebracht werden konnten.

III.

Marſch des Marſchalls von Lorges im Angeſicht des Prinzen von Baden.

Seit acht Tagen hatte der Marſchall von Lorges ſein Hauptquartier zu Porh aufgeſchlagen; als aber die Proviantmagazine von Philippsburg und die Zufuhrwege der Gegend erſchöpft waren, führte er ſeine Armee wieder zurück über den Rhein. Er machte den ſchönſten Marſch, den man je geſehen hat. Er brach mit ſeiner Armee des Morgens um eilf Uhr auf, mit allem kriegeriſchen Pomp, in neun Colonnen, die auf dem Abzuge das Manöver der Caracole machten, im Angeſicht des Prinzen Ludwigs von Baden, der mit

der Kaiserlichen Armee auf der andern Seite des Baches stand.

Die neun Colonnen passirten durch einen Wald in einer so meisterhaften Ordnung, daß in der Ebene bey Schwetzingen, wo sie sich in Schlachtordnung stellten, jede Brigade sich sogleich an ihrem Platze und in gehöriger Stellung befand. Sie passirten hierauf in der vortrefflichsten Ordnung und in der größten Geschwindigkeit über einen breiten Bach, theils auf einer Brücke, theils durch eine Furth, indem sich jede Brigade in Schlachtordnung hielt, bis die Reihe an sie kam zu passiren. Der Marschall Joyeuse commandirte den Vorderzug und erhielt die Ordnung der Passage, und der Marschall von Lorges führte die Arrieregarde. In zwey Stunden war die ganze Armee hinüberpassirt; denn die Proviant- und Bagagewagen und die Artillerie waren voraus. Man glaubte dieser Marsch würde beunruhigt werden; aber man erfuhr nachher, daß es der Prinz von Baden nicht gewagt und laut geäußert hatte, der Marsch sey zu gut geordnet gewesen, um ihn mit Erfolg angreifen zu können.

IV.

Krieg in Spanien, Bataille am Fluß Ter in Catalonien.

In Spanien ließ Noailles am 28. Mai 1694 seine Armee über den Ter, im Angesicht des Vicekönigs von Catalonien, Marquis Villena passieren und schlug ihn zurück. Die Feinde verloren in diesem Treffen 500 Mann, ihre Bagage, ihre Kanonen und eine Menge Fahnen; wir machten überdies 1500 Gefangene und verloren nur 300 Mann. Der alte

Che-

Chaseron, Ritter des heil. Geistes und erster Generallieutenant unserer Armee, hatte ganz den Ruhm dieses Ueberganges und Sieges. Noailles war erst während der Niederlage der Feinde über den Fluß gegangen.

Am 7. Junius wurde Palamos im Sturm eingenommen. Die Feinde verloren dabey 300 Mann und 600 machten wir zu Gefangenen. Die Citadelle ergab sich am 10. und die Besatzung, die aus 1500 Mann bestand, wurde zu Kriegsgefangenen gemacht. Der Platz ist an sich und wegen seines Hafens wichtig.

Noailles verfolgte sein Glück und eroberte Gironne, sechs Tage nach Eröffnung der Laufgräben. Der Platz capitulirte am 29. Junius; in der Capitulation wurde besonders ausgemacht, daß die aus 3000 Mann bestehende Besatzung bis zum 1. November nicht dienen sollte.

Diese so glückliche Campagne verschaffte dem Herrn Noailles das Diplom der Vicekönigswürde von Catalonien.

Durch die Verwegenheit eines einzigen Soldaten nahm er noch das Schloß Castelfollit ein, das auf einem sehr steilen hohen Felsen liegt und die ganze Ebene beherrscht. Ein entschlossener Soldat bekam Lust zu sehen, ob die erste Verschanzung stark besetzt wäre. Er fand sie verlassen und drang mit dem Degen in der Hand ein, indem er laut schrie, daß man ihm folgen sollte. Es folgten ihm fünf oder sechs andere, mit denen er auch in die zweite Verschanzung drang. Diese war stark besetzt, aber die Besatzung gerieth in Bestürzung, als sie sich auf einem Posten angegriffen sah, den man für unzugänglich hielt, und weil sie wegen des Geschreyes glaubte, die Feinde wagten einen Sturm, und entfloh. Das Schloß gerieth dadurch in Alarm, der kleine Haufe der Unsrigen, der sich indessen stark vermehrt hatte, folgte den Fliehenden auf

dem

dem Fuße nach und drang so im Handgemenge in das Schloß ein, das unter vielem Blutvergießen erobert wurde. Auch Ostalrico fiel dem Hrn. von Noailles in die Hände, und hiermit endigte sich diese glückliche Campagne.

Die Feinde bombardirten den ganzen Sommer über unsere Küsten und brannten die Stadt Dieppe fast ganz nieder.

In Italien fiel nichts vor. Die Campagne endigte sich daselbst mit der Blockirung von Casal.

V.

Krieg in Flandern.

In Flandern that man weiter nichts, als daß man einander beobachtete und sich behauptete. Auf diese Art hielt man sich lange bey Vignament, wo aber endlich das Fourragiren wegen der Entfernung zu beschwerlich wurde. Der Prinz von Oranien sah sich wegen dieses Mangels an Fourrage genöthigt, zuerst aufzubrechen und schlug am 17. wieder sein Lager auf. Fast die ganze Armee des Dauphins war aufs Fourragiren detaschirt; demungeachtet brach noch denselben Abend der linke Flügel unter den Marschalls Villeroy und Boufflers auf, welchen den Tag darauf als am 18. der Dauphin und der Marschall von Luxemburg mit der übrigen Armee folgten.

Die Feinde hatten zwey Märsche voraus, und der Dauphin hatte viele Bäche und Defilés zu passiren und sollte doch das Lager bey Espier erreichen, ehe sich die Feinde desselben bemächtigten. Der Marsch wurde in der besten Ordnung und in solcher Geschwindigkeit vollendet, indem der Marschall Villeroy beständig voran war, daß der Dauphin am 25. das Lager bey

Espier

Espier einnahm, eben als sich der Vorderzug der feindlichen Armee auf der andern Seite zeigte. Man beschoß sich die übrige Zeit des Tages, worauf sich die Feinde gegen Abend zurückzogen.

Dieser so wichtige Marsch war vortrefflich ausgeführt und wurde sehr bewundert. Die übrige Zeit der Campagne that man weiter nichts, als daß man sich behauptete.

VI.

Aeußerung des Prinzen von Oranien nach der Einnahme von Namur.

Die allzufeine Vorsicht des Herzogs du Maine, der ein schönes Beyspiel der Tapferkeit gab, indem er sich entschloß, den Feind zu recognoscirem, dann zu beichten und seinen Flügel in Schlachtordnung zu stellen, der schon lange rangiert war, indeß aber Vaudemont Zeit gab mit seiner Armee der augenscheinlichsten Gefahr zu entwischen, verschuldete den Verlust der Stadt Namur, die am 4. August an den Prinzen von Oranien durch Capitulation überging. Demungeachtet beschenkte der König Guiscard mit dem Ordensband; Mesgrigny erhielt 6000 liv. Besoldung und wurde Generallieutenant; der Marschall Boufflers wurde zum wirklichen Herzog erhoben und fast alle Officiere, die mit ihm in Namur gewesen waren, avancirten. Als der Prinz von Oranien von diesen Belohnungen hörte, sagte er, er sey doch dazu verdammt, den König beständig zu beneiden, der den Verlust eines Platzes freygebiger belohnte, als er seinen würdigen Freunden und Officieren für die Eroberung desselben danken könnte.

VII.

Bewaffnete Unterhandlung mit Savoyen.

Der König hatte sich im J. 1696 fest entschlossen, alles mögliche zu thun, um seinem Reiche den Frieden zu verschaffen, den es so sehr bedurfte. Er sah aber ein, daß es ihm nur gelingen könnte, wenn er eine der verbundenen feindlichen Mächte von der Allianz trennte, so daß durch deren Abtritt die übrigen geschwächt und er in Stand gesetzt würde, ihnen kräftiger zu widerstehen und sie zum Frieden zu zwingen. Er richtete seine Absicht zuerst auf den Herzog von Savoyen, der ihm wegen der engen Zugänge seines Landes die meiste Beschwerlichkeit und Aufwand verursachte, und übrigens mit dem Kaiser und Spanien sehr unzufrieden war, weil ihm beyde wenig von dem hielten, was sie ihm versprochen hatten und noch immer fort versprachen. Zur Ausführung dieses Planes gab er dem Marschall Catinat eine furchtbare Armee, ertheilte ihm aber auch eine weitläufige geheime Instruction mit der freyen Vollmacht, mit dem Herzog von Savoyen zu unterhandeln und wo möglich Frieden zu schließen.

Catinat passirte in kurzer Zeit durch das Gebirge und drohte, indem er zugleich die strengste Mannszucht hielt, das ganze Land zu verwüsten und ohne Schonung die Maulbeerbäume der Ebene niederhauen zu lassen, die wegen des Seidenbaues den Reichthum des Landes ausmachen und durch deren Vertilgung das Land auf ein Jahrhundert zu Grunde gerichtet worden wäre. In den vorhergehenden Feldzügen hatte der Herzog von Savoyen schon seine schönsten Lustschlösser von den Feinden niederbrennen sehen müssen. Hr. von Catinat, der keinen Augenblick die Armee verlassen konnte und für die Unterhandlung einen Mann von Einsicht und Gewicht bedurfte, hatte sich den Grafen von Tessé zugeben lassen.

Wäh-

Seite

121. Ludwig von Frankreich.

Ludwig der Siebende, auch der Junge, der den zweyten Kreuzzug unternahm. Er hatte sich in einem Krieg gegen den Grafen von Champagne, einen unruhigen Vasallen, der Stadt Vitri in dieser Provinz bemächtigt und in der Heftigkeit des Zorns eine Kirche in Brand stecken lassen, in welcher sich 1300 Menschen geflüchtet hatten. Alle kamen in den Flammen um, und erst, nachdem es zu spät war zu retten, erwachte das Gewissen des Königs. Das Schreyen der Unglücklichen verfolgte ihn in seinen Träumen und überall leuchtete ihm die Flamme der brennenden Kirche. Seine Reue wurde beinahe zur Verzweiflung. Der heilige Bernhard, Abt von Klairvaux, gab ihm endlich den Rath, sich mit dem Kreuze zu bezeichnen und den Zorn des Himmels durch einen Krieg gegen die Ungläubigen zu versöhnen. Schon vor dieser Begebenheit hatte sich Ludwig durch einen Streit mit der Kirche die Excommunication und dem ganzen Königreich das päbstliche Interdikt (die Aufhebung aller gottesdienstlichen Handlungen und aller Wohlthaten der Religion) zugezogen. Der Kreuzzug war ein Mittel auch diesen Fluch aufzuheben.

122. Nachdem ich die Thaten — — beschrieben habe.

Otto, Bischoff von Freysingen, ein Enkel Kaiser Heinrichs IV und Begleiter des deutschen Königs Konrad auf seinem Zug nach Jerusalem, schrieb auch eine ziemlich mährchenreiche Chronik, welche vom Anfang der Welt bis zum Jahr Christi 1146 reicht. Als Freund des Kaisers, dessen Thaten er hier beschreibt, als Bischoff und als Fürst des deutschen Reichs, lebte er an der Quelle der Staatsbegebenheiten,

Während der Unterhandlung machte Catinat Anstalt zur Belagerung von Turin. Der Herzog von Savoyen, der seine Staaten in Gefahr sah und fühlte daß er nicht sowohl als seine Bundesgenossen darinn Herren waren, nahm endlich den Frieden an, der sehr vortheilhaft für ihn war, wiewohl ihn der König auch für sich sehr vortheilhaft fand, indem dadurch die Allianz seiner Feinde geschwächt wurde.

VIII.

Friede mit Savoyen und Vermählung einer Prinzessin von Piemont mit dem Herzog von Burgund.

Die vorzüglichsten Artikel dieses Friedenstractates waren: Die Vermählung der ältesten Tochter des Herzogs mit dem Herzog von Burgund, wenn sie das zwölfte Jahr erreicht haben würde, unterdessen sie an den Französischen Hof geschickt werden sollte; die Grafschaft Nizza sollte ihre Aussteuer seyn, bis zur Vollziehung der Ehe aber ihm verbleiben und zurück gegeben werden; die Zurückgabe der geschleiften Festung Pignerol und alles dessen, was man von ihm erobert habe; eine große Summe Geldes; ferner sollten seine Gesandten die Würde königlicher Gesandten am Französischen Hofe genießen, die man ihnen bis dahin zum Theil versagt hatte; der König sollte es am Römischen Hofe vermitteln, daß sie daselbst die nämliche Würde, die Ehre des königlichen Saales, erhielten. Er erhielt noch einige Artikel, die aber weniger wichtig waren. Zwey Herzoge und Pairs sollten einstweilen bis zur Vollziehung der Artikel, an seinem Hofe als Geißeln bleiben.

Der Tractat wurde ganz ingeheim unterzeichnet. Der Herzog suchte nunmehr sich von seinen Alliirten

leszumachen. Er brachte eine Revüe der fremden Truppen in einiger Entfernung von Turin in Vorschlag, wobey er seine Truppen die Posten, welche jene besetzten, einnehmen ließ. Unter andern dergleichen Vorwänden hatte er sich Coni und seine übrigen Plätze gesichert; und als er zur Revüe kommen sollte, blieb er in Turin und entschuldigte sich. Nachdem er diese Vorsicht gebraucht hatte, erklärte er sich endlich.

IX.

Belagerung und Einnahme von Barcelona.

Das folgende Jahr 6971 ging Herr von Vendome nach Catalonien mit dem ausdrücklichen Befehl, Barcelona zu belagern. Der Graf von Estrées, Viceadmiral in Erspectanz auf seines Vaters Tode, führte zu Anfang des Junius die Flotte nebst den Galeren, welche unter ihm der Bailli Noailles, der Generallieutenant der Galeren, commandirte, vor den Hafen und schloß ihn ein. Pimentel, welcher Charleroi vertheidigt und im J. 1693 an den Marschall Villeroy übergeben hatte, commandirte in Barcelona. Der Oberste der Reuterey von Catalonien Marquis Torzana hatte sich in die Stadt geworfen, und der Prinz von Hessen Darmstadt commandirte in Mont-Joui, das gewissermaßen die Citadelle von Barcelona, aber etwas von der Stadt abgesondert ist. Sie hatten 3000 Mann Infanterie regelmäßiger Truppen, einige Cavalerie und den Rest der Somnettans, welches eine sehr tapfere Miliz ist, zusammen 25000 Mann. Wir hatten sechzig Batteriestücke und acht und zwanzig Mörser. Ausser der Stadt standen Don Fr. von Velasco, Vicekönig von Catalonien, und der General der Reuterei Marquis Grigny, mit einer kleinen Armee und einer Menge Pyrenäischer Miquelets.

Der

Der Platz war mit allem in Ueberfluß verſehen und hatte von der einen Seite freye Communication mit dem Vicekönige, von dem ſie friſche Zufuhr erhalten konnten.

Hr. von Vendome hatte nicht genug Truppen, um die Stadt ganz zu umzingeln, und um genug Poſten in gehöriger Nähe aneinander in ſeinem Rücken zu beſetzen, welche die Miquelets in Schranken halten können. Er ſelbſt konnte nirgends her als vom Meere Zufuhr erhalten. Die Truppen der Flotte ſtiegen ans Land und dienten bey der Belagerung. die Chefs der Eſcadren als Generalmajors, und der Bailli Noailles als Generallieutenant; der Graf von Eſtrées blieb aber auf der Flotte.

Auſſer dieſen genannten Beſchwerlichkeiten war gerade eine entſetzliche Hitze. Es fielen mehrere lebhafte und glückliche Actionen vor. Die Contreſcarpe wurde erobert. Hr. von Vendome erhielt Nachricht daß die Belagerten in der Nacht vom 15. zum 16. Julius einen großen Ausfall thun und zu gleicher Zeit der Vicekönig mit ſeinen Truppen das Lager angreifen würde. Hierauf marſchirte Hr. von Vendome in der Nacht vom 14. zum 15. gegen den Vicekönig an, deſſen Armee er in zwey Lager getheilt fand. Eins von dieſen Lägern griff er ſelbſt an, das andere ließ er vom Hrn. von Uſſon angreifen. Sie fanden nirgends Widerſtand; die Feinde wurden überrumpelt und ergriffen die Flucht, auch ſogar der Vicekönig floh im bloſſen Hemde. Die beyden Lager wurden geplündert. Während der Plünderung hatte ein Theil der feindlichen Cavalerie Zeit gewonnen ſich zu ordnen und fiel auf die Plünderer ein; aber man hatte ſich vorgeſehen und die Feinde wurden zurück geſchlagen. Sie verloren an Todten und Gefangenen 500 Mann und viele Officiere. Der Secretair des Vicekönigs nebſt

seiner Schatulle, seinen Papieren und 5000 Vier-Pistolenstücken fiel in unsre Hände. Durch diesen Ueberfall wurde die feindliche Armee gänzlich zerstreut und ausser Stand gesetzt, den Platz mit frischer Zufuhr zu versehen und uns irgendwo Truppen entgegen zu stellen. Man betrieb nun die Belagerung mit aller Gewalt. Es fielen noch mehrere sehr lebhafte Gefechte vor.

Endlich als die Minen alle mögliche Wirkung gethan hatten, die man erwarten konnte und man Anstalt zum Sturme machte, schickte Hr. von Vendome den Barbesieres in der Stadt, um ihnen Unterhandlung vorzuschlagen. Pimentel sprach mit ihm. Es wurden Vorschläge gethan, und einige Conferenzen gehalten; endlich gingen sie am 5. August auf eine Capitulation ein, die aber erst am 8. abgeschlossen wurde. Sie erhielten eine Capitulation, wie sie so tapfere Leute verdienten, die sich durch ihre muthige Vertheidigung als wahre Spanier gezeigt hatten. Man verwilligte ihnen dreißig Stück Canonen, vier Mörser, so viel offene Wagen als sie wollten und den ehrenvollsten Abzug. Der Stadt ließ man alle ihre Privilegien, die Inquisition ausgenommen, welche Hr von Vendome aufgehoben wissen wollte. Sie hatten sichs zum Point d'honneur gemacht, nicht zur Uebergabe blasen zu lassen. Bey dieser Belagerung verlor man von beyden Seiten viel Menschen, aber niemanden von Rang. Mont-Joni ergab sich durch die nämliche Capitulation, wiewohl es gar nicht angegriffen worden war.

Denk-

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Louis de St. Simon.

Fünftes Buch.

Der Hof von Frankreich am Ende des XVII. Jahrhunderts.

I.

Anecdoten von dem Tode der ersten Gemahlin von Monsieur, Bruder Ludwigs XIV.

Monsieur, der Bruder des Königs, war auf seine Gemahlin wegen ihrer Galanterien eifersüchtig, und seine ganz entgegengesetzten Neigungen ärgerten sie ebenfalls. Seine Favoriten, die sie haßte, streuten überdies angelegentlich Zwietracht zwischen sie, um Monsieur nach Gefallen beherrschen zu können.

Der Chevalier von Lorraine, der in der Blüthe seiner Jugend und Liebenswürdigkeit stand, (er war 1643 geboren) hatte Monsieur vollkommen in seiner Gewalt und ließ es dessen Gemahlin und das ganze Haus fühlen. Madame, die nur ein Jahr jünger als er, und reizend war, konnte in mehr als einer Rücksicht diese Herrschaft nicht ertragen. Sie stand bey dem Könige in ausserordentlicher Gunst und Achtung, sie erhielt also von ihm die Entfernung des Chevaliers vom Hofe.

Bey dieser Nachricht fiel Monsieur in Ohnmacht und zerfloß fast in Thränen. Er eilte, dem Könige einen Fußfall zu thun, um die Wiederrufung eines Befehls zu erhalten, der ihn in Verzweiflung setzte;

aber es gelang ihm nicht. Er gerieth in die äußerste Wuth und ging weg nach Villers-Cotterets.

Nachdem er seinem Zorne gegen den König und Madame freyen Lauf gelassen hatte, welche letztere immer dagegen protestirte, daß sie daran Schuld gewesen sey, war er müde wegen einer Sache, die ihm öffentlich zur Schande gereichte, den Mißvergnügten zu spielen. Auch der König war übrigens bemüht ihn zu beruhigen. Er erhielt Geld, Complimente und Freundschaftsbezeugungen und kam, wiewohl das Herz voll Galle, an den Hof zurück. Nach und nach aber gewöhnte er sich wieder auf den vorigen Fuß mit dem Könige und Madame zu leben.

Der erste Stallmeister von Monsieur, D'Effiat, ein Mann von unternehmendem Geist, und der Capitän seiner Garde, der Graf von Beuvron, ein Mann von angenehmem einschmeichelndem Wesen, der aber bey Moysi.us eine Rolle spielen wollte, und sich von ihm zu bereichern suchte (er war als ein jüngerer Bruder auch der Normandie sehr arm), standen mit dem Chevalier von Lorraine im genauesten Verhältniß. Seine Entfernung war für ihre Absichten sehr nachtheilig und sie fürchteten, daß ein anderer des Chevaliers Stelle einnehmen möchte, dessen sie sich nicht so gut bedienen könnten. Aber alle drey hatten keine Hoffnung, daß das Exil aufgehoben werden würde, sie fürchteten im Gegentheil alles, da Madame die volle Gunst des Königs besaß. Diese fing jetzt sogar an, an den Staatsgeschäften Theil zu nehmen. Der König hatte sie mit geheimnißvollen Aufträgen nach England geschickt, die sie nach Wunsch ausgerichtet hatte, und eben war sie von der Reise triumphirender als je zurückgekommen. Sie war noch jung (im Junius 1644 geboren,) war ganz gesund und besaß

saß die Liebe des Königs. Dieß benahm ihnen alle Hoffnung auf die Zurückberufung des Chevaliers.

Dieser war vor seinem Verdrusse nach Italien und Rom geflohen. Ich weiß nicht, wer von den dreyen zuerst darauf gefallen war; aber der Chevalier schickte durch einen Boten, der vielleicht nicht wußte, was er brachte, seinen Freunden ein sicheres schnellwirkendes Gift.

Madame war zu Saint Cloud. Seit einiger Zeit pflegte sie zur Erfrischung Abends gegen 7 Uhr ein Glas Cicorienwasser zu trinken. Einer ihrer Bedienten hatte es zu machen, und setzte es nebst ihrem Glase in einen Schrank in einem ihrer Vorzimmer. Das Cicorienwasser befand sich in einem Geschirr von Porcelan oder Fayence, und daneben stand gewöhnliches Wasser, um wenn Madame das Cicorienwasser zu bitter fände, es damit zu verdünnen. Durch dieses Vorzimmer ging jedermann, wer zu Madame wollte; aber weil es mehrere Vorzimmer gab, hielt sich niemand daselbst auf. Alles dieß hatte der Marquis D'Effiat sorgfältig ausgespäht.

Als er am 29. Jun. 1690 durch dieses Vorzimmer ging, bot sich ihm der so lang gesuchte Augenblick dar. Niemand war in dem Vorzimmer, und wie er bemerkt hatte, kam auch niemand hinter ihm drein, der zu Madame wollte. Er schleicht also seitwärts zum Schranke hin, öffnet ihn und gießt den Gifttrank in das Geschirr. Er hört jemand kommen und greift geschwind nach dem Geschirr mit dem reinen Wasser. Eben als er es wieder hinstellt, kömmt der Bediente, der das Cicorienwasser zu besorgen hatte, auf ihn zu und fragt ihn rasch, was er in dem Schranke wolle? Ohne im geringsten verlegen zu werden, bittet ihn

Effiat um Verzeihung und sagt, er habe entsetzlich gedurstet, und da er gewußt habe, daß in dem Schranke immer Wasser stehe — indem er auf das Wassergeschirr zeigt — so habe er sich nicht enthalten können, einmal zu trinken.

Der Bediente brummte noch etwas vor sich hin. Jener war höflich und entschuldigte sich, endlich ging er zu Madame hinein, wo er sich mit der größten Fassung mit den übrigen Hofleuten unterhielt.

Was eine Stunde nachher erfolgte, brauche ich nicht zu wiederholen. Es hat nur zu viel Aufsehn in Europa gemacht, als Madame den andern Tag, den 30. Junius früh um drey Uhr, todt war. Der König war vom tiefsten Schmerz durchdrungen. Wahrscheinlich erhielt er den Tag über verdächtige Anzeigen, denn der Bediente wird nicht geschwiegen haben, und vielleicht hatte er auch Notiz bekommen, daß der erste Haushofmeister von Madame, Sürnon, um die Sache wisse, da er in seiner Jugend mit Effiat vertraut gewesen war.

Der König, der zu Bette war, stand wieder auf und schickte nach Brissac, welcher damals unter der Garde stand und vom Könige viel gebraucht wurde. Er befahl ihm sechs Mann von der Leibwache sichere und verschwiegene Menschen zu nehmen, Sürnon zu verhaften, und ihn durch den hintern Eingang in sein Zimmer zu bringen. Der Befehl wurde noch vor Tage vollzogen.

Als Sürnon kam, ließ der König Brissac und seinen ersten Valet abtreten, und indem er eine Miene und einen Ton annahm, der jenen in Furcht und Schrecken setzte, da er ihn zugleich vom Kopf bis zum Fuß mit den Augen maß, sagte er: „Mein Freund,

„ich

Seite

ten, von denen er Meldung thut, und wenn man abzieht, was eine verzeihliche Vorliebe für seinen Helden und seine genaue Verbindung mit der Kirche ihn sagen läßt, so wird man viele Freiheit des Urtheils bey ihm finden. Wenn man sich auch nicht durchaus an seine Vorstellung der Begebenheiten halten darf, so ist es wenigstens nicht schwer, aus dem, was er sagt, die Wahrheit zu entziffern. Die Geschichte, welche in mittlern Zeiten meistens durch geistliche Hände gieng, ist hier, man muß gestehen, in sehr billige gefallen. Ein lebendiges Zeitgemählde, Nachrichten von dem zweyten Kreuzzuge, von einigen Streitigkeiten in der Kirche, von dem ersten lombardischen Kriege Fridrich des Ersten, von den Bewegungen in Rom und den Anmaßungen der damaligen Römer, machen diese Denkwürdigkeiten schätzbar. Fridrichs Antwort auf die Gesandschaft des römischen Volks ist ein Muster von Beredsamkeit, die Ehre mag nun dem Kaiser oder seinem Geschichtschreiber gebühren. Eine noch anziehendere Schreibart und eine bessere Auswahl der Begebenheiten zeichnen die Radewichische Fortsetzung aus, welche zugleich von dem Streite des Kaisers mit der Kirche, von dem Ronkalischen Reichstage, von dem zweyten lombardischen Kriege interessante Nachrichten und von der Kirchentrennung nach Adrian IV. Tode, sehr lesenswürdige Dokumente liefert.

124. Heinrich, der Vierte König und dritter Kaiser dieses Nahmens.

Heinrich I. oder der Vogelsteller, König von Deutschland, wird von vielen, besonders italienischen Schriftstellern, von der Reihe der Kaiser ausgeschlossen, weil er unterließ die Krönung in Rom zu empfangen. Rom machte damals die Könige der Deutschen zu Kaisern.

126. Im Jahr 1087.

Man lese 1073.

126. Empörten sich die Sachsen.

Kaiser Heinrich IV. ließ sich durch die Rathschläge Adelberts, Erzbischoffs von Bremen zu einem gewalthä-

„ich habe Ihm etwas zu sagen; wenn Er mir alles „gesteht, und mir auf alle meine Fragen die Wahr„heit sagt, so will ich Ihm, so schuldig Er auch seyn „mag, verzeihen und alles vergessen. Aber nehm' Er „sich in Acht, daß Er mir nicht das geringste verhehlt. „Denn wenn Ers thut, so kömmt Er nicht lebendig „wieder von dieser Stelle. Ist Madame nicht vergif„tet worden? Ja, Sire, antwortete er. Und wer „hat sie vergiftet? Und wie hat mans angefangen?“ Er gestand, daß der Chevalier von Lorraine Gift an Beuvron und Effiat geschickt habe, und erzählte dem Könige alles, was ich so eben erzählt habe.

Hierauf fragte ihn der König, indem er seine Versprechungen und Drohungen verdoppelte; und wußte es mein Bruder? Nein, Sire; keiner von uns war so unvorsichtig es ihm anzuvertrauen; er ist nicht verschwiegen, wir wären sogleich verrathen worden. Bei dieser Antwort hohlte der König mit einem lauten Ach! tief Athem, als wenn ihm eine Last vom Herzen genommen wäre. „Dieß habe ich von ihm wissen wollen, sagte er; aber kann ich mich darauf verlassen?“ Er rief hierauf Brissac und befahl ihm den Menschen wegzuführen, der dann sogleich auf freien Fuß gestellt wurde.

Dieser nämliche Mensch hat dies lange Jahre nachher dem Hrn. Joli von Fleury, Generalprocurator des Parlamentes, selbst erzählt, von welchem ich diese Anekdote habe.

Der Hr. von Fleury, mit dem ich später wieder davon sprach, erzählte mir noch etwas, was er das erstemal nicht erzählt hatte. Wenige Tage nach Monsieurs zweiter Vermählung, erzählte der König der neuen Gemahlin desselben diese Geschichte und fügte

hinzu, daß er für seinen Bruder sicher reden könnte; er selbst wäre viel zu ehrliebend, als daß er sie an seinen Bruder vermählt haben sollte, wenn er eines solchen Verbrechens fähig wäre.

Madame wußte sich darnach zu richten. Sürnon war ihr erster Haushofmeister geblieben. Nach und nach that sie, als wenn sie sich um den Haushalt bekümmern wollte, welches Monsieur billigte und machte Sürnon so viel zu schaffen, daß er sich genöthigt sah, seine Stelle an Moret von Vaulonne gegen das Ende des J. 1674 zu verkaufen.

II.

Characteristik der zweyten Gemahlin Monsieurs.

Die zweyte Gemahlin Monsieurs war eine Prinzessin ganz von alten Sitten. Ehre, Tugend, Rang und Größe ging ihr über alles, unerbittlich streng in Rücksicht des Wohlstandes.

Es fehlte ihr nicht an Geist und was sie sah, sahe sie ganz durch. Freundschaftlich, treu, zuverlässig wahr und gerad, war sie leicht einzunehmen und zu beleidigen, schwer zu besänftigen, derb und zu gefährlichen Ausbrüchen geneigt, ganz deutsch in ihren Sitten und offenherzig, ohne alle Schonung und Delicatesse gegen sich selbst und andere, nüchtern, eigensinnig und sonderbar.

Sie liebte leidenschaftlich Hunde und Pferde, die Jagd und die Schauspiele, war immer in Gallakleidern, trug beständig eine Männerperücke und Reitkleider und war über sechzig Jahr alt geworden, ohne

je, krank oder gesund (und sie war selten krank,) ein Regligee getragen zu haben.

Sie liebte leidenschaftlich ihren Sohn, und man kann sagen, mit Affenliebe den Herzog von Lothringen und seine Kinder, weil dabey ihre sonderbare Anhänglichkeit an ihr Deutsches Vaterland und an alle ihre Verwandten, die sie nie gesehen hatte, ins Spiel kam. Diesen Verwandten schrieb sie beständig Briefe, was beinahe ihre einzige Beschäftigung war. Zuletzt hatte sie sich zwar nicht mit der Geburt, aber doch der Person ihrer Schwiegertochter ausgesöhnt, und sie behandelte sie bis zur Entlassung von Frau von Argenton sehr gut. Sie liebte sie beynahe und beklagte sie wegen der Ausschweifungen ihres Sohnes des Herzogs von Orleans, die sie sehr mißbilligte. Sie verabscheute die Ausschweifungen der Herzogin von Berry und äusserte bisweilen ihren Abscheu im Vertrauen gegen Frau von St. Simon, die sie seit ihrem ersten Aufenthalt am Hofe mit ihrer dauerhaften Achtung und Freundschaft beehrte. Sie hatte also mit der Herzogin von Berry nichts gemein, als den bittersten Haß gegen den Herzog du Maine und gegen alle Bastarde des Königs und ihre angemaßte Größe, und sie nahm es übel auf, daß ihr Sohn, in ihren lebhaften Haß nicht einstimmte.

Neben diesen Eigenheiten hatte sie Schwächen und Kleinheiten und war immer in Sorge, daß man ihr nicht genug Aufmerksamkeit erweisen möchte.

III.

Characteristik von Monsieur; sein Tod.

Monsieur starb zu Saint Cloud an einem Schlagfluß. Der König befand sich zu Marly, und niemand zwei-

zweifelte, daß die übrigen drey Tage des Aufenthalts daselbst sehr traurig vorübergehen würden; aber den Tag nach Monsieurs Tode hörten Hofdamen, die gegen Mittag ins Appartement der Frau von Maintenon traten, wo sich der König mit der Herzogin von Burgund befand, in dem daranstoßenden Zimmer der Frau von Maintenon Opernarien singen.

Nachher als die Herzogin sehr traurig in einem Winkel des Zimmers saß, fragte der König die Frau von Maintenon mit Befremden, warum sie so melancholisch sey, suchte sie aufzumuntern und fing an mit ihr und einigen Hofdamen, die er zur Unterhaltung hereinkommen ließ, zu spielen.

Das war noch nicht alles; beym Weggehen vom Diner, sechs und zwanzig Stunden nach Monsieurs Tode, fragte der Herzog von Burgund den Herzog von Montfort, ob er mit ihm Brelan spielen wollte? „Brelan? rief Montfort mit den äussersten Erstaunen; Sie vergessen sich, Monsieur ist fast noch „warm. — Um Vergebung, antwortete der Prinz, „ich habe es nicht vergessen; aber der König will nicht, „daß wir in Marly Langeweile haben sollen, er hat „mir befohlen, jedermann zum Spiel zu ermuntern; „und um ihnen Muth zu machen, soll ich das erste „Beyspiel geben." Und sie spielten wirklich Brelan.

Der Frau von Maintenon, die Monsieur gar nicht geneigt gewesen war, war sein Tod sehr erwünscht und sie hatte Mühe sich betrübt zu stellen. Selbst was der Wohlstand dabey betraf, verletzte sie gänzlich, zu jedermanns Aergerniß. Der Dauphin, der für Monsieurs Freund galt, that sich nicht weniger Zwang an und ging schon den Tag darauf auf die Wolfsjagd.

Der

Der Herzog von Burgund und der Herzog von Berry, die Monsieur nur an Hoftagen sahen, konnten seinen Verlust nicht sehr fühlen.

Madame, die nie große Achtung und nicht viel Neigung für ihn gehabt hatte, fühlte gleichwohl ganz die Wichtigkeit seines Verlustes. Die Herzogin von Burgund bedauerte ihn sehr. Der Schmerz des Herzogs von Chartres, nachherigen Regenten von Frankreich, war ausserordentlich. Vater und Sohn liebten sich zärtlich; die Herzogin von Chartres sah mit Entzücken durch Monsieurs Tod eine Scheidewand zwischen sich und dem Könige wegfallen, sie sah sich von den lästigen Pflichten gegen Monsieur und Madame befreit, die sie nicht hatte umgehen können und hoffte daß der Herzog von Chartres und Madame in Zukunft genöthigt seyn würden ein Betragen gegen sie zu beobachten, wie sie es noch nicht von ihnen hatte erhalten können. Von nun an nannte sich der Herzog von Chartres Herzog von Orleans.

Im Ganzen verlor der Hof durch Monsieurs Tod. Er belebte den Hof durch Vergnügungen und Unterhaltung und wenn er nicht da war, so schien alles todt und unthätig zu seyn. Er legte viel auf Hangordnung und Ehre, er liebte die Gesellschaft, und seine Leutseligkeit und Honneteté und seine natürliche Leichtigkeit, mit der er immer mit Würde jedem sein Recht zu geben wußte, und gab, machte ihn in der Gesellschaft angenehm; seine Herablassung verband ihm die Menschen ohne jedoch den Unverschämten Gelegenheit zu geben, sie zu mißbrauchen; er behauptete dabey seine angeborne Größe ohne zurückzustoßen. Er verstattete an seinem Hofe die größte Freiheit, ohne daß dadurch der Respect und wahre Hofton verletzt wurde. Er hatte von der Königin seiner Mutter die Kunst Hof

zu

zu halten, sehr gut gelernt und behalten, und im Palaisroyal, zu Saint Cloud war immer ein zahlreicher Hof um ihn versammelt, bey dem viele altadeliche Damen, die in der That anderswo nicht gern würden aufgenommen worden seyn und viele Spieler Zutritt fanden.

Die Vergnügungen dieses Hofes waren mannichfaltig: das Spiel, die Schönheiten der Gegend, Musik, Ueppigkeit der Tafel, Pracht und Größe machten den Aufenthalt äusserst angenehm. Madame nahm aber keinen Antheil daran, sie vertrieb sich in ihrem Cabinette die Zeit mit Betrachtung der Gemählde von deutschen Prinzen, womit sie es hatte tapeziren lassen, und schrieb ihnen ganze Stöße Briefe.

Uebrigens war Monsieur ein tapfrer Soldat; er hatte die Schlacht bey Cassel gewonnen und immer bey verschiedenen Gelegenheiten viel körperliche Tapferkeit gezeigt. Ausserdem hatte er aber alle schlimme Eigenschaften der Weiber, mehr Welt als Kopf, und war auch nicht des geringsten fähig. Niemand war weicher an Geist und Körper, schwächer, furchtsamer als er. Er ließ sich ganz von seinen Günstlingen beherrschen, die ihn verachteten und oft gefährlich mißbrauchten. Er war unruhig, unfähig ein Geheimniß zu haben, mißtrauisch und voll Verdacht, stiftete Zank an seinem Hofe theils aus Neugierde theils bloß zum Spaß. Bey allen diesen Fehlern, von allen Tugenden verlassen, traf er die schlechteste Wahl in Rücksicht seiner Günstlinge, die er mit Geschenken, Reichthum und Ehre überhäufte und so seine Schande selbst bekannt machte. Diese konnten alles von ihm erhalten, behandelten ihn oft mit der größten Insolenz und machten ihm noch eine verdrüßliche Arbeit, indem

sie

ſie beſtändig die fürchterlichſte Eiferſucht entzweite und er ſie immer zu verſöhnen ſuchte. Sie hatten alle ihre Anhänger und machten dieſen kleinen Hof ſehr unruhig, die Zänkereien der leidenſchaftlichen boshaften Frauen ungerechnet, die in Menge an Monſieurs Hofe waren und mit denen er ſich divertirte.

IV.

Characteriſtik des Herzogs.
(Monſ. le Duc.)

Der Herzog war von der kleinſten Statur, die es geben kann; ein unförmlich dicker Körper, ein entſetzlich großer Kopf und das häßlichſte Geſicht machten ihn fürchterlich. Man behauptete, er verdanke dieſe Geſtalt einem Zwerge der erſten Prinzeſſin von Geblüt.

Er war von bläulichgelber Geſichtsfarbe, ſeine Mienen waren faſt immer grimmig, aber dabey ſtolz und kühn, und man hatte Mühe ſich an ſeinen Anblick zu gewöhnen.

Er hatte Kopf, Lectüre, Reſte einer vortreflichen Erziehung, und wenn er wollte ſogar Höflichkeit und einnehmendes Weſen, aber er wollte nur zu ſelten. Er hatte weder den Geiz noch die Ungerechtigkeit und Niedrigkeit ſeiner Väter geerbt, aber er hatte ganz ihre Tapferkeit und hatte Studium und Einſicht in der Kriegskunſt gezeigt. Er hatte aber auch ganz ihre Bosheit und alle ihre Liſt und Geſchicklichkeit, ſich durch ſeine Uſurpationen zu vergrößern und mehr Kühnheit und Leidenſchaft als ſie. Seine böſen Sitten galten ihm für Tugenden und ſei-

ne

ne eigne Art ſich zu rächen (die er mehrmals ausübte und bey welcher ſich ein Privatmann ſehr ſchlecht befunden haben würde) für ein Erforderniß ſeiner Größe.

Er war entſetzlich hart und boshaft, in jeder Rückſicht; jedermann gefährlich und allgemein gefürchtet. Selbſt ſeine Freunde waren nicht vor ihm ſicher, bald kränkte er ſie durch die äuſſerſte Beſchimpfung, bald durch grauſame Scherze, die er ihnen ins Geſicht ſagte, und durch ſatyriſche Liederchen, die er aus dem Stegreiſe machte und die noch grauſamer gerade aufs Fleck trafen. Freunde hatte er eigentlich nicht, ſondern bloß vertraute Bekanntſchaften, mehrentheils ſonderbar gewählt und niedrig, wie er ſelbſt, ſoweit es ein Mann von ſolchem Range ſeyn kann. Seine angeblichen Freunde flohen ihn, er verfolgte ſie, um nicht allein zu ſeyn; wenn er bey ihnen einmal Geſellſchaft witterte, ſo trat er plötzlich unter ſie und machte ihnen Vorwürfe, daß ſie ihn ausgeſchloſſen hätten. Ich habe mehrmals Hrn. von Metz, Hrn. von Caſtries und andere in dieſer Verlegenheit geſehen.

Vermöge dieſer bösartigen Natur mißhandelte er alles, was ihm vorkam, freute ſich — was ihn unerträglich machte — herzlich darüber und — wenn man den Ausdruck von einem Prinzen von Geblüt brauchen darf, mit jener Art von Inſolenz, die mehr gegen den Tyrannen als gegen ſeine Tyranney Abſcheu erregt. Seine häuslichen Verdrüßlichkeiten, die ewigen Stacheln einer wüthenden Eiferſucht, die er unaufhörlich ausbrechen ließ, aber ohne Erfolg, der ewige Contraſt ehelicher Liebe und Wuth, die ohnmächtige Leidenſchaft eines raſenden faſſungsloſen Gemüths, die verzweiflungsvolle Furcht vor dem Könige, der Aerger, den Prinzen von Conti in dem Herzen, durch das Urtheil und Betragen ſeines eigenen Vaters

vor

vor sich vorgezogen, ihn die allgemeine Liebe und den allgemeinen Beyfall genießen zu sehen, während er sich vom Publikum aufs äusserste gehaßt, von seinen nächsten Verwandten gefürchtet sah, der Aerger über die Größe des Herzogs von Orleans und der Bastarde, so viel er auch dabey zu gewinnen wußte — alle diese Furien quälten ihn unaufhörlich und machten ihn so gefährlich, wie jene Thiere, die von ewigem Blutdurst gequält einen ewigen Krieg mit dem menschlichen Geschlechte führen. Demnach waren Beleidigungen und Ausfälle seine Erholungen, sein Stolz schien ihm ein Recht dazu zu geben und seine Bosheit gefiel sich darin. Aber wenn er furchtbar war, so war er nicht weniger unglücklich. Als er nach dem Tode des ersten Prinzen von Geblüt die Versammlung der Staaten in Burgund hielt that er sein möglichstes, um bey dem Volke menschenfreundlich zu erscheinen. Er ertheilte mit dem Scheine der Güte seinen Unterthanen Gerechtigkeit, er nahm sich glücklich der Provinz an und gab gute Polizeyverordnungen; aber er mißhandelte das Parlament auf das äusserste und entriß ihm nach vielen angethanen Beschimpfungen Rechte und Freyheiten, auf die sein Vater niemals Anspruch gemacht hatte.

Wer diesen Prinzen gekannt hat, wird unsere Schilderung von nicht ihm übertrieben finden und bey seinem Tode war wohl niemand, der sich nicht im Namen aller darüber freute. Seine Gemahlin, deren Charakteristik wir nunmehr zu geben versuchen, war von ganz verschiedenem Charakter.

V.

Charakteristik der Herzogin.

(Mad. la Duchesse.)

Die Gemahlin des Herzogs war ein wenig verwachsen, was man aber kaum bemerkte, und ihr Ge-

ſicht belebte die Wolluſt der Liebe, die ſie zu genieſſen verſtand ohne ſich davon beherrſchen zu laſſen. Alles Vergnügen ſchien ihr anzugehören; mit jedermann gut Freund, beſaß ſie auch wiederum die Kunſt, jedermann zu ihrem Freunde zu machen; ihr ganzes Weſen hatte Eine Richtung, die zu gefallen, dabey war ſie voll Grazie in ihren kleinſten Handlungen, voll Leichtigkeit und Anmuth des Geiſtes, aber ohne alle feſte Liebe.

Man wurde unwiderſtehlich von ihr angezogen und man mußte ſich immer ſchmeicheln, daß man ihr gefallen habe, wenn man ihr noch ſo fremd war. Selbſt diejenigen, welche Urſache hatten ſie zu fürchten, zog ſie an und diejenigen, welche die gegründetſte Urſache hatten ſie zu haſſen, mußten ſich oft mit Mühe daran erinnern, um ihren Reizen zu widerſtehen. Sie war keiner Laune unterworfen, immer frölich, munter, ſcherzhaft und witzig, war ſie durch keine Ueberraſchung, durch kein Hinderniß in Verlegenheit zu bringen und in den unruhigſten zwangvollſten Augenblicken zeigte ſie die gröſte Leichtigkeit des Betragens. Ihre Jugend hatte ſie in Leichſinn und Vergnügungen verlebt; und war oft, wenn ſie konnte, bis zur Ausſchweifung gegangen.

Mit dieſen Eigenſchaften verband ſie viel Verſtand, viel Geſchick für Cabale und Geſchäfte, und viele Gewandtheit; dieſes war ihr ganz natürlich, aber wenig Klugheit hatte ſie für weit ausſehende Plane. Uebrigens war ſie voll Verachtung gegen die Menſchen, unzufrieden, beiſſend, der Freundſchaft unfähig und zum Haß geneigt und in dieſem Falle boshaft ſtolz, unverſöhnlich und reich an boshaften Kunſtgriffen und beiſſenden Liedern, die ſie im Scherz auf Perſonen machte, die ſie doch zu lieben ſchien und die beſtändig um ſie waren. Sie war eine Sirene, ganz ſo verführe-

riſch

thätigen Betragen gegen die Sachsen verleiten. Eine Menge fester Schlösser, die er in Sachsen und Thüringen anlegte, machte die dortigen Fürsten für ihre Freyheit besorgt und die Ausschweiffungen der Besatzungen, welche Heinrich dahin verlegte, verbunden mit den übertriebenen Zumuthungen die er an die Einwohner machte, vermehrte das Mißvergnügen bis zur öffentlichen Empörung.

139. Zürch, die ansehnlichste Stadt in Schwaben an einem See, in den sich der Leman ergießt.

Das alte Schwaben (Alemannien) war von weit größerem Umfang als das gegenwärtige und erstreckte sich südwärts bis an die Alpen, westwärts bis an den Rhein.

Unter diesem Leman kann nur die Limmat gemeynt seyn, und so würde die Ableitung des Namens Alemannien ohnehin wegfallen. Man leitet ihn mit mehr Wahrscheinlichkeit von Alle und Mannen ab: Allerley Volk oder Alles Männer. In Namenerklärungen ist unser Autor nicht sehr glücklich.

132. Im Jahr 1114 — — erklärt hatte.

Heinrich V. hatte durch Gefangennehmung des unruhigen Erzbischoffs Adalbert von Mainz durch seine Versuche den in den vorhergehenden Kriegen geschmälerten kaiserlichen Fiskus wieder herzustellen und durch Einziehung der dazu gehörigen verfallenen Lehen mehrere Große, besonders in Sachsen und Thüringen gegen sich aufgebracht; unter diesen war auch Lothar von Sachsen, Graf von Supplingenburg, nachheriger Kaiser. Bey dem Auffenthalt Heinrichs in Mainz, entstand ein Aufruhr unter dem Volk, der nicht ehr nachließ als bis er den Erzbischoff in Freyheit gesetzt hatte. Gegen die Sachsen mußte er Krieg führen, wie sein Vater.

141. Allianz zwischen dem Abendländischen und Morgenländischen Reich gegen Roger von Sicilien.

König Roger ein Neffe Bohemunds und ein Enkel des Normännischen Abentheurers Robert Guiscard hatte den Venetianern welche damals schon eine bedeutende Seemacht waren, feindselig begegnet und dem griechischen Reich beträchtliche Staaten entrissen. Der griechische Kaiser Kalojan und nach ihm sein Sohn Immanuel, welche die Trümmer des griechischen Reichs

risch und gefährlich. Mit den Jahren war auch der Ehrgeiz gekommen, aber deswegen gab sie die Vergnügungen nicht auf und ihr anscheinender Leichtsinn half ihr lange Zeit ihre ernsthaften Absichten verbergen.

VI.

Anekdoten von der Prinzessin von Conti.

Die Prinzessin von Conti hatte ein Abentheuer das viel Aufsehen erregte und von wichtigen Folgen war. Die Gräfin von Bürry war ihr bey ihrer Vermählung als Hofdame zugegeben worden. Dieß war eine Dame von viel Liebenswürdigkeit, Tugend und Feinheit, dabey von Geist und Gewandtheit; sie war damals noch Frau von Aiguebonne, kinderlose Wittwe seit 1666 von einem jüngern Sohn aus der Familie von Rostaing, einem Bruder der alten Levardin, der Mutter des Ordensritters und Ambassadeurs zu Rom.

Frau von Bürry hatte aus der Dauphine ihre Nichte Mlle. Choin zu sich kommen lassen und sie bey der Prinzessin von Conti als Hoffräulein angebracht. Die Mlle. Choin war ein dickes, kurzes, häßliches, stumpfnasiges Mädchen, aber gutmüthig und gescheut, mit Talent und Geschick zur Intrigue. Sie war beständig mit dem Dauphin in Gesellschaft, der nicht von ihrer Gebieterin wegkam, wußte ihn zu unterhalten und sich unvermerkt in sein Vertrauen einzuschleichen. Fr. von Lillebonne und ihre beyden Töchter, die auch beständig bey der Prinzessin waren und das Vertrauen des Dauphins besaßen, bemerkten zuerst daß die Choin sein Vertrauen mit ihnen theilte und wurden ihre besten Freundinnen. Der

Herzog von Luxemburg, der eine gute Nase hatte, spürte es aus. Der König konnte ihn nicht sehr wohl leiden und brauchte ihn nur nothgedrungen. Dieß fühlte er und hatte sich daher ganz an den Dauphin zu halten gesucht; und der Prinz von Conti hatte ihn und seinen Sohn, den Herzog von Montmorency, vortheilhaft bey diesem eingeführt. Der Prinz war des Marschalls Freund und suchte ihn sich treu zu erhalten, um von seinen Kenntnissen zu profitiren, und von ihm gerühmt zu werden, wodurch er das Commando einer Armee zu erhalten hoffte: übrigens hatten auch ihre Ausschweifungen sie vollends enge verbunden.

Der Herr von Vendome war aus Eifersucht gegen den Prinzen von Conti, an dem er aber sich nicht unmittelbar zu reiben wagte, mit Luxemburg entzweit und hatte deswegen die Armee Catinats gewählt, wo niemand über ihm stand. Der Herzog du Maine war aus Eifersucht, ihn vorgezogen zu sehn, mit dem General in keinem bessern Vernehmen. Alles dieß schloß ihn enger an den Prinzen von Conti an und forderte ihn noch mehr auf, den Dauphin für sich zu gewinnen. Und darum zog der Dauphin die Armee in Flandern der in Deutschland vor, wohin ihn der König eigentlich schicken wollte, der von den Intriguen des Herzogs von Luxemburg bey dem Dauphin etwas zu merken anfing. Der Prinz hatte an einem gewissen Clermont, der aus dem Hause Chattes und Fähndrich der Gensdarmes der Garde war, Geschmack gewonnen. Er war ein großer vollkommen wohlgewachsener Mann, dessen ganzer Reichthum Ehre und Tapferkeit seyn mußte, und der übrigens ziemlich der Intrigue fähig war. Er hatte sich unter dem Vorwand der Verwandschaft an den Herzog von Luxemburg attachirt, der sich eine Ehre daraus machte, ihn empor-

zuhelfen

zuhelfen und bald fand, daß er ihn zu seinen Absichten sehr gut brauchen könne. Er hatte auch bey der Prinzessin von Conti Zutritt gefunden und den Liebhaber bey ihr gemacht; diese war bald selbst in ihn verliebt worden. Unter diesen Umständen wurde er bald des Dauphins Günstling und da er das Vertrauen des Herzogs von Luxemburg besaß, wurde er in alle seine Plane, die er mit dem Prinzen von Conti gemeinschaftlich hatte, eingeweiht, nämlich daß sie sich des Vertrauens des Dauphins bemächtigen, und, wenn er zur Regierung käme, ihn und den Staat beherrschen wollten. Zu dem Ende riethen sie Clermont, sich an die Choin zu attachiren, den Liebhaber bey ihr zu spielen und sich zu stellen als ob er sie heurathen wolle. Sie eröffneten ihm, was sie in Rücksicht ihrer an dem Dauphin bemerkt hätten und gaben ihm die Hoffnung, daß er auf diesem Wege unstreitig sein Glück machen würde. Clermont, der arm war, glaubte ihnen leicht; er spielte also seine Rolle und fand die Choin nicht grausam. Die Liebe, die er heuchelte und die er ihr eingeflößt hatte, brachte Vertrauen. Sie verhehlte ihm nicht länger, daß sie das Vertrauen des Dauphins besitze, dieser entdeckte ihm auch bald seine Liebe zur Choin und die Prinzessin von Conti war dabey die Hintergangne. So standen die Sachen, als alle diese Herren zur Armee abgingen, wo der Herzog von Luxemburg den Clermont soviel als er konnte, auszeichnete. Der König, der schon manches von dieser Intrigue ahnete, ließ sie alle reisen und vergaß nicht die Eröffnung der Briefe zu benutzen. Die Kourriere brachten ihm oft um Briefe, aber durch ihre Unvorsichtigkeit, daß sie nicht alle Briefe durch Kourriere besorgten, verriethen sie endlich die Intrigue. Der König las ihre Briefe; er sah das Heiratsverständniß Clermonts und der Choin, ihre Liebe

und ihren Plan, daß ſie den Dauphin vor und nach ſeinem Tode zu beherrſchen ſuchten; er ſah, daß der Herzog von Luxemburg die Seele des Complots war und was er für Herrlichkeiten dadurch zu erlangen hoffte, er ſah die äuſſerſte Verachtung Clermonts und der Choin gegen die Prinzeſſin von Conti, deren Briefe Clermont ſeiner Geliebten preis gegeben hatte. Dieſe Briefe hatte Clermont ſeinem Briefe an die Choin beygelegt. Das ganze Packet aber hatte der König nach vielen andern auf der Poſt auffangen, und die Briefe copiren laſſen, worauf er es an Ort und Stelle gehen ließ. In Clermonts Briefe war die Prinzeſſin ohne alle Schonung behandelt und der Dauphin nur unter dem Namen: unſer dicker Freund, aufgeführt, wobey ſie ihr ganzes Herz ausſchütteten.

Jetzt glaubte der König genug zu wiſſen. An einem Nachmittag, wo er wegen des ſchlechten Wetters nicht ausgehen konnte, ließ er die Prinzeſſin auf ein paar Worte zu ſich fodern. Er hatte Briefe von ihr an Clermont und von Clermont an ſie, in denen ihre Liebe ſehr deutlich ausgeſprochen war, und worüber die Choin und er mit einander ihren Spott trieben. Die Prinzeſſin, die ſo, wie ihre Schweſtern, nie zum Könige kam, als zwiſchen dem Souper und Schlafengehn, war über die Botſchaft ſehr betroffen. Sie ging zum Könige, voll ängſtlicher Erwartung, was er ihr zu ſagen haben möchte: denn den König fürchteten ſeine nächſten Verwandten faſt noch mehr, wenn es möglich iſt, als ſeine Unterthanen. Ihre Hofdame blieb in einem vordern Cabinet und der König führte ſie weiter hinter. Hier ſagte er ihr mit dem ſtrengen Tone des Vaters, er wiſſe alles, er kenne ihre Schwachheit für Clermont, und es ſey jetzt nicht mehr Zeit, ihm etwas zu verhehlen; er habe, ſetzte er

hinzu

hinzu, ihre Briefe und zog ſie aus der Taſche, indem er ſie fragte: Kennen Sie dieſe Hand? Es war die ihrige und Clermonts Hand. Dieſer Empfang frappirte die arme Prinzeſſin von Conti ſo ſehr, daß ſie beynahe in Ohnmacht fiel. Der König hatte Mitleid mit ihr und ſuchte ſie, ſo viel wie möglich, zur Faſſung zu bringen. Er gab ihr die Briefe, nebſt einem ziemlich ſanften Verweis; aber dies ſey noch nicht alles, fuhr er fort. Er habe ihr noch andere zu zeigen, aus denen ſie ſehen würde, welchen unwürdigen Gegenſtand ihrer Neigung ſie ſich gewählt habe, und welcher niedrigen Nebenbuhlerin ſie aufgeopfert werde. Dieſer zweite Blitzſtrahl ſchmetterte die Prinzeſſin von neuem nieder. Der König brachte ſie wieder zur Faſſung, aber nur um ihr eine grauſame Büßung aufzulegen: ſie ſollte ihm ihre der Nebenbuhlerin preisgegebenen und Clermonts und der Choin Briefe vorleſen. Hier verlohr ſie alle Faſſung. Sie warf ſich dem Könige zu Füßen, und zerfloß in Thränen. Sie konnte kaum ſtammeln vor Schmerz und Verzweiflung und ſchluchzend bat ſie bald um Verzeihung, bald um Gerechtigkeit und Rache.

Dieſe war bald genommen. Die Choin wurde gleich den andern Tag fortgeſchickt; der Herzog von Luxemburg erhielt Befehl, Clermont in den nächſtgelegenen Platz zu ſchicken, was Tournay war; er ſelbſt ſolle ſeine Stelle niederlegen, hierauf in die Dauphine gehen und die Provinz nicht verlaſſen. Und zu gleicher Zeit meldete der König dem Dauphin, was zwiſchen ihm und ſeiner Tochter vorgefallen ſey, und machte es ihm dadurch unmöglich, die beyden Unglücklichen in Schutz zu nehmen.

Man urtheile, wie der Prinz von Conti, beſonders aber der Herzog von Luxemburg und ſein Sohn

ſich bey der Entdeckung ihrer Intrigue benahmen, welch ein Schrecken die beyden letztern ergriff. Da die aufgefangenen Briefe die Freundſchaft des Dauphins für die Choin entdeckten, ſo wagte es die Prinzeſſin von Conti nicht allzu harte Rache zu nehmen. Sie ſchickte die Choin in einem ihrer Wagen in die Abtey Portroyal nach Paris, und gab ihr eine Penſion, auch Wagen zur Wegſchaffung ihrer Möbeln. Die Gräfin von Bürry, die ſich gar nichts dergleichen zu ihrer Richte verſehen hatte, war untröſtlich und wollte bald nachher von der Prinzeſſin weg. Frau von Lillebonne und ihre Töchter wollten ſich als treue Freundinnen der Choin zeigen und beſuchten ſie, aber ganz in geheim. Dieß war das ſicherſte Mittel, wodurch ſie ſich unmittelbar an den Dauphin anſchloſſen; aber ſie wollten auch von Seiten des Königs und der Prinzeſſin von Conti nichts riſkiren, gegen die ſie ſich mit aller möglichen Vorſicht zu betragen hatten. Sie waren Prinzeſſinnen, aber oft ohne Kleider und Brod im eigentlichſten Verſtande, weil ſie durch die Ausſchweifungen des Hrn. von Lillebonne verarmt waren. Hr. von Louvois hatte ſie mehrmals unterſtützt und die Prinzeſſin von Conti hatte ſie an den Hof gezogen, unterhielt ſie, machte ihnen beſtändig Geſchenke und verſchaffte ihnen alle möglichen Vergnügungen. Ihr verdankten ſie auch die Bekanntſchaft des Dauphins und ſeine ſo vertraute, anerkannte Freundſchaft. Die ins Publikum gekommenen Lieder auf dieſes ſonderbare Abentheuer der Prinzeſſin machten es allgemein bekannt.

VII.

Characteriſtik des Herzogs und der Herzogin dû Maine und des Grafen von Toulouſe, legitimirter Kinder Ludwigs XIV.

Von den legitimirten Kindern Ludwigs XIV. nennen wir zuerſt den Herzog dû Maine. Er hatte viel Verſtand, glich aber ganz einem Teufel an Bosheit, Schwärze und Verderbtheit der Seele, an Unbehülflichkeit und Schadenfreude, an Hinterliſt, Stolz, Falſchheit, Kunſtgriffen und Verſtellungen ohne Ende, womit er gleichwohl Liebenswürdigkeit und die Kunſt, zu amüſiren und zu gefallen verband, wenn er nämlich wollte.

Er war der größte Poltron in jeder Rückſicht; aber weil er es ganz war, um ſo gefährlicher, da er, ſobald es nur mit Hinterliſt geſchehen konnte, ſich zu den fürchterlichſten Mitteln entſchloß, um etwas was er fürchtete abzuwenden, auch zu jeder Art von Ränken, und zu den kriechendſten Niederträchtigkeiten ſeine Zuflucht nahm, die ihm immer durchhalfen. Uebrigens war er von einer Frau ähnlichen Schlages beherrſcht, deren Geiſt (ſie hatte von der Natur die vortrefflichſten Anlagen) durch die Lectüre der Romane und Schauſpiele gänzlich verderbt war, die ſie ſo leidenſchaftlich geliebt hatte, daß ſie mehrere Jahre damit zugebracht hatte, ſie auswendig zu lernen, um ſie dann öffentlich ſelbſt zu ſpielen. Sie war ein Weib von außerordentlich viel Muth, Unternehmungsgeiſt, Kühnheit und Leidenſchaft. Aber ſie hörte nichts als ihre gegenwärtige Leidenſchaft und opferte ihr alles auf, ſie verachtete die Klugheit und Vorſicht ihres Mannes, die ſie Armſe-

ligkeit, Schwäche nannte, sie warf ihm vor, er müsse sichs zur Ehre anrechnen, daß sie ihn geheyrathet habe, sie hielt ihn in Demuth und Unterwürfigkeit, behandelte ihn wie einen Neger, und richtete ihn gänzlich zu Grunde; er traute sich kein Wort zu sagen und litt alles geduldig, denn er fürchtete sich entsetzlich vor ihr, und befürchtete, daß sie ganz von Sinnen kommen möchte. Die Herrschaft, welche sie über ihn hatte, war unglaublich, wiewohl er sich noch in manchen Stücken vor ihr zu retten wußte. Sie spielte die Herrin mit dem Stocke in der Hand. Ein ganz anderer Mann war der Graf von Toulouse.

Der Graf von Toulouse war die Ehre, die Tugend, die Wahrheit, die Billigkeit selbst; sein Aeußeres war so angenehm als es seine natürliche Kälte erlaubte; er hatte Tapferkeit und Unternehmungsgeist, doch nicht zum Bösen, und sein gerader, richtiger Sinn ersetzte ihm den Mangel ausgezeichneter Talente; übrigens hatte er das Seewesen für den Krieg und Handel sehr fleißig studirt und verstand es sehr gut. Ein Mann von diesem Character war nicht dazu gemacht, mit seinem Bruder und seiner Schwägerin Freund zu seyn. Der Herzog du Maine sah ihn geliebt und geachtet, weil er es verdiente, und beneidete ihn; der Graf, gesetzt, still und ohne Leidenschaft, fühlte dies, ließ sichs aber nicht merken. Er mußte die Thorheiten seiner Schwägerin verachten; sie hingegen sah mit Verdruß seine Vortrefflichkeit, haßte ihn deßwegen und suchte die beyden Brüder von einander zu entfernen.

Der Graf stand sehr gut mit dem Dauphin und mit dem Herzog und der Herzogin von Burgund, die er immer mit Achtung und Vorsicht behandelt hatte. Aber vor dem Könige fürchtete er sich, denn

er

er hatte den Herzog du Maine, diesen Liebling der Frau von Maintenon, seiner sonstigen Gouvernante, der er seine Mutter aufgeopfert hatte, was beyden unvergeßlich war, viel lieber als ihn. Dieser hatte den König glauben zu machen gewußt, daß er bey allem seinem Kopf, den man ihm nicht absprechen konnte, ohne alle Absichten, ohne allen Ehrgeiz sey, ein unthätiger Stubensitzer, in Büchern belesen, aber ohne alle Weltklugheit, ein Mensch, den jedermann zum Besten habe. Auch lebte du Maine beständig in seinem Cabinet eingeschloßen, aß allein, floh die Gesellschaft und ging allein auf die Jagd; welche sonderbare Lebensart er sich beym Könige zum Verdienst anzurechnen wußte, bey dem er täglich in den Stunden seiner Muße war. Uebrigens spielte er vollkommen den Scheinheiligen in der Messe, in der Vesper, beym Abendgebet, und an Festen und Sonntagen mit allem möglichen Prunk. Er war die Seele, das Orakel der Frau von Maintenon, mit der er machen konnte was er wollte, und die nur darauf dachte, ihm auf jedermanns Kosten Vergnügungen und Vortheil zu schaffen.

VIII.

Geschichte des Herzogs du Maine; seine Vermählung.

Der Herzog du Maine wollte heyrathen und der König suchte ihn davon abzubringen, indem er frey heraus sagte, die Art Menschen wie er, dürften nicht heyrathen und sich fortpflanzen. Aber die Maintenon, die ihn erzogen, und die Schwachheit einer Amme für ihn hatte, ermunterte ihn dazu. Er wollte sich wenigstens mit einem Hause von dem Range der Condé's ver-

verbinden, und entschloß sich eine Tochter des ersten Prinzen zu heyrathen, der es auch mit Freuden annahm, da er den Rang und Credit der Bastarde mit jedem Tage wachsen sah, und die Verbindung mit ihnen immer wichtiger wurde.

Er war zwar schon durch die Heyrath seines Sohnes mit ihnen verschwägert; aber die neue Heyrath verband ihn von einer doppelten Seite mit dem Könige und folgte gleich nach der Heyrath des Herzogs von Chartres. Madame sah es noch viel lieber. Sie hatte gefürchtet, der König, der ihr schon ihren Sohn entrissen hatte, möchte auch seine Absichten auf ihre Tochter richten, und die Vermählung mit der Tochter des ersten Prinzen nahm ihr eine Last von ihrem Herzen. Der Herzog du Maine hatte unter dreyen zu wählen. Ein Zollbreit mehr Höhe gab der zweyten den Vorzug: alle drey waren von sehr kleinem Wuchse. Die unglaubliche Härte, mit der die Laune des Prinzen jedermann behandelte, der an sein Joch geschmiedet war, richtete die älteste zu Grunde. Sie ertrug seine Behandlung mit Standhaftigkeit, Geduld und edlem Stolze, aber sie mußte hart für diese Anstrengung büßen, ihre Gesundheit unterlag; sie kränkelte so lange sie lebte.

Die Heyrath des Herzogs verursachte einen Bruch zwischen der Gemahlin des ersten Prinzen und der Herzogin von Hanover, ihrer Schwester, die den Herzog für eine ihrer Töchter zum Gemahl gewünscht hatte, und jetzt glaubte, daß ihr der Prinz diese Parthie weggeschnappt habe. Sie lebte seit langer Zeit mit ihren beyden schon erwachsenen Töchtern in Frankreich. Sie hatten keinen Rang, gingen nicht an Hof, in keine Gesellschaft und sahen die Gemahlin des ersten Prinzen nur im Privatzirkel; sie hatten sich aber nach

und

Seite

wieder zu sammeln sich bemühten, schlossen deßwegen Bündnisse mit Venedig, und erstere hatten schon mit Lothar Unterhandlungen angefangen, welche nun mit dessen Nachfolger Konrad fortgesetzt wurden. König Rogers Gesandte wurden in Konstantinopel gegen das Völkerrecht in Verhaft genommen, weil man ihren Herrn als einen Räuber betrachtete. Diese Beleidigung aber wurde empfindlich gerächt. Roger eroberte Corfu, verheerte die griechische Küsten, plünderte Corinth, und ließ die ganze Gegend von Achaja bis Beotien auf das grausamste verwüsten. Auch Euböa (Negropont) mußte die ganze Wuth seiner Soldaten erfahren. Ja er war kühn genug dem ohnmächtigen Kaiser von Konstantinopel ins Angesicht Trotz zu bieten, schickte eine Flotte in den Hellespont, ließ seine Truppen ohnfern von Constantinopel ans Land steigen, die Vorstädte abbrennen, und die ganze umliegende Gegend verheeren. Endlich brachte Immanuel eine Flotte zusammen, zu welcher venetianische Schiffe stießen und diesen gelang es, dem sicilianischen Admiral auf der Rückfarth einigen Schaden zuzufügen. Ueber diese Expedition, siehe eben diese Denkwürdigkeiten S. 160.

160. Wo ihnen Seidenarbeiter in die Hände fielen — — getrieben wurden.

Dieser Verlust war den Griechen und Venetianern auf gleiche Art empfindlich, weil sich die letztern vorzüglich durch den griechischen Handel bereicherten. Ihr Krieg mit Rogern war aus dieser Ursache größtentheils ein Handelskrieg, um diesen Fürsten überhaupt zu entkräften, damit er die Fabriken in seinen Staaten nicht empor bringen möchte.

164. Der Abt Bernhard gürtet sich.

Er war Abt zu Klairvaux aus dem damals neu errichteten Cistercienser-Orden. Sein feuriger Religionseifer, die Strenge seines äusserlichen Wandels und der Ruf seiner Tugend hatten ihm das Prädikat des Heiligen erworben. Sein großer Verstand, seine Kenntniß der Welt und seines Zeitalters, seine hinreissende Beredsamkeit, mit einer Dreistigkeit verbunden, welche das Bewußtseyn solcher Talente einzuflößen pflegt, gaben ihm eine solche Oberherrschaft über die Gemüther, daß

er

und nach herausgenommen, mit zwey Wägen zu fahren, mit vielen Bedienten und einem Prunk, der ihnen in Paris nicht zukam.

In diesem Aufzuge begegnete einst die Herzogin von Hannover der Frau von Bouillon, und die Deutschen zwangen sie mit dem beleidigendsten Stolze vor ihnen auszuweichen. Es war einige Zeit nach der Vermählung der Herzogin du Maine. Frau von Bouillon fand sich beleidigt und wollte nichts von der Herzogin von Hannover wissen. Ihre Familie war sehr zahlreich und damals sehr angesehen, sie selbst machte ein sehr prächtiges Haus.

Die Bouillons äußerst erbittert, suchten sich für die Beleidigung zu rächen, und es gelang ihnen vortrefflich. Eines Tages als sie wußten, daß die Herzogin ins Schauspiel kommen würde, fuhren sie auch alle mit der Frau von Bouillon und einer zahlreichen Dienerschaft hin. Diese hatte Befehl, mit den Bedienten der Herzogin Zank anzufangen. Der Anschlag wurde glücklich vollführt. Die Leute der letztern wurden tüchtig ausgeprügelt, den Pferden wurde das Geschirr abgeschnitten und der Wagen entsetzlich gemißhandelt. Die Deutsche beklagte sich laut und brachte die Sache vor den König; aber dieser begünstigte die drey Gebrüder Bouillon mehr als sie. Sie war auch der zuerst beleidigende Theil, und hatte sich diese Ungelegenheit selbst zugezogen. Der König wollte sich nicht in die Sache mischen, so daß sie mit ihren Klagen abtreten und sich klüger betragen lernen mußte. Sie war aber so aufgebracht darüber, daß sie sich sogleich entschloß nach Deutschland zurückzugehen, und einige Monate darauf wirklich abreiste. Ihre Töchter machten dadurch ihr Glück. Die älteste wurde die Gemahlin des Herzogs von Modena, und der Prinz von Salm,

Salm, der die Schwester der Herzogin zur Gemahlin gehabt hatte, vermählte ihre zweyte Tochter Amalie mit dem ältesten Sohne des Kaisers Leopold, König von Böhmen, nachher Römischen König, dessen Gouverneur und nachher Oberhofmeister er war.

Wir halten es für schicklich, eine Anecdote vom Herzog dä Maine hier aufzuzeichnen, welche zeigt, wie das Ausland von diesem Sohne Ludwigs XIV. dachte.

IX.

Anecdote vom Herzog dä Maint.

Während des Feldzugs des Marschalls Villeroy gegen Vaudemont, ließ sich der König alle Holländischen Zeitungen vorlesen. In der ersten welche erschien, wurde eine wichtige Action gemeldet, und auf der andern Seite wurde des Herzogs dä Maine mit sehr viel Lob gedacht, dessen Verwundung allein den Fortgang der Waffen gehemmt und Hrn. von Vaudemont von der gänzlichen Niederlage gerettet haben sollte. Es wurde hinzugesetzt, daß er auf einer Tragbahre fortgeschaft worden sey.

Den Spott dieser Erdichtung nahm der König sehr übel auf, zumal da das folgende Blatt die vorige Relation widerrief und hinzusetzte, der Herzog dä Maine sey nicht einmal verwundet worden. Dieß zusammengenommen mit dem allgemeinen Stillschweigen des Publikums seit jenem Treffen, und mit dem so kurzen Bericht, den ihm der Marschall Villeroy ohne Entschuldigung, zu suchen davon gegeben hatte, erregte in dem Könige einen Argwohn, der ihn sehr beunruhigte.

In-

Lavienne, ein ſehr geſuchter Bader zu Paris, war in der Periode der Liebesabentheuer des Königs ſein Bader geworden. Er hatte ſich durch Kräuterbrühen, die ihn in Stand geſetzt hatten, mehr zu genieſſen, bey ihm in Gunſt geſetzt, und war dadurch einer ſeiner vier Valets. Er blieb ein ſehr ehelicher Mann, aber bäuriſch, grob und offenherzig: dieſer Offenherzigkeit wegen, da er ſonſt als wahrhaft bekannt war, wandte ſich der König gewöhnlich an ihn, wenn er etwas erfahren wollte, was er ſonſt von niemanden zu hören hoffte, vorausgeſetzt, daß es nicht über ſeine Sphäre hinausging.

Einige Zeit nachher reiste der König nach Marly und hier befragte er la Vienne über jene Geſchichte. Dieſer kam darüber in Verlegenheit, und hatte nicht genug Gegenwart des Geiſtes, um ſie zu verbergen. Die Neugierde des Königs verdoppelte ſich; er befahl ihm nun förmlich, daß er ſprechen ſollte. Jetzt wagte Lavienne nicht länger zu widerſtehen, und entdeckte dem Könige, was er vielleicht nie hätte wiſſen mögen, und brachte ihn in Verzweiflung. Er hatte dem Marſchall Vendome nur darum ſo angelegentlich und ſo bereitwillig das Commando einer Armee gegeben, um den Herzog du Maine dabey anzuſtellen; ſein ganzes Beſtreben war, ſich die Prinzen vom Geblüte, die mit einander beſtändig conſpirirten, dadurch vom Halſe zu ſchaffen, daß er ihnen den Zugang zur Armee erſchwerte. Der Graf von Toulouſe war Admiral und hatte ſeinen Platz; der Herzog du Maine bedurfte alſo allein ſeiner Verſorge; und in einem Augenblicke mußte er jetzt ſeinen ganzen Plan ſcheitern ſehn. Sein Schmerz war außerordentlich. Er fühlte für den geliebten Sohn die ganze Größe der Schmach, vor den Augen ſeiner Armee,

der

vor dem ganzen Auslande so beschimpft zu seyn, wie er aus den Zeitungen sah, und er war tief gekränkt. Sonst so abgemessen in seinem Aeussern, so ganz Herr seines Betragens, so daß er selbst in den angreifendsten Fällen sich beherrschen konnte, unterlag er diesem Angriffe. Als er zu Marly in Begleitung aller Damen und Hofleute von der Tafel wegging, wurde er gewahr, daß ein Bedienter, welcher den Nachtisch abhob, ein Stück Zwieback in die Tasche steckte. Ganz seiner königlichen Würde vergessend ging er mit dem Stocke in der Hand, den man ihm nebst seinem Hute so eben gebracht hatte, auf den Bedienten los, der so wie die Umstehenden, nichts weniger als so etwas erwartete, schalt ihn aus und schlug ihn, so arg daß der Stock zersprang. Ärgerlich war der Stock von Rohr und hielt nicht viel ab.

Mit dem zerbrochenen Stocke in der Hand und ganz vor Wuth ausser sich, indem er noch immer auf den Bedienten schalt, der sich schon lange fortgemacht hatte, ging er durch das kleine Cabinet und ein Vorzimmer zur Frau von Maintenon, und blieb fast eine Stunde bey ihr, wie er oft zu Marly nach dem Diner zu thun pflegte.

Als er hierauf in sein Appartement zurückgehen wollte, traf er den Pater de la Chaise, nebst andern Hofleuten. Sobald er ihn erblickte, sagte er: mein Vater, ich habe einen Schurken recht ausgeprügelt, und meinen Stock auf ihm zerschlagen; ich glaube aber nicht eine Sünde gethan zu haben, und erzählte ihm das angebliche Verbrechen.

Die Hofleute, die dabey standen und die so eben vorgefallene Scene zu ihrem Schrecken mit angesehen, oder von andern gehört hatten, erschracken jetzt

von

von neuem. Die mit ihm näher Bekannten schalten auf den Bedienten und der arme Vater mußte, um den König nicht noch mehr zu reizen, sich stellen als wenn er es billigte.

Man urtheile, ob dieser Vorfall Aufsehen erregte und wie sehr man darüber in Furcht war, da niemand die Ursache errathen konnte: denn jedermann sah ein, daß die gelegentliche Ursache nicht die wahre war. Nach und nach kam alles an Tag, und man sagte sich einander im Vertrauen ins Ohr, daß la Vienne, vom Könige gezwungen, Ursache eines so sonderbaren unanständigen Auftritts gewesen sey. Hierbey müssen wir eine Anekdote vom Hrn. von Elbeuf anführen.

So sehr dieser auch Hofmann war, so konnte er doch das Emporsteigen der Bastarde nicht ohne Aerger ansehen. Als der Feldzug zu Ende ging und die Prinzen im Begriff waren zurückzuziehen, sagte er den Herzog du Maine in Gegenwart vieler Gesellschaft, wo er im folgenden Feldzuge zu dienen gedächte, denn wo es auch seyn möchte, so wolle er mit ihm zugleich dienen. Als in ihn gedrungen wurde, warum er das wolle, sagte er, weil man bey ihm seines Lebens sicher wäre. Der Herzog schlug die Augen nieder und erwiederte kein Wort. Er schien die Antwort auf eine gelegenere Zeit zu versparen. Aber Elbeuf der vebst den Seinigen bey dem Könige sehr gut stand, war in der Lage, daß er sich nicht viel darum zu kümmern hatte. Jene für den König so verdrüßliche Geschichte, wodurch seine Plane verrückt und seine Vaterliebe auf das empfindlichste gekränkt wurde, verband ihn dem Marschall von Villeroy nur noch mehr, und die Freundschaft der Frau von Maintenon für diesen nahm sehr zu. Sein Credit wurde immer bedeutender, er wurde sogar von denen beneidet,

welche des Königs Gunſt genoſſen und von allen, ſogar von den Miniſtern gefürchtet.

X.

Rangerhebung der Familie des Herzogs dû Maine.

Der Herzog dû Maine war ſeit 1673 legitimirt und wünſchte, daß ſeine Familie dieſe Ehre mit ihm theilte. Nachdem ſein Wunſch vom Könige, und von der Frau von Maintenon genehmigt worden war, ſollte es deklarirt werden; und dieſe Deklaration veranlaßte die ſeltſamſte, ſonderbarſte Scene, die je unter der Regierung des Königs vorgefallen iſt, und worüber jeder ſtaunte, der den König, wie er von ſeiner Allmacht trunken war kannte.

Als er Sonnabends den 15. März zu Verſailles Abends nach dem Souper, nach Ertheilung der gewöhnlichen Befehle, in ſein Cabinet zurückgekommen war, ging er langſam und feyerlich in das zweyte Cabinet vor, trat bey ſeinen Lehnſtuhl, ſetzte ſich aber nicht nieder, durchlief mit den Augen langſam die ganze anweſende Geſellſchaft und ſagte, ohne an jemanden beſonders die Rede zu wenden: daß er den Kindern des Herzogs dû Maine den Rang und die Ehre ihres Vaters ertheilen wolle, und ging ſodann an das äuſſerſte Ende des Cabinets und rief den Dauphin und den Herzog von Burgund herbey.

Hier demüthigte ſich der ſtolze Monarch, der ſtrenge herriſche Vater, das erſte mal in ſeinem Leben vor ſeinem Sohne. Er ſagte zu ihnen', da ſie beyde nacheinander ſeine Nachfolger in der Regierung werden würden, ſo bitte er ſie, daß ſie die Rangerhebung

der

der Kinder des Herzogs du Maine genehmigen möchten; sie würden dieß aus Zärtlichkeit für ihn, mit der er sich schmeichelte, und in Rücksicht seiner Liebe zu diesen Kindern und ihren Vater gerne thun; da er so alt und dem Tode nahe sey, wolle er sie ihnen auf das angelegentlichste empfehlen, und hoffe, sie würden nach seinem Tode sein Andenken dadurch ehren, daß sie ihnen ihre Freundschaft und Schutz schenkten.

Er sprach noch lange in diesem rührenden Tone fort, während die beyden Prinzen, etwas gerührt, die Augen zur Erde geheftet, unbeweglich vor Erstaunen über die Rede des Königs da standen und kein Wort vorbrachten.

Der König, der mehr von ihnen erwartete und sie dazu nöthigen wollte, rief dem Herzog du Maine, der von der andern Seite des Cabinets herbey kam, in welchem die größte Stille herrschte; er faßte ihn bey der Schulter, und stemmte sich darauf, damit er sich ein wenig mehr vor den beyden Prinzen beugen sollte, stellte ihn denselben vor und wiederholte in seiner Gegenwart, daß er von ihnen erwarte, sie würden ihm nach seinem Tode ihre Freundschaft gönnen wozu er sie jetzt feyerlich auffordere, wie er es von ihrer guten Natur und von ihrer Freundschaft für ihn von ihnen hoffe; zuletzt verlangte er von ihnen, daß sie ihm ihr Wort drauf geben sollten.

In diesem Augenblicke sahen die beyden Prinzen einander an und schienen sich zu fragen, ob das was sie hörten und sahen, ein Traum oder Wirklichkeit sey; sie antworteten noch immer kein Wort, bis endlich der König noch mehr in sie drang. Sie stammelten ein paar Worte, die aber nicht viel bestimmtes sagten.

Der Herzog du Maine, der über ihre Verlegenheit mehr als sie selbst verlegen, und dem es gar nicht lieb war, daß sie keine bestimmte Antwort geben wollten, setzte sich in Positur, ihre Kniee zu umfassen.

Als dieß der König sah, bat er sie mit Thränen in den Augen, daß sie ihren Bruder in seiner Gegenwart umarmen und ihn durch dieß äussere Zeichen ihrer Freundschaft versichern möchten. Er fuhr fort in sie zu dringen, daß sie ihm ihr Wort geben möchten, die so eben deklarirte Rangerhebung nicht aufheben zu wollen. Die beyden Prinzen die sich noch immer nicht von dem Erstaunen über diese ausserordentliche Scene erholen konnten, stammelten noch etwas her, aber ohne etwas zu versprechen.

Ich bin jetzt nicht willens, über diesen so großen Fehler noch über die wenige Gültigkeit des Ehrenwortes, das sie auf diese Weise hätten geben können, meine Anmerkungen zu machen; ich begnüge mich Wort für Wort hier aufzuzeichnen, was ich von dem Herzog von Beauvilliers erfahren habe, dem der Herzog von Burgund den Tag drauf alles erzählte, was vorgefallen war, und der es mir noch den nämlichen Tag wieder erzählte.

Der Dauphin hatte es auch seinen vertrauten Freunden erzählt, und verbarg ihnen nicht, wie ungern er die Rangerhebung der Kinder des Herzogs du Maine sehe. Er hatte den Herzog nie geliebt; die ausgezeichnete Liebe des Königs, und seine Vertraulichkeit gegen ihn hatte ihn immer gekränkt; in der Jugendzeit hatte der Herzog, ohne zwar den wahren Rang bey Seite zu setzen, den Dauphin doch durch sein Betragen beleidigt; da hingegen der Graf von Toulouse sich seine Freundschaft erworben hatte.

Was

Was der arme Herzog von Burgund von dieser neuen Anmaßung dachte, erfuhr man auch sehr bald und genau; beyde nahmen es nicht übel, wenn man ihre Gesinnungen darüber ausspähte.

Ein zweyter sehr auffallender Fehler! Nachdem die beyden Prinzen die letzte nichtsbedeutende Antwort gegeben hatten, ging der König, der die Hoffnung aufgab, mehr von ihnen zu erhalten, aber dabey nicht die geringste Unzufriedenheit zeigte, zu seinem Lehnstuhl zurück und setzte sich nieder, so wie er gewöhnlich zu sitzen pflegte. Er sagte noch ein paar Worte über die Rangerhebung, und da er die Hofleute so unthätig da stehn sah, setzte er hinzu, es würde ihn freuen, wenn sie ihm und dem Herzoge ihren Beyfall und Zufriedenheit bezeigten. Sogleich umgaben alle den Herzog du Maine und wünschten ihm mit der ernsthaftesten Miene Glück. Auch der Graf von Toulouse, welchem diese Ehre ebenfalls anging, dem aber alles eben so unerwartet kam, als den andern, gratulirte ihm.

Die Verschiedenheit des Alters und der Talente, welche dem Herzog du Maine eine große Ueberlegenheit über den Grafen von Toulouse gab, hatte es nicht zu einem freundschaftlichen Verhältnisse zwischen ihnen kommen lassen. Sie besuchten einander selten, der Wohlstand wurde beobachtet, aber es herrschte eine ausserordentliche Kälte zwischen ihnen und kein Vertrauen. Der Herzog du Maine hatte immer seine Größe gesucht und natürlich ohne ihnzu Rathe zu ziehn und ohne ihm ein Wort davon zu sagen. Der Graf konnte vermöge seiner Ehrliebe, seiner Geradheit und Biederkeit die Aufführung der Herzogin nicht billigen, sie bemerkte dieß wohl und war ihm überhaupt nicht gewogen; es war also gar nicht ihr Interesse die beyden Brüder einander zu nähern. Sie fürchtete die Freund-

schaft des Grafen mit dem Herzog, dessen grenzenlose Nachgiebigkeit gegen sie, wodurch er sich gleichwohl nicht vor ihrer Tyranney schützte, er gänzlich mißbilligte. — Die Unterhaltung im Cabinet war gestört und bald geendigt.

Die Geschichte kam den Tag drauf ins Publikum und es wurde bekannt, daß über die Rangerhebung kein schriftliches Dokument ausgefertigt, sondern bloß folgende Anmerkung in das Register des Ceremonienmeisters, da der Oberceremonienmeister abwesend war, und diesen Winter über an der Grenze diente, eingetragen worden sey.

„Der König hat verordnet, daß in Zukunft die „Kinder des Herzogs du Maine, als Enkel seiner „Majestät, den Rang und die Ehre haben sollen, die „bis jetzt der Herzog du Maine genossen hat; und „Se Majestät hat mir Befehl ertheilt, dieß in mei„nem Register anzumerken.“

Dieß sagte alles und auch nichts, es wies auf den Rang des Herzogs du Maine zurück, aber ohne zu sagen, welchen Rang und mit welchem Rechte er ihn besäße; es sagte aber auch wieder viel durch den Ausdruck als Enkel seiner Majestät, der so uneingeschränkt gebraucht war.

Das Publikum nahm die Sache mit dem größten Unwillen auf. Niemand wagte bey Hofe laut davon zu sprechen, aber man raunte sich manches ins Ohr und zeigte allgemein seinen Abscheu. Man hatte sich noch nicht an den Rang des Herzogs du Maine gewöhnt und nun sollte er auch auf seine Kinder übergehen. Vorstellungen dagegen zu thun würde nicht allein unnütz, sondern auch ein Verbrechen gewesen seyn; und sobald man erfuhr, was bey der Deklaration

im

er alles nach seinen Willen lenken konnte. Seine Aussprüche wurden von Päbsten und Königen wie Orakelsprüche angesehen: Nichts als das Beste der Kirche und die Ehre der Gottheit schien ihn zu leiten, aber unter dieser heiligen Aussenseite, verbarg er eine unersättliche Ehrsucht und Herrschbegierde; und diese zu befriedigen mußte ihm die Religion zum Werkzeuge dienen. Sein Kopf war von Mönchsvorurtheilen eingenommen, und alles was er that bezog sich auf Maximen seines Standes; er setzte Europa in jede Bewegung, die er wollte, aber alle seine öffentliche Handlungen verriethen den engen dumpfen Gesichtskreis eines Mönchs, und einen durch Aberglauben und Klosterbegriffe verfinsterten Verstand. Die fromme Leichtgläubigkeit und das blinde Vertrauen seiner Zeitgenossen überredete ihn zuletzt selbst, daß er wirklich der große Mann sey, für den er ausgegeben warde, und dieser Glaube von sich selbst, gab ihm eine gewisse Dreistigkeit, die an Frechheit gränzt; denn dieser heilige Mann war so gewissenlos, den glücklichen Erfolg des zweyten Kreuzzugs bestimmt vorher zu sagen, und mehr als eine Million Menschen, welche sich im vollen Vertrauen auf seine prophetische Gabe, auf diesen Kreuzzug einließ, in Asien aufzuopfern. Welche freche Stirne gehört dazu, sein ganzes Zeitalter glauben zu machen, daß man das Verborgene wisse? Und welche Gewissenlosigkeit gehört dazu, das Schicksal vieler Tausende auf eine solche Lüge zu wagen? — Der Abt Suger und dieser heilige Bernhard, neben einander gestellt, machen zwey merkwürdige Gegenstücke aus. Suger zeigt uns das Bild eines weisen aufgeklärten Mannes, den die gesunde Vernunft leitet, und die redlichste Absicht beseelt. Der heilige Bernhard ist nichts weiter als ein herrschsüchtiger und eingeschränkter Mönchskopf, der aber viel Weltklugheit besitzt, und gerade Verstand und Einsicht genug hat, den Unverstand andrer zu benutzen. Bernhard hätte Erzbischoff vielleicht sogar Papst werden können, aber es war ihm nicht sowohl um die äusserliche Zeichen der Herrschaft, als um den reellen Besitz desselben zu thun, und dazu machte ihn sein Stand weit geschickter, als wenn er einen festen Sitz, und ein bestimmteres Verhältniß gehabt hätte. Er konnte desto freyer an den europäischen Höfen herumreisen, und hatte kein besondres Interesse in Acht zu nehmen.

m Cabinet vorgefallen war, und daß der König auf-
erfordert hatte, dem Herzog du Maine zu gratuliren,
agte niemand es zu unterlassen. Man hatte gegen
ie Rangerhebung des Herzogs gemurrt, aber jetzt
agte niemand ein Wort zu sagen; man lief in Hau-
n zu ihm und gratulirte ihm, wiewohl mit mürrischem
Wesen und sparsamen Complimenten, denen man das
rzwungene ansah.

Ich hatte mich erst kurz vorher wieder mit dem
önige ausgesöhnt, und in der Audienz, welche ich
y ihm hatte, hatte er mich sehr ermahnt, daß ich
ich bey dieser Gelegenheit, wo mein Rang grausam
riezt war, mäßig verhalten möchte. Ich hatte den
Bastarden nie bey irgend einer Gelegenheit, wenn sie
r König mit Rang und Ehre überhäufte, gratulirt;
t sah ich Herzoge, fremde Prinzen, alle Welt zum
erzog gehen, und ich sah ein, daß mein Wegblei-
n, wodurch ich mich allein auszeichnete, weder ih-
n Rang noch ihre Freude vermindern, mich aber
n neuem und ärger als zuvor in Ungnade bringen
ürde. Ich entschloß mich also zu diesem sauren
ang und ging mit den andern hin, machte, wie viele
dere, nur ein einziges Compliment — mehr war mir
cht möglich — und trat schnell wieder ab. Es wa-
n so viele Menschen dort, daß sie nicht wußten,
en sie hören, wem sie antworten sollten. Während
die ersten beromplimentirten und begleiteten, schli-
en sich die andern fort, unter andern auch ich. Nie-
igkeit und Furcht trieben die Menschen auch zum
rufen von Toulouse, und dieselben Rücksichten, die
ch zum Herzog du Maine geführt hatten, führten
ich auch zu ihm. Ich traf ihn nicht zu Hause; und
s ich auf dem Rückwege über den kleinen Marmor-
f ging, beg gnete ich d'O und bat ihn, dem Gra-

sen zu sagen, daß ich bey ihm gewesen sey, um ihm meine Gratulation abzustatten. Wofür Gratulation, antwortete d'O mit seiner gewöhnlichen Kälte und wichtigen Miene. Ich versetzte, daß die Rangerhebung der Kinder des Herzogs du Maine ihn nahe genug angehe, um daran Theil zu nehmen. Wie? antwortete d'O mit gerunzelter Stirne, daß er künftig den Kindern des Herzogs nachstehn muß, darüber soll er sich freuen? In meinem Erstaunen antwortete ich, ich glaubte, er gewinne dabey genug für die Seinigen um gern seinen Neffen nachzustehn. Hier trat d'O näher zu mir und sagte, indem er mir offenherzig ins Auge blickte, als müßte er mir etwas entdecken: Glauben Sie, mein Herr, der Graf nimmt keinen Theil an der erhaltenen Ehre des Herzogs; der Graf hat keine Kinder und wenn er welche bekommen sollte, so verlangt er nichts für sie, er ist mit seinem Range zufrieden und verlangt keinen höhern. Ich verließ d'O mit außerordentlichem Erstaunen. Ich hatte mit ihm nicht den geringsten Umgang und sprach ihn nirgends, auch mit seiner Frau hatte ich keinen Umgang und Frau von Saint Simon eben so wenig. Er war ein stolzer höhnischer Mann, höchst einsilbig; und jetzt schien er mir so angelegentlich die Gelegenheit zu ergreifen, um mir etwas zu sagen, um das ich ihn gar nicht gefragt hatte, und worüber ich so sehr erstaunen mußte. Ich sprach gleich darauf mit dem Herzog und der Herzogin von Villeroy davon, welche beyde Freunde von d'O und seiner Frau waren. Was mein Erstaunen vermehrte war, daß d'O, so sehr er auch durch Anhänglichkeit und Verhältnisse an den Grafen von Toulouse attachirt war, noch mehr Anhänger der Frau von Maintenon und des Herzogs du Maine war. Der Herzog und die Herzogin von Villeroy erklärten mir das Räthsel; wiewohl nicht ganz befriedigend.

Sie

Sie erzählten mir, der Herzog habe seinem Bruder seine Absicht mitgetheilt, habe ihn aber nicht dafür gewinnen können. Der Graf habe sogar alles gethan, um ihn davon abzubringen, entweder weil er mit seiner Vermählung unzufrieden war, und weil sein Rang dadurch gegen den seiner Enkel erniedrigt wurde, oder aus Furcht daß die zu auffallende Usurpation sie selbst um ihren Rang bringen möchte; und gewiß ist es, daß diese Sache eine sichtbare Kälte zwischen ihnen verursachte. Nachher erfuhr ich, was ich aber damals noch nicht wußte, daß die Sache wirklich zwischen den beyden Brüdern, so wie es erzählt worden, zur Sprache gekommen war. Dachte ich die so unnöthige angelegentliche Erklärung eines Mannes dazu, dessen Sache es gar nicht war, offenherzig zu seyn — gegen mich, den er kaum den Namen nach und von Gesicht kannte, ohne daß ich ihn gefragt, und durch das Gespräch dazu gelockt hatte; so machte mir alles zusammengenommen wahrscheinlich, daß es ein Kunstgriff gewesen sey, und daß der Graf von Toulouse seinen Bruder allein in der Falle lassen und sich herausziehn wolle. Ich erzähle weiter. Es währte nicht lange, so wußte jedermann wie der Dauphin und der Herzog dabey gesinnt waren. Sie selbst machten die Sache dadurch noch schlimmer, daß sie die allgemeine Meinung bestätigten: denn es ging so weit, daß die Herzogin von Burgund laut äußerte, die Rangerhebung würde unter dem Dauphin nichts gelten, und noch weniger, wenn der Fall einträte, unter ihres Mannes Regierung. Der Hof entledigte sich nun der so lange aufgelegten Last des Stillschweigens über diese Sache und brach, auf das Beyspiel der beyden Prinzen gestützt, in lautes Murren aus, das man sich öffentlich und ungescheut erlaubte.

Alle theilten die Schuld mit den beyden Kronerben und da sich niemand, wegen der Menge der Mitschuldigen, vor Strafe fürchtete, so ging die Unverschämtheit immer weiter. Der König, der sich immer so viele Mühe gab, alle Kleinigkeiten zu erfahren, war nur zu gut von diesen Gesprächen und von dem Mißvergnügen des Dauphins und des Herzogs von Burgund unterrichtet, die er trotz allen seinen Bemühungen nicht hatte gewinnen können. Verdruß und Reue bemächtigten sich seiner und er war auf dem Punkte, die ganze Sache zu widerrufen. Frau von Maintenon und der Herzog du Maine zitterten davor und arbeiteten muthig entgegen; sie rühmten dem Könige den Gehorsam der Gemüther, den er sich erworben habe, und der sich so deutlich in dem Eifer, mit welchem der Hof haufenweise gekommen sey, dem Herzog zu gratuliren und in der allgemeinen Freude und dem öffentlichen Beifall zeige, mit welcher die ertheilte Gnade aufgenommen werde. Auf diese Art nutzte der Herzog du Maine die erzwungene Huldigung eines sclavischen Hofes, indem er den König bey seiner schwachen Seite angriff und seine Leichtgläubigkeit benutzte.

XI.

Wie man im Auslande von den legitimirten Kindern Ludwigs XIV. dachte. Hierher gehörige Anekdote von dem Prinzen von Oranien.

In Europa hatte man indessen diese hohen Begriffe von den legitimirten Kindern Ludwigs XIV nicht; und auch der König hatte anfangs die stolzen Wünsche

für

für ihre Vergrößerung nicht gehabt, die er nachher hatte. Die Prinzessin von Conti, deren Geburt die noch am wenigsten schimpfliche war, war die erste, auf die er seine Absichten richtete. Er glaubte sie auf das ehrenvollste an den Prinzen von Oranien verheirathen zu können und ließ sie ihm antragen. Da ihn damals sein Kriegsglück viel Ansehen in Europa verschafft hatte, so glaubte er, sein Antrag würde als der ehrenvolleste und vortheilhafteste mit Freuden angenommen werden. Aber er betrog sich. Der Prinz von Oranien war der Sohn einer Tochter des Königs von England, Karls I und seine Großmutter war die Tochter des Kurfürsten von Brandenburg. Darauf sah er mit Stolz zurück, und gab die spöttische Antwort: die Prinzen von Oranien wären gewohnt sich mit ehelichen Töchtern der größten Könige zu vermählen und nicht mit ihren Bastardtöchtern.

Diese Antwort kränkte den König tief, er konnte sie nie vergessen und suchte immer, oft wider sein offenbares Interesse, dem Prinzen zu zeigen, daß er die erhaltene Kränkung noch im innersten seiner Seele bewahre.

Der Prinz von Oranien unterließ dagegen nichts um den König zu versöhnen: aber sein Respect, seine Unterwürfigkeit, alle seine Bemühungen sich bey ihm beliebt zu machen, seine Geduld bey persönlichen Beleidigungen und Feindseligkeiten, alles war umsonst. Die Minister des Königs in Holland hatten beständig den ausdrücklichen Befehl, dem Prinzen sowohl in Staatsangelegenheiten als in seinem Privat- und persönlichen Interesse immer entgegen zu arbeiten, das Volk soviel sie könnten, gegen ihn aufzuwiegeln, durch Bestechung solche Personen zu Magistraten wählen zu lassen, die gegen ihn übel gesinnt wären, seine Feinde

in Schuz zu nehmen, ihm nie die Aufwartung zu machen: mit einem Worte, ihm allen möglichen Tort und alle mögliche Kränkung anzuthun. Der Prinz versuchte gleichwohl immer, bis zu dem lezten Kriege, öffentlich und durch geheime Wege, den Zorn des Königs zu besänftigen; aber der König war unerbittlich. Endlich verzweifelte jener daran, je wieder die Freundschaft des Königs zu gewinnen und im Vertrauen auf seine bald auszuführende Unternehmung auf England und den furchtbaren Bund, den er gegen Frankreich zusammengebracht hatte, äusserte er laut, er habe nun so lange vergebens die Freundschaft des Königs zu erhalten gesucht, er hoffe wenigstens, daß er mit mehr Glück seine Achtung verdienen werde.

Welch ein Triumph muß es also für ihn gewesen seyn, als er den König gezwungen hatte, ihn als König von England anzuerkennen: zumal da ihn diese Anerkennung so viel kostete.

Der Herzog du Maine wußte die Schwachheit des Königs für seine Bastarde sehr gut zu benuzen, um sich und seine Familie zu bereichern. Er kaufte von den Erben des Hrn von Seignelay das schöne und angenehme Lustschluß Sceaux, an welches Colbert und besonders Seignelay ungeheure Summen verschwendet hatten. Der Kaufpreis betrug 900000 liv. und die übrigen Kosten dazu gerechnet gegen eine Million.

Die Erben behielten sich demungeachtet eine Menge Möbeln und für mehr als 100000 liv. Statüen vor, die in den Gärten standen. Bey der entsezlichen Verschwendung der Herzogin wäre der Herzog du Maine ohne die Freygebigkeit des Königs, nicht im Stande gewesen, diese Acquisition zu machen.

XII.

Anecdoten vom Herzog von Burgund.

Die Zeitordnung führt mich hier auf einige Anekdoten von den Prinzen von Geblüt. Der Herzog von Burgund hatte in dem Kriege in Flandern Gamaches zum Begleiter. Dieser war nicht fähig sein Rathgeber zu seyn, aber er konnte sich nicht enthalten, ihm öffentlich und privatim die jugendlichen Fehler zu verweisen, die sich der Prinz und nach seinem Beyspiel der Herzog von Berry bisweilen erlaubten. Er sagte ihnen oft, sie würden in der Art bald einen Meister über sich haben, nämlich den Herzog von Bretagne.

Einst kam er im Gefolge des Herzogs von Burgund aus der Messe, er hätte ihn lieber auf dem Pferde gesehen und in seiner Lebhaftigkeit sagte er ganz laut zu ihm: Sie werden das Himmelreich besitzen, aber die Herrschaft der Erde werden Prinz Eugen und Marlborough eher als Sie erlangen. Aber noch mehr Erstaunen verdient die Freimüthigkeit, mit der er den beyden Prinzen öffentlich ihr Betragen gegen den König von England verwies. Der arme Fürst betrug sich in seinem Incognito gegen diese Prinzen mit einem Respect, als wenn er ein simpler Privatmann gewesen wäre; die Prinzen mißbrauchten sein Betragen mit der äussersten Unbescheidenheit und vergaßen gänzlich, was sie ungeachtet des Incognitos, seinem Range schuldig waren. Sie ließen ihn fast immer unter den Haufen der Höflinge in ihren Vorzimmern stehen und sprachen fast gar nicht mit ihm. Diese Unbescheidenheit, deren sie sich den ganzen Feldzug über schuldig machten, gab um so mehr Aergerniß, da der Ritter von St. Georg sich durch sein Betragen die Achtung und Liebe der ganzen Armee erworben hatte.

Ge-

Gegen das Ende des Feldzugs wandte sich einmal Gamaches, der über das Betragen der Prinzen äusserst aufgebracht war, in Gegenwart einer großen Gesellschaft mit den Worten an die beyden Prinzen: Sie haben wohl zeigen wollen, wie weit Sie es treiben könnten? Wohl! Sie haben Sich brav gehalten. Aber nun wenigstens gönnen Sie dem Ritter von St. Georg ein Wort und behandeln ihn etwas ehrenvoller.

Dergleichen Ausfälle wären unter vier Augen am Platze und von Nutzen gewesen, aber öffentlich gesagt, konnte die Wahrheit nie die Unbescheidenheit beschönigen. Man war daran gewöhnt und nahm sie nicht übel, aber sie halfen auch zu nichts.

XIII.

Anecdoten von der Herzogin von Burgund.

Es fällt mir noch eine Anecdote bey, die man eigentlich verschweigen sollte, die ich aber, da ich ein so naher Augenzeuge gewesen bin, niederzuschreiben mich nicht enthalten kann; und dieß thue ich um so eher, da die Geschichte im allgemeinen kein Geheimniß geblieben ist und die Höfe aller Zeiten und aller Nationen von dergleichen Vorfällen voll sind. Die Herzogin von Burgund war eine Prinzessin von ausnehmender Liebenswürdigkeit, Grazie und Feinheit des Betragens, durch welche Eigenschaften, verbunden mit ihrer klugen Sorgfalt, sie sich das Herz des Königs, der Frau von Maintenon und ihres Gemahls ganz zu eigen gemacht hatte.

Sogar der gerechte und heftige Unwille gegen ihren Vater, den Herzog von Savoyen, der sich neuerlich

lich wieder an die Feinde angeschlossen hatte, konnte ihre Zärtlichkeit gegen die Herzogin nicht im geringsten mindern. Sie war die Seele des Hofes und und wurde von ihm angebetet; alle, Hohe und Niedrige, suchten ihren Beyfall; wenn sie fehlte, so fehlte alles und ihre Gegenwart brachte alles mit zurück; da sie in solcher Gunst stand, so setzte man auf sie viel Vertrauen und ihr Betragen fesselte aller Herzen.

Von allen angebetet, war ihr Herz auch nicht unempfindlich. Rangis, den wir jetzt als einen steifen Marschall von Frankreich kennen, war damals ein galanter Mann. Ein angenehmes Gesicht, ein schöner Wuchs ohne ausgezeichnet zu seyn, von seiner Großmutter der Marschallin von Rochefort und von seiner Mutter, der Frau von Blanzac, ehemaligen Meisterinnen der Kunst, zur Intrigue und Galanterie erzogen, und ganz jung in der großen Welt eingeführt, in welcher jene eine große Rolle spielten, hatte er kein anderes Bestreben, keinen andern Gedanken, als den Damen zu gefallen, ihnen zu schmeicheln und den Hof zu machen und die liebenswürdigsten zu fesseln, und er befließ sich einer Galanterie, die sein Zeitalter und das ganze Jahrhundert nicht mehr kannte. Niemand war so allgemein beliebt wie er. Als Kind hatte er schon ein Regiment, und im Kriege hatte er viel Thätigkeit und Eifer und eine glänzende Tapferkeit gezeigt, welche die Damen besonders sehr rühmten, und die für sein Zeitalter hinreichte. Er war an dem Hofe des Herzogs von Burgund sehr gelitten und genoß viel Auszeichnung.

Der Herzog, der seine Gattin leidenschaftlich liebte, war nicht der schöne Mann, wie Rangis; aber die Herzogin erwiederte seine Zärtlichkeit so gut, daß er nie in seinem Leben den Verdacht fassen konnte,

daß

daß ſie für einen andern als für ihn gefühlt habe. Indeſſen war ihr Herz für Rangis nicht unempfindlich geweſen und ihre Neigung wurde lebhafter. Rangis war nicht undankbar, aber er fürchtete ſich vor einem Ausbruch und ſein Herz war ſchon verſagt. Frau de la Vrilliere, die ohne Schönheit liebenswürdig war die Liebe und voller Grazie war, hatte an ihm eine Eroberung gemacht. Die Eiferſucht ſchärfte bald ihren Blick. Aber weit entfernt der Herzogin nachzugeben, war ſie entſchloſſen ihre Eroberung zu behaupten, ihr den Sieg ſtreitig zu machen und zu entreißen.

Dieſer Wettkampf ſetzte Rangis in die äuſſerſte Verlegenheit. Er fürchtete die gereizte Eiferſucht ſeiner Gelichten, deren Ausbruch er für möglicher hielt, als er war; und auſſerdem daß er ſie liebte, fürchtete er von einem ſolchen Bruche alles und ſah ſeine politiſche Lage ſchon zu Grunde gerichtet. Auf der andern Seite war ihm ſeine Zurückhaltung gegen die Herzogin nicht weniger verderblich, er beleidigte eine Prinzeſſin, die ſo viel vermochte, die einſt Monarchin werden konnte, und die keiner Nebenbuhlerin weichen, die keine dulden würde. Dieſe Verwicklung gab, wer um die Sache wußte, die mannichfaltigſten Auftritte. Bald entdeckte die Aufmerkſamkeit und Scharfſicht des Hofes die ganze ſo ſorgfältig geheimgehaltene Intrigue, man wußte alles, aber aus Furcht oder Liebe gegen die Herzogin, die man anbetete, ſchwieg man, ſprach nur heimlich davon und bewahrte freywillig das Geheimniß.

Die Intrigue, wobey es von Seiten der Frau de la Vrilliere nicht ohne Erbitterung gegen die Herzogin und bey dieſer nicht ohne Eiferſucht und einen ſtill geäuſſerten Widerwillen gegen ſie blieb, gab eine

lange

Seite

171. Welchen Ausgang aber dieser Kreuzzug genommen.

Auf einer Nationalversammlung, welche zu Vezelay in Burgund gehalten wurde, wurde i. J. 1146 der zweyte Kreuzzug von dem heiligen Bernhard gepredigt.

Der König und Bernhard zeigten sich auf einem Gerüste, und hielten Ermunterungsreden an das Volk. Soweit gieng die Unwissenheit jener Zeiten, daß man die Muselmänner als Götzendiener vorstellte, obgleich die Religion Mahomeds von Abgötterey weit reiner seyn mochte als die katholische. Bernhards Rede wurde mit allgemeiner Begeisterung aufgenommen. Alles was zugegen war, forderte das Kreuz, und eine zahllose Menge von Kreuzen, die man in Vorrath gemacht und in die Versammlung mit genommen hatte, reichte bey weitem nicht hin, alle zu befriedigen. Bernhard zerschnitt einen Theil seiner Kleidung, und gab die Stücke Preiß, um Kreuze davon zu machen. Die Königin selbst bot sich an, ihren Gemahl zu begleiten. Auf einer andern Nationalversammlung, die kurz darauf gehalten wurde, bot man dem heiligen Bernhard das Commando an, denn unter einem so heiligen Manne glaubte man unüberwindlich zu seyn. Aber der Heilige war schlau, und verbat sich diese Ehre; vermuthlich weil er am wenigsten von allen an seinen Prophezeyungen glaubte. Er war darinn klüger als sein Vorgänger, Peter der Einsiedler, der das angebotne Kommando ohne Bedenken angenommen hatte.

Nachdem Bernhard die Macht seiner Beredsamkeit in Frankreich versucht hatte, so gieng er nach Deutschland, um dort ein ähnliches Feuer anzufachen. Conrad III hatte weit dringendere Angelegenheiten zu besorgen, als ein Zug nach dem heiligen Lande war; er hatte sich in Rom noch nicht krönen lassen, und ausserdem wollte er den König Roger von Sicilien bekriegen. Der erste Eifer war ohnehin bey ihm verraucht, da er noch als Herzog von Franken einen Zug nach Jerusalem mitgemacht, und die Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung an Ort und Stelle kennen gelernt hatte. Aber Bernhard ließ sich durch den ersten Widerstand nicht

lange Zeit eines der sonderbarsten Schauspiele. Vielleicht brauchte Rangis, seiner Geliebten zu getreu, den Reiz der Eifersucht oder war es zufällig; genug er bekam einen Nebenbuhler. Maulevrier, Sohn eines Bruders von Colbert, der vor Gram gestorben war, daß er bey dem Avancement, wo Villeroy Marschall von Frankreich wurde, nicht Marschall geworden, hatte zur Gemahlin eine Tochter des Marschalls von Tessé. Er hatte keine angenehme Gestalt, sein Gesicht war vielmehr ganz gemein; auch war er nicht sehr zur Galanterie gemacht, aber er hatte Kopf und viel Erfindung und Gabe zur Intrigue; dabey einen zügellosen Ehrgeiz, der durch nichts zu dämpfen war und an Leidenschaft grenzte. Seine Gattin war hübsch, aber ohne Geist, unruhig und zänkisch und bey einem schuldlosen Aeussern höchst boshaft. Er verschaffte sich durch seinen Schwiegervater nähern Zutritt bey der Herzogin von Burgund, benutzte ihn fleißig und wagte es endlich, durch das Beyspiel ermuntert, den Seufzenden zu spielen. Da er nicht gehört wurde, wagte er förmlich einen Versuch. Wie man sagt, ließ sich Madame Cantin, die vertraute Freundin Tessés, von dem Schwiegersohne betriegen und bestellte seine Billets, die sie für Billets seines Schwiegervaters und von unbedeutendem Inhalt hielt; Maulevrier erhielt unter seines Schwiegervaters Namen durch die nämliche Ueberbringerin, Antwort auf seine Billets. Ich will nicht hinzusetzen, was man noch alles glaubte; genug man entdeckte diese Intrigue, so wie die erste, und beobachtete dabey das nämlich Stillschweigen. Unter dem Vorwand freundschaftlicher Theilnahme half die Herzogin der Frau von Maulevrier die nahe Abreise ihres Gemahls und die ersten Tage seiner Abwesenheit beweinen, wobey Frau von Maintenon einigemal gegenwärtig war. Der Hof

lächelte darüber. Ob diese Thränen Maulevrier oder Rangis galten, iſt nicht ausgemacht.

Indeſſen war Rangis durch dieſen Nebenbuhler mehr gereizt worden und gab der Frau von Brilliere ſo viel Urſache zur Eiferſucht, daß ſie ihre Leidenſchaft nicht mehr mäßigen konnte. Maulevrier bemerkte bald dieß ſchlimme Zeichen; was entdeckt nicht ein Menſch, der von der Leidenſchaft der Liebe oder des Ehrgeizes beherrſcht wird? Er ſann auf eine Liſt. Er dichtete ſich eine Bruſtkrankheit an, hielt ſich im Bette, ſtellte ſich als ob er ſeine Stimme verloren hätte und wußte ſeine Rolle ſo gut zu ſpielen, daß er ein ganzes Jahr durch nicht einen einzigen hörbaren Laut hören ließ. Der Vortheil war, daß er nun, da er niemanden ein Wort auſſer ins Ohr ſagen konnte, die Freiheit hatte, auf dieſe Art auch mit der Herzogin zu ſprechen, ohne doch anſtößig zu werden und den Verdacht eines Geheimniſſes zu geben. Mittelſt dieſes Kunſtgriffs konnte er ihr alles ſagen, was er wollte und er wußte es ſo einzurichten, daß niemand anders ihr Geſpräch verſtehen konnte; indem er ihr unter alltäglichen Dingen, worauf ganz laut geantwortet werden konnte, andere geheimere ſagte, worauf kurze zweideutige Antworten gegeben wurden, die niemand als er verſtand. Er hatte die Leute ſo ſehr an dieſe Manier gewöhnt, daß man gar nicht mehr darauf Acht gab und ihn nur wegen dieſes fatalen Zuſtandes bedauerte. Aber er dennoch kein glücklicher Liebhaber; die Eiferſucht der Frau von Brilliere beunruhigte ihn, er glaubte Rangis glücklich und dies wollte er doch nicht.

Endlich brachte ihn die Eiferſucht und Raſerei der Liebe zu einem tollen Entſchluſſe. Als die Herzogin von Burgund in der Meſſe war, ging er auf die Empore und bot ihr beym Herausgehen den Arm. Er hatte gerade einen Tag gewählt, wo er wußte, daß der Hofcavalier

Dam-

Dangeau abwesend war; die Ecuyers, als Subalternen seines Schwiegervaters des ersten Ecuyers, waren schon daran gewöhnt ihm diese Ehre zu lassen, damit er wegen seiner schwachen Stimme unterwegs eher sprechen könnte und blieben zurück, um seine Unterhaltung nicht zu stören. Die Damen folgten gewöhnlich in einiger Entfernung. Er hatte also auf offnem Wege im Angesicht des ganzen Hofes von der Kapelle an bis zum Apartement der Herzogin ein vollkommnes Tete a tete mit ihr, wie er es sich schon mehrmals verschafft hatte. Nun setzte er die Herzogin in die peinlichste Lage. Er schalt entsetzlich auf Rangis und belegte ihn mit allen möglichen Namen, drohte ihr, er wolle alles dem Könige, der Frau von Maintenon und ihrem Gemahl entdecken, drückte ihr in seiner Furie die Hand, daß sie hätte schreien mögen und begleitete sie so bis zu ihrer Wohnung, wo sie ganz ausser sich, der Ohnmacht nahe, ankam. Sie ging sogleich in ihre Garderobe und rief Frau von Nogaret, die sie gern zu ihrer Rathgeberin machte, wenn sie sich nicht zu helfen wußte. Sie erzählte ihr, was ihr so eben begegnet war; und diese rieth ihr mit einem so gefährlichen Narren behutsam zu verfahren. So brachte die Herzogin über sechs Wochen in der tödtlichsten Verlegenheit zu.

Ich habe nicht erfahren können, wer Tessé davon unterrichtete; aber er erfuhr es und machte einen geschickten klugen Streich. Er suchte seinen Schwiegersohn zu überreden, daß er mit ihm nach Spanien ging, wohin er an Barwicks Stelle gehen sollte, und zeigte ihm eine goldene Aussicht. Er sprach deswegen mit Fagon, der von seinem Zimmer und dem Cabinet des Königes aus doch alles sah und wußte. Er war ein Mann von ungemein viel Verstande und dabey gut und rechtschaffen. Leicht verstand er

die Lift und war der Meinung, daß nichts als das Clima warmer Länder, Mauleveriers Brustkrankheit heilen könne, nachdem alle Mittel der Kunst umsonst gewesen wären. Dieß wurde dem ganzen Hofe und auch dem Könige gesagt, welchem Javon alles was er wollte, durch medicinische Gründe beweisen konnte, und von dem er keinen Widerspruch zu fürchten hatte; auch der Frau von Maintenon wurde es gesagt, die so wie der König, seine Worte für baare Münze nahm und nichts arges darunter vermuthete. Sobald dem Schwiegersohne sein Wort abgelockt war, eilte Tessé so sehr er konnte, ihn vom Hofe und aus dem Königreiche zu entfernen, und machte so auf einmal seiner gefährlichen Narrheit, aller Verlegenheit und übeln Folgen, die daraus entstehen konnte, ein Ende. Er beurlaubte sich gleich zu Anfang des Octobers und reiste mit seinem Schwiegersohne von Fontainebleau nach Spanien ab, wo er gleich bey seiner Ankunft den Tag nach seiner Vorstellung am Hofe, Grand von Spanien von der ersten Klasse wurde.

XIV.

Uneinigkeit zwischen den Prinzessinnen am Hofe.

Einst als wir mit dem Könige zu Marly waren, ereignete sich folgender sonderbare Vorfall.

Der König und der Dauphin hielten zu Marly zu Einer Stunde und in Einer Piece Tafel. Die Damen theilten sich früh und Abends ohne Affectation in die zwey Gesellschaften. Nur die Prinzessin von Conti saß beständig an der Tafel des Dauphins und ihre beyden Schwestern an der des Königs.

In

In einer Ecke dieſer Piece ſtand noch eine Tafel zu fünf oder ſechs Couverts, an welche ſich ohne Affectation bald die Einen bald die andern ſetzten, welche aber nur eine Nebentafel war. Die Tafel des Königs ſtand näher gegen den Salon, die andere näher an den Fenſtern und an der Thüre, durch welche nach Aufhebung des Diners der König zu Frau von Maintenon ging, die damals oft Mittags an der Tafel des Königs, aber an keiner andern und dem Könige dann gegenüber ſaß. Abends aber auf ihrem Zimmer ſpeiſte, (Gewöhnlich wurde table ronde gehalten.)

Um den Vorfall zu verſtehen, muß man ſich dieß alles vorſtellen. Die Prinzeſſinnen waren noch nicht recht von Herzen mit einander verſöhnt und die Prinzeſſin von Conti nährte einen geheimen Groll gegen den Dauphin wegen ſeiner Neigung für die Choin, die ſie wohl bemerkte, ohne doch ihren Unwillen äuſſern zu können. Bey einem Diner, wo der Dauphin auf der Jagd war und die Prinzeſſin von Conti ſtatt ſeiner, Tafel hielt, fing der König an ganz gegen ſeine ſo ſtreng behauptete Gravität mit der Herzogin zu ſcherzen und mit ihr mit den Oliven zu ſpielen.

Dabey trank die Herzogin einige Gläſer, der König that auch als wenn er einige Gläſer mehr tränke und dieſer Scherz dauerte bis zum Nachtiſch. Nach Aufhebung der Tafel ging der König zu Frau von Maintenon; als er bey der Prinzeſſin von Conti vorbey ging, deren ernſthafte Miene ihm vielleicht auffiel, ſagte er zu ihr in einem ziemlich trocknen Tone: ihr Ernſt ſchicke ſich nicht zu ſeiner und der Herzogin Luſtigkeit. Dieß mochte die Prinzeſſin verdrießen und als der König fort war, wandte ſie ſich zu Frau von Chatillon und ſagte — eben in dem Augenblick der Verwirrung, wo jeder noch einen guten Trunk that, — ſie wolle liebe ernſthaft als eine Trunkſchweſter ſeyn;

womit sie auf ihre Schwestern zielte, die seit kurzem einigemal länger bey Tafel sitzen geblieben waren. Dieß hörte die Herzogin von Chartres und antwortete ganz laut mit ihrer langsamen zitternden Stimme, sie wolle lieber eine Trinkschwester seyn als sich mit Lumipenpack abgeben, womit sie auf Clermont und die Officiere der Leibgarde deutete, die ihretwegen theils cassirt, theils entfernt worden waren.

Dieser Ausfall war so hart, daß die Prinzessin nichts darauf erwiederte; die Anecdote durchlief im Nu ganz Marly, von wo sie bald in Paris und überall bekannt wurde. Die Herzogin, die mit viel Anmuth und Witz satyrische Liederchen zu machen verstand, dichtete in diesem Tone einige sehr witzige auf diesen Vorfall. Der König, welcher der Zänkereien müde war, suchte sie bey diesem neuen Ausbruch ihrer Animosität, den er von beyden Seiten zu heftig fand, zu versöhnen. Auch der Dauphin versuchte es, er gab ihnen zu Meudon ein Diner. Die Prinzessin von Conti kam ganz allein und zuerst hin, die beyden andern Schwestern in Gesellschaft Monpeurs; man sprach wenig, die Unterhaltung war steif und sie kamen zurück, wie sie hingegangen waren. Gegen das Ende dieses Jahres gab es zu Marly manche Unruhen. Die Herzogin von Chartres und die Herzogin, welche die Uneinigkeit mit der Prinze in von Conti zu Freunden gemacht hatte, aßen e[illegible] Abends zu Marly, nachdem der König zu Bette gegangen war, zusammen auf dem Zimmer der Herzogin von Chartres im Schlosse. Der Dauphin spielte noch spät im Salon; als er zu Hause gehen wollte, kehrte er bey den Prinzessinnen ein und fand sie bey einem sonderbaren Zeitvertreib. Sie rauchten Tabak, wozu sie sich die Pfeifen von der Schweizergarde hatte holen lassen. Der Dauphin stellte ihnen die unange-

neh-

nehmen Folgen vor, wenn man den Rauch röche und ſie mußten dieſe Uebung aufgeben; aber der Tabaksrauch hatte ſie verrathen. Der König gab ihnen den Tag darauf deßwegen einen harten Verweis, worüber die Prinzeſſin von Conti triumphirte. Unterdeſſen vermehrten ſich die Zwiſtigkeiten und der König, welcher gehofft hatte, daß ſie ſich von ſelbſt legen würden, war derſelben ganz überdrüſſig. Eines Abends nach Tiſche nahm er zu Verſailles die Prinzeſſinnen in ſein Cabinet und ſprach deswegen ernſtlich mit ihnen, indem er mit der Drohung ſchloß: wenn er noch einmal etwas von ihrer Uneinigkeit hörte, ſo wollte er jede eine Zeit lang auf ein Luſtſchluß ſchicken, wo ſie ſehr gut aufgehoben ſeyn würden. Dieß drang durch, ihre Uneinigkeit legte ſich und der Wohlſtand vertrat die Stelle der Freundſchaft.

XV.

Betrachtungen über die legitimirten Prinzen.

Wir haben geſehen, wie die legitimirten Prinzen, aus der Verworfenheit eines zwiefachen Ehebruchs entſprungen, zur Höhe des Ranges der Prinzen vom Geblüt, ja ſelbſt zum höchſten Gipfel, zur Fähigkeit der Thronfolge emporſtiegen, theils durch bloße Gewohnheit, theils durch hinterliſtige oder gewaltthätige Uſurpation, theils geſetzlich durch Brevets, Deklarationen und Edicte. Die Erzählung aller dieſer Vorgänge würde allein ein Buch füllen und die Sammlung der ſchriftlichen Documente ebenfalls. Sonderbar iſt, daß der König ſeinen Baſtarden jedesmal ſolche Ehrenbezeigungen zuerſt verweigert hatte, wiewohl er ſie ihnen nachher doch verwilligte, und daß er ſeine Söhne nicht

verheirathen wollte, vielleicht in der innern Ueberzeugung ihrer angebornen Niedrigkeit und Ehrlosigkeit, die nur durch seine grenzenlose Gewalt etwas emporgehoben worden war, aber nach seinem Tode wieder in ihr Nichts zurückfallen mußte. Dieß sagte er ihnen mehreremal, wenn einer oder der andere ihn um Erlaubniß bat, sich vermählen zu dürfen. Er wiederholte es ihnen noch in der Periode ihrer Größe und sechs Wochen vor seinem Tode, als er mit Reue darauf zurücksah daß er aus Schwachheit gegen sie, zu ihrem Vortheil, alles, selbst seinen eignen Willen, verletzt hatte.

Dieß sagte er ihnen selbst, und in der Folge werden wir sehen, wie er sich darüber gegen die Parlamentsglieder und gegen die Königin von England äusserte. Hierbey erinnere ich mich des gemessenen Befehls, den er dem Marschall von Tessé, von welchem ich es weiß, und noch andern in Rücksicht Vendome's gab, daß sie nämlich gar nicht vermeiden sollten, Vendome in Italien, wohin er zum Commando einer Armee geschickt wurde, seine Subordination fühlen zu lassen, wobey er etwas bitter hinzusetzte, man müßte diese Herren nicht so verwöhnen; und dieser Vendome war bald so hoch gestiegen, daß er, sogar ohne Patent, Marschalls von Frankreich commandirte, die schon lange Armeen commandirt hatten.

Kein größeres Unglück war für den König und für Frankreich als die Größe seiner Bastarde, die gegen sein Ende zu einer unerhörten Höhe gestiegen waren, und worin er sie in der letzten Zeit angelegentlich zu befestigen suchte, indem er ihnen die furchtbarste Macht ertheilte.

Die Admiralität, die Artillerie, die Carabiniers, die Infanterie, die einzelnen Regimenter, die Schweizer und Graubünder, Guienne, Languedoc und Bretag-

sagne waren in ihren Händen und machten sie schon wichtig genug. Die Charge des Oberjägermeisters gab ihnen noch Gelegenheit, den jungen König zu divertiren und sich seines Beifalls zu versichern.

Die Erhebung ihres Ranges zu dem der Prinzen vom Geblüt kostete den Umsturz aller Regeln und Rechte, den Umsturz der ältesten heiligsten Grundgesetze des Königreichs. Auch bekam der König deßwegen mit ausländischen Mächten Verdrießlichkeiten, besonders mit Rom, mit dem er lange in Streit lag und dem er in vielen Dingen nachgeben mußte, damit nur die Gesandten und Nuntien den Bastarden gleiche Ehre mit den Prinzen vom Geblüt erwiesen, und sie überhaupt auf diesen Fuß behandelten.

Sein Interesse für die Bastarde war auch die Ursache, daß die Lorrains bey der Ritterpromotion vom J. 1688 den Herzögen vorgezogen wurden, ob es der König gleich nicht gern sah und, wie er gegen den Herzog von Chevreuse gestand, es ganz ungerecht fand.

Daher auch, wie wir es zu seiner Zeit gesehn haben, das sonderbare und ungewöhnliche Incognito des Herzogs von Lothringen bey seiner Huldigung, das er auch so auffallend zu mißbrauchen suchte; welches Beyspiel zur Schande der Krone, den Kurfürsten von Köln und Baiern denselben Vortheil verschaffte. Durch die unglücklichen Heyrathen des Herzogs von Chartres, nachmaligen Herzogs von Orleans und Regenten, des Herzogs (M. le duc) und durch die Vermählung der Töchter aus diesen Ehen mit dem Herzog von Berry und mit dem Prinzen von Conti, kam es dahin — und der König hat es mit Wohlgefallen gesehen, — daß, seinen einzigen Nachfolger und die Spanische Linie ausgenommen, (die aber durch einen Renunciationstractat von der Thronfolge ausgeschlossen war,) und noch die einzige

Madem. de la Roche - für - Yon, Tochter des Prinzen von Conti von der älteſten Tochter des erſten Prinzen vom Geblüt ausgenommen, kein einziger Sprößling des königlichen Hauſes weder männlichen noch weiblichen Geſchlechts da war, der nicht in gerader Linie von den Kindern der Liebe des Königs und der Frau von Monteſpan abſtammte, und von dem ſie nicht Mutter oder Großmutter war. Zwar ſtammte die Herzogin du Maine nicht von ihr ab, aber ſie hatte doch den Sohn der Frau von Monteſpan zum Gemahl.

Die einzige Tochter des Königs von Frau de la Valliere vermählte ſich mit dem älteſten der beyden Prinzen Conti, hatte aber keine Kinder mit ihm. Es war dem Könige unerträglich, daß die Familie dieſes Prinzen vom Geblüt allein nicht mit Baſtardblut verunreinigt war, und er brachte es gegen das Ende noch dahin, daß die zweyte Generation damit inficirt wurde.

Dieß war die Prinzeſſin, welche der Prinz von Oranien ſo ſchimpflich verſchmähte, weßwegen er den König ſich zum Feinde machte, und ihn durch alle ſeine Bemühungen, durch Reſpect, Demuth, Entgegenkommen nicht verſöhnen konnte. So wurde dieſer berühmte Prinz, faſt gezwungen, der gefährlichſte Feind des Königs und des Reichs, und dieſe Feindſchaft wurde die unglückſeligſte Quelle aller der Allianzen und Kriege, unter denen der König faſt ganz erlag: und alles dieſes Unheil verurſachte das Baſtardengeſchlecht, das man nur allzu ſchicklich eine Unglücksbrut nennen kann.

Das reinſte Blut unſerer Könige, ja ich kann kühnlich ſagen, der ganzen Welt mit der Afterbrut eines doppelten Ehebruchs zu vermiſchen, ſchien ordentlich das ſpäte Augenmerk des Königs zu ſeyn. Er

hatte

nicht abschrecken. Er folgte dem König nach Speyer wo er in einer Predigt mit solchen Eifer sprach, daß alles Volk mit dem König hingerissen wurde. Konrad selbst rief mitten unter der Predigt mit weinenden Augen aus: „Ich erkenne die großen Gutthaten, die Gott mir erzeigt hat. Ich bin bereit ihn zu dienen." Sogleich heftete ihm Bernhard das Kreutz an, und überreichte ihm die auf dem Altar liegende Fahne, mit der er gegen die Ungläubigen zu Felde ziehen sollte. Mit dem König nahmen noch viele von den anwesenden Fürsten, und sein eigener Neffe, der junge Friedrich, (der nachher als Friedrich Barbarossa so berühmt wurde) das Kreutz. Bernhard folgte darauf dem König nach Bayern, wo er mit dem nehmlichen glücklichen Erfolge das Kreutz predigte. Die allgemeine Angelegenheit der Christenheit brachte alle Privatstreitigkeiten zum Schweigen. Herzog Welf von Bayern, bisher ein Feind der Hohenstaufer schloß einen Stillstand mit Konrad, und wurde sein Mitgefährte auf dem heiligen Zug. Das Heer wuchs in kurzer Zeit so sehr an, daß man gegen 70,000 bloß Gepanzerte zählte, welches lauter Edle waren. Jeder von den Edlen hatte wieder viele Reiter in seinem Gefolge, und das Fußvolk war unzählbar. Eben so zahlreich als das deutsche Heer, war auch das französische, aber sie vereinigten sich nicht mit einander.

Im Jahr 1147 eröffnete Conrad den zweyten Kreutzzug. Er zog mit seinen Deutschen voran nach Constantinopel. Hier herrschte der Kaiser Emanuel Comnenus, der die Schwester von Conrads Gemahlinn zur Ehe hatte. Von dieser Verwandschaft des griechischen Kaisers mit dem Deutschen versprach man sich für diesen Kreutzzug viel Gutes, aber diese Hoffnung wurde getäuscht. Die Griechen hintergingen, wie gewöhnlich, die Lateiner, indem sie sie die beschwerlichsten Wege führten, es an Proviant fehlen ließen, und das Brod welches sie ihnen verkauften noch obendrein mit Kalk verfälschten. Emanuel Comnenus ließ noch ausserdem falsches Geld prägen, um das schwere Geld der Deutschen dagegen einzuwechseln.

Der Zug gieng mitten durch Kleinasien auf Antiochien zu, ob man gleich den König Konrad weislich gerathen hatte, sich näher an der Küste zu halten, um stets freye

hatte die abſcheuliche Abſicht wirklich erreicht und die ſo unerhörte Vermiſchung ganz zu Stand gebracht, nachdem er zum Abſcheu der ganzen Welt, der cultivirten und uncultivirten, ſich ſelbſt mit doppeltem Ehebruch befleckt hatte, woran er aber die Welt bald zu gewöhnen wußte.

Den Weg zu Ehre und Glück konnte man ſich nur durch die Gunſt und Protection der Baſtarde öffnen, und die Protection der Prinzen vom Geblüt, von Monſieur an, war immer ein unüberwindliches Hinderniß für jeden, der ſie beſaß.

Dieß war die Frucht jenes grenzenloſen Stolzes, vermöge deſſen der König die Baſtarde und die Prinzen ſeines Geſchlechts mit ſo verſchiedenen Augen anſah.

Denn die durch ächte Erzeugung vom königlichen Geſchlecht abſtammenden, dem Throne angehörigen Prinzen, ſah er als Kinder des Staates und der Krone an, durch ſich ſelbſt ohne ſeine Unterſtützung groß; die Kinder ſeiner Liebe hingegen liebte er als Sprößlinge ſeines eignen Blutes, die, vermöge der Geſetze aller angeſtammten Größe beraubt, nur durch ſeine Macht gehoben werden könnten und müßten. Stolz und Zärtlichkeit vereinigten ſich zu ihrem Vortheil und das ſtolze Gefühl der Macht ſie aus dem Nichts emporheben zu können, und eine gewiſſe Eiferſucht gegen die andern Prinzen, die ihre angeſtammte Größe ohne ſeine Beyhülfe behaupteten, gaben dieſer Leidenſchaft immer mehr Nahrung.

Es beleidigte ſeinen Stolz, daß er die Natur nicht erſetzen konnte, und er ſuchte ſeine Baſtarden anfangs durch Rang und Reichthum den Prinzen vom Geblüt wenigſtens zu nähern. Später ſuchte er ſie durch vielfache ganz unerhörte und unſchickliche Ehen mit einander zu vermiſchen, und zu einer einzigen Familie zu ver-

verbinden. Der einzige Sohn ſeines einzigen Bruders, der Herzog von Orleans wurde dieſer Abſicht mit ſichtbarer Gewalt geopfert. Durch wiederholte gelungene Verſuche kühner gemacht, ſtellte er zwiſchen den Baſtarden und den Prinzen vom Geblüt eine vollkommene Gleichheit her, und endlich als er ſeinen Tod nahe ſah, ging er ſo weit, daß er ihnen förmlich ihren Rang und das Recht der Thronfolge ertheilte, gleichſam als wenn er darüber zu diſponiren und ein Recht zu ertheilen die Macht hätte, welches die Geburt verſagte.

XVI.

Vermählung des Herzogs von Chartres, nachherigen Regenten von Frankreich.

Die Anmaßung des Königs, über die Thronfolge zu diſponiren, iſt ſo ganz gegen alles Recht, daß ich mich in meiner Schrift über das Staatsrecht von Frankreich etwas weiter darüber verbreiten werde. Man wird daſelbſt eine Abhandlung über die legitimirten Prinzen finden; hier kömmt es nur darauf an, hiſtoriſch zu zeigen, wie ſie am Hofe zu jener Größe emporgeſtiegen ſind. Schon hatte der König zwey ſeiner Töchter mit Prinzen vom Geblüt vermählt, ſeine einzige Tochter von der Frau von Valliere mit dem Prinzen von Conti, die aber keine Kinder hatte, und die älteſte Tochter der Frau von Monteſpan mit dem Herzog. Schon lange hatte Frau von Maintenon noch eifriger als der König dahin geſtrebt, ſie groß zu machen, und lange hatten beyde die Abſicht gehabt, Madem. von Blois, die zweyte Tochter des Königs mit Frau von Monteſpan, mit dem Herzog von Chartres zu vermählen. Der Herzog war der einzige Neveu des Königs und durch ſeinen Rang als petit fils de France und durch

den

den glänzenden Hofſtaat Monſieurs ſeines Vaters weit über die übrigen Prinzen von Geblüt erhaben.

Die Verwählung der beyden Prinzen mit natürlichen Töchtern des Königs, hatte alle Welt ſcandaliſirt; der König wußte es und konnte darnach abnehmen, was für Aufſehn dieſe weit auffallendere Heyrath im Publikum machen würde. Schon ſeit vier Jahren hatte er dieſe Abſicht gefaßt, und die erſten Anſtalten dazu gemacht. Das Vorhaben war um ſo ſchwieriger, da Monſieur an allem was ſeine Größe betraf, mit Leidenſchaft hing, und ſeine Gemahlin vermöge ihrer Nationaldenkungsart unächte Geburt und Mißheyrathen verabſcheute und ſie von einem ſo hartnäckigen Character war, daß man nicht hoffen konnte, ſie je für dieſe Heyrath zu gewinnen.

Um dieſe Hinderniſſe zu überwinden, wendte ſich der König an le Grand, der bey ihm in Vertrauen ſtand, daß er ſeinen Bruder den Chevalier von Lorraine dafür gewinnen möchte, welcher Monſieur ganz beherrſchte. Dieſer Mann war von ſehr ſchöner Geſtalt; Monſieur hatte wenig Neigung für das weibliche Geſchlecht und hatte deſſen keinen Hehl; und dieſer Geſchmack hatte ihm den Chevalier von Lorraine zum Favoriten gegeben, der ihn beſtändig beherrſchte. Die beyden Brüder ſahen nichts lieber, als wenn ſie ſich beym Könige in einer ihm ſo nahe liegenden Angelegenheit beliebt machen und ihren Vortheil dabey finden konnten.

Die Ritterpromotion ſollte im Sommer 1688 vor ſich gehen; es waren kaum noch ein Duzzend Ordensritter vorhanden, und jedermann ſah ein, daß die Promotion keinen Aufſchub mehr leiden konnte. Die beyden Brüder verlangten, bey der Promotion den Herzogen vorgezogen zu werden.

Der König, der um dieſen Preis die Lorraines nicht hatte brauchen wollen, entſchloß ſich ungern dazu;

zu; aber die beyden Brüder beſtanden darauf und es gelang ihnen. Der Chevalier von Lorraine verſprach nun nach erhaltener Vorausbezahlung, Monſieurs Einwilligung zur Heyrath zu erlangen, und auch Mittel zu finden, wie man Madame und den Herzog von Chartres dazu bringen könne.

Der junge Prinz war aus den Händen der Weiber unter die Aufſicht St. Laurent's gekommen. St. Laurent war ein Mann von geringer Geburt — er war Sous-introducteur der Geſandten bey Monſieur — und von unbedeutendem Aeußern, aber, um alles zuſammen zu faſſen, ein Mann ganz dazu gemacht, einen Prinzen zu erziehen und einen großen König zu bilden.

Wegen ſeines niedrigen Standes hatte er als Erzieher keinen Titel, aber wegen ſeines Verdienſtes überließ man ihm die ganze Erziehung, und als der Wohlſtand foderte, dem Prinzen einen Gouverneur zu geben, hatte dieſer nichts als den Namen. St. Laurent behielt ſein voriges Vertrauen und Anſehn. Er war Freund des Pfarrers von St. Euſtache, der ebenfalls ein ſehr braver Mann war. Dieſer Pfarrer hatte einen Bedienten mit Namen Dübois, der ehemals bey einem Doctor der Univerſität zu Rheims geweſen war, und weil dieſer Kopf in ihm verſpürte, mit ſeiner Unterſtützung ſtudiert hatte. Dübois beſaß viel belleletriſtiſche Kenntniſſe, war ganz arm, und mußte nach ſeines erſten Herrn Tode bey dem Pfarrer von St. Euſtache in Dienſt gehn.

XVII.

Emporkommen des Abbé Dübois.

Der Pfarrer, welcher mit ſeinem Bedienten ſehr zufrieden war und nichts für ihn thun konnte, trat ihn an St. Laurent ab, in der Hoffnung, daß dieſer bey-

beſſer für ihn ſorgen könnte. St Laurent war es zufrieden, und brauchte ihn nach und nach dazu, dem Herzog von Chartres bey ſeinen Studien mit der Feder an die Hand zu gehen. Hierauf, um ihm eine beſſere Figur zu geben, und ihm beſſer brauchen zu können, ließ er ihn den Ueberſchlag anlegen, und führte ihn auf dieſe Art bey dem Prinzen als Gehülfen in ſeinen Studien ein um ihm bey der Präparation zu helfen, die Wörter im Lexicon für ihn aufzuſchlagen, ihm hier und da nachzuhelfen und ſeine Aufgaben zu ſchreiben.

In dieſer ſeiner Situation habe ich ihn unzähligemal geſehen, da ich mit dem Herzog von Chartres öfters ſpielte. In der Folge wurde St. Laurent ſchwächlich und Dubois ſetzte den Unterricht fort und zwar ſehr gut und mit dem Beyfall des jungen Prinzen. Endlich ſtarb St. Laurent ganz plötzlich und Dubois ſetzte einſtweilen den Unterricht fort.

Seit er auf dieſe Art faſt Abbe geworden war, hatte er Mittel gefunden, dem Chevalier von Lorraine und dem Marquis von Effiat, welcher erſter Stallmeiſter Monſieurs und des Chevaliers vertrauter Freund war, den Hof zu machen. Letzterer hatte ebenfalls viel bey ſeinem Herrn zu ſagen; man konnte es zwar wegen tauſend Kleinigkeiten, welche die Etiquette befahl, nicht durchſetzen, daß Dubois Präceptor wurde; doch wußten es ſeine Beſchützer wenigſtens dahin zu bringen, daß die Wahl eines neuen Präceptors aufgeſchoben und da die Fortſchritte des Prinzen für Dubois auf das vortheilhafteſte ſprachen, der Prinz einſtweilen unter Dubois's Händen blieb. Endlich gelang es ihnen noch, ihn zum wirklichen Präceptor zu machen.

Dieſer Dubois war ein ſo froher Mann, wie ich noch keinen geſehen habe; und dazu hatte er allen möglichen Grund. Die auſſerordentliche Verbindlichkeit, die er gegen

gen seine Beschützer hatte und noch mehr, das Bedürfniß einer Unterstützung, schloß ihn immer mehr an sie an; und das war der Mann, durch welchen der Chevalier Lorraine die Einwilligung des Herzogs von Chartres zu der bewußten Vermählung erhalten wollte.

XVIII.

Er überredet den Herzog von Chartres eine legitimirte Tochter Ludwigs XIV zu heirathen.

Nachdem sich Dubois das Vertrauen des jungen Prinzen erworben, war es ihm leicht, dem unerfahrenen unkundigen Jüngling eines Theils vor seinem Vater und dem Könige Furcht einzuflößen, andern Theils seine Einbildungskraft mit den reizendsten Aussichten zu erfüllen. Alles was er bewirken konnte, ging indessen nur darauf hin, eine abschlägige Antwort zu verhindern; aber das war schon hinreichend, um das Unternehmen glücklich auszuführen. Der Abbé Dubois sprach mit dem jungen Herzoge nicht eher davon als zuletzt, wo die Sache vor sich gehen sollte. Monsieur war schon dafür gewonnen und sobald der König von Dubois Antwort hatte, eilte er die Sache zu beschleunigen. Einen oder zwey Tage vorher bekam Madame Verdacht; sie sprach deswegen mit ihrem Sohne und schilderte ihm die Schimpflichkeit dieser Heirath mit der ganzen Stärke ihrer Leidenschaft; er gab ihr sein Ehrenwort, daß er nicht darein willigen wolle. Aber indem er zwischen der Liebe zu seinem Lehrer und der Liebe zu seiner Mutter, zwischen Abneigung auf der einen und Furcht auf der andern Seite hin und her schwankte, wurde die Vermählung zu Stande gebracht.

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Louis de St. Simon.

Sechstes Buch.

Zur Geſchichte der Spaniſchen Succeſſion.

I.

Theilungsplan des Königs von England.

Der Theilungstractat vom J. 1700 hat viel Aufsehen in Europa gemacht. Der König Wilhelm, der seit seiner glücklich ausgeführten Usurpation des Engl. Thrones durch die mit ihm gegen Frankreich verbundenen Mächte, deren Haupt und Anführer er war, viel Credit in Europa besaß, unternahm es die Spanische Erbfolge zum voraus zu bestimmen, damit, wenn der Fall einträte, kein Krieg dadurch entstünde. Er haßte Frankreich und fürchtete seine Vergrößerung; er hatte in dem zehnjährigen Kriege des ganzen, gegen Frankreich verbundenen, Europa erfahren, wie groß seine Macht sey. Er sah voraus daß, ungeachtet der Renunciation der Königin, Frankreich seinen Theil an der Spanischen Erbfolge verlangen würde: denn die Eroberungen der Franche Comté und des einen Theils von Flandern hatten ihn gelehrt, wie wenig Renunciationstractate gälten. Er dachte demnach auf eine Theilung, welche, wie er hoffte, Frankreich von einer friedlichen, von den vornehmsten Mächten garantirten, Acquisition gelockt, gern annehmen würde, die aber so beschaffen seyn sollte, daß sie seine Macht nicht sonderlich vergrößerte, ihm auf der einen Seite bey seinen wohlbefestigten Gren-

zu einem unbedeutenden Zuwachs gäbe und es durch die übrigen entfernteren Acquisitionen, die es mit Mühe behaupten müßte, in einen ewigen Zustand der Abhängigkeit setzte. Zugleich wollte er dadurch, wie man behauptet, seine geliebten Holländer von der Seeseite gegen Frankreich sichern, dem er von der Erbschaft nur den Auswurf bestimmte.

Sein Theilungsplan war: der Erzherzog, der zweite Sohn des Kaisers, sollte Spanien, Westindien, die Niederlande und den königlichen Titel von Spanien erhalten; Frankreich sollte Guipuscoa, eine entsetzlich dürre Landschaft, die mitten in allen Span. Kriegen in Ruhe geblieben ist, Neapel und Sicilien erhalten, das wegen seiner Entfernung und der Weichlichkeit der Einwohner Frankreichs Macht mehr schwächen als vergrößern und gewissermaßen nur ein Ehrentheil seyn sollte, und dessen Behauptung Frankreich von den Seemächten abhängig machen sollte. Ueberdieß sollte Lothringen noch Frankreich anheim fallen, das ihm nichts half als daß es ihm zur Zeit des Krieges eine leicht zu machende Eroberung ersparte; und zur Entschädigung sollte der Herzog von Lothringen Mailand erhalten, wodurch er drey Viertel mehr Einkünfte und Land gewann und sich der Sklaverey des ihn umgebenden Frankreichs entzog.

Der König von England legte dem Könige diesen Theilungsplan vor, und der König, des Krieges müde, nahm ihn, so wie auch der Herzog von Lothringen, gern an. Aber die Englische Politik scheiterte durch den Widerstand des Kaisers, welcher die ganze Spanische Erbfolge prätendirte und sich fest an die Renunciation der Königin von Frankreich hielt. Es war ihm unerträglich, daß das Haus Oestreich aus Italien verdrängt werden sollte und dieß beabsichtigte der Theilungsplan, welcher Frankreich die Seeplätze

von

Zufuhr von Proviant von der See aus, zu erhalten. Man hatte viel Ungemach von den Türken auszustehen, welche mit ihren leichten Pferden über die schwer bewaffneten Deutschen, viele Vortheile erhielten. Auf diesem beschwerlichen Marsch wurde Conrads Heer bis auf den zehnten Theil aufgerieben; den Ueberrest führte er nach Nicäa zurück. Eben war Ludwig mit der französischen Armee in der Nähe dieser Stadt angekommen, und man wurde einig, den Zug in Gesellschaft fortzusetzen. Aber der deutsche König ertrug die Gesellschaft der Franzosen nicht lange, die ihn mit ihren Hochmuth drückten; die Schaam, sein Heer geschmolzen zu sehen, da das französische so zahlreich und so gut im Stande war, kam dazu, und er nahm die Einladung seines Schwagers des griechischen Kaisers an, der ihn bat nach Constantinopel zu kommen. Von Constantinopel aus wollte er dann die Reise nach Palästina zu Wasser fortsetzen.

Das Glück der Franzosen war übrigens nicht von längerer Dauer, als der Deutschen ihres. Ihr Vortrab hatte sich in einem übereilten Marsch zu weit von der Hauptarmee entfernt, und die Türken, die ihre Bewegungen auf das sorgfältigste bewachten, machten sogleich von dieser gegebenen Blöße Gebrauch. Sie nahmen ihre Stellung zwischen der Armee und dem Vortrab, schnitten beide von einander ab, und besiegten beyde, weil sie einander nicht zu Hülfe kommen konnten. Die Niederlage der Franzosen war so groß, daß sich Ludwig d. J. gleichfalls genöthigt sah, bey Laodicea zu Schiffe zu gehen, und die Reise nach Palästina zu Wasser fortzusetzen.

In Syrien fanden beide Heere einander wieder und man faßte den Entschluß die Stadt Damask gemeinschaftlich zu belagern. Eine Verrätherey der orientalischen Christen nöthigte die Lateiner von dieser Belagerung abzustehn. Um doch etwas zu thun, wollten sie die Stadt Askalon unter christliche Herrschaft bringen, aber auch hier erfuhren sie, daß man nicht aufrichtig mit ihnen zu Werke ging, und die Belagerung wurde aufgehoben. Die Gemüthsart der Lateiner, welche sich von dem ersten Kreuzzuge her in Asien niedergelassen, hatten sich auf eine unglückliche Art geändert; sie wurden

eben

von Toscana zusprach, die im Spanischen Besitz waren und unter dem Namen gli presidii bekannt sind.

Als Villars, der Gesandte des Königs, England, Holland, die schon alle unterzeichnet hatten, in ihn drangen, antwortete er, es sey ganz unerhört und unschicklich, eine Erbfolge zu theilen, bevor sie eröffnet sey und er würde sich, so lange der König von Spanien, das Haupt seines Hauses noch lebe, auf nichts einlassen.

Durch die Weigerung des Wiener Hofes wurden diese geheimen Unterhandlungen verrathen und der Kaiser benachrichtigte selbst den König von Spanien davon, und suchte ihn zu überreden, daß er ein Testament zu Gunsten des Erzherzogs machen möchte. Der König von Spanien beklagte sich laut über England und sein Gesandter zu London war so impertinent gegen den König von England, daß er ihn nur schlechtweg König Wilhelm nannte, weswegen er in vier Tagen London verlassen mußte.

II.

Intriguen der Spanischen Granden zu Gunsten eines Französischen Prinzen.

Die Neuigkeiten aus Spanien wurden täglich interessanter. Der Staatsrath versammelte sich häufig um über eine so wichtige Angelegenheit zu rathschlagen, und ließ vorher an den König die Bitte ergehen, daß er, um seine Gesundheit zu schonen und bey der Berathschlagung Dinge nicht mit anzuhören, die ihm angreifend seyn könnten, geruhen möchte, daß die Versammlungen in seiner Abwesenheit geschähen, wovon ihm sodann Bericht erstattet werden sollte.

Villafranca war einer von den ersten, dem in dieser wichtigen Angelegenheit die Augen aufgingen und welcher einsah, daß für die projektirte Zerstückelung der Monarchie verhindern müßten. Er hatte die Absicht, die ganze Erbfolge an den zweyten Sohn des einzigen Sohnes der Königin von Frankreich, der Schwester des Königs von Spanien, zu bringen, und eröffnete behutsam seinen Plan Medina Sidonia, wiewohl dieser nicht im Staatsrath saß. Medina Sidonia, der eben so östreichisch gesinnt war als er, aber vermöge seines Interesses die Zerstückelung der Monarchie fürchtete, trat seiner Meinung bey und bestärkte ihn noch darin durch folgende Gründe:

„Frankreich, sagte er, ist mächtig und dafür anerkannt, es grenzt zu Land und zu Wasser an Spanien, es ist in der besten Lage Spanien anzugreifen oder zu decken, es grenzt an die Niederlande und ist im Stand, Mailand, Neapel, Sicilien gegen Oestreich zu vertheidigen, das an keinem von allen den Staaten grenzt und von allen getrennt ist. Unser Interesse fordert es also, daß wir uns lediglich an Frankreich anschließen.“ Sie theilten hierauf Villagarcias und Vallena ihre Meinung mit, welche sie genehmigten, und fanden sodann für gut, St. Estevan, den besten Kopf im Staatsrath, dafür zu gewinnen.

Es gelang ihnen. Es waren also nunmehr fünf der wichtigsten Männer entschlossen, die Krone einem französischen Prinzen zu geben. Sie berathschlagten sich unter einander und waren der Meinung, daß sie nichts ohne den Kardinal Portocarrero vermögten, der im Staatsrath für zwey galt und durch seinen Stand der erste Gewissensrath des Königs war.

Man versicherte sich auch dieses Mannes und die ganze Verhandlung ging vor sich, ohne daß der König

nig oder irgend jemand in Frankreich eine Ahndung davon hatte. Denn alle diese Männer hatten keine Konnexion in Frankreich und waren ganz östreichisch gesinnt, nur daß sie die Integrität der Monarchie, ihre Größe und ihr Privatinteresse dem Hause Oestreich vorzogen, das nicht im Stande war, die Monarchie und sie selbst im alten Zustande zu behaupten.

Sie sahen indeß die größten Schwierigkeiten vor sich; die feyerliche und wiederholte Renunciation unserer Königin im Pyrenäischen Frieden, und in ihrem Heirathscontracte, die angeborne Vorliebe des Königs von Spanien für sein Haus, das er von Jugend auf gleichsam angebetet hatte, und das er nun einem Hause nachsetzen sollte, das der ewige Feind und Nebenbuhler des seinigen war, — dieß waren ungeheure Hindernisse. Das letztere hofften sie durch Portocarreros Hülfe als königlichen Gewissensrathes zu heben; und was die Renunciationstractate betraf, so hatte Villafranca einen Ausweg, der alle Schwierigkeiten hob. Er meynte die Renunciation Mariens Thereſiens wäre nur so weit gültig als der dabey beabsichtigte Zweck ginge; dieser Zweck sey gewesen, für die Erhaltung des Gleichgewichts von Europa, zu verhindern, daß die beyden Kronen Frankreich und Spanien nicht vereinigt würden, wie es ohne diese weise Vorsicht erfolgen würde, wenn Spanien an den Dauphin fiel; da aber jetzt dieser Prinz drey Söhne habe, von welchen der zweyte König von Spanien werden könnte, so wäre die Entsagung der Königin, seiner Großmutter, auf den Spanischen Thron null und nichtig, da der Zweck derselben wegfiele, und sie eine andere für das Gleichgewicht von Europa unnütze und an sich ungerechte Folge habe, nämlich daß sie einen Prinzen ohne Staaten, der gleichwohl rechtmäßiger Erbe sey.

von der Erbfolge ausschließe und sie andern, die weder Erben wären, noch in Vergleich mit dem französischen Prinzen irgend einen Anspruch hätten, überließe; wovon noch dazu die gänzliche Zerstückelung der Monarchie die unausbleibliche Folge sey, für deren Erhaltung jene Entsagung nöthig gewesen und gegeben worden sey.

Diese berühmte Erklärung wurde von allen gebilligt und Villafranca nahm es über sich, sie im versammleten Conseil vorzutragen. Bis jetzt waren nur noch Portocarrero, Villafranca, Villena, St. Esteban, Medina Sidonia und Villagarcias Theilnehmer an diesem Geheimnisse und sie fanden auch für gut, das Geheimniß unverletzt zu behaupten, bis der Cardinal sich des Königs versichert habe.

Diesem standen die allergrößten Schwierigkeiten entgegen. Nicht genug daß der König überhaupt eine grenzenlose angeborne Vorliebe für das Haus Oestreich hatte; er hatte auch zu Gunsten des Erzherzogs ein Testament gemacht, und ihm alles, was er auf der Welt besaß, darin vermacht. Man mußte ihn dahin bringen, daß er sein eigenes Werk, aus dem Innersten seines Herzens hervorgegangen, wieder vernichtete und Frankreich vorzog, den ewigen Feind und Nebenbuhler des Hauses Oestreich; man mußte gegen den so mächtigen Credit der Königin kämpfen, die seit kurzem gegen Frankreich äußerst erbittert war, so daß sie Harcourt durch den Admiral kein Wort von sich hören lassen wollte; endlich mußte das Unternehmen unter den Augen des Grafen von Harrach, des Kaiserlichen Gesandten, durchgeführt werden, der schon lange in Thätigkeit und auf alles aufmerksam war.

Aber ungeachtet dieser Hindernisse begannen sie, durch die Wichtigkeit der Sache ermuntert, muthig

ihr

ihr Unternehmen. Sie fingen damit an, mittelst der Autorität des Staatsrathes der Königin einen Streich zu versetzen, indem sie, unterstützt von dem allgemeinen Haß, die räuberische Berlepsch, ihre Favoritin, von ihrer Seite verdrängten, welche bey dem gefährlichen Gesundheitszustande des Königs sich dem Angriff nicht zu widersetzen wagte und sich glücklich schätzte, daß sie ihre geraubten Schätze mit sich nach Deutschland nehmen konnte. Sie wagte es nicht sich in einem Lande, wo sie so gehaßt war, der Gefahr einer Revolution auszusetzen und reiste eilig mit ihrer Tochter ab, welcher der sinkende Credit der Königin noch eine schriftliche Versprechung vom Könige verschaffte, daß ihr künftiger Gemahl den Orden des goldnen Vließes haben sollte. Sie ging durch Frankreich in ihr Vaterland zurück und man hat nachher nichts weiter von ihr gehört.

Das war ein glücklicher Schlag. Die Königin, schwach und ohne Fähigkeit, konnte nicht selbstständig handeln, sie mußte immer jemanden haben, der sie beherrschte. Die Berlepsch hatte, um ihre Herrschaft zu behaupten, sie sorgfältig von allem Umgang mit Menschen entfernt gehalten; als sie nun von dieser Favoritin getrennt war, war sie von allem Rath und Beistand verlassen, dessen sie bey ihrer Schwäche nicht entbehren konnte, und wie es schien, war die Zeit zu kurz und keine Gelegenheit dazu da, daß sich jemand ihres Vertrauens bemächtigen und sie bey Lebzeiten des Königs wieder in Wichtigkeit setzen konnte. Ein zweyter glücklicher Schlag war es, wodurch vollkommen freyer Spielraum gewonnen wurde, daß der Staatsrath die Verabschiedung des Prinzen von Hessendarmstadt, der Madrid und die umliegenden Gegenden in seiner Gewalt hatte, und die Abdankung

ſeines Regiments zur größten Zufriedenheit des Volkes, das unter dem Drucke der Deutſchen ſeufzte, beſeeligte. Das waren Donnerſchläge für die Königin, die nun, ſo lange der König noch lebte, auſſer allem Einfluß geſetzt war.

Portocarrero, Villafranca und St. Eſtevan, die drey einzigen Glieder des Staatsrathes, welche in das Geheimniß eingeweiht waren, hatten die übrigen geſchickt dazu zu bringen gewußt, daß ſie für die Entfernung der Berlepſch und des Prinzen von Heſſen Darmſtadt geſtimmt hatten. Ihr Haß gegen die Königin und ihre beyden Günſtlinge war ihnen dabey vortrefflich zu Hülfe gekommen und die wenigen, welche ihr zugethan waren, als der Admiral und Veraguas, wurden mit den übrigen fortgezogen und die Aenderung der Dinge machte ſie bald klug, ſo daß ſie ſich ganz im Stillen von der Königin abzogen.

Da man nunmehr ſo weit war, ſo trieb St. Eſtevan den Cardinal, dem er nicht von der Seite ging, ſo lange dieß große Unternehmen im Werke war, zu einem neuen Schritte, von welchem, wie ſie glaubten, der Erfolg ihres Unternehmens abhing. Er ſollte nämlich den Beichtvater des Königs, der eine Creatur der Königin und ganz Oeſtreichiſch geſinnt war, wegzuſchaffen ſuchen. Der Cardinal machte ſeine Sache ſo gut, daß er nicht allein jenen Beichtvater vom Könige entfernte, ſondern ihm auch ſelbſt einen andern gab, auf den er ſich ganz verlaſſen konnte.

Nunmehr griff man den König bey dem Gewiſſen an, auf das man jetzt ſehr leicht wirken konnte, da er die zeitlichen Dinge mit dem brechenden Auge eines Sterbenden anſah. Portocarrero ließ den Beichtvater

vater erſt feſten Fuß faſſen; und ſobald er hoffen konnte, daß ihm der König Gehör geben würde, mußte er den erſten Schritt thun und den König daran gewöhnen, Frankreich und das Haus Oeſtreich in eine Parallele geſetzt zu ſehn. Auch der Cardinal, von St. Eſteran geleitet und angetrieben, griff ſeiner Seits den König an, mit aller der Autorität, welche ihm ſein Character und ſeine Freundſchaft mit dem Beichtvater gab.

III.

Unentſchloſſenheit und Zweifel des Königs von Spanien; er fragt den Papſt um Rath.

Der König, von körperlichen Leiden geſchwächt, und ſchwach von Geiſt, den ſeine ewige Kränklichkeit unterdrückt hatte, gerieth bey dieſen ſich durchkreuzenden Beweggründen des zeitlichen Intereſſes und des geiſtlichen Wohls in die zweifelvollſte Unruhe.

Welche Lage für den ſchwachen König! Er ſollte den Erben ſeiner ungeheuren Verlaſſenſchaft wählen; für das eine Haus war er leidenſchaftlich eingenommen, dem andern war er feind, und dennoch ſollte er dieſem ſeine Stimme geben, er ſollte ſeine innerſte, ſo lange genährte Neigung unterdrücken, ſein erſtes, Oeſtreich günſtiges, Teſtament wieder vernichten, ſo foderte es die Sorge für die Ewigkeit, die Gerechtigkeit, das Intereſſe ſeiner Monarchie, der Wunſch ſeiner Miniſter und Granden, die er bis jetzt als treue Rathgeber gekannt hatte; kein Oeſtreichiſch-Geſinnter ſtand ihm zur Seite, der Cardinal und der Beichtvater ſprachen dringend für Frankreich, er fand keine Urſache einem dieſer Männer zu mißtrauen, denn keiner hatte

Ver-

Verbindungen in Frankreich oder mit einem Franzosen, alle waren treue Diener, keiner hatte je Abneigung gegen das Haus Oestreich gezeigt, alle im Gegentheil viel Anhänglichkeit für dasselbe — dieß alles mußte ihn in die größte Ungewißheit und Unentschlüssigkeit setzen.

So schwankte er hin und her, von Zweifeln beunruhigt und geängstigt, sein Zustand war ihm unerträglich: und dennoch hatte er die Kraft nicht sich aus demselben herauszureißen. Endlich beschloß er den Papst um Rath zu fragen, von dem er untrügliche Antwort zu erhalten hoffte; in seinen väterlichen Busen wollte er alle seine Zweifel legen und was er rathen würde, wollte er thun. Er theilte seinen Entschluß dem Cardinal mit, und dieser billigte denselben in der Ueberzeugung, daß der Papst nach der Weisheit, Uneigennützigkeit und Frömmigkeit, die er gezeigt hatte, zum Vortheil der gerechtesten Parthey erkennen würde.

Dieser Entschluß gab dem Könige etwas Ruhe und stillte den innern Sturm seiner Seele, so daß seine Gesundheit, die dadurch verschlimmert worden war, wieder etwas aufzuleben anfing. Er schrieb demnach sehr weitläuftig an den Papst und übergab die Besorgung des Briefes dem Cardinal, der ihn direct an den Papst unter dem Siegel der Verschwiegenheit bestellen sollte.

Jetzt mußte man aber Uebilla in das Geheimniß einweihen, und dieser Minister stand nicht lange an zu der, Frankreich günstigen, Parthey überzugehen. Er fand die Sache schon so gut eingeleitet und durch die Entfernung der Königin aus der Sphäre der Staatsgeschäfte so gut vor allem Widerstande geschützt, daß

daß er sich gern an die Theilnehmer des Geheimnisses anschloß; und diese gewannen dadurch einen guten Kopf und einen Minister für sich, dessen Einfluß sich auf die ganze Monarchie erstreckte und dessen sie unmöglich entbehren konnten.

Der Papst erhielt direct den Brief des Königs von Spanien und ließ ihn nicht lange auf seine Antwort und Entscheidung warten. Er schrieb ihm, da er, so wie Se K. M., jeden Augenblick des Rufes gewärtig wäre, vor dem Richterstuhle des obersten Hirten der Heerde zu erscheinen, so habe er, so wie Se Majestät, die dringendsten Beweggründe, einen Ausspruch zu geben, den er jenseits verantworten könnte; der König sähe wohl selbst ein, daß die Kinder des Dauphins die einzigen wahren legitimen Erben seiner Krone seyen, welche alle andere ausschlössen und bey deren und ihrer Nachkommen Existenz der Erzherzog und das ganze Haus Oestreich nicht den geringsten Anspruch hätten und als Fremde zu betrachten wären; je wichtiger und ungeheurer die Erbfolge sey, desto größer würde die Ungerechtigkeit in Gottes Augen erscheinen; es wäre also seine Pflicht, nichts zu vergessen, was ihm seine Weisheit eingeben könnte, um der Foderung der Gerechtigkeit Gnüge zu leisten und so weit es in seinen Kräften stände, das ungetheilte Ganze der Succession einem Französischen Prinzen zuzusichern. Die Consultation des Papstes und seine Entscheidung ist so geheim gehalten worden, daß sie erst nach der Thronbesteigung Philipps V. bekannt worden ist.

IV.

Er sezt in seinem Testamente den Herzog von Anjou zum Erben ein.

Unterdessen wurde der König vom Kardinal nicht aus den Augen gelassen, der ihn zur schnellen und treuen Befolgung des Päpstlichen Ausspruchs vorbereitete, damit sodann nur noch der lezte Rest des Widerstandes zu überwinden wäre, und schnell Hand ans Werk gelegt werden könnte.

Uebilla entwarf nun ein anderes Testament zu Gunsten des Herzogs von Anjou und unterstützte es mit allen nöthigen Gründen und Clauseln, so daß alle Unpartheyischen die Billigkeit, die Klugheit, die Stärke der Gründe und die Weisheit, mit der es abgefaßt war, bewundert haben. Die Sache ist bekannt und ich will daher nicht weitläuftig darüber seyn.

Nachdem es von den Räthen, die zum Geheimniß gehörten, untersucht und geprüft worden war, legte es Uebilla dem Könige nebst dem frühern vor, worin der Erzherzog zum Erben eingesezt war. Das lezte wurde in Gegenwart des Königs, des Cardinals und des Beichtvaters verbrannt, und das andere vom Könige unterzeichnet.

Hierauf wurde es versiegelt, und noch zum Ueberfluß durch die Unterschriften des Cardinals, Uebillas u. s. w. authentisirt. Sobald das geschehen war, wurden die nöthigen Befehle für die zur Monarchie gehörigen Länder, ebenfalls unter dem Siegel des Geheimnisses, ausgefertigt.

Der König war einigemal nach Unterzeichnung des Testamentes dem Tode nahe. Der Cardinal hielt mit

eben so neidisch, eben so treulos und verrätherisch gesinnt, als die griechischen Christen, und die neuangekommene Europäer erkannten, nach dem kurzen Zeitraum von 50 Jahren ihre Landsleute nicht mehr in ihnen. Von der allerschlimmsten Gemüthsart waren die sogenannten Pullanen, diejenigen nemlich, welche einen Europäer zum Vater und eine syrische Mutter oder einen syrischen Vater und eine europäische Mutter hatten. Die unaufhörlichen Streitigkeiten, welche unter den Königen von Jerusalem und den Rittern des Tempel- und Johanniterordens, oder zwischen diesen beiden Orden unter einander herrschte, erhitzten die Gemüther, und erstickten allen Gemeingeist, der ihnen mitten in einem feindlichen Land doch so nöthig war. Kaum war ein Stückchen Land erobert, so wurde auch sogleich gestritten, wer es besitzen sollte, und die Saracenen sahen mit Frolocken zu, wie sich die Christen unter einander selbst verfolgten. Der Besitz des heiligen Grabes, die Nähe des Orts, wo die Mysterien der christlichen Religion vollbracht worden waren, hatte nicht einmal soviel Einfluß, daß die Europäer von Palästina dadurch bessere Christen wurden. Auf der heiligen Stätte selbst verschlimmerte sich ihr Karakter.

Zum Unglück war eben so wenig Harmonie unter den neu angekommenen Kreuztruppen; die Privatfeindschaften, wodurch die Fürsten in Europa untereinander entzweyt worden, erwachten in Asien wieder. Ein Beispiel davon gibt der Herzog Welf von Bayern der mit dem Vorsatz zurückreiste, seinen Herrn zu bekriegen, und zu diesem Ende den Rückweg über Apulien und Calabrien nahm, wo er mit dem König Roger von Sicilien, seinem alten Freund und einem Feind des deutschen Kaisers, ein genaues Bündniß errichtete.

Conrad verließ bald darauf Palästina, wo seine Anwesenheit nichts mehr nützte, und bald nach seiner Zurückkunft hatte er das Unglück, seinen Erstgebohrnen Prinzen Heinrich durch den Tod zu verlieren. Er folgte ihm bald nach und starb i. J. 1152. zu Bamberg. Vor seinem Ende übergab er die Reichsinsignien seinem Bruderssohn Friedrich, ob er gleich selbst noch einen jungen Prinzen übrig hatte; aber er zog das Beste des Reichs dem Interesse seines Hauses vor; sein eigner

mit Hülfe der beyden Hauptglieder der Parthey, welche die beyden hohen Chargen bekleideten, und mit Hülfe des Grafen von Benevent, welcher die andere bekleidete, wodurch er im Beſitz des Apartements und des Zimmers des Königs war, unter dem Vorwand verſchiedener Urſachen, die Königin von ihrem Gemahl entfernt. Benevent gehörte nicht zum Geheimniß, aber er war der Freund der vorzüglichſten Theilnehmer deſſelben und war ſehr folgſam, ſo daß ſie mit ihm machen konnten, was ſie wollten. Sie hatten auch ſo gut auf ihn gerechnet, daß ſie ihn im Teſtamente zum Granden von Spanien und Mitglide der Junta ernennen ließen, welcher, bis zur Thronbeſteigung des Nachfolgers, die Regierung übergeben wurde; er wußte auch, daß ein Teſtament errichtet war, aber man hatte ihm nicht geſagt, was es enthielt.

Es war nunmehr Zeit, die Sache im Staatsrathe vorzutragen. Von den acht Mitgliedern deſſelben wußten nur vier um das Geheimniß: Portocarrero, Villafranca, St. Eſtevan und Uebilla. Die vier andern waren: der Admiral, Veragua, Mancera und Arrias. Wegen der zwey letztern waren ſie gar nicht in Sorge; aber die Anhänglichkeit des Admirals an die Königin, die Unzuverläſſigkeit Veraguas und die Furcht, daß ſie dieſes wichtige Geheimniß verrathen möchten, hatte ſie immer, bis zu den letzten Tagen des Königs, abgehalten, über die Angelegenheit der Succeſſion im Staatsrath die Stimmen zu ſammeln.

Endlich, als der König jeden Augenblick zu ſterben drohte, und alle die nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, und da man nicht mehr zu fürchten hatte, daß die beyden einzigen Glieder des Staatsrath, die

ohne

ohne alle Unterſtützung und Verbindung waren, nachdem die Königin ihren Einfluß verloren hatte, ein Geheimniß verriethen, das der Eröffnung ſo nahe war und wodurch ſie nichts gewannen: verſammelte der Cardinal den Staatsrath und brachte die große Angelegenheit zur Sprache. Villafranca hielt Wort und trug die Meinung vor, wie wir ſie oben angeführt haben; St. Espérau folgte ihm, und da der Admiral und Veragua ſahen, daß die Sache ſchon ſo weit gediehen war, wagten ſie nicht zu widerſprechen. Beyde zogen ihr Privatintereſſe dem Intereſſe für Oeſterreich vor. Mancera war überraſcht, als er in einer ſo wichtigen Angelegenheit auf der Stelle ſeine Stimme geben ſollte, und verlangte vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit, nach deren Verlauf er für Frankreich ſtimmte. Arriaga, dem man vorher etwas davon ins Ohr geraunt hatte, gab augenblicklich ſeine Stimme, und nachdem auch der Cardinal ſeine Stimme und die endliche Entſcheidung gehoben hatte, fertigte Uebilla den berühmten Schluß ſogleich aus.

Sie unterzeichneten alle die Urkunde und ſchworen das ſtrengſte Geheimniß. Der Admiral war gegen die Königin und den Grafen von Harrach ſtumm und ſie wußten bis zuletzt, immer nicht, ob der Staatsrath einen Schluß gefaßt hatte. Bald darauf am Allerheiligen Tage, Nachmittags um drey Uhr, ſtarb der König von Spanien in ſeinem Pallaſt zu Madrid, in einem Alter von zwey und vierzig Jahren.

Auf die Nachricht von dem tödlichen Zuſtande des Monarchen hatte der König von Frankreich dem Marquis Harcourt Befehl gegeben, eine Armee zu Bayonne zu verſammeln und damit den 23. October auszurücken, die daſigen Grenzörter wegzunehmen, als Fontarabie u. ſ. und weiter in Spanien einzudringen.

V.

Tod des Königs, die Granden erkennen den Herzog von Anjou als König; Anecdoten.

Als der König todt war, schritt man zur Eröffnung seines Testaments. Der Staatsrath versammelte sich und die Granden von Spanien wohnten der Feyerlichkeit bey. Die Seltenheit und Wichtigkeit der Sache zog ganz Madrid herbey und der Pallast war ganz von Menschen angefüllt. In den Zimmern, welche an das Versammlungszimmer der Granden und des Staatsrathes stießen, erdrückten sich die Menschen einander. Die fremden Minister belagerten die Thüren dieses Zimmers, jeder wollte zuerst die Wahl des Königs vernehmen, um sie seinem Hofe zu berichten. Blecourt wußte so wenig davon als ein anderer, und der Graf von Harrach, der die beste Hoffnung hatte, daß der Erzherzog als Erbe eingesetzt seyn würde, saß ganz nahe an der Thüre, mit einer triumphirenden Miene.

Man mußte sehr lange warten, und die Erwartung stieg bis zur Ungeduld. Endlich öffnete sich die Thüre und schloß sich wieder.

Der Herzog von Albrantes, ein Mann von scherzhafter Art, aber voll Geist und gefährlich, machte sich den Spaß die Wahl des Nachfolgers draußen anzukündigen, nachdem die Granden und der Staatsrath das Testament genehmigt, und ihre Maaßregeln darnach genommen hatten. Man umringte ihn, so bald er sich sehen ließ. Er blickte mit der Miene der größten Wichtigkeit um sich her, und blieb stumm. Blecourt trat zu ihm; er faßte ihn ins Auge, aber

auf einmal wandte er sich von ihm und sah sich um, als wenn er jemanden anders suchte, was Blecourt sehr auffiel, und für ein schlimmes Zeichen für Frankreich genommen wurde. Jetzt that er als wenn er den Grafen von Harrach zuerst erblickte, der doch fast vor ihm stand, nahm auf einmal eine heitere Miene an, fiel ihm um den Hals, und sagte zu ihm ganz laut auf Spanisch: Mit dem größten Vergnügen — indem er inne hielt, um ihn noch mehr zum Besten zu haben — ja Herr Graf, mit der größten Freude — indem er ihn wieder umarmte, um nochmals inne zu halten — mit der größten Zufriedenheit trenne ich mich von Ihnen und nehme Abschied von dem hocherhabenen Hause Oestreich. Hierauf drängte er sich durch den Haufen der Umstehenden durch, und jedermann eilte ihm nach, um zu erfahren wer Nachfolger sey.

Harrach war vor Ueberraschung und Aerger ganz ausser sich. Er blieb noch eine Zeit lang da, hierauf entfernte er sich, indem er einige von seinen Leuten da ließ, die ihm Nachricht von dem Ausgang der Versammlung bringen sollten, und eilte in der größten Verlegenheit, die man sich denken kann, und voll Aerger über den beißenden Scherz des Herzogs von Albrantes nach Hause.

Blecourt brauchte nichts mehr zu wissen, er eilte zu Hause und schickte sogleich einen Kurier ab. Uebilla schickte ihm einen Extract des Testamentes, den er nur beyzulegen brauchte. Harcourt hatte Befehl in Bayonne alle an den König gesandten Depeschen zu eröffnen, damit er ohne Zeitverlust und ohne Befehl vom Hofe zu erwarten, womit er schon auf alle vorhergesehenen Fälle ausgestattet war, handeln konnte.

VI.

Versammlungen des Conseils bey Frau von Maintenon wegen der Acceptation des Testamentes.

An einem Dienstag morgens, den 9. October, brachte Barbesieux dem Könige, der gerade im Conseil der Finanzen war, wichtige Nachricht aus Spanien. Der König der auf die Jagd hatte gehen wollen, liess die Jagd aufsagen, hielt sein gewöhnliches kleines Mittagsmahl, ohne die geringste Veränderung in seinem Gesichte zu zeigen, declarirte den Tod des Königs von Spanien und kündigte die Hoftrauer an, daß den ganzen Winter über Assamblee, Schauspiel und alle andere Vergnügungen am Hofe wegfallen würden. Hierauf liess er den Ministern sagen, daß sie sich um drey Uhr bey Frau von Maintenon einfinden sollten. Der Dauphin war eben von der Wolfsjagd zurückgekommen und fand sich ebenfalls bey Fr. von Maintenon ein.

Das Conseil dauerte bis sieben Uhr, und nachher arbeitete der König mit Barbesieux und Torcy noch bis zehn Uhr, wobey Frau von Maintenon immer gegenwärtig war.

Den Morgen drauf war, wie gewöhnlich, Staatsrath bey dem Könige, und nachdem er von der Jagd zurückgekommen war, hielt er noch einmal Sitzung bey der Frau von Maintenon, welche von sechs Uhr Abends bis nach zehn Uhr dauerte. So sehr man auch am Hofe an den ausserordentlichen Credit der Frau von Maintenon gewöhnt war, so war es doch neu, sie öffentlich an den Staatsgeschäften Theil neh-

men zu ſehen, und es erregte das gröſte Erſtaunen, als auf ihrem Zimmer zwey förmliche Sitzungen des Conſeils, und zwar bey der allerwichtigſten Gelegenheit, gehalten wurden.

Der König, der Dauphin, der Kanzler, Beauvilliers, Torcy — dieſe drey waren damals die einzigen Miniſter, — und Frau von Maintenon, welche der König zu ſprechen nöthigte, die aber aus Beſcheidenheit ſchwieg, berathſchlagten ſich über die Spaniſche Succeſſion. Die Stimmen waren getheilt, die einen ſtimmten für die Annahme der Theilung, die andern für das Teſtament. Die erſtern unterſtützten ihre Meinung durch folgende Gründe. Frankreich habe ſich zur Theilung verbindlich gemacht, es wäre bey weitem vortheilhafter, daß Frankreich durch die ihm zugetheilten Staaten, die theils ſo nahe daran grenzten und unentbehrlich wären, als Lothringen, theils ſo wichtig als Guipuſcoa, das der Schlüſſel von Spanien wäre, theils ſo vortheilhaft für den Handel, als die Plätze in Toſcana, Neapel und Sicilien, einen ſo wichtigen Zuwachs bekäme, als wenn ein Franzöſiſcher Prinz für ſich allein ſo mächtig würde, deſſen nächſte Nachkommen, wo nicht er ſelbſt, in Spanien einheimiſch geworden, ſo gut als Könige aus Oeſtreichiſchem Stamme die Nebenbuhler Frankreichs ſpielen würden; durch Acceptation des Teſtamentes verwickele man ſich in einen langen blutigen Krieg, indem man den Theilungstractat breche, und die Politik des ganzen Europa auffodere, ſich der wachſenden Größe Frankreichs entgegen zu ſetzen, welche, wenn man ihm die ganze ungeheure Erbfolge anheim fallen ließ, einſt gefährlich werden könnte; Frankreich ſey noch vom Kriege erſchöpft, und habe ſich ſeit dem Ryswiker Frieden nicht wieder erholen kön-

können, auch Spanien ſey erſchöpft; ein abermaliger Krieg würde die ſchlimmſten Folgen nach ſich ziehn, die man nicht zu beſtimmen wagte, die aber die Klugheit zu vermeiden rieth; wenn Frankreich dem Theilungstractate treu bliebe, ſo würde es ſich durch dieſes Beyſpiel der Treue und Mäßigung ganz Europa zum Freunde machen, das bisher nur deßwegen die Waffen gegen Frankreich geführt habe, weil theils die Franzöſiſche Politik, theils die ausgeſtreuten Verläumdungen den Glauben veranlaßt hätten, daß Frankreich ſich immer mehr ausbreiten und zur Univerſalmonarchie erheben wolle, was man ehemals dem Hauſe Oeſtreich Schuld gegeben habe; da hingegen die Acceptation des Teſtamentes dieſen Glauben beſtätigen, und als ein wichtiger Schritt zu jenem großen Ziele erſcheinen würde; durch die Befolgung des Theilungstractates aber würde ſich Frankreich das Vertrauen der übrigen Mächte erwerben und ſich zur Schiedsrichterin von Europa erheben, und durch den zugetheilten Zuwachs würde es ſo mächtig werden, daß es in Zukunft das Schrecken und die Stütze von ganz Europa ſeyn würde. Torcy war es, der dieſe Meynung, um die Ueberlegung zu ſchärfen, vortrug und der Herzog von Beauvilliers unterſtützte ſie mit ſeinem ganzen Gewicht.

Der Kanzler gab ſich alle Mühe, die Neigung des Königs auszuſpähen, und glaubte ſie entdeckt zu haben. Er trug folgende Meynung vor: Der König habe zu wählen, ob er das Haus Oeſtreich wieder faſt eben ſo mächtig werden laſſen wolle, wie es unter Philipp II. geweſen ſey, wo man ſeine Macht erprobt habe; oder ob er dieſe Vergrößerung ſeinem Hauſe verſchaffen wolle, zumal da für Frankreich der Vortheil weit größer ſey, als er für das Haus Oeſtreich geweſen ſey, indem die Staaten der beyden Linien

durch viele fremde Staaten von einander getrennt wären, und sie sich einander nur durch Diversionen unterstützen könnten; die eine hätte weder Schifffahrt noch Handlung, ihre Macht beruhe nur auf Usurpation, die sowohl in ihrem Innern öfters sogar durch Empörungen streitig gemacht worden sey, als auch im deutschen Reiche, wo die Reichsstäge sich mit allen Kräften dagegen gesträubt hätten; und wegen der grossen Entfernung könnte Oestreich Spanien nur mit Mühe Beystand leisten, die ewige Furcht vor den Türken ungerechnet, welche schon oft die Kaiserlichen Waffen für Spanien unbrauchbar gemacht hätten; die Erbstaaten des Kaisers könnten nicht mit den geringsten Provinzen Frankreichs in Vergleich gesetzt werden, indem das letztere, des mächtigste Reich in Europa, den Vortheil habe, daß es von niemanden als von seinem Könige abhänge, und auf das Wort desselben sich in Masse bewege, wodurch alle seine Bewegungen schnell, unerwartet und um so wirksamer wären; ferner habe es den Vortheil, daß es von einem Meere zum andern an Spanien angrenze, Handel und Schifffahrt habe, und dadurch die Spanische Marine unterstützen könne; es könne auch in Zukunft durch seine Verbindung mit Spanien an dem amerikanischen Handel Theil nehmen und dadurch weit größere Vortheile erhalten, als das Haus Oestreich, das sich nicht allein keine wechselseitige Unterstützung geben könne, sondern sogar Mühe habe, bloße Kuriere hin und her zu schicken; da hingegen Frankreich und Spanien wegen ihrer Nachbarschaft in dieser Rücksicht wie Eine Provinz zu betrachten wären, und ganz ingeheim mit einander correspondiren könnten; diese Vortheile könnten durch nichts als durch den Besitz von Lothringen aufgewogen werden, aber diese Acquisition könnte das Gewicht Frankreichs in der Wagschale Europas

um

um nichts vermehren; da ihm hingegen seine Verbindung mit Spanien ein bleibendes Uebergewicht über die mehresten andern alliirten Mächte geben würde, deren Verbindungen wegen ihres verschiedenen Interesses nicht so dauernd seyn könnten, wie die Verbindung von Brüdern und Verwandten; übrigens wenn es nicht anders wäre, so könnte man sich leicht über die Entbehrung von Lothringen trösten, da der Besitz dieses eingeschlossenen, unbewaffneten, offenen Landes so wenig zu bedeuten habe, und es, sobald ein Krieg entstünde, leicht besetzt werden könnte, wie es von jeher geschehen sey, so daß es bey solchen Gelegenheiten wie eine Provinz des Reichs angesehen werden könne; was Neapel, Sicilien und die Plätze der Seeküste von Toscana beträfe, so brauchte man nur einen Blick in die Geschichte zu thun, um zu finden, wie oft unsere Könige diese Staaten nebst Genua und Mailand besessen, und mit welcher Schnelligkeit sie dieselben verloren hätten; der Theilungstractat sey nur acceptirt worden, weil man zu nichts mehr Hoffnung gehabt habe, und man müßte sich sehr täuschen, wenn man die listige betrügerische Anlage desselben verkennen wolle, indem man uns statt reeller Acquisitionen leere Namen oder vielmehr Acquisitionen zugetheilt habe, die wegen ihrer Entfernung und ihres schlechten innern Zustandes nicht zu behaupten wären, und zu weiter nichts dienten, als unser Geld wegzuziehen, unsere Macht zu zertheilen, und uns in ewiger Furcht zu erhalten. Was Guipuscoa beträfe, so wäre es eine leere Vorspiegelung, daß man es für den Schlüssel von Spanien ausgäbe, und der König wäre immer im Stande die Festungen und Häfen dieser Provinz einzunehmen, da er sich der Festungen in Flandern, an der Maas und am Rhein bemächtigt hätte; aber die Unfruchtbarkeit dieses weitläuftigen Landes, und die Schwierigkeiten

der Passage über die Pyrenäen hätten den Krieg immer von diesem Lande abgezogen, selbst mitten im Kriege hätte daselbst immer Communikation zwischen dem Ganzen statt gefunden, und das Land wäre nie vom Kriege beunruhigt worden; und die Toscanischen Küstenplätze würden immer eine leichte Beute für den Besitzer von Mailand seyn, der ganz bequem und im Stillen einen Angriff auf dieselben vorbereiten, unvermuthet über sie herfallen, und sich derselben bemächtigen könnte, ehe Succurs von Frankreich ankäme, der von den Häfen von Provence aus geschickt werden müßte. Was die Besorgniß beträfe, daß die Könige von Spanien aus Französischem Stamme eben so gut Frankreichs Feinde als die Oestreichischen Könige seyn würden, so könne dieß nie statt haben, da sie, wenn sie aus dem Französischen Hause wären, mit Frankreich höchstens nur in dem allernächsten Interesse Spaniens zusammentreffen könnten; ja im Gegentheil, die Freundschaft des Blutes würde auch politische Freundschaft zwischen Frankreich und Spanien hervorbringen, und, um nur von den äussern Verhältnissen zu sprechen, ihr gemeinschaftliches Interesse, das sie beyde auffordere, den Kaiser zu demüthigen und sich dem Handel und der Vergrößerung der Englischen und Holländischen Colonien in Ostindien zu widersetzen, würde alle übrigen politischen Rücksichten überwiegen, und ihre Freundschaft dauernd machen. Was das innere beträfe, so brauche man nur das Haus Oestreich zum Beyspiel anzuführen, das, wiewohl immer von innern Uneinigkeiten beunruhigt, seit Karl V nicht habe getrennt werden können; die Absicht sich in Flandern auszubreiten, müsse, wenn man sich nur etwas auf seinen Vortheil verstehe, ohne Bedenken gegen die Coalition zweyer so mächtiger nachbarlicher Monarchien aufgegeben werden, wodurch Frankreich in

Stand

Seite

Sohn war noch ein Knabe, und Deutschland brauchte einen Mann zum Herrscher. Außerdem hatte Fridrich durch seine Heldenthaten große Hofnungen von sich erweckt.

Der König von Frankreich war in Jerusalem zurückgeblieben, aber die dringenden Einladungen des Abts Suger von S. Denis, den er als Reichsverweser in Frankreich zurückgelassen, vermochten auch ihn auf seine Heimreise zu denken. Mit einem unermeßlichen Heer war er ausgezogen, und fast ohne Gefolge kam er zurück. Zu seinem öffentlichen Unglück kam noch die Kränkung, daß seine Gemahlinn, die Königinn Eleonore, ihm untreu geworden war. Diese wollüstige Prinzessinn, welche er unbesonnener weise nach Asien mitgenommen, hatte sich dort in einen jungen Türken verliebt und ihre Liebeshändel kamen selbst vor das Ohr des Königs. Mit dieser doppelten Schande bedeckt erschien er wieder in Frankreich, welches der Abt Suger von S. Denis, unter den gefährlichsten Stürmen von innen und außen, ruhig zu erhalten gewußt hatte, während dem daß alle Kräfte des Reichs und der tapfersten Vertheidiger desselben in Palästina entfernt waren. Er hatte diesen unglücklichen Kreuzzug nach allen Kräften mißrathen, und als er ihn nicht verhindern konnte, so wußte er ihn doch als zurückgebliebener Regent des Landes, für die Unterthanen so unschädlich als möglich zu machen. Der heilige Bernhard hatte sich den Tod aller der tausenden vorzuwerfen die in dieser Unternehmung verdarben, wovon er mit so frecher Zuversicht einen glücklichen Ausgang vorhergesagt hatte. Man fieng auch schon an, den heiligen Mann zur Rechenschaft zu ziehen, aber er hatte sich auf diesen Fall mit wahrer jesuitischen Klugheit versehen. Meine Prophezeyhung, sagte er, war wahr und gegründet, aber die Laster der Kreuzfahrer hatten den Himel erzürnt, und den guten Erfolg hintertrieben. Er blieb wie vor ein heiliger Mann, ob er gleich eine Lüge gesagt hatte, die eine Million ins Verderben stürzte.

175. Wilhelm von Champell lies Champeaux.

175. Ein allgemein bekannter Vorfall — gieng.

Seine Liebe zu Heloisen und deren unglückliche Folgen.

Für

Stand geſetzt würde, ſich durch den Amerikaniſchen Handel zu bereichern, und beyde ein ſolches Gewicht bekommen würden, daß ſie im Europäiſchen Staatenſyſtem die erſten Mächte, und mit der Zeit die Schiedsrichter ſeyn würden: dieſes Intereſſe ſey ſo wichtig, ſo in die Augen fallend, und die Anläſſe zur Trennung zwiſchen den beyden Königreichen ſo unbedeutend und ſo wenig zu berückſichtigen, daß man keinen Bruch zwiſchen denſelben mit Grund zu befürchten habe; man habe Hoffnung daß der König und nach ihm der Dauphin lange genug leben würden, um die Freundſchaft zwiſchen ſeinen beyden Söhnen zu befeſtigen, und zwiſchen den beyden Brüdern, die ſo brüderlich gegen einander geſinnt, ſo einig in ihren Grundſätzen wären, würde die Eintracht gewiß fortdauern, und von ihnen auf ihre Söhne übergehen; dieß umfaſſe ſchon eine lange Reihe von Jahren; und wenn ja einmal ein Krieg zwiſchen Spanien und Frankreich unvermeidlich ſeyn ſollte, ſo würde er ſich doch immer mit einem Könige von demſelben Blute glücklicher endigen, als mit einem fremden aus dem Hauſe Oeſtreich.

Nach dieſer Auseinanderſetzung zeigte der Kanzler den Betrug und die Hinterliſt des Theilungstractates. Er behauptete, daß, da ſich die Lage der Dinge ſeit der Zeit, wo er unterzeichnet worden, gänzlich umgeändert habe, der König völlig ſeines Wortes entbunden ſey; er ſey zu dieſem Tractate nur in ſo weit verbunden, als er ſich dazu verpflichtet habe; man würde aber darin kein Verſprechen finden, daß er auf das, was ihm der König von Spanien freywillig, ſogar ohne ſein Wiſſen und Bemühen, und was ihm die Granden und das Volk zuerkennen würden, reſignire; das erſtere ſey ſchon geſchehn, und das zweyte würde allem Anſcheine nach bald erfolgen; die Nichtannahme

des Teſtamentes würde ihm nicht ſowohl das Vertrauen als vielmehr die Verachtung der übrigen Mächte zuziehen, ſie würden es für ein Zeichen der Ohnmacht Frankreichs nehmen, und dadurch aufgemuntert werden, Frankreich die ihm zuerkannten ſo entlegenen und ſchwer zu behauptenden Staaten wieder zu entreißen, die ſie ihm auch nur in dieſer Abſicht gegeben hätten; ſtatt daß eine ſo ſonderbare Mäßigung, die auch nicht einmal den Vorwand der Billigkeit hätte, Frankreich zur Schiedsrichterin von Europa erheben würde, würde es im Gegentheil in den Ruf der Ohnmacht kommen, als die angebliche Folge der letzten erſchöpfenden Kriege; Frankreich würde dadurch bey ſeinen falſchen Freunden zum Gelächter werden, und zwar mit mehrerm Rechte, als Ludwig XII und Franz I wegen ihrer ſeltenen Treue in Haltung ihrer Verſprechen — wovon jetzt gar nicht die Rede ſey — Ferdinand dem Katholiſchen, Karl V, den Päpſten und den Venetianern zum Spott geweſen wären; er gäbe allerdings zu, daß eine ſo reiche Erbſchaft nicht ohne Krieg erlangt werden könnte; aber man könne auch nicht läugnen, daß der Kaiſer eben ſo wenig die Theilung als die Execution des Teſtamentes geſchehen laſſen würde; den genannten Tractat habe er nie genehmigen wollen, er habe ſich angelegentlich dagegen geſetzt, und ſuche ſich jetzt durch Allianzen zu ſtärken; und ſollte einmal Krieg geführt ſeyn, ſo wäre es wohl beſſer, um den größern Preis zu kämpfen, und ſich den Augen der Welt eines ſo großen, ſo ganz unerwarteten Geſchenkes des Schickſals würdig zu zeigen.

Dieſe beyden Meynungen, die wir nur im allgemeinen haben anführen können, wurden von beyden Seiten lebhaft vertheidigt. Der Dauphin, der ſich ſonſt nicht leicht aus ſeiner wohlbehäglichen Apathie heraus-

herausreißen ließ, war zum Erſtaunen des Königs und aller Anweſenden, in dieſen zwey Sitzungen ein ganz anderer Menſch. Als nach geendigten Debatten die Reihe an ihn kam, ſeine Stimme zu geben, erklärte er ſich mit Lebhaftigkeit für die Annahme des Teſtamentes und nahm einige der beſten Gründe des Kanzlers auf.

Hierauf wandte er ſich mit einem reſpectvollen, aber entſchloſſenen Anſtand gegen den König und ſagte: nachdem er wie jeder andere, ſeine Meinung geſagt habe, nähme er ſich die Freiheit, vermöge ſeines Rechts als Erbe, die Annahme des Teſtaments zu verlangen, das er anzunehmen im Stande ſey; die Spaniſche Monarchie ſey das Eigenthum der Königin ſeiner Mutter, folglich das ſeinige; um die Ruhe Europas nicht zu ſtören, träte er ſie ſeinem zweyten Sohne mit Freuden ab; aber einem andern würde er auch nicht eine Handbreit Landes davon abtreten; ſein Verlangen ſey ſo gerecht und den Foderungen der Ehre und des Intereſſes für die Vergrößerung der Krone Frankreichs ſo gemäß, daß er mit allem Grunde die Erfüllung deſſelben vom Könige erwarten könne. Dieß ſagte er mit dem lebhafteſten Ausdrucke, ſo daß ſich alle über ihn wunderten.

VII.

Der König fragt die Favoritin um ihre Meinung.

Der König hörte ihn ſehr aufmerkſam an und ſagte hierauf zur Frau von Maintenon: Madame, was ſagen ſie dazu? Sie wollte die Beſcheidene ſpielen,

len; aber als der König in ſie drang und ihr zu reden befahl, ſagte ſie mit einer anſtändigen Verlegenheit einiges zu des Dauphins Lobe, den ſie fürchtete und dem ſie, ſo wie er ihr, gar nicht gewogen war, und ſtimmte für die Acceptation des Teſtaments.

VIII.

Unentſchloſſenheit des Königs.

Der König endigte das Conſeil, ohne ſeine Meinung zu ſagen. Er ſagte, er habe ſehr wohl vernommen, was von beyden Seiten geſagt worden ſey; für beyde Meinungen ſprächen ſehr wichtige Gründe. die Angelegenheit verdiene Bedenkzeit und er wolle es noch vier und zwanzig Stunden mit anſehen, bis Nachricht von Spanien käme, ob die Spanier den Willen des verſtorbenen Königes genehmigten. Hiermit beſchloß er die Sitzung und beſtellte das Conſeil auf den morgenden Tag wieder an denſelben Ort.

IX.

Er acceptirt das Teſtament.

Dienſtags den 10. November kamen mehrere Kuriere von Spanien an. Der König erfuhr durch ſie alles was ihn zur Annahme des Teſtamentes beſtimmen konnte, nämlich die Beyſtimmung der Granden und des Volkes, ſo viel man in der Kürze hatte melden können; und nachdem noch denſelben Abend, nachdem der König von der Jagd gekommen war, bey Frau von Maintenon deswegen Conſeil war gehalten wor-

werden, so entschloß sich der König wirklich zur Annahme des Testamentes.

Den Donnerstag darauf gab der König dem Ambassadeur von Spanien in Beyseyn des Dauphins und Torcys Audienz.

Der Ambassadeur überreichte dem Könige, im Namen der Königin von Spanien und der Junta eine authentische Abschrift von dem Testament des verstorbenen Königs; und man hat seitdem nie daran gezweifelt, daß der König in dieser Audienz dem Gesandten, ohne sich jedoch deutlich zu erklären, viel Hoffnung zur Annahme des Testamentes gemacht habe. Nach Endigung derselben ließ er den Herzog von Burgund hineinkommen und eröffnete ihm seinen gefaßten Entschluß.

Die Junta, welcher durch das Testament die Regierung übergeben war, bis der neue König vom Throne Besitz nähme, bestand aus wenig Mitgliedern, und diese waren: die Königin, der Cardinal Portocarrero, Don Manuel Arias, Gouverneur von Kastilien, der Großinquisitor, und von den Granden von Spanien der Graf Benevent und der Graf Aguilar. Die Anstifter des Testamentes wagten die Königin nicht auszuschließen und wollten sich auch nicht selbst zu Mitgliedern machen, damit sie keine Eifersucht erregten. Nachdem die Wahl des Nachfolgers bey Eröffnung des Testaments war genehmigt worden, war ihr Zweck vollkommen sicher erreicht und für das übrige war durch den Kardinal, den Grafen Benevent und Arias gesorgt, welche in der Junta Sitz und Stimme hatten und ihnen treu waren. Benevent hatte vermöge seiner Charge das größte Gewicht, und noch

größer

größer war die Autorität des Cardinals, der gleichsam der Regent und Vorsteher der Junta war. Der Einfluß der Königin war so sehr gesunken, daß sie sich genöthigt sah, dem Cardinal und seinen Freunden den Hof zu machen; und unter dem Vorwand ihrer Trauer wohnte sie der Junta gar nicht bey, ausser wenn wichtige Beschlüsse zu unterzeichnen waren, indem sie wohl fühlte, daß sie nur die Zahl vollmachen half.

Sonntags den 14. November passirte ein Spanischer Kurier, der vom Grafen von Harrach nach Wien abgeschickt war, durch Fontainebleau. Er machte dem Könige bey dem Souper seine Aufwartung und sagte öffentlich, daß man zu Madrid den Herzog von Anjou mit vieler Ungeduld erwarte, und daß vier Granden dazu ernannt wären, ihm entgegen zu reiser. Dieser Prinz zeigte, so oft man mit ihm von dem Testamente sprach, die lebhafteste Dankbarkeit gegen den verstorbenen König von Spanien und zeigte überhaupt eine so edle Gleichmuth bey diesem für ihn so wichtigen Falle, daß es schien als wüßte und ahnde er gar nichts davon bis zur völligen Declaration.

Montags den 15. zwischen neun und zehn Uhr reiste der König von Fontainebleau ab, in Begleitung des Herzogs und der Herzogin von Burgund, der Prinzessin von Conti und der Herzogin von Lude, aß unterweges ohne auszusteigen und kam gegen vier Uhr in Versailles an. Der Dauphin reiste nach Meuden, um daselbst einige Tage zu bleiben, und Monsieur und Madame nach Paris. Unterdessen erhielt der Spanische Gesandte wieder einen Kurier und den wiederholten Befehl, daß er die Abreise des Herzogs von Anjou verziehen sollte.

X.

Der Gesandte begrüßt den Herzog von Anjou knieend als seinen König.

Den Tag darauf, Dienstags den 16. November, ließ der König nach dem Lever den Spanischen Gesandten in sein Kabinet kommen, wohin auch der Herzog von Anjou durch den hintern Eingang gekommen war, stellte ihm denselben vor und sagte, er könne ihn als seinen König begrüßen. Sogleich kniete der Gesandte nach Spanischer Sitte nieder, und hielt in seiner Muttersprache eine ziemlich lange Anrede an ihn. Der König entschuldigte seinen Enkel, der noch nicht spanisch verstand, und antwortete statt seiner. Hierauf ließ er ganz gegen die Gewohnheit, die beyden Flügelthüren seines Kabinets öffnen, und befahl dem zahlreich versammelten Hofe hereinzutreten; und indem er sich mit einem majestätischen Blicke an die ganze zahlreiche Gesellschaft wandte, und auf den Herzog von Anjou zeigte, sagte er: Meine Herren, Sie sehen hier den König von Spanien. Die Geburt und der letzte Wille des Königs von Spanien riefen ihn auf den Spanischen Thron; die ganze Nation wünscht ihn zum Könige, und hat ihn inständig von mir gefodert; es ist der Wille des Himmels: ich habe ihm mit Freuden gehorcht; und zu seinem Enkel sagte er: Seyn sie nun ganz Spanier, das ist Ihre erste Pflicht; aber vergessen Sie auch nicht, daß Sie ein geborner Franzos sind, damit Sie die Freundschaft zwischen den beyden Monarchien erhalten: dadurch werden Sie ihr Wohl und den Frieden von Europa befördern.

Nach der Deklaration des Herzogs von Anjou als Königs von Spanien, wurde er von dem Dauphin

phin und vom ganzen Hofe als Majestät behandelt, und der König ging mit ihm um, wie mit dem Könige von England.

XI.

Abreise des Königs von Spanien.

Noch denselben Tag erfuhr man, daß der neue König zu Anfang des Decembers nach Spanien abgehen würde, daß ihn seine beyden Brüder bis zur Grenze begleiten sollten, und zwar unter der Aufsicht des Herzogs von Beauvillier, dessen Stelle, im Fall er krank würde oder abwesend wäre, der Herzog von Roailles versehen könnte, und unter der Bedeckung von hundert und zwanzig Garden nebst Gefreiten unter dem Befehl des Lieutenants Vendeuil und des Fähndrichs Montesson, und daß die Prinzen von St. Jean-de-luz aus, wo sie sich trennen sollten, Provence, Languedoc und einen Theil von Dauphiné durchreisen, über Lyon zurückgehen, und vier Monate auf der Reise seyn würden.

Der König gab den beyden Prinzen eine Summe von 21000 Louis zum Reisegeld, und noch eine große Summe für ihre außerordentlichen Ausgaben, für Geschenke und dergl.; und der Herzog von Beauvilliers, und der Marschall von Roailles erhielten jeder 50000 liv.

Am 4. December ging der König von Spanien früh vor der Entree zum Könige, und blieb lange bey ihm allein; sodann ging er zu Monsieur, und blieb auch lange allein bey ihm. Hierauf wohnten sie alle zusammen der Messe bey, wobey ein ausserordentlicher Zusammenfluß von Menschen war.

Nach

Nach der Meſſe ſtiegen ſie in den Wagen, die Herzogin ſaß hinten zwiſchen den beyden Königen, der Dauphin vorn zwiſchen ſeinen beyden andern Söhnen, Monſieur an dem einen Schlage, Madame an dem andern; ſo fuhren ſie im Pomp nach Sceaux, mit einer ungewöhnlich großen Bedeckung von Garden, Gendarmes und Chevauxlegers.

Der Weg nach Sceaux war mit Menſchen und Wagen bedeckt; Sceaux war von den zwey Compagnien der Mouſquetaires beſetzt. Als ſie ausgeſtiegen waren, ging der König mit dem Könige von Spanien allein auf ein Zimmer. Der Abſchied dauerte über anderthalb Stunden, und ging nicht ohne Rührung und Thränen ab. Der König ſagte zum Könige von Spanien, indem er ihm die Prinzen ſeines Hauſes vorſtellte: „Sehn Sie hier dieſe Prinzen, ſie ſind mit Ihnen aus einem Stamme entſprungen; von nun an müſſen die beyden Nationen nur Eine Nation ſeyn, und nur ein Intereſſe haben, und ich wünſche feſt daß dieſe Prinzen mit Ihnen immer durch die Bande der Freundſchaft verbunden ſeyn mögen; von nun an darf es keine Pyrenäen mehr geben.“

Endlich mußte man ſich trennen. Der König blieb einige Zeit allein um ſich zu faſſen. Der Dauphin fuhr in einer Kaleſche nach Meudon, und der König von Spanien reiſte nach Chartres ab, wo er über Nacht blieb.

Wir verlaſſen ſie, und nehmen dabey Gelegenheit die Vorſehung zu bewundern, welche die menſchlichen Gedanken ſo wunderbar lenkt, und mit ſolcher Willkühr Krone und Scepter vertheilt. Was würden Ferdinand und Iſabelle, Karl V und Philipp II, welche ſo oft Frankreich unterjochen wollten, nas

würde Philipp IV, der bey der Vermählung des Königs und im Pyrenäischen Frieden jene Präcautionen machte, dazu gesagt haben, wenn sie hätten wissen sollen, daß ein Französischer Prinz durch das Testament des letzten ihres Stammes, mit dem Beyfall der ganzen Spanischen Nation, König von Spanien werden würde, und zwar ohne alles Bemühen, ohne alle Intrigue von Französischer Seite, ohne Wissen des Königs, ja zu seiner und seiner Minister größten Verwunderung, so daß er unentschlossen war, ob er das Testament annehmen sollte, und es nur nach langer Ueberlegung annahm?!

XII.

Er vermählt sich mit einer Prinzessin von Savoyen, und die Prinzessin des Ursins wird ihre camarera mayor. Geschichte dieser berühmten Favoritin.

Da sich der König von Spanien im folgenden Jahre mit einer Prinzessin von Savoyen vermählt hatte, suchte man für die Königin eine Camarera-mayor; und die Wahl fiel auf die Prinzessin von Ursins, welche in der Folge eine so wichtige Rolle spielte. Wir halten es für schicklich, ehe wir eine Schilderung von ihr geben, die Geschichte ihrer ersten Abentheuer vorauszuschicken.

Der Herzog von Bracciano starb zu Rom im J. 1698 im Alter von 78 Jahren. Sein ganzes Verdienst war seine Geburt, er war Grand von Spanien, Prinz von Soglio und Haupt des Hauses Ursins. Seine Vatersschwester war die famöse Herzogin

Seite

Für einen Sabellianer.

Sabellius, ein Afrikaner, lehrte zwischen 250 und 260, die drey Personen in der Gottheit, seyen nur drey Benennungen oder Beziehungen derselben Personen, wie man im Menschen Körper, Seele und Geist, oder in der Sonne Licht, Wärme, Rundung unterscheide.

179. So ward im Concilium zu Nicea Arius — — — ihr Recht widerfuhr.

Arius, ein gelehrter Priester aus Alexandrien zog die Ewigkeit des Logos (Christus) in Zweifel und erklärte denselben für ein Geschöpf Gottes. Die allgemeine Kirchenversammlung zu Nicäa verdammte J. 325 seine Lehre. — Die Manichäer Anhänger des Manes, eines persischen Magiers, verbanden die Lehre Zoroasters von zwey gleich ewigen Grundwesen, einem bösen und einem guten, Finsterniß und Licht, mit dem Christenthum. Beyde Principien, lehrte Manes, lebten mit einander in einem ewigen Streit — auch um die Menschen sollten sich diese zwey Grundwesen zanken, unser Leib sey von dem bösen Wesen, und von den zwey Seelen die wir haben, stamme eine von dem Gott des Lichts, die andre von dem Gott der Finsterniß. Christus sey in der Absicht von dem guten Gott erzeugt worden, die im Körper von dem bösen Gott gefangene Seele zu erretten. Die Lehre des Manes führte auf den Glauben an Reinigungen, an eine Läuterung nach dem Tode, an eine Seelenwanderung. Sie gebot eine strenge Lebensart und unaufhörliche Bestreitung der Lüste. — Nestorius Bischoff zu Konstantinopel im Jahr 428 und ferner nahm die Meynung eines Priesters in Schutz, welcher öffentlich lehrte, daß Maria als ein Mensch nimmermehr hätte Gott gebähren können. Er bestand darauf, daß die zwey Personen in Christo, nie miteinander vermengt werden dürfen, wie auch die Schrift sie immer von einander unterscheide, und nie den Ausdruck gebrauche: Gott sey gebohren, sondern: Gottes Sohn sey gebohren. Nestorius fand einen heftigen und erbitterten Gegner an dem Bischoff Cyrillus von Alexandria ei-

gin von Montmorency, die nach dem tragischen Tode ihres Mannes im J. 1632 in das St. Marienkloster zu Moulins ging.

Bracciano, der seine erste Gemahlin, eine Ludovisie, mit der er keine Kinder bekam, durch den Tod verloren hatte, heyrathete im J. 1675 Annen de la Tremouille, Tochter von Noirmoutier, der während der unruhigen Minderjährigkeit Ludwigs XIV eine ziemlich bedeutende Rolle spielte und Herzog à brevet wurde. Sie war mit Blasius von Tallegrand verheyrathet gewesen, der sich Prinz von Chalais nennen ließ, und bey dem bekannten Duell mit den Lafrette's gewesen war, wobey der älteste Sohn des Herzogs von Beauvilliers blieb, und weßwegen die andern das Königreich räumen mußten.

Frau von Chalais reiste ihrem Manne nach Spanien nach, worauf sie beyde nach Italien gingen. Zuletzt ging sie nach Rom, wohin ihr zu folgen ihr Mann durch den Tod verhindert wurde. Hier wandte sie sich an die Cardinäle Bouillon und Estrees, die sich ihrer in Rücksicht ihres Namens und ihrer Nation, und bald nachher aus noch angelegentlichern Gründen annahmen.

Da sie sie in Rom zu behalten wünschten, so suchten sie ihr eine gute Partie zu verschaffen. Sie hatte weder Vermögen noch Kinder. Sie schrieben nach Frankreich, es sey eine vortheilhafte Gelegenheit da, einen Mann von Bracciano's Gewicht für den König zu gewinnen, nämlich durch eine Heyrath mit Frau von Chalais. Der Vorschlag fand Beyfall, und Bracciano ließ sich überreden, daß er in sie verliebt sey. Die Heyrath kam zu Stande im J. 1675, und er wurde noch dasselbe Jahr Ritter des heil. Geistes.

Als aber der König mit Innocenz XI brach, [illegible]te Bracciano das Ordensband zurück, ob er gleich eine Französin zur Frau hatte. Dieß war, seit der Stiftung des Ordens, das erste Beyspiel daß ein Ritter freywillig dem Könige das Ordensband zurückschickte.

Frau von Bracciano ließ nun in Rom alle Reize ihres Körpers und Geistes glänzen, der Pallast Ursins war gleichsam ihr Hof, an welchem aber ihr Mann eine sehr unbedeutende Rolle spielte. Auch lebten sie nicht sehr einig zusammen, wiewohl sie nie öffentlich mit einander brachen, und oft ergriffen beyde sehr gern Gelegenheit, sich von einander zu trennen. Dann reiste die Herzogin gewöhnlich nach Frankreich, wo sie das letztemal vier oder fünf Jahr blieb.

Der Cardinal von Bouillon hatte sie zu seiner Universalerbin eingesetzt, und Don Livio Odescalchi, der Neveu Innocenz XI, kaufte von ihr für zwey Millionen das Herzogthum Bracciano mit der Bedingung, daß sie den Namen Bracciano aufgab. Deßwegen nahm sie den Namen Ursins an, unter welchem sie auftreten wird.

XIII.

Ihr Character.

Man suchte eine Person für die wichtige Charge einer Camarera mayor. Eine Dame vom Französischen Hofe dazu zu nehmen, schickte sich nicht, auf eine Spanierin konnte man sich nicht verlassen, und vielleicht hätte auch die Königin keine gemocht. Man suchte also ein Mittel zwischen beyden, und glaubte es in der Prinzessin des Ursins gefunden zu haben, welche geborne Französin war, sich in Spanien und

zu

zu Rom aufgehalten hatte, und Freunde am Französischen Hofe, und Connexion in Turin und in Portugal mit der Königin hatte.

Der Cardinal Efrees hatte ihr diese Verbindungen verschafft. Er war noch immer ihr Freund und in seiner Jugend war er ihr noch etwas mehr gewesen. Er war es, der sie zur Camarerama-jor der Königin vorschlug; und was ihn vielleicht noch mehr dazu bestimmte, war, daß er erfuhr, daß Portocarrero zu Rom den Liebhaber von ihr gemacht, und bisher mit ihr noch immer in freundschaftlichem Verhältniß gestanden hatte. Diese glückliche Entdeckung machte ihm Hoffnung, daß er durch die Ursins mit dem Cardinal in das vortheilhafteste Verhältniß treten, und dadurch auf die Regierung Spaniens den mächtigsten Einfluß erhalten würde; und die Ursins bekam wirklich die Stelle. Auch schickte sie sich vermöge ihres Alters, ihrer Gesundheit und ihrer körperlichen Figur vortrefflich dazu. Sie war eine Brunette von mittler Statur, von dem vortrefflichsten Wuchse, schöne, blaue, sprechende Augen, ein schöner Busen, ein reizendes Gesicht ohne wirkliche Schönheit, eine edle Miene, etwas majestätisches in ihrem ganzen Anstande, und eine so natürliche durchdrungene Grazie des Geistes und Körpers in allen ihren Bewegungen und Handlungen, wie ich sie noch bey keinem Weibe gefunden habe; sie war schmeichlerisch, liebkosend und doch zurückhaltend, suchte zu gefallen, um zu gefallen, und ihre Reize waren unwiderstehlich, wenn sie einnehmen und gefallen wollte; in ihrem Wesen lag eine gewisse Größe, die aber nicht abschreckte, sondern vielmehr anzog; ihre Unterhaltung war vortrefflich, unerschöpflich und äußerst mannichfaltig, weil sie viel Menschen- und Länderkenntniß besaß, und ihre Stimme und Sprache war äußerst

angenehm und lieblich. Sie hatte in ihrem Leben sehr viel Anbeter gefunden, und da sie nicht ohne Beobachtung war, so hatte sie immer die ausgesuchteste Gesellschaft um sich versammelt. Sie verstand vortrefflich die Kunst Gesellschaften, ja selbst Hof, zu halten. Sie hatte viel Artigkeit, aber sie wußte einen Unterschied zu machen, und immer Anstand und Würde zu behaupten. Uebrigens war sie ganz zur Intrigue gemacht, und besaß einen Ehrgeiz, der weit über ihr Geschlecht und den gewöhnlichen Ehrgeiz der Menschen hinausging, und nach Größe und Herrschaft strebte.

Dabey besaß sie die größte Feinheit und Gewandtheit, die sie jedoch geschickt zu verbergen wußte, sie war der feinsten Combinationen fähig, und verstand im höchsten Grade die Kunst, ihre Leute zu durchblicken, sie geschickt zu behandeln und nach ihren Absichten zu lenken. Ihr Hang zu Liebesabentheuern, und ihr Verliebtseyn in sich selbst, waren ihre herrschenden Schwächen, und ihre Koketterie, die von Jahren zu Jahren, bis in ihr Alter herab, statt sich zu verlieren, zunahm, machte sie oft zum Gelächter. Sie war hochtrabend und stolz, schonte nichts um zu ihren Zwecken zu gelangen, suchte aber so viel als möglich eine gute Aussenseite zu behaupten, und war von Natur gutmüthig, und im Ganzen dienstfertig und gefällig. Sie wollte nichts halb, ihre Freunde sollten ihr ganz angehören; sie selbst war ihnen von ganzem Herzen zugethan, und ihre Freundschaft konnte weder Zeit noch Entfernung mindern; aber dagegen war ihre Feindschaft unversöhnlich und leidenschaftlich, und ihr Haß grenzenlos. Dabey jene unvergleichliche Grazie, jene Kunst, jenes Treffende des Umgangs; eine natürliche kunstlose Beredsamkeit in allem was sie sagte, so daß sie durch unangenehme Dinge einnahm, statt abzustoßen,

und

und alles sagen konnte, was sie wollte und wie sie wollte; für sich war sie verschlossen, gegen ihre Freunde offen und zuverlässig; dabey übrigens eine angenehme Heiterkeit, eine Decenz, die ihr ganzes Wesen durchdrang, und eine Gleichstimmung des Gemüths, die ihr zu jeder Zeit und unter allen Umständen Gegenwart des Geistes und die Herrschaft über sich selbst liess. Dieß war das berühmte Weib, welche so lange und so anerkannt in Spanien über den Hof und über die ganze Monarchie geherrscht hat. Sie hat durch ihre Herrschaft und durch ihren Fall so viel Aufsehn in Europa gemacht, daß ich es für nöthig hielt, sie etwas genauer zu schildern.

XIV.

Empörung in Neapel gegen den König von Spanien: er reist nach Neapel; Verschwörung gegen ihn.

Kurz nach seiner Vermählung reiste der König in seine Italienischen Staaten, welche von einer Empörung beunruhigt wurden; und während er in Neapel damit beschäftigt war, den Großen und dem Volke Gnade auszuspenden, ihre Privilegien zu bestätigen und Schulden zu erlassen, war eine Verschwörung gegen ihn im Werke, die in Wien und in Rom angesponnen und unterhalten, und in Neapel ausgeführt werden sollte; und ging mit nichts weniger um, als den König zu ermorden. Aber einer der Verschwornen wurde, als er ihn den Tag nach seiner Ankunft sahe, so von seinem Anblicke gerührt, daß er auf der Stelle den Entschluß faßte, die Verschwörung zu entdecken. Er wandte sich an einen von des Kö-

nigs Hofbedienten und verlangte den König zu sprechen, dem er etwas wichtiges und dringendes zu eröffnen habe. Es wurde ihm der Zutritt verstattet. Er fand den König in Gesellschaft Marchin's, der beyden Herrn von Despache und Louvilles, und in ihrer Gegenwart entdeckte er die Verschwörung, und nannte seine Mitverschwornen; er überreichte dem Könige Briefe, und bezeichnete die in Mönche verkleideten Verschwornen, und die wirklichen Mönche, welche durch verschiedene Thore einpassiren sollten. Sie kamen wirklich, und wurden sogleich in den Thoren arretirt; auch fand man Briefe bey ihnen, welche die Aussage ihres Mitverschwornen vollkommen bestätigten.

Man zog mehrere Große ein; die mehresten ergriffen die Flucht, und die Gefängnisse wurden mit Verbrechern angefüllt. Unterdessen hatte man heimlich nach Rom geschickt, und bemächtigte sich daselbst der Briefstasche des Baron Lisola, welchen der Kaiser in Rom unter einem gewissen Character unterhielt; und es fanden sich darinne so sprechende Beweise für die Verschwörung, daß der Wiener Hof sich nicht über diese Gewaltthätigkeit zu beschweren wagte. Die Schuldigsten unter den Verschwornen von allen Ständen, wurden in den Schlössern von Neapel hingerichtet, manche davon wurden nach Amerika geschickt, manche verbannt, und die mehresten wurden begnadigt.

Jedermann, wer nicht an der Verschwörung Theil hatte, bezeigte darüber seinen Unwillen. Der König glaubte also bey dieser allgemeinen Stimmung, das Mißvergnügen der übrigen durch Gnade und Wohlwollen vollends unterdrücken zu können. Er ging darin so weit, daß er eine Leibwache von Neapolitanischen Soldaten und Officiren errichtete, und ihnen die Beschützung seiner Person anvertraute. Er

nahm

nahm von ihnen einen Theil mit sich auf das Schiff, auf dem er nach Final fuhr. Ich weiß nicht wer den König zu einem so unklugen übermäßigen Vertrauen vermocht hat, das ihm bald den Tod gekostet hätte: Denn Vendome entdeckte mittelst aufgefangener Briefe eine schändliche Verrätherey mehrerer Officiere von dieser Leibwache, die mit dem Prinzen Eugene überein gekommen waren, daß sie den König todt oder lebendig in seine Hände liefern, und zur Armee bringen wollten, zu welchem Zweck ihnen zwey tausend Mann Reuter entgegen kommen, und ein noch größeres Korps bereit seyn sollte, um sich seiner Person zu bemächtigen.

Nach dieser gemachten Entdeckung wurden Anstalten getroffen, diese Officiere zu verhaften. Aber die Furcht entdeckt zu werden, die sie immer beunruhigte, hatte sie aufmerksam gemacht, und sie entwischten fast alle. Man konnte nur einiger wenigen habhaft werden, und diese gestanden sogleich alles ein was Vendome gemeldet hatte, und entdeckten das ganze Complot. Das Regiment wurde sogleich cassirt, und man wachte nun sorgfältiger für die Sicherheit Philipps V.

XV.

Frau von Maintenon sucht mit Hülfe der Prinzessin des Ursins Spanien zu beherrschen. Diese behauptet sich durch ihre Unterstützung.

Frau von Ursins, die sich bald des Vertrauens ihrer Königin bemächtigt hatte, unterließ nicht der

unſrigen den Hof zu machen, und erſtattete ihr alle Poſttage getreuen Bericht von allem, was die Königin von Spanien betraf, bis auf das kleinſte Detail herab, wobey ſie die Königin ſo viel als möglich geltend zu machen ſuchte. Die Nachrichten waren an Frau von Maintenon addreſſirt, aber der König bekam ſie auch durch ſie zu leſen. Zu gleicher Zeit war ſie darauf bedacht, dem Könige von Spanien, als er in Italien war, dergleichen Nachrichten zu geben und die Königin dazu zu gewöhnen, daß ſie an ihren Gemahl und an ihre Schweſter, die Herzogin von Burgund, ſchrieb. Das Lob der Königin, welches den Hauptinhalt ihrer Briefe ausmachte, führte natürlich auf die Geſchäfte, und da ſie Zeugin alles deſſen war, was vorfiel, ſo ließ ſie ſich nach und nach auf die Geſchäfte ſelbſt ein; und ſo gewöhnten ſich nach und nach die beyden Könige daran, ſie in ihrer Eigenſchaft als Geſellſchafterin der Königin an den Geſchäften Theil nehmen zu ſehen, ohne daß ſie jedoch dadurch in den Verdacht ehrgeiziger und herrſchſüchtiger Abſichten kam.

Nachdem ſie ſo nach und nach feſten Fuß gewonnen hatte, und Spaniſcher Seits ſicher war, ſobald ſie von Frankreich Unterſtützung hoffen konnte, legte ſie es darauf an, und es gelang ihr Frau von Maintenon mit der Vorſpiegelung zu ſchmeicheln, daß, wenn man ihr einigen Einfluß in die Geſchäfte verſtattete, ſie nur ihr Werkzeug ſeyn, und nichts thun als ihr glauben und gehorchen wolle; durch ſie könnte ſie von Verſailles aus über Spanien mit mehr Unumſchränktheit als über Frankreich herrſchen, ſie hätte dazu gar keinen Umweg nöthig, ſie brauche nur ein Wort zu ſagen; dieſe Macht könne ſie aber nur durch ſie erlangen, indem ſie ſich ganz allein an die Frau von Maintenon

senen anschließen müßte; die Gesandten hingegen würden unter der Direction der Französischen Minister, und beyde unmittelbar zwischen dem Könige und zwischen dem Spanischen Ministerium mitten inne stehn, und ganz unabhängig von ihr handeln; sie würde sogar von den mehresten Dingen gar nichts erfahren, und ausser allen Conner und ausser Stand gesetzt seyn, auf etwas zu wirken, ausser durch mühsame unsichere Umwege, und in den Angelegenheiten, von denen ihr der König selbst etwas wissen ließ. Frau von Maintenon ließ sich von der Sirene bethören. Es war ihre Leidenschaft alles wissen, alles regieren und lenken zu wollen, und dieses Mittel, Spanien ohne die Minister beherrschen zu können, schien ihr ein glücklicher Fund, den sie begierig auffaßte, ohne zu bedenken daß sie nur dem Scheine nach, und die Ursins wirklich herrschen würde, da sie ihr nichts wissen zu lassen brauchte, als was sie wollte und wie sie wollte. So entstand jene enge Verbindung zwischen diesen beyden wichtigen Frauen, so erhielt die Ursins jene unumschränkte Gewalt, und so geschah es daß alle die, welche Philipp den V auf den Thron geholfen hatten, und deren Klugheit und Einsicht ihm allein den Thron sichern konnte, ihren Platz verloren, und unsre Minister ausser Stand gesetzt wurden, etwas für Spanien zu wirken, und sich nur durch eine sklavische Ergebenheit gegen die Ursins daselbst behaupten konnten.

So weit ging die Schlauheit dieses Weibes und die Schwäche des Königs, welcher seinen Enkel lieber durch einen Umweg, durch die Königin, als auf dem natürlichen Wege, durch seine Minister und durch Rath und Vorstellung lenken wollte.

XVI.

Den König von Spanien treibt seine Liebe zu seiner Gemahlin zurück nach Spanien.

Da nunmehr die geheime enge Verbindung zwischen den beyden Favoritinnen zu Stande war, so fehlte zu ihrer Absicht weiter nichts, als daß sie den König in ihr Netz lockten. Die Natur hatte schon dafür gesorgt, und die Kunst vollendete das übrige. Der König war ganz dazu gemacht, sich umstricken und beherrschen zu lassen; und ein sonderbarer Zufall kam den Kunstgriffen der Ursins trefflich zu Hülfe. Der König hatte ein ausserordentlich vollblütiges Temperament, und seine Frömmigkeit erlaubte ihm keine Befriedigung während seines Aufenthaltes in Italien. Er zog sich dadurch einen gefährlichen Zufall zu: er bekam eine heftige Entzündung, und da die Ursache der Entzündung durch die starken Gefäße, die dem Drange der Natur nicht nachgaben, keinen Ausweg fand, so schlug sie zurück ins Blut, und verursachte ihm Beklemmung. Er eilte deßwegen nach Spanien zurück, und fand nicht eher Linderung als bey seiner Gemahlin. Man kann daraus sehen, wie sehr er sie liebte, und wie sehr er an ihr hing; und sie wußte, in die Geschäfte schon eingeweiht, und von ihrer klugen Gouvernante geleitet, sich seiner Liebe trefflich zu bedienen. Sie hielt ihn fast beständig in ihrem Apartement, oft in dem darangränzenden ihrer Camarera-major in Gewahrsam, und da wurde alles ingeheim, ohne Wissen der Minister der beyden Höfe, verhandelt.

Seite

nem ränkevollen schändlichen Mann, der es auch dahin brachte, daß Nestorius auf einer Kirchenversammlung zu Ephesus verdammt wurde.

Dioskurus der Nachfolger des Cyrillus, trieb den Eifer für die enge Vereinigung der beiden Naturen in Christo, noch weiter als sein Vorgänger. Der Bischoff Flavian von Konstantinopel hatte den Eutyches einen 70jährigen Abt dieser Stadt, der ehemals ein eifriger Anhänger des Cyrillus gewesen war, und die Vereinigung beider Naturen in Christo aufs unvorsichtigste übertrieb, nach einem Synodalverhöre verdammen und absetzen lassen; aber eine zweyte Synode, welche durch die griechische Kaiserin Eudokia, Gemahlin Theodos II. und den Einfluß des Dioskurus zu Revision dieses Urtheils 449 veranstaltet wurde, sprach zum Vortheil des Eutyches und der Bann traf seine Gegner. Als aber im Jahre darauf Theodos II. starb und seine Schwester Pulcheria, Gemahlin des Kaisers Marcians, den griechischen Thron bestieg, wurde durch den Einfluß des römischen Bischoffs, Leo des Großen, eine neue große Synode zu Chalceden gehalten, in welcher die Parten des Eutiches und Dioskurus unterlag und letzterer zur Absetzung verurtheilt wurde.

199. Heinriche von Gibellingen und Guelfen von Altdorf.

Bekannter unter den Nahmen Guelfen und Gibellingen. Der Streit dieser zwey Parteyen dauerte Jahrhunderte und besonders war Italien der Schauplatz desselben. So lange der heftige Kampf des Kaiserthums mit der römischen Kirche dauerte, welcher unter den schwäbischen Kaisern mit der größten Erbitterung geführt wurde, stritten die Guelfen für Pabst wider die Kaiser und alle Feinde des römischen Stuhls, hielten sich zur Partey der Gibellinnen. Ganz Oberitalien war zwischen diesen beiden Parteyen getheilt, die einander mit der heftigsten Wuth verfolgten und wechselsweise bald unterlagen bald siegten. Der Friede zwischen dem apostolischen Stuhl und den Kaisern brachte endlich auch diese Parteyen zur Ruhe, welche vielleicht doch das Verdienst hatten, die Unterdrückung

XVII.

Orri und Aubigni in Gunſt am Spaniſchen Hofe.

Orri hatte ſich die vertrauteſte Freundſchaft der Urſins erworben, er hatte das Departement der Finanzen und des Handels und war der vierte im Cabinet. In der Folge kam noch ein fünfter hinzu, der aber an Orri gekettet war. Dieß war Aubigni, der Sohn eines Procurators im Chatelet zu Paris, ein ſchöner wohlgewachſener luſtiger und lebhafter Mann, der ſchon lange bey der Prinzeſſin als Ecüyer war und mit ihr auf dem Fuße eines unerlaubten Umganges ſtand.

Die Prinzeſſin und Orri waren nun alles in allem, ſie hatten ſich eine Gewalt angemoßt, wie ſie ſeit dem Herzog von Lerma und dem Grafen von Olivarez niemand in Spanien beſeſſen hatte und bedienten ſich Rivas's nur als eines Secretärs, bis ſie auch ihn ſtürzen könnten, wie ſie ſchon Portocarrero und die übrigen, welche das Teſtament Carls II zu Stand gebracht hatten, geſtürzt hatten. Der Cardinal Eſtrées, der mit der Urſins immer in Streit lag und immer den kurzern zog, war endlich ſeines fruchtloſen und für ihn ſo ſchimpflichen Aufenthaltes in Spanien müde und verlangte ſeine Zurückberufung. Der Abbé Eſtrées blieb aber als Geſandter. Louville, der bis zur Rückkehr Philips V aus Italien der Führer des Königs und der Monarchie, ſein einziger Buſenfreund und der Ausſpender der königlichen Gnade geweſen war, erhielt zugleich mit dem Cardinal Eſtrées Befehl nach Frankreich zurückzukommen. Die wenigen Franzoſen, welche am Spaniſchen Hofe waren, wur-

den

den ebenfalls alle zurückberufen, ausgenommen vier oder fünf, die sich bey Zeiten an die Prinzessin attachirt und nie Gelegenheit gehabt hatten, sich in Einfluß zu setzen und ihr gefährlich zu werden. Rivas blieb allein. Die Wichtigkeit seiner Charge war der Prinzessin ein wahrer Dorn im Auge und sie war entschlossen, sich ihn vom Halse zu schaffen; aber nicht eher, bis seine Charge zerstümmelt wäre, damit sie ihm keinen Nachfolger mit voller Gewalt zu geben brauchte. Zuerst trennte sie von seiner Charge, welche alle Departements umfaßte, die Finanzen und den Handel ausgenommen, welche Orri ohne Titel und ohne Vorgesetzte verwaltete, das Departement des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten. Das war aber nur das Vorspiel: bald darauf wurde Rivas, der schon die wichtigsten Zweige seiner Macht verloren hatte, wirklich abgedankt.

Nunmehr herrschte die Ursins, von Versailles aus unterstützt, mit der unumschränktesten Gewalt und ihre einzige Sorge war, alles zu entfernen, was ihre Macht im geringsten stören oder mit ihr theilen wollte.

XVIII.

Die Ursins läßt den Herzog von Berwick und Puysegur zu Generalen ernennen.

Man mußte auf den Grenzen von Portugal dem Erzherzog eine Armee entgegenstellen und brauchte demnach einen Französischen General, welcher die Französischen Truppen und vielleicht auch die Spanischen commandirte. Die Prinzessin hatte die Königin von England, welche eine Italienische Prinzessin war, von

von jeher gekannt, sie hatte ihr während ihres langen Aufenthaltes in Frankreich sehr angelegentlich den Hof gemacht und stand jetzt mit ihr in freundschaftlichem Conner. Sie fiel also darauf, dem Herzog von Berwick das Commando der Französischen Truppen in Spanien zu verschaffen. Sie kannte ihn als einen weichen kunstlosen Höfling, der ohne Vermögen war, Familie hatte und von dem Könige und der Königin von England abhing; sie hoffte mit Hülfe dieses Mannes alles machen zu können was sie wollte, indem er ihr dafür Dank wissen würde, daß sie ihn vom Generallieutenant zum commandirenden General geholfen habe und sich an sie anschließen müßte, wenn er sich emporheben und bereichern wolle; da hingegen ein Franzos, mit dem sie an seiner Stelle zu thun hätte, unabhängig von ihr seyn und ihr trotzen würde. Sie leitete also am Hofe zu St. Germain die Sache ein und schlug ihn in Versailles vor.

Der König ergriff, aus Rücksicht für den König von England und in Rücksicht seiner Aehnlichkeit mit seinen Bastarden, mit Freuden die Gelegenheit, den Herzog von Berwick auszuzeichnen und gab ihn wirklich das Commando. Luxemburg und Villeroi hatte Berwick wie ihren Sohn behandelt, und gegen den König seine Talente zum Kriege gerühmt; und da er so leicht zu disponiren war, so konnte er den Bitten des Königs und der Königin von England, dem Verlangen der Prinzessin Ursins und dem vortheilhaften Zeugniß jener Generale von der Fähigkeit des Herzogs von Berwick nicht widerstehen.

Puysegur wurde zu seinem Gehülfen im Commando ernannt. Er ging voraus nach Spanien und fand von den Pyrenäen an bis in die Gegend von Madrid alles im besten Zustande für die Subsistenz

der

der Französischen Truppen und stattete davon einen sehr vortheilhaften Bericht an den König ab. Als er nach Madrid kam, hielt er mit Orri eine Conferenz und dieser zeigte ihm auf dem Papiere alle Magazine gefüllt, sowohl auf der Route bis zur Grenze von Portugal, als auch auf der Grenze selbst und alles nöthige Geld in Bereitschaft.

Da Puysegur bis dahin alles im besten Zustande angetroffen hatte, so dachte er gar nicht daran, daß Orri die Grenzen habe vernachlässigen können, zumal in einem für Spanien so entscheidenden Zeitpunkt, wo der Krieg, wenn man dem Erzherzog keine Zeit zur Verstärkung ließ, in kurzer Zeit geendigt seyn konnte; am allerwenigsten aber konnte er sich einbilden, daß ein Minister der am Staatsruder stand, die Unverschämtheit haben könnte, ihm eine detaillirte Uebersicht aller getroffenen Vorkehrungen vorzulegen, von denen keine wirklich getroffen war. Er war also äusserst zufrieden und sein Bericht an den König war voll vom Lobe Orri's, der Prinzessin Ursins und ihrer weisen vortrefflichen Verwaltung, und voll der schönsten Hoffnungen; und mit solchen Erwartungen reiste er fort an die Grenze von Portugal und fand gar nichts von Lebensmitteln.

XIX.

Orri's Betrügerey.

Man erwartet wohl von Betrügern daß sie betrügen, aber nicht daß sie es mit einer solchen Frechheit thun, wo der Betrug sobald und mit so leichter Mühe entdeckt werden kann. Indessen Orri hatte sich auf die Unterstützung der Prinzessin und auf ihren Cre-

Credit in Versailles, wo man gegen sie wie verblendet war, verlassen: und diese Verblendung ging so weit, daß die Prinzessin in dem Augenblick, wo beyde den schlimmsten Ausgang für ihre Bubenstücke zu befürchten hatten, noch den entsetzlichsten Streich wagen konnte. Sie hatte den armen Abbe Estrees, der sich, ich weiß nicht was für Herrlichkeiten in Spanien versprach, und seine traurige Stelle mit beyden Händen festhielt, so sehr in ihr Netz gezogen, daß er der entsetzlichen Zumuthung dieser Herrschsüchtigen nachgegeben und versprochen hatte, er wolle nichts ohne ihr Wissen an den König berichten. Diese sklavische Abhängigkeit, die ihn als Gesandten ganz unbrauchbar machte und seiner Pflicht so ganz entgegen war, wurde aber dem Abbé zuletzt unerträglich.

XX.

Die Ursins dictirt dem Französischen Gesandten die Depeschen, und läßt Estrees's Briefe auffangen und eröffnen.

Er fing also an sie um manche Depeschen zu betrügen, aber er konnte es nicht listig genug machen, und die Prinzessin, die so wachsam, so gefürchtet und so gut bedient war, erhielt vom Büreau der Post einen Wink. Sie traf also die gehörigen Anstalten, um, so bald es wieder vorfiele, davon benachrichtigt zu werden. Dieß geschah, und sie bedachte sich nicht lang. Sie ließ sogleich die Depesche des Abbés wegnehmen, erbrach sie, und, wie sie sich vorgestellt hatte, fand seinen Bericht gar nicht nach ihrem Geschmack. Was sie aber am meisten verdroß, war, daß der Abbé ihr

ganzes Betragen geschildert und, indem er ihre Mitgenossen in der höchsten Gewalt, als Orri und Aubigny, nannte, von letzterm, dessen Gewalt er sehr groß vorstellte, die Anmerkung hinzugefügt hatte, daß er ihr Ehrer sey und daß sie mit ihm, wie jedermann glaube, vermählt sey. Ganz vor Aerger und Wuth ausser sich, schrieb sie an den Rand: „vermählt? das ist eine Lüge;" zeigte hierauf den Brief mit diesem Zusatz dem Könige und der Königin von Spanien und noch mehreren vom Hofe und vollendete ihre Unbesonnenheit dadurch, daß sie den so glossirten Brief an den König von Frankreich schickte und sich zugleich in den lebhaftesten Ausdrücken über den Abbé beschwerte, daß er, gegen ihre Uebereinkunft, den Brief ohne ihr Wissen geschrieben und durch die gemeldete Lüge von ihrer Heirath mit Aubigny ihre Ehre so sehr beschimpft habe. Aber der Abbé beklagte sich eben so laut über die Verletzung des Briefrechtes und über die Beleidigung seines Charakters und des dem Könige schuldigen Respectes, den man so wenig geachtet, daß man einen Brief des königlichen Gesandten an Se. Majestät aufzufangen, zu erbrechen und publik zu machen gewagt habe.

Die Königin von Spanien war auf Anreizung der Ursins gegen den Abbé sehr aufgebracht. Der König nahm wenig Theil an der Sache, doch so viel er sich dafür interessirte, war er auf Seiten der Ursins. Vielleicht sah er vermöge seines richtigen gesunden Verstandes, an dem es ihm nicht fehlte, den er aber immer verbarg, die Abscheulichkeit der Sache ein und wollte nichts damit zu thun haben; oder er war, vermöge seiner natürlichen Gemüthsruhe, nicht fähig, sich für eine Partie zu entscheiden. Der auf diese Art glossirte Brief nebst Beschwerden gegen den Abbé,

gegen den die Ursins exemplarische Gerechtigkeit foderte, kam kurz nach einem Briefe von Puysegur an, den er von der Portugiesischen Grenze aus geschrieben hatte. Puysegurs Bericht hatte den König entsetzlich gegen Orri und die Prinzessin aufgebracht, welche letztere in einem Briefe die Betrügerey Orri's ungelegentlich zu beschönigen gesucht hatte. Unsere Minister, welche den Einfluß auf Spanien nur ungern aufgegeben hatten, ließen diese günstige Gelegenheit nicht unbenutzt, um der Spanischen Regierung einen Stoß zu versetzen. Aber Harcourt sah ein, welche gefährlichen Folgen dieß für ihn haben könnte, und suchte die Frau von Maintenon zu unterstützen, welche Orri in dieser für ihn und für die Prinzessin so gefahrvollen Sache vertrat, damit es nicht zum Umsturze ihrer Gewalt käme und die Spanische Regierung nicht wieder an die Minister zurückfiele, welche sie, wie er einsah, nie wieder fahren lassen würden, was ihm selbst gar nicht gleichgültig war. So schwankte die Sache hin und her und man wußte nicht auf welche Seite der Ausschlag fallen würde, als jener fatale Brief des Abbé Estrées nebst seinen bittern Klagen an den König gelangte. Dieß gab den Ausschlag gegen Orri und die Ursins. Es wurde beschlossen, diese sollte nach Rom zurückgeschickt und jener zurückberufen werden. Der einzige Anstoß war, daß man einen förmlichen Ungehorsam befürchtete, indem der König von Spanien den Thränen seiner Gemahlin nicht widerstehen würde. Nach einem Vorfall, wie der letzte war, ließ sich das Aeußerste befürchten; man wollte sich also nicht übereilen, um den Streich dann desto sicherer zu führen. Der König gab der Prinzessin einen scharfen Verweis und man meldete es dem Abbé Estrées mit dem Zusatz, daß er

gegründete Urſache gehabt habe, ſich zu beſchweren; aber das war auch alles. Der Abbé, der geglaubt hatte, daß die Prinzeſſin auf jeden Fall verabſchiedet werden müßte, war auſſer ſich als er ſie ſo leicht wegkommen ſahe; und in dem erſten Verdruß verlangte er ſeinen Abſchied. Man nahm ihn beym Wort, und es war für die Prinzeſſin noch ein Triumph mehr, daß ſie ſeiner auf eine für ihn ſo ſchimpfliche Weiſe los wurde, noch dazu wegen einer Sache, worin das Recht auf ſeiner Seite war, und welche den König betraf.

Nach ſeiner Zurückkunft wurde der Abbé Eſtrées durch den Tod des Cardinals von Fürſtemberg Comthur des Ordens; und ſein Onkel, der Cardinal, erhielt die Abtey St. Germain. Man kann denken, daß ſich die Prinzeſſin von Urſins nicht darüber freute.

XXI.

Ihre Entfernung vom Hofe; die Königin von Spanien iſt darüber untröſtlich.

Unterdeſſen war der Feldzug in Portugal, trotz der Betrügerey Orri's, eröffnet worden; und der König von Spanien war willens, ihn ſelbſt fortzuſetzen. Aber die Urſins wollte ihn nicht aus den Augen verlieren und wandte alles an, was ſie und die Königin über ihn vermochte, um ihn davon abzubringen, oder um ihn wenigſtens dazu zu bringen, daß er in Geſellſchaft der Königin reiſte.

Der

Der König von Frankreich, der seinen Plan verfolgte, hatte an seinen Enkel geschrieben: Da er seine Feinde bis in die Lombardie verfolgt habe, und jetzt sein Nebenbuhler persönlich im Schooße von Spanien gegen ihn auftrete, so wäre es für ihn schimpflich, wenn er sich nicht an der Spitze seiner Armee ihm gegenüber stellen wolle. Er bestärkte ihn nachher angelegentlich in seinem Entschlusse und widerrieth es ihm geradezu, sich von der Königin begleiten zu lassen, die ihm im Wege seyn und einen schädlichen Aufwand verursachen würde. Er vereitelte also diesen Plan und suchte die Abreise des Königs so schnell als möglich zu betreiben, der nun wirklich in Begleitung des Abbé Estrées, der bis zur Ankunft seines Nachfolgers dablieb, zur Armee reiste. Dahin wollte es der König haben, und sobald er bey der Armee war, schrieb er ihm daß die Prinzessin von Ursins vom Hofe entfernt werden müßte, und zwar in einem Tone, der ihm keine Ausflüchte erlaubte. Zugleicher Zeit schrieb er in einem noch eindringendern Tone an die Königin und schickte der Prinzessin von Ursins eine förmliche Ordre zu, daß sie Madrid verlassen, überhaupt Spanien räumen und nach Italien gehen sollte.

Dieß war ein Donnerschlag für die Königin, und sie war untröstlich; aber die Ursins ertrug den Schlag mit männlich gesetztem Muth, ohne Stolz, um nicht noch mehr zu reizen, und doch ohne Niedrigkeit. Vierzehn Tage nach erhaltener Ordre ging sie nach Alcale, das durch seine, von Ximenes gestiftete, so vollständige, an Gelehrsamkeit reiche, Universität berühmt geworden ist, und sieben Meilen von Madrid liegt. In dieser kleinen Stadt hielt sie sich, trotz den wiederholt gegebenen Befehlen zur Abreise, fünf Wochen auf; aber nachdem sie mit einer Gegenwart des

Geistes, die in dieser kurzen Zeit und in einer solchen Lage, unter lauter Verdruß, Kränkung und Wuth, unter den Trümmern ihres Glückes, wirklich bewundernswürdig war, alles versucht hatte, was möglich war, reiste sie in den kleinsten Tagereisen, und indem sie, so oft sie konnte und wagte, unterweges Halt machte, nach Bayonne zu. Der König schickte ihr 1500 Pistolen, wiewohl er das Geld nöthiger als sie hatte, und ohne den Credit des Abbé Estrées, der ihm 1000 Piaster verschaffte, nicht aus Madrid hätte wegreisen können.

Auch Orri erhielt Befehl, zurückzukommen und Rechenschaft von seinen unverschämten Betrügereien und von seiner Verwaltung abzulegen, wodurch er den Erzherzog unterstützt und die Eroberung von Portugal verhindert hatte. Denn wie die Fortschritte der Französischen und Spanischen Armee zeigten, würde die Eroberung von Portugal wenig Mühe gemacht haben, sobald man nur die Hälfte der Lebensmittel angetroffen hätte, die nach der Versicherung des frechen Betrügers überall in den Magazinen an der Grenze aufgehäuft seyn sollten.

Die Ursins setzte indessen so langsam als möglich ihre Reise fort und suchte sich die Erlaubniß auszuwirken, daß sie an den Hof kommen und sich rechtfertigen dürfte. Dieß hoffte sie nun keinesweges zu erhalten; aber durch ihre Bitten und Klagen glaubte sie des Exils in Italien überhoben zu werden, und ein Exil in Frankreich zu erhalten, dem sie sich mit der Zeit vielleicht entziehen könnte; denn sie wußte daß an den Höfen alles vorübergeht, selbst die fürchterlichsten Stürme, sobald man Unterstützung hat und nicht allen Muth verliert.

Harcourt verlor mit ihrem Aufenthalt in Italien alle Hoffnung, den geheimen Connex wieder zu erhal-

ten,

Seite

drückung der weltlichen Macht durch die geistliche, und des Despotismus der Kaiser auf gleiche Art verhindert zu haben.

209. Im dritten Jahr seiner Regierung.

Wenn es je dem deutschen Reiche wichtig war, seine Ansprüche auf Italien durchzusetzen, so war jetzt die höchste Nothwendigkeit dazu vorhanden. In den Städten der Lombardey war seit einiger Zeit eine Revolution vorgegangen, welche die deutschen Kaiser in Gefahr setzte, die Herrschaft über Italien auf immer zu verlieren.

Schon zu den Zeiten Kaiser Heinrich IV. ja noch früher hatten die lombardischen Städte angefangen, wichtige Schritte zu ihrer Freiheit zu thun, worinn selbst die Kaiser sie unterstützten. Diejenigen Städte, welche unter Bischöffen standen, machten sich von der Gerichtsbarkeit derselben frey; standen sie unter der Gerichtsbarkeit des benachbarten Adels, so wurden auch diese Fesseln abgeworfen. Sie schufen sich einen eigenen Magistrat aus ihrem Mittel; Kaufleute, Kunstler, Handwerker, denen es nie erlaubt gewesen war, Waffen zu führen, bewaffneten sich jetzt und die gemeinschaftliche Sache wurde durch kriegerische Bürger vertheidigt. Sie befestigten ihre Mauern, und pflanzten auf dieselbe die Fahne der Freiheit. Durch die Menge der Flüchtlinge, welche ihre Zuflucht zu ihnen nahmen, durch Aufmunterung des Ackerbaus und der Industrie wuchs die Bevölkerung, und nach und nach sah man aus jeder dieser Städte ansehnliche Kriegsheere hervor kommen. Jeder Bewohner war zugleich Soldat, und er war kein schlechter Soldat, weil er Vaterland und Heerd, Weib und Kinder, Eigenthum und Freiheit vertheidigte. Je näher diese neu entstandenen Republiken ihrem Ursprunge waren, je lebhafter man sich noch der vorhergegangenen Dienstbarkeit erinnerte, desto höher wurde das frisch erworbene Gut der Freiheit geschätzt, desto tapfrer vertheidigt. Der benachbarte hohe Adel, der auf seinen Schlössern residirte, konnte diesen kriegrischen Bürgerheeren, die ein so feuriges Interesse begeisterte, nicht lange widerstehen; und er konnte es um so weniger, da er sich von mehr als Einer Seite angegriffen sah.

Die

ten, mit Hülfe deſſen er ſich behauptete; und Frau von Maintenon ſah ſich auf immer von dem unmittelbaren Einfluß auf die Regierung Spaniens ausgeſchloſſen. Beyde ſchmerzte dieſer Verluſt tief. Nachdem die erſte Beſtürzung vorüber war, faßten ſie wieder Muth. Der König hatte das Vergnügen des Gehorſams und der Rache empfunden; das Ordensband, das der Abbé Eſtrées, die Abtei welche ſein Onkel erhalten hatte, hatte die Rache vollkommner gemacht und die Urſins, ſo grauſam verſtoßen, war tief gebeugt. Nach einer ſo exemplariſchen Beſtrafung konnte wohl das Mitleid wieder Platz gewinnen, und es mußte wohl auch auf die Königin von Spanien Rückſicht genommen werden, die man in dieſem Punkt, der die Regierung nicht betraf, nicht ganz aufs Aeuſſerſte treiben durfte.

Bey dieſer Seite griff es die Maintenon an, um für die Urſins die Erlaubniß in Frankreich bleiben zu dürfen, auszuwirken. Wenigſtens wurde dadurch, wie ſie hoffte, dem Italieniſchen Exil vorgebeugt und für den Augenblick geſorgt. Aber es war Behutſamkeit nöthig, weil der König auf Italien beſtand und es war jetzt mehr als je gefährlich, wenn er einen Verdacht bekam. Man begnügte ſich alſo Toulouſe zu ihrem Aufenthalte zu wählen, und dieß wurde endlich der Urſins als eine Gnade, wiewohl ſehr ungern, zugeſtanden.

XXII.

Intriguen um ihre Rückkehr zu bewirken.

Unterdeſſen hatte die Königin von Spanien in ihrem Unwillen über die Verſtoßung der Prinzeſſin

ſich klug genug zu rächen geſucht, indem ſie ihren Gemahl überredete, daß er es darauf anlegen ſollte, dem Rath und dem Willen ſeines Großvaters in allem zuwider zu handeln. Die Angelegenheiten Spaniens nahmen dadurch ſichtbar eine ſchlimme Wendung; und der König von Frankreich beklagte ſich bitter darüber; aber man wollte ihn ermüden und ihm zu verſtehen geben, daß nur die Prinzeſſin von Urſins, wieder begnadigt und in ihre Allmacht eingeſetzt, die Angelegenheiten wieder in den erſten Zuſtand zurückführen und ſeinen Willen wie zuvor in Spanien geltend machen könnte. Nachdem dieſe Vorbereitung getroffen war, ſuchten von einer Seite Harcourt, der vermöge ſeiner Freymüthigkeit immer mit dem Könige frey von den Spaniſchen Angelegenheiten zu ſprechen pflegte, und von der andern Seite Frau von Maintenon dem Könige vorzuſtellen, welche unumſchränkte Gewalt die Königin von Spanien über ihren Gemahl beſitze; wie ſehr ſie gegen den König aufgebracht ſey, indem ſie ſogar zum Nachtheil ihrer eigenen Angelegenheiten gegen alles was von ihm komme, den heftigſten Widerwillen zeige, und wie ſehr ſie zu dieſem Unwillen, über den ſie kaum mehr Herr ſey, durch die harte Behandlung einer Perſon berechtigt wäre, für die ſie alles gethan habe, was ihr möglich geweſen ſey, um den Schimpf ihres Schickſales zu mildern; der König ſollte ja jetzt zu ihrer Beſänftigung nichts weiter thun als ihr eine Gefälligkeit erzeigen, die für die Staatsangelegenheiten ganz gleichgültig und ohne allen Einfluß ſey: nämlich der Prinzeſſin von Urſins zu erlauben, daß ſie an den Hof kommen und ſich rechtfertigen dürfe, worauf ſie dann machen könne, was ſie wolle, nur daß ſie freylich nicht daſelbſt bleiben oder nach Spanien zurückkehren dürfe, wovon auch die Königin von Spanien

nicht

nicht mehr spreche, indem sie es ganz ihrer Freundin überlasse, sich zu rechtfertigen; eine Gefälligkeit wie diese würde man vielleicht auch den Schuldigsten nicht verweigern, am aller wenigsten aber einer Person von ihrem Stande und von ihrem Geschlechte; wie groß auch ihre Verbrechen seyn möchten, so wäre sie schon durch ihren tiefen schnellen Fall, durch ihr Exil, durch ihre Erniedrigung vor aller Welt Augen und durch die damit so sehr contrastirende Begünstigung der beyden Estrées hart genug gestraft; und nachdem ihn nun der König die ganze Härte seines Unwillens und der König von Spanien das Gewicht seiner väterlichen Autorität habe fühlen lassen, so wäre es wohl billig, daß der König dieser Fürstin, welche die gesammten Staatsgeschäfte Spaniens in Händen habe und so aufgebracht sey, diesen Gefallen erzeigte, wodurch sie sicherlich besänftigt werden, und worauf ihre gefährliche Widerspenstigkeit gegen den König in Angelegenheiten des Staates nachlassen würde, was sehr zu wünschen sey, da nach den unglücklichen Schlachten bey Hochstätten und Gibraltar, und nach der unglücklichen Empörung in Catalonien die Lage der Dinge die größte Sorgfalt und die größte Einigkeit erfodere.

Der König zu dem, eingeschlossen wie er war, nie die Stimme der Wahrheit dringen konnte, war in den beyden Monarchien der einzige, der keine Ahndung davon hatte, daß die Ankunft der Ursins am Hofe ihr zugleich die Rückkehr in Spanien und die Wiedereinsetzung in ihre alte Gewalt versicherte. Der Widersprüche müde, mit denen man ihn absichtlich ärgerte, und von denen er die gefährlichsten Folgen für die Staatsangelegenheiten fürchtete, deren verän-

derte Lage die vollkommenſte Eintracht zwiſchen den beyden Kronen verlangte, und der ewigen Bitten und Vorſtellungen müde, mit denen man in ihn drang, bewilligte er endlich die ſo ſehr erflehte Gnade. Die Miniſter waren wie vom Donner gerührt.

So gut auch die Urſinz von allem was für ſie geſchah, unterrichtet war, ſo ſah ſie doch ihre Erwartung übertroffen. Aber dieſe Ausſicht auf ihre Rückkehr und Wiedererhöhung brachte ſie eben ſo wenig auſſer Faſſung, als ihr Fall. Mit der ruhigſten Selbſtbeherrſchung blieb ſie dabey kalt, ſuchte die erhaltene Erlaubniß zur Rechtfertigung ſo viel als möglich zu benutzen, und beobachtete noch immer die Demuth einer in Ungnade Gefallenen, auf welches Betragen ſie auch ſorgfältig ihre Freunde vorbereitet hatte. Beſonders nahm ſie ſich in Acht dem Könige Verdacht zu geben, der ſie mit ſcharfem Blick beobachtete. Sie übereilte ſich nicht mit ihrer Abreiſe, und reiſte dennoch bald genug, um alles friſch benutzen zu können, und zu zeigen, wie angelegentlich ſie ſich der ſo dringend erflehten und gnädig zugeſtandenen Erlaubniß bedieue.

XXIII.

Ihr Triumph; die Rückkehr nach Spanien wird ihr zugeſtanden

Der Kurier, welcher ihr jene erfreuliche Nachricht brachte, war kaum abgereiſt, als das Gerücht von ihrer Rückkehr ſich am ganzen Hofe verbreitete

und

und die lebhafteste Sensation erregte. Die Freunde der Ursins waren die einzigen, welche dabey ruhig und gefaßt blieben. Man erwartete eine aufsteigende Sonne, welche die ganze Natur mit ihren Strahlen durchdringt, und alles umwandelt und verjüngt. Sie kam endlich den 4. Januar zu Paris an.

Mehrere von den vornehmsten Personen reisten ihr mehr oder weniger weit entgegen. Die Noailles reisten ihr entgegen, am weitesten aber der Herzog von Alba, welcher sich ganz an die Estrées angeschlossen hatte, und diesen Fehler dadurch gut zu machen hoffte, daß er ihr soviel als möglich, Ehre erwies. Er fuhr ihr in einem Aufzuge weit über Paris nebst seiner Gemahlin entgegen, und nahm sie mit sich in sein Haus, wo er ihr zu Ehren eine Fête gab, und sie zu übernachten nöthigte. Die Prinzessin mußte sich wohl nicht wenig über diesen triumphähnlichen Einzug wundern. Sie mußte capituliren, um vom Herzog von Alba loszukommen; denn es lag ihr viel daran, daß sie ungenirt und unbeobachtet lebte. Sie zog zur Gräfin Egmont, ihrer Verwandten, wo nunmehr eine Menge Menschen ihr die Aufwartung machten; aber sie gab gewöhnlich niemanden Zutritt und ging gar nicht aus. Monſ. le Prince war der erste der zu ihr ging, und seinem Beyspiele folgten alle die Vornehmern, und die nicht mit ihr näher bekannt waren.

So schmeichelhaft auch dieser zahlreiche Zuspruch für sie war, so ließ sie sich doch wenig davon abziehen, sondern war damit beschäftigt, sich von allem, was die schriftlichen Nachrichten nicht zureichend gewesen waren,

waren, und überhaupt von der ganzen Lage der Dinge zu unterrichten. Neugierde, Hoffnung, Furcht und Nachahmung führte diese Menge Menschen zu ihr, und kaum der vierte Theil wurde von ihr vorgelassen.

Niemand war damals mehr in Furcht als die Minister. Torcy erhielt vom Könige Befehl sie zu besuchen. Der Antrag bestürzte ihn, er erwiederte nichts, er sah ihren Triumph gewiß und gehorchte. Er besuchte sie mit sichtbarer Verlegenheit, und sie empfing ihn mit stolzer Kälte.

Jetzt nahm die Ursins einen ganz andern Ton an; bis jetzt war sie bescheiden und fast bis zur Erniedrigung demüthig gewesen; aber die Umstände lehrten sie bald, statt der Beklagten die sich rechtfertigen muß, die Anklägerin zu spielen, und sie wagte es gegen diejenigen, welche das Vertrauen des Königs so sehr gemißbraucht, und sie einer so langen Mißhandlung ausgesetzt, und vor den beyden Monarchien am Pranger gestellt hätten, Gerechtigkeit zu fodern.

XXIV.

Sie bleibt in Frankreich, und Frau von Maintenon ist auf sie eifersüchtig.

Nach mehrern Unterredungen mit dem Könige, mit Frau von Maintenon und mit der Herzogin von Burgund, wurde erklärt, daß sie bis zum Monat April am Hofe bleiben sollte, um ihrer Gesundheit zu pflegen und ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.

Man

Man reiſte wieder nach Marly, und die Urſins war von der Geſellſchaft.

Es iſt unglaublich mit welcher triumphirenden Miene ſie jetzt auftrat, und mit welcher Aufmerkſamkeit ſie der König behandelte. Sie hatte mit ihm öfters ſehr lange Unterredungen bey Frau von Maintenon, und ihre geheimen Morgenbeſuche bey der letztern erhoben ſie zur Gottheit des Hofes.

Nunmehr war ihre Rückkehr nach Spanien keinem Zweifel mehr unterworfen; indeſſen ſah ſie ſich in ihrem Vaterlande ſo über alle Vorſtellung geehrt, daß ſie wirklich anſtand. Die lebhafte Liebe ihrer Königin konnte ſie nicht mehr reizen, und ſie ſuchte immer Ausflüchte, wenn man ihr leiſe zu verſtehen gab, daß ſie reiſen möchte: das Alter und die Geſundheit der Maintenon gaben ihr Hoffnung; die Auszeichnung und die Freundſchaft, mit der ſie der König behandelte, und die allgemeine Achtung, die ſie deswegen genoß, reizten ſie; ſie hätte lieber in Frankreich als in Spanien herrſchen mögen.

Aber ſie fühlte das Gefährliche dieſer Reizungen, und entſchloß ſich endlich abzureiſen. Aber ſie wollte wenigſtens ihre Reiſe ſo lange als möglich aufſchieben, ſich erſt erbitten laſſen, und ihre Abreiſe theuer verkaufen, ohne jedoch die Saite zu hoch zu ſpannen und in Frankreich etwas anders als die Befeſtigung ihrer Herrſchaft in Spanien zu ſuchen.

Indeſſen wurde die Verzögerung ihrer Reiſe der Frau von Maintenon verdächtig, die keinen triftigen Grund dafür entdecken konnte. Man fing an ſie zu

der

er Abreise zu ermuntern, und das war es gerade, was die Ursins erwärtete. Sie fing nun an sich darüber zu erklären, mit welcher Stirne sie in einem Lande wieder auftreten sollte, das sie mit der Schmach einer Verbrecherin verlassen habe; es sey für sie unmöglich mit Ehren daselbst wieder zu erscheinen, und mit der Achtung, die ihr unentbehrlich sey, um den beyden Königen mit Nutzen zu dienen, wofern nicht ein öffentlicher Beweis gegeben würde, daß ihr das alte Zutrauen völlig wieder geschenkt sey. Und das sagte sie mit aller ihrer Kunst, ihrer Anmuth und Feinheit, mit dem schärfsten Calcul und mit der unschuldigsten kunstlosesten Miene. Auch übertraf die Wirkung ihre Erwartung. Es war den 15. Jun. zu Marly, in einer über zwey Stunden langen Unterredung mit dem Könige und der Maintenon, als sie diese Erklärung that. Sie beurlaubte sich daselbst, alle ihre Wünsche waren übertroffen, und sie hielt nicht mehr für gut, länger mit ihrer Reise zu zögern; aber listig wie sie war, bat sie um Erlaubniß den König noch einmal sprechen zu dürfen, wenn er wieder in Versailles seyn würde. Sie wollte ihnen durch ihre Beurlaubung freye Hand lassen, und doch nicht eher abreisen, als bis alles, was ihr bewilligt worden war, theils ausgefertigt, theils eingeleitet wäre. Endlich in der Mitte des Julius reisie sie ab.

Hierauf wurde der Herzog von Harmont zurückberufen und Amelot kam an seine Stelle. Er war in Portugal, Venedig und in der Schweiz u. a. m. O. Gesandter gewesen, hatte überall die Geschäfte mit Glück geführt, und sich allgemein Liebe und Achtung erworben. Die Ursins erhielt noch das schwerste von allen — denn der König hatte sich nach und nach dazu bequemt ihr nichts mehr abzuschlagen — nämlich

Orts

Orri's Rückkehr nach Spanien, unter dem Vorwande, daß er die beste Kenntniß von den Finanzen Spaniens habe, und niemand wie er Amelot in diesem Fache mit solcher Einsicht, und mit solchen ausgebreiteten Kenntnissen an die Hand gehen könne. Man schmeichelte sich außerdem, daß er unter Amelots Augen nicht wieder jene Unterschleife machen könne, weßwegen er verdammt worden war.

XXV.

Die Reichsstände von Spanien erkennen den Prinzen von Asturien als Nachfolger Philipps V an.

Das wichtigste was um diese Zeit in Spanien vorging war, daß die Reichsstände den Prinzen von Asturien als Nachfolger Philipps V anerkannten.

Damals befanden sich die Angelegenheiten Spaniens in der schlimmsten Lage, der Krieg war überall unglücklich, und in Frankreich herrschte Mangel und Elend, und der König und die Königin von Spanien fürchteten von Frankreich verlassen zu werden, was man sich schon seit einiger Zeit ins Ohr sagte. Der Prinz von Asturien war fast 20 Monate alt und war gesund. Die Lage der Dinge erfoderte daß man sich der Spanier immer mehr zu versichern suchte. Man beschloß also eine alte Ceremonie zu erneuern, welche man in Spanien den Prinzeneyd nennt, nämlich von den gesammten Reichsständen den Prinzen von Asturien als Thronfolger, und als zukünftigen König anerkennen,

kennen, und ihm die Huldigung und den Eyd der Treue leiſten zu laſſen.

Zu dem Ende verſammelten ſich die Reichsſtände am 7. April in Madrid, in der Hieronymitenkirche im Palais Buenvetiro ganz am Ende der Stadt. Die Ceremonie dauerte über drey Stunden, wurde mit viel Feyerlichkeit vollzogen, und die Stände des Reiches bezeigten dabey viel Liebe für das königliche Haus.

Die ganze Lombardey war von solchen Städten angefüllt, welche noch von den Römern herrührten; sie grenzten so dicht aneinander, daß der dazwischen liegende Landadel bald ins Gedränge kommen mußte. Bald blieb diesem keine andere Wahl, als gleichfalls in die Städte zu ziehen und das Bürgerrecht darinn anzunehmen. Weil eine jede Stadt dieses in ihrem Gebiete beobachtete, so war Oberitalien in kurzer Zeit von allen mächtigen Freiherren gesäubert, daß beym Regierungsantritt Fridrichs des Ersten von dem hohen Adel nur noch die einzige Familie der Markgrafen von Montferrat der Botmäßigkeit der Städte entgangen war. Die meisten dieser Städte hatten sich den Kirchsprengel ihres Bischofs unterworfen, den Bischoff selbst aber, der sonst die Hoheitsrechte besessen, auf sein Hirtenamt wieder herabgesezt, und in ihren vornehmsten Pfarrer verwandelt. In den Städten selbst blieb der Unterschied der Stände; es gab darinn einen hohen Adel unter dem Nahmen der Capitaneen, einen niedern Adel, der Güter von jenem zu Lehen trug, unter dem Nahmen der Valvasoren, und einen dritten freyen Stand, die Bürger, welche mit Antheil an dem Stadtregiment hatten, und Waffen führen durften. Die höchste Obrigkeit waren die Consules, eine Würde die den alten Römern abgeborgt war, und gleichfalls wie dort nur auf ein Jahr lang bekleidet wurde; aber mit dem Unterschied, daß aus jedem der 3 Stände ein solcher Consul genommen wurde, und also kein Stand den andern unterdrücken konnte.

Bald äußerten sich die wohlthätigen Folgen dieser freien Regimentsverfassung. Der Ackerbau wurde höher getrieben, Kunstfleiß und Handel wurden belebt, der Ueberfluß zeigte sich in den Städten, aber ohne seine gewöhnliche schlimme Begleitung die Schwelgerey und das Sittenverderbniß, weil der noch frische Erwerbungstrieb alle Bürger beschäfftigte und nüchtern erhielt. Das nehmliche sah man viele Jahrhunderte nachher in Holland, wo der Kaufmann zum Fürsten wurde, ohne von der Simplizität seiner vorigen Dürftigkeit abzuweichen. Industrie aber mit Mäßigkeit und guter Wirtschaft verbunden, mußte den Reichthum herbeyführen, und der Wohlstand der Bürger mußte nothwendig die Kräfte

Anmerkungen
Zuſätze und Erläuterungen

zum II. und III. Theil

der

Memoires von St. Simon.

---

aus den Papieren des Herzogs und mehrerer ſeiner Zeitgenoſſen, auch aus einigen gedruckten Memoires.

I.

Ueber die Sorgfalt des Königs für ſeine Maitreſſen. Frau von Monteſpan.

Ludwig XIV. an Colbert.

Nancy d. 26. September.

Sie haben mir bisher in keinem Ihrer Briefe gemeldet, wie es mit der Arbeit an den Terraſſen bei dem Appartement der Frau von Monteſpan zu St Germain ſteht. Die, welche angefangen ſind, müſſen fertig gemacht und die übrigen ebenfalls arrangirt werden; auf der einen ſoll ein Vogelhaus angelegt werden, um Vögel darin zu halten, und zu dem Ende müſſen bloß die Seiten und das Gewölbe gemahlt, die Seite nach dem Hofe zu mit einem feinen eiſernen Gitterwerk zugezogen und unten ein Brunnen angelegt werden, damit die Vögel trinken können. Was die andere betrifft, die muß gemahlt werden; auch muß man einen Brunnen in der Tiefe anlegen. Denn Frau von Monteſpan will Erde hinführen und einen kleinen Garten daraus machen laſſen. Melden Sie mir, was bis jetzt dafür geſchehn iſt.

Nach den Memoiren von Duclos war Ludwig XIV. zuerſt von einer alten Kammerfrau der Königin Mutter, Beauvais genannt, verführt worden. Dieſes bleichgelbe, runzlichte,

lige, eindrängige Geschöpf, ohne Geist und Anmuth, hätte sich des Prinzen frühzeitigen Genußtrieb zu Nutze gemacht und seine Unschuld gemißbraucht, um seine erste Liebe zu erschleichen. Alle Welt war damals erstaunt, und war es noch zu meiner Zeit, daß der Prinz, der schönste junge Mensch im ganzen Königreich und vielleicht von allen seinen Zeitgenossen, nicht mehr Muth gehabt hätte, den ersten Drang durch eine bessere Wahl zu befriedigen. Lange blieb seine Intrigue ein Geheimniß: nur die Königin-Mutter wußte davon; aber sie ließ ihn damit spielen, weil eine Liebschaft dieser Art ihrem Einfluß auf ihn nicht hinderlich seyn konnte.

Erst nachdem der König den Kardinal Mazarin verloh ren und seine Nichte vergessen hatte, ließ er seine Leidenschaft sich in voller Freiheit entwickeln. Ausser der Königin und seinen erklärten Geliebten liebkoste er jedem schönen Gesichte, das ihm gefiel. Die Liebe spielte während seiner ganzen Regierung eine sehr bedeutende Rolle; nur artete sie zuweilen in wirkliche Ausschweifung aus. Ein glühender Trieb nach sinnlichem Genuß machte den großen König blind gegen seine Herablassungen zu Aufwärterinnen, Blumenmädchen, Hofdamen, Schauspielerinnen, ja sogar zu Weibern braver Männer, die sich deswegen auf immer mit ihnen entzweiten. Bontemps, sein erster Kammerdiener, hatte das wichtige Geschäft dieser Menus-Plaisirs, und behielt die besondern Umstände dieser Galanterieen als Geheimniß des Königs. Er ließ die Kinder erziehen; die Mädchen, welchen der König 20000 Rthlr. zur Aussteuer gab, brachte er an den Mann; die Söhne wurden bei den Truppen angestellt. Besonders gefiel dem König eine gewisse des Oeillets, die Tochter einer Schauspielerin. Diese hielt sein Herz ziemlich lange fest; strebte auch nach dem Vorzug, erklärte Geliebte zu seyn. Als es ihr Ludwig XIV. standhaft abschlug, grämte sie sich darüber dergestalt, daß sie vor Kummer starb.

Von den vielen weiblichen Geschöpfen, die er um sich gehabt hat, liebten nur wenige den Monarchen, der doch wirklich liebenswürdig war, der auch ein Frauenzimmer gar wohl hätte glücklich machen können, wenn er nicht König gewesen wäre. Fast alle heftete Eigennutz oder Stolz an ihn: diejenigen aber, die ihn wirklich wegen seiner selbst liebten, waren so unglücklich, daß sie ihn nicht lange genießen konnten.

ten, weil er ihrer überdrüssig ward. Madam Ludri liebte ihn zwei Jahre lang mit Leidenschaft: nach zwei Jahren mußte sie andern weichen, weil die Montespan dem König einen Wink hatte geben lassen, die Ludri hätte eine gewisse geheime Krankheit, eine Art von Flechte. Die Valliere war die einzige, die ihn aufrichtig und vernünftig liebte, die ihn wirklich hätte befriedigen können, wenn er nicht einen überwiegenden Hang zur Veränderlichkeit gehabt hätte. Auch die Fontange liebte ihn sehr: nur brachte sie in alles, was sich auf ihre Liebe bezog, einen gewissen Anstrich von Idealischem, von Romantischem, so daß der König ihrer sehr bald vergaß. Was die Montespan betrifft, so war sie ein Dämon von Witz, Stolz und Eitelkeit; wurde aber von der Frau von Maintenon nicht wenig gedemüthigt, und mit vieler Geschicklichkeit vom Hofe verdrängt. Bis dahin hatte sie durch ihren Stolz die Königin empfindlich gekränkt. Sie war sehr schön, aber ihr Herz durchaus verdorben; und ohnerachtet der König der schönste Mann von der Welt war, zog sie ihm dennoch manchen andern vor. Ehe der König sie liebte, scheute man ihren Umgang, denn man verlor dadurch alle Aussicht auf Gunst des Hofs; nach ihrer Erhöhung wurde sie eine der bedeutendsten Gönnerinnen. Sie war hochmüthig und hart; über jedermann erlaubte sie sich die bittersten Spöttereien. Zuweilen machten dergleichen Spöttereien dem König einiges Vergnügen: allein sein Charakter konnte doch nicht lange Nahrung in einem Komischen finden, das öfters sehr zum Niedrigen herabsank.

Auch die Frau von Soubise war lange Zeit die Geliebte des Königs, und die einzige, die wirklich Herrschaft über ihn gewann, so sehr auch der König sich scheute, beherrscht zu werden, und so unerträglich ihm diese Lage beständig blieb. Sie hatte sich mit ihm auf einen solchen Fuß gesetzt, daß sie, (nach der Versicherung des Grafen von Maurepas in seinen Memoiren), als es ihr einmal nicht beliebte zu geben, und er mit Gewalt nehmen wollte, dem königlichen Liebhaber eine Ohrfeige gab.

II.

Ludwig XIV macht seine Minister, sogar den tugendhaften Colbert, zu Gehülfen seiner Vergnügungen.

Montemps war vorzüglich der Gehülfe seiner geheimen Abentheuer.

Demungeachtet war der König so anmaßend, daß er selbst die Staatsminister nöthigte, ihn bei seinen Ausschweifungen zu bedienen. Er schrieb von Metz aus den 31 August 1663 an Colbert folgenden Brief, in welchem auch nicht ein einziges Wort ohne Bedeutung ist.

„Beifolgende Briefe müssen bestellt werden, besonders aber die, welche ohne Addresse sind und der Person angehören, die ich Ihnen bei meiner Abreise empfohlen habe.

Sie verstehn mich wohl."

Der König meinte eine Maitresse.

III.

Ueber Frau von Maintenon.

Auszug aus den Memoires du premier Ministere du Comte de Maurepas. Th. I. S. 140.

Frau von Maintenon, eine geborne Aubigné aus einem alten protestantischen Hause, war in Amerika geboren und hatte von Kindheit an den Wunsch gezeigt, nach Frankreich zurückzukehren. Sie wandte sich zu dem Ende an Frau von Vienac, deren Mann Gouverneur war und nach Frankreich zurückgehen wollte und bat sie, daß sie sie mitnehmen möchte, indem sie sich zu allem erbot, worin sie ihr dienen könnte.

Frau

Frau von Vienac hatte es ihr versprochen, aber ihr Mann, der den in Amerika gebornen europäischen Kindern nicht hold war, wollte seine Einwilligung nicht dazu geben; aber sie gewann auch ihn. Maurepas, aus dessen ungedruckten Memoires ich grossentheils die Notiz entlehne, sagt Th. I. S. 41. der Gouverneur sey von ihrem schmeichelhaften Betragen eingenommen worden und habe sich in sie verliebt, und Frau von Vienac habe sodann in Paris, wohin sie sie mitgenommen hatte, ihrer loszuwerden gesucht.

Als Madam d'Aubigné in der Hauptstadt angekommen war, wurde sie von ihrer Verwandten nicht anerkannt. Sie besuchte anfangs häufig eine gewisse Dem. David, die als ein geistreiches Frauenzimmer bekannt war, und bei welcher sich jeden Abend alles, was in Paris auf Geist Anspruch machte, versammelte. Dadurch wurde Madem. d'Aubigné bekannt. Sie fand, sagt Maurepas, in dieser Gesellschaft viel Beifall und hatte sogar einige Abentheuer, welche Aufsehen machten. Madem. David war mit der Marschallin de la Ferté und mit der Gräfin d'Olonne bekannt, die auf Geist und Galanterie Anspruch machten. Sie verschaffte ihrer Freundin die Bekanntschaft dieser Damen und kam auf den Einfall sie an den bekannten Dichter Scarron, dessen Gesellschaft sehr gesucht wurde, zu verheirathen.

Man hatte Mühe die Einwilligung der Madem. d'Aubigné zu erhalten, die den drolligten Dichter in guter Gesellschaft besuchte. Aber die Marschallin de la Ferté und die Gräfin d'Olonne wußten sie endlich dazu zu bringen. Scarron, in allem drollicht, machte im Heirathscontract zur Bedingung, daß sie keine Bänder und seidenen Kleider tragen, ihn bei seinen Krankheiten gut pflegen, mit dem Essen immer auf ihn warten, in seiner Abwesenheit keinen Besuch annehmen, sich nicht eher als bis er es befehle, mit ihm zu Tische setzen und sich nicht anders als Mademoiselle Scarron nennen sollte. Ihr Vater, der die Verheirathung seiner Tochter in den amerikanischen Inseln erfahren hatte, kam nach dem Tode seiner Frau nach Poitou zurück und verheirathete sich daselbst wieder, erhielt aber keine Kinder in dieser Ehe. Madem. David fuhr fort auch nach Scarrons Tode sich für ihre Freundin zu interessiren.

IV.

Massillon's, Bischofs von Clermont, Urtheil über Frau von Maintenon, in einer Stelle aus seinen Memoires.

Der verstorbene König Ludwig XV. hatte Massillon das zu aufgefodert über die Zeit seiner Minderjährigkeit Memoires zu schreiben. Er bewahrte auch die berühmten Predigten, petit carême betitelt, über die Pflichten der Fürsten und Könige im Manuscript auf, welche dieser große Kanzelredner vor ihm gehalten hatte.

Massillon stand im Rufe der größten Rechtschaffenheit, Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe; deswegen forderte ihn der König zu diesem Werke auf, das nebst seinen Predigten lange in seinem Cabinete lag.

Die historischen Memoires Massillons sind in demselben Geiste wie seine Predigten geschrieben, gröstlich nicht so gut ausgearbeitet.

Indessen sind sie voll schöner wahrer Schilderungen; er schildert das Laster mit treffenden Zügen; seine Gemälde sind mit einer eigenen Schärfe gezeichnet und die Facta sind mit viel Verstand ausgewählt und mit viel Kunst verbunden.

Seine Schreibart ist nicht sehr gedrängt, aber doch nicht matt, sein Ausdruck ist reich, aber nicht überladen. Es ist die beste Schrift für die Geschichte der Minderjährigkeit Ludwigs XV, wo nicht die einzige, die wir haben. Denn Saint Simon, der als Mitglied des Conseil de Regence über so vieles Auskunft geben konnte, hatte viele Begebenheiten nicht angeführt.

In diesen Memoires sagt Massillon in der Geschichte der letzten Zeit Ludwigs XIV. folgendes über Frau von Maintenon:

„Frau von Maintenon war die einzige, die auf den König bedeutenden Einfluß hatte. Sie war ein Weib von viel

ſem Geiſt, hatte aber alle die Fehler einer Herrſchſüchtigen. Ihre körperlichen Reihe hatten zuerſt den König zu ihr hingezogen, und Vertrauen, Freundſchaft und dauerhafte Achtung trat ſpäter an die Stelle der erſten Leidenſchaft. In dem Betragen beider glaubte der Hof und die Hauptſtadt zu entdecken, daß ſie heimlich vermählt ſeyen. Sie war in alle Staatsangelegenheiten eingeweiht und hatte ſelbſt auf die Wahl der Miniſter Einfluß."

Dücloſ über die Frau von Maintenon.

Ludwig XIV. ward endlich ſo vieler Liebſchaften müde, und heftete ſich an die Frau von Maintenon, wiewohl ſie zwei Jahr älter war, als er, und das jugendliche Anſehn nicht mehr hatte, das öfters die Blicke des Greiſes noch feſſelt. Sie hatte die Kinder des Königs und der Frau von Montespan erzogen, und dadurch Zeit und Gelegenheit gehabt, ihre große Eroberung von weitem ins Geſicht zu faſſen. Sie war Zeugin der geheimen Zänkereien zwiſchen dem König und der Frau von Montespan, und wußte ſie mit vieler Feinheit wieder auszuſöhnen. Dadurch gewann ſie Achtung und Eingang beim König, der anfangs eine große Abneigung gegen ſie gehabt hatte. Frau von Montespan ſah in der Aufſeherin ihrer Kinder eine ſittſame, ſtille Frau, die mehr nützlich zu ſeyn als zu gefallen ſuchte; daß ſie ihr gefährlich werden könnte, fiel ihr nicht ein. Ja, ſie glaubte ſogar, daß bei der ſo ſchweren Stelle einer Aufſeherin der königlichen Kinder von niemand weniger zu beſorgen ſeyn würde, als von ihr. Daher überredete ſie auch den Monarchen, daß alles, was man von Madame Scarron ausgeſprengt hatte, gänzlich grundlos wäre. Auf ihre eigne Veranlaſſung mußten diejenigen, die am meiſten um den König waren, jenen Gerüchten widerſprechen, und ihm eine beſſere Meinung von der Gouvernante beizubringen ſuchen. Nach und nach gewöhnte ſich der König, die Gouvernante zu ſehen, bis endlich ihr Blick, der ganz voll Ausdruck der Liebe war, Eindruck auf ihn machte. Allein je zärtlicher der König wurde, deſto zurückhaltender ward die Witwe; immer wies ſie die Verſuche des Königs mit einer ſo ehrfurchtsvollen Feſtigkeit zurück, daß der Monarch ſich ſchämte, weil er ſolcher Tu-

gerungen wenig gewohnt war. Er wiederholte seine Versuche: Madame Scarron erwiederte, noch ehrerbietiger als vorher, mit Vorstellungen von dem Zorn des Himmels über die bisherige Lebensweise des Königs; nie würde sie die Ursache von Frankreichs Unglück seyn, wenn ja der Himmel die Sünden seines Königs strafen wollte.

Ludwig XIV. erstaunte über die hohe Tugend der Witwe Scarron; vieljähriger Genuß hatte ihn ermüdet. Ihr Beispiel, da sie Gewissensruhe dem Vergnügen, und die Gottheit einem Monarchen vorzog, überredete ihn, daß ein guter Christ sehr wohl in diesem Leben eine Art von Glückseligkeit genießen könnte, die ihm noch unbekannt und wünschenswerth wäre. Frau von Maintenon, die er häufig besuchte, bestärkte ihn in seinem Vorsatz, zeigte ihm beständig die Höllenpforten offen, und dagegen die Glückseligkeit der Frommen. Ganz in Bewunderung verlohren, erzählte der König jede dieser geheimen Unterredungen der Königin wieder. Die Königin, die nun wohl die Unmöglichkeit einsah, den König beständig zu machen, sah es wenigstens lieber, daß er eine fromme Dame vorzog. Ja, sie fühlte sich ihr gewissermaßen verbunden; trug auch selbst dazu bei, daß sie zur zweyten Dame d'atour bei der Dauphine, einer gebornen Prinzessin von Baiern, ernannt wurde.

Nach der Entfernung der Montespan und nach dem Tode der Königin herrschte die Frau von Maintenon dreißig Jahre lang als unumschränkte Gebieterin. Einfluß hatte die verstorbene Königin nie gesucht, nicht einmal gewünscht; desto mehr bekam die neue Favoritin. Nachdem der König auf ihr künstliches Einreden fromm geworden war, brauchten sie die Jesuiten, um den Religionsangelegenheiten eine neue Wendung zu geben; sie aber bediente sich wieder der Jesuiten, um die Hand des Königs zu erlangen. Sie vergab alle Stellen zum Vortheil solcher Leute, auf deren Ergebenheit sie rechnen konnte, und entfernte diejenigen, die ihr gleichgültig waren. Sie bestärkte den König in seinen frommen Gesinnungen durch Erzählungen von fürchterlichen Träumen, die sie wegen seiner vorherigen Liebschaften gehabt haben wollte. Sie gewann den Pater de la Chaise, den Beichtvater des Königs, durch Versprechen von Beförderung und Aufhelfen seiner Familie, worin ihm alles lag. Sie gewann die ganze Gesellschaft Jesu

des Staats vermehren. So entstand denn in der Lombardey eine blühende Stadt nach der andern, jede ein eigener freier Staat, jede im Besitz der wichtigsten Souverainitätsrechte, die sie zum Theil den Kaisern entlockt, zum Theil auch eigenmächtig an sich gerissen hatten. So sah man bald nach einander Mailand, Cremona, Vicenzo, Padua, Verona, Bergamo, Bresica, Ferrara, Modena Asti, Lodi, Bononien, Crema, Como, und noch viele andre als blühende Republiken sich erheben.

Bis hieher verweilt man mit Wohlgefallen bey diesem kraftvollen Bestreben der Lombardischen Städte, sich das edelste und erlaubteste aller Güter die Freiheit, zu erfechten. Aber nur zu bald artete dieser lobenswürdige Eifer aus. Die Städte lagen einander zu nahe, und waren zu sehr von demselben Geiste beseelt um nicht in öftere Grenzstreitigkeiten zu gerathen, um nicht ihr wechselseitiges Fortschreiten mit Augen der Eifersucht zu betrachten. Die ersten Erfolge fielen zu glücklich aus, um nicht bald zum Uebermuth zu reitzen. Mit dem Bestreben sich frey und mächtig zu machen, verband man bald die Begierde, den Nachbar zu unterdrücken, und die Macht, die man in Händen hatte, wurde ein gefährlicher Reitz für die Herrschbegierde. Die Unabhängigkeit, welche man selbst erlangt hatte, mißgönnte man den andern; die stärckere Stadt wollte die schwächere berauben, oder sich gar unterwerfen, und so entzündete sich eine wechselseitige Erbitterung unter diesen neuaufstehenden Staaten, welche um so unversöhnlicher fortbrante, da die nahe Nachbarschaft immer neuen Stoff zu Feindseligkeiten herbeiführte. Keine aber von allen diesen Städten nahm sich mehr heraus als die Stadt Mailand, welche durch die lange Residenz der Erzbischöffe in ihren Mauern frühzeitig zu einem vorzüglichen Ansehen und Wohlstand gedichen war. Mit herrschsüchtigem Geiste strebte sie alle ihre Nachbarn um sich her zu unterdrücken und sie allein hatte gegen Lothar von Sachsen schon Proben abgelegt, wie wenig es ihr darauf ankomme, sogar den Kaisern zu trotzen.

So verhielt es sich mit den Städten im innern Lande; aber als diese noch um ihre Unabhängigkeit zu kämpfen hat-

durch, daß sie die Aufhebung von Port-royal und die Vertilgung des Protestantismus begünstigte, und, wiewohl sie sich als Beschützerin des letztern im ganzen Umfang erklärt hatte, dennoch den biedern Kardinal von Noailles der Verfolgungswuth des Peters Tellier preis gab.

Unmerklich hatte sie die Bischöffe von Meaux, von Chartres, von Condom und noch einige Prälaten, welchen der König sein Vertrauen schenkte, auf ihre Seite gezogen. Als sie recht viele Anhänger hatte, sagte sie zum König: sie könne es unmöglich die Gewissensbisse, die sie Tag und Nacht quälten, noch länger dekuviren. Der König sprach hierüber mit dem Pater de la Chaise; dieser schlug eine sogenannte Gewissensheirath vor. Anfangs wollte der König davon gar nichts hören; allein je mehr Hindernisse sich zeigten, desto mehr Geduld, desto mehr Entschlossenheit setzte ihnen Frau von Maintenon entgegen, und nach und nach brachte sie den Monarchen an das gewünschte Ziel. Immer fand sie den König, der sie täglich besuchte, zu den Füßen eines Kruzifixes in Thränen. Ihr Leiden rührte ihn; er bewunderte die Kämpfe zwischen der Liebe zu Gott und der Liebe zu seinem König; ihre erhabne Gesinnung machte tiefen Eindruck auf ihn. Er machte ihr wirklich die Hoffnung, daß sie ihn künftig ohne Vorwurf würde sehen können, und gab ihr dadurch Beruhigung. Allein der Dauphin erfuhr den Entschluß seines Königs, und widersprach ohne Zurückhaltung mit Heftigkeit; auch Fenelon stimmte ihm bei. Vergebens stellte man dem Dauphin vor, die Verbindung des Königs mit der Favoritin würde doch geheim und kinderlos bleiben; man versprach ihm sogar, Mlle. Fleury, seine Tochter von Mlle. de la Force, für rechtmäßig zu erklären: Monseigneur beharrte auf seinem Widerspruch. Der König, der im Grunde keine Lust haben mochte, sich mit dieser Heirath zu übereilen, wollen erst die Stimmen darüber sammeln zu wollen, überdieß war ihm auch wohl daran gelegen, daß sein Sohn weder gegen ihn noch gegen die Frau von Maintenon durch einen solchen Schritt aufgebracht werden sollte. Genug, er verschob von einer Zeit zur andern, so eifrig ihm auch die Favoritin mit dem Zorne des Himmels zu bedrohen fortfuhr.

Endlich, nachdem er sich lange blos leidend verhalten hatte, nahm er sie dennoch insgeheim als seine Gemalin an.

Der

Der ganze Hof, der es vermuthete, war innerlich eifersüchtig oder aufgebracht darüber. Die Prinzen fühlten sich beleidigt; und aus der Cabale zu Meudon, wo der Dauphin seinen Hof hielt, erschienen folgende Verse, die, so platt und beißend sie auch sind, dennoch hier eine Stelle verdienen.

Que l'Eternel est grand! que sa main est puissante!
Elle a comblé de biens mes pénibles travaux:
Je naquis Demoiselle, et je devins servante,
Je lavai la vaisselle, et pétrir mille maux.
J'eus plusieurs amans, et ne fus pas ingrate,
Je me livrai souvent à leurs premiers transports,
A la Fin j'épousai ce fameux cul-de-jatte,
Qui vivoit de son vers comme moi de mon corps;
Mais enfin il mourut, et vieille devenue,
Mes enfans, sans pitié, me laissèrent toute nue,
Lorsqu'un héros me crut encore propre au plaisir,
Il me parla d'amour; je fis la Madelaine,
Je lui montrai le Diable en fort de ses desirs,
Il en eut peur, le ** , et je me trouve reine.

Den König kränkte das Mißvergnügen seiner Familie; aber er verstellte sich, und hielt sein neues Verhältniß geheim. Oefters erfuhr Frau von Maintenon seine üble Laune; und wurde sie darüber beunruhigt, so suchte sie ihn durch verdoppelte ehrerbietige Schmeicheleien wieder zu besänftigen. Auf einer andern Seite war sie unermüdet daran zu arbeiten, wie ihre Vermählung öffentlich bekannt gemacht werden könnte.

Die wichtigsten Geschäfte, worin sie sich mehr oder weniger öffentlich mischte, waren die Demüthigung der Jansenisten, die Verfolgung der Protestanten, die Standeserhöhung der natürlichen Kinder des Königs, und das Testament, welches den Herzog von Orleans von der Regentschaft ausschloß. Gegen die Unbilligkeit dieses Testaments half sich zwar der Herzog sehr bald durch seine Thätigkeit; aber die Angelegenheit der Bulle, womit der verstorbene König noch in seinem Alter sich abzugeben schwach genug gewesen war, zog eine längere Reihe von unangenehmen Folgen nach sich, eben weil es eine Religionssache betraf.

V.

V.

Ueber das Schickſal und die Lage der Proteſtanten in Frankreich von Richelieus Regierung an bis zum Ende der verfolgungsſüchtigen Regierung Ludwigs XIV.

Die Aufhebung des Edicts von Nantes war ein Werk des Cardinals Richelieu.

Im Proteſtantismus herrſcht die Liebe zur Freiheit, jeder hat das Recht ſeine Vernunft ſprechen zu laſſen und ihrem Richterſtuhle ſelbſt die heiligen Schriften zu unterwerfen; auch hat man bemerkt, daß dieſe Religion ſich für republikaniſche und gemiſchte Regierungsformen, wie die Engliſche iſt, am beſten ſchickt.

Die Katholiſche Religion hingegen ſchickt ſich für deſpotiſche Staaten, und erhält das Volk in ſeiner Sclaverey. Sie befiehlt den päpſtlichen Bullen blind zu gehorchen; die Bullen werden Geſetze und die Militärgewalt unterſtützt die Tyrannei einer Religion, die ihrem urſprünglichen Charakter nach nur die Waffen der Ueberredung und die Gewalt der religiöſen Begeiſterung brauchen ſollte.

Der Proteſtantismus mußte alſo Ludwig XIV, Mazarin und Richelieu verhaßt ſeyn, obgleich der gütige Heinrich IV. das Edict von Nantes gegeben hatte. Und dieß war die wahre Urſache der Aufhebung dieſes Edicts, worüber Saint Simon mit ſo viel richtigem Sinn und Einſicht, wie einer ſeiner Zeitgenoſſen, ſpricht.

Da es die Aufgabe der Geſchichte iſt, die durch die Zeit getrennten Begebenheiten mit einander zu einem hiſtoriſchen Ganzen zu verbinden: ſo wollte ich der Geſchichte von der Verfolgung der Proteſtanten in der letzten Periode Ludwigs XIV einige intereſſante, ſich darauf beziehende Data aus der Jugendzeit des Königs beifügen. Der König war nämlich erſt neunzehn Jahr alt, als der Protector Cromwell die Proteſtanten von Europa in Schuz nahm.

Wir

Wir ſehen dabei Colbert noch gleichſam als Secretär des Cardinals Mazarin auftreten, dem er in einer Angelegenheit, welche der ſtolze hochfahrende und heftige Charakter Cromwells ſehr kritiſch machte, umſtändlichen Bericht erſtattet.

Wir lernen dabey den Character der Geiſtlichkeit vom J. 1657, den Charakter der Claſſe, welche Colbert damals die Frommen, die Janſeniſten nannte, und den Character der Gutgeſinnten kennen.

Der Engliſche Geſandte hatte ein Kind des Grafen von Jſenguien katholiſcher Religion bey ſich; man nahm es ihm weg aus Furcht, der Geſandte möchte es zur Proteſtantiſchen Religion erziehen.

Colbert an Mazarin.

d. 6. September 1657.

Ich habe dem Befehle Ew Eminenz zufolge mit dem Vorſteher des College des Grallins wegen des Sohnes des Grafen von Jſenguien geſprochen. Ich ſetzte ihm die Gründe auseinander, die, wie der Brief Ew. Eminenz beſagt, dem König bewogen hätten, der Republik England und dem Hrn. Protector für die dem Engliſchen Geſandten, durch Wegnahme des genannten Kindes vor der Thüre ſeiner Wohnung, angethane Beleidigung Genugthuung zu geben, ſo daß dabey aber das Gewiſſen des Kindes keinen Schaden leiden ſollte; und ſagte ihm, daß Se Majeſtät zur Leiſtung der Satisfaction den Knaben blos auf zwey Tage in das Haus des Ambaſſadeurs zurückſchicken wolle, doch unter der Aufſicht eines Mannes, den er, der Vorſteher, wählen, und der den Knaben nicht aus den Augen laſſen ſollte, ſo daß ihm, da er in den Grundſätzen unſrer Religion durch ſeinen Unterricht befeſtigt ſey, der Aufenthalt zu gar keinem Nachtheil gereichen könne. Nachdem ich noch vieles anders hierüber mit ihm geſprochen hatte, ſagte der Vorſteher, der Knabe wäre jetzt nicht in ſeiner Schule, er habe ihn während der Ferien zur Erholung aufs Land geſchickt, und wenn er da wäre und mein Verlangen hörte, ſo würde er zum Fenſter hinaus ſeine Kameraden um Hülfe rufen, und die Nach-

Nachbarſchaft in Alarm bringen; übrigens handle er ſo ganz recht und billig, indem er bey dem Knaben Vaterſtelle vertrete und förmliche Vollmacht dazu habe; und es ſey die gröſte Gewaltthätigkeit, die der Engliſche Geſandte begangen habe, indem er ihm, wiewohl auf Verlangen ſeiner Mutter, den Armen ſeines Vaters entriſſen habe; es ſey ihm ja durch einen förmlichen Parlamentsſchluß die Aufſicht über den Knaben anvertraut, für den er haften müſſe, und den er nur auf Befehl des Parlamentes wieder entlaſſen könne. Ich ſuchte ihn durch alle mögliche Ueberzeugungsgründe, die ich Ew. Eminenz nicht wiederholen will, noch zu bewegen; aber er blieb auf ſeinem Kopfe; und ich muß Ew. Eminenz hierbey melden, was mir der Herr Kanzler ſagte, ehe ich zu dem Vorſteher ging, er ſey ein höchſt ſtarrſinniger Mann, und mit vielen Metzgern und andern Handwerkern vom Berge St. Genevieve verwandt; und er ſey deſperat genug um dieſe Leute zu Hülfe zu rufen, und ſich der Execution der königlichen Befehle zu widerſetzen. Ich habe alles dieß dem Hrn. Generalprocurator gemeldet, und er hat mir geſagt, das einzige Mittel bey der Sache ſey, daß man den genannten Vorſteher durch eine lettre de cachet nöthige, ſich nebſt dem Kinde vor dem Könige zu ſtellen.

Colbert an Mazarin.

d. 14 September 1653.

Gleich nach Empfang des Briefes Ew. Eminenz vom 4. dies es Monats, habe ich mit dem Hrn. Kanzler und mit dem Hrn. Generalprocurator wegen der Affaire des Engliſchen Geſandten geſprochen. Erſterer hatte durch den Hrn. Grafen von Brienne, nicht durch den Geſandten die lettre de cachet erhalten, vermöge welcher zwey Staatsräthe den Sohn des Grafen von Jſenburg abholen, und dem Geſandten überliefern ſollten. In Rückſicht dieſes königlichen Befehles berathſchlagten ſich der Herr Kanzler und Generalprocurator über das, was ich ihnen von den Abſichten Ew. Eminenz in Gewißheit Ihres Briefes eröffnet hatte, und beſchloſſen hierauf, daß ich im Namen Ew. Eminenz zu dem Engliſchen Geſandten gehen, mit ihm von der Sache ſprechen, ihm wegen der Unannehmlichkeiten, die

man ſich bey der Abweſenheit des Königs durch die Execution der Genugthuung zuziehen könnte, indem man von vielen Seiten Widerſetzlichkeit zu befürchten habe, Vorſtellungen thun und ihn um Aufſchub der Sache bis zur Rückkunft Sr Majeſtät bitten ſollte; im Fall daß ich dies nicht von ihm erhalten könnte, ſollte ich ihm das Anerbieten thun, daß man den Knaben durch zwey der älteſten Staatsräthe zu ihm bringen laſſen wolle, die fünf oder ſechs Stunden bey ihm bleiben, und den Knaben dann in die Schule wieder zurück bringen ſollten. Ja der Hr. Kanzler erbot ſich, den Knaben ſelbſt zu ihm zu bringen, wenn er mit den beyden Staatsräthen nicht zufrieden ſeyn ſollte. Ich ging hierauf würklich zu dem Geſandten. Ich meldete ihm, daß ich auf Befehl Ew. Eminenz zum Vorſteher des college des Graſſins gegangen ſey, ich ſagte ihm was ich mit ihm geſprochen hätte, und daß eine Menge Leute, die Frommen, die Gut- und Uebelgeſinnten, die Janſeniſten und die Biſchöfe, wiewohl aus verſchiedenen Beweggründen, auſſerordentlich viel Theil an der Sache nähmen, und brauchte mit allem mir möglichen Nachdruck die Gründe gegen ihn, welche in Ew. Eminenz Briefe enthalten ſind; ja ich zeigte ihm ſogar den Brief ſelbſt, der ſo deutlich von Ew. Eminenz Achtung gegen ihn, und Dero gutem Zutrauen zu ihm zeugt, daß er den darin enthaltenen Gründen, warum in dieſer Sache, zur Vermeidung einer gefährlichen Senſation auf das Volk, ein Ausweg geſucht werden müſſe, Gehör geben werde. Nachdem ich ihm alles dieß vorgeſtellt hatte, ſagte er, Ew. Eminenz glaubten mit Recht, daß er, ſoweit es ſeine Pflicht, und der ſeinem Herrn ſchuldige Gehorſam erlaubte, jedem für das Wohl und die Ruhe dieſes Staates ſprechendem Grunde Gehör geben würde; er könne mich verſichern, daß er und ich die gemeinſchaftlichen Diener eines Herrn wären, indem er nicht weniger als ich, für die Größe und die Zufriedenheit Ew. Eminenz intereſſirt ſey, und er wiſſe wohl, daß Ew Eminenz überzeugt wären, daß er, der Pflicht ſeines Amtes gemäß, die Eintracht der beyden Königreiche zu erhalten, und zu befeſtigen befliſſen ſey; aber in dieſem Falle ſey es ihm unmöglich den Wunſch Ew. Eminenz zu erfüllen, er habe, ſeit der Wegnahme des Knaben, von ſeinem Herrn Befehl erhalten, Frankreich zu verlaſſen, wofern man ihm nicht Genugthuung leiſtete, und den Knaben zurückliefere; er habe den

Befeh

Befolgung dieſes Befehls bis jetzt aufgeſchoben, in Rückſicht der Abweſenheit Ew. Eminenz, und dann wegen Ihrer Reiſe und Ihres Aufenthaltes am Hofe. Nachdem er auf die wiederholt erhaltenen ausdrücklichen Befehle zur Abreiſe von Ew. Eminenz die Verſicherung der Satisfaction erhalten habe, habe er ſeinem Herrn ebenfalls die Verſicherung gegeben, daß er, ſobald er nach Paris zurückgekehrt ſeyn würde, vollkommne Satisfaction erhalten würde, und habe ſonach die Sache auf ſich genommen; und ſein Herr verlange pünktliche Führung der Geſchäfte und ſtrengen Gehorſam; es thue ihm leid, daß die Sache eine ſolche Wendung genommen habe, daß in der Abweſenheit des Königs einige Unruhe in der Stadt dadurch veranlaßt werden könnte; aber es wäre ihm, nach der Lage der Sache, unmöglich, darauf Rückſicht zu nehmen, und er ſähe ſich genöthigt, wenn er nicht ſeines Herrn Ungnade und ſeine Zurückberufung erwarten wolle, längſtens in vierzehn Tagen abzureiſen. Ich that ihm hierauf den Vorſchlag mit den beyden Staatsräthen; aber er verwarf ihn und ſagte, die Satisfaction die ſein Herr verlange, beſtünde darin, daß der Knabe ihm ganz übergeben und in ſein Haus zurückgeliefert würde, aus dem er weggenommen worden ſey. Unſere Unterredung dauerte zwey gute Stunden, und ich konnte ihn zu keinem andern Entſchluſſe bewegen. Endlich that ich ihm das Anerbieten mit dem Schloſſe Vincennes, und fragte ihn ob ſeine Gemahlin den Vorſchlag gut befunden habe, und erbot mich im Namen Ew. Eminenz zu allem, was in Dero Macht ſtünde. Dieß Anerbieten nahm er mit viel Höflichkeit und dankbarer Anerkennung Ihrer Güte an, und ſetzte hinzu, daß ihm ſein Herr in dem letzten Briefe geſchrieben habe, er dürfe keinen Geſandten über zwey Monate in Frankreich laſſen, indem Ew. Eminenz ſeine Geſandten durch Ihre Güte ſo ſehr verbinden würde, daß ſie nicht ſo wie ſie ſollten, ihrem Herrn gehorſam ſeyn könnten.

Ich gab dem Hrn. Kanzler und dem Hrn Generalprocurator von dieſer Unterredung Rechenſchaft, und ſie beſchloſſen, daß, da der Knabe ſich jetzt nicht in der Schule befinde, und von dem Vorſteher während der Ferien auf das Land geſchickt worden ſey, man den Ort ſeines Aufenthalts ausſpähen, und ſich ſeiner vor ſeiner Rückkehr in die Schule bemächtigen müſſe, wo es mehr Schwierigkeit machen würde,

seiner habhaft zu werden. Dieser Beschluß sollte heute den Gesandten gemeldet werden, und ich sollte Ew. Eminenz von allem Bericht erstatten, wozu ich noch den Vorschlag hinzufüge — indem, wenn der Gesandte aufrichtig gesprochen hat, wie Ew. Eminenz selbst einsehen werden, es äußerst schwer hält, die Abreise des Gesandten zu verhindern, da man nicht weiß wo der Knabe zu finden ist, und wenn man ihn auch fände, man sich seiner so leicht nicht bemächtigen kann — daß Ew. Eminenz mir in aller Eil einen Kourier zuschicken, an den Gesandten schreiben, und auch dem Protector durch Hrn Brodeau wissen lassen möchten, wie es mit dieser Sache steht. Auch würde ich für sehr nöthig erachten, daß Ew. Eminenz alle Bischöfe ohne Ausnahme aus Paris entfernen ließen, indem ich nicht ohne Grund befürchte, daß sie wegen der Zurückgabe des Sohnes des Grafen von Iseguien im Stillen viel Unheil anstiften.

Mittags.

Ich komme so eben vom Englischen Gesandten zurück. Ich habe ihm gemeldet, was man zu thun beschlossen, und welche Anstalten man getroffen hat. Anfangs sagte er, es bedürfe keiner großen Anstalten, indem der Vorsteher der Schule sich erboten habe, den Knaben zum Hrn. Kanzler zu bringen. Aber als ich ihm die Gründe auseinandersetzte, warum die beyden Herren sich nicht sobald dieses Mittels bedienen wollten, sagte er, da er sehr wohl wisse, daß bey dieser Sache mehr Feindschaft gegen Ew. Eminenz als religiöse Beweggründe im Spiele wären, so wolle er sich noch einige Tage gedulden; aber er bäte mich, daß die Sache sobald als möglich zu Stande käme, weil er sonst bey seinem Herrn zu viel zu verantworten hätte, und wenn er die Satisfaction nicht erhielte, unvermeidlich die Ungnade desselben befürchten müßte. Dabey suchte er mich durch viele Versicherungen zu überzeugen, daß ihn keineswegs Eifer für seine Religion und der Wunsch, daß der Knabe die katholische Religion verlassen möchte, sondern lediglich der Befehl seines Herrn, der sich durch die Wegnahme des Knaben beleidigt gefunden habe, in dieser Sache leite.

Ich glaube, daß es sehr schwer halten wird, die Sache zur Zufriedenheit des Gesandten zu endigen; denn sicherlich ist der Vorsteher auf seiner Hut, und der Knabe ist nicht in seiner Schule, und ich zweifle sehr, daß er ihn bringen wird, wenn man es begehrt, und noch mehr, daß man den Knaben findet. Indessen soll alle mögliche Sorgfalt angewendet werden, und ich werde nicht unterlassen Ew. Eminenz Bericht zu erstatten.

Colbert an Mazarin.

d. 17. Dec. 1657.

Der Englische Gesandte hatte mir vorgestern sehr spät sagen lassen, daß er den andern Morgen zu mir kommen wolle. Ich ging also gestern früh selbst zu ihm. Ich fand ihn reisefertig und im Begriff aufs Pferd zu steigen. Er sagte mir, er habe von seinem Herrn dem Protector Briefe erhalten, die so dringend wären, daß er sogleich abreisen müßte, und er sey im Begriff in aller Eil zu Ew. Eminenz zu reisen; und es freue ihn, daß er mich davon benachrichtigen und versichern könne, daß die Verzögerung der verlangten Satisfaction keineswegs die Ursache dieser Reise sey. Ich gestehe Ew. Eminenz, daß ich deßwegen sehr froh bin, denn wir hätten gewiß viel Mühe gehabt, um des Sohnes des Grafen von Penguien habhaft zu werden, und wenn wir ihn auch in unsere Gewalt bekommen hätten, so war eine Aufruhr zu befürchten. Nunmehr können Ew. Eminenz vielleicht einen Ausweg in dieser Sache treffen, die ohne Zweifel viel Schwierigkeit machen würde, wenn die Satisfaction in der Form, wie sie der Gesandte verlangt, geleistet werden sollte.

Colbert an Mazarin.

von demselben Tage.

Schon wieder eine Affäre ähnlicher Art. Der Holländische Gesandte hält in seinem Hause öffentlichen Gottesdienst in französischer Sprache. Entweder ist dieß nun neu, oder man hat es wenigstens für neu aus, und alle die Frommen, der Pfarrer von St. Suirice und alle Pfarrer aus der Vorstadt St. Germain sind darüber aufgebracht, und haben sich bey

dem Hrn. Kanzler darüber beklagt. Dieſer hat ſeinen Secretair an den Holländiſchen Geſandten geſchickt, und hat ihn bitten laſſen, daß er es wie ſeine Vorgänger halten, das heißt, in Holländiſcher Sprache predigen laſſen möchte. Er hat aber geantwortet, die Königin habe ſchon den Grafen von Brienne deßwegen an ihn geſchickt, und er habe es doch nicht unterlaſſen, und wenn man noch mehr Umſtände machen würde, ſo wolle er gegen den Franzöſiſchen Geſandten in Holland Repreſſalien brauchen laſſen. Die Erbitterung war gewachſen und der Hr. Kanzler ſah ſich geſtern genöthigt, den Lieutenant criminel mit einigen Leuten in die Gegend des Hauſes des Geſandten zu ſchicken, um zu verhüten, daß die Katholiken der Vorſtadt nicht etwa Unruhe erregten. Es iſt daher ſehr nothwendig daß Ew. Eminenz uns Briefe vom Könige an den Holländiſchen Geſandten ſchicken, damit der Fortſetzung dieſes anſtößigen Gottesdienſtes geſteuert werde, im Fall der Geſandte kein Recht dazu haben ſollte, wie mir der Hr. Kanzler verſichert hat; der König könnte ſich auch deßwegen durch Hrn. de Thou bey den Generalſtaaten beſchweren, oder wie er ſonſt die Sache beyzulegen für gut finden mag. Denn er ſelbſt kann nicht leugnen, daß alle ſolche religiöſe Angelegenheiten gegenwärtig viel Erbitterung verurſachen, ſeit man vermuthen kann, daß die Janſeniſten, die Freunde des Cardinals Retz und des Erzbiſchoffs von Sens ſich in die Dinge miſchen und die Frommen anreizen, indem ſich noch die Uebelgeſinnten an ſie anſchließen und faſt alles ſieht.

Colbert an Mazarin.

d. 20. October. 1657.

Die Uebelgeſinnten und die Frommen ſtreuen hier dem Könige nachtheilige und der Wahrheit widerſprechende Gerüchte aus, unter andern, daß man den Engländern die Stadt Bourbourg überliefert, und dieſe die Geiſtlichen und Mönche verjagt, und die Kirchen und Klöſter niedergeriſſen haben ſollen; und wiewohl die Gutgeſinnten ſich Mühe geben die Unwahrheit dieſer Gerüchte zu zeigen, ſo wäre es doch wohl gut, wenn man nähere Nachrichten hätte und ſie in die Zeitungen ſetzen ließ, damit das Publikum von der Wahrheit und Unwahrheit der Sache unterrichtet würde.

hatten, waren einige Seestädte schon längst zu blühenden Republiken erwachsen.

In dem Golf des adriatischen Meerbusens, der von ihr den Nahmen führt, stieg Venedig, schon von den frühesten Zeiten an, aus den Wassern. Als im 5ten Jahrhundert Attila, König der Hunnen, in Oberitalien einfiel, und dort alles weit und breit verheerte, flüchteten sich einige Bewohner des festen Landes auf die Insel Rialto im Venetianischen Sumpf, welche Insel jetzt ein Quartier von dem heutigen Venedig ausmacht. Hier erbauten sie sich einige Hütten, und lebten, vergessen von dem übrigen Italien, in großer Dürftigkeit von dem Fischfang und einem kleinen Salzhandel, den sie in der Nachbarschaft trieben. Auch die andern kleinen Inseln welche in der Laguna liegen, empfingen nach und nach von der benachbarten Küste aus Bewohner, welche sich während den Unruhen Italiens im 6ten Jahrhundert ziemlich anhäuften, daß auf allen diesen Inseln kleine Städte hervorgiengen, die durch Handel und Schifffahrt in einige Aufnahme kamen und ihre Besitzungen auch an der venetianischen Küste hin erstreckten. Mehrere dieser Inseln vereinigten sich miteinander, doch mit Beibehaltung ihrer eigenen höchsten Obrigkeiten, bis sie gegen Ende des 7ten Jahrhunderts übereinkamen, ein gemeinschaftliches Oberhaupt unter den Nahmen Doge oder Herzog zu erwählen. Paul Anafeste war der Nahme des ersten Doge, der aber nichts weniger als souverain war, sondern sich nach den Gesetzen und Gewohnheiten einer jeden Insel seiner Wasserrepublik genau richten mußte.

Ganz unabhängig waren diese venetianischen Inseln nicht gewesen; sie erkannten die Oberherrschaft der griechischen Kaiser, welche noch auf dem festen Lande Italiens zu sagen hatten, und das adriatische Meer du ihre Flotten beherrschten. Als nachher Oberitalien unter fränkische Herrschaft kam, die Venetianer aber fortfuhren, sich an die griechischen Kaiser anzuschließen, so hatten sie viele Verwüstungen von den Franken auszustehen, welches die Veranlassung gab, auf der Insel Rialto eine neue Stadt zu gründen. Mit dieser als dem Hauptsitz wurden nun die übrigen kleinen Inseln des venetianischen Golfs ohngefähr 60 an der Zahl, durch

VI.

Ueber die Vorliebe Ludwigs XIV. für ſeine Baſtarden, und über die Erhebung des Herzogs dü Maine.

Die Erhebung des Herzogs dü Maine war mehrentheils
s Werk der Frau von Maintenon, ſeiner ehemaligen Gou
rnante: aber auch der König ſelbſt hatte eine ſolche Vorliebe
r ſich ſelbſt daß er für ſeine Fehler und Ausſchweifungen von
r ganzen Nation Nachſicht, ja ſogar Beyfall und den Titel
r Rechtmäßigkeit verlangte. Man weiß, was er dem Her
g dü Maine und dem Grafen von Toulouſe zugeſtand.

Aber Frau von Maintenon ging noch nicht weit genug:
enn der König wollte ſeine Baſtarde mit den Prinzen von
blüt auf einer Stufe ſehen.

Leſen wir, was er in dieſer Hinſicht von dem Grafen
Vermandois an Colbert ſchreibt.

Ludwig XIV. an Colbert.

(Aus Colberts Papieren.)

Aus dem Lager von Strahen bey Saint-Trom den 3. Jus
nius 1673.

Ich habe verordnet, daß der Graf von Vermandois
den Prinzen von Conti einerley Behandlung genießen
, nur muß er allzu auffallende Gelegenheiten vermeiden,
ſich z. B. beym Lever und Coucher nicht einfinden. Es
d gut ſeyn, wenn er in der Kirche nicht ganz den Rang
Prinzen von Geblüt erhält, das alles muß ſich von ſelbſt
den, und die Verordnung muß zwiſchen uns ein Geheim
bleiben: Denn wenn man jene Gelegenheiten nicht ver
den kann, ſo muß er es machen wie die Prinzen von
ut.

VII.

Ueber den Character Ludwigs XIV im Detail seiner häuslichen Beschäftigungen.

Der König war einer der besten Köpfe in Frankreich und hatte alle seine Talente für die auswärtigen Angelegenheiten, für die Behauptung seiner Macht nach Aussen und seines Ansehens im Innern angewandt. Unglücklicherweise ließ er sich gegen das Ende seines Lebens von der klugen Maintenon beherrschen, die ihn ganz zu unterjochen wußte und ihn durch das Band der Leidenschaft fesselte, und die ihn so sehr in ihrer Gewalt hatte, daß sie sich mit Hülfe der Beichtväter, die sie ihrerseits dankbar wieder unterstützte, die Hand des Königs verschaffte. Der bejahrte König wollte keine unerlaubten Vergnügungen mehr, er war fromm ohne Heucheley, und er bildete sich auch gar nicht ein, daß Frau von Maintenon durch die Vermählung, die er für die Ruhe seines Gewissens nöthig hielt, nichts als den glänzenden Namen der Königin suchte.

Der König war niemals müssig, er konnte sich ganz mit Kleinigkeiten beschäftigen als wären es die ernsthaftesten Dinge. Er beschäftigte sich mit seinen Gärten, wie mit den wichtigsten Angelegenheiten und setzte überall seine eigenen Ideen durch. Diese Mannichfaltigkeit der Beschäftigung schützte ihn vor der Langenweile; denn bey diese Kleinigkeiten sparte er eben so wenig die Mühe als bey wichtigern Dingen.

Jeder, der in seinem Dienste stand, wußte den Abend vorher, was er den andern Tag zu thun hatte. Daher jene bewundernswürdige Ordnung des Dienstes.

In der letzten Zeit war die Galanterie der frühern Jahre verschwunden und seine Hofleute mußten sich vor ihm, wie Mönche vor ihrem Abte, in Acht nehmen. Er vermied alles was seine Sinnlichkeit aufregen und ihn in den Fortschritten seiner Frömmigkeit hemmen konnte; aber seine Frömmigkeit war die Frömmigkeit der Jesuiten und der Heuchlerin, die ihn beherrschte und machte ihn, statt seinen Sinn zu erheben, kleinlich und intolerant. Die wahre Frömmigkeit verträgt

sich

ch mit den größten Tugenden und mit den erhabensten Grundsätzen, aber nicht so die Frömmigkeit der Jesuiten und Mönche.

Ein Auszug aus dem Manuscript eines Herrn vom Hofe, dessen Inhalt sich auf einen folgenden Theil dieses Werks bezieht, vom J. 1715.

Die ganze letzte Zeit seines Lebens beschäftigte er sich ohne nterlaß mit dem Phantom, das er Ruhm nannte, und sein goismus war die Triebfeder aller damaligen Ereignisse. Nie nnte die Liebe zu seinem Volke so viel Platz bey ihm gewinn n, daß er auf eine Erleichterung des Elendes gedacht hätte, ndes seine Ruhmsucht über sein Volk hereinführte. Er ßte alles, was seinem Ruhme galt, mit solcher Begierde auf, ß er einst den Prediger unterbrach, um den Auditorium e Einnahme von Philippsburg zu melden.

Er sang mit innerm Wohlgefallen Opernarien, worin e Dichter der Zeit sein Lob verkündigt hatten, und der Vers cht im Gedicht Telemach, seine Regierung geschildert zu ser n, war die hauptsächliche Ursache, warum er Fenelon so n sich entfernt hielt. Die Verschwendung in seinen Ge uden, Statüen und Gärten sah er als Erfordernisse königs er Pracht an, und unerträglich war es ihm von König einrich seinem Ahnherrn zu hören.

Feind jedes Strebens nach Freyheit und jeder Abweis ung von seiner Denkungsart, hatte er vier Millionen seiner terthanen, weil sie eine andere Religion als die seinige annten, in Unglück und Verzweiflung gestürzt. Ein Theil r Verfolgten verließ das Königreich, die unglücklichen chtlinge verdammte er zu den Galeeren und zur Confiscas n ihrer Güter und die übrigen ließ er durch die Commissarien Galgen und Rad zu tode martern. Indessen war die nsame Verfolgung mehr das Werk seiner Minister, der ntendanten und besonders Baville's, des Verwüsters der hsten seiner Provinzen, als das Werk seiner eignen Ver ungssucht.

VIII.

Auszug aus Roland's, des Parlamentspräsidenten von Paris, Manuscripten, einen Anschlag zur Vergiftung Ludwigs XIV. betreffend, als ein Beytrag zur Geschichte seines Privatlebens B. II.

Im J. 1683 vereitelte der Abbé Blache einen abermaligen Anschlag zur Vergiftung Ludwigs des XIV und seiner Familie, welcher die Marquise d'Asserac zur Urheberin hatte. Wir geben hiervon den Bericht des Präsidenten Roland vom 27 Februar 1768, welcher den Auszug der vom Abbé Blache entworfenen und im College Ludwigs des Großen im J. 1762 gefundenen Geschichte dieses Vorfalls enthält. Der Präsident hat mir eine Abschrift vom Original dieser Geschichte, das im Archiv des Parlaments niedergelegt ist, mitgetheilt, und ich hielt es für interessant, einen Auszug dieser Geschichte hier einrücken zu lassen. Der Auszug ist aus dem X Capitel des V Buchs, er giebt viel Aufklärung über die Ursachen des Absterbens der Descendenten Ludwigs XIV, und enthält eine Rechtfertigung des Regenten.

„Zu Ende des Monats November 1683, sagt der Abbé Blache, kam die Schwester Margarethe Bocheron, Pförtnerin des Calvairekloſters, ganz bestürzt zu mir, wie sie das vorigemal zu mir kam, als der erste Anschlag der Marquise d'Asserac und ihrer Mitverschwornen auf das Leben des Königs und des Dauphins in seiner Geburt erstickt wurde.... Die Kammerfrau der unglückseligen Marquise hatte in der größten Bestürzung der Schwester Bocheron entdeckt, was für geheime Anschläge ihre Gebieterin habe, die sie zu Versailles vermittelst einer von den Weibern auszuführen gedächte, welche Waaren für die Toilette vornehmer Damen verkaufen und die Madem. Benseia, Hoffräulein der Gemahlin des Dauphins, bey ihrer Gebieterin eingeführet hätte, ohne daß eine oder die andere etwas von dem schändlichen Geheimniß ahndete.... Ich muß hierbey noch etwas anführen,

mal

was einen zuverläſſigen Beweis abgibt. Nach dem Tode der Gemahlin des Dauphins wohnte Madem. Benſola in den Kirchſprengel Saint-Sulpice; ich hatte die Sorge für die Kranken in dem Quartiere, wo ſie wohnte, und beſuchte ſie in der Krankheit, woran ſie ſtarb; und da entdeckte ſie mir, daß ſie, wie ſie glaubte, vergiftet wäre und nannte mir die Perſonen, die ſie im Verdacht hatte. Ich erinnerte mich der Intrigue, die die Marquiſe d'Aſſerac vermittelſt jener Galanteriehändlerin mit ihr gehabt hatte. Madem. Benſola geſtand es ein und entdeckte mir, daß ſie mehrere Geſchenke an Kleinigkeiten, Zuckerwerk und beſonders eingemachte Berbisbeere, die ſie ſehr gern gegeſſen, von ihr erhalten hätte. Da ſie mir dieſes geſtanden hatte, ſo zeigte ich ihr, daß ihr Verdacht auf die Perſonen, die ſie mir als ihre Vergifter genannt hatte, ungegründet ſey und daß es niemand anders geweſen ſeyn könne, als jene unglückſelige Marquiſe. Ich ſprach mit ihr mehrmals davon, wenn ich ſie beſuchte, und ſie ſtarb in der Ueberzeugung daß ich recht hätte und bereute es, daß ſie jene Perſonen nach den Vermuthungen, die ſie mir geſagt, in Verdacht gehabt hatte."

Die Memoires des Abbé Blache befinden ſich im Original in den Händen des Präſidenten Roland, der als ein rechtſchaffener, ſtandhafter und patriotiſcher Mann bekannt iſt und oft, weil er die Freiheit gegen die Miniſter behauptete, ins Exil hat wandern müſſen. Um dieſe Memoires zu verſtehen, welche viele ſonderbare Anecdoten aus dem Innern des Hofes enthalten und die Gefahren zeigt, in welchen Ludwig XIV ſchwebte und wovon man nichts ahndete, muß man wiſſen, daß der König, ehe er ſich der Herrſchaft der Maintenon ergab, die unruhigen Bewegungen der Jeſuiten gedämpft und ihre Wuth ſo gut er konnte, im Zaum gehalten hatte, und daß er den berühmten Arnaud liebte und ſchätzte: und in dieſer Ungewißheit, wo man nicht wußte, ob ſich der König für den Jeſuitismus erklären würde oder nicht, reizte einige, dieſer Parthey zugethane, Schwärmer die Einbildungskraft einiger Weiber, daß ſie die hölliſche Kunſt der Giftmiſcherei verſuchten. Der Abbé Blache war ſo glücklich, den König zu retten, dieſen abſcheulichen Anſchlag zu vereiteln und die Giftmiſcherinnen zu entlarven.

Im J. 1671 hatte man ſchon einen ähnlichen Verſuch gemacht. Hören wir den König ſelbſt davon ſprechen.

Ludwig XIV an Colbert.

1671.

Ich ſchicke Ihnen die Briefe und Lauſuns Aufſatz von der Ausſage der Frau und überlaſſe Ihnen, damit zu machen, was Sie für gut befinden; aber ich wünſchte nicht daß die Sache bekannt würde, und möchte auch nichts weiter von ihr erfahren als warum ſie das gethan hat, was ſie gethan hat; Hr. Puſſort könnte ſie alſo privatim verhören, und mir Bericht von ihrer Ausſage erſtatten, worauf ich denn thun werde, was für gut befunden wird.

Glauben Sie aber, daß mehr gethan werden muß, ſo gebe ich Ihnen dazu meine Einwilligung. Uebrigens muß ich Ihnen melden, daß ich Pomponne zum Staatsſecretär ernannt habe. Ich will nicht daß Berny länger die Stelle verſieht. Sagen Sie ihm, daß ich ihm befehle alle ſeine Chiffern an Louvois zu ſchicken, dem ich bis zur Ankunft Pomponnes die Stelle zu verwalten gegeben habe.

IX.

Ueber Ludwigs XIV Verhältniß zu ſeinen Miniſtern, wenn er mit ihnen arbeitete oder ihnen Befehle gab, welche die Königin, ſeine Maitreſſen, die Geiſtlichkeit, das Parlament, das Kriegsweſen, die Marine, die Künſte und Gewerbe betrafen.

Wir glauben, daß man den König Ludwig XIV beſſer aus ſeiner eignen Sprache beurtheilen werde. Man lernt ſeinen Ton, ſeine Manier, ſeine Neigungen kennen: mag er immer als König ſprechen wollen, die Leidenſchaften des Menſchen laſſen ſich nicht verdecken. Hier ſind einige Details, ſeine Mätreſſen und die Geiſtlichkeit betreffend.

Colb

Colbert an den König.

ohne Datum.

Darf ich wohl hoffen daß Ew. Majeſtät geruhen werden, mir von allen Neuigkeiten, die im Publikum bekannt werden, und von den Berichten von der Marine Nachricht geben zu laſſen.

Antwort des Königs.

Ich werde darauf bedacht ſeyn. Der Erzbiſchof von Paris hat mich gebeten, Ihnen zu ſagen, daß, wenn Sie Doctoren der Sorbonne ſprechen, Sie ihnen wiſſen laſſen möchten, daß ich ihn beauftragt habe, auf die außerordentlichen in der Sorbonne vorkommenden Fälle Acht zu haben, damit ſie ihm, wenn er etwas ſagt, eher Folge leiſten.

An Colbert.

Aus dem Lager von Steinkoure den 28. Mai 1675.

Was Sie mir von den beyden Erzbiſchöfen von Auch und Vienne geſchrieben haben, macht mich unruhig, wenn nämlich der Erzbiſchof von Paris krank werden ſollte; ich hoffe aber, daß der Fall nicht eintreten wird, und ſollte er ja eintreten, ſo können Sie alles was Sie für ſchicklich halten, thun.

Frau von Monteſpan hat mir geſchrieben, daß Sie Befehl zu Einkaufung von Orangebäumen gegeben haben und immer ihre Wünſche zu erforſchen ſuchen. Fahren Sie fort meinen Ihnen hierüber gegebenen Befehlen nachzukommen, wie Sie bis jetzt gethan haben.

Was das betrifft, was Sie mir von Ihrem Sohne geſchrieben haben, ſo darf es Sie nicht wundern, wenn ich Ihnen, wo es mir möglich iſt, Zeichen meiner Zufriedenheit und meiner Freundſchaft gebe, die Sie ſo wohl verdienen.

An Colbert.

Aus dem Lager von Satin den 3. Jun. 1675.

Ich habe Urſache mit allem, was Sie thun, durchgängig zufrieden zu ſeyn, und freue mich daß Sie Geld geſchafft haben

und

und es nach meinem Wunsche auszahlen. Aus dem was Sie mir melden, und was der Hr. Erzbischof von Paris schreibt, sehe ich, daß die Versammlung der Geistlichkeit sehr gut anfängt und sehr gut gesinnt zu seyn scheint. Thun Sie alles was Ihnen möglich ist, damit sie bald geschlossen werden kann. . . Fahren Sie fort den Wünschen der Frau von Montespan nachzukommen.

An Colbert.

Aus dem Lager von Neufchateau den 22. Jun. 1675.

Ich habe mit Vergnügen vernommen, was die Versammlung der Geistlichkeit gethan und wie sie freywillig mein Verlangen erfüllt hat. Ich schreibe an den Hrn Erzbischof von Paris um ihm meine Zufriedenheit deswegen zu bezeigen. Und Sie können bey der ersten schicklichen Gelegenheit erklären daß ich mit ihrem Betragen durchaus zufrieden bin, und eben so mit den einzelnen Personen, die bey dieser Gelegenheit, wie ichs nur wünschen konnte, gehandelt haben.

Ich habe an Montauser geschrieben, daß bey meinem Sohne kein Unterschied zwischen den Prinzen von Conti und dem Grafen von Vermandois gemacht werden soll; nur müssen manche Dinge vermieden werden, als sich beym Lever und Coucher einzufinden, wenn die Prinzen von Conti gegenwärtig sind.

X.

Details zwischen dem Könige und seinen Ministern, die Finanzen, die Parlamenter und andere Gegenstände betreffend, als Belege, wie der König von allem unterrichtet seyn wollte.

Ludwig XIV. an Colbert.

Tours den 24. October 1670.

So eben habe ich den Brief erhalten, worin Sie mir von dem Leben und Thaten des Herzogs von Mazarin geschrie-

rieben haben. Einen Gefreiten zu ſchicken, ſcheint mir zu waltſam und könnte Aufſehen erregen; was ich thun will, daß ich Ihnen auftrage, mit ihm in meinem Namen zu echen und mir dann ſogleich von dem was vorgefallen iſt, richt zu erſtatten, damit ich, im Fall es nöthig ſeyn ſollte, hr thun kann.

Derſelbe an Denſelben.

Verſailles den 25. April 1671.

Mein lieber Colbert, ich habe erfahren, daß es mit rer Geſundheit nicht zum Beſten ſteht und daß die Eile, t der Sie zurückreiſen wollen, Ihnen ſchädlich werden n. Ich ſchreibe Ihnen dieſes Billet, um Ihnen anzue ehlen, daß Sie ſich vor allem hüten, wodurch Sie auf Stand geſetzt werden könnten, mir, wenn Sie wieder mmen, in allen den wichtigen Geſchäften, die ich Ihnen ane traut habe, ferner zu dienen. Kurz Ihre Geſundheit iſt r zu wichtig, ich will daß Sie ſich ſchonen, und ſeyn Sie ſichert, daß das Vertrauen und die Freundſchaft, die ich Sie habe, mich ſo ſprechen heißt.

Derſelbe an Denſelben.

1671.

Lyonne's gefährliche Krankheit betrübt mich ſehr und ich aß Ihnen, im Fall ihn Gott, bevor ich nach Verſailles rückkomme, abfodern ſollte, den Auftrag geben, daß Sie ſogleich in ſein Haus verfügen und ſeinem Sohne ſagen, ß ich bey dem eingetretenen Falle für nöthig erachtet hätte, ß Sie zu ihm gingen und in ſeinem Beyſeyn das Cabinet nes Vaters verſiegelten, in welchem ſich Papiere befinden, liche weder ſeine Mutter, noch ſeine Brüder, noch irgend jes and ſehen dürfen; dieß könne nur allein in meinem Namen ſchehen, und ich würde ihm ganz vertrauen; aber da er nicht der zige Erbe ſey, ſo könne irgend eine Unannehmlichkeit daraus ſtehn, die dann nicht wieder gut gemacht werden könnte. Übrigens können Sie noch alles ſagen und thun, was Sie die Sicherheit meiner Geheimniſſe und der Verwandtſchaft für nöthig befinden, zu welchem Ende ich Ihnen auch ß dieſe Befehle gegeben habe.

Col-

Colbert an Ludwig XIV.

Seaux d. 14. Aug. 1673.

Was die Finanzen betrifft, woron Ew Majeſtät glauben, daß die Ausgabe des nächſtfolgenden Jahres der von dieſem Jahre gleich ſeyn werde, ſo bitte ich Ew Majeſtät zu erwägen, daß ſie ſich auf hundert Millionen Livres belaufen wird, daß die Einnahme, worüber wir diſponiren können, ſünf und ſiebenzig Millionen und die drey Millionen, welche das Stempelpapier einträgt, dazu gerechnet, acht und ſiebenzig Millionen einträgt.... Wir müſſen wenigſtens auf ſünf und zwanzig Millionen für die auswärtigen Angelegenheiten rechnen, was doch nur durch eine große Sorgfalt von Seiten Ew Majeſtät möglich iſt. Ich habe alle alte und neue Memoires in den auswärtigen Angelegenheiten vor mir liegen und gehe ſie durch, um Ew Majeſtät bey Ihrer Zurückkunft Bericht davon zu erſtatten.

Antwort des Königs am Rande.

Nancy d. 18. Augſt.

Ich bin vor der Ausgabe erſchrocken. Ich hoffe aber daß Sie es durch Ihre Bemühung und Ihren Fleiß möglich machen werden, meine Bedürfniſſe zu befriedigen. Ich vertraue ganz Ihrer Geſchicklichkeit und ihrem Eifer für mich und mein Intereſſe.

Colbert an Ludwig XIV.

d. 2. Aug. 1673.

Herr Piquet, Entrepreneur des Communicationscanals und Pächter der Salzſteuer dieſer Provinz liegt, nachdem er ganz geneſen zu ſeyn glaubte, ſeit ſechs Wochen an einem ſchleichenden Fieber krank und an einer Art von Waſſerſucht die ihm wahrſcheinlich im Monat September oder October den Tod bringen wird. Als Entrepreneur des Canals hat er ſeinen Sohn die vollkommene Verbindlichkeit aller Contracte übernehmen laſſen; als Pächter der Salzſteuer iſt er allein verbindlich. Der Zuſtand in dem er ſich befindet, ſchien es mir nöthig zu machen, etwas näher auf ihn Acht zu haben.... Ich habe gefunden daß er auf die auf ſeine Pach-

tung

durch Brücken verbunden, und aus allen zusammen erhub sich das heutige Venedig, eine Stadt die geschlossen ist ohne Thore, fest ohne Mauren und ohne Vestungswerke unüberwindlich, durch nichts vertheidigt als durch das Meer worinn sie liegt und durch die Untiefen, welche den Eingang für jedes fremde Schiff gefährlich machen. Ein Sumpf den man unter den Nahmen der Laguna kennt, trennt die Stadt von dem festen Lande, und es kostet schon Jahrhunderte lang unermeßliche Arbeit und Aufwand diesen Sumpf zu unterhalten, daß er nicht festes Land und von der See verlassen wird.

Die See, auf welche die alten Bewohner Venedigs nunmehr eingeschränkt waren, wurde die Quelle ihres Reichthums, ihrer Freiheit und Macht. Von dem festen Lande verdrängt und von allen Ressourcen verlassen die der Landbau gewährt, mußten sie in der Schiffart und im Handel ihr Heil versuchen. Die Noth wurde ihre Gesetzgeberin, ihre Führerin und die Schöpferinn ihrer Größe. Alle ihre Industrie wandte sich nun dem Schiffbau und dem Seewesen zu; schon im Neunten Jahrhundert waren die venetianischen Schiffsbaumeister durch ganz Italien berühmt. Sie wurden unternehmend zu Wasser, trieben den Seehandel mit Ernst, und kamen bereichert nach Hause. So sehen wir das Beispiel der Phönizier in der alten Welt und der Holländer in der neuen; diese drey Nationen ersetzten durch ihre Betriebsamkeit was die Natur und ihre Heimat ihnen verweigert hatte; arm auf dem festen Lande schufen sie sich ein wandelndes Vaterland auf dem Meere, und zu Haus ohne Aernte suchten sie ihr Glück auf den entlegensten Küsten auf. Bald wurden die Venediger mächtig im adriatischen Meer, so wie sich nach und nach die schwachen Griechen aus demselben zurückzogen. Die Streifereyen der Araber, welche das mittländische Meer und auch das adriatische beunruhigten; die Venedig gegenüberwohnenden Slaven in Istrien und Dalmatien, welche gleichfals Seeunternehmungen thaten, zwangen sie größre Schiffe zu bauen und stärkere Flotten in See zu schicken. Sie machten Eroberungen in Istrien und Dalmatien, und ihr Doge nahm gegen die Mitte des Xten Jahrhunderts den Titel eines Herzogs von lezterm an. Auch auf dem festen Lande Italiens, das

an

tung geſtellten Aſſignationen vom Monat April, Mai, Junius und Julius faſt gegen vierhundert tauſend Livres ſchuldig iſt. Deßwegen habe ich an Hrn von Beſons einen Kourier abgeſchickt mit dem Befehl, daß er zu Piquet gehen und ihn zur Zahlung ſeiner Schuld anhalten, wo nicht Commiſſarien in alle ſeine Speicher ſetzen ſoll. Der Kourier hat Hrn. von Beſons in Pouanne angetroffen, von wo er zurückkam.

Antwort des Königs.

Thun Sie alles was Sie für nöthig erachten, ohne Zeit zu verlieren.

Colbert an Ludwig XIV.

Paris d. 27. Jun. 1673.

Ich muß Ew Majeſtät melden, daß ich mit dem erſten Präſidenten wegen der Frau von Brigi geſprochen habe, die Ew Majeſtät eine Empfehlung zu geben befohlen; ſie iſt aber vor acht Tagen zu mir gekommen und hat ſich beklagt, daß der Präſident gar nicht ihr Scheidungsgeſuch begünſtigen wolle.

Antwort des Königs.

Aus der Gegend von Maeſtick d. 2. Julius.

Sie müſſen zuſehen, was zu thun iſt.

Ludwig XIV an Colbert.

Aus dem Lager von Beſançon.

Ich habe Ihren Brief, worin Sie von dem Papierſtempel ſchreiben, mit Aufmerkſamkeit geleſen: ich finde dabey Hinderniſſe, wie wir auch die Sache angreifen mögen; da ich Ihnen aber gänzlich vertraue und Sie beſſer als irgend jemand wiſſen, was am rathſamſten zu thun iſt, ſo überlaſſe ich Ihnen alles und thun Sie daher was Sie für das rathſamſte halten. Es ſcheint mir von Wichtigkeit zu ſeyn, daß wir nicht die geringſte Schwäche zeigen und alle Verdrüßlichkeiten zu vermeiden ſuchen, die unter ſolchen Umſtänden nachtheilig ſeyn könnten.... Ich werde Eſtrees beauftragen, daß

daß er mit Ihnen über ein Geſuch der Einwohner von Fontainebleau und wegen der proteſtantiſchen Commis ſpricht, die ich entferne zu ſehen wünſchte.

An Colbert.

Von der Loge d. 24. Jun. 1674.

Der erſte Präſident hat mir geſchrieben, er hoffe, daß ich es gnädig aufnehmen würde, wenn das Parlament mich bey meinem Uebergang nach Flandern begrüßen ließ. Ich habe ihm geantwortet, ich würde ihm wiſſen laſſen, was ich zu ſeiner Zeit wünſchte, und ich könnte ihm zum voraus ſagen, daß ich es lieber ſehen würde, wenn ſie meine Rückkehr erwarteten. Wenn er die Zeit meiner Rückreiſe erfähret, ſo wird er ohne Zweifel davon ſprechen, daß er mir entgegen kommen will; und Sie können ihm ſagen, daß Sie glaubten, ich würde es gern ſehen, wenn er nach Fontainebleau käme; man müſſe aber erſt meine Befehle erwarten, welche beſagen werden daß ich wünſchte, ſie kämen nach Fontainebleau, ſo wie auch die übrigen Geſellſchaften. Dieß ſage ich Ihnen zur Nachricht.

An Colbert.

von Ryſſel den 4. März 1677.

Ich ſchicke Ihnen hier das Käſtchen zurück, das Sie mir für Milord Düras geſchickt haben, damit Sie es ihm in meinem Namen geben. Er iſt zu Paris und wird ſich einige Tage daſelbſt aufhalten. Das Käſtchen iſt ſehr ſchön, und das Geſchenk ſehr artig.

Ich habe auch das Armbandjuwel für Milord Sunderland erhalten, und ich ſchicke es an Courtin, um es ihm zu geben. Es iſt ſo ſchön und ſo wohlfeil, daß ich erſtaunt bin, es ſcheint viel mehr werth zu ſeyn. Es freut mich ſehr, daß Sie Befehl zum Auszahlen gegeben haben; es wundert mich nicht, denn ich kenne Ihren Eifer, womit Sie mir zu gefallen ſuchen.

24. Februar 1678.

Die prompte Auszahlung von einer Million, die Sie gewöhnlich leiſten, iſt, wie ich ſehe, mehr als man erwarten kann.

kann. Ich bin Ihnen dafür dankbar, wie es Ihre Dienſte und Ihr Beſtreben mir zu gefallen, verdienen.

XI.

Der König vertraut bisweilen in kritiſchen Zeitpunkten um ſeinen Willen durchzuſetzen, ſeinen Miniſtern eine abſolute Gewalt.

An Colbert.

Aus dem Lager von Gouy bey Caſſelet d. 14. Mai 1675.

Man hat mir ſo eben gemeldet, daß man in Poitiers Miene zu einem Aufſtand macht, wegen der zum Beſten der Künſte und Gewerbe gemachten Foderung. Ich ſchreibe Ihnen dieſe paar Zeilen um Ihnen zu ſagen, daß Sie in dieſer Sache thun was Sie für gut finden, und alle Unannehmlichkeiten zu verhindern ſuchen. Thun Sie alſo dem Intendanten zu wiſſen, was Sie in dieſem Falle für das rathſamſte halten.

XII.

Details zwiſchen dem Könige und ſeinen Miniſtern, in Betreff der Künſte und Gewerbe, der Künſtler, der Academien u. ſ. w.

Colbert an Ludwig XIV.

Saint Germain d. 10. Mai 1672.

Die Franzöſiſche Academie, die Ew. Majeſtät um die Gnade gebeten hat, ſie in Dero beſondern Schutz zu nehmen, fragt an, wo ſie ſich in Zukunft verſammeln ſoll. Es ſchickt ſich kein Ort dazu als das Louvre und die königliche Bibliothek. Das Louvre iſt der würdigſte Ort, aber unbe-

quem, und die Bibliothek iſt weniger würdig, bis ſie mit dem Louvre vereinigt wird, aber bequemer.

Antwort des Königs.

Die Academie mag ſich im Louvre verſammeln, dieß ſcheint mir der beſte Ort, wiewohl ein wenig unbequem.

Colbert an Ludwig XIV.

Paris d. 22. März 1677.

Die Königin hat zwey tauſend Piſtolen zu den Almoſen bey ihrem Jubiläum verlangt. Ich habe ſie ihr ſogleich auszahlen laſſen, und ſchicke die Anweiſung nebſt einigen andern an Ew. Majeſtät zur Genehmigung.

Lebas, der unſtreitig einer der geſchickteſten Männer in Europa war, in Verfertigung von Microſcopen und mathematiſchen Inſtrumenten, iſt vor wenigen Tagen geſtorben, und ſeine Wohnung in den Gallerien des Louvres iſt nunmehr erledigt. Es kömmt nun darauf an, ob Ew. Majeſtät geruhen dieſe Wohnung dem in dieſen beyden Fächern geſchickteſten Künſtler in Paris, oder einem der Medailleurs heiter Ew Majeſtät anzuweiſen.

Der Kaufmann und geſchickte Thonarbeiter Johann Berth in Oudenarde, der alles für Verſailles gearbeitet hat, iſt geſtorben und hat eine Frau mit vier Kindern hinterlaſſen. Man bittet Ew. Majeſtät ſeiner Wittwe und hinterlaſſenen Kindern das Recht des Rückfalls (le droit d'aubaine) zu erlaſſen.

Antwort des Königs am Rande.

Sie haben wohlgethan, daß Sie die zwey tauſend Piſtolen der Königin haben auszahlen laſſen.... In die Wohnung der Gallerie können Sie ſehen, wen Sie für den würdigſten halten.... Laſſen Sie der Wittwe und den Kindern des Mannes, der Thonarbeiten für Verſailles geliefert hat, eine Unterſtützung geben, und ich erlaſſe ihnen den Rückfall des Vermögens.

An Colbert.

Aus dem Lager bey Cambray d. 17. April 1677.

Es freut mich ſehr daß le Brun die Anlage dieſer Belagerung ſieht, denn ſie iſt ſehr ſchön. Ich ſchließe mit der Verſicherung, daß ich Ihre Verdienſte um mich, und die Mühe, die Sie um meinetwillen auf ſich nehmen, mit Vergnügen und freundſchaftlichem Danke anerkenne.

An Colbert.

d. 19. April 1677.

Le Brun und le Nôtre ſind hier angekommen. Es freut mich ſehr, daß le Brun dieſe Belagerung (von Cambray) geſehn hat, er iſt auch zu Valenciennes geweſen. Laſſen Sie jedem funfzehn hundert Livres für ihre Reiſe auszahlen.

An Colbert.

Calais d. 24. April 1677.

Ich kenne Sie zu gut um nicht zu erwarten, daß Sie ſich über die Einnahme von Cambray recht ſehr gefreut haben. Ich bin Ihnen dafür, wie überhaupt für Ihre guten Geſinnungen gegen mich von Herzen dankbar, und ich hoffe, es wird Sie freuen, wenn ich ſage, daß ich Sie ganz kenne, ſo wie Sie ſind .... Ich lege einen Aufſatz vom Marquis von Louvois bey, der ſehr zu brauchen ſeyn wird, und gute Erſparungsvorſchläge für den Artikel der Ausgabe für die Wiſſenſchaften enthält. Sie werden ihn durchſehen und benutzen.

XIII.

Wie weit der König ſeine Willkühr und ſeine Rache trieb.

Ludwig XIV an Colbert.

Courtrai d. 19. Mai 1673.

Es würde kein gut Beiſpiel geben, wenn man dem Sohne des Präſidenten von Perquigny wegen ſeiner Jugend

Diſpenſation ertheilte, da der Vater im Exil iſt und ſich ſchlecht verhalten hat. Ich mag ſie ihm alſo nicht verwilligen.

An Colbert.

Saint-Maurice d. 3. October.

Man hat mir gemeldet, daß in Saint-Germain in einigen Häuſern die Blattern herrſchen. Geben Sie Befehl, daß man die Kranken wegſchafft, und die Häuſer, wo die Blattern geweſen ſind, lüftet *).

XIV.

Neue Beyträge zur Geſchichte Ludwigs XIV, beſonders ſeiner jüngern Jahre.

Der Cardinal Richelieu.

Auszug aus Lupnes's Manuſcripten.

Der Cardinal Richelieu war in die Königin Mutter verliebt. Frau von Chevreuſe (Rohan) Wittwe des Connetables Luynes, die in die Intriguen des Hofes ſehr eingeweiht war, bemerkte dieſe Leidenſchaft und beredete ihn, vielleicht um den Cardinal lächerlich zu machen, oder aus einer andern Urſache, daß er auf einen Ball kam, in einer für einen Biſchof ganz ſonderbaren Kleidung. Er hatte ein grünes Narrenhabit an, und Caſtagnetten in der Hand. Aber die Verkleidung lief nicht nach Wunſch ab, er wurde deßwegen auf Frau von Chevreuſe aufgebracht, und ſie mußte ins Exil wandern.

Der Cardinal Mazarin.

Auszug aus Lupnes's Manuſcripten.

Der Cardinal Mazarin hinterließ ein Vermögen von vierzig Millionen, er beſaß eine unglaubliche Menge von Pfründen, worunter funfzehn oder achtzehn waren, die er, ohne

*) Der König fürchtete für ſeine Kinder.

ohne Bullen darüber zu haben genoß. Es iſt bekannt, daß er zweymal das Königreich verlaſſen mußte. Auf einem Spaziergange warf er ſein mit Gold beſchlagenes Rohr auf einen Baum, und ſagte zu ſeinen Begleitern: wenn mein Rohr auf dem Baume bleibt, ſo iſt es ein Zeichen, daß ich bey meiner Rückkehr wohl aufgenommen werde, fällt es wieder herunter, ſo iſt es eine ſchlimme Vorbedeutung. Er traute viel auf Vorbedeutungen. Da er ſtark war und gut werfen konnte, ſo blieb das Rohr wirklich auf dem Baume hängen. Vortrefflich, rief er, mag es eben bleiben. Aber des guten Omens ungeachtet, wollte er ſein Rohr nicht verlieren, und ſorgte dafür, daß ers wieder bekam.

Dieſe Anecdote iſt der ähnlich, welche von dem Ahnherrn der Sforza erzählt wird. Das Haus der Sforza, das in den Kriegen der Franzoſen in Italien unter Karl VIII, Ludwig XII und Franz I ſo bekannt geworden iſt, das dem Wechſel von Größe und Niedrigkeit ſo oft erfahren, und beim Haſſe des Papſtes Julius II gegen Frankreich, und den Planen der mit dieſem Papſte verbundenen Mächte zum Werkzeug gedient hat, dieſes Haus, ſage ich hat einen nicht ſehr ehrenvollen Urſprung. Der Ahnherr deſſelben war ein Handarbeiter, aber ſein Geiſt ſtrebte weit über ſeinen Stand hinaus. Einſt, als er mit ſeiner Art an die Arbeit ging, ſtellte er ſich in einiger Entfernung vor einen Baum, und ſagte zu denen die bey ihm waren: jetzt will ich ſehen, was ich für eine Lebensart wählen ſoll. Ich will meine Art in dieſen Baum werfen, bleibt ſie darinne ſtehen, ſo iſt es ein Zeichen, daß ich Soldat werden ſoll, bleibt ſie nicht ſtehen, ſo bleibe ich was ich bin. Sforza war unſtreitig ſeiner Sache gewiß, und verließ ſich auf ſeine Stärke und Geſchicklichkeit. Die Art blieb in dem Baume ſtehen, und Sforza gab ſeine Lebensart auf und gieng unter die Truppen.

Als die Königin Mutter bey dem Aufruhr in Paris mit dem Könige nach Saint Germain floh, ſuchte jedermann ſo gut es ging, durchzukommen. Der Kanzler Sequier wußte ſich in einen Mönch von der Miſſion des heil. Lazarus zu kleiden, und die Mutter eines von den Staatsſecretären ſich als eine Ciſterzienſer Nonne.

Es iſt bekannt, daß der Cardinal Mazarin den Frieden mit Spanien im J. 1660 ſchloß, den man gewöhnlich den

Pyrenäiſchen Frieden nennt. Die Unterhandlungen, welche dieſen Frieden hervorbrachten, geſchahen zu Saint-Jean de-Luz. Der bekannte Dom Ludwig de Haro war der Bevollmächtigte Spaniens, aber er war ſo klug geweſen, faſt das ganze Spaniſche Conſeil mit ſich zu bringen. Der Cardinal Mazarin hatte niemanden mit ſich gebracht, als den Marſchall Villeroy und Hrn. von Lionne. Der Verfaſſer des Manuſcripts behauptet, daß die Anſtrengung, mit welcher er wegen dieſer wenigen Unterſtützung habe arbeiten müſſen, ihm vorzüglich den Tod gebracht habe.

Sobald er von Saint Jean de Luz zurück war, wurde er krank. Die Königin Mutter beſuchte ihn beym Anfang ſeiner Krankheit. Es war niemand bey ihr als Frau von Fleche, ihre Hofdame. Als ſie in das Zimmer trat, richtete ſich der Cardinal in ſeinem Schlafrocke auf, und indem er ſeine Beine bis an die Schenkel entblößte, die mit einer Art von Schuppen bedeckt waren, ſagte er, Sehen Sie, Madame, in welchem Zuſtande ſich der einſt ſo ſchöne kraftvolle Mann befindet, von dem die Zeitgeſchichte ſo viel böſes geſagt, und ſo ſchwarze Verläumdungen ausgebreitet hat. So ſonderbar dieſer Empfang von Seiten des Cardinals war, ſo ſonderbar iſt die Schonung, mit der dies die Königin aufnahm. Der Mann, ſagte ſie, iſt zu entſchuldigen, ſeine Schenkel können nur Mitleid erregen, weiter können ſie keinen Eindruck machen.

Das Manuſcript ſagt noch an einem andern Ort, wo die Rede vom Cardinal und von der Königin iſt: er hätte faſt die tugendhafte Fürſtin verführt, die zwar ſehr verläumdet worden wäre, aber ſich ſicherlich nie ſchuldig gemacht habe. Dieß hat mir ein Mann von viel Glaubwürdigkeit ſo oft verſichert, daß ich es glaube.

Wenn der König zum Cardinal gieng, ſo begleitete ihn öfters der Staatsſecretär, welcher den Monat hatte. Dieſer Ausdruck iſt merkwürdig, weil man daraus ſieht, daß die Staatsſecretäre monatsweiſe den Dienſt hatten *).

Lud

*) Es ſind noch einige Spuren von dieſem Gebrauch vorhanden. Ehemals nahm der Staatsſecretair, welcher den Monat hatte, die an den König eingereichten Bittſchriften ein. Es iſt bekannt daß

Ludwig XIV verſtand es, diejenigen welche Anhänglichkeit für ihn zeigten, zu belohnen. Er wollte einen ſeiner Staatsſecretäre zum Ritter ſeiner Orden machen, aber es fanden ſich einige Schwierigkeiten, die es unmöglich machten. Gleichwohl wollte er ihn auf eine ſchmeichelhafte Art auszeichnen, und ſagte zu ihm: ich erzeige Ihnen eine Ehre, wie ich ſie nur den Prinzen von Geblüt erzeige; nennen Sie mir einen, dem Sie die für Sie beſtimmte Stelle im Orden wünſchten. Der Staatsſecretär nannte ſeinen Schwiegerſohn, und dieſer wurde Ritter. Dieß war in der Periode der Ungnade Fouquets.

Die Geſchichte der Ungnade Fouquets iſt in dem Manuſcript ſehr ausführlich erzählt, die mehreſten Umſtände davon ſind bekannt, die Fete zu Vaux, das Porträt der Madem. de la Valliere, (in welche der König ſchon verliebt war) und das er in Fouquets Cabinette antraf, wie der König Fouquet arretiren laſſen wollte, noch zu Vaux, wie die Königin ſich ſtandhaft dawider ſetzte, und die Beſchließung der Reiſe nach Nantes. Dieſe Facta ſind jedermann bekannt, aber was vielleicht weniger bekannt iſt, iſt, in welcher kurzen Zeit Fouquet von ſeinen Beſorgniſſen zur größten Sorgloſigkeit überging. Den Tag vor der Ankunft des Königs in Nantes fragte er einige über ſein Schickſal, die davon unterrichtet ſeyn konnten, und auf die er Vertrauen ſetzen konnte und er zweifelte gar nicht, daß ihm ſeine Verhaftung

daß Sonntags in der Antichambre des Königs eine kleine Tafel aufgeſtellt wird, die mit einem grünen ſammtenen Teppich belegt iſt, und bey dieſer Tafel ſteht ein mit Karmeſin Sammet beſchlagener Lehnſtuhl, deſſen Rücken gegen den Camin zu gekehret iſt. Hinter dieſem Lehnſtuhl, welcher für den König iſt, ſtand ehemals der Staatsſecretär welcher den Monat hatte, nahm die eingereichten Bittſchriften ein, und vertheilte ſie an diejenigen ſeiner Collegen, welche ſie angiengen. Da es äuſſerſt ſelten geſchieht, daß man Bittſchriften auf dieſe Tafel legt, ſo ſchien dieſes für die Staatsſecretäre unwürdige Geſchäft ohne Nutzen zu ſeyn, und dem Könige hat es gefallen, einem der erſten Commis dieſes Geſchäft zu übertragen. Gegenwärtig hat es Hr. Douin, erſter Commis des Hrn. Saint-Florentin, dieſer nimmt alle die Bittſchriften ein, welche auf die Tafel gelegt werden. Er ſieht an welches Departement ſie gehören, ordnet ſie in Paquet und contreſignirt ſie mit dem Namen des Staatsſecretärs, der den Monat hat.

jeden Augenblick bevorſtehe und den Tag drauf glaubte er, daß die getroffenen Anſtalten nichts andres zur Abſicht hätten als Colberts Verhaftung. Dieſe Anſtalten waren wirklich ſehr auffallend. In der Thüre, durch die man zum Könige zu gehen gewohnt war, ſtand eine Schildwache von den Mouſketären. Wenn die Miniſter kamen, ſo ſagte ihnen der Soldat, hier könne man nicht zum Könige kommen und gab ihnen einen von ſeinen Kamaraden mit, der ſie zu einem andern Eingange brachte. Dieß war eine der Hinterthüren, zu welcher ein ſehr ſchmaler Corridor führte. In dieſem Corridor ſtand eine Tafel, an welcher Hr Noze ſaß und ſchrieb, und ein wenig weiter hinten in demſelben Corridor befand ſich Hr. von Saint-Aignan, an den man ſich wenden mußte. Er klingelte mit einer kleinen Schelle, öffnete die Thüre des Königs und meldete denjenigen, der Zutritt verlangte. In dem Zimmer des Königs ſtand eine große Tafel die ganz mit Papieren bedeckt war, worunter auch mehrere lettres de cachet waren und ſobald jemand eintreten ſollte, wurde vorher ein großes ſeidenes Tuch darüber gebreitet. Fouquet kam zu dem Könige, aber er war krank, er hatte das dreitägige Fieber. Der König ließ ſich mehr mals nach ihm erkundigen. Den Tag vorher, ehe er verhaftet wurde, hätte ihn ein Schauer aufs Bette niedergeworfen. Der Verfaſſer des Manuſcripts kam zu ihm und erzählte ihm was man im Publikum ſpräche; er bemerkte mit Erſtaunen Fouquets guten Muth und konnte ihn nicht von ſeinem Wahne abbringen. Noch denſelben Tag erhielt ein Staatsſecretär Befehl ſich den andern Tag morgens punct ſechs Uhr zu Fouquet zu verfügen. Er ſtellte ſich auf die Minute ein. Boucherat, Intendant von Bretagne, befand ſich ſchon daſelbſt und Fouquet war ſchon fort. Der Staatsſecretär ging zum Könige und traf unterweges einen Wagen an, dem er nicht nahe kam, aber er bemerkte daß die Fenſter zugezogen waren und Hr. von Artagnan mit dem Gefangenen darin ſaß.

Die Liebe des Königs zu Madem. de la Valliere veranlaßte einen andern ſehr intereſſanten Auftritt, der aber geheim geblieben iſt. Man behauptet Fouquet ſey in die Valliere verliebt geweſen; gewiß iſt, daß einer von den Staatsſecretären oft mit Madem. de la Valliere ſprach und ſie ſehr gern zu ſehen ſchien. Er war ein Menſch von Kopf und hatte einen

ſehr

an ihre Insel grenzt, wußten sie sich unvermerkt ein ansehnliches Gebiet zu gewinnen. Die reichste Quelle ihrer Macht waren aber nicht sowohl Eroberungen, als der Handel nach dem Orient, den sie im zehenten und eilften Jahrhundert fast ganz allein an sich rissen. Ganz Europa empfieng die Produkte Asiens, Griechenlands und Egyptens auf venetianischen Schiffen, und alles Silber, welches der Luxus für levantische Waaren aus Europa ausführte, wanderte durch ihre Hände; Manufacturen fiengen an bey ihnen zu blühen. So häufte sich in Verlauf einiger Jahrhunderte der Reichthum vieler Länder auf dieser Inselstadt zusammen.

Auch in diesem Zeitraum findet man Spuren, daß sie keine vollkommene Unabhängigkeit genossen. Nachdem das griechische Kaiserthum, an welches sie sich anfänglich, wegen der Herrschaft der Griechen im adriatischen Meere, angeschlossen gehalten, zu einer solchen politischen Schwäche herabgesunken war, daß es ihnen weder mehr nützlich noch gefährlich seyn konnte, so übten die deutschen Kaiser gewisse oberherrliche Rechte über diese Republik aus. Der italienische Kaiser Berengar ertheilte dem Doge i. J. 950 das Recht Münze zu schlagen; eben diese Dogen mußten dem deutschen Kaiser biß auf Otto III jährlich einen Mantel von Goldstoff als eine Art von Tribut schicken. Diese schwache Dependenz von entlegenen und schwachen Monarchen hinderte aber nicht, daß sie sich nicht nach ihren eigenen Gesetzen so gut als eine souveraine Republik regierten. Der Geist der Freiheit belebte diese Republikaner, und veranlaßte viele und heftige innre Stürme in ihrem Staat, da die Dogen nach der unumschränkten Gewalt strebten, die Bürger aber nach allen Kräften dagegen arbeiteten. Mehr als ein Doge wurde im Aufstand ermordet, die Regierungsform selbst aber wurde im Ganzen wenig verändert.

Im eilften Jahrhundert wurden die Venetianer aus ehemaligen Unterthanen und Schutzgenossen der griechischen Kaiser Bundsgenossen und sogar Beschützer derselben. Sie leisteten denselben Hülfe gegen die normännischen Eroberer, welche das griechische Reich selbst angriffen, nachdem sie ihm seine Besitzungen in Unteritalien entrissen hatten. Die Venetia-

ner

ſehr klugen und in die Geheimniſſe des Hofes eingeweihten Freund zur Seite. Er bemerkte alſo bald daß Madem. de la Valliere dem Könige nicht ganz gleichgültig ſey. Er hatte einen Mahler kommen laſſen, der das Porträt des Königs und was eigentlich ſeine Abſicht war, zugleich das Porträt der Valliere mahlen ſollte. Niemand iſt ſcharfſichtiger als ein Verliebter. Der König bemerkte die Neigung des Staatsſecretärs zur Valliere, und eines Tages, als der Staatsſecretär in ſeinem Cabinet war, verriegelte er die Thüre und ſagte: Ich habe Ihnen etwas zu ſagen. Dieſer erſchrack nicht wenig darüber, zumahl da er vermuthen konnte, was er ihm ſagen würde. Der König ſagte zu ihm: Sie lieben Madem. de la Valliere. Sire, ſagte der Staatsſecretär, der ſich von ſeinem erſten Schrecken erholt hatte, da er den König nicht ſehr erzürnt zu ſeyn glaubte, ich liebe ſie noch nicht, aber ich hätte ſie lieben können. Er hatte bemerkt daß der König roth geworden war; jetzt warf er ſich ihm zu Füßen und ſagte: Sire, ich weiß was ich thun muß, ich will ſie nie wieder ſehn und will ſogleich den Mahler zurückſchicken. Schicken Sie ihn nicht zurück, ſagte der König, das würde zu auffallend ſeyn, er mag mein Porträt mahlen. Aber Sie, lieben, ich ſehe es wohl. Der Staatsſecretär brach in neue Betheurungen aus und der König ſchien ſie mit Wohlgefallen und mit Güte aufzunehmen. — Dieſer Staatsſecretär war gewiſſermaaßen mit dem Könige erzogen worden und hatte an allen den jugendlichen Beſchäftigungen deſſelben Theil genommen. — Man ließ die jungen Leute am Hofe exerciren und Frau de la Salle, Kammerfrau der Königin Mutter, commandirte mit einer Pique in der Hand das Exercitium. Der König bekam bald Luſt zum Schießen und ein gewiſſer St. Mauri gab ihm darin Unterricht.

In dem Manuſcript iſt auch die nähere Geſchichte des Todes des Cardinals Mazarin enthalten. Es wurden, wie man es erwarten wird, eine Menge Aerzte bey ſeiner Krankheit zu Rathe gezogen. Unter dieſen war ein gewiſſer Guénéau, zu dem der Cardinal mehr Zutrauen als zu den andern hatte. Es iſt derſelbe von welchem Boileau ſagt, er habe mit dem Antimonium die Eigenſchaft gemein, daß er unzählige Menſchen in jene Welt befördert habe. Ohne Zweifel kannte ihn der Kardinal als einen Mann, der die Wahr-

heit sagte. Die übrigen machten ihm alle Hoffnung, er wandte sich an Bucneau und fragte ihn, was er zu seinem Zustande sage. Daß Ew. Eminenz nicht wieder aufkommen können, antwortete er. Diese Antwort frappirte den Kardinal entsetzlich. Kurz darauf besuchte ihn einer seiner Freunde, der nichts davon wußte, was der Arzt gesagt hatte. Er fand ihn in der äussersten Unruhe und Beängstigung und er wiederholte unaufhörlich die Worte: Bucneau hat es gesagt, was niemand verstehen konnte, der den Zusammenhang nicht wußte. Seine Beängstigung war so gewaltsam, daß er auch im Schlafe nicht zur Ruhe kam; man bemerkte mit Erstaunen eine Art convulsivischer Bewegungen an ihm, und mitten im Schlafe warf er sich in seinem Lehnstuhle hin und her, so daß man befürchtete er würde ins Camins feuer fallen. Sein Kammerdiener war darüber so erschrocken, daß er ihn aufweckte. Was gibts? sagte der Kardinal im Augenblick des Erwachens, dann fiel er sogleich wieder auf seine fixe Idee und rief: Ach! Bucneau hats gesagt. Als ihm seine Kräfte erlaubten, den Lehnstuhl zu verlassen, ging er in seine Gallerie. Hier betrachtete er mit Wohlgefallen seine schönen Tapetenmalereien und seine Gemählde, er hieß vor jedem stehen, und sagte: alles dieß soll ich also verlassen, seht die Schönheit dieser Zeichnung, die Vollkommenheit dieser Mahlereien, alles dieß ist für mich verloren; was ich mit so viel Mühe gesammelt habe, soll ich nun verlassen. Man stelle sich den innern Kampf eines Mannes vor, dessen Herz so ganz an dem was er besaß, hing und der durch den ihm unwiderruflich scheinenden Ausspruch eines Arztes zum Tode verdammt war.

So lange der Kardinal Mazarin lebte, wurden die Conseils bey ihm gehalten, aber nur um der Form willen und um seine Befehle zu empfangen. Er kleidete sich an, wenn die Minister kamen, ließ sich rasiren oder spielte mit einer Grasmücke, die er sehr liebte oder mit einem Affen, der beständig auf seinem Zimmer war; aber wenn die Minister weg waren, wurden erst die wichtigen Geschäfte vorgenommen. Der König kam zum Kardinal und hier, sagt das Manuscript, erhielt er manchen Unterricht in der Politik.

In seiner letzten Krankheit bat der Kardinal den König, daß er das Gouvernement von Bretagne dem Herzog von

von Mazarin ertheilen möchte, welcher, wie man weiß, ſeine Niece geheirathet hatte. Der König verſprach es ihm und gleich nach dem Tode des Miniſters befahl er einem der Staatsſecretäre die Beſtellungsbriefe zu dieſem Gouvernement für Hrn. von Mazarin auszufertigen. Der Staatsſecretär that als wenn er es nicht recht verſtanden hätte, der König mußte ihm alſo den Befehl wiederholen, worauf der Staatsſecretär um Verzeihung bat, daß er es habe wiederholen müſſen, indem er hinzuſetzte, der Befehl habe ihn in Erſtaunen geſetzt, weil der König der Königin Mutter das Gouvernement zuerkannt habe. Das thüt nichts, ſagte der König, ich habe es verſprochen, fertigen Sie immer die Beſtallungsbriefe aus und laſſen Sie ſie beſiegeln. Das Inſiegel kann wohl darauf kommen, aber nicht das Auſſenſiegel (le contre-Scel), antwortete der Staatsſecretär. Die Briefe wurden mit der größten Sorgfalt ausgefertigt, und dem Kanzler vorgelegt, der das Inſiegel darauf druckte, aber das Auſſenſiegel konnte nicht darauf gedruckt werden. Der Staatsſecretär, welcher die Ausfertigung beſorgt hatte, kam den Tag darauf zur Königin Mutter; ſobald ſie ihn erblickte, ſagte ſie, Sie ſind mir ein impertinenter Menſch. Sie haben die Beſtallungsbriefe zum Gouvernement von Bretagne ausgefertigt. Es iſt wahr, antwortete der Staatsſecretär, ſie ſind ausgefertigt und beſiegelt, aber das Auſſenſiegel fehlt noch und kann nur auf die Abtretung Ew. Majeſtät aufgedruckt werden. Darauf kann man ſich verlaſſen, daß man die Abtretung nicht von mir erhalten wird, antwortete die Königin. Ich verzeihe es Ihnen, ſagte ſie zum Staatsſecretär, Sie konnten nicht umhin dem Befehle zu gehorchen. Bey dieſen Worten, die ſie mit einem gütigen Blicke ſprach, fiel der Secretär ihr zu Füßen, er verlangte ihre ſchöne Hand zu küſſen, ſie reichte ſie ihm, aber zugleich gab ſie ihm eine ziemlich ſtarke Ohrfeige und weil ſie ihn zu ſtark geſchlagen zu haben glaubte, fragte ſie ihn ſehr gütig: ich habe doch nicht zu ſtark geſchlagen? Der Secretär erwiederte mit Galanterie: ein Schlag von Ew Majeſtät kann nur ehrenvoll und ſchmeichelhaft ſeyn, und noch mehr für einen Menſchen, der Ihnen ganz ergeben iſt. Bey dieſen Worten gab ihm die Königin wieder eine kleine Ohrfeige, der Staatsſecretär reichte ihr den andern Backen: es iſt genug, ſagte ſie, gehen Sie

und

und holen Sie mir den jungen Menſchen, den Mazarin, ich will ihm den Kopf waſchen, eilen Sie, denn ich möchte ihn noch vor der Meſſe ſprechen. Es war gerade die Zeit des Conſeils, der König hatte befohlen daß es ſich verſammlen und alle Miniſter gegenwärtig ſeyn ſollten. Es wären ihrer acht, der Kanzler Seguier ſaß dem Könige zur Linken, der Surintendant Fouquet, die beyden Brienne, Vater und Sohn, Hr de la Valliere, Hr. Düplèſis Guenegaud, Hr. von Lionne, und Hr. le Tellier. (Hr von Louvois hatte bey Lebzeiten des Kardinals Mazarine die Anwartſchaft auf le Telliers ſeines Vaters Stelle, er trat erſt nach deſſen Tode in Function und war nicht im Conſeil.) Der König zog aus ſeiner Briefſtaſche die für Hrn von Mazarin ausgefertigten Beſtallungsbriefe hervor und befahl dem Staatsſecretär, welcher ſie ausgefertigt hatte, die Relation zu machen. Mehrere von den Miniſtern wagten es nicht, ihre Meinung frey heraus zu ſagen, einige indeſſen ſtellten ſehr nachdrücklich vor, daß die Beſtallungsbriefe null und nichtig wären ſo lange die Königin nicht ihre Abtretung erklärt hätte, und dieſe Vorſtellung drang durch. Der König wandte aber immer noch ein, daß er ſein Wort gegeben habe, worauf der Staatsſecretär, welcher die Briefe ausgefertigt hatte, antwortete, es ſey nichts leichter, als dafür einen Ausweg zu treffen. Wenn es der König erlauben wolle, ſo wolle er zu Mazarin gehen und ihm in ſeinem Namen erklären, daß die Beſtallungsbriefe ausgefertigt wären, aber daß ſie ohne die Abtretung der Königin Mutter nichts gelten könnten. Dieſer Vorſchlag wurde gebilligt und befolgt und Mazarin erhielt das Gouvernement nicht. In dieſem Conſeil war es, daß der König ſeinen Miniſtern erklärte, er wolle ganz allein regieren und er befahl einem jeden, nichts ohne ſeinen Befehl zu thun. Das Conſeil wurde damals in dem Geländerzimmer gehalten, die Miniſter ſtanden alle, ſogar der Kanzler, und es ſaß niemand als ein Staatsſecretär, aber auch nur wenn er ſchreiben mußte *).

34

*) Das Stehen war nur im Conſeil der Depeſchen üblich. Denn im Staatsconſeil ſaßen die Miniſter. Dieſer Unterſchied hatte ſeinen Grund in der eigenen Beſchaffenheit des Conſeils der Depeſchen. Ehemals waren nämlich für dieſes Conſeil nur ſummariſche Geſchäfte beſtimmt, als Bittſchriften und Memoires,

Ich habe ſchon von der Anhänglichkeit Mazarins an alles ihm angehörige geſprochen; dieſer groſse Miniſter hatte aber noch gröſsere Schwächen. Kurz vor ſeinem Tode wollte er doch nicht krank ſcheinen, er lieſs ſich das Geſicht mit roth und weiſs bemahlen und lieſs ſich in der Sänfte austragen, um ſich ſehen zu laſſen. Der Graf von Regent begegnete ihm unterweges und ſagte zu ihm: Monſeigneur, man ſieht wohl daſs Ihnen die freye Luft gut thut, denn Sie ſehen gut aus. Aber ungeachtet dieſes Complimentes, das vielleicht boshaft gemeint war, wurde es dem Cardinal kurz darauf übel und er lieſs ſich ſogleich zu Hauſe tragen. Auf dem Rückwege begegnete ihm der Graf von Regent wieder und fuhr in demſelben Tone fort: Monſeigneur man ſieht wohl, daſs Ew Eminenz ſich übel befinden, denn Sie ſehen ſehr roth aus.

In dieſer letzten Krankheit kam einmal Monſieur zum Kardinal um ihm dafür zu danken, daſs er ihm funzigtauſend Ecüs vom Könige verſchafft hatte. Monſieur war ganz vor Freuden auſſer ſich. Als er weg war, ſagte der Kardinal zu einem ſeiner Freunde, der bey ihm war: ich habe wohl fünf mal ſo viel als die funfzig tauſend Ecüs, welche Monſieur erhalten hat; aber ich möchte ſie ihm gegeben haben und eine ſo lebhafte Freude empfinden, wie er. Warum ſollten Ew. Eminenz ſich dieſes Vergnügen nicht machen können, antwortete der Freund; Sie brauchen dieſe Summe nur den Armen zu geben. Das iſt leicht geſagt, antwortete der Cardinal; aber Monſeigneur, verſetzte der Freund, das iſt das Mittel, um ſich Schätze im Himmel zu ſammeln wie Jeſus Chriſtus ſagt. Das iſt alles ſchön und gut, ſagte der Kardinal, aber das Geld iſt doch beſſer.

Wich-

moires, in denen man ſich dem Könige eine Gnade anbat, Vorſchriften zur Erlangung einer Kriſs, Schwierigkeiten, die in Rückſicht einer vom Könige ertheilten Gnade zu heben waren. Alle dieſe verſchiedenen Gegenſtände wurden dem Könige vorgelegt, der darüber jedem der Staatsſecretäre ſeine Meinung ſagte. Bisweilen kamen Geſchäfte vor, in welchen ſich verſchiedene Punkte befanden, die auf die Marine, oder auf das Kriegsweſen oder auf die Juſtiz Bezug hatten. Von dieſen ſprach der König mit dem Kanzler. Nach und nach haben ſich die Geſchäfte des Conſeils der Depeſchen erweitert. Gegenwärtig werden Proceſſe darinne entſchieden.

Während seiner ganzen Krankheit wurde bey ihm Komödie gespielt; der Comthur von Souvré spielte für ihn. Dieß dauerte bis zu dem Tage, wo er die letzte Oelung erhielt. Der Mantins gab sie ihm und Joly, der Pfarrer von St. Nicolas des Champs stand ihm in den letzten Augenblicken bey. Der Kardinal sagte beständig zu ihm: sprechen Sie mir nur von der Barmherzigkeit des Herrn, seine Gerichte fürchte ich schon genug.

Hr. von Beisman, Gouverneur der Bastille, war Kapitain der Garde Mazarins. Als der König den Kardinal zum letztenmale besuchte (es war in seiner Sterbestunde), hieß Beisman der Garde des Kardinals die Waffen niederlegen und warf sich dem Könige zu Füßen, der ihn gütig aufnahm und für ihn zu sorgen versprach.

Ich habe noch einen Umstand vergessen, nämlich daß nach Fouquets Verhaftung Colbert ins Conseil aufgenommen wurde.

Ich habe schon mehrere Facta aus einem nur wenig bekannten Manuskript angeführt. Man kann aber nicht oft genug alles, was auf Ludwig XIV Bezug hat, bemerken.

Dieser Monarch war noch nicht zwölf Jahr alt, als er den 3. May 1650 von Paris nach Guyenne reiste, um eine in Bourdeaux entstandene Empörung gütig zu dämpfen. Ein junger Edelmann vom Hofe, für den er viel Freundschaft hatte und der mit ihm fast von einem Alter war, bemerkte Thränen in seinem Auge, als er Truppen in Revüe vor sich vorbeypassiren sah. Er nahm sich die Freyheit ihn nach der Ursache zu fragen. Ich werde nicht immer Kind seyn, antwortete der König, und diese Schranken von Bourdeaux werden mir nicht immer Gesetze vorschreiben *).

Das Manuskript setzt hinzu: der junge Prinz habe den Muth seines Großvaters und die Klugheit seines Vaters und mache sehr wenig Wesens; aber diese Hoffnungen, welche Ludo-

*) Er hat Wort gehalten; er hat von den ersten Jahren an bis an sein thätiges Alter nie verlassen, seine Staaten, seine Provinzen, sein ganzes Reich mit Gewalt der Waffen zu bezwingen. Was sind die Jahre davon gewesen? es sind ein Reich verwüstet, mit Schulden überhäuft, in den Händen der Finanzmänner gewesen.

Ludwig XIV wurde, habe man nicht dem Kardinal Mazarin zu verdanken; im Gegentheil habe dieser sein möglichstes gethan, um einen ganz gemeinen Fürsten aus ihm zu machen, das sind die Worte.

Das nämliche Manuskript spricht mit viel Verachtung von dem Charakter Vendome's, des Admirals von Frankreich, welcher die Erbin von Mercoeur geheirathet hatte. Es sagt, er sey ein Tollron und einer der schlechtesten Menschen gewesen, die man haben könne. Dieser Vendome sagte einst zu einem jungen Menschen, welcher in die Welt treten wollte; haben Sie ja nicht die Thorheit rechtschaffen und tugendhaft wie ihr Vater zu seyn und seinem Rathe und Beyspiele zu folgen; hüten Sie sich aber besonders vor der Frömmigkeit, das ist das Mittel, um sich zu allem untauglich zu machen; man muß lügen und trügen um sein Glück zu machen. Mein Sohn, der Herzog von Mercoeur, ist ein Narr, der Herzog von Beaufort ist ein Galanthomme; ihre Mutter ist auch ein einfältiges Weib, so wie die Uebrige. Diese Frau von Bethune, die er meinte, war wirklich eine sonderbare Frau. Man erzählt von ihr: als die Königin einst mit ihr von den Schwüren des heil. Sacraments sprach, habe sie geantwortet, es wären heilige Nonnen; sie habe sie sich vor dem heil. Sacrament prostituiren gesehen. Wenn man mit ihr von ihrem Sohne sprach, welcher Admiral und zur See war, so sagte sie, er kreuze an den Küsten in einem Boote. Sie hatte auch einen Sohn, der Kardinal war; diesen nannte sie Cardinal alésé statt à lacets. Von dieser Frau von Vendome waren Kinder der Herzog von Mercoeur, der Kardinal von Vendome, der Herzog von Beaufort und Frau von Nemours. Es ist bekannt daß Beaufort seinen Schwager, den Hrn. von Nemours, tödtete.

Noch eine Anekdote von Ludwig XIV, welche jetzt bekannt wird ist. Die Reliquien der heil. Margarethe sollten von wo anders hin gebracht werden und dazu, ich weiß nicht warum, war ein Königliches Patent nöthig. Genug das Patent wurde ausgefertigt und der Staatssecretär brachte es vor den König. Dieser las es sich vorlesen und sagte: Sie haben sich stechen lassen wie einen Heiligen, das schickt sich nicht; wen haben Sie vor Ausfertigung desselben zu Rathe gezogen? Hrn Dandilly, sagte der Staatssecretär. Bey diesen Worten gerieth der König in einen Zorn, wie man

pflegt

ſtreu an ihm zu ſehen gewohnt war; er nahm das Papier, zerriß es und ſagte zum Staatsſecretär, fertigen Sie ein anderes aus und laſſen Sie mich als König ſprechen, und nicht wie einen Janſenisten.

Die letzte Gnade, welche die Königin Mutter noch kurz vor Abtretung der Regierung ertheilte, war daß ſie dem ſechzehnjährigen Sohne eines Staatsſecretärs die Anwartſchaft auf ſeines Vaters Stelle zuerkannte. Sie war lange unentſchlüſſig, weil der Kardinal damals abweſend war. Auch ſagte der Erzbiſchof (Villeroy), ein ſehr verſtändiger Herr, zu dem jungen Staatsſecretär, als er ihn in Lyon beſuchte: der Kardinal Mazarin iſt mächtiger als je, er iſt der Gott des Augenblicks. Zeigen Sie gegen ihn die größte Ergebenheit und Anhänglichkeit, und wiewohl Sie ſchon der Königin den Eid abgelegt haben, ſo erbieten Sie ſich, den Eid nochmals dem Könige in ſeiner Gegenwart ablegen zu wollen. Er ſetzte noch hinzu: Man hat von der Erziehung, welche mein Bruder dem Könige gegeben hat (dieß war der Marſchall Villeroy, der Gouverneur des Königs), ſchlecht urtheilen wollen; aber Sie werden ſehen, daß man Unrecht hat, der König wird ein großer Fürſt werden.

XV.

Zur Characteriſtik Monſieurs, des Bruders Ludwigs XIV, des Vaters Philipps II von Orleans, des nachherigen Regenten von Frankreich: über ſeine Zuneigung zum Chevalier von Lorraine.

Der Character dieſes Prinzen und ſeine Neigungen zeigen ſich ſehr deutlich in einem mit Leidenſchaft geſchriebenen Brief an Colbert; ich halte es daher für ſchicklich, dieſes zur Rechtfertigung der St. Simon'ſchen Memoiren bisher unbekannte Stück hier beizufügen. Dieſer ſo ſchätzbare Brief iſt aus Colbert's Papieren genommen.

Ein

Ein Brief Monſieurs, des Bruders Ludwig XIV an Colbert.

Villers-Cotterets d. 2. Febr. 1670.

Da ich Sie ſeit einiger Zeit zu meinen Freunden zähle, und Sie von allen denen, welche die Ehre haben, dem Könige nahe zu ſeyn, der einzige ſind, der mir bey dem mir jetzt obwaltenden Unglück, das ich erfahren habe, Beweiſe der Freundſchaft gegeben hat: ſo glaube ich Sie nicht zu beleidigen, wenn ich Sie bitte, dem Könige zu ſagen, daß ich bisher gezeigt habe, vom tiefſten Schmerze durchdrungen, mich in die Nothwendigkeit gefügt zu haben, ihn und ſeinen Hof mit Beibehaltung zu verlaſſen: denn — ich bitte den König das zu wagen — was würde das Publikum dazu ſagen, wenn man mich froh und unbekümmert die Vergnügungen von Saint-Germain und des Carnevals genießen ſähe, während jener unſchuldige Prinz, der beſte Freund den ich auf dieſer Welt habe, und der mich ſo herzlich liebt, für ſeine Liebe zu mir in einem elenden Kerker ſchmachten muß; ferner iſt die Art und Weiſe, wie man ihn verhaftet hat, zugleich die eine pünktliche Beleidigung für mich geweſen, denn ich wußte lange Zeit nicht, ob man es auf meine Perſon abgeſehen habe, indem mein Zimmer ſehr lange von allen Seiten mit Garden umzingelt, und Thüren und Fenſter bewacht waren, und meine Domeſtiken kamen ganz erſchrocken gelaufen und fragten, ob es meine Perſon gelte. Noch mehr, der König läßt meine Gemahlin fragen, wie ſie ſich dabey verhalten wolle; dieß zeigte doch wohl, daß er Luſt hatte ſie zu unſerm Plätzen, wenn ſie gegen mich ihre Pflicht vergeſſen und mich verlaſſen wollte. Dem allen ungeachtet würde ich den König nicht verlaſſen haben, wenn ich ihm nöthig zu ſeyn geglaubt hätte; aber die Art mit der er mich von jeher behandelt hat, überzeugt mich vom Gegentheil. Ich weiß daß ich ihm in der Gemüthsſtimmung, in der ich mich befinde, nur unangenehm ſeyn könnte: ja es müßte ihm ſogar beſchwerlich werden, beſtändig einen Bruder vor Augen zu haben, den er zur Verzweiflung gebracht hat; dieſes Verhältniß würde für mich eben ſo beſchämend als ihm läſtig ſeyn; und ich habe keinen andern Wunſch, als den tiefen Schmerz den ich empfinde, vor ihm zu verbergen, bis er mir die Freude

wiederſchenken will. Dürfte ich es wagen, ſo möchte ich den König bitten, ſich an meine Stelle zu ſetzen und ſich zu fragen, was er in einem ähnlichen Falle thun würde, und mir ſelbſt einen Rath zu geben, wie er ihn meiner würdig hielt, und wie er ihn einem Bruder geben müßte, der, wie ihn mein Betragen hat lehren können, immer beſtrebt gewe ſen iſt, ihm zu gefall n und ſeine Gunſt zu verdienen. Ihr deſſen will ich lieber Ihnen als jedem andern mein Herz auf ſchließen; denn ich weiß, Sie ſind aufrichtig und redlich, Sie kennen kein anderes Intereſſe als das des Königs, und Sie wiſſen beſſer als irgend jemand, daß mir jener traurige Fall zu einer Zeit widerfuhr, wo ich gewiß eine andere Behandlung verdiente, nach den vielen Aufopferungen, die ich dem Könige gemacht habe. Wäre der Hr. Chevalier von Lorraine ſchuldig geweſen, ſo würde ich ihn zuerſt von mir entfernt haben, aber er hat nie nach etwas anderm geſtrebt, als ſeine Gnade und Achtung zu verdienen, dafür konnte ich mich verbürgen, denn ich kannte am beſten das Innerſte ſeines Herzens; gleichwohl würde ich zur Beſchämung ſeiner Feinde zeigen, daß ich den König mehr als mich ſelbſt liebe, nur mag er mirs möglich machen, meine Bruderliebe mit meiner Ehre zu vereinigen, und ich beſchwöre ihn, daß er ſich erinnern möge, daß ich ſein Bruder bin.

Dieß war es, was ich Ihnen zu ſagen hatte, und ich ſchließe mit der Verſicherung, daß ich unwandelbar Ihr Freund bin.

Philipp.

ner brachten es dahin daß Robert Guiscard und sein Sohn Bohemund nicht gefährlichere Fortschritte in Griechenland machten. Dagegen genossen die Venetianer auch kostbare Handelsprivilegien in den griechischen Seestädten; und selbst die Muselmänner in Syrien und Egypten respektirten ihre Flotten, weil sie von dem Handel dieser Republikaner Vortheile zogen.

Die Kreuzzüge trugen sehr zur Vergrößerung Venedigs bey, doch die spätern mehr als die frühern, theils weil die Venetianer nicht gleich anfangs Theil an denselben nahmen, theils auch, weil die Kreuzfahrer erst später darauf verfielen, sich von der See aus mit Lebensmitteln zu versehen. Die Venetianer ließen sich nicht als Christen, sondern als Kaufleute, aus Klugheit und nicht aus Schwärmerey in die Kreuzzüge ein: während daß sich Franzosen und Deutsche mit den Saracenen um das heilige Grab schlugen, dachten die Venetianer, so wie die Genueser, darauf, sich mit dem Gelde beyder Parteyen zu bereichern. Sie gewannen schon unermeßlich viel durch das bloße Vermiethen ihrer Schiffe an die Kreuzfahrer: und durch den wichtigen Beystand, den sie den letztern bey mehrern Belagerungen leisteten, erhielten sie vortheilhafte Handelsprivilegien, und einen festen Fuß in den eroberten Seestädten Syriens und Egyptens, wo ihnen ganze Straßen und die wichtigsten Souverainitätsrechte eingeräumt wurden. Die Machtverstärkung, die ihnen in Asien zugewachsen war, fanden sie bald Gelegenheit, in Europa zu zeigen. Sie waren wichtige Bundsgenossen des Pabsts gegen den deutschen Kaiser Fridrich Barbarossa, dessen Flotte sie schlugen; und in Venedig war es, wo dieser Kaiser mit dem Pabst Alexander III einen erniedrigenden Vergleich schließen mußte.

An dem entgegen gesetzten Meerbusen des mittelländischen Meers, der ehemals das ligurische Meer hieß, erhebt sich Genua, lange Zeit eine Nebenbuhlerinn Venedigs.

Die Stadt Genua nahm viele Jahrhunderte vor Christi Geburt ihren Ursprung, und ihre Lage an der See und einem großen Seehafen machte sie schon in den

XVI.

achtungen über die Spaniſche Regierung Anfang dieſes Jahrhunderts, vier Jahre der Thronbeſteigung des Herzogs von Anu, des Enkels von Ludwig XIV; über die Prinzeſſin des Urſins und das Miniſterium von Spanien.

Brief von der Prinzeſſin des Urſins nach ihrer Rückkehr nach Spanien an Frau von Maintenon.

d. 4. October 1705.

Es kömmt jetzt nicht darauf an, die Großen zu befriedigen; dieß wäre nur möglich wenn man ihnen das angemaßte ...en ließ; aber dieß hieße das Reich zu Grunde richten, die Perſon des Königs in Gefahr ſetzen; ſondern man ...dahin arbeiten, wie es auch geſchieht, Truppen zuſammen zu bringen, und ſie unterhalten zu können; dann kann ...allem übrigen trotzen. Wollte Gott, wir könnten eben den Geiſtlichen und Mönchen die Stirne bieten, welche Anſtifter aller der gegenwärtigen Unruhen ſind. Es kränkt mich mehr als die Gewalt des Königs von ...ien ſo eingeſchränkt zu ſehen, daß er es nicht einmal ...darf Menſchen zu züchtigen, der öffentlich ihm die ... vom Haupte zu reißen drohen, und außerdem alle ...andere Verbrechen ſchuldig ſind. Aber dieß iſt faſt ...der Fall, und der Nämliche Hof hat es ſo unumſchränken gewußt, daß man nicht einmal ein Wort dagegen ...darf.

XVII.

Ueber den politischen Zustand Spaniens im J. 1703 in Beziehung auf die auswärtigen Mächte, auf Frankreich und Savoyen.

Ein Brief der Prinzessin des Ursins an den Marquis von Torcy.

a. d. November 1703.

Es ist ausgemacht wahr, daß sich die Spanische Nation nur deßwegen einem Französischen Prinzen anvertraut hat, weil sie fürchtete, der Kaiser würde sie nicht genugsam unterstützen können. Die grosse Allianz war damals getrennt; Frankreich hatte mächtige Armeen auf den Spanischen Gränzen, und das Haus Oestreich schien von seinen Alliirten verlassen zu seyn, welche die Theilung der Spanischen Monarchie verlangten. Dieß waren die Gründe, deren man sich bediente, um Karl II. dazu zu bewegen, daß er den Herzog von Anjou zum Erben einsetzte. Dieß ist unbezweifelt gewiß. Philipp V wurde demnach mit dem allgemeinsten Beyfall empfangen, und niemand in Spanien war mißvergnügt, so lange die Lage der Dinge dieselbe blieb. Aber als der größte Theil von Europa sich für den Erzherzog erklärt hatte, waren die Franzosen nicht mehr in Madrid sicher. Hr. von Blecourt kann davon reden, er befand sich damals in Madrid, und ich habe mehrere Briefe vom Hrn. Cardinal Portocarrero, die er mir nach Barcelona schrieb, welche das nämliche bestätigen. Der Abfall des Herzogs von Savoyen, und der Krieg mit Portugal machte die Treue der Spanier noch mehr wanken, und die unglückliche Schlacht von Hochstädt, die man hier zu Lande als einen für Frankreich tödtlichen Streich anlache, hat sie gänzlich von Frankreich abwendig gemacht. Nunmehr glaubten die Grossen, die die Wohlthaten und Grossmuth unsers Königs vergessen, die Zertheilung ihrer Monarchie am besten verhindern zu können, wenn sie zur Parthey der Alliirten, welche ihnen die stärkste schien

…m, überzeugen. Das Volk auf der andern Seite, das …de war den Handel so lange entbehren zu müssen, das …jeher die Franzosen gehaßt hatte, und von dem unzähli… …Emigrationen, welche die Provinzen ungestraft durchzogen, …izt wurde, machte sich die Hoffnung daß es unter der …rschaft des Erzherzogs seine Waare, wenn sein ganzer …hafen besetzt, an die Engländer und Holländer verkau… …könnte, und daß dann seine Galleonen ungehört die Reise …Amerika machen könnten, wovon, wie sie sich einbilden, …Franzosen gegenwärtig allen Nutzen ziehen.

Diese Rücksichten, Monsieur, und die Meinung die man …hat, daß Frankreich im Todeskampfe liege, haben die …wahre Lethargie hervorgebracht, in der sich auch diejeni… …befinden, welche noch am treusten zu seyn scheinen. Alle …übrigen Verspiegelungen sind nur gebraucht worden, um je… …Absichten zu verbergen; und nur um desto leichter, ohne sich …lich der Untreue schuldig zu machen, des jetzigen Herrn los …werden, haben die Consuls im vorigen Jahre die Trup… …durch eine so barbarische Behandlung zu Grunde gerich… …wovon die Folge ist, daß jetzt niemand mehr in der …anterie dienen will. Soll man dem Herzog von Grama… …etwas zur Last legen, so ist es das, daß er dieses schände… …Geheimniß nicht entdeckt und so wie die übrigen, dahin …beitet hat, die Angelegenheiten des Königs von Spanien …den Punkt herabzubringen, wo sie Hr. Azanza gefunden

…Was die unter diesem neuen Ambassadeur getroffenen Ver… …ungen betrifft, so sind sie, während ich auf der Reise …, vorgegangen, und Sie können daher abnehmen, daß …ein Interesse nicht gestatten, sie zu billigen. Indessen …ich doch behaupten, ohne in die näheren Umstände eine …hen, indem es die Zeit nicht erlaubt soviel mit Chiffern …iben zu lassen, daß beynahe jede derselben dazu gedient …den Verlust dieser Monarchie für jetzt zu verhindern. …ode habe gewissermaßen das Ansehn des Königs wieder …gebracht, das sich gänzlich gesunken war, manche haben es …lich gemacht, einige Truppen aufzubringen und es hat …die geringste Ursache zu der Einführung der Conscription …zu dem Widerstande der Provinzen Anlaß und Ge… …geben gegeben. Diese Provinzen sind nicht allein an der

ſten behandelt worden. Sie zahlen dem Könige faſt gar nichts und ich wüßte nicht, daß man ihre Privilegien im geringſten angetaſtet hätte.

XVIII.

Wie Fürſten die zur Tyrannei erzogen ſind, die Privilegien der Völker mißhandeln und wie die Prinzeſſin des Urſins, trotz der traurigen Lage in welcher ſich Spanien befand, die Catalonier behandelte. Treue der Spanier ungeachtet der Wuth des Urſins. Briefwechſel der Prinzeſſin des Urſins mit Frau von Maintenon.

24. Mai. 1706.

Nach Aufhebung der Belagerung von Barcelona hat der König von Spanien, da er die unüberſteiglichſten Hinderniſſe zu überwinden hatte, um durch Arragonien zurückzugehen, den Entſchluß gefaßt, ſich nach Frankreich durch Neuſtillen zurückzuziehen, nachdem er ſeine ganze Artillerie und einen Theil ſeines Proviants zurückgelaſſen hat. Der arme Prinz zieht ſich nun mit ſeinen geſchlagenen, abgematteten, von allem entblößten Truppen zurück und muß noch dazu durch das verhaßte Catalonien gehen, wo er keinen Schritt vorwärts thun kann, ohne in jedem Gebüſch lauernde Empörer zu finden u. ſ. w.

(Wenn ſie von Ludwig XIV. ſpricht.)

Nie hat ein Unterthan ſo viel wahren Eifer für ſeinen Herrn gezeigt und ihm ſoviel aufgeopfert, um ihm Gehorſam zu leiſten, als ich, als er mir befahl, nach Spanien zurückzugehen.

den 24. Juni. zu Portugal.

Die Königin von Spanien hat ihre Juwelen nach Frankreich geſchickt, um ſie zu verkaufen oder zu verſetzen.

25.

25. Jun.

Der Hr Marſchall von Berwik hat der Königin gerathen, Madrid zu verlaſſen, wohin der Feind zu kommen droht. Wir hoffen mit unglaublicher Ungeduld auf die Franzöſiſchen Truppen, welche der König Sr. kathol. Majeſtät zu Hülfe zu ſenden geruht hat, denn ohne dieß wäre alles verloren.

Lerma, d. 4. Julius 1706.

Die beſten Städte (von Caſtilien) haben nicht den Muth, der unbedeutendſten Aufforderung einer feindlichen Freiparthei Trotz zu bieten.

Die Nachrichten, welche uns der Hr. Cardinal de la Trimoille und der Vicekönig geben, laſſen mich für Neapel fürchten. Wenn wir das Unglück haben ſollten Spanien zu verlieren, ſo wäre wenigſtens zu wünſchen, daß wir die Italieniſchen Staaten behaupteten; und ein Fürſt, der auch nur dieſe beſäße, würde immer ein großer König ſeyn und könnte ſich wohl befinden.

Portgal. d. 12. Julius 1706.

Die Spaniſchen Truppen zeigen ſoviel guten Willen, daß wir zu fürchten anfangen, daß die Feinde Madrid verlaſſen, bevor wir im Stand ſind, ſie anzugreifen. Wenn ſie kühn genug ſeyn ſollten, eine Schlacht zu wagen, ſo würde der Herrſchaft des Erzherzogs in Caſtilien bald ein Ende gemacht ſeyn, wenig Portugieſen würden ihre Heimath wiederſehen und Saragoſſa würde nicht lange mehr ſeine Eroberung behaupten können. Andaluſien und die übrigen der nachbarten Provinzen zeigen einen ſo thätigen Eifer, daß es ſcheint, als hätten wir von dieſer Seite und für Cadix nichts zu fürchten. Valladolid, das zu wanken ſchien (vielleicht durch die Untreue einiger Miniſter), gab am 2 dieſes einen ſehr ſprechenden Beweis ſeiner Treue. Alle, Männer, Weiber und Kinder ſtürzten, die Waffen in der Hand, aus den Häuſern und riefen: Es lebe Philipp V. es ſterben die Verräther; und ſie waren ſo in Wuth, daß man es mit Recht als ein Glück anſieht, daß dieſe Bezeigung ihrer Treue nicht mit der Ermordung aller derer, welche Oeſterreichiſcher Geſinnungen verdächtig ſind, begleitet geweſen iſt. Alle dieſe Provinzen, ſo arm ſie ſind, beeifern ſich mit der größten Anſtrengung Beiſteuer für den König zu ſam-

mein. Wir können ſchon auf acht tauſend Piſtolen rechnen. wir haben ſie zwar noch nicht, aber ich habe doch vor drei Tagen eine ziemliche Summe davon an den Hrn Ambaſſa deur geſchickt, indem ich Mittel gefunden habe, ſie mir hier auf mein Wort auszahlen zu laſſen. Wir haben auch eine andere Sache im Werke, die uns eilige funfzehntauſend Piſtolen verſchaffen kann. Dieß würde in dieſen Zeiten der Verwirrung und der gänzlichen Unterbrechung des Handels ein beträchtlicher Zuſchuß ſeyn. Man meldet uns aus Arragonien daß ſich mehr te große Städte mit einander verbunden haben, um ſich gegenſeitig zu vertheidigen und ſogar Sarragoſſa angreifen wollen. Das Schlimme iſt, nur daß wir ihnen keinen Vorſchuß an Geld geben können, den ſie verlangen.

Ich mag nicht über die Urſachen nachdenken, die Hrn von Villars verhindert haben nach Italien zu gehen: ich möchte vielleicht welche finden, die mich gegen ihn empören könnten.

Burgos, d. 3. Auguſt 1706.

Von den Menſchen, welche der Königin gefolgt waren, kümmert ſich der größte Theil nur das geringſte darum, ob Carl III oder Philipp V ihr Herr iſt.

Burgos, d. 12. Auguſt.

Seit das Volk von Madrid ſeinem rechtmäßigen Könige Beweiſe ſeiner Treue geben zu können geglaubt hat, iſt ſeine Treue ſo groß und ſeine Liebe und Ehre für ſeinen Monarchen ſo lebhaft, wie es wenige Beyſpiele geben wird.

Die Provinzen ſchicken ſeine Truppen zu ihrer Vertheidigung zu ſammeln. Die ärmſten Oerter geben nach ihren Kräften und oft über ihr Vermögen Beyträge. Vorgeſtern brachte ein Landgeiſtlicher der Königin hundert und zwanzig Piſtolen für den König; ſein Dorf beſteht nur aus hundert und zwanzig äußerſt armen Familien. Er ſagte zu Ihrer Majeſtät, ſeine Beichtkinder ſchämten ſich, ſo wenig zu ſchicken; aber ſie bäten Ihre Majeſtät zu erwägen, daß ſie Ihr zugleich mit den hundert und zwanzig Piſtolen hundert und zwanzig Herzen entgegentrügen, die Ihr bis in den Tod treu wären. Der gute Mann weinte bey dieſen Worten und wir mußten

alle

mit weinen. Ein anderer kleiner Ort der nur zwanzig Häu
hat, ſchickte geſtern funfzig Piſtolen mit ähnlichen Be
erungen.

Der Hr Marquis von Torcy meldet mir, daß der Mars
von Lezanis die Erlaubniß erhalten hat, nach Vincens
zu gehen und da zu wohnen. Bey allem was heilig iſt,
dame, hatte man dieſen Menſchen nicht für unſchuldig;
hte ihn für ſchuldig im höchſten Grad; und wenn man
ſeinen Papieren keine Beweiſe gegen ihn gefunden hat,
liegt es blos daran, daß ſeine Papiere von Menſchen um
acht werden ſind, welche ganz den Feinden ergeben wären.

XIX.

ber den Miniſter Orri und über die Prinzeſ-
des Urſins in Beziehung auf ihn. Auszug
aus der Correſpondenz der Prinzeſſin und
der Frau von Maintenon.

Burgos, d. 9. September 1706.

Der Hr Ambaſſadeur iſt noch beſſer als ich von den Am
genheiten Spaniens unterrichtet; er mag entſcheiden ob
Orri entbehrlich iſt oder nicht. Er hat mir mehrmals ge
daß es ihm ohne ihn unmöglich geweſen wäre, für die
nzen etwas zu thun .... Man hat ſehr Unrecht wenn
mir länger die Unordnungen zur Laſt legt, welche Hr
verurſacht haben könnte, wenn es wahr iſt, daß ſeine
rwort oder ſein Betragen wie man ſagt, den guten und
chten Dienern Sr. kathol. Majeſtät gleich läſtig iſt.

XX.

Ueber die Cortes oder Reichsſtände von
Spanien.

Die Könige von Spanien hatten die Klugheit gehabt:
1) Sich die periodiſchen oder häufigen Verſammlungen
Reichsſtände vom Halſe zu ſchaffen.

2) Ihre Macht auf eine bloße Repräsentation, auf eine leere Ceremonie einzuschränken.

Gleich allen übrigen Völkern von Europa hatten die Spanier das Recht verloren gehen laſſen, repräſentirt zu werden.

Wenn die Monarchen die Mißbräuche begünſtigen, dann neigt ſich der Staat zu ſeinem Untergange.

Ganz anders machten es Karl der Große. Die Pipine gründeten ihre Macht auf die Theilung der Staatsgewalt auf Klugheit und Güte.

Aber die letzten Spaniſchen Könige waren ſo verblendet, daß ſie es als ein Zeichen ihrer Größe anſahen, daß das Volk von der Regierung entfernt war, und es für eine Erniedrigung hielten, die Staatsgewalt zu vertheilen.

Dieſer im J. 1788 den mehrſten Europäiſchen Fürſten gemeinſchaftliche Irrthum, wird vielen die Urſache des Verderbens werden.

Zur Geſchichte der Prinzeſſin Urſini.

Das ſonderbare Schickſal dieſer unternehmenden Frau hat ihr oft die Aufmerkſamkeit der Geſchichtforſcher gewonnen. Das Weimariſche Journal für Geſchichte enthielt kürzlich zwey Aufſätze über ſie, einen darſtellenden und einen zur Berichtigung. Die Monographie von Voß iſt bekannt. Früher hatte ſie, „nach dem II Tome der ſehr anekdotiſchen Nachrichten des Herzogs von St. Simon“ ſelbſt Spittler im IV Bande des Göttingiſchen Magazins S. 348–386. gezeichnet.

Nach ſeinem pſychologiſchen und vergleichenden Blick macht er folgende charakteriſtiſche Einleitungsbemerkung: „In den erſten Jahrzehenden des 18. Jahrhunderts war eine Damenregierung in der Welt, wie ſie ſobald nicht wieder kommen wird, und ſchwerlich mehr mit ſo vielen perſönlichen Sonderbarkeiten kommen mag. Auf dem Engliſchen Throne ſaß die Prinzeſſin Anna und nicht bloß eine Stufe tiefer neben ihr ſtand ihr Gemahl, Prinz George von Dä-

Dänemark. Kayſer Karl VI entſchloß ſich in wenigen Staatsſachen ohne ſeine Schwägerin, die Wittwe Kayſer Joſephs I., zu fragen. Und wenn Ludwig der XIV auch nicht ſang, was Madame von Maintenon wollte, ſo that er oft, ohne ſein Wiſſen, gerade nur was ſie vorher beſchloſſen hatte. Die Wittwe Scarron regierte mit aller Demuth. Sie trieb ihr Regiment noch ſtiller, aber auch allgewaltiger als Katharina in Rußland. Weit ſchneller aber würde ſie auch ihre Herrſchaft verloren haben, als die Prinzeſſin Urſini in Spanien, wenn ſie im Herrſchen auch nur halb ſo laut geworden wäre, wie dieſe."

Ein ſolcher Blick auf die wahren Maſchinerien der Staaten (mundus enim regitur parva ſapientia!) enträthſelt mehr, als tauſend officielle Nachrichten, die eben deswegen, weil ſie von Amtswegen entſtehen, das, was vom wegen der nicht amtlich, aber wirklich geltenden Leidenſchaften und Privatintereſſen, deſto mehr von amore geſchieht, nicht enthalten, nicht einmal ahnden laſſen.

Aus dieſem Geſichtspunkt, als die wahre, aber nicht officielle Regentin Spaniens unter Philipp V. bis zu ſeiner zweiten Vermählung, verdient die berühmte des Urſins, oder Urſini, daß wir die intereſſante Erzählung von St. Simon durch einige ausgewählte Stücke anderer Memoiren vervollſtändigen und beſonders ihre letzte Kataſtrophe dadurch erläuterer machen.

P.

Carl Düclos in ſeinen (glaubwürdigen und eben ſo anziehenden) geheimen Memoiren zur Geſchichte Ludwigs des XIV. und XV. hat S. 61 — 78. im I. Th. (Berlin 1792.) eine Art von Monographie über die Prinzeſſin Urſini eingewoben. —

„Würde man es glauben, wenn man nicht wüßte, wie weit die Eitelkeit einer Favoritin geht, daß die Prinzeſſin Urſini viele Monate hindurch den Friedensſchluß zu Baden aufhielt? Dieſes Weib hat eine ſo ſonderbare Art, ſelbſt in den al-

ge-

gemeinen politischen Angelegenheiten, gesprielt, daß es rathsam ist, den Leser mit ihr bekannt zu machen.

Anna Maria de la Tremoille, Wittwe von Talleyran, Prinz von Chalais heyrathete nachher den Herzog von Bracciano, aus dem Hause Ursini, der sie im Jahr 1698 zum zweytenmal als Wittwe hinterließ. Als das Herzogthum Bracciano verkauft wurde, um die Schulden des Hauses Ursini zu bezahlen, nahm sie den Namen als Prinzessin bei Ursini (französisch: des Ursins) an.

Als man die Hofhaltung der ersten Gemahlin Philipps V, der Tochter des Herzogs von Savoyen Victor Amadeus, einrichtete, wurde die Prinzessin bei Ursini zur Hofdame der Königin ernannt; sie erlangte bald eine unumschränkte Herrschaft über sie sowohl als über ihrem Gemahl, und alles in Spanien ging durch ihre Hände. Der große Einfluß, den sie durch sich selbst genoß, wurde von französischer Seite noch unterstützt. Die Marquise von Maintenon, der daran gelegen war, den König für die Prinzessin des Ursins einzunehmen, schilderte sie ihm als eine eifrige Frauzösin, durch welche er selbst seinen Enkel regieren könnte. Dieß war der Vorwand: Die wahre Absicht der Frau von Maintenon war, für den Gebrauch, den sie der Prinzessin angedeihen ließ, alle geheime Artikel der Spanischen Korrespondenz von ihr zu erhalten. Torcy, der Ludwig XIV als sein diener wollte, hatte sich nie bequemt, der Maintenon seine Depeschen mitzutheilen, daher sie ihm auch nicht gewogen war. Kein Weib, das regiert, verzeiht einem Minister, daß er sie seinem Herrn nicht verzieht.

Die Prinzessin des Ursini, berauscht von der Gunst, die sie genoß, glaubte sich alles erlauben zu können. Sie fieng eine Depesche auf, die der Abbe d'Estrees, französischer Ambassadeur in Madrid, dem König schrieb, und die ein Gemählde von dem Spanischen Hof enthielt, worin er sagte, daß die Prinzessin über alles, was sich ihr näherte, eine despotische Herrschaft ausübte, daß aber ein Mensch, Namens Beuvret d'Ambigny, der ihr Intendant wäre, und den sie schiefe, sie entschieden beherrschte. Aus Rücksichten hatte er hinzu gesetzt, man glaubte, daß sie mit einander verheyrathet wären. Aber die Prinzessin fand sich gerade nur durch diesen Zusatz beleidigt, und sie hatte die Unverschämt-

frühesten Zeiten zu einem Handelsplatz. Sie war die Hauptstadt Liguriens, kam mit dem übrigen Oberitalien unter römische Herrschaft, und nach dem Untergang des Reichs im fünften Jahrhundert fiel sie in gothische, nach diesem in langobardische Hände.

Als Karl der Große dem langobardischen Reich in Italien ein Ende machte, kam auch Genua unter Fränkische Hoheit und von dieser unter die Herrschaft der deutschen Kaiser, welche es meistens durch Grafen aus dem Hause Este regieren ließen.

Diese Stadt bereicherte sich ihrer Lage gemäß, eben so wie Venedig durch Schiffarth und Handlung. Sie bekam aber schlimme Feinde an den Arabern, welche im 9ten und 10ten Jahrhundert das mittelländische Meer und alle Busen desselben unruhig machten, und alle Küsten, wo Beute zu machen war, durch Streifzüge heimsuchten. Die Genueser hatten ihnen zwar die Insel Corsica weggenommen und diese furchtbaren Feinde aus ihrer Nachbarschaft verjagt, aber das Meer konnten sie ihnen nicht verschließen und öftere feindselige Landungen nicht verwehren. Bey Gelegenheit einer solchen Landung wurde auch Genua, gerade zur Zeit wo seine wehrhaftesten Bürger zur See abwesend waren, von diesen saracenischen Corsaren erobert, geplündert und viele Einwohner in die Sklaverey weggeführt. Aber durch die unerschöpflichen Hülfsmittel des Handels hub sich Genua bald wieder daß es gegen das Ende des eilften Jahrhunderts im Stande war, die Schwäche der Deutschen Kaiser in Italien zu benutzen und nach Unabhängigkeit zu streben. Die neue Republik erwählte sich Consules, von welchen sie nach eigenen Gesetzen regiert wurde.

Auch die Genueser hatten von den Kreuzzügen große Vortheile gezogen, indem sie den Kreuzfahrern nicht nur Proviant auf ihren Schiffen nachführten, sondern ihnen auch bey ihren Eroberungen in Palästina erhebliche Dienste leisteten. Dieß erwarb ihnen, eben so wie den Venetianern, wichtige Handelsfreiheiten und einen festen Fuß auf den syrischen Küsten. Im dreyzehnten Jahrhundert brachten sie es so weit, die Schiffarth und Handlung auf dem schwarzen Meere zu beherrschen, und mit den Venetianern um die Oberhoheit im Archipelagus streiten zu können.

Die

hämtheit, Ludwig XIV die Depesche mit den eigenhändig
n den Rand geschriebenen Worten: verheyrathet, das
ß nicht wahr! zuzuschicken.

Diese leichtfertige Art zu handeln stimmte weder zu den
Sitten des Königs, noch zu der Prüderie der Frau von
Maintenon. Der König schickte seinem Enkel den Brief,
nd foderte von ihm die Abschaffung der Prinzessin. Ihr
überwiegender Einfluß über Philipps Geist mußte für den
ugenblick doch der Frömmigkeit weichen, und dem Gehorsa
m, den Ludwig jederzeit bey seiner Familie zu erhalten gew
ußt hatte.

Die Prinzessin, vom dem Spanischen Hofe entfernt,
nd von dem Französischen vergessen, blieb einige Zeit zu
ervienje in einer Art von Exil. Anfangs getraute sich Frau
on Maintenon nicht, sie zu vertheidigen, aber der Verlust
r Spanischen Korrespondenz that ihr leid. Sie hieß also
m Zorn des Königs Zeit, sich zu legen, kam allmählig ihr
m Zweck immer näher, durch Vorstellungen von dem
chmerz, den der König von Spanien und seine Gemahlin
er die Aufopferung ihrer Favoritin empfunden hätte; und
dlich willigte der König, der zu bessern glaubte, wenn er
aste, in ihre Zurückberufung nach Madrid. Zugleich ließ
den Abbe d'Estrees, dessen Aufenthalt zu Madrid nun
hr mit lauter Unannehmlichkeiten verknüpft gewesen wäre,
eder kommen, und ertheilte ihm zur Entschädigung den
den vom heil. Geist. Es war das erste Beyspiel, daß
ese Gnade einem Geistlichen, der nicht Prälat war, wie
fuhr.

Der König und die Königin von Spanien waren von
r Prinzessin so eingenommen, daß ihre Abwesenheit sie
nen nur theurer gemacht hatte. Sie erschien in Madrid
t mehr Glanz und Ansehen, als jemals. Auf einer Reise,
e sie in das Bad zu Bagneres ihrer Gesundheit wegen
at, wurde ihr ein Detaschement Leibwache mitgegeben.
ie setzte ihren Umgang mit d'Antigni fort, jedoch mit mehr
iscretion, aus Furcht vor Ludwig XIV, und hauptsächlich
ßt um jene Lästerung, daß sie verheyrathet wäre, nicht
eder zu erwecken.

So viel Ehrerbietung d'Antigni öffentlich seiner Ge
ttin bezeugte, so behandelte er sie ins geheim zuweilen
mit

mit der Art von Ueberwacht, die, entweder aus Verachtung oder aus Eigennutz, der Liebhaber ſich gewöhnlich bey einem Weibe von einem viel höhern Stande anmaßt, und wodurch er ſie mehrentheils deſto feſter an ſich bindet.

Die Prinzeſſin hielt ihre Lage bey allem äuſſerlichen Glanze doch nicht für ſicher. Schon einmal hatte ſie ſich dem Willen Ludwigs XIV aufgeopfert geſehen, ſie konnte es wieder werden; ſie beſchloß alſo, ſich durch Anſchaffung einer Souverainetät, einen unabhängigen Stand zu machen, und warf ihre Augen auf die Stadt und das Kanton la Roche in Ardenne (Rupes Ardennae), 12 Stunden von Luxemburg.

Sie bewog den König von Spanien, der ihr nichts abſchlagen konnte, dieſen Artikel zu einer Bedingung des Friedens zu machen, der zu Utrecht unterhandelt wurde. Um Ludwig XIV für dieſe Idee zu gewinnen, erbot ſie ſich, die Souverainetät von la Roche auf den Fall ihres Todes der Franzöſiſchen Krone in dem Traktat zuzuſichern. Sie ging mit einem Projekt um, deſſen Ausführung weiter hinausgeſetzt war, und das ſie noch nicht offenbarte, nämlich dem König in der Folge den Vorſchlag zu thun, ihr den Genuß der Souverainetätsrechte in Touraine, gegen die Abtretung von la Roche, zu bewilligen. Sie weidete ſich im Voraus an dem Vergnügen, in ihrem Vaterlande mit ihrem Glanze zu prangen, und zweifelte ſo wenig an der Einwilligung des Königs, daß ſie d'Aubigni dahin ſchickte, um in der Gegend von Tours eine angenehme Lage, einen Boden, worauf ein weitläuftiges und bequemes Schloß zu bauen wäre, und den nöthigen Platz für die Gärten auszuſuchen. D'Aubigni führte die Befehle der Prinzeſſin aus, wie es der Beſtimmung des Schloſſes am gemäſſeſten war. Man war erſtaunt, einen bloſſen Privatmann, den man als den Sohn eines Prokurators in Paris kannte, einen ſo ungeheuren Aufwand machen zu ſehen, und an einem Orte, der weder Gerichtsbarkeit noch herrſchaftliche Rechte hatte; Umſtände, die ziemlich gleichgültig geſchienen haben würden, wenn man gewußt hätte, für wen und weswegen die ganze Einrichtung gemacht wurde. Wir werden bald ſehen, daß die Prinzeſſin nie den Genuß davon haben konnte. Das Schloß, Chanteloup genannt, behielt d'Aubigni zum Lohn ſeiner Dienſte. Er verheirathete ſich nach dem Tode ſeiner

Gat-

Gebieterin, und als er 1733 ſtarb, hinterließ er eine einzige, ſehr reiche Tochter, die den Marquis von Armentieres, Louis Hanau heirathete.

Da die Bevollmächtigten von Spanien angewieſen waren, das Anliegen der Prinzeſſin bei Urſini zu unterſtützen, ſo glaubte ſie es ihrer Würde angemeſſen, zu Utrecht eine Art von eignem Miniſter zu haben. Der Baron von Lapres Bournonville war es, der ſich dieſem verächtlichen Kontraſt zwiſchen ſeiner Geburt und ſeinem Amte unterzog. Keiner der Bevollmächtigten wollte mit ihm Unterhandlung pflegen, noch ihn anerkennen. Die Zurückweiſungen, die Erniedrigungen, denen er zu Utrecht trotzte, machten in Spanien ſein Glück, und er hielt ſich für ſehr gut entſchädigt. Die Ehre, die man verkauft, wie wenig auch dafür gegeben werde, wird immer theurer bezahlt, als ſie werth iſt.

Die Empfehlung Philipps des Fünften, und die Zudringlichkeiten der Prinzeſſin waren vergeblich. Anfangs hatte Ludwig XIV die Anſprüche dieſes ehrgeizigen Weibes mit ziemlicher Gleichgültigkeit angeſehen; aber die Marquiſe von Maintenon, die ihr wirkliches Anſehen zu verhüllen gezwungen war, konnte es nicht verdauen, daß ihre Klientin ſich öffentlich und anerkannt zur Souveraine machen wollte; ſie ſuchte Mittel, ſie beim Könige zu ſtürzen, und es gelang ihr bald, welche zu finden. Die Bevollmächtigten von Spanien beſorgten das Anliegen der Prinzeſſin mit vielem Eifer; aber die von Holland wollten durchaus in nichts willigen, und das Friedensgeſchäft ſtockte. Ludwig XIV, ungeduldig nach deſſen Beendigung, erfuhr mit Unwillen die Urſache des Aufſchubs, und da Frau von Maintenon ſeinen Zorn ſehr billigte, ließ er den Bevollmächtigten ſeines Enkels bedeuten, wenn ſie nicht auf der Stelle den Frieden unterzeichneten, ſollte Spanien von Frankreich nichts mehr zu hoffen haben.

Da ihr Entwurf, eine perſönliche Souveraineté zu erlangen, geſcheitert war, dachte die Prinzeſſin nun auf nichts weiter, als ihre prekaire Regierung zu Madrid feſtzuhalten; aber bald erwachten wieder viel erhabnere Hoffnungen in ihr.

Die Königin von Spanien, von kalten Fiebern befallen, kränkelte lange Zeit, und ſtarb den 14. Febr. 1714. Die

Prin-

Prinzessin bildete sich ein, daß es ihr nicht unmöglich seyn würde, ihre Nachfolgerin zu werden. Ihre Hoffnungen waren nicht ohne einigen Grund.

Philipp V, der von Natur sanft und träge war, und in der Abhängigkeit von seinem ältern Bruder, dem Herzog von Bourgogne, dem er anfangs zu gehorchen bestimmt gewesen, erzogen worden war, hatte von dieser Zeit her alle Anlagen, sich leiten zu lassen, empfangen, und die Prinzessin machte seit vielen Jahren die Erfahrung davon an ihrem eigenen Beyspiel. Diesem Fürsten, den man ausserdem in der Frömmigkeit auferzogen hatte, war zu einem andächtig zaghaften Gewissen ein heftiges Temperament zu Theil geworden, das ihm den Genuß eines Weibes zum steten Bedürfniß machte. Er hatte sich von seiner Gemahlin erst 3 Tage vor ihrem Tode getrennt, und ob ihr Zustand gleich sehr ekelhaft war, unterließ er doch nie, die ehelichen Rechte auszuüben. Er hatte mehr Bedürfnisse als Gefühl; denn an dem nämlichen Tage, da man den Leichnam der Königin nach Escurial trug, ging er auf die Jagd, und als er zu Pferde zurückkam, und den Leichenzug von weitem gewahr wurde, näherte er sich, um ihn vorbeyziehen zu sehen.

Die Prinzessin war zu alt, um noch Kinder zu haben; aber der König hatte 3 Söhne, durch welche die Nachfolge gesichert schien, und bey seiner Sinnlichkeit und seiner Gewissenhaftigkeit war es ihm gerade genug ein Weib zu finden, und daß dieß Weib seine Frau wäre.

Um das Band immer enger zu knüpfen, ließ die Prinzessin sich zur Gouvernante der Infanten ernennen, oder vielmehr sie machte sich selbst dazu; diese konnten auch zu ihrer Erhaltung in keinen bessern Händen seyn, als in denen einer Person, die selbst ihren größten Vortheil dabey fand. Sie zog den König aus dem Pallast, wo die Königin gestorben war, und anstatt ihn in einen andern zu führen, z. B. nach Buenretiro, wo der Hof logirt werden konnte, führte sie ihn in das Hotel von Medina Celli, wo der Mangel an Platz den Haufen der Hofleute entfernt hielt. Es näherten sich dem König nur 3 oder 4 Männer, um ihm die Zeit zu vertreiben, unter dem Namen Recreadores, und von diesen konnte die Prinzessin gewiß seyn. Ihre Zimmer waren bloß durch eine offne Gallerie von denen des Königs getrennt. Der

Von

Vorwand, die Infanten zu ihrem Vater zu führen, berechtigte die Gouvernante ſchon hinlänglich, frey über die Gallerie zu gehen: aber ſie wollte den König zu ordentlichen Stunden ſehen, und um keine Zeugen ihrer ſtillſchweigenden Beſuche zu haben, gab ſie Befehl, dieſe Gallerie mit Bretern zu verſchlagen. Zufälligerweiſe wurde dieſer Befehl an einem Sonnabend Abends gegeben. Die Handwerksleute machten ſich ein Bedenken daraus, am Sonntag zu arbeiten; der Kontroleur von den Gebäuden fragte den Pater Robinet, Beichtvater des Königs, und ein Franzöſiſcher Jeſuit, ob man an einem ſolchen Tage arbeiten könnte. Der Höfling war anfangs verſucht, der Frage auszuweichen; aber weil man in ihn drang, zu antworten, gewann der ehrliche Mann die Oberhand. Ja, ſagte Robinet gerade und trotzig, arbeiten Sie den Sonntag, und wenns Oſterſonntag wäre, ſobald es geſchähe, um die Gallerie abzutragen. Aber die Prinzeſſin gab die nöthige Dispens und der Verſchlag wurde fertig.

Von dieſem Augenblick an zweifelte der Hof nicht mehr, daß der König die Prinzeſſin bei Urſini heirathen würde; aber der Pater machte dem Handel auf immer ein Ende.

Der König, der ſich gern mit ſeinem Beichtvater von den franzöſiſchen Neuigkeiten unterhielt, fragte ihn einmal, was man in Paris Neues ſagte? Sire, antwortete Robinet, man ſagt dort, daß Ihro Majeſtät die Prinzeſſin des Urſins heirathen wollten. O das geweiß nicht! ſagte der König trocken und ging weiter.

Die Prinzeſſin erhielt Nachricht von dieſem kurzen aber für ſie beziehungsvollen Geſpräch, und ſie begriff darauf, daß ſie ihren Plan aufgeben müßte. Konnte ſie aber den Thron nicht ſelbſt beſteigen, ſo richtete ſie nun wenigſtens ihre Abſichten darauf, eine Fürſtin aufzuſuchen, die zu den wenigſten Anſprüche auf dieſe Stelle berechtigt wäre, die ihr dieſelbe zu verdanken hätte und ſie regieren ließe. Sie warf ihre Augen auf die Nichte des Herzogs von Parma, Eliſabeth Farneſe *). Sie glaubte, daß dieſe Prinzeſſin, an dem Hofe

neu

*) Eliſabeth Farneſe, geb. d. 25 Octbr. 1692., war die Tochter von Odoardo Farneſe, aus dem Hauſe Parma, Tochter des Herzogs Ranuccio II von der Pfalz, Thilipp Wilhelm, und

den Hofe von Parma eingeſchloſſen, ohne irgend eine Art von Erziehung, die auf einen ſo hohen Stand abgezweckt hätte, in jeder Art von Geſchäften fremd ſeyn müßte, und ſich überglücklich finden würde, nicht allein ſo unerwartet der Gegenſtand einer ſolchen Wahl zu ſeyn, ſondern auch bey ihrer Ankunft an einem großen Hofe eine Freundin zu finden, die gütig genug wäre, ſie zu leiten. Sie vertraute ihre Entwürfe dem Abbate Giulio Alberoni, der zu Madrid Agent des Herzogs von Parma war, und forderte von ihm nähere Nachrichten über die Prinzeſſin von Parma. Der Abbate, welcher ſogleich die Pforte des Glücks für ſich offen erblickte, antwortete den Wünſchen der Fragerin gemäß, und ſagte ihr alles Wahre und Falſche, was ſie in ihrem Projekt beſtärken konnte.

Sicher, daß der König jede Gemahlin annehmen müßte, die ſie ihm vorſchlagen würde, ſprach ſie mit ihm von dieſer, erhielt ſeine Einwilligung, und der Antrag wurde förmlich gethan. Während der Unterhandlungen, und faſt in dem Augenblick, da alles abgethan werden ſollte, erfuhr die Favoritin, daß die Prinzeſſin von Parma zwar wenig Erziehung bekommen, daß ſie aber viel natürlichen Verſtand und Charakter hätte. Dieſe Eigenſchaften waren ihr nicht die erwünſchteſten an ihrer künftigen Schülerin. In ihrem Schrecken fertigte ſie einen Kurier ab, um alles aufzuhalten. Er kam zu Parma an, den nemlichen Tag, den 16. Auguſt, wo die Vermählung, Kraft der vom König von Spanien an den Herzog von Parma, den Onkel der Prinzeſſin, geſandten Procuration, um Se. Katholiſche Majeſtät zu repräſentiren, durch den Kardinal Gozzadini, Päpſtlichen Legat, a Latere gefeiert werden ſollte.

Der Onkel und die Nichte faßten ihren Entſchluß auf der Stelle. Der Kurier wird eingeſperrt, man ſchlägt ihm die Wahl vor, entweder gleich umgebracht zu werden, oder eine beträchtliche Summe anzunehmen, und bis zum andern Tag verborgen zu bleiben, da er dann öffentlich erſcheinen ſollte, als ob er nur eben angekommen wäre. Die Wahl war bald getroffen, die Vermählung wurde gefeiert, und der Kurier erſchien erſt den Tag darauf. Den Abend vorher war

dem Neuburgiſchen Stamme. Dieſe nemliche Dorothea Sophia heurathete als Witwe den Herzog von Parma, Franz Farneſe, ihres erſten Gemahls Odoardo Bruder.

war ein anderer ſchon mit einem Briefe von der Prinzeſſin abgefertigt worden, worin ſie dem Könige meldete, daß die Vermählungsfeier vorbey wäre, und daß ſie abreiſte, um ſich zu Sr Majeſtät zu begeben. Sie ſchiffte ſich auch wirklich zu Seſtri di Levanti ein; da ſie aber die See nicht vertragen konnte, ging ſie zu Lande von Genua nach Antibes, und durchſchnitt einen Theil von Frankreich bis an die Spaniſche Grenze. Der König ließ ihr auf dem Wege und an den Orten, wo ſie ſich aufhielt, alle Ehrenbezeugungen erweiſen, die ſie annehmen wollte. Wie ſie zu Pampeluna ankam, fand ſie den Abbate Alberoni: ſie ſagte ihm, daß ſie entſchloſſen wäre, die Prinzeſſin dei Urſini, im erſten Augenblick, wo ſie dieſelbe ſehen würde, fortzujagen. Alberoni ſtellte ihr die Gefahr dieſes Unternehmens vor, und ſuchte ſie durch die Furcht vor dem König, über welchen die Prinzeſſin die entſchiedenſte Herrſchaft ausübte, davon abzubringen. Aber die Königin zog einen Brief hervor und warf ihn auf den Tiſch: „Leſen Sie, ſagte ſie, und Sie werden nicht „mehr ſo furchtſam ſeyn.“ Der Brief war vom König von Spanien. Er trug ihr auf, die Prinzeſſin wegzujagen und ſchloß mit den Worten: „Nehmen Sie ſich nur ja in Acht, „daß Sie gleich im erſten Augenblick Ihren Streich nicht verfehlen, wenn das Weib Sie nur zwey Stunden ſieht, ſo „ſind Sie gefeſſelt, und ſie wird uns verhindern, bey einem „der zu ſchlafen, wie bey der verſtorbenen Königin.“

Alberoni hatte nichts mehr einzuwenden und die Königin ſetzte ihren Weg fort, mit dem Vorhaben, nicht ſowohl die erſten Dienſte der Prinzeſſin anzunehmen, als vielmehr den letzten Schimpf zu rächen, den ſie im Begriff geweſen war, von ihr zu erdulden.

Der König, dem von dem Kurier nichts bekannt war, der die Prinzeſſin abgefertigt hatte, um die Heirath rückgängig zu machen, war voller Freude über die Ausſicht, bald wieder den Genuß eines Weibes zu haben, und ging ihr bis Guadalarara, 12 Stunden von Madrid, entgegen.

Was für Entſchuldigungsgründe die Prinzeſſin auch dem Kurier haben mochte, um die Abfertigung des Kuriers gegen die Königin zu beſchönigen, ſo fing ſie doch auf allen Fall damit an, daß ſie ſich zur Camarera major dieſer Königin ernennen ließ, wie ſie es bey der vorigen geweſen war, und ſie ging ihr bis Quadrazue, 7 Meilen weiter, als der

König, entgegen. Als ſie ſich der Königin vorſtellte, zog ſich alles zurück, um ſie zuſammen allein zu laſſen; einen Augenblick darauf hörte man ſehr laut ſprechen; die Königin rief nach ihren Officieren, ſie ſollten dieſe Närrin fortſchaffen, die gegen ſie die ſchuldige Ehrerbietung aus den Augen ſetzte. Die Prinzeſſin, voll Beſtürzung, fragte, worin ihr Verbrechen beſtünde. Die Königin, ohne ihr zu antworten, befahl dem Lieutenant von der Leibwache Damezagua, der das Detaſchement anführte, er ſollte das Weib mit zwey ſichern Officieren in einen Wagen einſetzen, auf der Stelle abreiſen und bis Bayonne begleiten laſſen. Damezagua wollte vorſtellen, daß es nur dem König zukäme, einen ſolchen Befehl zu geben: Haben Sie denn nicht einen, ſagte die Königin mit Stolz, mir in allem, ohne Rückhalt und ohne Gegenvorſtellung, zu gehorchen? Den Befehl hatte er auch wirklich, ohne daß jemand es wußte. Erſtaunt, die Königin davon unterrichtet zu finden, ſah er wohl ein, daß ihm nichts übrig-bliebe, als Gehorſam.

Als Alberoni aus Spanien verwieſen worden war, ging er über Frankreich nach Italien, und ſchlief eine Nacht in Aix. Der Marquis, nachher Marſchall von Brancas, der zu Aix Commandant war, hatte Befehl, alle Ehrenbezeugungen gegen ihn zu unterlaſſen, und ſchickte daher blos einen Secretär, um ihn über ſeine Ankunft zu komplimentiren. Aber ein Officier, Namens Lottier, der in den Dienſten des Herzogs von Vendome geweſen war, und bey dieſem Prinzen einen genauen Umgang mit Alberoni gehabt hatte, bat den Marquis um die Erlaubniß, dieſen alten Freund zu beſuchen. Der Marquis hatte nichts dawider, ſondern war vielmehr ſehr damit zufrieden, und trug Lottier auf, den Kardinal ſchwatzen zu machen. Dieſer behielt ſie beyde zum Abendeſſen, und im Geſpräch erzählte er die Umſtände, die ich eben angeführet habe. Ich hörte ſie ſpäterhin vom Marechal von Brancas, dem ſein Secretär und Lottier ſie dem nämlichen Abend wieder hinterbracht hatten.

Die Prinzeſſin bei Urſini mußte ſich in den Wagen ſetzen, mit einer Kammerfrau und zwey Officieren von der Garde, ohne Kleider und Wäſche als die ſie eben an hatte, und ſie reiſete um 8 Uhr des Abends den 23 December 1714 ab einer ſehr empfindlichen Kälte ab.

Den

Den folgenden Tag kam die Königin in Guadalarara an. Der König bot ihr beym Ausſteigen den Arm, führte ſie in die Kapelle, wo ſie verheirathet wurden, von da in ein Zimmer, wo ſie ſich zu Bette legten und nicht eher aufſtanden, als um Mitternacht die Meſſe zu hören.

Der König erlaubte den Neffen der Prinzeſſin, Tenti und Chalais zu ihr zu gehen, und gab ihnen einen Brief mit, durch welchen er ihr bezeugte, daß er ihr Schickſal bedauerte, daß er aber dem Willen der Königin nicht hätte widerſtehen können, und daß er ihr übrigens ihre Penſionen ließe.

Die Königin veränderte nichts an ihrer Hofhaltung, obgleich dieſe aus lauter Kreaturen der Prinzeſſin beſtand. Man war ſehr weit davon, daß ihr nach ihrem Sturz keine mehr übrig bleiben würde. Dieſe Königin, die man als ſo unerfahren in dem Geiſt der Höfe geſchildert hatte, zweifelte keinen Augenblick daran.

Unterdeſſen war die Prinzeſſin die ganze Nacht durchgefahren. Im Wagen herrſchte ein tiefes Stillſchweigen: ſie konnte ſich noch von dem, was ihr geſchah, nicht überzeugen, und zweifelte nicht, daß der König eine ſolche Behandlung empfinden, und ihr nachſchicken würde. Ihre Täuſchung währte bis zu der Ankunft ihrer Neffen, die unterwegens zu ihr ſtießen und ihr den Brief des Königs einhändigten. Als ſie dieſen las, ließ ſie ſich weder Seufzer noch Klagen, noch irgend ein Zeichen von Schwachheit entfahren. Ihre Begleiter, gewohnt ſie zu ehren und zu fürchten, waren ſo beſtürzt, als ſie, über dieſe Begebenheit, und trennten ſich von ihr erſt zu Saint Jean de Luz, wo ſie den 14 Januar 1715 ankam. Als ſie von ihrem Gefolge befreit war, erſuhr ſie von ihrem Neffen, daß die Königin am Abend ihres Unfalls dem König geſchrieben hätte, daß er bey Leſung ihres Briefs bewegt geſchienen, aber keinen Befehl ertheilt hätte.

Von Spanien hatte ſie nun nichts mehr zu hoffen, aber ſie ſchmeichelte ſich in Frankreich irgend eine Stütze zu finden, und nahm ihren Weg dorthin. Zu Bayonne ließ ſie der verwittweten Königin von Spanien, Maria Anna von Neuburg, Complimente machen, die dieſe zurückwies; und in Paris wollte niemand ſie aufnehmen, als ihr Bruder, der Herzog von Montmorency, wo ſie von vielen Leuten mehr aus Neugierde als aus Theilnahme beſucht wurde. Um hier als

les mitzunehmen, was dieſe Favoritin angeht, werde ich noch hinzuſetzen, daß ſie endlich eine Audienz vom Könige bey der Frau von Maintenon erlangte, mit welcher ſie aber wenig Urſache hatte, zufrieden zu ſeyn. Einige Tage ſpäter mußte ſie die ausgezeichnetſte Demüthigung erfahren. Die Königin von Spanien, welche die Regentſchaft des Herzogs von Orleans und die Wichtigkeit des Einverſtändniſſes zwiſchen den beyden Monarchieen vorausſah, brachte dem Könige eine beſſere Meinung von dieſem Prinz bey. Flotte und Renaud, die noch gefangen waren, wurden auf freien Fuß geſtellt, und für unſchuldig erklärt. Philipp V ſchrieb dem König, er habe die Ungerechtigkeit der Beſchuldigungen gegen den Herzog von Orleans erkannt, und fühle das größte Verlangen, ſich mit ihm auszuſöhnen. Der Herzog ſchrieb hierauf, im Einverſtändniß mit dem König, an Philip V., von dem er die verbindlichſte Antwort erhielt. Da die Prinzeſſin de Ursini die erſte Urheberin dieſer Sache geweſen war, glaubte der Herzog es ſeiner Ehre ſchuldig zu ſeyn, ihr ſeine Verachtung empfinden zu laſſen, und er ließ ihr durch den König verbieten, ſich je an einem Ort zu zeigen, wo er, oder jemand aus ſeiner Familie, ihr begegnen könnte. Sie ſah, daß es Zeit wäre auf einen Rückzug bedacht zu ſeyn, und ſie hätte Holland erwählt, aber die Generalſtaaten wieſen ſie zurück.

Vierzehn Tage vor dem Tode des Königs reiste ſie ab, aus Furcht ſich in der Gewalt des Herzogs von Orleans zu befinden. Sie ſuchte überall einen Zufluchtsort, kam nach Scamberri, nach Genua, und blieb endlich in Rom. Ihre Penſionen von Frankreich und Spanien wurden ihr auf die Befehle Philipps V und des Herzogs von Orleans immerfort richtig ausgezahlt. Der Hang zum Hof klammert ſich ſo feſt in den Herzen derer, die ihm lange gefolgt ſind, daß ſie nur am Hofe leben können, wär's auch bloß, um zu kriechen. Sie tröſtete ſich am Bilde, nachdem ſie den Genuß der Wirklichkeit eingebüßt hatte. Sie hing ſich an den Prätendenten Jakob III, machte die Honneurs ſeines Hauſes, und bekannte ſich zu ſeiner Etikette. Sie ſtarb am 5 Decbr. 1722 über 80 Jahre alt *).

Es

*) Sie war alſo ſchon über die 70, als ſie den König verführen wollte; Man weiß nicht ob man dieſe Hofkarrikaturen bewundern, beklagen oder — bemitleiden ſoll!

Die dritte merkwürdige Stadt der Lombardey, die durch Schiffarth und Handlung emporkam, und sich in Freyheit setzte, ist Pisa, welche bis in das zehente Jahrhundert unter der Markgrafschaft Toscana (dem alten Tuscien) mit begriffen war, aber nunmehr anfieng, durch innre Kraft welche ihr Industrie und Handlung verschafften, das Joch der Markgrafen abzuwerfen, und sich nach eignen Gesetzen zu regieren. Schon im zehenten Jahrhundert schickte sie ansehnliche Flotten in die See, mit denen sie die Saracenen in Spanien und Afrika bekriegte, und in beyden Ländern Niederlassungen für ihren Handel errichtete. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts wurde Corsika von den Pisanern erobert, worauf bald die Eroberung der baleariſchen Inseln folgte. Auch in Sardinien fieng sie an festen Fuß zu fassen, und die Vortheile der Kreuzzüge theilte sie mit Genua und Venedig. Ihre Macht zur See wuchs beträchtlich, so daß sich am Anfang des zwölften Jahrhunderts die griechische Flotte im mittelländischen Meer vor pisanischen Schiffen verkriechen mußte. Der Kaiser Lothar bediente sich einer pisanischen Flotte, um die Länder Königs Rogers von Sicilien anzufallen. Auch diese Stadt strebte in diesem Zeitraum, sich der Oberhoheit des deutschen Reichs eben so zu entziehen, wie sie sich bereits der Botmäßigkeit der Markgrafen von Toskana entzogen hatte.

Der Geist der Freyheit, welcher im XI und XII Jahrhundert in den lombardischen Städten lebendig wurde, hatte die Köpfe der Römer schon von jeher entzündet, und bereits unter den Ottonen zu den heftigsten Unordnungen in dieser Stadt Anlaß gegeben. Bald kämpfte dieses unruhige Volk gegen die deutschen Kaiser, bald gegen die Päbste, seine einheimischen Oberherren, aber weil es diese Versuche zur Freyheit nicht mit Eintracht unternahm, durch kein planmäßiges Betragen unterstützte, und weder durch Industrie noch durch den Handel seine innere Kräfte vermehrte, so halfen sie zu nichts, und endigten immer wieder in Unterwerfung. Die Wahl der Päbste, welche so oft streitig ausfiel, und die einander entgegen gesetzten Faktionen der kaiserlich und päbstlich Gesinnten unterhielten einen immerwährenden Zunder der bürgerlichen Zwie-

Es wird an ſeinem Ort ſeyn, daß ich hier noch einige
ſtände zuſammenſtelle, die mit den eben angeführten in
rbindung geſtanden haben.

Als die Prinzeſſin dei Urſini nach dem Tode der er
n Königin ſo viele Vorkehrungen traf, um ihre Entwürfe
n Augen des Publikums zu verbergen, und in dieſer Abſicht
n König in einer unzugänglichen Einſamkeit zurückzuhalten,
ß ſie mehr als jemals, die Aufmerkſamkeit des Hofs auf ihr
Wege, und die geſtiſſentliche Heimlichkeit gab gerade ihr
n Planen Nachbarkeit. Niemand zweifelte, daß es ihr
eck wäre, und daß es ihr gelingen wurde, den König zu
irathen. Der Marquis von Brancas, Franzöſiſcher Bot
after in Madrid, war davon überzeugt. Seine Pflicht
ar, ſeinen Herrn davon zu benachrichtigen; da ihm aber
s dem Beiſpiel des Abbe d'Etrees bekannt war, daß weder
e Poſten, noch die Kuriere ſicher wären, bat er Lud
ig XIV um Urlaub in wichtigen Angelegenheiten, erhielt
n, und bereitete alles zu ſeiner Abreiſe.

Die Prinzeſſin, die den Zweck dieſer Reiſe ahndete,
ß den Kardinal del Giudice *) einen Tag früher abreiſen,
n allem, was Brancas ſagen möchte, am Franzöſiſchen
ofe vorzubauen, ſeine Glaubwürdigkeit verdächtig zu ma
en, ſeine Zurückberufung zu betreiben, und den König
r Genehmigung eines Ehebündniſſes zu bewegen, von dem
bisher keine andere Nachricht hatte, als durch die öffentli
en Zeitungen. Das letzte war keine leichte Arbeit. Als
e Prinzeſſin von Parma dem König von Spanien beſtimmt
urde, war ſie ſchon an den Herzog della Mirandola ver
rochen, welcher die Grandezza und die Oberſtallmeiſterſtelle
h zur Ehre ſchätzte. Die Heirathsartikel ſollten mit dem
ienet beſchloſſen werden, als man ſie für den Herrn von
uem aufzeichnete.

*) Der Kardinal del Giudice, Großinquiſitor von Spanien, war
ein Bruder des Herzogs Giovenazzo, welcher Staatsrath d. h.
Miniſter und ernannter Grande von der dritten Klaſſe auf drei
Generationen war. Ihr Vater, ein Genueſer, hatte ſich in
Neapel niedergelaſſen, wo er im Handel ein unermeßnes Ver-
mögen erworben hatte. Der Sohn des Herzogs von Giovenazzo
und Neffe des Kardinals del Giudice, mit der Prinz Pellamare,
Spaniſcher Botſchafter in Frankreich, von welchem unter der
Regierſchaft der Königin

Das waren die Instruktionen des Kardinals zu seiner Sendung nach Frankreich. Der Marquis von Brancas erkannte den Zweck dieser übereilten Reise. Obgleich er ihm nur den andern Tag setzen konnte, so holte er ihn doch in Bayonne ein, und da der Kardinal hier sein Nachtlager hielt, reiste der Marquis weiter, nahm von Station zu Station alle Pferde weg, kam zwei Tage vor ihm am Hofe an, und hatte Zeit, den König mit dem Zustand von Spanien bekannt zu machen.

Obschon Ludwig mit der Heirath seines Enkels sehr unzufrieden war, so glaubte er doch, daß die Sachen schon zu weit gediehen wären, um etwas dagegen einzuwenden, und er begnügte sich, den Vorschlag kalt anzuhören, ohne seine Gutheissung zu geben noch zu versagen; aber die Prinzessin des Ursins war hierdurch vollends um seine ganze Gnade gekommen. Sie wurde bald gewahr, daß sie am Französischen Hof nicht gut stünde; aber anstatt es ihrer eignen Aufführung beizumessen, schob sie die Schuld auf die Ungerechtigkeit, oder gar auf den bösen Willen des Kardinals. Sie beredete sich um so mehr, als er selbst am Französischen Hofe Glück gemacht hatte. Ueberdem hatte er am Spanischen ein Ansehen, das, ohne die Macht der Prinzessin aufzuwiegen, doch von derselben unabhängig war. Die Sultaninnen dieser Art wollen, daß man blos durch sie und für sie existire. Sie stellte ihm eine Falle, in die er mit Gewalt gezogen wurde.

Man weiß, daß der Papst Klemens XI, nachdem er Philipp V als König von Spanien erkannt hatte, wie die Oesterreichischen Truppen den Kirchenstaat betraten, den Erzherzog Karl dafür erkannte. Seitdem die Vernunft die Blitze des Vatikans gelöscht hat, ist die Furcht der Grund und die Triebfeder der Römischen Politik.

Macannas, ein Spanischer Rechtsgelehrter, Fiskal des Raths von Kastilien, erhielt vom Ministerium Auftrag, zu untersuchen, von welchem Gerichte in der gegenwärtigen Angelegenheit die Partie wäre, die der Papst wider oder für ergriffe. Macannas schrieb ein Werk voll Gelehrsamkeit, auf unwiderlegbare Grundsätze gebaut, und von furchtbaren Folgerungen gegen den Römischen Hof. Seit Luther und Calvin war der päpstliche Stuhl nicht so heftig angegriffen.

worden. Dieſer Gegner war ſogar gefährlicher, als die Ketzer, weil er alle Lehrſätze ehrte und bekannte, und nur das Zeitliche in Unterſuchung nahm. Kurz, er ſchränkte die Anſprüche des Römiſchen Hofs auf ihren wahren Werth, d. h. auf ſehr wenig, ein.

Macannas Schrift wurde vom König und vom Staatsrath gebilligt; aber aus Schonung für Rom hatte man die Bekanntmachung derſelben aufgehalten. Die Prinzeſſin ließ ſie verbreiten, um den Kardinal del Giudice in Verlegenheit und in die Nothwendigkeit zu ſetzen, es entweder als Miniſter mit dem Franzöſiſchen und Spaniſchen, oder als Groß-Inquiſitor mit dem Römiſchen Hof zu verderben.

Der Kardinal wäre gern neutral geblieben, aber man machte es ihm zur Unmöglichkeit. Der Nuncius und die Römiſche Inquiſition ſchrien laut um Rache, ſie ſchrieben an den Groß-Inquiſitor, ſie zwangen ihn öffentlich hervorzutreten, und einen Hirtenbrief gegen Macannas und ſeine Schrift herauszugeben. Ein Hirtenbrief des Groß-Inquiſitors, vom März datirt, und in Paris angeſchlagen, ſchien dort etwas ſehr dunkelfleckiges. Es war zwar gegen einen Spanier; aber dieſer Spanier behauptete Franzöſiſche Maximen, übrigens Maximen, die allerwärts zu Hauſe ſeyn ſollten.

Auf einer andern Seite unterſtützte den König von Spanien Macannas, durch die Prinzeſſin aufgemuntert; der Kardinal wurde von Frankreich zurückberufen, und erhielt unterwegs den Befehl, nicht wieder in Madrid zu erſcheinen.

So ſtanden die Sachen, als durch den Sturz der Prinzeſſin alles eine veränderte Geſtalt erhielt. Die neue Königin die alles zerſtören wollte, was die Favoritin gethan hatte, ließ den Kardinal del Giudice wieder kommen, und er wurde mit dem Miniſterium bekleidet.

In dem Leben des Kardinal Alberoni (Hiſtoire du Cardinal Alberoni depuis la naiſſance juſqu'au commencement de l'année 1719 par Mr. J. B. (Rouſſet) la Haye 1719) wird dem Alberoni das Verdienſt angerechnet, daß er zuerſt auf den Gedanken der Vermählung des

Königs mit der Parmeſanischen Prinzeſſin gefallen ſey, dieſe ganze Sache auf das ſchlaueſte und geheimſte durchgeführt, und zuletzt die Rathſchläge an die Hand gegeben habe, die Prinzeſſin Urſini zu entfernen. Die Sache wird darinn folgendermaßen angegeben.

Als Alberoni, Agent von Parma zu Madrid zuerſt den kühnen Gedanken faßte, den König von Spanien mit der Parmeſanischen Prinzeſſin zu verheirathen, und die Ausführung dieſes Plans als den Weg anſah, der ihn unfehlbar zur höchſten Staffel des Glücks führen müſſe, ſo fühlte er dennoch die unzähligen Schwierigkeiten, die ſeinen Wünſchen ſich entgegen ſtellen würden. Eine Vermählung des Königs von Spanien mit einer Oeſtreichiſchen Erzherzogin konnte dem langen Streit über die Erbfolge ein Ende machen; er fürchtete, daß der Papſt dieſe natürliche und wünſchenswerthe Verbindung begünſtigen würde, damit Italien nicht fernerhin der Kriegsſchauplatz ſey, worauf ſpaniſche und deutſche Soldaten kämpften. Vor allen Dingen aber fürchtete er die Prinzeſſin Urſini, die, wie damals behauptet wurde, ſich ſelbſt des Thrones nicht unwürdig fand. Auch noch eine Schwierigkeit ſtand, den Memoiren von Duclos zufolge, dieſer Vermählung dadurch entgegen, daß die Prinzeſſin von Parma bereits mit dem Herzoge von Mirandola, Grand von Spanien und Oberſtallmeiſter des Königs, verlobt war, und daß folglich der Herr eine Frau nehmen ſollte, die für den Diener beſtimmt war.

Dieſe Schwierigkeiten ſchreckten indeß Alberoni nicht ab, er offenbarte ſeinen Plan ſeinem Herrn, dem Herzoge von Parma. Dieſe beyden Männer hielten die Sache anfangs geheim. Sie beſchloſſen, dem Kardinal del Giudice, Großinquiſitor von Spanien, der vorzüglich das Zutrauen des Königs genoß, ihr Vorhaben für das Erſte noch nicht zu eröffnen, weil er ein vertrauter Freund der Prinzeſſin Urſini ſey.

Dagegen entdeckten ſie es dem Kardinal Aquaviva, der zu Rom die ſpaniſchen Angelegenheiten beſorgte. Dieſer Mann begünſtigte ihren Entſchluß, war eben der Meinung, daß, ehe man einen Verſuch in Madrid machte, man den Papſt in das Intereſſe zöge, und bemerkte, daß die Päpſte das Haus Farneſe, welches einem Papſte ſeine Entſtehung

zu

zu verdanken hätte, ſtets geliebt, und daß es dem heiligen Vater ſchmeicheln würde, die Tochter eines ſeiner Vaſallen auf einen Thron zu befördern. Dieſes geſchah, der Papſt gab nicht nur ſeine Einwilligung, ſondern ſchrieb deshalb an den König von Frankreich, und gab ſeinem Legaten zu Madrid Befehl, in dieſer Sache Alberonis Abſichten aus allen Kräften zu unterſtützen. Hierzu verbanden ſich auch diejenigen unter den Großen, die bloß nach dem Befehlen des Verſailler Hofs handelten. Kurz man machte dem Könige von Spanien ein ſo vortheilhaftes Bild von der Prinzeſſin von Parma, daß dieſer, der wahrſcheinlich ſehnlichſt wünſchte, wieder eine Gemahlin zu haben, ſeine Einwilligung gab, und dem Kardinal Aquaviva den Auftrag ertheilte, um die Prinzeſſin anzuhalten.

Nach dieſer Erzählung war alſo die Prinzeſſin Urſini weit entfernt, dieſe Verbindung vorzuſchlagen. Im Gegentheil ſchreibt Alberoni: „Les favoris de la feu reine sont terriblement deroutés, et surtout la pringelle favorite. Je voudrois, que vous fussiez temoin de quels yeux elle me regarde, depuis qu'elle soupçonne que j'ai été le mobile de cette negociation.“

Der Kardinal Aquaviva hielt um die Prinzeſſin an, und der Pabſt ſchickte nach Parma den Kardinal Gozzadini, um die Trauung zu verrichten, worauf die neue Königin unverzüglich nach Spanien abreiſete. Dieſe Fürſtin folgte in allem, was den Spaniſchen Hof betraf, den Vorſchriften, die ihr Alberoni ertheilte, und auf deſſen Anrathen hatte ſie ihren neuen Gemahl um die Entfernung der Prinzeſſin Urſini gebeten. Alberoni fühlte wahrſcheinlich, daß, was dem König bey dieſer Sache am ſchwerſten ſeyn müßte, die Art ſey, wie er dieſe Bitte erfüllen ſollte, und daß Philipp zu ſchwach wäre, einen ſolchen Befehl ſelbſt zu ertheilen, oder gar den Vorwürfen und Thränen der Prinzeſſin zu widerſtehen. Er that daher den Vorſchlag, daß die Prinzeſſin Urſini der Königin bis Quadraque entgegenreiſen ſolle, und dieſe es über ſich nehmen müſſe, ſie bey ihrem Empfang unverzüglich wegzuſchicken; und zu dieſem Behuf wurde dem kommandirenden Offizier die beſtimmte Vorſchrift ertheilt, in allen Stücken die Befehle der neuen Königin blindlings zu befolgen.

Dies

Diese Erzählung hat den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit, das Betragen, welches dem Alberoni zugerechnet wird, stimmt ganz mit den Grundsätzen überein, die er während seines uneingeschränkten Ministeriums nachmals geäußert hat.

Es ist der Mühe werth, auch noch einen Inländer, den Marquis von San Felize, aus dem III Theil seiner Beyträge zur Geschichte von Spanien unter Philipp V — um so mehr zu vergleichen als durch seine Winke die fast unbegreifliche Entfernungsgeschichte der Prinzessin Ursini ein Mehr erhält, welches eine entscheidende Erklärung giebt. Sie hatte sich, wie man aus dem folgenden umständlicher sehe, die Inquisition, den Cardinal Großinquisitor, den Papst zu Gegnern gemacht. Die neue Königin war eine Clientin des römischen Hofs. Philipp der V stand jedem Eindruck kirchlicher Religiosität offen, sobald nur seine königliche Gewalt nicht gefährdet wurde. Kam nun, zu diesen mysteriösen Trieben dem der kirchlichen Allmacht, der Haß der verwittweten Königin gegen die Prinzessin, die persönliche Furcht der neuen Königin vor dem Despotismus dieser alten Gouvernantin, die Einwilligung Ludwigs des XIV und seiner geheimen Regentin, so war der Fall der verhaßten Italiänerin nicht nur unvermeidlich, sondern gerade auf die auffallendste, die unverfänglichste Trennung entscheidende Weise, selbst von Seiten Philipps, möglich. Der wesentliche Zusammenhang in San Felize ist folgender:

„Der König, durchdrungen von dem gerechtesten Schmerz, verließ sogleich nach dem Tode seiner Gemahlin (14 Febr. 1714.) den Pallast; und da alle seine Häuser ihn an den Verlust erinnerten, so ließ er für sich das Haus zubereiten, welches der Marquis Priego, als Herzog von Medina Celi, in der Straße du Pardo besaß. Ohne Neigung, an den Staatsgeschäften einigen Antheil zu nehmen, trug der König dem Kardinal del Giudice alle nöthige Autorität zur Besorgung der Angelegenheiten, die nicht ohne Gefahr aufgeschieden werden konnten, auf: Die Befehle gingen durch die Hände des Marquis Grimalde, Secretairs del Despacho universal, welcher sie im Namen des Königs unterzeichnete, der ihm öffentlich mit lauter Stimme die Vollmacht dazu ertheilte. Der Kardinal gebrauchte,

brauchte mit Mäßigung dieses Merkmal von Vertrauen: er besorgte nur die dringendsten Geschäfte; und drey Tage nachher übernahm der König wieder die Staatsverwaltung, auf Ansuchen der Prinzessin Ursini, deren Ansehen nicht mit der Königin gestorben war. Die Zärtlichkeit der Königin gegen dieselbe war der Hauptgrund ihrer Gewalt: sie blieb im Pallaste als Hofmeisterin des Prinzen von Asturien und der Infanten; und damit so viele Neider, die sie hatte, dem Könige nicht schlimme Begriffe von ihrer allzugroßen Autorität beybringen möchten, setzte sie diesen Prinzen nur ihre Anhänger an die Seite, die auf ihren Befehl ihn unter dem Vorwande, seine Betrübniß zu lindern, begleiten mußten. Orry war der Vertraute der Prinzessin, die mitten unter den Gefahren, von denen sie immer mehr und mehr bedeckt zu seyn glaubte, nur auf die Befestigung ihres Credits dachte, und daher dem Könige anrieth, die Regierungsform zu ändern, und einen Plan anzunehmen, den Orry entworfen hatte. Die große Autorität des Präsidenten von Kastilien war allen hinderlich, die an den Staatsgeschäften Antheil haben wollten; der König nahm also diese Bedienung dem D. Francisco Ronquillo, indem er in einem sehr gnädigen Briefe ihm für seine Dienste dankte; und ernannte zugleich fünf andere Präsidenten, nämlich Einen für jeden der fünf Säle oder Kammern des königlichen Rathes. Er ordnete auch verschiedene Räthe für jede Art von Geschäften, und gab ihnen den Marquis de la Jamaica, der bereits Herzog von Veraguas war, und den Prinzen von Cellamare als Beysitzer zu. Orry und der Graf Verpheick nahmen an allen Geschäften Antheil, die in vier Klassen, nämlich in Kirchen-, Justiz-, Staats und Kriegsangelegenheiten, abgetheilt wurden. Orry aber war allein der Urheber des neuen Systems.

D. Melchior Macanaz hatte sich seine Gewogenheit erworben und besaß sein ganzes Vertrauen. Dieser Mann war am Hofe kaum bekannt, und hatte bisher nur das Amt eines Konsokations-Richters in den Provinzen Valencia und Arragonien verwaltet, wofelbst er viele Klagen, besonders von Seiten der Geistlichkeit, wider sie erregte, die ihm ein hartes und unbiegsames Verhalten vorwarf. Macanaz theilte dem Orry Grundsätze ein, die unerhört und größtentheils den kirchlichen Immunitäten zuwider waren: allein er wußte

sich

das Gift derſelben ſo ſchlau zu verbergen, daß er ſogar die Zuneigung des königlichen Beichtvaters, des P. Robinet, gewann und ſich deſſen Beyfall erwarb. Durch dieſe Mittel gelangte er zu dem Amte eines Fiscals in dem Rathe von Kaſtilien, welches er mit größerer Autorität verwaltete, als jemals einer von ſeinen Vorgängern gehabt hatte. Es würde zu weitläuftig ſeyn, alle Neuerungen zu erzählen, die Marcanay wider das Gutachten vernünftiger Leute einführte, die über dieſelben nur ſpotteten. Der Marquis Grimaldo beherrſchte das Kriegsweſen und die indianiſchen Geſchäfte zu ſeinem Antheile. Der König hegte ein unbegränztes Zutrauen gegen dieſen Miniſter, der ſich auch die Beſchützung der Prinzeſſin erworben hatte.

Die Belagerung von Barcellona hatte unter der Anführung des Herzogs von Popoli einen ſchlechten Fortgang. Orry, der auf deſſen kluge Schonung keine Rückſicht nahm, beſchwerte mit neuen und ſtarken Auflagen die Katalonier, die ſich alle, ausgenommen die Einwohner der Stadt Cordona, der Herrſchaft des Königs unterworfen hatten. Durch dieſe Bedrückungen erbittert, griff das Volk wieder zu den Waffen, und gab der Stadt Barcellona Zeit, ſich zu einer nachdrücklichen Vertheidigung zu rüſten. Der Marquis Rübe, mit einer Vollmacht des Kaiſers verſehen, errichtete ein neues Bündniß mit dieſer Stadt, welches ein offenbarer Bruch des zu Utrecht geſchloſſenen Vertrags war. Man ſchickte auch von Neapel Rekruten herüber; und die Aufrührer befeſtigten ſich immer mehr und mehr in der Rebellion, da ſie ſahen, daß ihnen Hülfe nicht fehlen möchte, und daß die Staaten, die der Kaiſer in Italien beſaß, ihnen alle Nothwendigkeiten liefern würden. Dieſe Umſtände nöthigten Philipp V, ſeine Zuflucht zu Frankreich zu nehmen, und Ludwig XIV. um Truppen und Schiffe zu bitten. Du Caſſe erſchien vor Barcelona nur mit 2 Schiffen, die der katholiſche König bezahlen ſollte, und mit dem Titel eines Admirals der ſpaniſchen Meere, welches die Spanier ſehr verdroß, weil er in dieſer Würde über alle Officiere des Seeweſens zu befehlen hatte.

Ludwig XIV beſtimmte zu dieſer Unternehmung 15000 Mann unter der Anführung des Marſchalls Berwyk. Die Anzahl dieſer Truppen gefiel dem Könige; weil aber der Marſchall mit der Prinzeſſin Urſini in keinem guten Ver-

nehmen ſtand, ſo bat Philipp V um den Marſchall Teſſe, den ihm Ludwig XIV verſagte. Da nun die Prinzeſſin leicht einſah, daß der Marſchall Berwyk am Hofe erſcheinen würde, ſo bewirkte ſie die Verbannung des D. Francisco Roſquillo den ſie als ſeinen vertrauten Freund kannte, unter dem Vorwande, daß er von der Regierung übel ſpräche. Man warf ihm auch ſeine Verbindung mit dem damaligen Franzöſiſchen Geſandten, dem Marquis Brancas, vor, der über die Regierung ſehr mißvergnügt war. Er behauptete, daß das ſpaniſche Miniſterium durch ſeine Nachläſſigkeit, und durch den Mangel an Eintracht und Harmonie unter ſeinen Gliedern, Frankreich in einen neuen Aufwand, in neue Unruhen und Verlegenheiten ſtürzte, und daß die Friedensunterhandlung zwiſchen Spanien und den Generalſtaaten zu Utrecht in Gefahr ſtände, ſich zu zerſchlagen, weil die Holländer ihre Gewährleiſtung für die Souverainetät verſagten, die der König der Prinzeſſin Urſini in Flandern gegeben hatte, und weil dieſe denſelben abhielt, ohne dieſe Bedingung, den Frieden abzuſchließen. Ludwig XIV ärgerte ſich ſehr darüber, daß man ſo lange die Unterzeichnung eines Traktats verzögerte, zu welchem er ſelbſt den Grund gelegt hatte. Dieſe Verzögerung hemmte ſeine übrigen Entwürfe und die Begierde, die er hatte, einen dauerhaften Vergleich zwiſchen dem Kaiſer und Spanien zu Stande zu bringen. Er wollte alſo von den Bewegungsgründen unterrichtet ſeyn, die den Widerſtand des Königs, ſeines Enkels, veranlaßten, und ob ſie von ſeinen eignen Geſinnungen herrührten, oder ihm von der Prinzeſſin Urſini eingeflößt wären. Der Marquis Brancas ergriff bey dieſer Gelegenheit die Feder, um Ludwig XIV von dem, was im Spaniſchen Miniſterio vorgieng, Bericht abzuſtatten: er ſchrieb mit einer ſo ſchwarzen Dinte, daß er verſicherte, die Prinzeſſin und Orry richteten beide, jedes nach ſeiner Art, das Reich zu Grunde; die Prinzeſſin hätte das Gemüth des Königs eingenommen; ſie lenkte nach ihrem Gefallen die ganze Regierung, und befolgte dabey nach ihrer Gewohnheit ſolche Maximen, die Frankreich höchſt nachtheilig und Spanien verderblich wären, welches ſie ihrer Begierde nach Souverainetät aufopferte, die ſie von der Güte des katholiſchen Königes in den Niederlanden erhalten hätte; ſie bereitete ſchon von weitem Fallſtricke für den Marſchall von Berwyk, der wider ihren Willen in Katalo-

vien

nien commandiren sollte, und der bey der Belagerung von Barcellona Frankreichs Truppen, und die Ehre seiner Waffen gewiß verlieren würde, weil die Prinzessin nicht die erforderlichen Anstalten zu dieser Unternehmung treffen, und Orry die zur Belagerung gehörigen Nothwendigkeiten ohne die Einwilligung dieser Frau, die Spanien tyrannisirte, und Frankreich so vielen Schaden zufügte, nicht herbeyschaffen würde; beide wären Unterthanen des allerchristlichen Königs: es hienge also nur von ihm ab, so vielen Uebeln dadurch zu steuren, daß er beiden Befehle zur Rückkehr nach Frankreich zuschickte, weil nur dieß allein das einzige Mittel wäre, den Frieden mit Holland zu schließen, und den glücklichen Erfolg der Belagerung von Barcellona zu sichern. Wir haben von diesem Briefe des Marquis von Brancas eine Abschrift in Händen gehabt: sie wurde uns durch einen seiner Freunde in Madrid mitgetheilt, der gleich vielen andern die Prinzessin Ursini haßte. Als Ludwig XIV diese Nachrichten empfangen hatte, gab er seinem Enkel zu verstehen, daß er keine Truppen mehr nach Spanien schicken wollte, und daß er dem Marschall Berwyk geschrieben habe, den Marsch der Kriegsvölker, die bereits gegen Barcellona anrückten, aufzuhalten, wobey er hinzufügte: er würde seinen besondern Frieden mit dem Kaiser und den Holländern abschließen, Spanien im Kriege gegen diese beiden Mächte bleiben lassen, und sich in dessen Angelegenheiten auf keine Weise mehr mischen, weil er, wegen des Privatinteresse der Prinzessin, die Befestigung der Ruhe seines Volks nicht länger verschieben, und es keineswegs in neues Unglück zurückstürzen wollte.

Wir haben diesen Brief des Königs von Frankreich nicht gesehen; der Marquis von Brancas machte ihn zu Madrid öffentlich bekannt, als wenn er ihm von Ludwig XIV wäre mitgetheilt worden. Philipp V schrieb an seinen Großvater, um ihm diese üblen Eindrücke zu benehmen und versicherte ihm, daß er allein den Abschluß des Friedens mit den Generalstaaten verzögerte, und zwar seiner eignen Ehre wegen, und weil er sie sich der Belehnung widersetzen sähe, die er der Prinzessin Ursini, von der er wichtige Dienste empfangen zu haben gestand, ertheilt hätte: er fügte hinzu, daß er dieselbe seit dem Tode der Königin wider ihren Willen in

Spa-

tracht in dieser unglücklichen Stadt. Immer schwebte den Römern das Phantom ihrer ehemaligen republikanischen Freyheit und ihrer Weltherrschaft vor Augen, aber es konnte sie bloß zum Hochmuth und zu Empörungen reitzen, nie zur Größe, nie zu einem kraftvollen und überdachten Unternehmen begeistern. Wenige Stunden von Rom wagte es die Stadt Tusculo, ihre Unabhängigkeit gegen diese ehemalige Weltherrscherinn zu behaupten. Die Einwohner von Tusculo waren kriegerisch, und der Geist der Freyheit beseelte sie. Die Römer konnten mit dieser kleinen Stadt, die gleichsam an den Thoren von Rom lag, nicht fertig werden — so tief war Rom herabgesunken. Eine unversöhnliche Erbitterung war zwischen diesen beyden benachbarten Städten, und je schimpflicher es den Römern war, eine so kleine Stadt nicht bezwingen zu können, desto weniger konnte sie den Tusculanern ihre Freyheit vergeben. Endlich gelang es dem Pabst Innocenz II diese Stadt zu bezwingen, und nun verlangten die Römer von ihm, sie ihrer Rache aufzuopfern und ganz und gar zu zerstören. Als der Pabst dieses nicht wollte, so sagten sie ihm den Gehorsam auf, und erwählten sich, wie sie schon mehrmal gethan hatten, Senatoren, die den alten römischen Senat vorstellen sollten. Sie suchten alle Souverainitätsrechte an sich zu ziehen, und übertrugen einem Bürger, unter dem Namen eines Patritius, die höchste Aufsicht über ihre neue Republik.

Dieses Betragen der Römer gegen den Pabst, so wie das Betragen mehrerer lombardischen Städte gegen ihren Bischoff, wurde durch die Lehren eines gewissen Mönchs, des Arnold von Brescia, vorbereitet. Dieser Arnold, war durch den Investiturstreit unter den vorigen Regierungen aufmerksam darauf gemacht worden, das Recht der Geistlichkeit auf weltliche Besitzungen untersuchen, und er hatte gefunden, daß es dem geistlichen Beruf schnurgerade zuwiderlaufe, Regalien und liegende Gründe zu besitzen. Freiwillige Gaben seyen es allein, was den Geistlichen gebühre. Diese Behauptung mußte bey dem Volk um so mehr Glück machen, je ärmer dasselbe war, und je mehr der Aufwand der Bischöffe seine Augen beleidigte. Arnold mußte zwar Italien räumen, aber seine Lehre hatte tiefe Wurzeln darinn

Spanien zurückhielte. Die Prinzessin bemühte sich gleichfalls, sich vermittelst der Frau von Maintenon bey dem König von Frankreich zu entschuldigen; allein ihre Bemühungen waren fruchtlos: die Truppen kamen nicht an, und die Rebellen in Barcellona gewannen täglich neue Stärke, und rüsteten sich zur lebhaftesten Vertheidigung. Der König, dem es bekannt war, daß der Marquis von Bedmar diese Uneinigkeit nährte, verlangte seine Zurückberufung, und dieses Begehren war eine neue Veranlassung zum Mißvergnügen für Ludwig XIV, dem Bedmar versicherte, daß die Prinzessin seine Briefe auffange, und alle Paquete öffnete, die aus Versailles an ihn kamen. Da diese Mißhelligkeit von Tage zu Tage ernsthafter wurde, so bat der König, um ein Feuer zu erstikken, das unglückliche Folgen hervorbringen konnte, den Kardinal del Giudice am Charfreytage nach Paris abreisen, um den König von Frankreich, der eine auszeichnende Zärtlichkeit gegen seinen Enkel hegte, auf andere Gesinnungen zu lenken. Diejenigen, welche Alles stets auf der schlimmsten Seite betrachten, behaupten, die Prinzessin hätte den Kardinal aus Madrid zu entfernen gesucht, weil ihr das Ansehen dieser Eminenz, deren Rathschläge von dem Könige sehr wohl aufgenommen wurden, furchtbar zu werden anfing. Die Prinzessin schrieb die nämlichen Briefe gegen den Marquis von Tramcas; und da dieser Gesandte auch befürchtete, der Kardinal möchte Eindrücke auf den Geist Ludwigs XIV machen, so bat er um die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. Er erhielt sie, und reiste mit so großer Eilfertigkeit, daß er eher als der Kardinal del Giudice ankam, der den Prinzen von Lillemarc, als ein Pfand mit sich führte: einen Mann von reifem Verstande, voll tiefer Einsichten und Klugheit, der die schwerste Unterhandlung zu führen fähig war.

Obgleich der Marquis Bedmar sich hatte angelegen seyn lassen, Ludwig XIV gegen die Prinzessin Ursini einzunehmen; so empfing doch der Monarch den Kardinal mit den größten Merkmalen von Hochachtung, und derselbe war so glücklich in seiner Unterhandlung, worinn ihm auch die Frau von Maintenon ihren Beystand brachte, daß Ludwig XIV sogleich dem Marschall Berwyk befahl, zurückzukehren, mit seinen Truppen wieder in Katalonien einzurücken. Die größte

Schwierigkeit bei der Auswechslung der Prinzessin Ursini als Wege stand, war die Weigerung, den Frieden mit den Holländern abzuschließen, die man für eine Wirkung ihrer Freundschaft hielt. Der Kardinal aber that den Vorschlag, deshalben eine Reise zu unternehmen. Der Marquis Bonnac kehrte nicht wieder nach Spanien zurück, weil er sich mit dem katholischen Könige verfeindet hatte, und daher die Stelle eines Botschafters an dem Hofe desselben sich für ihn nicht mehr schickte. Die Italiäner halten die Unterhandlung des Kardinals würde ihm mehr Ehre erworben haben, wenn er die Zurückberufung der Prinzessin Ursini aus Spanien bewirkt hätte: ein Umstand, den er bewerkstelligen konnte; er strebte aber nach dem Ruhme der Großmuth, ob er gleich wohl wußte, daß seine Reise der Prinzessin mißfällig war, weil sie besorgte, der Kardinal möchte, wenn er die Achtung des Königs von Frankreich besäße, sich vieles Ansehn bei ihm, und ein Günstling des katholischen Königs zu werden. Wirklich sprach ihm auch Ludwig XIV von dem Kardinal, er thäten nichts besseres thun, als die Verstellung desselben belohnen. Diese Lobsprüche setzten die Prinzessin in Unruhe, die den Kardinal, um ihn vom Hofe zu entfernen, in Paris zurück hielt. Ihre uneingeschränkte Gewalt übtigte auch den Duc du Perghek, der nicht glaubte, sich der unterwerfen zu müssen, den König um die Erlaubniß zu bitten, daß er nach Flandern zurückkehren dürfte; er erklärte sogar mit vieler Unverschämtheit die Bewegungsgründe seiner Entfernung. Philipp V war bereits an Klagen und Beschwerden gegen die Prinzessin so gewöhnt, daß sie keine Eindrücke mehr auf ihn machten, er betrachtete sie nur als Erleichterungen, die aus Haß, Neid und Eifersucht entsprängen.

Der wienerische Hof weigerte sich nach dem Rastadter Frieden, der Prinzessin Ursini die ihr verliehene Souveränität nicht einzuräumen; und man hatte Mittel ihn dazu zu zwingen: Die Holländer kannten also nicht für Ernst, daß er nicht eintrete, die Gewalt brauchen. Nachdem diese Schwierigkeit gehoben war, wurde der Friede zwischen Spanien und den Generalstaaten am 26. Januar 1714 unterzeichnet.

Der Marschall Tessé verfügte sich nach der schwierigen und ruhmvollen Erledigung von Barcelona nach Madrid, wo er mit Zuvorkommen empfangen wurde. Philipp V ihm

er unvermählt lebte, ob er sich gleich schon in einem hohen Alter befinde, und so viel gesagt wäre, daß man ihn für unvermögend hielte, jemahls Kinder zu erzeugen; diese Vermählung wäre das einzige Mittel, das der König hätte, um sich wieder in Italien festzusetzen; und endlich finde sich in Europa keine andere Prinzessin und Erbin, welche diese Verbindung verdiente. Diese Gründe waren der Prinzessin Ursini nicht unangenehm. Was sonder am sichersten rührte, war die Hoffnung, die neue Königin eben so beherrschen zu können, weil es ihr auch leicht zu seyn schien, da die Prinzessin von einem zärtlichen Hofe kam, wo die meiste Standhaftigkeit regierte, sie zur sichern spanischen Ernsthaftigkeit zu bilden, sie als ihre Camarera-Mayor, einzuschließen zu haben, und sich also eine völlige Herrschaft über ihr Gemüth zu erwerben. Die französische Lebhaftigkeit war nach ihrer Meinung nicht so leicht zu bändigen; und bey der Wahl einer portugiesischen Prinzessin befürchte sie, die Nachbarschaft der beyden Höfe möchte der jungen Königin Lieblinge von Lissabon, die ihr Interesse vertreten könnten. Sie schätzte sich also, ohne sich dem Alberoni zu entdecken, und ohne ihm ihre Gedanken zu entdecken, für die Prinzessin von Parma, sagte ihr Gelegenheiten zum Könige und lobte die schönen Eigenschaften dieser Prinzessin und die Erziehung, die sie an einem Hofe empfangen hätte, wo man nur gute Begriffe hätte, und wo sie unter den Augen der Herzogin Dorothea Sophia von Neuburg, einer Mutter, deren Frömmigkeit und schöne Tugenden man verehrte, wäre gebildet worden. Der König machte auch einige Schritte auf die Verbindung, die es auf diese Vermählung gehen könnte; und nachdem der Cardinal Alberoni seinen Vorsatz, sie zu schließen, gemeldet hatte, erhielt er sogar seine Zustimmung. Der Cardinal Acquaviva bekam den Auftrag, die Vermählung zu unterhandeln und sie wurde den 16. November 1714 zu Stande gebracht. Der Herzog von Parma, der die gehörige Vollmacht von dem katholischen Könige erhalten hatte, verrichtete seine Rolle im Namen dieses Prinzen, und die junge Prinzessin wurde als Königin von Spanien anerkannt. Die Prinzessin Ursini, die von ihrer ausgesonnenen Autorität nichts verlieren wollte, hatte alles veranstaltet; sie wollte sich sogar aus der vermählten Königin, einer Tochter der Parmesanischen Prinzessin, die sich damals in Bayonne befand, eine Creatur machen:

sie

[illegible] ihr, dieser Vermählung wegen. [illegible]ldrückte ab, [illegible] brauchte für sie die Erlaubniß zur Rückreise nach Spa[illegible]n, welche aber diese Prinzessin nicht annahm, weil sie [illegible]sagte, man sollte zuvor mit der Bestimmung einiger Dinge die vorhergehen müßten, den Anfang machen.

Die Prinzessin Ursini, die nur auf die Befolgung ihr[illegible] Antriebe dachte, sann daher auf Mittel, den Kardinal Mazarin von dem französischen Hofe zu entfernen, weil derselbe, die große Achtung, womit Ludwig XIV diesen Prälaten beehrte, möchte ihren Fall nach sich ziehen. [illegible] den König dahin zu vermögen, machte sie bey ihm ei[illegible]e scheinbare Gründe geltend, und der Kardinal erhielt [illegible]ehl, nach Spanien zurückzukommen. Es ereigneten sich [illegible]e ungemein Dinge, welche verursachten, daß diese Rück[illegible] nicht so schleunig erfolgte, als die Prinzessin es wünschte.

Schon seit einigen Monaten hatte D. Melchior Mara[illegible], Rathe des Raths von Kastilien, denselben ein Memo[illegible] wider die sinnliche Immunität übergeben, worinn er die [illegible]Gründe vorstellte, die sie bewogen, sie aufzuheben, und [illegible] weit sie ihre Gewalt über die durch die Kanones [illegible]e Strafen ausgedehnt habe. Mazarin hatte durch Ma[illegible]ral an wenig gemäßigten Ausdrücken abgefaßt, man be[illegible]de darinn eine Menge verwegener Sätze, die der Lehre [illegible]heil. Väter entgegen waren, der Immunität der Kirche [illegible]erstritten und sich vor Ketzerei schützten. Er wollte in [illegible]einen die Gerechtsame der gallicanischen Kirche und einen [illegible]mittelbaren Ungehorsam gegen das Tridentinische Concilium [illegible]üben. Es war zwar ein Theil seiner Anbringen und [illegible]Schlüsse billig und richtig, die Art seines Vortrags aber [illegible] der Kirche übermäßig; er gebrauchte Ausdrücke, die sich [illegible]einen katholischen Staatsmann nicht schicken. Nach [illegible] vielen Memorial bekannt gemacht worden war, erregte [illegible]ey verschiedenen Personen Zweifel gegen die Meinung des [illegible]anzen; die Vernünftigen betrachteten sie als einen ehr[illegible]eigen und schmeichelnden Katholiken, der [illegible] Be[illegible]hung des Cyrus und des P. Rabaut sein Buch [illegible]dere[illegible]te. Cyrus verstand nicht, was er billigte, [illegible] von Rabaut konnte man nicht glauben, obgleich [illegible] sich [illegible]it prahlte, daß er seinen Gedanken beyge[illegible]ten der [illegible]weil dort mit seinem Stande [illegible]ürden wäre und weil der

Jesuiten gemeiniglich verdächtige Männer, Vertheidiger der Kirche und eifrigste Feinde aller Ketzereien sind. Das zu wählende Memorial verursachte dem Rathe von Kollitsch Schrecken und Entsetzen. Die Furcht nöthigte einige Räthe sich zu verstellen, andere ahmten ihnen aus Schmeichelei nach, einige hingegen sahen sich muthig darüber, und noch andere, die gerechtfertiget waren, sagten, die Sache wäre wichtig, und man müsse das Memorial dem Könige geben. Der König übergab es dem P. Rektorer zur Untersuchung und da erwarte, daß er nicht die Absicht hätte, die Rechte zu behaupten, welche die heiligen Canones der Kirche gestatten, und daß er nicht gesonnen wäre, sich der Entscheidung dieser Angelegenheit zu unterziehen, bey welcher es nur auf Gerechtigkeit und Billigkeit sein Augenmerk richtete.

Marany bemühete sich, dem Könige seine Bedenklichkeiten in einer geheimen Unterredung zu benehmen. Er stellte ihm vor: „die unter der Geistlichkeit eingeschlichene Mißbräuche hätten die königliche Autorität geschwächt, und die Immunitäten der Kirche dienten nur zur Begünstigung aller „strafwürdigen Ausschweifungen und Unordnungen, weil sie weit „über ihre gehörigen Gränzen ausgedehnet worden; die Kirchen „wären eine sichere Zuflucht aller Übelthäter, und diese Rechte „der Freistätte hätte man über die zum Gottesdienste bestimmten „Oerter bis auf die darum stehende Häuser, Kramladen „und Höfe ausgebreitet; die Geistlichen, die Mönche und „die Bischöfe eigneten sich mit Ungereimtigkeit die Rechte des „Königs dadurch zu, daß sie ohne Nothwendigkeit weltliche „Güter an sich behielten, welche daher seiner Gerichtsbarkeit „entgehen müßten; die Geistlichkeit hätte mehrere Gelehrte „im Staate als der König, und das Tribunal der Tavelle „der verschiedene täglich die Angelegenheit derselben, weil es seine „Autorität zu einem unerträglichen Despotismus hinaufgetrieben habe; die Ehrsucht einiger Männer hätte diese „Mißbräuche gebildet, um nur Gelegenheit zu erlangen, „ihre Familien mit den Kirchengütern zu bereichern; der unruhige Eifer dieser Unternehmungen wäre D. Lud. Gerhard, „sein Vorgänger, der durch diese Nachsichtigkeit entweder ge„nöthiget oder gereizet worden, über das Interesse des Königs „eine unverzeihliche Gefälligkeit für die Geistlichkeit zu „erkennen gäbe: denn er hätte die Verfügung so eingerichtet, „daß sie, ohne Einwilligung Seiner Majestät, und ohne

...ſie ſogar davon Bericht abzuſtatten zugelaſſen; die einen eine ...ſtändigen und eifrigen Miniſter hätten, wegen weit weite ...tiger Angelegenheiten, Forderungen und Vorſtellungen zu ...thun; in ſeinem Memorial beklagte ſich dein Artikel, der ...nicht auf die Autorität der orthodoxeſten Kanoniſten, die in ...dem größten Anſehn ſtänden, gegründet wäre; er würde ...zwar ſein Leben zur Vertheidigung des Katholiſchen Glau...bens aufopfern, gleichwohl aber dürfte er nicht die Pflichten ...ſeines Amts vernachläſſigen, welches ihm die Verbindlich...keit auflegte, die Rechte Sr. Majeſtät in allen ſie betreffenden ...Angelegenheiten zu behaupten: und es käme dem königlichen ...Rathe zu, darüber zu urtheilen.“

Dieſe Vorſtellungen des Mazarin machten nicht ſo tie... Eindrücke auf den Geiſt des Königs, als einige Memo... rie, die er der Königinn wegen überreichte, deren Ab... dankung er verlangte. Die große Menge derſelben war Phi... lippen wohl bekannt, und er ſuchte mit der redlichſten Abſicht ...Mittel dieſen Uebeln abzuhelfen. Viele Sätze und Vor... ſchläge des Mazarin erhielten gar nicht den Beyfall des D. Ru... dier, und in Anſehung einiger andern ſagte er, daß ſie, in die ...andern Zeiten angepaßet, wenigen Argerniß und Anſtoß zu ...geben würden. Der König befahl, die Räthe von Caſtilien ſollt... jeder beſonders, ihr gründliches Gutachten über dieſe ...Punkte einreichen, und man machte alle jenem beygefügten ...Punkte des Memorials zunichte, welches durch dieſen Um... weg dem Generalinquiſitor, dem Kardinal del Giudice auch ...ſeinen Abtritt aus Paris in die Hände gemacht. Es war ...er von den Räthen leicht, der ihm beſtändig entweder aus ...Unwiſſenheit oder auf Antrieb ſeines Beichtvaters widerſtrebte. ...Der Kardinal überſchickte es dem Tribunal der Inquiſition, ...deſſen gab es, nach der eingeführten Gewohnheit, den ...Gutachten. Es verfloſſen viele Monate, ehe man die ...Entſcheidung dieſer Angelegenheit vollendet, denn die Jun... ſtion verfuhr ſehr mit dieſer Weitläuftigkeit. Endlich ...kam es dem Kardinal del Giudice, der ſich damals auch ...in Paris befand, ein wider das Memorial, deſſen Ver... faſſer er nicht nannte, abgefaßtes Dekret zur Unterſchreibung ...zu bringen, daß es an allen öffentlichen Orten, und ...vor Thüren der Pfarrkirchen angeſchlagen werden ſollte. ...Es verdammte in demſelben viele Sätze als irrenge... ſtalt, die päpſtliche Macht ſchmälernd, mit der wahren

Lehre der Kirche streitend, als irrig und ketzerisch. Mocenny wurde darum, aus Ehrerbietung für den König, nicht genannt; es war aber gewiß, daß die Inquisition ihn unsichtbar gefänglich eingezogen würde, wenn der Prinz nicht den ganzen Umfang seiner Gewalt gebrauchte, das Verfahren der Inquisition zu hemmen oder ihm zu beschränken. Mocenny wurde mit Recht darüber unruhig, er beschwerte sich deswegen bey dem König mit vieler Lebhaftigkeit, und diese Klagen welche die Prinzessin Ursini und Orsy unterstützten, erregten Philipps Unwillen gegen die Inquisitoren, und er bedauerte die Bekanntmachung ihres Decrets weder seinen Minister ohne seine Genehmigung als eine Verletzung der ihm schuldigen Ehrfurcht; den Cardinal del Giudice und vornehmlich der Zorn des Königs, weil er dieses Decret zu Pavia unterzeichnet hatte, da er doch, während seiner Abwesenheit aus dem Reiche, keine Gerichtsbarkeit in dem in Spanien errichteten Tribunal des H. Offizii ausüben konnte. Philipp hieß demnach dem Inquisitor die Fortsetzung ihres Verfahrens und die weitere Bekanntmachung ihres Decrets verbieten, und ihnen zugleich die Widerrufung desselben anbefehlen. Diese antworteten, sie könnten den letzten Artikel nicht bewerkstelligen, und was die andern Punkte betrifft, so müßten die Befehle erst dem Generalinquisitor mitgetheilt werden.

Einige Räthe von einem verdächtigen Glauben gaben dem Könige den Rath, die Eingriffe der Inquisition zu hemmen, und behaupteten, das ganze Verfahren wäre unrichtig, übereilt und der ihm schuldigen Ehrfurcht zuwider. In dieser Absicht ließ also der König die gelehrtesten und rechtschaffensten Theologen zusammen kommen, damit sie alle diese Akten untersuchen, und alsdann den Ausspruch thun sollten, wie weit sich in dieser Angelegenheit die königliche Gewalt, die Gewalt des Tribunals und des General-Inquisitors erstrecken. Indessen, daß sie ihre Berathschlagungen anstellten, überreichte der Rath von Kastilien sein Gutachten, aus welchem erhellte, daß die Gesinnungen in demselben gegen sich miteinander übereinstimmten, und daß die mehresten Räthe überzeugt wären, das Memorial des Mocenny verdiene wegen der darinn enthaltenen verwegenen Sätze und Vorschläge grosser Einschränkungen, und das Verfahren des H.

Of

Offizi gegen denselben wohl gerecht und billig. Allein das heutige, deutlichste und am wenigsten gemäßigte Gutachten hatte D. Luis Emiel abgefaßt, er eiferte mehr als die übrigen, wider das Memorial des Mauroy, und sagte, es wären zwar verschiedene Mißbräuche eingerissen, man möchte sich aber an den Papst wenden, und ihn um die Abstellung derselben bitten, weil der Königliche Gewalt seinem Endzweck nach, in dergleichen Dingen keine Gerichtsbarkeit beilegen könne; und zur Bekräftigung dieser Meinung sah er den H. Konzilium, und den Ausprüchen der Trideminischen Kirchenversammlung eine gezwungene Ausdehnung. Er behauptete hierüber mit allzuvieler Lebhaftigkeit, weil er ein erklärter Feind des Mauroy war, und da der König seinem geringen Eifer für die Vertheidigung der Königlichen Gewalt wahrnahm, so wurde er seiner Bedienung entsetzt, aber mit seinem Stande verbundenen Ehrenbezeugungen beraubt, und nach Segura de la Sierra verwiesen. Die Spanier die so stumm sind, und sich die größte Ehrerbietung für die H. Kirche zur Pflicht machen, glaubten, daß man sie angreifen wolle, und es entstand bey dieser Gelegenheit eine kleine Bewegung, die von Leuten unterhalten wurde, welche den König nicht lieben, deßen Redlichkeit und Billigkeit wohl hintergangen werden konnten. Der aber außerdem unfähig war, jemand einen mit den H. Konzilium offenbar streitenden Irrthum aufzudringen. Er belohnte die Rechtschaffenheit einiger Personen, die er für verdienstig hielt; denn es fehlte nicht am Hofe an solchen Männern, die dem Mauroy gut thun wollten, und dem Orry ihre Ergebenheit zu bezeigen suchten. Die Versammlung der Prälaten benahm dem König viele Einbrücke, die man ihm beygebracht hatte, und machte ihn von der Meinung ab, daß er die Gewalt besäße, das Dekret der Inquisition von den Kirchenbüchern abzuthun zu lassen. Sie stellten ihm vor: „daß die Königliche Macht sich nicht so weit erstrecke; daß H. Offizium hätte in allen heiligen Sachen, wo es auf das Interesse der Religion und des Glaubens ankäme, die Gerichtsbarkeit über alle und jede Lasterbücher, weil niemand von denselben ausgenommen wäre; man hätte auf geschickten und gelehrtesten Gründen über das vorliegende, und mit Irrthümern angefüllte Memorial verfahren; das Dekret wäre billig, weil es von viel Gelehrten unterschrieben, nützlich aber weil es von dem

Ordensgenossen, dem Kardinal del Giudice beschäftigt werden, der, da er sich außerhalb Spanien befände, keine Gerichtsbarkeit in dem Reiche behalten könnte: der Kardinal hätte, ohne das Geheimniß zu verrathen, diese Angelegenheit dem Könige anführen können, weil man gegen Einen seiner Staatsbeamten verfahre; es wäre höhere Dasjenige, was vorgegangen sey, abzuleiten, wenn nicht Macanaz vor dem Tribunal der Inquisition einen Widerruf thäte, und den verlangten Eidschwur leistete, weil er sonst in retta bleiben müsse; der König könnte nicht die Bestrafung verhindern, ohne den Kanonibus entgegen zu handeln, und ohne die Fundamentalsatzungen der Stiftung des H. Offizii, welche die Könige, seine Vorgänger beschworen hätten, zu verletzen, und wenn er der Gerechtigkeit einen freyen Lauf erlaubte, so könnte das Tribunal sich nicht enthalten, gegen einen Mann, den es für straffbar hielte, gerichtlich zu verfahren."

Dieser Schluß der Thesen beunruhigte den König. Er wollte nun zwar den Inquisitoren keine Vorschrift machen, suchte aber gleichwohl jetzt, den Macanaz zu beschützen. Sein ganzer Unwille wendete sich gegen den Kardinal del Giudice; unterdessen bedurfte er noch Mäßigung genug, um von der seine Kränkung anzuhören zu wollen. Der Kardinal war von Paris abgereiset; der Prinz Pio wurde ihm bis Lyon entgegen geschickt, um ihm anzudeuten, Spanien nicht eher zu betreten, als bis er dem König durch Abreichung des bekannt gemachten Dekrets Genugthuung geleistet hätte, und zwar deswegen, weil er dasselbe zu bekräftigen sich unterstanden hatte, ohne dem Prinzen davon Nachricht zu ertheilen, weil er die Gerichtsbarkeit Spaniens dadurch verletzt hatte, daß er daselbst, während seines Aufenthalts in einem fremden Lande, Befehle geben zu können geglaubt habe. Man trug diesen Auftrag dem Prinzen Pio darum auf, weil er des Kardinals del Giudice Freund war, und der König die Sache gänzlich beylegen wollte. Der Prinzessin Ursini aber, welche das große Ansehen des Kardinals Alberoni und Hasse verabscheute, und der seine Ehe zu Frankreich zu vielen Dingen diente, verlangte, man sollte ihn ohne weitere Umstände nach Rom hingehen lassen, ohne ihm den Eintritt in Spanien zu verstatten. Orry und Macanaz der gleichen es endlich; der König aber suchte ein Mäßigungs-

mittel.

darinn geschlagen, und den Klerus in ein gehässiges Licht gestellt, wodurch nicht allein die Stadt Rom sondern auch andere Städte angefeuert wurden, ihre Bischöffe der Regalien zu berauben.

So sehen wir denn um die Mitte des XII Jahrhunderts fast in allen Städten des obern und mittlern Italiens den Geist der Freyheit in Bewegung. Alles ist gerüstet und bewaffnet, für seine Unabhängigkeit zu streiten; alles von demselben Geiste belebt, alles will frey seyn, und sich nach seinen eigenen Gesetzen regieren. Jede Stadt hat ein mannhaftes streitbares Heer auf den Beinen, jeder Bürger ist Soldat. Wären diese zahlreichen Städte unter sich einig gewesen, hätten sie einander selbst nicht am meisten geschadet und durch Kriege sich unter einander entkräftet, so würde keine auswärtige Gewalt, je vermögend gewesen seyn, ihren Bund zu zertrennen; und gegen Kaiser und Päbste, gegen auswärtige und einheimische Unterdrücker hätten sie ihre Unabhängigkeit siegreich behauptet. Durch ihr Unglück wurden sie in der Folge klüger, und schlossen wirklich einen solchen Bund, wovon sie bald die wichtigsten Vortheile empfanden. Zu eben der Zeit, wo in dem ganzen obern Italien der Geist der Freyheit entbrannte, stieg in Deutschland ein Kaiser auf den Thron, der mehr als alle seine Vorgänger von den Ansprüchen der Kaiser auf Italien eingenommen, und mehr als alle dazu fähig war, nach diesen Grundsätzen zu handeln. Italien will unabhängig seyn, und ist bereit, alles für diese Unabhängigkeit zu wagen — Friedrich Barbarossa will haben, daß es abhängig sey, und ist gleichfalls bereit, alle seine Kräfte an diese Unternehmung zu wenden. Es konnte also nicht anders seyn, als es mußte zu einem hartnäckigen wichtigen Kampfe zwischen der Herrschbegierde des deutschen Kaisers und der Freyheitsliebe der Italiener kommen; der Widerstand ist eben so kraftvoll als der Anariff, und auf beyden Seiten wird gleich viel Geschicklichkeit gezeigt, gleich viel Muth und Tapferkeit verschwendet, auf beyden Seiten mit der hartnäckigsten Erbitterung gefochten.

sicht. Der Kardinal rechtfertigte sich. Das ganze Ver
hren, sagte er, komme nur dem Tribunal, welches hierin
en Gesetzen seiner Stiftung gemäß handelte, die jederzeit
ohne Ansehen der Person unerbittlich wären, beobachtet
erden, gehandhabt werden; das H. Officium hätte diesen
ann dem gethan, sein Decret abgefaßt, und es bestünde seine
ganze Kraft von dem Tribunale selbst, ohne daß der Gene
alinquisitor, wenn er anders nicht seine Pflicht verletzen
ollte, die Verhängung desselben verjagen könnte, weil nach
em päpstlichen Bullen die ganze Gewalt dem Tribunale zu
kande, und der Bestätigung des Generalinquisitors nur eine
ege Formalität sey, auf die man, wenn dieser vorhanden
äre, auch nicht Rücksicht nähme; und gälte es einem Ge
ralinquisitor, so wäre derselbe nur gleichsam das Ober
aupt dieses Körpers, und es behielte stets eine gleiche Au
orität, außerhalb Spanien sowohl, als in dem Reiche selbst,
eil er nichts als von den der Person bewilligten Bullen ent
ernte, und sie, so lange diese Bullen nicht widerrufen
ären, unverletzbar wäre, er glaubte in dem, was er ge
an hätte, dem katholischen Könige einen großen Dienst er
iesen zu haben, da er ihm die Irrthümer, welche einige
die Staatsbedienten ihm einflößten, zu erkennen gegeben;
stamme aus einer Sr. Majestät allzeit ergebenen Fa
ilie, als daß er die ihrer königlichen Person schuldige Ehr
cht und Zuneigung verwild, als auch den Eifer für die
nteresse aus den Augen setzen könne; die in dem streitbaren
n Decrete verdammten pragmatischen Schriftsteller wären
ch in Acht verdammt; man könne die Tauschheit des
ilzuhend nicht erhalten, wenn man denselben menschlichen
rmuthungen nachgehen; die Könige könnten nicht für
n wahren Glauben ihren Eifer völlig beweisen können,
nd daher würde die Ehrerbietung, die man ihnen schuldig
äre, hintangesetzt werden, wenn die Kirche die Irrthümer
nd Verwegenheit ihrer Staatsbedienten verdammte; es
inde nicht in seiner Gewalt, das bekannt gemachte Decret
fzuheben, weil er nicht mehr Gewalt besäße, als das ganze
Tribunal zusammen, welches niemals eine Sache wieder
ahm thäte, die es einmal mit so großer Vorsichtigkeit und
rterlegung entschieden hätte; er würde seine Verehrung
ahrzeigen, wenn es dem Könige angenehm wäre, und bei
er Zusammenkunft thäte die Meinungen seiner Majestät besser

kl

bigen; das beste Mittel endlich zur gütlichen Beylegung dieser Sache bestünde darin, daß Macaney sein Memorial zurücknähme, und ein anderes in gemäßigtern Ausdrücken, die eines Römischkatholischen würdig wären, überreichte.

Der König nahm diese Antwort des Kardinals aus den Händen seines Neffen, des Prinzen Lillamore gütig an; er glaubte aber, er würde diese Händel weit geschwinder abthun können, wenn der Cardinal seine Vollmacht niederlegte. Dieser dankte auch sogleich ab. Allein der Papst, dem man von der ganzen Angelegenheit und dem Streite über die Gerichtsbarkeit Nachrichten ertheilt hatte, weigerte sich, die Abdankung des del Giudice anzunehmen, weil er befürchtete, daß die Vorstellung des Macaney, wenn man der Inquisition ein Oberhaupt gäbe, welches weniger Standhaftigkeit als der Kardinal besitze, ihre Wirkung thun möchten, und die päpstliche Gewalt das Uebergewicht über die Gewalt des H. Offizii behaupten würde. Der König hatte auch schon wirklich nach dem Rathe einiger Personen, den P. Antonet, und des Macaney Bruder, einen Dominikanermönch, zu Häuptern der Inquisition ernannt. Antonet lehnte dieses Amt verächtlich ab, und das Tribunal weigerte sich, den Dominikaner anzunehmen. Es behauptete, daß, nach Inhalt des mit Ferdinand, dem Katholischen, errichteten Concordats, der Papst allein, und nächst ihm der Generalinquisitor zur Ernennung der Inquisitoren berechtigt wären; das Tribunal würde durch die Uebereinkommung dieser einmal festgesetzten und bestätigten Regeln zerstört; und es stünde zwar in der Gewalt des Königs, dasselbe aufzuheben, er wäre aber nicht vermögend, die Einrichtung desselben abzuändern.

Mitten unter diesen Streitigkeiten wurde die Sache von Tage zu Tage verwirrter, weil der Papst keinen andern Generalinquisitor verstatten wollte, und der König dem Kardinal sich zu vertheidigen, erlaubt hatte. Endlich aber trug die Ankunft der neuen Königin zur Abhelfung so vieler Uebel bey. Der König hatte die Anordnung gemacht, daß sie, ohne die Staaten des Kaisers zu betreten, ihren Weg über Genua nehmen, und mit dem Geschwader des D'Andrea Doria nach Spanien hinüberkommen sollte. Die Prinzessin mußte daher über die rauhen Gebirge reisen, die das genuesische Gebiet von dem parmesanischen absondern. Sie kam den

ab-

26 September zu Sestri di Levante an, und schiffte sich den
30. auf der Hauptgaleere des Herzogs von Turſi ein, die
von einem Galeerengeſchwader der Republik bedeckt wurde.
Der Kardinal Aquaviva, der Marquis Scotti und der Mare
chal Valdachini begleiteten die Königin. Sie hatte auf
dem Meere ſo viele Beſchwerlichkeiten ausgeſtanden, daß ſie
ihren Weg zu Lande zu nehmen beſchloß. Sie reiſte den 5.
Oktober aus der Vorſtadt S. Pietro d'Arena ab, begleitet
von der Prinzeſſin Piombino, die ihr als Camarera-Mayor
diente, und von ihrem gewöhnlichen Hofſtaat, der ihr bis an
die ſpaniſche Grenze folgen ſollte; und da ſie nicht durch
das Modeneſiſche reiſen, und ſich nach Turin begeben konnte,
ohne das Gebiet von Mailand zu berühren, ſo ließ ſie ſich
in einem Tragſeſſel über die genueſiſchen Gebirge bringen.
Ludwig XIV ließ ihr, da ſie durch ſeine Staaten kam, alle
ihr gebührende Ehrenbezeugungen erweiſen, und ſie ſchickte
den D. Carlos Grillo an ihn ab, um ihm dafür zu danken.
Weil ſie zu Lande ankam, ſo ließ man ihrem Hofſtaat aus
Italien wieder hinauf reiſen. Der König ging ihr bis Nan-
tua entgegen, und die Prinzeſſin Urſini bis Pontarlier,
der Abt Alberoni, der ſogleich nach dem Schluſſe der Ver-
bindung mit dem Charakter eines außerordentlichen Geſandten
des Herzogs von Parma war bekleidet, und von ſeinem
Herrn in den Grafenſtand erhoben worden, reiſete nach Mai-
land. Die vermählte Königin verfolgte ſich von Bayonne nach
Madrid. Jean-Bab de Pont, um ſich mit der Königin Eliſabeth,
ihrer Nichte, zu unterreden. Ihre Unterredung währte zwei
Stunden; und der Kardinal del Giudice, ob er gleich ab-
weſend war, hatte einen ſtarken Einfluß in die Entſchließun-
gen, die man heimlich faßte. Er hatte Bayonne nicht ver-
laſſen wollen, damit man ihn nicht als den Urheber des Ent-
wurfs, den die beyden Königinnen anlegten, betrachten möchte,
da weil er nicht wußte, wie ihn die junge Königin aufneh-
men würde, weil er ſo unglücklich geweſen war, ſich die
Ungnade der Königin zuzuziehen. In Bayonne hatte er ver-
ſchiedene Unterredungen mit der vermählten Königin gehabt,
und nicht ihre Gewogenheit gewonnen, weil ſie beide
Freunde der Prinzeſſin Urſini waren, und ſie aus Complai-
ſance zu ihnen wünſchten, in der Hoffnung, ihre
Freundſchaft würde ſie ein beſſeres Glück erreichen laſſen.
Der Kardinal ſtellte dieſer Prinzeſſin zu Lands Gründe vor, in

der

der Absicht, sie sollte von denselben bey der neuen Königin Gebrauch machen, daß sie auch die erwartete Wirkung thäten; denn es gelang der verwittweten Königin, ihr nicht allein die schlimmste Meinung von der Prinzessin Ursini beizubringen, sondern auch ihre Gewogenheit auf den Kardinal zu lenken. Man weiß nicht genau, die Vorstellungen, die zu St. Jean-pied de Port zwischen den beiden Königinnen gethan worden; gewiß aber ist es, daß die junge Königin bey ihrer Ankunft vom dem grenzenlosen Ansehen der Prinzessin Ursini, von ihrer Herrschsucht und von ihren harten Grundsätzen, welche dahin abzweckten, alle diejenigen von dem Könige zu entfernen, die sie nicht für ihre Freunde und Anhänger hielt, wohl unterrichtet war. Alberoni, der ihr in Pamplona aufwartete, befestigte sie in den Gedanken, daß es unmöglich wäre, die Prinzessin Ursini länger am Hofe zu dulden, da er als Minister des Herzogs, ihres Oheims, die Geschicklichkeit fand, ihr begreiflich vorzustellen, daß sie mit dieser Frau niemals ein ruhiges Leben führen würde; wobey er auch zugleich zu seinem eignen Vortheil arbeitete, weil es ihm dünkte, daß die Abwesenheit der Prinzessin ihm einen sichern Zutritt zur Königin verschaffen, und sein Ansehen dadurch wachsen würde. Alberoni, der ehe ein Freund des Kardinals del Giudice gewesen war, machte der Königin von ihm eine vortheilhafte Schilderung, obgleich das Gerücht umherging, daß er ihn, da er in Ungnade gefallen, verlassen hätte, um der Prinzessin Ursini seine Ergebenheit zu bezeugen.

Die Königin kam, erfüllt mit diesen Vorstellungen in Tudela an, wo sie die Prinzessin Ursini vor sich fand, die nach Abstattung der ersten Höflichkeiten, ihr gleich sagte, sie wäre in einer so kalten Nacht allzusehr angekommen, und hätte sich auch nicht nach der Mode gekleidet. Die Königin wurde über die Art, womit die Prinzessin ihr eine Lehre gab, die ihr übel angebracht zu seyn schien, so entrüstet, daß sie dem Befehlshaber der Leibwache, die sie zu ihrer Bedeckung begleitete, mit lauter Stimme den Auftrag ertheilte, diese Thörin von ihr zu entfernen, sie in eine Kutsche zu setzen, und sie über die Grenzen von Spanien hinaus, wegzuführen. Die Prinzessin hatte viele Stärke des Geistes nöthig, um diesen Streich auszuhalten, und die Königin mußte noch viel

weit mehr besitzen, daß sie denselben, ehe sie noch den Kö nig gesehen hatte, auszuführen wagte. Man arbeitete ihr unaufhörlich, ohne den Anbruch des Tages zu erwarten, und führte die Prinzessin in der kältesten Nacht eines sehr strengen Winters, unter Bedeckung einer Wache, in einer eigenen Kutsche, auf dem beschwerlichsten Wege bis an die spanische Grenze. So mußte diejenige, die in dem Glanze und Range einer Lamerena-Major, einer Oberhofmeisterin der Prinzen von Asturien und der Infanten erschienen war, Spanien verlassen.

Kein Ereigniß erregte in diesem Jahrhunderte mehr Bewunderung und Erstaunen. Man weiß nicht, was der König davon dachte. Einige behaupten, der Streich wäre mit seiner Genehmigung ausgeführt worden; andere versichern, die Entfernung käme von dem Könige von Frankreich her, der auf Anrathen des Kardinals del Giudice die Verheirathung dazu getroffen hätte; und noch andere glaubten, der Herzog von Parma habe um alles gewußt. Meine Meinung ist, daß dieser Streich sich zu St. Ildefonso de Portpalammerzen. Die Königin gab dem Könige von dem, was sich zugetragen hatte, jedoch Nachricht; sie schickte hierauf den Abt Alberoni an ihn ab, und langte endlich selbst in Guadalaxara an, wo sie von ihrem Gemahl mit der größten Zärtlichkeit empfangen wurde. Der König bestätigte den Befehl, den sie ertheilt hatte, befahl, die Prinzessin Ursini solle ihre Reise bis über die Grenzen von Spanien hinaus fortsetzen, und ließ ihre Meubeln, ihre Juwelen, ihre Reitpferde, und alles, was sie in Madrid zurücklassen hatte, ihrem Stallmeister übergeben.

Die Ankunft der neuen Königin, noch mehr aber die Abreise der Prinzessin Ursini, erfüllten den Hof mit Freude. Die Spanier, welche die junge Königin, schon bey ihren ersten Schritten zum Throne hin, ein Unternehmen, das so schwer zu bewerkstelligen schien, mit so vieler Entschlossenheit hatten ausführen sehen, faßten von ihr eine hohe Meinung. Die Hochachtung, die man für sie hegte, entsprach ihrem ersten Eigenschaften, der Lebhaftigkeit ihres Geistes, ihrem Scharfsinne, ihrer weitaussehenden Staatsklugheit, und der Sanftheit der Beredsamkeit, womit sie die Liebe des Königs gewann, der sich jeden Tag neue Mühe gab, ihr zu gefal-

len;

ten; dieß bestärkte den bereits unterhaltenen Argwohn, daß dieser Prinz dem zur Entfernung der Prinzessin Ursini angelegten Entwurfe beigetreten wäre.

Da die Königin in Spanien unbekannt, und ihr Hofstaat, der sie bis an die Grenze begleitet hatte, nach Italien zurückgekehrt war, die Prinzessin Piombino aufgenommen, die sich aber auch nur einige Monate zu Madrid aufhielt, und darauf wieder nach Rom zurückreiste; so war sie genöthiget, den meisten Umgang mit dem Abte Alberoni zu unterhalten, dem das Schicksal diese vortheilhafte Gelegenheit anbot, sich zu dem höchsten Glücke, das er hoffen konnte, hinaufzuschwingen. Unterstützt durch die Gunst der Königin, erwarb er sich auch die Gewogenheit des Königs. Er zeigte dieser Prinzessin die schicklichsten Mittel, die Zuneigung ihres Gemahls zu fesseln, und es gelang ihr vortrefflich; sie begleitete stets den König auf die Jagd, wo sie glücklich schoß, und indem sie sich nach dem Geschmacke dieses Prinzen bequemte, that sie nichts mehr, als was mit ihren eigenen Neigungen übereinstimmte.

Die Streitigkeit mit der Inquisition war das schwerste Geschäfte, welches man damals zu beendigen hatte. Der Prinz von Cellamare und der Abt Alberoni wandten gemeinschaftlich viele Bemühungen an, um den König dahin zu bringen, daß er die Gründe des Cardinals del Giudice genehmigte, dem die Königin, auf Empfehlung der verwittweten Königin, bey ihrer Zusammenkunft zu St. Jean pied de Port ihre Beschützung versprochen hatte. Ory und Maconay waren nunmehr des mächtigen Beistands der Prinzessin Ursini beraubt, die unaufhörlich den Geist des Königs mit übeln Gesinnungen gegen diejenigen erfüllte, die ihrem Credit schwächen konnten. Da aber jetzt ihre Abwesenheit der Königin ein freies Feld überließ, so gebrauchte diese Prinzessin die Aufsätze, die ihr der Prinz Cellamare mit Alberoni's Beyhülfe in die Hände spielte, und die von den gelehrtesten und tugendhaftesten Männern abgefaßt waren, um dem König zu zeigen, wie sehr ihn die Eitelkeit des Maconay und die stolze Unwissenheit des Ory hintergangen hätte. Sie hatten seit der Ankunft der Königin keinen besondern Umgang mehr mit dem Könige, und waren also nicht mehr im Stande, ihre angefangene Unternehmung gegen die Jn-

quisi-

quiſition, für welche dieſe Prinzeſſin ſich erklärte, fortzuſetzen. Der Papſt weigerte ſich auch noch immer, die Abdankung des Kardinals anzunehmen. Man hat die Veränderungen geſehen, die Orry unternommen hatte, um den Marquis Grimaldo ſo viel als möglich von allen Unterredungen mit dem Könige zu entfernen. Grimaldo, der des Königs Gewogenheit immerfort verlohr, hielt nun wieder mit ihm öftere Unterredungen, und gewann auf die Beſchäftigung der Königin, die ihn zu ihrem Sekretär ernannte. Grimaldo, der vermöge ſeines ſanften und friedlichen Charakters nur auf die Beruhigung des Königs ſann, beſtrebte ſich, dem Streite mit der Inquiſition ein Ende zu machen. Der Abt Franz Grimaldo, ſein Bruder, ein vertrauter Freund des Prinzen Caſtanare, flößte ihm dieſe Geſinnungen ein, die Aldero ſeinerſeits unterſtützte, um der Königin das Verdienſt einer Handlung zu verſchaffen, die den Spaniern überaus angenehm ſeyn mußte. Der König ſtillte endlich den Lerm und das Aufſehen, welches dieſe große Streitigkeit erregt hatte, indem er dem Carvajal del Bindice erlaubte, wieder am Hofe zu erſcheinen, und die Bedienung eines Generalinquiſitors ferner zu verwalten. Dieſer Streich ſtürzte die Gegenpartei. Der Cardinal überzeugte den König, wie übel er unterrichtet, und wie ſehr das Memorial des Macanaz irrig, verwegen und betrieglich wäre: er entdeckte ihm, daß alle diejenigen, die die Prinzeſſin Urſini nicht beleidigen und derſelben ihre Ergebenheit bezeigen wollten, ihm die Wahrheit verhehlten, und daß, da ſie ſich die Unterſtützung des Orry vorgeſetzt hatte, ſie durch viele Räthe abgehalten habe, bey Abfaſſung ihres Memorials die Kirchenfreyheit des D. Luis Curiel nachzuahmen; die Erhaltung der Monarchie und der Lauterkeit der katholiſchen Religion in Spanien, ſetzte er hinzu, müßte man der wachſamen Aufmerkſamkeit des Inquiſitionsgerichts und der Inquiſitoren verdanken, die ſo gerecht und verſtändig wären, als es Männer ſeyn müßten, die zur Beurtheilung und Entſcheidung einer ſo wichtigen und delikaten Materie verordnet ſind, die aber nicht ſo grauſam und ſtrenge wären, als die Franzoſen ſie ſchilderten; die durch eine überſtrickene Gelindigkeit einigen Geiſtlichen eingeriſſenen Mißbräuche verbeſſern abgeſchafft zu werden; allein man könnte die Abſtellung derſelben gemeinſchaftlich mit dem Papſte bewirken, ohne ihnen die Schmähſchriften zu verdenken, und ſie einem Könige zu

überreichen; der vorzugsweise den erhabenen Titel des katholischen Königs führte.

Diese Gründe überzeugten den religiösen Geist des Königs, und er ließ am 10. Februar eine Verordnung ergehen, durch welche er allen seinen Tribunalen den Befehl ertheilte, ihm freymüthig die Nachtheile anzuzeigen, die der Staat oder die Religion unter dem vorigen Ministerio erlitten hätten; er gestand, daß er übel wäre berichtet worden, und also wohl Dinge hätte billigen können, die mit dem Plane des Verhaltens stritten, das er zum Besten seiner Reiche und zur Lauterkeit der Religion beobachten wollte. Diese Verordnung, in welcher der König sich selbst anzuklagen schien, wurde von denjenigen getadelt, welche die Strenghaftigkeit mit der Hartnäckigkeit, die sie als eine heroische Tugend anbeten, verwechseln: der Kardinal del Giudice war der Urheber derselben, und seine Feinde betrachteten den Rath, den er dem Könige dazu gab, als ein Merkmal des Stolzes und als eine eitle Prahlerey mit seinem Triumphe. Dem sey nun, wie ihm wolle, so vollendete der Kardinal, was er so gut angefangen hatte, und der König befahl dem Orry, nach Frankreich zurückzukehren, und verstattete ihm nur wenige Stunden, um auf Madrid abzureisen. Macanaz entfloh gleichfalls nach Frankreich, und nahm seinen Aufenthalt zu Pau, der Hauptstadt von Bearn. D. Luis Curiel kam an den Hof zurück und wurde in seiner Bedienung, und allen ihm gebührenden Ehrenbezeugungen wieder hergestellt. Man gab dem Rathe von Kastilien seine alte Gestalt wieder, indem man die überflüssigen Präsidentenstellen aufhob: mit den übrigen Tribunalien verfuhr man auf gleiche Weise. Kurz, alle Angelegenheiten erhielten eine andere Gestalt, und Spanien genoß nunmehr eine unerwartete Ruhe, die zwar nicht von langer Dauer war, gleichwohl aber diesem Staat einige Augenblicke Erholung verschaffte. Da der P. Aubenton, ein kluger, einnehmender Mann, der niemals jemanden anders, als nur dem Könige zu gefallen gesucht hatte, den neuen Gang wahrnahm, den die Angelegenheiten nehmen würden; so überredete er diesen Prinzen, daß der P. d'Aubenton den Spaniern, deren Hochachtung er sich bereits erworben hatte, angenehmer seyn würde, und bat ihn um die Erlaubniß, sich nach Frankreich entfernen zu dürfen. Philipp ließ sich

bezwin-

beydes gefallen, und ohne Zweifel den P. d'Aubenton, einen gelehrten und sanftmüthigen Geistlichen, den er zu sei-nem Beichtvater ernannte, aus Rom herüber kommen. Indessen ward diese Wahl von einigen neuen Ministern nicht gebilligt, weil d'Aubenton über das Gemüth des Königs, dessen Gewissensführer er von seiner Kindheit an gewesen war, stets eine grosse Gewalt gehabt hatte. Man erklärte den Kardinal de Bindjze zum Staatsminister, und übertrug ihm alle auswärtigen Geschäfte. Er besaß in diesem Departement keine uneingeschränkte Gewalt, aber alle fremde Minister mußten sich mit ihm unterreden, und er stattete von ihren Eröffnungen dem Könige allein Bericht ab, nachdem er vorher das Gutachten des Staatsraths eingezogen hatte. - Der Prinz von Tallamare wurde zum Oberstallmeister der Königin ernannt, und hatte diese Ehrenstelle dem Alberoni zu verdanken, dessen Ansehen jeden Tag höher stieg; und damit nicht ein Mann von einem erhabenen Geiste und bekannt mit den Ränken des Hofes, sich in die Gunst der Königin einschmeichelte, so ließ er ihr zum Beichtvater den D. Domingo Guerra geben, einen Mann, der die Ruhe liebte, keinen Ehrgeiz besaß, und ein tugendhaftes Leben führte, dessen Verdienste aber wirklich allzueingeschränkt waren, als daß er die ihm aufgetragene wichtige Stelle würdig bekleiden konnte.

Philippe Duc d'Orléans
Régent de France

Seite

211. **Barbaren aus der Insel Scandinavien.**

Die Langobarden (in Urkunden Longobarden genannt) bewohnten in früheren Zeiten die lange Börde an der West- und Ostseite der Elbe, vom Lüneburgischen bis ins Magdeburgische. Gegen Ende des dritten Jahrhunderts rückte der Hauptstamm an der Elbe hinauf, und wählte sich die öden Gegenden und Wälder zwischen diesem Fluß, der Weichsel und Donau zu seinem Wohnsitz. Gegen Ende des fünften Jahrhunderts rückten die Langobarden in Rugeland ein (zwischen Gran und Linz) nachdem Odoaker, König der Heruler, das rugische Reich vernichtet hatte. Sie verließen es bald, und zogen sich in das Oesterreichische Marchfeld wo sie den Herulern anfangs zinsbar wurden, nachher aber über dieses barbarische Volk den Meister spielten. Im Jahr 548 wurde der katholische Theil der Nation diesseits der Donau in Pannonien, einer Provinz des römischen Reichs, aufgenommen, that von da aus den Ostgothen in Dalmatien und Illyrien vielen Schaden, und leistete dem Kaiser Justinian erhebliche Dienste. Alboin ihr zehenter König, führte Krieg mit dem arianischen König der Gepiden und machte 567 mit Hülfe der Avaren dem Gepidischen Reich ein Ende. Gleich nach diesem Kriege rückten die Langobarden, in Verbindung mit Avaren, Gepiden und andern Völkerschaften in Italien ein (568) eroberten in kurzer Zeit den größten Theil des obern Italiens, der vorzugsweise den Nahmen Longobardey (Lombardey) von ihnen erhalten. Die Residenz des longob. Reichs war Pavia. Auch im untern Italien machten die Nachfolger Alboins, unter denen sich mehrere als Gesetzgeber hervorthaten, Eroberungen. Die Langobarden waren ein wildes Volk, und ihre Kri[e] wurden von fürchterlichen Verheerungen begleitet, obgleich nicht zu läugnen ist, daß die Schriftsteller die Nachrichten davon übertrieben haben. Aistulph und Desider die letzten ihrer Könige, suchten ihre Macht auf Kosten der römischen Päbste und der griechischen Kaiser zu vergrößern, zogen demselben aber eben dadurch den Untergang zu, indem der bedrängte Pabst die Franken gegen sie zu Hülfe rufte, deren König

Karl

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller.

Zweyte Abtheilung.

Sechs und zwanzigſter Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1803.

Des Herzogs Ludwigs von St. Simon

eigene Schilderungen

merkwürdiger Personen seiner Zeit.

Aus dem IX. und X. Theil seiner Memoiren, welche den Titel haben: *Histoire des Hommes illustres des regnes de Louis XIV. et de Louis XV. jusqu'à la Mort de l'Auteur.*

Der Kanzler von Aguesseau.

Geboren im J. 1668; Oberadvocat im Alter von zwei und zwanzig und ei em halben Jahre im J. 1691; Generalprocureur im J. 1700; Kanzler und Siegelbewahrer *) im J. 1717, in ſeinem acht und vierzigſten Jahre.

Sein Großvater war maitre des comptes und es iſt am beſten die Genealogie nicht weiter zurück zu führen. Dieſer maitre des comptes verheirathete gleichwohl ſeine Toch-

*) Eine Regierungsänderung des Regenten veranlaßte eine Art von Verſchwörung gegen ihn am Hofe. Man hatte, wie man ſagt, den Plan, im Fall er die Augen verſchloſſen hätte, ihm die Regentſchaft zu entreißen und ſie dem Herzog von Bourbon zu geben. Dieſe Verſchwörung, welche man die allerſeltſamſte Behutſamkeit beobachte, brachte den Regenten ſo auf, daß er auf der Stelle den Kanzler, welchen man für das Haupt der Unternehmung hielt, ins Exil ſchickte. Kaum war der Befehl vollzogen, ſo wurde Argenſon, der unter Ludwig XIV. ſo treu gedient hatte, zur Belohnung ſeiner Verdienſte, zum Siegelbewahrer beim Regenten ernannt.

Der Herzog von Maillé, der bey dieſer Operation zugegen war, wollte den Kanzler vertheidigen. Der geſchickte Schluß des Regenten, der ſo ganz gegen ſeine Meynung war, brachte ihn außer ſich; er ſtürzte die Ungnade deſſelben auch auf ſich und erbebat, und ſagte dem Regenten: ſo bleibt mir denn nichts übrig, als mich auch zurückzuziehen. Dies wurde auf der Stelle genehmigt, und ſeine Aemter als Chef des Finanzweſens wurden der ſo eben erhaltenen Siegelbewahrerſtelle zugefügt.

Tochter an den Vater der Herrn von Armentieres und Conflans. (Eidame der Frau von Jüſſac, von der ich geſprochen habe und des Bailli von Conflans) und gab ihr das kleine Gut Puiſeux, das ſie noch beſitzen, zur Ausſteuer. Die Schweſtern des Kanzlers ſind lange vorher, ehe er geheirathet hat, verheirathet worden; die jüngſte an le Bouchaus, der als Staatsrath kinderlos geſtorben iſt, und die andere an Tavannes, von welcher Tavannes, Generalitätsmajor Commandant in Burgund und Ordensritter, und der Erzbiſchoff von Rouen, Graf Aumonier der Königin, der Biſchoff und Graf von Chalons, wovon er auch vermöge eines Decrets den Rang behalten hat, — Söhne waren.

Agueſſeau war von mittler Statur und etwas ſtark, ſein Geſicht voll und angenehm, ſelbſt in den nachtheiligſten Augenblicken, und von gebildetem geiſtreichem Ausdruck; ein Auge war kleiner als das andere.

Ehe er Kanzler wurde, hat er nie ein Votum gehabt: man piquirte ſich im Parlamente, ſeine Entſcheidungen nie zu befolgen, aus Eiferſucht auf den großen Ruf, in welchem er ſtand, den er aber erſt bey ſeinem Tode genoſſen hat: denn dieſe Eiferſucht ließ die innere Achtung, welche man gegen ihn hegen mußte, nicht empor kommen. Er war ein Mann von vielem Geiſt, von Anhaltſamkeit, Scharfſinn, Kenntniſſen aller Art, voll Würde als Magiſtratsperſon, ein Mann von Billigkeit, Frömmigkeit und Reinheit der Sitten, welche die Hauptzüge ſeines Charakters ausmachten. Man kann ſagen, er war ein ſchöner Geiſt und ein Mann von unbeſcholtenem Charakter, überdies ſanft, gutmüthig, human, leutſelig und zugänglich, im Privatleben von munterm Weſen, voll ſcherzhaften wiewohl unſchädlichen Witzes; äuſſerſt mäßig, fein, ohne Stolz, edelmüthig, ohne allen Geiz, von Natur etwas träg, wovon ihm etwas Langſamkeit geblieben war.

Wer ſollte nicht glauben, daß eine Magiſtratsperſon von ſolchen Tugenden und Talenten, von dieſer Stärke des Gedächtniſſes, von dieſer ausgebreiteten Lektüre, von dieſer Beredſamkeit des Mundes und der Feder, von dieſer Sicherheit des Ausdrucks, womit er die geringſten Gegenſtände der gemeinſten Converſation zu verſchönern wußte, von dieſer

ſer

ſer Anwuth und Leichtigkeit, der größte Kanzler geweſen ſey, den man ſeit mehreren Jahrhunderten geſehen habe?

Gewiß, er wäre ein herrlicher Oberpräſident geweſen, aber eben ſo gewiß iſt, daß er als Kanzler nicht einmal einen Aligre und Beaucerat erſetzen konnte. Dies ſcheint paradox und unbegreiflich; aber die dreißig Jahre, ſeit er Kanzler iſt, zeigen es ſo klar, daß ich kein Wort hinzuzuſetzen brauchte; indeſſen iſt die Sache zu ſonderbar, um nicht eine Erklärung zu verdienen.

Jene vortrefflichen, in ihm vereinigten Eigenſchaften waren den Fehler von manchen Perſonen veranlaßt, welche in der erſten Periode ſeines Lebens verderbt erſcheinen waren, aber mit dem Eintritt in die zweite alle hervorſtraten.

Seine lange einzige Verbindung mit dem Parlamente, in deſſen Schooße er ſich faſt ganz allein gebildet hatte, hatte ihn ganz mit den Maximen und Prätentionen deſſelben eingenommen, und er hatte für daſſelbe mehr Liebe, Intereſſe und Ehrfurcht, als ein Engländer für das ſeinige haben kann; ja, ohne Uebertreibung, er betrachtete alles was von dieſem Collegium kam, nicht anders, als wie ein Gläubiger ſeine Religion eingeweiht, die Ausſprüche der ökumeniſchen Concilien betrachtet.

Dieſe ſonderbare Ergebenheit war nun die Quelle von drei ſehr ſtarken Fehlern, die ſich nur zu oft zeigten. Der erſte war, daß er beſtändig auf Seiten des Parlamentes war, es mochte auch gegen die königliche Gewalt oder außer den Schranken ſeiner eigenen unternehmen, was es wollte; und ſein Amt, vermöge deſſen er Chef und Vorſteher der Parlamentes und der königlichen Geſchäfte im Innern verſehen war, verpflichtete ihn doch, das Parlament in Zaum zu halten, wenn es ſeine Grenzen überſchritt, beſonders aber, wenn es dem Anſehen des Königs zu nahe trat. In ſolchen Fällen zeigte ihm ſeine Billigkeit und Einſicht ſehr gut das Unrecht des Parlaments, aber es einzuſchränken, dies konnte er nicht über ſich gewinnen.

Seine Weichheit, welche jener ſonderbaren Ergebenheit gegen das Parlament vortheilhaft zu ſtatten kam, war gekränkt, wenn das Unrecht auf Seiten deſſelben war; aber bloß Unrecht an den Tag zu legen, das war ein Verbrechen in

ſeinen Augen, womit er nicht ohne Seufzen andere ſich befinden ſehen, und womit er ſich ſelbſt unmöglich befinden konnte.

Er bot daher alle ſeine Talente auf, um einen Fehler des Parlaments zu beſchönigen, zu verdecken, zu entſchuldigen, um zweideutige Erklärungen zu finden, um den Augen der Menſchen ein Blendwerk vorzumachen, um mit dem Parlamente von der einen und mit dem Regenten von der andern Seite überein zu kommen; und des letztern Furchtſamkeit, Gutwilligkeit und Leichtſinn mißbrauchte er ganz, um jeden Reſt von Kraft in ihm zu erſticken und ihn ganz unthätig zu machen. Statt daß er alſo in ſeiner Würde eine feſte Stütze der königlichen Gewalt und einen gerechten Richter der Juſtiz darſtellen ſollte, konnte man ihn höchſtens zu einem Schritte bewegen, der gezwungen und ſchwankend das wenige, wozu er ſich hatte entſchließen können, unkräftig machte und dem Parlamente Muth, Kraft und Stolz verlieh; und wenn er bisweilen auf eine andere Art mit ihm verfuhr, ſo geſchah es nur nach einem langen Kampfe und doch immer viel gelinder als es hätte ſeyn ſollen *).

Ein zweiter Fehler Agueſſeau's war, daß er jene ſonderbare Ergebenheit gegen das Parlament auf alle, welche mit der Robe bekleidet waren, übertrug, indem er ſie mit beſonderer Ehrfurcht betrachtet wiſſen wollte. Was auch geſchehn ſeyn mochte, ſo konnte man ſich nur mit der größten Behutſamkeit darüber beſchweren; die Klagen wurden nicht ohne lange juriſtiſch geordnete Beweiſe angenommen, und auch ſo wurden ſie zum großen Nachtheil für den Kläger, ſo bedeutend er ſeyn mochte, verworfen, wenn ſie nicht von der vollkommenſten Evidenz unterſtützt waren. Er wandte alles an, um die Ehre der Juſtizmänner zu retten, als wenn die Robe überhaupt entehrt werden wäre, wenn ſie einmal ein Schurke für ſein Geld trug. Er ſchlug Vergleiche vor und Wege, wodurch die Sache an ihn gelangte; er nahm ſeine

*) Hierin verdient Agueſſeau noch Achtung. Hundert Parlamenter hätten damals in Frankreich ſeyn ſollen, um den Willkührlichkeiten des Cardinals Dubois, den Einkerkerungen, den Ungerechtigkeiten Law's und den aufgelegten Sünden der Zeit entgegenzuwirken. Gegen Law und Dubois hätten hundert Aguaſſeaus ſtehen ſollen. Anm. des franz. Herausg.

ſeine Zuflucht zu koſtſpieligen Langwierigkeiten, die einer abſchläglichen gerichtlichen Sentenz nicht viel unähnlich waren; und immer kam die Rede am beſten dabey weg, ſo rein gewaſchen als möglich, mit ſo gelindem Verweis als möglich. Es war ihm unbegreiflich, wie man ſich dazu entſchließen könne, einen Beſchluß des Parlaments zu kaſſiren; um dies abzuwenden, brauchte er jeden Kunſtgriff, und nur, wenn er den hartnäckigſten Widerſtand gefunden hatte, geſchah es, daß die Sache vor das Büreau der Kaſſationen gebracht wurde.

Dieſes Büreau, von ihm ſelbſt, wie alle die übrigen, des Conſeils niedergeſetzt, kannte ſehr gut ſeine Geſinnung in dieſem Stücke. Es läßt ſich denken, daß es ihn zu ſchonen wußte und nie, ohne die unumgänglichſten Bewegle in Händen zu haben, rathſam fand, die Sache vor das Conſeil zu bringen, welches in dieſer Hinſicht nicht weniger Behutſamkeit als das Büreau hatte.

Wenn dem allem ungeachtet die Evidenz der Sache ſeinen Widerwillen beugte, ſo erfand er, da er es nicht über ſich gewinnen konnte, die Blasphemie der Caſſation auszuſprechen, eine andere Formel und brauchte den Ausdruck, die Sentenz ſey ſo gut als nicht gefället und auch dies that er nicht ohne eine entſchuldigende oder bedauernde Declamation.

Man ſieht, wie ſehr die Gerechtigkeit darunter litt.

Ein anderer Fehler, der aus derſelben Quelle kam, war ſeine ſklaviſche Anhänglichkeit an die Formalität, wovon er alles, ſelbſt die unbedeutendſten Kleinigkeiten, ſo buchſtäblich und ſtreng beobachtete, daß jede andere Rückſicht, ſelbſt die Evidenz der gerechten Sache, den kleinſten Reizel des Formulars aus ſeinen Augen weichen mußte. Er war ſo ſehr dafür eingenommen und intereſſirte ſich ſo ſehr dafür als für das Leben und die Fortdauer der Proceſſe, welche freilich die Quelle des Anſehens und des Reichthums für die Aemter ſind, daß wenn es auf ihn ankam, das Formular auch ins Cyrillſche der Depeſchen einverleibet worden wäre, wo man nie etwas davon gehört, geſchweige ſich darauf eingelaſſen hatte.

Die Ungereimtheit lag am Tage. Das Conſeil kann ſeiner Beſtimmung gemäß, nur Streitigkeiten ſchlichten, wel-

che nicht in die Form paſſen, oder ſolche Proceſſe, welche es dem Könige beliebt, vor ſeinen Richterſtuhl zu fordern und die er ganz allein entſcheidet, indem in ſolchen Fällen die Mitglieder nichts thun, als daß ſie ihre Meynung ſagen.

Entweder mußte alſo der König das Formular ſo gut wie ein Proceßrecht verbürgen, oder er mußte bey der Entſcheidung ſich blind auf die Redlichkeit derer verlaſſen, welche ſie verſtanden; aber die Mitglieder dieſes Conſeils wiſſen davon ſo wenig, wie wir wiſſen, oder haben es wieder vergeſſen, wie die Staatsſecretaire, welche daſelbſt referiren oder wenigſtens votiren, wenn ein anderer Referent da iſt, und die weder Zeit noch Luſt haben, es zu lernen.

Der Kanzler machte zwey oder dreymal den Verſuch, das Formular ins Conſeil der Depeſchen einzuführen. Ich ſtand zwar mit ihm in einem Verwehmen, aber ich trat allemal gegen ihn auf und beſtritt ſeinen Vorſchlag; und er war auch jedesmal weg blieb, wiewohl nicht ohne großen Widerwillen von ſeiner Seite, den er öffentlich äußerte.

Der lange Dienſt im Parket hatte den nachtheiligſten Einfluß auf Aguéſſeau's Geiſt gehabt: die Arbeit des Parquets iſt, die Gründe, welche für beyde oder für die verſchiedenen Partheyen ſprechen (denn es gibt deren oft mehrere bey einem Proceß) aufzuſuchen, zu unterſuchen, zu prüfen und gegen einander zu halten; und dieſe Art von Dienſt wird nun mit allem Reiz und Schmuck der Beredſamkeit ausgeſtattet, ohne daß die Richter wiſſen, auf welche Seite der Oberadvokat treten wird, bevor er ſein Requiſitor angefangen hat.

Der Generalprocureur, der nur ſchriftliche Entſcheidung gibt, iſt zwar zu dieſer Ausfertigung nicht verbunden, aber doch zu jener Prüfung und Bilanzirung, ehe es an die Entſcheidung kommt. Dieſe ewige Thätigkeit nun, die ihm in den vier und zwanzig Jahren zur Gewohnheit werden mußte, hatte ihn bey ſeiner Scharfſichtigkeit in Rückſicht auf Billigkeit und Form, bey ſeinem Reichthum an Anſichten und ſeiner Gelehrſamkeit im Rechte zu einer Unentſchloſſenheit gebildet, vermöge der er alles bis ins Unendliche verlängerte.

Er ſelbſt litt am meiſten darunter. Er litt allemal Geburtsſchmerzen, wenn er ſich entſcheiden ſollte. War er dazu

gends

Seite

Karl der Große durch Beſiegung Deſiders 774 dem langobardiſchen Reich ein völliges Ende machte.

230. 231. Die beyden vornehmſten Höfe ſchmolzen in Einen zuſammen.

Die Zuſammenkunft des Kaiſers mit dem heiligen Vater gieng doch nicht ſo friedlich ab, als man aus den Worten des Textes ſchließen dürfte. Nachdem Friedrich die lombardiſchen Angelegenheiten in Ordnung gebracht und ſich zu Pavia 1155 die Krone der Lombardey hatte aufſetzen laſſen, rückte er in ſchnellem Marſch gegen Rom an, um dort die Kaiſerkrone zu empfangen. Rom gerieth über ſeine eilfertige und ſo wenig vorbereitete Ankunft in die größte Beſtürzung welche dadurch vermehrt wurde, daß der Pabſt und die Römer noch immer mit einander im Streit lagen. Da Niemand wußte, ob Fridrich als Feind oder als Freund erſchiene, ſo flüchtete ſich der Pabſt — Hadrian IV — in die feſte Stadt Caſtellana, um von da aus die Präliminarien, welche allemahl der Krönung vorher zu gehen pflegten, mit dem Kaiſer zu berichtigen. Es verdient in der That bemerkt zu werden, wie ſchwankend und unſicher die Päbſtliche Macht auch in ihrer höchſten Fülle noch immer geweſen iſt. Jeder Kaiſer, der an der Spitze eines Heers gegen Rom im Anzug war, ſetzte ſie in Schrecken, bis ſie wußten, wie ſein Karakter ſey und wie er gegen den römiſchen Stuhl denke. Ihr Anſehen beruhte auf der Meinung, darum ſah man ſie immer zittern, ehe ſie von den Geſinnungen der deutſchen Kaiſer unterrichtet waren. Die ängſtlichſte Fürſorge wandten ſie an, ſich gegen eine Gewaltthätigkeit oder Untreue von Seiten des Kaiſers zu verwahren, und es war zwiſchen den beiden Häuptern der Chriſtenheit, dem Geiſtlichen und dem Weltlichen Monarchen, ſo weit gekommen, daß vor der Ceremonie der Kaiſerkrönung jeder dem andern einen Eid ſchwören mußte, daß er an ihm nicht zum Meuchelmörder werden wolle.

Dießmal wurden die Traktaten bald in Richtigkeit gebracht, weil Fridrich nichts als die Kaiſerkrone wollte, und keinen Anſtand nahm, den verlangten Eid ab-

gendehigt, im Conſeil der Regentſchaft oder in einer andern Sitzung, ſo ſchwankte er bis zum Moment, wo er ſich entſcheiden ſollte, unentſchlüſſig hin und her, mit aller Redlichkeit ſich bald für die eine, bald für die andere Seite entſcheidend, und wenn die Reihe an ihn kam, ſo votirte er, wie es ihm der Moment eingab.

Was ich vom Herzog von Chevreuſe geſagt habe, wiederhole ich auch von dem Kanzler: er war ein perſönlicher Gegenſtand, auch waren ſie beyde ſehr gute Freunde. Die alte Herzogin von Chevreuſe, Madame, eine Dame voll Witz und ſeine gute Freundin, hatte ihn oft von jemand angelegentlich gebeten, ſich bey ihm für ihn zu verwenden; er ſuchte ſich davon loszumachen, denn er kannte das ſchlimme Terrain. Aber, Madame, ſagte der Kanzler, er iſt ja Ihr vertrauteſter Freund! Das iſt wohl wahr, antwortete ſie, aber man muß gute Augen haben, wenn man ihn dafür erkennen will. Dieſe Fehler kamen von ſeiner allzugroßen Schärfe des Verſtandes, von ſeinem Nachdenken, von Zerſtreutheit und ſeiner allzugroßen Uebung im Parlet. Uebrigens war er ein gelehrter Mann, liebte die gelehrten Sprachen, die Phyſik, die Mathematik und Metaphyſik. In dieſen Wiſſenſchaften übte er ſich für ſich, auf ſeinem Zimmer, mit ſeinen Kindern und auserkannten Gelehrten, brachte dabey manche Stunde viel Zeit hin, und litte dadurch als diejenigen, die mit ihm zu thun hatten, an Verzweiflung.

Für die Wiſſenſchaften war Agueſſeau eigentlich geſchaffen; er wäre auch wohl ein vortrefflicher Oberpriedent geweſen; aber an ſeinem Platze wäre er eigentlich geweſen, wenn er das Directorium der Academien, des Oberſeminarii, des collège royal und der Bibliothek gehabt hätte. Da hätte er mit Gelehrten als mit ſeines Gleichen zu thun gehabt und nicht mit der Welt, die er nie kannte und für die er, die Höflichkeit ausgenommen, keine Bildung hatte.

Der Herzog von Grammont fragte ihn einſt, ob er, ſeit er Kanzler ſey, bey dieſem häufigen Gebrauch der Chicanen und bey dieſer Langwierigkeit der Proceſſe, wie denn geſagt habe, ein Reglement zu entwerfen, wodurch dieſen Schwierigkeiten Einhalt gethan würde *).

Ich

*) Wenn man hinzuſetzt, was für Summen der König von den Intereſſenten an Abgaben auf die Acten, an Sporteln auf das

„Ich habe, ſagte er, angefangen, ein ſolches Reglement zu entwerfen; aber bey der Arbeit dachte ich darüber nach, welche Menge von Advokaten, Procureurs und Gerichtsdienern dieſes Reglement zu Grunde richten würde und aus Mitleid legte ich die Feder nieder.

Die Langwierigkeit und Menge der Proceſſe macht den Reichthum und das Anſehn der Robe aus; man muß dieſes Unkraut alſo wurzeln und ſich mehren laſſen.“

Dieſe Rubrik iſt etwas lang geworden; ich hielt es aber für intereſſant zu ſehen, wie ein Mann von ſoviel Rechtlichkeit, Talent und Reputation ſo weit ſinken konnte, daß ſeine Rechtlichkeit zweydeutig *), ſeine Talente ſchädlicher als nützlich, ſein Ruf ſchwankend und er ſelbſt zu einem Ball des Glückes wurde.

Von Aubigne.

Bruder der Frau von Maintenon.

Die Geſchichte dieſes Aubigné iſt unwichtig, doch ſo ſonderbar, daß ſie bemerkt zu werden verdient. Frau von Maintenon war auf jener ungeheuren Höhe, zu der ſie aus ihrer Niedrigkeit emporgeſtiegen war, nicht frey von aller Plage. Und nichts quälte ſie wohl mehr als einen Bruder zu haben, wie dieſen Aubigné mit ſeinen unaufhörlichen Poſſen. Man nannte ihn Graf von Aubigné.

Er war nie weiter gekommen, als bis zum Capitän unter der Infanterie, und ſprach doch immer von ſeinen ehemaligen Kriegsthaten, wie ein Mann vom größten Verdienſt, dem das größte Unrecht von der Welt geſchähe, daß er nicht ſchon längſt Marſchall von Frankreich ſey. Ein andermal ſagte er ſpaßhaft genug, er habe den Marſchallſtab in Geld erhal-

das Stempelpapier ſieht, ſo muß man bekennen, daß die Rechtsgelehrten nicht die einzigen ſind, welche zur Koſtbarkeit der Tinte, die in Frankreich ſo theuer verkauft wird, beytragen.

*) Die Nachwelt kennt in Anſehung ſeiner Redlichkeit den unparteyiſchen Agueſſeau beſſer, als der Herzog von Saint-Simon.

erhalten. Auf Frau von Maintenon that er die entſetzlichſten Ausfälle, weil ſie ihm nicht zum Herzog und Pär machte, beſonders aber, weil ſie nicht jeden Einfall, der ihm in Kopf kam, gewähren ließ; er fand ſich ſchlecht belohnt, daß er nur die Gouvernements Belfort, nachher Aiguesmortes nebſt Coignac erhalten hatte, welches er nebſt Perry behielt, indem er für dieſes Aiguesmortes abgab. Er lief in den Tuillerien, und überall den Mädchen nach, unterhielt immer einige lebte ſehr oft mit ihnen und ihren Familien und mit Geſellſchaft ihres Gleichen und ließ dabey viel Geld aufgehen; denn ſein Beutel hielt kein Geld. Ein wahrer Narr fürs Irrenhaus, aber ſonderbar, voll Witz, voll Einfälle und ſchneller unerwarteter Antworten; dabey gutmüthig und bonnet, von ſeinem Betragen und ohne alle Impertinenz, die man vielleicht von der Eitelkeit auf ſeine Schweſter erwartet hätte; überhaupt ein wahrer Hausbund. Es war ein trefflicher Spaß, den man oft haben konnte, ihn von den Zeiten Scarron's und des Albert'ſchen Hauſes bisweilen auch von den frühern ſprechen zu hören, wobey er kein Blatt vor den Mund nahm, beſonders wenn es auf die Liebesabenteuer ſeiner Schweſter kam, die er mit ihrer jetzigen Devotion und übrigen Lage in Parallele ſetzte.

Bey dergleichen Geſprächen kam man aber nicht wenig in Verlegenheit; denn er war nie, wenn man es gewünſcht hätte, davon abzubringen, und brachte ſie auch nicht auf zwey oder drey Freunde ein, ſondern bey Tafel vor aller Welt, auf einer Bank der Tuillerien, öffentlich in der Gallerie zu Verſailles ſprach er ſo, ohne alle Rückſicht, immer in ſeinem poſſenhaften Tone, indem er ſogar, wenn er vom Könige ſprach, den Ausdruck Schweyzer brauchte.

Frau von Maintenon äußerſt verdrießlich und ärgerlich über die Torheit ihres Bruders, brachte es mit Hülfe der Saint-Sulpicianer, welche ihr zu allem ein Werkzeug hinten, dahin, daß er ſich, da er ein Luſtigmacher war und immer Geld brauchte, überreden ließ, ſeine unordentliche Lebensart, ſeine Ausſchweifungen und häufigen Zänkereyen zu verlaſſen, ſich zur Ruhe zu begeben, und ſich zu dem Ende in die Brüderſchaft zurückzuziehen, welche Hr. Doyen unter dem Schutz des Kloſters Saint-Sulpice für Edelleute, oder die ſich dafür ausgaben, errichtet hatte, die man daſelbſt gewöhnlich

hatte

ſchaftlich in einer Art von Einſamkeit und gottſeligen Uebungen unter Direction einiger Prieſter vom Kloſter Saints Sulpice leben.

Um Frieden zu haben, oder vielmehr, weil es Frau von Maintenon wollte, begab ſich Aubigné wirklich in dieſe Brüderſchaft, ſagte aber ſeinen Gevatterinnen ins Ohr, daß es ſehr hart ſey und daß ſie ſeiner auf eine gute Art los werde. Er verhehlte es auch nicht, daß ſeine Schweſter ihn nur zum Beſten habe, wenn ſie den Leuten weiß machen wolle, daß er devot ſey, und klagte, daß man ihn mit Prieſtern belagere, und daß man ihn bey dieſem Hrn. Dozen zu tod martern werde.

Er hielts nicht lang dort aus und lief bald wieder in den Tuillerien und überall, wo er konnte, den Mädchen nach. Man fing ihn wieder ein und gab ihm einen der plattſten Prieſter von Saint Sulpice zum Wächter, der ihm überall wie ſein Schatten folgte, und ihn in Verzweiflung ſetzte. Ein Menſch von beſſerem Gehalt hätte ein ſo albernes Amt gar nicht angenommen; aber dieſer Trotf hatte nichts beſſers zu thun, denn er hatte weder Geiſt genug ſich zu beſchäftigen, noch ſich zu emuſiren. Er muſte von Aubigné beſtändig Sottiſen hören, aber dafür wurde er bezahlt und ſein Salair verdiente er ganz durch eine Anhaltſamkeit, deren vielleicht niemand als er fähig war. Aubigné hatte eine einzige Tochter, deren ſich Frau von Maintenon immer ſorgfältig angenommen hat, die nie ihr Zimmer verließ, die ſie überall hinführete und überall zeigte und die ſie unter ihren Augen wie ihre eigene Tochter erzog.

Von Angeau.

Ritter der königlichen Orden, Geſellſchafter des Dauphins und Chevalier d'Honneur der Gemahlin des Dauphins.

Angeau (van) war ein armer Edelmann, von ganz ſchlichtem Weſen, der in ſeiner trüben Jugend Hugenot geweſen, und deſſen Familie von derſelben Religion, ohne alle Verbindung war. Es fehlte ihm nicht an gewiſſen Anlagen,

besonders für die Welt und die Gesellschaft; und er besaß viel Ehre und Rechtschaffenheit. Das Spiel öffnete ihm den Weg an den Hof, wo damals, kurz nach dem Tode der Königin Mutter, Liebe und Feste herrschten und das Spiel verschaffte ihm auch Zutritt in die besten Gesellschaften. Er gewann hier sein ganzes Vermögen. Er hatte das Glück nie verdrießlich zu seyn; er lieh mit viel Verbindlichkeit, machte sich dadurch Freunde und durch die Annehmlichkeiten seines Umgangs sehr nützliche und thätige.

Er machte den Interessen des Königs den Hof und das Spiel verschaffte ihm Zutritt zu den Vergnügen des Königs mit ihnen; sie bedienten ihn mit Vertraulichkeit und verschafften ihm die Gunst des Königs. Er machte Verse, war wohlgewachsen, von guter Gesichtsbildung und galant.

So hatte er sich am Hofe festgesetzt, wiewohl immer untergeordnet. Eine zu Anfang der Erwähnung von Vaillac, als er mit dem Könige spielte, dem er so wie mehreren andern, um ein Lotto anzubieten hatte, ging dieser an über seine Leichtigkeit in Versemachen (das aber freylich sehr gut gerieth) zu scherzen, und ihm auf einmal einige sehr harte Reime auf und verlangte ihm dafür ein Logis. Hierauf kaufte er sich eine Vorrichtung vom König, mit der weiter keine Verrichtung verbunden war, die aber Zutritt zum petit coucher gab; und seine Anhänglichkeit erwarb ihm ein Regiment des Königs, von der Infanterie, das er aber nicht lange behielt; hierauf wurde er nach England geschickt, wo er nur kurze Zeit blieb. Nach seiner Rückkehr kaufte er das Gouvernement Touraine.

Sein gutes Glück wollte, daß Hr. von Richelieu so große Summen im Spiel verlor, daß er sich genöthigt sah, seine Stelle als Chevalier d'Honneur der Gemahlinn des Dauphins, bey deren Vermählung er sie umsonst erhalten hatte, zu verkaufen. Seine alte Freundin, die Frau von Maintenon, verschaffte ihm die Erlaubniß, sie zu verkaufen, an wen und wie hoch er wollte; und Herr von Angeau versäumte diese gute Gelegenheit nicht und gelitte dafür 100,000 Livres. So nunmehr mit einer Charge bekleidet, wodurch er gewissermaßen dem Rang als Prinzessinn erhielt, erhielt er nicht lange darauf im J. 1685 den Ordensband.

Er

Er verlohr seine Stelle beym Tode der Gemahlin des Dauphins, aber er hatte eine Gesellschafterstelle bey dem Dauphin erhalten.

Die Gemahlin des Dauphins hatte ein Hoffräulein aus einem deutschen Stifte gehabt, schön wie der Tag, von Wuchs eine Nymphe, mit allen Reizen des Geistes und Körpers; ihre Talente waren nur mittelmäßig, aber sie hatte Richtigkeit des Sinnes, Verstand und Gefühl, und dabey die anbeschol tenste Tugend. Sie war die Tochter eines Grafen von Löwenstein und einer Schwester des Cardinals Fürstemberg, der so viel Aufsehn in der Welt gemacht hat und am Hofe das größte Ansehn genoß.

Die Familie Löwenstein gehörte zum Churpfälzischen Hause, war aber eine durch eine Mißheyrath, durch eine so genannte Ehe zur linken Hand, die übrigens eben so legitim ist, entstandene Nebenlinie. Wegen der Standesungleichheit der Mutter erben die Kinder einer solchen Ehe nicht, obwohl sie beträchtliche Abfindung erhalten und sinken vom fürstlichen Range zum gräflichen herab.

Der Cardinal Fürstemberg liebte seine Nichte sehr und suchte sie zu verheyrathen; bey dem Könige und Frau von Maintenon, die sich sehr für hübsche Gesichter interessirten, war sie sehr beliebt; sie hatte aber, wie alle deutsche Mädchen, nichts im Vermögen. Angeau, der seit lange schon von einer Schwester der Marschallin von Estrées, Tochter des Juden Mazin, Wittwer war, mit der er nur eine Tochter hatte, welche die große Mitgift, die man von ihrem Vermögen hatte, an den Herzog von Mantuer verheyrathet hatte, ward um eine für ihn so anständige und so angenehme Verbindung. Fräulein von Löwenstein aber, welche ganz den deutschen Stolz besaß, und den Narren, so gut entlarvirt er auch war, sehr wohl erkannte, erklärte, daß sie ihn nicht wolle. Der König nahm sich der Sache an. Frau von Maintenon, die Gemahlin des Dauphins, ihr Onkel, der Cardinal, alle wünschten es und ihre vereinten Bemühungen brachten sie endlich zum Jawort. Der Marschall und die Marschallin von Villeroy richteten ihnen die Hochzeit aus und Angeau glaubte Churfürst von der Pfalz zu seyn. Er war der beste Mensch von der Welt, aber vor Stolz, daß er Seigneur geworden war, halb närrisch und voll Lächerlichkeiten.

Frau

Frau von Montespan hatte das sehr artige, aber ganz wahre Urtheil von ihm gefällt, daß man sich nicht enthalten könne ihn zu lieben und sich über ihn lustig zu machen. Noch schlimmer wurde es nach Erhaltung jener Stelle und nach seiner Heyrath. Seine natürliche Hoheit, verschmolzen mit der Niedrigkeit des Hofmanns und überkündt mit dem Stolz des neugebackenen Seigneurs bildete eine Composition, welcher die Großmeisterschaft des Ordens des heil. Lazarus vollends die Krone aufsetzte, mit welcher Würde ihn der König, so wie vorher Meredieu, bekleidete, und die er nach seiner Art vortrefflich benutzte, indem er bey den, vom Könige veranstalteten Promotionen dieses Ordens den Affen des Königs spielte, und dem ganzen Hofe zum Schauspiel und Gelächter war, wiewohl er sich hoch bewundert glaubte.

Angeau war Mitglied der französischen Academie, und Staatsrath d'epée, und seine Frau war erste dame du palais, als Frau eines Chevalier d'honneur, in Ermanglung einer Dame von Titel. Frau von Montespan hatte Gefallen an ihr gefunden; ihre Geburt, ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre Ehe, die sie nach dem Willen des Königs gegen ihren eigenen geschlossen hatte, und in der sie wie ein Engel lebte; das Ansehn ihres Gatten und die Wichtigkeit der charge, welche ihr Mann bekleidete, alles dieses stimmte für sie, und ihre Wahl wurde allgemein gebilligt *).

Herzog von Aumont.

Minister zu London.

Das Hotel de Paris zu London, wo der Herzog von Aumont wohnte, war ganz abgebrannt, und man hatte nur durch Niederreissen des benachbarten Hauses der Feuersbrunst Einhalt gethan. Seine Mobilien waren gerettet, aber er gab vor, alles übrige verlohren zu haben, und daß er von mehreren Seiten gewarnt worden sey, daß man ihn verbrech-

nen

*) Angeau ist Verfasser einer Art von Chronik der öffentlichen Begebenheiten des Hofes, die aber eben so durchdacht geschrieben ist, als die gegenwärtigen Memoiren sonst sind.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20208 / 166

nen, ja sogar ermorden wolle; auch gab er vor, daß sich der König, dem er es gesagt, erboten habe, ihm Wache zu geben.

Das Publicum zu London und Paris urtheilte aber ganz anders von der Sache und glaubte, er selbst sey der Anstecker gewesen, theils um dadurch die vom Könige zu erhaltende Entschädigung zu gewinnen, theils um eine ungeheure Contrebande der Entdeckung zu entziehen, worüber sich die Engländer seit seiner Ankunft öffentlich beklagt hatten und womit er ungeheuer gewann *). So war wenigstens das öffentliche Gerücht an beyden Höfen und in beyden Städten, und fast jedermann war davon überzeugt.

Aumonts Beutel hielt nie lange Geld und er hatte sich immer mit allerhand Speculationen durchheifen müssen. Er hatte lange Zeit unter einem harten Vater und unter einer Mutter gelebt, die ihn haßte und eine fürchterliche Heilige war; er hatte sich wider ihren Willen aus gegenseitiger Neigung mit Fräulein von Piennes verheyrathet, deren Mutter aus der Familie Godet, der Familie des Bischofs von Chartres war, welcher endlich Frau von Maintenon und durch diese den König dafür interessirte, worauf dieser endlich einen Machtspruch that und den Vater, nachdem die Heyrath mehrere Jahre im Stocken gewesen war und die beyden Liebenden sich das Wort gegeben hatten, nie jemand anders die Hand zu geben, zur Einwilligung zwang.

Aumont war ein Mann von ungeheurer Stärke, von vollkommner Gesundheit und in dem Verhältniß auch ausschweifend; sein Geschmack war vortrefflich, foderte aber den größten Aufwand in allerhand Dingen, in Meublen, Verzierungen, Bijouterieen, Equipagen; er griff überall zu und zog von den Generalcontroleurs und von seinem Vetter Barbesieux ungeheure Summen, mit welchem letztern er sich, weil er nicht genug und nach Belieben von ihm ziehen konnte, auf das heftigste entzweyte. Er nahm mit vollen Händen und verschwendete auch wieder so. Er war ein Mann von vielem Geist, aber ohne alle Kenntnisse; ein Mann

*) Man behauptete es, das ist wahr; allein es war nichts als ein leeres ungegründetes Gerücht.

Mann von goldnen Worten; aber ohne Treu und Glauben, ohne Herz, von wenig Reputation im Kriege — gelinde ausgedrückt — und dessen Gesandtschaft weder in England noch in Frankreich etwas fruchtete. Vor seines Vaters Tode wohnte er in einem Hause zur Miethe; dieß richtete er auf das prächtigste ein, ließ es ganz mit Gold überziehen und ließ seinen Marstall, wie ein schönes Zimmer, täfeln und mit einem ausgesuchten Gesims zieren, auf welchem ringsum Porcellan aufgestellt war.

Hiernach kann man abnehmen, was für ein Verschwender er war. Der König gab dem Lord Fouilet zweyhundert und funfzig tausend Livres, und dem Herzog von Aumont hundert tausend Livres, und funfzig tausend jährlich vier Jahre hindurch, theils aus Rücksicht auf den erlittenen Brand, theils aus Rücksicht auf seine Verschwendung, während der Gesandtschaft.

Von Argenson.

Von Argenson war ein Mann von unendlich viel Geist, und von einer solchen Gewandtheit, daß er sich — was sehr zu seinem Glücke war — in alles fügen konnte; er war von besserer Geburt als die meisten seines Standes; und seit langer Zeit verwaltete er die Polizey, oder vielmehr die Inquisition, auf das vortrefflichste, indem er furchtlos dem Parlamente, das ihn mehrmals angegriffen hatte, gegenüber zu stehen wagte.

Er hatte sich beständig die Vornehmern dadurch verbindlich gemacht, daß er vor dem verstorbenen Könige und Pontchartrain die Abentheuer ihrer Kinder oder Verwandten verborgen gehalten hatte; es waren nichts als Jugendstreiche, aber sie hatten sie doch unausbleiblich zu Grunde gerichtet, wenn er sie nicht durch sein Ansehn niedergeschlagen und den Vorhang schnell darüber gezogen hätte.

Mit einer furchtbaren Physiognomie, welche an die drey Richter des Todtenreichs erinnerte, konnte sich Argenson mit Laune und Freyheit des Geistes über alles erheben. — Er hatte die ungeheure Menge der Einwohner von Paris in einer so genauen Aufsicht, daß es keine Person von einiger

zulegen. Der Pabst wagte sich nun aus seiner Festung heraus und kam sogar zu einer persönlichen Unterredung in das kaiserliche Lager. Hier aber kam es zu einem sonderbaren Streit. Der Kaiser gieng, der Gewohnheit nach dem Pabste ehrfurchtsvoll entgegen, warf sich vor ihm nieder und kußte ihm die Füße. Unglücklicher weise unterließ er aber, den Steigbügel des Pabsts zu halten, welches Lothar und vermuthlich noch mehrere seiner Vorgänger beobachtet hatten. Diese Unterlassung hielt man auf päbstlicher Seite für eine vorsetzliche Handlung, für ein Zeichen der Feindseligkeit, und bey einem so ceremoniösen Hof als der Päbstliche war, mußte sie um so mehr Eindruck machen. Alle Kardinäle, welche im Gefolge des Pabstes waren flohen im ersten Schrecken nach Castellana zurück, der Pabst aber äußerte seine Empfindlichkeit dadurch, daß er dem Kaiser den sonst gewönlichen Friedenskuß verweigerte. „Weil du mir die gewöhnliche schuldige Ehre nicht erzeigt hast, sagte er zu Friderich, die alle deine Vorfahren, die rechtgläubigen Kaiser, unsere Vorfahren, den römischen Päbsten aus Ehrerbietung gegen die Apostel Petrus und Paulus erzeigt haben, so werde ich dich nicht zum Friedenskuß annehmen, bis du mir Genugthuung geleistet hast. — Friedrich antwortete, daß ihm von dieser Schuldigkeit nichts bekannt sey, und daß er die Sache erst mit den Fürsten überlegen müsse. Ein ganzer Tag gieng mit dieser armseligen Streitigkeit hin, biß endlich die ältern Fürsten, welche zugegen gewesen, als Lothar den Pabst Innocenz II. empfangen, aussagten, daß er ein Gleiches gethan habe, worauf Fridrich hingieng, und das Geschäfte des Steigbügelhaltens mit einer Flinkheit und Geschicklichkeit abthat, daß sich die ganze Armee daran erbaut-

267. Gesandte aus England von König Heinrich.

Von Heinrich dem Zweyten. Er war ein Sohn Mathildens, Wilhelms des Eroberers Tochter, und Kaiser Heinrichs V. Wittwe, und eines Grafen von Anjou. Er verband mit seinem Königreich England die Provinzen Normandie, Anjou, Touraine und Maine auf dem festen

Lande

Bedeutung gab, von der er nicht täglich, wenn er wollte, Nachricht von ihrem Betragen und ihren Beschäftigungen erhielt, wobei er aber die klügste Unterscheidung beobachtete, jede sich darbietende Sache ernst oder leicht zu behandeln, indem er sich immer auf die Seite der Gelindigkeit neigte; zugleich aber die Kunst besaß, die Unschuldigsten vor sich zittern zu machen.

Muthig, entschlossen, kühn bey vorfallenden Aufständen, wodurch er sich beim Volke in die größte Autorität gesetzt hatte, war er an Sitten denen sehr ähnlich, welche ohne Unterlaß vor ihm erscheinen mußten; und ich weiß nicht, ob er eine andere Gottheit als das Glück anerkannte.

Mitten unter seinen mühseligen Arbeiten und bey dem äußern Anstrich von Strenge fand die Humanität doch leicht bey ihm Eingang; und wenn er mit seinen Freunden von unbekannten Namen und ziemlich niedrigem Stande, denen er sich aber mehr als Leuten von höheren Stande anvertrauete, zusammen war, so übergab er sich ganz der Freude und war in dieser Gesellschaft sehr liebenswürdig.

Er besaß einige literarische Bildung, aber wenig oder gar keine Bildung in andern Dingen, welchen Mangel seine Talente ersetzten; aber seine Weltkenntniß war sehr groß, welches bey Leuten wie er, selten der Fall ist.

Er hatte sich unter dem verstorbenen Könige den Jesuiten ergeben, er stiftete aber unter dem Schleier der Verfolgung, den er nöthig fand, um in der That weniger zu verfolgen und die Verfolgten zu schonen, so wenig Böses als er konnte.

Da das Glück sein Leitstern war, so cultivirte er sowohl den König als die Minister, die Jesuiten und das Publikum.

Er war so klug gewesen, sich bey dem Herzog von Orleans ein großes Verdienst zu erwerben, als er den Auftrag hatte den aus Spanien, von Chalais mitgebrachten Franziskaner, von welchem der Herzog sehr mißhandelt war, in der Bastille zu verhören; und der Herzog konnte es ihm nie vergessen.

Später hatte er mir immer sehr den Hof gemacht, aber ohne Niedrigkeit, ohne Visiten zu machen, indem er mir

überall,

überall, wo er konnte, ſeine Aufmerkſamkeit bezeigte; auch hatte er mich dadurch verbindlich gemacht, daß er ſich der ſehr in Unordnung gebrachten Oeconomie des Kloſters Mariä Heimſuchung zu Chaillot als Commiſſär angenommen hatte, woſelbſt Frau von Saint-Simon eine Schweſter von wahrem Verdienſte hatte, die wir ſehr liebten; auch verdankte das Kloſter ſeine Wiederherſtellung der Familie der Marſchallin von Lorges.

Law hatte bey ihm ſehr viel Eingang gefunden und er ſelbſt hatte ſich bey dem Abbé Dubois Zugang verſchaffe und war von Hon von Noailles gar kein Freund, wiewohl er mit ihm in keinem übeln Vernehmen ſtand.

Das Parlament ſuchte hart an ihn zu kommen, ſeine Stelle ließ keine Verſöhnung mit ihm und dieſer Verſammlung zu; und der Regent und er konnten beyde einander nicht entbehren.

Vermöge ſeines Characters war er Freund des Königs und des Fiſcus, Freund der Kürze, Feind alles in die Länge Ziehens, aller unnützen entbehrlichen Formalität, aller neutralen ſchwankenden Zuſtände; da er aber mit jedermann Freund zu ſeyn ſuchte, ſo hatte er bey Lebzeiten des verſtorbenen Königs mit den Baſtarden Verbindungen unterhalten und zwar viel enger, als der Regent und ich vermuthen konnten.

Dieſe Unwiſſenheit — ihr Grund liegt in dem was wir von ſeinem Character und Verhalten geſagt haben — mehr aber noch die äußerſte Spannung, welche zwiſchen ihm und dem Parlamente herrſchte, zu einer Zeit, wo es darauf ankam, dieſe Verſammlung, welche nach der Herrſchaft ſtrebte, zu demüthigen — beſtimmte mich, ihm zu den Finanzen und zum Kanzelleriat meine Stimme zu geben, indem ich die Abſicht hatte, daß durch einen Siegelbewahrer, entſchloſſen und feſt wie er, der ſich durch ſein eignes Intereſſe angetrieben fühlte, das Parlament nicht ſehr zu ſchonen, die Autorität des neuen Miniſters und des Regenten am meiſten Feſtigkeit erhalten ſollte. Seine Miniſterſchaft und ſein Fall ſind bekannt.

Argenſon ſtarb den 6. May 1721 in ſeinem ſonderbaren Aufenthalt bey dem Nonnenkloſter St. Croix, in der Vorſtadt

Saint Antoine. Ein Mann von Geist, von Weltkenntniß, der unzählige Staats-, Finanz- und Magistratsgeschäfte umfaßt hatte, von edler, redlicher Denkungsart, ja der gut und groß hätte seyn können, wenn er dazu erzogen worden wäre; aber sein Geist hatte sich so verengert und ans Kleine gewöhnt, daß er sich nie erweitern, nie erheben konnte; er hatte seine Jugend in den armseligen Geschäften eines Generallieutenants von Angouleme zugebracht, welches sein Vater gewesen war.

Er war arm, aber von besserm Stande als die mehrsten Rechtsgelehrten; auch legte er etwas darauf und war bemüht Leute von Stande, zu denen er seine eigene Familie zählte, bevor seine Voreltern den Talar gewählt hätten, sich zu verbinden.

Als er Supplikenmeister geworden war, heirathete er die Tochter Caumartin's, welcher es sich zur Ehre schätzte und ihm durch den Kanzler von Pontchartrain, den damaligen Generalcontroleur, die Stelle als Polizeylieutenant verschaffte. In dieser Stelle war es, wo er excellirte und viele Leute von Stande und Kinder von Familie rettete. Er war verbindlich, fein, höflich, bescheiden, bisweilen unter einer harten rauhen Außenseite, und mit einem Rhadamantusgesicht, dessen übeln Eindruck aber ein geistvolles Auge milderte. Er konnte seinen Fall nicht ertragen und verließ sein Zimmer und das Sprechzimmer nie wieder.

Er unterzeichnete sich gegen das Ende de Voyer statt le Voyer, welches sein Name ist.

Seine Kinder, welche nachher ein so großes Glück gemacht haben, und die ihre Kinder eine Carriere anderer Art machen lassen wollen, haben die letzte Art sich zu unterzeichnen von ihrem Vater beybehalten und lassen ihre Kinder so nennen.

Zusatz.

Argenson hatte die Stelle als Generalpolizeydirektor, die er bekleidete, dem Könige viel nützlicher, für die öffentliche Freyheit viel gefährlicher gemacht; das Parlament hatte ihn oft

oft angreifen wollen; aber ſtandhaft den Befehlen des Königs zu gehorchen, wenn er nicht in den gewöhnlichen Formen verfahren wiſſen wollte; Feind ſogar der legalen Formen, zitterte er nicht vor der Magiſtratur, die ihn haßte, ſelbſt dann nicht, wenn er gegen Geſetz und Gewohnheit handelte; und ſeine Phyſionomie, in der etwas finſteres oder vielmehr ſchwarzes und verſchloſſenes lag, deren Züge äuſſerſt markirt und hart waren, den Zügen eines Verdammten ähnlich, wie ſich das ihn fürchtende Volk auszudrücken pflegte, flößte aller Welt Furcht und Schrecken ein.

Er ſpielte, da er die Menſchen und das verſchiedene Intereſſe der verſchiedenen Stände des Staates kannte, in ſeiner Stelle geſchickt den Hofmann, er leiſtete den legitimirten Prinzen, dem Herzog von Orleans, den Jeſuiten und ſogar den Janſeniſten die vortrefflichſten Dienſte, indem er ihre Bedrängniſſe ſo gut er konnte, milderte, ihre Fehler zudeckte, nur die ſcandalöſeſten, allgemein bekannten Exceſſe dem Könige meldete und nur gemeſſene Befehle gegen ſie vollzog, und indem er überhaupt nie die gefährlichen Mittel, welche ihm ſeine Stelle darbot, zu jemandes Schaden benutzte. Er hatte ganz den äuſſern Anſtrich der Strenge; und ſelbſt dann, wenn er demjenigen, der Gerechtigkeit verlangte, die erwünſchte Entſcheidung zu geben im Begriff war, ſo ließ er ſeiner Entſcheidung immer die ſtrengſte drohendſte Rede vorausgehen, die aber nur das Vorſpiel des Gewinns der Sache war. Hart, unerbittlich, drohend, häſslich von Geſtalt wie er war, fürchtete ihn das Volk, ſo wie die Kinder den Kobolt fürchten, von dem ihnen die Amme ſchreckliche Dinge erzählt hat.

Den Herzog von Orleans hatte er ſich dadurch verbunden, daß er dem verſtorbenen Könige ſeine öftern Streifereyen verhehlt und den Herzog vor jeder Verdrüſslichkeit, die ihm begegnen konnte, bewahrt hatte; er hatte ihn mit einer ſolchen Aufmerkſamkeit beobachtet, daß er ihm einmal zu Ende des Jahres das Journal ſeiner nächtlichen Ausſchweifungen vorlegte, die der Herzog ſelbſt wieder vergeſſen hatte. Er hatte die ſchändlichen Anſchuldigungen, die ihm den Haß des Königs zugezogen hatten, zu vertheidigen geſucht, und ohne eine andere Perſon in Verdacht der Vergiftung der Familie Ludwigs des XIV. zu bringen, hatte er immer alles

gethan, um dem Könige zu zeigen, wie unschuldig der Herzog von Orleans sey. Aber er that dieß ins geheim, um nicht die Parthey, deren Interesse es war, dem Könige glauben zu machen, daß der Herzog von Orleans der Urheber der Giftmischerey sey, gegen sich zu reizen.

Der König, der mit dem Generalpolizeydirector in unmittelbarem Zusammenhang stehen wollte, ließ es geschehen, daß Argenson seine Stelle einträglich und wichtig machte; und aus einer Magistratsperson, die vorher nichts als ein Beamter des Chatelets gewesen war, war eine Art von Minister geworden, der ein unsichtbares Heer von Dienern des Staates commandirte, die sich unter alle Classen der Gesellschaft mischten. Argenson erhielt durch sie von allen Nachricht, was dem Monarchen zu wissen wichtig war, er konnte so alles, was vorfiel, bis in die Quelle verfolgen, in seinem Fortgange beobachten, und was er wollte verhindern, und dieß war Ludwig dem XIV. sehr erwünscht.

Argenson hatte sich von Anfang an an Frau von Maintenon angeschlossen, die ihn in seiner Stelle als Polizeylieutenant sehr unterstützte, weil sie von ihm von den Dingen, von denen sie unterrichtet zu seyn wünschte, Nachricht zu erhalten pflegte.

Er führte den Gebrauch der lettres de cachet in die Polizey ein, was ihn nun noch furchtbarer zu Paris machte, und die Hauptstadt in eine Art von Sklaverey versetzte. Er that es aus dem Grunde, weil, wenn er die, eines Polizeyverbrechens Schuldigen, wie vorher, vermöge einer Sentenz arretiren ließ, sie durch die Appellation an das Parlament wieder auf freien Fuß kommen konnten; eine lettre de cachet sicherte ihn aber vor der Appellation. Eine lobenswürdigere Einrichtung von ihm ist die Erleuchtung der Straßen in Paris durch Laternen.

Man behauptet als gewiß, daß der Jesuit d'Aubenton auf die Absetzung Argensons vor der Vermählung des Prinzen von Asturien mit der Tochter des Regenten gedrungen habe.

Bey dem Tode Ludwigs XIV. wollte ihm das Parlament den Proceß machen; der Regent wendete aber diesen Schlag ab und Argenson rächte sich dadurch, daß er ein lit

de justice veranlaßte. Man that Verſtellungen dagegen, er ſah aber den Magiſtratsperſonen ſcharf ins Auge und ſagte nichts als: der König will augenblicklichen Gehorſam.

Argenſon, Fagon und die Gebrüder Paris gewannen ungeheuere Summen durch die Actien der Compagnie; den Ueberſchuß, der ſich auf drey und ſechzig Millionen belief, theilten ſie unter ſich und ihre Freunde, wenigſtens hatten damals viele, ſelbſt die glaubenswürdigſten vom Hofe dieſen Argwohn.

Argenſon war hauptſächlich der Urheber des Beſchluſſes vom 21. May, die Herabſetzung der Banknoten und Actien betreffend. Er ließ ein Inventarium von dem in der Bank vorräthigen Gelde aufzeichnen und hatte den Herzog von Orleans drey Tage lang ſo gut in ſeiner Gewalt, daß er Law's Credit das Gegengewicht hielt, der ſeinerſeits in Vereinigung mit Monſ. le Duc gegen Argenſon manoeuvrirte. Dieſen Prinzen war es gelungen, die Wiederrufung des Beſchluſſes vom 21. May durchzuſetzen und er brachte es auch dahin, daß die Siegelbewahrerſtelle Argenſon genommen und Agueſſeau wieder gegeben wurde, was den 9. Junius 1720 geſchah.

Barbeſieux, Staatsminiſter.

Barbeſieux hatte viel Arbeit gehabt mit Entwerfung und Einrichtung der Details der Truppen, der Lebensmittel, der verſchiedenen Rechnungen und Plane für den Krieg, die er für andere übernommen hatte. Und mitten in dieſer Arbeit erfuhr er die Kränkung, daß Chamillart ganz unerwartet Miniſter wurde: dieß war ein Donnerſchlag für ihn. Seit mehr als ſechzig Jahren hatten ſeine Väter in derſelben Stelle, die er bekleidete, einen ſehr vorzüglichen Theil an Führung der Geſchäfte gehabt; und er ſelbſt hatte ſeit den zehn Jahren ſeiner Amtsführung ſich nicht weniger Credit und Anſehn darin erworben, als ſie. Chamillart, noch ein Neuling, erſt ſeit zwei Jahren am Hofe, hatte bis jetzt noch auf dem Punkte geſtanden, ihm den Hof zu machen und hatte oft in ſeines Vaters und ſeinem Vorzimmer gewartet: mußte Barbeſieux nicht aufgebracht ſeyn, als er ihm vorgezogen wurde? Er war nicht zu beſänftigen; ſtolz, leidenſchaftlich,

hochfahrend wie er war, ergab er ſich mehr als gewöhnlich, mit ſeinen Freunden den Ausſchweifungen und ſuchte alles auf, um ſeinen Aerger in Vergnügungen zu erſticken; aber dieſer behielt die Oberhand und ſtürzte ihn in Zeit von fünf Tagen ins Grab, noch ehe er das dreyßigſte Jahr erreicht hatte.

Er war ein Mann von auffallender, äuſſerſt angenehmer, männlicher Geſtalt, von angenehmer liebenswürdiger Geſichtsbildung und vortheilhafter Phyſionomie. Er beſaß viel Geiſt, Scharfſinn, Thätigkeit, treffenden Verſtand und eine unglaubliche Leichtigkeit im Arbeiten, worauf er ſich auch verließ und deswegen oft dem Vergnügen nachhing. Er arbeitete in zwey Stunden mehr und beſſer, als ein anderer in einem ganzen Tage. Seine ganze Perſon, ſeine Manieren, ſeine Sprache, ſein Ausdruck war voll Leichtigkeit, Richtigkeit, Eleganz und Natürlichkeit, was er ſagte war voll Nachdruck und Beredſamkeit, ſein ganzes Weſen liebenswürdig; und niemand hatte ſo ganz den Ton der Welt, den Anſtand eines Edeln, wie man ſich ihn nur wünſchen kann.

Sein Betragen war voll Feinheit und, wenn er wollte, voll Ehrerbietung; ſeine Galanterie die natürlichſte, die feinſte, in ſeinem ganzen Weſen Anmuth; wenn er gefallen wollte, ſo entzückte er; und wen er verband, der fühlte ſich mehr durch den Reiz ſeines Betragens verbunden.

Niemand beſaß beſſer die Kunſt zu referiren, niemand umfaßte eine Sache ſo ganz bis ins Detail herab und wußte ſie ſo gut anzugreifen. Mit Delicateſſe fühlte er die feinſten Unterſchiede der Perſonen, mit dem treffendſten Blick die der Geſchäfte, ihre Abſtufungen, ihre mehrere oder mindere Wichtigkeit, und erſchöpfte jedes Geſchäft auf eine bewundernswürdige Weiſe; übrigens aber übermäßig ſtolz, unternehmend, kühn, übermüthig, im äußerſten Grad rachſüchtig, leicht durch das geringſte zu beleidigen und äuſſerſt ſchwer wieder zu verſöhnen.

Häufig und ſchrecklich war ſeine üble Laune, er kannte ſie, er beklagte ſich darüber, aber er konnte ſie nicht überwinden. Von Natur rauh und hart, wurde er dann brutal und jedes Ausbruchs, jeder Mißhandlung fähig, wodurch

durch er ſich viel Freunde entzog; er traf mit ſeinen Freunden eine ſchlechte Wahl und in ſeiner übeln Laune mißhandelte er ſie, wer ſie auch ſeyn mochten, die angeſehenſten und die ihm am nächſten gingen; nachher war er darüber in Verzweiflung; dabey war er veränderlich, aber der beſte und der nützlichſte Freund von der Welt, ſo lange er es war, und der gefährlichſte, der ſchrecklichſte, der erbitterſte, der unverſöhnlichſte Feind, mit einer Härte, die ihm von Natur eigen war. Er war ein Menſch, der nirgends Widerſtand finden wollte und mit einer außerordentlichen Kühnheit alles unternahm. Er hatte den König daran gewöhnt, daß er ſeine Arbeit ausſetzte, wenn er zu viel getrunken hatte und bey einer Parthie war, er meldete ihm dann, er habe das Fieber. Der König ließ ſich das gefallen, theils wegen ſeiner Brauchbarkeit und Leichtigkeit im Arbeiten, theils weil es ihm ein eignes Vergnügen machte, und er einen Miniſter aus ihm zu bilden hoffte; aber er war ihm nicht geneigt und bemerkte ſeine Abweſenheiten und erdichteten Fieber ſehr gut; Frau von Maintenon, die ſeinen allzu mächtigen Vater zu Grunde gerichtet hatte, war mehr ſeine Freundin und protegirte ihn aus perſönlichen Rückſichten, weil er ſich ſehr ehrerbietig gegen ſie betrug und auſſer Stand war, ſeine Pflicht gegen ſie zu verletzen.

Er war auf jedem Fall ein Mann, aus dem ein groſſer Miniſter gebildet werden konnte, aber auch äuſſerſt gefährlich; und es iſt ſogar die Frage, da er dieſen entſetzlichen Ehrgeitz beſaß, ob es für den Staat gut geweſen ſeyn würde: für den Hof und die Welt war ſein Tod kein Verluſt, ſondern ein Gewinn. Seine Talente hätten ihn bey gröſſerer Macht nur um ſo gefährlicher gemacht, und ſeine Zuverläſſigkeit war im Verkehr mittelmäßig, in den Geſchäften ſeiner Führung ſehr verdächtig, doch nicht etwa aus Geitz: denn Freygebigkeit, Prachtliebe, ja ſelbſt Verſchwendung herrſchte bey ihm in hohem Grade, ſondern um zu nützen oder zu ſchaden, beſonders aber um zu ſeinem Zweck zu gelangen.

Fagon, der ihn ſogleich verdammt hatte und ihm eben ſo wenig als ſeinem Vater geneigt war, wurde beſchuldigt, daß er ihn vorſätzlich zu hart angegriffen habe. Wenigſtens ließ er das letztemal, als er von ihm wegging, ein paar Worte fallen, womit er zu verſtehen gab, daß er ſich freue, ihn nicht wieder zu ſehen.

Oft ſetzte er die Leute durch die ſtolzen Antworten, welche er bey ſeinen Audienzen gab, in die gröſte Verlegenheit; die erſten Perſonen vom Hofe ließ er leicht in ſeinem Vorzimmer warten und unterdeſſen ſpielte er im Cabinet mit ſeinen Hunden, oder amüſirte ſich mit einigen ſchlechten Geſellen, oder ging auch wohl gar, wenn er ſie lange genug hatte warten laſſen, zu der Hinterthüre hinaus.

Er ſtarb am heil. Abend des heil. drey Königsfeſtes, als der Hof zu Marly war. Mehrere ſchöne Damen, die durch ſeinen Tod viel verloren hatten, waren in dem Sallon zu Marly ſehr betrübt; aber als man ſich zu Tiſche geſetzt und den Kuchen gezogen hatte, zeigte der König eine Luſtigkeit, worin er, wie es ſchien, nachgeahmt ſeyn wollte. Er rief nicht allein: die Königin trinkt, ſondern es mußte auch die ganze Geſellſchaft, wie im Trinkhauſe, mit Löffel und Gabel auf den Teller ſchlagen, wodurch eine ſeltſame Muſik entſtand, die während des Soupees mehrere mal wiederholt wurde; die Trauernden ſtimmten auch ein und trieben ſogar dieſes ſonderbare Spiel mit mehr Lebhaftigkeit und lauterm Gelächter als die übrigen.

Den achten übergab der König ſeine Stelle Chamillart, der damals die Finanzen abgeben wollte, aber die Einwilligung des Königs nicht erhielt.

Kurprinz von Bayern
zum König von Spanien im erſten Teſtament des Königs von Spanien ernannt.

Seit fünf oder ſechs Monaten hatte der König von Spanien, da keine Hoffnung mehr da war, daß er Kinder bekommen würde und die Schwäche ſeiner Geſundheit ſich zuſehends mehrte den Entſchluß gefaßt, den Erben ſeiner ungeheuern Monarchie zu beſtimmen voll Unwillen über das unaufhörliche Entwerfen von Theilungsplanen. Die Königin, ſeine Gemahlin, hatte ſehr viel Einfluß auf ihn, und ſie ſelbſt ließ ſich ganz von einer Deutſchen, der Gräfin von Berlepſch, beherrſchen, welche ſie aus Deutſchland mitgebracht hatte, und die für ſich und die Ihrigen ungeheuere

Schätze

Schätze häufte. Die Königin war eine Schweſter der Kaiſerin, zugleich aber auch, wie dieſe Schweſter des Kurfürſten von der Pfalz, folglich Verwandte des Kurfürſten von Bayern, und mit ihm aus einem Hauſe. Wiewohl zwiſchen den beyden kurfürſtlichen Linien, ſeit der böhmiſchen Geſchichte, die gröſte Entzweiung herrſchte; ſo glaubte man doch daß die allgemeine Liebe für ihr Haus dießmal die Rückſicht auf ihre nächſten Anverwandten verdrängt, und daß die Königin auf Veranlaſſung der Berlepſch ſehr viel zu dieſer Diſpoſition des Königs beygetragen habe. Er machte ein Teſtament, worin er zum alleinigen Erben aller ſeiner Kronen und Staaten den Kurprinzen von Bayern, der erſt ſieben Jahr alt war, einſetzte. Seine Mutter, die geſtorben war, war einzige Tochter erſter Ehe des Kaiſers Leopold und Margarethen Thereſiens, der Schweſter des Königs von Spanien, beyde die einzigen Kinder zweyter Ehe Philipps IV. mit der Tochter des Kaiſers Ferdinand III., die einzigen, ſag ich, weil die übrigen alle unvermählt geſtorben ſind. Die Königin von Frankreich, Gemahlin unſres Königs, war aus demſelben Grunde einzige Tochter erſter Ehe deſſelben Philipp IV. mit einer Tochter des franzöſiſchen Königs Heinrich IV., und alſo vom Vater her älteſte Schweſter des Königs von Spanien und der Kaiſerin, Mutter der Kurfürſtin von Bayern, deren Sohn, zu Gunſten deſſelben das Teſtament gemacht war, in der That der wahre Erbe der ſpaniſchen Monarchie war, wenn man nämlich die Entſagung Frankreichs bey der Vermählung des Königs und im Pyrenäiſchen Frieden in Betracht nimmt.

Sobald das Teſtament gemacht war, entdeckte es der Kardinal Protocarrero dem Marquis Harcourt, welcher ſogleich Ignitville mit dieſer Neuigkeit an den König abſchickte. Dieſer zeigte weder damals, noch ſpäter, als die Nachricht allgemein wurde, die geringſte Unzufriedenheit; auch der Kaiſer war ganz ruhig. Er hoffte wohl noch dieſe ungeheuere Erbſchaft an ſeine Familie zu bringen und ſo alle Staaten ſeines Hauſes in ihr zu vereinigen; aber ſeine Maaßregeln waren die gewöhnlichen, deren er ſich auch vor kurzem bedient hatte, wie wir geſehen haben, um die Tochter Monſieurs aus dem Wege zu räumen. Der Kurprinz von Bayern ſtarb plötzlich, am erſten Februar, und kein Menſch zweifelte, daß der Wiener Hof dabey im Spiel geweſen

Seite

Lande, und vermehrte dieſe Beſitzungen noch mit Guienne und Poitou, indem er die berüchtigte Eleonora von Guienne, Ludwig des Siebenten von Frankreich verſtoßene Gemahlin, heirathete. In der Folge unterwarf er auch Irland ſeiner Herrſchaft. Er war der mächtigſte von allen Königen, welche vor ihm in Engelland regiert haben, und ſeine eben ſo ſtaatskluge als milde Regierung, ſeine kriegeriſche Tapferkeit und ſeine Gerechtigkeitsliebe haben ihm den Nahmen eines vortrefflichen Regenten erworben. Aber ſo glücklich und geſchätzt er auf ſeinem Throne war, ſo unglücklich war er im Innern ſeiner Familie. Richard und Johann, welche beyde nachher zur Regierung gelangten, ließen ſich von dem franzöſiſchen König Philipp August gegen ihren Vater zu Empörungen reitzen, und verkürzten durch ihre Undankbarkeit ſeine Tage.

Der Ton, in welchem ein ſo mächtiger Fürſt wie Heinrich II. gegen Friedrich Barbaroſſa ſpricht, beweißt ſowohl für den Perſönlichen Ruhm dieſes noch jungen Monarchen als auch für die Hoheit des deutſchen Kaisernahmens in jenen Zeiten.

273. Beneficia.

Dieſes Wort bedeutet zugleich eine Wohlthat und ein Lehen. Der letztere Sinn iſt es, der die Deutſchen und ihren Kaiſer ſo ſehr dagegen entrüſtete.

295. Von ihm die Belohnung

lies Belehnung.

335. Hierauf wurden die ſeit langer Zeit — — von ihren Perſonen ſowohl als Gütern.

Die Widerſetzlichkeit Mailands und andrer Städte der Lombarden hätte die Frage in Bewegung gebracht, wie weit ſich eigentlich die oberherrlichen Rechte der Kaiſer in den Angelegenheiten Italiens erſtreckten. Die Kaiſer hießen Herren von Italien, aber es war bisher ganz unentſchieden geblieben, was für Rechte dieſer Titel ihnen verſchaffte. Solange ſie mit einem zahlreichen Heer da waren, ſo wurden ihre Befehle reſpektirt; ſobald ſie

wesen sey. Dieser Schlag gab dem Kaiser seine vorigen Hoffnungen wieder, setzte aber ganz Europa in Trauer und Unruhe und in Thätigkeit wegen den zu ergreifenden Maaßregeln, bey der allem Vermuthen nach so nahen Eröffnung einer so ungeheuern Succession.

Herzog von Belle-Ile, Marschall, und sein Bruder.

Unter der Regentschaft betraten zwey Brüder die Laufbahn ihres Glücks mit dem größten Erfolg, wiewohl damals mit wenig Hoffnung, später schrecklich im Laufe aufgehalten, doch endlich mit unglaublicher Schnelligkeit zum Gipfel emporsteigend, mit Geist, mit Anstrengung, mit unermüdlicher Ausdauer, mit Kunst und Gewandheit sich darauf haltend, in brüderlicher Einigkeit verbunden, zwey Brüder, welche man ein Wunder dieses Zeitalters nennen kann.

Belle-Ile, Enkel des, durch sein Glück und seinen noch tiefern Fall so berühmten Fouquets, war der Sohn eines Mannes, der sich zu allen dargeboten, den aber der König, seines Vaters wegen, den er über zwanzig Jahre im Exil hatte schmachten lassen, zu nichts hatte haben wollen. Seine Heirath mit der Schwester des Herzogs von Levis — ich sage Herzog, um die Verbindung näher zu characterisiren, denn er wurde es erst dreyßig oder fünf und dreyßig Jahre nachher — diese sonderbare, sonderbar vollzogene Heirath, sag ich, brachte ihn vollends in Verfall. Seine Frau hatte nichts und ihre Familie, weit entfernt, sie zu unterstützen, bekümmerte sich über zwanzig Jahre weder um sie, noch um ihren Mann. Sie waren genöthigt bey dem Bischof von Agde, dem Bruder Fouquets, der mehrere Jahre aus seiner Diöces exilirt war, ihren Unterhalt zu suchen; und als sie endlich nach Paris zurückkamen, waren sie bey Madame Fouquet, der Mutter Belle-Ile's, an deren Tisch sie gingen, bis zum Tode dieser Art von Heiligen, sehr im Gedränge.

Belle-Ile war jüngerer Sohn des Surintendanten; seine älteren Brüder bemächtigten sich der letzten Trümmern, die noch zu retten waren; aber nach dem Tode des Herrn von Vaux, der keine Kinder hinterließ, und des P. Fouquet

von

von der Congregation de l'oratoire, welcher der älteſte Sohn Belle-Ile's und der Schweſter des Herzogs von Levis war, nahm er den Titel Graf von Belle-Ile, und ſein Bruder den als Chevalier von Belle-Ile an. Ich ſpreche weitläuftiger von ihnen, weil von ihnen in der Folge dieſer Memoires mehrmals die Rede ſeyn wird. Beyde nahmen Militärdienſte. Dem älteſten wurde ein Regiment Cavallerie, das er ſuchte, mit Bitterkeit abgeſchlagen, indem der König zur Antwort gab, es würde noch viel ſeyn, wenn er ihm mit der Zeit ein Regiment Dragoner bewilligte. Dieß erhielt er endlich; er zeichnete ſich in Ryſſel aus, und wurde beym Abzuge Brigadier. Er wurde daſelbſt gefährlich verwundet. Der Marſchall von Bouffiers unterſtützte ihn ſo gut, daß er, als Hauteſeuille ſeine Entlaſſung als maître de camp general forderte, dieſe Stelle vor allen andern erhielt. Das war ein entſetzlicher Sprung, unter dem verſtorbenen Könige von ſeinem Punkte aus ſo hoch zu ſteigen. Ein wahres Wunder! Und ihn nun vollends jetzt als unumſchränkter Gouverneur eines wichtigen Platzes und einer Grenzprovinz zu ſehen, als Ordensritter, mit dem Recht der Entrées beym Könige, und auf einmal als Marſchall von Frankreich, als wirklichen Herzog, als außerordentlichen Geſandten bey der Kaiſerwahl, als commandirenden General und als Dictator von Deutſchland!

Der älteſte Belle-Ile war groß, wohlgewachſen, von ſeinem, ehrerbietigem, einnehmendem Betragen und ſo rechtſchaffen, als es ein Menſch von ſo zügelloſem Ehrgeiz ſeyn kann. Er hatte gerade die Anlagen, welche zur Befriedigung des Ehrgeizes nöthig waren, er ſuchte mit ſeinen Talenten nicht zu prahlen, ſie ſchienen nur da zu ſeyn, um zu gefallen, nie um in Verlegenheit, noch weniger um in Furcht zu ſetzen. Er hatte viel Annehmlichkeit und Gefälligkeit, ein richtiges Mittel, in ſeinem ganzen Weſen, zwiſchen Freiheit und Zurückhaltung; unendlich viel Künſtlichkeit, aber eben ſo viel Verſteckheit in ſeinen Planen und Handlungen; eine feine unbemerkte Art ſich einzuſchmeicheln; und eine ſtets geſpannte Aufmerkſamkeit und Vorſicht in allen ſeinen Bewegungen und Aeuſſerungen, die er auch in dem unbedeutenden Weibergeplauder nicht vergaß, wodurch er ſich ſo viele Thüren öffnete. Er verachtete keine, niedrig oder hoch; er ſuchte dem Diener, dem Herrn, dem Bürgerſtande,

stande, den Geistlichen im Amt oder Seminarium, wenn er mit ihnen zusammentraf, gleich zu gefallen, noch angelegentlicher aber dem General und seinem Stallmeister, den Ministern und den untersten Commis. So war Belle-Isle in minoribus in seiner wahren Gestalt; mit zunehmendem Glücke entwickelte er sich mehr und am meisten trat in ihm das Bestreben hervor, alle kennen zu lernen, die ihm nützlich werden könnten; alles anzuwenden, um sie zu gewinnen und durch das offenste, liebreichste Wesen für sich einzunehmen, und eine Zweckmäßigkeit, vermöge welcher er keinen Schritt that, keinen Besuch machte, ohne die genaueste Ueberlegung und ohne seine Rechnung dabey zu finden.

Der Chevalier von Belle-Isle hatte mit seinem Bruder vieles gemein, aber mehreres auch nicht. Seine Gestalt war nicht so schön, es fehlte ihm die offne, von Natur aufrichtige und freie Miene des ältern Bruders; er besaß wohl das Einnehmende, Einschmeichelnde desselben, aber es kündigte sich nicht so bey ihm an. Im Ganzen spielte er in der Gesellschaft den Cyniker, den Widersprecher, den Satyriker; aber gegen solche, die er cultiviren zu müssen glaubte, und deren waren viele, war er eben so gefällig, als sein Bruder, obgleich es ihm nicht so natürlich war. Er hatte mehr Kopf, und einen weiter umfassenden Blick als dieser, vielleicht aber auch mehr Härte des Geistes, nichts von Sanftheit der Sitten, als etwas Erzwungenes, das leicht bemerkbar war; hingegen mehr Unterscheidungsgabe, als sein Bruder, weswegen er schwerer zu betrügen war; vielleicht war er auch weniger rechtschaffen, wenigstens war er heimtückisch, was sein Bruder nicht zu seyn schien; endlich wie sein Bruder, that er keinen Schritt ohne Absicht, wiewohl kühner in Entwürfen, und beyde waren einander gleich in unverrückbarer Consequenz und unüberwindlicher Beharrlichkeit.

Der Chevalier hatte mehr Hinterlist, mehr Tiefe als der andere und war weniger leicht abzuschrecken und von etwas abzubringen. Sein Aeußeres war kalt wie Eis, aber im Innern glühte es, sein Betragen abgezirkelt und voll Verstand, das aber nicht so anziehend war als das seines Bruders; wie dieser, besaß er alle Kunstgriffe, alle Hülfsmittel und Hinterhalte, und übertraf ihn vielleicht in der Kunst der Anordnung. Niemand kann so wie sie, die Kunst

besitzen, von nahe und fern Menschen und Dinge zu dem beabsichtigten Zweck zu leiten und von allen Vortheil zu ziehen. Der Jüngere, vermöge seiner phlegmatischen anhaltenden Natur mehr zu ordnenden Geschäften geeignet, pflegte die häusliche Oeconomie zu führen, Geldgeschäfte zu besorgen, im Nothfall die Sachen vor dem Richter zu bringen, sie mit aller nöthigen Feinheit und Gewandtheit einzuleiten und sich mit aller Geistesgegenwart und Geschicklichkeit in gerichtliche Anklage und Vertheidigung einzulassen, wobey er einen fließenden deutlichen Stil schrieb, und viel Beredtsamkeit zeigte. Beyde waren immer rastlos beschäftigt, immer wachsam und aufmerksam, immer darauf denkend, sich Freunde und Creaturen zu machen, gewohnt jedes Wort auf die Wage zu legen, und sich im Gespräch nie anders als mit der größten Vorsicht und Mäßigung zu behandeln.

Die beyden Brüder waren Ein Herz und Eine Seele, so sehr stimmten sie mit einander zusammen. Alles war unter ihnen gemein, Vermögen, Geheimnisse, Plane und Rathschläge, ohne Theilung und Vorenthalt, Einen Willen in allem, Eine Gewalt in allem. Der Jüngere, der weniger mit dem äußern in Zusammenhang stand, sorgte nur für sein Vermögen und beschäftigte sich besonders mit häuslichen Angelegenheiten; der Aeltere war für die äußere Welt, aber alles ward gemeinschaftlich geführt. Die Ehrfurcht, die Freundschaft, die Sorgfalt, die Anhänglichkeit, die sie für ihren Vater, das Zutrauen, das sie für ihre Mutter hegten, war musterhaft; und ihre Eltern fanden endlich in ihnen ihr ganzes Glück. Der Aelteste war äußerst mäßig, der Jüngere schmauste gern und liebte ein Glas Wein, aber ohne Nachtheil für seine Geschäfte, an die er ganz gefesselt war.

Beringhem.

Erster Stallmeister.

Heinrich der IV. reiste einst ganz zu Anfang seiner Regierung, wo er noch nicht auf seinem Throne befestigt war, zu Pferde mit einem kleinen Gefolge durch die Normandie, und kehrte bey einem Edelmann ein, um seine Pferde füttern zu lassen, eine Mahlzeit einzunehmen, und dann weiter

zu reisen. In der Normandie war er gar nicht bekannt. Der Edelmann empfing ihn so gut er in der Ueberraschung konnte, und führte ihn, während das Essen bereitet wurde, in seiner Wohnung herum. Er war ein Liebhaber von Waffen und hatte eine sehr vollständige Rüstkammer. Der König verwunderte sich sehr über die Nettigkeit der Waffen und verlangte den zu sehen, der sie zu besorgen habe. Der Edelmann sagte ihm, es sey ein Holländer, den er bey sich habe, und zeigte ihm Beringhem's Vater. Der König lobte ihn so sehr und sagte so oft, daß er nichts mehr wünschte, als auch dergleichen nette Waffen zu haben, daß einer von Gefolge sehr gut merkte, daß er zu dem Holländer Lust habe und es dem Edelmann sagte. Dieser ergriff mit Freuden die Gelegenheit, dem Könige eine Gefälligkeit und seinem Diener einen Dienst zu erzeigen und bot ihm denselben an; und nach einigen Complimenten gestand es der König, daß es sein Wunsch gewesen sey. Beringhem besorgte nun des Königs Waffen mit eben der Nettigkeit, erwarb sich dadurch die Gunst des Königs und zuletzt eine Stelle als erster valet de chambre. Von ihm erhielt sie sein Sohn zur Zeit jener Aufsehn und Lärm erregenden Geschichte, nämlich des Einverständnisses der Königin mit Spanien, wo damals die Königin auf Befehl des Königs zu Val de grace vom Kanzler Seguier bis auf den Busen durchsucht wurde, der aber durch sein kluges Betragen bey dieser Gelegenheit, ohne sich jedoch bey dem König und dem Kardinal Richelieu zu compromittiren, sich auf immer der Protection der Königin versicherte.

Alle, die damals am meisten im Vertrauen gestanden hatten, nahmen die Flucht oder wurden fortgeschickt. Beringhem rettete sich nach Brüssel. Er war ein Mensch von Kopf und Verschlagenheit, und vor allen in Intriguen sehr zu gebrauchen, weil man sich auf seine Verschwiegenheit und sein Wort verlassen konnte. Sobald die Königin Witwe und Regentin war, war ihre erste Sorge ihre Märtyrer zurückzurufen und zu belohnen. Beringhem hatte es mit einem Weibe zu thun, deren Dienst er ganz ergeben gewesen war, und mit einem Minister, welcher nichts als Verwirrung wollte und im Anfang seiner Herrschaft derjenigen, welcher er die Herrschaft verdankte, zu schmeicheln und sich Creaturen von innerm Einfluß zu machen suchte; und dieß wußte Beringhem alles gut zu benutzen. Vom exilirten ersten Valet de Chambre

aufgehoben und noch gefährlicher war, zu verlangen wagte. Die letzte, noch härtere Verweigerung brachte ihn außer sich; er vergaß alle seine Belohnungen, er sah nur jene abschläglische Antwort im Contrast mit den an den Marschall von Villars verschwendeten Belohnungen für dieselbe Bataille und für einen Feldzug, worin er sich jede Art von Verdienst erworben, Villars hingegen alles mögliche verschuldet hatte. Der König war über ihn als über einen Ehrgeizigen unwillig, und verhehlte seinen Unwillen nicht. Boufflers liebte den König, wie man einen Herrn liebt, und fürchtete ihn, bewunderte ihn, betete ihn fast wie einen Gott an. Er fühlte den Eindruck, den er gemacht hatte, und fühlte, daß er unauslöschlich sey; er verfiel darüber in die tiefste schwärzeste Melancholie, worin er alles, was er war, für nichts ansah, und nach und nach in eine Kränklichkeit, die ihn ins Grab brachte.

Um ihn genauer kennen zu lernen, wollen wir seinen Charakter und seine Dienste etwas genauer betrachten.

Der Prinz Eugen hatte seine Freude nicht verbergen können, als er erfuhr, daß er es mit dem Marschall Boufflers zu thun haben würde; er schien einen Mann, der mit Ehre und Belohnungen überhäuft war, weniger zu fürchten, als er vielleicht einen General gefürchtet hätte, dessen einzige Hoffnung und Aussicht auf seiner Vertheidigung beruht hätte. Die Erfahrung lehrte ihn, daß er sich betrogen hatte, und ich begreife nicht, wie das Andenken an die Vertheidigung von Namur ihn nicht eine andere Meynung von Boufflers geben konnte, der in der That sich den Herzog dadurch erworben hatte, der aber, diesen einzigen, freylich beträchtlichen Titel ausgenommen, schon alles war, was er zu Rüssel war. Ordnung, Pünctlichkeit, Wachsamkeit, waren besonders die Tugenden, in denen er excellirte. Seine Tapferkeit war ohne Prahlerey, ohne Anspruch, leicht, kalt hingegeben; er hatte überall sein Auge und ordnete überall an, in der Hitze des Gefechts, wie auf seinem Zimmer. In Gefahren, im Handgemeng immer sich gleichbleibend, brachte ihn nichts außer Fassung, selbst nicht der unglücklichste Zwischenfall. Seine Vorsorge erstreckte sich auf alles und in der Ausführung entging ihm nie etwas. Seine Güte und seines Betragen, die sich jederzeit gleich blieben, machten ihm jedermann zum

Freun-

Freunde; seine Billigkeit, seine Rechtlichkeit und seine kluge Aufmerksamkeit, vermöge der er sich mittheilte und Rath annahm, seine Geduld, womit er jedes Meynung anhörte, seine Delicatesse, womit er jedem, der ihm einen Rath gegeben hatte, beym glücklichen Erfolg die Ehre desselben ließ, und jedem, der ein Geschäft verrichtet hatte, das Verdienst desselben zuerkannte, gewannen ihm aller Herzen. Die Sorgfalt, mit der er jedesmal für hinlänglichen Kriegs- und Mundvorrath sorgte; die Genauigkeit, mit der er beim Austheilen der Brotes, Weins, Fleisches und aller Nahrungsmittel, wobey er bey jeder Belagerung den Vorsitz nahm, die vollkommenste Gleichheit der Portionen beobachten ließ; die angelegentliche Sorge, mit der er sich der Hospitäler annahm — alles dieß machte ihn zum Gegenstand der Anbetung für die Truppen und Einwohner; seine Truppen bildete er zum Kriege — und es waren sogenannte troupes des Salades, welche den größten Theil der Besatzung ausmachten, Flüchtlinge von Oudenarde und die Bürger, die er unter die Regimenter gesteckt hatte — und bildete aus ihnen Soldaten, welche denen von den alten Corps nichts nachgaben.

Zugänglich in jedem Augenblicke, in allem zuvorkommend, so viel als möglich darauf bedacht, andern unnütze Anstrengung und Gefahren zu ersparen, strengte er sich selbst für alle an, war überall zugegen, sah und ordnete alles selbst — und setzte sich beständig den Gefahren aus. Bey Angriffen schlief er ganz angekleidet und von Eröffnung der Laufgräben bis zur Uebergabe legte er sich nicht dreymal zu Bette.

Es war nicht zu begreifen, wie ein Mann von solchem Alter und der solche Strapazen ausgestanden hatte, noch so viel aushalten konnte. Man machte ihm Vorwürfe, daß er sich den Gefahren aussetze, aber er wollte überall selbst zugegen seyn. Mehrmals wurde er verwundet, er verhehlte es aber solange er konnte, und änderte nichts in seinem täglichen Betragen; als ihn aber ein Hieb auf den Kopf niedergestürzt hatte, wurde er wider seinen Willen zu Hause getragen und wider seinen Willen wollte man ihm zur Ader lassen. Er weigerte sich aber es zu thun, aus Furcht, daß ihm das die Kraft benehmen würde und wollte wieder hinaus. Die Soldaten umzingelten endlich sein Haus und riefen drohend: sie würden ihre Posten verlassen, wenn er binnen hier und vier

und zwanzig Stunden ausgehen würde. So mußte er sich, belagert, so lange inne halten, gezwungen den Aderlaß zu lassen und sich zur Ruhe legen: und als er wieder vor den Soldaten erschien, war alles in der größte Freude.

An seiner Tafel herrschte Ueberfluß ohne Leckerey: in Ansehung der Lebensmittel theilte er in Proportion mit den andern immer gleiches Loos; und außer dem Gelde was er so schon mitgebracht hatte, borgte er noch welches, um es für den Dienst anzuwenden, theils um es den Soldaten zu schenken, theils um die Officiere zu unterstützen, was er mit bewundernswürdiger Anspruchlosigkeit that. Güte der Seele erhebt zuweilen den Geist und gibt ihm höhere Kraft in grossen Augenblicken.

Etwas über den Herzog von Boufflers, nachherigen Marschall von Frankreich, aus einem Briefe des Marschalls von Villars an den Grafen von Pontchartrain.

vom 25. Nov. 1709.

Es hat mich gefreut, mein Herr, daß meine lettres patentes zur Lobrede des Herrn Marschalls von Boufflers gedient haben. — — —

Ich habe Ursache mich immer mit dem lebhaftesten Danke daran zu erinnern, daß ein Marschall von Frankreich, der älter als ich, mit Verdiensten, Kriegsthaten und Würden überhäuft ist, sich dazu entschloß, in einer Armee, die ich zu commandiren die Ehre hatte, als Volontär zu dienen; und wiewohl Sr. Majestät die Besorgniß hatte, daß die zwischen Männern von gleichem Range natürliche Eifersucht mich in Verlegenheit bringen würde, so hatte sie doch die Güte mir zu melden, daß der Marschall von Boufflers nicht eher zur Armee kommen würde, als im Fall mich Wunden *) oder Krankheit das Commando niederzulegen nöthigen würden. Ich bat den Herrn Marschall von Boufflers inständig, daß er

*) Hr von Villars wurde in dem Treffen bey Aulnoi verwundet und seine Verwundung war Ursach, daß die Schlacht verloren wurde.

er kommen und daſſelbe mit mir theilen möchte und zu Anfang der Action bat ich ihn den vorzüglichern und edlern Theil *) der Armee über ſich zu nehmen, wo er Wunder that und ſich unſtreitig mehr als irgend jemand den Gefahren ausſetzte . . . Das Lob, das er verdient hat . . . . . und deſſen ich zu meiner Freude in meinen Patenten Erwähnung gethan finde, hindert mich nicht zu wünſchen, daß man darin erkenne, was Sr. Majeſtät bewogen hat, mich damit zu beehren . . . . u. ſ. w.

Abſchrift eines Briefes aus Brüſſel vom 27. Sept. 1709 an den Marſchall von Villars, wovon das Original an den Hof geſchickt worden iſt.

Mein Herr,

Niemals wird ſich Frankreich eine ſo ſchöne günſtige Gelegenheit zur Wiedereroberung der Niederlande darbieten, als jetzt, da nämlich die Alliirten in dem letzten Treffen vom 11. dieſes Monats einen ſo harten Verluſt erlitten haben, indem ſie nach einer genauen Rechnung fünf und dreyßig tauſend Mann verloren haben, der Kern ihrer Infanterie zu Grunde gerichtet iſt, und den Reſt ihrer Truppen Muthloſigkeit und Schrecken befallen hat.

Herzog von Briſſac.

Schwager des Verfaſſers dieſer Memoires.

Der Herzog von Briſſac ſtarb zu Briſſac am erſten oder 2. Tage des Jahres 1699. Er war einziger Bruder der Marſchallin von Villeroy und mein Schwager, ohne Kinder von meiner Schweſter, mit der er ſehr ſchlecht gelebt hatte. Auch von der Schweſter des erſten Präſidenten des Oberconſeils,

*) Die Leibwache war auf dem rechten Flügel. Hr. von Boufflers, welcher Capitän derſelben war, kommandirte dieſen Flügel. Er zog ſich nicht eher zurück als vier Stunden nach Villars's Verwundung. (Aus Villars's Briefen gezogen.)

Seite

den Rücken kehrten, handelten die Italiener, als ob ſie gar keinen Herrn über ſich hätten. Friedrich wollte den erſten Schrecken benutzen, den die Demüthigung des ſtolzen Mailands in der ganzen Lombardey verbreitet hatte; und er hielt dieſes für den günſtigſten Zeitpunkt, die Regalien der deutſchen Kaiſer in Italien auf immer feſtſetzen zu laſſen.

Das Studium des römiſchen Rechts war eben damals in vollem Flor auf der Univerſität zu Bononien, und die Eitelkeit der Italiener, die allein im Beſitz waren, es zu lehren und auszuüben, legte demſelben ein größres Gewicht bey, als ihnen ſelbſt vortheilhaft war. Das römiſche Recht war zu einer Zeit abgefaßt worden, wo man mit der königlichen Gewalt ganz andre Begriffe verband, als in dem zwölften Jahrhundert; die Ideen, welche darinn zum Grunde lagen, waren der Monarchie äuſerſt günſtig. Dieß wußte Friedrich, und er glaubte die delikate Materie der Regalien keinen beſſern Händen anvertrauen zu können, als den Lehrern des römiſchen Rechts, und zugleich keinen, gegen welche die Italiener weniger einwenden könnten. Er ließ deßwegen vier der berühmteſten Doctoren aus Bononien kommen, und trug, ihnen auf, die Majeſtätsrechte der Kaiſer zu unterſuchen. Dieſe, um in einer ſo bedenklichen Sache nicht alles auf ſich zu nehmen, verlangten, daß man ihnen die anweſenden Richter der lombardiſchen Städte zugeſellen möchte. Friedrich ernannte aus jeder Stadt zwey, und von allen dieſen wurde nun gemeinſchaftlich über dieſe Sache berathſchlagt. Gerechter konnte Friedrich nicht verfahren, als daß er die Gerechtſame der deutſchen Kaiſer über Italien nicht durch deutſche ſondern durch Italieniſche Gelehrte und durch die eignen giſtrate der Italieniſchen Städte beſtimmen ließ.

348. Seine Klagen betrafen — zuerkannt hätten.

Die für den Kaiſer ſo vortheilhaft ausgefallene Erklärung der Regalien hatte dem Pabſt wenig Freude gemacht. Je weiter ſich die Gewalt der Kaiſer in den Angelegenheiten Italiens erſtreckte, deſto mehr mußte ſie die päbſtliche Macht beſchränken. Adrian IV. regte

ſich

die er ihres groſſen Vermögens wegen genommen hatte, das er ſo ganz alle zu machen wußte, daß ſeine Frau, da weder Wirthum noch ihr Eingebrachtes vorhanden war, wie ſie ſchon ſeit langer Zeit gethan hatte, bey ihrem Bruder fort bleiben mußte, der für ſie für alle mögliche Bedürfniſſe ſorgen mußte, hatte er keine Kinder. Letztere war ausgewachſen, hatte aber ein angenehmes Geſicht und viel Geiſt, deſſen gröſte Zierde Seelengüte und Tugend war.

Briſſac hatte Wiſſenſchaft und viel und die angenehmſten Talente, wiewohl er die platteſte Geſtalt hatte, kurz, dick und kuptrig im Geſicht; aber er war einer von den Menſchen, in welchen man die Talente verachten muß, geboren zum Verderbe ſeines Hauſes, von einer niedrigen ſchädlichen Lebensart, von der äuſerſten, ſchmutzigſten Ausſchweifung, die ihn ſo ganz zu Grunde gerichtet hatte, daß er lange vor ſeinem Tode kein Brot hatte, ſo wie er nie einen ordentlichen Tiſch, Equipage, oder ſonſt etwas, was zu einem Hauſe gehört, führte, und nie bey ſich einen ordentlichen Menſchen aufzeigen konnte.

Coſſé war Sohn des jüngern Bruders ſeines Vaters, der als Ordensritter geſtorben war. Er hatte ſeit mehrern Jahren eine Tochter Bechameils, welcher Sürintendant von Monſieur war, Schweſter der Frau des Hrn. Desmarets, Neveus des Hrn. Colbert, geheyrathet und war bey dem Tode Nointel's, den Monſieur zum Intendanten in Bretagne, dann zum Staatsrath verhalf, fortgeſchickt worden und lange im Exil geweſen.

Ich erfuhr jenen Todesfall zu Verſailles, wo ich mich faſt immer aufhielt; ich ſah ein, daß es Coſſé'n theils durch die Beſchaffenheit der Sache an ſich, theils durch die Unklugheit mehrerer Herzöge ſchwer gemacht werden würde, Herzog von Briſſac zu werden; ich ſah aber zu gleicher Zeit ein, wie wichtig es für die Erhaltung der herzoglichen Würde ſey, daß er es würde; ich eilte alſo gleich den andern Morgen mit Hrn. von Tremouille und Rocheſaucault darüber zu ſprechen und es gelang mir ſo gut ſie auf meine Seite zu bringen, daß ſie mir verſprachen, Coſſé nach Kräften zu unterſtützen und, im Fall die Sache ſo weit käme, Parthei für ihn zu nehmen. Ich hatte wohl gethan, keine Zeit zu verlieren; denn noch denſelben Abend, wo wir im Sallon, dem nachherigen Zimmer des Königs, das Coucher des Königs er-

war-

warteten, trat der Herzog von Rohan in den Sallon, kam auf mich zu und ſagte mir, daß mehrere Herzöge mit ihm zu Paris wegen der ohne Zweifel zu erwartenden Pretenſion Coſſé's geſprochen hätten, daß ſie entſchloſſen wären, ſich dawider zu ſetzen und ihn gebeten hätten, mit mir in ihrem Namen davon zu ſprechen; auch der Herzog von Grammont habe es auf ſich genommen, mit mir und mehrern andern darüber zu ſprechen. Er verbreitete ſich über den Vortheil, den Rang der Ancienneté zu gewinnen, wenn man die Zahl der Herzöge verminderte. Ich antwortete ihm, ich erſtaunte, daß er, der von der Sache beſſer als jene, die er mir nenne, unterrichtet ſey, ſich von ihren Gründen habe einnehmen laſſen; es wäre in der That ſehr zu wünſchen, daß die Ordnung der Ancienneté nicht von Chimären und Pretenſionen blos durch äußeres Gewicht unterſtützt, wie die des Herzogs von Luxemburg, und mehrerer anderer geſtört würde, und daß es dem Könige gefallen möchte, dieſe Würde nicht ſo leicht zu ertheilen; aber ſie bey einem noch vorhandenen männlichen Erben eines Herzogs aufgeben zu wollen, das hieße die Aufhebung derſelben in unſern eignen Familien für die Zukunft vorbereiten; denn keiner von uns wäre ſicher, daß nicht ein gleiches in ſeiner Familie auf mehrere Art vorfiele; ich glaubte im Gegentheil, daß unſer Intereſſe fordere, die herzogliche Würde in den Häuſern, in denen ſie wäre, ſo lange als möglich zu erhalten, ſowohl zur Ehre der Würde, als zum Vortheil der Häuſer, ſo lange nämlich die männliche Succeſſion ſtatt fände und nicht ungegründete Ausdehnungen, weibliche Succeſſion, oder männliche Verwandtſchaften, die nicht von demjenigen herkämen, welchem die herzogliche Würde ertheilt worden, vorgeſchützt würden; Coſſé's Fall wäre ganz in der Ordnung: ſein Vater wäre jüngſter Sohn und jüngſter Bruder der Herzöge von Briſſac; er ſelbſt leiblich Geſchwiſterkind von dem letzt verſtorbenen, folglich rechtmäßiger Erbe der Würde und wir verbunden, ihn in ſeinem Recht zu unterſtützen; was den Rang betraf, ſo konnte ich mich nicht enthalten ihm zu erklären, daß dieß ein erbärmlicher Grund ſey und ſo wie es unerträglich ſey, Chimären, Uſurpationen und Neuerungen nachgeben zu müſſen, ſo ſey es billig und recht, eine ehrenvolle Reihe unſers Standes zu befolgen, den jüngern voranzugehen und den ältern ohne Widerwillen in allem den Rang zu laſſen.

Rohan war nicht leicht zu überreden. Nachdem ich ſeine Einwendungen angehört hatte und er ſahe, daß ich nicht nachgab, ſagte er in einem etwas ſtärkern Tone: Ihn und jene Herren würde es freuen, wenn ich auf ihrer Seite ſeyn würde; aber ihr Entſchluß wäre gefaßt, gegen Coſſé ins Mittel zu treten und zu verlangen, daß die Herzogs- und Pairswürde von Briſſac für erloſchen erklärt würde. Bey dieſen Worten ergriff ich ihn beym Arm und ſagte: wenn denn er und jene Herren Stand hielten, ſo würde Parthey gegen Parthey ſtehen; denn ich hätte von den Herren von Tremouille, Chevreuſe, Rauchefoucault, Beauvilliers und mehrern andern das Wort, daß ſie, im Fall die Sache dahin käme, ſich Coſſé's förmlich annehmen wollten, und wir würden dann ſehen, auf welcher Seite die beßre Sache, das meiſte Recht wäre, ob auf Seiten derer, welche die Erhaltung der Würde auf einen ſo nahen Deſcendenten in männlicher Linie von dem, dem die Würde ertheilt worden, oder auf Seiten derer, welche die Aufhebung derſelben in dieſem Falle, und in Zukunft auch für ihre Nachkommen verlangten. Rohan war durch meine Erklärung etwas ſtutzig gemacht, ich benutzte es und ſchlug ihm vor, mit den eben genannten Herren, welche ſich in Verſailles befänden und die er leicht würde ſprechen können, darüber zu ſprechen. Jetzt kam der König, um ſich auszukleiden und unterbrach unſer Geſpräch.

Es hatte ſeine Wirkung gethan und ich erzählte es den andern Tag denen, die auf meiner Seite waren. Sie verſprachen mir aufs neue, Parthie zu nehmen, und ſprachen mit andern darüber ſehr nachdrücklich, ſo daß Rohan, Grammont und die andern, welche entſchloſſen waren, gegen Coſſé zu agiren, es nicht wagten, die Sache ſo weit zu treiben und nicht einmal mehr davon ſprachen.

Ich konnte, ob ich gleich ſehr jung war, nach dem, was mit dem Herzog von Luxemburg vorgegangen war, in dieſer Sache einiges Gewicht haben. Der Herzog von Briſſac iſt der Ancienneté nach über mir, und mit Coſſé hatte ich in keinem Verhältniß geſtanden, er war ein Schwätzer von eingeſchränktem Kopf und nicht viel geachtet, der mit der ſchlechteſten Geſellſchaft ſich einen Rauſch zu trinken pflegte und gewöhnlich mit keinem rechtlichen Menſchen zuſammen kam. Sein Vetter hatte mit meiner Schweſter und mit meinem

Vater

Vater in einem zu ſonderbaren Vernehmen geſtanden, als daß ich mich in Rückſicht ihrer für ſein Haus hätte intereſſiren können: und ich war ſeit mehrern Jahren mit Hrn. von Briſſac und ſeinen Gläubigern im Proceß wegen der Wiedererſtattung der Ausſteuer meiner Schweſter. Dieß wären ohne Zweifel Gründe von mehr Gehalt geweſen, als die, welche mir der Herzog von Rohan angegeben hatte, und die die Marſchallin von Villeroy *), die nachher meine vertrauteſte Freundin wurde, mit der ich aber damals kaum Bekanntſchaft, und mit ihrem Manne dieſe nicht einmal hatte, keinesweges entkräften konnte. Aber das allgemeine Intereſſe vermochte mich dazu, daß ich meine Foderung aufs Spiel ſetzte. Coſſé wußte, was er mir zu danken hatte, und kam, um mir ſeinen Dank zu ſagen und mich zur Aufgebung eines Proceſſes zu vermögen, den ich ſchon einmal gewonnen hatte und der nur durch Chicane von neuem angeſponnen war. Er drang ſehr in mich, aber ich wollte nicht, weil alle Gläubiger ſeines Vetters in dieſem Fall ihn mit gleichen Foderungen hätten drängen können, wie es auch ſchon mehrere ohnedies gethan hatten. Er hatte ihren Foderungen nicht Genüge leiſten können und konnte das Stammgut Briſſac, ohne welches er die Würde nicht erhalten konnte, nicht wohl behaupten. Ich ſah ſehr gut ein, was ich bey einer ſo ruinirten, zerſplitterten Erbmaſſe riskirten, welche ein Raub der Koſten und Chicanen und Coſſé's ſelbſt wurde, der ſich durch eine ſo nothwendige Acquiſition, wo ihm ſeine Gläubiger keine Ruhe ließen, nothwendig gänzlich erſchöpfen mußte. Aber das allgemeine Intereſſe für die Erhaltung der herzoglichen Würde in den Familien war bey mir ſtark genug, um alles, was in Hinſicht dieſes Proceſſes nachtheiliges kommen konnte, gern zu riskiren. Coſſé hatte mancherley Schwierigkeiten zu überwinden: er mußte Eigenthümer des Herzogthumes Briſſac ſeyn und zwar durch Succeſſion, nicht durch Acquiſition, und zu dem Ende mußte er die Entſagung der Marſchallin von Villeroy und ihrer Kinder haben, zu der ſie zwar ſogleich bereit waren; was aber das ſchwerſte und verdrießlichſte war, er mußte ſich mit einer Menge Gläubiger des verſtorbenen Herzogs von Briſſac abfinden, und zwar zu ihrem Nachtheil, weil

das

*) Sie war die Schweſter des Herzogs von Briſſac.

das Vermögen nicht zureichte. Außer diesen innern Schwierigkeiten, welche die Sache selbst mit sich brachte, war er nicht einmal der wahre Erbe und wurde es erst durch die Entsagung der Marschallin von Villeroy und ihrer Kinder. In dieser Rücksicht war es also sehr zweifelhaft, ob Cossé die herzogliche Würde erhalten würde; denn die Regel des hohen Lehens ist, der Tode muß dem Lebendigen unmittelbar die Hand bieten; dieser Lebendige war aber nicht er, sondern die Marschallin von Villeroy und nach ihr ihre Kinder. diese aber war als Weib nicht fähig eine bloß männliche Würde zu erben, noch auf einen andern übergehen zu lassen, weswegen natürlich die Würde verlöschen mußte; folglich konnte die Entsagung dieser weiblichen Erbin zu Gunsten Cossé's leicht von nicht mehr Wirkung seyn, als überhaupt die Erbschaft, welche sie abtreten wollte, mit sich brachte, nämlich die bloße Abtretung des Gutes ohne die Würde, indem sie doch nur das abtreten konnte, was sie empfing, welches das Gut war und nicht die Würde, deren sie ihr Geschlecht unfähig machte, und die also folglich in ihr verlosch, indem die Erbfolge auf sie überging, sie mochte sie annehmen oder ihr entsagen. Zu diesen Gründen konnte man noch hinzufügen, daß das Erbfolgerecht in der Würde unter den Collateralen sehr eingeschränkt war und daß es nicht von dem Willen einer Privatperson abhängen konnte, ob sie jemanden zum Herzog machen, oder ihn es zu werden verhindern wollte; was gleichwohl in diesem Falle durch die Acceptation oder die Entsagung der Marschallin von Villeroy geschah. Man konnte gegen diese Gründe so nichts einwenden; aber die Antwort darauf fand sich in dem Herzogsdiplom von Brissac, „und für alle seine Erben, und aus seinem Blute und von Stufe zu Stufe durch rechtmäßige Ehe entsprossene männliche Nachkommen." Sein jüngster Sohn also, Cossé's Vater und dessen männliche Nachkommenschaft war in Ermangelung der männlichen Nachkommenschaft älterer Linie einzutreten berechtigt. Dieser Fall trat ein, und es war klar, daß die Intention des die Würde ertheilenden Königs war, daß jeder männliche in männlicher Linie von Brissac abstammende Nachkomme nach dem Range des Alters die Würde eines Duc und Pair erhalten sollte. Zwar mußte der Nachfolger in der Würde auch das Gut besitzen; aber da die Intention des die Würde ertheilenden Königs, wie wir sie dargethan haben,

nicht

nicht zu läugnen war, so war die Entsagung der Marschallin hinlänglich. Das war aber noch nicht alles. Das Diplom machte die Collateralen der Succession fähig, aber im Parlamentsprotocoll waren sie ausgeschlossen, man hatte es also mit dem Parlamente zu thun, und zwar nicht in einem Streite mit Partheien, sondern um Cossé's Anerkennung als Herzog von Brissac und Pär von Frankreich zu erhalten, wenn er nämlich nach Abfindung mit seinen Gläubigern in Stande war, sich deswegen darzustellen. Ich hatte mich in Acht genommen, mir etwas von diesen Schwierigkeiten gegen den Herzog von Rohan merken zu lassen; nur die Schwierigkeit, in Rücksicht der Gläubiger, die am Tage lag, hatte seine und der übrigen sich widersetzen wollenden Herzöge Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und von den Schwierigkeiten, welche der Entsagung der Marschallin ungeachtet in der Sache selbst lagen, hatten sie nur dunkel etwas geahndet. Ich wurde Cossé's Rathgeber, nicht in den Angelegenheiten mit den Gläubigern, sondern in dem was die Succession in der Würde selbst betraf. Er kam fast alle Tage zu mir, oder schrieb mir, so lange die Sache dauerte, die nicht ohne die größten und häufigsten Schwierigkeiten war, und sich noch in das folgende Jahr hinauszog.

Canillac.

Canillac war ein Mann von langer Statur, mager, wohlgewachsen, von kastanienbraunem Haar und einer angenehmen Physionomie, die viel Geist versprach und nicht täuschte. Er besaß viel Bildung des Geistes, viel Lectüre und Gedächtniß, einen beredten, natürlichen, gewählten, leichten Ausdruck; eine offene edle Miene, viel Grazie im Anstand, viel Witz, das feinste Salz in seiner Rede, und einen Reichthum an piquanten, beißenden Ausdrücken, die durch ihre Sonderbarkeit und treffende Richtigkeit gleich überraschten. Ruhmsucht und Eitelkeit — denn das sind zwey verschiedene Dinge — Einbildung von sich selbst, Neid und Verachtung anderer waren Fehler, die ihm in einem großen Grade eigen waren. Seine Höflichkeit und Artigkeit war außerordentlich, aber nur um in eben dem Maaße erwiedert zu werden, was ihm zu verbergen nicht möglich war. Er

war unthätig, in jeder Art und mit dem sonderbarsten Geschmacke wollüstig, zärtlich und behutsam in Ansehung seiner Gesundheit, sonderbar und eigensinnig und aus Stolz schwer sich in etwas fügend, ziemlich geitzig, aber seinem Geschmacke in dem, was er sich erlaubte, nichts versagend; stets auf Stelzen einhergehend in seiner Moral, in der Strenge seiner Rechtschaffenheit, in seiner Ehrliebe, in Sentenzen und Maximen; beständiger Wortführer der Conversation und sogar oft in solchen Gesellschaften, welche zu den ausgesuchtern und bessern gehörten das Wort nehmend, indem er überall Ehre zu machen glaubte, und weil er es auf eine angenehme Weise that, geduldet wurde. Er wußte alle Geschichten des Hofes (an den er gleichwohl nie ging) und der Stadt, alte und neue, wie sie in Umlauf waren. Er erzählte zum Entzücken, und er war Meister darin, das Komische zu fassen und mit aller Leichtigkeit wieder zu geben. Er machte gern über Anecdoten seine Glossen, kehrte gern alles zum bösen, billigte nicht leicht etwas, tadelte bitter und satirisirte alles.

Er hatte ziemlich lange das Regiment Nouvergne gehabt, aber er hatte den Dienst mit der größten Nachläßigkeit versehen, eben so nachläßig seinen Hof gemacht, und seit langer Zeit nach Quittirung des Dienstes gar nicht mehr. Er haßte den König, Frau von Maintenon und die Minister im höchsten Grade und sprach über alle diese Verhältnisse mit der größten Freiheit, wovon ich sonst oft bey einem gemeinschaftlichen, mit uns beyden gleich vertrauten Freunde Zeuge gewesen bin.

Mit diesem Freunde brach Canillac im Anfang des J. 1710. Sie waren vom Anfange her Freunde gewesen und haben sich seitdem nie wieder gesehn, ohne daß jemand weder die Ursache noch die Art eines so plötzlichen und gänzlichen Bruches errathen konnte. Ich hatte Canillac, da ich sehr selten nach Paris kam, schon sehr selten gesehn, seit dieser Entzweyung aber kam er mir gänzlich aus den Augen, weil ich ihn nur bey diesem Freunde sah, mit dem ich bis jetzt im besten Vernehmen geblieben bin. Demungeachtet dauerte zwischen mir und Canillac, wiewohl ich ihn nur selten sah, nicht allein das höflichste Verhältniß fort, sondern wir unterhielten uns auch oft besonders mit einander, indem ich an seinem Gespräch viel Vergnügen fand. Mit seinem Zurück-

ziehn

ziehn vom Hofe und Dienſte war ſein Ehrgeitz ſo wenig erloſchen, daß er jeden, der daſelbſt Glück machte, mit ſcheelen Augen anſah. Er bemühte ſich von allem unterrichtet zu ſeyn und ſuchte mit den Angeſehnern am Hofe und zu Paris Connexion. Er war oft im Rochefoucault'ſchen Hotel und beſtändiger intimer Freund von la Feuillade, der ſich aus Gewohnheit und Ergebenheit von ihm beherrſchen ließ. Auch war er faſt täglich bey Hrn. und Frau von Maiſons, mit denen er mit aller möglichen Freiheit von beyden Seiten über die Zukunft politiſirte, und mehrere Jahre Bekanntſchaft unterhielt.

Lob und Ehre nahm Canillac mit einer Schwachheit auf, die nahe an Albernheit grenzte. Er hatte es ſich zum förmlichen Geſchäft gemacht die Noailles zu haſſen und ihnen alles erdenkliche Böſe nachzuſagen, und beſonders traf dieſer Haß den Herzog von Noailles, als den Neffen der Frau von Maintenon; mit dem Herzog von Guiche ſtand er aber ziemlich gut.

Er hatte von jeher dem Herzog von Orleans zu Paris den Hof gemacht, und an ſeinen Bacchanalien und Luſtbarkeiten, wiewohl von ſeiner Seite immer mit Nüchternheit und kaltem Blute, Theil genommen. Das Salz ſeiner Satyre und Scherze amüſirte den Prinzen, der mit ſich ſelbſt unzufrieden, ſeiner ſelbſt überdrüßig, und in der Folge über ſich ſelbſt in Verlegenheit war.

Seine weltliche Moral, mit Autorität ausgeſprochen, hatte ihm ein Anſehn bey den Prinzen gegeben, ſeine Talente, ſeine Bildung hatten deſſen Meynung von ihm erhöht, und ihm eine Achtung gegen ihn eingeflößt, die auch noch weiter ging. Erſt war der Prinz über die Verbindung Canillac's mit dem Prinzen von Conti eiferſüchtig geweſen, der er auch dem ungeachtet bis an deſſen Tod treu geblieben war, indem er immer unter die vertrauteſten Freunde des Prinzen gehört hatte. Der Tod dieſes Prinzen hatte der Eiferſucht des Herzogs von Orleans ein Ende gemacht; Canillac's freies Betragen hatte ihm nachher gefallen, ſeine Achtung gegen Canillac ſtieg und durch ſeine öftern Reiſen nach Paris, wo er Canillac jedesmal ſeine Ankunft melden ließ und ihn ſprach, wurde dieſe Achtung genährt. Der Character des letztern läßt vermuthen, daß er dabey nicht den Zurückhaltenden

den ſpielte, daß er auf die zu erfolgende Regentſchaft dieſes Prinzen große Hoffnungen baute, und unterdeſſen nicht ermangelte ſich geltend zu machen.

Pater de la Chaiſe,

Beichtvater des Königs.

De la Chaiſe ſtarb den 20. Januar 1709 im großen Jeſuitercollegium, in der Straße Saint-Antoine. Er war Enkel des berühmten P. Cotton und des P. d'Aix, der ihn unter die Jeſuiten brachte, unter denen er ſich in den Aemtern als Profeſſor, dann als Rector von Grenoble und Lyon, dann als Provinzial dieſer Provinz auszeichnete. Er war von einer adlichen Familie aus Forez, und ſein Vater, der gute Verbindungen, und gute Dienſte geleiſtet hatte, hätte für ſein Land reich ſeyn können, wenn er nicht ein Dutzend Kinder gehabt hätte, von denen einer Stallmeiſter des Erzbiſchofs von Lyon, Onkels und Bruders der Marſchälle von Villeroy war.

Im J. 1675 folgte der P. de la Chaiſe dem P. Ferrier als Beichtvater des Königs, welches Amt er über 32 Jahr verwaltet hat. Zur Zeit der Liebe des Königs zur Frau von Monteſpan lehrte ihn die Politik oft zu Oſtern das Bette hüten; er ließ einſt den P. Deschamps vicariren, welcher die Abſolution verſagte.

Der P. de la Chaiſe hatte nur mittelmäßige Talente, aber viel Richtigkeit des Verſtandes und Sinnes, Gradheit und Güte der Geſinnung, einen ſanften, beſcheidenen Charakter und war Feind aller Angeberey, und jedes gewaltſamen Schrittes. Er hatte Ehrliebe und Humanität, war leutſelig, fein und artig, beſcheiden und ehrerbietig. Er und ſein Bruder ſind immer von den Villeroy's abhängig geweſen, er that ſich auf den Adel etwas zu gute und beſtrebte ſich ſo viel er konnte; übrigens beſaß er die vollkommenſte Uneigennützigkeit und ungeachtet er ſehr viel Anhänglichkeit für ſeine Familie hatte, ſo ſuchte er ſie doch gar nicht zu bereichern, wiewohl er ihr das größte Vermögen hätte verſchaffen können. Wir haben geſehen, zu welchen Gewalt-

thä-

thätigkeiten und Grausamkeiten die Jesuiten nach ihm den König verleiteten, und wie er seinen Platz mißbrauchte, um seine Rache und Feindschaft zu befriedigen.

Der P. de la Chaise interessirte sich und traf gute Wahlen für die bischöflichen Stellen, besonders für die größern, und so lange die Sache unter seinem Einflusse stand, war er darin glücklich. Er machte sich leicht von jeder Täuschung los, die ihn befangen hatte, und war eifrig, das Uebel gut zu machen, wozu ihn Irrthum verleitet hatte; sonst aber hatte er ein scharfes Urtheil und viel Vorsicht. Er war ein guter Mensch und guter Geistlicher, sehr jesuitisch gesinnt, aber ohne blinden sklavischen Fanatismus, und kannte seine Mitbrüder besser als er sich merken ließ, indem er unter ihnen ganz Jesuit war.

Er dachte nie an die Zerstörung von Portroyal, wollte auch nie etwas gegen den Cardinal Noailles unternehmen, wiewohl alles, ohne seine Theilnehmung, geschah; der Gewissensfall und alles was zu seiner Zeit gegen ihn geschah, kam nicht von ihm. Auch ließ er sich nicht zu sehr in die chinesischen Missionshändel ein, aber er begünstigte den Erzbischof von Cambrai immer so gut er konnte, und war immer treuer Freund des Cardinals Bouillon, für den er unter jeden Umständen immer viel auf sich nahm. Auf seinem Tische lag immer das N. T. des P. Quesnel, das so viel Aufsehn und Lärmen gemacht hat; und wenn man sich darüber verwunderte, daß das Buch dieses Mannes von ihm so häufig gelesen werde, so antwortete er, er schätze das Gute, wo er es finde; er kenne kein vortrefflicher Buch, keins das so lehrreich sey; in ihm finde er alles beysammen, und da ihm des Tages wenig Zeit zu religiöser Lectüre übrig bliebe, so ziehe er diese jeder andern vor.

In den letzten funfzehn oder zwanzig Jahren des Erzbischofs von Paris Harlei war er es, der auf Ertheilung geistlicher Pfründen allen Einfluß hatte.

Von Frau von Maintenon erhielt er sich immer unabhängig und stand nie im geringsten Conner mit ihr. Auch haßte sie ihn, sowohl in dieser Rücksicht als auch weil er zur Verhinderung ihrer Ehe das seinige beygetragen hatte; aber sie bot ihm nie offenbar die Stirne, weil sie die Gesinnung des Königs in Rücksicht seiner kannte. Sie bediente sich

Seite

sich deßwegen bald und als Friedrich fortfuhr in den Streitigkeiten der lombardischen Städte als oberster Richter zu verfahren, und die ihm zugesprochenen Regalien durch seine Bevollmächtigten in Empfang nehmen zu lassen, so konnte Adrian nicht unthätig bleiben. Weil das Fodrum (oder die, während der Anwesenheit der Kaiser in Italien, von den Städten gefoderte Lieferungen) auch von päbstlichen Gütern eingesammelt wurden, so war der Pabst noch näher dabey interessirt. Schon drohte ein sehr bedenklicher Bruch des Kaisers mit der Kirche, als Hadrian starb. Vor seinem Tode hatte er sich in ein enges Bündniß mit Mailand und Brescia gegen Friedrich eingelassen, an welchem mehrere Kardinäle Theil nahmen. In diesem Bündniß versprach man sich, unter andern, „keinen als der dieser Partey hold seyn würde, zum Pabstthum gelangen zu lassen" Auch mit dem König Wilhelm von Sicilien, Rogers Sohn, trat Adrian in geheime Traktaten.

379 Ueber die neue Pabstwahl entstanden jetzt unter den Kardinälen zwey Parteyen.

Noch bey Lebzeiten Adrians gab es zwey Faktionen in der Stadt Rom, wovon die eine es mit dem Kaiser, die andre, und zwar die stärkere, mit dem König von Sicilien hielt, um mit dessen Hülfe die Freiheit Italiens und der Kirche gegen den Kaiser zu vertheidigen. Man vergaß, wie viel gefährlicher die italienischen Normänner der römischen Kirche und dem ganzen Italien seyn müßten, als die Deutschen. Jene waren durch ihre nahe Nachbarschaft fürchterlicher, und hatten es mehr als einmal bewiesen, wie viel sie sich gegen den Pabst herausnehmen konnten. Weit weniger hatte man von den deutschen Kaisern zu fürchten, die einen so weiten und mühsamen Weg nach Italien hatten, von dem guten Willen ihrer Vasallen äuserst abhängig und überhaupt in Deutschland allzusehr beschäfftigt waren — wenigstens durch die römische Politik beschäfftigt werden konnten — um in Italien viel großes zu unternehmen — die sich auch gewöhnlich nach einem Feldzug von wenigen Monaten von dem größten Theil ihrer Truppen verlassen sahen, weil die Ungeduld den Deutschen nach Hause trieb, oder ansteckende Seuchen das Heer verminderten.

Aber

deswegen Godet's, des Bischofs von Chartres, den sie nach und nach in das Vertrauen des Königs einführte und dann nach Verheirathung ihrer Nichte, und bey Gelegenheit der Sache des Erzbischofs von Cambrai, des Cardinals Noailles, um seinen Credit in Vertheilung der Pfründen schwankend zu machen; und sie mit Hülfe dieser beyden Werkzeuge selbst an sich zu ziehen, ein Unternehmen, wodurch die französische Geistlichkeit entehrt wurde, indem die Bischöfe von Chartres und Saint Sülpice Ignoranten, Nichtswürdige mit dem Bischofthum bekleideten und alle anderen, so viel sie konnten, davon ausschlossen.

Gegen das 80 Jahr seines Lebens wollte la Chaise, wiewohl an Geist und Körper noch rüstig, sich zur Ruhe begeben. Er machte mehrere vergebliche Versuche. Als er aber bald die Kräfte seines Geistes und Körpers abnehmen fühlte, sah er sich genöthigt, seine Bitte von neuem und dringender zu wiederholen. Die Jesuiten, welche die Abnahme seiner Kräfte, so wie die Abnahme seines Credits bemerkten, ermahnten ihn allenfalls einen andern Platz zu machen, welcher den Reiz und den Eifer der Neuheit hätte. Er sehnte sich aufrichtig nach Ruhe und er drang in den König, ihm dieselbe zu schenken, aber vergebens. Er mußte die Bürde bis an sein Ende tragen. Die Schwäche des Alters, der er bald nachher erlag, konnte ihn davon nicht befreien. Seine Beine waren aufgebrochen, sein Gedächtniß war erloschen, seine Beurtheilungskraft gänzlich abgestumpft, sein Bewußtseyn verwirrt — ein sonderbarer Zustand für einen Beichtvater — aber der König ließ sich durch nichts abbringen, er ließ bis zuletzt den halberstorbenen Leichnam zu sich bringen und fertigte mit ihm die gewohnten Geschäfte ab. Endlich zwey Tage nach einer Rückkehr von Versailles, nahm seine Schwäche zusehends zu, er empfing die Sacramente und hatte noch mehr den Muth als die Kraft, mit eigner Hand einen langen Brief an den König zu schreiben, worauf er von der Hand des Königs eine prompte Antwort erhielt, die mit viel Zärtlichkeit geschrieben war. Hierauf richtete er seine Gedanken ganz an Gott.

Der P. le Tellier, Provinzial des Ordens, und der P. Daniel, Vorsteher des Ordenshauses, fragten ihn, ob er die Forderungen, die sein Gewissen an ihn machen könne, erfüllt

erfüllt, und ob er auf das Wohl und die Ehre der Geſellſchaft bedacht geweſen ſey. In Rückſicht des erſten Punkts antwortete er, wäre er in Ruhe, und was den zweyten beträfe, ſo würden ſie aus den Folgen ſehen, daß er ſich nichts vorzuwerfen habe. Nicht lange darauf um 5 Uhr des Morgens entſchlief er ſanft. Die beyden Beichtväter überbrachten dem Könige zu Ende des Levers die Schlüſſel zum Cabinet des P. la Chaiſe, woſelbſt ſich viele Memoires und Papiere befanden. Der König empfing ſie im Angeſicht des ganzen Hofes mit der Miene eines, der Verluſte zu ertragen gewohnt iſt, er lobte den P. de la Chaiſe beſonders ſeine Güte, und ſagte lächelnd zu den beyden ſo laut, daß es alle Höflinge hörten: „er war ſo gut, daß ich ihm oft deswegen Vorwürfe machte; aber er antwortete mir, ich bin nicht gut, ſondern Sie ſind nur hart.“ In der That machte dieſe Aeuſſerung die beyden Jeſuiten und alle Anweſende ſo beſtroffen, daß ſie die Augen niederſchlugen. Man erzählte ſich es bald überall und niemand konnte la Chaiſe deswegen tadeln.

In ſeinem Leben hatte er manchen Stoß abwehren müſſen, hatte manche Schurkerey, manche anonyme Anzeigung unterdrückt, hatte vielen geholfen, und nie als vertheidigungsweiſe Schaden gethan. Auch wurde er allgemein bedauert. Man hatte es immer gefühlt, daß man an ihm einen Verluſt leiden würde, aber man hatte ſich nicht eingebildet, daß ſein Tod eine ſo allgemeine tiefe Wunde ſchlagen würde, wie er wirklich ſchlug, und welche erſt den ſuccabaren Nachfolger des P. de la Chaiſe recht fühlbar machte. Selbſt die Feinde der Jeſuiten mußten ihm nachher Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und geſtehen, daß er ein edler Mann und ganz dazu gemacht geweſen ſey, eine ſolche Stelle auszufüllen.

Der Marſchall von Catinat.

Ich habe ſo oft ſchon vom Marſchall von Catinat und von ſeiner Tugend, ſeiner edlen erhabenen Geſinnung, ſeiner Mäßigung, ſeiner Uneigennützigkeit und von ſeinen großen Heldenthaten geſprochen, daß mir hier nur übrig bleib von ſeinem Tode zu ſprechen. Er ſtarb in ſehr hohem Alter unverheirathet, ohne erworbene Schätze, in ſeinem kleinen Hauſe zu Saint-Gratien bey Saint-Denis, wohin er ſich

zurückgezogen hatte, daß er ſeit einigen Jahren gar nicht mehr verließ und wo er auch faſt niemanden um ſich hatte. Die Einfachheit ſeiner Sitten, ſeine Frugalität, ſeine Verachtung der Welt, die Ruhe ſeiner Seele und Gleichförmigkeit ſeines Lebens erinnerte an jene Helden, die von den herrlichſten Triumphen ruhig zu ihrem Pflug zurückkehrten, immer voll Liebe für ihr Vaterland, unbekümmert wegen Roms Undankbarkeit. Catinat hatte viel Geiſt, viel Sinn, ein reifes Urtheil, aber ſeine Philoſophie erhielt den wahren Werth durch Religioſität. Er vergaß nie wie wenig er war; ſeine Kleidung, Equipagen, Möbeln, ſein Haus, alles war von der größten Simplicität, ſo auch ſein Aeußeres und Anſtand. Er war groß, mager, von braunem Haar; bedächtlich, und langſam, aber ſeine Augen waren voll Geiſt. Er trauerte über die Zeichen der Zeit, die er kommen ſah, wie jeder Wetteifer verlöſche, wie Luxus, Leerheit und Unwiſſenheit überhand nehme, wie jeder Standesunterſchied aufgehoben, und an die Stelle der Polizey-Inquiſition getreten ſey. Er ſah die Zeichen der Auflöſung und pflegte immer zu ſagen: nur durch die ſchrecklichſte, entſetzlichſte Unordnung könnte wieder Ordnung in Frankreich werden.

Chamillart, Miniſter.

Chamillart hatte einen ſonderbaren ſchaukelnden Gang, und in ſeiner Phyſionomie lag nichts als Sanftheit und Güte, die er denn auch wirklich hatte. Sein Vater, Supplikenmeiſter, ſtarb im J. 1675 als Intendant zu Caen, wo er gegen zehn Jahr geweſen iſt. Das folgende Jahr darauf wurde der Sohn Parlamentsrath. Er war ein vernünftiger Mann, von viel Anhaltſamkeit, wenig Einſicht und ein Liebhaber von luſtiger Geſellſchaft. Es war gut mit ihm umzugehen, und er war durchaus ehrlich. Er liebte Geſellſchaftsſpiele und ſpielte faſt alle Spiele gut, und dieß erweiterte ſeine Sphäre ein wenig über die des Talars; aber ſein Glück machte ſeine Geſchicklichkeit im Billard. Der König, der für dieſes Spiel Geſchmack gewonnen hatte und lange beibehielt, ſpielte faſt alle Winterabende mit Hrn. von Vendome und Hrn. le Grand, und bald mit dem Marſchall von Villeroy, bald mit Hrn. von Grammont einige Parthien. Sie

wußten

wußten daß Chamillart es ſehr gut ſpielte und nahmen ſich vor, in Paris mit ihm zu ſpielen. Er befriedigte ſie ſo ganz, daß ſie dem Könige von ihm erzählten und ihn ſo anſnehmend rühmten, daß er Herrn le Grand bat, ihn ſobald er nach Paris reiste, mit zu bringen. Er kam und der König fand, daß man nicht zu viel von ihm geſagt hatte. Hr von Vendome und Hr. le Grand wurden ſeine Freunde und Beſchützer, mehr noch als Hr. von Villeroy und Hr. von Gramont, und machten daß er einmal für allemal zur Spielpartie des Königs gezogen wurde, wo er der beſte Spieler war. Er betrug ſich dabey ſo beſcheiden und gut, daß er ſowohl bey dem Könige als bey den Hofleuten beliebt wurde, und von den letztern um die Wette begünſtigt wurde, ſtatt daß ſonſt dergleichen neue unbekannte Ankömmlinge aus der Stadt der Gegenſtand des Spottes ſind. Der König gewann ihn immer mehr lieb und ſprach von ihm ſo lange gegen Frau von Maintenon, bis auch dieſe ihn zu ſehen verlangte. Sein Beſuch bey ihr fiel ſo glücklich für ihn aus, daß ſie, vielleicht nur um der Neigung des Königs zu ſchmeicheln, ihn mehrmals zu ihr zu kommen bat, und endlich zum wenigſten eben ſo viel Geſchmack an ihm fand als der König. Bey ſeinen beſtändigen Reiſen nach Verſailles, wo er aber nie übernachtete, war er doch des morgens immer fleißig im Parlamentshauſe und fuhr fort zu referiren. Dadurch erwarb er ſich die Zuneigung ſeiner Collegen, denen es gefiel, daß er ſein Geſchäft wie einer ihres Gleichen forttrieb und nach der alten Weiſe mit ihnen fortlebte, ohne in die Impertinenz zu verfallen, welche bey vielen mit Auszeichnung verbunden iſt; und dieß gab ihm auch ein Verdienſt beym Könige und am Hofe. Nach und nach hatte er ſich Freunde erworben, und der König fand es für gut ihn zum Supplikenmeiſter zu machen, damit er freier und ungebundener ſeyn möchte, und eher befördert werden könnte. Er gab ihm ſogar ein Logis im Schloſſe, welches für einen Mann wie er, ungewöhnlich, ja ſogar einzig war. Drey Jahr nachher im J. 1686 wurde er Intendant von Rouen. Er bat den König, mit dem er ſchon auf einem ſehr freien Fuße ſtand, daß er geruhen möchte, ihn nicht von ſich zu entfernen; aber der König erwiederte, er wolle ihn eben deswegen nach Rouen ſetzen, weil es ſo nahe liege und erlaubte ihm ſich von Zeit zu Zeit einige ſechs Wochen in Verſailles aufzuhalten. Er pflegte

ihn mit nach Marly zu nehmen, wo er mit ihm Billard und andere Spiele ſpielen mußte. Da das Spiel zu hoch ging, ſo nahm er Croupiers an, und ſpielte mit Glück.

Nachdem er drey Jahre die Intendantenſtelle gehabt hatte, wo er ſich wie vorher, im Parlamente ſeiner Auszeichnung gar nicht überhoben hatte, gina die Stelle eines Intendanten der Finanzen auf, welche ihm der König im J. 1689 ertheilte, und die er, wie man ſieht, zehn Jahr behielt, immer auf denſelben Fuß, obgleich das Billard außer der Mode gekommen war.

Er machte der Frau von Maintenon, ſeit er zu Paris und am Hofe ſeßhaft geworden war, ſo gut den Hof, daß ſie ihn zum Adminiſtrator der Einkünfte und aller zeitlichen Angelegenheiten von Saint Cyr wählte, wodurch er in ein beſtändiges Verhältniß mit ihr geſetzt wurde

Auch am Hofe machte er ſich viele Freunde. Der Herzog von Chevreuſe, deſſen Gebiet als Herzog von Chevreuſe und Montfort faſt bis an Verſailles grenzte, hatte mit dem Stifte Saint-Cyr verſchiedene Tauſche getroffen, wozu der König und Frau von Maintenon mit ihm übereingekommen waren; übrigens beſaß er auch viele Landereyen, die mit denen des Königs und der Frau von Maintenon zuſammengrenzten und ſelbſt davon eingeſchloſſen waren. Dieß gab Chamillart Gelegenheit, da er mancherley Geſchäfte mit ihm abzuthun hatte, ſeine und des Herzogs von Beauvilliers Freundſchaft zu erwerben, welche bis an ihren Tod gedauert hat.

Unter ſolchen günſtigen Conſtellationen, beſonders aber unter dem Schutze der Frau von Maintenon, der es ſo ſehr am Herzen lag, einen Generalcontroleur zu haben, der ihr ganz eigen wäre, war die Wahl für dieſe Stelle bald getroffen, und der König gab ſich ſelbſt der getroffenen Wahl wegen öffentlich Beyfall. In dieſer Stelle betrug er ſich mit einer Sanftheit, Geduld und Leutſeligkeit, welche ganz ungewöhnlich war und ihm alle, die mit ihm zu thun hatten, zu eigen machte.

Er hatte die Geduld bey den ungereimteſten Vorſchlägen, bey den abſurdeſten, dringendſten Foderungen nicht unwillig und verdrüßlich zu werden, wozu ihm ſein Phlegma gut zu ſtatten kam, aus dem er nicht leicht zu bringen war,

ohne

ohne doch dadurch läſtig zu werden. Die Art, wie er abſchlägige Antwort ertheilte, zeigte, wie ungern er es that, und die Art etwas zuzugeſtehn, erhöhte das Angenehme um vieles. Es war in der That ganz ſeine Sache zu verbinden und zu nützen, und höchſt ungern that er jemanden etwas zu leide. Selbſt die Liebe der Intendanten der Finanzen beſaß er in einem ſehr hohen Grade, ſein Betragen hatte den Groll, den ſie gegen ihn hatten, weil er als Jüngſter ihr Oberer geworden war, gänzlich beſänftigt.

Eben ſo beſaß er die Liebe des ganzen Hofes, wegen ſeiner Zugänglichkeit, ſeiner Gefälligkeit und der vielen Verbindlichkeiten, die man ihm ſchuldig war; und der König bezeigte ihm beſtändig eine Zuneigung, die man Freundſchaft nennen konnte und die immer zunahm. Er und ſeine Frau waren die Kinder zweier Schweſtern; ſie war tugendhaft und von zierlichem Betragen, aber wußte nichts als zu ſpielen, nicht aus Leidenſchaft für das Spiel, ſondern weil ſie nichts anders vorzunehmen und nichts weiter zu ſprechen wußte, wenn das gewöhnliche: wie befinden Sie ſich, geſagt war. Das Hofleben vermochte ſie nicht zu bilden, und ſie war, die Wahrheit zu ſagen, die beſte, aber auch die albernſte und für ihren Mann die untauglichſte Frau von der Welt.

Seinen Sohn ausgenommen, der damals noch Kind war, war Chamillart mit ſeiner Familie unglücklich, ein großes Unglück für jeden, mehr aber noch für einen Miniſter, welchem die Geſchäfte zu nichts andern Zeit übrig laſſen, und dem es deswegen, um ſich zu halten und handeln zu können, nothwendiges Bedürfniß iſt, einen Kreis von Menſchen um ſich zu haben, in welchem er die Welt gleichſam concentrirt, und alle Neuigkeiten, alle Intriguen, die ganze Geſchichte des Tages niedergelegt finde, Menſchen, die räſonniren und combiniren können und im Stande ſind, ihn mit zwey Worten in der Geſchichte jedes Tages zu orientiren.

Er hatte zwey Brüder, die noch alberner als ſeine Frau waren, der zweyte verband die höchſte Dummheit mit der entſetzlichſten Impertinenz, und beyde, trotz der Beliebtheit ihres Bruders, machten ſich zum offenbaren beſtändigen Geſpötte. Der eine war Biſchof von Dol und wurde durch ihn Biſchof von Senlis, ein Menſch, dem nur die Kindermütze und Kinderklappe fehlte, ſonſt ein guter Menſch und guter

Geistlicher, den man aber nach Mende oder in ein ähnliches Bisthum am Ende des Königreichs hätte setzen sollen.

Der andere diente in der Marine, er verpflanzte ihn aber aufs Land und verheirathete ihn mit der Tochter Bon's, einem wohlgewachsenen, vernünftigen und wohlgesitteten Mädchen, deren Vater aber der Intendant der Finanzen war, ein ausgemachter impertinenter Narr, und deren Mutter eine Unerträgliche war, die sich für ein Wunder der Schönheit hielt, der es noch dazu nicht an Unverstand fehlte, und die eine schlechte Mutter und Gattin war.

Rebours, Geschwisterkind von Chamillart und seiner Frau, arbeitete anfangs unter ihm und wurde nachher Intendant der Finanzen.

Dieser Mensch, glaube ich, war das leibhafte Original des Marquis Mascarille, und im Grunde sehr impertinent. Der Abbé la Proustière, der ebenfalls Geschwisterkind mit ihnen war, ersetzte die Untauglichkeit von Madame Chamillart für die Wirthschaft, für häusliche Angelegenheiten und Ordnung, indem er sich derselben annahm. Er war der beste Mensch von der Welt, am meisten an seinem Platz und von dem ehrerbietigsten Betragen, aber ein Schwätzer, der selten wußte, was er sagte oder sagen wollte. Unter solchen Umgebungen war die ganze Freundschaft des Königs und der Frau von Maintenon nöthig, um Chamillart auf seinem Platze zu erhalten, dessen Talente den Mangel häuslicher Sitten keineswegs ersetzten.

Er hatte auch noch ein anderes ganz eignes Unglück. Dreux und er waren zusammen in einer Chambre des Parlaments Räthe und sehr intime Freunde, Dreux sehr reich, und Chamillart nicht in der vortheilhaftesten Lage. Beyden wurde zu gleicher Zeit, dem einen ein Sohn, dem andern eine Tochter geboren und Dreux that aus Freundschaft Chamillart den Vorschlag, beyde Kinder zu verloben. Chamillart, der im Alter war mehrere Kinder zu bekommen, stellte dieß Dreux vor und daß sich in der Zeit, daß die Kinder groß und ehrfähig würden, vielleicht vortheilhaftere Partheien als seine Tochter finden könnten. Aber Dreux, der ein grader aufrichtiger Mann war und Chamillart liebte, ließ sich von dem gethanen Vorschlage nicht abbringen, und sie gaben sich endlich das Wort. Mit den Jahren hatte sich das Blatt

gewendet. Dreux war Parlamentsrath geblieben und Chamillart war alles das geworden, was wir gesehn haben; immer aber waren sie intime Freunde geblieben. Sieben oder acht Monate vorher, ehe er Generalcontroleur wurde, besuchte er Dreux und sagte ihm im Tone der alten Freundschaft, ihre Kinder wären nun im Alter sich zu heirathen und sie wollten sich nun des gegebenen Wortes entledigen. Dreux überraschte Chamillarts Antrag, und er that alles, was ein Mann von Ehre zu thun vermag, um ihn von einem Projet abzubringen, das zwar das Glück seines Sohnes machte, aber nach Eintretung einer so gänzlichen äußern Ungleichheit die gewöhnlichen Schranken überschritte, und in seine Familie in der Folge Mißverhältnisse bringen könnte; er nahm ihm sein Wort zurück, indem er sagte, er wäre es, der es nicht hielt, weil er es nicht halten wollte. Der Kampf der Freundschaft und des Biedersinns dauerte von beiden Seiten mehrere Tage; endlich trug Chamillart, der fest entschlossen war, sein Glück mit seinem Freunde zu theilen, den Sieg davon und die Heirath ging vor sich.

Er erhielt für seinen Eidam das Infanterieregiment Burgund, und bald darauf war sein Glück gemacht, indem er die Stelle des Oberceremonienmeisters von Blainville kaufte. Der König nahm diese Stelle zum Vorwand, um Madame Dreux einen Platz in den Carossen zu verschaffen, und sie zur Tischgesellschaft der Herzogin von Burgund ziehen zu können.

Jetzt fielen die ersten beiden Beyspiele vor, daß bürgerliche mit ihren eignen Namen und ohne den Titel von Gütern, die Namen Marquis und Graf führten. Gleich darauf nämlich wurde Hr. Dreux Marquis von Dreux und Chamillart's Bruder Graf von Chamillart. So vermag die Gunst die tollsten Neuerungen aufzudringen, und die Niedrigkeit der Menschen nimmt sie an.

Dieser neue Marquis bewies sich als einen sehr braven Mann, war aber dumm, brutal, mit der Zeit kühn, übermüthig und noch etwas besseres und konnte sich aus der Niedrigkeit seines Standes und seiner Erziehung nie erheben. Seine Frau war weder mit ihm noch durch ihn glücklich, und sie verdiente es ganz zu seyn; sie hatte viel Sanftheit, viel Tugend und Sittlichkeit, viel Geist und dabey den Ton der

Welt- und Menſchenkenntniß, und Gewandheit und Liſt des Betragens, wiewohl ohne alle böſe Richtung, und war immer ſo ganz an ihrem Platze, daß ſie die allgemeine Liebe, ſelbſt der Feinde ihres Vaters beſaß, und allgemeines Mitleid erregte, ſo daß ſie zu jeder Zeit überall die freundlichſte Aufnahme und die ausgezeichnetſte perſönliche Behandlung fand.

Ich kann den Bericht von Chamillart nicht ſchließen, ohne einer Handlung von ihm zu erwähnen, welche zwar hier nicht am Platze ſteht und weiter oben hätte erzählt werden ſollen, aber darum nicht weniger bemerkt zu werden verdient. Sie gehört in die Zeit, wo er noch Parlamentsrath war und wöchentlich dreymal nach Verſailles zum Billardſpiel kam, ohne doch daſelbſt über Nacht zu bleiben. Dies verdrießt ihm viel Stunden und Tage, er ließ ſich aber doch nicht abhalten, das Parlament ordentlich abzuwarten. Um dieſe Zeit reſerirte er in einem Prozeſſe und der, welcher ihn verlor, kam, ſich bey ihm zu beklagen. Er ließ ihn ſeinem Herzen Luft machen. In ſeinem Geſpräch berief ſich der arme Kläger immer auf ein Actenſtück, das, wie er ſagte, den Gewinn ſeines Prozeſſes nothwendig mit ſich bringe und um deswillen er noch nicht begreifen könne, daß er ihn verloren habe. Er kam ſo oft auf dieſes Actenſtück zurück, daß ſich Chamillart endlich erinnerte, daß er es nicht geſehen habe und er ſagte zu ihm: er habe es ja nicht vorgebracht. Jener betheuerte aber, er habe es gethan. Chamillart blieb dabey, es nicht geſehen zu haben, da aber der andere auch bey ſeiner Behauptung blieb, ſo nahm er die Acten vor, welche eben da waren, weil die Sentenz erſt unterzeichnet war, und durchſuchte ſie mit ihm: das Actenſtück fand ſich wirklich. Der Menſch brach in Exclamationen aus und Chamillart fing an zu leſen und um ein wenig Geduld zu bitten. Als er das Actenſtück aufmerkſam geleſen hatte, ſagte er: Sie haben Recht, das Stück war mir unbekannt, und ich begreife nicht, wie es mir hat entgehen können; es ſpricht zu Ihrem Vortheil; Sie machen die Forderung von 20,000 ₶, ſie ſind Ihnen durch meine Schuld abgeſprochen worden, es iſt meine Schuldigkeit, ſie Ihnen zu erſetzen, kommen Sie übermorgen wieder.

Der Menſch war ſo überraſcht, daß er ihm das Geſagte mehrmals wiederholen mußte. Er kam den dritten Tag wieder. Chamillart hatte unterdeſſen alles, was er konnte,

zu Geld gemacht und das übrige geborgt. Er zahlte ihm die 20 000 ₰, bat ihn um Verschwiegenheit und ließ ihn gehen. Aber er sah aus diesem Abentheuer, daß das Untersuchen und Referiren von Processen bey dem dreymaligen Besuchen des Billards die Woche über nicht gut von statten gehe. Er war deßwegen nicht weniger fleißig im Parlament, und nicht weniger aufmerksam, recht zu richten; aber er wollte mit dem Referiren nichts mehr zu thun haben, er lieferte die Akten, die ihm zugeschickt wurden, ins Archiv zurück und bat den Präsidenten, sie einem andern anzuvertrauen. Das nenne ich eine schöne entschlossene Handlung von einem Richter und zumal von einem solchen, der in so beschränkter Lage war. Dergleichen Beyspiele sind selten, diese Anecdote habe daher eine Stelle in meinen Memoires, damit sie die Nachwelt höre. Sie wird sie hören.

Chamillart, unter der doppelten Welt des Krieges und der Finanzen, hatte nicht einmal Zeit zu essen, zu trinken und zu schlafen. Zu Grunde gerichtete Armeen, fast alle Feldzüge durch verlorne Schlachten vereitelt, durch die Unbesonnenheit unglücklicher Generale die Grenzen auf einmal ungeheuer verengert — dieß erschöpfte jede Quelle von Geld und Menschen. Da der Minister endlich kein Hülfsmittel mehr auffinden und dem Strome sich nicht mehr entgegensetzen konnte, stellte er wiederholt dem Könige seine Unfähigkeit vor, zwey Aemter zu verwalten, wovon jedes in ruhigern Zeiten seinen Mann ganz beschäfftigte. Der König aber, der ihm beyde Aemter gegeben hatte, um sich von den ewigen Collisionen des Finanz- und Kriegsdepartements, die ihm zur Zeit Louvois's und Colbert's genug Verdruß gemacht hatten, Ruhe zu haben, konnte sich nicht dazu entschliessen, Chamillart die Finanzen abzunehmen. Er mußte also die doppelte Last tragen; aber endlich unterlag die Maschine. Er bekam Anfälle von Hypochondrie und Schwindel. Es kam alles dazu. Er hatte keine Verdauung mehr; er nahm zusehends ab; und dennoch mußte die Maschine ununterbrochen fortgehen und in diesen Geschäften konnte sie niemand als er in Umlauf erhalten.

Er schrieb jetzt dem Könige einen nachdrücklichen Brief, worin er um Abnehmung seiner Arbeit bat. Er verhehlte den traurigen Zustand seiner Geschäfte keinesweges und bekannte, daß

Cite

Aber die Normänner waren in den hundert Jahren, welche sie nunmehr auf italienischem Boden zugebracht hatten, in diesem Lande nationalisirt und mit den Eingebohrnen aufs genaueste vermischt worden; die deutschen hingegen waren und blieben im Auge des Italieners Barbaren, und ein angestammter Haß gegen sie gewann es über die Vorschriften einer gesunden Politik.

413 Nur wenige blieben mit dem Kaiser in Italien zurück.

Radewich beschließt hier die Geschichte des Kaisers, welche noch sehr merkwürdige Ereignisse und auffallende Glückswechsel darbietet. Die Regierung dieses Monarchen endigte nicht so glänzend, als sie anfieng, obgleich Friedrich biß ans Ende seiner Tage das Prädikat eines großen Mannes behauptete.

Er hatte seine Verheerungen im Mailändischen Gebiete fortgesezt, und mehrere Jahre waren in kleinen nichts entscheidenden Gefechten hingegangen, als endlich die erwartete Verstärkung seiner Armee aus Deutschland anlangte. Jezt war er in den Stand gesezt, die Stadt förmlich einzuschließen, und ihr alle Zufuhr abzuschneiden, so daß sie sich ihm in dem 7ten Monat auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. So beleidigend ihr Stolz gewesen war, so eine empfindliche Demüthigung mußte sie jezt ausstehen. Er ließ sich das Carrocium (so hieß ihre Hauptstandarte, weil sie gewöhnlich auf einem Wagen geführt wurde) und alle übrigen Fahnen nebst den Stadtschlüsseln ausliefern, und die Einwohner mußten zu ihm nach Lodi kommen, eben der Stadt, gegen welche sich die Mailänder [illegible] soviel Hochmuth und Gewaltthätigkeit betragen und hier im Anaesicht ihrer hohnlachenden Neider [illegible] Aufzug wiederhohlen, in welchem sie das vergangene vor dem Kaiser erschienen waren. Alle Anwesenden und ihre Feinde selbst waren von diesem traurigen Anblick erschüttert, nur der Kaiser nicht, der diesen Auftritt im Gegentheil so unterhaltend fand, daß er ihn am folgenden Tag vor seiner Gemahlin von den Mailändern wiederhohlen ließ. Jezt sezte er auch seine Krone wieder auf, die er geschworen hatte nicht eher wieder auf das Haupt zu sezen,

als

daß die Schwierigkeit derſelben bey dem Mangel an Zeit und bey ſeinem körperlichen Zuſtande es ihm unmöglich mache, ſie in Ordnung zu bringen. Er erinnerte ihn an mehrere Gelegenheiten, wo er ihm in kurzer Ueberſicht den wahren Zuſtand der Sachen vorgelegt habe; er ſtellte ihm die jetzige dringende Lage der Geſchäfte vor, wie die mannigfaltigſten Geſchäfte einander drängten, von denen jedes anhaltende durchdachte Arbeit verlangte, die er ihnen aber nicht einmal, wenn er geſund wäre, wegen der Menge ſeiner Geſchäfte, die alle gleich unerläßlich wären, widmen könne; und er ſchloß damit, daß es undankbar gegen alle ſeine Güte und Zutrauen gehandelt ſeyn würde, wenn er ihm nicht frey herausſagte, daß, wenn nicht Hülfe geſchafft würde, alles zu Grunde gehen müſſe. Chamillart ſchrieb dem Könige immer auf halbgebrochnem Papier, der König ſchrieb an den Rand ſeine Antwort und ſchickte ihm ſo ſeine Briefe zurück. Chamillart zeigte mir den zurückerhaltenen Brief; und wir laſen beyde zu unſerm größten Erſtaunen die kurze eigenhändige Antwort des Königs am Rande: Nun wohl, ſo wollen wir beyde zuſammen zu Grunde gehen.

Chamillart ſtarb im J. 1721. Im Jahr 1699 war er Pontchartrain als Finanzminiſter gefolgt, als dieſer nach Boucherat's Tode Kanzler wurde; im Jahr 1700 wurde er durch des Staatsſekretärs im Kriegsdepartement Pompone Tod Staatsminiſter, ohne jedoch im Januar 1701 bey Barbeſieux's Tod die Finanzen abzugeben; fünf Jahre darauf wurde er Großſchatzmeiſter des Ordens und gab im Junius 1709 die Finanzen an Desmarets ab, welcher ein Jahr darauf verabſchiedet wurde, und deſſen Stelle als Staatsſekretär Voiſin erhielt.

Er trug bis zum Tode ſein Mißgeſchick mit dem größten Muth und der größten Ruhe, immer liebenswürdig, verbindlich, beſcheiden, theilnehmend, im Umgange nachgiebig und zuverläſſig, durch ſein Emporſteigen nie aufgeblaſen, noch weniger moraliſch verderbt, ohne Unterſchied bereitwillig und rechtſchaffen gegen einen jeden; aber in der That impar oneri, von wenig Kopf und Einſicht, wenig Unterſcheidungsgabe, leicht Vorurtheile faſſend und feſthaltend, leicht ſich überzeugend alles überſehn zu haben.

Dabey

Dabey aber die vollkommenſte Uneigennützigkeit und eine Anhänglichkeit an den König, die wahre Neigung war und auf nichts äußerem beruhte.

Seit ſeiner Rückkehr nach Paris lebte er in den beſten Zirkeln des Hofes und der Stadt; er gab täglich Diners und Soupers, ohne Pracht, aber reichlich und gut; er ging faſt nicht aus ſeinem Hauſe, auſſer zu mir und zu einer kleinen Anzahl vertrauter Freunde. Er brachte zwey Monate zu Courcelles zu, wo die Provinz in Ueberfluß war und wo er auf ſein Heil dachte.

Der Herzog von Charoſt.

Der Oberpräſident Leskalopier hatte eine ſehr reiche Tochter, welche auf Veranlaſſung des Hrn. von Sully mit dem Grafen von Charoſt verheyrathet wurde; dieſer Graf von Charoſt war ein ſehr verdienter Officier, der ſich in allen den Kriegen ſeiner Zeit ausgezeichnet und immer beträchtliche Poſten bekleidet hatte. Er attachirte ſich ganz an den Cardinal Richelieu, und war ganz ſeine Creatur. Der Protection deſſelben verdankte er die Stelle als Kapitän der Leibwache, welche im J. 1634 der Graf von Charlus, Aelterer vater des Herzogs von Levis, abgab, und zwey Jahre nachher Calais.

Der Kardinal Mazarin, der etwas darin ſuchte, alles was beſonders an den Kardinal Richelieu attachirt geweſen war, in ſeine Freundſchaft und Schutz aufzunehmen, ſuchte die Freundſchaft des Grafen von Charoſt und brachte ihn in groſſes Anſehn bey der Königin Mutter und nachher auch beym Könige, welche beyde ihn immer als einen Mann von Kopf, Tapferkeit und unwandelbarer Treue achteten. Er machte es ſich zum Geſetz mit allem verbunden zu bleiben was an dem Kardinal Richelieu gehangen hatte, den er nun ſeinen Herrn nannte und von dem er viele Porträts aufbewahrte, wiewohl ſein Andenken der Königin Mutter nicht angenehm war. Er hatte viel verſchwendet; er liebte die Gunſt, wiewohl ein Mann von Ehre. Er verheyrathete daher zu Anfang des J. 1657 ſeinen Sohn mit der einzigen Tochter Fouquets erſter Ehe, welcher damals in dem Arbeſ-

linn

lium des Ministeriums und der Gunst war: die seinige verschaffte ihm die Gnade des Tabourets im J. 1662, welches die Vermählung seiner Tochter mit dem Prinzen Espinoy bewirkte, der gar nicht daran gedacht hatte und mit ihm bey der Ritterpromotion von 1661 gewesen war, ohne daß er damals, oder irgend in seinem Leben, unter den Edelleuten als Concurrent aufgetreten war.

Mazarins Tod folgte bald auf die Verheyrathung von Charost's Sohn, noch kürzer aber folgte auf diesen Todesfall die Ungnade oder vielmehr der Sturz Fouquet's, wozu dieser erste Minister noch sterbend gerathen hatte. Sein Intendant Colbert, den er als einen sehr fähigen Kopf empfohlen hatte, erhob sich bald auf den Trümmern des Gebäudes. Dieser und le Tellier, die, obschon Feinde, zum Verderben Fouquets, dessen Sturz sie beschleunigt und gewaltsamer gemacht hatten, vereinte Sache machten, vereinten ihre Sorgfalt, um ihm jeden Weg zur Rückkehr aus seinem Falle zu verschließen, die ihnen furchtbar seyn mußte. Die meiste Besorgniß machte ihnen der lebhafte Antheil, welchen der alte Charost und sein Sohn an Fouquets Unglück nahmen; und wie beyde weder im Gespräch noch in ihren Bewegungen gegen Fouquets die geringste Zurückhaltung beobachteten. Der Sohn hatte die Anwartschaft auf die Stelle seines Vaters als Kapitän der Garde. Sie hatten beyde deßwegen nichts von dem Zutrauen und der Achtung verloren, worin sie bey dem Könige und der Königin standen; der König und die Königin liebten, achteten, zeichneten den Vater aus als einen alten geprüften Diener, was auch auf den Sohn überging: und die beyden Minister konnten sich weder vor Fouquet noch vor ihnen in Sicherheit glauben, so lange sie im Besitz einer Charge wären, die ihnen einen so freyen beständigen Zutritt offen hielt. Der König und die Königin, denen es lästig seyn mußte, mitten inne zu stehen, hätten wohl gern ihre Charge in andern Händen gesehen; aber in dem Vertrauen, das sie zu ihrer Treue hatten, und bey der Art von Ehrfurcht, mit der sie den Vater ansahen, konnten sie sich nicht entschließen, ihnen die Charge zu entreißen. Die beyden Minister nahmen daher zu einer Art von Unterhandlung ihre Zuflucht und sie erhielten die Erlaubniß, ihnen einen ehrenvollen Abzug zu lassen.

Cha-

Charoſt fühlte, als ein alter geübter Hofmann, daß er ihnen in der Länge der Zeit nicht widerſtehen könnte, daß er endlich einmal dem Könige läſtig werden würde und wider Willen und unter welchen Bedingungen man wollte, dasjenige thun müßte, was er jetzt mit Vortheil thun könnte, indem er die Bedingungen ſelbſt machen und ſein Anſehn und ſein Zutrauen nicht nur erhalten, ſondern ſogar dadurch erhöhen könnte. Die Bedingungen waren, daß Hr. von Düras ſeine Charge erhalten und ihm den Preis derſelben erſtatten ſollte; daß Hr. von Charoſt umſonſt die einzige Generallieutenantsſtelle von der Picardie, von Boulonnois und den wiedereroberten Ländern nebſt dem Obercommando dieſer Provinz erhalten ſollte; daß ſein Sohn, welcher um des Hrn. von Düras Willen ſeine Anwartſchaft aufgäbe, die Anwartſchaft auf die genannte Generallieutenantsſtelle nebſt der auf das Gouvernement von Calais haben ſollte und daß beyde Vater und Sohn, Herzog [illegible] brevet werden ſollten. Aber das war noch nicht alles. Der Vater verlangte noch zwey Dinge vom Könige, an den er ſich deßwegen unmittelbar wandte; und er erhielt ſie wirklich.

Das erſte war ein eigenhändig vom Könige geſchriebener und unterzeichneter Brief, worin er das förmliche Verſprechen leiſtete, keinen Par von Frankreich, aus welcher Urſach es ſeyn könnte, zu machen, bevor er Charoſt, Vater und Sohn dazu gemacht und zwar vor jedem andern dazu gemacht hätte, ſo daß ſie vor dem oder denjenigen, welche der König zu Pärs machen würde, den Vorrang hätten. Das zweyte war ein brevet d'affaires für Vater und Sohn, das heißt das Recht des Zutritts, das geringer iſt als das der erſten Kammerherrn, aber größer als aller übrigen. Daß Charoſt dieſer ſo ungewöhnliche, ſo wichtige Punkt zum vertrauten beſtändigen Zutritt beim Könige offen blieb, paßte nicht in die Rechnung der beiden Miniſter und ſie hätten es gern verhindert, wenn ſie es gekonnt hätten; aber Charoſt erzwang dieſen letzten Punkt vom Könige, gleichſam als den Leihkauf, ohne welchen er nicht mit gutem Gewiſſen einwilligen könnte, indem er unmöglich eine Stelle aufgeben könnte, welche ihm das Glück ſeiner Nähe verſtattet habe, ohne ſich dieſes Glückes ferner für ſich und ſeinen Sohn zu verſichern. Der Brief war die Hauptſache und ein ſehr großer Beweis von Achtung. Es war das einzige Verſprechen, das

der

der König jemals von irgend einer zu ertheilenden Gnade ſchriftlich gegeben hat.

Es wird ſich bald zeigen wie wichtig jener Brief und das Recht der Entrée war, und welch ein kluger Streich es von Charoſt war. Er ſtarb in ſeinem 77ſten J. im J. 1681 ohne daß ſein Anſehn im geringſten geſunken war. Man muß nicht vergeſſen, daß Calais und die Generallieutenantsſtelle von der Picardie nicht weniger als eine Einnahme von 30,000 ℔ gibt.

Außer dieſen großen Vortheilen erwarb ſich Charoſt, der Sohn im Dienſte viel Auszeichnung und erhielt ſich im Zutrauen des Königes, wiewohl es nicht ohne einen kleinen Anſtoß abging. Er war zu Calais, als die Königin von England mit dem Prinzen von Wallis daſelbſt eintraf. Hr. von Lauſun, der ſie aus England gerettet und nach Frankreich geleitet hatte, hatte gegen den unglücklichen Fouquet, den er zu Pignerol getroffen und zurück gelaſſen hatte, eine heftige Abneigung gefaßt; dieſer Haß erſtreckte ſich auf ſeine ganze Familie und er hat ihn nachher nie verloren. So ſehr er nun auch auf die Erhaltung ſeines eignen Glücks und der einzigen faſt undenkbaren Gunſt, in der er ſtand, bedacht ſeyn mußte, ſo war er doch nicht weniger darauf bedacht, Charoſt zu ſchaden. Er erſtattete dem Könige einen ſo durchaus nachtheiligen Bericht von Charoſt, von dem Empfang der Königin von England, von dem Zuſtand von Calais und der Feſtung daſelbſt, daß Charoſt bald die Kränkung hatte, Laubanie, denſelben, der ſich lange nachher durch die Vertheidigung von Landau ſo viel Ruhm erwarb, als neuen Commandanten ankommen zu ſehen. Charoſt kehrte zurück, mit Lauſun ſprach er Jahre lang kein Wort, ja ſie grüßten ſogar einander nicht. Laubanie aber betrug ſich in Rückſicht Charoſt's ſehr brav, mit aller möglichen Schonung und Achtung, und machte ſich's zum Ehrenpunkt, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und die auf den König gemachten übeln Eindrücke zu vertilgen. Es gelang ihm und Charoſt erhielt bey dem Könige den alten Platz. Es waren bey verſchiedenen Gelegenheiten mehrere als la Feuillade, Chevreuſe, la Rochegüyon und Düras zu wirklichen Herzögen gemacht worden; er hatte ſich darüber beklagt; der König aber, der ſie nicht zu Pars machte, um nicht Charoſt dazu machen zu müſ-

müssen, antwortete ihm immer ganz kalt, daß er keine Ursache sich zu beklagen habe, indem er keine Pärs gemacht habe; und Charost hatte in der That nichts dagegen aufzubringen, wiewohl er sah, daß ihn der König zum besten hatte. Endlich gab die Gunst des Erzbischofs von Paris Harlai der Sache den Ausschlag. Er war seit dem April 1674 Herzog à brevet und er brannte vor Begierde die Pärschaft mit seinem bischöfl. Stuhle zu verbinden. Es war nicht das erstemal daß sich ein König mit sehenden Augen zu einem Fehler verleiten ließ. Der Kardinal Gondi hatte Ludwig XIII. die Einwilligung zur Erhebung seines Bisthums von Paris zum Erzbisthum entlockt. Rom hatte wie gewöhnlich, lange mit seiner Einwilligung gezaudert, um desto theurer eine Gnade zu verkaufen, die ihm so wohlfeil zu stehen kam. Unterdessen hatte man Ludwig XIII. über diese Sache die Augen geöffnet, er hatte eingesehn, daß es sein Interesse nicht sey das Ansehn des bischöflichen Stuhles seiner Residenz und der Inhaber desselben zu erhöhen und er war davon so überzeugt, daß er einen Kourier nach Rom sandte, um die Sache abzubrechen. Aber der Kourier kam erst den Tag darauf in Rom an, als die Errichtung des Erzbisthums schon im Kardinalecollegium durchgegangen war; der Kardinal Gondi wurde zum Erzbischof von Paris erhoben, und man hüthete sich wohl merken zu lassen, daß, um vier und zwanzig Stunden früher, Paris nie Metropolis geworden wäre.

Der nämliche Nachtheil und noch ein gröserer war von dieser weltlichen Rangerhebung zu fürchten, weil dieser bischöfliche Stuhl schon alles im geistlichen besaß. Der Inhaber desselben, den der König liebte, war Herzog à brevet; und er konnte sich damit um so eher begnügen, da ihn seine Nachfolger nichts kümmern konnten und ihre Würde seine Familie nicht schmückte. Auch der König konnte bei dieser unter der Geistlichkeit einzigen, persönlichen Auszeichnung, die er ihm ertheilt hatte, stehen bleiben, ohne auf seine Nachfolger zu denken und sie sich durch ihre Rangerhebung gefährlich zu machen, worauf ihn der Cardinal Retz sehr stark aufmerksam gemacht hatte, und ohne eine siebente stehende Pärswürde zu errichten. Demungeachtet trug die Gunst den Sieg davon, der König beschloß den bischöflichen Stuhl von Paris zur Würde der Pärs zu erheben, und war zugleich entschlossen,

ſen, Charoſt nicht zum Pär zu machen. Er empfahl Harlai die ſtrengſte Verſchwiegenheit; der Plan war, er ſollte zu gleicher Zeit ins Protocoll eingeſchrieben, und im Parlament angenommen und die Sache erſt dann bekannt werden, worauf man dann ſehen würde, wie man Charoſt's Beſchwerden los werden könne. Der Erzbiſchof mochte aber die Sache ſo ſtill betreiben als er wollte, und der erſte Präſident und der Generalprocureur mochten auf Befehl des Königs noch ſo hülfreiche Hand leiſten: ſolche Geſchäfte ſind ſo unzähligen Formalitäten unterworfen! Charoſt war auf der Lauer, er erfuhr was vorging, und ſprach deswegen mit dem Könige, welcher Ausflüchte brauchte und ſich von ihm loszumachen ſuchte.

Charoſt war nun ſeiner Sache um ſo gewiſſer, er ließ aber den Muth nicht ſinken. Er wagte einen Sturm auf den König zu Ende des petit coucher, wo die wenigen, welche das Recht der Entrée hatten, ſo viel Rückſicht gegen einander hatten, daß ſie, ſobald einer von ihnen beim Könige, wenn er den guten Abend bot, vortrat und mit ihn zu ſprechen wünſchte, alle hinausgingen, um ihn mit dem Könige allein zu laſſen. Hier konnte der König, da er im Begriff war ſich niederzulegen, weder Geſchäfte vorſchützen, noch in andere Zimmer entwiſchen. Er mußte die wenigen, die hier mit ihm ſprachen, von denen der größte Theil von hoher Würde, alle durch ihre vertraute Nähe und faſt alle durch die Chargen, die ſie bekleideten, ausgezeichnet waren, geduldig bis zu Ende anhören. Der König, dem kein Ausweg offen ſtand, fing an mit Charoſt in ſeinem Zimmer auf und abzugehen, indem dieſer, ſeinen Brief in der Hand, ihn als den honneteſten Mann im ganzen Königreiche zu Haltung ſeines königlichen Wortes aufforderte.

Der König konnte die Verbindlichkeit nicht läugnen; aber er lenkte bald ab, indem er die außerordentlichen Verdienſte des Erzbiſchofs pries, welche um ſo mehr eine ausgezeichnete unmittelbare Belohnung von ſeiner Hand verdienten, weil derjenigen überwindliche Hinderniſſe entgegengeſetzt wurden, die er ihm von Rom aus hätte verſchaffen wollen, wo die Propoſitionen der Verſammlung der Geiſtlichkeit vom J. 1682, wobei er präſidirt habe, einen ſolchen Haß erregt hätten, daß der Pabſt, der nicht im Stande ſey, ge-

gen

gen die zur Kardinalswürde ihm gegebene Ernennung zu handeln, lieber, zeit ſeines Pontificats keine Kardinalspromotion mehr veranſtalten, als dem Erzbiſchofe den Kardinalshut ertheilen wolle.

Charoſt billigte diſe Gründe ſehr, aber er ſetzte hinzu, daß daraus nichts für ſeine Ausſchließung folge, nichts warum der König ſeines Vaters und ſeine geleiſteten Dienſte vergeſſen, und das einzigemal in ſeinem Leben ein feierlich geleiſtetes Verſprechen, das er in Händen habe und das der König anerkenne, brechen ſoll.

Der König behauptete aber, der ſo eben auseinander geſetzten Rückſichten wegen müßte der Erzbiſchof allein Pär werden, indeſſen gäbe er die Verſicherung, daß er in der Folge keinen Pär mehr machen wolle, ohne ſein gegebenes Verſprechen zu halten. Charoſt drang noch ferner in ihn, aber entfernte ſich endlich nach einer halben Stunde in der größten Ungewißheit über den Erfolg eines ſo langen Diſputs. Er hatte mit dem Könige kurz darauf und in derſelben Stunde noch drey ähnliche, eben ſo lange oder noch längere Unterredungen, indem ſie eben ſo wieder im Zimmer auf und abgingen.

Endlich trug er den Sieg ſeiner Anhaltſamkeit davon. Der König erklärte, es würde ihm viel Vergnügen gemacht haben, wenn er ſich ſeinen Gründen gefügt und ſich auf ihn für ein andermal verlaſſen hätte; aber da er einmal von dem gegebenen Worte nichts nachlaſſen wollte, ſo wäre er bereit, es zu erfüllen; und er könne in ſeinem Namen den erſten Präſidenten und den Generalprocureur benachrichtigen, daß ſie ſeine Befehle erwarteten, und er ſelbſt könne zu dem, was von ſeiner Seite zu thun ſey, die nöthigen Maaßregeln nehmen. Er verlor keinen Augenblick dies zu thun. Er ſelbſt hat mir dieſe und die noch folgenden Vorfälle erzählt, und er verſicherte mich, daß ohne das Recht des Zutritts und die gute Gelegenheit, den König zu Ende des petit coucher zum Gehör zwingen zu können, er nie die Pärwürde erhalten haben würde.

Der Erzbiſchof von Paris, der auf die Anzeichnung allein Pär zu werden, gerechnet hatte, wollte wenigſtens der erſte ſeyn, und nahm im Stillen ſeine Maaßregeln. Aber

Charoſt war darauf nicht weniger als vorher auf die Sache ſelbſt aufmerkſam, und wurde auch nicht weniger gut unterrichtet. Er ging wieder den nämlichen Gang zum Könige, zum petit coucher, ſeinen Brief in der Hand wie zuvor. Er beklagte ſich über den vom Erzbiſchof beabſichtigten Vortheil und zeigte dem Könige, daß er durch ſein gegebenes Wort eben ſo gut verbunden ſey, ihn zum erſten der zu creirenden Päre zu machen, als überhaupt gar keinen ohne ihn zu creiren. Die Hauptſache habe er zugeſtanden, und die Nebenſache wolle er nicht zugeſtehn. Der König hatte wohl ſtillſchweigend zu dem Vorſprung, welchen der Erzbiſchof gewinnen wollte, ſeine Einwilligung gegeben; aber da die Liſt einmal entdeckt und zur Klage gekommen war, konnte ſie ſich nicht mehr halten. Der König verſprach Charoſt, dem Erzbiſchof Einhalt zu thun, der auch wirklich erſt acht Tage nach ihm ins Protokoll eingeſchrieben und vom Parlament anerkannt wurde. Aber der Erzbiſchof hatte ſich noch eine Liſt erſonnen, die ihm Charoſt eben auch verdarb. Voll Verdruß, daß er es nicht dahin hatte bringen können, daß Charoſt nicht mit ihm zugleich Pär würde, mehr aber noch dadurch beleidigt, daß es ihm nicht gelungen war, die Pärswürde zuerſt zu erhalten, nahm er noch zu der Kleinlichkeit ſeine Zuflucht, Charoſt wenigſtens um den augenblicklichen Vorrang zu bringen, und ſuchte zu dem Ende, was nie geſchieht, insgeheim ohne Beyſeyn irgend eines Pärs anerkannt zu werden. Er hatte das Unglück auch in dieſem letzten Schlupfwinkel entdeckt und daraus vertrieben zu werden. Charoſt der immer auf der Lauer war, erhielt davon Nachricht, er erfuhr an welchem Tage das geheime Complot ausgeführt werden ſollte; binnen vier und zwanzig Stunden verſicherte er ſich der meiſten Pärs, deren er habhaft werden konnte, und mit dieſen trat er in den Saal des Morgens um 7 Uhr, als die Aufnahme des Erzbiſchofs eben vor ſich gehen ſollte. Sie fanden ihn daſelbſt wartend, ſo wie es die aufzunehmenden Pärs zu thun pflegen und machten ihm ihre Gratulation, die er ihnen wohl gern erlaſſen hätte. Er konnte ſeine Ueberraſchung und ſeinen Verdruß nicht bergen. Die Pärs nahmen ſogleich ihre Plätze ein, und der Erzbiſchof mußte unter dem Herzog von Charoſt ſeinen Platz nehmen. Das Abentheuer war für den Erzbiſchof ſehr lächerlich, und Charoſt hatte die vollkommenſte Satisfaction. Er war mit

ſei-

seinem Vater im J. 1672 Herzog à brevet geworden, und im J. 1690 wurde er mit dem Erzbischof von Paris Pär des Reichs.

Der Kardinal von Coislin.

Der König war zu Marly im Conseil, Dienstags den 1. Julius, als ein Kourier vom Cardinal Janson mit der Nachricht von der Kardinalspromotion, und eine Stunde darauf der Kourier des Papstes mit der Kardinalsmütze für den Bischof von Orleans ankam, der sie dem Könige beym Herausgehen aus dem Conseil überreichte, und sie mit tiefgebücktem Haupte unter vielen Complimenten aus seinen Händen wieder empfing. Um alle Formalität zu vollenden, kam den 7. September der Cardinal Janson nebst dem Abbe Barriere, dem Kämmerer des Papsts nach Versailles, und brachte den Kardinalshut Coislin's, welchem ihn der König den Tag drauf in der Messe übergab.

Einige Tage nachher als er beim Lever des Königs gegenwärtig war, fragte ihn der König, ob man ihn nunmehr in einer Inventionsmacke sehen würde. Ja, Sire, antwortete der neue Cardinal: ich werde nie vergessen, daß ich eher Priester als Kardinal bin. Er hielt Wort: er änderte nichts von der Simplicität seines Hauses und seiner Tafel er trug beständig nur ein Unterkleid von Tuch oder sehr leichtem Zeuge ohne Seide, und hatte nichts von Roth an sich als die Mütze und das Band an seinem Hute. Der König, der ihn darauf kannte, lobte seine Antwort sehr, noch mehr aber sein Betragen selbst, wodurch er sich immer mehr in Achtung setzte.

Der Cardinal Coislin hatte eine Reinheit der Sitten und der Tugend, die er von seiner Kindheit an unverletzt erhalten hatte, wiewohl er am Hofe erzogen war, und sein Leben mitten im Geräusch der Welt zugebracht hatte. Wie sehr wurde er immer von jedermann in jedem Alter geliebt, geehrt, gesucht und geachtet! Man sagte sogar allgemein von ihm, daß er bey seinem Tode sein * * * * * noch habe. Sein Eifer für die Residenz, seine beständig priesterliche Sorgfalt und seine große Wohlthätigkeit waren allgemein bekannt. Er war glücklich in der Wahl derer, deren er sich

als bis er Rache an Mailand genommen hätte, welches er auch 3 Jahre lang gehalten hat.

Um Mailand auf immer außer Stand zu setzen, ihm zu trotzen, faßte er den Entschluß, diese Stadt zu zerstören. Er gab Befehl, alle ihre Thore zu schleifen und die Mauren soweit einzureißen, daß er durch die gemachte Oeffnung mit seinem ganzen Heer in die Stadt ziehen konnte. Damit dieses desto schneller ins Werk gerichtet würde, trug er den alten Feinden von Mailand, den Einwohnern von Lodi, Cremona, Como und Pavia dieses Geschäft auf, welches diese auch mit unglaublicher Geschwindigkeit verrichteten; und weit entfernt, eine Belohnung für ihre Mühe zu fodern, machten sie dem Kaiser noch eine große Geldsumme zum Geschenke, daß er ihnen die Freude gegönnt, ihre Rache an Mailand zu kühlen. Indessen erstreckte sich diese Zerstörung nicht über die ganze Stadt; alle Kirchen blieben unbeschädigt und selbst die innre Mauer blieb unverletzt, so daß sich Mailand noch immer wieder herstellen konnte, wie es auch wenige Jahre darauf schon geschehen ist. Aber das schrecklichste für die Mailänder war, daß sie ihre Vaterstadt räumen und in mehrere Ortschaften ihres Gebiets vertheilt, unter der Aufsicht kaiserlicher Beamten leben mußten. Alle Städte, welche mit Mailand im Bündniß gestanden, wurden durch das Schicksal dieser Stadt in Schrecken gesetzt: sie ergaben sich dem Kaiser freiwillig, und mußten es gleichfals geschehen lassen, daß ihre Stadtgräben gefüllt, und ihre Thürme und Mauern niedergerissen wurden. Alle andren Städte der Lombardey mußten Tribut bezahlen, und einen kaiserlichen Podesta (Gewalthaber) einnehmen.

Friedrich schaltete nunmehr unumschränkt in der Lombardey, und seine Macht hatte den höchsten Gipfel erstiegen; um so näher war sie ihrem Verfall, und sein Glück fieng von diesem Zeitpunkt an, ihm untreu zu werden.

Friedrichs Betragen gegen die widerspenstigen Städte war bisher schon von dem Vorwurf der Härte nicht frey gewesen, aber durch seine Beamten wurde die Unterdrückung auf einen ganz unleidlichen Grad getrieben. Man machte keinen Unterschied unter den rebellischen

Städten

zu Gehülfen in der Regierung und Unterrichtung seiner Diöces bediente, für die er ohne Unterlaß beschäftigt war. Man weiß unter andern zwey Handlungen von ihm, welche bemerkt zu werden verdienen. Als man nach der Aufhebung des Edikts von Nantes dem Könige in Kopf gesetzt hatte, die Hugenotten durch Mattern und Dragoner zur Bekehrung zu zwingen, schickte man auch ein Regiment nach Orleans, um es in der dasigen Dioces umher zu legen. Aber der Bischof von Orleans ließ sogleich nach der Ankunft des Regimentes die Officiere zu sich laden, und erklärte ihnen, daß er wünschte, daß sie nirgends anders als an seiner Tafel speisten; er ließ ihre Pferde in seine Ställe ziehen, und bat sie, daß sie keinen Dragoner aus der Stadt lassen und keinen Unfug zulassen möchten, und erbot sich, wenn sie nicht genug Unterhalt hätten, ihnen das nöthige zu liefern; besonders aber bat er sie, daß sie keinem Hugenotten etwas thun, und bey keinem Quartier nehmen möchten. Man gehorchte ihm. Das Regiment lag einen Monat da, der Monat kam ihm theuer zu stehen, aber nach Verlauf desselben bewirkte er daß das Regiment seine Dioces verließ und nie wieder Dragoner hinkamen.

Dieses so menschenfreundliche Betragen, das sich so vortheilhaft von dem Betragen fast aller übrigen und der benachbarten Bischöfe auszeichnete, gewann ihm fast eben so viel Hugenotten als andern die barbarische Behandlung, mit welcher sie gegen sie verfuhren. Diejenigen, welche sie bekehrten, thaten es freywillig und mit aufrichtigem Herzen, ohne Hoffnung und Furcht. Sie wurden vorläufig allemal unterrichtet, nichts geschah mit Uebereilung, und keiner von ihnen fiel in den Irrthum zurück. Außer der Menschlichkeit seines Betragens, der Uneigennützigkeit, womit er jenen Aufwand über sich nahm, und dem Ansehn, womit er das Regiment im Zaum zu halten wußte, ist noch der Muth an ihm zu bewundern, mit dem er es wagte, das damals allgemein geübte Verfahren, das selbst der König sehr eifrig betrieb, durch ein gänzlich entgegengesetztes Betragen gleichsam, obwohl stillschweigend, zu tadeln. Der Segen, der seiner Handlungsart folgte, verhinderte auch alles, was von bösen Folgen für ihn daraus entstehen konnte.

Die zweyte Handlung, die ebenfalls ganz der Menschlichkeit angehörte, war weniger öffentlich und gefährlich, aber

nicht

nicht weniger schön. Außer den öffentlichen Almosen, welche in der Argel die jährlichen Einkünfte des Bisthums aufzehrten, gab Coislin noch eine Menge anderer, die er aber sorgfältig geheim hielt. Unter andern gab er einem verarmten Edelmann, der weder Frau noch Kinder hatte, jährlich eine Pension von 400 Livres, und der Edelmann aß noch beständig an seiner Tafel, so lange er zu Orleans war. Eines Morgens fanden die Leute des Bischofs zwey große Stücken Silbergeschirr von seinem Zimmer entwendet, und einer von ihnen hatte bemerkt, daß der Edelmann sich lange an dem Orte herumgedreht hatte. Sie theilten ihren Argwohn ihrem Herrn mit, er konnte es nicht glauben, faßte aber Argwohn, als der Edelmann sich nicht mehr sehn ließ. Nach einigen Tagen schickte er zu ihm und ließ ihn holen, und zwang ihn unter vier Augen zum Geständniß seiner Schuld. Hierauf sagte der Bischof nichts weiter, als er müsse in äußerster Bedrängniß gewesen seyn, um eine Handlung der Art über sich zu gewinnen, und er habe große Ursache, sich über das wenige Zutrauen, das er zu ihm habe, indem er ihm seine Noth nicht entdeckt habe, zu beklagen. Bey diesen Worten zog er 20 Louisd'or aus der Tasche, gab sie ihm und bat ihn ferner wie gewöhnlich, an seiner Tafel zu speisen, besonders aber das was er nie wiederholen dürfe, so wie er es thue, zu vergessen. Er verbot seinen Leuten auf das strengste ihren Verdacht gegen jemand merken zu lassen, und die Anecdote ist blos durch den Edelmann selbst bekannt worden.

Der P. Daniel, Jesuit.

Verfasser einer neuen Geschichte von Frankreich.

Die Jesuiten, so geschickt die Schwachheiten der Monarchen auszuspähen, und so geübt jeden Umstand zu benutzen, der sie unterstützen und zu ihren Zwecken führen konnte, zeigten wie sehr sie darin Meister waren in Entwerfung des Plans zu einer Geschichte von Frankreich.

Sie erschien diese neue, in der That sehr neue Geschichte von Frankreich in drey starken Foliobanden unter dem Namen des P. Daniel als Verfasser, der sich zu Paris in ihrem

Ordenshaus aufhielt; Papier und Druck waren äusserst elegant und der Stil bewundernswürdig.

Niemals las man noch ein so reines, reines, fließendes Französisch, nie einen Stil voll so glücklicher Wendungen, mit einem Worte, mit allem geschmückt, was den Leser reizen und fesseln kann. Vorn war eine herrliche Vorrede, eine prächtige Ankündigung, kurze gelehrte Dissertationen, alles mit einem Pomp und einer Autorität, welche für die Geschichte bestach; viel Roman in der Periode des ersten Hauses, noch mehr in der zweyten, und die ersten Zeiten der dritten in vielen Nebel gehüllt.

Alle die Kunst, welche darin herrschte, alle die Mahlerey, die feine Schattirung, das magische Halbdunkel erschien unter der größten Simplicität; und an den mißlichsten Stellen war alles geleistet was Geist und Kühnheit, die sich unterstützt fühlt, zu leisten vermag.

Mit einem Wort das ganze Werk war augenscheinlich darauf angelegt, unter der Maske eines unbefangenen, der kritisch durch Vorurtheile und Irrthümer sich einen Weg bahnt und nichts als die Wahrheit sucht, zu überzeugen.

Daniel legte es drauf an zu zeigen, daß der größte Theil der Könige aus dem ersten Hause, mehrere aus dem zweyten und einige aus dem dritten anerkannt Bastarden, oft aus Ehebruch und aus doppeltem Ehebruch erzeugt gewesen seyen, und daß diese Geburt sie keinesweges vom Thron ausgeschlossen habe und als ganz unhinderlich dazu angesehen worden sey.

Ich drücke hier hart aus, was dort die feinste Delicatesse verdeckt, was aber doch im ganzen Gange des Werkes sehr deutlich ausgesprochen liegt, wiewohl mit einer Nachlässigkeit hingeworfen, welche so viel als möglich die Augen des Lesers vom Hauptpunkte abzieht und ihm nur die angenehme Ueberraschung der Entdeckung dieser historischen Wahrheiten läßt, welche vom Dunkel mehrerer Jahrhunderte verdeckt, erst durch den anhaltenden Fleiß eines Gelehrten enthüllt wurden, der ganze Nächte in Erforschung, Prüfung und Vergleichung der unbekanntesten Quellen durchwachte, und dessen Anstrengung die Nachwelt für die erhaltene Aufklärung verdunkelter Wahrheiten einst danken wird.

Das

Das Publikum war bald mit Enthusiasmus dafür eingenommen, und der Beyfall war so allgemein, daß alles, selbst Weiber, nach dem Buche liefen und sichs kauften.

So wie es ihr Interesse gewesen war, die Verfertigung eines solchen Buches zu veranlassen, so forderte auch ihr Interesse, die Verbreitung desselben zu befördern. Das Lob desselben durchdrang die Zimmer der Frau von Maintenon, der König sprach öffentlich davon und fragte einige vom Hofe, ob sie es lösen; die scharfsehendsten merkten bald, wie sehr es begünstigt war und diese Geschichte war sicherlich die einzige, von der der König und die Maintenon jemals gesprochen haben. Bald war das Buch zu Versailles auf den Tischen aller Hofleute, Männer und Damen zu sehen, und alles ertönte von Lobsprüchen, die in dem Munde mancher ziemlich unwissenden Personen und die, obwohl keiner Lectüre fähig, viel Geschmack an dem Buche affectirten, sehr spaßhaft klangen.

Diesem erstaunlichen Beyfall trat aber das in den Weg, daß man bemerkte, daß die weitläufige Geschichte, welche die dunkele Vorzeit so genau vor Augen zu führen schien, in den spätern Perioden sich blos auf den kriegerischen Theil der Geschichte, auf Lager, Märsche, alle kriegerischen Expeditionen und Details einließ, wobey selbst das Zusammentreffen einer Schaar von vierzig und funfzig Reutern oder Fußvolk mit einer andern Schaar, und alle die kleinsten Umstände nicht vergessen waren.

Durch eine Weitläufigkeit dieser Art kann man sich ein weites Feld öffnen, und dieß füllt den auch die drey Foliobände; aber von Negociationen, Cabalen und Intriguen des Hofes, von merkwürdigen Charakteren und Personen, von Steigen und Fallen der Günstlinge, von den Triebfedern der Ereignisse ließ man in dem ganzen Werke nichts, als trockene, zeitungsmäßige und oft noch oberflächlichere Berichte.

Die Geschichte der Gesetze, des Staats- und Volksrechtes, der Feste und der Sitten der verschiedenen Zeiten ist entweder ganz mit Stillschweigen übergangen oder mit derselben Kürze behandelt; und was die Affären mit Rom und die Geschichte der Ligue betrifft, so ist es spaßhaft zu sehen, wie der Verfasser mit seinen jesuitischen Schlittschuhen über das Eis hingleitet.

Kurz, wahre Kenner mußten das Werk verachten*) und nach einem so ausgezeichneten Beyfall erschien es endlich als ein sehr elendes Werk, so wie es freilich aus der durch die Politik der Gesellschaft geführten Feder fließen konnte, das aber immer listig und künstlich genug zu dem zu erreichenden Zwecke eingerichtet war, welchen es auch erreichte.

Der Beyfall fiel also; es schrieben Gelehrte gegen das Buch; aber der feine Hauptpunkt, der Punkt der die Entstehung desselben veranlaßt und gekrönt hatte, wurde fast von keiner einzigen französischen Feder berührt, so sehr fürchtete man Gefahr dabey.

Der P. Daniel erhielt dafür vom Könige 2000 Livres Pension, eine enorme Summe für einen Geistlichen, selbst für einen Jesuiten, nebst dem Titel Historiograph von Frankreich. Er genoß ganz der Frucht seiner Lügen, die er wohl kannte, und vielleicht eben so gut kannte als andere; und im Genuß seiner Gunst und Pension lachte er über alles, was gegen seine Geschichte geschrieben wurde, und antwortete kein Wort darauf, indem er selbst am besten wußte, was davon zu halten war.

Das Ausland war in Rücksicht der angeblichen Bastardkönige und der Thronfähigkeit der Bastarden nicht so zurückhaltend, wie Frankreich; aber man suchte sorgfältig zu verhüten, daß Frankreich nicht mehr von dergleichen lästigen Wahrheiten angesteckt würde.

Herzog von Estrées

und Graf von Harcourt.

Zwischen dem Herzog von Estrées und dem Grafen von Harcourt fiel bey einem Soupee der Herzogin von Albert zu

Ent-

*) In Boulainvilliers kann man sehen, was von dem Jesuiten geurtheilt wird.

Ende Junius ein Zank vor, der im Publikum viel Aufſehen erregte.

Der Graf von Harcourt hatte lange nach des Königs Tode ein Stück Land vom Herzoge von Lothringen in Lothringen erhalten, hatte demſelben den Namen Guiſe geben laſſen, und nannte ſich darnach Graf von Guiſe; er war aber um nichts beſſer als der Herzog von Eſtrees; er war Sohn des Prinzen und der Prinzeſſin von Harcourt.

Der Marſchall von Villeroy, der durch Zufall der älteſte Marſchall von Frankreich war, der ſich zu Paris befand, ſchickte zu einem jeden von ihnen einen Gefreiten von dem Marſchallsgericht, der bey ihnen bleiben ſollte. Aber beyde weigerten ſich ihn anzunehmen, weil die Herzöge die Autorität und Gerichtsbarkeit der Marſchälle von Frankreich nicht anerkennen und denſelben nie unterworfen geweſen ſind, ob ſchon das Tribunal jede Gelegenheit ergriffen hat, um dieſe Autorität zu uſurpiren.

Sonderbar iſt, daß die Herzöge, die zugleich Marſchälle von Frankreich waren, gewöhnlich mehr auf dieſe vorüber gehende Autorität gelegt und die Rechte eines Amtes der Krone, das ihnen die Eigenliebe als das Eigenthum ihres eigenen Verdienſtes anſehen ließ, immer höher geachtet haben, als die mit einer erblichen, in ihren Familien ruhenden Würde verbundenen Vorrechte. Der Marſchall von Villeroy, den ſo viele perſönliche Urſachen von dieſer Thorheit frey erhalten mußten, war dennoch mehr als ein anderer davon angeſteckt. Er ſprach mit dem Könige, und da die Sache keinen Widerſpruch litt, ſo erhielt er auf der Stelle eine lettre de cachet, in welcher den beyden Herrn angedeutet wurde, ſich entweder in die Baſtille zu begeben, oder die Gefreiten anzunehmen.

Sie nahmen dieſelben alſo an, aber auf dieſen Befehl des Königs, nicht auf Befehl der Marſchälle von Frankreich, was ſie auch erklärten, als ſie ſich zur Annahme der Gefreiten fügten.

Einige Tage nachher ließen die verſammelten Marſchälle von Frankreich ſie vor ihr Tribunal fodern. Der Graf von

Har-

Harcourt war nicht zu Hause und der Herzog von Estrées, der sich zu Hause befand, weigerte sich zu erscheinen. Hierauf ging der Marschall von Villeroy zum Könige und stellte ihm nachdrücklich vor, wie leicht bey der Schwierigkeit, ihren Handel zu endigen, zwischen den beyden Herren etwas vorfallen könnte; er wagte aber kein Wort von ihren vorgeblichen Ungehorsam zu sagen. Der König, der in der That fürchtete, daß sie sich den Augen der Gefreiten, die ihnen durch eine lettre de cachet und nicht durch die Autorität der Marschälle zugegeben waren, entziehen, und sich einander treffen möchten, ließ eine zweyte lettre de cachet ausfertigen, worin er ihnen befahl sich in die Bastille zu begeben, ohne daß darin von ihrem Ungehorsam noch von der Autorität der Marschälle ein Wort gesagt war, und eine dritte an den Gouverneur der Bastille, sie darin aufzunehmen.

Einen Monat nach der vorgefallenen Uneinigkeit, ernannte der König die Marschälle von Villeroy, Hürelle und Tessé zu Richtern in dieser Sache, aber nicht in der Qualität als Marschälle von Frankreich, sondern als dazu gewählte Commissärs.

Diese drey Herrn versammelten sich zu Paris beym Marschall von Villeroy, und dieser schickte an den Gouverneur der Bastille eine lettre de cachet des Inhalts, daß er den Herzog von Estrées und den Graf von Harcourt aus der Bastille entlassen und geradenwegs nach ihrer Mittagsmahlzeit zu ihm schicken sollte. Da von der anmaßlichen Autorität und Gerichtsbarkeit der Marschälle nicht mehr die Rede war, sondern von der Autorität des Königs in Person der dazu ernannten Commissarien, so gehorchten die beyden Herren ohne Widerrede; auch zeigte sich keiner der Commissarien als Marschall von Frankreich. Sie empfingen die beyden mit aller möglichen Höflichkeit, sagten ihnen kein Wort über ihren angeblichen Ungehorsam, nichts über die anmaßliche Autorität des Amtes und des Gerichtshofes der Marschälle von Frankreich, der Herzog und der Graf sagten kein Wort zur Entschuldigung, daß sie sie anzuerkennen sich geweigert hätten, kurz, es wurde das Vorgefallene mit keinem Worte erwähnt. Der Marschall von Villeroy, nachdem er sie begrüßt hatte, sagte ihnen ganz kurz, da sie drey durch

die

die eingezogenen Nachrichten erfahren hätten, daß die im Publikum verbreiteten Gerüchte ungegründet gewesen seyen, und da man sie beyde mit einander ausgesöhnt sähe (er hatte sie aber kein Wort gefragt, hatte kein Wort von ihnen gehört und auch weiter kein Wort, als ich referirt habe, vorgebracht); so hätte er weiter nichts zu thun, als sie zu bitten, nicht ihnen zu befehlen, daß sie sich umarmen und Freunde seyn möchten. Sie umarmten sich sogleich, alles stillschweigend, und der Marschall von Villeroy setzte hinzu, daß ihre Uneinigkeit im Publikum großes Aufsehn erregt habe, und daß, wenn sie in der Folge sich von neuem veruneinigten, man nicht umhin könnte, diese Uneinigkeit als eine Folge von der ersten anzusehen, wofür sie der König nachdrücklich warnen lasse. Er bat sie hierauf (bat, befahl nicht), sich nochmals zu umarmen. Sie thaten es und entfernten sich unter demselben Stillschweigen und unter vielen Höflichkeitsbezeugungen von Seiten der drey Marschälle, die sie nur durch Verbeugungen erwiederten. Sie waren nun völlig auf freien Fuß gestellt und man hat bis jetzt nichts wieder von ihrer Geschichte gehört.

Ich bin nicht willens mich hier dabey aufzuhalten, zu zeigen, wie gänzlich grundlos die Anmaßung der Marschälle von Frankreich sey, weswegen sie auch, trotz aller ihrer Bemühungen, während der Hälfte der Regierung Ludwigs des XIV. und noch länger, nie damit durchgedrungen sind. Eben so würde es Zeitverlust seyn, zeigen zu wollen, welch ein gänzlicher Unterschied zwischen der Würde eines Pärs, ja selbst der eines Herzogs und dem Amte eines Marschalls von Frankreich statt habe. Die Sache springt selbst in die Augen, und läßt sich überall nachweisen; die Marschälle von Frankreich haben es sich auch nie einfallen lassen, sich mit jenen in Vergleichung zu setzen; und wenn im Kriege die Marschälle von Frankreich in allem vor den Herzögen den Vorrang haben, wovon auch selbst die Prinzen vom Geblüt nicht ausgenommen sind; so ist dieß eben auch ein klarer Beweis des behaupteten Unterschiedes, indem ihnen niemand ableugnet, daß ihnen alle militärischen Vorzüge zukommen.

Was aber ihre Civiljurisdiction betrifft, so würden sie nicht einmal beweisen können, daß sie jemals nur daran gedacht

dacht hätten, die Herzöge derselben zu unterwerfen, außer zur Zeit der Regierung Ludwigs des XIV., in der Verwirrung, welche hervorzubringen ihn die Minister gelehrt, um durch Erniedrigung alles höhern angeblich die königliche, eigentlich aber ihre eigene Gewalt zu erhöhen, und so sich aus dem Nichts heraus zu der Höhe empor zu heben, auf welcher wir sie jetzt erblicken; wohin auch die Creirung von vierzehn neuen Herzögen und Päirs und von noch vierzehn andern in den Jahren 1663 und 1665 zu rechnen ist.

Seit der Entstehung dieser neuen Anmaßung hat es aber wenig Fälle gegeben, wo man sie auszuüben gesucht hätte. Die Uneinigkeit der Herzöge von Aumont und la Ferté war die erste Gelegenheit, welche denn auch die Marschälle von Frankreich bestmöglichst zu benutzen suchten. Es war die Zeit eines lebhaften glücklichen Krieges, folglich die Periode ihres Glanzes und Credites; demungeachtet wollte es ihnen nicht gelingen, die beyden Herzöge ihren Befehlen zu unterwerfen, sie konnten von ihnen nicht ein Wort zur Entschuldigung erhalten und ihnen nicht den geringsten Beweis geben, daß sie die ihnen zugeschickten Gefreyten des Marschallegerichtes die Treppen hatten hinuntertanzen lassen, ihnen gedroht, sie zum Fenster hinaus werfen zu lassen und Reden gebraucht hatten, die für das Tribunal, das sie geschickt hatte, sehr ehrenrührig waren. Der Handel endigte sich dadurch, daß sie der König zu Commissarien ernannte, in deren Qualität, nicht aber als Marschälle von Frankreich, sie die Sache schlichteten.

Die Marschälle von Frankreich behandelten sie mit viel Höflichkeit und Complimenten und bey der ganzen Verhandlung wurde alles dessen, was gegen ihre anmaßliche Autorität geschehn war, mit keinem Worte Erwähnung gethan: es geschah nichts, was an die Form eines Tribunals erinnert hätte, alles geschah kraft der königlichen Autorität, welche sie als Commissarien sehr bescheiden anerkannten.

Es fiel auch eine Uneinigkeit zwischen dem Herzog von Lesdignieres und dem nachherigen Generallieutenant Lambert vor, wovon aber die Marschälle von Frankreich nicht die geringste Notiz zu nehmen für gut fanden, wiewohl der Zank an einem öffentlichen Orte zu Paris vorfiel. Der Handel wur-

wurde durch den Marschall von Düras, den Schwiegervater des Herzogs von Lesdiguieres, nicht als Marschall von Frankreich, sondern als königlichen Commissarius geschlichtet. Das nämliche was auch hier geschehen ist.

Der Herzog von Estrées und der Graf von Harcourt sind keinesweges darum in die Bastille gesetzt worden, weil sie sich geweigert hatten, die Jurisdiction der Marschälle von Frankreich anzuerkennen, und ihre Gefreyten anzunehmen, sondern lediglich, damit unterdessen kein Unglück zwischen ihnen vorfallen möchte: denn im entgegengesetzten Falle würde das Tribunal nicht ermangelt haben, sich seines Richters zu bedienen, wie es dieß so oft gethan hat, wenn Personen, die seinen Befehlen unterworfen waren, widerspenstig waren, und würde sie mit Gewalt haben in Verhaft nehmen und in das For l'Eveque setzen lassen, welches das Gefängniß des Tribunals ist. Hier mußten sie zur Autorität des Königs ihre Zuflucht nehmen, und dieser, weit entfernt, die beyden Herren der Gerichtsbarkeit der Marschälle von Frankreich zu übergeben, ließ einen jeden von ihnen eine lettre de cachet und eine dritte an den Gouverneur der Bastille ausfertigen, wodurch dem einen befohlen wurde, sich in die Bastille zu begeben, dem andern, sie in die Bastille aufzunehmen, welches das Gefängniß ist, wo niemand hinein noch heraus kömmt, ohne den unmittelbaren Befehl des Königs; und dieser ließ denn auch ähnliche Befehle ausfertigen, als sie daraus entlassen werden sollten, ohne daß demnach ein Wort von den Marschällen von Frankreich dabey die Rede war; und daß ihnen, bevor sie in die Bastille kamen, Gefreyte zugegeben wurden, daß diese sie dahin begleiteten und nachher unmittelbar von der Bastille zum Marschall von Villeroy, dem ersten der drey königlichen Commissarien, führten, geschah lediglich um in dieser Zwischenzeit alles mögliche Unheil zu verhüten.

Uebrigens von sieben oder acht Marschällen von Frankreich, die sich damals zu Paris befanden (wohin sogar auch der Marschall von Montesquiou aus Flandern auf immer zurückgekehrt war, an dessen Platz als Generallieutenant der Provinz der Hr. von Lingey gegangen war), waren nur drey Marschälle von Frankreich vom Könige zu Commissarien

Städten und unter denen, welche dem Kaiser treu geblieben waren. Alle wurden fast auf gleiche Art mit Abgaben gedruckt, und von den kaiserlichen Beamten mißhandelt. Alles klagte, lauter oder stiller; und mehrere Städte wie Verona, Padua und Vizenza schlossen einen Bund miteinander, i. J. 1164. worinn sie sich anheischig machten, nicht mehr zu thun oder zu bezahlen, als was unter den vorigen Kaisern üblich gewesen. Friedrich war nach Deutschland gegangen, wo er eine neue Armee zusammen zu bringen suchte aber erst im dritten Jahre damit zu Stande kam. Die Deutschen waren der wiederhohlten Feldzüge nach Italien, die sie ohnehin nie geliebt hatten, endlich müde, und Fridrich mußte sich zu erniedrigenden Bitten herablassen, um die Fürsten dahin zu bringen, daß sie ihm folgten. Dadurch daß er von ihrem guten Willen abhängig war, mußte er die Augen bey vielen Gewaltthätigkeiten zudrücken, die sie sich zu Schulden kommen ließen. Er, der am Anfang seiner Regierung als ein noch junger Kaiser Fürsten zum Hundetragen verdammte, sah sich nunmehr dahin gebracht, die strafbarsten Friedensstörungen ungeahndet zu lassen, weil er ihre Urheber nöthig hatte. So mußte er das traurige Vergnügen, sich an den Lombardern zu rächen und in Italien eine vergängliche Macht zu behaupten, mit seinem weit reellerem Ansehen in Deutschland erkaufen.

Noch ein Umstand kam hinzu, der seine Sache verschlimmerte. Sein Pabst Victor war gestorben, und dieser frühzeitige Tod 1164. wurde nach dem Aberglaube jener Zeiten für ein Urtheil Gottes gehalten, daß die Sache dieses Pabstes die schlimme gewesen sey. Viele die es mit diesem Pabste gehalten, wankten, und suchten sich mit dem Alexander auszusöhnen. Wahrscheinlich hätte Fridrich selbst es gethan, aber sein Kanzler Rainald, den er in Italien gelassen, verdarb durch seine Voreiligkeit alles. Die Faction welche den Victor gewählt hatte, schritt sogleich zu einer neuen Wahl, ohne auf den Alexander zu achten, und erwählte Paschal III. welchen der kaiserliche Kanzler, ohne erst bey seinem Herrn anzufragen, als rechtmäßigen Pabst erkannte. Friedrich machte seinem Kanzler bittre Vorwürfe darüber, aber ihm Lügen zu strafen erlaubte ihm sein Stolz nicht; er bestätigte die Erklärung des Kanzlers und machte

ernannt worden, zum augenscheinlichen Beweis, daß ihre anmaßliche Jurisdiction als Marschälle von Frankreich dabey gar nicht ins Spiel kam, indem die übrigen alle ausgeschlossen waren und diese drey in nichts kraft der Autorität ihres Amtes, sondern lediglich kraft der königlichen Autorität als Commissarien in dieser Sache handelten. Auch sah man nichts von den gewöhnlichen Formalitäten des Tribunals bey dem Marschall von Villeroy; der Supplikenmeister war nicht als Referent da, kein Sekretär des Tribunals war da, nichts von der gewöhnlichen Ordnung, nicht einmal der gewöhnliche Tag. Man hatte mit Fleiß den Sonntag gewählt.

Kardinal von Estrees.

Seine Briefe von Rom aus, über das Conclave, an den Marquis von Villars.

Der Papst starb in der Nacht vom 27. zum 28. mit eben der frommen Gesinnung und Resignation, die er in seiner Krankheit und in seiner ganzen letzten Zeit bewiesen hat.

Den andern Tag Abends brachte man seine Leiche unter der gewöhnlichen Begleitung und Ceremonie von Monte Cavallo in die Paulincapelle des Vaticans. Den Tag drauf brachte man sie in die Peterskirche, und man beobachtet die in solchen Fällen gewöhnlichen Feyerlichkeiten.

Das Kardinalscollegium hat den alten Gouverneur von Rom in seiner Stelle bestätigt, die ihm eine Cabale zu entreißen suchte; und das Präsidium des Conclaves ist dem Prälaten Borghese, den Sohn des Prinzen dieses Namens, gegeben worden. Gestern machte der Prinz von Monaco dem Kardinalscollegium sein Compliment und nach ihm der Gesandte von Venedig. Da der Kardinal von Bouillon wegen einer kleinen Unpäßlichkeit nicht in der Versammlung seyn konnte, so antwortete der Kardinal Stertatal, welcher der älteste nach ihm ist, auf die Anreden der Gesandten.

Abends

Abends ſetzte man den Papſt in der Peterskirche bey und die einzigen Kardinäle ſeiner Creation und die drey, welche ſeine Miniſter geweſen ſind. Der Biſchoff von Pavia Trocchi, ein Mann von Stand, Reichthum und Verdienſten, der ſeit einiger Zeit krank geweſen, iſt zwey Tage nach Sr. Heiligkeit geſtorben. Man hält für gewiß, er ſey einer von denen, welche der Papſt in Petto gehabt habe.

Der Kardinal Sacchet hatte geſtern wieder einen ſeiner gewöhnlichen hypochondriſchen Zufälle. Man ſagt, daß er ſich heute beſſer befinde.

Der Kardinal von Medicis iſt heute Nachmittags um ein Uhr hier angekommen.

Brief des Kardinals von Eſtrees an den Marquis von Villars.

Aus dem Conclave den 16. Oct. 1700.

In Ihrem Briefe vom 2ten October, mein Herr, melden Sie mir nichts, Ihre Rückkehr nach Frankreich betreffend. Indeſſen ſchreibt man mir von Paris, daß Sie bald dahin zurückkehren würden. Nach dem, was Sie mir über Ihren jetzigen Aufenthalt zu Wien ſchreiben, glaube ich, Ihnen ein Compliment über Ihre ſchleunige Abreiſe machen zu können. Die meinige werde ich nach geſchehener Papſtwahl wo möglich, nicht verſchieben. Ob mich gleich der Ort, wo ich mich befinde, von der Pflicht, Ihnen zu antworten, losſprechen könnte, ſo will ich doch nicht ermangeln, Ihnen für Ihren Brief Dank zu ſagen. In der That in dieſen erſten Tagen ſind unſre Geſchäffte von innen und von außen ſo gehäuft, daß man Mühe hat einige Stunden für das Eſſen und Schlafen abzuſparen.

Die Lage dieſes Conclave iſt aus vielen Gründen kritiſch und mein Verhalten dabey erfordert mehr Klugheit und Erfahrung, als ich wirklich beſitze. Es iſt mit dem jenſtigen in gar keinen Vergleich zu ſetzen. Unſre Feinde bedienen ſich des Theilungstraktates als eines Mittels, um das Kardinals-

collegium zum ſchleunigſten Verfahren und baldigſten Beendigung der Wahl zu bewegen. Aber weder für uns, noch für das Collegium ſelbſt iſt dieſe Eilfertigkeit rathſam.

Wir erwarten in fünf oder ſechs Tagen den Kardinal le Camus, und acht oder zehn Tage nachher den Kardinal Noailles. Der Kardinal von Bouillon beträgt ſich mit vieler Beſcheidenheit, und ſollte er auch etwas im Hinterhalte führen, ſo zeigt er doch im Aeußern in Rückſicht des Königs die größte Ehrerbietung. Dieß, mein Herr, iſt alles, was ich bisjetzt ſagen kann, der Fortgang unſers jetzigen Geſchäftes wird mir Gelegenheit geben, Ihnen mehreres zu melden. Ich bin u. ſ. w.

Derſelbe an Denſelben.

Rom, den 28. Nov. 1700.

Ich habe, mein Herr, den Brief erhalten, den Sie mir vom 12ten dieſes Monats zu ſchreiben die Gefälligkeit hatten. Er traf mich, Gott ſey Dank, außer dem Conclave. Sie werden ſchon den Tag der Wahl erfahren und gehört haben, mit welchem Enthuſiasmus ſich das ganze Collegium dazu vereinigt hat. Es hat ihm auch nicht eine Stimme gefehlt, es waren ihrer fünf und vierzig. Die wahlfähigen unter den Kardinälen, die alle älter waren als er ſelbſt, und deren eine große Zahl waren, traten ohne Widerrede bey. Und wenn wir nicht die Beendigung der Wahl vier Tage verzögert hätten, um zu zeigen, daß ſie nicht ohne vorhergegangene Erklärung des Ambaſſadeurs des Königs vollbracht werden könnte und um die, ſeiner Krone ſchuldige Achtung zu erhalten, da überdieß die Sache Se. Majeſtät intereſſirte, ſo würde das ganze Geſchäft in zwölf Stunden angefangen und beendigt worden ſeyn; aber um des Wohlſtandes und der öffentlichen Meynung willen, welche die Kardinäle des Hauſes Oeſtreich gänzlich vernachläſſigten ſahen wir uns genöthigt, die Handlung des Conclaves bis auf die Antwort des Prinzen von Monaco zu verzögern Dieſe Maaßregel wurde vom Publikum gebilligt, und ohngeachtet der geheimen Gegenwirkung einiger Kardinäle, welche die Wahlfreyheit dadurch ver-

verletzt glaubten, bis zu Ende durchgeführt. Vorgeſtern beſuchte ich den Pabſt; er bezeigte viel Erkenntlichkeit wegen des Beytrittes unſerer Nation, der in ſo verbindlichen Ausdrücken von Sr. Majeſtät vorgeſchrieben geweſen. Sie werden, mein Herr, an dem Hofe, wo Sie Sich befinden, ſehr wohl bemerken, wie angenehm ihm die Wahl geweſen und Sie werden mich verbinden, wenn Sie mir etwas davon melden. Wir kannten die Subjecte, die er angelegentlich wünſchte, und wir haben ſie zu entfernen gewußt. Es muß des Pabſtes angelegentliche Sorge ſeyn, ſeine Verwandten von ſich entfernt zu halten, und er hat die Abſchaffung des Nepotismus über die Grenzen ausgedehnt. Die Bulle Pabſts Innocenz XI. iſt dabey angewandt worden. Den Tag nach der Wahl, früh um vier Uhr, brachte uns ein Kourier von Florenz die Nachricht von der feyerlichen Annahme des Teſtamentes des verſtorbenen Königs von Spanien und von den ſchleunigen Vorbereitungen zur Abreiſe des neuen Königs.

Dieſe Nachricht iſt an den ſpaniſchen Geſandten gekommen, der, ſo wie die ſich hier befindenden Spanier, voll Freude darüber iſt.

Wir haben noch nichts von unſerm Hofe erhalten; und ich wundere mich, daß kein Kourier an den Prinzen von Monaco abgeſchickt worden iſt, theils wegen dieſer Sache, theils wegen des im Palaſt Vaini Vorgefallenen. Ich glaube von hier aus die Senſation zu bemerken, welche an dem Orte Ihres Aufenthaltes einen für das Haus Oeſtreich ſo unerſetzlichen Schlag verurſachen muß. Ich hoffe, wenn Sie noch nicht von Wien abreiſen, nähere Nachrichten von Ihnen darüber zu erhalten. Ich bin u. ſ. w.

Zweyter Marſchall von Eſtrees.

Der Marſchall von Eſtrees ſtarb zu Paris im Alter von 83 Jahren, als älteſter der Marſchälle von Frankreich, was auch ſein Vater und ſein Sohn geweſen ſind. Ein Beyſpiel ohne Gleichen von drey Marſchällen von Frankreich in einer Familie hinter einander, alle drey auch Ritter der königlichen Orden.

Dieſer hatte ſeit faſt vier Jahren die Freude ſeinen Sohn als Marſchall von Frankreich zu ſehen. Er ſelbſt war im Frühling 1681, eilf Jahr nach ſeines Vaters Tode, mit dem allgemeinen Beyfall des Publicums allein zum Marſchall gemacht worden und hatte ſchon lange mit Ungeduld erwartet, ſeinen Sohn mit derſelben Würde geſchmückt zu ſehen. Er hatte von ſeinem erſten Feldzuge her eine verſtümmelte Hand; im Jahr 1644 bey der Belagerung von Graveline war er Generalcolonel; ſeit 1675 Generallieutenant. Er hatte ſich an der Spitze des Regimentes Navarra bey mehrern Gelegenheiten ausgezeichnet. Die ordre de tableau war damals zum Glück noch unbekannt; man prüfte die Leute, welche Talent und guten Willen zeigten, und gab ihnen Gelegenheit durch mehr oder weniger wichtige Commandos ſich zu üben und zu zeigen; man ließ diejenigen, welche die von ihnen erfaßten Hoffnungen täuſchten, und beförderte die, welche glücklicher waren; und wiewohl Gunſt, Geburt, Vermögen immer einiges Gewicht hatten, ſo wurde doch mehr der Ruf berückſichtigt, und die Stimme der Armee, die Meynung der Truppen und das Urtheil der Feldherren gehört.

Man überging dieß nur äußerſt ſelten zum guten oder zum böſen. Aber Louvois, der ſchon damals den Plan entwarf, wie er ſich zum Herrn und Lenker des Krieges und zum Schöpfer alles militäriſchen Glückes machen, und wie er in dieſer Hinſicht die ganze Lage der Dinge durch ſeine Macht umändern könnte, dachte auch darauf, wie er ſich der Leute, welche ſich zu etwas großem entwickelten und deren Verdienſt ihm gefährlich werden mußte, entledigen könnte, was ihm mit der Länge der Zeit auch gelang. Er ſeufzte unter der Laſt des Anſehens, das Mons. le Prince, Hr. von Turenne und ihre Zöglinge genoſſen; er wollte keine Männer mehr von der Art aufkommen laſſen; er wollte die Quelle derſelben verſtopfen, damit alles, ſelbſt das Verdienſt, von ihm ausfließen und die durch ſeine Gunſt emporgehobene Unwiſſenheit ſich auch nur durch dieſelbe behaupten möchte.

Hr. von Eſtrees war einer von denen, die ihm am meiſten im Wege ſtanden. Er war ſeit zwölf Jahren durch Verdienſt und mannigfaltige geleiſtete Dienſte in ſeinem drey und vierzigſten Jahre Generallieutenant, das war zu weit vor

vorgeschritten. Bei Eröffnung des Krieges von 1667 ergriff sein Nebenbuhler Colbert die Gelegenheit, den seit lange schon entworfenen Plan zu Wiederherstellung der Marine auszuführen; sie gehörte zu seinem Departement als Staatssekretär und er hatte, vermöge seiner Stelle als Generalcontroleur der Finanzen, deren Surintendantschaft er zugleich mit Fouquet vertilgt hatte, alle die nöthigen Hülfsmittel dazu in Händen. Louvois sah kein Mittel, diese Wiederherstellung in einem von zwey Meeren begrenzten Reiche zu verhindern; er machte Estrees verdrießlich, er vereinigte sich absichtlich mit ihm und brachte ihn dahin, daß er sich Colbert in die Arme warf, und dieser froh, für die Marine die mehr neugeschaffen als wiederhergestellt werden mußte, eine so gute Acquisition zu machen, that dem Könige den Vorschlag, ihm das Commando derselben zu übertragen. Obgleich diese schwere Kunst ganz verschieden von der Kriegsführung zu Lande ist, so zeigte sich Estrees bald eben so fähig dazu, er that eine Expedition in die amerikanischen Inseln, wodurch aller der von den Engländern gestiftete Schaden wieder gut gemacht wurde. Er wurde hierauf Viceadmiral. Er schlug die Corsaren von Algier, Tunis und Sali und zwang sie um Frieden zu bitten im Jahr 1670, und zeichnete sich nachher immer durch glückliche Unternehmungen zur See aus.

So froh auch Louvois gewesen war, daß er sich einen so fähigen Kopf vom Halse geschafft hatte, so sehr ärgerte ihn das Glück, das er zur See machte. Er haßte ihn nunmehr, nachdem er sich nur mit ihm entzweyt hatte, um seiner los zu werden. Sein Ruhm, der durch sein Kriegsglück zur See noch vergrößert war, erregte seinen ganzen Haß. Er sah darin das Glück Colberts, das den Glanz seiner Staatsführung verdunkelte. Colbert wollte, daß die Marine einen Marschall von Frankreich haben sollte und Estrées verdiente diese Würde schon längst; aber Louvois's Credit drang in so weit durch, daß er sie nicht mit denen, welche bey Türennes Tode im J. 1675 zu Marschällen gemacht wurden, erhielt. Estrées und Colbert waren darüber aufgebracht, aber sie ließen den Muth nicht sinken, jener fuhr fort, durch neue Thaten sein Verdienst zu vergrößern, dieser, seine Verdienste und Thaten dem Könige vorzustellen und ihm zu zeigen, wie wichtig es sey, die Marine, welche so unentbehrlich sey, nicht ver-

verdrießlich zu machen und daß dieß geschehen müsse, wenn ihr General von der Marschallswürde ausgeschlossen würde. Kurz, Louvois konnte nicht länger das Gegengewicht halten, und im März 1681 machte der König Estrées ganz allein zum Marschall von Frankreich. Einige Jahre nachher ertheilte er ihm den leeren Titel eines Vicekönigs von Amerika, ohne Function und Gehalt; endlich das Gouvernement Nantes und die Generallieutenantsstelle von Bretagne, welche sein Sohn bey seinem Tode erhielt. Der Marschall von Estrées wurde geboren, lebte und starb arm, war stets ein redlicher Mann, allgemein geachtet und mit seinen Brüdern, den Herzogen und dem Kardinal von Estrees, auf das engste verbunden.

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Ludwig von St. Simon.

Siebentes Buch.

Krieg von 1701 bis 1706.

Inhalt.

1. Der Kayser erklärt Frankreich den Krieg: Italien ist der Schauplatz. Der französische General Vaudemont wird verdächtig. Verwirrung unter den französischen Generalen. Der Marschall von Villeroy wird als Befehlshaber abgeschickt. 2. Er wird bey dem Treffen zu Cremona gefangen genommen. 3. Der Herzog von Vendome erhält dessen Stelle. Gefecht bey Luzara. 4. England, Holland ꝛc. erklären Frankreich den Krieg. 5. Geschichte des englischen Generals Marlborough. 6. Schlacht bey Friedlingen. 7. Die im Hafen von Vigo verbrannten Gallionen. 8. Portugal erklärt sich gegen Frankreich und Spanien. 9. Auch Savoyen. 10. Der Herzog von Bourgogne erobert Breysach. 11. Schlacht bey Hochstätt. 12. Der König sendet Berwick und Puysegur nach Spanien. 13.

die Sache des Paschal zu der seinigen. Noch ehe er Deutschland verließ, mußten die Fürsten und Bischöffe ihm versprechen, den Alexander nie als rechtmäßigen Pabst zu erkennen, sondern dem Paschal getreu zu bleiben. Umsonst suchte er noch andre europäische Könige von dem Alexander abtrünnig zu machen, den König von England besonders, der mit diesem Pabst in eine heftige Streitigkeit verwickelt war; aber alle seine Bemühungen schlugen fehl und dienten nur dazu, den Alexander gegen ihn unversöhnlich zu machen.

Nun glaubte Fridrich seinem gesunkenen Ansehen und der Schwäche seines Pabstes Paschal durch eine kühne That aufhelfen zu müssen. Er verließ schnell die Lombardey, und rückte auf Rom an, wohin Alexander, auf Einladung der Römer selbst, zurückgekehrt war. Er nahm ohne Schwierigkeit den Theil der Stadt in Besitz, welcher disseits der Tiber liegt, und um den Alexander aus der Peterskirche zu vertreiben, ließ er in der Nähe derselben und zuletzt gar an einem Thurm dieser Kirche Feuer anlegen, worauf sie ihm übergeben ward. Nun erbot er sich alle Gefangene und alle gemachte Beute herauszugeben, wenn Alexander das Pabstthum abtreten würde, welches Paschal gleichfalls thun sollte, damit zu einer ganz neuen legitimen Pabstwahl geschritten werden könnte. Die Römer schon aufs äußerste gebracht, waren nicht unceneigt dazu, aber Alexander war nicht zu bewegen. Um nicht zu Abtretung seiner Würde gezwungen zu werden, verließ er Rom heimlich in einem Pilgerkleid; worauf die Römer dem Kaiser die Treue schworen und den Paschal als Pabst erkannten.

Friedrichs Sache schien nach Eroberung Roms wieder hergestellt zu seyn, als ein unerwarteter Unglücksfall ihn um alle diese Vortheile brachte. Eine Seuche riß ein im Lager der Deutschen, welche in 7 Tagen die meisten Fürsten von seinem Gefolge, worunter einige von seinen nächsten Verwandten waren, und den größten Theil der Armee dahinraffte. Dieses außerordentliche und plötzliche Unglück erklärte man nun allgemein für eine Strafe des Himmels, weil er in der Nähe der Peterskirche Feuer hatte anlegen lassen, und eine tiefe Bestürzung bemächtigte sich aller seiner Anhänger. Zu

Gescheiterte Plane gegen Cadix. 14. Die Feinde nehmen Gibraltar. 15. Die von dem Grafen von Toulouse gewonnene Seeschlacht bey Malaga. 16. Verua wird auf Discretion genommen. 17. Glücklicher Feldzug von Villars. 18. Einnahme von Hagenau. 19. Feldzug des Königs von Spanien, und Belagerung von Barcellona. 20. Die Schlacht von Ramillies.

Während dieser Zeit erklärte der Kayser Krieg gegen Frankreich, welches den Herzog von Anjou auf dem Throne (von Spanien) erhalten wollte. Italien wurde sogleich der Kriegsschauplatz.

Prinz Eugen commandirte die Kaiserliche Armee; und Vaudemont, welcher Catinat und Tessé unter sich hatte, die Spanische und Französische. Nach Vaudemont diente sein einziger Sohn, und Commercy, der Sohn seiner Schwester, von Lillebonne.

Man hätte leicht einsehen können, wie nöthig es gewesen wäre, auf das Benehmen des Vaters ein wachsames Auge zu haben; man würde alsdann auch eben so leicht entdeckt haben, daß es mehr als verdächtig war. Catinat kam bald auf den Grund. Er konnte nie etwas mit ihm beschließen, ohne daß die Feinde sogleich davon benachrichtigt wurden. Nie konnte irgend eine Streifpartie ausgeschickt werden, welcher nicht von den Feinden eine mehr als doppelt so starke Macht entgegen kam. Sie trieben es bis

zur Unverschämtheit; allein man durfte doch keinen Schluß daraus ziehen.

Catinat beschwerte sich oft darüber; er meldete es bey Hof; allein niemand unterstützte ihn, und der ganze Hof war für Vaudemont. Dieser gewann durch Höflichkeit, großen Aufwand, und besonders durch reichliche Unterstützungen unsere vornehmsten Officiere. Alles Nützliche, alles Angenehme kam von ihm; hingegen alles Trockene, alle Pünctlichkeit wurde vom Marschall abgeleitet. Man darf nicht erst fragen, welchem von Beyden die Herzen ergeben waren. Der Gesundheitszustand des Vaudemont, welcher nicht einmal gerade auf dem Pferd sich halten konnte, und der Vorwand, daß er zu Mailand oder anderswo sich aufhalten müßte, um Befehle zu ertheilen, half ihm aus mancher Verlegenheit, in die er neben einem so vorzüglichen General, wie Catinat war, oft hätte kommen müssen. Dieser war zugleich der Vater seiner vertrautesten Untergeordneten unter seinen Truppen. Jene verrätherische Nachrichten aber liefen an Commercy und an Vaudemonts Sohn.

Zu so starken Hemmungen des guten Fortgangs kam, daß Tessé, welcher, wenn er gleich immer noch mit Verdruß den General-Lieutenants gleich gesetzt bleiben mußte, doch bey der Armee mit großer Auszeichnung angestellt war, sogleich seit Catinats Ankunft, sich mit diesem in eine Fehde eingelassen hatte. Ihm warf er jeden Unfall, welcher sich ereignete, vor. Von Vaudemont auf eine feine Art unterstützt, suchte er alles gegen Catinat zu verschwören. Er meldete zugleich alles, was für ihn nachtheilig werden konnte, bey Hof. Auch Vaudemont, mit ihm einverstanden, schrieb ebenso, aber in halben Worten an den Hof. Er machte den bescheidenen, schonenden Mann, welcher

cher nicht gerne dem General schaden wolle, wußte aber alles so einzukleiden, daß man hundertmal mehr nachtheiliges für Catinat darin finden mußte. Er war fein genug, seine Mäßigung und Schonung bis auf den Grad zu treiben, daß man ihm Vorwürfe deswegen machte, und er nach Wunsch dadurch in den Fall gesetzt wurde, sich deutlicher erklären und für seine Widersprüche mehr Gewicht und Vertrauen gewinnen zu können. Catinat wußte wohl, was er am Ende zu thun hätte, allein er konnte bey dieser schlechten Behandlung nichts würken oder durchsetzen.

Sie ließen den Kaiserlichen, die anfangs sehr schwach waren und sich erst verstärken wollten, Zeit, nach und nach sich zu heben, alle Flüsse ohne Hindernisse zu passiren und sich uns zu nähern. Sie waren von allem Schritt für Schritt unterrichtet. So attakirten sie Saint Fremont, der zu Carpi lag, den 9. Julius zwischen der Adige und dem Po, mit 5 Regimentern Cavallerie und Dragoner. Prinz Eugen führte Infanterie, Canonen, und eine dreymal stärkere Macht von Cavalerie dahin, ohne daß man die geringste Ahnung davon hatte. Plötzlich überfiel er das Standquartier. Tessé, welcher mit einigen Dragonern in der Nähe stund, eilte auf den Lärm herzu. Der Prinz, welcher darauf gerechnet hatte, alles im ersten Anlauf wegzunehmen, fand unerwartet einen langen und tapferen Widerstand; aber endlich mußte man doch der überlegenern Anzahl weichen, und sich zurückziehn. Dies geschah in der besten Ordnung. Man verlor aber doch viele und ausgezeichnet brave Leute dabey. So eröffneten wir die Bühne in Italien. Der ganze Fehler wurde Catinat aufgebürdet, wozu Vaudemont und Tessé alles mögliche beitrugen. Ersterer deutete nur von weitem darauf, Tessé aber blies aus vollen Backen.

Der König, ärgerlich über einen so schlechten Anfang, und schon vorher gegen einen General eingenommen, der zu bescheiden war, und gar keinen Vertheidiger hatte, schrieb an den Marschall von Villeroi, welcher an der Mosel stund: er sollte sogleich, und ohne ein Wort davon zu sagen, abreisen, um seine weitere Befehle zu empfangen. Ganz unerwartet war Villeroy zu Marly. Niemand wollte seinen Augen trauen, als man ihn sah. Er war einige Zeit bey der Frau von Maintenon mit dem König. Nachher kam auch Chamillard: und schon, da der König sich entfernte, um zur Tafel zu gehen, wußte man, daß Villeroy die Italiänische Armee commandiren würde.

Nie hatte man ihn für den gehalten, welcher im Stande wäre, Fehler Catinats wieder gut zu machen. Die Wahl erregte ein allgemeines Erstaunen. Am Ende der Mahlzeit stellte Herr von Duras, welcher den Dienst hatte, sich gewöhnlich hinter den König. Einen Augenblick nachher kündigte ein Geräusch im Speisesaal den Marschall von Villeroy an, welcher schnell gegessen hatte, und zurückgekommen war, um den König von der Tafel weggehen zu sehen. Er stellte sich neben Herrn von Duras, mit der ganzen gewöhnlichen Umgebung seiner Größe. Der Marschall von Duras, welcher ihn weder liebte noch achtete, sich aber auch sogar in Gegenwart des Königs keinen Zwang anthat, hörte einen Augenblick dem Gesumme der Beyfalls-Bezeugungen zu; schnell wandte er sich dann gegen den Marschall von Villeroi, nahm ihn beym Arm und sagte ganz laut:

Herr Marschall, jedermann bezeugt Ihnen seine Glückwünsche zu Ihrem Vorhaben nach Italien zu gehen; ich warte auf Ihre Rückkehr, um Ihnen die Reinigen zu machen. Nun fing er an zu lachen und sah

die

die ganze Gesellschaft an. Villeroy blieb verwirrt stehen, ohne ein Wort hervorbringen zu können: jedermann lächelte und schlug die Augen nieder. Der König blieb ganz unbeweglich. Villeroy folgte seiner Bestimmung.

2.

Prinz Eugen, welcher die Sache besser als Villeroy begriff, nöthigte ihn, mitten in Mailand seine Winterquartiere zu nehmen. Er hielt ihn dort sehr enge, während er selbst seine Quartiere sehr erweitert hatte, und die Unsrigen häufig beunruhigte.

Wegen dieser vortheilhaften Lage faßte er den Entschluß, das Centrum unserer Quartiere zu überfallen, durch diesen Gewaltstreich in die Mitte unserer Armee und unsers Landes einzudringen, jene zu zerstreuen, sich des Landes zu bemächtigen, und darauf Mailand und die wenigen Festungen dieses Landes, welche in sehr schlechtem Zustand waren, wegzunehmen, um seine Eroberung sicher und schnell zu vollenden.

Cremona war jener Mittelpunkt. Es hatte einen spanischen Gouverneur und sehr starke Garnison. Am Ende des Feldzugs war Crenan noch mit einigen andern Truppen dahin gekommen, und hatte das Obercommando übernommen. Praslin commandirte die dortige Cavalerie, als Brigadier, und Firmacon die Dragoner.

Gegen das Ende des Januars kam auch der erste General Lieutenant Revel nach Cremona, und commandirte dort über Crenan. Er erhielt Ordre vom Marschall von Villeroy, welcher seine Quartiere besuchte, ein starkes Detaschement nach Parma abzu-

schicken, welches der Herzog von Parma seiner Sicherheit wegen von ihm verlangt habe. Man hatte nachher Ursache zu vermuthen, daß der Herzog mit dem Prinzen Eugen einverstanden, dies absichtlich deswegen gethan habe, um Cremona, bey den neueren verschiedenen Bewegungen des Feindes, desto mehr zu entblößen. Revel, als ein kluger Mann, hielt bloß das Detaschement bereit, ließ es aber nicht abgehen. Der Marschall von Villeroy nahm seinen Weg über Mailand, wo er mit dem Prinzen und Vaudemont sich besprach. Von da kam er den letzten Januar, bey guter Zeit, zu Cremona an. Zwar billigte er nun die Gründe, welche Revel dafür angab, daß er das Detaschement nicht nach Parma abgeschickt habe; allein man bemerkte, daß er in einer zahlreichen Gesellschaft, in welcher er zu Nacht speiste, ausserordentlich zerstreut und einsilbig war, und sich sehr bald entfernte.

Prinz Eugen hatte erfahren, daß zu Cremona eine alte Wasserleitung war, die sich weit ins Feld erstreckte, innerhalb der Stadt aber in den Keller eines Hauses lief, worin ein Geistlicher wohnte. Man wußte, daß dieser Wasserleiter seit kurzem gereinigt worden sey und wenig Wasser habe, auch daß diese Stadt ehemals durch diesen Canal überfallen worden war. Der Prinz ließ insgeheim den Eingang im Felde in Augenschein nehmen und gewann den Geistlichen, in dessen Hause der Ausgang war; dies Haus lag nahe an einem vermauerten, unbewachten Thore der Stadt. Nun ließ er so viel er konnte, von seinen ausgesuchtesten Soldaten, als Priester und Bauren verkleidet, nach Cremona sich einschleichen, und sich in dieses Haus des Freundes verstecken. Man versah sich, so heimlich und so gut als möglich, mit Aexten.

Als alles schnell und klug vorbereitet war, gab Eugen dem Prinzen Thomas von Vaudemont, ersten

stem General Lieutenant seiner Arme, und einzigem Sohn des spanischen General-Gouverneurs von Mailand, ein starkes Detaschement. Diesem vertraute er sein Vorhaben an, und gab ihm den Auftrag, sich einer Redoute zu bemächtigen, welche den Anfang von der Brücke des Po vertheidigte, damit er ihm, sobald er in die Stadt eingedrungen seyn würde, zu Hülfe kommen könnte.

Er detaschirte 500 auserlesene Leute mit verständigen Officieren, welche durch die Wasserleitung in das Haus des Priesters einrücken mußten, wo die Leute, welche er sonst in die Stadt hatte hineinschleichen lassen, und welche die Wälle, Posten und Straßen der Stadt indeß genau recognoscirt hatten, sie erwarteten. Mit diesen sollten sie alsdann dem übrigen Theil der Truppen das vermauerte Thor öffnen, während er selbst zu gleicher Zeit mit seiner ganzen Macht, gegen dieses Thor marschirte. Alles war richtig berechnet, es ward eben so genau vollzogen, und so geheim als glücklich ausgeführet.

Crenans Koch, welcher mit dem Anbruch des Tags ausging, um Mundvorrath zu hohlen, war der erste, welcher es bemerkte. Er sah die Straßen mit Soldaten angefüllt, deren Kleidung ihm unbekannt war. Sogleich lief er in das Haus seines Herrn, um ihn aufzuwecken; weder dieser noch seine Bedienten wollten ihm glauben. Crenan kleidete sich schnell an, lief fort und sah nur zu bald, daß es war sey. Das Schiffs-Regiment (le regiment des vaisseaux) setzte sich zu gleicher Zeit und an einem vortheilhaften Ort in Schlachtordnung, und durch diesen glücklichen Zufall wurde Cremona gerettet. Herr von Entragues, ein sonst privatisirender Edelmann aus der Dauphiné, war

Obri-

Obriſter dieſes Regiments; ein rechtſchaffener ſehr unterrichteter und tapferer Mann, voll Begierde, ſich auszuzeichnen. Von Entragues wollte gerade über dieſes Regiment Revüe halten, und damit, ehe es noch völlig Tag war, anfangen. Als die Bataillons ſchon in ihren Reihen unter Waffen waren, bemerkte er noch undeutlich, daß ſich am Ende der nehmlichen Straße Infanterie-Truppen gegen ihm über in Ordnung ſtellten. Er wußte aus der am Abend vorher gegebenen Ordre, daß niemand marſchiren, auch kein andrer außer ihm Revüe halten durfte. Sogleich befürchtete er alſo einen Ueberfall, ging auf die Truppen los, welche er für Kaiſerliche erkannte, ließ auf ſie feuern, warf ſie nieder, und leiſtete auch gegen die Nachrückenden Widerſtand. Er hielt das Gefecht ſo hartnäckig aus, daß indeß die ganze Stadt erwachen, und der größte Theil der Truppen herbeyeilen konnte. Ohne ihn würde ſie an demſelben Morgen im Schlafe umgekommen ſeyn.

Marſchall von Villeroy ſchon völlig angekleidet, ſchrieb in ſeinem Zimmer. Er hört Lermen, fodert ein Pferd, ſchickt jemand ab, um zu ſehen was es gäbe. Mit einem Fuß ſchon im Bügel, hört er von mehreren auf einmal, daß die Feinde in der Stadt ſeyen. Er durchſchneidet die Straße, um nach dem Marktplatz zu kommen, wo das Gefecht noch immer dauerte. Ein Adjutant und ein einziger Page waren ſeine Begleiter. An der Krümmung der Straße fällt er einem wachehaltenden Poſten in die Hände, der ihn umringt und gefangen nimmt. Er mit zwey Begleitern konnte ſich nicht vertheidigen. Er ſagt dem Offizier ſeinen Nahmen ins Ohr, verſprach ihm 10 tauſend Piſtolen, ein eigenes Regiment, und die größten Belohnungen vom König, wenn er ihn frey laſſen wolle. Allein der Offizier war nicht zu bewe-

gen,

gen, und antwortete: er habe dem Kaiser zu lange gedient, um gegen Ihn am Ende verrätherisch zu handeln. Hiemit führte er ihn sogleich zum Prinzen Eugen. Als der Marschall bald nachher Crenan gefangen und tödlich verwundet vorbey führen sah, schrie er: Ich wünschte, daß ich an seiner Stelle wäre.

Indeß suchte Revell, der einzige General lieutenant, als Oberbefehlshaber seit der Gefangennehmung des Marschalls von Villeroy, seine Truppen wieder zusammen zu ziehen. In jeder Straße war ein Gefecht; der größte Theil der Mannschaft war zerstreut, einige in kleinen Haufen, die meisten kaum bewaffnet, manche im bloßen Hemde. Alle fochten mit der größten Tapferkeit; allein die meisten wurden zurückgetrieben und genöthigt, allmählig sich auf den Wall zu ziehen. Dieser versammlete sie alsdann alle ganz natürlich. Hätte der Feind sich des Walls bemächtigt oder den Truppen nicht Zeit gelassen, sich untereinander zu verständigen, und mit ganzer Macht sich wieder in Ordnung zu stellen, so würde das Innere der Stadt nie im Stande gewesen seyn, zu widerstehen.

Als Praslin den Feldmarschall Montgon, der sich schon bey dem ersten Lerm aufgemacht hatte, nicht sah, vermuthete er gleich das Gefecht würde ernsthaft werden, und zog sich klüglich zurück, indem er vorgab, er sey verwundet; was sich aber nicht bestätigte. Montgon indeß hatte sich an die Spitze der Irländischen Bataillone gestellt, welche unter ihm Wunder thaten. Sie hielten sich auf den offenen Plätzen und vertrieben alles aus den benachbarten Straßen, ungeachtet sie immer zu gleicher Zeit angreifen und sich vertheidigen mußten. Praslin sah ein, daß Cremona nur durch Abbrechung der Brücke über den Po zu retten sey, um den Kaiserlichen den Succurs

von

diesem Unglücksfall kam noch die schlimme Zeitung aus der Lombardey, daß die meisten Städte, der harten Bedrückungen müde, welche sie von den Anwälden des Kaisers auszustehen hatten, in einen großen und engen Bund zusammen getreten seyen, und einander eidlich angelobt hätten, nicht mehr zu thun oder zu ertragen, als was vor Fridrich Barbarossa Brauch gewesen sey. Ja sie waren noch weiter gegangen, hatten die Abwesenheit des Kaisers benuzt, die Mailänder mit bewaffneter Hand wieder in ihre zerstörte Mauern zurückgeführt, und ihnen geholfen, die Verschanzungen und Mauern in aller Geschwindigkeit wieder herzustellen. Als Friedrich auf diese Nachricht in die Lombardey zurückeilte, fand er überall die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt, und außer Stande mit seiner durch die Seuche so sehr geschwächten Armee etwas gegen die Stadt Mailand zu wagen, gieng er ganz in der Stille durch Savoyen nach Deutschland zurück. In der Stadt Susa war er in Gefahr, ermordet zu werden, und mußte in einer Verkleidung entfliehen — Nach seiner Flucht bauten die Lombarder auf dem Grund und Boden der Pavesaner eine neue Stadt, welche sie dem Kaiser zum Trotz nach dem Nahmen des Pabsts Alexander III. den er verwarf, Alexandria nannten. Da man sich in der Eile nicht die Zeit nahm, auch nicht reich genug war, die Häuser sogleich in völligen Stand zu setzen, sondern sie einstweilen nur mit Stroh bedeckte, so erhielt dieses Alexandria den Beynahmen, das Stroherne.

Friedrichs Stolz war empfindlich gekränkt, sich von denjenigen verspottet zu sehen, an deren Demüthigung er sich vormals geweidet hatte; aber er mußte seine Rache verschieben, weil die Deutschen zu einem neuen Zug nach Italien keine Lust bezeigten. Aber durch sein noch immer großes Ansehen im Reich, seine unermüdete Thätigkeit, seine siegende Beredsamkeit und vorzüglich durch sein Geld brachte er doch endlich i. J. 1174. eine ansehnliche Armee zusammen, mit welcher er nach Italien aufbrach, die Stadt Susa zerstörte, und die neue Stadt Alexandria belagerte. Aber diese Belagerung fiel unglücklich für ihn aus, weil er zugleich mit dem sumpfigen Boden mit der schlimmen Jahrszeit

von dort her abzuschneiden. Er wiederhohlte seine Meinung so oft, bis es Mahoni endlich an Revel meldete, welcher nicht daran gedacht hatte. Dieser fand den Rath so gut, daß er Praslin sagen ließ: er möchte alles thun, was er für gut halte Praslin ließ sogleich alle Mannschaft, die am Anfang der Brücke in der Redoute stund, sich zurückziehen. Es war kein Augenblick zu verlieren. Prinz Thomas von Vaudemont erschien bereits. Die Truppen wurden zurückgezogen, und die Brücke in seiner Gegenwart abgebrochen, ohne daß sein Musketenfeuer diese Ausführung zu verhindern im Stande war.

Es war drey Uhr Nachmittags; der Prinz Eugen nahm gerade auf dem Rathhaus die Huldigung des Magistrats an. Als er von da wegging, mußte er mit Verdruß sehen, daß seine Truppen an den meisten Orten schwächer geworden waren. Er ging mit dem Prinzen von Commercy auf den Thurm der Cathedralkirche, um mit einemmal übersehen zu können, was an jedem Ort der Stadt vorging. Er war schon sehr unruhig, daß die Truppen, welche der Prinz Thomas von Vaudemont bringen sollte, noch nicht angekommen waren. Kaum waren sie dort, so sahen sie auch schon sein Detaschement am Ufer des Po, die Brücke aber abgebrochen. Diese Hülfe kam also umsonst. Eben so unzufrieden waren sie über das, was sie an verschiedenen Orten der Stadt und der Festung entdeckten. Prinz Eugen war ausser sich über den unglücklichen Fortgang seiner Unternehmung, da er des Siegs schon so gewiß zu seyn glaubte. Er schrie und riß sich die Haare aus, als er vom Thurme herab stieg. Sogleich dachte er auf den Rückzug, ob er gleich der Anzahl nach noch der stärkere war.

Firmacon that indeß Wunder mit seinen Dragonern, die er hatte absteigen lassen. Revel, der seine

ne Truppen von Hunger, Mattigkeit und Wunden ganz entkräftet sah, und selbst seit dem Anbruch des Tags keinen Augenblick Ruhe gehabt hatte, dachte zu derselben Zeit darauf, sich mit allem, was er retten könnte, ins Schloß von Cremona zurückzuziehen, um sich dort wenigstens hinter einer Schutzwehr vertheidigen und eine Capitulation erlangen zu können.

Die Anführer beyder Partheyen wollten sich also zu gleicher Zeit zurückziehen. Dadurch wurde das Gefecht gegen Abend schon an den meisten Orten schwächer, als die Truppen noch einmal ihre letzten Kräfte anzustrengen suchten, um den Feind, welcher an einem Thore der Stadt stand, zu verjagen, weil ihnen dadurch die Communication mit der Festung, worin die Irländer standen, abgeschnitten war, und sie doch gerne das Thor die Nacht über frey haben wollten, damit neue Hülfstruppen durchpassiren könnten. Die Irländer unterstützten ihren Angriff von dem Wall aus so gut, daß der obere Theil des Thors weggenommen wurde. Die Feinde behaupteten den untern Theil des Thors auf der ebenen Straße. Diesem Kampf folgte ein ziemlich langes Stillestehen.

Revel wollte nun allmählig seine Truppen in das Schloß zurückziehen, als Mahoni nach dieser langen Ruhe ihm den Vorschlag machte, jemand abzuschicken, damit man wisse, wie es sonst überall stehe. Er bot sich selbst dazu an. Es war schon dunkel; desto ungestörter konnten die Reuter, welche man zum Recognosciren ausgeschickt hatte, entdecken, daß sich der Feind zurückzog.

Herr von Entragues, dessen Tapferkeit man die Rettung von Cremona verdankte, überlebte diesen siegreichen Tag nicht. Der Spanische Gouverneur wurde mit

der

der Hälfte seiner Truppen getödtet. Die Kaiserlichen verlohren noch eine größere Anzahl und verfehlten einen Streich, welcher in kurzem, zu ihrem Vortheil, den Krieg von Italien geendigt haben würde.

3.

Seit Villeroy's Gefangennehmung commandirte der Herzog von Vendôme die Italienische Armee. Er hatte die Kaiserlichen Linien gesprengt, und Ustiano weggenommen. Er zwang sie, die Belagerung von Mantua aufzuheben, und schlug die Feinde bey Luzara auf folgende Art.

Nachdem beyde Theile schon einige Zeit in verschiedenen Lagern gestanden hatten, Medavid aber sich mit einem starken Detaschement von Vaudemonts Truppen mit Vendome vereinigte; wollte Herr von Vendome sein Lager bey Luzara, einer kleinen Stadt am Fuße eines langen Bergstrichs, nehmen. Prinz Eugen, der dieselbe Absicht hatte, marschirte auch dahin, und die beyden Armeen kamen den 15. August gegen vier Uhr Abends, am Fuße dieser Anhöhe an. Es war sehr sonderbar, daß keiner von dem andern etwas wußte, und sie sich gegenseitig erst gewahr wurden, als die ersten Truppen anfingen, den unmerklichen Abhang der Anhöhe zu besteigen. Es läßt sich nicht bestimmen, wer zuerst angriff. In einem Augenblick postirten sie sich von beyden Seiten, und suchten einander zu vertreiben. Nie war eine Schlacht so lebhaft, hitzig, streitig und erbittert gewesen; nie sah man eine solche Tapferkeit und einen so hartnäckigen Widerstand von beyden Seiten; nie ein so anhaltendes Feuer und so vielen Muth; und nie war der Erfolg so ungewiß. Die Nacht endigte die Schlacht. Jeder

der zog sich auf einen sehr kleinen Plaz zurück, und blieb die ganze Nacht unter Waffen. Das Schlachtfeld zwischen beyden blieb leer; Luzara lag ganz nahe hinter unserer Armee.

Der König von Spanien blieb überall, auch unter dem stärksten Feuer, vollkommen ruhig. Er beobachtete von allen Seiten die gegenseitigen Angriffe in einem so engen und eingeschlossenen Terrain, wo selbst die Infanterie kaum angreifen, die Cavallerie aber hinter ihr gar nicht agiren konnte. Er lachte oft über die Angst, welche er bey einigen aus seinem Gefolge zu bemerken glaubte. Sonderbar war es, daß er bey einer so erprobten Tapferkeit, doch nicht die Neugierde hatte, da und dorthin zu gehen, um zu sehen, was an verschiedenen Orten vorging. Am Ende bat ihn Louville, sich tiefer unter die Bäume zurückzuziehen, um nicht so sehr ausgesezt und mehr vor dem Feuer gedeckt zu seyn. Er ging und blieb auch dort mit der nehmlichen Gleichmüthigkeit. Louville, nachdem er ihm einen Plaz gezeigt hatte, ging näher hinzu, um zu sehen wie es stünde. Ganz am Ende kam er wieder zum König zurück und machte ihm den Vorschlag etwas näher zu kommen. Sogleich zeigte sich dieser den Truppen.

Marchin blieb keinen Augenblick bey ihm; er sezte sich vielmehr als General Lieutenant an seinen Posten, und zeichnete sich sehr aus. Die beyden entgegengesezten Generale thaten Wunder. Die Eifersucht trieb sie an, und die Gegenwart des Königs von Spanien wurde ein Sporn für den Prinzen Eugen, der an die Schlacht von Pavia dachte, Wunder zu thun. Das Gefecht war für beyde Partheyen blutig; aber Gefangene machten sie wenig.

Der Marquis von Crequi, General-Lieutenant, wurde getödtet. Er war der einzige Sohn des verstorbenen Marschall von Crequi. Man beklagte ihn, nicht wegen Güte und Rechtschaffenheit, wohl aber wegen seiner militairischen Kenntnisse, die er sich durch viele Mühe und Anstrengung erworben hatte. Er würde den Marschallsstab bald erhalten, und eben so würdig getragen haben, als sein Vater.

Die Kaiserlichen verlohren die zwey ersten Generäle ihrer Armee, nach dem Prinzen Eugen. Der Prinz von Commercy wurde getödtet, und Prinz Thomas von Vaudemont starb nach zwey Jahren an den dort erhaltenen Wunden. Sie waren unverheurathet, und beyde Feldmarschälle.

Am andern Morgen nach der Action, standen die Armeen so nahe, daß sie anfingen sich zu verschanzen, und daß noch viele durch zufällige Schüsse getödtet und verwundet wurden.

Keiner von beyden wollte sich zuerst zurückziehen. Mit jedem Tag suchten sie ihre Verschanzungen stärker zu machen und sich vorsichtiger zu verwahren. Der König von Spanien mußte sogar ein anderes Zimmer nehmen, weil er in seinem bisherigen vor dem Feuern nicht sicher war. Ein jeder Theil bekam seine Nahrungsmittel vom Rücken her zugeführt; in beyden Lagern, wo die Armeen so lang und in so beständiger Gefahr und Wachsamkeit standen, mußte man sich so viel möglich behelfen. Man rechnete unsern Verlust auf 3000 Mann, und den der Feinde noch weit höher. Nach dieser Schlacht machte man für Italien ein Cartel (einen Auslösungs Vertrag).

4.

Während der Krieg in Italien schon ausgebrochen war, erklärten sich auch England und Holland

ge

gegen Frankreich. Der Schauplatz dieſes Kriegs war Flandern.

Der Feldzug war dort in dieſem Jahre traurig.

Der Churfürſt von Brandenburg, und der Landgraf von Heſſen, waren wider uns, und belagerten frühzeitig Kayſerswerd. Blainville vertheidigte es ſehr gut, durch viele Ausfälle.

England und Holland erklärten ſich feyerlich wider Frankreich und Spanien. Ihre vereinigte Armee wurde im Namen der Generalſtaaten durch den Grafen von Anotone, die engliſche durch den Grafen von Marlborough commandirt.

5.

Marlborough war einſt Milord Churchill, der Günſtling von König Jacob. Dieſer hob ihn, einen unbedeutenden Edelmann, als den Bruder ſeiner Maitreſſe, mit welcher er den Herzog von Berwick gezeugt hatte. Jacob gab ihm den Titel eines Grafen von Marlborough, und eine Compagnie ſeiner Leibwache. Bey dem plötzlichen Einfall des Prinzen von Oranien vertraute er ihm das Commando über ſeine Truppen. Dieſem wäre er unfehlbar in die Hände gefallen, wenn nicht Graf von Feversham, der auch Hauptmann bey der Leibwache, und ein Bruder von den Marſchällen von Duras und von Lorges war, ihn abgehalten hätte, zu einer Revüe in ſein Lager zu gehen, wo, wie jener erfahren hatte, man ihn in die Schlinge locken wollte.

Marlboroughs Gemalin war immer der Prinzeſſin von Dänemark ſehr ergeben, und bereits ihre

Günstlingin und Hofdame, als die Prinzessin zur Krone kam. Diese behielt sie als Hofdame, schickte zu gleicher Zeit ihren Mann als Gesandten und als General der Armee, welche sie errichtete, nach Holland. Zugleich machte sie ihn zum Herzog und Ritter vom Hosenbande.

Wir werden nur zu viele Gelegenheit haben, in der Folge von einem Mann zu sprechen, dem unser Unglück einen so großen Namen gemacht hat. Man beschuldigte Herr von Boufflers, er habe aus Unentschlossenheit eine glückliche Gelegenheit versäumt, wo er ihn hätte schlagen können. Sie fand sich nie wieder. Unsere Truppen standen im Feindeslande. Man glaubte, den Feind in der Gegend von Nimwegen fest zu halten. Dort, behauptete man, hätte ein großer Vortheil über sie gewonnen werden können. Beyde Theile waren fast durch nichts von einander getrennt. Die Kanonade dauerte den ganzen Tag. Man erbeutete einige Wagen und Munition, und tödtete einige von ihren Leuten. Aber nach und nach zogen sie sich unter Nimwegen zurück und auf die andere Seite. Der Verlust von Kayserswerd, Venloo, Ruremonde, der Citadelle von Luttich, und verschiedener kleinere Plätze waren die Frucht ihres Feldzugs, und der Vorbote ihres Glücks.

Der Herzog von Bourgogne zeigte viele Menschlichkeit, auch Fleiß und Tapferkeit; allein, da er unter Vormundschaft gesetzt war, konnte er nichts für sich selbst thun. Er gieng unerschrocken unter das Kanonenfeuer, und machte verschiedene Vorschläge zu mancherley Angriffen, die seinen Eifer thätig zu seyn, bewiesen.

Da die Armee nicht mehr im Stand war, dem Feinde Abbruch zu thun, wurde er nach Versailles zurück berufen. Nach einer eben so wenig entscheidenden Kanonade, wie die erstere gewesen war, folgte ihm auch Herr du Maine dahin. Er hatte Gelegenheit gehabt, seinen Platz als erster Generallieutenant bey der Armee geltend zu machen. Herr von Boufflers hatte dieß vergebens für ihn gehofft. Der König wurde durch dieses Unglück wieder an alles vorhergegangene erinnert. Er sah endlich ein, daß gerade jener sein Lieblings-Sohn nicht leicht Lorbeere zu erlangen bestimmt sey. Mit Verdruß beschloß Er, denselben dergleichen unangenehmen Zufällen nicht öfter auszusetzen.

6.

Catinat und Villars hatten aus allen Kräften und auf alle mögliche Art versucht, bis Landau, das von dem Prinzen Ludwig von Baden belagert war, vorzudringen; aber der Speierbach, welcher schon lange Zeit gut verschanzt und durch den Rhein gedeckt war, schien für sie unübersteiglich, so wie auch die hintere Seite der Gebürge, über welche zu kommen, sie einige Versuche gemacht hatten. Endlich war Landau aufs äusserste gebracht, und für den Feind schon überall offen. Die Festung capitulirte daher den 10. Sept. nach einer rühmlichen Vertheidigung. Sie hatte sich einen Monat länger als irgend jemand erwartete, gehalten.

Der Churfürst von Bayern hatte sich erklärt. Er erbot sich, 25000 Mann an den Rhein zu schicken. Dieses Anerbieten, welches man unterstützen wollte, war die Ursache, daß Catinats Armee gegen den Ober-

Rhein zu gieng, und ſich von der, welche Villars commandirte, trennte. Dieſer hatte Befehl erhalten, mit dem größten Theil ſeiner Armee nach Nimwegen hinab zu gehen, um die Kaiſerlichen dahin zu locken, und ſonſt zu unternehmen. was ihm die Umſtände vielleicht anbieten würden.

Catinat hatte an der Spitze der Rheinarmee ſchon Gelegenheit genug gehabt, die Folgen von den Erläuterungen, welche er dem König gemacht hatte, zu bemerken. Er hatte ſich dadurch große Lobſprüche erworben; aber er hatte auch den Miniſter Chamillard dabey überwieſen, und Frau von Maintenon vor den Kopf geſtoßen. Es fehlte ihm dafür jetzt an allem. Die Nothwendigkeit, dem Churfürſten von Bayern zu Hülfe zu kommen, der von den Kaiſerlichen als verabſcheuungswürdig mißhandelt wurde, und der gegenſeitige Wunſch nach Unterſtützung durch die bayriſchen Truppen, waren Urſache, daß man über den Rhein ſetzen wollte. Dieſen Uebergang zu machen, wurde Catinat vorgeſchlagen. Allein dieſer glaubte gute Gründe zu haben, den Antrag abzuweiſen. Villars, der, wenn dieſer Uebergang gelang, ſein Glück gemacht ſah, übernahm die Ausführung, ſicher, daß, wenn ihm auch mißlänge, was Catinat nicht einmal hatte wagen wollen, für ihn daraus keine üble Folge entſtehe. Aber als kluger Mann forderte er eine große Macht dazu, und außer den Truppen, welche ihm Chamarande aus Flandern ſchickte, führte ihm Blainville noch ein ſtarkes Detaſchement von der nehmlichen Armee zu.

Er nahm noch ſo viele Truppen als er wollte, von der Rheinarmee dazu, welche dadurch ſelbſt in ein bloßes Detaſchement verwandelt wurde, verſchanzte ſich unter Straßburg, und nach und nach war er bis

auf

auf 10 Bataillons und wenige Escadrons herabgesetzt, so daß Catinat sich selbst nach Straßburg begab, und dort traurig den Erfolg von Villars Uebergang über den Rhein erwartete.

Villars marschirte gerade nach Hüningen, untersuchte die Rheinufer, und wählte sich, Hüningen gegen über, zu Errichtung einer Brücke einen Platz, wo eine ziemlich geräumige Insel war, die er vortheilhaft benutzen konnte. Der grosse Arm des Rheins war zwischen ihm und der Insel; der kleinere lag zwischen der Insel und der andern Seite des Rheins, bey der kleinen Stadt Reuburg, welche die Kaiserlichen besetzt, und wo sie, verschanzt, ein fliegendes Lager hatten. Villars ließ hierauf fleißig, aber in aller Stille, seine Brücke bis an die Insel bauen. Er war den 30. September angekommen, und in weniger als 24 Stunden war die Brücke fertig. Den ersten October Mittags um 12 Uhr ließ er vierzig Kanonen, mit dem Regiment Champagne und Bourbon hinüber gehen, die sich auf der Insel lagerten; und nun ließ er an seiner zweyten Brücke arbeiten. Sobald er Platz gefaßt hatte, schickte er Arbeitsleute, unter einer Bedeckung von Grenadiren, hinüber, welche eine Parallellinie mit dem Rhein und dem Brückenkopf zogen. Der feindliche Widerstand, der es verhindern sollte, war zu schwach. Man setzte ihnen ein Feuer von 1500 Mann Artillerie, die auf der Insel waren, entgegen, und hatte ausserdem noch genug Schiffe mit Grenadieren besetzt.

Villars war nun im Stande seinen Uebergang zu machen. In dieser Stellung wollte er Nachrichten von dem Churfürsten von Bayern abwarten. Prinz Ludwig von Baden, und der größte Theil seiner Generale hatten sich indeß bey Friedlingen verschanzt.

und mit den Mailändern zu kämpfen hatte, die seine Völker in die Flucht schlugen und die Belagerten mit allen Nothwendigkeiten versahen. Er verwandelte die Belagerung in eine Blokade, aber mit eben so wenigem Erfolg, und als er im nächsten Frühjahr die Belagerung aufs neue eröffnete, verbanden sich alle lombardischen Städte, Alexandria zu entsetzen. Ein Stillstand zwischen beiden Herren verhinderte noch das Treffen, welches eben geliefert werden sollte, und Friedrich suchte sich während desselben mit dem Pabst Alexander auszusöhnen, und ihn von dem Interesse der Städte abzuziehen. Auch dieses mißlang ihm, weil der Pabst keinen einseitigen Vergleich mit dem Kaiser schließen wollte, ohne die Städte daran Antheil nehmen zu lassen. Daß die aufrührischen Städte mit dem Pabst zusammenhielten, und der Pabst an den Städten eine mächtige Partey fand — dieß war eine schlimme Concurrenz für den Kaiser, die seine Sache in Italien zu Grund richtete.

Nun erwartete er mit Sehnsucht die versprochene Verstärkung aus Deutschland, und endlich erschienen auch frische Hülfstruppen in Como — aber in äuserst kleiner Anzahl, weil derjenige ausblieb, auf den er am meisten gezählt hätte, und der schon allein im Stande gewesen wäre, seiner ganzen Verlegenheit abzuhelfen, Heinrich der Löwe. Friedrich soll sich vor diesem mächtigen Fürsten, den er durch Zurückgabe Baierns so sehr verpflichtet hatte, zu den demüthigsten Bitten und sogar zu einem Fußfall herabgelassen haben; aber Heinrich, mit dem Pabst vielleicht einverstanden und von den wachsenden Ansehen Friedrichs beunruhigt, ließ diesen Kaiser in dieser dringenden Verlegenheit im Stich. Dieser war nun fast ganz allein sich selbst und dem schwachen Beistand überlassen, den ihm die Städte Como und Pavia leisten konnten; und in diesem verlassenen Zustand wurde er von den Mailändern zu einem Treffen gezwungen. Anfänglich lief dieses glücklich für ihn ab, aber die Standhaftigkeit derer, welche die Hauptstandarte oder das Carrocium vertheidigten, brachte endlich Friedrichs kleines Heer und ihn selbst zum Weichen. Diese Niederlage erlitt Fridrich bey Liegano i. J. 1176.

Indessen hatte dieses Unglück eine heilsame Folge, es bahnte den Weg zum Frieden. Die Lombarden wünschten ihn, weil Friedrich, auch geschlagen, ein sehr gefähr-

Den 12. October passirte Lobanie mit einem Detaschement von der Garnison von Neu-Breisach, in kleinen Schiffen, den Rhein. Er nahm mit dem Degen in der Faust die Stadt Neuburg weg und besetzte sie. Herr von Guiscard folgte ihm über unsere Brücke mit 25 Escadrons und 2 Bataillons.

Auf die Nachricht hievon zweifelte Prinz Ludwig nicht mehr, daß Villars dort seinen Uebergang machen wolle, verließ Friedlingen und marschirte den 14. Morgens um 6 Uhr gegen Neuburg. Villars, von dessen Anmarsch benachrichtigt, brach von Hüningen auf, und ließ schnell alle Truppen, die er diesseits hatte, über seine Brücke nach der Insel marschiren. Die Cavallerie mußte den andern kleinen Arm des Rheins durchwaten; die Infanterie ging über die zweyte Brücke, die er noch zeitig genug abgenommen, und mit seiner Artillerie Friedlingen gegenüber gebracht hatte. Hierauf ließ Prinz Eugen, der schon im Anmarsch war, alle seine Truppen, die mit seiner Infanterie 42 Schwadronen ausmachten, wieder rückwärts gehen. Fünf von diesen Schwadronen umgiengen einen kleinen Berg, der gegen uns hin sehr abhängig war, um von hinten den übrigen Theil des Bergs zu passiren; die andern 37 rückten gegen Villars an, ehe er sich dessen versah. Dieser hatte nur 34 Schwadronen, weil er sechs davon nach Neuburg abgeschickt hatte, um Guiscard an sich zu ziehen. Drey Anfälle brachten die kayserliche Cavalerie in Unordnung. Sie wurde aber von 6 frischen Bataillons sogleich unterstützt. Die übrigen Bataillons hatten sich auf den Berg postirt. Man konnte sie von dort nicht anders verjagen, als wenn man durch die Weinberge und den Abhang, der auf unserer Seite war, gegen sie gieng. Dieß war also eine ganz sonderbare Schlacht, wo auf beyden Seiten

Cava-

Cavalerie und Infanterie ganz getrennt agiren mußte.

Der Angriff des Bergs, welcher unter dem Generallieutenant des Bordes, ehemaligem Gouverneur von Philippsburg (der daselbst umkam) gemacht wurde, konnte wegen dem Bergrisse und der Steile des Berges nicht ohne einige Unordnung ausgeführt werden. Die Truppen kamen athemlos und zerstreut an, konnten also der in Ordnung stehenden und ausgeruhten Infanterie nicht genug Widerstand leisten. Sie wurden zurückgetrieben, und mußten in noch größerer Unordnung wieder den Berg hinab zu kommen suchen, als sie heraufgestiegen waren.

Die Anordnungen konnten nicht anders als langsam gehen. Villars war unten am Berge geblieben, und, da er seine ganze Cavalerie aus dem Gesicht verlohren hatte, die damals, eine halbe Meile von ihm, hinter der kaiserlichen her war; so hielt er die Schlacht für verlohren. Sein Muth war ganz dahin; er stand unter einem Baum, und riß sich aus Verzweiflung die Haare aus, als er Magnac, den ersten General-Lieutenant von der Armee, in Begleitung eines einzigen Adjutanten, im Galop herzureiten sah. Nun zweifelte er vollends gar nicht mehr, daß alles verloren sey, und rief ihm zu: Wir sind also verloren, Magnac! Dieser erkannte seine Stimme, ritt dem Baume zu, und war erstaunt, Villars in diesem Zustand zu sehen. Was machen Sie denn hier? was ist Ihnen? fragte Er. Jene sind geschlagen; wir haben alles gewonnen.

Im Augenblick unterdrückte Villars seine Thränen, und sprengte mit Magnac zur Infanterie, die mit der feindlichen im Gefecht war, welche sie, oben von dem

kleinen Berg herunter, verfolgt hatte. Beyde schrien: Sieg! Sieg!

Magnac nämlich hatte die Cavalerie angeführt, die kayserliche Reuterey geschlagen, und eine halbe Meile weit verfolgt, bis ihnen die 6 frischen Bataillons zu Hülfe kamen. Auch da konnten sie aber doch der Wut unser r Leute nicht widerstehen, und diese Infanterie zog sich nach und nach, mit den Ueberresten der kayserlichen Cavalerie, selbst zurück. Magnac wollte sie nicht bis in die dortigen Engpässe verfolgen, weil er wegen unserer Infanterie besorgt war, von welcher er durchaus keine Nachricht hatte. Er ritt deswegen in eigener Person zurück, um zu sehen was dort vorgehe, und war ganz wütend, daß er sie nicht in der Nähe dieser Engpässe bey sich hatte, um seinen Sieg vollenden zu können, wo er die Ueberreste der kayserlichen Reuterey, mit den 6 Bataillons, welche sie gerettet hatten, entfliehen lassen mußte.

Magnac und Villars hatten durch ihr Sieggeschrey unserer Infanterie neuen Muth gegeben, welcher endlich nach mehreren Anfällen die Feinde weichen mußten, die von ihr noch lange verfolgt wurden.

Jetzt lohnte Villars dem Magnac mit Unverschämtheit. Magnac würde sonst ihr sonderbares Abentheuer gerne verschwiegen haben. Als er aber sah, daß Villars den ganzen Ruhm für sich behielt; als er sogar sehen mußte, wie dieser dafür belohnt, ihm aber gar nichts zu Theil wurde; so machte er die ganze Geschichte, erst bey der Armee, und dann auch bey Hof bekannt, wo sie ein gewaltiges Aufsehen erweckte. Allein Villars, der schon die Belohnung für diesen Sieg, den Marschallsstab, und die Gunst der Frau von Maintenon für sich hatte, schüttelte nur den Kopf darüber.

Diese Action nannte man die Schlacht bey Friedlingen.

Villars fühlte wohl, daß er unter solchen Umständen einer Unterstützung bedürfe, und suchte sich durch einen Hofmannsstreich zu helfen. Den Tag nach der Schlacht hatte ihm Catinat auch noch die übrigen, bey Strasburg gebliebenen Cavalerie-Regimenter geschickt. Bey diesen war der Graf von Ayen. Villars machte ihm den Antrag er möchte dem König die Fahnen und Siegeszeichen überbringen; und Graf von Ayen nahm ihn auch an, ungeachtet er sich dadurch lächerlich machte, da er selbst nicht bey der Schlacht gewesen war. Allein dem Neffen der Frau von Maintenon war alles erlaubt und gut; doch konnte ihre Gunst ihn nicht gegen den Haß der ganzen Armee und des Hofs schützen.

Catinat war noch immer in Strasburg, wo er nichts mehr zu thun hatte, oder eigentlich nichts thun durfte. Er verlangte daher seinen Abschied, und erhielt ihn. Den 17. Nov. machte er dem König seine Aufwartung, der ihn ziemlich gleichgültig aufnahm, und nicht insbesondere mit ihm sprach. Chammillard besuchte er gar nicht, sondern zog sich klüglich auf sein Landhaus Saint-Gratien, nahe bey Saint-Denis, zurück, von welchem er sich nicht entfernte. Es wäre ein Glück für ihn gewesen, wenn er dieß immer gethan, und den Liebkosungen des Königs, welcher ihm das Commando über seine Armee wieder geben wollte, zu widerstehen gewußt hätte, um den Folgen einer Erläuterung zu entgehen, die um so gefährlicher seyn mußte, weil sie unwidersprechlich war.

Der übrige Theil des Feldzugs wurde bloß mit Beobachten und mit Aufsuchen einiger Vortheile zugebracht.

bracht. Unter denen, welche der neue Marschall erhielt, war die Vereinigung mit dem Churfürsten von Baiern nicht. Anderwärts aber hatte man einen beträchtlichen Verlust, durch die vom Feind verbrannten sehr reichen Galionen.

7.

Diese Galionen, welche zwey Jahre ausblieben, wurden mit der größten Ungeduld erwartet. Chateau-Renaud war ausgeschickt, sie aufzusuchen. Er fand sie sehr reich beladen, und brachte sie mit seiner Eskader weiter. Er meldete es um Verhaltungsbefehle zu bekommen, und wollte in unsere Häfen einlaufen. Man fürchtete die Eifersucht der Spanier, die jedoch unter allen Handels Nationen am wenigsten bey der Ladung dieser Schiffe interessirt seyn konnten. Dennoch wollte man es nicht wagen, sie in den Hafen von Cadix einlaufen zu lassen, und führte sie in den von Vigo, als den nächsten, wo man mehrere Befestigungswerke gemacht hatte.

Chateau-Renaud stellte umsonst die Gefahr dieses Orts und die Möglichkeit des Verlusts vor; er hielt Cadix für weit passender. Allein er wurde nicht gehört, und überhaupt dachte man weiter an nichts, als wie man sich über die glückliche Zurückkunft dieser so lang erwarteten und so reich beladenen Schiffe erfreuen wolle. Dennoch gebrauchte man die kluge Vorsicht alles Gold und Silber, und die kostbarsten Effekten, welche am leichtesten zu transportiren waren, so schnell als möglich nach Lugo, über 30 Meilen weit ins Land herein bringen zu lassen. Man war noch damit beschäftigt, als die Feinde ankamen, landeten, sich der zu Vigo gemachten Festungswerke und der Batterien, welche den Eingang vertheidigten, bemächtigten.

Sie

Sie sprengten die Staketen, welche man errichtet hatte, zerrissen die Kette, welche den Hafen schloß und verbrannten die 15 Schiffe des Chateau-Renaud. Den größten Theil der Schiffe hatte er selbst angezündet, so wie auch alle diejenigen welche die Spanier von Indien dahin gebracht hatten, und von denen nur einige wenige versenkt wurden.

Er hatte weder Truppen noch andere Hülfsmittel, um dieses Unheil abzuwenden. Noch immer waren für 8 Millionen Waaren auf den Schiffen geblieben. Dieses Unglück ereignete sich den 23. October, und setzte uns in eine große Bestürzung. Chateau-Renaud sammelte alle Matrosen von der Flotte, die Landmiliz, die Soldaten aus der Gegend von St. Jacob von Compostell, kurz alles, was er konnte, um sich in die Engpässe zwischen Vigo und Lugo zu werfen, von wo aus man mit einer unendlichen Menge von Ochsen und Maulthieren die ganze Beute nach Madrid transportirte.

8.

Portugal hatte uns verlassen, oder vielmehr wir Portugal, weil wir dorthin nie so viele Kriegsmacht zur See abgeben konnten, um dies Land gegen die Englische Seemacht zu schützen. Der Herzog von Cadaval, ein großer und angesehener Mann im portugiesischen Conseil, hatte den Vertrag abgeschlossen. Die Ausführung war um so wesentlicher, da es klar war, daß die Portugiesen nicht aus eigener Macht den feindlichen Flotten den Eingang in ihre Häfen verwehren konnten. Eben so gewiß war es auch, daß Spanien nur von Portugal aus angegriffen werden, und der Erzherzog nirgends anders als dort landen konnte, um den Krieg in Spanien zu beginnen. Nichts wä-

re

re daher nothwendiger gewesen, als ihm diesen Eingang zu verwehren, und auf dem festen Lande in Spanien die Ruhe dadurch zu erhalten, daß man die Häfen und Küsten in guten Vertheidigungs-Zustand setzte, und dem Lande einen gefährlichen und verderblichen Krieg ersparte, während man sich an so vielen andern Orten vertheidigen mußte.

Den Alliirten mußte alles daran gelegen seyn, eine so nachtheilige Diversion möglich zu machen, durch die noch überdieß ein beständiger Zwang auf der See und viele Eifersucht entstehen würde; da sie ihre Flotten den Winter über in dem Hafen von Lissabon lassen konnten, ihnen auch alle übrige Portugiesischen Häfen zu Gebot stehen mußten. Sie suchten ungesäumt jedem Hinderniß, das wir ihnen entgegen setzen konnten zuvorzukommen; und weil wir zu lange zögerten, oder vielmehr zu unmächtig waren, um unsern Vertrag zu erfüllen; so nöthigten sie den König von Portugal einen Tractat mit ihnen zu schließen, durch welchen König Philipp der V. in der Folge seine Krone mehr als einmal hätte verlieren können.

9.

Fast zu gleicher Zeit wurde man von der Bundbrüchigkeit des Herzogs von Savoyen benachrichtigt.

Der Französische Gesandte Phélippeaux, ein scharfsichtiger feiner Mann, der an seinem Hofe war, hatte es schon längst gemeldet; aber man wollte ihm nicht glauben. Die Tractaten, die doppelte Allianz, die alte Unzufriedenheit über Montferrat; Vaudemonts bekannte Zurückhaltung, der sich sehr in Acht nahm, zu sagen, was er darüber dachte, und Vendome's gewöhnliche Zuversichtlichkeit und Leichtgläubigkeit,

keit, alles dieß machte den Hof ſicher. Frau von Maintenon konnte den Vater der Herzogin von Bourgogne nicht für ſehr ſchuldig halten. Chamillart, von beyden Generalen betrogen, ließ ſich durch Frau von Maintenon, und der König wieder durch ſie beyde, überreden. Endlich gingen allen die Augen auf. Man überlegte, welche Maasregeln gegen die treuloſen Abſichten eines Alliirten zu nehmen ſeyen. Einige Zeit verging, bis ſie beſchloſſen, und wieder einige, bis ſie angeordnet waren. Doch geſchah dies ſo geheim und mit ſo vieler Klugheit, daß in einem Augenblick die ſavoyiſchen Hülfstruppen alle gefangen genommen und entwaffnet waren. Es ſollten eigentlich 5000 Mann ſeyn; allein der Herzog hatte nach und nach die Hälfte davon deſertiren laſſen. Zur nehmlichen Zeit ließ der Herzog von Savoyen zu Chambery 2500 Flinten, die man zur Armee nach Italien ſchickte, wegnehmen, auch alle franzöſiſche Eilboten und alle Franzoſen, die in ſeinen Staaten waren, arretiren.

Vaudemont, der von weitem das Gewitter entſtehen ſah, fand Mittel, dem Ausbruch zu entgehen, indem er ins Bad ging. Als die Bombe zerplatzt war, meldete er dem König durch einen Eilboten, daß er wegen dieſer Nachricht ſeinen Curort ſogleich verlaſſe, zu Vendome nach Pavia gehe, und von da zu ſeiner Armee, die über dem Secchia ſtund, zurückeilen werde. Dieſer doppelte Kunſtgriff gelang ihm aufs Beſte. Man ließ ſich hintergehen, ungeachtet er die Treue des Herzogs von Savoyen tauſendmal zugeſichert hatte.

Bald nachher ſchickte er einen zweyten Eilboten, um ſeinen Eifer zu beweiſen, und meldete, was man ſchon ohne ihn wußte, daß der Prinz feindliche Bewegungen mache. Den 28. erbeutete Vendome 200 Pfer-

Pferde, welche Staremberg dem Herzog von Savoyen zuschickte, wobey wir nur 20 Mann verlohren.

Auf die Nachricht, daß Phelippeaux und der Spanische Gesandte zu Turin, eng verhaftet seyen, erhielt Dulibois Befehl, zum Savoyischen Gesandten zu gehen. Phelippeaux kam nicht so wohlfeil davon. Dieser einsichtsvolle, beredte, leutseelige und großmüthige Mann, mußte unmenschliche Behandlungen erdulden, und wurde mit Kerker und dem Verlust seines Kopfs bedroht. Sein Muth, seine Festigkeit, seine kalte Verachtung und Spottgeist machten dem Herzog viel Verdruß. Er hat eine sehr beißende Relation darüber geschrieben.

10.

Im folgenden Jahre ging der Herzog von Bourgogne, nachdem er mehrere Lager bezogen hatte, über den Rhein. Der Marschall von Vauban reiste nun eben dahin, traf bald nachher bey ihm ein, und den 15. August fing man an Breisach zu belagern. Marchin war am Morgen des nehmlichen Tags vor Freiburg erschienen. Der dortige Gouverneur glaubte, er werde eingeschlossen, und verbrannte seine Vorstädte; der Gouverneur von Breisach schickte ihm 400 Mann von seiner Garnison, und 60 Canoniere zu. Beyde waren also glücklich hintergangen. Am Abend wurde die Belagerung von Breisach angefangen.

Es hielt sich bis auf den 6ten September. Die Garnison, welche in 3500 Mann bestand, zog mit allen militairischen Ehrenzeichen von der Festung ab, und wurde nach Rheinfeld geführt. Die Vertheidigung war mittelmäßig gewesen.

Der

Der Herzog von Bourgogne hatte ſich durch ſeine Anſtrengungen und Geſchäftigkeit bey den Schanzarbeiten, auch durch natürliche und unverſtellte Tapferkeit, die ihn überall hintrieb, wo es nöthig war, ohne daß er die Gefahr bemerkte, vielen Ruhm und durch ſeine Freygebigkeit, Sorgfalt für die Verwundeten, und Leutſeeligkeit überhaupt die Liebe der ganzen Armee, erworben. Er verließ ſie ungern, nur auf wiederhohlte Befehle des Königs, die ihm an den Hof zurückriefen. Den 22. September kam er zu Fontainebleau an.

II.

Man hatte ſo eben die Nachricht erhalten, daß der Erzherzog von dem Kaiſer zum König von Spanien erklärt ſey, und daß der Kaiſer ihm öffentlich aufgetragen habe, Spanien ungeſäumt von Portugal aus anzugreifen.

Herr von Uſſon meldete zu gleicher Zeit durch einen Eilboten, daß man bey Höchſtädt den Kaiſerlichen eine Schlacht abgewonnen habe. Ihr Anführer, Graf von Stirum, hatte 64 Eskadronen, und 14 tauſend Mann Fußvolk. Herr von Uſſon commandirte ein beſonderes Corps von 28 Escadrons und 16 Bataillons, die in Verſchanzungen ſtanden. Er bekam Ordre, den 19ten Abends aus den Verſchanzungen hervorzurücken, um den andern Morgen die Kaiſerlichen von einer Seite angreifen zu können, während der Churfürſt von Baiern ſie von einer andern Seite attakiren würde. Dieſer Prinz ſollte ſeine Ankunft durch 3 Canonen Schüſſe ankündigen, und Uſſon ſie auf die nehmliche Art beantworten. Allein jener war zu früh angekommen; verbunden mit einigen Truppen von Thalaret. Er wurde von den Kaiſerlichen bemerkt, und dieſe, weil ſie glaubten, er ſey allein,

licher Feind war, weil er den Krieg in ihrem eigenen Lande führte, und weil sie von diesen langwierigen Anstrengungen doch erschöpft worden waren, denn alle Gewerbe und aller Handel mußten leiden, weil ihre Soldaten lauter Bürger waren. Friedrich hatte ohnehin keine andre Wahl, denn aus Deutschland war keine Hülfe zu erwarten und die Zahl seiner Anhänger in Italien wurde eher kleiner als größer. Es wurde also zwischen ihm und dem Pabst wegen einer Zusammenkunft unterhandelt, welche endlich in Venedig, als einer Stadt, welche keine von beiden Parteyen unterwürfig war, zu Stande kam. Vorher aber waren alle Vergleichspunkte zwischen Alexander und Friedrich in Richtigkeit gebracht; der Kaiser sollte dem Gegenpast seine fernere Unterstützung versagen, und der Kirche die mathildische Erbschaft herausgeben, die lombardischen Städte sollten dem Kaiser eben das, aber auch nichts darüber, leisten, als was sie unter den vorhergehenden Regierungen und am Anfang der seinigen gegeben hatten. Weil man in dieser kurzen Zeit nicht alle Beschwerden heben konnte, so wurde zwischen dem Kaiser und den Städten ein Waffenstillstand auf 6 Jahre, zwischen dem Kaiser und Sicilien aber auf 15. Jahre geschlossen, während welcher Zeit Friedrich sich den Genuß der Mathildischen Güter vorbehielt. Nachdem dieses abgethan war hatte Alexander III. zu Venedig i. J. 1177. den Triumph, daß dieser stolze und furchtbare Kaiser sich auf öffentlichem Platz vor ihm nieder warf und ihm die Füße küßte. Man hat vorgegeben, daß der Pabst bei dieser Gelegenheit seinen Fuß auf den Nacken des Kaisers gesetzt, und die Worte der Schrift gebraucht habe „Auf Schlangen und Ottern wirst du gehen und treten auf die jungen Löwen" Aber diese Anekdote ist längst unter die Zahl der Mähr[illegible] zurückgewiesen. Soviel ist gewiß daß Friedrich sich demüthigte, und der Pabst triumphirte.

Der Kaiser hatte auch deßwegen geeilt, in Italien Frieden zu schließen, um in Deutschland einen Entschluß auszuführen, der ihn schon seit dem unglücklichen Treffen bey Legano beschäfftigte, — dieser war — die Rache an Heinrich den Löwen. Dieser Herzog hatte ihn, wie schon gesagt worden, in der höchsten Noth ohne Hülfe gelassen, und ihm schrieb Friedrich vorzüglich die Niederlage bey Legano zu. Seit dieser Zeit hegte Frie-

fielen über ihn her, und trieben die Brigade vom Vivaut bis in das Dorf Hochstädt. Perny kam ihnen mit der Brigade Bourbon zu Hülfe, und sie vertheidigten sich dort sehr tapfer. Indessen hatte Herr von Usson bemerkt, daß die Feinde gegen seine Verschanzungen andrangen; er begab sich noch zeitig genug dahin, um sie zum Rückzug zu nöthigen. Zur nehmlichen Zeit hörte er, daß das Schießen auf der Seite von Höchstädt beträchtlich stärker wurde. Er vermuthete, daß das Anmarschieren des Churfürsten und des Marschalls von Villars die Ursache davon sey, und brachte seine Truppen so schnell als möglich dahin. Seine Vermuthung bestätigte sich. Er stellte sich an die Spitze ihrer Truppen, welche mit Hülfe dieser Verstärkung den Feind besiegten, der sich schleunigst zurückziehen mußte. Der Churfürst verfolgte sie zwey Meilen weit. Seine Infanterie drang in einen an dem Weg von Nördlingen gelegenen Wald ein, wohin sie sich zurückgezogen hatten, und richtete ein großes Blutbad an. Vier tausend Feinde blieben auf dem Platz; eben so viele wurden gefangen. Man eroberte viele Fahnen, und Pauken, 33 Canonen, alle ihre Flußschiffe, ihre Schiffbrücke, und ihre ganze Bagage. Dieser vollständige Sieg kostete uns kaum tausend Mann.

12.

Berwik commandirte in Spanien, und Puysegur diente unter ihm. Er allein dirigirte die Infanterie, die Cavalerie und die Dragoner. Er war nur ein simpler Edelmann aus Soissons, aber von gutem und sehr altem Adel. Sein Vater ist der Verfasser der bekannten vortrefflichen Memoiren. Puysegur hatte sich bey dem königlichen Regiment bis zum Hauptmann

mann aufgeschwungen. Dadurch wurde er dem König, der dieses Regiment vor den übrigen sehr auszeichnete, bekannt. Er war die Seele von allen großen Thaten gewesen, welche Herr von Luxemburg in Flandern ausgeführt hatte. Als Oberquartiermeister bey der Armee übernahm und leitete er noch selbst die kleineren Märsche, besorgte Lebensmittel und Fourage, und entwarf auch gewöhnlich die Plane. Herr von Luxemburg setzte ein völliges Vertrauen in ihn, und Puysegur belohnte dieses nach seinen großen Fähigkeiten, mit einer bewundernswürdigen Thätigkeit, Wachsamkeit, und einer immer gleichen Bescheidenheit, die er zu keiner Zeit und unter keinerley Umständen verletzte. Dennoch ließ er sich durch keine Rücksichten abhalten, die Wahrheit frey und laut zu sagen. Er widersetzte sich dem Marschall von Villeroy und dem Herrn von Vendome, und behauptete sein Recht gegen sie, unerachtet sie die Begünstigten waren. Endlich wurde er mit allgemeinem Beyfall zum Marschall von Frankreich ernannt. Der Minister, welcher ihn dazu machte, mußte, nachdem er sich lange genug widersetzt hatte, der allgemeinen Stimme nachgeben, um den Marschalls-Stab nicht, wenn er ihn an Puysegur nicht gegeben hätte, zu beschimpfen.

Mit eben so großem Widerwillen und nach langem Zögern wurde Er zum Ordensritter gemacht.

Puysegur verband mit vieler Tapferkeit und großen Fähigkeiten noch mancherley liebenswürdige Eigenschaften. Er schrieb sehr schön; besaß eine unerschütterliche Gerechtigkeitsliebe, einen patriotischen Sinn, dem er bey allen Fällen, und mit Gefahr, sein ganzes Glück zu verlieren, standhaft und mit immer gleichem Muth folgte, ohne doch sich über die Grenzlinie führen zu lassen.

Zwanzig Bataillons, 7. Regimenter Cavalerie, und zwey Regimenter Dragoner marſchirten zu gleicher Zeit nach Spanien; und mehrere Generale erhielten ebenfalls Ordre ſich dahin zu begeben.

Villadarias, der Commandant von Andaluſien beunruhigte zur nehmlichen Zeit die Portugieſen in Algarbien, wo er mit 6000 Mann eingefallen war.

13.

Der Prinz von Darmſtadt, welcher unter Carl dem II. ſo viel Aufſehen gemacht hatte, war bey der Flotte, mit welcher der Erzherzog nach Portugal ging. Er hatte den Plan, mit einem Theil dieſer Flotte Cadir zu überfallen, das, wie er wußte, in einem ſchlechten Vertheidigungszuſtand war. Ein franzöſiſcher Caper, der halb für den Krieg gerüſtet, halb mit Kaufmannswaaren nach den amerikaniſchen Inſeln beladet ſegelte, und für ſeinen Handel zwey große Schiffsfahrzeuge, mit Kriegsgeräthſchaften, Waffen und ziemlich vielem Geld dahin bringen wollte, befand ſich auf dem Meere bey Cadir, und bemerkte an dem Manövriren der Escadre ihre Abſichten gegen dieſen Seehafen. Er ſegelte mit vollen Seegeln, lief vor den Augen der Flotte dort ein, lud ſeine ganze Ladung ab, und ſetzte dadurch die Feſtung in den Stand ſich zu vertheidigen; was ohne dieſen Zufall, da es an Waffen, Munition und Geld gemangelt hatte, unmöglich geweſen wäre. Er ſelbſt blieb ebenfalls dort.

Der Prinz von Darmſtadt konnte ſein Vorhaben nicht ausführen. Nachdem er einen fruchtloſen Verſuch gemacht hatte, ſtieg er ans Land, und plünderte die Gegenden. Die Gemeinden verſammelten ſich unter dem Generalcapitain des Landes; die benach-

nachbarten Bischöfe thaten noch mehr durch schleunige Unterstützung an Geld und Mannschaft. Mit einem Wort; nach Verfluß eines Monats, während dessen die Engländer viele Leute verlohren hatten, mußte er sich wieder mit großer Mühe einschiffen, und gegen Portugal segeln.

14.

Die berühmte Festung Gibraltar, welche die wichtige Meerenge dieses Namens beherrscht, war auch in keinem bessern Zustand wie die übrigen; das heißt; es fehlte ihr an allem was zur Vertheidigung erforderlich ist, und ihre ganze Besatzung bestand in 40 elenden Soldaten. Der Prinz von Darmstadt, davon unterrichtet, benutzte diesen großen Fehler: So wie er daselbst ankam, bemächtigte er sich der Festung.

Man fühlte die Größe dieses Verlusts, erst nachdem er erfolgt war. Der Prinz von Darmstadt, welcher Vice König von Catalonien gewesen war, hatte daselbst und zu Barcelona viele Freunde und Anhänger. Man vermuthete, daß dort eine Revolution im Werk sey; wir ließen deswegen unsre Flotte dort vor Anker gehen. Graf von Toulouse stieg ans Land, blieb einige Zeit da, und zerstörte durch seine klugen Maasregeln gänzlich den Plan.

15.

Er hatte die Absicht, der Flotte von Rook zu begegnen und sie zu schlagen. Die Erlaubniß hatte er schon hiezu; er schiffte sich also wieder ein, um sie aufzusuchen. Den 24. September traf er sie bey Malaga. Die Schlacht dauerte von Morgens um 10 Uhr, bis 10 Uhr Abends. Die Flotten waren, an

Zahl der Schiffe beynahe gleich ſtark. Man hatte in langer Zeit keine ſo wüthende und hartnäckige Seeſchlacht geſehen. Durch den Wind waren die Feinde immer unſrer Flotte überlegen. Die Nacht begünſtigte ihren Rückzug.

Der General Lieutenant Vilette, welcher die Avantgarde anführte, überwand die feindliche. Der Gräf von Toulouſe war ganz im Vortheil; ſein Schiff kämpfte lange gegen das von Rook ſelbſt, und machte es endlich maſtlos. Er konnte einen vollkommenen Sieg davon getragen zu haben behaupten. Auch die Veränderung des Winds benutzte er ſogleich, und verfolgte Rook, der ſich gegen die Küſten der Barbarey zurückzog, den ganzen folgenden Tag. Die Feinde verloren 6000 Mann. Der holländiſche Vice Admiral ſprang in die Luft; einige Schiffe gingen unter; mehrere wurden maſtlos.

Unſere Flotte verlor weder Schiffe noch Maſten; allein der Sieg koſtete uns viele, durch Rang und Verdienſte ausgezeichnete Männer. Auſſer 1500 Soldaten oder Matroſen. Es wurden auch mehrere Pagen des Grafen von Toulouſe neben ihm getödtet und verwundet. Während der ganzen Action zeigte er einen unerſchütterlichen Muth, und bewies durch ſeine klugen Anordnungen und Befehle, mit welcher unausgeſetzten Thätigkeit und Aufmerkſamkeit er alles beobachtete. Durch ſein ſanftes menſchenfreundliches Betragen, ſeine Großmuth und Gerechtigkeitsliebe gewann er alle Herzen für ſich, und erwarb ſich eine allgemeine Achtung.

Ein guter Wind und die thätigſte Benutzung der Segel brachte uns, den 25. gegen Abend, ganz nahe zu Rook. Graf von Toulouſe wollte ihn am folgen-

den

den Tag aufs neue angreifen. Der Marſchall von Coeuvres, ohne welchen er nichts unternehmen durfte, wollte Kriegsrath halten. Toulouſe erhielt von ſeinem ſterbenden Freunde, Relingen, ein eigenhändiges Billet, worinn er ihm in wenigen Worten ſagte: daß er die Feinde ſchlagen würde, und daß er ihn beſchwöre, ſie zu attakiren. Der Graf ſuchte dieſen Brief eines Manns, deſſen Fähigkeiten allgemein anerkannt waren, geltend zu machen, und zeigte, daß die Eroberung von Gibraltar der Preis eines zweiten Siegs ſeyn würde. Durch wichtige Gründe, die er mit aller Beſcheidenheit vorſtellte, und durch ſein Anſehen möglichſt zu unterſtützen ſuchte, gewann er alle Stimmen. Alle waren ſeiner Meinung, nur Herr von O, der Mentor der Flotte, gegen deſſen Willen irgend etwas zu unternehmen, dem Grafen ausdrücklich vom König verboten war, widerſetzte ſich dieſem Vorhaben, auf eine verächtliche abſprechende Art, und beharrte ſtolz auf ſeinem Eigenſinn.

Als dies Orakel den Ausſpruch gethan hatte, kehrten alle wieder auf ihre Schiffe zurück, und der Graf im höchſten Unwillen und Aerger auf ſein Zimmer. Er hatte ſich bey dieſem Feldzug in jeder Hinſicht großen Ruhm erworben; ſein einfältiger Gouverneur hingegen verlor vollends die wenige Achtung, welche man noch für ihn gehabt hatte.

16.

Vendome ſtand ſeit dem 14. October vor Verua, und unterhielt den König durch häufige Eilboten und ſchöne Verſprechungen, die nicht erfüllt wurden. Die dortige Infanterie durch Strapazen und Elend zu Grunde gerichtet, ſtand bis an den Hals im Koth; die Officiere hatten kein Gepäck bey ſich, und

konnten sich also auch nicht gegen die strenge Jahrzeit und das schlechte Terrain schützen. Das Wachehalten gegen eine nur zur Hälfte eingeschlossene Festung war unendlich. Die Besorgnisse nahmen zu, und verminderten endlich das große Vertrauen, welches man sonst in Herrn von Vendome setzte.

Der König wollte, daß Laparat, der erste Ingenieur und General Lieutenant, ohnerachtet er mit Vendome nicht gut stand, dahin gehen solle, um die Belagerung mehr anzufeuren, und gemeinschaftlich mit dem General die nöthigen Anordnungen und Verbesserungen zu machen, besonders aber, um dem König ausführlich seine Meinung darüber zu melden. Laparat war zu klug, um sein Glück aufs Spiel zu setzen, und einen Mann zu beschimpfen, welcher in so großem Ansehen stand, und so mächtige Stützen hatte. Er wußte, daß dieser es ihm nie vergeben, und er durch einen solchen Feind auch die Gunst des Herrn Chamillart und von dú Maine, und der Frau von Maintenon verlieren würde. Die Sache war schon zu weit verwickelt.

Er fand alles gut, und war immer gleicher Meinung mit Herrn von Vendome, welcher mehr als je in Verlegenheit, mit Laparats Benehmen aber sehr zufrieden, sich endlich überreden ließ: Verua könne nicht eingenommen werden, so lange die Festung mit dem verschanzten Lager in Communication stehe, weil immer die Todten, Verwundeten und Kranken aus der Festung weggeschaft, und durch frische Truppen wieder ersetzt wurden, während sie sich wieder mit Munition und Lebensmitteln hinlänglich versehen konnten.

Man war jetzt am Ende des Februars, und hatte also fünfthalb Monate vor Verua gestanden. Es

wurde

wurde endlich beschlossen, einen Versuch zu machen, um jene Communication aufzuheben. Der Angriff sollte in der Nacht vom 1. auf den 2. Merz geschehen. Das Fort der Insel war durch zwey savoyische Bataillons bewacht. Es wurde mit Leitern bestiegen, und weggenommen. Ausser 200 Soldaten und 24 Officieren, die man gefangen nahm, wurden alle getödtet, die darinn waren. Ihre Brücke wurde zu gleicher Zeit eingeschossen; 8 Schiffe riß der Strom fort, und die Communication von Crescentino nach Verua war abgeschnitten. Man besetzte das Fort. Zwey Compagnien Grenadiere, welche blos Ordre hatten zu recognosciren, erstiegen mit noch zwey Bataillons die Bresche der Haupt-Attake, und drangen bis an die zweyte Mauer, wo sie einige 50 Soldaten tödteten. Sie hatten bey dieser schnellen und unerwarteten Gelegenheit wenig verlohren, und zogen sich sogleich wieder zurück.

Nach dieser Expedition hoffte man auf einen guten und schnellen Ausgang der Belagerung; was vorher noch nie der Fall gewesen war. Sie dauerte aber doch noch einen ganzen Monat. Unter dieser Regierung war beynahe noch keine Belagerung so langwierig, und im Ganzen so verderblich gewesen, wie diese.

Endlich den 5. April deuteten uns die Feinde durch ein Zeichen an, daß sie Vorschläge wegen der Uebergabe thun wollten. Sie verlangten eine ehrenvolle Capitulation; allein Herr von Vendome, der sie aufs äusserste gebracht hatte, wollte sie nun als Kriegsgefangene haben. Auf dieses vertheidigten sie sich noch bis den 9., zündeten alsdenn selbst ihre Pulverkammern an, zerstörten die ganze Festung, ausser dem innersten Bollwerke, und ergaben sich auf Discretion.

Die Belagerung hatte 5 Tage weniger als 6 Monate gedauert. Man konnte nachher auf keine weiteren Unternehmungen denken, weil die Truppen bey dieser langwierigen Belagerung sehr viel gelitten hätten, und einer langen Ruhe bedurften. Nun gerade aber hätten sie schon wieder im Felde stehen sollen. Man suchte diesen Fehler zu ersetzen, so gut man konnte; dennoch war er für die Truppen, und für die Operationen des folgenden Feldzugs sehr nachtheilig.

Drey Wochen nachher kam der Prinz Eugen, mit einer beträchtlichen Verstärkung, in Italien an, weil er wußte, daß unsere Haupt Armee geschwächt, und unsere Truppen durch die lange und mühsame Belagerung erschöpft waren. Dessen ungeachtet war man Willens, Turin zu belagern. Dies wurde beschlossen, und, was noch schlimmer war, sogar öffentlich bekannt gemacht; man befand sich aber gar nicht gut dabey.

17.

Villars machte in diesem Jahre (1705) einen Feldzug, welcher der größten Generale würdig gewesen wäre. Die Feinde hatten den Plan in die Bisthümer einzufallen, und von da nach Frankreich soweit vorzurücken, als sie ihr gutes Glück führen würde.

Marlborough führte eine Armee dahin, von mehr als 80000 Mann. Villars zog sich nach Sierk, wo er den Feind standhaft erwartete, der aber, obgleich der Anzahl nach ihm überlegen, nicht wagen durfte, ihn anzugreifen. Prinz Ludwig von Baden näherte sich, um mit Marlborough übereinstimmend zu handeln. Hierauf schickte der Marschall von Villeroy den Herrn von Alegre mit 20 Schwadronen und 15 Batail-

taillons an Villars ab, welcher auf einem so vortheilhaften Posten, ihre Ankunft ruhig erwarten konnte, und ihrer nicht einmal bedurfte. Marlborough sah eben so sehr eine Unmöglichkeit, ihn mit Erfolg anzureifen, als gegen ihm über in einem Lande sich zu erhalten, wo es ihm an hinlänglichem Futter für die Pferde fehlte; er zog sich deswegen gegen Trier zurück. Villars schickte hierauf einen Eilboten an Herrn von Alegre, und ließ ihm sagen: er möchte nicht weiter marschiren, weil er seine Verstärkung nicht mehr nöthig habe.

Marlborough wüthend, daß seine Plane alle durch den vortheilhaften Posten, auf welchem Villars stand, vereitelt wurden, meldete ihm durch einen Trompeter, er würde ihn den 10. Juni angegriffen haben, wie er es sich vorgenommen, wenn nicht der Prinz Ludwig von Baden anstatt, seinem Versprechen gemäß, den 9. in Trier zu seyn, erst den 15. angekommen wäre; und zwar mit der Ordre nicht anzugreifen, worüber er sich sehr beklagte.

Villars von aller Besorgniß frey, schickte ein zahlreiches Detaschement unter der Anführung von vier General Lieutenants, zu dem Marschall von Villeroy, welchen die Feinde, nach ihren Bewegungen dahin, zu überfallen im Sinne hatten. Während Villeroy sie damit beschäftigt hielt, marschirte er selbst mit dem übrigen Theil seiner Armee in das Elsaß, wo Marchin ihn erwartete. Dort nahm er Weisenburg weg, vertrieb die Kayserlichen aus ihren Linien an der Lauter, eroberte mehrere kleine Schlösser, machte 500 Gefangene, und besetzte das ganze Land, in welchem sie gewesen waren. Durch seine Postirung bey Sierk, hatte er also die Feinde genöthigt, alle Plane ihres Feldzugs zu verändern, und durch seine

schnelle

drich einen tiefen Unwillen gegen diesen Herzog, und da Heinrich der Löwe, seiner großen Macht und seiner stolzen Anmaßungen wegen, eine Menge Feinde und Neider unter den Fürsten und unter der Geistlichkeit hatte, so war es dem Kaiser nicht schwer seine Rache an ihm zu kühlen. Kaum hatte er einige Beschwerden gegen ihn merken lassen, so drängte sich alles hervor, Klagen gegen diesen Fürsten anzubringen, und vorzüglich erhoben die Bischoffe ihre Stimme gegen ihn. Diese konnten es dem Herzog nicht vergessen, daß er sich angemaßt hatte, in den Provinzen, die er von den Slaven erobert, gleich einem souverainen Herrn Bißthümer zu errichten, und die Bischoffe zu investiren. Sie hielten die Würde der ganzen Geistlichkeit dadurch beschimpft, daß ein Herzog Bischöffe zu Vasallen habe, da bisher die Bischoffe Herzoge unter ihren Vasallen gezählt hatten. Indessen hatte Heinrich dieses nicht auf seine eigne Hand sondern mit Bewilligung des Kaisers gethan, und man konnte ihm also von dieser Seite nichts zur Last legen. Um auf alle Klagen zu antworten, welche gegen ihn angebracht wurden, citirte ihn der Kaiser auf einen Reichstag nach Worms; da er hier nicht erschien, so wurde er auf einen Reichstag nach Magdeburg gefodert. Als er auch hier nicht erschien wurde ihm der dritte Termin in Goslar anberaumt, wo er abermals ausblieb. Nun war er den Gesetzen gemäß in die Reichsacht verfallen, aber Friedrich citirte ihn noch zum 4 mal nach Würzburg, jedoch mit eben so schlechtem Erfolge. Nun glaubte er sich berechtigt, ihn mit aller Strenge der Gesetze behandeln zu können, welche mit sich brachten, daß jeder Vasall, wenn er auf die 3te Vorladung nicht erschienen, seiner Lehen verlustig zu achten sey. Er erklärte ihn also förmlich in die Reichsacht, und sprach ihm seine beiden Herzogthümer, und alles, was er von Reich zu Lehen trug, ab – weil er die Majestät des Kaisers verachtet und auf dreymalige rechtmäßige Vorladung nicht erschienen sey. Es ist merkwürdig bey dieser Achtserklärung, daß man ihn nicht der Beschwerden wegen verurtheilte, um derentwillen man ihn vorfoderte, sondern wegen seiner Halsstarrigkeit, auf diese Vorfoderung nicht zu erscheinen. Heinrich konnte also mit sehr vielem Grunde gegen diesen Urtheilsspruch einwenden, daß die Vorfoderung ungerecht und unnöthig gewesen sey, wenn

schnelle Thätigkeit wußte er die Entfernung der Armee des Prinzen Ludwigs zu benutzen, um die Lauterburger Linien zu überwältigen, ehe die Armee wieder zurückgekommen seyn konnte. Dies war sonst ein Barriere von den Rhein-Gebirgen bis an den Rhein, welche uns im Elsaß eingeschlossen hielt. Doch den besondern Posten von Lauterburg behaupteten die Feinde noch immerfort.

18.

Die Plane für den zu eröffnenden Feldzug waren dem glücklichen Zeitpunkt, in dem der König lebte, angemessen. Er hatte Ueberfluß an Leuten und Geld; und seine Minister und Generale besaßen Fähigkeiten, wodurch sie ganz Europa Gesetze vorschrieben.

Der König wollte mit zwey Schlachten den Anfang machen, die Eine sollte in Italien, die andere in Flandern geliefert werden. Er wollte der Ansammlung der kayserlichen Armee am Rhein zuvorkommen, die feindlichen Linien sprengen, und alsdann Barcelona und Turin belagern lassen.

Nur die Erschöpfung, in welcher Spanien war, und in die auch Frankreich verfiel, stimmte nicht zu den großen kühnen Absichten, welche man hatte. Chamillart, auf den die doppelten Geschäfte von Colbert und Louvois fielen, konnte diese beyden großen Staatsmänner bey weitem nicht ersetzen, so wie auch die Generale bey der Armee, weder den Prinzen noch den Herrn von Türenne, und die Zöglinge dieser großen Helden, die nicht mehr lebten ersetzen konnten. Der König hatte aus Laune, aus Gunst, Männer zu Generalen ernannt, denen er eben so wie seinen Mi-

niſtern, mit dem Patent auch die Tüchtigkeit geben zu können ſich beredete.

Marchin hatte einen Plan gemacht, die feindlichen Linien zu ſprengen, ehe die Kayſerlichen ihre Armee am Rhein verſammelt haben würden. Er wurde genehmigt. Den 18. April reiste er in geheim von Marly ab. Die Generale und anderen Officiere erhielten ebenfalls Befehl abzureiſen, ohne vorher etwas davon zu ſagen. Den 21. verließ auch Villars Marly in der Stille.

Die beyden Marſchälle trafen in Pfalzburg zuſammen, und beyde marſchirten alsdenn, jeder von ſeiner Seite, weiter. Bey ihrer Annäherung, verließen die Feinde ihre Linien an der Mutter, wo man ſie attakiren wollte. Man ſah von ihren Truppen nur 7 bis 8 hundert Mann Cavalerie, die von dem Sohn des Grafen du Bourg heftig angefallen, die Flucht ergriffen. Sie verlohren gegen hundert Mann, du Bourg aber nur zwey oder drey. Der ſtärkſte Theil ihrer Armee ging über den Rhein zurück, nachdem ſie einige Mannſchaft in Hagenau geworfen hatten.

Durch dieſe glückliche und leichte Expedition wurde Fort-Louis befreit. Die Garniſon daſelbſt wurde abgelöst, die Feſtung aufs neue beſetzt und verſorgt. Die umliegenden Poſten, von denen ſie blockirt war, wurden weggenommen. Der Gouverneur von Landau, Graf von Friſe, zog ſich ſchleunigſt von Biſchweiler zurück, wo er beträchtliche Magazine und ſogar ſein Silbergeſchirr verlor. Auch Lauterburg verließ er. Villars beſetzte es mit ſeinen Truppen, und wurde dadurch auch noch Herr von der Lauter, wie von der Mutter. Peri nahm Hagenau weg, machte 2000 Mann die darin waren, zu Kriegsgefangenen, erbeuteten 60

Ca-

Canonen, 500 Centner Pulver und eine große Menge Mehl und Haber. Diese Vorräthe waren zu der Belagerung von Strasburg bestimmt gewesen. Villars konnte sich nach Gefallen weiter ausbretten, und schrieb bis über die Ebene von Mainz Contributionen aus.

Zu Ende des Februars war der König von Spanien abgereist, in der Absicht das Königreich Valencia zum Gehorsam zu bringen. Allein auf die vom König gegebene Ordre, die Belagerung von Barcelona nicht aufzuschieben, veränderte er seinen Marsch, und kam vor Barcelona an, wo Legal, den Abend vorher mit allen französischen Truppen, und allen unsern Schiffen, die, was zur Belagerung erforderlich war, mitgebracht hatten, angelangt war. Andere Schiffe brachten nebst allen Arten von Lebensmitteln, die ganze Garnison von Girone nach Barcelona, wo über 10 tausend Mann, durch die Gegenwart des Erzherzogs angefeuert, die Waffen ergriffen, und sich an die Garnison anschlossen.

In der Nacht vom 5. auf den 6ten wurden die Laufgräben eröffnet, das Canonieren aber fing erst den 12ten und nur sehr schwach, an. Lapärat wurde den 15ten April getödtet, als er die Festungswerke, die er attakiren lassen wollte, recognoscirte. Man hielt es für einen großen Fehler, daß man die Festungswerke von Montjoui zuerst angegriffen habe, weil diese von der Festung der Stadt getrennt, ohnehin mit ihr zugleich hätten fallen müssen, die Einnahme derselben aber keinen Einfluß auf die Festung hatte. Wie dem auch seie; die Wegnahme von Montjoui fraß noch einmal soviel Zeit, als man geglaubt hatte, und kostete uns viel Munition, und viele tapfere Leute.

Die Anzahl der Belagerungstruppen war nicht groß, ihre Strapazen also anhaltend. Die Belage-

rer

rer waren durch nichts gedeckt, und beständig noch den Angriffen streifender Partheyen von den Pyrenäischen Gebirgen ausgesetzt. Ueberdieß hatten sie weder von Frankreich noch von Spanien, frische Lebensmittel.

Die Ausfälle waren heftig; die Garnison wurde von den Einwohnern dabey unterstützt; die Mönche sogar waren bewaffnet, und fochten wie gegen die Türken und Ketzer. Während dieser Ausfälle wurde oft das Lager von aussen angegriffen; und alles, was die Belagerten thun konnten, war, daß sie diesen doppelten Angriffen zugleich ihre Standhaftigkeit entgegensetzten und der Heftigkeit und Wildheit des zahlreichen Pyrenäischen Miquelets trotzten. Den 15ten April verließ die Garnison von Montjoui diese Festung, und zog sich bey Tage, fast ohne allen Verlust nach Barcelona. Cisuentes, welcher eine Menge kleiner Schiffe hatte, ließ immer wieder einige davon in die Festung einlaufen, wenn dies gleich nur mit Verlust von einigen andern geschehen konnte.

Die Vorposten der französisch-spanischen Armee dagegen wurden von den Pyrenäischen Miquelets bald so sehr eingeschlossen, daß man die Lebensmittel bey dieser Belagerung nur vom Meere her erhalten konnte. Der Graf von Toulouse und der Marschall von Coeuvres commandirten dort eine mittelmäßige Flotte, welche bis auf den 8. May bey Barcelona kreuzte. An diesem Tag erhielt der Admiral, durch seine auf Kundschaft ausgeschickte Fregatten, die Nachricht, daß eine Flotte von wenigstens 20 Schiffen, der Festung zu Hülfe komme. Er ließ sogleich die Anker lichten, und lief den 11. May wieder in Toulon ein.

Das Abgehen dieser Flotte, und die Ankunft der feindlichen vor Barcelona, veränderte dort die La-

ge

ge der Dinge nur allzu sehr. Die Belagerten leisteten aufs neue einen standhaften Widerstand, und die Belagerer trafen auf neue Hindernisse. Tessé sah endlich die Unmöglichkeit ein, diese Belagerung länger fortzusetzen, neben den Schwierigkeiten, die mit dem Rückzug verbunden waren. Er überzeugte deswegen den König von Spanien von der Nothwendigkeit, sie aufzuheben, so sehr dieser auch bis jetzt dagegen gewesen war. Man berathschlagte sich, auf welche Art es auszuführen sey, und wohin sich die Armee wenden solle.

Ueber Catalonien war der Rückzug unmöglich, weil die dortigen Aufrührer im Felde standen, und von allen denen aus dem Königreich Valencia, welche die Festungen besetzt hatten, unterstützt wurden. Auch konnte man sich durch all die rohen Pyrenäischen Miquelets, welche uns gleichsam belagerten, nicht durcharbeiten. Man beschloß daher den Weg der Grenze von Frankreich zu nehmen, und wenn man erst in der Gegend von Rousillon in Sicherheit seyn würde, aufs neue über das weitere sich zu berathschlagen.

Die Belagerung wurde in der Nacht vom 10. auf den 11. May aufgehoben, nachdem die Laufgräben 14 Tage eröffnet gewesen waren. Man ließ 100 Stück Geschütz, 150 Centner Pulver, 30000 Säcke Mehl, 15000 Säcke Korn, 20000 Granaten, und eine große Anzahl Bomben, Kugeln und anderer Geräthschaften zurück. Die Armee wurde während 8 Tagen durch die Neckereyen der Miquelets von einem Berg zum andern geneckt. Der Herzog von Noailles, dessen Equipage sie beständig während der Belagerung und des Rückzugs respectirt hatten, aus Liebe zu seinem Vater, welcher sie gut behandelt, und einem von ihren Chefs das Leben gerettet hatte, rief ihnen zu: er habe etwas von seinetwegen mit ihnen

nen zu sprechen; worauf die Vornehmsten vom Berge herabstiegen und zu ihm kamen. Er erlangte das Versprechen von ihnen, daß sie die Armee nicht mehr beunruhigen, und nicht mehr auf unsere Leute schießen wollten, mit der Bedingung, daß man dagegen nicht sengen und brennen wolle. Dieß wurde von beyden Seiten getreu erfüllt. Von diesem Augenblick an konnte die Armee ihren Marsch, welcher noch 3 Tage dauerte, und während deren sie noch viel von diesen Plagegeistern hätte leiden müssen, ruhig fortsetzen.

Die Armee war ganz erschöpft. Sie verlor bey diesem Rückzug fast alle Kranke und andere zurückgebliebene Mannschaft, so daß der Verlust an Leuten, mit der Belagerung, sich wenigstens auf 4000 Mann belief. Die Armee hatte jedoch so viel guten Willen, daß sie unerachtet so vieler Hindernisse, Barcelona eingenommen haben würde, wenn nicht unsere Artillerie nebst den Ingenieuren sie im Stich gelassen hätte.

Als man bey dem Thurm von Mont gris angekommen war, überlegte man, welche Partie der König von Spanien nun ergreifen solle. Einige waren der Meinung, er solle in Frankreich die Entwicklung so unangenehmer Begebenheiten abwarten; andere meynten, er solle, da er nun einmal in dieser Noth sey, vollends bis nach Versailles gehen. Zum Glück für ihn wurde von einer andern Seite her, ein entgegengesetzter Rath gegeben: daß nehmlich bey diesem Rückzug nach Frankreich, oder der Reise an den Hof, eine kostbare Zeit verloren gehe, und dadurch nachtheilige Urtheile veranlaßt würden. Die Feinde beyder Kronen würden es für ein freywilliges Niederlegen der Regierung ansehen, die Gutgesinnten in Spanien wenigstens für einen Mangel an Muth, für ein gänzliches Lossagen von ihnen, und für Resig-

nation seiner selbst. Auch mit einem kleinen Gefolge, und mit den wenigen Hülfsmitteln, die dem König von Spanien noch übrig blieben, sollte er über die Gebürge von Foix gerade nach Fontarabien, und von da, auf jede Gefahr, sich zu der Königin und seinen Anhängern begeben, sich seinem Volk zeigen, und dieses letzte Mittel noch versuchen, um ihren Muth, ihre Treue, und ihren Eifer wieder anzufeuren. Er solle so viel Truppen werben, als möglich, um in Spanien bis nach Madrid, einzudringen. Wenn dieß nicht geschehe; so sey für ihn alle Hoffnung verloren, weil die Feinde sich aus allen Kräften bemühten, in ganz Spanien, ja sogar in der Hauptstadt selbst, sich festzusetzen.

Dieser Rath wurde glücklicher Weise angenommen. Die Armee hielt sich eine Zeit lang in Roussillon. Der König von Spanien begab sich nach Toulouse, um über Foix nach Pau, und von da nach Fontarabien zu gehen. Er nahm zwey Dragoner Regimenter zu seiner Escorte, und einige Große von Spanien mit sich, auch den Herzog von Noailles, der ihn bis Fontarabien begleiten wollte.

Der Marquis von Brancas wurde zu gleicher Zeit an den König abgeschickt, um ihn von allem zu benachrichtigen, und Befehle von ihm nach Pau, an den König von Spanien, zu überbringen. Der König billigte alles, was man gethan hatte, und gab dem König von Spanien die 3 Bataillons und 20 Schwadronen, die er von der Belagerung zurück nach Roussillon gebracht hatte.

19.

Feldzug des Königs von Spanien.

Der König von Spanien reiste eiligst und zu Pferd, von Pau ab, ging aber nach Pampelune, und nicht nach Fontarabien. Der Connetable von Castilien, sein erster Major Domus, der Herzog von Medina Sidonia, welcher damals schon über 60 Jahre alt war, sein Oberstallmeister, der Herzog von Ossonna, Hauptmann von der Garde, und einige Bedienten, begleiteten ihn. Er kam den 1. Junius unter dem Freudengeschrey des Volks, daselbst an. Den 2. reisten sie wieder ab, nach Madrid.

Berwick befand sich indessen in einer mißlichen Lage. Er stand an der Spitze einer Handvoll schlecht regulirter Truppen, der portugiesischen Armee gegenüber, gegen die er nichts unternehmen konnte da er vielmehr überall zurückweichen mußte. Dennoch hielt er sich immer in ihrer Nähe, machte Mine, ihr die Engpässe und den Uebergang über Flüsse, zu versperren. Er hemmte ihre Bewegungen und Fortschritte, so weit als es möglich war, durch Geschicklichkeit die Macht zu ersetzen. Allein alle seine Kunst und List konnte die Portugiesen nicht abhalten, sich gegen Madrid zu wenden, und dieser Stadt immer näher zu kommen.

Den 18. Juni floh die Königin mit ihren Kindern und ihrem Gefolge, über Pampeluna nach Burgos. Den 21. war der König von Pampeluna abgereist, um sich an die Spitze der kleinen Armee von Berwik zu stellen. Amelot folgte ihm; die Rathskollegien aber begleiteten die Königin. Viele Großen gin-

gen auf ihre Landgüter; der Cardinal Portocarero nach Toledo. Man ließ Madrid in der größten Bestürzung; auch wurde es gleich nachher von den Portugiesen besetzt. Alle Großen und die Mitglieder vom Conseil hatten die Stadt schon vorher verlassen.

Der König von Spanien und Berwik gingen gegen Burgos, wo die 20 Schwadronen, und die 30 französische Bataillons, welche von der Belagerung von Barcelona übrig waren, zu ihnen stoßen sollten. Einige Grosse schlossen sich an sie an; andere begaben sich sogleich nach Burgos zu der Königin. Ueber 6 Wochen vergingen unter diesen unglücklichen Umständen.

Die Königin hatte in dieser Zeit alle Kostbarkeiten von ihrem Gemahl, und ihre eigenen, dem Herrn von Vasez anvertraut, welcher sie dem König (von Frankreich) überbrachte.

Endlich kamen die französischen Truppen in Spanien an, und trafen zu Ende des Julius bey dem König und Berwick ein. Der Erzherzog hielt sich noch immer zu Sarragossa auf, und ließ seine Armeen thun, was sie konnten.

Die Spanischen Bischöffe hatten sich vorzüglich ausgezeichnet, dem König auf ihre Kosten Truppen geworben, und beträchtliche Summen zugestellt. Am meisten that der Bischoff von Murcia. Er hatte sich ehemals als bloßer Dorfpfar er so viel Achtung und Ruhm erworben, daß ihn der König zum Beyspiel für alle andere, zum Bischof erhoben hatte. Der Cardinal Portocarero, obgleich mit Recht unzufrieden, gab dennoch sehr viel, und hörte nicht auf, seine Anhänglichkeit zu beweisen. Auch die Bemühungen der Prälaten waren für den König sehr vortheilhaft. Sie

schick-

schickten die besten Prediger in die Orte ihrer Diöceſe, um das Volk zur Treue und Anhänglichkeit zu ermuntern; welches auch wirklich die wichtigſten und vortheilhafteſten Beweiſe davon gab.

Berwick, welcher eine Verſtärkung von 20 Escadrons und 30 franzöſiſchen Bataillons erhalten hatte, gab dem Krieg jetzt auf einmal ein anderes Anſehn. Er ſtellte ſich mit dem König von Spanien vor die feindliche Armee, und ſuchte ſich nun wieder überall mit ihr zu ſchlagen. Sie verhielt ſich Vertheidigungsweiſe, wich überall zurück, wurde aus allen Plätzen vertrieben, und verlor wieder alles was ſie erobert und beſetzt hatte.

Mit neuem Muth beſeelt, bewaffnete ſich das ganze Volk von Caſtilien, und, ohne andere Truppen bey ſich zu haben, drängten dieſe Freywilligen doch den Erzherzog zurück, der ſich eben zu ſeiner Armee begeben hatte. Sie eroberten Segovia wieder, wo 500 Mann Portugieſen in Garniſon ſtanden, welche das Schloß räumen mußten, unter der Bedingung, ſich auf dem ihnen vorgeſchriebenen Weg nach Portugal zurück zu ziehen, und innerhalb 6 Monaten nicht gegen den König von Spanien zu dienen.

Sobald dieſer Fürſt etwas Raum gewonnen hatte, ſchickte er Mejorada mit 500 Mann Cavalerie nach Madrid, von wo ſich die Portugieſen entfernt hatten. Dieſer wurde unter lautem Jubel empfangen; und nach und nach waren die Feinde aus ganz Caſtilien verjagt.

Zu Ende des Septembers zog der König von Spanien wieder in Madrid ein; ſogleich darauf auch die Königin; ſie wurden unter den größten Freudensbe-

man ihm kein anders Verbrechen erweisen könne, als die Weigerung zu erscheinen, denn dieses Verbrechen habe er ja erst nach geschehener Vorfoderung begehen können, also sey die Vorfoderung ohne hinreichenden Grund gewesen. Er führte ferner für sich an, daß er kraft eines Reichsgesetzes nicht gehalten sey, sich außer seinem Vaterland vor Gericht zu stellen. Er stamme aber aus Schwaben, und keiner von allen 4 Plätzen wohin man ihn berufen, liege in diesem Lande. Einige Fürsten pflichteten ihm darinn bey, aber der Kaiser erklärte diese Ausflucht für nichtig. Offenbar war das Verfahren des Kaisers und der Fürsten bey dieser Achtserklärung Heinrichs des Löwen zu rasch und zu leidenschaftlich; die Erbitterung Friedrichs und der Neid der Fürsten hatte mehr Antheil daran, als die Gerechtigkeit —

Uebrigens ist es zum Erstaunen wie schnell dieses Urtheil zur Vollziehung gekommen und wie plözlich der mächtigste Fürst Deutschlands, auch den Kaiser nicht ausgenommen, in einen armen Fürsten verwandelt wurde. Friedrich gebrauchte die Politik, beide Herzogthümer ihren beiden mächtigsten Nachbarn aufzutragen, welche es sich schon stark genug wären, sich darinn zu behaupten. Sachsen erhielt ein Nachkomme Albrechts des Bären, Markgrafen von Brandenburg, Bernhard von Anhalt — Baiern wurde dem Pfalzgrafen Otto von Wittelspach übergeben. Um aber auch diese neuen Herzoge nicht all zu mächtig zu machen, zergliederte Friedrich beide Herzogthümer, indem er einige Städte darin, wie Lübeck und Regenspurg, für Reichsfrey erklärte, und viele abgerissene Stücke von beiden an andere Fürsten und Bischöffe verschenkte. Dem Heinrich blieb nichts als seine sächsischen Erblande, Braunschweig und Lüneburg, die keine Reichslehen waren, ihm also auch nicht von Reichswegen genommen werden konnten. Baiern gab Heinrich sogleich ohne Widerstand verloren; aber in Sachsen hoffte er sich zu behaupten, weil er sich dort aus seinen Erblanden verstärken konnte. Er machte auch wirklich seinen Gegnern dort viele Arbeit, und sie konnten nichts gegen ihn ausrichten, bis der Kaiser selbst mit einer starken Armee sich in Sachsen zeigte. Jezt gab sich Heinrich der Löwe überwunden und zu Erfurt warf er sich i. J. 1182. zu den Füssen des Kaisers. Einen so mäch-

zeugungen empfangen. Berwick verfolgte indeß noch immer die Armee des Erzherzogs, die sich von einem Ort zum andern zurückziehen mußte.

Die Frau von Ursini, welche mit der Königin zurückgekommen war, benutzte die Gelegenheit, um den Pallast von 300 Frauen zu entlasten, welche entweder sich geweigert hatten, ihr zu folgen, oder deren Eltern Anhänglichkeit für den Erzherzog bewiesen hatten.

Dieß war der unerwartete Erfolg der Belagerung von Barcelona. Der Erzherzog hoffte, Philipp V. in aller Geschwindigkeit vom Throne zu stürzen; allein durch Muth, durch die Anhänglichkeit der Castilianer, die Klugheit und Thätigkeit des Herrn von Berwik, und den schnellen Beystand von dem König, seinem Groß-Vater, erlangte er ihn eben so schnell wieder.

20.

Bataille von Ramillies.

Der König hatte dem Marschall von Villeroy sehr dringend anempfohlen, alles so vorzubereiten daß man den nächsten Feldzug mit einer Schlacht eröffnen könne. Er fing an, die Last des Kriegs zu fühlen, und war damals schon geneigt ihn zu endigen. Allein er wollte den Frieden geben, nicht ihn annehmen, und hoffte alles von seinen Generalen und seinen Truppen. Der glückliche Fortgang in Italien und am Rhein ließ ihn auch für die folgenden Unternehmungen alles Gute erwarten.

Er liebte Villeroy und wünschte, ihn mit diesen Lorbeern bekränzt zu sehen. In der Mitte des Aprils reis-

reiste dieser wieder nach Flandern ab; und seit seiner Abreise, bis zur Versammlung seiner Armee, hatte der König beständig in ihn gedrungen, das, was er ihm so ausdrücklich befohlen habe, auszuführen. Diese wiederhohlten Befehle reizten den ehrgeizigen und kurzsichtigen Mann. Er glaubte, der König zweifle an seinem Muth, weil er ihn so oft und ernstlich anzutreiben für nöthig halte. Er beschloß, alles zu wagen, um ihm völlig genug zu thun und zu beweisen, daß er einen so ungerechten Verdacht nicht verdiene.

Der König wollte freylich eine Schlacht in Flandern liefern; allein er wollte sich auch erst in Stand setzen, um sie zu gewinnen. Sobald die Linien vom Rhein weggenommen, und Fort-Louis frey gemacht war, erhielt Marchin die Ordre vom König: er solle mit 18 Bataillons und 20 Schwadronen von seiner Armee an die Mosel marschieren, wo er noch 20 andere Schwadronen finden würde. Mit diesen Truppen zusamen, solle er nach Flandern gehen, und sich mit dem Marschall von Villeroy vereinigen, den übrigen Theil seiner Armee aber Villars überlassen. Villeroy erhielt ebenfalls Befehl nichts zu unternehmen, bevor diese Vereinigung geschehen sey. Allein er wollte sein Vorhaben mit Macht fortsetzen, ohne Marchin zu erwarten.

Marlborough war ebenfalls bald ins Feld gerückt, ehe er noch alle seine Truppen beysamen hatte. Villeroy hatte immer schon eine grösere Anzahl als er. Dieses gab ihm Muth. Er zweifelte nicht an einem glücklichen Erfolg. Seinen Ruhm aber wollte er mit niemand theilen, weder mit Marchin und den Truppen, welche dieser ihm zuführte, noch selbst mit dem Churfürsten, welcher doch die Armee eigentlich commandirte.

Ihn hatte der Marschall zu Brüssel gelassen, ohne ihm von seinem Vorhaben etwas zu sagen.

Er rückte daher, den 21. May, gegen die Gegend vor, wo Roquelaure, im vergangenen Jahre, unsere Linien hatte durchbrechen lassen. Auf die Nachricht von Marlboroughs Annäherung, machte er eine Bewegung, um ihn zu erwarten, und den 24. am Morgen des Pfingstfests eine zweyte, um sich auf einem Terrain zu postiren, wo der verstorbene Herr von Luxemburg sich nie einer Schlacht hatte aussetzen wollen. Er selbst war einst Zeuge hievon gewesen; allein sein und Frankreichs Schicksal wollte, daß er alles vergaß.

Er postirte die Haustruppen des Königs, und zwey Cavalerie-Brigaden hinter einander, zwischen die Dörfer Taviers und Ramillies. Taviers deckte die Flanke der königlichen Haustruppen. In das Dorf selbst legte er den Grafen von la Mothe mit 6 Bataillons Churfürstlicher Truppen, und 3 Regimentern Dragoner. Ramillies besetzte er mit 24 Canonen und 20 Bataillons, welche nachher noch durch eine größere Anzahl Fußvolk verstärkt wurden; den übrigen Theil postirte er auf das Feld, gegen das Dorf Neufégliſe zu.

Den rechten Flügel seiner zweiten Linie ließ er in seiner gewöhnlichen Ordnung, den linken Flügel aber postirte er hinter einen schwer zu passierenden Sumpf, der sich noch über diesen Flügel hinaus erstreckte, welcher beynahe mit dem Rechten in gleicher Linie stand.

Als er mit diesen Anordnungen kaum fertig war, kam der Churfürst, welcher kaum die Nachricht davon erhalten hatte, in größter Eil zu Pferd, an. Er hät-

hätte Urſache gehabt, ſich zu beklagen, und das Geſchehene zu tadlen; allein es war keine Zeit mehr dazu, und es blieb ihm nichts weiter übrig, als das Angefangene auszuführen, wozu er auch mit Luſt bereit war.

Es war 2 Uhr Nachmittags, als die feindliche Armee in ſchöner Ordnung anrückte, und das Canonenfeuer von Ramillies zu koſten anfieng. Sie ließ Halt machen, um ihre Canonen zu erwarten, die kurz nachher aufgepflanzt ſtanden. Die Canonade dauerte wohl eine Stunde. Hierauf rückten ſie mit Canonen gegen Taviers. Sie fanden dort noch weniger Widerſtand als auf ihrem rechten Flügel, und bemächtigten ſich des Dorfs.

Im nehmlichen Augenblick ließen ſie ihre Cavalerie marſchiren. Sie bemerkten zu rechter Zeit, daß die Moräſte, welche unſern linken Flügel deckten, die Flügel beyder Armeen hinderten, einander zu Hülfe zu kommen. Sie hatten ihren ganzen rechten Flügel in mehreren Linien nach einander hinter ihr Centrum gezogen jedoch in guter Ordnung. Hinter ihrem linken Flügel ſtand die ganze Cavalerie ihrer Armee, unſerm Rechten gegen über. Sie konnte ungehindert agiren, während die Hälfte der Unſrigen unthätig auf ihrem Poſten ſtehen mußte. Unſere Reuterey ſah, daß die feindliche Cavalerie gänzlich vor ihr verſchwunden war. Dieſe Bewegung hätte ihr zum Beyſpiel dienen ſollen; allein ſie ſetzte ſich nicht in Bewegung. Gaſſion, welcher ſie als älterer Generalˇ Lieutenant vom linken Flügel commandirte, hätte ſie gar gerne auf einen andern Platz gebracht; aber ſein Wunſch gelang ihm nicht. Es war ihm befohlen, ohne Ordre nicht von dieſem Platz zu weichen. Er ſchickte einen Adjutanten nach dem andern ab; allein man ließ keine Ordre an ihn zurückkommen.

Guiscard, älterer General-Lieutenant vom rechten Flügel, suchte mit Beziehung auf die feindliche Bewegung, sie auch in Thätigkeit zu bringen. Die königlichen Haustruppen, welche die erste Reihe von der Cavalerie dieses Flügels ausmachten, machten einen starken Angriff; die rothen Schwadronen von den königlichen Haustruppen drangen in die Reihen der Cavalerie ein, die sich öffneten, während ihr rechter Flügel die erste Linie einnahm. Die Rothen gewannen über 500 Schritte vom Terrain. Sie griffen mit gutem Erfolg gleich darauf wieder die Schwadronen an, welche ihnen in die Flanke fallen wollten. Nach diesem schlossen sie sich wieder aneinander, indem sie eine halbe Wendung rechts machten, und noch 6 andere Eskadrons anfielen. Jetzt standen sie vor einer vierten Linie, und wurden zu gleicher Zeit im Rücken angegriffen. Unsere Truppen drangen bis ins Centrum der feindlichen Armee; allein durch die überlegene Anzahl derselben wurden sie sogleich wieder zurückgetrieben.

In dieser Verwirrung bemächtigten sich die Feinde des Doris Ramillies, und aller unserer dort stehenden Canonen. Der Herzog von Guiche, vertheidigte sich daselbst 4 Stunden; an der Spitze des Garderegiments, und that Wunder. Die zweyte Linie von der Cavalerie des rechten Flügels, die fast aus lauter Baiern und Wallonen bestand, hatte den beyden Generalen Villeroy und Souskernon geradezu abgeschlagen, die erste Linie zu unterstützen, und blieb ganz unthätig. Eben so unthätig und ohne von diesem Posten zu weichen, blieb unser ganzer linker Flügel hinter dem Sumpf stehen, wo ihm niemand gegenüber stand.

Unſer rechter Flügel war völlig abgeſchnitten. Die Feinde waren in unſer Centrum eingebrochen, und unſere Infanterie, die ſchon faſt ganz zum Treffen gekommen war, wurde zurückgeſchlagen. Der Churfürſt zeigte ſich überall ſehr muthvoll. Der Marſchall von Villeroy war auſſer ſich, und wußte für alle dieſe Unfälle keinen Rath. Er zeigte ſich tapfer; aber dieß war auch alles. Man zweifelte daran eben ſo wenig, als an ſeiner Schuldigkeit, mehr zu thun.

Es blieb nichts übrig als ſich zurückzuziehen. Dieß geſchah anfänglich in aller Ordnung; allein die einbrechende Nacht brachte den Rückzug bald in Unordnung. Die ſchwere Bagage konnte nicht ſchnell genug durch den Engpaß gehen und wurde ganz weggenommen. Endlich kam die Armee zu Löwen an; allein man hielt ſich erſt für ſicher, nachdem man den Canal von Wilworde paſſirt hatte, unerachtet uns der Feind nicht zu nahe verfolgt hatte.

Brüſſel war die erſte Frucht ihres Siegs. Bagnolz und Bergheik hatten ſich noch vorher mit dem Schatz und den Verwundeten aus dieſer Stadt herausgezogen. Auch Antwerpen, Malines und Löwen huldigten dem Erzherzog. Damit machte das Haus Oeſterreich den Anfang zu Wiedererlangung der ſpaniſchen Niederlande.

Dieſe Action, welche ſo ſchnelle und bedeutende Folgen hatte, koſtete nicht einmal 4000 Mann. Eine ſehr große Anzahl Truppen hatte ſich zerſtreut; es kamen aber kurze Zeit nachher faſt alle wieder zu ihren Corps zurück. Nie hat eine Schlacht bey einem ſo unbedeutenden Verluſt ſo ſchnelle und wichtige Folgen gehabt.

Mit

Mit Ausnahme von Namur, Mons und weniger andern Festungen waren die Spanischen Niederlande, und sogar noch ein Theil der Unsrigen, verloren. Nie ist eine Eroberung in solcher Geschwindigkeit gemacht worden. Die Feinde verwunderten sich eben so sehr darüber, als wir. Die Zurückkunft der verloren geglaubten Truppen, vermehrte noch täglich unsern Verdruß über diese Begebenheit.

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Ludwig von St. Simon.

Achtes Buch.

Die Sache der Janseniſten und von Port Royal.

Inhalt.

1. Kunſtgriffe der Frau von Maintenon, um ſich der Direction der geiſtlichen Angelegenheiten zu bemächtigen. 2. Beweggründe, Noailles zum Erzbiſchoff von Paris zu ernennen. 3. Die durch Godet bewerkſtelligte Erhöhung der Prieſter von St. Sulpice. 4. Anfang der Verfolgungen gegen die Janſeniſten. 5. Godet, der Biſchoff von Chartres, Tellier, Frau von Maintenon, die Jeſuiten und Prieſter von St. Sulpice, beſetzen die Kleriſei mit Küſtern. 6. Geſchichte des Janſenismus; Staatsklugheit und Bewegungen der Jeſuiten. 7. Heimliche Anſchläge, um die Unruhen zum Ausbruch zu bringen. Der Sulpicianer, Chalmet, iſt der untergeordnete Aufwiegler, und zwey Biſchöffe die Werkzeuge dazu. 8. Urtheile des Herzogs von St. Simon über den Janſenismus und Molinismus. 9. Zerſtörung von Port-Roy

mächtigen und ihm selbst einst so werthen Fürsten so tief gefallen zu sehn, brachte dem sonst so hartherzigen, Friedrich die Thränen in die Augen; er erinnerte sich dabey an den Wechsel des Glücks, der eben so auch ihn selbst einmal treffen könnte. Heinrich konnte aber doch nichts anders von dem Kaiser erhalten, als daß er drey Jahre Deutschland meiden und solange in England bey dem König Heinrich II. seinem Schwiegervater sich 1182. aufhalten solle, welches auch geschah. Heinrich der Löwe erschien jezt als Flüchtling in eben dem England, wo seine Nachkommen, die Churfürsten in Hannover, noch jezt als Könige regieren.

Im Jahr 1183. kam endlich zu Kostnitz ein dauerhafter Friede mit den Lombardern zu Stande, nach dem der 6jährige Stillstand verflossen war. Der Friede war ehrenvoll für den Kaiser und auch annehmlich für die Städte. Dem Kaiser blieb das wichtige Recht die Consules zu investiren und diese sollten ihm jedesmal den Eid der Treue schwören. Alle Bürger sollten ihm gleichfalls die Huldigung leisten, sobald sie das XVte Jahr erreicht haben würden. Uebrigens blieben die Städte in Besitz derjenigen Regalien, welche sie unter den lezteren Kaisern ausgeübt hatten, und dadurch, daß ihnen erlaubt wurde Bündnisse unter sich einzugehen, retteten sie ein wichtiges Souverainitätsrecht. Sonst aber durfte an den Kaiser, als an den obersten Richter appellirt werden, und er behielt also immer die oberste Hoheit. Soviel also hatten die Feldzüge Friedrichs nach Italien dem teutschen Reiche immer genutzt, daß die Lombarden unter dem Gehorsam desselben blieb, welchen abzuschütteln sie schon sehr auf dem Wege gewesen war. — Nach geschlossenem Frieden zeigte sich Barbarossa abermals in Italien, aber jezt wurde er mit Liebe und mit Ehrfurcht empfangen; weder seine vorige Härte, noch seine leztern Niederlagen hatten das Ansehen schwächen können, welches ihm seine Thaten und sein persönlicher Werth verschaffte.

Bey dem Frieden mit den Lombardern blieb es nicht allein; eine freudige Begebenheit brachte auch den Frieden mit Sicilien zu wege. Der damalige König Wilhelm, Rogers Sohn, war ohne männliche Nachkommenschaft, und seine Vaterschwester Constantia die Ein-

Royal durch Soldaten. 10. Was der Friede von Clement sey? 11. Die Nonnen von Port-Royal werden auf mancherley Weise gequält; die Abtey wird geschleift, und der Boden in Ackerland verwandelt. 12. Der König von Frankreich hält sich aus irrigem, nicht aber verkehrtem Gewissen, mehr an einen Atheisten als an einen Jansenisten. 13. Der Fanatismus gegen die Jansenisten wird so stark, daß Frankreich den Papst verfolgt, um von ihm Bullen zu erpressen. Eine Anekdote hierüber, die sich auf die Bestätigung der Constitution Unigenitus bezieht.

Man sieht aus diesem Werke, wie Frau von Maintenon sich von einer Seite der Prinzessin von Ursini bediente, um sich in die spanischen Angelegenheiten zu mischen und sie soviel möglich den Händen des Herrn von Torcy zu entziehen. Eben so sieht man, auf welche Art sie es dahin brachte daß dieser Minister, so wie die übrigen, in ihrem Zimmer arbeitete, und welchen Vortheil sie davon zu ziehen wußte.

Sie befaßte sich aber auch gerne mit den geistlichen Angelegenheiten. Bey Gelegenheit der Streitigkeiten gegen den Jansenismus und der Widerrufung des Edikts von Nantes, that sie nur einen leichten und flüchtig schreienden Eingriff in diese Sache. Nur von weitem wurde dieser wichtige Gegenstand berührt, welcher die Ursache war, daß sie dem Herzog von Noailles bey Verheurathung ihrer Nichte, den Vorzug gab. Ich werde jetzt deutlicher erklären, auf welche Art es ihr endlich gelang, sich auf die geistlichen Angelegenheiten und deren Administration den größten Einfluß zu verschaffen.

Schon lange sah sie, mit Verdruß, die ganze Verwaltung der geistlichen Geschäfte in den Händen

des Pater de la Chaise, welcher nicht nur völlig unabhängig von ihr war, sondern auch nicht die geringste Verpflichtungen gegen sie hatte. Es war ihr unerträglich in dieser Sache so völlig ununterrichtet zu seyn. Die Abneigung, welche der König gegen den Erzbischoff von Paris, Herrn von Harley, zeigte, nachdem dieser so lange in seiner völligen Gunst gestanden, hatte ihre Rache befriedigt. Man sah wohl die Ursache davon, nicht aber was sie damit wollte. Der Beichtvater des Königs bekam dadurch nur noch freyere Hand über die Benefizien, und alle die Geschäfte, von denen man den Erzbischoff gänzlich entfernt hatte.

Dieß war die Ursache, warum Frau von Maintenon die Verbindung ihrer Nichte mit dem Herzog von Rochefaucault, welche der König machen wollte, nicht billigte, und dem Herzog von Noailles den Vorzug gab. Ich will nicht behaupten, daß sie in dieser entfernten Absicht schon dazu beygetragen habe, den Bruder des Marschalls, Herzog von Noailles, nach Harleys Tod im Jahr 1695 zum Erzbischoff von Paris ernennen zu helfen. Eine Sache, die um so schwieriger war, da die Jesuiten ihm nicht gewogen waren, der König ihn, weil er nie, oder nur auf wenige Augenblicke nach Paris kam, nicht kannte, und die Sache ohne Vorwissen des Pater de la Chaise geschehen mußte. Auch konnte man diesen Prälaten selbst ohne Wissen des Beichtvaters nicht dahin bringen, weil man ihn zu jenem Amte zwingen mußte, da er sich nicht nur auf alle Art widersetzte, sondern sich sogar, aus Rücksicht auf die Zeitumstände, in der Lehre verdächtig zu machen suchte. Er war zuerst zum Bischoff von Cahors, und einige Monate nachher, zum Bischoff von Châlons ernannt worden.

2.

Weder die Annäherung zum Hofe, noch die Würde des Stuhls von Paris, dessen Bischoff, Graf und Pair von Frankreich ist, konnte ihn zum Entschluß bringen, der geistlichen Braut, welcher er durch die Weyhung bestimmt war *), zu entsagen, obgleich er sie eigentlich noch nicht kannte. Man bedurfte hiezu eines ausdrücklichen Befehls vom Papst.

Zu Chalons stand er wirklich in großer Achtung, wegen der Reinheit seiner Sitten; und weil er sein Amt als Seelsorger in jeder Rücksicht vollkommen erfüllte. Er war sanftmüthig, unermüdet, belehrend; ermunterte durch sein eigenes Beyspiel zu guten Handlungen, und zeigte sich völlig unbekümmert gegen alles, was seines Amts nicht war.

Das Ansehen seiner Familie, verstärkt durch seinen Ruhm, siegte über den gewöhnlichen Lauf der Dinge. Auch zu Paris war er derselbe, der er zu Chalons gewesen, ohne sich durch einen, so großen Schauplatz blenden zu lassen. Er gefiel dem König und der Frau von Maintenon ausserordentlich. Um nichts zu übergehen, was seine persönlichen Eigenschaften betrifft, muß ich noch hinzu setzen; daß er sich in den Geschäften gar nicht als Neuling nahm, und keine Verlegenheit verrieth. Man bewunderte seinen Scharfsinn und seine Kenntnisse, die er mit einer seltnen Bescheidenheit vereinigte; auch sein edles und anständiges Betragen, bey den Versammlungen der Geistlichkeit, wobey er zum Wohlgefallen des Hofs und der Klerisey, präsidirte. Endlich wurde er Cardinal im Jahr 1700, nach eben so vielem Widersetzen als vorher, da er Bischoff wurde.

*) Der bischöfflichen Kirche zu Chalons.

So viele Tugenden wurden von der Welt, wie gewöhnlich, mit Verfolgung und Kränkungen belohnt. Er ertrug sie standhaft und zum Wohl der Kirche, nur mit allzu vieler Sanftmüthigkeit und Geduld. Er gab sich Mühe, nie aus der Fassung zu kommen, und schonte mitleidig diejenige welche seine Geduld unerhört mißbrauchten, und seine Standhaftigkeit auf die stärkste Proben setzten, und ihn zum Heiligen läutern halfen. Nichts konnte seinen Geist, die Reinheit seiner Gesinnungen und seiner Lehren erschüttern. In seinen letzten Jahren aber verlor er seine Besinnungskraft, und hier — hört folglich alles Urtheil über ihn auf. Er unterlag der Last des Alters, der Mühseligkeiten und Verfolgungen. Ich selbst bin Augenzeuge davon gewesen; und wenn mich der Himmel so lange erhält, werde ich es in diesen Memoiren offenbaren, die ich so lange als möglich fortsetzen, und rechtschaffenen Männern zur öffentlichen Bekanntmachung übergeben werde.

Bey Godet, dem Bischoff von Chartres, und dem nachherigen Cardinal Bissy, hat man sich nicht lange aufzuhalten. Man hat sich hier bloß zu erinnern, daß la Chétardie und Bissy nicht in die Nähe des Königs kamen, und daß Godet, weil ihm die gewöhnliche Gelegenheit fehlte, sich Sr Majestät zu nähern, nur unversteckt und geradezu, eben deswegen auch nur selten, und nur in Angelegenheiten auftreten konnte, welche durch Frau von Maintenon schon eingeleitet waren. Es fehlten ihm also jene kräftigen Mittel sich durch öftere Gespräche, die keinen scheinbaren Gegenstand haben, und welche nur nach und nach wirken können, beliebt zu machen. Dem Pater de la Chaise hingegen standen diese Gelegenheiten alle zu Gebot. Er war auch sehr aufmerksam, den Bischoff

schoff von Chartres, der ihm manche Besorgnisse deswegen machte, nicht zuvorkommen zu lassen. Jeder seiner Schritte war für ihn eine Warnung, und machte ihn noch aufmerksamer. Ein Mann, der durch eine allgemein gebilligte Wahl, durch seinen Ruhm, das Ansehen seiner Familie, und die Verwendung der Frau von Maintenon, die ihn als ihre Creatur begünstigte, erst kürzlich zum Erzbischoff von Paris ernannt worden war, mußte ein weit brauchbareres Werkzeug seyn, indem er wöchentlich einmal Audienz beym Könige hatte, und sich noch außerdem Audienz verschaffen konnte, wenn er wollte. Noailles hatte sich nur durch diese Umstände so sehr in Gunst gesetzt. Allein seine Rechtschaffenheit und die ängstliche Gewissenhaftigkeit, mit der er über sich selbst, nicht aber über andere wachte, war Ursache, daß er in der Folge alle diese Vortheile wieder verlor.

Frau von Maintenon hingegen wußte die ihrige desto besser zu benutzen, um sich endlich auf die geistliche Angelegenheiten Einfluß zu verschaffen. Sie machte den Anfang in der Sache des Herrn von Cambray, durch welchen sie mit dem Erzbischoff und Herrn von Chartres in eine enge Verbindung kam. Durch dieses Mittel gelang es ihr, bey dem König den Zugang auch zu der einzigen Gattung von Angelegenheiten zu erhalten, in die sie bis jetzt noch nicht hatte eindringen können. Deswegen zog sie die Verbindung ihrer Nichte mit dem Neffen des Erzbischoffs, jeder andern vor. Sie bewirkte, daß der König sich der Sache des Herrn von Cambray zu Rom öffentlich annahm, und sie zu seiner eigenen Angelegenheit machte. Dadurch schuf sie ihren Einfluß in die Religions Sachen, und die damit verbundene Gelegenheit, Benefizien und höhere Stellen zu ertheilen und jeden nach Gefallen befördern oder zurücksetzen zu können.

3.

Herr von Chartres war ein leidenschaftlicher Sulpicianer; das heißt: er wußte die Frömmigkeit und Enthaltsamkeit dieser Leute auf eine feine Art nachzuahmen. Er wohnte zu Paris beständig in dem Seminarium von St. Sulpice, und erhob dieses über die Seminarien der auswärtigen Missionaire, der Brüder vom h. Magloire, und der Väter vom Oratorium. Vor seinem Tode ersetzte er noch seine Stelle bey Madame de Maintenon durch la Chetardie, einen Prediger bey den Sulpicianern, welcher sein ganzes Vertrauen besaß und den er leitete.

Bey ihrer unerhörten Unwissenheit, Dummheit und Treuergebenheit gegen den Stuhl zu Rom, konnten die Sulpicianer allerdings die großen Plane der Jesuiten nicht hintertreiben. Sie waren aber elend genug um die erhabene Moral, den Geschmack für Alterthümer, und die richtigen und deutlichen Kenntnisse zu vertilgen, welche die Väter vom Oratorium verbreiteten; diese von den Meynungen der Jesuiten-Gesellschaft durchaus verschieden denkende Männer, welche in der Hauptsache mit der Universität und den köstlichen Ueberbleibseln von Portroyal, das die Jesuiten zum Ziel ihrer Verfolgungen machten, übereinstimmten. Die Jesuiten vollendeten demnach den Untergang ihrer Gegner durch Menschen voll Sclavensinns gegen Rom, deren elende Religionsgrundsätze darin bestanden, alles Verdienst in niedrige, zwecklose und lächerliche Uebungen zu setzen, durch deren Auslegung sie die ihnen anvertrauten jungen Leute zum Vieh herabwürdigten, während sie dieselbe in nichts unterrichten konnten, weil sie selbst, sogar in den gewöhnlichsten Dingen, völlig unwissend waren.

Auch

Auch die Missions-Priester, welche keine andere Bestimmung hatten, als Catechisationen in den Dörfern zu halten, und auch zu nichts besserm fähig waren, nicht minder roh, dumm, unwissend und der römischen Curie sclavisch ergeben, wie die Sulpicianer, nahmen einen hohen Flug, weil jedem der nicht bey ihnen erzogen wurde, die Benefizien versagt waren.

Frau von Maitenon, durch la Chetardie und Bissy noch weiter auf denselben Wege irregeführt, für welchen sie der Bischof von Chartres schon längst eingenommen hatte, herrschte über die neuen zur Mode gemachten Seminarien. Sie war ihre erklärte Beschützerin, seit sie durch die Kunstgriffe der Jesuiten, unvermerkt mit den Vorstehern der fremden Missionsanstalten entzweit worden war. Diese waren lange Zeit ihre Beichtväter gewesen; Herr von Chartres trat an ihre Stelle, als die fremden Missionäre wegen des berühmten Streits über die Chinesischen und Indianischen Ceremonien, die erklärten und unversöhnlichen Feinde der Jesuiten wurden.

Immer zwar herrschte eine gegenseitige Eifersucht zwischen den Jesuiten und jenem gemeinen Priestervolk, welches seine Gewalt widerrechtlich ausdehnte; allein sie duldeten einander wechselsetzig, weil ihr gemeinschaftlicher Haß gegen die Väter vom Oratorium, und gegen die aufgeklärtere Geistlichkeit, die sie auf jeden Fall für Jansenisten erklärten, sie einander unentbehrlich machte.

Der Cardinal von Noailles stand an der Spitze der letzteren. Er besaß zwar wohl die vertrauteste Kenntniß aller Heiligen, nicht aber Menschenkenntniß genug, um den Besseren und sich selbst aufhelfen zu können. Seine ängstliche Gewissenhaftigkeit und zu

große Frömmigkeit erlaubte ihm nicht auf andere Dinge aufmerksam zu seyn, sie vorherzusehen, und ihnen, wenn die Erfahrung sie ihm zeigte, abzuhelfen.

Bissy hatte sich schon lange insgeheim an die Jesuiten, die Sulpicianer und den Herrn von Chartres angeschlossen. Letzterer überließ ihn so, wie seine Kirche, der Frau von Maintenon. Bissy ging daher auf etwas Großes aus. Um in diesen Angelegenheiten auch eine wichtige Rolle zu spielen, und dadurch Frau von Maintenon, und durch diese den König für sich zu gewinnen, war ihm irgend ein wichtiges Ereigniß nothwendig. Alsdann konnte er durch geheime und enge Verbindung mit den Jesuiten für ihr beyderseitiges Interesse wirken, indem er ihnen bey der Frau von Maintenon sie aber ihm wieder zu Rom vortheilhafte Dienste leisten konnten, um auf diese Art die Herrschaft über alle geistlichen Angelegenheiten zu erhalten.

Die Jesuiten waren Anfangs nur betreten, nachher aber wüthend darüber, daß der Cardinal Noailles ohne ihr Zuthun so hoch gestiegen war, so sehr in Gnaden stand, und von seiner Familie so kräftig unterstützt wurde. Ihr Pater Tellier, welchen die Sulpicianer zum Nachfolger des Pater de la Chaise gemacht hatten, war sehr von ihm verschieden. Er fing bald an, seine Kräfte zu fühlen, und wußte den Cardinal von Noailles so ganz in sein Gewebe zu verwickeln, wie die Spinne eine Fliege. Er suchte seine Tugend, seine Sanftmuth und Mäßigung durch tausenderley Gewissensgründe gefangen zu nehmen, bis er ihn endlich dahin brachte, daß er die Hände dazu bot, die berühmten kaum noch existirenden Ueberreste von Portroyal vollends von Grund aus zu zerstören. Die Nonnen, welche noch dort waren, wurden unbarmher-

herzig vertrieben, die Gebäude gänzlich eingeriſſen, ſo daß kein Stein auf dem andern blieb, und ſelbſt die Gräber entweiht. Die Profanation eines ſo heiligen Platzes, welcher in ein Ackerland verwandelt wurde, empörte die Gemüther der Gutdenkenden, und warf einen unaustilgbaren Flecken auf den Charakter des Cardinals von Noailles.

So ging es, durch eine Kette von böſen heimlichen Anſchlägen, immer weiter, bis endlich die ſchreckliche Geſchichte über die ſogenannte Conſtitution (Unigenitus) ausbrach, welche den Cardinal, mehr noch mit der Frau von Maintenon, als mit dem König entzweyte, und ſtürzte, während der König und Frau von Maintenon durch dieſelben Intriguen dahin gebracht wurden ſich aufs heftigſte für diejenige Partey zu erklären, welche Biſſy's Glück machte, und ihm das ganze Vertrauen der Frau von Maintenon erwarb, die an ſich weder den Jeſuiten noch dem Pater Tellier gewogen war.

Nach Jahren voll heimlicher Anſchläge und Beſtrebungen, ſah ſich Biſſy endlich am Ziel ſeiner Wünſche. Er war nun wirklich der bedeutende Mann, der er durch ſo manche Kunſtgriffe zu werden geſucht hatte. Und wie ſehr mißbrauchte er nicht ſeine Macht! Durch Heucheley, Unterwürfigkeit und fein verſteckte Niederträchtigkeiten, hinterging er Frau von Maintenon aufs ſchändlichſte, während er ihr mit ſeiner erkünſtelten Einfalt unter dem Schein von grober Offenherzigkeit, die gröſten Lobeserhebungen machte. Sie hielt ſich wirklich für die Prophetin, durch welche das Volk Gottes vom Irrthum befreit, und von der Gottloſigkeit und Empörung abgehalten werde.

zige Erbin seiner Staaten. Zwischen dieser Prinzessin Constantia und zwischen Heinrich dem ältesten Prinzen des Kaisers kam eine Vermählung zu Stande, so daß das hohenstaufische Haus die nächste Hoffnung hatte, die Sicilianische Krone zu besitzen. Diese Krone war für die Deutschen Kaiser aus mehrern Gründen eine besonders wichtige Erwerbung. Den Reichthum und die Glückseligkeit der Provinzen nicht einmal gerechnet, welche dieses Königreich Sicilien ausmachten, so verschaffte ihnen der Besitz desselben eine mächtige Hand in Italien. Von der Lombardey waren sie schon Meister - setzten sie sich also noch in den Besitz des untern Italiens und Siciliens, so konnten sie die Ländereyen des Pabsts in der Mitte fassen, und nun wäre die Reyhe an sie gekommen, dem Pabst Gesetze vorzuschreiben. Dazu kam noch, daß Sicilien mit einer Gewalt in Kirchensachen beherrscht wurde, die in keinem andern damaligen Königreich statt fand. Bloß um sich an den Normännern in Sicilien eine Stütze gegen die Kaiser zu verschaffen, hatten sich die Päbste zu diesen Privilegien, das ihnen hart genug ankam, verstanden - wenn aber nun die Kaiser selbst Herren von Sicilien wurden, so war die Absicht der Päbste nicht nur gänzlich verfehlt, sondern das Privilegium, welches sie der sicilianischen Krone ertheilten, mußte in den Händen der Kaiser äußerst gefährlich für die römische Kirche anschlagen. Die Vermählung des hohenstaufischen Prinzen Heinrich mit der sicilianischen Prinzessinn Constantia konnte also den Päbsten nicht anders als unangenehm seyn, weil dadurch den deutschen Kaisern zwey gefährliche Vortheile in die Hände gespielt wurden, welche den Kaisern zu entreissen, die vorhergehenden Päbste alle ihre Politik angestrengt hatten. Diese Erwerbung von Sicilien aber, weit entfernt die glorreichen Erwartungen zu erfüllen, die man sich anfangs und mit so großer Wahrscheinlichkeit davon gemacht hatte, wurde das Verderben des hohenstaufischen Hauses, und Sicilien wurde der Abgrund, welcher Friedrichs ganze Nachkommenschaft verschlang.

Die Vermählung Heinrichs mit der Prinzessin Constantia wurde mit kaiserlicher Pracht in Mailand vollzogen; die Mailänder, so feindselig sie vormals gegen den Kaiser gesinnt gewesen, so dienstfertig waren sie jetzt, und sie ließen sich den Ruhm nicht entreissen,

Angetrieben durch diese Vorstellung, welche Bissy in ihr erwekt hatte, und in der Absicht, sich noch immer mehr Gewicht in geistlichen Angelegenheiten zu verschaffen; verleitete sie den König zu allen Greuelthaten, Gewaltthätigkeiten und Unmenschlichkeiten, wodurch damals die Gewissensfreiheit unterdrückt, und der Glückszustand so vieler Menschen zernichtet wurde, mit denen die Gefängnisse angefüllt waren. Bissy beschwazte sie zu allem, und erlangte alles, was er nur wollte. Ihre Herrschaft in der Direction der kirchlichen Angelegenheiten erstreckte sich damals so weit, daß sogar der scharfsichtige Pater Tellier, auf Bissys Betrieb zu ihr kommen, und mit ihr die Austheilung der Benefizien berechnen mußte. Es kostete diesen viele Ueberwindung, allein seine schon eingeleiteten Anschläge zu Verfolgungen, die Insalten, welche besonders auf das Verderben des Cardinals von Noailles abzweckten, den er seines Purpurs, seines Stuhls und selbst seiner Freyheit berauben wollte, und dann der Triumph der neuern jesuitischen und sulpizianischen Schule über alle andere, welche einen Bossuet, Pascal, Nicole, Arnaud u. s. w hervorgebracht hatten, alles dieses waren Dinge, deren Ausführung ihm so sehr am Herzen lag, daß er fähig war, alles dafür aufzuopfern.

Man wird sehen, daß in der Folge es blos ein Artikel war, den er in dem Testament des Königs nicht verdauen konnte; nehmlich: Fleurys Ernennung zum Lehrer (des Cronprinzen.) Tellier selbst hatte sich zum Beichtvater und zweyten Lehrer ernennen lassen. Diesem herrschsüchtigen Mann war also alles daran gelegen, daß ein Lehrmeister nach seinem Sinn gewählt würde. Er widersetzte sich der Wahl Fleury's in dem Zimmer der Frau von Maintenon, vor ihr

und

und dem König. Wenn ihm auch gleich seine Bemühungen mißlangen; so hatte er doch Fleury dadurch sehr in Furcht gesetzt, und ihn zu seinem immerwährenden Feind gemacht.

Tellier lebte nicht lange genug, um zu sehen, oder auch nur ahnen zu können, wie unglaublich weit dieser von jener ersten Stufe seines Glücks noch emporstieg. Wenn er es vorhergesehen, oder wenn sein Geist dort, wo er jetzt ist, noch dieselben Leidenschaften hätte, die er ehemals, vereinigt mit seinem Körper, gehabt hat; so würde er noch als abgeschiedener Geist den Jesuiten danken, und ihre einsichtsvolle Kunstgriffe dafür segnen, daß es ihnen gelang diesen Beherrscher des Königreichs nach ihrem Willen zu leiten, und ihn, ohne daß er je die geringste Vermuthung davon gehabt, zu allem was ihnen vortheilhaft war, zu gebrauchen. Er stürzte alle, die sie haßten und fürchteten, und ersetzte ihre Plätze mit Personen, die ihnen nützlich waren. Doch es ist hier noch nicht der Ort über diese Materie zu sprechen.

Die, mit so vielem Erfolg, so vielen Kunstgriffen, so heftiger Erbitterung, Gewaltthätigkeit und Herrschsucht verfolgte Constitution Unigenitus, war die bittere Frucht der dringenden Nothwendigkeit, in welche die Jesuiten durch den Streit über die indischen und chinesischen Ceremonien gesetzt wurden. Ferner war sie eine Folge von dem unmäßigen Ehrgeiz des Günstlings Bissy, der noch immer höher steigen wollte. Auch Rohan ließ sich aus Eigennutz, durch Tallard, welcher seine persönlichen Absichten dabey hatte, in dieses Spiel hineinziehen. So wurde sie endlich das Werk dieser beyden, welche die Chefs der mächtigsten, unter den unumschränkten Befehlen der Frau von Maintenon stehenden Partey seyn wollten. Diese Frau brannte

von

von heimlichen Ehrgeiz, über die Kirche eben so zu herrschen, wie sie schon seit so langer Zeit den Staat beherrscht hatte. Nichts lag ihr mehr am Herzen und war ihr schmeichelhafter, als sich die Macht über diesen wichtigen Theil der Regierung zu erhalten.

Als ihr dieses Feld einmal geöffnet war, kannte sie keine Grenzen mehr. Durch Bissy's Kunstgriffe, durch die Bemühungen der Sulpicianer und Missionarien, die von den Jesuiten dazu angewiesen und aufgefordert waren, wurde die ohnehin veränderliche Neigung der Frau von Maintenon, dem Cardinal von Noailles wieder entzogen. Sie bedurfte seiner nun nicht mehr, um sich in geistlichen Angelegenheiten Eingang zu verschaffen. Die Brücke, welcher sie sich mit so vielem Vortheil bedient hatte, konnte ihr jetzt von keinem Nutzen mehr seyn. Sie war für ihren neuen Verehrer Bissy ganz eingenommen, welcher bey ihr den Elisa des Bischoffs von Chartres machte. Durch die laute Bewunderung des unverständigen la Chetardie wurde sie völlig verblendet. Ihr Bündniß mit dem Noailles wurde aufgehoben, und ihre ehmalige Freundschaft für den Cardinal verwandelte sich in Wuth gegen ihn, um durch ihn, wie sie glaubte, der Kirche und der Wahrheit ein Opfer zu bringen. Die Grausamkeit, womit man, seit der Wiederrufung des Edikts von Nantes, gegen die Hugenotten verfuhr, war im Ganzen das Muster von dem, was man oft eben so stark, gegen alle diejenige sich erlaubte, welche die Constitution nicht gut hießen.

4.

Durch unzählige Kunstgriffe suchte man daher, die Bischöffe, die Schulen und die niederen weltlichen und geistlichen Stände, entweder zu gewinnen, oder

in

in Furcht zu setzen. Daher die unaufhörlichen zahllosen Verhaftsbriefe, der Streit mit den Parlementern, die unendlich häufigen Dispensationen von den gewöhnlichen Gerichtshöfen, die Suspension aller Gerichte, und endlich die durchgängige, öffentliche Versagung aller Justiz, und alles Schutzes bey allen denen, welche ihr Gewissen unter das neue Joch nicht gerade nach der ihnen vorgeschriebenen Art beugen wollten. Die immerwährenden Inquisitionen erstreckten sich sogar bis auf die simplen Layen. Die Verfolgungen stiegen aufs höchste; eine unendliche Menge Menschen wurden verbannt, andere in Staats-Gefängnissen und unterirrdischen Kerkern verhaftet. Eben daher entstand Verwirrung und Zerstörung in den Klöstern. Man hatte jetzt eine unerschöpfliche Quelle willkührlicher Verläumdungen und Beschuldigungen entdeckt, Personen aus allen Ständen, ohne daß sie die geringste Ahnung davon gehabt haben konnten, wurden bey dem König, bey Hof, und in der Stadt ausgeschwärzt, um ihre Entfernung oder Verbannung zu bewirken, damit man ihre Stellen nach dem Willen der Oberhäupter von der herrschenden Partey, der Jesuiten und Sulpicianer, denen alles erlaubt und recht war, wieder ersetzen konnte. Eine unendliche Anzahl Menschen aller Art mußte dieselben Prüfungen erdulden, welche die Christen unter den arianischen Kaisern, und unter Julian dem abtrünnigen erduldeten, dessen Politik und Grausamkeiten man nachzuahmen schien. Daß der Religions-Eifer nicht wirklich auch unter den gewöhnlichen frommen Ceremonien Blut vergoß, während die vielen Schlachtopfer desselben, auf eine andere Art umkamen, lag wenigstens nicht an den Jesuiten, deren grausamer Sinn bey dieser Gelegenheit so sehr über ihre Klugheit siegte, daß sie sich frey zu sagen erlaubten: „Es müsse Blut vergossen werden."

5.

Man hat gesehen, wie durch Godet, Bischoff von Chartres, die bischöffliche Würde in Frankreich aufs tiefste herabgesetzt wurde, indem er Bisthümer mit Küstern aus den Seminarien, und mit der niedriggebohrnen Menge ihrer unwissenden Zöglinge, anfüllte, deren ganzes Verdienst in der Dunkelheit und Roheit bestand. Man hat ferner gesehen, wie Tellier die bischöffliche Würde vollends ganz vernichtete, indem er sie öffentlich, zwar nicht für Geld, aber zu Erreichung seiner Absichten, verhandelte, unter Bedingungen, die seinem heftigen und herrschsüchtigen Geiste angemessen waren, und mit einer Scharfsichtigkeit und Vorsicht, die ihn gegen Täuschungen sicherte. Das Geheimniß konnte nicht lange verborgen bleiben; allein auch die Entdeckung konnte ihn dennoch nicht hindern, auf seiner Handlungsweise fest zu beharren.

Es läßt sich schon zum Voraus, noch mehr aber aus den Folgen einsehen, was bey einer solchen Art der Wahl zu erwarten war. Bissy theilte seine Irrthümer mit ihm, unterstützte sie mit seiner ganzen immer zunehmenden Macht, und wußte seine Anleitungen nachher gut zu benutzen.

Dieß waren die unseeligen Ursachen, wodurch die Kirche von Frankreich zu Grund gerichtet, und der römischen Curie unterjocht wurde, welche schon auf so verschiedenen Wegen allen Widerstand vernichtet hatte. Der persönliche Haß des Cardinals Fleury gegen den Pater Quesnel, trug vollends alles dazu bey, Frankreich mit Verbannungen, nicht blos von den Wohnorten, sondern selbst aus dem Vaterland, und mit 30000 geheimen Verhafts Befehlen zu bedrücken; wie man nach seinem Tode in dem Staats-Se-

cre-

cretariats-Büreau darüber die Rechnung machte. Er wußte seine Rache auch noch bis über seinen Tod hinaus fortzusetzen. Da aber der Jansenismus der Gegenstand ist, welcher den König und die Regierung am meisten beschäfftigte; so ist es nöthig mich umständlicher darüber einzulassen.

6.

Im März 1711 fing die Geschichte an auszubrechen, welche die Constitution Unigenitus erzeugt hat, dieses für Kirche und Staat so unglückliche, für Rom so schimpfliche, für die Religion so nachtheilige Product, welches blos für die Jesuiten und Sulpicianer vortheilhaft war, die ihm allein ihre schädliche und fast unnütze Existenz zu danken hatten. Auch zogen ihren Vortheil daraus alle die Anhänger der römischpäpstlichen Grundsätze, welche von Jesuiten und ihren Anhängern lange Zeit ins geheim, mit eben so vieler Treulosigkeit gegen das Vaterland, als innerer Falschheit, unterstützt wurden. Am allerbesten befanden sich diejenigen dabey, welche in jeder Rücksicht zu der verächtlichsten und verworfensten Klasse der Menschheit gehören, die Ignoranten, die Unbrauchbaren und die Betrüger. Indem man in der Folge das Verfahren der Wiederrufung des Edikts von Nantes nachahmte, blieb überall nichts als Unordnung und Betrügerey herrschend, verbunden mit einer Gewaltthätigkeit und Unterdrückung, unter welcher noch jetzt das Königreich zittert und seufzt. Noch gegenwärtig fühlt es die Last einer 30jährigen schrecklichen Verfolgung, die sich auf alle Stände erstreckt, und noch täglich zunimmt.

Es ist gar nicht meine Absicht, hier eine theologische Geschichte zu schreiben, auch nicht die Thatsachen und die Verfahrungsart vollständig zu erzählen. Dieses

ses würde allein schon ganze Bände ausfüllen; ja es wäre zu wünschen, daß man weniger über die Lehre geschrieben, und das Publikum mit so vielen Wiederholungen verschont hätte; desto mehr aber hätte über die politische Entstehung und die Fortschritte dieser schrecklichen Geschichte, über das verstekte, schlaue Verfahren der beyden Parteyen, über das daraus entstehende persönliche Glück oder Verderben, und über die ausgebreiteten unerhörten Wirkungen geschrieben werden sollen, welche aus dieser Pandora-Büchse hervorgingen, durch deren Zaubermacht alle Gesetze, alle Richterstühle und die ganze Ordnung der Dinge umgestürzt, einer militairischen Inquisition weichen mußten, die noch jetzt nicht aufhört, Frankreich mit geheimen Verhaftsbefehlen zu quälen, und alle Gerechtigkeit zu vernichten.

Ich werde mich auf das wenige historische einschränken, das unter meinen Augen, und zuweilen unter meinen eigenen Händen vorging, um auch diese Materie, wie die übrigen, zu behandeln, und das, was ich nicht gesehen oder von mithandelnden Personen gehört habe, besser unterrichteten und fleissigeren Schriftstellern zur Bearbeitung überlassen.

Um das wenige verstehen zu können, was hie und da aus den Begebenheiten angeführt ist, welche vorzüglich das Ende der Regierung Ludwig des XIV. die Minderjährigkeit, das verborgene Königthum des Herzogs und das entdeckte von Fleury betreffen; ist es nöthig, sich an manches wieder zu erinnern, was in diesen Memoiren zerstreut angegeben ist. Dahin gehört der Sturm des Quietismus, die auf den Herrn von Cambray gefallene Ungnade, die verborgenen Kunstgriffe der Jesuiten, von denen der größte Theil, so wie die gemeine Geistlichkeit, jedoch ohne ihm zu

scha-

schaden, sich gegen ihn erklärte, das geheimnißvolle und im Dunkeln wirksame Synedrium, das ihm aus allen Kräften diente, die daraus entstehende Vereinigung, das was den Sulpizianern, vom Herrn von Bissy, dem Bischoff von Toul, nachherigen Bischoff von Meaux und Cardinal, endlich auch von dem Pater le Tellier gesagt ist; ferner wie durch diese Umstände die bischöffliche Würde an unwissende, gemeine, zum Theil pflichtvergessene Männer kam, und öffentlich dem Ehrgeiz und der Knechtschaft derjenigen Parthey verkauft wurde, die gewisse Menschen erhöhen konnte; Noch mehr: die Geschichte von China, die mißliche Lage, in welche die Jesuiten dadurch gesetzt wurden; der persönliche Antheil, welchen le Tellier daran nahm; sein besonderer und der Jesuiten allgemeiner Haß gegen den Cardinal von Noailles, und welchen Vortheil sie aus dem Jansenismus zu ziehen wußten. Endlich kommt in Betrachtung der Charakter des Cardinals von Noailles, des Königs und der Frau von Maintenon. Wenn man sich an alles dieß erinnert; so wird man leicht einsehen, wie viel le Tellier daran gelegen seyn mußte, die Jesuiten von der Schande zu retten, welche durch die Verdammung ihres Betragens in China auf sie fiel, und den Cardinal von Noailles zu stürzen.

Um zwey so mächtige Streiche auszuführen, bedurfte es einer auffallenden Angelegenheit, durch welche Rom bey der empfindlichsten Seite angegriffen seyn mußte, und seine ganze Hoffnung nur auf die Protection le Telliers setzen konnte. Er war beständig beschäftigt, um Auskunftsmittel zu finden, und Umstände klüglich zu benutzen. Die chinesische Geschichte, welche ihm keinen längern Aufschub erlaubte, beschleunigte seine Unternehmung. Seine einzigen Rathgeber dabey, mit

völliger Ausschließung aller andern, selbst von den Jesuiten, waren die Väter Doucin und Lallemant, Männer, eben so schlau, falsch und tief, wie er selbst. Sie hatten ihre Proben abgelegt, daß es sie nichts koste, Verbrechen zu begehen.

Diese Jesuiten waren eben so wüthend und aufgebracht, wie er, gegen den Cardinal von Noailles, welcher, eines Vergehens wegen, dem Pater Doucin eine Pension von der Klerisey wegnehmen ließ, die er von Harlai dem Erzbischoff von Paris in den letzten unglücklichen Zeiten seiner Schwachheit von ihm zu erhalten gewußt hatte. Sie beyde wohnten zu Paris in ihrem Profeß-Haus, wo auch Pater Tellier wohnte. Alle drey waren wegen ihrer Gewaltthätigkeit, Bosheit und Scharfsichtigkeit heimlich von allen übrigen Jesuiten gefürchtet, selbst von denen, welche am meisten für das Interesse und die Absichten der Gesellschaft eingenommen waren.

Die Umstände schienen le Tellier günstig. Durch Herrn von Cambray hatte er die Herzoge von Chevreuse und von Beauwilliers für sich. Auch Pontchartrain wegen niedriger Politik und Opposition gegen seinen Vater, und Herr von Argenson waren die Seinigen. Durch diese beyden Männer konnte er alles vor den König bringen was für ihn vortheilhaft war, ohne daß er nöthig hatte, selbst hervorzutreten. Die persönliche Verbindung des Cardinals von Noailles mit der Frau von Maintenon konnte ihm nicht mehr im Weg stehen, weil diese veränderliche Frau schon selbst Langeweile darüber empfand. Selbst nach Herrn von Chartres hatte sie schon wieder drey Andere in ihre Gunst aufgenommen; doch war er wegen St. Cyr mit ihr verbunden und seit 27 bis 28 Jahren gewohnt, gleichsam wie ein Kind Naschereyen aus ih-

rer Hand zu empfangen. Ihr Beichtvater war der Sulpizianer Prediger, la Chetardie, deſſen Dummheit man grenzenlos nennen kann. Biſſy aber, welchen ihr der verſtorbene Herr von Chartres als einen würdigen Schüler von ihm zuführte, war ohne daß ſie es bemerkte, Leib und Seele für das Glück der Jeſuiten, eben ſowohl als für Tellier und deſſen beyden Ordensbrüder aufzuopfern.

Dieß war eine Folge von Biſſy's zu Rom geſchmiedeten Anſchlägen auf den Purpur. Er hatte ſich um ſo feſter an dieſe drei Jeſuiten angeſchloſſen, da er durch das viele Vertrauen der Frau von Maintenon gegen ihn für ſie eben ſo viel wirken konnte, als ſie zu Rom für ihn. Durch ſie konnten ihm diejenige Beförderungsmittel in Rom erſetzt werden, welche ihm durch ſeine Verſetzung von Toul nach Meaux abgeſchnitten waren, da ſeine Streitigkeiten mit dem Herrn von Lothringen dadurch geendigt wurden. So gut er, als Biſchoff von Meaux mit Frau von Maintenon ſtand; ſo machte ihm doch ihre Verbindung mit dem Cardinal von Noailles, wegen eines Ueberreſts von Achtung und Vertraulichkeit, die ſie dieſem angeſehenen Mann nicht verſagen konnte, einige Beſorgniſſe. Dieſe bewogen ihn, an dem Verderben des Cardinals von Noailles eben ſo thätig zu arbeiten, als le Tellier ſelbſt.

Als dieß alles gut eingeleitet war, fürchteten ſie ſich nicht mehr vor der Geſammtheit der Biſchöffe. Man muß ſich hier erinnern, welchen mächtigen Einfluß der verſtorbene Herr von Chartres auf die biſchöfflichen Ernennungen während der letzten Jahre des P. de la Chaiſe gehabt, und mit welch erbärmlichen Subjecten er die Kirche beſetzt hatte. Le Tellier ſuchte nach ſeiner Schlauheit ganz abſichtlich die ſchäd-

daß diese Feierlichkeit in ihren Mauern vor sich gegangen sey. — Friedrich überließ nunmehr die Verwaltung der italienischen Angelegenheiten seinem Sohn Heinrich, und er selbst gieng wieder nach Deutschland — welches er 2 Jahre nachher verließ, um einem Kreuzzuge bey zu wohnen, und sein Grab in Asien zu finden. — Schmidts Geschichte der Deutschen II. Band.

In Europa waren die Streitigkeiten zwischen Friederich I. und der Kirche, und zwischen der Krone Frankreich und Engelland noch nicht beygelegt, als die Botschaft von Jerusalems Verlust und Saladins reissenden Siegen in diesem Welttheil ausgebreitet wurde. Noch ehe Jerusalem verloren war, hatten die asiatischen Christen durch eine Gesandschaft den Beistand der französischen und englischen Könige aufgeruzen, aber nichts erhalten können als Geld, Trost und Versprechungen, denn die Streitigkeiten dieser beyden Fürsten untereinander ließen sie nicht daran denken, ihr Königreich zu verlassen, und sich in einer gemeinschaftl. Unternehmung zu vereinigen

Der Ruf von Jerusalems Eroberung durch den Sultan von Damascus setzte ganz Europa in Schrecken, und erneuerte den Fanatismus, welcher den Ersten Kreuzzug entzündet hatte. Der Pabst Gregor VIII und Clemens III. der ihm folgte, foderten alle Könige der Christenheit zu einer neuen Kriegsrüstung auf — die zweyte Eroberung von Jerusalem schien eben soviel Verdienst und eben soviel Ruhm als die erste zu verheissen. Richard von England machte alle Schätze seines Königreichs zu Gelde, und suchte den großen Schatz, den ihm sein Vater hinterlassen hatte, durch alle Mittel zu vergrößern. Er verkaufte die Einkünfte und viele wichtige Güter der Krone; die höchsten und ehrwürdigsten Aemter wurden feil; ja sogar die Vasallenpflicht Schottlands, welche sein Vater Heinrich mit den Waffen erzwungen, erließ er dem König Wilhelm von Schottland für eine Summe Geldes. England wurde von den unleidlichsten Abgaben gedruckt, und die Reichen zwang er durch die Furcht vor seine Ungnade ihn durch große freiwillige Beyträge zu unterstützen. Diese Härte schmerzte um so mehr, weil man nur gar zu offenbar sah, daß nur Ruhmdurst und Eroberungsbegierde, nicht Andacht nicht Sache der Religion ihn beseelten. Ein Kreuz

lichen Wahlen zu befördern. Auf diese Art trotzten sie auf die Mehrzahl der Bischöffe, und hofften den kleinern Theil in Furcht zu setzen und folgsam zu machen. Man muß zugleich nicht vergessen, daß bey allem Widerwillen der Sulpicianer und der Furcht der Jesuiten, bey aller Eifersucht zwischen diesen und jenen, beyde doch in ihrem Abscheu gegen den Jansenismus und ihrer Verehrung für Rom, mit einander übereinstimmten, und sich gegenseitig, die eine Partie aus Unwissenheit, die andern aus Eigennutz, unterstützten. In dieser ganzen Sache leiteten die Jesuiten die Sulpicianer wie mit verbundenen Augen. Jene gebrauchten diese zu allem was sie wollten, sogar auf eine erniedrigende verächtliche Art; immer zur Aufrechthaltung des Molinismus, im Gegensatz des jansenistischen Systems, das sie erst ersannen, um dagegen streiten und als Vertheidiger der ächten Religion auftreten zu können.

Als der Plan entworfen, und die nöthigen Maasregeln genommen waren, suchte man nur die Sache zum Ausbruch zu bringen, ohne dabey öffentlich ins Spiel zu kommen. Man ließ den Sturm gegen die moralischen Betrachtungen über das neue Testament von P. Quesnel losbrechen. Sie wählten hiezu die vom Cardinal von Noailles, vom Bischoff von Chalons und einer großen Anzahl Theologen approbirte Ausgabe dieses Buchs. Unter diesen Theologen war auch der berühmte Vialart, ein Vorgänger von Noailles zu Chalons. Sein Nachfolger billigte es, ebenfalls ohne weitere Prüfung, und gab seine Erlaubniß zu einer neuen Ausgabe, die davon gemacht wurde. Seit mehr als 40 Jahren hatte dieses Buch ohne alle Einwürfe die Kirche erbaut. Bissy, der Bischoff von Toul, der nun eine so große Rolle, zu seinem eigenen Nachtheil, zu spielen anfängt, hatte es seiner Diöcese vor-

vorgeschlagen, und ausdrücklich durch einen bischöfflichen Befehl, jedem seiner Pfarrer aufgegeben, sich ein Exemplar davon anzuschaffen, mit dem Beysatz: daß weil es ihnen bey ihren geringen Einkünften unmöglich sey, mehrere Bücher zu haben; dieses Einzige ihnen zum Unterricht des Volks hinreiche, da es die wahre Lehre und Anleitung zur Gottesfurcht enthalte. P. de la Chaise hatte es immer auf seinem Tische liegen. Als einige Personen im Namen des Verfassers mit Verwunderung ihn darüber gefragt hatten, gab er zur Antwort: er liebe das Vortreffliche und Gute, woher es immer komme. Seine Beschäfftigungen erlaubten ihm nicht, viele Bücher zu lesen; dieses Eine aber enthalte einen unergründlichen Schatz der Lehre und wahrer Gottesfurcht.

Ein so lange Zeit geachtetes Buch hätte demnach gegen jeden Angriff sicher seyn sollen. Allein das Beyspiel von dem guten Erfolg, womit man das Buch des Herrn Arnauld von der häufigen Communion angegriffen hatte, welches doch noch berühmter durch den Namen seines Verfassers, und durch den Beyfall einer grossen Anzahl würdiger Männer, die es mit Vergnügen aufgenommen und gelesen hatten, begünstigt war, beruhigte le Tellier gegen dergleichen Besorgnisse. Er zweifelte nicht, den Cardinal von Noailles zugleich mit angreifen zu können, weil dieser es für gut anerkannt hatte.

Zur Ausführung eines so verwegenen Streichs bediente er sich zweyer unbekannter schwacher Männer, die er völlig in seiner Gewalt hatte. Der Eine war Champflour, Bischoff von la Rochelle, ein unwissender roher Mann, der nichts als ein dummer Ultramontaner seyn konnte, und deswegen bey den Vorschlägen, welche die Geistlichkeit im Jahr 1682 machte, criliert worden war. Die Jesuiten und Sulpici-

auer hatten sich hierauf zu Gunst dieses Märtyrers ihrer Lieblings-Sache vereinigt. Der andere war Valderies von Lescûre, weniger unwissend, aber eben so sehr Ultramontaner, wie jener, auch eben so abhängig von den Jesuiten, die ihn zum Bischoff von Luçon gemacht hatten. Von Natur war er ein heftiger, wilder, stürmischer Mann; übrigens ein armer geringer Edelmann. Der erstere war vollends von ganz niedriger Geburt. Beyde aber lebten in gänzlicher Dunkelheit, und allen andern Menschen unbekannt.

Um sie zur Ausführung ihrer Absichten gehörig abzurichten, schickte man einen gewissen Chalmet an sie ab; einen Zögling der Sulpicianer, der zu Cambray gebildet, und von dem berühmten Fenelon gründlich unterrichtet war. Dieser wünschte, wieder an den Hof zurückzukommen, und erwartete alles mögliche von dem Fall des letzten von seinen drey Ueberwindern, welcher noch übrig war, und von le Telliers Unterstützung, den die alten Freunde Fenelons unterstützten, sich aber nicht öffentlich des letztern annehmen konnten.

Chalmet, ein strenger unbiegsamer Pedant, hatte Verstand, Beharrlichkeit und die römischhöfischen Grundsätze der Sulpicianer. Er war dem Herrn von Cambray ergeben und überließ sich ganz den Jesuiten und dem Pater le Tellier. Er war es, der sich heimlich nach Saintonge begab, und dann bald zu Rochelle bald zu Luçon würkte. Anfänglich hielt er sich sehr still. Er ließ öfters die beyden Bischöffe in seinem Beyseyn zusamen kommen, und suchte sie in die nöthige Lehrkenntniß einzuweyhen. Dies aber that er auf eine so unhöfliche und unschickliche Art, daß sie sich über einen so despotischen Lehrmeister schon damals be-

beklagten, und diese Klagen nachher öfters, mit wenig Beurtheilungskraft, wiederholten.

Er ließ sie einen gemeinschaftlichen Aufsatz machen, worin das Buch des Pater Quesnel, welches der Cardinal gut geheißen hatte, verdammt wurde. Diese sogenannte Censur schilderte den Cardinal so unverkennbar, daß er vor jedermann, ohne alle Schonung als ein Beschützer der Ketzerey erscheinen sollte. Dieser Aufsatz war das Lärmgeschrey, und also nicht bestimmt, nur in Lüçon oder la Rochelle bekannt zu werden. Er wurde nach Paris geschickt, und gegen alle Ordnung sogar bey den Thüren des Erzbischöflichen Pallasts angeschlagen, von woher dem Cardinal die erste Nachricht davon hinterbracht wurde.

Die beyden Bischöfe hatten jeder einen Neffen im Seminarium der Sulpizianer, welche beyde sehr einfältige Knaben waren. Der Cardinal, von den zwey Land-Bischöffen so schwer beleidigt, beging einen Hauptfehler. Er spielte die Rolle eines Hundes, der in den Stein beißt, mit dem man ihn wirft, statt auf den Arm, welcher wirft, loszugehen. Er ließ den Superior der Sulpicianer zu sich rufen, und befahl ihm, die beyden jungen Leute aus dem Seminarium zu verweisen, welche sich zu der verabredeten Bekanntmachung des bischöflichen Befehls hatten brauchen lassen. Der Superior stellte ihm das Aergerniß, ihre Rechtschaffenheit, und die Beschimpfung vor, welche dadurch auf ihren Stand fallen würde, allein es half nichts.

Als der Prediger der Sulpizianer von dem Superior hievon benachrichtigt wurde, glaubte er durch einen eigenen wirksameren Versuch die Sache abzuwenden. Seiner Frömmigkeit und Demuth fehlte es ohne-

nehin nicht an aufgeblaßenem Stolz, der sich auf das Vertrauen der Frau von Maintenon gegen ihn gründete und ihn halb angesehen, halb gefürchtet machte. Voll Zuversichtlichkeit lief er zum Erzbischof; allein er hatte sich getäuscht und kam voll Unwillen wieder zurück. Es blieb also nichts übrig, als sogleich zu gehorchen. Allein Frau von Maintenon fand sich beleidigt, daß der Cardinal von Noailles so wenig Rücksichten für ihren geliebten Beichtvater hatte; und Bissy, der Bischof von Meaux wußte dieß gut zu benutzen. Die Ausstoßung der beyden Seminaristen machte das größte Aufsehen.

Der Cardinal meldete dem König die ihm zugefügte Beleidigung, und foderte Gerechtigkeit. Der König gab ihm zwar recht, allein auch zugleich zu verstehen, daß er schon selbst angefangen habe, sich Gerechtigkeit zu verschaffen. Durch die Langmüthigkeit des Kardinals zog sich die Sache in die Länge, und wurde von einer Woche zur andern aufgeschoben; weil er hierin nicht vorgreifen wollte. In dieser Zwischenzeit erbitterte man den König gegen ihn. Dieser zögerte noch immer; allein er liebte und schätzte den Cardinal.

Tellier hielt den König unmittelbar zurück, und der Bischof von Meaux that eben dies durch Frau von Maintenon. Der Cardinal betrieb es nicht ernstlich, weil er nicht zweifelte, in einem so schreienden Fall Gerechtigkeit zu erlangen. Unterdessen schickte man den beyden Bischöfen zur Unterschrift einen Brief zu, welcher ganz so, wie er für den König paßte, abgefaßt war. Tellier, an den gleichsam als den natürlichsten Geschäftsträger aller Bischöfe er nun adressirt wurde, übergab ihn dem König, als einen Auftrag, den er nicht von sich ablehnen könne, weil ihn sein Amt dazu verpflichte.

Die-

Dieser von beyden Bischöfen gemeinschaftliche Brief war eben so aufgebracht als anschmiegend. Er wurde bald öffentlich bekannt, und man konnte sich beym ersten Blick darauf überzeugen, daß jene bischöflichen Thiere, ausser der Unterschrift keinen Theil daran hatten, daß er vielmehr von dem schlauesten Hofmann abgefaßt war. Nachdem sie den König in diesem Schreiben mit Lobsprüchen überhäuft, und wegen seiner Liebe und Anhänglichkeit gegen die Kirche mit Constantin und Theodosius verglichen hatten; flehten sie in Staub vor ihm niedergebeugt, um seinen Schutz; nicht für sich selbst, sondern für ihre Neffen, für die Kirche, für das Bisthum, für die Erhaltung der reinen Lehre. Sie baten um Gerechtigkeit gegen das frevelhafte Unternehmen des Cardinals von Noailles, der sie unterdrücken wolle. Sie bewiesen durch das Beyspiel ihrer Neffen, was ein jeder zu erwarten habe, der als Vertheidiger der guten Sache verdächtig werde, ohne davon überwiesen zu seyn, wie dieß bey der Austheilung und dem Anschlagen ihres Befehls bey ihren Neffen der Fall gewesen sey.

Nach einem langen und heftigen Ausfall gegen Quesnel, und dessen von dem Cardinal gebilligtes Buch, stellten sie den Cardinal als einen Feind der Kirche, des Papsts und des Königs dar, so wie es die Bischöfe der Kaiserlichen Stadt unter Constantin und seinen ersten Nachfolgern gewesen seyen, vor deren Gewalt alle Völker gezittert, und über welche alle rechtgläubigen Bischöfe geseufzt hätten.

Der Brief war lang, aber durchgängig gut gehalten. Die Schreibart, die listige Gewandheit, das unrichtige Bild vom dem Cardinal von Noailles, welches seine Eigenschaften, seinen Lebenswandel und seine Sitten entstellte, die Erbitterung, womit das ganze

Schreiben abgefaßt war, zeigte deutlich das Geheimniß der Bosheit, und daß ein so kühner und starker Brief weder zu la Rochelle noch zu Lüzon versertigt seyn konnte.

Um die muthwillige Bosheit eines ordnungswidrigen, beschimpfenden Angriffs, wie er in jener Verdammung des Quesnellischen Buchs gegen den Cardinal zuerst gemacht worden war, zu verbergen, suchte man den auf seine Macht so eifersüchtigen König bloß auf die Ausstoßung der Neffen jener Bischöfe aus dem Seminarium der Sulpizianer aufmerksam zu machen, und diesen Umstand so zu benutzen, daß die ganze Sache eine andere Ansicht bekam, sie die Ankläger wurden, der Cardinal aber der Angeklagte werden sollte. Dieß gelang wirklich.

Seine Klagen gegen das Ausschreiben der zwei Bischöfe waren anfangs vom König gut aufgenommen worden. Die Ausstoßung der Neffen war ihm dem Anschein nach vergeben worden. Allein als er jetzt seine Klagen gegen diesen Brief vorbrachte, hielt sich der König, welchen man indeß gegen ihn eingenommen und erbittert hatte, bloß an sein Verfahren gegen die Neffen jener Bischöfe und tadelte ihn sehr ernstlich darüber, daß er sich selbst Gerechtigkeit verschaft hätte, anstatt sie von Ihm zu erwarten. Dennoch, so sehr er jetzt durch diese plumpe List hintergangen war, ärgerte sich der König immer doch noch weit mehr über die Unverschämtheit der beyden Bischöfe, und ließ den Cardinal merken, daß Er die angefangene Streitigkeit über ein Buch, welches so lange schon rühmlich bekannt gewesen sey, für eben so überflüssig, als unerwartet halte, und daß es dabey weniger auf das Buch, als auf die Person des Cardinals angesehen seyn möge.

Ein

Ein zweyter grosser Fehler des Cardinals war, daß er das Mandement der zween Bischöfe gegen Quesnel nebst dem (gedruckten) Schreiben an den König nicht in diese Audienz mitgebracht hatte. Wenn er Ihm einige Stellen daraus vorgelesen, und Ihn auf die vorzüglichsten Verläumdungen darin aufmerksam gemacht hätte; so würde es ihm nicht schwer geworden seyn, den König in seiner damaligen gnädigen Stimmung zu überzeugen, daß die ganze Sache nur Cabale war, um Aufsehen zu erregen; und daß zwey einfältige Landbischöfe, ohne Zuthun anderer, nicht im Stande seyen, ein solches Vorhaben zu fassen und mit so vieler Kunst, Gewandtheit und Wärme auszuführen. Er würde gewiß den König dahin gebracht haben, daß er sich der Sache angenommen, und sie völlig unterdrückt hätte.

Allein der langmüthige, sanfte Cardinal war nicht für dergleichen Hofangelegenheiten gemacht. Voll Zuversicht auf sein gutes Gewissen, voll Vertrauen auf das, was er an sich war und bey dem Könige galt, begnügte er sich damit, daß er am Ende der Audienz die Sachen wieder auf den Punkt zurück gebracht hatte, wo sie vor dem Brief der beyden Bischöfe an den König gewesen war. Er zweifelte nicht, jetzt die hinlängliche Genugthuung zu erhalten, welche ihm der König zugesagt hatte, als er das erstemal darüber mit ihm sprach.

Tellier bekam nachher zu rechter Zeit auch den König zu sprechen. Er wußte Mittel zu finden, um den König aufs neue auf die Eingriffe in seine Macht aufmerksam zu machen. Er stellte ihm vor, daß Er den verlassenen Prälaten, die in Gefahr stünden, um der reinen Lehre Willen verfolgt zu werden, seinen Schutz nicht versagen dürfe.

Der Bischof von Meaux unterstützte die Sache auf seiner Seite bey der Frau von Maintenon, so daß der König 8 Tage nachher, als der Cardinal wieder in die Audienz kam, ihm verbot, über diese Angelegenheit weiter zu sprechen, und ihm erklärte: daß, da er sich selbst Gerechtigkeit genommen habe, er sich nun auch selbst aus der Sache zu ziehen suchen sollte, ohne weiter den König damit zu belästigen. Dieß sey alles, was er für ihn thun könne.

Und dieß war es gerade, was man für die beyden Bischöfe gewünscht hatte. Sie hatten sich aus keiner andern Absicht beklagt, als um der Strafe für ihre, dem Cardinal in ihrem Mandement zugefügte Beleidigungen zu entgehen. Dadurch, daß die Sache bey Hof ganz abgewiesen wurde, waren sie nach einer so öffentlichen und ganz unglaublichen Verletzung des Cardinals von Noailles, der so weit über sie erhaben war, jetzt dennoch demselben gleich gestellt.

Der Cardinal antwortete dem König in dieser unangenehmen Lage nichts weiter, als: da Er ihn einer unverdienten, unerwarteten Beschimpfung und Verläumdung Preis gebe; so bitte er bloß um gnädigste Erlaubniß, sich vertheidigen zu dürfen. Hierauf entließ ihn der König mit der trocknen Erklärung: daß er thun könne was er für gut finde. Dieß war es, was seine Feinde wollten, die nichts besseres thun konnten als sich das Ansehen zu geben, als ob sie die Lehre der Kirche zu vertheidigen sich bestrebten, in dem Cardinal aber einen Feind derselben vorauszusetzen, ungeachtet dessen Sitten und Handlungen von dem niederträchtigen, tückischen, jesuitischen Betragen seiner Feinde himmelweit entfernt war.

Zwey

Zwey Tage nachher machte der Cardinal einen kurzen aber nachdrücklichen bischöflichen Aufsatz (Mandement) bekannt, worinn er die, in dem Schreiben der Bischöffe, enthaltene Irrthümer zeigte. Er behandelte es, als eine blos unter ihrem Nahmen gemachte Schmähschrift, deren er sie, wie er unkluger Weise sagte, für unfähig hielt. Er beschwerte sich über die unruhigen Zeiten, und über die unerlaubte Freyheit einiger Bischöffe, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen. Er verbot die Lesung dieses Schreibens, daß er auf mancherley Art tadelte, bey canonischen Strafen.

Es schien, als ob er durch die Erlaubniß des Königs, und die Abweisung von diesem befugt sey, so zu verfahren, und daß er noch mit vieler Schonung handle. Nichts destoweniger wurde sein neuer Schritt als ein neues Vergehen angesehen, wodurch er sich das Verbot zuzog, ohne ausdrücklichen Befehl nicht mehr am Hofe zu erscheinen.

Die beyden Bischöffe, das heißt diejenigen, welche jene zu Vormännern gebrauchten, benutzten den guten Fortgang ihrer angesponnenen Verrätherey, und schrieben aufs neue.

Hebert, aus der Brüderschaft der Missionnairs, ein Mann, welcher sich als Prediger zu Versailles großen Ruhm erworben hatte, und dem, gegen die Gesetze seiner Congregation, von dem Cardinal das Bisthum von Agen gegeben worden war, that dagegen das Aeusserste, in seiner Diöcese, welche zu eben der Provinz gehörte, in welcher jene zwey Bischöffe waren. Er schrieb an diese einen sehr vortrefflichen, gelehrten, nachdrücklichen und gottesfürchtigen Brief, worinn er ihnen mit vieler Schonung vorstellte, wie unrecht es

prediger sagte ihm ins Gesicht, daß er sich von seinen 3 Lieblings Töchtern, so nannte er die herrschenden Laster des Königs, vor dem Stolz, dem Geitz und der Wollust erst losmachen sollte. Euer Rath ist gut, sagte Richard, ich schenke also meinen Stolz den Tempelherrn, meinen Geitz den Benediktinern, und die Wollust meinen Bischöffen.

In den Gefilden von Vezelay an der Burgundischen Grenze fanden sich beide Könige von Frankreich und Engelland ein, mit einem Heere von 100,000 Mann, lauter gewaffnete Schaaren, die, zwey tapfre ruhmsüchtige Könige an der Spitze, ganz unüberwindlich schienen. Beide Könige erneuerten hier ihre Freundschafts Verbindung, und gelobten einander mit den feierlichsten Schwüren, daß keiner während der Abwesenheit des andern die Staaten desselben feindlich angreifen sollte. Nach dem Gebrauche jener Zeit mußten die großen Baronen und die Geistlichkeit von beiden Seiten für die Wahrheit ihrer Könige Bürgschaft leisten, und diesen Eid zugleich mit beschwören.

Nach diesem trennten sich beide Nationen bei der Stadt Lyon. Philipp August nahm den Weg nach Genua, Richard nach Marseille. Man hatte sich nemlich durch das Unglück der beiden ersten Kreuzzüge überzeugt, daß der Marsch zu Lande von unüberwindlichen Schwierigkeiten begleitet sey, und daß vorzüglich der Mangel an Proviant und die daherrührende Raubsucht der Armee das Unglück jener ersten Kreuzzüge gemacht habe. Man wählte also dießmal den kürzern Weg zu Wasser, wozu Genua, Venedig und Pisa Schiffe hergaben.

Beide Könige hatten heftige Stürme auszustehen und liefen mit übel zugerichteten Schiffen und Gefolge in Messina ein, wo das Ungewitter sie zwang, den ganzen Winter zu verweilen.

Auch nach Deutschland war die Predigt des Kreuzes gedrungen, und hatte den kriegrischen Geist des alten Kaisers Barbarossa noch einmal entzündet. Er hatte die Laufbahn seines thatvollen Lebens mit einem Kreuzzug angefangen, den er in früher Jugend unter dem Kaiser Konrad, unternohm und glaubte sie nicht ehrenvoller beschließen zu können, als abermals mit einem Kreuzzug.

Auf

von ihnen sey, die Kirche zu beunruhigen, und den Cardinal von Noailles persönlich anzugreifen. Allein die Feinde von diesem blieben nicht unthätig, und suchten sich vielmehr immer einen größern Anhang zu schaffen.

Es erschien von dem Bischoff von Gap, Berger von Molissoles, welcher gern ein besseres Bisthum dadurch zu erlangen hoffte, ein bischöfflicher Aufsatz gegen den Cardinal. Dieser vertheidigte sich wie das erstemal, durch ein ähnliches Mandement. Bald darauf schrieb er einen vortrefflichen Brief an den Bischoff von Agen, worinn er alles, was vorgegangen war, mit eben so vieler Abgemessenheit als Nachsicht erzählte. Dieses Schreiben wurde wie ein Manifest allgemein ausgetheilt.

Die Geschichte an sich empörte schon alle, welche den Jesuiten nicht ergeben waren, und einsahen daß man den Jansenismus nur dazu misbrauchte, um jedermann nach Gefallen verläumden und verderben zu können. Dieses Manifest aber gewann die neutral gebliebenen für den Cardinal von Noailles. Es that so große Wirkung, daß die Friedensstöhrer, welche ihn schon unterdrückt zu haben glaubten, in neue Besorgnisse geriethen, und nur noch ernstlicher darauf bedacht waren, alle ihre Vortheile zu benutzen, und weiter zu verfolgen.

Ich breche für jetzt hier ab, um auf andere Materien zu kommen. Vorher aber werde ich meine eigene Gesinnungen über den Jansenismus angeben, nachdem ich die Geschichte und den Geist desselben, eben so wie den Geist der Gegenpartey, beschrieben habe.

7.

Ich halte alles Parteymachen in der Kirche sowohl als im Staate, für verabscheuungswürdig.

Ich halte ferner die fünf berühmten Glaubenssätze (welche an Quesnel verdammt worden sind) mittelbar und unmittelbar für ketzerisch; so wie das ganze Buch, worinn sie enthalten sind, ohne Ausnahme.

Ich weiß aber auch, daß es Personen gibt, welche sie für gut und wahr anerkennen, und unter sich darüber eine Partey ausmachen.

Ich bin nach allen diesem auf keine Weise ein Jansenisste.

Auf der andern Seite bin ich, nicht sowohl aus Politik, als nach innerer Ueberzeugung, ganz für das, was man sehr unrichtig unter dem Ausdruck: Freiheiten der französischen Kirche, versteht. Sehr unrichtig, sage ich; weil diese Freiheiten nicht in Vorrechten, Verwilligungen, gesetzwidriger Anmaßungen oder herkömmlicher Toleranz bestehen. Vielmehr sind sie die beständige Praxis der allgemeinen Kirche, welche die französische Kirche so eifrig zu erhalten, und gegen die widerrechtlichen Anmaßungen des römischen Hofs, zu behaupten gewußt hat. Dieser sucht durch widerrechtliche Forderungen, andere Kirchen zu unterjochen, und hat dadurch der Religion selbst unendlich viel nachtheiliges zugezogen. Ich spreche vom römischen Hofe, aus Achtung für den Bischoff von Rom, dem allein der Name Papst geblieben ist. Es ist Glaubenssache, daß dieser wirklich das Oberhaupt der Kirche, der Nachfolger des h. Petrus, und der erste der Bischöffe ist, dem die göttliche Macht und Gewalt, Sorge und

Auf-

Aufsicht über alle Kirchen der Welt übertrug, da er vorzugsweise der Stellvertreter Christi, das heißt: der erste ist unter allen Stellvertretern desselben. Dies nämlich sind die Bischöffe alle. Ich setze noch hinzu, daß ich die römische Kirche für die Mutter und Meisterin aller andern Kirchen halte, mit welcher man in Gemeinschaft stehen muß. Sie ist Meisterin, nicht Gebieterin (magistra, non domina); denn der Papst ist nicht der alleinge, allgemeine ordentliche Bischoff und Vorgesetzte über alle Gemeinen, nicht der einzige Hohepriester, dem die bischöffliche Macht so zukäme, daß aller andern Bischöffe Rechte von ihr abhingen und aus ihr herflössen, wie zum Beyspiel das der Inquisition, welches ich für etwas vor Gott und Menschen unverantwortliches und abscheuliches halte.

Ich halte das Unterschreiben des bekannten Formulars für eine sehr schädliche Erfindung, die jedoch geduldet werden kann, wenn man sich genau, und nach der Friedenserklärung von Clemens dem X., daran hält; ausserdem aber ist sie nicht zu vertheidigen.

Es folgt hieraus, daß ich weit entfernt bin den Papst für infallibel und für höher, oder auch nur für eben so hoch zu halten, als ein allgemeines Concilium. Einem solchen allein kömmt es unstreitig zu, über Glaubens-Artikel zu entscheiden, und darüber nicht irren zu können.

In Rücksicht auf die Anstalt von Portroyal bin ich der Meinung, daß aus dieser Schule, und dem was man unter dem Namen Portroyal versteht, das vortrefflichste und erhabenste, die größte Gelehrsamkeit, die höchste praktische Tugend, und die reinste Aufklärung der letzten Jahrhunderte hervorgegangen ist.

Ich

Ich behaupte ferner, daß die Benennungen Janſenismus und Janſeniſt, nur wie ein Topf voll ſchwarzer Looſe gebraucht werden, um jeden nach Gefallen zu verderben. Unter tauſend Perſonen, welche dadurch angeſchwärzt und verdächtig gemacht werden, ſind vielleicht nicht zwey Schuldige. Ferner glaube ich, daß man jeden als einen Janſeniſten verdammte, der nicht in geiſtlichen und weltlichen Dingen mit dem römiſchen Hof in deſſen Prätenſionen übereinſtimmte auch jeden, der einen eingezogenen, arbeitſamen Lebenswandel führen, und ſich nur an gleichgeſinnte Perſonen anſchließen wollte. Die Ausdehnung dieſer ungegründeten Beſchuldigungen, war bequem und vortheilhaft für die Urheber derſelben, höchſt nachtheilig aber für die Kirche, die bürgerliche Geſellſchaft und den Staat.

Ich bin überzeugt, daß die Jeſuiten ſehr brauchbare Männer ſeyn würden, wenn ſie, die vom h. Ignaz eingeſetzte Verordnungen nicht überträten. Ihre Geſellſchaft iſt ſo zahlreich, daß ſie wohl auch Heilige enthält; ich ſelbſt habe ſogar dergleichen welche in dieſem übrigens ganz politiſchen Inſtitut gekannt. Aber die jeſuitiſche Eiferſucht hat ſchon vieles Unheil geſtiftet, und dieß iſt noch jetzt der Fall; wenn gleich ihre Frömmigkeit, ihr Fleiß im Unterrichten der Jugend, ihre ausgebreiteten Kenntniſſe auch wieder viel Gutes bewirkten.

9.

Die Jeſuiten, denen der Beichtſtuhl faſt über alle Höfe der Könige und katholiſchen Fürſten eine Herrſchaft gibt; die durch ihre Talente und Geſchicklichkeit im Unterricht der Jugend einen mächtigen Einfluß faſt auf das ganze Publikum haben; die ſelbſt Rom

als die Vermittler für die Forderungen seiner Curie an die Monarchen und ihre Monarchien in weltlichen Angelegenheiten braucht, so wie in geistlichen zur Vernichtung der bischöfflichen Gewalt und der General-Concilien; sie, furchtbar durch ihre Macht und Reichthümer, die sie zur Ausführung ihrer Absichten anwendeten; sie, denen ihre ausgebreiteten Kenntnisse, die feine Art, mit der sie alles einzukleiden wissen, ihre Geschmeidigkeit und Gewandtheit, wodurch sie sich sogar auf dem Beichtstuhl beliebt machen, ein großes Uebergewicht gibt; sie, die Rom als Leute beschützt, welche durch ein viertes Gelübde, wozu ihre Gesellschaft verpflichtet ist, dem Papst ergeben, und mehr als irgend jemand im Stande sind, sein Reich zu verbreiten; sie, die durch ein den Studien, der Vertheidigung der Kirche gegen Ketzer, und der Heiligkeit gewidmetes Leben, wozu die Stiftung ihrer ersten Väter sie verpflichtet, achtungswürdig werden; wegen ihrer klugen, einsichtsvollen, alles beherrschenden Politik aber gefürchtet sind, haben zur Stütze ein inneres Regiment, in welchem Monarchie, Ansehen, geheime Triebfedern, Stufenfolge aller Aemter, übereinstimmende Absichten und Manchfaltigkeit der Mittel, Leben und Kraft verbreiten; diese Jesuiten, sage ich, nachdem sie schon mehrere andere Versuche gemacht, besonders die italiänischen Schulen so viel möglich unterjocht, die dissentigen aber überall entnervt hatten, wagten es durch ein Buch von ihrem P. Molina eine Lehre von der Gnade aufzustellen, die dem System des h. Augustinus, des h. Thomas, aller Kirchenväter, den General-Concilien, den Päpsten und der römischen Kirche entgegengesetzt ist. Die letztere war schon einige mal im Begriff, das Anathema dagegen auszusprechen, zögerte aber bis jetzt noch immer damit; die französische Kirche beschwerte sich vorzüglich gegen

diese

diese angenehmen Neuerungen, die wegen der Leichtigkeit in Erlangung der Seligkeit, und weil sie dem Stolz des menschlichen Geistes schmeichelte, sich viele Anhänger machte.

Die Jesuiten, denen es schwer wurde, sich über diese Sache zu vertheidigen, streuten Zwietracht und Uneinigkeit in die französischen Kirchen aus; durch tausend niederträchtige, politische und gewaltsame Anschläge, endlich sogar durch Unterstützung des Hofs gelang es ihren Kunstgriffen, für diese Dinge eine andere Ansicht zu schaffen, und eine Ketzerey zu erfinden, die weder Urheber noch Anhänger hatte. Diese fanden sie in einem Buch von Cornelius Jansenius, Bischoff von Ypern, auf, welcher im Schoos der Kirche als ein ehrwürdiger Mann längst gestorben war.

Sie waren schlau genug sich als Angeklagte zu Anklägern, und ihre Gegner, die Ankläger der Jesuiten zu nöthigen, Vertheidiger ihrer eigenen Sache zu werden. Hier entstanden die Namen Molinismus und Jansenismus, welche zwey Partien bezeichnen. Zu Rom entstanden wichtige und lange Debatten über diese eingebildete Ketzerey, welche blos von den Jesuiten erfunden war, um die Gegner des Molina zu verderben. Endlich wurde eine genaue Untersuchung darüber, unter dem Namen congregatio de auxiliis (Congregation über die Hülfsmittel zur Seligkeit) zu Rom aufgestellt, die ihre zahlreiche Sitzungen in Gegenwart Clemens des VIII. (Aldobrandini) und Pauls des V. (Borghese) hielt. Sie hatte zwar endlich durch ein abgefaßtes Decret den Kirchenbann auf die Annahme der Lehre von Molina gelegt, wagte aber nicht, dieses Decret, aus Furcht vor den Jesuiten und ihren, in der ganzen Welt zerstreuten Anhängern zu publiciren, und blieb dabey stehen, diese Lehre weder zu

verdammen noch zu billigen. Hierüber tröstete sie die Jesuiten durch andere, für sie sehr vortheilhafte Gefälligkeiten, gegen jene selbst erfundene, von niemand anerkannte Ketzerey, die sie nur allzu gut zu benutzen wußten.

Mehrere fromme und gelehrte Männer hatten sich nach Portroyal zurückgezogen; einige schrieben, andere versammelten daselbst viele junge Leute, welche sie in den Wissenschaften und der Gottseligkeit unterrichteten; die vortrefflichsten moralischen, wissenschaftlichen und praktischen Religions-Schriften sind aus ihrer Feder hervorgegangen, und haben sich den gerechten Beyfall der Welt erworben. Sie hatten Freunde und standen in Verbindungen. Aber sie mischten sich in die Streitigkeiten von Molina. Dieß war genug, um die ohnehin auf diese werdende Schule eifersüchtigen Jesuiten, zu ihren unversöhnlichen Feinden zu machen. Hieraus entstand die Verfolgung der Jansenisten, der Sorbonne, des Herrn Arnaulds, und die gewaltsame militairische Vertreibung der einsamen Bewohner von Portroyal.

Daher die Einführung eines sogenannten Formulars. Ein so nachtheiliges, und von der Kirche so oft verbotenes Kunststück. In dem Formular wurde die neuerfundene Ketzerey nicht allein verworfen, was jedermann ohne Schwierigkeit angenommen haben würde, sondern auch als etwas in dem von Cornelius Jansenius verfaßten Buch, Augustinus, enthaltenes angegeben. Man forderte die Beschwörung dieses Formulars, um den darinn enthaltenen, sowohl inneren als buchstäblichen Sinn der Glaubenslehre zu behaupten. Man versuchte daher die Distinction zwischen der Behauptung des Rechtlichen, (de droit) das heißt: die Verwerfung der sogenannten fünf ketzerischen

rischen Sätze, welche niemand behauptete, und über deren Verdammung also auch keine Schwierigkeiten entstehen konnten, und der Behauptung der Thatsache (du fait) aufzustellen, daß nämlich jene Sätze in dem Buche des Jansenius wirklich enthalten seyen; worüber viele sonderbare Streitigkeiten entstanden. Man konnte keinen einzigen jener Sätze wörtlich und würklich aus diesem Buche anführen; am Ende war man also genöthigt zu behaupten, daß sie darin zerstreut seyen, ohne angeben zu können, wo? oder wie?

Bey Gott und seiner Seele schwören, daß man glaube, was man doch nicht als würkliche Thatsache zu finden, glauben konnte, und was man auch nicht nachzuweisen vermochte; dies schien allen rechtschaffenen Leuten ein Verbrechen, und veranlaßte eine Gährung als dieses Formular erschien.

Das unerträglichste aber schien das Betragen gegen Portroyal. Da man vermuthete, Portroyal werde sich diesem Eid widersetzen; so wurde er zuerst den Nonnen im ganzen Königreich zur Unterzeichnung vorgelegt, um alsdann die Verweigerung der gleichen Annahme als Vorwand zur Zerstörung von Portroyal zu benutzen.

Ueberdieß war es eine Thorheit und unerhörte, beyspiellose Gewaltthätigkeit, daß man von Nonnen und andern Personen, denen ihr Stand nicht erlaubte, über dieses System und die hierüber vom Bischoff von Ypern verfaßte Schrift nachzudenken, foderte, den Inhalt dieses Buchs, das sie nie gelesen hatten, auch nicht einmal lesen konnten, weil es lateinisch und also in einer ihnen unbekannten Sprache geschrieben war, zu wissen und dies durch einen Eid zu behaupten.

Der Hof that alles für die Jesuiten, welche ihn die Ligue und ihre Folgen vergessen, und dagegen glauben machten, die Jansenisten seyen eine Secte von Unabhängigkeitsfreunden, welche sich eben so wohl der königlichen als der päpstlichen Gewalt oder der Kirche, widersetzten, von welcher, nach ihrer Vermischung der Begriffe von Papst und Kirche, die Unterzeichnung des Formulars gebilligt und vorgeschrieben seyn sollte. Die Distinction zwischen der Behauptung des Rechtlichen und der Thatsache wurde nicht zugelassen, obgleich die Kirche niemals den Glauben an die in den Concilien entschiedene Thatsachen gefordert hat.

Die Beneficien, welche nur von dem Wohlwollen der Jesuiten abhingen, da der Beichtvater des Königs sie zu vertheilen hatte, und dann die Achtung oder Nichtachtung, ja Verachtung, welche man gegen die Prälaten zeigte, je nachdem der Hof und die Jesuiten mit ihnen zufrieden oder unzufrieden waren, würkten so mächtig, daß man die Verfolgungen endlich bis zur Verweigerung der Sacramente, sogar bey Sterbenden trieb.

Diese Greuel erweckten aber doch zuletzt die Aufmerksamkeit einiger Bischöfe, die an den Papst selbst schrieben und sich der Absetzung aussetzten, an welcher man auch schon zu arbeiten anfing, als noch eine grössere Anzahl ihrer Mitbrüder sich ihrer annahm, und ihre Sache unterstützte. Rom und der Hof fürchteten damals eine kirchliche Spaltung, andere Bischöfe wurden Vermittler dieser Sache. Unter diesen war vornehmlich der Cardinal von Estrées, damaliger Bischof von Laon, welcher 4 oder 5 Jahre nachher Cardinal wurde.

10.

Die Unterhandlung gelang durch das, was man den Frieden von Clemens dem IX. nannte. Dieſer Papſt erklärte: der h. Stuhl verlange durch die Unterzeichnung des Formulars nicht, daß man glauben ſolle, die fünf verdammten Sätze ſeyen in dem Buch von Janſenius deutlich oder verſteckt enthalten; ſondern nur, daß man ſie als ketzeriſch anſehen und verdammen ſolle, ſie möchten enthalten ſeyn, wo ſie wollten.

Dieſer Friede gab vielen die Freiheit wieder und den Genuß der Sacramente, deren ſie beraubt worden waren. Sie ſetzten die Doctoren und andere, welche ihre Aemter verloren hatten, wieder in ihre vorige Rechte ein.

Die Jeſuiten und ihre Vertrauten waren wüthend über dieſen Frieden. Dieß beweißt, wie wenig Anhänglichkeit an die Kirche ſie eigentlich hatten, und daß nur Stolz der Grund aller ihrer Betriebſamkeit geweſen war. Sie waren ſchlau genug geweſen, den Streitigkeiten über den Molinismus eine andere Anſicht zu geben, und ſich aus Angeklagten in Ankläger zu ververwandeln. Die Janſeniſten hatten dadurch, daß ſie ſich wegen der fünf Sätze, welche noch von niemand behauptet worden waren, vertheidigt hatten, ihre Meynung über Molina eben ſo wenig aufgegeben als über die aus der Jeſuitiſchen Moral entſtandenen Uebertreibungen, welche der berühmte Pascal aus der Lehre und Ausübung der caſuiſtiſchen Jeſuiten auszog und durch deutliche Beweiſe darlegte, in ſeinen Provinzial Briefen aber allgemein lächerlich machte. Die Erbitterung und der Haß hörten nicht auf und der Krieg dauerte fort.

Auf einem Reichstag, der im Jahr 1188. in Mainz gehalten wurde, empfing er in einer zahlreichen Fürstenversammlung aus den Händen des Bischoffs von Würzburg das Kreuz. Sein Sohn Friedrich, Herzog von Schwaben, viele Fürsten, Grafen und Bischoffe thaten ein Gleiches. Weil vorzüglich die große Menge schlechten Gesindels an dem Unheil der Kreuzzüge Schuld gewesen war, so machte Barbaroſſa die Verordnung, daß keiner mit ziehen sollte, der nicht wenigstens 3 Mark Silbers Geld bey sich hätte. Um sich den Marsch durch Kleinasien zu erleichtern, wobey seine Vorgänger in den ersten Kreuzzügen von den Türken soviel zu leiden gehabt hatten, suchte er sich durch ein Bündniß mit dem Sultan von Ikonium sicher zu stellen, und ließ diesen Sultan um einen freyen unschädlichen Durchzug anhalten. Dieser Sultan hatte dem großen Ruhme des Barbaroſſa, der bis in die Morgenländer drang, schon ehedem durch eine eigene Gesandschaft gehuldigt, auch einem deutschen Prinzen, Heinrich dem Löwen, der auf einer Wallfahrt nach Jerusalem durch die Staaten dieses Sultans kam, große Achtung bewiesen. Mit diesem Sultan nun schloß Barbaroſſa einen Traktat, und ein ähnlicher wurde auch mit dem griechischen Kaiser Isaak Angelus geschlossen.

Nachdem Barbaroſſa während seiner Abwesenheit aus Deutschland Vorkehrungen getroffen und die Reichsverwaltung in die Hände seines Sohns Heinrich gegeben, trat er mit 150, 000 Mann streitbarer Truppen den Marsch durch Ungarn und die Lombardey, an, und die Armee kam wohlbehalten an die griechische Grenze. Hier aber erweckte die Ankunft dieses zahlreichen und rüstigen Heeres allgemeinen Schrecken. Man vergaß die Traktaten, alles flohe von dem Lande nach den Städten, und nirgends waren Lebensmittel zu bekommen. Wollte Friedrich seine Armee nicht Hungers sterben lassen, so mußte er sich zur Gewalt entschließen. Er nahm Philippopel Adrianopel und mehrere Städte ein. Es würde ihn nicht schwer gewesen seyn, wenn er Gewalt gebraucht hätte, Constantinopel selbst zu erobern und das byzantinische Reich umzustürzen.

Indessen ward durch diese Eroberungen der Marsch verzögert worden, die Zeit, wo man zu See gehen konnte, war verstrichen, und der Kaiser mußte den Winter in

lange Zeit nachher entstanden die Streitigkeiten zwischen den Jesuiten und den übrigen Missionairen von Indien, über die Ceremonien, welche die Einen für politisch und zulässig, die andern für abgöttisch erklärten. Der Streit wurde heftig und fiel nicht zum Vortheil der Jesuiten aus.

Tellier nahm einen doppelten Antheil daran. Er war ein heftiger Mann, der den Molinismus abgöttisch verehrte, und ein leichtes Spiel bey einem reinigen, in diesen Materien unbekannten König, sich machen konnte, da dieser ausser den Jesuiten noch niemand anders hierüber gehört, sich aber hatte überreden lassen, die Jansenisten seyen Feinde seiner Macht, auf die er so unmäßig eifersüchtig war.

Ludwig der XIV. wollte seine Seele retten; er wußte nichts von Religion, und hatte sich sein ganzes Leben hindurch damit beruhigt, auf Kosten Anderer Buße zu thun Er wählte hiezu die Hugenotten und Jansenisten, die er beynahe für gleich große Ketzer hielt.

Hier war also ein König, mit unwissenden Personen umgeben, wie die Maintenon. wie Beauvilliers, Chevreuse u a. mit dem Beyfall eben so unwissender, oder wenigstens nur auf ihr eigenes Glück bedachter Hofleute und Cämmerlinge.

Die Klerisey war schon seit langer Zeit durch allmählige Machinationen vernichtet, zuletzt aber noch durch Godet, den Bischof von Chartres, herabgewürdigt worden, welcher das Bisthum mit unwissenden, unbekannten, niedrigen Personen besetzte, die den Papst als einen Gott verehrten, die Grundsätze der französischen Kirche aber verabscheuten, weil sie keine Kennt-

nisse

nisse des Alterthums besaßen, und als ungebildete Leute nicht verstanden, was zu einem Staat gehört.

Das Parlament war zerstückelt, in Furcht gesetzt, an Sclaverey gewöhnt; die wenigen, welche ihr Stand oder ihre Fähigkeiten berechtigt hätten, zu sprechen, waren, wie der erste Präsident Pelletier, durch Gunstbezeugungen bestochen.

Den Unternehmungen der Jesuiten standen demnach nur noch wenige Personen im Wege, nehmlich: die Cardinäle von Estrées, von Janson, von Noailles, und der Canzler. Allein der letztere war ganz stumpf, wie Tellier wohl wußte; von Estrées aber war ein alter Hofmann, und wie Janson kränklich.

Noailles hingegen war anfänglich mit der Maintenon vertraut, mächtig bey Hof, durch die Gunst des Königs, durch die Unterstützung seiner Familie, und durch den Ruhm, welchen er sich durch seinen rechtschaffenen Lebenswandel erworben hatte. Er war Erzbischof von Paris, und stand in großem Ansehen bey seiner Diöcese wie bey der Geistlichkeit des ganzen Königreichs, die sich seiner Leitung überließ. Dieser war also dem Jesuiten vorzüglich im Wege, besonders auch noch wegen seiner unverdächtigen, der Ihrigen ganz entgegengesetzten Lehre, und weil er ohne ihr Zuthun nach Chalons, nachher nach Paris, befördert und zur Cardinalswürde erhoben worden war. Sie wußten, daß die Jansenisten unzufrieden über ihn waren, weil er sich nicht von ihnen hatte beherrschen und zu ihren Absichten brauchen lassen, und daß er noch mehr unzufrieden über sie war.

Tellier, welcher schon festen Fuß gefaßt hatte, beschloß von einer Seite Noailles mit dem König, und von der andern mit den Jesuiten zu entzweyen,

zugleich aber das Werk, an welchem man so lange gearbeitet hatte, durch die gänzliche Zerstörung von Portroyal, zu vollenden.

Pater de la Chaise hatte seit dem sogenannten Frieden von Clemens dem IX. durch welchen die Nonnen wieder in ihre vorigen Rechte eingesetzt worden waren, sich damit begnügt, neue Nonnen nicht aufnehmen, und das Haus, ohne andere Gewaltthätigkeiten, durch das Aussterben eingehen zu lassen. Der König bereute sogar, sie so weit getrieben zu haben, weil er sie im Grunde für sehr heilige Mädchen hielt. Allein dem neuen Beichtvater gelang es bald, ihm diese Vorstellung zu benehmen.

Er brachte eine seit 3 bis 4 Jahren zu Rom, zu Verfolgung der Molinisten, entworfene, Constitution wieder in Anregung. Diese waren sehr aufmerksam auf alles, und suchten den Angriff abzulenken, ihn auf die Gegenparthie zu werfen und durch allerley Mittel den Frieden Clemens des IX. zu stören. Rom hatte den übertriebenen Forderungen seiner Curie schon so viele Nationen aufgeopfert, und wollte daher auch sie, als Verfechter derselben, aufs möglichste schonen. Man wagte nicht, ihnen alles zu verweigern, aber auch eben so wenig, dem Frieden Clemens des IX. geradezu entgegen zu handeln. Man gab daher eine zweydeutige, unbestimmte, übrigens völlig unnütze Constitution heraus, welche aber schlau genug und so abgefaßt war, daß die, welche für jenen Kirchenfrieden waren, sie ohne ihn zu verletzen, annehmen konnten.

Die Molinisten bedauerten, daß sie eine nur so schwache Urkunde erhalten hatten, worinn bloß die 5, schon verworffenen Sätze, verdammt waren, die zu vertheidigen sich niemand die Mühe genommen hatte, und

worin

worin überdieß nichts Neues vorgeschrieben wurde. Allein bey anhaltenden Streitigkeiten dieser Art, wobey die weltliche Macht es sogar bis zur Verfolgung treibt, überschreiten die erhitzten Gemüther beyder Parteyen gewöhnlich die Gränzen. Dieß war auch bey den Jansenisten der Fall, von denen einige heimlich, einen und mehrere und sogar die fünf ketzerischen Sätze behauptet hatten. Dieß geschah zwar ganz insgeheim; dieses Geheimniß wurde aber doch durch die in der Abtey von St. Thiery gefundenen Papiere verrathen. Die ganze Jansenistische Partey schrie dagegen, und erneuerte ihre gänzliche ungeheuchelte Einstimmung zur Verdammung der fünf ketzerischen Sätze. Nur sehr wenige unter ihnen behaupteten sie. Einige schrien über Ungerechtigkeit, andere über die Gefahr der Kirche. Das Geschrey nahm kein Ende, und veranlaßte die so eben erwähnte Constitution.

Tellier suchte auch sogar diese Begebenheit, wenigstens gegen Portroyal zu benutzen, da dieses Institut über diesen Punkt gewissenhafter war, als keiner der Jansenisten. Er verstand jetzt selbst den Cardinal von Noailles in die Sachen zu verwickeln, welchem der König diese Constitution zu unterschreiben befahl. Da sie im Grunde dem Frieden von Clemens dem IX. nicht entgegen war; so durfte er sich diesem Befehl nicht widersetzen. Zuerst suchte er die nachgiebigsten, und nach und nach auch die Abgeneigteren dazu zu bringen. Dieß gelang ihm so gut, daß sogar Gif unterzeichnete. Gif ist eine weibliche Abtey, 5 bis 6 Meilen von Paris, die von Freunden und Feinden beständig als eine jüngere Schwester von Portroyal des Champs angesehen wurde, weil diese beyden Häuser immer in der engsten Verbindung mit einander standen. Da diese Abtey unterzeichnet hatte, so erwartete

der

der Cardinal es um so gewisser auch von Portroyal. Er irrte sich. Diese, schon so oft und grausam mishandelten Nonnen waren gegen dergleichen verfängliche Unterschriften sehr mistrauisch. Man hatte ihnen in ihrer Einöde, die beständig mit Spionen umgeben war, und der sich niemand ohne Gefahr verbannt oder gar verhaftet zu werden, nähern konnte, schon mehrmals dergleichen verfängliche Aufsätze zur Unterschrift vorgelegt. Sie, aller vertrauten Rathgeber beraubt, waren daher durch nichts, weder durch das Beyspiel anderer Klöster, noch selbst durch das von Gif, zu dieser neuen Unterschrift zu bewegen. Umsonst ermahnte sie der Cardinal, und erklärte ihnen, daß das, was man von ihnen fodere, weder den Frieden von Clemens dem IX., noch den Glauben ihrer Religion verletze. Nichts konnte diese ängstlich heiligen Seelen überzeugen. Sie konnten nicht glauben, daß unter dieser Foderung nicht ein verborgenes Gift, und eine neue List stecke, und beharrten, aller daraus entstehenden Folgen ungeachtet, fest auf ihrer Weigerung.

Dieß hatten die Jesuiten gewollt. Sie hatten keine andere Absicht gehabt, als den Cardinal von Noailles in diese Sache zu verflechten, und die gänzliche Zerstörung, dieses ihn verhaßten Hauses, an der sie schon seit mehreren Jahren unausgesetzt gearbeitet hatten, endlich selbst durch ihn zu bewirken. Sie fürchteten, die noch übrig gebliebenen Nonnen möchten den König überleben, nach dessen Tode sie vielleicht nicht mehr so viel Einfluß haben würden, um verhindern zu können, daß nicht wieder neue Nonnen aufgenommen würden. So könnte dieses feindliche Haus sich alsdann wieder erholen, und aufs neue erhalten. Sobald aber der Eintritt in dasselbe nicht

mehr

mehr verboten seyn würde, möchte es für den Mittelpunkt und vornehmsten Versammlungsort der jansenistischen Partey gelten.

Der Cardinal, welcher zwar wohl einen Sturm, nicht aber die gänzliche Zerstörung voraussah, suchte diese Mädchen verschiedene male selbst, und durch andere zu bewegen. Er ging mehrmals zu ihnen, aber seine Bemühungen blieben immer fruchtlos. Der König, von seinem Beichtvater dazu angetrieben, drang so oft und so ernstlich in den Cardinal, daß er endlich der Sache müde wurde, und sich entschloß, sie der Sacramente zu berauben. Tellier suchte sie beym König noch mehr anzuschwärzen, und alle ihre ehmaligen Vergehungen ihm ins Gedächtniß zu bringen. Er schilderte sie als aufrührische Personen, als die einzigen in der ganzen Kirche, welche sich einer allgemein für rechtgläubig anerkannten Unterschrift widersetzten. Endlich überredete er ihn: Er würde, so lange dieses gegen die geistliche und weltliche Macht, als aufrührerisch bekannte Kloster noch existire, nicht mit diesen Dingen ins Reine kommen. Ferner verbinde ihn sein Gewissen und sein königliches Ansehen zu einer so nothwendigen, und schon zu lange aufgeschobenen Zerstörung. Der gute Vater ließ bey dem König nicht ab, bis die Zerstörungs-Werkzeuge alle geschmiedet waren.

Portroyal zu Paris war nur ein Gasthaus von Portroyal des Champs. Dieses aber war schon seit mehreren Jahren ganz nach Paris versetzt worden, nur die Gebäude von Portroyal des Champs, das jetzt noch ein verpachteter Maierhof war, wurden während dieser Zeit dennoch unterhalten. Nun wurden die Nonnen abgetheilt in solche, die sich zur Unterschrift bereitwillig finden ließen, und das Haus von Portroyal

royal zu Paris ausmachten, und in die entgegengesetzte zu des Champs. Diese hatten eben deswegen keine heftigern Feinde, als jene ihre Schwestern, denen die Güter fast alle zugesprochen wurden, weil man die Rebellischen durch Hungersnoth zu Grund richten wollte.

11.

Als die Zerstörung von Portroyal beschlossen war, wurden die Foderungen gegen die Nonnen von Portroyal des Champs dem Staatsrath Voisin übertragen, einem Manne, auf den man sich verlassen konnte, und der sich aus Eigennutz zu allem brauchen ließ. Man kann sich also die Billigkeit seines Verfahrens zum Voraus denken Unerwartet aber war es, daß die Nonnen von des Champs sich auf ein ganz regelmäßiges Mittel besannen, nämlich ihre Sache dem Papst vorzutragen, wo sie auch Gehör fanden. Da Rom die Bulle oder Constitution Vineam domini, nicht gegeben hatte, um den Frieden von Clemens dem IX. dadurch aufzuheben; so fand es auch nicht unrecht, daß die Nonnen nur mit dem Zusatz: „ohne Nachtheil für den Frieden von Clemens dem IX.", diese Constitution unterschreiben wollten; wobey sie auch beharrten. Ein Vergehen, das Frankreich mit Ausrottung und den schrecklichsten persönlichen Mißhandlungen bestrafte, wurde zu Rom für unschuldig angesehen!

Nun unterwarfen sie sich der Bulle. Die Jesuiten mußten also andere Maasregeln ergreifen, um nicht den schändlichen Gebrauch zu verrathen, welchen sie von dieser ihren Bosheiten zum Vorwand dienenden Bulle zu machen, im Sinn gehabt hatten. Sie wußten jetzt nicht mehr, wie sie ihren Plan durchsetzen soll-

ſollten, da der Beyſtand von Rom, auf welchen ſie gerechnet hatten, ihnen ſehr zweifelhaft zu werden anfing. Ueberdieß fürchteten ſie auch den langſamen Rechtsgang zu Paris, Lion, Rom von den ſogenannten Commiſſarien in partibus.

Dieſen gordiſchen Knoten ſchien es ihnen leichter, zu zerreißen als aufzulöſen. Man handelte alſo aus dem Grundſatz: es gäbe eigentlich nur ein einziges Portroyal; man habe blos durch Nachgiebigkeit aus einer Abtey zwey gemacht: man müſſe daher die Sachen wieder auf den alten Fuß ſetzen. Unter dieſen beyden ſey es beſſer, Portroyal in Paris zu erhalten, als das andere, welches kaum beſtehen könne, eine ungeſunde Lage habe, und nur mit alten eigenſinnigen Perſonen beſetzt ſey, denen ohnehin ſchon längſt verboten worden ſey, neue Nonnen aufzunehmen. Das Conſeil ließ daher ein Urtheil ergehen, kraft deſſen die Abtey Portroyal des Champs in der Nacht vom 28. auf den 29. mit franzöſiſchen Garden und Schweizern beſetzt wurde. Den 29. gegen Morgen kam der Police-Aufſeher von Argenſon, mit einem Theil der Leibhaarwächter und Häſcher, um dieſe arme Mädchen, als ein militairiſcher Sieger zu behandeln. Er ließ alle die Thore öffnen; das ganze Kloſter mußte ſich im Capitel verſammeln; er zeigte ihnen einen königlichen Siegelbrief, und in Zeit von einer Viertelſtunde, war das ganze Haus aufgehoben.

Schon hatte er eine Menge beſpannte Wagen beygebracht; in jedem derſelben ſaß eine ältliche Frau, denen nun vertheilte er in dieſelben die Nonnen, nach den Orten ihrer Beſtimmung, welches 10, 20, 30, und bis 50 Meilen weit entfernte Klöſter waren. Jeder Wagen wurde durch einige Häſcher zu Pferd begleigleigleig

gleitet; so, wie verurtheilte schlechte Dirnen aus einem Ort der Schande abgeführt zu werden pflegen.

Ich übergehe die nähere Beschreibung einer so rührenden, und unter der Regierung eines Königs, welcher Größe affectiren wollte, so unerhört tyrannischen Scene. Es sind ganze Bände davon angefüllt worden.

Nach ihrer Abreise durchsuchte d'Argenson das Haus und nahm mit, was er wollte; das, was er glaubte, es gehöre nach Portroyal in Paris, that er auf die Seite; ebenso das Wenige, das er den fortgeschleppten Nonnen nicht verweigern konnte. Jetzt kehrte er nach Paris zurück, um dem König und le Tellier von seiner Expedition Rechenschaft zu geben.

Diese gewaltsame Aushebung nebst den Bedrückungen, welche die Nonnen zu leiden hatten, die man zum Unterschreiben zwingen wollte, bewirkten, als man es erfuhr, einen allgemeinen Ausbruch des Unwillens, der, unerachtet die militairische Regierung des Königs jedermann in Furcht gesetzt hatte, dennoch so stark war, daß der Hof, und sogar die Jesuiten, welche über nichts mehr erröthen, darüber bestürzt und verlegen waren. Allein Tellier ließ sich auf seinem rühmlichen Wege nicht aufhalten. Diesen unmenschlichen tyrannischen Act bekräftigten noch häufige Verurtheilungen und geheime Verhaftsbriefe. Ja, man ging so weit, den Familien, welche Verwandte zu Portroyal begraben liegen hatten, aufzugeben, die Leichname derselben ausgraben und anderswohin schaffen zu lassen. Die übrigen Leichname wurden mit aller erfinnlichen Unanständigkeit, auf den Kirchhof eines benachbarten Kirchsprengels geworfen. Nach diesem fing man an, das Haus, die Kirche und alle Ge-

Gebäude gänzlich zu zerstören, so wie man mit den Häusern der Königs-Mörder zu verfahren pflegt; alles, blos um die Jesuiten und ihre Theilhaber in ihrer Rache zu befriedigen. Die Materialien wurden verkauft, der Platz umgeackert und eingesäet.

Sogar zu Rom wurde diese schimpfliche Expedition als ein unerhörtes Aergerniß angesehen. Ich für meinen Theil bleibe blos bey der einfachen Erzählung eines militairischen Ausfalls gegen arme, wehrlose, geistliche Mädchen, denen das Gesetz eine Existenz und ein Eigenthum gab.

Der Cardinal stand nun doch um nichts besser mit den Molinisten; desto schlimmer aber mit den Jansenisten, wie die Jesuiten dies zu bewirken sich vorgesetzt hatten. Sie selbst griffen ihn auch bey dieser Gelegenheit an, trieben ihn nach und nach aufs äusserste, und verfolgten ihn bis zu seinem letzten Athemzug, indeß man sich alle erdinnliche Mühe gab, das Gewissen und die Religiosität des Königs zu betrügen, um ihn zum Werkzeug ihrer schändlichen Feindseligkeiten zu machen.

12.

Das lächerlichste bey allen diesen Geschichten über Molinismus und Jansenismus war dieses, daß der König sich über diese Materien so weit den Kopf verdrehte und verdrehen ließ, um einen Atheisten jetzt noch für besser zu halten, als einen Jansenisten. Noch sonderbarer war es für Frankreich, daß man von hieraus den Papst selbst anspornen mußte, sich dawider zu erklären, und daß man ihn ungern die Bannstrahlen sparen sah. Es bedurfte sehr ernstlicher Unterhandlungen um eine Bulle und ein päpstliches Breve;

Griechenland zubringen. Nachdem er endlich im folgenden Frühjahr nach Asien übergesetzt hatte, fand er dort seiner Traktaten mit dem Sultan von Ikonium ungeachtet, die alten Schwierigkeiten wieder. Die Türken waren durch die Griechen aufgehetzt worden und anstatt einer gütigen Aufnahme und des versprochenen Proviants, fand er eine Armee — die ihm den Durchzug nicht anders gestatten wollte, als wenn er für jeden Kopf ein Goldstück bezahlte. Friedrich antwortete mit dem Schwerdt. Er schlug die Armee, und eroberte den Sitz des Reiches, die Hauptstadt Ikonium. Nun strömte Proviant genug in das Lager, die Türken gaben gute Worte und Geisel. Der Zug gieng jezt nach Armenien — aber hier war das Ziel von Barbarossa's Thaten. Um sich zu erfrischen badete er sich in dem Fluß Seleph oder Saleph, der auch Calicadnus hieß, und den man fälschlich für den Cydnus gehalten hat, der Alexandern dem Großen ehedem fast tödlich geworden wäre. Dieser Cydnus aber fließt bey Tarsus, wohin die Deutschen erst nach dem Tode des Barbarossa kamen. In diesem Fluße Saleph ertrank der Kaiser wie einige sagen; nach andern wurde er doch so erstarrt herausgezogen, daß er bald darauf starb.

In diesem Kaiser verlor Deutschland einen seiner trefflichsten Regenten, und ganz Europa einen großen und ausserordentlichen Mann. Man muß seinen Werth nicht nach dem Glücke oder dem Glanze der Thaten abwägen, die er verrichtete, sondern nach der Menge und Größe der Schwierigkeiten, die er besiegte. Keine Armee stand ihm zu Gebote, wie unsern heutigen Monarchen. Die Schwierigkeit seine Vasallen zu einer Heerfolge zu vermögen war allein schon eine Arbeit und ein Heldenwerk, wie der Feldzug selbst; und wenn er diese Armee in Italien hatte, so verließ sie nach einer Dienstzeit von wenigen Monaten seine Fahnen, oder die Pest rafte sie dahin. Im Schoose des Sieges sah er sich verlassen, mitten unter seinen vielen Feinden allein — und ohne alle Hülfsquellen, als seinen Geist und seinen Muth. Hätte er nicht den besten Theil seines Regentenlebens und seiner Kräfte in den Italienischen Kriegen verzehrt, dann erst würde Deutschland einen großen und bewundernswürdigen Kaiser in ihm gefunden haben. Schade nur, daß ihn Ehrgeiz und Rachbegierde eine zu große Härte gegen die lombardische Städte und eine Ungerechtigkeit gegen Herzog Heinrich den Löwen begehen ließen.

und der Papst that dennoch nicht so viel als man verlangte. Als Beleg dieser nächsten Behauptungen rücke ich hier zwey merkwürdige Beyspiele ein.

Als der Herzog von Orleans zur Armee Philips des V. abreiste, fragte ihn der König: wen er mit sich nach Spanien nehme? Der Herzog nannte ihm unter andern den Fontpertuis. „Wie, versetzte der König, mein Neffe! diesen Sohn jener Närrin, welche dem Herrn Arnaud überall nachgelaufen ist? einen Jansenisten? Das sollen Sie nicht thun.“ — Auf Ehre, Sire, antwortete ihm der Herzog von Orleans, ich weiß nicht was die Mutter gethan hat; aber der Sohn ist so wenig ein Jansenist, daß er nicht einmal einen Gott glaubt. Ist es möglich, sagte hierauf der König, und versichern sie mich dessen? — Je nun, wenn es so ist, so ists gut, und sie können ihn mitnehmen. Der Herzog von Orleans erzählte mir diesen Vorfall selbst, am nehmlichen Nachmittag, mit Lachen. Der König war also durch seine Beichtväter, die Jesuitische Partey und die Anhänger der Frau von Maintenon, bis auf den Grad verblendet worden, daß er einen, der gar keine Religion hatte, einem Jansenisten, oder vielmehr einem, den man ihm als Jansenisten angab, vorzog.

Der Herzog von Orleans machte sich öffentlich über die Sache lustig. Bey Hof und in der Stadt wurde darüber gelacht, und selbst die leichtsinnigsten Personen wunderten sich, daß die Jesuiten und Sulpizianer die Verblendung so weit treiben konnten. Sonderbar war es, daß der König das Bekanntwerden der Anekdote dem Herzog von Orleans nicht übel nahm, und nie mit ihm darüber gesprochen hat, daß vielmehr Fontpertuis ihn in den beyden Feldzügen in Spanien begleitete.

Es sind mir noch mehrere solche Anekdoten über den Molinismus des Königs, und über die vorgebliche Ketzerey bekannt, die, wie hinlänglich bewiesen ist, nur aus Haß und Parteysucht erfunden war; allein ich werde diese sonderbare Materie mit der berühmten Anekdote von Amelot schließen.

13.

Amelot erzählte mir bey seiner Zurückkunft von Rom: der Papst habe ihm sein Vertrauen geschenkt; er beklage sehr, sich als ein Spiel und Werkzeug der mächtigsten unter den Parteyen der französischen Kirche ansehen zu müssen, und sich (durch Telliers Briefe überzeugt, daß der König unumschränkter Herr seines ganzen Königreichs sey) dadurch, daß er die Constitution gegeben, in fortdauernde Verlegenheiten versetzt zu haben. Amelot, welcher von allem unterrichtet war, fragte hierauf: warum er nicht dabey stehen geblieben sey, nur einige Sätze von Quesnel überhaupt, anstatt (auf eine ungereimte Art), gerade Hundert und Einen Satz, zu verwerfen.

„Ey, Herr Amelot, Herr Amelot, sagte ihm der Papst, was hätte ich thun sollen? Le Tellier hatte dem König versichert, dieses Buch enthalte über hundert verwerfliche Sätze; er wollte nicht als Lügner erscheinen; man hat mir das Messer an die Kehle gesetzt, bis ich mehr als hundert darin angab."

Amelot war ein Wahrheitliebender rechtschaffener Mann; und ich weiß es von ihm selbst, daß der römische Hof aufgebracht war, nur aber seinen Zorn und seine Verlegenheit sorgfältig verbarg, in so fern er es mit ansehen mußte, daß der Jesuitismus in Frankreich solche ärgerliche, und der geistlichen Wür-

de nachtheilige Zwistigkeiten erregte; daß diese Ketzerey nur als ein Mittel gebraucht wurde, die Feinde dieses Ordens zu stürzen, und daß die Religion den Leidenschaften dieses Instituts aufgeopfert würde.

Er prophezeyte mir, wenn diese schwarze Politik erst offenbar, und der König, derselben müde, darüber aufgeklärt werden würde, werde man genöthigt seyn, durch einen politischen Gewaltsstreich diesem Ungeheuer alsdann der: Kopf abzuhauen. Wer mich über diese Materie für zu leichtgläubig hält, der wisse: daß ich während der Regentschaft Augenzeuge von allem war, daß ich also Wahrheit reden kann, und überdieß einer Uebertreibung unfähig bin.

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Ludwig von St. Simon.

Neuntes Buch.

Der Feldzug von 1706 bis 1709.

Inhalt.

1. Feldzug in Italien im Jahr 1706. Die berühmte Belagerung von Turin, durch den Herzog von Orleans. 2. Marchin wird nach ihm zum Befehlshaber ernannt. 3. Dieser spielt den Meister über den Herzog von Orleans, und durchkreuzt seine Plane nach einem geheimen Auftrag vom Hof. 4. Schlacht von Turin. Tapferkeit des Herzogs von Orleans. 5. Durch unerhörte Verrätherenen wird die Schlacht verloren. 6. Der König läßt dem Herzog von Orleans Gerechtigkeit wiederfahren. 7. Folgen dieser Unglücksfälle. 8. Mesdavids glückliche Fortschritte. 9. Seine und des Prinzen von Vaudemont Belohnungen. Unterdrückte Verschwörung in der Franche Comté.

10. Feldzug im Jahr 1707 am Rhein und in Flandern. 11. Schlacht von Almanza. 12. Anekdoten darüber. 13. Belagerung und Ueberrumplung der

Festung Lerida. 14. Belagerung und Wegnahme von Tortosa. 15. Verlust von Sardinien. 16. Verschwörung im Luxemburgischen. 17. Einnahme von Gent und Brügge. 18. Schlacht bey Oudenarde. 19. Anekdote, den Herzog von Vendome betreffend. 20. Folgen dieser Schlacht. 21. Einnahme von Lille, durch die Alliirten. 22. Belagerung und Einnahme von Gent, durch eben dieselben.

23. Kriegsunglück in Spanien, im Jahr 1709. 24. In Roussillon. 25. In der Dauphiné. 26. Und in Flandern.

Die

Die im vorhergehenden Jahre gemachten Anordnungen zu der projectirten, nicht aber zur Ausführung gekommenen Belagerung von Turin, machten, daß die Vorbereitungen hiezu in diesem Jahre desto schneller zu Stande kamen. Der gerechte Unwille gegen den Herzog von Savoyen, die neuerlichen glücklichen und noch höher gepriesenen Fortschritte von Calcinato, die Hofnungen, welche man hierauf baute, der eifrige Wunsch, den Herzog von Savoyen wieder in denjenigen Zustand herab zu setzen, worinn der verstorbene Herzog Carl IV. von Lothringen gewesen war, bestimmten den König zu diesem Vorhaben.

Chamillart, diesmal klüger als man von ihm geglaubt hatte, fühlte die großen Schwierigkeiten desselben, und fürchtete für seinen Schwiegersohn, welcher sie übernehmen sollte. Er wünschte hierüber alles in Gegenwart des Königs mit Vauban zu überlegen, und weil er ehemals den Fehler gemacht hatte, diesen Kenner zur Befestigung, oder vielmehr Verbesserung der Festungswerke von Turin dem Herzog von Savoyen zu überlassen; so war es natürlich, eben denselben für die Ausführung dieser Belagerung zu wählen.

Vauban blieb sich immer gleich. Er legte seinen Angriffsplan, nebst seinen Gründen dafür, vor, gab

ausführlich an, was er zur glücklichen Ausführung dieser Belagerung für erforderlich halte, und erbot sich, sie zu übernehmen, wenn man ihm das verschaffen wolle, was er verlange. Aber auch nur die Belagerung allein wollte er, wenn es auf ihn ankomme, übernehmen, denn er gestand offenherzig, daß er einen Feldzug zu machen, und eine ganze Armee zu commandiren nicht verstehe.

Seine Forderungen überstiegen bey weitem das was man zu leisten im Stande war. Er erklärte hierauf dem König geradezu, in Gegenwart seines Ministers und der Frau von Maintenon, Turin werde durch wenigere Mittel nicht erobert. Unglaublich ist es, wie der König bey dem gerechten Zutrauen, welches er schon seit so langer Zeit zu Vauban hatte, doch auf dessen Weigerung sogleich von dieser Sache abstand, und sie im nehmlichen Augenblick an la Feuillade förmlich übergab.

Man kann sich leicht denken, daß von allen Seiten und auf alle mögliche Art alles angewendet wurde, um eine, für den Staat und für das besondere Interesse der handelnden Personen so wichtige Eroberung zu machen. Die Vorbereitungen hiezu wurden also sehr schnell gemacht.

Den 13. May kam la Feuillade vor Turin an, um seine Linien und Brücken in Stand zu setzen. Tarbif war, in Ermanglung eines bessern, sein erster Ingenieur. Er hatte nur unbedeutendere Belagerungen in Baiern mitgemacht. Diese wichtige Unternehmung war also zwey unwissenden, und daher auch eigensinnigen, Neulingen übergeben.

Der reichgewordene und sehr angesehene Villars schlug es geradezu ab, die italiänische Armee unter dem Herzog von Orleans zu commandieren. Ein anderer, als dieser glückliche, hätte dieß nicht wagen dürfen. Allein von ihm, oder vielmehr unter seinen Umständen wurde alles gut gefunden, und Marchin erhielt statt seiner das Commando in Italien, unter dem Herzog von Orleans.

Die fürstlichen Personen von Savoyen hatten Turin frühzeitig verlassen, und sich nach Coni, nachher nach Oneille und endlich nach Savona zurückgezogen.

Der Herzog von Savoyen nahm das ihm im Namen des Königs von la Feuillade bekannt gemachte Versprechen, daß er und seine Familie überall sicher seyn sollten, nicht gut auf. Er selbst verließ Turin am Ende des Junius. Das Commando von Turin übergab er dem Grafen von Thaun, der es nur allzu gut zu führen wußte. Lange Zeit nachher war derselbe Gouverneur von Mailand.

Der Herzog nahm seinen ganzen Hofstaat, seine Equipagen, auch seine dreitausend Pferde mit sich, und ließ nur 520 Husaren in Turin. Er zog ins offene Land, in der Meynung, la Feuillade werde ihm folgen, und die Belagerung aufschieben, um ihn gefangen zu nehmen.

Dieß war auch wirklich der Fall. La Feuillade war thöricht genug, den Herzog, welcher ihn zum Besten hatte, gefangen nehmen, und den Ruhm davon niemand anders überlassen zu wollen. Er gab die Belagerung auf, um ihm nachzurücken. Dieser Prinz befand sich allerdings lange Zeit in der aller

trau-

Anmerkungen und Erläuterungen

zu den

Denkwürdigkeiten

des

Bohadin von Saladin.

traurigsten Lage, in welcher er sich aber mit vieler Klugheit, und großem Muth betrug. La Feuillade richtete, durch sein unkluges Vorhaben, seine ganze Cavalerie zu Grund, so wie er seine Infanterie durch öfteres Detaschiren rechts und links abmattete, und zugleich einen Theil derselben, der bey der Belagerung zurückgeblieben war, durch allzu häufige Strapazen aufrieb.

Durch dieses thörichte Unternehmen, auf Kosten eines so wichtigen und dringenden Gegenstandes, wie die Einnahme von Turin war, wo in jedem Augenblick die Ankunft des Prinzen Eugen befürchtet werden mußte, gewann man gerade so viel Zeit als für Turin nöthig war. Des Herrn von Vendome Nachlässigkeit und Trägheit, sein Eigensinn, seine Unbesorgtheit für ein Land, daß er im Begriff war zu verlassen, gestatteten dem Prinzen Vortheile zu erreichen, die er zu benutzen wußte, um gegen den Willen des Herrn von Vendome über den Po zu kommen, und ihn, noch einmal gerade so, wie vordem Staremberg zu behandeln, so daß er dem Herzog von Savoyen zu Hülfe kommen konnte. Unerachtet er weit zurück und die Flüsse besetzt waren, konnte dennoch der Prinz dem Herrn von Vendome zuvorkommen, welcher jetzt von seinem so ruhmvollen Marsch bis Trento zurückeilte. Der Prinz kam noch zeitig genug an, um den Prinzen von Savoyen retten zu können. Der Herzog von Orleans kam an den Ort der Belagerung. La Feuillade empfing ihn prächtig, und zeigte ihm alle gemachte Vorbereitungen. Er führte ihn zu den Angriffsplätzen, und wies ihm alles. Der Prinz war mit nichts zufrieden. Er schonte zwar La Feuillade; allein er wollte dieser Nachsicht gegen ihn doch nicht den glücklichen Erfolg

der

der Sache aufopfern und befahl, viele seiner Anordnungen abzuändern. Sobald er aber wieder abgereist war, ließ der stolze la Feuillade alles wieder in den vorigen Zustand setzen. Er beharrte eigensinnig auf seinem Vorhaben, ohne mit irgend jemand darüber zu berathschlagen. Durch sein herrschsüchtiges Betragen, seine stolze Entfernung von andern, seine hohe Meinung von sich selbst, sein strenges kühnes unverschämtes Wesen, wodurch er sich das Ansehen eines Tapfern geben wollte, durch seine Einbildung, daß ihm als Schwiegersohn eines allmächtigen Ministers alles erlaubt sey, machte er sich von Anfang bis zu Ende bey seiner ganzen Armee verhaßt.

Der Herzog von Orleans wurde von Vendome sich selbst überlassen. Dieser hatte zugleich die ganze Last seiner schweren Fehler auf ihn gewälzt, und was noch schlimmer war, ihn der Vormundschaft des Marschalls von Marchin übergeben. Der Herzog ließ Medavid, welcher dem Prinzen von Vaudemont, der nicht aus Mailand wich, untergeordnet war, ein Corps zurück, um bey den Zufuhren und ihrer Bedeckung, Ordnung zu halten. Nachdem er den Feind einige Tage beobachtet hatte, beschloß er, sich zwischen Alexandria und Valenzia zu setzen, um ihm den Uebergang über den Tanero zu verwehren, oder ihn zu einer Schlacht zu zwingen. Dieser Platz war der einzige, auf welchen der Feind eindringen konnte. Ausser diesem Versuch war für Turin gar kein Beystand möglich. Wenn die Feinde den Zugang erzwingen wollten, mußten sie sich einer Schlacht aussetzen, die nach aller Wahrscheinlichkeit nicht gelingen konnte. Diesen Vorschlag machte der Prinz dem Marschall. Allein er konnte seine Einwilligung hiezu nicht erlangen. Daran war auch gar

nicht

nicht zu denken; Marchin gab ihm nicht einmal scheinbare Gegengründe an. Er wurde von la Feuillade beherrscht, und dieser wünschte nichts eifriger, als daß die Armee sich ihm nähern möchte. Marchin dachte an nichts weiter als dem Schwiegersohn des mächtigen Ministers zu gefallen. Beyde sahen nicht ein, wie vortheilhaft es überhaupt, und ausserdem auch noch für la Feuillade's Glück selbst war, Turin jenen Beystand abzuschneiden.

Während der Prinz und der Marschall sich hierüber stritten, wurde ein von dem Prinzen Eugen an den Kaiser abgeschickter Eilbote von einem unserer Leute aufgefangen. Seine Depeschen waren, wie sich leicht denken läßt, in Chiffern. Sie wurden zu Versailles entziffert, und enthielten ausführlich gerade dasselbe Raisonnement, vom Prinzen Eugen an den Kaiser, wie es der Herzog von Orleans gegen Marchin geäussert hatte. Er schloß es mit der Erklärung, daß wenn der Prinz sich an den Platz postire, welchen er Marchin so dringend vorgeschlagen hatte, so würde es tollkühn seyn (dieß war der Ausdruck des Briefs) diesen unzugänglichen Weg zu versuchen, oder an einem andern Platz über den Tanero zu gehen. Man müsse alsdenn Turin verloren geben, und nicht auch noch durch fruchtlose Wagstücke zu seiner Rettung, den unvermeidlichen Verlust der Kaiserlichen Armee hinzufügen. So wurde also der Herzog von Orleans in einer geheimen Depesche, vom Prinzen Eugen an den Kaiser rühmlichst gerechtfertigt. Der König und sein Minister bekamen diese Depesche zuerst in die Hände, weil sie ihnen zur Entzifferung zugeschickt werden mußte. Auf diese harte Art wurden Beyde dafür bestraft, daß sie einem Prinzen, der es so wenig verdiente, nicht freie Macht ließen zu handeln,

und

und ihn auf eine so unglückliche und nachtheilige Weise einschränkten.

3.

Da Marchin nicht überzeugt werden konnte; so mußte der Herzog von Orleans nachgeben, und sich auf den Weg machen, um zu der Belagerungs-Armee selbst zu stoßen. Er kam Abends den 28. August bey Turin an.

Sie hatten nun zwar den gemeinschaftlichen Zweck, Turin einzunehmen; allein über die anzuwendenden Mittel geriethen sie in unzählige Streitigkeiten. Der Herzog von Orleans war mit Recht sehr ärgerlich, daß la Feuillade alles wieder verworfen und umgeändert hatte, was er bey seiner Durchreise, als er zu Herrn von Vendome ging, in den Belagerungs-Anstalten verbessert hatte. Seine Anordnungen schienen ihm für den Erfolg so wesentlich nöthig zu seyn, daß er sie, wiewohl mit vieler Nachsicht und Bescheidenheit, wieder herzustellen befahl. Er sah, ungeachtet man den bedeckten Weg erreicht hatte, daß die Belagerung um nichts vorgerückt war. la Feuillade hatte andere Werke verloren, die er mit Verlust von mehreren Ingenieurs und vielen Leuten genommen hatte.

Nichts ging vorwärts, ja man wußte nicht einmal wie man es anzufangen hatte, um vorwärts zu kommen. la Feuillade war verdrüßlich über diesen schlechten Fortgang; er wurde einsilbig; dadurch zog er sich so sehr den Haß aller Offiziere und Soldaten zu, daß sie sich gar nicht mehr um ihn bekümmerten. Der Herzog von Orleans recognoscirte die Posten und Belagerungswerke; er untersuchte die Linien und das Terrain, auf welchem der Prinz Eugen anrücken, und

der

der Festung zu Hülfe kommen konnte. Er war mit allem, was er sah, unzufrieden; er fand die Linien nicht gut, sehr unvollständig, zu weit ausgedehnt und schlecht besetzt.

Indessen erhielt er überall her Nachrichten, daß die kaiserliche Armee vorrücke, und entschlossen sey, die Rettung Turins zu versuchen. Er wollte ihr entgegen marschieren, und die Uebergangs-Plätze von der Ducre besetzen, indem er dort, zwar weniger sicher, und mit unbedeutenderen Vortheilen als bey denen an dem Tanero, doch aber immer noch mehr ausrichten zu können glaubte, als in den Linien, welche so schlecht, und so weit ausgedehnt waren, daß sie nicht überall besetzt werden konnten.

Es wurden ihm in diesem Fall wieder eben so viele Einwendungen gemacht, als bey dem über den Tanero. Marchin behauptete, wenn man sich von dem Belagerungsort entferne, so könne Pulver in die Festung geworfen werden, woran es dort fehle; und hieran seye nicht zu zweifeln, weil man mehrere, mit Pulver angefüllte auf dem Po schwimmende Bokefelle aufgefangen habe, die wahrscheinlich in der Absicht hineingeworfen worden seyen, weil man gehofft habe, sie werden auf diese Art, in die Hände der Belagerten kommen. Das Factum war wahr; allein die Antwort darauf sehr leicht. Was Marchin fürchtete, war ungewiß. Hingegen war es gewiß, daß das hineingeworfene Pulver die Einnahme nur sehr kurze Zeit aufhalten, nicht aber verhindern konnte, wenn nur der Prinz Eugen davon abstehen mußte, der Festung zu Hülfe zu kommen. Auch dieser einleuchtende Grund bewirkte nichts bey Marchin, der sich nie in eine Erörterung einließ.

Der

Der Feind rückte immer näher. Der Prinz drang in den Marschall, aus den schlechten Linien, die nicht bedeckt werden konnten, herauszugehen, und sich, zur Schlacht bereit, dem Prinzen Eugen entgegen zu stellen. Bey einer offenen Schlacht würde man wenigstens alle die Vortheile haben, welche bey neu angelegten, unvollendeten und zu weit ausgedehnten Linien wegfielen. Ferner marschirte Prinz Eugen durch Länder, die seit langer Zeit so verheert waren, daß seine Armee erschöpft seyn mußte, und sich unmöglich der unsrigen lange gegenüber halten konnte, ohne zu Grund zu gehen. Auch war zu vermuthen, daß er sich auf flachem Felde der Heftigkeit der Franzosen im Angreifen nicht aussetzen, und in diesem Fall also den Beystand für Turin aufgeben würde, welches alsdann nothwendig fallen müsse. Wenn er aber auch wirklich eine Schlacht liefern würde, so sey es, sagte der Herzog, für die Franzosen nicht einerley, ob sie dort auf einem freien Terrain selbst angreifen, oder sich hier hinter schlecht verschanzten Linien, die von allen Seiten durchgebrochen werden könnten, vertheidigen würden. Ueberdieß stünden die erschöpften Truppen des Prinzen Eugen, die einen großen Umweg hätten machen müssen, weil die ganze andere Seite unzugänglich sey, zwischen unserer Armee und dem von Franzosen besetzten Savoyen; es bleibe ihnen also, im Fall sie geschlagen würden, kein Rückzug übrig.

Marchin, von la Feuillade eingenommen, antwortete auf alle diese Gründe, daß sie zwar wahr seyen, allein daß der vom Prinzen gemachte Vorschlag nur anzunehmen wäre, wenn man die Armee mit den 46 Bataillons verstärken könnte, welche Albergotti auf der Höhe der Capuziner stehen hatte, weil von dort her einige Unterstützung für die Festung herzugeschaft wer-

den könnte. Dieß war zwar richtig; allein eben so wahr blieb es auch, daß eine Armee auf dieser Anhöhe höchst überflüßig war, weil sie nichts zu thun hatte, als sie gegen unbedeutende Angriffe zu sichern, wozu wenige Bataillons schon hinreichend gewesen wären. Die Belagerungs-Armee hingegen war dadurch sehr geschwächt.

Auch auf diese Einwendung vom Prinzen, antwortete der Marschall, wie auf die vorhergehenden. Der Beystand, welcher etwa von dieser Höhe aus, wenn sie entblößt würde, in die Festung gebracht werden konnte, war ungewiß, und konnte nicht bedeutend seyn, weil er nicht durch Truppen zu unterstützen war. Wenn der Prinz Eugen sich nur in keine Schlacht einlassen konnte, oder geschlagen wurde; so blieb Turin doch, auch wenn es jenen Beystand erhielt, ohne Hülfe, und die Einnahme mußte immer, nur etwa 14 Tage früher oder später, erfolgen.

Diese Streitigkeiten wurden so heftig, daß Marchin endlich einwilligte, Kriegsrath zu halten. Die General-Lieutenants wurden zusammen berufen, und die Materie abgehandelt; allein sie hüteten sich sehr, la Feuillade, dem Liebling des Ministers, von dem das Glück und Unglück aller Offiziere abhieng, und Marchin, der, wie man sagte, das Geheimniß in Händen hatte, zu widersprechen.

Herr von Estaing war der Einzige unter ihnen, welcher den Muth hatte, freymüthig zu sprechen; der Einzige, der sich bei dieser Gelegenheit Achtung erwarb. Albergotti, ein schlauer Italiener, hatte diesen schimpflichen Ausgang vorausgesehen, und war, unter dem Vorwand der Abgelegenheit seines Postens, dort zurückgeblieben. Alle andern unterwarfen ihre

Mey-

Meynungen knechtisch; und so wurde durch dieses Mittel gerade das Uebel unheilbar.

Der Herzog von Orleans saate sich feyerlich von allem daraus entstehenden Unglück los, und erklärte: da man ihn über nichts Herr seyn lasse, so sey er auch nicht verpflichtet, den Schimpf, welcher der Nation und ihm selbst drohe, zu theilen und zu ertragen. Er verlangte seine Post-Chaise, und wollte im Augenblick die Armee verlassen. Marchin, la Feuillade, und die Vornehmsten aus dem Kriegsrath, wandten alles an, um ihn von diesem Vorhaben abzuhalten. Als die erste Hitze bey ihm vorüber war, und vielleicht weil er sich damit begnügte, seine Standhaftigkeit so weit getrieben, und sich nun doch so bestimmt erklärt zu haben, wie wenig er an dem bevorstehenden Unglück schuld sey, willigte er ein, zu bleiben, erklärte aber zugleich, er werde sich durchaus nicht mehr um das Commando der Armee bekümmern. Dabey blieb er so genau, daß er gar keinen Befehl mehr ertheilte, und alles an Marchin, la Feuillade, oder irgend einen andern, der es übernehmen wollte, verwies. Nichts konnte ihn von diesem Vorsatz abbringen.

Der unglückliche Eigensinn der Chefs entstand aus einem thörichten Vertrauen auf die Größe ihres Entwurfs, und auf die Meynung, daß der Prinz Eugen nicht wagen werde, die Linien anzugreifen. Wenn er sich nun zurückziehe, so würde Turin, nicht durch einen Sieg über ihn, nicht durch eine That des Herzogs, sondern durch die Belagerungsanstalten und vermittelst der, unter la Feuillade's Direction, angelegten Linien erobert werden, folglich habe er alsdann seinen Ruhm mit niemand zu theilen. Dieß war die eigentliche Geschichte dieser Begebenheit, wozu sich Marchin durch betrügliche Gründe und durch das

Feuer einer brausenden, alles unternehmenden Jugend verleiten ließ, und die mit Verderben für Frankreich endigte. So war die Lage der Dinge, während den 3 letzten Tagen dieser unheilbringenden Belagerung.

4.

In der Nacht vom 6ten auf den 7ten, als dem Tage der Schlacht, wurde dem Herzog von Orleans, ungeachtet er sich der Sachen nicht mehr annahm, ein Billet überbrachte, worinn ihm ein Partheygänger meldete: Prinz Eugen attakire das Schloß von Pianese, um dort über die Duere zu gehen. Er wisse gewiß, daß der Prinz nach dieser Expedition gegen ihn anrücken und ihn angreifen werde. Der Herzog, trotz seines Unwillens und seines Entschlusses, stand sogleich auf, kleidete sich schnell an, und gieng selbst zu Marchin, den er ruhig schlafend fand. Er weckte ihn auf, zeigte ihm das erhaltene Billet, und machte ihm den Vorschlag auf der Stelle dem Feind entgegen zu rücken, ihn anzugreifen, seine Ueberraschung und den beschwerlichen Uebergang, den er über einen Fluß zu machen habe, zu benutzen, selbst wenn er schon im Besitz des Schlosses von Pianese, und im Anmarsch gegen ihn seyn sollte. Die Berechnung der Zeit und des Wegs war leicht zu machen.

Im nehmlichen Augenblick kam St. Nectaire, der schon lange Zeit Ordensritter war, und viele Kenntnisse von der Kriegskunst hatte, bey Marchin an. Dieser bestätigte die eingelaufene Nachricht, und unterstützte den Vorschlag des Prinzen. Allein die Götter hatten über Frankreich an diesem Tage einen tödtlichen Schlag beschlossen. Der Marschall blieb unbeweglich, und jeder der aus den Linien herausgieng, sollte aus der oben angegebenen geheimen Ursache, wie

ver-

verbannt seyn. Er behauptete: die Nachricht sey falsch, Prinz Eugen könne nicht so schnell vorrücken; Er rieth dem Herzog von Orleans wieder in aller Stille in sein Quartier zu gehen.

Nicht lange war dieser wieder in seinem Zimmer, als von allen Seiten die Nachrichten von der Annäherung des Prinzen Eugen einliefen. Er blieb dabey ganz gleichgültig. Herr von Eslaing und einige andere General-Lieutenants, die zu ihm kamen, nöthigten ihn, sich zu Pferd zu setzen. Nachläßig und langsam ritt er an der Vorderseite des Lagers hinunter. Alles, was seit einigen Tagen vorgegangen war, hatte so viel Lermen gemacht, daß die ganze Armee davon unterrichtet war. Die Soldaten murrten, daß ein Mann, wie der Herzog von Orleans, von solchem Rang, von solcher Gerechtigkeitsliebe, Standhaftigkeit und Einsichten, worüber die alten Soldaten oft am besten zu urtheilen wissen, von denen einige ihn bei L'Ave, Steinkirchen und Neerwinden gekannt hatten, nicht mehr commandiren wolle. Als er am Lager vorbeyritt, nannte ihn ein Piemonteser Soldat bey seinem Namen, und fragte: ob er denn nicht mehr seinen Degen als ihr Anführer für sie ziehen wolle? Dieses Wort wirkte mehr bey ihm, als alles Zureden der Offiziere, die ihn genöthigt hatten, sein Zimmer zu verlassen. Er antwortete dem Soldaten: Er habe mit so guter Art ihn aufgefordert, daß er es ihm nicht abschlagen könne.

Im Augenblick vergaß er seinen gerechten Unwillen, und dachte an nichts, als Marchin und la Feuillade, wider ihren Willen, beyzustehen. Allein es war nicht mehr möglich aus den Linien heraus zu rücken, auch wenn jene ihre Einwilligung dazu gegeben hätten.

5.

Die feindliche Armee erschien, und rückte so schnell vor, daß man keine Zeit mehr hatte, Anordnungen zu machen. Marchin, mehr todt als lebendig, als er seine Hoffnungen vereitelt sah, in fruchtloses Nachdenken versunken, betrug sich wie ein Verzweifelter, und war unfähig irgend einen zweckmäßigen Befehl zu ertheilen. Der Herzog von Orleans ließ Albergotti Befehl geben, die 46 Bataillons zu schicken, um die leeren Linien damit zu besetzen. Allein la Feuillade, den man mehr fürchtete als den Prinzen, hatte Albergotti streng befohlen, ungeachtet der wiederhohlten Befehle des Herzogs von Orleans, nicht von der Stelle zu weichen.

Um in der Zwischenzeit die leeren Stellen der entblößten Linien nur einigermaßen auszufüllen, nahm der Herzog von Orleans noch einige Escadrons zu den Bataillons, und verstärkte die erste Linie, indem er die zweyte schwächte, in der gewissen Erwartung, daß die 46 Bataillons von Albergotti ankommen würden. Auch befahl er: es sollten noch andere entferntere Truppen so bald möglich über die kleine Brücke gehen, zu ihm stoßen und die Linien besetzen. Allein la Feuillade, sobald ihm diese Ordre bekannt wurde, stellte sich, noch immer von einem feindseligen Dämon angetrieben, selbst an die kleine Brücke, und hielt sie ab. Der Ungehorsam war so groß, daß ein Offizier, Anführer einer Escadron des Regiments von Anjou, dem der Herzog von Orleans zu marschiren befahl, sich seinem Befehl widersetzte. Der Prinz hieb ihn darauf ins Gesicht, und überließ es ihm, dieß dem König zu melden.

Der Angriff fieng Morgens gegen 10 Uhr an, und wurde mit unglaublicher Heftigkeit verfolgt, anfänglich aber auch wohl ausgehalten. Langallerie

drang

drang zuerst durch die Zwischenräume der Linien, die bey unserer kleinen Truppen-Anzahl offen geblieben waren. Prinz Eugen folgte ihm; dessen Truppen drangen durch die übrigen unbesetzten Zwischenräume ein.

Gegen die Mitte der Schlacht wurde Marchin durch einen Hieb in den Unterleib und die Lenden verwundet, und als Gefangener auf einen entfernten Platz gebracht. La Feuillade hatte den Kopf ganz verloren; er lief wie unsinnig umher, riß sich die Haare aus, und war unfähig Befehle zu ertheilen. Der Herzog von Orleans ertheilte sie alle; ihm wurde aber immer schlecht gehorcht. Er that Wunder; sein Gleichmuth verließ ihn nicht einen Augenblick; mitten unter dem stärksten Feuer, beobachtete er genau, wo man der Hülfe bedurfte, und wo es nöthig war durch eigenes Beyspiel, die Offiziere und gemeinen Soldaten aufzumuntern. Er wurde anfänglich nur leicht in die Hüfte verwundet, nachher gefährlicher und empfindlicher, nahe am Daumen; immer aber blieb er unerschütterlich. Als er sah, daß sich eine allgemeine Muthlosigkeit einstellte, rief er die Offiziere bey ihren Namen, und feuerte die Soldaten durch seine Stimme an. Er selbst führte einige Escadrons und Bataillons gegen den Feind an. Endlich unterlag er dem Schmerz und dem starken Blutverlust, und war gezwungen, sich ein wenig zurückzuziehen, um sich verbinden zu lassen. Kaum war dieß geschehen, so gieng er wieder in das stärkste Feuer. Allein das Terrain, die höheren Befehle, die strenge Kriegszucht, kurz alles vereinigte sich, die Franzosen in Verwirrung zu bringen. Dreymal hatte Guerchais, mit seiner Brigade von der alten Marine die Feinde standhaft zurückgeschlagen, und ihre Canonen vernagelt; dreymal hatte er die sinkende Schlacht wieder in Bewegung ge-

bracht. Endlich war seine Brigade, durch den Verlust der Offiziere und Soldaten so sehr geschwächt, daß er der nächsten, die ihn hätte unterstützen sollen, befahl, vorzurücken und mit der Seinigen Fronte zu machen, um den Anlauf einer größern Anzahl frischer Bataillons, die er zum vierten Mal auf sich zukommen sah, abzuhalten. Diese Brigade aber und ihr Anführer, dessen Namen ich hier nicht nennen will, widersetzte sich gradezu dem Befehle.

Dieß war auch die letzte Widersetzlichkeit in dieser Schlacht. Nachher erfolgte Verwirrung, Unordnung, Auseinanderlaufen, Flucht und gänzliche Niederlage. Das Abscheulichste war, daß, mit wenigen Ausnahmen, alle Offiziere, sogar die vornehmsten, sich mehr um ihre Geräthschaften, und um ihr zusammengeraubtes Geld bekümmerten, die Unordnung mehr begünstigten, als ihr Einhalt thaten, und also mehr als überflüßig waren.

Der Herzog von Orleans, endlich überzeugt, daß der Verlust dieses unglücklichen Tags, nie wieder ersetzt werden könne, suchte wenigstens so wenig als möglich zu verlieren. Er zog sein leichtes Geschütz, seine Munition, und alles was bey der Belagerung und den vorderen Werken war, mit so vieler Geistesgegenwart zurück, daß ihm auch nicht das geringste entgieng.

Endlich versammelte er, so viel es möglich war, die vornehmsten Offiziere, und erklärte ihnen kurz, aber sehr richtig, daß man auf nichts weiter denken könne, als auf den Rückzug, daß man aber den Weg nach Italien hinein nehmen müsse. Dort würden sie alsdann die Macht haben, die siegreiche um Turin postirte Armee einzuschließen, und ihr den Rückweg

durch

durch Italien verwehren können. Auf diese Art müsse die feindliche Armee zu Grunde gehen, weil sie in einem ganz verheerten Lande nicht bestehen, auch nicht herauskommen, noch weniger aber sich wieder erhohlen könne, während die königliche Armee, ihr alle Zufuhren und Hülfsquellen abschneide, für sich aber hinlängliche Lebensmittel haben werde. Sie befinde sich alsdann in einem Lande, wo sie der stärkere Theil sey, ihr alles zu Gebot stehe, und sie mit der Zeit alles unternehmen könne. Ueber diesen Vorschlag waren seine verzagten Waffenbrüder äusserst aufgebracht. Sie hofften wenigstens von dem Unglück des Tages den Vortheil zu haben, wieder nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, um ihr, in Italien habsüchtig zusammen gescharrtes Geld in ihr Vaterland zurückzubringen.

La Feuillade, der viele Ursache zum Schweigen gehabt hätte, war so sehr dagegen, daß der Prinz, seiner Unverschämtheit endlich müde, ihm zu schweigen gebot, und die andern reden ließ. Von Estaing war auch hier wieder der Einzige, der den Vorschlag nach Italien zu gehen, unterstützte. Der Wortwechsel hieng von der Unordnung des Tags, und der Erschöpfung ab, worinn sich der Herzog von Orleans befand. Endlich machte er ihm ein Ende, und sagte ihnen: Es sey hier weder der Ort noch die Zeit, sich länger darüber zu streiten. Er sey es endlich überdrüßig, daß seine Gründe so wenig Glauben bey ihnen fänden, und werde sie nun, da er frey sey, zum Glauben zwingen.

Sogleich gab er Ordre über die Brücke zu gehen, und gegen Italien hin zu marschiren. Sein Geist und Körper waren gleich erschöpft, und nach dem er eine Zeit lang gegangen war, mußte er sich in seine Post-Chaise setzen. Als er über die Brücke vom Po fuhr,

hörte er die Offiziere, die in Verzweiflung waren, wieder in Italien und von ihrem geliebten Frankreich abgeschnitten zu seyn, ganz laut hinter ihm murren. Die Aeußerungen besonders von einem unter ihnen waren so stark, daß der Herzog von Orleans, im gerechten Zorn darüber, zurücksah, jenem seine Maitresse namentlich vorwarf, und ihm sagte: Ein so schlechter Soldat, wie er, würde besser thun, bey ihr zu Hause zu bleiben. Diese Worte brachten jeden zum Stillschweigen.

Allein es war einmal beschlossen, daß unsere Armee vom Geist des Irrthums und der Verblendung regiert, das Glück der Alliirten machen sollte. Als man an dem Ausgang der Brücke auf der Seite gegen Italien war, kam der General-Major Darennes im stärksten Galopp gegen das Corps von Albergotti angesprengt. Er brachte einen Offizier zu dem Herzog von Orleans, welcher ihm meldete: die Feinde hätten die Plätze besetzt, welche er nothwendig passiren müsse. Auf eine bestimmtere Frage vom Prinzen, versicherte ihn der Offizier, daß jener Platz gut verschanzt und von dem Regiment vom Weißen Creuz, von welchem er die Fahnen gesehen habe, besetzt sey, auch daß er sogar den Herzog von Savoyen erkannt zu haben glaube.

Unerachtet dieses bestimmten Rapports, in welchen der Prinz nach allem dem, was wegen seines Plans, weiter in Italien hinein sich zu ziehen, vorgefallen war, ein nur allzugerechtes Mißtrauen setzte, befahl er den Marsch fortzusetzen, bis er selbst überzeugt seyn würde, daß die Plätze wirklich undurchdringlich besetzt seyen. Sie marschirten also weiter, schickten aber Leute aus zum Recognosciren.

Die

Die Generale, welche ſich in ihrer Rechnung nicht gern wollten betrogen haben, ließen indeß immerzu alle Munition und Lebensmittel den Weg gegen die Alpen einſchlagen, welcher ohne Gefahr war. Nach einer zurückgelegten Tagreiſe und nachdem man dem Herzog von Orleans allerley ſehr zweydeutige Berichte abgeſtattet hatte, ſagte man ihm geradezu daß man weder Lebensmittel noch Munition habe. Dieſe habe den Weg nach der franzöſiſchen Seite zu genommen und fortgeſetzt. Nun ſey es nicht mehr möglich, den Weg nach Italien hin zu nehmen. Ueberdieß behaupteten ſie noch immer gegen ihn, dieſer ſey vom Feinde beſetzt. Der Herzog von Orleans, wüthend über dieſen unerhörten Ungehorſam, oder vielmehr über dieſe wiederholte Verrätherenen, auch durch ſeine ſchmerzhaften Wunden geſchwächt, warf ſich nach dieſen Nachrichten voll Verzweiflung in ſeine Chaiſe zurück, und ſagte: Sie möchten alſo hingehen, wohin ſie wollten; er wolle gar nichts mehr darüber hören.

Dies iſt die Geſchichte der unglücklichen Umänderung unſers Kriegsglücks in Italien. Man hat nachher erfahren, daß der ganze Bericht von dem Offizier, welchen Darennes zum Herzog von Orleans gebracht hatte, erdichtet war, und daß auf dem Weg nach Italien keine Paſſage beſetzt, auch nicht das geringſte Hinderniß vorhanden geweſen wäre, welches die Armee hätte abhalten können.

Noch ärgerlicher aber war dieß, daß der Herzog von Orleans durch die Vortheile, welche Medavid zwei Tage nachher erfocht, bey ſeiner Ankunft Herr von der ganzen Lombardei geweſen wäre, und den Prinzen Eugen völlig in die Enge hätte treiben können, indem dieſer zwiſchen der, vom Herzog geführten

Armee

Armee und dem gleichfalls von uns besetzten Savoyen gestanden hätte und ihm also kein Ausweg möglich gewesen wäre. Hierüber war der Herzog von Orleans vollends aufs höchste aufgebracht, als er zu Oulx, mitten auf den Alpen ankam. Dort war er in Sicherheit und blieb, weil der Zustand seiner Wunden ihm nicht weiter zu gehen erlaubte, daselbst.

Der König erhielt diese schreckliche Botschaft zu Versailles den 14ten September, ehe er vom Bette aufstand.

Bey diesem plötzlichen Rückzug marschirte die Armee in zerstreuten unordentlichen Colonnen gegen Pignerol zu. Durch die öfters veränderten Anordnungen kamen die Geräthschaften, ohne daß man es gewahr wurde, unter die Arriere-Garde, und wurden zum Theil geplündert, zum Theil giengen sie auf den Gebürgen verloren. Man übergab daher Albergotti, dessen Truppen bekanntlich nicht gefochten hatten, das Commando über den Nachtrab, welches er, unerachtet der nächtlichen Dunkelheit, der beschwerlichen Engpässe, der Unordnung, und der Länge des Nachzugs sehr gut besorgte.

Die Feinde verhielten sich ganz ruhig. Sie begnügten sich mit einem so unerwartet glücklichen Ausgang, den sie selbst kaum glauben konnten, und da ihre Armee erschöpft war, so fiel es ihnen um so weniger ein, den Rückzug zu stören. Man hat nachher bestimmt erfahren, daß Prinz Eugen ganz entschlossen war den Angriff aufzugeben und sich zurückzuziehen, wenn Guerchois noch den vierten Angriff ausgehalten hätte. Von diesem überwältigt, mußte Guerchois durch die unerhörte Feigheit des Brigadiers und der Brigade, die ihm den Beystand verweigerten, unterliegen und

sich

ſich gefangen geben. Man erfuhr ferner, daß Turin nur noch auf 4 Tage Pulver gehabt hatte. Kurz: alle Umſtände vereinigten ſich zu ihrem unerwarteten Glück, ſo wie zu unſerm Unglück. Es bedurfte einer ſolchen Kette von Wundern, um eine Wirkung dieſer Art hervorzubringen. Nur ein einziges Glied hätte fehlen dürfen, ſo würde ihre ganze Unternehmung geſcheitert haben, deren glücklicher Erfolg zuerſt auf Vendome's, dann auf Marchin's, und endlich vollends auf la Feuillade's Schande beruhte.

Als der gefangene Marchin, mit einem Adjutanten und zwei oder drei Bedienten, auf ein entferntes kleines Vorwerk gebracht worden war, fragte er: ob der Herzog von Orleans getödtet ſey? Hierauf ſchickte er nach einem Beichtiger, dictirte dieſem etwas über den Hergang der Begebenheit, und ſtarb in der folgenden Nacht. Man fand unter ſeinen Papieren unzählige Elendigkeiten, und eine Menge mehr als toller Plane, übrigens aber eine große Verwirrung ſeiner Angelegenheiten. Er hinterließ 6 mal mehr Schulden, als er Vermögen hatte, und je hätte bezahlen können.

Zum größten Unglück hatte die Armee, bey dieſem ſchrecklichen Rückzug, kein Brod. Der erzürnte Herzog von Orleans, war der einzige, der an alles dachte, und von niemand unterſtützt wurde. Er machte Halt, um den Nachtrag ſeiner Truppen zu erwarten, und ihnen Brod zu verſchaffen.

So bald welches gebacken war, vertheilte er es unter ein ſtarkes Detaſchement, und befahl Villeroye, ſich mit dieſem, des Schloſſes von Bar zu bemächtigen, als der einzigen noch übrigen Paſſage, wodurch die Communication, und die Rückkehr nach Italien, über

über Yorea noch möglich war. La Feuillade, der dieses Geschäft auf sich genommen hatte, und mit dem Detaschement selbst abgehen wollte, verzögerte den Abmarsch um zwey Tage, und vergaß noch überdieß das hiezu bestimmte Brod mitzunehmen. Sie mußten also gleich den andern Tag Halt machen, um das Brod nachholen zu lassen. Nachdem dieses angekommen war, setzten die Truppen ihren Marsch wieder fort; allein sie waren noch nicht weit gekommen, als sie benachrichtigt wurden, die Feinde hätten sich vor 5 Stunden des Schlosses von Bar bemächtigt, und die Passage so stark besetzt, daß es unmöglich sey, sie wieder von ihrem Posten zu vertreiben.

La Feuillade, ausser sich über so viele aufeinander folgende schreckliche, und für ihn schimpfliche Mißgriffe sandte einen Eilboten an Chamillart ab, durch welchen er ihm die Bitte um Entlassung von seinem Gouvernement in Dauphiné zuschickte, mit dem Beysatz, er sey seiner Achtung, so wie der Gnade des Königs unwürdig, und verdiene nicht das Tageslicht zu sehen. Den andern Tag erhielt er vom Herzog von Orleans die Erlaubniß, mit einem nach Genua abgehenden Schiff nach Antibes zu reisen, um zu Medavid zu gehen, unter ihm zu dienen, und sich durch eine subalterne Dienstleistung der Verzeihung seiner Vergehungen würdig zu machen. Diese Verzweiflung, sie mochte verstellt oder wahr seyn, wurde für eine List angesehen, seinen Schwiegervater, und selbst den König zum Mitleiden zu bewegen, weil er wohl glauben konnte, der Letztere werde von seiner Entlassung entweder nichts erfahren, oder im entgegengesetzten Fall werde es für ihn doch das sicherste seyn, sie selbst zu nehmen.

6.

Der König lieſ ſeinem Neffen volle Gerechtigkeit wiederfahren. Das billige Publikum, ſogar der neidiſche Hof erkannten ihm die Lorbeern zu, die das Unglück ihm hatte rauben wollen. Dieſe Folge iſt eben ſo merkwürdig, als ſonderbar. Es wird nicht leicht ein Beyſpiel geben, daß ein Mann bey einem ſo vollſtändigen Unglück, dennoch ein ſo einſtimmiges Lob erhalten hat. Alle Vorwürfe fielen auf Marchin, und la Feuillade, unerachtet dieſer der Schwiegerſohn von Chamillart war.

7.

Bey Ramillies koſtete der Schrecken und die Beſtürzung des einzigen Marſchalls von Villeroi, wie wir geſehen haben, neben einem kleinen Verluſt an Menſchen, uns die ſpaniſchen und einen Theil der franzöſiſchen Niederlande. In der Schlacht von Turin ging durch la Feuillades Ehrgeiz, durch Marchin's kriechende Unterwerfung, und durch die liſtige Habſüchtigkeit und den Ungehorſam der Officiere ganz Italien verloren. Turin koſtete zwar nicht mehr als 1500 Mann; allein es wurden auſſer dieſen noch viele Kriegsgefangene und verwundet; auch verloren wir ziemlich viele Offiziere.

Der Abbé von Grancey, erſter Feldprediger beym Herzog von Orleans, ein mittelmäſſiger Prediger, ſonſt aber ein ſehr muthiger Mann, wurde zwey Schritte hinter ihm getödtet. Graf Roucy ſagte bey dieſer Gelegenheit: dieſer gute Abbé würde ſich todt freuen, wenn er wüßte, daß er im Treffen umkam.

Der Rückzug unſerer Armee nach Frankreich, die immer doch noch aus 93 Bataillons, 6 Regimen-

tern

Anmerkungen und Erläuterungen

zum

Leben Saladins

zum Theil aus dem Abulfeda gezogen.

Seite

3. Die Wahlfarth nach Mekka lag ihm beständig im Sinn.

Die Vorstellungen welche ihm seine Großen von dem Wankelmuth der Franken machten, die aus Treulosigkeit, die man schon von ihnen gewohnt war sehr leicht den Waffenstillstand brechen konnten, hielt ihn davon ab.

30. Doch machte er unter der Bedingung Friede.

Die Franken in Vereinigung mit den Egyptern hielten den Saladin zu Antiochien eingeschlossen, als der Friede zu Stande kam, in welchem es abgemacht ward, daß Ahedoddin Sjyrcouh gegen eine Summe Geldes Alexandrien den Egyptiern wieder abtreten solle. Die Egyptier hingegen bewilligten den Franken, daß sie zu Cairo einen Commendanten halten, die Stadtthore mit ihren Reitern besetzen, und aus den Einkünften des Landes jährlich 100000 Goldstücke ziehen dürften.

31. Die-

tern Dragoner zu Fuß, und 4 bis 5000 zu Pferde bestand, ließ dem Prinzen Eugen und dem Herzog von Savoyen alle nöthige Zeit, um den unerhört glücklichen Ausgang der Schlacht weiter verfolgen zu können. Sie überließen sich nicht fruchtlosen Vergnügungen, sondern besetzten schnell alle Festungen in Piemont, und die in der ganzen Lombardei, welche wir inne gehabt hatten. Chivas, Casale, Pavia, Pizigithone, Alexandrien u. s. w. hatten sich dem Herzog von Savoyen oder dem Prinzen Eugen ergeben, welcher zu Mailand zum General-Gouverneur vom Mailändischen Gebiet erklärt wurde, und sich bald nachher, der Schlösser von Mailand, Casale und Tortona bemächtigte. Vaudemont und Medavid, die sich nach Mantua zurückzogen, konnten die Folgen der Schlacht bey Turin, und des Rückzugs der Armee nach Frankreich, nicht verhindern. Man dachte gar nicht mehr daran wieder nach Italien einzurücken, das also gänzlich verloren war.

8.

Den 9. September 1706, das heißt, den dritten Tag nach der Schlacht von Turin, kam Medavid mit 9000 Mann bey Castiglione del stivere an, welches der Erbprinz von Hessen Cassel, nachheriger König von Schweden, mit 12000 Mann belagerte. Dieser ließ 800 Mann in der Stadt zurück, die er bereits eingenommen hatte, und rückte dem, gegen ihn anrückenden Medavid, auf einer schönen Ebene entgegen. Unsere Cavalerie, welche von der feindlichen überflügelt wurde, gerieth anfänglich in einige Unordnung; diese wurde durch die Flucht von vier Mailändischen und Neapolitanischen Infanterie-Regimentern noch größer. Lebret aber, der eine Brigade in der zweyten Linie commandirte, ersetzte ihre Stelle sogleich wieder mit

mit andern Truppen, ohne erſt Ordre dazu abzuwarten. Miedavid ſelbſt ließ ſeine ganze Infanterie mit dem Degen in der Fauſt eine Ladung der feindlichen aushalten, nach dieſem aber auf ſie eindringen. So wurde das feindliche Fußvolk gänzlich geſchlagen. Sobald die Cavalerie die Niederlage ihrer Infanterie ſah, nahm auch ſie die Flucht. Man tödtete ihnen 2000 Mann, machte 1500 Gefangene, ohne die 800, welche in der Stadt geblieben waren, nahm ihnen alle ihre Kanonen weg, und eroberte viele Fahnen.

Miedavid trieb den Prinzen von Heſſen über den Mincio, und verfolgte ihn bis an die Etſch. Auf dieſer Flucht tödtete er ihm noch manche Leute, nahm die zurückbleibenden Soldaten gefangen, und eroberte Gaete wieder. Dieſer von der Schlacht bey Turin ſo verſchiedene Erfolg machte, wie leicht einzuſehen iſt, daß man es noch mehr bereute, den Rückzug nach Frankreich, und nicht gegen Italien zu, genommen zu haben. Indeſſen hatte uns dieſe Action doch Leute gekoſtet. Miedavid wurde ſogleich zum Ordensritter gemacht.

9.

Miedavid hielt ſich nach ſeinem Sieg immer ſo mit ſeinen Truppen, daß der Feind es nicht wagen konnte, ihn anzugreifen. Er hielt Mantua und viele andere Feſtungen beſetzt. Da er aber keine Truppen nach Italien zurückkommen ſah, ſo blieben für ihn nur zwey Vorſchläge möglich, die er beyde vorlegte, und für deren Folgen er, bey einem wie bey dem andern, ſtehen wollte.

Der erſte, welchen Miedavid ſelbſt vorzog, war in der Lombardey über den Winter zu kantoniren, von den dortigen Feſtungen diejenigen, welche nicht gedeckt

werden konnten; sich selbst zu überlassen, nur die bedeutendsten aber, besonders Mantua, zu erhalten, diese mit allem gut zu versehen, und sich dadurch in der Lombardey, wo es auch ohne fremden Beystand nicht an Unterhalt fehlen konnte, im Vertheidigungs-Zustand fest zu halten. Er sah den Vortheil voraus, den Feind durch Streifereyen unserer Garnisonen, und durch die Belagerungen, welche derselbe nun versuchen müßte, zu ermüden, ihn beständig in einer ungewissen Erwartung zu lassen, und von einem Angriff gegen Frankreich selbst abzuhalten.

Der andere Vorschlag war, mit einer kleinen Armee, durch die venetianischen und die Geistlichen sehr reichen Länder, gerade gegen das Königreich Neapel zu marschiren, daß sich zwar noch immer hielt, aber bald fallen mußte, wenn man ihm nicht von Italien aus zu Hülfe kam. Wenn man einen von diesen Vorschlägen, die beyde sehr ausführbar waren, angenommen hätte; so wäre wenigstens Spanien, Neapel und Sicilien erhalten, und folglich doch nicht alles auf einmal verloren worden; allein es war im Buch des Schicksals geschrieben, daß unsere Blindheit immer mehr und mehr zunehmen sollte, und die vielen und ungeheuren Fehler, die wir bey dem Feldzug von Italien machten, vollends mit der höchstnachtheiligen Räumung von Italien beschlossen werden sollten. Der erste Vorschlag wurde für zu gewagt angesehen, und durch den zweyten fürchtete man den schwachen Papst und eine treulose Republik zu beleidigen, unerachtet diese immer die Kaiserlichen offenbar begünstigte, und jener, wiewohl ungern, nicht gewagt hatte, sich ihrem Willen zu widersetzen. Der Weg dahin wäre kurz, leicht, und durchaus mit keiner Schwierigkeit verbunden gewesen, da es an nichts mangeln konnte; Neapel und Sicilien wären dadurch gerettet worden. Auf diese

Art

Art wäre man des politiſchen Geſchreys und der Entſchuldigungen darüber überhoben geweſen. Allein man ſtellte ſich unüberſteigliche Hinderniſſe vor, und wollte alſo lieber Neapel und Sicilien ſogleich verloren geben. Vaudemont hatte die Ehre Commandant zu heiſſen, aber Riedavid war es wirklich und hatte die ganze Laſt davon. Seit dem Verluſt bey Turin hatte Vaudemont in Mailand viel von ſeinem Anſehen, und von ſeinen Einkünften, die ihn bedeutend machten, verloren. Er beſaß unermeßliche Summen, die er nicht aufs Spiel ſetzen wollte. Man hat ſeine entſetzlichen Treuloſigkeiten geſehen; ich weiß nicht ob ihn bey den bedenklichen Umſtänden dieſes Verſails, nicht ſeine Nachgiebigkeit in Mißtrauen gegen ſich ſelbſt ſetzte. In Frankreich hatte er ſeine Sachen ſo gut einzuleiten gewußt, daß er ſich alles davon verſprechen konnte; die Folgen zeigten, daß er ſich nicht betrogen hatte. Er unterſtützte die beyden Vorſchläge ſehr wenig, und brachte ſie beſonders dadurch in Mißcredit, daß der erſtere Vorſchlag, ſich in der Lombardey zu halten, für ihn einen ſcheinbaren Vortheil hatte, indem er dadurch das Commando, und alles was ihm von dem Gouvernement in Mailand noch übrig blieb, behielt. Das Glück unterſtützte ſeine Liſt ſo ſehr, daß ihm der König allen möglichen Dank dafür wußte, und ihn für deſto redlicher und weniger eigennützig hielt. Endlich da man gute und alte Truppen ſo nöthig hatte, überlegte man nicht, wo ſie am nützlichſten ſeyn könnten, um den Feind zu beſchäftigen und ihn von unſern Gränzen zu entfernen, ſondern dachte bloß daran, wie man ſie retten und bey unſerer Armee anſtellen könne. Vaudemont erhielt daher den Auftrag, gemeinſchaftlich mit Riedavid über den freyen Rückmarſch unſerer Truppen und ihres Gefolgs, ihren Rückzug nach Savo-

ren, den zu nehmenden Weg, und alles was ihren Marsch und Unterhalt betraf, zu unterhandeln, alles zu bezahlen und das zuverlassen, was wir in Italien hatten. Man kann leicht urtheilen, wie gerne von feindlicher Seite diese Anerbietung angenommen, und ein Tractat geschlossen wurde, der eben so schimpflich für Frankreich, als rühmlich und vortheilhaft für seine Feinde war. Alles dieß geschah in solcher Schnelle, daß man sich nicht einmal Zeit nahm, unsern Alliirten, den unglücklichen Herzog von Mantua zur rechten Zeit davon zu benachrichtigen, dessen Festungen, und Land, auch Mantua selbst dem Kaiser übergeben wurden. Er zog sich schnell nach Venedig zurück, und schickte seine Gemahlin, von der er keine Kinder hatte, in die Schweiz.

Gegen das Ende des Aprils kamen Vaudemont und Medavid in Süsa an, mit fast 20,000 Mann französischer und spanischer Truppen.

10.

Den 9ten May, den Tag nachher, als der König den umständlichen Bericht von der Schlacht zu Almanza erhalten hatte, kam Medavid zu Marly an. Er wurde vom König sehr gnädig empfangen, und erhielt von ihm, das durch den Tod des Herrn von Nevres vacant gewordene Gouvernement von Nivernois, nebst einer Pension von 12,000 liv. mit dem Zusatz: daß er noch mehr von ihm zu erwarten habe. Diese Gunstbezeugungen wurden, gegen Gewohnheit, von niemand beneidet, und mit Recht allgemein gebilligt. Nach Verfluß eines Monats reiste er wieder ab, um die Stelle als Oberbefehlshaber in der Dauphiné und in Savoyen zu übernehmen.

Prinz von Vaudemont folgte Medavid bald nach; Fräulein von Lillebonne und Frau von Epi-

nay,

von seine Nichten, kamen ihm entgegen, und wiesen ihm das Haus ihrer Mutter, seiner Schwester, das Hotel von Mayenne in der Straße St. Antoine, zu seiner Wohnung an. Dieses Hotel lag nahe bey dem Nonnenkloster der h. Maria, ein Haus das den Lothringern sehr werth ist, weil es dem berühmten Chef der Ligue gehört hatte, dessen Namen und Wappen, auch die Inschrift auf dem Thore sie sorgfältig erhalten haben; und worin das Zimmer ist, in welchem die schrecklichen Greuelthaten der Ligue, der Mord Heinrichs des III. und die Pläne erzeugt worden sind, die Infantin von Spanien mit dem Sohne des Herzogs von Mayenne zu vermählen, dieses Paar zum König und zur Königin von Frankreich zu erheben, Heinrich den IV. aber, so wie das ganze Bourbonische Haus, für immer davon auszuschließen. Dieses Zimmer heißt noch gegenwärtig das Zimmer der Ligue, und ist aus Achtung und Liebe dafür, indeß ganz unverändert geblieben.

Der Prinz von Vaudemont wurde von dem König als ein Mann aufgenommen, welcher ihm und seinem Enkelsohn die wichtigsten Dienste geleistet, und ihm noch zuletzt zwanzigtausend Mann durch den, mit dem Prinzen Eugen geschlossenen Tractat, gerettet habe, nach welchem er den freien Abzug der Truppen, für die Abtretung von Italien erhalten hatte. In Mailand hatte er sich unermeßliche Summen erworben, und ob er gleich grosen Aufwand gemacht hatte, so war ihm doch, wie man in der Folge sich davon überzeugen mußte, noch sehr viel übrig geblieben. Allein jetzt ließ er es nicht merken, um reichlich belohnt, und als ein verdienstvoller Mann angesehen zu werden, der von einem so einträglichen Posten kernoch arm zurückgekommen sey. Seine geleisteten Dienste

erwarben ihm eine Belohnung von 90000. livr. Pension. Die Prinzessin von Ursini ließ ihm und der Frau von Vaudemont, unerachtet des schlechten Zustands der spanischen Finanzen, eine Pension von 19000 livr. anweisen, um dadurch der Frau von Maintenon gefällig zu seyn, und ihr zu erkennen zu geben, wie viel sie über sie vermöge, noch mehr aber, um ihre eigene Macht zu zeigen.

Alle diese Gunstbezeugungen konnten dennoch Vaudemonts Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich nicht vermindern, von der er bey allen Gelegenheiten die ausgezeichnetsten, aber sehr geheim gehaltenen Beweise gab. Er verlangte mehreremal zum Ordensritter ernannt zu werden. Nachdem es ihm öfters abgeschlagen worden war, wurde ihm endlich sein Gesuch erfüllt, wiewohl sehr ungern; weil nach den Statuten des h. Geist-Ordens, jeder Bastard, nur mit Ausnahme der königlichen, davon ausgeschlossen ist.

Die vernünftigeren und rechtschaffeneren Personen am Hof, billigten ganz und gar nicht, daß man Vaudemont bey Hof so sehr hervorzog, und ihn durch so glänzende Belohnungen, in so großes Ansehen setzte. Besonders aber waren die Spanier, und die, welche in Italien unter ihm gedient hatten, sehr darüber aufgebracht. Sie konnten nicht begreifen, wie dieser von der ganzen Welt verachtete, von den Holländern losgekaufte Mann, ein Vertrauter von König Wilhelm, ein Anhänger des Hauses Oesterreich, ein so ergebener und thätiger Freund aller persönlichen Feinde des Königs, der ihnen vielleicht indeß noch bedeutendere Dienste geleistet hatte, seit die wichtigen Stellen, die er ihnen schuldig war, ihm äuserlich die Miene gaben, als ob er zu der entgegengesetzten Partey übergegangen wäre; — Sie konnten nicht begreifen,

ſen, ſage ich, wie dieſer Proteus den König und alle die, welche am meiſten Einfluß auf denſelben hatten, ſo ganz hatte verblenden können.

Auch dieſer hohe Gipfel des Glücks, und das ſo wichtige Intereſſe, ſich auf dieſer Höhe zu erhalten, konnte Vaudemont doch nicht beſtimmen, endlich ein treuer Diener zu werden. Der bis jetzt ſo glückliche Erfolg ſeiner angewandten Kunſtgriffe machte ihn kuhn, ſie fortzuſetzen. Alles was auch immer der Hof für ihn hat, konnte ihn nicht mit ihm verſöhnen, und bewirkte nur ſeine ſteigende Verachtung gegen dieſen. Von Tag zu Tag verband er ſich feſter mit deſſen Feinden.

Er, ein ſo würdiger Nacheiferer von dem nur zu berühmten Abbé von St. Ricaiſe, und dem Cardinal von Guiſe, wohnte zu Paris in dem Tempel des Haſſes gegen die Bourbons, mit denen der Guiſen ſo würdigen Lothringern zuſammen, und brachte ſein ganzes Leben mit dieſen in Verrätherein zu. Barrois, welcher ſeit der Wiederherſtellung des Herzogs von Lothringen deſſen Geſandter zu Paris war, und in ihrem Pallaſte wohnte, war ein unternehmender kluger Mann, der die Kunſt beſaß, ſich geltend zu machen. Alles was ſie, die geheimen Angelegenheiten betreffend, durch den ſchlauen Vaudemont, der das Vertrauen des Königs beſaß, entdecken konnten; die wichtigſten Dinge, welche er, ſeine Richte und Barrois auf verſchiedenen Wegen auszukundſchaften wußten, wurde dem Herzog von Lothringen hinterbracht, und was ſie dem Papier nicht anzuvertrauen wagten, theilten ſie einander bey ihren kurzen und häufigen Reiſen nach Lüneville, mit.

Barrois ſelbſt entfernte ſich nie von Paris, oder dem Hof; um den Faden der geheimen Angelegenhei-

ten nicht zu verlieren, durch seine Abwesenheit nicht verdächtig zu werden, und sich das Ansehen zu geben, als ob er sich in nichts einmische. Von Luneville wurden ihre Nachrichten durch Eilboten nach Wien abgeschickt. Ein kaiserlicher Minister, der immer bey dem Herzog von Lothringen war, berathschlagte mit ihnen, auf welche Art die gemachten Entdeckungen benutzt werden könnten, und was man zu thun habe, um desto gewisser zum Zweck zu kommen.

Diese gefährlichen heimlichen Anschläge erfuhr man durch einen Geistlichen von der Osnabrückischen Kirche, der ein Freund von dem Bischoff, dem Bruder des Herzogs von Lothringen war, und dessen Angelegenheiten in Paris und Luneville zu besorgen hatte. Dieser Geistliche gab ferner an: der Herzog von Lothringen kaufe unter der Hand einen großen Vorrath von Getraide und andern Dingen auf, und unterhalte, ohne daß man es wisse, eine große Anzahl Offiziere in seinem kleinen Staat, um bey der ersten Ordre sogleich Truppen ausheben zu können, die im Augenblick bereit seyn würden, so bald es die Umstände erforderten. Hierauf gründeten sich die Forderungen des Herzogs von Lothringen, auf welchen die Alliirten bey den Unterhandlungen so hartnäckig beharrten.

Dieser Prinz trieb seine Verstellung und seine Kunstgriffe so lang, bis er sich von dem Verfall, in welchen Frankreich durch das Kriegsunglück gerathen war, einen glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen versprechen, und er unter einem elenden Vorwand seine unverschämten Forderungen vorbringen und unterstützen konnte. So weit gieng der Undank des lothringischen Hauses, welches Frankreich schon seit langer Zeit in so großem Ansehen im Lande erhalten, und

d auf seine Kosten unterhalten hatte. Sie sind die
ngen Wolfe, welche der Cardinal von Ossat in sei-
n vortrefflichen Briefen so richtig geschildert hat.
sere Könige haben leider die Prophezeihung nicht
benutzen gewußt, welche Franz dem 1. auf seinem
terbette, seinem Sohn Heinrich dem 1. in folgen-
n Worten gegeben hat: „Wenn er das Haus von
uise, welches er zu sehr erhoben habe, nicht wieder
abstehen würde, so werde es ihm fast alles nehmen,
e seinen Kindern kaum das Hemd lassen.“ Wenn
se Voraussagung auch nicht buchstäblich eingetrof-
ist; so weiß man doch, daß das Haus von Guise
se Absicht hatte, und alle mögliche Versuche dazu
chte, ungeachtet es zu jeder Zeit von dem Hause
ankreich mit Reichthümern überschuttet, und auf
Art unterstützt und empor gehoben wurde.

Ich werde hier die kurze Geschichte einer Ver-
wörung in der Franche-Comté einrücken, wiewohl
erst einige Zeit nachher geschehen ist.

Diese wurde in Lothringen vorbereitet, und ging
in, die Grundpfeiler des Staats anzugreifen.
ulein von Lillebonne hatte ein Landgut an den Grän-
der Franche Comté. Auf diesem Landgut wurde
dem Amtmann, den Predigern und Officieren
Lillebonne die Verschwörung angelegt, welche sich
er ganzen Provinz ausbreitete. Man wußte Per-
en von allen drey Ständen dazu zu ziehen, und
r die Parlaments Glieder von Besançon dafür zu
innen. Es waren schon Maasregeln getroffen,
Garnison dieser Festung niederzumachen, sich der
ung zu bemächtigen, und die Provinz als ein ehe-
iges Lehen und Eigenthumsgut des Reichs, zu
nsten des Kaisers, zu einem Aufruhr zu bewegen.
Nachbarschaft der Schweiz und des Rheins erleich-

Seite

31. Diese Verfälle vermochten die Franken, troz des geschlossenen Vergleichs.

Die Franken eroffneten den Feldzug mit Eroberung von Pelusium, und zogen darauf gegen Cairo, wohin sich alle Einwohner aus der alten egyptischen Hauptstadt (Theben) hatten flüchten mussen, weil diese auf Sjawars Befehl in Brand gesteckt war, welcher Brand 45 Tage dauerte. Die Franken zogen von Cairo ab, nachdem ihnen Sjawar tausend mahl tausend Goldgulden versprochen, und ihnen auch schon 100000 auf Abschlag gegeben hatte. Noureddin verwandte auf diesen Feldzug sehr groſse Summen. Denn ausser dem Gelde, das er für Waffen, Kleider u. d. g. ausgab, erhielt auch Asededdin eine Kriegskasse von 2000 Goldgulden.

33. Sein Nachfolger war Saladin.

Noureddin war, wie im zehnten Kapitel angedeutet wird, mit dieser Erhebung Saladins nichts weniger als zufrieden. Er nannte ihn in seinen Briefen blos Emir Jsphaselar d. h. oberster Befehlshaber, und setzte nur zu Anfang des Schreibens sein Siegel hin, ohne seinen Namen zu unterschreiben. Er nannte ihn auch nie allein sondern braucht immer z. B. diesen Ausdruck: Emir Saladin und die übrigen Heerführer in Egypten sollen dieſs oder jenes thun.

34. Damiate wurde durch den göttlichen Beystand erhalten.

Die Belagerung dauerte 50 Tage. Saladin rühmte die Freygebigkeit, welche ihm der Calife Eladid bey dieser Gelegenheit erzeigt hatte, indem er ausser andern Geschenken ihm tausend mal tausend Goldgulden zusandte.

Jn eben diesem 1169sten Jahre verwüstete ein Erdbeben die Staaten Noureddins und der Franken in Asien. Da nun beyde Theile mit Wiedererbauung der Festungswerke und der Städte beschäfftigt waren, so konnten sie ihre Feindseligkeiten gegen einander nicht fortsetzen.

terte den Briefwechsel zwischen den Kaiserlichen und den Mitverschwornen, und wurde durch die Leute des Fräuleins von Lillebonne hin und her getragen.

Ein Perückenmacher, dessen Großvater bey der zweyten Eroberung der Franche-Comté, nützliche Dienste geleistet hatte, wurde von ihnen ausgeforscht und in das Complott gezogen. Dieser aber meldete es an Guerchois, welcher Oberaufseher von Alençon gewesen, und nun als solcher nach Besançon gekommen war. Guerchois ließ sich alles von ihm erzählen, und befahl ihm, in dem Complott der Mitverschwornen zu bleiben, um alles erfahren, und ihn davon benachrichtigen zu können. Durch ihn erfuhr er, daß Personen von allen Ständen an dieser Verschwörung Theil hätten, daß sie mit den Kaiserlichen in einem Einverständniß stünden, und daß eine große Anzahl des (durch so starke Auflagen gedrückten) Volks aus Verzweiflung zu einer fremden Macht übergehe.

Eben dieser Perückenmacher hatte sich so sehr das Vertrauen des Amtmanns von dem Fräulein von Lillebonne, und des Predigers aus dem Kirchsprengel, wo der Amtmann wohnte, zu erwerben gewußt, daß er bey einer mündlichen Unterredung, jenseits des Rheins, zwischen einem Kaiserlichen General und den vornehmsten Chefs ihrer Verschwörung, zugelassen, und von allen ihren Angelegenheiten und dem was in der Provinz vorging, unterrichtet wurde. Er erfuhr, daß eine starke Armee Kaiserlicher Truppen in der Franche-Comté einfallen, und, wenn sich ihr Hindernisse entgegensetzten, alles wagen sollte, um durchzudringen. Guerchois, welcher die Sache schon dem Grafen von Grammont communicirt hatte, der daselbst, ob er gleich aus der Provinz selbst war, mit Treue commandirte, glaubte, es sey keine Zeit zu verlieren. Er schickte einen Eilboten an den

Her-

Herzog von Harcourt, und einen zweyten an den König, jedoch ohne daß man zu Besançon etwas davon erfuhr, wo sie sehr kluge Maasregeln getroffen hatten.

So standen die Sachen, als wirklich ein starkes Detaschement von der Kaiserlichen Armee auf der andern Seite des Rheins herauf kam, um zu einem andern, zu gleicher Zeit aus Ungarn gekommenen Corps zu stoßen, welches Mercy anführte. Der Herzog von Harcourt vermuthete daher, sie würden die Belagerung von Hüningen nicht vornehmen, während doch der größte Theil der Kaiserlichen Armee unter der Anführung des Herzogs von Hannover, sich den Lauterburger Linien näherte und Miene machte, diese zu attakiren.

Harcourt hatte den Grafen von Bourg mit 10 Schwadronen und einigen Bataillons im Obern Elsaß gelassen. Dieser wurde indessen von dem Herzog von Hannover beunruhigt, welcher den wichtigen Plan auf die Franche-Comté ausführen und zugleich die Lauterburger Linien überfallen wollte, im Fall sie Harcourt zu sehr entblößen würde, um dem Obern Elsaß zu Hülfe zu kommen. Unter diesen Kriegsbewegungen benutzte Harcourt den großen Umweg, welchen, die von ihrer Armee detaschirten Kaiserlichen Truppen nehmen mußten, um an den obern Rhein zu kommen, wohin ihre Absicht gieng. Durch den Eilboten aus der Franche-Comté davon benachrichtigt, hielt sich Harcourt in scheinbarer Unruhe auf seinen Linien. Sobald er aber das kaiserliche Detaschement, von dessen forcirten Märschen er genau unterrichtet war, für entschlossen hielt, schickte er 8 Schwadronen und 5 oder 6 Bataillons an du Bourg, mit der Ordre, den Feind, er möchte schwach oder stark seyn, anzugreifen, so bald er ihm nahe kommen könnte. Unter:

terdessen gieng Mercy bey Rheinfeld, nicht weit von dem Schweizer-Gebiet, das er Mieke machte zu verletzen, über den Rhein, während das kaiserliche Detaschement Anstalten machte, bey Neuburg eine Brücke zu schlagen, um dort über den Rhein zu gehen. Mercy erschien nahe bey Breisach, und war entschlossen, wo möglich, weiter vorzudringen, ohne die Ankunft der kaiserlichen Truppen erst abzuwarten, welche über die Brücke bey Neuburg für ihn anrückten. Harcourt, von allem genau unterrichtet, schickte zu dü Bourg, so schnell als möglich, noch zwey Dragoner-Regimenter, mit dem wiederhohlten Befehl, den Feind zu attakiren, er möchte stark oder schwach seyn. Diese kamen ihm sehr gelegen. Der Tag begann. Dü Bourg machte seine Anordnungen, um Mercy, den er nun erreicht hatte, anzugreifen. Er attakirte ihn, mit seiner erhaltenen kleinen Verstärkung, sehr heftig; brach in die Feinde ein, und in Zeit von anderthalb Stunden waren diese so gänzlich geschlagen, daß die Kaiserlichen sich in aller Schnelle, und nur mit grosser Mühe, retten konnten. Das Gefecht war sehr blutig gewesen. Man hatte ihnen ihre Canonen, Geräthschaften, Schiffe, Fahnen und selbst den Wagen Mercys nebst dessen Schatulle genommen; Mercy hatte seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Pferds zu danken, und flüchtete sich nach Basel, nachdem er, ob er gleich gefährlich verwundet worden war, bis auf den letzten Mann ausgehalten hatte. Dieser Mercy commandirte in der Folge die kaiserliche Armee in Italien, und kam in der Schlacht bey Parma um. Der Graf von Breuner wurde in dieser Schlacht im Elsaß getödtet, nebst einer grossen Anzahl kaiserlicher Truppen, von denen 2500 gefangen genommen wurden. Man schätzte die Zahl der Todten auf 1500, über 1000 waren im Rhein ertrunken.

Der

Der König erhielt diese Nachricht zu Versailles, den 31. August.

Zwei Stunden nachher, als Mercy zu Basel angekommen war, schickte er einen Trompeter ab, durch den er sich nach einem lothringischen Offizier erkundigte, und zugleich bat, man möchte ihn, wenn er Gefangener seyn sollte, auf sein Ehrenwort an ihn ausliefern. Er war wirklich gefangen, und du Bourg begieng die Unbesonnenheit ihn sogleich an Mercy abzugeben. Den folgenden Tag sandte Guerchois einen Eilboten an ihn, wünschte ihm zu seinem Sieg Glück, wodurch die Franche Comté gerettet, und Frankreich folglich aus einer großen Verlegenheit gezogen worden sey; zugleich gab er ihm auf, diesen Lothringer, wenn er gefangen seyn sollte, wohl zu bewachen. Es war zu spät. Der Lothringer war schon in Sicherheit. Mercy's Schatulle wurde an Harcourt, und von diesem an den König geschickt. Nach deren Eröffnung hatte man noch mehr Ursache die unvorsichtige Großmuth von du Bourg zu bedauren.

Du Bourg blieb noch einige Zeit am Oberrhein, wo er vollends, die von der gänzlichen Niederlage übrig gebliebenen feindlichen Truppen, vertrieb. Diese versuchten, so gut wie möglich, wieder über den Fluß herüber zu kommen. So endigte dieser Feldzug eben so ruhig, als er angefangen hatte. Du Bourg wurde gleich nach seinem Sieg zum Ordensritter ernennt. Die Schatulle von Mercy enthielt mehr verborgene Geheimnisse, als bestimmte Thatsachen. Die Verschwörung, der ganze Plan, mit Truppen in die Franche-Comté einzufallen und es zu besetzen, war zwar darin geoffenbart, allein mit Auslassung aller Namen, und ohne einen bestimmten Beweis gegen den Herzog von Lothringen zu geben, der jedoch nach

aller

aller Wahrscheinlichkeit einen groſsen Antheil daran genommen hatte.

In den ersten Tagen des Maimonats war Vaudemont, unter dem Vorwand, die Brunnencur von Plombieres zu gebrauchen, mit seiner geliebten Nichte, dem Fräulein von Lillebonne, von Paris abgereiſst, um sich nach Lothringen zu begeben. Sie hielten sich aber nachher öfter zu Lüneville auf, als zu Plombieres oder auch zu Comercy, und waren noch daselbst als die Schlacht vorfiel. Es gehörte wenig Einsicht dazu, um, wenigstens nach allem diesem, die Ursache einer so ungewöhnlich langen, und gerade zu dieser Zeit gemachten Reise, zu entdecken. Sie blieben noch einen Monat nachher in Lothringen, und um die Sache vollends aufs höchste zu treiben, reisten sie von dort ab, und kamen mitten in ihrer Reise zu Marly an. Die Welt erstaunte darüber; allein sie hatten sich so furchtbar gemacht, daſs niemand sein Erstaunen laut werden lieſs. Doch wurde Vaudemont vom König kalt und ernst empfangen.

Le Guerchois schritt indessen zu gerichtlichen Untersuchungen. Der Amtmann, die Dienerschaft, der Prediger ꝛc. nahmen die Flucht. Sie sind nie wieder zum Vorschein gekommen. Die Beweise gegen sie waren vollständig. Sie wurden vorbeschieden und da sie nicht erschienen, durch Rechtsurtheil verdammt. Ein verwegener Müller, welcher von ihnen nach Frankreich geschickt wurde, um ihnen Nachrichten zu bringen, wurde eingefangen und aufgeknüpft. Viele Personen von Stande hatten sich schon früher weggemacht; die Parlaments-Glieder wollte man nicht gern aufsuchen.

In der Schatulle des Mercy fand sich ein Aufsatz vom Prinzen Eugen an diesen General, welcher

mehre-

mehrere geheimnißvolle verdächtige Stellen enthielt. Unter andern: Man müsse alles versuchen, um Frankreich ganz außer Stand zu setzen, Europa je wieder beunruhigen zu können; und wenn es nicht mit den Waffen durchgesetzt werden könnte, so müsse man dies durch andere Mittel zu bewürken suchen. Diese und andere Stellen, erweckten bey dem König und seinen Ministern mancherley Gedanken. Sie bereuten es in der Folge sehr, daß sie diesen Zug hatten bekannter werden lassen. Die Ausführung von dergleichen Planen gegen Frankreich war gar nichts ungewöhnliches. Beyspiele davon sind die Königin von Spanien, die Tochter von Monsieur, und der Chur-Prinz von Baiern, welcher mit Einwilligung von ganz Europa zum Thronerben der spanischen Monarchie erwählt war. Ich sehe also nicht, warum man den Inhalt der Schatulle so geheim hielt, da fast alle darin enthaltene Geheimnisse nicht genug enträthselt werden konnten.

Ich gehe wieder zu der militairischen Geschichte über, von der ich, wegen der Folge und des Zusammenhangs dieser Begebenheiten, ein wenig abweichen mußte.

Marlborough hatte nicht für nöthig gehalten, in einem Zeitpunkt, wo er darauf zählte, das Königreich werde, ohne alle Vertheidigungs-Mittel, von der Seite angegriffen werden, in Flandern etwas zu unternehmen. Vendome, verdrüßlich über die Zögerung, wollte das Ende des Feldzugs beschleunigen, und trennte seine Armee. Die feindliche blieb noch 8 Tage länger, und verursachte große Unruhe dadurch. Vendome wurde, ungeachtet seiner Uebereilung und seiner großen Nachlässigkeit, wodurch er sich und die ganze Armee aufs Spiel gesetzt hatte, dennoch vorzüglich gut aufgenommen.

Vil-

Villars's Feldzug am Rhein war sehr schön, aber mit Erpressungen und Plünderungen befleckt. Er nahm dem Volk ohne Schonung alles und hatte auch darauf keine Rücksicht, daß es der König erfahren mußte. Sogar hatte er die Unverschämtheit, dem König zu melden: Er habe es so eingerichtet, daß Ihn seine Armee, während des ganzen Feldzugs, nichts koste; er hoffe aber auch, daß Er es nicht übel nehmen werde, wenn sie ihm dazu behülflich sey, einen kleinen Berg wegschaffen zu lassen, welcher ihm zu Villars die Aussicht verdunkle. Ein anderer, als Villars, wäre hierdurch beschimpft und verloren gewesen; allein er fürchtete nichts, und stand so sehr in Gunst, daß er alles wagen konnte.

11.

Der Herzog von Berwik, dessen Infanterie schwächer war als die feindliche, und der in einem bergichten Lande stand, war genöthigt ein wenig rückwärts zu gehen, um auf eine Ebene zu kommen, wo seine Cavalerie mehr agiren konnte. Asfeld hatte den ganzen Winter auf dieser Gränze gestanden, und nur mit großer Mühe war es ihm gelungen, seinen Truppen den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Es war also dort schon alles aufgezehrt, da er aus der ganzen dortigen Gegend Lebensmittel hatte herbeyschaffen lassen. Dadurch war Berwik gezwungen gewesen, den Lebensunterhalt auf den Gebürgen zu suchen.

Die Feinde waren noch weit von ihm entfernt, versammelten sich aber bald, und rückten in forcirten Märschen gegen ihn an, um den Vortheil, welchen sie über ihn hatten, zu nutzen. Der Marquis von Las-Minas, ein Portugiese, commandirte ihre Armee, gemeinschaftlich mit Auvigny, der sich Milord Gallo-

way

way nannte; ein irrländischer Titel, welchen König Wilhelm ihm gegeben hatte. Dieser führte die Engländer an. Durch die rückwärts gemachte Bewegung wurde der Feind dreister, rückte dem Marschall immer näher, und folgte ihm endlich bis auf die Ebene von Valenzia. Berwik hätte sich damals gern in eine Schlacht eingelassen; allein er wußte, daß der Herzog von Orleans, welcher über Madrid gereist war, um den König und die Königin von Spanien zu besuchen, von dort abgereist war, um so schnell als möglich zu ihm zu kommen. Berwik war ihm in jeder Rücksicht untergeordnet. Der König hatte erklärt, daß er es bereue, dem Herzog von Orleans in Italien einen Vormund gegeben zu haben, durch welchen Italien, ungeachtet der Gegenwart des Herzogs, verloren wurde. Berwik wollte also nichts für sich allein thun, und nicht gerne bey einem Vorgesetzten, der in so großem Ansehn stand, dadurch verhaßt werden, daß er ihm eine Schlacht wegnähme. Er suchte daher nur immer, wie wohl sehr ungerne, der Verwegenheit des Feindes, der immer näher und näher kam, und ihn zu reizen suchte, auszuweichen und Zeit zu gewinnen.

Der Feind hielt die Nachgiebigkeit des Marschalls für gänzliche Schwäche, und drang endlich bis zu seinem Lager vor. Asfeld, welcher zuerst Nachricht hievon bekam, meldete es an Berwik, mit dem er sehr gut stand, sogleich, und nahm es auf sich, die nöthigen Anordnungen auf seiner Seite zu machen, um keine Zeit zu verlieren. Der Marschall versäumte auch nichts. Er kam in aller Schnelle angeritten, um die von Asfeld gemachten Dispositionen selbst zu sehen, war sehr damit zufrieden, und nun ganz zur Schlacht entschlossen.

Der Anfang war sehr glücklich; bald nachher entstand einige Unordnung unter unserm rechten Flügel, der ein fürchterliches Feuer auszuhalten hatte. Der Marschall eilte herbey, brachte ihn wieder in Ordnung, und bald darauf erklärte sich der Sieg für ihn. Das Treffen dauerte nicht 3 Stunden. Es wurde ein allgemeines und vollständiges. Den 25. April, 1707, Nachmittags um 3 Uhr hatte es angefangen, ernstlich zu werden. Die fliehenden Feinde wurden bis in die Nacht verfolgt, verloren alle ihre Canonen und Geräthschaften, nebst sehr vielen Leuten. Wir verloren wenig Truppen; an ausgezeichneten Offizieren aber den einzigen Sohn von Puysieux, welcher Infanterie-Brigadier und ein vielversprechender, sehr gebildeter Mann war, und Polastron, einen Obristen von der Krone. Alles war schon vorbey, als Graf von Hona, der sich mit 5 Bataillons in die Gebirge zurückgezogen hatte, wo es ihm an Wasser und Lebensmitteln fehlte, auch kein Mittel wieder herauszukommen übrig blieb, an den Marschall schickte und sich mit allen seinen Truppen als Kriegsgefangenen ergab. Der Marschall ließ sie durch einen Ober-Offizier abholen, und in sein Lager führen.

Man hatte im ganzen 8000 Kriegsgefangene; worunter 2 General-Lieutenants, 6 Feld-Marschälle, 6 Brigadiere, 20 Obristen, sehr viele Obrist-Lieutenants und Obristwachtmeister, und 800 andere Offiziere waren, nebst einer großen Menge Fahnen. Es waren 13 vollständige Bataillons.

Der Feld-Marschall Silly brachte diese Nachricht nach Etang, wo ich gerade war, und wohin die Herzogin von Berwik selbst von Marly gekommen war, weil Chamillart ihr eine große Collation gab. Ich war ganz erstaunt, als ich Silly so unvermuthet er-

erblickte. Ich vermuthete, man habe eine glückliche Schlacht in Spanien geliefert, erkundigte mich sogleich nach dem Herzog von Orleans, und hörte mit Verdruß, daß er nicht zur Armee gekommen sey. Chamillart sagte diese Neuigkeit der Herzogin von Berwik; auch mir sagte er sie ins Ohr, und gleich darauf gieng er mit Silly weg, um sie dem König zu hinterbringen.

Madame kam sogleich zu der Frau von Maintenon, welche sehr betrübt war, als sie hörte, daß ihr Sohn nicht zur Armee gekommen war. Ein Musikus, der es zufällig gehört hatte, lief weg, um die Nachricht der Prinzessin von Conti zu erzählen, die ihm eine goldene Uhr, die sie selbst trug, zum Geschenk machte. Wer zu Marly war, kam zur Frau von Maintenon gelaufen. Der König kam voller Freude auch dahin, und erzählte alles was ihm Silly gemeldet hatte.

Den andern Tag kam der Herzog von Alba auf dem Spaziergang zum König, den er um Erlaubniß hiezu gebeten hatte, und wurde sehr gnädig von ihm empfangen. Den dritten Tag brachte eben dieser Gesandte, den Herrn von Valouse zum König, welcher als Stallmeister des Herzogs von Anjou, diesen nach Spanien begleitet hatte, und nun dort einer seiner vier Haushofmeister war.

Sobald nämlich Philipp der V. durch Ronquillo, welchen der Herzog von Berwik vom Schlachtfeld abgeschickt hatte, von dem Sieg bey Almanza benachrichtigt worden war; sandte er Valouse an den König ab, um ihm für seine Hülfstruppen und für den General zu danken, welcher sich derselben so rühmlich zu bedienen wisse. Bukley, der Bruder der Herzogin von Berwik, kam den Tag nach Valouse, brachte den umständlichen Bericht von der Schlacht, und

Seite

36. Schon gegen das Ende seines Lebens hatte man die Abassiden eingeschlossen.

Noureddin befahl dem Sultan die Aliden (fatimitische Kalifen) aus dem offentlichen Gebete auszulassen, und dafür die Abbassiden einzuschließen. Saladin weigerte sich anfangs es zu thun, weil jener aber es durchaus verlangte, so gab er Befehl, daß man von itzt an, für den Kalifen Almostad Biamrilla zu Bagdad Fürbitte thun solle. Es geschah, ohne daß der sterbenskranke Eladid es erfuhr, der auch bald darauf mit Tode abgieng. Nach seinem Ableben verrichtete Saladin die öffentliche Trauerceremonie, und nahm Besitz von seinem Pallast, in welchem sich fast unzählige Schätze befanden. Auch räumte er zu seiner Sicherheit nach und nach die fatimitische Emire aus dem Wege. Aus dem Stamm der Aliden waren 14 Kalifen gewesen, für welche man die Fürbitte gethan, und die ohngefähr 272 Jahre regiert hatten. Jene neue Veränderung verursachte in Bagdad ungemeine Freude. Noureddin, Saladin, und die Geistlichkeit erhielten Feyerkleider. Auch schwarze Fahnen wurden umhergesandt.

37. Noureddin hatte schon einen Einfall in Egypten beschlossen.

Schon im vergangenen Jahre (1171) konnte man die Eifersucht des einen Hofs gegen den andern merken. Saladin hatte schon die fränkische Festung Sjaubech eingeschlossen, er hob aber die Belagerung auf, weil er voraussah daß der Besitz derselben ihm nichts helfen, sondern vielmehr dem Noureddin den Weg nach Egypten öffnen würde. Dieß Betragen vermehrte den Groll des letztern, ob er ihn gleich noch nicht öffentlich blicken ließ. Saladin berief seine Anverwandten, und befragte sie um ihren Rath. Takeddin, seines Bruderssohn, rieth zu einem offenbaren Kriege gegen Noureddin. Saladins Vater aber, der alte Nesjmeddin Job, war ganz dagegen. „Wenn ich, sagte er, den Noureddin sehen sollte, so würde ich vor ihm niederfallen, und den Staub küssen. Laß vielmehr dem Noureddin sagen, daß du gerne folgen wolltest, wenn einer von den Seinigen käme, dir einen Strick um den

Hals

wurde zum Brigadier ernannt. Silly war den 26ten April, den Tag nach der Schlacht, mit Tages Anbruch abgereist, und kam gerade hieher, ohne Madrid zu passiren. An demselben Tag (den 26.) traf der Herzog von Orleans bey der Armee ein, welche auf bequemen Wegen gegen Valenzia marschirte, und sich nicht von unsern Magazinen entfernte. Man erfuhr an diesem Tage, Galloway und las-Minas seyen sehr gefährlich verwundet, und die ganze Armee zerstreut.

Der Herzog von Berwik gieng dem Herzog von Orleans mit einem starken Detaschement entgegen, fürchtete aber, nicht gut von ihm aufgenommen zu werden, weil er die Schlacht ohne ihn ausgeführt hatte. Nach der Schlacht bey Turin war dieser unangenehme Zufall für Orleans eine zweyte Mischung von Glück und Unglück anderer Art. Alle die ihn liebten, beklagten es, und sogar das Publikum schien Antheil daran zu nehmen. Die Offenheit, mit welcher der Herzog von Orleans dem Marschall begegnete, und daß er ihm sogleich sagte, er wisse schon, wie er alles mögliche gethan habe, um ihn noch zu erwarten, beruhigten diesen wieder. Er ließ ihm alle Gerechtigkeit widerfahren; dennoch war er über sein Unglück sehr betreten, das er auf alle Art zu vermeiden gesucht hatte, indem er bloß deswegen, gegen alle Schicklichkeit, sich nicht zu Madrid verweilt hatte. Er war endlich mit Recht überzeugt, daß es unmöglich gewesen sey, länger auf ihn zu warten, da der Feind sogar bis zum Lager des Marschalls vorgedrungen war, um ihn zu attakiren. Der Marschall war also völlig bey ihm gerechtfertigt, und von der Zeit an blieben sie herzliche Freunde.

Sie waren indeß nicht immer gleicher Meynung. Der Prinz war unternehmend, und zuweilen verwegen;

gen; er war der Meinung, man verliere durch zu weit getriebene Vorsicht, zu viele Gelegenheiten, bey denen man sich Ruhm erwerben und nützlich werden könne. Der Marschall hingegen war zwar von Natur unerschrocken, aber aus Verstand sehr bedächtlich; er wußte kaum je genug Vorsichtsmaasregeln und Hülfsmittel aufzufinden und bereit zu halten. In dieser Rücksicht paßten diese beyden Feldherrn nicht gut zusammen. Allein der Prinz hatte das wirkliche Commando, und der Marschall handelte mit einer so strengen Gewissenhaftigkeit, daß er sich begnügte, alle seine Gründe gegen eine Meynung, welcher er nicht beystimmen konnte, angegeben zu haben, und alsdann dennoch alles zur Ausführung beyzutragen. Er wurde dadurch nie mißmuthig, sondern unterstützte auch etwas, das gegen seine Meynung war, eben so eifrig und thätig. Bey unvorhergesehenen Schwierigkeiten sann er auf neue Mittel, ihnen abzuhelfen, und suchte von seiner Seite alles so gut anzuwenden, wie wenn er selbst der Urheber eines Plans gewesen wäre, welcher, unerachtet seiner Einwendungen, in Ausführung gesetzt wurde. Dieses Zeugniß hat ihm der Herzog von Orleans mehrere male gegen mich gegeben, und es ist um so bedeutender, da es von einem Manne kam, welcher neuerlich um die Hoffnung eines großen Siegs gekommen war, von Natur aber vielen Eigensinn und Eingenommenheit für seine eigene Meinung hatte. Nach den Schilderungen die mir dieser Prinz dennoch öfters von Berwick gemacht hat, war dieser sanft, zuverlässig, treu, und ein Mann der, ohne Rücksicht auf sich selbst, nur das Wohl der Sache wünschte, und sich, wo er es für nöthig hielt, unsägliche Mühe gab. Auch hat mir der Herzog von Orleans öfters gesagt, Berwik seye, ungeachtet sie im Kriege von ganz verschiedener Gemüthsart

seyen, dennoch ein Mann, wie er selten einen gekannt, und mit dem er im Kriege am liebsten zu thun habe. Meiner Meinung nach ein großes Lob für Beyde.

12.

Der Herzog von Orleans hätte den größten Vortheil aus der feindlichen Niederlage ziehen können, wenn er den Marschall von Berwik, mit einer mittelmäßigen Armee in Arragonien gelassen hätte, und mit dem übrigen Theil derselben zu dem Marquis von Florida gestoßen wäre, welcher an den Gränzer von Portugal stand. Die Feinde hatten daselbst weder Magazine noch Truppen, und der König von Portugal war unfähig, Widerstand zu leisten. Der Herzog von Orleans hätte also einen Umstand benutzen können, der sich ihm vielleicht nie wieder darbot; er hätte sich durch die leichte Eroberung eines Königreichs Ruhm erwerben, und Spanien von dieser Seite vom Krieg und den Feinden befreien können, wenn er Spanien durch ein so vortheilhaftes Land vergrößert und in den Stand gesetzt hätte, den Krieg dadurch zu endigen, daß er den nächsten Feldzug und die ganze Kriegsmacht nach Arragonien gezogen, wo er alsdenn nichts mehr hinter sich zu fürchten gehabt hätte. Dieß wäre in der That ein sicheres Mittel gewesen, den Krieg von Spanien in zwey Feldzügen zu endigen. Allein das Unglück wollte, daß die Ausführung dieses Plans durchaus unmöglich wurde. Auf der ganzen großen Route waren weder Magazine noch irgend eine Art von Lebensmitteln, weder regulirte Proviantlieferungen, noch ein Mittel, diesen Mangel zu ersetzen. In Arragonien selbst war der Mangel so groß, daß es auch mit einer siegreichen Armee die im Stande war zu agiren, doch ein Meisterstück der Betriebsamkeit war, die Belagerung von Lerida vorzu[illegible]

[illegible]

reiten, nachdem erſt noch die Feinde mehrere male in kleineren Corps geſchlagen, und mehrere feſte Plätze erobert worden waren.

13.

Nach langen und unglaublichen Bemühungen wurden die Laufgräben vor Lerida, in der Nacht, vom zweyten auf den dritten October, geöffnet. Asfeld, der beſte Aufſeher einer Armee, den man vielleicht finden konnte, beſorgte Lebensmittel und Munition; und der Herzog von Orleans übernahm die Beſorgung aller übrigen Belagerungserforderniſſe. Er fand dabey ſo viele Schwierigkeiten jeder Art, daß er ſelbſt Maſchinen ausdachte, um das ſchwere Geſchütz von der Stelle zu bewegen, ſeine Brücke über die Seger zu Stand zu bringen, und ſie zum zweytenmal zu erbauen. Sie brach nämlich zuſammen, ſo daß die Communication zwiſchen ſeinen Standlagern abgeſchnitten war. Eine unglaublich mühſelige Arbeit. Der freye Zutritt zu ihm, ſein freundliches Betragen, die Sanftmuth, mit welcher er alles aufnahm, die Pünctlichkeit ſeiner Befehle, ſeine bey Tag und Nacht unermüdete Aufmerkſamkeit auf alle Arbeiten, beſonders auf die, welche am nächſten gegen die Laufgräben vorgerückt waren, ſeine Genauigkeit, nach allem ſelbſt zu ſehen, ſeine Billigkeit und zur rechten Zeit angewandte Freygebigkeit, machten, daß ihn jedermann verehrte, und aus allen Kräften ſeinen Willen zu erfüllen ſuchte. Dadurch wurde eine Unternehmung begünſtigt, welche mit ſo vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Nach Barcelona war dieſes der Mittelpunct und Zufluchtsort der Aufrührer, welche ſich als Leute ver-

theidigten, die alles zu verlieren aber nichts zu hoffen hatten, den 13. October wurde die Stadt auch wirklich mit Sturm eingenommen, und während 24 Stunden der Plünderung überlaſſen. Sogar die dortigen Mönche, welche die Einwohner anfeuerten, blieben nicht verſchont. Die Garniſon zog ſich in das Schloß zurück, wohin die Bürger zugleich mit ihr ſich einſchloſſen. Sie capitulirten erſt den 11. November.

Nach einem ſo langen und beſchwerlichen Feldzug, war es unmöglich, noch etwas zu unternehmen. So gerne auch der Herzog von Orleans noch die Belagerung von Tortoſa gemacht hätte, mußte er ſie dennoch auf das folgende Jahr aufſchieben.

Der König erhielt dieſe Nachricht den 19ten; der Prinz, beſonders aber der Herzog, einigermaßen auch der Prinz von Conti, waren eiferſüchtig auf den Ruhm des Herzogs von Orleans. Der Herzog und die Frau Herzogin konnten ſich nicht genug verſtellen; der Prinz ſuchte auszuweichen. Der König, welchen ihre Verlegenheit beluſtigte, und der ihren Stolz kränken wollte, richtete das Geſpräch bey der Tafel an den Prinzen, rühmte ihm die Wichtigkeit der Eroberung, und ſetzte ihm die Schwierigkeiten auseinander, mit welchen der Herzog von Orleans zu kämpfen gehabt hätte. Er lobte dieſen, und ſagte ohne alle Schonung: es gereiche ihm zum großen Ruhm, dort etwas durchgeſetzt zu haben, wo der Prinz einſt geſcheitert habe.

Berwik wurde, nebſt einem ſeiner Söhne, in die Claſſe der erſten Grandes erhoben; und, um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, verband der König von Spanien dieſe Grandezza mit den Städten und dem Gebiete von Liria und Xerica in dem Königreich Valenzia, und machte dieſe ihm zum Geſchenk.

Dieß

Dieß war ein Besitzthum von 40,000 livres Einkünften, und gehörte zu jenen Domainen der Krone, welche ehemals die Appanage der Kinder von Arragonien ausmachten. Diese wohlverdiente Gnade war ohne Beyspiel. Der König, welcher dennoch einen Mann von solchen Verdiensten noch nicht genug belohnt zu haben glaubte, ernannte ihn auch zum Ritter vom goldenen Vließ.

14.

Philipp der V. benutzte den Zustand, worein die Angelegenheiten von Arragonien durch die Schlacht von Almanza gesetzt worden waren; so wie die Erfahrung, welche er in Rücksicht seiner Unterthanen, gemacht hatte, daß alle Beweise seiner Güte und Achtung, sie dennoch nicht zur Anhänglichkeit an ihn bewegen konnten.

Im folgenden Jahre fand der Herzog von Orleans, ungeachtet die Herzogin von Ursini nichts für ihn thun lassen wollte, dennoch Mittel, den Feldzug zu beginnen. Nach einigen unbedeutenden Siegen, schloß er den 12 Juny 1708 Tortosa ein. Die dortige Garnison bestand aus 9 Bataillons, 2 Schwadronen, und 2000 leichter Truppen. Vom 21. auf den 22. wurden die Laufgräben, in der Entfernung von einem halben Musketen-Schuß eröffnet. Das fast ganz felsigte Terrain, verursachte große Schwierigkeiten, die Herbeyschaffung der Lebensmittel aber, noch unendlich größere. Asfeld leistete damals wichtige Dienste, besonders in Rücksicht auf den Unterhalt der Leute. Ohne diesen wäre es vielleicht unmöglich gewesen, die Stadt einzunehmen.

In der Nacht vom 9ten auf den 10ten faßte man Posto auf dem bedeckten Wege. Die Belagerten ver-

theidigten sich tapfer, versuchten einen Ausfall, wurden aber durch die Belagerer zurückgeschlagen. Den andern Tag öffneten sie ihre Thore, und capitulirten unter der Bedingung, vier Tage nachher auszumarschieren und nach Barcelona gebracht zu werden. Ungefähr die Hälfte der Garnison war umgekommen; der Herzog von Orleans hatte 600 Mann verloren.

Dieser wußte während des übrigen Feldzugs Starembergs Armee überall aufzusuchen, zu zerstreuen und zu verfolgen, ungeachtet er schwächer war als dieser. Dennoch mußte Spanien, nach dem Sprichwort jedes Jahr sein eigen Unglück erfahren.

15.

Der Herzog von Veragua war hart beschuldigt, er habe Sardinien dem Hause Oesterreich für Geld verkaufen wollen, und hatte deswegen die Stelle als Vice-König daselbst verloren. Dessen Sohn, der Marquis von la Jamaika, besaß eben so viel Verstand, Feinheit und Fähigkeiten als er, allein sein buklichter, häßlicher Körper und sein gemeines, widriges Aeussere widersprach seinen Eigenschaften.

Spanien war in Verlegenheit, wem es Sardinien anvertrauen sollte. Es wurde dem la Jamaika angeboten, der es aber ausschlug. Man capitulirte mit ihm, und versprach ihm 100 tausend Thaler; allein, er wollte nicht abreisen, ohne sie vorher in Empfang genommen zu haben. Da sie ihm nicht baar ausbezahlt werden konnten, suchte man ihn auf eine andere Art zu befriedigen. Sardinien war reich an Getraide, man erlaubte ihm für 100 tausend Thaler zu verkaufen, und unter dieser Bedingung reiste er ab.

Bar-

Barcelona und ganz Catalonien litten gerade groſſen Kornmangel; auf der ganzen Küſte war kein Getraide; Genua war außer Stand, ſie zu unterſtützen; das Verbot, ihnen Korn zuzuführen, wurde ſo genau befolgt, daß man ſich in Spanien von der Unzufriedenheit der erzherzoglichen Truppen und der Länder, welche dieſelbe jetzt inne hatten, alles verſprach.

La Jamaika benutzte dieſen Umſtand, und ließ ihnen im Ueberfluß Korn zuführen. Nicht zufrieden, ſich durch den ihm erlaubten Korn-Verkauf von 100 tauſend Thalern bezahlt gemacht zu haben, durch welchen der Erzherzog wieder neue Kräfte erhielt, wollte er auch noch dieſen Handel weiter fortſetzen und allein betreiben. Dieſe Tyranney ſetzte Sardinien in Verzweiflung, da es ohne den Korn-Verkauf nicht exiſtiren kann, und die Habſucht ſeines Vice-Königs nicht mäßigen konnte. Sardinien zog deswegen den Erzherzog ihm vor, und ließ ſich in geheime Unterhandlungen mit ihm ein; ſo daß dieſe Eroberung dem Erzherzog nichts weiter koſtete, als einige Schiffe abgehen und vor Claigley erſcheinen zu laſſen. In 24 Stunden war der Vicekönig verlaſſen. Er übergab die Inſel dem Commandanten jener Schiffe für den Erzherzog, unter der ihm zugeſtandenen Bedingung, ihn und alle ſeine Geräthſchaften, nebſt allen, welche ihm folgen wollten, frey nach Spanien zu führen. Es ſchifften ſich nur einige wenige von den Vornehmen mit ihm ein; auſſer dieſen niemand. Das Sonderbarſte war, daß er zu Madrid mit Freudengeſchrey empfangen wurde.

Ich muß zum voraus ſagen, daß dieſer Verluſt nicht der beträchtlichſte war, welchen Spanien in dieſem Jahre erlitt. Der Chevalier Locke erſchien im Monat October vor der Inſel Minorka, welche ſich eben-

ebenfalls sogleich dem Erzherzog ergab. Port-Mahon leistete wenig Widerstand; die Engländer wurden durch diese Eroberung und durch die von Gibraltar, Herrn vom Mittelländischen Meer, konnten dort mit ganzen Flotten den Winter zubringen, und alle Häfen Spaniens an diesem Meere blokiren. Es ist Zeit von Flandern zu sprechen.

16.

Prinz Eugen gieng den letzten Juni über die Mosel. Er schiffte seine Infanterie zu Coblenz ein, und marschirte gegen Mastricht. Zur nehmlichen Zeit entdeckte man eine Verschwörung zu Luxemburg. Einige Handwerker und andere gemeine Leute glaubten die Krankheit des Gouverneurs der Festung, Grafen von Hostel, welcher dem Tode nahe war, benutzen zu können, um den Feind einzulassen. Prinz Eugen hatte sich dazu in Bereitschaft gesetzt. Allein Generallieutenant Dony, der zugleich Lieutenant bey der Leibwache, ein sehr guter Officier und ein ganz wackerer Mann war, commandirte in Luxemburg unter dem Grafen vom Hostel. Er ließ einen Bäcker arretiren, der die Mitschuldigen entdeckte; diese wurden alle aufgehenkt.

17.

Bergheyck suchte indessen Mittel, den großen Aufruhr in den spanischen Niederlanden zu benutzen. Er hatte ihn sehr gut eingeleitet, und nach aller Wahrscheinlichkeit würde die Sache gelungen seyn, wenn der Erfolg in Schottland unsern Erwartungen entsprochen hätte.

Der Obervogt von Gent, der bey der ganzen Stadt in großem Ansehn stand, hatte daselbst seine heim-

heimlichen Verständnisse fortgesetzt, und alles so vorbereitet, daß es nur noch auf die Ausführung ankam; während Berghenck zu Brügge ähnliche listige Anschläge machte, so daß der doppelte Schlag auf einmal gelingen sollte.

In den beyden Festungen war nicht ein ganzes Bataillon; die dortigen Bürger aber waren gegen Spanien sehr gut gesinnt. Die Armee des Herzogs von Bourgogne schien indessen auf nichts weiter, als auf ihren Unterhalt bedacht zu seyn, um erwarten zu können, was die Feinde beginnen würden.

Den 3ten Julius wurde Artagnan, unter dem Vorwand Lebensmittel herbeyzuschaffen, mit einem starken Corps detaschirt; am Abend desselben Tags marschirte Chemeraut mit 2000 Cavaleristen und 2000 Grenadieren aus dem Lager von Bräme-Lallen ab, um an der Tübise Fütterung zusammen zu treiben. Die eigentliche Absicht aber war, eiligst nach Ninova zu marschiren. Er hielt dort einige Zeit still, und setzte alsdann seinen Marsch nach Gent fort. Den 4ten, Morgens 6 Uhr, stand er noch eine Meile von Gent, wo er Nachrichten von dem Brigadier der spanischen Truppen, la Faye, erhielt. Dieser meldete ihm: er seye den Abend vorher mit 60 verkleideten Offizieren und Soldaten von seinem Regiment von Mons abgegangen, und habe sich des Dammthores ohne große Mühe bemächtigt.

Chemeraut eilte hierauf mit seinen Truppen, so schnell als möglich, nach Gent, dennoch aber nicht so schnell, daß nicht la Faye in großer Gefahr, und der Obervogt mit seinen Bürgern in große Verlegenheit gerathen wäre. Endlich kam er an, und bemächtigte sich der Stadt, ohne einen einzigen Schuß zu thun; worüber ihm das Volk seine Freude bezeugte.

Eyes

Seite

Hals würfe, und dich so fortschleppte." So sprach der Alte in der öffentlichen Versammlung. Als er aber mit seinem Sohn allein war, redete er ganz anders: „wenn Noureddin, sagte er, uns feindselig behandelt, so will ich der erste seyn, der ihm Widerstand leistet. Lassen wir aber unsre Absichten merken so sind wir offenbare Rebellen. Noureddin wird alle andren Geschäffte bey Seite setzen, und gegen uns ausziehen, in welchem unser Schicksal immer zweydeutig bleiben wird. Wir müssen daher jeden Anschein von Widersetzlichkeit vermeiden, und es der Zeit überlassen, daß sie das drohende Ungewitter mit Gottes Hülfe von uns abwende.

Eben dieses Mißtrauen gegen Noureddin bewirkte den im 3ten Kapitel erwähnten Rückzug von Caracha. Saladin hatte nemlich einen Ort bestimmt wo sie beyde zusammenkommen wollten. Der erstere war schon in Caracha. Saladin aber zog sich zurück, schickte ihm königliche Geschenke, und brauchte den Vorwand, daß die Krankheit seines Vaters ihn in Gefahr setze, Egypten zu verliehren, wenn dieser mit Tode abgehen sollte. Noureddin stellte sich, als wenn er die Entschuldigung annehme, in der That aber dachte er ganz anders.

Noureddin war ein langer schöner Mann, von rother Gesichtsfarbe, und trug unten am Kinn einen Bart. Er beherrschte ein weitläuftiges Reich denn für ihn wurde in den beyden heiligen Städten Mekka und Medica und im ganzen glücklichen Arabien gebeten. Eine gleiche Ehre genoß er in Egypten. Sein musterhaftes Leben, und seine Gerechtigkeitsliebe machten ihn in der ganzen Welt berühmt. Auch war er ein warmer Freund der Religion, und eifriger Verehrer Gottes.

37. Gegen dieser schickte Saladin seinen ältern Bruder.

Auch an diesem Feldzuge hatte die Furcht vor Noureddin Schuld. Saladin wollte sich auf dem Fall, wenn jener die Oberhand behielte, den Besitz eines eigenen Landes verschaffen. Er richtete zu dem Ende anfänglich sein Augenmerk auf Nubien; weil aber dieß

Land

Chemeraut fand in der Stadt eine Menge schweres Geschütz und Munition. Er schickte den Chevalier von Resle an den Herzog von Bourgogne ab, welchen er gegen Mittag antraf, gerade als er seine Armee an dem Fluß bey der Baumschule Halt machen ließ. Auf seine Nachricht setzte der Herzog sich sogleich in Marsch. Als der Vortrab bey der Mühle von Goiche ankam, erblickte man die feindliche Armee auf der Höhe von St. Martin-Lennek. Man glaubte sie werde uns während des Marsches attakiren. Die Cavallerie stellte sich in Schlachtordnung, um für die Infanterie zum Nachrücken indeß Zeit zu gewinnen.

Auf einmal sah man, daß die feindliche Armee stille stand, und sich lagerte. Unsere Armee zog sich hierauf nach der Dindre zu; die Feinde breiteten sich weiter aus, und marschirten hintennach. Die Arriere-Garde des Herzogs von Bourgogne gieng zu Ninova, den 6ten früh um 7 Uhr, über die Dindre; dir ganze Armee fieng an sich zu lagern, der rechte Flügel bey Alloste, der linke an der Schelde und zu Sehelbelle.

Zwey Tage nachher capitulirte die Citadelle von Gent, und 300 Engländer zogen von dort ab. Gacé, der Sohn des Marschalls von Matignon, brachte dem König die erste Nachricht davon, und Fretteville, welcher zu gleicher Zeit von dem Grafen von la Motte abgeschickt wurde, meldete dem König: er habe mit eben so wenig Mühe Brügge erobert.

18.

Diese beyden, so leicht gemachten Eroberungen hätten dadurch vortheilhaft benutzt werden können, wenn man die Schelde passirt, Oudenarde abgebrannt, den Feinden das Land versperrt, und ihnen ihren Unterhalt erschwert hätte. Wir hätten für unsere Armee

lebens-

Lebensmittel genug bekommen, weil ſie uns zu Waſſer und in guter Ordnung zugeführt werden konnten, in ein Lager, das nicht zu attakiren war.

Herr von Vendôme gab alles diß zu, und machte auch nicht eine einzige Einwendung dagegen; allein um dieſen leicht thunlichen Vorſchlag auszuführen, war es nothwendig, ſich von der Stelle zu bewegen, und jenen Lagerplatz zu beſetzen. Die einzige Schwierigkeit bey dieſem Unternehmen war die perſönliche Faulheit des Herrn von Vendome, welcher ſeiner Bequemlichkeit zu Hauſe pflegen, und ihrer ſo lange als möglich, genießen wollte. Ungeachtet den Vorſtellungen des Herzogs von Bourgogne, die von der ganzen Armee, und ſogar von den vertrauteſten Freunden des General Vendôme's, unterſtützt wurden, beſtand er dennoch auf der Behauptung, dieſe Bewegung, von der man immer Herr bleibe, könne eben ſo gut noch aufgeſchoben werden. Und dieſer Grund blieb geltend.

Marlborough, welcher deutlich einſah, daß Vendôme nichts vortheilhafteres und wichtigeres thun konnte, als gerade dieß, ſah auch eben ſo gut ein, wie viel daran gelegen war, zuvorzukommen und es zu verhindern. Um die nöthige Bewegung des Heers zu machen, konnte Vendôme einer geraden Linie folgen, und hatte höchſtens noch 6 Meilen zu machen. Marlborough hingegen konnte ihn nur dadurch davon abhalten, daß er ſelbſt einen Umweg von 25 Meilen machte. Die Feinde ſetzten ſich dennoch ſo eilig und ſo geheim in Bewegung, daß ſie ſchon 3 Eilmärſche gemacht hatten, ehe Vendôme eine Nachricht oder auch nur eine Vermuthung davon erhielt, unerachtet ſie nicht weit von ihm zum Marſch aufgebrochen waren. Als er endlich davon unterrichtet wurde, verwarf er die Nachricht, nach ſeiner Weiſe; endlich überredete

redete er sich, er werde ihnen noch zuvorkommen, auch wenn er erst Morgen früh aufbreche. Vergebens drang der Herzog von Bourgogne in ihn, er möchte noch am nehmlichen Abend marschiren lassen; vergebens stellten ihm diejenigen, welche es wagen durften, vor, wie wichtig und nöthig es seye, dieß zu thun. Alles war fruchtlos. Unerachtet der wiederhohlten Nachrichten von dem feindlichen Marsch, war seine Nachlässigkeit so groß, daß man nicht einmal daran gedacht hatte, über den nahe vor dem Lager laufenden Fluß eine Brücke zu schlagen. Es hieß, man würde die ganze Nacht daran arbeiten.

Der damalige General-Lieutenant Biron, commandirte eines der Reservecorps, und stand in einiger Entfernung vor dem Lager, wo er von einer Seite mit dem Lager, von der andern mit einem etwas weiter detaschirten Corps in Communication stand. An demselben Abend bekam er Ordre, dieses am weitesten entfernte Corps zu sich stoßen zu lassen, und es, nebst dem Seinigen, zur Armee zu führen. Als er nahe beym Lager angekommen war, erhielt er den Befehl, sich über die Schelde an den Ort zu begeben, wohin die Armee, um den Fluß zu passiren, anrücken werde. Er gelangte an diesen Fluß, als man noch eben mit Errichtung der erwähnten Brücken beschäftigt war. Von Motel, dem Hauptmann der Guiden, einem sehr unterrichteten Manne, erfuhr er jetzt, welche Nachrichten sie endlich zum Aufbruch bestimmt hätten. So sehr Biron sonsther schon Vendôme's Nachlässigkeit kannte, so war es ihm dennoch dießmal über alles Erstaunen, zu sehen, daß die Brücken nicht von lange her, und auch jetzt noch nicht fertig waren, und daß auch in der ganzen Armee erst noch ein langwieriges Zurichten sich zeigte. Er eilte über den kleinen Fluß, um an die

Schelde

Schelde zu kommen, wo ebenfalls die Brücken noch nicht fertig waren, auf denen er den Fluß hätte passiren können, um die jenseitigen Anhöhen zu erreichen. Dieß war Mittwochs den 11ten Juli, ungefähr Nachmittags um 2 Uhr.

Als er den Feind recognoscirt hatte, und die ganze feindliche Armee erblickte (der Nachtrab war bey Oudenarde, wo sie über die Schelde gegangen waren, und den Vortrab schon auf einem kleinen Umweg, durch welchen er Miene machte gegen ihn anzurücken); schickte er einen Adjutanten an Herrn von Vendôme, um ihn davon zu unterrichten, und Verhaltungsbefehle zu erbitten. Vendôme, ärgerlich über eine Nachricht, die seinen vorhergegangenen Behauptungen so gerade widersprach, behauptete eigensinnig: es könne nicht wahr seyn! Als er eben heftig dagegen stritt, kam wieder ein von Biron abgeschickter Offizier, welcher die Nachricht bestätigte. Vendôme wurde noch ärgerlicher und beharrte auf seiner Behauptung. Eine dritte bekräftigende Nachricht von Biron machte ihn ganz wild, bewirkte aber doch endlich, daß er, wiewohl äußerst ungern, vom Tische aufstand.

Er setzte sich zu Pferd, behauptete, der Teufel müßte sie herbeygeführt haben, weil es sonst in dieser Geschwindigkeit unmöglich gewesen wäre, und schickte den zuletzt angekommenen Adjutanten an Biron zurück, mit der Ordre: er solle auf den Feind losgehen; Er selbst würde sogleich bey ihm seyn, um ihn mit Truppen zu unterstützen.

Dem Prinzen gab er auf, mit dem stärksten Theil der Armee langsam nachzufolgen, während er den Vortrab der Colonnen mit sich nehmen, und schleunigst zu Biron stoßen werde.

Biron postirte seine wenigen Truppen, so gut als es bey einem ungleichen, abgeschnittenen Terrain möglich war. Er besetzte ein Dorf und stellte seine Truppen hinter Hecken und an den Rand eines sehr tiefen, steilen Hohlgrabens. Nach diesem untersuchte er die rechte Seite, und sah die Spitze der feindlichen Armee ganz nahe vor sich. Er war entschlossen, die erhaltene Ordre zum Angriff zu befolgen, ob er gleich nicht den geringsten Erfolg von einem so höchst ungleichen Gefecht erwarten konnte, bey welchem beyde Parthien so gar in keinem Verhältniß standen. Allein ungeachtet er alle schlimme Folgen schon voraussah, wollte er es bloß thun, um sich gegen die Vorwürfe eines planlosen Generals zu decken, von welchem zu fürchten war, daß er alle Schuld auf ihn bey Hintansetzung seiner gegebenen Befehle werfen würde.

In diesem kritischen Moment kam Puysegur bey ihm an. Als dieser von den Umständen unterrichtet war, rieth er Biron drängend, er möchte sich wohl hüten, einen so gewagten Angriff zu unternehmen. Gleich nachher kam auch der Marschall von Matignon, welcher nach der Lage der Sachen, und nach dem, was er von Biron erfuhr, ihm ausdrücklich verbot, jenen Befehl zu befolgen, und davon sogar alle Verantwortlichkeit auf sich nahm. Während dieß vorging, hörte Biron ein starkes Schießen auf seiner linken Seite, jenseits des Dorfs. Er eilte hinzu, fand die Infanterie im Gefecht, und unterstützte sie mit seinen wenigen Truppen so gut er konnte, indeß die Feinde auf der linken Seite immer mehr Platz gewannen.

Der Hohlgraben, welcher schwer zu passiren war, hielt sie auf und ließ Vendôme Zeit, selbst anzukommen. Die Truppen, welche er mitbrachte, waren außer Athem. So wie sie ankamen, warfen sie sich

in

in Gehäge, faſt alle in Colonnen, ſo wie ſie kamen. Auf dieſe Art hielten ſie den feindlichen Ausfall und ein Gefecht aus, welches immer hitziger wurde, ohne daß es möglich war, ſie nur irgend in eine Ordnung zu ſtellen. So kamen denn immer nur die Spitzen der Colonnen in einem ſehr beſchränkten Terrain gegen den Feind zum agiren; dieſer aber, welcher in Linien und in Ordnung ſtand, konnte die Unordnung unſerer erſchöpften Truppen und den leeren Raum auf beyden Seiten der zwey Colonnenſpitzen benutzen, der nur nach und nach ausgefüllt wurde, ſo wie ebenfalls athemloſe neue Truppen nachrückten. Dieſe mußten, ſobald ſie angekommen waren, einen ſtarken Angriff aushalten und zugleich ſich in eine zweyte Linie oder den andern an die Seite ſtellen, ſo daß ſie dieſelbe oft ſelbſt niederwarfen. Durch ihr unordentliches Ankommen wurden ſie genöthigt, ſich wieder hinter andern Gehägen zu ſammlen, weil die Eile, mit welcher unſere Truppen vorrückten, bey einem ſo abgeſchnittenen Terrain, eine Verwirrung verurſachte, aus der ſich niemand zu helfen wußte. Hieraus entſtand noch das Nachtheilige langer Zwiſchenräume unter ihnen; die Pelotons wurden erſt weit zurückgeſchlagen, ehe ſie von andern unterſtützt werden konnten, die dadurch, daß ſie wieder in der nehmlichen Unordnung dazu kamen, die Confuſion nur noch vermehrten, ohne viel dazu beyzutragen, daß die Erſtern hinter ihnen ſich wieder formiren und an einander anſchließen konnten, um aufs Neue ins Gefecht vorzurücken. Die Cavalerie und die königlichen Haustruppen geriethen unter die Infanterie. Dadurch entſtand eine ſolche Verwirrung, daß unſere Truppen einander nicht mehr erkannten.

Der Feind bekam indeß Zeit den Hohlgraben hinlänglich mit Faſchinen auszufüllen, um darüber zu gehen,

hen, und durch den Nachtrab ihrer Armee unsern rechten Flügel umgehen, seine Spitze erreichen und ihm in die Flanken fallen zu lassen, da dieser am weitsten ausgebreitet war und noch am wenigsten gelitten hatte, weil er auf einem gleicheren Terrain stand.

Gegen diesen rechten Flügel zu waren die Prinzen, welche man lange bey der Mühle Royenghem Capel aufgehalten hatte, um erst über diese sonderbare Schlacht, von der so wenig gutes zu hoffen war, sich mehr Licht zu verschaffen. Sobald unsere Truppen sahen, daß von dieser rechten Seite her eine weit größere Anzahl auf sie herfalle und ihre Flanken attakire, wandten sie sich mit solcher Schnelligkeit nach dem linken Flügel, daß die sämmtliche Dienerschaft aus der Suite der Prinzen und ihr ganzes Gefolge in größter Bestürzung, Eile und Confusion auf die Prinzen selbst losstürzte, und diese mit vieler Unanständigkeit und Eile, blos nach dem Zufall, gerade mitten in das Gefecht der linken Seite fortriß. Die Prinzen blieben daselbst mit großer Standhaftigkeit auf den gefährlichsten Plätzen und zeigten viele angebohrne Tapferkeit und Kaltblütigkeit. In dieser mißlichen Lage sprachen sie den Truppen Muth ein, lobten die Offiziere, fragten die vornehmsten darunter, was sie zu thun für gut fänden, und eröffneten Herrn von Vendôme ihre eigene Meinung.

Nachdem die Feinde unsern rechten Flügel zurückgetrieben hatten, wurden sie selbst durch das ungleiche Terrain, auf welches sie beym Vorrücken kamen, aufgehalten. Dadurch gewann unser rechter Flügel Zeit, sich wieder zu besinnen, aneinander anschließen, und unerachtet dieser großen Erschütterung ihnen Widerstand zu zeigen. Allein diese Anstrengung konnte nicht lange dauren. Es war keiner unter ihnen, der nicht

persönlich

persönlich Gefechte ausgehalten hatte; keiner, der nicht durch Müdigkeit und Muthlosigkeit erschöpft war. Die unerhörte allgemeine mit jedem Augenblick zunehmende Verwirrung wurde endlich so groß, daß keiner seine Truppe erkannte, und kein einziges Bataillon, keine einzige Escadron mehr beysammen war.

Die königlichen Haustruppen verdankten ihre Rettung dem Versehen eines feindlichen Offiziers, welcher den rothen Truppen eine Ordre zu bringen hatte und die Unsrige dafür ansah. Er wurde gefangen genommen, und, weil er sah, daß er die Gefahr mit ihnen theilen müßte, benachrichtigte er sie, daß sie eingeschlossen würden, und zeigte ihnen den Plan dazu. Alle waren darüber bestürzt und besprachen sich noch über Mittel, den Rückzug zu machen, als der Vidame von Amiens, welcher noch nicht lange zum Marschall ernannt worden war, und daher noch wenig zu bedeuten hatte, ihnen bewies: daß sie während dieser Deliberationen wirklich eingeschlossen werden würden. Als er sie noch immer unentschlossen sah, ermahnte er sie, ihm zu folgen, wandte sich gegen die Chevaux legers von der Garde, deren Hauptmann er war, und rief ihnen, als würdiger Bruder und Nachfolger des Herzogs von Montfort, zu: Mir nach! An ihrer Spitze drang er durch eine Linie der feindlichen Reuterey, und hinter dieser durch eine Linie von Infanterie, welche Feuer auf sie gab, sich aber doch öffnete, so daß er durchkommen konnte. Die königlichen Haustruppen benutzten sogleich diese kühne Bewegung und folgten ihm nach, so wie auch die übrigen Truppen, welche dort standen. Alle diese machten ihren Rückzug in guter Ordnung bis nach Gent, immer unter Anführung des Vidame, welcher dadurch, daß er hier zur rechten Zeit mit Entschlossenheit, Klug-

heit und Muth gehandelt hatte, einen beträchtlichen Theil der Armee rettete.

Die übrigen Reste des Heers zogen sich zurück, so gut sie konnten, das heißt in solcher Confusion, daß der General-Lieutenant, Chevalier du Rozel, welcher gar keine Nachricht davon gehabt hatte, sich am Morgen des andern Tags mit hundert (?) Schwadronen gänzlich vergessen sah. Seinen Rückzug so ganz verlassen und bey Tage zu machen, war mit grosten Schwierigkeiten verbunden; allein er konnte den Posten, welchen er inne hatte, nicht bis in die Nacht hinein behaupten, und war also genöthigt, sich in Marsch zu setzen. Auch Nangis, der kürzlich Feld-Marschall geworden war, bemerkte zerstreute Pelotons von Grenadieren, traf auch auf einzelne zurückgebliebene Soldaten. Aus eigenem Antrieb sammelte er von diesen bis auf 15 Compagnien, und machte auf diese Art mit diesen Grenadieren die Arriere-Garde von der Colonne des gänzlich verlassenen Chevalier du Rozel. Die Feinde kamen durch die Hecken und über einen kleinen Fluß, um sie öfters zu attakiren. Man hielt sich immer tapfer gegen sie, ungeachtet man einen Marsch von 2 Stunden machen mußte, der ein beständiges Gefecht war. Endlich zogen sie sich durch abgelegene Wege zurück, welche dem Chevalier du Rozel, als einem erfahrnen Krieger, bekannt waren. So kamen sie im Lager an, wo man ihretwegen seit 14 bis 15 Stunden in grosser Besorgniß gewesen war, weil man gar nichts von ihnen wußte.

Der Herzog von Bourgogne passirte Gent, ohne sich dort aufzuhalten, und marschirte mit dem Vortrab der Truppen bis Lawendeghem, wo er sein Hauptquartier nahm, und sein Lager hinter dem Canal von Brügge ausdehnte, um seine Truppen in Sicherheit

und

und bey reichlicher Nahrung ausruhen zu lassen, bis man weiter etwas beschließen und die Vereinigung mit Berwik machen könnte.

Ich fahre fort bloß die Thatsachen zu berichten. Herr von Vendôme kam Morgens zwischen 7 und 8 Uhr, ganz von der Armee getrennt, zu Gent an. Dort fand er Truppen, welche eben in die Stadt hineinzogen, hielt einen Augenblick mit der kleinen Suite, die er bey sich hatte, still, stieg ab, zog seine Ueberhosen ab, und warf seinen Sattel auf die Seite hin, um den vorbeygehenden Truppen zuzusehen. Gleich nachher gieng er in die Stadt und legte sich, ohne auch nur zu fragen was vorgehe, zu Bette, wo er über 30 Stunden liegen blieb, um von seinen Strapazen auszuruhen. Endlich erfuhr er von seinen Leuten, die Armee stehe zu Lawendeghem; allein er nahm weiter keine Notiz davon, und war auf nichts bedacht, als sich zu Gent, wo er mehrere Tage nach einander blieb, recht wohl seyn zu lassen.

Man suchte den Verlust, welchen diese Schlacht verursacht hatte, so viel möglich, zu verbergen. 4000 Gemeine und 700 Offiziere, worunter Biron war, hatte der Feind gefangen genommen, ohne die, welche man erst nachher erfuhr; denn die Truppenzerstreuung war unglaublich.

Sobald der Herzog von Bourgogne zu Lawendeghem angekommen war, schrieb er dem König nur in wenigen Worten, und überließ dem Herzog von Vendôme den umständlichen Bericht von der Schlacht. In einem Briefe an seine Gemahlin war er weniger behutsam. Er meldete ihr: der gewöhnliche Eigensinn und die Sorglosigkeit dieses Generals, welcher sie gezwungen habe, wenigstens 2 Tage später zu marschi-

Seite

Land ihm gar zu unbeträchtlich war, so wandte er sich nach dem glücklichen Arabien, wo er mehrere Schätze erobern konnte, und auch wirklich erbeutet hat.

Noch in demselben 1173sten Jahre entstand eine Verschwörung egyptischer Großen gegen Saladins Leben zum Vortheil der Aliden. Denn des verstorbenen Kalifen Familie, wurde in einem abgelegenen Theil des Pallastes in Verwahrung gehalten. Allein die Verschwörung wurde entdeckt, und alle Rädelsführer zur Kreuzigung verdammt.

39. Noureddins Sohn war — noch zu jung.

Dieser junge Prinz Namens Almalich Assalich Ismael Machmoud war 11 Jahr alt, als er die Regierung antrat, und stand unter der Vormundschaft des Emir Sjemsoddin Muhamed, gemeiniglich Mokaddems Sohn genannt. Während seiner Minderjährigkeit eroberte Saiphoddin Gaz, Zenchs Sohn, Herr von Mosul, ganz Mesopotamien. Emir Sjemsoddin zog mit dem jungen Prinzen aus Damascus nach Haleb. Chemusjtechin, der schon die Regierung in dieser Stadt verwaltete, nahm den Emir, den Statthalter von Haleb, nebst dessen Brüdern gefangen, und zog dadurch die Verwaltung der Vormundschaft allein an sich. Diese Gewaltthätigkeit nahm die Großen von Damascus so sehr gegen ihn ein, daß sie den Saladin herbeyriefen, und ihm die Regierung übertrugen. Saladin trat sogleich mit 70 Reitern den Zug nach Damascus an, und verstärkte sich unterwegs noch mit mehrern Truppen, die zu ihm stießen. Auf diese Art kam er in den Besitz der Stadt und des Schlosses.

39. Und rückte dann ohne Verzug nach Haleb.

Auch Hamat gieng an ihn über. Der Befehlshaber machte anfangs Anstalten zur Gegenwehr. Als Saladin ihm aber andeutete, daß er keine andern Absichten habe, als den unmündigen Prinzen in seinem Eigenthum zu schützen, und der Bruder des Befehlshabers, Sjordich, den er mit Briefen nach Haleb geschickt hatte, daselbst von Chemusjtechin in Verhaft genommen war, so wurden ihm ohne fernere Widerrede die Thore geöffnet.

ren, als sie gesollt hätten, seyen die Ursache dieses unglücklichen Ereignisses. Ein anderer seines Gleichen würde ihm das Handwerk verbieten: ihn aber hielten ausdrückliche Befehle, denen er blind gehorchen müsse, davon zurück. Er begreife weder den Angriff, noch die Schlacht, noch den Rückzug, und sey so aufgebracht, daß er gar nichts mehr darüber sagen möge.

Der Eilbote, welcher diese Briefe brachte, hatte, da er über Gent kam, auch einen von Herrn von Vendôme mitgenommen, worin dieser den König überreden wollte, die Schlacht seye nicht nachtheilig gewesen. Nachher schickte er einen zweyten an den König, und erklärte ihm ganz kurz: Er würde, wenn man ihn unterstützt hätte, die Feinde geschlagen und noch den Tag nachher völlig gesiegt haben, wenn man nicht gegen seine Meinung den Rückzug gemacht hätte. Den umständlichen Bericht darüber überlaße er dem Herzog von Bourgogne. Da dieser immer von dem einen dem andern übertragen wurde, und also ausblieb, wurde die Neugierde noch mehr gereizt. Man suchte die Geschichte in einer Dunkelheit zu lassen, die für Vendôme vortheilhaft war, für Bourgogne aber sich damit endigte, daß er die Gnade eines erbitterten Monarchen verlor, welchem, unter einer geheuchelten Sorglosigkeit, seine Ohnmacht, den Feinden Widerstand zu leisten, mit jedem Tage fühlbarer wurde.

19.

Sogleich nach der Schlacht verabredeten sich die Prinzen mit Herrn von Vendome, was zu thun sey. Dieser war wüthend, sich so gewaltig verrechnet zu haben, und stieß jedermann vor den Kopf. Der Herzog von Bourgogne wollte reden, allein der äusserst herrschsüchtige

tige und erzürnte Vendome gebot ihm, zu schweigen, und sagte in einem stolzen Ton, in Gegenwart aller: „Er möchte sich erinnern, daß er nur unter der Bedingung hier seye, um ihm zu gehorchen.“ Diese stolze Aeusserung, gerade zu einer Zeit, wo man die Folgen einer gegen seine Faulheit und seinen Eigensinn beobachteten Nachgiebigkeit, woraus dieses Unglück entstanden war, so schwer fühlte, empörte alle, welche zugegen waren. Der junge Prinz, an den sie gerichtet waren, gewann bey dieser Gelegenheit einen größeren Sieg über sich selbst, als der Feind über ihn erhalten hatte. Er fühlte, daß man es entweder aufs äusserste treiben, oder ganz schweigen müsse, und war genug Herr über sich selbst, um das letztere beobachten zu können.

Vendome fing an, über die Schlacht zu sprechen, und wollte beweisen, daß sie nicht verloren sey, die Hälfte der Armee nicht gefochten habe, und man eins zig darauf denken müsse, sie den andern Morgen wieder anzufangen; daß man daher die Nacht benutzen, auf demselben Posten, wo man seye, bleiben, und sich so viel möglich noch mehr in Vortheil zu setzen suchen solle. Stumm hörten alle Anwesenden einem Manne zu, welcher keinen Widerspruch vertragen konnte, und unverschämt genug war, einen eben so unverzeihlichen, als unglaublichen Ausfall gegen den gewissen Erben der Krone zu machen, womit er deutlich bewies, was diejenigen zu erwarten hätten, welche es wagen würden, etwas anders als Beyfall gegen ihn zu äussern. Das Stillschweigen dauerte fort. Niemand konnte ein Wort hervorbringen.

Endlich unterbrach es der Graf von Evreux, durch Lobsprüche auf den Herzog von Vendome, seinen nahen Verwandten und Begünstiger. Man wunderte

sich blos deswegen darüber, weil der Redende nur Feldmarschall war. Indessen liefen von allen Orten Nachrichten ein, die Unordnung sey aufs höchste gekommen. Puysegur, welcher von den königlichen Haustruppen abgeschickt war, stattete einen Bericht hierüber ab, gegen welchen keine Einwendung möglich war, und den der Marschall von Matignon kühn unterstützte. Souternon kam von einer andern Seite her und brachte eine ähnliche Nachricht. Endlich kamen auch Chelade und Puygüpon dazu. Alle bemühten sich insgesammt, Vendome einen Entschluß abzunöthigen. Da er so vielen überzeugenden Nachrichten nicht länger widerstehen konnte; schrie er ganz wüthend: Meine Herrn, ich sehe daß sie es alle wollen; man muß sich also zurückziehen. Auch, fügte er hinzu, indem er den Herzog von Bourgogne ansah, haben Sie, gnädiger Herr, schon lange Lust dazu gehabt. Diese unverkennbar doppelsinnige Worte, welche man in der Folge zu unterdrücken suchte, wurden wörtlich so gesprochen, wie ich sie hier einrücke, und sind mehreren von den Umstehenden, die wohl wußten, was der General damit sagen wollte, im Gedächtniß geblieben.

20.

Der Herzog von Berwik, welcher zu Douay stand, war zu spät angekommen, um die Provinz Artois von Streifereien und Contributionen befreyen zu können. Seine Gegenwart half zu nichts mehr, als daß die Feinde sich, aber in guter Ordnung, zurückziehen mußten, ohne daß man ihnen wieder etwas von ihrer Beute abjagen konnte. Sie zogen 3 Millionen, 5mal hundert tausend Livres, aus diesem unglücklichen Lande, und foderten den größten Theil dieser Contributionen an Provision; woraus man sah, daß sie im Sinne hatten eine große Belagerung zu machen.

Der

Der Prinz Eugen, welcher wieder zu seiner Ar-
ee kam, nachdem er sich lange in Brüssel aufgehal-
n, hatte dort Anstalten zu sehr starken Transportie-
n gemacht. Wenigstens 50 Wagen ausser den schwe-
n Bagagewagen der Armee wurden leer abschickt,
n sie beladen mit der nöthigen Convoyierung zurück-
bringen. Als alles in Ordnung war, begleitete
rinz Eugen diese Fuhren mit seiner Armee bis zur
mee des Herzogs von Marlborough, mit unendlicher
ühe und Vorsicht.

So große Vorbereitungen, so schwere und müh-
ige Märsche, konnten unsrer Armee nicht unbekannt
iben. Der Herzog von Vendome wollte die Ge-
nheit benutzen, und sie mit der Hälfte seiner Ar-
e attakiren. Der Plan war gut, und versprach
en glücklichen Erfolg. In diesem Fall wäre die
tion für uns eben so rühmlich als vortheilhaft ge-
sen. Die Feinde hätten alle Vortheile ihres Siegs
der verloren, da der Verlust dieser beträchtlichen
rräthe, die uns sehr zu statten gekommen wären,
eutende Folgen für sie gehabt hätte, indem ihre
lagerung dadurch vernichtet gewesen wäre, und sie
den übrigen Feldzug, ohne allzugroße Schwierig-
en, nichts mehr hätten unternehmen können. Sie
ten die Absicht, eine von den 4 Festungen (Ypern,
ns, Lille oder Tournai) zu erobern; und nichts
wichtiger als dieß zu verhindern.

Der Herzog von Bourgogne widersetzte sich den-
dem Angriff ihrer Convoy. Seine Meynung
de von einigen unterstützt, von einer weit größeren
ahl aber verworfen. Herr von Vendome, welcher
nst eigensinnig war, und so sehr auf den Gehorsam
Dienst hielt, als die Bedingung, unter welcher
Herzog von Bourgogne den Ehrentitel, als Chef
seiner

seiner Armee erhalten hatte, erinnerte sich bey dieser entscheidenden Gelegenheit nicht mehr daran. Er sagte seine Meynung, gab aber sogleich nach; und ließ die Convoy ruhig passiren. Seine Absicht war nicht, einen schönen und vortheilhaften Feldzug zu machen; sondern dem Prinzen zum unwiederbringlichen Verlust zu verhelfen. Sein Eigensinn und seine Kühnheit bey Oudenarde hatten dieselbe Wirkung, wie hier seine Nachgiebigkeit.

Herr Boufflers erhielt mit vieler Mühe die Erlaubniß vom König, sich in diejenige Festung werfen zu dürfen, welche belagert werden würde; sie gehörten alle in sein Gouvernement. Die Vertheidigung von Namur war Bürge für die, welche Boufflers nun anderswo durchführen würde. Zu Lille hatte er genug Munition und Lebensmittel, viel schweres Geschütz, drey treffliche Ingenieurs, 19 Bataillons, auch noch 2 von Invaliden, einige Cavalerie, besonders ein Regiment Dragoner. Ausserdem hatte er noch 3000 junge Leute aus der Stadt und Gegend zusammengebracht welche sich freywillig angeboten hatten, bey der Belagerung zu dienen. Die Feinde führten gleich anfänglich 110 Canonen und 50 Mörser dahin.

21.

Es war übrigens wahr, daß der größte Theil der zu Lille befindlichen Truppen Neulinge waren, die noch keinen Schuß gehört hatten; daß man nicht hinlänglich Pulver hatte, und es ausserdem noch an mancherley Dingen fehlte, denen man innerhalb der Zeit welche der Feind um diese Festung zu umgehen, nöthig hatte, wohl hätte helfen können.

Den 12ten August wurde die Festung eingeschlossen. Prinz Eugen, welcher die Belagerung commandierte,

dierte, öfnete den 21ten die Laufgräben. Der Herzog von Marlborough commandirte die Observations-Armee. Er ging über die Schelde, um die Vereinigung des Herzogs von Bourgogne mit dem Herzog von Berwik, dessen Armee immer zu Lawendeghem stand, zu hindern.

Auf wiederhohlte Befehle des Königs setzte diese sich endlich in Marsch und der Herzog von Bourgogne kam, Mittwochs den 28ten August gegen Mitternacht, mit seiner Armee zu Ninova an. Am andern Tag, den 29sten empfieng ihn der Herzog von Berwik, Morgens gegen 9 Uhr, mit einer kleinen Anzahl der Vornehmsten von seinem Corps, welches er bey Garamache gelassen hatte, und das sich den 30. bey Lessina auf ihrem Marsch mit der großen Armee vereinigte.

Nach dieser Vereinigung konnte es nicht leicht eine furchtbarere Armee geben. Sie bestand aus 198 Schwadronen, 42 von Dragonern und 130 Bataillons, ausser den Truppen welche in den Festungen und auf Posten standen, und denen die seit der Action bey Oudenarde noch nicht wieder zurückgekommen waren. Alle Corps waren von den ausgezeichnetsten größtentheils alten und auserlesenen Truppen. Sie waren mit Lebensmittel und schwerem Geschüz doppelt versehen; hatten Ueberfluß an Geld, so wie an allen übrigen Dingen. Es fehlte ihr nichts zur Bequemlichkeit; sie befand sich in einem guten Lande, nahe bey unsern Festungen. Sie hatte 23 General-Lieutenants, 25 Feld-Marschälle, 77 Brigadiere. Kurz, sie war so vollkommen, als es seit undenklichen Zeiten keine Armee gewesen war. Hiezu kam noch daß unter den Truppen eine allgemeine Begierde sich zu schlagen, herrschte.

Man sollte ein vollständiges Journal von dieser großen Belagerung schreiben, um die Wunder der Geschick-

ſchicklichkeit und Tapferkeit aufzuzeichnen, welche bey ihrer Vertheidigung geſchahen. Man machte häufig Ausfälle; jeder Zoll Landes mußte erſt erfochten werden. Endlich aber zeigte ſich Mangel an Pulver.

Der Marſchall von Bouffiers gab öfters Nachricht, wie es bey ihm ſtand. Man dachte darauf, der Feſtung, wo möglich, etwas beyzubringen. Der Feld-Marſchall, Chevalier von Luxemburg, nunmehriger Marſchall von Frankreich, bekam den Auftrag hiezu. Er marſchirte von Douay aus, und volizog den Auftrag, in der Nacht vom 28ten auf den 29ten October mit möglichſter Tapferkeit. Er warf ſich mit 2000 zu Pferde, von denen jeder eine Flinte anſtatt einer Muſquete, und 60 Pfund Pulver hinter ſich hatte, in die Feſtung. Zwey Infanterie-Regimenter, welche ſich mit ihnen in die Feſtung werfen ſollten, konnten nicht durchdringen; doch war wenig Verluſt dabey.

Eine Action vom 9ten auf den 10ten October war auſſerordentlich lebhaft, und ſeit dem Anfang der Belagerung das 15te große Gefecht.

Zugleich ſuchte man auf alle Art die Zufuhren für den Feind, von denen aber doch ſchon eine vor der Feſtung angelangt war, zu verhindern. La Connelaye, Hauptmann bey der Garde, welcher zu Nieuport commandirte, erhielt deswegen damals Befehl, die Schleuſſen zu öffnen. Man hoffte durch die Ueberſchwemmung die Zufuhren, welche der Feind nur von Oſtende her erhalten konnte, abzuhalten, oder ſie wenigſtens zu einem großen Umweg zu nöthigen, ſo daß die, an den Chevalier von la Motte abgeſchickten Truppen, welche ihnen den Weg abſchneiden ſollten, Zeit gewinnen könnten, dahin zu kommen und ſie abzuſchneiden. Der Herzog von Berwik ging mit 40 Bataillons

und

und 50 Schwadronen nach Brügge. Indessen fanden die durch die Ueberschwemmung aufgehaltene leere Wägen dennoch Mittel durchzukommen, und gelangten zu Ostende an. Nun beruhte alles auf ihrer Rückkehr. Sie machten diese mit der größten Vorsicht, suchten nur nach und nach näher zu kommen, und als sie nahe genug waren, vollends mit offenbarer Gewalt durchzudringen. Die vornehmsten Offiziere drangen in Berwik, welcher nun nahe genug stand: er möchte selbst die Convoy attakiren; allein er brachte sie sogleich zum Schweigen, indem er ihnen die bestimmte Ordre von Hof vorwies, nach welcher diese Expedition la Motte aufgetragen war. Dieser war ein eingeschränkter Mann, und vielleicht der eigensinnigste unter den Generallieutenants. Die Feinde hatten den Posten bey Winendal verschanzt, um den Weg, welchen ihre ungeheuer starke Convoy nehmen mußte, zu decken. la Motte glaubte etwas großes zu thun, wenn er diesen Posten attakirte. Candogau vertheidigte ihn aufs Beste, trieb la Motte zurück, machte einen Ausfall auf ihn und schlug und zerstreute ihn mit halb so viel Truppen als la Motte hatte. Die Convoy kam indessen im Lager des Prinzen Eugen an, wo es an allem gefehlt hatte, und nun auf einmal wieder Ueberfluß, Freude und Muth herrschte.

Der König wollte Lille durchaus zu Hülfe kommen, und hatte daher Vendome ausdrücklichen Befehl gegeben, sich mit Marlborough in eine Schlacht einzulassen, und die Einnahme dieses so wichtigen Platzes durch das äußerste zu verhindern. Allein Vendome verfolgte nur immer seinen Vorsatz, den Herzog von Bourgogne unglücklich zu machen. Er suchte also die Ausführung der Ordre immer aufzuschieben und den König durch Hoffnungen zu unterhalten, die er zu realisiren nie im Sinne hatte.

Lille

Lille fiel, ungeachtet seiner Versprechungen. Der Feind hatte daselbst den 20. und 21. drey neue Breschen (Sturmlücken) gemacht. Es fehlte den Belagerten an Pulver und Munition. So viele unübersteigliche Hindernisse bestimmten endlich den Marschall von Boufflers, mit Beystimmung seiner ganzen braven Garnison, Schamade zu schlagen. Alles, was er verlangte wurde ihm gewährt und die Capitulation den 24ten October, nachdem die Laufgräben seit zwey Monaten geöffnet gewesen, unterzeichnet.

Es war sonderbar, daß der Herzog von Boufflers die Erlaubniß erhielt, die Capitulation erst an den Herzog von Bourgogne schicken zu dürfen, mit der Bedingung, daß sie nur, wenn dieser sie genehmigte, gültig seye. Coetquen bekam den Auftrag, sie ihm in sein Lager, unter Tournay, zu überbringen. Der Herzog von Bourgogne spielte gerade Volant, als der Offizier ankam, und war von dieser traurigen Begebenheit schon unterrichtet. Er ließ sich dadurch nicht stören, sondern endigte seine Parthie, indeß sich Coetquen entfernte, um alles zu sehen, was er wollte.

Abends den 26ten zog sich der Marschall von Boufflers in die Citadelle. Er bot den Soldaten, welche dahin bestimmt waren, an, denen den Abschied zu geben, welche nicht mit ihm hineingehen wollten. Keiner nahm es an. In der Nacht vom 29ten auf den 30ten October wurden die Laufgräben vor der Citadelle geöffnet. Den 7ten November attakirte der Feind den bedeckten Weg am Fuß des Glacis, wurde aber mit ziemlichem Verlust zurückgeschlagen.

Indessen wurde die Provinz Artois sehr von den Feinden beunruhigt. Chelader marschirte mit 20 Schwadronen dahin, und nöthigte sie ihr Vorhaben

aufzu-

aufzugeben und die Baſſée zu verlaſſen, wo ſich der Prinz von Auvergne verſchanzt hatte. Allein es koſtete dem Lande viel.

In den erſten Tagen des Dezembers hatte der Marſchall nur noch 20 Milliers Pulver, wenig Munition und noch weniger Lebensmittel. Alle Pferde in der Stadt und in der Feſtung waren aufgezehrt. Boufflers, welcher ſich nur durch Thätigkeit und Vorſicht von Andern unterſcheiden wollte, aß immer ſelbſt Pferdefleiſch, ſo lange die übrigen zu dieſem Hülfsmittel genöthigt waren.

Immer erfand er Mittel Nachrichten abſchicken, und wieder welche erhalten zu können. Da der König von den Umſtänden unterrichtet war, ſchickte er ihm eigenhändig die Ordre ſich zu ergeben; allein Boufflers hielt ſie geheim, und ſuchte es, ſo lang als möglich, aufzuſchieben.

Die Schelde war in der Gewalt des Feindes, Lille auf dem Punkt ſich ergeben zu müſſen, unſere nothleidende und erſchöpfte Armee blieb nicht beyſammen; ſie wurde, zum allgemeinen Aergerniß, durch Mangel an Brod auseinander getrieben, während es nicht mehr zweifelhaft war, daß der nahe bey Gent ſtehende Feind im Sinne hatte, auch dieſe Stadt zu belagern. Unter ſolchen Umſtänden konnten die Prinzen nicht länger mit Anſtändigkeit in Flandern bleiben. Sie erhielten Befehl zurückzukommen. Auch Vendome wurde zurückberufen.

Als dieſer dem Zeitpunkt nahe war, wo man Rechenſchaft von ihm fordern würde, welcher er ſonſt mit Verachtung und Unverſchämtheit entgegengeſehen hatte, erniedrigte er ſich ſo weit, daß er es ſich als eine Gnade ausbat, den Winter an den Grenzen blei-

Seite

40. Endlich kam doch der Friede zu Stande.

Die gewonnene Schlacht hatte für Saladin nicht allein den Vortheil, daß sie ihn mit vieler Beute bereicherte, sondern er ließ auch aus dem öffentlichen Gebete in den Moscheen und auf den Münzen den Namen des unmündigen Prinzen aus, und eignete sich die ganze Herrschaft zu. Die Friedensbedingungen waren, daß er das behalten sollte, was er jetzt in Syrien besäße, und mit dem übrigen Theil sollte sich Almalich Assalih begnügen.

Den Ort Barinum (eine syrische Stadt die ohngefähr i. J. C. 1085 von den Franken befestigt ward) hielt damals einer von Noureddins obersten Befehlshabern, Namens Phachroddin Mesoud, Zafran's Sohn, besetzt.

42. Und um die Rückgabe von Azaza bat.

Bey der Belagerung dieses Orts hätte Saladin beynahe sein Leben durch Meuchelmörder verlohren, und er mußte die Vorsicht gebrauchen, alle verdächtige Personen aus seinem Heere fortzuschaffen.

42. Traf daselbst die nöthigen Einrichtungen.

Im Jahr 572 (1176) ließ Saladin den Anfang mit Errichtung der Mauer machen, die Memphis, Cairo, und das auf dem Berge Almakattem gelegene Schloß umgiebt. Sie enthielt 29300 Ellen im Umkreis, und es wurde an ihr bis an das Ende Saladins gebaut.

43. Die Franken ersahen die Gelegenheit.

Der Herr von Hamat Sjehaboddin war eben krank. Die Franken waren in Eroberung der Stadt schon weit gekommen, und hatten bereits einige Aussenwerke erstiegen, wurden aber wieder zurückgetrieben, und mußten nach Verlauf von vier Tagen abziehen. Nach dieser Begebenheit erfolgte der Zug der Franken nach Harem, in welchem eine Besatzung des Chemusjtechin Sadoddin lag, die von Almalich Assalich aufgefordert war, sich aber nicht ergeben wollte. Almalich ließ vor ihren Augen den Chemusjtechin auf die Folter spannen, und zwar so lange bis er seinen Geist aufgab. Allein auch dieser Versuch half nichts. Nun lagerten sich die

Fran-

ben und dort commandiren zu dürfen, bis der kommende Frühling die Eröffnung des Feldzugs erlaube.

Indessen war Boufflers aufs Aeußerste gebracht, und konnte die Vollziehung der erhaltenen Ordre zur Capitulation nicht länger aufschieben. Er ließ also Schamade schlagen, und erhielt durch seine Capitulation, welche den 9ten ohne alle Einwendungen unterzeichnet wurde, alles, was er verlangte. Der Prinz Eugen überhäufte den Marschall mit Höflichkeit und Ehrenbezeugungen. Der König ernannte ihn zum Pair, und ertheilte seinem erst 10jährigen Sohne die Anwartschaft auf das Gouvernement von Flandern, so wie auch auf die Besoldung von dem besondern Gouvernement von Lille, welche sich auf 200,000 livres belief. Außer dem ertheilte der König dem Marschall auch noch den Zutritt zu ihm, so wie ihn nur die ersten Cammerherrn haben, und fügte zu diesen ganz besonderen und seltenen Gnadenbezeugungen noch hinzu, ihm zu sagen: wenn er irgend noch etwas wünsche, das ihm Vergnügen machen könne, so würde er es ihm sogleich gewähren.

22.

Die Alliirten suchten den sehr glücklichen Erfolg der Belagerung und Einnahme von Lille zu benutzen, um sich immer weiter auszudehnen. Sie unternahmen die Belagerung von Gent, und öffneten die Laufgräben in der Nacht vom 24. auf den 25ten December. La Motte commandirte daselbst. Frau von Ventadour, die ihn gerne zum Marschall von Frankreich erhoben sehen wollte, hatte ihm auch noch diesen Posten zu verschaffen gewußt, wo er im Vertheidigungskrieg sich zeigen sollte. Die Festung hatte, sowohl für die Garnison, als für die Einwohner, auf 2 Monate Lebensmittel,

mittel, viele Canonen und Mörser, und 400 Milliers Pulver.

Boufflers, welcher nach Flandern zurückgekehrt war, hatte im Sinn, Gent zu befreyen, indem er die, durch Flüsse von einander getheilte feindliche Standlager überfallen wollte. Allein es blieb bey dem bloßen Vorsatz; denn er hatte nicht einmal Zeit an der Ausführung zu arbeiten. La Motte war so bestürzt, daß er den Kopf ganz verlor. Er ließ sich durch einen Schweizer-Hauptmann zur Uebergabe bereden, und capitulirte nach Verfluß von drey Tagen. Die aus 29 Bataillons und mehreren Dragoner-Regimentern bestehende Garnison zog den 29. December insgesammt aus der Festung. Sie liesen achtzig Milliers Pulver, 4000 doppelte Musketen und viele Canonen zurück.

Capres, General-Lieutenant der spanischen Truppen, ließ sich nicht zur Unterzeichnung der Capitulation bewegen, und seinem Beyspiel folgten noch viele andere. Der König, von dieser Sache unterrichtet, schickte einen Lettre de Cachet an den Grafen von La Motte, durch welchen er in seine Heimat, nahe bey Compiegne, verwiesen wurde.

23.

Der von Natur schüchterne Besons, welcher immer, entweder zu mißfallen oder nicht zu reüssiren fürchtete, versäumte seiner Seits (in Spanien) wieder die schönste Gelegenheit, die Feinde bey ihrem Uebergang über die Segre zu schlagen. Man drang in ihn, er möchte sie benutzen; er wollte es auch thun, hatte aber nicht den Muth dazu, und das Ende von allem war, daß er seine Truppen wieder nach Frankreich zurückführte.

Die Erzherzogliche Armee, welche auf dem Puncte gewesen war, geschlagen zu werden, da sie nur zur Hälfte die Segre passirt hatte, wußte diese uns widrige Umstände wohl zu benutzen.

Unser Hof tadelte Besons, daß er seine Befehle allzu genau befolgt hätte; und doch waren diese sehr bestimmt gewesen. Der spanische Hof war über den Bericht seiner Generale sehr aufgebracht, und that einen auffallenden Schritt. Philipp der V. reiste plötzlich zur Armee ab. Er machte aber gar kleine Tagreisen. Die Königin begleitete ihn die ersten drey Tage, und kehrte als Regentin wieder nach Madrid zurück. Besons blieb in den Schranken der Ehrfurcht, des Gehorsams und der Vernunft gegen den König, und ließ sich alles gefallen, stellte ihm aber die entstehenden Unannehmlichkeiten vor, welche auch wirklich in der Folge durch die Erfahrung bestätigt wurden. Der Fürst war ärgerlich, als er sich unfähig sah, die Sachen wieder in Ordnung zu bringen, und das Versäumte gut zu machen. Er verließ also die Armee nach 3 Wochen wieder, und reiste schneller als er angekommen war, nach Madrid zurück. Besons besorgte jetzt den Unterhalt für die Truppen, so wie die Quartiere für 26 Bataillons, die er unter Asfeld in Spanien zurückzulassen Befehl hatte. Mit seinen übrigen Truppen sollte er wieder über die Pyrenäen zurückgehen.

Dies war der letzte Feldzug, den die Franzosen in Spanien machten; denn die Truppen, welche daselbst geblieben waren, kehrten noch vor Eröffnung des folgenden Feldzugs nach Frankreich zurück. Auf diese Art vereinigten sich beyde einander entgegen arbeitende Cabalen, nachdem so vieles für und wider ihren Rückzug gestritten worden war. Der Rückzug

selbst war für Spanien sehr nachtheilig, und für Frankreich von wenigem Nutzen; die Frucht einer solchen Regierung, wie die war, welche uns seit so langer Zeit drückte.

Durch die Verheerungen, welche eine Pulvermine verursachte, genöthigt, ergab sich indessen das Schloß von Alicante, und zu Anfang des Mai folgte diesem glücklichen Erfolg ein noch beträchtlicherer. Die portugiesische Armee, 4 bis 5000 Mann stärker als die spanische, von dem Marquis von Bay commandirt, attakirte uns. Allein sie wurde völlig geschlagen, und ihre Infanterie gieng gänzlich verloren.

Der Marquis von Ayrtonne, ein Grand von Spanien aus dem Hause von Moncade, welcher die spanische Infanterie anführte, zeichnete sich bey dieser Gelegenheit sehr aus; so wie der französische General-Lieutenant Fiennes, der den linken Flügel commandirte, und der Feld-Marschall Caylus unter den spanischen Truppen. Die ganze Cavalerie ergriff die Flucht, und ließ 4 englische Regimenter im Stich, die alle, nebst 8 bis 9000 Portugiesen gefangen genommen wurden. 4 bis 5000 Mann waren todt. Milord Gallowai, Anführer der Engländer, warf die ganze Schuld auf den General ihrer Armee, den Grafen von St. Jean. Die Spanier verloren sehr wenig Leute.

24.

In Roussillon ist der Gegenstand zu klein, um mich in eine umständliche Erzählung davon einzulassen. Der Herzog von Noailles hatte dort, mit wenigen Truppen, noch weniger zu thun. Er schlug den Feind, den er in seinen Quartieren überfiel, zwey mal,

und dieser unbedeutende Erfolg machte zu Versailles großes Aufsehen.

25.

Berwik hatte, in seinem Vertheidigungszustande, in der Dauphiné wenig zu thun. Der Herzog von Savoyen fieng daselbst erst spät und verzagt an, neue Bewegungen zu machen. Er war sehr unzufrieden über den Kaiser, weil dieser die ihm vom verstorbenen Kaiser versprochenen Lehngüter des Reichs in seiner Nachbarschaft ihm nicht geben wollte. Andere Verdrießlichkeiten, die über Quartiere und Unterhalt der Truppen vorkamen, machten vollends, daß der Herzog von Savoyen sich gar keine Mühe mehr gab, die in dem vorhergehenden Feldzug erreichten Vortheile für den gegenwärtigen zu benutzen. Dieser wurde mit Kleinigkeiten hingebracht, welche leicht vortheilhaft werden, und durch die Geschicklichkeit des Herzogs von Berwik glückliche Folgen hätten haben können, wenn der Mangel an Lebensmitteln ihn nicht genöthigt hätte, seine Unternehmungen aufzugeben. Er schlug dennoch den Savoyischen General Reybender, welcher den 28ten August mit 3000 Mann ein Haus, nahe bey Briançon, la Bachette genannt, attakiren wollte, welches Dillon verschanzt hatte. Dieser ließ ihren rechten und linken Flügel durch die Pikets und einige Grenadier-Regimenter angreiffen, tödtete ihnen 700 Mann, und verjagte die andern in die Gebürge.

26.

Flandern war von Anfang bis zu Ende des Feldzugs der Hauptschauplatz, um nicht zu sagen, der einzige Gegenstand aller Aufmerksamkeit und Besorgnisse. Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough

rough verfolgten mit vereinter Kraft ihr groſses Vorhaben, das sie nicht einmal zu verbergen für nöthig hielten. Ihre sehr beträchtlichen Vorräthe kündigten Belagerungen an. Soll ich es sagen, daß unsere Schwäche sie wünschte, und wir nur darauf rechneten, unsere Armee zu erhalten. Es ist dennoch wahr, daß Artagnan, welcher mit 8 Bataillons von der Armee detaschirt, und durch 4 von der Garnison zu Ypern, die zu dem Ende an ihn abgeschickt waren, unterstützt wurde, Varneton mit wenig Mühe wegnahm, wo der Feind 16 hundert Mann und einige Munition hatte, in der Absicht es zu befestigen. Diese sechzehnhundert Mann, welche von einem Brigadier und 45 Offizieren commandirt wurden, ergaben sich auf Discretion. Der Marschall von Villars erhielt noch einen andern kleinen Vortheil bey einer Fouragierung. Doch dieß waren Kleinigkeiten.

Das Gewitter brach über Tournay los. Die Laufgräben wurden vom 7ten auf den 8ten Juli geöffnet. Der Marschall Villars wartete die Belagerungsanstalten ruhig ab, und machte gar keine Bewegung, sich ihnen zu widersetzen. Er war zufrieden, wenn er nur Lebensmittel hatte, und begnügte sich damit, allerhand Vorschläge zu machen. Es ist freylich wahr, daß ihm die Brodlieferungen nicht in der gehörigen Ordnung verschafft wurden, und er Geld nur nach und nach in sehr kleinen Summen erhielt, daß daher Desertion und Muthlosigkeit zu fürchten war. Surville hielt sich nur 20 Tage, und ließ den 28. gegen Abend Schamade schlagen. Er schickte den Chevalier von Rais an den König, welcher damals zu Marly war. Dieser meldete: die aus 4500 Mann bestehende Garnison sey auf 3000 reduzirt. Um in die Citadelle zu kommen, sey schon eine dreyfache Bresche 30 Klafter breit da, durch welche eine dreyfache Attake gemacht werden könne. Das Horn-

werk der 7 Brunnen sammt der nächsten Basteyen und und den ravelinförmigen Werken sey schon weggenommen und der Sturm lasse sich durch einen dreyfachen Angriff zugleich machen.

Der Chevalier von Rais war Dienstag den 1. August angekommen. Man wunderte sich sehr, als man am folgenden Tage Ravignan zur Frau von Maintenon gehen sah, wohin auch der König von Voisin begleitet kam, einige Augenblicke nachher aber auch der Marschall von Boufflers gerufen wurde. Eine so sonderbare Sendung erweckte große Neugierde. Weil man den Frieden wünschte und bedurfte, so glaubte man gerne, es werde davon die Rede seyn, um so mehr als man sehr bald erfuhr, Surville werde, seit der Capitulation, von dem Sieger sehr freundlich behandelt, auch seyen alle Feindseligkeiten bis auf Ravignans Zurückkunft, die auf 8 Tage gesetzt war, aufgehoben.

Endlich erfuhr man das Geheimniß. Der Feind schlug auf so lange Zeit einen Waffenstillstand vor, als die Citadelle wahrscheinlich im Stande seyn könnte, sich zu vertheidigen; nach Verfluß dieser festgesetzten Zeit aber solle sie sich ergeben, ohne angegriffen zu werden. Während dieser Zeit sollten die beyden Armeen ohne alle Feindseligkeiten in einer gewissen Entfernung von einander bleiben. Dieser Vorschlag schien eben so sonderbar als neu; man wunderte sich, wie Ravignan, als ein vernünftiger Mann, der sich bey Lille, wo er zum Feld-Marschall ernannt wurde, Achtung erworben hatte, den Auftrag zu diesem Vorschlag hatte annehmen können. Ohne Aussicht zum Frieden einen Waffenstillstand schließen, und ohne Angriff eine Festung übergeben, dieß schienen unerhörte Dinge zu seyn. Das Begehren des Feindes, seine Bemühungen, sein Geld und seine Fourage zu schonen, konnte ohne Beleidigung

digung für unsere ganze Armee nicht bewilligt werden, indem sie durch diesen Vorschlag für unfähig erklärt wurde, etwas zum Beystand der Festung unternehmen zu können und zu wollen. Sürville wurde getadelt, denselben angehört, und Ravignan, ihn überbracht zu haben.

Dieser wurde sogleich mit einer abschlägigen Antwort zurückgeschickt. Man glaubte die Vortrefflichkeit der Festung seye der Bewegungsgrund zu diesem ungewöhnlichen Vorschlag gewesen. Megrigny, der erste Ingenieur nach Vauban (ungeachtet dieser ihm in jeder Rücksicht überlegen war) hatte diese Festung, mit besonderer Vorliebe, und gleichsam wie für sich selbst gebaut, weil er Gouverneur davon war. Sie war eine von denen, welche der König am besten und regelmäßigsten hatte erbauen lassen. Sie hatte überall vortreffliche Souterrains, von erstaunlicher Höhe und großem Umfang, war unter allen Werken, bis an den Mittelwall hin gegenminirt: Ein Vortheil, der, wenn man damit umzugehen weiß, eine Belagerung sehr verlängert, die Belagerer, weil sie nirgends mit Sicherheit stehen können, in Verwirrung setzt, und die Soldaten zurückschreckt. Diese Festung stand also mit Recht in großem Ansehn. Nichts aber war für sie fruchtloser, als alle diese vortrefflichen Vorsichtsmaßregeln, sie zu erhalten, oder wenigstens sehr theuer zu verkaufen. Sie capitulirte den 2ten September, ohne daß ein Schuß geschehen war. Dieß war für jedermann unbegreiflich.

Eben so unbegreiflich war es, daß der 80jährige Megrigny, der bey allen Belagerungen der Stadt und Festung, fast nicht aus seinem Zimmer gieng, und es nicht für beschimpfend hielt, sich in seinem Alter dem Feind zu ergeben, welcher das Gouvernement der Stadt dem Grafen von Albemarle übergab; diesem

unglücklichen Greis aber, welcher dem Marschall bey der Vertheidigung von Namur, der ihn zum General-Lieutenant gemacht hat, beygestanden hatte, ließen sie das Gouvernement der Citadelle.

Sürville kam, um dem König seine Aufwartung zu machen, und wurde, abermal zum allgemeinen Erstaunen, nicht übel von ihm aufgenommen. Allein er wußte, daß, was er durch eine so nachlässige Vertheidigung der Festung für sich hätte verlieren müssen, besonders zu einer Zeit, wo es so wichtig war, den Feind vor einem festen Platz wenigstens lange aufzuhalten, wenn man auch nicht im Stande war, denselben zu retten, durch unbescheidene unbillige Beschuldigungen gegen den Marschall von Villars, wieder gewonnen werden konnte.

Beauveau, welcher von Bayonne zum Bisthum von Tournay befördert worden war, bewies sich während der Belagerung äußerst thätig, und verwendete mehr Geld, als ihm sein Beutel erlaubte. Er machte Sürville sogar das Anerbieten, er möchte das Silbergeräthe aus den Kirchen nehmen, und ahmte den Herrn Bischoff von Frejus durchaus nicht nach *). Man suchte ihn auf die schmeichelhafteste Art zu bewegen, dem Te Deum beyzuwohnen; allein er schlug dieses, so wie den Huldigungseyd geradezu ab, und verabschiedete sich am andern Morgen, ehe das Te Deum anfieng. Sonderbar ist es, daß er in Rücksicht auf das religiöse von dem Herzog von Marlborough besser behandelt wurde, als vom Prinzen Eugen. — Die Geschichte der militairischen Begebenheiten führt uns zu weit; ich wende mich daher wieder zu den Angelegenheiten des Hofs.

*) Der Bischoff von Frejus, nachmaliger Cardinal von Fleury, ließ in seiner Cathedralkirche das Te Deum singen, da der Herzog von Savoyen diese Stadt eroberte.

Anmer-

Anmerkungen
Zuſätze und Erläuterungen
zu den Memoiren
des Herzogs Ludwig von St. Simon.

VII bis IX. Buch.

eite

Franken vor der Festung, die sie vier Monate lang einschlossen. Als die Besatzung schon bis auf das Aeusserste gebracht war, schloß Almalich mit den Franken einen Waffenstillstand, zahlte ihnen eine Summe Geldes aus, und bewegte sie dadurch zum Abzug; worauf die Festung sich ihm ergab.

Die im 16ten Kapitel erwähnte Niederlage geschahe den 24sten des ersten Djumads im Jahr 573 (1177)

Zwey Jahre darauf starb der Kalife Almostäd Biamrilla, nachdem er 9 Jahr 5 Monate das Kalifat geführt hatte. Tahireddin Abu-Bekr, der unter ihm die höchste Gewalt besessen, (Großvezier) ernannte nun dessen Sohn Elnasir Lidinilla zum Kalifen, verlohr aber seine Macht an Mesjdeddin Abulphadl, der ihn in ein Gefängniß werfen ließ, wo er seinen Geist aufgab. Seine Leiche wurde von dem Pöbel auf die grausamste Art gemißhandelt, die er durch sein edles Betragen während seines Vezirats gewiß nicht verdient hatte.

Im Jahr 577 wurde Elmalich mit einer heftigen Kolik überfallen.

Die Aerzte riethen ihm den Gebrauch des Weins, den er aber als ein ächter Muselmann, der keinen Wein trinken darf, ausschlug. Er starb ohngefähr in seinem 19ten Jahr.

Die Franken suchten zwar diese Uneinigkeiten zu benutzen.

Der Fürst von Caracha ließ eine Flotte in das rothe Meer gehen, die in zwey Divisionen agirte, die eine mußte den Hafen von Ela blokiren, die andre nach Aidab segeln, und die Küsten beunruhigen. Diese Flotte war den Muselmännern eine ganz ungewöhnliche Erscheinung, denn bisher hatten die Franken das rothe Meer noch verschont. Almalich Aladil Statthalter von Egypten, schickte den Admiral Husamoddin Loulou gegen die Franken, der auch ihre Flotten zu Grunde richtete, den größten Theil der Mannschaft auf den Schiffen tödtete, und die übrigen die er gefangen nahm, in Egypten erwürgen ließ.

I.

Brief von dem Marquis von Villars an den König.

Sire!

den 4. Dec. 1700.

Der Kaiser, welcher bey so mancherley wichtigen Vorfallenheiten, so viele Standhaftigkeit und Gleichmuth bewiesen hat, ist über das letzte Unglück seines Hauses, mehr aufgebracht, als über alles Vorhergegangene. Zwey Ursachen vermehren vorzüglich seinen Schmerz. Seine zärtliche Liebe für den Erzherzog, den man auch mit Recht einen sehr liebenswürdigen Prinzen nennen darf, indem er bey sehr guten Eigenschaften und vielem Verstand, eben so sanft und rechtschaffen ist, als sein Bruder, der römische König heftig und aufbrausend scheint. Der Kaiser wird täglich unzufriedener, einen Prinzen vor sich sehen zu müssen, dessen Lage durchaus nicht so ist, wie er sie gewünscht und beabsichtigt hatte. Der zweyte Grund ist: daß der Kaiser es wirklich bereut, seinem Kopf nicht gefolgt, und seine Truppen nicht gleich anfänglich nach Italien geschickt zu haben.

Von demselben an den König.

Sire!

den 1. Jan. 1701.

Es ist angenommen, daß ich 50 tausend Pistolen, nach meinem Gutdunken, zu vertheilen habe, um den Maasregeln

gelt

geln des Kaisers entgegen zu arbeiten. Man macht mir daher Vorschläge, die ich so beantworte, daß eine Meinung, die für den Dienst Euer Majestät nützlich seyn kann, nicht ganz zerstört werde.

Der Dänische Gesandte war gestern bey mir, und sagte: wenn ich ihm 12 tausend Thaler geben wolle, so könne er mir vielleicht einen sehr wichtigen Dienst leisten.

Euer Majestät sind gewiß versichert, daß ich ihm die 12 tausend Thaler nicht versprochen habe. Allein um einis germaßen von den Maasregeln unterrichtet zu werden, welche, wie ich Ursache habe zu glauben, der hiesige Hof seit langer Zeit mit Dänemark nimmt, habe ich ihn in der Meynung erhalten, daß ich beträchtliche Gratificationen, im Namen Euer Majestät zu machen hätte. Besagter Gesandte hat sich daher zu allen möglichen Diensten erboten; er will sogar, wenn ich diesen Hof verlasse, Euer Majestät von den wichtigsten Begebenheiten Nachricht geben. Besonders aber sagte er mir, könnte er vielleicht einen sehr großen Coup machen, wenn ich ihm die 12 tausend Thaler sogleich geben könnte, von denen er, wie er mir betheuerte, nichts für sich haben wolle. Ich schmeichelte ihm, als ob ich darauf einzugehen Lust hätte; allein ich habe nicht im Sinn nur eine Pistole dafür auszugeben. Ich bitte aber Euer Majestät, mich wissen zu lassen, ob Sie es nicht für gut finden, ihm eine, seinen Diensten angemessene jährliche Gratification zu versprechen, da Euer Majestät niemand hier haben.

Von demselben an den König.

Sire!

den 1. Februar 1701.

Ich habe dem Dänischen Gesandten gesagt, Euer Majestät hätten die Gnade gehabt, ihm für seine Dienste, zu denen er sich verbindlich gemacht hätte, eine Pension von 2000 Livres zu bewilligen, und daß Sie diese nach der Wichtigkeit seiner geleisteten Dienste erhöhen würden.

Jene andere Person, welcher Euer Majestät eine gleiche Gratification gegeben haben, ist nun reich, um im Dienst

nach-

nachlässig geworden. Wenn also Euer Majestät dem Letztern zugesagt haben, was jener hatte; so werden Sie nicht mehr, wie zuvor, ausgeben, und doch besser bedient werden.

Brief vom König an den Marschall von Villars.

den 17. Februar 1701.

Herr Marquis von Villars, Ihr Schreiben, welches Sie mir den 1sten dieses Monats geschrieben haben ꝛc.

Ich schicke Ihnen hier einen Wechsel von 2000 Livres. Uebergeben Sie diese Summe dem dänischen Gesandten. Uebrigens empfehle ich Sie dem Schutz Gottes ꝛc.

Brief von dem Marquis von Villars an den Marquis von Torcy.

den 1. Februar 1701.

Mein Herr! Seit dem 29ten bin ich mit keiner Depesche von Ihnen beehrt worden. Aus der, womit Seine Majestät mich den 16ten zu beehren geruht haben, ersehe ich, daß Sie die Meinigen alle richtig erhielten. Die Vermuthung von der Ankunft der Goldtonnen, und da man weiß, daß ich überhaupt Nachrichten, die man mir giebt, gerne bezahle, hat den Secretair dessen, welcher an einer Erläuterung der kaiserlichen Rechte arbeitet, bewogen mir beykommenden Aufsatz, so bald er ihn erhalten hatte, zu überbringen. Er ist von einen Namens Tellier abgefaßt, der sich für einen Lothringer ausgibt, den ich aber für einen Franzosen halte, und gut geschrieben. Da der Aufsatz noch nicht bekannt war und schnell copirt werden mußte; so werden Sie viele Fehler darin finden, allein ich habe dennoch für nöthig gehalten, denselben Ihnen zuzuschicken, wenn er gleich ohnehin bald bekannt gemacht werden muß. Es ist übrigens doch gut, wenn man nicht erfährt, daß Sie von mir ihn bekommen haben, weil der, welcher mir sie gebracht hat, sonst Verdruß davon haben könnte.

Brief

Brief von demselben an den Marquis von Torey.

den 30. April 1701.

Mein Herr, ich habe die Ehre gehabt an Seine Majestät einen so umständlichen Brief zu schreiben, daß ich Ihnen heute nicht viel sagen kann. Man sagt, es seyen viele vornehme Geistliche mit in die Verschwörung von Ungarn verwickelt, und unter dem Volke wird noch immer behauptet, ein aus meiner Tasche gefallener Brief habe die ersten Aufschlüsse über diesen Aufruhr gegeben. Die ersten Minister sagen, sie hätten nicht davon reden hören. Indessen fährt man noch immer fort, mich wegen schlimmer Absichten, die man gegen mich habe, sehr ernstlich zu warnen. Ich würde, in Hinsicht meines guten Gewissens, ganz ruhig darüber seyn; allein ein erbitterter Hof, welcher glauben möchte, eine Meynung, die in diesen Gegenden ausgebreitet ist, bestätigen zu müssen, läßt mich wünschen, von hier weg zu seyn.

Vor zwey Tagen, als der römische König den Stoß nach dem Kopf *) endigte, und den Pappen-Kopf wegstieß, richtete er schnell seine Blicke auf mich, und rief der Königin zu: o, wenn ich dürfte! — zugleich trieb er sein Pferd an und entfernte sich. Seine Bewegung habe ich selbst mit angesehen, und seine Worte sind mir getreulich hinterbracht worden. Sie können leicht denken, daß mein Aufenthalt, bey solchen Vorfällen, nicht angenehm seyn kann. Ich weiß nichts besonderes beyzusetzen, als was ich Ihnen schon gestern gemeldet habe.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Brief vom Marquis von Villars an den König.

Sirel

den 4. May 1701.

Als ich gestern, mit einem Edelmann, meinem Secretair, zwey Pagen, und einigen Lakaien ausfuhr, um die Postchaisen zu sehen, welche man hier in dem Arsenal verschließt,

*) Eine gewisse Reiterkunst.

schließt, wie die Pariser Sattler sich hiezu der Galerien auf dem Markt von Saint Germain bedienen, wurde, so wie mein Wagen ankam, das große Thor geöffnet. Kaum aber hatten meine Pferde die Köpfe darin, als der Wächter, da er französisch reden hörte, und man ihm sagte, es seye der französische Gesandte, meine Pferde zurückstieß, und das Thor wieder zuschloß. Ich sagte ihm, daß ich gekommen sey, um die Wagen zu sehen. Er aber schrie: Franzosen werden nicht eingelassen! Wenn ich nicht aus Vorsicht sogleich wieder zurückgefahren wäre, so würde ein Auflauf entstanden seyn.

So viel ist gewiß; das Volk ist in Wuth, und wird durch das, was von der Verschwörung in Ungarn gesagt wird, noch mehr angefeuert. Der Kaiser und die ersten Minister wissen zwar wohl, daß ich keinen Antheil daran habe; allein Euer Majestät werden selbst überzeugt seyn, daß man der Meynung, sie seye von Frankreich aus eingeleitet worden, nicht entgegen zu arbeiten sucht.

Ueberdieß, Sire, ist der Haß des römischen Königs bekannt. Ich muß das, was auf der Reitbahn vorgefallen ist, noch umständlicher erzählen. Als der König den Kopf mit dem Degen genommen hatte, ritt er unter dem Balkon der Königin vorbey, und sprach mit ihr, den Degen noch immer in der Hand haltend. Im nehmlichen Augenblick sah er auf mich, gerieth in die äusserste Wuth und sagte der Königin: Wenn ich meiner Neigung folgen dürfte; so würde ich bey diesem Franzosen anfangen. So wie er dieß gesagt hatte, ritt er so schnell als möglich davon, wie wenn er sich dieser Versuchung mit Gewalt entreißen wollte.

Der Spanische Gesandte, Graf von Harrach, sagte mir vor zwey Tagen: der römische König habe ihn gefragt, weil er bey der Revüe des Savoischen Regiments ihn mit mir habe reden sehen: Was der Marquis von Villars von diesen Truppen halte? Harach habe ihm geantwortet: Er lobt sie sehr. Hierauf hatte der König, mit seinen gewöhnlichen Beywörtern gesagt: Ich wollte nur, daß sie ihm und seiner Nation schon über den Leib gekommen waren.

Von demſelben an den König.

den 7. Mai 1701.

Sire!

Ich habe die Ehre gehabt, Eure Majeſtät zu melden, daß ich, wegen des unter dem Volk verbreiteten Gerüchts, das nach und nach auch bey Vornehmern Eingang fand, als ob ich an der Verſchwörung von Ungarn Antheil genommen hätte, mit dem Grafen von Kaunitz geſprochen habe. Dieſer antwortete mir anfänglich: bey allem, was er von dieſer Sache gehört habe, ſey nicht einmal mein Name genannt worden; allein nach dem, was ich ihn verſichere, müſſe er mir allerdings glauben, und wolle diesfalls mit dem Kaiſer ſprechen. Es vergiengen 5 bis 6 Tage, ohne daß er mir Antwort darüber gab; und ich bemerkte ſogar, daß er mich mit mehr Gleichgültigkeit behandelte als vorher. Der venetianiſche Geſandte, mit dem ich über dieſe Sache, in ſo fern ſie mich betrifft, ganz offen ſprach, hielt dieß für ein ſehr ſchlimmes Zeichen. Geſtern endlich ſagte er mir: der Kaiſer habe das, was er ihm meinetwegen geſagt hätte, ſehr gut aufgenommen, und ihm befohlen, mir zu ſagen: Er habe durchaus von niemand gehört, daß ich an dieſer Verſchwörung Antheil hätte, und glaube wohl, daß ich nie davon gehört habe. Auch hoffe er, daß Eure Majeſtät, um ſo mehr, da der Friede nicht gebrochen ſey, ſolchen ſchlechten Geſinnungen einiger ſeiner Unterthanen nicht Gehör geben werden.

Ich habe dem Grafen von Kaunitz geſagt, daß man mich vor der Wut des Volks gewarnt hätte. Selbſt der Graf von Jerger, deſſen Vater Statthalter zu Wien iſt, und alſo von dieſen Dingen genauer unterrichtet ſeyn kann, hat meine Beſorgniſſe beſtätigt. Er hat mir geſagt: glücklicherweiſe ſeyen unter dem Volk, das ſich zuſammen gerottet hatte, um mein Haus zu attakiren, 2 oder 3 Perſonen geweſen, von denen die einen geſagt hätten: Wir müſſen den Tag abwarten; die andern aber: wer wird es uns danken! wer werden gehenkt werden! Hierauf ſeye der Haufen weiter gegangen, was ich auch ſelbſt geſehen habe. Da der Kaiſer in der Stadt und mir eine doppelte Wache, jede zu 50

Mann

Mann bestimmt sey; so können sie dadurch abgeschreckt werden. — Da ich, nach aller Wahrscheinlichkeit, gegen die Gefahr, verhaftet zu werden, die ich am ersten befürchte, gesichert bin, so werde ich suchen, mich auch gegen die andere sicher zu stellen.

Ich glaube Euer Majestät, meine Unterhaltung mit diesem Mann weiter erklären zu müssen. Ich werde weder Mühe noch Kosten spären, um ihn wieder zu finden. Wenn die Winke, welche er mir in Rücksicht des Königs von Spanien gegeben hat, gegründet sind; so war er ein Engel, den mir Gott zusandte, und der wieder verschwunden ist. Allein, was mich macht, fange ich an, zu zweifeln. Er trat bey einbrechender Nacht, mit verdecktem Gesicht, in mein Zimmer, und schien mir ein wenig bestürzt zu seyn, wie einer, der eine gefährliche Sache unternimmt. Zuerst sagte er mir: Wenn er gleich über das, was er mir sagen werde, meiner Verschwiegenheit gewiß seyn könne; fordere er doch noch mein Ehrenwort darauf. Ich versprach es ihm. Als er mir sagte, er sey der Secretair von dem Grafen von Kaunitz, und habe mir wichtige Dinge zu eröffnen; versicherte ich ihn, daß dieses einzige Wort mich schon zur Verschwiegenheit gegen ihn verpflichte, und er in dieser Rücksicht gar nichts zu fürchten hätte. Er fieng damit an, mir das zu sagen, was Eure Majestät auf den, durch einen Eilboten an den Grafen Zinzendorf ergangenen, ihn abrufenden Ordre gesehen haben, und versicherte mir, daß man sehr schlimme Absichten gegen mich habe, daß ich nicht nur verhaftet werden würde, sondern daß man auch durch allerhand harte Behandlungen, sogar durch meinen Tod, die Ueberzeugung zu erhalten suchen wolle, ich sey der Urheber von dem Aufruhr und der Verschwörung in Ungarn. Hierauf antwortete ich ihm: ich halte den Kaiser für zu gerecht, als daß er, gegen seine Ueberzeugung und das Völkerrecht, einen Minister könnte mißhandeln und ums Leben bringen lassen; im Gegentheil, wenn man Ursache haben sollte, mit meinem Betragen nicht zufrieden zu seyn, erwarte ich die Ordre zu meiner Abreise. Hierauf antwortete er mir: Man will Sie verhaften, in ein Schloß nach Ungarn schicken, und mit den Schuldigen confrontiren.

So viel Gefahren Sie mich auch fürchten lassen, sagte ich ihm, so wissen Sie ja selbst, daß ein Minister, ohne Be-

fehl von seinem Herrn nicht abreisen darf. Ich werde daher alles ruhig abwarten. Endlich sagte er mir das, was Ew. Majestät schon aus meinen letzten Depeschen bekannt ist. . . .

Da er mich in Rücksicht auf das, was mich persönlich angeht, standhaft sah, eröffnete er mir die zweyte Nachricht, die ich Euer Majestät schon gemeldet habe. Auf meine Frage: Wann ich ihn wiedersehen würde? sagte er mir, er habe einen kleinen stummen Husaren, diesen werde er in der Nacht, das heißt, zu einer bestimmten Stunde der Nacht zu mir schicken; ich dürfte ihm alsdann nur ein Zeichen geben, so werde er zu mir kommen. Ich misrieth ihm, sich diesem Stummen anzuvertrauen, und machte ihm dagegen den Vorschlag: er möchte sich in zwey oder drey Tagen in dem ersten Vorzimmer des Kaisers einfinden. Wenn ich alsdann meine Stirne berühren würde, so sollte er genau Abends um 9 Uhr an meinem Hause vorbeygehen; ich würde an meinem Fenster seyn, und ihn in ein Zimmer führen, wohin man kommen könne, ohne von jemand bemerkt zu werden.

Nach einer zweystündigen Unterhaltung trennten wir uns. Ich habe erst drey Tage nach diesem Vorfall meinen Eilboten abgeschickt, weil ich erst gewiß erfahren wollte, ob dieser Mann auch wirklich der sey, für den er sich bey mir ausgab. Ein junger Mensch, den mein Secretair von der Straße wegrief, und mit einer Bestellung ausschickte, bloß um zu erfahren, wie der Secretair des Grafen von Kaunitz aussehe, machte uns eine Beschreibung, die ganz mit jenem Mann übereinkam, und auf einen, der sich Rupelly nennt, zutrifft. Mehr konnte ich nicht herausbringen, und weil ich glaubte, in so wichtigen Dingen seye es besser, wenn ich Ihnen schnell davon Nachricht gäbe, wenn man auch gleich den Verdacht haben könnte, daß sie falsch seyn möchte, so wollte ich es nicht länger aufschieben.

Ich habe indeß viel über diese Begebenheit nachgedacht; allein ich weiß noch nicht bestimmt, welchen Zweck man dabey haben konnte. Wenn die ganze Nachricht falsch ist; so muß einer der ersten Minister geglaubt haben, wenn er mich dadurch in Furcht setze, so werde ich abreisen; alsdann könne man mich, entweder wegen meiner heimlichen Abreise arretiren, und dadurch meine Theilnahme an dem Aufruhr der

Ungr

Ungern beweisen, oder auch bloß meine Entweichung als einen Beweis dafür gebrauchen. Vielleicht hat man dem bewußten Menschen gesagt: wenn ich über das, was mich persönlich betreffe, nicht bestürzt seyn sollte; so möchte er mein Zutrauen dadurch zu gewinnen suchen, daß er sich das Ansehen gebe, als wenn er mir Geheimnisse von großer Wichtigkeit entdecken wolle.

Ich kann dem Grafen von Kaunitz solche hinterlistige Feinheiten kaum zutrauen; doch muß derjenige, welcher ihn an mich abgeschickt hat, versichert gewesen seyn, daß ich den italienischen Secretair von Kaunitz nie gesehen habe. Mannsfeld könnte ich eines solchen Anschlags fähig denken; allein ich weiß in der That nicht, was ich glauben soll.

Ich habe die Bedienten des Hauses in der Vorstadt, gewonnen, in welchem er ein Zimmer hat. Sie thun alles mögliche, um ihn ausfindig zu machen, und haben mir gesagt: jener habe am nämlichen Tag, wo er mit mir gesprochen, 4 Stunden allein in diesem Zimmer zugebracht. Er scheint von allem unterrichtet zu seyn, hat viel Verstand und Klugheit, und wünscht nichts mehr als den Untergang seiner Familie zu rächen. Er sagte mir: Wer nicht sich zu rächen vermag, ist unwürdig zu leben. Wenn diese Hoffnung mich nicht erhielte, so wäre ich schon vor 10 Jahren ein Mönch geworden.

Was mir auffiel, war, daß dieser Grand von Spanien, den er mir genannt hat, eine der wichtigsten Stellen bey dem Hause Sr. catholischen Majestät bekleidet, und für solche gefährliche Unternehmungen viel zu alt scheint, doch gerade einer von denen ist, welchen der hiesige spanische Gesandte, wegen seiner engen Verbindung mit Portugal, am wenigsten zu trauen scheint. Man glaubte damals, Portugal sey dem König von England mehr ergeben, was nach seinem letzten Tractat nicht mehr zu fürchten ist.

Vorgestern Morgen erhielt der Resident von Mantua Ordre vom Kaiser, in 24 Stunden Wien, und in 8 Tagen die kaiserlichen Staaten zu räumen. Es wurde ihm zugleich aufgetragen, seinem Herrn zu melden: Sein Verbrechen werde nicht unbestraft bleiben, und der Kaiser werde früher oder später eine hohe Rache nehmen.

Seite

48. Amadoddin, theils aus Ueberdruß des langen Krieges.

Das ungestüme Betragen seiner hohen Officiere, war auch eine Ursache, warum er diesen Vergleich eingieng, und Haleb für Sinsjara, Nisibis, Chabora, Racca und Serusj hingab. Man machte auf ihn das Spottgedicht: du Esel hast Haleb für Sinsjara (süße für saure Milch) ausgetauscht. In den Friedensbedingungen war auch noch enthalten, daß er, wenn er gefordert würde, dem Sultan zu Hülfe käme, und unter keinem Vorwand sich dessen weigerte.

53. Auf diese Nachricht setzte sich Saladin in Bewegung.

Ezzoddin schickte ihm seine Mutter, die Tochter seines Oheims Noureddin, Zenchs Sohns, nebst andern Frauenzimmern entgegen, die ihn bitten sollten, Mosul nebst den andern Provinzen, welche er an sich gerissen, wieder abzutreten. Die abschlägige Antwort, die er ihnen ertheilte, wurde von den andern Mächten sehr übel aufgenommen.

53. Vereinigt sich mit Noureddins Heer, das unter Amadoddins Anführung stand.

Dieser Noureddin, Kara Arslan's Sohn, Amadoddins Bruder, war Fürst von Chaipha und Amida. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Sokman, mit dem Zunamen Kotboddin.

54. Der Friede mit Mosul kam auf folgende Weise zu Stande.

Die Friedenspuncte waren folgende: Der Sultan sollte Sjahrezour nebst der ganzen Gerichtsbarkeit, die Präfectur Karabal, und den über den Zab gelegenen Landesstrich erhalten. Ferner sollten für ihn in der ganzen Provinz Mosul, in allen Moscheen Fürbitten gehalten, und die Münzen unter seinem Namen ausgeprägt werden.

Als der Resident von Mantua von mir Abschied nahm, hat er mich wieder versichert, daß zwischen dem Savoyischen Gesandten und diesem Hof gewiß etwas verhandelt werde. Auch ist dieser noch nie so viel und vertraut mit den ersten Ministern des Kaisers umgegangen als gegenwärtig. Er besucht noch immer alle Capellen. Die Gesandtin hat Abschied genommen, denkt aber nicht daran, abzureisen.

Brief vom König an den Marquis von Villars.

Versailles den 9. Mai 1701.

Herr Marquis von Villars. Ihre Briefe vom 27. und 29. des vergangenen Monats sind mir durch den von Ihnen abgeschickten Eilboten überbracht worden. Ich erhielt zu gleicher Zeit mit der gewöhnlichen Post Ihr Schreiben vom 23. Beyde haben mich von den ersten Bewegungen unterrichtet, die man in Ungarn entdekt zu haben behauptet, so wie von den Befehlen, welche der Kaiser gegeben hat, um sie zu unterdrücken, und auf welche Art diese vollzogen worden sind. Ihr Betragen, seit Sie sich in Wien aufhalten, muß in der That hinlänglich beweisen, daß Sie an den Absichten der Ungern keinen Antheil haben. Schon dieß allein wäre ein überzeugender Beweis, selbst wenn man auch an meiner Abneigung gegen rebellische Unterthanen, die sich der Macht ihres rechtmäßigen Monarchen widersetzen, zweifeln könnte. Ich habe Ursache zu glauben, daß der Kaiser, in dieser Rücksicht, nicht an meinen Gesinnungen zweifeln kann.

Allein es scheint mir auch, als wenn seine Minister, das Volk in seinem Verdacht zu bestärken wünschen, und ihrem Herrn dadurch einen wichtigen Dienst zu leisten glauben, wenn sie, unter den gegenwärtigen Umständen, den Verdacht einer wirklichen, oder vielleicht zu leicht geglaubten Verschwörung auf Sie wälzen. Da es ihnen an einem Vorwand fehlt, um diese Sache durchsetzen zu können, und da Ihre bisherige Aufführung Sie gegen allen Verdacht schützt, scheint es, als wünschten jene, daß Sie durch einen verdächtigen Schritt dazu Anlaß geben möchten. Ich glaube gewiß, daß man Ihnen nur in dieser Absicht jene Nachrichten gegeben hat, mit denen Sie mich, in einem Ihrem Brief vom 27. beygelegten Aufsatz, bekannt machen. Denn es ist nicht wahr:

wahrſcheinlich, daß ein Mann, der jenen als Vertrauter dient, ihre Geheimniſſe verrathen, und ſein Leben aufs Spiel ſetzen werde. Viel wahrſcheinlicher hingegen iſt es, daß dieſe Nachrichten Ihnen auf Befehl der Kaiſerlichen Miniſter gegeben worden ſind, um Sie dadurch zu veranlaſſen, Wien heimlich zu verlaſſen, und durch Ihre Entweichung zu beweiſen, Sie hätten an der Verſchwörung in Ungarn Antheil gehabt, und fürchteten, da nun die ganze Verſchwörung entdeckt ſey, verhaftet zu werden. Durch Ihre Entweichung würden Sie alſo die falſchen Beſchuldigungen, welche man dem Publicum von Ihnen glauben machen will, ſelbſt beſtätigen.

Da es dem guten Erfolg meiner Angelegenheiten ganz entgegen wäre, durch einen übereilten Schritt jene liſtigen Anſchläge zu unterſtützen, ſo ſchicke ich Ihnen den Eilboten ſogleich wieder zurück, um Ihnen, ſo ſchnell als möglich, meine Geſinnung hierüber zu ſagen.

Dieſe iſt: daß Sie in Wien bleiben, bis ich Ihnen ausdrücklichen Befehl zu Ihrer Abreiſe gebe. Wenn der Krieg erklärt wird; ſo werden Sie noch frühe genug zurückkommen, um mir bey der Armee dienen zu können, wozu ich Sie beſtimmt habe. Wenn Sie auch nicht ſogleich bey dem Anfang des Feldzugs ſeyn können, werde ich die Dienſte, welche Sie mir anderwärts leiſten, eben ſo gut anzurechnen wiſſen.

Sollten Sie Wien ſchon verlaſſen haben, ehe Sie dieſe Depeſche erhalten, ſo haben Sie unmittelbar nach Empfang meines Briefs wieder dahin zurückzugehen, weil ich vorausſehe, daß Sie ſich nur unter dem Vorwand einer kleinen Reiſe, von der Sie ſchnell wieder zurückkommen würden, entfernt haben werden. Ich habe indeſſen die nöthigen Befehle gegeben, um zu verhindern, daß der Graf von Zinzendorf *) nicht ohne mein Vorwiſſen abreiſe. Sie können

 darauf

*) Der kaiſerliche Miniſter zu Paris, deſſen ſtatiſtiſche Relationen über den damaligen Zuſtand Frankreichs und des franzöſiſchen Hofs wir deswegen als Beylage zum Anfang der Memoiren von St. Simon geliefert haben.

Der Herausg.

darauf zählen, daß er für Sie haften muß. Auch lasse ich dem Herzog von Savoyen sagen: wenn er für seinen Gesandten etwas fürchte; so möchte es besser seyn, ihn sogleich zurückzuberufen, als die Erklärung des Kriegs erst abzuwarten.

In Betreff der andern Ihnen gegebenen Nachricht ist es sehr wichtig, ihr, so viel möglich, auf den Grund zu kommen. Manche Umstände lassen mich indeß an der Wahrheit derselben zweifeln. Der Herzog von Medina-Sidonia hat Ursache zufrieden zu seyn, und scheint es auch wirklich. Ich werde zur Verhaltung des Mannes, welchen man Ihnen genannt hat, vor seiner Zurückkunft nach Wien keinen Befehl geben. Fahren Sie fort, alles mögliche zur weiteren Entdeckung dieser Sache anzuwenden. Es ist weit besser, wenn sich der Spanische Gesandte in das Churfürstenthum Baiern zurückzieht, als wenn er die Befehle vom König in Spanien in den kaiserlichen Staaten erwartet, weil seine Person dort nicht in Sicherheit ist.

Ich habe Ihre Briefe vom 16. und 20. April erhalten. Da Sie mir darinn von den Bewegungen der kaiserlichen Truppen Nachricht geben, so habe ich Ihnen keine neuen Befehle zu ertheilen, als daß Sie fortfahren, mich von allem, was vorgeht, zu unterrichten.

Hiemit empfehle ich Sie, mein lieber Herr Marquis von Villars, dem Schutz Gottes ꝛc.

Brief von dem König an Ebendenselben.

Versailles d. 25. Mai 1701.

Herr Marquis von Villars! Ich habe Ihre Briefe vom 4. und 7. dieses Monats erhalten. Beyde überzeugen mich, daß Sie nichts unterlassen haben, um die Wahrheit der geheimen Nachrichten, den Stand und Charakter desjenigen, der Sie Ihnen gegeben hat, näher zu erfahren, und herauszubringen, ob, was er Ihnen vertraute, aufrichtig gemeint war, oder ob er von einigen kaiserlichen Ministern an Sie abgeschickt wurde, um Sie, unter den gegenwärtigen Umständen, zu einem falschen Schritt zu verleiten. Dieser Kunstgriff ist dem Charakter des Grafen von Mansfeldt

so

so angemessen, daß ich sehr geneigt bin, ihn für den Urheber davon zu halten, und zu glauben, daß derjenige, welcher Ihnen die Nachrichten mitgetheilt hat, nicht der Secretair des Grafen von Kaunitz ist.

Sie haben mir schon vor langer Zeit geschrieben, Ihre Briefe würden zu Wien immer vorher entziffert, ehe sie abgiengen. Vielleicht hat also der Mann, welcher mit Ihnen gesprochen, seinem Bericht durch diesen Umstand ein Gewicht geben wollen, indem er wohl wußte, daß er Ihnen nichts entdecke, was dem Publikum nicht schon bekannt seye.

Aus dem Betragen des Grafen von Zinzendorf läßt sich noch nicht schließen, daß er Befehl bekommen habe, heimlich abzureisen.

Mit einem Wort: Ich sehe aus allem, was Sie mir melden, daß man Ihnen aus keiner andern Absicht jene Winke gegeben hat, als um Sie in Furcht zu setzen, und zu einer plötzlichen Abreise zu bestimmen, damit das, was man Ihnen in der Folge, in Betreff der Ungarischen Unruhen aufbürden wollte, desto mehr Wahrscheinlichkeit bekommen sollte. Ich glaube sogar, daß der Graf von Kaunitz blos deswegen zögerte, Ihnen die Antwort vom Kaiser zu ertheilen, weil er erst abwarten wollte, welche Wirkung jene geheimen Nachrichten auf Sie machen würden. Alle diese Umstände beweisen, wie klug es von Ihnen war, daß Sie sich, weder durch jene Nachrichten, noch durch die Reden des Wiener Volks, in Furcht setzen ließen. Es ist für den Erfolg meiner Angelegenheiten vortheilhaft, wenn der Kaiser seinen Gesandten bey mir früher zurückberuft, als ich Sie. Auch haben Sie sehr wohl gethan, die Ihnen vom Grafen von Harrach angebotene Wache nicht anzunehmen. Man würde bald ausgestreut haben: der Kaiser habe ein geheimes Verständniß zwischen Ihnen und den Unzufriedenen in Ungarn entdeckt, und dieses Gerücht hätte durch die von Ihnen angenommene Wache mehr Wahrscheinlichkeit bekommen und böse Folgen nach sich gezogen.

Die Sachen können nicht mehr lange in ihrem gegenwärtigen Zustande bleiben; Sie können also darauf zählen, daß ich Sie bald zurückberufen werde. Nur muß ich erst

warten, bis der Kaiser dem Grafen von Zinzendorf Befehl gibt, abzureisen, weil es unschicklich wäre, wenn ich der Erste seyn wollte, der dieß thäte.

Ich habe dem Herzog von Savoyen sagen lassen: wenn er für seinen Gesandten in Wien etwas befürchte, solle er ihn sogleich zurückberufen. Der Graf von Zinzendorf würde schwerlich Geissel für Sie und ihn zugleich seyn können.

Brief von dem Herrn Marquis von Villars, an Herrn von Chamillart.

den 1. Juni 1701.

Mein Herr! Ich sehe aus Ihrem geehrten vom 10. Mai, daß Se. Majestät glauben, der als Hauptmann bey meinem Regiment stehende Herr von Beunaire seye noch bey mir. Er ist schon über anderthalb Jahre beym Regiment; und Sie werden selbst einsehen, wie nöthig mir, unter den gegenwärtigen Umständen, ein Mann von Kopf und Festigkeit wäre.

Ich hatte nicht Zeit, Ihnen mit dem zuletzt abgegangenen Eilboten zu schreiben, und habe deswegen den Herrn von Frejus gebeten, Ihnen mit wenigen Worten zu sagen, daß mein Haus täglich in Gefahr sey, und ich einen Mann höchst nöthig brauche, welcher nicht allein die Dienerschaft zur größten Vorsicht, sondern auch zu einer standhaften Vertheidigung anhalten könnte. Der Pöbel in Wien, welcher schon so viele Excesse begangen hat, und wüthender ist, als irgendwo, war, bey dem ersten Gerücht von der Verschwörung in Ungarn, schon im Begriff, mein Haus anzugreifen. Man hat mich benachrichtigt, daß die Canaille sich schon zusammengerottet hatte, und gegen mein Haus lief, als einer unter ihnen durch Klugheit oder Furcht zurückgehalten, ihnen sagte: Wir müssen den Tag abwarten.

Sie werden indeß erfahren haben, daß zwey Lothringische Offiziere, beydes sehr schöne Leute, von denen der Eine Hauptmann und Lieutenant bey dem Prinzen von Baden war, die in einem Wirthshause waren und französisch sprachen, von dem Volk absichtlich in einen Streit verwickelt wurden;

wurden; und ehe sie noch Zeit hatten sich zu erkennen zu geben, der Eine von Ihnen (der Adjutant) durch 30 Hiebe getödet wurde, der andere aber für todt liegen blieb. Zwey Tage nachher wurden meine Köche, welche, mit mehreren andern französischen Köchen, deren viele in Wien sind, in aller Ordnung und Ruhe Ball spielten, angegriffen, und bekamen 100 Stockschläge.

Zwar seit der Kaiser die Gnade für mich gehabt hat, mir durch den Grafen von Kaunitz sagen zu lassen: Er habe noch nichts davon gehört, daß ich an der Verschwörung von Ungarn Theil hätte; hatten es ehrliche Leute nicht mehr für ein Verbrechen, mit mir zu sprechen. Allein da die Kaiserlichen Minister bey den auswärtigen Höfen noch immer behaupten: ich hätte sie angezettelt; da auch alle Zeitungen und Liebenblätter davon voll sind, so werden Sie, mein Herr, leicht einsehen, daß ich noch immer von einem Volk zu fürchten habe, welches ich, vor einem Jahr das Haus des einzigen Mannes angreifen sah, welcher dem Kaiser in dem vergangenen Krieg Geld vorgestreckt, und sogar gegenwärtig die Lebensmittel in Italien und Deutschland zu liefern unternommen hat. Sein Haus stand zwischen zwey Wachthäusern, von denen die Eine dem Kaiser, und die Andere, aus 30 Mann bestehend, der Stadt gehörte. Der Kaiser war in Wien; und dennoch attakirte das Volk dieß Haus während 5 Stunden, brach auch endlich ein und plünderte es. Vor 4 Jahren, als dieser portugiesische Gesandte jene schreckliche Handlung verübte, war sein Haus schon von dem Volk umzingt.

Sie werden aus allen Zeitungen sehen, daß die Ungern sich gegen die ganze Kaiserliche Familie verschworen haben sollen. Wenige glauben, daß sie so weit gegangen seyen; allein das Volk glaubt es, und daß durch einen glücklicherweise aufgefangenen Brief, den mir der letzte Türkische Gesandte hieher schrieb, alles entdekt worden sey. Sehen Sie, solche Irrthümer haben sich verbreitet.

Sie werden mir gern zugeben, mein Herr, daß mir, wenn mein hiesiger Aufenthalt auch nicht mehr lange dauren sollte, die Gegenwart des Herrn von Bonnaire durchaus nothwendig ist; und wenn ich noch länger als Einen Monat

hier

hier bleiben solle, so würde ich sogar Se. Majestät selbst unterthänig bitten, einige zuverlässige Offiziere bey mir wohnen zu lassen.

Es wird Ihnen bekannt seyn, daß mir der Graf von Harrach, weil er dem Volk selbst nicht traute, eine Wache angeboten hat. Allein ich hielt für besser sie auszuschlagen. Denn bey der bekannten Bosheit der holländischen und deutschen Zeitungsschreiber würde, wenn sie sagten: der Minister des Königs zu Wien hat eine Wache, um gegen die Wuth des Volks geschützt zu seyn, dies eben so viel heißen, als: diese Wut des Volks ist gegründet. Der Savoyische Gesandte hat mir gesagt; Wenn ich gleich diese Wache nicht angenommen hätte, so habe man doch einige Befehle zur Sicherheit meines Hauses gegeben. Allein ich versichere Sie, seitdem ich die Unthätigkeit der Soldaten gesehen habe, als das bewußte Haus angegriffen wurde, bin ich überzeugt, daß mein Haus, wenn es sich nicht selbst vertheidigt, hundertmal geplündert und verbrannt werden kann, ehe man mir zu Hülfe kommen wird. Sie werden, wie ich nicht zweifle, den größten Theil dieser Angelegenheiten aus meinen Depeschen an Se Majestät und an Herrn von Torcy, schon wissen; und da Sie in Ihrem verehrten vom 19. die Güte gehabt haben, mir zu sagen: wenn Herr von Bonnaire mir durchaus nöthig seye; so würden Sie seinen Abschied für ihn zu erhalten suchen, so hoffe ich, daß Sie, mein Herr, diese Gefälligkeit für mich wirklich haben werden. Sobald ich in Strasburg werde angekommen seyn, will ich ihn wieder zurückschicken. Hier aber und auf meinem Wege gibt es kein Wirthshaus, wo, wenn der Krieg angefangen hat, man nicht den Beschimpfungen des Volks ausgesetzt wäre. Ich habe mich schon einmal unter ähnlichen Umständen aus Deutschland zurückgezogen. Herr von Lusignan und ich waren beysammen. Der gute Mann endigte seine Gesandtschaft mit einer halbjährigen Gefangenschaft in einem Schloß in Tirol; und ich war kaum glücklich oder schlau genug mich aus dem Spiele zu ziehen. Ich halte mich hier gegenwärtig zum Dienst Se. Majestät für so unnöthig, daß ich immer in der Erwartung bin, bald abreisen, und nur einen Secretair hier lassen zu dürfen. Ich habe die Ehre zu seyn, mein Herr ꝛc.

Brief

Brief von dem Marquis von Villars an den Herrn Marquis von Torcy.

den 1 Juni 1701.

Mein Herr! ich eile Ihnen eine ganz neue Begebenheit von dem römischen Könige, der mich so sehr haßt, zu erzählen. Einer seiner Günstlinge hat sie mir gestern mitgetheilt. Dieser sprach mit ihm über seine Maitresse, und war kühn genug, sie eine Coquette zu nennen. Im Augenblick geräth der beleidigte Liebhaber in Wut, schließt die Thüre ab, zieht den Degen und will seinen Günstling zwingen, sich zu vertheidigen, um die verletzte Ehre seiner Geliebten auf eine edle Art zu rächen. Der Günstling bittet um Verzeihung, und sagt: er wolle lieber in aller Welt bekennen, sie seye die Tugend selbst! Damit war die Geschichte zu Ende. Was denken Sie davon? Sie können hieraus den Character dieses Mannes beurtheilen.

Brief von dem Marquis von Villars an den König.

Sire!

Unerachtet aller Vorschläge vom Kaiser, der überdieß durch die Bitten zweyer Maitressen unterstützt werden, unerachtet aller Kunstgriffe der alten Gräfin von Paar, welche nur hieher gekommen ist, um den Churfürsten zu bereden, nach Wien zu gehen, wozu sie ihn auch wirklich gebracht haben würde, wenn ihn nicht eine neue Neigung, die ich ihm beygebracht habe, hier fest hielte, unerachtet alles dessen — schmeichle ich mir dennoch, die Sachen dahin zu bringen, wo Ew. Majestät sie wünschen.

Ich muß Ew. Majestät auch noch von der gegenwärtigen Liebschaft des Churfürsten Nachricht geben. Seit zwey Monaten hat er sich an eine Hofdame, Fräulein von Zinzendorf, attachirt, die ihn sehr lebhaft beschäftigt. Alle Feste werden ihretwegen gegeben. Er denkt an nichts weiter, als wie er ihr gefallen könne. Die Schwierigkeiten, welche er bey diesem Fräulein findet, die sich ziemlich anständig betragt, feuren ihn noch mehr an, und ich sehe aus allem dies

sem

sem den Anfang einer heftigen Leidenschaft. Das Fräulein weiß, daß sie diese Neigung vorzüglich mir zu danken hat, bedient sich zuweilen meines Raths, und wenn sie über die andere siegt, so glaube ich, ungeachtet sie mit dem Grafen von Kaunitz verwandt ist, der sie zur Hofdame bey der Churfürstin gemacht hat, dennoch so viel Einfluß auf sie zu haben, daß sie mir nicht entgegen seyn wird.

Der Churfürst schreibt indessen noch immer regelmäßig an das Fräulein von Wel, und läßt ihr ein Zimmer gerade unter dem Seinigen einrichten. Dieses Geheimniß wissen nur die Minister und ich. Selbst die Piemonteser wissen nichts davon. Wird sie nur erst hier seyn, so werde ich diejenige zu gewinnen suchen, welche am meisten Einfluß haben wird.

Die Reise nach Venedig hängt blos von der Sprödigkeit oder Gunst des Fräuleins ab, welche hier ist; und hierüber ist noch alles unbestimmt.

II.

Anhang zur Geschichte der Schlacht bey Hochstätt. s. Buch VII.

Ludwig der XIV. liebte die Ehrenzeichen, die Tempel, die glorreichen Innschriften, die hohen Lobeserhebungen, welche so freygebig an ihn verschwendet wurden, wenn er eine Stadt oder eine Festung erobert hatte. Seine Feinde errichteten dagegen ihm ebenfalls von ihrer Seite Monumente, die für ihn sehr demüthigend seyn mußten. Unter diese gehört folgende Innschrift nach der Schlacht bey Hochstätt.

Kaum sollte man es glauben, daß dieser Monarch schwach genug war, sie zu bitten, man möchte sie nicht bekannt machen. Wir wollen sie als ein Denkmal aufbewahren, das Wahrheit und Freyheit hervorgebracht zu haben scheinen. Eine Warnung für alle eroberungssüchtige Monarchen! Sie ist aus den Manuscripten von Saint Simon ausgezogen.

Monu-

MONUMENTUM

AETERNAE MEMORIAE SACRUM.
ANNO 1704. DIE 13. AUGUSTI
IN HAC REGIONE
INGENTI CLADE FUSUS FST EXERCITUS
GALLO BAVARUS
DUCTUS AB EMMANUELE ELECTORE
ET FRANCIAE MARESCHALLIS
DE TALLARD ET MARSIN
QUORUM ALTER IN PRAELIO CAPTUS
CUM 40. PRAEFECTIS BELLI PRIMARIIS
100. MINORIS ORDINIS
ET 12. M. GREGARIIS
PRAETER DELETOS IN CASTRO 14. M.
ET 4. M. IN FLUMEN PRAECIPITATOS.

EXERCITUI CUM IMMORTALI GLORIA
IMPERAVIT
JOANNES DUX DE MARLBOROUGH ANGLUS QUI
SUB AUSPICIIS ANNAE REGINAE
ET FOEDERATI BELGII ORDINUM
STRENUUM MILITEM
A TAMISI ET MOSA AD DANUBIUM EDUXERAT
UT GERMANIAE PERICLITANTI SUCCURRERET.
QUAM EXPEDITIONEM
JUNCTIS CUM LUDOVICO MARCHIONE BADENSI
COPIIS
EXPUGNATO AD DONAVERTAM MONTE
VALLO ET AGGERE MUNITISSIMO
SUMMA CUM FORTITUDINE INCEPIT
ET POST
SOCIATIS ITERUM ARMIS CUM
EUGENIO SABAUDIAE PRINCIPE
DECRETORIO CONFLICTU
IN CAMPO INTER BLENHEIM ET HOCHSTEDT
PARI CONSTANTIA ET FELICITATE PERFECIT.
ERAT ADVERSA ACIES
ET NUMERO ET LOCI SITU SUPERIOR
NEQUE ALIUS AD VICTORIAM PATEBAT QUAM
PER PALUDES ADITUS.
SCIANT FOEDERATI DUCES
VIAM VIRTUTI NULLAM ESSE INVIAM.
DISCANT PROCERES
CONJURATIONEM CUM PATRIAE HOSTIBUS RARO
ESSE IMPUNEM.
AGNOSCAT TANDEM LUDOVICUS XIV.
NEMINEM ANTE OBITUM DEBERE AUT FELICEM
AUT MAGNUM PRAEDICARI.

Seite

54. Endlich wurde Saladin krank.

Während seiner Krankheit hatte sich der Fürst von Emissa, Muhamed, heimlich Mühe gegeben, die Einwohner von Damascus zu bewegen, ihm die Stadt zu übergeben, sobald Saladin würde gestorben seyn. Man sagt, daß dieser davon Nachricht erhalten, und ihn bey einem Gastmale mit Gift habe hinrichten lassen.

55. Saladin gab seinem Sohn Addahir deswegen Haleb.

Almalich Almodoffar Takoddin Omar, des Sultans Bruderſohn, Statthalter von Egypten, beklagte sich in einem Schreiben über Alapzdal, daß er ihn hindere, den Tribut einzutreiben. Denn wenn er einen der seine Abgaben nicht entrichtet hatte, mit Schlägen dazu anhalten wollte, so spreche ihn dieser jedesmahl frey. Der Sultan nahm zwar seinen Sohn aus Egypten weg, berief aber auch zugleich den Almadoffer zu sich, weil er ihn im Verdacht hielt, daß er sich nach seinem Ableben zum Herrn von Egypten aufwerfen wolle.

59. Der Graf von Tripolis entschloß sich die Flucht zu ergreiffen.

Saladin eroberte das dem Grafen von Tripoli zugehörige Tiberias, schloß aber mit ihm einen Bund, vermöge dessen jener sich anheischig machte, den Befehlen des Sultans zu gehorchen. Hierauf schickten die Franken ihre Priester und den Patriarchen an den Grafen, um ihn von dem Bündniß wieder loszureiſſen, welches ihnen auch gelang.

So erzählen Bohadin und Abulfeda. Ganz anders verhielt sich die Verrätherey dieſes Grafen nach andern Berichten. Balduin IV bestieg in seinem 13ten Jahre den Thron von Jerusalem. Graf Reimund von Tripoli verwaltete das Reich während seiner Minderjährigkeit mit Ehre, und als der junge Mann selbst die Regierung übernahm, da äuſſerte er eine ungemeine Klugheit und Tapferkeit, so schwächlich auch sein Körper von Natur war. Seine letzte That war die, welche er gegen einen meineydigen Tempelherrn, Robert

III.

In Beziehung auf den Einfluß, welche Frau von Maintenon auf die Spaniſchen Angelegenheiten gehabt, und auf die Correſpondenz zwiſchen der Prinzeſſin von Urſini und der Frau von Maintenon.

Die Prinzeſſin von Urſini bittet Frau von Maintenon in einem Brief vom 6. Januar 1706. daß die Königin in Abweſenheit des Königin die Regierungsgeſchäfte zu führen, und der Geſandte Amelot bey ihr zu bleiben habe, um ihr mit ſeinen Rath beyzuſtehen; zu einer Zeit wo der Aufruhr in Caſtilien eben ſo ſehr zu fürchten ſey, als in den übrigen Provinzen, indem die Mönche die Kühnheit hätten, überall zu Gunſten des Oeſterreichiſchen Hauſes zu predigen.

den 20. Januar 1706.

Wenn der Herzog von Noailles ihr Neffe iſt, ſo iſt er nach dem in Bretagne angenommenen Gebrauch auch der Meinige ... Die Königin ſagt: ſie werde ſich in ihm einen ſolliden Freund erwerben.

7. October.

Sie haben die Gefahren richtig vorausgeſehen, welchen ſich der Herzog von Orleans zu Turin ausſetzen würde. Sein Muth und Verſtand machen ſeine Thaten bewundernswürdig; er hat ſich als einen tapfren Helden und groſſen Krieger gezeigt. Es iſt ein groſſes Unglück, daß der arme General Marſin und Seine Königliche Hoheit bey dieſem Vorfall nicht gleicher Meynung waren. Wer hätte dies von einem talentvollen und erfahrenen General erwartet.

3. November.

Es iſt ein groſſes Glück, daß der Herzog von Orleans ſeine Geſundheit wieder erlangt hat.

Die Generale liebten die Vergnügungen, mehr als den Ruhm, und ſuchten, um jene zu genieſſen, auch Se. Königliche

liche Hoheit (zu Paris) da hinein zu ziehen. Dieser Prinz ist zwar dafür nicht unempfänglich, allein er weiß sie dem noch dem Ruhm und allgemeinem Wohl nachzusetzen.

Was thun nicht die, welche man Jansenisten nennt und die ihnen entgegengesetzte Partey, um zu verhindern, daß nicht Personen nach Rom geschickt werden, welche für oder wider ihre Meynung sind? Spricht man noch von allem diesem dort, wo Sie sind, Madame? Mir dünkt, die Leute sollten alle ihre Streitigkeiten beylegen, bis der allgemeine Friede gemacht wäre, und alsdann erst wieder ihren innern Krieg anfangen, um sich, wenn sie Lust haben, die Mützen vom Kopf zu reissen. Gegenwärtig haben wir in der That ernstere Dinge vor uns. Was mich betrifft, bin ich gegen zevde Partheyen immer so gleichgültig gewesen, daß ich nicht einmal darüber reden hören möchte; ich suche mir immer Beichtväter, die weder Freundschaft noch Haß gegen sie haben.

Sie haben mich hieher versetzt. Ich werde ferner Ihre Achtung und die Ehre Ihrer Freundschaft zu verdienen suchen.

IV.

Ueber die Schlacht von Almanza. Gesinnungen der Prinzessin von Ursini. Folgen ihres Briefwechsels mit der Frau von Maintenon.

Zu Buch IX.

(2. May 1707.)

Der Sieg von Almanza ist noch wichtiger, als man glaubte. Die ganze feindliche Infanterie ist getödtet oder gefangen. Der Herzog von Orleans und der Marschall von Berwik haben den klugen Vorsatz gefaßt, diesen Sieg zu nutzen. Sie rücken gegenwärtig in das Königreich Valens ia ein, und werden es wahrscheinlich schnell erobern. Auch Arragonien wird ohne Zweifel dieses Schicksal haben. Ich glaube nicht, daß der Erzherzog mit diesem Verlust wegkommen wird, wenn das Glück die guten Absichten Ihr Königlichen Hoheit unterstützen sollte.

den 7. ebendesselb. Monats.

Ich glaube nicht, daß Seine königliche Hoheit sich lange in diesem Hof aufhalten werden. Da Sie das Unglück ge-

habt haben, nicht bey der Schlacht gewesen zu seyn, so werden sie eilen, bey einer andern Gelegenheit sich Ruhm zu erwerben.

V.

Ueber die Gesinnungen der Prinzessin von Ursini, gegen den Herzog von Orleans, ehe sie sich entzweit hatten.

Als Fortsetzung und Zusatz zum IX. Buch.

(den 30. August 1706.)

Wir wissen nichts umständliches von dem, was bey der Schlacht von Turin vorgefallen ist, als daß der Herzog von Orleans als Held gefochten hat, und verwundet worden ist; doch nicht gefährlich; und daß der arme Marschall von Marsin daselbst getödtet wurde.

Man hat gewiß alle Geschicklichkeit und allen Eifer nöthig, welchen der Prinz von Vaudemont bey allen möglichen Gelegenheiten sonst anwendet, um jetzt den Unternehmungen zu widerstehen, die der Prinz Eugen in dem Lande macht, das er inne hat. Vergessen Sie nicht, ich bitte Sie, wie sehr man diesem Gouverneur durch Argwohn unrecht gethan hat. Ich erinnere mich wohl, daß, als Seine catholische Majestät zu Barcelona war, es an unserm Hofe auf dem Punkt war, den König von Spanien zur Absetzung desselben zu überreden.

(d. 16. Sept. 1706.)

An dem guten Willen des Marschalls von Berwik läßt sich gar nicht zweifeln. Ungeachtet die Spanier nicht für ihn sind, hört man doch nichts schlimmes über ihn; und diesen zu gefallen ist schwer.

Wenn dort (bey Turin) eine Action vorfallen sollte; so müßte man für die Person des Herzogs von Orleans besorgt seyn, indem dieser junge Prinz einen unerschütterlich kühnen Muth hat.

Burgos den 23. Sept.

Herr von Vendome versicherte, la Feuillade werde Turin erobern, ehe der Prinz Eugen Zeit haben würde, zu dem Herzog von Savoyen zu stoßen.

VI.

VI.

Ueber die Feldzüge des Herzogs von Orleans (nachherigen Regenten von Frankreich) in Spanien. Schätzbarer Briefwechsel über dieſen Gegenſtand, zwiſchen der Prinzeſſin von Urſini, und Frau von Maintenon. Betragen des Herzogs von Orleans in Spanien.

Zuſatz zum IX. Buch.

(den 16. May 1707.)

Der Herzog von Orleans iſt geſtern nach Arragonien abgereiſet, nachdem er ſich nur zwey Tage hier aufgehalten. Er kam von Valenzia, das er wieder zur Unterwürfigkeit gegen den König gebracht hat.

Ich wundere mich nicht, daß er ſo viel gutes von dem König und der Königin gerühmt hat. Er hat Ihnen nur Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Aber für mich bin ich ihm ſehr verbunden, daß er ſo von mir ſpricht, wie Seine königliche Hoheit die Gnade gehabt haben es zu thun.

(den 30. May 1707.)

Der Herzog von Orleans hat ſich der Stadt Sarragoſſa bemächtigt, wird aber nicht Luſt haben dort zu bleiben. Faſſen Sie alſo Muth, Madame, denn nach aller Wahrſcheinlichkeit werden Seine Königliche Hoheit noch mehr Eroberungen machen.

(den 5. Juni.)

Ich wundere mich nicht, Madame, daß man zu Verſailles von dem Prinzen von Vaudemont bezaubert iſt.

(24. Juni.)

Es kömmt alles darauf an, daß Seine Königliche Hoheit, und der Marſchall von Berwik, die Zeit benutzen, und daß ſie alles, was ſie bedürfen, ſchnell genug erhalten, um Lerida einnehmen zu können, welches für uns die nöthigſte Feſtung iſt, um die Catalonier und Arragonier im Zaum zu

halten. Allein alles, was man von Frankreich her erwartete, ging gar zu langsam, und es wird Ihnen, Madame, wohl bekannt seyn, daß das Geld eben so rar ist, als die Artillerie. Dadurch wird die Absicht des Herzogs von Orleans, gegen Portugal vorzurücken, verzögert. Er hat indessen nie dahin sich ziehen wollen, ohne den Ort, wo er ist, gut zu besetzen, und für den Erzherzog unzugänglich zu machen. Die Prinzessin von Conti, deren Mutter genannt war, ist die Einzige gewesen, die wegen der Frau von Montespan Trauer anlegte.

(7. July 1707.)

In einer Stelle über den Marschall von Tessé, welcher glaubte, der Herzog von Savoyen werde in Frankreich einfallen, schreibt U. Ich muß sagen, daß man nicht gern einen Mann als Anführer einer Armee sieht, der den Feind sogar sehr fürchtet.

(d. 21. Julii 1707.)

Madame, wenn ich unwillig darüber war, daß der Herzog von Orleans das, was er zur Belagerung von Lerida nöthig hatte, und was ihm versprochen war, nicht auf die bestimmte Zeit erhalten hatte, so bin ich desto gelehriger über die von ihm zurück verlangten Truppen, welche auch schon nach Provence abgegangen sind, indem ich vollkommen einsehe, wie wichtig es für Frankreich und Spanien ist, zu verhindern, daß der Herzog von Savoyen in dieser Provinz nicht Fuß fasse, daß er vielmehr genöthigt werde, seinen Plan darauf, sobald wie möglich, wieder aufzugeben.

Der Marschall von Berwik hatte Befehl bekommen, nach der Provence zu marschieren. Auf diese Art hat nun der Herzog von Orleans völlige Freyheit, alles zu unternehmen, was ihm seine Kräfte erlauben. Wenn es wahr ist, daß Seine Königliche Hoheit und dieser Mylord, nicht völlig mit einander einverstanden sind, so kann ich wenigstens Ihnen nicht verhehlen, daß man ihn in diesem Lande davon nicht hat überreden wollen. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß jeder von ihnen andere Personen, die zur Erhaltung der Armee nöthig sind, zu Günstlingen habe, oder ob vielmehr besondere Ursachen, vielleicht Nacheiferung oder Ruhmsucht zum Grunde liegen. Wie dem auch seyn mag;

da

da ich nicht gerade die Quellen, noch die Thatsache weiß, so habe ich mich nicht entschließen können, Ihnen, Madame, darüber zu schreiben .... Ich kann nicht glauben, daß Herr von Maucré an dem angeblichen Mißverständniß, zwischen seinem Prinzen und dem Marschall, schuld seye, wenigstens sind seine Aeusserungen, und sogar sein Interesse dieser Meynung ganz entgegen, und da er Verstand hat, so ist das was man in dieser Rücksicht von ihm sagt, ohne Wahrscheinlichkeit. Der Gesandte, mit dem ich noch gestern sprach, und der viel mit ihm umgeht, weil er bey ihm logirt, ist hierin auch meiner Meynung.

Graf von Caylus reist von Madrid ab, um sich zu Sr Königlichen Hoheit nach Arragonien zu begeben. Ich wünschte, daß alle junge Leute, welche die Ehre haben können ihm den Hof zu machen, eben so klug wären als dieser.

(den 18. Julii 1707.)

Der Herzog von Orleans hat Lerida nicht angreifen können, weil, die ihm aus Frankreich versprochene Artillerie nicht angekommen ist. Seine Königliche Hoheit kann sich also nicht so zeigen, wie für den König von Spanien zu wünschen wäre. Man erwartete in diesem Lande, nach einem so großen Sieg werde man die Feinde nicht zu Athem kommen lassen. Indessen muß ich Ihnen, nach meiner gewöhnlichen Offenherzigkeit sagen, daß alles dieß allzu langsam geht. Ich glaube, Seine Königliche Hoheit ist darüber in Verzweiflung, und sieht nur zu gut ein, wie ihn überall Unglück verfolgt. Er scheint entschlossen zu seyn, Tortosa wegzunehmen, das immer ein wichtiger Platz bleibt, wenn gleich nicht so bedeutend als Lerida. Allein diese Unternehmung kann nicht angefangen werden, ehe Denia in unsern Händen ist, weil man Artillerie nöthig hat.

(d. 25. Julii 1707.)

Die Armee des Herzogs von Orleans und des Marschalls von Berwik, hat fast nichts gethan, seit sie in Arragonien ist. Daran ist die strenge Jahrszeit und der Mangel an Fourage schuld, worüber die Truppen sehr mißmuthig sind. Es thut mir sehr leid, daß ein Prinz, der die Ehre hat, ein Neffe des Königs zu seyn, seinen Durst nach Heldenthaten nicht befriedigen kann, und daß Se. Königliche

Hoheit sich noch nicht in einer solchen Stellung zeigen konnte, als ihm in mancher Rücksicht gebührt.

(d. 4. September 1707.)

Herr von Mancré ist diesen Morgen zu Sr. Königlichen Hoheit nach Arragonien abgereist. Da der Herzog von Orleans nun allein und unumschränkter Herr ist, so liegen alle Sorgen auf ihm. Es wird sehr rühmlich für ihn seyn, wenn er zwischen den beyden Nationen, die er commandirt, eine gute Kriegszucht wird einführen können, und wenn die Leute, welche den Unterhalt der Truppen zu besorgen haben, ihre Schuldigkeit thun werden.

(Nach der Nachricht, daß der König von Spanien dem Marschall von Berwik ein in dem Königreich Valenzia gelegenes Landgut, das ziemlich große Einkünfte trägt, geschenkt habe, fährt die Prinzessin fort:) Es werde zu einem Herzogthum erhoben, auf dem die Würde eines Grand von Spanien ruht. Diese Grandezza geht, wenn er will, auf den zweyten Sohn des Marschalls von Berwik über, und zwar für immer. Es wird Herzogthum von Liria genannt.

Das Detoschement aus Arragonien, welches der König nach der Provence hatte marschiren lassen, und welches Milord Berwik uns zurückbringt, wird dem Herzog von Orleans eine große Hülfe seyn. Es wäre ein großer wichtiger Schlag, wenn Se König'iche Hoheit die Festungen eroberten, die sie im Sinn haben anzugreifen. Es fehlte nur um zwey Stunden, so hätte dieser Prinz auf die feindliche Cavalerie einfallen können. Diese Action war gut berechnet und eingeleitet; allein die Zeit fehlte ihm. Er ist unter keinem glücklichen Planeten gebohren.

(18. September 1707.)

Es freut mich unendlich, daß Sie an den Catholischen Majestäten so viel Antheil nehmen, welche eben so gut Ihre Kinder sind, als die, welche Sie täglich um sich haben. Sie sind viel nachgiebiger, Madame, als ich, daß Sie sich entschließen, mit Narren, undankbaren und bochaften Menschen

schen zu leben, mit denen, wie Sie sagen, die Höfe angefüllt sind.

Milord Berwik hat mir von Sarragossa geschrieben und versichert, daß er in wenig Tagen bey dem Herzog von Orleans seyn werde.

Herr von Nancré wünscht mehr als jemand, daß sein Prinz die beste Parthey ergreifen möge, weil er für die Handlungen seines Herrn haften muß. Er ist in einer Lage, die ich mir nicht wünschen möchte; denn das Schicksal hat Se. Königliche Hoheit bis jetzt immer auf dornigten Pfaden geführt.

(26. September.)

(Von den Grandes von Spanien.)

Wenn Se. Majestät einige davon streng bestraft hätte, so wäre die Ligue bald aufgelöst gewesen. Je mehr man sie für gefährlich hält, desto kühner werden sie. Man kann ihre Verwegenheit durch nichts so sehr unterdrücken, als wenn man ihnen zu erkennen gibt, daß sie durchaus nicht furchtbar sind. Dieß ist das einzige Mittel, sie auch bey dem Feinde in Miscredit zu bringen. So lange man andere Grundsätze haben wird; so lange wird man sich betrügen. Sie schmeichelten sich, an Ihrem Hof eine Zuflucht zu haben, und durch die Protection des Königs alle mögliche Aemter erhalten zu können (wie es auch wirklich wahr ist). Zur Dankbarkeit dafür machen sie überall bekannt, ihr König sey nur ein Schatten, und Ludwig XIV. beherrsche allein diese Monarchie.

Der Herzog von Orleans, welcher sehr gütig gegen mich ist, hat mir den Wunsch entdeckt, daß er einem gewissen Fräulein, die ihm nicht gleichgültig war, gerne eine Art von Auszeichnung verschaffen möchte. Sie werden leicht errathen können, daß ich von dem Fräulein von Sery spreche. Se. Königliche Hoheit sind in Verlegenheit, wie dieß zu machen sey, und sind auf den Einfall gekommen, der simple Titel als Hofdame der Königin von Spanien, ohne allen Gehalt, würde angemessen seyn. . . . Er wünschte Ihnen, Madame, die Verbindlichkeit zu haben, daß der König seine Absichten nicht mißbilligte; denn der Beyfall Sr. Majestät würde den

König und die Königin von Spanien hinreichender Grund seyn, dem Herzog von Orleans, der noch gröſsere Gnadenbezeugungen verdient, dieſes Vergnügen zu machen, und Ihre Majeſtäten würden es gerne thun. Es wird gewiſs keine üble Folgen haben; im Gegentheil würde jeder Caſtillianer ſehr damit zufrieden ſeyn, und ſelbſt ſo handeln. Ueberdieſs, Madame, ſind dergleichen Dinge nichts neues. Ich ſchmeichle mir von Ihnen eine günſtige Antwort darüber zu erhalten, für die ich Ihnen ſehr verbunden ſeyn werde.

(den 2. Otober 1707.)

(Die Prinzeſſin von England betreffend.)

Ich freue mich, wenn ich ſie loben höre, und wünſchte ſie einſt als Herzogin von Berri zu ſehen.

(10. October.)

Der Herzog von Orleans iſt über ſeine Fortſchritte von Lerida ſehr vergnügt. Zwiſchen ihm und dem Milord wird keine Verſchiedenheit der Geſinnungen ſtatt finden, weil ſie beyde nur die Abſicht haben, mit Treue zu dienen.

(den 17. October 1707.)

Endlich wird das Glück dem Herzog von Orleans günſtig; er hat die Stadt von Lerida erobert, und hofft daſſelbe von dem Schloſs. Es ſind nur ſehr wenige getödtet oder verwundet worden. Er ſchreibt dem König von Spanien, nichts davon erfahren zu haben, daſs der Feind eine Verſtärkung erhalten werde. Nach der Einnahme dieſes Schloſſes wölle er ſich von Tortoſa Meiſter zu machen ſuchen, alsdann werde er das Vergnügen haben, Ihren Majeſtäten in Madrid ſeine Aufwartung zu machen. Man wird aus mancherley Urſachen ſehr froh ſeyn, wenn er auf eine ſo rühmliche Art wieder dahin zurückkehrt.

(23. October.)

Sie haben mir ehemals, mit jenem unbekümmerten Weſen, das Sie zuweilen annehmen, eine Prophezeyung gemacht. Sie ſagten mir, Madame, Ihre Anſtrengungen werden je länger je mehr zunehmen. Sie werden weder zum

Eſſen,

Essen, noch zum Schlafen, noch zum Ausruhen mehr Zeit haben. Ihr Geist und Körper wird in beständiger Unruhe seyn, und dieser Zustand wird bey weitem länger dauren, als Sie glauben. Diesem Fürsten (dem König von Spanien) fehlt nichts, als das Talent seine großen Eigenschaften zu erkennen zu geben; denn er besitzt gewiß alle die ihm Liebe und Achtung erwerben könnten, allein er hat zu wenig Selbstvertrauen. Ich hoffe, die Zeit werde auch diesen Fehler verbessern, weil sein Mißtrauen gegen sich selbst ehmals noch weit größer war.

Auf alles, was Sie mir, die Wünsche Seiner Königlichen Hoheit betreffend, die Güte gehabt haben, zu antworten, habe ich kein Wort zu sagen, und werde ein ehrfurchtsvolles Stillschweigen beobachten. So hoffe ich wird dadurch, daß ich mich dem Willen des Königs gänzlich unterwerfe, mein einziges Vergehen gegen Sie, aus Ihrer Erinnerung verwischt werden.

(13. November 1707.)

Man schreibt uns täglich von der Armee, Se. Königliche Hoheit thue Wunder. Sein Beyspiel würke unglaublich auf alle Truppen. Er hat viele Neigung und Talent zum Kriegswesen, ist ruhmbegierig, liebt und verehrt den König über alles, und ist ein warmer Vaterlands-Freund. Wenn er bey so vielen wesentlichen Vorzügen auch zuweilen etwas versieht, so muß man es ihm verzeihen, und hoffen, daß er durch reiferes Nachdenken über dergleichen Schwachheiten siegen werde.

(den 19. November 1707.)

Nun ist also die Unglücksperiode des Herzogs von Orleans vorüber. Er hat den Ruhm, wie ich die Ehre gehabt habe, Ihnen zu melden, diese wichtige Festung erobert zu haben, wovon er sich durch keines der Hindernisse abschrecken ließ, die sich seinem Vorhaben entgegen setzten.

(27. Nov.)

Man sagt, wenn der Herzog von Orleans nicht alles habe, was er zur Belagerung von Tortosa bedürfe, so wäre

Seite

von St. Alban, der zu den Sarazenen übergetreten war, ausübte, indem er dessen Heer in die Flucht schlug. Bald darauf ward er mit einem Aussatz befallen der ihn zu allen Geschäften des Kriegs und der Regierung unfähig machte. Aus Furcht, der Graf Reimund, der eben so viel gute als böse Seiten hatte, möchte ihn vom Thron stoßen, vermählte er seine Schwester Sibylle mit Guy von Lusignan, einem Sohn des Grafen Hugo von la Marche. Diese Vermählung, wodurch Guy von Lusignan die nächsten Ansprüche auf den Thron erhielt, wirkte so stark auf die Gemüther der Großen, daß der König den Sohn seiner Schwester, mit dem Markgrafen von Montferrat erzeugt, krönen ließ, und dem Grafen Reimund die Vormundschaft über denselben übertrug.

Nach Balduins IV Tode wurde auch dieser neunjährige Prinz und erwählte König (Balduin V) aus dem Wege geräumt. Man sagt seine eigene Mutter und der Graf von Tripoli sollen ihm Gift beygebracht haben. Reimund der sich itzt schmeichelte, daß man ihn zum König wählen würde, sah seine Hofnungen getäuscht, da Guy von Lusignan durch die List seiner Gemahlin den Thron bestieg, und wurde darüber so erbittert, daß er heimlich die Religion Muhammeds annahm, und sich mit Saladin gegen die Christen verband. In der Schlacht bey Hittyn, verließ er verrätherisch den Kampfplatz. Der Großmeister der Tempelherren und andre Ritter bewirkten durch ihren Muth, daß das Treffen zwey Tage dauerte; aber endlich mußten die Christen unterliegen, und sich fast ohne Gegenwehr niedermetzeln lassen, da sie zwischen glühenden Felsen standen, wo ihnen aus Mangel am Wasser fast alle Lebenskraft entgangen war. Reimund glaubte, Saladin würde ihm ein Königreich, das Reich Jerusalem geben. Als dieser aber seinen Wunsch nicht erfüllte, so verfiel er in eine Raserey, in der er elendiglich starb.

60. Eben so auch den Grafen Arnald.

Dieß ist Graf Reginald von Chatillon, Fürst von Antiochien. Diese Begebenheit ist mit dem, was zu

de er, nach dem Taufactus, auf zwey Monate nach Frankreich gehen.

(2. Dezember.)

Ich erfahre eben von Sr. königlichen Hoheit, man habe ihm hinterbracht, wir beyde, Sie und ich, seyen mit einander einverstanden gewesen, um zu hindern, daß ihm die Eroberung von Lerida nicht gelänge. Da wir es nicht haben verhindern können, so halte ich für gut, wenn wir ihm ins Künftige nichts mehr in den Weg legen.

(12. Dezember.)

Wenn Herr von Chamillard die französischen Truppen in Zukunft eben so im Elend läßt, wie bisher, so wird alles verloren seyn. Se. königliche Hoheit werden Ihnen diese Wahrheit nur zu sehr bestätigen. Er versichert, seine Reise werde sehr kurz seyn, worüber ich recht froh bin; ich würde es noch mehr seyn, wenn er befriedigt von Ihnen zurückkäme; Er verdient in der That, daß man Rücksicht auf ihn nimmt. Er wird nicht der erste Prinz seyn, welcher wünscht, daß man gewisse Personen auszeichne, die im Grunde die Fürsten weder achtungswürdiger, noch tadelswerther machen.

(18. Dezember.)

Obgleich der Herzog von Orleans Ihren Majestäten versprochen hat, seine Reise werde nur sehr kurz seyn; so sahen wir ihn diesen Morgen doch ungern abreisen. Von der vorgeblichen Uneinigkeit zwischen Sr. königlichen Hoheit und dem Marschall von Berwik hat man nichts bemerkt. Sie sprachen mit einander, wie sonst. Sie sind wohl in militairischen Operationen nicht immer gleicher Meinung, wie Sie, Madame, es bey der Belagerung von Lerida bemerkt haben werden; allein die Verschiedenheit der Meinungen kann die Gesinnungen der Freundschaft nicht aufheben, besonders wenn der Niedrigere den Respect so zu beobachten weiß, wie Milord.

(D.

(d. 25. Dezember.)

Madame, es bleibt mir also nach Ihrer Meinung nichts übrig, als Vieles zu ertragen, mich von jedermann beneiden zu lassen, Geduld zu fassen, und meine Zärtlichkeit gegen Ihre Catholischen Majestäten, wo möglich noch zu erhöhen. Die Behauptung, daß wir beyde über die wichtige Eroberung Sr. königlichen Hoheit unzufrieden seyen, rührt wahrscheinlich von eben dem Zeitungsschreiber her, welcher Sie zu einer Freundin des Kaisers und mich zur Freundin der Königin Anna und des Herzogs von Savoyen machte.

Der Marschall von Berwik hat eine Reise nach Frankreich machen wollen; der König befahl ihm aber in Spanien zu bleiben. Wenn er aufrichtig hätte sagen wollen, was er davon denkt, so hätte er zugeben müssen, daß seine Gegenwart zu Valenzia und Aragonien, wo Se. Catholische Majestät ihm eine unumschränkte Gewalt gegeben hat, durchaus nothwendig ist.

VII.

Angelegenheiten von Spanien und Frankreich. Der Herzog von Orleans und die Prinzessin Ursini.

Zur Ergänzung des IX. Buchs.

(den 22. Oct. 1708.)

Der Gouverneur von Port-Mahon hat den Platz aus Feigheit oder durch Verrätherey verloren. Er ist aber dennoch eben so unbefangen nach Carthagena gekommen, als ob er in Spanien gut aufgenommen werden würde.

(29. October.)

Ich werde die Ehre haben, Ihnen Madame, alles zu melden, was Sie, den Herzog von Orleans betreffend, zu wissen verlangen. Allein es kann dieß noch nicht mit der gegenwärtigen Post geschehen, weil man erst wissen muß, was Se. Königliche Hoheit Ihren Catholischen Majestäten und mir

mir antwortet, um Ihnen hierüber mehr Aufschluß geben zu können. Ich kann Ihnen zum Voraus sagen, daß ich glaube, Se. königliche Hoheit werden mit meinem Betragen zufrieden seyn, indem ich alles gethan habe, ihm gefällig zu seyn, und ihm meine Achtung und Zuneigung zu beweisen. Auch der König und die Königin haben ihm von ihrer Seite alle mögliche Beweise ihrer Freundschaft und Dankbarkeit gegeben. Es wäre sehr unangenehm, wenn der Prinz, nach allem diesem, doch Ursache zu haben glaubte, darüber unzufrieden zu seyn.

Nichts ist treffender, als das, was die Herzogin von Bourgogne Monseigneur geantwortet hat. Sie zittere vor Furcht, der Herzog von Bourgogne möchte dem Feind entgegen rücken, und eben so sehr dafür, daß er es unterlassen möchte.

(12. Nov.)

Ueber die Einnahme von Lille.

Die Uneinigkeit unter den Generalen war schuld, daß alle gute Anordnungen zu spät gemacht wurden. Man kann sich nicht enthalten, zu sagen, daß einem darüber das Herz blute. Unsere Nation hat sich so ganz verändert, daß man sie gar nicht mehr erkennt. Ehemals handelte sie nur aus Ruhmbegierde, und gegenwärtig scheint sie gar keinen Sinn mehr dafür zu haben, nur ein unthätiges Leben zu wünschen, oder mit Vergnügungen sich zu beschäftigen, die ihren Pflichten ganz entgegen sind. Der König hat an Philipp den V. geschrieben, der Vorfall bey Lille würde den Frieden entfernen, und sie beyde würden neue Kräfte aufbieten müssen, um den Krieg fortzusetzen, und die Krone von Spanien zu befestigen.

Se. Catholische Majestät werden über die Aufrichtigkeit dieser Erklärung sich keinen Verdacht erlauben, als ob etwa der König Sie bloß dadurch hinhalte, um nachher einen Tractat zu schließen, wie der von Mailand war, von welchem er, wie es Ihnen, Madame, bekannt ist, durchaus nichts wußte. —

Wir wissen noch nicht, ob der Herzog von Orleans nach Madrid kommen wird, ehe er nach Frankreich zurückgeht.

Da

Da Sie mir aufgegeben haben, Ihnen zu melden, wie Se. Königliche Hoheit mit Ihro Majestät, oder wie wir alle mit Sr. Königlichen Hoheit stehen, so habe ich geglaubt Ihren Auftrag nicht besser erfüllen zu können, als wenn ich Ihnen diesen Aufsatz zuschicke. Herr Amelot ist Verfasser davon. Er hat ihn dem König vorgelesen, der ihn durchaus gut hieß, sich an alles, was darinn vorkam, genau erinnerte, und erklärte, es seye alles, bis auf den kleinsten Umstand wahr. Se. Majestät sind die Wahrheit selbst; man darf auf Ihr Wort bauen. Uebrigens kann ich Ihnen sagen, Madame, daß der König, die Königin, der Herr Gesandte und ich, uns in Rücksicht auf Ihre Königliche Hoheit nicht vorzuwerfen haben, daß man ihm öffentlich, und im besondern alle mögliche Lobeserhebungen gemacht hat, die man ihm schuldig ist, und man auf alle Art ihm gefällig zu seyn suchte. Sie wissen, was ich bey verschiedenen Vorfällen Ihnen über ihn gemeldet habe, und wie gerne ich das für diesen Prinzen zu erlangen suchte, was er wünscht. Ich habe mir die Freyheit genommen, ihm, als er zu Madrid, und auch seit er bey der Armee war, das zu melden, was zu wissen ich ihm für gut hielt. Ich habe keine Gelegenheit unbenutzt gelassen, wodurch ich ihm meine Achtung und Anhänglichkeit beweisen konnte. Wenn es mir bey allen meinen Bemühungen doch nicht gelungen seyn sollte, mir sein Wohlwollen zu erwerben, so kann ich es nur meinem Unglück zuschreiben.

Man behauptet, der gröste Theil seiner Dienerschaft seye ungerne in diesem Lande, und', da sie ihm, als einem Herrn, bey dem sie sich wohl befinden, ein langes Leben wünschen, so würden sie ihn lieber im Palais Royal, oder in der Opera, als in Gefahren sehen, denen er sich so leicht aussetzt. Man hat so eben erfahren, er werde den 15ten dieses Monats in dieser Stadt ankommen.

(den 19.)

Der Herzog von Orleans war unentschlossen, ob er vom König und der Königin Abschied nehmen, oder ob er, ohne sie vorher zu sehen, nach Frankreich gehen solle. Die Nachricht, man habe an dem Ort, wo Sie sind, gesagt, er stehe sehr schlecht mit dem König von Spanien, weil er den

Liebs

Liebhaber der Königin hab- machen wollen, hat ihn davon zurückgehalten. Ich glaube nicht, daß je ein Gerücht un gegründeter und boshafter war, als dieses; dieser Prinz hat nie weder die Absicht, noch den geringsten Schein davon gehabt. Er muß bösartige Feinde haben, und man darf sich wohl hüten, das Nachtheilige, was gegen ihn aesagt werden könnte, nicht zu glauben, da man, ihm zu schaden, eine Geschichte erdichtet hat, die so durchaus falsch ist. Se. Königliche Hoheit haben sich immer mit derjenigen Achtung gegen die Königin betragen, welche sie durch ihr bescheidenes und erhabenes Wesen einflößt. Der König ist gewöhnlich in ihrem Zimmer, nebst mir, wenn dieser Prinz dahin kömmt. Er spricht mit Ihren Majestäten über ihre Angelegenheiten, zuweilen auch über unterhaltende Kleinigkeiten, immer aber mit einer anständigen Zurückhaltung und Ehrerbietigkeit. Ihre Majestäten freuen sich immer ihn zu sehen, und es scheint mir, daß auch er gerne bey Ihnen ist. Sie sehen, Madame, wie genau ich Ihnen alles berichte, was ihn betrifft. Bedenken Sie, ich bitte Sie, wie weit die Bosheit geht. Ich glaube, er wird zu Ende dieser Woche abreisen, nachdem er die für den nächsten Feldzug nöthigen Maaßregeln genommen, und sich selbst überzeugt hat, daß man nichts unterlasse, was zu seiner Zufriedenheit beytragen, und ihn in den Stand setzen kann, seine Fortschritte gegen den Feind fortzusetzen, und den Krieg in Spanien glücklich zu endigen. Ich wünschte, Madame, daß alle Generale, die in Flandern sind, eben so mit diesem Hof übereinstimmten; dann würde gewiß alles besser gehen.

(26. November.)

Ich kann mich nicht enthalten Ihnen zu eröffnen, daß die den Generalen subordinirte Prinzen eine gar zu schlechte Rolle zu spielen haben, indem man ihnen nur das Schlimme, welches entsteht, und nicht auch das Gute zuschreibt. Ich habe es hier gesehen. — Es ist gewiß, Madame, daß sie sehr überflüssig sind, wenn sie nicht selbst handeln dürfen.

Der Herzog von Orleans wird, wie ich glaube, zufrieden von hier weggehen. Er hat bey sich selbst erfahren, daß wichtige Angelegenheiten nur durch Geduld und Beharrlichkeit durchgesetzt werden, deren nicht jeder fähig ist. Ihre Majestät

Majestäten und S. Königliche Hoheit haben sich zärtlich umarmt; Auch bin ich überzeugt, daß der Herzog von Orleans mein Freund ist; wenigstens hat er mich dessen versichert.

(9. Dezember.)

Die Unverschämtheit, mit welcher man überall und auf alle Art einen so verehrungswürdigen Prinzen, wie der Herzog von Bourgogne ist, tadelt, verdiente exemplarisch bestraft zu werden, und nichts scheint mir gefährlicher, als Hofcabalen, durch welche man die Gebieter anzuschwärzen sucht. Wenn die Urheber derselben aus redlichem Eifer für den Staat und den König handelten, so würden sie es diesem mit edler Kühnheit und Standhaftigkeit sagen, wo etwas in seinem Dienste versehen wird, öffentlich aber alles unterstützen, was zu seinem Ruhm dient, anstatt daß sie nur alles tadeln, was man thut, ohne die Gründe zu wissen, welche man dafür gehabt hat.

Wie kann man gegenwärtig, wo die Rede davon ist, einen König zu enthronen, einem andern seine Macht zu nehmen, überhaupt wo die wichtigsten Dinge vorgehen, sich mit dem Herrn von Cambray, den Jesuiten, den Freydenkern und den Jansenisten beschäftigen? Es wäre besser, wenn man nur an den Krieg dächte, die Feinde zu überwinden suchte, und beherzigte, daß dadurch, wenn man eine so gerechte Sache unterstützte, der Wille Gottes befolgt würde.

(21. Dezember.)

Madame! ich freue mich sehr, daß der Herzog von Orleans mit mir zufrieden zu seyn bezeugt. Ich habe alles gethan, mir sein Wohlwollen zu verdienen, und werde auch in Zukunft eine aufrichtige Verehrerin und Anhängerin Sr. Königlichen Hoheit bleiben.

(6. Jan. 1709.)

Se. Königliche Hoheit wünschen mehr als jemals den für Fräulein von Berry verlangten Titel zu erhalten, und ich bin gewiß, der hiesige Hof könnte ihm keinen angenehmeren Beweis seiner Erkenntlichkeit geben, als wenn er sich für den Abschluß dieser Sache verwendet. Erlauben Sie mir daher,

Madame,

Madame, daß ich Sie bitte, seiner Leidenschaft, sie mag seyn wie sie will, nicht entgegen zu seyn. Wir sind seinem Muth, seiner Klugheit und Standhaftigkeit die wichtigen Eroberungen von Lerida und Tortosa schuldig, und es ist für uns nöthig, daß ein neuer Eifer ihn für den nächsten Feldzug anfeuere. Diese Gründe sind sehr bedeutend, Madame! und ich glaube, unter gewissen Umständen darf man wohl den Gegenstand, auf den eine Gnade fällt, vergessen, wenn der, welcher sie erbittet, unendlich mehr verdient.

(28. Jan.)

Madame! nicht mehr über den Herzog von Bourgogne nehmen sich die Offiziere die Freyheit, loszuziehen; ihr ganzer Zorn fällt auf den Herzog von Vendome. Mir scheint, es wäre besser, wenn sie weder gegen den einen noch den andern sprächen und keine Streitigkeiten veranlaßten, indem sie Partheyen machen.

(24. Junii.)

Ueber die Absetzung des Herrn von Chamillard.

Wenn er auch weiter keinen Vorzug hätte, als seine Gutmüthigkeit, so wäre es schon genug für das, was er zu thun hatte, und um den Krieg zu führen und die Finanzen seit so vielen Jahren zu besorgen, wo die besten Köpfe kaum hätten widerstehen können, besonders zu einer so schrecklichen Zeit, wie die war, in welcher er an dem Ministerium Theil genommen hat.

(1. Julii.)

Madame! ich setze viel Zutrauen in einen General, der den Muth nicht verliert, auch wenn er an Macht zurückstehen müßte. Der Herr Marschall von Villars, welcher den Krieg und Ruhm liebt, schmeichelt sich, das Glück werde ihm eben so günstig seyn, als vielen andern, welche weniger starke Armeen commandirt, und dennoch gesiegt haben. Warum sollte dieß nicht auch geschehen können?

Herr

Herr Amelot wird heute die Veränderung, welche der König in seinem Despacho *) vorgenommen hat, umständlich beschreiben. Der Herr Gesandte ist also von mancherley Geschäften befreyt, indem er sich von dem Kriegs- und Finanzwesen gänzlich losgesagt hat. Der König und die Königin wollten, aus Rücksicht für den König, ihren Großvater, und aus Zufriedenheit über die geleisteten Dienste ihres Gesandten, daß er, so lange als er noch hier bleiben würde, immer in den Despache gehen möchte.

(5. Juli.)

Sie haben sich die Mühe genommen, Madame! mir in Ihrem Schreiben vom 4. Junii zu sagen, daß der König den Entschluß gefaßt habe, alle seine Truppen aus Spanien zurückzuziehen; allein Sie haben vergessen, mir Nachricht zu geben, daß der König diesen Entschluß wieder abgeändert hat, und 25 Bataillons daselbst lassen wird, welches Se Catholische Majestät als eine Sache, die für ihn von der größten Wichtigkeit seye, von ihm begehrt hat. Unerachtet Ihres Stillschweigens kann ich doch nicht den Verdacht haben, daß Sie, Madame, mit diesem Beweis der Güte, welchen der König seinem Großsohn gegeben hat, unzufrieden seyn sollten, wenn Sie mir auch gleich versichert haben, sie wünschten ihn entthront zu sehen.

(Madrid 9. Julii.)

Der Strahl von Hoffnung für das Leben des Infanten ist schnell verschwunden. Diese Nacht bekam er Anfälle von Convulsionen, und entschlief zum ewigen Leben.

(Madrid den 21. August.)

Man rühmte in Spanien das Betragen des Marschalls von Villars und den guten Willen seiner Armee. Der Marschall von Berwik scheint die Unternehmungen des Herzogs von Savoyen nicht zu fürchten.

(Ueber die Erbitterung gegen die Prinzessin Ursini, welche sich auf die Verhaftung des Flotte und Renaud gründete.)

Mehrere

*) Cabinet, oder Rath für unmittelbare königliche Ausfertigungen.

Mehrere haben mich davon benachrichtigt; andere haben es ihren Freunden am Hof geschrieben. Ich habe das eigene Schicksal, Madame, immer der Gegenstand von der Leidenschaft derjenigen zu seyn, welche gegen Ihre Catholischen Majestäten sind. Mein Eifer für diese und für den König macht, daß sie mich für ein Hinderniß ihrer ungerechten Absichten ansehen.

VIII.

Ueber die Spanischen Mönche und Bischöffe. Fortsetzung des Briefwechsels zwischen der Prinzessin Ursini und Frau von Maintenon.

Ergänzung zum IX. Buch.

(3. Dez. 1707.)

Die Bischöffe thun gewiß ihre Schuldigkeit, und der größte Theil erfüllt das, wozu er verpflichtet ist. Wir kennen sie mehr aus ihren Handlungen als aus ihren Reden, weil sie fast immer in ihren Diöcesen wohnen, und beynahe nie am Hofe erscheinen.

Denk-

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Ludwig von St. Simon.

X. Buch.

Des Herzogs von Orleans Abſichten auf den ſpaniſchen Thron, nebſt andern Hofkabalen, 1709.

Seite
Ende des 42 und 45sten Kapitels und in der Anmerkung zu S. 70 aus dem Abulfeda erzählt wird, unvereinbar. Der in die Gefangenschaft gerathene König, ist der König von Jerusalem.

62. Die Bedingungen bey der Uebergabe waren.

Saladin wollte anfangs gar keine Kapitulation annehmen, sondern die Stadt gerade so erobern als sie die Christen erobert hatten, nemlich mit stürmender Hand. Als die leztern ihm aber vorstellten, daß dieser Entschluß sie zur Verzweiflung bringen, daß sie bis auf den lezten Mann fechten, und also von beyden Seiten viel Blut fließen würde, weil die Anzahl ihrer wehrhaften Mannschaft sehr groß war, so ließ sich der Sultan eine Kapitulation gefallen.

Das große (vergoldete) Kruzifix, das bey der Peterskirche (auf der Zinne des Tempels Assachra, des heiligen Steins) aufgerichtet war, und von dem sarazenischen Pöbel so wie andre christliche Heiligthümer wider des Sultans Willen gemißhandelt ward, stand bey den Franken in einer so großen Achtung, daß sie in ein lautes Geheul ausbrachen, als die Muselmänner es herabwarfen, und den heftigsten Schmerz bezeigten den noch kein Muselmann in einem so hohen Grade an den Franken bemerkt hat.

Saladin führte sich bey seinem Einzug in Jerusalem nicht als Ueberwinder, nicht als Wüthrich auf, wie es est die Christen thaten und wie er es auch hernach aus gereizter Empfindlichkeit (siehe 110 Kapitel) that, sondern als der großmüthigste Fürst. Nur die abendländischen Christen, die so viel Unheil im Morgenland verbreitet hatten, mußten die Stadt räumen. Saladin war selbst Zuschauer bey dem rührenden Auftritt, als der Zug aus Jerusalem geschah. Voran zog der Patriarch mit der ganzen Geistlichkeit, ihm folgte die Königin Sibylla, mit ihren zwo Töchtern, und allen Vornehmen. Als er die Königin erblickte, stieg er von seiner thronartigen Erhöhung ab, empfieng sie mit aller Ehrerbietung und Leutseligkeit, sprach ihr Trost zu, und machte ihr Hoffnung bald ihren Gemahl in Freyheit zu sehen, gab ihr auch eine hinlängliche Bedeckung bis Askalon mit.

Inhalt.

Fortsetzung der Intriguen bey dem Französischen und Spanischen Hof, im Jahr 1709.

I. Wiederholung der Dienste des Herzogs von Orleans. II. Ursache des Hasses der Prinzessin von Ursini und der Frau von Maintenon gegen den Herzog von Orleans. III. Besondere Anekdote. IV. Ermahnung, welche der Herzog von Saint Simon dem Herzog von Orleans gab, und dessen Plane auf Spanien, im Fall diese Krone von Philipp dem V. aufgegeben würde. X. Die Grandes von Spanien überreden den Herzog von Orleans, daß die Parthie des Königs nächstens fallen müsse und daß es sogar nothwendig seye, mit Beschleunigung seines Falls an seine Stelle zu treten. Abscheu des Prinzen vor dieser Parthie. Er willigt ein, sich, wenn der König gefallen seyn würde, auf den Thron setzen zu lassen. Seine Eröffnungen an den Herzog von Saint Simon. VI. Anekdote von dem französischen Hof aus dem Jahr 1708. VII. Madame Maintenon setzt

Miniſter ein und ab, ſtürzt Chamillart und erhebt Voiſin. VIII. Schilderung des Chamillart und Voiſin. Ihre Geſchichte. IX. Hofparthien im Jahr 1709. Anekdoten in Beziehung auf dieſe drey Parthien, welche die Parthie des hohen Adels, der Miniſter und die von Meudon genannt werden.

1.

Wir haben gezeigt, welche wichtige Dienſte der Herzog von Orleans in Italien dem König geleiſtet. In Spanien hatte er Valenzia wieder zum Gehorſam gebracht, Saragoſſa unterwürfig gemacht, Lerida nebſt dem Schloß, auch die Stadt Tortoſa, belagert und eingenommen, und ſich überall durch ſeine Tapferkeit ausgezeichnet. Er that genug, um ſich den Neid der Prinzen und Großen an den beyden Höfen, Madrid und Verſailles, zuzuziehen.

2.

Allein als man argwohnte, und nachher entdeckte, daß er im Sinne habe, ſich des Spaniſchen Throns zu verſichern, verwandelte ſich dieſe Eiferſucht in Haß und Wuth. Sein Vorhaben, unſchuldiger als man damals glauben konnte, wurde mit den ſchwärzeſten Farben gemahlt. Es war nur die Wirkung der Herzhaftigkeit eines Prinzen, welcher ſich fähig fühlte, den Scepter zu tragen, der ein Recht auf die Spaniſche Krone hatte, und den man deswegen ſogar zum Nachfolger vorgeſchlagen hatte. Ueberdieß war Philipp der V. ſo weit geſunken, daß er im Begriff war, den Thron zu verlaſſen. Das Unglück von Frankreich und Spanien ſchien ihn zu zwingen, bald der Krone zu entſagen. So unſchuldig alſo dieſe Abſicht

ſicht des Herzogs war, ſo wurde ſie doch für dieſen Prinzen die Quelle ſeiner nachherigen Leiden und der Bitterkeiten, die ſich über ſein ganzes folgendes Leben verbreitet.n, auch ſogar über die freyeſte unbeſchränkteſte Periode deſſelben, während welcher er allein ſouveraine Macht hatte.

Ohne hier zu frühe etwas über ſeinen Character zu ſagen, will ich bloß folgendes von ihm anmerken. Seine Geſchäftloſigkeit verleitete ihn, häufig von Paris wegzureiſen, ſich aus zweckloſer Neugierde mit der Chemie, ſogar mit Nachforſchungen über die Wahrſagerkunſt zu beſchäftigen. Mit frechem Leichtſinn überließ er ſich, unbekümmert um den Hof, noch unbekümmerter um ſeine Gemahlin, ſeiner Maitreſſe, der Frau von Argenton, der Liederlichkeit, und ſchlechten Geſellſchaften. Dadurch hatte er ſowohl bey der Welt, als bey dem König, viel von ſeinem Credit verloren, als die Noth den König zwang, ihn nach Italien abzuſchicken, um dem Herzog von Vendome daſelbſt wieder aufzuhelfen. Sein Betragen bey Turin, wo er den unglücklichen Ausgang vorhergeſehen, und Marchin auf alle Art zu andern Maasregeln zu bewegen geſucht hatte, nebſt ſeinen nachherigen muthvollen Verſuchen, mit der Armee wieder nach Italien zu gehen, bewogen den König, ihm, gleichſam zum Troſt, das Commando der Armeen in Spanien zu übergeben.

Der König hatte ihm zu verſtehen gegeben, Er wünſchte, daß er mit der Prinzeſſin von Urſini in gutem Vernehmen bleiben und ſich in keine andere als den Krieg betreffende Angelegenheiten miſchen möchte. Der Herzog von Orleans war dieſen Befehlen genau nachgekommen. Die Prinzeſſin von Urſini hatte ihm gefällig zu ſeyn ſich bemüht, und mir ſelbſt Lobeserhebungen von ihm geſchrieben, die nicht unbekannt

bleiben

bleiben konnten. Ich wußte die Befehle des Königs, in Rückſicht auf ſie; ich war der redlichſte Freund von Beyden; ich wünſchte ihre Eintracht, weil ihr gegenſeitiges Glück, vorzüglich aber das Glück des Herzogs von Orleans, darauf beruhte, und theilte daher dieſem alles mit, was dazu beytragen konnte. Ich hatte während des kurzen Aufenthalts des Herzogs von Orleans zu Paris zwiſchen ſeinen beyden Reiſen nach Spanien, dieſe Abſichten zu unterſtützen geſucht, und ihm, wegen der Verbindung der Prinzeſſin von Urſini mit der Königin von Spanien, ſo wie mit der Frau von Maintenon hier, die Wichtigkeit davon ſehr nachdrücklich vor Augen gelegt.

Es gieng auch alles gut zwiſchen ihnen, bis zu ſeiner Zurückkunft von Spanien, wo er unzufrieden über die Nachläſſigkeit der Anſtalten für den nächſten Feldzug wurde, um den er ſich vor ſeiner Zurückkunft ſo ernſtlich bekümmert und ſo ſchöne Verſprechungen dafür erhalten hatte. Sehr aufgebracht, daß gerade eben dieſe Mängel, welche ihm beym vorigen Feldzug ſo viel geſchadet hatten, ihm auch beym nächſten großen Nachtheil bringen würden, äußerte er ſich laut bey der offenen Abendtafel hierüber; wodurch er ſich die Prinzeſſin von Urſini und Frau von Maintenon zu unverſöhnlichen Feindinnen machte.

Das gute Vernehmen zwiſchen ihm und der Prinzeſſin von Urſini ſchien übrigens doch noch immer fortzudauren, ungeachtet ſeine Foderungen um Lebensmittel und andere Bedürfniſſe für die Armee zu öfteren Störungen Anlaß gaben. Er bemerkte an andern kleinen Vorfällen, daß man ihm zu ſchaden trachtete, und er nöthig habe, mehr auf ſeiner Hut zu ſeyn. Ich benachrichtigte ihn auch ſogleich warnend von dem hier verbreiteten Gerücht, welches ihn einer zweydeutigen

Neigung für die Königin von Spanien beschuldigte. Er beruhigte mich hierüber völlig, indem in Spanien gar nicht daran gedacht worden war, und er, sowohl seit dem Ende des ersten Feldzugs daselbst, als auch bey seinem nachherigen Aufenthalt in Madrid, nicht die geringste Vermuthung dazu gegeben hatte.

3.

Ich kann den Witz, wodurch sich der Herzog von Orleans den ersten Haß der Günstlingin beyder Höfe zugezogen hat, nicht mit Stillschweigen übergehen.

Eines Abends, als er mit mehreren Franzosen und Spaniern aus dem Gefolge bey Tische saß, die Gesellschaft ein wenig zu lustig wurde und er vom Weine erhitzt war, nahm er, ärgerlich über die unumschränkte Herrschaft der Prinzessin von Ursini das Glas, und sagte: Meine Herrn, ich trinke Ihnen die Gesundheit des Con Capitaine und des Con Lieutenant zu. (Ich bitte meine Leser um Verzeihung, daß ich Ihnen seine Worte so buchstäblich mittheile, allein sie leiden keine Umschreibung.) *)

Niemand, selbst der Prinz nicht, wagte eine Auslegung darüber zu machen; allein alle fiengen an zu lachen, und vergaßen die Politik. Es entstand ein schimpflicher Lermen. Kaum eine halbe Stunde nachher wurde es der Prinzessin von Ursini, die sich für den Lieutenant erkannte, gemeldet. Diese, äußerst darüber aufgebracht, theilte den Vorfall der Frau von Maintenon mit. Daher „die Zörne!" Sie konnten es dem Herzog von Orleans nie verzeihen.

Die Prinzessin von Ursini, welche alles gethan hatte, um ihm gefällig zu seyn, fand sich nicht nur em-

*) Neugierige können einen Rechtsgelehrten über das Crimen con. consultiren.

empfindlich beleidigt, sondern auch durch das einzige Wort, das nicht wieder vergessen werden konnte, vor andern beschimpft und lächerlich gemacht. Beyde Damen schworen das Verderben des Prinzen, dem er auch wirklich nicht entgehen konnte. Für dieses einzige Wort mußte er die Grausamkeit und den Haß der Frau von Maintenon bis an den Tod des Königs fühlen. Er selbst gieng seinen Weg mit der ihm eigenen Unbekümmertheit fort, ohne seinen Fehler wieder verbessern zu wollen. Oefters hat er mir nachher die Geschichte erzählt, an die er sich immer mit Vergnügen und ohne die geringste Reue erinnerte.

4.

Ich blieb indessen diesem Prinzen immer zugethan. Eines Tags sagte ich ihm; wenn Er seinen bisherigen Lebenswandel verlassen würde, an welchem, seit langer Zeit schon sogar diejenigen ein Aergerniß nähmen, welchen bloß an der äußern Ehre, nicht aber am innern Bewußtseyn des Guten gelegen sey; so würde er dadurch alle gerechte und ungerechte Vorwürfe, die man ihm inzwischen gemacht hätte, von sich abwenden. Ich stellte ihm vor, wie wenig der, welcher sich von einer heftigen Leidenschaft beherrschen läßt, einer Ueberlegung fähig ist, und daher auch zu allem verleitet werden kann. Ich erinnerte ferner: sein Hang zur Wahrsagerey, den er nicht für so ernstlich gehalten hatte, und schon längst wieder abgelegt zu haben glaubte, seye aufs neue wieder bey ihm erwacht, und übermächtig geworden; diese Kunst werde als eines der größten Staatsverbrechen und als eine verabscheuungswürdige Gottlosigkeit angesehen; aufs nachsichtigste aber beurtheilt sey sie eine Schwachheit, durch welche alles Große und Gute, das man indeß von ihm geglaubt habe, unendlich

endlich viel verliere. Ich versicherte ihn, man halte ihn für einen Mann, der von der Sucht zu herrschen getrieben und gequält werde, zwar nicht aus persönlichem Ehrgeiz, sondern erst durch Vorhersagungen, die ihm angegeben worden seyen, dazu verleitet. Daran nähmen gewisse Leute ein großes Aergerniß; andere dächten bloß verächtlich davon; alle aber stimmten darin überein, daß solche übermüthige Gedanken weder einem vernünftigen Mann, noch weniger aber einem guten Unterthanen geziemten. Eben daher, sagte ich ihm, sey jenes Gerücht wegen Spanien, mit allen nachtheiligen Urtheilen und Folgerungen darüber entstanden, so wie noch manche andere Dinge, die ich ihm nicht gerne zu offenbaren auf mich nehmen möchte.

Er drang in mich, dies zu thun; und dies war es auch, was ich wünschte. Nachdem ich mich lange geweigert hatte, um seine Neugierde zu reizen, und ihn auf abscheuliche Beschuldigungen vorzubereiten, sagte ich ihm: Da er es mir befehle, und sein gegenwärtiger Zustand erfordere, daß er alles wisse, sogar das, was niemand das Herz haben würde ihm zu sagen; so eröffne ich ihm hiemit folgende Beschuldigungen gegen ihn, welche theils von boshaften Personen, theils von solchen herrühren, die wegen der Entfernung sein Gemüth gar nicht kennen.

Man behaupte: Er stehe mit dem Wiener Hof in einem Verständniß, um die verwittwete Königin von Spanien zu heurathen, deren Schätze von Geld und Edelsteinen ihm den Weg zum Spanischen Thron bahnen sollten, ohne die Alliirten zu sehr vor den Kopf zu stoßen. Um dieß zu erreichen, würde er seine Gemahlin verstoßen. Durch das Ansehn des Kaisers, der den Papst so sehr in Schrecken gesetzt hatte, und in Rom allmächtig war, wolle er seine Ehe, als ehrend

ehrend und nur aus Zwang geſchloſſen, auflöſen laſſen, und folglich ſeine Kinder für Baſtarde erklären. Da er keine Nachkommen von der verwittweten Königin von Spanien hoffen könne; ſo werde er alsdann ihren Tod als eine Wohlthat der Zeit und des Alters erwarten, um die Frau von Argenton zu heurathen, welcher von den Genien eine Krone verſprochen ſeyn ſolle. Um ihm nichts zu verhehlen, müſſe ich noch hinzuſetzen: Man halte ihn für ſehr froh, daß das Leben der Herzogin von Orleans, trotz ihrer Kränklichkeit, Schwangerſchaft und neulichen Niederkunft erhalten worden ſey, weil dadurch ſeine boshaften Verläumder beſchämt und zum Schweigen gebracht worden ſeyen, welche niederträchtig genug geweſen wären, auszuſtreuen, daß Er ſeine Gemahlin vergiftet habe und zeigen wolle, er ſey nicht umſonſt ein Sohn von Monſieur, werde auch ſeine Maitreſſe heurathen.

Bey dieſer ſchrecklichen Erzählung wurde der Herzog von Orleans von einem unbeſchreiblichen Abſcheu und Schmerz ergriffen, ſich auf eine ſo giftige und grauſame Art verläumdet zu wiſſen. Er ſchrie mehrere male laut auf; ich ließ ihn aber nicht zum Wort kommen, um ihm alles nach einander zu ſagen, und dieſen bittern Kelch auf einmal auszuleeren.

Wir kommen wieder auf die Verhältniſſe des Herzogs von Orleans in Spanien zurück.

Der Prinz ſah bald ein, daß er nicht wohl gethan hatte, ſich mit der Frau von Maintenon entzweyt zu haben, und war von der Zeit an genöthigt, ſeine Feindin genauer zu beobachten, um ſich gegen ſie vertheidigen zu können. Er kannte die Fehler, welche die

Seite

Der Jammer des Volks, besonders der Frauenzimmer, rührte den Saladin so mächtig, daß er sie fragen ließ, womit er ihnen dienen könne. Alle baten einmüthig um ihre Väter, Männer und Brüder die bey Tiberias, (in der Schlacht bey Hittyn) gefangen waren. Sogleich ließ er alle Gefangene, die sich noch vorfanden, losgeben, und machte ihnen noch dazu ansehnliche, jedem Stand angemessene Geschenke.

Ganz anders handelte Graf Raimund von Tripoli. Er nahm diesen Verbannten alles ab, was sie der Gutthätigkeit des Sultans zu danken hatten, und brachte sie in eine solche Verzweiflung, daß eine Frau, der man alles geraubt hatte, ihr kleines Kind, das sie auf den Armen trug, in Gegenwart des Grafen mit gräßlichen Flüchen der Verzweiflung ins Meer schleuderte. Uebrigens war das Königreich Jerusalem, als Saladin ihm ein Ende machte, 88 Jahre lang von neun christlichen Fürsten beherrscht worden.

63. Den achtzehnten Ramadan gieng die Belagerung an.

Tyrus wurde damals von Konrad, Markgraf von Montferrat kommandirt. Er langte eben in Konstantinopel an, als der Ruf von Saladins Thaten den griechischen Thron erschütterte, daß der Kaiser aufmerksam ward. Er eilte, so schnell er konnte, nach Palästina. Als er aber in dem Hafen von Ptolemais den Glockenschall nicht vernahm, mit dem die ankommenden christlichen Schiffe begrüßt wurden, und statt der Kreuze, sarazenische Fahnen auf den Thürmen wehen sah, so segelte er nach Tyrus zurück, das damals ohne Vertheidigung, und in Gefahr war, in Saladins Gewalt zu gerathen. Er erbot sich die Stadt zu vertheidigen, und erhielt, seinem Verlangen gemäß, das Versprechen, daß er nach Befreyung derselben von dem zu befürchtenden Angriff zum Herrn von Tyrus sollte ernannt werden. Hierauf ließ er die Rotte des verrätherischen Raimunds von Tripoli in Verhaft nehmen, und vertheidigte die Stadt glücklich, obgleich ihm Saladin die Loslassung seines Vaters, der in der Schlacht bey Hittyn war gefangen worden, für die Uebergabe der Stadt anbot.

Nach-

die Prinzessin von Ursini aus Ehrgeiz und Habsucht beging, und konnte leicht merken, wie sehr sie gehaßt und gefürchtet wurde. Vielleicht brachte ihn blos Neugierde dazu, einige von den vornehmsten Mißvergnügten anzuhören. Die Fürsten wünschen mehr noch als alle andere Menschen, geliebt zu seyn.

In ganz Spanien und bis hieher erscholl das Lob seiner Tapferkeit, Fähigkeit, Pünktlichkeit, seines Fleißes, Muths und Geistes, seiner Thätigkeit, Gewandtheit, Leutseeligkeit und Sanftmuth. Ich weiß auch nicht, ob er nicht selbst die Beweise der Ehrerbietung, welche man seinem Rang und seiner Macht schuldig war, für persönliche Verehrung hielt, und wie weit ihn diese Schmeicheleyen entzückten und vielleicht irre führten.

Nachdem er die kaum bemerkbaren, doch unverkennbaren Wirkungen seines unvorsichtigen Scherzes wahrgenommen hatte, war er, während seines zweyten Feldzugs und nachherigen Aufenthalts in Madrid, noch neugieriger auf das Benehmen der Prinzessin von Ursini. Auch lieh er den Klagen der Unzufriedenen ein geneigteres Ohr, jedoch ohne einen Gebrauch davon zu machen.

Stanhope, ein Vetter von dem, welcher zu einer Zeit Gesandter in Spanien, und nachheriger Staatssecretair in England war, commandirte die Engländer, und war der zweyte bey der Armee des Grafen von Staremberg, welche der des Herzogs von Orleans gegenüber stand. Dieser englische General war ehemals sehr ausschweifend gewesen. Er hatte seine Jugendzeit in Paris zugebracht, und daselbst mit dem Abbé Dubois sehr lustig und vertraut gelebt, und daher auch mit dem Herzog von Orleans

ein

ein ganzes Jahr hindurch die ausgelassensten Streiche getrieben.

Der Prinz und der General, die nun in Spanien einander als Feinde gegenüber standen, erinnerten sich jener schönen Zeiten und gaben sich, so viel als möglich war, gegenseitige Beweise ihrer alten Anhänglichkeit. Sie benutzten jede Gelegenheit, sich zu schreiben, wenn Trompeter abgingen, Pässe gegeben wurden, oder bey Auswechslung der Gefangenen, und andern ähnlichen Fällen.

Die, welche mit dem Gouvernement der Prinzessin von Ursini unzufrieden waren, versammelten sich um den Prinzen. Er machte daraus so gar kein Geheimniß, daß er, als er wieder nach Madrid kam, sich mehrerer von ihnen annahm, einige wieder in Gunst setzte, andern das erlangen half, was sie wünschten. Auf die Vorwürfe, welche ihm die Prinzessin von Ursini, in Gegenwart des Königs und der Königin hierüber machte, antwortete er: er habe auf diese Art ihnen zu dienen geglaubt, indem er diesen Menschen einen Mittelweg zwischen Madrid und Barcelona gezeigt habe, da sie gewiß ihre Wuth getrieben haben würde, sich an den letztern Ort hinzuwenden, wenn sie nicht ihre Zuflucht zu ihm genommen, und er sie durch Zureden davon zurückgehalten hätte. Keines von allen Dreyen wußte ein Wort hierauf zu antworten, und als er erklärte, er wolle diesen Leuten kein Gehör mehr geben, baten sie ihn dringend es ferner zu thun. Ebenso baten sie ihn, seine Rückkehr nach Spanien zu beschleunigen. So trennten sie sich, wie es schien, sehr mit einander zufrieden.

In dieser Absicht ließ er alle seine Gerätschaften, mit einem Namens Renaut zurück, welchen der Her-

zog von Noailles ihm in seine Dienste gegeben hatte, und den er oft als Secretair gebrauchte. Er sollte jetzt in seiner Abwesenheit die für den nächsten Feldzug erforderlichen Vorbereitungen betreiben, und ihm davon Nachricht geben, damit er mit dem Gang derjenigen Dinge bekannt bliebe, die er zu wissen wünschte.

Auch Graf von Chatillon, sein erster Cammerjunker, ein armgewordener Edelmann, Vater des Herzogs von Chatillon, welcher gegen alle seine Erwartung ein so großes Glück machte, blieb in Spanien zurück, unter dem Vorwand, sich eine Reise von 600 Meilen, die er in so kurzer Zeit machen müßte, zu ersparen, eigentlich aber um der Prinzessin von Ursini den Hof zu machen, und eine Grandezza durch sie zu erlangen.

Jener Renaut, den ich nie gesehen habe, war, wie man mir sagte, ein drolligter, aber unternehmender und thätiger Mann, dem es nicht an Kühnheit und Schlauheit fehlte. Allein man wird bald sehen, daß dieß nicht das Urtheil der Parthey war. Gegen das Ende des Winters fragte der König seinen Messen: was an diesem Renaut sey, und warum er ihn nicht zurück gebracht hätte? es würde sehr gut seyn, setzte er hinzu, wenn Sie ihn zurückberiefen, weil es ein unternehmender Mann ist, der sich unversichtig unter die Feinde der Prinzessin von Ursini mischte, und sie dadurch ärgerte. Der Herzog von Orleans antwortete dem König: er werde dem Renaut aufgeben, wieder nach Frankreich zu kommen, und dieß that er auch wirklich. Renaut meldete ihm hierauf: er werde sich zur Rückreise vorbereiten, und der Herzog von Orleans dachte nicht weiter daran.

Einige

Einige Zeit nachher fragte ihn der König: ob er wohl Lust hätte, wieder nach Spanien zu gehen? Er äusserte hierauf, daß er zwar wohl wieder dienen möchte, zeigte aber eben kein besonderes Verlangen hiezu. Er bemerkte nicht, daß die Frage einen wichtigen Grund hatte. Ich tadelte seine Unbekümmertheit, und stellte ihm vor, wie vortheilhaft es für ihn seyn würde, seine Feldzüge nur mit dem Frieden zu endigen. Wenn er während des Kriegs aufhöre, zu dienen, so würde er den übrigen verabschiedeten Generalen gleich gesetzt, alles, was er indeß gethan, vergessen seyn, er aber nur noch seines Rangs wegen geehrt werden. Wenn er hingegen bis zu Ende dieses Kriegs mit Ruhm diene; so könne es ihm nicht leicht fehlen, auch noch nach dem Frieden ein bedeutender Mann zu bleiben. Ueberdieß (denn man glaubte damals noch gewiß, Monseigneur und der Herzog von Bourgogne würden Dienste nehmen) würde er sich in keinem Lande so gut befinden als in Spanien, wo er entfernt von Neidern, Mitbewerbern und Cabinetsordren in Freyheit leben könne. In Flandern unter Monseigneur, oder in Deutschland unter dem Herzog von Bourgogne zu dienen, sey etwas ganz anderes, als eine Armee commandiren.

In Flandern würde er eine peinliche Nebenrolle an einem gefährlichen Hofe spielen, und wenn die Politik siegen sollte, würde seine Ehre auf dem Spiel stehen; wo nicht, so würde er von seinen Neidern und Feinden manche unangenehme Widersprüche zu erwarten haben, die sie alsdenn, je nachdem die Sachen gut oder schlimm ablaufen sollten, auf eine nachtheilige Art gegen ihn geltend machen würden.

In Deutschland, wo der Herzog von Harcourt und der Herzog von Hannover weiter nichts suchten,

als mit ihrer Armee sich durchzubringen, sey es mehr eine Reise als ein Feldzug.

Wenn er gar nicht mehr dienen wolle, so würde, ausser den berührten Umständen, auch noch das Unangenehme für ihn entstehen, daß man, im Fall es unglücklich gehen sollte, seine Zuflucht zu ihm nehmen, und von ihm fordern würde, Fehler wieder gut zu machen, die nicht leicht, und nicht ohne Gefahr für die Politik, in Hinsicht auf den Staat und seine eigene Ehre aber, gar nicht wieder zu verbessern seyn würden; kurz, wo es gefährlich für ihn seyn würde, den Auftrag anzunehmen, noch gefährlicher aber, ihn auszuschlagen.

Diese Gründe schienen den Herzog von Orleans zu bestimmen, seine Rückreise nach Spanien thätiger zu wünschen.

Wenige Tage nachher fragte ihn der König, wie er mit der Prinzessin von Ursini zu stehen glaube? Er antwortete ihm: er habe alle Ursache, zu glauben, daß er gut mit ihr stehe, indem er nichts gethan habe, das ihr hätte mißfallen können. Sie fürchtet sich aber dennoch vor Ihrer Zurückkunft nach Spanien, versetzte der König. Sie begehrt, daß man Sie nicht wieder dahin schicke, und beklagt sich darüber, daß, ungeachtet sie auf alle Weise Ihnen gefällig zu seyn, sich bemüht habe, Sie sich dennoch mit allen ihren Feinden verbunden hätten und daß Ihr Secretär Renaut mit jenen in einem heimlichen Verständniß stehe, wodurch sie genöthigt worden seye, seine Abrufung zu begehren, aus Furcht er möchte ihr durch den Nahmen seines Herrn Verdrüßlichkeiten zuziehen.

Der Herzog von Orleans äusserte sein Erstaunen über diese Klagen der Prinzessin, und sagte: er

dem

ſey dem Befehl Sr Majeſtät, ſich in keine andere als militairiſche Angelegenheiten zu miſchen, ſtets nachgekommen, und habe alles gethan, um jeden Verdacht von ſich zu entfernen, auch durchaus an nichts anderem Theil genommen, um ihr zu zeigen, daß er in guter Eintracht mit ihr zu leben wünſchte.

Dieß war auch wirklich der Fall geweſen. Er erzählte dem König, wie er über die angeführten Beſchwerden bereits ſich gegen ſie erklärt habe, und daß ſie mit ſeiner Erklärung ſehr zufrieden geweſen ſey, daß auch Se. catholiſche Majeſtäten ſelbſt dabey zugegen geweſen ſeyen, und ihn erſucht hätten: er möchte fortfahren, den Unzufriedenen Gehör zu geben, um ſie zu ihrer Pflicht zurückzuführen; auch möchte er bald wieder nach Spanien zurückkommen, das er damals eben im Begriff geweſen ſeye zu verlaſſen. Er ſetzte hinzu: Es ſeye wahr, daß ihm mancherley untreue Handlungen und gefährliche Kunſtgriffe von der Prinzeſſin von Urſini bekannt ſeyen, die zu nichts anderem als zum Verderben Sr. catholiſchen Majeſtäten und ihrer Krone führen könnten, daß die Prinzeſſin ihn auch blos deswegen fürchte, und ſeine Zurückkunft nicht wünſche. Allein er habe um die Befehle Sr. Majeſtät pünctlich zu befolgen, noch nie hievon geſprochen, wie der König ſelbſt wiſſen würde. Sogar, unerachtet es ihm oft nothwendig geſchienen habe, dem König davon Nachricht zu geben, habe er doch immer geſchwiegen, und würde es auch noch jetzt gethan haben, wenn ihn die Ungunſt der Prinzeſſin von Urſini, die er eben ſo wenig geahndet als verdient habe, nicht dazu genöthigt hätte.

Der König beſann ſich einen Augenblick, und ſagte darauf: da die Sachen ſo ſtünden, ſo halte Er für beſſer, ihn nicht wieder nach Spanien zu ſchicken.

Die Angelegenheiten seyen ihrer Entscheidung nahe, und man könne nicht wissen, zu wessen Vortheil sie ausschlagen würden. Wenn sein Enkelsohn sich ganz der Sache entziehe, so sey es nicht der Mühe werth, sich über die Administration mit der Prinzessin von Ursini einzulassen; wenn er aber die Krone behielte, so würde es alsdann Zeit seyn, über die Beweise davon gründlich zu sprechen. Er würde alsdann seinen Neffen gerne darüber um Rath fragen.

Der Herzog von Orleans ließ es dabey; mir erzählte er diese Unterhaltung, ohne, wie mir schien, darüber sehr betrübt zu seyn. Ich war es, wegen der dabey angegebenen Gründe, mehr als er. Er sagte mir: die ganze Geschichte seye von der Prinzessin von Ursini gerade an die Frau von Maintenon gebracht worden; dieß habe er vom König erfahren, nehmlich daß die Prinzessin von Ursini, sich in dieser Sache ohne alle weitere Vermittlung, an jene gewandt habe; auch bedurfte sie keiner Umwege, besonders bey einer gemeinschaftlichen Rache.

Kurz nachher wurde es bekannt, der Herzog von Orleans würde nicht wieder nach Spanien gehen, weil jezt dort nichts mehr zu thun sey, als die französischen Truppen zurückzuführen, und dieses Geschäft sich nicht für ihn schicke.

Der König sagte zum Herzog von Orleans: er möchte seine Geräthschaften zurück bringen lassen. Doch, sagte er ihm ins Ohr, er möchte sie durch einen von seinen Leuten abholen lassen, der, unter den gegenwärtigen Umständen, auf allen Fall, der Ueberbringer seiner förmlichen Protestation seyn könnte, wenn Philipp V. durch einen Tractat den spanischen Thron verlassen wollte. Sein Neffe erhalte sich dadurch seine Rechte,

wenn

wenn er seine Protestation auf eine gute Art einlege. Diese Unterredung hat mir wenigstens der Herzog von Orleans erzählt; ich muß aber, der Genauigkeit wegen, anführen, daß es in der Folge Wenige glauben wollen.

Der Prinz wählte zu diesem Geschäft einen gewissen Flotte, den ich eben so wenig gesehen habe, als Renaut, weil ich nicht oft ins Haus kam, und niemand daselbst kannte. Flotte war ein Mann von vielem Kopf, auch von vieler Kühnheit und Gewandheit. Als ein solcher wurde er dem Herrn von Lausün gerühmt, welcher Gebrauch davon machte, und sich seiner in seinen wichtigsten Angelegenheiten mit Mademoiselle bediente. Flotte hatte sich viele Mühe dabey gegeben, und war endlich, als das vornehmste Werkzeug von allem, was zwischen ihnen, während ihrer betrübtesten Zeiten und selbst seit der Verhaftung des Herrn von Lausün bis zu seiner Zurückkunft, und Uneinigkeit mit Mademoiselle geschehen war, endlich zu dieser übergegangen. Nach ihrem Tod trat er in Monsieur's Dienste, und nach dessen Absterben blieb er dem Herzog von Orleans, der ihn im Kriege als vertrauten Adjutanten, in Italien und Spanien gebraucht hat.

Dieser Mann, der, wie man sieht, sein ganzes Leben mit Intriguen zugebracht hatte, gieng gerade nach Madrid. Unterwegs erhielt er Briefe von Renaut, welcher immer dort geblieben war, und ihm von seiner Abreise und dem Ort, wo er ihn treffen würde, Nachricht gab. Flotte fand ihn nicht an dem angegebenen Ort; er glaubte, seine Abreise habe sich verzögert, er werde ihm erst weiterhin begegnen. Da aber auch dies nicht der Fall war, so zweifelte er nicht mehr, daß er ihn in Madrid erwarte. Aber auch dort suchte er ihn vergebens. Er sprach dort einige Personen,

und sogar einige Große, die mit ihm in Verhältniß standen; allein auch diese konnten ihm keine Nachricht von ihm geben. Ich weiß nicht, was Flotte darüber gedacht haben mag. Er blieb ziemlich lange in Madrid, und gieng nachher zur Armee, welche noch in den Winterquartieren zerstreut lag. Dort machte er dem Marschall von Besons seine Aufwartung, an den er keine Briefe hatte, und streifte drei ganzer Wochen immer von einem Quartier zum andern, ohne Besons, welcher den Grund dieses langen Aufenthalts nicht begreifen konnte, und ihn nach Frankreich zurückzugehen aufforderte, eine ordentliche bestimmte Antwort darüber zu geben. Endlich kam Flotte zum Marschall, um von ihm Abschied zu nehmen, und bat ihn um eine Eskorte, weil er in Gesellschaft eines Proviantcommissairs reisen wollte, der gerade auch über die Pyrenäen zurück gehen mußte. Er und dieser Commissair reisten Morgens aus Besons Hause in einer zweisitzigen Chaise ab, mit einer Escorte von 20 Dragoner.

Als sie vom Quartier des Marschalls entfernt waren, sah der Commissär von weitem zwey starke Schwadronen, die er für Königlich Spanische Cavallerie erkannte, langsam gegen sie anrücken. Weil die Sache ihm verdächtig vorkam, streckte er den Kopf zum Wagen hinaus, und sah, daß sie ihnen folgten. Er sagte es Flotte, der anfänglich nichts daraus machte, eine halbe Stunde nachher aber auch anfieng unruhig darüber zu werden. Sie sprachen darüber, fuhren noch zwey Meilen weiter, und verabschiedeten sich alsdann von ihrer Escorte, unter dem Vorwand, daß sie dieselbe nun nicht mehr nöthig hätten. Eigentlich aber wollten sie sehen, was es mit den beyden Schwadronen werden würde.

Die Dragoner, welche Franzosen waren, wollten sie anfangs aus Höflichkeit noch weiter begleiten, nachher aber wollten sie sich wirklich von ihnen trennen. Sobald die Schwadronen dieß bemerkten, ritten sie im Trot: herzu, und verhinderten die Dragoner, sich zurück zu ziehen. Der nahe Lerm machte, daß der Commissair herausſah, was es gebe. Er merkte, daß man Absicht auf sie hatte, sagte es Flotte, und fragte ihn, ob er keine Papiere bey sich habe. Flotte behielt seine Fassung; allein sogleich nachher sah er einige detaschirte Cavaleristen, die ihnen immer zur Seite ritten. Nun erst bat er den Commissair, er möchte eine Brieftasche, die er ihm heimlich zusteckte, zu sich nehmen. Es war zu spät, einer von den Cavaleristen bemerkte es, und hielt den Wagen an, der von den übrigen umringt wurde. Die Dragoner machten Miene, den Wagen vertheidigen zu wollen; allein der Anführer der Schwadronen, näherte sich dem Dragoner Lieutenant, nnd sagte ihm höflich: er habe seine Ordre. Ueberdieß verbiete ihm die Ungleichheit der Anzahl, sich zu widersetzen; und es würde ihm sehr leid thun, ihn entwaffnen zu müssen.

Unter diesen Umständen blieb nichts mehr zu thun übrig. Ein Gefreiter von der königlich Spanischen Leibwache, der unter dessen unbemerkt unter den Cavaleristen gestanden hatte, näherte sich dem Wagen, und legitimirte sich durch eine schriftliche Ordre. Er ließ Flotte und den Commissär aussteigen, durchsuchte erst den Wagen, hernach Flotte, und unterrichtet, wie er war, befahl er dem Commissär, diejenigen Papiere herauszugeben, welche ihm Flotte heimlich zugesteckt habe, mit der Bedrohung, daß er eine üble Behandlung zu erwarten hätte, wenn er ihn nöthige, ihn selbst zu durchsuchen. Der Commissär ließ sich dieß nicht zwey-

Seite

Nachher wechſelte er dieſen ſeinen Vater gegen einen gefangenen Muſelmann vom erſten Range aus. Nach aufgehobener Belagerung blieb er Fürſt von Tyrus, der einzigen Chriſtenſtadt in Aſien. Der geweſene König von Jeruſalem Guido machte Anſprüche auf Tyrus, die zu einem Zwiſt Anlaß gaben, durch den die Chriſten endlich alle ihre Beſitzungen im heiligen Lande verlohren.

65. In Mekka wurde Iben Almokaddem tödlich verwundet.

Sjemſoddin Muhammed, Mokaddems Sohn, gieng nach Eroberung Jeruſalems nach Mecca als Anführer der ſyriſchen Pilgrimme. Als er im Begrif war vom Berge Arafat in das Thal Mina hinabzuſteigen, ließ ihm Taſtechin, Anführer der Karavane aus (dem arabiſchen) Irak verbieten, ihm voran zu gehen. Er kehrte ſich aber nicht an dieß Verbot. Die Irakenſer wurden hierüber ſo aufgebracht, daß ſie die Syrer anfielen, wobey viele ums Leben kamen, obgleich Mokaddems Sohn die Seinigen zu beſänftigen ſuchte, bis er endlich ſelbſt eine Wunde erhielt, an der er ſterben mußte.

70. Bald nachher kamen Abgeordnete aus Antiochien.

Bohemund Fürſt von Antiochien war damahls einer der größten unter den fränkiſchen Fürſten dieſer Gegenden, denn er beſaß auch noch zugleich die Stadt Tripoli.

73. Plötzlich erſcheint der Befehlshaber von Sjakyf. Er hieß Arnold.

96. Die Annäherung des Römiſchen Königs.

Nach dem Tod des deutſchen Königs (Kaiſers Friedrichs I.) kehrte ein großer Theil ſeiner Armee, die ſchon unterwegs durch Peſt und Hunger ſehr zuſammengeſchmolzen war, wieder nach Deutſchland zurück, und ſein Sohn brachte, nach Abulfeda's Bericht nicht mehr als ohngefähr 1000 wehrhafte Männer in das Lager vor Ptolemais.

mal sagen, und übergab die Brieftasche, worauf ihm der Gefreyte ankündigte, er sey frey, und könne seine Reise weiter fortsetzen. Flotte wurde zu gleicher Zeit auf ein Pferd gesetzt und von Offizieren umgeben, die sich seiner Person versicherten. Er wurde zu dem Marquis von Aguilar, in das nehmliche Quartier geführt, von wo er eben abgereist war. Dieser Marquis von Aguilar, ein Grand von Spanien und Sohn des alten Trigilliana, ist derselbe, welcher nach Paris kam, um die unglückliche Belagerung von Barcelona zur Ausführung zu bringen. Er war damals Chef der Spanischen Truppen unter dem Marschall von Besons, und eine Creatur der Prinzessin von Ursini.

Sobald er von Flotte's Verhaftung Nachricht hatte, gieng er zu Besons, und entschuldigte das, was er ohne seine Erlaubniß und ohne sein Vorwissen seinen Leuten zu thun befohlen hatte, aufs demüthigste, zeigte aber zugleich eine eigenhändige Ordre vom König von Spanien, worinn es ihm aufgetragen war. So aufgebracht auch Besons war, so hörte er ihn doch an, ohne ihn zu unterbrechen, und las die vom König hiezu gegebene Ordre, worinn ausdrücklich stand, daß man ihm vorher nichts davon sagen sollte. Als er sie dem Marquis von Aguilar zurückgab, sagte er ihm: Flotte, den er als einen gescheiden Mann gekannt habe, müsse sehr schuldig seyn, da ihn der König von Spanien, ungeachtet er dem Herzog von Orleans angehöre, so hart habe behandeln lassen. Er verließ Aguilar, höchst erstaunt über diese Begebenheit, die er so klug war, dem Herzog von Orleans sogleich zu melden. Er schrieb diesem, er werde es nur mit der gewöhnlichen Post, die erst 6 Tage nach diesem eben abgeschickten Eilboten abgehen werde, dem König melden; und gab dem Curier ein Billet mit, das er dem Herzog von Orleans

ganz heimlich zu übergeben befahl. Auf diese Art erfuhr der Prinz diese Begebenheit sechs Tage früher als der König und jedermann. Er hielt es so geheim, daß er sogar mir nichts davon sagte. Ich weiß nicht welchen Gebrauch er indessen von dieser frühen Nachricht machte.

Den 12. Julius kam die Nachricht durch den gewöhnlichen Curier von der Spanischen Armee, an den König. Dieser theilte sie dem Neffen mit, welcher den Erstaunten machte, und Zeit gehabt hatte, sich dazu vorzubereiten. Er antwortete dem König: es seye sonderbar daß man auf diese Art einen von seinen Leuten arretirt habe. Da er die Ehre habe mit ihm so nahe verwandt zu seyn, so käme es Sr. Majestät zu, den Grund davon zu untersuchen, ihm aber zu erwarten, welche Gerechtigkeit und welchen Schuz der König ihm verschaffen wolle. Der König sagte ihm hierauf: es seye wahr, die Beleidigung falle mehr auf ihn; Er werde Torcy Befehl geben, deshalb nach Spanien zu schreiben.

Man kann sich leicht vorstellen, welches Aufsehn diese Geschichte in Spanien und Frankreich machen mußte; allein so groß dies auch war, so war es doch mit dem, über die Folgen davon nicht zu vergleichen. Ich sprach damals mit dem Herzog von Orleans darüber. Er schien alles von der Wirkung des Briefes vom König zu erwarten. Bey dieser Gelegenheit erkundigte ich mich nach Renaut, und erfuhr, daß er, seit seiner Antwort auf den Befehl zu seiner Zurückkunft nichts von ihm wisse, daß Flotte ihn weder unterwegs, noch in Madrid angetroffen habe, und man nicht wisse was aus ihm geworden seye.

Alles dieses schien mir verdächtig, und ich vermuthete, daß mehr hinter dieser Geschichte stecke, daß

Renaut arretirt worden., und alles dieß nicht ohne Zuthun des Königs geschehen sey.

Ich sagte dem Herzog von Orleans: schon dieß allein, daß er seit Flottes Abreise keine Nachrichten von Renaut erhalten habe, hätte ihn für diesen besorgt, und für jenen vorsichtiger machen sollen! Er gab es zu, sagte aber hernach: da Flotte blos als Ueberbringer der Königlichen Protestation zu diesem Geschäft gewählt worden seye, so habe er kein Mißtrauen gehegt, und so, wie der König mit ihm hierüber gesprochen habe, könne er auch nicht glauben, daß er selbst die Hände mit im Spiel gehabt habe. Er halte es blos für einen kühnen Streich der Prinzessin von Ursini, welche dadurch einen zweyten Theil zu der Geschichte von den Depeschen des Abt von Estrées liefere. Sie wolle ihre Neugierde befriedigen und entdecken, mit welchen Feinden sie es eigentlich zu thun habe; diese Neugierde verberge sie unter dem Vorwand einer Staatsangelegenheit, wobey der geringste Verdacht schon ein auffallendes Verfahren entschuldige.

Da mir die Kühnheit und die Kunstgriffe der Prinzessin von Ursini schon vorher bekannt waren, so wurde ich nun durch den Herzog von Orleans noch mehr in meiner Meynung bestärkt, und glaubte, es möchte gut seyn bis auf die Ankunft der Antwort aus Spanien kein bestimmtes Urtheil darüber zu fällen.

Indessen suchte man, noch ehe diese ankam, die ganze Welt gegen den Herzog von Orleans aufzuhetzen.

Damals hatte die Cabale von Meudon gegen den Herzog von Bourgogne zur Hälfte fehlgeschlagen; allein durch sie verlor dieser völlig Monseigneurs Gunst. Die Gelegenheit war zu schön, als daß man sie nicht gegen den einzigen Prinzen von Geblüt, der Ansprüche machen konnte, nach ihrem ganzen Umfang hätte be-

benutzen ſollen, um ſich alles aus dem Wege zu ſchaffen.

Dieſe Politik wurde unterſtützt durch den perſönlichen Haß der Frau Herzogin, der ſich auf den Unterſchied des Rangs gründete, an den die Prinzen von Geblüt ſich nicht gewöhnen konnten, noch mehr aber, weil ſie ihre veralteten Reize zurückgeſetzt ſah, (eine Sünde die das weibliche Geſchlecht nie vergeben kann); und endlich durch die Eiferſucht über das Commando der Armeen, obgleich ſie den Herzog von Orleans nicht liebte, indem er ſich gar keinen Zwang anthat, und ſich alles, auch das Schlimmſte zu ſagen und zu thun erlaubte. So wurde nun bekannt gemacht, der Herzog von Orleans habe ſich einen Anhang zu machen geſucht, um ſich auf den Thron von Spanien zu ſchwingen, und Philipp den V. unter dem Vorwand ſeiner Unfähigkeit, der Herrſchſucht der Prinzeſſin von Urſini, und der Trennung von Frankreich, das ſeine Truppen zurückzog, herabzuſtürzen. Man ſagt, der Herzog von Orleans habe mit Stanhope wegen Schutzes vom Erzherzog in Unterhandlungen geſtanden, in der Vorausſetzung, England und Holland werde nicht viel daran gelegen ſeyn, wenn er in Spanien regiete, vorausgeſetzt daß der Erzherzog über alles, außer dem feſten Lande Spaniens Herr bleibe, und daß der bloße Beſitzer von Spanien ihnen angehöre, durch ſie gewählt werde, von ihnen abhängig bleibe, und, von welcher Geburt er auch ſeyn möge, ein Feind von Frankreich oder doch wenigſtens von ihm getrennt ſey. Dieſe Behauptung fand bey dem größten Theil Eingang.

Einige aber giengen noch weiter, und behaupteten der Herzog von Orleans wolle vom Kaiſer unterſtützt, in Rom ſeine Ehe als ſchändlich und gezwungen, auflößen, ſeine Kinder folglich für Baſtarde erklären laſſen, um die Schweſter der Kaiſerin, Wittwe

Carls

Carls des II. zu heurathen, welche damals noch große Schätze besaß, die ihm und ihr den Weg zum Thron öffnen könnten; obgleich er gewiß seye, keine Nachkommen von ihr zu bekommen. Nach ihrem Tode wolle er alsdenn Frau von Argenton heurathen. Endlich, um alle diese Weitläuftigkeiten abzuschneiden, hieß es, er habe den Plan die Herzogin von Orleans, mit Hülfe der Destillirkolben, der Laboratorien, der Physischen und Chemischen Versuche, und der dabey thätigen Betrüger, vergiften.

Der Herzog von Orleans war sehr froh, daß seine Gemahlin, welche schwanger war, und einen heftigen Anfall von Colik bekam, (wodurch diese abscheuliche Behauptungen noch mehr Gewicht bekamen) bald nachher glücklich entbunden wurde, und sie durch ihre Wiedergenesung widerlegte.

Die Antwort von Spanien blieb indessen aus, und der besseren Parthey am Hofe gingen nach und nach mit Schrecken die Augen auf. Der Herzog von Orleans erwartete sie noch immer. Der König, und mehr noch Monseigneur, behandelten ihn mit vieler Kälte, wodurch seine Lage sehr unangenehm wurde. Ihrem Beispiel folgten die meisten am Hofe, und zogen sich öffentlich von ihm zurück.

Ich war damals gewissermaßen in Ungnade. Ich ging nicht mehr nach Marly, und dieß konnte bey Hof nicht unbemerkt bleiben. Meine Freunde waren wegen meiner Verbindung mit dem Herzog von Orleans besorgt, und baten mich, ich möchte mich ein wenig von ihm entfernen.

Meine Erfahrung hatte mich gelehrt, was diejenige, welche mich haßten oder fürchteten zu thun im Stande waren; die Cabale von Meudon, die eigentlich von Vendome herkam, war, besonders aber der

Her-

Herzog und die Herzogin ließen mich leicht einsehen, daß meine Feinde bey meinem gegenwärtigen Verhältniß mit dem König meine Verbindung mit dem Herzog von Orleans sehr zu meinem Nachtheil benutzen konnten. Allein ich glaubte, auch bey Hofe, so wie im Kriege, müsse ein rechtschaffener Mann seinen Muth nicht verlieren, und bey einer richtigen klugen Beurtheilung allen Gefahren trotz bieten. Ich hielt in meinem Fall für gut, nicht die geringste Furcht merken zu lassen, und meine alte vertraute Verbindung mit dem Herzog von Orleans, zu einer Zeit wo er von jedermann verlassen war, und sie also am meisten bedurfte, eben so fortzusetzen wie vorher.

5.

Die Antwort von Spanien war schon längst angekommen, ohne daß man davon gesprochen hatte. Der Herzog von Orleans entdeckte mir, es hätten ihn mehrere bedeutende Personen und Große von Spanien versichert, der König könne sich unmöglich auf dem Thron erhalten, und hätten ihm daher den Vorschlag gemacht, er möchte seinen Fall befördern und sich seines Thrones bemächtigen. Er habe diesen Antrag mit verdienter Verachtung ausgeschlagen; habe ihn aber in dem Fall anzunehmen versprochen, wenn Philipp der V. von selbst falle, und ihm keine Hoffnung zur Wiedererlangung seines Thrones bleibe; weil es ihm alsdann keinen Nachtheil, dem König und Frankreich aber dadurch Vortheil bringe, wenn er in seinem Haus Spanien erhalte, was für ihn eben so vortheilhaft seyn müsse, als für ihn selbst. Da dieß ohne des Königs Mitwissen geschehe, so werde er eben so wenig in Verlegenheit seyn, durch den Frieden zu entsagen, als die Feinde darüber, daß ein Prinz von dem Land selbst auf den Thron gesetzt werde, so daß er von Frankreich getrennt,

und

und der Schein von Vereinigung und Verbindung nicht so stark bleibe, als bey Philipp dem V.

Dieß Geständniß gab mir noch keine Muthmaßung über den Plan selbst; ich hatte auch gar kein Verlangen, hierüber mehr von ihm zu erfahren, vorausgesetzt daß noch mehr zu erfahren übrig war. Ich beruhigte meine Besorgnisse dadurch, daß ich ihm die Ungereimtheit eines so sinnlosen Plans vor Augen legte. Ich würde unnöthig die Zeit verlieren wenn ich hier alles anführen wollte, was ich ihm dagegen einwendete und vorstellte. Nachher rieth ich ihm, er möchte alles anwenden um zu erfahren, wie viel dem König von dieser Sache bekannt sey, um auf die möglichst beste Art verhindern zu können, daß er, besonders in so zweydeutigen, kizlichen und gefährlichen Materien, nicht noch mehr Verdacht gegen ihn fasse.

Ich rieth ihm ferner, dem König alles zu gestehen, was er davon erfahren würde, oder wenn er schon davon unterrichtet seyn sollte, ihm alles zu entdecken, was er mir so eben erzählt hätte, ihn vorzüglich aber mit den Grenzen und der Absicht dieses Plans genau bekannt zu machen, sich seine Verzeihung zu erbitten, daß er dieß nicht schon eher gethan hätte, und sich damit zu entschuldigen, daß dieser Plan weder seinem Dienst noch dem König von Spanien schaden könne; überdieß Seine Majestät, wenn Sie davon gewußt hätten, vielleicht über die Entsagung im Friedenschluß, wenn man sie damals gefordert hätte, nur in Verlegenheit gewesen seyn würde. Ausser allem diesem, zeigte ich ihm noch, wie er keine schlimmere, nachtheiligere, und zugleich thörigtere und unmöglichere Unternehmung hätte machen können, als diese, und ich es für ein großes Unglück ansehe, daß er sich dazu habe ver-

verleiten lassen, wie es höchst nöthig seye, daß er sich durch sein Ansehn und ein kluges Betragen, so gut als noch möglich seye, wieder herauszuziehen suche, und sich zu einer Zeit wo ihn alles verlasse, und er sich ohnehin schon in einer höchst traurigen Lage befinde, nicht auch noch sich selbst verlassen möchte. Er billigte meinen Rath, sah seinen Fehler zum Theil ein, und gestand mir, daß er Renaut zu diesem Endzweck in Spanien gelassen habe, und Flotte sich daselbst mit ihm habe vereinigen sollen.

Die Prinzessin von Ursini hatte zu viele Spione aller Art; sie haßte den Herzog von Orleans zu sehr; ihr Verdacht, daß er die Unzufriedenen in Schutz genommen habe, war zu stark; das Betragen des in Spanien zurückgebliebenen Renaut, war ihr, seit sie seine Zurückberufung begehrt hatte, zu verdächtig; Flotte's Ankunft, unter dem so eiteln geringfügigen Vorwand die Geräthschaften abzuholen, während es nicht an Leuten hiezu gefehlt hätte, bestärkte sie noch mehr darinn. Kurz es lag ihr zu viel daran, die Geheimnisse des Herzogs von Orleans auszuforschen und ihm zu schaden, als daß es ihr nicht hätte gelingen sollen.

Renaut soll sich, wie ich indeß gehört habe, äußerst unklug betragen und sich durch seine Aus- und Eingänge, so wie durch seine Gesellschaft den gerechten Verdacht der Prinzessin von Ursini zugezogen haben, mit deren Feinden er umging. Dieser Mensch verlor den Kopf, aus Stolz, sich als Vertrauten und Vermittler solcher wichtigen und hohen Angelegenheiten ansehen zu dürfen. Er hielt sich für den Schiedsrichter, von dem die Belohnungen derer abhingen, welche sich zu der Parthey bekennen würden, und war so unvorsichtig sich durch seine eigene Reden zu verrathen,

worauf

worauf er kurz vor Flottes Ankunft heimlich arretirt wurde. Dieser war zwar weniger vorlaut, allein er konnte ohne Renaut sich nicht in die Sache finden, und fiel in die Schlinge. Sie hielten die Zwischenzeit von dieser gänzlichen Zurückberufung, und hernach das partielle Zurückgehen der französischen Truppen, für einen schwankenden Zeitpunkt, den man benutzen müßte. Diejenigen welche den Herzog von Orleans in Spanien zu diesem unsinnigen und unausführbaren Plan verleitet hatten, benutzten die nehmlichen Umstände, um die Parthey zu verstärken, und alle thaten es mit so wenig Vorsicht, daß ihre eben so thörichte Handlungsweise als Absicht, leicht offenbar werden mußte; wodurch alsdenn die ganze ärgerliche und schimpfliche Unordnung entstand.

Dieß war der erste Keim von dem Hasse des Spanischen Hofs gegen den Herzog von Orleans, aus dem in der Folge der Zeit so viele Begebenheiten hervorgiengen. Die Feindschaft des Hofs war so unversöhnlich, daß er nicht einmal über die Unternehmung gründlich unterrichtet seyn wollte. Ich wende mich wieder zu Begebenheiten, die auf das Ministerium von Ludwig dem XIV. und seinem Hof Bezug haben.

6.

Chamillart stand gefährlich, und ich konnte an dem möglichst bösen Willen der Frau von Maintenon und der Herzogin von Bourgogne gegen ihn nicht zweifeln; er war beständig unter den Klauen zweyer wilden Hetzhunde. Der Marschall von Boufflers war ihm nie gewogen gewesen, und klagte neuerlich wieder sehr heftig, über das was er in Lille versehen hatte. Er hatte gehört, daß er einige Wunden, die

er

er daſelbſt bekam, verſchwiegen, und daß es der König anderswoher mit Erſtaunen erfahren habe.

Sein Unvermögen in dieſem oder jenem, und daß er keinen Schrecken einjagen wollte, waren noch keine Verbrechen, allein der buchſtäbliche und empfindliche Marſchall ſah ſie dafür an. Er hat es mir oft geklagt, und es iſt mir nie gelungen ihn darüber zu verſtändigen. Auſſer dem glaubte er, Chamillart ſeye ſeinen Geſchäften nicht gewachſen, und aufgemuntert durch Frau von Maintenon, welche ganz für ihn durch Harcourt eingenommen war, that ſich der Marſchall in Rückſicht auf den Miniſter, wenig Zwang an, ſondern ſchien ſich gleichſam als ein guter Bürger eine Ehre daraus zu machen; ſo wie der Marſchall von Harcourt ihn in Privatgeſellſchaften ganz kunſtmäßig herabſetzte.

Eines Tags ſprach er bey der Frau von Maintenon, welcher er dadurch nicht zu mißfallen glaubte, ſehr hart gegen ihn. Sie fragte ihn: wen er denn an ſeine Stelle ſetzen würde? Herrn Fagon, antwortete er ihr ganz unbekümmert. Sie fing an zu lachen, erklärte aber, daß es gegenwärtig nicht Zeit ſey zu ſcherzen. Ich ſcherze auch gar nicht Madame, verſetzte er. Herr Fagon iſt ein guter Arzt, aber kein Kriegsmann, eben ſo jener; Herr Fagon iſt ein Mann von viel Verſtand und Klugheit, Herrn Chamillart fehlt beydes: Herr Fagon wird aus Mangel an Erfahrung vielleicht anfänglich Fehler machen, allein ſein Verſtand wird ſie bald wieder zu verbeſſern wiſſen. Herr Chamillart macht ebenfalls Fehler, und wird zum Verderben des Staats noch ferner welche machen, ohne im Stande zu ſeyn, ſie je wieder zu verbeſſern. Ich wiederhohle ihnen daher ganz ernſtlich, daß Herr Fagon ſeinen Plaz weit beſſer ausfüllen würde als er.

Seite

107. Denn er entwarf einen Riß von der heiligen Stadt.

Man hatte den Messias abgemahlen, wie er von einem Araber bis auf das Blut geschlagen ward, und sagte dabey, indem man das Bild vorzeigte, dieser sey der Prophet der Araber, der den Messias so grausam geisselte. Der Anblick des Bildes jagte die Weiber aus ihren Häusern heraus, und trieb die Franken über das Meer nach Ptolemais.

108. Es ist doch wunderbar wie die Wege des Schicksals gehen.

Der deutsche König ist Friedrich I. mit dem Zunahmen Barbarossa (Rothbart) das Heer mit dem er auszog, bestand wenigstens auf 150000. Es mußte durch die Treulosigkeit des griechischen Kaisers und der Sultans von Ikonium, Kaiskoseres, sehr viel leiden. Der letztere, ein Schwiegersohn Saladins hatte dem Kaiser durch eine Gesandschaft, die ihn in Eger antraf, seine Freundschaft anbiethen lassen, und nachher dem Saladin versprochen, die Christen durch sich selbst aufzureiben. Endlich aber ward er doch gezwungen, den Kaiser um Friede zu bitten.

Die Gebeine Friedrichs wurden zu Antiochien in der Kirche des heiligen Peters vor dem Altar beygesetzt. Sein Sohn, der nach ihm den Oberbefehl führte, ist Herzog Friedrich von Schwaben. Er starb (wie im 87sten Capitel gemeldet wird) an der Pest, die in dem Heere vor Ptolemais so sehr wüthete, daß nur noch 7000 Fußknechte und 700. Reiter unter seinen Fahnen stritten. Seine Tapferkeit ist eben so bewundernswürdig als seine Keuschheit. Die morgenländischen Aerzte riethen ihm, dem kraftvollen Manne, den Umgang mit buhlenden Dirnen zum Genesungsmittel an. Lieber will ich, war seine Antwort, sterben, als Leib und Seele beflecken. Ich hab ein Gelübde gethan, und bin hergekommen, die Stadt zu gewinnen, worinn das Grab Jesu ist. Warum sollt' ich die Krone der Reinigkeit hier nun entheiligen?".

Es ist kaum zu begreifen, wie viel Chamillart dieser Stadt geschadet hat, der seine Normann hatte sehr richtig berechnet, daß diese auffallende gutgehaltene Zusammenstellung Chamillart lächerlich machen, und ihm unendlich nachtheilig sein mußte. Selbst der König erfuhr es, so wie noch viele andere Personen, welche eben so darüber urtheilten.

7.

Chamillart war ein sanfter, einfacher, gefälliger und Wahrheitsliebender Mann. Er arbeitete sehr viel, und liebte den König und den Staat wie seine Geliebte. Er war treu gegen seine Freunde, die er aber nicht zu beurtheilen wußte; hatte durchaus keinen Haß gegen andere, und ging unbekümmert den geraden offenen Weg, welchen er für den besseren hielt. Bey weniger Einsicht war er im höchsten Grade eigensinnig und glaubte sich nie betrügen zu können. Er hatte in allem ein unbegrenztes Selbstvertrauen, und setzte einen Stolz darein, sich als ein rechtschaffener Mann, außer der Frau von Maintenon, um niemand bekümmern zu dürfen; an der Gnade des Königs hatte er ohnehin nie gezweifelt.

Bey diesem Glauben, und seiner wenigen Kenntniß von dem Hofe, an welchem er lebte, zog er sich vollends durch die Verheurathung seines Sohns, den Unwillen desselben zu; welcher noch durch seine eigensinnige Vorliebe für Herrn von Vendôme und die Zurücksetzung des Herzogs von Bourgogne vermehrt wurde, in welchem Fall er wie ein Blinder nur durch einen andern sah. Endlich reizte er ihn durch seine Liebe für den Staat, die Person des Königs und seinen Ruhm, wissentlich gegen sich auf, indem er den Vorschlag machte, Vendome solle Lille wieder erobern. Diese mäch-

mächtige Cabale, von der er blind geleitet, weder auf die Lage in Italien, noch weniger auf die in Flandern Rücksicht nahm, brachte ihm nachher nicht den geringsten Vortheil. Herr von Vendôme war verloren, Herr von Vaudemont ging es auch nicht viel besser, weil er zu viel verlangt hatte. Man weiß, wie Fräulein von Lillebonne dieß gegen Fräulein von Choin und ihn benutzte, eben so ihre Schwester, welche mit ihr und Herrn du Maine eines Sinnes war, und die Gunst der Frau von Maintenon zu nöthig hatte, als daß sie ihr nicht auch Chamillart noch hätte aufopfern sollen, nachdem sie ihr ihre eigene Mutter aufgeopfert hat. Chamillart hatte noch ein Unglück, das für einen Minister sehr bedeutend war. Er war mit Personen umgeben, die keinen Kopf hatten, und sich bey Hof und im gewöhnlichen Leben, nicht einmal die gemeinsten Kenntnisse erworben hatten; ferner hatten sie wie er, etwas lächerliches, und ungeschicktes in ihrem Sprechen und Betragen, was beynah eben so schlimm ist, als Mangel an soliden Kenntnissen. So waren seine beyden Brüder; auch sein leiblicher Vetter le Rebours, und Gayet der Schwager seines Bruders, den er zum Aufseher der Finanzen gemacht hatte, waren so, nur dabey noch höchst unverschämt.

Seine beyden jüngeren Brüder, waren die besten Menschen von der Welt. Die Herzogin von Lorges hatte Verstand, allein sie ließ sich von mancherley Thorheiten, und dem Hang zu Vergnügungen so sehr beherrschen, daß sie auch in ihrem Unglück sich kaum davon losmachen konnte. Die älteste Schwester war die Einzige welche Geist und Klugheit besaß, und sich zu betragen wußte. Sie erwarb sich allgemeine Liebe, Achtung und Theilnahme; aber außerdem daß sie nicht alles wußte und sah, fehlte es ihr auch noch an Kraft die

andere zurückzuhalten und zu beherrschen, und die Rathgeberin ihres Vaters zu seyn, welcher keines Raths zu bedürfen glaubte.

Frau von Chamillart brachte ihre Morgenstunden in Gesellschaft ihres Tapezierers und ihrer Näherin, den Nachmittag aber beym Spieltisch zu. Sie wußte kaum zwey Worte zu sprechen, war in allem völlig ununterrichtet, und dabey eben so selbstzufrieden als ihr Gemahl. Wenn sie höflich seyn wollte, so machte sie sich zum Gespötte, ungeachtet sie die beste Frau von der Welt war. Sie war zu dumm, um ihre Töchter in Ordnung zu halten, und ihnen nur die geringste Erziehung zu geben. Unfähig ihre ökonomische Geschäfte selbst zu besorgen, mußte sie sich ihrem Vetter, dem Abt de la Proustiere, völlig überlassen, welcher darinn eben so unerfahren war als sie, und ihre Finanzen in Unordnung brachte.

Montag früh erfuhr man, daß Frau von Maintenon gesagt habe, Chamillart sey den Abend vorher abgesetzt, und Voisin ihre Creatur an dessen Stelle ernannt worden, und dieser habe dieses Glück aus ihrer Hand empfangen. Er hat bis an den Tod des Königs eine so bedeutende Rolle gespielt, daß ich eine Schilderung von ihm und seiner Gemahlin machen werde, welcher er sein Glück zu verdanken hatte.

8.

Voisin besaß gerade die wesentlichste Eigenschaft, ohne welche niemand während der ganzen Regentschaft von Ludwig dem XIV. ins Conseil kommen konnte, und gekommen ist; nehmlich die absolute und vollkommene Gemeinheit. Nur der Herzog von Beauvilliers kann hier von ausgenommen werden; denn der Herr von Chevreuse

war

war zwar beym Conseil angestellt, aber er erschien nie daselbst, und der erste Marschall von Villeroy war nicht Minister, der andere aber war es nicht einmal ein Jahr.

Voisin war der Enkelsohn von einem ersten Commis bey der Criminal Kanzley des Parlaments; nachher wurde er Vorsteher davon, und starb in diesem Amt. Man muß nicht höher zurückgehen. Der älteste Bruder von Voisins Vater, von welchem ich rede, stand in dem Ruf eines rechtschaffenen und fähigen Mannes, und machte seine Lehrjahre durch. Er war Vorsteher der Kaufleute, und wurde ein sehr angesehener Staatsrath. Dieß war einer von den klugen und bescheidenen Magistrats-Personen von dem alten bürgerlichen Gericht; er war ein sehr guter Freund von meinem Vater, bey dem ich ihn öfters gesehen habe, und verheurathete seine Tochter und einzige Erbin an Lamoignon, der als Ober-Präsident starb. Sein Vater war erster Präsident und ältester Bruder des zu berühmten Baville. Der Vater unseres Voisin war Maitre des Requetes, und bekleidete noch mehrere Intendanzen, bis an seinen Tod.

Sein glücklicher Sohn war der einzige von drey Brüdern welcher in der Welt auftrat; eine Tochter war an Vaubourg verheurathet, welcher, nachdem er viele Intendantstellen bekleidet hatte, als Staatsrath starb. Er war der älteste Bruder von dem General Controleur Desmarets.

Voisin verheurathete sich im Jahr 1683 mit der Tochter des Zahlmeisters Trudaine; er war Maitre des Requetes, und wurde 5 Jahre nachher, ich weiß nicht durch wessen Verwendung, als Intendant nach Hainault geschickt, das er im Jahr 1694 als Staats-

rath verließ. Seine Frau hatte ein sehr angenehmes Gesicht, das keiner Kunst, und keines erborgten Reizes bedurfte. Ihre Züge waren sanft, ihr ganzes Wesen natürlich, bescheiden, zurückhaltend und abgemessen. Sie hatte viel Verstand, Klugheit, Gewandtheit und Lebensart, besonders aber besaß sie das Talent, sich auf eine ungekünstelte Art beliebt zu machen, und das Gespräch unbemerkt auf das zu lenken, was sie wollte. Niemand verstand, wenn es nöthig war: so gut wie sie, ohne Verschwendung, prächtige Gesellschaften zu geben, mit Auswahl und Anstand freygebig zu seyn, und alles aufzufassen, wodurch sie sich Freunde erwerben konnte. Die Pracht in ihrem Hause, mehr aber noch ihr anziehendes gefälliges Betragen, das sie sehr richtig nach der Verschiedenheit der Personen, welche sie vor sich hatte, abzuwägen wußte, hatte sie sehr beliebt gemacht, besonders bey den Offizieren, denen sie während der Belagerungen und nach den Actionen in Flandern unendlich viele Gefälligkeiten erwiesen hatte, indem sie auf alle Art für sie besorgt war, und sie sogar mit Geld unterstützte. Sie stand vorzüglich gut mit dem Herrn von Luxemburg, welcher alle Jahre die Armeen daselbst commandirte, so wie auch mit den ausgezeichnetsten Generalen, welche daselbst dienten, besonders mit Herrn von Harcourt, der dort beständig abgesonderte Corps hatte. Herr von Luxemburg sagte ihr schon vorher, und früh genug was sie zu thun hätte, um der Frau von Maintenon zu gefallen, wenn diese an die Grenzen käme, und sie wußte es vortrefflich zu benutzen.

Sie empfing diese zu Dinant wo sie wohnte, während der König Namur belagerte; stattete ihr ihren Glückwunsch zu ihrer Ankunft ab, sorgte für alle mögliche Bequemlichkeit, für die Einrichtung ihrer Woh-

Wohnung aufs Beste, und bekümmerte sich sogar um die geringsten von ihrer Dienerschaft. Nachdem dieß geschehen war, schloß sie sich wieder in ihr Zimmer ein, ohne weder vor ihr, noch vor ihren Hofdamen zu erscheinen außer wenn es nöthig war. Sie befahl daß alles still und ruhig bleiben sollte, doch so daß alles besorgt würde, daß es aber so war als ob sie gar nicht im Hause wohnte.

Eine Aufnahme die so ganz nach dem Geschmack der Frau von Maintenon war, gab ihr eine günstige Meinung von ihrer Wirthin. Ihre Leute, ganz entzückt von ihr, waren sehr geschäftig ihr alles was sie bey Neerwinden für die Offiziere gethan hatte, zu erzählen, und ihre Freygebigkeit, die gute Ordnung im Hause, ihre guten Werke und ihre Frömmigkeit zu rühmen. Eine glückliche Kleinigkeit, glücklich vorausgesehen, gewann ihr vollends ganz das Herz der Frau von Maintenon. Die Witterung veränderte sich plötzlich von einer unmäßigen Hitze zu einer feuchten Kälte, die lange anhielt. Sogleich fand Frau von Maintenon in einer Ecke des Zimmers ein schönes, aber ganz einfaches Nachtkleid; ein Geschenk das ihr um so angenehmer war, da sie keine wärmern Kleider bey sich hatte, und es ihr auf eine so unerwartete und anspruchlose Weise gegeben war.

Die Zurückhaltung der Madame Voisin gefiel unendlich. Es dauerte oft zwey Tage, ohne daß sie einen Besuch machte, auch nicht einmal im Vorbeygehen. Sie erschien nur vor ihr, wenn sie gerufen wurde, und auch dann machte sie die Mine, daß sie kaum wage sich niederzusetzen, und war immer im Begriff, sich wieder zu entfernen, aus Furcht sie möchte ihr beschwerlich fallen. Eine solche feine Aufmerksamkeit, an welche Frau von Maintenon nicht gewöhnt

war, ersetzte die größten Verdienste. Die Seltenheit der Besuche machte, daß man sie mehr wünschte, und daß Frau von Maintenon ihrer artigen Wirthin den angenehmen Vorwurf machte, sie seye die einzige Person, die sie nicht mit sich familiär habe machen können. Sie fand dagegen wirklich desto mehr Geschmack an der Unterhaltung und an dem ganzen Wesen derselben. Madame Voisin mischte sich in nichts, auch nicht einmal, nachdem sie mehr eingeweiht war. Sie gefiel der Frau von Maintenon, nach dem langen Aufenthalt bey ihr, so wohl, daß sie ein ernstliches Vertrauen zu ihr faßte, und ihr befahl, sie möchte sie jedesmal besuchen, wenn sie nach Paris komme. Diesen Befehl schien sie noch mehr aus Gehorsam als aus eigenem Drang zu befolgen, und durch diese ehrerbietige Bescheidenheit gewann sie Frau von Maintenon immer gewisser.

Durch die Reise nach Flandern im Jahr 1693. erhielt diese Freundschaft einen neuen Zuwachs. Dies verschaffte Voisin im nächsten Jahr die Stelle als Staatsrath. Auch nun, da er sich beständig in Paris aufhielt, beobachtete seine Frau dieselbe Zurückhaltung gegen Frau von Maintenon, kam nur selten zu ihr, und fast nie ungefodert.

Als sie nach und nach vertrauter geworden war, kam sie zuweilen, wie aus Dankbarkeit und Anhänglichkeit, von selbst, doch so selten als möglich, so daß ihr Umgang lange unbekannt, und gegen Neid, üble Erklärungen und Nachreden gesichert blieb. Auf eine eben so feine Art, nur nach den Umständen verändert, wußte sie ihre in Flandern gemachte Bekanntschaften mit den vornehmsten Offizieren, auch sogar mit Monseigneur, welcher im Jahr 1694 daselbst commandirt hatte, zu benutzen. Herr von Luxemburg der als General

neral unter ihm bey der Armee stand, hatte diesem sehr viel Gutes von ihr gerühmt, so wie indeß noch mehrere andere Personen.

Ihr Mann war inzwischen sehr emsig in seinen Geschäften, und schien sich auch weiter um nichts zu bekümmern, bis Chamillart, der mit Arbeiten überhäuft war, die Geschäfte von St. Cyr abgab, welche Frau von Maintenon an Voisin übergab. Dadurch kam auch er in ein näheres Verhältniß mit ihr. Seine Frau aber wurde immer vertrauter und beyde gefielen der Frau von Maintenon um so mehr, als sie sich weislich in den Schranken des Respekts hielten, da dieß indeß so vortheilhaft für sie gewesen war.

Damals wurden endlich doch der Welt die Augen über sie geöffnet, und Voisin ward für den Candidaten zu allen möglichen bedeutenden Stellen gehalten. Er sah, daß er wohl vergebens auf eine Stelle im Ministerium warten würde, und wünschte daher, die als erster Präsident zu erhalten; dieß war auch die Absicht der Frau von Maintenon. Ein Glück für ihn war, daß Chamillart (in Absicht auf die Präsidentschaft) so sehr für Pelletier gestimmt blieb, zum Theil war er dieß auch aus Gefälligkeit für den Herzog von Beauvilliers, der dagegen einem Sohn seines alten Freundes, Lamoignon, zu der Stelle eines Oberadvocaten (advocat général) verhalf.

Es war, wie sich aus den Ereignissen schließen läßt, für einen großen Fehler von Chamillart zu halten, daß er sich nicht einen solchen Nebenbuhler in allen seinen Stellen dadurch vom Halse schaffte, daß er diesem die Stelle als erster Präsident zukommen ließ. Allein zu Pelletiers Beförderung hatte der Credit, in welchem sich sein Vater, der erst 4 Jahre

nachher starb, beständig beym König erhalten hatte, am meisten beygetragen. Denn der König hatte ihm immer gern seine Liebe zu erkennen gegeben, und erzeigte seiner Familie, seit er sich zurückgezogen hatte, noch mehr Gnade als zuvor, so lange er Minister war.

Die Vorsehung hatte Voisin in seiner Frau eine nothwendige Stütze gegeben. Er war Maitre des Requetes geworden, ehe er Zeit gehabt hatte, in den Tribunalen zu lernen. Er wurde gleich darauf Intendant, und blieb vollkommen unwissend. Ueberdieß war er ein trockner rauher Mann, ohne Feinheit und Lebensart, und ganz verwöhnt wie die meisten Intendanten, besonders die der größeren Districte. Er hatte nicht so viel äussere Bildung, aber eben so viel Stolz und Unverschämtheit, wie jene. Niemand war, und blieb sein ganzes Leben hindurch, von Kopf bis zu Fuß ein so vollkommener Intendant, wie er, dem die bloße rohe Autorität alles zu thun, und auf alles zu antworten, erlaubte. Diese war sein Gesetz und seine Propheten, sein Codex, seine Gewohnheit, sein Recht, mit einem Wort sein Grundprincip und sein Alles. Auch besaß er die gewöhnlichen Eigenschaften eines Intendanten in einem sehr hervorstechenden Grade. Er war oberflächlich, in seinen Geschäften zwar emsig, aber bis ins Kleinlichte weitläuftig; er sah und that alles nur durch sich selbst; ausserdem war er trotzig und so sehr ohne alle gesellschaftliche Bildung, daß er, auch als Staatsrath und hernach als Minister, unfähig war, in seinem Hause die Honneurs zu machen.

Die Hofmänner, der hohe Adel, die Generale und Privatleute, welche an die freundliche Aufnahme, an die Gesprächigkeit, an die Geduld alles anzuhören, an das sanfte abgemessene, höfliche und anständige Betragen von Chamillart gewöhnt waren, der sogar auf

zu-

zudringliche Fragen und ungegründete Klagen, in einem eben so gefälligen Ton zu antworten, als zu schreiben wußte, waren sehr verwundert, in Voisin gerade das Gegentheil von allem diesem zu finden. Dieser ließ sich selten und ungerne sehen, war in sich verschlossen, wies jedermann von sich zurück, brach das Gespräch ab, antwortete trocken, gleichgültig und kurz, und drehte den Sprechenden entweder den Rücken zu, oder brachte sie durch einige absprechende, gebieterische Worte zum Stillschweigen. Seine plumpen Briefe enthielten nur laconische und eigenmächtige Antworten, oder eine kurze Ankündigung von dem, was er als Herr befahl, mit dem jedesmaligen Beysatz: der König will es so.

Wer Geschäfte mit ihm hatte, die von andern als Intendanten-Regeln abhiengen war übel daran. So etwas setzte ihn auffer seine Sphäre; weil er seine Schwäche fühlte, brach er dann kurz ab, und wurde hitzig, um der Sache ein Ende zu machen. Uebrigens war er weder aus Vorsatz ungerecht, noch von Natur bösartig; nur kannte er nichts, als die Autorität, den König und die Frau von Maintenon, deren Wille seine Vernunft und sein höchstes Gesetz war.

Ein solcher Mann war Voisin. Im Junii 1709 wurde er zum Staatsrath und Minister und nachher, ein Jahr vor dem Tode des Königs, zum Siegelbewahrer und Kanzler von Frankreich ernannt. Dieß war der Zustand des Hofs im Jahr 1709.

9.

Der Hof zu Versailles war damals in drey Partheyen getheilt. In die vom hohen Adel, von den Ministern und von Meudon. Es waren die vornehmsten Personen darunter, von denen aber wenige offen

und

Seite

120. Da nun die feindliche Flotte auf den Strand gezogen war.

Die Franken hatten ihre Schiffe im Winter des Jahrs 586 (1190) nach Tyrus in Sicherheit gebracht, um sie nicht den Gefahren der offenen See blos zu stellen. Die Farth nach Ptolemais war also von der Seeseite wieder frey, und die Stadt konnte wieder mit frischen Truppen versehen werden. Weil aber die Soldaten, welche hineinzogen, kaum die Hälfte derjenigen betrugen, die den Ort verließen, so mußte die schwache zurückbleibende Besatzung nothwendig unfähig werden die Beschwerden einer Belagerung lange auszuhalten.

124. Die feindlichen Truppen hatten — — von dem König in Frankreich gesprochen.

Der König von Frankreich war Philipp August, und der König von England, dessen zuerst im 21sten Kapitel Erwähnung geschieht, Richard mit dem Zunamen Löwenherz, Königs Heinrich II. Sohn. Beyde hatten ihren ersten Sammelplatz im Gefilde von Vezelay bestimmt, wo ihre vereinigte Macht gegen 100000 Mann stark war. Beyde nahmen ihren Weg zu Wasser, weil die Geschichte der vorigen Kreuzzüge sie gelehrt hatte, daß der Weg zu Lande vielen Unglücksfällen ausgesetzt sey. Philipp nahm den Weg nach Genua, Richard nach Marseille. Auf der See mußten sie einen großen Sturm ausstehen, der sie beyde fast zu gleicher Zeit nach Messina verschlug. Dieser Vorfall legte den Grund zu den nachmaligen Feindseligkeiten, welche der ganzen Unternehmung so sehr schadeten.

128. Nachdem er Cypern erobert hatte.

Richards Flotte segelte in 3 Geschwadern von Sicilien ab, und hatte wieder einen großen Sturm auszustehen. Das Geschwader, auf dem sich seine Schwester Johanna, und seine Braut Berengaria, Königs Sancho von Navarra Tochter befanden, wurde an die Küste von Cypern verschlagen. Isaak, Herr dieser Insel, plünderte die Schiffe, welche bey Limiso gestrandet waren, behan-

und frey auftraten, einige noch ihre besondern Schlupfwinkel und Auswege hatten.

Nur einer kleinen Anzahl unter ihnen war es wirklich um das Wohl des Staats zu thun, dessen schwankende Existenz allen zum Vorwand ihres Bestrebens dienen mußte, während der größte Theil von ihnen nur auf ihr eigenes Wohl bedacht war. Einige suchten sich dadurch Einfluß, Ansehn und Gewalt, andere gewisse Stellen und Glücksgüter zu verschaffen. Andere, unbedeutendere, die sich mehr im verborgenen hielten, schloßen sich an eine von den drey Partheyen an, und machten die untergeordnete Classe aus, die aber doch zuweilen den Angelegenheiten den Ausschlag giebt; auf alle Fälle wußte sie den bürgerlichen Zungenkrieg zu unterhalten.

Unter dem Schutz der Frau von Maintenon vereinigte sich die erste Parthey. Die Hauptpersonen darunter wurden durch den Fall von Chamillart und Vendome, wozu sie ihr möglichstes beygetragen hatten, von einer Last befreyt. Sie standen gut mit Monseigneur, und wurden von der Herzogin von Bourgogne geschont. Sie freuten sich die öffentliche Meinung für sich zu haben, und des Glanzes, welchen sie von Boufflers erhielten. An ihn schlossen sich die übrigen an; mehr um sich durch ihn zu ehren, als um sich seiner zu bedienen. Harcourt war, sogar vom Rheinufer her, der Steuermann davon. Auch Voisin und seine Frau hielten sich an sie.

In der zweyten Reihe stand der Canzler, der äusserst unzufrieden war bey der Frau von Maintenon, in Ungnade gefallen zu seyn, und folglich auch die Gunst des Königs verlohren zu haben.

— Pontchartrain, der sich in der Ferne hielt, und so gegen alles gesichert war.

Der

— Der erſte Stallmeiſter, welcher in Intriguen grau geworden war, die Vereinigung zwiſchen Harcourt und dem Canzler bewürkt hatte, übrigens aber alle betrog.

— Sein Vetter, Herr von Hürelles, dem Anſchein nach ein Philoſoph, Cyniker und Epicuräer, in der That ein durchaus falſcher, äuſſerſt ehrgeiziger Mann. Monſeigneur hatte durch la Chois von ihm eine ſehr vortheilhafte Meynung bekommen, wie letzterer ſie von Beringhem, ſeiner Frau und Biguon angenommen hatte.

— Der Marſchall von Villeroy der ſelbſt, nachdem er in Ungnade gefallen war, doch bey der Frau von Maintenon noch immer gut ſtand, und den die andern deswegen, und weil ihm der König ehmals günſtig geweſen war, und er durch die Verwendung der Frau von Maintenon vielleicht wieder bey ihm in Gnaden kommen konnte, zu ſchonen wußten.

— Der Herzog von Villeroy, welcher durch ihn wieder in Bewegung geſetzt wurde, wobey man aber mit Rochegüyon ganz andere Gänge machte, der ſeine ausgeſtellten Netze unter einem höhniſchen Stillſchweigen verbarg. Auch würkten auf ihn Blion und andere im Verborgenen Arbeitende, die übrigens alles wußten und bey Monſeigneur von Jugend auf in gutem Credit ſtanden. Obgleich nur von der Ferne her, hatten ſie auch zu dem Verderben von Vendome und Chamillart beygetragen. Auf ihrer Seite war auch die Herzogin von Villeroy, die zwar wenig Geiſt, aber viel Klugheit und Verſtand hatte, in Geheimniſſen undurchdringlich war, und in vielen Dingen das Vertrauen der Herzogin von Bourgogne beſaß, welche ſie nach ihrem Gefallen zu lenken wußte. Auf einer andern Seite,

mit

mit Hofnungen, welche die Geburtsvorzüge, Tugenden und Talente des Herzogs von Bourgogne nährten, sonst aber keine Unterstützung hatten, stund, aus entschiedener Zuneigung, der Herzog von Beauvilliers, der sich vor allen frey zeigte. Der Herzog von Chevreuse war die Seele und der Vereinigungspunkt. Der Erzbischof von Cambray, blieb, mitten in seiner Ungnade und Verbannung hier der Steuermann.

Die Untergeordneten dieser Partey waren Torey und Desmarets, der Pater Tellier, die Jesuiten und die Sulpizianer, die sich sonst von den Jesuiten so entfernt hielten als diese von ihnen. Desmarets, war ein Freund von dem Marschall von Villeroy und von Hürelles; Torey stand sich gut mit dem Canzler, weil sie über die Angelegenheiten mit Rom gleicher Meinung, folglich auch gegen die Jesuiten und Sulpizianer waren. Dagegen konnte er mit seinen Vettern, den Herrn von Chevreuse, besonders aber mit Beauvilliers, über diese eigene Art von Angelegenheiten nicht übereinkommen, so daß dadurch oft Mißverhältnisse und Unannehmlichkeiten zwischen ihnen entstanden.

Die genannten Personen von dieser Partie waren unter sich vertrautere Freunde, durch gleiche Bedürfnisse aneinander gekettet; sie hätten beständig Gelegenheit sich zu sehen, ohne das Ansehen zu haben, als ob sie sich aufsuchten; ihre Aemter waren von der Art, daß sie mit ihren Gegnern nichts zu thun hatten, und alles unmittelbar erfahren konnten. Ihnen war möglich, den andern etwas vorzuspiegeln, und wesentliche Dinge, die schon eingeleitet waren, so bald sie es für gut hielten, wieder zu nichts zu machen. Sie waren in der glücklichen Lage, alles, was vorgieng, ganz genau wissen, und die Anschläge nach

ihrem

ihrem Gefallen zerstören zu können. Auch wollten sie sich mit niemand in ein näheres Verhältniß setzen; und wenn dieß geschah, so war es nur für den Augenblick einer dringenden Nothwendigkeit. Sie brauchten Streiche nur abzuhalten, und da sie im Besitz waren, durften sie sich nur vertheidigen, nicht aber etwas erobern. Nur die Lacher hatten sie nicht für sich. Ihre Andacht hielt sie im Zwang; sie wurde leicht lächerlich gemacht. Auf der Seite von la Choin und der Frau von Mainteuon hingegen war äusserer Glanz die Mode und Beneidenswürdigkeit.

Diese beyden Cabalen hielten gleichen Schritt gegen einander. Die letztere nur gieng im Stillen; die andere aber trat mit Geräusch einher, jede Gelegenheit ergreifend um der andern zu schaden. Auf ihrer Seite war der ganze Glanz des Hofs und der Armeen, durch den Widerwillen gegen die unerträglich werdende Regierung wurde sie zahlreicher, sehr viele kluge Männer aber wurden durch Boufflers Rechtschaffenheit und Harcourts Talente angezogen.

Die dritte Partey machte d'Antin, die Frau Herzogin, die Fräulein von Lillebonne mit ihrer Schwester, und ihrem Oncle der unzertrennlich von ihnen war, und der ganze eigenthümliche Hof von Meudon. Keine der beyden andern Parteyen wollte mit dieser etwas gemein haben. Beyde fürchteten sie, und mißtrauten ihr, alle aber schonten sie wegen Monseigneur, und selbst wegen der Frau Herzogin von Bourgogne. D'Antin und die Frau Herzogin machten gleichsam eine Person aus; beyde waren gleich verschrieen; sie wurden für die Anführer dieser Partey gehalten. D'Antin war wichtig wegen seines Umgangs mit dem König, der täglich vertrauter wurde, und auf den er eben so stolz war als er ihn gut zu benutzen wußte;

wußte; Er und die Frau Herzogin zusammen, galten wegen ihrer Verbindung mit Monseigneur. Nicht als ob nicht die beyden Lothringerinnen, und mehr noch als diese das Fräulein von Choin, sein Vertrauen noch mehr besessen hätten; sie hatten vielmehr noch einen Vortheil weiter, der aber damals und lange Zeit nachher unbekannt war; nehmlich jene schimpfliche, aber sehr fest gegründete, eben daher aber auch geheim gehaltene Verbindung mit der Frau von Maintenon. Allein sie waren noch betäubt von den beyden Schlägen, welche Vendome und Chamillart kürzlich getroffen hatten.

Boufflers, Harcourt und die vornehmsten Theilnehmer ihrer Partey verabscheuten den Stolz des Ersteren, und die Obergewalt, zu welcher er sich durch seinen Rang und seine Befehlshaber-Stelle aufgeschwungen hatte. Chevreuse, Beauvilliers und ihre Anhänger hielten sich aus diesen Gründen, noch mehr aber wegen des Herzogs von Bourgogne nicht von ihm entfernt.

Keine von diesen beyden Parteyen war geneigt, sich der dritten zu nähern. Diese dritte war eigentlich die Cabale Vendome's, die noch von dem empfangenen Schlag verwirrt, in der thörigten Hoffnung, durch Chamillarts Fall am meisten zu gewinnen, so thätig an diesem gearbeitet hatte.

Um verständlicher zu seyn wollen wir den drey Parteyen bestimmte Namen geben. Die Cabale des hohen Adels — La Cabale des Seigneurs — war die Benennung, die ihr damals gegeben wurde, die der Minister, und die von Meudon.

Diese letztere war durch die mislungene Erprobung ihrer Kräfte mehr gedemüthigt, als durch Ven-

do-

domes Fall. Denn sie konnte diesen, wegen der angeführten Gründe, zu nichts weiter gebrauchen, als den Herzog von Bourgogne zu verderben. Da dieser große Streich am Ende zur Hälfte fehl schlug, wußte Vendome sie wenigstens bey Monseigneur besser zu setzen. Ich sage: er schlug zur Hälfte fehl. Denn nach ihren schlauen Ränken gerieth er gänzlich bey Monseigneur. Dieser konnte nie wieder davon zu dem Herzog von Bourgogne zurückkommen, und ließ es ihn sein ganzes Leben hindurch, sehr empfindlich, fühlen.

In Rücksicht auf Chamillart sieht man, aus dem Streich, welchen Fräulein von Lillebonne ihm zweimal beym Fräulein von Choin spielte, wie wenig sie sich, nachdem beym König der Streich mißlungen war, doch um diesen bekümmerten, seit sie ihn der untergehenden Sonne gleich hielt. Sie und ihre Schwester rechnete sehr auf den Nachfolger, und zwar schon durch sich selbst, wegen Monseigneur, noch mehr aber, als sie Voisin als Chamillarts Nachfolger sahen, wegen ihrer geheimen Verbindungen mit der Frau von Maintenon. Für Vaudemont, der übrigens mit seinen Nichten nur eine Seele ausmachte, konnte nicht viel gewonnen werden; er war mit seinen zur unrechtmäßigen Erhöhung seines Standes gemachten Versuchen für immer abgewiesen; überdieß bekümmerte ihn dieß alles in seiner sonst guten Lage sehr wenig; sein ohnehin schon gesunkenes Ansehen konnte dadurch nicht mehr viel verlieren.

Herr du Maine hatte die Herzen des Königs und der Frau von Maintenon in seiner Gewalt. Er leitete alles, sorgte nur für sich selbst, suchte jedem zu schaden, wo er konnte, und war daher auch von allen, die ihn kannten, gefürchtet. Er konnte

Voisin, einen blinden Anhänger der Frau von Maintenon besser gebrauchen, als Chamillart, der sich ihm überlassen hatte. Da Vendome in seiner titanischen Unternehmung zu Grund gegangen, auch die Unternehmung selbst gescheitert war; so fand sich du Maine dadurch von einem kühnen Mann befreyt, der seinen Kindern nicht hatte nachstehen wollen, und dessen würkliche Gleichheit immer für jene ein lästiger Titel war.

Der Herzog ließ alles gehen, wie es wollte; in eine menschenfeindliche Stimmung versunken, durch die er, wie eine Pulvermine, die beständig zu sprengen droht, jedermann von sich entfernte, war er nur mit den, den Tod des Prinzen betreffenden Rechtshändeln, mit seinen geheimen Vergnügungen, und seiner Gesundheit, welche anfing wankend zu werden, beschäftigt.

Der Graf von Toulouse, so wie der Herzog von Berry, nahmen an nichts Theil.

Der Herzog von Orleans wollte und konnte sich in nichts einlassen.

Der Herzog von Bourgogne, dem Gebet und der Arbeit ergeben, folgte den sanfteren und gemäßigteren Empfindungen, die ihm das Beyspiel der Herzoge von Beauvillers und Chevreuse gab. Er hatte an Vendomes und Chamillarts Fall durchaus keinen Theil gehabt, und alles, auch die für ihn dadurch entstandene Unannehmlichkeiten, dem göttlichen Willen anheim gestellt.

Die Herzogin von Bourgogne betrieb den Sturz des Einen, und that nichts, den andern zu retten; dieß, und daß sie der Frau von Maintenon ergeben war,

war, so wie diese ihr, stimmte sie natürlich mehr für die Cabale des hohen Adels, besonders da sie Harcourt für sich eingenommen hatte, sie aber Boufflers ihre Achtung nicht versagen konnte, und eine Freundin der Herzogin von Villeroy war. Den Herzogen von Beauvilliers und Chevreuse, welche ihr aus hundert Gründen, bey dem Herzog von Bourgogne gefährlich seyn konnten, und denen sie äußerst abgeneigt war, hatte sie sich aus Veranlassung der Angelegenheiten in Flandern wieder genähert, und da diese lange dauerten, so wurde ihre vorgefaßte ungünstige Meinung gegen jene, sowohl durch ihren Umgang mit ihnen, als auch durch Madame Levi, die sehr gut bey ihr stand, und durch eine ihrer Damen, welche Verstand genug hatte, die für ihren Vater und Oheim günstigen Augenblicke bey ihr zu benutzen, um sehr vieles vermindert, so daß sie ihnen nun nicht mehr entgegen war, und zwischen den beyden Cabalen hin und her schwankte.

Die Parthie von Meudon, welche auch die von Vendome war, hielt sich nur in soweit in Schranken, als sie vernünftiger Weise, wegen Monseigneur und gegen die legitimirte Tochter der Herzogin, mit der man persönlich nicht gut stand, nicht wohl unterlassen konnte. D'Antin war der Einzige, welchen sie, wegen des Vortheils, den sie aus den flandrischen Angelegenheiten, und wegen seines vertrauten Umgangs mit dem König, von den übrigen unterschied.

Tallard, ärgerlich, für unbrauchbar angesehen zu werden, weil man sich ihm von keiner Seite anvertraute, hing nur an Torcy, dessen Freundschaft er sich erhalten hatte, und an dem Marschall von Villeroy, seinem Verwandten und Beschützer. Er war durch dessen Unglück sehr gedrückt, ungeachtet er sich den Rohan's, welche mit dem Fräulein von Lillebonne

und seiner Schwester so eng vereint waren, ergeben hatte. Auch dieß hatte ihn nichts geholfen, und vergebens gab er sich alle erfinnliche Mühe, irgendwo einen Einfluß sich zu verschaffen. Die Partey der Minister war ihm zwar weniger abgeneigt als die beyden andern; sie ließen ihn aber dennoch an nichts Theil nehmen. Er war voll Eifersucht auf die, welche ihm bey dem Commando der Armeen vorgezogen worden waren, und brannte von geheimem Neid über die glänzende Lage des Marschalls von Boufflers, benahm sich aber dennoch sehr demüthig gegen diese alle, ohne sich in irgend ein Verhältniß mit ihnen setzen zu können.

Villars verließ sich auf sich selbst, auf den König und Frau von Maintenon, wozu ihn sein unermüdetes Glück berechtigte. Er war zufrieden, hatte weder Anhänger noch Absichten, ausser allenfalls solche, die ihn persönlich betrafen. In der politischen Welt war er ein völlig unbedeutendes Wesen, und wünschte auch nichts anders zu seyn; keine der Parteyen war ihn aufzusuchen bemüht.

Berwik suchte beyden Parteyen gefällig zu seyn, so wie sie wiederum ihm. Durch die englischen Angelegenheiten hatte er sich mit Torcy, durch seinen Pietismus und den letzten Feldzug in Flandern mit den Herzogen von Beauvilliers und Chevreuse, vereinigt. D'Antin war der einzige Mendonianer, mit dem er gut stand. Der Marschall von Villeroy war sein Freund und Beschützer; er selbst war ein Freund von Harcourt, dessen Gewogenheit er immer zu erhalten bemüht gewesen war.

Tesse, ein Freund von Pontchartrain, war dem hohen Adel, so wie den Ministern, verdächtig. Die Art-

Rollen, welche er gespielt, hatten ihm weder das Vertrauen noch die Achtung von irgend jemand erwerben können. Durch sein Betragen gegen Catinat hatte er die gute Meinung aller Edeldenkenden verloren; ja sogar andere scheuten sich mit ihm in Verbindung zu treten. Seine Niederträchtigkeit gegen Vandemont, Vendome und la Feuillade, hatte ihn vollends um allen Credit gebracht, den er durch seine Gesandtschaft nach Rom, und durch seine lächerlichen Briefe an den Papst, die er überall bekannt zu machen, sich nicht schämte, nicht wieder erlangen konnte. In der Cabale von Meudon wurde er also bloß geduldet, aber auch weiter nichts; von den beyden andern aber war er verworfen.

Noailles kam überall herum, und mischte sich in alles. Er wurde aus Rücksichten für seine Tante und wegen seiner Sprache allgemein gut aufgenommen; allein als einem jungen Mann, den man noch nicht hinreichend kannte, und der durch seinen großen Aufwand und seine häufigen Verbindungen, Aufmerksamkeit und Mißtrauen erregte, wagte man noch nicht ihm etwas zu vertrauen.

Die drey Cabalen hatten übrigens ihre Unterabtheilungen. Bey der vom hohen Adel war Harcourt zurückhaltend gegen die übrigen, obgleich er mit ihnen und oft durch sie wirkte. Er machte, um mich des gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, mit keinem gemeine Sache, ausser mit dem Canzler; dieser aber konnte ihm bloß zum Rathgeben nützen, da er gegen den König und Frau von Maintenon in kein Verhältniß stand, daß diese ihn irgend eine Sache zu leiten hinderte, ausser zuweilen in dem Fall, wo er unmittelbar wirken konnte, wo er aber entweder eine

behandelte die Mannschaft derselben als Gefangene, und verstattete den Prinzessinnen nicht die Freiheit in den Hafen von Limisso einzulaufen. Richard rächte sich durch die Eroberung von Cypern, und führte den gefangenen Isaak an silbernen Ketten mit sich herum. Richard verkaufte die Insel an die Tempelherrn, und diese überließen sie wieder an Guido von Lusignan, dessen Geschlecht drey Jahrhunderte daselbst regiert hat.

151. Hier fielen unsre Bogenschützen ihn mit einer solchen Heftigkeit an.

Das Kreuzheer war noch 100000 Mann stark. Saladins Armee, 300000 Mann. Der rechte und linke Flügel des erstern war schon einigemahl zurückgeschlagen worden, als Richard das Treffen erneuert, und es gewann. Saladin forderte den König zu einem Zweykampf auf, und wurde zu Boden gestreckt. Seine Rüstung erhielt ihm das Leben, und ein leichtes arabisches Roß die Freyheit. Von den Sarazenen blieben wenigstens 40000. auf dem Platze.

156. So daß der König nur mit einer Wunde davon kam.

Vermuthlich zielt er hier auf die Anekdote von Wilhelm von Pourcelet. Der König wurde auf der Jagd von einer saracenischen Rotte, die ihm aufgelauert hatte, überfallen, und sein ganzes Gefolge bis auf diesen Ritter niedergehauen. Als Wilhelm sah, daß der König sich in der größten Gefahr befinde, rief er auf saracenisch: ich bin der König. Sogleich fielen alle über ihn her, nahmen ihn gefangen, und Richard fand Mittel zu entfliehen. Saladin behandelte den gefangenen Wilhelm so, wie es eine so große Handlung verdiente, und gab ihn nachher für zehn der vornehmsten saracenischen Emire, die Richard nebst 20 andern gefangen hatte, den König zurück.

157. Daß der König von Frankreich gestorben.

Ptolemais wurde den 13ten Heumonat 1191. übergeben. Zehen Tage nachher erklärte der König von Frankreich,

Nulle war, oder eine Sache mit Feuer, Gewandtheit und Feinheit durchsetzte; denn dieß war sein größtes Talent, das er aber nur bey bedeutenden Gelegenheiten geltend machte, zum Beyspiel um über den Herzog von Beauvilliers herzufallen, ohne ihn geradezu anzugreifen. Er setzte ihn in dem Vortrag, den er zu machen hatte, in Verlegenheit und suchte ihn alsdenn lächerlich zu machen.

Der Marschall von Villeroy, der unthätigste von allen, weil es ihm an Geist und natürlicher Fähigkeit fehlte, er auch durch Vendome's und Chamillarts Fall, die er persönlich haßte, zurückgesetzt war. Er war der besondere Freund von Desmarets, aber aus weiter Entfernung; wegen seiner alten Verbindungen mit Bechameil, seinem Schwiegervater, blieb er dem Chevalier von Lothringen und von Effiat, seinen Beschützern, sehr ergeben. Er hatte sich, ungeachtet er die Gnade des Königs verloren hatte, dennoch die Freundschaft, in manchen Fällen sogar das Vertrauen der Frau von Maintenon zu erhalten gewußt; mit ihr stand er in mancherley Verhältnissen, und wenn er zu Versailles war, in einem vertrauten Umgang. Dieß geschah zwar nicht oft; sie schrieben sich aber häufig. Er mußte ihr Aufsätze, die Flandrischen Angelegenheiten betreffend, zuschicken, die stets gut von ihr aufgenommen wurden. Ihre schriftlichen Unterhaltungen liefen immer durch Desmarets Hände, selten durch die der Herzogin von Villeroy. Er stand mit Torcy ziemlich gut, hatte auch mit Beauvilliers einige Berührungspuncte; was aber diese beyde weiter nicht benutzten, welche auch von la Rochegupon und dem Herzog von Villeroy sehr gehaßt wurden. Hierinn, wie in vielen andern Dingen, und zwar in den wichtigsten, stimmte dieser (der Herzog von Villeroy) mit

mit ſeinem Vater nicht überein; doch vertrugen ſie ſich beſſer, ſeit ihre Lebensweiſe ſich verändert hatte, und ſie, da der Vater in Ungnade gefallen war, der Sohn aber ein Amt bekommen hatte, nicht an demſelben Ort wohnten.

Chevreuſe und Beauvilliers hatten keine Geheimniſſe für einander, betrugen ſich aber ſehr zurückhaltend gegen ihre Anhänger. Sie waren nahe Verwandte von Torcy, allein eine Janſeniſtiſche Anwandlung hatte ſie dennoch, ſehr zweckwidrig, von ihm entfernt.

D'Antin und die Frau Herzogin, die an denſelben Orten lebten und durch gleiche Abſichten, Bedürfniſſe und Laſter vereinigt waren, hatten ein groſſes Mißtrauen gegen die beyden Lothringer, das ſie aber unter dem Schein der [illegible]ſten Vertraulichkeit verbargen, den ſie ihrer gegenſeitigen Abſichten wegen bis zum Tod des Königs beybehalten wollten. Sie warteten auf dieſen Augenblick, um alsdann auf Leben und Tod mit einander um den alleinigen Beſitz von Monſeigneur zu kämpfen, wenn dieſer König ſeyn würde.

Dieſe Cabale weiteiferte mit der vom hohen Adel, wurde aber von dieſer völlig enthüllt, gehaßt und, als die ehmalige Vendomeſche, gefürchtet.

Sie war der Partey der Miniſter völlig entgegengeſetzt; ungeachtet Torcy und die Frau Herzogin, folglich auch d'Antin, gegenſeitige Rückſichten wegen der Schweſter von Torcy haben mußten, die zu jeder Zeit, und unter allen Umſtänden eine vertraute Freundin der Frau Herzogin war, welche bey einer häßlichen Geſtalt doch im Umgang reizend blieb, und einen ſeltenen Verſtand beſaß.

Dieß sind, umständlich geschildert, die gegenseitigen Verhältnisse der drey Partheyen, in welche im Jahr 1709 der Hof zu Versailles getheilt war. Wir werfen jetzt auf den Zustand der Armeen, und Frankreichs Kriegsunglück vom folgenden Jahr unsre Blicke.

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Ludwig von St. Simon.

XI. Buch.

Kriegsbegebenheiten in den Jahren 1710. 1711. 1712.

Inhalt.

Eine Reihe von Kriegsbegebenheiten.

I. Die Armee in Flandern im J. 1710, dem vorletzten des Herzogs von Marlborough. II. Einnahme von Briguela in Spanien. III. Feldzug in Deutschland im J. 1711. IV. Schlacht bey Denain 1712. V. Der Prinz Eugen hebt die Belagerung von Landrecies auf.

Prinz Eugen und der Herzog Marlborough, die den Frieden nicht wollten, hatten sich vorgesetzt in Frankreich einzudringen; der Eine aus persönlicher Rache gegen den König und aus Ruhmsucht, der Andere aus Gewinnsucht, als ihren herrschenden Leidenschaften. Sie hatten beschlossen die Schwäche und Zerrüttung unserer Truppen und Festungen zu benutzen, um ihre Eroberungen in diesem Feldzug, so weit als möglich zu treiben.

General Lieutenant Albergotti und der Feldmarschall Dreux hatten Ordre nach Douai vorzurücken, wo sie kaum noch Zeit hatten, die nothwendigsten Befehle zu geben, als sie auch schon eingeschlossen, und die Laufgräben, vom 4. auf den 5. May, geöffnet wurden. Die dortige Garnison war zahlreich und auserlesen. Es fehlte weder an Munition noch an Lebensmitteln, und alles ließ eine glückliche Vertheidigung erwarten.

Der König, über seinen beständigen Verlust ärgerlich, wünschte eifrig einen Sieg, der den kühnen Absichten der Feinde Einhalt thun, und dem traurigen Zustand schimpflicher Unterhandlungen, wie sie zu Gertrudenburg getrieben wurden, eine andere Wendung geben sollten. Villars hatte bey seiner Ankunft eine schöne Gelegenheit sie zu schlagen, versäumt. Seine ganze Armee hatte diesen Fehler bemerkt; allein, da er dem Feind nun einmal Zeit gelassen hatte, Anordnungen zu machen

chen, und jetzt keine Schlacht mehr wagen konnte: so machte er den Unverschämten, der nach seinen gewöhnlichen Großsprechereyen die feindliche Armee zu verschlingen drohte.

Der Marschall von Villars fand die Armee unter Cambray versammelt. Sie bestand aus 57 Bataillons und 162 Schwadronen; ausserdem daß alle Plätze besetzt waren. Allein diese Truppen waren sogar an Offizieren nicht ganz vollzälig. Ihr Sold war ihnen seit einem Monat ausbezahlt worden, man gab ihnen ziemlich gutes Brod und etwas Fleisch.

Albergotti vertheidigte sich gut zu Douai. Der Herzog von Mortemart commandirte daselbst einen Ausfall, wodurch große Unordnung in den Laufgräben entstand; er tödtete viele Menschen, und verlor fast gar keine. Der Angriff war sehr ernstlich gewesen. Es wurde von beyden Seiten stark an den unterirdischen Minen gearbeitet um sie würken zu lassen. Ausser dem was zur Belagerung gehörte, war die feindliche Armee eben so stark als die Königliche, und machte einen Versuch auf Ypern. Sie glaubten einen von der Garnison bestochen zu haben, und mit seiner Hülfe die Festung überfallen zu können. Dieser aber entdeckte es dem dort commandirenden Chevilly, auf dessen Befehl die Unternehmung erfolgte. Die Feinde voll Vertrauen auf den guten Ausgang ihrer Sache, detaschirten unter dem Vorwand, ihre Besatzungen in Lille und Menin zu verstärken, 2000 Reuter oder Dragoner von ihrer Armee, von denen jeder einen Infanteristen hinter sich auf dem Pferd hatte; und der Partheygänger marschirte ziemlich nahe an ihrer Spitze mit 12 bis 15 Mann. Er kam an die Barriere die man ihm öffnete, und die 12 oder 15 Mann wurden sogleich gefangen genommen. Das Detasche-

ment

ment kam an, wurde aber zufälliger Weise durch einen Schuß von einem Soldaten der Landmiliz, der in den Aussenwerken war, noch frühe genug gewarnt, glaubte entdeckt zu seyn, marschirte nicht weiter, und zog sich gleich nachher wieder zurück. Es wurde von allen Seiten der Festung auf sie gefeuert, und man tödtete oder verwundete einige 50 Mann.

Einem andern unserer Partheygänger, der einige Taze nachher von Namur ausging, gelang es sich in Lüttich einzuschleichen. Er bemächtigte sich der Leibwache am Thor, ging in die Festung, tödtete den dortigen Commandanten, nahm die ganze Wache gefangen, plünderte das Haus des kaiserlichen Ministers und eines Holländers, der in der Stadt commandirte, und kam mit einer beträchtlichen Beute, nebst 50 Gefangenen zurück, ohne auch nur einen Mann verloren zu haben.

Indessen rückte die Belagerung von Douai vor; den 20 war dort eine ernstliche Action vorgefallen. Die Feinde hatten sich eines Ravelins bemächtigt. Dreux und der Herzog von Mortemart trieben sie aber wieder zurück. Sie kamen wieder und postirten sich auf der Berme, wo sich glücklich eine Pulvermine entzündete, und sie in die Luft sprengte. Sie verloren ungefähr 2000 Mann; kamen aber dennoch zum drittenmal wieder, und erreichten den Winkel dieses Werks.

Zwey Tage nachher, bemächtigten sie sich zweyer Ravelins, und da die Bresche sehr groß war, ließ Albergotti Schamade schlagen. Die Capitulation war, wie er sie wollte. Die Bresche hatte Raum für 2. Bataillons in Fronte. Der König, zufrieden über diese gute Vertheidigung, und gewohnt die Insignien

Seite

reich, daß er gesonnen sey, nach Hause zu gehen. Er hatte eine schwere Krankheit überstanden, und war jetzt noch sehr schwach. Den ersten August schiffte er sich zu Tyrus ein, und kam glücklich in Frankreich an. Der Pabst Cöleſtin III. wollte ihn nicht von dem Eyde losſprechen, den er dem Richard geſchworen, ſeine Staaten während ſeiner Abweſenheit nicht zu beunruhigen. Dagegen aber unterhielt er heimlich die Unruhen in England, an denen vorzüglich Richards Bruder, Johann, Theil nahm.

161. Almalich Aladil ſollte des Königs Schweſter heurathen.

Die verſammlete Geiſtlichkeit der Chriſten verlangte, daß Aladil dieſe Ehe nur unter der Bedingung ſchließen ſolle, wenn er ſeine Religion veränderte. Folglich konnte aus dieſem Vorſchlag nichts werden.

Dieſe Königin Johanna war die Wittwe Wilhelm II. von Sicilien, nach deſſen Tode ſich Tankred des Throns bemächtigte, und zwiſchen den Königen von England und Frankreich bey ihrem Aufenthalt in Sicilien Uneinigkeit ſtiftete.

174. Wenige Tage nachher erfuhren wir die Entleibung des Markgrafen.

Richard hatte zwar die Sache Luſignans gegen den Markgrafen Konrad unterſtützt, war aber nicht Schuld an ſeinem Tode. Die beyden Mörder waren Aſſaſinen, deren Oberhaupt, der Alte des Berges genannt, von Konrad Genugthuung wegen einer Beleidigung verlangte, aber keine erhielt. Es war nemlich ein ſarazeniſches Schiff, das eine Ladung für die Rechnung des Alten führte, zu Tyrus aufgebracht, und der Steuermann getödtet worden.

197. Hierauf mußte ich die Friedensbedingungen aufzeichnen.

Der Friede oder eigentlich Waffenſtillſtand wurde auf 3 Jahr 3 Monate 3 Wochen 3 Tage und 3 Stunden feſtgeſetzt. Die Franken behielten Jaffa, Cäſarea, Arſoph,

signien des h. Geist-Ordens zu prostituiren, machte Albergotti zum Ordensritter.

Als die Feinde sich nach ihrem neuen Sieg wieder erhohlt und in Stand gesetzt hatten, gingen sie gleich wieder auf neue aus. Da sie Villars für unfähig hielten, sie daran hindern zu können, marschirten sie nach Bethune und öffneten die dortigen Laufgräben den 24. Dupuis-Vauban commandirte daselbst eine Besatzung von 4000 Mann. Er hatte nicht mehr Truppen verlangt, und war hinreichend mit Munition und Lebensmittel versehen. In der nehmlichen Nacht, wo die Laufgräben geöfnet wurden, machte er einen Ausfall, tödtete ihnen 800 Mann, und verlor sehr wenig Leute dabey. Man hielt sich sehr tapfer; allein nach einer rühmlichen Vertheidigung ließ Dupuis-Vauban den 28 August Schamade schlagen, und erhielt eine Capitulation wie er sie verlangte.

Zu Ende dieser Belagerung wurde ein Ausfall gegen Menin unternommen. Die detaschirten Truppen wurden von dem Wegweiser schlecht geführt, und anstatt in der Nacht dort anzukommen, überfiel sie der Tag, so daß sie wieder zurückgehen mußten wie sie gekommen waren.

Der Marschall von Villars hatte in diesem Feldzug so viel Unglück gehabt, daß er den Entschluß faßte ins Bad zu gehen, und nicht nachließ bis er die Erlaubniß dazu erhielt.

Harcourt erhielt Befehl von Strasburg wegzugehen, und wurde zum Commandanten an Villars Stelle ernannt.

Als er nach Flandern kam, fand er die Desertionen bey der Armee sehr häufig, und der Feind stand zugleich

zugleich vor Aire und Saint-Venant. Chevilly, der zu Ypern commandirte, und erfahren hatte, daß der Feind eine beträchtliche Convoy von Gent ausschicke, ließ den Feldmarschall Ravignan mit 2500 Mann gegen diese anrücken. Ravignan traf die Convoy zu Vive Saint Eloi. Sie bestand aus 45 mit Munition und Lebensmittel gefüllten Packwagen, welche durch 1500 Mann am Ufer hin transportirt wurden. Er griff sie kühn an, und alle wurden getödtet, ins Wasser geworfen, oder gefangen genommen. Die Cavallerie, welche noch zeitig die Flucht ergriff, verlor wenigstens die Hälfte. Ravignan ließ die 45 Wagen verbrennen, und die 1300 Päcke Pulver in die Luft sprängen, wodurch das Dorf Vive Saint-Eloi zerstört wurde.

Aire und Saint Venant hielten sich noch immer. Bey beyden Belagerungen fielen ziemlich viele beträchtliche Angriffe vor. Den 12. September waren zu Aire die Laufgräben eröffnet worden. Quebriant, ein Tochtermann von Desmarets, commandirte daselbst, und machte ernstliche Ausfälle, so wie auch der Chevalier von Selves. Endlich, nach einem langen rühmlichen Widerstand, capitulirte Quebriant den 8 November und erhielt alle Bedingungen. Er übergab auch das Fort Saint François, weil er keine Lebensmittel hineinbringen konnte. Saint Venant hatte sich schon einige Zeit vorher ergeben.

So endigte der Feldzug in Flandern, der vorletzte, welchen Marlborough gemacht hat. Die Armeen begaben sich in die Ausruhungsquartiere, und bald darauf ins Winterquartier.

Der Feldzug am Rhein war weiter nichts als daß man in aller Ruhe zu subsistiren suchte. Er endigte sich zu gleicher Zeit mit dem in Flandern.

Der Marschall von Berwik brachte den Seinigen mit Schikanen und Beobachtungen zu. Der Herzog von Savoyen wollte nicht viel thun, weil er über den Kaiser unzufrieden war, dem er sogar drohte, er werde nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht seyn. Die durch einen Theil von Mailand gemachte Belohnung war ein Gegenstand, der das Mißtrauen unterhielt, und der, um es bestimmt auszudrücken, ihn hinderte dieses Jahr viel dafür zu thun.

Dieß waren die Unternehmungen, Fortschritte, oder Unfälle der Armeen. Wir wollen nun die persönlichen Eigenschaften der Generale, und einige besondere Anecdoten vom folgenden Jahre 1711 angeben.

Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough begnügten sich, nach ihrer gewohnten Einigkeit, lange Zeit, auf Kosten der königlichen Länder zu leben, und unsre Armee in die Linien einzuschließen. Gegen das was im vorhergehenden Jahre dort vorfiel, kam sie in diesem auf eine leichte, wohlfeile, obgleich schimpfliche Weise, davon.

Dennoch schienen, die gewiß reellen Vortheile der Alliirten ihnen ihrer gewöhnlichen Feldzüge nicht würdig. Marlborough, der den höchsten Gipfel des Ruhms und Glücks erreicht hatte, den ein Krieger seiner Nation erreichen konnte, wurde von einem traurigen Unfall bedroht, dem er durch irgend einen grossen Coup eine andere Wendung zu geben, um die Absichten seiner Gegner wankend zu machen, eifrigst bemüht war. Prinz Eugen, welcher mit dem Erzherzog, der seinem Bruder gefolgt war, persönlich schlecht stand, und gegen die neue Regierung des Wiener Hofs aufgebracht war, hatte mit Marlborough

glei-

gleiches Interesse. Beyde wünschten die Fortsetzung des Kriegs, wodurch ihr Ansehen und ihre Gewalt erhalten, und ihre unermeßlichen Reichthümer, besonders die des eben so kargen als habsüchtigen Marlboroughs, täglich vermehrt wurden. Diese dringenden Ursachen bestimmten sie beyde zu einer Unternehmung, welche so unsinnig sie auch schien, dennoch durch ihr Glück, ihre Kühnheit und das unbegreifliche Betragen des Marschalls von Villars, gelang. Dieser letztere deckte Bouchain.

Ausser den Festungen, die uns noch von diesen schlecht gezogenen Gränzlinien übrig waren, ist dieser Ort sehr bedeutend, weil er den Uebergang der Flüsse und den Einmarsch in ein großes Land öffnet und schließt. Um ihn zu belagern mußte man sich wegen des unvermeidlichen Uebergangs über die Schelde, allem aussetzen. Diese Unternehmung wagten die beyden feindlichen Generale mit Gefahr einer Schlacht. Als sie die Hälfte passirt hatten, oder gleich nachher, wurde Villars, der bey allen Gelegenheiten nur für sich den größten Nutzen ziehen wollte, und seine Spione schlecht bezahlte, zu spät davon benachrichtigt. Er wollte ihnen nachrücken, und wenn er geeilt hätte, würde er sie an der Schelde geschlagen haben. Er schien seinen gemachten Fehler wieder gut machen zu wollen, und kam bey guter Zeit auf einer schönen Ebene an, wo er campiren wollte. Mehrere Generale, unter diesen auch der Feldmarschall Montesquiou, meldeten ihm, daß der Feind so nahe, und in solcher Unordnung seye, daß niemand zweifle, er werde sich entschließen anzugreifen. So wäre seine kürzlich begangene Nachlässigkeit, bey dieser Gelegenheit wieder gut gemacht gewesen. Die Armee, welche bey dieser Nachricht laut jubelte, und sich freudig an den ehemaligen Muth der Franzosen erinnerte,

innerte, war über seine Unbekümmertheit, Trägheit, und die Schwierigkeiten, die er machte, sehr verwundert. Die dringendsten Vorstellungen, bey denen sogar die Gränzen des Wohlstands überschritten wurden, vermochten nichts über ihn. Villars blieb unbeweglich, und statt aller Antwort rühmte er kühn seinen Muth, an dem man nicht zweifelte, und sprach von Wunderthaten, die den andern Tag geschehen sollten.

Die Armee, wüthend gegen ihn, lagerte sich in Schlachtordnung, sie brach aber erst spät am andern Morgen, mit eben der Langsamkeit wieder auf. Nun konnte ihr Vorrücken nichts mehr helfen; der Feind war schon voraus, und verdankte sein Glück Villars seltener Saumseligkeit, von der man keinen Grund einsehen konnte, weil in dem Zustand, worinn die Feinde waren, sie, nach dem Geständniß beyder Armeen, unvermeidlich geschlagen worden wären. Villars hatte diese Schlacht schon durch einen Eilboten dem Hof angekündigt, der 4 Tage in der ungeduldigsten Erwartung darüber war. Endlich kam ein Courier nach Fontainebleau. Voisin brachte ihn zum König, welcher eben gute Nacht genommen hatte. Der Dauphin, schon im Begriff sich auszukleiden, zog sich wieder an, um sich nach den eingelaufenen Nachrichten zu erkundigen. Das Vorzimmer war mit Neugierigen angefüllt. Alle darinn versammelten glaubten, Voisin lese dem König den umständlichen Bericht vor, und warteten ungeduldig bis er herauskam, wo sie denn endlich erfuhren, daß keine Schlacht vorgefallen sey.

Ich komme wieder auf die Armee. Als Villars sah, daß ihm der Feind entwischt war, brach er in Vorwürfe aus. Die Offiziere sahen einander erstaunt an. Albergotti und einige erinnerten ihn, wie er ihren dringenden

genden Vorstellungen kein Gehör gegeben, und den Marsch nicht fortgesetzt habe. Montesquiou, der sich als Marschall von Frankreich am meisten beleidigt, und mehr herausnehmen zu können glaubte, antwortete ihm ziemlich derb, und wurde für diese Wahrheit geradezu von ihm für einen Lügner erklärt. Montesquiou drehte sich wild um, und entfernte sich, die Hand auf seinen Degen haltend.

Villars, stolz auf diesen Triumph, den einzigen in seinem Feldzug, nachdem er zwey so schöne Gelegenheiten versäumt hatte, fing nun an noch trotziger zu werden, da er nach diesem ungewöhnlichen Vorfall nicht mehr widersprochen zu werden befürchtete. Allein die von der ganzen Armee anerkannte Wahrheit blieb gegen ihn, und ungeachtet Montesquiou nicht sehr geliebt war, lief die Armee dennoch schaarenweise zu ihm. Als Villars sich wieder gefaßt hatte, war er in großer Verlegenheit und wünschte sich wieder mit ihm zu versöhnen. Bey den Armeen so wie bey Hof, fehlt es nicht an gefälligen Personen, die sich in dergleichen Fällen mit Vergnügen brauchen lassen; und so fanden sich bald auch hier welche, die eine Versöhnung der beyden Marschälle in Stand zu bringen bemüht waren. Montesquiou, der nicht recht wußte, wie er eine so plumpe und öffentliche Beleidigung seines Vorgesetzten rächen sollte, war froh, sich, bey so betrübten Umständen, unter dem Schein des allgemeinen Wohls herausziehen zu können, und war um so mehr dazu geneigt, da der entschiedene Ruhm seiner Tapferkeit, und das Bewußtseyn, daß die ganze Armee von der Wahrheit seiner Behauptungen überzeugt war, ihn vollkommen beruhigen konnte. Es konnte, um die Sache kurz abzuschneiden, nicht von Erklärungen, die gar nicht statt fanden, noch von Entschuldigungen,

die alles nur verschlimmern mußten, die Rede seyn. Der einzige und klügste Weg schien der zu seyn, die Sache gänzlich zu vergessen und als nicht geschehen anzusehen. Schon am andern Tag erschien Montesquiou wieder bey Villars, und nach und nach sahen sie sich täglich wieder.

2.

Während Villars vergebens in die feindlichen Verschanzungen vor Douay einzudringen versuchte, bereitete sich der Herzog von Vendome, der seit seinen Zwistigkeiten mit dem Herzog von Bourgogne in Ungnade gewesen war, die neuen Armeen zu commandiren. Zweymal griff er in Spanien Briquela an, und beyde mal wurde er zurückgeschlagen. Als der dritte Ausfall geschah, machte sich der Graf von Saint Estevan de Gormas, ein Großer von Spanien, und Generalcapitain von Andalusien zu den vordersten Grenadieren. Der Hauptmann, erstaunt, daß ein so ausgezeichneter Mann mit ihm marschiren wollte, stellte ihm vor, daß dieser Posten unter seiner Würde sey. Saint Estevan de Gormas antwortete ihm kalt: Er wisse wohl was er ihm dagegen sagen könne, allein sein Vater, der Herzog von Escalona, (mehr unter dem Nahmen Marquis von Villena bekannt), seye schon seit langer Zeit in kaiserlicher Gefangenschaft und werde zu Pizzighitone in Fesseln unwürdig behandelt, ohne daß man ein Lösegeld für ihn habe annehmen wollen. In Briquela befänden sich vornehme kaiserliche und englische Generale, und er seye entschlossen, entweder in der Unternehmung umzukommen, oder sie gefangen zu nehmen, um dadurch seinen Vater zu befreyen. Er rückte mit diesem Detaschement gegen die Festung, that Wunder, und nahm selbst einige dieser Generale gefangen. Kurz darauf wurde sein Vater, der zu Gatte als Vice Kö-

nig

nig von Neapel mit den Waffen in der Hand gefangen genommen worden war, gegen diese ausgewechselt.

3.

Die Rhein- und Alpen-Armeen brachten beyde den Feldzug mit Beobachten zu, und suchten bloß zu subsistiren. Besons welcher Harcourt sehr unterstützte, lebte auf Kosten der Feinde jenseits des Rheins, während Harcourt, mit dem stärksten Theil der Armee in unsern Linien bey Weißenburg blieb, und nachher als die weggenommenen Lebensmittel aufgezehrt waren, sich wieder mit Besons vereinigte. Der übrige Theil des Feldzugs vergieng ruhig, bis in die Mitte des Octobers, wo sie Harcourt, weil er nichts mehr zu fürchten hatte, in die Ausruhungs Quartiere schickte. Er selbst begab sich nach Bourbonne, um die Brunnencur zu gebrauchen.

Berwik wurde bey einem schwachen Vertheidigungs-Zustand dennoch wenig beunruhigt, indem es an Truppen und Mitteln hiezu fehlte. Der Herzog von Savoyen, welcher seine Armee commandirte, hätte ihn mehrere male mit Vortheil angreifen können; allein Mistrauen, und mehr noch Unzufriedenheit, hatten ihn davon abgehalten. Frankreichs geschwächter Zustand, welcher der Sache einen großen Ausschlag gab, erweckte bey ihm Verdacht, und die neue Wiener Regierung wolite ihm weder das, was die vorige bey Abtretung der Lombardey zu seinem Vortheil versprochen hatte, halten, noch ihm die vorher gezogenen Gelder, die man ihm für seine Dienste schuldig war, auszahlen. Ueberdieß hatte Frankreich die Präliminarien zu einem Friedens-Tractat im October 1711 unterzeichnet.

4.

Ungeachtet derselben hatte Prinz Eugen zu Anfang des Juli Landreci belagern lassen. Der König, ärgerlich über die Vortheile, die er auch noch ohne den Beystand der Engländer erfocht, fand es gar nicht gut, daß Villars Festungen auf der äussersten Grenze vom Feind belagern ließ, ohne durch eine Schlacht ihn daran zu verhindern. Villars erhielt wiederhohlte Befehle dazu. Er berichtete zwar viele Prahlereyen, die er auch öffentlich bekannt machte, that aber nichts ernstliches, sondern ging immer einen Schritt vorwärts und wieder einen zurück. So verfehlte er mehrere Gelegenheiten, wo er dem Prinz Eugen die Spitze bieten konnte, von denen einige so augenscheinlich vortheilhaft waren, daß die ganze Armee öffentlich darüber murrte. Er seye, sagte er, auf Mittel bedacht, die Belagerung von Landreci aufzuheben, und der König erwartete mit großer Ungeduld täglich Curiere aus Flandern. Montesanion der wohl sah, daß man zu einer vortheilhaften Schlacht keine Aussicht hatte, war dem König schon dadurch bekannt, weil er lange Zeit Major bey der Garde, Inspector, und nachher Director von der Infanterie war, noch mehr aber durch seine enge Verbindungen mit den vertrauteren Dienern des Königs. Er schickte heimlich einen Eilboten mit einem von ihm entworfenen Plan ab, worin er bemerkte, daß er nicht gebilligt werden würde, und zugleich vorstellte wie nöthig es doch sey, daß man die gegenwärtigen Umstände benutze. Er erhielt eine schleunige Antwort, und Befehl, seinen Plan sogar gegen Villars Willen, jedoch mit einiger Rücksicht auf ihn auszuführen.

Die schlechte Meinung, welche der Prinz Eugen von Villars hatte, machte daß er einen großen Fehler be-

begieng; nehmlich den, ſich von Manchiennes und ſogar von Denain, wo ſeine ſtärkſten Magazine waren, zu entfernen, um hinter der Escaillon, die ſich nahe bey Denain in die Schelde ergießt, bequemer zu ſubſiſtiren. Er hatte Denain verſchanzt, und 18 Batallons, nebſt einiger Cavalerie daſelbſt gelaſſen. Als man hievon Nachricht erhalten hatte, drang Montesquiou in Villars, dahin zu marſchiren. Während dem Marſch ſuchte Montesquiou voraus zu kommen. Er hatte 4 General Lieutenants, 4 Feldmarſchälle unter ſich, und ſchickte Broglio, nachherigen Marſchall von Frankreich, mit der Reſerve, welche er anführte, ab, um der feindlichen Armee 500 Brodwägen zu entreißen. Dieß wurde vor dem Angriff von Denain glücklich ausgeführt.

Montesquiou eilte mit dieſem Vortrab der Armee ſo ſchnell als möglich nach Denain, machte dort in aller Geſchwindigkeit ſeine Diſpoſitionen, und griff ſogleich die Verſchanzungen an. Villars rückte mit dem größten Theil der Armee langſam nach, und war ſchon ärgerlich, daß ein Theil derſelben ohne ſeine Ordre mit Montesquiou voraus war, noch ärgerlicher aber, als er hörte, daß das Schießen ſchon angefangen hatte. Er ſchickte eine Ordre nach der andern an ihn ab, und ließ ihm ſagen, er ſolle nicht angreifen, ſondern warten, und ſo wenig als möglich eilen, weil er keine Schlacht wolle. Sein Mitbruder ſchickte ihm ſeine Adjutanten wieder zurück und ließ ihm ſagen, der Wein ſeye angeſtochen, und müſſe nun getrunken werden. Er machte ſeinen Angriff ſo gut, daß er die Verſchanzungen wegnahm, in Denain eindrang, und ſich der ganzen Artillerie und der Magazine bemächtigte. Er tödtete daſelbſt viele Leute, und trieb viele, die ſich zu retten ſuchten, ins Waſſer, worun-

Seite

soph, Haipha, Ptolemais, mit den zu ihnen gehörigen Distrikten. Der Sultan schloß die Araber in den Frieden ein, so wie die Franken den Fürst von Antiochien und Tripolis. Auch sollte Lydda und Ramla unter Franken und Muselmännern in gleiche Theile getheilt werden.

204. Endlich verschied Saladin.

Eimad der Schreiber macht ihm folgende Lobeserhebung: Seit dem Tode Saladins hauchten auch selbst die Tugenden ihren letzten Athem aus. Wohlthätigkeit versiegte; Feindschaft quoll hervor. Die Wonne des Lebens floh dahin. Der Himmel wurde in dichte Finsterniß eingehüllt. Das Jahrhundert verlohr sein Liebstes, seinen einzigen Fürsten. Unsre Religion büßte seiner Stütze ein.

Saladin starb zu Damascus. Kurz vor seinem Ende ließ er Allmosen unter die Armee ohne Unterschied ihres Glaubens, austheilen, und durch einen Herold seinen Sterbekittel als eine Fahne durch alle Straßen tragen, wobey dieser ausrufen mußte: daß ist alles, was der großmächtige Saladin, der Ueberwinder der Morgenländer, behalten hat, jezt stirbt er.

Alaphdal nahm nach dem Tode seines Vaters, die Zügel der Regierung. Die vornehmsten unter den egyptischen Großen munterten seinen Bruder Almalich Elaziz auf, sich den Thron von Egypten zu verschaffen, und dadurch entstanden zwischen beyden Brüdern Uneinigkeiten.

ter auch der dort commandirende Graf von Dohna war. Montesquiou, der nun von Denain Herr war, setzte sich in die Lage seinen Posten behaupten zu können, wenn es etwa dem Prinzen Eugen einfallen sollte, ihn dort anzugreifen.

Eugen, der mit seiner Armee von der andern Seite des Flusses herkam, war Zeuge dieser Expedition; er nahm die Fliehenden auf, und rückte nicht weiter vor, weil er, da Denain mit so viel Erfolg weggenommen war, keine Attake für möglich hielt.

Indessen war Tingry, der nachherige Marschall von Montmorency, der schon zum Voraus von Montesquiou benachrichtigt war, von Valenciennes ausgerückt, und hatte eine kleine Brücke (die für den Prinz Eugen der kürzere Weg war, um auf den Marschall von Montesquiou einzufallen) so gut vertheidigt, daß er sie nicht passiren konnte, und gezwungen wurde, den großen Umweg von der andern Seite des Flusses zu nehmen, auf welchem er, wie ich eben gesagt, zu spät ankam.

Villars, der mit dem übrigen Theil der Armee ankam als alles schon geschehen war, drückte stolz seinen Hut in den Kopf, und rief den Getödteten, und den diesseits des Wassers sich befindlichen Feinden, die sich zurückzogen, viele Prahlereyen zu.

Die Feinde hatten in dieser Schlacht ausserordentlich viel, der Marschall von Montesquiou sehr wenig Leute verloren. Villars, ganz betäubt über die gegen seinen Willen geschehene Action, wollte es nun dabey bewenden lassen; allein Montesquiou, dem der Beyfall des Königs gewiß war, spottete seiner, und schickte Broglio an demselben Abend der Schlacht, Sonntags den 24. Julius, mit 12 Bataillons nach

Mar-

Marchiennes ab, wo der übrige Theil der Feinde, und der gröſste Theil ihrer Magazine war, und folgte ihm mit 18 andern Bataillons und einiger Cavalerie ſelbſt nach, ohne daß Villars, nach dem was vorgefallen war, es wagen durfte, ſich ihm hierinn förmlich zu widerſetzen.

Im Vorbeygehen nahm er Saint Amand nebſt 800, und die Abtey Hannon nebſt 200 Mann weg.

Montags den 1ſten Auguſt, Nachmittags um 1 Uhr kam Artagnan zu Fontainebleau an, und brachte die Nachricht von Montesquiou ſeinem Oheim, daß er Marchiennes erobert, und alle dortigen Truppen gefangen genommen habe.

In der Feſtung waren 6 Bataillons, ein Detaſchement von 500 Mann von der Beſatzung von Douay, und das ganze Regiment Waldek, das zu der Armee vom Prinz Eugen ſtoßen ſollte, und dort eingeſchloſſen war; 60 Canonen, und auſser dem was an Munition und Lebensmitteln in den Magazinen war, noch 150 mit Munition und Lebensmittel beladene Fahrzeuge die auf dem Fluſs waren; 6 derſelben enthielten zweyhundert Milliers Pulver. Bey allem dieſem waren ſehr wenige Leute bey der Belagerung umgekommen.

Montesquiou hatte ſich durch dieſe zwey glücklichen Actionen bey Hof ſo wie bey der Armee, groſsen Ruhm erworben. Dadurch wurde gleichſam ein feindſeliges Verhängniß, das über uns waltete, aufgehoben, und man betrachtete es als ein Wunder der Vorſehung, das unſerm Unglück eine Gränze ſetzte. Montesquiou war ſo klug und beſcheiden, Villars Groſsſprechereyen, durch die er ſich ſelbſt lächerlich machte, nicht zu rügen, die öffentliche Protektion der Frau von Maintenon zu reſpectiren, und ſich mit ſeinem allgemein anerkannten Ruhm zu begnügen.

5.

5.

Dem Prinzen Eugen fehlte es an Brod und andern Bedürfnissen, er ließ deswegen gleich nachher die Belagerung von Landerci aufheben. Bey seinen Truppen war eine erstaunliche Desertion eingerissen. Zu gleicher Zeit gab der König Befehl, Sonnabends den 10. September die Belagerung von Douay anzufangen.

Aubigni, der vorgebliche Vetter von Frau von Maintenon, welcher Brigadier und Obrister beym königlichen Regiment war, und kürzlich das Gouvernement von Saumur erhalten hatte, kam mit der Nachricht nach Fontainebleau, daß Douay den 8. Schamade geschlagen, und die ganze dortige Garnison sich als Kriegsgefangene ergeben hätte.

Prinz Eugen hielt sich mit einer Armee, die nichts unternehmen konnte, beständig in der Nähe von Mons und die königliche rückte aus, um die Belagerung von Quesnoi zu machen.

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Ludwig von St. Simon.

XII. Buch.

Schilderungen des Hofs 1711.

Inhalt.

Zuſtand des Hofs von Frankreich 1711.

1. Schilderungen des großen Dauphin, genannt Monſeigneur. 2. Räthſelhaftes Verhältniß der Demoiſelle Choin, ſeiner erklärten Favoritin, zu dieſem Prinzen. 3. Geſinnungen des Königs gegen ſeinen Sohn. Hofanekdoten und Intriguen. 4. Gegenwirkungen des Königs gegen die Vergnügungen und die Raiſonnements des Dauphins. Eine luſtige Anekdote. 5. Verbindungen des Dauphins. 6. Hofleute die er haßte.

7. Seine Kälte gegen den Herzog von Bourgogne, ſeinen älteſten Sohn. 8. Das Ceremoniell bey dem blauen Bande erhält 1711 wegen der legitimirten Prinzen, Aenderungen.

9. Hofanekdoten ſeit dem Tode des Dauphin. Wie dieſer aufgenommen wurde. 10. Aufzählung der habenden Perſonen am Hofe unter dieſen Umſtänden. Die Prinzeſſin von Conti. 11. Der Prinz von Vaudemont. 12. Die Frau Herzogin. 13. D'Antin. 14. Sainte Maure, La Valliere u. a. 15. Die Miniſter und die Finanzverwaltung. 16. Der Canzler, La Valliere, Voiſin, Torcy, Chamarets. 17. Der Herzog von Beauvilliers. Fenelon.

18. Der König gewinnt den Herzog von Bourgogne, den neuen Dauphin, lieb. Dieſer ſcheint, ſeit ſeines Vaters Tode, ſeine Gemüthsart zu ändern. Die Miniſter arbeiten unter ihm.

19. Zuſtand des ſpaniſchen Hofs. Der Herzog von * * fällt dort in Ungnade, weil er dem König eine Maitreſſe zuzuführen verſucht hatte. 20. Die Prinzeſſin Urſini will eine unabhängige Fürſtin werden, und baut ſich ihr ſpaniſches Luftſchloß. 21. Der Friede wird durch dieſes Project verzögert.

22. Zweite Vermählung des Königs von Spanien. 23. Die Königin jagt die Prinzeſſin Urſini weg. 24. St. Simon vermuthet, daß dieſer Streich von dem Hofe zu Verſailles und einem Befehl Ludwigs des XIV. ausgegangen ſey.

I.

Monseigneur war mehr groß als klein, sehr dick, aber nicht übel gestaltet. Er hatte ein sehr edles vornehmes Ansehen, das nichts rohes verrieth, und würde ein sehr angenehme Bildung gehabt haben, wenn nicht der letzt verstorbene Prinz Conti durch einen unglücklichen Zufall, da sie als Kinder mit einander spielten, ihm die Nase entzwey geschlagen hätte. Er war ein schöner Blondin; sein Gesicht durchaus bräunlich roth, und sehr voll, hatte aber beynahe gar keine Züge. Seine Beine waren so schön, als man sie nur haben kann; dabey hatte er ausserordentlich kleine und magere Vorderfüße. Er toppte immer im Gehen, setzte den Fuß zweymal auf, und fürchtete beständig zu fallen; weswegen er sich auch, wenn der Weg nicht vollkommen gut und eben war, halten ließ. Zu Pferd, nahm er sich sehr gut aus, und hatte etwas großes, aber nichts keckes. Auf der Jagd mußte Casau immer vor ihm her seyn, und wenn er diesen aus dem Gesicht verlor, hielt er sich für verloren. Er ritt selten anders als im kurzen Galopp, wartete oft unter einem Baum, wie es mit der Jagd gehen würde, suchte sie alsdann langsam auf, und kam wieder zurück. Vom Essen war er ein großer Freund, doch ohne sich bey Tafel eine Unanständigkeit zu erlauben. Seit jener großen Indigestion, die anfänglich für einen apoplekti-

schen Anfall gehalten wurde, nahm er mehr nicht, als eine vollständige Mahlzeit, ungeachtet er ein starker Esser war, wie alle vom königlichen Haus.

Seine Portraits waren ihm beynahe alle sehr ähnlich. Er hatte gar keinen Charakter, ziemlich viel Verstand, aber durchaus keinen Geist, wie man aus der Geschichte des spanischen Testaments sieht. Er hatte etwas erhabenes, und eine angeborne Würde, wozu sein starker Körperbau und die Nachahmung des Königs beytrug. Er war gränzenlos eigensinnig und sein ganzes Leben ein Gewebe von Beschäftigungen mit gesuchten Kleinlichkeiten.

Aus Faulheit oder aus einer gewissen Stupidität war er sanftmüthig, und, so hart er im Grunde war, verband er eine äussere Gutmüthigkeit damit, die sich aber nur auf seine Untergebene und Bediente erstreckte, und sich durch gemeine Fragen und Gespräche und die höchste Vertraulichkeit mit diesen ausdrückte. Er war gefühllos bey dem Leiden anderer, vielleicht mehr aus Unbekümmertheit und Angewöhnung, als aus angebohrner Hartherzigkeit.

Er sprach unglaublich wenig, und war folglich sehr verschwiegen; man glaubte sogar, er habe mit Fräulein la Choin nie über Staatsangelegenheiten gesprochen, vielleicht weil beyde nichts davon verstunden. Er betrug sich mit einer beyspiellosen Zurückhaltung, die zum Theil aus Unbehülflichkeit, zum Theil aus Furchtsamkeit entstand. Dabey war er äusserst ruhmsüchtig und ehrgeizig (was bey einem Dauphin sehr lächerlich ist) und fast, bey allen Gelegenheiten nur für das aufmerksam und empfindlich, was man ihm schuldig war.

Er sagte einmal zu der Choin, die ihn um die Ursache seines Stillschweigens befragte: Bey Per-

Personen von seinem Rang hätten die Worte ein groſſes Gewicht, und verbänden also auch, wenn sie nicht abgemessen seyen, zu groſſen Leistungen; deswegen schweige er sehr oft lieber, als er spreche. Dieß war auch seiner Faulheit und völligen Sorglosigkeit mehr angemessen. Jene vortreffliche Maxime, die er aber sehr übertrieb, mag wahrscheinlich eine von den Verhaltungsregeln des Königs oder des Herzogs von Montauſier gewesen seyn, die er am pünktlichsten befolgte.

Seine Privatangelegenheiten beschäftigten ihn sehr. Er schrieb selbst alle Ausgaben auf, die er machte, und wuſte, was die unbedeutendsten Sachen kosteten, ungeachtet er für Gebäude, Meubles und Lustbarkeiten aller Art, für Reisen nach Meudon, und für Jagdgeräthschaften, viel Geld verwendete. Man hatte ihn nämlich beredet, er finde Vergnügen an der Jagd.

Er war sonst ein groſser Spieler gewesen. Seit er aber angefangen hatte zu bauen, erlaubte er sich nur wohlfeile Spiele. Uebrigens war er niederträchtig geizig, sehr seltene Fälle ausgenommen, wo er seinen Bedienten eine Pension bewilligte; den Capuzinern von Meudon aber und dem Pfarrer gab er ziemlich viele Allmosen.

Es ist unbegreiflich, wie wenig er der Choin, seiner „Hochgeliebten„ gab. Es war nie mehr, als vierteljährig vierhundert Louisd'or in Gold, in welchem Werth sie auch standen, jährlich also 16 hundert Louisd'or. Er übergab sie ihr mit eigner Hand, ohne etwas dabey zu sprechen, und verzählte sich nie auch nur um eine Pistole. Höchstens machte er ihr

ausserdem jährlich zweymal ein Geschenk mit einem Schmuckkästchen; dieß aber war schon sehr viel.

Man muß diesem Mädchen Gerechtigkeit widerfahren lassen und zugeben, daß man nicht leicht uneigennütziger seyn konnte, als sie es war; entweder weil sie es bey diesem Prinzen für nöthig hielt, oder weil ihr die Uneigennützigkeit angeboren war, wie dies nach ihrem ganzen Lebenslauf der Fall gewesen zu seyn scheint.

2.

Es ist ein Problem, ob sie mit Monseigneur gekraut war. Alle, die am meisten in ihre Geheimnisse eingeweiht waren, versicherten sehr ernstlich, daß dieß nicht gewesen seye.

Die Choin war eine dicke, stumpfnasigte Brünette, die bey allen Annehmlichkeiten ihres Gesichts und ihres Geistes doch immer einer Magd ähnlich sah. Lange vor diesem Ereigniß war sie schon ausserordentlich fett und übelriechend geworden. Sie nahm sich ganz sonderbar aus, wenn sie in dem „Parvulo„ zu Meudon in einem Lehnstuhl vor Monseigneur saß, und dieß in Gegenwart der ganzen Hofversammlung, selbst der Herzogin von Berry, und der von Bourgogne, welche nur auf Taburets saßen. Von diesen sprach sie in diesen Cirkeln nur schlechtweg als der Herzogin von Bourgogne, Herzogin von Berry, dem Herzog von Berry u. dgl.; den beyden Töchtern vom Hause antwortete sie trocken, machte ihnen zuweilen Verbesserungen, und erlaubte sich an ihrem Anzug, ihrem Aussehen und Betragen etwas zu tadeln. Man wird durch dergleichen Dinge leicht veranlaßt, zu glauben, daß sie sich als Stiefmutter betrachtete, und erinnert sich an die Aehnlichkeit mit Frau von Maintenon.

Sie

Sie sagte aber nicht Mignonne, wenn sie mit der Herzogin von Bourgogne sprach, und diese nannte sie Fräulein (Mademoiselle), nicht aber, wie die Frau von Maintenon, meine Tante. Darinn bestand auch der ganze Unterschied im Betragen der Herzogin gegen sie und der Frau von Maintenon. Ueberdieß waren sie auch nie auf einander so nahe gekommen. Die Frau Herzogin, die beyden Lillebonne, und dieser ganze vertraute Zirkel, fand es anstößig, und die furchtsame Herzogin von Bourgogne, welche dies im Stillen fühlte, war deswegen zu Meudon auch immer verlegen und im Zwang, da sie beym König und der Frau von Maintenon aller möglichen Freyheit und Wohlbehaglichkeit genoß.

Eben so sonderbar war es, daß Monseigneur zu Meudon, wo er gefährlich krank lag, täglich mehrere male von Fräulein Choin besucht wurde. Der König wußte dieß nicht nur, sondern er fragte auch Frau von Maintenon darüber, die zu Meudon, so wie an andern Orten, niemand sah, und auch Monseigneur vielleicht nicht zweymal besucht hat, ob sie die Choin nicht dort gesehen hätte. Er fand es sogar nicht gut, daß sie sie nicht gesehen hatte, anstatt daß er dieselbe, wie es sonst in solchen Fällen zu geschehen pflegte, aus dem Schloß hätte verweisen sollen. Dieß ist ein Beweis, daß sie wirklich getraut waren, um so mehr, da Frau von Maintenon, die es ebenfalls war, und so viel Sittsamkeit und Frömmigkeit zu zeigen suchte, eben so wenig als der König, ihres eigenen Verhältnisses wegen so viele Schonung anzuwenden nöthig gehabt hätten, wenn jene nicht auch wirklich ehelich verbunden gewesen wären. Auch fand man, daß die Gegenwart der Choin zu keiner Zeit Verlegenheit verursachte. Dieses unbegreifliche Verhältniß war

dem des Königs so völlig gleich, daß sogar die Gegenstände ihrer Neigung an Gestalt einander gleich kamen. Vielleicht der einzige Punkt, in welchem der Sohn eine Aehnlichkeit mit dem Vater hatte.

Monseigneur hatte, nach seinen Geistesanlagen, die vortreffliche Bildung, welche er von dem Herzog von Montausier, von Bossuet und Flechier, den Bischöffen von Meaux und Nimes erhalten hatte, nicht benutzen können. Im Gegentheil wurde sein schwaches Fünkchen Geist durch eine strenge und harte Erziehung vollends ganz erstickt, seine angeborne Schüchternheit aber und sein Widerwille nicht nur gegen Arbeit und Studien, sondern auch gegen jede Geistesbeschäftigung aufs höchste vermehrt; so daß er nach seinem eigenen Geständniß, von dem Augenblick an, wo er keine Lehrer mehr hatte, nichts mehr als die Paris betreffende Artikel in der französischen Zeitung las, blos um Todesfälle und Heurathen zu erfahren. Seine angeborne Furchtsamkeit, seine strenge Erziehung, seine völlige Unwissenheit und Mangel an Einsichten, alles dieses trug dazu bey, daß er immer vor dem König zitterte; und dieser unterließ nichts, um jene Furcht sein ganzes Leben hindurch bey ihm zu erhalten.

3.

Der König blieb also immer König gegen ihn, ging wenig mit ihm um, und wenn er auch je von väterlichen Gefühlen etwas gegen ihn äusserte, so war es doch nie rein, nie, auch in den vertrautesten Momenten nie so, daß er den König darüber vergaß. Auch traf es sich selten, daß er Augenblicke mit ihm allein war; fast immer waren seine legitimirten Kinder und vertrauteren Diener dabey, und der Prinz befand sich daher immer in einer peinlichen, unbehaglichen

lichen, zwangvollen Lage, in der er nichts wagen durfte, das nur einigermaßen gegen das Ceremoniel seyn konnte, während er sehen mußte, daß der Herzog von du Maine und die Herzogin von Bourgogne, sich täglich dergleichen Freyheiten mit Erfolg herausnehmen durften. Dieser letztern war es ohnehin zu allen Zeiten erlaubt, mit dem König aufs vertraulichste, und oft auf eine ausgelassene Weise zu scherzen.

Monseigneur fühlte zwar darüber einen geheimen Neid gegen sie, durch den aber weiter nichts bewürkt wurde. Sein Geist gab ihm keine Mittel, wie dem Herzog von du Maine, der ausserdem nur ein Sohn von der Person des Königs, nicht aber von ihm als König war, und dem Rang nach so weit unter ihm stand, daß er sich nicht vor ihm in Acht zu nehmen hatte. Ueberdieß war Monseigneur viel älter als die Herzogin von Bourgogne, der man ihre Kindereyen, aus Gewohnheit, und weil sie viele Liebenswürdigkeit damit verband, gerne nachsah. Monseigneur hatte also nichts für sich, als daß er Sohn und Nachfolger war; und eben deswegen war der König gegen ihn um so aufmerksamer, und hielt ihn unter dem Joch. Er galt beym König gar nichts. Wem Monseigneur geneigt war, den ließ der König sein Mißfallen darüber auf eine nachtheilige Weise fühlen. Auch suchte der König auf alle Art zu zeigen, daß er nichts über ihn vermöge, und that für alle, welche ihm ergeben waren, und besondere Aufmerksamkeit bewiesen, nicht das geringste, selbst nicht einmal für die adelichen Kinder, die mit ihm erzogen wurden, und vom König dazu gewählt und ernannt waren, und mit denen er sehr unzufrieden darüber war, daß sie nicht häufiger um Monseigneur sich zeigten.

D'Antin allein, der überhaupt mit andern nicht zu vergleichen war, machte hierinn eine Ausnahme, und Dangeau; doch war dieser nur ein scheinbarer Anhänger von Monseigneur, denn sonst stand er sehr gut mit dem König, und seine Frau war eine innige Vertraute der Frau von Maintenon.

Die Minister durften sich Monseigneur nicht nähern, auch hatte er nicht den Muth, sie über etwas zu befragen. Wenn einer von den bedeutenderen Männern am Hofe, z. B. der Canzler, Harcourt, der Marschall von Huxelles, gut mit ihm standen; so suchten sie es aufs sorgfältigste zu verbergen, und Monseigneur ließ sich dieß gerne gefallen. Wenn es der König entdeckte, wurde es als eine Cabale angesehen; man wurde ihm verdächtig, und fiel ganz bey ihm. Dieß war auch der Grund seiner ausgezeichneten Abneigung gegen Herrn von Luxemburg, der sich nie wieder bey ihm in Gunst setzen konnte, ungeachtet er wegen seiner Stelle häufig bey dem König allein seyn mußte, ihm als Anführer der Armeen so nothwendig war, und so vorzügliche Dienste leistete, auch ihn durch alle mögliche Schmeicheleyen und Unterwürfigkeiten wieder zu gewinnen gesucht hatte. Wenn Monseigneur von jemand um seine Verwendung gebeten wurde, erklärte er ganz offenherzig: dieß sey gerade der Weg, alles zu verderben. Zuweilen entschlüpften ihm abgerissene bittere Klagworte darüber, daß ihm der König alles so kalt abschlug, besonders das letzte mal, als er nach Meudon gieng, von wo er nicht wieder zurück kam. Er kam dahin, als ihm der König gerade eine Kleinigkeit für Cassau, der es mir selbst erzählte, verweigert hatte, und war so wüthend darüber, daß er ihm betheuerte, er werde sich nie wieder wegen irgend jemand aussetzen, und ihn aus Verdruß

druß mit der Hoffnung günstigerer Zeiten, die wohl nach dem Lauf der Natur kommen würden, tröstete.

Ich muß hier im Vorbeygehen anmerken, daß Monsieur und Monseigneur, beyde zu einer Zeit starben, wo sie gegen den König sehr aufgebracht waren.

Der ganze Antheil, welchen Monseigneur seit vielen Jahren an den Staats-Geheimnissen hatte, war nie von dem geringsten Einfluß auf die Angelegenheiten. Er wußte sie; allein dieß war auch alles. Diese Zurücksetzung, vielleicht auch sein Mangel an Verstand, machten, daß er sich so viel als möglich davon zurück zog. Doch erschien er häufig im Staats-Conseil, fast nie aber in dem Finanz-Conseil und bey auswärtigen Angelegenheiten, wo er ebenfalls Zutritt hatte.

An Arbeiten bey dem König selbst durfte er auch nicht den geringsten Antheil nehmen; und ausser den auffallendsten Nachrichten durfte ihm kein Minister etwas eröffnen. Noch viel weniger die Generale bey den Armeen, oder die welche auswärts angestellt, und zurückgekommen waren.

Bey dieser wenigen Achtung gegen Monseigneur, bey dieser Abhängigkeit, die bis an seinen Tod fortdauerte, in einer so eingeschränkten Lage, wo er keinen Schritt ausser die Hofcirkel thun durfte, ohne es dem König vorher zu sagen, oder eigentlich seine Erlaubniß zu erbitten, mußte er sich natürlich sehr schlecht befinden. Er erfüllte seine Pflichten als Sohn und Hofmann mit der strengsten Pünktlichkeit: dabey blieb es aber auch immer. Sein Betragen war ehrerbietiger und abgemessener als irgend eines Untergebenen. Alles dieses machte, daß er Meudon und die dort herrschende Freyheit entzückend fand; und ob er gleich

merken konnte, daß der König seine häufigen Abwesenheiten an sich schon, aber auch in Rücksicht auf den Hof, der im Sommer, wegen des Kriegs nicht zahlreich war, gar nicht gut fand; so that er doch immer, als ob er dies nicht merkte, und machte eben so lange und häufige Reisen dahin. Zu Versailles war er sehr wenig, und unterbrach den dortigen Aufenthalt durch Zwischenreisen nach Marly und Meudon, wenn er ihm zu lang dauerte, öfters.

Aus allem diesem kann man wohl schließen, daß er nicht viele herzliche Zärtlichkeit haben konnte. Allein seine Ehrerbietung, Verehrung, Bewunderung und Nachahmung gegen den König ging, so weit seine Kräfte reichten, und war sehr sichtbar. Diese Eigenschaften fehlten nie bey ihm, eben so wenig wie die Furcht und Eingeschränktheit.

Man hat behauptet, er habe eine große Angst gehabt, den König zu verlieren. Es ist wohl glaublich, daß er solche Empfindungen geäussert habe; allein nach dem eben von ihm angegebenen kann man nicht wohl glauben, daß es ihm Ernst damit gewesen seye. Folgender Vorfall hingegen, der sich wenige Monate vor seinem Tode zutrug, ist gewiß. Die Frau Herzogin von Bourgogne kam, ihn zu besuchen, nach Meudon; sie trat in Begleitung der Frau von Nogaret, welcher durch Biron und auch durch sie selbst, ein vertrauter Zutritt verstattet war, in das Heiligthum seines obern Zimmers. Dort fanden sie Monseigneur, die Choin, die Frau Herzogin, und die beyden Lillebonne an einem Tische, worauf ein großes Kupfer-Buch von den Krönungsceremonien lag, sehr beschäftigt. Monseigneur war eifrig, alles zu betrachten und der Gesellschaft zu erklären, und hörte das, was ihm in Beziehung darauf gesagt wurde, mit Wohlgefallen

ſallen. Es gieng ſo weit, daß ſie ihm ſagten: dieſer wird Ihnen alſo die Sporen anziehen, dieſer Andere den königlichen Mantel umlegen; dies ſind die Pairs, welche Ihnen die Krone aufs Haupt ſetzen werden. Und ſo ſprachen ſie noch lange fort. Ich erfuhr dies zwey Tage nachher von der Frau von Rogaret, die beſonders darüber ſehr verwundert war, daß ſogar die Ankunft der Herzogin von Bourgogne dieſe ſonderbare Unterhaltung, die eben keine groſſe Furcht vor dem Verluſt des Königs und der Möglichkeit König zu werden, verrieth, nicht unterbrochen hatte.

Monſeigneur hatte die Frau von Maintenon nie lieben, auch nie ſoviel über ſich gewinnen können, ihre Vermittlung zu erbitten. Er beſuchte ſie einen Augenblick, als er von ſeinen kurzen Feldzügen zurück kam; auſſerdem geſchah es nur bey ſeltenen Gelegenheiten, und nie ließ er ſich in ein beſonderes Geſpräch mit ihr ein. Zuweilen gieng er kurz vor der Abendtafel zu ihr, um alsdenn den König dahin zu begleiten. Sie benahm ſich ziemlich kalt gegen ihn, und ließ es ihn genug fühlen, daß ſie ihn für nichts achtete. Der gemeinſchaftliche Haß der beyden Sultaninnen gegen Chamillart und das Bedürfniß, ihn zu ſtürzen, ſoll ſie, wie man behauptete, einander näher gebracht, und das Wunder bewirkt haben, daß Monſeigneur dabey kräftig mitwürkte. Allein er würde auch dieß nie gewagt haben, ohne den allmächtigen Antrieb der Choin, und ohne den gewiſſen Schutz der Frau von Maintenon, und anderer, welche daran Theil hatten. Allein auch dieſe Annäherung hinderte nicht, daß er ſich nachher wieder entfernte und kälter wurde.

Nach dem Fräulein Choin beſaß Fräulein von Lillebonne und Frau von Epinoy, die mit ihrer Schwe-

Schweſter ſehr eng verbunden war, ſein größtes Vertrauen. Bey der Erſten trank er faſt alle Morgen ſeine Schocolade. Dieß war die Stunde ihrer Geheimniſſe, während welcher niemand, als einzig der Frau von Epinay, der Zutritt erlaubt war. Dieſe wußte die abnehmende Achtung und den verminderten Umgang des Prinzen mit der Prinzeſſin von Conti noch ſo hinzuhalten, ſogar aber auch die Freundſchaft gegen die Frau Herzogin, welche ſich durch die angenehmen Zerſtreuungen, die man bey ihr fand, hielt. Daher noch der Vorzug, welchen der Herzog von Vendome vor dem Prinzen Conti hatte, bey deſſen Tod Monſeigneur ſich bis zur Unanſtändigkeit gleichgültig betrug. Soviel Verdienſt, und ſo anerkannt bey einem Prinzen von Geblüt, verbunden mit einer faſt gemeinſchaftlichen Erziehung und zuſammen angewöhnten Lebensweiſe würde, wenn Monſeigneur auf den Thron gekommen wäre, zu viel Einfluß auf ihn gehabt haben, wenn die erſte Freundſchaft ſich erhalten hätte; deswegen ſuchten die beyden Schweſtern, welche gerne alsdann regieren wollten, den Prinzen nach und nach von Ihm zu entfernen.

Dieſelbe Urſache ſoll, wie man geſagt hat, der Grund jener ſchrecklichen Cabale geweſen ſeyn, deren Wirkungen in dem Feldzug von Lille ausbrachen, und nachher ſorgfältig bey Monſeigneur im Andenken erhalten wurden, der ohnehin gegen den Herzog von Bourgogne wegen ſeiner eingeſchränkten ſtrengen Sitten eine Abneigung hatte, die durch den Haß der Herzogin von Bourgogne bei beyden erhalten wurde.

Aus den entgegengeſetzten Gründen liebte er den Herzog von Berry, welchem dieſe Cabale günſtig war, um ihn mit dem Herzog und der Herzogin von Bourgogne zu entzweyen, ſo daß die Herzogin von Berry ſo-

sogleich nach ihrer Vermählung, welcher jene beyde sich so sehr widersetzt hatten, im Parvulo mit vorzüglicher Achtung aufgenommen wurde, selbst ohne darum gebeten zu haben.

Ungeachtet nach all diesem die beyden Lillebonne viel Gewalt über Monseigneur hatten, gab er doch nicht allen ihren Einfällen nach, vielleicht wegen der Choin, die, wie mir Bignon gesagt hat, zwar sehr schonend mit ihnen umgieng, sie aber dennoch kannte und ihnen nicht traute, vielleicht auch wegen der Frau Herzogin, die ihnen gewiß eben so wenig traute, und ihre Ansprüche nicht billigte.

Dieser Punct machte mich für die Zukunft besorgt. Ich bediente mich deswegen des Bischoffs von Laon, um durch die Choin zu erfahren, wie Monseigneur gegen die Herzoge und Prinzen gesinnt sey. Dieser Mann war ein Bruder von Clermont, der wegen der Choin ins Unglück gekommen war, als sie von der Prinzessin von Conti weggejagt wurde. Die beyden Brüder waren in der engsten Verbindung mit ihr geblieben. Von jenem nun erfuhr ich, daß Monseigneur zwar selten, aber doch zuweilen etwas hierüber geäussert habe, woraus man schließen könne, daß der ganze Einfluß, welchen die beiden Schwestern auf ihn hatten, doch nicht stark genug gewesen seye, um ihn in Rücksicht auf ihren Rang so günstig zu stimmen, als sie es gewünscht hatten. Vielmehr hatte er sich gegen die Choin, die ihn auf Bitte des Bischoffs hierüber noch ganz ausdrücklich ausforschte, sehr günstig für das Ansehn der Herzoge, und gegen die Ungerechtigkeiten erklärt, welche sie, nach seiner Ueberzeugung, erlitten hätten.

Monseigneur war nicht nur jeder Lüge, sondern auch jeder Verstellung unfähig; eben dieß war auch bey

LUDWIG

der Heilige, König von Frankreich

bey der Choin der Fall; besonders gegen den Bischoff, dem sie ihre verborgenen Gesinnungen über Fräulein von Lillebonne und Frau von Epinoy, eben so wenig verhehlte, als dem Bignon.

Diese Antwort des Herrn von Laon erinnerte mich an das, was Monseigneur einmal dem König sagte, der ihn in seinem hintersten Cabinet fand, gerade als ich mit Ihm aus der königlichen Audienz kam. Nachdem der König mit Zufriedenheit darüber mit Monseigneur gesprochen hatte, sagte dieser Prinz, dem ich wenigstens sehr gleichgültig war, und den auch sonst niemand gestimmt hatte: Er wisse wohl, daß ich recht hätte! Auch die Choin behauptete nach seinem Tode, (denn so lang er lebte, ließ sie nichts bekannt werden) er habe gegen die Verbindung mit dem Fräulein von Bourbon eben so vielen Widerwillen gehabt, als gegen die der Mademoiselle, weil er nicht leiden konnte, daß ein Bastardgeblüt mit dem Seinigen vermischt werde. Monseigneur zeigte einen beständigen Widerwillen gegen alle die Vorzüge, welche diese Herrn erhielten, und äusserte nie etwas bestimmtes zum Vortheil des Fräuleins von Bourbon und ihrer Vermählung mit dem Herzog von Berry. Allein die Gewalt, welche die Frau Herzogin über ihn hatte, war so unumschränkt und durch alles was ihn beherrschte, so kräftig unterstützt, auch war die ganze Cabale so sehr zum Vortheil des Fräuleins von Bourbon, und zeigte sich ihrer Sache schon so gewiß, daß man sogar ihn selbst sicher noch gewonnen haben würde, wenn, wie man so viele Ursachen hat zu glauben, man nicht schon alles für so entschieden genommen hätte. Eine Meynung, welche für Mademoiselle sehr vortheilhaft war. Fräulein Choin gestand selbst nachher, sie seye von beyden Seiten gleich sehr wegen der Bastard-

schaft

ſchaft gedrängt geweſen. Daß dieſes von Seiten der Mademoiſelle (de Bourbon) der Fall war, iſt nicht zweifelhaft. Aus dem, was zwiſchen mir und Bignon vorfiel, kann man einſehen, wie ſehr ſie von dem Herzog von Orleans entfernt war; auf der andern Seite konnten gar wohl die Ausſichten auf die Zukunft ſie furchtſam genug machen, um der Frau Herzogin nicht durch dieſe wichtige Vereinigung mehr Credit und Macht zu geben. Allein ihre gegenwärtigen Verbindungen mit der Frau Herzogin waren, wie ſie Bignon, der es mir erzählte, ſelbſt geſtanden hat, ſo enge, ſo vertraut und feſt, daß es ſehr zu bezweifeln iſt, ob ſie es hätte vermeiden können, ſich nicht hineinziehen zu laſſen. Da ſie überdieß in dieſer Sache ſo ganz aus der Nähe unterrichtet war, wie hätte ſie (Madem. la Chein) bey dem großen Intereſſe der Frau Herzogin, und der beyden Lillebonne, (die für ſich eben ſo viel Antheil daran nahmen als die Frau Herzogin ſelbſt) endlich auch wegen d'Antin, welcher in dieſem Punkt ganz für dieſe beyde geſtimmt war, dennoch wagen können, ſich dagegen zu erklären. Ohnehin würde es ihr, da ſie ſo oft abweſend war, bey der großen Schwäche des Prinzen, der beſtändig mit mächtigeren Perſonen umgeben war, ſchwerlich gelungen ſeyn, dieſem Strom zu widerſtehen.

Ich darf einen ſchönen Zug dieſes Mädchens, oder dieſer ſonderbaren Frau nicht übergehen. Als Monſeigneur im Begriff war, zur Armee nach Flandern, in dem Feldzug nach dem von Lille, abzureiſen (wozu es aber nachher nicht kam), machte er ein Teſtament, in welchem er ihr ein beträchtliches Vermögen vermachte. Er ſagte es ihr, indem er ihr zugleich einen verſiegelten Brief an ſie zeigte, worinn davon die Rede war, und welcher ihr gegeben werden ſollte,

im Fall ihm ein Unglück wiederfahre. Sie war, wie sich leicht denken läßt, über diesen Beweis seiner Liebe und Fürsorge sehr gerühret. Allein sie ließ nicht nach, bis er in ihrer Gegenwart das Testament sammt dem Brief verbrannte. Sie versicherte ihm: wenn sie das Unglück haben sollte, ihn zu überleben; so würden 1000 Thaler Einkünfte, die sie gesammelt hätte, noch zuviel für sie seyn. Nach diesem Vorfall ist es wirklich zu verwundern, daß sich gar keine Disposition unter Monseigneurs Papieren fand.

So streng auch Monseigneurs Erziehung gewesen war, so hatte sich doch bey ihm ein Gefühl der Freundschaft und Achtung für den berühmten Bischoff von Meaux erhalten. Auch das Andenken des Herzogs von Montausier verehrte er aufrichtig. Ein Beweis, daß die Tugend auch von denen geschätzt wird, deren Hang zur Unabhängigkeit und Freyheit mit ihr im Streite steht. Monseigneur fand sogar ein Vergnügen darinn, es dessen ganzer Familie, selbst den ältesten Dienern von ihr, die er gekannt hatte, zu beweisen. Dieß ist vielleicht auch mit ein Grund gewesen, warum sich d'Antin, in so mancherley Begebenheiten seines Lebens, bey ihm erhalten hat. Seine Frau war die Tochter der Herzogin von Uzus, der einzigen und zärtlichst geliebten Tochter des Herzogs von Montausier.

Auch bey Sainte-Maure bewies es Monseigneur, als dieser, im Begriff zu heurathen, wegen seiner Vermögensumstände in Verlegenheit war. Er erhielt von Monseigneur, ohne darum gebeten zu haben, eine Pension, mit der verbindlichen Erklärung, die in der That dem Prinzen Ehre machte: Er wisse den Rahmen und den Neffen des Herzogs von Montausier zu schätzen. Sainte-Maure zeigte sich dieser Gna-

Gnade würdig. Seine Verbindung kam nicht zu Stande. Er verheurathete sich in der Folge gar nicht, und gab Monseigneur die Pension zurück, welche ihm nur zum Besten seiner Heurath gegeben war. Monseigneur nahm sie zurück. Ich sage ungerne, daß Er sich in diesem Fall großmüthiger hätte betragen können. Dieß war ohnehin vielleicht der einzige Mann von Stande gewesen, den er aus seinem eigenen Vermögen unterstützte.

4.

Auch war er demselben durch Beweise von Vertraulichkeit verbunden, während der Zeit, da er (Monseigneur) Maitressen hatte, welche der König nicht Wurzel fassen ließ. Er mußte deswegen die Freuden dieser Art mehr verstohlen genießen, und konnte sich in förmliche Liebeshändel, auf die er sich auch schlecht verstand, nicht einlassen. Dümont und Francine, ein Tochtermann von Lulli, welche beyde lange Zeit die Direction der Oper hatten, waren ihm dabey behülflich.

Ich kann bey dieser Gelegenheit nicht unterlassen, einen Zug von der Delicatesse dieses Prinzen in diesem Punct anzuführen. Er hatte an einem sehr hübschen Mädchen Gefallen gefunden. Diese wurde an dem hiezu bestimmten Tag nach Versailles gebracht, und mit einer häßlichen Begleiterin in eines der Eintritts-Cabinete geführt. Als man Monseigneur gemeldet hatte, daß sie da seyen, öffnete er die Thüre, und zog die, welche am nächsten war, zu sich herein. Sie sträubte sich, weil sie, die Häßliche, wohl wußte, daß er einen Mißgriff that. Er dagegen hielt dieß für bloße Ziererey, drängte sie hinein und schloß ab. Die Andere lachte indessen über dieses Versehen, und

über die Beschimpfung, welche, wie sie glaubte, ihrer Begleiterin wartete, weil jene zurückgeschickt, und sie gerufen werden würde. Bald nachher kam Dümont herein; er wunderte sich, sie hier allein zu finden, und fragte, was sie hier mache und was aus ihrer Freundin geworden sey. Sie erzählte ihm die Geschichte. Dümont eilte an der Thüre zu pochen und zu rufen: Diese ist es nicht; sie haben einen Mißgriff gethan u. dgl. Alles vergebens. Dümont rief immer stärker, erhielt aber keine Antwort. Endlich öffnet Monseigneur die Thüre und drückt die Creatur hinaus. Dümont führt ihm die andere zu und sagt: Hier ist sie! Die Sache ist abgethan, antwortete Monseigneur, diese mag für ein andermal seyn; und schlöß die Thüre wieder.

Wie sehr fand sich die, welche gelacht hatte, beschämt und beleidigt. Noch mehr aber Dümont. Die Häßliche hatte den Irrthum benutzt; allein sie wagte doch nicht über jene sich lustig zu machen. Die Hübsche hingegen war so aufgebracht darüber, daß sie es allen ihren Freunden erzählte, und so die Geschichte in kurzer Zeit am ganzen Hofe bekannt ward.

La Raisin, eine berühmte, sehr schöne Schauspielerin, war die einzige unter diesen, welche sich im Stillen lange erhielt. Man hatte viel Nachsicht gegen sie; und selbst der alte Marschall von Noailles nahm, ungeachtet seiner Frömmigkeit, doch keinen Anstand sie zu besuchen, und ihr zu Fontainebleau von seiner Tafel das beste zu schicken.

Von allen diesen Creaturen hatte Monseigneur keine Kinder, ausser einer Tochter von dieser letzteren, welche bey den Augustinerinnen zu Chaillot, sehr mittelmäßig erzogen wurde. Sie wurde nach seinem To-

de

te, da die Prinzessin von Conti sich ihrer annahm, an einen Edelmann verheurathet, der sie bald nachher verlor.

Die bewußte Indigestion, welche man anfänglich für einen apoplektischen Anfall hielt, machte allen diesen Liebeshändeln ein Ende.

Bey seiner Abneigung gegen unehelich erzeugte Kinder ist es wahrscheinlich, daß er nie ein Kind dieser Art anerkannt haben würde.

5.

Monseigneur konnte den Herzog du Maine nie leiden, weil er in früheren Zeiten wenig Rücksicht auf ihn nahm, was er späterihm sehr bereute. Den Grafen von Toulouse behandelte er sehr freundschaftlich; dieser hatte sich aber auch immer Mühe gegeben, sich durch Ehrerbietigkeit und Aufmerksamkeit bey ihm beliebt zu machen. Unter den Hofleuten war er mit d'Antin und dem Grafen von Mailli am vertrautesten. Dieser letztere, welcher aber schon lange todt ist, war der Gemahl der Dame d'Atours. Diese beyden waren im Kleinen Nebenbuhler in seiner Gunst, so wie der Prinz von Conti und Vendome im Großen. Gegen die Herzoge von Luxemburg, von Villeroy und von la Rochegüyon, bezeugte er Achtung und ein gewisses Vertrauen. Sainte-Maure, der Graf von Rauey, Albergotti und Biron, waren die, welche er am meisten und sichtbarsten auszeichnete.

Unter den älteren Herrn waren Herr von la Rochefoucault, die Marschälle von Boufflers, von Duras, von Lorges und Catinat, ihm die willkommensten, welche er mit der meisten Vertraulichkeit behandelte. Der verstorbene Herr von Luxemburg und

Clermont, ein Bruder des Herrn Bischoffs von Laon, besaßen sein völliges Vertrauen. Auch der Marschall von Choiseul stand bey ihm in Achtung, und gegen sein Ende hin auch der Marschall von Huxelles, der es aber eben so zu verbergen suchte, wie Harcourt, der Canzler und der Obersiallmeister, welcher letztere ihm die Gunst des Fräuleins von Choin verschafft hatte; diese war anfänglich unerbittlich gewesen, und hatte dadurch Monseigneur in die Meynung gesetzt, jener seye zu allem möglichen der brauchbarste Mann.

Diese Choin hatte ein Hündchen, in das sie sterblich verliebt war. Demselben schickte der Marschall von Huxelles alle Tage von dem Thor Baillon her, wo er logirte, neugebratene Kaninchensköpfe, bis nach klein Saint-Antoine, wo sie wohnte, und wo er öfters hinkam, auch mit vorzüglicher Achtung aufgenommen wurde. Den Tag nach Monseigneurs Tod, blieben die Kaninchensköpfe aus, und von dieser Zeit an sah und hörte sie nichts mehr von ihm. Endlich als sie sich wieder gefaßt hatte, bemerkte sie es und beklagte sich sogar darüber, daß ein Mann, auf den sie sich geglaubt habe, sicher verlassen zu können und dem sie die Achtung und das Zutrauen von Monseigneur verschafft hatte, sich so gegen sie betragen könne. Der Marschall erfuhr es, war aber weiter nicht darüber in Verlegenheit, und antwortete ganz kalt: er wisse nicht, was sie wolle; er habe sie nur selten und blos zufällig gesehen; Monseigneur aber habe ihn kaum gekannt. So war er ein versteckter Mann, der sich die niederträchtigsten Mittel zu seinem Vortheil erlaubte, und sich nicht gerne mit einer unnützen Dankbarkeit belastete. Die Sache wurde aber dennoch bekannt, und machte ihm keine Ehre.

6.

Es waren nur zwey Männer am ganzen Hofe, gegen welche Monſeigneur einen Widerwillen hatte, der ihm nicht blos, wie gegen Chamillart und einige Andere, anderswoher eingeflößt worden war. Jene beyden Männer waren der Marſchall von Villeroy und der Herzog von Lauſun. Er freute ſich, wenn er Gelegenheit bekam, ſich über ſie luſtig zu machen. Gegen den Marſchall hatte er zwar mehr Nachſicht, aber doch nicht ſo viel, daß er ihn nicht in Verlegenheit geſetzt hätte. In Rückſicht auf den Herzog von Lauſun aber konnte er ſich keinen Zwang anthun; dieſer hingegen bekümmerte ſich nichts darum. Die Urſache ſeines Widerwillens iſt mir unbekannt geblieben. Auch gegen die Herzoge von Chevreuſe und von Beauvilliers hatte M. eine entſchiedene Abneigung; allein dieß war eine Folge der Cabale, und der gänzlichen Verſchiedenheit ihrer Sitten.

7.

Aus dem, was ich, mich ſelbſt betreffend, von Monſeigneurs unbegreiflicher Leichtgläubigkeit geſagt habe, und wie leicht es der Frau Herzogin von Bourgogne gelang, ihn wieder ſo ganz abzubringen, daß er ſich ſeiner gefaßten Meinung ſogar ſchämte, ſieht man, wie ſehr es ihm an Geiſt und Beurtheilungskraft fehlte. Es koſtete denen, die ihn umgaben, wenig Mühe, ihn zu allem zu bewegen, wozu ſie wollten, folglich auch, ihn vom Herzog von Bourgogne entfernt zu halten und, aus einem ſchon öfters angegebenen wichtigen Intereſſe, immer mehr und mehr zu entfernen.

Man kann ſich leicht vorſtellen, wie die Regierung eines ſolchen Prinzen, der in ſolchen Händen

war, ausgefallen seyn würde. Die Uneinigkeit der beyden Prinzen war dem ganzen Hofe bekannt. Die guten Sitten des Sohns, seine Frömmigkeit, sein Fleiß sich zu bilden, seine Talente, sein Geist, Vorzüge, die für einen Vater sonst so erfreulich sind, waren hier tadelnswerth, weil es zu befürchten war, er möchte einst, wenn der Vater den Werth derselben erkannt hätte, an der Regierung Theil nehmen. Sein zunehmendes Ansehn war ein neuer Grund der Furcht, so wie die Art, womit der König anfieng ihn zu behandeln, Eifersucht erregte; alles dieß machte sie immer thätiger. Der junge Prinz betrug sich mit einer zärtlichen Gefälligkeit und Ehrerbietung, wodurch er das Herz jedes Vaters gewonnen hätte, nur nicht des Seinigen, der nur durch andere sah und fühlte. Die Frau Herzogin von Bourgogne theilte die Ungnade ihres Gemahls, und wenn sie sich auch mehr Freiheiten und Vertraulichkeiten erlaubte als er, so mußte sie dafür auch manche unfreundliche, ja oft harte Aeußerungen ertragen, wogegen der junge Prinz, durch sein vorsichtiges Benehmen, gesichert war. Er sah Monseigneur mehr wie ein Hofmann, als wie Sohn; war nie mit ihm allein, und hatte auch nie ein besonderes oder vertrauliches Gespräch mit ihm. Es war natürlich daß er also auch weiter nichts that, als was ihm seine Pflicht als Sohne gebot, und daß er Monseigneur nicht suchte, weil er sich überall besser befand als bey ihm.

Die Frau Herzogin hatte zu dieser Entfernung viel beygetragen, besonders seit der Vermählung des Herzogs von Berry. Ungeachtet Monseigneur kurz vorher schon anfieng die Frau Herzogin von Bourgogne weniger gut, und während dem Feldzug von Lille noch härter zu behandeln, besonders seit der Her-

zog von Vendome aus Marly und Meudon ausgeschlossen war, waren seine Maaßregeln seit der Vermählung dennoch weniger behutsam. Nicht als ob die schlaue Prinzessin nicht gegen den Strom gerudert hätte, vielmehr that sie dieß mit solchem Eifer und so vieler Gewandtheit daß sie auch einen kräftigen Widerstand entwaffnen konnte, und es ihr öfters gelang Monseigneur auf eine Zeitlang zurückzubringen; allein die Personen welche ihn beherrschten, fanden ihre almälige Annäherung zu gefährlich für ihre Plane, als daß sie hätten zugeben können, daß die Tochter vom Hause sich wieder in Gunst setze. Daher kam es daß der Herzog von Bourgogne der Hülfe beraubt wurde, die er von dieser Seite her durch sie hatte, daß sie täglich mehr von einander entfernt wurden, und es ihnen unmöglicher gemacht ward, sich einander wieder zu nähern.

Diese Sachen wurden kurz vor Monseigneurs Tode so weit getrieben, daß eine Parthie nach der Menagerie, welche er angenommen hatte, wieder aufgehoben wurde, und die Frau Herzogin von Bourgogne endlich andere Mittel als ihre bisherige Geduld und Gefälligkeit anwenden wollte. Sie ließ die beiden Lillebonne fühlen, daß sie wegen Unannehmlichkeiten von Monseigneur sich an sie halten werde. Die ganze Cabale war durch diese Drohung in große Furcht gesetzt, nicht sowohl für die Zukunft, als für die gegenwärtige Zeit, welcher die Gesundheit des Königs Dauer versprach. Sie waren nicht darauf bedacht von ihrem Unternehmen abzustehen, von dem ihre zukünftigen Plane abhiengen, allein diese nachdrückliche Aeußerung der Ungeduld machte ihr Betragen für die Gegenwart sehr schwer. Die beiden Schwestern verlangten eine Erklärung, die ihnen abgeschlagen wurde. Die Frau

Allgemeine Sammlung

Historischer Memoire

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neuesten Zeiten

durch mehrere Verfasser übersetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet,

herausgegeben

von

F. Schiller und K. L. Woltmat

Professoren der Philosophie in Jena.

Erste Abtheilung.

Vierter Band.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1795.

Herzogin fürchtete für sich selbst, bekümmerte sich um sich selbst; und d'Antin hatte manche üble Viertelstunde. Monseigneur suchte das Vergangene durch Aufmerksamkeiten, die man für nöthig hielt, wieder gut zu machen, allein sie hielten fest auf der Parthie, welche nicht ausgeführt wurde. und nachdem einige Zeit alles ruhig geschienen hatte, giengen die Sachen wieder ihren vorigen Gang.

8.

Das Jahr 1711. fieng mit der Feierlichkeit an, daß man den noch nicht 15jährigen Prinzen von Conti zum Ordensritter schlug. Seine Frau Mutter hatte schon seit langer Zeit alles mögliche angewandt diesen Orden für ihn zu erhalten. Das hiezu erforderliche Alter der Prinzen von Geblüt war 25 Jahr. Allein der König hatte den Orden dem Grafen von Toulouse vor dem 14ten Jahr gegeben, und konnte diesem Beyspiel, das der Herr von du Maine geltend machte, nichts entgegen halten, besonders da derselbe mit der Prinzessin von Conti, bey den Successions-Angelegenheiten des Prinzen, in eine genaue Verbindung gekommen war.

Durch die Bastarde, welche nach und nach alles umstürzten und entstellten, erhielten also die Prinzen von Geblüt den Orden eben so wie die Söhne von Frankreich; das heißt: da die Söhne der Crone und die unehlichen in Rücksicht auf das Alter ganz gleich behandelt wurden, so konnte man den Prinzen von Geblüt denselben Vorzug nicht versagen.

Die Präsentation des Prinzen von Conti geschah dabey ebenfalls auf eine ganz neue Art. Die Pathen sollen mit dem Vorgestellten gleichen Rangs seyn. Wenn es an Rittern fehlt, wie dieß

im

im Jahr 1661. und 1665. der Fall war, ſo hat es wegen der Unmöglichkeit nichts zu bedeuten, und die Söhne von Frankreich ſind alsdenn eben ſo gut Pathen wie alle ernannte Ritter. Allein wenn Ritter genug da ſind, ſo bleibt man bey der ſtets beobachteten Regel.

Monſeigneur der Prinz von Conti ſollte alſo von zwey Prinzen vom Geblüt präſentirt werden; allein außer Monſeigneur dem Herzog war kein Prinz von Geblüt Ordensritter. Vernünftiger weiſe mußte man alſo den nächſten wählen, und dieß war der Herr Dü Maine, oder wenn ſein hinkendes Bein ihn daran hinderte, der Graf von Toulouſe, weil ihnen nirgends in Frankreich etwas zu dem Rang der Prinzen von Geblüt fehlte, als ganz unbedeutende Kleinigkeiten, und ſogar die Kinder von Dü Maine zu dieſer Würde emporgeſtiegen waren.

Dennoch nahm der König, wegen des damals ſehr ernſtlichen Grolls zwiſchen der Frau Herzogin und Herrn Dü Maine über die Succeſſion von dem Prinzen, Anſtand, den Herrn Dü Maine mit dem Herzog von Orleans zuſammen zu ſtellen; allein der Rang als Enkelſohn von Frankreich der noch ganz neu, und von dem der Prinzen von Geblüt ſo ſehr verſchieden war, vertrug ſich noch weniger damit als der des Herzogs von Dü Maine.

Um alles abzuſchneiden, wählte man ein Extrem, und gieng in allem von der hergebrachten Sitte ab. Man ſchränkte ſich nicht auf die Söhne von Frankreich ein, ungeachtet kein Prinz von Geblüt neben ihnen ſeyn konnte; und die Präſentation geſchah durch Monſeigneur und durch den Herzog von Bourgogne.

9.

So war der Zustand des Hofs, bey dem Tod des vermeintlichen Thronerben. Keine Veränderung war größer und auffallender als die, welche durch den Tod des ersten Dauphins entstand. Durch die feste Gesundheit des Königs vom Thron entfernt, ohne allen Credit, und durch sich selbst nichts, war er der Mittelpunkt aller Hoffnung und aller Furcht; indem es einer furchtbaren Cabale gelungen war sich zu bilden, zu befestigen, und sich seiner gänzlich zu bemächtigen, ohne daß die Eifersucht des Königs, vor welcher alles zitterte, etwas dagegen that, weil er sich um das was nach seinem Tode vorgehen würde, nichts bekümmerte, und nicht Ursache hatte bey seinen Lebzeiten etwas zu befürchten.

10.

Man hat schon gesehen, welche verschiedene Wirkungen jener Todesfall auf den Zustand und die Denkungsart des neuen Dauphins und seiner Gemahlin, auf den Herzog und die Herzogin von Berry, so wie auch auf die Lage des Herzogs und der Herzogin von Orleans, und auf die Gesinnungen der Frau von Maintenon, hatte, welche letztere aller Maasregeln für die Gegenwart überhoben, und für die Zukunft gegen alle Vorwürfe gesichert war.

Herr Du Maine theilte gutmüthig eben diese Neigungen und Gemüthsbewegungen mit seiner ehemaligen Gouvernantin, die seine eifrigste und ergebenste Beschützerin geworden war. Er hatte mit Monseigneur immer schlecht gestanden, und sah mit großer Angst, wie die verschiedenen Grade seiner Erhöhung, und zuletzt noch die seiner Kinder, von diesem Prinzen

gen aufgenommen wurden. Noch war er von Seiten des neuen Dauphins und seiner Gemahlin hierüber nicht beruhigt; allein eins und eins machen zwei.

Er war nun von allen Prinzen von Geblüt befreit, herangewachsen, und von der Frau von Maintenon unterstützt; Vortheile die er sehr gut zu benutzen gewußt hatte. Monseigneur hatte weniger Einfluß, und wurde von der Frau Herzogin beherrscht. Dieß gab ihm ein so großes Gewicht, daß er sich nicht einmal die Mühe gab, seine große Zufriedenheit darüber zu verbergen. Er war zu scharfsichtig um nicht bemerkt zu haben, daß es der Gemalin vom Dauphin bekannt war, wie sehr er den Herzog von Vendome besonders bey dem was in Flandern vorgegangen war, protegirt hatte, und um nicht zu fühlen, was er über die Maximen des neuen Dauphins und über seine angenommene Größe denken würde, und daß es ihm schwer gelingen würde durch seine demüthige Unterwürfigkeit, diejenige zu gewinnen, welche nach aller Wahrscheinlichkeit am meisten über ihn vermögen würden. Allein die gute Gesundheit des Königs ließ ihn hoffen daß seine Verblendung für ihn noch eine lange Zeit dauren würde, während welcher er auf glückliche Zufälle hoffen konnte, die vollends sein Glück ganz begründen würden.

Die Flatterhaftigkeit des Herzogs von Orleans schien ihm für ihn mehr vortheilhaft als hinderlich zu seyn, um ihn auf die eine oder die andere Art benutzen zu können. Der Charakter des Herzogs von Berry war nicht so, daß er ihm Besorgnisse machen konnte; allein er hatte sich vorgenommen nichts zu vergessen, um in der Herzogin von Berry keine Feindin zu haben; er behandelte sie daher mit großer Aufmerksamkeit und Feinheit.

Er

Er fieng an eine süße Ruhe zu genießen, als er wenige Tage nachher zu Marly in der Nacht von einem sonderbaren Uebel befallen wurde; sein Cammerdiener hörte ihn röcheln, und fand ihn ohne Bewußtseyn. Er rief sogleich nach Hülfe. Die Herzogin von Orleans, die Herzogin und ihre Töchter kamen in Thränen herbeygelaufen, allein sie thaten dieß, so wie noch viele andere Personen, die ihm ebenfalls die Cour machten, blos des Wohlstands wegen, und in der Hoffnung, daß der König ihre theilnehmende Bemühungen erfahren würde.

Herrn Dü Maine wurde zur Ader gelassen; er ward mit Arzneymitteln überhäuft, weil keines helfen wollte. Fagon, der wegen seiner nächtlichen Schweiße über zwey Stunden brauchte um sich langsam anzuziehen, kam erst nach Verfluß von vier Stunden. Er war bey dieser Gelegenheit am nöthigsten, weil er dieß Uebel aus eigner Erfahrung kannte, wie wohl er noch nie einen so harten Anfall davon gehabt hatte. Das Aderlassen und der größte Theil der angewandten Mittel wurden von ihm sehr getadelt. Man berathschlagte ob man den König wecken sollte, und die Mehrheit der Stimmen war dagegen. Bey seinem ersten Erwachen erfuhr er was in der Nacht vorgegangen war, und daß der geliebte Sohn sich schon wieder um vieles besser befinde. So bald der König angekleidet war, besuchte er diesen Liebling. In den ersten 2 oder 3 Wochen kam er täglich zweymal, und nachher bis zu seiner gänzlichen Wiedergenesung einmal des Tags zu ihm. Die Madame Dü Maine blieb indessen ruhig zu Sceaux, wo sie alle mögliche Lustbarkeiten gab, und versicherte laut, sie würde sterben wenn sie den Herrn Dü Maine in diesem Zustand sehen sollte.

Sie

Sie wollte ihren bezauberten Pallaſt nicht verlaſſen. Herr Dú Maine, der es ſo gewohnt war alles, was ſie that, knechtiſch zu billigen, fand auch dieſes Benehmen gut, und beſuchte ſie in Sceaux ſo bald er gehen konnte.

Die Prinzeſſin von Conti war die, welche Monſeigneurs Verluſt am meiſten beklagte und am wenigſten dabey verlor. Sie hatte ihn lange allein und unumſchränkt beherrſcht. Die Fräulein von Lillebonne, welche nicht von ihrer Seite wichen, hatten zwar nach und nach ſeine Gunſt mit ihr getheilt, doch mußten ſie ihr bey weitem nachſtehen. Die Herrſchaft des Fräuleins von Choin verſchlang nachher alles was ihrer Gebieterin noch übrig geblieben war, für welche Monſeigneur nichts weiter mehr that als was der äußere Wohlſtand erforderte; und ſelbſt dieß that er ungern und mit einem Widerwillen, der durch die angenehme Unterhaltung, die er bey der Frau Herzogin fand, noch mehr vermehrt wurde.

Die Prinzeſſin von Conti war alſo ſeit vielen Jahren ohne allen Einfluß, und hatte noch den Kummer, zu wiſſen daß Monſeigneur ſeine freien Morgenſtunden allein mit Fräulein von Lillebonne, ihrer Freundin und Günſtlingin theilte. Dieſe blieb alsdenn in ihrem Hauſe in einem Zimmer, das für jede andere, als Frau von Epinoy, verſchloſſen war, und in welchem die vertrauteſten Dinge abgehandelt wurden. Fräulein von Choin, ihre untreue Dienerin, die nun Beherrſcherin von Monſeigneurs Herz und Gemüth geworden war, und die Frau Herzogin, welche mit ihnen wieder aufs engſte liiert war wußten von allem was zwiſchen ihnen und Monſeigneur, der ihr öffentlich die Cour machte.

Sie

Sie mußte allen diesen Personen nachgeben, ihnen alles übersehen und zu gefallen suchen. Ungeachtet ihrer Launen, ihres Stolzes und ihres bittern Hasses, hatte sie sich dennoch dazu verstanden; und war noch so gutmüthig, daß sie aus Betrübniß über Monseigneurs Tod, zwey oder drey Nächte nachher beynah erstickte, und so übel war, daß sie dem Prediger von Marly die Beichte ablegte. Sie wohnte oben im Schloß, wo sie der König besuchte. Die Treppe dahin war unbequem, er ließ sie deswegen während seiner Reise nach Fontainebleau abbrechen, und eine größere und bequemere bauen. Schon über zehn Jahre hatte er keine Veranlassung gehabt, Marly zu betreten; und nur eine solche Gelegenheit konnte ihn veranlassen, diese neue Treppe selbst zu besteigen.

Die Prinzessin von Conti genaß auf unsere Kosten. Der zweyte Flügel gegen Marly zu, war immer für uns bestimmt; wir bewohnten den untern Theil, Herr und Frau von Lausun den obern. Er ist eben so nah am Schloß als der erste, ohne daß man von dem Geräusch so sehr beunruhigt wird. Diesen räumte man nun uns ein, um der Prinzessin von Conti und ihrer Hofdame den zweyten ganz allein zu lassen; ungeachtet sie von der Feuchtigkeit und Luft keine Freundin war, zog sie diese ihrer Wohnung im Schloß dennoch vor, weil sie wegen der Bequemlichkeit des Eingangs mehr Menschen bey sich sehen konnte. Dort gab sie indeß ihre großen Gesellschaften, die aus den ältesten des Hofs bestanden, und sich in Ermanglung von etwas besserem, und wegen des bequemen immer offenen Zutritts dieses Orts ganz dahin zogen.

Man kann sich leicht vorstellen, wie groß die Verzweiflung und Bestürzung der mächtigen und so gut or-

organisirten Cabale (um den Dauphin) war, deren Kühnheit zu den angegebenen frevelhaften Unternehmungen führte, ungeachtet der von ihr gestürzte Thronerbe sich wieder erhoben, und seine Gemahlin, mit Frau von Maintenon vereinigt, sich an dem vornehmsten Urheber einer so unglaublichen Begebenheit, gerächt hatte.

Die Cabale hielt sich standhaft, sie beherrschte Monseigneur, ohne zu befürchten, daß er ihr entwischen könnte, und hielt ihn von seinem Sohn und seiner Schwägerin in der größten Entfernung. Bey dem geheimen Verdruß über Vendome's Fall, hoffte sie mit Monseigneur auf den Thron zu steigen, und unter dieser Regierung den Erben des Reichs völlig zu vernichten.

Allein die Vorsehung zerstörte ihre Absichten wie mit einem Hauch. Sie wurden gestürzt und hoffnungslos dem unterworfen, an dessen Untergang sie so rastlos gearbeitet hatten. Wie groß war ihre Wuth, und wie schnell wurden sie auseinander getrieben! Vendome knirschte in Spanien darüber, wohin er sich in der Eile begeben hatte. Er beschloß jetzt, dort einen Wohnsitz zu suchen und Frankreich zu entsagen, da seine mißlungenen Versuche ihn von dort vertrieben hatten. Der Krieg, durch welchen er sich unentbehrlich machen wollte, konnte nicht mehr lange dauren. Der Dauphin und der König von Spanien hatten sich immer zärtlich geliebt; und auch die Entfernung hatte in ihren Gesinnungen nichts verändert. Die Königin von Spanien, welche dort alles vermochte, war die Schwester und innigste Vertraute seiner Feindin. So bald er also nicht mehr unentbehrlich war, konnte seine Lage sehr traurig werden. Daher verband er sich aufs engste mit der Prinzessin von Ursini und wur-

wurde ein zärtlicher Anhänger von ihr, nachdem er für unsere Minister und unsern Hof ein Gesetzgeber gewesen war. Wir werden bald die Folgen davon sehen.

11.

Vaudemont sah damals, daß er verloren war. Seit Chamillarts Fall stand er mit dem König viel schlimmer, und hatte also keinen Beschützer mehr. Torcy hatte ihm nie getraut, und Voisin sein äusserst zuvorkommendes Betragen nur durch gleichgültige Höflichkeiten erwiedert. Mit den übrigen Ministern war er auch in keinem engen Verhältniß, und mit den Herzogen von Chevreuse und Beauvilliers stand er höchstens auf einem anständigen Fuß. Tesse, der zwar wohl geachtet, aber von der Gemahlin des Dauphins doch gekannt war; auch die Marschallin von Estrees, bey welcher er sich durch andere Umwege beliebt gemacht hatte, waren zu schwach, um ihn bey der Gemahlin des Dauphin zu halten, welche mit Recht, gegen seine Nichten und ihn, den mit Vendome und Chamillart so eng Verbundenen, aufgebracht war. Die Marschallin von Estrees war der Gemahlin des Dauphins am Ende zuwider geworden. Frau von la Valliere, die geistreichste und gefährlichste von den Noailles hatte ihre Gunst und ihr Vertrauen in Besitz genommen und diese nahm keinen Theil an einer Cabale, die unter den Fahnen der Choin gieng, die gegen alles, was mit ihrer ehemaligen Gebieterin in irgend einem Verhältniß stand, ein wachsames Auge hatte.

Vaudemont konnte demnach gar nicht mehr anders wirken, als durch den alles vermögenden Einfluß seiner Nichten auf Monseigneur. Dieß und die Rücksicht

ſicht auf künftige Erwartungen gab ihm noch einiges Anſehn. Da dieſe Saite riß, wußte er nicht mehr, wo er ſich hin wenden ſollte. Das Vertrauen des ganz öſterreichiſch geſinnten Herzogs von Lothringen wurde, ſeit Chamillart nicht mehr war, einigermaßen ihm zur Laſt gelegt; und wiewohl man, dem äuſſern Schein nach, keine Aufmerkſamkeit auf die ausgezeichneten Umſtände der Verſchwörung in der Franchecomte richtete, die durch den Sieg des Grafen von Burg und durch die Eroberung von Mercy's Schatulle, zerſtört wurde; ſo hatte dieſe Sache doch Lothen Zweifels noch mehr aus der Faſſung gebracht.

Fräulein von Lillebonne, die ihren ſowohl perſönlichen als den gemeinſchaftlichen Fall zu tief fühlte, über ihr Verhältniß aber mit der Gemahlin vom Dauphin und allem, was mit dem Dauphin in genauer Verbindung ſtund, zu ſicher war; konnte ſich bey ihrem Stolz nicht entſchlieſſen, ihr Leben einſam an einem Hof zu vertrauren, wo ſie beſtändig geherrſcht hatte. Sie und ihr Oncle faßten daher den Entſchluß, den Sommer in Lothringen zuzubringen, um den erſten Unruhen zu entgehen, und ſich einen neuen Lebensplan zu bilden.

Das Glück kam dieſer Fee zu Hülfe. Die Herzogin von Lothringen verlor mehrere Kinder nach einander an den Blattern; unter dieſen auch eine Tochter von 7 oder 8 Jahren, die ſie zwey Jahre vorher, nach dem Abſterben der Prinzeſſin von Salm, zur Aebtiſſin von Remiremont hatte erwählen laſſen. Dieſe Stelle fuhr dem Oncle und der Nichte ein Brek nach dem Schiffbruch. Es war ein würdiger, ehrenvoller Platz für ein altes adeliches Mädchen, ein anſtändiger zwangloſer Zufluchtsort; eine Art von Landhaus,

wohin sie ziehen konnte, wenn sie wollte, ohne immer dort seyn zu müssen, oder von Paris und dem Hof sich ganz zu trennen, und gab doch einen guten Vorwand, sich von dort wegzubegeben, nebst 40 000 livres Einkünften, welche willkommen waren, da sie wenig hatte, und ihr auch Monseigneurs Equipage, wie alle andere sonst gehabte Bequemlichkeiten entzangen waren. Sie hatte nur den Wunsch für diese Stelle zu äussern. So bald sie in Lothringen ankam, wurde sie dazu erwählt.

Ihre Schwester, eine sanftere und nachgiebigere Frau und Hausmutter, glaubte keine Gründe zu einer solchen Entfernung zu haben. Ihr Geschäft, als Spionin der Frau von Maintenon, gab ihr Schutz und ein Ansehn, wovon der Grund zwar unbekannt, die Sache selbst aber nicht unbemerkt blieb. Sie dachte also gar nicht daran, den Hof verlassen zu wollen, was auch ihrem Oncle und ihrer Schwester sehr lieb war. Frau von Epinoy bat nicht so wohl um die Erlaubniß nach Remiremont für ihre Schwester, sondern sie meldete es blos, und erhielt sie auf die gewöhnliche leichte Art. Fräulein von Lilebonne nahm den Nahmen von Remiremont an.

Diese Sache gieng so schnell vor sich, daß ich am nemlichen Abend, wo die Erlaubniß erfolgt war, nach der Abendtafel des Königs in den Sallon kam, ohne etwas davon zu wissen. Als ich eben aus dem Cabinet des Königs herauskam, war ich sehr verwundert, mich von der Dauphine, mit der ich keinen vertrauten Umgang hatte, und 5 oder 6 ihrer vertrautesten Hofdamen umringt zu sehen, die mich unter beständigem Lachen in eine Ecke trieben, und mir zu rathen gaben, wer Aebtissin von Remiremont seye. Ich

trat

trat immer zurück; mein Erstaunen über eine so ungewöhnliche Frage, die ich nicht zu beantworten wußte, brachte sie noch mehr zum Lachen. Endlich sagte sie mir, daß es Fräulein von Lillebonne sey, und fragte mich, was ich davon halte. Was ich davon halte, Madame, antwortete ich ihr, ich bin sehr extrem darüber, vorausgesetzt, daß wir ihrer alsdann hier los werden; und unter dieser Bedingung möchte ich ihre Schwester wohl dasselbe wünschen. Ich habe es wohl vermuthet, versetzte die Prinzessin, und verließ mich recht herzlich lachend.

Zwey Monate vorher, wo freylich eine solche Gelegenheit nicht statt gefunden hätte, würde meine Erklärung übel aufgenommen worden seyn, ungeachtet meine Gesinnungen nicht unbekannt waren. Nun aber war nicht mehr die Rede davon, nachdem die ersten Augenblicke, wo diese Kühnheit auffiel, vorüber waren.

Die Frau Herzogin war anfänglich ganz in Schmerz versunken. Ihre kühnsten Erwartungen, ihre glänzende, angenehme Laufbahn, während welcher ihr der ganze Hof huldigte, waren vernichtet. Mit der Frau von Maintenon stand sie schlecht; mit der Gemahlin des Dauphin war sie unversöhnlich und erklärt entzweyt; mit dem Herzog von du Maine lebte sie in offenbarem Haß. Sie war an Werth der Herzogin von Orleans gleichgestellt, hatte einen Prozeß mit ihren Schwägerinnen, und durchaus niemand, an den sie sich halten konnte; ihr 18jähriger Sohn und ihre beyden Töchter waren zu vornehm gewöhnt als daß sie sich um sie bekümmerten, die übrigen waren noch Kinder. So war sie endlich dahin gebracht, den Verlust des Prinzen und des Herzogs, deren Tod

sonst so vortheilhaft für sie gewesen war, beklagen zu müssen.

Damals drängte sich das geliebte Bild des Prinzen von Conti immer vor ihre Seele und in ihr Herz, das sich nun ungehindert seiner Neigung hätte überlassen können. Dieser Prinz, dessen mannigfaltige Talente nur durch den Neid unterdrückt worden waren, der sich kurz vor seinem Tode mit der Frau von Maintenon versöhnt hatte, der durch die vergangenen Begebenheiten mit dem Dauphin innigst vereinigt, und mit den Herzogen von Chevreuse und Beauvillier, auch dem Erzbischoff von Cambrai, von jeher vertraut war; der ferner mit der Dauphine, wegen ihres gemeinschaftlichen Hasses gegen Vendome, über dessen Betragen und seinen Aeusserungen, während dem Feldzug von Lille, gleichgesinnt war; dieser Prinz würde bald den Hof und endlich auch den Staat regiert haben. Er war der Einzige, dem die Herzogin getreu war, sie die Einzige bey der er aufhörte, flatterhaft zu seyn. Er würde ihr seine Größe geopfert, und sie würde mit seinem Ansehn geglänzt haben. Welche schmerzlich kränkende Erinnerungen quälten sie nun, da sie ausser dem Sohn von Lassay keinen Trost hatte. In Ermanglung eines bessern, hielt sie diesen aus allen Kräften fest, und diese Neigung dauert noch jetzt, nach mehr als 30 Jahren. Ihre so gerechte Betrübniß hörte jedoch dem äussern nach, bald auf. Sie war nicht zum Weinen gemacht, sie wollte sich betäuben, zerstreuen, und ergab sich daher auf eine, für ihr Alter und ihren Stand höchst unschickliche Art den Vergnügungen, ja sogar den Freuden. Sie suchte ihren Kummer dadurch zu vergessen, und dieß gelang ihr auch.

Prinz

Prinz Rohan hatte eine Million auf das Hotel von Guiſe verwandt, das unter ſeinen Händen ein bewundernswürdiger Pallaſt geworden war. Dort gab er ihr Feſte, unter dem Vorwand, ihr ſein Haus zu zeigen. Er ſtand mit Frau von Remiremont und Frau von Epinoy in engem Verhältniß, und durch dieſe wieder mit der Frau Herzogin. Ihr Fall, der Zuſtand, worinn ſie durch den Prozeß über die Succeſſion des Prinzen gekommen war, die vielen Kinder, welche ſie hatte, ließ ſie hoffen daß der Rang, die Bedienung ihres Sohns, ihres Bruders, ihr angeſchenes Haus, nebſt dieſem Pallaſt und den unermeßlichen Reichthümern, die Frau Herzogin wohl dahin bewegen könnten, eine ihrer Töchter mit ihrem Sohn zu vermählen, und daß das Andenken ihrer Mutter, bey der Protektion, welche Frau von Epinoy bey der Frau von Maintenon fand, wohl noch ſo viel bey dem König wirken könnten, daß die neuerlichen Schwierigkeiten der Verbindungen mit dem königlichen Blut aufgehoben würden.

Er verdoppelte daher ſeine Aufmerkſamkeiten für die Frau Herzogin, und gab ihretwegen noch mehr Feſte und Luſtbarkeiten als vorher. Er hatte ſeine glänzenden Glücksumſtände bey Monſeigneur und allen, die ihn beherrſchten, geltend gemacht, um der Dauphine durch einen ungeheuren Aufwand, und durch unendliche unermüdete Gefälligkeiten, die er bey dieſer Gelegenheit noch verdoppelte, näher zu kommen. Ihre Schönheit hatte ihn zu einigen Galanterien, die er ihr durch die Montauban, ihre Couſine, machte, verleitet, worüber ſich die Gemahlin des Dauphins insgeheim ſehr luſtig machte, den Freund aber, wegen Monſeigneur und ſeinen Umgebungen dennoch immer mit vertraulicher Achtung behandelte. Dadurch glaub-

te er seinem Rang als fremder Prinz einen großen un
dauerhaften Schutz zu geben. Die fremden Prinzen
die durch ihre Anhänger, welche Monseigneur b
herrschten, alles von ihm hofften, waren über ih
bisherigen Anmaßungen bestürzt, und hielten sich dur
den neuen Dauphin, dessen Gesinnungen sie fürcht
ten, so wie durch die, welche am meisten Gewalt üb
ihn hatten, für unabänderlich verloren. Man h
gesehen, daß ihre Meynung über den Vater falsc
seyn konnte, aber über den Sohn war sie sehr richti
Dieser hatte durch seine Belesenheit gelernt, was so
che Leute zu thun wußten, und seine Rechtschaffenhei
seine feine Beurtheilungskraft und Scharfsichtigke
vertrugen sich nicht mit dem Wesen der gleichsam au
der Ordnung getretenen Personen, die nur durch d
Unordnung bestehen und sich erhalten konnten. D
der Prinz Rohan bey der Frau Herzogin seine Absic
nicht erreichen konnte, so lenkte er schnell ein. E
nahm sich in Acht, durch sein Betragen nicht zu sel
merken zu lassen, daß er beleidigt war, weil er son
verrathen hätte, was er so sorgfältig verbergen wol
te; allein da er ihrer nun nicht mehr nöthig hatte, u
nichts mehr durch sie erlangen konnte; so zog er si
nach und nach zurück, ohne seinen Umgang ganz a
zubrechen; auch Frau von Remirèmont und Fr
von Epinoy, die keinen Berührungspunkt mehr m
ihr hatten, zogen sich ebenfalls ziemlich schnell von i
zurück.

D'Antin stand besser als je mit dem König. E
erreichte gleich nach Monseigneurs Tod alle sei
Wünsche und sein höchstes Glück, konnte sich dah
auch leicht darüber trösten. Man hat gesehen, m
welcher unterwürfigen Gewandheit er sich zur Z
des Feldzugs von Lille bey der Dauphine einzuschm
ch

dieu gewußt hatte, deren Gunst er sich auch nachher noch erhalten hatte, und von welcher er ein starkes Gegengewicht für die Sitten des neuen Dauphin, und für die Entfernung, welche zwischen ihm und denen statt fand, die am meisten über diesen Prinzen vermochten, erwartete. Er rechnete darauf, daß die Gesundheit des Königs ihm Zeit lassen werde, dem Dauphin wieder näher zu kommen, und vielleicht auch diejenigen wieder gewinnen zu können, die ihm dabey am meisten im Wege standen.

Monseigneurs Tod befreyte ihn von manchen peinlichen Dienstleistungen bey ihm, die eine kostbare Zeit raubten, die er bey dem König hätte zubringen können, und von der sich nichts abbrechen ließ, da er als Diener zweyer Herrn angenommen war. Er war ferner von der Herrschaft der Frau Herzogin befreyt, und dadurch angewiesen, ihm Rechenschaft abzulegen, und dadurch auch aller unvermeidlichen und oft sehr gefährlichen Kunstgriffe überhoben, die er anwenden mußte, um mit allen Personen dieser Cabale, welche Monseigneur beherrschte, verbunden zu bleiben, deren Unterabtheilungen den Eingeweihten viel zu schaffen machten, welche, wie d'Antin auch mit ihnen figuriren wollten, und der mehr als einmal ihre Launen und ihre Eifersucht hatte ertragen müssen. Endlich hoffte er durch eine ungetheilte Aufopferung sich noch mehr in Gunst zu setzen, wodurch er sich bey dem neuen Hof bedeutend machen, und sich in den Stand setzen würde, mit der Zeit dort noch festern Fuß zu fassen. Seine Absicht war immer in das Conseil zu kommen. Denn auch der Glücklichste hört nicht auf zu wünschen.

Die Anhänger der Cabale, oder die, welche mit Monseigneur besonders gut standen, und die sich in

Rücksicht ihres Glückszustands, oder der Rolle, welche sie unter dieser Regierung spielten, nur bedeutend hielten, theilten alle den Schmerz und den Fall. Der Marschall von Hürelles war in Verzweiflung, nur durfte es nicht merken lassen; allein um sich zu halten, schonte er heimlich eine Verbindung mit Herrn du Maine. Der erste Stallmeister, der sich seiner väterlichen Abkunft schämte, und nur auf seine Mutter und Frau stolz war, hatte sich mehr als einmal Hoffnung gemacht, Herzog zu werden, und hatte dieß durch Monseigneur zu erreichen geglaubt. Dieser grämte sich wie Einer, der sein ganzes Glück verloren hat.

Harcourt, der mehr als alle diese zu erwarten gehabt hätte, tröstete sich leichter als alle. Frau von Maintenon war ihm gänzlich ergeben, sein Glück war gemacht, ausserdem hatte er sich schon seit langer Zeit insgeheim mit der Dauphine auf einen guten Fuß zu setzen gewußt, anstatt daß die beyden vorhergehenden weder mit ihr, noch mit dem Dauphin in irgend einem näheren Verhältniß standen, und von dem, was ihm am nächsten war, sehr entfernt waren; in diesem letzten Punkt waren sie Harcourt gleich.

Boufflers, der mit Monseigneur ziemlich gut stand, weil er sich über die Gleichgültigkeit, um nicht mehr zu sagen, beklagt hatte, mit der ihn der König beständig behandle, seit er sich Mühe gegeben habe, den Degen als Connetable zu erhalten; Klagen, die er günstig angehört hatte, bedauerte seinen Verlust aus Freundschaft und als ein theilnehmender Mann; Er konnte dem neuen Dauphin, der die Tugend schätzte und liebte, leicht näher kommen. Ich hatte ihn mit den Herzogen von Epevreuse und Beauvil-

liers

liers in sehr genaue Bekanntschaft gebracht, und mir ein eigentliches Geschäft daraus gemacht, was mir auch so gelang, daß ich mir gute Folgen davon versprechen konnte. Boufflers konnte also nur gewinnen; indem er von der Dauphine geachtet wurde, mit der Frau von Maintenon immer sehr gut stand, und seinem sonstigen Glück nichts abgieng.

Von der unteren Classe verlor Sainte-Maure, der nur zum Spielen zu gebrauchen war, wirklich sein ganzes Glück. Die la Valliere hieng in jeder Rücksicht zu sehr an der Prinzessin von Conti, als daß sie viel von einem Prinzen erwarten konnte, den Fräulein von la Choin in ihrer Gewalt hatte. Er hatte sich mit einer von den Noailles verheurathet, welche am meisten Geist, Klugheit, Scharfsichtigkeit und Gewandtheit hatte, die alle Kunstgriffe der Intrigue verstand; die ihren Anhang beherrschte, bey Hof geachtet war, und das ganze Zutrauen der neuen Dauphine besaß; die dabey sehr kühn und unternehmend, aber auch eigensinnig und sehr launig war.

Biron und Roucy, die, wiewohl sie nicht mit Monseigneur erzogen worden, dennoch sehr an ihn gewöhnt waren, und ihn auf allen Reisen begleitet hatten, hielten ihr Glück für verloren. Roucy hatte recht; nur Monseigneur konnte ihn zum Liebling wählen. Biron, der bey Oudenarde gefangen genommen wurde, blieb in der militairischen Carriere. Er wurde Pair und Marschall von Frankreich, war ein Bruder der Frau von Nogaret, und der Frau von Urfe, beyde vertraute Freundinnen von der Frau von Saint-Simon und mir, und ein Neffe des Herrn von Lauzun, bey dem er beständig war. Es war mir gelungen ihn dem Herzog von Beauvilliers näher zu bringen; dieser so wichtige Umstand, und der Ein-

flug seiner Schwester bey der Dauphine, ließen ihn wohl etwas von dem neuen Hof erwarten.

Ich muß hier noch besonders dreyer Männer erwähnen. Nehmlich der Herzoge von Rochegüyon, von Luxemburg und von Villeroy. Herr von Luxemburg stand mit Monseigneur in genauen Verhältnissen, die ihn eine, seinen Fähigkeiten angemessene bedeutende Rolle erwarten ließen. Ueberdieß konnte ihn nichts abhalten, denn Voisin konnte ihm keine Vortheile verschaffen, außer etwa einige in der Normandie. Der König achtete nichts an ihm als seinen Nahmen. Er hatte sich einige Freunde seines Vaters erhalten, und lebte sehr für die große Welt. Allein dieß war auch alles; ungeachtet der Freundschaft des Herzogs von Chevreuse, welcher wohl fühlte, daß er hieraus keinen Vortheil ziehen würde. Er war so sehr ein großer Herr, daß er sich durch sich selbst zu trösten wußte. Von den beyden andern, die in Rücksicht ihres Amts und Ansehns bedeutendere Personen waren, muß ich noch mehr sagen. Dieselben Briefe, deren ich schon einmal erwähnt habe, und die ihnen die Ungnade des Königs zugezogen, worüber sie sich auch nie wieder persönlich mit ihm verständigen konnten, erwarben ihnen, die ohnehin durch gleiches Alter und Gewohnheit häufigen Umgang mit Monseigneur besser zusammen stimmten, noch mehr seine Gunst. Allein sie vermochten doch nicht so viel über ihn als Herr von Luxemburg; und hatten, eben so wie er, den Prinzen von Conti, ihren vertrauten Freund, der sie dem Herrn von Vendome und seinen Anhänger verrathen hatte, verloren. Dieser war zwar selbst nicht mehr, aber er wirkte doch durch andere, und würde gewiß nach dem König wieder gekommen seyn. Nicht als ob sie persönlich schlecht mit ihm gestanden hät-

hätten, allein die vertrauten Freunde des verstorbenen Prinzen von Conti konnten nie die ihrigen werden. Diese beyden Schwäger, deren Glücksumstände so vorzüglich waren, verloren also nicht so sehr viel.

Ein Vierter befand sich in einer neuen grossen Verlegenheit. Dieß war la Feuillade. Nach seiner Zurückkunft von Turin, wo er allen Credit verloren hatte, harre er Monseigneur zu gewinnen, und die kurze Zeit, in der Chamillart noch in Diensten stand, zu benutzen gesucht, um in dem Fräulein von Lillebonne und Herrn von Vendome eine Stütze zu erhalten. Man hat gesehen daß er sich sogar bey dem Fräulein von la Chein Eingang verschafft hatte. Außerdem unterstützte ihn das Spiel zu Meudon. Er war bey allen Parthien die Monseigneur dahin machte, jedoch ohne sich einen Einfluß auf ihn verschaffen zu können; hoffte aber dennoch, bey so mächtigen Umgebungen unter ihm, wieder zu seinem verlornen Glück zu gelangen. Daran verzweifelte er in der übrigen Zeit der Regentschaft des Königs; und von seinem Nachfolger konnte er noch weniger erwarten. Er war daher sehr betrübt.

Die Minister und die Financiers, zwey sehr gleichartige, aber doch nicht zusammenpassende Menschenarten, waren tief betrübt. Man weiß wie der neue Dauphin über diese leztern dachte, und wie frey er sich darüber äusserte. Seine Sitten, Grundsätze und Handlungsweise gaben mit Recht zu schrecklichen Besorgnissen Anlaß.

Die der Minister waren nicht minder groß. Monseigneur war gerade so wie sie ihn wünschten, um in seinem Namen, wo möglich mit noch größerer Gewalt,

Vorerinnerung.

Ich habe mich mit Herrn Hofrath Schiller zur Herausgabe der ersten Abtheilung dieser Sammlung von Memoires verbunden. Er wird sowohl an der universalhistorischen Uebersicht, wie an den Anmerkungen und der Durchsicht der Uebersetzungen so sehr Theil nehmen, als ihm seine Gesundheit und seine übrigen Geschäfte nur irgend erlauben.

Die Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs

walt, als sie sich bis jetzt schon herausgenommen hatten, nur aber mit weit weniger Schonung, regieren zu können. Statt seiner trat ein junger Prinz auf den Schauplatz, der unterrichtet, thätig und zugänglich war, der selbst sehen und wissen wollte, und der, bey einem vorgefaßten Mißtrauen, alle Eigenschaften besaß, sie als wahre Minister in den Gränzen ihrer Bestimmung zu halten, das heißt: als solche, die seine Befehle nur vollziehen, die Ordnung aufrecht erhalten, keineswegs aber Belohnungen austheilen konnten. Dieß fühlten sie, und fiengen schon an den Ton niedriger zu stimmen; mit welchem Verdruß, läßt sich leicht urtheilen.

Der Canzler verlor die ganze Frucht einer Anhänglichkeit, die er seit seinem Eintritt in die Finanzen zu beweisen suchte, und die er durch seinen Neffen Bignon, durch Dument, den er sich durch tausend Gefälligkeiten zum Freund gemacht hatte, durch Fräulein von Lillebonne und Frau von Epinoy, denen er sich auch ergeben hatte, mit größter Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu erhalten gewußt hatte; so daß er sich schmeicheln konnte unter Monseigneur, der ihm Freundschaft und Achtung bewies, einst einer der bedeutendsten Männer zu werden, und auf die Staatsangelegenheiten und den Hof den größten Einfluß zu bekommen, den er durch seine hinreichende Talente unterstützen, und, bey dem Vorzug seines Amts, weit treiben zu können hoffte. Wie sehr waren seine nunmehrigen Aussichten von jenen Erwartungen verschieden. Nun hatte er sich auch nicht eines Vortheils mehr zu erfreuen. Er war ein abgesagter Feind der Jesuiten, wegen jansenistischer Gesinnungen verdächtig, seit seinem Eintritt in die Finanzen mit dem Herzog von Beauvilliers gespannt; indem sie oft bey

den

den Streitigkeiten im Conſeil, wo ſie ſelten gleicher Meinung waren, ſich unſchicklich begegneten, und wo ſie es bey Gelegenheit der Angelegenheiten von Rom oft, und von Seiten des Canzlers ohne alle Schonung, weit trieben. Auſſerdem hatte er ſich während dem ganzen Verlauf dieſer Geſchäfte ſehr heftig gegen den Erzbiſchof von Cambrai erklärt; dieß war für einen trockenen geraden Charakter zu viel, als daß er ſich nicht für verloren hätte halten ſollen, und daß er hätte hoffen können in der Freundſchaft, die ſich zwiſchen ihm und dem Herzog von Chevreuſe erhalten hatte, eine Zuflucht zu finden. Er fühlte dieß alles ſehr wohl. Sein offenbar verabſcheuungswürdiger, allgemein gehaßter Sohn hatte Mittel gefunden ſich eben ſo furchtbar als verächtlich zu machen, ſich ſogar der Niederträchtigkeiten eines knechtiſchen Hofes zu bedienen, ſich mit den Jeſuiten zu entzweyen, während er ſich ein ordentliches Geſchäft daraus machte, ihr vertrauter Freund zu ſeyn, ſie aber ſo ſchlecht behandelte, daß ſie ſogar ſelbſt ſeine öffentlichen Verfolgungen und Nachforſchungen, die er mit ſo vielem Eifer gegen alles was er für janſeniſtiſch hielt, betrieb, mehr ſeiner Neigung Böſes zu thun, als ſeinem guten Willen für ſie zuſchrieben. Die unkluge neue Dauphine unterließ nichts, um ihm beym König zu ſchaden. Von mehreren andern will ich nur einen Zug anführen. Eines Abends als Pontchartrain mit dem König aus dem Geſchäftszimmer kam, gieng ſie gerade aus dem großen Cabinet in jenes Zimmer. Frau von Saint-Simon folgte ihr mit einer oder zwey Damen. Sie bemerkte daß neben dem Platz, wo Pontchartrain geſeſſen hatte, auf den Boden geſpuckt worden war: Ach, ſehen Sie, ſagte ſie zum König, das iſt abſcheulich, das hat ihr garſtiger Einäugigter gethan; nur er iſt im Stande

ſolche

ſolche Unſchicklichkeiten zu begehen. Sie ſagte bey dieſer Gelegenheit noch manches andere über ihn. Der König ließ ſie ausreden, bemerkte aber, indem er auf Frau von Saint-Simon wies, daß wenigſtens die Gegenwart dieſer ſie zurückhalten ſollte dergleichen Dinge zu ſagen; gut antwortete ſie; Sie wird zwar wohl nichts darüber ſagen, aber ſie wird gewiß eben ſo denken wie ich; wer könnte auch anders. Der König lächelte, und ſtand auf um zur Tafel zu gehen. Der neue Dauphin und ſeine Anhänger dachten hierüber nicht viel beſſer. Dieß war ein Mühlſtein weiter den man dem Vater, der deſſen Gewicht wohl fühlte, an den Hals hieng. Auch Frau von Maintenon, die ſchon ſeit langer Zeit mit dem Vater entzweit war, liebte den Sohn eben ſo wenig als ſeine Prinzeſſin.

La Vrilliere war beliebt, weil er bey den ſeltenen Gelegenheiten die ihm ſein Amt darbot, gerne zu Gefälligkeiten bereit war; allein er hatte nur Provinzen, keine Departements unter ſich. Er und ſeine Frau waren, jedes für ſich, ſehr gut mit Monſeigneur, waren intime Freunde von Dümont, und hatten ſich das Vertrauen des Fräuleins von la Choin erworben, wozu ihnen Erſterer, noch mehr aber Bignon, ſehr behülflich geweſen war. Ihr Verluſt war alſo ſehr groß. Auſſerdem ſtand er nur mit dem Canzler, der ihn wie ſeinen Sohn behandelte, in Verbindung, und dieſe ſo natürliche Verbindung hinderte mich, ihn dem Herzog von Beauvilliers näher bringen zu können, was ich vergeblich zu bewirken geſucht hatte. Seine Schwiegermutter, Frau von Mailly hatte zu wenig Einfluß, um ihn unterſtützen zu können. Ein häusliches Unglück, das er hatte, und das er aus Klugheit allein am Hofe ignorirte, war der Grund

ſeines Verderbens. Frau von la Vrilliere, auf welche die Dauphine einen Groll hatte, triumphirte ſeit mehreren Jahren über ſie, und betrug ſich dabey ſo unklug und unvorſichtig, daß es ſogar zu unangenehmen Auftritten zwiſchen ihnen gekommen war, und die Dauphine niemand ſo ſehr haßte als ſie. Alles dieſes ließ eine traurige Zukunft erwarten.

16.

Voiſin hatte keine andere Protektion, als die der Frau von Maintenon. Er hatte weder Feinheit noch Gewandtheit, und ſchonte niemand. In ſeine Papiere vertieft, von ihrer Gunſt berauſcht, in ſeinen Antworten trocken, um nicht zu ſagen brutal, und in ſeinen Briefen unverſchämt, konnten ihn nur noch die Kunſtgriffe ſeiner Frau einigermaßen unterſtützen; allein ſie ſtanden beyde in keiner Verbindung mit dem neuen Hof, wo ſie noch zu neu waren, als daß ſie Freunde haben konnten; überdieß war er nicht dazu gemacht, ſich welche zu erwerben, und vielleicht noch weniger ſie ſich zu erhalten. Dabey wurde er von Jedermann um ſein Amt beneidet, für das man am leichteſten einen Nachfolger finden konnte.

Der ſanfte gemäßigte Torcy hatte eine lange Erfahrung in Geſchäften für ſich, war in die Staats- und Dienſtgeheimniſſe eingeweiht, und hatte damals viel Freunde, und keinen Feind. Er war ein leiblicher Vetter von den Herzogen von Chevreuſe und von Beauvilliers, und der Tochtermann von Pomponne, in welchen die Herrn von Chevreuſe und Beauvilliers ein unbegränztes Vertrauen ſetzten, und ihn bis zur Verehrung hochſchätzten. Ueberdieß ſtand er weder mit Monſeigneur, noch mit der fortkriechenden Cabale in irgend einer Verbindung. Eine ſolche Lage ſchien

in Rückſicht auf den neuen Hof glücklich zu ſeyn, allein ſie war es nur dem Aeuſſern nach. Torcy ſtand mit den Herzogen von Chevreuſe und Beauvilliers nur dem Schein nach gut. Weder die Verwandtſchaft, noch der beſtändige, wegen Geſchäften unvermeidliche Umgang hatte ſie einander näher bringen können. Sie ſahen ſich nur, weil es ihr Geſchäft und der Wohlſtand erforderte, und auch in Rückſicht auf den letzteren thaten ſie eben nicht ſehr viel. Torcy und ſeine Frau lebten in der vollkommenſten Einigkeit. Die ſtolze und launigte Frau von Torcy ſuchte ihre Geſinnungen eben nicht zu verbergen. Ihr Name machte ſie noch verdächtiger, und da ſie mehr als gewöhnlichen Einfluß auf ihren Mann hatte, ſo wurde er beynah für eben ſo ſchuldig gehalten wie ſie, und war folglich für die Herzoge im Miniſterio gefährlich. Er gab über die Materien von Rom im Conſeil nichts nach, ſondern behauptete ſeine Meinung, welcher nachher auch der Canzler beytrat, mit Sanftmuth aber auch mit Nachdruck und Geiſt. Der Canzler trat nachher auch ſeiner Meinung bey, und dieß gab zu den Streitigkeiten mit dem Herzog von Beauvilliers Anlaß, dem die deutlich auseinander geſetzten Gründe des Einen, von dem andern ſo kräftig unterſtützt, viel zu ſchaffen machten. Frau von Torcy war weniger beliebt als er, und war der neuen Dauphine, um die ſie ſich eben ſo wenig als um andere bekümmerte, mehr abgeneigt als gewogen. Sie hatte aber, wie ihr Gemahl, dennoch Freunde, nur keine ſolchen, die ihr in Zukunft hätten vortheilhaft ſeyn können; ihre Schweſter ausgenommen, die auf die Herzogin Einfluß hatte. Nur in dieſer Hinſicht konnte ſie Monſeigneurs Verluſt bedauren.

Desmarets hatte die höchſte Ungnade ſo lange gefühlt, daß er endlich wohl zu vernünftigen Einſich-

ten

ten hätte kommen können. Es hatte ſo viel Mühe und Arbeit gekoſtet bis man ihn wieder in Credit brachte, daß er ſeine perſönliche Freunde kennen, und von denen unterſcheiden lernen konnte, welche man nur durch ſein Amt bekömmt, und die alſo nicht wie jene ausdauren. Er hätte Verſtand und Einſicht genug gehabt um ſein Betragen von dieſer Seite darnach einzurichten, allein er verfehlte es ganz. Das Miniſterium machte ihn ſtolz, er hielt ſich für den Atlas, der die Welt trägt, und glaubte er ſeye dem Staat unentbehrlich; ließ ſich durch die neuen Freunde vom Hof verführen, und rechnete die alten, aus den Zeiten ſeiner Ungnade, für nichts. Zum Beyſpiel: mein Vater und ich gehörten unter ſeine vorzüglichſten Freunde; ich hatte ihm bey Chamillart nützliche Dienſte geleiſtet, ſo wohl um ihn wieder in das Finanzdepartement zu bringen, als auch um ihn zum Nachfolger ſeiner Stelle als General-Controleur zu empfehlen. Man weiß daß es ihm nicht unbekannt war, eben ſo weiß man auch was über dieſen Punkt zwiſchen ihm und mir vorgieng, welche Erklärung ich ihm hierüber machte, und wie pünktlich ich ſie erfüllte. Mein Umgang hätte ihm alſo doppelt angenehm ſeyn müſſen, nichts deſto weniger fieng er an kalt gegen mich zu werden. Ich beobachtete ſein Betragen gegen mich ſehr aufmerkſam, um mich auch nicht zu irren, und das was bey einem Mann der mit verdrießlichen Geſchäften überhäuft war, vielleicht zufällig ſeyn konnte, nicht für abſichtlich zu halten. Mein Verdacht wurde zur Gewißheit, und ich zog mich deswegen ganz von ihm zurück, ohne jedoch irgend etwas gegen ihn zu äußern. Die Herzoge von Chevreuſe und von Beauvilliers bemerkten dieſe Veränderung, befragten mich darüber, und drangen ſo lange in mich, bis ich ihnen die ganze Sache

geſtand. Sie ſuchten mich zu überreden daß Desmarets noch derſelbe gegen mich ſeye, und daß die Kälte und Zerſtreuung, die vielleicht auf Rechnung ſeiner unangenehmen Geſchäfte zu ſchreiben ſeyen, nicht meiner Perſon gelte. Sie erinnerten mich oft ihn zu beſuchen, allein ich ließ ſie reden, ohne meine Handlungsweiſe zu mindern. Endlich wollten ſie meinem Eigenſinn nicht länger nachgeben und nöthigten mich eines Morgens, während er zu Fontainebleau war, mit ihnen zu gehen, um bey Desmarets zu Mittag zu eſſen. Ich weigerte mich, allein ſie ließen nicht nach, und ich gehorchte, indem ich ihnen ſagte, ſie würden nun das Vergnügen haben, ſich ſelbſt überzeugen zu können. In der That war ſeine Kälte und Unbekümmertheit gegen mich ſo auffallend, daß ſie mir ſelbſt geſtanden, ich hätte ganz recht, nicht mehr mit ihm umzugehen. Bald nachher machten auch ſie die nehmliche Erfahrung. Die Ehre, ihr Vetter zu ſeyn, gab Desmarets das größte Anſehn, ſo wie er durch ihre äußere Lage und Umſtände ſehr unterſtützt und unendlich gehoben wurde. Ein zweytes Band zwiſchen ihnen war die Verbindung in welcher ſie nothwendig ihrer Geſchäfte wegen ſtehen mußten. Ueberdieß waren ſie es, die ſich nebſt Chamillart aus allen Kräften bemüht hatten, ihn von der Schande zu retten, und wieder mit Ehren in das Miniſterium zu bringen. Ungeachtet er durch ſo viele und wichtige Gründe zur Freundſchaft gegen ſie verpflichtet war, behandelte er ſie doch eben ſo wie mich. Sie ſahen einander nur von der Ferne und des Wohlſtands wegen, und communicirten auch in Geſchäften ſehr wenig, was mit dem Herzog von Beauvilliers nicht ganz vermieden werden konnte. Von dieſem erfuhr ich um dieſe Zeit, daß weder er noch der Herzog von Chevreuſe ſich über irgend etwas

mit

it ihm beſprächen, und daß ſie allen Umgang mit
m abgebrochen hätten. Er gieng ſo weit daß er
gar den Stiftsamtmann von Amiens öffentlich ver-
lgte, und die Chevanlegers wegen dem Stiftsamt-
ann, welcher öffentlich mit ihm brach. Eben ſo be-
ug er ſich gegen Torcy, ſeine Mutter und Schwe-
r, deren Hausgenoſſe er ſeit ſeiner erſten Zurück-
nft von Maillebois bis zu ſeinem Eintritt ins Mi-
ſterium geweſen war. Mit dieſen dreien brach er
len Umgang gänzlich ab. Der Canzler, der zwar
ſeinen Bemühungen für ihn nicht glücklich geweſen
ar, der aber dem König doch wieder die erſte Ver-
laſſung gegeben hatte, ihn zur Zeit da er General-
ntroleur war, wieder bey dem Finanz-Departement
zuſtellen, war der einzige von allen Miniſtern, der
cht bezahlt wurde. So daß er ſich alſo keine Un-
nkbarkeit vorzuwerfen hatte, in einem Amt, und
y einer heftigen Gemüthsart, über die er nicht Herr
rden konnte, und durch die er ſich ſogar bey den
auen furchtbar machte, und bey einer Faulheit,
durch alle Geſchäfte gehemmt wurden. Ein ſo
ndes Betragen gab ihm in Zukunft kein gutes Spiel,
d der wenige Zutritt den er bey Monſeigneur und
nem intimen Hof hatte, machte daß er bey der kürz-
y erfolgten Veränderung nicht viel verlor. So
r die Lage der Miniſter bey Monſeigneurs Tod.
y komme nun zu der des Herzogs von Beauvilliers,
d aller derjenigen die in dieſer großen Veränderung
en Vortheil fanden, um die verſchiedenen Wir-
ngen davon zu zeigen.

17.

Anfänglich erſchienen nur wenige auf dem Schau-
ß; und auch dieſe wenigen, die vornehmſten und
cutendſten ausgenommen, konnten nicht bemerkt

werden, weil sie sich hinter die politischen Maasregeln versteckten; allein man kann wohl denken, wie sehr man bemüht war sich an die vornehmsten, und alle die andern die man für thätig hielt, anzudrängen. Die Gesinnungen des Herzogs von Beauvilliers sind leicht zu errathen. Er war vielleicht die einzige Person für welche Monseigneur einen so groſsen Widerwillen hatte, daß er ihn nicht verbergen konnte, auch wurde dieser Widerwille beständig und sorgfältig bey ihm genährt. Statt dessen sah Beauvilliers die unerwartete Erhöhung eines Mündels, der sich im Stillen darüber freute es noch zu seyn, und öffentlich eine Ehre daraus machte es zu zeigen, und durch nichts von diesen Gesinnungen abzubringen war. Beauvilliers, der rechtschaffene patriotisch gesinnte Mann, der nur den Wunsch hatte die Tugend zu verbreiten, ein zweyter Fenelon, sah sich unter diesen mächtigen Auspizien im Stande, dem Staat nützlich zu dienen, die Tugend zu unterstützen, die Zurückkunft dieses geliebten Erzbischofs vorzubereiten, und ihn zu seinem Mitwirker in allem zu machen. Dieser sanfte, sittlich gute Mann genoß, bey einer, jedem Sterblichen eigenen menschlichen Schwachheit, eine unerwartete Herzens und Geistes-Erweiterung, und hatte nun die frohe Aussicht, nützliche Absichten, die sich gleichsam von selbst darboten, in Zukunft erfüllen zu können; endlich auch eine Art von Herrschaft, die er um so mehr zu schätzen wußte, da sie seltener und uneingeschränkter, weniger erwartet war, und weniger widersprochen wurde, und da sie sich durch ihn auf die Seinigen und auf die Personen seiner Wahl erstreckte. Auch im Schooße des glänzendsten Glücks verfolgt, und zuweilen bis an den Rand des Abgrundes gebracht, sah er sich nun mit einemmale auf einen festen Felsen gepflanzt, und betrachtete vielleicht mit Vergnügen

gnügen dieſelben Wellen, die ihn ehemals zu verſchlingen drohten, und nun unmächtig an ihm vorbeyfloſſen. Sein Gemüthszuſtand ſchien ſich jedoch immer gleich zu bleiben. Er betrug ſich mit eben ſo vieler Klugheit, Feinheit und Ruhe als vorher, ohne ſich im geringſten zu überheben, oder von ſeinen ſonſtigen Geſchäften abhalten zu laſſen, und ſeinen thätigen Eifer auf etwas anders zu richten. Ein anderer Grund, der ſeiner würdiger war, erfüllte ſie mit Freude. Der Freundſchaft des neuen Dauphins gewiß, ſah er voraus, welchen Triumph er über die Herzen und Gemüther haben würde, ſo bald er befreyt und auf ſeinem Platz ſtehen würde, und hierüber äußerte er nur uns ſeine verborgene Freude. Chevreuſe, der zu jeder Zeit ſeines Lebens mit ihm gleich dachte, theilte dieſe Freude aus denſelben Beweggründen mit ihm, und ihre Familien wünſchten ſich Glück zu der Gründung eines ſo glänzenden Glücks, das ſie nun ſo bald zu erwarten hatten. Unter allen aber nahm Fenelon, der Biſchoff von Cambrai, den lebhafteſten Antheil an dieſem Ereigniß.

Welche Ausſicht, welcher nahe, ſichere und vollſtändige Triumph, welcher mächtige Lichtſtrahl, drang plötzlich in eine finſtere Wohnung.

Seit zwölf Jahren war dieſer Prälat in ſeine Diöces verbannt, und alterte unter der Laſt vergeblicher Hoffnungen. Sein Leben verfloß in einer Gleichförmigkeit, die ihn zur Verzweiflung bringen mußte. Dem König war er beſtändig ſo verhaßt, daß niemand, auch bey den gleichgültigſten Dingen, nicht einmal ſeinen Nahmen ausſprechen durfte. Noch verhaßter war er der Frau von Maintenon, weil ſie ihn verloren hatte. Die ſchreckliche Cabale, welche Mon-

des Ersten mußte auch bey diesem Bande abgebrochen werden, wiewohl sie zum zweyten und dritten gehöret. Vor dem nächsterscheinenden aber wird sie vollendet erfolgen. Sie stellt die Geschichte des großen Kaisers bis zum Kostnitzerfrieden dar, beschäftigt sich dann mit dem Zustande Frankreichs und Englands in diesem Zeitraum, und schließt mit dem Kreutzzuge, welchen die Könige derselben, Philipp August und Richard Löwenherz, in Gesellschaft des Staufers unternahmen.

Weil Friedrich die Hauptfigur in dem Gemählde seines Zeitalters ist, erforderte seine Geschichte eine weitläufigere Entwicklung in dieser Einleitung zum Otto von Freysingen und Radewich. Da nun der Leser diese beyden Quellen einer solchen Erzählung besitzt, glaubte ich sie so einrichten zu müssen, daß sie gleichsam zur Ergänzung derselben diente. Dieß konnte am füglichsten geschehen, wenn

ich

ſeigneur beherrſchte, verfolgte ihn mehr als irgend jemand, und nirgends fand er eine Zuflucht als in der unerſchütterlichen Freundſchaft ſeines Mündels, der ſelbſt ein Opfer dieſer Cabale geworden war, und der nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur, es noch zu lange bleiben mußte, als daß der Lehrer ſich ſchmeicheln konnte, das Ende ſeiner Verfolgungen zu erleben, folglich auch nicht hoffen konnte, je aus ſeinem unthätigen Zuſtand gezogen zu werden. In einem Augenblick wird dieſer Mündel Dauphin, in einem andern, wie man ſehen wird, gelangt er zu einer Art von Vorregentſchaft. Welcher Uebergang für einen Ehrgeizigen! Wir haben ihn ſchon zur Zeit ſeiner Ungnade geſchildert.

Sein berühmter Telemaque, der ihn am genaueſten kannte und unheilbar machte, ſchildert ihn vollkommen. Dieß waren die Sätze ſeines Mündels, welche man ſtahl, zuſammenſtellte, und als ſeine Angelegenheiten zur Sprache kamen, ohne ſein Wiſſen, bekannt machte. Herr von Noailles, der keine geringere Abſicht hatte, als die Aemter des Herzogs von Beauvilliers an ſich zu ziehen, ſagte damals dem König, und jedem der es hören wollte, daß nur ein Feind ſeiner Perſon Verfaſſer davon ſeyn könne.

Ungeachtet wir dieſen Prälaten, der auch noch zur Zeit ſeiner Ungnade, und unter den ſonderbarſten Umſtänden ein bedeutender, gefürchteter Mann blieb, ſchon ziemlich genau kennen, wird es doch nicht überflüſſig ſeyn, hier noch ein Wort über ihn zu ſagen. Er war eitler als alle Frauen, nur gründete ſich ſeine Eitelkeit nicht auf kleinliche, ſondern auf ſolide Dinge. Seine Leidenſchaft war zu gefallen, und zwar dem Diener wie dem Herrn, dem Bedeutenden wie dem

ſanft

Unbedeutenden. Die Natur hatte ihn auch mit allen hiezu erforderlichen Talenten ausgeſtattet. Er war ſanft, einſchmeichelnd, hatte einen natürlichen, gefälligen Anſtand, einen leichten, fließenden, ſinnreichen, angenehmen, üppigen Geiſt, von dem er gleichſam den Hahnen in der Hand hatte, und an Qualität und Quantität nur gerade ſoviel herausließ, als es jeder Perſon angemeſſen war; er wußte ſich mit jedem ins Verhältniß zu ſetzen, und allen alles zu ſeyn. Seine Geſtalt war ſonderbar, aber doch edel, auffallend, bedeutend, anziehend, und ließ jeden eine gütige Aufnahme erwarten; ſeine Unterhaltung war gefällig, ungezwungen und immer anſtändig; ſein Umgang bezaubernd. Seine ſich immer gleichbleibende Frömmigkeit wurde niemand läſtig, erbitterte nicht, ſondern machte ihn verehrungswürdig. Er übte eine wohlverſtandene Freygebigkeit, machte einen angemeſſenen Aufwand, der ſich auf die Offiziere und Soldaten erſtreckte, und bis zur ausgebreiteten Gaſtfreundſchaft gieng; in Rückſicht auf ſeinen Tiſch, auf Meubles und Equipage blieb er in den, ſeinem Stande angemeſſenen Gränzen. Er war eben ſo geſchäfftig als beſcheiden, und hielt den Beyſtand, den er andern ſo unzählig oft leiſtete, wenn er verborgen bleiben konnte, ſehr geheim; gegen die übrigen war er ſo gefällig und artig, daß er gleichſam denen verpflichtet ſeyn, und ſie deſſen überreden wollte, die ihm Dank ſchuldig waren. Er war nie zudringlich, machte nie leere Höflichkeitsbezeugungen, übte aber gegen jeden, er mochte ſeyn wer er wollte, eine abgemeſſene und verhältnißmäßige Höflichkeit, die nur immer gerade für den gemacht ſchien, an den ſie gerichtet war, und auch dieß that er mit der ihm vorzüglich eigenen Genauigkeit. In der Kunſt Leiden zu ertragen, war er vorzüglich geübt; er erwarb ſich dadurch ein Verdienſt, wo-

durch ſeine übrigen noch mehr gehoben wurden, und er ſich die Bewunderung und Anhänglichkeit aller und jeder Landeseinwohner, unter welche Herrſchaft ſie auch eingetheilt waren, ſo wie ihre Liebe und Achtung, erwarb. Er übte indeß eine andere Lebensweiſe, die er nie aus dem Geſicht verlor, und genoß die ganze Annehmlichkeit derſelben, die er vielleicht in dem Glanz, nach welchem er ſeufzte, ſehr vermißt haben würde, mit einer ſo anſcheinenden Ruhe, daß wenn man nicht gewußt hätte, was er geweſen, und was er noch werden konnte, es nie bemerkt worden wäre, auch ſelbſt nicht von denen, die ihm am nächſten waren, und am vertrauteſten mit ihm umgiengen. Bey ſo viel Talenten für die große Welt, erfüllte er dennoch alle ſeine Pflichten als Biſchoff ſo genau, als ob er nichts als ſeine Diöces zu regieren gehabt hätte, und ließ ſich durch nichts anderes davon abhalten. Das Beſuchen der Hoſpitäler, die reichliche aber kluge Allmoſenaustheilung, die Kleriſey und Gemeinden beſorgte er aufs pünktlichſte. Er las täglich in ſeiner Capelle die Meſſe; verrichtete oft den öffentlichen Gottesdienſt, verſah alle ſeine biſchöfflichen Funktionen, ohne ſie je einem andern zu übertragen, und predigte zuweilen. Er fand zu allem Zeit, ohne das Anſehn eines Geſchäftigen zu haben. Sein, jedem offen ſtehendes Haus, ſogar ſeine Tafel war wie bey einem Gouverneur von Flandern eingerichtet, blieb aber doch dabey ein wahrhaft biſchöfflicher Pallaſt. Es wohnten beſtändig viele ausgezeichnete und andere Offiziere bey ihm, die theils geſund, theils krank und verwundet waren, und unentgeldlich ſo gut bedient wurden, als wenn es nur ein einziger geweſen wäre; er war gewöhnlich bey den mediciniſchen und chirurgiſchen Conſultationen ſelbſt gegenwärtig; verrichtete auſſerdem noch bey den Kranken und Verwundeten die Geſchäfte eines menſchenfreund-

freundlichen Seelsorgers, und oft durch die Häuser und Hospitäler. Alles dieß that er ohne Vergeßlichkeit, ohne Kleinlichkeit, und mit unermüdeter Freundlichkeit. Er wurde auch von allen angebetet. Diese merkwürdige Aussenseite war jedoch nicht ganz er selbst (sein eigenthümlicher Charakter). Ohne ihn ganz ergründen zu wollen, darf man keck behaupten, daß er nicht alle Hoffnung und Bemühung aufgegeben hatte, einst wieder eines der bedeutendsten Aemter zu erhalten, und also auch alles benutzte, was ihm hiezu beförderlich war. Er war innigst mit jener jesuitischen Parthey verbunden, an deren Spitze Pater Tellier stand, der sie auch nie verlassen und über seine Kräfte unterstützt hatte. In den letzten Jahren verfaßte er Schriften, die von dem Pater Quesnel und mehreren andern sehr gerühmt wurden, und daher das Band einer nützlichen Vereinigung nur noch fester zusammen zogen, wodurch er endlich den Haß des Königs zu besänftigen hoffte. Einem Bischoff, dessen Lehre, nach so viel Streitigkeiten und Händeln, feyerlich verdammt worden war, kam es zu, in der Kirche zu schweigen. Er hatte zu viel Verstand, um dieß nicht zu fühlen, allein er hatte auch wieder zu viel Ehrgeiz, um das Geschrey so vieler Stimmen gegen den Verfasser eines verworfenen Dogma und seiner dogmatischen Schriften und so vieler andern, die ihn in Rücksicht auf den Beweggrund, den die aufgeklärte Welt wohl durchblickte, eben nicht sehr schonend behandelten, für nichts zu achten. Er arbeitete gerade auf seinen Zweck los, ohne sich rechts oder links zu wenden; er gab seinen Freunden Veranlassung, zuweilen seinen Nahmen zu nennen; er schmeichelte dem undankbaren Rom; er machte sich bey der ganzen jesuitischen Gesellschaft als einen sehr brauchbaren Mann, dessen Gunst als ein großer Gewinn

anzusehen sey, bekannt; es gelang ihm endlich, den Sulpizianer Prediger la Chetardie, den einfältigen Director, welcher sogar der Hofmeister der Frau von Maintenon war, wieder mit sich zu versöhnen.

Der sanftmüthige Fenelon, dem so viel daran lag, geliebt zu werden, blieb sich auch hier gleich und hütete sich sehr, an diesem Federkrieg keinen thätigen Antheil zu nehmen.

In den Niederlanden wimmelte es von Jansenisten, oder Personen, die dafür gehalten wurden. Besonders waren viele in seiner Diöces und zu Cambrai. Beyde Orte waren für sie eine beständige Freystadt des Friedens. Glücklich und zufrieden dort unter einem Feind dieses schriftlichen Kriegs Ruhe zu finden, unternahmen sie gar nichts gegen ihren Erzbischoff, der zwar wohl ihrer Lehre entgegen war, sie aber doch aller möglichen Ruhe genießen ließ. Sie überließen ihre dogmatische Vertheidigung andern, ohne der allgemeinen Liebe zu Fenelon zu nahe zu treten. Durch dieses nachsichtige Betragen verlor er nichts von seinem anerkannten Verdienst der Sanftmuth und Friedfertigkeit, noch von den Hoffnungen eines Bischoffs, dessen Kirche sich alles versprechen mußte, und deren Interesse es war alles für ihn zu thun.

Dieß war die Lage des Erzbischoffs von Cambrai, als er die Nachricht von Monseigneurs Tod, von der Erhöhung seines Mündels, und dem Ansehn seiner Freunde, erhielt. Nie war eine Verbindung fester und unerschütterlicher gewesen, als die, von dieser kleinen einzelnen Heerde. Sie war auf ein inniges aufrichtiges Vertrauen gegründet, das sich wieder auf die Liebe Gottes und seiner Kirche gründete. Sie waren fast alle, die Vornehmen wie die Niedern, sehr

rechtschaf-

rechtschaffene Leute, von denen nur sehr wenige blos den äußern Schein annahmen, der von den andern für Wahrheit gehalten wurde. Alle hatten nur einen Zweck, von dem sie sich durch kein Unglück abbringen ließen; alle arbeiteten mit vereinten Kräften und gleichen Schritten auf diesen Zweck hin. Dieß war kein anderer als die Zurückberufung des Herrn von Cambrai, ihres Herrn, und indeß nur für ihn zu leben und zu athmen, nur nach seinen Grundsätzen zu denken und zu handeln, und in allem seine Meynung für Aussprüche Gottes, dessen Werkzeug er sey, zu halten. Was vermag nicht ein solcher Enthusiasmus in den Herzen und Gemüthern edeldenkender, geistvoller, feurig und treu liebender Personen, besonders wenn er noch durch die alte, feste und beharrliche Meynung vergöttlicht wird, daß darinn die Frömmigkeit, Tugend, die Ehre Gottes, die Erhaltung der Kirche und ihr eigenes Seelenheil, dem sie gläubig alles andere aufopferten, bestehe. Hieraus wird man leicht einsehen, welche mächtige Triebfeder der Bischoff von Cambrai, in Rücksicht der Herzöge von Chevreuse und Beauvilliers und ihrer Gemahlinnen waren, welche vier nur ein Herz und eine Seele waren, und in allem gleich fühlten und dachten.

Dieß war vielleicht der einzige Grund, welcher den Herzog von Beauvilliers, bey dem Tode seiner Kinder, und als er mit seiner inneren Familieneinrichtung in Ordnung war, abhielt sich zurückzuziehen; so wie auch bey den verschiedenen Gelegenheiten, wo er so geschäftig war sich selbst zu verderben. Der Herzog von Chevreuse und er, liebten die Eingezogenheit so sehr, daß ihr ganzes Leben, eine für ihr Amt unpassende Richtung dahin nahm. Allein ihr Eifer und Verlangen, zur Ehre Gottes der Kirche zu dienen, und

ihr

ihr eigenes Seelenheil dadurch zu befördern, überzeugte sie daß es besser sey, wenn sie auf ihren Plätzen blieben, um alles zu beobachten und zu benutzen, was auf die Zurückkunft ihres geistlichen Vaters einen Einfluß haben könne. Ihrer Meynung nach gab es für sie keine höhere Zweckbestimmung, als alles zu versuchen, sich in alles einzuschleichen, und das Unglück abzuwenden, um sich nicht einst das Verbrechen vorwerfen zu müssen, ein in ihren Augen so großes Werk versäumt zu haben, wozu ihnen die Gelegenheit vielleicht durch unbekannte Triebfedern der Vorsehung angeboten werden würde, wenn sich auch gleich schon so lange Zeit nicht die geringste Aussicht dazu gezeigt hätte. Die durch Monseigneurs Tod so plötzlich entstandene Veränderung hielten sie für jene, ausdrücklich wegen Herrn von Cambrai erfolgte große Schickung Gottes, die sie so zuversichtlich erwartet hatten, ohne zu ahnden, wo und wie sie geschehen würde, — für den Lohn des Gerechten der im Glauben lebt, der, ohne allen Schein von Hoffnung, dennoch nicht verzweifelt, und der in dem Augenblick erhört wird, wo er es am wenigsten vermuthet. Nicht als ob ich irgend etwas hierüber von ihnen selbst erfahren hätte; allein wer so wie ich, in ihr Inneres blickte, fand eine solche Uebereinstimmung ihres Lebenswandels, ihres Betragens und ihrer Denkungsart, daß man sie weniger erforscht, als genau gekannt haben muß, wenn man ihnen diese zuschreibt.

In allem, was sich auf diese Materien bezog, verschlossen, auf sich selbst und ihre älteren Schüler eingeschränkt, genossen sie, bey einer merkwürdigen Bescheidenheit und Treue, einer wahren Freyheit, die ihnen so süß war, daß sie sie allem vorzogen. Sie wollten weder Proselyten machen noch annehmen, aus

Furcht,

Furcht, es vielleicht bereuen zu müſſen; daher entſtand die ſo ſeltene, mehr als brüderliche Einigkeit der Herzoge und Herzoginnen von Chevreuſe und Beauvilliers; daher die Verbindung des Herzogs von Montemart, des Sohns jener Schülerin, ohne Furcht, Mäßigung und Zwang; daher jene unzugängliche geheime Verſammlungen zu Vaucreſſon, die von einer kleinen Anzahl auserleſener unbekannter Schüler, die dort einander nachfolgten, zu Ausgang jeder Woche gehalten wurden; daher die klöſterliche Klauſur, in der ſie ſelbſt mitten im Hof lebten; daher die unbegränzte Anhänglichkeit für den neuen Dauphin, der ſorgfältig in eben denſelben Geſinnungen erzogen, und darinn erhalten wurde. Sie betrachteten ihn wie einen zweyten Eſra, wie den Wiederherſteller des Tempels und Volks Gottes nach der Gefangenſchaft.

Unter dieſer kleinen Heerde befand ſich eine Schülerin aus den erſten Zeiten, die von Herrn Bertaud gebildet worden war. Dieſe hielt Zuſammenkünfte in der Abtey von Montmartre, wo ſie von ihrer früheſten Jugend an unterrichtet worden war, und wohin ſie mit der Frau von Noailles, die ſich noch zu rechter Zeit zurückzuziehen wußte, alle Woche einmal hingieng. Ich meyne die Herzogin von Bethüne, die indeß immer an Tugend zugenommen hatte, und von Madame Güyon für würdig gefunden wurde, ihre Günſtlingin zu ſeyn. Dieſe galt ausſchließlich für die ſchöne Seele, vor welcher ſogar Herr von Cambrai Ehrfurcht hatte, und die wieder, nur aus Demuth und wegen der Verſchiedenheit des Geſchlechts, dort war. Durch dieſe Brüderſchaft wurde aus der Tochter des Sürintendanten, Fouquet, die intimſte Freundin der drey Töchter und

Toch-

Tochtermänner von Colbert, welche eine unbegränzte Verehrung für ſie hatten. Der Herzog von Bethüne, ihr Gemahl, war nichts weiter als ein Bruder Landjunker, den man ihretwegen duldete; ihr Sohn aber, der Herzog von Charoſt, ärndete alle beſeligende Früchte ſeiner heiligen Mutter.

ich zu den individuellen Szenen, bey welchen der Geſchichtſchreiber ſelbſt in einer allgemeinen Ueberſicht eines Zeitalters gern verweilet, diejenigen auswählte, über welche wir entweder beſtimmtere Nachrichten, als in jenen beyden Quellen haben, oder dieſe gar nichts ſagen. Die Darſtellungen ſolcher Szenen können gleichſam Miniaturgemählde vorſtellen, in welchen die zerſtreuten Züge der allgemeinen Schilderung zuſammengedrängt erſcheinen: der Genius des Zeitalters offenbart ſich hier ſelbſt in dem Geiſte, mit welchem einzelne Handlungen vollbracht werden.

Im gegenwärtigen Bande findet man Joinvilles Nachrichten über Ludwig den Heiligen von Frankreich. Ein Monarch von einem ſo unverfälſchten und einfach erhabenen Charakter war eines ſolchen Geſchichtſchreibers werth, welcher mit Einfalt, mit anſcheinender Unfähigkeit zu täuſchen, und doch nicht ohne

WILHELMUS III.

König von England

Printz von Oranien

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller.

Zweyte Abtheilung.

Sieben und zwanzigſter Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1804.

Des

Herzogs Ludwigs von St. Simon

eigene Schilderungen

der merkwürdigſten Perſonen
ſeiner Zeit.

Fortſetzung.

Herzog de la Feuillade.

Als mit Eröffnung des Feldzuges alle zu den verschiedenen Armeen abgingen, passirte eines Tags auf der Reise zur Armee in Deutschland der Herzog von Feuillade durch Metz und kehrte bey dem Bruder seines verstorbenen Vaters dem dasigen Bischoff ein, der sehr reich und von Alter ganz kindisch war. Er fand es rathsam sich einstweilen in Besitz der Erbschaft zu setzen und verlangte die Schlüssel zu seinem Cabinet und Koffern; da die Domestiken sie herauszugeben sich weigerten, so erbrach er sie mit edler Kühnheit und nahm dreißigtausend Thaler in Gold und viel Edelsteine; die groben Sorten ließ er liegen. Der König, der überdieß schon von lange her mit Feuillade wegen seiner Ausschweifungen und Nachläßigkeit im Dienste unzufrieden war, äußerte sehr stark seinen Unwillen über diese vorläufige Beerbung und hatte sehr stark willens, ihn dafür zu bestrafen, so daß Pontchartrain alle mögliche Mühe hatte, ihn davon abzubringen. Nicht als ob Feuillade mit dem Staatssecretär Chateauneuf und seiner Tochter, die er im J. 1692. geheirathet hatte, nicht in schlechtem Vernehmen gestanden hätte; aber ein solcher Ausbruch schien ihnen allen zu stark, um nicht allen ihren Credit zu Abwendung desselben aufzubieten.

Der Herzog von Feuillade konnte in der Folge den König nie wieder mit sich aussöhnen und der Zorn des Monarchen über den an seinem Oncle verübten Diebstahl war nichts weniger als geschickt, seine Lage vortheilhaft zu machen.

Seine Ausschweifungen aller Art, seine äußerste Nachläßigkeit im Dienst, der schlechte Zustand seines Regimentes und seine jährliche späte Ankunft bey der Armee und früher Abgang von derselben, ehe noch jemand abging — alles dieß, sage ich, hielt ihn in dem Zustande einer fühlbaren Ungnade.

Er war vollkommen wohl gewachsen, hatte edle Sitten und Anstand und eine so geistvolle Physionomie, daß sie seine häßliche Gestalt, die gelbe Gesichtsfarbe und ekeln Blattern im Gesicht ganz vergessen machte. Er versprach nicht zuviel, er hatte viel Kopf und die mannigfaltigsten Talente. Er wußte sich einem jeden geltend zu machen, der sich mit der Oberfläche begnügte, und hatte besonders die Geschicklichkeit die Frauen zu bezaubern. Sein Umgang war, wenn man sich bloß amüsiren wollte, sehr angenehm; er war prachtvoll in allem, freygebig, fein und artig, sehr tapfer und galant und ein guter und flotter Spieler, auf welche Eigenschaften er sich viel zu gut that. Er war sehr ruhmredig, sehr kühn, sprach viel in Sentenzen und Declamationen und disputirte gern, um zu paradiren.

Sein Ehrgeiz war ohne Grenzen, und da er ernstlich für nichts so wie für alles war, so herrschte diese Leidenschaft und die Sucht nach Vergnügen wechselsweise in ihm; er strebte sehr nach Ruf und Achtung und besaß die Kunst den Personen beyderley Geschlechts, von deren Beyfall er das meiste hoffen konnte, mit Vortheil den Hof zu machen und vermittelst dieses Beyfalls, welcher anderer Beyfall nach sich zieht, sich in der Welt geltend zu machen. Er schien Freunde haben zu wollen, dieser Betrug gelang ihm lange; aber er war ein Mensch von verderbtem Herzen, eine niedere Seele, ein Scheinheiliger von Profession, ganz ausgesprochen, der reellste Schurke von der Welt. Er war kinderloser Wittwer, von der Tochter Chateauneufs, der Schwester des Staatssecretärs la Veilliere, mit der er ohne Ursache sehr schlecht gelebt und sie auf das unwürdigste behandelt hatte. Da er von Ehrgeiz getrieben nicht wußte, wo er sich hinwenden sollte, so fiel ihm ein, daß Chamillart im Stande seyn würde alles für ihn zu thun, wenn er seine zweyte Tochter heyrathete; er ließ wirklich dem Minister den Antrag thun und dieser fand sich dadurch um so mehr geschmeichelt, da seine Tochter äußerst häßlich war. Chamillart eröffnete es dem Könige, aber dieser

dieſer fiel ihm ſchnell ins Wort. „Sie kennen la Feuillade nicht, ſprach er zu ihm; er will Ihre Tochter nur haben, um Sie zu quälen und damit Sie mich für ihn quälen ſollen. Ich erkläre Ihnen hiermit, daß ich nichts für ihn thun werde, und Sie werden mir einen Gefallen thun, wenn Sie nicht wieder daran denken.“ Chamillart ſchwieg ganz ſtill und war ſehr darüber verlegen. La Feuillade ließ den Muth nicht ſinken; je mehr er ſich ohne Rettung ſahe, deſto deutlicher ſah er ein, daß dieſe Heyrath das einzige Mittel zur Rettung wäre, und deſto mehr ließ er in Chamillart dringen. Es iſt nicht wohl zu begreifen, wie er nach einer ſolchen abſchlägigen Antwort einen zweyten Angriff wagen konnte, noch weniger aber, wer den König gekannt hat, wie dieſer ſeiner Zudringlichkeit endlich nachgeben konnte. Er gab Chamillart wie gewöhnlich ſeinen Miniſtern 200000 Liv., Chamillart gab noch 100000 Liv. dazu und die Heyrath wurde vollzogen. La Feuillade lebte mit ſeiner zweyten Frau wo möglich noch ſchlechter, er betrog Chamillart auf das entſetzlichſte, aber dieſer blieb doch, ſo lange er lebte, in ihn vernarrt. Wir werden in der Folge ſehen, wie viel dieſe Heyrath Frankreich gekoſtet hat.

Wilhelm III.

König von England.

Der König Wilhelm, deſſen einziges Beſtreben es war, Europa gegen Frankreich und Spanien in Waffen zu ſehen, hatte, um die letzte Hand an dieß groſſe Werk zu legen, wozu er von dem Augenblicke, wo er den letzten Willen Karls II. erfuhr, den Plan entworfen hatte, eine Reiſe nach Holland gemacht und befand ſich auf ſeinem Jagdſchloſſe Loo. Mitten in dieſem groſſen Geſchäft erfuhr er den Tod des Königs ſeines Schwiegervaters und daß der König den Prinzen von Wallis als König von England anerkannt habe; dieß gab ihm Anlaß loszubrechen und offenbar zu handeln. Er eilte alſo in Holland alles zu vollenden, was zur Sicherheit jenes furchtbaren Bundes, dem ſie den Namen der groſſen Allianz gaben, erforderlich war, und kehrte nach England zurück, um die Nation zum Kriege zu ermuntern und vom Parlamente Geldunterſtützung zu erhalten. Durch die ununterbrochene

Anſtrengung ſo vieler Thaten und Geſchäfte, welche ſein Leben gefüllt hatten und wobey er eine Fähigkeit, Gewandtheit und Ueberlegenheit des Geiſtes gezeigt hatte, durch die er ſich die oberſte Gewalt in Holland, die Krone von England, das Zutrauen und die Dictatur von ganz Europa, Frankreich ausgenommen, erworben hatte — durch dieſe Anſtrengung vor den Jahren abgenutzt, war König Wilhelm in eine gänzliche Erſchöpfung der Kräfte und Geſundheit verfallen, in der er aber, da ſein Geiſt unangegriffen und ungeſchwächt blieb, nichts von ſeinen gewohnten Arbeiten im Cabinet nachließ. Die Engbrüſtigkeit, die er ſeit mehrern Jahren gehabt hatte, nahm ſehr zu und es gebrach ihm an Athem, er fühlte ſeinen Zuſtand und vermöge ſeiner Geiſtesſtärke ſuchte er ihn nicht vor ſich zu verhehlen. Er ließ bey den berühmteſten Aerzten von Europa unter fingirten Namen medicini che Conſulte einholen, unter andern bey Fagon unter dem Namen eines Pfarrers. Dieſer, der die Sache nahm, wie man ſie ihm gab, gab ſeine Meinung ohne alle Schonung und weiter keinen Rath, als ſich zu einem nahen Tode vorzubereiten. Da das Uebel zunahm, ſo conſultirte ihn Wilhelm von neuem, aber unter keinem fremden Namen; Fagon erkannte ſogleich die Krankheit des Pfarrers, er änderte ſeine Meinung nicht, nahm aber mehr Rückſicht und verordnete in einer gelehrten Abhandlung die Mittel, die er, wo nicht zur Heilung, doch zur Linderung, ſchicklich finde. Die Mittel wurden angewendet und gaben Linderung; aber endlich war doch die Zeit da, wo Wilhelm fühlen ſollte, daß die größten Menſchen wie die kleinſten ermüden. Er ritt noch einigemal ſpazieren, und er fand ſich darnach beſſer; da aber ſein ſchwacher abgezehrter Körper die Kraft nicht mehr hatte, ſich auf dem Sattel zu halten, ſo that er einen Fall, der durch die Erſchütterung ſein Ende beſchleunigte. Auf dem Sterbebette dachte er ſo wenig an Religion, als er in ſeinem ganzen Leben daran gedacht hatte. Er gab über alles Befehle, und ſprach mit ſeinen Miniſtern und Vertrauten mit einer bewundernswürdigen Ruhe und einer Gegenwart des Geiſtes, die ihn bis zum letzten Augenblick nicht verließ, wiewohl er in den letzten Tagen ſeines Lebens von dem heftigſten Erbrechen und Ausleerungen gequält wurde. Einzig mit den Dingen, die von ihm abhiengen, erfüllt, ſah er ruhig ſein Ende herannahen, voll Zufriedenheit,

die

die groſſe Allianz ſo weit zu Stand gebracht zu haben, daß ſein Tod keine Auflöſung befürchten ließ, und voll Hoffnung auf das Gelingen der von ihm projectirten durch ſie gegen Frankreich zu vollführenden heftigen Angriffe. Dieſer Gedanke, der ihm bis zum Todeskampfe treu blieb, erquickte ihn und diente ihm ſtatt allen Troſtes. Man erhielt ihn die beyden letzten Tage noch mit ſtarken Liqueurs und geiſtigen Dingen. Was er zuletzt zu ſich nahm, war eine Taſſe Chocolate. Er ſtarb Sonntags den 19. März, gegen zehn Uhr des Morgens. Die Prinzeſſin Anne, ſeine Stiefſchweſter, Gemahlin des Prinzen Georg von Dänemark, wurde ſogleich als Königin ausgerufen; wenige Tage darauf erklärte ſie ihren Gemahl zum Oberadmiral und Generaliſſimus, rief den Grafen von Rocheſter, ihren mütterlichen Oncle, und den durch ſeinen Geiſt und ſeine Verräthereyen berühmten Sunderland in ihr Conſeil zurück und ſandte den Grafen von Marleborough, der in der Folge ſo berühmt wurde, nach Holland, um daſelbſt alle die Plane ihres Vorgängers zu verfolgen.

Der Kardinal von Fleury.

Das Bisthum Frejus war vakant und der Abbe Fleury hatte lange ſchon nach einem Bisthum geſchmachtet; aber der König hatte ſich vorgenommen, ihm keines zu geben, er tadelte ſeine Aufführung: er lebte zu zerſtreut, zu viel in luſtiger Geſellſchaft und es machten zu viele bey ihm den Vorſprecher für ihn. Er hatte oft abſchlägliche Antwort gegeben, ſelbſt der Pater de la Chaiſe hatte umſonſt einen Verſuch gemacht und der König hatte erklärt, daß er nichts mehr von ihm hören wollte.

Es waren vier oder fünf Jahre, daß der arme Abbe, nach langem Harren, in dieſe Art von Exkommunication verfallen war, aus der er um ſo weniger erlöſt zu werden hoffte, da er die wachſende Gunſt des Erzbiſchoffs von Paris, der ebenfalls nicht glücklicher geweſen war, umſonſt für ſich in Bewegung geſetzt hatte; ſo daß der arme Mann nicht wußte, was aus ihm werden ſollte. Er war ohne Vermögen und faſt ſo gut als ohne Pfründe. Er war ein zu armer Wicht,

Urtheil und Feuer erzählt. Die universalhistorische Uebersicht, welche zu ihm gehöret, wird einen schicklichen Platz im fünften Bande finden, dessen übriger Inhalt sich gleichfalls mit diesem Zeitalter beschäftigen soll; und wird sich leicht an die bisherige Einleitung anschliessen. Der grosse Enkel Barbarossas, in welchem er verherrlicht wiedererschien, ist in ihr die Hauptfigur.

Jena, den 28. April, 1795.

Woltmann.

um seine Stelle aus Verdruß niederzulegen, und sie ohne Hoffnung zu behalten, war die äußerste Verachtung.

Sein Vater war Zehnteneinnehmer der Dioces von Lodeva. Er hatte sich durch die Kammerdiener des Kardinal Bonzi emporgeholfen, dessen Protection er zur Zeit seiner Gunst am Hofe, wo er alles in Languedoc vermochte, zu erhalten gewußt hatte.

Der Abbe Fleury war in seiner Jugend ein sehr schöner wohlgewachsener Mann, woron ihm auch sein ganzes Leben hindurch die Spuren geblieben sind. Er gefiel dem guten Kardinal, und dieser nahm sich seiner an und machte ihn zum Kanonicus der Kirche von Montpellier, wo er im J. 1674. zum Priester erdinirt wurde, nachdem er in Paris studirt hatte, so wie man auf den Dachböden der kleinen wohlfeilen Schulen studirt. Der Kardinal Bonzi, der Großaumonier der Königin war, machte sichs zum Geschäft, ihm von ihr eine Stelle als Aumonier zu verschaffen, was sehr sonderbar schien. Das Angenehme seiner Gestalt gewann die Gemüther; er betrug sich bescheiden, lenksam, geschmeidig; er machte sich Freunde und Freundinnen und schlich sich so unter Protection des Kardinals Bonzi in die Welt ein. Die Königin starb und der Kardinal erhielt für ihn eine Stelle als Aumonier des Königs; man hielt sich viel darüber auf, aber man gewöhnte sich an alles. Der ehrerbietige Fleury, der durch Laune und Talente, vielleicht aber noch mehr durch seine Gestalt zu gefallen wußte, dessen Bescheidenheit, Mystizismus und Glaubensbekenntniß Zutrauen gab, gewann immer mehr festen Fuß und er hatte das Glück, das er mit Klugheit benutzte, anfangs geduldet und sodann in den bessern Gesellschaften des Hofes aufgenommen zu werden und sich Beschützer und vornehme Freunde an angesehenen Personen, Männern und Frauen, an Ministern und Männern von den ersten Charaen und vom ersten Credit zu erwerben. Er hatte Eingang bey Hrn. von Seigneley; bey Hrn. von Croissy, nachher bey Hrn. Pomponne und Hrn. von Torcy war er einheimisch; in der That spielte er überall keine große Rolle, und er mußte oft den Mangel der damals noch nicht erfundenen Schellen ersetzen. Der Marschall von Villeroy und seine Frau hatten ihn oft bey sich, die Noailles's äußerst häufig: und er hatte die Klugheit sich an die bessern und

angeg-

ausgezeichnetern unter den Aumoniers des Königs anzuſchlieſſen, z. B. an die Abbes von Beuveon und von Saint Luc und an andere ſeines Standes, die ihm Ehre machten, ſo wie an den Marſchall von Belle-ſonde, und den alten Villars, an Frau von Saint Geran, an Hrn. und Frau von Caſtries. Von ihnen kam er nicht weg und hatte daſelbſt ein ſehr angenehmes und für ihn ehrenvolles Leben. Aber der König hatte nicht Unrecht, wenn er darin nichts geiſtliches fand, und wiewohl er ſich ſehr klug benahm, ſo konnte doch unmöglich alles unbekannt bleiben. Er befand ſich alſo in einer Lage, wo er weder rückwärts noch vorwärts konnte, er war im Zirkel der groſſen Welt, aber in einem Wirbel befangen, aus dem ihn nichts herauszureiſſen vermochte.

Als Frejus vakant war, nahm ſich der Erzbiſchoff von Paris, der ihn bis zu Thränen gerührt ſah, und Mitleid mit ihm hatte, auf das groſsmüthigſte ſeiner an und wagte trotz dem Verbot des Königs noch einen Verſuch für ihn. Der König nahm ihn ſo auf, daſs einem jeden andern die Luſt vergangen ſeyn würde, noch ein Wort zu ſagen; aber der Erzbiſchoff bot alle ſeine Beredtſamkeit auf, um dem Könige das Unrecht vorzuſtellen, wenn er, ohne eine auffallende Urſache, die er nicht habe, einen Menſchen ſo entehrte und in Verzweiflung ſetzte, und drang ſo heftig und ſo lange in ihn, daſs endlich der König ungeduldig wurde und, indem er ihn bey der Schulter anfaſste und nachdrücklich ſchüttelte, zu ihm ſagte: „Nun denn, Herr Erzbiſchoff! Sie wollen durchaus, daſs ich den Abbe Fleury zum Biſchoff von Frejus machen ſoll; trotz allen den Gründen, die ich Ihnen zehnmal geſagt und wieder geſagt habe, kommen Sie immer wieder darauf zurück, daſs es eine Dioces an der Grenze des Königreichs und in einer unſichern Provinz ſey; ich muſs Ihnen alſo nachgeben, um nicht mehr beläſtigt zu werden; aber ich thue es ungern. Denken Sie daran, ich ſage es Ihnen vorher, es wird Sie gereuen.“ Auf dieſe Weiſe erhielt er Frejus; nur mit Gewalt vom Könige erzwungen, durch die Anſtrengung und den ſauren Schweiſs des Erzbiſchoffs. Der Abbe Fleury war vor Freuden auſser ſich und voll Erkenntlichkeit für einen ſo unerwarteten Dienſt, der ihn aus dem verzweifeltſten Zuſtande zog, aus dem er keinen Ausweg geſehen hatte. Die Prophezeihung des Königs traf mehr als er dachte ein, nur in einer ganz andern Art. Der neue Biſchoff

eilte so wenig als möglich sich in Frejus einzuschließen; er mußte aber gleichwohl dahin abgehen. Die nun folgenden funfzehn oder sechzehn Jahre seiner Lebensgeschichte liegen nicht in meinem Gesichtskreise; aber seine Geschichte, nachdem er Kardinal geworden war und mehr als unumschränkter König als wie ein Minister herrschte, kann der Historiker nicht übergehen. Indessen will ich doch die Anekdote vom Herzog von Savoyen nicht fehlen lassen.

Dieser Fürst kam auf seinem Marsche zur Belagerung von Toulon nach Frejus. Der Bischoff, der uns jetzt so unumschränkt und unverhohlen unter dem Namen des Kardinals Fleury beherrscht (denn ich schreibe dieß unter seiner Regierung), bewirthete ihn in seinem bischöflichen Pallast, wie er nicht umhin konnte. Der Herzog überhäufte ihn mit Ehre und Freundschaftsbezeigungen, und der arme Bischoff, der sowohl gern zu täuschen, als getäuscht zu werden pflegte, wurde von dieser gnädigen Behandlung so trunken, daß er seinen bischöflichen Ornat anlegte, dem Herzog in die Thüre der Kathedralkirche das Weyhwasser und den Weyhrauch entgegenbrachte und daselbst das Te Deum für die Einnahme von Frejus anstimmen ließ. Er genoß einige Tage der spöttischen Gnaden; und Dankesbezeigungen des Herzogs für eine Handlung, die seiner Pflicht und seinem Schwur so ganz entgegen war, daß der Herzog selbst sie nicht zu verlangen gewagt hätte. Der König war aber darüber so aufgebracht, daß Torcy, der intime Freund des Bischoffs, alle Mühe hatte, einen Ausbruch zu verhüten. Fleury, der dieß wußte und nach geschehener That seinen Fehler einsah, und wie schwer er bey dem Könige wieder gut zu machen sey, wohl fühlte, nahm es Torcy übel, daß er den Vorfall dem Könige habe wissen lassen, als wenn es möglich gewesen wäre, eine Handlung geheim zu halten, die so auffallend und so öffentlich war, und deren sich der Herzog von Savoyen so rühmte; was aber der Bischoff dem Minister am wenigsten verzieh, war die Offenheit, mit der er gegen den König davon gesprochen habe, als wenn er das auf dem Platze, den er einnahm, hätte umgehen können. Der Bischoff, dem die Behandlung des Herzogs von Savoyen auf das äußerste geschmeichelt hatte, cultivirte ihn nachher beständig; und der Herzog, der das unerheblichste aufgriff, erwiederte ihm immer so, daß er der Thorheit eines Grenz-Bischoffs schmeichelte,

chelte, den er einmal bey einer andern Gelegenheit benutzen zu können hoffte. Alles dieß ging zwischen ihnen unter dem Schleyer des tiefsten Geheimnisses vor und der Bischoff wurde dem Herzoge ganz ergeben. Alles dieß aber verbunden mit der erklärten Abneigung des Königs gegen ihn und dem gänzlichen Widerwillen, mit dem er ihn zum Bischoff gemacht hatte, war nicht der Weg, um von ihm zum Erzieher seines Nachfolgers gewählt zu werden. Als er nach sechzehn Jahren zum ersten Minister und zu einer Höhe gestiegen war, auf der er als unumschränkter erklärter Alleinherrscher herrscht, hatte er weder seinen Groll gegen Torcy vergessen, den er aber seit der ersten Aeusserung seiner Unzufriedenheit sorgfältig verborgen hatte, noch auch seine Anhänglichkeit an den Herzog von Savoyen verloren.

Vom Anfang an gab er ihm fortgesetzte Nachricht von allem, was die Erziehung des Königs betraf. Er hat es mir selbst gestanden, indem er betheuerte, daß dieß seine Pflicht sey, daß der Herzog sein Großvater sey und er keinen Vater habe als ihn. Als erster Minister fragte er ihn über die Geschäfte um Rath und vertraute ihm zwey Jahre hindurch alle Geheimnisse. Auch dieß gab er mir zu verstehen, wiewohl nicht so ausdrücklich, wie jenes die Erziehung betreffend. Es ist sein Großvater, sagte er mir wieder; der König ist noch jung, wir haben Frieden; der Herzog von Savoyen ist der staatsklügste Fürst von Europa, er ist mein vertrauter Freund, ich habe ihm zu danken, daß ich Erzieher seines Sohnes wurde; ich besitze sein Vertrauen, er kann nicht anders, als sich für den König sehr interessiren. Wen könnte ich mit mehr Grund und mit mehr Vortheil in Europa um Rath fragen! Endlich wurde er doch inne, daß der Herzog wohl sein Vertrauen besaß, aber er nicht das Vertrauen des Herzogs und daß er ihn auf das grausamste mißbrauchte und betrog; die Eigenliebe brauchte lange Zeit um sich zu überzeugen, aber endlich war er es und er sah mit einem Blicke den Abgrund, dem er nahe stand. Er schwieg still, um nicht die Schande einer so plumpen Täuschung zu haben, aber brach schnell das Verhältniß ab und konnte es ihm nie verzeihen. Er ließ ihm seine Rache fühlen, bey seiner Gefangennehmung durch seinen Sohn. Er ließ nie geschehn, daß der König das geringste für diesen Großvater, für diesen einzigen Vater that, nicht einmal die geringste

geringſte Achtungsbezeigung. Er konnte ſeine Freude nicht verbergen, als er ſich geehrt ſah. Es iſt hier nicht der Ort zu erzählen, wie und bis zu welchem Grade England lange Zeit der Kaiſer, dann der Herzog von Lothringen und endlich Holland zu ihrem Vortheil ſein blindes Zutrauen unterhalten und ſeine Leichtgläubigkeit gemißbraucht haben. Ich will hier nur einige Züge ausheben, theils weil die Zeit derſelben über die Periode hinausgeht, in der ich mir Stillſchweigen auferlegt habe, theils weil ſie zu intereſſant ſind, um übergangen zu werden und hier natürlich Platz finden. Man erinnere ſich an das berühmte Abentheuer, das dem Biſchoff von Freyus faſt ſeinen Sturz drohte. Er war immer bey der geheimen Arbeit zugegen. Monſ. le Düc, den er bey dem Tode des Herzogs von Orleans zum Miniſter gemacht hatte, dem Namen nach, während er die Sache für ſich behielt, wollte, auf Anreizen ſeiner famöſen Maitreſſe, Frau von Poie, ſeiner Gegenwart los ſeyn und mit dem König allein arbeiten. Er hatte eben erſt deſſen Vermählung geſtiftet und vermochte alles über die junge Königin. Dieſe wußte es zu machen, daß der König kurz vor der Stunde der Arbeit zu ihr kam; Monſ. le Düc fand ſich daſelbſt mit ſeinem Porteſeuille ein und unterdeſſen wartete der Biſchoff von Freyus im Kabinet des Königs. Müde, eine Stunde lang daſelbſt paſſen zu müſſen, ſchickte er zur Königin um zu erfahren, warum der König ſo lange bey ihr verzögere; man ließ ihm ſagen, er arbeite mit ihr und mit Monſ. le Düc allein in ihrem Cabinet, wo ſie doch nur kurze Zeit bey den beyden geweſen war. Der Biſchoff, welcher wußte, was er über den König vermochte, ging zu Hauſe und noch denſelben Abend nach Iſſy, von wo aus er an den König einen Brief ſchickte, deſſen Inhalt und Wirkung bekannt iſt. Damals war Robert Walpoig, ſo wie jetzt noch, das Haupt der engliſchen Regierung und ſein Bruder Horazius war Ambaſſadeur in Frankreich, was er ſo lange geblieben iſt. Dieſer begab ſich gleich den andern Morgen nach Iſſy zum Biſchoff, als es noch unentſchieden war, ob er ohne Wiederkehr verloren und geſtürzt ſey oder ob ihn der König wider Willen des Monſ. le Düc zurückrufen und ihm den vorigen Platz wieder geben würde. Der Biſchoff war durch den Schritt des liſtigen Engländers in dieſer Kriſe ſo gerührt, daß er ihn für ſeinen beſten Freund hielt. Der Ambaſſadeur riſkirte aber

dabey

dabey nichts und hatte von Monf. le Duc nichts zu fürchten, wenn der Bischoff ausgeschlossen blieb; wurde er wieder angenommen, so war es ein Streich, der ihm vielen Vortheil bringen mußte. Dieß war auch so. Als er mehrere Jahre nachher erster Minister geworden war und Monf. le Duc und Frau von Pole gestürzt hatte, denen er eben so wenig als der Königin je die Gefahr vergessen konnte, in die sie ihn gebracht hatten, ergab er sich ganz den Engländern, mit einer Anhängigkeit, die jedermann in die Augen sprang. Ich entschloß mich endlich, ihn darüber zur Rede zu setzen, und ich sagte ihm eines Tages, was ich darüber dächte, und stellte ihm vor, in welche wesentliche Nachtheile er sich setzen ließ und noch vieles andere, das hier außer seiner Stelle seyn würde. Was die Geschäfte betraf, so ging er auf die Sache ein; aber über meine Bedenklichkeit wegen seines Zutrauens zu Walpole, zu dessen Bruder und den Englischen Ministern lächelte er. Sie wissen ja nicht alles, sprach er; wissen Sie wohl, was Horazius für mich gethan hat? Und nun fing er an mir jenen Besuch als einen heldenmüthigen Zug von Anhänglichkeit und Freundschaft zu rühmen, der keinen Zweifel zuließe. Wissen Sie, fuhr er fort, daß er mir alle seine Depeschen zeigt und daß ich ihm seine Antworten dictire, daß er nichts schreibt, als was ich will? Es ist freylich ein Geheimniß, aber ich will es Ihnen vertrauen; Horaz ist mein intimer Freund, er hat ein ungetheiltes, ich sage blindes, Zutrauen zu mir. Er ist ein sehr staatskluger Mann, er gibt mir von allem Rechenschaft; er ist mit seinem Bruder Robert ganz eins, welcher der größte Staatsmann von Europa und der Beherrscher von England ist: wir treffen mit einander Uebereinkunft, thun alles in Gemeinschaft und lassen die Leute reden. Ich war ganz außer mir vor Erstaunen, nicht weniger über die Sache selbst als über die Miene der Wohlgefälligkeit, der Ruhe und des innern Wohlbehagens, mit der er dieß sagte. Ich fuhr fort in ihn zu dringen und fragte, wer ihm denn die Gewißheit gäbe, daß Horazius nicht doppelte Depeschen empfing und schrieb und ihn auf die Weise ohne Mühe betröge. Er lächelte mit innerm Selbstvertrauen. Ich kenne ihn zu gut, versetzte er; er ist einer der ehrlichsten, aufrichtigsten, des Betrugs unfähigsten Männer, die es geben kann, und nun fing er an tausend Beyspiele und Handlungen anzuführen, womit ihn Horaz

zum

zum Besten gehabt hatte. Das Ende von der Sache war, daß, nachdem sie Frankreich gegen Spanien und gegen sich selbst und gegen seinen Handel und seine Größe gemißbraucht und bis zur Erklärung des kurzen Krieges von 1733 zum Besten gehabt hatten, die Walpoles seine Vertrauten, seine theuern Freunde, die nur nach seinen Befehlen und Lenkung handelten, im versammelten Parlamente seiner eat das grausamste spotteten und Punkt für Punkt den plumpen Betrug vor aller Augen darlegten, den sie zu ihrem Vortheil und zu unserm größten Schaden sechs Jahre hindurch mit unserm Minister gespielt hatten. Dieser geriethe darüber in die äußerste Wuth, die ihn aber nicht klüger machte. Er warf sich nun dem Herzog von Lothringen, dem gebornen Feind Frankreichs, und durch ihn dem Kaiser in die Arme. Dieser Mensch, Sklav seiner Würde und Größe, gab sich nicht so dazu her, wie der Herzog es wollte, der unserm Hofe näher war und durch die Leute, die er daselbst unterhielt, ihn von innen und von außen kannte. Lecheren, der durch unzählige überall gespielte Intriguen sich eines Kardinalshuts vom Könige August versichert, ihn aber durch seine unordentliche Aufführung so gut als verloren hatte, verkaufte ihn an den Grafen von Zinzendorf für seinen Sohn, der, wiewohl noch nicht über drey oder vier und zwanzig Jahre alt, durch Unterstützung des Kaisers und unterm Vorwand der Polnischen Ernennung, ihn auch wirklich erhielt. Lecheren erhielt dafür viel baar Geld, das Bisthum Namur, das Versprechen eines bessern und den vollkommensten Eingang beym Kaiser, den Zinzendorf damals beherrschte. Dieser kannte unser Terrain so gut, wie der Herzog von Lothringen; er leistete ihm Beystand und brachte es bey dem Kaiser dahin, daß er eigenhändig an den Kardinal Fleury schrieb, ihn mit Schmeicheleyen und Lobsprüchen überhäufte, ihm sein Zutrauen zu erkennen gab und aus großer Achtung für seine Rechtschaffenheit und Fähigkeiten sich von ihm leiten lassen zu wollen versprach. Der Kardinal war vor Freuden außer sich, er hatte vielleicht nie etwas von der ähnlichen List Karls V. gegen den Kardinal Wolsey gehört; er wurde immer mehr von dem Kaiser und dem Herzog von Lothringen eingenommen, dem letztern glaubte er das Zutrauen danken zu müssen, für ihn that er alles und durch seine Hände ging der Briefwechsel, der unsern Ministern und den intimsten Secretärs des Kar-

dinals

binals unbewußt, welche von dieſen Briefen nichts als die Aufſchrift zu ſehn bekamen, ſpäter zwiſchen dem Kaiſer und ihm geführt wurde. Ich beging wieder die Sottiſe, ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß er betrogen werde. Er erzählte mir mit derſelben Miene der Wohlgefälligkeit und des Selbſtvertrauens dieſen Briefwechſel, und ohne Ceremonie, ſetzte er hinzu, ſchreibe ich ihm rundheraus, was ich denke; er antwortet mir mit einer Freundſchaft, Vertraulichkeit und einem Reſpect, der für dieſes Verhältniß nicht größer ſeyn kann; und nun fing er an auf die Sachen ſelbſt einzugehen, die aber noch weit bedeutloſer waren, als damals bey dem Engländer, und ſchwätzte viel. Jener kurze Krieg vermochte ihm nicht die Augen zu öffnen, er glaubte den Frieden durch ſein Wort kraft ſeines perſönlichen Anſehens zu Stande gebracht zu haben. Er erzählte es mir zu Iſſy, als ich von la Frete zurück kam; und Lothringen, ſagte ich, bedingen Sie nicht aus? Der gute Mann wurde etwas verlegen und ſagte, Campredon ſey zu voreilig geweſen und habe wider ſeinen Befehl unterzeichnet. Aber Lothringen? fuhr ich fort. Ja Lothringen, erwiederte er, das haben ſie durchaus nicht abtreten wollen. Campredon hat unterzeichnet und wir haben unſre Anerkennung nicht verweigern wollen. Es war einmal geſchehen. Hierauf ſtellte ich ihm die Folgen der von ihm garantirten pragmatiſchen Sanction vor, welche Gefahr es für Frankreich ſey, wenn der Kaiſer Lothringen beſitze, der dieſen Staat befeſtigen, Truppen daſelbſt halten, Elſaß und die Franche-Comté von uns abſchneiden und uns nöthigen könne, eine zweyte befeſtigte Grenze in den Bisthümern und in Champagne zu unterhalten, wofern wir ihn hindern wollten, in Paris zu ſeyn, ſobald er wollte; und wie wenig man ſich mit Verſprechungen begnügen könne, zeige die Geſchichte Ferdinands des Katholiſchen und Ludwigs XII und Karls V und Franz I, wiewohl bey dieſen die große Verſchiedenheit Statt gefunden habe, daß ſie, wenn ſie von den Anſprüchen an Italien abſtanden, doch von dieſer Seite, wegen den dazwiſchen liegenden Alpen und Staaten von Savoyen Ruhe und Sicherheit hatten, ſtatt daß uns die Lage von Lothringen beſtändig und augenblicklich Gefahr drohe. Dieſes Geſpräch, in welchem ich mich mehr über dieſe Dinge verbreitete und mehr Nachdruck brauchte, und das er, bis zu Ende, ohne mich zu unterbrechen, mit der größten Aufmerkſamkeit

ſamkeit

ſamkeit anhörte, verſetzte ihn in ein tiefes Nachdenken, das uns beyde, da wir zu ſprechen aufgehört hatten, lange in Stillſchweigen ließ. Er unterbrach es zuerſt, um von etwas anderm zu ſprechen. Einen Monat nachher erfuhr ich, daß man uns Lothringen gänzlich und für immer abtrete; ich war darüber ſehr erfreut und ich geſtehe, daß ich Urſache davon zu ſeyn glaubte, wiewohl ich mich hütete das geringſte davon merken zu laſſen. Das ſonderbarſte dabey war, daß nachher der Kardinal und ich nie wieder von Lothringen mit einander geſprochen haben. Man hat bey dem Tode des Kaiſers, deſſen Narr bis dahin der Kardinal geweſen war, alle die von ihm gegen uns geſchloſſenen und unterzeichneten Traktaten geſehen und hat den Krieg erklären ſehen, unter welchem Ludwig XIV faſt erlegen wäre. Die Niedrigkeiten Zinzendorfs zu Soiſſons, die Einwilligung des Kaiſers zu ſeiner Erhaltung des Kardinalshutes vor der Kardinalspromotion waren die Vorbereitung geweſen, welche Lecheren und der Herzog von Lothringen einen Monat vor dem Tode des Kaiſers, welcher Urſache war, daß jene ſchon ganz gebildete und zum Ausbruche fertige Ligue entdeckt und in der Geburt erſtickt wurde, zu ſo gefährlichen Abſichten zu benutzen wußten. Schmerling, der hier alles für den Kaiſer führte, während Lichtenſtein den Glanz und den Namen hatte, gab in dem Vorzimmer des Kardinals und zwar öffentlich vor aller Augen, dem erſten Kammerdiener des Kardinals Barjac, deſſen vertrautes Verhältniß mit ihm und Credit jedermann gekannt hat, eine reiche goldene Kette mit dem Medaillon des Kaiſers, in deſſen Namen, zum Geſchenk, und ſagte ihm in deſſen Namen Dank für die Sorge, die er für die Geſundheit ſeines Herrn trage und zum Zeichen dieſes Dankes und zur Ermunterung, ſo fort zu fahren, mache ihm der Kaiſer dieſes Geſchenk. Barjac nahm es an, der Kardinal war darüber entzückt und der ganze Hof ſtumm vor Erſtaunen. Endlich hatte ſich der Holländiſche Ambaſſadeur ebenfalls durch Schmeicheleyen der Art ſeines Zutrauens bemächtigt. Er hatte viel Gefallen an ihm und überließ ſich ihm ganz in der Periode nach des Kaiſers Tode; er glaubte über Holland zu diſponiren und wurde beſtändig in dieſem Irrthume gehalten bis zum Ausbruch der letzten Revolution in Rußland zum Beſten der Elizabeth, wobey die Quadruple Allianz Englands, Oeſtreichs, Dänemarks und Rußlands an

Tag

Tag kam, als der Courier, welcher die Ratificationen derſelben nach Petersburg brachte, die ganze Lage der Dinge daſelbſt verändert fand, diejenigen, denen er ſie brachte vom Throne geſtürzt und im Gefängniß und Eliſabeth, die jetzt eine ehrenvolle Gefangene, in ihren Platz auf den Thron eingeſetzt.

Fleury war ſein ganzes Leben Höfling des Marſchalls von Villeroy geweſen. Er ſah Frau von Dangeau und Frau von Levis in vertrautem Verhältniß mit Frau von Maintenon und in den innern Cirkeln des Königs; er hatte Herr und Frau von Dangeau immer den Hof gemacht, bey denen oft viel Geſellſchaft vom Hofe war und die vertraute Freunde des Marſchalls waren; und bey Frau von Levis ſuchte er Eingang zu finden und gewann ſie durch ſeine Manieren, ſeine Geſchmeidigkeit und Worte. Bey der außerordentlichen Gunſt, die er den Marſchall von Villeroy beym Könige genießen ſah, bey dem ihn Frau von Maintenon wieder emporgebracht hatte und raſtlos unterſtützte, zweifelte er nicht, daß er an den Verfügungen des Königs Theil habe, beſonders ſeit er ihn als Beauvilliers's Nachfolger im Conſeil ſahe. Er hatte dem Herzog du Maine immer den Hof gemacht; und aus allem dieſen ſchloß er, daß, wenn er ſich durch dieſe beyden Damen den Weg bahnte, er Inſtructor werden könne. Beyde waren ihm vollkommen zugethan. Frau von Dangeau vermochte viel über den Marſchall von Villeroy: dieſer und der Herzog du Maine waren Theilnehmer des innern Rathes, deſſen Haupt Frau von Maintenon war. Die Jeſuiten kannten ihn zu gut, um ihm zu trauen, und dieß machte ſein Glück. Frau von Maintenon haßte die Jeſuiten; der Marſchall von Villeroy war im Innern ſeines Herzens eben ſo wenig ihr Freund, und der Herzog du Maine kannte ſie zu gut, um aus ihrer Mitte einen Inſtructor zu wünſchen, der von ihnen geleitet, unterrichtet, unterſtützt wäre. Die beyden Damen brachen bey Frau von Maintenon die Bahn, und fanden gute Aufnahme. Frau von Dangeau ſprach mit dem Marſchall von Villeroy und dieſer entſchied ſich leicht für einen Menſchen, den er von jeher protegirt hatte, ſo daß er ihn oft in ſeinem Hauſe Wohnung gegeben hatte. Dieſer eröffnete es dem Herzog du Maine, welcher, da er nichts gegen Fleury hatte und die Neigung der Frau von Maintenon ſahe, ſich leicht ihm zu unterſtützen

 entſ

Universalhistorische

Uebersicht

der

merkwürdigsten Staatsbegebenheiten

zu den Zeiten

Kaiser Friedrichs I.

(Fortsetzung.)

entſchloß. Nachdem dieſe Maaßregeln getroffen waren, ſah Fleury ein, daß er nun jeden Verwand, der ihm hinderlich ſeyn könnte, wegräumen und daher das Bisthum am äuſſerſten Ende des Königreichs aufgeben müſſe. In dieſer Abſicht bat er unter dem Vorwande ſeiner Geſundheit, daß man es ihm abnehmen möchte. Der P. Tellier, ſo klug und hellſehend er war, wurde den Kunſtgriff nicht gewahr, der Schritt ſchien ihm ganz gleichgültig zu ſeyn; es wurde dadurch ein Bisthum für eine ſeiner Creaturen offen und er ſuchte nur ſo wohlfeil als möglich dabey wegzukommen, indem er Fleury nur eine unbedeutende Abtey zudachte. Die Abtey Tornus wurde bald darauf vakant, ſie wurde Fleury angetragen, und er nahm ſie vor der Hand ohne lange zu handeln an, um in der Nähe auf das groſſe Ziel ſein Augenmerk richten zu können, um deßwillen er Frejus verlaſſen hatte. Er ließ an die Geiſtlichkeit ſeiner Dioces ein Abſchiedsſchreiben ergehen, deſſen Ton und Inhalt nicht ſehr gebilligt wurde. Der Böſe trieb bald ſein Spiel damit. Fleury hatte, da ihm weder die Wiſſenſchaft, noch Moralität, noch Religion ſehr am Herzen lag, dogmatiſche Streitigkeiten immer zu vermeiden geſucht. Da er die Jeſuiten nicht zu Freunden hatte und in den beſſern Geſellſchaften eingeführt war, ſo hatte er ſich keinen Zwang angethan, die gegen die Janſeniſten angeſtellte Inquiſition und Verfolgung zu tadeln und hatte ſeine Dioces immer in Ruhe gelaſſen. Die Idee, Inſtructor zu werden, ließ ihn hierin ſein Betragen ändern. Er wollte die Klippen aus dem Wege räumen und allem zuvorkommen in Rückſicht eines ſo kützlichen und unumgänglichen Punktes, und das letzte halbe Jahr ſeines Biſchofthums zu Frejus war er mit nichts anderm beſchäftigt, als Inquiſition über Lehre, Bücher, Confeſſoren anzuſtellen und die wenigen Nonnen ſeiner Dioces zu plagen. Da er Aufſehn erregen wollte, ſo war der Lerm gröſſer als das Uebel, das er ſtiftete; aber dieſer Lerm, der ſo ganz nach ſeiner Abſicht war, und den ſeine Freunde am Hofe geltend zu machen wußten, erſcholl bis in die Niederlande und in die Einſamkeit des P. Quesnel. Er hatte ſo eben ſein ſiebentes Memoire zur Prüfung der Conſtitution vollendet, das erſt im J. 1716 gedruckt werden iſt, und arbeitete an der Vorrede, als er das Abſchiedsſchreiben Fleurys an den Clerus ſeiner Dioces erhielt, auf den er ſchon lange wegen der kürzlich angenommenen Rolle eines neuen

Ver-

Verfolgers aufgebracht war. Er konnte der Luft nicht widerſtehen, den neuen Eifer Fleurys zu züchtigen, und er that es in dieſer Vorrede, der er eine mit dem beißendſten Spotte gewürzte Satyre einſchaltete, in welcher Fleurys ſchönes Sendſchreiben jämmerlich zugerichtet war. Inde iræ. Fleury war mit ſeiner lachenden ſanften beſcheidenen Miene innerlich der ſtolzeſte, der unverſöhnlichſte Menſch, den ich je gekannt habe. Er verzieh dieß dem P. Quesnel nie und daher kam ihm der beyſpielloſe, wüthende Haß, von dem er unaufhörlich zu den entſetzlichſten Grauſamkeiten gegen die Janſeniſten und Anticonſtitutionärs getrieben wurde, und welcher ihn jene hölliſchen Maaßregeln zur Fortſetzung dieſer Tyranney nach ſeinem Tode auf Koſten der Kirche und des Staates ergreifen ließ.

Harlay,

erſter Präſident des Parlamentes.

Harlay war ein kleiner Mann mit einem Geſicht von der Form eines geſchobenen Vierecks, mit einer großen Habichtsnaſe, mit Geyeraugen, womit er alles verſchlingen und alles durchbohren zu wollen ſchien. Er trug einen Ueberſchlag und eine ſchwarze weißgeſpitzte Perüque, beyde faſt nicht länger als wie ſie die Geiſtlichen tragen; eine Mütze, lange Manſchetten nach Art der Prieſter und des Kanzlers, aber netzartig; ſein Rücken war gekrümmt, ſeine Sprache langſam und abgewogen, eine alte galliſche Ausſprache, oft auch dergleichen Worte und Redensarten; ſein ganzes Aeußere erzwungen, affectirt; die Miene eines Heuchlers, ſein Anſtand verborgt und cyniſch, tiefe Verbeugungen, ſich immer an den Wänden hindrückend mit der Miene der Ehrerbietung, durch welche Kühnheit und Unverſchämtheit hindurchblickten; abgekürzte Reden, aus denen immer Stolz jeder Art und ſo weit er es wagte, Verachtung und Spott ſprachen; Sentenzen und Maximen ſeine gewöhnliche Sprache, ſelbſt in ſeinen Geſprächen; immer laconiſch, nie ohne Zwang und oben ſo niemand, wer bey ihm war; viel natürliche Anlage und Umfaſſung des Geiſtes; viel Durchdringung; eine große Kenntniß der Menſchen, beſonders derer, mit denen er zu

thum hatte; viel ſchönwiſſenſchaftliche Bildung; eine tiefe Kenntniß des Rechts und, was zum Unglück ſo ſelten geworden iſt, des Staatsrechts; viel Beleſenheit und Gedächtniß; und bey einer Langſamkeit, aus der er ſich ein Studium gemacht hatte, eine Sicherheit, Schnelligkeit und Lebhaftigkeit der Gegenantwort, die bewundernswürdig war; eine Ueberlegenheit über die geübteſten Procureurs in der Kunſt des Palais; ein unvergleichliches Talent zu herrſchen, wodurch er ſich ein ſolches Anſehn über das Parlament erworben hatte, daß alle Mitglieder dieſes Corps wie Schüler gegen ihn waren und die groſſe Chambre und die verſammlten Enquetes wie Knaben vor ihm ſtanden, die er nach Willkühr beherrſchte und lenkte, oft ohne daß ſie es bemerkten, aber wenn ſie es auch fühlten, ohne daß ſie ſich gegen ihn zu rühren wagten, und ohne je jemanden ohne Ausnahme eine Freyheit oder Vertraulichkeit gegen ſich verſtatten zu haben; prachtliebend bey Gelegenheiten aus Eitelkeit; gewöhnlich frugal aus demſelben Stolze und beſtreiden in ſeinen Meubles und Equipage, um die Sitten der alten Magiſtratsperſonen nachzuahmen. Es war in der That ſehr zu bedauren, daß ſo viel gute Eigenſchaften und ſo viel natürliche und erworbene Talente von aller Tugend entblößt, und nur dem Böſen, dem Ehrgeize, der Habſucht, dem Laſter geweiht waren. Von Natur ſtolz, giftig, boshaft, laſterhaft; bemüthig, niedrig, kriechend vor ſeinem Bedürfniß; falſch und heuchleriſch in allen ſeinen Handlungen, ſelbſt in den gewöhnlichen und in den alltäglichſten; gewiſſenhaft gerecht für den äußern Schein gegen Hinz und Kunz; die überwundenſte mit allen möglichen Kunſtgriffen unterſtützte Ungerechtigkeit, wenn es ſein Vortheil, ſeine Leidenſchaft und beſonders die Laune des Hofes und des Glückes foderte. Man hat davon die auffallendſten Proben geſehen, zu Gunſten des Herzogs von Luxemburg gegen uns. Einige Zeit nach unſerm Endurtheil, wovon ihn unſre Proteſtation ausgeſchloſſen hatte, wollte der König ſeine Meynung über dieſe Sache hören. Er gab zur Antwort, daß die Herzöge alles mögliche Recht für ſich hätten, und daß er immer dieſer Meynung geweſen ſey. So groß iſt die Gewalt der Wahrheit, daß ſie ſelbſt denen, die ſie bekämpfen, das ſchimpflichſte Geſtändniß abzwingt: konnte dieſer Richter mehr thun, nach dem, was er in dieſem Proceſſe gethan hatte? Man weiß,

durch

durch welche Infamie er ſich das Depoſitum zueignete, welches ihm ſein Freund Rävigny anvertraut hatte. Aus dieſen bekannten Zakten kann man auf das ſchließen, was weniger bekannt iſt. Seine ſo verderbte Seele wurde, nicht von Gewiſſensbiſſen — denn dieſe kannte er nicht, oder ließ wenigſtens nie merken, daß er davon ergriffen werde. — ſondern von einer Laune gequält, welche an Wuth gränzte, die ihn nie verließ und ihn zum Schrecken und zur tödlichen Qual aller die mit ihm zu thun hatten, machte. So wie ſie ſeiner ſelbſt nicht ſchonte, ſo ſchonte ſie niemandes; ihre Ausbrüche waren häufig und ſtark. Die Freude war allgemein, als man von ihm befreyt war, und das Parlament, das unter ſeinem harten Joch bisher geſeufzt hatte, hatte wohl die größte. Es iſt ſchade, daß man nicht Harlayana von allen ſeinen Ausſprüchen geſammlet hat, welche dieſen Cynikker charakteriſiren und die zugleich eine angenehme Unterhaltung gewähren würden. Mehrere ſind von ihm öffentlich auf ſeinem Zimmer, und ganz laut bey voller Verſammlung geſagt worden. Ich kann mich nicht enthalten, einige der hervorſtechendſten anzuführen.

Montataire, Laſſays Vater den Mad. la Ducheſſe im J. 1724 das Ordensband verſchafft hatte, hatte zu ſeiner zweyten Frau eine Tochter des Buſſi Rabutin genommen, der durch ſeine hiſtoire amoureuſe des Gaules, die ihn für den Reſt ſeines Lebens unglücklich gemacht hat, ſo bekannt iſt. Mann und Frau, die ich beyde gekannt habe, waren beyde groſſe Sprecher, und, wie man ſagt, ſehr groſſe Chikaneurs. Sie kamen zum erſten Präſidenten zur Audienz. Als die Reihe ſie traf, und der Präſident zu ihnen kam, wollte der Mann das Wort nehmen, aber die Frau ließ ihn nicht reden, ſondern fing ſelbſt an, ihre Sache aus einander zu ſetzen. Der Präſident hörte einige Zeit zu; hierauf unterbrach er ſie und ſagte: iſt das ihre Frau, mein Herr? Ja, mein Herr, antwortete Montataire über die Frage ſehr betroffen. Wie ſehr beklag ich ſie, mein Herr, verſetzte der erſte Präſident, indem er mitleidig die Achſeln zuckte, und wandte ſich von ihnen weg. Alle, die es hörten, konnten ſich des Lachens nicht enthalten, und die beyden gingen beſtürzt und aufgebracht hinweg, ohne von dem erſten Präſidenten außer dieſer Sottiſe etwas erhalten zu haben. — Frau von

Lillebonne hatte ein ähnliches Schickſal. Sie war einſt mit ihren Töchtern ebenfalls bey ihm in Audienz, und ihres Ranges, ihres Anſehens und Credits, und des Credits ihrer Töchter ungeachtet, war die Antwort ſo grauſam, daß ſie vor Zorn und Aerger in Thränen zerfließend hinweggingen. — Die Jeſuiten und die Väter des Oratoriums waren auf dem Punkte, mit einander zu ſtreiten; der erſte Präſident ließ ſie zu ſich berufen, und wollte ſie vergleichen. Er verhandelte einige Zeit mit ihnen, hierauf gab er ihnen das Geleit, und ſagte zu den Jeſuiten: ehrwürdige Väter, es iſt ein Vergnügen mit ihnen zu leben, und ein Glück, ſagte er zu den Vätern des Oratoriums, zu denen er ſich ſchnell umwandte, mit ihnen, ehrwürdige Väter, zu ſterben. — Der Herzog von Rohan ging unzufrieden aus ſeiner Audienz; lebhaft und heftig wie er war, hatte er ſeine Begleitung verbeten, und nach einigen Complimenten glaubte er, dieß von ihm erhalten zu haben. Er geht die Treppe hinunter, indem er ſich gegen ſeinen Intendanten, den er bey ſich hatte, ſeiner Galle entledigt. Unterwegs ſieht ſich ſein Intendant um, und erblickt den erſten Präſidenten, der ihnen auf den Ferſen folgt; er ruft ſeinem Herrn zu, um ihn davon zu benachrichtigen, dieſer wendet ſich um, und fängt an Complimente zu machen, daß der Präſident zurückgehn ſolle. O mein Herr, ſagte der erſte Präſident, Sie ſagen ſo ſchöne Sachen, daß man ſich unmöglich von Ihnen trennen kann; und er verließ ihn in der That nicht eher, bis er ihn in Wagen ſteigen und fortfahren geſehn hatte. — Die Herzogin de la Ferte war bey ihm geweſen, um ſich Audienz zu erbitten, und da jedermann ſeine üble Laune erfuhr, ſo beklagte ſie ſich darüber beym Weggehn gegen ihren Agenten, und nannte den Präſidenten einen alten Affen; er folgte ihr und ſagte kein Wort. Sie wurde ſeiner endlich gewahr, hoffte aber, daß er es nicht gehört habe, und er, ohne ſich etwas davon merken zu laſſen hob ſie in den Wagen. Kurze Zeit darauf wurde ihre Sache vorgenommen, und unverzüglich gewonnen; ſie eilte zum erſten Präſidenten, und ſagte ihm allen möglichen Dank. Er, demüthig und beſcheiden, beugte ſich ehrerbietig; hierauf trat er ihr dicht unter die Augen und ſagte ganz laut vor allen Anweſenden: Madame, ich bin ſehr erfreut, daß ein alter Affe etwas für eine alte Aeffin hat thun können; worauf er ganz demüthig, ohne weiter ein

Wort

Wort zu ſagen, ihr ſeine Begleitung anbot: denn das war ſeine Manier, wie er ſich von den Leuten los machte, daß er ſie immer von einer Thür zur andern führte und ſie das ſelbſt ließ. Die Herzogin de la Ferté hätte ihn ermorden oder umſinken mögen; ſie wußte nicht mehr was ſie ſagte und konnte ſeiner gar nicht los werden, und Er begleitete ſie im tiefſten Stillſchweigen voll Ehrfurcht und mit geſenktem Haupt bis an ihren Wagen. — Leute von gewöhnlichem Stande behandelte er ganz verächtlich. Er entblödete ſich nicht, einem Sachwalter und Agenten, den Leute von Anſehn mit in die Audienz gebracht hatten, um ihre Sache beſſer als ſie es konnten, zu führen, öffentlich zu ſagen: ſchweigen Sie, mein Freund, mit Ihnen ſpreche ich nicht: und hieraus kann man ſich von dem übrigen Hergang der Sache einen Begriff machen. Nicht viel beſſer behandelte er gewiſſe Räthe. Die beyden Brüder Daublet, welche beyde Räthe waren, und wovon der älteſte Verdienſt, Fähigkeit und Achtung beſaß, hatten die Güter Perſan und Creï gekauft, und die Namen von denſelben angenommen. Sie kamen zum Präſidenten zur Audienz; dieſer kannte ſie ſehr gut, aber dennoch fragte er, wer ſie wären? Bey Nennung ihres Namens warf er ſich ſogleich in die ehrerbietigſte Verbeugung, und indem er ſie anſah, als wenn er ſie kennte, ſagte er mit dem größten Ausdruck des Erſtaunens: ich kenne Sie, und wandte ſich von ihnen weg. — Während der Ferien war er in ſeinem Hauſe zu Grosbois. Zwey junge Räthe, welche ſich in der Nachbarſchaft befanden, beſuchten ihn daſelbſt. Sie trugen graue Reiſeröcke, und die Halstücher durch ein Knopfloch gezogen, wie es damals Mode war. Dieß reizte die Laune des Cynikers; er rief einen ſeiner Leute, eine Art von Stallmeiſter, zeigte hierauf auf einen ſeiner Lakaien und ſagte: den Augenblick jage mir dieſen Hundsſot fort, der ſo unverſchämt iſt, das Halstuch wie dieſe Herrn zu tragen. Die Herren fielen faſt in Ohnmacht, gingen ſo bald als möglich ihrer Wege und nahmen ſich feſt vor, nie wieder zu ihm zu gehen. — Seine wenigen Vertrauten und ſelbſt ſeine Familie litten nicht weniger von dieſer Laune als andere. Seinen Sohn behandelte er wie einen Neger; es gab beſtändig Auftritte zwiſchen ihnen. Sie wohnten und ſpeißen zuſammen und niemals ſprachen ſie von etwas anderm, als vom Regen und ſchönen Wetter. Hatten ſie in häuslichen oder andern

Angelegenheiten, was beſtändig der Fall war, mit einander zu thun, ſo ſchrieben ſie ſich und von einem Zimmer zum andern gingen verſiegelte Billets. Die des Vaters waren unbarmherzig; die des Sohnes, welcher gern widerbelferte, ſehr ſpitzig; bisweilen ging er zu ſeinem Vater, ohne daß er ihn fragen ließ, ob er nicht incommodire. Der Vater antwortete, wie er einem Fremden geantwortet haben würde. Sobald als der Sohn erſchien, ſtand der Vater auf, den Hut in der Hand, befahl dem Herrn einen Stuhl zu bringen und ſetzte ſich nur zugleich mit ihm wieder nieder. Bey dem Abſchiede ſtand er auf und machte ihm eine Verbeugung. Frau von Rouſſy, ſeine Schweſter, ſah ihn auf eine nicht viel ungenirtere und vertraulichere Weiſe, ob ſie gleich mit ihm in einem Hauſe wohnte; und er that oft bey Tiſche ſolche Ausfalle auf ſie, daß ſie auf ihrem Zimmer zu ſpeiſen ſich bequemen mußte. Sie war eine Heilige von Profeſſion, die in Ton und Manieren, in ihrem geſchraubten und affectirten Weſen ihrem Bruder ſehr ähnlich war. Die Schwiegertochter, eine ſehr reiche Erbin aus Bretagne, war bey aller Tugend und Sanftheit das Opfer dieſer drey. Der Sohn hatte alles das Böſe ſeines Vaters, aber nicht das Gute; eine Compoſition von dem hirnloſeſten Stutzer und der gravitätiſchſten, ſtrengſten, auf Stelzen gehenden Magiſtratsperſon; eine Art von Narr, der dabey außerordentlich verſchwenderiſch und ausſchweifend war. Er und ſein Vater hatten ſich eingebildet, Verwandte des Grafen von Orſet zu ſeyn, weil dieſer Harlay hieß. Welch ein glorreicher, ſo durchaus glorreicher Stamm, und welche affectirte Demuth!

Heinſius,

Großpenſionnär.

Frankreich verlor im J. 1720 einen ſeiner unverſöhnlichſten Feinde, aber in einer Zeit, wo er ihm nicht mehr ſchaden konnte, durch den Tod des berühmten Heinſius, Penſionnär von Holland. Er war ein und achtzig Jahr alt, ſein Geiſt war aber noch ſo lebhaft wie im vierzigſten; ſeine Geſundheit noch rüſtig. Eine Krankheit von wenig Tagen, an welcher der Kummer vielen Theil hatte, war ſein Tod; er

ſtarb

ſtarb im Haag am 3. Auguſt. — Geſchöpf und nachher ins nigter Vertrauter allesgeltender Rath des Prinzen von Oranien und das Werkzeug der unumſchränkten Autorität und Gewalt, die er nach in den vereinigten Provinzen erworben, und hatte ganz deſſen Intereſſe, Neigungen, Haß eingeſogen. Er folgte ihm zwar nicht in ſeinen Chargen und in der Autorität, welche ſie geben, aber wohl in ſeinem ganzen Einfluß auf die Gemüther und in ſeiner Regierungskunſt, und wurde, wie er, das erſte bewegende Prinzip und gleichſam der Herr aller wichtigen Deliberationen ſeiner Republik.

In der Leidenſchaft für ſeinen großen Plan, Frankreich und den König zu demüthigen, geſchmeichelt von der kriechenden Art, mit welcher ihm der Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough den Hof machten, die oft zwey Stunden in ſeiner Antichambre warteten, wollte er nichts vom Frieden hören, und dieſe drey hatten nichts weniger zum Zweck, als Frankreich noch unter den Frieden von Vervins zu demüthigen. Die Finanzen des Kaiſers, wiewohl er der am meiſten intereſſirte war, waren immer ſehr ſchlecht beſtellt; ſo eifrig auch die Engländer waren, ſo fühlte doch ihr Parlament die Laſt einer ſo ungleichen Vertheilung und verſtand ſich bey weitem nicht zu dem, was man von ihm hoffen mußte. Es fiel alſo auf Holland die Laſt, zu erſetzen, was dieſe beyden Mächte fehlen ließen. Sein Haß und die Schmeicheleyen der beyden Helden der Zeit verblendeten Heinſius, er vollendete den Ruin ſeiner Republik, über welche ſein Credit ſchaltete. Er war dreißig Jahre Penſionnär, und nie iſt ein Penſionnär ſo Herr aller Geſchäfte geweſen, man könnte ſagen, ſo abſoluter Herr, wenn die Form der Regierung nicht bey alle dem ſeine kluge Einkleidungen und Manövres verlangt hätte, die aber immer vollkommen gelangen. Man kann darnach von der Fähigkeit, Kenntniß, Geſchicklichkeit, Beredtſamkeit, Erfahrung und Geiſtesſtärke dieſes Miniſters urtheilen, der, ohne Statthalter ſeit dem Tode des Königs Wilhelm, ſich in allem als das Haupt, den erſten ſeiner Republik ſah, die ſo lange her, ſeit der Zeit des Königs Wilhelm und nachher, blind ſeinem Antrieb und Rath zu folgen gewohnt war. Aber nach geſchloſſenem Frieden, als der Rauſch der Hoffnungen, welche ein bis zum Erſtaunen glücklicher Krieg gab, vorüber war

und kalte Besinnung eintrat, sah endlich die Republik, wo hin ne Heinsius Leidenschaft geführt, und fühlte mit Schrecken die ungeheure Last von Verpfändungen und Schulden, welche er auf sie gewälzt hatte. Die Augen öffneten sich über Heinsius Verwaltung, die Unzufriedenheit brach aus, der Credit des Ministers sank, er sah sich in der größten Verlegenheit, um sich zu vertheidigen, daß er die Republik in diesen Abgrund geführt. Kränkung und Verdruß waren häufig zuletzt ununterbrochen: und dieß brachte ihn ins Grab. Außer der Stelle des Pensionnärs hatte er noch die Siegel in seinen Händen, damit ja nichts seiner Gewalt fehlte. Die Generalstaaten trennten nunmehr die beyden Aemter; und nachdem sie sechs Wochen und noch länger deliberirt hatten, gaben sie, den 20. Septbr., die Siegelbewahrung dem Baron von Wessenaer Statstumberg und die wichtige Stelle des Pensionnärs von Holland und Westfriesland dem Pensionnär der Stadt Rotterdam Hoornberg.

Graf von Horn.

Der Graf von Horn ging den Freytag der Marterwoche 1700 in die Straße Quingnampoix, um, wie er sagte, für 100000 Thaler Aktien zu kaufen, und bestellte dazu einen Agioteur in ein Trinkhaus. Der Agioteur fand sich daselbst mit seinem Portefeuille und mit Aktien ein: der Graf von Horn kam auch dahin, begleitet, wie er zu ihm sagte, von zweyen seiner Freunde. Sogleich fielen die drey über den Agioteur her; der Graf von Horn versetzte ihm mehrere Dolchstiche und nahm ihm sein Portefeuille; einer seiner zwey angeblichen Freunde, (die Piemonteser waren,) mit Namen Mille, versetzte ihm den letzten Streich, da er sah, daß er noch nicht todt war. Bey dem Lermen, den sie machten, liefen die Leute des Wirthshauses herbey, zwar nicht so schnell, daß sie nicht den Mord vollbracht gefunden hätten, aber doch zeitig genug, um sich der Mörder zu bemächtigen und sie zu arretiren. Unter dem Getümmel entwischte der andre Bandit, aber Horn und Mille konnten sich nicht retten. Die Leute des Wirthshauses schickten nach der Justiz, deren Beamten sie dieselben übergaben und diese brachten sie in die Conciergerie. Die schreckliche bey hellem Tage vollbrachte

That

That machte groſſes Aufſehn; ſogleich aber eilten mehrere angeſehene Perſonen, Verwandte dieſes berühmten Hauſes, zum Regenten und flehten um Barmherzigkeit. Dieſer vermied, ſo viel er konnte, mit ihnen zu ſprechen und befahl, wie billig, ſchnell und ordentlich Gerechtigkeit zu üben; endlich drangen die Verwandten bis zum Regenten hindurch, ſie verſuchten ihn für wahnſinnig auszugeben, indem ſie ſogar ſagten, ein Onkle von ihm ſey eingeſperrt, und verlangten, daß er ins Irrenhaus oder zu den Vätern de la Charité nach Charenton gebracht würde, wo man ebenfalls Wahnſinnige aufbewahrt; aber die Antwort war, man könnte ſich nicht bald genug von ſolchen Wahnſinnigen befreyen, die ihren Wahnſinn bis zur Wuth trieben. Da ſie mit dieſem Verlangen abgewieſen waren, ſo ſtellten ſie vor, welchen Schimpf die Anſtellung dieſes Proceſſes und ſeine Folgen einem ſo angeſehenen Hauſe bringen würde, das allen Groſſen und Edlen und faſt allen Monarchen von Europa befreundet ſey; aber der Herzog von Orleans antwortete, die Infamie ſey im Verbrechen und nicht in der Strafe. Sie ſtellten ihm dringend vor, daß dieſes Haus die Ehre habe, mit ihm ſelbſt verwandt zu ſeyn. „Nun wohl denn, meine Herren, erwiederte er ihnen, ich werde den Schimpf mit ihnen theilen.“ Der Prozeß war weder lang noch ſchwierig. Law und der Abbe Dübois, die ſo ſehr für die Sicherheit der Agioteurs intereſſirt ſeyn muſten, ohne welche das Papiergeld ſogleich unwiederbringlich in Verfall kam, wendeten bey dem Regenten alles an, um ihn unerbittlich zu machen. Dieſer, um der Verfolgung ein Ende zu machen, der er beſtändig ausgeſetzt war, um Gnade zu ertheilen; dieſe aus Furcht, daß er laß werden möchte, vergaßen nichts, um das Parlament zur Entſcheidung zu treiben. Der Proceß nahm eine harte Wendung, man ging auf nichts weniger als das Rad; die Verwandten, welche die Hoffnung aufgaben, den Verbrecher zu retten, dachten nur darauf eine Milderung der Strafe zu erhalten. Einige von ihnen kamen zu mir und ſuchten mich zu gewinnen, daß ich ſie darin unterſtützen möchte, ob ich gleich in keiner Verwandtſchaft mit dem Hauſe Horn ſtand. Sie ſtellten mir vor, daß die Strafe des Rades das ganze Haus und alle die in den Niederlanden und in Deutſchland mit demſelben verbundenen, in Verzweiflung ſetzen würde, weil in dieſen Ländern eine groſſe wichtige Verſchiedenheit

zwiſchen

zwiſchen den Strafen der Leute von Stand, welche ein Verbrechen begangen, und andern ſtatt fände; daß die Enthauptung keinen Nachtheil für die Familie des Hingerichteten haben, das Rad aber derſelben eine ſolche Infamie zuziehen würde, daß die Oncles, die Tanten, Brüder und Schweſtern und die drey folgenden Generationen von dem Zutritt in ein adliches Stift ausgeſchloſſen ſeyn würden; eine Ausſchließung, die außer dem Schimpf mit großem Nachtheil verbunden ſey, indem die Familien dadurch die Mittel, ſich ihrer überflüſſigen Laſten zu entledigen und ihre Kinder zu verſorgen und die Hoffnungen auf Abteyen und ſouveräne Biethümer verlören. Dieſe Rückſicht bewog mich und ich verſprach ihnen, dieſen Grund dem Herzog von Orleans beſtmöglichſt vorzuſtellen, ohne mich jedoch zu irgend etwas als zu Bitten um Gnade verbindlich zu machen. Ich war im Begriff nach la Frete zu gehen, um daſelbſt der Muße der Charwoche zu genießen. Ich ging alſo zum Regenten und legte ihm vor, was ich ſo eben gehört hatte. Ich ſagte ihm, wer bey einem ſo durchaus abſcheulichen Verbrechen um das Leben des Grafen von Horn bitte, nehme nur auf das Haus Horn Rückſicht, und ſey nicht ſein Diener; aber ich glaubte auch, derjenige ſey ſein Diener nicht, der auf dem Rade beſtünde, zu welchem Horn unausbleiblich verdammt werden würde. Ich glaubte, es ſey ein Mittelweg zu wählen, (dergleichen er ja ſo ſehr liebte,) der jede Foderung der Gerechtigkeit und jede billige Foderung des Publikums erfüllen, den ſo ſchimpflichen und nachtheiligen Einfluß der Strafe auf die ſo glänzende, in ſo großen Verbindungen ſtehende Familie verhindern und ihm die ganze Familie und alle mit ihr verbundene gewinnen würde, indem man wohl fühlen müßte, daß die Gnade des Lebens unmöglich ſey; ſtatt daß alle im entgegengeſetzten Falle in Verzweiflung und Wuth verſetzt würden, die bey jeder verfehlten Gelegenheit in ein Stift aufgenommen zu werden, (was jetzt eben mit der Schweſter des Grafen von Horn geſchehen ſollte,) nur noch mehr gereizt werden würde. Ich ſtellte ihm vor, daß dieſer Weg ſehr einfach ſey, nämlich er brauchte nur den Schluß auf das Rad faſſen und ſprechen zu laſſen und die Milderung der Strafe unterzeichnet und geſiegelt in Bereitſchaft zu halten, um nur das Datum im Augenblick des Beſchluſſes darauf ſetzen zu dürfen und es ſogleich an die Behörde zu ſchicken,

und

und noch denſelben Tag den Grafen von Horn enthaupten zu laſſen; ſo nach Vollbringung der Gerechtigkeit und nach ertheiltem Verdammungsurtheile zum Rade würde das Publikum befriedigt ſeyn, indem der Graf Horn genug durch den Tod beſtraft ſey, und das Haus Horn und alle demſelben Angehörige würden, zu billig denkend, um die Begnadigung zu hoffen, die ſie ſelbſt an der Stelle des Regenten nicht ertheilt haben würden, für die Rettung ihrer Ehre und der Mittel, ihre Töchter und jüngern Söhne zu verſorgen, ihm dankbar ſeyn. Der Herzog fand, daß ich Recht hätte, billigte meine Meynung und ſah ein, wie ſehr ſein Intereſſe es fodere, ſo viel angeſehene Leute gegen ſich nicht zur Verzweiflung zu bringen, indem er doch gleichwohl der Gerechtigkeit und der Erwartung des Publikums genugthue, und verſprach mir meinen Rath zu befolgen. Ich ſagte ihm, daß ich morgen wegreiſen würde und daß Law und Dübois, die auf dem Rade beſtünden, ihn hart angehen würden. Er verſprach mir aber von neuem, auf der Milderung der Strafe feſt zu beharren, und ſagte mir über dieſen Punkt alles, was ich ihm darüber hätte weitläuftig ſagen können. Ich erklärte ihm, ich ſey mit dem Hauſe Horn nicht verwandt, noch in der geringſten Bekanntſchaft oder Verbindung mit demſelben, oder mit einem derer, die ſich für daſſelbe intereſſirten; es ſeyen lediglich Gründe und Anhänglichkeit für ſeine Perſon und Intereſſe, das mich ſo ſprechen hieß, und ich beſchwor ihn bey dieſem Entſchluß zu beharren, da er das Vortheilhafte deſſelben und die traurigen Folgen des Gegentheiles einſähe, und ſich nicht von dem falſchen eigennützigen Räſonnement Laws und des Abbe Dübois irre machen zu laſſen, die ſich einander die Hände bieten würden, um ihn zu ihren Abſichten zu bewegen. Er verſprach es mir von neuem und da ich ihn gut kannte, ſah ich, daß er es aufrichtig meynte. Ich beurlaubte mich und reiſte den andern Tag ab. Was ich vorausgeſehn hatte, traf richtig ein. Dübois und Law beſtagerten ihn und brachten ihn ſo gut herum, daß die erſte Nachricht, die ich zu la Frete erhielt, war, daß der Graf von Horn und ſein Helfershelfer Rille auf dem Greveplatz lebendig gerädert worden und unter dem Rade gegen 4 Uhr des Nachmittags, auf demſelben Schaffot, nachdem ſie vorher auf der Folter geweſen ſeyen, ihren Geiſt aufgegeben hätten. Der Erfolg war der nämliche, wie ich ihn dem Herzog

von

von Orleans vorgeſtellt hatte. Das Haus Horn und aller der hohe Adel in den Niederlanden, ſelbſt in Deutſchland, waren aufgebracht und legten ihrem Unwillen in Reden und Schriften keine Feſſeln an. Es wurden von ihnen ſogar ſeltſame Anſchläge zur Rache gefaßt; und noch lange nach dem Tode des Herzogs von Orleans haben einige dieſer Herren noch voll von Gift darüber mit mir geſprochen.

Beylage über den Grafen von Horn, der während des Lawſchen Syſtems lebendig gerädert wurde.

Die Thorheit des Syſtems, das alle Laſter in Bewegung geſetzt hatte, begleiteten Verbrechen, und die jungen ausſchweifenden Leute beſonders erlaubten ſich, um Geld zu bekommen, alle mögliche Handlungen. Der Graf von Horn ging in Begleitung zweyer Wüſtlinge durch das Kloſter St Germain, wo die Leiche eines Procureurs bis zu ihrer Beerdigung ausgeſetzt war.

„Was machſt du da?“ ſagte der Graf von Horn zur Leiche. „ſteh auf,“ und gab ihr mehrere Degenhiebe und warf ſie um, auf der einen Seite der Weihkeſſel, auf der andern der Leuchter. Der Cüre beerdigte den Todten ſo gut er konnte und ſagte kein Wort.

Den Tag darauf traf der Graf von Horn einen Herumträger, der gedruckte Befehle ausrief, er nahm ihm einen ab, und bezahlte ihm einen Thaler dafür, unter der Bedingung, daß der Kerl in den Mittelgang der Kirche St Germain einen Quaderſtein trug, den er ihm zeigte.

Als er den Stein hingelegt hatte, ſetzte ſich der Graf von Horn darauf und während der hohen Meſſe ſtimmte er den Geſang an, den man bey Beerdigungen ſingt, und verkündigte die Beerdigung der Bankozettel. Dießmal beklagte ſich der Cüre, und der Graf von Horn wurde, wiewohl nur auf einige Tage, in die Baſtille geſchickt.

Als er aus der Baſtille wieder entlaſſen war, ging er in die Straße Quincempoix und miſchte ſich unter die Agieurs

teurs

teurs und ſpielte den Negocianten. Er bot einem Mäkler Aktien um einen ſehr geringen Preis zum Verkauf an, ohne eine einzige zu haben. Die Scene ging nach Sitte der Zeit in einem Wirthshauſe vor ſich und hier krönte der Graf von Horn ſeine Sinnloſigkeit und Tollheit mit dem Verbrechen, indem er den Mäkler mit einem Dolche ermordete, dem er ſein Porteſeuille abnahm, und dann zum Fenſter hinaus ſprang, um zu entfliehen; ein Laſtträger aus der Halle fing ihn auf und er ſchmeichelte ſich umſonſt Gnade zu erhalten. Prinzen und Große vereinigten ſich, um für ihn beym Regenten zu bitten, aber der Prinz wollte ein Beyſpiel ſtatuiren und antwortete, daß ihn nicht der Schaffot entehre, ſondern das Verbrechen, und daß die Handlungen perſönlich ſeyen. Als man ihm vorſtellte, daß der Graf von Horn ſein Verwandter ſey, ſoll er geſagt haben: „Nun wohl, habe ich ſchlechtes Blut, ſo laß ich es abzapfen.“ Er ging heimlich nach St Cloud, um während der Execution nicht beunruhigt zu werden.

Frankreich war damals ariſtokratiſch und man ſah den Spruch des Regenten für ſo ungewöhnlich und hart an, daß man ihn tadelte, daß er einen Edelmann auf dem Schaffot bluten ließ, obgleich ſein Verbrechen ſo entſetzlich war. Der ganze franzöſiſche Adel tadelte ihn, das feudale Deutſchland beklagte ſich mit Bitterkeit und es war eine Copie von einem Briefe im Umlauf, den der Bruder des Grafen von Horn an den Regenten geſchrieben hatte, worin er ſich über die grauſame vom Regenten ſo beſtimmt befohlne Hinrichtung ſeines Bruders in folgenden Worten beklagt:

„Ich beklage mich nicht, mein Herr, über den Tod meines Bruders. Er hatte ein ſo ſchreckliches Verbrechen verübt, daß es keine Strafe gab, die er nicht verdient hätte; ſondern ich beklage mich darüber, daß Sie in ſeiner Perſon die Rechte des Königreichs, des Adels und der Nationen verletzt haben. Ich danke Ihnen für die Erlaſſung der Confiscation ſeiner Güter, die Sie mir anzubieten geruhet haben; ich würde mich für eben ſo infam als ihn halten, wenn ich die geringſte Gnade von Ew Königl. Hoheit annähme. Uebrigens hoffe ich, daß Gott und der König eben ſo ſtrenge Gerechtigkeit gegen Sie üben werden, als Sie gegen meinen unglücklichen Bruder geübt haben.“

Die

Die Rechte des Königreichs ſollten, wie mich dünkt, dadurch verletzt ſeyn, daß gegen ſolche Mordthaten eine ſo ſtrenge Gerechtigkeit geübt werde: die Rechte des Adels, daß ein Beyſpiel ſeiner Unterwerfung unter die Geſetze gegeben und er nicht der Strafe der Verbrechen entzogen worden; aber man verzieh dem Unwillen eines Edelmanns, der ſich durch die Hinrichtung ſeines Bruders entehrt glaubte. Man ſieht indeſſen, welches die Früchte des Syſtems waren.

Jacob II.

König von England.

Dieſer unglückliche Fürſt, deſſen Geſundheit ſeit ſeiner Rückkehr aus dem Bourboner Bad, das ihm Fagon gerathen, ſich immer mehr verſchlimmert hatte, verfiel den 5ten Nov. in eine Art von Paralyſis, wozu noch andere Uebel kamen, welche keine Hoffnung mehr ließen. Bey dieſen Umſtänden faßte der König einen Entſchluß, welcher der Großmuth Ludwig XII und Franz I würdiger als ſeiner Weisheit war. Er ging von Marly, wo er war, nach St Germain. Den 17ten Septbr. befand ſich der König von England ſo ſchlecht, daß, als man ihm den König anmeldete, er kaum auf einen Augenblick die Augen aufſchlug. Der König ſagte zu ihm, er ſey gekommen ihn zu verſichern, daß er wegen des Prinzen von Wallis in Ruhe ſterben könnte; er würde ihn als König von England, Irrland und Schottland anerkennen. Die wenigen Engländer, die ſich daſelbſt befanden, warfen ſich ihm zu Füßen, aber der König von England gab kein Zeichen des Lebens von ſich.

Der König hoffte immer, daß ſein ſo gemäßigtes Verhalten in Flandern, die Freylaſſung der Holländiſchen Garniſonen, und die Unthätigkeit ſeiner Truppen, als ſie alles überwältigen konnten, und nichts im Stande war, ſich ihrer Gewalt zu widerſetzen, Holland und England, wovon das erſtere ſo ganz von dem andern abhängig war, vom Friedensbruch, dem Hauſe Oeſterreich zu Gunſten, abhalten werde; dieß hieß damals die Hoffnung ſehr weit treiben: aber der König ſchmeichelte ſich noch immer damit und hofft, auf dieſe Art bald den Italieniſchen Krieg und den ganzen ſpaniſchen

ſchen Succeſſionsſtreit zu endigen, worin ihm der Kaiſer mit ſeiner Kriegsmacht allein und ſelbſt mit der des Reiches zu widerſtehn nicht mehr im Stande ſeyn würde. Nichts war alſo dieſer Lage der Dinge und der, im Ryswicker Frieden feyerlich gethanen und bis dahin nicht weniger feyerlich vollzogenen Anerkennung des Prinzen von Oranien als Königs von England widerſprechender als dieſer Schritt: dieß hieß ihn bey dem empfindlichſten Fleck beleidigen, und ganz England und Holland mit ihm; dadurch zeigte er ihnen, wie wenig ſie auf dieſen Friedenstraktat zu bauen hatten, und machte es ihnen leicht, alle die Fürſten, welche in dieſem Traktat unter ihrer Allianz contrahirt hatten, in ihren Bund zu ziehn, und offen, auf ihre eigne Hand, unabhängig von dem Hauſe Oeſterreich, zu brechen.

Was den Prinzen von Wallis betraf, ſo gewährte ihm dieſe Anerkennung keinen einzigen reellen Vortheil; ſie belebte nur von neuem die Eiferſucht, den Argwohn und die Leidenſchaft der ihm feindlichen Parthei in England; ſchloß ſie nur feſter an den König Wilhelm an, und an die Succeſſion in der proteſtantiſchen Linie, die ihr Werk war; machte ſie nur wachſamer, thätiger und ungeſtümer gegen alles, was katholiſch oder im Verdacht war die Stuarts in England zu begünſtigen, und erbitterte ſie immer mehr gegen den jungen Prinzen und gegen Frankreich, das ihnen wider ihren Willen einen König geben und über ihre Krone entſcheiden wollte, ohne daß doch der König, der dieſen Wunſch zum wenigſten durch dieſe Anerkennung zeigte, mehr im Stande war, den Prinzen von Wallis auf den Thron einzuſetzen, als er den König, ſeinen Vater, in einem langen Kriege, wiedereinzuſetzen vermocht hatte, wo er doch nicht, wie jetzt, den Streit über die Spaniſche Succeſſion für ſeinen Enkel zu beſtehn hatte. In dem kurzen Intervall, das der König von England hatte, ſchien er über das, was der König gethan hatte, ſehr gerührt. Dieſer hatte ihm verſprechen müſſen, nicht zuzulaſſen, daß nach ſeinem Tode die geringſte Feyerlichkeit ſeinetwegen Statt hätte. Er erfolgte den 16. Sept. 1701 gegen 3 Uhr Nachmittags.

Den andern Tag, als den Sonnabend gegen 7 Uhr des Abends, wurde die Leiche dieſes Fürſten ſehr nachläſſig begleitet mit dem Gefolg von einigen Kutſchen, worin die vornehmſten Engländer von St. Germain ſaßen, nach Paris zu

den Englischen Benedictinern in der Straße St. Jacob gebracht, und daselbst wie der gemeinste Privatmann in einer Kapelle beygesetzt, bis zu den Zeiten, die dem Anschein nach sehr entfernt waren, wo er in England in dem Begräbniß seiner Väter beygesetzt werden könnte. Sein Herz wurde bey den Schwestern der H. Maria zu Chaillot aufbewahrt.

Dieser Fürst ist unter dem Namen des Herzogs von York; und dann als König von England der Welt so bekannt geworden, daß ich von ihm zu sprechen nicht nöthig habe. Er hat sich sehr durch seine Tapferkeit und Güte, noch mehr durch die standhafte Seelengröße, mit welcher er all sein Unglück ertrug, und endlich durch eine besondere Heiligkeit ausgezeichnet.

Der Englische Gesandte, Graf von Manchester, erschien nicht mehr zu Versailles nach der Anerkennung des Prinzen von Wallis, und reiste einige Tage nach der Ankunft des Königs zu Fontainebleau ohne Beurlaubung ab. Der König Wilhelm erhielt in seinem Lustschloß zu Loo in Holland die Nachricht von dem Tode des Königs Jacob und dieser Anerkennung. Er saß gerade mit einigen Deutschen Fürsten und einigen Herrn bey Tafel; er sagte kein Wort weiter, nachdem er die Nachricht mitgetheilt hatte, aber er wurde roth, drückte den Hut ins Gesicht, und konnte seine Bewegung nicht verbergen. Er schickte Befehl nach London, um Sousson anzuzeigen, daß er sich auf der Stelle entfernen und sogleich einschiffen möchte. Er war in Abwesenheit des Ambassadeurs und eines Gesandten der Geschäftsträger des Königs. Diesem Ausbruch folgte sogleich die Unterzeichnung der großen Offensiv- und Defensiv-Allianz gegen Frankreich und Spanien zwischen dem Kaiser und dem Reiche, (das zwar kein Interesse dabey hatte, aber unter dem Hause Oesterreich keine Freyheit mehr hatte) England und Holland, in welchen Bund sie nachher noch mehrere Mächte zu ziehn wußten. In Neapel hatte man so eben eine Verschwörung unterdrückt; Sassinet, Neffe des Barons von Lisola, mit Vollmacht vom Kaiser ausgerüstet, hatte sie geleitet; er wurde gefangen: der Prinz von Murcia und der Herzog von Telena waren die vornehmsten Häupter derselben und entkamen. Der Prinz von Montesarchio, ein Greis von 80 Jahren, stieg bey dem ersten Lärmen nebst dem Herzog von Popoli

voll zu Pferde, und beyde zerſtreuten mit ihren Freunden die verſammelte Rotte, welche die Empörung beginnen ſollte, und unterdrückten alles. Der Herzog von Gaeta verließ Rom in dem Wagen des kaiſerlichen Geſandten, obgleich es ihm der Pabſt bey einer Strafe von 5000 Thalern verboten hatte. Der Vicekönig, Herzog von Medina Celi, befand ſich ſehr gut dabey. Der Prinz Eugen hatte Befehl, 10000 Mann dahin zu ſchicken, wenn die Empörung geglückt wäre. Der Herzog von Medina Celi wurde ganz zu Ende des Jahres nach Spanien zurückberufen, und erhielt die Präſidentenſtelle des Indiſchen Conſeils, eins der reichſten und wichtigſten Aemter von ganz Spanien.

Die Jeſuiten.

Der Ehrgeiz dieſer berühmten Geſellſchaft hat ſich ſeit ihrer Stiftung bis auf den heutigen Tag ſo thätig gezeigt, daß man die Geſchichte der neuern Monarchien nicht ſchreiben kann, ohne auf ſie irgendwo zu ſtoßen, und es wird nichts von Bedeutung vorgehen, wo ſie nicht, zum Guten oder zum Böſen, im Spiele wären.

Von jeher iſt es ihre Politik geweſen, als eifrige Vertheidiger des Glaubens in der ſtrengſten Reinheit erſcheinen zu wollen; und man muß es, um gerecht zu ſeyn, anerkennen, daß die Ketzer und beſonders die Proteſtanten nie eifrigere Widerſacher gehabt haben: und die Jeſuiten könnten ſich in dieſer Hinſicht ihres Eifers rühmen, wenn ſie nicht die Grenzen der Vernunft überſchritten hätten, indem ſie die Hugenoten mit Feuer und Schwert, auf das ärgſte, beſonders in den Jahren des ſchwachen Alters des Königs, verfolgen ließen.

Aber ſo ſehr ihr Eifer für den Glauben offenbar und anerkannt iſt, ſo ſehr begünſtigt die Politik der Geſellſchaft eine weltliche Moral, die der Kirche fremd iſt. Und dieſe Moral iſt oft ſo auffallend und übertrieben, daß die Franzöſiſche Geiſtlichkeit und oft der Pabſt ſelbſt, welche dieſe furchtbare Geſellſchaft fürchten oder ſchonen, ſich gleichwohl genöthigt ſehen, ihre ſo irrigen moraliſchen Grundſätze zu verdammen, wobey der Pabſt und die Geiſtlichkeit gewöhnlich

lich die Klugheit brauchen, daß sie den und den Satz verdammen, ohne zu sagen, wo er her ist, um so die Ehre der Gesellschaft und des Urhebers zu retten; während die klugen Jesuiten mehr den Urheber als den irrigen Satz, den er vorgebracht hat, verfolgen; daher man auch von jeher gesagt hat, daß die guten Väter es mehr auf die Leute, als auf ihre Lehre abgesehen hätten.

Als es ausser der Mode war, gegen die Protestanten zu schreiben, und als Bossuet (den sie zuerst angriffen und von mehrern der Ihrigen angreifen ließen, um seinen aufgehenden Ruhm zu verdunkeln) über diesen Gegenstand die herrlichsten Meisterwerke geliefert hatte, die nicht zu übertreffen, ja nicht einmal zu erreichen waren; so giengen sie darauf aus, neue Ketzereyen in den von aller Welt bewunderten Büchern zu finden, damit sie große Hindernisse zu bekämpfen hätten; und dazu war ihnen Frankreich der beste Schauplatz; denn in Italien hätte der Pabst, zu souverain, den Streit in seiner Blöße darstellen und zu bald endigen können; in Spanien hätte ein Spruch jede andere Meynung vernichtet, so wie auch in Portugal. Die klugen Väter wählten also Frankreich und die Niederlande zu dem Schauplatz ihrer Kriege, weil sie wohl wußten, daß das Ansehn des Römischen Stuhls und der Bulle da, wo sie hinwollten, Widerstand finden würden, und sie wollten den Ruhm haben, als unerschrockene Vertheidiger der Wahrheit zu erscheinen. Sie wählten auch unter den dogmatischen Controversen die subtilsten, die von der Gnade und der Freyheit, und die aller metaphysischsten, um desto mehr Menschen zu überraschen und die Ketzerey zu finden, wo sie sie finden wollten.

Die Gesellschaft erreichte ihren Zweck. Man erhielt eine Bulle, und was das artigste dabey war, man mußte Rom lange quälen, um die Zahl der erklärten Ketzereyen zu vermehren. Die Wirkung davon ist bekannt, ich habe davon in meinen Memoires gesprochen. Jetzt, wer nicht einer von den Ihrigen ist, wer nur gleichgültig gegen ihre Streitigkeiten ist, gegen den richten sie die allzeitfertige Anklage, den bekämpfen sie mit der gewohnten Waffe: dieß ist nämlich das ganze Geheimniß des Jansenismus, welches die Ketzerey ist, die die Gesellschaft nach dem Hugenotismus so subtil gefunden und an Tag gebracht hat, und die den doppelten Vortheil

theil gewährt, eines Theils, ihre Feinde unterdrücken zu können, oder ihnen zu ſchaden, andern Theils als gewiſſenhafte Vertheidiger des Buchſtabens des Evangelii und der Kirchenlehre zu erſcheinen; während die Geſellſchaft ſich kein Gewiſſen daraus machte, in entlegenen Ländern Miſſionarien zu haben, deren Glaube heidniſch war, und Theologen in Europa anzuerkennen, deren Moral nicht viel mehr werth war.

Während der Ligue ſind die Jeſuiten die geheimen Emiſſarien des Papſtes geweſen, während ſich Korporationen gefunden haben, die Heinrich IV ſtandhaft treu geweſen ſind. Bedachtſam unter der Regierung dieſes Königs, als er einmal befeſtigt war, wurden ſie durch den Ruf, in dem ſie ſtanden, ſchreckliche Mordthaten verübt zu haben, für ſchuldig gehalten, ob man ſie ihnen gleich nicht beweiſen konnte. Demüthig unter Richelieu aber nützlich, haben ſie bewieſen, wie ſehr die Geſellſchaft, in ſtrenger Obhut gehalten, für Religion und Staat nützlich ſeyn kann; demüthig auch, aber gezwungen, während des langen Glückes Ludwigs XIV haben ſie nicht eher ihren kühnen Schwung genommen, als bis ſie ihn alt, gedemüthigt und ſchwach, unglücklich und devot ſahen. Man kennt alle die Greuel, die ſie theils gegen die Janſeniſten, theils gegen die Proteſtanten angeſtiftet und unterſtützt, und wie ſie den Glauben des verſtorbenen Königs hierin irre geführt haben. Hierauf auf einmal wie von einem Donnerſchlag durch den Regenten gedemüthigt, rächten ſie ſich durch den ſchrecklichen Anſchlag, ihm die Regentſchaft zu entreißen, indem ſie die Anſchläge des Spaniſchen Hofes mit Rath und verrätheriſcher Correſpondenz unterſtützten und Complotte ſtifteten; als ſie hierauf ſahen, wie viel der Abbe Dübois über den Regenten vermochte, boten ſie ihm die Hand, um wieder zu Gnaden zu gelangen; ſie bahnten ihm den Weg zur Kardinalswürde, nur damit er einen Fürſten für ſie wieder gewinnen möchte, der Anfangs in manchen Dingen zu ihnen Zutrauen hatte, und damit er ihnen die dem P. le Tellier genommene und einem Weltgeiſtlichen gegebene Beichtvaterſtelle wieder verſchaffen und der Bulle Aufnahme und Unterſtützung verſchaffen möchte.

Damals ſah ich, wie ſehr die Jeſuiten eine Erziehung des jungen Königs fürchteten, an der ſie keinen Theil hatten.

Die eigentliche Urſache dieſes Kreuzzuges war der heilige Bernhard, Abt von Clairvaux, welcher unter ſeinen Zeitgenoſſen ſo berühmt war, als er bey der Nachwelt berüchtigt geworden iſt. Er beſaß Geſchmack und Gelehrſamkeit, Feſtigkeit des Charakters, die nicht ganz frey von Starrſinn war, und eine ſeltene Energie des Geiſtes, die ſich aber dem beſſern Genius, welcher das menſchliche Geſchlecht in Europa zu leiten begann, entgegenſetzte. Ein ſolcher Mann mußte von dem größten Theil ſeiner Zeitgenoſſen bewundert werden, da die raſtloſeſte Thätigkeit und eine feurige Beredſamkeit ſeinen Talenten immer weiten Spielraum verſchaften, und er würde von ihnen vergöttert worden ſeyn, wenn nicht der Abt Suger von St. Denis ihm an der Seite geweſen wäre, und manche ſeiner Fehler durch ein ſo völlig verſchiedenes Betragen in ein zu helles Licht geſtellt hätte. Beide waren ihrem jungen Monarchen zugethan, Bernhard, als dem Geſalbten Gottes, Suger, als dem Regenten ſeiner Landsleute. Beide liebten die Religion, jener opferte ihr die Wohlfarth der Nation

Der Regent, welchen der König liebte, schien lange leben zu können und im Stande zu ſeyn, ihnen, wie vor ſeiner Regentſchaft, nützlich zu werden, wo er ihnen die Liſte der Pfründen ſeiner Appanage anvertraut hatte; und die Jeſuiten, die ſich erhoben, die am Hofe eingeführt waren, ihre Gefangenen beſaßen und ſich im Beſitz mancher ſogar beträchtlicher Gnaden ſahen, mußten eine Zukunft fürchten, in der ſie eine ſchlechte Rolle ſpielen würden. Dieß waren die Gründe, die ſie zur Beförderung des Abbe Dübois zum Kardinalshut bewogen; eine Handlung, welche viele belehrte, andere darin beſtärkte, daß die Grundlage dieſer Geſellſchaft auf das Böſe gebaut iſt, indem ihre Obern Leute ohne Ehre, ohne Rechtſchaffenheit, ohne Glauben, wenn ſie ihnen nützlich ſind oder ſeyn können, auf den Händen tragen, während ſie diejenigen, die ſie haſſen, (nicht um der Religion willen, die, wie ſie ſelbſt geſtehen, ewig iſt und nie fehlen kann, ſondern weil ſie in dem Unglücklichen, den ſie dem Verderben geweiht haben, etwas, was die Geſellſchaft verdunkelt, ein Talent, irgend etwas, was ſie fürchten, gegenwärtig oder zukünftig ſehen,) ins Gefängniß werfen und dem Bann und dem Verderben weihen. Ich frage, ob das nicht als Weltleute, nicht aber als Geiſtliche, handeln heiße?

Dieſe ganze Politik iſt ſchon von verſchiedenen, mehr oder weniger, erkannt worden; auch muß jeder, der emporkommen will, ſich gewöhnlich auf die Jeſuiten ſtützen, und der Kardinal, der uns jetzt mit ſo viel Gewalt beherrſcht, hat nicht unterlaſſen, ſich ihnen ganz zu ergeben: und man muß auch zugeſtehen, daß ſie jeden, der ſich ihrer Geſellſchaft oder der Vertheidigung ihrer Moral, ihrer Gebräuche, Gewohnheiten und Manieren weiht, ſehr reichlich belohnen, wofern Andere's ſeine Ergebung, die ſie vortrefflich zu prüfen verſtehn, ganz, aufrichtig blind und um ſo niederträchtiger iſt, je mehr oder weniger er in der Kirche ausgezeichnet iſt: denn ſie verſtehen ſich ſehr gut auf Menſchen und Rangordnung.

Die Erziehung iſt ein vortreffliches Hülfsmittel für die Jeſuiten, um zu wiſſen, auf wen ſie bauen dürfen: ſie kennen zum Voraus den ganzen Charakter, Fehler und Neigungen eines Subjectes, das ſie in dem Alter, wo keine Zurückhaltung täuſcht und wo man offen iſt, beobachtet haben. Die

hohe

hohe Geistlichkeit beherrschen sie durch Einfluß und Furcht; die niedere Geistlichkeit durch ihre Furchtsamkeit; die Mönche verachten sie oder erhalten sie sich durch Eitelkeit. Die von St Sulpice haben sie unterstützt, nur sollten sie sich nicht zu sehr erheben, denn nach Fleurys Tode werden sie ihnen sicherlich zeigen, wie übel sie es genommen haben, daß sie so hoch gestiegen sind; und es würde mich nicht überraschen, besonders wenn die Sulpicianer sich in die Höhe geschwungen haben und sich darauf behaupten, wenn ihnen die Jesuiten einen Streich versetzten; ja vielleicht hilft ihnen schon jetzt nur, daß ihnen ihre Politik die Talente meiden heißt, die äußerlich Aufsehn erregen und sich Achtung erwerben; denn sie würden sich gewiß auch gern etwas zu schaffen machen. Auf das Oratorium sind sie entsetzlich eifersüchtig und es hat nicht an ihnen gelegen, daß sie ihm nicht wie Port Royal gethan haben: sie sind voll Eifersucht auf ihr Institut, das trotz ihrer Angriffe noch immer große Männer hervorzubringen pflegt. Diese Gesellschaft suchten die Jesuiten gern zu vernichten, und sie haben sie wie eine Gesellschaft von Ketzern angegriffen, die mit dem Anathem belegt zu werden verdient. Diese Unterdrückung des schwächern durch den stärkern wird stets den Priestern von der Mission, den Sulpicianern und andern ähnlichen kleinen Gesellschaften eine Warnung seyn, nicht nach äußerm Glanz zu streben und in ihrem knechtischen Stande neben ihnen, in ihrer crassen Unwissenheit zu bleiben, und sie werden die Vorsicht brauchen, sich selbst in Schulmeynungen ihre Schüler zu nennen, aus Furcht, beobachtet, beunruhigt, zu Grunde gerichtet oder wenigstens gewaltsam angegriffen zu werden; indem die Jesuiten in den Wissenschaften auf jedes noch so unbedeutende Talent eifersüchtig sind und alle Wissenschaften, selbst die, welche nicht zu ihrem Stande gehören, bearbeiten wollen.

Was die Geschichte betrifft, so haben sie dieselbe überall als das Werkzeug ihrer Schmeicheley gegen die Könige gebraucht und sie mit unzähligen Romanen verfälscht; oder sie haben vielmehr eine Menge Wahrheiten verhehlt. Wir haben gesehn, was sie in Frankreich durch die Feder des P. Daniel gethan haben. Sie haben übrigens auf die Druckerey im Stillen ein so wachsames Auge, daß man in Frankreich kaum ein Buch drucken kann, wo von ihnen anders die Rede ist als

in übertriebenen Lobreden; auch halte ich es für unmöglich, je meine Memoires in Frankreich herausgeben zu können, außer heimlich, und auch dann werden sie sie um so mehr zu unterdrücken suchen, je deutlicher sie in denselben dargestellt werden, und es wird nichts ihren Unwillen reizen, als daß ich so kühn gewesen bin, das Geheimniß ihres Verhaltens zu enthüllen, das ich als Staatsmann nahe und fern zu verfolgen im Stand gewesen bin.

Gleichwohl wenn wir gerecht seyn wollen, so könnte diese Gesellschaft, die sich so im Bösen gefällt, wenn sie reformirt oder nur gut dirigirt und von einem Ministier oder unsern Königen beherrscht würde, durch ihre Talente, ihren Eifer, der nur gut gelenkt werden müßte, und durch ihre sklavische Subordination, große Dinge ausrichten. In Missionen verstehen die Jesuiten am besten die Kunst, zu Gott zu bekehren und Gutes zu wirken, ihre meisten religiösen Schriften sprechen ans Herz, weil sie unter sich eine Menge guter gläubiger Geistlichen haben; ihre Prediger sind immer gut gewählt, werden gern gehört und haben Anhang; sie flößen der Jugend viel gute Gesinnungen ein, geben ihr Leichtigkeit für die Gesellschaft und viel Gelehrsamkeit; ihr Gehorsam ist blind, mit dem sie zur Bekehrung der Heiden gehen; und ob sie gleich das Geld lieben, wie man besonders aus der Anekdote, die ich bald erzählen will, sehen kann; so lieben sie es doch nicht sowohl um ihretwillen als um der ganzen Gesellschaft oder um ihres hochwürdigen Generals willen, den ein jeder mehr liebt, fürchtet und respectirt, als ein guter Franzos den König oder der Engländer seine Freyheit lieben kann. Ich habe sogar in einem ihrer Werke gelesen, daß es Väter gegeben hat, die diesem ihrem General so blind ergeben waren, daß sie nicht anders als knieend an ihn schrieben. Auch würde ein Jesuit lieber selbst leiden, als den General oder seine Gesellschaft in Bedrängniß sehen. Dieß alles macht diese Gesellschaft zu einem fürchterlichen Ganzen, und wird sie als solches behaupten.

Diese Betrachtungen lehren, daß es bey diesen bösen und guten Seiten der Gesellschaft am rathsamsten sey, sie nicht zu verfolgen, was sie nur schlimmer und gefährlicher macht, sondern sie gehörig zu beherrschen, ohne ihr wehe zu thun, damit sie dem Staate nützlich werde, wie sie es in der

schönen

ſchönen Periode Ludwigs XIV war; in welcher Zeit man einen Bourdalone und andere Männer von Verdienſt aus ihrer Mitte hat hervorgehen ſehen. So würden ſie kein Böſes mehr ſtiften, denn ſicherlich haben ſie bis auf dieſen Tag mehr Böſes als Gutes geſtiftet.

Was die Liebe zum Gelde betrifft, welche die Jeſuiten immer gehegt haben, ſo wird man nicht vergeſſen haben, daß zu Cadix eine Flotille mit 60 Millionen an Gold und Silber und 12 Millionen an Waaren, die Unterſchleife und Contrebanden ungerechnet, einlief. Bey dieſer Gelegenheit fiel nämlich eine Anekdote vor, nachdem der König von Spanien zu Madrid war. Beym Ausladen dieſer Schiffe fanden ſich acht groſſe Kiſten voll Chocolate für den hochwürdigen General der Geſellſchaft Jeſu. Dieſe Kiſten drückten denen, die ſie trugen, faſt die Schultern ein und man brauchte doppelt mehr Leute, als ſie nach Proportion ihrer Größe erfoderten. Da man ungeachtet dieſer Verſtärkung dennoch die größte Anſtrengung nöthig hatte, ſo wurde man neugierig, die Urſache zu wiſſen. Als daher alle dieſe Kiſten in den Magazinen von Cadix angelangt waren, ſo öffneten diejenigen, welche ſie zu beſorgen hatten, eine von ihnen, fanden aber nichts darin, als groſſe dicke Chocolatenkugeln, übereinander gepackt. Sie fanden eine darunter, deren Gewicht ſie Wunder nahm, und ſo eine zweyte und eine dritte von gleicher Schwere; ſie wollten eine davon zerbrechen, ſie widerſtand, aber die Chocolate zerſprang; und als ſie mehr Kraft brauchten, ſo fanden ſie, daß es lauter Goldkugeln waren, die mit einem Finger dick Chocolate bekleidet waren; denn nach dieſem Verſuche unterſuchten ſie auch den Reſt der Kiſte und ſo alle übrigen. Sie meldeten es nach Madrid und hier wollte man ungeachtet des Credits der Geſellſchaft ſich einen Spas daraus machen. Man benachrichtigte die Jeſuiten davon, aber vergebens; die feinen Politiker hüteten ſich wohl, eine ſo koſtbare Chocolate ſich zuzueignen, und fanden es rathſamer ſie zu verlieren, als es zu geſtehn. Sie proteſtirten und ſchwuren, daß ſie nicht wüßten, was es für eine Bewandtniß damit habe, und beharrten mit ſo viel Standhaftigkeit und Einmüthigkeit bey dieſer Ausſage, daß das Gold dem Könige anheim fiel, was kein geringer Gewinn war.

Nach der Einnahme von Namur ereignete sich etwas, was Aufsehn erregte und was bey einem andern Monarchen als dem Könige nachtheilige Folgen hätte haben können. Bevor er in die Stadt kam, wo es während der Belagerung des Schlosses nicht rathsam für ihn gewesen wäre, sich aufzuhalten, visitirte man alles sehr genau, wiewohl vermöge der Capitulation die Minen, die Magazine und mit einem Worte alles geräumt worden war. Als man bey einer letzten Untersuchung nach der Einnahme des Schlosses auch bey den Jesuiten visitiren wollte, öffneten sie alles, bezeugten aber ihr Erstaunen und noch etwas mehr darüber, daß man ihrer Versicherung nicht traute. Als man aber überall durchsuchte, wo sie es nicht erwarten mochten, fand man ihre Souterrains voll Pulver, wovon sie sich gehütet hatten, etwas merken zu lassen. Was sie damit hatten thun wollen, ist ungewiß geblieben. Man schaffte das Pulver weg; und weil es die Jesuiten waren, so wurde nichts daraus gemacht.

Herzog von Lauſún.

Der Herzog von Lauſún war ein Blondin, klein von Gestalt, wohlgewachsen, von einer hohen geistvollen imposanten Physionomie, doch ohne angenehme Gesichtszüge, nach dem, was ich von Zeitgenossen habe sagen hören. Ein Mann voll Ehrgeiz, Eigensinn, Einfälle, eifersüchtig auf alles, stets über das Ziel strebend, mit nichts zufrieden, ohne Wissenschaften, ohne Bildung des Geistes, von Natur ärgerlich, einsiedlerisch, menschenscheu, sehr edel in allen seinen Bewegungen, boshaft von Natur, mehr noch aus Eifersucht und Ehrgeiz, dabei ein sehr treuer Freund, wenn er es einmal war, was aber selten der Fall bei ihm war, und ein guter Vater; ein bereitwilliger Feind, selbst gegen gleichgültige, grausam gegen Fehler und in Auffindung und Darstellung des Lächerlichen; ausserordentlich brav und auf das gefährlichste kühn, ein Hofmann, gleich unverschämt, spöttisch und niedrig bis zur Sklaverei, voll von Raffinirungen, Intriguen, Niedrigkeiten, um zu seinen Zwecken zu gelangen, dabei den Ministern gefährlich, am Hofe von allen gefürchtet, voll grausamer beissender Anfälle, die niemand schonten. Er war aus Gascogne, der jüngere Sohn sei-

ner Familie, und kam ſehr jung, von allem entblößt, unter den Namen Pequithem aus ſeiner Provinz an Hof. Der Marſchall von Grammont, der mit ſeinem Vater Geſchwiſterkind war, nahm ihn bei ſich auf. Er genoß damals bei Hof das erſte Anſehn, beſaß das Vertrauen der Königin Mutter und des Kardinals Mazarin und hatte das Regiment der Garden, worauf ſein älteſter Sohn der Graf von Guiche die Anwartſchaft hatte. Dieſer war der Liebling der Damen und die Blume der Tapfern und im Beſitz der größten Gunſt des Königs und der Gräfin von Soiſſons, der Nichte des Kardinals, von welcher der König nicht wegkam und die die Königin des Hofes war. Der Graf von Guiche führte den Marquis von Pequithem daſelbſt ein, der in ſehr kurzer Zeit der Günſtling des Königs wurde. Der König gab ihm ſein Regiment Dragoner, das er errichtete, und bald darauf machte er ihn zum Feldmarſchall und ſchuf für ihn die Würde eines Generalcolonels der Dragoner. Der Herzog von Mazarin, der ſich ſchon im J. 1669 vom Hof zurückgezogen hatte, wollte ſeine Charge als Generalfeldzeugmeiſter niederlegen; Pequithem erhielt mit zuerſt davon Witterung, er bat den König darum, und dieſer verſprach ſie ihm auch, doch unter der Bedingung des Stillſchweigens auf einige Tage. Als der Tag gekommen war, an welchem der König es zu declariren verſprochen hatte, gieng Pequithem, welcher das Zutrittsrecht des erſten Kammerherrn hatte, (was man auch les grandes entrées nennt,) während des Conſeils der Finanzen in ein Zimmer zwiſchen dem, wo der ganze Hof verſammelt wartete, und dem, wo das Conſeil gehalten wurde, (wohin niemand während des Conſeils kam,) um daſelbſt den König, wenn er aus dem Conſeil käme, zu erwarten. Er fand daſelbſt den erſten Kammerdiener des Vierteljahres Nyert, der ihn fragte, durch welchen Zufall er hieher käme. Pequithem, ſeiner Sache gewiß, glaubte ſich den erſten Kammerdiener zu verbinden, wenn er ihm das Glück vertraute, was ſo bald ihm zuerkannt werden ſollte. Nyert bezeugte ihm ſeine Freude darüber, zog hierauf ſeine Uhr aus der Taſche und ſah, daß es noch Zeit ſey, um, wie er ſagte, ein kurzes dringendes Geſchäft welches ihm der König aufgetragen, abzumachen. Er ſprang eilig eine kleine Treppe hinauf zu dem Büreau, wo Louvois den ganzen Tag arbeitete, denn zu Saint Germain waren die Wohnungen ſehr klein und ſelten, und

die

die Miniſter und faſt der ganze Hof wohnten in ihren eignen Logis in der Stadt. Nyert trat in Louvois's Bureau und benachrichtigte ihn, daß Peguilhem, nach aufgehobenem Finanzconſeil, in welchem Louvois nicht war, zum Generalfeldzeugmeiſter erklärt werden ſolle, und erzählte ihm, was er ſo eben von ihm ſelbſt erfahren und wo er ihn gelaſſen habe. Louvois haßte Peguilhem, der ein Freund Colbert's ſeines Nebenbuhlers war, und fürchtete ſeinen Stolz und ſeine Gunſt in einer Charge, die in ſo vielen nothwendigen Verhältniſſen mit ſeinem Kriegsdepartement ſtand und deren Functionen und Gewalt er, ſo viel er konnte, ſich anmaßte, was, wie er wohl fühlte, Peguilhem bei der Gunſt, in der er ſtand, zu leiten keine Luſt haben würde. Er umarmt Nyert, dankt ihm, ſchickt ihn ſo geſchwind als möglich zurück, ergreift einige Papiere, die ihm einen Vorwand zum Eintritt geben, geht hinunter und findet Peguilhem und Nyert in dem erwähnten Zimmer. Nyert ſtellt ſich über Louvois Kommen erſtaunt und ſagt ihm, daß das Conſeil noch nicht zu Ende ſey. „Es thut nichts, erwiedert Louvois, ich will hinein gehen, ich habe dem Könige etwas eiliges zu ſagen," und er geht ſogleich hinein. Der König, erſtaunt, fragt ihn was ihn hieher führe, ſteht auf und geht auf ihn zu. Louvois führt ihn in eine Fenſtervertiefung und ſagt ihm, er wiſſe, daß er Peguilhem, welcher in dem anſtoßenden Zimmer das Ende des Conſeils erwarte, zum Generalfeldzeugmeiſter erklären wolle. Se Majeſtät habe zwar allein die Macht über ihre Gnadenbezeigungen, er halte es aber für ſeine Schuldigkeit, dem Könige die Unverträglichkeit, die zwiſchen Peguilhem und ihm ſtatt finde, ſeine Capricen und ſeinen Hochmuth vorzuſtellen; er würde in der Artillerie alles in adem ſeyn und alles umkehren wollen; dieſe Charge ſtehe in einer ſo nothwendigen Verbindung mit dem Kriegsdepartement, daß die Geſchäfte, bey immer neuen Unternehmungen und Einfällen, verbunden mit der erklärten Mißhelligkeit zwiſchen dem Generalfeldzeugmeiſter und dem Staatsſecretär, (wovon der geringſte Nachtheil der ſeyn würde, daß Se Majeſtät alle Tage mit ihren Zänkereyen und gegenſeitigen Anſprüchen beläſtigt ſeyn würde, zu deren Entſcheidung er alle Augenblicke aufgefodert ſeyn würde,) unmöglich ihren Fortgang haben könnten.

Dem Könige war es ſehr empfindlich, ſein Geheimniß in den Händen deſſen zu ſehn, vor dem er es vorzüglich hatte geheim

geheim halten wollen. Er antwortete Louvois mit ſehr ernſter Miene, daß dieß ja noch nicht geſchehen ſey, beurlaubt ihn und ſetzt ſich wieder im Conſeil nieder. Nicht lange darauf wird es aufgehoben, der König geht heraus, um zur Meſſe zu gehen, ſieht Peguilhem und geht vor ihm vorbei, ohne ihm ein Wort zu ſagen. Peguilhem, voll Erſtaunen, wartete den ganzen übrigen Tag; und da er glaubte, daß die verſprochene Declaration nicht erfolgen werde, ſo ſprach er beim petit coucher deswegen mit dem Könige, der ihn zur Antwort gab, daß dieß noch nicht geſchehen könne, daß er zuſehen wolle. Die Zweideutigkeit der Antwort, und die Trockenheit ſeines Tones beunruhigte Peguilhem. Er war ein Weibermann, und verſtand die Sprache der Galanterie, er gieng alſo zu Frau von Monteſpan, erzählte ihr ſeine Unruhe und beſchwor ſie, ihn davon zu befreien. Sie verſpricht ihm Wunderdinge, und hält ihn ſo einige Tage hin. Dieſer Zögerung müde, da er nicht ergründen konnte, wie ſein Unglück zuſammenhänge, faſte er einen Entſchluß, der unglaublich wäre, wenn er nicht vom ganzen damaligen Hofe bezeugt würde. Er hielt es mit einer Favoritkammerfrau der Frau von Monteſpan, (denn alles war ihm willkommen, was ihm Connexion und Protection verſchaffte,) und dieſe half ihm den verwegenſten, gefährlichſten Streich vollbringen, von dem man je gehört hat. Bey allen ſeinen Liebeshandeln trennte ſich der König nicht vom Bette der Königin, er kam oft ſpät, aber regelmäßig; dafür legte er ſich aber nachmittags mit ſeinen Maitreſſen zu Bette. Peguilhem ließ ſich durch dieſe Kammerfrau unter das Bette verſtecken, in welches ſich der König mit Frau von Monteſpan legen ſollte, und hier belehrte ihn ihre Unterredung von dem Hinderniß, das Louvois ihm in Rückſicht der Charge in Weg gelegt, vom Zorn des Königs, daß ſein Geheimniß ausgeplaudert worden, und von ſeinem Entſchluſſe, theils aus Aerger darüber, theils um die ewigen Zwiſtigkeiten zwiſchen Peguilhem und Louvois und die ewige Laſt der Schlichtung derſelben zu vermeiden, ihm die Artillerie nicht zu geben. Er hörte alles, was zwiſchen dem Könige und der Maitreſſe geſprochen wurde und daß dieſe, die ihm die beſten Dienſte verſprochen hatte, ihm die ſchlimmſten, die ſie konnte, leiſtete. Ein Husten, die geringſte Bewegung, der kleinſte Zufall, konnte den Verwegenen entdecken, und was wäre dann aus ihm geworden?

Das

Das ſind Dinge, deren Erzählung in Beklemmung und Erſtaunen ſetzt. Er war glücklicher als klug und wurde nicht entdeckt. Der König und die Maitreſſe ſtanden endlich auf. Der König kleidete ſich wieder an und gieng auf ſein Zimmer. Frau von Monteſpan machte ihre Toilette um zur Wiederholung eines Ballets zu gehn, wohin der König, die Königin und der ganze Hof kommen ſollten. Die Kammerfrau zog nun Peguilhem unter dem Bette hervor, der anſcheinlich kein geringeres Bedürfniß hatte, nach Hauſe zu gehn, um ſich zu raſiren; ſodann kam er wieder zurück und pflanzte ſich an die Thüre der Frau von Monteſpan. Als ſie herauskam, um ins Ballet zu gehn, bot er ihr die Hand und fragte ſie in dem ſanfteſten ehrerbietigſten Tone, ob er ſich ſchmeicheln könne, daß ſie ſich ſeiner beym Könige zu erinnern gewürdigt habe. Sie verſicherte ihn, daß ſie nicht ermangelt habe, und erzählte ihm ein Mährchen, wie es ihr einfiel, von allem, was ſie ſo eben für ihn gethan habe. Hie und da unterbrach er ſie leichtgläubig mit Fragen, um ſie noch mehr zu verwickeln; dann ſagte er ihr auf einmal ins Ohr, ſie ſey eine Lügnerin, eine Schurkin, eine Betrügerin, eine Hure und wiederholte ihr Wort für Wort die ganze Unterredung zwiſchen ihr und dem Könige. Frau von Monteſpan gerieth darüber ſo ſehr in Verlegenheit, daß ſie ihm kein Wort antworten konnte, ſie hatte Mühe den Ort zu erreichen, wohin ſie gieng, und konnte kaum das Zittern ihrer Kniee und ihres ganzen Körpers überwinden, und als ſie an den Ort kam, wo das Ballet gegeben wurde, fiel ſie in Ohnmacht. Der ganze Hof war ſchon daſelbſt verſammelt. Der König eilte erſchrocken zu ihr; man hatte Mühe ſie wieder zu ſich zu bringen. Den Abend erzählte ſie dem Könige, was ihr begegnet ſey; und ſie glaubte ſteif und feſt, daß der Teufel Peguilhem von allem, was ſie von ihm im Bette geſprochen, ſo genau unterrichtet haben müſſe. Der König war über die Beſchimpfungen, die Frau von Monteſpan von ihm hatte erleiden müſſen, ſehr aufgebracht, und es benahm ihn, wie Peguilhem ſo ſchnell und ſo genau unterrichtet ſeyn könne. Peguilhem hingegen wollte raſend werden, daß er die Stelle nicht erhielt, ſo daß beyde, der König und er, ſich in einem peinlichen Zwange mit einander befanden. Dieß konnte nur einige Tage dauern. Peguilhem erlauerte mit Hülfe der Grandes entrées (erſten den Großen verſtatteten

Zu-

Zutritt) ein Geſpräch unter vier Augen mit dem König: er fieng von der Stelle an zu ſprechen und mahnte den König kühn um ſein Verſprechen. Der König antwortete ihm, daß dazu nicht mehr Zeit ſey, weil er ſie ihm nur unter der Bedingung der Verſchwiegenheit verſprochen, und er das Geheimniß gebrochen habe. Peguilhem trat einige Schritte zurück, kehrte dem König den Rücken, zog ſeinen Degen, zerbrach die Klinge unter ſeinem Fuß, und rief voll Wuth: daß er nie mehr einem Fürſten dienen werde, der ihm ſo ſchlecht das Wort gebrochen habe. Der König, vor Zorn außer ſich, that vielleicht in dieſem Augenblick die ſchönſte Handlung ſeines Lebens; er kehrt ſich um, öffnet das Fenſter, wirft ſein Rohr hinaus und ſagt, es würde ihm leid thun, wenn er einen Mann von Stand geſchlagen hätte. Am andern Morgen wurde Peguilhem, der ſich ſeit der Zeit nicht ſehn zu laſſen getraut hatte, auf ſeinem Zimmer arretirt, und in die Baſtille gebracht. Er war intimer Freund von Guitry, dem Liebling des Königs, der für ihn die Stelle eines Großgarderobemeiſters geſchaffen hatte. Dieſer wagte es, bey dem Könige ein gut Wort für ihn einzulegen, und ſuchte ihn an die Neigung und Liebe zu erinnern, die er für ihn gehabt hatte. Es gelang ihm, den König zu rühren, er bedauerte es, Peguilhem durch die Verſagung einer ſo großen Stelle, auf die er auf ſein Wort rechnen zu können geglaubt habe, zum Wahnſinn gebracht zu haben, und war bereit, es wieder gut zu machen. Er gab die Artillerie dem Grafen du Lüde, Ordensritter ſeit 1661, den er aus Gewohnheit und wegen ihrer übereinſtimmenden Neigung für Galanterie und Jagd ſehr liebte. Er war Capitain und Gouverneur von St Germain und erſter Kammerherr, — und im J. 1675 wurde er Herzog non verifié oder à brevet. Die Herzogin du Lude, Hofdame der Dauphine, war ſeine zweyte Frau, die er als kinderloſe Wittwe hinterließ. Um die Generalsfeldzeugmeiſterſtelle bezahlen zu können, verkaufte er ſeine Stelle als erſter Kammerherr an den Herzog von Gavres, welcher Capitain der Leibgarde war, und dieſe letztere Stelle ließ der König zur Entſchädigung Peguilhem in der Baſtille anbieten. Dieſe ſchnelle ungehoffte Verſöhnung des Königs gab Peguilhem Kühnheit genug, um ſich zu ſchmeicheln, daß er noch mehr erhalten könne; und er ſchlug die Stelle aus. Guitry kam in die Baſtille, um ſeinem Freunde Vorſtellungen

auf, dieser brauchte sie als Mittel für dieselbe, und darum verleitete jener seinen König zu dem unglücklichsten Kreuzzuge, unterdessen dieser die Entfernung desselben durch religiöse Schwärmerey benutzte, um mit freyer Hand eine immer blühendere Schöpfung in Frankreich hervorzubringen. Es war ein herzerhebendes Schauspiel, als der aus Palästina heimgekommene Ludwig sich entzückt in derselben umsah, und das Volk seinen Gruß an den Minister, Vater des Vaterlandes, einstimmig wiederholte. Bernhard dagegen, welcher den glücklichsten Ausgang der heiligen Unternehmung geweissaget hatte, konnte sich vor den Verwünschungen der Nation nicht anders retten, als wenn er die Schuld des Unglücks den Sünden der Kreuzfahrer beymaß, und sich mit Moses verglich, welcher trotz seinem Versprechen, die Israeliten in das gelobte Land zu führen, das sündige Volk in der Wüste hätte sterben lassen.

An ihn hatte sich der Pabst Eugen der Dritte gewandt, als die Nachricht, daß Edessa, die Vormauer von Jerusalem, in die Hände der Ungläubigen gefallen sey, in seiner Brust den Wunsch erregt hatte, die Bewohner des Occidents zu einem neuen Kreuzzuge zu befeuern. In einer Versammlung der Geistlichkeit und des Adels zu Vezelai in Burgund hielt Bernhard von einem Gerüst auf freyem Felde eine Predigt, und die Wirkung derselben

gen zu thun, und erhielt mit Mühe von ihm, daß er ſo gut ſeyn wolle, das Anerbieten zu acceptiren. Sogleich verließ er die Baſtille und gieng dem Könige ſein Compliment zu machen und den Eid ſeiner neuen Charge abzulegen und verkaufte die Dragoner. Er hatte ſeit 1665 das Gouvernement von Berri gehabt, nach dem Tode des Marſchalls von Clerembaut. Ich ſpreche hier nicht von ſeinem Abentheuer mit Mademoiſelle und von ſeinem ſo thörichten Streiche, daß er ſeine Heyrath mit ihr, in welche der König ſchon gewilligt hatte, aufſchob, um ſchöne Livreen zu erhalten und es dahin zu bringen, daß die Vermählung in der Meſſe des Königs vollzogen würde. Dieß gab Monſieur und Monſ. le Prince, der ihn beſonders antrieb, Zeit zum Könige zu gehen und ihm Vorſtellungen zu thun, die ihn bewogen, ſeine Einwilligung zurückzunehmen, und ſo die Heyrath zu vereiteln. Mademoiſelle ſpie Feuer und Flamme; aber Peguilhem, der ſeit dem Tode ſeines Vaters den Namen des Grafen von Lauſün angenommen hatte, brachte dem Könige willig dieſes Opfer, mit mehr Mäßigung als ihm ſonſt eigen war. Er erhielt die Compagnie der hundert Edelleute der königlichen Haustruppen Bec de Corbin, welche ſein Vater gehabt hatte und war Generallieutenant geworden. Er war in Frau von Monaco verliebt, die Schweſter des Grafen von Guiche, intime Freundin von Madame und in alle ihre Intriguen eingeweiht. Madame hatte, obgleich es eine Sache ohne Beyſpiel war, und auch nie wieder vorgekommen iſt, vom Könige, mit dem ſie äußerſt gut ſtand, erhalten, daß ſie als Engliſche Prinzeſſin, ſo wie die Königin eine Oberhofmeiſterin haben durfte, und dazu hatte ſie Frau von Monaco genommen. Lauſün war ſehr eiferſüchtig, und war nicht mit ihr zufrieden. An einem Sommernachmittag, wo er nach St. Cloud gegangen war, fand er Madame und ihren Hof auf dem Fußboden ſitzend, um ſich zu erfriſchen, und Frau von Monaco halb liegend, die eine Hand umgekehrt auf dem Boden geſtützt. Lauſün fängt mit den Damen zu ſcherzen an, und weiß es zu machen, daß er ſeine Ferſe in die hohle Hand der Frau von Monaco ſetzt, dreht ſich in derſelben herum und geht fort. Frau von Monaco hatte Gewalt genug, nicht zu ſchreyen und zu ſchweigen. Nicht lange darauf machte er es noch ſchlimmer. Er witterte, daß der König mit ihr ein Abentheuer hatte, und die Stunde, wo ſie

Von

Bontems in eine Kappe verhüllt auf einer geheimen Treppe heraus führen ſollte, auf welche eine Hinterthüre der königlichen Cabinette ſtieß, und gegenüber ein Abtritt war. Lauſün kam der Stunde zuvor und ſchloß ſich in den Abtritt ein, verriegelte ihn inwendig mit dem Haken, und ſieht durch das Schlüſſelloch den König ſeine Thüre öffnen, den Schlüſſel herausziehen, und ſie wieder zuſchließen. Er wartet ein wenig, geht dann an die Thür und horcht, verſchließt ſie, indem er den Schlüſſel zweymal herumdreht zieht ihn ab, und wirft ihn in den Abtritt, in welchen er ſich von neuem verſchließt. Einige Zeit darauf kommen Bontems und die Dame und ſind nicht wenig erſtaunt, den Schlüſſel nicht an der Thür des Kabinets zu finden. Bontems klopft vergebens mehrere mal leiſe an, endlich ſo ſtark, daß der König kömmt. Er ruft ihm zu, er ſey da, und er möchte öffnen, denn der Schlüſſel ſey nicht da. Der König antwortet er habe ihn hingelegt. Bontems ſucht ihn am Boden, während der König die Thür öffnen will, aber den Schlüſſel zweymal herumgedreht findet. Alle drey waren ſehr erſtaunt und in Verlegenheit. Das Geſpräch wird durchs Schlüſſelloch geführt, wie dieſer Zufall geſchehn ſeyn könne. Der König ſtrengt ſich an, den Riegel zurückzuſchieben, und ungeachtet der doppelten Schließung zu öffnen; endlich aber mußte man ſich durch die Thür hindurch gute Nacht ſagen, und Lauſün, dem kein Wort von ihrem Geſpräche entgieng, und der ihr aus seinem Abtritt (der feſt zugehakt war, als wenn jemand krank ſaße) durch das Schlüſſelloch beobachtete, lachte für ſich aus Herzensgrunde, und hatte ſeinen größten Spas.

Im Jahr 1670 wollte der König eine pomphafte Reiſe (deren Vorwand die Beſuchung der Plätze in Flandern war) mit den Damen machen, in Begleitung eines Armeecorps und aller königlichen Hoftruppen, ſo daß die Niederlande in groſſe Unruhe geriethen und der König ſie zu beruhigen ſuchen mußte. Er gab dem Grafen von Lauſün das Kommando des Ganzen nebſt dem Patent als kommandirender General. Er verſah die Verrichtungen dabey mit ſehr viel Einſicht und mit außerordentlicher Galanterie und Pracht. Dieſer ſo ausgezeichnete Beweis von Gunſt gegen Lauſün gab Louvois vielerley zu denken Anlaß, den Lauſün in keiner Rückſicht mit Schonung behandelte. Der Miniſter ſchloß ſich an Frau von Montespan

en, die ihm die Entdeckung, die er ihr gemacht, und die ihr gegebenen entſetzlichen Schwüre nie nicht verzeihen hatte, und hatte warnen ihn dem Könige durch Erneuerung der Anklage an den zerbrochnen Degen, an die Unverſchämtheit, mit der er ſich gegen ſeine Majeſtät ſo tiefen Grad betragen, und auch dazu in der Bataille mehrere Tage die Charge eines Kapitains der Leibwache ausgeſchlagen, als einen Schritt darunter, der ſich nicht mehr kenne, der Madamoiſelle ſo weit verführt habe, daß er der Vermählung mit ihr nahe geweſen ſey und ſich von ihr ungeheure Reichthümer habe geben laſſen; endlich als einen durch ſeine Kühnheit ſehr gefährlichen Mann, der ſich in den Kopf geſetzt habe, die Truppen durch ſeine Pracht, durch ſeine Freigebigkeit gegen die Officiere und durch die Art, mit welcher er auf der Reiſe nach Flandern ſich gegen ſie betragen habe, ſich ergeben zu machen und ſich eine Anhängung erwerben habe. Sie machten es ihm zum Verbrechen, daß er in freundſchaftlicher Verbindung mit der vom Hofe verwieſenen und als Verbrecherin beſchimpften Grä- fin von Soiſſons geblieben ſey. Sie müſſen wohl Lauſun ſelbſt einige Verbrechen zur Laſt gelegt haben, da es ihnen gelang, ihm eine ſo barbariſche Behandlung zuzuziehen.

Dieſe Intriguen dauerten das ganze Jahr 1671, ohne daß Lauſun weder an dem äußern Betragen des Königs, noch an dem der Frau von Montespan etwas bemerken konnte, die ihn mit der gewöhnlichen Vertraulichkeit und Auszeichnung behandelten. Er verſtand ſich ſehr wohl auf Intriguen und auf die Arrangirung derſelben und Frau von Montespan gebrauchte ihn oft dazu. Eines Abends in der Mitte des Novembers 1671, als er von Paris, wohin ihn Frau von Montespan wegen Intriguen geſchickt hatte, ankam, als er kaum abgeſtiegen und in ſein Zimmer gegangen war, trat bey ihm nahe in demſelben Augenblick der Marſchall von Navailles, Kapitain der Garden des Dauphins, Lauſun und arretirte ihn. Lauſun wurde, äußerſt beſtürzt, die Urſache wiſſen, den König oder Frau von Montespan ſehen oder wenigſtens an ſie ſchreiben. Alles wurde ihm abgeſchlagen, er wurde in die Baſtille geführt und kurze Zeit darauf nach Pignerol, wo er in einem tiefen Gewölbe eingekerkert wurde. Seine Stelle als Kapitain der Leibwache wurde dem Marſchall von Luxemburg und des Gouvernement von Berri dem Herzog von

Roche

Nachfolgende erhielt, welcher ſeit Turenne's Tode den dem Rheinübergang den 12 Jun. 1672 Generalquartiermeiſter wurde.

Man kann ſich den Zuſtand eines Menſchen wie Lauſun verſtehen, der ſo hoch herabgeſtürzt in einem Kerker des Schloſſes Pignerol ſchmachtete, von jedem menſchlichen Anblick entfernt, und ohne ahnden zu können warum. Er hielt es jedoch eine ziemlich lange Zeit tort aus; endlich aber wurde er ſo krank, daß er an die Beichte denken mußte. Ich habe ihn ſelbſt ſagen hören, daß er ſich vor einem ungerechten Prieſter gefürchtet habe; deſswegen verlangte er durchaus einen Lazariner; und als einer ankommen war, ſetzte er ihm beym Bett und ging beſtändig hierhin und dorthin, um zu ſehen, ob er nicht falſch wäre. Vier oder fünf Jahre befand er ſich in dieſem Gefängniß. Die Gefangenen ergötzen ſich von der Mathematiken wieder, allein Mittel und Wege; es befanden ſich noch mehre unter ihm, neben ihm und über ihm. Sie fanden Mittel mit ihm zu ſprechen; dieſer Vortheil brauchte es dazu, daß es ein gehauenes Loch machte, um ſich beſſer zu verſtehen und es nachher ausfüllten, um ſich zu verbergen. Der Lieutenant Lauquet hatte ſich in einer Nachbarſchaft eingeſtellet ſeit 1664, wo er auf der Baſtille hatte gebracht werden ſollen. (Er war in Nancy, wo ſich der König befand, den 4. Sept 1664 ertappt und von da in die Baſtille gebracht worden.) Er hatte von ſeinen Nachbarn, welche ebenfalls Mittel gefunden hatten, ihn zu ſehen, erfahren, daß Lauſun ſehr unter ihnen beliebt. Auguet, der keine Nachrichten erhielt und welche von Lauſun zu erhalten hatte, war ſehr begierig ihn zu ſehen. Er hatte ihn als einen jungen Mann, durch den Marſchall von Grammont am Hofe einführt, und bey der Rückkehr von Dünkirchen, von welcher der König nicht weg kam, wohl empfohlen verlaſſen, wo der König ihn ſehen und günſtigen Augen zu betrachten anfing. Die Gefangenen, welche mit ihm Werkzeug hatten, wußten ihn zu bereden, daß er ſich durch ihr Loch ziehen ließ, um Auguet bey ihnen zu ſehen, es Lauſun zu ſprechen ebenfalls ſehr eilend war. Da waren ſie denn beyſammen und Lauſun erzählte Auguet ſein Unglück und ſeine Hoffnung. Der unglückliche Lieutenant machte große Augen, als er dieſen Courtiſan Junker, der ſich nur

zu glücklich geſchätzt hatte, bey dem Marſchall von Grammont aufgenommen und beherbergt zu werden, erzählen hörte, daß er General der Dragoner und Kapitain der Leibgarde geweſen ſey, und das Patent und die Verrichtungen eines kommandirenden Generals gehabt habe. Lauzun ſchwindelte der Kopf, er hielt ihn für einen Wahnſinnigen, der ihm ſeine Viſionen erzählte, als er ihm ſagte, wie er um die Artillerie gekommen, und was in dieſer Rückſicht vorgefallen ſey. Lauſuns Wahnſinn ſchien ihm aber gewiß, und auf den höchſten Grad gerieth er, ſo daß er ſogar ſich vor ihm fürchtete, als er ihm ſeine, ſchon vom König genehmigte Vermählung mit Mademoiſelle erzählte, wie ſie vereitelt worden ſey, und welche Reichthümer ſie ihm verſchafft habe. Dieß brachte von Seiten Lauzuns ſehr viel Kälte in ihren Umgang, in dem dieſer in der vollkommnen Ueberzeugung, daß ihm das Gehirn verrückt ſey, alles, was ihm Lauſun von den, ſeit er die Welt nicht geſehn, vorgefallnen Dingen erzählte, rein für Mährchen hielt. Das Schickſal des unglücklichen Sürins bewahrte wurde ein wenig gelindert, was Lauſun ſpäter widerfuhr. Seine Frau und einige Beamte des Schloſſes Pignerol erhielten Erlaubniß ihn zu ſehn, und ihm Neuigkeiten ſagen zu dürfen. Eins der erſten Dinge, was er ihnen ſagte, war, daß er den armen Peguilhem beklagte, den er als einen jungen Mann mit ziemlich guten Ausſichten für ſein Alter am Hofe verlaßen, dem das Gehirn verrückt ſey, und deſſen Wahnſinn man in dieſem Gefängniß verberge; aber wie groß war ſein Erſtaunen, als ihm alle die Wahrheit der von ihm erzählten Dinge verſicherten. Er konnte von ſeinem Erſtaunen nicht zurückkommen, und gerieth in Verſuchung, ſie alle für verrückt zu halten; es brauchte Zeit, um ihn zu überzeugen. Lauſun wurde nun auch aus dem Kerker hervorgezogen, erhielt ein Zimmer, und bald darauf die nämliche Freyheit, welche Lauzun erhalten hatte; endlich ſogar die Erlaubniß, ſich beyde, ſo viel ſie wollten, zu beſuchen. Ich habe niemals erfahren, womit ſich Lauzun ihm mißfällig gemacht hat, aber er verlor Pignerol als ſein Feind, und that ihm nachher allen möglichen Schaden, auch noch nach ſeinem Tode ſeiner Familie.

Der Graf von Lauſun hatte vier Schweſtern, die alle kein Vermögen beſaßen. Die älteſte war Hofdame der Königin

Königin Mutter, die ſie im Jahr 1663 an Nogent, der Capitaine de porte und Garderobemeiſter war, und bey dem Rheinübergange getödtet wurde und einen Sohn und Töchter hinterließ, verheyrathete. Die zweyte heyrathete Beſmaux und lebte mit ihm in ihrer Provinz. Die dritte wurde Aebtiſſin des Kloſters N. D. des Saintes, und die vierte des Kloſters Nonnerai zu Angers.

Frau von Nogent hatte nicht weniger Kopf, und nicht weniger Intrigue als ihr Bruder, die aber weit gedachter und wenig außerordentlich war, ob ſie gleich auch davon ihr Theil hatte. Aber ſie wurde durch den außerordentlichen Schmerz über den Verluſt ihres Mannes niedergedrückt, um den ſie die ganze übrige Zeit ihres Lebens die tiefſe Wittwentrauer mit allem Zwange derſelben trug. Sie war die erſte, die auf dieſen Gedanken kam. Frau von Maubrün ihre Schwägerin folgte ihrem Beyſpiele (ſie hatten zwey Brüder geheyrathet) und in dieſen letzten Zeiten Frau von Lavoye. Ungeachtet dieſer Trauer vergaß Frau von Nogent nicht, das Geld vom Gnadengenuſſe der Aemter ihres Bruders und für das Regiment und die Generalcommiſſärſtelle der Dragoner, die er umſonſt erhalten und verkauft hatte, anzulegen. Sie nahm ſich des Reſtes ſeines Vermögens an, ſammelte die Einkünfte, und legte es während ſeiner langen Gefangenſchaft ſo gut an, daß er das Gefängniß außerordentlich reich verließ. Sie erhielt endlich die Erlaubniß ihn zu ſehn, und machte mehrere Reiſen nach Pignerol. Mademoiſelle war über dieſe lange und harte Gefangenſchaft unerbittlich und verſuchte alles mögliche, um Lauſun zu beſtrafen. Der König entſchloß ſich endlich, dieſe Gelegenheit zum Vortheil des Herzogs du Maine zu benutzen und ſie die Freylaſſung Lauſuns theuer bezahlen zu laſſen. Er ließ ihr deshalb einen Vorſchlag thun, der auf nichts weniger gieng, als daß ſie dem Herzog du Maine die Grafſchaft Eu, das Herzogthum Aumale und das Fürſtenthum Dombes überlaſſen ſollte.

Die Gabe war ungeheuer, ſowohl in Anſehung des Werthes als der Würde und Ausdehnung dieſer drey Diſtricte. Sie hatte überdieß die beyden erſten nebſt dem Herzogthum Saint Fargeau und des ſchönen Guths Thiers in Auvergne Lauſun zugedacht, als ihre Verbindung getrennt wurde, und es war daher nöthig, daß er auf Eu und Aumale Verzicht

bitten, damit Mademoiſelle ſie dem Herzog du Maine zuerſt kennen könnte. Mademoiſelle konnte ſich nicht entſchließen, dieſe harten Bedingungen anzunehmen und Lauſün dieſe betrübliche Schenkung zu entziehen. Sie wurde mit den ungeſtümſten Bitten beſtürmt, und endlich durch die Minister, bald durch Louvois, bald durch Colbert mit Drohungen geſchreckt, mit welchem letztern ſie aber zufrieden war, weil er immer gut mit Lauſün geſtanden hatte und ſie von ſanfter der Handlung als Louvois der ihr Feind war, und immer dazu gebraucht wurde, ihr die härteſten Worte zu ſagen und ſich ſeiner Aufträge noch härter entledigte. Sie fühlte unaufhörlich, daß der König ihr Freund nicht ſey und daß er ihr jene Reiſe nach Orleans, welches ſie (in den Zeiten der Freude in der Empörung beſtärkte, noch weniger aber jenes Abfeuern der Kanonen aus der Baſtille in ſeiner Gegenwart auf die Truppen des Königs, wodurch ſie am St Antons Tag Monſ. le Prince und die Seinigen gerettet hatte, noch immer nicht verziehen habe. Sie ſah endlich ein, daß der König, der unverſöhnlich gegen ſie ſey und durch die Leidenſchaft ſeine Baſtarde zu vergrößern und zu bereichern zur Einwilligung in Lauſüns Freylaſſung gebracht werden würde, nicht ablaſſen würde, ſie zu erſteigen, bis ſie ohne alle Einſchränkung eine gewilligt haben würde: ſie ſchrieb alſo mit den bitterſten Klagen und Thränen ein. Man fand aber zur Feſtigkeit der Sache nöthig, daß Lauſün in Freyheit geſetzt würde, um dem Geſchenk von Mademoiſelle zu entlaufen; und man ſchlug den Weg ein, daß er ſo wie auch Frau von Montespan das Bourboner Bad brauchte, damit beyde beſchloß über dieſe Angelegenheit unterhandeln könnten. Lauſün wurde dahin abgeführt und zu Dourdan von einem Detaſchement Muſketiers bewacht, das unter Montpertuis's Befehl ſtand. Lauſün ſah alſo Frau von Montespan mehrere mal in ihrer Wohnung zu Dourdan; aber er wurde über die ihm zur Bedingung ſeiner Freyheit gemachte große Aufopferung ſo aufgebracht, daß er nach langen Unterhandlungen nichts mehr davon hören wollte und nach Pignerol zurückgeführt wurde, wie er es verlaſſen hatte. Dieſe Standhaftigkeit paßte nicht in die Plane des Königs für ſeinen geliebten Baſtarden. Er ſchickte den Herr von Regent und nachher Berin, einen Freund Lauſüns, der ſich um alle ſeine Angelegenheiten bekümmerte, mit Drohungen und Verſprechungen nach Pigne-

rol

rol ob. Sie erhielten mit groſer Mühe Lauſüns Einwilligung zu einer zweyten Reiſe nach Bourbon, unter demſelben Vorwand der Bodekur, die auch Frau von Montespan unternahm. Er wurde wie das erſte mal dahin abgeführt und er hat Maupertuis ſeine ſtrenge pedantiſche Pünktlichkeit nie verzeihen können. Dieſe letzte Reiſe geſchah im Herbſt des Jahres 1680. Lauſün willigte leichtlich in alles. Frau von Montespan kehrte triumphirend zurück; Maupertuis und ſeine Muſketiere nahmen vom Grafen von Lauſün in Bourbon Abſchied, von wo er Erlaubniß hatte, nach Angers zu gehen und daſelbſt zu wohnen. Dieſes Exil wurde kurz darauf ſo weit ausgedehnt, daß ihm das ganze Anjou und Touraine offen ſtand. Die Vollendung des Gefängniſſes wurde bis zum Anfang des Febr. 1681 aufgeſchoben, um ihr einen gröſern Anſchein vollkommner Freyheit zu geben. So hatte alſo Lauſün von Mademoiſelle nur Saint Fargeau und Thiers, da es nur bey ihm geſtanden hatte, ſie zu heyrathen, wenn er die Vermählung beſchleunigt hätte, und das Ganze ihres ungeheuern Vermögens zu erben. Der Herzog du Maine erhielt einen Wink, Mademoiſelle die Cour zu machen, die ihn jedoch ſehr kaltſinnig aufnahm und mit Verdruß ihn ihre Livree annehmen ſah, was ein Zeichen ſeiner Erkenntlichkeit ſeyn ſollte, aber in der That nur geſchah, um ſich Anſehen und Glanz dadurch zu verſchaffen. Denn es war die Gardeniſche Livree, welche in der Folge auch der Graf von Toulouſe annahm, zwar nicht aus demſelben Grunde, ſondern unter dem Vorwand der Gleichheit mit ſeinem Bruder. Beyde haben ſie auf ihre Kinder forterben laſſen.

Lauſün, dem man eine beſſere Behandlung hatte heſſen laſſen, blieb 4 Jahre in dieſen beyden Provinzen, wo er herum ſchweifte, und ſich nicht weniger als Mademoiſelle in ſeiner Abweſenheit langweilte. Sie beklagte ſich, beſchwerte ſich über Frau von Montespan und über ihren Sohn, daß man, nachdem man Lauſün durch ein unbarmherziges Löſegeld habe frey kaufen laſſen, ihn noch immer entfernt halte, und ſie täuſche, und machte ſoviel Lärmen, daß ſie endlich ſeine Rückkehr nach Paris erlangte, wo er ſeine Wohlthäter ein Freyjahr ſah. Die lange Weile dieſer Art von Exil, das gleichwohl ſehr gemildert war, hatte ihn zum Spiele gebracht, worin er ſehr glücklich und immer ein ehrlicher und zuver-

Wüſtger Spieler war. Er gewann ſehr groſſe Summen. Monſieur, der ſich bisweilen kurze Zeit zu Paris aufhielt, und daſelbſt Hazardſpiele ſpielte, erlaubte ihm mit ihm im Palais Royal zu ſpielen, ſodann in St Cloud, wo er ſich den gröſten Theil des Sommers aufhielt. So brachte Lauſün mehrere Jahre zu, indem er ſehr viel Geld gewann, und auf eine ſehr honette Art lieb. Aber je näher er ſich dem Hofe und der ersten Zeit befand, deſto unerträglicher war ihm das Verbot, demſelben nicht nahen zu dürfen; endlich, da er es nicht länger aushalten konnte, daß er bey dem König um die Erlaubniß, nach England gehn zu dürfen, wo man viel und ſehr hoch ſpielte: er erhielt ſie und nahm viel Geld mit ſich. Man empfieng ihn deswegen in London mit offnen Armen und er ſpielte nicht weniger glücklich als zu Paris. Jacob II., der damals regierte, behandelte ihn mit Auszeichnung. Die Revolution war ſchon im Entſtehn; ſie brach acht oder zehn Monate nach Lauſüns Ankunft in England aus, und ſie ſchien durch den Vortheil, den ſie ihm gewährte, wie jedermann weiß, ausdrücklich für ihn gemacht zu ſeyn.

Jacob II, von ſeinen Favoriten und Miniſtern verrathen, von ſeiner ganzen Nation verlaſſen ungewiß, was aus ihm werden ſollte den Prinzen von Oranien im Beſitz der Herzen, der Truppen und der Aemter, und in London einzuziehen bereit ſehend, vertraute Lauſün das theuerſte, was er hatte, die Königin und den Prinzen von Wallis die er — glücklich nach Calais überführte. Die Königin fertigte ſogleich einen Courier nach Verſailles ab, welcher gleich hinter dem folgte, welchen der Gouverneur von Calais, Herzog von Chaulnes, nachheriger Herzog von Verdune, der ſich damals daſelbſt befand, unmittelbar nach Ankunft der Königin abgeſchickt hatte. Nach den Complimenten äuſerte die Königin in ihrem Briefe, daß ihre Freude, ſich mit ihrem Sohne unter dem Schutze des Königs in Sicherheit zu ſehn, dadurch verbittert werde, daß ſie ihren Befreyer nicht zu des Königs Füſen führen dürfe. Der König antwortete ihr in den galanteſten, ſchmeichelhafteſten Ausdrücken, und ſagte, daß er die Verbindlichkeit, die ſie ſühle, mit ihr theile, und daß er dieß zu beweiſen eile, indem er dem Grafen Lauſün ſeine Gnade wieder ſchenken und ihn wieder ſehn wolle. Wirk-

lich

lich als ſie ihm dem Könige in der Ebene zu St Germain vorſtellte wohin ihr der König mit der königlichen Familie und ſeinem ganzen Hof entgegen kam, behandelte er Lauſun voller kommen gut, ertheilte ihm ſogleich hier das Recht des groſſen Zutritts wieder, und verſprach ihm ein Logis auf dem Schloſſe zu Verſailles, das er ihm auch ſogleich nachher gab, und von der Zeit an hatte er auch eins zu Marly. Auch erhielt er ein Logis zu Saint Germain, das zum Aufenthalt des geflüchteten Hofes gewählt wurde, wo auch der König Jakob II bald ankam. Lauſun wußte, als gewandter Hofmann, beyde Höfe aufs beſte zu benutzen und wußte ſich durch den Engliſchen Geſandten zu verſchaffen, mit dem Könige zu ſprechen und von ihm Aufträge zu erhalten. Er benutzte alles dieß ſo gut, daß ihm der König endlich erlaubte in der Frauen Kirche zu Paris aus den Händen des Königs von England den Orden des blauen Hosenbandes zu empfangen, ihn denſelben bey ſeiner zweyten Landung in Irrland zum General ſeiner Hülfsarmee beygab und ihm zugleich erlaubte, daß er General der Armee des Königs von England wurde, der in demſelben Feldzug Irrland verlor und mit dem Grafen Lauſun nach Frankreich zurückkam, für den er endlich das Herzogspatent erlangte, das im Mai 1692 im Parlament beſtätigt wurde.

Er genoß die übrige Zeit ſeines Lebens einen vertrauten Umgang mit dem Könige, mit einer groſſen Auszeichnung und Achtung am Hofe, dem höchſten Lebensüberfluß und der Annehmlichkeit, eines der prächtigſten Häuſer am Hofe zu machen, und die beſte, Mittags und Abends auf das ehrenvollſte beſuchte, Tafel zu halten, was er auch in Paris nach des Königs Tode fortſetzte. Alles dieß war ihm nicht genug. Er nahte dem Könige nur äuſerlich in Vertraulichkeit, er fühlte das Herz des Monarchen gegen ſich behutſam verwahrt und verſchloſſen, und alle ſeine Kunſt und Bemühung war nicht im Stande es zu öffnen. Dieß bewog ihn zu der Heyrath mit meiner Schwägerin, in der Abſicht, ſich, bey Gelegenheit des Kommandes, das der Marſchall von Lorges in Deutſchland hatte, mit dem Könige in einen ernſtlichen Verkehr zu ſetzen, aber er entzweyte ſich ſogleich darauf mit ihm, als er ſeine Entwürfe von dieſer Seite ſcheitern ſah. Er ſuchte deswegen die Heyrath Lorges's mit Chamillarts

selben war so groß, daß er sein eigenes Kleid zerreissen mußte, um genug Zeichen des Kreuzzes austheilen zu können. Der König Ludwig der Siebente reißte durch sein Beyspiel auch seine Gemahlinn Eleonore, eines derselben zu nehmen; sie schmückte zum Ersatz für dieß Zeichen des Glaubens im gelobten Lande seine Stirne mit dem Zeichen betrogener Ehemänner, durch einen Ungläubigen, dazu verführt.

Aus Frankreich eilte nun Bernhard nach Deutschland, um Konrad von Hohenstaufen zur Theilnahme an der Unternehmung zu bewegen. Allein dieser hatte alle Ursache, eine abschlägige Antwort zu ertheilen. Kaum war es ihm gelungen, die neue Macht seines Hauses durch den Sturz des welfischen zu sichern und die Ruhe in seinem Reiche einigermaßen zu befestigen; noch hatte er seinen Wunsch, in Rom gekrönt zu werden, nicht erreichen, noch den König Roger von Sicilien nicht demüthigen können; auch kannte er schon durch eigene Erfahrung in frühern Jahren alle Mühseligkeiten und alle Gefahren, die sich zu einem Kreuzzuge gesellten. Der Abt war unermüdet in seinen Bitten, er folgte dem König nach Speier, und hielt hier eine so donnernde Rede, daß ihn Konrad weinend unterbrach. Ich will nicht undankbar seyn, rief er ihm zu, gegen die Wohlthaten

Tochter zu Stande zu bringen, um ſich durch den Credit dieſes Miniſters wieder mit dem Könige zu verſöhnen, was ihm aber nicht gelang. Daher unternahm er die Reiſe nach Aachen unter dem Vorwande der Badekur, um daſelbſt Bekanntſchaften zu knüpfen, die ihn mit dem Könige in Hinſicht des Friedens in beſonderes Verhältniß ſetzten, was ihm aber wieder nicht gelang; und dieß trieb ihn endlich zu dem tollen Streich, ſich auf den Sohn Chamillarts, der beynahe noch Kind war, eiferſüchtig zu ſtellen, um dem Vater Furcht zu machen und ihn zu bewegen, daß er ihn durch die Ambaſſade für die Friedensunterhandlungen entfernte. Da ihm alle dieſe verſchiedenen Plane ſchlugen, ſo war er ſehr niedergeſchlagen und klagte über ſeine tiefe Ungnade. Es entging ihm nichts, wo er ſeinem Hof mit innerer Vergnügtheit und äußerer Würde machen konnte, und er feyerte jährlich eine Art von Jahresfeſt ſeiner Ungnade durch irgend etwas Außerordentliches, wovon Laune und Einſamkeit der Grund war: er ſprach ſelbſt davon und ſagte, daß es unvermeidlich ſey, die Wiederkehr dieſer Epoche zu feyern, die ihn ſo tief demüthige.

Dem Grafen von Teſſe ſpielte er im Lager von Compiegne einen artigen Streich. Er war Generalcolonel der Dragoner. Zwey Tage vorher fragte ihn Lauſun, mit der Miene der Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit, die er faſt immer anzunehmen wußte, ob er auf alles gedacht habe, was er brauche, um den König an der Spitze der Dragoner zu begrüſſen, und ſie kamen ins Geſpräch über das Pferd, den Anzug und die Equipage. Nachdem er alles gelobt hatte, fiel er ein: aber der Hut? vom Hute höre ich ja gar nichts. Nun ja, antwortete der andere, ich trage eine Mütze. Eine Mütze? erwiederte Lauſun, iſt das Ihr Ernſt? Eine Mütze, das gehört ſich wohl für die andern, aber der Generalcolonel eine Mütze!? Nein, Herr Graf, das iſt Ihr Ernſt nicht. Nun, antwortete Teſſe, was ſoll ich denn haben? Lauſun ließ ihn lange in Zweifel und ließ ſich bitten, indem er immer verſicherte, er wiſſe es beſſer als er ſage. Endlich auf ſein dringendes Bitten ſagte er, er wolle ihm nicht einen ſo groben Fehler begehen laſſen; da dieſe Charge für ihn geſchaffen worden, ſo wiſſe er alle die Anzeichnungen derſelben, wovon eine der hauptſächlichſten ſey, einen grauen Hut

bey

bey der Muſterung zu tragen. Teſſe erſtaunt, geſteht ſeine Unwiſſenheit; und im Schrecken von der Dummheit, die er habe begehen können, ergießt er ſich in Danksagungen und geht freudig in der Geſchwindigkeit nach Hauſe, um einen ſeiner Leute nach Paris zu ſchicken und einen grauen Hut holen zu laſſen. Der Herzog von Lauſün hatte natürlich die Lo[illegible] gebraucht, Teſſe geſchickt auf die Seite zu kriegen, um ihm dieſe Notiz zu geben, und hatte ſie niemanden hören laſſen. Er rechnete ſicher darauf, daß Teſſe in der Scham über ſeine Unwiſſenheit, ſich deſſen gegen niemand rühmen würde, und er bäte ſich auch jemanden etwas zu ſagen. Am Morgen der Revüe gieng ich zum Lever des Königs; und ſah daſelbſt, gegen ſeine Gewohnheit, den Herzog von Lauſün bleiben, der, da er das Recht des erſten Zutritts hatte, immer weggieng, wenn die Hofleute kamen. Ich traf daſelbſt auch Teſſe mit einem grauen Hute, einer ſchwarzen Feder und einer großen Cocarde, der ſich ſehr mit ſeinem Hute brüſtete. Die Farbe des Hutes, die der König nicht leiden konnte und die ſeit mehrern Jahren niemand mehr trug, fiel mir ſehr auf und ich ſah ihn lange an: denn er ſtand mir faſt gegen über und Hr von Lauſün, ziemlich nahe bey ihm, ein wenig hinter ihm. Als der König angezogen war, ers blickte er den Hut. Er war darüber betroffen und fragte Teſſe, wo er den Hut herhabe? Dieſer ſagte ſelbſtgefällig, er habe ihn von Paris kommen laſſen. Und wozu das? ſagte der König. Sire, antwortete jener, weil Ew Majeſtät uns heute die Ehre geben, uns zu ſehn. Nun wohl, erwiederte der König, immer mehr erſtaunt, wie hängt das mit dem grauen Hute zuſammen? Sire, ſagte Teſſe, den dieſe Antwort in Verlegenheit zu ſetzen anfieng, es iſt ja das Privilegium des Generalcolonels, an dieſem Tage einen grauen Hut zu tragen. Einen grauen Hut? ſagte der König, wo der Teufel haben Sie das her? Der Herzog von Lauſün, Sire, für den Ew Majeſtät die Charge geſchaffen haben, hat es mir geſagt. Der Herzog mochte vor Lachen berſten und entwichte. Lauſün hat Sie zum Beſten gehabt, ſagte der König ein wenig lebhaft! Glauben Sie mir, ſchicken Sie nur dieſen Hut an den Prämonſtratenſer-General. Nie habe ich jemanden in größerer Verwirrung geſehn, als Teſſe; er ſtand mit niedergeſchlagenen Augen da und ſah den grauen Hut an, mit einer Traurigkeit und einer Beſchämung, welche die

Scene

Scene vollkommen machte. Keiner der Zuſchauer hielt das Lachen zurück, und alle mit dem Könige vertrauteren gaben ihr Wort darein. Endlich erhielt Teſſe wieder ſoviel Beſinnung, daß er fortgieng. Der ganze Hof ſprach darüber und fragte ihn, ob er Lauſun noch nicht kenne, der allemal, wenn man davon ſprach, ins Fäuſtchen hinein lachte. Gleichwohl wagte Teſſe nicht darüber böſe zu werden, und die Sache, wiewohl ein wenig ſtark, blieb ein Spas, mit dem Teſſe lange gequält wurde und viele Beſchämung ertragen mußte.

Im Sommer nach Ludwigs XIV Tode wurde in der Ebene längs dem Holze bey Boulogne eine Revüe der königlichen Haustruppen gehalten. Auf der andern Seite ſtößt Paſſy an dieſe Ebene, wo Lauſun ein artiges Haus hatte. Frau von Lauſun befand ſich daſelbſt mit fröhlicher Geſellſchaft und ich war auch, den Abend vor der Revüe, daſelbſt eingekehrt. Frau von Poitiers ſtarb vor Verlangen die Revüe zu ſehn, als eine junge Dame, die noch nicht viel geſehn hatte, ſie wagte aber nicht ſich in der erſten Mitwochtrauer ſehn zu laſſen. Es wurde in der Geſellſchaft über das Mit geratſchlagt und man fand, daß ſie Frau von Lauſun, wenn ſie ſich hinten im Wagen hielte, mitnehmen könnte und es wurde dahin entſchieden. Während der Fröhlichkeit der Geſellſchaft kam der Herzog von Lauſun von Paris an, wohin er am Morgen gereiſt war. Man nahm eine Wendung, um es ihm zu ſagen. Sobald er es hörte, gerieth er in eine Wuth, die entſetzlich war, er war ganz auſſer ſich, und ſagte ſeiner Frau die unangenehmſten Dinge, und in den härteſten, ſtärkſten, beleidigendſten Ausdrücken. Sie ſah ihn mit ſanftem Blick an, Frau von Poitiers weinte und ſchluchzte und die ganze Geſellſchaft war in der tödtlichſten Verlegenheit. Der Abend ſchien ein Jahr zu ſeyn, das traurigſte Neſentier das fröhlichſte Mahl in Vergleich mit dieſem Souper. Der Herzog war den Abend nicht zu ſprechen, das tiefſte Stillſchweigen herrſchte, alles war in Verlegenheit, und ſelten wagte jemand ein Wort zu ſeinem Nachbar zu ſprechen. Er verließ die Tafel wie gewöhnlich beym Deſert und gieng zu Bette. Man wollte ſich nachher expectoriren und darüber ſprechen, aber Frau von Lauſun verhinderte es ſehr klug und artig, indem ſie Karten austheilen ließ. Gleich den andern Morgen gieng ich zu Lauſun, um ihm wegen des geſtrigen Auf-

Auftritts ſehr ſtark meine Meynung zu ſagen. Ich hatte dazu keine Zeit. Als er mich kommen ſah, breitete er die Arme aus und rief mir entgegen, ich ſähe einen Wahnſinnigen, der meinen Beſuch nicht verdiene, ſondern ins Tollhaus gehöre, hielt ſeiner Frau die größte Lobrede, die ſie gewiß verdiente, er ſey nicht werth, ſie zu beſitzen, nicht werth, ihre Fußtapfen zu küſſen, häufte auf ſich alle möglichen Schimpfreden und ſagte mit Thränen in den Augen, daß er eher Mitleid als Zorn verdiene, und er wolle mir ſeine ganze Schande und ſein ganzes Elend geſtehen; er ſey über 80 Jahr alt, er habe weder Kinder noch Nachkommen, er ſey Capitain der Garde geweſen und wenn er es noch wäre, ſo wäre er unfähig die Functionen dieſer Stelle zu verrichten, er ſage ſich dieß ohne Unterlaß, gleichwohl könne er ſich nicht darüber tröſten, daß er es ſo lange Jahre, ſeit er dieſe Stelle verloren, nicht mehr ſey, er habe nie dieſen Stachel aus ſeinem Herzen reiſſen können, alles was ihn daran erinnere, bringe ihn außer ſich, und als er geſtern gehört habe, daß ſeine Frau die Frau von Poitiers zur Revüe der Leibgarde, in der er nichts mehr ſey, führen wollte, ſey er ſo außer ſich gekommen, daß er ſich ſo vergangen habe, wie ich geſehen hätte; er wage nach dieſem Vorfall ſich vor niemands den mehr ſehn zu laſſen, er wolle ſich in ſein Zimmer einſchließen, er werfe ſich mir zu Füſſen und beſchwöre mich, zu ſeiner Frau zu gehen und ſie zu bewegen, daß ſie Mitleid mit einem thörigten Greiſe haben möchte, der vor Schmerz und Scham ſterben wollte, und daß ſie ihm zu verzeihen würdigte. Dieſes aufrichtige ſo ſchmerzhafte Geſtändniß rührte mich, ich ſuchte ihn nur aufzurichten und zu tröſten. Die Verſöhnung war nicht ſchwer. Wir zogen ihn nicht ohne Mühe aus ſeinem Zimmer hervor und man ſah ihm mehrere Tage eine ſichtbare Verlegenheit an.

Ich habe oft bey Gelegenheit dieſer Geſchichte über das Elend derer, die mit Trunkenheit an der Welt hängen, und über das Elend der Ehrgeizigen nachgedacht, deren Durſt weder Reichthum, noch die angenehmſte häusliche Lage, noch erlangte Würde, noch Alter, noch körperliche Ohnmacht ſtillen können, und die ſtatt ſich des zu freuen, was ſie beſitzen, und ruhig des Glückes deſſelben zu genießen, ſich mit ewiger Unzufriedenheit das Leben verbittern.

Dieſe Narrheit, gern Kapitain der Garde ſeyn zu wollen, beherrſchte Lauſün ſo ſehr, daß er oft ein blaues Kleid mit ſilbernen Treſſen trug, das zwar nicht der Uniform eines Gardekapitains an Revuetagen ähnlich war, derſelben aber ſo viel als möglich nahe kam, mehr aber noch der Uniform der Jagdkapitaine der königl. capitaineries; und er hätte ſich dadurch lächerlich gemacht, wenn er nicht durch alle ſeine Sonderbarkeiten die Welt, die ihn fürchtete, daran gewöhnt und ſich über allen Spott weggehoben hatte.

Bey aller ſeiner Politik und Geſchmeidigkeit konnte er mit aller Gelaſſenheit auf jedermann mit den harteſten ſchneidendſten Worten auffallen. Die Miniſter, kommandirenden Generale, alle, die ihr Glück machten und ihre Familien wurden am meiſten gemißhandelt. Er hatte ſich gleichſam das Recht angemaßt, alles ſagen, alles thun zu dürfen, ohne daß irgend jemand es übel nehmen konnte. Die einzigen Grammonts waren ausgenommen. Er erinnerte ſich immer an die Aufnahme und den Schutz, den er in ſeiner erſten Zeit bey ihnen gefunden hatte, er liebte ſie, intereſſirte ſich für ſie und erzeigte ihnen immer Ehrerbietung. Der alte Graf von Grammont mißbrauchte ſie und rächte den Hof durch die Brodem, die er ihm bey Gelegenheit in den Bart warf, ohne daß Lauſün etwas zurückgab und etwas übernahm, wiewohl er es gern leiſe abwendete. Er that immer viel für die Kinder ſeiner Schweſtern. Als die Peſt zu Marſeille ganz vorbey war, bat er bey dem Herzog von Orleans um eine Abtey für den Biſchoff von Marſeille. Der Herzog von Orleans ertheilte kurz darauf die Pfründen und vergaß den Biſchoff von Marſeille. Lauſün ſtellte ſich unwiſſend und fragte den Regenten, ob er die Güte gehabt hätte, ſich ſeiner zu erinnern. Der Regent gerieth in Verlegenheit. Da ſagte Lauſün, gleichſam als wollte er ihm aus der Verlegenheit helfen, mit gelaſſenem ehrerbietigen Tone: „Monſeigneur, es wird ein andermal beſſer gehen.“ Der Regent verſtummte über dieſe beißende Rede und Lauſün gieng lachend fort. Die Anekdote kam ſehr ins Publikum, und der Herzog von Orleans, der ſich ſchämte, machte ſeine Vergeſſenheit durch das Bisthum Leon gut; und auf des Biſchoffs von Marſeille Weigerung, ſeine bisherige Kirche aufzugeben, gab er ihm eine reiche Abtey, obgleich Lauſün ſchon todt war.

Der

Drey oder vier Jahre vor ſeinem Tode bekam dieſer eine Krankheit die ihn dem Tode nahe brachte. Wir beſuchten ihn alle ſehr fleiſſig. er wollte aber niemanden von uns ſehen, auſer Fr. von Saint Simon ein einziges mal. Longuet, Cüre von St Sulpice, kam oft hin und kam bisweilen bey ihm vor wo er dann herrliche Geſpräche mit ihm führte. Eines Tages, als er bey ihm war, ſtellt ſich der Herzog de la Force in ſein Zimmer. Lauſün war ſein Freund nicht und hielt ſich oft über ihn auf: er empfieng ihn sehr gut und fuhr fort den Cüre zu unterhalten. Auf einmal wendet er ſich zu dieſem, macht ihm Complimente und Dankſagungen, ſagt ihm, daß er ihm nichts theuerers zu geben habe als ſeinen Segen, zieht ſeinen Arm aus dem Bette, und ſpricht und giebt ihm den Segen. Sodann wendet er ſich zum Herzog de la Force, ſagt ihm, daß er ihn immer als den Freund und das Haupt ſeines Hauſes geliebt und geachtet habe und daß er von ihm als ſolchem ſeinen Segen verlange. Die beyden waren erſtaunt und verwirrt und konnten kein Wort hervorbringen. Der Kranke verdoppelt ſeine Bitten. Der Herzog de la Force, der etwas wieder zu ſich gekommen war, findet die Sache ſo ſpaßhaft, daß er ihm ſeinen Segen giebt; um aber nicht laut lachen zu müſſen, geht er ſogleich fort. Er kam zu uns in das anſtoſſende Zimmer, er wollte ſich todt lachen und konnte uns vor Lachen kaum erzählen, was vorgefallen ſey. Einen Augenblick darauf kam auch der Cüre, ſehr beſtürzt, ſich ſo viel er konnte zum Lachen zwingend, um ſeinen Verdruß zu verbergen. Der Kranke, der ſeinen Eifer und ſeine Geſchicklichkeit, die Leute zum Bau ſeiner Kirche breit zu ſchlagen, kannte, hatte oft geſagt, daß er ſein Narr nicht ſeyn wolle; er ſchrieb ſeine fleiſſigen Beſuche dem Ekelmuth zu und hatte ihn ſo zum Beſten, indem er ihm nichts als ſeinen Segen gab, den er von ihm empfangen ſollte, und zugleich den Herzog de la Force, indem er ihn um ſeinen Segen bat. Der Cüre fühlte es, und war ſehr dadurch gekränkt, hatte aber die Klugheit ihn nachher nicht weniger zu beſuchen; allein Lauſün kürzte die Beſuche ab und wollte ihn nicht verſtehen. Ein andermal, während dieſer Krankheit, als man ihn ſehr ſchlecht glaubte, wagten Biren und ſeine Frau, Tochter des Herrn von Montgeron, ſich auf den Zehen in ſein Zimmer zu ſchleichen, und hielten ſich hinter ſeinen Vorhängen, hinter ſeinem Rücken; aber

aber er ſah ſie im Spiegel des Camins, während ſie immer glaubten, daß ſie von ihm nicht geſehn und nicht gehört würden. Der Kranke liebte Biron ſehr, konnte aber ſeine Frau gar nicht leiden, obwohl ſie ſeine Nichte und Haupterbin war. Er hielt ſie für ſehr eigennützig und ihr ganzes Betragen war ihm unerträglich. Hierin ſtimmte er faſt mit allen überein. Dieß Hereinſchleichen verdroß ihn und er ſah, daß ſie die Erbſchaft nicht erwarten könne, und komme, um ſich mit eignen Augen zu verſichern, daß er bald ſterben werde. Er wollte dieß ihr verbittern und ſich einen Spas machen. Er fieng alſo auf einmal an, ganz laut, als wenn er ſich allein glaubte, ein Stoßgebet zu ſprechen, Gott um Verzeihung wegen ſeines vergangenen Lebens zu bitten und ganz wie ein Menſch zu ſprechen, der von ſeinem nahen Tode überzeugt iſt. Er ſagte, daß er in dem Schmerz über ſeine Ohnmacht, nicht Buße thun zu können, wenigſtens die Güter, die ihm Gott gegeben, dazu benutzen wolle, um ſich Vergebung der Sünden zu erkaufen und ſie alle ohne Vorbehalt den Hoſpitälern vermachen. dieß ſey der einzige Weg den ihm Gott gelaſſen habe, um für ſein Heil zu ſorgen, nachdem er das ganze Leben durchlebt, ohne je daran, wie er geſollt, gedacht zu haben, und er dankte Gott für dieſes Rettungsmittel, das er ihm gelaſſen, und das er mit ganzem Herzen ergreifen wolle. Er ſprach dieſes Gebet und dieſen Entſchluß mit ſo viel Rührung, Ueberzeugung und Entſchloſſenheit, daß Biron und ſeine Frau keinen Augenblick zweifelten, daß er dieſen Vorſatz ausführen und ſie der ganzen Erbſchaft beraubt ſeyn würden. Sie hatten keine Luſt mehr länger zu lauſchen und kamen verwirrt beſtürzt zur Herzogin von Lauſun, um ihr den grauſamen Entſchluß, den ſie gehört, zu erzählen und beſchworen ſie, ihn zu einer Milderung deſſelben zu bewegen. Hierauf ſchickte der Kranke nach Notarien und Frau von Biron war in Verzweiflung. Das war eben die Abſicht des Teſtators ſie ſo weit zu bringen. Er ließ die Notarien warten, dann ſie eintreten und diktirte ſein Teſtament, das ein tödtlicher Schlag für Frau von Biron war; demungeachtet verſchob er noch die Unterzeichnung und da er ſich immer wohler befand, ſo unterzeichnete er es nicht. Dieſe Comödie machte ihm vielen Spas und er konnte ſich nicht enthalten, mit einigen darüber zu lachen, als er geneſen war. Trotz ſeinem Aerger und

einer

einer ſo ſchweren Krankheit erholte er ſich ſchnell wieder und war geſund wie zuvor.

Er hatte eine eiſerne Geſundheit mit dem trüglichen Anſehn der Härtlichkeit. Er aß Mittags und Abends ſehr wacker und ſehr delikat und immer in luſtiger Geſellſchaft, er aß von allem, fett und mager, ohne Auswahl, auſſer der des Geſchmacks, und ohne alle Behutſamkeit.

Die Galanterie dauerte bey ihm lange; Mademoiſelle war deswegen eiferſüchtig und es gab mehrere Entzweyungen. Ich habe mir von Frau von Fontenelles, einer ſehr liebenswürdigen, geiſtreichen, ſehr wahrheitliebenden und ſeit vielen Jahren durch ihre Tugend ausgezeichneten Dame, erzählen laſſen, daß, als ſie einſt mit Mademoiſelle zu Eu war, Lauſun, der auf einige Zeit dahin gekommen war, ſich nicht enthalten konnte, nach den Mädchen zu laufen. Mademoiſelle erfuhr es, wurde aufgebracht, machte ihm Vorwürfe und verwies ihn aus ihren Augen. Die Gräfin von Fiesque brachte die Verſöhnung zu Stande. Mademoiſelle erſchien an dem Ende einer Gallerie, er war an dem andern Ende und mußte die ganze lange Gallerie auf den Knien bis zu Mademoiſelle's Füßen kriechen. Dergleichen Scenen mehr oder weniger ſtark kehrten in der Folge wieder. Er war es müde der Geſchlagne zu ſeyn und rächte ſich an Mademoiſelle wacker, und dieß kehrte öfters wieder, ſo daß endlich beyde, der Sache müde, ſich auf ewig entzweyten und ſich nachher nie wieder ſahen. Er hatte gleichwohl mehrere Porträts von ihr bey ſich und ſprach von ihr oft mit Ehrerbietung: man zweifelte nicht, daß ſie heimlich verheyrathet ſeyen. Bey ihrem Tode nahm er eine faſt ganz ſchwarze Livree an, mit ſilbernen Treſſen, die er in weiß mit ein wenig blau umänderte, als Gold und Silber für die Livreen verboten war.

Seine von Natur traurige und eigenſinnige Gemüthsart, die die Gefangenſchaft und die Gewohnheit des einſamen Lebens noch vermehrt hatte, hatte ihn zum Einſiedler und Träumer gemacht, ſo daß, wenn er die beſte Geſellſchaft bey ſich hatte, er ſie bey Frau von Lauſun ließ und ſich ganze Nachmittage, wenigſtens mehrere Stunden, in die Einſamkeit zurückzog und noch dazu ohne ein Buch; denn er las

nichts als Dinge der Phantaſie und ſelten und wenig anhaltend, ſo daß er eigentlich nichts wußte als was er geſehn hatte und ganz mit dem Hof und den Neuigkeiten der Welt beſchäftigt war.) Seine Converſation war immer aus Mißlaune oder Politik gezwungen und nur durch Sprünge oder boshafte Ausfälle, die oft vorkamen, unterhaltend. Wenig Monate vor ſeiner letzten Krankheit, das heißt in einem Alter von mehr als neunzig Jahren, richtete er noch Hunde ab, er paradirte beym Boulogner Walde vor dem Könige, der nach la Meute gieng, auf einem Füllen, das er erſt zugeritten hatte und das es kaum noch war, und ſetzte die Zuſchauer durch ſeine Geſchicklichkeit, Feſtigkeit und Grazie in Erſtaunen. Man würde kein Ende finden von ihm zu erzählen.

Seine letzte Krankheit zeigte ſich ohne Vorſpiel in dem ſchrecklichſten aller Uebel, dem Krebs am Munde. Er ertrug dieſe Krankheit mit unglaublicher Feſtigkeit und Geduld und blieb bis an ſein Ende ohne Klage, ohne Unzufriedenheit, ohne Ungeduld, da er ſich doch ſelbſt unerträglich war. Als er ſein Uebel überhand nehmen ſah, zog er ſich in ein kleines Appartement, im Innern des Kloſters der Auguſtiner, zurück, das er ſich zu dem Ende erſt gemiethet hatte und in das man aus ſeinem Hauſe kommen konnte, um daſelbſt in Ruhe zu ſterben, unzugänglich für Frau von Biron und jede andere Frau, ausgenommen die ſeinige, welche die Erlaubniß hatte, in Begleitung von einer ihrer Frauen, zu jeder Stunde zu ihm zu gehen. Auch gab er in dieſer Zurückgezogenheit niemandem als ſeinen Neffen und Schwägern Zutritt und noch dazu ſo kurz als möglich. Er dachte nur darauf ſeinen ſchrecklichen Zuſtand zu ſeinem Heil zu nutzen und widmete alle ſeine Zeit den gottſeligen Unterhaltungen ſeines Beichtvaters und einiger Mönche des Kloſters, der religiöſen Lectüre und allem, was ihn zum Tode vorbereiten konnte. Als wir ihn beſuchten, da ſah man nichts von Unreinlichkeit, Elend, nichts von ſeinem Leiden, alles voll Anſtand und Ruhe, ſeine Unterhaltung war wenig lebhaft, ſehr gleichgültig gegen alles, was in der Welt vorgieng; er ſprach wenig und ſchwer; gleichwohl wenn er ſprach, wenig oder nichts von Moral, noch weniger von ſeinem Zuſtande; und dieſe ſo muthige peinliche Gleichförmigkeit

leit

keit behauptete er vier Monate lang bis zu ſeinem Tode; aber die letzten zehn oder zwölf Tage wollte er weder Neffen noch Schwäger ſehen, auch ſeine Frau ſchickte er ſchnell wieder fort. Er empfieng alle Sacramente mit ſehr viel Erbauung und behauptete den vollen Gebrauch ſeines Kopfes bis zum letzten Augenblick. Am Morgen des Tages, wo er in der folgenden Nacht ſtarb, ließ er Biron holen und ſagte ihm, daß er für ihn alles gethan, was Frau von Lauſun gewollt habe; er gebe ihm in ſeinem Teſtamente ſein ganzes Vermögen, ein ſehr mittelmäßiges Legat für Caſtelmoron, Sohn ſeiner andern Schweſter, und die Belehnungen für ſeine Domeſtiken angenommen; alles was er für ihn ſeit ſeiner Heyrath gethan habe und was er noch auf dem Sterbebette thue, verdanke Biron allein der Frau von Lauſun; er ſolle nie die Erkenntlichkeit gegen ſie vergeſſen; er verbiete ihm, kraft ſeiner Autorität als Onkle und Teſtator, ihr nie den geringſten Aerger, das geringſte Hinderniß in Weg zu legen und nie einen Proceß mit ihr anzufangen, über was es auch ſeyn möchte. (Biron ſelbſt hat mir dieß den andern Tag in denſelben Ausdrücken, wie ich es niederſchreibe, erzählt.) Hierauf ſagte er ihm mit feſtem Tone Lebewohl und ließ ihn von ſich. Er verbot mit Ernſt alle Ceremonien. Er wurde im Kloſter der Auguſtiner beerdigt.

Er hatte nichts mehr vom Könige als jene alte Compagnie Bet de Corbin, welche zwey Tage darauf aufgehoben wurde. Einen Monat vorher hatte er Dillon, den hieſigen Geſchäftsträger des Königs Jacob und Generalofficier von Auszeichnung, zu ſich kommen laſſen und ihm ſein Ordensband des blauen Hoſenbandes und einen Georg von Onyx mit den ſchönſten und größten Diamanten beſetzt übergeben, um beydes dieſem Fürſten zurückzuſchicken.

Ludwig XIII.

Weniger bekannte Anecdoten von dieſem Könige.

Ich kann nicht mit Stillſchweigen übergehen, was mir mein Vater von der Beſtürzung, in welche Paris und der

thaten Gottes; ich will ihm dienen, denn ich werde von ihm selbst ermahnt!

Es mögen tausend geharnischte Deutsche und gewiß eine gleiche Anzahl von französischen Rittern, da überhaupt ein Schwarm von zweymal hundert tausend Menschen aus Frankreich soll abgegangen, seyn, zogen nach Asien und wenigstens die Hälfte von ihnen fand hier ihr Grab. Man hatte auch deshalb ein glückliches Ende dieser Unternehmung gehoffet, weil der griechische Kaiser, Emanuel Komnenus, ein Schwager des deutschen Königs war; allein die Griechen handelten treuloser, als jemals, gegen die Kreuzfahrer. Hiezu kamen die noch schändlichere Verrätherey der Christen, die in Asien einheimisch waren, die Streitigkeiten zwischen den Königen von Jerusalem und den Ritterorden, und welche diese wieder unter einander hatten, der Zwist, welcher zwischen den Franzosen und Deutschen erwachte und die Planlosigkeit ihre Operationen noch vermehrte, die vielen Unglücksfälle, wovon das ganze Heer, wie besonders die einzelnen Anführer verfolgt wurden, um diesen Zug zu dem unglücklichsten zu machen. Nach einigen mißlungenen Versuchen, z. B. gegen Damaskus und Askalon, traten die übrig gebliebenen Kreuzfahrer traurig die Rückkehr an.

Die Geschichte eines jeden der heiligen Kriege wird man mit den wehmüthigsten Empfindungen

schlies-

Hof gerieth, als die Spanier Corbey einnahmen, nachdem ſie ſich der ganzen Grenze bis dahin und des ganzen Landes bis nach Compiegne bemächtigt hatten, und von dem Conſeil, das damals gehalten wurde, erzählt hat.

Der König ließ den Kardinal Richelieu zuerſt ſprechen. Er ſtimmte für feige Maaßregeln und beſonders für den Rückzug des Königs jenſeit der Seine · d rechnete darauf, die Meynung des ganzen Conſeils für ſich zu gewinnen, wie es auch wirklich erfolgte. Der König ließ ſie alle reden, ohne Ungeduld oder Widerwillen zu äuſſern, und fragte ſie hierauf, ob ſie noch etwas hinzuzufügen hätten. Als ſie mit nein geantwortet hatten, ſagte er, es ſey denn nun auch die Reihe an ihm, ſeine Meynung zu ſagen. Er ſprach eine gute Viertelſtunde, widerlegte ihre Meynung mit den ſtärkſten Gründen, zeigte, daß ſein Zurückzug nur die Verwirrung vollenden, die Flucht beſchleunigen, alle Hoffnung rauben und ſeinen Truppen und Generalen den Muth nehmen würde; hierauf ſprach er wieder eine Viertelſtunde von dem Plan, den er befolgen zu müſſen glaubte; und wandte ſich, ohne weiter um jemandes Meynung zu fragen, ſogleich zu meinem Vater, und befahl ihm, daß alle ſeine Leute, die bereit ſeyn könnten, ſich bereit halten ſollten, ihn den andern Morgen nach Corbey zu begleiten und daß die übrigen nachkommen ſollten, ſobald ſie könnten. Dieß geſagt mit einem Ton, der keinen Einwurf zuließ, ſteht er auf, verläßt das Conſeil und läßt den Kardinal und alle übrigen im äuſſerſten Erſtaunen.

Die Geſchichte und die Memoires aus dieſer Zeit zeigen, daß dieſer kühne Entſchluß das Heil des Staates war und den glücklichſten Erfolg hatte. Ein ſo großer Mann der Kardinal auch war, ſo zitterte er doch für den Ausgang, bis ihm der erſte Anſchein von Glück den Muth gab, ſich zu ihm zu geſellen. Ein merkwürdiger Zug dieſes ſchwachen von ſeinem erſten Miniſter beherrſchten Königs. Dichter und Schriftſteller haben dem Miniſter oft zu viel Ruhm beygelegt, den ſie ſeinem Herrn entzogen haben; ſo iſt es unter andern mit der hartnäckigen Belagerung von la Rochelle und den Arbeiten dabey und der Erfindung und unerhört glücklichen Ausführung ſeines berühmten Dammes, was alles dem verſtorbenen Könige beyzulegen iſt.

Ludwig XIII war ganz ordentlich in Fräulein von Hautefort verliebt. Er gieng um ihretwillen öfterer zur Königin und sprach daselbſt beſtändig mit ihr. Er unterhielt meinen Vater immer davon, der sehr deutlich sah, wie leidenschaftlich er liebte, und als ein galanter junger Mann nicht begriff, wie ein König so verliebt und so wenig über sich Herr seyn könne, es nicht zu verhehlen, und doch zugleich nicht weiter gieng. Er hielt es für Furchtsamkeit und in dieser Meynung bezeigte er ihm einſt, als er mit Leidenschaft von dem Mädchen sprach, sein Erſtaunen, erbot ſich zum Unterhändler und versprach, den Handel bald zu schlieſſen. Der König ließ ihn reden, gab ihm aber mit der ernſteſten Miene folgende Antwort: „Es iſt wahr, ich bin in ſie verliebt, ich fühle es, ich ſuche ſie, ich ſpreche gern von ihr, und ich denke noch mehr an ſie, es iſt wahr, alles dieſes geht in mir wider meinen Willen vor, weil ich ein Menſch bin und dieſe Schwäche habe; aber je leichter es mir meine königliche Würde macht, meine Leidenſchaft zu befriedigen, deſto mehr muß ich gegen die Sünde und das Aergerniß auf meiner Hut ſeyn. Ich verzeihe für dießmal Ihrer Jugend; aber laſſen Sie ſichs nie wieder einfallen, in dieſem Tone gegen mich zu ſprechen, wenn Sie wollen, daß ich Ihnen meine Liebe erhalten ſoll.“ Das war für meinen Vater ein Donnerſchlag; es war ihm, als wenn ihm Schuppen vom Auge fielen; die Meynung von der Furchtſamkeit des Königs in der Liebe verſchwand vor dem Glanz einer ſo reinen triumphirenden Tugend. Es war daſſelbe Fräulein, welches Dame d'atours der Königin war, das er unter dieſem Vorwand Frau von Hautefort nennen ließ, und das zuletzt die zweyte Frau des letzten Marſchalls von Schomberg wurd.

Eine Menge ſchlauer Streiche neben den kriegeriſchen Schwierigkeiten, welche der berühmte Karl Emanuel für die Verzögerung eines Friedenstraktats und für die Einnahme ſeines Herzogthums Savoyen zu machen gewußt hatte, hatten ihn in Stand geſetzt, ſich zu Suſa wohl zu befeſtigen, durch jene ungeheuern wohl beſetzten Verſchanzungen, ſo bekannt unter dem Namen der Barricaden von Suſa, jede Annäherung zu verhindern und daſelbſt die Kaiſerl. und Spaniſchen Truppen zu erwarten, welche ihm zu Hülfe kamen.

men. Dieſe Anlagen begünſtigt von den Präcipices des Terrains, das zu forciren war, hielten den Kardinal Richelieu auf, der es nicht für rathſam hielt, ſeine Truppen daſelbſt aufs Spiel zu ſetzen, und die Stimmen aller Generale für den Rückzug gewann. Der König war damit unzufrieden. Er beſtand darauf, Mittel zum Beſiegen all der großen natürlichen und künſtlichen Hinderniſſe zu ſuchen, mit denen der Herzog von Savoyen ſo verſchwenderiſch geweſen war. Der Kardinal aber, entſchloſſen die Armee nicht in Gefahr zu bringen, hinderte die Generale, dem Könige irgend eine Unterſtützung dazu zu geben, der über die Schwierigkeiten entrüſtet allein in ſich ſelbſt die Mittel zu ſeinem Vorhaben ſuchte. Um ihn zu ermüden, brauchte der General eine Liſt. Er wußte es zu machen, daß unter verſchiedenem Vorwande, der König alle Abende allein gelaſſen wurde, nachdem er ſich den ganzen Tag über mit Durchſtreifung des Landes, um eine Paſſage zu finden, ermüdet hatte. Dieß dauerte mehrere Tage, bis er endlich mit Hülfe eines Bauern, mehr aber von ſelbſt, eine Paſſage gefunden hatte, worauf er ganz allein die ganze Anlage des Angriffs entwarf und ihn den 9. März 1629 ruhmvoll vollführte. Ich habe von meinem Vater gehört, der beſtändig um ſeine Perſon war, daß er ſelbſt ſeine Truppen gegen die Verſchanzungen führte, und daß er ſie, den Degen in der Hand, auf den Schultern emporgehoben, über die Felſen und Bruſtwehre kletternd, erſtieg. Sein Sieg war vollkommen, Suſa ſelbſt wurde nachher erobert, da es ſich nicht gegen den Sieger halten konnte.

Sonderbar iſt, daß ich in den Geſchichtsbüchern der Zeit eine Begebenheit nicht finde, die mir mein Vater oft als Augenzeuge erzählt hat, nämlich, daß der Herzog von Savoyen ganz gedemüthigt dem Könige entgegen kam, vom Pferde ſtieg, ſein Bein umfaßte und um Gnade und Verzeihung bat; und daß der König, ohne nur Miene zu machen, als wollte er abſteigen, aus Rückſicht für ſeinen Sohn und noch mehr für ſeine Schweſter, mit der er die Ehre gehabt, ſich zu vermählen, ihm Verzeihung gewährt habe. Dieß waren die eignen Ausdrücke, welche der König gegen den Herzog von Savoyen brauchte. Man weiß, wie ſehr dieſer dieſe Verzeihung zu mißbrauchen ſuchte, ſobald er ſich von der Gegenwart eines Fürſten befreyt ſah, der dieſen großen Sieg

nur

nur seiner Entschlossenheit und der Anstrengung, mit der er ihn zu erkämpfen strebte, und seinem Degen verdankte, und den vollen Ruhm desselben erntete; und wie der Herzog durch die schnelle Rückkehr des Königs dafür gezüchtigt wurde. Nach dieser letzten Erniedrigung erschien dieser Prinz, der so lange und so gefährlich für uns in ganz Europa eine so große Rolle gespielt, der sich der Markgrafschaft Saluces während der letzten Unruhen der Ligue unter Heinrich III bemächtigt, der Heinrich IV, als er auf seinem Throne befestigt in Frieden herrschte, so viel Sorge gemacht und nicht hatte gezwungen werden können, diesen berühmten Raub einem so kriegerischen Könige zurückzugeben; nach dieser Demüthigung erschien Karl Emanuel vor Aerger und Schaam nicht mehr öffentlich; er schloß sich in seinen Palast ein, sah daselbst niemanden als seine Minister zu Ertheilung der nöthigen Befehle, und seinen Sohn in nothwendigen Augenblicken, und niemanden von seinen Bedienungen als die unumgänglichsten und bloß für den persönlichen Dienst, und starb endlich vor Schaam und Schmerz den 16. Jul. 1630, das heißt dreyzehn Monate nachher. So wußte Ludwig XIII den neuen Herzog von Mantua, seinen sonstigen Unterthanen, zu beschützen und ihn, trotz dem Hause Oestreich, Savoyen und allen ihren Heeren, in den Staaten, die ihm Natur und Recht gaben, einzusetzen und zu behaupten.

Herzog von Luxemburg.

Bey meiner Rückkehr von la Trappe, wohin ich nur heimlich gieng, um diese Reisen in meinem Alter dem öffentlichen Gerede zu entziehen, wurde ich in einen Handel verwickelt, der groses Aufsehn erregte und für mich von vielen Folgen war. Der Herzog von Luxemburg, stolz auf sein Glück, hielt sich für stark genug, um sich vom achtzehnten Rang der Ancienneté, den er unter den Pèrs einnahm, zum zweyten zu erheben, unmittelbar nach Herrn von Uzes. Diejenigen, die er überspringen wollte, waren:

Heinrich von Lorraine, Herzog von Elbeuf, Gouverneur von der Picardie und Artois.

Karl von Rohan, Herzog von Monbazon, Prinz von Guemenee.

Karl von Levi, Herzog von Ventadour und Vendome, Gouverneur von Provence und Ritter des Ordens.

Maximilian von Bethune, Herzog von Sully, Ritter des Ordens.

Karl de la Tremoille, erſter Kammerherr, Ritter des Ordens.

Karl von Albert, Herzog von Chevreuſe, Ritter des Ordens, Kapitän der Chevauxlegers der Garde.

Der minderjährige Sohn der Herzogin von Lesdigniéres: Gondi.

Heinrich von Coſſe, Herzog von Briſſac.

Karl von Albert, genannt von Ailly, Ritter des Ordens, Gouverneur von Bretagne, ſo bekannt durch ſeine Gemahlſchaften.

Armand, Franz von Vignerot, genannt Duplesſis, Herzog von Richelieu und Fransac, Ritter des Ordens.

Ludwig Herzog von Saint-Simon.

Franz Herzog de la Rochefoucault, Ritter des Ordens, Groß Garderobemeiſter, der immer ſo gut mit dem Könige ſtand, und Oberjägermeiſter von Frankreich.

Jakob Nompar von Caumont, Herzog de la Force.

Heinrich Grimaldi, Herzog von Valentinois, Prinz von Monaco, Ritter des Ordens.

Karl Herzog von Rohan und la Tour de Bouillon, Großkämmerer von Frankreich und Gouverneur von Auvergne.

Ein groſſer Name, der in ſeiner erſten Zeit noch von dem Andenken jenes berühmten Stammes der letzten Connetables und von der Liebe der verwittweten Prinzeſſin von Conde zu dieſem Namen glänzte, viel Tapferkeit, ein unbe-

zähmte

zähmbarer Ehrgeiz, viel Geist (wiewohl auf Intriane, Ausschweifung, und die große Welt gerichtet) ließ den jungen Bonneville das Unangenehme einer anfangs sehr zurückstoßenden Gestalt ertragen; wiewohl, was freylich niemand, wer es nicht gesehn, begreifen wird, man sich leicht an seine Gestalt gewöhnte, die bey einem etwas mäßigen Höcker vorne und einem großen spitzigen hinten nebst dem ganzen gewöhnlichen Zubehöre eines Höckers, ein Feuer, einen Adel und eine natürliche Anmuth hatte, die in seinen geringsten Handlungen glänzte. Er schloß sich bey seinem Eintritt in die Welt an M. le Prince an und bald nachher attachirte sich dieser an seine Schwester. Der Bruder, eben so wenig bedenklich als sie, benutzte dieß zu seinem und ihrem Glück. M. le Prince eilte ihre Vermählung mit dem Sohn des Marschalls von Chatillon zu stiften, einem jungen Manne von großen Hoffnungen, der, ehe etwas von dieser Liebe bekannt wurde, Neigung zu ihr hatte, und verschaffte ihm im J. 1646 ein Herzogs Brevet. Der Kardinal Mazarin hatte diese Art von Würde, die nur eine Ehre ohne Rang und Erblichkeit giebt, wieder eingeführt, so wie sie unter Franz I und seinen Nachfolgern üblich gewesen war; sie war außer Gewohnheit gekommen, aber sie schien dem ersten Minister sehr tauglich, um Leute von Bedeutung, oder solche, die er sich zuthätig machen wollte, dadurch zu verbinden und zu belohnen. Von dieser Art Herzöge, sagte er, wollte er so viele machen, daß man sich schämen sollte, es nicht zu seyn und sich schämen, es zu seyn, und zuletzt machte er sich selbst dazu, um desto mehr zu seinen Brevets zu locken. Hr von Chatillon genoß desselben nur drey Jahr, er war ein guter friedlicher Ehemann, wiewohl ein Mann nach der Mode. M. le Prince beherrschte den Hof und den Kardinal Mazarin, den er durch seinen Ruf und seine geleisteten Dienste gewonnen hatte, was aber nicht lange währte. Er belagerte im J. 1649 Paris im Dienste des Hofes, der aus dieser Stadt geflohen war, gegen das Parlament und die Mißvergnügten, als der Herzog von Chatillon bey dem Angriff der Brücke von Charenton getödtet und zu St Denis beerdigt wurde. Der Liebhaber und die Liebhaberin wußten sich darüber zu trösten. Die Größe des Verdienstes, das sich M. le Prince gegen den Kardinal erworben hatte, indem er ihn im Triumph in Paris wieder einführte, fiel diesem bald bey

dem Stolze und den Prätentionen des Prinzen zur Laſt; d
her ſchrieb ſich die Gefangenſetzung der Prinzen, währe
welcher die verwittwete Prinzeſſin von Conde ſich nach Ch
tillon an der Loire mit der treuen Geliebten ihres ohn
zurückzog und daſelbſt ſtarb. Von der erzwungenen Befre
ung der Prinzen bis zu den Unruhen und dem Bürgerkrie
den M. le Prince unternahm, war faſt kein Zeitraum
Das Treffen in der Vorſtadt St Anton endigte dieſen Kri
und machte, daß ſich M. le Prince den Spaniern bis zu
Pyrenäer Frieden in die Arme warf. Bonteville folgte ih
überall hin. Seine Tapferkeit und Sitten, ſeine Thatigke
alles an ihm war dazu gemacht, dem Prinzen zu gefalle
und alle Arten von Banden ſchloſſen ſie feſt aneinande
Nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich erhielt Frau von Ch
tillon ihre Herrſchaft wieder; ihr Bruder war 33 Jahr al
er hatte ſich im Kriege ausgezeichnet; er war General gewe
den und hatte bey M. le Prince das Verdienſt, das er m
ſehr wenig Leuten ſeines Schlages theilte, ſeinem Glück bis
Ende treu geblieben zu ſeyn. Sie dachten daher auf eine B
lohnung, die dem Prinzen Ehre machte und Bonteville's Glü
gründete. Sie verfielen auf die Vermählung mit der Erb
von Piney, Wittwe des Hrn. von Clermont. Sie war e
ſcheulich häſslich, von Wuchs und Geſicht; ſie glich einer dic
garſtigen Hermaphrodite vor ihrem Faße, aber ſie war,
die erſte Ehe ohne Kinder geweſen war, ſehr reich und
Reichthum ſollte nach der Abſicht des Prinzen für Bont
ville ein Hebel ſeyn, um zum Herzog und Pair empor
ſteigen. Er glaubte ſich zuerſt der Nonne verſichern zu m
ſen; ſie hatte oft an Auflöſung ihres Gelübdes gearbeit
Er fürchtete, eine zweyte Heyrath ihrer Schweſter möchte
zu einem fatalen Ausbruch verleiten. Er ſprach ſie im Spre
zimmer und unter der Bedingung einer Dispenſation v
Pabſt, die er zu ſchaffen auf ſich nahm, um ſie zu lock
und eines tabouret de grace, willigte ſie in alles, blieb
ihrem Gelübde und unterſchrieb alles, was man woll
Nichts paßte beſſer in den Plan als ſie von neuem an
Gelübd zu binden, und das Tabouret konnte man als e
Stufe mehr zu der dem Gemahl ihrer Schweſter zu erl
gedachten Würde benutzen. Der Pabſt ertheilte die Dispen
tion ſehr bereitwillig und ſo auch der Hof das Tabouret,
ter dem Vorwande, daß ſie als Tochter erſter Ehe ihrem

verſchwägerten Bruder in dem Herzogthum Piney gefolgt ſeyn würde, wenn ſie nicht Nonne geweſen wäre. Man machte ſie zur Dame du palais der Königin, unter dem Namen der Prinzeſſin von Tingri. Nur mußte ſie ein kleines Zeichen von dem Stifte Prüllev an ihrem Kopfputze tragen, das ſie bald ablegte. Was den Bruder betraf, ſo ſuchte man die Comödie, daß man ſeine Interdiction aufheben ließ, ihn aus St Lazarus holte und ihn ſogleich im Heyrathscontract die Schenkung alles ſeines Vermögens nebſt der Abtretung ſeiner Würde an Frau von Bouteville thun ließ, nämlich aus Rückſicht auf die groſſen Summen, die er deßwegen vom Herrn von Bouteville erhalten und die er ihm bezahlt hatte. Dieſe Clauſel iſt bey dem Proceß, von dem die Rede iſt, wichtig. Er wohnte der Vermählung ſeiner Schweſter bey; und als ſie vollzogen war, ließ man ſeine Interdiction erneuern, und ſchickte ihn wieder nach St Lazarus, welches Kloſter er ſeit der Heyrath, vollzogen den 17. März 1761, nie wieder verlaſſen hat. Hr von Bouteville legte nun in ſeinem Wappen das Luxemburgiſche Schild auf den Thurm des ſeinigen mit der Unterſchrift: Monmorency Luxembourg; was alle ſeine Kinder und Nachkommen ebenfalls gethan haben. Er leitete ſodann den Proceß der Anſprechung der Würde als Herzog und Pär von Piney ein und M. le Prince wußte ihn ſo zu benutzen, daß er wirklich ein neues Diplom der herzoglichen Würde von Piney erhielt, worin man geſchickt die Clauſel einflieſſen ließ: in der Maaße, als erforderlich, um ihm die Anſprüche auf die Anciennetät der erſten Errichtung der Würde von 1581 offen zu laſſen. In Gemäßheit dieſes Diploms wurde er den 22 May 1662 als Herzog und Pär vom Parlament angenommen und nahm daſelbſt den letzten Rang nach allen übrigen Pärs ein. Die übrigen Lebensumſtände Luxemburgs ſind bekannt genug. Er ſah ſich in die Affaire der Voiſin, jener Wahrſagerin (um kein ſchlimmeres Wort zu brauchen) verwickelt, die der Giftmiſcherey angeklagt durch einen Schluß des Parlaments auf dem Greveplatz verbrannt wurde und Urſache war, daß die Gräfin von Soiſſons zum letzten mal nebſt ihrer Schweſter der Herzogin von Bouillon das Königreich verlaſſen mußte. Nach Vermählung des Herzogs von Luxemburg, die er als Hebel zur Erlangung der Erneuerung der Piney'ſchen Herzogswürde benutzte, hatte M. le Prince ein Patent erlangt, worin

worin die Sache an das Parlament gewiesen wurde; der Generaladvocat Hr Telon, der in großem Rufe stand, sprach daselbst mit viel Beredtsamkeit und Verstand; und nachdem er die Frage mit allen Gründen dafür und dawider gründlich abgehandelt hatte, hatte er völlig gegen den Herzog von Luxemburg erkannt. Dieß bewog ihn, daß er seinen Proceß ruhen ließ, er hatte seine erneuerte Herzogswürde von Pincy und er erwartete gelegenere Zeit.

Er glaubte diese einige Jahre nachher gefunden zu haben. Der erste Präsident Morion war Potier, wie der Herzog von Gesvers; das Interesse seines Vetters, den wir in der obigen Genealogie aufgeführt haben, hatte ihn auch an das des Herzogs von Luxemburg gebunden. Sie glaubten den der Entscheidung nahen Stand des Processes benutzen zu können und beschlossen ihn unversehens abzuschlachten, und es wäre vielleicht gelungen, wenn es nicht ein bloßer Zufall verhindert hätte. Bey Eröffnung einer Audienz des Morgens um 7 Uhr, in welcher dem Volke und Handwerksleuten, in Rechtshändeln, die kurz abgethan werden konnten, summarischer Bescheid ertheilt werden sollte, hörte der Intendant meines Vaters und der des Herzogs von Rochefoucault, die an nichts weniger als an diesen Rangproceß dachten, denselben aufrufen, worauf sogleich ein Advocat für Hrn von Luxemburg sprach; die beyden Intendanten traten aber auf, setzten sich dagegen und zeigten ihr äußerstes Erstaunen über dieses Verfahren, so daß dieser Streich fehlschlug. Diese sonderbare Vereitelung seiner List brachte Herrn von Luxemburg außer Fassung und er ließ seinen Proceß von neuem bis auf die Zeit ruhen, von der wir jetzt sprechen. Dieser Herr von Morien war auf einer Menge schreyender Ungerechtigkeiten ertappt, indem er oft zum Erstaunen beyder Seiten eingenmächtig in der Audienz Bescheid gab. Ein jeder glaubte, der andere habe die Sentenz abgefaßt, und konnte es nicht begreifen, bis sie sich endlich beym Herausgehen aus der Audienz sprachen, und nun sahen, daß sie alle vom ersten Präsidenten betrogen seyen. Er trieb es so arg, daß der König sich endlich entschloß, ihn abzusetzen. Morion aber behauptete sich mit seiner Unverschämtheit und hielt sich an die Form, die seine Absetzung schwer machte; man drohte ihm aber endlich mit allem, was er verdiente, und für jetzt zeigte man ihm noch

noch die Stelle eines Präſidenten à mortier für ſeinen Enkel, denn ſein einziger Sohn war früh geſtorben, und er fand es endlich für gut ſich zurückzuziehen. Der Generalprocureur Harlay folgte ihm; und la Beiſſe, der bloß Supplikenmeiſter war, aber in großem Rufe ſtand, rückte in die wichtige Stelle des Generalprocüreurs ein.

Harlay war der Sohn eines Generalprocüreurs und einer gebornen Bellievre, ſein Großvater war der berühmte Achilles von Harlay, erſter Präſident des Parlamentes nach jenem berühmten Chriſtoph von Thou ſeinem Schwiegervater, dem Vater des berühmten Geſchichtſchreibers. Von dieſen großen Magiſtratsperſonen ſtammend, beſaß Harlay die ganze Gravität derſelben, die er aber bis zum Cynicismus übertrieb, er affectirte Uneigennützigkeit und Beſcheidenheit, die er aber beyde verletzte, jene durch ſein eigennütziges Betragen, dieſe durch einen verſteckten Stolz, der entſetzlich war und trotz ſeinem Bemühen in die Augen ſprang. Beſonders affectirte er Gerechtigkeit und Ehrlichkeit, deren Maſke er aber bald fallen ließ. Gegen Hinz und Kunz übte er das ſtrengſte Recht, aber ſobald irgend ein Intereſſe oder jemandes Gunſt ſich dazwiſchen ſtellte, war er ſogleich beſtochen. Dieſer Proceß ſtellte ihn in ſeiner wahren Geſtalt dar. Er war ſehr gelehrt im Staatsrecht; er verſtand die verſchiedenen Rechte aus dem Grunde; er konnte ſich in den ſchönen Wiſſenſchaften den Unterrichtetſten an die Seite ſtellen; er war ſehr bewandert in der Geſchichte und verſtand beſonders die Kunſt, ſeine Geſellſchaft mit einer Autorität zu beherrſchen, die keinen Widerſpruch litt, und die kein erſter Präſident vor ihm je hatte erreichen können. Eine Phariſäiſche Sittenſtrenge machte ihn durch die Freymüthigkeit, mit der er öffentlich den Partheyen, den Advocaten und Magiſtratsperſonen ſeinen Tadel ſagte, fürchterlich, ſo daß niemand war, der nicht vor einem Geſchäfte mit ihm zitterte. Uebrigens in allem vom Hofe unterjocht, deſſen Sklav er war, und der unterthänige Diener aller, die in wahrer Gunſt ſtanden, ein feiner Höfling, beſonders ſeiner Politiker, alle ſeine Talente einzig für ſeinen Ehrgeiz gebrauchend, um zu herrſchen und zu ſteigen und um ſich den Ruf eines großen Mannes zu verſchaffen; übrigens ohne wahres Ehrgefühl, ohne Sittlichkeit im Verborgenen, ohne innere Rechtſchaffenheit, ſo

gar

schliessen, wenn man ihren Kreis nicht verläßt und sie von einem höhern Standpunkte betrachtet. Die Nothwendigkeit der Kreuzzüge offenbart uns ohne Zweifel am besten den Nutzen derselben für die Menschheit. Wenn nach dem Plane der Natur, welcher der Geschichte unsers Geschlechts zum Grunde liegt, es durchaus erforderlich ist, daß die Staatsverfassungen sich immer mehr vervollkommnen, der Verkehr zwischen den Staaten stets lebhafter werde und immer mehr Legalität erhalte: so sieht man kaum, wie sie dem damaligen Zustande der Menschheit nach für die Ausführung ihres Zwecks besser, als durch die Kreuzzüge hätte sorgen können. Die Provinzen des occidentalischen römischen Reichs hatten germanische Horden überschwemmt, und in ihnen das dürftige Staatsgebäude, in welchem sie in den Wäldern der Heimath für Barbaren bequem genug lebten, wieder aufgebauet. Es schien allerdings, als wenn durch die Aehnlichkeit der Verfassungen, welche benachbarte Völker hatten, der Verkehr zwischen ihnen hätte erleichtert werden müssen; allein wer konnte an jhn denken, so lange innere Stürme alle Kräfte des Staats in Bewegung erhielten, so lange die Aristokratie in Anarchie schwärmte, unterdessen die größte Zahl der Bewohner eines Landes am Fuße des Thrones einer wilden Freyheit mit entehrenden Fesseln klirrte? Wie konnte ferner die innere Verfassung Legalität erhalten, sobald die Menschenrechte

so

gar ohne Humanität, mit einem Worte ein vollkommener Heuchler, ohne Glauben, ohne Gesetz, ohne Gott und ohne Herz; ein grausamer Ehemann, ein barbarischer Vater, ein tyrannischer Bruder, einzig Freund von sich selbst, bös von Natur, ein Mann, der einen Gefallen daran fand, zu beleidigen, zu mißhandeln, zu unterdrücken und dazu nie eine Gelegenheit in seinem Leben versäumt hat. Man müßte ein Buch schreiben, wenn man alle Züge seines Charakters schildern wollte, die um so hervortretender waren, da er unendlich viel Geist hatte; und sein Geist war von Natur ganz darauf gerichtet und er so sehr Herr seiner selbst, daß er nichts verlangte, was ihn hätte gereuen können. Was sein Aeußeres betraf, so war er ein kleiner, kräftiger, magerer Mann, von länglicht viereckigem Gesicht, mit einer großen Adlers Nase und schönen sprechenden durchdringenden Augen, die nur verstohlen blickten, die aber auf einen Clienten oder Magistratsperson geheftet sie in die Erde zu bohren vermochten; sein Kleid wenig geräumig, ein Ueberschlag fast wie der eines Geistlichen, und breite Manchetten ebenfalls wie ein Geistlicher; eine sehr braune, weißgepuderte, buschigte kurze Perücke mit einer großen Mütze oben drauf; Gang und Haltung ein wenig gekrümmt, eine heuchlerische Miene, mehr demüthig als bescheiden, und er drückte sich immer an der Wand weg, damit man ihm mit mehr Ceremonie ausweichen möchte und er unter lauter ehrerbietigen gleichsam beschämten Verbeugungen zur Rechten und zur Linken durchpassirte. Zu Versailles war ihm der König und Frau von Maintenon durch das zarteste Band verbunden: er war es, der über die unerhörte Legitimation der Bastarden ohne Nennung der Mutter consultirt, die Sache der Chevalier von Longueville vorgeschoben hatte, auf deren Grund gestützt der König zu seinem Zwecke gelangte. Er erhielt damals das Versprechen des Kanzleramtes von Frankreich und besaß das volle Vertrauen des Königs, seiner Kinder und ihrer allgewaltigen Gouvernante, das er sich trefflich zu erhalten und dabey beständigen vertrauten Umgang zu genießen verstand. — —

Ueber die Frage wegen Bestimmung der Rechte in dieser Sache wurde lebhaft im Conseil debattirt: ein jeder von uns, Hrn von Lesdignieres und mich als Minderzährige ausgenom-

genommen, legten daſelbſt eine Foderung beſonders ein, um die Sache hinzuziehen, welche Abſicht wir gar nicht mehr verhalten; es lieſen eine Menge ſokratiſche Darſtellungen von beyden Seiten und eine Menge Sollicitationen ein, wie wir im Parlament gethan hatten. Hr von Vendome und ich wurden beauftragt, zuſammen zum Kanzler Bouchenel zu gehen und mit ihm zu ſprechen, und wir giengen, nachdem wir uns bey Livry, wo Hr von Vendome den Ort unſerer Zuſammenkunft beſtimmte, in Verſailles getroffen hatten, zuſammen in des Kanzlers Haus; Argouge, Bignon, Riberyre und Harlay, Schwiegerſohn des Kanzlers, alle vier Staatscommiſſärs, waren unſre Commiſſarien und der Supplikenmeiſter Creil von Celiſy, Referent; mehrere Staatsräthe, auch Bignon, als Verwandter der Herzogin von Rohan, wollten mit der Sache nichts zu thun haben; wir vermißten ſeine Rechtſchaffenheit und Einſicht und er blieb unerſetzt: Argouge hatte ſich dem Hrn de la Rochefoucault eröffnet und hielt uns ſein Wort nicht, weswegen ihm der Herzog harte Vorwürfe machte. Riberyre, Enkam des erſten Präſidenten von Morion, der ein groſſer Feind der Päps war und bald ſehr von ihnen gemißhandelt wurde, kam in Verdacht, als habe er den Haß ſeines Schwiegervaters geerbt, ob er gleich ein Mann von Ehre und Rechtſchaffenheit war. Harlay ließ ſich durch ſeine Familie und durch den ſchönen Schein, für den er nicht unempfindlich war, fortreißen. Dieſelbe Urſache gewann auch den Hrn von Luxemburg den großen Haufen der Maitres des Requetes, welche juriſtiſche Petitsmaitres waren und ſehr wenig von dem Staatsrecht und dieſen groſſen Streitigkeiten verſtanden, ſo daß wir an das Parlament zurückgewieſen wurden; aber unſere Abſicht war dadurch nicht weniger erreicht. Wir wollten Zeit gewinnen und auf dieſe Art war es unmöglich gemacht, daß unſer Proceß dieſes Jahr entſchieden werden konnte. Indeſſen waren die Präliminarien nach und nach zu rechtlichem Verfahren gediehen; es hatte immer zwiſchen einigen von uns und Hrn von Luxemburg beym Eintritt ins Conſeil Wortwechſel mit verbiſſener Bitterkeit gegeben; und was eine faſt unausbleibliche Folge bey ſolchen Rang-Proceſſen iſt, es hatte ſich allerdings Groll und Bitterkeit eingefunden; ich war nicht der einzige, dem der Herzog von Luxemburg ganz beſonders ſeinen Groll zu erkennen gab, der

im Vorbeygehn gesagt, die Hrn de la Tremouille und Richelieu fast gar nicht mehr grüßte. Ganz besonders persönlich war er auf den letztern aufgebracht, weil er durch die im Conseil unter dessen Namen unternommene Bestimmung der Gerichtsbarkeit alle seine Maaßregeln vereitelt gesehn hatte. Auch schonte er in einer seiner faktischen Darstellungen weder seine Person, noch sein Verhalten, noch das Ministerium des Kardinals Richelieu. Dieser äuserst beleidigt verfertigte auf der Stelle eine Antwort und ließ sie sogleich drucken und austheilen, in welcher er die Treue, welche Hr von Luxemburg von seinem Hause gerühmt hatte, angriff, indem er an die Complots des letzten Herzogs von Montmorency erinnerte, der in seinem Gouvernement Castelnaudari in einem Treffen gegen den verstorbenen König gefangen und deßwegen im J. 16 2 zu Toulouse hingerichtet wurde; gegen den Hrn von Luxemburg aber selbst führte er sein Betragen unter M. le Prince an, sein Gefängniß wegen der Giftmischerey und anderer böser Streiche, sein Verhör auf dem Missethäterstuhlchen und die Nachläßigkeit, vermöge der er bey dieser Gelegenheit unterlassen habe, das Recht seiner Würde zu reclamiren, und zu fodern, daß er als Pär wäre gerichtet worden. Außer diesen auf das stärkste ausgesprochenen Fakten war die Piece mit dem schärfsten Salze gewürzt. Aber dabey blieb Hr von Richelieu nicht einmal stehen; er traf Hrn von Luxemburg in dem Saal der Garden zu Versailles, er gieng auf ihn zu und sagte ihm, er sey sehr erstaunt über sein Betragen in Rücksicht seiner, aber er finde an ihm keinen Kloß, er würde in kurzem eine Antwort erscheinen sehen so derb, als sie seine faktische Darstellung verdiente; übrigens sollte er nur wissen, daß er ihn nicht fürchte, weder zu Fuß noch zu Roß, weder ihn noch seinen Anhang, weder am Hofe noch in der Stadt, selbst nicht in der Armee, wenn er dahin gehen würde, noch an irgend einem Orte in der Welt. Alles dieß sagte er mit solcher Heftigkeit, worauf er ihm schnell den Rücken zukehrte, daß Hr von Luxemburg keinen Augenblick gewinnen konnte, ihm ein Wort zu antworten, und, wiewohl er in der gewöhnlichen Begleitung und mitten im Glanze seiner Größe war, verwirrt stehen blieb. Der Erfolg bewahrte die Drohung; den andern Tag wurde das Faktum des Hrn von Richelieu angezeigt und überall ausgegeben. Schriften von solcher Stärke und diese Begegnung gegen einen Kapitän

der

der Leibgarde mitten im Saale machten viel Aufsehn, wie man sich verstellen kann. Alle Herzoge stellten alle ihre Freunde zur Vertheidigung des Herzogs von Richelieu; und alles was Luxemburgs Charge und sein Kommando zu seinem Anhang rief, war in einer Bewegung, die große Folgen haben konnte. Hr von Luxemburg fühlte doch mitten in seinem Zorn, daß er sich diesen Lermen durch die Injurien seines Faktums zugezogen habe. Er sah ein, daß, wenn er für sich sollicitirte oder einen auffallenden Schritt gegen siebzehn Päs von Frankreich thäte, es für die letztere Parthie, die schwer zu vereinigen sey, gar nicht gleichgültig seyn würde; daß die Prinzen von Geblüt, seine intimen Freunde, sich in Acht nehmen würden, gerade für ihn zu hazardiren; daß der König, der ihm im Grunde nicht geneigt war, überhaupt um seiner Gegner willen und besonders um des Herzogs de la Rochefoucault willen gegen ihn seyn würde; und daß Fr. von Maintenon, die von jeher Richelieu's vertraute Freundin und seitdem immer in der engsten Verbindung mit ihm gewesen war, der sie allein unter allen Hofleuten zu jeder Stunde sehen konnte, seine Sache zu der ihrigen machen würde. Der Held zitterte davor und nahm zu seinen Freunden Zuflucht, daß sie ihn aus diesem fatalen Handel ziehen sollten. Er wandte sich an M. le Prince und an den Herzog von Chevreuse und Beauvilliers und noch an einige andere von geringerem Gewicht, von denen er glaubte, daß sie ihm behülflich seyn könnten. Er ließ durch die drey erstern eine mündliche Entschuldigung nebst der gänzlichen Unterdrückung seines Faktums unter der Bedingung, daß dieß auch mit der Antwort geschehe, anbieten. Hr von Richelieu wurde gebeten, sich bey M. le Prince nebst dem Herzoge von Chevreuse und Beauvilliers einzufinden; man drang zu wiederholten malen in ihn, ohne daß er nachgeben wollte, während seine Antwort immer mehr in Umlauf kam und er sie immer mit vollen Händen austheilen ließ; endlich aber gab er nach. Es wurde bestimmt, wie es mit der Sache werden sollte. Hr von Luxemburg traf zu bestimmtem Tag und Stunde den Herzog von Richelieu beym Könige, in der Zeit, wo die meiste Gesellschaft da war; er näherte sich ihm und sagte ihm in den Ausdrücken, wie sie sagen, es thue ihm sehr leid, daß sein Faktum so beleidigend für ihn sey, er bäte ihn deswegen um Verzeihung, und er

ſollte überzeugt ſeyn, daß er ihn immer ſehr geachtet und geehrt habe und es noch thue, ſo wie er auch das Andenken des Hrn Kardinals von Richelieu ehre; er habe dieſe Piece gar nicht zu Geſicht bekommen; er würde ſeine Leute dafür beſtrafen, denen er beſtändig jede Art von Ausfällen angelegentlich verboten habe: und endlich habe er die beſtimmteſten Befehle zur Unterdrückung der Piece gegeben. Hr von Richelieu, vor Unwillen kochend, ließ ihn reden und antwortete ihm mit einigen Artigkeiten, die er durch die Zähne brummte, und zuletzt gab er ihm die deutliche ausgeſprochene Verſicherung, ſeine Antwort ebenfalls unterdrücken zu laſſen. In der That wurden beyde Pieceen unterdrückt, aber erſt nachdem Hr von Richelieu ſie uns und unſerer Geſellſchaft und ſeinen Freunden mit vollen Händen ausgetheilt und beſonders in alle Bibliotheken hatte geben laſſen.

Der Marſchall von Luxemburg.

Hr von Luxemburg überlebte nicht lange die ſchöne, von ihm geſtiftete Vermählung ſeiner Tochter mit einem unbekannten Baſtardſohn des letzten Grafen von Soiſſons, den Fr. von Nemours mit Reichthum überhäuft und der den Namen eines Prinzen von Neufchatel angenommen hatte. In ſeinem ſieben und ſiebzigſten Jahre lebte er noch wie ein junger Mann von fünf und zwanzig Jahren und hielt ſich in der That nicht für älter. Den Mangel eines glänzenden Glückes, wovon ihn ſein Alter und ſeine Geſtalt ausſchloſſen, erſetzte er durch Geld, und die Vertraulichkeit zwiſchen ihm, ſeinem Sohne, dem Prinzen von Conti und Albergotti beruhte faſt ganz auf gemeinen Sitten und geheimen Parthieen, die ſie zuſammen mit Mädchen machten. Die ganze Beſorgung der Märſche, der Befehle und der Subſiſtenz der Truppen lag, in allen Feldzügen auf Puiſegür, der ſogar die Plane aus dem gröbſten herausarbeiten mußte. Nichts war treffender, als der Blick des Marſchalls von Luxemburg; nichts glänzender, bedachtſamer, vorherſehender, als er im Angeſicht des Feindes oder am Tage einer Schlacht, mit einer Kühnheit und zu gleicher Zeit mit einer Kaltblütigkeit, die ihm mitten im größten Feuer und in den drohendſten Gefahren alles ſehen und vorherſehen

herſehen ließ. Dieß war der Moment, wo er groß war. Uebrigens die Faulheit ſelbſt; er gieng wenig ſpazieren, und nicht ohne groſſe Noth, er liebte das Spiel, die Unterhaltung mit ſeinen Vertrauten und alle Abende ein Souper in einer kleinen, faſt immer der nämlichen, Geſellſchaft; und war man in der Nähe einer Stadt, ſo trug man Sorge, daß eine bunte Reihe gemacht wurde; dann war er für alles unzugänglich, und wenn irgend etwas dringendes vorfiel, ſo mußte Puiſegür dafür ſorgen. Dieß war in der Armee das Leben dieſes groſſen Feldherrn und auch zu Paris, wo ihn am Tage der Hof und die groſſe Welt beſchäftigte und Abends ſeine Vergnügungen. Zuletzt wurde ihm das Alter, das Temperament, die Geſtalt untreu. Eine Lungenentzündung brachte ihm zu Verſailles den 6. Januar 1695. nach fünf Tagen Krankheit, den Tod. Er wurde von vielen betrauert, wiewohl er als Privatmann von niemandem geachtet und von wenigen geliebt war.

Marſchälle von Frankreich.

Promotion von zehn Marſchällen von Frankreich im J. 1703, ihre Schickſale und ihr Charakter.

Sonntag den 14. Januar machte der König zehn Marſchälle von Frankreich, deren mit den neun, die es ſchon waren, nunmehr neunzehn wurden, damit es ja nicht daran fehlen ſollte.

Alte.		Neue.	
Duras . . .	1675	Chamilly Gen. Lieut.	1678
Eſtrees Vater	1681	Eſtrees Sohn *)	1684
Choiſeul		Chateaurenaud Febr.	1688
Villeroi		Vauban, Auguſt	——
Joyenſe	1693	Roſen	——
Bouſſlers		Hürelles	——
Noailles		Teſſe	1692
Catinat		Montrevel . . .	1693
Villars	1702	Tallard	——
		Harcourt	——

*) Welcher den Namen Marſchall von Coeuvres annahm, um ſich von ſeinem Vater zu unterſcheiden. Ein ſonderbarer Fall, daß

Chamilly.

Chamilly nannte sich Bouton, war aus einem alten Geschlecht in Burgund, aus welchem man vor 1400 Kämmerer der Herzoge von Burgund findet. Der Vater und der älteste Bruder des Marschalls schlossen sich an Mons. le Prince an und standen bey ihm in Achtung. Unter diesem Bruder fieng unser Chamilly, der sechs Jahre jünger war, sich auszuzeichnen an, er hatte mit Ruhm in Portugal und in Candia gedient. Wer ihn sah und hörte, hatte sich nie eingebildet, daß er eine solche excentrische Liebe hätte einflößen können, wie die bekannten Portugiesischen Briefathmen, und daß er die Antworten an die Nonne geschrieben hätte, die man daselbst findet.

Unter mehreren Kommandos, die er während des Holländischen Krieges hatte, machte ihn das Kommando von Greve durch jene bewundernswürdige mehr als viermonatliche Vertheidigung besonders berühmt, welche dem Prinzen von Oranien 16,000 Mann kostete, dessen Lob er verdient und dem er sich nur auf den wiederholten Befehl des Königs auf die ehrenvollste Capitulation ergab. Der Haß, den ihm Louvois nachtrug, konnte den Monarchen nicht hindern, ihm das Gouvernement von Straßburg zu geben, als er es im Herbst 1681 einnahm.

Barbesieux war ihm nicht viel günstiger als sein Vater. Die Frau seines Nachfolgers war eine Freundin von Chamilly's Frau, die eine Person von seltener Vollkommenheit war, der Louvois selbst mit Mühe widerstanden hatte und deren Conversation und Betragen ihre sonderbare Häßlichkeit vergessen machte. Die Freundschaft beyder Frauen, die immer sehr vertraut gewesen waren, und die besondere Achtung welche Chamillart für Frau von Chamilly hatte, brachte diese ihren Mann wieder aufs Fahrwasser.

Dieser Minister verschaffte ihm das Kommando von La Rochelle und der benachbarten Provinzen und beförderte ihn so

daß es beyde waren, und noch sonderbarer, daß es drey Marschälle von Estrees in drey Generationen gab, alle drey Kriegs von Verdienst und alle drey Aelteste der Marschälle von Frankreich.

ſo zum Marſchallsſtab, um ſo leichter, da der König von jeher Achtung und Freundſchaft für ihn gehabt hatte. Dieſe Promotion, die ſich zu lange verzogen hatte, fand allgemeinen Beyfall. Er war ein groſſer ſtarker Mann, der beſte, der bravſte, der ehrliebendſte Mann, aber ſo dumm und ſchwerfällig von Anſehn, daß man nicht begreifen konnte, daß er einiges Talent zum Kriege habe.

Eſtrees.

Der Graf von Eſtrees war glücklich: ſein Vater, der ſich ſehr hervorgethan hatte, wurde zum Seedienſt auserſehen, als Colbert den König zur Herſtellung der Marine im J. 1688 bewogen hatte. Er erwarb ſich in dieſem Dienſt in der erſten Expedition nach Amerika Ruhm. Nach ſeiner Rückkehr wurde er Viceadmiral. Hr von Seigneley verſchaffte im J. 1684 ſeinem Sohne im Alter von vier und zwanzig Jahren die Survivance dieſer Stelle. Der Credit der beyden Pontchartrain Vater und Sohn, die für die Marine zwey Marſchälle haben wollten, die Parthey der Noailles, deren Gunſt im Schatten war, die Wichtigkeit des Marſchalls und des Kardinals Eſtrees, die Gunſt der Kinder der Gräfin Eſtrees, mit welchen ſich der König viel abgab, die Verdienſte des jungen Eſtrees, der nichts weiter gegen ſich hatte, als ein viel jüngeres Alter als die übrigen Candidaten, die vielen Actionen, die er zu Waſſer und zu Land mit angeſehen, und in denen er gröſtentheils als Chef mit vielem Glück, Ruhm und Tapferkeit gedient hatte, ſeine Kenntniß der Marine, ſein Fleiß, ſein Kopf, ſeine Wiſſenſchaft — alles dieß machte, daß er acht Jahre darauf Marſchall von Frankreich wurde. Er war ein ſehr ehrlicher Mann, war aber lange ſehr arm geweſen und konnte ſich daher nicht enthalten, ſich in Laws Periode zu bereichern, es gelang ihm auch auſerordentlich und er lebte dann in groſſer Pracht, die gänzlich regellos war. Es iſt nicht zu zählen, was er an ſeltenen intereſſanten Büchern, an Stoffen, Porcellan, Diamanten, Bijoux und koſtbaren Seltenheiten aller Arten zuſammenhäufte, ohne je einen Gebrauch davon zu machen. Er beſaß 52,000 Bände, die ſein ganzes Leben faſt alle als Ballen im Louvoiſchen Hotel blieben, wo Frau von Courtanvaux,

nennen, ſeine Schweſter, ihm einen Ort zur Aufbewahrung derſelben gewieſen hatte. So war es auch mit einem Ring gen. Dabey war er ein ſehr ehrlicher Mann, redlichig und fein im Umgange, ein unter Gelehrſamkeit, aber ſehr rechtſchaffig, und leicht abzuhalten, ein großer Schätzer, wiewohl ungeſchrieben.

Chatenerement.

Chatenerement, aus dem Stamm Montfort, der vor Vernichtung ſeiner Unternehmen mit einer Schweſter des Connetable und des Marſchalls Herzogs von Retz, beyde der dann ſein Anſehen der Gunſt in Frankreich gänzlich entfallend war, war der glücklichſte Soldat ſeiner Zeit, er gewann Battaillen und größere Veſten und führte eine Menge der ſchwerſten Unternehmungen aus. Er war ein kleiner, blaſſer Mann, vom Anſehen einer Dummkopfs, das nicht viel ſagte. Man begriff nicht, wenn man ihn ſah, daß er je zu etwas gelangt habe. Es war unmöglich mit ihm zu ſprechen oder ihn anzuhören, ausgenommen wenn er von ſeiner Expedition ſprach; übrigens ein ganz ehrlicher Mann. Er war aus Bretagne.

Boucicaut.

Boucicaut nannte ſich le Jeune; er war höchſtens ein gemeiner Edelmann aus Burgund, aber vielleicht der ehrlichſte, tugendhafteſte Mann ſeiner Zeit, im Rufe der größten Wiſſenſchaft in der Belagerungs- und Vertheidigungskunſt, ſehr einfach, mehr mit beſcheiden. Ein Mann von mittler Statur, ziemlich muskulöſt und von ſpaniſchem Anſehn, aber zu ſeiner Zeit von bäuriſchem groben Anſehen, wo nicht wild und brutal. In der That war er nichts weniger als dieß; niemand war ſo ſanft, ſo mitleidig, ſo verbindlich, aber auch ehrerbietig, ohne alle Höflichkeit, der gelehrſte Hauptmann von dem Leben der Menſchen, nebſt einer Tapferkeit, die alles auf ſich nahm und andern alles erließ. Von ſtrenger Strafheit und Gerechtigkeit, anſtatt ſich auf einen Befehl aber Schelmerey zu merken, „ſo ob begegnet, wie es

in

in einem ſo hohen Grade die Freundſchaft und das Vertrauen des Cavoie und des Königs gewinnen konnte. Der König hatte ihm ein Jahr vorher ſein Verlangen, ihn zum Marſchall zu machen, entdeckt. Boufflers hatte ihn gebeten in Erwägung zu ziehen, daß dieſe Würde nicht für einen Menſchen von ſeinem Stande gemacht ſey, der nie ſeine Armee commandiren könne, und der ſie in Verlegenheit ſetzen würde, wenn bey einer Belagerung der General ein weniger alter Marſchall als er wäre. Eine ſo großmüthige Weigerung aus Gründen, die allein die Tugend an die Hand gab, vermehrte noch den Wunſch des Königs, ihn zu belohnen. Denn den hatte bey mit funfzig Belagerungen als Chef gelobet und zwanzig davon in Gegenwart des Königs, der ſich ſelbſt zum Marſchall von Frankreich zu machen glaubte und ſeine eigne Lorbeern ehrte, indem er Boufflers den Marſchallsſtab gab; er empfieng ihn mit derjenigen Beſcheidenheit, die er mit ſeiner Unzufriedenheit gepaart hatte. Alles gab dieſer Promotion, zu der auch nie einer ſeiner Standes vor ihm gelangt war und nachher auch nie gelangt iſt, einen Beyfall. Ich ſage nichts mehr von dieſem wahrheit verehrten Manne; es wird ſich anderwo Gelegenheit finden, von ihm zu ſprechen.

Noſen.

Noſen war von ſehr altem Adel aus Lothring. Er war ein großer Mann, trocken, von bäuriſchem Anſehn, einem Gewaltſtreiche nicht unähnlich, ein Held von einer Konnerte kugel getödtet aber vielmehr von dem dadurch verurſachten Druck der Luft, der ihn ganz mit fortgeriſſen hatte. Ein verſtändiger Officier der Cavallerie, ſehr tauglich ſogar zu Führung eines Flügels, dem aber als Chef der Kopf ſchwach ſein würde, ſehr brutal in der Armee und ſonſt überall ausſer der Tafel, wo er ohne alle Mäßigung ſich wechſelsweiſe dieſe und ſeine Gefährten von Kriegsbegebenheiten unterhielt, die auf eine angenehme Weiſe beluſtigten. Er war ein Mann von großem Anſehen, aber äuſſerſt verſchmitzt, der vortrefflich wußte, was er zu thun hatte, voll Muthwillen, Gaſtmahlen und Humor in allem, und er ſagte, wiewohl im allerſchlechteſten Franzöſiſch, was er wollte.

den König und seine Schwäche und die Verachtung der Nation für die Bastarden. Auch verwies er es seinem Sohne, daß er so viel Französisch spräche, weswegen er noch ein Schuft hätten würde. Er sagte immer sehr gut seine Meinung, war ihm mit Aufrichtigkeit ergeben und oft für seinen Vortheil besorgt.

Hôpital.

Hôpital's Name war de Leyz; auch hieß er durch Adoption des Namens des Lieutenants seines Marschalls — de Vitry. Diese Adoption geschah erst gegen das Jahr 1570 durch den mütterlichen Großvater jenes Lieutenants, dessen Name eben damals Erbin der Familie wurde, unter der Bedingung, welche auch erfüllt wurde, daß er den Namen und das Wappen von Leyz ablegen und die der Familie de Vitry annehmen sollte. Von dieser Epoche sind die Leyz sehr bekannt. Unter Marquis d'Hôpital wurde der [illegible] des Marquis von Louvois, dem er sich zum Zuträger [illegible], und der ihn schnell protegirte. Er verschaffte ihm, um ihn dem Könige näher zu bringen, das Kommando jenes [illegible] Regts von Maintenon, dessen wenige Arbeiten die Jahre 1692 zu Grunde richteten. In seinem 31. Jahr, wo er erst *maréchal de camp* war, verschaffte ihm Louvois das Kommando von Elsaß, unter Monclars Befehl und nach dessen Tode als Chef, zu Anfang des Jahres 1693. Vier Jahre hernach machte er ihn zum Generallieutenant und zum Ordensritter, zu Ende des J. 1698. Er befehligte immer zu Straßburg bis 1710, wo der König als Kriegsrath vom Elsaß und Lothringen an Rhein als Generallieutenant, aber mit sehr viel Achtung und Auszeichnung.

Er war ein großer, ziemlich starker Mann, fett und ungelenk, von langsamem, gleichsam schläfrigem Gange, ein großer kaltsinniger Gesicht, das aber ziemlich angenehm war, worinn von großen Augenbrauen verschattet, unter welchen ein ganz kleines lebhaftes Auge nicht ihrem Bild entsprechen ließen. Er glich ganz einem großen ferten Odilon Lothier. Leyz, ausschweifend, wollüstig in jeder Art von Genuß

Verschwiegenheit, von entgegenkommender Höflichkeit, womit seine Talente täglich belegt seyn wollte, in der Wahl der Gesellschaft, in griechischen Ausschweifungen, die er nicht zu verbergen suchte; hochmüthig sogar gegen seine Generale und Kameraden und gegen alle von Aufopferung, gegen die er, mit der Miene der Tapferkeit, nicht vom Stuhle aufstand; er ging wenig zum General und war selbst nie in den Laufgraben gern zu Pferde. Demüthig, bis schmeichelnd, Schmeichler gegen die Minister und gegen Leute, von denen er Hülfe oder Schutz zu haben glaubte, gegen alle übrigen herrschsüchtig ohne Schonung; ein heftig unterbrochener Stillschweigen, immer kurzsichtig, ein Thörin zur rechten Zeit, eine Mischung von Narrheit und Gewandtheit, bot ihm mehr seine Stelle und sein Körper, als er sich selbst, gelten konnte, und ein breiter Kopf mit einer großen Perücke überhäuft, gaben ihm den Ruf eines guten Kopfs, der aber besser für Aemilius als um Rath zu fragen war. Verdächtig von Kopf und Herz, von verderbtem Herzen wie verderbten Sitten, eifersüchtig, neidisch, nichts als seine Absicht vor Augen habend und um seine Mittel verlegen, wenn er nur einen Schein von Redlichkeitsliebe und Tugend behaupten konnte, der aber selbst nicht so blendend war und sogar wirklichen Verdiensten weichen mußte. Ein enges Kopf und einiger Lectüre, ziemlich wenig unterrichtet und nicht weniger als ein Kriegsmann, außer bisweilen im Vorstreich; in jeder Art Ergreifer von Schwierigkeiten, ohne je die Lösung für eine einzige zu finden; sein verschmitzt, tief verstellt, unfähig der Freundschaft, außer in Bezug auf sich, niemandem behülflich, immer mit Ränken und Höflingskünsten beschäftigt, mit der gehäuftesten Einfachheit von außen, die ich je gesehen habe; einem breiten Schlapphut in die Augen gedrückt, einem grauen Rock ohne alles Gold außer die Knöpfe, bis herunter zugeknöpft, ohne eine Spur von Orden irgendwelchen, und seinen Hut. Geist weit unter seiner Perücke verborgen. Immer Schleppsäbel, an einem alten und rein, sich überall Hintertheilen abschleifend, Stiefeln des Publicums und nie einem Prinzenmanne Recht gebend. Bis 1710 kam er nur auf Augenblicke nach Paris und an Hof, um sich seine müßigen Jahrgelder zu erhalten, die er zu bekommen wußte. Endlich entsagte er sich in seinem Exil, und ohne bei Lebzeiten noch weniger aber bei Todesfall anzuge-

ben — denn bey erster Verschwendung, welche seine Eitelkeit und seine Freundlichkeit ihn thun liessen, war er gnädig, — sand er Mittel, daß er nach Paris gehen und daselbst bleiben konnte, um an seinem Glücke zu arbeiten. Unter der Maske der Gleichgültigkeit und Trägheit brannte er vor Begierde an etwas Theil zu nehmen. Er schloß sich vornehmlich den ersten Präsidenten de Mesmes, Grafen von Avaux und der Herzogin de Meine, der sich durch seine Fähigkeit und die Neigung, die er von ihm erhalten konnte, betrogen sah, eng an die Hacken an. Durch ihn erhielt er einigen geheimen Zutritt zu Hofe von Mailändern. Er verschloß sich seine hohen Mondesgnaden nicht und Peringhem, sein und der Chein vertrauter Freund, der ihm dabey behülflich. Dieß sey für jetzt genug von einem Manne, den wir immer in verschiedenen Gestalt mehrere Rollen spielen und sich endlich auf mehr als eine Seite umkehren sehen werden.

Tessé.

Seine Mutter war Schwester des Vaters des Herrn von Lauzun, der Ambassadeur zu Rom war und wegen der Quartierstreitigkeit von Januarius XI excommunicirt wurde. Von diesem Verwandten erbte er mit der Zeit sehr viel. Der jüngere Bruder seines Vaters war der Graf von Frouay, Großquartiermeister des Königlichen Hauses, Ritter des heil. Geistes im J. 1661; gestorben im J. 1671, Seneschall des Forez, der Ambassadeur zu Venedig war, des Bischofs von Metz und des Herzogs von Frouay, des Ambassadeurs von seinem Orden in Frankreich. Eine andere Verbindung war Tessé Glück sehr förderlich: die Mutter seines Vaters war eine Cäcilienne, Schwester des P. von Sourdis, und der intimste Freund von Saint Pomange, dessen einzigem Sohne er endlich seine einzige Tochter gab, und Executor von Lauzun war, bey welchem er Tessé noch ganz jung protegirte.

Er war ein großer wohlgewachsener Mann, von sehr edler und angenehmer Bildung, sanft, gefällig, gefällig, schmeichlerisch, interessant zu gefallen suchend. Er war so bald mit Hochmuth, aber in ganz anderer Art, Lauzun's Extreme,

Montrevel, der ſich zu allem gebrauchen ließ und ihm von allem was überall vorging, Bericht ſtatte. Auch wurde er von ihm bald und handfeſt belohnt. Er konnte nämlich die aufgehobene Stelle als Generalleutenant der Cavallerie, die, weil ſie abgeſchafft worden ſeyn, ihm zum maître de camp général im J. 1644 beſtätigte. Er war im Jahr 1688 Feldmarſchall geworden, als Louvois ihm den Orden des heil. Geiſtes verſchaffte; drey Jahre drauf erhielt er das hohe Gouvernement in Flandern, Tours, und im J. 1691 wurde er auf einmal Generallieutenant und Generalleutenant der Dragoner. Er war würdiger Nachfolger ſeiner Vorgänger, klein, gewandt, kaltſinnig, betrügeriſch und dabey arglistig. Er konnte die Sprache der Weiber und auch ziemlich gut die des Hofings führen und hatte ganz das Anſehen eines Seigneurs und den Ton der großen Welt, ohne doch verſchwenderiſch zu ſeyn; im Grunde war er unwiſſend im Kriegsweſen, da er eigentlich nie Krieg geführt hatte, ſondern nur durch Zufall überall zugegen gewesen war und von den Actionen und den allen Veränderungen bemerket hatte. Mit der Miene der Beſcheidenheit war er klug ſich gerad zu machen und alles, was ihm nützlich ſeyn konnte, anzubringen. Immer im beſten Vernehmen mit allen, die in Credit und im Miniſterium waren, beſonders mit der Marquiſe von Maintenon. Seine Sanftheit und Gefälligkeit machten ihn beliebt, ſeine Falſchheit und Heimtücke, daß ſich bald fand, wenn man ihn nur ein wenig prüfte, machten ihn verächtlich. Darneben ein ziemlich angenehmer Erzähler, bald aber platt und langweilig und immer voll Abſchweifungen und Kunſtgriffe. Er wußte für ſeine Mitverſchwörlichkeiten und zugleich die Freundſchaft zu brauchen, welche die Herzogin von Burgund für ihn zu haben ſich anſtellte, weil er das Werkzeug zu ihrem Glück geweſen war und ſie ſelber, daß ſie den Königin und der Frau von Maintenon und dem Herzog von Burgund gefiele.

Montrevel.

Montrevel war beynahmen in ſeiner Provintz der erſte der Edelleute nach. Man kennt ihn, daß er, verdrungen von einer glänzenden Lappalie und von einer Gerichtsſache, welche

welche einst bezaubert hatte, aber nicht mehr bezaubern konnte, jede andere Eigenschaft in ihm erstehen mußte. Nie waren zwey Menschen einander ähnlicher als er und der Marschall von Villeroi, (der immer sein Ohnmer war,) den Contrast ausgenommen zwischen der Unbeugsamkeit des Marschalls und der Plünderungssucht Montrevels, der sehr arm gebohren und sehr verschwenderisch war und es von dem Könige wegnehmen hörte. Seine Art von höfischem Wesen, das gleichwohl sehr weit ging, war ganz für den König gemacht. Die Moden, die Damen, das Hazardspiel, seine Sprache, die wie eine Musik von Phrasen zusammengesetzt war, die gänzlich ohne Sinn und gewöhnlich ohne Verstand waren, die große Miene, alles dieß imponirte dem Thoren und gefiel dem Könige außerordentlich, dem er sich noch durch einen sehr fleißigen Dienst empfahl, wiewohl alles nur in Tapferkeit und Ehrgeiz bestand und er nie recht von links unterscheiden konnte; er verbarg aber seine gänzliche Unwissenheit durch eine Kühnheit, welche die Gunst, die Mode und die Scham begünstigten.

Tallard.

Das war ein ganz anderer Mann. Herzeloyde und er konnten einander allein den Vorzug streitig machen und sich im Geist, Feinheit, Geschicklichkeit, Kunstgriffen und Intriguen, im Streben nach Größe und im Bemühen, sich im Leben und im Kommando beliebt zu machen, mit einander messen; Anhaltsamkeit, Tapferkeit und viele Talente hatten sie mit einander gemein; dieselbe Leichtigkeit in der Arbeit, keiner von beyden einen Schritt ohne Absicht, der nach so gleichgültig schien; gleichen Ehrgeiz, eben so wenig Rücksicht auf die Mittel; beyde sanft, geschliffen, leutselig, zuvorkommend zu jeder Zeit und zu helfen geneigt, wenn es nur auf ein wenig Aufwand von Geist ankam. Beyde die besten Inspecteurs der Armee, und die besten Provisionmeister, beyde mit den Details spielend, beyde von ihren Generalen geliebt und als sie Generale waren, von den Ober- und von den Offizieren und von den Truppen geliebt, ohne der Disciplin etwas zu vergeben. Beyde durch beständigen Dienst im Winter und Sommer gestorben; beyde mit derselben Art von

Ehrgeiz:

Ehrgeiz; Harcourt durch ſeine Ambaſſaden und Briefe von Miniſtern im Rücken; Tallard durch den Marſchall Villeroi und zuletzt durch die Sevigné's protegirt. Er war ein Mann von mittler Statur, mit etwas eingefallenem Auge, voll Feuer und Leben, die aber keinen Reiz haben; mager, rothhaarig, ein Bild des Ehrgeizes, des Neides und der Habſucht, mit vielen und den angenehmſten Talenten ausgeſtattet; ewig aber vom Teufel geplagt durch ſeinen Ehrgeiz. Seine Plane, ſeine Anſchläge und Schleichwege, auf nichts anderes denkend, nichts anderes ſuchend; ein Menſch endlich, in deſſen Geſellſchaft ſich jedermann gefiel, den aber niemand mochte.

Harcourt.

Er war ein Menſch von herrlichen, vielumfaſſenden Anlagen, von angenehmen Geiſtesgaben, aber von grenzenloſem Ehrgeiz, von ſämmtlichem Geiz; und wenn er das Leben geliebt hatte, ſo geſchah es einem Hochmuth, einer Verachtung anderer, einer Herrſchſucht, die unerträglich war; aller Arten der Tugend, alle Sprachen; aber im Grunde koſtete es ihm nichts, um zu ſeinen Zwecken zu gelangen, unwürdig doch noch ehrlicher in ſeiner Verderbniß, als Hocquincourt und ſelbſt als Tallard und Villeroi. Gewandt wie niemand in der Handlung der Menſchen und Reinigung von Planen und geſchickt ſich die Achtung und die Liebe des Publikums zu erwerben, allein unter der Maske der Gleichgültigkeit, Einfachheit, der Liebe zu ſeinem Landgut und häuslichen Freuden, als kümmere er ſich wenig oder gar nicht um das Übrige. Er überſah ſich leicht genug, um zu fühlen, wie viel ihm als Krieger fehlte, wiewohl er Talente dazu hatte; aber große Talente hatte er nicht. Kein General hatte das Volk und den Hof ſo allgemein für ſich; keiner war ſo dazu gemacht die erſte Rolle beſtändig zu ſpielen, wiewohl wenig oder gar nicht fähig ſie zu behaupten. Dabey viel Hochmuth und Geiz, der ganz ſo weit ging, daß er ſeine Untergebenheit nie zu fühlen ſchien, um dafür beſſer alle Gefälligkeit davon zu verbannen. Er mußte ein kriegeriſches Anſehen mit der Miene des Höflings und eine anmaßende, rohe, marktſchreyeriſche Weiſe zu verbinden; er war ſtark, nicht groß, und von ſonderbarer Geſtalt die Oberſchenkel war, dabey aber ſo hitzigte Augen und ein ſo

durch-

durchdringender Blick und doch ſanfter Ton und ein ſo gefälliger anmuthiger Ausdruck des Geſichts, daß man ihn kaum genug ſehen konnte. Die eine Hüfte hatte er ſich durch einen Fall verrenkt, den er vom Wall zu Luxemburg gethan hatte, wo er damals kommandirte, ſie hatte nicht recht heilen können, und er mußte deswegen hinken und auf eine ſehr höfliche Art, weil es von hinten war. Er war von Natur luſtig und amüſirte ſich gern. Er ſchnupfte eben ſo ſtark Tabak, als der Marſchall Hocquincourt, aber nicht ſo unreinlich wie dieſer, deſſen Kleid und Kragen beſtändig mit Tabak bedeckt war. Hocquincourt bemerkte, daß der König den Schnupftabak nicht leiden konnte. Er gewöhnte ihn ſich alſo auf einmal ab. Man fand hierin die Urſache der ſpätern unglücklichen Zufälle, die er in der Folge hatte, und die ihm ein ſchreckliches Ende zuzogen.

Fort-

Fortsetzung.

des XII. Buchs S. 17.

Der Charakter des Herzogs von Charoſt hatte zur Grundlage eine ſtrenge Biederkeit und viele Ehrliebe, mit der Begierde, alles was er an die Ehre zu knüpfen vermochte, mit ihr zugleich zu beſitzen. Ueber alles aber gieng ſein Hingeben an den Herrn von Cambray (den Erzbiſchoff Fenelon), das ſich nur von dem Sohn einer ſolchen Schülerin, wie ſeine Mutter geweſen war, hoffen ließ. Uebrigens machte der äuſſerſte Stolz, ein verhältnißmäßiger Grad von Eiferſucht, eine groſſe Liebe der Welt, in welcher er ſich ſehr auszeichnete, ſo wie er wirklich für ſie gemacht war, gleichſam die Züge ſeines Gemüths aus. Er hatte Sinn für die groſſe Welt, keinen aber für Geſchäfte. In jeder Art von Kenntniſſen war er unwiſſend, ſelbſt in religiöſen Dingen, auſſer der von jener kleinen Heerde angenommenen Religions-Art. Sein Körper hatte eine unglaubliche Beweglichkeit. Seinen Freunden war er treu, auch für Freundſchaft ſehr empfänglich, und, ungeachtet ſeiner unerträglichen Schwatzhaftigkeit, die vom Vater auf den Sohn fortgeerbt war, zum Erſtaunen verſchwiegen. Er

war vielleicht der einzige, der sein ganzes Leben hindurch sich öffentlich der Andacht ergeben hatte, und dabey doch mit den ausschweifendsten Personen seiner Zeit in genauem Umgang stand. Die meisten von diesen waren seine Freunde; alle suchten ihn und zogen ihn soviel möglich zu ihren Parthien, wo keine Ausschweifungen vorgiengen, ohne je über seine, der ihrigen so entgegengesetzte Handlungsweise zu spotten. Diese Leute waren die vorzüglichsten und angesehensten Personen vom Hofe und Militär. Es herrschte Freiheit und Zutrauen zwischen ihm und ihnen. Sie wußten sich aus Achtung für ihn zurückzuhalten, ohne daß ihre Fröhlichkeit oder ihre Freiheit dadurch verändert wurde. So sehr war er ein froher Gast, ein angenehmer witziger und beliebter Gesellschafter. Die Lebhaftigkeit seines Temperaments erzeugte Leidenschaften in ihm, denen seine Frömmigkeit einen peinlichen Zaum anlegte, die ihn aber doch zuweilen überwältigten und zu manchem Scherz gegen ihn Stoff gaben.

Herr von Beauvilliers hatte oft gewünscht, daß Charost und ich Freunde werden möchten. Es geschah und wir haben von der Zeit an, bis jetzt im engsten Vertrauen mit einander gelebt. Den Herrn von Cambray habe ich nur dem Gesicht nach gekannt. Ich war kaum in die große Welt eingeführt, als er in Ungnade zu fallen anfieng. Nie bin ich bey den Mysterien dieser kleinen Heerde gegenwärtig gewesen. Ich mußte also bey dem Herzog von Charost weit unter den Herzogen von Chevreuse und Beauvilliers stehen, wovon man ihn bald die Früchte wird einärndten sehen. Dennoch blieb er mit ihnen vertraulich in Beziehung auf ihre Gnosis (geheime Weisheit), während ich über alles, was den Staat, den Hof und das Betragen des Dauphins betraf, sein völliges

Ver-

Vertrauen beſaß. Ueber ihre Gnoſis ſprachen ſie nie mit mir; wohl aber, und ſehr offenherzig, über ihre Anhänglichkeit und Verehrung für den Herrn von Cambray, über Abſichten und Maasregeln zu ſeiner Zurückberufung. Dampierre und Vaucreſſon ſtunden mir zu jeder Zeit offen; die verborgenen Mitſchüler erſchienen nicht nur vor mir, ſondern ſprachen auch ohne Zurückhaltung miteinander; ich war der einzige uneingeweihte, der dennoch ihr Vertrauen beſaß, ohne durch ſie dabey eingeſchränkt zu werden. Ich hatte ſchon ſeit mehrern Jahren bemerkt, daß ſie in mancherley Dingen durchaus nicht ſo viel Zutrauen in Charoſt ſetzten, als in mich. Er beklagte ſich bey mir über ihre Zurückhaltung; ich ließ es ihm aber nicht merken, daß ſie mir mehr anvertraut hatten als ihm. Auch nachher bemerkte ich, daß er eben nicht weiter mit ihnen gekommen war, indeß ſie mir alles mittheilten, und ſich über alles mit mir berathſchlagten. Ich beſann mich oft, was wohl die Urſache davon ſeyn möchte, weil mir dieſer Unterſchied bey einem Manne, der um vieles älter war als ich und der in ſo enger Verbindung mit ihnen ſtand, ſehr auffallend ſeyn mußte. Seine Thätigkeit war blos körperlich. Er kam viel mehr in Geſellſchaften als ich; allein er bemerkte wenig, beſonders was von wichtigen und geheimen Dingen dort vorgieng. Die Triebfedern des Hofs waren ihm daher unbekannt; was mein Fall nicht war, weil ich mit denen Perſonen beyderley Geſchlechts, welche die Hauptrollen ſpielten, in genauer Bekanntſchaft ſtund, und mir Mühe gab, alles auszuforſchen, und Tag für Tag allen jenen Vorfällen nachzuſpüren, welche zu wiſſen auf jeden Fall unterhaltend, gewöhnlich nützlich, oft aber ſehr vortheilhaft iſt.

die Trümmer des arabischen Reichs waren das Ziel, zu welchem das Schicksal uns durch die Kreutzzüge führen wollte; und wir haben es glücklich durch sie erreicht. In Palästina suchten unsere Vorfahren ihre Palme; und ohne ihr Wissen wuchs sie ihnen in der Heimath! So mochten immerhin Ströme des germanischen Blutes in Asien fliessen, mochten immerhin Helden, wie Konrad von Hohenstaufen, den heimischen Heerd, von welchem aus sie so hausväterlich weise regierten, thöricht verlassen, um einem Schattenbilde in der Ferne nachzujagen!

Der teutsche König starb bald nach seiner Rückkehr. Seinem Brudersohne Friedrich übergab er kurz vor seinem Hinscheiden die Reichsinsignien, und schenkte in diesem Jünglinge dem Vaterland einen glorreichen Regenten, dem Genius des Zeitalters einen Fürsten, welcher in der neuen Welt, die er schuf, die erste Rolle spielen konnte!

Jener allgemeine Drang des menschlichen Geistes nach einem glücklichern Daseyn, welcher am Ende des Mittelalters unser Geschlecht gleichsam verjüngte, schien in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts schon zur vollen Wirksamkeit hervorbrechen zu wollen: In keiner andern Periode der mittlern Zeiten offenbarte es sich so auf-

Frau von Saint Simon beſaß ebenfalls das Vertrauen der Herzoge von Chevreuſe und Beauvilliers, wie auch ihrer Gemahlinnen, die von ihrer Tugend, ihrer Lebensklugheit und ihrem Verſtand eine groſſe Meynung hatten. Mir war es erlaubt alles offenherzig zu ſagen, was ſich für den andächtigen Herzog von Charoſt nicht wohl geſchickt hätte. Endlich hatte ich auch Gelegenheit bekommen, ihnen von äuſſerſt wichtigen Dingen Nachricht zu geben, die aber noch ſehr verborgen waren, und die ſie ſogar nicht glauben konnten, bis ſie ſich wirklich ereigneten. Hierauf wurden ſie gegen mich, den ſie nun als einen treuen unwandelbaren Freund erprobt hatten, vollends ganz offenherzig. Es war mir ein ſüßes Vergnügen, der einzige Mann am Hofe zu ſeyn, welcher die innigſte Freundſchaft und das volle Vertrauen der Perſonen beſaß, die ausſchlieſſend vor andern und ohne einen Unbeſtand ihres Glücks befürchten zu dürfen, eine ſo bedeutende Rolle am Hofe ſpielen, und auf den Dauphin, der allen Dingen eine andere Geſtalt geben konnte, ſo viel Einfluß haben würden. Je mehr meine Verbindung mit den beyden Herzogen bekannt wurde; deſto mehr hütete ich mich, mir ein ſelbſtzufriedenes oder gar anmaſslichers Anſehn zu geben, und beſtrebte mich vielmehr, mir in meiner Lebensweiſe durchaus ganz gleich zu bleiben.

Bey jener groſſen Veränderung der Dinge (durch den Dauphin) ſchienen anfänglich nur zwey Perſonen am Platze, ihren Vortheil zu finden; der Herzog von Beauvilliers, durch ihn der Herzog von Chevreuſe; ein dritter aber in der Entfernung, nämlich der Erzbiſchoff von Cambray.

Den beyden Erſteren lächelte nun auf einmal alles zu. Alles drängte ſich an ſie; ein jeder wollte zu jeder Zeit ihr Freund geweſen ſeyn. Allein die

Hof

Hofleute hatten es bey ihnen nicht mit jenen schnell aufgeschossenen neuen Ministern zu thun, die in einem Augenblick aus dem Staub hervorgezogen und an das Ruder des Staats gestellt, in Hof-Angelegenheiten eben so unwissend, als auf ihr Glück stolz zu seyn pflegen, und daher unfähig sind, niedrigen Schmeicheleyen zu widerstehen, oder auch nur ihnen zu mißtrauen; da sie die Schwachheit haben, das ihrem Verdienst zuzuschreiben, was nur ihrer Günstlingschaft gilt.

Diese Männer dagegen, ohne ihre äussere Bescheidenheit und Lebensweise im geringsten zu ändern, suchten diesen elenden Schmeicheleyen, mit denen sie bestürmt wurden, so viel möglich auszuweichen, sich nur an ihre erprobte Freunde zu halten, beym König durch eine verdoppelte Aufmerksamkeit ein Gewicht, bey ihrem Dauphin aber immer festeren Fuß zu bekommen, und ihn dahin zu leiten, daß er das scheinen sollte, was er wirklich war. Sich selbst aber gaben sie nie das Ansehn, ihn leiten zu wollen, während sie ihn dahin zu bringen suchten, daß er sowohl an Achtung und herzlicher Anhänglichkeit als auch an äusserer Macht, sich gänzlich von seinem Vater unterscheiden möchte.

Sie vergaßen auch nicht sich der Dauphine zu nähern, um wenigstens sie nicht weiter von sich zu entfernen, da sie ohnehin wegen Verschiedenheit ihrer Neigungen und Handlungsweise, wie auch durch Frau von Maintenon, von ihnen entfremdet war. Die ihr zu streng scheinende Tugend dieser Männer, wovon sie nur das Aeussere kannte, machte sie wegen ihres Einflusses auf den Dauphin, besorgt. Unmittelbarer fürchtete sie sie noch in einem delicateren Punct vor ihnen, der aber von der Art war, daß sie gerade deswegen eine wahre Anhänglichkeit für sie hätte bekommen

men

men ſollen, wenn ſie nicht, bey all ihrem Verſtand, die wahren Wirkungen der Frömmigkeit und wahren Weisheit zu unterſcheiden verſtehlt hätte, welche darin beſtehen, alles mit der äuſſerſten Sorgfalt und Vorſicht zu erſticken und zu verbergen, was die Ruhe und den Frieden einer Ehe ſtören kann. Tugenden, welche ich die beyden Herzoge auszuüben öfters ſehr ernſtlich bemüht ſah. Sie fürchtete alſo auch ſogar da, wo ſie nicht im mindeſten von widrigen Empfindungen etwas zu befürchten gehabt hätte.

Alle dieſe Urſachen bewirkten eine Kälte und Unbehaglichkeit zwiſchen ihnen, welche auch Frau von Levi, durch all ihren Verſtand und Einfluß nicht zu verbannen im Stande war. Die beyden Herrn ſammt ihren Gemahlinnen bemerkten bald genug dieſe Verhältniſſe, ungeachtet ſie von der Prinzeſſin mit aller Achtung und Behutſamkeit behandelt wurden, während ſie durch den Herzog von Noailles und die Gräfin von Rouce, ſorgfältig bey dieſen Geſinnungen erhalten wurde.

Die letztere beſonders that hierinn, was ſie konnte, indem ſie, die doch alle acht Tage communicirte, dem Herzog von Beauvilliers und ſeinen Anhängern nie verzeihen konnte, daß ſie bey ihrem groſſen Prozeß, den ſie vor dem König gegen Herrn von Cambray gewann, ihr entgegen geweſen waren, bey welcher Gelegenheit ſich Frau von Maintenon wider ihre Gewohnheit, laut für ſie und ihre Mutter, die Herzogin von Arpajon, erklärt hatte.

Im Frühjahr, als die Armeen ſich verſammelten, bemerkte man zu Cambray ſehr deutlich, welche Veränderung am Hofe vorgegangen war. Cambray wurde die einzige Richtung, welche alle Parthien nach Flandern nahmen. Alle beym Kriegsweſen angeſtellte Perſonen von Hof, alle Generale, ſelbſt die weniger bekannten

Offi-

Offiziere, reiſten über Cambray, und hielten ſich dort ſo lang als möglich auf. Der Erzbiſchoff hatte einen ſo eifrigen Hof, daß er, ungeachtet ſeiner Freude darüber, doch in Verlegenheit war, weil er den Tadel des Königs und hievon böſe Folgen befürchtete.

Man kann leicht denken, mit welcher Leutſeligkeit, Beſcheidenheit und feiner Beurtheilung er ſo viele Huldigungen annahm, und wie froh diejenigen waren, welche, ſchlau genug, ſchon ſeit längerer Zeit bey ihren Reiſen nach Flandern ihn beſucht und ſich um ſeine Gunſt bemüht hatten. Die Sache machte wirklich viel Aufſehn; allein der Prälat wußte ſich ſo richtig zu benehmen, daß weder der König, noch Frau von Maintenon etwas über dieſen Zulauf zu ihm äuſſerten, und die Sache wahrſcheinlich nicht wiſſen wollten.

Der König, welcher die Herzoge von Chevreuſe und Beauvilliers, ſchon längſt liebte und achtete, und deſſen groſſes Vertrauen zu ihnen ſelbſt durch die harten Stöße, wo ſie ſich zuweilen durchkreuzt hatten, nicht vermindert wurde, war über ihr neuerlich erhaltenes Anſehn nicht ungehalten, entweder weil er nicht davon unterrichtet war (was aber doch nicht wohl zu glauben iſt), oder vielmehr, weil ſeine gute Meinung von ihnen, ihm nicht benommen werden konnte. Auch Frau von Maintenon äuſſerte nichts hierüber.

Schon ſeit einigen Jahren hatte der Herzog von Beauvilliers, den Herzog von Chevreuſe bey dem Dauphin eingeführt, und dieſen gewöhnt, ihn als Eine Perſon mit ihm anzuſehen. Die angeborne Geſchmeidigkeit und der ſanfte Geiſt des Herzogs von Chevreuſe, ſeine Kenntniſſe, die Art, wie er dieſe benutzte und äuſſerte, ſeine ſchwärmeriſchen Ausſichten, wenn

ſie ihn gleich manchmal zu weit verleiteten, waren ganz vorzüglich die Eigenſchaften, durch welche man dieſem jungen Prinzen gefallen konnte. Er unterhielt ſich oft und lange mit ihm allein, und ſetzte endlich ſo viel Zutrauen in ihn, daß der Herzog von Beauvilliers manchmal für beſſer hielt, ihm gewiſſe Dinge durch ſeinen Schweſter vortragen zu laſſen, als es ſelbſt zu thun. Da ſie ſo ganz eine Seele waren, ſo gieng alles bey ihnen aus demſelben Geiſt, nach denſelben Grundſätzen, auf denſelben Zweck, und in wechſelſeitiger Beziehung; ſo, daß der Prinz in zwei verſchiedenen Perſonen doch nur einen Führer hatte. Nach ſeiner Neigung und ſeinem Zutrauen zu dem Herzog von Chevreuſe durfte dieſer ſchon ſeit langer Zeit ihm alles ſagen, was er über ihn dachte, und was er in Rückſicht ſeines Betragens von ihm wünſchte. Dieſe ſeine Bemerkungen begleitete er immer mit Anekdoten, mit wiſſenſchaftlichen oder frommen Wendungen. Doch wurde das höchſte Vertrauen, die höchſte Freundſchaft, und eine gänzliche Ergebung des Daſeyns nur dem Herzog von Beauvilliers zu Theil.

Man kann ſich leicht denken, daß dieſe beyden Männer die wohlwollenden Geſinnungen des Prinzen für den Erzbiſchoff von Cambray nicht erkalten ließen. Ueber dieſen Artikel war der Beichtvater mit ihnen im Einverſtändniß, über alles übrige aber in völliger Unterordnung. Bis damals war kein vierter in dieſes Heiligthum des Prinzen eingelaſſen.

Die erſte Sorge der beyden Herzoge war, dem Prinzen den Sinn für noch größere Maasregeln einzuprägen, ihn zu einem vorzüglich ehrerbietigen und unterwürfigen Benehmen, und einer emſigen höflichen Aufmerkſamkeit gegen den König zu bewegen; um ſo mehr, da dieſer von Natur eiferſüchtig war, und dies

ſchon

ſchon in verſchiedenen Fällen gegen ſeinen Enkelſohn bewieſen hatte. Von ſeiner ſchlauen Gemahlin, welche in einem vertrauten Umgang mit dem König ſtund, und von Frau von Maintenon geliebt wurde, hierinn nach Wunſch unterſtützt, verdoppelte er ſeine gefällige Aufmerkſamkeiten für die leztere, und dieſe, in ihrem Entzücken einen Dauphin zu finden, auf den ſie gewiſſer als auf einen andern, der ſie nicht liebte, rechnen konnte, widmete ſich ihm ganz und eben deswegen auch den König.

In den erſten 14 Tagen bemerkte jedermann zu Marly, eine ſo auſſerordentliche Veränderung bey dem König, welcher ſonſt gegen ſeine rechtmäſſigen Kinder ſo zurückhaltend und ſo ganz nur König gegen ſie zu ſeyn pflegte. Der Dauphin, durch dieſen großen Schritt in eine beſſere Lage geſezt, nahm ſich nun feſter gegen die Menſchen, die er zu Monſeigneurs Leibzeiten gefürchtet hatte; weil er, ſo hoch er auch ſtund, dennoch ihre beiſſenden Scherze, beklatſcht von Andern, hatte ertragen müſſen. Dieß hatte ihn ſo ſchüchtern gemacht, daß er ſich in ſein Zimmer verſchloß, weil er nur da ſich wohlbefand und geſichert war. Deswegen hielt man ihn für ungeſellig, und fürchtete für die Zukunft, während er von ſeinem Vater, vielleicht damals auch von dem König gehaßt, überdieß aber durch ſeine Tugend zurückgehalten und den Ränken einer kühnen Cabale ausgeſezt war, die ein Intereſſe hatte, ihn als ihren Feind anzuſehen, und ihren Anhängern, welche den gröſten und mächtigſten Theil des Hofes ausmachten, mit denen er beſtändig umgehen mußte, als ſolchen darzuſtellen. So von allen ſeinen Umgebungen und endlich auch von der Welt im allgemeinen, als Welt, gehaßt, führte er ein um ſo mehr düſteres Leben, da er ohnehin noch nicht im Lichte

stehen konnte, und war dabey um so mehr beklagens-
wehrt, da er keine Aussicht zu einer Veränderung
hatte.

18.

Jetzt hätte sich der König wieder ganz zu ihm
gewandt. Durch den Tod eines beinah feindlich ge-
sinnten Vaters, an dessen Platz er nun trat, war die
unverschämte Cabale gänzlich zerstreut, die Welt be-
zeugte ihm wieder Achtung und Aufmerksamkeit; man
drängte sich sogar an ihn; seine stärksten Gegner beug-
ten sich; der größte und mächtigste Theil des Hofs
fürchtete ihn und war ihm unterwürfig; die lustigere
und leichtsinnigere, bey einem großen Hof auch nicht
geringe Parthey, war ihm wegen seiner Gemahlin er-
geben; überdieß war er bey allen seinen Schritten durch
Frau von Maintenon gesichert; und nun sah man die-
sen schüchternen, scheuen, in sich verschlossenen Prin-
zen, mit seiner strengen Tugend, seinen „übel ange-
brachten" Kentnissen, seiner Unbehülflichkeit, diesen
Prinzen, sage ich, der sonst in seinem eignen Hause
fremd war, immer ein gezwungenes Wesen hatte, und
über alles in Verlegenheit gerieth, ihn sah man nach
und nach sich heben, entwickeln, und mit Klugheit in
der großen Welt auftreten; wo er sich frey, mit ho-
hem Anstand, heiter, gesprächig und angenehm be-
trug. Er gab nun die Gesellschaften im Sallon zu
Marly, und präsidirte in dem um ihn versammelten
Zirkel, wie die Gottheit des Tempels, welche die ge-
wohnten Huldigungen der Sterblichen schätzt, gütig
aufnimmt, und durch wohlthätige Einflüsse belohnt.

Von der Jagd wurde jetzt nur noch gesprochen,
wenn man die Hetzhunde los ließ, oder davon zurück-
kam. Dagegen fand eine leichte, belehrende, mu-

Aus

Auswahl und Bestimmtheit herbeygeführte Unterhaltung statt, welche den Weiseren am Hofe Vergnügen gewährte und den übrigen Bewunderung ablockte. Man sprach über kunstlos herbeygeleitete, passende Fragmente aus der Geschichte, über natürliche Vorfälle, wünschenswerthe Anwendungen, immer aber auf eine bescheidene, einfache, ungesuchte Weise. Man ergötzte sich zuweilen an leichten lustigen, doch zweckmässigen Zwischenspielen, zuweilen, jedoch selten wurden auch wissenschaftliche Bemerkungen mit eingeflochten, die gleichsam nur willkührlich absichtlos, wie wenn man von etwas voll ist, hingeworfen schienen. So wurden mit einemmal aller Ohren, Augen und Herzen geöffnet.

Der Dauphin wurde ein zweyter Prinz Conti. Mehrere drängten sich an ihn, nicht sowohl um ihm den Hof zu machen, als vielmehr, um ihn zu hören, und seine angenehme, lehrreiche, durch Anmuth und natürliche Beredsamkeit gewürzte Unterhaltung, zu genüßen, und sich über seine richtige Beurtheilung in allem, und über den so nöthigen und gewünschten Trost zu erfreuen, daß man künftig einem Herrn dienen würde, der sich durch seine Eigenschaften so würdig zeigte, es zu seyn. Er war gegen jedermann herablassend, nahm alle möglichen Rücksichten auf Rang, Geburt, Alter, und auf die wohlerworbenen Ansprüche eines jeden; Dinge, die so lange schon verächtlich behandelt, und nicht mehr zur Unterscheidung von dem niedrigsten Pöbel des Hofs gedient hatten. Er bezeugte jedem dieser Verhältnisse die gebührende Höflichkeit, auch wohl mehr, wo es sich mit seiner Würde vertrug. Er war ernsthaft, ohne grämlich zu sein, heiter und behaglich. Es ist unglaublich, wie schnell er sich die Bewunderung seines Geistes, die Achtung seines Charakters, die Liebe aller

ler Gemüther erworben hatte, wie die allgemeinen Erwartungen auf einmal verſchwunden waren; wie plözlich alle falſchen Vorſtellungen, die man ſich von ihm gemacht hatte, oder machen wollte, ſich vernichteten, und wie ſonderbar der ungeſtüme Wirbelwind der Veränderung, vorzüglich in Rückſicht ſeiner, wirkte.

Die allgemeine Freude machte, daß man nicht darüber ſchweigen konnte, und daß einer immer den andern frug: ob dieß wohl noch der nehmliche Mann? ob das, was man ſehe, ein Traum, oder Wirklichkeit ſey? Cheverny, welchem dieſe Frage auch einmal gemacht wurde, beantwortete ſie befriedigend. Die Urſache dieſes Erſtaunens, ſagte er, iſt, daß man dieſen Prinzen nicht gekannt hat, und ihn ſogar nicht kennen wollte. Er für ſeinen Theil habe ihn immer eben ſo gefunden. Aber jezt erſt habe er Freyheit bekommen, ſich in ſeinem ganzen Licht zu zeigen, ſo wie andere, ihn erkennen zu dürfen. Dieſe Gerechtigkeit, daß er auch vordem eben ſo geweſen ſey, würde man ihm gewiß wiederfahren laſſen, wenn man durch eine anhaltende Erfahrung ſeiner Ausdauer von dieſer Wahrheit überzeugt ſeyn würde.

Von dem Pariſer Hof, und der Stadt aus, verbreitete ſich nach allen Provinzen dieſer Ruhm mit ſolcher Schnelligkeit, daß die wenigen Perſonen, welche ehmals dem Dauphin anhingen, ſich einander fragten, ob das, was man überall her höre, wohl wahr ſeyn könne? So augründet auch ein ſo wunderbarer Erfolg war, ſo darf man doch nicht glauben, daß alles Verdienſt davon dem jungen Prinzen zugerechnet werden konnte. Zwey Dinge trugen vorzüglich dazu bey: Fürs erſte, das unglaubliche und ſo unerhört weit getriebene der Maaßregeln, welche die

Ca-

Cabale gebraucht hatte, um dieſen Prinzen auf alle mögliche Art in Miſſeredit zu bringen. So wurde die Geſchichte von Lille immer geltend gemacht, um die allgemeine Stimme gegen ihn zu gewinnen, ſich alsdann bey Monſeigneur darauf zu berufen, und die davon gehofften Früchte, ſogleich nach der Abreiſe in dieſen Feldzug, wo der Prinz nach den Abſichten des Complots geſtürzt werden ſollte, einzuärndten. Dagegen wirkte nun um ſo auffallender der Contraſt jener Schnellkraft, durch welche man ihn ſich wiederhergeſtellt ſah, ſo bald nur das ihn niederdrückende Gewicht ihm von der Schulter gefallen war. Das Erſtaunen, welches eben dieſer Contraſt zwiſchen der vorhergefaßten Meynung, und dem, was man nun ſehen mußte, hervorbrachte, war ein auſſerordentliches; ſo wie die innere Freude eines jeden, da man das lebhafteſte Intereſſe daran nehmen mußte, die nahe Morgenröthe aufgehen zu ſehen, die, nach ſo langer Verwirrung und Dunkelheit, ſo viel Ordnung und Glück verſprach.

Frau von Maintenon, welche ſich, dieſes Beyfalls aus Freundſchaft für die Dauphine, und aus eigenem Intereſſe, auf einen Dauphin rechnen zu können, welcher anfieng die allgemeine Hoffnung und Freude zu ſeyn, erfreute, bemühte ſich beym König ſo viel Vortheil daraus zu ziehen, als ſie konnte. So viel Bewunderung ſie auch für den Willen und die Neigung des Königs zeigte, ſo vorſichtig ſie ſich auch gegen alle Miniſter betrug, ſo mißfiel ihr dennoch der Despotismus von dieſen, und die Art, mit der ſie ihn ausübten, ſehr. Ihre vertrauteſten Freunde hatten, bey ſeltenen Gelegenheiten, ihre verborgenſten Geſinnungen hierüber entdeckt, und Harcourt hatte ſie, bald durch gut angewendete lächerliche Anſpielungen, (ein

Talent

auffallend, daß der Mensch noch Ueberfluß an Kräften hatte, welche nur auf mildere Tage warteten, um die Blüthen, die sie in einer erfreulichen Menge hervortrieben, in Früchte zu verwandeln. In Italien erwachte wieder der Geist der alten Römer und wirkte gewaltig in den lombardischen Städten; durch das Beyspiel derselben geweckt begann ein dritter Stand sich in den meisten europäischen Ländern zu bilden; die schönste Erscheinung in dem ganzen Mittelalter! Das Ritterwesen erhielt um diese Zeit den glücklichsten romantischen Schwung; durch dasselbe lebte ein frischer Dichtergeist in den Nationen auf, und selbst der Deutsche schien eine neue Seele bekommen zu haben, seitdem die Lieder der Minnesinger das Chaos seines Gefühls entwickelten. Die phantasiereiche Empfindung, welche die Herzen der Menschen befeuerte, trieb zugleich ihren Verstand, sich gegen das hierarchische System zu empören, und auf den meisten europäischen Thronen saßen Männer, welche durch ihren hohen Sinn das päpstliche Ansehn zu zertrümmern drohten. Der Britte, Heinrich der Zweyte, der kühnere Philipp August von Frankreich und die großen Hohenstaufen waren Helden, welche es wagen durften, mit den Vorurtheilen ihrer Zeit zu ringen. Im Orient stand ein furchtbarer Riese, der edle Saladin auf, um durch sein Schwert die abendländischen Kreuzritter zu überzeugen, daß sie

nicht

Talent, das er in vorzüglichem Grade beſaß, bald durch ernſthafte, obgleich auch nur flüchtig hingeworfene, Aeuſſerungen über das ſchlimme dieſer Regierungsart, darin beſtärkt. Sie glaubte daher, ſich einen Vortheil, dem Staat einen Nutzen und dem König eine Erleichterung zu verſchaffen, wenn ſie es dahin einleite, daß der König ſich daran gewöhne, die Geſchäfte durch den Dauphin vorbereiten und ihn einige ſogar ſelbſt ausfertigen zu laſſen, um nach und nach demſelben die meiſten und beſchwerlichſten übertragen zu können; wozu er ſich immer ſo fähig bewieſen hatte. Auch war Er mit denſelben ganz bekannt, indem er in allen Conſeils geweſen, und dort ſchon ſeit langer Zeit mit vieler Richtigkeit und Beurtheilung geſprochen hatte. Von dieſer neuen Einführung erwartete ſie, daß die Miniſter eifriger, arbeitſamer, beſonders aber nachgebender und vorſichtiger werden würden.

Bey inneren Angelegenheiten, die ihrer Natur nach, nur von weitem, nach und nach, und mit Gewandheit herbeygeleitet werden muſten, war Wollen und Thun, bey ihr, eine und eben dieſelbe Sache.

Der König welcher ſeinem Enkelſohn ſchon mehr geneigt war, achtete auf die Beyfallsbezeugungen, die ihm unter ſeinen Augen gemacht wurden, weniger, als es zur Zeit ſeiner erſten Feldzüge der Fall geweſen zu ſeyn ſchien. Blois und die andern vertrautern Diener, welche dem Herrn von Vendome anhiengen, hatten dieß nicht mehr zum Gegenſtand und Monſeigneur nicht mehr zur Stütze. Sie waren in Furcht und Zittern, und Herr du Maine, der nun ihrer beraubt war, durfte den Mund nicht mehr öffnen, noch weniger aber es wagen, ſich gegen Frau von Maintenon als Gegner zu zeigen.

Der König war alſo in ſeinen geheimſten und freieſten Stunden nicht mehr von dieſen Einwirkungen, die ein Gegengewicht ausmachten, und durch die vorher ſo vieles durchgeſetzt worden war, umgeben. Das kluge und nachgebende Betragen dieſes weiſen und ihn verehrenden Enkelſohns, hatte den Einleitungen der Frau von Maintenon ſchon den Weg geöffnet, ſo ſehr, daß der ganze Hof, obgleich er mit der Zuneigung des Königs gegen den Dauphin anfieng bekannt zu werden, doch unendlich darüber erſtaunte, als der König, nachdem er ihn eines Morgens allein und lange in ſeinem Cabinet behalten hatte, am nämlichen Tag ſeinen Miniſtern befahl, ſie ſollten bey dem Dauphin arbeiten, ſo oft er ſie berufen würde, und ihm, wenn ſie auch nicht berufen würden, von allen Geſchäften Rechenſchaft ablegen; was er ihnen hiemit ein für allemal befehle.

Die erſtaunliche Bewegung läßt ſich kaum beſchreiben, welche dieſer dem Geſchmack, dem Geiſt, den Grundſätzen und der bisher ſich ſogleich gebliebenen Gewohnheit des Königs, ſo ganz entgegen geſetzte Befehl, bey Hof hervorbrachte, durch welchen der König ein Zutrauen zu dem Dauphin bewies, das auf nichtsgeringeres hindeutete, als ihm ſtillſchweigend einen großen Theil der Geſchäftsführung zu übertragen. Dieß war ein Donnerſchlag für die Miniſter, der ſie ſo völlig betäubte, daß ſie ihre Beſtürzung nicht verbergen konnten. In der That war es ein ſehr bitterer Befehl für Männer, die aus dem Staub plötzlich zur ſicherſten und höchſten Macht hervorgezogen, und daran gewöhnt waren, unter dem Namen des Königs zu arbeiten, dem ſie zuweilen ſogar ihren eigenen unterſchieben durften. Sie waren es bisher geweſen, die in aller Ruhe und ohne Widerſpruch, über das Glück

und

und Unglück anderer entschieden, auch die Höchsten mit Erfolg angreifen, über jedermann unumschränkt gebieten, über den inneren und auswärtigen Staat herrschen, Vortheile, Strafen und Belohnungen nach Gefallen austheilen, und alles dieß keck, durch ein: der König will es! mit völliger Sorglosigkeit in Rücksicht auf ihre Mitbrüder, bewirken konnten. Denn durchaus durfte es niemand wagen, irgend etwas, ihre Person, Familie oder Dienstverwaltung betreffend, dem König zu hinterbringen, bey Strafe, sogleich für alle andere, die so etwas hätten wagen können, ein exemplarisches Opfer zu werden. Folglich hatten sie die Freyheit, alles zu sagen oder zu verschweigen und die Sachen beym König so zu drehen, wie sie wollten; mit einem Wort, sie waren die wirklichen, beynahe auch die figurirenden Könige.

Welcher Umsturz für solche Menschen, daß sie es nun vorzüglich mit einem Prinzen zu thun hatten, der die Frau von Maintenon für sich hatte, und bey dem König mächtiger geworden war, als sie, da sie noch im Vortheil saßen, nie gewesen waren. Mit einem Prinzen, der allernächst am Throne stund, fähig, fleissig, aufgeklärt war, und dabey einen geraden Sinn und vorzüglichen Scharfsinn besaß, der sich, seit er im Conseil war, gründliche Kenntnisse gesammelt hatte, dem, mit Einem Wort, nichts fehlte, um sie bey weitem zu übersehen. Man erblickte in ihm einen Prinzen, welcher bey all diesen Eigenschaften ein gutes Herz hatte, Gerechtigkeit und Ordnung liebte, Beurtheilungskraft, Aufmerksamkeit und Fleiß genug besaß, alles zu verfolgen, zu entwirren, einzuleiten und zu ergründen; der nicht mit Worten, sondern nur mit Thaten befriedigt werden konnte; bestimmt das Gute um des Guten willen wollte und alles auf der Wage des Gewissens abwog.

Weil

Weil er jedem Zutritt erlaubte, und sich Mühe gab, Absichten und Grundsätze zu erforschen, konnte er sie auch gewiß durch mancherley Wege erfahren, da er alles zu schätzen und zu vergleichen wußte, und durch seine richtige Beurtheilungskraft und kluge Anwendung gegen alle Ueberraschung gesichert war. Weil er die Liebe des Königs besaß, war ihm auch zu jeder Stunde der Zutritt zu ihm erlaubt. Ausserdem daß er ihr künftiger Herr, folglich seine Meynung von ihnen von Folgen war, vermochte er auch jetzt schon, das falsche und zweideutige zu zernichten, und ein eben so durchdringendes, als unbekanntes Licht in die dicken Finsternisse zu bringen, welche sie mit eben so vieler Kunst verbreitet, als unterhalten hatten.

Die Erhöhung des Prinzen und der Zustand des Hofs vertrug sich nicht mehr mit dem Mittel, zu cabalieren; die Freude über eine Ordnung, durch welche diese Minister-Könige wieder in die Classe der Unterthanen gesetzt, und ihrer gemißbrauchten Macht Gränzen gesetzt wurden, war allgemein, und ihnen blieb daher auch kein Ausweg mehr übrig. Sie konnten keine andere Parthie ergreifen, als ihre wie Eisen verhärtete Schultern zu beugen. Alle begaben sich mit der Mine der Verdammten zum Dauphin, um ihm ihren erzwungenen Gehorsam, und ihre verstellte Freude über den erhaltenen Befehl zu bezeugen.

Der Prinz, welcher leicht bemerkte, was sie selbst zu verbergen hatten, empfieng sie mit einer Art von Güte und Achtung, besprach sich mit ihnen über die Eintheilung der Geschäftsstunden, um die weniger unbequemen Stunden zur nöthigsten Arbeit und Ausfertigung zu wählen. Bey diesem ersten Befehl ließ er es für diesen Tag bewenden, ohne ein Geschäft mit

ihnen vorzunehmen; machte aber nachher gleich
Anfang, in seinem Hause mit ihnen zu arbeiten.

Torcy, Voisin und Desmarets waren die, auf
che hievon, wegen der Wichtigkeit ihrer Departemen
die gröſte Last fiel. Der Canzler, welcher keines ha
hatte dort nichts zu thun. Sein Sohn, da er die
dern dort so emsig arbeiten sah, hätte sehr gewünsc
auch dahin berufen zu werden, weil er dadurch G
genheit bekommen hätte, dem Prinzen näher zu ko
men und sich ein wichtiges Ansehn zu geben; al
sein Seewesen war herunter gekommen, und die
riser Stadtgeschichten, womit er, auf Kosten der g
zen Welt, den König alle Montag belustigt, und
von er ihn alles Gehässige hatte benutzen lassen,
ren nicht nach dem Geschmack des Dauphins. Din
mit denen er seine Zeit nicht verlieren wollte!

Ausserdem war ihm, wie man bald sehen wi
Pontchartrains Person zuwider; er konnte es ni
dahin bringen, berufen zu werden, noch ausserd
eine Gelegenheit bekommen, ihm irgend etwas v
tragen zu dürfen; worüber er sich tödtlich grämte.

La Vrilliere hatte nur die laufenden besonder
Geschäfte seiner Provinzen, folglich auch keine M
terie, die sich zu einer Arbeit für den Dauphin schick
Sein Departement war die sogenannte reformirte R
ligion, und alles was die Hugenotten betraf. All
dieses war durch die Folgen von der Widerrufung d
Edikts von Nantes so herabgekommen, daß kein eig
nes Departement mehr dafür existirte.

19.

Der Herzog von Noailles, der sich am spanisch
Hofe befand, um ihn zu dirigen, versuchte, statt m
de

dem so schmeichelhaften Glücke dessen er sicher genoß, sich ruhig zu begnügen, ein Wagstück, das ihn nothwendig zu Grunde richten mußte. Er fand zu Saragossa den Marquis von Aguilar, der die Stelle eines Colonels des Regiments der spanischen Garden gegen die erste Compagnie der Leibgarde verlassen hatte, wodurch er dem Könige näher kam. Beyde hatten sich auf den vorigen Reisen kennen gelernt, welche der Herzog von Noailles mit dem Könige von Spanien gemacht hatte. Beyde hatten einander gefallen. Es hatte sich eine Freundschaft unter ihnen geknüpft, die ihrem Geist und Charakter, die vollkommen gleichgeartet waren, entsprach. Ich weiß nicht, welcher von den zweyen das Project entwarf; aber gewiß ist, daß beyde es gefaßt hatten; sie handelten in großem Einverständniß und vergaßen nichts für die glückliche Ausführung desselben, wodurch sie sich zu Herrn des Hofes und Staates in Spanien zu erheben hofften.

Die Königin hatte einen Anfall von Drüsengeschwulst, der sie auch zuletzt ins Grab brachte. Dieses Uebel hinderte sie, den König auf den beständigen Jagd- und Lustpartyien zu begleiten, und hielt sie sogar in den Zeiten, wo sie sonst bey dem Könige gewesen war, in ihrem Appartement eingeschlossen. Sie lebte so ganz einsam und war noch viel weniger für das Publikum zugänglich. Das Uebel nöthigte sie, einen nonnenartigen Kopfputz zu tragen, der den Hals und einen Theil des Gesichtes verhüllte.

Die beyden Freunde wußten sehr gut, daß der König nicht ohne eine Frau leben könne und gewohnt sey sich von ihr beherrschen zu lassen: sie waren überzeugt, daß die Herrschaft, deren die Prinzessin des Ursins genoß, sich nur auf die Gewalt gründe, welche die Königin über ihren Gemahl besitze, und daß wenn

diese ihre Gewalt verlöre, die Camereyra major zu gleich mit stürzen würde; und da sie den König nach sich selbst beurtheilten, so zweifelten sie nicht im geringsten, daß ihnen die Krankheit der Königin eine gute Gelegenheit gäbe, den König von ihr abzuziehen.

Wäre dieser große Schritt geschehn, so hätten sie beschlossen, ihm eine Mätresse zu geben, indem sie sich schmeichelten, daß seine Devotion seinen Bedürfnissen werde nachstehen müssen. Ihr Plan war, dem Könige eine Mätresse ihrer Schöpfung, die ihrer, sowohl um guten Rath als eine Stütze für ihre Erhaltung zu haben, beständig bedürfte, statt der Königin zu geben und sodann am Hofe und in der Monarchie das zu werden, was die Prinzessin des Ursins war.

Dieser Milchtopf der guten Frau in der Fabel, der auch das nämliche Schicksal hatte, macht den zwey Köpfen, die das Plänchen faßten, keine Ehre, am allerwenigsten aber einem Fremden, der so erwünscht und so frühzeitig seine Laufbahn angetreten hatte.

Sie fiengen also an, an ihrem Unternehmen zu arbeiten, sie benutzten jeden Moment, um sich in das Vertrauen des Königs einzuschleichen. Aguilar war Kriegsminister gewesen und hatte sich auch mit Finanzen befaßt; und der andre hatte, vermöge der Qualität, in der er für unsern Hof handelte, und vermöge seines Commandos, nicht weniger Veranlassungen und Ursachen, in wichtige und anhaltende Conversationen mit dem Könige einzuschleichen.

Sie sahen sich durch die Gunst der Königin und der Prinzessin des Ursins unterstützt, denen sie um so eifriger und ergebener den Hof machten, jemehr es ihr Interesse war, das, was sie gegen sie im Schilde führ-

führten, zu verbergen. Dieß dauerte so während der ganzen Saragoſſer Reiſe, wo ihr Hauptbeſtreben dahin gieng, ſich in dem Vertrauen des Königs zu befeſtigen. Die Reiſe nach Corella, welche eine kleine Trennung zwiſchen dem Könige und der Königin veranlaßte, ſchien ihnen eine bequeme Gelegenheit ihren Plan einzuleiten; ſie ergriffen den König bey ſeiner ſchwachen Seite, bey ſeiner Sorge für ſeine Geſundheit und machten ihm, unter der Maske des Wohlwollens und der Beſorgniß für ſein dem Staate ſo theures Leben, bange, er möchte von der Königin mit ihrem Uebel angeſteckt werden, wenn er fortführe bey ihr zu ſchlafen, und giengen ſo weit, daß ſie in ihn drangen, dieß nicht mehr zu thun.

Ihre Beſorgniß für ſeine Geſundheit wurde ſo gut aufgenommen, daß ſie Hoffnung faßten; ſie fuhren fort, und die Hoffnung wuchs; ſie verfolgten ihren Weg, ſie beklagten den König wegen ſeiner Entbehrung, ſie häuften Gemeinſprüche über die Gewalt der Nothwendigkeit und daß ihr nachzugeben ſey: kurz ſie trugen ihm eine Mätreſſe an.

Alles war bis dahin gut gegangen; aber das Wort Mätreſſe empörte die Frömmigkeit des Königs und war ihr Verderben. Er entfernte ſie mit Milde, gab ihnen aber kein Gehör mehr, auſſer in andern Dingen, und ſprach nie mehr mit Offenheit mit ihnen.

Seine Zurückhaltung und gezwungenes Weſen gegen ſie, war ihnen eine traurige Vorbedeutung, die nicht abzuwenden war: denn ſobald der König ſich wieder bey der Königin und der Prinzeſſin des Urſins befand, ſo erzählte er ihnen, welch ein ſchöner glänzender Antrag ihm geſchehn ſey und zwar von zwey

Menſchen, die ſie ihm ohne Unterlaß rühmten, und die ſie für ſo treu ergeben hielten.

Man kann ſich die Wirkung des Berichts leicht vorſtellen. Demungeachtet ſah man äuſſerlich davon keine Spur. Sie wollten ſich ihrer Rache recht verſichern. Die Königin ſchrieb an die Dauphine mit äuſſerſter Bitterkeit und die Prinzeſſin des Urſins an Fr. v. Maintenon mit aller der Kunſt, in der ſie Meiſterin war. So ſehr auch der König und Frau von Maintenon über die Souveränetät der Prinzeſſin des Urſins innerlich aufgebracht ſeyn mochten, ſo waren ſie doch durch dieſe Sache tief beleidigt. Der König war von Seiten der Religion, des Ehrgeizes durch dieſe Verwegenheit beleidigt; und Fr. v. Maintenon in Rückſicht der Allgewalt, die ſie mittelſt der Prinzeſſin des Urſins in Spanien auszuüben glaubte, welches ihre empfindlichſte Seite war. Beyde beleidigte die Undankbarkeit, oder wie ſie es mit der Dauphine nannten, die Treuloſigkeit eines Menſchen, der in dieſem Alter mit ſo viel Glücksgütern, Chargen, Würden, Aemtern, Auszeichnungen überhäuft und mit ihrem Zutrauen beglückt war, das ſie ſo ganz ſicher verſchenkt zu haben glaubten und das er mit ſolcher Verwegenheit gemißbraucht hatte. Die Freundſchaft, das Wohlbehagen, das ungetheilte Zutrauen, das Frau v. Maintenon gegen ihren Neffen hatte, den ſie wie ihren Sohn, wie ihren Freund anſah, von dem ſie glaubte, daß er mit ihr ein Herz und eine Seele ſey und kein anderes Intereſſe als das ihrige haben könne, ſchlug ihrem Herzen eine neue tiefere Wunde, die durch die Wirkung der Zeit und die Veränderung der Umſtände äuſſerlich geheilt ſchien; aber ſie war es nie von Grund aus, die Freundſchaft, die Achtung, das Zutrauen war nicht herzuſtellen und es

blieb

blieb zwischen ihnen bis zu ihrem Ende ein fatales Mißverhältniß.

Die Dauphine, immer von den Noailles umgeben, die an dem mit Ernst abwechselnden Scherze des Herzogs von Noailles Geschmack gefunden, und der Frau von Maintenon zu gefallen, ihm eine Nähe und eine so öffentliche Vertraulichkeit gestattet hatte, die bisher keinem als ihm erlaubt worden war, und die ihn als Freund betrachtete, war um der Königin ihrer Schwester willen, die sie sehr liebte, und mit der sie in beständigem Briefwechsel stand, nur um so mehr gegen ihn aufgebracht. Sie wußte der Frau von Maintenon unendlich Dank, daß sie die Sache von einem Menschen, der ihr so nahe war und an den sie so gewöhnt war, so ernst aufnahm; und Frau von Maintenon ihr, daß sie sich der Sache ihrer Schwester mit so viel Lebhaftigkeit annahm. Dieses geheime, vertraute, höchst: Drey reizte und feuerte sich also nur gegenseitig an, und als vierter trat der Dauphin hinzu, von gleichem Abscheu gegen eine Handlung erfüllt, die vor der Welt thöricht und vor der Religion so lasterhaft war. Es wurden bald Antworten nach Spanien abgefertigt, deren Stärke der Königin von Spanien und der Prinzessin des Ursins sehr zum Wohlgefallen gereichten. Der Herzog von Noailles erhielt auf demselben Wege eine geheime sehr präcise Ordre, daß er, sogleich nach Empfang des Briefes, auf der Stelle zurückkommen sollte. Das Aeussere, bis jetzt noch vollkommen erhalten, wurde nun auch nicht mehr geschont. Aguilar erhielt Befehl auf der Stelle seine Charge niederzulegen, welche dem Grafen von S. Esteven von Gormes, Granden von Spanien, um seiner Frau willen gegeben wurde, und zu gleicher Zeit und auf der Stelle nach seiner Komthurei abzureisen, wohin er auf einige Zeit relegirt wurde. In der kur-

nicht für die Wahrheit kämpften. Allein mitten in den Stürmen, welche den römischen Stuhl schon halb zertrümmert hatten, ward sein ärgster Feind sein Erretter und durch die aufgeklärtesten Regenten bewahrte sich das Vorurtheil vor dem Untergange. Die Herrschsucht des Staufischen Hauses stieß mit dem päpstlichen Despotismus zusammen und hätte wahrscheinlich, unterstützt vom aufstrebenden Geiste des Zeitalters, den Sieg davon getragen; aber leider erfoderte es ihr Plan, daß zugleich das System der lombardischen Freyheit zernichtet wurde. Dadurch zwang sie den Genius besserer Art, sich mit dem Gespenste des alten Aberglaubens zu verbinden und verzögerte so auf Jahrhunderte die Wiedergeburt des menschlichen Geschlechtes.

Offenbar war es die Absicht der Hohenstaufen, in Italien, diesem Garten der Erde ein Reich aufzurichten, welches sich der römischen Weltherrschaft an Ruhm und Glanz nähern sollte. Die Vorurtheile, welche sich an das Zauberwort Kaiser gehängt hatten, bahnten ihnen den Weg dazu: Italiens Kräfte, in ihren rüstigen Händen vereinigt, würden hingereicht haben, ihre Macht in Teutschland zu einem hohen Grade von Unbeschränktheit zu erheben; und diese beyden Reiche hätten die sicherste Grundlage zu einer Weltherr-

zen Zeit, die er zu den Zurüstungen zu seiner Reis
brauchte, fand der Herzog von Noailles nichts meh
als verschlossene Thüren und Gesichter, die es noc
mehr waren. Er kam zu Versailles den zweyte
Tag nach der Rückkehr von Fontainebleau an, un
stellte sich dem König bey der Frau v. Maintenon vor
denn um des Publikums willen hatten sie ihn hie
sprechen wollen, so wie sie es sonst, wenn er zurück
gekehrt war, gethan hatten; aber die Aufnahme wa
auffallend kalt und verschieden. Bald konnte man au
der Kälte des Königs gegen ihn und aus seiner Zu
rückhaltung und Verlegenheit gegen den König, gege
den Dauphin und besonders gegen die Dauphine se
hen, daß irgend etwas wichtiges und starkes in Rück
sicht seiner vorgefallen seyn möchte; denn so weit hatt
man noch nicht durchschauen können, daß ein Befeh
zur Rückkehr gegeben worden sey, am allerwenigsten
hatte man die Ursache entdecken können. Die ver
trauten Damen bemerkten, daß sie ihn viel seltene
bey Frau von Maintenon trafen, und daß in den Au
genblicken, wo sie ihn sahen, die Verlegenheit un
das gezwungene Wesen des Riffen, die Kälte un
Trockenheit der Tante in die augen sprang, und ei
nen auffallenden Contrast mit der Art machten, i
welcher sie sie bisher mit einander umgehen gesehn ha
ten. Daß alles dieß immer fortdauerte, trat end
lich hervor; es reizte die Neugierde und nicht lang
darauf wußte man, aber freilich nur die davon am
besten unterrichtet waren, welches die Ursache de
Ungnade war.

20.

Wir können den Hof von Spanien nicht verlas
sen, ohne von den ehrgeizigen Absichten der Prin
zessin

zessin des Ursins zur Zeit der Friedensunterhandlungen mit England und Holland etwas zu sagen.

Nicht zufrieden in Spanien mit vollem Ansehn und Gewalt zu herrschen, dachte die Prinzessin darauf, wirklich eine Souveränin zu werden: sie ergriff die Gelegenheit, daß der König von Spanien dem Kurfürsten von Baiern die in den Niederlanden in seinem Gehorsam gebliebenen Lande zum Geschenk machte, um dabey zu stipuliren, daß der Kurfürst ihr daselbst einige Ländereien von ungefähr 100,000 Livers Einkünften zu lebenslangem Besitz mit vollkommner Souverainetät abtreten möchte.

Kurz darauf wurde mit dem Kurfürsten die Uebereinkunft getroffen, daß die Hauptstadt dieser Ländereien, die zusammenhängend seyn und nur ein Land ausmachen sollten, la Roche-en-Ardennes seyn, und daß die Herrschaft davon den Namen haben sollte. Man wird in der Folge diese Herrschaft verschiedene Formen annehmen, ihren Ort verändern und endlich in Dunst verschwinden sehn. Doch verzog sich dieß lange Zeit. Die Prinzessin war indessen ihrer Sache so gewiß, daß sie einen schönen Plan darauf baute; sie wollte nämlich die ihr auf seiner Grenze anzuweisende Herrschaft an den König vertauschen und dafür auf ihre Lebenszeit la Touraine und das Land Amboise, als souveraine Herrschaft haben, welche Länder nach ihrem Tode an die Krone zurückfallen sollten; sie wollte Spanien verlassen und hier in Ruhe den Rest ihrer Tage genießen.

Im Verfolg dieses Planes, den sie für unfehlbar hielt, schickte sie Aubigny, jenen Favorit Stallmeister, von dem die Rede gewesen ist, nach Frankreich, mit dem Befehl, ihr eine schöne Wohnung ein-

zurichten, die ſie ganz zu ihrem Empfang fertig fände. Er kaufte bey Tours ein Stück Land, ohne Gut und Herrſchaft, indem ſie, als Souveraine der Provinz, dieß nicht nöthig hatte; er fieng an ein prächtiges großes Schloß aufzuführen, mit ungeheuren Höfen, mit ungeheuren Wirthſchaftsgebäuden, nebſt allem Zubehör, und mit den größten ſchönſten Gärten, deren Pracht die Möbeln aller Art entſprachen.

Die Provinzen, die anliegenden Länder, Paris, der Hof ſogar waren erſtaunt. Niemand konnte die Urſache eines ſo großen Unternehmens und eines ſo ungeheuren Aufwandes für ein bloßes Gartenhaus begreifen; denn ein Haus mitten im Felde, ohne Güter, ohne Einkünfte und Herrſchaft kann man nicht anders nennen. Dieſer Käfig, ſo prächtig, ſo groß für den kleinen Vogel, der ihn erbaute, war lange ein Räthſel, und dieſe Thorheit der Prinzeſſin des Urſins war die erſte Urſache ihres Falls.

Dieſe Chimäre war wegen der Hartnäckigkeit des Königs von Spanien wirklich Urſache, daß der Friede verzögert wurde. Endlich mußte er aber dem Anſehn des Königs von Frankreich nachgeben, der ihn von dieſem Artikel, über welchen die Alliirten mit Verachtung ſpotteten, ſo daß ſie nie in der Form etwas davon hören wollten, abzuſtehen zwang.

Um nicht wieder darauf zurückkommen zu müſſen, wollen wir das Schickſal dieſes bewunderswürdigen Palaſtes, der ganz vollendet und vollkommen ausmöblirt war, ehe die Prinzeſſin die Hoffnung verlohr, daſelbſt die Souveräne zu ſpielen, ſogleich verfolgen. Man konnte ſich nicht vorſtellen, daß ein ſo armer Geſell wie Aubigny, wie viel Schätze er auch gehäuft haben mochte, ein ſolches Gebäude für ſich aufführen könne, oder es auch nur wage.

Nur

Nur nach und nach durchſchaute man das räthſelhafte Dunkel: man muthmaßte, daß die Prinzeſſin ihm Auftrag gegeben habe und ſich mit ſeinem Namen decke: man glaubte, daß ſie Spaniens überdrüſſig werden könne und vielleicht in ihrem Vaterlande ihr Leben enden wolle, ohne doch daſelbſt am Hofe oder in Paris eine ſchlechte Rolle zu ſpielen, nachdem ſie in Spanien wie eine Deſpotin geherrſcht hätte. Aber der Palaſt, der im Grunde nichts als ein Gartenhaus war, gab noch keinen Grund, ihre Zurückziehung zu vermuthen: und erſt als ihre Anmaßung, eine ſouveraine Herrſchaft haben zu wollen, an Tag kam, war man über Chanteloup im klaren, welches der Name des Palaſtes war, deſſen Beſtimmung man nun endlich kannte. Der Fall des ehrgeizigen Weibes, den wir hier an ſeinem Orte ſehen werden, geſtattete ihr nicht, dieſe ſchöne Wohnung zu beziehen; ſie blieb Aubigny, der daſelbſt ſeine Nachbarn, und die Neugierigen oder die Vorbeyreiſenden von Bedeutung, denen er nicht mehr verhehlte, welche Bewandniß es damit habe und daß er den Palaſt weder für ſich noch auf ſeine Koſten erbaut und ausmöblirt habe, ſehr gut bewirthete. D'Aubigny etablirte ſich daſelbſt, erwarb ſich Liebe und Achtung und verlohr daſelbſt ſeine Frau, von der er nur eine Tochter hatte, die noch ſehr jung war. Er hatte ſich noch bey Lebzeiten der Prinzeſſin des Urſins oder ſogleich nach ihrem Tode verheyrathet; und ſeine ſo reiche Tochter hat den Marquis von Armentieres geheyrathet, der gegenwärtig Generaloffizier iſt und mehrere Kinder von ihr hat.

21.

Indeſſen hatte Ludwig XIV der Prinzeſſin des Urſins die Verwegenheit nicht verzeihen können, daß ſie

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.
3-598-52550-8
FNr. 20209 / 167

sie sich eine Herrschaft in Flandern hatte anmaßen wollen. Ihre Hartnäckigkeit, die sie auch dem Könige von Spanien einzuflößen und dadurch zu verdecken gewußt, hatte den Frieden, trotz allen Gegenbemühungen des Königs, verzögert, dem es nicht eher gelang, den König von dieser Thorheit abzubringen, von welcher keiner der Alliirten ein Wort hören wollte, bis er ihm endlich erklärte, daß er ihn seinen eignen Kräften und seinem Schicksale überlassen würde.

Der König hatte lebhaft gefürchtet, daß der König von Spanien sich mit der Prinzessin vermählen möchte; er hatte ferner ganz die unverhohlne grenzenlose Gewalt gefühlt, die sie über den König von Spanien, in der einsiedlerischen Eingeschlossenheit, in welcher sie ihn im Palast Medinacöli hielt, erhalten hatte: endlich hatte sich der König durch die Vermählung mit der Prinzessin von Parma tief beleidigt gefunden, die negociirt und abgeschlossen war, ohne daß man ihn den geringsten Theil daran hatte nehmen lassen.

Ueberall König und in seiner Familie mehr als irgendwo anders, wenn es möglich war, war er nicht gewohnt, seine Kinder wie fremde vermählen zu sehen. Diese Wahl selbst konnte ihm nicht gefallen und die Art derselben vermehrte sein Mißfallen.

Frau von Maintenon hatte die Prinzessin des Ursins nur darum unterstützt und auf den Gipfel von Ansehn und Gewalt erhoben, auf den sie wirklich emporgestiegen war, um durch sie in Spanien zu herrschen, was sie nicht durch die Minister zu können hoffen konnte. Jetzt fühlte sie also lebhaft, daß ihr Joch abgeworfen sey; dieß zeigte ihr die gänzliche Unabhängigkeit, mit welcher sie seit dem Tode der Königin herrschte, und die Art, mit welcher sie ohne alle

Scho-

Schonung das Zutrauen des Königs von Spanien mißbrauchte. Noch mehr als den König beunruhigte sie die Furcht, sie als Königin von Spanien zu sehn, sie welcher zweymal ihre Declaration als Königin von Frankreich, so zuverlässig versprochen, vereitelt worden war. Der Plan auf die Souverainetät, die sie so weit hinter die Prinzessin zurückgestellt hatte, hatte sie vollends zu ihrer Feindin gemacht, und die Vermählung mit der Prinzessin von Parma, die gänzlich ohne ihr und des Königs Wissen gemacht war, ließ ihr nicht die geringste Hoffnung mehr, mittelst der Prinzessin des Ursins auf Spanien Einfluß zu haben. Der Untergang derselben wurde also zwischen dem König und Frau v. Maintenon beschlossen, aber auf eine Art, die vor und nach so geheim geblieben ist, daß ich niemanden gekannt habe, welcher hätte entdecken können, wessen sie sich dazu bedient, noch auch was sie überhaupt zur Ausführung des Plans gethan haben. Wir wollen so aufrichtig seyn, dieses Dunkel zu gestehen, und wollen keine Fictionen an die Stelle des Unbekannten setzen. Wir wollen also die Begebenheit so genau als möglich erzählen und dann einige kurze Betrachtungen, aber nur für das, was sie gelten können, mittheilen.

22.

Die neue Königin von Spanien näherte sich Madrid mit der Begleitung, die ihr zu ihrem Empfang an die Grenze entgegengeschickt worden war, von Equipagen, Hofbedienten und Garden des Königs von Spanien. Alberoni war von Parma aus in ihrem Gefolge, und der Herzog von St Aignan von dem Ort an, wo er sie in Frankreich getroffen hatte. Die Prinzessin des Ursins hatte die Stelle der Camerera major bey ihr angenommen, wie sie dieselbe bey der

ver

verstorbenen Königin gehabt hatte, und hatte ihren ganzen Hofetat ernannt und ihn mit lauter Creaturen von sich, Männern und Weibern, besetzt. Sie hatte sich gehütet, den König weit von sich zu lassen; sie folgte ihm also nach Guadalajara, einer kleinen Stadt dem Herzog von Infantedo gehörig, der daselbst ein Pantheon für die Cordeliers erbaut hat, das ungleich kleiner ist als das im Escurial, nach dessen Modell es gemacht ist, dem es aber an Reichthum, Kunst und Schönheit nichts nachgiebt.

23.

Guadalajara liegt auf dem Wege von Madrid nach Burgos, also auf dem Wege nach Frankreich, ohngefähr in gleicher Entfernung von Madrid, nur etwas weiter wie Fontainebleau von Paris. Der Palast, den die Herzöge von Infantedo daselbst besitzen, ist weitläuftig, schön, herrlich möblirt und wird bisweilen von ihnen bewohnt. So weit wollte der König von Spanien der Königin entgegengehen, und in der Capelle dieses Palastes hatte er die Vermählung zu feyern beschlossen, ob sie gleich schon durch den Gesandten in Parma vollzogen war.

Die Reise war von beyden Seiten verabredet, so daß der König nicht eher als zwey Tage vor der Königin in Guadalajara eintraf. Er machte diese kleine Reise in Begleitung der ihm von der Prinzessin des Ursins zugegebenen Personen, die es ihm nie an Gesellschaft fehlen und niemanden, wer es auch war, ihm nahe kommen zu lassen besorgt war. Sie selbst folgte in ihrem Wagen, um zu gleicher Zeit einzutreffen, und gleich nach ihrer Ankunft schloß sich der König mit ihr allein ein, und sah bis er zu Bett gieng niemanden. Die Hindernisse der Wege und der Jahreszeit hatten Weihnachten herbeygebracht und

es

es war am 22 December, als der König von Spanien in Guadalajara eintraf. Den Tag darauf, am 23. welches der vorietzte Tag vor Weihnachten war, reiste die Prinzessin des Ursins mit einer sehr leichten Suite ab, um der Königin sieben Lieues weiter bis zu einer kleinen Stadt mit Namen Quadercque, wo sie den nämlichen Tag übernachten sollte, entgegen zu gehen. Die Prinzessin hoffte bald des vollen Dankes der Königin für die ungehoffte Grösse, welche sie ihr verschaft, zu geniessen, den Abend mit ihr zuzubringen und sie den andern Tag in ihrem Wagen nach Guadalajara zu begleiten. Sie fand die Königin zu Quadercque schon eingetroffen. Sie trat in einem Logis ab, das man ihr zubereitet hatte, ganz nahe bey dem der Königin. Sie war im vollen Putz und Galla gekommen; sie liess sich nur ein wenig rajüstiren und gieng sogleich zur Königin.

Die Kälte und Trockenheit des Empfangs überraschte sie sogleich entsetzlich. Sie schrieb es der Verlegenheit der Königin zu und versuchte das Eis zu schmelzen.

Die Hofleute hatten sich unterdessen aus Respect, um sie allein zu lassen, zurückgezogen. Jetzt begann die Conversation; aber die Königin unterbrach sie bald und fieng sogleich an ihr Vorwürfe zu machen, daß sie durch den Anzug, in dem sie vor ihr erscheine, und durch ihr ganzes Betragen den Respect beleidige. Die Prinzessin, deren Anzug in der Regel war, und die ein ehrfurchtsvolles Betragen beobachtet, im Gespräch alles versucht hatte, was die Königin besänftigen konnte, und daher nichts weniger als solche Vorwürfe verdient zu haben glaubte, war darüber äusserst betroffen und versuchte sich zu entschuldigen; aber die Königin brach in die beleidigendsten Worte aus, rief, schrie

schrie, rief nach Offiziers, Garden und befahl der Prinzessin auf das beleidigendste, ihr aus den Augen zu gehen. Sie wollte sprechen und sich wegen der erhaltenen Vorwürfe vertheidigen. Aber die Königin ihren Zorn und Drohungen verdoppelnd fieng an zu rufen, man sollte die Närrin aus ihren Augen und aus ihrem Zimmer schaffen und ließ sie wirklich mit Gewalt hinausbringen. Sogleich rief sie den Lieutenant der Leibwache Amenagá, welcher das sie begleitende Detaschement commandirte, und zu gleicher Zeit den Stallmeister, der über ihre Equipagen den Befehl hatte; dem erstern befahl sie die Prinzessin in Verhaft zu nehmen und sie nicht eher zu verlassen, bis er sie in einen Wagen gebracht, der von zuverlässigen Gardeoffizieren und fünf Mann Garde escortirt sey; dem andern, auf der Stelle einen Wagen mit sechs Pferden und zwey oder drey Valets zu Fuß kommen zu lassen, und die Prinzessin auf der Stelle ohne allen Aufschub nach Burgos und Bayonne abreisen zu lassen.

Amenaga wollte der Königin vorstellen, daß niemand als der König von Spanien die Gewalt habe, die sie ausüben wolle; sie fragte ihn aber stolz, ob er nicht Befehl vom Könige habe, ihr, ohne Einschränkung und ohne Vorstellungen zu machen, in allem zu gehorchen. Wirklich hatte er diesen Befehl, wiewohl niemand, wer es auch war, etwas davon wußte. Die Prinzessin des Ursins wurde also augenblicklich arretirt und mit einer ihrer Kammerfrauen in einen Wagen gebracht, ohne daß sie oder ihre Begleiterin die Zeit hatte, Kleider und Kopfputz zu wechseln, irgend eine Verwahrung gegen die Kälte, Geld oder sonst etwas mitzunehmen, ohne irgend eine Art von Nahrungsmitteln, ohne ein Hemde oder sonst etwas zum Umziehen oder von Nachtkleidern im Wagen zu ha-

schaft ausgemacht. Friedrich der Erste führte solche Ideen in seine Familie ein und zeigte ihr ein Ziel, nach welchem er selbst mit Riesenschritten hinstrebte. Sein Oheim Konrad, der erste schwäbische König, hatte sich voll Biederkeit innerhalb der Gränzen der Regierung gehalten, wie er sie vorgezeichnet fand; so wie überhaupt in der deutschen Geschichte immer der erste von einem Hause, welches auf den Thron erhoben ward, die königlichen Geschäfte hausväterlich ohne ehrgeizige Plane besorgte, ganz nach den Ideen, welche ihm in seinem vorigen engern Kreise eigen geworden waren. Der nächste Nachfolger aber glaubte für den Glanz seiner Familie sorgen zu müssen, sein Ehrgeiz schwang die Flügel und zeigte den folgenden Prinzen die Bahn, auf welcher sie vordringen sollten. Karl der Große, Otto der Erste, Heinrich der Dritte und ihre Väter zeugen für die Richtigkeit dieser Bemerkung; der Kreis seines Oheims dünkte Friedrich den Ersten viel zu beschränkt und zu still.

Kaum hatte er, als der treflichste Ritter von seiner Nation angebetet und von Europa bewundert, den teutschen Thron bestiegen: so richtete er schon seine Blicke auf Italien, welches ihm einen Schauplatz darbot, wo er sich Lorbeern jeder Art erkämpfen konnte. Am meisten schmeichelte es

ihm,

haben. So wurde sie also mit den zwey Gardeoffizieren, die so wie der Wagen den Augenblick bereit waren, eingeschifft. Sie war noch im Staatsanzuge, wie sie bey der Königin gewesen war. In dieser tumultuarischen Kürze wollte sie nochmals an die Königin schicken; aber diese wurde von neuem aufgebracht, daß sie noch nicht gehorcht habe, und befahl augenblicklich abzufahren.

Es war ungefähr sieben Uhr des Abends, zwey Tage vor Weihnachten, das Land war mit Schnee und Eis bedeckt, die Kälte sehr heftig und sehr schneidend, wie sie immer in Spanien ist. Sobald die Königin die Prinzessin ausser Quadraque wußte, schrieb sie durch einen Offizier der Garde, welchen sie nach Guadalajara abschickte, an den König von Spanien. Die Nacht war so dunkel, daß man nur mit Hülfe des Schnees sehen konnte.

Es ist nicht leicht, sich den Zustand der Prinzessin des Ursins im Wagen zu denken. Anfangs war sie ganz voll Erstaunen und Betäubung und so konnte kein ander Gefühl aufkommen; aber bald machten sich Schmerz, Verdruß, Wuth und Verzweiflung einander Platz: bald folgten traurige tiefe Betrachtungen über einen so gewaltsamen Schritt, der so unerhört, so wenig auf Ursachen gegründet, so von allem, selbst dem leichtesten Vorwande entblößt, so ohne gehörige Autorität geschehn war, und über den Eindruck, den er zu Guadalajara machen würde; und nun stiegen Hoffnungen in ihr auf, die sich auf die Ueberraschung des Königs von Spanien, auf seinen Zorn, sein Ansehn und sein Vertrauen zu ihr, auf den Kreis von Dienern, die den König umgaben, die ihr ergeben waren und deren Interesse es seyn mußte, den König zu ihrem Besten aufzureizen, gründeten.

So vergieng die lange Winternacht unter einem entsetzlichen Froste: sie hatte nichts, sich dagegen zu schützen, und die Kälte war so groß, daß der Kutscher eine Hand erfror. Der Morgen kam und die Nothwendigkeit trat ein anzuhalten, um die Pferde abzufüttern. Aber für die Menschen ist nie irgend etwas in den spanischen Gasthöfen zu finden, man zeigt den Reisenden bloß, wo alles was man braucht zu verkaufen ist; das Fleisch ist gewöhnlich noch lebendig, der Wein dick, ohne Geist und stürmisch, das Brodt klebt an der Wand und oft taugt selbst das Wasser nichts; Betten giebt es nur für die Mauleseltreiber: so daß man alles mit sich führen muß; und die Prinzessin des Ursins so wie ihre Begleiter hatten durchaus nichts bey sich. Eyer, wo sie zu finden waren, noch dazu bloß weich gesotten, sie mochten frisch seyn oder nicht, waren ihre einzige Nahrung während der ganzen Reise.

Bis zum Augenblick des Haltmachens hatte ein tiefes ununterbrochenes Schweigen geherrscht. Jetzt erst löste es sich.

Während der ganzen langen Nacht hatte die Prinzessin des Ursins Muße gehabt, darauf zu denken, wie sie sprechen wollte, und ihr Gesicht in Mienen zu legen. Sie sprach von ihrer ausserordentlichen Ueberraschung und wie wenig zwischen ihr und der Königin vorgefallen sey. Die beyden Garde-Offiziers, die wie alle in Spanien sie mehr als ihren König zu fürchten und zu respectiren gewohnt waren, antworteten was ihnen ihr tiefes Erstaunen eingab, von dem sie noch nicht zurückgekommen waren. Es mußte bald wieder angespannt und aufgebrochen werden. Bald fand aber auch die Prinzessin, daß die Hülfe, die sie von dem Könige von Spanien hoffte, sehr lange zögere: denn sie hatten weder Ruhe, noch Be-

Lebensmittel, noch Umziehkleider bis nach Jean-de-Luz. So wie sie sich weiter entfernte, so wie ein Tag nach dem andern vergieng, ohne daß Nachricht und Hülfe kam, sah sie ein, daß keine Hoffnung mehr zu fassen sey; und man kann sich vorstellen, welche Wuth jetzt ein so ehrgeiziges Weib ergreifen mußte, das so ganz daran gewöhnt war, öffentlich zu herrschen und nun so plötzlich und schimpflich von dem Gipfel der Allmacht herabgestürzt war, und zwar von eben der Hand, die sie selbst gewählt hatte, um die sicherste Stütze der Fortdauer ihrer Größe zu seyn.

Die Königin hatte schon auf die zwey letzten Briefe, welche die Prinzessin des Ursins an sie geschrieben hatte, nicht geantwortet. Diese affectirte Nachlässigkeit hätte ihr von übler Vorbedeutung seyn sollen; aber wer hätte eine so sonderbare unerhörte Behandlung vermuthen sollen? Ihre Messen Lauty und Chalais, welche Erlaubniß hatten ihr nachzureisen, vollendeten ihre Verzweiflung. Ganz ihre Fassung behauptend, entschlüpfte ihr keine Thräne, keine Klage, kein Vorwurf, nicht die geringste Schwachheit, keine Sylbe von einer Klage, auch nicht über die entsetzliche Kälte, über die gänzliche Entblößung von jeder Art von Bedürfnissen und über die Strapazen einer solchen Reise. Die Offiziers, die immer ihr Auge auf ihr hatten, konnten sich nicht genug verwundern. Endlich fand sie das Ende ihrer körperlichen Leiden und ihrer Bewachung zu S. Jean-de-Luz, wo sie am 14 Januar ankam und wo sie ein entlehntes Bett, Kleider zum Umziehen, Lebensmittel und Zeit zu schlafen fand.

Hier erhielt sie ihre Freyheit wieder. Die Garden, die Offiziers und der Wagen, die sie hieher gebracht hatten, kehrten zurück; sie blieb mit ihrer Kam-

merfrau und ihren Neffen allein. Sie hatte Muße an das zu denken, was ſie von Verſailles erwarten konnte.

Ungeachtet jenes thörichten Planes auf Souverainetät, den ſie ſo lange gehegt hatte, und ungeachtet der Verwegenheit, mit welcher ſie ohne Mitwiſſen des Königs die Vermählung des Königs von Spanien geſtiftet hatte, ſchmeichelte ſie ſich noch immer, an einem Hofe Hülfe zu finden, den ſie ſo lange deſpotiſirt hatte. Sie ſchickte von S. Jean-de-Luz aus, einen Courier ab mit Briefen an den König, an Frau v. Maintenon, an ihre Freunde. Sie meldete ihnen, welcher harte Schlag ſie getroffen, und bat um Erlaubniß an Hof kommen zu dürfen, um umſtändlichere Rechenſchaft zu geben. Sie erwartete die Rückkehr ihres Couriers an dieſem erſten Orte der Freyheit und Ruhe, der an ſich ſchon ſehr angenehm iſt; da aber dieſer erſte Courier fort war, ſchickte ſie ihm Lanty nach mit Briefen, die weniger in Eil geſchrieben waren und mit Inſtructionen. Lanty ſprach den König in ſeinem Cabinet zu Verſailles am letzten Januar, er war aber nur einige Minuten bey ihm. Von ihm erfuhr man, daß ſobald die Prinzeſſin des Urſins ihren erſten Courier abgeſchickt gehabt, ſie nach Bajonne geſchickt habe, um der Verwittbeten Königin von Spanien ihr Compliment zu machen, die es aber nicht angenommen habe. Welche Kränkungen für eine vom Throne geſtürzte! Doch wir kehren jetzt nach Guadalajara zurück.

Der Gardeoffizier, welchen die Königin mit einem Briefe an den König von Spanien dahin abgeſchickt hatte, ſobald die Prinzeſſin des Urſins von Quadraque fort war, fand den König, als er eben zu Bett gehen wollte. Er ſchien betroffen, ſchrieb eine kurze Antwort an die Königin, und gab weiter keinen Befehl.

fehl. Der Offizier reiſte auf der Stelle zurück. Sonderbar war, daß die Sache ſo gut geheim gehalten wurde, daß nicht eher als den andern Morgen gegen 10 Uhr etwas davon bekannt wurde.

Man kann ſich vorſtellen, welches Erſtaunen den ganzen Hof ergriff, und wie verſchieden die Senſation war, die die Sache in Guadalajara machte. Indeſſen wagte niemand mit dem Könige zu ſprechen, und man war in groſſer Spannung zu wiſſen, was ſeine Antwort an die Königin enthielt. Da der Morgen vergieng, ohne daß man von irgend etwas hörte, fieng man an zu ſagen, daß es für Spanien um die Prinzeſſin des Urſins geſchehn ſey. Chalais und Lanty wagten den König um Erlaubniß zu bitten, ihr nachreiſen und ſie in ihrer Verlaſſenheit begleiten zu dürfen. Er erlaubte ihnen dieß nicht allein, ſondern gab ihnen auch einen Brief mit, der aber ein bloſſer Höflichkeitsbrief war, in welchem er ihr ſchrieb: daß ihm das Vorgefallne ſehr leid thue, daß er dem Willen der Königin ſein Anſehn nicht habe entgegen ſetzen können, daß er ihr ihre Penſionen laſſe und für die Auszahlung derſelben Sorge tragen werde. Er hielt Wort; ſie hat dieſelben die übrige Zeit ihres Lebens immer ſehr richtig ausgezahlt bekommen.

Die Königin kam den Weihnachts-Heiligenabend Nachmittags um die beſtimmte Stunde zu Guadalajara an, als wenn nichts vorgefallen wäre: ſo empfieng ſie auch der König auf der Treppe, gab ihr die Hand, und führte ſie ſogleich in die Kapelle, wo die Vermählung nochmals vollzogen wurde; denn in Spanien iſt es Sitte Nachmittags zu trauen. Von da führte er ſie in ſein Zimmer, wo ſie ſich ſogleich noch vor 6 Uhr des Abends zu Bette legten, weil ſie zur Mitternachtsmeſſe aufſtehen wollten. Was zwiſchen ihnen in Bezug auf das Ereigniß des vorigen

Tags vorgegangen sey, ist gänzlich unbekannt. Sie hatten genug Zeit unter sich davon zu sprechen; denn ihr Beylager währte 15 Stunden.

Die Folge gab nicht mehr Aufklärung darüber. Den Tag darauf als den Weihnachtstag, erklärte der König, daß in dem von der Prinzessin des Ursins ernannten Hofetat der Königin keine Veränderung statt finden würde; dieß stellte wieder Ruhe in den Gemüthern her. Den Tag nach Weihnachten begaben sich der König und die Königin, welche allein zusammen in einem Wagen saßen, vom ganzen Hofe begleitet, auf den Weg nach Madrid, wo nun von der Prinzessin des Ursins nicht mehr die Rede war, als wenn sie der König von Spanien nie gekannt hätte. Der König sein Großvater zeigte nicht das geringste Erstaunen bey der Nachricht, welche ihm ein Courier davon überbrachte, den der Herzog von S. Aignan noch von Quadraque aus an ihn abgeschickt hatte. Der Hof, der sie ehmals so triumphirend gesehen hatte, war ganz von Erstaunen und Schrecken erfüllt.

24.

Versuchen wir jetzt einige Züge zu sammlen, welche einiges Licht auf dieses Dunkel werfen können. Jene dem Könige gegen Torcy entfallne Aeusserung, der sie nicht verstehn konnte, und sie seinem Freunde Castries, dem Chevalier d'honneur der Herzogin von Orleans wieder erzählte, durch den sie bekannt wurde, und die ich in ihrer Dunkelheit auf die Prinzessin des Ursins beziehn zu müssen glaubte; jener Ausbruch der Ungnade so ganz ohne Veranlassung, ohne Vorwend, ein Zank vom Zaun gebrochen, mit welchem die Königin im ersten Augenblick ihres Zusammenseyns die Prinzessin empfieng, gegen die sie

in die gröbste Heftigkeit ausbrach; alle diese Umstände gaben viel über die wahre Ursach der Begebenheit zu denken.

Kann man sich einbilden, daß eine Prinzessin von Parma, von einer tyrannischen Mutter in der Abgeschiedenheit erzogen, von sich selbst einen so kühnen auffallenden Schritt habe wagen können, gegen eine Person von solcher Wichtigkeit, die in jedem Betracht das ungetheilte Vertrauen des Königs von Spanien besaß, und sichtbar herrschte, und zwar 6 Meilen vom Könige von Spanien, den sie noch nie gesehn hatte? Die Sache bekömmt einiges Licht durch den so ungewöhnlichen und geheimen Befehl, welchen Amenapa vom Könige von Spanien hatte, durch den er gehalten war, der Königin in allem, ohne Einschränkung und Widerrede zu gehorchen, und von welchem man bis zum Augenblicke, wo sie ihm, die Prinzessin zu arretiren und fortzubringen befahl, nichts wußte; die Ruhe, mit welcher der König von Frankreich und der König von Spanien die erste Nachricht von diesem Ereigniß aufnahmen, und die gänzliche Unthätigkeit des Königs von Spanien, die Kälte seines Briefs an die Prinzessin und seine gänzliche Sorglosigkeit, wie es einer, noch den vorigen Tag so geliebten Person, auf der mit Schnee und Eis bedeckten Straße Tag und Nacht fortgegangen, in gänzlicher Entblößung von allen Bedürfnissen, ergehn möchte: alles das bestätigt die wahrscheinlichen Vermuthungen über die Ursache der Begebenheit.

Noch erinnre man sich daran, daß das vorige mal, als der König die Prinzessin des Ursins wegen Erbrechung des Briefs vom Abbe Estree an den König, und der beygefügten Note vom Hofe entfernen ließ, man die Vollziehung in Gegenwart des Königs

von Spanien nicht zu unternehmen wägte. Der König wollte ausdrücklich, daß er nach der Grenze von Portugall reisen und von da den Befehl unterzeichnen möchte, welcher die Prinzessin nach Italien abzureisen nöthigte. Dieser zweyte Akt gleicht sehr dem erstern.

Hierzu kömmt etwas, was ich von dem Marschall von Brancas weiß, und was lange nach diesem Fall der Prinzessin, Alberoni, damals noch ein unbedeutender Mann, der die Königin von Parma nach Madrid begleitet hatte, erzählt hat. Nämlich eines Abends auf dieser Reise als er mit ihr allein war, schien sie ihm sonderbar bewegt; sie gieng mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, ließ bisweilen einige abgebrochne Worte hören, und indem sie hitziger wurde, ließ sie den Namen der Prinzessin des Ursins fallen, und zugleich hörte er: sie soll fort. Alberoni fieng an der Königin Vorstellungen zu machen, wie gefährlich, verwegen und unnütz das Unternehmen sey wovor er schaudre. „Schweigen Sie von allen diesen Dingen, und daß Sie von dem, was Sie gehört haben, kein Wort fallen lassen! Ich will ihre Vorstellungen nicht; ich weiß sehr gut, was ich thue."

Alles dieses wirft ein großes Licht auf eine Katastrophe, die an sich und durch ihre Art und Weise gleich Staunen erregend war, und läßt vermuthen, daß der König von Frankreich Anstifter gewesen, der König von Spanien eingewilligt, und durch jene dem Amenapa gegebne so ausserordentliche Ordre hülfreiche Hand geleistet habe, die Königin aber Vollzieherin gewesen sey: so daß also die Prinzessin durch beyde Könige aus Spanien vertrieben wurde.

Denkwürdigkeiten

des Herzogs von Saint-Simon.

Dreizehntes Buch.

Fortgesetzte Schilderung des Hofes von Versailles.

ihm, daselbst die Ehre und Rechte des Ritterstandes gegen die kühnen Eingriffe der Bürger in den Städten zu vertheidigen; allein gerade sein ritterlicher Stolz, welchem er desto fester anhing, je enger sein eigener Ruhm damit verbunden war, hinderte ihn, den Widerstand, welchen er jenseits der Alpen bey der Ausführung seiner ehrgeizigen Plane finden mußte, richtig zu schätzen, und die Verachtung, welche er gegen seinen furchtbarsten Feind hegte, war die gefährlichste Klippe für seine Unternehmungen. Eine vierfache Macht mußte in Italien von ihm völlig zertrümmert werden, ehe er den Grund zu seiner Herrschaft legen konnte. In Unteritalien blühte das Reich der Normannen, welche mit ihrer romanhaften Tapferkeit planmäßige Klugheit vereinigten, und durch ihr Verhältniß mit Rom dem Ansehn der Kaiser in den italiänischen Angelegenheiten das Gleichgewicht hielten. In diesem Zeitpunkte konnte der König von Sicilien sicher auf einen entscheidenden Einfluß rechnen, weil zwischen dem Papst und der Geistlichkeit auf der einen, und dem römischen Volk auf der andern Seite, die fürchterlichste Gährung herrschte, wovon die unausbleibliche Folge war, daß sich, sobald die eine Parthie beym Kaiser Hülfe fand, die andre um normannischen Schutz bewarb. Jene Revolution unter den Römern war durch die Lehren des schwärmeri-

Inhalt.

1. Tod und Charakter der Herzogin von Burgund, Dauphine, geborner Prinzessin von Savoyen; ihre Geschichte. 2. Tod des Dauphins im J. 1712; Schilderung desselben, seine Geschichte; Veränderung desselben in Sitten und Charakter. 3. Der Herzog von Burgund Freund dessen, was das Feudalsystem in der Verwaltung des Staates Gutes hatte. Betrachtungen des Herzogs von Saint Simon über die Regierung, Beurtheilung der willkührlichen Verwaltung, welche Ludwig XIV eingeführt. 4. Der Herzog von Burgund hatte einen Plan in Rücksicht der Landstände, für ihre Einführung in die übrigen Provinzen entworfen, wo er Provinzial-Administrationen errichten und aus diesen auch die Reichsstände (états généraux) bilden wollte. 5. Dieser Herzog hat den Grundsatz, daß die Könige für das Volk und nicht das Volk für die Könige daseyn. 6. Der Dauphin sieht sich ohne Rettung. Schilderung desselben. 7. Geschichte seiner Vergiftung. Episode von dem Marschall von Villeroy, der bey dem Könige wieder in Gnade kömmt. 8. Section der Leiche des Dauphins; Streit der Aerzte über die Art seines Todes. 9. Marechal, erster Chirurg, sieht vorher, daß der Herzog von Orleans der Vergiftung angeklagt werden werde und sucht diese Verläumdung zu zerstören. 10. Die falsche Nachricht davon läuft durch ganz Frankreich. 11. Der Herzog du Maine und

Jean

Frau von Maintenon gaben ihr Glauben. Verdacht des Königs. 12. Die Falschheit dieser Anklage wird dargethan. Abscheuliche Spottreden und Ausfälle des Volks auf den Herzog von Orleans. 13. Der Herzog erbietet sich und dringt in den König, daß er ihn zum Gefangenen in der Bastille machen solle. Antwort des Königs. Der Herzog von aller Welt verlassen. 14. Betrachtungen über das Testament Ludwigs des XIV. 15. Intriguen des Hofes, um es vom Könige zu erhalten. 16. Die Maintenon und der Herzog du Maine erzwingen es vom Könige durch Mißhandlungen. 17. Der König übergiebt es dem Parlament. 18. Der König gesteht, daß ihm das Testament abgezwungen worden, und sieht vorher, daß es werde cassirt werden.

Den 5. Februar 1712 gab der Herzog von **** der Dauphine eine sehr schöne Dose voll des vortreflichsten Tabaks zum Geschenk. Sie versuchte ihn und fand ihn sehr gut. Es war gegen Mittag, als sie in ihr Cabinet gieng, wohin niemand kam. Sie legte die Dose auf ihren Tisch und ließ sie da stehen.

Gegen Abend überfiel sie ein Fieberschauer; sie legte sich zu Bett und konnte nicht wieder aufstehen, auch nicht um nach dem Souper ins Cabinet des Königs zu gehen. Den Sonnabend als den 6 stand sie dennoch, wiewohl sie die ganze Nacht das Fieber gehabt hatte, zur gewöhnlichen Stunde auf, und brachte den Tag sehr gut zu; am Abend überfiel sie das Fieber wieder. Es hielt die ganze Nacht mäßig an und den Sonntag den 7. nahm es noch mehr ab; aber gegen sechs Uhr des Abends bekam sie auf einmal einen Schmerz über dem Schlafe, der nicht einmal den Raum eines Sechssousstücks einnahm, der aber so heftig war, daß sie den König, der eben sie zu besuchen kam, nicht herein zu kommen, bitten ließ.

Dieser gewaltsame Schmerz dauerte ununterbrochen bis zum Montag als den 8. und die verordneten Mittel, Rauchtaback zu kauen, eine Menge Opium und zwey Aderlässe am Arme waren fruchtlos.

Das Fieber trat nun mehr hervor. Als die Schmerzen sich ein wenig vermindert hatten, sagte sie, daß sie mehr als bey einer Niederkunft gelitten habe. Dieser so heftige Anfall veranlaßte, wegen der Dose, die ihr der Herzog v. **** gegeben hatte, den Tag wo sie dieselbe erhalten und wo sie das Fieber überfiel, als sie sich niederlegte, ein großes Aufsehen unter ihrer nächsten Dienerschaft. Sie sprach davon gegen ihre Damen und lobte Dose und Tabak; sodann bat sie Frau von Levi in ihr Cabinet zu gehen und sie zu holen, sie würde sie auf dem Tische finden. Frau von Levi gieng hin, fand sie aber nicht und um es kurz zu machen, es wurden alle mögliche Nachforschungen gethan und die Dose ist nie wieder zum Vorschein gekommen, seit sie die Dauphine auf dem Tische gelassen hatte. Das Verschwinden der Dose hätte sogleich Verwunderung erregt; die fortgesetzten unnützen Nachsuchungen aber, wozu jene auffallenden schleunigen Zufälle kamen, veranlaßte den traurigsten Verdacht: dieser Verdacht gieng aber nicht bis zu dem, von dem die Dose war, oder wurde in so strenger Allgemeinheit gehalten, daß er ihn nicht erreichte.

Der Lerm über die Dose schränkte sich sogar auf einen kleinen Cirkel ein. Man hoffte immer soviel von einer angebeteten Prinzessin, von deren Leben das Glück aller, die diesen Cirkel ausmachten, so verschieden es auch nach jedes Lage seyn mochte, abhieng. Sie schnupfte Tabak ohne Wissen des Königs, im Vertrauen auf Frau v. Maintenon, die es wußte; bey dem Monarchen aber, der alle mögliche starke Gerüche haßte, hätte es darum, wenn er es entdeckt hätte, viel Verdruß gegeben; und dieß war es, was man bey Ausbreitung der sonderbaren Verschwindung der Dose fürchtete.

Die

Die Nacht vom Montag zum Dienstag als den 9 Februar überfiel sie eine große Schlafsucht, die die ganze Nacht und den folgenden Tag dauerte, wo der König mehrmals aus Bette kam. Das Fieber war stark der Schlaf kurz, der Kopf eingenommen; es kamen einige Flecken auf der Haut zum Vorschein, welche Hoffnung machten, daß es die Masern wären, weil sie damals sehr herrschten und viele Personen, die man kannte, zu Paris und Versailles daran daniederlagen.

Die Nacht vom Dienstag zum Mittwoch den 10. vergieng um so schlechter, weil nunmehr die Hoffnung auf die Masern verschwand. Gleich des Morgens besuchte der König die Kranke, welcher ein Brechmittel eingegeben worden war. Die Wirkung war so gut man sie wünschen konnte, gab aber nicht die geringste Linderung.

Man zwang den Dauphin, der nicht vom Krankenbette weg kam, hinunter in die Gärten zu gehen, um frische Luft zu schöpfen, deren er so sehr bedurfte; aber seine Unruhe trieb ihn sogleich wieder ins Zimmer zurück. Die Krankheit nahm gegen Abend zu und gegen eilf Uhr hatte das Fieber eine beträchtliche Verdoppelung: die Nacht war sehr schlecht. Den Donnerstag den 11. besuchte der König die Dauphine um neun Uhr des Morgens. Frau v. Maintenon kam fast nicht von ihr weg, ausser in der Zeit, wo der König bey ihr war. Die Prinzessin befand sich so schlecht, daß man beschloß, sie an den Genuß der Sakramente zu erinnern. So sehr sie daniederlag, so war sie doch davon überrascht: sie erkundigte sich nach ihrem Zustande; man gab ihr Antworten, die so wenig als möglich beunruhigend waren, ohne doch von dem Vorschlag abzugehn, und nach und nach that man ihr Vorstellungen,

daß

daß sie nichts verschieben möchte. Sie dankte für die Aufrichtigkeit des Rathes und sagte, sie wollte sich vorbereiten. Nach einiger Zeit fürchtete man die Zufälle.

Der Jesuite, P. la Rüe, ihr Beichtvater, den sie immer geliebt zu haben schien, näherte sich ihr und ermahnte sie, die Beichte nicht aufzuschieben. Sie sah ihn an und antwortete, sie verstehe ihn wohl, und nichts weiter. Der P. la Rüe schlug ihr vor, die Handlung sogleich vorzunehmen und erhielt keine Antwort. Er war so klug zu merken, was sie wollte, und er war so brav, daß er sogleich zurücktrat und zu ihr sagte, sie hätte vielleicht einigen Widerwillen, bey ihm zu beichten; er beschwöre sie sich keinen Zwang anzuthun, besonders aber nichts, was es auch sey, deswegen zu besorgen; er verspreche ihr alles auf sich zu nehmen und er bitte sie nur zu sagen, bey wem sie beichten wollte und er würde sogleich gehen und ihn selbst zu ihr führen.

Hierauf gestand sie ihm, daß sie am liebsten bey dem Hrn Bailli, Priester von der Mission des Sprengels von Versailles, beichten würde. Dieß war ein Mann, der sehr in Achtung stand, und er war der Beichtvater von allen, welche am Hofe für die regelmäßigsten galten. Er blieb, nach Sitte der Zeit, nicht frey vom Verdacht des Jansénismus, welcher unter jenen Mönchen sonst sehr selten war. Er diente auch als Beichtvater der Frau du Chatelet und der Frau von Nogaret, welche Dames du palais waren; und diese hatte die Dauphine von Bailli einige mal sprechen hören.

Bailli war gerade nach Paris gereist. Die Prinzessin war deswegen beunruhigt und hatte Lust ihn zu erwar-

ten.

ten. Aber als ihr der P. la Rüe vorſtellte, daß es gut ſey, eine ſo koſtbare Zeit nicht zu verlieren, die nach Empfang der Sacramente von den Aerzten nützlich angewandt werden würde, verlangte ſie einen Franziſcaner, Namens P. Noel; der P. la Rüe gieng ſogleich, um ihn aufzuſuchen, und brachte ihn.

Man kann ſich vorſtellen, wie auffallend dieſe Veränderung des Beichtvaters in einem ſo kritiſchen und furchtbaren Augenblicke war, und was dieß zu denken veranlaßte. Ich werde nachher darauf zurückkommen.

Der Dauphin erlag endlich. Er hatte ſein eigenes Krankſeyn ſo lange als möglich verborgen, um das Kopfkiſſen der Dauphine nicht verlaſſen zu müſſen. Aber ein Fieber, zu ſtark, um verhehlt werden zu können, warf ihn nieder. Die Aerzte, welche ihm das ſchreckliche Schauſpiel, das ihn bey ſeiner Gemahlin, wie ſie vorherſahen, erwartete, erſparen wollten, wandten mit Hülfe des Königs alles an, um ihn auf ſeinem Zimmer zurückzuhalten und ihn daſelbſt von Moment zu Moment mit erdichteten Nachrichten von ſeiner Gemahlin hinzuhalten.

Die Beichte dauerte lange. Die letzte Oelung wurde unmittelbar darauf verrichtet und ſodann das heil. Abendmahl gereicht. Der König ließ das Sacrament unten an der großen Treppe im Ceremoniel empfangen. Eine Stunde darauf verlangte die Dauphine, man ſollte die Sterbegebete ſprechen. Man ſagte ihr, daß ſie ſich nicht in dieſem Zuſtande befände, man verſuchte ſie zu tröſten, und ermahnte ſie zu verſuchen, ob ſie ſchlafen könnte. Nachmittags zu guter Zeit kam die Königin von England: man führte ſie durch die Gallerie in den Salon, der dieſe von dem Zimmer der Dauphine trennt.

In diesem Salon befanden sich der König und Frau von Maintenon und man ließ die Aerzte dahin kommen, um in ihrer Gegenwart Berathschlagung zu halten. Es waren ihrer sieben theils vom Hofe theils von Paris herbeygerufen. Alle stimmten einhellig für einen Aderlaß am Fuße vor der Verdoppelung des Fiebers, und im Fall dieß die gewünschte Wirkung nicht haben sollte, verordneten sie gegen das Ende der Nacht ein Brechmittel. Der Aderlaß am Fuße geschah um 7 Uhr Abends, die Verdoppelung kam; man fand sie weniger gewaltsam als die vorige; aber die Nacht war traurig.

Der König besuchte die Dauphine sehr bald. Das Brechmittel, das sie gegen 9 Uhr des Morgens nahm, hatte wenig Wirkung gethan.

Der Tag verging unter Symptomen, von denen eins trauriger als das andere war, mit etwas Bewußtseyn in seltnen Zwischenzeiten. Gegen Abend verlohr sich das Bewußtseyn gänzlich. Im Zimmer befanden sich viel Menschen, wiewohl auch der König da war. Kurz ehe sie verschied, gieng er hinweg, stieg am Fuß der großen Treppe mit Frau v. Maintenon und Hrn. v. Caylus in einen Wagen und fuhr nach Marly. Sie waren beyde im tiefsten Schmerz versunken und hatten nicht die Kraft, zum Dauphin zu gehen.

Nie war wohl eine Prinzessin von dieser Jugend so mit Klugheit ausgestattet und wußte den erhaltenen Unterricht so trefflich zu benutzen. Ihr kluger Vater, der unsern Hof von Grund aus kannte, hatte ihr ein treues Bild davon gegeben und ihr die einzig mögliche Art gelehrt, wie sie daselbst glücklich seyn konnte. Sie hatte viel natürliche Anlage und Leichtigkeit des Geistes, die sie darin unterstützte, und viel liebens-

benswürdige Eigenschaften, wodurch sie die Herzen gewann, während ihre persönlichen Verhältnisse mit ihrem Gemahl, mit dem Könige und Frau von Maintenon ihr die Huldigung des Eyrgeizes verschaften. Sie hatte von den ersten Augenblicken ihrer Ankunft an ihr Vertrauen zu erwerben gewußt; und so lange sie lebte, fuhr sie in dieser nützlichen Bemühung fort, wovon sie immer die Früchte erndete; sanft, furchtsam aber gewandt, gutmüthig so daß sie jemandem das geringste zu Leide zu thun fürchtete, und wiewohl leicht und lebhaft, dennoch der überdachtesten, weit aussehendsten Plane fähig.

Der oft peinvolle Zwang, dessen ganze Last sie fühlte, schien ihr nichts zu kosten. Die Gefälligkeit war ihr angebohren, sie übte sie mit der größten Leichtigkeit und übte sie gegen den ganzen Hof. Eigentlich häßlich, die Wangen hängend, die Stirne zu weit hervorstehend, eine gemeine Nase, dicke hängende Lippen; Haar und Augenbraunen kastanienbraun, sehr ordentlich gewachsen; wenig Zähne und alle angegangen, von denen sie zuerst sprach und sich darüber aufhielt; den schönsten Teint, die feinste Haut; wenig Busen, aber herrlich gebildet; der Hals lang mit einem Ansatz von einem Kropf, der ihr aber nicht absolut schlecht ließ; die Haltung des Kopfs zierlich, gracieus, majestätisch, so auch der Blick; das ausdrucksvollste Lächeln; die Taille schlank, gerundet, schmächtig, leicht, regelmäßig; ihr Gang das Schweben einer Göttin: dieß war ihr Bild. Sie gefiel zum Bezaubern; es war Grazie in allen ihren Bewegungen, in allen Gebärden, in den gemeinsten ihrer Gespräche. Ihr Anstand einfach, natürlich, ohne Kunst, ihre Sprache von Geist belebt; ihre Leichtigkeit des Betragens, die sie sogar allen, die ihr nahten, mittheilte, bezauberte alles; und

sie suchte allen, selbst den unnützesten mittelmäßigsten Personen, zu gefallen, ohne jedoch dieses Bestreben sehen zu lassen. Ihre Fröhlichkeit jugendlich und stets lebendig fesselte sie an alles und ihre Nymphenleichtigkeit trug sie überall umher, wie der Wirbelwind, der mehrere Orte zugleich erfüllt und, wo er hinkömmt, Bewegung und Leben hinbringt. Sie zierte alle Schauspiele, war die Seele der Feste, der Vergnügungen, der Bälle und entzückte daselbst durch die Grazie, die Richtigkeit und Vollkommenheit ihres Tanzes. Sie liebte das Spiel, und amüsirte sich auch beym geringen Spiele, denn alles konnte sie amüsiren; doch zog sie hohes Spiel vor, und spielte fertig und fein, kurz sie war die beste Spielerin, die es geben kann. Sie konnte in einem Augenblicke das Spiel eines jeden übernehmen. Ihre Fröhlichkeit blieb immer dieselbe und sie unterhielt sich eben so gut, wenn Nachmittags ernsthafte Lektüre vorgenommen wurde, sie konnte sich darüber unterhalten und mit ihren ernsthaften Damen arbeiten; denn so nannte man die bejahrtesten Dames du palais.

Sie schonte nichts, selbst ihre Gesundheit nicht, sie vergaß nichts, auch nicht die geringsten Kleinigkeiten, um Fr. v. Maintenon und durch sie den König zu gewinnen. Die Klugheit ihres Betragens gegen diese beyden war ohne Gleichen und nie, auch nicht einen Augenblick, sich ungleich. Sie wußte mit aller der Discretion, welche ihr die Kenntniß beyder Charaktere, die sie sich durch Studium und Erfahrung erworben hatte, nöthig machte, die Grade ihrer Fröhlichkeit und ihr ganzes Betragen abzumessen. Ihr Vergnügen, ihre Annehmlichkeiten, ich wiederhole es, selbst ihre Gesundheit, alles wurde ihnen aufgeopfert. Durch diese Mittel erwarb sie sich ein Vertrauen bey ih-

schen Arnolds von Brescia bewirkt. Dieser Lieblingsschüler des berühmten Abälards war eine von den schönen Seelen, welche in ihrem Enthusiasmus für das Wohl der Menschheit jede alte Form zertrümmern, und für ihre Brüder ein Glück schaffen wollen, zu dessen Genusse so wenige geschickt sind. Er gehörte selbst zum geistlichen Stande; aber empört über die Entartung desselben predigte er laut, es wäre schändlich, daß ein Mönch und ein Geistlicher weltliche Güter, ein Bischoff Hoheitsrechte besäße; ihnen läge das Heil der Seelen ob, und alle irrdische Macht gehörte den Königen, welche weltlichen Dienern den Genuß derselben könnten zufließen lassen. Auf einem großen Koncilium ward er von dem Bischoffe und der übrigen Geistlichkeit von Brescia seiner Lehren wegen angeklagt, und der Papst Innocenz gebot ihm Stillschweigen. Da ging er nach Teutschland und der Schweiz, und seine feurige Beredsamkeit brachte Bischöffe dahin, daß sie ihn, den ärgsten Feind ihres Ansehens und trotz dem Verdachte der Ketzerey, in welchen sie dadurch geriethen, mit Freude beherbergten. Allenthalben verfolgten ihn Briefe seiner Feinde, welche warnten, dem süßen Gifte seiner Zunge nicht zu trauen. Bey der Nachricht vom Tode Innocenzens eilte er nach Rom, wo alles voll Aufruhr gegen den

neuen

ihnen, das keins der königlichen Kinder, nicht einmal seine geliebtesten unter den legitimirten, hatten erreichen können. Oeffentlich war sie ernsthaft, gemessen, ehrfurchtsvoll gegen den König, und besonders schüchtern, bescheiden gegen Fr. v. Maintenon, die sie nicht anders als Tante nannte, und so artig Rang und Freundschaft mit einander verschmelzte. Im vertrauten Zirkel war sie tändelnd, scherzend, spielend; bald setzte sie sich auf den Arm des Lehnstuhls des Königs oder der Frau von Maintenon, bald wiegte sie sich auf ihren Knieen, sprang ihnen an Hals, umarmte sie, küßte sie, liebkoseteſie, zupfte sie und zog sie am Kinn und quälte sie auf allerley Art; sie störte in ihren Papieren und Briefen umher, brach die Briefe auf, las sie bisweilen wider ihren Willen, wenn sie sie in Laune sah darüber zu lachen, und sprach bisweilen mit ihnen über den Inhalt derselben. Sie wurde zu allem zugelassen, selbst zum Empfang der Couriers, welche die wichtigsten Nachrichten brachten. Sie konnte zu jeder Stunde zum Könige kommen, selbst während des Conseils, nützlich und schädlich denselben Ministern; aber immer bereit zu verbinden, zu helfen, zu entschuldigen, Gutes zu erzeigen, sobald sie nicht lebhaft gegen einen aufgereizt war, wie sie es gegen Pontchartrain war, dem sie ohne Ursach auffäßig geworden war und den sie bisweilen gegen den König Ihren garstigen Einauge nannte, oder auf irgend eine wichtigere Veranlassung, wie gegen Chamillart.

Sie war so freymüthig, daß, als eines Abends der König und Frau v. Maintenon mit besonderm Lobe von dem Englischen Hofe sprachen — es war damals als man von der Königin Anna den Frieden hoffte — sie anfieng zu sagen: „Ja man muß wirklich gestehn, liebe Tante, daß in England die Königinnen besser

regieren als die Könige; und, fuhr sie schäkernd und tändelnd fort, wissen Sie warum? Weil unter den Königen die Frauen es sind, die regieren, und unter den Königinnen die Männer."

Das sonderbarste war, daß beyde darüber lachten und fanden, daß sie Recht hätte; und ich würde sie in diese ernsthaften Denkwürdigkeiten den erwähnten Zug aufgenommen haben, wenn er nicht mehr als irgend etwas anders zeigte, wie weit sie es in der Freyheit ihres Betragens gegen sie gebracht hatte.

Eines Abends als Comödie zu Versailles war, nachdem die Prinzessin mancherley geplaudert hatte, kam die Nanon, jene alte Kammerfrau der Frau von Maintenon, der ich schon mehrmals in diesen Denkwürdigkeiten Erwähnung gethan habe, ins Zimmer. Sogleich stellte sich die Prinzessin geputzt im Staatsanzuge wie sie war, zwischen die beyden Tische, den Rücken nach dem Kamin zu gekehrt und mit der Hand auf den kleinen Schirm gestützt. Nanon, welche die eine Hand in der Tasche zu haben schien, trat hinter sie und kniete nieder. Der König, der am nächsten dabey stand, fragte, was sie da machten? Die Prinzessin lachte und sagte, sie mache, was sie oft an den Comödientagen thun müsse. Der König drang in sie. Wollen Sie es wissen, da Sie es noch nicht bemerkt haben? Ich lasse mir ein Klystier geben." Wie, rief der König laut lachend, hier in dem Augenblicke lassen Sie sich ein Klystier geben? Nun ja wirklich, sagte sie. Und wie machen Sie denn das? Alle vier lachten aus Herzensgrunde. Nanon brachte die Klystierspritze unter ihrem Rocke hervor, hob das Kleid der Prinzessin auf, die es, als wenn sie sich wärmen wollte, in die Höhe hielt und Nanon brachte ihr das Klystier bey. Das Kleid fiel zurück und Nanon steckte die

Spritze

Spritze wieder unter ihren Rock: und man sah nichts. Man hatte sonst nicht drauf Acht gegeben oder hatte geglaubt, Nanon bringe etwas am Anzuge in Ordnung. Das Erstaunen der beyden war ausserordentlich und man fand die Sache sehr spashaft. Sonderbar ist, daß sie mit dem Klystier in die Comödie gieng, ohne genöthigt zu seyn, es wieder von sich zu geben; oft entledigte sie sich desselben erst nach dem Souper und nach dem Cabinet des Königs. Sie sagte, dieß Mittel erfrische sie und hindere, daß ihr die Hitze des Comödienhauses Kopfweh verursache. Nach dieser Entdeckung genirte sie sich nicht mehr, als vorher. Sie kannte den König und Frau von Maintenon vollkommen. Eines Abends als sie zu Bette gehen wollte, wo sie der Herzog von Burgund erwartete, und noch mit der Frau von Nogaret und Chatelet, die mirs den andern Tag wieder erzählten und gegen welche sie gern offen wurde, in ihrem Schlafstuhle sitzend kosie, sprach sie mit Bewunderung von dem Glücke, das Frau von Maintenon und Mademoiselle Choin gemacht habe, und setzte mit Lachen hinzu: „Ich möchte wohl vor dem Herzog von Burgund sterben, aber doch noch sehen, was dann hier vorgienge; ich glaube ganz gewiß, daß er eine Klosterschwester oder eine Pförtnerin aus dem St Marienkloster heirathen würde.

Mit gleicher Aufmerksamkeit strebte sie dem Herzog von Burgund wie dem Könige zu gefallen, wiewohl sie zuweilen zu viel wagte, und sich zu sehr auf seine Leidenschaft für sie und auf das Stillschweigen aller derer, die ihm nahe kommen konnten, verließ, und sie nahm das lebhafteste Interesse an seiner persönlichen Größe und an seinem Ruhme.

Es ist nicht zu sagen, wie nahe ihr die Begebenheiten der Campagne von Lille und die Folgen derselben giengen, was sie alles that, um ihm empor zu helfen,

wie nützlich sie ihm in so viel wichtigen Dingen wurde, und wie viel er ihr allein zu danken hatte: denn der König konnte sie nicht mehr entbehren und es fehlte ihm alles in seinem innern Cirkel, wenn sie Lustparthien, welche ihr die Zärtlichkeit und Sorge des Königs oft zur Zerstreuung genießen hieß bey ihm zu seyn hinderten; und selbst bey seinem öffentlichen Souper, wenn sie, was selten war, fehlte, erschien er von der Wolke des Ernstes umgeben und Schweigen war um die Person des Königs. So viel Neigung sie also auch für diese Parthieen hatte, so war sie doch darin sehr mäßig und ließ sich immer erst dazu antreiben. Sie unterließ nie, ihn beym Gehen und Kommen zu sehen; und wenn sie auf einem Winterball oder bey einer Sommerparthie die Nacht durchschwärmt hatte, so wußte sie es doch so einzurichten, daß sie, sobald der König aufgestanden war, ihm den Morgenkuß gab und ihn mit Erzählung des Festes amüsirte.

Ich habe mich anderswo über das zwangvolle Leben, das sie von Seiten des Dauphins und seines ganzen Hofes hatte, so viel verbreitet, daß ich hier nichts davon wiederholen will, ausser, daß dem großen Haufen des Hofes nichts davon bemerklich wurde, so sorgfältig suchte sie es, durch das leichteste Betragen gegen ihn, durch Vertraulichkeit gegen alle, die ihr an diesem Hofe am meisten entgegen waren, und durch freies Betragen zu Meudon unter ihnen, wiewohl sie dabey die gemessenste Klugheit und unendliche Gewandtheit brauchte, zu verbergen. Auch fühlte sie es sehr wohl und nach dem Tode des Dauphins erlaubte sie sich gegen sie das Recht der Wiedervergeltung.

Eines Abends zu Fontainebleau, nach dem Souper, wo alle Prinzessinnen mit ihr und dem Könige in einem Cabinete waren, hatte sie alle Arten von Sprachen

chen nachgeäffet und tauſend Kindereyen vorgebracht, worüber der König ſeinen Spas hatte. Sie bemerkte, daß Madame la Dücheſſe und die Prinzeſſin von Conti einander anſahen, zuwinkten und mit Verachtung über ſie die Achſeln zuckten. Als der König wie gewöhnlich aufgeſtanden und in ein Hintercabinet gegangen war um ſeine Hunde zu füttern, worauf er denn gewöhnlich zurückkam und den Prinzeſſinnen gute Nacht wünſchte, nahm die Dauphine Frau von St Simon bey einer Hand und Frau von Levi bey der andern und indem ſie auf Madame la Dücheſſe und die Prinzeſſin von Conti zeigte, welche nur einige Schritte von ihnen waren, ſagte ſie: „Haben Sie geſehn, haben Sie geſehn? ich weiß ſo gut wie dieſe, daß alles, was ich geſagt und gethan habe, keinen Menſchenverſtand hat und daß es elendes Zeug iſt; aber es muß Lerm ſeyn und ſolche Dinge gehören zur Zerſtreuung.“ Hierauf fieng ſie an, auf die Arme ihrer Begleiterinnen geſtützt, zu tanzen und zu ſingen. „Und ich lache und ich ſpotte über ſie und ich werde ihre Königin, und ich brauche mich nicht um ſie zu kümmern, weder jetzt noch jemals, und ſie werdens mit mir zu thun haben und ich werde ihre Königin,“ indem ſie immer aus allen Leibeskräften ſang, tanzte und ſich königlich freute. Die genannten Damen riefen ihr ganz leiſe zu, daß ſie ſchweigen ſollte, daß die Prinzeſſinnen es hörten, daß alle Anweſenden ſie beobachten könnten, ja ſie ſagten ihr ſogar, ſie wäre toll; denn dieſen Damen nahm ſie nichts übel; aber ſie hörte nicht auf zu tanzen und noch lauter zu ſingen: „und ich lache über ſie, und ich habe mich um ſie nichts zu kümmern, und ich werde ihre Königin“, und ſie hörte nicht eher auf, bis der König zurückkam.

Ach! ſie glaubte es, die liebenswürdige Prinzeſſin und ach! wer hätte es nicht mit ihr geglaubt?

Es gefiel Gott zu unserm Unglück, es bald anders zu fügen. Der entgegengesetzte Gedanke kam ihr nicht in Sinn. Einst am Lichtmeßtage, als sie mit der Herzogin von St Simon fast ganz allein auf ihrem Zimmer war, (alle übrigen Damen waren nämlich voraus in die Capelle gegangen und Fr. von St Simon war zurückgeblieben, um sie dahin zu begleiten, weil die Herzogin du Lude das Podagra hatte, und die Gräfin von Mailly nicht da war, deren beyder Stelle sie immer ersetzte): fieng sie an von den vielen Personen zu sprechen, die sie am Hofe gekannt habe und die nun gestorben wären, hierauf sprach sie davon, wie sie es machen wollte, wenn sie alt wäre, was sie da für ein Leben führen wollte; daß Niemand als Frau von Saint Simon und Frau von Lauzun von ihren Jugendfreundinnen übrig bleiben würden, daß sie sich zusammen von den vergangenen Zeiten unterhalten wollten, und dieses Gespräch setzte sie fort, bis sie zur Capelle gieng.

Sie liebte den Herzog von Berry aufrichtig, sie hatte auch die Herzogin von Berry geliebt und sich vorgenommen, sie als Tochter zu behandeln. Für Madame hatte sie viel Rücksicht und Monsieur hatte sie zärtlich geliebt, der sie eben so wiederliebte und ihr ohne Unterlaß alle möglichen Vergnügungen und Amüsements verschafft hatte; und alles dieses gieng nun auf den Herzog von Orleans über, für den sie ein wahrhaftes Interesse faßte, unabhängig von der Verbindung, die sich nachher zwischen ihr und der Herzogin von Orleans bildete. Durch sie wußten sie vieles vom Könige und Frau von Maintenon und brauchte in tausend Dingen ihre Unterstützung. Es war ihr für den Herzog und die Herzogin von Savoyen und selbst für ihr Vaterland eine so große Anhänglichkeit geblieben, daß

sie

ſie bisweilen ganz unwillkührlich hervorbrach. Ihre Stärke und Klugheit zeigten ſich aber außerordentlich bey dem, was während und nach dem Bruche mit Savoyen vorgieng: auch hatte der König ſo viel Rückſicht für ſie, daß er in ihrer Gegenwart jedes Geſpräch, was auf Savoyen Bezug haben konnte, vermied; und ſie hatte ganz die Kunſt eines beredten Stillſchweigens, das durch Falten hervorbrechende Züge fühlen ließ, ſie ſey ganz Franzöſin, zu gleicher Zeit aber auch, daß ſie die Liebe zu ihrem Vater und Vaterlande nicht aus ihrem Herzen verdrängen konnte.

Da ſie aller Welt zu gefallen ſtrebte, ſo konnte ſie nicht ganz verhüten, daß ihr nicht auch jemand gefiel. Ihr Tod ließ dieſe Art Myſterien abſehen und offenbarte die ganze Tyrannei, welche der König über die Gemüther, ſelbſt in ſeiner Familie, auszuüben nicht unterließ.

Wie groß war ſein Erſtaunen, wie groß das Erſtaunen des Hofes, als ſie in jenen ſchrecklichen Augenblicken, wo nichts nur das Zukünftige noch fürchtet und wo die Gegenwart ganz verſchwindet, um die letzten Sacramente zu genießen, ihren alten Beichtvater und ſelbſt deſſen Beſuch und ganzen Orden von ſich wies und nach einem andern verlangte.

Wir haben an einem andern Orte geſehen, daß ihr Gemahl und der König die einzigen waren, die darüber in Unwiſſenheit waren, daß Frau von Maintenon es nicht war und daß ſie die größte Sorgfalt brauchte, um beide in dieſer Unwiſſenheit zu laſſen, indem ſie gleichwohl jene vor ihnen in Furcht hielt; aber ſie liebte oder betete vielmehr die Prinzeſſin an, deren reizendes Betragen ihr Herz gewonnen hatte. Sie manövrirte mit ihr ſehr vortheilhaft den König, ſie ſelbſt amü-

amüſirte ſich mit ihr und was ganz gegründet iſt, wiewohl es erſtaunlich klingt, brauchte ſie als Stüze und zuweilen als Rathgeberin.

Bey dieſer Galanterie ſchien doch nie ein Weib weniger für ihre Schönheit bedacht zu ſeyn und weniger Sorge darauf zu wenden. Ihre Toilette war in einem Augenblicke gemacht; und das wenige, was ſie dabey that, war doch nur für den Hof. Sie dachte nur bey Bällen und Feſten auf Puz und was ſie ſonſt dafür that, was immer ſo wenig als möglich war, geſchah nur aus Gefälligkeit gegen den König. Mit ihr verſchwanden Freude, Vergnügen, Zeitvertreib, jede Art von Anmuth. Todenſtille herrſchte am Hofe. Sie war die einzige, die ihn belebte, ſie füllte alles zugleich aus, ſie herrſchte überall, ſie wirkte bis in das Innerſte deſſelben. Wenn der Hof nach ihr noch exiſtirend heißen konnte, ſo war es die traurigſte Exiſtenz. Nie wurde eine Prinzeſſin ſo vermißt, nie verdiente es eine in dieſem Grade. Auch wurde ihr Verluſt ſo bald nicht verſchmerzt, der unerkünſtelte geheime Schmerz über ſie hat lange gedauert, und die ſchreckliche Leere hat nicht erfüllt werden können.

Der König und Fr. v. Maintenon vom lebhafteſten Schmerze durchdrungen, der einzige wahre, den der König je in ſeinem Leben gefühlt hat, traten bey ihrer Ankunft in Marly erſt bey Frau von Maintenon ab. Der König ſpeiſte zu Abend allein auf ſeinem Zimmer und war kurze Zeit mit dem Herzog von Berry in ſeinem Cabinete, der ganz in ſeinem Schmerz verloren, welcher aufrichtig und groß war, mehr noch den Schmerz ſeines Bruders fühlte, welcher übermäßig und grenzenlos war. Er war mit der Herzogin von Berry zu Verſailles geblieben, die vor Freuden außer ſich, von ihrer Nebenbuhlerin, die größer und geliebter als ſie war,

der sie aber alles verdankte, sich befreyt zu sehn, so gut sie konnte mit dem Verstande den Mangel des Herzens ersetzte und ihre Rolle ziemlich gut spielte. Den andern Morgen giengen sie nach Marly, um sich zum Lever des Königs einzufinden.

2.

Der Dauphin, von dem tiefsten Schmerze zerrissen, verließ sein Zimmer nicht mehr, wo er niemanden als seinen Bruder, seinen Beichtvater und den Herzog von Beauvilliers zu sich ließ, welcher letztere seit sieben oder acht Tagen in seinem Hause in der Stadt krank gelegen, mit aller Anstrengung seiner Kräfte aber das Bett verlassen hatte, um seinen Mündel zu besuchen und alles, was Gott Großes in ihn gelegt, zu bewundern, was nie so als an jenem schrecklichen Tage und den auf ihn folgenden bis zu seinem Tode geglänzt hatte.

Es war, ohne daß man es ahndete, das letzte mal, daß sie sich auf dieser Welt sahen. Cheverny, d'O und Gamaches brachten die Nacht in seinem Appartement zu, ohne ihn aber, außer auf Augenblicke, zu sehen. Den Sonnabend Morgens, den 13. Februar, drangen sie in ihn, daß er nach Marly gehen sollte, um ihm das Schrecken der Nachricht von dem Tode der Dauphine, das ihn treffen konnte, zu ersparen. Um 7 Uhr des Morgens gieng er durch eine Hinterthüre seines Appartements herab, setzte sich auf einen Tragsessel und ließ sich zu seinem Wagen tragen. Beym Durchgehen der einen und andern Piece fand er Hofleute, welche sehr zur unrechten Zeit sich wach zeigten und ihm indiscret ihre Reverenz machten. Er nahm es mit Höflichkeit an. Seine drey Menins fuhren mit ihm in seinem Wagen, er stieg bey der Capelle ab,

hörte

hörte die Messe und ließ sich von da in der Sänfte zu einer Fehstieröffnung seines Appartements bringen, durch welche er hineingieng. Frau von Maintenon kam sogleich zu ihm. Man kann sich die Beängstigung, mit der sie sich sprachen, vorstellen. Sie konnte es nicht lange bey ihm aushalten und gieng wieder weg. Er mußte die Aufwartung von Prinzen und Prinzessinnen annehmen, die aus Schonung nur Augenblicke da blieben, was selbst die Herzogin von Berry und Frau von Saint Simon mit ihr thaten. Der Dauphin hatte ganz den Ausdruck des tiefsten Schmerzes. Er blieb einige Zeit mit dem Herzog von Berry allein. Da das Lever des Königs nahe war, so giengen seine drey Gesellschafter hinein und ich wagte mit ihnen hinein zu gehen. Er zeigte mir seine Aufmerksamkeit, aber mit einem so rührenden schmerzhaften Ausdrucke, daß ich ganz bewegt wurde; aber eben so sehr erschrak ich über seinen kalten fixirten Blick, in dem etwas Verzweiflung lag, und über die Entstellung seines Gesichtes, das mit ziemlich großen, mehr blauen als rothen, Flecken bedeckt war, was die übrigen Anwesenden ebenfalls bemerkten. Er stand, und einige Augenblicke darnach kam man ihn zu benachrichtigen, daß der König erwacht sey. Jetzt flossen die Thränen, die er zurückgehalten hatte. Er trat bey dieser Nachricht, ohne etwas zu sagen, zurück. Es war niemand da als die drey Gesellschafter, Düchesne und ich. Die Gesellschafter ermunterten ihn zwey oder dreymal, zum Könige zu gehen; er stand unbeweglich und sagte kein Wort. Ich trat zu ihm und gab ihm durch ein Zeichen zu verstehen, daß er gehen möchte; und zuletzt sagte ich es ihm mit leiser Stimme. Da ich ihn unbeweglich und stumm bleiben sahe, wagte ich es ihn beym Arm zu ergreifen und ihm vorzustellen, daß er doch früh oder spät zum Könige gehen müsse, der ihn erwarte und sicherlich

-ntuen Papst Eugen und den päpstlichen Stuhl war. Arnolds Lehren fanden desto leichter bey den Römern Eingang, je häufiger er sie an ihre alte Größe erinnerte. „Durch die reife Weisheit des Senats, rief er ihnen zu, durch die ungeschwächte Tapferkeit der Jugend sind eure Väter Herrn der Welt geworden. Erneuert die Würde des ersten, bringt den Ritterstand zu seiner alten Jugend zurück, baut das Kapitol wieder auf, und verjagt den Papst von den Regierungsgeschäften der Stadt! Er mag in den Angelegenheiten der Kirche richten.“ Das entflammte Volk fiel über die Kardinäle her, mißhandelte sie und verwundete einige. Zugleich wurden die Palläste derselben und andrer vornehmen Römer niedergerissen. Darauf ward die Regierungsform des alten Roms wieder hervorgesucht; aber der Geist, welcher sie einst belebte, ließ sich nicht zu einem entnervten, verdorbenen Volke zurück beschwören. Dennoch schien er das schöne Italien nicht verlassen zu können; und in den lombardischen Städten offenbarte sich seine Kraft auf eine gewaltige Weise. Durch Handel und Kunstfleiß hatte sich in ihnen ein dritter Stand gebildet, welcher vom Gefühle der Freyheit und dem Bewußtseyn seiner Macht begeistert, sich in kurzer Zeit Freistaaten erschuf, indem die Abwesenheit und Entfernung der Kaiser

groſſes Verlangen ihn zu ſehn und zu umarmen habe, und daß es doch beſſer ſey, es nicht aufzuſchieben; und indem ich ihm ſo zuſezte, nahm ich mir die Freyheit, ihn ſanft fortzuſchieben. Er warf mir einen Blick zu, der mir in die Seele drang, und gieng. Ich folgte ihm einige Schritte und zog mich dann zurük, um Athem zu ſchöpfen. Ich habe ihn nie wieder geſehn. Möge es der Barmherzigkeit Gottes gefallen, daß ich ihn in der ſeeligen Ewigkeit ſehe, wo ihn ſeine Güte ohne Zweifel aufgenommen hat.

Alle, die ſich zu Marly befanden, damals eine geringe Anzahl, waren im groſſen Salon. Prinzen, Prinzeſſinnen und die zur groſſen Entree Berechtigten waren in dem kleinen, zwiſchen dem Appartement des Königs und dem der Frau von Maintenon. Dieſe war in ihrem Zimmer und nach erhaltener Nachricht von dem Erwachen des Königs kam ſie über den kleinen Salon, wo ſie durch die auf demſelben ſtehenden Hofleute, welche kurz darauf auch hinein giengen, paſſirte und gieng allein zum Könige hinein. Der Dauphin fand, als er in die Cabinete trat, alle dieſe Hofleute im Zimmer des Königs; ſobald ihn der König ſah, rief er ihn zu ſich und umarmte ihn wiederholt und lange auf das zärtlichſte, es waren rührende Augenblicke. Thränen und Schluchzen erſtickten die Worte. Jezt ſah der König dem Dauphin ins Geſicht und erſchrack über das Ausſehen deſſelben, was wir ſchon auf ſeinem Zimmer bemerkt hatten. Alle Anweſenden bemerkten es gleichfalls mit Schrecken, die Aerzte mehr als die andern. Der König befahl ihnen, den Puls zu unterſuchen, ſie fanden ihn, nach dem was ſie nachher ſagten, ſchlecht; damals begnügten ſie ſich zu ſagen, er ſey bedenklich; der Dauphin würde wohlthun, wenn er ſich zu Bette legte. Der König umarmte

ermte ihn wieder, befahl ihm auf das zärtlichste sich zu schonen und sich sogleich zu Bette zu legen.

Er gehorchte, um nie wieder aufzustehn.

Es war sehr spät am Morgen, der König hatte eine schreckliche Nacht gehabt und hatte sehr heftiges Kopfweh. Beym Diner sah er die wenigen Hofleute von Bedeutung, die sich daselbst darstellten. Nach dem Diner gieng er den Dauphin zu besuchen, dessen Fieber sich vermehrt hatte und dessen Puls schlimmer war, und gieng von da zur Frau von Maintenon, speiste zu Abend allein auf seinem Zimmer und war nachher einige Augenblicke mit denen, welche daselbst zu erscheinen pflegten, in seinem Cabinete. Der Dauphin sah niemanden mehr als seine Gesellschafter und die Aerzte auf Augenblicke; nachher seinen Bruder ziemlich lange und seinen Beichtvater kurze Zeit; auch sah er den Herzog von Chevreuse und brachte die Nacht mit Gebet und unter heiligen Vorlesungen zu.

Die Liste für Marly wurde gemacht und die Aufgeschriebenen, davon benachrichtiget, wie bey dem Tode von Monseigneur geschehn war, kamen nach und nach am andern Tag als den Sonntag an; der König empfieng sie, wie er den Tag vorher gethan hatte. Die Besorgniß für den Dauphin vermehrte sich bald; er selbst verhehlte es nicht gegen Boudin in Gegenwart von Düchesne und des Herrn von Cheverny, indem er sagte, er glaube nicht, daß er wieder aufkommen werde und nach dem, was er fühle, zweifle er nicht, daß das, was Boudin gesagt habe, wahr werden würde. Er äußerte sich mehrmals auf die nämliche Art und immer mit einer Entsagung, Verachtung der Welt und alles dessen, was sie Großes hat, und mit einer Ergebung und Liebe gegen Gott, die unbegreiflich waren. Es ist nicht zu sagen, wie allgemein die Bestürzung war.

Montag

Montag den 15. wurde dem Könige zur Ader gelassen und der Dauphin befand sich nicht besser, als den vorigen Tag. Der König und Frau von Maintenon sahen ihn abgesondert den Tag mehr als einmal und übrigens niemand als sein Bruder auf Augenblicke, seine Gesellschafter fast gar nicht, Herr von Chevreuse auf kurze Zeit; er war immer mit Gebet und Lectüre beschäftigt.

Dienstag den 16. befand er sich schlimmer: er fühlte sich von einer heftigen Hitze verzehrt, welcher das Fieber von aussen nicht entsprach; aber der zusammengezogene sehr ausserordentliche Puls drohte viel. Der Dienstag war noch viel schlimmer, aber er täuschte. Die Flecken in seinem Gesichte verbreiteten sich über den ganzen Körper. Man nahm sie für Zeichen der Masern. Damit schmeichelte man sich: aber die am Hofe, welche besser unterrichtet waren, und die Aerzte hatten nicht sobald vergessen können, daß die nämlichen Flecken sich am Körper der Dauphine gezeigt hatten. Dieß wußte man aber außerhalb nicht eher, als nach seinem Tode.

Mittwoch den 17. vermehrte sich die Krankheit beträchtlich. Ich erhielt alle Augenblicke durch Chevreny davon Nachricht und wenn Boudin auf Augenblicke aus dem Zimmer gehen konnte, so kam er zu mir. Dieser Boudin war Apotheker des Königs, der seine Kunst vortrefflich verstand, er war nach seinem Vater immer auch der unsrige gewesen und hatte sehr viel Anhänglichkeit für uns. Er verstand wenigstens eben so viel als die besten Aerzte, wie wir durch Erfahrung wissen, und besaß viel Geist, Ehrgefühl, Bescheidenheit und Rechtschaffenheit. Er pflegte uns, Frau von Saint Simon und mir, nichts zu verhehlen, er hatte uns nur zu deutlich zu verstehn gegeben, was er von

der Dauphine hielt, und eben so bestimmt sprach er auch gleich den andern Tag von dem Dauphin. Ich hoffte also nichts mehr; aber es findet sich dennoch, daß man gegen alle Hoffnung noch bis zu Ende hofft.

Den Mittwoch vermehrten sich die Schmerzen wie von einem im Innern zehrenden Feuer, das noch heftiger war. Am Abend sehr spät schickte der Dauphin zum Könige und ließ um die Erlaubniß bitten, den andern Morgen ganz früh in der Messe, welche in seinem Zimmer gelesen werden sollte, zu communiciren, doch ohne Ceremonie und ohne Zeugen. Am Abend desselben Mittwochs gieng ich noch ziemlich spät zum Herzog und zur Herzogin von Chevreuse, welche im ersten Pavillon logirten; (wir logirten im zweyten, beyde nach dem Dorfe Marly zu). Ich war in der größten Trostlosigkeit. Kaum sah ich den König einmal des Tages, ich gieng des Tages mehrmals auf Nachrichten aus und einzig und allein zu Hrn und Fr. von Chevreuse; denn ich konnte niemanden sehn, der nicht eben so wie ich gerührt war und mit dem ich nicht ganz frey umgehen konnte. Frau von Chevreuse hatte eben so wenig als ich noch Hoffnung; Hr von Chevreuse aber immer voll Hoffnung und der besten Erwartung, suchte uns durch physicalischee und medicinisches Raisonnement zu beweisen, daß mehr zu hoffen als zu fürchten sey, und dieß mit einer Ruhe, die mich empörte und gegen den Anstand heftig gegen ihn werden ließ.

Nach Beruhigung der Frau von Chevreuse und der wenigen, die bey ihnen waren, gieng ich zu Hause, um eine schreckliche Nacht zu durchwachen.

Donnerstag den 18. Februar erfuhr ich morgens sehr früh, daß der Dauphin mit Ungeduld die Mitternacht

nacht erwartet und bald nachher mit großer Andacht und Gottergebenheit die Meſſe gehört habe; nachher ſey ihm der Kopf eingenommen worden: und hierauf ſagte mir Frau von Saint Simon, daß er die letzte Oelung erhalten habe, und endlich, daß er des Morgens halb 9 Uhr geſtorben ſey. Dieſe Denkwürdigkeiten haben nicht den Zweck, von meinen Empfindungen Rechenſchaft zu geben. Wer ſie lieſt, wird ſie nur zu gut fühlen. Wenn ſie je lange nach meinem Tode ans Licht treten, ſo wird man ſehen, in welchem Zuſtande wir uns, ich und Frau von Saint-Simon, befanden. In den erſten Tagen ließen wir uns kaum Augenblicke ſehen; mein Schmerz war ſo groß, daß ich alles verlaſſen und mich vom Hofe und von der Welt zurückziehen wollte und es war nur das mühſame Werk der Klugheit und Ueberlegung meiner Frau und ihrer Gewalt über mich, daß ich es unterließ.

Dieſer Prinz, nothwendiger und zuletzt nächſter Erbe der Krone, war von Natur ein furchtbarer Menſch und ſeine erſte Jugend machte uns zittern. Er war hart und cholerisch bis zu der äußerſten Heftigkeit ſelbſt gegen lebloſe Dinge; ſeine Heftigkeit gränzte an Wuth; er war unfähig den geringſten Widerſtand zu dulden, ohne in eine Wuth zu gerathen, welche ſeinen Körper zu zerſtümmern ſchien, ſelbſt wenn ihm die Glocke ungelegen ſchlug; er beſaß den entſetzlichſten Eigenſinn und war leidenſchaftlich für jede Art ſinnlichen Vergnügens und für die Weiber, und, was ſelten iſt, konnte zu gleicher Zeit eine ganz andre gleich ſtarke Neigung haben. Nicht weniger liebte er den Wein, die Tafel, die Jagd mit Wuth, die Muſik mit einer Art von Entzücken und auch das Spiel, wo ers nicht ertragen konnte, wenn er verlor und wo man in der größten Gefahr mit ihm war. Endlich allen Leidenſchaften ergeben und von

allen Vergnügungen gefesselt, oft wild, von Natur zur Grausamkeit geneigt, barbarisch in seinem Scherz und Lächerlichkeiten mit erdrückender Richtigkeit auffassend, hatte er einen Stolz, der übermenschlich war; er betrachtete die Menschen wie Maschinen, mit denen er nicht die geringste Aehnlichkeit hatte, und kaum erschienen ihm seine Brüder als Mittelwesen zwischen ihm und dem Menschengeschlecht, ob man gleich immer dahin gearbeitet hatte, alle drey in vollkommner Gleichheit zu erziehen. Geist und Scharfsinn glänzten überall, selbst in seinen tollen Augenblicken, in ihm; seine Antworten erregten Bewunderung und waren immer treffend und tief gegriffen, selbst wenn er in seiner Heftigkeit war. Die abstractesten Kenntnisse waren für ihn ein Spiel; die Ausdehnung und Lebhaftigkeit seines Geistes waren so groß, daß sie ihn hinderten, sich auf eine Sache ganz allein zu richten, und ihn dazu ganz unfähig machten. Die Nothwendigkeit ihn beym Zeichnen krumm sitzen zu lassen, wozu er viel Geschmack und Geschick hatte, hat vielleicht seinem Wuchse ein wenig Schaden gethan. Er war mehr klein als groß: sein Gesicht war lang und braun, das Obertheil vollkommen gebildet, die schönsten Augen, die man sich denken mag; sein Blick lebhaft, treffend, groß, gewöhnlich sanft, durchdringend, seine Physionomie angenehm, einnehmend, fein, geistvoll, selbst Geist einflößend; das Untertheil des Gesichts ziemlich spitzig, die Nase lang, erhaben, nicht schön, nicht gut zum Ganzen passend. Er hatte kastanienbraune Haare, die sehr lockig und dick waren, und sehr aufbrausten. Lippen und Mund sehr angenehm, so lange er nicht sprach; seine Zähne waren nicht häßlich, aber die obere Reihe trat zu weit hervor und überdeckte fast die untere, was beym Sprechen und Lachen einen unangenehmen Anblick machte. Er hatte die schönsten Schenkel und die

schön-

schönsten Füße, die ich nach dem Könige an irgend einem Manne gesehn habe; indessen waren seine Beine so wie seine Schenkel nach Verhältniß des Körpers zu lang. Man bemerkte sehr früh, daß er auswuchs. Man brauchte sogleich und lange Zeit den Kragen und das eiserne Kreuz, die er, so lange er in seinem Appartement war, selbst vor den Leuten tragen mußte, und vergaß keine der Uebungen und Spiele, welche dazu dienen konnten, das Auswachsen zu verhindern. Die Natur behielt aber die Oberhand: er wuchs aus, aber so ganz besonders auf der einen Schulter, daß er davon hinkend wurde; nicht als wenn seine Schenkel und Beine nicht vollkommen gleich gewesen wären, sondern weil in dem Maaße, wie seine Schulter auswuchs, von den Hüften bis zu den beyden Füßen nicht mehr die nämliche Distanz blieb und weil er daher, statt eine senkrechte Stellung zu haben, sich auf eine Seite neigte. Es schadete ihm aber gar nicht an der Leichtigkeit seines Ganges, er gieng darum nicht weniger lange, schnell und gern, er liebte die Promenade und ritt sehr gern, ob er gleich nicht gut ritt; was aber erstaunlich ist, ist, daß er mit seinem durchdringenden Blicke, mit so viel Geist, mit der angebildeten so außerordentlichen Tugend und mit seiner so gründlichen Frömmigkeit, sich nie in der Figur, die ihm sein Wuchs gab, erblickte und sich gar nicht daran gewöhnen konnte.

Dieß war eine Schwachheit, welche vor Unachtsamkeit und Indiscretion sehr auf seiner Hut zu seyn nöthig machte und denjenigen von seinen Leuten, welche diesen Fehler der Natur soviel als möglich durch Anzug und Frisur verstecken und sich hüten mußten ihm merken zu lassen, daß sie das, was doch in die Augen sprang, bemerkten, manche Noth machte. Es zeigt dieß, daß es keinem Menschen hienieden gegeben ist, ganz voll-

kommen zu seyn. So viel außerordentliche Talente, verbunden mit einer solchen Lebhaftigkeit und Empfindsamkeit, und mit soviel brennenden Leidenschaften, machten das Geschäft der Erziehung nicht leicht. Der Herzog von Beauvilliers, welcher ganz die Schwierigkeit und Wichtigkeit derselben fühlte, übertraf sich dabey selbst durch seine Aufmerksamkeit, seine Geduld und die Mannigfaltigkeit der Mittel. Wenig von den Untergouverneurs unterstützt, half er sich mit allem, was in seiner Macht stand. Fenelon, Fleury, sein Lehrer, der eine so schöne Geschichte der Kirche geliefert hat; einige ihm zugegebene Edelleute, Moreau erster Kammerdiener, weit über seinen Stand erhaben, ohne sich dessen zu überheben, einige Bediente von seltener Art, von Nichtangestellten aber, der Herzog von Chevreuse — diese alle waren in Thätigkeit und arbeiteten in einem Geiste unter der Direction des Gouverneurs, dessen Erziehungskunst, historisch entwickelt, ein gleich interessantes und lehrreiches Werk seyn würde. Aber Gott, in dessen Hand das menschliche Herz steht und der seinen göttlichen Geist wohin er will ausgießt, machte aus diesem Prinzen ein Werk seiner Rechte. Zwischen dem achtzehnten und zwanzigsten Jahre war sein Werk vollendet; und so gieng aus einem Gewirre von Lastern ein Prinz hervor sanft, human, leutselig, mäßig, geduldig, bescheiden, bußfertig, oft mehr als sein Stand zulassen konnte; demüthig und streng gegen sich, ganz auf seine Pflichten gerichtet, deren Unendlichkeit er einsah, dachte er nur darauf, die Pflichten des Sohnes und des Unterthanen mit denen, zu denen er sich bestimmt sah, zu vereinigen. Die Kürze der Tage war seine stete Klage. Er fand alle Stärkung und Trost im Gebet und suchte sich durch fromme Lectüre zu bewahren. Seine Neigung zu den abstracten Wissenschaften, die Leichtigkeit, mit der er sie faßte, raubte ihm anfangs

manche

manche Zeit, die er aber bald dem Unterricht in den Dingen seines Standes und dem Wohlstande seines Ranges schuldig zu seyn glaubte. Bestimmt zu herrschen und einstweilen einen Hof zu halten, machte ihn das erste Streben nach Frömmigkeit und das Gefühl seiner Schwäche für das Vergnügen, weltscheu. Die Wachsamkeit über sich selbst, in der er sich nichts hingehn ließ und sich nichts hingehen lassen zu dürfen glaubte, hielt ihn in seinem Cabinet eingeschlossen als in einem allen weltlichen Dingen unzugänglichen Heiligthume. Wie sonderbar ist die Welt! sie hätte ihn in seinem ersten Zustande verabscheut und jetzt geriethe sie in Versuchung ihn in dem zweyten zu verachten. Der Prinz fühlte es und ertrug es. Er heftete mit Freuden diese Art von Schimpf an das Kreuz seines Erlösers, um sich selbst in das bittre Andenken an seinen vergangenen Stolz zu versenken. Was ihm aber das peinlichste war, er fand dieß in den stärksten Zügen in seiner eignen innersten Familie. Der König mit seiner erheuchelten Devotion und Regelmäßigkeit sah bald mit geheimem Verdruß einen Prinzen von solchem Alter durch sein Leben, ohne es zu wollen, das seinige tadeln; er sah, wie er sich einst ein neues Schreibepult versagte, um die dazu bestimmte Summe den Armen zu geben, und bescheiden für die neue Vergoldung dankte, womit man sein kleines Appartement verjüngen wollte. Man sieht *), wie sehr den König seine zu hartnäckige Weigerung, sich zu einem Ball in Marly am heil. drey Königs Tage einzufinden, verdroß. In der That war dieß der Fehler eines Novizen; er war seinem Großvater dem Könige so viel Respect, oder wenn wir das Wort zergliedern wollen, so viel Nachsicht und Ergebung schuldig, daß er ihn nicht durch einen so auffallenden Contrast reizen durfte; im Grunde und an sich aber war

*) Man sehe das VI Capitel.

es eine groſse Handlung, die ihn allen Folgen des dem Könige gemachten Verdruſſes und dem Gerede eines Hofes aussetzte, dessen Idol der König war, und der eine solche Sonderbarkeit lächerlich machte.

Monseigneur war ihm nicht weniger ein Stein des Anstoſses. Ganz in die Materie versunken und Sklav der Favoriten, die den jungen Prinzen schon fürchteten, bemerkte er an ihm nur die rauhe Schale und fand sich von seiner Sittenrichtermiene abgestoſsen. Die Herzogin von Burgund, wegen des angenommenen strengen Ernſtes ihres Gemahls besorgt, versuchte alles, um seine Sitten zu schmeidigen. Ihre Reize, welche sein Herz gefesſelt hatten, die Coqueterie und Ausgelassenheit der jungen Damen ihrer Suite, unter hundert verschiedenen Formen verlarvt; der Reiz der Vergnügungen und Lustparthieen, für den er nichts weniger als unempfindlich war: alles wurde in Bewegung gesetzt. Jeden Tag erfolgten im Innern der Cabineter Vermahnungen von Seiten der Devoten her und harte Ausfälle von Seiten des Königs, die stärksten Aeusserungen der Abneigung Monseigneurs, die boshaften Auszeichnungen seines Hofes und seine zu unverſsellte Vorliebe für den Herzog von Berry, den der Dauphin daselbſt, als lustiger Fremder behandelt, mit lautem Beyfall geliebt und hervorgezogen sehen mußte: um solche Proben und zwar täglich zu bestehen, ohne zu wanken, muß man viel Stärke der Seele haben. Man muß von der unsichtbaren Hand unterstützt seyn, wenn jede Stütze von Aussen weiche, wenn ein Prinz von solchem Range, vor dem alles die Knie beugt, sich dem Hasse der Seinigen, ja selbſt der Verachtung eines Hofes ausgesetzt sieht, der keine Zurückhaltung mehr hatte und mit geheimem Schrecken daran dachte, einſt unter seinem Scepter stehen zu müſsen. Indessen brachte ihn die Furcht, dem

Könige

ihm erlaubte, seine Kräfte zur Zerbrechung der schimpflichen Bande, in welche er durch das Lehnsystem gerathen war, ruhig zu sammeln. Er hatte fast alle Adliche, welche bisher voll Ritterstolz auf ihn herabsahn, gezwungen, in die Städte zu ziehn, welche sich auf eine solche Art bald ein republikanisches Gebiet errungen hatten. Der Stolz der Bürger bestand darin, daß sie Gesetzen gehorchten, welche sie sich selbst gegeben hatten, die Regierungsgeschäfte besorgte ein Senat, an dessen Spitze drey Konsuln stauden, die aus den drey verschiedenen Abtheilungen der Einwohner, nemlich dem hohen Adel oder der Capitaneen, den gemeinen Adlichen oder Valvaſſoren und dem Volke gewählt wurden, damit eine völlige Gleichheit der Rechte für die sämmtliche Bürgerschaft herrschte. Um aber die Freiheit vor jeder Gefahr zu sichern, durften die Konsuln ihr Amt nur ein Jahr bekleiden. Ein jeder Bürger war in den Waffen geübt und keinem, der sich auszeichnete, wurden kriegerische Würden und der Rittergürtel verweigert. Eine einzige Stadt konnte oft eine Armee ins Feld stellen, welche dem schönsten Heere von Rittern getrost entgegen ging und mit Edelmuth focht, weil der Sohn für die Eltern, der Vater für seine Kinder und alle für ihren Heerd und für Freyheit kämpften. Aber nicht für jenes Schattenbild, mit welchem die Römer die-

ſer

Könige zu mißfallen, Monseigneur sich verhaßt zu machen und andern eine Abneigung gegen die Tugend zu geben, wieder immer mehr zurück und die harte rauhe Schale sänftigte sich ein wenig. Er verstand endlich, was es sey, Gott um Gottes willen aufzugeben und daß die treue Ausübung der Pflichten, welche der von Gott gegebene Zustand mit sich bringt, die reellste und ihm angenehmste Frömmigkeit ist. Er fieng also an, sich fast ganz allein auf die Kenntniß der Dinge zu legen, welche zur Regierung vorbereiteten; er gab sich mehr der Welt, und er that es auf eine so willige, so natürliche Art, daß man bald den Grund fühlte, warum er vorher sich der Welt versagte und wie ungern er sich auch nur ihr lieh; und die Welt, die sich gern geliebt sieht, fieng an, vernünftig zu werden. Er hatte zum Beyfall der Truppen in seinem ersten Feldzuge in Flandern mit dem Marschall von Boufflers sehr viel Glück. Er gefiel nicht weniger in dem zweyten, wo er Breysach mit dem Marschall von Tallart einnahm; er zeigte überall ein sehr freyes Betragen, weit über das erhaben, was Marsin wollte, der ihm zum Mentor mitgegeben worden war. Um ihn an Hof zurück zu bekommen, mußte man den Plan von Landoin vor ihm verhehlen, das erst nachher an Tag kam. Die traurigen Constellationen der folgenden Jahre erlaubten nicht ihn wieder an die Spitze der Armee zu stellen. Endlich hielt man doch seine Gegenwart daselbst für nothwendig, um die Armee wieder zu beleben und die verlorne Disciplin wieder herzustellen. Dieß war im J. 1708: das Horoscop, das mich meine Kenntniß von den herrschenden Eigennützigkeiten und Intriguen damals gegen den Herzog von Beauvilliers in den Gärten von Marly stellen ließ, noch ehe die Declaration öffentlich wurde, traf auf eine unglaubliche Weise ein.

Wir haben gesehen, mit welcher raschen Stufenfolge von Lügen, Hinterliſt, unmäßiger Frechheit, und mit welcher unerhörten Unverſchämtheit den König, den Staat und die Wahrheit zu verrathen, eine hölliſche Cabale, auf das beſte organiſirt, dieſen Prinzen in dem Reiche, deſſen Krone er einſt tragen ſollte, und in ſeinem väterlichen Hauſe vernichtete, ſo daß es gefährlich und verhaßt war, nur ein Wort zu Gunſten deſſelben zu ſagen. Jene abſcheuliche Geſchichte iſt zu ſeiner Zeit ſo gut entwickelt worden, daß ich hier nur daran erinnern will. Eine ſo unerwartete grauſame Probe war ſehr hart für einen Prinzen zu beſtehen, der alles gegen ſich vereinigt ſah und der nichts für ſich hatte als die Wahrheit, die durch alle Zauberkünſte der Magier des Pharao erſtickt war. Er fühlte ſie in ihrer ganzen Laſt und Ausdehnung und in jedem ihrer Puncte: aber er beſtand auch ſie mit Geduld, Feſtigkeit und beſonders mit aller Gottſeligkeit eines Auserwählten, der in allem nur Gott ſieht, der ſich unter ſeine Hand demüthigt, der das von der göttlichen Hand ihm zugeſchickte Ungemach als Uebung im Guten betrachtet, und ihm für alles dankt; der die Großmuth ſo weit treibt, nichts thun und ſagen zu wollen, als was er ſich und was er dem Staate und der Wahrheit ſchuldig iſt, und der ſo ſehr gegen die Menſchlichkeit auf ſeiner Hut iſt, daß er weit diſſeits der gerechteſten heiligſten Schranken ſtehen bleibt. Soviel Tugenden fanden doch endlich ihren Lohn in dieſer Welt und einen um ſo reinern, da ſich der Prinz, weit entfernt etwas dafür zu thun, ſich noch immer ſehr zurückhielt. Ich habe alles dieſe herrliche Revolution betreffende genugſam entwickelt, und ich begnüge mich auf ſie bloß hinzuweiſen, wie Miniſter und Hof zu den Füßen dieſes Prinzen lag, der im Beſitz des Herzens des Königs, der Inhaber ſeiner Autorität in den Geſchäften und Gnadenertheilungen und ſein Stellvertreter

verkreter in der Sorge für das Detail des Gouvernements war.

Damals legte er sich mit verdoppeltem Eifer auf das Studium des Regierungsgeschäftes und alles dessen, was ihm die Führung desselben erleichtern konnte. Er verbannte alle Lieblingsstudien und theilte die Einsamkeit seines Cabinets zwischen das Beten, das er verkürzte, und in das Studieren, das er vervielfältigte, und seine äussere Existenz in die sorgfältige Cultivirung des Königs und der Frau von Maintenon, in die Achtsamkeit und Liebe für seine Gemahlin und in die Aufmerksamkeit auf seine Hofhaltung und das Bestreben, durch Herablassung sich Liebe zu erwerben. Jemehr ihn der König erhob, desto mehr legte ers darauf an, sich demüthig zu erhalten: jemehr ihm der König Achtung und Zutrauen bezeigte, desto mehr wußte er ihm mit Klugheit, Verstand, Kenntniß, besonders aber mit einer Mäßigung, die von jedem Wunsch und jeder Selbstgefälligkeit, und von der geringsten Anmaßung entfernt war, entgegenzukommen. Seine und anderer Geheimnisse, waren bey ihm immer undurchdringlich. Sein Vertrauen gegen seinen Beichtvater erstreckte sich nicht bis auf die Geschäfte; man weiß nicht, ob das, welches er zu dem Bischof von Cambrai gefaßt hatte, sich weiter erstreckt habe; man kann es nur nach dem beurtheilen, das er zum Hrn v. Chevreuse hatte und noch mehr zum Hrn von Beauvilliers als zu irgend jemand anderm: man kann sagen, diese beyden Schwäger waren ein Herz und eine Seele und Fenelon war das Leben und bewegende Prinzip derselben. Ihre Ergebung gegen ihn war ohne Grenzen, ihr geheimer Zusammenhang ununterbrochen. Er wurde ohne Unterlaß über Großes und Geringes um Rath gefragt, es mochten öffentliche, politische oder häusliche Angelegenheiten seyn; ihr Vertrau-

trauen war ganz in seiner Hand. Der Prinz wußte dieß sehr gut und ich bin immer der Ueberzeugung gewesen, wie wohl ich gar keinen Grund als meine Vermuthung gehabt habe, daß er sich sogar durch sie Raths erhohlte und daß sie es waren, durch die jene bekannte so hohe Freundschaft, Achtung und Zutrauen gegen sie erhalten wurde. Er konnte darauf rechnen und sicherlich wußte er es auch selbst, daß wenn er einen von ihnen sprach und hörte, er alle drey sprach und hörte. Sein Vertrauen zu den beyden Schwägern hatte demungeachtet seine verschiedenen Grade; hatte er zu einem gänzliche Ergebenheit, so war es für den Herzog von Beauvilliers. Demungeachtet gab es Dinge, wo dieser ihm seine Meynung nicht entlockte; zum Beyspiel in vielen Angelegenheiten mit dem römischen Hofe, in den Händeln des Kardinals von Noailles und in manchen Angelegenheiten des Geschmacks und der Neigung. Dieß habe ich mit meinen eignen Augen gesehn und mit meinen Ohren gehört. Ich stand mit ihm nur durch Beauvilliers in Verhältniß und ich glaube mich nicht zu erniedrigen, wenn ich sage, daß ich mit diesem in jedem Sinne und in jeder Rücksicht in keinem Vergleiche stand. Demungeachtet hat er mit mir oft Verabredungen getroffen, um durch mich bey dem Prinzen etwas zu machen, zu ergründen, ihm etwas beyzubringen, ihm etwas zu nähern, oder etwas von ihm zu entfernen und hat nach meiner Meynung seine Maaßregeln genommen; und mehr als einmal, wenn ich ihm mein Gespräch mit dem Prinzen referirte, hat er mir mit Erstaunen Dinge wiederhohlen lassen, über die sich der Prinz, wie er gestand, nie so weit gegen ihn herausgelassen, und andre, von denen er ihm nie etwas gesagt hatte. Es ist wahr, dieser Fall war selten, aber er ist doch vorgekommen und mehr als einmal. Ich will damit gerade

rade nicht ſagen, daß der Prinz zu mir mehr Zutrauen gehabt habe: ich würde mich deswegen um ſeinet und meinetwillen ſchämen und wenn er dieſes Fehlers fähig geweſen wäre, mich in Acht nehmen ihn zu bemerken; ich verbreite mich nur über dieſe beſondern Umſtände, welche niemand als ich hat bemerken können, um zu beweiſen, daß das ungetheilte Zutrauen dieſes Prinzen, das auf alles gegründet war, was nur Zutrauen geben und erhalten kann, nie bis zur gänzlichen Ergebung und Aufopferung gieng, woraus nur zu oft für Könige, Königinnen, Völker und Staaten das größte Unheil entſtanden iſt. Das Urtheil dieſes Prinzen war alſo keineswegs gefeſſelt, ſondern gleich der Biene wählte er aus den ſchönſten beſten Blumen das beſte Honig. Er befleiſſigte ſich die Menſchen kennen zu lernen, und von ihnen den Unterricht und die Einſicht zu erhalten, die er von ihnen hoffen konnte. Er beſprach ſich bisweilen mit einigen über beſondere Angelegenheiten, aber ſelten und nur im Vorbeygehn; noch ſeltner im geheim, um nöthige Aufklärungen über manche Dinge zu erhalten, was aber nicht wiederholt, noch weniger zur Gewohnheit wurde. Ich weiß nicht, und das wäre mir doch nicht entgangen, daß er gewöhnlich mit irgend jemand, auſſer mit den Miniſtern (und der Herzog von Chevreuſe war einer) und mit einigen Prälaten, gearbeitet hätte. Auſſer dieſen war ich der einzige, der geheime, freye und häufige Audienzen bey ihm genoß. Da eröffnete er ſein Herz über Zukunft und Gegenwart mit Vertraulichkeit und dabey mit Verſtand, Zurückhaltung und Diſcretion; er ſprach frey über Plane, die er für nöthig hielt, und ließ ſich in allgemeinen Dingen ganz gehen; aber zurückhaltend war in Privatſachen und noch mehr über Privatleute; wenn er mir aber, ſelbſt über ſo etwas, Notizen, die ihm nützlich ſeyn konnten, entlocken wollte, ſo ſuchte ich geſchickt

ſchickt zu entſchlüpfen, was mir auch bey dem Zutrauen gelang, das er immer mehr zu mir gefaßt hatte und das ich ganz dem Herzog von Beauvilliers, und in zweyter Ordnung dem Herzog von Chevreuſe zu danken hatte, dem ich nicht wie ſeinem Schwager, Rechenſchaft zu geben pflegte, dem ich mich aber doch ſehr oft zu eröffnen nicht unterließ. Ein Buch würde nicht die Beſchreibung aller der verſchiedenen Tete a tetes zwiſchen dieſem Prinzen und mir faſſen können. Welch eine Liebe des Guten! welche Entſagung ſeiner ſelbſt! welche Unterſuchung, wie reich, wie beſtimmt! und, darf ich es ſagen, welch ein Abglanz der Gottheit in dieſer reinen einfachen ſtarken Seele, die ſoweit es dem Irdiſchen verſtattet iſt, das Bild derſelben darſtellte! Wie glänzten die Eindrücke einer gleich fleißigen und ſorgfältigen, gelehrten, weiſen und chriſtlichen Erziehung und die Betrachtungen eines erleuchteten Lehrlings, der zur Herrſchaft geboren war! Da verſchwanden die Zweifel, die ihn im öffentlichen Leben beherrſchten; er ſuchte zu wiſſen, mit wem er zu thun haben würde; er that den erſten Schrit, um ein Tete a tete mit Offenheit und Freyheit zu genießen. Aber welche Liſt beſaß er, und wie groß war ſeine Neugierde und ſein Durſt nach Wiſſen! Von einem zum andern brachte er ſeine Leute auf ſo viel Dinge, Menſchen und Begebenheiten betreffend, daß, wer nichts ihm zu befriedigen bey der Hand hatte, ſehr unzufrieden mit ſich ſelbſt weggehn und ihn ſehr unbefriedigt laſſen mußte. Vorbereitung war eben ſo unmöglich. In dieſen Impromtüs ſuchte der Prinz eben Wahrheiten zu erfahren, die ſo nirgends her, mit etwas Fremdem vermiſcht werden konnten, und ſuchte durch ſolche mannigfaltige Ausforſchungen ſeine getroffene Wahl, wieviel er ſich in irgend etwas darauf verlaſſen könnte, zu prüfen. Auf dieſe Art wurden ſeine Leute, die gewöhn-

wöhnlich auf eine halbe oder Viertelſtunde, mit ihm über eine gewiſſe Sache zu ſprechen gerechnet hatten, zwey Stunden und ſehr oft noch länger bey ihm aufgehalten; und der Prinz brachte ſie immer auf die Sache, von der er eigentlich ſprechen wollte, zurück, aber durch eine Menge von Zwiſchenſätzen, die er geſchickt einzuleiten und zu wenden wußte und von denen oft manche ſein Hauptaugenmerk waren. Da konnten ihn keine Wortmacherey, kein Kompliment, keine Lobſprüche, kein Flickwort, keine Vorrede, keine Erzählung von dem Gange des Geſpräches abbringen: alles gieng auf die Abſicht, den Zweck los. Nichts war ohne Grund, ohne Urſache und nichts ſagte er um des bloßen Scherzes oder der Unterhaltung willen. Da mußte oft der allgemeinen Menſchenliebe die beſondre nachſtehen; da wurde, was auf eines jeden Rechnung ſtand, genau unterſucht; da wurden Plane, Einrichtungen, Veränderungen und Wahlen gefaßt, zur Reife gebracht und oft ganz ohne es zu wiſſen entdeckt. Dieß geſchah gegen den Herzog von Beauvilliers; bisweilen gegen ihn und den Herzog von Chevreuſe zugleich, welche gleichwohl ſehr ſelten beyde zuſammen bey ihm waren. Oft gab es aber Dinge für beyde zugleich, oder für einen oder den andern, wiewohl ſelten für den Herzog von Beauvilliers; durchaus und in allem aber wurde ein unverletzliches Stillſchweigen beobachtet.

Mitten unter dieſen vielen und groſſen Gaben, ließ dieſer furchtbare Prinz doch einige Schwächen blicken, und oft ſogar Mangel an Verſtand, was man bey ſoviel Großem und Reellem kaum verſtehen konnte; indem man ſich nicht erinnern mochte, daß er einſt voll Fehler und Laſter geweſen ſey, und nicht über die ungeheure Umänderung und über die gehabte Mühe de-

rer

rer reflectiren mochte, die aus ihm einen Prinzen gebildet hatten, der der Vollkommenheit so nahe war, daß man erstaunte, daß er nicht den Gipfel derselben erreicht habe. Ich habe übrigens schon einige seiner leichten Fehler berührt, die, ungeachtet seines Alters, noch Ueberbleibsel seiner Kindheit waren und sich Tag für Tag immer mehr verlohren, so daß man mit Grund ihr gänzliches Verschwinden prophezeyhen konnte. Ein wichtigerer Fehler, den aber Reflexion und Erfahrung sicher geheilt haben würde, war, daß er gegen manche wiewohl wenige Personen eine Freundschaft, ja sogar enge Vertraulichkeit hatte, mit welcher keine Achtung in dem Grade gepaart war. Seine Gewissenszweifel, der Zwang, die Manieren seiner Devotion, verloren sich mit jedem Tage mehr, und jeden Tag gelang ihm ein neuer Schritt; besonders war er von dem Fehler geheilt, in der Wahl der Leute mehr auf Frömmigkeit, als jedes andere Talent zu sehn; das heißt einen Minister, Ambassadeur, General mehr um seiner Frömmigkeit als um irgend eines Talentes willen zu wählen. Er hatte in Hinsicht seiner so großen Schätzung der Frömmigkeit die Ueberzeugung gewonnen, daß es viele brave Leute gebe, die ohne Frömmigkeit zu vielen Dingen brauchbar wären und die man einstweilen brauchen müsse; denn er kannte die Gefahr, Heuchler zu machen. Da er ein sehr lebhaftes Gefühl hatte, so ließ er andern diesen Charakter hingehen und liebte und schätzte sie darum nicht minder. Nie war ein Mensch so Ordnung liebend, keiner, der sie so gut kannte, so voll des Wunsches, sie überall herzustellen, Verwirrung zu vermeiden und jeden Menschen und jede Sache an ihre Stelle zu setzen; keiner, der so gut wußte, wie diese Ordnung, durch Maximen, Gerechtigkeit und Vernunft zu reguliren sey, aufmerksam, noch ehe er Herr war, dem Alter,

dem

dem Verdienste, der Geburt und dem Range, die zu diesem Zwecke dienliche Auszeichnung zu geben und bey jeder Gelegenheit zu erweisen. Seine Projekte übrigens, würden diese Denkwürdigkeiten zu sehr ausdehnen; die Entwickelung derselben würde ein besonderes Werk anfüllen, das aber seinen Verlust erst recht fühlbar machen würde. Indeß will ich doch, ohne mich auf tausend Details über das Wie, über die Personen einzulassen, einiges davon im Groben anführen.

3.

Die Vernichtung des Adels war ihm verhaßt und die Gleichstellung aller Adelichen unter einander unerträglich. Diese gänzliche Neuerung, die nur den Unterschied der Würden ließ und die den Noble mit den Gentilshommes und diese mit den Seigneurs in eine Klasse setzte, schien ihm äußerst ungerecht zu seyn. Diesen Mangel einer Gradation hielt er für die nächste Ursache zu dem Untergange eines ganz militärischen Staates. Er erinnerte sich, daß dieser Staat in den größten Gefahren unter Philipp von Valois, unter Karl V, unter Karl VII, unter Ludwig XII, unter Franz I, unter seinen Enkeln, unter Heinrich IV niemandem als eben dem Adel seine Rettung verdankt habe, der sich in den Grenzen dieses gegenseitigen Unterschieds gehalten und die Bereitwilligkeit und die Mittel gehabt habe, dem Staate zu Hülfe die Waffen zu tragen und zwar Schaaren- und Provinzenweise, ohne Verwirrung und Unordnung, weil keiner aus seinem Platze herausgetreten und dem über ihm Stehenden zu gehorchen sich geweigert habe. Diesen Vorstand sahe er durch die entgegengesetzten Einrichtungen vernichtet, vermöge welcher jeder Noble mit jedem andern gleichen Rang behaupten kann, und wodurch alle Organisation in der Nation aufgehoben ist, und

kein Commando und keine Subordination mehr statt hat.

Was die Mittel dieser Neuerung betrifft, so schmerzte ihn der Ruin des Adels im Innersten seiner Seele, wie fortgesetzt alles angewandt wurde, um ihn herabzubringen, und wie das Elend und die häufigen durch den Mangel nöthig gemachten Mißheirathen den Adel des Geschlechts verfälschten. Er sah mit Unwillen, wie der französische so berühmte glänzende Adel fast in eine Klasse mit dem Volke herabsank, von dem er sich nur dadurch unterschied, daß das Volk zu jeder Arbeit, jedem Geschäft, selbst zu den Waffen freye Wahl hat; da hingegen der Adel, zu einer besondern Art von Volk herabgesunken, keine Wahl hat, als einen tödtenden verderblichen Müssiggang, der ihn zu allem unnütz und lästig und verächtlich macht, oder genöthig ist, das Kriegshandwerk zu ergreifen und unter schimpflichen Behandlungen von Commis, Staatssecretärs und den Secretärs der Intendanten sich todtschlagen zu lassen Der gröste Theil dieses Adels vermag dennoch durch seine Geburt und durch die Würden, welche ihn, ohne aus seinem Stande herauszutreten, über seine Geburt erheben, nicht so viel, daß er entweder jenem traurigen Loose, unnütz zu seyn, entgehe, oder den Verdruß, von den Herrn von der Feder auch im Kriege abzuhangen, vermeide. Besonders reizte seinen Unwillen der Schimpf, den den Waffen, durch welche doch diese Monarchie allein gegründet und erhalten worden, dadurch angethan werde, daß ein alter gedienter Offizier, der vielleicht mit Narben bedeckt, vielleicht sogar mit dem Range eines Generallieutenants, und mit erhaltener Pension, voll Achtung und Ruhms nach Hause kehrt, daselbst mit jedem Bauer seines Kirchsprengels in der That in eine Klasse gesetzt seyn sollé, wenn er nicht von Adel ist; wie sich dieß bey mehrern alten Offizieren, die

Lud-

ser Zeit spielten; der Freiheitssinn der lombardischen Bürger war aus ihren Innern entsprossen und ihnen von gleichem Werthe mit ihrem Leben. Jene rangen nach Freiheit, weil der Druck der Geistlichkeit und ihre Armuth ihnen unerträglich waren; diese weil sie die Güter ihres Fleisses in stolzer Unbeschränktheit genießen wollten: jene von Eitelkeit und dem Andenken an die Vergangenheit gereizt; diese mit der gegründeten Ueberzeugung, daß ihr eigner Werth und die Gegenwart sie dazu berechtigte. Bey den erstern lag die Sehnsucht, frey zu seyn, in Bildern der Phantasie und in Launen; bey den letztern war sie in Gefühl und Gedanken übergegangen. Daher brannte der Römer an dem einen Tage von einem auflodernden Enthusiasmus für den unbeschränkten Sinn seiner Väter, und küßte an dem andern seine Fesseln: die Bewohner der Lombardei glühten dagegen auf den Trümmern ihrer Städte für Freyheit, wie in den Tagen des Glücks.

In so verschiedene Parthien war das Land getheilt, welches Friedrich zur Grundlage seiner Herrlichkeit machen wollte; ehe er dieß konnte, mußte ein blühendes Königreich unterjocht, das päpstliche System aufgelöset, der Schwindelgeist der Römer gedemüthigt und der feste Freiheitssinn andrer italiänischer Städte zermalmet werden. Es gehörte wahrlich der unbesiegbare Ehrgeiz dies-

Ludwigs Ritter und penſionnirt waren, geſehn habe, ohne daß ein Mittel, es zu ändern, vorhanden war; da hingegen die geringſten juriſtiſchen und cameraliſtiſchen Aemter, ſelbſt wenn ſie gekauft ſind, ganz andre Auszeichnungen gewähren.

Der Prinz konnte ſich nicht daran gewöhnen, daß man nicht ſollte zur Verwaltung des Staates theilweiſe oder im Ganzen gelangen können, ohne maître des requêtes geweſen zu ſeyn, und daß den jugendlichen Händen jener Magiſtratur durch die Gouverneurs die Provinzen in jeder Rückſicht und mit unendlich größerer Gewalt und viel unumſchränkterer Autorität übergeben ſeyen, als die Gouverneurs der Provinzen je gehabt hatten, deren Macht man ſo ſehr eingeſchränkt hatte, daß ihnen nichts als der Name und die bloße Beſoldung geblieben war. Nicht weniger fand er es anſtößig, daß das Gouvernement mancher Provinz in Abweſenheit des Titular-Gouverneurs und Generallieutenants, welche nothwendig immer ſtatt hatte, mit gleicher Gewalt über die Truppen, mit der Stelle des Chefs des Parlamentes derſelben Provinz, bisweilen bleibend, vereinigt war.

Ich will nicht wiederholen, wie er über die Macht und Erhebung der Staatsſecretärs, der andern Miniſter und über die Form ihrer Regierung dachte. Es iſt vor nicht gar langer Zeit da geweſen, ſo wie auch, was er von dem Zehnten und von den Finanzen und Finanziers dachte. Die ungeheure Zahl der zur Erhebung und Empfang der ordentlichen und auſſerordentlichen Auflagen Angeſtellten, und die Art der Erhebung: die enorme Menge von Juſtizbeamten und Aemtern aller Art, für den Proceß, die Chicanen, die Proceßkoſten u. ſ. w.; die Ungerechtigkeit des Hinziehens der Rechtshändel, die Grauſamkeiten, die dabey verübt, die Ruine, die dadurch veranlaßt werden, reiz-

ten so sehr seinen Unwillen, daß er fast ungeduldig war, daß er noch nicht im Stande war, diese Mißbräuche abzuändern.

4.

Die Vergleichung, die er zwischen den Provinzen, mit Landständen und den andern angestellt hatte, hatte ihn auf den Gedanken gebracht, das Königreich in Theile zu theilen, die so weit es möglich wäre in Rücksicht des Reichthums vollkommen gleich wären; jede solche Abtheilung von Landständen administriren zu lassen; ihnen eine einfache Einrichtung zu geben, um alles Geschwätz und Unordnungen zu verbannen, und aus einem eben so einfach zusammengesetzten Ausschusse von allen Landständen der Provinzen bisweilen eine Reichsstandsversammlung zu bilden.

Ich erinnere hier an jenen erhabenen Grundsatz dieses Prinzen, nämlich daß ein König um seiner Unterthanen willen da sey, und nicht die Unterthanen um seinetwillen. welchen Satz er öffentlich, selbst im Salon zu Marly, zu äussern sich nicht scheute. Es war der Grundsatz eines Vaters des Vaterlandes, aber ein Satz, der unter einer andern Regierung als der seinigen, die Gott nicht zugelassen hat, die größte Blasphemie seyn mußte.

Mit Wohlgefallen sah sich dieser Prinz als König im Schooße der in den Reichsständen versammelten Nation; er sah die unendlichen Vortheile, die daraus entstanden, wenn er von Gebrechen des Staates und den Heilmitteln derselben durch Deputirte unterrichtet wurde, die die erstern aus Erfahrung kannten, und wenn er über die letztern mit denen sich berathen konnte, welche dabey zunächst betroffen waren. Aber in diesen Landständen wollte er nur drey Stände anerkennen

kennen und demjenigen Stande ausdrücklich den dritten Platz lassen, der ihn in neuerer Zeit selbst verlassen zu wollen geschienen hat.

Was den Rang, die Würden und Chargen betrifft, so waren die fremden Ranggebenden Verhältnisse oder die angeblich solchen, seinem Geschmack und Maximen nicht entsprechend und den fremden Würden war er nicht günstiger. Sein Plan war auch nicht, die ersten Würden des Königreichs zu vervielfältigen; dennoch ungeachtet wollte er den hohen Adel mit Auszeichnungen begünstigen. Er fühlte, daß sie bey den wahren Seigneurs nicht ohne Zwietracht von der Geburt abhängig zu machen seyen; und doch war es ihm unangenehm, daß es ausser den ersten und höchsten keine Auszeichnungen und Belohnungen für diese Personen geben sollte. Er dachte daher darauf, nach dem Beyspiel, wiewohl nicht nach dem Vorbilde von England, Würden zu schaffen, die durchaus geringer als die des Herzogs und Pärs waren; die einen erblich und von verschiedenen Stufen mit eigenem Rang und Auszeichnung; die andern lebenslänglich, in ihrer Art der Würde eines duc non verifié oder à brevet gleich. Das Militär hätte nach demselben Plan und aus demselben Grunde ebenfalls dergleichen Würden unter dem Range der Marschälle von Frankreich erhalten; der St Ludwigsorden wäre weniger gemein gewesen und der St Michaelsorden wäre aus der Verachtung, in die er versunken ist, hervorgezogen und wieder zu Ehren gebracht worden, um den h. Geistesorden mehr einzuschränken.

Was die Chargen betrifft, so begriff er nicht, wie der König für seine Minister soviel Gefälligkeit hatte haben können, die ersteren, nach den Großen seines Hofes, in die Verachtung sinken zu lassen, die nach und

nach das Loos aller geworden iſt. Der Dauphin hätte ein Vergnügen darin gefunden, ſich in dieſen Chargen von wahren Seigneurs bedient und umgeben zu ſehn; er hätte andre geringere Chargen hervorgezogen und einige neue für Perſonen von weniger Auszeichnung hinzugefügt. Alles dieſes zuſammen hätte ſeinen Hof und ſeinen Staat glänzend gemacht und ihm viel mehr Belohnungen an die Hand gegeben; aber er war kein Freund der forterbenden Chargen und ſah mit Mißvergnügen, daß dieſelbe Charge, daſſelbe Gouvernement, durch Gewohnheit gleichſam erblich geworden, vom Vater zum Sohne übergieng. Sein Plan, nach und nach alle Chargen des Hofes und Militärs frey zu machen und die Verkäuflichkeit auf immer aufzuheben, war den brevets de retenue und den Survivances (Diplomen für Beybehaltung gewiſſer Aemter oder für Anwartſchaften auf den Fall des Todes), welche den jungen Leuten keine Anſprüche, keine Wünſche, kein Streben zuließen, nicht günſtig. Was das Militär betrifft, ſo war er kein Freund jener Ordnung nach der Liſte, welche Louvois durch ſeine beſondere Autorität eingeführt hat, um Stand, Verdienſt und Nichts gleich zu ſetzen nach alles, was im Dienſte ſteht, zu einer Klaſſe zu erniedrigen. Er betrachtete dieſe Erfindung als die Aufhebung jedes Wetteifers, jedes Strebens zu lernen, ſich zu bilden und zu handeln, als die Urſache jener unendlichen Promotionen, wodurch eine zahlloſe Menge Generalofficiere entſtehen, wovon man den größten Theil weder anſtellen noch belohnen kann, und unter welchen man ſo wenig Männer von Fähigkeit und Talent findet; was leider auch bey ſolchen, die man endlich zu Marſchällen machen muß, und unter dieſen bey commandirenden Generalen der Fall iſt; ein Mißbrauch, wovon der Staat, beſonders ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts, wo diejenigen, welche vor dieſer Einrichtung da

da waren, nicht mehr lebten oder außer Stand waren zu dienen, die verderblichſten Folgen verſpürt hat.

§.

Jener erhabene, heilige Grundſatz, daß die Könige um ihres Volkes willen da ſind und nicht das Volk wegen ſeines Königs, hatte ſich ſo tief in ſeine Seele geprägt, daß ihm dadurch aller Luxus und der Krieg verhaßt geworden war. Dieß machte, daß er ſich oft zu frey über die letzt genannte Geiſſel der Staaten äuſſerte; Aeuſſerungen, die in ihrer Wahrheit dem Ohre der Welt zu hart klangen und zu dem ganz ungegründeten Gerede Anlaß gaben, daß er kein Freund des Kriegsweſens ſey. Seine Gerechtigkeit war mit dem Attribut jener undurchdringlichen Binde geziert, welche allein das Recht ſichert: er gab ſich die Mühe, die im Conſeil der Finanzen oder Depeſchen zur Entſcheidung dem Könige vorgelegten Rechtshändel zu ſtudieren; und wenn ſie wichtig waren, ſo durcharbeitete er ſie mit Sachverſtändigen, von denen er ſich die nöthigen Kenntniſſe ertheilen ließ, ohne deswegen ihren Meinungen blind zu gehorchen. Er communizirte wenigſtens alle vierzehn Tage mit einer Sammlung und Demuth, welche erſtaunend war; und zwar immer im Ordensband, mit dem Kragen und kurzen Mantel. Er ſprach ſeinen Beichtvater, einen Jeſuiten, die Woche ein oder zweymal und oft ſehr lange. Hierin ſchränkte er ſich in der Folge mehr ein, gieng aber dafür öfter zum h. Abendmahl. Seine Converſation war angenehm, ſo viel als möglich reell und, aus einer natürlichen Neigung, immer nach denen, mit welchen er ſprach, modificirt. Er liebte ſehr die Erholung der Promenade; fand er daſelbſt einen, mit dem er über wiſſenſchaftliche Gegenſtände ſprechen konnte, ſo war

es ihm ein Vergnügen, doch mit Mäßigung, indem er sich bloß zu unterhalten und durch ein leichtes Gespräch, wobey er mehr zuhörte, zu unterrichten suchte. Worauf er am liebsten das Gespräch lenkte, war das Kriegswesen, die Festungen, die Marine, der Commerz, fremde Länder und Höfe; bisweilen Privatbegebenheiten, die ins Publikum gekommen waren, Punkte aus der Geschichte und Begebenheiten lange vergangener Kriege. Dergleichen Spaziergänge gaben ihm Gelegenheit, sich in vielem zu unterrichten, gewannen ihm die Herzen und die Bewunderung aller und gaben allen die schönsten Hoffnungen. Er hatte an die Stelle des Schauspiels, das er seit sehr langer Zeit sparsamer besuchte, ein niedriges Spiel, wozu auch die mittelmäßigsten Kassen hinreichten, arrangirt, wodurch er mannigfältigere Gelegenheit erhielt, die Ehre seines Spiels mehrern zu gönnen, und gleichwohl für jedermann zu sehn und zu sprechen war. Er war von jeher ein Freund von dem Vergnügen der Tafel und der Jagd. Dem letztern überließ er sich mit weniger Bedenken, fürchtete sich aber dafür, dem andern zu viel nachzugeben. Wenn er sich bey Tafel sich selbst überließ, so war er ein herrlicher Gesellschafter. Er kannte den König vollkommen; er respectirte ihn, zuletzt liebte er ihn als Sohn und machte ihm voll Aufmerksamkeit und Unterthänigkeit den Hof, wobey er doch fühlen ließ, wer er sey. Auch die Gunst der Frau v. Maintenon suchte er so zu erhalten, wie es ihre Lage verlangte. So lange Monseigneur lebte, erfüllte er gegen ihn auf das gewissenhafteste die schuldige Pflicht. In seinem Betragen gegen Mademoiselle war aber mehr Zwang sichtbar, und eben so sichtbar sein Mißverhältniß mit dem ganzen Innern des Hofes von Meudre. Der Prinz bewunderte es zum wenigsten nicht minder als das ganze Publikum, daß Monseigneur, so materiell er auch war, auf eine so

rühm-

rühmliche Weise ſich nie an Fr. v. Maintenon hatte gewöhnen können und ſie nur des Wohlſtandes halber und ſo wenig als möglich ſah; wiewohl er eben ſo gut wie der König ſeine Maintenon hatte, nämlich Mademoiſelle la Thoin, und ihr eben ſo gut, wie jener der Frau von Maintenon ſeine Kinder in die Gewalt gab. Die Prinzen, ſeine Brüder, liebte er zärtlich und ſeine Gemahlin mit der größten Leidenſchaft. Der Schmerz über den Verluſt derſelben zerriß ſein innerſtes Herz. Die Frömmigkeit triumphirte über ihn nach dem gewaltſamſten Kämpfe: das Opfer wurde gebracht, aber es war blutig: und in dieſer ſchrecklichen Lage des Gemüths doch nichts von Niedrigkeit, Kleinheit, Unwürdigkeit.

6.

Seine Tage wurden ſchnell verkürzt; aber auch in ſeiner Krankheit war er noch derſelbe. Er glaubte nicht, daß er aufkommen werde, ſprach darüber mit den Aerzten und verhehlte nicht, worauf ſich ſeine Furcht gründe; die täglichen Fortſchritte ſeiner Krankheit, die er wohl fühlte, beſtätigten ihn immer mehr in dieſer Meinung. Welche ſchreckliche Ueberzeugung von dem Tode ſeiner Gemahlin und dem ſeinigen! Aber, großer Gott, welch ein Schauſpiel ſtellteſt du in ihm dar! und warum iſt es uns nicht verſtattet, die Geheimen ſo erhabenen Züge deſſelben zu entſchleyern, die nur du allein verleihen und würdigen magſt! Welche Nachahmung Jeſu Chriſti am Kreuze! und nicht allein in Rückſicht des Todes und Leidens, ſie erhob ſich noch weit höher! Welche Rührung und Ruhe! Welch ein Uebermaaß von Reſignation! Welche lebhafte Dankſagung für die Befreyung vom Scepter und der von demſelben abzulegenden Rechenſchaft! Welche Unterwerfung und wie vollkommen! Welche warme Liebe

Gottes! Welch eine klare Einsicht seiner Nichtigkeit und Sündhaftigkeit! Welche herrliche Ueberzeugung von der unendlichen Barmherzigkeit! Welche tiefe fromme Furcht! Welches gemäßigte Vertrauen! Welch ein Seelenfrieden! Welche Andacht der Lectüre und Anhaltsamkeit des Gebets! Welch ein heißes Verlangen nach den letzten Sacramenten! Welche unüberwindliche Duldung! Welche Sanftmuth! Welche bleibende Güte gegen alle, die ihm nahten! Welche reine Frömmigkeit, die ihn zu Gott trieb! — Frankreich sank unter diesem letzten Schlage. Gott zeigte ihm einen Prinzen, den es nicht verdiente. Die Erde war seiner nicht werth, Gott nahm ihn auf in die ewige Seligkeit.

Was seinen persönlichen Character betrifft, so war er, wie man schon weiß, von Geburt ein Mensch, vor dem man zittern mußte. Er war von so heftigem Temperament, daß er aufgebracht genug werden konnte, seine Wanduhren zertrümmern zu wollen, wenn sie die Stunde schlugen, welche ihn wohin rief, wohin er nicht wollte, und daß er sich auf die sonderbarste Art über den Regen entrüsten konnte, der ihn in der Ausführung irgend eines Vorhabens hinderte. Widerstand setzte ihn in Wuth; davon bin ich mehrmals in seiner ersten Jugend Zeuge gewesen. Außerdem trieb ihn eine lebhafte Neigung zu allem, was für Leib und Geist verboten ist. Sein Scherz war um so grausamer, je witziger und beissender er war und weil er das lächerliche sehr treffend auffaßte. Alles dieses wurde durch eine Lebhaftigkeit des Körpers und Geistes erhöht, die an Ungestüm grenzte und die ihm in seiner ersten Zeit nichts zu lernen erlaubte, wenn er nicht zwey Dinge auf einmal that. Alles, was Vergnügen heißt, liebte er mit der heftigsten Leidenschaft und bey

alle

alle dem ein Stolz und ein Hochmuth, der nicht zu beschreiben ist. Uebrigens hatte er ein gefährliches Talent, Menschen und Sachen klar zu würdigen, die Schwäche eines Räsonnements zu entdecken und tüchtiger und mit mehr Tiefe als seine Lehrer zu räsonniren; aber sobald auch die Heftigkeit der Leidenschaft vorüber war, bemächtigte sich seiner wieder die Vernunft und gewann über alles die Herrschaft; er fühlte seine Fehler, gestand sie und oft mit solcher Reue, daß er von neuem in Heftigkeit verfiel. Er hatte einen lebhaften, thätigen, durchdringenden Geist, gegen alle Hindernisse kämpfend, im buchstäblichen Sinne und in jeder Hinsicht erhaben. Wunderbar ist, daß in sehr kurzer Zeit die Frömmigkeit und göttliche Gnade aus ihm einen ganz andern Menschen gebildet und so viel und so entsetzliche Fehler in die ganz entgegengesetzten Tugenden verwandelt hatte. Man nehme daher alle Lobsprüche meiner Rede ganz wörtlich. Da er immer viel Geschmack und Talent für die abstracten Wissenschaften gehabt hatte, so vertraten sie ihm die Stelle der Vergnügungen, die er, wenn sie auch noch so unschuldig waren, wegen der in ihm wohnenden Neigung für dieselben mit Schaudern floh. Dieß verbunden mit der strengen Nächstenliebe in einem Novizen, der anfangs in allem nach Vollkommenheit strebt und keine Grenzen der Dinge kennt, und mit einer Schüchternheit, die ihn überall in Verlegenheit setzte, indem er jeden Augenblick zwischen Gott, den er in allem zu beleidigen glaubte, und der Welt, die ihn mit ewigem Zwang einengte, hin und her schwankend nicht wußte, was er sagen und thun sollte — dieß alles trieb ihn in die tiefste Einsamkeit des Lebens, indem er sich nirgends als in der Einsamkeit frey fühlte und ihm sein Geist und die Wissenschaften, so wie das Gebet, das einen großen Theil seiner Zeit füllte, genug Stoff zur Beschäf-

tigung

tigung gab. Die Gewalt, mit der er so viel und so starke Fehler bekämpft hatte, das Streben nach Vollkommenheit, die Unwissenheit, die Furcht, die wenige Beurtheilung, die eine aufkeimende Frömmigkeit fast immer begleitet, liessen ihn im Ablegen seiner Fehler ins entgegengesetzte Extrem, in eine finstre Strenge fallen, die er in allem übertrieb, die bey ihm zur Unnatur wurde und ihm oft, ohne daß er es bemerkte, die Miene eines Sittenrichters gab, die Monseigneur immer mehr von ihm entfernte, und selbst den König verdrießlich machte.

Aus tausend dergleichen Zügen will ich einen ausheben, der die Frucht eines vortreflichen Grundsatzes war, der aber den König ganz außer Fassung brachte und den Hof empörte. Die Anekdote trug sich zwey oder drey Jahre vorher zu. Wir waren am heil. drey Königs Tage zu Marly, wo ein Ball war. Der Herzog von Burgund wollte allein nicht erscheinen und ließ so lange auf sich warten; daß der König, der es übel aufnahm, Zeit hatte, mit ihm deswegen zu sprechen, erst im Scherz, dann etwas bitterer, endlich ganz ernsthaft und voll Unwillen, sich von seinem Enkel, von der Herzogin von Burgund, ihren Damen und sogar vom Herzog von Beauvilliers verdammen zu sehn. Man konnte ihn nicht bewegen; er widerstand mit Hartnäckigkeit und sagte, der König habe zu befehlen und er nehme sich nicht die Freyheit, irgend etwas, was er thue, zu tadeln; aber Epiphanias sey ein dreyfaches Fest, und besonders ein Fest der Christen wegen der Berufung der Heiden und der Taufe Jesu Christi; er glaube diesen so heiligen Tag nicht so entheiligen zu dürfen, daß er die ihm schuldige Andacht um eines Festes willen vernachlässige, das höchstens an einem gemeinen Tage erträglich wäre. Man stellte ihm vor, daß er,

nach-

ses Jünglings dazu, um nicht sogleich beym ersten Anfange zu verzweifeln und man muß über seine Kühnheit erstaunen, wenn man die Hülfsmittel betrachtet, mit welchen ausgerüstet er seine Unternehmung begann. In Teutschland verabscheute man die italiänischen Züge. Selbst diejenigen unter den Rittern, welche gern auf Abentheuer ausgingen, hatten schon längst im Morgenlande, wo sie gleichfalls den Kranz, welchen die Religion bereit hielt, sich erringen konnten, ein gewünschteres Ziel, als Italien, für ihre romantische Tapferkeit gefunden. Wenn aber auch ein Heer zu einem Zuge über die Alpen zusammen kam: so machte sich jeder Krieger doch nur auf eine bestimmte kurze Zeit zum Dienste verbindlich. Solche Truppen waren nicht geschickt, einen Feind zu besiegen, welcher ihrem Ungestüm hinter festen Mauern Trotz bot. Dagegen fand Friedrich desto mehr Hülfe in seinen eigenen Kräften; durch sich selbst wußte er alle Hindernisse zu besiegen, und ein unvertilgbares Selbstvertrauen stählte in jeder Gefahr seinen Muth. Zugleich konnte er darauf rechnen, daß die verschiedenen italiänischen Parthien sich nimmermehr gegen ihn vereinigen würden, denn ja selbst unter seinen furchtbarsten Gegnern, den lombardischen Städten, herrschte eine Feindschaft, wie sie nur zwischen Freistaaten, nur unter rachsüchtigen Italiänern statt haben kann. Mailand war die mächtigste und furchtbarste unter ihnen

nachdem er den Morgen und Nachmittag den Pflichten der Kirche gewidmet und ſich noch überdieß in ſeinem Cabinet mit dem Gebet beſchäftigt habe, den Abend dem Reſpect und der Gefälligkeit gegen den Vater und König aufopfern könne und müſſe: aber alles war vergeblich, und außer der Zeit, wo er mit dem Könige ſoupirte, hielt er ſich den ganzen Abend in ſeinem Cabinet eingeſchloſſen. Neben dieſer Strenge war ihm von ſeiner Erziehung eine Präciſion und Buchſtäblichkeit geblieben, die ihm ſelbſt und allen, die mit ihm zu thun hatten, Zwang anlegte. In der Welt war er immer wie in Verlegenheit, gleichſam als triebe ihn immer etwas hinweg, als wenn er ganz andere Dinge zu thun hätte und als wenn er fühlte, daß er ſeine Zeit verliere und ſie beſſer benutzen könne. Auf einer andern Seite glich er ſehr jungen Zöglingen, die den ganzen Tag vom Zwange ihrer Uebungen gepreßt ſich dafür in ihren Erholungsſtunden durch allen möglichen Lerm und Rubereyen entſchädigen, weil jedes andre Vergnügen in ihrer Schule unterſagt iſt.

Der junge Prinz war leidenſchaftlich in die Herzogin von Burgund verliebt; er überließ ſich aber dieſer Leidenſchaft nur mit ſtrenger Zurückhaltung. Mit den jungen Damen bey den Spielpartyien im Privatzirkel beluſtigte er ſich immer mit Mäßigung von ſeiner Seite, auch wenn ſie mit jugendlicher Unbeſonnenheit kühner waren.

7.

Meine Hand erſtarrt, da ich an die Erzählung der abſcheulichen Dinge gehe, die doch nun einmal erzählt werden müſſen. Ich würde ſie unterdrücken, wenn mich nicht die Wahrheit, welcher der Hiſtoriker ſtets gehorchen muß; wenn mich nicht andere Greuel, welche,

wenn

wenn anders möglich, den Abscheu der erstern erhöht haben; wenn mich nicht das öffentliche Gerücht, das davon in ganz Europa erschollen ist, und wenn mich nicht die wichtigen Folgen, zu welchen sie Anlaß gegeben haben, nöthigten, denselben als einem integrirenden Theile der unter meinen Augen vorgegangenen wichtigern Dinge eine Stelle hier anzuweisen.

Die so schnelle, sonderbare; den Aerzten unbekannte schleunige Krankheit der Dauphine hatte in ihrer kurzen Dauer die Einbildungskraft der Menschen, die durch die kurz vorher an Boudin gelangte und durch die vom Könige von Spanien zugeschickte Nachricht bestätigte Anzeige schon gereizt war, mit dem schwärzesten Verdacht erfüllt. Der Unwille des Königs über die Aenderung ihres Beichtvaters, welchen die Prinzessin, wenn sie lebend geblieben wäre, hart gefühlt haben würde, wich dem Schmerze über ihren Verlust und vielleicht über den Verlust aller seiner Unterhaltungen und Vergnügungen. Sein Schmerz verlangte Aufklärung über die Ursache eines so traurigen Falls, um ihn in Stand zu setzen, andere dergleichen zu verhüten oder von der Unruhe, die ihn ängstigte, befreyt zu werden. Die medicinische Facultät erhielt deswegen aus seinem Munde die präcisesten Befehle. Die Oeffnung der Leiche gewährte keinen Trost: keine natürliche Ursache des Todes; aber wohl zeigte sie andre Ursachen gegen die innern Theile des Kopfes zu, in der Nähe des Ortes, wo sie so viel gelitten hatte. Fagon und Boudin zweifelten nicht an einer geschehenen Vergiftung und sagten es dem Könige, im Beyseyn der Frau von Maintenon, frey heraus.

Bouldüc und die wenigen andern, mit welchen der König sprechen wollte, und welche bey der Section zugegen gewesen waren, bestätigten es durch ihr finste-

res

res Stillſchweigen. Mareſchall war der einzige, welcher behauptete, daß keine Spuren von Gift da wären, außer ſo zweydeutige, daß er dergleichen in mehrern Leichen gefunden habe, bey deren Tod man nie den geringſten Verdacht gehabt habe. Daſſelbe ſagte er zu mir, dem er ſonſt nichts verhehlte; aber er ſetzte hinzu, daß er gleichwohl nach dem, was er geſehn habe, weder für Ja noch für Nein ſchwören möchte; aber es hieße den König ermorden und ihn mit langſamem Gifte dahinopfern, wenn man eine ſo unglückliche Meinung in ihm nährte, die ihm durch ihre Folgen und durch die Furcht für ſein eignes Leben keine Ruhe mehr laſſen würde. In der That war dieß die Wirkung von dieſem Leichenöffnungsberichte auf lange Zeit. Der König voll Verzweiflung wollte wiſſen, wo der teufliſche Schlag hergekommen ſeyn könnte, und ließ ſich durch das, was ihm Mareſchall ſagen konnte, nicht beruhigen, wiewohl er heftig mit Fagon und Boudin diſputirte, welche aber eben ſo heftig ihre erſte Meinung vertheidigten und auch in der Folge nicht davon abgiengen.

Boudin, voll Schmerz ſeine Charge und eine Prinzeſſin voll Güte gegen ihn und mit ihr ſeine Hoffnungen verloren zu haben, ſprengte überall wie ein Raſender aus, daß ſie ohne allen Zweifel vergiftet ſey; einige andere, welche bey der Section geweſen waren, ſagten es ihren Freunden und in weniger als vier und zwanzig Stunden war der Hof und Paris davon voll. Der größte Unwille trat nun zu dem Schmerz über den Verluſt einer angebeteten Prinzeſſin, verbunden mit Schrecken und Neugierde, welche durch die ſogleich darauf folgende Krankheit des Dauphins noch vermehrt wurden.

Wir müssen auf einen Augenblick den Verfolg dieser schrecklichen Begebenheiten unterbrechen, um eine Begebenheit einzuschalten, die nachher wichtig wurde. Der Marschall von Villeroy schmachtete zu Paris und oft zu Villeroy in der tiefsten Ungnade, seit seiner letzten Rückkehr aus Flandern. Er erschien nur hin und wieder zu Versailles, wo er nie übernachtete, zu Fontainebleau ein oder höchstens zweymal wo er auch selten eine Nacht blieb; und für die Reisen nach Marly wurde seiner gar nicht mehr geachtet. Die Kälte, das Stillschweigen des Königs und sein Mißbehagen das er in seiner Nähe blicken ließ, war immer dasselbe, aber an Frau von Maintenon hatte er noch immer eine Freundin.

Ihr Haß gegen Chamillart, der ihnen beyden gemein war, hatte zwischen ihnen die alte Vertraulichkeit wieder angefacht. Das Mitleiden bewog sie, ihn jedesmal in seinem Hause in der Stadt zu besuchen, so oft er nach Versailles oder nach Fontainebleau kam. Sie schreiben sich öfters und die Neigung, der in ihr alles nachstehen mußte, wozu der äußerst mißliche Zustand der Geschäfte kam, bewog sie, ihn sogar um Rath zu fragen und sich Aufsätze von ihm schicken zu lassen. Dieß waren für den großen Haufen Geheimnisse die aber den Aufmerksamern am Hofe nicht entgiengen. Ich wußte seit langer Zeit darum, und auch dem Könige war es nicht verborgen, indem Fr. v. Maintenon nicht gewagt hatte, ihm eine alte Gewohnheit zu verhehlen, die er sogleich hätte entdecken können. Sie hoffte dadurch Gelegenheit zu erhalten, den Marschall wieder emporzubringen, und in der That zeigte sie dem Könige bisweilen Aufsätze von ihm, die sie von Voisin unterstützen ließ: gleichwohl hatte bis dahin noch nichts verfangen wollen. Die traurige Catastrophe drängte

Frau

Frau v. Maintenon?' die ersten Augenblicke der durch den Tod der Dauphine verursachten entsetzlichen Leere, der Schmerz die Geschäfte machten den König traurig und in sich gekehrt. Er war schwer zu unterhalten, und sie war selbst so afficirt, so niedergeschlagen, daß sie sich durchaus dazu unfähig fühlte. Die Arbeit mit den Ministern auf ihrem Zimmer ließ dennoch genug leere Zwischenzeiten bey den langen Abenden in dieser Jahreszeit und ganze Tage, wenn das Wetter zu schlecht war. Damals gieng der König immer vor drey Uhr zu ihr und gieng erst um zehn Uhr weg zum Souper.

Jemanden in ihren Privatzirkel einzuführen, hätte seine Schwierigkeiten bey dem Könige gehabt und die Wahl wäre nicht leicht gewesen. Auf welchem Punkte sie sich auch mit ihm setzen mochte, alles schien gefährlich. Sie dachte sehr darauf, die Mahlzeiten eines kleinen Zirkels zu Marly und zu Trianon mehr noch als die auf ihrem Zimmer, wegen der Bequemlichkeit der Promenade, zu vermehren; sie nahm sich auch vor, öfters Musik zu haben: aber in diesem ihrem unerläßlichen Dienste, den König zu unterhalten, fand sie sich weder von den ersten Kammerherrn, noch von den übrigen Officieren, welche im Gefolge seyn konnten, aber selten da waren, im geringsten unterstützt.

Der Herzog von Noailles, der als Gardecapitän das Vierteljahr hatte und nicht zu dispensiren war, stand seit seiner Zurückberufung aus Spanien weder mit ihr noch mit dem Könige mehr in diesem Verhältnisse. Der Marschall von Villeroy schien ihr daher der einzige zu seyn, auf den sie ihr Augenmerk richten könnte. Er war mit dem Könige erzogen worden, er war nie vom Hofe weggekommen, als um zur Armee zu gehen; er war ein Gesellschafter von Profession gewesen und wollte es noch seyn; niemand war so ein

Mann der großen Welt, sein ganzes Leben hatte er in der größten Vertraulichkeit mit dem Könige gelebt. Es gab hundert Anecdoten aus ihrer Jugend und übrigem Leben, woran sich der König sehr belustigen konnte; übrigens war der Marschall an lustigen Geschichten reich, er wußte die Stadtanecdoten von allen Zeiten; er wußte welche von den Weibern, von den Grenzen; er war leidenschaftlicher Liebhaber von Musik, er sprach von der Jagd; alle alten Intriguen des Hofes und des Publikums waren ihm gegenwärtig, er war ein wahres Anecdotenmagazin. Fr. v. Maintenon hatte nichts von ihm zu fürchten; und wenn er Credit gewann, so war er ihr immer sicher und sie konnte aus ihm machen, was sie wollte.

Diese Betrachtungen bewogen sie, ihr möglichstes zu thun, um den König wieder mit ihm auszusöhnen. Der König war gegen Harcourt, seit seines Versuches, ins Conseil zu kommen, sehr auf seiner Hut gewesen; er war übrigens ohne Vertraulichkeit, und nicht im Besitz der scherzhaften Plattheit und der alten Geschichten, welche dem Könige gefallen konnten; übrigens war keiner der Officiere zu dem Zwecke zu gebrauchen, den sie wollte. Sie arbeitete daher auf der Stelle an seiner Wiederaufnahme, rühmte die Dienste seiner Jugend und seines ganzen Lebens, die gänzliche Ergebenheit desselben für ihn, seinen Schmerz, ihm mißfallen zu haben, seine anhaltende Reue, seinen Schmerz, in diesen traurigen Augenblicken nicht bey dem Könige seyn zu können, sie stellte ihm das Angenehme vor, mit denen wieder zusammen zu leben, mit denen man immer zusammengelebt habe und auf die man bauen könne, und sie wußte so gut zu sprechen und in ihn zu dringen, daß zum größten Erstaunen aller zu Marly Anwesenden der Marschall von Villeroy auf einmal am

Mor-

lorgen, wo der Dauphin ſtarb, daſelbſt erſchien. Er
urde vom Könige mit aller der Freundſchaft und
ertraulichkeit empfangen, welche die Lage ſeines Ge-
ũths zuließ. Von dieſem Augenblick an verließ er
n Hof nicht mehr; er wurde vom Könige beſſer als
behandelt und ſogleich darauf zu den Concerten
Fr. von Maintenon, welche wieder ihren Anfang
hmen, eingeführt, und zwar er allein, kurz als
vorit des Königs und der Frau von Maintenon an-
ehn. Wir werden von dieſer Veränderung die gro
wichtigen Folgen ſehen.

8.

Die Art der Krankheit des Dauphins, die Mey-
ng, die er ſelbſt davon gehabt hatte; die dem Könige
angelegentlich gegebene Warnung, für ſeine Ge-
ſundheit zu wachen, die Schleunigkeit und Art ſeines
Todes, vollendeten die Betrübniß und die Sorgen
und verdoppelten die Befehle des Königs zu Eröffnung
der Leiche.

Sie geſchah bemerktermaßen im Appartement des
Dauphins und erregte Staunen. Seine edlen Theile
waren wie ein Brei; ſein Herz, das dem Herzog von
Beaumont übergeben wurde, um es in der Vaſe aufzu-
bewahren, hatte keine Conſiſtenz mehr; die ganze
Maſſe zerfloß ihnen unter den Händen; das Blut
war ganz aufgelöſt und in dem ganzen weiten Apparte-
ment verbreitete ſich ein unausſtehlicher Geſtank. Der
König und Frau v. Maintenon erwarteten den Bericht
von der Section mit Ungeduld, und er wurde ihnen
noch denſelben Abend, auf den Zimmern der Frau von
Maintenon, ohne alle Bemäntelung, gegeben. Fagon,
Dubin und einige andere erkannten auf die gewalt-
ſame Wirkung eines feinen, aber heftigen Giftes,
das, wie ein brennendes Feuer, das Innere des Kör-

pers verzehrt habe, den Kopf ausgenommen, der nicht gerade zu angegriffen worden sey, wie es bloß auf eine so sichtbare Weise bey der Dauphine der Fall gewesen sey. Marechal, der die Section gemacht hatte, behauptete hartnäckig gegen Jagon und die andern das Gegentheil; er versicherte, daß keine einzige bestimmte Spur von Gift da sey, er habe Leichen geöffnet gesehn, die fast in dem nämlichen Zustande gewesen seyen, wo man nicht den geringsten Verdacht gehabt habe; das Gift, das jene so wie den Dauphin dahin gerafft habe, sey ein natürliches Gift, die Verdorbenheit der Blutmasse, die durch ein hitziges Fieber entzündet worden, das nur darum so wenig bemerkt worden sey, weil es ganz innerlich gewesen sey; daher sey die in alle Theile übergegangene Verdorbenheit entstanden, die man in keiner andern Ursache als in dieser suchen müsse, welche die Ursache des ganz natürlichen Todes sey, an dem er mehrere Personen habe sterben gesehn, wiewohl nicht in einem solchen Grade, der freylich mehr oder minder groß seyn könne. Jagon und so auch Boudin vertheidigten ihre Meynung mit Heftigkeit und beriefen sich auf die Aehnlichkeit der Todesart der Dauphine und des Dauphins.

9.

Marechal wurde seinerseits auch heftig und behauptete standhaft seine Meynung. Er schloß mit der Betheuerung, die er dem Könige und der Frau von Maintenon in Gegenwart der Aerzte gab, daß er nichts als die Wahrheit rede, wie er sie gesehn habe und davon überzeugt sey; anders sprechen hieße nichts als Muthmaßungen geben, die nur dazu führen könnten, dem Könige ein Leben voll Schmerz, Mißtrauen und des traurigsten, schwärzesten und zugleich unnützesten Verdachtes zuzubereiten, und das wäre soviel, als ihn

in

in der That vergiften. Hierauf hub er an, den König zu ermahnen, daß er um seiner Ruhe und seines Lebens willen diese Vorstellungen, die an sich so schrecklich und nach aller seiner Einsicht und Erfahrung ungegründet wären, und die nur den leersten, aber verzweifeltsten und unheilbarsten Argwohn erzeugen könnten, fahren lassen möchte, und tadelte diejenigen heftig, welche ihn in diesem Verdachte zu bestärken suchten. Er erzählte mir nachher diesen ganzen Hergang und setzte hinzu, ausser daß er glaubte, daß es eine natürliche Todesart seyn könne, (wiewohl er nach dem ausserordentlichen, was er dabey bemerkt habe, daran zweifle), habe er besonders aus Mitleid für den König, der durch die Meynung von der Vergiftung in die traurigste Gemüthslage versetzt werde, und aus Unwillen über eine Cabale, die er im Innern des Hofes seit der Krankheit und besonders seit dem Tode der Dauphine entstehen sehe, welche den Verdacht auf den Herzog von Orleans zu wälzen suche, — auf dieser Meynung bestanden: wovon er mich als seinen und des Herzogs Freund habe benachrichtigen wollen. Marechall war die Rechtschaffenheit, Wahrheitsliebe und die Tugend selbst, war aber derb und kannte weder die Stärke noch das Maaß des Ausdrucks, wobey er übrigens durchaus ehrerbietig und weit entfernt war, sich zu verkennen. Es währte ungeachtet meiner Zurückhaltung nicht lange, so hörte man anderswo den gegen den Herzog von Orleans laut werdenden Verdacht; und das anfangs dunkle Gerücht, das man sich nur ins Ohr sagte, blieb nicht lange in dieser Dunkelheit.

10.

Die Schnelligkeit, mit der es sich am Hofe, zu Paris, in den Provinzen, in den entferntesten, ein-

samsten, von der Welt abgeschnittensten Winkeln; in der Einsamkeit der abgesondertsten Klöster, endlich im ganzen Auslande und unter allen Völkern von Europa verbreitete, war unglaublich, und ich dachte dabey an jene in Flandern geschehenen schwarzen Angriffe, auf die Ehre desjenigen, den jetzt die ganze Welt beweinte.

11.

Die einst so gut organisirte Cabale, durch welche alles, was ihr vortheilhaft war, überall in einem Augenblicke mit unbegreiflicher Kunst ausgebreitet werden konnte, — hatte einen erschütternden Schlag erhalten, und ihr verruchter Held war genöthigt worden, nach Spanien zu gehen und da seine Rolle zu spielen; aber ungeachtet sie durch die vorgegangenen Veränderungen in ihren Hoffnungen und Maaßregeln gestört war, so war sie doch noch nicht ganz auseinander gesprengt. Der Herzog du Maine und die, welche zur Cabale gehörten und so gut sie konnten am Hofe zu figuriren fortfuhren; Vaudemont, seine Niece von Epinoy und andere Ueberreste von Meudon lebten. Sie hofften ohne alle Hoffnung; sie kämpften gegen das augenscheinlich widrige Glück; dieser schreckliche Schlag desselben lächelte ihnen wieder, sie ermannten sich; und mit Frau von Maintenon an ihrer Spitze, was konnten sie sich nicht versprechen? und wie weit giengen sie nicht wirklich?

Wir haben, ich will nicht sagen die Absichten des Dauphins in Rücksicht der legitimirten Prinzen gesehn: denn sie waren ganz geheim; aber wir haben gesehen, wie sehr er und seine Gemahlin ihr Emporsteigen mißbilligten. Der Herzog du Maine hoffte so wenig von ihnen, daß er sich ihnen gar nicht zu nähern ge-

ihnen, und würde bald die übrigen unterjocht haben, wenn sich nicht eine Gegenpartheie unter Anführung Pavias gebildet hätte. Der Uebermuth der erstern, welche schon lange der teutschen Oberherrschaft gespottet hatte, gab auch dem Hohenstaufen die erste Gelegenheit, einen Kriegsschauplatz in der Lombardei zu eröfnen.

Zwey Bürger von Lodi, einer Stadt, welche die Mailänder eben so wie Como ihrer Herrschaft unterworfen hatten, waren im Jahre eilfhundert und drey und funfzig nach Costanz gegangen, um den neuen König zu sehn, welcher daselbst eine glänzende Fürstenversammlung hielt. Als sie sein hülfreiches Mitleiden gegen die Schwachen merkten, welche von Mächtigen gedrückt wurden, faßten sie Muth, auch ihre Klagen über Mailands grausame Härte gegen ihre Vaterstadt vor ihm auszuströmen. Sie gingen in die Kirche, ergrifsen zwey Kreutze und legten sie über ihre Schultern. So erschienen sie vor dem Angesicht Friedrichs, und knieend schwiegen sie lange mit traurigen Mienen, bis er ihnen befahl, aufzustehn und die Ursache ihres Kummers zu offenbaren. Da stürzten ihre Thränen hervor und einer von ihnen sprach: „wir sind arme Bürger von Lodi und klagen vor euch und eurem ganzen Hofe die Mailänder an. Einst trieben sie unsre Vorfahren aus ihren Wohnungen, raubten ihnen alles, erschlugen viele und verwandelten

gesucht hatte, weder von selbst noch durch Frau von Maintenon, deren Werk seine Größe war und welche mit Verlegenheit und Verdruß, Zeuge ihres Weigerns gewesen war; noch auch durch den König selbst, der ihre Weigerung so lebhaft gefühlt und nur, um sie zu säuftigen, so geduldig ertragen hatte; und der Herzog hatte nachher nichts weiter bey ihnen zu unternehmen gewagt. Die Herzogin du Maine, wiewohl sie, wenn es möglich war, noch weit mehr als ihr Gemahl, von der Sucht nach Ehre brannte, kam nicht von Sceaux weg, wo sie die Göttin spielte, und verschmähte es am Hofe zu erscheinen. Der Herzog du Maine, der furchtsamste der Menschen, wiewohl der größte Minirer, lebte in der tödlichsten Furcht für seine ganze Größe und hatte zu viel Verstand, um nicht auch für seine ungeheueren Besitzungen zu zittern, die wenig sicher waren, wenn man den Thron umzustürzen drohte, den er sich gebaut hatte. Unterdessen wuchsen seine Kinder empor, der König wurde alt, und er schauderte vor der nahen Aussicht, welche das Alter des Königs eröffnete, und welche die tödliche Furcht, die sein ganzes Wesen durchdrang, noch viel näher rückte. Er hatte niemanden von der Welt für sich, dem Dauphin und der Dauphine zur Seite, von dem er zu irgend einer Zeit Beystand hätte erwarten können; er sahe keine Rettung vor sich. Ihr Tod war daher für ihn eine wahre Erlösung in demselben Maaß, als er für Frankreich das größte Unglück war. Welch ein aufgehender Glücksstern! welche zauberische Umwandlung! Welcher schnelle Uebergang von den Schreckniffen eines ungewissen Looses, zu der sichern Hoffnung von Phaetons Loos: er erkünstelte also Thränen; aber als Meister in den Künsten der Hinterlist, (ich will nicht sagen des Lasters, weil ich davon keinen Beweis habe) glaubte er, daß es für ihn von wichtigem Vor-

theil sey, den Verdacht auf irgend jemand zu wälzen, und es war für ihn nicht ein doppelter, sondern ein hundertfacher Gewinn, wenn er den Herzog von Orleans damit belastete. Die von der vorigen Ungnade kaum wieder erwachende, noch schwach befestigte Gunst desselben bey dem Könige und der Tod desjenigen Prinzen von Geblüt, der durch sein Alter zum Repräsentanten und Sprecher fähig war, hatte ihm zu dieser letzten ungeheuern Größe emporgeholfen. Wenn er ihn aber mit einem so abscheulichen Verdacht belasten, und es dahin bringen konnte, daß es der König und die Welt glaubte, so hoffte er sicher, ihn unwiederbringlich stürzen zu können und zwar auf die verhaßteste schändlichste Weise; und wenn derselbe Glücksstern, der ihn so erwünscht von dem, was er am meisten fürchtete, befreit hatte, ihm nicht denselben Dienst in Rücksicht des Herzogs von Berry that, so hatte er Ursache sich zu schmeicheln, daß dieser Prinz der Meinung des Königs und des Publikums nicht widerstehen und aus Schmerz über den Tod seines Bruders den hassen und fürchten würde, den er für den Mörder hielt; und nach Wegräumung dieses Hindernisses würden, wie er hoffte, die Mittel nicht fehlen, um diesen Prinzen, offen und von allen Seiten zugänglich, wie er war, zu hintergehen. Brachte er den Herzog von Orleans in diese schreckliche Lage; in welchem Fall er sich wohl vornahm, seiner Schwester seine Theilnahme an seinem Unglück zu bezeugen, und ihm durch sie seinen Beystand anzutragen: so hatte er ein Mittel in Händen, ihn im Zaume zu halten, und die Vermählung des Prinzen von Dombes, mit einer seiner Töchter, der Schwester der Herzogin von Berry, zu Stande zu bringen, in Rücksicht deren bis dahin alle seine Plane gescheitert waren, indem er, obwohl von den heissesten Wünschen der Herzogin von Orleans

un-

unterſtützt, den Widerſtand des Herzogs von Orleans und ſeine Klugheit zu hintertreiben, ohne zu widerſtehen, nicht hatte überwinden können.

Unter den Prinzen von Geblüt, die alle minderjährig waren, war der Herzog von Chartres, noch unter elterlicher Gewalt, im Auguſt 1703 geboren und erſt neun Jahre alt; Mouſ. le Duc im Aug. 1692 geboren, war zwanzig Jahr; der Graf von Charolois im J. 1700 geboren, war noch nicht zwölf Jahre; der Graf von Clermont im Jun. 1703 geboren, war erſt neun Jahr; und der Prinz von Conti, geb. im Jun. 1704, war erſt acht Jahr alt: niemand konnte ſich alſo Rechnung machen, als Mouſ. le Duc, auf den aber im Alter von zwanzig Jahren der König noch keine Rückſicht nahm und vor dem dieſer Prinz, ſo wenig wie ſeine Gemahlin, ſich rühren durfte. Die Herzogin du Maine hatte ſelbſt dem Könige für das, was er für ihre Kinder gethan hatte, förmlichen Dank geſagt. Seine andre Tochter, die Prinzeſſin von Conti, hatte ihr Leben zu Paris in ihren häuslichen Angelegenheiten verlebt, ohne je dem Könige ſich zu nähern. Frau von Vendome und ſo auch die Tochter von Madame la Ducheſſe waren wegen ihres Alters in Rückſicht des Königs nicht da. Es war alſo für den Herzog du Maine freies Feld und wie gut wußte er darauf zu agiren!

Frau von Maintenon hatte keine Augen als für ihn, auf ihn concentrirte ſich nach dem Tode ihrer lieben Dauphine ihre ganze Zärtlichkeit. Ihr Haß gegen den Herzog von Orleans war immer derſelbe; ihr Pflegeſohn, den ſie ſo ſehr liebte, hatte alſo keine Mühe, ihr etwas glauben zu machen, was ihren Haß nährte und alle ihre Hoffnungen belebte, und fand ſie auf allen Fall geneigt, nicht daran zu zweifeln, und

den König und die Welt davon überzeugen zu helfen, wenn sie beyde es auch nicht selbst glaubten. Man konnte den Urheber und die Beförderin dieses abscheulichen Gerüchts nicht verkennen; auch verhehlten sie es beyde im Privatumgange nicht. Frau von Maitenon erklärte sich gegen den König mit Heftigkeit gegen Marechall und ließ dabey fallen, daß man allerdings wüßte, wo der Streich herkäme und ließ den Namen des Herzogs von Orleans fallen. Der König gab ihr mit Schaudern Beyfall, als wenn nicht zu zweifeln sey; und beyde schienen es nicht sonderlich aufzunehmen, daß Marechall sich die Freyheit genommen hatte, sich gegen diesen Verdacht zu erklären. Jagon billigte durch sein Kopfnicken die abscheuliche Vermuthung und Boudin hatte die Tollheit zu sagen, daß es kein Zweifel sey, daß dieser Prinz es sey, und schüttelte unverschämt den Kopf, als ihm Marechall deswegen heftig anzulassenden Muth hatte. Dieß war der innere Hergang bey dem Berichte von der Eröffnung des Dauphins. Der Herzog du Maine erklärte sich in dem Innern der königlichen Cabinette mehrmals darüber; und wiewohl er es nicht ohne Vorsicht vor den anwesenden Valets that, so gab es doch unter ihnen mehrere, die es weiter sagten: und so breitete es sich von Ohr zu Ohr aus. Blois und die übrigen geheimen Valets, die ihm am meisten ergeben waren, nahmen gar kein Bedenken, eine so schwarze Anklage auszubreiten, als eine Sache, an der der König und Fr. v. Maintenon nicht zweifelten, und von der sie sich selbst mit Jagon überzeugt hatten, der sie durch sein hartnäckiges Stillschweigen und beredte Mienen, wenn davon in seiner Gegenwart gesprochen wurde, selbst autorisirte; und so auch Boudin, der sich ebenfalls kühn zum Verkündiger der infamen Beschuldigung hergab, welche beyde die Faculcät so beherrschten, daß kein einziger ein Wort dage-

gen

gen zu ſagen wagte. Die abſcheuliche Verläumdung gewann bald den ganzen Hof für ſich, als man alle diejenigen, welche Frau von Maintenon am nächſten ſtanden, als Verkündiger derſelben auftreten ſah und zwar mit um ſo größerm Nachdruck, als ſie es mit der Miene des Schauderns, der Furcht und Zurückhaltung thaten, und als man alles, was zum Herzog und zur Herzogin du Maine gehörte, nicht allein mit lauter Stimme davon ſprechen, ſondern auch mit der Miene des Unwillens und der frechſten Sicherheit gegen den Herzog von Orleans um Rache ſchreien hörte. Von nun an nahm alles am Hofe, ſelbſt diejenigen, die auf einer hohen Stufe und der Gunſt am nächſten ſtanden, dieſelbe Kühnheit und denſelben Ton an; und es war jetzt derſelbe Verdacht und daſſelbe Gerede an der Ordnung, das einſt in einer andern Art während der Campagne von Nyſſel gegen den Prinzen, deſſen Verluſt man jetzt betrauerte, mit dem abſcheulichen Erfolg verbreitet und ſo herrſchend war, daß jedem, der widerſprechen mochte, der Mund verſtopft war. Marechal, der mir klug nur die Hälfte des Vorgegangenen erzählt hatte, erzählte mir nun, da er dieſes Gewitter aufſteigen ſah, das ganze Detail des bey Fr. v. Maintenon im Beyſeyn des Königs Vorgegangenen, wie ich es ſo eben angeführt habe.

12.

Der Herzog von Orleans hatte in Rückſicht der beyden Verſtorbenen, um die jetzt aller Thränen floſſen, das gerade zu entgegengeſetzte Intereſſe von dem des Herzogs du Maine; und wenn er ein ſolcher Schandthaten fähiges Ungeheuer geweſen wäre, ſo wäre es ein herrlicher Streich für ihn geweſen, den König, mit dem er nie, noch weniger aber ſeit der Vermäh-

mählung der Herzogin von Berry gut gestanden hatte, aus dem Wege zu räumen, um diejenigen, die man jetzt betrauerte, auf den Thron zu befördern und sich von der Macht der Frau von Maintenón zu befreyen, die seine unversöhnliche Feindin war, die nicht aufhörte, den König gegen ihn einzunehmen und ihm allen nur möglichen Schaden zu thun, so daß sie ihn seit jener Vermählung um alle Achtung am Hofe gebracht hatte. Es ist noch nicht die Zeit, wo wir diesen Prinzen in seiner ganzen Gestalt darzustellen vermögen; es mögen daher einige wenige Züge in Bezug auf sein damaliges Interesse und den so abscheulich ersonnenen, so abscheulich ausgebreiteten und mit so viel Kunst glaublich erhaltenen Verdacht hinreichen; eine Kunst, die dem angedichteten Verbrechen in nichts nachstand, und die dem Herzog du Maine alle möglichen erwarteten Früchte brachte, ja noch mehr als er erwarten konnte, und deren Wirkung den Staat ohne Zweifel in die größte Verwirrung gestürzt hätte, wenn du Maine weniger schwach und feig gewesen wäre und nicht in einem so gänzlichen und allgemeinen Mißcredit gestanden hätte.

Von jeher war der Dauphin dem Herzog von Orleans gewogen gewesen. Von seiner Jugend an hatte der Herzog von Chevreuse ihm denselben gerühmt, weil der Herzog von Montfort, sein ältester Sohn, mit dem Herzog von Orleans sehr intim war; und auch der Herzog von Chevreuse selbst war oft mit ihm zusammen und unterhielt sich gern mit ihm über die Geschichte, besonders aber über wissenschaftliche Gegenstände und oft über die Religion, zu der er ihn zurückführen wollte. Der Erzbischoff von Cambrai besuchte ihn auch und war gern mit ihm zusammen; und der Herzog von Orleans hatte ihn gegenseitig so lieb gewonnen

wonnen und hatte so viel Achtung für ihn, daß er sich in seiner Ungnade laut für ihn erklärte und nie seine Gesinnung änderte. Dieß hatte ihm die ganze kleine Heerde, ungeachtet der Verschiedenheit der Denkart, zu eigen gemacht; und man weiß was diese kleine Heerde über den Dauphin vermochte. Ganz besonders aber konnten der Erzbischoff von Cambrai, der Herzog von Chevreuse und der Herzog von Beauvilliers, die nur ein Herz und eine Seele waren, nicht anders gegen den Herzog von Orleans gesinnt seyn. Abgesehen von diesen Stützen ihrer Freundschaft, sahn sich die beyden Prinzen oft bey dem Könige, und ganz gewöhnlich alle Abende bey der Prinzessin von Conti, wo sie sich in einen Winkel zusammensetzten und von wissenschaftlichen Dingen sprachen: und niemand konnte angenehmer, bündiger und verständlicher davon sprechen, als der Herzog von Orleans. Es war also eine fortdauernde Verbindung zwischen ihnen, sie freuten sich einander zu treffen, und befanden sich so wohl und behäglich mit einander, wie es bey Personen von solchem Range und Verschiedenheit des Lebens möglich ist. Die Dauphine war sehr an ihre Mutter, die Herzogin von Savoyen, attachirt; sie fand in Frankreich Monsieur, den Vater der Herzogin von Savoyen und des Herzogs von Orleans, sie liebte ihn, so wie er sie, auf das zärtlichste; und diese Liebe zu der Mutter und zum Großvater gieng auf den Oncle über, für den sie sich stets angelegentlich interessirte, selbst in den Zeiten, wo er am schlechtesten mit dem Könige und mit Frau von Maintenon stand, die es ihr wegen der engen Verwandschaft so hingehn ließ. Auf der andern Seite nahm der Herzog von Orleans, von Monseigneur und jener ganzen preciösen Parthei, die ihn beherrschte, gemißhandelt, in Rücksicht der Flandrischen Cabalen, wovon ich ihm während seines Aufenthaltes in Spanien genaue

naue Nachricht gab, bey seiner Rückkehr sogleich die Parthei des unterdrückten Prinzen, und dieß knüpfte ein neues Band zwischen ihnen beyden und der Dauphine. Kurze Zeit drauf, als die spanische Affaire den Herzog von Orleans zu den gefährlichsten Ausdrücken genöthigt hatte, fand Monseigneur, der der gehäßigste Ausleger davon war, an seinem Sohne bis ins Conseil hinein Widerstand und an seiner Schwiegertochter die lebhafteste Beschützerin ihres Oncles, wiewohl sie sehr gut wissen mußte, daß sie hierin dem, was Frau von Maintenon wollte und that, geradezu entgegenhandelte. In der Folge gewann diese Prinzessin doch die Frau von Maintenon für die Vermählung der Herzogin von Berry und durch sie auch den König. Ihre persönliche Verbindung mit der Herzogin von Orleans, die sich schon gebildet hatte, schloß sich dadurch noch enger, so wie ihre und ihres Gemahls Freundschaft mit dem Herzog von Orleans. Der Herzog von Beauvilliers, dem Anscheine nach so zurückhaltend, war es doch nicht in Unterhaltung einer Freundschaft, die er für so nützlich im königlichen Hause hielt. Gegen das Ende äußerte er gegen mich, daß die freyen Reden, die sich der Herzog von Orleans in Gegenwart des Dauphins erlaubte, ihm auf jeden Fall schaden und diesen von ihm abstoßen müßten; und daß er ihn in der Form eines freundschaftlichen guten Rathes und als habe sich der Dauphin gegen ihn darüber geäußert, freymüthig davor warnen wollte. Er that es, und der Herzog war so folgsam, daß mir Beauvilliers nachher sagte, diese Zurückhaltung gelinge ganz vortrefflich; der Dauphin hatte mit Zufriedenheit gegen den Herzog von Beauvilliers davon gesprochen, und dieser trug mir auf, es dem Herzoge von Orleans, um ihn in dieser Aufmerksamkeit zu ermuntern und zu bestärken, wissen zu lassen. Mit dem Dauphin war er also durch

eine

eine dauerhafte Neigung, durch den Geschmack für sei-
ne gelehrte Unterhaltung, also durch etwas, was tief
in ihrem Herzen lag, durch die Verwandtschaft und die
öffentliche Erklärung seines Interesses für ihn und sei-
ner Freundschaft für die Dauphine in den stürmischsten
Zeiten und gegenseitig durch seine öffentlich gezeigte An-
hänglichkeit für sie zur Zeit der Flanderschen Cabale
auf das engste verbunden. Es schloß ihn an ihn die
Freundschaft ihrer Gemahlinnen, die Einheit der
Freunde und Feinde, die Heirath der Herzogin von
Berry, welche das Werk der Dauphine war, der ge-
meinschaftliche Haß gegen Madame la Duchesse, und
die Cabale von Meudon, welche sie beyde zu vernichten
suchten: kurz die stärksten Bande aller Art, die je enge
Verbindungen schließen können; und keine Störung,
nichts was eine Veränderung hervorbringen konnte,
war zwischen sie getreten, indem das Betragen der
Herzogin von Berry und des Herzogs von Orleans in
dieser Rücksicht nicht die geringste Erkaltung hervorge-
bracht hatte. Ich habe alle diese Thatsachen nur an-
deuten und durchlaufen wollen, um sie dem Leser auf
einmal vor Augen zu stellen, indem sie alle abgesondert
an ihrem Orte in diesen Denkwürdigkeiten erzählt
werden.

Wie gesagt, hatte also der Herzog von Orleans
im wenigsten eben so viel und eben so gewiß alles von
dem Leben und der Regierung des Dauphins und der
Dauphine zu hoffen, als der Herzog du Maine davon
zu fürchten und dabey zu verlieren hatte. Dieser Con-
trast ist in die Augen springend. Er hatte übrigens die
Parlamente für sich, welche alle die offenbarste Anhäng-
lichkeit für ihn zeigten, und sie ihm durch den kühnen
Entschluß, den ihm der P. Tellier bey der Heyrath der
Herzogin von Berry geleistet, auf das reellste bewiesen
hatten.

hatten. Sie wurden dafür von ihm mit seinem Schatze belohnt und mit der Liste der zahlreichen Pfründen seiner Apanage, welche mit Ausnahme der Bisthümer alle zu seiner Disposition waren.

Man vergleiche nunmehr das Interesse des Herzogs von Orleans, dessen Lage und Rang, wenigstens für ihn und die Seinigen, in keinem denkbaren Falle gefährdet seyn konnte, und der ohne Charge und Gouvernement, so wie sein Sohn, war: man vergleiche es, sage ich, mit dem des Herzogs du Maine und rathe sodann auf den Vergifter. Man erinnere sich, daß es nur von Monseigneur abgehangen hatte, dem Herzoge von Orleans den Kopf verlieren zu machen, und wie nahe er daran gewesen war; man erinnere sich, wie ihn Monseigneur nachher immer behandelt hat und erinnere sich zu gleicher Zeit, wie ich den Herzog von Orleans in der Nacht, wo Monseigneur starb, in dem Winkel jenes Hintercabinets in Thränen, schluchzend fand, wie ich ganz darüber erstaunt war, wie ich ihm deswegen Vorwürfe machte und wie er mir darauf antwortete. Welch ein Contrast, großer Gott! zwischen diesem Schmerz über den Tod eines Feindes, der bald sein König werden konnte, und der Gesinnung, welche der Herzog du Maine in der Folge gegen seine Vertrauten in seinem Cabinette zeigte, als er vom Könige kam, den er fast mit dem Tode ringend der Heilung eines groben Bauern anvertraut verlassen hatte, und diesen mit schallendem Gelächter, das bis in die Gallerie, den Vorübergehenden zum Aergerniß erscholl, nachäffte. Es ist dieß ein bekanntes sehr charakteristisches Factum, das an seinem Orte genauer berührt werden soll, wenn ich lange genug lebe, um diese Denkwürdigkeiten bis zum Tode des Königs fortzusetzen. Aber eine teuflische Maske, die er ganz in seiner Gewalt hatte und mit einer

die Stadt in einen Steinhaufen. Manche von unsern Vätern entflohn in ferne Länder; die zurückgebliebenen konnten die Trümmer der geliebten Stadt nicht verlassen und bauten sich in der Gegend derselben in sechs neuen Burgen an. Eine von diesen ward bald durch einen berühmten Jahrmarkt blühend, zu welchem die Mailänder selbst, die Bürger von Crema, Cremona, Pavia und Piazenza die ganze Woche hindurch kamen. Sie wurden dann in den Häusern der Einwohner von Lodi beherbergt, welches dadurch Reichthümer erwarb und an Bevölkerung zunahm. Der Rath von Mailand, welcher die Macht einer benachbarten Stadt fürchtete, befahl daher, daß hinfort der Markt auf einem unbewohnten Gefilde unter freyem Himmel sollte gehalten werden. Jetzt kehrt kein Fremdling mehr in unsere Wohnungen ein, wir leben in Dürftigkeit und der Hunger sitzt auf dem öden Marktplatze. Darum flehen wir dich an, heiligster König! befiehl den Mailändern, daß sie uns den Jahrmarkt wieder in unsrer Burg halten lassen.“ Sogleich ließ Friedrich mit Beystimmung aller Fürsten ein Schreiben ausfertigen, womit er einen Gesandten nach Mailand schickte, welcher mit lauter Stimme daselbst befehlen sollte, daß man dem Inhalt des Briefes Gehorsam leistete.

Als die beyden Bürger nach Lodi zurückkamen, erzählten sie voll Freude den Konsuln und dem Rath-

er ihm ganz eignen Kunſt zu behandeln verſtand, half
em Herzog du Maine.

Zu einer Vermählung gezwungen, deren Schänd-
chkeit ihm die Wuth von Madame, das öffentliche
eſchrey und ſelbſt die Schwäche von Monſieur zeigte,
at der Herzog von Orleans in die Welt ein.

Je eingeſchränkter ſeine Erziehung geweſen war,
ſto mehr ſuchte er ſich dafür zu entſchädigen. Er ver-
l in Ausſchweifungen, er zog die ausgelaſſenſten zu
iner Geſellſchaft vor; ſeine Größe und ſeine Jugend
ienen ihm alles zu erlauben; er nahm ſich vor, ſich
r der Welt für das zu entſchädigen, was er durch
ne Heyrath verloren zu haben glaubte, er verachtete
ne Gemahlin und legte es drauf an, mit ihr in gröſ-
Zügelloſigkeit zu leben. Daher entſtand ihm die
ucht nach Irreligion und die thörigte Eitelkeit, ſich
offenbares Geſchäft daraus zu machen.

Daher ſeine äußerſte Abneigung gegen alles, außer
eclatanteſten Ausſchweifungen, die ihm die gewöhn-
en vernünftigen Vergnügen unſchmackhaft machten.
aher ſeine tödliche Langeweile am Hofe, wohin er ſeine
ſcheuliche Geſellſchaft nicht mitbringen konnte und wo
doch oft bleiben mußte, wiewohl er dort nichts fand, wo-
t er ſich beſchäftigen konnte. Das gegenſeitige zwang-
le Leben mit ſeiner Gemahlin und mit allem, was
ſie war, trieb ihn in die Einſamkeit. Er war aber
ſehr an das Geräuſch gewöhnt, um ſie ertragen zu
nnen. Dieß trieb ihn zu der Beſchäftigung mit den
iſſenſchaften, er fieng an zu laboriren, nicht um Gold
machen, worüber er beſtändig ſpottete, ſondern um
mit den intereſſanten Operationen der Chemie zu
üſiren; er ließ ſich eines der wohleingerichtetſten La-
atorien bauen, er nahm einen berühmten Chemiker,

mit Namen Homberg zu sich, der nicht weniger Rechtschaffenheit und Tugend als Fähigkeit für die Wissenschaft besaß; er ließ sich von ihm mehrere Operationen zeigen und arbeitete selbst mit ihm; aber alles geschah ganz öffentlich, und er sprach darüber mit allen Sachkundigen und mit Leuten vom Hofe und aus der Stadt, die er bisweilen zu sich führte, um Homberg und ihn selbst operiren zu sehn. Er hatte sich etwas zu gut darauf gethan, daß er den Teufel habe citiren wollen, wiewohl er gestand, daß es ihm nie gelungen sey. Aber als er in Frau von Argenton verliebt war und mit ihr lebte, fanden sich mehrere sonderbare Dinge, die nachtheilig für ihn ausgelegt werden konnten und wurden. Man weissagte in seiner Gegenwart aus einem Glase Wasser gegenwärtige und zukünftige Dinge. Diese unglückseligen Zeitvertreibe, so sehr sie auch von jedem Schatten des Lasters entfernt waren; die Spanische Affaire, von der er nie ganz aufkommen konnte; die falschen entsetzlichen Gerüchte von ihm und seiner Tochter, wodurch man die der Declaration nahe Vermählung dieser Prinzessin mit dem Herzog von Berry wieder zu hintertreiben suchte; der nachtheilige Einfluß, den die Beschuldigung jener großen Affaire nachher auf beyde hatte; die Gleichgültigkeit, mit der sie sich dabey benahmen, und ihre Unachtsamkeit in dieser Hinsicht; endlich sogar der auf Monsieur geworfene schreckliche Verdacht wegen des Todes seiner ersten Gemahlin und die Vorstellung, daß der Herzog von Orleans der Sohn von Monsieur sey: alles dieß bildete das abscheuliche Ganze, dessen sich die Feinde des Herzogs von Orleans so gut zu bedienen wußten, um die Augen des Königs und des Publikums zu verblenden.

Das Gerücht faßte so schnell Wurzel, daß am 17. Februar, als der Herzog von Orleans mit Madame

dame zum Begräbniß der Dauphine gieng, um es mit Weihwaſſer zu beſprengen, der Pöbel ihm den ganzen Weg mit lauter Stimme alle Arten von Schimpfreden zurief. Er und Madame hörten es ſehr beſtimmt, wagten aber voll Verlegenheit, Verdruß und Unwillen nicht, ſich etwas merken zu laſſen. Ja man hatte Urſache von dem gereizten leichtgläubigen Pöbel noch mehr zu fürchten, als er am 24. Februar allein zum Begräbniß des Dauphins gieng. Auch erfuhr er die gröbſten Beſchimpfungen von dem Pöbel, der ſich gar keinen Zwang mehr anthat, ganz laut die entſetzlichſten Dinge ſagte, mit den Fingern auf ihn wies, ihm die gröbſten Schimpfnamen auflegte, gegen die kein Menſch ſprach, und ihm noch eine Gnade zu erzeigen glaubte, daß er nicht über ihn herfiel und ihn in Stücken zerriß.

Das nämliche geſchah bey der Leichenbegleitung; die Wege ertönten von Geſchrey, mehr des Unwillens und der Schmähung, als des Schmerzes. Man war ſo vorſichtig, ganz in der Stille in Paris Vorkehrungen zu Verhinderung eines Ausbruchs der Volkswuth zu treffen, den man verſchiedene mal befürchten mußte. Der Pöbel entſchädigte ſich dafür mit Geberden, Geſchrey und allem erdenklichen Schimpfe, den er dem Herzog von Orleans anthun konnte. In der Gegend des Palais royal, wo der Zug vorbeygieng, wurde das Geſchrey und die Ausgelaſſenheit des Pöbels ſo arg, daß man alles mögliche in den wenigen Minuten zu fürchten hatte. Man kann denken, wie gut der Herzog du Maine die Tollheit des Volks, das Geſpräch der Kaffeehäuſer zu Paris, die Verblendung des Sallons von Marly und des Parlamentes, wo der erſte Präſident gewiſſenhaft die Erſtlinge von dem gab, was bald aus den Provinzen und ſodann aus dem Auslande wiedertönte, — wie gut er alles dieſes zu benutzen

wußte. Man säete nur, um zu erndten, und die Erndte übertraf alle Erwartungen. Der Tod des jüngern Dauphin und der Bericht von seiner Section gab neuen Stoff, die Wuth und Zügellosigkeit stärker zu beleben; und der Herzog dû Maine, Blois, die treuen geheimen Valets und Frau von Maintenon hatten genug Anlaß, dieß gegen den König, der von Niedergeschlagenheit, Furcht, Haß und einem dauernden Uebelbefinden niedergedrückt war, geltend zu machen. Dieß war die grausame Lage, in welche sie den König bringen wollten, um ihn lenkbarer zu machen und besser über ihn disponiren zu können.

Der Marschall von Villeroy, obgleich sein ganzes Leben hindurch durch Monsieur's Hülfe und durch das Ansehn des Herzogs von Orleans seines Sohnes so sehr ausgezeichnet, war nicht dazu gemacht, anders zu denken und zu glauben, als seine Gönnerin dachte und glaubte, oder zu denken und zu glauben vorgab. Er war zu gut in das Innere des Hofes eingeweiht, um nicht ihren Haß gegen den Herzog von Orleans und ihre blinde Liebe zum Herzog dû Maine zu kennen. Er war nicht von ihr wieder emporgehoben worden, um ihr zu widersprechen, sondern um ihr Werkzeug und ihr Echo zu werden. Er zeichnete sich daher bey einer so interessanten Gelegenheit aus, die es für ihn selbst durch seinen Freund Vaudemont wurde, durch Tesse, den Nachtreter von diesem, durch Tallart, der so lange der Seinige war, Frau von Epinoy, die Rohan's, und Harcourt, der es auf eine andere Art war, der aber mit seinem Talent und seiner Gewandtheit sich in die Welt zu schicken wußte, ohne doch den Verläumdern mißfällig zu werden, deren Leidenschaften er sich mit ihnen zugleich befreundet hatte.

Der

Der Herzog von Noailles war in der gefährlichſten Lage. Er hatte den Dienſt; er befand ſich daher oft in Augenblicken der Einſamkeit bey dem Könige und Frau von Maintenon. Je mehr er ſich mit ihnen im Vortheil ſah, deſto mehr fürchtete er, ihnen zu miſſfallen, und deſto eifriger ſuchte er ſich wieder mit ihnen zu verſöhnen. Beyde ließen oft in ſeinem Beyſeyn Aeuſſerungen fallen, an denen er keinen Theil zu nehmen wagte, weil er ſich nicht wieder mit dem Herzog von Orleans entzweyen wollte. Er maſkirte ſein Stillſchweigen mit der Theilnahme an ihrer Unbehaglichkeit. Aber die Gelegenheiten waren zu häufig, und es war noch eine lange Zeit bis zum erſten April. Vielleicht druckte ihn auch noch ſeine fatale Doſe, ob ſie gleich weit aus ſeiner Taſche weg war. Er hatte einen ganz unbedeutenden Fluß im Geſichte, der mit keinem einzigen Symptom begleitet war; er gab ihn dennoch für einen apoplectiſchen Zufall aus, obgleich alle Welt durchſah und niemand, auch nicht die Aerzte, einen Gedanken daran hatten. Er aber, ganz wider die Gewohnheit der apoplectiſchen Kranken, bey denen es eine gewöhnliche Wirkung ihrer Krankheit iſt, daß ſie dieſelbe nicht geſtehen wollen, gab am 1. März den Stab ab und gieng nach ***, wo er voll Unruhe lange blieb, um den allgemeinen Argwohn und die Geſpräche zum Schweigen kommen zu laſſen, die doch am Ende einmal eine andre Richtung bekommen mußten. Er kam vollkommen geheilt zurück, weil er nicht krank weggegangen war, und es iſt bey ihm nie wieder von der Apoplexie und von einer Heilung derſelben die Rede geweſen. Die natürliche Verkettung der Begebenheiten zieht mich aber wieder in den Verfolg derſelben zurück.

13.

Von der Zeit an, wo der Dauphin in Gefahr war, verließ ich mein Zimmer nur auf Augenblicke, um den König zu sehen, und die Nachmittage brachte ich zu Versailles auf dem Zimmer des Herzogs von Beauvilliers zu, der fast gar niemanden sah, da er sehr krank und vom tiefsten Schmerz durchdrungen im Bette lag.

An einem Abende, als ich von ihm zurückkam, ließ mir die Herzogin von Orleans sagen, ihr Gemahl und sie sehnten sich sehr mich zu sehen und sie bäten beyde, daß ich doch zu ihnen kommen möchte, weil sie mir etwas dringendes zu sagen hätten. Ich hatte sie seit den unglücklichen Todesfällen nicht wieder gesehen, und obgleich Marechal mit mir gesprochen hatte, so war ich doch nicht genug Herr meines Schmerzes, um irgend wohin zu gehen und gleichen Schmerz zu treffen. Ich befand mich nicht in dem Zustande, um zu denken und zu sprechen; mein Geist war so niedergedrückt, daß ich keine Idee mehr hatte, was bey einer so entsetzlichen und so tollen Verläumdung, im Schooße der wärmsten Günstlingschaft geschmiedet, zu thun wäre. Ich ließ daher den Herzog von Orleans und seine Gemahlin bitten, daß sie so gefällig seyn möchten, mir bis den andern Morgen Zeit zu lassen.

Ich gieng nun wirklich zu ihnen und fand die Herzogin von Orleans trostlos. Sie sagte mir, der Marquis von Effiat sey gestern Abends von Paris gekommen und habe ihnen von den daselbst allgemein verbreiteten abscheulichen Gerüchten und von dem allgemeinen Eindruck, den sie machten, erzählt; daß der König und Fr. v. Maintenon nicht allein dem Berichte der Aerzte glaubten, sondern auch von allem überhaupt überzeugt

seyen,

seyen, was man gegen den Herzog von Orleans spreche und mit so vieler Leidenschaft ausbreite; Essiat sey daher aus Furcht für des Herzogs Sicherheit gekommen, sie trotz der Abscheulichkeit der Sache davon zu benachrichtigen und dem Herzoge zu rathen, daß er sich dem Könige unverzüglich darüber erklären möchte; was am kürzesten und überzeugendsten dadurch geschehen würde, wenn er in den König dränge, daß er ihm erlauben möchte, sich in die Bastille zu begeben, auch daß er Homberg und alle diejenigen seiner Leute, von denen er es für gut befinden würde, arretiren lassen möchte, bis die Sache aufgeklärt wäre. „Madame, rief ich, „und was will der Herzog thun?" . . . „Er ist, sagte „sie, diesen Morgen beym Könige gewesen, um mit „ihm zu sprechen, er hat seine Klagen vorgebracht und „Gerechtigkeit verlangt und hat den König sehr ernst „gefunden." „Und die Bastille, unterbrach ich sie, hat „er davon gesprochen?" ... „Ja freylich, antwortete „sie, aber das ist nicht angenommen worden. Er hat „es mit Verachtung abgeschlagen und sich durch keine „Vorstellungen bewegen lassen. Endlich hat der Her„zog so weit nachgelassen, zu verlangen, daß wenigstens „Homberg daselbst verhaftet, verhört und bis zur Be„endigung der Untersuchungen daselbst gehalten werden „möchte. Der König hat auch dieß ziemlich ungnädig „abgeschlagen; endlich hat er doch den dringenden Bit„ten des Herzogs nachgegeben und gesagt, er werde „ihn nicht arretiren lassen, aber Befehl zum Empfang „desselben in der Bastille geben, im Fall er sich selbst „dahin begeben wolle."

Ich bezeigte das gröste Erstaunen über einen so verderblichen und so schnell befolgten Rath. Man muß wissen, das der Marquis von Essiat ein Mann von Kopf und List war, der weder Herz noch Grundsätze

hatte; er lebte in anerkannter Sittenlosigkeit und Irreligion; gleich reich und geizig; von einem Ehrgeiz besessen, der nur seinen Zweck zu erreichen suchte, und für den alles dazu gut war; insolent auf den höchsten Grad; selbst gegen den Herzog von Orleans, der von den Zeiten her, wo er mit dem Chevalier de Lorraine, dessen verdammte Seele er war, Monsieur seinen ganzen Hof und oft seine Geschäfte, mit dem Herrscherstabe regierte, ihn zu fürchten und seinen Geist zu bewundern gewohnt war. Mit so viel Lastern, die der Neigung und dem Charakter des Königs und der Frau von Maintenon ganz entgegengesetzt waren, war er doch willkommen und wurde von ihnen mit Auszeichnung behandelt, weil er mit dem Chevalier Lorraine dazu geholfen hatte, Monsieur zur Heyrath seines Sohnes zu bewegen und den letzten mit Hülfe des Abbe Dübois dazu zu bringen; und weil er natürlich mit der Herzogin von Orleans immer in gutem Vernehmen gestanden hatte. Er hatte sich im Stillen an den Herzog du Maine verkauft; und durch seine alte intime Freundschaft mit dem Chevalier von Lorraine, der von jeher der intimste Freund des Marschalls von Villeroy gewesen war, war er auch dessen Freund geworden und wurde von ihm bis zur Bewunderung verehrt. Der Rath, den er dem Herzoge von Orleans gegeben hatte, war für einen Menschen von so viel Verstand und Weltkenntniß so schlecht, daß er mir sehr verdächtig vorkam: denn durch das gerathene Verfahren setzte sich der Herzog den geringsten Leuten, dem schlechtesten Bedienten gleich, statt daß er es im hohen Stile als ein Prinz von seinem Range, an dem kein Verdacht zu haften vermag, und der voll Würde jedem Beweise, jedem Scheine Trotz bietet, hätte nehmen sollen. Hätte er die Parallele zwischen seinem Interesse und dem des Herzogs du Maine den Augen des Publikums genau und offen dar-

dargelegt, wie wir es gethan haben, so hätte er den Günstling mit aller seiner Gunst zittern gemacht, er hätte ihn zur Vertheidigung gezwungen und vielleicht hätte er ihn, wie er von seinem Muthe erwarten konnte, dazu gezwungen, das von ihm angefachte Feuer selbst zu löschen, hätte den König gezwungen, schonend gegen ihn zu verfahren, und Frau von Maintenon, ihn nicht weiter zu treiben. So mußte er verfahren, er mußte stolz vom Könige in Gegenwart aller nach dem Souper in seinem Cabinete Anwesenden Gerechtigkeit fodern; und ohne sich in eine directe, noch weniger förmliche, Anklage einzulassen, öffentlich mit aller der Stärke sprechen, welche dem Herzog du Maine jene Furcht einzujagen und ihn wegen des Publikums, das schon so sehr gegen ihn eingenommen und damals über die Riesenschritte, die er that, aufgebracht war, in Verlegenheit zu setzen vermochte.

Zu gleicher Zeit mußte er den König an die dem Mercy damals weggenommene Schatulle, als ihn Dubourg in Oberelsaß schlug, erinnern und alle, die nichts davon wußten, davon unterrichten; er mußte nicht vergessen, an die Cürés, Amtleute und Beamten der Ländereyen der Frau von Lillebonne in Franchecomte zu erinnern, welche theils nach der Prozeßform hingerichtet worden, theils sogleich nach dieser Affaire entflohen waren; und da man keine Rücksicht gegen den Wiener Hof zu nehmen hatte, der dem Frieden am meisten entgegenarbeitete und die Maßregeln des Londner Hofes vernichtete, so mußte er ohne Bedenken an die Bereitwilligkeit erinnern, mit welcher Oestreich zum Gifte seine Zuflucht zu nehmen gewohnt ist, um das ihm im Wege stehende wegzuräumen. Er mußte an den Tod des Kurprinzen von Bayern erinnern, und an den Tod der Königin von Spanien, der Tochter Monsieurs, und

daraus die, obwohl klare, Dunkelheit des Briefes des Prinzen Eugen erklären, der nebst seinen Instructionen, das heimliche Verständniß in Franchecomte betreffend, in der Schatulle gefunden worden war, des Inhalts: „daß, wenn er, trotz aller getroffenen Maßregeln, in „dieser Expedition nicht glücklich seyn sollte und sie sonst „Frankreich nicht zu dem vorgesetzten Zwecke bringen „könnten, man dann zum grosien Mittel schreiten müsse!" Er mußte das große Mittel ordentlich paraphrasiren und sodann von den Todesfällen, die man beweinte, und von der äußersten Gefahr, in welcher der Herzog von Anjou geschwebt, und die noch nicht ganz vorüber sey, die Erklärung geben, wodurch man den König habe zwingen wollen, nach Absterben seiner ältesten Linie, den König von Spanien und seine Kinder zurückzuberufen und den spanischen Thron dem Hause Oesterreich zu überlassen. Er mußte noch alles hinzusetzen, was die entsetzliche Bosheit brandmarken half, welche ein so abscheuliches Gerücht seinem Interesse und seiner Ehre gleich entgegen, ausgebreitet da man hingegen in der alten Gewohnheit des Hauses Oestreich, auf welche sogar der Brief Eugens an Mercy deute, die passendsten Erklärungsgründe finde. Er mußte auch, soweit es solche Abscheulichkeiten gestatten, um so nachdrücklicher darauf dringen, als der Verdacht wirklich durch den Brief Eugens und durch die wenig Jahre vorhergegangenen so eben angeführten beyden Executionen vollkommen begründet war. Diese Anklage des Wiener Hofes würde den König und Frau von Maintenon über den Verlust ihres Liebling beruhigt und die Welt, die Unpartheiischen und Gutgesinnten, aufmerksam gemacht haben. Aber er mußte auch dunkele Aeußerungen fallen lassen, welche auf die Gleichheit des Interesses des Herzogs du Maine mit dem des Hauses Oestreich hindeuteten, und der Welt die Augen geöffnet hätten, freylich

mit

Rathe der Weisen den ganzen Vorgang und glaubten sich ein großes Verdienst um ihre Vaterstadt erworben zu haben; aber sie wurden mit Schmähworten empfangen, man drohte ihnen mit der Verbannung, wenn es wahr wäre, was sie geredet hätten; und sie sollten sogleich die Todesstrafe leiden, wenn sie nicht gegen die übrige Bürgerschaft das strengste Stillschweigen darüber beobachteten. Alles dieses floß aus der Furcht vor den Mailändern; doch tröstete man sich damit, daß jene Männer wohl Unwahrheit gesprochen hätten. Da sah man nach wenigen Tagen einen königlichen Gesandten durch die Straßen reiten, welcher bald darauf die Konsuln und den Rath der Weisen zu sich rufen ließ. Er pries ihnen die Gnade seines Herrn und zeigte ihnen dessen Brief mit dem Siegel: blaß wie Todte, unentschlossen, was sie thun, was sie reden sollten, sahen sie sich einander lange starr, an und voll Verwunderung stand der Abgeordnete unter ihnen, der einen Strom von Freudenthränen erwartet hatte, bis endlich einer von den Konsuln wieder zu sprechen vermogte. Er betheuerte bey Gott, daß jene beiden thörigten Männer ohne ihr Wissen nach Teutschland gegangen wären und diese gefahrvolle Bitte gethan hätten; zur Erfüllung derselben könnte keine ungelegenere Zeit gewählt werden, als die gegenwärtige, da der entfernte König sie nicht zu schützen vermögte; durch die Rachsucht der nahen Mailänder aber der

Ver-

mit sorgfältiger Vermeidung alles bestimmten; und dadurch hätte er den Herzog du Maine in das größte Schrecken und die größte Verlegenheit gesetzt und dem Könige und der Frau von Maintenon große Mäßigung auferlegt; aber so loszubrechen nahm ihm jede Waffe aus der Hand. Ein öffentlicher erklärter Feind ist weit weniger zu fürchten, als unglücksschwangere Minen unter den Füßen; ein Feind besonders auf einem wankenden Throne, der damals jedermanns Unwillen reizte; ein Feind von so wenig Muth, und dessen Angriffe nur in der Dunkelheit geschahen, womit er sich und seine Bubenstücke zu umhüllen pflegte: und der König hätte trotz seiner Zärtlichkeit für ihn und seiner Schwäche für Frau von Maintenon in Rücksicht auf den Herzog von Orleans gege. ihn mehr auf seiner Hut seyn müssen und nicht wagen dürfen, ihn nach einem solchen Vorfall noch mehr emporzuheben. Seine ganze Sorge würde darauf gerichtet gewesen seyn, sie unter sich zu besänftigen und Thätlichkeiten zu verhindern. Dieß war vom Herzoge du Maine gegen niemanden zu fürchten; wie viel weniger gegen einen königlichen Enkel von der Tapferkeit des Herzogs von Orleans! Der Graf von Toulouse liebte und schätzte seinen Bruder nicht, verabscheute seine Schwägerin, und wurde von beyden für nichts geachtet; Tapferkeit und Ehre besaß er viel; aber es ist sehr zweifelhaft, ob die eine ihm erlaubt haben würde, die andere bey dieser Gelegenheit aus Liebe zu seinem Bruder zu brauchen; zuverlässig würde der König beyzeiten die wirksamsten Befehle zu Vermeidung jedes Duells in diesem so verhaßten Handel gegeben haben, wo sein Neffe, woher auch das Gerücht kam, auf das grausamste beleidigt war. Der König würde dem Grafen von Toulouse nicht eine Thorheit haben begehen lassen, deren Folgen gränzenlos gewesen wären und die den letzten Rest seines Lebens untergraben

ben und mehr als wahrſcheinlich, zuletzt und nach ſeinem Tode den Untergang der legitimirten Kinder bewirkt hätte. Der Herzog von Berry, Schwiegerſohn des Herzogs von Orleans, berauſcht von Liebe für ſeine Gemahlin, welche ihrem Vater ganz ergeben war, und der gemeine Höfling, der ſo gern zu gefallen ſucht, wenn es keine Gefahr koſtet, und ſo auch der große Hauſe der Welt hätten nicht leicht bey dieſen traurigen Umſtänden, wo man bey der Lage des Herzogs und bey dem Alter des Königs den Herzog von Berry und ihn in der Perſpective erblickte, gegen ihn Parthei genommen. Dieß war es ohne Zweifel, was der Herzog du Maine fürchtete und was er mit ſo viel Geſchicklichkeit durch den Marquis von Effiat und ſeinen heilſamen Rath abzuwenden wuſte. Aber ich ſprach mit ſeiner Schweſter, die in Vergleich mit ihm Gemahl und Kinder nicht achtete und die, ein Ungeheuer von Stolz, mit ihm ohne alle Achtung und Liebe lebte; ich hütete mich alſo, ihr etwas von dem zu eröffnen, über was ich mich ſo eben verbreitet habe. Ich begnügte mich im allgemeinen, aus andern Gründen, die ich aufſtellen konnte, jenen gegebenen Rath und beſonders die ſchnelle Befolgung deſſelben zu tadeln.

Während wir beyde ſo allein mit einander plauderten, kam der Herzog von Orleans. Nie habe ich einen Menſchen ſo tief niedergeſchlagen und ſo tief gekränkt geſehen. Er wiederholte mir, was ich ſo eben gehört hatte, erzählte mir, was zwiſchen dem Könige und ihm zwiſchen dem Lever und der Meſſe vorgegangen ſey, und daß er auf dem Rückwege Befehl gegeben habe, daß ſich Homberg in die Baſtille begeben ſollte. Ich ſagte ihm, wie ich es gegen die Herzogin gethan hatte, meine Meinung darüber, aber ohne Nachdruck, weil es doch einmal geſchehn war und mir der Zuſtand, in welchem er ſich befand, mehr Mitleid erweckte, als mich

von dem ſtrengen Verfahren etwas hoffen ließ. Ich ſagte ihnen, was ich von Marechal erfahren, ſchwieg aber vom Herzog du Maine, von welchem ich erſt den Nachmittag unter vier Augen mit dem Herzog von Orleans ſprach. Den andern Tag erfuhr ich von ihm, daß ihm der König ganz trocken erklärt habe, er habe in Rückſicht Hombergs ſeine Meynung geändert; es ſey nicht nöthig, daß er ſich in die Baſtille begebe, er werde daſelbſt nicht angenommen werden; als er in ihn habe dringen wollen, habe der König ſich von ihm weggewendet und ſey in ſeine Garderobe gegangen, und er habe das Cabinet verlaſſen; er komme demnach, dieſe Veränderung der Sache Homberg zu melden, der aber, wie wir nachher erfuhren, auf den vom Herzoge von Orleans erhaltenen Befehl ſich in die Baſtille begeben hatte und daſelbſt nicht angenommen worden war. Von dieſem Tage an, ſeit dem erſten Ausbruch der Sache zu Marly und im Publikum, war der Herzog von Orleans nicht allein von aller Welt verlaſſen, ſondern der große Hauſe der Höflinge drängte ſich, ſo wohl bey dem Könige als im Sallon, von ihm weg. Wenn er ſich einer Gruppe von Hofleuten näherte, ſo machte ein jeder, ohne alle Schonung, links oder rechts um, und fanden ſich an einem andern Ort wieder zuſammen; ſo daß es ihm unmöglich war an jemanden anzukommen, auſſer durch Ueberraſchung; und ſogar dann ließ man ihn bald auf die ſchimpflichſte Art allein ſtehen. Alle, ſelbſt die Damen, verließen auch auf eine Zeit die Herzogin von Orleans und es gab einige, die ſich nie wieder zu ihr fanden.

Nachdem die Sache ſo erbärmlich eingeleitet und behandelt worden war, mußte man den Sturm vorüber laſſen; aber der Sturm wurde zu ſorgfältig unterhalten. Man ſetzte dieſe Entfremdung gegen den Her-

Herzog und diese Scheu ihn zu nahen fort, bis zum letzten Aufenthalte in Marly vor dem Tode des Königs, der damals offenbar drohte; und wenn die abscheulichen Gerüchte in Paris und in den Provinzen sich zu legen schienen, so fanden sich daselbst Emissäre, die sie geschickt und sorgfältig wieder auffrischten, und andere, die das Echo davon am Hofe wiedertönen ließen.

14.

Unterdessen war der König alt geworden, ohne daß man im Aeussern seines Lebens eine Veränderung sahe. Diejenigen aber, die ihm näher waren, fiengen seit einiger Zeit an seinen nahen Tod zu fürchten. Es ist hier nicht der Ort, von seiner bis dahin so starken und gleichförmigen Gesundheit zu sprechen. Genug sie war untergraben: von den härtesten Schlägen des widrigen Geschicks getroffen, das er so lange zu beherrschen gewohnt war, hatten ihm die häuslichen Unglücksfälle noch weit tiefere Wunden geschlagen. Alle seine Kinder waren von seiner Seite hinweggerafft und ließen ihn den tödlichsten Betrachtungen zum Raube: er erwartete selbst jeden Augenblick eine ähnliche Todesart; und statt daß er in dieser Gemüthslage bey denen, die seinen vertrautern und häufigen Umgang ausmachten, Ruhe hätte finden sollen, fand er daselbst neuen Zuwachs seines Kummers, den einzigen Marechal ausgenommen, der seinen Verdacht zu heilen bemüht war. Fr. von Maintenon, der Herzog du Maine, Fagon, Blouye und die übrigen ersten Valets des Innern, an den Herzog und seine alte Gouvernante verkauft, suchten nichts als ihn zu vermehren; und in Wahrheit hatten sie dabey keine große Mühe. Niemand zweifelte an der Vergiftung, und niemand konnte im Ernst daran zweifeln; Marechal

war

war selbst davon überzeugt, nur behauptete er das Gegentheil gegen den König, um ihn von einer unnützen Qual zu befreyen, die ihm nur Schaden thun mußte. Was den Herzog dú Maine betrifft, so war es nur zu sehr sein Interesse, ihn in dieser Furcht zu erhalten, und eben so das Interesse der Frau von Maintenon, um ihres Hasses willen und um ihren Liebling zu unterstützen. Der ganze Abscheu der Sache fiel also auf den Herzog von Orleans, auf dessen Sturz sie es angelegt hatten, so daß der König, mit diesen Gedanken beständig genährt und den Prinzen, den man für den Giftmischer angab, beständig in Augen habend, sich in der schrecklichsten Lage befand, sowohl bey Tafel, als zu gewissen Stunden in seinem Cabinete. Man kann daraus auf den ewigen Kampf in seinem Innern schließen.

Mit seinen Kindern hatte er auch die Herzogin von Burgund verloren; ein unersetzlicher Verlust, denn sie war die Seele und Zierde des Hofes, noch mehr aber sein Zeitvertreib, seine Freude, der Gegenstand seiner Zuneigung, seines Wohlgefallens fast in der ganzen Zeit, wo er sich nicht öffentlich zeigte. Nie, seit er König war, hatte er sich mit irgend jemand ausser ihr vertraut gemacht, und wir haben gesehen, bis zu welchem Grade diese Vertraulichkeit gieng: eine solche Leere war nicht auszufüllen; und der Schmerz über ihren Verlust stieg immer höher und ließ ihm keine Ruhe mehr finden. In dieser traurigen Lage suchte er sie wo er konnte, indem er sich der Frau von Maintenon und dem Herzog dú Maine immer mehr ergab. Ihre grenzenlose Devotion, ihre beständige Einsamkeit flößten ihm Zutrauen zu ihnen ein. Sie hatten von lange her die Kunst gebraucht, ihn glauben zu machen, daß der Herzog dú Maine, wiewohl mit

Ta-

Talent und Fähigkeit für die Geschäfte ausgestattet, in welcher Meynung er ihn durch die äussersten Details seiner Chargen (und diese Details gehörten zu den Liebhabereien des Königs,) bestärkte: sie hatten, sage ich, ihn glauben gemacht, daß der Herzog du Maine von allen Planen und Absichten frey, ja dazu ganz unfähig, einzig und allein mit seiner Familie als ein guter Hausvater beschäftigt sey; daß er für Größe nur Sinn habe, insofern er für die Größe des Königs, aus Ergebenheit äusserst portirt sey; ein Mensch ohne Ansprüche, aufrichtig, grad und derb, der, wenn er den ganzen Tag aus Pflicht und Liebe zu ihm für seine Chargen gearbeitet und die gehörige Zeit dem Gebet und der Andacht gewidmet habe, sich einsam auf der Jagd amüsire und in seinem häuslichen Zirkel der angebornen Lustigkeit seines Gemüthes nachhänge, und der oft nicht wisse, was am Hofe und in der Welt vorgehe. Alles dieß gefiel dem Könige ausserordentlich, und machte, daß er sich vollkommen wohl in der Gesellschaft, eines sonst so geliebten Sohnes befand, der beständig nahe um ihn war, und ihn mit seinen lustigen Erzählungen und seinem Witze so wohl unterhielt, worin er wirklich mehr als irgend jemand, den ich gekannt habe, excellirte. Seine Manier war angenehm und leicht; er wußte weh zu thun und grausam das Lächerliche zu treffen, und alles mit Maaß und Ziel, der Zeit, der Gelegenheit, der Laune des Königs angemessen, den er von Grund aus kannte, und nachdem die Sachen wirkten; er wußte das Lächerliche mit so viel Kunst, Natürlichkeit und Anmuth zu geben, daß man geglaubt hätte, er hätte gar nicht daran gedacht; und dabey immer, sobald er wollte, der treflichste Pantomimiker. Hält man diese Seite seines Characters mit dem zusammen, was sonst von ihm berührt worden ist, so wird man mit Schrecken fühlen,

wel-

welch eine Schlange an des Königs Seite dem Herzog von Orleans drohte.

15.

Bey dem Zuſtande, in welchem ſich der König befand, und bey der Gewalt, welche Frau von Maintenon und der Herzog du Maine, in vollkommner Eintracht mit einander, auf das Gemüth des Königs ausübten, fanden ſie es für gut, eine ſo koſtbare Zeit zu benutzen, die, wie ſie fühlten, nicht lange mehr dauren konnte. Wenn auch die Krone nicht das Ziel war, wornach ſie ſtrebten, woran man auf den erſten Anſchein ſchwerlich zweifeln möchte; ſo ſuchten ſie doch gewiß alle mögliche Größe und ſuchten ſich einer Gewalt zu verſichern, wodurch ſie, bey dem Tode des Königs in einen furchtbaren Vertheidigungsſtand geſetzt, ſich nicht allein dauerhaft behaupten, ſondern ſogar den Regenten zwingen könnten, ſich vor ihnen zu beugen. Alles war ihnen zu dieſem großen Plane günſtig und ſie ſelbſt hatten durch die abſcheulichen Verläumdungen, wodurch ſie den einzigen, dem die Vormundſchaft nicht ſtreitig gemacht werden konnte, nach einem tiefen durchgeführten Plan ſchwarz gemacht hatten, die Bahn dazu gebrochen. Es war ihnen durch mannichfaltige Kunſtgriffe und Argliſten gelungen, die unwiſſenden und leichtgläubigen zu überreden, die übrigen argwöhniſch zu machen, ihn wenigſtens allen in Paris und in den Provinzen verdächtig zu machen, mehr aber noch am Hofe, wo niemand mehr ſich dem Herzog von Orleans nähern wollte oder es wagte. Dieſe Gerüchte konnten nicht immer dauern, und man wurde endlich müde, immer von einer Sache zu ſprechen. Die Gerüchte fiengen bisweilen an, zu ſchweigen, aber alsbald erhielten ſie neues Leben, und man hörte von nichts anderm mehr ſprechen, ohne zu wiſſen,

woher es von neuem komme: und auf dieſe Art wiederholten ſich die Windſtöße immer von neuem, und erhielten ſich lange Zeit durch dieſelben Mittel, die ihnen die erſte Entſtehung gegeben hatten. Dieſe Gerüchte halfen durch Erzählung des angeblich gehörten die ſchrecklichen Vorſtellungen des Königs beleben, und ſie konnten ihn ſo mit den unglückſeeligſten Gedanken ſeinen Neffen betreffend unterhalten, wovon ſie ohne den Vorwand des öffentlichen Gerüchtes nicht öfters zu ſprechen hätten wagen können. Auf dieſe Weiſe, mit Hülfe der geheimen Valets, beſtärkten ſie den König durch das Publicum, und das Publicum durch den König, deſſen Abneigung gegen ſeinen Neffen immer ſichtbarer am Hofe wurde, und ſie ſelbſt wußten die Gerüchte daſelbſt zu unterhalten. Mehr bedurfte es nicht, um zu machen, daß ſich die unverſchämtern Höflinge und nach ihrem Beyſpiele die übrigen, theils aus Argwohn, theils aus Furcht ſich zu Grunde zu richten, vom Herzoge von Orleans zurückzogen. Die am beſten von der Lage der Dinge unterrichteten, die noch weit furchtſamer waren, weil ſie offenbar den Herzog du Maine und Frau von Maintenon als die erſten am Hofe ſahen, halfen die Gerüchte in Paris verbreiten und füllten damit die Provinzen. Durch ſolche Mittel unterſtützt, die ſie nach Gefallen wirken ließen, was vermochte da ein Prinz gegen ſie, der allein in der ſchrecklichen Lage da ſtand, in welche ſie ihn geſtürzt hatten? Wie ſollte er ſeine Unſchuld beweiſen in dieſer Sache? Und was ſollte er übrigens thun, um ſich vor den Augen des Königs rein zu waſchen, der ſo verblendet war, und vor den Augen eines Publicums von Thoren, Boshaften oder Furchtſamen? Konnte der Herzog du Maine beſſres Spiel haben? Dieß fühlte er und Frau von Maintenon auch ſo gut, daß, ſobald ſie ſicher waren, die Sachen auf dieſen Punkt geführt

zu haben, ſie alſobald anfiengen, zu den Planen, die ſie für die Gegenwart und Zukunft entworfen hatten, den Weg zu bahnen.

Je genauer ſie den König kannten, je mehr ſie ihn zu bis dahin unerhörten Begünſtigungen ſeiner legitimirten Söhne gebracht hatten, und je mehr ſie ſahn, bis zu welchem Grade der Schwachheit gegen ſie den König ſeine Zärtlichkeit und ſein Stolz führten; deſto mehr hatten ſie auch bey jedem erhaltenen Vortheil gefühlt, daß es nicht ſowohl ein Geſchenk, als eine Eroberung ſey, gegen welche die alten Vorſtellungen des Königs ſo ſehr geſträubt hatten, daß ſie es mehr erobert als erbeten und es der Klugheit, den Kunſtgriffen, dem zu Leibe Gehen, wenn man dieſes Wort wagen darf, der Behartlichkeit, mehr als irgend etwas, und dem innern Widerwillen, denen, die man liebt, von denen man geliebt werden will und mit denen man einzig vertrauten freyen Umgang pflegt, ihre liebſten Wünſche abzuſchlagen, zu verdanken hatten. Dieſe Betrachtungen, die letzte beſonders, führten ſie zu andern. Es war hier nicht mehr von Chargen, Gouvernements, Anwartſchaften, noch weniger von Ehrenbezeugungen die Rede: die Neigung hatte die erſtern erleichtert; der Stolz, unterſtützt von ihren Kunſtgriffen, hatte nach und nach die übrigen entlockt. Sie erinnerten ſich mit Schrecken an das, was wegen des den Kindern des Herzogs du Maine ertheilten Ranges vorgegangen war, und wie nahe ſie dem Schimpfe geweſen waren, denſelben kaum errungen widerrufen zu ſehen. Alle dieſe Dinge waren erſchöpft, weil ſie auf den höchſten Punkt getrieben waren; die Herzöge, die fremden Prinzen, die Marſchälle von Frankreich, ſelbſt die Ambaſſadeurs und die Kardinäle waren dadurch hart beleidigt worden; aber alles dieß war nicht im

Stande geweſen, ihre Schritte aufzuhalten, und der König, trotz ſeines ſo oft gezeigten Widerſtandes, hatte ſich endlich in jeder Rückſicht die Hände binden laſſen. Was ſie jetzt wollten, war etwas ganz anderes, ſie wollten etwas werden, was man nicht werden kann. Sie wollten aus einem, wiewohl gekrönten, Geſchöpf einen Schöpfer machen; wollten die Prinzen von Geblüte bey ihrem heiligſten Rechte, das ſie von allen Geſchlechtern der Menſchen unterſcheidet, angreifen; wollten das tyranniſchſte, unerhörteſte, verderblichſte Geſetz einführen; wollten die älteſten heiligſten Geſetze vernichten, mit der Krone ſpielen, die Nation unter die Füße treten; und endlich wollten ſie zu einem ſolchen entſetzlichen Unternehmen einen Menſchen bewegen, der die Natur nicht beherrſchen und nicht machen kann, daß das, was nicht iſt, ſey; ſie wollten das Haupt dieſes einzigen Stammes (dem die Beſchützung dieſer Rechte ſo ganz heilig ſeyn muß, indem er nur durch ſie König iſt und ſeine Kinder nach ihm), dieſen König der treuſten Nation, überreden, ſie ſo zu entehren und alles, was ſie heiliges hat, umzuſtoßen, um die Frucht eines doppelten Ehebruchs, einen Menſchen, den er erſt aus dem Nichts hervorgezogen, in Frieden krönen zu können. Seit es Franzoſen giebt, war dieſer Gedanke in keines Menſchen Kopf gekommen. Bey allen Nationen, ſelbſt bey den Wilden, war ſolch ein Entwurf unerhört, ſo groß war die Tollheit es zu unternehmen; und er konnte nicht ſo nackend gezeigt werden, ohne ſie unter ſeinen Trümmern zu begraben und alles, was ſie erobert hatten, umzuſtürzen.

Sie ſahen daher nichts übrig, als ein Teſtament des Königs, von ihnen ſelbſt dictirt, von dem ſie das Gelingen ihres Planes und die Dauer ihrer neuen Exiſtenz hoffen konnten. Die Ehrfurcht des Volkes für den

Verlust aller ihrer Güter, der Untergang ihrer Stadt, ja der Tod selbst ihnen unausbleiblich gewiß wäre. Sie fühlten sich von der Gnade seines Herrn gerührt, aber bey Gott bäten sie ihn, den Befehl desselben nicht nach Mailand zu bringen, wenn er ihr Verderben nicht wünschte. Der königliche Bote Sicherius sah ganz die Gefahr, in welcher die Einwohner von Lodi schwebten, doch schien es ihm gegen seine Pflicht, seinen Auftrag nicht zu vollführen; auch wußte er, daß Friedrich buchstäblichen Gehorsam verlangte, und versicherte daher den Bürgern, er würde es nicht wagen, je wieder nach Teutschland zurückzukehren, wenn er ihrer Bitte Gehör gegeben hätte. Mit Thränen im Auge riß er sich von ihnen los, mit banger Ahndung sahn sie ihm nach, zitternd erwarteten sie den Blitz, welcher ihre Hütten und sie selbst vernichten würde; am Tage schreckte sie jede Gestalt, die in der blauen Ferne erschien, nur Säuglinge schlummerten zur Nachtzeit. Da sprengte Sicherius gegen die Stadt heran, athemlos, mit verstörten Blicken. Er hatte den Konsuln von Mailand das Schreiben überreicht und diese hatten es in öffentlicher Versammlung gelesen, wüthend an die Erde geworfen und das königliche Siegel mit den Füßen zertreten. Das Volk war auf den Gesandten losgestürmt, kaum hatte er durch die Flucht sein Leben gerettet; den Tag über mußte er sich versteckt halten, bis er in der folgenden Nacht Mittel fand,

den Testator und die neuen Stufen der Macht, zu denen sie sich in der Folge erhoben haben würden, gründeten ihre Hoffnungen. Nicht als ob der Herzog du Maine nicht das gewöhnliche Loos ähnlicher Sicherungsmittel hätte voraussehen können; aber er war auch nicht in dieser Rücksicht im gewöhnlichen Falle, da er so viele Kunstgriffe und Maschinerien von lange her künstlich angelegt und unterhalten hatte. Er hatte den König und das Publikum die schrecklichsten Dinge vom Herzoge von Orleans glauben gemacht, was ihm am meisten nützlich seyn konnte; jetzt war die Zeit, die Früchte davon zu erndten. Dieß bestand darin, daß er die Disposition, in welche er den König versetzt, benutzte und ihn um seines Gewissens willen zum Besten des einzigen Sprößlings, der ihm unmittelbar auf dem Throne folgen sollte, und um des Königreiches willen zu folgendem zu bewegen suchte: 1) daß er so viel als möglich die Macht eines verdächtig gewordenen Prinzen schwächte, dem vermöge der Renunciationen niemand als dieser Sprößling in seiner frühsten Jugend den Weg zur Krone versperrte; 2) daß er, in Ermangelung von Prinzen von Geblüte von gehörigem Alter, seine legitimirten Kinder mit der dem Regenten entzogenen Macht bekleidete; den Herzog du Maine zum Vormund und unumschränkten Herrn dieses kostbaren Sprößlings machte, ihn nur mit Personen, die dem Herzog du Maine ergeben, umgäbe und ihm über diese und den ganzen Civil- und Militäretat alle vom Regenten unabhängige Macht ertheilte. Der Herzog hatte Ursache sich zu schmeicheln, daß die durch seine Sorge am Hofe, in Paris, in den Provinzen, von dem Herzog von Orleans verbreitete Meinung durch diese entehrenden Dispositionen mächtig verstärkt werden würde; daß alles, statt Anstoß daran zu nehmen, seinen Beyfall dazu geben würde; daß er auf diese Art als der Wächter und

Beschützer von dem Leben des königlichen Kindes, an welches das Wohl Frankreichs geknüpft sey, dargestellt und angesehen der Abgott der Nation werden würde; daß die Unabhängigkeit des jungen Königs und seines Militär- und Civilstats mit dem öffentlichen Beyfall begleitet, die ihm, auf Kosten des Regenten, durch das Testament ertheilte Macht erhöhen werde; daß der Regent, beschimpft und auf diese Art entblößt und mit der Schmach der über ihn ausgebreiteten und unterhaltenen abscheulichen Gerüchte bedeckt, nicht allein nicht im Stande seyn würde, ihm etwas streitig zu machen, sondern sich nicht einmal gegen die Angriffe zu vertheidigen vermögend seyn würde, welche der Herzog du Maine in der Folge gegen ihn unternehmen könnte; daß in der vortheilhaften mächtigen Lage, in der er sich befinden würde (die ihm für die Gegenwart die Einzelnen und das Volk befreunden und ihm für die Zukunft diejenigen sichern würde, deren Ehrgeiz darauf denken würde, sich bey dem mündigen Könige durch den, dem er Leben und Krone verdankte, einen Platz zu verschaffen); daß er selbst, zur Zeit der Majorität, zu der hohen Stufe emporsteigen könnte, auf der er sich schon im Geiste sahe; er sah daher ein, daß es für ihn wesentlich sey, niemanden um den König zu haben, als ihm Ergebene und von ihm Abhängige, auf die er rechnen könnte; daß er diese also, für alle Aemter der Erziehung, im Testamente wählen und ernennen lassen müßte, theils um sie dadurch gegen den Regenten unverwundbar zu machen, theils den Schein, als wolle er sich absolut machen, wenn er es nachher selbst thäte, von sich zu entfernen, theils um sich nicht dem Mißvergnügen der darnach strebenden auszusetzen, und um in dieser Rücksicht jeden Schein eines Streites mit dem Regenten zu vermeiden und doch seine eignen Wahlen durch das Testament, dem sie ganz allein zuzuschreiben

wären,

wären, autoriſiren zu laſſen, und daß endlich in dieſer Art von Herrſchaft, im Fall eines Todesfalls, und um durch die für die Erhaltung des koſtbaren Kindes ſo mannigfaltigen getroffenen Sicherungsmittel den Regenten von ganz Frankreich noch verdächtiger zu machen, ein Bruder dem andern ſubſtituirt, und um das Auffallende zu vermeiden, dem zu ernennenden Gouverneur ein Vizegouverneur an die Seite geſtellt werden müßte.

So vergaß der Herzog du Maine ſelbſt nicht, auf einen andern Gouverneur zu denken, um den künftigen Regenten möglichſt zu entehren, dem er nichts als den Namen zu laſſen gedachte, und eigentlich wollte er alle Gewalt einem Conſeil geben laſſen, das durch das nämliche Teſtament ernennt und zwar genau ſo zuſammengeſetzt werden ſollte, daß die beyden Brüder durch Einführung der Mehrheit der Stimmen die Herren darin ſpielten. Es iſt noch nicht Zeit aus einander zu ſetzen, wie der Herzog du Maine alle die verſchiednen Wahlen zu bewerkſtelligen wußte; ſie blieben alle, bey Lebzeiten des Königs, unter dem Siegel des undurchdringlichſten Geheimniſſes. Wir warten alſo mit Aufführung derſelben, bis die Eröffnung des Teſtamentes dieſelben enthüllt.

Es war noch ein Punkt übrig, der nicht der mindeſt ſchwierige war, und der, wie die vorigen, mehreres zugleich bewirkte: dieß war die Sicherheit des Teſtamentes, wenn es ihnen daſſelbe zu erhalten gelungen war: eine Sicherheit, die ganz vollkommen ſeyn, und durch das Aufſehn und die Sonderbarkeit den Reſpect für dieſe Anſtalten vermehren ſollte; eine Sicherheit, die die Stimme des Volks zum voraus für das Teſtament gewinnen, kurz, die Execution alles darin enthal-

tenen dem Parlamente und der ganzen Magistratur des Königreiches zum besondern Geschäft machen sollte.

Aber, durch welches Mittel war die Abneigung des Königs gegen das Parlament zu überwinden, die ihm noch von seiner Minderjährigkeit her immer gleich stark geblieben, die oft in Eifersucht und Haß übergegangen war und ihn zu unaufhörlichen Demüthigungen desselben getrieben hatte? eine Stimmung, welche verschiedene Erschwerungen von Auflage-Edicten unterhalten und die Händel mit Rom und neuerdings die wegen der Constitution sehr gesteigert hatten. Sein Testament der Bewahrung des Testamentes anvertrauen, hieß in Wahrheit nicht bloß die Autorität des Parlamentes hinzufügen und seinen letzten Willen durch dieselbe bestätigen; sondern es hieß gewissermaßen zur Sicherheit des Instrumentes und Garantirung desselben bey seiner Eröffnung, als seines Depositums, für das er stehen müsse, diese Autorität anerkennen.

Wer den König kannte, wer die Festigkeit seiner Grundsätze, die Stärke einer ununterbrochenen Gewohnheit, seine äußerste Delicatesse für alles, was auch nur in der größten Ferne den leisesten, nachtheiligen Bezug auf seine Autorität hatte, kannte, der mußte diese letzte Schwierigkeit für unübersteiglich ansehen.

Aber es war beschlossen, daß zur Bestrafung des durch einen doppelten Ehebruch der Welt gegebenen Aergernisses, der, welcher der erste aller Menschen und bis heute der einzige war, der durch ein Uebermaaß von Macht das Laster aus dem Nichts hervorgezogen und dadurch seine Nachfolger ermuntert hatte, dasselbe auch zu begehen, bey jedem Schritt, den er nachher zu Gunsten desselben thun würde, die Ungerechtigkeit und Schimpflichkeit desselben in ihrer ganzen Größe fühlen sollte;

sollte; daß er wider seinen Willen immer weiter vorschreiten und von Stufe zu Stufe, alle mit Widerstreben überschritten, endlich in der Reue seiner Seele und der Verzweiflung seiner Schwäche erseufzend noch so weit gehen sollte, daß er sein Laster durch die ungeheuerste entsetzlichste Apotheose krönte.

Um mit einem Male zu dem doppelten Ziele, das nicht getrennt werden konnte, nämlich zu der Fähigkeit zur Thronfolge, mit Namen, Titel und vollem Range eines Prinzen von Geblüt und zu dem Testamente zu gelangen; war die doppelte Stelle Voisins ein herrlicher Gedanken und ein Werkzeug in der Hand des Herzogs du Maine und der Frau von Maintenon, das stets gegenwärtig, und für alles gleich nothwendig und tauglich war, indem er als Kanzler und Staatssecretär, Gelegenheit und Vorwand hatte, den König zu jeder Stunde zu sprechen und mit ihm zu arbeiten: auf ihn fiel daher auch die ganze Bürde. Man mußte ganz Sklav und ein zu allem zu brauchender Diener seyn, um es zu wagen, sich mit der Einleitung einer solchen Sache zu befassen; aber noch mehr mußte man von der unglaublichen Schwachheit des Königs für den einen und die andere unterrichtet seyn und mußte jede abschreckende Ansicht der Sache und ihrer Folgen, alle Rechtschaffenheit, Religion, Ehre, Vaterlandsliebe aus den Augen setzen und sie auch nicht mit dem leisesten Faden berühren. Wenn man bedenkt, daß Voisin, der seine Tochter verheyrathet, der weder Sohn noch Neffen hatte, dessen Großvater einer der Blutschreiber des Parlamentes gewesen, der noch einmal so hoch über seinen Stand gestiegen war, und nichts mehr brauchte, als sich auf dieser Höhe zu erhalten, daß er nichts zu fürchten hatte, wenn er die Unmöglichkeit der Sache vorgewendet hätte, und sich noch dazu durch diese dem

Regenten so nützliche Handlung von Ehre und Klugheit seine Existenz nach des Königs Tode mehr gesichert hätte: so fühlt man sich bald geneigt, an die Wirklichkeit und Wahrheit der Teufelsbesitzungen zu glauben, wiewohl kein Sinn dafür spricht; und noch mehr wird man überzeugt, wenn man den Tod dieses unglücklichen Mannes dagegen hält.

Die beyden Consuln und ihr Lictor kamen demnach über alles und über die Rolle eines jeden von ihnen in dieser unglückseligen Tragödie mit einander überein: sie zweifelten nicht, daß ein so auffallender Vorschlag, der keinen Grund als den nahen Tod haben konnte, einem Könige von siebzig Jahren gethan der von dem Gedanken des Todes und von der Todesart aller seiner Kinder im Innern der Seele zerrissen war, mit Schmerz, Kränkung und Widerwillen werde aufgenommen werden. Auch beschlossen sie, daß man es ihm nur nach und nach klug wiederhohlt beybringen müsse; denn sie fürchteten, daß ihnen durch ein Verbot, je wieder auf ein so hartes Gespräch zurückzukommen, Stillschweigen aufgelegt werden möchte. Jedesmal, wenn Voisin einen Versuch gewagt hatte, legte er seinen zwey Committenten Rechenschaft ab und schöpfte von ihnen neue Kraft und Einsicht. Diese, wiewohl behutsam geführte, Mine traf aber auf einen Felsen, der jedes Werkzeug abstumpfte; die Maintenon und du Maine änderten daher den Plan des Angriffs.

Sie ließen Voisin leiser zu Werke gehen, der sein Anbringen in Vorschläge umgekleidet hatte, um zu dem verabredeten Zwecke zu gelangen, während sie selbst sich dem Könige nur unter einer ganz andern Gestalt zeigten, als sie bis jetzt vor ihm angenommen hatten. Sie waren immer nur damit beschäftigt gewesen, ihm

zu gefallen, und ihn jedes in seiner Art zu amüsiren, ihm seine Wünsche in den Augen zu lesen, ihn zu rühmen, mit einem Worte ihn anzubeten: sie hatten, soweit es möglich war, seit dem Tode der Dauphine, ihre Bemühungen verdoppelt, sie waren die einzigen, mit denen er lebte. Da sie ihn in dem, was sie für die Hauptsache ansahen, um welchen Preis es wäre, nicht nach ihrem Willen bewegen konnten, so wollten sie ihn dazu zwingen und nahmen daher eine andere Gestalt an, in der vollkommnen Zuversicht, daß sie dabey keine Gefahr liefen. Sie wurden nun beyde ernst, oft finster, stumm, thaten nichts für die Unterhaltung und ließen oft das, was der König dafür zu thun bemüht war, durchfallen; oft antworteten sie gar nicht, wenn es nicht geradezu eine Frage war: so daß dieser stolze König, der den demüthigen Bitten des Parlamentes und der größten Männer um irgend etwas für das öffentliche Wohl oft so stolz widerstanden hatte, sich so weit erniedrigte, die Insolenz seines Bastardsohns und seiner Betschwester geduldig zu ertragen.

16.

Auf diese Weise gelang es der Anhaltsamkeit der beyden, welche von Seiten der Frau von Maintenon im Zimmer des Königs, so lange er sich daselbst befand und von Seiten des Herzogs du Maine in den Cabinets, im Privatzirkel, sich immer gleich blieb, dem Könige eine Last fühlen zu lassen, die um so trauriger war, als sie ihm unbekannt war. Durch diese zwangvolle finstere Verschlossenheit war sogleich auch der kleinen Zahl der Hofleute in den Cabinets und bey der Maintenon den wenigen Damen, die immer dieselben, an den Tagen, wo mit den Ministern keine Arbeit war, zu den Privat-Diners, zu den Concerts,

Spie

Spielen gezogen wurden, dasselbe Schweigen auferlegt und dadurch aller Zeitvertreib und Erholung des Königs in Langeweile umgestimmt, ohne daß dieser sich wo anders hätte dafür entschädigen können.

Diese Damen wären Frau von O, Frau von Caylus, Madame Dangeau und Frau von Levi, die intime Freundin der Herzogin von Saint Simon und auch von jeher die meinige. Sie richteten sich stets nach Frau von Maintenon; sie ließen sich durch den Vorwand ihrer Unpäßlichkeit täuschen; aber als es zu lange und ohne alle Veränderung dauerte, als das Gesicht keine Spur von einer Krankheit zeigte, als sie in ihrem gewöhnlichen Leben keine Veränderung sahen, als der König auch so ernst und traurig wurde; so wurden sie stutzig und spähten und lauschten. Es beunruhigte eine jede die Furcht, daß sie die Ursache seyn möchte, und diese Furcht machte sie selbst immer mehr für die Gesellschaft untauglich, und mehrte den Zwang, den ihnen die Zurückhaltung und das Beyspiel der Fr. von Maintenon auflegte. In den Cabinets beschränkte sich alle Unterhaltung auf frostige Jagdgeschichten, auf das Gespräch von den Planen von Pambouillet, welches der Graf von Toulouse führte, der nicht zum Complot gehörte, aber kein guter Gesellschafter war, und auf einige Anecdoten, welche die geheimen Valets zum Besten gaben, die auch nachzulassen anfiengen, sobald sie bemerkten, daß der Herzog du Maine nichts mehr auffaßte und sie nicht mehr, wie gewöhnlich, unterstützte. Marechal und die andern, erstaunt über diese ungewohnte Verschlossenheit des Herzogs du Maine, sahen sich einander an und forschten nach der Ursache, die sie nicht zu entdecken vermochten. Alle sahen den König traurig, von Langeweile gequält; sie fürchteten deswegen für seine Gesundheit, aber keiner wagte oder wußte

etwas

etwas zu thun. Die Zeit vergieng und diese Verschlossenheit mehrte sich mit ihr.

So weit war es den von dem Aeussern des Privatzirkels unterrichteten gestattet durchzuschauen; und ich würde einen Roman und keine Geschichte schreiben, wenn ich von den unter vier Augen wahrscheinlich vorgegangenen Scenen, während der langen Zeit, daß diese Maschinerie ununterbrochen fortgesetzt wurde, etwas zu wissen scheinen wollte. Die Wahrheit fodert, daß man beydes sage, was man weiß und was man nicht weiß. Ich kann also nicht weiter gehen und in die tiefe Dunkelheit dieser Geheimnisse nicht eindringen. Gewiß ist, daß sich die beyden Privatzirkel zu eben so großem Erstaunen der Zeugen, als ihnen jene fortgesetzte Verschlossenheit verursacht hatte, auf einmal wieder versammelten. Sie konnten nicht besser die Ursache des Endes als die des Anfanges einsehen und gelangten auch nicht eher zu dieser koppelten Einsicht auf einmal, als einige Tage nachdem die Maintenon und du Maine vor dem Könige, mit einer Art von Wunder, ihre gewohnte Gestalt wieder angenommen hatten; das heißt: erst nach dem entsetzlichen Ausbruche des auf Frankreich einstürzenden, ganz Europa in Erstaunen setzenden, Ungewitters.

Ich muß nun zu dem abscheulichen Ereigniß gehen, welches dem andern so schnell folgte, mit dem es zugleich beschlossen worden. Wir haben schon aus den dem Könige gegen du Maine entfallenen Aeusserungen, wegen des ihm für die Fähigkeit zur Thronfolge so eben zugestandenen und aus seinem so bedeutungsvollen Ton und Ausdruck gesehen, daß ihm diese Entsetzlichkeit ganz wider seinen Willen abgezwungen worden war. Wir wer-

werden sehen, daß der Monarch, der sich vor vielen andern in seiner Gewalt hatte, sich über das nämliche und über sein Testament noch weniger zurückhielt.

Einige Tage vorher, ehe diese Neuigkeit auskam, war er mit den beyden legitimirten Prinzen in Gegenwart des kleinen innern Zirkels der Valets, d'Antins und d'O's in seinem Cabinet. Noch voll von Unwillen über den Exceß des ihm von seinen legitimirten Kindern abgezwungenen vollen Standes und Rechtes als Prinzen von Geblüt und der Fähigkeit zur Thronfolge, sah er sie beyde an und sagte auf einmal mit einer Miene voll Verdruß und Aerger, indem er mit finsterm Blicke die Rede an dü Maine wendete: „Ihr habt es ge„wollt; aber wenn, statt daß ich euch jetzt noch so groß „mache und ihr es bey meinem Leben seyd, ihr nach „meinem Tode nichts seyd, so mögt ihr dann sehen, „wie ihr das geltend macht, was ich für euch gethan „habe, wenn ihr könnt." Alle Anwesenden fuhren bey dem so unerwarteten Donnerschlag zusammen, der so ganz dem Charakter und der Gewohnheit des Königs entgegen war, und wodurch der Ehrgeiz des Herzogs dü Maine und die Gewalt, die er der Schwachheit des Königs angethan, der sich dieselbe so wie dem legitimirten Sohne seinen Ehrgeiz und Ungestüm vorzuwerfen schien, in voller Blöße dargestellt wurde. Jetzt war dem geheimen Zirkel, der bis dahin so erstaunt und betroffen, und wegen der in diesem Zirkel so offenbar bemerkten Veränderung des Herzogs dü Maine (wovon wir gesprochen haben) so besorgt gewesen war, die Hälfte weggezogen; und das, was zwey Tage nachher geschah, machte vollends alles klar. Die Bestürzung des Herzogs dü Maine bey diesem harten Ausfall des Königs, den kein sich darauf beziehendes Wort veranlaßt

zu entkommen. Unbeschreiblich war das Jammern und der Schrecken der Einwohner von Lodi. Viele verliessen sogleich ihr Vaterland, um sich andre Wohnplätze zu suchen; einige verweilten am Tage in der Stadt; aber mit dem anbrechenden Abend zerstreuten sie sich gleich Räubern in der Gegend umher: andere wurden am Tage flüchtig, aber sobald es dunkel ward, schlichen sie wie Diebe zu ihren Wohnungen und fürchteten jeden Abend, statt derselben einen Steinhaufen zu finden. So irrten sie in ihrem Elend umher, bis sich endlich das frohe Gerücht verbreitete, Friedrich wäre mit einem teutschen Heer in Italien angelangt.

Als Sicherius an den Hof zurückkam und das Betragen der Mailänder schilderte, ward die ganze Fürstenversammlung und am meisten der König von Zorn und Wuth ergriffen; von dem Augenblick an schwur er den übermüthigen Bürgern einen ewigen Ritterhaß, welcher auch in seinem ganzen Leben von keiner andern Empfindung unterdrückt ward, zumal da er nur durch Mailands Untergang die Macht der lombardischen Städte brechen und nur mit den Ruinen desselben den Boden fest machen konnte, auf welchem sein italiänisches Reich errichtet werden mußte. Uebrigens hatten die Beleidigungen, welche seinem

Gesand-

laſt hatte, ſchien auſſerordentlich. Alle, die dabey waren, die Augen auf den Boden geheftet, wagten nicht Athem zu holen. Eine ziemlich lange Zeit dauerte dieſes tiefe Schweigen und wurde nicht eher unterbrochen, bis der König in ſeine Garderobe gieng, wo nun ein jeder wieder frey Athem ſchöpfte.

Er war in der That ſehr über das, wozu man ihn zu bewegen gewuſt hatte, aufgebracht; aber ähnlich einem Weibe, das Zwillinge gebiert, hatte er erſt ein Ungeheuer geboren, er trug noch eins bey ſich, deſſen er ſich entledigen muſte, und das ihn mächtig beängſtigte, ohne ihm Zeit zu laſſen, ſich von den Schmerzen der erſten Geburt zu erholen.

17.

Der Hof befand ſich zu Verſailles, Sonntag den 27 Aug. 1714, als der erſte Präſident de Mesmes und der Generalprocureur d'Agueſſeau, welche der König hatte kommen laſſen, zu Ende ſeines Levers in ſein Cabinet traten. Sie hatten vorher den Kanzler beſucht und daſelbſt waren auch die zum Inſtrumentale und zur Depoſitenverwahrung gehörigen geblieben. Man kann ſich vorſtellen, daß, ſobald du Maine ſeiner Sache gewiß war, er mit dem erſten Präſidenten, ſeiner Creatur, gute Verabredung getroffen hatte. Als ſie allein mit dem Könige waren, zog er aus einem verſchloſſenen Käſtchen ein groſſes dickes Packet mit ſieben Siegeln hervor. (Ich weiß nicht, ob nicht vielleicht der Herzog du Maine das Myſteriöſe der Apocalypſe, durch dieſe ſieben Siegel hat nachahmen und dadurch dieſes Packet hat heiligen wollen.) Er übergab es ihnen und ſagte: „Meine Herren, dieß iſt mein „Teſtament. Niemand als ich weiß, was es enthält.

„Ich

„Ich übergebe es ihnen, um es im Parlament aufzu-
„bewahren, dem ich keinen gröſsern Beweiſs von Ach-
„tung und Vertrauen geben kann. Das Beyſpiel
„meiner Vorfahren, und das Schickſal des Teſtaments
„meines Vaters, ſagt mir ſehr, was aus dieſem auch
„werden könne; aber man hat es gewollt, man hat
„mich gequält, und mir keine Ruhe gelaſſen, was ich
„auch habe ſagen mögen; nun wohl, ich habe mir
„Ruhe erkauft. Hier haben Sie es, nehmen Sie
„es mit ſich, es mag damit werden, was da will;
„zum wenigſtens werde ich Ruhe haben und nicht
„wieder davon ſprechen hören." Nach dieſen letz-
ten Worten, die er mit dem Kopfe nickend ziemlich
hart ſprach, wandte er ihnen den Rücken, gieng in ein
ander Cabinet und lieſs ſie faſt verſteinert ſtehen. Sie
ſahen ſich einander an, ſtumm vor Erſtaunen über das,
was ſie gehört und was ſie noch beſſer in den Augen
und dem ganzen Ausdrucke des Königs geleſen hatten;
und ſobald ſie wieder zu ſich gekommen waren, giengen
ſie weg und reiſten nach Paris zurück.

18.

Man erfuhr es erſt den Nachmittag, daſs der
König ein Teſtament gemacht und es dieſen Männern
übergeben habe. So wie die Neuigkeit ſich verbrei-
tete, füllte Beſtürzung den ganzen Hof; während die
Schmeichler, im Grunde eben ſo beſtürzt als die übri-
gen am Hofe und als es nachher Paris war, den König
mit Lobſprüchen überhäuften. Den andern Tag, Mon-
tag den 28. kam die Königin von England von Chaillot,
wo ſie ſich beſtändig aufhielt, zu Frau von Maintenon;
der König kam ſie daſelbſt zu ſprechen. Sobald er
ſie erblickte, ſagte er, mit dem Ausdruck des Ver-
druſſes: „Madame, ich habe mein Teſtament gemacht;

„man

„man hat mich gequält, daß ichs machen sollte; und, in„dem er seine Blicke auf Frau von Maintenon rich„tete, ich habe mir meine Ruhe erkauft. Ich kenne „die Unrichtigkeit und Nichtigkeit des Testamentes: „wir vermögen alles was wir wollen, so lange wir le„ben; sind wir aber todt, so vermögen wir weniger „als Privatleute. Man braucht nur an das Schick„sal des Testamentes meines Vaters nach seinem Tode „und so vieler anderer Könige denken. Ich weiß es; „aber gleichwohl hat man es haben wollen: man hat „mir keine Ruhe, keinen Frieden, keinen Aufschub „gelassen, bis es gemacht war. Nun wohl, Mada„me, es ist gemacht; mag damit werden was es will, „wenigstens wird man mich nicht mehr plagen."

Worte wie diese, die die erlittene Gewalt, und den langen hartnäckigen Kampf, ehe er nachgegeben, seinen Verdruß und Widerwillen so ausdrucksvoll bezeichnen, Worte von so auffallendem starken Ausdruck erfordern einen eben so klaren bestimmten Beweis, als sie selbst sind. Hier ist er. Die Worte, die der König zum ersten Präsidenten und Generalprocureur sagte, habe ich von dem erstern selbst, der sie gewiß wohl gemerkt hatte. Doch bemerke ich, denn ich muß genau seyn, daß er sie mir erst lange nachher erzählt hat.

Ich war seit zwey Jahren mit ihm bis zu den größten Ausbrüchen gespannt gewesen. Es dauerte lange und er that nach der Vermählung seiner Tochter mit dem Herzog von Longes, worüber ich auf das heftigste aufgebracht war, so viel Schritte sich mit mir zu versöhnen, daß die Versöhnung endlich zu Stande kam. Und sie wurde so gut hergestellt, daß ich bey ihm alles vermochte, und daß seine Schwester, Frau

von Fonteville, eine Frau von seltener Frömmigkeit und Verstand, die intimeste Freundin von mir und meiner Frau wurde, die sich stets gleich geblieben ist.

Damals war es, daß mir der erste Präsident Wort für Wort alles erzählte, was ihnen der König bey Ueberreichung des Testamentes gesagt hatte. Es ist hier nicht der Ort, von dieser Spannung, noch weniger von unserer Versöhnung zu sprechen. Es ist auch nöthig, daß ich dasjenige beweise, was der König zu der Königin von England gesagt hat, was noch viel stärker und deutlicher ausgesprochen ist, weil er mit ihr freier reden konnte, vielleicht auch weil Frau von Maintenon gegenwärtig war, welche der Ausbruch seines Unwillens über die ihm angethane Gewalt am meisten traf. Ich erfuhr es zwey Tage darauf von Frau von Lauzun, der es die Königin von England noch in ihrem ersten Erstaunen erzählt hatte. Unser Erstaunen war so groß, daß Frau von Lauzun, gegen welche die Königin viel Freundschaft und Offenheit hatte, ihr ihre Aufwartung zu machen eilte, und sie sprach sie oft unter vier Augen, um sich es erzählen zu lassen.

Die Königin ließ sich nicht sehr bitten, so neu war noch ihr Erstaunen, und wiederholte ihr das Gespräch Wort für Wort, wie Frau von Lauzun es uns gesagt, und ich es eben aufgezeichnet habe. Die Wirkung desselben zeigte sich an der so ungewohnten Gesichtsveränderung des Königs, an der Veränderung seines ganzen Wesens, an der Kürze, Kälte und dem Stolze seines ungewöhnlich seltenern Sprechens, an der Art, wie er auf alles, was vorkam, antwortete, an der äussersten peinvollen Verlegenheit der Frau von Main-

Maintenon, welche die vertrautern Damen in ihrer ganzen Größe sahen, und an der Niedergeschlagenheit des Herzogs du Maine, dessen üble Laune aber acht Tage dauerte und sich nur nach und nach wieder verlor. Es ist augenscheinlich, daß sie Auftritte erfahren hatten; aber sie waren im Besitz dessen, was sie so sehr gewünscht hatten, und erkauften es um den leichten Preis, eine vorübergehende Laune zu ertragen, noch dazu durch das, was ihnen begegnete, gesichert, daß, wenn sie es mit Geduld ertrugen und ihr gewohntes Betragen gegen ihn wieder annahmen und vielleicht verdoppelten, er sich bald nur zu glücklich schätzen würde, sich zu ergeben und die von ihnen so theuer erkaufte Ruhe ruhig zu genießen.

Sobald der erste Präsident und der Generalprocureur nach Paris zurückgekommen waren, schickten sie nach Handwerksleuten, die sie in einen Thurm des Palais, hinter dem Nebenzimmer der grand' chambre und dem Cabinet des ersten Präsidenten, dem Archiv gegen über führten. In die Mauer dieses Thurmes ließen sie ein großes Loch machen, legten daselbst das Testament nieder, ließen die Oeffnung mit einer eisernen Thüre und mit einem eisernen Gitter als zweyter Thüre verschließen, und zuletzt wieder zumauern. Die Thüre und das Gitter hatten drey verschiedene Schlösser, die Thüre und das Gitter hatten über dieselben, und für jedes der drey Schlösser war ein Schlüssel, der so jedes der zwey Schlösser schloß.

Einen davon nahm der erste Präsident in Verwahrung, den andern der Generalprocureur und der Oberarchivar des Parlaments den dritten. Sie brauchten die Klugheit, ihn dem Oberarchivar zu geben,

weil diese Deposition gegen die Rechte des Archivs des Parlamentes war, um die Eifersucht zwischen dem zweyten Präsident à mortier und dem doyen des Parlamentes und die durch den Vorzug zu verursachende Trennung zu verhüten. Zu gleicher Zeit versammlete sich das Parlament und der erste Präsident referirte die Sache, wobey er so viel als möglich die Versammlung mit dem durch Uebergebung des Testamentes und anbefohlne Sicherung der darin enthaltenen Dispositionen bewiesenen Vertrauen und erzeigten Ehre zu schmeicheln suchte. Zu gleicher Zeit legten die Sprecher des Königs (gens du Roi) der Versammlung ein Edict vor, das der erste Präsident und der Generalprocureur aus den Händen des Kanzlers zu Versailles, an demselben Morgen, wo ihnen der König das Testament übergab, empfangen hatten. Sie ließen es ins Protokoll eintragen; es war sehr kurz. Der König erklärte darin, daß das dem ersten Präsidenten und Generalprocureur übergebene Packet sein Testament enthalte, in welchem für die Aufsicht und Vormundschaft des minderjährigen Königs und für die Wahl eines Conseil de Regence gesorgt sey, welche Dispositionen er aus gerechten Gründen nicht habe bekannt machen wollen; er wolle, daß das Testament im Archiv des Parlamentes aufbewahrt werde und daß in dem Augenblick, wo es Gott gefallen würde, ihn aus dieser Welt abzufodern, sie in voller Versammlung aller Chambren und der Prinzen und Pärs, in Gegenwart derselben, das Testament eröffneten und die Dispositionen desselben, welche als unverbrüchlich anzusehen seyen, publicirten und von dem Testamente an alle Parlamenter des Königreichs, auf Befehl des Conseil der Regence, Copien absendeten, welche in die Protokolle eingetragen werden sollten.

Die

Es wurde bemerkt, daß in dem ganzen Edict kein Wort von Achtung, von Vertrauen gegen das Parlament gesagt war, auch nicht einmal ein einziges Wort über die Wahl des Archivs zum Aufbewahrungsort und nichts, was auf die Bewahrung der Schlüssel Bezug gehabt hätte. Obgleich das, was der König zum Herzog du Maine über die letzte, ihm zugestandne Gnade des Ranges der Prinzen von Geblüt und der Fähigkeit zur Thronfolge, und was er zum ersten Präsidenten und zum Generalprocureur und zur Königin von England über das Testament gesagt hatte, nicht öffentlich geworden war; so hatte doch das ausserordentliche Erstaunen derjenigen, die das erste mit angehört hatten, und die Verwunderung der zwey Magistratspersonen und der Königin etwas davon ahnden lassen.

Die Verstimmung des Königs war bekannt, man wußte den Grund nicht; der besser unterrichtete Theil des Hofes und durch diese andere, kannten im allgemeinen die Mißhandlung, den Verdruß, den Aerger des Königs; die sonderbare Trockenheit des Edicts bestätigte diese Ueberzeugung; und man zweifelte nicht, daß der König sich geweigert habe, das Edict in dieser Form zu geben und daß man darüber habe hinwegschlüpfen müssen.

Wir haben gesagt, das Gerücht vom Testamente habe allgemeine Bestürzung erregt. Es war das Loos des Herzogs du Maine, zu erhalten, was er wollte, aber mit dem öffentlichen Fluche. Dasselbe Loos traf ihn auch in Rücksicht des Testamentes, aber als er es erfuhr, war er sehr darüber betroffen, und Frau von Maintenon sehr unwillig; und ihre Wachsamkeit und ihre Sorge wurde immer reger, um den König so ein-

zuschließen, daß das Gemurmel nicht bis zu ihm reichen konnte. Sie bestrebten sich daher mehr als je ihm zu gefallen, ihn zu unterhalten und die Lobsprüche, die Freude, die Bewunderung des Publikums über eine so großmüthige, so erhabene und zugleich so weise, für die Erhaltung der guten Ordnung und der öffentlichen Ruhe so nothwendige Handlung vor ihm erschallen zu lassen. Jene Bestürzung war aber sehr natürlich, und um so mehr sah sich der Herzog du Maine getäuscht und in Verlegenheit. Er hatte alles vorzubereiten, jeden Weg zu ebnen geglaubt, wenn er den Herzog von Orleans so verdächtig und verhaßt machte. Es war ihm wirklich gelungen, aber er glaubte es noch weit mehr, als es in der That war. Seine Emissärs und seine eignen Wünsche hatten ihm alles vergrößert und er war von dem größten Erstaunen betroffen, als statt des öffentlichen Beyfalls, der, wie er sich geschmeichelt hatte, die Nachricht vom Testamente begleiten würde, gerade das entgegengesetzte statt hatte. Man sah zwar klar, daß das Testament gegen den Herzog von Orleans gerichtet war, denn hätte man ihm nicht eins versetzen wollen; so brauchte es gar keines, man brauchte nur die Sache ihren Gang gehen zu lassen. Eben so wenig hatte sich die mit so vieler Kunst und Anhaltsamkeit verbreitete Meynung und Stimmung gegen den Herzog von Orleans verloren: aber so nachtheilig man auch von ihm denken, welche Stimmung man haben mochte, so war man doch nicht so verblendet, daß man nicht gesehen hätte, daß er vermöge des unstreitigen Rechtes seiner Geburt, das die Disposition des Testamentes nur durch Entgegenstellung einer der seinigen gewichthaltenden Gewalt entkräften konnte, nothwendiger Regent sey; man sah ein, daß dadurch zwey Partheyen im Staate gebildet werden würden, wovon

eine

eine jede ſich zu behaupten und die andere zu demüthigen durch die mächtigſten Triebfedern der Ehre, des Intereſſes, der Gefahr getrieben ſeyn würde; daß dann niemand der Nothwendigkeit, Parthey zu nehmen, entgehen könne, und daß die Wahl einer jeden von beyden, tauſend Gefahren und tauſend vielleicht gegründete Hoffnungen biete. Alle Privatleute ſeufzten ſchon zum voraus über ihr Schickſal, über ſich ſelbſt, über den dem Ehrgeize der Partheyen preißgegebenen Staat. Das Haupt der gerechteſten oder vielmehr der allein gerechten hatte man zum Abſcheu gemacht; das Haupt der andern, alle erkannten dafür den Herzog du Maine, war nicht weniger aller Abſcheu durch ſeinen zügelloſen Ehrgeiz, der ihn bis zur Uſurpation der Thronfolge getrieben, und von welchem er geſpornt, nach des Königs Tode gegen den Regenten auftreten und Altar gegen Altar aufrichten zu wollen drohte; eine Ausſicht, welche alle Gemüther empörte und die ſchrecklichſten Folgen zeigte. Man ſtellte eine Vergleichung zwiſchen den geheiligten Rechten des einen und den nichtigen des andern, zwiſchen den Verſprechungen beyder an, die man von beyden Seiten verhaßt fand: aber die Tapferkeit, das erlittene Unrecht, das Recht des Blutes gab den Ausſchlag gegen die Sache des Herzogs du Maine. Ich ſpreche hier nur von dem großen Haufen, der wenig unterrichtet, nur nach dem erſten Augenſchein urtheilte. Wie weit mehr galt dieß von dem beſſer unterrichteten Theil, und der keinen Grund hatte, die Neutralität zu verlaſſen. Dieſe Betrachtungen, welche mehr oder weniger ſtarken Eindruck machten, erzeugten jene Klagen, jenes Murmeln, das, obwohl von der Furcht gedämpft, doch nicht ungehört blieb. Was die Vernunft rieth, was die angeſehnſten wünſchten, war nichts weniger als ein verſiegeltes Teſtament, das al-

les in Furcht erhielt und Partheysucht erweckte. Der Mangel an Männern, die durch ihre Thaten und Talente ausgezeichnet, und über andere hervorgehoben, die Vorgänger spielen und durch ihr Ansehn und Verdienste die andern nach sich ziehen konnten; die Minderjährigkeit aller Prinzen von Geblüt; jene falschen allgemein angenommenen, dem, welchem das unverbrüchliche Gesetz des Rechtes und der Nothwendigkeit die Zügel des Staates in die Hände geben mußten, so nachtheiligen Meinungen: alles dieß ließ wünschen, daß der König die der seinigen folgen sollende Regierung bestimmen möchte, aber nicht in solcher Dunkelheit.

Man wünschte, daß der König der Regierung die Einrichtung geben möchte, die er nach seinem Tode wünschte; daß er diejenigen, die er dazu bestimmte, gegenwärtig in sein Conseil und seine Geschäfte einführen möchte; daß er, im vollen Gebrauch seiner Gewalt, diejenige öffentlich bestimmen möchte, die der seinigen folgen sollte, in den Schranken und der Ausdehnung, die er ihr zu geben beschlossen; daß er den künftigen Regenten und diejenigen, die in jeder Art Theil an der Verwaltung nach ihm nehmen sollten, instruiren und einem jeden seine Sphäre anweisen und so sie in Uebung setzend, der Regierung Geist und Harmonie geben möchte. So hätte er Zeit gehabt, zu beobachten, zu verbessern, zu verändern, anzuordnen, was er gewollt hätte; so daß bey seinem Tode kein Wechsel statt gefunden hätte, die Veränderung hätte nicht einmal die Oberfläche der Geschäfte betroffen und man hätte nur in dem fortzufahren gebraucht, was er angeordnet und eingeleitet hätte.

Aber

Gesandten zugefügt waren, die Folge, daß sich die Teutschen, deren Stolz gleichfalls dadurch gekränkt worden, zu dem längst beschloßnen italiänischen Zug bereit zeigten. In Augsburg versammelten sich im October 1154 die Fürsten mit ihren kriegerischen Haufen. Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Baiern, dessen Reuter so zahlreich, wie die königlichen waren, und der ungestüme Pfalzgraf Otto von Wittelsbach zeichneten sich vor allen übrigen aus. Durch die engen Alpenpässe, durch das Thal von Trident ging der Heerzug hinab in die Gefilde von Verona und am Gardasee ward das Lager aufgeschlagen. Die erste Handlung, welche Friedrich in Italien vornahm, sollte ihm das höchste Wesen versöhnen, wenn es etwa wegen einiger von seinen Truppen verübten Greuel auf ihn zürnte. Sie hatten, als sie in den engen Gebirgen Mangel litten, heilige Oerter verletzet: deshalb sammelte er jetzo Geld im ganzen Heere und ließ es an die Kirchen und Klöster vertheilen, welche durch seinen Zug gelitten hatten. Dann ging er weiter nach den ronkalischen Feldern, wo er eine große Reichsversammlung hielt, welche bis zum sechsten Tage dauerte und theils aus Fürsten, theils aus Konsuln und andern obrigkeitlichen Personen bestand: denn fast alle Städte hatten Gesandte an den König geschickt. Hier klagten die Bürger von Como und Lodi über die Bedrückungen Mailands in Gegenwart von zwey

Kon-

Aber das, was der öffentliche Wunsch und der Wunsch des Verständigern, was der Vortheil des Staates war, war nicht der Wunsch und der Vortheil des Herzogs du Maine. Er fürchtete zu sehr das öffentliche Aufsehn und den zukünftigen Regenten, der mit Ehre und Sicherheit, nicht ruhig hätte bleiben können. Er fürchtete die Vergleichung zwischen dem Gesetz und der blinden gewaltsamen Gunst, die Parallele zwischen der Grundveste des Königreichs, dem ächten Blut unserer Könige, von denen der Herzog von Orleans Enkel und Neffe war, und dem dunkeln Nichts einer so lasterhaften Geburt, die bis zum Herzog du Maine unbekannt in der menschlichen Gesellschaft war; endlich die Vergleichung der kriegerischen Tugenden (so wichtig bei einer so kriegerischen Nation) und die Vergleichung der Nacktheit eines königlichen Enkels mit der ungeheuern Zusammenhäufung von Chargen, Gouvernements, Truppen, Rang und unerhörten Ehren, welche der Frucht des doppelten Ehebruchs zum colossalischen Piedestal dienten, zu dessen Füßen alle Stände und Classen des Volks gedemüthigt und alles in Verwirrung untereinander geworfen lag, sobald er die Macht, die er zu usurpiren gewußt, nur einen Augenblick gebrauchen wollte.

Der Herzog du Maine fürchtete die Stimmung, welche dergleichen zu tiefe Betrachtungen hervorbringen könnten, und die Reue des Königs, welche dessen Widerstreben und seine Klagen über die angethane Gewalt nur zu sehr fürchten ließen. Er fürchtete das zu zerstören, was er mit so viel Mühe aufgebaut hatte. Endlich fürchtete er, und vielleicht der König mehr als er, die Klagen derjenigen, welche nicht gewählt waren: der eine fürchtete sich Feinde dadurch zu

machen, die ſich mit dem Herzog von Orleans verbinden könnten; der andere den Ungeſtüm der Mißvergnügten und böſe Geſichter. Alſo war nichts weniger zu erwarten, als Geheimniſſe enthüllt zu ſehn, welche zu verhüllen den Urhebern derſelben ſo ſehr am Herzen lag.

Denkwürdigkeiten

des Herzogs von Saint-Simon.

Vierzehntes Buch.

Ende der Regierung Ludwigs des XIV.

Inhalt.

1. Armuth des Staates. Anecdoten die Finanzen des Staates und die Einführung des Zehnten betreffend. 2. Niederträchtigkeit einiger Doctoren der Sorbonne. 3. Die von ihnen gegebene Entscheidung des vorgelegten Gewissensfalls veranlaßt die Auflegung eines Imposts. 4. In einem Augenblicke des Bedürfnisses schmeichelt der König dem Samuel Bernard, um von ihm Geld zu erhalten. 5. Bey einer andern Gelegenheit schickt der König sein Geschirr in die Münze und ermahnt die Großen ein Gleiches zu thun. 6. Anecdoten und Spöttereyen der Ausländer darüber. Der König ist genöthigt, im J. 1688 sein Silberzeug und seinen silbernen Thron zu verkaufen. 7. Vauban schlägt die Einführung der Kopfsteuer vor, welche auch zur Wirklichkeit kommt. 8. Pächter und Pluemacher kommen in Untersuchung. 9. Mißliche Lage der Geschäfte zu Ende der Regierung Ludwigs XIV. 10. Nothwendigkeit der genauesten Oeconomie in den Geschäften.

11. Das J. 1709. 12. Standhaftigkeit des Königs mitten in seinem widrigen Geschick. 13. Der König ergiebt sich ganz der Frau von Maintenon, die ihn leitet.

14.

Inhalt.

14. Tod und Charakter des Herzogs von Berry. 15. Intriguenspiel wegen der zu wählenden Instructoren, Gouverneurs und andern Lehrer des künftigen Königs. 16. Recapitulation der Begebenheiten der Regierung Ludwigs XIV.

17. Der König sieht seinen Tod herannahen, ohne ihn zu fürchten. 18. Er erkennt, daß er Schwachheiten der menschlichen Natur unterworfen sey. 19. Der König täuscht auf seinem Sterbebette seinen Neffen, den Herzog von Orleans, den zukünftigen Regenten, den Inhalt des Testamentes betreffend. 20. Es läuft das Gerücht, daß der König auf dem Sterbebette Jesuit wurde und das Gelübde der Gesellschaft ablegte. 21. Der König ist in seinen letzten Augenblicken von der Frau von Maintenon, von den Devoten und von seinen legitimirten Kindern verlassen.

22. Stimmung der Gemüther beym Tode Ludwigs XIV.

I.

Die so demüthigende Unmöglichkeit, den Frieden zu erhalten, die er erfahren hatte, und die Erschöpfung, in welcher sich das Königreich befand, hatte den König Philipp in die grausamste Beängstigung und Desmarets in die tödlichste Verlegenheit gesetzt. Das Papiergeld aller Art, womit das Gewerbe überschwemmt war, und das alles mehr oder weniger den Credit verloren hatte, verursachte eine Verwirrung, für die kein Mittel zu finden war. Alle die billets d'etat, billets de monnoye, billets des receveurs généraux, billets sur les tailles, billets d'ustensiles machten den Ruin der Privatleute welche der König zwang, sie zur Bezahlung dessen, was er schuldig war, anzunehmen. Sie verloren daran die Hälfte, zwey Drittel und noch mehr, und gegen den König so gut als gegen andere.

Dieser Verlust bereicherte die Leute von Geld und Vermögen auf Kosten des Publikums. Der Umlauf des Geldes stockte, weil es an Münzsorten fehlte, indem der König nichts mehr bezahlte und immer einzog, und indem alles, was sich von Münzsorten ausser seinen Händen befand, wohl verschlossen in den Koffern der königlichen Pächter verwahrt lag.

Eine

Eine doppelte und dreyfache, nach der Willkühr der Provinzialintendanten auferlegte, Kopfsteuer, Impoſts auf Waaren und Lebensmittel, auf das Vierfache ihres Werthes, taxes d'aisés und andre Auflagen von aller Art und auf alle Arten von Dingen: alles dieß drückte, Adliche und Bürgerliche, Seigneurs und Geiſtliche zu Boden, ohne daß das dadurch Gewonnene für den König hinreichend war. Er erpreßte das Blut ſeiner Unterthanen ohne Unterſchied, bis auf das Herzblut und bereicherte ein Heer von Pächtern und Einnehmern dieſer verſchiedenen Arten von Auflagen, in deren raubgierigen Händen der größte Theil des baaren Geldes blieb.

Desmarets, auf welchen der König endlich in Betreff der Finanzen all ſein Vertrauen zu ſetzen genöthigt war, kam auf den Gedanken, außer ſo vielen Auflagen, jenen königlichen Zehnten von allem Eigenthume jeder Gemeinheit und jedes Privatmanns im Königreich einzuführen, (den auf die eine Weiſe der Marſchall von Vauban, auf die andere Boisguilbert ehemals vorgeſchlagen hatten, wie ich es angeführt habe *),) als eine einzige einfache Taxe, die für alles hinreichend ſeyn und ganz und ungetheilt in die Koffer des Königs kommen und jede andre Auflage, ſelbſt die Steuer, bis auf ihren Namen aufheben ſollte. Man weiß, wie die Finanziers davor erſchraken, wie die Miniſter darüber errötheten, mit welchem Abſcheu dieſer Vorſchlag verworfen wurde und wie ſehr jene beyde trefflichen, ſtaatsklugen Bürger ſich dadurch zu Grunde gerichtet hatten, **) ſie, deren einzige Triebfeder die Liebe zum öffent-

*) Im Artikel Vauban.

**) Dieſe Operation hat ſchon manche zu Grunde gerichtet, und wird noch manche zu Grunde richten, die ſie verſuchen werden (Note geſchrieben im J. 1787, im Monat Junius, von einem Parlamentsrathe.)

öffentlichen Wohl gewesen war. Wir müssen uns hier daran erinnern, indem Desmarets, der dieses System nicht aus den Augen verloren hatte, jetzt zu dem Zehnten, nicht als zu einem Hulfsmittel in der Noth (welches ein unverzeihlicher Fehler in der Finanzwissenschaft ist), sondern als zu einer Ueberschuß gebenden Hulfsquelle seine Zuflucht nahm. Ohne jemand ein Wort zu sagen, machte er seinen Entwurf und gab ihn zur Prüfung und Ausfeilung einem ausdrücklich dazu von ihm niedergesetzten Büreau, dessen Mitglieder der Staatsrath Bouville, der Mann seiner Schwester, der Staatsrath Rointel, der Bruder seiner Frau, der Staatsrath Vauxbourg, sein Bruder, der Intendant der Finanzen Bercy, sein Eidam, der Maitre des Requetes Harlay-Coeli, sein Getreuer, der nachher als Staatsrath und Intendant von Paris gestorben ist, und drey Finanzmeister waren.

Diesem so schön gewählten Collegium war also die Direction der Sache, die Execution derselben und die Ausfertigung des Edictes übergeben. Der einzige Rointel verabscheute diese so ungeheure Erpressung und entschuldigte sich mit der Arbeit des Proviant-Büreaus, die er hatte, daß er an diesem nicht arbeiten könne. Er wurde von einem der drey Generalpächter nachgeahmt, dem wahrscheinlich noch eine Art von Herz geblieben war. Man erstaunte, daß Vauxbourg sich nicht davon zurückgezogen hatte, er, der so viel Rechtschaffenheit und Frömmigkeit besaß und sich von den Intendantenstellen, wo er lange und gut gearbeitet hatte, zurückgezogen hatte. Diese Commissarien arbeiteten demnach mit Fleiß und großer Anstrengung an Wegräumung der Schwierigkeiten, die sich von allen Seiten zeigten. Man mußte zuerst von jedem eine aufrichtige, bestimmte, unverholne Angabe seines Vermögens, sei-

ner Activ- und Passiv-Schulden und der ganzen Lage seines Vermögens haben, man mußte davon sichere Beweise haben und Mittel finden, hierin nicht getäuscht zu werden. Um diese Punkte drehten sich alle Schwierigkeiten.

Das Unglück, das der Impost selbst mit sich brachte, achtete man nicht; man achtete nicht die Verzweiflung einer so ungeheuern Menge Menschen von allen Ständen; die Schande so vieler, wenn sie selbst die Geheimnisse ihrer Familien enthüllen sollten; die Banquerote so vieler, die sich bloß durch Ruf und Credit gehalten, und, wenn diese aufhörten, unvermeidlich zu Grunde gehen mußten; die Schwierigkeiten der Vermögensangaben; den Brand der Verheerung in so vielen Familien durch diese grausamen Angaben, durch diese Fackel an ihre schimpflichsten Seiten gehalten, entzündet; mit einem Worte, das ganze Abscheuliche jener gottlosen Zahlungen, welche immer den Zorn des Schöpfers gereizt haben, daß er den Urhebern derselben in den schrecklichsten Züchtigungen seine schwere Hand hat fühlen lassen.

Die Zeit von weniger als einem Monat war für den Scharfsinn dieser menschlichgesinnten Commissarien hinreichend, um dem Cyclopen, der ihnen den Auftrag gegeben hatte, von diesem schönen Entwurfe alle mögliche Rechenschaft zu geben.

Er durchsah mit ihnen das Edikt, das sie ausgefertigt hatten und das ganz mit Drohungen gegen die Uebertreter, welche man entdecken würde, gefüllt war, worin aber keine Rücksicht auf die mit dem Besitze des Vermögens nothwendig verknüpften Beschwerden genommen war; und nun war von weiter nichts die Rede, als die Genehmigung desselben zu bewerkstelligen.

Konsuln desselben: hier beschwerte sich der Markgraf von Montferat über die Beleidigungen, welche die Stadt Kaire ihm zufügte, und der Bischof von Asti jammerte über den Trotz der Bürger desselben. Um diese beiden Städte zu bestrafen, wollte Friedrich durch einen Theil des Gebiets der Mailänder nach Piemont ziehn und nahm daher die beiden Konsuln derselben, welche an ihn geschickt waren, zu Wegweisern mit; allein sie führten ihn drey Tage hindurch in Gegenden umher, welche durch einen Krieg zwischen ihrer Vaterstadt und Pavia gänzlich verödet waren, so daß die Truppen an dem nothdürftigsten Unterhalt Mangel litten. Sie beklagten sich desto bitterer über die Treulosigkeit, je trauriger ihre Lage durch den Regen wurde, der unaufhörlich vom Himmel strömte. Stillschweigend zog Friedrich in die fruchtbaren Gefilde, von welchen Mailand umgeben war, und schlug eine Meile von der Stadt sein Lager auf. Da erschraken die Bürger und glaubten seinen Zorn zu versöhnen, wenn sie das Haus des einen von den beiden Konsuln, welche ohne ihr Wissen so verrätherisch gehandelt hätten, von Grund aus zerstörten. Allein dieß war vergebens, denn er war unbeschreiblich gegen sie erbittert, vorzüglich weil sie einen Versuch gemacht hatten, ihn durch eine Geldsumme zu bestechen, daß er ihre Maasregeln gegen die schwächern benachbarten Städte billigen möchte. Er verwüstete

mehre-

gen. Desmarets legte demnach dem Könige diese Sache vor, die er im beſten Lichte zu zeigen wußte. Aber der König, wiewohl der enormeſten Auflagen gewohnt, entſetzte ſich nicht wenig vor dieſer. Seit langer Zeit hörte er von nichts als von dem gröſten Elende ſprechen; dieſer Zuwachs beunruhigte ihn und verſetzte ihn in eine ſo auffallende Traurigkeit, daß ſie die geheimen Valets mehrere Tage hintereinander bemerkten und darüber ſo in Sorgen waren, daß Marechal, der mir dieſe ganze intereſſante Anecdote erzählt hat, den Muth faßte, ihn um dieſe Traurigkeit, die er ſeit mehrern Tagen an ihm bemerkte, und die ihn für ſeine Geſundheit fürchten ließ, zu befragen. Der König geſtand ihm, daß er außerordentlich bekümmert ſey, ſchob es aber unbeſtimmt auf die Lage der Angelegenheiten überhaupt.

2 und 3.

Acht oder zehn Tage nachher, die unter derſelben Melancholie vergangen waren, zeigte der König ſeine gewohnte Ruhe wieder. Er rief Marechal zu ſich und ſagte ihm unter vier Augen, jetzt, da er wieder ruhig ſey, wolle er ihm wohl ſagen, was ihn ſo heftig bekümmert und was ihm den Kummer abgenommen habe. Hierauf erzählte er ihm, daß, nachdem ihn die außerordentlich dürftige Lage ſeiner Finanzen zu verzweifelten Auflagen gezwungen habe, er ſich von neuem in die Nothwendigkeit verſetzt ſehe, dieſelben beträchtlich zu vermehren; daß ihn außer dem Mitleid noch Gewiſſens-Zweifel, ob er das Eigenthum des Volkes ſo an ſich reiſſen dürfe, gequält hätten, daß er ſie endlich dem P. Tellier entdeckt habe, daß dieſer ſich einige Tage Bedenkzeit ausgebeten, und ihm dann ein caſuiſtiſches Conſultum, nicht von den Vätern ſeiner Geſellſchaft,

(die nicht compromittirt werden durften), sondern von den gelehrteſten Doctoren der Sorbonne (da die Sorbonne nicht in corpore hatte entſcheiden wollen) gebracht habe, des Inhalts: daß alles Eigenthum der Franzoſen Eigenthum des Königs ſey und daß, wenn er es nähme, er nur das nähme, was ihm gehörte. Der König geſtand, daß ihn dieſe Entſcheidung ſehr beruhigt *), ihm ſeine alten Zweifel benommen und ihm die verlorne Heiterkeit wiedergegeben habe; aber Marechal war darüber ſo erſtaunt, ſo betroffen, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Glücklicherweiſe verließ ihn der König, ſobald er ſeine Rede geendigt hatte und ließ Marechal allein, der nicht wußte, wo er war. Dieſe Anecdote, die er mir einige Tage nachher erzählte, als er ſich noch immer nicht von ſeinem Erſtaunen erholt hatte, bedarf keines Commentars. Sie zeigt, ohne daß man es hinzuzuſetzen braucht, was aus einem Könige werden könne, der einem ſolchen Beichtvater preiß gegeben iſt und ſich ihm allein anvertraut und was aus einem Staate werden könne, der in ſolchen Händen iſt. **)

4.

Dieß war aber nicht das einzige mal, daß man den König zu ſolchen Mitteln Zuflucht nehmen ſah, um ſeine Subſiſtenz zu friſten. Man hat oft dieſe Majeſtät zu Privatleuten, ſeinen Unterthanen Zuflucht nehmen ſehn, um von ihnen Geld geliehen zu bekommen. Einesmals als der Hof zu Marly war, ſah man Desmarets

*) Ludwig XIV hatte immer geglaubt, daß er nicht einmal das Recht habe, ohne Bewilligung ſeiner Unterthanen eine Auflage einzuführen.

**) Ludwig XVI iſt weit gerechter gegen ſeine Unterthanen geweſen; er hat erklärt, daß er ohne Einſtimmung der Nation keine Auflagen einführen könne.

marets mit dem bekannten Banquier Samuel Bernard, den er zu ſich zum Diner und zu Unterhandlungen eingeladen hatte, ſich vor dem Könige präſentiren. Dieſer Samuel Bernard war der reichſte Pächter in Europa, er wußte es und verlangte eine verhältnißmäßige Behandlung. Auch behandelten ihn die Generalcontroleurs, die oft ſeiner mehr als er ihrer bedurfte, mit Achtung und der größten Auszeichnung. Als der König ihn bemerkte, ſagte er zu Desmarets, er freue ſich ſehr, ihn und Hrn Bernard zu ſehen, und zu dieſem: „Lieber Herr Bernard, Sie haben noch nie Marly „geſehen, kommen Sie mit mir ſpazieren, um es zu „beſehen; und wenn ich es Ihnen gezeigt habe, ſo ſoll „Sie Desmarets wieder haben.“ Bernard folgte und während des ganzen Spaziergangs ſprach der König mit niemandem, als mit Berghyck und ihm, mit einem ſo lange als mit dem andern, führte ſie überall herum, zeigte ihnen auch ſeinen Garten, und behandelte ſie mit Gnade, die er, wenn er wollte, ſo gut zu erzeigen verſtand.

Ich wunderte mich und ich war nicht der einzige, wie ſich ein König (der ſo karg mit ſeinen Worten war,) gegen einen Menſchen von Bernards Claſſe ſo viel vergeben könne. Aber ich erfuhr bald die Urſache, und ſah, wie weit oft die größten Könige gebracht werden können. Desmarets hatte kein Geld, und was noch mehr war, er hatte keinen Credit. Ueberall in Paris hatte er angeklopft; aber man hatte ſo oft und ſo ganz alle Arten von gegebenen Verſprechungen, ſelbſt die beſtimmteſten, gebrochen, daß er nichts als Entſchuldigungen, verſchloßne Thüren und abſchlägliche Antworten fand.

Bernard hatte, wie die übrigen, nichts vorſchießen wollen, denn man war ihm ſehr viel ſchuldig; und

vergebens ſtellte ihm Desmarets die auſſerordentliche Noth vor, und welche ungeheuren Gewinne er mit dem Könige gemacht habe: er blieb unerſchüttert. Da war nun der König und die Miniſter in der ſchrecklichſten Verlegenheit. Desmarets ſagte dem Könige, daß, alles erwogen, niemand als Bernard aus der Verlegenheit helfen könnte: man müſſe aber ſeinen Willen und die inſolente Hartnäckigkeit, die er bewieſen habe, zu brechen ſuchen: er ſey ein Menſch voll Eitelkeit, fähig Haab und Gut hinzugeben, wenn ihm der König ſchmeichelte.

In der dringenden Nothwendigkeit willigte der König ein, und um weniger den Wohlſtand zu verletzen und keine abſchlägliche Antwort zu riſkiren, ſchlug Desmarets das oben beſchriebene Mittel vor.

Bernard ließ ſich betriegen. Er kam von der Promenade zurück ſo vom Könige bezaubert, daß er ſagte, er wolle lieber den Banquerot riſkiren, als den König in der Verlegenheit laſſen und rühmte ihn voll Enthuſiasmus. Desmarets wußte das gut zu benutzen und erhielt mehr von ihm, als er gewollt hatte.

§.

Daſſelbe Geldbedürfniß nöthigte Ludwig XIV ähnliche demüthigende Schritte zu wiederholen, oder Dinge zu unternehmen, die auf jeden Fall ihm Gewalt anthun mußten. Dieß war der Fall, als er ſein Geſchirr in die Münze gab. Die Sache war ſo.

Das garſtige Geſchöpf, das der Herzog von Grammont geheyrathet hatte, war auf Befehl des Königs von Bayonne zurückgekommen, wo ihre Räubereyen, halb mit Liſt halb mit Gewalt verübt, zu ſehr an Tag

ge-

gekommen waren, wo ſie ungeſtraft die Perlen der Königin von Spanien geſtohlen und auf jede Weiſe den Reſpect verletzt hatte. Sie befand ſich in Verzweiflung, als ſie ſich in Paris von dem erheyratheten Rang und Ehre ausgeſchloſſen ſah.

In Erwartung Rouille's, der, bey Torcys Ankunft, an Hof zurückzukommen Befehl hatte, hielt man es für dienlich, den Eifer aller Stände des Königreichs wieder anzufachen, indem man ihnen die unmäßigen Bedingungen oder vielmehr Befehle der Feinde, durch einen gedruckten Brief des Königs an die Gouverneurs der Provinzen, bekannt machte, um zu zeigen, wie weit der König gegangen ſey, um den Frieden zu erhalten, und wie unmöglich es ſey, ſo Frieden zu ſchließen.

Der Erfolg war, wie man ihn wünſchte. Es war ein Geſchrey des Unwillens und der Rache; es war ein Vorſatz aller, Haab und Gut zur Fortſetzung des Kriegs aufzuopfern. Man ſprach von nichts als von ähnlichen Auſſerordentlichkeiten, um ſeinen Eifer zu bezeugen: denn ſo lebhaft iſt immer der Eifer der Franzoſen für ihre Könige geweſen; (was dieſen die Lehre geben ſollte, daß ſie ein Volk lieben, ſchonen, ſchützen müſſen, das unter alten und neuen Völkern ſeines Gleichen nicht hat.) Alles war alſo voll Unwillen und ſchrie Rache; und in dieſer Art von Verwirrung glaubte dieſe Grammont ein Mittel zu finden, um das, was ihr unterſagt war und was ſie ſo leidenſchaftlich wünſchte, zu erhalten. Sie that ihrem Gemahl den Vorſchlag, dem Könige ſein Silbergeſchirr anzubieten, in der Hoffnung, daß dieſes Beyſpiel nachgeahmt und ihr der Ruhm der Erfindung eines ſo prompten, leichten und beträchtlichen Hülfsmittels werden würde. Zum Unglück für ſie ſagte es der Herzog von Grammont, als

er eben ihren Vorschlag ausführen wollte, seinem Eidam, dem Herzog von Boufflers. Der Marschall fand den Gedanken vortrefflich, wurde davon ganz bezaubert und folgte dem Beyspiel seines Schwiegervaters und bot auch sein Geschirr an, das sehr beträchtlich und kostbar war, und machte so viel Wesens, indem er alle Welt dazu ermunterte, daß er für den Erfinder galt, und man nicht einmal an die alte Grammont und an den Herzog von Grammont dachte, welche sich beyde getäuscht sahen und worüber die Alte wüthend war. Er hatte Chamillard, seinem alten Billardfreunde, gesagt, daß er mit dem Könige davon sprechen möchte. Das Anerbieten fand bey dem Minister und durch diesen bey dem Könige Eingang. Boufflers gieng geradenwegs zu dem Könige selbst und erndtete für sich und seinen Schwiegervater sehr vielen Dank.

Sogleich flog die Neuigkeit umher. La Rochefoucault ließ sich im Augenblicke zum Könige führen, der eben im Begriff war, zu Frau von Maintenon zu gehen, und den er mit einem Anfall von lebhaften Klagen und Vorwürfen und die Hofleute nicht weniger in Erstaunen setzte; denn diesmal erwartete er ihn auf dem Wege. Das Ende dieser starken Convulsionen, die Ursache seines Mißvergnügens und seines tiefen Unglücks war, daß der König, der von jedermann das Silbergeschirr anzunehmen geruhte, ihm nicht die Gnade erzeigt hätte, ihm vorallererst das seinige abzufodern. Der König antwortete, er habe hierüber noch keinen Entschluß gefaßt, wenn er aber das Geschirr annehmen wollte, so würde er ihn benachrichtigen lassen, und übrigens danke er ihm für seinen Eifer. Der blinde Herzog verdoppelte seine Beeiferungen und sein Geschrey, statt der Worte, die sich ihm nicht häufig darboten, und verfolgte damit den König, so weit er konnte,

konnte. Endlich kehrte er voll Selbſtzufriedenheit in ſeinen Hundeſtall zurück.

6.

Das Gerücht von Ueberlieferung des Silbergeſchirrs machte großen Lermen am Hofe. Niemand wagte das ſeinige anzubieten, jedermann that es weh. Manche ſahen es als das letzte Hülfsmittel an, deſſen ſich zu berauben ſie ſchmerzte; und andere ſcheuten die Unreinlichkeit des Zinns, deſſen man ſich ehedem lange bedient hatte, und des irdenen Geſchirrs. Die ſklaviſchgeſinnteſten ſcheuten ſich vor einer undankbaren Nachahmung, deren ganzer Dank auf den Erfinder fiel.

Der König ſprach davon den andern Tag im Conſeil der Finanzen und bezeigte ſeine Bereitwilligkeit, das Geſchirr von allen anzunehmen. Der Vorſchlag hiezu war ſchon ehedem gemacht und von Pontchartrain als Generalcontroleur verworfen worden, der nun als Kanzler nicht günſtiger davon dachte. Man ſetzte ihm entgegen, die Erſchöpfung der Finanzen habe ſich ſeit dieſer Zeit vergröſſert und die Mittel vermindert. Er widerlegte dieſen ſcheinbaren Einwurf; er ſtellte vor, wie wenig Nutzen eine für die Privatleute ſo beträchtliche Aufopferung bringe, wie kurz die Hülfe ſey und wie es keinen reellen Vortheil gewähre. Er ſprach von der Verlegenheit, von dem Schmerze, welche dieſe Aufopferung den meiſten verurſachen würde, von dem Unangenehmen, das die Ausführung ſelbſt für die haben würde, die es mit dem beſten Willen thäten; er ſtellte die Schimpflichkeit der Sache an ſich ſelbſt vor; den ſonderbaren Contraſt zwiſchen den Seigneurs vom Hofe und denen des erſten Standes, die nicht am Hofe wären, die auf Porcellan eſſen würden, und den

Privatleuten in Paris und in den Provinzen, die auf Silber eſſen würden, wenn man es eine freye Handlung ſeyn ließe; und im andern Falle, die allgemeine Verzweiflung und die vorfallenden Vergrabungen und Verhehlungen. Er ſtellte den daraus erfolgenden Mißcredit der Finanzen vor, deren Erſchöpfung nach Ergreifung dieſes Mittels als auf den höchſten Grad geſtiegen erſcheinen müßte; das im Auslande dadurch erregte Aufſehn, die Kühnheit, die Verachtung, die Hoffnungen, welche dieß den Feinden gäbe; er erinnerte an ihre Spöttereyen, als im Kriege von 1688 ſo viel koſtbare Möbeln von maſſivem Silber, die in der Gallerie zu Verſailles eine ſo ſchöne Wirkung gethan und das Erſtaunen der Fremden erregt, bis auf den ſilbernen Thron des Königs in die Münze geſchickt worden und wie wenig es gefruchtet habe; und endlich ſtellte er den unſchätzbaren Verluſt aller der bewundernswürdigen Façons vor, die oft weit theurer als das Metall ſeyen, die der Luxus bey den Silberſervicen eingeführt, und die für einen jeden reiner Verluſt ſeyn würden. Desmarets war derjenige, auf welchem die Laſt der Finanzen ruhte; jenes Mittel erleichterte ſie ihm um einige Millionen; er ſtimmte alſo noch immer mit demſelben Nachdruck dafür.

Auch der König blieb, ungeachtet aller dieſer Gegenvorſtellungen, ſtandhaft bey dem erſten Vorſatz, zwar niemanden zu zwingen, aber das ihm gutwillig Dargebrachte anzunehmen. Es gab nun zwey Wege den guten Bürger zu machen, entweder das Geſchirr dem königlichen Goldſchmidt Launay zu übergeben, oder in die Münze zu ſchicken. Diejenigen, die ihr Geſchirr hergaben, ſchickten es zu Launay, der über Namen und Anzahl ein Regiſter führte. Der König ſah alle die erſten Tage die darüber geführte Liſte durch und verſprach

rſprach mündlich das empfangene Gewicht wieder zu
ſtatten, ſobald es die Finanzen des Königreichs er-
ubten, und ſie von den Gebühren zu befreyen. Aber
iner hoffte es.

Die hingegen, die den Preis ihres Geſchirrs woll-
n, ſchickten es in die Münze: man ſchrieb ihre Na-
en auf und bezahlte ſie. Mehrere wurden dadurch
reizt, bey dieſer unſchimpflichen Gelegenheit ihr Sil-
geſchirr zu verkaufen und halfen ſich dadurch bey
m groſſen Geldmangel. Nach geſchloſſener Rech-
ung waren kaum hundert Perſonen auf Laumays Liſte
d das Ganze des in die Münze und an Lauman Ge-
ferten belief ſich auf nicht mehr als drey Millionen.
ie am Hofe und die groſſen Häuſer zu Paris wagten
ht ſich davon zu diſpenſiren; andere folgten ihrem
rvſpiele, um ſich Anſehn zu verſchaffen; aber der
ößte Theil verſchloß ſein Silbergeſchirr, um es in
er beſſern Zeit wieder hervorzuziehen. Ich lieferte
von tauſend Piſtolen an Werth und das übrige ließ
einſchließen. Lauſun, der ſehr viel Silberzeug, und
n dem beſten, beſaß, hatte einen entſetzlichen Wi-
willen gegen die Ablieferung, den auch ſein Höf-
gefinn nicht überwinden konnte. Der Herzog von
llerov fragte ihn, eben als ich mit dem Herzog de
Rochegunon und einigen andern bey ihm war,
er ſein Silberzeug geliefert habe. „Noch nicht,“
wortete er ganz kleinlaut; „ich weiß nicht, an wen
h mich wenden ſoll, um mir die Gnade zu verſchaf-
n, es los zu werden. Was weiß ich, ob nicht alles
nter der Schürze der Herzogin von Grammont paſ-
ren muß, die dieſen Einfall gehabt hat?“ Wir muſ-
faſt vor Lachen berſten; er aber war voll Verlegen-
t und verließ uns.

Alle

Alle die Groſſen verſahen ſich binnen acht Tagen mit Fayence; ſie leerten die Kramläden aus und machten, daß dieſe Waare reißend abgieng, während die Mittelmäßigen ſich immer ihres Silberzeugs bedienten. Der König ſprach auch davon, daß er ſich Fayence anſchaffen wolle; aber er ſchickte nur ſein Goldgeſchirr in die Münze. Der Herzog von Orleans gab auch das wenige, was er hatte, her; aber der König und die königliche Familie aſſen auf Silber oder plattirtem Service und die Prinzen und Prinzeſſinnen von Geblüt auf Fayence. Der König erfuhr nachher, daß man betrüglich zu Werk gegangen ſey, und ſprach davon mit Bitterkeit, die aber weiter keine Wirkung hatte, als daß das Verdienſt des Herzogs von Grammont und ſeiner gartigen Gemahlin, welche die Urheber eines ſo ſchimpflichen und wenig fruchtenden Ausbruchs geweſen waren, höher ſtieg. Sie waren dennoch nicht die Betrognen dabey: ſie verſchloſſen das ſchöne prächtige Service, das ſie hatten, und das alte trug die Frau ſelbſt in die Münze und ließ es ſich ordentlich bezahlen.

D'Antin, der eins der ſchöngearbeitetſten hatte, war unter den erſten auf Launay's Liſte; aber ſobald er Witterung von der Sache hatte, war er nach Paris geeilt, hatte eine Menge prächtiges Porcellan um einen hohen Preis gekauft und ließ auch zwey Fayence-Gewölbe ausleeren.

Drey Monate nachher fühlte der König das ſchimpfliche dieſes Schrittes und geſtand ſogar, daß er ihn reut.

7.

Daſſelbe Geldbedürfniß hatte auch in einem Zeitpunkte, wo man keinen Ausweg wußte, die Kopfſteuer veran-

mehrere ihrer Schlösser; fühlte sich aber wohl zu schwach gegen die Stadt selbst etwas zu unternehmen. Deshalb setzte er seinen Marsch fort, um sich an Asti und Kaire für ihren Ungehorsam gegen seine Befehle zu rächen: beide Plätze wurden geplündert und in Brand gesteckt. Nun baten ihn seine Bundesgenossen, die Einwohner von Pavia, den Uebermuth der Bürger Tortona's, welche ihnen noch mehr Drangsal anthäten, als selbst die Mailänder, zu bestrafen. Er war sogleich dazu bereit; doch suchte er noch zuvor die Ruhe seines Lagers zu sichern, in welchem der ungezähmte Geist der Teutschen schon öfterer in einen Aufruhr ausgebrochen war. Alle seine Gefährten, sowohl hohe, als niedrige, mußten einem Gesetze Gehorsam schwören, welches verbot, innerhalb des Lagers ein Schwert zu tragen, um einen der Genossen damit zu verwunden; wer dagegen sündigte, dem sollte die Hand oder gar der Kopf abgehauen werden.

Um den Schein der Gerechtigkeit für sich zu haben, ließ Friedrich den Einwohnern von Tortona, ehe er dasselbe belagerte, anbefehlen, daß sie von dem Bunde mit dem aufrührerischen Mailand abstehn, und ihre Streitigkeiten seinem Urtheil unterwerfen sollten. Als sie aber seinen Antrag von sich wiesen, erklärte er sie in die Acht, und begann darauf, nachdem er den untern Theil der Stadt in

veranlaßt. Die Erfindung und der Vorſchlag kam von Lamoignon von Basville, jenem bekannten Intendanten von Languedoc, dem Erfinder der abſcheulichen Dragonaden.

Eine ſo leicht nach Willkühr aufzulegende, eben ſo leicht zu vermehrende und ſo leicht zu erhebende Abgabe war für einen Generalcontroleur, der in Verlegenheit war, für alles Rath ſchaffen zu müſſen, ſehr verführeriſch.

Pontchartrain ſetzte ſich gleichwohl lange mit allem Nachdruck entgegen: denn er ſahe die ſchrecklichen Folgen davon vorher und ſagte, die Auflage ſey von der Art nie wieder aufzuhören. Endlich mußte er dem Geſchrey, Bedürfniß und den Cabalen nachgeben und die Kopfſteuer gieng durch und dauert noch.

8.

Ein ander mal befand ſich Ludwig XIV wieder in einer ſolchen Lage, daß alles in Bewegung geſetzt werden mußte, um Geld zu ſchaffen, und daß man ſich auf alles gefaßt halten mußte.

Man fieng damit an, in der Stille eine Unterſuchung über die Finanziers und Unterhändler anzuſtellen, deren Gewinn während des Kriegs ungeheuer geweſen war. Chamillard erhielt mit vieler Mühe Erlaubniß, ſich bey dieſer Operation Desmarets's bedienen zu dürfen. Er ſpielt in der Folge eine zu wichtige Rolle, als daß es nicht nützlich ſeyn ſollte, ihn gleich von jetzt an kennen zu lernen. Er war ein großer wohlgewachſener Mann, von angenehmer Geſichtsbildung, die einen ſanften vernünftigen Character verſprach, was aber im geringſten nicht Probe hielt. Sein Vater war Schatzmeiſter von Frankreich zu Soiſſons, der nach ſeinem

Stande

Stande reich war, von Geburt der Sohn eines Bauern in der Gegend von Noyon, der sich durch die mehrjährige Pachtung der Oekonomie der Abtey Orcamp bereichert hatte, in seiner Jugend aber ein bloßer Bauer gewesen war. Sein Sohn, Schatzmeister von Frankreich, hatte eine Schwester von Colbert, lange vor dem Steigen dieses Ministers, geheyrathet, der nachher seinen Neffen Desmarets in seine Büreaus nahm und ihn später zum Intendanten der Finanzen machte.

Er war ein Mann von geradem Verstande, langsam und träg, den aber Ehrgeiz und Gewinnsucht stachelten, so daß sein Vetter, Hr von Seignelay, dem ihn Colbert immer zum Vorbild vorstellte, einen Abscheu vor ihm hatte. Er brachte es dahin, daß er die Tochter des Conseilsecretärs Bechameil heyrathete, der nachher Surintendant der Finanzen und Geschäfte Monsieurs wurde, als er Boisfrane, den Schwiegervater des Marquis von Gevres, verabschiedete.

Von seinem Oncle auferzogen und geleitet hatte Desmarets dessen Maximen eingesogen und dessen ganze Kunst der Führung der Finanzen gelernt. Er hatte vollkommne Kenntniß von allen verschiedenen Theilen derselben; und da alles durch seine Hände gieng, so war niemand so ganz von den Unterschleifen der Financiers, von dem Gewinn, den sie zu seiner Zeit gemacht hatten, und, vermöge dieser Kenntnisse, von dem, den sie nachher gemacht haben konnten, unterrichtet. Ganz kurz vor Colberts Tode kam man auf den Gedanken, eine Menge kleiner Geldstücken von drey und einem halben Sous Werth zur Erleichterung des täglichen Verkehrs unter dem Volke schlagen zu lassen.

Desmarets hatte mehrere Güther acquirirt, unter andern Maillebois und die Verpfändung der Domaine

Cha-

hateauneuf und mehrere andere Arten von Beſitzun-
n; er hatte das von d'O, dem Surintendanten der
inanzen Heinrichs III und Heinrichs IV, erbaute
chloß ſehr verſchönert; er hatte das dazu gehörige
orf auf eine andere Stelle verſetzt, um ſeinen präch-
n gewordenen Park zu verſchönern und zu erweitern.
ieſer Aufwand, der ſein Erbtheil, die Ausſtattung
ner Frau und das Einkommen ſeiner Stelle weit
erſtieg, gab zu mancherley Geſprächen Anlaß. Er
urde endlich beſchuldigt, daß er bey Schlagung der
ry und ein halbes Sousſtücke ungeheuern Unterſchlag
macht habe. Dieß Gerücht kam endlich Colbert zu
hren, der die Sache unterſuchen wollte, aber plötz-
h in die Krankheit verfiel, an der er ſtarb. Waren
Beweiſe, Ahndungen oder Mißlaune, ich mag nicht
ſcheiden; aber gewiß iſt, daß er auf ſeinem Sterbe-
te an den König ſehr nachtheilig von ſeinem Neffen
rieb, ihn bat, denſelben von den Finanzen zu ent-
nen, und ihm den gehäßigſten Argwohn gegen ihn
bbrachte.

Nach Colberts Tode, als Pelletier, ein Geſchöpf
n Louvois, dieſem Miniſter, ſo wie Hrn le Tellier, ſein
nzes Leben unbedingt ergeben, Generalcontroleur ge-
rden war, gab ihm der König Befehl, Desmarets
öffentlicher Beſchimpfung zu verabſchieden. Das
r für ein Geſchöpf von Louvois Waſſer auf die
ühle. Er ließ Desmarets vor ſich fodern und wählte
Zeit einer öffentlichen Audienz. Hier in Gegen-
rt aller Finanzbedienten, die acht Tage vorher noch
chend und zitternd vor ihn ſtanden, in Gegenwart
r der Menſchen, die den Generalcontroleur zu ſpre-
n gekommen waren, redete er ihn ganz laut, daß
er ein Wort verlieren möchte, mit folgenden Wor-
an: „Hr Desmarets, es thut mir leid, einen Auf-

„trag

„trag, wie den, den ich habe, erfüllen zu müssen: der „König hat mir befohlen, Ihnen zu sagen, daß Sie „ein Schurke seyen, daß Hr Colbert ihn davon unter„richtet habe und daß er Ihnen nur seinetwillen Gnade „angedeihen lassen will; aber daß Sie sich binnen hier „und vier und zwanzig Stunden in Ihr Haus nach „Maillebois begeben, das Sie nie verlassen und keine „Nacht ausserhalb bleiben dürfen, und daß Sie Ihre „Stelle als Intendant der Finanzen niederlegen sollen, „über die der König schon disponirt hat.“ Desmarets war wie vom Donner gerührt, er wollte den Mund öffnen, aber Pelletier verschloß ihn bald mit den Worten: „Gehen Sie, Hr Desmarets, ich habe Ihnen „nichts weiter zu sagen,“ und kehrte ihm den Rücken. Der Brief des sterbenden Colbert an den König legte seiner ganzen Familie Stillschweigen auf, so daß Desmarets von aller Protection entblößt, nichts thun konnte, als die Niederlegung seiner Stelle zu unterzeichnen und nach Maillebois zu gehen. Hier lebte er die ersten vier oder fünf Jahre, ohne die Freyheit zu haben, eine Nacht ausserhalb zu bleiben, und mußte die volle Verachtung der Nachbarschaft und die Mißhandlung eines gemeinen Adels ertragen, den er ehemals so stolz behandelt hatte, und der sich jetzt in seiner Ohnmacht mit Freuden für die Härte rächte, die er in der Zeit seines Glücks an ihm ausgeübt hatte. Er erhielt endlich die Erlaubniß, sein Haus verlassen zu dürfen, ohne jedoch ausserhalb zu übernachten; nachher kurze Reisen nach Paris machen zu dürfen, später längere und wiederholte, und endlich daselbst bleiben zu dürfen, ohne sich aber an den Hof zu nahen. In dieser Lage befand sich Desmarets, als Chamillard mit großer Mühe die Erlaubniß erhielt, sich seiner Einsichten bedienen zu dürfen und ihn in der Untersuchung der Finanziers arbeiten zu lassen, aus der sich nach geschlos-

seuer Rechnung ergab, daß sie seit 1689 zwey und achtzig Millionen gewonnen hatten *). Wir enthalten uns der Bemerkungen über einen so ungeheuren, in weniger als zehn Jahren gemachten Profit, und über das Elend derer, welche diesen Gewinn und diesen Verlust tragen mußten; der ungeheuren Summe einer andern Art von Gewinn und Verlust nicht zu gedenken, welches die in den 82 Millionen nicht enthaltenen Unkosten sind.

9.

In solchen Bedrängnissen befand sich Ludwig XIV in den letzten Jahren seiner langen Regierung, die so wenig die seinige, und beständig abwechselnd in fremden Händen war. In dieser letzten Zeit von der Last eines unglücklichen Krieges niedergedrückt, von niemanden unterstützt, wegen der Unfähigkeit seiner Minister und Generale, ganz der Arglist einer häuslichen Verschwörung preiß gegeben: von Schmerz durchdrungen nicht über seine Fehler, die er nicht kannte und nicht kennen wollte, sondern über seine Ohnmacht gegen das ganze, wider ihn vereinigte Europa; in die größten Verlegenheiten wegen seiner Finanzen und der Beschützung seiner Grenzen versetzt — in dieser Lage blieb ihm nichts übrig, als auf sich selbst zurückzusinken und auf seine Familie, auf seinen Hof, auf sein Gewissen, auf sein ganzes unglückliches Königreich jene harte Herrschaft, die er zu weit und durch zu schlechte

*) Um die Wahrheit in ihrer ganzen Ausdehnung zu retten, hätte der Herzog von St Simon hinzufügen können, daß der König es bereute, in seinem ersten Zorn so rasch gehandelt und einen guten Diener so gedemüthigt zu haben, und selbst seinen Fehler gut machen wollte; kann St Simon, der so viel Zutrauen zu Chamillard und seiner Rechtschaffenheit hat, glauben, daß er einem Schurken, den der König dafür erkannt, wieder habe emporhelfen wollen?

schlecht gewählte Mittel auszudehnen gesucht und deren Schwäche er seinen Feinden zum Spott gezeigt hatte, mit aller Schwerfälligkeit zu richten.

10.

In seinem Aufwand sogar bis auf die Tafel zu Marly und seine Gebäude eingeschränkt, erfuhr er in Rücksicht der Details der letztern dieselben Kunstgriffe, durch die er im Großen beherrscht wurde. Mansard, welcher Oberaufseher der Gebäude war, und keine Fähigkeit, aber doch ein wenig mehr Geschmack als sein Herr besaß, belagerte ihn mit Entwürfen, die ihn zu einem Aufwand führten, der in solchen kläglichen Umständen zu stark war; aber es waren für ihn eben soviel Gelegenheiten sich zu bereichern, worin er bewundernswürdig war, und seinen Credit zu erhalten, der ihn zu einer Art von Figur machte, welche die Minister cultivirten und vor der der Hof sich beugte. Er hatte die Klugheit, dem Könige unausgearbeitete Plane vorzulegen, um ihm den Ruhm zu lassen, sie corrigirt zu haben, worin ihm der verschmitzte Maurer unvermerkt half, so daß der König immer entweder den abzuhelfenden Fehler, oder die Art, wie er abzustellen sey, sehen mußte; und Mansard immer den richtigen Sinn des Königs bewundernd und erhebend machte ihn glauben, daß er nur ein Schüler gegen ihn sey und daß er in dem Geschmack für Baukunst und Gartenkunst eben so excellire, als in der Kunst zu regieren. Der König glaubte ihm gern aufs Wort und wenn, wie es oft geschah, er auf irgend etwas, was gut oder schlecht war, mit Hartnäckigkeit bestand, so nahm es Mansard mit gleicher Bewunderung auf, bis daß die Veränderung Gelegenheit gab, Einwürfe dagegen zu machen. Bey alle dem war Mansard unverschämt geworden und ermüdete den König mit Forderungen

rungen für sich oder die seinigen, die oft sehr impertinent waren; so daß er unter diejenigen zu zählen ist, deren Tod dem Könige eine Last abnahm.

Sein schneller Tod eröffnete für d'Antin die Laufbahn des Glücks. Er erhielt seine Stelle, wiewohl in der That, dem Namen und dem Ansehn nach sehr verringert, weil er nicht von so sklavischer Natur wie Mansard war.

So lange Frau von Montespan lebte, hatte Frau v. Maintenon nicht geduldet, daß er zu etwas mehr als zu Kleinigkeiten zugelassen wurde; aber als sie von ihrer alten Gebieterin, befreyt war, wurde sie gegen ihren Sohn gütiger: der es gut zu benutzen wußte und nachher mit Riesenschritten vorrückend, vertrauten Zutritt und eine Art von Vertrauen beym Könige gewann, und mit gleichem Schritte seinem Glück entgegeneilte.

Zu alle dem Unglück, das den Staat betroffen, kamen noch die für den König empfindlichsten häuslichen Unfälle. Er hatte, durch die Erfahrung der Unruhen seiner Minderjährigkeit belehrt, die Prinzen von Geblüt sehr sorgfältig nieder zu halten gesucht; der Rang war nur gestiegen, um die Bastarde zu erheben, welche noch dazu die für die Prinzen von Geblüt, wie wir an seinem Orte gesehen haben, sehr schränkenden Vorrechte in Rücksicht ihrer ersten Domestiken erhielten. Weder Gouvernements noch Charen waren in ihren Händen, mit Ausnahme dessen, was dem Prinzen von Conde im Pyrenäischen Frieden wiedergegeben worden war, zwar nicht ihm, sondern dem jetzten M. le Prince seinem Sohne, und was auf den Sohn des letztern durch seine Vermählung mit einer der Bastardinnen und endlich auf den Sohn dieser Ehe, beym Tode seines Vaters übergieng. Vorrechte und Ehre beym Könige, hatten sie nur durch diese Heirath,

die aber dem Prinzen von Conti nichts mehr ertheilt hatte; und von Führung der Armeen waren sie sorgfältig entfernt gehalten worden.

Man mußte die letzten Unglücksfälle und die ganze Gunst Chamillards vor sich sehn, um den Vorschlag zu wagen, die Führung einer Armee dem Prinzen von Conti, und durch Kapitulation eine dem Herzog von Orleans anzuvertrauen, gegen welchen der König weniger Widerwillen hatte, nicht weil er sein Neffe, sondern weil er sein Eidam war. Und als das Unglück den König zwang, die flandrische Armee dem Prinzen von Conti zu übergeben, war es nicht mehr Zeit: der Prinz, dem sein ganzes Leben in Ungnade verflossen war, starb mit dem Schmerze, die Bestimmung, die er so sehr und vergebens gewünscht, und die zu seiner Freude eben so der Hof, die Truppen und ganz Frankreich, deren Hoffnung und Freude er war, gewünscht hatten, nunmehr erreicht, nicht genießen zu können.

11.

Von dem Jahre 1709 an verdoppelten sich mit jedem Jahre die Schläge, welche das Unglück auf die königliche Familie führte, die es nicht verlassen zu können schien. Derjenige, welcher die Ungnade des Herzogs von Vendome veranlaßte, war um so grausamer, als er wenig die Augen öffnete.

Der Prinz von Conti und Mr. le Prince wurden bald darauf, sechs Wochen von einander, hingerafft; Mr. le Duc folgte ihnen in demselben Jahre, und der älteste der Prinzen von Geblüt, der noch übrig war, war siebzehn Jahr alt. Hierauf starb Monseigneur,

Bald darauf trafen aber den König noch weit härtere Unglücksfälle. Sein Herz, dessen Empfindsam-

keit

keit ihm ſelbſt bis dahin unbekannt geweſen war, litt unſäglich bey dem Verluſte der liebenswürdigen Dauphine. Seine Ruhe wegen der Thronfolge wurde durch den Tod des Erben acht Tage darauf ſchmerzlich geſtört und er mußte mit Kummer auf das Alter und die gefährliche Lage des einzigen Sprößlings eines koſtbaren Stammes ſehen, der erſt fünf und ein halb Jahr war.

Alle dieſe Schläge trafen ihn vor dem Frieden, und faſt alle bey der gefährlichſten Lage des Königreichs.

Aber wer mag die Schrecknisse und Abſcheulichkeiten beſchreiben, welche die drey letzten Todesfälle, ihre Urſachen und den denſelben ganz entgegengeſetzte ſo künſtlich und teufliſch eingeflößte und ausgeſtreute Verdacht, und die entſetzlichen Wirkungen dieſes Verdachtes, bis zu ſeinem geringſten Einfluß herab mit ſich führten? Die Feder entfällt mir bey dieſen Greueln. Laßt uns den unglückſeligen Erfolg dieſes Bubenſtückes beklagen, das die Quelle ſo ſchrecklicher, deſſelben würdiger Folgen war; laßt uns dieſes Meiſterwerk der abſcheulichſten Verrätherey beweinen, das über ganz Frankreich durch alle Folgen der Geſchlechter ſeinen Einfluß verbreiten wird, und als die Krone aller Greelthaten, dem Unglück des Königsreichs das Siegel aufdrückte, und möge jeder franzöſiſche Mund deßhalb zu Gott um Rache rufen!

12.

Dieſe langen gewaltſamen Stürme der ſchmerzhaftreichen Unfälle ſetzten die Standhaftigkeit des Königs auf eine harte Probe, die aber ſeinem Ruhme erſprießlicher war, als aller Glanz ſeiner Eroberungen und die lange Folge ſeines Glückes. Die Seelengröße, die er ſtandhaft in ſolchen und ſo langen Unglücksfäl-

len unter so viel schmerzhaften Schlägen in seiner Familie zeigte, war für ganz Europa der Gegenstand des Erstaunens. So ganz gewohnt, die größte vollkommenste Herrschaft im Innern, das größte Glück ausserhalb zu genießen, sah sich der König endlich von allen Seiten vom Glück verlassen. Von aussen von erbitterten Feinden gedemüthigt, die seiner rettungslosen Ohnmacht spotteten und seinen vergangenen Ruhm höhnten. Er sah sich ohne Rettung, ohne Minister und ohne Generale, hart dafür bestraft, daß er sie nach Neigung und Phantasie gewählt und mit einem unglückseligen Stolze sie selbst zu bilden gesucht hatte. Im Innern durch die schmerzhaftesten, schrecklichsten Catastrophen zerrissen; ohne jemandes Trost, seiner eignen Schwäche zur Beute; allein gegen tausendmal schrecklichere Dinge, als seine empfindlichsten Unglücksfälle zu kämpfen gezwungen, die ihm ohne Unterlaß von denen vorgemahlt wurden, die ihm die theuersten und nächsten waren, und die offen und zügellos die Abhängigkeit mißbrauchten, in die er sich hatte fesseln lassen, und aus der sich loszureissen, er weder Kraft noch Willen hatte, wiewohl er die unwürdige Lage fühlte; übrigens durch eine unüberwindlich herrschende Neigung und durch eine zur Natur gewordene Gewohnheit unfähig, über das Interesse und das Betragen seiner Kerkermeister zu reflectiren: und dabey diese Standhaftigkeit, diese Festigkeit, dieses sich Gleichbleiben; diese ewig gleiche Sorge, so viel er vermochte, das Ruder zu führen; diese Hoffnung gegen alle Hoffnung, aus Muth und Einsicht, nicht aus Verblendung; dieses immer gleiche Aeussere in allen Dingen: dessen würden wenig Menschen fähig gewesen seyn; dieß hätte ihm den Namen des Großen verdienen können, der ihm so voreilig gegeben worden war.

Dieß

im ersten Sturm eingenommen hatte, im Februar die eigentliche Belagerung. Die natürliche Festigkeit des Ortes, durch Kunst schon zu den Zeiten des ältesten Roms erhöht, und noch mehr der verzweiflungsvolle Muth der Bürger widerstanden allen Angriffen bis in den Monath April. Der Mangel an Wasser zwang sie endlich zur Uebergabe der Citadelle: Leben und Freiheit ward ihnen in der Kapitulation zugestanden. Gleich Schatten wankten sie von den Felsen herab, durch das Einathmen der frischen Luft berauscht: furchtbar war der Anblick der blaßen Gestalten im Wiederschein der Flammen, welche von der in Brand gesteckten Stadt emporschlugen. Niemand war froher, als die Bürger von Pavia. Im Triumph führten sie den König heim, setzten ihm in ihrer Hauptkirche die lombardische Krone auf, und feierten seine Gegenwart drei Tage hindurch mit den prächtigsten Vergnügungen *).

Je länger sich Friedrich in der Lombardei hatte verweilen müssen, desto mehr eilte er nun, die übrige

*) Sire Raul, (de rebus gestis Friederici primi, in Murat. scriptor. rer. ital. t. 6. p. 1173.), ein Schriftsteller, dessen Parteigeist gegen Friedrich sich sehr deutlich zeiget, erzählet die Belagerung Tortonas mit manchen für denselben sehr nachtheiligen Umständen, deren Otto von Freysingen und Otto Morena nicht gedenken.

Dieß war es auch, was ihm die wahre Bewunderung von Europa und derer von seinen Unterthanen, die davon Zeuge waren, erwarb; und was ihm soviel Herzen wieder zuwandte, die eine so lange harte Regierung ihm entzogen hatte. Er wußte sich im Stillen unter die Hand Gottes zu demüthigen, erkannte dessen Gerechtigkeit, und flehte um seine Barmherzigkeit, ohne in den Augen der Menschen seine Person und seine Krone zu erniedrigen. Er rührte sie im Gegentheil durch seine großmüthige Gesinnung: glücklich war er, indem er die Hand verehrte, die ihn schlug, und ihre Schläge mit einer Würde empfing, die seine Unterwerfung auf eine so rühmliche Weise ehrte, wenn er seinen Blick auf die Ursachen des Zornes Gottes gerichtet hätte, die so handgreiflich und noch gut zu machen waren und die allen, nur ihm nicht in die Augen sprangen; statt daß er seine Betrachtung nur auf die richtete, für die er nichts mehr hatte, als Geständniß, Schmerz und unnütze Reue.

13.

Welch wunderbare Verschmelzung von Licht und dichter Finsterniß! ein Durst alles zu wissen; eine Aufmerksamkeit gegen alles auf der Hut zu seyn; ein Gefühl seiner Gebundenheit, ein Verdruß darüber, der ihm sogar jenes Geständniß über sein Testament gegen die Herrn vom Parlament und gegen die Königin von England abzwang; eine gänzliche Ueberzeugung von seiner Ungerechtigkeit und seiner Ohnmacht, von ihm selbst geäussert, im Gespräch seinen Bastarden selbst ins Gesicht gesagt: und doch dabey eine Ergebenheit gegen sie und ihre Gouvernante, die die seinige und die Gouvernante des Staates geworden war, und eine so gänzliche Ergebenheit, die ihm nicht erlaubte, einen einzigen ihrer Wünsche zu vereiteln,

eiteln, so daß er, fast schon zufrieden, sich gesträubt und ihnen seine Zweifel und Widerstreben gezeigt zu haben, ihnen sein ganzes Reich, seine Familie, seinen einzigen Nachkömmling, seinen Ruhm seine Ehre, seine Vernunft, das innre Regen seines Gewissens, ja seine Person, seine Freyheit, seinen Willen, alles im vollen Umfange aufopferte: ein in seiner Ganzheit Gott allein würdiges Opfer, wenn es nicht an sich zu verabscheuen gewesen wäre. Er brachte es ihnen dieses Opfer, indem er ihnen die ganze Leere und zugleich die volle Last und alles fühlen ließ, was es ihm kostete, um dafür wenigstens einigen Dank zu genießen und seine Knechtschaft zu lindern, was ihm aber alles sein Joch in nichts erleichtern konnte: so sehr fühlten sie ihre Kräfte und das dringende beständige Bedürfniß, sich derselben zu bedienen und die Ketten enger zu schließen, mit welchen sie ihn, in beständiger Besorgniß, daß er ihnen entwische, sobald sie ihm ein wenig Freyheit ließen, umzogen hatten.

In diesen Fesseln seufzte der stolze Monarch, der einst ganz Europa in Fesseln gehalten hatte, der die Last derselben seinen Unterthanen aller Stände und seiner Familie alten und jungen so schwer hatte fühlen lassen, der jede Freyheit verbannt und sie selbst dem Gewissen und den Heiligsten und Rechtgläubigsten zu rauben gewagt hatte. Sein Mißvergnügen überwältigte ihn und drang gewaltsam hervor; es war nicht zu verkennen in dem, was er zur Königin von England und zu den Herrn vom Parlamente sagte: er habe seine Ruhe erkauft; und als er bey Uebergebung des Testamentes, er so sehr Herr seiner selbst, der nichts zu sagen pflegte, als was er wollte und wie er es sagen wollte, in die Worte ausbrach: es sey ihm abgezwungen worden und man habe ihn zu etwas gebracht, was er nicht gewollt habe und was er nicht thun zu dürfen

glaubte.

glaubte. Ein sonderbarer Zug, ein sonderbares Elend, ein sonderbares Geständniß von der Stärke des Gefühls und des Schmerzes hervorgepreßt! Diesen Zustand vollkommen zu fühlen, und doch vollkommen zu unterliegen! Welch ein Schauspiel, welch ein Contrast zwischen einer Stärke und einer über alles Unglück erhabenen Größe der Seele und einer Kleinheit und Schwäche, die einem schimpflichen, lichtscheuen, häuslichen Verhältnisse unterliegt! und welch ein vollgültiger Beleg für alles, was von dem Loos derer, die sich der Liebe und den Weibern ergeben, verächtliches gesagt worden ist! Welch ein Ende einer so lang bewunderten Regierung, die bis zu ihrem letzten Sinken noch von Größe, Edelmuth, Stärke und Muth strahlte! Welch eine Schwäche, Elend, Vernichtung, gefühlt, geschmeckt, verabscheut und doch im ganzen Umfang ohne Erleichterung seiner Bande ertragen und geduldet!

14.

Der Tod des Herzogs von Berry *) vermehrte noch die Schläge des Unglücks.

Der Herzog von Berry war von der gewöhnlichen Größe der meisten Menschen, ziemlich und gleichförmig stark, von schönen blonden Haaren und frischem ziemlich schönem Gesicht, das von blühender Gesundheit zeugte. Er war für die Gesellschaft und die Vergnügen gemacht, die er sehr liebte; er war der beste Mensch, der sanfteste, mitleidigste, umgänglichste Prinz, ohne Ruhmsucht und Eitelkeit, aber nicht ohne Würde und Selbstgefühl. Er hatte einen mittelmäßigen Kopf, ohne weitaussehenden Blick und Einbildungskraft; aber dafür einen sehr richtigen gesunden Verstand, fähig zu hören,

*) Gestorben im May 1714.

hören, zu sehen und immer unter mehrern scheinbaren das Beste zu wählen. Er liebte Wahrheit, Gerechtigkeit, Vernunft; alles, was gegen die Religion war, war ihm unerträglich; ohne ausgezeichnete Frömmigkeit, war er nicht ohne Festigkeit und haßte den Zwang; dieß ließ fürchten, daß er nicht so biegsam werden möchte, als man es von einem dritten königlichen Prinzen wünschte; denn er konnte schon in seiner Jugend nicht hören, daß irgend ein Unterschied zwischen ihm und seinem ältesten Bruder sey und die Kinderstreitigkeiten hatten oft Besorgniß erweckt. Er war der schönste und anziehendste von den drey Brüdern, folglich der beliebteste, der am meisten geliebkoste und von allen gesuchte; und da sein Naturell offen, frey, munter war, so rühmte man in seiner Jugend seine, Madame und der Frau von Rochefoucault gegebenen, Antworten, die ihn immer neckten. Er spottete über Lehrer und Meister und lachte oft über die Strafen; er konnte nie viel mehr als lesen und schreiben und lernte auch nachher, als er von dem Zwange zu lernen frey war, nichts weiter. Dieß hatte nothwendig gemacht, daß man die Erziehung schärfte: aber dieß stumpfte seinen Geist ab, schlug seinen Muth nieder und gab ihm eine so große Furchtsamkeit, daß er sich bey den mehresten Dingen, selbst in der Etikette seines Standes so albern ungeschickt benahm, daß er mit Leuten, an die er nicht gewöhnt war, kein Wort sprechen konnte, nichts zur Antwort gab und keine Artigkeit zu sagen wagte, aus Furcht anzustoßen, bis er endlich sogar von sich selbst glaubte, er sey ein Dummkopf und zu nichts zu gebrauchen. Er fühlte es und war darüber untröstlich. Der Herzog von Saint Simon, mit dem er sehr offen und zutraulich war, konnte ihm keinen Muth einsprechen; und es ist wahr, daß dieses übertriebene Mißtrauen gegen sich selbst ihm unendlich schadete. Er

maß

maß ſeiner Erziehung die Schuld bey, deren Grund er ſehr gut einſah; aber ſie hatte ihm alle Zärtlichkeit gegen diejenigen benommen, die daran Theil gehabt hatten. Er war der Lieblingsſohn des Dauphins durch Neigung, durch ſeine Liebe zur Freyheit und zum Vergnügen, durch die Vorliebe des Publikums und durch jene Cabale, deren Intereſſe und Beſtreben es war, den Herzog von Burgund zu unterdrücken. So wie dieſer Prinz von ſeiner erſten Jugend an nie ſein Aelterrecht geltend gemacht und mit dem Herzog von Berry immer in der intimſten Freundſchaft und Vertraulichkeit gelebt und für ihn immer alles mögliche Zuvorkommen gehabt hatte: ſo überhob ſich der Herzog von Berry, gutmüthig und ſchlicht wie er war, auch nie gegen ihn der Vorliebe, die er genoß. Die Herzogin von Burgund liebte ihn wie ihren Bruder, und war wie für einen Bruder bemüht, ihm alle kleinen Vergnügen zu verſchaffen, die ihr möglich waren. Er erwiederte dieſe Liebe mit der größten Zärtlichkeit und mit der reinſten höchſten Achtung gegen beyde. Er betrauerte beyder Tod mit dem innigſten wahrſten Schmerze, beſonders aber den Tod des Herzogs von Burgund, damaligen Dauphins; denn niemand wußte ſich weniger zu verſtellen. Den König fürchtete er ſo ſehr, daß er ſich faſt gar nicht ihm zu nähern wagte: er war ſo betroffen, wenn ihn der König mit einem ernſthaften Auge anſahe, oder mit ihm von etwas anderm als von der Jagd ſprach, daß er weder hörte noch ſah und ihm alle Gedanken vergiengen. Man kann denken, daß eine ſolche Furcht ſchwerlich mit großer Freundſchaft zuſammen beſtand. Die Herzogin von Berry war ſeine erſte Liebe, wie es faſt bey allen der Fall iſt, die man jung und unerfahren verheyrathet. Er war ihr außerordentlich ergeben; dieß verbunden mit ſeiner Sanftheit und natürlichen Gefälligkeit hatte die gewöhn-

gewöhnliche Wirkung, sie gänzlich zu verderben. Es dauerte nicht lange, so wurde er es gewahr; aber die Liebe beherrschte ihn zu mächtig. Er fand eine stolze, hochtrabende, heftige, unversöhnliche Frau in seiner Gemahlin, die ihn verachtete und es ihn fühlen ließ, weil sie unendlich mehr Geist als er hatte und ihm noch dazu durch Falschheit und Entschlossenheit überlegen war. Sie that sich sogar auf beydes etwas zu Gute und piquirte sich, der Religion und des Herzogs von Berry, weil er Religion hatte, zu spotten; und alles das wurde ihm unerträglich. Ihr Bestreben, ihn mit dem Herzog und der Herzogin von Burgund zu entzweyen, was ihr aber mit den beyden Brüdern nicht gelang, brachte ihn vollends auf. Ihre Galanterien waren so leidenschaftlich, so zügellos, daß er sie sich nicht verhehlen konnte. Ihr täglicher und ewiger Umgang mit dem Herzog von Orleans, wo alles stockte, wenn er ein wenig zugegen war, setzte ihn in Wuth. Es gab zwischen ihnen heftige wiederholte Auftritte. Bey dem letzten, der zu Reinbouillet vorfiel, zog ein fataler Zufall der Herzogin einen Tritt in den Hintern zu, nebst der ernstlichen Drohung, sie lebenslang in ein Kloster einsperren zu lassen; und er war, als er krank wurde, im Begriff, zum Könige seine Zuflucht zu nehmen, um ihm, den Hut wie ein Knabe in der Hand drehend, alle seine Noth zu erkennen zu geben und ihn zu bitten, daß er ihn von seiner Frau befreyen möchte. Dieß mag von ihm im allgemeinen hinreichend seyn; die Details würden kläglich und unangenehm seyn; eins sey genug statt aller. Die Herzogin wollte sich mit aller Gewalt vom Hofe weg durch la Haye, den Stallmeister des Herzogs von Berry, den sie zu ihrem Kammerherrn gemacht hatte, entführen lassen. Die in dieser Sache geschriebenen leidenschaftlichen Briefe sind aufgefangen worden: man urtheile nach diesem

Projekt.

Project von der Person, die es erzeugte und dessen Ausführung so dringend betrieb.

15.

Nach allem, was wir gesehen haben, glaubte man, daß die testamentarischen Verfügungen des Königs zu Gunsten seiner legitimirten Kinder seyn würden: er war seinem Neffen, dem Herzog von Orleans, so sehr abgeneigt, und diese Gesinnung wurde in ihm durch den Herzog du Maine und durch die Frau von Maintenon so sorgfältig genährt, daß er das Joch, das er sich von ihnen hatte auflegen lassen, tragen mußte. Wir haben die unwillkührlichen Aeusserungen seines Widerwillens, seines Verdrusses und seiner Reue gesehen; aber er konnte ihrem Andringen in Rücksicht des Testamentes nicht widerstehen; sie erzwangen von ihm, was sie wollten: und sein Nachfolger und so viel an ihm war, sein Königreich wurde aufgeopfert.

Alle die zum Voraus zur Erziehung des künftigen Königs bestimmten Wahlen hatten keinen andern Grund, als das Interesse der legitimirten Kinder und nichts weniger als einen andern. An der Spitze stand der Herzog du Maine und unter ihm der Marschall von Villeroi, das zu diesem Amt untauglichste Subject in ganz Frankreich. Noch dazu war er zu dieser Zeit ein und siebzig Jahr alt und der Prinz, zu dessen Gouverneur er bestimmt war, war erst fünf und ein halb Jahr. Saumeri, ein sehr unwürdiger Untergouverneur des Herzogs von Burgund, der unter dem Vorwand einer Badekur sich wohl gehütet hatte, ihn zur Campagne nach Ryssel zu begleiten, hatte bey seiner Rückkehr zu Gunsten Vendome's, an dessen Cabale er sich öffentlich angeschlossen hatte, die Probe seiner Bübereyen abgelegt. Diß war genug, um ihn dem Her-

zog

zog du Maine zum Untergouverneur des künftigen Königs zu empfehlen, als einen verkauften, allesfähigen, Menschen.

Ich habe nicht erfahren können, wer Joffreville's Wahl zum andern Untergouverneur bewirkt hatte; aber er war zu sehr Mann von Ehre, um ein Amt anzunehmen, wo er sich verkaufen mußte; er entschuldigte sich. An seine Stelle wurde Rüffe gewählt: er nannte sich Dames, der er nicht war; arm und von wenig Einsicht sah er nur sein Glück und einstweilen seinen Unterhalt vor sich und merkte nicht die Gefahren seiner Stelle.

Er hatte alles sein Vermögen im Lande Dombes, was ihm die beständige Protection des Herzogs du Maine versicherte; aber er sah nichts als die Schale von den Dingen und nahm das Amt trotz seiner angeblichen Geburt an. So wurden alle übrige gewählt; und Frau von Maintenon besonders sorgte für ihr Interesse durch die Wahl Fleury's, der deswegen Frejus quittirt hatte und ganz ihren Absichten entsprach. Unter solcher Umgebung hielt sich doch der Herzog du Maine noch nicht für gesichert genug; aber dafür sorgte das Codicill, das so wenig Tage vor dem Tode des Königs verfaßt und sein letztes Werk und das letzte Opfer war, das er dem Abgott der Liebe zu seinen legitimirten Kindern brachte. Es ist nöthig, daß wir es wiederholen, indem diese letzte Acte den ganzen Civil- und Militäretat des Königs einzig dem Herzog du Maine und nach ihm dem Marschall von Villeroi unabhängig und mit Ausschluß vom Herzog von Orleans in die Hände gab; so daß dieser in nichts über ihn gesetzt war und ihm nichts zu befehlen hatte, die beyden Directoren der Erziehung aber in allen Dingen unabhängig waren, wodurch sie die Gebieter von Paris und

vom

vom Hofe, und der Regent ihnen unbedingt unterworfen wurde. Dieſe ungeheuern Vorkehrungen ſchienen aber doch unzureichend, wenn man nicht auf alle mögliche Fälle, die eintreten konnten, Vorſorge traf. Im Fall des Abſterbens des Herzogs dû Maine alſo oder des Marſchalls von Villeroy, wurde der Graf von Toulouſe und der Marſchall von Harcourt, für welchen Frau von Maintenon gut ſagte; ihnen für den ganzen Umfang ihrer Aemter ſubſtituirt; welcher Harcourt, wegen ſeines apoplectiſchen Zuſtandes, noch untauglicher, wenn es möglich war, zu dieſem großen Amte, als der Marſchall von Villeroy war.

Das Teſtament des Königs hatte den Regentſchaftsrath in der Maaße regulirt und die Glieder deſſelben ernannt, daß dem Herzog von Orleans alle Autorität der vormundſchaftlichen Regierung benommen war. Das Conſeil beſtand faſt bloß aus Leuten, die dem Herzog dû Maine ergeben waren und denen insbeſondere der Herzog von Orleans nicht geneigt zu ſeyn Urſache hatte.

Dieſes Codicill war die letzte Hinterlaſſenſchaft des Königs; dieß die letzten Handlungen ſeiner Vorſorge; dieß die letzten Anſtrengungen ſeiner Macht oder vielmehr ſeiner Schwäche und die ſchimpflichen Folgen ſeines wollüſtigen Lebens; eine beklagenswerthe Handlung, die ſeinen Nachfolger und ſein Königreich dem Ehrgeiz offen und unbeſchränkt preißgab, durch Verfügungen, die gar nicht hätten geſchehen ſollen, und die den Staat unglückſeligen Trennungen preiß gab, indem denen gegen den Regenten die Waffen in die Hand gegeben wurden, die ihm am erſten unterworfen ſeyn ſollten, und dieſer in die Nothwendigkeit verſetzt wurde, ſein Recht und ſeine Autorität mit Gewalt zu behaupten, von der man ihm nichts als den leeren

Namen

Namen nebst der Schmach einer gänzlichen Ohnmacht und Blöße und der gerechten Furcht der größten Gefahren, (welche die Jugend aller noch übrigen Prinzen von Geblüt noch vermehrte,) gelassen hatte. Das ist ein Schandfleck, von welchem der Name des Königs nie, weder vor Gott noch vor Menschen, wird rein gewaschen werden können. In einen solchen Abgrund hatten ihn Stolz und Schwäche, ein mehr als niedriges Weib und die Kinder eines doppelten Ehebruchs gestürzt, denen er sich ganz hingab, die seine Tyrannen wurden, nachdem er es für sie und so viele andere gewesen war, und die diese Gewalt ohne Schaam und Scheu mißbrauchten; jenen abscheulichen Beichtvater Tellier nicht zu erwähnen, der die Seele und Triebfeder der letzten Geschichte als Führer seines Gewissens war.

16.

Dieß war die Büßung, die öffentliche Satisfaction für einen so schreyenden, so scandalösen Doppel-Ehebruch, im Angesichte von Europa begangen. Man sehe die letzten Gesinnungen einer so höchst sündigen Seele, die vor Gott treten sollte, mit der Last einer zwey und siebzigjährigen Regierung beschwert: eines Königs, dessen Stolz, Luxus, Verschwendung in Gebäuden und allen Arten, die immerwährenden Kriege und die Hoffart, die die Quelle und Nahrung derselben war, so viel französisches Blut vergossen, so viel Millionen innerhalb und ausserhalb vergeudet, rastlos das Feuer des Kriegs in Europa genährt, alle Stände, alle Regeln, die ältesten heiligsten Gesetze des Staates und die Rechte so vieler guten Bürger verwirrt, vernichtet, das Königreich in ein unheilbares Elend gestürzt und seinem Untergange so nahe gebracht

übrige Zeit, welche ihm die Sehnsucht der Teutschen nach ihrem Vaterlande noch in Italien zuzubringen vergönnte, für die Gründung seiner Herrschaft zu benutzen. Als er nach Tuscien kam, verabredete er mit den Bürgern von Pisa, daß sie Schiffe für ihn zum Kriege gegen König Wilhelm von Sicilien ausrüsten sollten. Auch sprach er hier das Todesurtheil über Arnold von Brescia. Obgleich dieser Schwärmer für die weltliche Macht geeifert und nichts beabzweckt hatte, als daß der geistliche Stand zu seiner ursprünglichen Einfalt zurückkehren sollte, sah Friedrich doch recht gut ein, durch die Handlungen der lombardischen Städte gewarnt, daß die bischöfliche Gewalt nicht zu sehr durfte geschwächt werden, ohne daß der Thron nicht auch erschüttert würde. Arnold, in Tuscien gefangen und bis zur Ankunft des Königs daselbst im Kerker aufbewahrt, mußte jetzt den Scheiterhaufen besteigen. Seine Asche ward in die Tiber geworfen, damit das Volk, welches ihn anbetete, sie nicht als die Reliquie eines Heiligen verehrte.

Friedrich zog darauf in der größten Eile nach Rom hinab. Der sonderbare Streit zwischen ihm und dem Papst über das Steigbügelhalten, die kindische Eitelkeit in der Anrede der Gesandten der römischen Republik, und die treffende Beredsamkeit, mit welcher der König antwortete, seine Krönung zum Kaiser in der Peterskirche, und sein Kampf

mit

acht hatte, daß es nur durch ein Wunder noch erhal-
i wurde: und was soll man nun bey alle diesem
n der Ruhe des Königs bey seinem Wegscheiden und
m Vertrauen seiner Seele in den letzten Augenblicken
gen?

17.

Ludwig XIV sah in der That seinen Tod ohne
urcht herannahen, und er hatte Religion. Er schien
chts in dieser Welt mit Widerwillen zu verlassen: er
ar beständig ohne irgend einen Schein von Unruhe;
sprach, er ordnete alles an, was nach seinem Tode
schehen sollte, als wenn er selbst zugegen seyn sollte.
r sah alles, was nach seinem Tode geschehen würde,
raus, mit derselben Gemüthsruhe, als ein Mensch
voller Gesundheit und Heiterkeit des Geistes hätte
un können: so daß alles bis zu Ende mit jener äussern
ecenz, jener Würde und Majestät vor sich gieng, die
ts alle Handlungen seines Lebens begleitet hatte.
ie Natürlichkeit, Wahrheit und Kunstlosigkeit war
cht zu verkennen und verbannte den leichtesten Arg-
ohn von Heucheley und Comödie.

18.

Von Zeit zu Zeit, wenn er frey war, und in der letz-
n Zeit, als er alle Geschäfte und Sorgen von sich ge-
gt hatte, war er einzig mit Gott, seiner Seligkeit
nd seiner Nichtigkeit beschäftigt, so daß ihm einige-
al die Worte entfielen: „als ich König war.“
um voraus schon in die große Zukunft verloren, in
e er bald einzugehen gedachte, mit einer gänzlichen
ssagung vom Irdischen, mit einer Demuth ohne
iedrigkeit, mit einer Güte und Besitzung seiner See-
, womit er seine Valets tröstete, die er weinen sahe,

gewährte er das rührendste Schauspiel: und was ihn bewundernswürdig machte, daß er sich stets ganz und immer als denselben behauptete. Gefühl seiner Sünden ohne Schrecken; ein Vertrauen zu Gott, wenn man es sagen darf, ungetheilt, ohne Zweifel, ohne Unruhe, auf die Barmherzigkeit und das Blut Jesu Christi gegründet; eine gleiche Entsagung in Rücksicht seines persönlichen Zustandes und dessen Dauer und Sehnsucht nach Duldung und Leiden. Wer bewundert nicht einen so erhabenen christlichen Glauben? aber wer schaudert auch nicht? Nichts war einfacher und kürzer als sein Abschied von seiner Familie, nichts demüthiger ohne Vergebung seiner Majestät als sein Abschied von den Hofleuten, der noch rührender als jener war. Was er dem künftigen Könige sagte, hat verdient aufbewahrt zu werden; aber es ist nachher mit zu viel Schmeicheley ausposaunt worden, worin der Marschall von Villeroy den Vorgänger machte, der diese Worte über sein Bette hieng, so wie er immer auf seinem Zimmer, und selbst bey der Armee, ein Porträt des Königs bey sich hatte, und so wie er immer, dem Könige gegen über, bey den Lobsprüchen weinte, die ihm die Prediger auf der Kanzel zu machen pflegten.

Der König sprach in der Rede an seinen Nachfolger von seinen Gebäuden, seinen Kriegen, schwieg aber von seinem Luxus und seinen Verschwendungen; er hütete sich ihm etwas von seinen unglückseligen Liebeshändeln zu sagen, ein Artikel, der mehr als alles andere am Platze gewesen wäre. Aber wie sollte er auch in Gegenwart seiner Bastardsöhne davon sprechen, deren entsetzliche Größe er in den letzten Urkunden seines Willens vollendete? Bis jetzt, wenn man diese auffallende Uebergehung und ihre noch schrecklichere Ursache ausnimmt,

ſieht man nichts, was nicht der Bewunderung und einer wahrhaft chriſtlichen und königlichen Erhebung des Gemüthes würdig wäre.

19.

Was ſoll man aber von ſeinem letzten Geſpräche mit ſeinem Neffen, nach Abfaſſung des Teſtamentes, kurz nach Hinzufügung des Codicills und nach Empfang der letzten Sacramente ſagen? und von ſeiner ſo beſtimmten präciſen zweymal gegebenen Verſicherung, daß er in ſeinen Verfügungen nichts finden würde, was ihm zuwider wäre, da dieſe Verfügungen doch zu zweyenmalen nur dazu gemacht worden waren, um ihn zu entehren, ihm alles zu rauben, mit einem Worte, um ihn gänzlich zu vernichten? Gleichwohl verſichert ihn Ludwig des Gegentheils, lobt ihn, ſchmeichelt ihm, empfiehlt ihm ſeinen Nachfolger, den er ihm entzogen hatte, und ſein Königreich, das er, wie er ſagt, regieren würde, und wozu er ihm alle Autorität entriſſen und ſie mit den furchtbarſten Sicherungen ganz und ungetheilt ſeinen Feinden gegeben hatte. Er ſey es, ſagt er, auf den er öffentlich verweiſe, als den Ertheiler der Befehle, als den, dem allein das Recht dazu gebühre. Iſt dieß Kunſtgriff, iſt das Betrug, iſt es heuchleriſcher Spott bis zum Todeskampf? Welch ein Räthſel, das wir nicht aufzulöſen vermögen; ſuchen wir uns lieber zu überzeugen, daß der König ſich gleich blieb. Es entſpricht dem, was er immer von der Ungültigkeit deſſen, was ihm abgezwungen war, was ihm ſeine Schwachheit abgedrungen hatte, zu glauben ſchien. Sagen wir lieber: er zweifelte nicht, er hoffte vielleicht ſicher, daß ein ungerechtes, abſcheuliches Teſtament, das in ſeine Familie und ſein Königreich Verwirrung bringen

mußte, das so beschaffen war, daß er sorgfältig das Geheimniß desselben zu bewahren für nöthig fand, nicht mehr Gültigkeit haben werde, als das Testament seines Vaters gehabt hätte, das so weise, so verständig, so abgewogen, so gerecht und von ihm selbst mit allgemeinem Beyfall publicirt war.

Der ganze Widerwille, den der König bey Abfassung seines Testamentes gefühlt, alles das Bittere, was er nach Abfassung desselben seinen legitimirten Kindern, den Herrn vom Parlamente, bey Ueberreichung desselben, und zur Königin von England, im ersten Augenblicke seines Zusammentreffens mit ihr, sagte, (welche Aeusserungen seiner Bitterkeit, seines Verdrusses über seine Schwäche und die allzu arge Mißbrauchung derselben durch die, die seine einzigen Vertrauten waren, von denen er sich nicht losreißen konnte, er immer ohne Veranlassung unaufgefodert that); jenes abschwliche Codicill, das ihm nach Empfang der Sacramente, in dem Zustande des Sterbenden abgezwungen worden, wo er den ganzen Abscheu desselben fühlte, ohne doch widerstehen zu können; diese entsetzliche Häufung von Ungerechtigkeit und Umstürzung aller Rechte, um seine Bastarden, insbesondere aber den Herzog du Maine, zu einem ungeheuren Colos von Größe und Macht zu machen; und die Vernichtung aller Gesetze, seines Neffen, und vielleicht seines Reiches und seines Nachfolgers, der den grausamen ungerechten Händen eines nach dem Throne trachtenden Usurpators preißgegeben war, diese entsetzliche Häufung von klug und planvoll angelegten, aber trotz aller darauf verwandten Sorge so schlecht bemäntelten Ungerechtigkeiten, daß sie in die Augen sprangen; alles dieß gab ihm vielleicht Hoffnung gegen die ihm abgezwungenen Dinge. Er hatte (wie er sich mehrmals darüber geäussert hat) nie geglaubt,

geglaubt, daß eins von den von ihm verfügten oder bestätigten Dingen einen Augenblick nach seinem Tode bestehen würde; und in dem Augenblicke, wo er mit dem Herzog von Orleans sprach, schmeichelte er sich vielleicht mehr als je damit, um sich, so voll wie er noch von dem eben, kaum vor einer Stunde, abgefaßten Codicill war, selbst zu beruhigen. Er sprach vielleicht vorher und nachher, ganz voll von diesem Gedanken, mit seinem Neffen; er konnte ihn also in der That als den Administrator des Königreichs ansehen und in diesem Sinne mit ihm sprechen; wenigstens ist dieß vielleicht erlaubt zu vermuthen.

Aber wer wird sich nicht über die standhafte Ruhe des sterbenden Königs und über den ungestörten Seelenfrieden bey so viel Frömmigkeit und einem so brennenden Eifer, jeden letzten Augenblick noch zu benutzen, lebhaft verwundern müssen? Die Aerzte behaupteten, daß die nämliche Ursache, die die körperlichen Leiden linderte und stillte, die Leiden des Herzens und die Beunruhigung des Geistes linderte und beruhigte.

20.

Andere haben einen andern Grund davon angegeben; und diese waren im Innern des Appartements während dieser letzten Krankheit und waren in den letzten Tagen ganz allein um den König. Die Jesuiten haben beständig Layen von allen Ständen, selbst verheyrathete, in ihrer Gesellschaft; das Factum ist gewiß: eben so gewiß ist, daß Desnoyers, Staatssecretär unter Ludwig XIII, unter diese Anzahl gehört habe, und andere mehr. Diese Einverleibten thun das nämliche Gelübd, das die Jesuiten thun, so weit es ihr Stand erlaubt, das heißt das Gelübd des uneingeschränkten Gehorsams gegen den General und die

Obern der Gesellschaft. Das Gelübd der Armuth und Keuschheit aber müssen sie durch alle Dienstleistungen und alle Forderungen, die sie der Gesellschaft blind zu thun schuldig sind, besonders aber durch eine grenzenlose Unterwerfung unter die Obern und ihren Beichtvater ersetzen. Sie müssen in leichten Uebungen der Gottseligkeit, welche ihnen ihr Beichtvater, ihren Umständen und Seelenzustande gemäß, auferlegt, und die er, so viel er will, vereinfacht, streng seyn. Die Politik weiß herrlich die zuverlässige Hülfe dieser verborgenen Hülfsglieder zu gebrauchen, denen man das übrige leicht macht. Aber es darf nichts in ihrer Seele vorgehen, nichts, was es sey, zu ihrer Wissenschaft kommen, das sie nicht ihrem Beichtvater bekennen.

Man hat nun behauptet, Tellier habe, schon lange vor seinem Tode, dem Könige den Gedanken einzuflößen gesucht, daß er sich so in die Gesellschaft einverleiben lassen möchte; er habe ihm die dadurch zu erlangenden sichern Privilegien für seine Seligkeit, die damit verbundene Sündenvergebung gerühmt; er habe ihn glauben gemacht, daß, welches Verbrechen man auch begangen habe, diese geheime Ablegung des Gelübdes alles rein wasche und der Seligkeit versichere, wenn man nur seinem Gelübd treu sey; und der General der Gesellschaft sey mit Bewilligung des Königs in das Geheimniß gezogen worden. Zufolge dessen, behauptet man, habe der König sein Gelübd in Tellier's Hände abgelegt; man will in den letzten Tagen gehört haben, wie der eine die damit verbundenen Versprechungen versichert, der andre sich trostvoll auf dieselben gestützt habe; der König soll von jenem den letzten Segen der Gesellschaft wie einer der Brüder empfangen, er soll ihn Gebetsformeln haben sprechen lassen, die daran nicht zweifeln lassen, und die man zum Theil

hörte,

rte, und ihm das Gewand oder das faſt unbemerk-
re Zeichen, gleichſam eine andere Art von Scapulier,
geben haben, das, nach dem Beyſpiel Ludwigs des
ligen und der andern Könige von Frankreich, die
) auf Zureden ihrer Beichtväter in verſchiedene Or-
n haben aufnehmen laſſen, bey ihm gefunden worden
n ſoll. Endlich ſind die mehrſten von denen, die
n Könige näher waren, der Ueberzeugung geblieben,
ß dieſe Buße, auf Koſten anderer, der Hugenotten,
Janſeniſten, der Feinde der Jeſuiten oder derer,
ihnen nicht ergeben waren; der Vertheidiger der
chte des Königs und der Nationen, der Canons,
Hierarchie gegen die Tyranney und Uſurpation jen-
s der Alpen abgelegt: daß dieſe phariſäiſche An-
nglichkeit an dem Aeuſſern des Geſetzes und der Schale
Religion jene ſo erſtaunende Ruhe in den ſchreckli-
n Augenblicken hervorgebracht habe, wo ſonſt ge-
hnlich die zu verſchwinden pflegt, die, auf Unſchuld
) Buße gegründet, am dauerhafteſten zu tröſten
mag.

21.

So ſtarb einer der gröſten Könige der Erde,
den Armen einer unwürdigen niedrigen Gattin
) ſeiner Baſtarden, welche von ihm, ſo lange
er ſich für ſie ſelbſt aufopferte, Meiſter blieben.
sgerüſtet mit den Sacramenten der Kirche wurde
durch die Hand des Sohnes ſeiner andern Geliеb-
, welcher von den Gunſtbezeugungen, die durch ſei-
Mutter Gunſtbezeugungen ſeiner Familie erworben
rden, ganz überhäuft war. Endlich war ſein einzi-
Beyſtand ein Beichtvater, wie le Tellier war.

Wenn Heilige ſo ſterben, ſo ſterben ſie wenigſtens
ht unter ſolchen Umgebungen!

Auch genoß der König diesen Beystand nicht bis zum letzten Augenblick. Im Besitz des Königs und seines Zimmers und niemanden zulassend, als die wenigen ihnen ergebenen unentbehrlichen, war ihre Anhaltsamkeit unermüdet, so lange sie des Königs bedurften. Aber als das Codicill einmal gemacht und an Voisin übergeben war, hatten sie nichts mehr da zu thun; sie zogen sich zurück... Die für ihren, alles mögliche nun besiegenden, Ehrgeiz unfruchtbaren Pflichten gegen den Sterbenden wären zu ermüdend gewesen; sie versagten dem Könige ihren Beystand in den Augenblicken, wo ihn Religion und Pflicht laut zu ihm rief. Das zärtlichste Lebewohl des Königs an Frau von Maintenon, und seine Hoffnung, bald mit ihr wieder vereinigt zu seyn, mißfiel der alten Hexe, die, nicht zufrieden, Königin zu seyn, in ihrer Verblendung gerne ganz unsterblich gewesen wäre.

Vom Mittwoch an, das heißt, vier Tage vor seinem Tode, verließ sie ihn auf das grausamste auf immer; und der König, dessen innere Sinne noch lebhafter als die äussern waren, fühlte die Treulosigkeit derjenigen, der er alles, was er war, aufgeopfert hatte. Sein Schmerz in seiner Verlassenheit war so heftig, daß er ohne Unterlaß nach ihr verlangte. Dieß zwang sie von St Cy zurückzukommen, sie hatte aber nicht die Geduld, sein Ende abzuwarten, sondern eilte dahin zurück, um nie wieder zu kommen: sie, die den letzten Seufzer von der Lippe des Sterbenden in ihren Busen hätte aufnehmen sollen!

22.

Bissi und Rohan, zufrieden, Noailles immer entfernt gehalten zu haben, incommodirten sich nicht viel bey dem Sterbebette des Königs, so daß Rohan sogar

r den König ohne Meſſe ließ und wenn Charoſt nicht
weſen wäre, gar nicht mehr daran gedacht worden
äre, .. obgleich der König bey vollem Bewußtſeyn
ar, und, wenn man es ihm vorſchlug, ſeinen Wunſch
zu hören zu erkennen gab: denn was den Kopf be-
af, ſo war er bey vollkommner Geſundheit.

Der Herzog du Maine zeigte auch die ganze Güte
nes Herzens gegen einen Vater, der ihm alles auf-
opfert hatte. Er befand ſich bey der Conſultation
s aus Provence kommenden Mannes, der dem Kö-
ge ſein Elixier gab. Fagon, gewohnt als Arzt
s erſte Wort zu führen, fand in dieſem Manne
ne Bauerngrobheit, die ihm ſehr übel mitſpielte.
er Herzog, der nichts mehr vom Könige zu erzwin-
n hatte, und ſich ſchon für den Herrn des Königs-
ichs hielt, erzählte am Abend auf ſeinem Zimmer
nen Vertrauten mit jener Poſſierlichkeit und jenem
nen Spott, den er ſo gut verſtand, wie dieſer Lum-
el in der Medicin das groſſe Wort führe und wie
agon, voll Erſtaunen, Aerger und Demüthigung,
s erſtemal in ſeinem Leben von ſeiner Kunſt und
nen Hoffnungen verlaſſen, auf ſeinen Stock brumme,
d ſich nicht ein Wort hervorzubringen traue, um
cht noch was ärgeres zu erfahren. Dieſer gute zärt-
he Sohn erzählte ihnen dieſes Abentheuer ſo ſpas-
ft, daß alle und auch er, in ein anhaltendes lautes
elächter ausbrachen. Das Uebermaaß der Freude,
r Allmacht, der Befreyung von jeder Feſſel, der Er-
llung ſeiner Wünſche ſo nahe zu ſeyn, hatte ihn ver-
ſſen laſſen, welch eine Unanſtändigkeit dieß ſey, wo-
n die Antichambern und ſelbſt die Gallerie Zeuge
aren, auf welche dieß Appartement in einem Stocke
it der Capelle, zunächſt ſtößt, und wo die Vorüber-
henden, viele der Angeſehnern, dieſes Lachen hörten.

Der Herzog du Maine ſchränkte die unfruchtbare Anhaltſamkeit bey des Königs Bette ein; es „war für ihn ein zu angreifender Anblick“; er erſchien daſelbſt lieber nur ſeltene Augenblicke und verſchloß ſeinen Schmerz in ſein Cabinet, wo er am Fuße des Kreuzes weinte, oder vielmehr auf die bald zu gebenden Befehle zur Vollziehung deſſen dachte, was er ſich hatte im Teſtament ertheilen laſſen.

Was le Tellier betrifft, ſo war auch er müde dem Sterbenden beyzuſtehn. Es hatte ihm die Beſetzung einer Menge lediger Pfründen nicht gelingen wollen; er fürchtete nichts mehr vom Cardinal von Noailles, ſeit Biſſi, Frau von Maintenon und er deſſen Rückkehr vereitelt hatten. Da er alſo vom Könige nichts mehr zu fürchten, noch zu hoffen hatte, ſo überließ er ſich andern Sorgen; ſo daß allen in dem geheimen Kreiſe der Zimmer und ſelbſt in den Cabinetten dieſe Abweſenheit zum Aergerniß gereichte und einige davon, als Blois und Marechal, ihrem Unwillen keinen Zwang anthaten und einigemal von ſich ſelbſt nach Tellier ſchickten. Der König verlangte oft nach ihm, ohne daß er bey der Hand war. Bisweilen kam er gar nicht, weil man ihn weder zu Hauſe noch irgendwo antraf. Wenn er auch zum Könige kam, ſo gieng er immer wieder von ſelbſt weg, und blieb faſt immer nur wenige Augenblicke. In den letzten Tagen ließ er ſich noch weit weniger ſehen, da doch ein Beichtvater, deſſen Bemühungen nicht getheilt waren, in dieſer Zeit nicht vom Bette hätte wegkommen ſollen. Aber es zeigte ſich wohl, daß chriſtliche Liebe, Eifer eines Seelſorgers, Erkenntlichkeit und Zuneigung nicht die Tugenden dieſes laſterhaften Pfaffen waren, und daß ihm ſeine Tiefe und Argliſt, weder die Neigung

mit dem römischen Übel, die Niederlage im Heere der Teutschen durch Seuchen, und ihr ersehnter Rückzug über die Alpen, welchen sie noch von einer Räuberbande erkämpfen müssen, alle diese Gegenstände sind durch Otto von Freysingen mit der ihm eigenen lieblichen Darstellung beschrieben worden.

Die Mailänder hatten nur auf den Abzug des Kaisers gewartet, um Tortona wieder aufzubauen und sich an Pavia durch einen blutigen Krieg zu rächen; aber keine Stadt wurde so unbarmherzig von ihnen gemißhandelt, als Lodi, indem sie immer fürchteten, diese Nachbarinn würde ihnen zu mächtig. Die Bürger desselben hatten sich schon die härtesten Bedingungen gefallen lassen, hatten sogar das Fodrum, einen Tribut, welcher anzeigte, daß sie wahre Unterthanen Mailand's wären, entrichtet; und dessen ungeachtet erschienen die mailändischen Konsuln im Anfange des Jahrs eilfhundert und acht und funfzig schon wieder in Lodi, um demselben ein noch härteres Schicksal anzukündigen. Sie verlangten, daß alle Einwohner, welche nicht unter funfzehn Jahren alt wären, einen Eid schwören sollten, daß sie Mailand's Herrschaft anerkannten und den Befehlen desselben, was auch dadurch beabzweckt würde, gehorchen wollten.

gung noch das Talent und die Gabung, den Sterben beyzustehen gegeben hatten. Man mußte ihn ohne Unterlaß rufen lassen; und sein so unwürdiges Betragen reizte den Unwillen aller derer, die gegenwärtig seyn konnten, nachdem die Entfernung der Frau von Maintenon und des Herzogs dü Maine den Zugang zu dem Zimmer den treuen Dienern des Königs offen gelassen hatte.

Zum Schluß, indem ich in Gedanken alles durchlaufe, was ich über die letzten Lebensumstände des Königs niedergeschrieben habe, fodert mein Gewissen und die Liebe zur Wahrheit, daß ich hinzusetze, daß ich mich bey Marechal über das öffentlich verbreitete Gerücht, als habe der König das Gelübde als Jesuit abgelegt, angelegentlich befragt habe. Marechal war wahrhaft, und schätzte Tellier nicht; aber er hat mich versichert, daß er nichts, kein Zeichen, noch eine Art von Scapulier bey ihm bemerkt habe. Allein Marechal, wiewohl er sehr fleißig zugegen war, war nicht immer um das Bett des Königs: der P. Tellier konnte Mißtrauen gegen ihn hegen, und sich vor ihm in Acht nehmen! Dem ungeachtet kann ich nicht glauben, daß, wenn etwas an der Ablegung des Gelübdes war, Marechal nicht darum gewußt haben sollte. Vielleicht wollte auch Marechal aus irgend einer Rücksicht mir nicht sagen, was geheim gehalten werden mußte, da er der Diener und nicht der Ausspionirer des Königs war.

Ludwig XIV wurde von niemand als von wenigen aus der nächsten Dienerschaft beklagt, ausserdem von wenigen andern und den Häuptern der Constitution. Sein Nachfolger war nicht in dem Alter. Madame

hatte

hatte für ihn nichts als Furcht und äussere Etikette. Die Herzogin von Berry liebte ihn nicht und hoffte jetzt zu regieren. Der Herzog von Orleans war nicht dafür bezahlt, um ihn zu betrauern, und diejenigen, die es waren, thaten ihr Amt nicht. Frau von Maintenon war seit dem Verlust der Dauphine des Königs müde geworden; sie wußte nicht, was sie mit ihm anfangen, wie sie ihn unterhalten sollte: ihr Zwang war deswegen mehr als verdoppelt, weil er nun viel mehr bey ihr oder auf Parthien mit ihr war. Der Zustand seiner Gesundheit, die Geschäfte und jene Behandlung, die alles zuwege gebracht oder, um genauer zu reden, alles für den Herzog du Maine erzwungen hatte, hatten sie häufig üble Launen und oft Ausfälle auf sie selbst erfahren lassen. Sie war am Ziele dessen, was sie gewollt hatte; ob sie gleich also bey dem Verlust des Königs verlor, so fühlte sie sich doch einer Last los und war nur dieses Gefühls fähig. Langeweile und Leere in der Folge riefen in ihr die Sehnsucht nach dem Vergangenen zurück; da sie aber in ihrer Zurückgezogenheit auf nichts mehr Einfluß hatte, so ist es jetzt nicht der Ort, von ihr und ihren Beschäftigungen in dieser Zeit zu reden.

Wir haben gesehn, zu welcher Freude, zu welcher barbarischen Unanständigkeit die Aussicht auf die nahe Allmacht den Herzog du Maine verleitete. Die frostige Ruhe seines Bruders ließ sich nichts anfechten. Madame la Ducheſſe, von allen ihren Banden los, hatte die Unterstützung des Königs nicht mehr nöthig; sie fühlte von ihm nur Zwang und Furcht; sie konnte Frau von Maintenon nicht ausstehen, sie konnte nicht an des Herzogs du Maine Partheylichkeit in dem Prozeß über die Succession des

Prin-

rinzen zweifeln. Man warf ihr Zeit ihres Lebens
or, ſie habe kein Herz, ſondern nur einen Magen:
e befand ſich daher recht wohl. Ueber die Herzogin
on Orleans erſtaunte ich: ich hatte Schmerz bey ihr
rwartet, und ich bemerkte nur einige Thränen, die
r bey jeder Gelegenheit leicht vom Auge floſſen und
e bald wieder vertrockneten. Ihr Bett, wovon ſie
ine groſſe Freundin war, und die Art von Dunkel,
ie ſie nicht haßte, muſte während einiger Tage alles
achen. Aber bald öffneten ſich Vorhänge und Fen-
er und nichts von Betrübniß zeigte ſich mehr, als bis-
eilen ein bisgen um des Wohlſtandes willen.

Die Prinzen von Geblüt waren Kinder. Die
herzogin von Ventadour und der Marſchall von Vil-
eroy ſpielten ein wenig Comödie; kein anderer gab
ch einmal dieſe Mühe; aber einige alte platte Höflinge
ls Dangeau, Carois, und wenig andere, die ſich
us allem Gleis gebracht ſahen, ob ſie gleich nur aus
iner ſehr gemeinen Lage herausgeworfen wurden, be-
lagten es, daß ſie ſich nicht mehr unter die Narren,
Unwiſſenden und Fremdlinge in dem täglichen Räſon-
ement und Amüſement eines Hofes rechnen konnten,
er mit ſeinem Könige verſchwand.

Alles, was den Hof ausmachte, theilte ſich in
wey Claſſen Die Eine voll Hoffnung, zu figuriren,
ich einzumiſchen, waren froh eine Regierung endigen
u ſehen, unter welcher für ſie nichts zu erwarten war.
Die Andere, von einem ſchwer drückenden Joche ermü-
et, das mehr von den Miniſtern als vom Könige
uferlegt war, waren froh, ſich frey zu fühlen; über-
haupt alle waren froh, ſich von einem ewigen Zwan-
ge befreit zu ſehn und voll Hoffnung der Neuheit.

Pa-

Paris, ebenfalls einer Abhängigkeit müde, die so erniedrigend gewesen war, schöpfte freier Athem, in der Hoffnung auf etwas mehr Freyheit, und in der Freude, die Autorität so vieler, die sie mißbrauchten, endigen zu sehen. Die Provinzen, vorher über ihren Ruin und ihre Vernichtung in Verzweiflung, waren neu belebt und voll Freude.

Die Parlamenter und alle Arten von Gerichtshöfen, die durch Edicte und illegale Evocationen vernichtet waren, hofften, die ersten, eine wichtige Rolle zu spielen, die andern, sich wieder befreit zu sehn. Das Volk, zu Grunde gerichtet, unterdrückt, in Verzweiflung, dankte Gott, mit zu lauter Freude, für eine Befreyung, an welcher seine heissesten Wünsche nicht mehr zweifelten.

Die Ausländer, froh, endlich nach so vielen Jahren eines Monarchen los zu seyn, der ihnen so lange Gesetze gegeben, der ihnen im Augenblick, wo sie ihn sicher zu erdrücken glaubten, durch eine Art von Wunder entgangen war, hielten ihre Freude mit mehr Anstand zurück, als seine eignen Unterthanen. Die Wunder der drey ersten Viertel dieser mehr als siebzigjährigen Regierung, und die persönliche Seelengröße dieses Königs, der anfangs so glücklich, und endlich im letzten Viertel seiner Regierung vom Glücke so verlassen war, hatte mit Recht ihr Erstaunen erregt; sie schätzten es sich zur Ehre, ihm das nach seinem Tode zuzugestehn, was sie ihm in seinem Leben so standhaft verweigert hatten. Keiner der fremden Höfe zeigte seine Freude; alle machten sichs zum Geschäft, sein Andenken zu rühmen und zu ehren. Der Kaiser ordnete Hoftrauer an, wie um einen Vater; und obgleich noch

ch vier oder fünf Monate bis zum Carneval waren, wurde doch jede Art von Vergnügung zu Wien verboten und das Verbot aufs ſtrengſte gehalten. Ein Feſt geſchah erſt zu Ende des Carnevals; nämlich der itzige Graf du Luc, Ambaſſadeur von Frankreich, nahm ſich nicht, den Damen einen Ball, (der der erſte in Europa war,) nebſt einem Feſte zu geben, zu ihm die Damen durch ihre Klagen über ein ſo artiges Carneval verleitet hatten. Dieſe Artigkeit warb ihm weder zu Wien, noch ſonſt wo Achtung. In Frankreich begnügte man ſich es zu ignoriren.

Was unſre Miniſter und die Intendanten der Provinzen, die Finanziers, die Pächter und alles was man die Canaille nennt, betrifft, ſo fühlten ſie die ganze Ausdehnung ihres Verluſtes.

Ich habe mit ſtrengſter Treue und Wahrheit alles niedergeſchrieben, was entweder mir ſelbſt als Augenzeugen, oder durch ſolche, welche die Geſchäfte während der letzten zwey und zwanzig Jahre der Regierung Ludwigs XIV unter den Händen gehabt oder beobachtet haben, zu Wiſſen gekommen iſt; und ich habe es dargeſtellt, wie es geweſen iſt, ohne alle Leidenſchaft, ob ich mir gleich Raiſonnements erlaubt habe, die natürlich aus den Sachen floßen. Ich habe auch das Aeuſſere und das öffentliche Leben dieſes Monarchen, ſeit ich beſtändig an ſeinem Hofe gelebt habe, dargeſtellt. So unſchmackhaft und ſo überflüſſig vielleicht dieſes, überdieß ſo bekannte, Detail ſcheinen mag, ſo habe ich doch wirkſame Maßregeln getroffen, damit es erhalten und, wenn die gegenwärtige Generation dahin ſeyn wird, öffentlich bekannt gemacht werde; es wird ſich darin manche

die gute Lehre für Könige finden, die sich Respect verschaffen und sich selbst respectiren wollen. Was mich noch dazu antreibt, ist, daß dergleichen äussere, zunächst allgemein bekannte, Umstände bald der Nachkommenschaft entgehn. Meine Arbeit aber soll den Regenten, der so viel Aufsehn in der Welt gemacht hat, den König, von dem ich gesprochen habe, ganz charakterisiren.

Intereſſantes

Manuſcript

über den Tod Ludwigs XIV, über ſein Teſtament und über das darauf ſich beziehende

lit de juſtice

unter den Papieren des Herzogs von St Simon *) gefunden.

*) Es ſcheint, daß dieſes intereſſante Manuſcript, wegen einiger wenig bekannten Anekdoten, mit Vorſicht geleſen zu werden verdient. Es muß mit andern hiſtoriſchen Monumenten der Zeit verglichen werden.

Anm. des franzöſ. Herausg.

Inhalt.

Der Herzog von Orleans wenig vom Könige geliebt. Man spricht am Hofe vom Testamente des Königs. Es theilen sich in dieser Rücksicht vier Partheien. Ludwig XIV macht sein Testament und verfügt über die vormundschaftliche Regierung. Intriguen des Herzogs von Orleans und des Herzogs du Maine, um den Inhalt desselben zu erfahren. Die Marquise von Maintenon und der Herzog du Maine unterrichten den Herzog von Orleans verschieden. Der Prinz gewinnt für seine Parthei die Großen des Reichs und das Parlament. Der kranke König behauptet das Geheimniß, er bestätigt seine Verordnungen durch ein Codicill. Tod des Königs. Ver-

sammlung des Parlaments. Die französischen Garden bemächtigen sich der Zugänge. Rede des Herzogs von Orleans. Eröffnung des Testamentes und des Codicills. Der Herzog von Orleans trotz der Verfügungen des Königs zum Regenten erklärt. Momentane Erkenntlichkeit des Regenten gegen das Parlament. Lit de justice. Feyerlicher Beschluß, wodurch die vormundschaftliche Regierung dem Herzog von Orleans übertragen wird.

Die halbentsetzten Bürger zeigten sich dazu bereit, nur möchte man doch hinzufügen, daß die Treue nicht darunter leiden sollte, welche sie dem Kaiser schuldig wären; aber gerade den wollten die Mailänder kränken. Jede Einschränkung ward von ihnen verworfen, alle Beschwörungen der Unglücklichen, daß man sie nicht zwingen möge, den Schwur zu verletzen, wodurch sie selbst mit Mailand's Einwilligung dem Kaiser gehuldigt hätten, alle ihre demuthsvollen Wallfahrten nach der übermüthigen Stadt, selbst die Bitten und Drohungen von zwei päpstlichen Legaten, welche durch diese Gegend kamen und sich für Lodi verwandten, waren fruchtlos. Voll Edelmuth weigerten sich die armen Bürger standhaft, gegen ihren Herrn treulos zu handeln, selbst dann noch, da der stolze Feind eines Tages in ihre Wohnungen kam, alles mit sich wegschleppte und ihnen unter den fürchterlichsten Drohungen gebot, aus der Stadt zu entweichen. Als die Sonne niedersank, verliessen alle Familien ihre Häuser; doch hegten sie noch die süße Hoffnung, in dieselben zurückzukehren; sie verschlossen die Thüren und ließen ihre Hunde und Katzen zur Wache daheim. Die Kinder hingen am Halse und von den Armen der wandernden Mütter oder liessen sich am Gewande derselben fortziehn; außer ihrem Gewimmer herrschte die Stille eines Leichenzuges; nur wenn die gebeugte Schaar nach den Dächern

der

Die Geschichte des Testaments Ludwigs XIV ist ein interessanter Gegenstand: sie zeigt den Geist der intimsten Höflinge des Königs in seinem Alter und den Geist des Regenten.

Ludwig XIV hatte den Herzog von Orleans immer von der Bekanntschaft mit den Geschäften entfernt gehalten. Der junge Prinz, der größten Dinge fähig, hatte Proben der Tapferkeit gegeben und der König hatte die Schwachheit, auf seine Talente eifersüchtig zu seyn.

Philipp hingegen hatte die Klugheit, sein Verdienst zu verstecken; er fürchtete den König und wollte ihn nicht noch mehr gegen sich verstimmen. Auf die schrecklichste Art bey ihm verläumdet, kam er selten an Hof und beschäftigte sich mit den Studien. Die Chemie war seine Lieblingswissenschaft; seine Feinde sagten, er koche Gift.

Seine Liebe zum Vergnügen, seine geringe Neigung zur Religion schienen die falschen Urtheile zu unterstützen; und der religiöse Hof des Königs, bestehend aus der Marquise von Maintenon, le Tellier und aus alten Höflingen, die ihn haßten, benachrich-

tigten den König auf das treuste von allen seinen Ausschweifungen, um ihn noch mehr gegen ihn zu reizen.

Aber als der Hof nach und nach die königliche Familie verlöschen sah, als Ludwig XIV niemand übrig blieb, als sein Urenkel, und als der König selbst, von Jahren niedergedrückt, seinem Ende zu nahen schien, wurde der Herzog von Orleans allen, die am Vertrauen des Königs Theil hatten, weit verdächtiger. Der Jesuit le Tellier, Mitglied einer Gesellschaft, deren Zweck es war, die Herrscher durch Lenkung ihres Gewissens zu beherrschen, fürchtete seine Gewalt zu verlieren, wenn der Herzog von Orleans Regent von Frankreich würde. Die alten Höflinge, an den Maximen Ludwigs XIV hängend, konnten sich nicht in die Ideen dieses Prinzen fügen, der Freund des Vergnügens und der Neuheit, wenig fromm und sehr tolerant war. Die Marquise von Maintenon, deren Interesse es foderte, seine Macht einzuschränken und sie unter die legitimirten Prinzen ihre Freunde und Zöglinge zu theilen, hatte auch ihre besondern Gründe: kurz Ludwig XIV war von lauter Feinden des Herzogs umgeben.

Das Alter des Königs drängte alle dabey interessirten Personen; seine tagtäglich abnehmende Gesundheit setzte sie in Unruhe. Man dachte auf ein Testament von ihm; ein jeder ersann sich ein System der vormundschaftlichen Regierung, ein jeder seinem Interesse gemäs. Es bildeten sich in dieser Sache vier Partheien am Hofe.

Le Tellier, der seit langer Zeit gewünscht hatte, der König möchte die geheime, seit lange mit der Maintenon geschlossene, Ehe declariren, hatte sich erst thörichterweise eingebildet, daß diese öffentliche Erklärung die Favoritin der Regentschaft und der Vormund-

mundſchaft über ſeinen Nachfolger fähig machen würde.

Die Marquiſe von Maintenon, die beſſer als irgend jemand die Unmöglichkeit dieſes Projectes, das ſo oft geſcheitert war, kannte, wünſchte wenigſtens, daß der Herzog von Orleans nicht die abſolute Gewalt haben möchte; ſie wollte ſich einen Reſt der Wichtigkeit, die ſie genoß, erhalten, auch wenn der König dieſe Welt verlaſſen hätte. Sie kannte des Herzogs du Maine, ihres theuren Zöglings, mit dem ſie ſo eng verbunden war, ſanften, biegſamen Charakter, geneigt ihren Rath zu hören; von dem Herzog von Orleans hingegen verſah ſie ſich einer feſten, erhabenen Regierung, nichts weniger als dem Syſtem einer Frau oder dem des alten Hofes folgend.

Einige Hofleute wünſchten aus Anhänglichkeit an die Grundgeſetze des Reiches oder an die Perſon Ludwigs V, Königs von Spanien, der Enkel Ludwigs XIV, erſter Prinz von Geblüt und rechtmäßiger, nächſter Erbe der Krone war, die Rückkehr dieſes Monarchen nach Frankreich und behaupteten, daß die Entſagungen ſeine Rechte nicht vernichten könnten.

Die vierte Parthei ernannte endlich den Herzog von Orleans zum Regenten des Reichs, während der Minderjährigkeit, mit voller Gewalt des Monarchen, dem Nationalgebrauche gemäß.

Ludwig gab allen Meinungen Gehör; aber er ſah ein, daß er durch Zurückberufung des Königs von Spanien die Nation in Krieg und Unruhen verwickele. Von einer andern Seite konnte er ſeine geheime Ehe nicht declariren, ohne ſich zu beſchimpfen und mehrere Partheien gegen ſich zu bilden. Er folgte alſo dem Syſtem der Marquiſe von Maintenon, das ſeiner Ge-

sinnung gegen den Herzog von Orleans und seiner Liebe zum Herzog du Maine und zum Grafen von Toulouse, seinen besonders geliebten legitimirten Kindern, mehr entsprach. Er unterzeichnete sein Testament den 14 August 1714 und schickte es versiegelt dem Parlamente zu, damit es nach seinem Tode eröffnet und executirt werden sollte. Das Testament wurde in einem dicken Thurme, nicht weit von der Büvette, aufgehoben und eingemauert.

Die Geschichte seiner eignen Regierung hatte ihn indessen gelehrt, daß dieses Corps eine solche feyerliche Urkunde des letzten Willens der Könige annulliren könne; aber der allgemeine Gehorsam aller Stände der Bürger hatte ihn gänzlich verblendet. Wenig Personen erinnerten sich noch an den Anfang seiner Regierung und man war so daran gewöhnt, ihm zu gehorchen, daß er sich bereden ließ (trotz der geheimen Ahnung, die er hatte und äusserte), daß man sich nach seinem Tode seinem letzten Willen unterwerfen werde.

Der Herzog von Orleans, fein, gewandt wie er war, erkundigte sich überall und suchte die Gesinnungen des Monarchen zu erforschen; aber man bewahrte in dieser Sache noch das vollkommenste Geheimniß: der Herzog du Maine selbst, der Liebling des Königs und der Favoritin, hielt sorgfältig geheim, was zu seinem Besten geschehen war, selbst gegen die Herzogin, seine Gemahlin, die thätiger und ehrgeiziger, vermittelst der Marquise von Maintenon, oft in ihn drang, daß er es ihr wissen lassen möchte; aber der Prinz schien zu fürchten, daß ihr diese Kenntniß eine allzu schwere Last werden möchte, und blieb undurchdringlich.

Die Herzogin sah ein, daß ihr Bemühen fruchtlos sey. Um zu wissen, was für ein Betragen sie zu be-

ehaupten habe, und um sich auf jedes Ereigniß vorzu-
ereiten, ließ sie einen Rath zusammen kommen, be-
ehend aus dem Herzog dü Maine, dem Grafen von
oulouse, dem ersten Präsidenten de Mesmes, Male-
ieu und Valincourt, den Freunden ihres Hauses.
Der Herzog dü Maine vermied noch sehr geschickt, den
Bestand des Testamentes wissen zu lassen. Man sah,
aß man nicht mehr darnach forschen könne, da er es
icht wissen lassen wolle; und es wurde beschlossen nur
u fragen, ob das Testament den König von Spanien
ur Thronfolge rufe. Die Antwort des Monarchen
ar, daß er nicht zurückgerufen werde, was nothwen-
ig die Vermuthung veranlaßte, daß der Herzog von
Orleans zum Regenten von Frankreich erklärt sey, ver-
öge des Rechts seiner Geburt.

Der Herzog von Orleans seiner Seits versuchte
lle Mittel, um sich davon zu unterrichten. Man sagt
ogar, daß die Favoritin sich ein Verdienst daraus
achte, ihm sie anzuzeigen, indem sie einsah, daß ihm
och am Ende die Kraft seines Geistes unfehlbar die
Regentschaft geben würde, trotz den Verfügungen des
Königs. Dieser Kunstgriff war für sie in allen Fällen
on Nutzen. Einestheils schien sie die Gunst eines
Prinzen zu wünschen, dem sie übel beym Könige mit-
espielt hatte, und anderntheils kam sie seiner Rache
uvor; sie entdeckte ihm also das Geheimniß des Testa-
entes, aber vielleicht in so unbestimmten, zweydeu-
igen Ausdrücken, daß der Prinz sich für gänzlich un-
nterrichtet von einem so wichtigen Gegenstande hal-
en mußte.

Indessen schien der Herzog dü Maine, von der
auptsache des Testaments versichert, gewiß, daß der
König von Spanien nicht zum Regenten erklärt sey,
nd vermuthend, daß der Herzog von Orleans, wel-

chem die Geburt das Recht dazu gab, ohne Zweifel die oberste Gewalt haben würde, sich an ihn anzuschließen. Ludwig XIV hatte das Haus dieses legitimirten Prinzen zum Range der Prinzen von Geblüt erhoben; und die Prinzen von Geblüt hatten mit Unwillen den Machtspruch vernommen, der sie zu erniedrigen und auf eine Stufe mit jenen zu setzen schien. Ludwig XIV hatte sogar verordnet, daß im Fall die legitimen Familien ausgestorben wären, die legitimirten zur Thronfolge zugelassen werden sollten. Diese Rücksichten vermochten den Herzog du Maine sich zu stellen, als überließ er sich ganz dem Herzog von Orleans, und ihm die hauptsächlichsten Verfügungen des Testamentes zu entdecken. Er hatte in seinem Hause so schmeichelhafte Privilegien zu behaupten, die lediglich von dem Willen des Souveräns abhiengen; aber Ludwig XIV, der beständig seine testamentarischen Verfügungen im Auge hatte und diese Verbindung sehr ungern sah, bezeugte seine Unzufriedenheit und sah mit Verdruß die Höflinge des Herzogs von Orleans sich mehren; so sehr lag ihm die volle Vollstreckung seines letzten Willens am Herzen.

Indessen fiel der schwächliche König in eine gefährliche Krankheit; und der Herzog von Orleans, noch immer wegen des ihm gefallnen Looses ungewiß, machte gleichwohl mit sehr viel Anhaltsamkeit dem kranken Könige seinen Hof und suchte den Schimpf gelassen zu ertragen, den er ihm auf dem Sterbebette anthat, als er dem Herzog du Maine befahl, die Musterung der königlichen Haustruppen vorzunehmen, mit Hintansetzung des Herzogs von Orleans, als ersten Prinzen von Geblüt. Trotz der verdoppelten Aufmerksamkeit des Prinzen war Ludwig XIV beharrlich in seinen Entschließungen und behauptete immer das Geheimniß

heimniß in Rückſicht ſeiner teſtamentariſchen Verfügungen. Er ſchien unempfindlich gegen die Sorgfalt dieſes Prinzen, der ihm nichts als die folgenden Worte entlocken konnte: „Ich habe niemals die Abſicht gehabt, Ihre Rechte zu ſchmälern, noch der Freundſchaft für Ihre Perſon zu ermangeln. Mein Teſtament wird es Ihnen beweiſen. Ich habe Ihnen alle Rechte, die Ihnen Ihre Geburt giebt, gelaſſen.“

Merkwürdige immer zweifelhafte Worte, welche der Prinz dem Parlamente vor Eröffnung des königlichen Teſtamentes zu referiren die Vorſicht hatte und zu Durchſetzung ſeiner Entwürfe zu benutzen wußte.

Indeſſen ließ ſich der Herzog von Orleans von den Worten des Königs nicht täuſchen. Das alte Betragen des Monarchen gegen ihn und die Erklärung der Marquiſe von Maintenon überzeugten ihn zum voraus von der Beeinträchtigung ſeiner natürlichen Rechte, welche das Teſtament mit ſich bringe. Er drang wegen dieſer Sache nicht weiter in den Kranken, der feſt bey ſeinem Sinne und geheimnißvoll blieb; aber er traf Maaßregeln, um durch Negociationen zu erlangen, was ihm das Teſtament raubte. Er offenbarte ſich in dieſer Rückſicht dem Abbe Dübois, dem Vertrauten ſeiner Vergnügungen, ſo wie ſeiner geheimen Angelegenheiten. Er ſah den Herzog von Noailles wieder zu ſich zurückkehren, der alte Vergehen gegen den Herzog von Orleans wieder gut machte und ſeine vorige Feindſchaft bey ihm in Vergeſſenheit bringen wollte. Der Herzog von Guiche, Colonel der franzöſiſchen Garden, verſicherte ihn der Officiere dieſes Corps. Mehrere Colonels verſprachen ihm ihren Beyſtand und die vornehmſten Mitglieder des Parlamentes ſchienen ihm gänzlich ergeben.

Sein Hof wurde mit jedem Tage glänzender. Der des Königs hingegen verminderte sich nach und nach, so wie er sich dem Tode näherte. Hingestreckt auf seinem Sterbebette, hatte der Monarch die Kränkung, die Desertion seiner treusten Höflinge sehn zu müssen; und noch trunken von seinem Stolz und der Unterwürfigkeit seiner Unterthanen, konnte er vor seinem Tode einsehen, welche Beweggründe die Großen an Hof rufen, und woher ihre Huldigung entspringt.

Ein Marktschrever wagte jetzt ein Wunder der Heilung am Könige zu versprechen, der dem Tode nahe war. Ein Elixir schien seine Kräfte neu zu beleben. Der König aß und der Charlatan versprach eine schnelle Heilung.

Auf dieß Gerücht sah der Herzog von Orleans wiederum die Höflinge aus seinem Palaste desertiren und konnte sich nicht enthalten zu sagen, daß, so lange der König noch esse, er keine Seele sehe. Diese Anecdote zeigt den Königen sehr gut, was ihnen Höflinge giebt und raubt.

Der König Ludwig XIV bezahlte der Natur die Schuld durch einen sehr schmerzhaften Tod. Zwey Monate vor seinem Ende war seine so starke Gesundheit schwächlich geworden; aber der sterbende Monarch zeigte eine Seelenstärke, ähnlich dem Charakter seiner Regierung. Den Tag vor dem St Ludwigstag wollte er beym P. Tellier beichten und empfieng an seinem Namenstage das heil. Abendmahl aus den Händen des Kardinals Rohan, Grand-aumonier von Frankreich. Die Jansenisten behaupten, vor Reichung der Hostie habe ihm le Tellier das Formular der anderweitigen Gelübde der Gesellschaft vorgelegt, und der König habe sie mit viel Andacht gesprochen.

Ludwig XIV liebte ſeine Familie zärtlich; aber er hatte ſeine Empfindungen immer ohne Vertraulichkeit und Affectation zu erkennen gegeben. Auf ſeinem Sterbebette ließ er ſich erweichen, wie die übrigen Menſchen. Man ſah den Herzog von Orleans, den Herzog du Maine, den Grafen von Toulouſe, die Prinzen von Charolois und Conti, mit denen er nach einander ſprach, in Thränen zerfließend von ſeinem Bette weggehn. Bald griff der Brand eins ſeiner Beine an. Der König ſah ſich nach und nach abſterben, ohne das Bewußtſeyn zu verlieren; aber er duldete mit auſſerordentlicher Gelaſſenheit alle ſeine Schmerzen.

Seine Frömmigkeit ſchien, wegen der gegen die Feinde der Bulle Unigenitus erregten Verfolgungen, auf ſeinem Sterbebette ſo beunruhigt, daß er gegen die Kardinäle Rohan und Biſſi ſeine Reue bezeugte. Er erbot ſich gegen ſie, das Uebel, das er hätte ſtiften können, wieder gut zu machen, und bat ſie, ihm zu erklären, ob keine Leidenſchaft in ihrem Betragen geweſen ſey. Er äuſſerte, daß er keinen Widerwillen hege, den Kardinal Noailles zu ſehn. Aber le Tellier, welcher die letzten Bewegungen des Herzens des Königs bemerkte, erſtickte dieſen letzten Funken von Güte in ihm. Er erklärte ihm, daß, wenn er den Kardinal wieder aufnähme, er in einem Augenblick das Werk ſeines ganzen Lebens zerſtören würde, und einer der Kardinäle ſetzte hinzu, er könne den Erzbiſchoff von Paris nicht ſehen, ohne allem abzuſchwören, was er gethan habe. Der Kardinal von Noailles ſah den König nicht in ſeinen letzten Augenblicken; aber Ludwig XIV, den es drängte, das innere Gefühl ſeines Herzens zu äuſſern, erklärte, daß er ihn immer geliebt und geachtet habe. Er ſchlug es dem Kardinal Biſſi ab, eine nochmalige Erklärung gegen den Janſenismus zu geben, und antwortete mit den Worten: „Ich habe alles gethan, was

ich

ich gekommt habe, um Frieden zwischen Euch zu stiften, aber es hat mir nicht gelingen wollen. Ich bitte Gott, daß er ihn Euch verleihe." Also wurde noch das Bette des mit dem Tode ringenden Königs von dem Partheigeiste beunruhigt, der das Ende der Regierung und das Alter dieses Monarchen so sehr beunruhigt hatte.

Unterdessen wurde der Brand immer schlimmer und der König verlangte, daß man alle die nöthigen Incisionen vornehmen möchte. Er ertrug ohne Klage die Stiche, die man mit der Lancette bis auf den Knochen machte, um das Fortschreiten des Krebses zu verhindern.

Seine Schmerzen hinderten ihn nicht, ohne Vorurtheil über sich selbst zu richten und die Geschichte seiner Regierung zu überschauen. Er wollte aufrichtig seyn in Rücksicht seiner vergangenen Fehler; er bekannte sie vor dem Angesichte Europas und der Monarch, der niemanden als Gott allein etwas schuldig zu seyn geglaubt hatte, suchte sein Gewissen dadurch zu erleichtern, daß er sich vor Ludwig XV schuldig bekannte, dem einzigen Prinzen, der in seinem Hause übrig geblieben war, so daß er sogar sagte, er habe Gott um Vergebung der Schuld gebeten, die er sich gegen das Reich zugezogen. Als er, in Gegenwart der Frau von Maintenon, den Dauphin zum letzten mal zu sich gerufen hatte, umarmte er ihn zweymal und gab ihm seinen Segen. Dieses Schauspiel rührte den jungen Prinzen und den größten Theil der Anwesenden zu Thränen.

Hierauf sagte der König seinen Bedienten lebewohl, immer mit derselben Ruhe der Seele; sie konnten ihn nicht ohne Thränen hören. Er wollte selbst für die gute Ordnung seines Hauses bey seinem Tode Sorge tragen, und befahl dem Grafen von Pontchartrain

seinem

der Stadt zurückschaute, die im Abendrothe glänzten, erhob sich ein allgemeines, herzzerschneidendes Geschrei. Jeder suchte seine Wohnung zu unterscheiden und glaubte sie noch zu sehn, wenn die Finsterniß sie schon lange seinen Blicken entzogen hatte: wie glücklich wurde das scharfsehende Auge gepriesen, welches trotz der Nacht die dämmernde Gestalt eines väterlichen Thurms erspähen konnte! Endlich strömte ein Regenschauer rasselnd vom Himmel; und allmählig war schon der leiseste Laut im Zuge verstummt, als er plötzlich still hielt und unbeweglich stand, wie eine Gruppe von Säulen: Flammen über Flammen schlugen von der geliebten Stadt empor! Die Mailänder hatten die Vorstädte in Brand gesteckt. Zwei Nächte, zwei Tage hindurch sah man das lodernde Feuer, und die unglücklichen Wandrer heulten, als würde das Mark in ihren Gebeinen von der Flamme verzehrt.

Bei jeder Nachricht von den Unternehmungen Mailand's hatte Friedrich unwillkührlich seinen Arm gehoben und sich Flügel gewünscht, um in einem Augenblick jenseits den Alpen zu seyn, zumal da jetzo noch ein neuer Feind daselbst züchtigt werden mußte. Auch mit dem Papst war er zerfallen und sah sich nun genöthigt, mit allen vier Parthien in Italien zu kämpfen. Die Römer schlug er mit Hohn, gegen den päpstlichen Stuhl

ſeinem Miniſter ein Brevet auszufertigen, damit ſein Herz zu den Jeſuiten gebracht würde, wenn er entſeelt ſeyn werde.

Freytag den 30 Auguſt verlor der König das Bewußtſeyn. Die Marquiſe von Maintenon, die ſich nach St Cyr zurückgezogen und nicht wiederzukommen Luſt hatte, wurde von dem ſterbenden Monarchen mehreremale verlangt. Er hatte einige Minuten Ruhe und Bewußtſeyn und bezeugte ſogar das erſtemal eine Art von Ungeduld über ſeinen ſo langen und ſchmerzhaften Todeskampf und ſeine Verlaſſenheit. Sterbegebete erweckten nochmals ſeine Lebensgeiſter und er ſprach mit lauter Stimme das Ave Maria und das Credo.

Endlich Sonntag den 1 September um 8 Uhr 32 Minuten des Morgens ſtarb Ludwig XIV ohne gewaltſamen Kampf, in ſeinen letzten Augenblicken von der Maintenon, le Tellier und ſeinen Höflingen verlaſſen. Und dieß war das Ziel der langwierigſten Regierung, die wir in Frankreich gehabt haben, und die zu allen Zeiten die Blicke der Nachwelt auf ſich ziehen wird.

Der Tod überraſchte den Monarchen, bevor er Frankreichs Elend abhelfen konnte. Das Reich war durch die faſt immerwährenden Kriege, die es hatte aushalten müſſen, entkräftet. Die Finanzen waren in Unordnung und die Religion von Unruhen verwirrt, die die ganze Regierung ſeines Nachfolgers nicht ganz hat ſtillen können. Der Ackerbau war ſeit 1709 in Verfall.

Unter dieſem Monarchen zeigte Frankreich dem ganzen Europa, wie groß ſeine natürlichen Kräfte ſeyen. Der König hatte mit allen gegen ihn verbundenen Mächten Krieg geführt. Er hatte Frankreich zum handelnden Staate gemacht. Er hatte ſeine Macht zu Waſſer und zu Lande gezeigt. Er hatte die Wunder von Perikles und Alexander erneuert.

Sein

Sein muthvoller hochstrebender Geist vernachlässigte oft den Rath der gesunden Politik. Er plagte die Protestanten im Innern seines Reichs und brauchte Verfolgung und Exil, um die Bulle eines Pabstes zu unterstützen, was nicht anders als lächerlich war. Von seinen Ministern, seinen Beichtvätern, von den Jesuiten, die er immer sehr liebte und von der Maintenon beredet, hatte er sich eingebildet, es sey der guten Politik und eines großen Königs würdig, gänzliche Unterwerfung der Gewissen und Einheit des Glaubens in der Nation zu erzwingen, und dieses Werk würde ihn mit Gott versöhnen. Auf diese Weise hatten sie zugleich die Ruhmliebe des Monarchen und seine zarte Frömmigkeit angeregt. Anders kann man nicht das Räthsel lösen, wie ein König mit fühlendem weichem Herzen, mit kaltem Blute, das Blut seiner Unterthanen in den Cevennen vergießen sah, und tugendhafte Bürger, weil sie nicht an die lächerliche Constitution Clemens XI glaubten, einsperren oder verjagen ließ, so ganz vergessend, daß die Könige von Frankreich die ganze Nation durch Ueberzeugung nach ihrem Willen lenken.

Dieselbe Liebe zum Ruhm und der Durst nach großen Thaten, trieben den König, daß er fast beständig Krieg führte. Er ermüdete lange das ganze Europa und man war überzeugt, daß er nach der Universalmonarchie strebe. Er widerstand allen Bündnissen bis an seinen Tod; und selbst in dem Verfall seiner Regierung, als die niedergedrückte Nation ihn nicht mehr unterstützen konnte, starb er, selbst in seiner Niederlage, als Sieger seiner Feinde. Damals hatte er seinen Enkel auf den Spanischen Thron gesetzt. Er hatte Europa dahin gebracht, diese Revolution zu genehmigen, die Protestanten waren nicht mehr Rebellen und seit langer Zeit waren die europäischen Gemüther

ther seines Königreichs unterworfen. Er hatte menschlichen Geist umgeschaffen, und ihn der Autorität eines einzigen unterworfen; Europa hatte darr gestaunt, man nannte ihn Ludwig den Großen.

Dieser Fürst verdankte alles der Natur, denn für e Erziehung war schlecht gesorgt und Mazarin entte ihn in seiner Jugend von den Geschäften und häftigte ihn nur mit dem Vergnügen und der Liebe. er Ludwig siegte über sich selbst und über die Weichkeit des Hofes. Er zeigte einen thätigen, arbeitsan Charakter. Er unterwarf Provinzen, er eroberte ädte in eigner Person und lieferte mehr Schlachten, irgend einer seiner Vorgänger. Er hatte fast imr die Waffen in der Hand und dirigirte alle die hsamen Arbeiten, welche die Operationen begleiteten.

Er erbte den kriegerischen Geist, der die vorigen gierungen charakterisirt hatte. Er führte im Innern es Reiches Krieg, um ein rebellisches Volk zu bemen, und führte auswärts Krieg gegen den Bund r Mächte von Europa. Der kriegerische Geist war r immer mit der Liebe zum Vergnügen und mit dem us der orientalischen Höfe gepaart.

Gegen das Ende seiner Regierung verließ ihn das ück: aber er blieb immer groß und ertrug seine häusen Unfälle und das Unglück des Staates mit der erschrockenheit eines Stoikers. Er sah an seiner eite eine blühende zahlreiche Familie hinsterben; im itraum von zehn Monaten sah er eine Dauphine und y Dauphins sterben; es blieb keiner seiner Nachmmen in Frankreich übrig, als sein Urenkel. Kraftlos d schwankend wegen der unzähligen Unfälle, welche ne kriegerischen Unternehmungen begleiteten, durch ne Siege wie durch seine Verluste geschwächt, gemungen um Frieden zu bitten, von seinen Ministern mißhandelt, Gegenstand der Bewunderung und des

Hasses einiger Europäischen Mächte, fand er in seiner grenzenlosen Geduld Trost für seine Leiden und in den natürlichen Hülfsquellen von Frankreich eine Art von Unterstützung in seinem Unglück. Er empfieng immer die traurigsten Nachrichten mit fester Miene und tröstete seine so oft bestürzten Minister und Hofleute, wenn er ihnen selbst neue Unfälle verkündigte, und suchte ihr Schrecken zu besänftigen.

Die allzugroße Reizbarkeit dieses Fürsten war die Quelle alles seines Unglücks. Zu seinem Unglück war sein Temperament für eine übermäßige Liebe zum Ruhm und zum Vergnügen und für die höchste Frömmigkeit gleich empfänglich. Seine Liebe zum Ruhm trieb ihn zu jenen endlosen Kriegen, woher die Unordnung seiner Finanzen und das Elend seines Volkes entsprang. Die Sinnlichkeit trieb ihn zur Liebe der Frauen, deren verführerischen Stimme er oft das Ohr lieh. Er heyrathete heimlich seine Unterthanin, und folgte den Eingebungen seiner Beichtväter, die oft die Verwegenheit hatten, sich in die Staatsgeschäfte zu mischen, die ihn überredeten, mit Feuer und Schwert die Protestanten zum Gehorsam zu bringen und die sich der souveränen Gewalt, der lettres de cachet, des Exils und der Verfolgung trefflich zu bedienen wußten, um die Bulle Clemens XI durchzusetzen.

Ludwig XIV behauptete den äussern Glanz der Größe noch auf dem Sterbebette. Er starb, wie er gelebt hatte, geduldig in seinen letzten Leiden und ruhig wie im Glück; er sah ohne Schrecken das langsame Schwinden aller seiner Sinne; er verehrte das Gesetz, das ihn den letzten der Menschen gleich setzte und starb als Held und als Christ.

So wie die Krankheit des Königs sich verschlimmerte, verdoppelte der Herzog von Orleans seine Thätigkeit, um sich der Regentschaft zu versichern; er hatte

ſich ſchon eine mächtige Parthei gebildet, zu der er auch das Parlament und den Kardinal von Noailles gezogen hatte. Die Zeugen ſeiner kriegeriſchen Tapferkeit waren ihm zugethan, alle Gemüther ſchienen ihm günſtig.

Der Herzog fand in der That die Stimmung der Großen des Reichs, die ihm behülflich ſeyn konnten, ſehr zu ſeinen Abſichten geſchickt. Die abſolute Gewalt einer ſieben und ſiebzigjährigen Regierung hatte aller Willen gebeugt und ſogar dem größten Theil der Höflinge und der Großen des Reichs den Muth benommen. Ihre Energie und Tapferkeit in der Armee konnte ſich nicht in der Hauptſtadt und noch weniger am Hofe behaupten. Der erſte Präſident de Mesmes war, trotz ſeiner beſondern Verbindungen mit dem Herzog du Maine, der erſte, der ſich gewinnen ließ. Er war ein großer Höfling und ein mittelmäßiger Menſch, dem Bericht der Frau von Staal nach, die ganz dazu gemacht war, ihn zu kennen. Er hatte angenehme Talente, aber einen ſchwachen furchtſamen Geiſt und war voll von jenen Fehlern des Herzens welche treu zu ſeyn hindern. Er verließ alſo die Parthei des Herzogs du Maine, ſeines Freundes, und gieng zum Herzog von Orleans über.

Hr von Voltaire behauptet, der Marquis von Canillac habe mit einigen Vertrauten des Prinzen den Plan der vormundſchaftlichen Regierung entworfen. Wie dem auch ſey, ſo iſt gewiß, daß man mehrere Verſammlungen, bey Tag und Nacht, hielt, um ſich auf die Revolution vorzubereiten, welche der Tod des Königs herbeyführen ſollte; ja es gab ſogar gegenſeitige Uebereinkünfte zwiſchen dem Herzog und den Obern des Parlamentes, worin auf die Ereigniſſe Vorbereitung getroffen und die gerechten Anſprüche des Prinzen begünſtigt wurden.

Der Herzog von Orleans versprach für die Dienste des Parlamentes erkenntlich zu seyn, und den alten Gebrauch, über die Edicte des Königs vor ihrer Protokollirung Vorstellungen zu machen, wieder einzuführen; er erklärte, daß ein Gewissensrath unter dem Vorsitz des Kardinals Noailles niedergesetzt werden sollte und that sowohl dem Parlament, als nach mehreren Großen des Reichs, eine unendliche Menge von Versprechungen, die er nachher treu erfüllt hat.

Alle diese geheimen Unterhandlungen waren vor dem Tode des Königs mit aller möglichen Vorsicht geschehn; aber so sorgfältig man auch diese Bewegungen zu verbergen gesucht hatte, so war doch der P. Tellier zum Theil von diesen Verabredungen unterrichtet. Indessen verhielt sich der Herzog äußerlich ruhig und verbarg seine gerechten Ansprüche; aber kaum hatte der König den letzten Athemzug gethan, als er den Kardinal von Noailles, der vom Hofe relegirt war, und den König auf seinem Sterbebette nicht hatte sehen dürfen, an den Hof zurückrief; er lud ihn nach Versailles ein, um dem jungen Könige seine Huldigung zu leisten. Dieser Schritt zeigte zum voraus, daß der Kardinal unter der neuen Regierung des Hasses und der Verfolgung quitt seyn würde; und diese Handlung der Toleranz und Freundschaft gab die Versicherung, daß das alte System schon beym Tode des Monarchen verlassen sey und daß der Herzog von Orleans nicht den Religionsverfolger machen werde.

Gleich den andern Tag nach des Königs Tode, am 2. September, versammlete sich das Parlament. Der Herzog von Orleans, in Begleitung des Herzogs von Bourbon, des Grafen von Charolois, des Prinzen von Conti, des Herzogs du Maine des Prinzen von Dombes und des Grafen von Toulouse, begab sich in Feyerlichkeit dahin; der Schatzmeister der heil. Kapelle

empfieng

empfieng ihn an der Thüre dieſer Kirche, wo er die Meſſe hörte. Zwey Präſidenten à mortier und zwey Räthe führten ihn in die grande chambre, wo ſich mehrere Herzöge und Pairs von Frankreich befanden.

Die franzöſiſchen Garden, 2000 Mann an der Zahl, den Herzog von Guiche an ihrer Spitze, hatten die Zugänge des Hofes des Palais beſetzt. Die gleichzeitigen Memoires und beſonders die des Herzogs von Berwik, eines wahrheitliebenden, gleichzeitigen Schriftſtellers, verſichern, daß der große Saal voll bewaffneter Officiere geweſen ſey, die den Herzog von Orleans aus Furcht, er möchte Widerſtand in Behauptung ſeiner Rechte finden, begleitet hätten. In dieſem Falle war er darauf vorbereitet, ſich ſelbſt zum Regenten des Reiches zu erklären und ſeine Rechte als erſter Prinz von Geblüt geltend zu machen. Dieſe Anecdote widerſpricht dem berühmten Verfaſſer des Zeitalters Ludwigs XIV. Er behauptet, in Perſon in dieſem Saale geweſen zu ſeyn und keinen Tumult und keine Officiere bemerkt zu haben. Hr von Voltaire verdient ohne Zweifel hier berückſichtigt zu werden; aber die Unpartheilichkeit des Hiſtorikers fodert auch, daß man den Herzog von Berwik bey einem Faktum dieſer Art höre und ſeine Autorität läßt uns glauben, daß der Herzog von Orleans wirklich dieſe Vorſicht gebraucht habe. Er hatte in der That die Eiferſucht der im Teſtamente des verſtorbenen Königs begünſtigten Prinzen zu fürchten. Der Herzog du Maine war bey den Großen und beym Volke beliebt, viele fürchteten, daß in Paris durch ſeine und anderer Prinzen Anſprüche ein Aufſtand erregt werden möchte. Der Herzog du Maine, der Generalcapitain der Schweizer und Carabiniers war, hatte viele Creaturen, ſo wie auch der Graf von Toulouſe, ſein Bruder, und wenn ſich der Herzog von Orleans von bewaffneten Leuten begleiten ließ, ſo war es eine Hand-

lung der Klugheit, welche die unter seiner Regierung vorgefallenen Dinge und besonders Cellamare's Verschwörung rechtfertigen.

Wie dem auch sey, so hatte er keine Gewalt der Waffen nöthig, um seine gerechten Ansprüche geltend zu machen. Er hatte die Gemüther zu gut für seine Sache vorbereitet; auch riefen ihn seine natürlichen Rechte zur Regentschaft. Er entwickelte dieselben in einer schönen Rede, die er im Parlament hielt, und in der er seine Klugheit und die Gewandheit und Feinheit seines Geistes in einem hohen Grade zeigte.

„Nach allem dem Unglück, das über Frankreich eingebrochen ist, und nach dem Verlust eines großen Königs, den wir gegenwärtig beweinen, ist derjenige unsre einzige Hoffnung, den uns Gott gegeben hat. Ihm, meine Herrn, sind wir jetzt unsre Huldigung und den treusten Gehorsam schuldig; und ich bin der erste seiner Unterthanen, der vor allen andern das Beyspiel dieser unverletzlichen Treue für seine Person und einer ganz besondern Sorge für das Interesse seines Staates geben muß."

„Diesen, dem seligen Könige bekannten Gesinnungen verdanke ich ohne Zweifel jene Worte voll Güte, die er in seinen letzten Augenblicken zu mir sprach und wovon ich Ihnen Meldung zu thun schuldig bin."

„Nach dem Empfang der heil. Wegzehrung rief er mich zu sich und sprach: Lieber Neffe, ich habe ein Testament gemacht, in welchem ich Ihnen alle Rechte, die Ihnen Ihre Geburt giebt, unbeeinträchtigt gelassen habe. Ich empfehle Ihnen den Dauphin. Seyn Sie ihm ein eben so treuer Diener, als Sie es mir gewesen sind, und sorgen Sie, ihm das Königreich zu erhalten. Sollte er nicht mehr seyn, so sind Sie der Herr und die Krone gehört Ihnen."

„Diesen

„Dieſen Worten ſetzte er noch mehrere hinzu, die aber zu vortheilhaft für mich ſind, als daß ich ſie wiederholen könnte. Er ſchloß mit den Worten: „Ich habe die Verfügungen gemacht, die ich für die ſicherſten hielt; aber da man nicht alles vorherſehen kann, ſo wird man, wenn etwas nicht ſchicklich ſeyn ſollte, Abänderung treffen.“ Dieß ſind ſeine eignen Ausdrücke.

„Ich bin demnach überzeugt, daß mir nach den Reichsgeſetzen und nach den in ähnlichen Fällen geſchehenen Beyſpielen ſowohl, als nach der Verfügung des Königs ſelbſt die Regentſchaft zugehört; aber ich würde mich nicht beruhigen können, wenn zu ſo viel Rechtstiteln, die ſich für mich vereinigen, nicht Ihre Beyſtimmung und Ihre Billigung hinzukäme, die mir nicht weniger ſchmeichelhaft ſeyn wird, als die Regentſchaft ſelbſt.

„Ich bitte Sie alſo, daß, wenn Sie das Teſtament, das der ſeel. König in Ihre Hände niedergelegt, und das Codicill, das ich Ihnen überbringe, geleſen haben, meine verſchiedenen Rechtstitel nicht verwirren, und ſowohl den einen als den andern in Erwägung ziehn, das heißt, ſowohl das Recht, das mir meine Geburt giebt, als das, was das Teſtament noch hinzugefügt haben kann. Ja ich bin überzeugt, daß Sie es für gut finden werden, über das erſtere zuerſt zu deliberiren.“

„Aber unter welchem Titel ich auch das Recht haben mag, mir auf die Regentſchaft Hoffnung zu machen, ſo wage ich es, Sie, meine Herren, zu verſichern, daß ich mich ihrer durch meinen Eifer im Dienſte des Königs und durch meine Liebe für das allgemeine Beſte, beſonders mit Unterſtützung Ihres Rathes und Ihrer weiſen Vorſtellungen, würdig machen werde.“

„Ich fodere Sie hiezu im voraus auf und betheure in dieſer ehrwürdigen Verſammlung, daß ich keine andern Abſichten haben werde, als für das Beſte

des Volks zu sorgen, die Ordnung in den Finanzen wiederherzustellen, die überflüssigen Ausgaben abzuschneiden, im Innern des Reichs und ausserhalb den Frieden zu unterhalten, besonders die Einigkeit und Ruhe der Kirche herzustellen und endlich mit allem mir möglichen Eifer alles zu befördern, was einen Staat glücklich machen kann."

„Jetzt, meine Herren, begehre ich, daß die Sprecher des Königs über den von mir gethanen Vorschlag ihre Conclusion geben und daß Sie alsbald nach Eröffnung des Testamentes über meine Rechte zur Regentschaft deliberiren, zuerst aber über das erste, nämlich das Recht, welches mir meine Geburt und die Gesetze des Königreichs geben."

Man hörte die Rede des Prinzen mit großer Aufmerksamkeit an; und der Verfasser seines Lebens bezeugt, er habe sie nicht mit ganzer Fassung gesprochen; so schwer war es, den Ton des Monarchen nach Ludwig XIV zu führen, der nie größer und majestätischer als in diesem äussern Glanze erschienen war.

Schon waren alle zu Gunsten des Herzogs von Orleans gestimmt, man erkannte seine Rechte auf die Regentschaft; aber bevor man zu irgend einer Erklärung schritt, wurde beschlossen, die Eröffnung des Testamentes vorzunehmen. Der erste Präsident und die Sprecher des Königs überreichten es der Versammlung. Ein Parlamentsrath las es vor. Der erste Präsident de Mesmes befahl zu wiederholten Mahlen, es mit lauter Stimme deutlich vorzulesen, indem er hinzusetzte: Es ist unser Gesetz.

Das war alles, was der Präsident zu Gunsten seines Freundes des Herzogs du Maine that; denn als er die Gemüther geneigt sah, den Herzog von Orleans anzuerkennen, und da er sah, daß der Herzog

focht er nie ohne einige Zurückhaltung, dem Könige von Sicilien war er feind, wie ein Ritter dem andern; aber sein tödtlicher Haß gegen die Mailänder und ihre lombardischen Anhänger blieb stets mit Verachtung vermischt.

Als der Kaiser im October des Jahrs 1157. einen großen Hof zu Besançon hielt, wo Gesandten von den meisten europäischen Völkern erschienen, waren auch zwei päpstliche Legaten dahin gekommen. Adrian hatte seine beiden vorzüglichsten Kardinäle, Männer von Erfahrung und vieler persönlichen Würde, dazu auserlesen. Sie wurden dem Kaiser vorgestellt, als er sich vom Hofgetümmel entfernt und das geheime Dunkel einer Kirche gesucht hatte. Schon ihre Anrede war auffallend. „Euch grüßt, sprachen sie, der seeligste Vater, unser Papst Adrian; euch grüßen alle Kardinäle der heiligen römischen Kirche; jener als Vater, diese als Brüder.“ Darauf übergaben sie ein Schreiben, welches der kaiserliche Kanzler Reinald vorlas, nachdem sich die Fürsten versammelt hatten. Es betraf einen Raub, der auf der teutschen Gränze an einem Erzbischof auf seiner Rückreise von Rom verübt war und um welchen sich Friedrich nicht weiter bekümmert hatte, weil dergleichen fast täglich geschah. Hierüber machte ihm der Papst die bittersten Vorwürfe und klagte ihn der Undank-

barkeit

dü Maine selbst sein Interesse nicht behauptete, so war er der erste, der sich für Philipp erklärte.

Die feierliche Lesung des Testamentes, zeigte dem Herzog von Orleans, wie sehr er Ursach gehabt hatte, sich zur Behauptung seiner Rechte vorzubereiten. Er hörte denn, daß ihn Ludwig XIV nur zum Chef des Conseil de Regente erklärt habe, welches aus den Prinzen von Geblüt, die volle zwanzig Jahre alt wären, dem Canzler, den vier Staatssecretären, dem Chef des Conseils der Finanzen, dem Generalcontroleur, den Marschällen Villeroy, Villars, Urelles, Tallard und Harcourt bestehen und worin alles nach der Stimmenmehrheit gehen sollte.

Der Herzog dü Maine sollte das Commando der königl. Haustruppen haben, ohne alle Abhängigkeit von der Regentschaft. Der Marschall Villeroy war Gouverneur des Königs. Der Herzog dü Maine hatte die Oberaufsicht über seine Erziehung und die Beschützung seiner Person, der Bischof von Frejus war zum Präceptor ernannt, die Herzogin von Ventadour zu seiner Gouvernantin und der P. le Tellier zu seinem Beichtvater.

Diese Verfügungen vernichteten alle Rechte des Herzogs von Orleans. Das Codicill des verstorbenen Königs, das der Herzog selbst dem Parlamente überbracht hatte, war eine Bestätigung des Testamentes, die der König auf seinem Sterbebette gegeben hatte. Man las das Codicill vor und sah daraus, welches die Absichten Ludwigs XIV und seines vertrauten Rathes in seinen letzten Augenblicken gewesen sey. Der Monarch bestätigte nicht allein seine Willensmeynungen, sondern er wollte auch die Publication des Testamentes so feierlich machen, als möglich. Er hatte

also geglaubt, daß sich der Herzog du Maine, zu folge des Codicills, zuerst der Person des Königs bemächtigen und bey der nachherigen Lesung des Testaments, wo er schon die königl. Haustruppen unter seinen Befehlen haben würde, das verordnete System der vormundschaftlichen Regierung behaupten würde.

Der Herzog von Orleans vereitelte die klugen Absichten des verstorbenen Königs. Es wurde nicht allein das Testament vor dem Codicill gelesen, sondern er verlangte auch selbst in seiner Anrede an das Parlament, vor Lesung der Urkunde zum Regenten erklärt zu werden. Dieses letzte Verlangen wurde zwar nicht zugestanden; aber nach geendigtem Vorlesen erklärte der Herzog laut und mit Entschlossenheit, daß er in mehrere Artikel nicht mit Ehren einwilligen könne. Sogleich schienen sich die Gemüther wieder ihm und seiner Sache zuzuwenden, und bald war er mit einhelliger Stimme zum Regenten während der Minderjährigkeit des Königs erklärt.

Zufrieden, der Hauptsache versichert zu seyn, und von diesem glücklichen Erfolg der Sache, ohne Zwang, ohne Streitigkeit überrascht, erkannte der Regent anfangs die Autorität des Regentschaftsraths, welchen das Testament constituirte. Die Frau von Staal sagt in ihren Memoires: daß ein kluger, dem Herzog von Orleans sehr ergebener Freund ihm geschickt ein Billet zuzustecken wußte, worin er ihm rieth, um seines Besten willen die Sitzung aufzuheben. Wahr ist, daß sie wirklich aufgelöst wurde, worauf man sich am Abend von neuem versammlete. So hatte der Regent Zeit genug, Athem zu schöpfen, seine Plane nach dem momentanen Zustand der Sachen einzurichten und sich vorzubereiten, in einer Rede die Gefahren einer getheilten Gewalt zu zeigen.

Das

Das Parlament genehmigte alle seine Wünsche
nd als beschlossen wurde, daß der Herzog du Maine
e Oberaufsicht über die Erziehung des Königs haben
llte, so machte Philipp Vorstellungen dagegen, daß
das Commando der königl. Haustruppen, oder auch
ur das Commando der Wache haben dürfe, die täg-
h beym Könige den Dienst hat. Der Herzog du
Maine war so schwach und kleinmüthig, daß er nicht
agte seine Sache zu vertheidigen, und darauf an-
ug, man möchte ihn von der Sorge für die Person
s Königs, welche ihm das Testament anvertraute,
nd von dieser Gewährleistung ganz befreien; und auch
eses Amt wurde dem Regenten übergeben, der für
e Folgen stand.

Nie wird das Testament eines Privatmanns so
hleunig cassirt. Es war schon den Tag nach dem
ode des Königs in der Abendsitzung, daß das Par-
ment Philipp von Orleans zum Regenten von Frank-
ich, während der Minderjährigkeit, und zum Ge-
raladministrator der Regierung des Königreichs er-
ärte. Es wurde indessen beschlossen, daß er der
lehrheit der Stimmen folgen solle, mit Ausschluß
r Chargen und Gnadenbezeigungen, daß er aber
e Conseils de Regence bilden und sie mit den Per-
nen besetzen könne, die er dazu am fähigsten halte.
Voll Erkenntlichkeit gegen das Parlament erklärte er
inerseits, daß er einen Gewissensrath niedersetzen
olle, in welchem die Besetzung der Pfründen und
as Interesse der Gallicanischen Kirche verhandelt wer-
n solle. Er konnte dem Parlamente nichts Ange-
hmeres zugestehn, da es gern die Bulle Unigenitus
s seiner Absichten würdig anerkennen wollte und mit
Verdruß durch das System des verstorbenen Königs
e Kinder der Mitglieder des Parlementes von den

gro-

großen Pfründen abgehalten sah. Ungeachtet Ludwig XIV in seinem Testamente le Tellier zum Beichtvater des Königs erklärt hatte, entschied das Parlament, daß der Regent diese Stelle mit einer andern Person besetzen sollte, wenn es dazu Zeit wäre.

Der Regent versprach endlich in einem Edict, die Verordnungen von 1667 und 1673 zu wiederrufen und festzusetzen, daß das Parlament wieder vor Protokollirung seiner Edicte Vorstellungen machen könnte. Ausserdem legte er in wenig Worten den Regierungsplan dar, den er befolgen wollte. Er gab die Versicherung, daß er die überflüssigen Ausgaben und den Luxus des Hofes einschränken, das Parlament in seine Rechte wieder einsetzen und dahin streben wolle, den Frieden unter der Geistlichkeit, durch Entfernung der Friedensstörer der vorigen Regierung, wieder herzustellen.

Alles dieß gieng vor im Monat September. Den 7. wurde im Parlament eine Erklärung des Königs protocollirt, wodurch die Sitzungen bis zum 1. October zu Verhandlung der Staatsangelegenheiten verlängert wurden. Den 12. darauf bestätigte der junge König diese Verfügungen in einem lit. de justice durch einen Beschluß, welcher Philipp Herzog von Orleans zum Regenten des Reichs erklärte.

Anmerkungen

und

Erläuterungen

zum VI. Bande

der

Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon.

Aus den Papieren des Herzogs von Saint-Simon und mehrerer seiner Zeitgenossen und aus einigen gedruckten Memoires.

I.

Art und Weise, wie man sich unter Ludwig XIV benahm, um Geld von einem untergedrückten Volke zu erpressen.

Die Handhaber der Gewalt Ludwigs XIV bedienten sich nicht alle so ehrlicher Mittel, wie der Marschall von Villars, von welchem wir hier einen interessanten Brief beyfügen, der seinen Character sehr gut zeichnet.

Colbert an Ludwig XIV.

Paris den 3. May 1672.

Das Parlament registrirte am letzten Freytag die beyden Edicte von Veräusserung der Domänen bis zu 400,000 Livres Renten und der Plätze vor Paris. Es ist so gegangen, wie es Ew Majestät wünschen konnten; der Generalprocureur ist wie gewöhnlich, behülflich gewesen, eben so der erste Präsident und die übrigen Präsidenten. Am darauf folgenden Dienstag haben sie die Vollmacht der Königin registrirt und morgen, als den Freytag, werden sie das Edict von Einschränkung des Silbergeschirrs registriren. Ich hoffe, daß Ew Majestät von diesen Edicten die Unterstützung, die Sie Sich versprechen, erhalten werden, und daß Sie zu Abtragung eines guten Theiles dessen, was für Dero Gebrauch

in

in den letzten Zeiten Ihrer Abreise entlehnt worden, dienen werde. Ich weiß nicht, ob Ew. Majestät es für vortheilhaft halten würden, den Referenten dieser Edicte und einigen der ältesten Räthe und denen, die am meisten dazu behülflich gewesen sind, irgend ein Geschenk, als Appointements des Conseils, zu geben. Vielleicht würden 12 bis 15,000 Livres, auf diese Weise ausgetheilt, eine gute Wirkung für andere, in der Folge vielleicht eintretende Geschäfte haben.

Antwort am Rande.

Es freut mich sehr, daß die Edicte verificirt sind und daß ein jeder seine Pflicht gethan hat. Sie können einem jeden ins besondere meine Zufriedenheit darüber bezeugen, wenn sich eine Gelegenheit darbietet. Ich erlaube Ihnen in Rücksicht der Geschenke alles zu thun, was Sie für vortheilhaft für mich halten; nehmen Sie sich nur in Acht, daß keine Verbindlichkeit für die Folge daraus entsteht.

Brief des Marschalls von Villars an den Prinzen von Conti.

vom 23. Nov. 1704.

Ich habe die Ehre Ew Durchlaucht durch Herrn von Courton zu schreiben. Ich habe bemerkt, daß die mehrsten Briefe, die ich erhalte, erbrochen sind und die Briefe Ew. Durchlaucht sind davon nicht ausgenommen. . . . . Was mich betrifft, so habe ich zwey Tage mit dem Anhören schöner Reden zu thun gehabt. *) . . . . . Zum Dank dafür sollen sie essen und trinken, ihre Weiber sollen tanzen und Comödien sehen, so viel ich nur geben kann, damit die Reize der Musik und die Vergnügen ihnen Bereitwilligkeit zu den Geldforderungen, die Hr von Bayille an sie thun wird, einflößen. Ich habe eine Harangue zurückgehalten, welche der Herzog von Grammont entworfen hatte, weil er eine Vicegouverneurstelle verlangte, welche ihm der König nicht gab.

Auszug

*) Er war so eben zum Commissar bey den Ständen von Languedoc ernannt worden.

Auszug eines Briefes von Demſelben an Hrn von Chamillart.

vom 16. Dec. 1704.

Ich habe Ihnen von einer andern Kleinigkeit zu ſchreiben. Man verſichert mich, daß der Biſchoff von Montpellier, ſicherlich ein ſehr heiliger Biſchoff, vielleicht nur ein wenig zu eifrig, darüber unwillig iſt, daß hier Comödianten ſind. Es waren welche hier vor zwey Jahren. Ich verſichere Sie, mein Herr, wenn es eine Stadt im Königreiche giebt, wo ſie weniger Böſes ſtiften, als anderswo, ſo iſt es dieſe Stadt, wo die Luſt zu Ausſchweifungen ſo arg iſt, daß ſie durch das Schauſpiel eher gemäßigt werden wird. Uebrigens muß ich Ihnen ſagen, daß ich glaube, in den großen Städten, aber in Languedoc vielleicht mehr als anderswo, müſſe es Schauſpiele geben, indem die Lebhaftigkeit des Volks eher mit Vergnügungen beſchäftigt als ſeinen Reflexionen überlaſſen werden muß.

II.

Ueber die militäriſche Eitelkeit Ludwigs XIV und wie ſeine Miniſter ihm dienen und ſchmeicheln. Natürliches Wohlgefallen des Königs an der Schmeicheley.

Brief Ludwigs XIV an Colbert.

Aus dem Lager von Sain den 8 Jun. 1675.

Der Aufwand iſt erſtaunlich, und ich ſehe daraus, daß Ihnen, um mir gefällig zu ſeyn, nichts unmöglich iſt..... Frau von Montespan hat mir geſchrieben, daß Sie tem, was ich Ihnen befohlen, ſehr wohl nachkommen und ſie beſtandig fragten, ob ſie einen Wunſch habe. Fahren Sie fort dieß zu thun. Sie ſchreibt mir auch, daß ſie zu Creaux geweſen ſey, wo ſie den Abend ſehr angenehm zugebracht habe; ich habe ihr gerathen, einmal nach Dampierre zu gehen, und ich habe ſie verſichert, daß ſie Frau von Chevreuſe und Madame Colbert ſehr herzlich daſelbſt bewirthen würden; ich bin verſichert, daß Sie ein gleiches thun werden. Ich wünſche

ſehr, daß ſie ſich amüſiren möge und dieſe Damen ſind ſehr dazu geſchickt, ſie zu unterhalten: erfüllen Sie meine Wünſche, ich laſſe es Ihnen gern wiſſen, damit Sie, ſo weit es von Ihnen abhängt, zu ihrem Amüſement beförderlich ſeyn mögen.

Colbert an Ludwig XIV.

Paris den 4. Jul. 1673.

Alle Campagnen Ew Majeſtät haben den Charakter der Ueberraſchung und des Erſtaunens gehabt, welcher die Gemüther ergreift, ihnen die Freyheit zu bewundern giebt, aber das Vergnügen nicht läßt, irgend eine Parallele aufzufinden.

Die erſte von 1667 hat zwölf oder funfzehn feſte Plätze mit einem guten Theil der drey Provinzen erobert.

In zwölf Tagen des Winters von 1668 eine ganze Provinz.

Im Jahr 1672 drey Provinzen und fünf und vierzig feſte Plätze.

Aber, Sire, alle dieſe großen auſſerordentlichen Thaten ſtehen dem nach, was Ew Majeſtät jetzt vollbracht haben.

6000 Mann in einem der beſten Plätze Europas mit 20000 Mann Fußvolk forciren; ſie an einem einzigen Orte angreifen und nicht einmal alle ſeine Kräfte anwenden, damit die Tugend Ew Majeſtät deſto mehr ſich zeige: man muß geſtehn, daß ein ſo außerordentliches Mittel, Ruhm zu erwerben, noch von niemand als von Ew Majeſtät verſucht worden.

Wir haben nur Gott zu bitten, daß er Ew Majeſtät uns erhalte. Uebrigens wird ſein Wille das einzige Geſetz von Dero Macht ſeyn.

Noch nie hat Paris ſo viel Freude gezeigt. Seit Sonntag Abend haben die Bürger, aus eigenem Antriebe, ohne Befehl, überall Freudenfeuer gemacht, die dieſen Abend nach dem Te Deum wieder erneuert werden.

An Colbert.

Cambray den 28 May 1677.

Ich hoffe, das Datum dieſes Briefes wird Ihnen nicht mißfallen; was mich betrifft, ſo finde ich es für einen König von Frankreich und beſonders für mich ſehr angenehm.

An

barkeit an gegen seine Mutter, die heilige Kirche, welche ihn mit so großer Güte in ihren Schooß aufgenommen und mit der kaiserlichen Krone beschenkt hätte, ja ihm noch herrlichere Wohlthaten, wenn es dergleichen geben könnte, nicht würde verweigert haben. Friedrich fühlte durch solche Aeusserungen seinen Stolz sehr gekränkt, und unter den Fürsten entstand ein dumpfes Gemurre über die Behauptung, daß die Kaiserwürde vom Papst abhängig sei. Ueberdieß konnte ein zweideutiger Ausdruck *) im Briefe anzeigen, daß der Kaiser ein Vasall des römischen Stuhls wäre, eine Erklärung, welche theils durch den Zusammenhang, theils durch manche Aeusserungen und Handlungen der Italiäner sehr gerechtfertigt wurde. So hatte selbst Friedrich nur durch die nachdrücklichsten Vorstellungen von Adrian das Versprechen erzwingen können, daß ein Gemälde im Lateran, welches den sächsischen Kaiser Lothar als einen Lehnsmann des päpstlichen Stul, vorstellte, hinweggenommen werden sollte.

Als der Unwille der versammelten Großen immer lauter ward, fragte einer von den Nuntien: von wem der Kaiser das Reich denn habe, wenn nicht von dem Papst? Hierüber ergrimmte der wilde Otto von Wittelsbach so sehr, daß er nach dem

*) das Wort beneficium, Wohlthat und Lehn.

An denſelben.

Aus dem Lager vor Maſtricht den 12. Jun. 1673.

Ich habe Ihrem Sohne befohlen, Ihnen zu ſchreiben, daß Sie einen Mahler ſchicken, denn ich glaube, daß manches Schöne zu ſehn ſeyn wird; alles geht ſehr gut.

III.

Wie viel die Miniſter zum Ruhme Ludwigs XIV beytrugen. Manufacturen. Der Cavalier Bernin. Schöne Künſte.

Colbert an Ludwig XIV.

Paris den 16. May 1670.

Der Cavalier Bernin arbeitet gegenwärtig an der Statüe Ew Majeſtät zu Pferde, wozu ich ihm einen Block weißen Marmors von ungeheurer Gröſſe in ſeine Werkſtatt habe transportiren laſſen: dieß iſt die Urſache, warum ich Ew Majeſtät die Anweiſung ſeiner Penſion und der Penſion ſeines Sohnes geſchickt habe. . . . . Die zwey gröſten und beträchtlichſten Manufakturen, die Ew Majeſtät geſtiftet haben, ſind die Tuchmanufaktur zu Abbeville und die Tapetenmanufaktur zu Beauvais: beyde haben eine groſſe und der Güte, die Ew Majeſtät Ihrem Volke erweiſen, würdige Anlage. Ich weiß, daß es ſchwer ja unmöglich iſt, daß Dieſelben ſie beſuchen; wenn Sie aber demnoch bey Beſuchung der Städte oder auf Ihrer Durchreiſe ſie beſehen könnten, ſo wäre es ein ſehr groſſer Vortheil; auf jeden Fall, wenn Dieſelben beliebten mit den Maires und Echevins dieſer Städte davon zu ſprechen, wenn Sie ihnen beföhlen, den Unternehmern dieſer Manufakturen Beyſtand und Schutz zu leiſten, ſie viſitiren, ſich Bericht davon erſtatten laſſen und ſelbſt darüber zu ſprechen geruhten: ſo würden dieſe Zeichen der Güte Ew Majeſtät, und der Aufmerkſamkeit, vermöge der Sie alles wiſſen und kennen, allen dieſen Manufakturen Leben und Bewegung verleihen, ohne daß ſie ſonſt ſtocken und vielleicht ganz zu Grunde gehen. Ew Majeſtät kennen zu gut die für die Finanzen daraus entſpringenden Vortheile,

als daß ich nicht hoffen sollte, daß dieselben sich diese Mühe zu geben gerühen werden.

Antwort des Königs.

Courtray den 21. Mai.

Sie haben wohl gethan, die Pensen an Bernin auszahlen zu lassen, da er arbeitet. . . . Ich werde die Manufakturen zu Abbeville und Beauvais besuchen und so sprechen, wie ich es für gut finden werde und wie Sie mir schreiben. Ich habe die von Oudenarde sehr zum Fleiß ermahnt, sie haben mir eine Schrift überreicht, die wir nach meiner Zurückkunft zusammen ansehen wollen.

IV.

Ueber die Kleinlichkeit und bisweilen Narrheit der Etikette despotischer Höfe und über die Französische und Spanische, von Ludwig XIV eingeführte, durch Uebereinkunft zwischen ihm und Spanien sanctionirte, und während der Minderjährigkeit des jungen Königs beybehaltene Hofetikette.

Aus den geheimen Papieren des Herzogs von Saint Simon

An Herrn von Sartine.

23. October 1721.

Mein Herr,

Da der Hr Herzog von Saint Simon gewünscht hat, daß seine Commission unmittelbar nach Vollziehung der Vermählung des Prinzen von Spanien zu Ende seyn möchte, so können Sie leicht urtheilen, daß, da er bis dahin mit dem Ceremoniel und den Functionen seiner Ambassade beschäftigt ist, es ihm nicht möglich seyn wird, die Erkundigungen einzuziehen, welche die in Ihrem Briefe vom 9 dieses Monats eröffneten Absichten nöthig machen; Sie können ihm indessen, ohne irgend ein Bedenken, die Einsichten ertheilen, die er

von

von Ihrer Seite wünſcht; da aber dieſe Sache viel weitläufiger und ausführlicher behandelt werden muß, ſo bitte ich Sie, daß Sie über das Verhalten, das ein Ambaſſadeur beobachten muß, der künftig im Namen des Königs in Madrid reſidiren wird, über die Abſichten, die für den Fortgang und die Vortheile des Handels der Unterthanen des Königs in Spanien gefaßt werden können, ohne die andern Nationen, welche denſelben Handel treiben, abzuſchrecken, und über alles andere, was etwa dazu dienen kann, uns das Verhalten zu bezeichnen, das von unſrer Seite beobachtet werden muß, um die Einigkeit der beyden Kronen feſter zu ſchließen und die Freundſchaft und das Vertrauen zwiſchen dem Könige und Ihrem Kathol. Majeſtäten zu befeſtigen, daß Sie über alles dieß ihre verſchiedenen Gedanken in einem Memoire zuſammenfaſſen möchten, das Sie aber mit Muße ausarbeiten können.

So wie Sie in dieſer Arbeit Fortſchritte machen, werden Sie mir Freude machen, wenn Sie die abgehenden Courriere benutzen, um mir dieſe Arbeit ſtückweiſe zu ſchicken und Sie dürfen nicht zweifeln, daß ich mich mit Nutzen der neuen Beweiſe Ihres Eifers bedienen werde, um Ihnen bey allen Gelegenheiten zu zeigen, daß ich, mein Herr, aufrichtig der Ihrige bin.

Se Eminenz der Hr Cardinal Dübois wird gebeten, daß Sie den Herzog, die ich mir die Freyheit nehme, an Sie zu ſchreiben, Ihre Antworten an die Seite ſetzen laſſen möchten.

Der Herzog von Saint Simon unterzeichnet.

Muß ich nach der erſten Audienz zur Bewerbung um die Infantin die gewöhnliche erwarten, in welcher das Wort gegeben werden wird, oder muß ich um dieſe zweyte Audienz bitten, im Fall ſie ſich zu lange verzögern ſollte?

Es hat durchaus nichts dagegen ſich darum zu bitten, in dem bey ſolchen Gelegenheiten die Ungeduld erlaubt ſeyn kann. Der Lauf von vergangenen Jahrhunderten giebt noch einen Vorwand mehr, wenn er nöthig wäre, aber man wird den König von Spanien geneigt finden.

Müſſen die aber mehrere Commiſſäre von Spanien vor mir

Es hängt vom Könige von Spanien ab, ſo viele Com-

mir und Hrn von Mauleveier einige der Instrumente unterzeichnen, so wie bey den Verträgen zwischen den Königen die Ambassadeurs zuerst die entworfenen Instrumente in ihrer Sprache unterzeichnen?

Was ist zu antworten, wenn man in mich dringt, daß ich für Hrn von Mauleveier um Chargen und Stellen im Hofetat der künftigen Königin schreiben sollte?

Es ist also nichts zu unterzeichnen, weder Artikel noch irgend ein Instrument, die Vermählung des Prinzen von Asturien mit Mademoiselle betreffend?

müssen zu ernennen, als er will.

Sie unterzeichnen auf der ersten Columne, einer über der andern, nach ihrem Rang, das Spanische Original der Heyrathsartikel und die Ambassadeurs des Königs auf der zweyten Columne.

Hingegen unterzeichnen die Ambassadeurs des Königs das Französische Original auf der ersten Columne und die Spanischen Commissärs auf der zweyten, indem jeder Theil das Original seiner Sprache zurückbehält.

Es wird zu thun seyn, doch mit der Bemerkung, daß der Hofetat der Königin erst zur Zeit des Verlöbnisses ernannt werde, und daß Se K. Hoheit nicht schicklich den Bestimmungen des Königs vorgreifen könne; es sey aber kein Zweifel, daß, wenn Se Majestät die Wahlen treffen würden, Sie viele Rücksicht auf die Fürsprache des Königs von Spanien für Mauleveier nehmen würden, dessen Dienste Se Majestät sehr wohlgefällig seyen.

Es ist in Madrid nichts in Betreff der Vermählung von Mademoiselle zu unterzeichnen.

Noch

Die

Noch etwas, damit nicht etwas geſchehe, was nicht geſchehn darf; die Art, wie Ihre K. M. an die Infantin geſchrieben und wie ſie nachher behandelt worden iſt, veranlaßt mich zu fragen, was zu thun ſey, im Fall ſie, gegen alle Regel, als Majeſtät behandelt würde und auch von J. Kath. Maj. eine ſolche Behandlung erhielte. Es iſt gewiß, daß die größten Zeigneurs ſie zur Inſel der Conferenz begleiten werden, und ſo gut als gewiß, daß der Herzog von Medina Celi den Auftrag erhalten wird, die Auswechſelung zu vollbringen; ſo hat mir Herr Lois geſagt.

Die Infantin von Spanien kann in keinem Fall als Majeſtät, [illegible]ls Königin vor ihrer Vermählung behandelt werden. Sie iſt in den Artikeln, welche zwiſchen Hrn von Mauleroier und Hrn von Grimaldo unterzeichnet werden, nach Declaration der Vermählung und nach Eintretung der Umſtände, die man nur als einen Ausbruch unmäßiger Freude ohne alle Folgen anſehn kann, als Infantin behandelt werden.

Es ſind für die in dieſer Rückſicht von dem Könige von Spanien zu machenden Beſtimmungen Maßregeln getroffen und Se Majeſtät werden Ihrer Seits dafür Sorge tragen.

Wäre es nicht ſchicklich, auf die Vollziehung der Vermählung alsbald nach der Ankunft zu dringen und einſtweilen Veranſtaltung dazu zu treffen?

Ohne allen Bedenken; aber das iſt ein Punkt, der nicht mehr in Anregung gebracht werden muß, indem er ſchon durch die Artikel entſchieden iſt und durch den in Gemäßheit zu ſchlieſſenden Heyrathscontract entſchieden werden wird.

Es iſt gut, von der Vollziehung der Vermählung bey Gelegenheiten zu ſprechen, ſo wie auch von der Zeit der Rückkehr des Hrn Herzogs von Ce Simon, welche bald erfolgen muß.

Der König von Spanien giebt mir Logik, ich habe gewiſſe

Das iſt nicht Sitte, es würde ſich nicht ſchicken, es

wiſſe Nachricht, wiewohl dieſe Ehrenbezeugung für die Franzöſiſchen Ambaſſadeurs ſeit dieſer Regierung faſt zur Gewohnheit geworden iſt; dieß iſt bey uns nicht der Fall; ſollte man nicht drauf denken, den Herzog von Oſſuna während ſeines Aufenthaltes in einem ſo außerordentlichen Falle, wie dieſem, und wodurch keine Verbindlichkeit entſteht, im Hotel der außerordentlichen Ambaſſadeurs zu logiren?

für die Folge zu thun und wenn der König einen Miniſter im Hotel der Ambaſſadeurs logirt, ſo giebt es immer ein Tractament von Seiten Sr Majeſtät.

Iſt es rathſam, daß ich dem Hofe nach Burgos oder ſonſt wohin, wo er ſich aufhält, folge und Ihr von Mansfeld ebenfalls?

Dieß würde rathſam und in gewiſſermaßen nothwendig ſeyn: aber in dieſer Hinſicht muß man ſich darnach richten, was dem Könige von Spanien am gefälligſten iſt.

Müßten wir bey der Feyerlichkeit der Hochzeit einem Cardinal, wenn einer zugegen wäre, und gewiſſen Damen als der Camerere-Mayor den Vorrang laſſen? dieß iſt nicht bey der Vermählung Ihrer K. Hoheit mit dem verſtorbenen Könige von Spanien bemerkt und man findet nichts davon.

Cardinäle ſind nicht dabey.

Die Damen haben von den Pfühen, welche die Stroſen einnehmen, abgeſonderte Pfühe.

Wäre es nun der Galanterie wegen nicht beſſer, ſich in Gegenwart der beyden Königinnen und beſonders der Infantin nicht zu bedecken?

Die Königinnen von Spanien heißen die Ambaſſadeurs ſich bedecken, dieſe aber machen ein Gegencompliment und bleiben unbedeckt.

Hr. Amelot hat mich belehrt, in den Audienzen nicht zu vergessen, mich, ehe es der König sagt, zu bedecken und er hat dieß auf Befehl gethan; da ich sehe, daß in dem, was ich erhalten habe, nichts davon bemerkt ist und daß das geschriebene Ceremoniel, so wie es ist, sich eher zum Gegentheil zu neigen scheint; so muß ich fragen, an was ich mich zu halten habe. Hr von St Aignan, der nach Hrn Amelot daselbst gewesen ist, hat mir das nämliche gesagt. Ich habe vergessen, Hrn von Brancas darum zu fragen.

Der König von Spanien heißt den Ambassadeur immer sich bedecken, wenn er seine Rede beginnt; man braucht sich nur nach dem Gebrauch zu richten, und sollte irgend eine vortheilhafte Veränderung bey Gelegenheit des päbstlichen Nuntius und des Engl. Ambassadeurs statt gehabt haben, so hat man sich auch darnach zu richten.

Die verwittwete Königin ist in Frankreich; muß ich, wenn ich mit ihr vom Könige spreche, ihn gerade weg den König und nicht den König meinen Herrn nennen?

Ließ den König.

Wenn ich, so weit es mir möglich ist, die Vornehmsten des Spanischen Hofes und fremde Minister an meine Tafel ziehe, muß ich vermeiden, den Herzog von Ormond einzuladen und im Fall er es suchen sollte, müßte ich es bis zur offenbaren Abschlichkeit treiben?

Das beste ist, den Hrn Herzog von Ormond nicht einzuladen und nicht bey ihm zu essen; sollte er sich darbieten, so dürften Sie ihm keine Unhöflichkeit erzeigen. Es ist leicht zu erachten, daß man allen Verkehr mit dem Engl. Ambassadeur brechen würde, wenn man in einem nicht ab sein sollte, sondern ganz besonders mit dem Herzog von Ormond zu stehen schiene. Man kann wissen, wie sich dieser Ambassadeur

Eben so in dem Falle bey ihm zu essen?

Wenn ich es den Franzosen, die ich nicht annehmen kann, ganz leise zu verstehen geben könnte, so wäre es wohl besser, als sie an meiner Thüre abweisen zu lassen?

Müssen diejenigen, die mich begleiten, sich weigern, mit ihnen am dritten Orte zu sprechen und mit ihnen am dritten Orte zu essen, als bey irgend einem fremden Minister; im letztern Falle wäre es nicht rathsam; dem Introducteur ganz leise ein Wort davon zu sagen, damit er es vermiede?

Was muß ich antworten, wenn Ihre Kathol. Majestäten oder Ihre Minister Fürsprache für sie einlegen, für alle oder für einige?

Es ist weder des Hrn Scotti, noch auch des P. Daubenfalle besondere Erwähnung geschehn.

Werde gegen ihn am dritten Orte verhält und dieß kann die Art und Weise angeben, wie man sich schicklich zu betragen hat.

Es hat nicht die geringste Bedenklichkeit, diejenigen, die man angemerkt hat, abweisen zu lassen; es wird hinreichend seyn, sich darüber zu erklären, um zu verhindern, daß sie sich nicht daselbst einfinden.

Es ist nicht möglich, solche Gelegenheiten ganz zu vermeiden, weil man in dem Hause eines andern zu befehlen kein Recht hat; aber man läßt es wohl leicht merken, daß man mit Personen dieser Art keinen Verkehr haben mag.

Diese Sache steht nicht in der Macht des Introducters und er würde es nicht auf sich nehmen.

Es muß so viel als möglich vermieden und Ihrer Kathol. Majestäten zur Antwort gegeben werden, daß man nicht im Stande sey, über diese Sache zu verhandeln.

Sie sind unter der allgemeinen Definition derer begriffen, die man nach Maaßgabe des Zutrauens, mit welchem sie Ihre Kathol. Majestäten beehren, mit Achtung behandeln muß, Hrn Scotti aber mit wenig oder gar keiner Offenheit.

Die

Werde ich bey der Audienz den Prinzen von Asturien und die Infanten Monseigneur tituliren? Was den Titel Altesse oder Altesse royale betrifft, so glaube ich mich nach der Landesſitte richten zu müſſen.

Die Etikette gegen die Prinzen von Spanien iſt durch Herkommen beſtimmt, man muß ſich darnach richten.

Hr. Amelot, Hr von St Aignan und Hr von Brancas haben mir alle drey geſagt, es ſey Sitte, bey der Ankunft zuerſt alle Staatsräthe zu beſuchen, ſie möchten Grandes ſeyn, oder nicht: es giebt deren nur vier und faſt ohne Function, da das Staatsconſeil faſt nicht mehr gehalten wird: muß ich ſo verfahren, wie dieſe Herrn gethan haben? in dieſem Falle müßte ich nicht ein gleiches in Rückſicht der Herzöge von Veraguas und Popoli thun, welche zum Cabinetsconſeil gehören, das ebenfalls nicht viel mehr als jenes gehalten wird, und beſonders in Rückſicht Popoli's, welcher Gouverneur des Prinzen von Asturien, des Eidams Ihrer Königl. Hoheit, iſt?

Es giebt ein Decret des Staatsconſeils gegen die Gebräuche, Hr von St Aignan hat vor ſeiner Audienz niemanden als den Kardinal del Judice beſucht. Er hat dieſes Betragen in Gemäßheit der Befehle beobachtet, die ihm in einem Briefe des Hrn Marquis von Torcy vom 21 May 1715 ertheilt worden waren. Indeſſen ſchließt dieſer Brief doch in Wahrheit nicht allen Höflichkeitsverkehr mit den übrigen Staatsräthen aus. Giebt es einige neue Gebräuche in dieſer Hinſicht, wovon bey Gelegenheit des Nuntius und des Engl. Geſandten Beyſpiele da geweſen ſeyn können, ſo kann man ſich darein fügen.

Muß ich allein die Complimente vom Könige an den König, an die Königin und an ihre Kinder und einzig vom Könige vermeiden?

Die Complimente des Königs müſſen abgeſondert von denen Ihrer Königl. Hoheit, doch in denſelben Geſpräche, angebracht werden.

Bedarf es nicht einer ſchriftlichen Erlaubniß um zu accordiren ꝛc.

Wenn der Hr Herzog von Saint Simon einer Erlaubniß vom Könige bedarf, ſo

Kann ſoll

Kann ich Hrn Robin die Instruction, die mir mit Hrn von Manicorier gemeinschaftlich gegeben ist, zeigen?

Ich wünschte es, indem er ihm viele Dinge eröffnet hat.

soll er sie zur rechten Zeit erhalten.

Ja, in allem, was auf die Vermählung Bezug hat: es wäre gut, wenn das, was die allgemeinen Angelegenheiten betrifft, nicht unnöthigerweise vervielfältigt würde; aber es ist dem Hrn Herzog von St Simon zu beurtheilen überlassen, ob er einem Dritten in dasjenige einweihen darf, was ihm einzig und allein anvertraut worden ist, um sein besonderes Verhalten darnach zu bestimmen, und, im Fall man mit ihm von Dingen spräche, die ausser seines hauptsächlichen Auftrags lägen, seine Antworten darnach abzumessen.

V.

Ueber einige besondere Umstände der Krankheit und des Todes Ludwigs XIV.

Unterdessen verlor der Monarch, der zusehends alterte, den Appetit und wurde schwächer; und seine Aerzte, statt ihn mit nahrhaften Speisen, deren die Greise so sehr bedürfen, zu stärken, schwächten ihn durch Reibungen und alle Mittel ihrer Kunst, um ihn zum Schwitzen zu bringen. In der Mitte des Monats August fand man ihn dermaßen verändert, daß man für sein Leben fürchtete; und den 24 fieng man an, daran zu verzweifeln. An diesem Tage gieng er noch zu Frau von Maintenon, die ihn mehreremale an die Sacramente erinnerte und den P. Tellier holen ließ, der ihm die Beichte hörte.

Den andern Tag, als an seinem Namenstage, hörte er die Messe und verlangte vom P. Tellier das heil. Abendmahl.

Dieses

dem Schwerte griff, um dem Unverschämten den Kopf zu spalten; aber Friedrich's Ansehn hielt ihn zurück. Die Gesandten wurden unversehrt nach ihren Wohnungen zurückgebracht, doch ward ihnen zugleich befohlen, am folgenden Morgen abzureisen und den geradesten Weg, welcher nach Rom führte, einzuschlagen, ohne zur Rechten oder zur Linken in das Gebiet der Aebte und Bischöfe abzuschweifen. In der Rechenschaft über sein Betragen gegen dieselben, welche der Kaiser dem ganzen Reich ablegte, stellte er die Gründe dar, die ihn zu einem solchen Befehl bewogen hatten. Wir fanden noch viele Briefe bei ihnen, schreibt er, und Zettel mit dem päpstlichen Siegel, welche sie nach Gefallen beschreiben konnten, um dadurch ihrer bisherigen Sitte gemäß in allen teutschen Kirchen ihr Gift zu verbreiten, um die Altäre zu entkleiden, die heiligen Gefäße zu entwenden, die Krucifixe zu entblößen. Die Ehre der Kirche liegt mir am Herzen, aber auch die Ehre des Staats, und ehe ich zugebe, daß die Würde des Reichs durch Verwirrung der Grundsätze leide, mag lieber mein Blut strömen!"

Als die beiden Kardinäle zu Rom ankamen und berichteten, wie unglücklich es ihnen gegangen war, entstand über die auszuübende Rache ein heftiger Streit unter der römischen Geistlichkeit, von

welch-

Dieses Sacrament wurde ihm am Abend durch den Kardinal von Rohan gereicht, der ihm eine schöne Rede über die Größe Gottes und die Nichtigkeit der Fürsten hielt, und gleichwohl, um nicht die Pflicht des Höflings zu verletzen, von dem Ruhme, mit welchem es Gott die Regierung des Königs zu verherrlichen gefallen habe, sprach. Nachdem er das heil. Abendmahl empfangen hatte, verlangte er die letzte Oelung, die ihm sogleich gereicht wurde und empfieng diese beyden Sacramente mit Gottseligkeit, aber ohne alle Schwäche.

An demselben Tage ließ er den Herzog von Orleans rufen, mit welchem er über eine Viertelstunde sprach, und hernach mit den verschiedenen Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüte. Alle Anwesende waren bis zu Thränen gerührt, daß sie diesen großen König in einem Zustand der Duldung sahen, den er mit so viel Ruhe ertrug. „Wir erweichen uns, sagte er zu ihnen mit Muth, trennen wir uns!“

Am 26. entdeckte man einen tödlichen Brandfrost an seinen Beinen. Tiefe Einschnitte bis auf den Knochen zeigten ein Uebel ohne Heilung. Man sagte es dem Könige, und er antwortete, man sollte ihn also in Ruhe sterben lassen. Sein erster Chirurg, Marechal, war einer der wahrhaftesten Menschen, die an Höfen so selten sind, und der deswegen bey dem Könige sehr beliebt war. Der König fragte ihn mit Entschlossenheit, wie lange er glaube, daß er noch zu leben habe. Bis zum nächsten Mittwoch, antwortete Marechal. Mein Ziel ist mir also bis Mittwoch gesteckt, sagte der König mit stoischer Gelassenheit.

Der König ließ Frau von Ventadour rufen, daß sie ihm den Dauphin vorstellen sollte. Er umarmte ihn, gab ihm seinen Segen und hielt ihm die berühmte Rede, die von Mund zu Mund bis in die äußersten Provinzen fortgepflanzet ist, worinne der König sein kriegerisches Leben verwünschte. Als er den Dauphin einmal umarmt hatte, verlangte er ihn noch einmal, um ihn wieder zu umarmen. Er erhob Hände und Augen gen Himmel und segnete ihn; ein Schauspiel, das alle Anwesende zu Thränen rührte.

An demselben Tage arbeitete der König noch fast zwey Stunden mit dem Kanzler und Frau von Maintenon. Er durch-

durchlief einen vollen Kasten Papiere; die mehrsten wurden verbrannt, und wegen der übrigen ertheilte er Befehle.

Am 27. bat er die Seigneurs, die bey ihm standen, wegen des bösen Beyspiels, das er ihnen gegeben, um Verzeihung. Was er dabey gesprochen, ist weniger bekannt, als die Rede an den Dauphin. Ich muß es also für die Nachwelt aufbewahren.

„Meine Herren, sagte der sterbende König, ich bitte Sie um Verzeihung, wegen des bösen Beyspiels, das ich Ihnen gegeben habe; und ich muß Ihnen danken für die Art, mit der Sie mir gedient, für die Anhänglichkeit und Treue, die Sie mir stets bewiesen haben. Es schmerzt mich sehr, nicht so gegen Sie gehandelt zu haben, als ich wohl gern gewollt hätte; die schlechten Zeiten sind daran Schuld. Ich bitte Sie für meinen Enkel um die nämliche Treue und den Eifer, den Sie immer für mich gehabt haben. Das Kind wird manche Widerwärtigkeiten erfahren müssen! Sey Ihr Beyspiel ein Vorbild für alle meine übrigen Unterthanen! Folgen Sie den Befehlen, die Ihnen mein Neffe geben wird. Er wird das Reich regieren. Ich hoffe, er wird ein guter Regent seyn. Ich hoffe auch, daß Sie alle zur Einigkeit beytragen, und wenn einer sich von ihr losſagen sollte, ihn wieder in den Schoos derſelben zurückzuführen sich bemühen werden. Ich fühle, daß ich Sie erweiche und daß ich selbst weich werde; ich bitte deßhalb um Verzeihung. Ich hoffe, daß Sie sich bisweilen meiner erinnern werden." Zum Marschall von Villeroi sagte er besonders: „Herr Marschall, ich gebe Ihnen einen neuen Beweiß meiner Freundschaft und meines Zutrauens auf dem Sterbebette. Ich mache Sie zum Gouverneur des Dauphins, das wichtigste Amt, das ich ertheilen kann. Sie werden aus dem, was ich in meinem Testamente gesagt habe, sehen, was sie in Rücksicht des Herzogs du Maine zu thun haben. Ich zweifle nicht, daß Sie mir nach meinem Tode mit derselben Treue dienen werden, die Sie mir im Leben bewiesen haben. Ich hoffe, daß mein Neffe sich mit der Achtung und dem Zutrauen gegen Sie betragen wird, das er einem Manne schuldig ist, den ich immer geliebt habe. Leben Sie wohl, Herr Marschall, ich hoffe, Sie werden an mich denken."

Philipp II.

Herzog von Orleans Regent.

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller.

Zweyte Abtheilung.

Acht und zwanzigſter Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1805.

Des

Herzogs Ludwigs von St. Simon

eigene Schilderungen

der merkwürdigſten Perſonen
ſeiner Zeit.

Fortſetzung.

(Herzog von) Mazarin.

Der Herzog von Mazarin ſtarb auf ſeinen Gütern, wohin er ſich ſeit mehr als dreißig Jahren zurück gezogen hatte. Er war über achtzig Jahre alt und ſein Tod für niemanden ein Verluſt. So ſehr kann Verkehrtheit des Kopfs, bis auf einen gewiſſen Grad getrieben, die herrlichſten Eigenſchaften verderben. Ich habe ſeine Zeitgenoſſen ſagen hören, daß niemand mehr Geiſt und Anmuth haben könne, daß er der beſte Geſellſchafter geweſen ſey, ſehr unterrichtet, prachtlie bend, voll Geſchmack für alles, tapfer, im Beſitz der engſten Vertraulichkeit des Königs, der nie aufhören konnte ihn zu lieben und ihm Beweiſe ſeiner Liebe zu geben, ob er gleich ſo gehandelt hatte, um mehr als vergeſſen zu werden. Er war voll Leutſeligkeit und Feinheit im Umgang, auſſerordentlich reich durch ſich ſelbſt, Sohn des Marſchalls de la Meilleray, eines der verdienſtvollſten Menſchen ſeiner Zeit, dem er in den Gouvernements von Bretagne, Nantes, Breſt, Portlouis und Saint Malo und in der damals unumſchränkten Stelle des Oberfeldzeugmeiſters folgte. Sein Vater widerſtand, ſo lange er konnte, dem Wunſche des Cardinals Mazarin, ſeines intimen Freundes, der ſeinen Sohn als die reichſte Partie die er kannte, zu ſeinem Erben und dem Gemahl ſeiner Nichte gewählt hatte. Der Marſchall, welcher ſehr rechtſchaffen war, äuſerte ſeine Furcht, die Unermeßlichkeit ſeiner Reichthümer möchten ſeine Familie zu Grunde richten; mußte aber endlich nachgeben. In einen Proceß, den der Herzog von Mazarin mit ſeinem Sohn nach dem Tode ſeiner Frau hatte, wurde in voller grand'chambre der Beweis geführt, daß ſie ihm 28 Millionen zugebracht habe. Er hatte übrigens das Gouvernement Elſaß, Breiſach und Befort und die groſſe Ballei Hagenau, die allein 30000 Liv. Einnahme trug; der König nahm ihn in alle ſeine Conſeils, gab ihm das Zutrittsrecht der erſten gentilshommes de la chambre,

und zeichnete ihn überall aus. Ich vergesse das Gouvernement Vincennes; seit 1654 war er Generallieutenant und der Weg zum Marschall von Frankreich und zum commandirenden General stand ihm offen. Die Frömmigkeit, die sonst die guten Talente so geltend zu machen pflegt, verderbte bei seiner Verkehrtheit des Kopfs alle die Gaben, die ihm Natur und Glück verliehen hatten. Er schleppte zum allgemeinen Aergerniß seine Frau in der Welt herum, er wurde vor der Welt lächerlich und dem Könige unerträglich, dem er immer mit Visionen plagte, die er über das Leben, das er mit seinen Mätressen führte, gehabt haben wollte.

Er zog sich auf seine Güter zurück, wo er den Mönchen und Andächtigen zum Raube wurde, die seine Schwäche benutzten, und an seinen Millionen sich erholten. Er verstümmelte die schönsten Statuen, überschmierte die seltensten Gemälde, machte eine Lotterie für die Vertheilung seiner Hausbedienungen, so daß der Koch sein Intendant und der Frotteur Secretair wurde. Das Loos bezeichnete, seiner Meinung nach, den Willen Gottes. Es kam Feuer in dem Schlosse aus, wo er wohnte; alles lief zu, um zu löschen; er aber jagte die Schurken weg, die sich vermaßen, sich dem Willen Gottes zu widersetzen.

Seine Freude war, daß man ihm Processe machte, weil, wenn er verlor, er das verliere, was ihm nicht gehöre; wenn er gewann, so behielt er das, was ihm abgefodert war, nunmehr mit gutem Gewissen. Den Beamten seiner Güter machte er durch seine Kleinigkeitskrämerei und durch die Albernheiten, die er ihnen zumuthete, viel zu schaffen.

Er verbot auf allen seinen Gütern den Mädchen und Weibern die Kühe zu melken, um die bösen Gedanken, die dadurch erweckt werden könnten, zu verhüten. Man würde nicht fertig, alle seine Thorheiten zu erzählen. Er wollte seinen Töchtern die Vorderzähne ausreißen lassen, weil sie schön waren, und er fürchtete, daß sie zu eitel darauf werden möchten. Er that nichts, als daß er von Gut zu Gut reiste. Einige Jahre lang schleppte er die Leiche der Madame Mazarin, die er hatte von England herüber bringen lassen, überall mit sich herum. Auf diese Art machte er dem größten Theil seiner Millionen ein Ende, und behielt nur das Gouvernement Elsaß und zwei oder drei Particulär-Gouvernements.

Er

welcher ein großer Theil auf kaiserlicher Seite war. Endlich beschloß Adrian, ein Schreiben an die teutschen Erzbischöfe und Bischöfe ergehn zu lassen, um dadurch den Kaiser zu schrecken. Er beklagte sich bitter gegen sie über die unwürdige Behandlung seiner Gesandten, er beschwor sie, die Stütze des Pallastes des Herrn zu werden und den Kaiser durch ihre Ermahnungen wieder auf den rechten Weg zu führen, damit er sich wie ein vernünftiger Mann und rechtgläubiger König betragen möchte. Vor allen Dingen müßten sie von dem Kanzler Reinald und dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach für die Lästerungen, welche sie gegen die Nuntien und die heilige Kirche ausgestoßen hätten, diesen hinreichende und öffentliche Genugthuung verschaffen. Sollte Friedrich aber in seinem verstockten Sinn beharren, so werde er erfahren, daß die römische Kirche von Gott selbst auf einem Felsen gegründet sei und trotz allen Stürmen ewig unerschütterlich bleiben werde."

Die teutsche Geistlichkeit, voll Vertrauen auf den Schutz des staufischen Helden, antwortete in einer zwar bescheidenen, aber männlichen Sprache. Allerdings habe man, schrieben sie, in Teutschland Ursache gehabt über jenen Brief zu zürnen, da er bisher unerhörte Behauptungen enthalten habe. Den Kaiser hätten sie freilich vermahnt, aber er hätte geantwortet, durch zwei

Er war ein ziemlich großer, ſtarker Mann, von guter Geſichtsbildung, die von Geiſt zeugte, ſo wie mir's vorgekommen iſt, als ich ihn einmal bei meinem Vater ſah, da er im J. 1688 Ritter des heil. Geiſtes wurde. Seit er ſich auf ſeine Güter zurück gezogen hatte, ließ er ſich nur drei oder viermal auf einige Tage zu Paris und am Hofe ſehen, wo ihn der König immer mit Freundſchaft und beſonderer Auszeichnung empfing.

Mesmes.

Erſter Präſident des Parlaments.

Das erſte Ereigniß des Jahres 1712 war, daß das Parlament einen andern erſten Präſidenten erhielt. Pelletier, der durch den Credit ſeines Vaters in dieſer Stelle auf Harlay gefolgt war, beſaß nicht die zu einer ſo wichtigen arbeitsvollen Stelle nöthigen Eigenſchaften. Er ſchickte am letzten Tage des Jahres, dem Könige ſeine Dimiſſion. Fünf Tage darauf wurde durch Einfluß des Herzogs du Maine dieſe wichtige Stelle dem Präſidenten von Mesmes gegeben.

Dieſe Mesmes ſind Bauern vom Berge Marſan, wo noch jetzt in dieſem erſten Stande Mesmes wohnen, die noch heute die Steuern bezahlen, trotz der Genealogie, die ſie haben fabriciren, drucken und überall, wo ſie konnten, einrücken ließen, um der Welt etwas glauben zu machen.

Unſer Mesmes führte bei Lebzeiten ſeines Vaters den Namen Neuchatel. Er war ein groſer und ſtarker Mann, von coloſſaliſcher Geſtalt, etwas zu ſehr von den Blattern entſtellt, ſein Geſicht hatte aber ſo wie ſeine Manieren viel Anmuth und mit vorrückendem Alter etwas majeſtätiſches; ſein ganzes Studium ging auf die groſe Welt, wo er auch gefiel; er wurde zu den größten und ſchönſten Geſellſchaften des Hofes gezogen. Außerdem lernte er nichts und war immer ſehr ausſchweifend. Er dachte auf nichts als auf Vergnügen und Aufwand. Dieſes ausgelaſſene Leben verband ihn mit den jungen Leuten von der größten Auszeichnung, die er gefliſſentlich ſuchte, und das Palais und die Rechtsgelehrten beſuchte er ſo wenig als möglich. Als er durch den Tod ſeines Vaters Präſident à mortier geworden war, än-

derte er sein Leben wenig; sondern er hielt sich für einen Seigneur und lebte auf großen Fuß. Er vergaß nicht, sich an die Hofleute anzuschließen, an die er kommen konnte. Von dieser Zahl war d'Antin und stufenweis gelangte er bis zum Herzog und zur Herzogin du Maine; die zu ihren Projecten Creaturen von Bedeutung im Parlamente brauchten, und nicht unterließen, sich einen Präsidenten à mortier zu eigen zu machen. Dieser entzückt, sich so gut aufgenommen zu sehn, dachte darauf, sich am Lieblingssohn des Königs einen mächtigen Gönner zu erwerben, und ergab sich bis zur Unanständigkeit aller Phantasien der Herzogin du Maine. Er führte daselbst seinen Bruder den Chevalier ein; sie waren bei allen Festen zu Sceaux und bei allen nuits blanches. Der Chevalier schämte sich nicht, Comödie zu spielen, und der Präsident machte den Possenreißer: er machte sich so zum Sklaven, daß er keine Rücksicht mehr zu nehmen wagte, und sich in einem historischen Gemälde jener Possen mit Valets von Sceaux dem Schweizer in Livrée zur Seite in Carricatur malen ließ. Dieser Spaß machte ihn vor der Welt lächerlich und mißfiel dem Parlamente sehr. Er fühlte es; aber er trug Fesseln, und es war ihm für seine Glückspläne wichtig, sie nicht zu brechen. Da er an Anciennetät unter den Präsidenten à mortier vorrückte, so sahe er ein, daß er das Palais und die Magistratur ein wenig mehr besuchen müsse, welcher seine Nachlässigkeit zu viel Verachtung gezeigt hatte; er hielt selbst nicht für gleichgültig, sich so weit herabzulassen, daß er sein Betragen gegen die Advocaten, Procureurs u. s. w. änderte; dem ungeachtet ließ er aber seinen Verkehr mit den Leuten vom Hofe und den Großen nicht in Stocken kommen, deren Ton und Manieren er angenommen hatte. Er suchte auch seine Unwissenheit zu verbessern, indem er sehr gut den sogenannten Schlendrian des Palais und die schwache Seite eines jeden der Herren kennen zu lernen suchte, welche Credit und Ansehn in ihren Chambren hatten. Viel Kopf und Gegenwart des Geistes, ein leichter, natürlicher angenehmer Vortrag, Scharfsinn, richtige, schnelle Antworten, eine Kühnheit, die bis an Unverschämtheit grenzte; weder Herz, noch Ehre, noch Scham; ein Petit-Maitre in Sitten, in Religion, in Praxis, geschickt einen listig abzubringen, zu betrügen, darüber zu spotten, Schlingen zu legen, mit Worten und Freunden zu spielen, und ihnen treu

zu seyn, wie es seinem Interesse gemäß war; übrigens ein herrlicher Gesellschafter, ein angenehmer Gast, von ausgesuchtem Geschmack in Möbeln, Bijouterien, Festen, Festins, in allem was die Welt liebt, ein großer Kunstsachenhändler, den Beutel leer, die Hände immer offen, aber für etwas großes, und von fruchtbarer Einbildungskraft sich's zu schaffen; geschliffen, leutselig, mit Würdigung behandelnd, prahlerisch mit einer Miene von Ehrsucht für die wahre Seigneurschaft, und mit der niedrigsten schonendsten Höflichkeit gegen die Minister und Leute, die zum Hofe gehörten.

Zusatz zum Artikel Mesmes.

Während des Exils des Parlamentes zu Pontoise unterhandelte man angelegentlich mit den Chefs der Versammlung, um von ihr Nachgiebigkeit in ihren Foderungen und die Annahme der Bulle zu erhalten.

Der erste Präsident de Mesmes war nicht abgeneigt sie anzunehmen; denn er war immer auf Seiten der Minister; und unter dem Aeußern eines schwerfälligen, ungewandten Menschen, verbarg er sehr viel Klugheit, die er dazu anwandte, um nach Gefallen das Parlament zu beherrschen. Diese Gesellschaft war damals in drei Factionen getheilt, an deren Spitze drei Führer standen, die des ersten Präsidenten, die des Abbé Menguy, eines helldenkenden, lebhaften, intriganten Richters, der aber viel nachgiebiger war, als der Abbé Pucelle, Führer der dritten Partei. Dieser Abbé Pucelle war ein Mann von großem Verdienst, Führer der vorzüglichen Köpfe des Parlamentes, aber hart, fest auf seiner Meinung stehend, schwer zu versöhnen, und lauter als irgend jemand gegen die Operationen der vormundschaftlichen Regierung sprechend: er stand an der Spitze von mehr als hundert Magistratspersonen, und mit diesen drei Parteiführern hatte nun der Regent zu unterhandeln. Es war äußerst schwer, etwas gegen diese drei Männer zu gewinnen, die ein großes Verdienst darin fanden, dem Willen der Minister entgegen zu seyn; durch diese Schwierigkeiten ließ sich aber weder Dübois noch der Regent abschrecken; sie gebrauchten Sechelles zur Unterhandlung mit dem Parlament, der täglich in diesem Geschäft vom Hofe nach Pontoise hin und

wiederaing, und mit dem ersten Präsidenten de Mesmes unterhandelte.

Dieser Mesmes war ein großer Esser und liebte einen guten Tisch; er gab dem ganzen Parlament auf Kosten des Königs die Mittagsmahlzeit, der ihm beträchtliche Summen zur Entschädigung für diesen Aufwand überschickte. Man behauptet sogar, daß er von ihm sieben bis acht tausend Livres erhielt.

Sechelles unterhandelte mit de Mesmes, der die Parteiführer alle Tage sah, und einst zu Sechelles sagte: um die Sache zu endigen, müsse der Abbé Menguy aufgeopfert werden. Dieser Parlamentsrath war der vertraute Freund des ersten Präsidenten, und diese Worte überraschten den Geschäftsträger des Regenten sehr; aber der Präsident erwiederte ihm: „Sie sind also sehr darüber erstaunt, weil der Abbé Menguy mein und Ihr Freund ist. In vier Tagen will ich ihm sagen, was wir gethan haben, aber bis dahin darf er nichts wissen: das ist das Mittel seine Lebhaftigkeit und Neugierde zu dämpfen; es wird ihn kränken, daß ohne sein Zuthun Friede gemacht wird; und so wird es uns möglich seyn, ihn zurückzubringen, und wir werden ihn selbst uns entgegenkommen sehen: lassen wir auf der Stelle den Abbé Pücelle rufen."

Pücelle kommt, man negotiirt mit ihm, man zeigt ihm den Zustand der Angelegenheiten, was der Hof fodert, und was man bewilligen kann und muß, und die Negotiation nimmt ihren Fortgang, während Menguy voll Eifersucht und Unruhe alle mögliche Bewegungen vornimmt, um das Detail derselben zu erfahren, wovon ihm aber kein Mensch ein Wort sagt. Endlich aus Furcht, man möchte ohne ihn endigen, kam er ihnen selbst entgegen, wie der Präsident vorausgesehen hatte, und schloß sich an die andern an.

Alles war also für die Rückkehr des Parlamentes entschieden und beschlossen, und der Regent gab Sechelles den angenehmen Auftrag, die Nachricht von der Zurückberufung des Parlamentes nach Pontoise zu überbringen, und den Tag vorher, ehe die Briefe der Verlegung nach Paris ausgefertigt wurden, kam er zu Pontoise an, als eben zwei hundert Präsidenten, Räthe und Notablen der Stadt bei Tische saßen, gerade am Tage der Hochzeit der Tochter des ersten Präsidenten mit dem Herzog von Lorges. Der Präsident

dent publicirte die Veranlaſſung von Sechelles's Reiſe, und die Nachricht wurde mit dem Freudengeſchrei der ganzen Geſellſchaft und der Gäſte aufgenommen.

Monteſpan. (Hr. von)

Hr. von Monteſpan ſtarb auf ſeinen Gütern in Guyenne. Er iſt nur zu bekannt durch die unglückſelige Schönheit ſeiner Frau, und durch die zahlreichen noch unglückſeligern Früchte derſelben. Er hatte von ihr, vor der Liebe des Königs, nur einen einzigen Sohn gehabt, welcher der Marquis d'Antin, der Menin von Monſeigneur war, der die Schande ſeines Hauſes ſehr zu ſeinem Vortheil zu benutzen wußte. Sobald ſein Vater tod war, ſchrieb er an den König, und bat um Unterſuchung ſeiner Anſprüche auf die Würde eines Herzogs von Evernon; alle Kinder ſeiner Mutter baten den König darum nach ſeinem Souper, oder baten, daß er ihn zum Herzog machen möchte, wobei der Herzog von Orleans das Wort führte. Dieſer tolle Einfall von der Evernonſchen Herzogswürde gab in der That ſeinem Glücke den Schwung; aber die Zeit war dazu noch nicht gekommen; ein unüberwindliches Hinderniß ſtand ihm noch im Wege. Frau von Monteſpan lebte noch, und Frau von Maintenon haßte ſie zu ſehr, um ihr das Vergnügen zu gönnen, das Emporſteigen ihres Sohnes zu ſehen.

Zuſatz zum Artikel Monteſpan.

Aus Colberts Papieren.

Colbert enthüllt uns ſelbſt Ludwigs XIV. Geheimniſſe, die kleinlichen Beſorgniſſe dieſes Königs, der ſich durch die Eiferſucht eines Ehemannes, welcher ſeine Frau foderte, beleidigt glaubte, der nichts als Lob und Rühmungen wollte, und mit Verdruß ſeine Fehler entdeckt ſah. Dieſe unbekannten intereſſanten Data gibt uns der Briefwechſel Colberts mit Ludwig XIV.

Brief von Colbert an Ludwig XIV.

Sceaux den 24. Mai 1678.

Ich erhielt geſtern, Sire, das Billet Ew. Majeſtät vom 17., und ich werde dem pünktlich nachkommen, was

mir Ew. Maj. in Rücksicht Herrn von Montespan zu befehlen geruhen. Ich muß hierbei Ew. Majestät daran erinnern, daß ungefähr vor drei oder vier Jahren Dieselben mir Befehl gaben, dafür zu sorgen, daß ein Proceß, den er vor dem Parlamente hatte, entschieden würde, um ihm dadurch allen Vorwand zu nehmen, in Paris zu bleiben. Ich habe den Befehl Ew. Majestät befolgt, sein Proceß wurde entschieden, und er ging weg, wie ich glaube.

Vor ungefähr vierzehn Tagen kam Hr. von Montespan zu mir, und bat mich, zum zweitenmal bey Hrn. von Novion Fürsprache für einen Proceß einzulegen, den er jetzt führe, und dessen Entscheidung er erwarte, um in seine Provinz zurückzugehn. Ich habe es nicht gethan, weil ich mich ohne Befehl nicht in seine Angelegenheiten mischen zu dürfen glaubte. Wenn Ew. Maj. nöthig erachten, diese Fürsprache bei dem genannten Hrn. von Novion zu thun, so ist es möglich, daß er sodann weggeht. Indessen werde ich dem Befehl Ew. Majestät nachkommen.

Der König antwortet.

Sie können es thun. Sagen Sie dem Richter ein Wort, daß er die Angelegenheiten Montespan's endige, damit er eher abreise.

Brief von Ludwig XIV. an Colbert.

15. Junius.

Es fällt mir ein, daß sich Montespan unbescheidene Aeußerungen erlaubt, er ist ein Narr, den Sie wohlthun werden, genau zu beobachten; und damit der Vorwand, in Paris zu bleiben, nicht länger daure, so sprechen Sie mit Novion, damit man im Parlamente eile. Ich weiß, daß Montespan gedroht hat, seine Frau zu sehen; da er dessen fähig ist und die Folgen davon allerdings zu fürchten sind, so verlasse mich auf Sie, daß er nicht kommen wird. Vergessen Sie ja nicht, ein besonderes Auge auf diese Sache zu haben, vornehmlich aber sorgen Sie, daß er auf das eheste Paris verlasse.

Nassau.

(Prinz von) Naſſau.

Der Prinz von Naſſau, Erbgouverneur der Provinzen Friesland und Gröningen, ertrank auf der Uiberfahrt nach Mordick. Wegen des Regens wollte er nicht ſeinen Wagen verlaſſen und ein anderes Fahrzeug beſteigen, als das, wo er ſich einſchiffte, die Pferde wurden ſcheu und verurſachten das ganze Unglück. Es ertranken nur zwei oder drei Perſonen mit ihm.

Er hatte ſeit dem Tode des Königs Wilhelm, der ihn zu ſeinem Erben, ſo weit er konnte, eingeſetzt hatte, den Namen eines Prinzen von Oranien angenommen. Der Penſionnär Heinſius, der allvermögend in Holland, und die treueſte, unbedingteſte Creatur des Königs Wilhelm war, wollte ihn zum Statthalter der Provinz machen.

Er war wohlgewachſen, geiſtreich, thätig, leutſelig, beliebt, und verſprach unendlich viel für ſein Alter. Er hatte die Schweſter des Landgrafen von Heſſencaſſel, nachherigen Königs von Schweden zur Gemahlin. Er hinterließ ſie ſchwanger von einem einzigen Sohne, der auch den Namen Prinz von Oranien führt, und eine Tochter des Königs Jakob II. von England zur Gemahlin hat. Er iſt ausgewachſen, garſtig, hat aber viel Kopf und Ehrgeiz, und thut alles, um zur Statthalterſchaft zu gelangen, von der er gleichwohl noch ziemlich weit entfernt zu ſeyn ſcheint.

Die Mohrin,

eine intereſſante Nonne zu Moret.

Man erſtaunte zu Fontainebleau, daß, als die Prinzeſſin von Savoyen, die nachherige Herzogin von Burgund (denn ſie wurde erſt nach ihrer Rückkehr vermählt) kaum daſelbſt angekommen war, ſie von der Frau von Maintenon veranlaßt wurde, nach einem elenden Kloſter zu Moret zu gehn, wo weder die Gegend reizend war, noch irgend eine Menge Unterhaltung geben konnte, denn es gab gar keine bekannten da; ſie beſuchte ſogar, während der Reiſe, das Kloſter mehreremal wieder, und alles dies machte die Neugierde und das Gerede rege. Frau von Maintenon ging oft dahin von Fontainebleau aus, und endlich hatte man ſich daran gewöhnt.

In diesem Kloster befand sich eine Nonne, eine Mohrin, die niemand kannte, und die man niemanden zeigte. Bontems, erster Valet de Chambre und Gouverneur von Versailles, durch welchen alle häusliche Geheimnisse gingen, hatte sie ganz jung dahin gebracht, hatte eine Mitgabe bezahlt, die nicht gesagt wurde, und zahlte seitdem eine jährliche beträchtliche Pension fort. Er sah sehr genau drauf, daß sie alles Nöthige erhielt, auch alles, was bei einer Nonne für Uiberfluß gelten kann, und was sie von Ergötzlichkeiten wünschte. Die verstorbene Königin besuchte das Kloster oft von Fontainebleau aus, und sorgte für das Beste des Klosters, und so nach ihr Frau von Maintenon. Weder die eine noch die andere zeigten eine bemerkbare, unmittelbare Sorge für die Mohrin, aber sie waren deßwegen nicht weniger auf sie aufmerksam. Sie sahen sie nicht allemal, wenn sie das Kloster besuchten, aber doch oft und mit großer Aufmerksamkeit auf ihre Gesundheit, ihr Betragen und das Betragen der Obern gegen sie. Monseigneur ist einigemal dort gewesen, und die Prinzen seine Kinder ein oder zwei mal, und alle haben nach der Mohrin gefragt und sie gesehn. Sie genoß im Kloster mehr Achtung, als die bekannteste ausgezeichnetste Person genießen konnte, und nützte die Sorgfalt, die man für sie hatte, und das Geheimniß, das man mit ihr beobachtete. Ob sie gleich sehr regelmäßig lebte, so bemerkte man doch, daß ihre Bestimmung zum Klosterleben etwas erzwungenes war. Als sie einst Monseigneur im Walde jagen hörte, vergaß sie sich und sagte ganz nachläßig: „es ist mein Bruder, der jagt!“

Man behauptete, sie sey eine Tochter des Königs (?) und der Königin. Ihrer Farbe wegen habe man sie insgeheim weggebracht und vorgegeben, die Königin habe eine unrichtige Niederkunft gehabt; und viele am Hofe waren davon überzeugt. Wie dem auch seyn mag, die Sache ist ein Räthsel geblieben.

Noailles. (von)

Erster Marschall.

Der Marschall von Noailles gab dem Hofe das Schauspiel eines Todes, das ihm zu großen Betrachtungen Anlaß

gaben

geben konnte. Er war ein Mann von ungeheurer Dicke, der, ganz eigentlich wie ein Pferd, vor allzu großer Fettigkeit erstickte. Auch war er ein großer Esser, und sein Tisch war reichlich und delicat besetzt, aber nur für seine Familie und einige wenige andere. In dem Schooße des Hofes geboren, der Sohn eines Vaters und einer Mutter in Charge, und die mit dem Cardinal Mazarin und der Königin Mutter sehr vertraut waren, hatte er ganz den Geist des Hofes eingesogen, und sich ganz danach gebildet. So schwerfällig, groß und weniger als mittelmäßig er auch war, so war doch niemand so verschlossen, so eigen, so geheimnißvoll, so tief mit dem Hofe beschäftigt; niemand so demüthig vor Leuten, die am Platze waren, niemand so stolz, sobald er's konnte, und dabei sehr brutal. Man hat ihn als Herzog und Capitän der Garde wie ein Page die Schleppe der Frau von Maintenon tragen sehen, da doch die Schleppe der Königin nur von den Gefreiten der Garde im Dienst getragen wird; und derselbe Mann hatte, als Commandant in Languedoc, in der Messe, längs seines Fußteppichs seine Garden, und seine Aumoniers gegen seinen Betstuhl gerichtet, mit demselben Pomp und Feierlichkeit, wie in der Messe des Königs, und so alles Uibrige. Als der König, der sein Abgott war, devot wurde, warf er sich auch mit aller Macht auf die Frömmigkeit; er communizirte alle acht Tage und bisweilen noch öfter. Messen, Vespern, Abendgebet versäumte er nie als in den Hofstunden und in Zeitpunkten des Glücks. Bei alle dem verachtete er noch immer eine hübsche Bürgerdirne nicht, und unterließ nicht, mit Nouillé de Coudray, seinem intimen Freunde, einem großen bekannten Libertin, zu dessen Glück er beitrug, und sein Sohn noch mehr während der Regentschaft, dergleichen geheime Partien zu machen.

Louville hat mir ein Abentheuer erzählt, für dessen Gewißheit ich nicht stehn mag, das er mir aber als gewiß versichert hat; und wiewohl er bisweilen sich gern täuschen und einnehmen ließ, so war er doch ein sehr wahrheitliebender Mann. Hr. von Noailles war in ein Mädchen von der Capelle des Königs verliebt, das sehr hübsch war; Frau von Noailles war so, daß man das Gerücht glaubhaft finden konnte, und ich hörte in der Zeit viel davon reden. Er hatte damals das Vierteljahr und wohnte in dem Appartement des Capitäns vom Vierteljahre unter dem Könige. Hr. von

Noail-

Noailles und das Mädchen wurden mit einander einig, das Mädchen kam des Nachts zum Herzog, unglücklicherweise kam der Cardinal Noailles den Morgen sehr früh hin, und ging, ohne sich von den Bedienten aufhalten zu lassen, zu ihm hinein; das Mädchen fuhr mit dem Kopfe ins Bette, das Kopfkissen drüber, der Herzog rief, er habe Kopfweh und könne kein Wort sprechen; der gute Cardinal nahm es für baare Münze, bedauerte den Bruder und ging wieder fort. Der Marschall wollte den Kammerdiener seinen Vertrauten ermorden. Man suchte das Abentheuer sorgfältig zu verbergen, es kommt aber alles am Ende an Tag. Der Herzog von Noaille machte sogar der gemeinen Geliebten von Monseigneur den Hof; dieser Prinz liebte einige Zeit die Raisin, eine sehr schöne vortreffliche Schauspielerin; sie lag krank zu Fontainebleau, der Herzog schickte unabläßig zu ihr, gab ihr Geschenke und machte ihr mit großer Ehrerbietung die Aufwartung.

Bei alle dem war der Herzog weder ein boshafter noch schlechter Mensch; und wiewohl er mit seinem Credit geizig war, so hat er doch Dienste geleistet. Seine Dienstbarkeit gefiel dem Könige; seine Frau hingegen war nicht beliebt, der König und die Maintenon fürchteten ihren Kopf, ihre Anschläge, ihre Kühnheit. Sie beherrschte Mann, Kinder, Familie, Angelegenheiten, Hofintrianen, mit bewundernswürdiger Fröhlichkeit, Freiheit des Geistes und Leichtigkeit; sie machte mit dem Könige und der Maintenon, was sie wollte, und so auch mit der Herzogin von Burgund; beherrschte Prinzessinnen, Minister, alles ohne die geringste Schlechtheit; sie war edel, prächtig, freigebig, voll Liebe für ihre Kinder, ihre Familie, ihren Namen, der Freundschaft empfänglich, sie hatte Freunde und verdiente deren noch mehr; sie sagte nicht alles, was sie dachte, aber nie, was sie nicht dachte; gutmüthig, sanft, ohne Laune, freimüthig mit Klugheit, eine Frau, der man nicht zu nahe treten durfte, und die dann einem jeden die Wahrheit sagte, aber ohne allen Haß: sie erreichte ihr 87stes Jahr, war immer noch voll Geist und Gesundheit, und lebte in ihrer zahlreichen Familie als Patriarchin, sehr reich und freigebig, so viel als sie konnte, ausdächtig, immer thätig und von ihren Freunden geliebt, von denen ihr eine ziemliche Anzahl geblieben waren. Hr. von Noailles war untröstlich, daß er seinem Sohne seine Charge gege-

Dinge, die Gesetze seiner Vorfahren und die Gewohnheiten, welche von den Kaisern sich herschrieben, müsse das Reich regiert werden; seine Krone verdanke er einzig seinem Gott, die erste Stimme bei der Königswahl gebühre dem Erzbischofe von Mainz und der Kölner habe ihn zum Könige gesalbt, so wie der Papst zum Kaiser; was darüber sei, komme vom Argen! „Der Pfalzgraf, fuhren sie fort, sei abwesend und der Kanzler Reinald habe sich keinesweges an den Gesandten vergangen, sondern ihr Leben gegen das wüthende Volk in Schutz genommen. Uebrigens bäten sie den Papst, den hohen Sinn Friedrichs durch schmeichelhaftere Reden, als die letztern, zu besänftigen."

Unterdessen waren schon zwei Abgesandte des Kaisers nach Italien vorausgegangen, um alles zu dem neuen Zuge über die Alpen vorzubereiten. Friedrich hatte dazu seinen Kanzler Reinald und den Pfalzgrafen Otto gewählt, damit jener durch seine sanften Sitten und seine Anmuth, dieser durch seine rauhe Wildheit, beide aber durch ihre Klugheit, Unerschrockenheit und die Würde ihrer schönen Gestalt die Italiäner ihm unterwürfig machen sollten. Ohne diese beiden herrlichen Männer geschah nichts Großes in dem neuen Kampf der Deutschen mit Italien; sie kamen ihrem Kaiser fast gleich an Gewalt über die menschlichen Herzen.

Alles

gegeben hatte; dieſe Leere war ihm unerträglich, wiewohl er immer am Hofe und in derſelben Achtung blieb. In der erſten Zeit fuhren die Garden fort, in dem Saale vor ihm zu präſentiren; der König erfuhr es und mißbilligte es: dieß war dem Marſchall unerträglich, der nun den Umweg über die Höfe nahm, wenn er zu ſeiner Tochter der Herzogin von Guiche ging.

Seine Krankheit war kurz und ſchleunig; er ſtarb in ſeinem Lehnſtuhl mitten in ſeiner Familie und dem Hofe, den er ſo ſehr geliebt hatte; in Gegenwart der Herzogin von Burgund, für die alle Schauſpiele gut waren, und der drei Töchter des Königs, die herzueilten und ihn verſcheiden ſahen. Sein Bruder der Cardinal hatte den Schmerz, das heil. Sacrament lange in ſeinem Zimmer zu ſehen, ohne daß er es empfangen konnte. Die Marſchallin hatte die Klugheit, nachher faſt nie wieder den Hof zu betreten, und nach dem Tode des Königs erſchien ſie niemals wieder.

(Herzog von) Noailles

nachheriger Marſchall.

Dieſer Mann war ganz dazu gemacht, ſich das höchſte Glück zu ſchaffen, wenn er es nicht ſchon völlig für ſich bereit gefunden hätte. Er war ziemlich groß, aber dick; ſein Gang ſchwerfällig, aber kräftig. Sein ſchlichter Anzug, höchſtens eine Officiersuniform, kündigte die natürlichſte Simplicität an; und er unterſtützte ſie durch einen Anſtrich von dem, was man Sansfaçon und einen guten Geſellſchafter nennt.

Man kann ſelten ſo viel Geiſtesvorzüge von aller Art, und ſo viel Kunſt und Gewandtheit beiſammen finden, mit der er ſich in andrer Denkungsart zu fügen, und ſie zu überzeugen weiß, daß er von denſelben Wünſchen und Neigungen wie ſie, wenigſtens eben ſo ſtark, und noch weit ſtärker beſeelt ſey. Sanft, wenn es ihm beliebt, höflich, leutſelig, niemals incommodirt, ſelbſt wenn er es am meiſten iſt, fröhlich, amüſant, angenehm, ſcherzhaft, fein ohne zu beleidigen, reich an lieblichem Witz, ein guter Schmauſer, Muſiker, willfährig, andrer Geſchmack ſich anzueignen, ohne die geringſte Laune, mit dem Talent begabt, alles ſagen zu können,

nen, was er will und einen ganzen Tag zu ſprechen, ohne daß man irgend etwas daraus abnehmen kann, und dieß ſo gar im Sallon zu Marly und in den unruhigſten verwirrteſten Augenblicken ſeines Lebens. So habe ich ihn ſelbſt mehrmals geſehn; ich wußte, was er mir ſelbſt davon geſagt hatte, und fragte ihn dann mit Erſtaunen, wie er ſo ſeyn könne. Leicht, anziehend in ſeinem Benehmen, zu jeder Converſation bereit, von allem wiſſend, von allem ſprechend, ſein Geiſt mit Wiſſenſchaft geſchmückt oder vielmehr geputzt, indem jede Art von Kenntniß nur Oberfläche iſt; auch findet man die Seichtigkeit, wenn man nur etwas tiefer geht, dann fällt er in Galimatias. Alle kleinere Aufmerkſamkeiten und Feinheiten weiß er auch unvorbereitet ſpielen zu laſſen, wenn er gewinnen will, ſie vervielfältigen ſich, erhalten die artigſte Mannichfaltigkeit, ſind unerſchöpflich und werden nie läſtig. Er iſt alles gegen alle mit bewundernswürdiger Leichtigkeit, und vergißt nicht, in den Häuſern ſich bei den alten Bedienten beliebt zu machen. Seine Sprache rein, harmoniſch, natürlich, angenehm, viel Eleganz, ſehr viel Beredtſamkeit, durch die aber die Kunſt hindurch blickt, ſo wie ſeine Manieren bei aller Anmuth und Artigkeit doch eine gewiſſe natürliche Grobheit blicken laſſen; ſeine Erzählungen angenehm, und er beſitzt das Talent, für die Unterhaltung etwas aus nichts zu ſchaffen, und die ernſthafteſten, kitzlichſten Angelegenheiten ſcherzhaft zu endigen, ohne daß ihm dieß alles etwas zu koſten ſcheint. Welche Liebenswürdigkeit und welche große Talente für den Hof; glücklich, wenn er nicht auch andere gehabt hätte. Wir müſſen auch dieſe ſchildern.

Unter ſoviel Kunſt, Anmuth, Geiſt, Geſelſchaftlichkeit, Umgänglichkeit, Liſt, Freundſchaft, Achtung und Vertrauen liegen faſt alle Ungeheuer verborgen, welche die Dichter vom Tartarus gefabelt haben. Eine grundloſe Tiefe, eine Falſchheit, die jede Probe beſteht, eine angeborne geübte Treuloſigkeit, vermöge der er mit allem zu ſpielen vermag, eine Schwärze der Seele, welche zweifelhaft macht, ob er ein Herz habe, und die ſicher zeigt, daß er an nichts glaubt, eine Verachtung aller Tugend, auf das ſtandhafteſte ausgeübt; abwechſelnd nach dem Bedürfniß der Zeit öffentliche zügelloſe Ausſchweifung, und wiederum die entſchiedenſte, durchgeführteſte Heucheleï; in jeder Art von Laſter ein Menſch, der ſich zu allem verſteht, alles unternimmt, der, auf der That ertappt, nicht

nicht erröthet und nur eifriger ſeinen Weg geht; Meiſter in Erfindungen und Verläumdungen, der unerſchöpflich iſt, und ſehr ſelten ſtecken bleibt; ein Menſch, der, wenn er ſich ohne Hülfe und ohne Kraft ſieht, ſich ſchnell wie eine Schlange zurückzieht und das Gift bei ſich behält; eingeweiht in alle Niedrigkeiten, deren er nicht müde wird und womit er einen immer wieder gewinnt, mit dem feſtgeſetzten Vorſatz einen zu verderben, (und zwar alles ohne eine Spur von Mißtrauen, Haß und Zorn); und hat doch die vertrauteſten Freunde, über die er, wie er geſteht, ſich zu beklagen nie Urſache gehabt hat, und denen er Verbindlichkeiten vom erſten Range nicht abläugnet. Die große Triebfeder einer ſo äußerſt ſeltenen Verderbtheit iſt der zügelloſeſte Ehrgeiz, der ihn zu den ſchwärzeſten, hinterliſtigſten, unglaublichſten Dingen treibt, um alles was ihm Hinderniß werden und, ſelbſt ohne es zu wollen, ſeinen Weg minder ſicher und eben machen könnte, zu verderben. Dabei eine gleich ungeheure, fruchtbare, zügelloſe Einbildungskraft, die alles ergreift, überall hinſchweift, ſich verirrt, ſich ſelbſt unglücklich macht, die von zügelloſer Kühnheit getrieben und von noch ſtärkerer Feigheit gedämpft iſt, unter deren entgegengeſetzter Herrſchaft er ſeufzt, ſich hin und her windet, ſich zurückzieht, nicht weiß, was er machen, was aus ihm werden ſoll, und von der letztern gleichwohl ſelten gegen ſeine Fehler geſchützt iſt. Zu gleicher Zeit mit ſeinem Kopf, ſeinen Talenten, ſeinen Kenntniſſen von Grund aus zu Arbeit und Geſchäften untauglich; ſeine ausſchweifende Leidenſchaft, die Menge von Planen, und die Krümmungen ſeiner Entwürfe, die er in Menge alle zugleich erſinnt, die Durchkreuzungen des einen durch den andern, die Ungeduld ſie zu verfolgen und aus einander zu wirren, bringen eine Verwirrung in ſeinen Kopf, aus der er ſich nicht retten kann. Das iſt im Kriege die Quelle aller der unnützen Bewegungen, womit er die Truppen vergeblich, und ſo oft ganz zur Unzeit, abmattet, aller der Märſche und Contremärſche, die kein Menſch begreift, der Detaſchements, die ohne Zweck gehen und wiederkommen, aller der Contreordres, ſechs, acht, zehn nach einander für dieſelben Truppen, oft für die ganze Armee, um zu marſchiren und nicht zu marſchiren, welche die Truppen verdrüßlich und ihn verächtlich machen, und ſie zu Grunde richten.

In Geschäften verfolgt er einen Plan acht Tage, vielleicht vierzehn oder noch länger. Alles muß diesem Plane weichen, alles ihm dienen; alles andere ist aufgegeben und verachtet; er lebt nur für diesen Plan; jetzt erzeugt sich aber ein anderer in seinem Kopfe, wächst, verdrängt den ersten und behauptet sich mit gleichem Enthusiasmus. Er ist ein Mensch voll Eigensinn, Laune und Ungestüm, die ihn in ewigem Wechsel besitzen, ohne alle Consequenz des Kopfs, außer für Intriguen, Schleifwege und Unterminirungen, worin er viel Consequenz hat, und woraus er alles für die Geschäfte schöpft. Man wird zu seiner Zeit die Belege für das hier Gesagte sehen; manche davon wird man mit Schrecken lesen, andere mit alle dem Erstaunen, das die albernsten, unsinnigsten Einfälle erregen können; endlich was kaum Glauben finden wird von einem Manne von so vielen, früh geübten Geistesanlagen, man wird sehen, daß er unfähig ist, ein räsonnirtes Memoire, über was es auch sey, aufzusetzen, unfähig einen Geschäftsbrief zu schreiben. Durch alles räsonniren, sprechen, dictiren, lesen, wiederlesen, dictiren, umschmelzen, corrigiren, ausradiren, umändern, verfliegt alles, es bleibt nichts übrig. Tage und Nächte gehen hin, den Secretären wird der Kopf warm, es kömmt nichts heraus, und wenn denn nun etwas vorgebracht werden muß, so entschließt er sich, es von einem Unbekannten machen zu lassen, den er wo aufgetrieben hat und eingesperrt hält und den er etwas noch dazu zehnmal machen und wiedermachen läßt; und diese Arbeit legt er nun mit der ruhigsten Unverschämtheit als seine eigene vor. Ein Mensch dem Anschein nach so offen, so liebenswürdig, so ganz dazu gemacht, den zurückhaltendsten Menschen Staus in die Augen zu werfen, in sich zu ziehen, was alles von allen möglichen Seiten einnehmen könne, und in jeder Art die vortheilhaftesten Eindrücke zu machen, zu gleicher Zeit aber ein Mensch, der nur auf sich denkt, keinen noch so gering und gleichgültig scheinenden Schritt thut, der nicht einen Zweck hat, der immer im Finstern brütet, dem kein Mittel etwas kostet, dem Verrath und Ungerechtigkeit sein tägliches Brod sind, der die teuflischten Anschläge zu ersinnen, von weitem anzuzetteln und zu verfolgen versteht; einer der Menschen, die die Barmherzigkeit Gottes so selten werden läßt, der bei der Schwärze der größten Verbrecher nicht einmal das hat, was man aus Mangel eines Ausdrucks dafür

die

die Tugend nennt, die zu Vollführung großer Schandthaten tüchtig ist, der andern bei sich die größten Gefahren bereitet, und ihnen nur gefällt, um sie zu verderben, wie die Sirenen in der Fabel. Was seine Tapferkeit betrifft, die durch seine auffallende Furchtsamkeit als General zum wenigsten mehr als verdunkelt ist; so überlasse ich denen, die ihn in Handlung gesehen haben, darüber zu urtheilen. Er hat länge der Linien oft deswegen boues mines hören müssen; seine steie Unentschlossenheit und Geschäftigkeit, die ihn bei der Armee und am Hofe immer in Obhut gehalten hat, hat ihn nicht beliebt gemacht. Ich schließe diesen Artikel, indem ich das, was ich von ihm bis zum Septembet 1745, wo ich leiden Theil dieser Memoires redigirte, bemerkt habe, bestätige, und neue Züge zu den schon längst vorhergezeichneten hinzu füge.

Die Schlange, welche die Eva versuchte und durch sie Adam verführte, und das Menschengeschlecht verderbte, ist das Original, wovon der Herzog von Noailles die treuste vollkommenste Copie ist, soweit nämlich ein Mensch, der Fähigkeiten eines bösen Geistes der ersten Ordnung, des Haupttes aller vom Himmel verstoßenen Engel, fähig ist: der ungeheuerste unersättlichste Ehrgeiz, der überspannteste Stolz, die zuversichtlichste Meinung von sich selbst, und die volleste Verachtung alles dessen, was nicht das liebe Selbst ist; Durst nach Reichthum; die Sucht, als ein Alleswisser zu glänzen, die Leidenschaft, sich in alles zu mischen, besonders zu herrschen; der allgemeinste und zugleich auf die besondersten Gegenstände gerichtete, brennendste, leidenschaftlichste Neid; die furchtbar frechste Anmaßung, gerade alles, was dem andern nützlich und rühmlich ist, sich zuzueignen; eine allgemeine, besondere Eifersucht, die sich auf alles erstreckt, die brennendste Leidenschaft alles zu beherrschen, ein finsteres, verschlossenes, lichtscheues Betragen, ein ewiges Projectmachen, und Sinnen auf Mittel, die alle gut sind, so abscheulich, schrecklich sie auch seyn mögen, wenn sie nur zum vorgesteckten Ziele führen; kurz, eine bodenlose Tiefe! — Dieß ist das Innere des Noailles's. Sein Aeußeres, wie er noch vor sich darstellt, die Gestalt seines Körpers, seiner Hände und Füße kennt man; die Corpulenz eines Bauchs und die Schwerfälligkeit seines Ganges versprachen den Wuchs, den er erhalten hat. Das Gesicht ist dem ganz unähnlich

Seine ganze Physiognomie ist Geist, Reichthum an Ideen, Feinheit und Falschheit, und nicht ohne Anmuth; eine natürliche Beredtsamkeit, eine leichte Aussprache, ein Ausdruck, wie er ihn will; stets Herr seiner selbst, ein Mensch, der einen ganzen Tag sprechen kann, ohne etwas zu sagen; der in Gesellschaft ganz für den ist, dem er gefallen will, und so natürlich, wie dieser denkt und fühlt, daß man sich über eine so zufällige Gleichheit wundern muß. Die eine Miniaune, vollkommene Gleichheit des Betragens, zauberische Einschmeichelung, die Sprache des Höflings, die Sprache der Frauen, ein guter Gesellschafter, ohne allen eignen Geschmack, wenn's nöthig ist, auf der Stelle des andern Geschmack sich aneignend. Gleiche Leichtigkeit, denselben Menschen, dieselbe Sache zu loben oder zu tadeln, nachdem nun derjenige beschaffen ist, mit dem er spricht; der größte Schmeichler, und mit einer Miene der Ueberzeugung und Wahrheit, welche ihn vor Uibertreibung schützt; eine Bereitwilligkeit, Ueberzeugung zu heuchlen, die ihn unwillkührlich zur rechten Zeit zu des andern Meinung hinüberzieht, oder eine Beharrlichkeit auf der eignen Meinung, eben so erheuchelt, wenn es rathsam ist, einem gleichsam unwillkührlich zu widerstehen, und ihn mit sich fortzuziehn. Immer nach der Mode, abwechselnd devot, ausschweifend, gemessen, gottlos, nachdem es rathsam ist; aber was nicht veränderlich ist, anspruchslos resignirt, auf nichts denkend als gutes zu thun, patriotisch, ein Bürger wie zu Sparta; die Stirn heiter, die Miene ruhig, seine Conversation leicht und fröhlich, wenn es im Innern am stürmischsten ist; liebenswürdig, gefällig, anschließend gegen den, den er eben durch teuflische Hinterlist zu verderben sucht; und wie spät auch nach Anlegung seiner Maschinen die Wirkung komme, so kostet es ihm nichts, mit einem ohne allen Zwang in Verbindung, in beständigem Verkehr, in der scheinbar vollkommensten Freundschaft und dem sichersten Vertrauen zu stehen. Unendlich viel Kopf und Gewandtheit des Geistes; aber alles fürs Schlimme, für seine Lüste, für die entsetzlichsten Bosheiten und die schwärzesten, lange überlegten, nach ihrem Erfolg berechneten Handlungen. Seht da den Teufel; seht da den Menschen. Es ist erstaunend, daß er mit so viel Geistesvorzügen, so viel Anlagen, Liebenswürdigkeit, Talenten, mit solchem Bestreben, den vollesten Gebrauch davon zu machen, mit so viel Bemühung

dahin

dahin zu gelangen, und im Beſitz ſo vieler Mittel durch ſeine beſondre Lage, ſeine Chargen, Aemter, ſeine Familie und Glücksſtand, wie, ſelbſt nicht unter ſeinen nächſten Verwandten, ſich einen Freund zu erwerben gewußt hat. Er cultivirte niemanden als ſeine Schweſter, die Herzogin von Guiche, wegen der entſchiedenen Neigung der Frau von Maintenon für ſie, und den Herzog von Guiche um ſeiner Charge willen, um Einfluß auf ihn zu haben, der wiederum für den Kopf des Herzogs von Noailles Reſpect hatte. Nicht weniger erſtaunend iſt es auch, daß dieſer ſo eingeſchloſſen lebende, ſcheinbar ſo fleißige Menſch, der es darauf anlegte, alles zu wiſſen und ſich auf Bücher zu verſtehen, und eine zahlreiche Bibliothek ſammelte, der die Gelehrten hochhielt, um ihnen etwas abzuhören, und um ſich von ihnen ehren und rühmen zu laſſen, daß dieſer Menſch nie durch die Oberfläche einer Sache gedrungen iſt, und daß ſein Mangel an Conſequenz und Anhaltſamkeit, die Intrigue ausgenommen, ihm durchaus nicht erlaubt hat, in etwas tiefer einzugehn, und irgend einen Gegenſtand vierzehn Tage lang zu verfolgen, den er einmal in dem ewigen Wechſel ins Auge gefaßt hatte. Denſelben Leichtſinn, folglich dieſelbe Unfähigkeit, hatte er in den Geſchäften; nie hat er über irgend etwas einen Aufſatz entwerfen können, nie hat er mit denen, die er machen ließ, zufrieden ſeyn können. Immer corrigiren, immer Ideen faſſen, nur keine Sache: das iſt nicht alles, er hat nie einen Geſchäftsbrief zuwege bringen können. Die Unſtätigkeit ſeiner Ideen brachte ſeine Arbeiter zur Verzweiflung, und ermüdete ſie mit immer derſelben Arbeit, immer wieder von vorn anzufangen; das iſt eine unheilbare Krankheit in ihm, und die ſich beſonders in der Unordnung zeigt, die er in die Expeditionen gebracht hat, indem er in einem Tage den Truppen, die er in dieſer letzten Zeit commandirt hat, und ſeiner ganzen Armee, zehn, zwölf, funfzehn mal abgeänderte, immer widerſprechende Befehle zu geben pflegte, bald zu marſchiren, bald zu bleiben, wodurch er ſich zum Plagegeiſt der Truppen und Büreaus gemacht hat. Ich will nichts von ſeinen Kriegsfähigkeiten ſagen, wovon er ſelbſt gern den Lobredner macht, auch nichts von ſeiner perſönlichen Tapferkeit, ich laſſe das Publikum urtheilen, ich verweiſe auf deſſen Ausſpruch und das Urtheil der, der ſeinigen in Italien, Deutſchland und Flandern gegenüberſtehenden Armeen und

auf die Begebenheiten, die wir bis zum September dieses Jahres 1745 gesehn haben.

Im J. 1694 widerfuhr dem Hrn. von Noailles ein sehr angenehmes Abentheuer bei der Armee. Er und Barbesieux standen sehr schlecht mit einander, beide in gutem Vernehmen mit dem Könige, beide hochstehend, beide übermüthig. Noailles hatte oft eine Menge Dinge in seinem Gouvernement Roussillon erlangt, wodurch er sehr sein eigner Herr und vom Kriegsstaatssecretär unabhängig wurde. Frau von Maintenon, Louvois's Feindin, hatte ihn darin unterstützt, und der Sohn, noch weniger als der Vater geltend, hatte nichts daran abändern können. Er war nicht der Freund des Herrn von Luxemburg, der mit Noailles sehr intim war, und hieraus bildeten sich von beiden Seiten zwei Gruppen, die sich einander sehr scheel ansahen. Das Kriegsglück Noailles's in Catalonien dieses Jahr über, hatte Barbesieux aufgebracht, er fürchtete neue Siege, als die Vorläufer seines Untergangs bei dem wechselnden Credit seiner Feinde, und alles was in Catalonien geschehn war, bahnte den Weg zur Belagerung von Barcelona. Die Eroberung dieser Stadt war das Siegel der Eroberung des ganzen Fürstenthums, und setzte den König in Stand, den Spanischen Hof mit Erfolg anzugreifen. Er hatte immer diesen Zweck gehabt: Noailles, der vom Könige selbst wußte, wie sehr ihm dieses Project am Herzen lag, und endlich die Mittel dazu so nahe vor sich sah, wünschte eben so sehr die Vollführung desselben, und um so angelegentlicher, als ihm dadurch der erhaltene Vicekönigstitel versichert, seine Gunst und sein Glücksstand erhöht wurde, und er dadurch nothwendig das Commando der Armee erhalten mußte, die im folgenden Jahre Spanien an den empfindlichsten, zugänglichsten Orten angreifen oder es zum Frieden zwingen sollte, wobei er den Ruhm ganz allein zu ernten hoffen konnte. Er drang also in den König, ihm bei Zeiten die Befehle dazu zu geben, um ihn in Stand zu setzen, die Belagerung mit Sicherheit zu unternehmen; und Barbesieux, der in Verzweiflung darüber war, wagte nicht, was ihm vorgeschrieben war, und was Noailles noch deutlicher verlangte, (der zur bestimmten Zeit an nichts Mangel leiden, und wenn nicht alles auf den Punkt da wäre, ihn nicht schonen zu wollen schien,) zu unterlassen.

Er

Es lief demnach eine Flotte von zwei und funfzig Schiffen am 3. Octbr. von Toulon aus, mit 5200 Mann Truppen an Bord, die von denen des Hrn. von Vendome in Provence genommen waren, und nichts fehlte mehr, um Hand ans Werk zu legen, als Noailles auf den Gedanken kam, dem Könige einen besondern Bericht abzustatten, um unmittelbar, alles ohne Wissen des Barbesieux, seine Befehle für eine ihm so wichtige Unternehmung zu erhalten. Er wählte zu dem Geschäft Genlis, der ohne Vermögen und Glück sich ihm ganz ergeben hatte. Dieser Genlis gewann Noailles's Freundschaft in einem solchen Grade, daß er in seiner ganzen kleinen Armee der Gegenstand der allgemeinen Eifersucht wurde; Noailles verschaffte ihm ein Regiment, und beförderte ihn sehr schleunig zur Brigade, und bald nachher zum Feldmarschall. Er hatte Verstand und Klugheit, und keine andere Bekanntschaft und Protection als die, von der er alles erhalten hatte. Noailles glaubte also nicht besser zu thun, als ihm einen blosen Beglaubigungsbrief an den König mitzugeben, und ihn als einen lebenden Brief anzukündigen, der alles auf der Stelle beantworten und, ohne ihn mit Depeschen zu belästigen, in einer halben Stunde mehr sagen könnte, als er in mehrern Tagen zu schreiben vermöchte. Worte verfliegen, die Schrift bleibt; ein Courrier kann beraubt, kann krank werden, und seine Depeschen überschicken. Dieses Mittel aber kam allen diesen gefürchteten Zufällen zuvor, und liess Barbesieux in Unwissenheit und in peinlicher Verlegenheit über das, was so durch Genlis vorgehen möchte. Barbesieux, der in Catalonien nur um so mehr und bessere Spione hatte, als es der gefährlichste Ort für ihn war, wurde von der Absendung Genlis's und dem Tage seiner Abreise unterrichtet, und erfuhr auch, daß er unmittelbar zum Könige geschickt werde, und daß Ihm besonders durchaus verboten sei, ihn zu sehen. Dieß veranlaßte ihn zu einem kühnen Entschluß. Er ließ Genlis bei den Approchen von Paris erwarten, und ihn zu sich nach Versailles bringen, ohne ihn einen Augenblick aus den Augen zu lassen. Als er ihn bei sich hatte, schmeichelte er ihm so sehr, und wußte ihm so gut fühlen zu lassen, welch ein Unterschied für die Beförderung seines Glückes zwischen der Freundschaft des Herzogs von Noailles, so sehr er auch in Credit stehe, und der Freundschaft eines Kriegsstaatssecretärs, und zwar von seiner

Art und seinem Alter, sei, daß er ihn ganz gewann, und ihn zur schwärzesten Treulosigkeit brachte; so daß er sich nämlich entschloß, den König nur in seiner Gegenwart zu sehn, und ihm gerade das Gegentheil von seinem Auftrage zu sagen. Barbesieux schrieb ihm vor, was er wollte, nachdem er von ihm erfahren hatte, was ihm aufgetragen war, und sah seine Vorschriften vollkommen befolgt. Auf diese Art wurde das Project der Belagerung von Barcelona, auf dem Punkte der Ausführung, vereitelt, als man die gegründetsten Aussichten auf einen glücklichen Erfolg, und bei dem Zustand der Spanischen Macht an dieser Grenze, die seit ihrer Niederlage wie verlassen war, durchaus keinen Entsatz zu fürchten hatte; und auf Noailles fiel in den Augen des Königs die ganze Schuld des verfehlten Unternehmens, gerade durch die von ihm gebrauchte Vorsicht, nichts als einen bloßen Beglaubigungsbrief zu geben, so daß alles was Gentis sagte, und was seinem Auftrag schnurstracks entgegen war, doch keinen Widerspruch fand, und für Noailles's Auftrag galt. Man kann glauben, daß Barbesieux keine Zeit verlor, die nöthigen Befehle zur schleunigen Zerstreuung aller Rüstungen auszufertigen, und für die Flotte die zur Rückkehr nach Toulon nöthigen möglich zu machen. Man kann sich vorstellen, welch ein Donnerschlag dieß für Noailles war; aber das Kunststück hatte so gut gewirkt, daß er sich nie wieder in den Augen des Königs rein waschen konnte. Man wird die Folgen davon sehen, wie dadurch der Grund zu Vendome's Größe gelegt wurde.

(Die Prinzessin von) Oranien und der Herzog von Hannover.

Zwei sonderbare Begebenheiten ereigneten sich kurz nacheinander. Der Tod der Prinzessin von Oranien erfolgte zu Ende des Januars 1695 zu London. Der Hof nahm keinen Theil daran, und der König von England bat den König von Frankreich, keine Trauer zu veranstalten, die auch sogar den Herren von Bouillon und von Duras, und allen Verwandten des Prinzen von Oranien verboten wurde. Man gehorchte und schwieg; aber man fand diese Rache

kleins

Alles was sie auf ihrem vorbereitenden Zuge unternahmen, ward mit einem glücklichen Erfolg gekrönt; wo sie hinkamen, schwur man dem Kaiser treu zu seyn und seine Hoheitsrechte gegen jeden Eingriff zu vertheidigen. Nachdem sie in Cremona, einer Stadt, welche aus Haß gegen Mailand dem kaiserlichen Interesse äußerst ergeben war, einen glänzenden Hof gehalten hatten, richteten sie ihren Weg nach der adriatischen Küste hin, wo griechische Kundschafter unter dem Vorwande, Söldner gegen den König Wilhelm von Sicilien anzuwerben, geheime Unterhandlungen trieben, welchen der Versuch zum Grunde lag, die Seestädte unter die Herrschaft ihres Hofes zu bringen. Hierüber ergrimmt hatte Otto von Wittelsbach die Thore Ravenna's, wo er vielleicht das treulose Gewebe noch genauer hatte kennen lernen, kaum verlassen, als ihm ein großer Schwarm von den Bürgern der Stadt begegnete, welcher mit den Griechen zu Ankona vertrauliche Unterhandlungen gepflogen hatte. Sogleich zog der Pfalzgraf sein Schwert und ging, ohne sich durch ihre Menge und die Nähe Ravenna's abschrecken zu lassen, auf den Vornehmsten unter denselben los, indem er drohte, ihn gefangen mit sich zu führen. Unter dem ganzen Haufen wagte nicht ein einziger, eine Sylbe gegen ihn zu reden; doch ließ er sich endlich besänftigen und zog weiter in die

Gegend

kleinlich, und man hoffte auf Veränderungen in England; aber diese Hoffnung war bald vereitelt. Der Prinz von Oranien erschien daselbst fester in Credit und Ansehn als je. Die Prinzessin, die immer sehr an ihrem Gemahl gehangen hatte, hegte eine gleich starke Leidenschaft, wie er, für seine Usurpation. Ihr Ehrgeiz fühlte sich sehr geschmeichelt durch die Hoffnung, sich auf dem Throne ihres Vaterlands zu sehen, wenn gleich auf Kosten ihres Vaters und seiner übrigen Kinder. Sie wurde bedauert, und der Prinz von Oranien, der sie geachtet und geliebt, und mit dem vollesten Vertrauen, und selbst mit besonderer Ehrfurcht behandelt hatte, war vor Schmerz über ihren Verlust einige Tage krank.

Ein zweiter sonderbarer Vorfall ereignete sich um diese Zeit. Der Herzog von Hannover, der um die neunte Kurfürstenwürde warb, und durch die Revolution in England, nach dem Prinzen und der Prinzessin von Oranien, und nach der Prinzessin von Dänemark, als der nächste der protestantischen Linie, auf den Englischen Thron gerufen wurde, (denn er war der älteste Sohn der Herzogin Sophie, der Tochter des Kurfürsten von der Pfalz, der sich zum Könige von Böhmen krönen ließ, und darüber seine Würde und Länder verlor, und einer Tochter Jakobs I. Königs von Schottland und nachher von England, welcher der Sohn der berühmten Maria Stuart, und Carls I., der enthauptet wurde, und des Königs Jakobs II., der vom Prinzen von Oranien entthront wurde, Vater war): dieser Herzog von Hannover — sage ich — hatte die Tochter des Herzogs von Zelle zur Gemahlin, mit der er leiblich Geschwisterkind war. Sie war schön, und er lebte mit ihr einige Zeit. Um diese Zeit kam aber der Graf von Königsmark, ein junger, wohlgewachsener Mann an seinen Hof, und erregte seine Eifersucht. Er beobachtete das Paar, und glaubte vollkommne Gewißheit zu haben, von dem, was er wohl nie hätte wissen mögen; aber erst nach ziemlich langer Zeit. Es ergriff ihn die heftigste Leidenschaft, er ließ den Grafen in Verhaft nehmen, und sogleich in einen heißen Ofen werfen. Seine Gemahlin schickte er ihrem Vater zurück, der sie auf eins seiner Schlösser setzte, wo sie von Leuten des Herzogs von Hannover eng bewacht wurde. Hierauf ließ er das Consistorium versammeln, um die Ehescheidung

zu erhalten. Dieses entschied sehr sonderbar, nämlich dahin, daß er seinerseits geschieden sei, und eine andere Gemahlin heirathen könne, daß aber die Ehe von Seiten der Herzogin fortdaure, und sie sich nicht wieder vermählen könne, und daß die Kinder, die sie während ihrer Ehe gehabt habe, ille gitim seyen. Der Herzog von Hannover war nicht von diesem letzten Punkte überzeugt.

Pomponne,

Minister und Staatssecretär.

Pomponne, Sohn des berühmten Arnaud d'Andilly, und Neffe des bekannten Arnaud, ließ durch seinen Tod, der sehr viel Aufsehn erregte, dem Conseil und allen Edlen eine große Leere empfinden. Seine durch Wissenschaft und Gottesfurcht so berühmte Familie bedarf keines Lobes; und ich werde mich hier bloß auf Hrn. von Pomponne einschränken. D'Andilly wußte mittelst seiner Aemter und der Freundschaft, wodurch ihn die Königin Mutter vor und nach der Zeit, wo er sich nach Port-royal-des-champs zurückgezogen hatte, trotz der jansenistischen Stürme auszeichnete, seinen Sohn von seiner frühesten Jugend an, bei mehrern wichtigen Angelegenheiten in Italien anstellen zu lassen, wo er mit mehrern Fürsten Tractaten und Bündnisse schloß. Sein Vater, der außerordentlich geliebt und geachtet war, verschaffte ihm die Protection mehrerer wichtiger Männer, von denen Herr von Türenne einer der vornehmsten war. Pomponne hielt sich in der ihm anvertrauten Inspection der Armeen in Neapel, in Catalonien und überall mit so vieler Mäßigung, Klugheit und Glück, daß seine Talente, unterstützt von den Freunden seines Vaters und denen, die er sich selbst erworben hatte, ihm im J. 1665 die Schwedische Ambassade verschafften. In Schweden blieb er drei Jahre, worauf er als Ambassadeur nach Holland ging. Auf beiden Posten hielt er sich so gut, daß er nach Schweden zurückgesandt wurde, wo er, obgleich er mit den Ränken des Hauses Oestreich kämpfen mußte, die bekannte nordische Ligne, die Frankreich so nützlich war, im Jahr 1671 zu Stande brachte.

Der

Der König war mit seinen Diensten so zufrieden, daß, als er wenige Monate nachher seinen Minister und Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, Lyonne, verlor, er die Stelle dieses grosen Ministers nicht besser als durch Pomponne ersetzen zu können glaubte. Indessen ließ er es noch geheim, und meldete es bloß ihm selbst, in einem eigenhändigen Billet, nebst dem Befehl, alles auf das schnellste in Schweden zu vollenden, was seine Hand noch nothwendig foderte, und dann sogleich zurückzukehren. Er kam nach Verlauf von zwei Monaten noch in demselben Jahre 1671 an, und wurde sogleich declarirt. Sein Vater, der sich seit 1644 zurückgezogen hatte, hatte die Freude, seinen Sohn durch sein Verdienst zu einer so wichtigen Stelle gelangt zu sehen, und starb drei Jahre nachher, im Alter von 85 Jahren. Pomponne machte sich dieser Stelle durch die Art, wie er sie verwaltete, noch würdiger, als ehe er damit bekleidet war. Er war ein vortrefflicher Mann, von geradem richtigen Sinn und treffender Beurtheilungskraft, der alles mit reifem Urtheil und doch ohne Langsamkeit that, von bewundernswürdiger Bescheidenheit, Mäßigung und Einfachheit in der Wahl der Mittel, und ein Mann von der reellsten und aufgeklärtesten Frömmigkeit. Aus seinen Augen sprach Anmuth und Geist; seine ganze Physionomie zeigte Verstand und Aufrichtigkeit. Er hatte eine außerordentliche Gewandtheit, Kunst und Talent, im Unterhandeln seinen Vortheil zu finden; eine Feinheit und Geschmeidigkeit ohne Ränke sucht, die ohne anzustoßen, zu ihren Zwecken zu gelangen wußte; eine Anmuth und Geduld, die ihm in den Geschäften Liebe erwarb, und dabei eine Festigkeit und, wenn es nöthig war, eine Härte in Behauptung des Interesse des Staates, und der Ehre der Krone, welche nichts beugen konnte. Bei allen diesen Eigenschaften wußte er sich die Liebe der auswärtigen Minister zu erwerben, was er auch in allen den Ländern, wo er negociirte, gethan hatte. Höflich und verbindlich, nie Minister als beim Unterhandeln, erwarb er sich die Anbetung des Hofes, wo er ein gleichförmiges, von Luxus und Sparsamkeit gleich entferntes Leben führte, keine andere Erholung von seiner großen Arbeit suchend, als bei seiner Familie, seinen Freunden und seinen Büchern. Die Anmuth und Würze seines Umgangs war einnehmend, und seine Unterhaltung, ohne daß er's wollte,

erstaunlich lebereich. Alles geschah bei ihm und durch ihn mit Ordnung, und nichts blieb liegen, ohne doch seine Ruhe dadurch zu stören. Diese Eigenschaften standen in zu großem Contrast mit Colbert und Louvois, als daß sie sie hätten mit Gleichmuth ertragen können; beide hatten selbst sehr große Eigenschaften; aber wenn sie auch bisweilen glänzend erschienen, so waren sie nicht so liebenswürdig, und wenn sie auch Freunde hatten, so hatte Pomponne die seinigen ganz eigen, und wenn auch vielleicht nicht so mächtige, doch in größerer Menge, und besaß eine allgemeinere Liebe als sie. Jeder von beiden suchte immer in des andern Sphäre einzugreifen, weßwegen auch einer des andern Feind war; beide wollten, unter verschiedenem Vorwand, die auswärtigen Geschäfte in Händen haben, und beide sahen sich mit Klugheit und Vorsicht davon zurückgedrängt. Nicht allein konnten sie nie das geringste Gewicht darin gewinnen, sondern die große Bekanntschaft Pomponne's mit den allgemeinen Angelegenheiten Europa's, und besonders die Kenntniß, die ihm sein Fleiß, seine Reisen und seine Negociationen von den auswärtigen Häusern, Ministern und Höfen, und allen den verschiedenen Verhältnissen und politischen Triebfedern verschafft hatten, gab ihm ein solches Uebergewicht in diesen Dingen, daß sie, bei aller seiner Bescheidenheit und Sanftmuth, ihm nicht im Conseil zu widersprechen wagten, wo er sie oft in Gegenwart des Königs, wenn sie es gewagt, zum Schweigen gebracht hatte. Sie gingen daher lange darauf aus, wie sie an diesen lästigen, und ihrem Ehrgeiz so unerträglich gegenüberstehenden Mann kommen könnten. Dieser Wunsch sich seiner zu entledigen, und einen andern an seine Stelle zu setzen, der sich nicht so gut vertheidigen konnte, vereinigte diese beiden Feinde auf einige Zeit, und sie traten zusammen.

Der Jansenismus, der damals so vielen zum Vorwand dienen mußte, den Jesuiten gegen das Parlament, den Scheinheiligen gegen die Einsichtsvollen, allen Entschlossenen und Unternehmenden, und allen Heuchlern; dieser Jansenismus, dessen geheime Triebfedern wenige damals sahen, so wie zur Zeit der Ligue, wenige in deren Mysterien eindrangen, mußte ihnen zum Mittel dienen. Es war in der That ein Wunder, das nur durch Pomponne's Verdienst möglich war, daß dieser Minister als Sohn, Bruder, Neffe, Geschwisterkind, nächster Verwandter, und durch die innigsten

Bande

Baude verbundener Freund von allen denen, welche man im Ganzen oder perſönlich dem Könige verhaßt zu machen gewußt hatte, ſich auf dieſem Poſten und im Vertrauen des Königs behaupten konnte. Die beiden andern, die unermüdet und mit vereinten Kräften an ihren Minen arbeiteten, bemerkten endlich, daß ſie auf das Gemüth des Königs etwas gewirkt hatten; ſie drangen näher auf ihn ein, und es gelang ihnen, daß er unter dem Vorwand der Religion ihnen das Opfer brachte, wiewohl nicht ohne den größten Widerwillen. Der König, ſo zufrieden mit Pomponne's Verhalten, ſah in ihm nichts als Mäßigung und Vernunft, beſonders in Sachen des Janſenismus; es koſtete ihm Mühe, Mißtrauen gegen ihn zu faſſen, ſelbſt in dieſem Punkt; und das Gefährliche und Anſtößige, das darin lag, wenn er den Neffen Arnaud's in ſeinen geheimſten und wichtigſten Angelegenheiten brauchte, ſchien ihm nichts gegen die Gefahr und den Mangel, den ſeine Entfernung mit ſich brachte. Er wich endlich den anhaltenden Angriffen, und ſo wie der letzte Tropfen Waſſer das Gefäß zum Ueberfließen bringt, ſo ward Pomponne, nach ſo vielen anhaltenden Vorbereitungen, durch eine Kleinigkeit geſtürzt.

Es war im J. 1679, man ſtand in Unterhandlung wegen der Vermählung der Dauphine, und erwartete den Courrier, welcher die Entſcheidung bringen ſollte. In dieſem kritiſchen Zeitpunkte glaubte Pomponne Zeit zu haben, um einige Tage nach Pomponne zu gehen. Frau von Soubiſe kannte ſehr gut die Lage der Dinge, aber ſie mochte ſich nicht erklären, ob ſie gleich in der Periode ihrer Schönheit und Gunſt ſtand, und Pomponnes Freundin war. Sie begnügte ſich damit, ihn zu beſchwören, daß er dieſe kleine Reiſe aufſchieben möchte, und ihm zu erklären, daß ſie Dinge fürchtete, die ihm nicht ſich zu entfernen erlaubten, und drang mit allem Nachdruck in ihn. Er konnte aber nicht einſehen, was Frau von Soubiſe ihm zu verſtehen geben wollte, und mochte auch nicht die Gefälligkeit haben, dieſe kleine Reiſe ihrem Rath und ihrer Freundſchaft aufzuopfern. Pomponne war erſt ſechs Meilen von Paris, als der Courrier von Bayern ankam, und zugleich ein Brief an Louvois, der überall ſeine Leute hatte. Der Brief enthielt die Entſcheidung nebſt den beſondern Artikeln des Tractats und der Vermählung. Louvois trägt geradewegs den Brief zum Könige, welcher

der sehr erstaunt ist, daß er nicht andere Nachrichten erhalten hat. Die Depechen an Pomponne waren in Chiffern, und der Dechiffreur war während der Abwesenheit seines Herrn in der Oper. Mittlerweile reizen Colbert und Louvois den König, und machten ihre Sache so gut, daß Pomponne bei seiner Zurückkunft nach Paris einen Befehl vom Könige fand, ihm die Depeschen zu schicken, nebst seiner Dimission, und dem Befehl, nach Pomponne zurückzukehren. Nachdem dieser große Schlag geschehn war, ging Louvois, von dem Colbert aus Ursachen das Versprechen genommen hatte, daß er von dem ganzen Unternehmen seinem Vater kein Wort sagen möchte, sogleich zu ihm, und erzählte ihm ihr Unternehmen und den Ausgang. „Aber, antwortete ganz kalt der kluge le Tellier, habt ihr einen Mann zur Hand, um die Stelle zu besehen?“ „Nein, antwortete der Sohn; wir haben nur daran gedacht, ihn fortzuschaffen.“ „Du bist nichts als ein Thor, mein Sohn, bei aller deinem Kopf und Unternehmungsgeist; Colbert versteht davon mehr als du; er weiß gewiß schon einen Nachfolger, und schlägt ihn vor; du wirst schlechter dran sein, als mit dem Manne, den du gestürzt hast, der, bei allen seinen guten Eigenschaften, doch Colbert nicht mehr als dir angehörte, und du wirst es bereuen.“ Colbert hatte sich der Stelle für seinen Bruder Croissy versichert, der damals zu Aachen war; es war ein Donnerschlag für le Tellier und Louvois, und machte sie mehr als je zu Colberts Feinden, und nach einer natürlichen Folge zu Feinden seines Bruders. Was Pomponne betrifft, so fühlte er seinen Sturz und seinen Verlust; aber er trug ihn als ein Mann von Charakter und Muth mit Ruhe. Er erhielt nach und nach die Erlaubniß, nach Paris kommen, und sich da aufhalten zu dürfen; keiner seiner Freunde verließ ihn; und alle Welt nahm Theil an seinem Unglück. Die fremden Minister, welche ihn liebten und seinen Verlust bedauerten, fuhren fort, ihm, bei sich darbietenden Gelegenheiten alle ihre Achtung zu bezeugen, waren aber ganz froh, sich von seiner Ueberlegenheit befreit zu sehn. Der König ließ ihn nach einiger Zeit, durch die Hintertüren, in sein Cabinets kommen; er behandelte ihn mit dem Gefühl seines Verlustes, und sprach sogar mit ihm von Zeit zu Zeit von seinen Angelegenheiten, aber selten. Die Unterredungen geschahen von Seiten des Königs immer, auf empfindliche Fra-

Ende

Endlich bei einer dieſer Audienzen äuſſerte der König gegen ihn, wie ſehr er ſeinen Verluſt bedauert habe, und noch bedaure. Pomponne antwortete ihm mit dem Reſpect und der Ergebung, die er dem Könige ſchuldig war; der König fuhr fort, ihm die gröſſte Achtung und Freundſchaft zu bezeugen, und ſagte ihm, daß er den Wunſch hege, ihn wieder an ſeiner Seite zu haben, aber nur noch nicht könne, er verlange aber ſein Wort, daß er, ſobald er es befehlen würde, ohne alle Ausflucht ſogleich in das Conſeil kommen wolle. Pomponne verſprach es, und der König umarmte ihn. Der Erfolg hat gezeigt, was der König damals im Sinne hatte, nämlich ſich Louvois's zu entledigen, und ihn in die Baſtille zu ſchicken. Es würde hier am unrechten Orte ſeyn, wenn ich jenes merkwürdige Factum erzählen wollte, ich werde anderswo dazu Gelegenheit finden. Kaum war dieſer Miniſter todt, ſo ſchrieb der König eigenhändig an Pomponne, daß er auf der Stelle zurückkommen, und ſeine Stelle im Conſeil einnehmen ſollte. Ein gewöhnlicher Hofcavalier des Königs erhielt insgeheim die Beſtellung dieſer Botſchaft vom Könige ſelbſt, er fand den ruhmvollen Verſtoßenen, als er ſich zu Bette legen wollte, und am andern Morgen kam er nach Verſailles, ſtieg bei Bontemps ab, und ging mit dieſem durch die Hinterthüren zum Könige. Der König nahm keinen Anſtand, ſich gegen ihn darüber zu entſchuldigen, daß er ihn entfernt, und ſo ſpät zurückgerufen habe, und ſetzte hinzu, er fürchte, Pomponne möchte mit Verdruß Croiſſy in Verwaltung der Geſchäfte ſehen, die er ſo würdig geführt habe. Pomponne, immer beſcheiden, gelaſſen, edel, antwortete dem Könige, da er ihn wieder in ſeinen Dienſt wünſche, und er ſich dazu verbindlich gemacht habe, ſo dächte er auf weiter nichts, als ihm brav zu dienen; und um einen guten Anfang zu machen, und alle Eiferſucht wegzuräumen, wolle er zu Croiſſy gehen, ihm ſagen, wie gütig der König geweſen ſey, und ihm ſeine Freundſchaft entgegen bringen. Der König umarmte ihn gerührt, und beurlaubte ihn. Aber das Erſtaunen Croiſſy's war grenzenlos, als er Pomponne's Anmeldung hörte; und noch weniger beruhigte er ſich, als er hörte, warum er komme. Der Hof, der dieſe Zurückberufung nach einer zwölfjährigen Ungnade nicht geträumt, und keine Ahnung davon gehabt hatte, gerieth ebenfalls in groſſes Erſtaunen, das aber mit ſehr viel Freude gemiſcht war. Er

kam

kam in die erste Sitzung des Conseils, die gehalten wurde, und zu gleicher Zeit Herr von Beauvilliers. Pomponne erhielt von demselben Tage an im Schlosse eine ziemlich geräumige Wohnung, verhielt sich mit aller möglichen Mäßigung und Zuvorkommung gegen Croissy, und lebte mit seinem Schwiegersohne zusammen, wie ein Vater mit seinem Sohne. Er fand in ihm alles, was er zu einem guten und weisen Minister wünschen konnte, und suchte ihm noch alle die Einsichten und Kenntnisse, die er selbst besaß, zu geben; und Torcy wußte es gut zu benutzen. Pomponne stiftete enge Freundschaft mit Beauvilliers; und es entstand zwischen ihnen und dem Herzog von Chevreuse das innigste Vertrauen; auch war er sehr mit Pelletier verbunden. Er starb den 26. September 1699, zu Fontainebleau, im Alter von 81 Jahren, nachdem er lange den Wunsch genährt, sich zurückziehen zu können, was ihm die Lage seiner Familie noch nicht erlaubt hatte. Sein Kopf und seine Gesundheit waren noch unangetastet, er war nie krank gewesen; eines Abends aß er aber zu viel Fische und kaltes Kalbfleisch, und die Indigestion, die ihm dieß zuzog, brachte ihn in vier Tagen den Tod. Sein Eidam Torcy erhielt seine Stellen, und die Wittwe 12000 Livres Pension. Sie war geizig, gemein, und ließ sich selten sehen; ihre Schwester, eine liebenswürdige, schöne und tugendhafte Frau, war die Frau des Generallieutenants Herrn von Pons, der die schwarzen Mousquetäres hatte; ihr einziger Sohn, mit dem ich erzogen worden bin, war ein schöner und geistreicher junger Mensch. Pomponne war nämlich ein genauer Freund meines Vaters, und wohnte bei ihm.

Pomponne war nicht glücklich mit den Kindern, die er erzog; der jüngste fiel an der Spitze eines Regiments; der älteste bekam apoplectische Zufälle, war geizig, gemein, und verachtet; und der Abbé von Pomponne war weiter nichts als Almosenier des Königs.

Pontchartrain

Staatsminister.

Hr. von Pontchartrain war Enkel des ersten Phelippaux; welcher an Jorget du Tour's Stelle, drei

Wochen

Wochen vor dem traurigen Tode Heinrichs IV. durch den Einfluß der Königin, deren secrétaire des commandemens er war, Staatssecretär wurde. Er starb im J. 1621 während der Belagerung von Montauban. Sein Sohn erhielt seine Stelle, da er aber erst acht Jahre alt war, so verwaltete sie einstweilen d'Herbault, ältester Bruder seines Vaters, ließ sie sich aber nachher auf Kosten seines Neffen selbst geben. La Vieuville, sein Sohn, erhielt sie nach ihm, und sie ist vom Vater zum Sohne bei ihnen fortgeerbt. Der beraubte Neffe wurde Parlamentsrath, und nachher Präsident der Rechnungskammer zu Paris, und starb in dieser Charge im J. 1685. Er war einer der Richter Fouquet's, die man alle aus den obern Gerichtshöfen des Reiches wählte. Seine Rechtschaffenheit war unerschütterlich gegen die Drohungen und Schmeicheleien Colberts, le Tellier's und Louvois's, die sich zum Verderben des Surintendanten vereinigt hatten. Er konnte keine Ursache zu seiner Verdammung finden, richtete sich aber durch diese großmüthige Handlung ohne Rettung zu Grunde. Er war arm, sein und seines Sohnes, (von dem wir hier reden,) ganzer Wunsch war, daß der Sohn die Stelle des Vaters erhalten möchte, die dieser niederlegen wollte. Die Rache der Minister war unversöhnbar. Er konnte nie diese Gefälligkeit von ihnen erhalten, so daß sein Sohn achtzehn Jahre conseiller aux requêtes im Palais war, ohne Hoffnung auf eine andere Beförderung. Ich habe ihn oft sagen hören, wie sehr es ihn kümmere, daß er von seines Vaters Stelle ausgeschlossen sey. Er wohnte nebst seiner Frau, einer Tochter Mauprou's, der Präsident aux enquêtes war, bei seinem Vater. Sie hatten beide nur einen Wagen, und er ein Cabinet zum Arbeiten, das unmittelbar an die Treppe stieß und sie schliefen im zweiten Stock. Seine Mutter, die 1653 gestorben war, war die Tochter des berühmten Talon, der Oberadvokat im Parlamente, und nachher Staatsrath war, und der so interessante und seltene Memoires über die Unruhen der Minderjährigkeit, beinahe in Journalform, hinterlassen hat. Mein Vater war Freund der Phelippaux's und der Talon's, und er und meine Mutter haben einmal die beiden Pontchartrains, Vater und Sohn, besucht, und sie so zusammen lebend gefunden, wie ich bemerkt habe. Der Sohn hatte einen Bruder und zwei Schwestern. Der Bruder war Rath im großen Conseil, nachher

maître des requêtes; ein braver Mann und Mann von Ehre, der aber sein ganzes Leben maître des requêtes geblieben wäre, wenn nicht die Frau seines ältesten Bruders gewesen wäre, die ihn zum Staatsrath und Intendanten von Paris zu befördern wußte. Die Schwestern wurden verheirathet, die älteste an Bignon, welcher Oberadvokat des Parlaments an der Stelle seines berühmten Vaters, und nachher Staatsrath war; die andere an Herbert de Montmor, Parlamentsrath, Sohn desjenigen, der einer der ersten Mitglieder der der Französischen Academie war, als der Cardinal von Richelieu sie stiftete. Die letztere starb ohne Kinder im J. 1660; die andere starb im J. 1690, und erlebte nicht das Glück ihres Bruders, der sie sehr zärtlich liebte, und ihre Kinder immer wie die seinigen betrachtete, wovon er zwei zu geistlichen Staatsräthen beförderte; auch lebte er bis an seinen Tod mit seinem Schwager Bignon auf das freundschaftlichste und brüderlichste. Die Lage dieser gedrückten und zurückgesetzten Familie, war so schlecht, daß, als der Vater im J. 1685 starb, sie kaum mehr als das Auskommen eines bloßen conseiller aux requêtes du palais hatten; und mit la Veilliere und seinem Sohne Chateauneuf, von dem sie allein einigen Glanz bekommen konnten, hatten sie keine Freundschaft, weil er Pontchartrain die Stelle als Staatssecretär nicht verschaffen konnte. Aber Pontchartrain, für die Welt geboren, von lebhaftem Geist und liebenswürdigen Talenten, wie ich noch bei keinem gesehen habe, außer bei Hrn. de la Trappe, zeichnete sich in den Gesellschaften seines Kreises aus, und noch mehr durch seine Fähigkeit, Geschicklichkeit und Fleiß im Palais. Ich habe ihn oft sagen hören, sein Lustschloß sey, daß er einmal in seinem Alter eine Stelle als Ehren-Parlamentsrath, und ein Haus im Kloster Notre Dame haben möchte. So lebte er bis 1677, als die Stelle des ersten Parlamentspräsidenten zu Rennes erledigt wurde, und bei dem Zustande der Angelegenheiten der Provinz, wegen der Schwierigkeit sie zu besetzen, ziemlich lange offen blieb. Colbert, der um seiner Stelle willen, besonders wegen der Versammlung der Stände, wo der erste Präsident von Bretagne immer zweiter Commissär des Königs ist, die Besetzung dieser Stelle wünschte, und gern einen Mann dazu haben wollte, bei dem er sich über das, was im Commerz dieser am Meere gelegenen Provinz

Gegend von Ankona. Nachdem er hier ein Lager aufgeschlagen und Truppen zusammengezogen hatte, mußten die griechischen Abgeordnete vor ihm erscheinen. Er that ihnen freilich sogleich kund, daß ihm nichts übrig bliebe, als sie hinrichten zu lassen; allein es war nicht möglich, ihnen hinreichende Beweise vorzulegen, daß sie sich des Verbrechens der Aufwiegelung schuldig gemacht hatten.

Der Papst war in Todesangst gerathen, als er gehört hatte, daß der wilde Pfalzgraf, welcher seinen Gesandten den Kopf hatte spalten wollen, in Italien hauste und Friedrich bald nachfolgen werde. Er schickte sogleich Legaten an den letztern und schon ihre Anrede zeigte, daß das Herz des heiligen Vaters zerknirscht war: denn von diesem grüßten sie ihn, als den geliebtesten Sohn des heiligen Petrus, und von den Kardinälen als ihren Herrn und den Kaiser des Erdkreises. Auch die zweideutigen Ausdrücke des vorigen Briefes wurden in dem neuen Schreiben so erklärt, daß sie nicht mehr anstößig waren. Friedrich ward dadurch versöhnt und ließ die Nuntien reichlich beschenkt von sich.

Welche prächtige Beschreibung sie wohl auf ihrer Rückreise von dem Heere machten, das nächstens in Italien erscheinen würde, denn sie waren dem Kaiser im Lager auf den Feldern von Augsburg vorgestellt, wo der Mittelpunkt war, nach welchem

die

vinz vorging, Raths erholen könnte, sprach oft in seinem Cabinet mit seinen Freunden darüber. Unter diese gehörte Hotmann, der Intendant der Finanzen und Intendant von Paris geworden war, in welcher Qualität er sehr viel Vertrauen besaß. Hotmann hatte eine Colbert geheirathet, die Geschwisterkind mit Villacerf und Saint-Pouange war, die aber, da sie nicht, wie diese, le Tellier's Schwesterkind war, nebst ihrem Manne sehr an Colbert attachirt geblieben war, von dem sie, so wie jene, Anderes Geschwisterkind war. Hotmann war ein Mann, der sich nicht scheute, seine Meinung zu sagen, und er war es, der ihm, trotz der ihm bekannten Abneigung Colberts gegen Pontchartrain und seine ganze Familie, den Sohn für jene Stelle vorschlug, als den Mann, den er für den tauglichsten zum Präsidenten von Rennes hielt, und wußte das, was er von ihm wußte, in einem so guten Lichte zu zeigen, daß er Colbert überredete. So geschah es denn, daß der Feind Pontchartrain's, gewissermaßen gezwungen, seinen Sohn aus der Verachtung zog. Das Erstaunen der Familie war groß, als sie erfuhren, daß es Hotmann wäre, dem sie dieses Glück zu danken hätten, da sie mit ihm nicht die geringste Verbindung hatten. Sie hatten so wenig an dieses Amt gedacht, daß der Mangel an dem zu Annehmung desselben nöthigen Gelde, Pontchartrain fast nöthigte, es auszuschlagen. Ihre Freunde sprachen ihnen Muth ein, und so war denn Pontchartrain in Bretagne. Hotmann, der im J. 1683 ohne Kinder starb, hatte Zeit genug, Beifall für seinen Vorschlag einzuernten. Pontchartrain brachte in Bretagne das Parlament und die Justiz in einen weit bessern Zustand, übte alle Verrichtungen eines Intendanten aus, in einer Provinz, die noch keinen geduldet hatte, brachte alles in Ordnung, und erwarb sich überall Liebe. Er kam in große Collisionen mit dem Herzog von Chaulnes, der in Bretagne angebetet wurde, und der nicht gewohnt war, daß ein anderer als er und die Stände, deren Vorsteher er war, sich in irgend eine Angelegenheit der Provinz mischte. Wir haben gesehen, wie der Generalcontroleur der Finanzen Pelletier ihn im J. 1687 von da wegnahm, und ihn zum Intendanten der Finanzen machte, die er, so lange jener sie behielt, ganz in seinem Namen verwaltete, und wie er sie ihm selbst verschaffte im J. 1689, als er dieses beschwerliche Amt niederzulegen

wünschte. Pontchartrain zeigte allen möglichen Widerwillen, es anzunehmen, und statt Pelletier, wie schuldig, dafür dankbar zu seyn, daß er ihm zu einem so wichtigen Posten verhalf, wußte er es ihm im Gegentheil übel Dank, erklärte es ihm und konnte es ihm nie verzeihen. Zwar war er sehr zu loben, daß er ein für so viele andere so erwünschtes Amt fürchtete, das Reichthum, Ansehn und Gunst mit sich bringt; aber meiner Meinung nach auch sehr zu tadeln, daß er nicht, statt seinem Widerwillen vor den Finanzen Gehör zu geben, vielmehr beherzigte, von welchem unsichern Glückstand er ihn weggerufen, und auf welchen Platz ihn seine Freundschaft und Rechtschaffenheit, selbst auf Kosten seines eigenen Bruders, setzte. Ein Jahr nach Seignelays Tode wurden alle seine Wünsche erfüllt, als er sich mit der Stelle eines Staatssecretärs bekleidet sah, nebst dem Departement der Marine und dem Departement de la Maison du Roi. Er machte damals einen Versuch, daß ihm die Finanzen abgenommen werden möchten. Er that nichts dabei, als daß er den Chef machte, der Krieg war auch erst angegangen; als ein kluger Mann hatte er sich mit Hrn. von Louvois gut gestellt, der keinen andern für die Finanzen wünschte, und Frau von Maintenon, der er und seine Frau beide gefallen hatten, war noch weit mehr von einer Veränderung abgeneigt. Der Generalcontroleur war von allen Ministern derjenige, den sie am meisten cultivirte. Es lag ihr an ihm wegen tausend Dingen, die sie protegirte, und sie brauchte ihn, um bei dem Könige alles auszurichten, was dahin ging, gewisse Menschen und Dinge nach Gefallen zu entfernen oder zu befördern, weil er es gewöhnlich war, der den vorzüglichsten Einfluß darauf hatte. Niemand schickte sich so gut zu dergleichen Geschäften als Pontchartrain. Er war ein Mann von sehr kleiner Statur, hager, bei seiner Kleinheit wohlgewachsen, ein Gesicht, das von Feuer und Geist sprühte, und weniger versprach, als in ihm war; eine Schnelligkeit zu begreifen, eine Leichtigkeit und Anmuth der Conversation, ein treffender, lebhafter Witz in Gegenantworten, eine Leichtigkeit und Gründlichkeit im Arbeiten, eine Fertigkeit, eine schnelle Menschenkenntniß, eine Gewandtheit sie zu behandeln, wie ich noch nie gesehn habe. Bei diesen Eigenschaften herrschte in seinem ganzen Wesen eine durch Einsicht veredelte Einfalt, und eine mit Klugheit gehaltene Fröhlichkeit,

und

und machte ihn in Scherz und Ernſt liebenswürdig. Er beſaß eine außerordentliche Liebe zur Reinlichkeit, und eine Galanterie, die alles beherrſchte, und ihn bis zu ſeinem Ende nicht verließ; viel Frömmigkeit, Gutmüthigkeit und, ich ſetze hinzu, Würde vor und nach ſeiner Finanzverwaltung, in welchem Amte ſogar er ſie ſoweit behauptete, als damit verträglich war. Er geſtand mir ſelbſt, wie ſchwer dieß ſey, was ihm auch dieſes Amt ſo verleidete, und er erklärte ſich oft darüber mit Bitterkeit gegen die, welche daran Schuld waren; auch wollte er es oft niederlegen, und nur durch Liſt wußte ſeine Frau ihn davon abzuhalten, indem ſie ihn bald um zwei, bald um vier, bald um acht Tage Aufſchub bat. Sie war eine Frau von großem Sinn, von Verſtand und innerm Werth, von klugem und gehaltenem Betragen, nichts bürgerlich als ihre Figur, freigebig, galant in ihren Geſchenken, und in der Kunſt Feſte auszuſinnen und anzuordnen; edel und prachtliebend im höchſten Grad, und dabei eine gute Wirthin, und von bewundernswürdigem Ordnungsgeiſt. Niemand, das iſt auffallend, kannte beſſer den Hof und die Menſchen als ſie, und hatte, ſo wie auch ihr Mann, mehr Gewandtheit und Anmuth des Geiſtes. Sie war ihm von großem Nutzen mit ihrem Rath und ihrer Kunſt des Betragens, und er hatte den Verſtand es anzuerkennen und zu benutzen; auch lebten ſie ſtets in dem innigſten Verhältniſſe mit einander. Ihre Frömmigkeit war die Grundlage einer ſich ſtets vervollkommenden Tugend, die durch Leſen und Gebet genährt, ſie, ſobald es ihr möglich war, zu allen guten Werken antrieb, und zur Mutter der Armen machte. Dabei war ſie fröhlich und eine gute Geſellſchafterin. Beide waren in Geſellſchaft ſehr unterhaltend, doch weit entfernt von aller Geſchwätzigkeit, beide der Freundſchaft ſehr empfänglich, und er zu nützen und zu ſchaden fähig; und es iſt unglaublich, wieviel ſie den Armen gegeben haben. Pontchartrain hatte immer Augen und Hände für ihre Noth offen. Immer ſpürte er allen Hausarmen nach, armen Edelleuten und Fräulein, allen Mädchen, die in Gefahr waren, und ſuchte ſie aus Noth und Gefahr zu retten, indem er manche verheirathete und ſonſt unterbrachte, und manchen Penſion gab; und zwar alles in größter Verborgenheit. Außer daß ſie große Summen für die Armen ihres Kirchſprengels an allen Orten ausgeſetzt hatten, waren ſie noch ſtets bemüht, allen beizuſtehen,

stehen, und die Art von Galanterie, die sie besaß, benutzte sie vortrefflich, um Personen zu unterstützen, die ihre Noth verhehlten, indem sie sich ganz unwissend stellte. Sie war eine dicke Frau, sehr häßlich, und zwar von einer unedeln, groben Häßlichkeit, und hatte dabei noch ihre Laune, die sie aber möglichst zu beherrschen wußte. Nie gab es bessere Eltern und bessere Freunde als dieses Paar, nie Leute von solcher Geschliffenheit und Artigkeit, und man könnte hinzusetzen, bisweilen von solcher Ehrerbietigkeit, bei der sie aber doch nie vergaßen, wer sie waren, und wer andere waren, und einen gewissen Anstrich nicht verleugnen konnten, den Gunst, Ehrenstellen und Ansehn zu geben pflegen. Sie standen lange Zeit vollkommen gut mit Frau von Maintenon; aber nach und nach trat eine Kälte zwischen ihr und Pontchartrain ein, welche sie selbst nicht mit der Leichtigkeit zu behandeln wußte, mit der sie wollte. Seine Frau, die sie zu jeder Zeit wohl leiden konnte, versuchte es, Pontchartrain gefälliger zu machen; und aus Liebe zu ihr erlitt Frau von Maintenon von ihm eine Härte, die sie keinem andern würde so haben hingehen lassen; aber die Spannung nahm so zu, daß sie froh war, als sie seiner durch die Ertheilung des Sigills los werden konnte. Er wurde Staatsminister.

Er hatte genug gelesen, um von sehr viel Dingen unterrichtet zu seyn. Getheilt zwischen Fleiß und Anhaltsamkeit in den Geschäften, und zwischen seinem Geschmack fürs gesellschaftliche Leben, war er im Parlament und in dessen Maximen erzogen worden, an denen er jedoch nichts weniger als sklavisch hing. Die Französischen Maximen in Rücksicht Roms aber behauptete er ganz, und diese Angelegenheiten, die sich oft, unter verschiedenen Ansichten, im Conseil darboten, entgingen ihm unter keiner.

Die außerordentliche Leichtigkeit seiner Fassungsgabe, und seine feste, kräftige und gewandte Beredtsamkeit belebigte oft den Herzog von Beauvilliers. Sie waren beide gegen einander erbittert, oft bis zur Unanständigkeit von Seiten Pontchartrains, der, auf festerm Boden stehend, als der Herzog, diesen in Fällen, wo die Französischen Maximen in Rücksicht Roms zur Sprache kamen, gar nicht schonte. Endlich waren der Herzog von Beauvilliers und Pontchartrain so sehr Feinde geworden, als es irgend rechtliche Leute werden können. Die ungeheure Menge von neu-

zu

zuſchaffenden, außerordentlichen Aemtern und Geſchäften, welche der Krieg nöthig machte, fiel auch zum Theil auf Pontchartrain, und dieß war es, was ihn immer mehr antrieb, die Finanzen abzugeben.

Er war es, der die Kopfſteuer und den Zehnten einführen ſollte, welche beide der mächtige Vauban, jener, welcher Languedoc unter dem Namen eines Intendanten beherrſchte, erfunden hatte, und immer in Vorſchlag brachte, um damit ſeinen Hof zu machen. Pontchartrain hatte einen Abſcheu vor dieſen beiden Auflagen, welche die Leichtigkeit der Einführung und Steigerung fortdauernd und entſetzlich drückend machte. Er verwarf die letztere, ohne ſie nur in Deliberation kommen zu laſſen, konnte aber die andere nicht umgehen.

Noch an demſelben Tage als Boucherat ſtarb, (es war, wie ich bemerkt habe, ein Mittwoch, der Tag vor der Abreiſe des Königs nach Fontainebleau, wo ſchon am Morgen niemand glaubte, daß er den Tag überleben würde,) ſagte der König Nachmittags beim Herausgehen aus dem Conſeil zu Pontchartrain, der zuletzt herausging: „Wäre es Ihnen wohl lieb, wenn Sie Kanzler von Frankreich würden?“ „O Sire, antwortete er, wenn ich Sie mehr als einmal gebeten habe, mir die Finanzen abzunehmen, und mich zum bloßen Miniſter und Staatsſecretär zu machen, ſo können Sie urtheilen, ob ich ſie nicht gern für die erſte Stelle, die ich bekommen kann, abgebe.“ „Nun wohl, ſagte der König, ſagen Sie niemanden etwas, ohne Ausnahme; aber wenn der Kanzler ſtirbt, wie er vielleicht ſchon in dieſer Stunde geſtorben iſt, ſo mache ich Sie zum Kanzler, und Ihr Sohn, welcher jetzt den Titel als Staatsſecretär hat, ſoll ſogleich in volle Thätigkeit kommen. Sie bleiben während dieſer Reiſe in Ihrer gewöhnlichen Wohnung, weil ich die Kanzlerwohnung weggegeben habe, da ich wohl ſah, daß der Kanzler ſie nicht beziehen würde, und es würde mich in Verlegenheit ſetzen, die, welche ich dahin logirt habe, wo anders hin zu logiren.“ Pontchartrain umarmte die Kniee des Königs, und ergriff die Gelegenheit ihn zu bitten, daß er ſeine Wohnung im Schloſſe zu Verſailles ferner behalten dürfte; der König verſprach es ihm, und Pontchartrain verließ ihn in der größten Freude, nicht ſowohl wegen der Kanzlerſtelle, ob dieſer Antrag ihn gleich, wie ich

selbst von ihm gehört habe, überrascht hatte, als weil er sich von der Last der Finanzen befreit sah, die ihm, ungeachtet des Friedens, alle Tage drückender wurde. Zwischen dem Mittwoch und Sonnabend mußte Pontchartrain zu Fontainebleau ankommen. Am Sonnabend Abends, als der König zu Frau von Maintenon kam, sagte er dem Marschall Villeroy, welcher Capitän der Garde en quartier war, daß er bei Pontchartrain sagen lassen möchte, er solle, sobald er ankäme, zum Könige kommen. Er kam bald und ging als Kanzler weg. Man war in der Comödie, ein Gardeofficier kam zum Marschall von Villeroy und sagte ihm, daß der König die Siegel zu Frau von Maintenon habe bringen lassen, und daß man Hrn. von Pontchartrain sie mit sich zu Hause habe nehmen sehen. Ihn hatte man eher als jeden andern erwartet; alle Aufmerksamkeit richtete sich nunmehr darauf, wer Generalcontroleur werden würde, und man brauchte nicht lange zu warten. Noch denselben Abend beim Weggehen vom Souper, sagte der König in seinem Cabinet zu Monseigneur und Monsieur, er habe durch einen von den Leuten der Frau von Maintenon ein eigenhändiges Billet an Chemillert geschickt, worin er ihm gemeldet, daß er ihm die Stelle als Generalcontroleur ertheile; dieß wurde beim Coucher bekannt, und von da am ganzen Hofe; der Courrier hatte Chemillert nicht in Paris getroffen, und war ihm nach Montfermeil nachgereist, das vier Meilen davon liegt, nach Chelles und Livry zu. Er kam den andern Tag als am Sonntag nach Mittag an.

Pontchartrain suchte seinen Sohn zu verheiraten. Er hatte ihn eine große Reise in die Häfen der Levante und der westlichen Meere machen lassen, damit er die Dinge, von denen er alle Tage reden hörte, selbst sehen, und die Officiere kennen lernen möchte. Aber statt des Studiums und der Untersuchung, verging ihm seine Zeit unter Feierlichkeiten des Empfangs, Festen und Ehrenbezeugungen, die von der Art waren, daß man sie auch dem Dauphin hätte anstellen können. Alle wetteiferten in Niederträchtigkeit gegen den werdenden Gebieter ihres Glücks; und er kam wenig unterrichtet und verderbter als vorher zurück, wiewohl mit der Meinung, als sey er vollkommen von allem unterrichtet. Der Vater glaubte alles, was er wünschen konnte, in Fräulein von Mazarin gefunden zu haben, die in der ville-l'évêque in

Paris

Paris in Penſion war. Ihre Mutter, welche die Enkelin des Hrn von Saint-Chamond war, war geſtorben. Ihr Vater lebte zurückgezogen in der Provinz, nachdem er einige Zeit gedient, und bis zum Brigadier avancirt war, und hatte ſich wieder mit einer gewiſſen Berenger Monstinon verheirathet, von der er zwei Söhne hatte. Ihre Mutter war Schweſter der Marſchälle von Düras und Lorges, die ſich mit Freundſchaft dieſer Familie angenommen hatten. Dieſe Verbindung gefiel Pontchartrain ſo ſehr, daß er die Vermählung unterhandelte, und um die Einwilligung des Königs bat. Sein Erſtaunen war groß, als ihm der König rieth, an etwas anders zu denken Da er es wagen konnte, ſo fragte er ihn um die Urſache, und der König ſagte frei heraus dieß Fräulein führe das bourbonſche Wappen, und er würde es ungern mit dem ſeinigen verbunden ſehen; er würde ſie nach ſeinem Willen verheirathen, und mit Einem Worte, er wünſche, daß er nicht mehr daran denken möchte. Die Demüthigung war groß, und an ſo etwas waren die Miniſter nicht gewöhnt. Nach und nach hatten ſie ſich unter dieſer Regierung zu dem höchſten Range erhoben, und die Kleidung und volle Auszeichnung der Leute von Stande angenommen; durch Madame Colbert, die den Vorwand hatte, daß ſie die Prinzeſſin von Conti begleitete, die ſie erzogen hatte und die übrigens auſſerordentlich gut bei der Königin ſtand, kam es dahin, daß ihre Frauen bei Hofe mit ſpeiſten, und in den Staatswagen fuhren. Zwölf oder funfzehn Jahre nachher, erhielt daſſelbe Vorrecht Louvois's Frau, unter dem Vorwande, daß ſie eine geborne von Stand ſey, und wegen des Wettſtreits zwiſchen Colbert und ihm; ſodann auch ihre Schwiegertöchter, und nach ihrem Beiſpiel die übrigen Weiber der Staatsſecretärs, und endlich die Weiber der Generalcontroleurs. Durch ihre Verbindungen erhielten ſie ſich auf dieſer neuen, glänzenden Stufe; und ihr Anſehn, von dem alles ohne Ausnahme abhing, hatte ihnen ein auffallendes Uebergewicht, und eine auſſerordentliche Auszeichnung vor allen, was nicht Leute von Titel waren, verſchafft, ſo daß die Verſagung einer Verbindung, gegen welche der König bei jedem von gewöhnlichen Adel, wer es auch geweſen wäre, nichts einzuwenden gehabt hätte, ganz unerwartet und kränkend ſeyn muſte. Pontchartrain hütete ſich wohl, ſich deſſen, was ihm widerfahren war, zu rühmen, und ſuchte nur

in der Geschwindigkeit einen Vorwand, die Heirath zu hintertreiben. Aber der König, sonst immer so geheimnißvoll, hielt es nicht für gut, es in diesem Fall zu seyn. Er sprach darüber mit den Marschällen von Düras und von Lorges, mit Hrn. von Bouillon, weil ihre Mutter die Schwester des Hrn. von Türenne war, und mit noch mehrern andern, so daß alles, was Pontchartrain mit so vieler Mühe geheim zu halten gesucht, bekannt wurde, und seine Collegen dieselbe Demüthigung wie er erlitten. Fräulein von Malauze, einzige Tochter erster Ehe, und ihre beiden Brüder, waren die sechste und letzte, und noch einzig übrige Generation von Carl, Baron von Malauze, Senechal von Toulouse und Bourbonnois, Bastard des Herzogs Franz II. von Bourbon, Connetables von Frankreich, der keine rechtmäßigen Kinder hinterließ, und welcher der Bruder des Grafen von Beaujeu war, des Gemahls der berühmten Frau von Beaujeu, der Tochter Ludwigs XI., Schwester und Vormünderin Carls VIII., welcher Herzog von Bourbon nach seinem Bruder war, und der nur eine Tochter als Erbin von Bourbon hinterließ, welche den unglücklichen, so grausam von der Mutter Franz I. verfolgten Connetable von Bourbon heirathete. Sie waren Brüder von Ludwig von Bourbon, erwähltem Bischof von Lüttich, welcher einen Bastarden hinterließ, den Anherrn der Hrn. von Büsset, welche noch jetzt existiren. Außer diesen legitimen Brüdern hatten sie noch einen Bastardbruder, den Grafen von Roussillon, der Admiral von Frankreich war, und mit seiner Frau, einer Bastardin Ludwigs XI. und Margarethens von Sassenages sich groß machte; aber der Admiral war damals nichts weniger als Officier der Krone, und die Marine war zu der Zeit in Frankreich auf nichts weniger als einem großen Fuße. Nach und nach haben diese Bastarden von Bourbon in ihrem Wappen den Balken und die übrigen verschiedenen Abzeichen ihrer Bastardschaft mit Binden vertauscht, wie die Prinzen dieses Hauses führen, und haben es endlich, so wie diese, verkürzt, so daß kein Unterschied mehr zwischen dem Wappen der Legitimen und der Bastarden statt findet; und dieß war es, was dem Könige anstößig war: denn, sagte er, er wolle nicht an der Portechaise der neuen Gemahlin, das Wappen von Bourbon mit dem Phelippeaux'schen verbunden sehn.

Pont-

Pontchartrain hatte Gelegenheit, ſich durch eine Verbindung von einer ganz andern Art zu tröſten, in welche der König ohne Mühe einwilligte; denn die Vermiſchungen, die alles auf gleichen Fuß ſetzten, waren ihm an ſich nichts weniger als unangenehm. Es war ebenfalls eine Niece der Marſchälle von Lorges und Düras, auf die er ſein Auge richtete, ſie war eine Schweſtertochter derſelben, aus dem Hauſe de la Rochefoucault, und die Schweſter der Grafen von Roucy und Blanſac, und der Chevaliers von Roucy. Sie war in der Abtei Notre Dame zu Soiſſons erzogen worden. Dieſe Geſchwiſter waren die dritte Generation von Carl de la Rochefoucault, Sohn des Grafen de la Rochefoucault, der in der Bartholomäus Nacht getödtet wurde, und ſeiner zweiten Frau Charlotte von Roye, Gräfin von Roucy, Schweſter der Prinzeſſin von Condé, der erſten Gemahlin des Prinzen von Condé, der in der Schlacht Jarnac fiel. Die ganze Linie de la Rochefoucault-Roye waren Hugenotten zur Zeit der Aufhebung des Edicts von Nantes. Der Graf von Roye, der Vater dieſes Fräuleins, ging mit ſeiner Frau nach Dänemark. Da er in Frankreich Generallieutenant war, ſo wurde er daſelbſt Großmarſchall, und hatte das Commando über die ſämtlichen Truppen. Dieß war im J. 1683, und 1686 wurde er Ritter des Elephantenordens. Er machte daſelbſt ein ſehr groſſes Haus, und ſtand nebſt ſeiner Gemahlin in großem Anſehn. Die nordiſchen Könige halten gewöhnlich offene Tafel, und der Graf und die Gräfin von Roye hatten nebſt ihrer Tochter, Fräulein von Roye, ſehr oft die Ehre, mit bei Tafel zu bleiben. Einſt bei einem dieſer Diners geſchah es, daß Frau von Roye, frappirt von der ſo auffallenden Figur der Königin von Dänemark, ſich zu ihrer Tochter kehrte, und ſie fragte, ob ſie nicht fänd, daß die Königin der Madame Panache ähnlich ſähe, wie ein Ei dem andern. Ob ſie es gleich Franzöſiſch geſagt hatte, ſo hatte ſie doch nicht leiſe genug geſprochen, und die Königin verſtand es und fragte ſie, wer dieſe Madame Panache wäre. Die Gräfin antwortete in ihrer Verlegenheit, es wäre eine Dame am Franzöſiſchen Hofe, die ſehr liebenswürdig wäre. Die Königin, die ihre Verlegenheit bemerkt hatte, ließ ſich nichts merken, aber die Vergleichung machte ſie unruhig, und ſie ſchrieb an den Däniſchen Geſandten Mogeron in Paris,

der

der ſchon einige Jahre daſelbſt war, daß er ihr melden ſollte, wer Madame Panache wäre, ihre Geſtalt, ihr Alter, ihre Umſtände, und auf welchem Fuß ſie am Franzöſiſchen Hofe ſtände, und beſonders wollte ſie nicht getäuſcht und auf das genaueſte berichtet ſeyn.

Rogeron gerieth darüber ins größte Erſtaunen; er ſchrieb der Königin zurück, er begreife nicht, woher Madame Panache ihr bekannt ſeyn könne, noch weniger aber, wie ſie ihre Neugierde ſo ernſtlich rege gemacht habe, daß ſie von ihr auf das genaueſte unterrichtet ſeyn wollte. Madame Panache ſey ein kleines ſteinaltes Geſchöpf, mit rothen Augen und geſchwollenen Lippen, die man nicht ohne Ekel anſehen könnte, eine Bettlerin, die ſich am Hofe eingeſchlichen, und als eine Närrin behandelt würde, die bald beim Souper des Königs, bald beim Diner Monſeigneurs oder der Dauphine, bald beim Souper Monſieurs zu Verſailles oder zu Paris ſey, wo ſich jedermann den Spaß mache, ſie in Zorn zu bringen; ſie ſage dann im Scherz den Leuten Schimpfreden, die aber oft ernſthaft würden und zu Injurien ausfielen; dieß gebe dann nur noch mehr Anlaß zur Beluſtigung, die Prinzen und Prinzeſſinnen füllten ihr wohl auch die Taſchen mit Fleiſch und Leckerbiſſen, wovon ihr dann die Brühe am Sacke herunter laufe; manche gäben ihr eine Piſtole oder einen Laubthaler, und andere Naſenſtüber, worüber ſie in Wuth gerieth, weil ſie mit ihren Augen voll Butter nicht über ihre Naſenſpitze wegſehn könne, und daher nicht ſähe, wer ſie ſchlüge; und dieß ſey der Zeitvertreib des Hofes. Nach dieſer Relation fand ſich die Königin von Dänemark ſo ſehr beleidigt, daß ſie die Gräfin von Roye nicht mehr vor Augen ſehn konnte. Sie foderte vom Könige ihrem Gemahl Rache. Er nahm es ſehr übel, daß Fremdlinge, die er mit den erſten Würden und Chargen ſeines Hofes nebſt ſtarken Penſionen überhäuft hatte, mit ihnen ſolchen grauſamen Spott trieben. Es gab mehrere Vornehme des Landes, und Miniſter, die auf das Glück und den großen Glanz, deſſen der Graf von Roye genoß, eiferſüchtig waren; und es gelang der Königin, daß der König ihn abdankte, und ihm andeuten ließ, ſich zu entfernen. Er konnte den Sturm nicht abwenden, er ging mit ſeiner Familie nach Hamburg, um da zu erwarten, was aus ihm werden ſollte; und bei der Revolution, nämlich einige Monate vorher, ging er nach England. Der König

Ja-

die Krieger aus allen Gegenden von Teutschland, aus Böhmen und Ungarn zusammenströmten. Friedrich hatte den Abscheu der Teutschen vor Italien gänzlich besiegt; sie strengten alle ihre Kräfte an, um seinen Zug zu verherrlichen, und schienen sich nach dem Himmel jenseits der Alpen zu sehnen, ob sie gleich wußten, wie leicht die nordische Blüthe durch den Einfluß desselben dahinwelkte. Es mußte eine unbeschreiblich zauberische Gewalt seyn, mit welcher dieser große Geist die Seelen der Menschen beherrschte, wodurch er eine ganze Nation, die so wenige Vereinigungspunkte, so wenig Gemeinsinn hatte, wie damals die teutsche, mit Enthusiasmus für eine Unternehmung zu erfüllen wußte, welcher ihre ganze Natur widerstrebte. Schon früh hatte er freilich sein Ansehen gegründet, denn, kaum ein Jüngling, errang er sich in einheimischen Fehden und auf einem Kreuzzuge den Kranz der Tapferkeit, trat er hervor mit allen den ritterlichen Tugenden geschmückt, welche sein Zeitalter schwärmerisch verehrte. Mehr half ihm der kühne romantische Schwung seines Geistes, welcher in allen seinen Handlungen sichtbar ward, seine ausdauernde und stets rege Heldenkraft, sein trotziges Selbstgefühl, wodurch er sich Bewunderung erzwang, selbst wenn er unter den Füßen seiner Feinde lag. Eine feurige Beredsamkeit rettete ihn oft aus den größten Bedrängnissen: der Sturm seiner Leidenschaften, welcher

Jakob, der noch daſelbſt war, machte ihn zum Grafen von Liſort und zum Pär von Irland, wovon ein Sohn von ihm, der ihm gefolgt war, den Namen annahm. Der Graf von Roye war alſo zu London mit einem Sohne und zwei Töchtern, und mit dem Grafen von Foreſtham, ſeiner Frauen Bruder, welcher Ritter des Hoſenbandes und Capitän der Leibgarde war. Bei der Revolution miſchte er ſich in nichts, und lebte achtzehn Jahre in England ohne Charge und Dienſt, und ſtarb im J. 1690 im Bade zu Bath. Die übrigen Kinder des Grafen von Roye waren in Frankreich geblieben; man hatte ſie in Dienſt gebracht, nachdem man ſie hatte abſchwören laſſen, und die übrigen hatte man in Schulen und Klöſtern untergebracht. Der König gab ihnen Penſionen, und die Hrn. de la Rocheſoucault, Düras und Lorges vertraten bei ihnen Vaterſtelle. Mit dem Marſchall von Lorges, der die Gräfin von Roye außerordentlich liebte, wurde alſo vorzüglich die Heirath unterhandelt; man nahm darauf Rückſicht, daß das Fräulein kein Vermögen hatte, und nie viel bekommen konnte; und dieß, verbunden mit den Vortheilen der Miniſterſchaft, entſchied, und machte den Stolz des Hrn. von Rochefoucault biegſam. Die Gräfin von Roucy beſonders war entzückt über dieſe Heirath, von der ſie für ihre Conſideration und Geldumſtände großen Vortheil zu ziehen hoffte, und was das letztere betraf, hat ſie ſich nachher nicht gemäßigt. Die Pontchartrains waren entzückt vor Freuden. Der Generalcontroleur beſuchte die ganze Verwandtſchaft, und ſie machten nicht wenig Weſen von der Ehre, die ihnen durch dieſe Verbindung geſchähe. Der Graf von Roucy holte ſeine Stiefſchweſter von Soiſſons, und die Vermählung wurde zu Verſailles zu Mitternacht in der Capelle in aller Stille vom Biſchof von Soiſſons Brüslard vollzogen. Auſer dem gewöhnlichen Geſchenke bei Vermählungen von Miniſtern, legte der König zu den 4000 Livres Penſion, die die junge Gemahlin ſchon hatte, noch 6000 hinzu, und machte Pontchartrain ein Geſchenk von 50000 Ecüs, der ſeinen Sohn nunmehr Graf von Maurepas nennen ließ. Eine Summe von faſt vier Millionen, welche der Chevalier des Augers und ein Kaper von den Spaniern um dieſe Zeit erbeuteten, verſetzte den König zur rechten Zeit in dieſe freigebige Laune.

Was die Person Pontchartrain's betrifft, so war er von gewöhnlichem Wuchs, sein Gesicht lang mit großem Munde und dicken Unterlippen, zurückstoßend, und von den Blattern verderbt, durch die er auch ein Auge verloren hatte. Das gläserne, das statt desselben eingesetzt war, thränte beständig, und gab ihm eine treulose, rohe, unfreundliche Physionomie, die anfangs Furcht erweckte, aber doch nicht soviel, als sie gefallt hätte. Er hatte sehr viel Verstand, aber eine gänzliche Verschrobenheit, einige wissenschaftliche Bildung, und einen Anstrich von historischer Kenntniß; übrigens war er fleißig, verstand seine Marine gut, war ein guter Arbeiter, und wollte es noch mehr scheinen als er es war. Sein verkehrtes Naturell, das nichts auch nur im geringsten hatte mildern oder zurecht bringen können, herrschte überall vor; er liebte das Böse um des Bösen willen, und stiftete gern welches; wenn er bisweilen etwas gutes that, so that er es mit einer Prahlerei, die ihm alles Verdienst benahm, und es dem Bösen gleichsetzte; auch ließ er es immer theuer erkaufen, durch abschlägliche Antworten und Schwierigkeiten, die er, selbst in den gemeinsten Dingen, immer entgegenzusetzen wußte, und durch die Art, mit der er es that, welche empfindlich machen, und beleidigen mußte, und ihm alle die zu Feinden machte, die er zu verbinden glaubte; dabei schwarz, verrätherisch, und sich darin gefallend, fein im Nachspüren, Verfolgen, Erforschen und besonders zu schaden; er war Pedant, und hatte alle die Fehler und die Unerträglichkeit eines im Ministerium gebornen und von Grund aus verderbten Menschen; sein Umgang war wegen der brutalen Autorität, die er immer vor sich hertrug, und wegen seines unermüdeten Fragens unerträglich. Er machte auf alles Anspruch, und foderte alles mit der Insolenz eines strengen Gebieters; er machte sich zum Sittenrichter von allen, und foderte darüber Rechenschaft; ein Unglück, wer ihn aus Noth oder Nachlässigkeit daran gewöhnt hatte; dieß war eine Kessel, die nicht zu zerbrechen war, ohne mit ihm selbst zu brechen. Außer dieser Unerträglichkeit war er noch boshaft und rachsüchtig bis in den Tod, gegen wen er einen Groll hatte. Wenn er sprach, blieben die bösen Eigenschaften, mit denen er geziert war, nicht lange verborgen; er war ewig in zehn Theile getheilt, und fragte ohne Unterlaß mit Selbstgefälligkeit, ob er sich genug verständlich mache; mit wem er auch zusammen war, so bemächtigte er sich der Unterhaltung,

unter

unterbrach, that Fragen, nahm das Wort mit einem ewigen gezwungenen Lachen, worüber man hätte weinen mögen. Uibrigens war sein Ausdruck mühselig, widerlich, voll von Wiederholungen, und dabei gab er sich eine Miene von Hoheit und Uiberlegenheit des Geistes, welche ekelhaft und empörend war. Neugierig das Inn- und Auswendige aller Familien, und alle Geheimnisse ausspähend, habsüchtig, anmaßend und auf alles eifersüchtig, und in seiner Marine, wie ein Galerenvogt gegen seine Sklaven. Kein Generalofficier war, selbst um Kleinigkeiten willen, vor seinen Ausfällen, vor voller öffentlicher Audienz, sicher, und kein Herr und keine Dame vom Hofe vor seiner Autoritätsmiene. Er sagte die unangenehmsten Dinge mit der größten Wollust, und tadelte auf das härteste wie ein Schulmeister, unter dem Vorwande der Freundschaft und des guten Rathes; seine Freude war, jemanden ein Bein zu stellen und schlechte Dienste zu leisten. Gegen seinen Vater und seine Mutter und ihre Freunde, und gegen alle Gefälligkeiten, die sie von ihm wünschen konnten, war er streng auf seiner Hut; er that sich sogar darauf etwas zu gute, um nicht mehr unter der Judentruthe zu erscheinen, und der Kanzler und die Kanzlerin hatten sich's daher zum Grundsatz gemacht, nichts von ihm zu verlangen, ihm niemanden zu empfehlen, und machten kein Geheimniß daraus, indem sie von seinem Widerspruch versichert waren. Uiberhaupt war es sein Triumpf etwas abzuschlagen, und aus den unbedeutendsten Dingen ein Geheimniß zu machen, besonders aber von Schwierigkeiten aufgehalten zu werden, in Dingen, die es am wenigsten vertrugen. Die Wichtigkeit einer Sache nahm ihm den Kopf; sein nagender Wurm war, daß er nicht Minister wurde. Uibrigens unfähig für Gesellschaft, Vergnügungen und gewöhnliche Unterhaltungen, immer voll von seinen Geschäften und Verrichtungen, und mit wem er zusammen seyn mochte, mit Männern oder Frauen, immer Herr seiner Stunden und Augenblicke, und der Tyrann seiner Familie und seiner Vertrauten. Seine erste Frau, die ein Muster der Vollkommenheit war, starb endlich als ein Opfer ihrer Tugend; seine zweite rächte sie. Wir haben sein Betragen gegen den Grafen von Toulouse, d'O und den Marschall von Estrées gesehen. Die Weiber der beiden letztern hatten ihn bei der Dauphine in Mißcredit gebracht, und beim Dauphin alles, was zu ihm gehörte. Frau von Maintenon, die seine

erste

erste Frau liebte, und die immer Neigung und Achtung für die Kanzlerin hegte, konnte ihn nicht ausstehn. Mit dem Könige stand er nur in Verhältniß durch dessen unglückselige Liebhaberei der geheimen Rapports aus Paris, die sein Departement ausmachten. Dadurch kam er mit dem Policeilieutenant d'Argenson in Collision, den er wie einen Knaben unter sich bringen wollte. D'Argenson verstand die Sache besser als er; er hatte sich geschickt das Vertrauen des Königs zu verschaffen, und durch dasselbe in das Geheimniß der Bastille und der wichtigen Pariser Angelegenheiten einzudringen gewußt. Diese hatte er sogar Pontchartrain zu entreißen gewußt, und ihm klug nur die Rapports von den Frauen und den Thorheiten der jungen Leute gelassen. So hatte er sich des verhaßten Theils seiner Charge, besonders der laufenden lettres de cachet entledigt, und sich bloß das Verdienst gegen viele Leute von Consideration aus allen Ständen erhalten, daß er ihre Verwandten aus seinen Klauen gerettet hatte, indem er entweder ihre Abentheuer unterdrückte, oder beim Könige in ein besseres Licht stellte, oder was er verderbt hatte, wieder gut machte. Die Jesuiten und die von St. Sulpice betrachteten d'Argenson als ihre treuste Stütze, und sprachen ihm deßwegen bei dem Könige und bei Frau von Maintenon das Wort, während sie vor Pontchartrain nur Abscheu hatten, der sehr ungefällig gegen sie war, und den Eifer, mit dem er auf den geringsten Schatten von Jansenismus Jagd machte, schrieben sie bloß dem Vergnügen zu, das er sich daraus machte, Böses zu stiften. Die Sonderbarkeit eines so abscheulichen Charakters hat mich bewogen, weitläuftig zu seyn; noch mehr wird die Folge zeigen, daß es nöthig gewesen. Bei so viel Lastern und Abscheulichkeit des Charakters war er doch, was auffallend ist, wahr in Rücksicht seiner Geburt, er sagte zwar nicht alles, aber doch, daß er vom gemeinen Bürgerlichen von Montfort-l'Amaury abstamme, was genug war, um le Veilliere in Verzweiflung zu setzen, der hierin einen sehr übel angebrachten Stolz hatte.

Racine.

Mitglied der Französischen Academie.

Racine war ein großer Dichter, bekannt durch seine herrlichen Schauspiele, ein Mann von tiefem, umfassenden Geiste,

Geiſte, und von Anmuth und Liebenswürdigkeit. Er hatte nichts vom Dichter in ſeinem Umgange; aber alles vom rechtſchaffnen und beſcheidenen, und zuletzt ſogar frommen Manne. Er hatte die glänzendſten Freunde am Hofe, ſo wie die berühmteſten unter den Gelehrten: ihnen überlaſſ' ich's von ihm zu reden, die es beſſer als ich vermögen. Er ſchrieb dem Könige und Frau von Maintenon zu Gefallen, als Uibungsſtücke für die Fräulein von Saint-Cyr, zwei Meiſterſtücke, Eſther und Athalie, eine Arbeit, die um ſo ſchwieriger war, da die Sujets ohne Liebe und aus der heiligen Geſchichte genommen ſind, wobei die Wahrheit der Geſchichte aus Ehrfurcht vor der heiligen Schrift keine Verfälſchung erleiden durfte. Die Gräfin von Ayen und Hr. von Caylüs zeichneten ſich beſonders in der Vorſtellung dieſer Stücke aus, die vor dem Könige gegeben wurden, und woran nur der vertrauteſte und auserleſenſte Cirkel von Frau von Maintenon zu Saint-Cyr Theil nahm. Oft wurde der ganze Hof zugelaſſen, aber mit Auswahl.

Racine erhielt in Verbindung mit ſeinem Freunde Deſpréaux den Auftrag, die Geſchichte des Königs zu ſchreiben; dieſes Geſchäft, die Stücke, von denen wir geſprochen, und ſeine Freunde verſchafften ihm eine vertraute Nähe beim Könige. Es traf ſich ſogar oft, daß, wenn der König mit ſeinem Miniſter bei Frau von Maintenon war, beſonders des Freitags, wenn das ſchlechte Winterwetter die Sitzungen daſelbſt ſehr lang machte, daß ſie ſich Racine zur Unterhaltung kommen ließen.

Unglücklicherweiſe für ihn war er ſehr groſſen Unbedachtſamkeiten ausgeſetzt. Eines Abends, wo er in Geſellſchaft des Königs und der Frau von Maintenon bei der letztern war, traf ſich's, daß das Geſpräch auf die Pariſer Theater kam. Nachdem man lange von der Oper geſprochen hatte, kam man auf das Schauſpiel. Der König fragte nach den Stücken und den Acteurs, und that an Racine die Frage, warum das Schauſpiel, nach dem, was er höre, gegen ſeinen ſonſtigen Zuſtand, in dem er es geſehn, ſo geſunken ſey. Racine gab ihm mehrere Gründe an, und endlich auch den, welcher nach ſeiner Meinung die meiſte Schuld habe, daß die Schauſpieler, aus Mangel an Schauſpieldichtern und guten neuen Stücken, nichts als alte gäben, unter andern jene Stücke von Scarron, die nichts taugten, und aller

Welt zuwider wären. Bei diesem Wort wurde die arme Wittwe roth, nicht so wohl wegen des angegriffenen Ruhmes jenes Krüppels, als weil sein Name, und zwar von seinem Nachfolger, genannt worden war. Der König gerieth in Verlegenheit; das schnell erfolgende Stillschweigen weckte Racine aus seinem Traume, und er fühlte, in welche tödtliche Verlegenheit ihn seine unglückselige Zerstreuung gestürzt hatte. Er war in der größten Bestürzung, und wagte nicht die Augen aufzuschlagen oder ein Wort zu reden. Das Stillschweigen dauerte mehrere Augenblicke, so hart war die Ueberraschung gewesen. Endlich machte der König der Sache ein Ende, indem er Racine fortschickte, und sagte, daß er jetzt arbeiten wolle. Racine ging verwirrt hinweg, und suchte, so gut er konnte, die Thüre von Cavois's Zimmer zu erreichen. Cavois war sein Freund, und er erzählte ihm seinen dummen Streich; aber die Sache war so schlimm, daß nichts im Stande war, sie gut zu machen. Nachher sprachen der König und Frau von Maintenon nie wieder mit Racine, und schenkten ihm keinen Blick; er kränkte sich darüber so sehr, daß er in eine Kränklichkeit verfiel, und nur noch zwei Jahre lebte. Er benutzte sie zu seinem innern Besten. Begraben ließ er sich zu Port Royals des Champs, neben den berühmten Bewohnern desselben, mit denen er von seiner Jugend an in Verbindung gestanden hatte, die auch nicht durch feile Dichterlieben aufgehoben worden, ob es gleich ihre ganze Mißbilligung hatte. Der Chevalier von Coislin hatte sich auch dahin bringen, und neben seinem berühmten Oncle Hrn. von Pontchateau beisetzen lassen. Es ist nicht zu glauben, wie sehr diese beiden Beisetzungen dem Könige anstößig waren *).

Ravignan

Page Ludwigs XIV. Commandant von Bouchain.

Ravignan kam zum Commando, und sollte sich darüber mit den Marschällen vereinigen; seine Person stand aber allem

*) Die Art, wie Racine in Ungnade gefallen, wird in seiner Lebensbeschreibung anders erzählt. Ein ausführlicher Aufsatz über das Elend Frankreichs, den Frau von Maintenon dem Könige zu lesen gab, soll dem Monarchen mißfallen haben.

allem im Wege. Er wurde nebſt der Garniſon zu Tournay zum Gefangenen gemacht, und auf ſein Ehrenwort freigegeben; die Schwierigkeit der Auswechſelung hinderte ihn, wieder zu dienen; er klagte daher ſein Unglück dem Herzog von Marlborough, und dieſer hatte die Großmuth und ertheilte ihm in einem Antwortſchreiben die Erlaubniß zu dienen, indem er jedoch bemerkte, daß er ihm nur für die Engländer, und nicht für die Kaiſerlichen und Holländer ſtehen könne.

Dieſe Einſchränkung kümmerte Ravignan nicht. Er beſaß ſehr viel Ehrgeiz und konnte ihn nur durch den Krieg befriedigen. Er war ein ſehr guter Officier, und führte Einen Familiennamen mit dem Präſidenten de Mesmes, der ſehr viel Theil an ihm nahm. Der König kannte ihn ſehr gut, denn er war Page bei ihm geweſen, und er hatte oft über ſeine Streiche und über ſeine Leidenſchaft zur Jagd, die ihn zu manchen Dingen verleitete, gelacht. Ravignan nahm alſo keinen Anſtand, ſeinen Dienſt als Inſpector zu thun, welchen Poſten er hatte, und zwar überall, wo er konnte; aber er konnte nicht als Generalofficier in den Etat der Armeen eingerückt werden, weil die bloße Erlaubniß der Engländer dazu nicht hinreichend war.

Man brauchte einen Mann von Einſicht, der den Sommer über in Bouchain commandiren ſollte, und man ſtellte ihn auf dieſen Poſten, weil man nicht glaubte, daß der Platz belagert werden würde. Es trat aber dieſer Fall ein, und es war die Frage, ob Ravignan daſelbſt bleiben ſollte. Dieß hieß gerade gegen die Kaiſerlichen und Holländer wortbrüchig werden, und es iſt noch ein groſſer Unterſchied, ob einer in Linie unter dem groſſen Haufen dient, oder die Vertheidigung eines angegriffenen Platzes übernimmt, ſo daß Marlborough wohl Urſach hatte, ſeine Großmuth für gemißbraucht anzuſehen.

Die Geſetze des Krieges brachten nichts weniger mit ſich, als daß Ravignan, ſobald der Platz eingenommen wurde, alles Rechtes der Capitulation verluſtig, und geradezu des Galgens ſchuldig war; was auch Marlborough, ſoviel guten Willen er auch haben mochte, nicht zu verhindern im Stande war.

Nachdem man dieſe Sache im Lager überlegt hatte, während Ravignan ſich noch in der Feſtung befand, beſchloß man, daß ſeine Ehre und das Kriegsrecht nicht verletzt werden dürfte,

und dachte schon darauf, einen andern Commandanten nach Bouchain zu senden; aber Ravignan suchte seine Ehre nicht so wohl in Haltung seines Ehrenworts, als darin, aus der Festung, die er commandirte, im Angesicht der Feinde, welche die Belagerung formirten, herauszugehen. Und hierauf drang er so heftig in Villars, daß er ihn dahin zurückkehren lassen möchte, daß dieser, über eine Belagerung verlegen, die er durch seine Fehler verschuldet hatte, und deren Folgen so wichtig waren, nicht ungern die Vertheidigung des Platzes einem so erfahrnen Officier, dessen Hartnäckigkeit durch die Aussicht auf den Galgen nur verzweifelter werden mußte, überließ.

Gegen die allgemeine Meinung nahm es also Villars auf sich, Ravignan zurückzuschicken, und dieser ließ es sich nicht zweimal sagen, und ging auf der Stelle in die Festung zurück. Die Communication der Festung konnte mit aller Anstrengung nicht erhalten werden. Albergotti, der sie deckte, wurde weggetrieben, und dieß wurde als entscheidend für die Belagerung angesehen. Es veranlaßte gegenseitige Beschuldigungen zwischen Albergotti und Villars. Nach der endigter Belagerung unterließ der kluge Italiener keine Kunst, um sich mit seinem General wieder auszusöhnen, und im Aeußern war alles verschwunden; aber niemand ließ sich täuschen, und nach ihrer Rückkehr ließen beide einander ihre Streiche fühlen, aber beide ohne Wirkung. Villars that alle mögliche Vorstellungen, daß geschlagen und die Festung entsetzt werden sollte; aber man ist noch zweifelhaft, ob er wirklich die Absicht hatte. Das Spiegelgefecht dauerte nicht lange, er zog sich zurück, um sich zu decken.

Unterdessen nach einer kaum monatlichen Vertheidigung schlug Bouchain den 13. November Chamade, und die Garnison wurde, als Kriegsgefangene, nach Tournay abgeführt. Die feindlichen Generale wollten großmüthig genug Ravignan nicht bemerken, und hielten sich einen Monat bei Wiederherstellung der Festung auf. Es war in der Mitte des Octobers, Marlborough mußte in Eil nach England übersetzen, um seine verlassene und schwankende Partei zu unterstützen. Auch der Prinz Eugen, so unzertrennlich mit ihm durch Ein Interesse verbunden, war nicht von Beunruhigungen frei. Er mußte im Haag den Großpensionnair Heinsius und seine Partei sich geneigt zu erhalten suchen,

und

und hatte daſelbſt in Marlboroughs Abweſenheit alles auszufechten, und dabei hatte er eine Reiſe nach Deutſchland zu einem neuen Herrn und einem neuen Hof, mit dem er ſchlecht ſtand, vor ſich. Dergleichen Umſtände und die ſo ſehr vorgerückte Jahreszeit vermochten die Feinde, den Feldzug zu endigen. Unſere Armee, die, ganz vergeblich, äußerſt abgemattet war, benutzte das Beiſpiel; und alle bezogen jetzt die Winterquartiere. Villars wurde ziemlich gut empfangen, weil man niemanden hatte, der im folgenden Feldzug ſeine Stelle erſetzen konnte: Monteſquiou brachte den Winter, ſo wie die vorhergehenden, auf der Grenze zu, und war aus den Gründen, die wir angeführt haben, ſehr wenig mit der Laufbahn zufrieden, die er am Hofe anzutreten anfing.

Rochechouart

Marquis von Chandenier.

Chandenier, der älteſte der Rochechouart's wurde durch ſeine Ungnade und durch den Stolz, mit dem er ſie vierzig Jahre hindurch bis zu ſeinem Tode ertrug, berühmt. Er war erſter Capitän der Leibgarde, und ſtand wegen ſeiner Tapferkeit, ſeiner Talente und ſeiner äußerſten Rechtſchaffenheit in beſonderer Achtung: er verlor ſeine Stelle mit den andern Capitänen der Leibgarde, bei der Affäre der Reuilants, die nicht in dieſe Memoires gehört, und in allen andern dieſer Zeit erzählt iſt; und er war der einzige von den vieren, dem ſie nicht wieder gegeben wurde, ob er ſich gleich durch nichts von ihnen ausgezeichnet hatte. Er war ein Mann von Stolz, Ehre, Geiſt und Muth, und war dem Cardinal Mazarin anſtößig, ob er ihn gleich nie auf dem geringſten Fehler getroffen, und ſich auch über ſeine Zudringlichkeit im Fodern nicht zu beklagen hatte. Der Cardinal rechnete es ſich zur großen Ehre, ſeinen Gardecapitän zum Capitän der Leibgarde zu machen, und er unterließ nicht, bei dieſer Gelegenheit einen ſo treuen Diener, als er an Hrn. von Noailles hatte, an dieſe Stelle zu placiren. Chandenier weigerte ſich, ſeine Dimiſſion zu geben. Der Cardinal aber ließ den Kaufpreis der Stelle, wie er ihn beſtimmt, bei einem Notar niederlegen, ließ hierauf Hrn. von Noailles den Eid ablegen,

und ihn, ohne Chandeniers Dimiſſion, ſeine Stelle vollkommen antreten.

Chandenier war arm: man hoffte, ſeine Hartnäckigkeit werde von der Noth beſiegt werden; aber der Hof war ihrer endlich müde, man ſchickte Chandenier als Gefangenen aufs Schloß zu Loches, wo er wie ein Verbrecher vom Könige unterhalten wurde, und legte auf ſein kleines Einkommen Beſchlag, um ihn dadurch zur Annahme des Geldes von Hrn. von Noailles, und folglich zur Ertheilung ſeiner Dimiſſion zu zwingen. Man betrog ſich, Chandenier ließ ſich vom Könige unterhalten, und lebte übrigens noch von dem, was ihm die Bürger der Stadt Loches der Reihe nach zum Mittag- und Abendeſſen, in einer kleinen Schüſſel, die die Runde in der Stadt machte, zuſchickten. Er beklagte ſich nie, und verlangte nie ſein Vermögen und ſeine Freiheit. So vergingen faſt zwei Jahre. Endlich ſchämte ſich der Hof einer ſo beiſpielloſen und ſo ungerechten Gewaltthätigkeit, mehr aber noch, ſich von dieſem ungebändigten Stolze überwunden zu ſehn, man ließ ihm ſeine Einkünfte verabfolgen, und ſchickte ihn aus dem Gefängniß ins Exil, wo er mehrere Jahre lebte, aber immer etwas zu verlangen verſchmähte. Es ging wie mit ſeinem Gefängniß, man mußte ſich ſchämen und ihn zurückberufen. Er kam nach Paris zurück, wo er niemanden ſehn mochte, als ſeine Freunde. Er war einer der beſten Freunde meines Vaters, der mich auch zu ihm führte, und ihn einigemal zum Mittageſſen bat; er führte ihn ſogar bisweilen zu la Ferté. Nach ſeinem Tode habe ich Hrn. von Chandenier mehrmals mit großer Ehrfurcht zu St. Geneviève in ſeiner einfachen, aber äußerſt netten Zurückgezogenheit geſehn, in der er auch ſtarb.

Er war ein Mann von ſehr viel Geſchmack, ein guter Geſellſchafter, und hatte ſehr viel geſehn und geleſen. Er lebte lange vor ſeinem Tode in großer Frömmigkeit. Man bediente ſich derſelben in den letzten Jahren ſeines Lebens, um ihm gerechte Gewiſſensbiſſe wegen ſeiner Gläubiger zu erregen, indem man ihm vorſtellte, daß es nur auf ihn ankäme, ſie vom Gelde des Hrn. von Noailles nach Ertheilung ſeiner Dimiſſion zu befriedigen; und als man ihn endlich in dieſem Punkt mit größter Mühe überwunden hatte, unternahmen es auch dieſe braven Leute, ihn zu einer Zuſammenkunft mit Hrn. von Noailles zu bringen, der die Stelle nach

ſei-

welcher sich in riesenmäßigen Gedanken und stark tönenden Worten kund that, brachte die Seele des Zuhörers in einen solchen Aufruhr, daß sie das Vermögen verlohr, sich selbst zu bestimmen. Ferner ward seine Herrschaft über die Menschen durch den schnellen und scharfen Blick befördert, womit er die ganze Individualität eines Mannes, mit dem er nur einmal wenige Worte wechselte, sogleich durchschaute. Daher blieb auch ein so lebhaftes Bild von allen Menschen in seiner Einbildungskraft zurück, daß er einen jeglichen, den er einmal gesehn hatte und nach vielen Jahren wieder erblickte, so genau kannte, als wären sie täglich mit einander umgegangen. Wie gern hing man einem Kaiser an, auf den man vor allen übrigen einen so vorzüglichen Eindruck gemacht zu haben glaubte! Wer auch allen übrigen Vorzügen Friedrich's widerstand, der ward von der weiblichen Anmuth bezaubert, welche er mit der Stärke des kühnsten Mannes verband; die Reize beider Geschlechter schienen sich in seinem Aeußern, wie in seinem Innern vereinigt zu haben. Wenn er saß und stand, war seine schöne Gestalt, welche durch eine mehr als gewöhnliche Höhe Aufmerksamkeit erregte, voll ernster Würde und doch schwebte oft die gutmüthigste Heiterkeit über seinem ganzen Wesen; seine großen flammenden Augen lächelten häufig voll Freundlichkeit; sein kleiner zierlicher Mund

zeigt:

ſeinem Vater beſaß. Die Kraft der Religion vermochte es über ihn, ſich auch dieſem unangenehmen Beſuche zu unterwerfen, der von ſeiner Seite mit Kälte, aber ohne Verletzung der Ehre, vor ſich ging. Er hatte ſeit langen Jahren ſeine Frau und ſeinen Sohn verloren, welcher letztere ein junger hoffnungsvoller Mann geweſen ſeyn ſoll.

Roquelaure

Herzog à brevet.

Roquelaure Herzog à brevet und ein Spaßmacher von Profeſſion, erfuhr ein trauriges Abentheuer. Er hatte von jeher ſehr in der großen Welt gelebt, und war intimer Freund des Hrn. von Vendome geweſen. Da er ſich an alles anhängte, ſo hatte er ſich unter die Freunde des Hrn. von Luxenbourg eingeſchlichen, von deſſen glänzendem Stand er Gewinn zu ziehen hoffte, nach den Ausſichten, welche der Hof des Dauphins zeigte, den dieſer General, mit dem Prinzen von Condé auf das engſte vereinigt, zu beherrſchen, und nach des Königs Tode auf alles Einfluß ſich zu verſchaffen im Sinn hatte. Eine Schwierigkeit für Roquelaure war, wie er es mit ſo entgegengeſetzten Leuten zugleich halten ſollte, und dieß wurde noch weit ſchwerer, als der offene Bruch des Hrn. von Vendome mit dem Hrn. von Luxenbourg, und die denſelben begleitenden Umſtände eintraten. Der Bruch war ſo vollkommen, daß eine Partei zu ergreifen war, und Roquelaure, der nicht in der Zukunft leſen konnte, trug kein Bedenken, ſeinen alten Freund gegen die neu erworbenen zu verlaſſen, von denen er mehr hoffte. Herrn von Vendome traf das ins Innerſte, aber es war nicht Zeit, es zu äußern. Wegen ſeines entfernten Aufenthaltes in Italien, wohin er ſich aus Flandern geflüchtet hatte, konnte er nur ſehr kurze Zeit am Hofe zubringen, und er betrug ſich daſelbſt ziemlich auf gewöhnlichen Fuß gegen ihn, wenn ſie ſich an einem Orte trafen. Daher kam es, daß bei dem Tode des Herrn von Luxenbourg er es war, der Herrn von Vendome führte, wie ich es oben bemerkt habe; aber ſelbſt dieſes hatte den Groll von Vendome's Freunden, wegen ſeines Abfalls von ihrer Freundſchaft, wieder von neuen erregt, ſo daß ſie auf die, durch den Tod des Herrn von Luxen-

bourg entſtandene Leere, und auf ihre neue, durch die Verbindung mit dem Herzog du Maine erlangte Stärke geſtützt und kühn gemacht, endlich die Schranken überſchritten, in denen ſie ſich bisher gegen Roquelaure gehalten hatten. Wenige Tage hierauf ging dieſer zu M le Grand, der des Morgens und Abends am Hofe große Tafel, und den ganzen Tag Spiel hielt, wo die Hofleute wie in einer Kirche aus und einſtrömten, und wo an Spielern aller Art, beſonders Lansquenet-Spielern, kein Mangel war. Herr von Vendome, welcher einer der Coupeurs war, bekam mit einem Andern wegen einer Summe von 7 Piſtolen Streit. Er war ein guter Spieler, aber ſtreitſüchtig im Spiel wie überall. Die andern Coupeurs verdammten ihn, er bezahlte, verließ das Spiel und kam, über ſeine Verurtheilung ſich beklagend, zum Kamin, wo er Roquelaure traf, der ſich wärmte. Dieſer mit der Vertraulichkeit, die er ſich immer anmaßte, und mit jener ſcherzhaften Art, die er überall anbrachte, ſagte zu ihm, er habe Unrecht, und ſey billig verurtheilt. Vendome, den ſein Streit ſchon aufgebracht hatte, wurde es noch mehr über dieſe Unbeſcheidenheit, antwortete ihm mit Hitze, und ſagte fluchend, er ſey ein ſchlechter Menſch, daß er ſo rede, und er miſche ſich immer in Sachen, die ihn nichts angingen. Roquelaure, erſtaunt über den Anfall, ſpannte gelinde Saiten auf und ſagte, er glaube ihn nicht zu beleidigen. Aber Vendome, immer hitziger werdend, ſagte ihm die härteſten Dinge mit einem Stolze, den nur ein Domeſtik tragen konnte, und mit einem Tone, der nichts weniger als gemäßigt war. Roquelaure außer ſich und verlegen, ſagte nichts, als daß er, wenn ſie wo anders wären, nicht ſo ſprechen würde. Vendome, ihm immer näher rückend, und ihm drohend, verſetzte fluchend, er kenne ihn ſehr gut und weder hier noch wo anders würde er ſchlimmer ſeyn. Hier kam der Großprior, der ziemlich weit davon war, und nahm Roquelaure beim Kragen, und ſagte ihm eben ſo unangenehme Dinge, als er eben von ſeinem Bruder erfahren hatte, wobei er nicht aus ſeinem hier ſo übel angebrachten Phlegma kam. Jetzt gerieth das ganze Zimmer in Aufruhr. Frau von Armagnak und der Marſchall von Villeroi eilten nach dem Kamin, und ſuchten beide den Hrn. von Vendome eilig wegzubringen. Roquelaure, der weder den Muth hatte, für eine ſolche Beleidigung Genugthuung zu fodern, noch die

Klug-

Klugheit, einen ſchicklichen Vorwand zu brauchen, brachte ſeine Klage vor den König. Das Schlimmſte war, daß er den Tag drauf nach dieſem öffentlichen Vorfall, ſich ins Geheim mit Hrn. von Vendome durch Hrn. von Armagnak in ſeinem Kabinet verſöhnen ließ; und was der Sache die Krone aufſetzte, daß die Herzogin von Roquelaure überall herumging und ſagte, ſie ſey recht über den Vorfall aufgebracht, und dieß hieße doch, ſich an ihrem Manne vergreifen. Dieß konnte ſie nicht aus Dummheit thun, und die Unwiſſenheit wäre etwas ſtark geweſen. Man konnte nicht begreifen, was ſie mit dieſen ſo lächerlichen Reden zu gewinnen hoffte. So frech auch Roquelaure war, ſo ſchien er doch ſehr über dieſes Abentheuer verlegen zu ſeyn; aber bald kehrte er zu ſeinen gewöhnlichen Poſſen zurück, und traf, mit der größten Unverſchämtheit und zum Erſtaunen aller, überall mit Hrn. von Vendome und ſeinem Bruder zu Marly, zu Thoiſy und überall, wo es ſich traf, zuſammen.

Eines Abends lange nachher, als er bei dem Könige mehr Lärm und Spectakel als gewöhnlich machte, worüber man ſich auch wunderte, ſagte ich ganz kalt, die Urſache dieſer Luſtigkeit ſey nicht ſchwer zu errathen, da an demſelben Abende die Hrn. von Vendome ſich beim Könige beurlaubt hätten, um nach Provence zurückzukehren. Dieſe Aeuſſerung wurde ſehr willkommen aufgenommen, und ich nahm es nicht übel, weil ich keine Urſache zu haben glaubte, des Herzogs von Roquelaure Freund zu ſeyn.

Die Roués,

Gehülfen der Ausſchweifungen des Herzogs von Orleans.

Die Roués waren der Meinung, die romantiſche Liebe ſey auſſer Gewohnheit gekommen; man ſprach von nichts als von vollbrachten Thaten und werkthätigen Abentheuern; die Seufzer, das lange Warten, alles was eine züchtige Liebe begleitet, waren der Geſellſchaft unbekannt. Sie hatten auch (noch vor den Philoſophen, die nachher eine falſche Theorie davon aufgeſtellt haben,) die Maxime, daß die Religion nur ein Werk der Politik ſey, erfunden, um dem

Volke eine heilsame Furcht einzuflößen, und man sprach ihnen von einem andern Leben, wie von einer Chimäre.

Was die Eifersucht betrifft, die damals weit mehr als jetzt im gesellschaftlichen Leben herrschte, so waren weder der Regent noch die Roués, noch die in die Gesellschaft aufgenommenen Frauen derselben fähig; Gewissenhaftigkeit und Eifersucht waren in ihren Augen gemeine bürgerliche Leidenschaften; das herrschende Vergnügen bestand in rauschenden Genüssen ohne Vorbereitung und Zwang, und der Beweglichkeit des Geschmacks und der Phantasie zufolge, war Freiheit des Betragens, der Zunge und der Handlungen die Seele und das Glück der Orgien. Der Regent selbst zeigte nur gegen die jungen Leute Eifersucht, welche die Frauen, die er liebte, und die ihn von sich stießen, glücklich machten. So exilirte er Baron, und mehrere andere Liebhaber seiner Geliebten, die er verließ, wenn sie ihm treu waren, denen er aber länger und mit besonderer Aufmerksamkeit den Hof machte, wenn sie seine Huldigungen und Geschenke von sich wiesen.

Alle Roués indessen gaben den Ausschweifungen dieses Prinzen nicht ihren Beifall; seine bessern Freunde Nocé, selbst Broglio, Noailles besonders, der alte vorzüglichste Finanzminister, Canillac, Saint-Simon, stellten ihm oft mit Ehrerbietung und aus reiner Freundschaft vor, wie sehr er von Frankreich, ja von ganz Europa geliebt, geehrt, angebetet werden würde, wenn er sich der Staatsgeschäfte annehmen wollte. Dübois war von allem unterrichtet, und ließ bei der ersten Gelegenheit diese treuen Diener des Regenten ins Exil schicken. Der furchtbare Saint-Simon wurde nach Spanien geschickt, um seinen lästigen Rath los zu werden; Canillac und Nocé wurden wirklich verbannt; Daguesseau wurde nach Fresne geschickt; Noailles, der des Cardinals spottete und ihn verachtete, wurde nach Limousin verwiesen; und er durfte nicht einmal den König noch einmal sehen, denn er hätte sonst leicht den Widerruf des Befehls erhalten, sondern es wurde ihm der bestimmte Befehl gegeben, sogleich abzureisen: so mächtig war der Einfluß des Cardinals, der ehrliche Leute unter verschiedenen Vorwänden und um eines guten Wortes willen, das gegen ihn gesprochen worden, zu entfernen wußte. Der junge Arouet zum Beispiel, der wegen seiner bekannten Verse in die Bastille geworfen worden war, war in Gefahr, dahin zurückkehren zu müssen,

müſſen, als Dübois, noch als Abbé, um den Regenten gegen ihn aufzubringen, ihn als Verfaſſer der in Paris curſirenden und auf die Lebensart des Prinzen zielenden Verſe angab, den der Ruf beſchuldigte, einem Kinde das Leben gegeben zu haben, das zugleich ſein Enkel wäre.

Fräulein von Charolois, die ſo beiſſend war, wenn die Eiferſucht ihre Laune belebte, hatte nämlich folgende Verſe damals ausgehen laſſen:

Enfin votre eſprit eſt guerri
Des craintes du vulgaire,
Belle ducheſſe de Berri
Acheves le myſtère.
Un nouveau Loth vous fert, mère des Moabites,
Donnez nous promptement un peuple d'Ammonites.

Der dieſer Verſe beſchuldigte Arouet wurde vom Herzoge von Brancas, und dieſer vom Regenten leidenſchaftlich geliebt, und er antwortete dem Prinzen, der ihn ſtrafen wollte, mit dieſen Verſen:

Non, Monſeigneur, en verité
Ma Muſe n'a jamais chanté
Ammonites ni Moabites;
Brancas vous repondra de moi.
Un homme inſtruit chez les Jéſuites
Des peuples de l'ancienne loi
Ne connoit que les ſodomites.

So zeigte ſich der Dichter ſchon von ſeiner Kindheit an, als derjenige, als den er ſich nachher immer gezeigt hat. Er beſänftigte durch dieſe Verſe den Herzog von Orleans, und gab hierauf ſeinen Oedip, wofür er mit einer goldenen Medaille, eine Mark ſchwer, belohnt wurde; es ſchien aber doch mehrern dieſe Tragödie auf den Regenten zu zielen, nämlich wegen ſeines Umgangs mit der erſten, zweiten und dritten ſeiner Töchter, wovon man in der Hauptſtadt ſprach; doch der Regent wollte nicht die Sache unterſucht wiſſen.

Um noch zuletzt den Charakter dieſes Prinzen näher kennen zu lernen, deſſen Ende wider ſein Vermuthen ſo bald herankam, wollen wir dieſen Artikel mit einer Anecdote aus dieſer Zeit beſchließen, die ihn im Cirkel ſeiner nächtlichen Verſammlungen darſtellt. Eines Abends im Palais royal hatte

ihn

ihn der Wein überrumpelt, und er wollte eben seine Zechbrüder verlassen, und zum Opernball hinabgehen. Canillac, der bei diesen nächtlichen Festen immer bei kaltem Blute blieb, und um den Prinzen das Verdienst hatte, daß er ihn seinen Mentor nannte, bat ihn inständigst zu Bett zu gehen, indem er ihm, mit innigem Schmerz und mit Ehrerbietung, vorstellte, daß er nicht in dem Zustande sey, um beim Ball zu erscheinen. Der Regent fügte sich in seine Vorstellungen, und war so folgsam, daß er zu Bette ging. Da Canillac an seinem Bette sitzen blieb, um ihn einschlafen zu sehen, stellte sich der Regent, als sey er eingeschlafen; als aber der andere fortging, fragte der Prinz, ob er wirklich fort sey, stand auf, kleidete sich an, und ging zum Balle.

Als am andern Morgen Canillac ihm die Cour zu machen kam, ging der Regent auf ihn zu und sagte: „mein Mentor wird unwillig auf mich seyn, wegen meiner gestrigen Aufführung.“ „Nein, antwortete Canillac, ich bin kein Mentor, denn Sie sind kein Telemach.“

Diese edle Freimüthigkeit hatte der Herzog von Orleans Canillac zugestanden, sie erregte aber so sehr die Eifersucht des Cardinal Dübois, daß er ihn ins Exil schicken ließ: und er kam nicht eher zum Prinzen zurück, als nach dem Tode des Cardinals.

Was die Mätressen des Regenten betrifft, so war die zuerst bekannte, die Florence, eine Operntänzerin, von welcher der Abbé von St. Albin entsprang, den der Prinz durch keinen einzigen authentischen Act anerkannte; die des Mares, eine Schauspielerin, folgte der Florence, und von ihr hatte er eine Tochter, die er zu St. Denis erziehn ließ, in der Absicht sie einkleiden zu lassen, die aber während der Regentschaft an den Sohn Ségûr's verheirathet wurde; nach der des Mares kam eine gewisse Madem. von Séri, die fille d'honneur bei der Mutter des Herzogs war; diese war es, die Beron dem Herzog vorzog, und die nur nach einem langen Widerstand, worin sie die Herzogin Mutter bestärkte, sich dem Herzog ergab; der Séri folgte die Mason, die dem Regenten zwei Knaben gab, die er anerkannte: der ältere wurde Großprior von Frankreich und General der Galeeren, und der jüngere starb wenig Tage nach seiner Geburt. Zur Séri kehrte er zurück, überhäufte sie mit Reichthum, und kaufte ihr ein Gut, mit dem Titel einer

Gräfin

Geliebte von Argenton, worin ſie der König Ludwig XIV. anerkannte; aber er verließ ſie nachher auf Befehl des Königs, und attachirte ſich an Frau von Parabere.

Alle dieſe Frauen wurden vom Regenten in vielen Geſellſchaften als ſeine Maitreſſen prodncirt, er führte ſie an den Hof, auf Bälle, in die Comödie, zu Seiltänzern, und zu allen Schauſpielen, wo er Logen, Ruhebetten und andere Bequemlichkeiten hatte.

Sala. (Cardinal)

Spanier.

Er war ein Catalonier aus der Hefe des Volkes, der Talente und Ehrgeiz in ſich fühlte, und um ſich aus ſeiner Niedrigkeit herauszureißen und ſein Glück zu verſuchen, Benedictiner wurde.

Der Zufall wollte, daß, als der Erzherzog nach Barcelona gekommen war, ſeine Stallmeiſter Sala's Vater zu ſeinem Kutſcher nahmen. Der Sohn ſuchte dieſen Zufall zu benutzen, und ſich dem Erzherzog bemerkbar und den Miniſtern wichtig zu machen. Sein Charakter war ganz zur Intrigue und zum Aufruhr gemacht. Er ließ ſich daher dazu brauchen, in allen Klöſtern der Stadt und der Provinz gegen den König Philipp von Spanien den Samen der Empörung auszuſtreuen, und zeigte ſich als das Haupt, der Führer und die Seele des Aufruhrs.

Er leiſtete in der That dem Erzherzog durch ſeine Kühnheit, Gewandtheit und Künſte große Dienſte, ſo daß es dem Prinzen nöthig ſchien, ihn aus ſeiner Niedrigkeit zu ziehen, und ihn in Stand zu ſetzen, ihm im Großen zu dienen. Aus dieſem Grunde wurde er Biſchof von Gironne, und in dieſer Würde gingen ſeine aufrühreriſchen Bemühungen ſo gut vor ſich, daß der Erzherzog ihn zum Biſchof von Barcelona beförderte; und hier machte er ſich ſelbſt dem Erzherzog ſo wichtig, daß er von ihm ſeine Stimme zur Cardinalswürde erhielt, und der Pabſt wurde, trotz ſeinem Widerwillen gegen ein ſolches Subject, gezwungen, ihn zum Cardinal zu erklären, als das Waffenglück der Alliirten endlich den Pabſt zur Anerkennung des Erzherzogs als Königs von Spa-

nien

nien genöthigt, und überhaupt gegen den Kaiser willfähriger gemacht hatte.

Der König von Spanien hielt sich durch diese Beförderung für sehr beleidigt, und verbannte Sala, ohne Rücksicht darauf zu nehmen. Als Catalonien auser Stand gesetzt war, seine Empörung zu behaupten, und Barcellona sich von einer Belagerung und der Züchtigung für seine Rebellion bedroht sah, flüchteten sich die meisten von den Anführern in die Gebirge, oder verließen das Land. Sala ging zu Schiffe und rettete sich, so gut er konnte, nach Avignon. Er fand das selbst seine Züchtigung in einer Kränklichkeit, die ihn fast immer im Bette hielt, aber doch seinen aufrührerischen Geist nicht bändigte, der bei ihm zur Natur geworden war.

Er unternahm alles, um, trotz dem Könige von Spanien, nach Barcellona zurückzukehren. Der Kaiser drang mit aller Macht in den Pabst, und der Pabst, der seine Macht in Italien fürchtete, und die Zuneigung des Erzherzogs, der damals Kaiser war, zu Sala kannte, suchte den König von Spanien durch alle mögliche Mittel zu bewegen, und that ihm unaufhörliche Vorstellungen, welche Gewaltthätigkeit es sey, einen Bischof von seiner Heerde entfernt, und aus seiner Diöcese verbannt zu halten.

Die halsstarrige Weigerung des Königs von Spanien ließ den Pabst eine Auskunft finden, wodurch er Zeit gewann, ohne die beiden Monarchen zu beleidigen. Er befahl nämlich Sala, vor allen Dingen nach Italien zu kommen, und den Cardinalshut zu empfangen. Er reiste also von Avignon ab, aufgebracht, daß es ihm nicht gelungen war, wider Willen des Königs nach Barcellona zurückzukehren, und machte sich auf den Weg. Er starb, als er schon fast nach Italien war, und endigte so die Verlegenheit des Pabstes, des Kaisers und des Königs von Spanien um seinetwillen.

Seminarium

von Saint-Sülpice.

Während der König, der eine ihm unterworfene, aber erleuchtete, und in den heiligen Wissenschaften gelehrte Geistlichkeit zu haben wünschte, diejenigen, die sich unter ihr

aufs

auszeichneten, vorzog und belohnte, entstand eine Gesellschaft von Priestern, die sich durch ihre anspruchslose Dumpfheit auszeichnete; und von einem unbekannten Seminar zu Paris sah man sie durch Mittel, die fast allen unbekannt blieben, sich bald zu gröſserer Wichtigkeit erheben.

Die ganze Geistlichkeit war damals gelehrt; nur allein St. Sülpice sah sich unwissend und ohne Schutz. Der Mangel an ausgezeichneten Subjecten bewog sie, sich zu ihrer Erhaltung blind, aber doch versteckt, dem römischen Hofe und den Jesuiten zu unterwerfen, welche sie mit einem einzigen Fuſstritte hätten zermalmen können.

Sie fingen also damit an, die crasseste und kleinlichste Art der Uebung zu treiben, um unausgezeichnet zu bleiben; und ohne sich durch Schriften oder ausgezeichnete Handlungen zu zeigen, Feinde des Jansenismus, der damals den Jesuiten zum Vorwand diente, um sich Einfluſs zu verschaffen, begnügten sie sich damit, die Diener der Jesuiten zu seyn. Diese verschmähten gewisse niedrige Schritte zu thun, die unter der Würde waren, die sie in der Gesellschaft und unter der Geistlichkeit angenommen hatten; aber die von St. Sülpice nahmen sie mit Entzücken über sich. Nach und nach machte sie ihr versteckter Charakter und einige bekannt gewordene Anekdoten furchtbar; und da sie nicht durch merkwürdige und hervorspringende Handlungen die Aufmerksamkeit des Publikums und der Geistlichkeit auf sich ziehn konnten, so suchten sie ihre Stütze in der gern begünstigten Meinung, daſs sie, mit demüthiger Treue an der reinen Lehre hängend, im Stande wären, da sie sogar auf die Orthodoxie der heiligsten Bischöffe und anderer Geistlichen Schatten warfen, diejenigen, die ihnen mifsfielen, schwarz zu machen. Wir haben gesehn, wie sie den Jesuiten zu Spionen dienten, die in der Affaire der Constitution sich noch nicht öffentlich zeigen, und gleichsam nur ihre Fühlhörner ausstrecken wollten. — Die Frömmigkeit war gegen das Ende Ludwigs XIV. am Hofe so sehr Mode, daſs der Charakter der Sülpicianer mehreren gefiel, und durch la Chetardie und Sobet auch der Frau von Maintenon; und jeder Bischoff, der auf ähnliche Weise ohne es zu scheinen, sich emporarbeiten wollte, nahm das Aeuſsere derselben an. Mehreren gelang es auf diesem Wege, und jene Partei, die nach und nach immer mächtiger wurde, diente ihnen zur

Stühe; und die Priester dieser Gesellschaft, aus Politik eine blinde Unterwerfung wählend, die sie ihren Geistlichen predigten, schienen allen Bischöffen sehr geschickt zur Verwaltung der Diöcesen zu seyn: denn dazu diente vortrefflich ihre Moral, welche mit nähtlicher Politik alles Wissen entfernte, das den Geist aufbläht, und eine crasse Unwissenheit begünstigte, die dem Bischoff einen freien Spielraum verschaffte. Daher der, immer im stillen genährte Groll dieser Gesellschaft gegen den geraden und entschiedenen Charakter des Oratoriums und der Gesellschaft Port-Royal, aus der so große Männer hervorgegangen waren, deren Glanz sie blendete; und ihrer Ohnmacht so lästig war, daß sie als die grausamsten Feinde derselben auftraten. Dieß war der ursprüngliche Charakter der Sülpicianer. Uibrigens hatten sie keine Regeln, deren sie sich bei dem Publikum rühmen konnten, sie verbargen sie sogar sorgfältig. Man hoffte, daß eine längere Uebung ihrer Lebensart eine vortheilhafte Veränderung in ihrem Studium und in ihren Sitten hervorbringen würde; aber man sah ein, daß die ursprüngliche Politik dieser Gesellschaft ihr Fundament sey, indem sie die Klugheit hatte, was die Erhaltung ihrer Existenz betraf, einzusehn, daß ein solcher Charakter ihrer Priester immer vielen, Hohen und Geringen, nähtlich seyn, und daher von ihnen unterstützt und befördert werden würde. Auch hätten bessere Regeln, die eine wahre Politik und eine dauerhafte Würkung gezeigt hätten, der Gesellschaft Feinde zugezogen, besonders die Jesuiten, die von jeher die geborenen Verfolger jeder neuen Gesellschaft gewesen sind, so heilig sie seyn mochte, wenn sie die Blicke des Publikums auf sich ziehn konnte, die sie nur auf sich beständig geheftet sehn wollten.

Die ganze Regentschaft hindurch, besonders im Anfange, sind die Sülpicianer demüthiger und vorsichtiger gewesen: ich weiß, daß sie immer zurückhaltender und furchtsamer wurden, so oft sie wußten, daß im Conseil irgend eine Sache vorkam, die auch nur von fern sie berühren konnte; sie waren kriechend und speichelleckerisch gegen Dübois, und nachher seine ergebenen Diener, als er manchen von ihnen für seine Cardinalswürde, oder für seine übrigen Pläne, für die er alle ersinnliche Mittel anwendete, nöthig zu haben glaubte. Im größten Glanz waren die Sülpicianer

igte Entſchloſſenheit in den zarten Lippen, welche
n Reden eine Reihe von ſchneeweißen Zähnen
chtbar machten; ſeine ſtarke Bruſt, ſeine breiten
Schultern wurden ſchöner durch die jungfräuliche
Schlankheit des Leibes; mit den kraftvollen Schen-
eln ſchritt er mächtig einher, aber ſie waren durch
anfte Schönheit gegründet. Mitten im Geſpräche,
ann er die kühnſten Gedanken ſagte, mitten im
handeln, wann er ſeine gewagteſten Plane ver-
olgte, deckte oft Schamröthe die blendende Haut
eines Geſichts und die ihn umgaben, ſchmeichelten
ich, durch ihre Gegenwart ſie bewirkt zu haben.
Daher ſchmiegte ſich an ihn der ſelbſtſüchtige Star-
e, wie der hülfeſuchende Schwache; dieſer, um
ch an dem kraftvollen Kaiſer emporzurichten, je-
er, weil die Biegſamkeit des erröthenden Man-
es ſeiner Herrſchſucht Befriedigung verſprach.
llein jene glühende Scham galt nicht fremden
Weſen; Friedrich erröthete nur vor ſich ſelbſt.
Jeder edleren Seele ſchwebt ein Ideal vor, in wel-
hem ſie dereinſt der Anſchauung aller ihrer Kräfte
enieſſen will; bei dem Staufer ging es, ſofern es
eine Perſon betraf, auf die höchſte ritterliche
Vollkommenheit, und in Hinſicht auf ſeine Unter-
ehmungen beſtand es in der Gründung des italiä-
iſchen Zauberreichs. Wenn er redete, wenn er
andelte, überraſchte ihn oft das Gefühl, wie weit
noch von ſeinen Idealen entfernt wäre, und trieb
urch ſein gewaltig ſchlagendes Herz das Blut in

ſeine

cianer unter der allvermögenden Regierung des Cardinals Fleury, der, wie so viele andere, bei ihnen seine Laufbahn angetreten hatte; und damals war es, daß diese Priester, sonst so demüthig und kriechend, jeden von den großen Pfründen entfernten, der ihnen in Weg treten konnte, oder sich nur gleichgültig gegen sie verhalten wollte.

Wir haben gesehen, wie wir alle, Hohe und Geringe, genöthigt waren, uns vor ihnen zu schmiegen, um für die Geistlichen unserer Familie das zu erhalten, worauf sie durch das Recht der Geburt oder ihr Verdienst gerechten Anspruch machen konnten. Aber welches ist die Würkung ihrer sonderbaren Herrschaft auf Vertheilung der Pfründen gewesen? Sie haben die Diöcesen mit Fanatikern oder Ignoranten oder Landstreichern bevölkert, die aber ihnen zugethan waren, und die sie nach ihren Zwecken beherrschten. Uibrigens hat diese Congregation, welche die Französische Geistlichkeit in ihrer alten Unwissenheit zurückhält, noch kein einziges ausgezeichnetes Subject hervorgebracht; und ihren Stifter, der ein Heiliger gewesen seyn soll, haben sie nicht einmal den Muth gehabt, dafür erklären zu lassen, aus Furcht, seine Schüler bemerkbarer zu machen, welche immer die Blicke der Hellsehenden gefürchtet haben.

Geheime Denkwürdigkeiten

über die

Regentſchaft

Philipps II. Herzogs von Orleans.

von

Ludwig, Herzog von St. Simon.

I. Buch.

Inhalt des I. Buchs.

1) Schilderung des franzöſiſchen Hofs, bei dem Tode Ludwigs des XIV. Charakter der Herzogin von Berry, Tochter des Regenten; ihre Geſchichte; ihre Liebeshändel mit La Haye und Riom. 2) Schilderung der Herzogin von Orleans. 3) Schilderung des Regenten. Sein Charakter, ſeine Gewohnheiten, ſeine Sitten, ſein Geiſt. 4) Geſchichte ſeiner Erziehung. Wie Er durch Dû Bois verdorben wird. 5) Charakter dieſes Dû Bois. 6) Schilderung des Spaniſchen Hofs; Schilderung des Alberoni. 7) Schilderung des Königs Philipp, und der Königin, ſeiner zweiten Gemahlin.

I.

Die Herzogin von Berry hielt sich an den alten sowohl als an den neuen Hof.

Diese Prinzessin *) war groß, schön, gut gebaut, ohne gerade viel Anstand zu haben. Ihr Blick ließ fürchten, was sie war. Sie hatte eben so viel Beredtsamkeit als ihr Vater und ihre Mutter, und konnte, wie diese, mit einer unendlichen Leichtigkeit alles ausdrücken, was und wie sie es wollte; und dieß mit einer Zierlichkeit, Angemessenheit und Richtigkeit, mit einer Auswahl, mit so ganz eigenen Wendungen, daß sie immer Erstaunen erregte. Sie war furchtsam in Kleinigkeiten, aber auch wieder auffallend keck; bis zur Tollheit stolz, und in Betracht ihres Standes bis zur Unanständigkeit gemein. Man kann sagen, daß sie, nur etwa den Geiz ausgenommen, alle Laster in sich vereinigte. Diese waren in ihr um so gefährlicher, da sie so ungemein viel Scharfsinn und Geist besaß.

Ich bin nicht gewohnt, diejenigen Gemälde, welche ich zur richtigeren Ansicht der Begebenheiten aufstellen muß, mit zu grellen Farben auszumalen; im Gegentheil wird man gewiß meine ängstliche Zurückhal-

*) Das folgende Gemälde wird vollständig durch Beimischung der Züge, welche die Herzogin von Orleans, Charlotte Elisabeth, gezeichnet hat. s. den 24. Band dieser Sammlung S. 306—314.

haltung, in allem was das weibliche Geschlecht, und überhaupt was Liebeshändel betrifft, leicht bemerken können; es sey denn, daß es einen unvermeidlichen Bezug auf das Wesentliche habe. Im gegenwärtigen Fall würde ich es schon aus Eigenliebe thun; wenn mich auch nicht die Achtung gegen das schöne Geschlecht, und der Rang dieser Person dazu aufforderte. Der vorzügliche Antheil, welchen ich an der Vermählung der Herzogin von Berry genommen habe, und die Stelle, welche Frau von Saint-Simon, wiewohl wider ihren und meinen Willen, bis an den Tod dieser Prinzessin bei ihr bekleidete, würden für mich sehr starke Gründe zum Stillschweigen seyn, wenn nicht dadurch die ganze Folge der Geschichte dieser Zeit unvollständig und die Wahrheit versteckt bliebe. Ich opfere daher meine Eigenliebe der Wahrheit der Geschichte auf, und erkläre deswegen auch frei, daß wenn ich auch nur einige von den Eigenschaften dieser Prinzessin gekannt oder geahndet hätte, die bald nach ihrer Vermählung anfingen offenbar zu werden, sie nie Herzogin von Berry geworden seyn würde.

Da ich die Geschichte der Regentschaft mit der Schilderung der Prinzen und Prinzessinnen anfange, welche während derselben geglänzt haben, so muß ich in der Geschichte dieser Personen noch etwas weiter zurückgehen. Es ist nothwendig, daß ich an das Souper zu Saint-Cloud erinnere, welches unmittelbar nach der Hochzeit erfolgte; ferner an das, was ich nur flüchtig, aber doch verständlich genug bei der kurz darauf gemachten Reise nach Marly berührte; an ihren Unwillen über den Thürhüter, welcher ihrer Frau Mutter aus Unwissenheit die beiden Flügelthüren in ihrem Hause öfnete. — Man denke noch weiter zurück an ihre Verzweiflung bei Monseigneurs Tod, und an die Ursache derselben; an die tollen und schrecklichen

Geſtändniſſe, die ſie der Frau von Saint-Simon darüber machte; an ihren Haß gegen Monſeigneur, beſonders aber gegen die Herzogin von Bourgogne; an ihr Betragen gegen dieſe Frau, welcher ſie doch alles zu verdanken hatte, und die nicht müde wurde, ihr in allen Stücken gefällig zu ſeyn; an ihre Verzweiflung, als ſie ihr das Hemd geben ſollte; an die Dienſtleiſtung, als ſie Dauphine geworden war, und wie viel es gekoſtet hatte, um ſie dazu zu bewegen; an alles, was ſie gethan hatte, um den Herzog von Berry, wider ſeinen Willen, davon abzuhalten, und ihn, gegen ſeine Pflicht und Neigung, mit dem Herzog und der Herzogin von Bourgogne zu entzweien; an die Urſache, warum ſie ſich mehr als einmal den heftigen Unwillen des Königs und der Königin zuzog; an den Inhalt und den Erfolg einer Warnung, die ich dem Herzog von Orleans über ſie gab, weil die Verfolgung der Herzogin von Orleans und das allgemeine Geſchrei, ſo unwürdig es auch war, mich dazu genöthigt hatte; an den ſonderbaren Ausbruch zwiſchen ihr und ihrer Mutter, über einen Perlenſchmuck von der Königin Mutter, und über eine unſchätzbare Cammerfrau, die aus ihrem Dienſt gejagt wurde; an einen ähnlichen Ausbruch, der über die Beſetzung der Oberſtallmeiſter-Stelle bei dem Herzog von Berry, und über die zukünftige Gouvernantin ſeiner Kinder entſtand; endlich (was ich ſo leiſe als möglich berührt habe) erinnere man ſich an die Art, wie ſie mit dem Herzog von Berry umging, und an die Empfindungen, die er bei ſeinem Tode gegen ſie äußerte. Alle dieſe Dinge ſind unter den Augen der Frau von Saint-Simon vorgegangen. Auch muß ich noch anmerken, daß die Herzogin von Berry es in der Kunſt, ſich zu verſtellen und andere zu betrügen, aufs Höchſte gebracht hatte, und ſich oft ohne eigentliche Veranlaſſung in dieſer Kunſt übte. Sie wendete alles an, um

dem

dem Herzog von Berry, der einen wahren Fonds von Religion und Rechtſchaffenheit hatte, allen Sinn dafür zu benehmen. Sie tadelte ſein ſtrenges Faſten, von dem ſie keine Freundin war, und machte ſich ſo ſehr darüber luſtig, daß er es aus Liebe und Gefälligkeit, oft auch aus Verlegenheit über ihren bittern Spott, zuweilen, wiewohl ſelten, unterließ. Da dieß nicht ohne Streit, Gewiſſens-Zweifel und Angſt von ſeiner Seite geſchehen konnte; ſo gab ihr dieß immer wieder neuen Anlaß zum verdoppelten Spott, der ihn tief kränkte.

Eben ſo wurde auch ſeine angeborne Gerechtigkeitsliebe öfters durch ſie gekränkt, indem ſie mit der größten Heftigkeit die ſchreiendſten Ungerechtigkeiten in ſeinem Hauſe von ihm verlangte; denn in dem ihrigen hätte er ohnehin nichts ſagen dürfen.

Andere noch wichtigere Gegenſtände trieben oft ſeine Geduld aufs äußerſte, und mehr als einmal erfolgte ein auffallender Ausbruch. Sie erlaubte ſich öfters ſehr freche Geſpräche, von denen ſie ſich auch nicht einmal durch die Gegenwart des Herzogs von Berry, des Herzogs und der Herzogin von Orleans, und anderer Damen, mit denen ſie gar nicht vertraut war, zurückhalten ließ. Ja ſie nahm es ſogar übel, daß der Herzog von Berry nicht ein Gleiches that. Sie behandelte oft ihren Vater mit einem Stolz, der über alles ging; und nur ihre Furcht vor dem König hielt ſie ab, geradezu mit ihrer Mutter zu brechen; allein ihr Betragen gegen dieſe war eben ſo ſchlecht, und ſo, daß keines von dieſen Dreien nur den geringſten Widerſpruch, noch weniger die geringſte Mißbilligung gegen ſie äußern durfte. Waren ſie zuweilen durch dringende und wichtige Urſachen dazu genöthigt, ſo erfolgten jedesmal ungewöhnliche Auftritte bei denen der Vater und Gatte ſich zur Unterwerfung und Abbitte

bitte verſtehen und die Verſöhnung oft theuer von ihr erkaufen mußten.

Sie hatte mehrere Liebeshändel, und ungeachtet ſie ihr in ihrer Lage ſehr erſchwert wurden, behandelte ſie dieſelben mit wenig Zurückhaltung. Ihr letzter Liebhaber war La Haye, der vom königlichen Page, zum Stallmeiſter des Herzogs von Berry emporgeſtiegen war. Er war ein gröſser dürrer Mann, der eine gezwungene Figur, ein röthlichtes Geſicht, eine alberne wenig ſagende Bildung, nicht viel Geiſt, aber Gutmüthigkeit hatte. Durch ſie rückte er, ſeinem Stande nach, ſehr ſchnell vor. Ihre Neigung zu ihm dauerte bis zu dem Tode des Herzogs von Berry, und noch einige Zeit nachher.

Und dieſe Frau nun beſaß das Herz und die Seele des — Herzogs von Orleans, dem ihre ganze Geſchichte bekannt war. Er gerieth darüber oft in die äuſserſte Angſt, wegen der Ausbrüche und Abentheuer, welche von ihrer heftigen und unbändigen Gemüthsart zu befürchten waren. Dennoch waren dieſer Frau, vor und nachher, alle Geheimniſſe ihres Vaters anvertraut.

Die Herzogin von Orleans war immer ſanft, freundſchaftlich und freigebig gegen ſie geweſen; überdieſs war ſie faſt nie um ſie, folglich auch nicht leicht denen Zufällen ausgeſetzt geweſen, wodurch die Kinder zuweilen beleidigt werden. Allein ihr Stolz war ſo groſs, daſs ſie es für einen durch ſie erhaltenen Flecken hielt, die Tochter einer legitimirten Prinzeſſin zu ſeyn. Aus dieſem Grunde hatte ſie einen Widerwillen und eine Verachtung gegen ſie, welche ſie nach ihrer Vermählung nicht mehr verbarg, auch vor und nachher dem Herzog von Orleans ſorgfältig beizubringen bemüht war.

. . . . . .

Der

seine Wangen. Wahrlich, dieses Erröthen war ein furchtbares Zeichen für den Freiheitssinn der lombardischen Städte; ein solcher Geist vergißt seine Lieblingsideen nur mit dem letzten Lebenshauch, und um die seinigen zu vollführen, mußte Friedrich den dritten Stand mit ritterlicher Verachtung vernichten, das lombardische System zertrümmern. Mit unverwandtem Blick auf sein Ideal ging er auch sein ganzes Leben hindurch, obgleich das Mitleiden seiner Seele nicht fremd war, dennoch gefühllos über dampfende Trümmer und Leichenhaufen und achtete nicht auf den Vorwurf der Grausamkeit *).

Im Frühling des Jahrs 1158 setzte sich Friedrich in Bewegung nach Italien. Ein so zahlreiches teutsches Heer von auserlesenen Kriegern hatte noch nie die Alpen erstiegen; in vier verschiedenen Abtheilungen nahm es seinen Marsch über dieselben. Der Kaiser selbst kam vom König von Böhmen und seinem Vetter, dem staufischen Herzog Friedrich von Schwaben, von den drei teutschen Erzbischöfen und einer zahllosen Menge von Bischöfen, Aebten und Grafen begleitet im Jullus in der Lombardei an. Als er die blühenden, fruchtbaren Gefilde überschaute, als am blauen Horizont ihm die stolzen Thürme der vielen prächtigen Städte erschienen, da füllten Thränen seine Augen, sein großes Herz schlug gewaltig gegen den Brustharnisch, er fühlte sich von dem Gedanken gehoben, daß alles das sein werden sollte!

*) Mit der Schilderung, welche uns Raderich von Friedrich macht, vergleiche man vorzüglich Chron. Abbat. Urspeng. p. 215.

(Der Schluß im fünften Bande.)

Vor-

Der Stolz ihrer Mutter kam mit dem ihrigen gar nicht in Vergleichung. Schon vor ihrer Vermählung bildete ſie ſich ein: der Herzog von Berry hätte in ganz Europa niemand außer ihr heurathen können, und ſie Beide ſeyen für einander geſchaffen.

Nach manchen vorübergehenden Liebesgeſchichten verliebte ſich die Herzogin ganz ernſtlich in Riom, einen nachgebornen Sohn aus dem Hauſe Andie und Neffe der Frau von Biron. Er war, wie ſchon geſagt, weder hübſch noch geiſtreich; ein dicker, kurzer, hausbackigter, blaß ausſehender Menſch, der mit ſeinen vielen Finnen beinah wie ein Abſceß ausſah, und nichts als ſchöne Zähne hatte. Es war ihm nie eingefallen, eine ſolche Leidenſchaft einflößen zu können, die noch dazu in ſo kurzer Zeit ſo zügellos wurde, und immer fortdauerte, ohne jedoch den Geſchmack und die Neigungen der Herzogin für andere aufzuheben. Riom hatte kein Vermögen, dafür aber eine Menge Brüder und Schweſtern, die eben ſo wenig hatten als Er. Herr und Frau von Pens, die Hofdame der Frau Herzogin von Berry, waren mit ihm verwandt und aus der nehmlichen Provinz; ſie ließen dieſen jungen Menſchen, der damals Dragoner-Lieutenant war, zu ſich kommen, um etwas aus ihm zu machen. Kaum war er angekommen, ſo offenbarte ſich dieſe Neigung für ihn, und er war im Luxemburg Meiſter.

Herr von Lauzün, deſſen Neffe er war, lachte heimlich darüber, und freute ſich, durch ihn im Luxemburg gleichſam wieder in die Zeiten ſeiner ehmaligen Verhältniſſe mit Mademoiſelle verſetzt zu ſehen. Er gab Riom Anweiſungen, wie er ſich betragen ſollte. Dieſer, von Natur gefällige, ehrerbietige, gute und rechtſchaffene junge Mann befolgte ſie anfangs willig; aber bald fühlte er die Macht ſeiner Reize, die nur auf den unbegreiflichen Geſchmack dieſer Prinzeſſin ſo

stark wirken konnten, und ohne gerade eine andere ihr vorzuziehen, suchte er doch allen zu gefallen, und behandelte seine Herzogin, wie Herr von Lauzün Mademoiselle behandelt hatte. Bald war er mit den kostbarsten Spitzen, den reichsten mit Silber besetzten Kleidern, Schnallen und Juwelen geschmückt. Er ließ auf sich schmachtend warten. Es gefiel ihm, die Prinzessin eifersüchtig zu machen, und dann sich wieder zu stellen, als ob er eifersüchtig auf sie wäre. Dadurch brachte er sie oft zu Thränen, und wußte sich, nach und nach, auf einen solchen Fuß mit ihr zu setzen, daß sie nicht einmal die gleichgültigsten Dinge ohne seine Erlaubniß thun durfte. Oft, wenn sie eben im Begriff war, in die Oper zu gehen, mußte sie zu Hause bleiben, ein andermal aber gegen ihren Willen hingehen; er zwang sie, denjenigen Damen schön zu thun, die sie nicht liebte und auf die sie eifersüchtig war, dagegen denjenigen Personen, die ihr gefielen, und auf die er sich eifersüchtig stellte, übel zu begegnen. Bis auf ihren Putz, hatte sie nicht die geringste Freiheit. Er machte sich einen Spaß daraus, ihr ihren Kopfputz, wenn er ganz fertig war, abnehmen oder sie andere Kleider anziehen zu lassen; und dieß geschah so oft, und zuweilen so öffentlich, daß er sie daran gewöhnt hatte, von ihm alle Abend seine Befehle über ihren Putz und ihre Beschäftigung für den folgenden Tag anzunehmen. Den andern Tag aber änderte er oft alles wieder ab. Die Prinzessin weinte oft und viel darüber. Am Ende schickte sie vertraute Diener als Boten an ihn ab, denn er wohnte fast am Eingang von Luxemburg, und diese Boten wurden während ihrer Toilette mehreremale hin und her geschickt, um ihr Nachricht zu bringen, welches Band, welches Kleid und so fort, sie anlegen sollte. Fast immer mußte sie das tragen, was sie nicht wollte. Wenn sie ohne seine Er-

Erlaubniß, ſich in den unbedeutendſten Dingen zuweilen eine Freiheit herausnahm, behandelte er ſie wie eine Magd, ſo daß ſie oft mehrere Tage weinte.

Dieſe ſtolze Prinzeſſin, die bei allen Gelegenheiten den unmäßigſten Uebermuth zeigte und ausübte, erniedrigte ſich ſo tief, daß ſie ihm und andern unwürdigen Perſonen heimliche Mahlzeiten gab; ſie, mit der niemand ſpeiſen konnte, der nicht ein Prinz vom Geblüt war. Der Jeſuit Riglet, der ſie als Kind gekannt und ſich in ihrer Gunſt zu erhalten gewußt hatte, war auch bei dieſen Mahlzeiten, und ſchämte ſich eben ſo wenig darüber, als die Herzogin ſelbſt. Frau von Mouchy war die Vertraute aller dieſer ſonderbaren Winkelgeſellſchaften. Sie und Riom wählten die Gäſte und beſtimmten die Tage dazu; Frau von Mouchy verſöhnte und vereinigte die Liebenden.

Dieſer Lebenswandel war im Luxemburg allgemein bekannt; jedermann wendete ſich an Riom, der ſeinerſeits ſich wieder bemühte, mit allen Menſchen gut auszukommen, und jedem mit einer Achtung zu begegnen, die er, ſogar öffentlich, ſeiner Prinzeſſin allein verſagte. Er gab ihr in Gegenwart anderer grobe Antworten, die ſie in große Verlegenheit ſetzten, um ſo mehr, da ſie ihre Leidenſchaft zu ihm nicht verbarg.

Durch dieſe Lebensweiſe, ließ ſich die Prinzeſſin doch nicht abhalten, ſich ein Zimmer bei den Carmeliterinnen in der Vorſtadt Saint-Germain, wo ſie öfters die Nachmittage, an hohen Feſttägen aber mehrere Tage nach einander zubrachte, zuzueignen. Sie nahm dahin nur zwei, ſelten drei Cammerfrauen, und nur wenige Bedienten mit, und aß mit ihnen, was man ihr aus dem Kloſter brachte. Sie beſuchte den Gottesdienſt am Tage, öfters auch bei Nacht, und erſchien entweder im Chor oder in einem Kirchenſtuhl. Zwiſchen

schen den gottesdienstlichen Stunden betete sie und hielt ihre Fasten.

Zwei Carmeliternonnen, die viel Verstand hatten, und die Welt kannten, hatten den Auftrag, sie zu empfangen und bei ihr zu seyn. Eine davon war sehr schön, die andere war es gewesen. Sie waren beide noch ziemlich jung, besonders die Schönste; doch waren sie vortreffliche Nonnen und wahre Heilige, die dieses Geschäft ungern übernahmen. Als sie etwas vertrauter mit der Prinzessin geworden waren, sagten sie dieser ganz frei: sie würden sie als eine Heilige bewundern, wenn sie nichts von ihr wüßten, als was sie sähen; sie hätten aber gehört, daß sie einen sonderbaren Lebenswandel führte und diesen so wenig zu verbergen suche, daß sie nicht begreifen könnten, was sie eigentlich im Kloster wolle. Dieß nahm sie gar nicht übel, sondern lachte bloß darüber. Zuweilen gaben sie ihr kräftige und derbe Verweise, ermahnten sie auch auf eine feine aber doch ernstliche Art, ihre so ärgerlichen Sitten zu ändern. Sie erzählten dieß nachher denjenigen von ihren Cammerfrauen, die am meisten über den Seelenzustand der Herzogin von Vetry betrübt waren. Diese aber setzte zu allgemeinem Erstaunen ihre contrastirende Lebensart im Luxemburg und im Carmeliter-Kloster fort; ja sie wurde sogar noch ausschweifender.

Diese Prinzessin nun, deren Leben eine Mischung von höchster Größe, und niedrigster Knechtschaft war, die zuweilen in der strengsten Eingezogenheit lebte, sonst aber Mahlzeiten gab, welche durch die schlechteste Gesellschaft, durch die schmutzigsten, gottlosesten und zügellosesten Liederlichkeiten entheiligt wurden; sie, die neben der beunruhigendsten Furcht vor dem Teufel und dem Tode, doch nur ihren Leidenschaften folgte, wurde endlich im Luxemburg krank.

Ich

Ich muß hier alles *) sagen, weil es zur Geschichte gehört, und weil es noch viele andere schreiben werden und zum Theil schon geschrieben haben; um so mehr, da ich keine andere Liebesgeschichten in diesen Memoiren aufgezeichnet habe, als solche, die für Aufschlüsse in den Begebenheiten nöthig waren.

Die Herzogin von Berry wollte sich in nichts einen Zwang anthun; äußerst aber war sie aufgebracht, daß die Welt öffentlich von Dingen sprach, die sie doch zu verbergen, sich nicht einmal die Mühe nahm. Endlich wurde sie schwanger von Riom, verbarg es aber, so sehr sie konnte. Ihre Cammerfrau war in diesen Dingen sehr nachsichtig gegen die beiden Liebenden, die sich auch nicht viel Zeit zu ihren Schäferstunden nahmen.

Riom und jene Cammerfrau selbst waren in einander verliebt, und machten sich zusammen über die Prinzessin lustig, daß sie sich von ihnen hintergehen und zu ihrem Vortheil mißbrauchen ließ; mit einem Wort, sie waren Herr über sie und ihr ganzes Haus; und trieben ihre Herrschaft so weit, daß sogar der Herzog von Orleans und seine Gemahlin sich vor ihnen fürchten und sie schonen mußten. Ungeachtet Frau von Saint-Simon nichts von ihnen zu befürchten hatte, da sie im Hause und sogar von dem verliebten Paar geliebt und geachtet war, so sah sie die Herzogin von Berry doch nur in Staatsvisiten.

Die Schwangerschaft der Prinzessin war am Ende; und dieser, durch zu häufigen Genuß des Weins

und

*) St. Simon kann nie den alten, ehrenfesten Hofmann ablegen. Wenn er „alles sagen muß," so sagt er doch immer noch nicht, was ihm das Unerträglichste scheinen mochte. So sagt er hier nicht, daß Riom die Herzogin von Berry sogar bewogen hatte, sich mit ihm trauen zu lassen.

und Liqueurs; übel vorbereitete Zeitpunkt wurde ängstlich und gefährlich. Die Herzogin von Saint-Simon konnte bei dieser Gelegenheit nicht ganz unthätig bleiben, schlug aber dennoch dem Herzog von Orleans und seiner Gemahlin die Bitte ab, in dem Zimmer, welches man für sie bestimmt hatte, zu schlafen. Sie fand die Herzogin von Berry in einem kleinen Alkofen ihres Zimmers, der bequeme Ausgänge hatte, und wohin niemand, außer der Cammerfrau und Riom, kommen konnte. Selbst der Herzog und die Herzogin von Orleans konnten nicht hineingehen, wenn sie wollten; eben so wenig die Aerzte.

Man merkte nur zu gut, was vorging; diese Begebenheit wurde sogar in den auswärtigen Zeitungen gemeldet, und war das allgemeine Gespräch in Paris und in den Provinzen.

Da die Gefahr zunahm, so sprach der Sulpizianer Prediger Languet, der sich schon geschäftig bewiesen hatte, mit dem Herzog von Orleans, von Ertheilung der Sacramente. Die erste Schwierigkeit war, wie er hineinkommen könnte, um mit der Herzogin von Berry darüber zu reden. Bald fand sich aber eine zweite noch größere; der Prediger erklärte nämlich als ein Mann, der seine Pflichten kannte, daß er sie nicht mit den heiligen Mitteln versorgen würde, ehe sich die Cammerfrau und Riom, nicht nur aus ihrem Zimmer, sondern auch aus dem Luxemburg entfernt hätten. So weigerte sich der Mann ganz laut und in Gegenwart aller Anwesenden, der Prinzessin die Sacramente der Kirche zu geben. Der Herzog von Orleans war dadurch weniger beleidigt, als in Verlegenheit gesetzt. Er nahm den Prediger bei Seite, und versuchte es lange, ihn zu bewegen. Da er ihn aber unerbittlich fand, so schlug er ihm endlich vor, die Sache dem Cardinal von Noailles vorzutragen. Der Geistliche

nahm

nahm diesen Vorschlag sogleich an und versprach, da jener sein Bischoff war, nur dessen Befehlen nachzugeben, vorausgesetzt, daß er die Freiheit habe, ihm seine Gründe darüber zu erklären.

Die Sache war dringend, und die Herzogin von Berry beichtete während dieses Streits einem Franziscaner, der ihr Beichtvater war. Der Herzog von Orleans schmeichelte sich ohne Zweifel, der Bischoff von der Diöces werde nachgebender seyn, als der Prediger, mit dem er in Rücksicht auf die Constitution ganz entgegengesetzter Meinung war. Allein, wenn er dieß hoffte, so betrog er sich.

Nach einer halbstündigen Unterhaltung mit dem Herzog von Orleans, sagte der Cardinal von Noailles ganz laut zu Languet: er habe seine Pflicht gethan, und er, als sein Bischoff, verbiete ihm, der Herzogin von Berry die Sacramente zu reichen, so lange Riom und die Cammerfrau noch im Luxemburg und nicht völlig verabschiedet seyen. Jedermann billigte dieß Betragen der geistlichen Herren.

Der Regent, der Cardinal und der Prediger berathschlagten sich hierauf, hinter der Thüre, wer von ihnen der Herzogin von Berry diesen Beschluß bekannt machen solle. Sie hatte schon gebeichtet, und erwartete die heil. Sacramente. Der Herzog von Orleans rief endlich die Cammerfrau, und erklärte ihr durch die halb geöfnete Thür, wovon die Rede sey.

Diese war erstaunt, beleidigt und sagte in einem sehr ernstlichen Tone: man werde die Herzogin von Berry tödten, wenn man die Grausamkeit habe, mit ihr davon zu reden. Es wurde aber dennoch beschlossen, daß diese Dame der kranken Herzogin sagen solle, was geschehen müsse, wenn sie das Viatikum bekommen wolle.

Eine verneinende Antwort wurde dem Herzog von Orleans gemeldet, und dieser überbrachte sie dem Cardinal und dem Prediger. Der Cardinal sah wohl, daß die Hofdame zu einem solchen Auftrag nicht taugte. Er sagte daher dem Herzog von Orleans: ihm als Vater komme es zu, mit der Kranken darüber zu sprechen. Allein auch dieser vermochte nichts über sie. Er fürchtete seine Tochter, und fand wenig Gehör bei ihr. Auf die wiederholte Verweigerung entschloß sich der Cardinal, mit dem Prediger geradezu selbst zu der Herzogin von Berry zu gehen.

Der Herzog Regent, welcher befürchtete, der Anblick des Cardinals und des Predigers möchte plötzliche und gefährliche Zufälle bei seiner Tochter, die er sehr liebte, verursachen, beschwor jene zu warten, bis er die Kranke erst auf diesen Besuch vorbereitet hätte. Allein diese brach in Wuth aus über diese heuchlerischen „Pfaffen," die ihren Gesundheits-Zustand und ihre geistliche Würde, nur dazu mißbrauchten, um sie durch eine so unerhörte Beschimpfung zu entehren. Wer ihr geglaubt hätte, würde den Cardinal und den Prediger die Treppe hinunter geworfen haben.

Der Herzog Regent kam zurück, und unterhielt sie, so gut er konnte. Die Aufmerksamkeit aller anwesenden Vornehmen im Zimmer war außerordentlich gespannt. Nach Verfluß von zwei Stunden, hielt es der Cardinal für unschicklich, länger zu warten, da er wohl sah, daß er nichts erreichen würde. Er wiederholte dem Prediger seinen Befehl, näherte sich der Frau von Saint-Simon, erzählte ihr, was vorgefallen war, und war eben so traurig darüber, wie sie.

Der Herzog von Orleans meldete sogleich seiner Tochter, daß der Cardinal weggegangen sey, worüber er selbst sehr froh war. Allein als er wieder herausging, fand er Languet noch an der Thüre stehend. —

Die-

Dieſer erklärte ihm, daß er ſeinen Poſten nicht verlaſſen werde, aus Beſorgniß, man möchte ihr heimlich die Sacramente geben. Er blieb wirklich vier Tage und ſogar vier Nächte dort, und entfernte ſich nur auf kurze Zeit um zu eſſen oder auszuruhen, ließ aber immer in ſeiner Abweſenheit zwei Prieſter dort. Die Nachwelt wird dieß kaum glauben, obgleich ganz Paris davon unterrichtet war.

Als die Gefahr vorüber war, verließ Languet ſeinen Poſten.

Die Herzogin von Berry, von einer Tochter entbunden, genas wieder; blieb aber immer ſehr erbittert auf den Cardinal und den Prediger, denen ſie es nie vergeben konnte, ſo wie ſie dadurch nur noch mehr für die beiden Liebenden eingenommen wurde, die ſich wieder, wie vorher, über ſie luſtig machten und ihr nur aus Eigennutz ergeben blieben. Riom, der als ein nachgeborner Adelicher aus Gascogne, kein Vermögen hatte, aber, wie ſchon geſagt, ein Neffe von Lauzün war, deſſen Heurats-Geſchichte mit Mademoiſelle bekannt iſt, machte ſeinem Oncle immer mehr das Vergnügen, ſich in ihm wieder auflebend zu ſehen. Dafür wußte der Erfahrne ihn recht klug zu leiten. Die Gefahr, worin die Herzogin von Berry geweſen war, die Beſchimpfung über die Verweigerung der Sacramente, ihre Furcht vor dem Teufel, die ſie bei dem ſchwächſten Donnerſchlag in Schrecken ſetzte, machten den Oncle und den Neffen noch kühner. Lauzün war es, welcher Riom den Rath gegeben hatte, die Herzogin ſo zu behandeln, wie er einſt Mademoiſelle behandelt hatte. Sein eigenthümlicher Grundſatz war, fürſtliche Perſonen müßten kurz gehalten und ſtreng geleitet werden. Dieß ſey das einzige Mittel, wodurch man ſich einige Gewalt über ſie verſchaffen könnte. Riom half ihm trefflich dazu; denn er lenkte das

Herz der Gesellschafts-Dame, und diese wieder das Herz der Prinzessin. Sie beide waren durch die kürzlich erlittene Beschimpfung sehr in Schrecken gesetzt gewesen, und beschlossen, zwischen uns und der Herzogin von Berry eine Verbindung einzuleiten, wodurch sie gegen solche und ähnliche Vorfälle geschützt seyn könnten. Um das Publicum zu besänftigen, ließ die Herzogin ihren Garten im Luxemburg, der vorher für dasselbe verschlossen war, wieder öfnen.

Sechs Monate lang kleidete sie sich weiß, worüber viel gelacht wurde.

Die Herzogin von Berry war unendlich stolz und ehrsüchtig. Eines Tags unterstand sie sich, einem Venetianischen Gesandten in einem auf drey Stuffen erhöht stehenden Lehnstuhl Audienz geben zu wollen. Die Verwunderung der sitzenden und stehenden Damen, die zu dieser Audienz gekommen waren, war außerordentlich; mehrere wollten sogar wieder weggehen, und wurden nur mit Mühe zurückgehalten. Der Gesandte blieb bei dem sonderbaren Anblick unentschlossen stehen, näherte sich zwar, als wenn er die Audienz annähme, um kein Aufsehen zu machen, drehte aber, nach seiner letzten Verbeugung und einigen Augenblicken des Stillschweigens, ihr den Rücken zu und ging weg. Am nämlichen Tage beschwerten sich alle Gesandten gegen dieses Benehmen, und beschlossen, daß keiner von ihnen bei der Herzogin erscheinen würde, so lange sie nicht versichert seyen, daß so etwas nicht wieder vorfallen werde. Erst nach langer Zeit gab man ihnen endlich die verlangte Versicherung, worauf sie denn wieder erschienen.

Nachricht.

des

Herausgebers.

Joinville's Denkwürdigkeiten von König Ludwig dem Neunten erſcheinen hier überſetzt nach der beſten vorhandenen Ausgabe, welche unter dem Titel: Hiſtoire de *Saint Louis* par *Iean Sire de Ioinville*, Les Annales de *Son* Regne par *Guillaume de Nangis*, *Sa* vie et *Ses* miracles par *le Confeſſeur de la Reine Marguerite*. Le tout publié d'après les Manuſcriptes de la Bibliotheque du Roi et accompagnée d'un Gloſſaire. à Paris de l'Impremerie Royale. MDCCLXI. Fol. erſchienen und durch die Herrn Melot, Sallier und Capperonnier (mehr glänzend, als gründlich) bearbeitet worden iſt. Das erſtemahl wurde Joinville's Werk unter Franz I.

Bei ſo viel angenehmen, liebenswürdigen und vorzüglichen Geiſtesanlagen, bei einer vielſagenden Geſtalt, auf welcher die Blicke mit Vergnügen verweilten, (die aber am Ende durch zu vieles Fett etwas verlor), bei einer ſeltenen Anmuth der Rede, und einer eigenen Gabe der Beredſamkeit, was hätte ſie bei dieſen Talenten nicht bei dem König und der Frau von Maintenon, die ſie ſo gern geliebt hätten, bewirken können? was bei der Herzogin von Bourgogne, die ſie vermählt und ihr Glück zu ihrer eigenen Sache gemacht hatte? und was nicht nachher bei einem Vater, welcher der Regent des Königreichs war, und ſie über alles liebte? — wenn nicht Laſter des Herzens und Verſtandes dieſe ſchönen Eigenſchaften verdorben hätten. Stolz und Falſchheit hielt ſie für Tugenden, und die Irreligioſität, die ſie in der Folge für einen Geiſtesvorzug hielt, machten ſie vollends zu allem Böſen fähig.

Man kennt nunmehr ihr ſonderbares Betragen gegen den Herzog von Berry, ihren Abſcheu gegen eine für rechtmäßig erklärte Mutter, ihre Verachtung gegen einen Vater, den ſie zu beherrſchen wußte, ihre unſinnigen Ideen in Rückſicht auf Monſeigneur, ihren Rangneid und ihre Undankbarkeit gegen den Herzog und die Herzogin von Bourgogne, der ſie alles verdankte, ihr unbekümmertes Betragen gegen den König und die Frau von Maintenon, ihren Haß gegen alle die, welche zu ihrer Verbindung beigetragen hatten (weil, ſagte ſie, es ihr unerträglich ſey, irgend jemand verbindlich zu ſeyn), ihre groben Betrügereien, ihre Anmaßlichkeit, ihre unanſtändige Aufführung, die ſo gar nicht mit ihren Eigenſchaften zu reimen war. Man weiß, wie ſich ſchon in den erſten Tagen ihrer Ehe, ihr heftiges Temperament vertrieth, wie ſie täglich öffentlich Unſchicklichkeiten beging, und mit wem

oder gar keiner Zurückhaltung den jungen Männern nachlief; endlich wie weit sie ihre Leidenschaft für Riom verleitete. Man weiß, daß sie den Plan hatte, berühmte und tapfere Männer an sich zu ziehen, um sich zwischen ihrem Vater und Spanien bedeutend zu machen; daß sie sich einbildete, sie könne sich alsdann auf diejenige Partey wenden, welche für sie die vortheilhafteste seyn würde; daß sie sich den Rang einer Königin und einmal sogar, als sie den Venetianischen Gesandten empfing, einen noch höhern beilegte.

Niemand wurde zu ihrer Tafel gezogen, selbst wenn sie nur in kleiner Gesellschaft speiste, als Prinzen von Geblüt; dennoch wurde der Jesuit, Pater Riglet, nebst andern schlechten und niedrigen Subjekten, die er vorschlug, und denen man gewiß in keinem rechtlichen Hause Zutritt verstattet haben würde, von ihr zu Tische geladen. Sie soupirte mit den Roues des Herzogs von Orleans, auch wenn dieser nicht dabei war, und machte sich eine Lust daraus, sie zu unzüchtigen und ruchlosen Gesprächen aufzumuntern, nahm es aber dennoch übel, daß man sich darüber aufhielt.

II.

Schilderung der Frau Herzogin von Orleans.

Die Frau Herzogin, ihre (der Herzogin von Berry) Mutter, Gemahlin des Herzogs Regenten, war groß, aber nicht majestätisch; ihre Haut, ihr Hals, ihre Arme, auch ihre Augen, waren bewundernswürdig schön, und ihr Mund ziemlich hübsch; sie hatte schöne, etwas lange Zähne; ungeachtet ihrer breiten, hängenden

den Wangen blieb ſie doch noch immer ſchön. Am meiſten entſtellten ſie ihre Augenlider, die an einigen Stellen kahl und roth waren. Dagegen waren ihre Augenbraunen ſchön, und ihre caſtanienbraunen Haare hübſch gewachſen. Buckligt zwar oder misgeſtaltet war ſie nicht; doch war die eine Seite ſtärker bei ihr, als die andere; auch ging ſie von der Seite, und dieſer gezwungene Wuchs verrieth noch einen andern Fehler, der in Geſellſchaft ſehr unbequem war, und ſie ſelbſt genierte.

Sie hatte eben ſo viel, ja noch mehr Geiſt als der Herzog von Orleans; einen geordneten Verſtand, dabei angeborne Beredtſamkeit, Richtigkeit im Ausdruck, eine originelle, ſehr gewählte Sprache, und eine bewundernswürdige Geläufigkeit. Bei allen dieſen Vorzügen hatte ſie auch noch jene ganz eigenthümlichen Wendungen der Frau von Montespan und ihrer Schweſtern angenommen, welche nur auf diejenigen Perſonen übergegangen ſind, mit denen jene ſehr vertraut war, oder die ſie erzogen hatte.

Die Herzogin von Orleans wußte ſich über alles mit Energie, Feinheit und Anmuth auszudrücken; ſogar ihr Schweigen war beredt, und was ſie auch nur leiſe andeutete, wußte ſie durch richtige Declamation und Präciſion des Ausdrucks immer völlig verſtändlich zu machen. Ihr Sprechen aber geſchah durch die Lippen, ſo langſam, ſo beſchwerlich, und ſo unverſtändlich für die, welche nicht daran gewöhnt wären, daß dadurch alles, was ſie ſagte, ſehr entſtellt wurde. Ein Fehler, den ſie ſelbſt nicht ſo zu bemerken ſchien. Die Geſetze des Anſtandes und der Schicklichkeit wurden auf das ſtrengſte von ihr beobachtet.

Man wird ſich wundern, es iſt aber dennoch ſehr wahr, daß ſie glaubte, ſie habe dem Herzog von Orleans ſehr viel Ehre angethan, ihn geheurathet zu

zu haben. Sie gab dieß sehr oft, wiewohl auf eine feine Art, zu verstehen; denn sie hatte zu viel Verstand, um das Unschickliche davon nicht zu fühlen, aber auch wieder zu viel Stolz, um es ganz unterdrücken zu können; den Rang, welchen sie durch ihre Vermählung bekommen hatte, machte sie sogar über ihre Brüder geltend, und man kann von ihr sagen, daß sie auch auf ihrem Nachtstuhl als Enkelin von Frankreich erscheinen wollte.

Der Herzog von Orleans, der oft darüber lachte, nannte sie, wenn er von ihr sprach, nur Madame Lucifer, und sie gestand selbst, daß ihr dieser Name nicht mißfalle. Eben so brachte sie auch alle Vorzüge und Vortheile in Anschlag, welche ihre Verbindung dem Herzog von Orleans, nach Monsieurs Tod, gegeben hatte. Ihr Misvergnügen über manches in dem Betragen des Herzogs von Orleans gegen sie, wodurch jedoch nie der äußere Anstand verletzt wurde, entstand nicht aus Eifersucht, sondern aus dem Verdruß, von ihm nicht wie eine Göttin angebetet und verehrt zu werden; dennoch kam sie ihm keinen Schritt entgegen, suchte auch auf keine Art ihm zu gefallen, seine Neigung zu gewinnen, oder sich seinetwegen in irgend etwas Zwang anzuthun, auch wenn sie glaubte, oder deutlich sah, daß es ihn von ihr entferne. Sie war nie freundlich, nie zuvorkommend oder vertraut gegen ihn; sie bediente sich nie der Rechte einer Frau, die mit ihrem Manne in gutem Vernehmen lebt; sondern erwiederte sein zuvorkommendes Betragen immer mit Kälte und einer gewissen Ueberlegenheit und Größe. Dieß war eine von den Ursachen, die den Herzog von Orleans am meisten von ihr entfernten. Auch nach ihrer aufrichtigen Versöhnung, welche weniger aus Politik, als aus dem Bedürfnisse des einen und den Absichten des andern Theils herbeigeführt wurde, wirk-

te dennoch alles, was der Herzog von Orleans von seiner Seite that, nur halb.

Ihr Hof, denn so mußte man ihr Haus, und alles was Zutritt bei ihr hatte, nennen, sollte, nach ihrem Sinn, nicht sowohl ein Hof, als vielmehr eine Anbetung seyn; und ich glaube mit Wahrheit sagen zu können, daß die Herzogin von Orleans von jedermann, außer mir und der Herzogin von Villeroy, wie eine Gottheit behandelt wurde, und daß nur wir allein das Herz hatten, ihr etwas zu sagen, wo es uns auch gewöhnlich gelang, sie nach unserm Willen zu lenken.

Die Herzogin von Villeroy war stolz, freimüthig, und auf sich selbst vertrauend. Sie war das Band zwischen der Frau Herzogin von Bourgogne, ihr (der Herzogin von Orleans) und mir; auch das Band zwischen ihr und ihrem Gemahl. Unter diesen Umständen konnte sie bei einer solchen Ausnahme sehr in Anschlag kommen. Frau von Saint-Simon, welche die Herzogin von Orleans gewiß eben so wenig verwöhnte, hatte bis zu der Verbindung der Herzogin von Berry nicht so viel Gelegenheit zum Einfluß auf sie.

Die Herzogin von Orleans war außerordentlich schüchtern. Der König konnte sie mit einem etwas strengen Blick krank machen; Frau von Maintenon vielleicht eben so; wenigstens zitterte sie vor ihr, wenn auch nur von den allergewöhnlichsten Dingen gesprochen wurde. Oeffentlich antwortete sie immer stammelnd, und mit sichtbarer Angst. Ich sage: sie antwortete; denn besonders mit dem König würde sie nie zuerst zu sprechen gewagt haben.

Sie lebte übrigens, bei einer sehr festen Gesundheit, dennoch wie eine Kranke, und sehr eingezogen. Bis zum Mittagessen beschäftigte sie sich mit Lesen; den übrigen Theil des Tags mit Arbeiten; Abends von 5 Uhr an hatte sie Gesellschaft bei sich, die aber wenig Unterhaltung fand, weil man bei ihr im Zwang war, und sie niemand zu erheitern wußte.

Ihre beiden Brüder (der Herzog du Maine und der Graf von Toulouse) waren wechselsweise ihre Günstlinge. Mit der Frau Herzogin du Maine ging sie selten, und nur auf eine steife Art um; mit ihren Schwestern, wie bekannt, gar nicht. Als ich anfing mit ihr bekannt zu werden, war der Graf von Toulouse ihr Liebling, den sie auch deswegen und weil er noch sehr jung war, ihr Brüderchen nannte. Er war alle Tage bei ihr; sie mochte Gesellschaft haben, oder allein seyn. Herr du Maine besuchte sie selten, am wenigsten, wenn sie Gesellschaft hatte. Nach der Vermählung des Herzogs von Berry näherte er sich ihr aus Absichten, und nach dessen Tod behandelte er sie mit einer außerordentlichen Feinheit und Schonung, aber nur um wieder von ihr, und durch sie, vom Herzog von Orleans geschont zu werden.

Ich ging selten zu ihr, und nie, wenn die Gesellschaft angefangen hatte; fast immer war ich allein bei ihr, öfters mit dem Herzog von Orleans, zuweilen, jedoch selten, besonders vor dem Tode des Königs, mit dem Herrn Grafen von Toulouse, nie aber mit dem Herzog du Maine. Diese beiden kamen nur bei außerordentlichen Gelegenheiten zum Herzog von Orleans, weil ihn beide nicht liebten.

Der Herzog du Maine hatte, wenn kein Interesse dabei im Spiel war, wenig Neigung jemand

zu

zu lieben. In der Folge nahm er die Geſinnungen der Frau von Maintenon an, und man hat geſehen, wie er es nachher anfing, um dem Herzog von Orleans die Rechte ſeiner Geburt zu rauben, und die unumſchränkte Macht an ſich zu reiſſen.

Der kalte Graf von Toulouſe, deſſen Lebensart ganz von der des Herzogs von Orleans verſchieden war, mißbilligte deſſen Betragen; er theilte den Verdruß ſeiner Schweſter, und wurde nur durch die Unzufriedenheit des Königs zurückgehalten. Ich habe nachher immer gefunden, daß er ſich gegen den Herzog von Orleans als ein wahrheitliebender, rechtſchaffener Mann betrug, auch alle Pflichten gegen ihn erfüllte, ohne daß es dadurch zwiſchen ihnen bis zu einem freundſchaftlichen Verhältniſſe gekommen wäre.

III.

Schilderung des Herzogs Regenten. Sein Charakter, ſeine Gewohnheiten, ſeine Sitten, ſein Geiſt.

Der Herzog (Philipp II.) von Orleans, oder der Herzog-Regent, war von etwas mehr als mittlerer Größe, ſtark und voll, ohne dick zu ſeyn; er hatte ein leichtes, gefälliges, ſehr edles Anſehen und Weſen; ein breites, aber angenehmes Geſicht; viel Farbe, ſchwarze Augenbraunen und ſchwarzes Haar. Ungeachtet er ſchlecht tanzte, auch auf der Academie eben nicht viel profitirt hatte; ſo war doch in ſeinen Mienen, Gebehrden und Bewegungen eine unbeſchreibliche

Anmuth, die ihm so natürlich war, daß sie sich sogar in seinen unbedeutendsten, gewöhnlichsten Handlungen, wenn er sich keinen Zwang anzuthun hatte, mit vieler Leichtigkeit ausdrückte. Er war sanft, liebreich und offen; hatte einen angenehmen Ton der Stimme, und ein ganz eigenes Talent, über alles, mit Leichtigkeit, ja mit einer unübertrefflichen, bewundernswürdigen Zierlichkeit zu sprechen. Diese angeborne Beredtsamkeit zeigte sich bei ihm auch im gewöhnlichen und täglichen Gespräch. Er wußte sich über die abstrakteste wissenschaftliche Materie, über Regierungssachen, über Politik, Finanzwesen, Justiz-, Kriegs-, Hofangelegenheiten, über alle Arten von mechanischen Künsten ꝛc. eben so deutlich auszudrücken, als im gewöhnlichen Gespräch. Er wußte die Geschichte und Memoiren vortheilhaft zu benutzen, war mit den Häusern und Personen aller Zeiten bekannt, und hatte deren Lebensgeschichten immer gegenwärtig. Er kannte die Intriguen des ältern Hofs, wie die des neuern. Wenn man ihn reden hörte, so glaubte man, er habe eine große Belesenheit. Aber dieß war gar nicht sein Fall. Er las nur flüchtig, besaß aber ein so erstaunliches Gedächtniß, daß er Sachen, Namen und Data genau anzugeben wußte. Er hatte so viel Fassungskraft, daß er eben so viel Nutzen davon hatte, als ob er alles genau gelesen hätte.

Wegen witziger Einfälle und schneller, treffender Antworten, war er berühmt. Er, noch mehr aber andere, haben mir oft vorgeworfen, daß ich ihm nicht viel Gerechtigkeit wiederfahren lasse; ich habe ihm aber dennoch oft ein Lob gegeben, das wenige verdienen, und niemand mit mehr Recht gegeben werden konnte als ihm; nämlich daß er bei einem unendlich vielen umfassenden Geist, so viel Scharfsinn und Beurtheilungskraft habe, daß er sich nie in irgend einer Sache

geirrt

geirrt haben würde, wenn er immer dem erſten Eindruck ſeines Geiſtes gefolgt hätte. Dieſen Lobſpruch hielt er zuweilen für einen Tadel, und er hatte nicht ganz Unrecht, wiewohl er völlig wahr war. Dabei war er gar nicht von ſich eingenommen, und ließ niemand ſeine Ueberlegenheit an Geiſt und Kenntniſſen fühlen. Er raiſonnirte mit jedem, als ob er ihm gleich ſtände, und verſagte den Klügeren nie ſeine Bewunderung. Er hatte nichts ſteifes oder impoſantes in ſeinem Betragen, und ob er ſich gleich ſeines eigenen Werths bewußt war, und dieſen niemand in ſeiner Gegenwart vergeſſen ließ; ſo wußte er es doch ſo zu machen, daß es jedermann bei ihm wohl wurde, indem er ſich den andern gleich zu ſtellen wußte. Er vergab ſeinem Rang durchaus nichts gegen die Prinzen vom Geblüt; auch gegen den König und die Prinzen vom Hauſe wußte ſich niemand anſtändiger, ehrerbietiger und edler zu benehmen als er.

Monſieur beſaß alle Tapferkeit ſeiner Voreltern, und hatte ſie wieder ganz auf ſeinen Sohn übergetragen. Ob er gleich nicht den geringſten Hang zur Verläumdung, noch weniger zur Boßheit hatte, war er doch ein ſtrenger Richter über die Tapferkeit anderer. Er ſuchte nie darüber zu ſprechen. Beſcheiden und verſchwiegen über Dinge, die ihn perſönlich betrafen, erzählte er nur immer ſolche, an denen er am meiſten Antheil gehabt hatte, und gab den andern die gerechten Lobſprüche, ohne je von ſich zu reden; allein er konnte ſich nur mit Mühe zurückhalten, nicht auf diejenigen zu ſticheln, die er nicht für herzhaft hielt, und man merkte ſeine Verachtung und ſeinen angebornen Widerwillen gegen ſolche. Er hatte die Schwachheit, ſich in allem Heinrich dem IV. ähnlich zu glauben, ihn in ſeinen Handlungen und Antworten nachzuahmen; auch ſich ſelbſt zu bereden, daß er ihm ſogar an Geſtalt

stalt und Bildung gleiche, und war für kein anderes Lob, für keine andere Schmeichelei so sehr empfänglich, als für diese. Zu dieser Gefälligkeit habe ich mich nie verstehen können; ich fühlte nur zu sehr, daß er diesen großen Fürsten auch in seinen Lastern so wie in seinen Tugenden ähnlich zu seyn strebte; und daß er beide gleich sehr bewunderte.

Er war, wie Heinrich der IV, von Natur gut, menschenfreundlich und mitleidig; dennoch wurde er des schwärzesten und unmenschlichsten Lasters beschuldigt, er dessen Charakter jener Beschuldigung so ganz entgegengesetzt, ja durchaus unfähig war, irgend jemand zu schaden; er, dessen Sanftmuth, Menschenfreundlichkeit und Gutmüthigkeit beinah in Schwäche ausartete. Ich darf keck sagen, dessen höchste Tugend die Versöhnlichkeit gegen seine Feinde bei ihm zum Fehler geworden war; indem er sie so unbedingt und so unüberlegt ausübte, daß es beinah an Unempfindlichkeit gränzte; wodurch er sich, wie wir in der Folge aus Beispielen sehen werden, manche unangenehme und nachtheilige Zufälle zuzog.

Ich erinnere mich, daß ich, vielleicht ein Jahr vor dem Tode des Königs zu Marly, einmal sehr bald nach Tische zu der Herzogin von Orleans hinaufgegangen war; ich fand sie, weil sie an Migraine litt, im Bette, und den Herzog von Orleans in einem Lehnstuhl oben am Bette sitzend. Kaum hatte ich mich niedergesetzt, so fing die Herzogin von Orleans an, mir eine Geschichte von dem Prinzen und von dem Cardinal Rohan zu erzählen, die vor wenigen Tagen vorgefallen und unwiderleglich bewiesen war. Sie handelte von den gegenwärtig und künftig zu nehmenden Maaßregeln gegen den Herzog von Orleans, von den Gründen jener abscheulichen, durch den Einfluß und die Bemühungen der Frau von Maintenon und

des

im J. 1547. durch A. P. de Rieux zu Poitiers herausgegeben, welcher es in einer Handschrift entdeckte, in derselben aber manches, was ihm zu alt schien, in der Sprache und Anordnung änderte. Joinville verlor dadurch an Glaubwürdigkeit, noch mehr an seiner naiven und originellen Darstellung. Wer seine Gedankenordnung und Sprache moderniſiren wollte und doch das alte Gepräge seiner Denkart nicht umändern kann und darf, verwandelt den biedern Ritter des dreyzehnten Jahrhunderts in einen alternden Gecken, welcher nach der Mode der Urenkelwelt ausgeputzt, doch sein Zeitalter in keinem Schritt und Zug verläugnen könnte. Auch der teutsche Ueberseßer hat deswegen die Sprache des Alterthums, wo es ohne Verluſt der Deutlichkeit geschehen konnte, nachgeahmt und den treuen Achates des frommen Königs nicht traveſtirt. Der zweyte Herausgeber Menard (1617.) stellte das willkührlich Umgeformte nach einem Mſc. wieder her, welches aber selbſt nicht von den beſten war. In der Ausgabe von 1668. (Paris fol.) wählte Charles du Fresne Sieur du Cange aus beyden vorhergehenden, ohne neue Hülfe von Manuscripten, was ihm das richtigſte schien.

Man

des Herzogs du Maine so sehr in Umlauf gebrachten Beschuldigungen. Ich schimpfte um so mehr darüber, da der Herzog von Orleans, ich weiß nicht, warum, diese beiden Brüder immer ausgezeichnet und geachtet hatte, und auf sie rechnen zu können glaubte. „Und „was sagen sie nun von dem Herzog von Orleans, „(fügte sie hinzu) der, seit er es weiß, seit er nicht „mehr daran zweifelt, nicht mehr zweifeln kann, ihnen „eben so viel gutes erweist, als vorher?“ Ich sah sogleich den Herzog von Orleans an, der nur wenige Worte dazu gesprochen hatte, um die Wahrheit der Erzählung zu bestätigen, und nachlässig in seinem Stuhle lag. Ich antwortete etwas heftig: Wenn es so ist, Monseigneur, so darf ich mit Wahrheit sagen, daß seit Ludwig dem Gütigen, niemand so sanftmüthig war als Sie. Bei diesen Worten stand er auf, erröthete über und über, stammelte aus Aerger einige Worte über mich, der ich ihm beleidigende Dinge sage, und über die Herzogin von Orleans, die solche veranlaßt habe; und — lachte. So ist's recht, mein Herr, setzte ich hinzu, behandeln sie ihre Feinde gut, und ärgern sie sich über ihre ergebenen Diener; ich bin erfreut, sie zornig zu sehen; es ist ein Zeichen, daß ich den Finger auf die Wunde gebracht habe; wenn man diese drückt, so schreit der Kranke. Ich wünschte nur allen Unrath ausdrücken zu können, alsdann würden sie ein ganz anderer Mann seyn, und ganz anders geachtet werden. Er brummte noch ein wenig, und war alsdann wieder besänftigt. Dieß war die einzige Gelegenheit, wo er wirklich böse auf mich war.

Zwei oder drei Jahre nach dem Tode des Königs unterhielt ich mich in einer Ecke des großen langen Zimmers nach den Tuillerien zu, als eben das Conseil, welches immer in diesem Zimmer gehalten wurde, seinen Anfang nahm. Der Herzog von Orleans stand

in

in einer andern Ecke am Fenster, wo er mit jemand sprach. Ich hörte meinen Namen von einem Munde zum andern nennen, und man sagte mir, daß Er mich sprechen wolle. Dieß geschah öfters, ehe er sich zum Conseil setzte. Ich ging zu ihm ans Fenster, fand ihn sehr ernsthaft und zornig aussehend; was mir sehr auffiel. Mein Herr, redete er mich sogleich an, ich habe mich sehr über Sie zu beklagen, den ich immer unter meine besten Freunde zählte! Ueber mich? antwortete ich noch erstaunter. Was ist es denn, ich bitte Sie! — Was es ist, sagte er erzürnter, es ist eine Sache, die sie nicht läugnen können, Sie haben Verse auf mich gemacht. — Ich.. Verse? — versetzte ich. Wer Teufel erzählt Ihnen denn solche Dummheiten? Wissen Sie denn nicht seit mehr als 40 Jahren, wo Sie mich kennen, daß ich in meinem ganzen Leben nicht zwei Verse habe machen können? Zum Teufel, antwortete er, diese gerade können sie nicht läugnen; und sogleich sang er mir ein Gassenlied zu seinem Lobe, wovon der Refrain immer hieß: Unser Regent ist sanftmüthig.. Trolle.. ist sanftmüthig ꝛc. und dabei lachte er gewaltig. Wie? sagte ich, Sie erinnern sich noch daran, und lachte ebenfalls; da Sie sich dafür rächen wollen, so denken Sie mir auch oft mit guten Vorsätzen daran! Er konnte lange Zeit nicht aufhören zu lachen, ehe er sich zum Conseil setzte. Ich habe diesen unbedeutenden Vorfall nicht auslassen mögen, weil er zur Charakteristik des Regenten gehört. Er liebte die Freiheit für sich und eben so für andere.

Ueber diesen Punkt rühmte er mir einmal England sehr, wo keine Verbannungen und keine geheime Verhaftsbefehle statt fänden, wo der König außer dem Eingang in seinen Pallast nichts verbieten, und niemand in der Gefangenschaft halten könne. Dabei erzählte er mir mit Vergnügen, wenn alle unsere Prinzen leb-

ten damals) daß Carl der II. außer der Herzogin von Portsmouth, noch viele Maitreſſen gehabt hätte; ferner, daß der Großprior, damals jung und liebenswürdig und wegen eines dummen Streichs exilirt, ſich nach England begeben habe, wo er von dem König ſehr gut aufgenommen worden ſey. Zum Dank habe er ihm eine ſeiner Maitreſſen verführt, die der König damals gerade leidenſchaftlich geliebt, daß er ihm ſeine Verzeihung und Geld angeboten, ſich auch verbindlich gemacht habe, ihn wieder mit Frankreich auszuſöhnen, der Großprior aber ſey unerbittlich geblieben, und Carl habe ihm ſeinen Pallaſt verbieten laſſen. Auch um dieſes habe er ſich weiter nicht bekümmert, ſey vielmehr alle Tage mit ſeiner eroberten Geliebten im Theater erſchienen, wo er ſich gerade dem König gegenüber geſetzt habe. Da nun dieſer kein Mittel mehr gewußt, ſich ſeinen Nebenbuhler vom Halſe zu ſchaffen, habe er den König dringend gebeten, ihn nach Frankreich zurück zu berufen, was auch geſchehen ſey. Allein der Großprior ſey abermal geblieben, habe erklärt, daß er ſich in England gut befände, und habe ſeine vorige Lebensweiſe fortgeſetzt. Carl ſey darüber ſo ſehr aufgebracht geweſen, daß er dem König ſeinen ganzen Zuſtand vertraut, und hierauf einen ſchleunigen und unumſchränkten Befehl von ihm erhalten habe, auf welchen der Großprior ſogleich nach Frankreich habe zurückgehen müſſen. Der Herzog von Orleans fand dieß vortrefflich, und ich weiß nicht, ob er ſich nicht ſelbſt an die Stelle des Großpriors gewünſcht hat. Ich antwortete ihm, daß ich mich wundern müſſe, wie der Enkelſohn eines Königs von Frankreich an einem ſo unverſchämten Betragen Gefallen finden könne; daß ich, der ich keine Anſprüche auf einen Thron habe, es mehr als anſtößig und äußerſt ſtrafbar fände. Er ließ ſich aber nicht abbringen und er-

erzählte, die Geschichte immer mit grossem Wohlgefallen.

Ich kann bezeugen, daß er durchaus keinen Hang zum Regieren oder Herrschen hatte. Sein ganz unsinniger Plan auf Spanien war ihm durch andere in den Kopf gesetzt worden. Er dachte sogar nie im Ernst daran, regieren zu wollen, als da er auf dem Punkte war, entweder seine Ehre und alles zu verlieren oder die Rechte seiner Geburt zu gebrauchen; und ich kann keck sagen, daß er sich nie auf den Thron wünschte, daß es ihm sogar beschwerlich und unangenehm gewesen seyn würde, wenn ihn der Zufall dazu bestimmt hätte.

Man wird mich fragen, was er denn wollte? Die Armeen kommandiren, so lange der Krieg dauerte, und sich die übrige Zeit ohne Zwang belustigen. Zur Kriegskunst hatte er am meisten Neigung. Seine natürliche Herzhaftigkeit und sein Gleichmuth liessen ihn nichts übersehen, alles voraus bemerken und für alles Mittel finden. Sein umfassender Geist zeigte sich überall, bei Anordnung eines Lagers, wie bei dem Entwerfen der Plane, für welche er sich mit allem, was zu deren Ausführung nöthig war, zu versehen und auf den voraus bestimmten Zeitpunkt sich dessen zu bedienen wußte. Er verstand sich auch immer wieder einen neuen Hinterhalt zu machen und ihn so fort zu benutzen. Er wußte alle Vortheile, welche ihm das Kriegsglück anbot, mit kluger Vorsicht und tapferem Muth zu benutzen. Man kann von ihm sagen: Er war Offizier, Ingenieur, und Versorger der Armee. Er kannte die Macht seiner Truppen, die Namen und Zähigkeiten seiner Offiziere, die ausgezeichnetsten bei jedem Corps; er wußte sich ihnen beliebt zu machen, und sie dennoch in strenger Zucht zu halten, auch wenn ihm alles fehlte, dennoch die schwierigsten

ſten Unternehmungen auszuführen. Dieſes Talent wurde in Spanien bewundert und in Italien, wo er alles vorausſah, und nur durch Marſin an der Ausführung gehindert wurde, beklagt.

Auch über Staatsangelegenheiten hatte er eben ſo richtige und gründliche Einſichten als über das Kriegsweſen. Es iſt zum Erſtaunen, wie er auch die kleinſten Punkte, die dazu gehörten, nie überſah, und wie richtig er die Vortheile und Nachtheile der Partien, welche man ergreifen konnte, herausfand, wie klar er ſie auffaßte und auseinander zu ſetzen wußte. Endlich wie äußerſt mannichfaltige und richtige Kenntniſſe er beſaß, ohne daß er je damit geprahlt, oder deswegen eine größere Meinung von ſich gehabt hätte.

Welcher Mann wäre fähiger geweſen, das Glück von Frankreich zu machen, wenn er zur Regierung gekommen wäre, als er, der in jeder Hinſicht ſo weit über alle andere ſtand? Dazu kam noch der weſentliche Vortheil, daß er 36 Jahre alt war, als der Dauphin ſtarb, und beinah 38 bei dem Tode des Herzogs von Berry; daß er dieſe Zeit über bloß als Privatmann gelebt, und nie die entfernteſte Hoffnung gehabt hatte, auf den Thron zu kommen. Er war ein durch mancherlei Schläge des Schickſals niedergedrückter Hofmann geweſen, und ſeine Lebensweiſe war ſo, daß er die vornehmſten Perſonen, ſo wie auch den größten Theil der Niederen kennen lernen konnte; mit einem Wort, Er hat mit jedermann auf einen vertraulichen Fuß gelebt, und Bekanntſchaften gemacht zu denen man auf einem andern Wege nicht gelangen kann. In all dieſem liegt das Vorzügliche, daß gewiß ſehr Vorzügliche, und Seltene von ihm.

Unglücklicherweiſe findet ſich auch hier eine entgegengeſetzte Seite, die wir ebenfalls anführen, und bei

der wir uns einige Wiederholungen erlauben müssen, welche zur Erläuterung nothwendig sind.

IV.

Geschichte seiner Erziehung. Wie Dü Bois ihn zu verderben anfängt.

Dieser unter so glücklichen Umständen gebornе Prinz, welcher der Ruhm und das Meisterstück einer Erziehung hätte werden können, war darin nicht glücklich.

Er wurde zuerst einem zwar unbedeutenden Mann, Namens Saint-Laurent, der bei Monsieur nur das Amt hatte, die Gesandten einzuführen, anvertraut; dieser war aber ein Mann, wie man in ganz Europa für die Erziehung der Könige keinen bessern finden konnte. Er starb, ehe sein Zögling der Kindheit entwachsen war, und zum Unglück so schnell, daß er nicht daran denken konnte, in welchen Händen er ihn zurückließ, und wer seine Stelle am besten ersetzen könne.

Man weiß, daß der Abbé Dü Bois dazu gewählt wurde, wie dieß zuging, wie er sich schon vorher das Zutrauen und die Gunst eines Kindes zu erwerben gewußt, das niemand kannte, und welchen abscheulichen Gebrauch er davon machte, um sich Aussichten und Unterhalt zu verschaffen.

Der Lehrmeister sah ein, daß er seinen Platz nicht lange behalten würde. Er fühlte die Last seines Vergehens, daß er sich als Werkzeug hatte gebrauchen lassen, dem jungen Prinzen die Einwilligung zu seiner Vermählung abzulocken, wodurch er nicht einmal das

er-

erreichte, was er gehoffe hatte, und noch überdieß die Gunst des Königs verscherzte, indem er die Thorheit beging, den König in einer ihm bewilligten geheimen Audienz, für seinen geleisteten Dienst um den Cardinalshut zu bitten. Er mußte also seine Hoffnungen auf den Herzog von Chartres setzen, und war einzig darauf bedacht, diesen zu beherrschen.

Dü Bois hat nach dem Tode des Königs eine so bedeutende Rolle gespielt, daß es nicht überflüssig seyn wird, eine Schilderung von ihm zu machen, die bald folgen soll.

Monsieur, der ohnehin sehr ehrgeizig, dadurch aber noch mehr verwöhnt worden war, daß er einen Hofmeister gehabt hatte, welcher Herzog und Pair in seinem Hause geworden, und dessen erbliche Nachkommenschaft, gleichen Ranges, die Stelle als sein erster Cammerherr, beibehalten hatte, so wie auch dadurch, daß die Stelle als Hofdame bei Madame durch die Herzogin von Ventadour besetzt war, Monsieur wollte nur Leute von hohen Titeln zu Hofmeistern für seinen Sohn. Dieß war nicht so leicht zu machen, allein es fanden sich doch welche, da er auf alles übrige weiter nicht sah.

Herr von Navailles war der Erste, der die Stelle annahm. Er war durch ein Patent Herzog und Marschall von Frankreich; sonst ein tugendhafter, ehrliebender, tapferer Mann, der ehmals figurirt hatte; aber nicht der Mann, um einen Prinzen zu erziehen. Er war nicht lange bei ihm und starb im Februar 1684 in seinem 63sten Jahre.

Seinem Nachfolger, dem Marschall von Estrades, hätte es nicht an Fähigkeiten gefehlt; allein er war alt, und starb im Februar 1686 im 79sten Jahr.

Nach ihm kam Herr von Vieuxpille, ein patentierter Herzog, welcher im Februar 1689 starb, einen Monat, nachdem er den königlichen Ritterorden erhalten hatte. Es hatten ihm alle zu diesem Amt erforderliche Eigenschaften gefehlt, allein für Monsieur war er doch ein Verlust, da er keine Männer mit Titeln mehr fand, welche diese Stelle annahmen.

Saint-Laurent, welcher sein volles Zutrauen, also auch völlige Macht gehabt hatte, ersetzte, was diesen Herren, die nur Ehren halber da waren, abging. Die beiden Unter-Gouverneurs waren la Bertiere, ein braver rechtschaffener Edelmann, um den sich aber der Prinz, wiewohl er ihn achtete, nicht viel bekümmerte; und Fontenay, welcher außerordentlich fähig, aber schon wenigstens 80 Jahre alt war. Dieser war Erzieher des Grafen Saint-Paul gewesen, der bei dem Uebergang über den Rhein, gerade als er auf dem Punkt stand, zum König von Polen erwählt zu werden, getödtet wurde, was dem berühmten Sobieski so sehr zum Vortheil gereichte.

Der Marquis von Arci war der letzte Hofmeister. Er hatte bei Gesandtschaften mit Ruhm gearbeitet, auch selbst als Gesandter gedient; war ein angesehener Mann, der sich viel einbildete. Im Jahr 1688 erhielt er den Ritterorden. Sein ältester Bruder hatte ihn im Jahr 1661 erhalten. Von Arci war auch adelicher Staatsrath. Er starb zu Maubeuge im Juni 1694, und dieß war das größte Unglück, das seinen Zögling widerfahren konnte. Von Arci hatte alles über ihn vermocht, hatte sein ganzes Zutrauen besessen, hatte sich durch sein angenehmes, gefälliges Betragen seine ganze Achtung erworben, wodurch immer Folgsamkeit erzeugt wird. Der Prinz beklagte seinen Verlust eben so sehr, als den Verlust des Marquis von Estrades, gegen dessen Angehörige er sich sein ganzes

ges Leben hindurch dankbar bewiesen hat. Nachdem er jenen weisen Mentor verloren hatte, fiel er gänzlich in die Hände des Abbé Du Bois, und anderer verdorbener junger Männer, die ihn völlig in ihrer Gewalt hatten.

Das häusliche Beispiel an Monsieurs Hofe, und das, was junge unbedachtsame Männer, die des Zwangs müde, ganz neu und unerfahren, für guten Ton halten, von dem sie sich leider oft so sehr beherrschen lassen, daß es ihnen zuweilen selbst zur Last wird, verlöschte in ihm bald alles Gute, was Saint-Laurent und der Marquis von Arci ihm beigebracht hatten. Er ließ sich zu Ausschweifungen und schlechten Gesellschaften verleiten, weil die besseren, selbst von dieser Art, ihn aus Furcht vor dem König zu vermeiden suchten.

Gegen seine Neigung, und (was er zu spät einsah) mit einem so ungleichartigen Wesen verheurathet, erniedrigte er sich so weit, daß er den gemeinen Scherz roher Menschen anhörte, die sich in Paris mit ihm herumtrieben, um ihn zu beherrschen; ja daß er sich sogar selbst dergleichen Gemeinheiten mitzumachen erlaubte, und sich für berechtigt hielt, alle mögliche Ausschweifungen in Reden und Thaten begehen zu dürfen, weil Monsieur seinen Aerger darüber zu erkennen gab, daß er für ihn, weder das ihm versprochene Gouvernement, noch das Commando über die Armeen, erhalten könne.

Leichtsinn, Unzufriedenheit über den Hof und seine eigenen häuslichen Verhältnisse, Aerger über den Herzog, und noch mehr, über den Prinzen von Conti, welche er im Besitz der glänzendsten Gesellschaften sah, auch die verderbliche Absicht, über den König zu spotten, sich von ihm zurückzuziehen, ihn zu ärgern; endlich noch die Rachsucht, weil man ihm weder das Gouver-

nement, noch das Commando der Armeen übergeben hatte, alles dieß zusammen brachte ihn dahin, daß er mit Schauspielerinnen und ihren Gesellschaften, in einer schimpflichen Verborgenheit lebte, und so wenig als möglich am Hofe erschien.

Sonderbar war es, daß Monsieur dieser Aufführung ruhig zusah; die Ursache davon war, weil er über den König unzufrieden blieb, und weil Madame weder dem König noch ihrer Schwiegertochter verzeihen konnte, diese Heurath gestiftet zu haben. Sie mißbilligte zwar die Aufführung ihres Sohns und sprach fast nie mit ihm, freute sich aber doch innerlich über das Mißvergnügen ihrer Schwiegertochter, und den Verdruß, welchen der König darüber empfand.

Der baldige und so plötzliche Tod von Monsieur veränderte diese Dinge. Der Herzog von Orleans nahm sich mehr in Acht, und da er Monsieur nicht mehr zum Schild hatte, lebte er einige Zeit anständiger, erschien auch öfter bei Hofe. Aus eben diesen Gründen vertrug er sich auch mit seiner Gemahlin besser; doch behielt er immer eine verborgene Abneigung gegen sie, die nicht eher aufhörte, als bis ich sie wieder versöhnte, nachdem ich ihn von der Frau von Argenton getrennt hatte.

Liebe, und Hang zum Müssiggang zogen ihn zu dieser Maitresse, und entfernten ihn vom Hofe. Bei ihr fand er Gesellschaften, die seine Neigung zu ihr billigten, weil sie unter der Anleitung des Abbe Du Bois standen.

Man sieht hieraus, auf welchem traurigen Wege eine so schöne Natur verloren ging. Wir kommen nun an die Wirkungen, welche dieses anhaltende und schädliche Gift hervorgebracht hat; man wird sie nur erst dann ganz begreifen, wenn man denjenigen genau kennen wird, von dem er fast ganz allein ausging.

Man brachte in der Folge eine Abschrift aus Lucca nach Frankreich. Allein sie enthielt einen Text, welcher zwischen den Jahren 1513 und 1583. zur Unterhaltung für Antoinette von Bourbon, Gemahlinn des ersten Herzogs von Guise, Claude de Lorraine, eine Dame, welche unsern Joinville unter ihre Voreltern zählte, auch auf dem Schloß Joinville im letztgenannten Jahr starb, nach der Sprachart des 16 Jahrhunderts umgebildet worden war.

Endlich erhielten die Verfasser der Ausgabe von 1761. aus den Schätzen der königlichen Bibliothek zu Paris ein ächtes Manuscript, welches sie in den Anfang des 14 Jahrhunderts setzen. Dieß ließen sie mit der genausten Sorgfalt abdrucken. Ihr Fleiß begleitete den alten Text am Rande mit den nöthigsten Worterklärungen, welche ein brauchbares, obgleich bey weitem nicht hinreichendes Glossarium am Ende rechtfertigt und erweist; zugleich ein schätzbarer Beytrag zur älteren französischen Sprachkunde. Unter dem Texte sind Varianten angegeben. Ob bloß aus den früheren Ausgaben, oder auch aus dem Manuscript von Lucca finden wir nicht angezeigt.

Fran-

V.

Schilderung des Abbé Dü Bois.

Der Abbé Dü Bois war ein magerer, ſchwächlicher, unanſehnlicher Blondin. Seine Geſichtsbildung war geiſtreich, hatte aber viele Aehnlichkeit mit einem Marder *). Er war der ſchwärzeſten Handlungen fähig. Alle Laſter kämpften in ihm um die Oberhand. Geiz, Hang zur Ausſchweifung, und Ehrgeiz waren ſeine Götter; Treuloſigkeit, Schmeichelei, und niederträchtiges, kriechendes Weſen ſeine Mittel. Totale Ruchloſigkeit, und die Meinung, daß Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit Hirngeſpinnſte ſeyen, mit denen man nur prahle, die aber niemand wirklich beſitze, waren bei ihm zum Grundſatz geworden, zufolge deſſen ihm alle Mittel erlaubt waren. Eine ſeiner hervorſtechendſten Eigenſchaften war niedrige Intriguenſucht; ohne Intriguen konnte er nicht leben, ſie hatten aber immer einen Zweck, für den alle ſeine Schritte und Bewegungen berechnet waren, und den er auch mit einer Geduld verfolgte, die nur mit dem beabſichtigten Erfolg, oder mit der gewiſſen Ueberzeugung, ihn nicht erreichen zu können, aufhörte, wenn anders ſeine, im Verborgenen fortarbeitende böſe Thätigkeit nicht einen andern Weg fand. So war ſein ganzes Leben ein immerwährendes Minengraben.

Die keckſten Lügen waren ihm ſo zur Natur geworden, daß er ſie mit der größten Unbefangenheit, mit dem größten Schein von Wahrheit und Aufrichtigkeit, ja oft mit einer gewiſſen Verſchämtheit, ausſprechen konnte. Er würde mit Anmuth und Leichtigkeit

*) Ein Menſch, den man ſchlecht Franzöſiſch un homme de lac et de corde nennt.

gesprochen haben; allein dadurch daß er immer beim Reden die Absicht hatte, andere auszuforschen, und sich Mühe geben mußte, sich durch nichts zu verrathen, hatte er sich ein erkünsteltes Stammeln angewöhnt, das ihn unangenehm machte, und immer mit der Wichtigkeit des Gesprächs zunahm, so daß das, was er sagte, unerträglich, ja zuweilen ganz unverständlich wurde. Seine Unterhaltung hätte liebenswürdig seyn können, wenn er nicht so viele Umschweife gemacht, und seine Geistesmängel nicht so ängstlich zu verbergen gesucht hätte. Er hatte Verstand, viel Belesenheit, historische Kenntnisse, viel Welt, dabei eine gewaltige Sucht zu gefallen und sich einzuschmeicheln; allein alles dieses wurde durch seine Falschheit vernichtet, die ihm wider Willen aus allen Poren drang, und wodurch sogar seine Fröhlichkeit traurig wurde.

Dü Bois war aus Grundsatz, angeborner Neigung und mit Ueberlegung boshaft, treulos und undankbar. In den schwärzesten Lastern war er ein erfahrner Meister; und wenn er auf der That ertappt wurde, bis zum Abscheu unverschämt. Er begehrte alles, beneidete alles, und suchte alles an sich zu reissen. Von dem Augenblick an, wo er nicht mehr nöthig hatte sich Zwang anzuthun, sah man, in welchem hohen Grade er eigennützig war. Ueberdieß war er ausschweifend, unbeständig, in allen Geschäften unwissend, leidenschaftlich, und immer heftig; bei allem diesem war er auch noch ein Gotteslästerer, und ein so unsinnig toller Kerl, daß er öffentlich seinen Herrn verachtete, und dessen Unternehmungen oft nur deswegen zu Grund gehen ließ, um sie seinem eigenen Ich, seinem Credit, seiner Gewalt, seiner unumschränkten Macht, seiner Größe, seiner Habsucht, seinem Despotismus und seiner Rache aufzuopfern.

Dieß war der weiſe Führer, welchem Monſieur die Bildung ſeines einzigen Sohnes anvertraute! Er war durch den Rath zweier Männer dazu beſtimmt worden, die eben ſo ſchlecht waren, als Dú Bois, und es auch durch dieſe Handlung ſchon bewieſen haben.

Ein ſo guter Lehrer benutzte natürlich ſeine Zeit bei einem noch ganz unerfahrnen Schüler, bei welchem die vortrefflichen Grundſätze eines Saint-Laurent noch nicht Zeit gehabt hatten Wurzel zu faſſen, wiewohl er für dieſen vortrefflichen Mann immerfort ein Gefühl der Achtung und Liebe behielt. Ich geſtehe hier mit Betrübniß, daß alle gute Anlagen des Herzogs von Orleans, durch ſeine Flüchtigkeit, oder vielmehr durch ſeine Schwachheit, verloren gingen, und eben dieſe Schwachheit wußte ſein Lehrer, ſein ganzes Leben hindurch, für ſich zu benutzen. Seit Dú Bois die Thorheit begangen hatte, von dem König die Ernennung zum Cardinal zu begehren, durfte er von dieſem nichts mehr erwarten; er war daher bloß darauf bedacht, ſeinen jungen Herrn nach ſeinem Sinne zu bilden, um ihn ganz beherrſchen zu können. Er ſuchte alles ſittliche Gefühl in ihm zu unterdrücken, ihn in Ausſchweifungen zu ſtürzen, und es ihm zum Grundſatz zu machen, daß man alle Pflichten und alle äußere Anſtändigkeit verläugnen müſſe, um ganz nach ſeiner Behaglichkeit leben zu können. Er beredete ihn, auf dieſe Art werde der König ſchonender gegen ihn werden, als wenn er ſich zu einer regelmäßigen Aufführung verſtehen würde. Er lobte ſeinen Verſtand, indem er ihn glauben machte, er habe deſſen allzuviel, um ſich noch durch Religion täuſchen zu laſſen, die zu jeder Zeit, nur eine Erfindung der Politik geweſen ſey, um die gewöhnlichen Köpfe in Furcht zu ſetzen und das Volk in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Er weihte ihn ferner in ſeine Lieblingsmaxime ein, daß die Rechtſchaf-

ſenheit der Männer, ſo wie die Tugend der Weiber, nur Hirngeſpinnſte ſeyen, die in niemand Realität hätten, außer etwa in einigen Narren, die ſich dieſe Feſſeln, ſo wie die dahin gehörenden und nur für die Politik vortheilhaften Feſſeln der Religion hätten anlegen laſſen, während ſich vernünftige und brauchbare Männer, von beiden, ſo wie von allen andern Vorurtheilen der Erziehung, losmachten.

Dieß iſt die Baſis von der Lehre dieſes würdigen Geiſtlichen. Nach dieſer war alles erlaubt; Falſchheit, Lügen, niedrige Kunſtgriffe, Unredlichkeit, Treuloſigkeit, kurz, alle mögliche Mittel, um zu ſeinem Zweck zu gelangen. Mit einem Wort, jedes Laſter, jedes Verbrechen wurde für Gewandtheit, Fähigkeit, Größe, Freiheit, Stärke und Aufklärung des Geiſtes erklärt, vorausgeſetzt, daß man ſich zu verbergen, und dem Verdacht der gewöhnlichen Vorurtheile zu entgehen wüßte.

Unglücklicherweiſe kam bei dem Herzog von Orleans alles zuſammen, ſeinen Geiſt und ſein Herz für dieſes abſcheuliche Gift empfänglich zu machen. Seine zarte unerfahrne Jugend, ſeine körperliche Kraft und Geſundheit, die Freude, dem Joch der Kindheit entgangen zu ſeyn, der Verdruß über ſeine Ehe, ſein Mangel an Beſchäftigung, und die daraus folgende Langeweile; der in dieſem Alter ſo unſelige Hang zum Modeton, um das, was man an andern bewundert, nachzuahmen und zu übertreffen; der Reiz der Leidenſchaften, das Beiſpiel der jungen Leute, die eine Eitelkeit darein ſetzten, und ihr Vergnügen dabei fanden, unter denen ſogar einige ihre beſondern Abſichten dabei hatten, ihn zu ihrer Lebensweiſe zu verführen und in ihre Geſellſchaften zu ziehen. Auf dieſe Art gewöhnte er ſich zur Ausſchweifung, und zwar zu einer lärmenden Ausſchweifung, ſo ſehr daß er ſich nicht mehr

davon

davon zurückhalten konnte, und selbst sagte: Nur der Lärm, das Toben und das Uebertriebene dabei könne ihn belustigen.

Diese Neigung verleitete ihn oft zu dem auffallendsten ärgerlichsten Betragen; er bemühte sich, seine Freunde an Liederlichkeit zu übertreffen, in ihren Gesellschaften die ruchlosesten Reden auszustoßen, und gerade an den heiligsten Tagen die unerhörtesten Ausschweifungen zu begehen; wie dieß während seiner Regentschaft mehrere male am Charfreitag und andern geheiligten Festen der Fall war. Je größer, älter, ausschweifender und gottloser der Anhang eines Mannes dieser Art ward, desto mehr achtete er ihn. So hatte er eine bis an Hochachtung gränzende Bewunderung für den Großprior, weil dieser sich seit vierzig Jahren nie anders als betrunken zu Bett gelegt hatte, beständig und öffentlich Maitressen unterhielt, und sich die gottlosesten, anstößigsten Reden erlaubte.

Bei diesen Maximen, und der daraus folgenden Lebensart, darf man sich nicht wundern, daß er in seinen Liebeshändeln falsch war, daß er die Unbescheidenheit so weit trieb, sich damit zu rühmen und in diese raffinirten Betrügereien eine Ehre zu setzen. Er und die Frau Herzogin von Berry stritten sich manchmal in ihrem Ankleidezimmer, in Gegenwart der Frau von Saint-Simon, darüber ganz öffentlich. Der wahrheitliebende Herzog von Berry sogar scandalisirte sich darüber; und die Frau von Saint-Simon, die eben so sehr über die Sache, als über die Folgen davon, betrübt war, suchte oft vergebens dem Gespräch eine scherzhafte Wendung zu geben und einer solchen unanständigen Unterhaltung auf eine feine Art ein Ende zu machen. Der Herzog von Orleans hatte eine unglaubliche Indiscretion in allem, was das gewöhnliche Leben und seine Person betraf. Man beschuldigte ihn mit Recht, daß er kein Geheimniß haben könne. Es

ist

iſt nicht zu läugnen, daß der Herzog von Orleans, aufgewachſen unter den unnützen Klätſchereien im Palais Royal, unter den elenden Hin- und Herträgern, von denen Monſieurs Hof wimmelte, weil ſie ihm unentbehrlich waren, eben dieſe abſcheuliche Neigung und Gewohnheit angenommen hatte.

Als er Regent wurde, wo er mit Klippen und Gefahren umgeben war, hatte er ſich's gleichſam zum Grundſatz gemacht, alle Welt gegen einander aufzuhetzen, um für ſich Vortheil daraus zu ziehen; dieſer Vortheil beſtand darin, daß er von gefährlichen Verbindungen gegen ihn nichts zu befürchten hatte, und daß es ihm bei einer ſolchen allgemeinen Erbitterung, nicht ſchwer werden konnte, Geſtändniſſe und Delationen herauszulocken. Damit beſchäftigte er ſich auch immer, ſo lange er an der Spitze der Staatsgeſchäfte ſtand, und dieß hatte allerdings Vortheile für ihn. Allein da es zu häufig entdeckt wurde, ſetzte es ihn doch in manche ſehr unangenehme Verlegenheiten. Da er nicht bösartig war, und es nicht ſeyn konnte, ſo war dieſe ſeine Handlungsweiſe für niemand ſehr nachtheilig. Gleichwohl beharrte er in ſeiner ausſchweifenden und gottloſen Lebensweiſe, zu welcher ihn Dü Bois verführt hatte, und wodurch er in ſeinem Hange zu Klätſchereien, noch immer mehr beſtärkt wurde, eben ſo wie in ſeinem ſonderbaren Mißtrauen gegen jedermann, ſelbſt gegen die, welche ſich ſeines Vertrauens am würdigſten bewieſen hatten.

Als er nach Monſieurs Tod wieder häufiger an den Hof ging, beſchäftigte er ſich aus Langweile mit wunderbaren chemiſchen Unterſuchungen, wovon man einen ſo abſcheulichen Gebrauch gegen ihn machte. Es iſt kaum zu begreifen, wie es dieſem Prinzen, ehe die hölliſchen Künſte der Frau von Maintenon und des Herzogs von Dü Maine ihn gänzlich von dem König getrennt hatten, ſo ganz unmöglich war, ſich dem

Con-

Conventionellen der Gesellschaft zu unterwerfen. Man erstaunt, daß er so wenig geschickt war, einen Hof zu halten, daß ihm der Umgang mit vornehmen Personen lästig wurde und ihn in Verlegenheit setzte, daß ihm in seinem Privat-Leben, und in seiner nachherigen Einsamkeit, zu der er, weil jedermann sich von ihm zurückgezogen hatte, auch mitten am Hofe, verdammt war, wie ihm bei so vielen Talenten, die eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung für ihn seyn konnten, dennoch alle mögliche Ressourcen fehlten. Er war zur Langweile geboren, und doch waren ihm Zerstreuungen so unentbehrlich, daß es ihm unerträglich war, sich jener zu überlassen. Dagegen war er nicht im Stande, sich selbst eine Beschäftigung zu machen. Er konnte nur in der Bewegung, in dem Strom der Geschäfte, an der Spitze einer Armee, in den Vorbereitungen zu einem Feldzug, oder in geräuschvollen Ausschweifungen leben; wo es nicht mehr lärmend zuging, hatte er die bitterste Langweile.

Als sein Geschmack für die Chemie vorüber war, oder vielmehr als die nachtheiligen Gerüchte darüber sie ihm verleidet hatten, gab er sich mit der Malerei ab. Er maite fast den ganzen Nachmittag zu Versailles oder zu Marly, hatte viel Kunstsinn und Kunstliebhaberei; kaufte viele Gemälde, und brachte eine Sammlung zusammen, die, der Anzahl und Vollkommenheit nach, der königlichen nichts nachgab. Nach diesem beschäftigte er sich mit wirklich künstlerischen Zusammensetzungen von Siegel und Steinen, was mich oft von ihm vertrieb. Er verfertigte auch die stärksten Parfüms, deren Gebrauch er immer sehr liebte. Hievon brachte ich ihn ab, weil der verstorbene König sie fürchtete, und er immer sehr stark danach roch.

Sein Geschmack für die Künste, für mechanische Arbeiten, und für alles was die Natur hervorbrachte, half ihm durch mich zu einer Acquisition von großem

Werthe. Ein bei den Diamantminen angeſtellte Mann fand Mittel, einen Diamant von ungeheure Größe heimlich in den After zu ſich zu ſtecken. Er er reichte glücklich das Meer, ließ ſich einſchiffen, ohn daß man die, bei allen Reiſenden gewöhnliche Vorſicht ihnen ein Clyſtier zu geben und ſie zu purgiren, un die Diamanten, die ſie verſchluckt haben konnten, wiede zu bekommen, bei ihm angewendet hatte. Er kam mi ſeinem Diamant nach Europa, und reiſte an alle Hö fe, um ihn zu verkaufen.

Law bot ihn dem Könige zum Kauf an, allein de Preis erſchreckte dieſen. Er brachte ihn ihm, und er freut, daß ich der Meinung war, man ſolle ihn kau ſen, bat er mich, mit dem Herzog von Orleans dar über zu ſprechen. Ich that es, und verließ den Prin zen auch nicht eher, bis er beſchloſſen hatte, den Stein*) zu kaufen. Law ließ den Kaufmann kommen, und brachte den Preis auf zwei Millionen, ſamt dem was beim Schleifen vom Stein abfallen würde; man be zahlte ihm die Intereſſen von zwei Millionen, bis man ihm die Schuld abzahlen könnte, und gab ihm bis auf die gänzliche Abzahlung für zwei Millionen Steine in Verwahrung.

Bei dieſem Geſchmack für Künſte, bei dieſen mannichfaltigen Talenten, und bei ſo vieler Fähigkeit ſie anzuwenden, gab es dennoch niemand, der ſo ganz unthätig, ſo ganz dem Nichtsthun und der Langweile zur Beute war, als der Herzog von Orleans.

Madame ſchilderte ihn auch eben ſo glücklich, als der König durch das Apophthegma, das er dem Marſchall über ihn zur Antwort gab; durch ein Feenmährchen. Als eine Liebhaberin von Erzählungen und Feenmährchen, ſagte ſie nämlich einmal: alle Feen ſeyen bei ihrer Niederkunft mit ihm eingeladen geweſen, alle ſeyen

*) Der in der Folge berühmt gewordene Diamant: le Regent.

seyen erschienen, und jede habe ihren Sohn (den Herzog von Orleans) mit einem Talent begabt, so daß ihm alle zu Theil geworden seyen; allein unglücklicherweise habe man eine alte längst verschwundene Fee vergessen. Diese, ärgerlich über eine solche Vernachlässigung, sey auf einen kleinen Stab gestützt gekommen, nachdem alle übrigen Feen dem Kinde ihre Geschenke schon gemacht hätten. Hierüber noch immer mehr aufgebracht, habe sie sich dadurch gerächt, daß sie alle die ihm von den andern Feen gegebenen Talente völlig unnütz machte. Sie habe gewollt, daß er keine dieser Gaben je benutzen sollte.

Der Ausspruch der Fee ging in der Zeit vor der Regentschaft wirklich in Erfüllung; damals war es ein Unglück für den Prinzen, daß ihm, in allem was er vornahm, die Beharrlichkeit fehlte, so sehr, daß er nicht einmal begreifen konnte, wie man in irgend etwas beharrlich seyn könne.

Ein anderer Fehler von ihm, dessen ich schon erwähnt habe, war eine gewisse Unempfindlichkeit, die ihn auch bei den gefährlichsten und schreiendsten Beleidigungen kalt ließ. Und da die Nerven das Prinzip des Hasses, der Freundschaft, der Dankbarkeit und der Rache sind, so mußte es höchst nachtheilige Folgen haben, daß dem Herzog die Spannkraft derselben fehlte.

Er war außerordentlich schüchtern; dieß fühlte er mit Beschämung, und gab sich daher alle mögliche Mühe, das Gegentheil zu affectiren. Allein es ist wahr, und bestätigte sich nachher bei seiner Regentschaft durch die unläugbare Erfahrung, daß man weder Gnade noch Gerechtigkeit von ihm erlangen konnte, wenn man ihn nicht in Furcht setzte; was aber sehr leicht möglich war. Wo nicht, so mußte man ihm mit unablässigen Bitten beschwerlich fallen. Von diesen suchte er sich erst durch Worte, und hernach durch Ver-

sprechungen zu befreien, mit denen er nach seinem Leichtsinn sehr freigebig war, die aber nur denen erfüllt wurden, welche die Erfüllung ihm abzunöthigen wußten. Daher entstanden so viele Wortbrüche, so daß man auch auf die bestimmtesten Versprechungen nicht mehr rechnete; vielen wurde oft versprochen, was nur einem Einzigen gewährt werden konnte. Dieß erzeugte Unzufriedenheit und Geringschätzung.

Durch nichts betrog und schadete er sich so sehr als durch die Meinung, daß man jedermann auf eine listige Weise ausweichen, und alle bloß zufrieden stellen müsse. Am Ende glaubte man ihm auch das nicht mehr, was ihm ganz ernst war, und seine Flüchtigkeit gab allem, was er that, einen verminderten Werth.

Durch die gemeinen, zum Theil noch mehr als gemeinen Personen, die er sich als Gesellschafter bei seinen Ausschweifungen gewählt hatte, und die er selbst sogar öffentlich nur seine Sträflinge (roués) nannte, wurden die besseren Menschen auch in seiner mächtigen Periode, von ihm entfernt, und dieß that ihm unendlichen Schaden. Sein allgemeines Mißtrauen machte ihn äußerst verhaßt, besonders als er das Ruder der Geschäfte führte; er mißtraute sogar denen, mit welchen er in der Zwischenzeit seiner Ausschweifungen vertraulich umging. Dieser Fehler, der ihn zu vielem verleitete, entstand aus seiner Furchtsamkeit, vermöge welcher er seine gewissen Feinde mit mehr Aufmerksamkeit behandelte, als seine Freunde; ferner aus seinem angebornen Leichtsinn, und einer falschen Nachahmung Heinrichs des IV. in dessen Charakter dieser Zug nicht der beste und schönste gewesen ist. Dazu kam auch seine unselige Meinung, daß Rechtschaffenheit nur ein äußerer Schmuck sey, der keine Realität habe. Daher dieses allgemeine Mißtrauen.

Folgende Anekdote charakterisirt ihn noch besser. Der ehrliche Marechal, erster Wundarzt des Königs,

fing

Französische Nachlässigkeit ist es überhaupt, daß nicht bey jeder einzelnen Variante, woher sie genommmen sey, angegeben ist. — Nicht nur die auf dem Titel genannten beyden andern Werke über des canonisirten Königs Geschichte sind beygefügt. Auch Cardonne's Auszüge aus arabischen Schriftstellern über Ludwigs Kreuzzüge, und sehr belehrende Register empfehlen diese Ausgabe, welche unter Königlicher Unterstützung von dem Königlichen Bibliothekar Bignon unternommen worden ist.

Wer Ludwigs des Heiligen Geschichte im Zusammenhang vergleichen möchte, findet die aus dem Meere der Zeit geretteten Trümmer derselben mit forschendem Fleiß gesammelt und mit Geschmack aneinander gereiht unter dem Titel: Ludwig der Heilige, König von Frankreich, I. II. Theil, 262 S. in 8. Frankfurth am Mayn, bey Andreä, 1788. —

H. E. G. Paulus.

fing eines Tags an, den Herzog von Orleans wegen seiner mannichfaltigen wissenschaftlichen Kenntnisse und Talente zu loben, und setzte scherzend hinzu: Wenn er nöthig gehabt hätte, sein Brod selbst zu verdienen, so würde er 5 bis 6 Mittel haben, sich einen sehr reichlichen Unterhalt zu verschaffen. Der König ließ ihn eine Weile fortplaudern, und nachdem er über diesen Gedanken, womit Marechal seine Lobrede endigte, gelächelt hatte, sagte er: Wissen sie, was mein Neffe ist? Er besitzt bei allen Vorzügen, die sie eben von ihm angeführt haben, auch noch das Talent, mit Lastern zu prahlen, die er nicht begeht. Diese Antwort vom König setzte mich in großes Erstaunen. Mit diesem einzigen Pinselstrich war der Herzog von Orleans aufs treffendste und vollkommenste gezeichnet; und ich gestehe, daß ich den König nicht für einen so großen Meister in dieser Kunst gehalten hätte. Dieß war der Zustand des Französischen Hofs unter dem Regenten. Wir wollen nun in wenig Worten angeben, was in Spanien vorging.

VI.

Schilderung des Spanischen Hofs. Schilderung des Alberoni.

Ich habe öfters den Pater de la Tour, einen Ordensvorgesetzten und Mann von vielem Geist, Kenntnissen, Verstand, großer Frömmigkeit und einem ausgezeichneten Lebenswandel, sagen gehört: Die Menschen müßten vor Gott sehr wenig seyn, weil er ihnen oft so verächtliche Regenten gäbe!

In der That wird man hier zwei mächtige Monarchien sehen, regiert von zwei Prinzen, bei denen die

Verschiedenheit des Charakters, so wie die außerordentliche Geistesüberlegenheit des Einen sehr sichtbar ist, welche beide aber, wie zwei Kinder, von zwei Männern der niedrigsten Art geleitet werden, welche ungehindert ihre Herren und die von ihnen beherrschten Monarchien; gegen das offenbare Interesse beider Prinzen, und beider Monarchien, zum Spiel ihres persönlichen Ehrgeizes machten. Zwei Männer ohne Erfahrung, ohne irgend etwas Empfehlendes, ohne die geringsten persönlichen Vorzüge, und ohne irgend eine fremde Stütze, die ihren Eigennutz und ihren Ehrgeiz, ihre Wuth und Brutalität ihrem Herrn entweder nicht verbergen wollten, oder nicht konnten, und die fast schon von ihrer ersten Stuffe an, niemand schonten, und sich als Schreckensmänner ankündigten. Eine kurze Beschreibung hievon wird hier zu einer wichtigen Anwendung dienen.

Hierzu ist es nöthig, daß wir uns an das erinnern, was in dem Kriege vorgefallen ist, welcher der Thronbesteigung Philipps des V. von Spanien nachfolgte, an die Unglücksfälle, durch welche die Kronen des Großvaters und Enkelsohns wankend gemacht wurden; von denen der eine im Begriff war, über die Loire zu gehen, um sich gegen Guienne und Languedoc zurückzuziehen, und der andere, sich mit seiner Familie nach Indien einzuschiffen. Ferner denke man an die unerhörten und unrechtlichen Vorschläge, die man dem Herrn von Torcy im Haag, und unsern Bevollmächtigten zu Gertruydenberg machte, und endlich an die bey London geschehenen Wunder, wodurch die beiden Kronen, durch den Frieden von Utrecht, und endlich durch den von Rastadt und Baden, von dem Abgrund gerettet wurden.

Alles versprach daher den Genuß des wohlthätigen Friedens, welcher, wegen der Erschöpfung beider Königreiche, die aufs äußerste gekommen waren, so wenig

zu hoffen gewesen war. Spanien selbst war mit Europa im Frieden, wie Frankreich; der Kaiser allein hatte nur auf einen langen Waffenstillstand eingewilligt, der aber nach seinen Bedingungen und Zusicherungen fast eben so sicher war, als ein Friedensschluß. Diesen genoß man eben so ruhig, und erwartete eine bessere Gelegenheit, um den Waffenstillstand in Frieden zu verwandeln.

Der König von Spanien dachte auch an nichts weiter, als ihn indeß zu genießen, und seinem Reich wieder aufzuhelfen. Hiezu bewog ihn sowohl der innere Zustand, der dieß sehr bedurfte, als auch die Lage der auswärtigen Verhältnisse, indem er nur auf Frankreich etwas hätte rechnen können, dieses aber seine Bedürfnisse selbst äußerst fühlte und in eine Minorität gefallen war, auch nicht mehr durch einen großen König, nicht mehr durch den Eltervater von Philipp dem V. sondern von einem, mit der Prinzessin von Ursini entzweiten Regenten, regiert wurde.

Unter diesen Umständen gelang es dem vom Glück begünstigten Alberoni, sich zum unumschränkten Herrn von Spanien zu machen.

Seine niedrige Herkunft, seine ersten Versuche bei dem Herzog von Vendome, seine Sitten, seine Lebensweise, sein Charakter, das Unglück dieses vorgeblichen Helden, der ihn in seinem Gefolge mit nach Spanien brachte; die zufällige Vermählung Philipps des V. mit der Tochter seines Herrn, der Fall der Prinzessin von Ursini, der Gebrauch, den er sowohl davon, daß er erst Unterthan und nachher Minister von Parma in Spanien war, als auch von der strengen Klausur zu machen wußte, in welcher die Politik der Prinzessin von Ursini den König einzuschließen und an solche zu gewöhnen gewußt hatte; so daß er also das angefangene Werk nur fortsetzen durfte, das für ihn eben so vortheilhaft ward, als es für die gewesen war, welche

es begonnen hatte — alles dieſes haben wir ſchon erzählt. Das Unglück, daß Gibraltar den Engländern blieb, weil man, wie wir ſchon wiſſen, den, von dem Regenten nach Madrid abgeſchickten und dort angekommenen Louville nicht dagegen anrücken ließ; und mehrere dergleichen Ereigniſſe aber ſind unglückliche und unvergeßliche Monumente jener ſtrengen Klauſur, in welcher König Philipp V. gehalten worden war.

VI.

Schilderung des Königs (Philipps V.) und der Königin, ſeiner zweiten Gemahlin.

Alberoni findet einen ſtillen, in Einſamkeit zurückgezogenen König, dem, nach ſeinem Temperament, eine Gemahlin unentbehrlich war; welcher andächtig und ängſtlich gewiſſenhaft, für die höheren Prinzipien der Religion wenig Faſſungskraft hatte; ferner eigenſinnig, aber dennoch ſchüchtern, ſanft- und biegſam war; überhaupt gar keine Imagination und einen trägen Geiſt hatte. Er war gewohnt, ſich der Leitung eines Andern zu überlaſſen, ſich niemand nahe kommen zu laſſen, noch weniger mit jemand zu reden, und niemals an eine andere Frau als die Seinige zu denken. Dabei war er dennoch ruhmſüchtig, ſtolz und glücklich in dem Gedanken zu erobern, und in Europa etwas zu gelten. Er blieb, was unbegreiflich iſt, vergnügt bei der traurigſten, einförmigſten Lebensart, ohne daß es ihm je einfiel, ſie zu ändern, oder ſeine Trübſinnigkeit durch irgend eine andere Zerſtreuung zu unterbrechen als durch einſame Zuſammenkünfte mit der Königin auf dem Wege und in einer zum Sprüchwort gewordenen Laube, von welcher aus auf Thiere geſchoſſen wurde, welche man vorbei trieb.

Damals regierte nun in Spanien eine Königin voll Geiſt,

Geiſt, Anmuth, Stolz und Ehrgeiz, die unumſchränkt und allein herrſchen wollte, die alles aufopferte, um es ſoweit zu bringen und ſich dieſe Herrſchaft zu erhalten.

Sie war kühn, unternehmend, eiferſüchtig, vorſichtig, und hatte immer die traurige Lage der verwittweten Königinnen von Spanien vor Augen. Dieſer zu entgehen, wollte ſie, um jeden Preis, einem ihrer Söhne einen ſouverainen Staat bilden, dieſen Vortheil ſuchte ſie in der Folge auf mehr als Einen auszudehnen.

Sie haßte die Spanier, von denen ſie verabſcheut wurde. Ihr einziges Hülfsmittel waren Italiener, zu deren Vortheil ſie alles that. Sie hatte keine Rathgeber und keine Vertraute, als Unterthanen aus Parma und den Miniſter von Parma, der ſie abgeholt hatte und mit ihr nach Spanien gekommen war. Unwiſſend in allem, in einem Winkel des Pallaſtes von Parma von einer ſtrengen Mutter erzogen, die ſie in nichts unterrichten ließ, wo ſie niemand hatte ſehen und ſprechen dürfen, kam ſie unmittelbar in die Spelunke eines Königs von Spanien, wo ſie, ſo lange dieſer lebte, ohne alle Mittheilung blieb, und nur durch Alberonis Augen ſehen durfte, als durch den Einzigen, an welchen ſie ſich ſeit ihrer Reiſe gewöhnt hatte.

Alberoni war in der That der Einzige, welchem ſie ſich, als einem Unterthanen und als dem Miniſter von Parma in Spanien anvertrauen zu können glaubte; der Einzige, deſſen ſie ſich als Mittel bedienen wollte, um den König und die Monarchie zu beherrſchen; indem ſie ihm, da er kein Vermögen hatte, unentbehrlich, und überdieß gewiß glaubte, er werde ihr nie treulos werden, ihr nie etwas in den Weg legen.

Dieß waren die Umſtände, unter welchen Alberoni, ohne Nebenbuhler und ohne Widerſpruch, an ſeinem Glück arbeitete; dieß war die Quelle ſeiner Sorgloſigkeit, mit der er, im Innern und im Ausland, alles

unternahm, und sich bei einer verworrenen Staatsverwaltung, die schwer aufzudecken und unmöglich zu beweisen war, bereicherte, und sich allgemein furchtbar machte, um sich jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen.

Er mißbrauchte den König und die Königin von Spanien ohne alle Rücksichten, um sich, zum größten Aergerniß aller Welt, zum Cardinal, und nachher zum Erzbischof von Sevilla zu machen, welches aber der erste Schritt zu seinem Untergang wurde. Endlich beredete er sie zu einem thörigten Krieg mit dem Kaiser, ungeachtet ganz Europa dagegen war, und Spanien verlassen hatte, der Kaiser hingegen von Frankreich, England und Holland unterstützt wurde.

Er bot daher alle seine Kräfte auf, um einen so thörigt unternommenen Krieg zu unterhalten, sich unentbehrlich zu machen, Macht und Mittel in den Händen zu behalten, und sich bei den Lieferungen und Unternehmungen, über die er allein zu disponiren hatte, zu bereichern; deswegen verwarf er auch mit so viel Hartnäckigkeit jeden Vergleich, den Spanien hätte hoffen dürfen, und durch welchen ein Sohn der Königin in Italien eine sichere Lage erhalten sollte, mit dem Versprechen und mit aller Wahrscheinlichkeit, daß er, durch die Verwendung von England, das einen, seinen Handel mit Spanien und Indien aufhebenden Krieg vermeiden wollte, bald in den Besitz der Staaten von Parma und Toscana kommen würde.

Durch diese Anstrengungen wurde Spanien vergeblich erschöpft, und besonders das kürzlich wieder in bessern Zustand gebrachte Seewesen so vernichtet, daß dieser Krone nachher durch einen Zusammenfluß von Umständen, ein beträchtlicher Nachtheil in Indien zugefügt wurde, von dem sie sich, wie sehr zu fürchten ist, niemals wieder ganz erholen wird.

Dieß bewürkte die allmächtige, wiewohl sehr kurze Re-

Regierung des Miniſters Alberoni in Spanien. Denn, nachdem er ganz Spanien beſchimpft, Rom unwürdig behandelt, und die Mächte von Europa, insbeſondere und am gefährlichſten aber den Regenten, gegen den er das Königreich empören wollte, beleidigt hatte, mußte derſelbe Spanien mit Schanden verlaſſen. Nach einigen Monaten der Verlegenheit aber gelang es ihm doch, mit Hülfe ſeiner Cardinalswürde, und ſeiner unermeßlichen Reichthümer, die er ſo klug geweſen war nicht in Spanien anzulegen, in Rom wieder eine der erſten Rollen zu ſpielen. Dort machte er ſich darüber luſtig, daß er den Zorn von ganz Europa auf ſich geladen habe, und verachtete ſeinen Herrn, welcher ihn aus dem niedrigſten Stande zu ſeiner Höhe erhoben hatte, wo er ihm weder ſchaden noch ſich an ihm rächen konnte.

Philipp ließ ſich durch dieſes Beiſpiel nicht abſchrecken, auch fernerhin einem einzigen Premierminiſter alles zu überlaſſen. Faulheit und Gewohnheit ſiegten auch hier. Alberoni's ganzer Credit ging auf den Holländer, Ripperda, über. Auch dieſer aber wurde verbannt, und endigte ſein Leben unter den Corſaren der Barbarei. Allein nichts vermochte den König aus ſeiner Unthätigkeit zu ziehen, und ein Premierminiſter war ihm, zum großen Nachtheil ſeiner Perſon und ſeiner Monarchie, bis an ſein Ende unentbehrlich.

Frankreich wurde nicht glücklicher regiert, obgleich von einem Prinzen, welcher, vermöge ſeiner mannichfaltigen Kenntniſſe, ſeiner Menſchenkunde und der Erfahrungen, die er ſich in ſeinem Privatſtande geſammelt hatte, der beſte Regent hätte ſeyn können. Er war mit den verſchiedenen Regierungsarten, beſonders mit der von Frankreich, bekannt; ſein außerordentliches Gedächtniß ließ ihn nie etwas vergeſſen oder verwechſeln, und ſeine Einſichten waren gränzenlos. Seine Imagination war nicht durch gefährliche Leidenſchaften

verdorben, und seine physischen Neigungen hatten keinen Einfluß auf seine geheimen Geschäfte und seine Administration. Er hatte erstaunlich viel Beurtheilungskraft, arbeitete mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit, war aber außerordentlich mißtrauisch.

Seine angeborne Beredtsamkeit, ließ ihn über alles mit einer unvergleichlichen Leichtigkeit, Schönheit und Richtigkeit sprechen. Er hatte unendlich viel Geist, und einen geraden und richtigen Blick, der ihn nie irre geführt haben würde, wenn er in allen Angelegenheiten und Vorfällen immer seinen ersten Einsichten gefolgt hätte.

Niemand kannte den Abbe' Dû Bois, durch eine lange Erfahrung, so gut wie Er; und wenn ich daran denke, wie er immer, auch damals, als er ihn zum Premierminister machte, und nachher noch von ihm sprach; so kann ich nicht begreifen, wie dieß möglich war, und wie er sich ihm so ganz hingeben konnte.

Auch der Herzog von Orleans war dadurch einem nichtswürdigen Manne überlassen, den er selbst für einen tollen, eingeschränkten, unmäßig hitzigen Kopf hielt, sogar für einen Schelmen, der sich alle Kunstgriffe, Lügen und eigennützige Ränke erlaubte, dem nie eine lebendige Seele getraut hatte; der, durch Ausschweifungen, Ehre und Credit durchaus verloren hatte, der in seinen Reden und Betragen äußerst zurückstoßend war, und sich bei allen Gelegenheiten als falsch bewies, kurz der zu allem Bösen fähig sich zeigte.

Wer beide gekannt hat, dem muß diese Verblendung als eines der größten Wunder erscheinen, um so mehr, da von allen Seiten her so schlechte Nachrichten unaufhörlich über Dû Bois einliefen.

Beilage

charakteriſtiſcher Anekdoten

über

den Herzog Regenten,

Philipp II. von Orleans.

von

Charlotte Eliſabeth,

geb. Prinzeſſin von der Pfalz, ſeiner Mutter.

Vergl. den 24. Band dieſer Sammlung
S. 169. 170.

Seinem guten Herrn, Ludwig, Sohne des Königs von Frankreich, von Gottes Gnaden Könige von Navarra, entbietet sein Seneschal von Champagne, Johann Sire von Joinville Pfalzgraf von Champagne und Brie, seinen Gruß, herzliche Zuneigung, Ehrerbietung und bereitesten Dienst.

Lieber königlicher Herr! ich füge Euch zu wissen, daß Eure Frau Mutter, Höchstseligen Gedächtnisses, die mir sehr wohl wollte, mich gar dringend gebeten hatte, Ihr ein Buch von den frommen Reden und und edeln Thaten unsers heiligen Königs, Ludwig, schreiben zu lassen. Ich habe Ihr das auch versprochen, und unter göttlichem Beystande ist nun das Werk in zwey Theilen vollendet.

Der erste enthält, wie Er sein Reich zu aller Zeit nach dem Willen Gottes und der Kirche, zum Wohl desselben regiert hat.

Der zweyte handelt von seinen edlen Ritterthaten und großen Verrichtungen im Kriege. Weil denn, lieber Herr, geschrieben steht: thue zuerst, was Gott gebührt, so wird dir alles andere zufallen — so habe ich alles aufzeichnen lassen, was sich auf die drey obbesagten Dinge bezieht, nehmlich auf das Heil des Leibes und der Seele, ingleichen auf die Regierung der Unterthanen.

Duc d'Orleans, Philipp II.

gewöhnlich der Herzog Regent genannt. Sohn der Verfasserin.

1) Mein Sohn hat wohl studirt, ein gut Gedächtniß und ist homme d'une belle taille. Er begreift alles gar leicht. Er gleicht weder an Vater noch Mutter. Mons. seel. hatte ein gar lang und schmal Gesicht, aber mein Sohn hat ein viereckt Gesicht. Er gehet wie Monsieur und hat mit seinen Händen dieselben Aktionen. Monsieur hatte gar einen kleinen Mund, aber häßliche Zähne; mein Sohn hat ein groß Maul mit hübschen Zähnen. Brief vom 9. Januar 1716.

2) Es ist gewiß, daß meines Sohns böses Auge von einem Ball im Ballhause kommen ist. Den 9. Jul. 1716.

3) Wenn mein Sohn gewollt hätte, wäre sein Auge all längst kurirt; aber wenn er sich besser befindet, so schonet er sich nicht mehr, gehet in die Nachtluft, isset und trinket alles, was nicht gut für sein Auge ist. Er hat durch sein Uebelverhalten sein Auge drey mal verdorben. Den 5. März 1716.

4) Daß mein Sohn ein blödes Auge hat, das ist ihm kommen von dem Accident, so er gehabt, als er nur 4 Jahr alt war, und der Schlag ihn gerührt hatte.

te. Bei nahen ſiehet er wohl, und kann die feinſten Schriften leſen, aber von der Hälfte einer Kammer lang, kann er niemand ohne ein Vergrößerungsglas kennen. Den 13. Novembr. 1716.

5) Mein Sohn iſt nicht ſchön, hat dicke Backen, und iſt gar roth, klein und dick; aber mich deucht, er iſt doch nicht unangenehm. Wenn er tanzt oder zu Pferde ſitzt, hat er gar gute Mienen, aber wenn er ordinair gehet, ſo geht er bitter übel. Den 5. Octobr. 1717.

6) Wie mein Sohn noch von 14 oder 15 Jahren war, da war er nicht häßlich, aber ſeitdem hat ihn die Sonne von Italien und Spanien ſo verbrannt, daß er ganz braunroth geworden. Er iſt nicht groß und doch dick: Seine böſen Augen machen ihn etliche mal ſchielen, und er gehet übel. Ich habe ihn von Grund der Seelen lieb, allein ich kann nicht begreifen, wie man verliebt in ihn ſeyn kann, denn er hat gar keine galante Manieren, iſt auch nicht diskret. Den 10. Auguſt 1717.

7) Bis ins 12te Jahr iſt er delikat geweſen, hernach iſt er auf einmal geſund und ſtark geworden. Seine Delikateſſe kam, daß er einen Schlagfluß in dem 4ten Jahre gehabt und wie todt geweſen. Den 16. Mai 1716.

8) Ich muß geſtehen, daß mein Sohn große Qualitäten beſitzt; er hat Verſtand, weiß viel Sprachen und lieſt gern, redet wohl, hat wohl ſtudirt, iſt gelehrt, verſtehet ſich auf allerhand Künſte, ſo ſchwer ſie auch ſeyn mögen. Er iſt ein Muſikant und componirt nicht übel, er malt artig, und weiß alle Chemie auf ein Ende; er weiß alle Hiſtorien von der Welt, und begreift leicht die ſchwerſten Künſte. Er hat gar ein gut Gedächtniß; er verſtehet den Krieg und fürchtet ſich vor nichts in der Welt; aber ſein Fehler iſt, daß

er

er gar zu gut iſt, und oft Leuten glaubt, ſo weniger Verſtand haben als er, wird alſo gar oft betrogen, denn böſe Leute, ſo ſeine große Güte kennen, wagen es bei ihm auf Galgen und Rad. Alles was ihm unglückliches oder übels geſchiehet, kömmt von dieſem Fehler her. Sein anderer Fehler iſt, daß er gegen der Franzoſen ordinaire Inclination, ein wenig zu große Schwachheiten für die Weiber hat, und das macht ihm oft Händel im Haus. Außer dieſen zweien Stücken, weiß ich nichts böſes von ihm, aber ſie ziehen oft viel böſes nach ſich. Seine Figur iſt weder hübſch noch häßlich. Vor dieſem hatte er eine artige Taille, aber nun wird er zu dick für ſeine Länge, denn er iſt klein, aber ob er zwar nicht mehr ſchön iſt, ſo laufen ihm doch die Weiber aus purer Intereſſe nach, denn er bezahlt ſie wohl. Dieſen Winter iſt ein poſſierlich Hiſtörchen geſchehen. Eine Dame ſo jung und artig iſt, beſuchte meinen Sohn in ſeinem Kabinette, er verehrte ihr einen Diamant von 2000 L'd'ors. und eine Schachtel von 200. Die Frau hatte einen jalouſen Mann, ſie war aber ſo effronté, daß ſie zu ihm ging und ſagte ihm, daß Leute ſo Geld nöthig hätten, ihr dieſes ſpottwohlfeil anböten, ſie bäte dieſes Glück nicht zu verſcherzen. Der Mann glaubte es, gab ſeiner Frauen Geld, ſo viel ſie foderte. Sie nahm das Geld und dankte ihm herzlich dafür, ſteckte die goldene Doſe in ihren Sack und den Ring am Finger, ging damit in eine vornehme Geſellſchaft; man fragte ſie, wo der Ring herkäme und die Schachtel? Sie ſagte: Mr. de Parabere hat mir's gegeben. Der Mann, der ſo hieß, war dabei, und ſagte: ja, ich habe es ihr gegeben, kann man weniger thun, wenn man eine Frau von Qualität hat? und die ihren Mann einzig und allein liebt? Das gab ein Gelächter, denn die andern Leute waren nicht ſo einfältig wie der Mann, und wußten

wohl, wo Bartel den Most holte. Den 13. März 1716.

9) Mein Sohn weiß die Musik wohl, er hat 2 oder 3 Opera componirt, so alle artig waren. Sein Capitain des Gardes la Fare hat die Wörter darauf gemacht. Den 14. Septembr. 1717.

10) Mein Sohn ist erschrecklich delikat gewesen, konnte nicht knien ohne ohnmächtig zu werden. Den 29. Maj. 1716.

11) Er frägt nichts nach der Jagd. Den 18. Octobr. 1716.

12) Wenn mein Sohn einen Rausch trinket, ist es nicht durch starke Getränke, sondern in vin de Champagne. Den 13. Aug. 1716.

13) Daß er große Inclination für das weibliche Geschlecht hat, kann ich nicht läugnen, aber hat er eine Sultane Reine, so ist es, Madame Parabère. Ihre Mutter Mde de la Vieuville, war Dame d'aiour bei der Duchesse de Berri, da hat er sie kennen lernen. Sie ist nunmehro eine Witwe, hat eine schöne Taille, lang und rar; das Gesicht ist braun, denn sie schminkt sich nicht, hat aber angenehme Augen und Mund; hat wenig Verstand, ist aber ein frisch Stück Fleisch. Den 29. Maj. 1716.

14) Ich versichere, daß es mit meinem Sohn und der Königin in allen Ehren zugegangen ist. Ich weiß nicht, ob mein Sohn das Glück gehabt hat, der Königin zu gefallen, allein er ist ganz und gar nicht verliebt von ihr gewesen. Er sagt; sie hätte gute Mienen und eine schöne Taille, aber weder ihr Gesicht noch ihre Manieren gefallen ihm. Das er coquett ist, das kann ich gar nicht läugnen; allein er hat seine eigene Quinten, alle Leute gefallen ihm nicht. Le grand air gefällt ihm weniger als ein air débauché und de

guingrande als wie die Tänzerinnen in der Opera. Ich lache ihn oft mit aus. Den 5. Mai 1716.

15) Die verwitwete Königin von Spanien war gar galant mit meinem Sohn, aber in allen Ehren.

Mein Sohn iſt gar nicht romanesque, er wußte nicht, wie er es machen ſollte, ſagte alſo zum Duc de Grammont: Vous, qui savez les manières de la galanterie espagnole, soufflés moi donc, ce qu'il faut que je dise et fasse. Mein Sohn iſt ein ſchlechter Galant, er war nicht verliebt. Den 3. Febr. 1719.

Der Königin, die nur bloße Galanterie will, kann er nicht nach Sinn dienen, aber denen, ſo weiter ſchreiten wollen, denen iſt er gar gut, er ſoll die Sache wohl verſtehen, darum laufen ihm auch die debauchirten Weiber ſo nach, denn er iſt bei ihnen in einem guten Ruf. Den 14. April 1716.

16) Mein Sohn iſt weder hübſch noch häßlich, hat aber gar keine Manieren die Leute verliebt zu machen; erſtlich ſo iſt er incapable eine Paſſion zu haben, und ein Menſch lange zu lieben. Zum andern ſind ſeine Manieren nicht höflich und poli genug um ſich anzuſtellen, als wenn er verliebt wäre, fällt allzeit mit der Stubenthür in die Kammer. Zum dritten iſt er gar nicht diskret noch ſekret, erzählt gleich alles was vorgegangen; ich ſage ihm hundertmal, daß ich mich nicht genug verwundern kann, daß ihm die Weiber noch ſo nachlaufen, ſollten ihn vielmehr fliehen. Er lacht aber und ſagt: Vous ne connoissez pas les femmes débauchées d'aprésant. Dire, qu'on couche avec elles, c'est leur faire plaisir. Den 22. Octobr. 1717.

17) Mir iſt bitter bange für meinen Sohn bei ſeinen Damen, er iſt ſchon einmal gebrannt worden. Den 5. Novembr. 1717.

18) Ich weiß eine, ſo ſich ohne ſein Wiſſen vor 10 oder 12 Tagen in ſein Bett gelegt hat. Den 19. Mai 1716.

19)

19) Mein Sohn war nur 17 Jahr alt, wie man ihn verheirathet hat, ein kleiner Bube. Hätte man nicht ihm Mine gemacht, ihn in ein altes Schloß eingesperret, so Villatteres hieß, und Hoffnung gegeben, Mde la Duchesse zu sehen, wie er wollte, hätte man ihn nicht zu der verfluchten Heirath persuadirt. Den 26. Novembr. 1727.

19. b) Mein Sohn hat ein Töchterchen von der Demoret; sie hätte ihm gern noch ein anders anbinden wollen, aber er hat geantwortet: non, cet enfant est trop harlequin. Als sie ihn gefragt: was er dadurch verstehe? hat er geantwortet: il est de trop de pieces différentes, hat es ihr also gelassen. Ich weiß nicht, ob sie es hernach nicht Chur-Baiern gegeben, denn er hat auch daran gearbeitet; das hat ihm die schönste und magnifiqueste Tabattiere gekostet, so man jemalen gesehen; sie war mit großen Diamanten besetzt. Den 23. Sept. 1717.

20) Weil mein Sohn nun kein junger Bube von 19 oder 20 Jahren mehr ist, sondern in sein 42stes Jahr gehet, kann man ihm zu Paris nicht verzeihen, daß er als ein junger Lay den Damen zu gefallen im Ballhause herumläuft, da er das ganze Königreich auf seinen Armen hat. Wie der seel. König zur Krone kommen, war alles im vollen Flor, drum konnte er sich wohl divertiren; aber jetzt ist's nicht so, sondern man muß Tag und Nacht arbeiten, um wieder gut zu machen, was der König oder vielmehr seine untreuen Minister verdorben haben. Den 2. April 1716.

21) Ich sage meinem Sohn alle Tage, daß er zu gut ist; er lacht darüber und sagt, ob es nicht besser wy, gut als böse zu seyn? Den 3. August 1717.

22) Ich weiß nicht, wo mein Sohn die große Geduld her hat; denn Mons. seel. war nicht geduldig und ich auch nicht. Den 3. August 1717.

23)

23) Ich habe wohl Urſach content von meinem Sohn zu ſeyn, er lebt wohl mit mir, und giebt mir keine Urſache zu klagen über ihn; daß aber das Vertrauen ſo groß ſeyn ſoll, das deucht mir nicht und ich weiß nicht wenig Leute, in die er mehr Vertrauen hat, als in mich. Den 7. Jul. 1716.

24) Seine Intentionen ſind allzeit gerade und gut, findet ſich etwas, ſo nicht ſeyn ſollte, kommt es gewiß von andern. Er iſt zu gut, und nicht argwöhniſch genug, wird alſo gar oft betrogen; denn böſe Leute, ſo ſeine große Güte kennen, wagen es bei ihm auf Hals gen und Kopf. Es iſt gewiß, daß mein Sohn genug weiß, um niemals lange Weile zu haben. Er weiß die Muſik auf ein End, und componirt nicht übel; er mahlt ſehr artig, verſteht viel Sprachen und liſt gern. Er verſtehet Chymie, er begreift leicht die ſchwerſten Künſte. Alles dieſes kann nicht hindern, daß ihm nicht alles langweile macht. Den 23. Juni 1716.

25) Mein Sohn iſt kein großer Lober, wenn er was lobt, muß ihm die pure Wahrheit dazu bringen. Den 9. April 1716.

26) Ich bin nie mit meinem Sohn brouillirt geweſen; er war es aber ſehr mit mir vor 24 Jahren, da er ſich wider meinen Willen verheirathet hatte: aber weil ich ihn lieb habe, habe ich es vergeſſen. Ich glaube nicht, daß wir hinfüro mit einander übel ſtehen können. Habe ich ihm was gegen ſeine Conduite zu ſagen, ſage ich ihm meine Meinung tüchtig, und damit abgethan; aber er lebt in großem Reſpekt mit mir. Den 29. Maj. 1716.

27) Mein erſter Sohn hat Duc de Valois geheißen, und weil dieſer Name unglücklich iſt, hat Monſieur nicht zugeben wollen, daß mein itziger Sohn ſo heiſſen ſollte, darum hat er ihm bis an ſein Ende geheiſſen den Namen de Chartres. Nach Mons. Tode, hat

mein Sohn den Namen Orleans angenommen, und sein Sohn hat den von Chartres bekommen. Den 24. Septbr. 1717.

28) Ob er zwar wohl von gelehrten Sachen spricht, so siehet man doch wohl, daß ihm die Sache keine Lust giebt, sondern Langeweile. Ich habe ihn oft darüber gescholten, er sagte aber, er könne nicht davor, er wollte gern alles wissen, aber so bald er es weiß, hat er keine Freude mehr daran. Den 19. Octobr. 1717.

29) Er ist gelehrt und gar nicht pedant, nicht melancholisch, weiß eine Menge possierlicher Histörchen, so er in Italien und Spanien erfahren, welche er nicht übel erzählt, aber es gefällt mir besser, wenn er ganz ernstlich ist, denn es ist mehr sein Naturell. Den 17. Febr. 1717.

30) Mein Sohn kann kochen, hat es bei der Armee in Spanien gelernt. Den 25. Novembr. 1717.

31) Mein Sohn ist ein guter Musikant, wie die Musici alle sagen; er hat 2 Opera gemacht, so er in seinem Saal hat spielen lassen, so nicht uneben waren, er hat aber nicht leiden wollen, daß man sie auf dem rechten Theater spielen sollte. Den 25. Novbr. 1717.

32) Er beschweret oft seinen Magen zu viel mit Essen und Trinken; er meint es sey gesund, nur einmal des Tages zu essen; speiset selten zu Mittag nimmt nur eine Tasse Chokolade; wenn er denn zum Nachtessen kommt, hungert und durstet ihn zu sehr. Was man ihm auch sagen mag, so sagt er: er könne nicht arbeiten, wenn er gegessen hat. Den 10. Juni 1719.

33) Er ist nicht schön, und piquirt sich auch nicht schön zu seyn; er hat einen häßlichen Gang, aber wenn er tanzt, wird er wie ein anderer Mensch, und hält sich de bonne grace; tanzt auch nicht übel. Den 14. Juni 1718.

34 a) Mein Sohn trinket den Tokaier recht gern. Den 26. Febr. 1717.

34 b) Man hat ihm ein Pulver in sein bös Auge gethan, woran andere, an denen man dies remedium versucht, unleidliche Schmerzen ausgestanden, mußte ihm also auch wehe thun; allein man hat es ihm nicht angesehn, lachte und schwatzte wie ordinair. Den 25. Novembr. 1717.

35) Mr Gendron hat angefangen, meinem Sohn das Auge zu curiren, und er hat sich dabei wohl befunden; allein Gendron war ihm zu sevère, verbot les petits Soupers und was darauf erfolgt, das sind ihm und denen so bei den petits Soupers seyn, und ihren Gewinn darin suchen, nicht an, proponirten ihm andere remedia, so ihn schier ums Auge gebracht hätten. Den 25. Novbr. 1717.

36) Mein Sohn ist [illegible] seiner Nation avantage persuadirt, daß, ob er gleich alle Tage siehet, wie falsch und betrogen seine Landsleute seyn, glaubt er doch festiglich, daß keine Nation ihnen zu vergleichen. Den 29. März 1716.

37) Er liebt das Land ganz und gar nicht, liebt nichts als das Stadtleben. Es gehet ihm wie Mde de Longueville, der fiel die Zeit in der Normandie, wo ihr Herr war, unerhört lang; die bei ihr waren, sagten zu ihr: Mon Dieu, Madame, l'ennui Vous suffoque; ne voudriez Vous pas quelque amusement; il y a des chiens et de belles forêts: Voudriez Vous chasser? Non, sagte sie: je n'aime pas la chasse. — Voudriez Vous de l'ouvrage? — non, je n'aime pas l'ouvrage. — Voudriez Vous promener ou jouer à quelque jeu? — Non, je n'aime ni l'un ni l'autre. Que voudriez Vous donc? sagte man zu ihr. Sie antwortete: Que voulez Vous que je Vous dise? je n'aime pas les plaisirs innocents. Den 31. Mai 1718.

38) Ich habe ihn recht bös über Mylord Stairs gesehen, weil er glaubt, daß er ihm böse Officen bey dem König leistet, und gehindert, daß der König in keine eigene Allianz mit ihm und Holland gegangen wäre, hätte er den Prätendenten wohl abhalten können zu verreisen, so bald man aber dieses abgeschlagen, sey er an nichts mehr schuldig gewesen, als was der Friedenstractat mit sich bringt, nemlich den Prätendenten in nichts beizustehen, weder mit Geld noch mit Waffen, welches er auch treulich gehalten, und überall hingeschickt, wo Mylord Stairs es begehrt hat. Er meint, daß die Engländer nicht gern sehen, daß ihr König mit der Krone Frankreich vereinigt sey. Den 13. März 1716.

39) Er sagt, seine Intention sey gar gewiß, in Friede und Einigkeit zu leben, und diesem König in allem, was nur in seinem Vermögen stehet, zu erweisen, daß Ihro Maj. einen treuen Neven und Diener an ihm haben, der nichts mehr wünscht, als in Dero Gnade zu seyn und zu bleiben. Den 29. May 1716.

40) Mein Sohn hat einen Jesuiten zum Beichtvater, läßt sich aber nicht von ihm regieren. Den 3. Decembr. 1715.

41) Mein Sohn hat prätendirt, daß seine Tochter keine Gewalt über ihn hätte. Den 5. Octobr. 1717.

42) Er sagte, daß er sein bestes gethan hätte durch den Abbé du Rois für den Prinzen und E. L. Man hat ihm aber sagen lassen, der König bäte ihn, sich in diese Sache nicht zu mischen, hat alle Minister, teutsche, englische, auch den Franzosen Robertson gegen den Prinzen gefunden. Den 10. Juni 1718.

43) Baron Görz hat meinen Sohn hier ertappen wollen, allein mein Sohn hat ihm nicht getrauet, und hat ihm nicht erlaubt, daß er ein einzig Schiff kaufen kön-

Auch seiner heiligen Person zu Ehren habe ich das alles aufzeichnen lassen, damit man aus dem Allem klärlich sehen möge, daß kein Laye unserer Zeit so fromm gelebt hat wie Er, vom Anfang seiner Regierung an, bis an seinen Tod.

Bey seinem Abscheiden bin ich nicht gewesen; aber der Graf Almçon, der dabey gewesen und mir sehr gewogen war, hat mir von seinem schönen Ende erzählt, wie solches am Schluß dieses Buchs beschrieben ist.

Mich dünkt daher, man habe ihn nicht nach Verdienst geehrt, indem man ihn nicht unter die Zahl der Märtyrer versetzt hat. Verdient hätte er dieses wegen der vielen Mühseligkeiten, die er auf der Kreuzfahrt in die sechs Jahre, die ich um ihn war, erduldet hatte; oder vielmehr schon deswegen, daß Er unsern Herrn im Kreuzestode nachahmte; denn so wie Gott am Kreuze starb, so starb Er auch, indem Er auf dem Zuge gegen Tunis mit dem Kreuze bezeichnet war.

Der zweyte Abschnitt soll uns von seinen hohen Ritterthaten und von seinen Wagnissen erzählen. Die letztern gingen so weit, daß Er, wie ich selbst gesehen habe, viermahl sein Leben aufs Spiel setzte, um nur seiner Leute zu schonen; wie davon weiter unten vorkommt. Das erstemahl, daß er sein Leben wagte, war bey unserer Ankunft bey Damiett. Sein ganzer Kriegsrath rieth ihm da, (wie mir erzählt worden ist) im Schiffe zu bleiben, bis er sähe, was seine Ritterschaft, die ans Land stieg, ausrichten würde. Man rieth ihm dieses aus dem Grunde, weil in dem Falle, daß Er sie begleitete, und Er mit seinen Leuten umkäme, alles verloren seyn würde;

können, worauf er doch ſeine Hoffnung geſetzt hatte. Den 13. Febr. 1717.

44) Mein Sohn war ſo froh, eine Armee zu commandiren, daß ihm alles in Spanien gefallen hat; das hat ſeinen Haß gemacht, ſo die Prinzeſſin des Ursins gegen ihn getragen; denn ſie hat gemeint, mein Sohn würde ihr Eintrag in ihre Autorität thun, und eher der Spanier Vertrauen gewinnen als ſie. Den 13. Febr. 1716.

45) Die alte Zott hat den Duc du Maine zum Regenten machen wollen, aber meines Sohnes harangue im Parlament, hat alles auf ſeine Seite gebracht. Den 10. Novembr. 1716.

46) Als mein Sohn der Maintenon ganz ſanftmüthig vorgeworfen, warum ſie ihn ſo beſchreie, daß ſie in ihr Gewiſſen gehen ſollte, denn ſie ſelber wohl wüßte, daß es eine Bosheit wäre, ſo antwortete ſie: J'ai repandu ce bruit parce que je l'ai crû: Mein Sohn ſagte: Non, Vous ne pouviés pas le croire sachant le contraire. Da antwortete ſie mit Inſolenz, worinnen ich meines Sohnes Gedult admiriret habe. Iſt denn die Dauphine nicht geſtorben? Mein Sohn ſagte: kann ſie denn nicht ſterben ohne mich? war ſie denn unſterblich? Sie ſagte: j'ai été si au désespoir de cette perte, que je m'en suis pris à celui qu'on me disoit en être la cause. Mein Sohn ſagte: Mais, Madame, Vous savez le compte qu'on a rendu au Roi, que ce n'est pas moi, et que Mde la Dauphine n'a point été empoisonnée du tout. Il est vrai, ſagte ſie, et je n'en dirai plus rien. Den 10. Novembr. 1716.

47) Wenn mein Sohn durch ſein eigen Mouvement agirt, finde ich ihn allzeit raiſonnable, aber er glaubt oft jungen Burſchen, ſo bei weiten nicht ſo geſcheut ſeyn als er, und alsdenn gehet alles über Zwerg. Den 19. Mai 1716.

48) Viel junge Leute im Parlament, die man durch Briefe gegen meinen Sohn aufgewiegelt hatte, haben das Edikt nicht wollen passiren lassen; mein Sohn hat sie kommen lassen, und so brav zugesprochen, daß sich alles wieder besänftiget. Den 10. Septbr. 1717.

49) Man hat gegen ihn das ganze Parlament declainirt. Den 21. Juni 1718.

50) Sie haben Remonstranzen gemacht; sie sind gar gewiß durch den ältesten Bastart und seine Gemahlin angestiftet worden. So bald jemand übel von meinem Sohn spricht und mal content scheint, läßt Mde du Maine sie nach Sceux holen, caressirt sie, beklagt sie, um brav gegen meinen Sohn schmälen zu hören. Ich bin über seine Gedult verwundert. Er hat gute courage, gehet seinen graden Weg fort, und bekümmert sich nicht. Ob zwar das Parlament an alle andere Parlamenter geschickt, um sich zu ihnen zu schlagen: so hat doch keins diese Thorheit begangen; au contraire sie sind ihm alle treu blieben.

51) Der Pöbel, ob man zwar alles gethan, ihn durch Libellen gegen meinen Sohn aufzuwiegeln, hat es doch keinen Effect gethan, ich glaube, daß es mehr gethan, wenn der Bastart mit seiner Gemahlin sich nicht darein gemischt hätte, denn sie sind abscheulich verhaßt zu Paris. Den 8. Jul. 1718.

52) Mein Sohn hat gesagt: daß das Parlament sich nicht in die Münze zu mischen hätte, und daß er die Königl. Autorität mainteniren würde, und dem Könige, wenn er majeur würde, eben so wieder liefern würde, wie er sie gefunden. Den 12. Jul. 1718.

53) Er ist ziemlich eloquent; wenn er will, spricht er noble. Den 5. Aug 1718.

54) Der Marechall d'Uxelles, hat meinem Sohn alle sein Leben gehaßt, hat aber nach des Königs Tode le chien couchant agirt, daß mein Sohn ihm alles ver-

verziehen, und zu Gnaden angenommen hat. Dieſes mal hat er wieder ein wenig nach ſeiner humor agiren wollen; mein Sohn hat aber gewieſen, daß er nichts nach ihm gefragt und geſagt: Ja wohl! wollt ihr nicht unterſchreiben, laßt es nur bleiben. Wie er geſehen, daß mein Sohn die Sache ernſtlich nimmt, und nichts nach ſeinem Trotzen fragt, hat er Waſſer in den Wein gethan, und alles gethan was mein Sohn will. Den 26. Jul. 1718.

55) Es iſt eine unglückliche Destinée für meinen Sohn, eine Frau zu haben, die alles regieren will mit ihren Brüdern. Man ſagt, daß man gemeiniglich geſtraft wird, womit man geſündigt hat, ſo gehts meinem Sohn mit ſeiner Gemahlin und Schwager auch, denn hätte er mich nicht ſo herzlich betrübt, ſich in dieſe Canaille geſteckt zu haben, ſo könnte er itzt beherzt gegen ſie alle ſprechen. Den 29. Jul. 1718.

56) Die Marionetten zu Paris haben das Parlament ausgelacht. Polichinelle weiß den Hindern, ſo zürnt der Voisin. Polichinelle ſagt: Voi-in, Vous n'entendés pas cette affaire, regardes moi par devant, voilà la prestume Darnach dreht er ſich herum, und weiß den bloßen Hindern und ſagt: voila la remontrance. Den 16. Auguſt 1718.

57) Des Hinkenden Gemahlin hat ein éclaircissement mit meinem Sohn haben wollen, hat mit emphase geſprochen, als wenn ſie noch die Comedie geſpielt, und geſagt: wie er glauben könne, daß die Antwort auf das Buch von Firmonie von ihr kommen könne, daß eine Prinzeſſin du Sang, wie ſie geboren wäre, libellen machen könne; daß der Kardinal de Polignac in zu großen Affairen wäre employret worden, um ſich in ſolche Bagatellen zu ſtecken, und Mr. de Malisieux wäre ein zu groſſer Philoſoph, an etwas anders

als Künfte zu gedenken; daß sie in nichts occupirt wäre, als ihre Kinder zu erziehen, damit sie aufs wenigste der Ehre würdig seyn mögen, Princesse du Sang zu seyn, dessen man sie mit so großem Unrecht beraubt hätte. Er hat nur geantwortet: Ich habe Ursach zu glauben, daß diese Libellen bei euch und für euch gemacht worden, weil es Leute bezeugen, so in eurem Dienste gewesen und es haben machen sehen, au reste, on ne me fait rien croire ni décroire. Auf den letzten Artikel hat er nicht geantwortet, sondern ist fortgegangen. Die Dame hat sich überall berühmt, wie beherzt sie mit meinem Sohn gesprochen. Den 23. August 1718.

8) Heute um 7 Uhr hat mein Sohn den Rath de la régence versammlet und vorhin ein lettre de Cachet ans Parlament geschickt, um es kommen zu machen. Sie sind en robe rouge zu Fuß in die Thuillerien gegangen, haben gemeint den Pöbel dadurch zu empören, aber der Pöbel hat nur gerufen: où vont ces rouges homars! (See-Krebs) Der König hat dem Parlement, durch den Garde des Sceaux, einen Verweis gegeben, sich an seiner Autorität vergriffen zu haben, und arrets gegen seine Ordre anzuschlagen. Man hat ihm Ordre gegeben, den Arret zu cassiren, so geschehen; den Garde des Sceaux in seinen Chargen zu bevestigen, so sie gethan; und ihnen ernstlich befohlen, sich in nichts von der Regierung zu mischen, als was ihnen mit Recht zukommt; und weil der Duc du Maine das Parlament gegen den König aufgewiegelt, nimmt man ihm die Charge von des Königs Auferzucht und degradirt ihn, seine Brüder und Kinder von ihrem Range de Prince du Sang, so man ihnen gelassen hatte, und sollen sie hinfüro keinen andern Rang haben, als nach ihrer Duché und Pairie, jedoch wegen des Comte de Toulouse Treue, so er dem Kö-

nig

nig ſtets erwieſen, retablirt man ihn in allen ſeinen gehabten Rang ſein Lebenlang: aber im Fall er ſich verheirathen ſollte und Erben bekommen, ſoll es nicht auf ſeine Erben fallen. Mde d'Orleans iſt verzweifelt, und in einen ſolchen Désespoir nach Paris kommen, daß ſie mich recht gejammert. Mde du Maine ſoll vor 3 Tagen an einer öffentlichen Tafel geſagt haben: On m'accuse de révolter le Parlement contre Mr. le Duc d'Orléans, mais je le méprise trop pour prendre une si noble vengeance. Je m'en vengerai, mais d'une autre maniere. Den 26. Auguſt 1718.

59) Das Parlament hatte ein ſchön dessein vor; hätte mein Sohn noch 24 Stunden gewartet, Mr. le Duc du Maine vom König zu thun, ſo wäre es reſolvirt, den König itzt majoren zu erklären, damit alles durch Mr. du Maine gehen mögte; aber mein Sohn hat ſie übertrumpelt, indem er den Duc du Maine vom König gethan, und degradirt hat. Man ſagt, daß der Premier Président ſo erſchrocken geweſen, daß er geblieben, als wenn er der Medüſe Kopf geſehen hätte, welche aber nicht furieuſer geweſen als Mde du Maine, welche ſehr drohet; man ſoll öffentlich in ihrem Hauſe geſagt haben, man wolle ſchon Mittel finden, dem Regenten eine ſolche Croquignole zu geben, daß er ins Gras beißen müſſe. Man meint die A. Z. (alte Zott) ſpielt auch unter dem Hütchen mit ihrem Puppillen. Den 30. Aug. 1718.

60) Das Parlament hat meinen Sohn um Verzeihung gebeten, das erweiſt wohl, daß der Duc du Maine, und die Duchesse du Maine die Seele von allem dem großen Corpo waren. Den 2. Septbr. 1718.

61) Die A. Z. und der geweſene Kanzler ſollen in dieſer Sache mit unter dem Hütchen geſpielt haben. Dieſer Kanzler, ſo meinen Sohn ſo häßlich betrogen,

hat ihm die gröſsle Obligation von der Welt. Den 6. Sept. 1718.

62) Dieſes, was dem Duc du Maine begegnet, iſt eine harte Klapp für die alte Zott, verlieret aber doch keine Hoffnung, das ängſtiget mich noch mehr, denn ich weiß, wie ſie mit Gift umgehen kann, und mein Sohn ſchont ſich ſelber nicht, fährt des Nachts in fremden Kutſchen in der Stadt herum; ißt des Nachts bald bei dieſem bald bei jenem von ſeinen Leuten, worunter welche ſind, die gar nichts taugen, und auſſer Verſtand keine einzige gute Qualität haben. Den 9. Sept. 1718.

63) Man redt differend von Mde du Maine. Etliche ſagen: ſie hätte ihren Mann geſchlagen, und alle Spiegel und was ſonſt brechliches in ihrer Kammer war, in Stücken geſchmiſſen. Andere ſagen: ſie habe kein Wort geſagt, und nichts gethan als geweint. Mr. le Duc hat die Education vom König. Er hat geſagt, daß er es im Anfang nicht habe fordern können, weil er noch nicht majeur war, aber nun er es ſey, begehre er es, welches ihm gleich iſt accordirt worden. Den 9. Septembr. 1718.

64) Man hat einen Präſidenten und 2 Conseillers aufgefiſcht und weggeſchickt. Den 30. Auguſt 1728.

65) Ehe das Parlament die Vakanzen angefangen, haben ſie vorher mit meinem Sohn geſprochen, und ihn gebeten, gute Offices bei dem König zu leiſten, daß man ihre Kameraden wieder los laſſe; ſie wollten ſie, wo ſie coupable wären, ſelber abſtrafen. Mein Sohn hat geantwortet: ſie ſollten nicht zweifeln, daß er allzeit dem König zur Clemenz rathen würde; daß der König nicht allein ihnen en général gnädig ſeyn würde, wenn ſie es meritiren, ſondern, daß auch ein jeder en particulier Gnade zu hoffen hätte. Was die Gefangenen anbelangte, wolle man ſie loslaſſen, wenn es Zeit ſeyn würde. Den 9. Novembr. 1718.

66)

66) Die alte Zott iſt auch aus Herzeleid krank geworden, daß ihr Anſchlag mit ihrem Duc du Maine ſo übel geglückt. Den 13. Septbr. 1718.

67) Der Duc du Maine und das Parlament hatten reſolvirt, ein lit de justice anzuſtellen, wo ſich des Königs Haus in Gewehr finden ſollte, meinem Sohn abzudanken, und den Duc du Maine die ganze régence aufzutragen. Mr. le Duc und der Prinz de Conti treiben meinen Sohn längſt, ohne alles zu wiſſen. Mr. le Duc du Maine iſt nicht aufs Land relegirt, er hat ſeinen freien Willen mit ſeiner Familie hinzugehen wo er will, allein er will nicht zu Paris ſeyn, weil er ſeinen vorigen Rang nicht mehr hat, wohnt zu Sceaux, wo er ein über die maaßen ſchön und wohl meublirt Haus und Garten hat. Den 16. Septbr. 1718.

68) Das Zwergel hat geſagt: daß ſie mehr Herz hat als ihr Mann, Sohn und Schwager, und daß ſie wie eine andere Jael, meinen Sohn mit eigner Hand ermorden wolle, und einen Nagel ins Gehirn jagen. Mein Sohn bekümmert ſich um nichts. Den 20. Septembr. 1718.

Wenn ich ihm ſage, daß er ſich in Acht nehmen ſolle, lacht er und ſchlägt den Kopf zurück, als wenn ich ihm eine Fabel erzählte. Den 23. Septbr. 1718.

69) Mein Sohn hat die drei Kerls vom Parlamente noch nicht los gelaſſen, ob das Parlament ſie gleich ſchon 2mal begehret. Den 20. Septbr. 1718.

70) Der Duc du Maine und die Kabale haben ſeiner Schweſter weiß gemacht, daß wenn mein Sohn ſollte zu ſterben kommen, wollten ſie ſie zur Regentin machen, und ihr allzeit mit Rath beiſpringen, und daß ſie die größte Figur von der Welt machen würde; daß man meinem Sohn kein Leid thun ſollte, allein daß er nicht lange würde leben können, weil er ein gar wunderlich Leben führte, und alſo entweder ſterben oder

blind

blind werden müßte, daß er in ihre Régence conſentiren würde. Ich weiß jemand, dem es Mr. du Maine ſelbſt geſagt. Wenn man dies weiß, iſt es nicht zu bewundern, daß ſie ihre Tochter hat zwingen wollen, des Duc du Maine Sohn zu heirathen. Den 25. Septbr. 1718.

Dieſes alles giebt mir einen großen Unmuth in meinem Leben, ich hatte es wohl vorgeſehen, denn ich ſagte zu meinem Sohn: Vous faites la Sottise, et j'en patirai toute ma vie. Den 23. Septbr. 1718.

71) Er hat eine große Aenderung gemacht, und anſtatt der vielen Conseils, Secrétaires d'Etat eingeſetzt. Mr. de Arnouville iſt Secrétaire d'Etat de la Marine. Mr. le Blanc Secrétaire d'état de la guerre. Mr. de Vrilliere du dedans du Roiaume; l'Abbé du Bois des Affaires étrangères; Mr. de Maurepas de la maison du Roi, und ein Biſchoff hat la Feuillé des bénéfices. Den 25. Septembr. 1718.

72) Malecieux und der Kardinal de Polignac ſollen wohl ſo viel an der Antwort auf Fizmoriz gearbeitet haben, als Mde du Maine. Den 27. Septembr. 1718.

73) Mein Sohn muß leider auch über die Ahnen ſpringen, aber hätte ich ſo viel 100 Thlr. als es ihn gereuet, könnte ich dem König ſchier Frankreich abkaufen, und alle ſeine Schulden bezahlen. Den 27. Septbr. 1718.

74) Mr. le Duc und Prince de Conti haben an Mr. du Maine Unglück mit großer Ungedult getrieben. Mein Sohn konnte ſich nicht dazu reſolviren, bis man ihm die Verrätherei ſo klar gewieſen, daß er wohl geſehen, daß er ſelber zu Schanden werden würde, wofern er der Sache nicht zuvor käme. Den 30. Octbr. 1718.

75) Mein Sohn hat den Comte de Toulouse recht lieb, er findet ihn in allen Stücken ſehr raisonnable, und hätte der Duc du Maine ſeinen Rath befolgt, wäre ihm nicht begegnet was er nun hat; aber er hat ſeines Bruders Rath verachtet und ſeiner Gemahlin ihren befolgt. Den 14. Octobr. 1718.

76) Er glaubt eben ſo wohl an die Prädeſtination, als wenn er 19 Jahr reformirt geweſen wäre wie ich. Den 7. Octbr. 1718.

77) Wie man die Sache vom Duc du Maine erfahren, weiß ich nicht, mein Sohn macht ein groß secret daraus. Den 7. Octbr. 1718.

78) Was mir fremde vorkommt, iſt, daß mein Sohn den hinkenden Schwager nicht haßt, der ihn doch gern todt und verunehrt ſehen möchte. Ich glaube nicht, daß man ſeines Gleichen jemals geſehen; er hat keine Galle im Leibe, ich habe ihn ſein Leben niemand haſſen ſehen. Den 18. Septbr. 1718.

79) Mein Sohn läugnet nicht, daß er im lieben indiskret und unbeſtändig iſt. Als wir in einer Comedie Valere ſpielen ſahen, der von ſeiner Maitreſſe müde iſt, ſagte er: Voilà comme je me suis très-souvens trouvé. Den 18. Febr. 1718.

80) Er hat Mylord Stanhope ſtark auferlegt, den König von Engelland vor (für) E. L. beiderſeits zu ſprechen. Er ſagt, daß niemand mehr wünſcht, E. L. wieder in Dero Hr. Vaters Gnaden zu ſehen, als er, daß er auch keine Gelegenheit verſäumen werde, ſein Beſtes dazu zu thun; denn er ſey perſuadirt, daß es des Königes in Engelland und E. L. Beſtes ſey, wohl mit einander zu ſtehen, und alſo, weil er perfect content von dem König ſey, meinte er, daß er dem König in Engelland ſelber und E. L. beiderſeits keinen beſſern Dienſt thun könne, als ſie zu vergleichen ſuchen. Den 1. Novembr. 1718.

81) Es iſt gewiß, daß mein Sohn zu beklagen iſt mit ſeiner Gemahlin; wenns auch nur dieſe Urſach wäre, kann ich nicht begreifen, wie er den Abbé du Bois ſo lieb haben kann, denn er hat ihn dazu perſuadirt, und in dies Unglück geleckt. Den 1. Novbr. 1718.

82) Mein Sohn ſiehet ſeine Gemahlin ſchier alle Tage, iſt ſie guten humors, bleibt er lange bei ihr, iſt ſie von böſen humor und krittlich, wie gar oft geſchiehet, gehet er weg und ſagt nichts. Den 1. Novbr. 1718.

83) Mein Sohn ſagt, er ſehe ſich ſo wohl vor als er kann; aber wenn Gott über ihn verſehen hätte, durch ſeiner Feinde Hände umzukommen, könne er es nicht ändern, gehe alſo ſeinen Weg getroſt fort. Den 4. Novbr. 1718.

84) Er hat eine gar zu große pente für die Weiber, darum kann er nichts abſchlagen und geſtehet, daß er bei Weibern ſchläft, ſo er gar nicht lieb hat. Den 15. Novembr. 1718.

85) Mr. Law muß man wohl wegen ſeines Verſtandes loben, er iſt aber erſchrecklich beneidet hier im Lande. Mein Sohn iſt charmirt von ſeiner habilité in Affairen. Den 15. Novembr. 1718.

86) Mein Sohn iſt wie alle die von ſeiner Familie geweſen. Woran ſie von Jugend auf gewohnt ſind, das muß ſeinen Gang haben. Drum kann er ſich nicht vom Abbé du Bois gewöhnen; denn er kennt ihn eben ſo fourbe als er iſt. Er hat mich ſelber perſuadiren wollen, daß meines Sohnes Heirath treflich gut für meinen Sohn ſey. Ich ſagte: l'honneur, qu'est ce qui peut le reparer? Die Maintenon hatte ihm und meinem Sohn unerhört viel verſprochen, aber Gott lob, weder dem einen noch dem andern etwas gehalten. Den 18. Novembr. 1718.

da im Gegentheil, wenn er auf dem Schiffe bliebe, seine Person ganz Aegypten würde wieder erobern können. Allein dieser Rath machte keinen Eindruck auf ihn; sondern in voller Rüstung mit dem Schilde vor der Brust und dem Schwerte in der Hand, sprang er ins Meer, und ward einer der Ersten am Lande.

Das zweytemahl, daß er sein Leben in Gefahr begab, war bey dem Rückzug von Mansura nach Damiette. Hier rieth ihm (wie man mir gesagt hat) sein Kriegsrath, den Rückweg nach Damiette auf dem Wasser zu nehmen. Diesen Rath gab man ihm, der Erzählung nach, um deswillen, damit er, wenn seine Truppen unglücklich wären, sie durch seine Person aus der Gefangenschaft loskaufen könnte. Insonderheit aber gab man ihm diesen Rath wegen der Hinfälligkeit seines Körpers, der von mehrern Krankheiten ausgezehrt war, indem er zu gleicher Zeit das sechstägige Fieber, eine heftige Ruhr, und die im Lager herrschende Seuche im Munde und an den Füßen hatte. Auch hier folgte er keinem Menschen, sondern sagte, er werde nimmermehr seine Leute verlassen, sondern es eben so enden wie sie. Während seiner Krankheit kam es mit ihm dahin, daß man ihm, wegen der Entkräftung durch die Ruhr, die Unterkleider aufschneiden mußte und er wegen des heftigen Anfalls von der im Lager herrschenden Seuche des Abends mehr als einmahl in Ohnmacht sank.

Das drittemahl daß er sein Leben in Todesgefahr setzte, war zu der Zeit, als er nach der Rückkehr seiner Brüder aus dem heiligen Lande, noch ein Jahr dort verweilte. Damahls schwebten wir in augenscheinlicher Lebensgefahr; denn während seines Auf-

87) Mein Sohn hat mir keine parole gehalten, war bei dem Ball, ob er es zwar läugnet. Den 25. Novembr. 1718.

88) Wie er noch nichts zu thun hatte, machte er Mde d'Orleans für ein ganz Kabinett einen kleinen alten Roman in pastorale, so Daphnis und Chloe heißt, das hat er in Kupfer stechen lassen. Den 9. Dec. 1718.

89) Mein Sohn hat sich obligirt befunden, den Spanischen Abgesandten, den Prince de Cellamaré arretiren zu lassen, denn er, mein Sohn, hat einen Courier, welches der Abbé Portocarero war, arretiren lassen, bei dem hat man Briefe vom Ambassadeur gefunden und eine Conspiration wider den König und meinen Sohn entdeckt. Man hat den Ambassadeur durch 2 Conseillers d'état arretiren lassen. Den 9. Decbr. 1718.

Es war Zeit, daß seine Verrätherei an den Tag kam. Ein Knecht vom Abbé Portocarero hatte ein schlimmes Pferd, konnte seinem Herrn nicht folgen, blieb 2 Posten zurück, und begegnete dem ordinairen Courier von Poitiers; diesen fragte der Knecht: Quelles nouvelles? Der Postillion antwortete: je n'en sais point d'autres, sinon qu'on a arrête à Poitiers un Anglois banquerontier et un Abbé espagnol qui portoit un paquet. Wie das der Knecht hörte, nimmt er sein frisch Pferd, und anstatt seinem Herrn zu folgen, rennt er mit aller Macht nach Paris, so daß er auf den Tod krank darnach wurde, und kam 12 Stunden vor meines Sohns Courier an; der hat den Prince de Cellamaré 12 Stunden vorher gesprochen, ohne daß man ihn arretirt hat, ihm also Zeit gelassen, alle die wichtigsten Briefe und Paquete zu verbrennen. Meines Sohnes Feinde streuen aus, daß es die größte Bagatelle von der Welt ist; aber ich kann nicht begreifen, wie man für Bagatelle halten kann, daß ein Ambassa-

deur

deur das ganze Königreich und alle Parlamenter gegen meinen Sohn revoltiren will, und ihn, seinen Sohn und Tochter assassiniren will, mich allein wollten sie leben lassen. Den 6. Januar 1719.

Die des Ursins muß ein lebendiger Teufel seyn, den Pompadour gegen meinen Sohn aufgewiegelt zu haben, ob es zwar kein groß Personnage ist, so ist seine Frau des Duc de Noailles Tochter, so meines Sohns Hofmeister gewesen, und sie die Mde de Pompadour selber, war Hofmeisterin bei dem kleinen Duc d'Alençon, Mde de Berri Söhnchen. Den Abbé Brigau kenne ich gar wohl, Mde de Vantadour hat ihn mit dem ersten Dauphin aus der Taufe gehoben, wo er den Namen Tillio herbekommen. Er hat Verstand, ist aber ein nichtswürdiger und intriganter Kerl, hat lange den Devoten agirt, und sich zum Père de l'Oratoire machen wollen. Hernach ist er dieses Lebens müde worden, und hat sich zum Kupler gemacht, hat junge Mädchens zu sich genommen, die hat er heimlicher weise verkauft, hernach ist er factotum von Mde du Maine worden, wo er der Secretarius war, von allen Libellen, Versen und Liedern gegen meinen Sohn. Den 13. Decembr. 1718.

90) Er und Pompadour plaudern um die Wette. Den 30. Dec. 1718.

Mde d'Orleans hat großen Credit über meines Sohns Gemüthe. Alle seine Kinder hat er herzlich lieb, aber die älteste über alle. Wie sie noch ein klein Kind war, wurde sie todtkrank und von allen Doctoren verlassen. Mein Sohn, dem es leid that sein Kind sterben zu sehen, unterfing es zu kuriren und auf seine Hand zu tractiren, das reüssirte so wohl, daß er sie salvirte; seit dem hat er sie allezeit lieber als die andern Kinder gehabt. Was seine Gemahlin anbelangt, so liebt er alle Weiber, bei welchen er geschlafen hat;

denn unter uns geredt, so ist er gar nicht à la mode, sondern ein rechter Weiber-Narr. Den 13. Decembr. 1718.

91) L'Abbé du Bois ist sehr insinuant vor allen Menschen, insonderheit vor einem (für einen) Menschen, den er von Kindheit auferzogen hat. Den 13. Decbr. 1718.

92) Zwei Teutsche sind in dieser Sache begriffen, aber nur einer hat mich Wunder genommen, nemlich der Brigadier Sandrasky so alle Tage bei mir war, und für dem ich oft gesprochen, weil sein Vater meinem Bruder gedient, und Commandant zu (Frankfurt) Frankendahl gewesen, und erst dies Jahr gestorben ist. Der andere ist der Graf Schlieben mit dem einen Arme. Dieser wunderte mich gar nicht, denn erstlich habe ich erfahren, wie er den Arm verlohren, und zum andern ist er ein Freund und Diener von der Princesse des Ursins. Man wird ihn zu Lian saugen. Sandrasky war Vorgestern noch bei meiner Toilette, sahe bitter übel aus. Ich fragte ihn: wie sehet ihr so übel aus? Er antwortete: Ich bin krank vor Betrübnis, ich liebe meine englische Frau sehr, und sie mich auch, und wir haben nicht genug mit einander zu leben; sie muß in ein Kloster gehen, das betrübt mich, davon bin ich krank worden. Das jammerte mich, war ganz resolvirt für ihn bei meinem Sohn zu bitten. Den 16. Decembr. 1718.

93) Mein Sohn machte es etliche mal, wie es in Altis stehet: Vous pourriés aimer et descendre moins bas. Denn wie Jolis meines Sohns Rival war, da war mein Sohn verliebt in eine von seiner Tochter Kammermädgen, die hofte den Jolis, so reich ist, zu heirathen, drum tractirte sie ihn besser wie meinen Sohn, der doch hernach der Dame faveur bekommen, und sie hernach von seiner Tochter genommen, und sagen lernen

nen lassen, denn sie hat gar eine große und schöne Stimme. Den 16. Decembr. 1718.

94) Aus des Cellamaré gedruckten Briefen, kann man die ganze Conspiration ersehen. Der Abbé Brigau fängt auch an brav zu plaudern, wie man sagt. Mir ist sehr angst bei der Sache, daß ich nur aus accablement schlafe. Das Herz klopft mir immer, mein Sohn frägt aber kein Haar darnach. Ich bitte ihn um Gottes willen, Nachts nicht herum zu fahren, er verspricht wohl, wird es aber so wenig halten als das erstemal, wie ers mir versprochen. Den 27. Decembr. 1718. (s. Nr. 87)

95) (Den 29 Decembr. 1718.) Vor 8 Tagen ist der Duc du Maine und seine Gemahlin in Verhaft genommen worden. Sie war zu Paris, und ihr Herr zu Sceaux in seinem Hause. Einer von den 4 Capitaines des Gardes du Roi, hat Mde du Maine arretirt; aber nur ein Lieutenant des Gardes du Corps, den Duc du Maine. Man hat sie gleich weggeführt, Mad. du Maine nach Dyon, und ihren Herrn nach Dourlans in eine Vestung. Mad. d'Orleans habe ich viel raisonnablet gefunden, als ich hätte hoffen können. Sie ist herzlich betrübt und weinet sehr, sagt aber, weil ihr Bruder könne überwiesen werden, daß er coupable ist, müsse sie gestehen, daß er Unrecht hätte, und sich selber mit seiner Gemahlin sein Unglück über den Hals gezogen, daß es doch aber schmerzlich für sie wäre zu sehen, was ihr ältester Bruder gegen ihren Herrn gethan. Man hat seine Schuld in 3 Artikeln gefunden, erstlich in einer Schrift von des Spanischen Abgesandten des Prinzen Cellamaré eigener Hand, worinnen er dem Alberoni vertraut, daß die Duchesse und Duc du Maine les Chefs de la conspiration seyn; erzählt, wie oft er sie gesprochen, durch wen und wo. Hernach sagt er, wie er dem Duc du Maine Geld gegeben,

geben, Leute zu bestechen, declarirt die Summe. Man hat auch schon 2, so gestehen, daß sie Geld empfangen, und von denen so in der Bastille stecken, haben welche gutwillig gestanden, wie sie den Abgesandten zum Duc und Duchesse du Maine geführt, und alles zwischen beiden negocirt haben. Ihre meisten Leute sind in die Bastille geführt worden. Mde la Princesse, die in der größten Betrübniß von der Welt ist, ob man ihr zwar mit diesen klaren Sachen erweiset, wie groß Unrecht ihre Kinder hatten, wirft sie doch alles auf Mr. le Duc ihren Enkel und sagt, daß er sie aus Haß fälschlich angeklagt habe, und hat ihn nicht sehen wollen. Mde la Duchesse ist mittelmäßig betrübt darüber. Die kleine Prinzessin de Conti ist herzlich betrübt über ihre Frau Schwester, und weint bitterlich; aber die Prinzessin de Conti fragt kein Haar nach ihrem Oncle und Tante. Den 23. Decembr. 1718.

96) Die Kardinäle kann man nicht arretiren, aber wohl exiliren. Also hat der Kardinal Polignac Ordre bekommen, in eine von seinen Abteien zu gehen, und da zu bleiben. Die Liebe hat diesem den Kopf verdrehet. Er war vor diesem meines Sohns gar guter Freund, hat nur geändert, seit er sich an dieses Krötgen gehenkt. Den 30. Decbr. 1718.

97) Magnis ist noch nicht ertappt, versteckt sich von Kloster zu Kloster, ist lange bei den Jesuiten gewesen. Den 30. Decembr. 1718.

98) Man versichert, daß die Duchesse du Maine, ihren Herrn abscheulich getrieben, durchzugehen; er habe aber geantwortet; daß weil weder er noch sie etwas mit eigner Hand geschrieben hätten, könnte man ihnen nichts überweisen, und daß sie sich im Durchgehen coupable machen. Sie haben aber nicht betrachtet, daß Mr. de Pompadour alles hat sagen können, was

zu wiſſen nöthig war, um ſie zu arretiren. Den 3. Januar 1719.

99) Bei Mad. la Duchesse iſt das ſchweſterliche Herz ſo über alles, daß man wenig von dem mütterlichen gewahr wird. Den 3. Januar 1719.

100) Man hat einen Brief von Alberoni an den hinkenden Baſtard interceptirt, worinnen ſtehet: dès qu'on declarera la guerre en france, mettez le feu à toutes vos mines. Was mich vor Ungedult aus der Haut fahren macht, iſt, daß Mde d'Orleans und Mde la Princesse noch wollen glauben machen, daß der Duc und die Duchesse du Maine ganz unſchuldig ſeyn, ob ſich zwar ihr Verbrechen je mehr und mehr an den Tag giebt. Mde la Princesse kam mich zu bitten, für ihre Tochter zu reden, daß man ihr ihre Leute ſchicken möge, ihre Dames d'honneur, ihre Kammermagd, und ihren Balbirer. Ich fing an zu lachen, und ſagte: Mselle de Launai iſt eine von den gefahrlichen Intriganten, ſo die ganze Sache geführt haben. Mad. la Princesse antwortete: elle est la Bastille. Ich ſagte: je le sais bien, et elle l'a bien mérité. Das hat Mad. la Princesse ſchier offendirt. Den 1. Januar 1719.

101) Madame du Maine hat öffentlich in ihrem Hauſe geſagt: ſie würde keine Ruhe haben, bis ſie meinem Sohn vom Brode würde geholfen haben. Wie ihre Frau Mutter ihr dieſes vorgehalten, hat ſie es nicht geläugnet, aber nur geſagt: On dit bien des choses dans la colère, qu'on n'exécutera jamais. Den 6. Jan. 1719.

102) Ob zwar die Verrätherei iſt entdeckt worden, ſo ſind die Verräther doch nicht alle entdeckt worden. Mein Sohn ſagt poſſierlich: je tiens la tête et la queue de ce monstre, mais je ne tiens pas encore le corps. Ich kann leicht errathen, warum die Kaufleute geſchrieben, daß mein Sohn arretirt werden ſollte; das war

ihre

eben ihr Anſchlag, und ſollte 2 Tage hernach geſchehen, wie alles entdeckt worden, drum müſſen Leute von ihrer Parthei nach Engelland geſchrieben haben. Den 6. Jan. 1719.

103) Wie man Schlieben gefangen, hat er gleich geſagt: Si Monsieur le Régent n'a point pitié de moi, je suis perdu, Schlieben iſt gar lange am Spaniſchen Hofe geweſen; wo er der Princesse des Ursins Gnade genoſſen. Er hat Verſtand, kann aber brav plaudern, und iſt gar gut für einen Spion von einer ſolchen Dame. Die ſo ihn gefangen hatten, führten ihn in der diligence nach Paris, ohne ſich etwas merken zu laſſen. Wie ſie nach Paris gekommen, ließ man die diligence in die Baſtille gehen, alle andere, ſo nicht wußten, warum man ſie in die Baſtille führte, denn man hatte ihnen nichts von Schlieben geſagt, meinten für Angſt zu ſterben, und alle gefangen geſetzt zu werden; waren in herzlichen Freuden, wie man ſie wieder heraus führte. Sandrasky hat wenig Verſtand, iſt ein Schleſier, hat eine Engliſche Dame geheirathet, und alle ihr Guth verthan, war ein großer Spieler. Den 6. Jan. 1719.

104) Der Zorn hat Mde du Maine krank gemacht. Die Alte ſoll ſich abſcheulich emportirt haben, ſie ſolls mehr verdrießen als ſonſt jemand, denn ſie einzig und allein hat dieſes Paar in das Unglück gelockt, denn ſie hat ihnen im Kopf gebracht, daß es eine Ungerechtigkeit iſt, daß ſie nicht regieren, und daß ihnen dieſes Reich ſowohl gebühret als dem König Salomon. Den 21. Febr. 1719.

105) Mde d'Orleans beweint ihren Bruder Tag und Nacht. Den 6. Januar 1719.

106) Den Duc de St. Aignan hat man zu Pampelune arretiren wollen, er hat ſich aber mit ſeiner Frau verkleidet und ſalviret. Den 10. Januar 1719.

107) Wie man den Duc du Maine weggeführt hat, hat er gesagt: ich bin nicht in Sorgen, nicht bald wieder zu kommen, denn meine Unschuld wird bald am Tage seyn; ich antworte nur für mich, aber nicht für meine Gemahlin, die wird sobald nicht wieder kommen können. Den 10. Januar 1719.

108) Madame d'Orleans kann nicht glauben, daß ihr Bruder conspirirt hat; sagt, seine Gemahlin habe es in ihrem Namen gethan. Mde la Princesse hergegen glaubt, daß ihre Tochter rein von der Sache ist, und der Duc du Maine allein conspirirt hat. Den 16. Jan. 1719.

109) Das factum ist nicht übel geschrieben, unser kleines Pfäfgen *) schreibt wohl, wenn er will; er hat es gemacht, und mein Sohn corrigirt. Den 13. Jan. 1719.

110) Ob mein Sohn gleich übel gehet, hat er doch keine ignoble Mienen; man siehet wohl, daß er etwas rechts ist. Den 13. Jan. 1719.

111) Je mehr man die Sache examinirt, je mehr siehet man, daß der Duc und die Duchesse du Maine coupable seyn; denn vor 3 Tagen hat Malicieux so in der Bastille ist, seine Kassette geliefert; das erste so man drinnen gefunden, war ein Projekt, so Malicieux vor Mde du Maine Bett geschrieben, und der Kardinal de Polignac mit eigner Hand corrigirt hat. Malicieux sagte, es wäre ein spanischer Brief an Mde du Maine geschrieben worden, so sie ihm hätte übersetzen machen mit Hülfe des Kardinals de Polignac, aber des Alberoni Briefe an den Prinzen de Cellamaré sind so grade auf dieses Project gerichtet, daß leicht zu sehen ist, daß es aus dieser boutique kommt. Den 17. Jan. 1719.

112)

*) Du Bois.

112) Mde du Maine hat Mde la Princesse weis gemacht, daß Mr. le Duc von allem Ursach ist; er darf nicht vor sie kommen, wiewol er all sein leben mit großen Respect und amitié mit ihr gelebt, und Mr. und Mde du Maine. 4 Jahr lang Proceß mit ihr geführt, sie nicht gesehen, noch den geringsten Respect erzeiget: aber seit Mde la Princesse viel von Mad. de Vendome geerbt, haben sie sich wieder eingeschmeichelt. Den 17. Jan. 1719.

113) Das Parlament ist wieder gut Freund mit meinem Sohn geworden, haben gar einen favorablen arrêt für ihn ausgehen lassen; das weist noch wohl, daß die du Maineschen sie gegen meinen Sohn aufgestiftet halten. Den 17. Jan. 1719.

114) Unter der Hand mögen die Jesuiten wol gegen meinen Sohn seyn, denn alle so für die Constitution seyn, sind gegen ihn; aber sie halten sich stille, und man findet nichts von ihnen. Es sind schlaue Gesellen. Den 17. Januar 1719.

115) Madame d'Orleans fängt wieder an lustig zu werden, und zu lachen, das ängstiget mich recht, insonderheit seit dem ich erfahren, daß sie den Premier-Président und andere mehr consultirt hat, ob nach meines Sohnes Tode sie nicht könne Regentin werden, und ihr Sohn Regent. Er hat ihr geantwortet: daß es nicht seyn könne, sondern daß es auf Mr. le Duc fallen würde. Diese Antwort soll sie unerhört verdrossen haben. Den 25. Januar 1719.

116) Hätte mein Sohn den Kardinal Polignac theuer erkaufen wollen, hätte er sie alle verrathen. Er tröstet sich itzt in seiner Abtei mit Lucrece zu übersetzen. Den 27. Jan. 1719.

117) Des Königs in Spanien Manifest, hat meinem Sohn, anstatt übels, gutes gethan, denn es war zu partialisch und violent. Alberoni muß ein violen-

ter Bärenhäuter seyn. Wie sollte ein Gärtnergeselle wissen, wie Königl. Personen sprechen. Man hat etliche 1000 gedruckte Exemplare nach Paris geschickt, an alle Leute von Hof, an alle Bischöfe, an Jedermann, auch an das Parlament, welche die Sache zu Paris und Bourdeaux gar wohl genommen haben, wie aus dem Arrêt zu ersehen. Ich habe gemeint, daß man das Spanische Manifest auf der Post hätte verbrennen sollen, und nicht überliefern; aber mein Sohn sagt: man hätte es mit Fleiß überliefert, um die Parteien dadurch zu entdecken, denn man hätte Register auf der Post von denen so die Paquete empfangen haben. Die ehrlichen Leute bringen die Paquete selber, die andern aber behalten sie, und das alles ist aufgeschrieben, ohne daß es das Publicum weiß. Den 31. Januar 1719.

118) Man hat in der Stadt ausgerufen Arrêt contre les Poules d'Inde. Wie mans beim Lichte besahe, war es ein Arrêt gegen die Jesuiten so einen Prozeß verloren haben, wegen einer prieurée so sie an sich gezogen hatten. Alle Leute liefen nach und wollten kaufen ausser die von der Constitution und die Spanische Partei. Den 31. Januar 1719.

119) Mein Sohn liebt seine legitime und illegitime Töchter viel mehr als seine Söhne. Den 31. Jan. 1719.

120) Der Duc und die Duchesse du Maine verlassen sich darauf, daß man ihre Hand nicht findet; aber was Moëlle de Montauban und Malicieux in ihrem Namen geschrieben, und was Pompadour gutwillig bekennet, überzeugt sie das nicht eben so, als ihre eigene Hand? Den 3. Febr. 1719.

121) Man hat die brouillons von allen den bösen Spanischen Briefen von seiner Hand geschrieben, und von des Kardinals von Polignac Hand corrigirt (also

ist

enthalts zu Akra, waren gegen einen Mann seines Gefolgs ihrer wohl dreyßig in der Stadt, als sie überging. Auch weiß ich keine Ursache anzugeben, warum die Türken nicht uns alle in der Stadt aufhoben, es sey den Gottes Huld über dem König, wodurch unsern Feinden Furcht ins Herz gelegt wurde, daß sie es nicht wagten uns anzufallen. Hiervon steht geschrieben: so du Gott fürchtest, wird sich alles um dich her vor dir fürchten. Daß er dort so lange verweilte, war ganz gegen die Meynung seines Kriegsraths, wie unten erzählt werden soll. Er wagte sein Leben, um die Einwohner dort zu schützen. Denn so bald er sich entfernte, war ihr Untergang unvermeidlich.

Das viertemahl daß er sein Leben auf das Spiel setzte, war auf der Rückfahrt aus dem heiligen Lande, bey unserer Annäherung an die Insel Cypern. Hier scheiterte unser Schiff mit solcher Gewalt, daß der Grund, worauf es fest saß, drey Tolsen von dem Schiffsboden hinwegriß. In dieser Lage ließ der König vierzehn Steuermänner sowohl von diesem, als von den übrigen Schiffen seines Gefolgs zusammenrufen, um sie zu fragen, was hier zu thun sey. Alle (wie weiter unten vorkömmt) riethen ihm, ein anderes Schiff zu besteigen, indem sie nicht sähen, wie das Schiff den Wellenschlag noch länger werde aushalten können, weil die Nägel, womit das Schiffszimmerwerk zusammengefügt sey, ganz auseinander gerissen wären. Sie zeigten dabey dem König die Gefahr, worin das Schiff sich befände, durch Verweisung auf das Beyspiel eines andern Schiffs, welches auf unserer Hinfahrt nach dem heiligen Lande auf eine ähnliche Art untergegangen war. Ich selbst habe bey dem Grafen von Joigny noch ein Weib und ein

Kind;

ist nicht zu zweifeln, daß sie es gemacht haben) und von ihr ein Manifest in Malicieux Papieren gefunden. Wohl ist es geschrieben, es verliert aber auch wohl was in der traduction, denn Malicieux prätendirt, daß er es nur übersetzt hätte, und von hier nach Spanien geschickt. Den 7. Febr. 1719.

122) Mselle de Montauban und Mselle de Launay, die eine spirituelle Person ist, und allzeit mit Fontenelle Briefe gewechselt, und Kammermagd bei Mde du Maine war, die hat man beide in die Bastille gesetzt. Den 15. Febr. 1719.

123) Es gereuet den Duc du Maine wol, seiner Gemahlin Rath gefolgt zu haben; es scheint, er hat ihr nur im schlimmen folgen wollen. Den 17. Febr. 1719.

124) Meines Sohns Gemahlin ist etliche Tage hinter ihm gewesen, um ihn zu persuadiren en Maske im Ball zu gehen; sie sagt, seine Tochter die Duchesse de Berri und ich, wollen ihn in der Welt für einen Poltron ausgeben, ihn zu hindern in den Ball zu gehen, und wie vor diesem die ganze Nacht in Paris herum zu fahren, daß es ihm nicht zukommt, die geringste Furcht zu erweisen. Er hat geantwortet: er wisse, in was vor Aengsten er mich setze, also wäre es ja das wenigste, so er thun könne, mich durch ein regulaires Leben in Ruhe zu setzen. Darauf hat sie geantwortet: Die Duchesse de Berri jage mir die unnöthigen Sorgen ein, um desto mehr Occasion zu haben, bei ihm zu seyn und ihn ganz zu regieren. Kann wohl der Teufel schlimmer seyn als dieses Bastard-Kind? Ich sahe hieraus wohl, daß mein Sohn in keiner rechten Sicherheit bei ihr ist, ich muß mich greulich zwingen nichts merken zu lassen. Den 28. Febr. 1719.

125) Ob man wohl zwar weiß, daß die Maintenon in allen diesen Sachen ist, so kann man ihr doch

nichts sagen, denn ihr Name findet sich in nichts. Den 28. Febr. 1719.

126) Wenn man meinem Sohn die Leute nennt, so ihn hassen und nach dem Leben stehen, lacht er darüber und sagt: ils n'oseront, je ne suis pas si foible, que je ne puisse me défendre. Das macht mich treppein vor Ungeduld. Den 28. Febr. 1719.

127) Seine Gemahlin meint, daß sie meinem Sohn mit der Heirath Ehre angethan, weil er nur eines Königs Bruder Sohn ist, sie aber eines Königs Tochter; daß sie ein Hurenkind ist, will sie nicht begreiffen. Den 28. Febr. 1719.

128) Daß man die Proben gegen Malicieux nicht an den Tag giebt, und man dem Schelm seinen Prozeß nicht macht, geschiehet, weil seine Fehler so sehr mit Mde du Maine ihren eingeschränkt (verflochten) sind, daß sie erscheinen müste, und von dem Parlament gerichtet werden; und wie das Parlament mehr für den Duc und Duchesse du Maine ist, als für meinen Sohn, so möchten sie, so criminel sie auch seyn, wol von ihnen losgesprochen und aus meines Sohnes Händen gezogen werden, welches alles schlimmer machen würde als nun. Also sucht man noch solche Gewißheit zu finden, die man im Parlament nicht widersprechen noch entschuldigen kann. Den 3. März 1719.

129) Das Spanische Manifest ist eine Composition von Malicieux und dem Kardinal Polignac. Den 10. März 1719.

130) Der Duc du Maine hat an seine Schwester geschrieben: ce n'est pas en prison qu'on devroit me mettre, mais m'ôter mes habits et me mettre en jaquette, de m'être ainsi laissé mener par ma femme. Und an Mde Langeron hat er geschrieben: daß er jetzt eine solche Ruhe habe, welche er für eine Gnade Got-

tes

tes halte; daß er nicht mehr occupirt wäre, alle mepris von seiner Familie auszustehen, daß seine Söhne allezeit content seyn werden, wenn sie nur nicht bei ihm wären. Den 10. März 1719.

131) Der König von Spanien und Alberoni hassen meinen Sohn personnellement, das ist der Prinzessin des Ursins ihre Arbeit. Den 17. März 1719.

132) Mein Sohn ist ganz naturellement brav, das macht, daß er sich nicht fürchten kann, er fragt nichts nach dem Sterben. Den 24. März 1719.

133) Den 29. März wurde der junge Duc de Richelieu in die Bastille geführt, welches manche Thräne gekostet, denn es laufen ihm alle Weiber und Männer nach, und sind verliebt von ihm. Er hat Correspondenz mit Alberoni gehalten, und sein Regiment mit seines guten Freundes seines Mr. de Saillant, exprès nach Bajonne gethan, um diese Stadt den Spaniern zu liefern. Er ist noch vergangenen Dienstag zu Mr. le Marquis de Biron gegangen, und hat ihm gesagt, er solle ihn doch bald abfertigen, daß er zu seinem Regiment nach Bajonne kommen möge, seinen Zèle zu erweisen, und wie sehr er meinem Sohn attachirt sey. Sein Kammerad, welcher für einen Poltron escroq und Betrüger im Spiel passirt, sitzt auch in der Bastille. Den 31. März 1719.

134) Der Duc de Richelieu hat alle seine Maitressen in allerhand Mönnich-Orden mahlen lassen. Moelle de Charolais ist wie eine recolet gemahlt, soll perfect gleichen, die Marechales de Villars und d'Etrées sollen in Capuzioner-Habit seyn. Den 31. März 1719.

135) Sobald man dem Duc de Richelieu seinen Brief an Alberoni gezeiget, hat er alles gestanden, was ihn selber angehet, aber seine Complicen nicht. Den 2. Mai 1719.

136).

136) Mde la Princesse hat meinen Sohn sehr getrieben, Mde du Maine von Dyon wegzuthun; sagt, die Luft sey ihr dort zu ungesund. Mein Sohn hatte consentirt, daß man sie in ihrer Kutsche mit des Königs Leibgarde von Dyon nach Chalons sur Saone bringen sollte. Sie hatte sich eingebildet, sie würde dort mehr Freiheit und nur die Stadt zum Gefängniß haben; ist sehr verwundert gewesen, daß man sie eben so kurz zu Chalons hält, als zu Dyon. Als sie nach der Ursach gefragt hat, hat man ihr geantwortet: daß nun alles entdeckt wäre und daß alle Gefangenen geplaudert hätten. Da ist sie bestürzt geworden, hat sich doch wieder erholt, und gesagt: Mr. le Duc d'Orleans croit que je le hais, s'il voulait suivre, mes conseils, je le conseillerai mieux que personne. Ihr Herr hält sich gar still. Den 4. April 1719.

137) In des Duc de Richelieu Kassette hat man nichts als verliebte Briefe gefunden. Alberoni hat sich an einen Kerl vertrauet, so ihm vor diesem gedient, und izt ein Spion von meinem Sohn ist. Dieser hat meinem Sohn des Alberoni Brief gebracht, welchen man geöfnet, gelesen, abcopirt, wieder fein sauber zugemacht, und dem kleinen Duc geschickt, welcher darauf geantwortet. Mein Sohn hat diese Antwort, aber er kann sie nicht brauchen, weil er in verdeckten Reden spricht. Den 24. April 1719.

138) Den 17. April 1719. hat man einen Kerl hergebracht, so meinen Sohn im vergangenen Jahre schier ertappt hätte in Bois de Boulogne. Es ist ein reformirter Obrister, heißt la Jonquière; der hatte an meinen Sohn geschrieben und exorbitante Sachen gefordert in Pansionen und Chargen; wie es mein Sohn abgeschlagen, gehet er nach Spanien und verspricht dem Alberoni meinen Sohn tod oder lebendig zu liefern, und ihn zu enleviren; kommt mit 300 Mann, die

die verſteckt er um Paris herum, er aber, weiß ich, hat meinem Sohn im Bois de Boulogne, als er in der meute bei ſeiner Tochter zu Mittag gegeſſen, eine viertel Stunde verfehlt; darüber iſt er ſo verzweifelt, daß er wieder in den Niederlanden iſt, hat ſich aber dort berühmt und geſagt: daß ob er zwar meinen Sohn einmal verfehlet hätte, wollte er doch ſeine mesures nunmehr ſowohl nehmen, qu'on entenderoit bien tòt d'un grand coup; man hat dieſes zu allem Glück meinem Sohn berichtet, und daß er zu Liége wäre. Mein Sohn hat einen ſchlauen Gaſt hingeſchickt, der hat ihn ertappt, vors Thor geführt, ihm eine Piſtole vor die Gurgel gehalten und geſagt: er wäre des Todes, wenn er ihm nicht folgen wollte, und Lermen anfangen. Dem Kerl iſt bange geworden, hat ſich ins Schiff führen laſſen; wie er aber geſehen, daß man ihn auf den franzöſiſchen Boden führt, hat er nicht weiter gehen wollen und geſagt: je suis perdù, et je serai écartelé; man hat ihn gebunden und hieher in die Baſtille geführt. Den 21. April 1719.

139) Ich habe meinem Sohn geprediget ſich zu ſchonen, er verſpricht es zwar, daß er des Nachts nicht mehr ausfahren will, allein ich traue ihm nicht ein Haar. Den 21. April 1719.

140) Den 25. April 1719, hat man Mr. de Laval, der Ducheſſe de Roquelaure Bruder arretirt. Den 25. April 1719.

141) Daß Monsieur ſeel. ſeines Sohnes Gemahlin nicht coquette haben wollte, deſapprobirte ich nicht, aber nur daß er den Mann warnen wollte, und éclat machen, worüber nichts anders erfolgt wäre, als daß mein Sohn hätte die Gemahlin verunehrt behalten müſſen. Den 28. April 1719.

142) In Gegenwart der Mde d'Orleans iſt es nicht thunlich, daß ich mit meinem Sohn von der

Con-

Conspiration rede, das wäre, als wenn ich ihr ins Auge griffe, denn was ihren ältesten Bruder betrift, ist bei ihr das Gesetz und die Propheten. Den 2. Mai 1719.

143) Mein Sohn hat allezeit so wohl gegen die Maintenon und des Duc du Maine Beschuldigungen disculpirt, daß ihm der König geglaubt, und nachdem er alles genau examinirt, hat er meinem Sohn justica gethan. Mde d'Orleans hat sich aber in dieser Sache nicht wohl gehalten, sondern durch ihre Kreaturen übels von meinem Sohn austreiben lassen; ja gar, daß er sie hätte vergiften wollen; hat dadurch ihren Frieden mit der alten Zott gemacht, die sie vorher nicht hat leiden können. Ich habe oft meines Sohnes Geduld admirirt, denn er weiß das alles sowohl als ich. Den 2. Mai 1719.

144) Wären die Sachen geblieben, wie Mde de Maintenon vor des Königs Tode sie selber gerichtet hatte, wäre mein Sohn nur mit dem bloßen Namen Regent gewesen, und der Duc du Maine hätte alles unter seinen Händen gehabt. Sie meinte, daß mein Sohn die Mühe scheuen würde, und weil er ein wenig gern den Weibern nachläuft, daß er sich mit dem Namen und großen Pensionen behelfen würde, und sie mit ihrem Duc du Maine gewähren lassen; darauf war alles gespielt, und sie hatte gemeint, durch ihre falschen Lügen meinen Sohn so verächt gemacht zu haben, daß er niemand auf seine Partei finden würde. Den 16. Mai 1719.

145) Aber mein Sohn war nicht so närrisch, es dabei zu lassen, sondern er brachte seine Sache sowohl im Parlamente vor, daß ihm die Regierung übergeben wurde. Die alte Zott hat noch allzeit Hoffnung gehabt, bis mein Sohn den Duc du Maine und seine Gemahlin hat arretiren lassen; über diese Zei-

tung soll sie ohnmächtig geworden seyn. Den 5. Mai 1719.

145) Der Nonce steckt in allen Sachen gegen meinen Sohn, ist ein guter Pfaf und böser Teufel. Den 12. Mai 1719.

146) Mr. de Pompadour hat den Comte de Laval angeklagt, daß er Commerz mit dem Prinzen Cellamaré gehalten, und selber als Kutscher gedient, ihn Nachts zu Mde du Maine à l'arsenal zu führen. Den 12. Mai 1719.

147) Der Comte de Laval ist immer krank, voller Wunden, hat ein schwarz Kientappel von Pflaster, so ihm von einem Ohr zum andern gehet, hinket und hat oft einen Arm in der Schlingen, und gleichwohl ist der Mensch voller Intriguen, schreibt Tag und Nacht gegen meinen Sohn. Den 12. Mai 1719.

148) Mad. de Maintenon soll viel Geld in die Provinz geschickt haben, Revolten en faveur du Duc du Maine anzustellen; es hat aber Gottlob! nicht reüssirt. Den 16. Mai 1719.

149) Die alte Zott hat von Haus zu Haus ausbreiten lassen, daß mein Sohn alle die Königl. Personen so gestorben, vergiftet hätte. Sie hatte einen von des Königs Doktoren gewonnen, es auszubreiten. Wenn nicht Marchall, des Königs Leib-Barbierer, samt allen andern ehrlichen Leuten, so bei der Oeffnung der Leiber gewesen, bestätigt hätten, daß gar kein Gift vorhanden gewesen, und es dem König confirmiret, hätte dieses böse Mensch meinen Sohn unschuldiger weise in das gröste Unglück gestürzt. Den 16. Mai 1719.

150) Mselle de Charolais sagt, daß die Sache von Bajonne nicht wahr seyn könne, weil es der Duc de Richelieu ihr nicht gesagt, und daß er ihr in seinem Leben nichts verschwiegen hätte. Sie sagt auch, daß

sie

ſie meinen Sohn nicht ſehen will, weil er den Duc de Richelieu in die Baſtille geſetzt hätte. Den 19. Mai 1719.

151) Der Duc de Richelieu ſpazierte oben auf der terrasse de la Bastille, ſehr bordirt und friſirt, und alle Damen hielten auf der Gaſſe, das ſchöne Bild zu ſehen. Den 26. Mai 1719.

152) Mde d'Orleans iſt ſo wenig capable geweſen, für ihren Herrn zu ſprechen, und ihn zu entſchuldigen, daß ſie ſich ſelber angeſtellet, als wenn ſie die Sache glaube, da ſie doch beſſer als jemand in der Welt wußte, wie erlogen die Sache war. Sie hat von ihren Brüdern contrepoison gefordert, damit mein Sohn ſie nicht vergiften möge, und damit hat ſie ſich mit der alten Zott wieder verſöhnt, mit welcher ſie übel ſtand. Ich habe dieſe Hiſtorie erſt dieſes Jahr erfahren; ich weiß nicht, ob ſie mein Sohn weiß, habe ihm nichts davon ſagen mögen, denn ich mag Mann und Frau nicht brouilliren. Den 26. Mai 1719.

153) L' Abbé du Bois meint, man wiſſe nicht, wie oft er des Nachts ingeheim zur Madame de Maintenon gegangen, dieſes ſchöne Werk *) zu vollführen. Den 26. Mai 1719.

154) Mein Sohn hat alle Kupferſtiche von Daphnis und Chloë gemahlt, auſſer das erſte Blatt; er hat alles aus ſeinem Kopf geriſſen und gemahlt. Einer ſo Audram heißt, hat es in Kupfer geſtochen. Den 23. Juni 1719.

Mad. d'Orleans hat es ſo artig gefunden, daß ſie es in groß hat abcopiren laſſen, und artige Tapezereien de haute lisse davon machen laſſen, und welche ich noch artiger finde als die Kupferſtiche. Den 6. Juni 1719.

155)

*) Die Heirath des Herzogs von Orleans.

155) Im 13. Jahre war mein Sohn ſchon ein Mann, eine Frau von Qualitäten hat ihn gelehrt gemacht. Den 16. Juni 1719.

156) Mein Sohn iſt zu general für alle Leute. Den 27. Juni 1719.

157) Man hat meinem Sohn ganz ausgeſchwatzt, ein Manifeſt zu geben. Den 27. Juni 1719.

158) Mde d'Orleans hat ihren Mann ganz wieder eingenommen; er ſpazirt auf ihren Rath des Nachts herum, fuhr Mittewoch Nachts nach Anière, wo die Parabère ein Haus hat; aß dort zu Nacht; wie er nach Mitternacht wieder in ſeine Kutſche gehen wollte, trat er in ein Loch und verrenkte ſich den Fuß. Den 15. Auguſt 1719.

159) Mein Sohn ſagt, er halte ſich an die Parabère, weil ſie an nichts gedenkt als ſich luſtig zu machen, und ſich in nichts miſcht. Das wäre wohl gut, wenn ſie nur nicht ſo verſoffen wäre, und meinem Sohn ſo viel Eſſen und Trinken machte, und des Nachts nach Anière fahren, wo ſie ein Bauerhaus hat, da ißt er bisweilen zu Nachts mit ihr und allem Baurenzeuge. Den 2. Juni 1719.

160) Ich fürchte ſehr für meinen Sohn wegen der Kinderblattern. Er frißt des Abends lang und viel, iſt auch kurz und dick, wie ein Kübel-Reuter; in ſolchen ſtecken ſich die Kinderblattern gerne. Den 22. Auguſt 1719.

161) Mein Sohn iſt unleidlich, des Nachts mit dem böſen und impertinenten Nossé herumzuſpaziren. Ich haſſe den Nossé wie den Teufel. Nossé und Broglio wagen alles, weil ihnen das Gelegenheit giebt, brav von meinem Sohn zu ziehen, und daß es intereſſirte Bärenhäuter ſeyn. Man ſagt, Nossé ſey jaloux von der Parabère, die hat einen andern lieber bekommen als ihn. Hieraus ſiehet man, daß mein

Sohn gar nicht jaloux iſt. Der, ſo ſie lieb bekommen, iſt einer, der in der Welt ſchon genug geraſt hat, nemlich der Cleremont, meines Sohns Capitaine des Suisses, ſo die Choir der großen Prinzeß de Conti präſerirt hat. Den 25. Auguſt 1719.

162) Weil der Kardinal meinen Sohn für den Duc de Richelieu geplagt, und man ihm nicht poſitivement erweiſen können, daß ſein Brief an Alberoni geſchrieben war, alſo kann man nichts wirkes thun, als ihn nach 6 monatlichen Gefängniß nach Conflans exiliren. Den 1. Decembr. 1719.

163) Ich habe alles mögliche gethan, was in meinem Vermögen geſtanden, meines Sohns Heirath zu verhindern. Weil es aber geſchehen, und mein Sohn es wider meinen Willen gewollt, ſo wünſche ich ſeine Ruhe. Den 1. Septembr. 1719.

164) Moelle de Charolais hat meinen Sohn heimlich fragen laſſen, wie ſie es machen ſollte, den Duc de Richelieu zu ſehen und zu ſprechen, ehe er nach Richelieu gehen würde? Worauf mein Sohn geantwortet: ſie möchte den Kardinal de Noailles fragen; denn weil er ihn nach Conflans geführt in ſein Haus, würde er am beſten wiſſen, wie man den Duc de Richelieu ſehen könnte. Den 1. Septembr. 1719.

Wie er hernach zu St. Germain war, iſt ſie gleich zu ihm gefahren. Den 8. Novembr.

165) Ich habe keinen Augenblick gezweifelt, daß es nicht auf alle Weiſe eine unglückliche Heirath für meinen Sohn ſey, aber mein Rath hat nichts gegolten; wäre es etwas gutes geweſen, hätte die alte Zott nicht darauf gedrungen. Den 1. Septembr. 1719.

166) Man hört überall nichts mehr als von Millionen ſprechen; mein Sohn hat mich nun auch reicher gemacht, und meine Penſion um 150tauſend Liv. vermehrt. Den 1. Septembr. 1719.

167)

Kind, als die einzigen Personen gesehen, die sich von jenem Schiffe gerettet hatten.

Auf diese Vorstellungen erwiederte der König: ich sehe wohl, ihr Herren, daß, wenn ich das Schiff verlasse, es ohne Hülfe gelassen werden wird. Gleichwohl sehe ich auch, daß sich achthundert Personen und wohl noch mehr darauf befinden. Da nun einem jeden sein Leben eben so lieb ist als mir das meinige, so würde sich niemand auf dem Schiffe zu bleiben wagen, sondern seinen Aufenthalt auf der Insel suchen. Ich werde daher, so Gott will! nimmermehr so viele Menschen, als hier auf dem Schiff sind, in Lebensgefahr bringen, sondern selbst darauf bleiben, um die Meinigen zu retten. — Und Gott, dem er vertraute, erhielt uns in der Gefahr auf dem Meere wohl sechs Wochen lang, bis wir einen sichern Hafen erreichten (wovon unten mehr vorkommen wird). Dabey trug es sich zu, daß Olivier von Termes, der sich auf den Kreuzzügen wohl und mannhaft verhalten hatte, sich vom König schied, und auf Cypern blieb, so daß wir ihn erst nach anderthalb Jahren wieder zu sehen bekamen. — So verhütete der König den Untergang von achthundert Menschen, die sich auf dem Schiffe befanden.

Im letzten Abschnitte dieses Buchs wollen wir von seinem Ende reden, wie er so fromm verschieden ist.

Nochmahls sage ich nunmehr meinem Herrn [illegible]n Könige von Navarra, daß ich meiner edlen Frau [illegible]er Königinn, Eurer Frau Mutter, Höchstseligen Andenkens, dieses Buch zu schreiben versprochen habe. Und da ich keinen Menschen weiß, dem es so angehören müsse wie Euch, der Ihr sein Erbe seyd, so sende ich es Euch, damit Ihr und Euer Bruder

167) Ich ſage meinem Sohn gar oft, daß ſeine Maitreſſen ihm wie ſein heimlich Gemach ſeyn; daß er wohl das, was ihm nöthig iſt, bei ihnen verrichtet, daß er aber ſie nicht recht liebe, ſonſt würde er es nicht leiden können, daß ſie andern nachlaufen und bei ihnen liegen. Was man verliebt ſeyn heißt, kann er nicht begreifen, meint, es ſtehe nur in Romans, finde ſich aber nicht in der That. Er hat ſich mit Seri brouillirt, weil, ſagte er, ſie wollte, daß er ſie wie ein berger lieben ſollte.

Er hat mich oft zu lachen gemacht, wenn er mir dieſes ſo ernſtlich geklagt hat; war ganz betrübt darüber und ich ſagte: Pour quoi Vous affliger? Si cela ne Vous accommode pas, laissés la en paix.. Vous n'etes point du tout obligé de feindre un amour que Vous ne sentez pas. Hieraus ſiehet man, daß mein Sohn incapable iſt, recht verliebt zu ſeyn. Er ißt und trinkt gern mit ſeinen Maitreſſen, ſingt und macht ſich luſtig mit ihnen, und ſchläft gern bei ihnen; aber eine lieber zu haben als eine andere, das iſt ſeine Sache ganz und gar nicht. Den 19. Septbr. 1719.

168) Die Broglio ſind von Extraction Italiener, es iſt aber lange, daß ſie ſich in Frankreich geſetzt haben. Es waren 3 Brüder, der älteſte iſt ſchon in der Armee umkommen. Der 2te war Abbé, wurf le froc aux orties, wie man hier ſagt, wenn ein Abt umſattelt. Dieſer iſt es, der ſo nichtswürdig iſt. Der 3te ſo noch in der Armee dient, iſt in allen Fällen einer von den ehrlichſten Cavalieren ſo man ſehen kann, und den hat mein Sohn nicht ſo lieb, als den ehrvergeſſenen Bruder, weil er ſerieus und kein bouffon iſt. Mein Sohn ſagt zu ſeiner Entſchuldigung, daß wenn er von ſeiner Arbeit kommen, hätte er was von nöthen, was ihm könne lachen machen, und dazu wäre der jüngſte Broglio zu ſerieus, aber wenn

er etwas de tönkante zu thun hätte, über eine Kriegs-Expedition, wollte er diesen jüngsten wählen; aber zu Tafel um lachen zu machen, und ins Gelach hinein zu plaudern, da schickte sich der älteste besser zu. Den 12. Nov. 1719.

169) Mein Sohn hat allzeit ein grand faible pour les enfants, deren Confident er gewesen. Den 6. Octbr. 1719.

170) Das man ärger als nie gegen meinen Sohn verpicht ist, erscheint wohl, daß man täglich von der Empörung in Bretagne hört, und ich weiß nicht, ob das Geschrei wahr ist, von der Conspiration de la Rochelle, da der Gouverneur, so durchgegangen, diesen Platz hat an die Spanier liefern wollen; 10 Officire sollen mit conspirirt haben, davon man etliche ertappt, die andern sind nach Spanien gelaufen. Den 6. Octobr. 1719. Diese Historie ist erlogen.

171) Mein Sohn ist nicht delikat, wenn die Damen nur von guten humor seyn, brav fressen, saufen und frech seyn, weiter bedürfen sie keiner Schönheit, ich habe ihm oft vorgeworfen, daß er so viele häßliche liebt. Den 6. Octobr. 1719.

172) Den Evêque de Soissons hatte ich gar für einen guten Menschen gehalten; ich habe ihn gekannt wie er noch Abbé und Aumônier bei der Duchesse de Bourgogne war; aber die Begierde Kardinal zu werden, macht die meisten Bischöfe zu Narren, denn es ist keiner, so nicht meint, daß jemehr er Impertinenzen gegen meinen Sohn für die Constitution thun wird, je gewisser wird er in Gnade an dem Römischen Hofe seyn und Kardinal werden. Den 10. Octobr. 1719.

173) Es ist nun 40 Jahr, daß kein October vorbei gehet, wo er sich nicht gegen den 22. Octobr. übel befindet, auf eine oder andere Weise, seit seinem grossen Accident. Den 24. Octobr. 1719. (Vrgl. Nr. 4.)

174)

174) Mein Sohn, ob er gleich Regent iſt, kommt nie zu mir und gehet nie von mir; ohne mir die Hand zu küſſen, ehe ich ihn embraſſire, nimt auch keine Chaiſe von mir, im übrigen iſt er nicht ſchen, und plaudert bey mir mir, wir lachen und ſchwagen mit einander wie gute Freunde. Den 17. Nov. 1719.

175) Seni iſt artig und poſſierlich, aber nicht ſchön, hat weder taille noch taille. Den 17. November 1719.

176) So lange Mr. le Dauphin gelebt, hat die Chiul ſich ſehr übel gegen meinen Sohn gehalten, ihn mit Mr. le Dauphin brouillirt, ihn ihr Leben weder ſehen noch ſprechen wollen; ſumma, alle ihr beſtes gegen ihn gethan; aber als mein Sohn erfahren, daß ſie in Armuth gerathen, hat er ihr nicht allein Geld geſchickt, ſondern auch einer guten Penſion verſichert, daß ſie wohl zu leben hat. Den 24. Novembr. 1719.

177) Mein Sohn hat mir für mein Haus für 2 Millionen L. Aktien gegeben. Der König hat auch für ſein Haus etliche Millionen genommen; das ganze Königl. Haus hat bekommen, alle enfants de France, petits enfants de France und Princes du Sang. Den 28. Nov. 1719.

178) Mein Sohn iſt nicht allzeit bei etwas geſundes geweſen, denn er iſt einmal brav ertappt worden. Den 1. Decembr. 1719. (ſ. Nr. 17.)

179) Der alte Hof thut ſein Beſtes, alle Menſchen von der Banque abwendig zu machen. Den 2. Febr. 1720.

180) Ich glaube nicht, daß Mylord Stairs meinen Sohn ſo ſehr loben wird, als er im Anfang gethan, denn ſie ſcheinen gar nicht gut Freund. Nachdem ihm mein Sohn allen Gefallen gethan, ja reicher gemacht, als er in ſeinem Leben hätte hoffen können, hat er ihm den Rücken zugekehrt, allen embarras von

der Geld gemacht, und ihn brav gepluget, so daß mein Sohn froh ist, seiner los zu werden. Den 16. Febr. 1720.

181) Mde de Parabere hat mir erzählt, daß Broglio seine plaisanterien darinn bestehen, daß er die größte Hüstereien plötz heraus ganz grossièrement alles mit Manier ärnet; das macht meinen Sohn lachen. Ist intrigant, hardi, débauchirt mit Weibern und Saufern. Den 20. Febr. 1720.

182) Mein Sohn hat in der Banque haranguiren müssen, man hat ihm applaudirt. Den 23. Febr. 1720.

183) Mein Sohn hat wohl getanzet in seiner Jugend, aber er hat's nie geliebt und bald quittirt wider meinen Willen. Den 1. März 1720.

Nocé soll alles sagen auf alle Leute, was ihm ins Maul kommt, das macht meinen Sohn lachen und divertirt ihn; denn er hat Verstand und kann eine Sache possierlich drehen. Den 18. März 1720.

Des Nocé Vater ist meines Sohnes Saugouverneur gewesen, mein Sohn hat sich von Kindheit an zu diesem bösen Teufel gewöhnt, und hat ihn herzlich lieb gehabt. Ich weiß nicht, wie man diesen Kerl lieb haben kann. Er hat Verstand, aber sonst ist kein gut Haar an ihm, spricht allzeit gegen Gott und Menschen, ist grün, schwarz und dunkelgelb, dazu über 10 Jahr älter als mein Sohn. Ist unglaublich, wie viele Millionen dieser interessirte Mensch von meinem Sohn gezogen hat. Den 5. März 1720.

184 Ich soutenire meinen Sohn, daß er sein Leben nicht verliebt gewesen, und daß seine Liebe nur in Debauchen bestehet, er sagt als: Il est vrai, que je ne saurois être comme un héros de Roman, ou passionné comme Celadon, mais j'aime à ma mode. Ich sagte: Votre mode est, d'aller comme à votre chaise

chaise perçée. Denn lacht er, wenn ich das sage. Den 18. März 1720.

185) Man sagt, mein Sohn wird ein wenig jaloux von der Parabère, er muß nun mehr lieben, als er bisher gethan. Den 26. März 1720.

186) Bei meinem Sohn und seinen Maitressen geht alles Tambour battant ohne die geringste Galanterie, das kommt mir vor wie die alten Patriarchen, die viel Weiber hatten. Mein Sohn hat viel vom König David, er hat Herz und Verstand, ist ein Musicant, klein, brav, und schläft gern bei allen Weibern. Den 19. April 1720.

187) Der Duc de St. Simon wurde einmal ungeduldig über meines Sohnes Güte, sagte im Zorn zu ihm: ah! Vous voilà le débonnaire; depuis Louis le débonnaire, on n'a rien vu de si débonnaire que Vous. Mein Sohn wollte sich krank darüber lachen. Den 7. Jul. 1719.

188) In Bretagne hat man Strenge verüben müssen; 4 Personen von Qualität sind geköpft worden; einer der sich nach Spanien embarquiren sollte, wollte nicht fort. Man fragte ihn, warum er nicht weg wollte? er sagte: man hätte ihm prophezeihet, qu'il mourroit de la mer. Wie man ihn richten wollte, frug er den Scharfrichter, wie er hieße? er antwortete: je s'appelle la Mer. Da sagte der Edelmann: je suis mort. Den 2. . . . 1720.

189) Nach dem verfluchten Arrêt, so Law meinen Sohn hat machen lassen, ist ganz Paris schwierig. Ich bekomme unbekannte Briefe, daß ich für meine Person nichts zu fürchten hätte, allein daß man meinem Sohn mit feu und fer nach dem Leben stehen würde, daß der Complot gemacht, und die Sache ganz resolvirt sey. Anderwärts erfuhr ich, daß man Messer geschliffen, in der Intention meinen Sohn zu assassiniren,

Alle Augenblick kommen die erschrecklichsten Zeitungen von der Welt. Bis man gehört, daß das Parlament sich versammelt, eine Deputation von zweien der Vornehmsten zu meinem Sohn geschickt, die er gar wohl empfangen, und durch ihren Rath den Arrêt cassirt, und also alles wieder in vorigen Stand gesetzt, welches Paris wieder ganz calmirt und besänftiget hat, auch Gottlob! meinen Sohn wieder mit dem Parlament vereiniget. Den 23. Mai 1720.

190) Mein Sohn hat öffentlich durch eine Ambassade erweisen wollen wie sehr ihm die reunion vom Engl. Hause erfreuet; man hat es aber nicht annehmen wollen. Den 4. Juni 1720.

191) Die Goldschmiede wollen nicht mehr arbeiten, denn sie schätzen ihre Waaren 3 mal höher als sie werth seyn, wegen der billets de Banque. Ich habe oft gewünscht, daß die billets de Banque im höllischen Feuer brennen möchten. Sie geben meinem Sohn mehr Mühe als Trost. Es ist nicht zu beschreiben, was er deswegen ausgestanden. Den 11. Juni 1720.

192) Mein Sohn spart keine Mühe, aber wenn er von Morgens bis in die Nacht arbeitet, macht er sich gern bei seinem Nachtessen lustig mit seinen braunen Rabenäschen. Den 11. Juni 1720.

193) In Frankreich hat nun niemand weder Heller noch Pfennig, aber mit Urlaub auf gut Pfälzisch zu sagen, Arschwische von Papier genug. Den 21. Juni 1720.

Es ist doch possierlich, daß mein Sohn nie von seinem braunen Rabenäschen verliebt gewesen ist, als seit sie einen andern lieber hat als ihn, und ihm seinen Abschied ab forma gegeben. Den 28. Jun. 1720.

194) Es ist gewiß, daß mein Sohn außer der Liebe mit der Putabère gar wohl mit seiner Gemahlin lebt; dar-

darnach fragt ſie euch gar wenig; nichts liegt ihr am Herzen, als ihr Bruder der Duc du Maine. Sie hat ſich letztens gegen meinen Sohn emportirt, wegen des Duc du Maine, und geſagt: ſie wolle nach Rambouillet oder nach Montmartre; ſo hat er geantwortet: Partout où il Vous plaira et où Vous Vous trouverez le mieux. Das hat ſie ſo erzürnet, daß ſie Tag und Nacht geweinet. Den 28. Juni 1720.

195) Den 17. Juni wie ich bei den Karmeliten war, kam Mad. de Chatanthierre zu mir in die Kammer und ſagte: Mr. de Simiane arrive du Palais Royal; Il croit, qu'il faut que Vous sachiés que Vous trouverés à votre retour toutes les Cours du Palais royal remplis de peuple qui ne dit mot; mais ces gens ne veulent pas se rétirer; ils ont apporté à six heures du matin trois corps morts que Mr. le Blanc a fait enlever. Mr. Lauw s'est sauvé au Palais royal. Ils ne lui ont rien fait, mais son cocher en retournant a été accablé de pierres et le Carrosse mis en pièces; c'est la faute du cocher, qui a dit tout haut qu'ils étoient des canailles, qui méritoient d'être pendus. Ich habe wohl geſehen, daß ich mich nicht ſtellen mußte, als wenn mir bange wäre. Fuhr alſo fort, es war ein ſolch embarras von Kutſchen, daß ich eine halbe Stunde warten mußte, ehe ich dans la rue St. Honoré kommen konnte; da hörte ich an den Diskurs vom peuple, ſagten doch nichts von meinem Sohn, und riefen mir viel Segen zu, aber ſie wollten alle, daß Lauw gehenkt werden ſollte. Wie ich ins Palais Royal kam, war alles wieder ſtill. Mein Sohn kam gleich zu mir, machte mich in voller Angſt zu lachen, es war ihm aber gar nicht angſt. Er erzählte, daß der premier Präſident einen ſchönen Reim auf die Sache gemacht. Eine Noth zu piſſen hätte ihn in den Hof getrieben, wo er vernommen, was der Pöbel mit

Laws Kutsche gethan, wäre also wieder in den Saal kommen, und hatte gar ernstlich gesagt:

Messieurs! bonne nouvelle,
Le Carrosse de Law est en cannelle.

Das waren schöne Worte für eine so flammige Gesellschaft! Den 19. Jul. 1720.

196 Mr. le Blanc ist mit großer Lermen unter das wütende Volk gegangen, und hat ihnen zugesprochen, und die ertrückten Todten-Cörper wegtragen lassen; das hat alles gestillet. Den 19. Jul. 1720.

Mein Sohn ist nicht capabel ernstlich und wie ein Vater mit seinen Kindern zu seyn; er lebt mehr mit ihnen wie ein Bruder als Vater. Den 19. Jul. 1720.

197 Es hat sich wohl gewiesen, wie diese Sache angesponnen worden; das Parlament hat sich öffentlich dem Edict widersetzt, haben es nicht allein nicht passiren, sondern auch keinen Rath geben wollen, und sich in allem widersetzt; also hat mein Sohn vergangenen Sontag Morgens, eine Compagnie du Régiment des Gardes zu Fuß davor gelegt, daß sich das Parlament nicht hat versammlen können, mit einem hat man eine Lettre de cachet an den Premier Président und ganze Parlament geschickt, daß sie alle nach Pontoise sollten, dort zu richten. Wie den andern Tag die Mousquetaires sie abgelöset, als die jungen Bursche im Palais waren, und nicht wußten, was sie für langeweile anfangen sollten, haben sie das Parlament gespielt; einer hat sich zum Premier Président, der andere zum Präsidenten, Gens du Roi und Advocaten gemacht; indem brachte man ihnen eine Pastete und eine Bratwurst zum Frühstück, darüber ließen sie das Gericht ergehen, condemnirten die Bratwurst mit einhelliger Stimme au feu, und le pâté à être rompû. Den 26. Jul. 1720.

Die-

Dieſes alles macht mich zittern für meinen Sohn. Ich bekam Briefe ſo nicht unterſchrieben, wo meines Sohnes Leben abermals abſcheulich gedrohet ward, und verſicherten, daß 200 Bouteillen Wein mit Gift für ihn präparirt wären, wie auch, wenn dieſes manquiren ſollte, daß eine neue Art Feuerwerke präpariret werden ſollen, meinen Sohn lebendig und geſchwind in dem Palais royal zu verbrennen. Den 26. Jul. 1720.

198) Wenn mein Sohn jemand was zu leide thut, iſt er gewiß betrübter, als der, ſo die disgrace empfängt. Den 26. Jul. 1720.

199) Es iſt leider zu wahr, daß Mlle d'Orleans mehr für ihren Bruder iſt, als für ihren Herrn. Er prätendirt, daß wenn der König durch ſeine Hülfe König in Frankreich werden ſollte, daß er alsdenn dieſen König ganz regieren würde, und mehr König ſeyn, als er ſelber, und ſeine Schweſter nach meines Sohnes Tod mit ihm regieren ſollte. Den 28. Jul. 1720.

100) Mein Sohn frägt nach keinen Juwelen etwas, iſt auch nicht gern geputzt. Den 30. Jul. 1720.

201) Unangenehm iſt das ſchwarze Rabenäschen nicht, aber ſie ſoll sotte ſeyn. Sie kann brav freſſen, ſaufen und leichtfertige Poſſen anfangen; das divertirt ihn, und macht ihm alle ſeine Arbeit vergeſſen. Den 20. Aug. 1720.

202) Ich habe noch vor 8 Tagen Briefe bekommen, worinnen man mir dräuet, meinen Sohn im Palais royal, und mich hier in St. Cloud zu verbrennen. Den 30. Auguſt 1720.

203) Si tu veux de ton Parlement
changer l'humeur hautaine,
de Pontaine, Sire Régent,
Fais le passer à Frêne.

C'est

C'est un lieu de Correction,
La faridon daine, la faridondon,
Où d'Agueseau s'est converti. biribi.
à la façon de Barbarie mon ami.

Den 6. Septembr. 1720.

204) Mein Sohn hat mir nie ein Wort von dem, was hier vorgehet gesagt, das hat er von seinem Hrn. Vater gelernt. Tout est bon, pourvoque Madame ne le sache pas. Den 6. Septbr. 1720.

205) Ich bekam vor 3 Tagen wieder einen von den fulminanten Briefen, so mich doch schier zu lachen machte; man rathet mir meinen Sohn für einen Narren einzusperren, damit sein Leben salvirt werde. Den 20. Septbr. 1720.

206) Accablés de malheurs, menacés de la Perte,
Grang Saint Roch notre unique bien,
Ecoutés un Peuple chrétien!
Nous ne craindrons rien de funeste,
Venez nous sécourir, soiez notre soutien,
Detournez de sur nous la colère céleste,
Nous n'avons pas de pain de reste.

Den 24. Septbr. 1720.

207) Mein Sohn hat schon unterschiedliche mal aux Thuilleries geschlafen; ich fürchte aber, der König wird sich nie an ihm gewöhnen, denn mein Sohn hat in seinem Leben nicht mit Kindern spielen können; er liebt sie nicht. Den 17. Septbr. 1720.

208) Mein Sohn ist geliebt gewesen, aber seitdem der verfluchte Lauw gekommen ist, ist mein Sohn je länger je mehr gehaßt; es gehet keine Woche vorbei, daß ich nicht durch die Post abscheuliche Drohschreiben bekomme, wo man meinen Sohn als den boshaftigsten Tyrannen traktirt. Den 4. Octobr. 1720.

209) Ich habe wieder einen Brief bekommen, da drohet man meinem Sohn sehr mit Gift. Wie ich ihm den schönen Brief wies, lachte er nur darüber und ver-

und jeder, der es lesen wird, gute Lehren daraus schöpfen, und nach diesen Lehren thun möge, damit es Gott wohlgefällig sey.

Im Nahmen Gottes des Allmächtigen lasse ich, Sire, Johann von Joinville, Seneschal von Champagne, das Leben unsers heiligen Königs Ludwig schreiben, wie ich es in den sechs Jahren, die ich jenseits des Meers in seinem Gefolge war, und nach unserer Wiederkehr, gesehen und gehört habe. Bevor ich aber von seinen Hochthaten und von seinem Ritterwesen erzähle, will ich erst beybringen was ich von seinen frommen Reden und guten Lehren gesehen und gehört habe, damit sie jedermann zu seiner Erbauung hier beysammen finden möge.

Der heilige Mann liebte Gott von ganzem Herzen, und that nach seinem Gebot. Beydes zeigte er dadurch, daß, so wie Gott aus Liebe zu den Menschen starb, er auch sein Leben aus Liebe zu den Seinigen mehr als einmahl auf das Spiel setzte, welches er doch, wenn er gewollt, gar leicht hätte vermeiden können (wie weiter unten zu vernehmen seyn wird). Wie lieb ihm sein Volk gewesen sey, erhellt aus dem, was er in seiner schweren Krankheit zu Fontainebleau zu seinem ältesten Sohne sagte. „Lieber Sohn! sagt' er zu ihm, ich bitte dich, bemühe dich um die Liebe deines Volks; denn wahrlich, ich wollte lieber, es käme ein Schottländer aus Schottland, der das Reich gut und bieder beherrschte, als daß du es offenbar schlecht beherrschest." Wahrheit liebte der heilige Mann so sehr, daß er nicht einmahl den Sarazenen die ihnen gethane Zusage abläugnen wollte (wie weiter unten vokommen wird). Im Essen und Trinken war

er

versicherte, daß ihm das persianische Gift nicht könne beigebracht werden, daß das, was man davon schreibt, ein Mährchen wäre. Den 15. Octobr.

210) Sein Auge verschändet ihn doch sehr. Den 3. Decbr. 1720.

211) Morgen wird das Parlement wieder nach Paris kommen, welches Paris eben so sehr erfreut, als Law's Abzug. Den 17. Decbr. 1720.

212) Des Abbé de St. Albin Mutter war recht schön vom Gesicht, aber sie hatte gar keinen Verstand, war recht dotte, und wenn man sie ansahe, sollte man gemeint haben, mit ihren artigen Mienen, daß niemand schlauer wäre als sie. Den 24. Decbr. 1720.

213) Mein Sohn prätendirt, daß der Chéval. d'Orleans gewisser sein ist, als die andern Bastarte; aber die rechte Wahrheit zu bekennen, so gleicht der Abt mehr in meines Sohns Geschlecht, als der Chévalier, so keinem Menschen vom ganzen Hause gleicht.

Der Abt gleicht viel an sein Mons. Contersaiten, wie er noch jung war, außer daß er viel größer ist. Den 5. Novbr. 1720.

Der Comediantin (Demares) Tochter gleicht ein wenig ihrer Mutter, aber sonst niemand. Man hat sie zu St. Denis in einem Kloster erzogen, hat aber kein Nonnenfleisch. Wie mein Sohn sie holen ließ, wußte sie selber nicht, wer sie war. Wie mein Sohn sagte, daß er ihr Vater wäre, war sie transportirt vor Freude, meinte sie wäre der Seri Tochter und Schwester von Chévalier, meinte also gleich legitimirt zu werden; aber wie mein Sohn ihr sagte, daß dieses nicht geschehen könnte, wie auch, daß sie der Demares Tochter wäre, fing sie bitterlich an zu weinen.

Der Chévalier d'Orleans ist ein gut Kind, aber weder artig noch schön. Es ist Schade, daß der Abt ein Bastart ist, er ist wohl geschaffen, hat kein häßlich

Ge-

Geſicht und viel Verſtand, hat über die maaßen wohl ſtudirt. Den 4. Aug. 1716.

214) Eine Actrice de l'Opera, ſo Mselle d'Uzé hieß, und nun geſtorben iſt, iſt bei meinem Sohn ſehr in Gnaden geweſen, es hat aber nicht lange gewähret. Bei ihrem Tode hat man gefunden, daß weder ſie, wiewohl ſie Kinder gehabt, noch ihre Mutter, noch ihre Großmutter jemals ſind verheirathet geweſen. Den 10. Aug. 1716.

215) Den Abbé de St. Albin habe ich lieb, und er meritirts, erſtlich weil er mich lieb hat, und zum andern, weil er ſich recht zum guten wendet, Verſtand hat und raisonnable iſt, und keine alberne Pfafferey an ſich hat. Den 12. Novembr. 1717.

Er ſtehet nicht ſo wohl bei meinem Sohn, als er es meritirt. Den 12. Novembr. 1717.

Er iſt der beſte Bube von der Welt, iſt nicht übel geſchaffen, fromm und tugendſam, er hat gar wohl ſtudirt und weiß viel, und bildet ſich nichts ein. Er gleicht an Mons. ſeel. mehr als an meinem Sohn, aber man ſiehet wohl wo er herkommt, mein Sohn kann ihn nicht verläugnen, es iſt wohl Schade, daß es nicht meines Sohns ehelicher Sohn iſt. Den 23. Septbr. 1717.

Der Abbé St. Albin ſtirbt faſt vor Leid, daß man ihn nicht legitimirt. Mein Sohn hat der Seri ihren Buben lieber, als dieſen. Den 8. Octobr. 1717.

Mein Sohn hat ſeinen Abbé de St. Albin nicht erkennen wollen, weil er ihn von der Tänzerin de Florence hat, ſo ein gar tolles Leben geführt; er fürchtet, man würde ihn auslachen, ſo viel differente Kinder zu erkennen. L'abbé du Bois iſt ſein (des Abbé St. Albin) Erzfeind. Den 26. Octobr. 1717.

Der Abbé du Bois hat viel dazu gehpfen, daß mein Sohn den Abbé St. Albin nicht legitimirt hat.

Der

Der Chéval. d'Orleans iſt auch all artig, aber ein wenig ſpöttiſch, macht alle Menſchen nach, das hat er von ſeiner Mutter. Den 29. Octobr. 1717.

216. Mein Sohn hat ſeine Tochter von der Demares an den Marquis de Segure verheirathet. Die Demares hatte ſie nicht zu ſehen bekommen ſeitdem ſie ſie auf die Welt gebracht hatte, als dies Jahr, da ſie ſie in einer Loge ſahe, da kamen ihr vor Freuden die Thränen in die Augen. Die Tochter iſt all artig, aber bei weitem nicht ſo hübſch als die Mutter. Den 17. Febr. 1719.

Man hat nicht gewollt, daß die Demares ihre Tochter ſehen ſollte, die Nonnen hätten die Comödiantin nicht ins Cloſter gelaſſen, und das hätte dem Mädgen Tort gethan. Den 3. März 1719.

217) Der arme Abbé St. Albin hat recht groß Unrecht zu empfinden, daß das Glück ſeinem jüngſten Bruder ſo wohl will, und er zurück bleibt, verſchmäht, verachtet und ohne Rang. Ich tröſte ihn ſo viel ich kann, wenn man ihn nur erkennen wollte, wäre er ſchon zufrieden. Den 17. Novembr. 1719.

218) Warum ſoll ich meinen Sohn unnöthig plagen, ſeinen Abbé zu erkennen? Das würde ihm gröſſere Plagen nach ſich ziehen; denn wie er viel Kinder von der Parabère hat, würde ſelbe auch wollen, daß man ihre Kinder erkennen ſollte; dieſe Urſach hat mich einhalten machen. Den 19. April 1720.

219) Die wüſte Hure, die Polignac, hat den Duc de Chartres auch verführen wollen, als ſeinen linken Bruder den Grand-Prieur. Der hat ſich von ſeinem Hofmeiſter auf der Reiſe nach Verſailles abgeſtohlen, und wie er zu der Dame gewollt, lag ſie eben bei einem andern Lappen, ſtund auf und legte ſich zu dieſem. Mein Sohn erfuhr es, wollte ihn bei dem Kopf nehmen laſſen, und in die Baſtille ſtecken laſſen, aber einer

seiner Freunde ist des Nachts hingelaufen, und hat ihn kleinen Scheim gewarnet, der hat gleich die Post genommen, ist wieder fort, und hat meinem Sohn einen gar demüthigen Brief geschrieben, und um Gnade und Vergebung gebeten. Den 19. April 1720.

220) Das Pfäfgen Dubois thut dem armen St. Albin alle böse Offices bei meinem Sohn, denn er will mit aller Gewalt ein roth Käppel tragen. Was er meint, das dazu gelangen könnte, ist sein declarirter Feind ohne Quartier. Den 3. Novembr. 1720.

Geheime Denkwürdigkeiten

über die

Regentſchaft

Philipps II. Herzogs von Orleans,

von

Ludwig, Herzog von St. Simon.

II. Buch.

Inhalt des II. Buchs.

1) Privatleben Philipps von Orleans, welcher Regent wurde. 2) Seine Vergnügungen, und ſchlechten Geſellſchaften. 3) Seine nächtlichen Bacchanalien. 4) Vorfall zwiſchen dem Herzog von Orleans und dem Duc de Saint-Simon, am Oſterfeſt. 5) Auswärtige Angelegenheiten, und Anfang ſeiner Verbindungen mit den Engländern, zu den Lebzeiten Ludwig des XIV. 6) Die Jacobiter werden aus dem Königreich vertrieben.

I.

Privatleben Philipps von Orleans, als er Regent geworden war.

Wir ſahen den Zuſtand der königlichen Häuſer Frankreich und Spanien; wir lernten die beiden Männer Alberoni und Dü Bois kennen, in welche der König von Spanien und der Regent von Frankreich das größte Vertrauen ſetzten.

Um die Zeit, als die Regierung dem Herzog von Orleans zuerkannt wurde, ging es im Innern ſeines Hauſes auf folgende Weiſe zu. Die zur Arbeit und den Regierungsangelegenheiten beſtimmten Morgenſtunden des Prinzen hatten für jedes Geſchäft eine feſtgeſetzte Zeit. Er fing ſeine Geſchäfte allein an, ehe er ſich ankleidete. Bei ſeinem Lever hatte er Geſellſchaft, dieſes dauerte aber nur kurz; vor und nachher gab er Audienzen, mit denen er viel Zeit verlor, weil die, welche unmittelbare Geſchäfte hatten, ihn unvermerkt bis zwei Uhr Nachmittags hinhielten. Dieſe waren die Cheſs des Conſeils; La Veilliere, bald nachher le Blanc; den er zum Auskundſchafter gebrauchte. Ferner die, mit welchen er über die öfters vorkommenden Angelegenheiten, die Conſtitution (gegen die Quesnelliſten) betreffend, arbeitete; Tercy, der die Beſorgung der eingelaufenen Briefe hatte, zuweilen der Marſchall von Villeroy, doch dieſer nur zum Schein. Einmal in der Woche kamen die fremden Miniſters, und bisweilen die Conſeils, deren Mitglieder an Sonn- oder

Feſt-

Festtägen, ganz allein in seiner Capelle der Messe beiwohnten.

In der ersten Zeit stand er früh auf, nach und nach immer später und endlich zu einer unbestimmten Stunde, je nachdem er sich schlafen gelegt hatte. Gegen zwei oder halb drey Uhr trank er Schokolade, wobei er Gesellschaft hatte. Mit dieser unterhielt er sich, so lang es ihm gefiel, doch dauerte es gewöhnlich keine halbe Stunde. Dann entfernte er sich und gab Herren und Damen Audienz. Von da ging er einen Augenblick zu der Herzogin von Orleans, arbeitete alsdann mit irgend einem oder ging ins Regentschafts-Conseil. Zuweilen besuchte er auch den König; doch geschah dieß selten Vormittags, sondern immer Abends, vor oder nach dem Regierungs-Conseil. Er näherte sich, wenn er mit dem König sprach, und dann auch, wenn er ihn verließ, mit vielen Verbeugungen, und einem sehr ehrerbietigen Betragen; welches lustig anzusehen war. Der König Jacob wurde auf dieselbe ehrerbietige Weise behandelt und jedermann lernte dadurch eine Feinheit im Betragen.

Nach dem Conseil, oder wenn kein Conseil war, gegen 5 Uhr Abends, hatten alle Geschäfte ein Ende. Alsdann ging es in die Oper, oder nach dem Luxemburg, wenn er nicht vor dem Frühstück schon dort gewesen war; zuweilen auch zu der Herzogin von Orleans; bei welcher er manchmal soupirte; wo er alsdann durch die Hinterthüre wegging, oder durch die nehmliche Thüre Gesellschaft zu sich kommen ließ. Bei schöner Jahrszeit ging er auch wohl nach Saint-Cloud oder auf andere Landschlösser, bald nach Luxemburg, bald auf sein eigenes.

Wenn Madame zu Paris war, besuchte er sie einen Augenblick vor der Messe. Auch wenn sie zu Saint-

Cloud war; denn er bezeugte ihr viel Aufmerksamkeit und Achtung.

II.

Seine Vergnügungen und seine schlechten Gesellschaften.

Bei seinen Soupers hatte er immer eine Gesellschaft von zweideutigen Personen; seine Maitressen, zuweilen Opern-Tänzerinnen; öfters die Herzogin von Berry und ungefähr zwölf Herren. Mit diesen wechselte er ab. Er nannte sie selbst ohne Scheu nicht anders als seine roués *). Unter der Zahl dieser war, der älteste Sohn von dem, als Marschall von Frankreich gestorbenen, Broglio; Nocé mit vier oder fünf seiner Offiziere, (nicht vom ersten Rang) ferner der Herzog von Brancas, Biron, Canillac, einige junge Männer und Damen von verdächtigem Ruf, und einige gemeine und ganz unbedeutende Leute, die nur durch ihren Verstand und ihre Liederlichkeit glänzten.

III.

Seine nächtlichen Bacchanalien.

Die Fleischspeisen waren dabei ausgesucht; sie wurden an einem im untersten Stock besonders dazu eingerichteten Zimmer in silbernen Gefäßen bereitet. Die Tischgesellschaft selbst legte oft mit den Köchen Hand ans Werk.

Bei

*) Galgenvögel.

er so mäßig, daß ich ihn niemahls Speisen habe anordnen hören, wie doch so mancher Vornehme thut; sondern was ihm seine Küche zubereitet hatte, damit nahm er vorlieb.

Im Reden hatte er viele Mäßigung; nicht einmahl habe ich gehört, daß er von jemand etwas Böses gesagt, oder den Teufel genannt hätte, welches doch unter uns sehr gewöhnlich, aber, meines Erachtens, gewiß Gott nicht gefällig ist. Seinen Wein vermischte er, nach Verhältniß der Güte des Weins, mit Wasser. Auf Cypern fragte er mich, warum ich nicht auch meinen Wein mit Wasser vermische? Ich erwiederte: die Aerzte hätten mir gesagt, ich hätte einen starken Kopf und schwachen Magen; ich dürfe also nicht fürchten mich zu berauschen. Er versetzte: sie täuschten mich; denn wofern ich mich nicht in der Jugend daran gewöhne, sondern erst im Alter das Vermischen anfangen wolle, so würde ich an den Füßen und am Magen zu leiden bekommen, und niemahls einer guten Gesundheit genießen, tränke ich aber im Alter den Wein unvermischt, so würde ich alle Abende berauscht seyn; gleichwohl sey das Berauschtseyn etwas gar zu häßliches an einem braven Manne. — Einstmahl fragte er mich: ob ich wünsche in dieser Zeitlichkeit hochgeachtet, und nach dem Tode im Paradiese zu seyn? „Allerdings!" war meine Antwort. „So sehet Euch denn vor, versetzte er, daß Ihr nicht wissentlich irgend etwas sagt oder thut, wovon Ihr nicht, wenn alle Welt es erführe, gestehen dürftet: das hab' ich gesagt, das hab' ich gethan."

Er warnte mich auch, keinen Menschen wegen dessen was er unter meinen Augen sagen würde, einer Unwahrheit zu zeihen, wofern ich nicht etwa Vorwurf oder Schaden dabey zu besorgen hätte; denn von har-

Bei ihren Zuſammenkünften wurde jeder, die Miniſter ſo gut wie die Vertrauten und die übrigen, mit einer zügelloſen Frechheit durchgenommen. Man ſprach ohne Schonung über die vergangenen und gegenwärtigen Liebesgeſchichten des Hofs und der Stadt, über alte Anekdoten, Streitigkeiten, luſtige und lächerliche Vorfälle, wobei niemand geſchont wurde. Der Herzog von Orleans machte dieß mit, wie die andern; doch iſt es wahr, daß dergleichen Geſpräche ſelten einen Eindruck auf ihn machten.

Man trank ſtark und vom beſten Wein, erhitzte ſich, erlaubte ſich die ſchmutzigſten Zoten, und jeder ſuchte den andern an Rohheit zu übertreffen. Wenn ſie auf dieſe Art genug gelärmt und ſich voll geſoffen hatten, legten ſie ſich zu Bett. Den andern Tag fingen ſie wieder an, und in dieſen Dingen war der Regent ein gelehriger Schüler.

So bald die Stunde der Abendmahlzeit geſchlagen hatte, wurden alle äußere Thüren verriegelt, und auch bei den wichtigſten Vorfällen würde man vergebens verſucht haben, bis vor den Regenten zu kommen. Dieß war nicht nur der Fall bei unerwarteten Angelegenheiten, ſondern auch bei ſolchen, die für den Staat und ſeine Perſon den gefährlichſten und bedeutendſten Einfluß haben konnten. Die Klauſur dauerte jedesmal bis zum andern Morgen.

Auf dieſe Art verlor der Regent unendlich viel Zeit durch ſeine Familien-Beſuche, Unterhaltungen und Ausſchweifungen, durch zu viele, zu lange und weitläufige Audienzen, und dadurch, daß er ſich zu viel mit Kleinigkeiten abgab, worüber ihm, noch zur Zeit des verſtorbenen Königs von dieſem und mir, Vorwürfe gemacht wurden. Ich erinnerte ihn daran, und er nahm es auch an, hielt ſich aber immer wieder mit tauſend Privat-Angelegenheiten, und einer Menge ande-

rer Rechts- und Regierungssachen auf, die er durch eine halbstündige Untersuchung hätte endigen, und noch öfter auf der Stelle hätte entscheiden können. Allein er verlängerte die einen aus Schwachheit, und die andern nach seiner unseligen Neigung alles an einander zu hetzen, und den falschen Lieblings Grundsatz: divide et impera, der ihm zuweilen entschlüpfte, auszuführen.

Durch sein allgemeines, auf alles sich erstreckendes Mistrauen, machte er sich den größten Theil der Angelegenheiten so schwer, daß es ihm nachher selbst lästig wurde, die aus nichts erzeugten Hydern zu bändigen. Sein vertrauliches und freundliches Betragen gefiel zwar jedermann außerordentlich; allein der Misbrauch, der davon gemacht wurde, ging oft bis zum Mangel an Achtung; woraus am Ende manche nachtheilige Unannehmlichkeiten entstanden, so daß es oft nicht mehr in seiner Macht stand, sich Personen vom Halse zu schaffen, die ihn mehr in Verlegenheit setzten, als sie selbst es waren. Unter diesen war (Mylord) Stair, die Oberhäupter der sogenannten Constitution, Villeroy, ins besondere aber das Parlament und der größte Theil der Gerichts-Magistratur.

Ueber wichtige Sachen machte ich ihm zuweilen, je nachdem ich Gelegenheit dazu fand, ernstliche Vorstellungen, wodurch es mir auch manchmal gelang, Unannehmlichkeiten abzuwenden. Allein öfters folgte er seiner Schwachheit, und schlich sich von mir weg, nachdem ich ihn von der Wahrheit dessen, was ich ihm gesagt, überzeugt hatte.

Merkwürdig ist es, daß weder seine Maitressen, noch die Herzogin von Berry, noch seine Saufbrüder, auch wenn er noch so sehr betrunken war, je etwas über Staatsangelegenheiten von ihm erfuhren, das nur einigermaßen wichtig war.

Mit

Mit Madame von Parabere lebte der Regent öffentlich; zu gleicher Zeit aber auch mit andern. Er belustigte sich an der Eifersucht und dem Aerger dieser Frauen; war aber deswegen doch mit allen gut. Das Aergerniß über dieses öffentliche Serail, über seinen gottlosen Lebenswandel und seine schmutzigen Abendgesellschaften, war außerordentlich und allgemein bekannt.

Frau von Sabran, welche auch zu dieser Gesellschaft gehörte, war ihrer Mutter entlaufen, um einen Mann von großem Namen zu heurathen, der nichts hatte, sie aber in Freiheit setzte. Sie war die schönste, angenehmste und lieblichste Frau, die man sehen konnte, ihr Körper regelmäßig schön, ihr Betragen einfach und natürlich; sie war einschmeichlend, lustig, ein wenig ausschweifend; aber nicht bösartig; kurz sie war ganz so, wie man seyn mußte, um vom Regenten geliebt zu werden. Auch diese war seine Maitresse, ohne den Uebrigen Abbruch zu thun. Der Herzog von Orleans machte ihren Mann zu seinem Haushofmeister mit 2000 Thaler Einkünften; Frau von Sabran aber, die sich nicht viel um ihn bekümmerte, und ihn nur ihren Lümmel nannte, fand für gut, diesen Gehalt für ihn anzunehmen.

Bei einer jener Abendmahlzeiten sagte sie einmal: Die Prinzen und Lakaien seyen aus einerlei Teig gemacht. Diesen Stoff habe Gott von demjenigen Teig besonders weggenommen, von welchem er die andern Menschen geschaffen habe.

Alle Maitressen des Regenten hatten auch ihren Hof; sie hatten aber überhaupt wenig Einfluß, und auf Staatsangelegenheiten gar keinen; auch wurden sie nur mittelmäßig bezahlt.

IV.

Vorfall am Oſterfeſt zwiſchen dem Herzog von Orleans und dem Herzog von Saint-Simon.

Beim Anfang der Faſtenzeit im Jahr 1723 mußte ich, wie die vorhergehenden Jahre, ein Aergerniß oder eine abſcheuliche Entheiligung des Oſterfeſtes erwarten, und entſchloß mich daher, mir die Freiheit zu nehmen, mit dem Herzog von Orleans darüber zu ſprechen. Ungeachtet ich ſchon ſeit langer Zeit, über derlei Dinge geſchwiegen, weil ich alle Hoffnung aufgegeben hatte; ſtellte ich ihm doch vor: ich halte die Sünde, die er am Oſterfeſt begehen wollte, für ſo ſchwer gegen Gott, und ſo ärgerlich für die Welt, daß ich gegen meine Gewohnheit und meinen Vorſatz, mich nicht enthalten könnte, ihm alle Folgen davon vorzuſtellen. Da ihm von Seiten der Religion nicht beizukommen war, weil er keine hatte; ſo blieb ich bloß bei den äußern Folgen ſtehen, die ich ihm weitläufig auseinander ſetzte. Er hörte mich ruhig an, und fragte mich hierauf: was für einen Vorſchlag ich ihm denn machen wolle? Ich gab ihm einen Ausweg an, durch den das Aergerniß zwar nicht ganz aufgehoben, aber doch vermindert wurde, und die äußerſt übertriebenen Zumuthungen verhindert wurden, die er zu erwarten hatte, wenn er meinen, ſo leicht zu befolgenden Rath nicht annehmen würde. Er ſollte nehmlich die fünf letzten Tage der Charwoche, und den Oſtertag und Oſtermontag in ſeinem Hauſe zu Villers-Coterets zubringen; das heißt, am heiligen Mittwoch abreiſen, und am dritten Oſterfeiertag wieder zurückkommen; dahin ſollte er weder ſeine Maitreſſen noch ſeine Saufbrüder, ſondern nach ſeinem

nem Gefallen 6 oder 7 Personen, auch sonst noch andere rechtschaffene Männer mit sich nehmen, mit denen er spielen, spazieren gehen und sich unterhalten könne, dabei sollte er keine Fleischspeisen essen, sondern andere gute Gerichte, bei denen man wohl bestehen könne; bei Tische sollte er keine anstößige Reden führen, die Mahlzeit nicht zu lange dauren lassen. Endlich sollte er am Charfreitag dem Gottesdienst, und am Osterfest der großen Messe beiwohnen. Mehr verlangte ich nicht von ihm, und unter dieser Bedingung wollte ich ihm für alle üble Nachrede stehen. Ich setzte hinzu, es sey jedermann bekannt, was Prinzen von seinem Stand thäten oder unterließen; folglich würde man wohl wissen, daß er seine Oster-Andacht nicht gehalten hätte; es sey aber ein großer Unterschied, ob er dieß auf eine freche Art treibe, die man in der Hauptstadt und vor den Augen aller Welt für Unverschämtheit und Verachtung auslegen könne, oder ob er sich mit einer gewissen Bescheidenheit und Achtung für die Religionsgebräuche entfernen würde. Im ersten Fall würde er sich sogar bei frechen Sündern verächtlich machen, und selbst liederliche Personen gegen sich empören, im andern aber sich das menschenfreundliche Mitleiden aller Rechtschaffenen erwerben, und alle üble Nachreden verhindern. Ich bot mich an, ihn, wenn es ihm angenehm wäre, auf dieser Reise zu begleiten, und meine Reise, die ich sonst alle Jahr in dieser Zeit nach meiner Heimat zu machen pflegte, aufzugeben. Ich stellte ihm vor, daß alle ausgezeichnete Personen, denen die Oster-Andacht etwas läslig sey, sich auf diese Art davon zu befreien suchten; daß auch die Staats-Geschäfte nicht darunter leiden könnten, indem sie in diesen Tagen alle aufgeschoben seyen; daß ferner die Nähe von Villers-Coterets, die Schönheit dieses Orts, den er so viele Jahre nicht mehr gesehen,

und

und die Schicklichkeit, dieſen Ort einmal wieder zu beſuchen, hinreichende Beweggründe für ihn ſeyn könnten.

Der Herzog nahm meinen Vorſchlag vortrefflich auf, und fand ſich dadurch erleichtert; auch anfänglich wo er noch nicht einmal wußte, was ich ihm vorſchlagen würde, zeigte er ſich bereit, es gerne anzunehmen; Er dankte mir für dieſen Rath, und für mein Anerbieten ihn zu begleiten. Wir überlegten noch, welche Geſellſchaft er mitnehmen ſollte: und die Sache wurde beſchloſſen. Wir beide hielten nicht für nöthig, ſchon vorher etwas davon bekannt werden zu laſſen. Erſt zu Anfang der Charwoche ſollten die Befehle zu dieſer Reiſe gegeben werden. Nachher beſprachen wir uns noch einmal darüber, und er war noch immer überzeugt, daß es vernünftig ſey, meinem Vorſchlag zu folgen.

Allein er hatte das Unglück, daß das Gute, was er beſchloſſen hatte, nicht immer ausgeführt wurde, weil er mit Schurken umgeben war, denen, entweder um ſich bei ihm beliebt zu machen, oder um ihn zu beherrſchen, vielleicht auch aus noch verkehrteren Urſachen, alles daran gelegen war, ihn in ihrer Nähe zu behalten. Dieß war auch der Fall bei dieſer Reiſe.

Als ich zu Anfang der Charwoche mit ihm darüber zu ſprechen anfing, gerieth er in große Verlegenheit, wußte nicht, was er mir antworten ſollte; und ich merkte gleich, woran ich war. Ich machte einen zweiten Verſuch bei ihm, erinnerte ihn, daß er meinen Vorſchlag ſelbſt gut geheißen hätte, forderte ihn auf, mir nur den geringſten Anſtand, den er dagegen haben könnte, anzugeben. Ich ſtellte ihm vor, zu welchen Reden er Anlaß geben würde, wenn er es wagte, in Paris zu bleiben und die Oſterandacht zu übergehen, oder wie langweilig es für ihn ſeyn würde, wenn er die ſtillen Tage nur einigermaßen reflectiren wolle; und

was man alles über ihn reden würde, wenn er sich so betrage, wie an den übrigen Tagen. Kurz ich wandte alles an, um ihm das Abscheuliche einer solchen Entheiligung, den Abscheu, welchen die Welt gegen ihn fassen, und zu welchen Urtheilen über ihn, sie dadurch berechtigt würde, zu zeigen; mit welcher Frechheit jedermann, auch sogar die liederlichsten Personen darüber reden würden, und wie sehr er durch eine so schreckliche Handlung alle Bessern von sich entfernen müsse.

Doch dieß war alles vergebens; Er blieb kalt, einsylbig, verdrüßlich. Er gab mir einige elende Gründe an, die ich sogleich widerlegte; mit einem Wort, ich sah wohl, daß seine Maitressen und die Gesellschaft der „Galgenvögel", denen mein Vorschlag gar sehr misfallen mußte, ihn gleich beim ersten Wort, das er davon gesagt, anders gestimmt hatten.

Man darf sich nicht wundern, daß mir das Wort „Galgenvögel" (roués) so oft entschlüpft; der Herzog von Orleans, seine Gemahlin und die Herzogin von Berry, nannten sie selbst nie anders, sie mochten reden mit wem sie auch wollten. Diese hatten den Ton angegeben, und jedermann, ohne Ausnahme, gab ihnen diesen Ehrentitel.

Dießmal fürchteten sie, der Prinz möchte sich, wie die reuige Herzogin von Berry, daran gewöhnen, mit rechtschaffenen Leuten umzugehen, und bei seiner Zurückkunft möchten sie alsdann *) nicht mehr seine einzigen und täglichen Gesellschafter seyn. Den Maitressen war es nicht weniger bange, und diese schöne Bande vermochte so viel über den schwachen Prinzen, daß die Reise, sogleich bei der ersten Erwähnung, durchaus aufgegeben wurde.

Als

*) St. Simon sagt nicht, daß er diese Absichten selbst bei seinem Vorschlag gehabt hatte!

Als ich von dem Prinzen Abschied nahm, um nach Hause zu gehen, beschwor ich ihn, sich wenigstens in den vier heiligen Tagen zu enthalten, und besonders keine unnütze und entheiligende Zueignung des Heiligen sich zu erlauben, wodurch er bei der Welt, die er etwa dadurch bestechen wolle, nur noch mehr verlieren würde, als wenn er sich aller Andacht enthalte, weil sein vormaliger und nachheriger Lebenswandel ihn öffentlich Lügen strafen müsse. Ich begab mich hierauf nach La Ferté und hoffte wenigstens, das Unglück vermindert zu haben.

Allein ich hörte mit Wehmuth, daß er, nachdem er die stille Woche auf eine mehr als zweideutige, jedoch geheimere Art zugebracht, er den meisten Functionen dieser heiligen Tage, nach Monsieurs Beispiel, der sie fast immer zu Paris zubrachte, beigewohnt habe, daß er alsdann am Osterfest in seinem Kirchsprengel zu St. Eustache die große Messe gehört, und mit großem Pomp seine Communion gehalten habe. Ach, es war die letzte dieses unglücklichen Prinzen; sie wurde von der Welt so aufgenommen, wie ich es vorausgesehen hatte.

V.

Auswärtige Angelegenheiten. Des Herzogs erste Verbindungen mit den Engländern, noch zu Lebzeiten Ludwigs XIV.

Der englische Gesandte in Frankreich, Mylord Stair, suchte in Verbindungen zu treten, um seinem Herrn nützlich zu werden. Ein gewisser Remond, ein niederträchtiger, intriganter, äußerst ausschweifender Kerl,

Kerl, der ſich, vorausgeſetzt, daß er in die Intrigue eingeweiht, und etwas davon auszuforſchen im Stande war, zu allem brauchen ließ, hatte viel Verſtand. Da er ſich bis dahin durch dieſen, ſo wie durch ſeine raffinirten Ausſchweifungen in der Welt fortgebracht hatte, hing er ſich bald an Dú Bois, der alles zu benutzen wußte, wie auch an Canillac. Er gewann beide durch ſeine Höflichkeiten und Schmeicheleien; den Abbé' wegen ſeines Talents zu Intriguen, und den Marquis wegen ſeines Hangs zu verborgenen, griechiſchen Ausſchweifungen, auch wegen ſeines Verſtands und ſeiner Brauchbarkeit. Erfreut, eine Gelegenheit zu finden, um ſich beliebt zu machen, rühmte er ihnen Stair's Genie, ſo wie er Stair dagegen die Vortheile rühmte, welche er durch ſie, bei dem Herzog von Orleans erreichen könne. Er machte beiden Parteien gegenſeitige Annäherungen, wie wenn er dazu beauftragt wäre, und brachte es bald dahin, daß ſie aus Höflichkeit und gegenſeitiger Schätzung mit einander umgingen; auch ſich bald nachher in Geſchäfte mit einander einließen.

Canillac hatte bei all ſeinem Geiſt, doch ſehr wenig Verſtand, dabei aber einen gewiſſen Scharfblick, das Lächerliche einer Sache herauszufinden, wodurch er beſtach, und die ihm fehlende Beurtheilungskraft erſetzte. Er ſprach unaufhörlich, und ließ ſich von einer Leidenſchaft um die andere hinreißen; dadurch wurde ſein Urtheil unrichtig, und faſt immer falſch.

Stair, durch Remond genau unterrichtet, unterließ von ſeiner Seite weder Ehrfurchtsbezeugungen noch Freundſchaftsverſicherungen; denn dieß war Canillac's ſchwache Seite. Durch Stair's anhaltende Schmeicheleien wurde er gewonnen; denn er konnte dem Vergnügen nicht widerſtehen, einen Geſandten zum Bewunderer ſeiner Verdienſte zu haben, und eine

be-

bedeutende Perſon ſich vor ihm erniedrigen zu ſehen. Canillac bewunderte dagegen wieder Stair's Geiſt, Fähigkeiten und Abſichten. Stairs offene Fehde mit dem ganzen Gouvernement des verſtorbenen Königs, war ein anderer mächtiger Reiz für Canillac, der alle im Credit ſtehende und angeſtellte Männer, ſo wie den verſtorbenen König, und alle die von ihm angeſtellt worden waren, haßte. Stair gab ſich alle Mühe, ihn darin zu beſtärken, und ihn zu verblenden; bald ſah Canillac alles nur mit des Engländers Augen.

Da er mit dem Herzog von Noailles in Verbindung ſtand, wünſchte er auch Stair mit ihm verknüpft zu ſehen; Noailles, welcher ihn auf demſelben Weg gewonnen hatte, wie Stair, hatte den Grundſatz, ihm nie zu widerſprechen, vielmehr immer zu bewundern. Die Bekanntſchaft war daher bald gemacht, und ſo entſtanden politiſche Raiſonnements zwiſchen ihnen. Auch die Verbindung mit Dü Bois, die er eben ſo ſehr gewünſcht hatte, als die mit Stair, war bald geſchloſſen.

Stanhope war damals Miniſter und Staats-Secretair bei König Georg. Er hatte ſich ehmals einige Zeit in Paris aufgehalten, und den Abbé Dü Bois daſelbſt bei Frau von Sandwich, welche lange Zeit mit ihm in einem zärtlichen Verhältniß geſtanden, geſehen. Er und Stanhope hatten ſich als Reiſende, und als ausſchweifende Männer an einander angeſchloſſen. Dü Bois machte ihn dem Herzog von Orleans bekannt, der ihn nachher vertraulich behandelte, und zu einigen ſeiner Partien einlud. Stanhope und Dü Bois hatten ſich, ſeit der erſtere wieder nach England zurückgekehrt war, öfter durch Frau von Sandwich grüßen laſſen. Er ſtand an der Spitze der Spaniſchen Truppen, als der Herzog von Orleans und Dü Bois dort waren, und ſie ſtanden von beiden

Ar-

ten Worten komme es leicht zu Thätlichkeiten, in welchen schon so viele ihren Tod gefunden.

Er pflegte zu sagen, man müsse sich so kleiden und rüsten, daß die gesetzten Männer der Zeit nicht sagen könnten, man habe zu viel, noch die jungen Leute man habe zu wenig gethan. Dieser Rede wegen erinnerte ich den Vater des jetzt regierenden Königs wegen der gestickten Waffenröcke, die man heut zu Tage macht, und sagte ihm dabey: ich hätte auf der Fahrt über's Meer, welcher ich beywohnte, niemahls gestickte Waffenröcke gesehen, weder am Könige, noch an andern. Auf das sagte er mir, er besitze Waffenröcke mit seinem Wappen gestickt, die ihm achthundert Livres Pariser Währung gekostet hätten. Ich erwiederte dagegen: er würde dieses Geld besser angewendet haben, wenn er solches um Gottes Willen ausgespendet, und sich seinen Schmuck von feinem Zindeltaffet, mit seinem Wappen hätte machen lassen wie sein Vater auch gethan.

Einstmahl mußte ich zu ihm kommen, und er sagte zu mir: „ich getraue mir nicht, von geistlichen Dingen mit Euch zu reden, Ihr seyd mir zu fein; daher hab' ich diese zwey Brüder hier kommen lassen, weil ich Euch eine Frage vorlegen will." — Diese bestand nun darin, daß er mich fragte: „Seneschal, was ist Gott?" Ich antwortete: „Sire! Gott ist etwas so gutes, daß es nichts besseres geben kann." —

„In Wahrheit, versetzt' er, das war recht geantwortet, denn es steht geschrieben in dem Buch, das ich hier in der Hand habe. Nun, fuhr er fort, frage ich Euch weiter, was Ihr lieber möchtet, entweder aussätzig seyn oder eine Todsünde begangen haben?"

Ich

Armeen aus, in so freundschaftlichen Verhältnissen, als es der feindliche Zustand erlaubte.

Man sieht aus meinen Berichten über die spanischen Angelegenheiten von dem Herzog von Orleans, wie sehr er und Dü Bois auf den englischen General rechneten. Ein anderer Stanhope folgte diesem, als Befehlshaber der spanischen Truppen, nach, der von dem Herzog von Orleans und von Dü Bois gekannte Lord Stanhope aber, war Staats-Secretair geworden. Dü Bois, den sein Ehrgeiz und seine Intriguensucht nie zur Ruhe kommen ließen, suchte also auf eine kluge Art die ehmaligen Verhältnisse mit Stanhope weiter zu benutzen: und zu diesem Endzweck sogar den Herzog von Orleans auf die Seite des Königs Georg zu lenken. Damals war er aber nicht in der Lage, es bei ihm durchsetzen zu können. Er wünschte mit Stair in Verbindung zu kommen, um sich Gelegenheit zu verschaffen, mit dem Regenten über Staats-Angelegenheiten zu sprechen, und ihre ehmalige Bekanntschaft mit Stanhope geltend zu machen. Auch Stair wünschte, wenigstens eben sehr als Dü Bois, mit ihm näher bekannt zu werden, um bei dem Herzog von Orleans Zutritt zu bekommen, und diesem durch den Abbé Dü Bois, den er, irrigerweise, zu übersehen glaubte, diejenigen Dinge hinterbringen zu lassen, die, wie er glaubte, durch einen andern Mund, als den Seinigen, mehr Eindruck machen würden.

Nichts ging nach ihren gemeinschaftlichen, obwohl beiden Theilen unbekannten, Absichten besser, als die durch Remond und Dü Bois eingeleitete Vereinigung zwischen Stair und Canillac; und die zwischen dem englischen Minister und dem Herzog von Noailles, welche Canillac bewürkt hatte.

Die dreifaltige Herrschaft der Noailles, Canillac, und Dü Bois hatte sich schon zu Ende der Regierung

des verſtorbenen Königs gebildet; aus verborgenen Abſichten, unterließ Dü Bois nichts, um Canillac in ſeiner verblendeten Vorliebe für Stair zu beſtärken, und auch den Herzog von Noailles für dieſen zu gewinnen. Dieſer, immer für alles Neue, für alles, was mit dem Herzog von Orleans gleichartig war, eingenommen, hatte vielleicht mehr als Eine wichtige Urſache, ſich dieſer Gefälligkeit zu überlaſſen.

Er kannte den ſchlechten Zuſtand der Finanzen, die Schwierigkeiten, ihn zu verbeſſern. Er hielt es für eine groſſe Erſparniß, dem Prätendenten alle Unterſtützung zu verweigern, und eine Unternehmung ſcheitern zu machen, die er, im glücklichen Fall, hätte unterhalten, und vielleicht lange Zeit mit Geld bezahlen müſſen.

Eine andere Urſache, die ich mir aber vielleicht nur einbilde, betraf mich ſelbſt. Wir hatten zu lange zuſammen gelebt, als daß es ihm hätte unbekannt ſeyn können, daß ich ein vollkommener Jacobiter, und überzeugt war: Frankreichs Intereſſe erfordere, daß man England ſo lange als möglich eine Beſchäftigung im Innern gebe, wodurch es ihm unmöglich würde, an auswärtige Angelegenheiten zu denken, und weitere Eingriffe in unſern Handel mit Spanien zu machen; es ſey ferner Frankreichs Vortheil, wo möglich, nichts mit einem König von England zu thun zu haben, der, vermöge ſeiner Staaten in Teutſchland, mehr ein Teutſcher, als ein Engländer, und immer in Furcht und Zwang ſey, auch mit dem Kaiſer, ſo viel möglich, in Verbindung bleiben werde.

Lauzüne ſah gerne Fremde bei ſich, er liebte die Engländer, ohne auf das Rückſicht zu nehmen, was er am Hofe des Königs von England zu Saint-Germain, war, und was er ihm zu verdanken hatte. Er hatte Umgang mit Stair (beide ſpeiſten oft mit einander

der) und erinnerte ſich vielleicht, daß dieſer mich durch ihn ſelbſt vergeblich zu gewinnen geſucht hatte, und daß ich Stairs zuvorkommendes Betragen, und ſeine eifrigen Bemühungen, uns bei einem Mittageſſen zuſammen zu bringen, nur mit kalten, ſteifen Complimenten erwiedert und zurückgewieſen hatte. Denn, ſo wie ich über England dachte, konnte ich mich ſchlechterdings in keine Verbindung mit dem Geſandten eines Hofs einlaſſen, deſſen unverſchämte Miene mich ſchon längſt, beſonders aber ſeit der Geſchichte mit Nonancourt, zurückgeſtoßen hatte.

Noailles nun begriff wohl, daß es ihm mit Canillac's Beihülfe und Dü Bois Kunſtgriffe nicht ſchwer werden dürfte, den Regenten für den König Georg zu gewinnen, und daß es ihm, wenn dieß gelänge, eben ſo wenig Mühe koſten würde, mir das große Vertrauen, womit mich der Herzog von Orleans beehrte, zu entziehen; indem man ihn dazu beredete, nie ein Geheimniß aus ſeiner Verbindung mit England zu machen. Wie es auch mit dieſer Urſache ſeyn mochte, Noailles verwickelte ſich ſchon früher mit Stair, als Canillac und Dü Bois; und ſie überredeten den Herzog von Orleans, ſich in dieſer Hinſicht von einer durchaus perſönlichen, folglich verabſcheuungswürdigen, Maxime leiten zu laſſen.

Dieſe Maxime war folgende: Der König Georg ſey Uſurpator der Krone; wenn dem König in Frankreich ein Unglück begegne, ſo werde der Herzog von Orleans ebenfalls zum Uſurpator der franzöſiſchen Krone; folglich hätten beide gleiches Intereſſe und gleichen Grund, einander aufzuhelfen, und ſolche Maaßregeln zu nehmen, daß ihre Kronen gegenſeitig geſchützt würden. Sie müßten folglich auch nie einen Schritt thun, wobei ſie nicht immer dieſen wichtigen Gegenſtand vor Augen hätten. Dabei, ſetzten ſie hinzu,

gewinne der französische Prinz alles für die Sicherstel
lung seiner Hoffnungen, während der englische, scho
im Besitz, dadurch gerade fast nichts gewinne, da e
mit einem Prätendenten, ohne Vermögen, ohne Staa
ohne Beistand, zu thun habe, da hingegen der Herzo
von Orleans, bei eintretendem Fall, den König vo
Spanien zum Mitbewerber haben würde, welcher z
Wasser und zu Land mächtig sey, und an alle Se
ten von Frankreich angränze.

Der Herzog von Orleans verschluckte dieses Gif
das ihm, auf eine schlaue Art, von Personen gereic
wurde, auf deren Verstand er sich verlassen zu könn
glaubte, die ihn aber in der Folge bloß von der Ve
kehrtheit ihres Verstandes, von ihrer Unfähigkeit u
geheuchelten, nur auf Eigennutz sich gründenden A
hänglichkeit, überzeugten. Es hätte ihm selbst ind
nicht an dem nöthigen Scharfsinn gefehlt, die Schli
ge zu sehen. Er wurde bloß durch den krummen W
dieser Politik, nicht aber durch das Verlangen zu he
schen, verführt.

VI.

Die Jacobiter werden aus dem Königreich vertrieben.

Es wurde unter Trompetenschall ein Befehl pub
eirt, vermöge dessen alle auswärtigen Reb
len, die folglich untersucht, und mit der äußerst
Strenge bestraft worden waren, sich innerhalb 8 T
gen, aus allen Ländern des Königreichs, entfern
sollten. Diese „fremden Rebellen" waren die Engl
der, und der Befehl erschien als eine Wirkung v
der Reise des Grafen Stanhope nach Paris.

Er war nur die Vollziehung einer, bis dahin ſtillſchweigend aufgeſchobenen, infamen Clauſel des Tractats, welchen Dü Bois mit England gemacht hatte, durch welchen England alles gewann, Frankreich aber nichts als Schande und Nachtheil hatte. Die ſeit dem Edict von Nantes nach England geflüchteten Franzoſen konnten Frankreich durchaus keine Beſorgniſſe geben, indem niemand ein Recht auf die Krone hatte, als der, welcher ſie trug, ſo wie die männliche Nachkommenſchaft ſeines Hauſes, von den Aelteſten zu den Aelteſten. Der gegenſeitig im Tractat aufgeſtellte Fall konnte alſo nicht auf die Franzoſen angewendet werden, unter denen weder Rebellen noch Gegner des regierenden Hauſes waren. Dieſer gegenſeitig aufgeſtellte Fall war alſo nur ein Schleier, oder vielmehr ein Spinngewebe, unter welchem, nicht allein das Intereſſe der Engländer, ſondern auch das des Königs von England und ſeiner Miniſter verſteckt war, die alles, ſogar den Schatten des wahren und rechtmäßigen Königs, ob er gleich in Rom eingeſchloſſen war, und zugleich die Engländer von ſeiner Partei, oder auch die, welche aus Unzufriedenheit ſeine Partei begünſtigten, ohne ſich übrigens um die Partei ſelbſt zu bekümmern, äußerſt fürchteten.

Der Hof fühlte, daß die engliſche Nation dennoch die Austilgung jener Königs-Familie nicht wünſche, wenn ſie gleich einen Widerwillen dagegen hatte, den Sohn eines catholiſchen Königs, den ſie vertrieben, und der alle ihre Privilegien angegriffen hatte, den Sohn, welcher in Frankreich erzogen, dort die Grundſätze ſeines Vaters eingeſogen hatte, und unter dem Beiſpiel der unumſchränkteſten, unwiderſprechendſten Gewalt aufgewachſen war, wieder auf dem Thron zu ſehen. Sie ſah ſogar die Gerechtigkeit ſeiner Anſprüche ein, und wünſchte eine Stütze für ſolche zu finden, um

das Haus von Hannover beſtändig fühlen zu laſſen, daß ſeine Erhebung auf den Thron nur das Werk ihres Willens ſey, daß ſie ihm eben ſo gut, und mit mehr Recht, die Krone wieder nehmen könne, als ſie den Stuarts genommen worden ſey. So wollte die Nation den König Georg, ſeine Familie und ſeine Miniſter gern im Zaum halten.

Frankreichs Lage, in Bezug auf England, beunruhigte ſie beſtändig, wegen der dahin geflüchteten Jacobiter, wegen ihrer, dadurch leicht möglichen, heimlichen Verſtändniſſe in England, und wegen der Möglichkeit einer ſchnellen und leichten Landung.

So ſchimpfliche Beweiſe die engliſche Regierung auch von der Nachgiebigkeit Frankreichs hatte, ſeit Dü Bois der einzige Schiedsrichter darüber war, ſo ſahen dieſe klugen Miniſter doch wohl ein, daß dieſes Betragen nur auf einem perſönlichen Intereſſe beruhe, nämlich auf Dü Bois Wunſch, Cardinal zu werden. Dieſen wollte er, durch den Einfluß des Königs Georg bei dem Kaiſer, welcher in Rom alles vermochte, erreichen. Sie wußten wohl, daß dieſe ſeine Handlungsweiſe dem Vortheil Frankreichs weſentlich entgegen, und der ganzen franzöſiſchen Nation äußerſt zuwider ſey; daß ſie folglich auch leicht ſich ändern könne, daß es alſo für das Haus Hannover und deſſen Miniſter äußerſt bedeutend ſey, ihre gegenwärtigen Verhältniſſe mit Frankreich ſchnell zu benutzen, um dieſes ſo viel möglich, für immer, außer Stand zu ſetzen, um England zu beunruhigen, die dortigen Jacobiter auf eine vortheilhafte Art zu begünſtigen, auch überdieß noch Parteien, oder gar feindliche Einfälle, zu Gunſten der Stuarts zu machen. Zu dieſem Endzweck waren zweierlei Dinge nothwendig. Es mußten alle Beſorgniſſe in Rückſicht auf Frankreich gehoben werden, um Frankreich in Gemeinſchaft mit ihnen, zur

öffent-

öffentlichen und erklärten Verfolgerin des Miniſteriums der Königin Anna, ſo wie der jener ganzen Partei zu machen, welche doch allein, durch den Separat-Frieden von London, durch die Trennung Englands mit ſeinen Alliirten, endlich durch den Frieden mit Utrecht, (bei welchem die Königin Anna ſich zur Geſetzgeberin erhob,) Frankreich aus dem tiefſten Verderben gerettet hatte; welche Partei ferner Frankreich, in dem Augenblick, da es angegriffen werden ſollte, gerettet, und Philipp dem V. die ſpaniſche Krone, ebenfalls in dem Augenblick, wo ſie für ihn unrettbar verloren geweſen wäre, erhalten hatte.

Das Miniſterium des Königs Georg wollte, daß alle Häupter des vorhergehenden Miniſteriums fallen ſollten, und zwar gerade deswegen, weil es den Frieden von London gemacht, und die Alliirten zu den Bedingungen des Friedens von Utrecht gezwungen hatte; es hatte auch ſeitdem nicht aufgehört, jene Partei zu verfolgen, welcher doch Frankreich öffentlich und ganz neuerlich ihr ganzes Wohl und die Erhaltung der ſpaniſchen Krone Philipps zu danken hatte. Dieſen Zweck hätten ſie auch beinahe erreicht. Dadurch hätte Frankreich in jeder Rückſicht einen ewigen Schimpf auf ſich geladen, und in England alles Vertrauen verloren, indem es gerade diejenige Partei unterdrückt hätte, der man für Frankreichs Rettung ſo viel Dank ſchuldig war.

Ein ſolcher Schritt, der nicht nur gegen alles Ehrgefühl, ſondern noch überdieß höchſt nachtheilig geweſen wäre, würde eben jene Partei, (welche Frankreich gerettet,) auf immer von Frankreich entfernt, und zu einer größeren Wuth gebracht haben, als ſelbſt jene herrſchende Partei, die das Verderben der andern ſuchte, hierin nicht bewieſen hatte. Dieſe ſelbſt hätte Frankreich, wegen ſeiner bedauerungswürdigen

Gefälligkeit für England, nur noch mehr gehaßt, gerade dadurch aber das Mittel gefunden, Frankreich für sich ganz unschädlich zu machen, ohne daß sie diesen, alles Interesse und Ehre zernichtenden Schritt, durch irgend eine Gegengefälligkeit von ihrer Seite, erkauft hätte. Denn sie hatten auf diese Weise nicht einmal einen kleinen Anschein von Kälte gegen ihre Alliirten, die Frankreich immer als seine wahren Feinde ansehen mußte, nicht einmal die unbedeutendste Gerechtigkeit gegen Spanien, nicht einmal die geringste Gegengefälligkeit dafür, daß wir um sie freiwillig, und auf eine höchst prejudicierliche Art, unsere Seemacht aufopferten und zerstören ließen, sich aufzulegen. Sie hatten, mit einem Wort, nichts anderes zu thun, als Dü Bois gränzenlose Herrschaft über seinen Herrn anzuerkennen und zu benutzen. Alles war gewonnen, dadurch, daß sie ihm Hoffnung machten, Cardinal zu werden.

Geheime Denkwürdigkeiten

über die

Regentſchaft

Philipps II. Herzogs von Orleans,

von

Ludwig, Herzog von St. Simon.

III. Buch.

Ich, der ich nie eine Unwahrheit gesagt, versetzte darauf, daß ich deren lieber dreyßig begangen haben möchte, als aussätzig seyn.

Als nun die Brüder sich wieder entfernt hatten, nahm er mich ganz allein, ließ mich zu seinen Füßen niedersetzen, und sagte zu mir: „wie ich gestern so hätte reden können?" Ich versetzte: ich müsse dasselbe wiederhohlen. Er aber erwiederte hierauf: „Ihr redet wie ein Thor ohne Ueberlegung, denn es gibt keinen häßlichern Aussatz, als wenn man in Todsünde dahinlebt, indem eine Seele, die sich der Todsünde überläßt, dem Teufel ähnlich ist; daher es denn keinen häßlichern Aussatz geben kann. Auch hat es seine Richtigkeit, daß, wenn der Mensch stirbt, er vom Aussatze genesen ist; auf der andern Seite hingegen, wenn der Mensch eine Todsünde begangen hat, weiß er nicht, ist auch nicht sicher, ob er sie dergestalt bereut habe, daß sie ihm von Gott vergeben sey; daher er denn höchlich fürchten muß, dieser Aussatz werde an ihm so lange haften, als Gott im Paradiese wohnt. Also, setzt' er hinzu, bitt ich Euch so dringend als ich kann, Ihr wollet aus Liebe zu Gott und zu mir Euer Herz dahin richten, daß Ihr lieber wünschet, alles Ungemach, sey es nun Aussatz oder jede andere Krankheit möge den Leib treffen, als daß eine Todsünde in Eure Seele komme."

Er fragte mich ferner, ob ich am Gründonnerstage den Armen die Füße wasche? — Nicht doch, Sire! sagt' ich; solchen Leuten wasch ich die Füße nicht. — „Wahrlich! versetzt' er, sehr unrecht! denn wie darf Euch das zu schlecht dünken, was Gott selbst gethan, uns zu belehren? Ich bitt' Euch daher erst um Gottes und dann um meinetwillen, daß Ihr Euch angewöhnen möget sie zu waschen."

Inhalt des III. Buchs.

1) Conſeil, worin der Regent den Proceß der legitimirten (für rechtmäßig erklärten) Prinzen entſcheiden läßt. Fall des Herzogs Dú Maine. 2) Philippiſche Satyren und Schilderung des la Grange-Chancel. 3) Verſchwörung des Cellamare'; Schilderung dieſes Geſandten von Spanien. 4) Der Herzog von Saint-Aignan rettet ſich aus Spanien. 5) Berathſchlagung zwiſchen dem Herzog von Orleans und dem Dúc von Saint-Simon über den Bruch mit Spanien. 6) Tod der Frau von Maintenon; Geſchichte ihrer Wittwenſchaft. 7) Geſchichte des geheimen Plans, die Parlamente zu zerſtören, Gründe des Herzogs von Saint-Simon, ſie zu erhalten.

I.

Conſeil, in welchem der Regent den Proceß der für rechtmäßig erklärten Prinzen entſcheidet. Sturz des Herzogs Du Maine.

Der Herzog von Orleans ſagte in ſeinem Regierungs-Conſeil, er habe den, zwiſchen den Prinzen von Geblüt und den „legitimirten" (er bediente ſich dieſes Ausdrucks, ohne das Wort Prinzen dazuzuſetzen) entſtandenen Rechtsſtreit, entſchieden. Er ſagte: Er habe damals Gründe gehabt, nicht mehr zu thun, ſey aber darum nicht weniger verpflichtet, den Pairs von Frankreich Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Sie hätten dieſe durch eine gemeinſchaftliche Bittſchrift zu gleicher Zeit von dem König begehrt; der König habe dieſe auch ſelbſt empfangen, und er, der Regent, habe ſie den legitimirten Prinzen communicirt. Einem ſo ehrwürdigen Ganzen, das aus den vornehmſten Männern des Königreichs, aus den erſten Perſonen des Staats, welche die wichtigſten Stellen bekleideten, und wovon der größte Theil ſich ſchon durch ihre, dem Staat geleiſteten Dienſte verdient gemacht hätten, könne man dieſe Gerechtigkeit nicht länger verweigern. Wenn er auch damals, als ſie ihre Bittſchrift eingegeben, nicht für nöthig gefunden habe, darauf zu antworten, ſo halte er es jetzt für deſto nöthiger, ihnen eine Gerechtigkeit zu gewähren, die nicht länger aufgeſchoben werden könne, und die alle Pairs einſtimmig und vor allem wünſchten. Er ſehe mit Betrübniß,

daß

daß Leute (dieß war sein Ausdruck) zu einem Rang emporgestiegen seyen, wovon man noch kein Beispiel habe, zu einem Rang, der gegen alle Gesetze ausgedehnt worden sey. Er könne gegen die Wahrheit die Augen nicht verschließen. Durch eine Vergünstigung, welche man noch neuerlich einigen Prinzen bewilligt, sey der Rang der Pairs gestört worden; der dieser Würde zugefügte Nachtheil aber habe nur so lange gedauert, als die Gewalt, welche die Gesetze verletzt habe. So seyen bereits die Herzoge von Joyeuse und Epernon, so die Herren von Vendôme, gleich nach dem Tode Heinrich III. und Heinrich IV. wieder in ihre Würde und in ihren Rang nach dem Alter unter den Pairs eingesetzt worden. Herr von Beaufort habe selbst, da der verstorbene König lebte, keinen andern Rang gehabt, eben so wenig als Herr von Verneuil, welchen der König im Jahr 1663 nebst 13 andern zu Herzogen und Pairs ernannt habe; diese seyen ins Parlament aufgenommen worden, da der König dort seinen eigenen Gerichtstag (lit de justice) mit ihnen gehalten habe. Beaufort habe erst nach den Pairs, die von jeher dabei saßen, Platz genommen, und sich auch nie anderswohin gesetzt. Die Billigkeit, die gute Ordnung, und die Sache so vieler bedeutender und angesehener Personen erlauben ihm keinen längern Aufschub der Gerechtigkeit; die legitimirten hätten Zeit genug gehabt, zu antworten; allein sie könnten gegen die Macht der Gesetze und Beispiele nichts gültiges anführen. Es sey jetzt nur davon die Rede, wegen einer Bittschrift über einen schon entstandenen und angefangenen Rechtsstreit, Recht zu sprechen. Man könne nicht sagen, der Proceß sey nicht genugsam eingeleitet. Als Entscheidung habe er eine Erklärung aufsetzen lassen, welche der Siegelbewahrer jetzt vorlesen würde, um sie nachher bei dem Gerichtstag, welchen

chen der König im Parlamente halten würde, einregiſtriren zu laſſen.

Ein tiefes Stillſchweigen folgte dieſer unerwarteten Rede, welche einen Aufſchluß gab, warum die legitimirten Prinzen aus dem Conſeil herausgegangen waren. Tiefer Verdruß zeigte ſich auf vielen Geſichtern, die Marſchälle von Villars, von Bezoes, von Eſſiat, und ſogar der von Eſtrées, brannten vor Zorn, Tallard wurde ganz beſtürzt, und der Marſchall von Villeroy verlor alle Faſſung. Von Hüxelles und von Noailles konnte ich, ſo oft ſie auch meine Augen ſuchten, doch nur hie und da durch kleine Zwiſchenräume ſehen.

Ich, auf den nach und nach aller Augen gerichtet waren, weil man wußte, mit welcher Heftigkeit ich die Sache der Pairs gegen die legitimirten Prinzen vertheidigt hatte, ſuchte mich in meiner Gewalt zu behalten, und meinen Geſichtszügen einen Ausdruck von Ernſt und Beſcheidenheit zu geben. Langſam bewegte ich meine Augen, ohne jemand ins Geſicht zu ſehen.

So bald der Regent nur den Mund geöfnet, hatte der Herzog ſchon einen triumphirenden Blick auf mich geworfen, wodurch er meine Ernſthaftigkeit ſtören wollte, allein ich wurde nur deſto ernſthafter, und hütete mich deſto mehr, ſeinen Blicken zu begegnen. Völlig gefaßt, aufmerkſam auf alle Mienen der Anweſenden, meiner, ſo wie alles deſſen, was um mich vorging, bewußt, unbeweglich auf meinem Stuhl, Herr aller meiner Bewegungen, durchdrungen von den lebhafteſten Empfindungen der Freude, von der angenehmſten Verwirrung, von dem über alles gewünſchten Genuß, ſchwizte ich aus Angſt, weil ich mein Entzücken zurückhalten mußte. Und dieſe Angſt ſogar war eine Wolluſt, die ich weder vor noch nach dieſem ſchönen Tage, je wieder empfunden habe.

Wie sehr sind die geistigen Freuden über die sinnlichen erhaben! und wie wahr ist es, daß die Erwartung eines Uebels zugleich von der wohlthätigen Empfindung von dessen Ende begleitet wird!

Einen Augenblick nachher als der Regent aufgehört hatte zu reden, sagte er dem Siegelbewahrer, er möchte die Erklärung vorlesen. Dieser that es sogleich, ohne, wie bei der vorhergehenden Angelegenheit, vorher zu sprechen. Während dieses Ablesens, das meinen Ohren die süßeste Musik war, gab ich aufmerksam Acht, ob es auch völlig dieselbe war, welche Millain aufgesetzt und mir gezeigt hatte; und mit Freuden erkannte ich sie als die nämliche.

Wenige Augenblicke nachher zeigte mir die abermalige Veränderung der Gesichter, was in der Seele der obengenannten Anwesenden vorging; und bald darauf wurde ich durch die Verzweiflung, welche den Marschall von Villeroy, durch die Wuth, welche Villars ergriffen hatte, aufmerksam gemacht, zu beobachten, was die Verwirrung, über die sie nicht mehr Herr zu seyn schienen, aus ihnen hervorrufen würde.

Ich hatte unsere Klagschrift gegen die legitimirten Prinzen in meiner Tasche, legte sie auf den Tisch vor mich hin, und ließ das letzte Blatt davon offen, worauf alle unsere in großen Lettern gedruckten Unterschriften standen. Die beiden Marschälle sahen sogleich darauf hin, und an der unterdrückten Wuth in ihren Augen, an der, besonders bei Villars, verschwundenen drohenden Miene, merkte ich, daß sie es bemerkt hatten. Meine beiden Nachbarn fragten mich, was dieß Papier enthalte; ich beantwortete diese Frage, indem ich ihnen die Unterschriften zeigte. Jeder betrachtete dieses sonderbare Papier, ohne daß mich auch nur einer nach dem Grund einer leicht erklärbaren Sache gefragt hätte. Nur der Prinz von Conti und der Her-

zog von Guiche hatten sich, weil sie mir so nahe waren, danach erkundigt. Diese beiden sehr von einander verschiedenen Männer merkten kaum, was in dieser wichtigen Sitzung bemerkbar war.

Ich selbst war unschlüssig gewesen, ob ich jene Demonstration (die Vorlegung der klagenden Bittschrift) machen sollte. Ich hatte zweierlei zu fürchten. Auf der einen Seite, daß man zu sehr merken würde, ich habe das Geheimniß gewußt; auf der andern aber den Lärm, welchen die beiden Marschälle im Begriff waren zu machen, und die Folgen, welche dieser vielleicht hervorbringen konnte. Nichts konnte sie gewisser zurückhalten, als wenn ich ihnen ihre eigene Unterschrift vorlegte; wenn ich dieß aber erst, nachdem sie schon gesprochen, gethan hätte, so würde es weiter zu nichts mehr geholfen haben; sie würden nur beschämt gewesen seyn, ohne daß ich dadurch irgend einen Schritt von ihrer Seite verhindert hätte. Ich schlug deswegen den sichersten Weg ein, den ich auch nachher für den besten hielt.

Während der Vorlesung des Aufsatzes waren sie äußerst aufmerksam, aber auch in äußerster Gemüthsbewegung. Als man damit zu Ende war, sagte der Regent: Er gehorche ungern dieser Nothwendigkeit; es betreffe seine Schwäger; allein er sey den Prinzen vom Geblüt Gerechtigkeit schuldig. Hierauf wandte er sich zum Siegelbewahrer, und befahl ihm, seine Meinung zu erklären. Dieser gab sie in wenig Worten, mit Würde und Feinheit, und votierte auf das Einregistriren. Seine königliche Hoheit sahen jedermann an, und sagten: Sie würden nun fortfahren, die Stimmen nach einander zu sammlen. Er foderte den Herrn Herzog dazu auf. Dieser erklärte sich kurz, aber kräftig und höflich, für die Pairs. Der Prinz von Conti stimmte ihm bei, war aber noch lakonischer.

Hierauf

Hierauf fragte mich der Herzog um meine Meinung; gegen meine Gewohnheit machte ich eine tiefe Verbeugung, jedoch ohne aufzuſtehen. Ich antwortete: Da ich der älteſte unter den Pairs im Conſeil ſey, ſo mache ich Seiner königlichen Hoheit meine unterthänigſte Dankſagung, in ihrem Nahmen, wie im Nahmen aller Pairs von Frankreich, daß Er uns eine ſo inbrünſtig gewünſchte Gerechtigkeit gewähre, indem er beſchloſſen habe, uns das wieder zu geben, was den weſentlichſten Einfluß auf unſere Würde habe, und unſere Perſonen ſo nahe angehe. Ich bitte Ihn, von unſerer Dankbarkeit verſichert zu ſeyn, und für dieſen ſo vollſtändigen, ſo ſehr gewünſchten Akt der Gerechtigkeit, auf unſere ganze Anhänglichkeit an ſeine Perſon zu zählen. Dieſe aufrichtige Erklärung unſerer Geſinnungen ſey alles, was wir zu ſagen hätten, da wir, als Partei, nicht Richter ſeyn könnten. Ich endigte dieſe wenigen Worte mit einer leichten Verbeugung, ohne aufzuſtehen. Der Herzog von la Force war der einzige, der ſich zu gleicher Zeit verbeugte.

Jetzt war ich aufmerkſam, zu ſehen, wen der Regent nun auffodern würde, ſeine Meinung zu ſagen; um, wenn er etwa einen Pair auffodern ſollte, dieſes zu verhindern, damit den legitimirten Prinzen auch nicht der geringſte Vorwand bleibe, wieder zurückzukommen. Allein ich hatte dieß nicht nöthig; der Herzog von Orleans hatte mich wohl verſtanden, und rief den Marſchall von Eſtrees auf. Dieſer, ſo wie die Uebrigen, ſagten ihre Meinung ganz kurz, indem ſie das gut hießen, was doch den meiſten von ihnen nicht angenehm war.

Ich hatte den Ton meiner Stimme ſo gemäßigt, daß ich nur ſo eben von jedermann verſtanden werden konnte, und wollte ſogar lieber von den Entfernteren

nicht verſtanden werden, als zu laut ſprechen. Ich gab meiner ganzen Geſtalt den höchſten Ausdruck von Ernſthaftigkeit, Beſcheidenheit und unbefangener Dankbarkeit. Der Herzog war ſo boshaft, mir durch ein Zeichen und Lächeln zu verſtehen zu geben, daß ich es gut gemacht hätte. Allein ich blieb ganz ernſthaft, und drehte mich, um die andern zu betrachten.

Es iſt nicht möglich, die Mienen und Geberden der Anweſenden zu beſchreiben. Ihre Gemüthsbewegungen, von denen ich ſchon geſprochen, und die Eindrücke, die ſie beſchäftigten, nahmen immer mehr zu. Man ſah lauter niedergedrückte Menſchen, die ſich gar nicht von ihrem Erſtaunen erholen konnten. Sie waren ganz auf einen Punkt geheftet, bewegt, einige ſogar aufgebracht, andere wieder froh, wie z. B. la Force und Guiche, der es mir gleich ganz offenherzig ſagte.

Nachdem die Meinungen eben ſo ſchnell gegeben als gefodert worden waren, ſagte der Herzog von Orleans: „Meine Herren! dieſe Sache iſt alſo abgethan. „Die Gerechtigkeit hat entſchieden, und die Rechte der „Pairs ſind geſichert. Ich habe ihnen nur noch einen „Akt der Gnade vorzuſchlagen, und thue dieß um ſo „zuverſichtlicher, da ich die dabei intereſſirten Parteien, „welche die Hände dazu bieten wollen, vorher zu Rath „gezogen, und die Sache ſo eingeleitet habe, daß „niemand dadurch beleidigt wird. Was ich ihnen „vorzulegen habe, betrifft einzig die Perſon des „Grafen von Toulouſe. Jedermann weiß, was „zu Gunſten deſſelben geſchehen iſt; er hat es ſeit der „Regentſchaft nur aus Achtung für den Willen des „verſtorbenen Königs beibehalten. Jedermann kennt „auch ſeine Tugend, ſeine Verdienſte, ſeinen Fleiß, „ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine Uneigennützigkeit. Indeſſen habe ich nicht vermeiden können, ihn auch in

„der

„der eben gegebenen Erklärung mit zu begreifen. Die „Gerechtigkeit konnte keine Ausnahme zu Gunsten sei„ner machen, und ich mußte die Rechte der Pairs „sichern. Jetzt aber, da keine Eingriffe in diese mehr „statt finden, glaube ich das aus Gnade geben zu „können, was ich aus Gerechtigkeit der Geburt neh„me. Ich glaube bei dem Grafen von Toulouse eine „persönliche Ausnahme machen zu dürfen. Dieser „nämlich soll, indem er die Regel bekräftigt, allein „seinen gegenwärtigen Rang beibehalten, mit Aus„schließung aller Uebrigen, und ohne daß es, wenn „er sich vermählen und Kinder bekommen sollte, auf „diese übergehen kann, oder von irgend einem als „Beispiel angeführt werden darf. — Ich freue mich, „daß die Prinzen vom Geblüt einwilligen, und daß „diejenigen von den Pairs, gegen welche ich mich „darüber erklärt habe, eben diese Gesinnungen mit „mir theilen, und mich sogar darum ersucht haben. „Ich weiß, daß die Achtung, welche sich der Graf von „Toulouse erworben hat, ihnen diesen Vorschlag an„genehm machen werde." Und nun" — indem er sich zum Siegelbewahrer wandte, „mein Herr! wollen „sie wohl die Erklärung vorlesen?"

Dieser las, ohne weiter etwas zu sagen.

Während Seine königliche Hoheit diese Rede hielt, hatte ich aufmerksam beobachtet, welchen Eindruck sie auf die Gemüther machte. Die Bestürzung war allgemein und so groß, daß es schien, als ob diejenigen, an welche sie gerichtet war, sie gar nicht begreifen, und sich über die Ablesung dieses Aufsatzes gar nicht wieder fassen konnten. Besonders diejenigen, welche schon der vorhergehende beleidigt hatte, äußerten jetzt eine Bestürzung, welche als Lobrede für die Unterscheidung der beiden Brüder gelten konnte, in so fern sie die von jener Partei noch mehr beleidigte.

Die erſte unwillkürliche Bewegung machte die Parteiſucht kennbar und nicht irgend eine perſönliche Zuneigung. Denn in dieſem Fall hätte die neue Declaration Troſt ſeyn können. Dagegen litten ſie noch empfindlicher über die Tiefe, in welche der Herzog von Du Maine durch den Vorzug ſeines Bruders geſtürzt wurde.

Ich triumphirte in meinem Innern über dieſen ſo auffallenden Erfolg, und behandelte den Herzog von Guiche, der mir ſein Mißfallen über die Ausnahme bezeugte, nicht allzu gut. Villars war beſtürzt, Villeroy wüthend, von Effiat rollte die Augen hin und her, von Eſtrees war außer ſich vor Erſtaunen; dieſe viere zeichneten ſich am meiſten aus; Tallard hing den Kopf vorwärts, und ſaugte gleichſam alle Worte ein, die vom Regenten ausgeſprochen, oder vom Siegelbewahrer vorgeleſen wurden. Noailles war in ſich ſelbſt verſunken, und verbarg dieß nicht einmal in ſeinem Aeußern; von Hüxelles, der über ſich Herr zu werden ſuchte, bewegte die Augenlider nicht mehr.

Meine Aufmerkſamkeit war auf zwei Gegenſtände gerichtet, auf das Betragen der Anweſenden, und die Leſung der Erklärung. Ich hatte das Vergnügen, zu hören, daß dieſe Erklärung ganz dieſelbe war, welche der Herzog von La Force aufgeſetzt hatte. Mit dem Beiſatz der zwei ausdrücklichen Klauſeln, über die Einwilligung der Prinzen vom Geblüt, und auf Anſuchen der Pairs, welche ich noch hineinſetzen ließ; unter dem Vorwand, den perſönlichen Vorzug des Grafen von Toulouſe für immer zu ſichern, eigentlich aber, um die Rechte der Pairs auf eine anſtändige Art ſicher zu ſtellen. Dieſe beiden Klauſeln vermehrten die Betrubniß der eben erwähnten Perſonen noch um einen Grad.

Leute, die Gott glaubten und liebten, waren ihm alle so werth, daß er die Stelle eines Konnetable von Frankreich dem Herrn Aegidius le Brun, der doch kein Franzose war, deswegen verlieh, weil er im Rufe stand, daß er Gott fürchte und liebe; wie ich denn glaube, daß er würklich ein solcher Mann gewesen sey.

Wegen des großen Rufs, in dem Maitre Robert von Sorbonne stund, ein so wackerer Mann zu seyn, zog er ihn mit zur Tafel. Eines Tages traf es sich, daß Robert neben mir saß, und wir sprachen zusammen leise. Das verwies uns der König, und sagte: „redet laut; sonst glauben eure Tischgenossen, ihr macht bösen Leumund von ihnen. Sprecht ihr bey Tafel von etwas, das uns lieb seyn könnte, so sagt es laut; wo nicht, so schweigt.“ Wenn er bey guter Laune war, pflegt' er zu mir zu sagen: „nun, Seneschal, sagt mir einmahl, warum ist ein Biedermann besser als ein Ordensmann?“ Und nun begann Streit zwischen mir und Maitre Robert. Hatten wir nun lange gestritten, dann that der König seinen Spruch und sagte: „Maitre Robert, den Nahmen eines biedern Mannes möcht' ich wohl führen, aber seyn müßt ich es auch; dann solltet Ihr alles andere behalten; denn ein Biedermann ist etwas so Großes und Gutes, daß man schon das Wort mit Wohlgefallen ausspricht. Im Gegentheil, setzt' er hinzu, ist es etwas gar Böses, dem andern etwas zu nehmen*): denn wiedergeben*) ist so widrig daß, wenn man das Wort nur nennt, schon die Kehle durch die R, so darin vorkommen, leiden muß.

Die-

*) Unübersetzbares Wortspiel mit prendre, rendre und rente. Anm. d. Uebers.

Als die Erklärung abgeleſen war, gab der Herzog von Orleans in wenigen Worten ſeinen Beifall darüber zu erkennen, und ſagte dem Siegelbewahrer: er ſolle ſeine Meinung erklären. Dieſer that es kurz und zur Ehre des Grafen von Toulouſe. Der Herzog äußerte ſeine Zufriedenheit mit Achtung und Freundſchaft, nachdem er eben dieſem Prinzen einige Lobſprüche gegeben hatte. Der Prinz von Conti ſagte nur zwei Worte. Ich bezeugte Seiner königlichen Hoheit meine Freude über die gerechte Sicherſtellung der Rechte der Pairs, verbunden mit dieſer beiſpielloſen Belohnung der Tugend des Grafen von Toulouſe, der durch Beſcheidenheit, Wahrheitsliebe und Eifer für das Wohl des Staats Auszeichnung verdiene; um ſo mehr, da er die Ungerechtigkeit des Ranges, zu welchem er erhoben worden ſey, anerkenne. Je mehr er ſich dieſes Ranges würdig mache, deſto vortheilhafter ſey es für die Pairs, ihre Perſönlichkeit dem Verdienſte nachzuſetzen, da die Ausnahme mit ſo legalen Vorſichtsmaaßregeln in dieſer Erklärung, nur auf ſeine Perſon allein eingeſchränkt ſey, und wir auf dieſe Art freiwillig zu dieſer beiſpielloſen Erhebung beitrügen. Ich ſtimmte daher mit vielem Vergnügen für das Einregiſtriren dieſer Erklärung, und bezeugte, als der Aelteſte der verſammelten Pairs, im Namen aller, unſern unterthänigſten Dank.

Als ich zu Ende war und auf die mir gegenüberſtehenden blickte, bemerkte ich, daß ihnen mein Beifall, und vielleicht noch mehr meine Dankſagung mißfiel. Mit geſenktem Haupt erklärten ſie hierauf ihre Meinung; einige wenige murmelten etwas zwiſchen den Zähnen. Allein der Schlag, der die Cabale zernichtete, wurde ihnen mit jedem Augenblick fühlbarer, und ſo wie die erſte Beſtürzung nach und nach der Ueberlegung Platz machte, offenbarte ſich auch ihre

bitterer empfindlicher Schmerz auf eine so auffallende Art, daß man wohl sah, es sey Zeit gewesen, diesen Schlag zu thun.

II.

Philippische Satiren, und Schilderung des de la Grange Chancel.

Nach dem Vorfall mit den legitimirten Prinzen, wurde der Herzog von Orleans der Gegenstand einer sehr bittern und heftigen Satire; ich meine die berühmten Philippiques (philippische Spottgedichte). Dieses Produkt wurde mit einer unglaublichen Schnelligkeit, und in größer Anzahl verbreitet. La Grange, der ehemalige Zögling und Page der Prinzessin von Conti, Tochter des Königs, war der Verfasser davon, und verläugnete es auch gar nicht. Alles was die Hölle wahres und falsches ausspeien kann, war in schönen Reimen, in poetischem Stil, mit allem möglichen Aufwand von Kunst und Geist darin enthalten.

Der Herzog wußte davon, er wollte das Gedicht sehen, konnte aber nicht dazu kommen, weil es ihm niemand zeigen wollte. Er sprach mehrere male davon mit mir und foderte es am Ende so ernstlich, daß ich mich nicht länger weigern konnte. Ich brachte es ihm also, erklärte aber, daß ich es durchaus nicht vorlesen würde. Er nahm es und las stehend am Fenster seines kleinen Winter-Cabinets, wo wir waren. Er beurtheilte es richtig; denn er hielt mehrere male inne, sprach mit mir darüber, ohne sehr bewegt zu scheinen. Er sagte mir: Es ist wirklich eine schöne Poesie. Allein plötzlich veränderte sich sein Gesicht;

Er

Er drehte ſich gegen mich mit Thränen in den Augen, und wurde beinahe ohnmächtig. „Ach, ſagte Er, das iſt zu viel; dieſe Abſcheulichkeit überſteigt meine Kräfte.“

Er war an der Stelle, wo der Böſewicht den Herzog von Orleans als einen ſolchen vorſtellt, der die Abſicht habe, den König zu vergiften, und auf dem Punkt ſtehe, dieſes Verbrechen auszuführen. Dieſe Stelle war durch Energie, poetiſchen Schwung, abſcheuliche Schönheiten, heftige Schmähungen, gräßliche Schilderungen, durch ein rührendes Gemälde von der Schönheit, Jugend und Unſchuld des Königs, von den Hoffnungen, zu welchen er berechtige, vorzüglich herausgehoben; ſie enthielt ferner einen Aufruf an Frankreich, ein ſo theures Opfer zu retten ꝛc.

Ich wollte das tiefe Stillſchweigen, in welches der Regent verſunken war, benutzen, und ihm das verruchte Papier wegnehmen, allein es gelang mir nicht. Er ergoß ſich in gerechten Klagen über dieſe frevelhafte Verläumdung, und in zärtlichen Gefühlen für den König. Nach dieſem las er das Gedicht zu Ende, unterbrach ſich aber noch einigemal, um mit mir darüber zu ſprechen.

Ich habe nie einen Mann geſehen, den eine ſo planmäßige, unerhörte Ungerechtigkeit ſo ſehr erſchüttert, gerührt und niedergedrückt hätte; ich war außer mir darüber; auch die, welche je am meiſten gegen ihn eingenommen waren, würden, wenn ſie den reinen Ausdruck ſeiner Unſchuld, ſeinen Abſcheu gegen ein ſolches Laſter geſehen hätten, gänzlich von der Unwahrheit dieſer Beſchuldigungen überzeugt worden ſeyn. Ich hatte Mühe, mich ſelbſt wieder zu faſſen, und mußte alles anwenden, um Ihn über dieſen heftigen Schlag wieder ein wenig zu beruhigen.

La Grange war ein ſchlechter Kerl, und nichts als ein guter Dichter; durch dieſes Talent hatte er

ſich bei Saux eingeſchmeichelt, und war der Liebling von der Herzogin Du Maine geworden. Sie und ihr Gemahl kannten ſeinen Lebenswandel, ſeine Sitten und ſeine eigennützige Laſterhaftigkeit, die ſie zu benutzen wüſten. Kurz nachher wurde er verhaftet, und nach der Inſel St. Margaretha geſchickt, von wo er, vor dem Ende der Regentſchaft, die Erlaubniß erhielt, ſich wegzubegeben. Dennoch hatte er die Kühnheit, überall in Paris zu erſcheinen, und während er alle öffentliche Plätze und Theater beſuchte, war man unverſchämt genug auszuſprengen, der Herzog von Orleans habe ihn umbringen laſſen. Die Feinde des Regenten waren, ſo wie Er ſelbſt, unermüdet, ihm zu ſchaden. Jene durch abſcheuliche Beſchuldigungen, und dieſer durch ſeine unzeitige Güte, um keinen härteren Ausdruck zu gebrauchen.

III.

Verſchwörung des Cellamare, und Schilderung dieſes ſpaniſchen Geſandten.

Der Regent fühlte bald die Folgen ſeiner Unternehmungen gegen die legitimirten Prinzen, und die erſten Häupter des alten Hofs, deren Werk jene waren. Es entſpann ſich eine Verſchwörung gegen ihn, zwiſchen Spanien und dem Hauſe des Herzogs Du Maine. Die Eilboten, welche den Plan davon nach Madrid bringen ſollten, wurden zu Poitiers arretirt. Cellamare, der alles eingeleitet hatte, ging, um ſeine Unruhe zu verbergen, Nachmittags um 1 Uhr zu le Blanc, und bat ihn um die Zurückgabe eines Briefpakets, das er denſelben bei Gelegenheit ihrer Rück-

reiſe

reiſe nach Spanien und mit Päſſen vom König verſehen, mitgegeben habe.

Le Blanc, der ſchon durch den Abbé Dú Bois, welcher den Morgen bei ihm geweſen war, und nachher durch den Herzog von Orleans ſelbſt, mit dem ſich beide beſprochen hatten, von allem unterrichtet war, wußte recht gut, wie er ſich in allen vorkommenden Fällen gegen den Geſandten zu nehmen hatte. Er antwortete ihm: das Paket ſey durchgeſehen worden; es enthalte wichtige Dinge, und werde ihm ſogar nicht zurückgegeben werden, daß er vielmehr Befehl habe, ihn ſelbſt, mit dem Abbé Dú Bois in ſein Hotel zu begleiten. Dú Bois, dem man ſogleich gemeldet hatte, daß Cellamare bei le Blanc ſey, kam ſchnell dahin; ſie ſetzten ſich mit ihm in le Blancs Wagen, und fuhren mit dem Geſandten in ſeine Wohnung. (9. Dez. 1718.)

Der Geſandte fühlte wohl, daß man ſo etwas nicht wagen würde, ohne der Ausführung gewiß zu ſeyn. Er machte nicht die geringſte Schwierigkeit, verlor aber während drei Stunden, die ſie bei ihm mit Durchſuchung ſeiner Schreibtiſche, Caſſen und Papiere zubrachten, keinen Augenblick, ſeine kaltblütige und ruhige Miene, gleich einem, der nichts fürchtet, und ſeiner Sache gewiß iſt. Er war gegen le Blanc ſehr höflich, Dú Bois aber, gegen den er keine Schonung mehr nöthig zu haben glaubte, weil ſein ganzes Complott gegen denſelben entdeckt war, behandelte er mit einer affectirten Verachtung, die ſo weit ging, daß er, als le Blanc an eine kleine Schatulle kam, ihm zurief: Herr le Blanc, Herr le Blanc, laſſen Sie dieß, es iſt nicht für Sie, ſondern hier für den Abbé Dú Bois. Hierauf ſah er dieſen an, und ſagte: Er war immer ein Kuppler, und hier innen ſind nichts als Briefe von Frauen. Der Abbé fing an zu lachen, wagte aber nicht, etwas dagegen zu ſagen.

Cellamare wollte wahrscheinlich nur einen bon mot machen. Er war alt, hatte viel Verstand, Einsicht und Fähigkeit; und dieses gab ihm etwas solides. Man konnte ihm durchaus keine Ausschweifung vorwerfen, und seine ganze Galanterie erstreckte sich bloß auf den Umgang mit der großen Welt. Er wollte alles ausforschen, dem König von Spanien Anhänger werben und erhalten, und auf eine kluge Art den Saamen der Unzufriedenheit gegen den Regenten aussäen. Dieß bewog ihn, sich in die besten Gesellschaften zu mischen; übrigens lebte er sehr eingezogen, und beschäftigte sich viel mit Lesen und Arbeiten.

Im Augenblick, als er mit den beiden Beauftragten in seiner Wohnung ankam, wurden die Thüren des Hauses durch ein Detaschement von Musketieren besetzt; und nachdem alles durchsucht war, wurden alle Schreibtische und Schatullen, worin seine Papiere waren, mit dem königlichen Sigill und dem Petschaft des Gesandten selbst versiegelt. Dü Bois und le Blanc gingen mit einander zum Regenten, um ihm Rechenschaft abzulegen, und ließen die Musketiers in dem Hause des Gesandten, um ihn zu bewachen, eben so auch die Diener, und Herrn Dü Libois, einen Cammerherrn des Königs. Dieser hatte viel Verstand, und wurde deswegen fast immer zu solchen Aufträgen gewählt.

VI.

Der Herzog von Saint-Aignan rettet sich aus Spanien.

Der Herzog von Saint-Aignan befand sich damals in einer unangenehmen Lage zu Madrid; sowohl

ſowohl wegen der Verhältniſſe beider Höfe, als auch vorzüglich deswegen, weil Alberoni ſich ein Vergnügen daraus machte, den Haß gegen den Herzog von Orleans in Spanien zu erhalten, indem er ſeine Handlungen, ſeine Regierung, und ſein perſönliches Betragen in einen ſchlimmen Ruf brachte. Sogar ſeine, anfänglich für Spanien äuſſerſt günſtigen Schritte, die ſo ſehr den Zweck einer Annäherung hatten, wurden durch ihn verdächtig gemacht.

Dieſer erſte Miniſter in Spanien betrug ſich überdieß ſo unartig gegen den Herzog von Saint-Aignan, daß der ganze Hof zu Madrid, ſogar auch die, welche Frankreich am wenigſten ergeben waren, ein Aergerniß daran nahm. Unſer Geſandter konnte ſich daher nur durch ſein kluges Betragen auf ſeinem Poſten erhalten, und war ſehr froh, daß er zurückberufen wurde, als der Krieg beſchloſſen war. Er bat um ſeine Abſchieds-Audienz, und nahm von ſeinen Freunden und dem Hof Abſchied.

Alberoni, welcher damals von Cellamare Nachrichten über die Verſchwörung erwartete, wollte der Perſon des Herzogs gewiß ſeyn, um im Fall, wenn es ſchief gehen ſollte, Cellamare's Perſon dadurch ſicher zu ſtellen. Er ſuchte daher dieſe Abſchieds-Audienz zu verzögern. Endlich, als Saint-Aignan durch wiederholte und beſtimmtere Befehle zur Abreiſe gedrungen wurde, weil man wohl vermuthete, daß es in kurzem mit Cellamare zum Ausbruch kommen werde, ſprach er ernſtlich mit dem Cardinal und erklärte, daß, wenn man ihm die Audienz nicht bewilligen wolle, er ohne Abſchied abreiſen werde. Alberoni gerieth in Zorn und antwortete drohend: Er werde dieß zu verhindern wiſſen.

Der kluge und beſonnene Saint-Aignan ſah, welchem Manne er ausgeſetzt ſey, und warum man ihn

in

in Madrid zurückbehalten wolle. Er wußte aber seine Maaßregeln und seine Zeit so geheim und gut zu nehmen, daß er noch in derselben Nacht mit seiner nöthigsten Bagage die Gränzen erreichte, und am Fuß der Pyrenäen anlangte, ehe man ihn einholen konnte. Da er wohl vermuthete, daß der heftige Alberoni ihm nachsetzen lassen würde, um ihn zu arretiren, so setzte er sich, weil mit den Wagen auf den Gebirgen schwer durchzukommen ist, mit seiner Gemahlin, einer Cammerfrau, drei Bedienten und einem sicheren Führer auf Maulthiere, um Saint-Jean zu erreichen. Er hielt sich unterwegs nirgends länger auf, als bis man gegessen hatte, befahl aber seinen übrigen Leuten, mit Bequemlichkeit nach Pampelune zu reisen. Er ließ eine Cammerfrau und einen verständigen, unterrichteten Bedienten in seinem Wagen sitzen, die, im Fall man sie arretiren wollte, sich für den Gesandten und seine Gemahlin ausgeben, und dieß recht laut machen sollten.

Die Sache geschah wirklich: Sie spielten ihre Rollen sehr gut. Die, welche sie arretirt hatten, berichteten ihre Verhaftung sogleich nach Madrid, und hielten sie zu Pampelune in strenger Verwahrung. Als der Herzog und seine Gemahlin zu Saint-Jean angekommen waren, ließen sie sich bis Bayonne eine Bedeckung geben, wo sie glücklich anlangten und von ihren Strapazen ausruhen konnten. Der Herzog meldete es dem Regenten durch einen Eilboten, ließ aber auch dem Gouverneur zu Pampelune seine Ankunft zu Bayonne bekannt machen, und ersuchte ihn, man möchte ihm seine Equipage nachschicken. Sie schämten sich, daß sie sich hatten betrügen lassen, und schickten ihm seine Equipage. Aber Alberoni war so wüthend, als er es erfuhr, daß er das Versehen bestrafen ließ.

V.

Berathſchlagung des Herzogs von Orleans mit dem Duc de Saint-Simon über den Bruch mit Spanien.

Nach dieſen Ereigniſſen, wurde der Bruch mit Spanien immer mehr durch die geheimen Anſchläge des Abbe's Du Bois vorbereitet, der niemand, ſelbſt ſeinen Vertrauteſten, nichts davon entdeckte, als was er durchaus nicht verbergen konnte. Ungeachtet deſſen, ſagte mir einſt der Regent, mit dem ich gewöhnlich wöchentlich Einen Tag allein arbeitete: er habe mir etwas von Wichtigkeit zu ſagen, das er, ehe er anfange zu arbeiten, gründlich mit mir überlegen wolle.

Er erklärte mir hierauf, wie er mit dem Kaiſer, mit England und mit Spanien ſtehe, und wie er genöthigt ſey, ſich öffentlich und mit den Waffen gegen Spanien zu erkären.

Nachdem ich ihm aufmerkſam zugehört hatte, erinnerte ich ihn an das, was ich ihm damals als wir in ſeiner kleinen Loge in der Oper über die Angelegenheit der geheimen Hülfsgelder geſprochen, vorausgeſagt hätte; ich brachte ihm umſtändlich alles wieder ins Gedächtniß, was ich damals gegen den Bruch mit Spanien angeführt, und wovon er ſo ſehr überzeugt geweſen, daß er nicht mehr darauf beharrt habe, die Hülfsgelder, gegen meine Meinung, zu geben, als bloß unter der vorgeblichen Gewißheit, daß es geheim bleibe, auch keine Gefahr in Rückſicht einer weiteren Verpflichtung habe, und daß die Angelegenheiten von Seiten des Kaiſers und von England gegen Spanien zu weit gehen könnten; Dinge, die ich ihm immer heftig beſtritten hatte.

Der

Der Bruch, welchen ihm der Abbé Dû Bois so dringend anrieth, wurde nun genau geprüft. Der Regent fand keine gültige Antworten auf meine Gründe; allein er war in Verlegenheit mit dem Kaiser, von England bezaubert, und mehr als alles dieß, von seiner Schwachheit für Dû Bois hingerissen; dem es nur um sein eigenes Glück zu thun war, das er so heftig wünschte, und der auch nur deswegen so fest auf dem Bruch beharrte. Ich sah, daß der Regent zwar überzeugt, aber nicht geneigt war, dies zuzugeben; und seufzte in meinem Herzen, ihn in diese Ketten verstrickt zu sehen. Plötzlich fiel mir ein, sie durch etwas außerordentliches zu zerreißen.

Ich bat ihn, er möchte nicht böse werden, wenn ich etwas unmögliches voraussetze, und möchte mich ganz aushören und meiner Gedankenreihe folgen.

„Wenn Sie wüßten, sagte ich ihm, daß irgend„wo in Ihrer Nähe ein Wahrsager oder Prophet „wäre, wie dieß nicht der Fall ist, würden Sie es „nicht für eine Thorheit halten, einen Krieg zu unter„nehmen, ehe Sie ihn gefragt hätten, welchen Erfolg „er haben würde? und wenn dieser Wahrsager Ihnen „nichts als verlorne Festungen, verlorne Schlachten ꝛc. „voraussagen würde, ist es nicht gewiß, daß Sie „alsdann diesen Krieg nicht unternehmen würden? „Ich sage Ihnen aber, daß Ihr Entschluß in dieser „Sache, auch wenn Ihnen dieser Prophet nichts als „Glück weissagen würde, doch unabänderlich derselbe „bleiben müßte. In allen Fällen schwächen Sie da„durch den Staat, Sie stärken seine gebornen Feinde, „welche allein Sie zum Krieg verleiten; Sie reizen „eine Nation, die, seit sie in dem Lande existirt, wo „sie ist, an die Erstgeburt in dem Hause ihrer Könige „gewohnt ist; Sie riskiren eine precäre Macht, und „veranlassen, daß man öffentlich von Ihnen sagt,

„Sie

Diese X deuten die Reizungen*) des Teufels an, der diejenigen, die fremdes Gut wiedergeben wollen, immer davon zurückhält. Und dabey verfährt der Teufel gar fein; großen Wucherern und großen Schelmen gibt er den Gedanken ein, sie gäben das um Gottes Willen, was sie doch ohnehin wiedergeben müssen." — Ferner trug er mir auf, dem König Theobald in seinem Nahmen zu sagen: er möge sich bey seinem Bau eines Dominikanerklosters zu Provins in Acht nehmen, daß er nicht seine Seele in Gefahr setze, weil er so viel darauf verwende. Weise Männer müßten es noch bey ihren Lebzeiten so mit ihrem Vermögen machen, wie die Vollzieher einer letzten Willensmeynung es machen sollten; das heißt, daß gewissenhafte Vollzieher erst des Verstorbenen Unrecht gut machen, und fremdes Gut zurückgeben, und dann erst den Nachlaß des Abgeschiedenen zu milden Gaben anwenden.

Der heilige König war einmahl am Pfingstfeste zu Corbeil, wo sich gegen achtzig Ritter befanden. Nach der Tafel ging er auf die Wiese unterhalb der Kapelle, und sprach an der Thüre mit dem Grafen von Bretagne, dem Vater des jetztlebenden, den Gott segnen wolle! Hier suchte mich Maitre Robert von Sorbonne auf, nahm mich beym Mantel, und führte mich zum König; und alle andere Ritter kamen uns nach. Auf die Frage, was er von mir wolle, gab er mir zur Antwort: „wenn der König sich auf dieser Wiese setzte, und ihr nähmet Euern Sitz auf seiner Bank über ihm, ob Ihr wohl zu tadeln wäret?" — Allerdings! gab ich zur Antwort. — „So seyd Ihr denn, fuhr er fort, höchlich zu tadeln, daß Ihr besser gekleidet geht als der König; denn Ihr kleidet Euch grün und in Grauwerk, welches der König nicht thut. — Maitre Robert! versetzte ich, legt es

mir

„Sie benutzten diese Macht nur für Ihr persönliches
„Interesse, und um gegen die Rechte Philipps des V.
„auf Frankreich, eine fremde Stütze zu haben. Des-
„sen Gewalt und Ihre Furcht wird dadurch sichtbar.“

„Wenn Sie ferner, im Fall eines glücklichen Er-
„folgs, von denselben Mächten gezwungen würden,
„weiter zu gehen, als Sie selbst wollten; was würde
„daraus entstehen, wenn der König von Spanien aller
„Hülfsmittel entblößt, und des Verdrusses müde,
„Sie fortfahren ließe, aber unbewaffnet nach Frank-
„reich käme, und erklärte, daß er sich den Franzosen
„übergebe, die ihn auf den Thron gesetzt, ihn auf
„demselben erhalten hätten, auch die Unterthanen sei-
„ner Väter und seines eigenen väterlichen Neffen seyen;
„daß er nur komme, um eine Regierung zu überneh-
„men, die ihm nach den Rechten seiner Geburt ange-
„höre, so bald er nicht durch seine Abwesenheit davon
„ausgeschlossen sey, und um sich, seine Nation, und
„sein Erbrecht einem Gouverneur zu entreißen, den er
„alsdann schildern wird, wie es ihm beliebt. Ich
„weiß nicht, welche Revolution aus diesem Schritte
„entstehen würde; aber ich bekenne Ihnen, und nur
„Ihnen allein, daß ich, der ich den König von Spa-
„nien nur kenne, weil ich Versteckens und andere Kin-
„derspiele mit ihm gespielt habe, ich, der, wie Sie
„wissen, mein ganzes Leben hindurch Ihnen so ganz
„ergeben war, ich, der alles von Ihnen, und nichts
„von irgend einem andern zu erwarten habe, ich be-
„kenne Ihnen, sage ich, daß wenn es dahin käme, ich
„mit Thränen von Ihnen Abschied nehmen, zum Kö-
„nig von Spanien übergehen, und ihn für den wahren
„Regenten erkennen würde. Wenn ich, der ich so
„ganz Ihnen angehöre, so denke und empfinde, was
„werden Sie von allen übrigen Franzosen zu erwarten
„haben?“ — —

Der Regent wurde von der Wahrheit und der Kraft dieser Rede ergriffen. Er blieb lange, den Kopf auf beide Hände, und die Ellenbogen auf seinen Schreibtisch gestützt, sitzen, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, wenn er in Verlegenheit war; gestand nachher, daß ich recht, und ihm einen Dienst erzeigt habe, ihm dieß alles gesagt zu haben. Der Herzog trat hierauf in das Zimmer, der Regent führte ihn in die Galerie, und ich blieb allein.

Der Besuch des Herzogs war nur kurz gewesen, der Regent kam wieder zu mir, ich setzte dann noch hinzu: ich glaubte genug gesagt zu haben, um ihn aus den Schlingen des Abbe's Dü Bois zu retten, der ihn dem Abgrund immer näher bringe. Der Regent betheuerte mir, er würde ihn in einen Kerker werfen lassen, wenn er sich unterstände, sich um die Cardinalswürde zu bewerben, und sah ein, daß er nicht mit Spanien brechen dürfe. Ich suchte ihn darin zu bestärken, und sagte ihm ferner: „Sie sind jetzt überzeugt und entschlossen; allein kaum werde ich weggegangen seyn, so wird Dü Bois sich Ihrer wieder bemächtigen, und Sie abbringen; er wird merken, daß Sie, nur seit ich mit Ihnen gesprochen, sich nicht mehr gegen Spanien erklären wollen; es wird seiner Schlauheit gelingen, Ihre Gesinnungen zu ändern, er wird Sie so lange umstricken, bis er seinen Zweck erreicht hat, und Sie sich gegen Spanien erklären."

Der Regent versicherte mich, sein Entschluß sey so fest, daß ihn nichts davon abbringen könne; dennoch wurde nach Verfluß von 8 Tagen der Krieg mit Spanien erklärt.

Während dieser 8 Tage that ich, was ich seit der Regentschaft noch nie gethan hatte. Ich ging 3 bis 4 mal zum Herzog von Orleans, wurde aber, was mir auch bis dahin noch nie begegnet war, nicht vorgelassen.

Meine

Meine Beſorgniſſe über dieſe Kriegserklärung nahmen zu, da ich ſah, wie ſtreng Dü Bois den Herzog vor mir verwahrt hielt. Ich bat ihn ſchriftlich, um die Erlaubniß, ihn zu ſprechen. Keine Antwort. Ich ſchrieb zum zweitenmal, und erhielt die Antwort: Er werde es mir ſagen laſſen, wenn er mich ſprechen wolle. Nun vermuthete ich wohl, daß nichts mehr zu machen ſey, und hatte mich nicht geirrt.

An dem Tage, als die Sache bekannt wurde, ließ er mir ſagen, daß er mich ſprechen wolle. Ich ging zu ihm, und fand an ihm einen Mann mit geſenkten Haupt, der ſich ſchämte mich anzuſehen. Auch ich war kalt; wir blieben lange ſtumm vor einander ſtehen. Endlich unterbrach er das Stillſchweigen und ſagte: Was werden wir uns zu ſagen haben? „Nichts, „antwortete ich; über geſchehene Dinge läßt ſich nich „mehr ſagen; ich kann nur wünſchen, daß Sie ſich „gut dabei befinden möchten; übrigens bitte ich Sie, „zu glauben, daß ich Sie nicht aus irgend einem per„ſönlichen oder beſondern Intereſſe ſeit 8 Tagen, „vergeblich verfolgt habe; es iſt ſonſt nicht meine Sa„che, die Thüren zu ſprengen; nur meine Anhänglich„keit und meine Pflichten haben in dieſem Fall über „meine Neigung geſiegt. Sie haben mich nicht ſpre„chen wollen; ich waſche meine Hände.“

VI.

Tod der Frau von Maintenon; Geſchichte ihrer letzten Wittwenſchaft.

Frau von Maintenon ſtarb zu Saint-Cyr Abends den 15. April 1719, den Tag vor Quaſimodogeniti. Wie viel Aufſehen würde dieſes Ereigniß in Europa gemacht

haben, wenn es einige Jahre früher geschehen wäre. Nun wußte man es vielleicht kaum in Versailles, das so nahe liegt, und in Paris wurde kaum davon gesprochen.

Ich habe schon bei dem Tode des Königs so viel über diese unglückliche und zu berühmte Frau gesprochen, daß ich hier ihre Geschichte nur von jener Epoche an fortsetzen kann. Sie hat seit 35 Jahren unausgesetzt eine so mächtige und unselige Rolle gespielt, daß alles von ihr, auch die letzten Jahre ihrer Abgeschiedenheit, merkwürdig sind.

Im Augenblick, als der König starb, zog sie sich nach Saint-Cyr zurück, und war so klug, der Welt zu entsagen, und nie aus der Klausur dieses Hauses zu gehen. Sie nahm keine fremden Besuche an, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl, deren wir erwähnen werden. Sie verlangte nichts, empfahl niemand, und mischte sich in nichts, wo ihr Name compromittirt werden konnte. Die Frauen von Caylus von Dangeau, und von Levi kamen zu ihr, aber nicht oft, und die beiden letztern speisten selten mit ihr zu Mittag. Der Cardinal von Rohan besuchte sie alle Woche, auch der Herzog Du Maine, der 3 bis 4 Stunden allein bei ihr zubrachte. Sie war immer voller Freude, wenn man diesen bei ihr anmeldete, und umarmte ihren Liebling mit grosser Zärtlichkeit, ungeachtet er stark und übel roch. Auch der Herzog von Noailles war ziemlich oft bei ihr; doch schien sie sich wenig um ihn zu kümmern; noch weniger um seine Frau, ihre eigene Nichte, die auch nur selten, auf einen steifen Fuß, und ungern zu ihr kam. Sie wurde auch eben so von ihr aufgenommen.

Der Marschall von Villeroy besuchte sie, so oft er konnte, wurde auch immer mit großer Achtung von ihr empfangen. Der Cardinal von Bissy kam fast gar

nicht

nicht zu ihr; sondern nur einige unaufgeklärte und fanatische unter den Bischöffen; der Erzbischoff Aubigny, von Rouen, ziemlich oft, Blois von Zeit zu Zeit. Merinville, der Bischoff von Chartres, als bischöflicher Vorgesetzter des Klosters, kam wöchentlich einmal. Als die Königin von England zu Saint-Germain war, speiste sie Mittags mit ihr; aber von Chaillot aus, wo sie sich lange aufhielt, kam sie nie dahin. Beide saßen alsdann auf gleichen Lehnstühlen, die einander gegenüber standen; wenn es Zeit war zum Mittagessen, wurde ein Tisch zwischen sie gesetzt, mit ihren Gedecken, den ersten Gerichten, und einer Glocke. Bei Tische wurden sie von den jüngern Cammerfräuleins bedient, welche ihnen zu trinken reichten, Teller brachten und andere Gerichte auftrugen, wenn ihnen geklingelt wurde; worüber sich die Königin immer sehr gnädig gegen sie bezeugte. Nach Tische räumten sie wieder ab, und brachten den Caffe. Die Königin blieb noch zwei bis drei Stunden bei der Frau von Maintenon allein, und dann trennten sie sich mit einer Umarmung. Wenn sie kam, ging ihr Frau von Maintenon drei oder vier Schritte entgegen, und beim Weggehen begleitete sie sie wieder eben so weit. Die Fräuleins, welche im Vorzimmer waren, begleiteten sie alsdann bis an ihren Wagen; sie liebten sie sehr, weil sie äußerst gütig gegen sie war.

Am angenehmsten waren ihnen die Besuche des Cardinal Rohan's, der nie mit leeren Händen kam, und ihnen so viel Backwerk und Confect mitbrachte, daß sie mehrere Tage daran zu essen hatten. Alle diese kleinen Aufmerksamkeiten gefielen der Frau von Maintenon.

Ungeachtet sie nur von einer kleinen Anzahl besucht wurde, die jedoch nie ungemeldet kamen, und sich immer vorher den Tag und die Stunde von ihr bestim-

men ließen (ihren Liebling ausgenommen, der ihr zu jeder Zeit willkommen war), verging doch selten ein Tag, an welchem niemand bei ihr war. In solchen Tagen, und den freien Morgenstunden, beschäftigte sie sich mit Lesen und Beantworten vieler Briefe, die sie bekam. Sie correspondirte fast mit lauter Vorgesetzten von geistlichen Häusern, Priestern, oder Seminarien, mit Aebtissinnen, sogar auch mit bloßen Nonnen; denn ihre Neigung zu dirigiren zeigte sich in allem. Da sie leicht und gut schrieb, dictirte sie gern ihre Briefe alle so, als ob sie für den Druck bestimmt wären.

Alle diese nähern Umstände weiß ich von der Frau von Thibouville, eine Rochechouart, ohne Vermögen, die als Kind in das Kloster Saint-Cyr gekommen war.

Frau von Maintenon hatte außer ihren Cammerfrauen (denn keiner ihrer männlichen Bedienten durfte in ihr Zimmer) zwei, bis drei, alte Fräuleins und 6 jüngere, die in ihrem Zimmer waren; unter diesen jungen und alten, wechselte sie zuweilen ab. Fräulein von Rochechouart war unter den jüngeren eine von denen, welche sie mit ihrer Freundschaft beehrte, und gegen die sie einiges Zutrauen hatte, so viel als es bei der Verschiedenheit ihres Alters möglich war; und da sie Verstand hatte, auch eine gute Hand schrieb, so dictirte sie dieser. Sie verließ Saint-Cyr erst nach dem Tode der Frau von Maintenon, deren Verlust sie immer beklagt hat, ob sie ihr gleich nichts gegeben hatte. D'Antin, bei dem sie sich, seit sie Saint-Cyr verlassen hatte, aufhielt, verheirathete sie, weil es ihr gänzlich an Vermögen fehlte; allein ihre Ehe war nicht glücklich. Thibouville verzehrte sein sehr beträchtliches Vermögen mit Nichtsthun. Er verkaufte sein Regiment, so bald der Krieg beschlossen war, und betrug sich so, daß seiner Frau nichts anderes übrig blieb, als sich zu ihrem Bruder, dem Bischoff von Evreux, zu be-

begeben. Das Landgut dieſes Biſchoffs liegt nur 5 Meilen von la Ferte'. Wir kamen nachbarlich zuſammen, und ſie waren oft mehrere Monate bei uns zu la Ferte'. Dieſe Umſtände ſind zwar nicht intereſſant, allein von denen, welche ich nicht geſehen, oder mit denen ich nicht ſelbſt Umgang gehabt habe, will ich wenigſtens anführen, was ich von ihnen weiß, und woher ich es weiß.

Frau von Maintenon ſtand, wie bei Hof, früh auf, und legte ſich bald nieder. Ihr Gebet dauerte lange; auch Erbauungs-Bücher las ſie ſelbſt. Sie ließ ſich zuweilen von ihren jungen Fräuleins aus hiſtoriſchen Schriften vorleſen; hörte ſie gern darüber urtheilen, und belehrte ſie. In einer Tribüne, die gerade an ihrem Zimmer war, hörte ſie die Meſſe, oft wohnte ſie auch dort dem Gottesdienſt bei, ging aber ſelten in das Chor. Sie communicirte, nicht, wie Dangeau in ſeinen Memoiren angibt, alle zwei Tage um Mitternacht; ſondern wöchentlich zweimal, gewöhnlich Morgens zwiſchen 7 und 8, nachher ging ſie alsdann in ihre Tribüne, wo ſie an ſolchen Tagen länger blieb. Ihr Mittagstiſch war einfach, aber ſchmackhaft, ausgeſucht und in allem Uiberfluß.

Der Herzog von Noailles, und nach ihm Mornay und Blois ſchickten ihr häufig Wildpret von Saint-Germain und von Verſailles, eben ſo auch Früchte. Wenn keine fremden Damen bei ihr waren; ſo ſpeiſte ſie allein, von ihren Cammerfräuleins bedient, von denen ſie, höchſtens 3 bis 4 mal jährlich, einige zu ſich an den Tiſch ſitzen ließ.

Auch Fräulein von Aumale, die alt, und ſchon lange bei Hof in ihrem Dienſt geweſen war, wurde von dieſer Seite nicht von ihr ausgezeichnet. Fräulein von Aumale und die übrigen Cammerfräuleins bekamen noch ein beſonderes Abendeſſen. Von dieſen

Damen machte Madame Maintenon gleichsam die Aufseherin dabei. Sie selbst aß des Abends nichts.

Bei recht schönem und windstillem Wetter, ging sie ein wenig im Garten spatzieren. Sie ernannte alle Superiorinnen, die oberen und niederen, so wie alle, die ein Amt in dem Kloster bekamen. Man legte ihr die Rechnung des laufenden Jahrs oder Monats zur Übersicht vor; über alles übrige aber ertheilte sie der Priorin ihre Befehle. Im Hause wurde sie nur Madame genannt; und ungeachtet sie sich sehr sanft und höflich gegen die Damen im Kloster, und sehr herablassend gegen die Fräuleins benahm, zitterten doch alle vor ihr. Sehr selten sah sie welche von den Nonnen, außer der Priorin und den Dienerinnen; und auch diese nur, wenn sie gerufen wurden. Noch seltener geschah es daß eine es wagte, um eine Audienz zu bitten, was sie jedoch nie verweigerte. Die Oberpriorin konnte zu ihr kommen, wann sie wollte, doch ohne diese Erlaubniß zu mißbrauchen. Diese gab ihr von allem Rechenschaft, und erhielt über alles Befehle von ihr; Frau von Maintenon sah fast niemand außer ihr.

Keine von den Aebtissinnen, auch die nicht, welche, wie ehmals der Fall gewesen, Prinzessinnen von Frankreich waren, hatte so unumschränkt geherrscht, wurde so pünctlich befolgt, so gefürchtet und verehrt wie sie; und dabei wurde sie doch fast von jedermann zu Saint-Cyr geliebt. Die Priester außer dem Kloster standen in derselben Abhängigkeit.

Nie sprach sie in Gegenwart ihrer Fräuleins, von Dingen, welche die Regierung oder den Hof betrafen. Sie sprach oft mit Lobeserhebungen von dem verstorbenen König; aber ohne sich in etwas einzulassen; nie von den Intriguen, von den Cabalen, oder von ihren ehmaligen Verhältnissen.

Als der Herzog von Orleans die Frau von Maintenon beſuchte, nachdem die Regentſchaft erklärt war, bat ſie ihn um nichts, als um ſeinen Schutz für Saint-Cyr. Er verſicherte ihr, die 4 Tauſend livres, welche ihr der verſtorbene König monatlich ausgeſetzt habe, würden ihr pünctlich ausbezahlt werden. Sie hatte alſo vom König eine Penſion von 48 Tauſend livres. Ich weiß nicht einmal, ob ſie nicht auch ihren Gehalt als Gouvernantin der Kinder der Frau von Monteſpan und des Königs, einige andere Einkünfte aus jener Zeit, und ihre Beſoldung als Hofdame bei der Dauphine von Baiern, beibehalten hat; ſo wie dieß bei der Marſchallin von Rochefort, als erſter Hofdame von der Prinzeſſin, und bei der Herzogin von Anjou der Fall war, die ſeit dem Tode der Dauphine von Baiern, lebenslänglich ihren Gehalt behielt. Außerdem hatte ſie die Einkünfte von dem Landgut Maintenon, und einigen andern Gütern. Saint-Cyr war, nach ſeiner Fundation, verbunden, ihr und ihren Leuten Wohnung und Tiſch frei zu geben, auch ihre Leute und Pferde auf Koſten des Kloſters zu erhalten, ſo lange ſie wollte; und dieß wurde pünctlich erfüllt, bis auf Holz, Wachslichter, Kohlen und Lichter; mit einem Wort, ſie hatte keine andern Ausgaben, für ſich, ihre Leute und ihre Pferde, als Kleidung und Livrée.

Außer dem Hauſe hatte ſie einen Haushofmeiſter, einen Cammerdiener, Stall- und Küchenbediente, einen Wagen, ein Geſpann von 7 oder 8 Pferden, und 1 oder 2 Reitpferde. Im Hauſe, Fräulein von Aumale, ihre Cammerfrauen und Cammerfräuleins, die aber aus dem Kloſter Saint-Cyr ſelbſt waren. Ihre Ausgaben beſtanden alſo in Allmoſen, und im Lohn für ihre Dienerſchaft.

Ich habe mich oft gewundert, daß der Marſchall von Harcourt, der ſo eng mit ihr verbunden war, die

Marschälle von Tallard und von Villars, die ihr alles zu verdanken hatten, die Herzogin Dú Maine nebst ihren Kindern, für deren Wohl sie alle göttliche und menschliche Gesetze umgestürzt hatte, der Prinz von Rohan ꝛc. sie nie besucht haben.

Der Sturz des Herzogs Dú Maine durch das königliche außerordentliche Gericht in den Tuillerien, war die erste Veranlassung zu ihrem Tode. Man vermuthet nicht zu viel, wenn man glaubt, sie sey von den Absichten und Maaßregeln ihres Lieblings unterrichtet gewesen, und diese Hoffnung habe sie erhalten. Sie unterlag, als sie hörte, er sey verhaftet. Ein anhaltendes Fieber überfiel sie, und sie starb im 83. Jahre, bei vollem Bewußtseyn und Verstand. Die Trauer über ihren Verlust, welche in Saint-Cyr nicht allgemein war, verbreitete sich kaum über die Mauren des Klosters. Aubigny, der Erzbischoff von Rouen, ihr vorgeblicher Vetter, ist der einzige, der thörigt genug war, sich über ihren Verlust zu Tode zu grämen.

VII.

Geschichte des geheimen Plans, die Parlamente zu zerstören; und Gründe, warum sie der Herzog von Saint-Simon erhalten wollte.

Den Regenten beschäftigten andere Angelegenheiten; denn das Parlament, mehr gereizt als niedergeschlagen über den Gerichtstag in den Tuillerien, hatte sich, nachdem es einige Zeit unthätig und in Furcht gewesen war, wieder von seiner Betäubung erholt. Es

fand

mir nicht übel aus: ich bin gar nicht tadelnswerth, daß ich mich in Grün- und Grauwerk kleiden; denn dieſes Kleid hier iſt mein Erbſtück von meinem Vater und meiner Mutter. Wohl aber ſeyd Ihr zu tadeln; denn Ihr, der Sohn eines gemeinen Mannes und einer gemeinen Frau, verlaßt die Kleidung Eures Vaters und Eurer Mutter, und tragt koſtbarern Kamelot als der König ſelbſt." Dabey ergriff ich einen Zipfel von ſeinem Oberrock und einen von dem Oberrock des Königs, und ſagte zu ihm: „ſeht zu, ob ich die Wahrheit rede. — Aber nun übernahm der König die Vertheidigung Maitre Roberts ſo nachdrücklich, als er nur konnte.

Hierauf rufte der König, mein Herr, ſeinen Sohn, Herrn Philipp, und den Vater des jetzt regierenden Königs, und den König Theobald zu ſich, ſetzte ſich vor die Thüre der Kapelle, ſtützte ſich mit der Hand auf den Boden und ſagte dabey: „ſetzt Euch hier ganz dicht neben mich, damit man uns nicht hören könne. — Sire, verſetzten ſie, wir erdreiſten uns nicht uns ſo nahe zu Euch zu ſetzen. — Auch zu mir ſagt' er: Seneſchal! ſetzt Euch hierher." Und ich ſetzte mich ſo dichte neben ihn, daß mein Rock den ſeinigen berührte. Drauf mußten ſich jene neben mich ſetzen, und er ſagte zu ihnen: „Ihr habt offenbar ſehr Unrecht gethan, daß Ihr, da Ihr meine Söhne ſeyd, doch nicht gleich auf das erſte Wort thatet, was ich Euch gebot; hütet Euch, daß ſolches nie wieder geſchehe. Und ſie verſprachen es nie wieder zu thun. Denn ſagt' er zu mir, er habe uns rufen laſſen um mir zu geſtehen, daß er mit Unrecht Maitre Robert gegen mich vertheidigt habe. „Aber, ſetzt' er hinzu, ich ſah' ihn ſo beſtürzt, daß er wohl Hülfe von mir bedurfte. Auch dürft Ihr nicht viel aus dem machen

fand in dem Betragen des Regenten, in Rückſicht auf den Herzog Du Maine etwas beruhigendes, und ſuchte daher nur, alles, was bei dem Einregiſtriren, das der König in ſeiner Gegenwart hatte vornehmen laſſen, ſie anging, auf eine liſtige Art zu verdrehen.

Dieſe Geſellſchaft iſt für ihr Intereſſe ſehr conſequent; ſie behauptet, wiewohl ohne allen Grund: die Macht der minderjährigen, ſogar der volljährigen Könige ſtehe unter ihrer Leitung, und ungeachtet ihr dieſer Punct ſo oft ſtreitig gemacht wurde, will ſie ihre Meinung hierüber doch nicht aufgeben.

Aus dieſer neu aufgeſtellten Maxime, leitet ſie eine andere ab, das enregistrement betreffend. Sie ſieht nämlich dieſes nicht als eine Publication an, welche verbindlich mache, weil ſie nicht unbekannt ſeyn kann; ſie giebt nicht zu, daß das Einregiſtriren bloß nothwendig ſey als Bekanntmachung, in ſofern der Gehorſam gegen Geſetze daraus folge, daß man ſie weiß. Vielmehr behauptet das Parlament, das Einregiſtriren ſey bei Geſetzen und Verordnungen ein weiteres Hinzukommen einer nothwendigen Macht. Die Macht des Königs zwar könne Geſetze, Verordnungen ꝛc. machen, aber ſie durch ſich allein noch nicht geltend machen, noch weniger ſie vollziehen, ohne den Beitritt der zweiten Macht, welches diejenige ſey, die das Parlament durch das Einregiſtriren der königlichen hinzufüge, und durch deren Beitritt dieſe erſt executoriſch werde; was außer dem nicht der Fall ſeyn würde.

Aus dieſer letzten Maxime folgt nun weiter, daß alle Wirkung der nothwendigen Macht, wenn ſie gezwungen wird, von rechtswegen Null iſt, daß folglich alles, was der König im Parlament vorträgt, und durch Furcht oder mit Gewalt einregiſtriren läßt, vergeblich einregiſtrirt, und von rechtswegen ungültig iſt. Endlich daß kein Einregiſtriren gültig ſey, und den

Edicten, Erklärungen ꝛc. jenen, der königlichen Macht nöthigen Zusatz, durch den sie erst Gesetze würden, und vollzogen werden könnten, gebe, ausser wenn es freiwillig sey; und daß es nur freiwillig sey, so lange alles was vorgehe und im Parlament zum Einregistriren vorgetragen werde, dorthin communicirt, geprüft und gebilligt werde, oder wenn das, was der König geradezu bei einer königlichen Sitzung selbst vorlege, daselbst zwar nicht gebilligt, weil niemand reden dürfe, aber doch genau und mit völliger Freiheit untersucht worden sey, um entweder angenommen oder verworfen zu werden.

Nach dieser Ansicht war es ganz natürlich und consequent, daß das Parlament sich nicht für verbunden hielt, etwas zu beobachten, das gegen seinen Willen und seine Rechte in der Gerichtssitzung in den Tuillerien einregistrirt worden sey; daß es sich sogar für berechtigt hielt, sich dem, was auf diese Art einregistrirt worden, zu widersetzen. Dieß that auch das Parlament wohlbedächtlich, und mit aller möglichen Beharrlichkeit, aber auch mit einer Vorsicht, die ihm den Erfolg seiner Absichten versicherte; indem es sich allen verschiedenen, den Operationen von Law nothwendigen Enregistrements, unter allen Formen entgegensetzte. Der Regent war von diesem Benehmen genau unterrichtet, und sehr ärgerlich darüber; so wie Law unendlich in Verlegenheit war, weil er Kunstgriffe und Operationen zu machen hatte, bei denen er den Beistand eines Parlaments bedurfte; und mit einem Regenten zu thun hatte, der die forcirten Schritte nicht liebte, und schon durch andere, zu denen er seine Zuflucht zu nehmen, genöthigt gewesen war, in diesem Punct sich erschöpft hatte.

In dieser Verlegenheit meinte Law ein Mittel zu finden, um diesen gordischen Knoten zu zerhauen.

Sein

Sein Papiergeld war schon beinahe auf seinem höchsten Punct. Nur wenige, in Vergleich mit der übrigen groſsen Anzahl, zogen das Geld diesen Assignaten vor. Er machte nun dem Regenten den Vorschlag, mit diesem Papier alle Parlaments-Stellen, gutwillig oder mit Gewalt, wieder zurückzukaufen, und die Verkäuflichkeit der Aemter, gegen welche ehmals so sehr geschrien worden war, und die nothwendig zu groſsen Mitsbräuchen verleitete, wieder aufzuheben; um dem König die freie und unentgeltliche Austheilung davon wieder zu überlassen, wie dieſs vor der Verkäuflichkeit der Aemter der Fall gewesen war. Auf diese Art sollte der Monarch zum Herrn des Parlaments gemacht werden, indem der König von einer Erledigung zur andern bloſse Commissionen anordnen sollte, um Parlament zu halten, diese aber bei jeder Parlaments-Session, entweder fortdauren, oder aber zu Gunsten eben derselben, oder auch anderer Subjecte, nach seinem Gefallen verändert werden könnten.

Ein so vortheilhafter Vorschlag blendete den Regenten; der Herzog von la Force unterstützte die Idee gemeinschaftlich mit Dü Bois, der in dieser Sache nicht zu thätig scheinen, doch aber wirken wollte, deswegen aus Furcht vor einem Unfall sich hinter der Tapete hielt, und bloſs seine Abgeordneten ausschickte. Er selbst fand seine Rechnung bei dieser Loskaufung; weil er die Absicht hatte, sich unter dem Namen des Königs, wenn er volljährig seyn würde, zum unumschränkten Herrn der Staatsverwaltung zu machen. Allein er fühlte das ganze Wagstück dieses Uibergangs, und wollte sich der Gefahr nicht aussetzen.

Law, der alle Mittwoche Vormittags zu mir kam, hatte mich nicht das geringste von diesem Vorhaben merken lassen; ich habe Ursache zu glauben, daſs sie

sich

ſich vor meinem Examen fürchteten, und daß ſie meine Neigung, meinen Haß und mein Intereſſe, gefangen nehmen wollten, durch einen Vorſchlag, den mir der Regent, gleichſam unverſehens machen ſollte, um meinen Beifall zu gewinnen, und dieſen gleich zu einem Antrieb für die Ausführung zu benutzen. Ich glaubte deswegen immer der Regent ſey durch dieſen Kunſtgriff bewogen worden, mich über dieſe Sache zu Rath zu ziehen. Sie kannten mich als einen Mann, dem die Foderungen und Unternehmungen gegen die königliche Macht ungeduldig machten, und der aus Eifer für ſeine eigene Würde am lauteſten, und öffentlich gegen alle Uſurpationen, die ſich die Geſellſchaft des Parlements erlaubt hatte, und gegen alles, was kürzlich, ſo wie gegen das Ende der Regierung des verſtorbenen Königs, und ſeit ſeinem Tode, im Stillen vorgegangen war, erbittert ſey. Aus dieſem Geſichtspunct hatte auch der Regent, der ſogar gegen die rechtſchaffenſten Männer argwöhniſch war, alles betrachtet, was ich ihm gleich zu Anfang der Unternehmungen des Parlaments gegen ſeine Macht, geſagt hatte. Er erklärte ſich eben daraus auch dieß, daß ich ſeit dieſer Zeit völlig über dieſen Punct geſchwiegen, und nur aus Zwang dieſes Stillſchweigen unterbrochen hatte, als er mit mir über den, bald nachher in den Tuillerien gehaltenen Lit de justice geſprochen hatte.

Derſelbe Grund, nämlich, das angeborne Mißtrauen des Regenten, mußte ihn abhalten, mit mir über die Loskaufung des Parlaments zu reden, wenn er nicht anderswoher dazu angetrieben worden wäre.

Allein wenn ich wirklich der wer, vor welchem er, nach ſeiner Meinung, ſich am meiſten in Acht zu nehmen hatte; ſo mußten es die Theilnehmer dieſer Sache vielleicht für einen Hauptſtreich halten, wenn ſie den

den Regenten nöthigten, ſich darüber mit einem Manne zu berathſchlagen, den ſie für ſo ganz vorzüglich tuchtig hielten, ihre Abſichten zu unterſtützen, und der alles in ſich vereinigte, was ihnen einem ſchnellen und vollkommenen Erfolg verſprechen konnte.

Wie dem auch war; eine Stunde nach dem Mittageſſen, wo ich, wie gewöhnlich, mit dem Regenten allein arbeitete, lenkte er, ohne alle Veranlaſſung, das Geſpräch auf das Parlament, und fing an, mir zu erzählen und zu erklären, wie dieſe Geſellſchaft ihm beſtändig ſo viel Verdruß mache, wie ſie von dem königlichen Gerichtstag der Tuillerien öffentlich ſo wenig Notiz nehme, und wie wenig Vortheil er davon habe. Gleich darauf legte er mir das ihm angegebene Ausmittel vor, und zeigte mir zugleich einen wohl überdachten Aufſatz, dieſen Plan betreffend, von dem ich bis dahin nicht das mindeſte erfahren hatte.

Ich billigte die Klagen des Regenten über das Parlament, ſo wie ſeine Gründe, es in ſeine Pflichten zurückzuweiſen; und vergaß nicht, in Rückſicht auf die königliche Gewalt, die Urſachen anzuführen, warum ich für meine Perſon wünſchte, das Parlament gedemüthigt und in die gehörigen Schranken verſetzt zu ſehen, ſo wie auch die Vortheile, welche durch Ausführung dieſes Plans meiner Würde zufallen müßten. Allein ich ſetzte ſogleich hinzu: daß mir dieſer Vorſchlag, auf den erſten Blick, von der einen Seite unrecht, und von der andern gewagt ſcheine, und ein ſolcher Entſchluß eine reifliche Ueberlegung, und die Abwägung der großen und ſehr bedeutenden Folgen, die er haben könne, erfodere.

Er ließ mich nicht weiter reden, ſondern wollte (ungeachtet ſeines ſchlechten Geſichts) den Aufſatz

nach

nach einander fort, und ohne Unterbrechung zu Ende lesen. Nachher las er ihn zum zweiten mal, setzte aber während des Lesens ab, und besprach sich mit mir darüber.

Schon das erstemal als er den Aufsatz las, wurde ich in meiner Abneigung, die ich gleich anfangs gegen diesen Plan gehabt, und die ich nicht hatte verbergen können, bestärkt. Beim zweitenmal prüfte ich, und widerlegte den Regenten, der verwundert, mich abgeneigt zu sehen, hingerissen aber und entzückt über den Plan, mit meinem Widerstand nicht zufrieden war. Er äußerte mir sein Erstaunen, und gab sich alle Mühe, mir die Sache, durch die Vortheile, welche meinem Ansehn dadurch zufallen würden, einleuchtend zu machen: Er sagte mir, er müsse entweder das Parlament Herr seyn lassen, oder durch das einzige mögliche Mittel durchzugreifen suchen. Nachher sprach er über das Unangenehme der Verkäuflichkeit, über das allgemeine Glück, das diese Veränderung hervorbringen, und über die Freude, mit der es aufgenommen werden würde.

Da er so sehr dafür eingenommen, und eben im Begriff war, den Aufsatz wieder in die Tasche zu stekken, wurde mir bange, ihn in diese Gefahr verwickelt zu sehen, und ich sagte ihm, wenn wir gleich schon lange über diese Materie gesprochen hätten, so sey sie doch in jedem Fall zu wichtig, um nicht eine reifliche Uiberlegung darüber anzustellen. Ich hätte ihm zwar gesagt, wie ich es im ersten Augenblick beurtheile, allein ich würde noch allein über den Aufsatz nachdenken, und vielleicht meine Meinung ändern können; ich wünschte dieß recht ernstlich, theils um ihm zu gefallen, theils aus eigenem Interesse für meine Würde, und aus persönlicher großer Neigung, mich

dem Parlament zu rächen. Allein er möchte doch auch nicht vergessen, was ich ihm so oft bewiesen, was ich, wiewohl fast ohne Erfolg, bei Gelegenheit der Erziehungs-Veränderung des Königs, bei der Wiedereinsetzung der legitimirten Prinzen, in den Rang und die Anciennetät ihrer Pairschaft, so standhaft verfolgt hätte. Ich wiederholte ihm bei der gegenwärtigen Gelegenheit, daß mir meine Würde näher am Herzen liege, als mein Vermögen, daß aber beides, in Vergleichung mit dem Wohl des Staats, bei mir in keinen Betracht komme.

Hierauf bat ich ihn, mir den Aufsatz mitzugeben, um ihn mit Ruhe durchlesen zu können. Er bewilligte es unter der Bedingung, daß ihn niemand außer mir zu sehen bekomme, und daß ich ihn Uibermorgen wieder zurückbrächte. Ihn länger zu behalten, gab er durchaus nicht zu. Ich hielt Wort; ja ich that noch mehr; indem ich dem Regenten eine so kräftig entscheidende Antwort da über aufsetzte die ihn überzeugte, daß dieser Plan ein höchst gefährliches Hirngespinnst sey. Es war gar nicht weiter die Rede davon.

Die, welche ihm dazu gerathen hatten, fanden den Regenten so sehr gegen ihre Gründe gewaffnet, daß sie nichts mehr dagegen zu sagen wußten, und sich zum Schweigen bequemten, wiewohl nicht für immer.

Außer den Gründen gegen die Zurückkaufung der von der Krone verkauften Stellen, welche den Regenten überzeugten, hatte ich auch noch andere. Der erste ist: daß so falsch und ungereimt auch die Grundsätze des Parlaments sind, so schädlich der Mißbrauch auch war, den es davon, besonders bei

der

der Minderjährigkeit des verstorbenen Königs Ludwig des XIV. gemacht hatte, man doch nicht vergessen dürfe, welche wesentliche Dienste es zur Zeit der Ligue geleistet, um sich nicht eines gleichen Beistands, in ähnlichen möglichen Fällen, zu berauben. Auch sey es nicht gut, gegen Übertreibungen der königlichen Macht alle Einschränkungsmittel wegzunehmen, indem sie so oft durch Minister, Günstlinge, Maitressen, sogar durch geringere Diener, die ihrem eigenen Interesse das Wohl des Staats, und sogar das Interesse des Königs, der ihnen dazu sein Ansehen borge, aufopfern, auf eine tyranische Weise ausgeübt werde.

Mein zweiter Grund war die Nothwendigkeit, in einer Monarchie wie Frankreich, den Unternehmungen Roms, der Geistlichkeit, und eines gewöhnlich ungestümen Ordens, Schranken zu setzen, indem dieser einen schwachen, unwissenden, furchtsamen König von Seiten des Gewissens beherrschen könne, auch sogar ein König, der weder schwach noch furchtsam sey, schon allein durch die Macht eines zu zarten Gewissens, beherrscht werden könne.

Man lese nur die Geschichte aller Länder, und des Unsrigen, so wird man von der Richtigkeit dieser Gründe überzeugt werden; und diese beiden Betrachtungen, die ich in meinem Aufsatz nicht anführen konnte, schienen mir wichtiger als die, welche ich dem Regenten angegeben hatte.

Allein dieser Plan war dem Law und Dü Bois allzu lieb. Dem Letzteren, um sich die gegenwärtigen und zukünftigen Hindernisse aus dem Wege zu räumen und seine Macht zu versichern und zu erhalten; dem Law aber, um sich ein Gewicht zu geben, indem der ungeheure Überfluß der Bankpapiere, so sehr sie [illegible] den

damals im Gang waren, ihn doch ſchon zum Voraus nichts Gutes hoffen ließ.

Das nächſtfolgende Jahr verging unter Kämpfen zwiſchen der Regierung und dem Parlament. Dieſe Streitigkeiten gaben den Urhebern des aufgegebenen Plans Anlaß, die Sache wieder in Gang zu bringen; doch hat keiner von beiden je wieder mit mir darüber geſprochen. Nur ein oder zweimal waren Law einige Klagen darüber entſchlüpft, daß ein ſo ſchöner Plan mißlungen ſey.

Im Sommer war ich auf einige Tage nach La Ferté verreiſt; und meine Abweſenheit ließ ſie vielleicht hoffen, es durchſetzen zu können. Den andern Tag nach meiner Zurückkunft machte ich dem Regenten meine Aufwartung; ich fand ziemlich viel Geſellſchaft bei ihm. Er nahm mich auf die Seite, und ſagte mir: er hätte Morgen über wichtige Dinge mit mir zu reden. Ich drang in ihn mir zu ſagen worüber? Er war etwas verlegen und antwortete mir endlich: Da das Parlament ihn ſo weit treibe, ſo ſey er genöthigt, den Vorſchlag der Zurückkaufung der Stellen wieder vorzunehmen.

Ich bezeugte ihm mein Erſtaunen darüber, daß er dieſes verderbliche Auskunftsmittel wieder ergreifen wolle, das er doch mit völliger Ueberzeugung verworfen habe. Er beſtand darauf, brach kurz ab, und bestimmte mir eine Stunde.

Ich wurde krank, und hielt mich mehrere Tage eingeſchloſſen. Allein der Herzog von la Force drang auf Befehl des Regenten, in mein Zimmer ein, fand mich im Bett, und außer Stand, über etwas urtheilen zu können. Er ſagte mir: die Sache ſey dringend, und fragte: wann er ſich mit mir darüber beſprechen

könne. Ich gab ihm zur Antwort: daß ich dem Regenten schon seit länger als einem Jahre meine ganze Meinung darüber gesagt, und nichts mehr hinzuzusetzen hätte; übergab ihm meinen Aufsatz, den ich aufbewahrt hatte, und den man wahrscheinlich für so entscheidend hielt, daß la Force mir ihn einige Tage nachher wieder zurück gab, worauf gar nicht weiter davon die Rede war. Die Aufsätze über diese Angelegenheit sind in den Depots niedergelegt worden, und ich zweifle nicht, daß Männer, wie Law und Du Bois, sie eines Tags wieder an das Licht bringen werden.

chen was ich zu seiner Vertheidigung gesagt habe. „Ihr müßt Euch, wie auch der Seneschall sagt, gut und sauber kleiden; darum werden Euch eure Weiber noch mehr gut seyn, und Eure Leute noch mehr achten. Denn, sagt der Weise, man muß sich in Kleidung und Rüstung so halten, daß die gesetzten Männer dieser Zeit nicht sagen mögen, man thue dessen zu viel, noch die Jünglinge dieser Zeit sagen dürfen, man thue dessen zu wenig."

Es folgt nun eine Lehre, die er mir auf offener See gab, als wir von der Kreuzfahrt zurückkamen. Es begab sich, daß unser Schiff im Gesicht der Insel Cypern durch einen Wind aufgetrieben wurde, der Querbin heißt, und keiner von den vier Hauptwinden ist. Von dem Stoß, den unser Schiff erfuhr, wurden die Schiffer in Verzweiflung gesetzt, daß sie ihre Kleider zerrissen, und ihre Bärte ausrauften. Der König sprang aus dem Bette, ganz entkleidet, denn es war Nacht, blos mit einem Nachtrock angethan, und eilte sich vor dem Leichnam unsers Herrn niederzuwerfen, wie ein Mann, der blos den Tod erwartet. Tags darauf, nachdem das geschehen war, nahm mich der König ganz allein, und sagte zu mir: „Seneschal! jetzt hat uns Gott einen Theil seiner Macht gezeigt; denn eins von seinen kleinen Lüftchen, das man kaum zu nennen weiß, hätte schier den König von Frankreich, seine Kinder, und sein Weib, und sein Gefolg ersäuft. Der heilige Anselm nennt das Drohungen von Gott, als ob er sagen wolle: wohl hätt' ich euch tödten können, wenn ich gewollt hätte. Herr! sagt der Heilige, warum drohst du uns? In den Drohungen, die du uns thust, ist ja für dich kein Nutzen noch Frommen; denn hätteſt du uns alle verloren, so würdeſt du [illegible]m nicht ärmer, und hätteſt

du

Geheime Denkwürdigkeiten

über die

Regentſchaft

Philipps II. Herzogs von Orleans,

von

Ludwig, Herzog von St. Simon.

IV. Buch.

Inhalt des IV. Buchs.

1) Fortſetzung der Schilderung des ſpaniſchen Hofs; Einfluß der von den Spaniern gehaßten Königin. 2) Gewohnheiten und tägliche Gebräuche dieſes Hofs; ſeine Sitten. 3) Alberoni bekommt Stockprügel. 4) Deſſen Fall.

I.

Fortsetzung der Schilderung des spanischen Hofs; Einfluß der von den Spaniern gehaßten Königin.

Außer den besonderen Feindseligkeiten und Spaltungen, die der Ehrgeiz an den Höfen erregt, herrschte an dem Madrider Hof auch noch ein Nationalhaß. Die Königin hatte in allen Angelegenheiten, bei Ernennungen und Gnadenaustheilungen ein starkes Gewicht; und wenn sie auch gleich der Annahme ihrer Begünstigten nicht immer gewiß war, so konnte sie doch diejenigen ausschließen, welche ihr mißfielen. Ihr gewisser und unverletzlicher Credit war im Innern, so wie im Ausland, allgemein bekannt.

Sie war eine Italienerin, Alberoni ein Italiener; und beide regierten vereint, wie die verstorbene Königin mit der Prinzessin von Ursini. Sie hatten lauter Italiener an den Hof und in militairische Dienste gezogen.

Das Bedürfniß, die spanische Nation zu schonen, die Erkenntlichkeit, welche man ihrer, in den verzweifeltsten Unfällen bewiesenen Treue, ihrem ganz auszeichneten Beistand, durch den sie Philipp dem V zweimal die Krone erhielt, schuldig war, dauerte [illegible] bis zum Tode dieser Königin, welche von den Spaniern wegen ihres rechtschaffenen und liebenswürdigen Betragens geliebt und fast angebetet wurde.

Nach

Nach ihrem Tode, lebte der König ganz einsam in dem Hotel von Medina Celi mit der Prinzessin von Ursini. Er sah den ganzen Tag niemand, außer ihr, und hie und da eine von den 7 bis 8 von ihr hiezu, mit Ausschluß aller andern, gewählten Personen. Diese lösten sie ab, durften auch den König auf der Jagd und auf dem Spaziergange begleiten; denn auf sie konnte sie sich sicher verlassen. Die Gefahren waren vorüber; sie regierte allein, unumschränkt, öffentlich und ohne Einsprüche.

Der Titel Hoheit, welchen sie sich eben so wie dem Herzog von Vendôme beigelegt hatte, reizte die Wuth der Spanier aufs höchste, und ihr Haß gegen sie brach, ungeachtet ihrer ganzen Macht, von allen Seiten gegen sie aus. Die Rücksichten, die man zu nehmen gehabt hatte, hörten mit dem Kriege auf; die Prinzessin von Ursini wußte den König dahin zu bringen, daß er den verstorbenen König von Frankreich, den sie beleidigte, und der ihr Verderben wurde, nicht mehr fürchtete. Sie erwiederte den Haß der Spanier mit Hoß, der aber von ihrer Seite allmächtig war. Die zweite Vermählung des Königs von Spanien war ihr Werk, darüber war in Spanien so wie anderer Orten kein Zweifel. Sie war sogar froh darüber; allein die Folge war, daß diese zweite Vermählung den Spaniern mißfiel. Da sie aus andern Gründen dem Staat und dem Hause nicht sehr vortheilhaft war, so wurde sie es eben so wenig für die Person der neuen Königin. Sogar der, durch ihre Ankunft beschleunigte Fall der Prinzessin von Ursini konnte die Spanier nicht mit der Königin versöhnen. Noch viel weniger versöhnte sie sich mit den Spaniern; denn sie konnte es ihnen nie verzeihen, daß ihre Vermählung ihnen mißfiel.

Man hat gesehen, wie sie sich gleich bei ihrer Ankunft des Königs von Spanien bemächtigte, und wie dieß bald nachher auch dem Alberoni, durch sie, und mit ihr gelang. Zwischen Alberoni's Erscheinung, bis zu dem höchsten Grad seiner Macht, blieb den Spaniern gerade so viel Zeit, daß sie die Freiheit hatten, ihn für einen Erdschwamm, der durch eine, ihnen schon verhaßte, Hand zum Wachsthum getrieben worden sey, zu erklären. Als die Unterdrückung sie zu reden abhielt, waren ihre Empfindungen desto stärker.

Bei dem Fall der Prinzessin von Ursini wurden sie zwar laut; allein auch dieser Fall war das Werk der Königin, die dadurch nur noch mächtiger und unumschränkter wurde. Sie liebten sie daher eben so wenig als vorher, und dieß war auch so sehr ihr eigener Wille, daß sie einen so günstigen Umstand, wodurch sie sich die Spanier hätte näher bringen können, nicht einmal benutzen wollte.

Es ist unglaublich, wie weit dieser gegenseitige Widerwillen ging. Wenn sie mit dem König auf den Fischfang oder auf die Jagd ging, schrie das Volk und die Bürger in ihren Buden ohne Aufhören: Es lebe der König und die Savoyerin! und die Savoyerin! und aus vollem Halse wiederholten sie beständig: die Savoyerin. Dieses war die verstorbene Königin. Damit man sie nicht mißverstehen konnte, wurde nie: Es lebe die Königin! gerufen. Die Königin that, als ob ihr dieß gleichgültig sey; allein man sah wohl, daß sie äußerst aufgebracht darüber war, und sich nicht daran gewöhnen konnte. Sie gestand auch ganz frei, und hat mir mehrere male gesagt: Die Spanier lieben mich nicht; ich hasse sie aber auch sehr. Und dieß sagte sie in einem zornigen und gereizten Tone.

Es gab deswegen aber doch Personen, denen sie gewogen war; nur wenige: Unter diese gehörte Senor

Cruz,

Cruz, die Gräfin von Altamire, Montigo und noch einige wenige. Gegen Manche betrug sie sich auch gut, ja sogar vertraulich und freundlich wegen ihres Amts und Rangs; gegen den Herzog von Arco zum Beispiel, weil ihm der König gewogen war. Unter den damaligen Umständen behandelte sie auch die Franzosen, denen sie im Herzen nicht wohl wollte, dennoch gut. Sie liebte bloß die unter ihrer Protection stehenden, und gegen die Spanier cabalirenden Italiener. Auch die Flamänder schlossen sich an diese an, um der Königin zu gefallen, und aus eingewurzeltem Widerwillen ihrer Nation gegen die spanische. Alle dortigen Irländer, sowohl Offiziere, als andere Herren von Stande und Civilpersonen hingen wieder jenen an, obgleich der Herzog von Ormond, und der Marquis von Leve, in denen sich beide Nationen vereinigten, mit der Königin und den Spaniern gut standen.

Auch Spanier waren unter der Partei der Königin, doch nur sehr wenige; sie vereinigten sich mit der italienischen Cabale, eben so wie der noch ganz junge Montigo, wie Mirabal der Gouverneur von Castilien ꝛc., entweder um ihr Glück dadurch zu machen, oder weil sie noch dem österreichischen Hause anhingen. Die Spanier begegneten diesen Italienern, und nach ihnen den Flamändern mit Haß, Stolz, Verachtung, und dem höchsten Abscheu; sie duldeten die Irländer; und in Rücksicht auf die Franzosen hielten sie sich aus Achtung für den König, der die spanische Nation sehr liebte, zurück. Auch machte dieß noch einen Unterschied, daß viele Männer von den beiden ersten Nationen ihnen bei Aemtern, Glücks- und Ehrenstellen, oder andern bedeutenden Plätzen, im Wege standen, was bei den beiden übrigen nicht der Fall war, weil unter diesen keiner war, der sich mit ihnen gleich stellen konnte. Außerdem machten die

Franzoſen, welche dort wohnhaft waren, keine bedeutende Anzahl aus.

Taylus war der einzige, welcher ſein Glück ſuchte; er war mehr Soldat als Hofmann, und nicht verheirathet; hatte den Orden des goldenen Vließes, und die Abſicht, General-Lieutenant einer Provinz und Armee zu werden. Dieß gelang ihm wirklich; er ſtieg ſogar bis zur Grandezza, und zur Vice-Königſchaft von Peru. Allein dieß war nur ein einziger Mann.

Was den Herzog von Liria betrifft, ſo hatte dieſer ſich mit beiden Theilen zu vertragen gewußt; er galt für einen gebornen Spanier, weil ſeine Frau in Spanien ein Erbgut hatte. Die italieniſchen und flamändiſchen Edelleute hingegen hatten nichts als ihre Titel, Aemter und Stellen, ohne einen Daumen breit Landes; Liria aber beſaß nur in Spanien Landgüter, und konnte nirgends ſonſt ein Glück erwarten.

Die beiden Cabalen, die ſpaniſche innerhalb ihrer eigenen Pfähle, die fremde aber unter dem Panier der Königin verſammelt, machten übrigens kein Aufſehen, und zeigten ſich im Ausland gar nicht thätig. Allein im Innern lauerten ſie beſtändig auf einander. Ihr Haß, Neid und Eiferſucht verurſachte beſtändige Bewegungen. Die Königin konnte, bei ihrer Lebensweiſe, nicht immer von allem benachrichtigt werden; die unbedeutenderen Dinge entgingen ihr, weil die Staats-Secretairs, und die Mitglieder des Conſeils und der Junta's alle Spanier waren, und weil die vornehmen Spanier doch bei dem König Zutritt hatten, ſo ſehr ſich dieſer auch verſchloß. Denn dieſer Monarch achtete ſie, und gab ihnen nach ſeinem Herzen und nach ſeiner Neigung einen großen Vorzug vor jeder andern Nation, die franzöſiſche ausgenommen, gegen welche er ſich nur aus Rückſicht für die ſpaniſche

ſche zurückhaltend zeigte. Die Königin wußte dieß auch wohl, und that ihm hierin oft vielen Zwang an.

II.

Tägliche Gewohnheiten und Gebräuche dieſes Hofs; ſein Ceremoniel.

Dieſes leitet uns natürlich auf die Beſchreibung von der täglichen Lebensweiſe des Königs und der Königin, denn nichts giebt uns ſo viele Einſicht ins Große und Kleine der Staatsbegebenheiten, als die häusliche Einrichtung der Monarchen. Alle die, welche entweder als Günſtlinge, oder weil es ihre Geſchäfte mit ſich bringen, damit bekannt ſind, machen beſtändig dieſe Erfahrung, eben ſo wie die, welche mit ſolchen ſo vertraut ſind, daß ſie offenherzig mit ihnen darüber ſprechen. Ich habe während 20 Jahren, auf eine und die andere Art die Erfahrung gemacht, daß dieſe Einſicht der beſte Schlüſſel iſt zu allen andern, und daß gerade dieſe den Geſchichtsſchreibern immer, und den Verfaſſern der Memoiren oft fehlt. Ihre intereſſanteſten und lehrreichſten Werke würden es noch weit mehr ſeyn, wenn die Verfaſſer dieſen Punct weniger vernachläſſigt hätten. Wer den Nutzen davon nicht einſieht, hält dieß für Kleinigkeiten, die keiner Beſchreibung werth ſind; aber ich bin überzeugt, daß jeder Staats-Miniſter, jeder Günſtling, der als Diener oder Geſchäftsmann, mit der häuslichen Einrichtung ſeines Monarchen bekannt iſt, meiner Meinung ſeyn wird.

Als die Königin in Spanien ankam, ſuchte ſie den durch die Verbannung der Prinzeſſin von Urſini leer gewordenen Platz bei dem König wieder allein aus-

zufüllen. Der König, dem sein Temperament eine Gemahlin unentbehrlich machte, sein Gewissen aber nicht erlaubte, zu einer andern zu gehen, machte ihr dieß so leicht, als sie nur wünschen konnte. Allein da er gewohnt war, nur mit zwei, höchstens drei Personen zusammen zu seyn; so blieb der Königin keine große Wahl.

Bei diesem Mangel an Bekanntschaft, wählte sie Alberoni, als den einzigen Mann, welchen sie kannte, zur dritten Person bei ihr und dem Könige. Dieser theilte ihr Interesse für Parma, das einzige, das sie, wenigstens in der ersten Zeit nach ihrer Abreise von Parma, haben konnte. Er wurde also bald, bei dem König und der Königin, das, was die Prinzessin von Ursini bei der vorigen gewesen war, mit Unterschied des Geschlechts, wodurch das Lächerliche wegfiel, und er des Titels eines Premierministers fähig wurde.

Die Prinzessin von Ursini hatte sich bei diesem Regieren sehr gut befunden, wie alle die klugen Leute, welche die Könige auf eine oder die andere Art beherrschen, und die vortheilhaft für sich, aber so abscheulich für ihre Herren, und nachtheilig für ihre Unterthanen und die Regierung selbst zu benutzen wissen. Alberoni hatte daher weiter nichts nöthig, als auf dem alten Wege fortzuschreiten. Auch er benutzte den traurigen Hang zur Gefangenschaft, den der König nun einmal hatte, und der ihm durch die Prinzessin von Ursini beigebracht worden war. Denn diese hatte ihn nach und nach erst mit der Königin, und nachher, als der König Wittwer war, mit sich allein einzuschließen gewußt. Die neue Königin und Alberoni schlugen dieselbe Methode ein; sie hielten ihn eingeschlossen, und machten ihn unzugänglich.

Da aber Alberoni vertrieben wurde, versuchte die Königin, jetzt ein Opfer ihres eigenen Ehrgeizes, und

dieses

du uns alle gewonnen, so würdest du drum nicht reicher seyn. Also nicht zu deinem Nutzen ist die Drohung, die du uns gethan, sondern zu unserm Besten, wenn wir uns darnach zu richten wissen. Wir richten uns aber darnach, wenn wir, sobald wir merken, daß wir etwas in unsern Herzen und an unsern Leibern haben, was Gott mißfällt, solches schleunig von uns thun; alles aber, was ihm wohlgefällig seyn mag, schleunig an uns zu nehmen uns bestreben. Thun wir dieses, so wird unser Herr uns in diesem und jenem Leben mehr Gutes erweisen, als wir auszusprechen vermögen. Thun wir es aber nicht, so wird er es machen, wie der gute Herr gegen den bösen Knecht: denn will sich der böse Knecht nach dem Drohen nicht bessern, so züchtigt ihn der Herr entweder durch Tod, oder durch noch größeres Elend, das schlimmer ist, als der Tod." — Hierauf achte der jetzt lebende König; denn er ist eben so großer, oder noch größerer Gefahr entronnen als wir. Er bessere sich von seinen Uebelthaten, auf daß nicht Gott an ihm oder an seinen Geschäften im Zorn strafen möge.

Der heilige König bemühte sich aus aller Macht, durch sein Zureden mich zu bewegen, daß ich an das christliche Gesetz, das uns Gott gegeben hat, fest glauben möchte. Wir müßten, pflegt' er zu sagen, die Glaubensartikel so festiglich glauben, daß wir weder wegen Todesgefahr, noch wegen irgend eines Ungemachs, das unsern Leib treffen könnte, uns gelüsten ließen, in Worten oder Werken dagegen zu handeln. Auch, setzt' er hinzu, ist der böse Feind so schlau, daß, wenn die Leute sterben, er sich alle mögliche Mühe gibt, daß sie in Zweifel über irgend einen Glaubensartikel dahinscheiden mögen. Denn er sieht wohl, daß die guten Werke, die der Mensch thut, sich ihm nicht nehmen lassen,

dieſes ſtolzen Italieners, mehrere mal ihre Sklaverei zu erweitern; aber immer vergeblich. Die Gewohnheit war ſo eingewurzelt, daß ſie dem König gleichſam zur andern Natur geworden war, und die Königin mußte die Hoffnung aufgeben, ihre ſelbſtangelegten Ketten zu erleichtern.

Ihre Lebensart war folgende: Der König und die Königin wohnten in Einem Zimmer und ſchliefen in Einem Bett; weder Fieber, Krankheit, noch Wochenbett konnten ſie auch nur eine einzige Nacht trennen; die verſtorbene Königin war an Drüſengeſchwüren beinah verfault; dennoch ſchlief der König mit ihr in einem Bette, bis wenige Tage vor ihrem Tode.

Morgens gegen neun Uhr öfnete die Aſſafeta, von einem einzigen franzöſiſchen Diener begleitet, den Vorhang, und brachte ein Couvert nebſt einer Schale voll chaud'eau. Bei meiner Wiedergeneſung von den Blattern erklärte mir Huyghens, was dieß iſt, und ließ mir ſelbſt ein ſolches Getränk bereiten, das in einer Miſchung von etwas Fleiſchbrühe, Milch, mehr aber von Wein, einigen Eierdottern, Zucker, Zimmt und ein wenig Gewürznelken beſtand. Es hat eine weißlichte Farbe, und einen ſtarken, aber dabei doch angenehmen Geſchmack. Mein Lieblingsgericht wäre es nicht, wiewohl es nicht unangenehm ſchmeckt. Es iſt ein ſtärkendes Mittel, durch das die in der vergangenen Nacht verlornen Kräfte ſchnell wieder erſetzt werden, und der Körper für den Verluſt der folgenden vorbereitet wird. Während der König dieſes kurze Frühſtück einnahm, brachte die Aſſafeta der Königin eine kleine künſtliche Arbeit, zog den beiden Majeſtäten ihre Schlafröcke an, legte einen Theil, der auf den nächſten Stühlen liegenden Papiere auf das Bett, und entfernte ſich alsdann wieder mit dem Kammerdiener,

und

und dem gebrachten Frühstück. Alsdann hielten Ihre Majestäten ihre Morgenandacht.

Grimaldo, der wohl wußte, wann er kommen durfte, wartete doch noch erst in seiner Cavachuela im Pallast, bis er gerufen wurde. Alsdann ging er hinauf und trat zu Ihrer Majestät ins Zimmer. Zuweilen gaben sie ihm während des Hereingehens ein Zeichen, daß er noch warten solle. Wenn ihr Morgengebet zu Ende war, so riefen sie ihn; denn es war sonst niemand in dem kleinen Schlafzimmer.

Nun legte Grimaldo seine Papiere vor, zog ein Schreibzeug aus seiner Tasche, und arbeitete mit dem König und der Königin, die sich durch ihre weibliche Arbeit nicht abhalten ließ, ihre Meinung zu sagen. Dieses Geschäft dauerte nach Umständen, je nachdem viel dabei gesprochen wurde, kürzer oder länger. Alsdann entfernte er sich mit seinen Papieren, und ging durch das nächste leere Zimmer in das folgende, wo ein Bedienter wartete, der alsdann gleich durch das leere Zimmer ging, und es der Assaseta meldete. Diese reichte dem König sogleich einen Uiberrock und seine Pantoffel. Hierauf ging der König ganz allein durch das leere Zimmer in ein Cabinet, wo er sich durch drei französische Cammerdiener, und zwar immer durch die nämlichen, ankleiden ließ, wobei der Herzog von Arco oder der Marquis von Santa Cruz, öfters auch beide, die Aufwartung hatten, ohne daß je irgend ein Anderer bei seinem Ankleiden zugegen seyn durfte.

Wenn dieß bald zu Ende war, ging einer von den Cammerdienern und holte den Jesuiten, Pater d'Aubenton, aus dem Spiegel-Saal, welcher den König immer in diesem Cabinet zu besuchen pflegte. Die Cammerdiener entfernten sich alsdann, trugen auf einmal die Nachtkleider weg, und kamen auch nicht wieder. Wenn der König nach dem Weggehen der Diener

ner den beiden Cammerherren ein Zeichen gab, so entfernten sich auch diese; allein dieß geschah nur zuweilen. Sie blieben immer nahe bei der Thüre stehen, der König aber unterhielt sich gewöhnlich am Fenster mit dem Pater d'Aubenton.

Sobald der König ins Ankleidezimmer gegangen war, kleidete sich auch die Königin um; dabei war niemand als die Assafeta, welche ihr ihren Schlafrock gab. Dieß war der einzige Augenblick, wo sie mit der Königin, und diese mit ihr sprechen konnte; und dieser Augenblick dauerte höchstens, aber nicht immer, eine halbe Viertelstunde. Wenn sie sich länger verweilt hätten, würde es der König erfahren, und nach der Ursache gefragt haben.

Hierauf ging die Königin durch das leere Zimmer in ein großes schönes Cabinet, wo sie ihre Toilette machte. Bei dieser waren, die Camerera Major und zwei Damen aus dem Pallast, auch zwei Hofdamen, welche eine Woche um die andere mit einander abwechselten, und einige Cammerfrauen, zugegen. Zuweilen waren auch einige Damen aus dem Pallast oder einige Hofdamen dabei, die nicht gerade die Woche hatten; doch geschah dieß selten.

Wenn die Unterredung des Königs mit dem Pater d'Aubenton geendigt war, begab sich ersterer in Begleitung der beiden Herren, die während seines Gesprächs mit dem Pater d'Aubenton entweder innen oder außen an der Thüre des Cabinets gewartet hatten, zur Toilette der Königin. Die Infanten, nur von ihrem Hofmeister begleitet, kamen ebenfalls zur Toilette; und seit der Vermählung des Prinzen von Asturien, auch der Herzog von Popoli und die Herzogin von Montelione, zuweilen auch eine Pallastdame der Prinzessin. Dem Cardinal Borgia war ebenfalls der Zutritt gestattet, allein er benutzte es selten. Eben so

der Marquis von Villena; welchen es kränkte, nur bei dieſer Gelegenheit vorgelaſſen zu werden, und allen übrigen Vorrechten, die ihm ſein Amt gab, entſagen zu müſſen. Er erſchien faſt nie.

Der Gegenſtand der Unterhaltung war gewöhnlich die Jagd, die Reiſen und die ſchönen Kleider des Königs und der Infanten. Zuweilen hörte man, daß die Königin ihren Damen einen kleinen Verweis über ihre Nachläſſigkeit im Dienſt, über ihren Umgang, oder über verſäumte Andachtsübungen gab. Denn ſie wurden ſehr ſtreng von ihr gehalten, durften nicht in große Geſellſchaften gehen, und waren in der Wahl ihres Umgangs beſchränkt. Um gut bei ihr zu ſtehen, mußten ſie oft zu Fuße gehen, nicht lange in Wochen liegen, nicht oft krank ſeyn, vor allem aber, alle acht Tage ihre Andacht halten. Der Cardinal Borgia erheiterte oft die ganze Geſellſchaft durch luſtige Einfälle, die er theils ſelbſt hatte, theils veranlaßte.

Dieſe Toilette dauerte wohl 3 Viertelſtunden; wobei der König und alle Anweſenden ſtanden. Während man im Begriff war ſie zu endigen, machte der König die Thüre des Spiegelſalons auf, gab denen, die ſich daſelbſt in geringer Anzahl einfinden durften, ſeine Befehle, und ging darauf zur Königin zurück. Dieſes war die Stunde der beſondern Audienzen für die fremden Miniſter, Grandes und andere. Um eine ſolche Audienz zu haben, wendete man ſich an Laroche, der darüber die Befehle des Königs empfing, den Audienzſuchenden davon Nachricht gab, und einen nach dem andern, ohne ſelbſt dabei gegenwärtig zu bleiben, in den Spiegelſalon führte, wo die Audienz, wie geſagt, gewöhnlich ſtatt fand. Einmal in der Woche, des Montags, war öffentliche Audienz, was immer eine lobenswürdige Sache iſt, ſobald man den Mißbrauch derſelben vermeiden kann. Anſtatt die Thüre

nur

habenden immer im Geſichte behält. Sobald er ſieht, daß dieſer geendigt hat, tritt er wieder in das Audienzzimmer hinein, welches eben ſo alle übrigen Grandes thun. Ich habe nie eine öffentliche Audienz ohne geheime Audienz geſehen; oft fielen deren ſogar zwei oder drei während meiner kurzen Anweſenheit in Madrid vor. Die Grandes hatten mich erſucht, denſelben als Duque (Herzog) beizuwohnen, und da ich mit ihnen einen Rang hatte, ſo that ich es.

Wenn alles zu Ende iſt, wird der König auf dieſelbe Art wieder zurückbegleitet; und bei welchem Wetter, und unter welchen Umſtänden es auch immer ſeyn möge, ſo ſetzt er nie den Hut dabei auf. In der nämlichen Stunde pflegen auch die öffentlichen Audienzen der Ambaſſadeurs, die Einführungen der Grandes, die Präſentationen der wöchentlichen Urtheile des caſtiliſchen Raths u. ſ. w. ſtatt zu haben. Hierauf, ſo wie auf die kurze Audienz, welche der König dem Präſidenten des Raths zu ertheilen pflegt, ſind höchſtens anderthalb Stunden, und auf die öffentliche Audienz auch nur drei Viertelſtunden zu rechnen.

Dieſe Augenblicke mußten für die Königin um ſo koſtbarer ſeyn, da ihr eigentlich in der ganzen Woche nur dieſe kurze Zeit zu ihrem eigenen Gebrauch übrig blieb. Ja, auch dieſes iſt eigentlich nur von ihrem Aufenthalt in Madrid zu verſtehen; denn außerhalb Madrid, wo keine ſolche Audienzen ſtatt hatten, fiel auch dieſer Vortheil für ſie weg. Sie hatte alſo im Eskurial und zu Balſaim zu meiner Zeit in San Ildephonſo, nachher im Pardo und zu Aranjuez nur die Zeit für ſich, wo ſie aus dem Bette ſtieg und die Strümpfe anzog.

Wer nicht von ſehr hohem Stande iſt oder einen hohen Militairrang hat, kann bloß in die öffentlichen Audienzen gehen; hier werden Bittſchriften und der-

gleichen übergeben, die der König empfängt und auf den Tisch hinwirft, und die Laroche nachher in das Cabinet trägt, mit Ausnahme der Wenigen, die der König in die Tasche steckt oder in der Hand weg trägt. Dieß waren unsere ursprünglichen placets, die aber nun abgekommen sind, und die ich nur unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans gesehen habe.

Nach der Audienz, oder nachdem sich der König mit der Königin unterhalten hatte, gingen sie zusammen in die Messe: Alle 8 Tage communicirten sie gewöhnlich, entweder mit einander oder jedes allein, und dann hörten sie eine zweite Messe.

Wenn der König beichtete, so geschah dieß immer nach seinem Lever, ehe er zur Toilette der Königin ging. Auch der Gottesdienst in der Capelle wurde in der nämlichen Stunde gehalten. Die Königin ging durch den Corridor, der König aber mit seinem Hof ging durch die Zimmer in den Kirchstuhl, der Marquis von Santa Cruz und der Herzog von Arco besuchten weder den Betstuhl noch die Capelle. Zuweilen ging der Marquis von Villena in den Betstuhl, wenn kein Gottesdienst gehalten wurde, und er gern den König sprechen wollte.

Bald nach der Messe ging es zur Mittagstafel, wobei aber nur die, welche zur Toilette kommen durften, Zutritt hatten.

Das Mittagessen, so wie das Abendessen war immer bei der Königin. Der König und die Königin hatten ihre besondern Schüsseln. Er aß nur kleine Portionen und immer dieselben Gerichte; die Königin aber große, denn sie aß gern, und aß von allem. Die Mahlzeit bestand gewöhnlich in einer einfachen Suppe, in Kapaunen, gekochten und gebratenen Tauben, Nierenbraten, ohne Obst, Salat noch Käse; nur selten hatten sie Backwerk; nie Fastenspeisen, aber öfters frische, oder

auf verſchiedene Arten zubereitete Eyer. Der König und die Königin tranken nur Champagner. Nach geendigter Mahlzeit hielt der König und die Königin ihre Andacht mit einander.

Wenn etwas preſſantes vorfiel, wurde es von Grimaldo gemeldet. Ungefähr eine Stunde nach dem Eſſen, verließen ſie ihre Zimmer, ſtiegen durch die kleine Treppe in den Hof hinunter, ſetzten ſich in den Wagen und kamen nach einer kurzen Spatzierfahrt auf demſelben Wege wieder zurück. Herren, die etwas bekannter am Hofe waren, pflegten ſich immer bei dieſer Gelegenheit am Eingang zu halten, um ihre Majeſtäten an den Wagen zu begleiten: Die Königin hatte immer etwas höfliches zu ſagen.

Auch wenn die Königin beichtete, hatte ſie und ihr Beichtvater nicht Zeit, lange miteinander zu ſprechen; das dazu beſtimmte Cabinet war nämlich neben dem Zimmer des Königs, und ſobald dieſer die Beichte zu lange fand, öfnete er die Thür und rief die Königin.

War Grimaldo weg, ſo brachten ihre Majeſtäten die Zeit bis zum Abendeſſen mit Leſen geiſtlicher Schriften oder mit Beten zu. Die Speiſen bei dem Abendeſſen waren eben ſo wie des Mittags; bei beiden Mahlzeiten waren weit mehr Schüſſeln auf franzöſiſche, als auf ſpaniſche und ſelbſt als auf italieniſche Art zubereitet. Nach dem Eſſen ward geſchwatzt oder gebetet, alles unter vier Augen, worauf es zu Bett ging, und dieſelben Ceremonien, wie bei dem Lever, beobachtet wurden; doch fand dabei die Ausnahme ſtatt, daß weder der Prinz, noch die Prinzeſſin von Aſturien, noch die Infanten, noch der Cardinal Borgia, ſich dabei einfanden.

Ihre Majeſtäten hatten, um alles zu [illegible], in allen Schlöſſern nur eine Garderobe. Auch [illegible]

den Nachtſtühle waren immer einer neben dem andern zu ſehen.

Nie konnte man mit dem König ohne die Königin, nie mit ihr ohne ihren Gemahl ſprechen, und beide waren in dieſer Hinſicht außerordentlich eiferſüchtig auf einander. Dieſer Umſtand machte auch ihre erſte Cammerfrau für ſie ſo äußerſt wichtig, denn dieſe war es, die der Königin in dem Augenblicke des Strumpfanziehens alles überreichen konnte. Es iſt wahr, daß die Königin dabei äußerſt furchtſam war; indeſſen konnte ſie doch in dieſen Augenblicken Briefe empfangen und leſen, ja ſogar ſchreiben, freilich mit großer Haſt und Aengſtlichkeit.

Philipp der V. war von der Natur ſchlechterdings mit keinen großen Talenten, auch nicht mit Phantaſie begabt. Kalt, traurig, verſchloſſen, mäßig, bloß für das Vergnügen der Jagd eingenommen, gegen jedermann, wie gegen ſich ſelbſt, mißtrauiſch, die Einſamkeit aus Geſchmack und aus Gewohnheit liebend, intereſſirte er ſich ſelten für jemand anders, außer ſich. Sonſt hatte er ziemlich Mutterwitz, war gewandt und begriff ſo ziemlich, was ihm vorkam. Er ſchien hartnäckig, wenn es ihm einfiel, und beharrte alsdann ſehr oft auf ſeinem Sinn ohne Veränderung. Bei alle dem war er im Ganzen ſehr leicht und nach Belieben zu allem zu bringen, und überhaupt zu beherrſchen.

Auf ſeinen Feldzügen war er ziemlich gleichgültig über ſich. Er ließ ſich hinſtellen, wo man wollte, ſelbſt ins ärgſte Feuer, ohne dabei ſehr unruhig zu ſeyn. Indeſſen unterſuchte er doch, ob die Nebenſtehenden Beſorgniſſe zeigten, und ob er ſelbſt in Sicherheit oder in eigentlicher Gefahr ſey; ob aber ſein königlicher Ruhm dabei ins Spiel kommen konnte, fiel ihm gar ni[illegible] ein. Er ging gern in den Krieg, ohne doch eigentlich eine Leidenſchaft dafür zu haben. In jedem

Falle, er mochte zugegen oder abwesend seyn, pflegte er alles seinen Generalen zu überlassen, ohne selbst etwas zu verfügen.

Dennoch war er äußerst ehrsüchtig, und konnte schlechterdings keinen Widerspruch vertragen, auch glaube ich, daß er sich gern loben ließ; denn die Königin lobte ihn unaufhörlich, sogar über seine Figur, und fragte mich oft, ob ich ihn nicht sehr schön fände, und so weiter; mehr als ich darauf zu antworten im Stande war.

Seine Frömmigkeit war eigentlich bloß Gewohnheitssache, Bedenklichkeiten, Aengstlichkeiten, kleine Observanzen, ohne eigentliche Religion zu haben. Der Pabst war eine Gottheit für ihn, so lange sie nämlich nicht in Streit geriethen: Dazu kam endlich noch ein gewisser jesuitischer Anstrich, der sich bei ihm um so mehr über alles erstreckte, da er für diesen Orden äußerst eingenommen war.

Ob er sich gleich im Grunde sehr wohl befand; so war er doch unaufhörlich für seine Gesundheit besorgt. Ein ehrgeiziger Leibarzt hätte bei ihm ein Mann von großem Vermögen und Einfluß werden können; zum Glück war der Seinige zu ehrlich dazu; dessen Nachfolger war eine Creatur der Königin, die ihn im Zaum zu halten verstand.

Seine Langsamkeit im Sprechen, überhaupt seine Abneigung davor, kam nicht sowohl aus Trägheit, als aus Mißtrauen in seine Einsichten. Dieß ist die wahre Ursache seiner Zurückhaltung, und warum er so wenig Antheil an den Unterredungen nahm, die er der Königin beim Mailspiel und den Audienzen anzuknüpfen erlaubte. Uebrigens konnte niemand ein so scharfes Auge für die Fehler und Lächerlichkeiten anderer haben, oder in vertrauten Zirkeln besser und witzig erzählen, als er. Er wußte sich mit der größten Vollkom-

laſſen, und daß er ihn verloren hat, wenn er im wahren Glauben ſtirbt. Daher muß man ſich gegen ſeine Liſt dergeſtalt hüten und verwahren, daß man, wenn der Feind eine ſolche Verſuchung ſendet, man zu ihm ſage: geh' von hinnen! du ſollſt mich gewiß nicht dazu verleiten, daß ich nicht an alle Glaubensartikel feſtiglich glaube; ließeſt du mir auch jedes Glied ablöſen, ich will doch darauf leben und ſterben. Wer alſo thut, der ſchlägt den Feind mit eben den Spießen und Stangen, womit er ihn töden wollte. Der Glaube, ſagt' er ferner, ſey eine Sache, an der man feſtiglich hängen müſſe, wie wohl man nichts anders davon wiſſe, als durch Hörenſagen. Zugleich fragt' er mich, wie mein Vater heiße? Ich antwortete, Simon. Er fragte weiter, woher ich das wiſſe? Ich verſetzte: ich meyne deſſen gewiß zu ſeyn, und glaube es feſt, weil es mir meine Mutter geſagt habe. — „So müßt Ihr denn, fuhr er fort, auch alle Glaubensartikel feſtiglich glauben, welche die Apoſtel bezeugen, wie Ihr alle Sonntage im Credo ſingen höret.“ Ferner ſagt' er mir: Biſchoff Wilhelm von Paris habe ihm erzählt: ein groſſer Schriftgelehrter ſey zu ihm gekommen, und habe zu ihm geſagt, er wolle mit ihm ſprechen. „Redet nach Belieben,“ hab er ihm erwiedert. Und als der Schriftgelehrte reden wollen, hab' er zu weinen angefangen. Da habe der Biſchoff zu ihm geſagt: „Redet immer und werdet nicht muthlos; denn kein Menſch kann ſo viel ſündigen, daß Gott nicht noch mehr vergeben könne. — So ſag' ich denn, Herr, habe der Schriftgelehrte hinzugeſetzt, daß ich nicht anders kann, als weinen. Denn ich halte mich für einen Irrgläubiger, weil ichs nicht über mich erhalten kann, das Sakrament des Altars ſo zu glauben, wie es die heilige Kirche lehrt; auch weiß ich wohl, daß dieſes von den

Ver-

kommenheit auszudrücken, wiewohl es ihm sehr selten einfiel, sich die Mühe dazu zu nehmen.

Gegen das Ende meines Aufenthalts hatte ich ihn ein wenig leutseliger gemacht. In meinen Audienzen, die fast immer Gespräche wurden, redete er daher oft mit viel Verstand und Einsicht; in anderer Gegenwart aber, richtete er fast immer nur ein einziges Wort, oder eine kurze Frage, an mich. Im übrigen war er gut, sehr nachsichtig gegen seine Leute, sehr ungenirt in vertrauten und oft auch in großen Zirkeln, wenn er mit einem oder dem andern näher bekannt war. Seine Vorliebe für Frankreich ward jeden Augenblick sichtbar. Für den verstorbenen König äußerte er eine große Verehrung und Dankbarkeit; für seinen Oncle nicht weniger Zärtlichkeit, und für den Dauphin, seinen Bruder, eine solche Anhänglichkeit, daß er noch immer mit Thränen von ihm sprach. Besonderes Interesse an den übrigen Gliedern der Familie schien er nicht zu nehmen, so wie er auch von keiner, mit dem Hofe in Verbindung stehender Person, außer von der Düchesse von Beauvilliers, mit Freundschaft sprach.

Sehr schwer läßt sich übrigens begreifen, wie seine Bedenklichkeit über den Besitz der spanischen Krone, doch mit der Besorgniß sie zu verlieren, zusammen zu denken ist; eben so wenig, wie er im schlimmsten Falle sich mit der Hoffnung schmeicheln konnte, wieder die französische zu erhalten, auf die er doch so feierlich und mehrmals Verzicht gethan hatte. Seine Gewissensbisse kamen daher, daß er sich immer die Entsagungsacte der Königin in ihrem Ehecontrakte als gültig ins Gedächtniß zurückrief. Es war ihm unmöglich zu begreifen, wie Carl der II., der letzte König von Spanien, in seinem Testamente über eine Monarchie disponiren konnte, von welcher er bloß der Genußbesitzer

geweſen ſey. Dieß war der Hauptpunct, den der Pater d'Aubenton unaufhörlich zu bekämpfen hatte.

Der König hielt ſich für einen Uſurpator, und in dieſer Vorausſetzung wünſcht er unaufhörlich nach Frankreich zurückzukehren, und Spanien zu verlaſſen, um ſeinen Bedenklichkeiten ein Ende zu machen. Alles das lag freilich verwirrt in ſeinem Kopfe, aber vorhanden war es in der That; nur die Unmöglichkeit widerſetzte ſich ſeinen Plänen; nur dieſe Ideen waren es denn auch, die ihn hauptſächlich zur Niederlegung der Regierung (er hatte dieſelbe ſchon vor meiner Reiſe im Sinne gehabt,) beſtimmten. Freilich mußte er die Krone ſeinem Sohne überlaſſen, was eine Folge derſelben Uſurpation zu ſeyn ſchien, aber da er darüber nicht verfügen konnte, ſo that er wenigſtens, was von ihm abhing.

Eben deswegen war es ihm auch ſo unangenehm, als er ſie nach dem Tode ſeines Sohnes wieder übernehmen mußte, ob er gleich viel Langweile und Aerger ausgeſtanden hatte, weil man ihn nicht oft genug um Rath gefragt, und ſein Sohn nebſt ſeinen Miniſtern nicht immer ſeiner Meinung folgten. Die Königin wünſchte eben ſo ſehr Spanien, das ſie haßte, zu verlaſſen, und in Frankreich zu regieren, wenn ſich dort ein Unglück ereignet hätte. Dieß hat man bei ihr und Alberoni geſehen.

Die Königin war ſehr hart erzogen worden. Ihre Mutter hielt ſie in einem Winkel des Pallaſtes von Parma eingeſperrt, wo ſie kaum den Tag ſehen konnte. Auch ſeit ihre ſonderbare Vermählung beſchloſſen war, hatte ſie ſo wenig als möglich, und nur unter ihren Augen erſcheinen dürfen. Dieſe ſtrenge Behandlung hatte ihr Herz von der Mutter (einer Schweſter der Wittwe des Kaiſer Leopolds) abgewandt; zwiſchen Mutter und Tochter war nur ſo viel Berührung, als der

äußere

äußere Wohlstand nothwendig machte, und auch diese war oft mit Bitterkeit begleitet. Nicht so war es zwischen dem Herzog von Parma, dem Bruder und Nachfolger ihres Vaters, und dem zweiten Gemahl ihrer Mutter. Dieser hatte sie mit Freundschaft und Achtung behandelt, und die rauhe Gemüthsstimmung ihrer Mutter sanfter zu machen gesucht. Auch die Königin von Spanien hatte den Herzog von Parma immer zärtlich geliebt, und er galt viel bei ihr.

Diese Prinzessin hatte viel Geist und angeborne Grazie. In ihrer Handlungsweise und ihrem Betragen wußte sie ihren Verstand und Geist gut und zu rechter Zeit zu gebrauchen, so wie sie ihre natürliche Anmuth aufs vortheilhafteste zu benutzen verstand. Jeder, der sie genau gekannt hatte, wunderte sich, wie sie die ihr fehlende Menschen- und Weltkenntniß durch ihren Verstand zu ersetzen wußte. Denn bei ihrer eingeschränkten Erziehung und ihrem beständigen Alleinseyn mit dem König, hatte sie sich nicht eigentlich unterrichten können. Eben so war man erstaunt über ihren Scharfsinn, der sie alles schnell von der richtigen Seite ansehen und beurtheilen ließ.

Sie fühlte den Werth ihrer Geistesanlagen, aber ohne sich damit zu brüsten. Im Umgang war sie einfach und schlicht; dabei hatte sie eine angeborne Fröhlichkeit, die auch bei dem ewigen Zwang, in dem sie lebte, doch hervorleuchtete.

Sie war mit dem Vorsatz nach Spanien angekommen, die Prinzessin von Ursini zu verdrängen, und ihre Stelle bei dem Regierungswesen zu ersetzen; dieß gelang ihr auch vollkommen. Sie beherrschte den König und den Staat; keine Staatsangelegenheit konnte ihr verborgen bleiben. Der König arbeitete nur in ihrer Gegenwart; alles was ihm allein übergeben wur-

de, mußte sie lesen, und mit ihm besprechen. Sie war bei allen besonderen Audienzen gegenwärtig, er mochte sie Unterthanen oder auswärtigen Ministern geben; so daß ihr weder von Geschäftsangelegenheiten noch Gnadenbezeugungen etwas unbekannt bleiben konnte.

Da sie Tag und Nacht mit dem König allein war, so war es ihr leicht, ihn vollkommen kennen zu lernen. Sie wußte, wann es Zeit war, etwas bei ihm anzubringen und nach und nach einzuleiten. Sie wußte den Erfolg und den Anstoß, welchen diese oder jene Sache haben konnte, voraus, die Gründe und die Art sie vorzutragen, den Zeitpunct, wo sie für den Augenblick nachgeben, oder aber auf ihrem Willen beharren und ihn mit Gewalt durchsetzen mußte. Aller dieser Kunstgriffe mußte sich die Königin bedienen; besonders aber kam ihr das Temperament des Königs zu statten, das sie zuweilen benutzte. Ihre nächtlichen Weigerungen erregten jedesmal einen gewaltigen Sturm bei Hofe; der König tobte, drohte auf alle Weise und gerieth allemal außer sich: Allein die Königin blieb standhaft, weinte, und vertheidigte sich auch wohl zuweilen. Am andern Morgen war alles in Bewegung, und der ganze innere Hof in Verwirrung, ohne daß man die Ursache davon erfahren konnte. Die folgende Nacht wurde der Friede wieder hergestellt, und fast immer zum Vortheil der Königin, die dadurch ihre Absichten erreichte.

Ein Streit dieser Art ereignete sich während meines Aufenthalts in Madrid. Ich erfuhr es durch Bourk und durch Sartine, die es von der Assafeta gehört hatten, unter Umständen, die ich nicht vergessen [illegible], die ich aber nicht wieder erzählen werde. Sie suchten mich zum Antheil zu bewegen und versicherten mich,

daß

daß die Aſſaſeta ihnen dieſen Auftrag gegeben habe; allein ich fing an zu lachen und verſicherte ihnen, daß ich mich wohl hüten würde, dieſen Rath zu befolgen, oder nur meine Mitwiſſenſchaft von der ganzen Sache merken zu laſſen.

Man ſieht aus dem Erzählten, daß das Leben der Königin äußerſt unruhig war, ſo groß auch ihr Einfluß immer ſeyn mochte. Sie hatte ſo viel Kunſt, ſo viel Geſchmeidigkeit, ſo viel Feinheit, ſo viel Geduld dazu nöthig, daß ſie in der That alles, was ſie war, nur zu theuer zu erkaufen gezwungen war; allein bei ihrer Lebhaftigkeit, Thätigkeit und Entſchloſſenheit, bei ihrem Eigenſinn, ihrer Beſtimmtheit und Heftigkeit verfolgte ſie ihre Pläne ſo hartnäckig, daß ihr zu der Erreichung ihrer Zwecke nichts zu groß oder zu theuer ſchien. Vor allen Dingen unterließ ſie nichts; um ſich auf alle Art vor dem einſamen, traurigen und verlaſſenen Leben einer verwittweten Königin von Spanien zu ſchützen, und ſich gegen alle die Maaßregeln in Sicherheit zu ſetzen, die der Nachfolger ihres Gemahls, wenn er etwa nicht ihr Sohn wäre, gegen ſie nehmen könnte. Sie bekam verſchiedene Prinzen von dem König und ſuchte einen von dieſen, noch während des Lebens ihres Gemahls, zu einem unabhängigen Souverain zu machen, um bei ihm nach dem Tode des Königes ihren Wittwenſitz nehmen und gewiſſermaßen noch regieren zu können. Es kam alſo darauf an, ſich Creaturen zu machen und ihnen Aemter und Stellen zu geben, damit ſie ihr behülflich wären. Hier iſt die Urſache zu ſuchen, warum Alberoni durch ſeine ſchlauen oder hinterliſtigen Ideen, die er ihr mittheilte, ſ viel Einfluß auf ſie bekam, und warum es ſeinen N chfolgern, Riperda und Paccino, auf dieſelbe Art gelang.

In der Zwiſchenzeit zwiſchen der Adminiſtration des Cardinals Alberoni und des Herzogs Riperda, wo ich in Madrid war, und wo Grimaldo allein mit dem König arbeitete, war ſie gewiſſermaßen völlig iſolirt, weil Alberoni ſie gegen Grimaldo eingenommen hatte, und ſie gegen dieſen mißtrauiſch war. Zum Unglück war das Geheimniß bekannt geworden; denn Alberoni, außer ſich vor Wuth, hatte es verrathen. Zwar hoffte ſie, daß niemand den Aeußerungen eines abgeſetzten Miniſters, und eines Mannes von dieſem Charakter, glauben würde; dennoch war ſie in außerordentlicher Verlegenheit. So ſich ſelbſt überlaſſen, neigte ſie ſich daher nur deſto ſtärker zur italieniſchen Cabale hin, und gab den Italienern ſelbſt nur einen deſto größern Einfluß.

Sie bezeugte dem Prinzen und der Prinzeſſin von Aſturien außerordentliche Höflichkeit, ſie affectirte überhaupt für die Kinder der verſtorbenen Königin die größte Freundſchaft und Gefälligkeit; was aber nach meiner Zurückkunft hieher ſich ſehr geändert hat.

Ihre Abſicht, ihren Söhnen eine Souverainetät zu verſchaffen, die zu Alberonis Zeit bekannt, oder doch vermuthet wurde, war der beſtändige Punct, um den ſich nachher alle Angelegenheiten mit Spanien, ſo wie alles was darauf Bezug haben konnte, drehte. Nur durch den Zwang, in welchem ſie mit den ſpaniſchen und auswärtigen Miniſtern leben mußte, wurde dieſe vereitelt. Die Erſteren konnten nicht mit ihr reden, und die Andern nicht anders als in ihrer Gegenwart mit dem König arbeiten. So gut ſie indeſſen auch beobachtet hatte, ſo fehlte es ihr doch immer an hinlänglicher Einſicht d[illegible] zweckmäßigſten Mittel; [illegible]griffe vereitelten nur zu oft ihre Pläne, machten [illegible] beſten Rathſchläge unnütz, und veranlaßten von ihrer

Seite

Seite oft ganz entgegengesetzte Maaßregeln, die sie dann mit vieler Hartnäckigkeit vertheidigte.

Nichts ist auch wirklich für Spanien so nachtheilig gewesen, als dieses Bestreben der Königin, ihre Kinder zu Souverains zu machen. Jeder, der nicht gerade ihrer Meinung zu seyn schien, war ihr verdächtig; sie suchte ihn so unschädlich zu machen, als sie nur konnte, und verfolgte dieses System auch in Ansehung diplomatischer Verhältnisse und Vorfälle mit gleicher Aengstlichkeit. Wollte man ihr ja eine andere Meinung beibringen, so kostete es so viel Mühe und Zeit, daß die besten Gelegenheiten dadurch verloren gingen und alles verdorben ward.

Alles wäre gut gewesen, wenn man sie hätte allein sprechen können. Denn, da sie Geist genug besaß, so hätte man sie bald überzeugen oder ihre Ideen berichtigen können; allein dieses war unmöglich, wie man aus dem Vorigen gesehen hat, und so wurden selbst Maaßregeln vereitelt, die ihre großen Pläne hätten befördern können. Aus Furcht sich Ungnade zuzuziehen, wagten die spanischen Minister keinen Schritt, und die ausländischen hätten wüthend werden mögen, wenn sie alle ihre Eröfnungen so oft vereitelt sahen.

Was innere Angelegenheiten und Gnadenbezeugungen anlangt, so drang sie zwar damit nicht immer durch, im Ganzen glückte es ihr aber größtentheils; am meisten gelang es ihr, Leute von Stellen auszuschließen, und dieses Mittels bediente sie sich sehr oft, um ihren Creaturen den bestrittenen Platz denn doch noch zu verschaffen.

Nichts war der Verschlagenheit zu vergleichen, mit der sie dergleichen Dinge einzuleiten wußte, nichts der Feinheit an die Seite zu setzen, mit der sie den König

bei

bei seiner schwachen Seite zu fassen und ihn von seinen Neigungen abzubringen verstand. Weit entfernt, sie geradezu anzugreifen, wußte sie tausend Gelegenheiten, tausend kleine Umwege, tausend verborgene Springfedern dabei zu benutzen, und die Laune des Königs in jedem Augenblicke richtig zu beurtheilen. Unaufhörlich nur mit ihm beschäftigt, zwischen Schmeicheleien und Gefälligkeiten getheilt, ließ sie, weder Verdruß noch Langweile in ihrer Unterredung sichtbar werden. Was der König auch sagen, was er auch unternehmen mochte, er hatte immer recht; immer kam sie seinen Wünschen entgegen; nie verließ sie die Seite ihres Gemahls. Mehr als einmal sah ich sie auf der Promenade nur einige Schritte hinter ihm zurückbleiben, um irgend eine verstohlne Nachricht zu empfangen. Ein einziger Blick von dem Könige und sie flog in zwei Sprüngen wieder an seine Seite, um das vorige Gespräch fortzusetzen.

Das waren die Verhältnisse zwischen der Königin und ihrem Gemahl. Dieser Monarch war bekanntlich immer kränklich, und die Königin und Alberoni hielten ihn, auch in dieser Beziehung, in der größten Eingeschlossenheit. Der Duque von Escalona, dem man häufiger Marquis de Villena nennt, einer der achtungswürdigsten Männer im ganzen Lande, hatte als Major Domo des Pallastes das ganze Collegium der Leibärzte unter sich; in seiner Gegenwart mußten sie ihre Consultationen anstellen, und nur mit seiner Bewilligung und in seiner Gegenwart durfte dem König Arznei eingegeben werden. Villena wollte sein Amt verwalten; Alberoni ließ ihm aber zu erkennen geben: der König wünsche allein zu bleiben und man könne ihm keinen größern Dienst erzeigen, als wenn man ihn Ruhe lasse und das Nöthige in den Vorzimmern besorgen wolle.

Das

Das Bett des Königs ſtand im Hintergrunde eines ſehr tiefen und dunkeln Zimmers. Ohne auf die Fingerzeige Alberoni's zu achten, ſtellte ſich Villena noch denſelben Nachmittag zur Ausübung ſeiner Hofcharge pünctlich ein. Er klopft, ein Bedienter öfnet von innen und ſagt ihm mit vieler Verlegenheit: es ſey ihm verboten, irgend jemand einzulaſſen! Unverſchämter, erwiederte der Marquis, das iſt nicht möglich, und ſo ſchiebt er die Thür mit Gewalt zurück und tritt hinein. Der Thüre gegenüber, ganz im Hintergrunde des Zimmers, erblickt er jetzt die Königin, am Bette ihres Gemahls ſitzend, wo der Cardinal und ein kleiner Zirkel Vertrauter an ihrer Seite ſtand.

III.

Alberoni bekommt Stockprügel.

Der Marquis, welcher troz ſeines großen Ruhms, ſehr ſchlecht auf den Beinen war, näherte ſich mit langſamen Schritten, auf ſeinen kleinen Stock geſtüzt. So wie ihn die Königin und der Cardinal erblickten, ſahen ſie einander an. Der König befand ſich zu ſchlecht, um auf irgend etwas Achtung zu geben; überdem waren die Vorhänge nur auf der Seite geöfnet, wo die Königin ſaß. So wie demnach der Cardinal den Marquis kommen ſah, ſo winkte er einem der umſtehenden Bedienten äußerſt ungeduldig, ihn hinausgehen zu heißen. Da ſich aber der Marquis nicht daran kehrte, ſondern immer näher kam; ſo ſtand Alberoni endlich auf, ging ihm haſtig entgegen und ſagte ihm: daß der König allein ſeyn wolle, und ihn alſo bitten laſſe,

fort-

fortzugehn. Das ist nicht mehr, erwiederte der Marquis, ich habe Sie immer beobachtet, Sie haben sich keineswegs dem Bette genähert, der König hat Ihnen also nichts gesagt. Der Cardinal fuhr fort, hartnäckig das Gegentheil zu behaupten, und setzte endlich, da alles fruchtlos schien, den Marquis beim Arm, um ihn zurückzutreiben. Der Marquis ward hierauf selbst noch ungestümer, sagte ihm, daß es unverschämt sey, einen Mann von seinem Hofstaat zurückzuhalten. Der Cardinal benutzte seine Stärke, ihn weiter gegen die Thür zu treiben, behauptete indessen doch in seinen Reden noch immer eine gewisse Mäßigung, während der Marquis immer heftiger ward. In höchster Wuth stemmte sich dieser ihm entgegen, und sagte: daß er nur ein Schuft wäre, dem man moses lehren müsse. Während dieses Wortwechsels, während diesem Handgemenge, that der Marquis, der, wie gesagt, sehr schlecht auf den Beinen war, einen Fehltritt, fällt aber zum Glück rücklings auf einen leerstehenden Lehnstuhl hin. Außer sich vor Wuth über diesen Zufall, hebt er jetzt sein kleines Stöckchen auf, und haut damit aus allen Kräften unter beständigen: Schuft, Schurke, Unverschämter ꝛc. auf den gravitätischen Cardinal hinein, den er zu gleicher Zeit am Arme fest hält. Nur mit Mühe gelang es dem Cardinal, sich endlich loszureißen, und in den Hintergrund des Zimmers sich zu retten; während der Marquis unter beständigem Schreyen und Schimpfen, ihm immer fort mit seinem Stöckchen drohte, und die Königin mit ihrem ganzen Hofe schweigend und gravitätisch dem Vorfalle zusah.

Nach den glaubwürdigsten Zeugen, kann ich versichern, daß diese Erzählung in den kleinsten Details wahr ist. Der Cardinal, außer sich vor Wuth

dachte

Versuchungen des bösen Feindes herrührt. — Meister, habe der Bischoff erwiedert, sagt mir doch, wenn Euch der Böse eine solche Versuchung zusendet, ob sie Euch gefällt? — Herr, habe der Schriftgelehrte versetzt, sie ist mir so lästig, als sie mir nur seyn kann. — So frag ich Euch denn weiter, habe der Bischoff hinzugefügt, ob Ihr weder Gold noch Silber nehmen möchtet, um etwas über Euren Mund gehen zu lassen, das da wäre wider das Sakrament des Altars, oder gegen die andern hochheiligen Sakramente? — Ja, Herr! habe der Schriftgelehrte versichert; Ihr müßt wissen, das nichts auf der Welt ist, das ich dafür nehmen möchte; lieber wollt' ich, man risse mir alle Glieder vom Leibe, als daß ich so etwas über meinen Mund kommen ließe. — Nun, habe der Bischoff hinzugesetzt, will ich Euch etwas anders sagen. Ihr wißt, daß der König von Frankreich Krieg führt mit dem König von England; Ihr wißt auch, das Schloß, welches am meisten auf der Gränze zwischen beyden liegt, ist la Rochelle in Poitou. Nun frag ich Euch: wenn Euch der König la Rochelle anvertraut hätte, das auf der Gränze liegt, mir aber hätt' er Montlehery anvertraut, das im Herzen von Frankreich, in einem friedlichen Lande liegt, wem von uns würde der König nach dem Ende des Kriegs am meisten zu danken haben, Euch, wenn Ihr ihm la Rochelle unversehrt erhalten hättet, oder mir, der ich Ihm das Schloß Montlehery unversehrt erhalten hätte? — Bey Gott! habe der Schriftgelehrte geantwortet, mir, der ich la Rochelle erhalten haben würde. — Meister, habe darauf der Bischoff versetzt, ich sag' Euch, mein Herz gleicht dem Schlosse Montlehery; mich beunruhigt keine Versuchung und kein Zweifel wegen des Sakraments des Altars. Ich versichre Euch also, gefällt es Gott von mir einmahl, wenn

ich

dachte es nichts als ſich in Sicherheit zu ſetzen, ſo daß ein ziemlicher Raum zwiſchen ihm und dem Marquis blieb. Dieſer letztere ſchrie ihm von weitem zu, daß ohne den Reſpect vor dem König und der Königin, er ihn nach Verdienſt behandeln, und zur Thür hinaus werfen würde. Mit dieſen Worten aber verließ er ſelbſt das Zimmer und fuhr nach ſeinem Pallaſte zurück.

Keine Viertelſtunde, ſo erhielt er den Befehl, ſich 30 Leguas von Madrid auf eines ſeiner Güter zu begeben, hatte aber die Genugthuung, noch dieſen ganzen Nachmittag, eine Menge Büſten von den erſten und größten Familien der Hauptſtadt zu erhalten, indem der Vorfall allerdings allgemeines Aufſehn erregte. Er reiſte ab; erhielt aber 5 bis 6 Monat nachher die Erlaubniß zurückzukommen, ohne daß von ſeiner Seite der mindeſte Schritt deswegen geſchehen war. Beinah unglaublich, aber dennoch gewiß iſt es, daß der König weder von dem Vorfall, noch von der Verbannung, noch von der Zurückkunft des Marquis eher etwas erfuhr, als bis Alberoni völlig vom Hofe entfernt war. Aber auch ehe dieſe Kataſtrophe eintrat, blieb ſich der Marquis in ſeinem Betragen völlig gleich, und wollte den Cardinal weder ſehen, noch von ihm reden hören. Dieſer hingegen vergaß, trotz ſeiner hohen Poſtens, und jener großen Beleidigung nichts, um ſich mit dem Marquis auszuſöhnen, erlangte aber damit bloß neue Beleidigung und einen Zuwachs der öffentlichen Verachtung.

IV.

Sein Fall.

Man erinnert ſich aus Tera's Nachrichten, wie vieler deſpotiſcher Handlungen, wie vieler Schänd-

lichkeiten, sich Alberoni schuldig gemacht hatte. Ganz Europa, das unter seinen Verbrechen duldete, verabscheute den unumschränkten Beherrscher von Spanien, der sich bloß durch seinen Ehrgeiz, durch seine verkehrten Pläne, oft auch bloß durch seine Tollheit und seine Launen leiten ließ, seine politischen Projecte unaufhörlich nach seinem wechselnden Interesse veränderte, der den König und die Königin gleichsam in seinen Fesseln hielt, ganz Spanien zittern machte, und alles Größere gegen ihn anstrebende, zu vernichten bemüht war. Gewohnt, alles vor sich niederzustürzen, und voll von der geheimen Verachtung, die ihm die blinde Ergebung des Königs und der Königin nur zu natürlich einflößen mußte, hatte er allmählich alle Mächte von Europa zu beschäftigen gewußt. Er hatte nichts geringeres im Sinne, als eine nach der andern zu betrügen, sich allmählich einen bestimmten Einfluß auf sie zu verschaffen, und ihre Kräfte zu Ausführung seiner Pläne zu benutzen. Da aber diese listigen Anschläge dennoch mißlangen, so führte er dessen ungeachtet, ganz allein und ohne Alliirte, seine großen Staats-Entwürfe aus. Diese bestanden in nichts geringerem, als, dem Kaiser alles zu nehmen, was er von vorigen spanischen Besitzungen in Italien durch den Frieden von Utrecht, noch behalten hatte. Weiter sollte der Pabst unterjocht, und dem König von Sicilien diese, ehmals unter spanischer Hoheit gestandene Insel, abgenommen werden. Eben so sollte der Kaiser die Allianz von Frankreich und England nicht benutzen können, indem er beide Mächte durch bürgerliche Unruhen beschäftigen wollte. So glaubte er diese allgemeine Verwirrung benutzen zu können, um unter dem Vorwande von Kriegsgeldern, die ungeheuren Summen nach Italien zu befördern, die er in Spanien auf tausend verschiedenen Wegen zusammen-

gerafft

gerafft hatte. Vielleicht war dieser letzte Zweck beinahe die Hauptursache seiner ungeheuren Entwürfe, zumal da er als Cardinal, Italien auf jeden Fall als ein sicheres Asyl ansah.

Die Tollheit jenes großen politischen Planes, war anfangs nicht in ihrem ganzen Umfang bemerkbar. Nur allmählich zeigte sie sich, zum großen Erstaunen von Europa, da man ihn mit der größten Hartnäckigkeit einen Vorsatz befolgen sah, zu dessen Ausführung er nur die schwachen Kräfte von Spanien gegen vier mächtige Feinde, Oesterreich, Frankreich, England und Holland, benutzen konnte. Was seine Tollheit am meisten bewies, war die Hartnäckigkeit, mit der er den Krieg fortsetzte, selbst nachdem die Verschwörung von Cellamare entdeckt, und jede Möglichkeit eines andern Versuchs vereitelt worden war; auch die Umstände im Norden sich gänzlich verändert hatten, und für Alberoni keine Hoffnung übrig blieb, diese beiden Mächte hinlänglich in ihren Reichen selbst zu beschäftigen. Dieser politische Wahnsinn erscheint noch größer, wenn man bedenkt, daß Spanien durch die ungeheuren Zurüstungen zu diesem Kriege vollends erschöpft und außer Stand gesetzt worden war, sich gegen die verbündeten Mächte zu vertheidigen, durch deren Hülfe der Kaiser Neapel und Sicilien und einen Theil der Lombardei wegnahm.

So sehr indessen Alberoni in Spanien, England und Italien verabscheut, so sehr er von dem Kaiser als seinem unversöhnlichen Feinde gehaßt war; so schien er doch völlig ruhig dabei zu seyn. Gleichwohl war es unmöglich, daß dem König und der Königin die Niederlage ihrer Truppen, ihrer Flotte in Sicilien, die nahe Gefahr Neapels, und die Unmöglichkeit, bei einer so geschwächten Macht, so vielen verbündeten

Feinden zu widerstehen, verborgen blieb. Dazu kam noch, daß der Herzog Regent und Dü Bois, welche Alberoni als ihren persönlichen Feind betrachteten, unaufhörlich mit seinem Sturze beschäftigt waren. Der gegenwärtige Augenblick schien ihnen günstig dazu zu seyn, und sie benutzten ihn.

Auf welche Art sie dieses bewirkten, ist ein Geheimniß für mich geblieben. Der Herzog von Orleans starb zu bald nach Dü Bois, als daß ich mich nach diesen und andern Staatsbegebenheiten hätte erkundigen können. Ich hatte dieses, nachdem er mich wieder mit seinem Zutrauen zu beehren anfing, zu fragen immer aufgeschoben, und so verlor ich ihn, ehe ich Gelegenheit dazu fand.

Alles was ich im Vorbeigehen von dem Regenten, nachher aber in Spanien erfuhr, beruht auf folgenden Details. Alberoni zitterte vor dem geringsten Parmesaner, der nach Madrid hätte kommen können, und benutzte seinen ganzen Einfluß auf den Herzog, um ihm den Weg dahin zu versperren. Dieses geschah besonders wegen der alten Amme der Königin, die er außerordentlich fürchtete, und auf alle nur mögliche Art entfernt zu halten suchte. Diese Amme war ein gemeines parmesanisches Bauernweib, Namens Laura Piscatori. Die Königin, welche sehr an ihr hing, hatte sie zu ihrer ersten Cammerfrau (Camarera) gemacht, was in Spanien eine viel wichtigere Stelle, als in Frankreich ist. Laura hatte ihren Tölpel von Mann mitgebracht, der freilich so gut als nicht da war, sie selbst aber hatte Geist, Verschlagenheit und Ehrgeiz genug, so wenig man es bei ihren bäurischen Sitten, die sie vielleicht aus List beibehielt, hätte vermuthen sollen. Sie fürchtete den Einfluß Alberoni's auf die Königin; denn sie wollte dieselbe ganz allein be-

beherrſchen. Weit mehr empfindlich gegen ſeine geheimen Maaßregeln, ſie vom Hofe zu entfernen, als dankbar gegen ſeine gewöhnliches Gefälligkeiten, betrachtete ſie ihn wie einen gefährlichen Feind, gegen den ſie ſich immer waffnen müßte. Bei dieſer Lage der Sachen, koſtete es nur wenig Mühe, dieſes Weſen theils durch Geld, theils durch Intrigue, von Seiten des Herzogs Regenten und des Cardinals Dû Bois zu gewinnen. Es war ſehr leicht, durch ſie Alberoni bei der Königin und durch dieſe, bei dem König, als einen Miniſter vorzuſtellen, welcher Spanien ruinirt habe, und das einzige Hinderniß des Friedens ſey, indem er das Intereſſe ihrer Majeſtäten, die er mit allen Mächten Europens entzweit, ſeinen perſönlichen Abſichten aufopfern wolle.

Laura erreichte ihre Abſicht vollkommen. In dem Augenblick, wo ſich Alberoni deſſen am wenigſten verſah, erhielt er ein Billet vom König, worin ihm befohlen ward, ohne noch einmal ihre Majeſtäten zu ſehen, oder an dieſelben zu ſchreiben, in 48 Stunden von Madrid abzureiſen, und Spanien völlig zu verlaſſen. Zugleich wurde ein Garde-Offizier abgeſendet, der ihn bis an die Gränze begleiten ſollte.

Wie der Cardinal dieſen niederſchlagenden Befehl empfing, was er that, was überhaupt aus ihm wurde, iſt mir unbekannt geblieben; ich weiß bloß, daß er ſogleich gehorchte, daß er die Reiſe durch Arragonien machte, und daß man ihn, unklug und nachläſſig genug, an Papieren und Koſtbarkeiten alles, was ihm beliebte, mitnehmen ließ. Erſt einige Tage darauf, meldete man dem König, daß das Original des Teſtamentes von Carl dem II. nicht mehr vorhanden ſey. Da man ſogleich vermuthete, daß Alberoni dieſes koſtbare Dokument entwendet habe, um

ſich durch Aufopferung deſſelben die Gunſt des Kaiſers zu verſchaffen, ſo holte man ihn ein und foderte es ihm ab. Es koſtete ihr viel Mühe, und man mußte die größten Drohungen anwenden, ehe er ſich zur Zurückgabe dieſes, und einiger anderer Dokumente entſchloß, wobei er in lautes Geſchrei ausbrach.

Das Schrecken, das dieſer furchtbare Mann ſo lange verbreitet hatte, war ſo groß, daß bis zu dieſem Augenblick niemand ſeine Freude zu äußern wagte, ob man ihn gleich abreiſen ſah. Da man ſich aber durch dieſen Vorfall von ſeiner völligen Ungnade, und von der Unmöglichkeit ſeiner Zurückkunft überzeugt hatte; ſo brach die öffentliche Freude in lauten Jubel aus. Von allen Seiten wurden nun dem König und der Königin eine Menge Dinge angezeigt, die jedermann, nur nicht ihnen, bekannt geworden waren, eine Menge Bedrückungen, Schändlichkeiten ſogar, die am beſten mit Stillſchweigen zu übergehen ſind.

Anmerkungen

zum 28ſten Bande.

Ueber das Syſtem des Law.

Law, der ſich ins Palais Royal zurückgezogen hatte, glaubte daſelbſt nicht mehr ſicher genug zu ſeyn zu dürfen. Er wohnte im Appartement des Hrn Roche, des erſten Kammerdieners vom Herzog von Orleans, und hier machte er neue Actien der Compagnie, die nur in Billets von 100 Livres und von 10 Livres bezahlt werden konnten, und die auch noch ſchnell abgingen. Sie erhielten einigen Beifall durch die allgemein verbreitete Speculationsſucht, obgleich es notoriſch war, daß die Sachen der Compagnie ſehr gefährlich ſtunden.

Da die Bank kein Geld herausgab, ſo war es nicht möglich, denjenigen kleine Billets zu verweigern, welche große zurückbrachten. Man hatte ſie ſehr ſparſam und gab ſie ungern, weil dieſe kleinen Billets ſich unter die Handwerksleute und die Armen verbreiteten, die weit mehr als die Reichen im Stande waren, gefährliche Bewegungen zu verurſachen, da dieſe Art Leute gewöhnlich nichts zu verlieren haben.

Law hatte die Bankrechnung aufgebracht, und ſie war durch einen Schluß vom 13. Januius auf den Fuß von 600 Millionen geſetzt. Zu gleicher Zeit war verordnet worden, daß die Aufzahlung der Wechſel nicht anders als auf dieſe Weiſe geſchehen ſollte. Man machte zu dieſem Zweck bei der Compagnie Bücher, in die man unter eines jeden Artikel die Summen eintrug, die er in Bankozettrin eingebracht hatte, und wenn er Wechſel zu bezahlen hatte, zog man die Summen von ſeiner Rechnung ab, und ſchrieb ſie auf die Rechnung desjenigen, der den Wechſel bezahlt bekommen ſollte, für den man eine neue Rechnung eröfnete, wenn ſich noch keine in den Büchern fand.

Crozat, der den Beinamen des Armen führt, weil er nicht 15 oder 20 Millionen wie ſein Bruder beſitzt, wurde zum Director dieſer Bankrechnung ernannt.

Das Publikum brachte beträchtliche Summen ein, und dadurch wurden Bankozettel eingezogen; indessen hatte die Bankrechnung keinen Beifall mehr, und Law sah wohl, daß er sie nicht behaupten konnte; er wollte ihr eine andere Wendung geben, und ließ zu dem Ende am 15. Sept. einen Schluß fassen, nach welchem alle Bank-Papiere auf das Viertheil ihres Werthes herabgesetzt, und es freigestellt wurde, die auf Bankrechnung eingebrachten Summen wieder zurückzunehmen, wenn man zur Zahlung Actien auf den Fuß von 2000 Liv. nehmen wollte, die auch in demselben Werth in der Bankrechnung angenommen wurden.

Man glaubte, wenn man auf diese Weise die Bankrechnung realisirte, die durch einen Schluß vom 22. October auf 100 Millionen regulirt wurde, so würde sie mehr Beifall erhalten, aber es geschah nicht.

Law, der immer darauf dachte, sein so ganz wankendes System wieder aufzurichten, wollte, daß durch förmliche Schlüsse der Umlauf aller goldenen Münze im Königreich gänzlich verboten würde; aber er konnte es nicht dahin bringen. Er hatte auch den Plan gehabt, von der Compagnie die ganze Ernte des Königreichs kaufen zu lassen; aber er fand immer an dem Directeur einen Gegenmann, den er nicht bewegen konnte.

Während alle diese Dinge gemacht wurden, wohnte Law bald in seiner Wohnung, bald im Palais-Royal, wo er, wenn er auf sieben oder acht Tage daselbst bleiben wollte, im Appartement des Hrn. Necé wohnte, welcher abwesend war; und man kann vermuthen, daß ihn theils die Furcht, die er vor dem Publikum hatte, theils die Besorgniß, bei dem Regenten in Mißcredit gebracht zu werden, dazu bestimmte; und vielleicht konnte ihn dieser der Wuth des Volkes oder der Rache des Parlaments überlassen, welches ihn, nach dem Fall der Bankozettel, hängen lassen und ihm binnen Zeit von vier Stunden den Proceß machen wollte, wovon er noch bald genug Nachricht bekam, um dem Ungewitter zu entfliehen.

Er war fruchtbar an neuen Projecten, und das letzte, das er vorlegte, war, daß man im Königreiche zwei Arten von Münze einführen sollte, die eine Art sollte Bankmünze heißen, und 60 Liv. die Mark gelten, die andere, welche Courantmünze heißen sollte, sollte die wirkliche Münze seyn, und

ich es fest und in Ruhe glaube, so wird es ihm von Euch viermahl wohlgefallen, weil Ihr ihm Euer Herz in der Fehde der Anfechtung unversehrt erhaltet, und ihm so zugethan seyd, daß Ihr um keines irdischen Gutes, noch um irgend eines körperlichen Leidens willen, Ihn verläugnen möget. Ich sag' Euch daher: seyd ganz ruhig; denn in diesem Stücke gefällt Euer Zustand dem Herrn besser als der meinige." Als das der Schriftgelehrte gehört, sey er vor dem Bischoff niedergekniet und höchlich zufrieden gewesen.

Weiter erzählte mir der heilige König: zu dem Grafen von Montfort, als damahligen königlichen Statthalter, seyen verschiedene Albigenser gekommen, und haben ihn aufgefodert, den Leib unsers Herrn zu sehen, der unter den Händen des Priesters Fleisch und Blut geworden sey. Allein der Graf habe ihnen zur Antwort gegeben: „geht ihr hin, es zu sehen, ihr, die ihr es nicht glaubt; ich glaub' es fest, wie es uns die heilige Kirche beym Sakrament des Altars lehrt. Auch, setzte der Graf hinzu, müßt ihr wissen, daß es Gewinn für mich ist, daß ich es in diesem sterblichen Leben glaube, wie die heilige Kirche uns da über belehrt; ich werde dafür im Himmel eine Krone mehr bekommen, als die Engel, die's da sehen von Angesicht zu Angesicht; daher sie's denn wohl glauben müssen."

Im Kloster zu Cluany erzählt' Er mir ferner, entstand einstmahl ein groser Streit zwischen Pfaffen und Juden. Dabey befand sich ein Ritter, dem der Abt um Gottes willen zu essen gab; dieser bat den Abt, ihn das erste Wort sagen zu lassen, welches ihm auch, wiewohl nicht ohne Schwierigkeit zugestanden ward. Nachdem er es erhalten hatte, stand er auf, stützte sich auf seinen Stab, und befahl, man

und 74 Liv. die Mark gelten; und man ſollte verordnen, daß alle Einkünfte des Königs und alle Abgaben in Bankmünze bezahlt würden.

Er wollte ſich zu dem Ende der Bankrechnung bedienen, die er auf 100 Millionen reguliret hatte, und in welcher er die Compagnie, mittelſt der Actien, die ſie hinein gegeben, 60 Millionen hatte nehmen laſſen, und der Uiberſchuß dem Publikum gehörte; es gab Perſonen und zwar ſolche, die von Law begünſtigt und im Stande waren, ſeinen Plan zu unterſtützen, welche Certificate von Summen, die ſie in die Bankrechnung gegeben haben ſollten, beſaßen, welche ſich auf zwei Millionen beliefen, und dieſe Certificate waren in Bücher als Schuld für ſie eingetragen. Er ließ es anſtehen, andern dergleichen welche auszuſtellen, und ſchlug vor, daß ſie nur der Compagnie ſollten gegeben werden können, die ihre Certificate an diejenigen, welche ſie acquiriren wollten, verkaufen ſolle, für Zahlung in Ludwigsthalern zu 40 Sous. Zu gleicher Zeit ſchlug er vor, um dieſe Bankrechnung geltend zu machen, und das Publikum zu Kaufung dieſer Certificate zu ermuntern, daß ſie um fünf Pc. geringer gegeben werden ſollten, als ſie in Zahlung der Steuern und Abgaben angenommen werden würden.

Er ſetzte noch hinzu, daß man in der Folge, wenn das Commerz ſich zu heben anfange, nach und nach die den Kaufleuten gehörigen Certificate und Bankrechnungen poſitiren laſſen könnte. Wenn der König größere Auflagen, als die gegenwärtigen, nöthig haben würde, ſo habe man nichts zu thun, als die Bankmünze herabzuſetzen, um eine neue Auflage zu erſparen."

Es läßt ſich hieraus zweierlei abnehmen. Erſtens, da mittelſt der Steuern und Auflagen immer Certificate an die Compagnie zurückkommen werden, ſo wird ſie immer im Stande ſeyn, davon an die Privatleute zu verkaufen und die, welche eine Bankrechnung eingegangen, werden dergleichen nur durch beſondere Vergünſtigung erhalten können.

Zweitens, dieſe Operation vermehrt die Einkünfte des Königs um ein Fünftheil, weil man einen Ludwigsthaler, der im Commerz zu 50 S. ausgegeben wird, dem Könige nur zu 40 S. zurückgeben kann, und dadurch werden gewiſſe Ausgaben des Königs, als Verſetzungen, Gagen und dergleichen

chen um ein Fünftheil vermindert, will er mit einem Ludwigsthaler, den er zu 40 S. erhalten, 50 S. bezahlt.

Auch iſt abzuſehen, daß wenn man in der Folge die Bankmünze auf einen niedrigern Preis als 60 Liv. die Mark herabſetzte, und die Courant auf 75 Liv. ließe, dieß eine größere Vermehrung der Einkünfte des Königs und Verminderung ſeiner Ausgaben wäre.

Es war die Frage, bevor man dieſen Vorſchlag eingehen konnte, ob das Königreich im Stande ſey, eine Erhöhung der Abgaben zu ertragen, und ob diejenigen, die in Beſoldung des Königs ſtehen, und die Truppen eine Verminderung ihrer Einnahme erleiden könnten; man war der Meinung, daß beides nicht möglich ſey, und der Vorſchlag konnte nicht ausgeführt werden.

Law hörte aber nicht auf, ihn zu rühmen, und ſuchte die Vortheile deſſelben fühlbar zu machen, obgleich ſeine Abreiſe beſchloſſen, und ihm bekannt gemacht war, und ſogar Hr. von Houſſaye zum Generalcontroleur gewählt werden ſollte. Er reiſte zu Ende des Decembers ab. M. le Duc gab ihm eine Poſtkutſche, und Saurobert, Capitain und Caſtellan des Schloſſes Chantilly, geleitete ihn bis zur Grenze.

Law war ein Mann von großer Statur und einer ſchönen Phyſionomie, von einem ruhigen Aeußern, aber von ſehr lebhaftem, feurigen Geiſt. Er hatte die beſſere Zeit ſeines Lebens mit Spielen zugebracht, und mittelſt ſeiner Combinationsgabe ſehr viel gewonnen.

Er hatte das Papiergeldweſen vollkommen inne, das in England ſo ſehr in Gebrauch iſt, wodurch einer Sache ein ſogenannter reeller Werth gegeben wird, die eigentlich nur einen eingebildeten hat. Dieſes Papier, das die Engländer accreditirten, und denen es die übrigen europäiſchen Nationen nachgethan haben, iſt der Grund des großen Handels, den England hat; denn dieſes Königreich hat nicht mehr als den Drittel des Geldes in Händen, das Frankreich beſitzt, und iſt ihm doch im Handel weit überlegen.

Er hatte hiernach ein neues Finanzſyſtem gebildet, das ſehr viele Dinge in den Handelsumlauf brachte, die vorhin nicht darin ſtatt hatten, als die Renten, welche auf dem König beruhten; er wollte alle Renten auf Privatgütern verzichten, welche Art von Eigenthum immer ſowohl dem Commerz als dem Ackerbau Schaden thun wird.

Um

Um dieſes Syſtem, das zur Zeit des verſtorbenen Königs Desmarets vorgiengt und verworfen worden war, in Ausübung zu bringen, mußten Bankozettel eingeführt werden; er ſchlug es dem Herzog von Orleans vor, und die Einführung dieſer Bankozettel geſchah durch eine beſondere Compagnie.

Es gelang ihm: man bekam Zutrauen zu dieſen Papieren, die man im Anfang nicht 24 Stunden in Händen behalten wollte, und dieſer Credit, wozu das Geldbedürfniß kam, in das der Herzog von Orleans durch den projectirten Krieg gegen Spanien geſetzt wurde, war die Urſache, daß der König alle Actien der Bank an ſich kaufte, und dieſe zur königlichen Bank erklärt wurde.

Es ſchien dem Regenten unmöglich, wegen des Krieges gegen einen Monarchen, der von einem großen Theil der Franzoſen als der präſumtive Erbe der Krone, im Fall der König mit Tode abginge, angeſehen wurde, neue Auflagen einzuführen, und er fühlte zu gleicher Zeit ſehr wohl, daß er mit dieſem Fürſten nicht in Frieden würde leben können, der ihm ſtets Unruhen im Königreiche erwecken würde, ſobald er ihm durch Unternehmung eines Krieges gegen ihn gezeigt haben würde, daß er den Herrn mache.

Der Credit, den die Bankozettel hatten, gab ihm die Mittel an die Hand; er konnte, ohne daß es jemand merkte, Summen an baarem Gelde und zum Rückenhalt Papiere einziehen, und ſo geſchah es auch.

Law's Project war, mehrere Handelscompagnien zu ſtiften, und dadurch dem Publikum verſchiedene Gelegenheiten ſein Geld anzubringen, zu verſchaffen, jedoch immer in derſelben Art.

So war die Occidentaliſche Compagnie geſtiftet worden, und er ließ mit ihr die Tabackspachtung verbinden, weil das Land Taback liefern kann.

Er hätte eine eigne Compagnie für Oſtindien, eine für die Südländer, und eine Aſſecuranzcompagnie errichtet, und mit dieſen verſchiedenen Compagnien hätte man Pachtungen verbunden, welche die Intereſſen der Gewinnsantheile der Actien bezahlt hätten.

Der Widerſtand, den er fand, hat alle ſeine Projecte vereitelt, die gut ſeyn konnten, und gut geſtiegt, ſich hätten erhalten können, aber er hatte nicht genug Fähigkeit, um bei

dies

diesem Fehler, andere an die Stelle zu setzen, die nicht sol-
chen Nachtheilen ausgesetzt waren.

Auf die Compagnie von Indien, worüber er Herr war, setzte er alles; er glaubte, was er freilich nicht hätte glauben sollen, daß die Actionnärs die Vertheidiger der Bank seyn würden, das heißt, daß sie verhindern würden, daß man sein Geld herauszöge; aber es geschah gerade das Gegentheil, und der große Werth, den er den Actien gab, die er als eine Münze betrachtet haben wollte, indem er sie in Bankozettel umsetzbar machte, für den Kauf und Verkauf, der damit bei der Compagnie geschah, verursachte die Vereitelung seines Projects.

Was er seit dem Monat September 1719 gethan hat, kann man als das Planmäßige und Beabsichtigte betrachten. Durch das Zusammentreffen der Umstände erhielten die von ihm neu gemachten Actien Beifall; das Glück, das sie machten, berauschte ihn, und er bedachte nicht, daß es unmöglich wäre, sie in demselben Preise zu erhalten, auf den er sie gesteigert hatte.

Sein Geist war fruchtbar an neuen Erfindungen. Immer wollte er neue Projecte ausführen, selbst noch ehe die angefangenen vollführt waren, und zwar in der grundlosen Hoffnung, daß diese letztern besser als die ersten gelingen würden. Das Publikum ging anfangs, nach Gewinn begierig, in diese Projecte ein, zog sich aber mit derselben Schnelligkeit wieder zurück, und damit man nicht über das Geld, das man gewonnen und realisirt, schalten und walten könnte, schaffte man es ins Ausland. Law glaubte dieß dadurch verhindern zu können, wenn man dazu alle Wege öffnete; aber wenn der Schluß, den man hierüber gab, vier Tage lang bestanden hätte, so wäre alles Geld, was im Königreiche war, hinausgegangen.

Manche glaubten damals, man habe diese Erlaubniß nur gegeben, um auf das Geld Beschlag legen zu können; aber dieß war nicht seine Absicht, sondern er wollte dadurch Zutrauen erwecken.

Law war ein Stolzer, nichts weniger als schlichter Charakter, und kümmerte sich zu wenig um die Feinde, die er hatte; er sagte, man müsse sich nicht um sie kümmern, wenn man das Recht und die Vernunft für sich habe, und man müsse es mit ihnen wie mit den Fliegen machen, die sich ein

nem auf das Geſicht ſetzten, deren man leicht los werden könne. Er that etwas in Rückſicht ſeiner Tochter, was alle Welt gegen ihn empörte: er gab ihr einen Staatswagen mit ſeinem Wappen in Rautenform, und ließ ſie ein eignes Haus machen; was niemanden als nur immer Prinzen von Geblüt zugekommen iſt.

1722 — 1723.

Taxirung der reichgewordenen Agioteurs.

Die Agioteurs, die durch ihr gutes Glück oder kluge Speculation, während der Dauer des Syſtems, ſich bereichert hatten, wurden durch ein königliches Edict, einer Taxe unterworfen. Die Speculationen mit den Papieren brachten ihnen auf Koſten des verarmten Theils der Bürger, große Summen Gewinn. Es wurde daher durch einen Schluß vom 14. Sept. 1721 allen Notarien des Königreichs der Befehl gegeben, von allen ſeit dem 1. Jul. 1719 bis zum Ende des Jahres 1720, das heißt, während der Herrſchaft der Papiere, geſchloſſenen Verträgen, Extracte einzubringen. Nach der Einrichtung der Taxen wurden alle Extracte verbrannt.

Die Cheſs der Büreaus, die einen Etat von dem Vermögen der reichgewordenen Actionärs entwerfen ſollten, waren während den 10 Tagen ſo lange dieſe Operation dauerte, unzugänglich, und zu Ende des Julius wurde erkannt, daß ein groſſer Theil ſein Vermögen nicht über 100000 Liv. gebracht, und daß der kleinſte Theil im Stande ſey zu beweiſen, daß ſie durch ihren Handel ihre Acquiſitionen gewonnen hätten.

Da es ſchwer hielt, durch die Taxen eine große Summe herauszubringen, ſo that man zwei Vorſchläge: 1. ein allgemeines Geſetz zu geben, daß die Taxen auf die Beweiſe vom Verſtande des Actienhandels gegründet würden, ſo daß die Agioteurs, die ſich um mehr als 100000 Liv. bereichert hatten, in Contributionen geſetzt würden.

Der 2te Vorſchlag war, zu verordnen, daß den reichgewordenen Agioteurs ein Auszug von dem angegebenen Vermögen und ihres Gewinnes zugeſchickt würde, wogegen ſie ſich binnen acht Tagen verantworten müßten, nach deren Verlauf ſie nach der Strenge der Beweiſe taxirt werden ſollten. Die

Furcht

Furcht vor einer zu starken Contribution sollte diejenigen verrathen, die unter der Hand gebraucht worden waren.

Ueber diese beiden Vorschläge wurde im Conseil sehr debattirt, und am 29. Jul. 1722 gab es einen Schluß, der aber bis zum 15. Sept. dieses Jahres geheim blieb, durch welchen eine außerordentliche Kopfsteuer auf die Leute von zu beträchtlichem Vermögen verordnet wurde. Sechs Staatsräthe wurden ernannt, welche die Register zu dieser Auflage entwerfen sollten.

Die Commissärs schlossen aus der Classe der Taxirbaren den Adel und die Magistratur aus: Diejenigen, die von 100000 bis 200000 Liv. gewonnen hatten, wurden aufs Viertheil gesetzt, die von drei zu fünf hundert tausend Liv., auf die Hälfte, und die von fünf hundert tausend und drüber, auf drei Fünftheile. Nur 277 Personen würden dieser Auflage unterwerfbar gefunden, und das Verzeichniß, das auf 181 Millionen sich belief, wurde den 15. Sept durch einen Schluß bestätigt Die Taxirten, die von dieser Operation nicht unterrichtet waren, konnten keine Versuche machen, die Taxe von sich abzuwenden, und das Publikum nahm kein lebhaftes Interesse an einer Auflage, die so wenig Menschen betraf, und die schon bestimmt war, ehe man etwas davon wußte; eine Vorsicht, die man, um den Commerz nicht zu hemmen, gebraucht hatte.

Die Taxe sollte in richtigen königl. Effecten bezahlt werden.

Da kamen Klagen von allen Seiten. Gewisse Agioteurs gaben zur Antwort, sie hätten nur für andere ihre Namen gegeben; andere, sie hätten bloß ihren Vorschuß wieder ausgezahlt bekommen.

Am 1. December 1722 hatte man bloß 500000 Liv. einbekommen. Man verordnete, daß auf das Vermögen mehrerer Taxirten Beschlag gelegt würde, und man fand bei dem größten Theil schon früher das Vermögen in Beschlag genommen. Hierauf wurde durch einen Schluß verordnet, daß bei den übrigen nur Einspruch gethan werden sollte.

Das Unternehmen schlug vermöge seiner Anlage fehl. 1. Hatte man die Taxe nur denjenigen Agioteurs auferlegt, die in den rediminten Registern genannt waren, folglich waren der größte Theil nur Namens-Leiher. 2. Der größte Theil hatte durch Sollicitationen zu entwischen gewußt.

Neu-

Aeußerung
des Hrn. von Broglie über Law's System.

„Es iſt Ihnen ſchon geſagt worden, rief eines Tages Broglie, einer der Rouës des Regenten, als er mit Law ſprach, daß Sie uns unſer Syſtem geſtohlen haben; in der That machen wir es alle für uns ſo, wie Sie es als Generalcontroleur machen; Ihr Syſtem beſteht darin, zahlbare Billets zu machen, das iſt auch das unſrige; Sie machen deren mehr als Sie bezahlen können, und ſo auch wir; wir richten uns zu Grunde, und Sie den Staat; wir bezahlen nicht mehr, wenn wir mehr Schuldſcheine gemacht haben, als wir Geld haben, und Sie machen es eben ſo.

Pro Memoria *)
über die Finanzen Frankreichs zu Ende des Miniſteriums von M. le Duc, Vaters des Prinzen von Condé.

Obgleich Frankreich zu Ende des Jahres 1723 eines zehnjährigen Friedens genoſſen hatte, ſo war doch der Zuſtand der Finanzen weit ſchlimmer als im Jahr 1719, wo man erſt einen lange unglücklich geführten Krieg geendigt hatte, welcher beträchtlichen Aufwand verurſacht haben mußte.

Im Monat September 1715, der Sterbezeit Ludwigs XIV., beliefen ſich die Zinskapitalien auf nicht mehr als ungefähr tauſend Millionen. Außerdem waren noch für fünfhundert und achtzig Millionen unverbriefte Schulden da, an Vorſchüſſen der Obereinnehmer der Finanzen und Pächter und Papieren aller Art, die auf zweihundert und funfzig Millionen reducirt und in billets d'etat (Staatscaſſenbillets) bezahlt wurden. Dieß waren in allem tauſend zweihundert und funfzig Millionen Schulden.

Zu Ende des J. 1723, nach einem zehnjährigen Frieden, und nach der Unterſuchung über die Finanzbedienten, die im J. 1716 durch die chambre de justice, angeſtellt wurde, um das Reich von den billets d'etat zu befreien, das

*) des königlichen Conſeils.

liefen ſich die Zinscapitalien auf tauſend neunhundert und fünf und dreißig Millionen, welche bis heute noch da ſind. Die Schulden überſtiegen alſo den Schuldbeſtand von 1715 um ſechs hundert und fünf und achtzig Millionen.

So war es auch mit dem Rückſtand der Zinſen, er belief ſich im J. 1715 nur auf acht und dreißig Millionen neun hundert tauſend Livres, und im J. 1723 fanden ſich ein und funfzig Millionen fünf hundert tauſend Livres, obgleich der Rückſtand von vier Procent auf drittehalb und zwei Procent reducirt worden war, was den Finanzen eine groſſe Erleichterung hätte machen ſollen; aber außer, daß ſie unter der Laſt der zwölf Millionen ſechs hundert tauſend Livres ſeit 1715 aufgelaufenen Rückſtandes erliegen, iſt ihnen auch die Einnahme der Tabacksferme entzogen, die ſeit 1723 der Indiſchen Compagnie für neunzig Millionen, die ſie in billets d'etat zu fodern hatte, abgetreten worden iſt.

Die Vermehrung der Schulden, ſowohl an Capitalien als rückſtändigen Zinſen, hat die Operationen der Indiſchen Compagnie und der Bank zum Urſprung, die ohne Zweifel in der Abſicht den Staat zu befreien, unternommen wurden, aber deren Erfolg ſehr davon verſchieden war. Es wäre unnütz, den Zuſtand des Reichs zu Ende des Jahres 1720 hier zu ſchildern: man wird ſich ſehr leicht erinnern, wie das Volk mit einer unendlichen Menge von Papieren aller Art beläſtet war, die auf ungewöhnlichen Wegen ins Publikum gebracht worden, und in gänzlichen Miſcredit gefallen waren, da ſie nur einen erdichteten Werth hatten; wie die Indiſche Compagnie durch Verluſt der Fonds ihrer Actienhändler erſchöpft war, und unter der Laſt der ungeheuren Schulden, die ſie mit dem Publikum contrahirt hatte, faſt erlag; wie die Stände des Königreichs durch den Verfall der alten blühenden Familien, und durch das Emporkommen neuer umgekehrt waren, und viele alte Gläubiger des Staates mit neuen Inhabern von Schulden, die ihnen nichts gekoſtet hatten, vertauſcht wurden.

Das neue Gouvernement traf Maaßregeln, um dieſes Chaos der öffentlichen Geſchäfte in Ordnung zu bringen.

Vermittelſt des Vidimirens der Papiere, und durch andere Rechnungen fand man, daß für drei tauſend und ſiebzig Millionen neunhundert und dreißig tauſend vierhundert Banzettel gemacht worden waren; daß die im Publikum ver-

brei-

breiteten Papiere ſich auf dreitauſend Millionen zweihundert tauſend Livres beliefen, mit Inbegriff des Preiſes, den nach Erklärung der Actienhändler ihnen ihre Actien gekoſtet hatten, und, daß die Indiſche Compagnie tauſend vierhundert und ſiebzig Millionen *) verieren hatte, ſowohl durch den Ankauf als durch die Umſetzung der Actien in Banknoten und ihre übrigen Operationen, wovon die meiſten von der Regierung autoriſirt geweſen waren. Dieſer letzte Beweggrund war es, warum man die von den Commiſſarien des Conſeils gemachte Reduction an vidimirten Papieren zum Nutzen dieſer Geſellſchaft anwandte, und was, weil dieſe Reduction nicht hinreichend war, um ſie frei zu machen, die Regierung beſtimmte, ihr Kraft eines Schluſſes des Conſeils für fünfhundert und fünf und ſiebzig Millionen auf Sicht zahlbare Scheine (ordonnances au porteur) anfertigen zu laſſen, die ihr dazu dienten, den Reſt der Banknoten, welche die Unterthanen in den königlichen Schatz gebracht hatten, einzuziehen, um Zinſen dadurch zu erhalten; und dadurch iſt dieſe Geſellſchaft in Stand geſetzt worden, in der chambre des comptes Rechnung abzulegen.

Nach Anwendung dieſes Palliativmittels zum Erſatz des ungeheuren Verluſtes der Compagnie, ſah ſich die Regierung verpflichtet, dieſelbe zu unterſtützen, nicht allein der Billigkeit wegen, und um den Untergang einer Menge von Familien zu verhindern, welche in der Zeit, wo die gezwungenen Zahlungen ihnen kein anderes Geſchäft übrig ließen, um ſich ein Einkommen zu verſchaffen, Actien titulo oneroso acquirirt hatten; ſondern auch um der Unmöglichkeit willen, in welcher ſich der König befand, ſich einer ſo wichtigen Sache als der Berechnung der Actien in Geldeswerth zu unterziehen, um ſo mehr, da ſie ihnen nach Erklärung der Actienhändler den Werth von neunhundert Millionen hatten, und weil ſelbſt nach der Reduction dieß eine Vermehrung der Staatsſchulden um fünfhundert Millionen an Capitalien, und um zehn Millionen an Rückſtand zu 2 Procent geweſen wäre.

Wir ſprechen hier nicht von den verſchiedenen Verluſten, welche die Familien durch Veräußerung ihrer Güter, und

*) Der Verluſt der Indiſchen Compagnie von tauſend vierhundert und ſiebzig Millionen, und die ungeheure Erhöhung der Münzen, iſt die Quelle aller der Uibel, die man jetzt zu heben ſucht.

durch den Erfolg der Unternehmungen der Bank und der Indischen Compagnie erlitten haben, indem wir hier nur zeigen wollen, woher die Vermehrung der Staatslaſten um ſechs hundert und fünf und achtzig Millionen an Capitalien und um zwölf Millionen und ſechshundert tauſend Livres an Rückſtand im J. 1723, und die Entziehung der Einnahme des Tabacksferme hergekommen ſey.

Die Lage der Finanzen war nicht weniger ſchlimm in Rückſicht der unverbrieften Schulden und des Werthes der Münzen beſchaffen. Im J. 1715 geſchah die Zahlung der Zinſen auf den Tag hin, und alle unverbrieſte Schulden waren in den zwei hundert und funfzig tauſend (Millionen) Livres an billets d'etat begriffen.

Im J. 1723 war man dagegen mit drei und vierzig Millionen im Rückſtand, ſowohl an Zinſen als an andern Summen, die aus dem königl. Schatze bezahlt werden ſollten; die Gehalte und Beſoldungen nicht gerechnet, welche bei der königlichen Haushaltung gegeben werden mußten.

Im J. 1715 verſprachen die Münzen, die Mark Silbers zu acht und zwanzig Livres, der Regierung eine Hülfsquelle; auch ſind in den acht folgenden Jahren drei hundert und zwei und funfzig Millionen, dadurch daß man die übermäßige Erhöhung machte, in den Münzen die Mark Silbers bis zu hundert und zwanzig Livres zum Vortheil des Königs auszuprägen, vom Volke erhoben worden, wobei außerdem noch den Unterthanen durch die im Auslande gemachten falſchen Münzſorten ein ungeheurer Verluſt verurſacht wurde.

Im J. 1723 mußte der Staat unvermeidlich einen Verluſt durch die Herabſetzung des Geldes erleiden, das noch auf neun und ſechzig Livres die Mark Silbers ſtand; dieſe Herabſetzung war unvermeidlich, um den Uibeln, welche die Erhöhung der Münzſorten ſeit langer Zeit im Königreiche hervorgebracht hatte, nämlich der übermäßigen Theurung der Lebensmittel, Waaren und Handarbeit, ein Ende zu machen, um die Truppen in Stand zu ſetzen, von ihrem Solde leben und ſich kleiden zu können, (was ſie jetzt nicht konnten, ſo daß ſich auch in dieſem volkreichen Königreiche keine Soldaten finden wollten), und um den Gläubigern des Staats Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, die nach Herabſetzung der Zinſen und Gehalte von fünf und vier Procent auf drittehalb und zwei Procent in der That nicht ein Procent rückſtändiger

Zins

solle ihm den stattlichsten Priester und den stattlichsten Rabbiner der Juden rufen lassen. Als diese erschienen waren, that er die Frage: „Meister! ich freg Euch, ob Ihr glaubt, daß die Jungfrau Maria, die Gott unter ihrem Herzen und auf ihren Armen trug, als Jungfrau geboren habe, und ob sie Gottes Mutter sey?" — Der Jude gab zur Antwort: er glaube von dem allen nichts. Darauf erwiederte der Ritter: so habe er denn sehr thöricht gethan, daß er, der nicht an sie glaube und sie nicht liebe, dennoch in ihr Kloster gekommen sey. „Wahrlich! fügt' er hinzu, dafür sollst du büßen!" und hob seine Krücke auf, und schlug damit den Juden hinter das Ohr, daß er zu Boden stürzte. Da liefen die Juden davon, und nahmen ihren verwundeten Rabbi mit; und der Streit hatte ein Ende. Darauf kam der Abt zum Ritter und sagte zu ihm: er habe eine sehr große Thorheit begangen. Der Ritter aber erwiederte, es sey noch eine weit größere Thorheit vom Abte, daß er einen solchen Streit veranlaßt habe; denn vor dem Streite sey hier im Kloster mancher gute Christ gewesen, der nun vielleicht als Ungläubiger hinweggegangen sey, weil er die Juden nicht recht verstanden. — „Auch sag' ich Euch, setzte der König hinzu, daß niemand, der nicht ein sehr gelehrter Geistlicher ist, sich mit ihnen in Streit einlassen darf; ein Laye aber, der den Christenglauben lästern hört, darf ihn nicht anders vertheidigen, als mit seinem Schwerte, das er so tief in den Leib stoßen muß, als es nur eindringen kann."

Seine Lebensweise war diese, daß er alle Tage seine Horen mit Gesang hörte, die Messe ohne Gesang, und dann die Messe des Heiligen des Tags mit Gesang.

Täglich

Zinſen auf die Capitalien zu dreißig Livres die Mark Silbers erhielten, womit ſie den verſtorbenen König in den langen mühſeligen Kriegen, die er zu führen gehabt, unterſtützt hatten. Alle dieſe Beweggründe beſtimmten das Gouvernement, daß es im J. 1724 die Mark geprägten Silbers auf ein und vierzig Livres und zehn Sous herabſetzte.

Am 24. Jan. 1724 befanden ſich vier und funfzig Millionen in der Kaſſe von Paris und der der Provinzen, man war drei und vierzig Millionen Rückſtand ſchuldig, die Gagen und Chargen nicht mitgerechnet, es ſind in dieſem Jahre neun und zwanzig Millionen auf die drei und vierzig Millionen Rückſtand gezahlt worden, und die Herabſetzung des Geldes hat einen Verluſt von vierzig Millionen verurſacht. Man hat faſt in alle Theile der Ausgabe und Einnahme gute Ordnung und Präciſion gebracht, um, durch reelle Einrichtungen und eine beſtändige Controlirung der Entwendung der öffentlichen Gelder, und den ehemals ſo bekannten Betrügereien im Finanzweſen ein Ende zu machen. So verging das J. 1724.

Die Herabſetzung des Geldes machte, daß das Geld im Commerz verſchwand, und hemmte den Umlauf der Münzſorten, die gewöhnliche Wirkung der Herabſetzung des Geldes während einer Zeit; und daher folgt, daß es in den Einkünften des gegenwärtigen Jahres ein Minus geben, und daß es an baarem Gelde zur Beſtreitung der gewöhnlichen Koſten, die immer fix, und nicht wie die Einnahmen veränderlich ſind, mangeln wird.

Jemehr man ſich von der Zeit der Herabſetzung der Geldſorten entfernt, deſto mehr gewinnt der Geldumlauf wieder durch ſich ſelbſt Kraft. Das Gouvernement iſt auch in den gegenwärtigen Umſtänden dazu beförderlich, indem es durch Wiedereinführung der Stipulationen zu fünf Procent die Privatverträge erleichtert. So kann man alſo mit Grund hoffen, daß das Geld von Tag zu Tage immer weniger ſelten werden wird, und daß die Einkünfte des künftigen Jahres nicht ſo wie die des vorigen Jahres mangelhaft ſeyn werden.

Außer dieſem Minus der Einnahme, das nothwendig erſetzt werden muß, um die Ausgaben des laufenden Jahres zu beſtreiten, bleiben noch vierzehn Millionen auf den Rückſtand von 1723 und ungefähr acht Millionen auf den von 1724 zu zahlen.

Die Reiſe der Infantin, die der Königin, ihr Hofetat, und die Vermählung des Königs verurſachen noch einen Zuwachs der Ausgaben. Dieß iſt der Zuſtand der gegenwärtigen Bedürfniſſe, und dazu ſind noch die Unkoſten zu rechnen, welche die Vermehrung der Truppen des Königs, und die Errichtung von Korn- und Hafermagazinen an den Grenzen des Reichs verurſachen wird; Vorkehrungen, welche die Regierung nöthig findet, um den Staat gegen einen ihm zu erregenden ungerechten Krieg gerüſtet zu halten, und damit wenn ein Jahr der Unfruchtbarkeit einträte, die Subſiſtenz der Truppen geſichert ſey, und das Getraide der Provinzen einzig zum Gebrauch des Volkes bleiben könne.

Dieſe Bedürfniſſe iſt man nicht im Stande ohne außerordentliche, ſchnelle Hülfsmittel zu beſtreiten. Daher ſieht ſich das Conſeil genöthigt, die Schatzung wegen des erfreulichen Regierungsantritts zu erheben, deren Einfoderung es aufgeſchoben hatte, um, wenn der Zuſtand der Finanzen es irgend erlaubte, ſie dem Volke zu erlaſſen. Und da ſogar dieſe Abgabe nicht hinreicht, ſo ſieht ſich das Conſeil noch überdieß in der Nothwendigkeit, wegen der Vermählung des Königs neue Handwerksabgaben zu verordnen, und von den Domänen-Einnehmern eine Finanzvermehrung, von den Beſitzern der Stadtactien aber das Dreifache zu verlangen.

Durch dieſe Mittel werden die gegenwärtigen Ausgaben und die Reſte vom vorigen Jahre abgetragen werden können.

Für die Zukunft wird die Regierung auf zwei Wegen ſorgen, die dem gemeinen Weſen gar nicht zur Laſt ſeyn werden. Erſtlich hat ſie mehrere beträchtliche Einſchränkungen in verſchiedenen Theilen der gewöhnlichen Ausgaben feſtgeſetzt. Zweitens hat ſie einen Plan entworfen, wie durch eine gute Verwaltung einige Artikel der Einnahme verbeſſert werden können, ohne daß es den Unterthanen etwas mehr koſtet. Dieſe beiden Mittel, die die Wirkung der guten Ordnung und guten Verwaltung ſind, können einen jährlichen ſichern Zuſchuß von zwölf Millionen geben, die zur Unterhaltung der neu formirten Truppen, und zur Abtragung derjenigen Ausgaben angewandt werden können, die die Einkünfte nicht beſtreiten können, um ſo mehr da man natürlich hoffen kann, daß durch Wiederherſtellung des Geldumlaufs in Zukunft kein ſo groſſes Minus in den Einnahmen wie im J. 1725 vorkommen wird.

Die

Die Zahlung aller Ausgaben des Staates und der rückſtändigen Zinſen und anderer Laſten kann alſo für gewiß angeſehn werden; man kömmt der Verſpätung der Einnahme der feſten Auflagen und der Verminderung der übrigen Gefälle des Königs zuvor. Im Laufe dieſes Jahres werden die Magazine des Königs gefüllt, die Grenzen in Sicherheit, und die Truppen vollzählig ſeyn, nicht um Krieg zu beginnen, ſondern um im Zuſtand der Vertheidigung zu ſeyn, und um den benachbarten Mächten zu zeigen, daß man kluge Vorkehrungen trifft, und die Unterthanen werden in der Folge geſtehen müſſen, daß ſie die Ruhe dieſes Königreichs eben dieſen Vorkehrungen zu danken haben werden.

Indeſſen würde der Staat immer mit einer Schuldenlaſt von 195 Millionen an Capitalien, und ein und funfzig Millionen fünf hundert tauſend Livres an Rückſtänden belaſtet ſeyn, (eine Laſt, die ihn endlich zu Boden drücken müßte,) wenn man nicht an ſeiner Befreiung arbeitete. So würden die Einkünfte des Königs immer auf die Zahlung der Rückſtände aufgehn; Se. Majeſtät würde nie baares Geld in Caſſe haben; und das Volk würde unnützer Weiſe und ohne Hoffnung auf Erleichterung mit Auflagen belaſtet ſeyn.

Dieſen im J. 1719 und 1720 ungeheuer angewachſenen Uebeln muß abgeholfen werden, um den Staat zur wahren Stärke gelangen zu laſſen, und das allgemeine Vertrauen wieder herzuſtellen, und um zur Minderung der Auflagen zu gelangen und das Volk wieder glücklich zu machen; und wenn die Hülfsmittel denen, die ſie tragen müſſen, eine mäßige Laſt auflegen, wenn ſie aus den ſicherſten Einkünften der Unterthanen geſchöpft, und mit gerechter Proportion unter ſie vertheilt werden; ſo wird niemand ſich zu beklagen Urſache haben, indem er dadurch, daß er zur Unterſtützung des Staates beiträgt, zugleich zur Sicherung ſeiner eignen Exiſtenz und ſeiner eignen Einkünfte, von welcher Art ſie ſeyn mögen, beiträgt.

Von Einführung des Funfzigſten vom Ertrag der Ländereien, Häuſer und liegenden Gründe giebt uns Holland ein Beiſpiel, das übrigens ſo viele andere Abgaben von ſeinem Volke erhebt; die Bewohner des Landes und ihr Gewerbe ſind genug mit Zahlung der Steuern belaſtet, und es kann ihnen wenig an Zahlung der vom Könige ſchuldigen Zinſen liegen: die Beſitzer der liegenden Gründe ſind alſo diejenigen, die in gegenwärtiger Lage zur Rettung des Staates gerufen werden müſſen.

Anmerkung.

Ueber Ludwig XV., seine Jugend, seinen Charakter, seine blinde Zuneigung zu Fleury, seinem Lehrer; über die Königin und ihren Hof und ihre Minister zu Anfang ihrer Vermählung, und über die Liebschaften dieses Monarchen.

Zurücksendung der Infantin.

Januar 1724.

Monsieur le Duc, welcher die zärtliche Gesundheit des Königs kannte, und im Fall seines Todes den Herzog von Orleans den Thron besteigen zu sehn fürchtete, verlor die Geduld, und hatte keine Lust, länger auf das Alter der Infantin zu warten, wo sie dem Reiche einen Erben geben konnte. Frau von Prie, seine Favoritin, fürchtete ihren Platz zu verlieren, und betrieb daher unabläſſig die Zurücksendung der Infantin; und um ihren Credit zu erhalten und die Orleans's vom Throne zu entfernen, die ihr den Untergang geschworen hatten, beschloß sie, Frankreich eine Königin zu geben. Von einer andern Seite drang Madame la Ducheſſe Tag täglich in ihren Sohn, den Minister, daß er dem jungen Könige Fräulein von Vermandois zur Gemahlin geben möchte. Er entschloß sich alſo, Frau von Prie nach Tours zu schicken, wo sie im Kloster war; aber die junge Prinzeſſin wollte nicht aus dem Kloster gehen, und erklärte, daß sie die Freuden des religiösen Lebens dem Pomp der Krone vorzöge; aber als sie es verlaſſen hatte, und als man besonders ihre Aufführung kannte, sah man ein, daß wenn sie auch Frömmigkeit und Mäßigung gehabt hätte, doch keine Standhaf-

haftigkeit in ihrem Charakter ſey; denn ſie überließ ſich allen möglichen Ausſchweifungen. Madame la Ducheſſe war über ihre Weigerung äuſſerſt aufgebracht und wollte, daß man an ihrer Stelle Fräulein von Charolois nehmen möchte, zu der der König einige Liebe hatte, oder Fräulein von Clermont. Aber Frau von Prie hatte ſchon bemerkt, daß eine Prinzeſſin ohne Credit der Erhaltung ihrer Gunſt bei M. le Duc, ihrem Liebhaber, günſtiger ſeyn würde.

Sie ſuchte alſo in Vereinigung mit ihrem Freunde, Dü verney, eine Prinzeſſin zu finden, und die Zurückſendung der Infantin wurde beſchloſſen; aber ſtatt daß man gegen Spanien dasjenige ehrerbietige und ſchonende Betragen hätte behaupten ſollen, das gekrönte Häupter ſich ſchuldig ſind, geſchah dieſer Schritt auf eine Art, die ganz Europa anſtößig war, und die Philipp V. und die Königin von Spanien beleidigte, und ſogar in eine Art von Verzweiflung ſetzte.

So vermählte ſich der König mit der Tochter des Stanislaus, ſtatt mit der Infantin. Er hatte ſchon die gehörige Reife zur Ehe, um durch die Geburt eines Dauphins Europa die Ruhe zu verſichern; ſtatt daß, wenn er auf die Infantin hätte warten ſollen, es noch lange hätte Zeit haben müſſen, weil die Prinzeſſin von ſehr langſamer Natur war, und ihre Geſundheit ſehr ſchwach und ſchwankend ſchien.

Hier ſind einige intereſſante Details über das Innere des Hofes nach der Vermählung Ludwigs XV.

Briefe des Hrn. Marquis von Silly vom 18. bis zum 24. September 1725.

Fontainebleau den 18. September 1725.

Der König ſcheint ſehr mit ſeiner Vermählung zufrieden; ſeine Kraft überſteigt ſein Alter; die Anſtrengungen der Nacht hindern nicht die Strapazen des Tags; er jagt wie gewöhnlich, und ſchläft gewöhnlich bei der Königin; aber bis jetzt iſt ſeine Galanterie gegen ſie ſtumm, wenn er mit ihr ſpricht, ſo iſt es nur des Nachts, er ſieht ſie des Tags nie allein; ſie hingegen beſucht gern die Kirche; ſie hört in der Ordnung zwei Meſſen; ſie verrichtet ihre Andacht alle acht Tage, und an dieſem Tage hörte ſie vier Meſſen. Die Nachmittage zieht ſie ſich in ihr Cabinet zurück, man ſagt,

ſie bete. Um ſieben Uhr iſt Concert, Spiel oder Comödie; nach dem Souper ſpielt man Lansquenet, wenn Spieler da ſind.

Die junge Herzogin von Orleans geht der Königin in den Zeiten, wo ſie öffentlich erſcheint, nicht von der Seite. Sie haben ſich in Deutſchland kennen gelernt, und die Königin ſcheint an ſie mehr als an alle andere gewöhnt, und geht daher auch freier mit ihr um. Bei der Partei von M. le Duc fand man, daß die Herzogin von Orleans ſich zu viel um ſie Mühe gebe, und daß ihre Sorge und Aufmerkſamkeit nicht einmal mit der ſchicklichen Würde beſtehe. Die Königin hat der Herzogin von Tallard und der Frau von Prie Zutritt gegeben; ein Theil des Publikums hat darüber geſeufzt, ein anderer hat darüber geſprochen. Die letztere hat zwei oder drei beſondere Unterredungen mit der Königin gehabt, und Hr. Düverney eine oder zwei. Dieß ſind die einzigen Perſonen, die bis jetzt in das Innere des Cabinets Zutritt erhalten haben. Ich glaube, der Biſchoff von Frejus hat auch eine Unterredung gehabt. Einige glauben, dieß geſchehe bloß des Wohlſtands halben; wie dem auch ſey, ſo iſt die Meinung derer, welche die Dinge zu durchſchauen glauben, daß die Königin ſich bis jetzt den beiden erſten Perſonen überläßt; was mich aber betrifft, ſo glaube ich, dieß verlangt mehr Ueberlegung, und unter den gegenwärtigen Umſtänden ſcheint es mir ſchwer zu ſeyn, daß ſie es anders machen ſollte. Indeſſen könnte es ſich ohne ein Wunder zutragen, daß der Biſchoff von Frejus es überdrüſſig würde. Sie werden nicht zweifeln, wie ich glaube, daß jene beiden Perſonen, wenn ſich eine Gelegenheit darbieten ſollte, davon Gebrauch machen werden. M. le Duc ſcheint mehr als je an Frau von Prie gefeſſelt, er pflegt indeſſen der Galanterie; man hält ihn ſogar für verliebt in Frau von Egmont, mit der er gewiß in Umgang ſteht. Düverney genießt immer noch das engſte Vertrauen von Ihrer Königl. Hoheit.

Der Geldmangel ſteigt von Tag zu Tag, und ich ſehe nicht, daß man die zur Herſtellung der Finanzen nöthigen Operationen zu unternehmen ſucht. Dodün iſt wieder flott geworden; indeſſen iſt ſeine Lage noch nicht ſehr ſicher; das Publikum iſt außerordentlich gegen ihn empört; nichts deſtoweniger glaube ich, wenn er freie Hand hätte, was gar nicht der Fall iſt, ſo würden ungeachtet der Feinde, die er hat, die Sachen viel beſſer gehen. Ich glaube nicht, daß er ſeine

Stelle

Stelle verliert. Ich bin immer der Uiberzeugung, daß Frau von Prie ihn unterſtützt und unterſtützen wird; er iſt von ihr abhängig; ein anderer würde nicht einmal ſo gelehrig ſeyn, und ſie wird es niemals wollen, daß die Pairs, ſo ergeben ſie ſich auch gegen ſie ſtellen, vollkommen die Herren ſpielen. Man vermehrt die Compagnien der Infanterie um acht Mann, und der Cavalerie um zehn. Coigny iſt ſeit vier Tagen abgereiſt und geht nach Rouſſillon, um die ſpaniſche Grenze zu beſuchen, und das Commando der Truppen zu übernehmen. Man macht ſich hier ganz zur unrechten Zeit noch immer Sorgen wegen eines eingebildeten Krieges; ich muß es Ihnen im Vertrauen ſagen, daß während man die Truppen vermehrt, man nicht im Stande iſt, die zu bezahlen, die ſchon jetzt auf den Beinen ſind. Die Montirungskoſten und die Winterquartiere iſt man noch ſchuldig.

den 22. September.

Was den Funfzigſten betrifft, ſo iſt auch die Geiſtlichkeit feſt entſchloſſen, nicht darein zu willigen, und man wird ihn durch einen Machtſpruch abfodern müſſen. Es iſt ſchwer, den Ertrag dieſer Auflage ganz zu beurtheilen; und ſie empört mehr als je eine die Gemüther aller Stände des Reichs.

Man trägt alle Morgen ein Porteſeuille zur Königin, Düverney überbringt es ihr; es hält ſchwer, zu erfahren, was es enthält; im Allgemeinen glaubt das Publikum, daß es wenigſtens keine Wahrheiten enthalte; bis jetzt hat der König ſeine Gemahlin nur des Abends allein geſehen; der Biſchoff von Frejus genießt noch immer daſſelbe Vertrauen des Königs; ich habe nicht vernommen, daß er die Königin allein ſpricht.

Man hat die Königin für ſchwanger gehalten, weil die menstrua am 12. ausgeblieben ſind, aber ſie haben ſich den 15. wieder eingeſtellt. Der König, der vor Ungeduld ſtirbt, ein Kind zu haben, und der ſich mit der Schwangerſchaft ſeiner Gemahlin geſchmeichelt hatte, war eine ganze Stunde außer ſich, als er hörte, daß ſie es nicht ſey.

Fontainebleau den 21. October 1705.

Es ſcheint bis jetzt nicht, als wolle der König irgend Geſchmack an der Königin gewinnen, er ſpricht weder öffentlich noch insgeheim mit ihr; er führt dieſelbe Lebensart fort,

und

und ich habe es aus ſehr guten Händen, daß er zur Geſellſchaft der luſtigen jungen Leute zurückkehrt; indeſſen iſt es wahr, daß er gegen die Damen ein wenig zahmer geworden iſt; er ſcheint mir ſogar der Frau von Neele eine Art von Vorzug zu geben, der einer Neigung ähnlich ſieht; doch iſt dieß noch nichts weiter, als eine ſchwache Vermuthung; was aber auch vorfallen mag, ſo ſollen Sie es ſchnell wiſſen.

Briefe des Herzogs von Richelieu an Hrn. von Silly vom J. 1725.

Der Herzog von Gevres ſchreibt mir regelmäßig und ausführlich; außer ihm ſteht noch niemand mit dem Könige gut, der noch nicht im Stande iſt, Dienſte zu leiſten. Ich weiß nicht, ob Frau von Prie und Düverney ihn klug genug behandeln. Er verſteht die Sache beſſer als ſie. Es würde gefährlich ſeyn, wenn Frau von Neele in ihrer Gunſt Fortſchritte machte. — Ich will ohne weiteres hier noch einiges nützliche thun, und dann an unſern Hof zurückkehren. — Ich habe bei meiner Ankunft in Wien, Verachtung und Abneigung gegen Frankreich gefunden.

Der Herzog von Noailles iſt in der Lage eine große Rolle zu ſpielen, ſein Verhalten iſt klug. Der Herzog von Gevres wird eine Rolle ſpielen, wenn der König leben bleibt; aber in der Claſſe, in der er ſteht, und über die er nie hinausgehen wird. — Die Königin iſt ein ſehr kleiner Geiſt, ſie wird in kurzer eine mittelmäßige Rolle ſpielen. — Die Liebe von M. le Duc zu Frau von Egmont kann nur für ſeine Kuppler von Bedeutung ſeyn.

Der König Philipp erfuhr, als er ſich nach Saint Ildephons zurückzog, daß Montgom, deſſen Mutter er liebte, ſich aus der Welt zurückgezogen habe, und ſchrieb ihm, daß er zu ihm kommen und bei ihm leben ſollte. In Frankreich erbrach man die Briefe, Montgom kam es nicht in Sinn, hinzugehen; man wollte ihn dazu bewegen, griff es aber ſchlecht an, und er that es nicht; der König Ludwig ſtarb, und das Uibrige iſt bekannt. Montgom iſt mein vertrauter Freund, er hat es mir ſelbſt geſagt.

Fontainebleau den 29. October 1725.

Die Zuſammenkunft mit Bouron hat eine Veränderung in dem Betragen der Königin hervorgebracht, ſie geht darauf aus,

aus, den König zu reizen, und pflegt ihn in seinem Cabinet zu besuchen; es scheint, als ob diese neue Art des Betragens anschlagen, und der König sich zu ihr gewöhnen wolle; ich werde Ihnen genaue Nachricht geben, welchen Erfolg es haben wird.

Um einen wahrscheinlich von den Stiftern der Vermählung entworfenen Plan leichter durchzusetzen, hat man gestern allen höhern Staatsbeamten des Königs, mit Ausschluß des ersten gentilhomme de la chambre, den Zutritt zur Königin versagt, so daß nunmehr der König bei ihr entweder allein oder mit andern Frauen ist; man muß im allgemeinen den Plan billigen, den man in dieser Rücksicht hat: es ist nur noch die Frage, ob diejenigen die an der Spitze der Geschäfte stehen, sich des Gemüths der Königin und ihres Vaters des Königs Stanislaus, der sie despotisch beherrscht, genug versichert haben. Dieser, den man hier als einen wackern Mann betrachtet, passirte in Pohlen für einen barone, ein italienischer Ausdruck, dessen Bedeutung Sie kennen. Sie werden leicht glauben, daß ein jeder seine Muthmaßungen und Pläne macht, und daß die Intriguen sich verdoppeln; ich für mein Theil erwarte es, und sehe noch nicht klar in Rücksicht des Charakters des Königs; ich glaube nur, daß er mehr Verstand hat, als man denkt, daß er sich nicht leicht ergibt, und daß, wenn er einem vertraut, es der Bischoff von Frejús ist; ich werde nichts unterlassen, um mich so viel als möglich vom Innern zu unterrichten. Ich habe sogar Ursache zu hoffen, daß es mir gelingt, und ich verspreche Ihnen, vor dem Januar den Hof nicht zu verlassen; sodann aber werden wir ihm die Reisen nach Marly aus den Augen rücken. Der König wird den 3. Januar bis zu Mariä Reinigung dahin gehen, und drei Tage nach dem Feste dahin wieder zurückkehren und bis zum ersten Fastensonntag dort bleiben; und da die Anzahl der Wohnungen gering ist, da das Haus des Königs sehr viel davon einnimmt, und ausserdem noch Spieler mitgenommen werden müssen: so hat es keinen Anschein, daß die Hofleute von meiner Art, die nicht zur herrschenden Partei gehören, daselbst Platz finden werden. Alle Verständigen sind in Rücksicht der, der Frau von Tallard und Frau von Prie ertheilten Entrées mit Ihnen gleicher Meinung. Die letztere allein macht davon Gebrauch, und zwar sehr häufig.

An die Herzogin von Orleans wird nicht mehr gedacht; Sie können Sich selbst vorstellen, daß ihre Abwesenheit Gelegen-

legenheit geben wird, die wenigen Fortschritte, die sie bei der Königin gemacht haben konnte, zu vernichten; ob dieß gleich mehrere Stunden im Publikum erscheint, so scheint mir's doch, als habe noch niemand ihren Charakter entziffert; man ist hier, wie Sie wissen, sehr in den Geschäften begriffen, und viele, selbst die Einsichtsvollsten, errathen nicht viel von ihrem Charakter; Frau von Prie und Düverney, die sich alle Tage in ihrem Cabinet ablösen, würden sichrere Nachrichten davon geben können. Was die übrigen alle betrifft, die ihr nahe kommen, so scheinen sie mir auf ziemlich gleichem Fuß zu stehen; Nangis scheint einigen Vorzug zu haben: Sie wissen, wie ich glaube, wie weit es mit seinem Kopfe geht, und Sie können daher urtheilen, wohin dieß führen kann; Sie werden vermuthen, daß Frau de la Veilliere, die noch immer hier ist, ihn durch ihren Rath unterstützt; aber wie dem auch sey, so glaube ich, daß er nur untergeordnet handeln, und sich nicht von der Abhängigkeit von denen, welche ihn beherrschen, los machen wird.

Ich bin ganz Ihrer Meinung, so lange M. le Duc keinen Gegenstand findet, der das Bedürfniß seines Geistes ausfüllt, wird Frau von Prie nichts zu fürchten haben; ihr vorzüglichstes Bestreben geht dahin, seine Liebe in Freundschaft umzuwandeln, und sie scheint nicht die Vereitelung ihrer Absicht zu fürchten. Indessen ist M. le Duc mehr als je in Frau von Egmont verliebt, und die Gestalt der Frau von Prie ändert sich sehr.

Frau von Agenois ist eben bei letzterer zum Diner gewesen, und sie wird Ihnen melden, was sie ihr in Rücksicht Ihrer gesagt hat. Es scheint mir, als könnten Sie mit der Art zufrieden seyn, mit der sich Frau von Prie in Betreff Ihrer erklärt hat, und man kann meiner Meinung nach nicht besser sprechen, als es Frau von Agenois gethan hat.

Ich besuchte vorgestern Hrn. von Merville, und ich sprach recht offen und viel mit ihm, als ich mit ihm aus der Kanzlei in meinem Wagen in sein Haus fuhr. Ich fand Gelegenheit ihm zu sagen, daß Sie ihm in Betreff des Aufwandes, den Sie gemacht hätten und zu machen gezwungen wären, einen Brief geschrieben hätten; und ich unterstützte Ihre Gründe durch alles, was man bei solchen Gelegenheiten sagen kann; er wendete mir den unglücklichen Zustand der Finanzen ein.

Täglich pflegt' er in seinem Bette Mittagsruhe zu halten. Wenn er nun geschlafen und geruht hatte, so ließ er sich erst in seinem Zimmer von einem seiner Kapläne eine Todtenmesse lesen, bevor er seine Vesper hörte, Abends aber wurde die letzte Betstunde gehalten.

Auf dem Schlosse zu Hières, wo wir ans Land gestiegen waren, kam ein Franziskaner zu ihm, um ihn durch eine Predigt zu belehren. In dieser sagte er unter andern: er habe die Bibel und die Bücher gelesen, die von ungläubigen Fürsten handeln; habe aber weder unter den Rechtgläubigen, noch unter den Irrgläubigen gefunden, daß je ein Reich zu Grunde, noch von einer Herrschaft zur andern übergegangen sey, als durch Mangel an Rechtspflege. „Daher, fügt' er hinzu, nehme der König, der nach Frankreich zurückkehrt, wohl in Obacht, daß er seinem Volke gut und schleunig zu Recht verhelfe, damit ihm der Herr sein Königreich ruhig regieren lasse sein Lebenlang." Man sagt, der wackere Mann, der dem Könige diese Lehre gab, liege zu Marseille begraben, wo der Herr noch manches schöne Wunder durch ihn würke. Bey dem König wollt' er, so dringend er auch gebeten wurde, nicht länger bleiben als einen Tag.

Der König vergaß diese Lehre nicht, sondern regierte sein Land gut und bieder und nach Gottes Gebot. In seinen Geschäften war die Einrichtung so gemacht, daß der Herr von Nuelle und der gute Graf von Soissons und wir andern, die wir um ihn waren, nach der Messe die mündlichen Anbringen, die jetzt die Requeten heißen, vor den Thüren anhörten. Wenn er nun aus dem Kloster zurückkam, ließ er uns hohlen, setzte sich unten auf sein Bette, ließ uns alle um ihn her setzen,

Ich hätte bald vergeſſen Ihnen zu ſchreiben, daß die Geiſtlichkeit ſich geſtern Abend in gröſter Unzufriedenheit ſeparirt hat: die Regierung beſteht halsſtarriger als je auf der Einführung des Funfzigſten, und die Geiſtlichkeit ſcheint ſehr entſchloſſen, nie darein zu willigen; es iſt zu fürchten, daß ein Unvorſichtiger Gelegenheit zu ärgerlichen Auftritten geben möge.

Der König fährt fort die Königin öfter zu ſehn, und es ſcheint zwiſchen ihnen Vertrauen zu entſtehen.

Hier endiget der ſo intereſſante Briefwechſel Sillys über das Innere des Hofes von Ludwig XV.

Es iſt bekannt, daß der König, nach mehrern flüchtigen Liebſchaften, endlich an Frau von Mailly gefeſſelt wurde, die älteſte Schweſter der andern, die er in der Folge liebte. Dieſe Liebſchaften, die Abentheuer der Favoritinnen, ihre Verſtoßung oder ihr Tod ſind von Dichtern der Zeit beſungen worden. Die Knechtſchaft erlaubte nicht, dieſe Dichtungen ins Publikum zu bringen, aber jetzt iſt die Zeit der Geſchichte gekommen, und wir glauben, daß es uns erlaubt ſeyn wird, die Parodien der ſchönen Tragödien von Racine, die auf dieſe beſondern Vorfälle gemacht worden ſind, hier einzurücken.

Ueber die Verſtoßung der Frau von Mailly, die von ihrer Schweſter, der Frau de la Tournelle, der nachherigen Herzogin von Chateauroux, im J. 1742 den 2. November geſtürzt wurde.

Zum Verſtändniß dieſer Poeſieen muß man die Details kennen, die der Herzog von Richelieu in Briefen aus dieſer Periode erzählt.

„Der Herzog von Agenois ſah ſich geliebt, und liebte mit Anbetung Frau de la Tournelle. Und da ich die Erkaltung des Königs gegen Frau von Mailly, und die Neigung zu ihrer Schweſter bemerkte, wurde ich vom Könige gebeten, den Herzog von Agenois mit mir zu der Verſammlung der Stände von Languedoc zu nehmen, wo ich ein artiges Werk veranlaßte, ſeinem Herzen Netze zu ſtellen. Ich ließ die Briefe des Herzogs von Agenois und der Marquiſe auffangen, um ſie gegen einander aufzubringen und zu entzweien, — und ich ließ einen zärtlichen Brief, den ich von der neuen Geliebten an meinen Neffen hatte ſchreiben laſſen, der Frau de la Tournelle in die Hände ſpielen, die aus Verdruß nunmehr den König erhörte, im Monat November 1742. Der König kannte die Liebe der Frau de la Tournelle zu meinem Neffen Agenois; noch mehr wurde er von der Stärke derſelben bei ſei-

seinem Aufenthalt zu Rheims überzeugt, als sie die Nachricht bekam, daß Agenois in Italien verwundet worden sey. Diese Nachricht erregte ihr so heftige Wallungen des Bluts, daß sie ein Fieber bekam, weßwegen der Aufenthalt des Hofes zu Rheims um einen Tag verlängert wurde."

„Der König hatte entschieden, daß Frau von Chateauroux nicht mit nach Flandern gehen sollte. Aber, da ich mit dem Herzog von Ayen brouillirt war, so glaubte ich die Gegenwart der Herzogin nöthig zu haben, um meinen Credit zu behaupten, und dem Credit des Marschalls von Noailles das Gegengewicht zu halten. — Ich überredete also Frau von Chateauroux, daß sie dem Könige auf dem Fuße folgen sollte, und nahm die Folgen davon auf mich. Sie reiste ab mit der Prinzessin von Conty, der Herzogin von Chaztres und ihrer Schwester, der Frau von Lauraguais. Es wurde bald Friede geschlossen; aber die Armee und das Publikum hatten daran ein Aergerniß genommen: und man mißbilligte besonders die Reise und die Begleitung der Prinzessinnen: Frau von Chateauroux wurde von den Grenadieren, unter dem erborgten Namen der Madame Aurou, die eine ehemals besungene alte Dame war, in Liedern abgesungen."

Es ist bekannt, daß der König nach Metz eilen mußte, auf welcher Seite die Feinde Bewegungen machten. Frau von Chateauroux begleitete ihn: er fiel daselbst in eine gefährliche Krankheit, und der Bischoff von Soissons verlangte die Entfernung der Frau von Chateauroux, welcher der König am 13. August 1744 wirklich entsagte: Der Bischoff von Metz nahm das Aergerniß noch höher auf, und drang auf die öffentliche Entsagung des Königs, ehe man ihm die Sacramente reichen könnte: Frau von Chateauroux wurde ohnehin vom Publikum gehaßt, und man sagte, sie sey Schuld an der Krankheit des Königs, und habe in seiner Krankheit den Großen den Zutritt zu ihm versagt, so daß sie die Thüren hätten aufsprengen müssen.

Als der König genesen war, schrieb er der Frau von Chateauroux, daß sie zurückkehren sollte; sie foderte eine öffentliche Ehrenrettung, und erhielt sie den 26. November, acht Tage nach der Rückkehr des Königs nach Versailles. Maurepas wurde abgeschickt, um sie im Namen des Königs um Verzeihung zu bitten, und zu Wiedereinnehmung ihres Ranges und ihrer Charge als Haushofmeisterin der Dauphine einzuladen. Sie war schon krank; hatte von Furcht, Mißhandlungen und dem Gerücht, daß sie auf ihrer Reise nach Jouarre gesteinigt werden sollte, gelitten, und ihre ganze Constitution war davon zu heftig angegriffen worden; und nachdem sie eilf Tage an einem bösartigen Fieber danieder gelegen hatte, wo sie fast beständig in Paroxismen lag, und von nichts als ihren Feinden sprach, starb sie zu Paris den 8. December 1744.

André Hercules von Fleury
Cardinal

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller.

Zum Schluß beſorgt

von

H. E. G. Paulus.

Zweite Abtheilung.

Neun und zwanzigſter und letzter Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1806.

Des

Herzogs Ludwigs von St. Simon

eigene Schilderungen

der merkwürdigsten Personen

seiner Zeit.

Beschluß.

Stuart.

(Aus den Nachrichten der Französischen Hauptarmee *).)

Ueber die letzten Sprößlinge der königlichen Familie der Stuarts, und über die Geburt von Charlotte, Tochter Carl Eduards, Prinzen von Wales.

Als im Jahr 1745 der Prinz Carl Eduard eine Unternehmung auf Schottland machte, von welchem Reiche ihn der verstorbene König von England zum Regenten erklärt hatte, nahm er sein Hauptquartier auf dem Schlosse Donaldson, nahe bei Corbin, bei dem Sir Patterson. Dieser Edelmann stellte ihm seine ganze Familie vor. Unter den vorgestellten Fräulein war auch seine Nichte, die Gräfin von Albestroff. Der Prinz, welcher wußte, daß die Königin, seine Mutter, derselben ihren Namen gegeben, so in der katholischen Religion zu erziehen verordnet, und sich vorgenommen hatte, sie zu sich zu nehmen, gedachte sie vor allen übrigen Fräulein auf, bezeigte ihr ein besonderes Wohlwollen und versprach, daß er ihr, wenn seine Sachen gut gingen, eine Stelle an seinem Hof geben wolle. Er nahm es

*) Ueber diese Zeitung macht der Französische Generalstabsarzt folgende Anmerkung: „Die Familie der Stuarts, die auf ihren Geburtsort verzichten, Fürsten, ohne Länder scheinen wollen, ob dem ganzen Europa, der Nachwelt, der Geschichte zu unterschreiben, daß wir in unsern Werke, daß unser Handwerk das Lügen, Betrug und Verleumdung sey ist, der lesen, kurz sehr viele heroischen Thaten bekannt machen zu müssen glaubten." Diese Anmerkung gibt es am Schlusse an.

auf sich, ihr Glück zu machen, und Dankbarkeit für alle die Dienste, welche die Familie dieses Fräuleins der Seinigen seit ihrem Unglück geleistet hatte.

Während seiner Unterredung beständig sprach der Prinz immer von Zeit zu Zeit die Gräfin Albertruff, und gab ihr neue Beweise seiner Huld. Er hatte ihr anfangs nur seine Dienste versprochen, im Fall er auf den Thron gelangte; jetzt gingen aber seine Absichten weiter. Er ließ die Gräfin das Versprechen eingehen, daß, wenn sein Unternehmen seinen glücklichen Ausgang hätte, und er seine drei Königreiche zu verlassen gezwungen wäre, sie ihm überall hin, wohin er gehen würde, folgen und bei ihm immer treu anhalten wolle, so wie er ihr auch treu alle Versprechungen halten wolle, die er ihr gethan habe.

Nachdem der Prinz das Treffen bei Culloden verloren hatte, und allein, an Allem Mangel leidend, und jeden Augenblick von der Gefahr, seinen Feinden in die Hände zu fallen, umgeben, mehrere Monate in den schottischen Gebürgen umhergeirrt war, ging er im Monat September 1746 nach Frankreich zurück.

Die Gräfin von Albertruff blieb indeß in Schottland bei ihrer Familie, bis ihr eine Stelle in einem Stifte zu verschaffen sein würde. Einer von ihren Onkeln, der General Stram, bewarb sich für sie bei dem Prinzen Carl von Lothringen und bei der Kaiserin Königin, um eine Canonicats Stelle in einem der adelichen Stifter in den Niederlanden. Bei dieser Gelegenheit ließ er den Stammbaum der Gräfin ausfertigen, der durch die Unterschrift und Wappensiegel aller schottischen Herrn und den vornehmsten Häuptern, mit denen sie von väterlicher und mütterlicher Seite verwandt zu seyn die Ehre hatte, bekräftigt wurde. Die Beglaubigung wurde angenommen, und ihr die erste in diesen Stiftern zu erledigende Stelle zugesichert.

Seit der Entfernung des Prinzen hatte die Gräfin in der hiesigen Landesregierung mit dem gethan. Er war zwar so bemüht, aber insgeheim, in den Niederlanden, und suchte wohl, welchen Gefallen er alle Personen in seinen Königreichen den ausgesucht haben würde, mit denen er in Correspondenz hätte stehen wollen. Aber eine gewisse Person, die das Vertrauen der Gräfin hatte, und die Absichten des Prinzen auf sie wußte, lag ihr seit langer Zeit an, daß sie ihr Versprechen halten und zu ihm gehen sollte, um ihm Beständigkeit zu beweisen,

und

und fragte uns, ob etwas abzuthun sey, das ohne ihn nicht abgethan werden könne. Wir nennten ihm denn diejenigen, die etwas suchten; und er ließ sie rufen und fragte sie, „warum sie nicht das annähmen, was seine Leute ihnen anböten?“ — Gaben sie nun zur Antwort: man biete ihnen zu wenig; so sagt' er dagegen; sie sollten wohl das annehmen, was man ihnen geben wolle. So bemühte sich der heilige Mann aus aller Macht, sie auf billige und vernünftige Wege zu bringen.

Mehrmahl im Sommer fügt' es sich, daß er sich nach der Messe im Gehölz von Vincennes niederließ, sich da an eine Eiche lehnte, und wir alle uns um ihn her setzen mußten. Alle die etwas anzubringen hatten, kamen hier zu ihm, und sprachen, ohne daß eine Leibwache oder sonst jemand sie zurückweisen durfte. Da fragt' er sie mündlich: „ist niemand hier, der einen Gegner habe?“ Und wer den hatte, der stand auf, und dann sagte der König: „seyd alle still! es soll einer nach dem andern abgefertigt werden. Alsdenn ruft' er Monseigneur Peter Desfontaines und und Monseigneur Gottfried von Villette, und sagte zu einem von beyden: „fertigt mir diese Partey ab.“ Fand er in dem Vortrage derjenigen, die für andere sprachen, etwas zu verbessern, so half er selbst mündlich nach. Ich sah ihn zuweilen im Sommer, daß er, um seine Leute abzufertigen, zu Paris in den Garten kam, mit einem Waffenrock von Kamelot, einem Oberrock von Tyretaine ohne Ermeln, einen Mantel von schwarzen Zindeltaft, sehr zierlich aufgeschlagen und ohne Kappe, und einen Hut mit weissen Pfauenfedern. Da ließ er nun einen Teppich ausbreiten, auf den wir uns um ihn her setzen mußten; und die ganze Menge von Menschen, die vor ihm zu thun hatte, stand um ihn her; und nun ließ er sie abfertigen, auf eben die Art wie im Gehölze von Vincennes.

Ein

und in dem schrecklichen Zustande, in dem er sich befand, sein Trost zu seyn. Der Ruf eines Prinzen, den ganz Europa als einen Helden betrachtete, seine großen Eigenschaften, sein Unglück, dann auch die vielen Beweise seiner Huld, die sie von ihm empfangen, die Versprechungen, die er ihr gethan, und die Hoffnungen, zu denen er sie berechtigt hatte; alles dieses bestimmte ihren Entschluß. Sie reiste nach Frankreich ab.

Der Prinz befand sich damals zu Gent; er erfuhr durch seinen Vertrauten die Ankunft der Gräfin zu Dorsay, und ließ ihr sagen, daß sie sich nach Paris begeben möchte. Indeß; er selbst reiste zu ihr, widerlegte ihr alle die Vorstellungen, die er ihr schon gemacht hatte; und führte sie mit sich nach Gent.

Seit ihrer Wiedervereinigung mit dem Prinzen wurde sie immer vor dem Publikum als seine Gattin angesehen und behandelt, führte den Namen des Prinzen, und machte die Honneurs seines Hauses. In dieser Qualität begleitete sie ihn auf allen seinen Reisen in Deutschland, und kam mit ihm nach Zürich zurück, wo er damals unter dem Namen des Grafen von Johnston seinen Aufenthalt wählte.

In dieser Stadt gebar sie die Prinzessin Charlotte. Die Geburt derselben verursachte dem Prinzen eine große Freude, und er ging selbst, um sie zur Taufe zu melden.

Er meldete sie, als die Frucht einer Ehe, welche wichtige Gründe geheim zu halten nöthigten; er gab sie Charlotte seine nen, nach seinem eigenen Namen Carl, und gab sich als Vater an, unter dem Namen Johnston, den er damals führte, und unter welchem er bekannt war.

Wir besitzen den Auszug aus dem Kirchenbuche, der von dieser aufgesetzt wurde. Er ist nämlich abgefaßt vom Jahr 1753, unterzeichnet von Bailly als Carl, gehörig authentisirt vom Generalsekretair der Fürstlichkeit von Zürich, auch bestätigt vom damaligen bevollmächtigten Minister Sr. allerdurchlauchtigsten Majestät bei der Fürstlichkeit von Zürich, dem Grafen von Lapeyrere-Desmaisons. Er lautet so: „Im Jahre des Herrn 1753 ist in unserer Pfarrkirche zur heiligen Jungfrau Maria getauft worden, Charlotte, Tochter des edlen Herrn Wilhelm Johnston, und der edlen Dame Charlotte Pitt. Der Taufe ist gewesen, der edle Herr Baron von Grimmenstein, im Namen des edlen Herrn Balthasar Wilhelm.“

Der Prinz ließ seine Tochter in seinem Hause erziehen, und hatte für sie immer die größte väterliche Zärtlichkeit. Seine Aufmerksamkeit und seine Sorge war fast übertrieben; sie, wie ihre Mutter, begleitete ihn auf allen seinen Reisen, und in alle die verschiedenen Städte, wo er sich aufhielt, nach Paris, Basel, Venedig, Versailles. An allen diesen Orten wurden sie beide immer vor dem Publikum als Gemahlin und Tochter des Prinzen anerkannt; sie führten mit ihm einen Namen, und das Kind wurde immer zur Zeit des Mittags gegessen, und allen fremden Herrn und andern Personen, die dem Prinzen ihren Besuch machten, vorgestellt.

Das Fräulein Charlotte war ihrem siebenten Jahre nahe, als ihre Mutter, die ihr eine ihrer Geburt angemessene Erziehung zu geben wünschte, und dagegen die größten Hindernisse in dem flüchtigen und herumschweifenden Leben fand, das der Prinz zu führen genöthigt war, sich an den Vater des Prinzen, den König von England, wenden zu müssen glaubte, um sich rathen zu lassen, was sie thun solle, um ihre Mutterpflichten gegen ihr Kind zu erfüllen.

Der verstorbene König von England nahm diese Anfrage der Gräfin von Albemarle sehr wohl auf, und trug kein Bedenken, sich dahin zu entscheiden, daß das Kind von seinem Vater getrennt werden müsse. Er wünschte, daß man den Vater um seine Einwilligung fragen und erhalten möchte. Wenn er sich aber weigerte, so war es sein Wille, daß Mutter und Tochter sich in einem der besten Klöster zu Paris begeben möchten, und er versprach ihnen beiden den höchsten Schutz.

Die Gräfin hatte seit mehreren Jahren dem Prinzen um die Erlaubniß angelegen, sich zur Ruhe begeben zu dürfen, um die Erziehung ihres Kindes anzufangen, hatte sie aber nicht erhalten können. Sie machte jetzt einen neuen Versuch, den Prinzen zu bewegen. Da sie sah, daß alle ihre Mühe vergeblich war, so entschloß sie sich, nach dem, vom Könige von England erhaltenen Befehl, ohne Vorwissen des Prinzen von Venedig abzureisen.

Sie reiste wirklich den 22. Junius 1760 um Mitternacht von Venedig ab, und kam den 24. darauf zu Paris an.

Den Prinzen jammerte diese Trennung sehr. Er schrieb sogleich mehrere Couriere ab. Einige hatten Befehl, die Flüchtige wenigstens anzuhalten, wenn man sie träfe, und sie nach Venedig zurück zu bringen. Die andern schickte er nach Paris mit Befehlen an seine Correspondenten, daß sie die genauesten Nachforschungen

suchen

suchungen anstellen, und bei den Ministern es ausbringen sollten, wie Er seine Tochter zurückforderte, und sein Vaterrecht geltend mache.

Einer der Correspondenten ging wirklich zum Marschall Bellesle, der damals Minister war, und eröffnete ihm die Befehle, die er vom Prinzen empfangen hatte; aber die Gräfin von Albemarle, die von den Nachsuchungen, welche der Prinz anstellen ließ, unterrichtet war, änderte ihre Wohnung und brauchte die Vorsicht, den Erzbischoff (Vaumont) von Paris zu benachrichtigen, daß ihre Flucht und die Entführung ihrer Tochter nur zu Folge der Befehle des Königs von England geschehen sey. Sie bat ihn um Erlaubniß, in ein Kloster gehen zu dürfen, wo sie so lange unbekannt bleiben könnte, bis der König von England in ihrer Sache noch Fortschritte machen könnte.

Der Erzbischoff glaubte, dem Könige diesen Vorfall melden zu müssen. Er erhielt zu Chantilli bei Sr Majestät Audienz, unterrichtete den König von den angenehmen Umständen, und bat ihn für Mutter und Tochter um seinen Schutz. Se Majestät hatte die Güte, dieß zu versprechen, doch mit dem Bedeuten, daß sie das strengste Incognito beobachten müßten, weil, wenn der Prinz den Ort ihres Aufenthaltes entdeckte und sie zurückforderte, man nicht umhin könnte, sie auszuliefern.

Als der König von England die Flucht der Gräfin von Albemarle erfuhr, schrieb er eigenhändig an den Erzbischoff von Paris, und bat ihn um seine Dienste für Mutter und Tochter. Eben derselbe Courier brachte einen Brief an den Herzog von Choiseul, worin er sie beide dem Schutze des Französischen Hofs übergab. Die Aufmerksamkeit Sr Majestät ging noch weiter: er schrieb an den Prinzen, seinen Sohn, suchte ihn zu trösten und ihm seine Unruhe zu benehmen. Er schrieb ihm, daß er seinen Schutz einer Person nicht habe versagen können, deren ganze Familie sich für ihn aufgeopfert, und die den braven Mann von seinen Unterthanen zum Tode verdammt habe. Der Prinz sollte sich keine Unruhe über das Schicksal der beiden Personen machen, deren Entfernung ihn so sehr schmerzte. Er nehme es auf sich, selbst für sie zu sorgen, und darüber zu wachen, daß das junge Fräulein eine sittliche und würdige Erziehung erhalte. In der That hielt der König sein Versprechen, und sorgte väterlich für alle ihre Bedürfnisse.

Er hatte der Gräfin von Albemarle die Vollmacht gegeben, bei seinem Banquier so viel Geld aufzunehmen, als nöthig seyn würde, um ihrer Tochter die vortrefflichste Erziehung zu geben, und ihr die geschicktesten Lehrer zu halten. Da in der Folge die Pension, welche sie vom Könige erhielt, auf 10,000 Livres gesetzt wurde, so war es darum, weil die Gräfin angegeben hatte, daß diese Summe für die erste Jugend ihrer Tochter, für alle zu ihrer Erziehung und zu ihrem Unterhalt nöthigen Ausgaben hinreichend seyn würde.

Da sie von den Nachsuchungen, welche der Prinz noch immer fort anstellen ließ, nichts mehr zu fürchten hatte, so bat sie den Erzbischoff, daß er für sie einen Aufenthalt in einem Kloster zu Paris besorgen möchte, wo sie besser im Stande wäre, die besten Lehrer zu wählen. Der Erzbischoff brachte sie ins Kloster de la Visitation, in der Straße du Bacq, und nachher in das Kloster Saint-Sacrement. Bei dieser Gelegenheit ließ der König von England, als er die Sorgfalt und Aufmerksamkeit dieses Prälaten erfuhr, ein Dankschreiben für die Sorge, die er den beiden Personen schenkte, die er ihm empfohlen hatte, an ihn ergehen. Milord Albemarle schrieb auch im Namen des Königs an die Marquise von Albert, und dankte ihr für die Sorgfalt und Gefälligkeit, die sie gegen Mutter und Tochter habe.

Die Gräfin von Albemarle und ihre Tochter haben von dieser Zeit an bis zu dem Tode des Königs die auszeichnetsten Beweise seiner Güte, Zuneigung und Großmuth erhalten. Im Jahr 1764 erfuhr sie, daß er seine Sorgfalt nicht blos auf die Gegenwart beschränke, sondern auch für die Zukunft sorgen wolle; daß er Maßregeln getroffen habe, um der Mutter und Tochter eine von den Prinzen, seinen Kindern, und vom Wechsel des Glücks unabhängige, anständige und angenehme Existenz zu versichern. Milord Albert, ehemaliger Minister des Königs, hatte sich nach seiner Rückkunft von Rom dem Jesuiten, Pater Cranmckhan, erklärt. Er wies derholte es gegen den Banquier des Königs, Herrn Waters, und trug ihm auf, der Gräfin zu sagen, daß er nicht die Ehre haben könne, sie zu sehen, aber daß er sie seiner vollkommensten Ergebenheit versichere. Sie möchte sich keine Unruhe wegen der Zukunft machen. Der König habe dafür gesorgt, daß sie unabhängig ein angenehmes und anständiges Leben führen könnten.

Um

Ungeachtet dieſer Verſicherungen iſt es doch nach dem Tode des Königs nicht möglich geweſen, zu entdecken, auf welche Art der König ſein Verſprechen erfüllt habe, und wo die Akte zu finden ſey, die er zur Beſtätigung ſeines Willens hierüber hinterlaſſen habe.

Der König ſtarb im J. 1766; und nun wurde das Loos der Gräfin ein ganz anderes. Sie hielt es für nöthig, an den Cardinal von York zu ſchreiben, um ihm über ſeinen erlittenen Verluſt zu condoliren, und ihn um ſeinen Schutz, ſeine Huld und beſonders um ſeinen Rath zu bitten, wie ſie ſich gegen den Prinzen, ſeinen Bruder, verhalten ſolle. Sie hoffte von Se Eminenz, die für ihre Tochter Charlotte gemachten Diſpoſitionen zu erfahren. Se Eminenz geruhten nicht, ihr auf dieſen Brief zu antworten. Er ſchickte ſeinen Banquier an ſie und ließ ihr erklären, daß er die Summen, welche der verſtorbene König für die Erziehung ihrer Tochter bezahlt, einſtellen, und daß ſie zu ihren Proben nicht mehr als die Hälfte der 12,000 Livres erhalten würde. So nahm man der Mutter gerade in dem Zeitpunkte, wo das junge Fräulein, die nun älter wurde, und von ihren Lehrern am meiſten geſehen ſeyn wollte, dabei aber einen großen Aufwand erforderte, die Mittel zur Erziehung ihres Kindes. Sie machte hierüber dem Cardinal mit aller Ehrerbietung die lebhafteſten Vorſtellungen, aber vergeblich.

Kurze Zeit darauf wollte der Cardinal, welcher wußte, auf welchen Fuß die Gräfin vom Prinzen vor dem Publikum behandelt worden ſey, und daß ſie für ſeine rechtmäßige Gemahlin gelte, dieſe Sache ins Klare bringen, und ſich von dieſer Seite vor allen Unannehmlichkeiten hüten. Er ſchickte ſeinem Banquier das Formular einer Erklärung, mit dem Befehl, die Gräfin unter den größten Drohungen zu nöthigen, daß ſie dieſelbe unterſchriebe und kathegoriſch erklärte, daß keine rechtliche Verbindung ihrer Ehe mit dem Prinzen da ſey. Die Gräfin unterzeichnete in der erſten Ueberraſchung dieſe Erklärung; aber noch denſelben Tag ſchrieb ſie an den Cardinal, bezeigte ihre Reue und beklagte ſich über die Art, wie man ihr begegnet ſey. Da dieß aber den Cardinal nicht rührte, ſo ſah ſie ſich genöthigt Paris zu verlaſſen, wo ſie nicht mehr den nöthigen Aufwand machen konnte.

Sie ſuchte in der Abtei Notre Dame zu Meaux eine Zuflucht, wo ſie ſich nachher immer mit ihrer Tochter aufgehalten hat. Der Erzbiſchof von Paris, der von allen ihren

Schrit-

Schriften unterrichtet und der beständige Zeuge ihres Betragens gewesen ist, kann alles dieß bezeugen. Dieser Prälat hat die Empfehlung des verstorbenen Königs von England nicht vergessen, und gegen Mutter und Tochter immer denselben Eifer bewiesen. Das Vortheilhafteste, was sie sich wünschen konnten, wär, daß man den Rath dieses weisen Prälaten und seine Fürsprache für die Gerechtigkeit und Billigkeit ihrer Forderungen hören möchte.

Nach dem Tode des Königs von England haben die Gräfin und ihre Tochter die zärtlichsten und ehrerbietigsten Briefe an den Prinzen Carl Stuart, geschrieben; aber ob sie gleich auf indirecten Wegen unterrichtet waren, daß er noch immer dieselbe Liebe zu seiner Tochter hatte, so erhielten sie doch keine Antwort von ihm.

Nach des Prinzen Vermählung — schien sich seine Zärtlichkeit für seine Tochter zu erneuern. Er ließ ihr den Vorschlag thun, zu ihm zu kommen. Die Gräfin, welcher diese Trennung unendlich viel kostete, und die in dem Aufenthalt zu Rom für ihre Tochter viel nachtheiliges voraus sah, gab dennoch ihre Einwilligung, um dem Prinzen gefällig zu seyn. Allein man denke! Im Moment, wo die Reise vor sich gehen soll, setzt man Hindernisse entgegen; und ungeachtet der Verzweiflung der Mutter, dieses Opfer zu bringen, ungeachtet des Gehorsams der Tochter gegen die Befehle des Prinzen, dem sie die zärtlichsten, ehrfurchtsvollsten Briefe zu schreiben die Ehre gehabt hat, ungeachtet der Protestationen eines gewissen Herrn, der bei dem Prinzen war, und der geneigt schien, sie auf allen Kräften zu unterstützen: hat man von ihm keine Antwort, keinen Trost, keine Hoffnung erhalten können.

In dieser verzweifelten Lage, da die Gräfin von Albany recht nunmehr ihre Tochter in dem Alter sieht, wo sie nicht mehr unerkannt und verborgen leben kann, und da sie fürchten muß, daß vielleicht sie selbst, vielleicht der Prinz ihrer Tochter entrissen werden könne, ist sie entschlossen, alle mögliche Mittel zu versuchen, um ihrer Tochter Namen und Stand zu versichern. Sie verlangt nicht vom Prinzen, daß er alle ihr gegebenen Versprechen erfüllen, und ihrer Tochter eine Existenz geben solle, die vielleicht jetzt nicht mehr in seiner Macht stehe. Sie schränkt sich auf zwei Forderungen ein; er kann, daß er ihrer Tochter irgend einen Titel und Namen zu geben solle, unter welchem, da er sie schon unter so viel verschiedenen Formen anerkannt, er sie noch jetzt anerkennen,

und

und unter welchem ſeine Freunde ſie vertreten und etwas für ſie fodern könnten; zweitens aber, daß wenn der ſel. König für ſie einige Verfügungen getroffen, wie es ihr Milord Melfort mehreremale verſichert, man ſie ihr bekannt machen, aber daß der Prinz ſelbſt dafür ſorgen und ſeinem Kinde eine Penſion zuſichern ſolle, die ſie vor Schande und Mangel ſchützte. Sie gründet dieſe ſo gemäßigten Forderungen auf die Pflicht der Menſchlichkeit, auf die Rechte des Bluts, die ein haltenen Verſprechungen, die Ehre des Prinzen, und das Beiſpiel aller Prinzen ſeines Hauſes, die unter noch weit ungünſtigern Umſtänden nie vergeſſen haben, allen ihren Kindern ein anſtändiges Loos zu ſichern. Sie hofft von allen Billigen und Freidenkenden Rath, Unterſtützung und Schutz.

Die Gräfin von Albertruff, unter welchem Namen ſie jetzt in Frankreich und in Rom bekannt iſt, und den ſie ſeit ihrer Trennung vom Prinzen geführt hat, nennt ſich mit ihrem eigentlichen Namen Clementine Marie Sophie von Walkinshaw; ſie iſt die Tochter von Johann Walkinshaw, Baron von Barrowsfield, und iſt von ſeiner Seite mit den Familien Crawford, Kilbernie, Halhead, Temple, und mit den berühmten Familien Barrochin, Maxwelles, Newark, Hamilton, Colkirk, Dallis, Lemington verwandt. Ihre Mutter war Catherine Paterſon, Tochter des Esquire und Baronet Hugh Paterſon von Bannockburn, aus der alten Familie Dunmore, deſſen Mutter Barbara Mathwen von Douglas war, aus der berühmten Familie der Grafen von Somerie. Sie hatte Catherine von Douglas zur Mutter, die Tochter vom Marquis Wilhelm von Douglas, der hernach zum Herzog von Douglas gemacht wurde. Der Bruder dieſer Catherine von Douglas heirathete die einzige und reiche Erbin der Herzoge von Hamilton, und wurde durch dieſe Heirath Herzog von Hamilton. Die Verwandten aber dieſer Stämme ſind der Herzog von Buckleug, der Herzog von Queensberry, der Herzog von Douglas, der Herzog von Athole, der Marquis von Tweedale, die Grafen von Crawford, Marſchall, Sutherland, Eglinton, Mirkhale, der Herzog von Perth, die Grafen von Kinnoul, Seafield, Aberdeen, Owlemey, March, Hintford, Hopeton, der Herzog von Gordon und der Graf von Bute.

Der Vater unſerer Clementine Marie Sophie Johann Walkinshaw kam ſich im J. 1715 für den verſtorbenen

König

König von England erklärt, und den ganzen Adel seiner Provinz, bei dem er in großem Credit stand, auf dessen Seite gezogen. Nach der Niederlage des Königs bei Sheviniare wurde er gefangen genommen, und auf das Schloß Stirling gebracht. Es wurde ihm der Proceß als Rebellen gemacht, und er sollte hingerichtet werden, als er noch den Tag vorher das Glück hatte, auf seinem Gefängniß zu entfliehen. Er begab sich zum Könige nach Bar-le-Duc. Dieser sandte ihn an den Kaiser Carl VI., um die Prinzessin Clementine Sobiewski, seine zukünftige Gemahlin, die zu Inspruck in Verwahrung war, zurückzufordern. Er hatte das Glück, sein Geschäft nach Wunsch zu vollenden, und die Prinzessin ihrem zukünftigen Gemahl zuzuführen. Zum Dank für diesen Dienst wollte sie, daß das erste Kind, das der Baron Wolkinsham bekommen würde, ihren Namen führte, und versprach demselben einen Platz an ihrem Hofe.

Johann Wolkinsham, der Vater der Fräulein Clementine, der Esquire Paterson, ihr Oncle und die meisten Edelleute, von denen wir hier gesprochen, sind immer dem königlichen Hause Stuart ergeben gewesen, und um seinetwillen verbannt worden; mehrere haben alle ihre Güter verloren, einige ihr Leben, weil sie, unter dem höchsten Adel, bei der Armee des verstorbenen Königs im Jahr 1715 gewesen waren *).

Tencin

(Abbé, nachher Cardinal) und seine Schwester, die Nonne.

Law, dessen System einen großen Glanz von sich warf, war seiner Subalternschaft müde. Er strebte in diesem Glanze nach etwas Höherm; mehr aber als er, der Abbé Dubois. Indessen war dazu kein Weg, bevor zwei Hindernisse weggeräumt

*) Der gegenwärtige Aufsatz, der sich im Original (von meiner Hand!) in den Händen des Hrn Treuttel zu Straßburg befindet, ist aus einer Handschrift, welche Ludwig XV. hatte, und der sich zu gleicher Zeit noch befindet:

1. ein geheimer, versteckter Briefwechsel des verstorbenen Königs mit dem Könige von Spanien.

2. Anfänge von Ludwig XV., in denen er die Ursachen der verschiedenen Verbrechen seiner Regierung, die ihm bekannt waren, bemerkt hat.

räumt worden, nämlich daß er Ausländer und Ketzer war, und das Erste konnte nicht durch die Naturalisation ohne vorhergehende Abschwörung der Religion aufgehoben werden: dazu brauchte man einen Bekehrer, der es nicht allzu streng nahm, und dessen man gewiß versichert war. Dubois hatte ihn gefunden, es war Tencin, dem der Teufel nachher zu einem so erstaunenden Stücke geholfen hat. —

Dieser Abbé war ein armer Priester, Urenkel eines Goldschmides, dessen Vater und Bruder Parlamentspräsidenten zu Grenoble waren. Guerin war sein Name, und Tencin hieß er von einem kleinen Gute, das seiner ganzen Familie angehörte.

Er hatte zwei Schwestern, die eine war zu Paris Frau eines gewissen, ziemlich unbekannten Herriol, des Bruders eines Herriol, der Ambassadeur zu Constantinopel und nicht verheurathet gewesen ist; die andere Schwester war seit langen Jahren Nonne im Kloster der Augustinerinnen Montfleury bei Grenoble, beide schön und liebenswürdig; Madame Herriol von mehr Sanftheit und Galanterie, die andere von mehr Geist, Intrigue und Ausschweifung. Die letztere zog bald die beste Gesellschaft von Grenoble in ihr Kloster, dessen leichte Zugänglichkeit nie vom Cardinal le Camus aufgehoben werden konnte; nichts trug aber mehr dazu bei, als daß der herrlichste Spaziergang zu einem reizenden Ort führte, wo die besten Familien der Stadt Nonnen zu Töchtern hatten.

Man hatte daselbst mit Fräulein von Tencin einen so freien und leichten Umgang, wie man sich anderswo nur hätte wünschen können. Aber ihr Nonnenhabit, der Schatten vom Ordenszwang, der jedoch nicht hart war, die Eingeschlossenheit, die zwar den Besuchen beider Geschlechter zugänglich war, aus der sie aber nur von Zeit zu Zeit herausgehen konnte; alles dieß war ein unerträglicher Zwang für Leute, die vollen Genuß suchten. Ein dringendes Bedürfniß, die Folgen ihrer Vergnügungen den Augen der Gesellschaft zu entziehen, welche scandalisirt war, nöthigte die Tencin, das Kloster zu verlassen, mit dem festen Entschluß, nie wieder dahin zurückzukehren.

Der Abbé und sie waren immer ein Herz und eine Seele wegen der vollkommenen Gleichstimmung ihrer Gesinnungen, so weit diese nämlich möglich ist; er war beständig ihr Vertrauter und sie die seinige; und wußte ihr durch seine Intriguen so gut zu helfen, daß er sie mehrere Jahre mitten in der

der groſſen Welt und den Vergnügungen, woran er ſelbſt ge-
hörig Theil nahm, in der Provinz und ſelbſt in Paris ohne
Abſpannung ihres Standes, erhielt: ſie machte ſogar durch ih-
ren Geiſt und ihre Abenthäuer unter dem Namen der Reli-
gieuſe Tencin ſehr viel Aufſehn.

Der Bruder und die Schweſter, die immer zuſammen
lebten, muſten es zu machen, daß niemand den Abbé wegen
dieſes herumſchweifenden und unordentlichen Lebens einer Mon-
ne, die ſogar ihr Kloſterhabit aus eigner Macht abgelegt hat-
te, angriff. Man könnte ein Buch von dieſem Paare ſchrei-
ben, welches ſtets thätig war, durch die Annehmlichkeiten und
Künſte ihres Geiſtes ſich Freunde zu machen.

Gegen das Ende des Königs erhielt ſie von Rom die Er-
laubniß, ihren Stand zu ändern, und Chanoineſſin, ich weiß
nicht wo, zu werden, wohin ſie aber niemals gegangen iſt.
Kurz darauf wurde ſie die Geliebte des Abbé Dübois, und
wuſte ſich bald zu ſeiner Vertrauten zu machen, und in Be-
ſitz ſeiner Plane und meiſten Geheimniſſe zu ſetzen. Ihr Ver-
hältniß war lange ein Geheimniß, ſo lange als Dübois noch
Behutſamkeit für ſeine Lage nöthig hatte.

Aber ſobald er Biſchoff, und noch mehr als er Cardinal
war, wurde ſie erklärte Maitreſſe, die ganz bei ihm herrſchte,
ihren Hof hielt, und die Quelle der Gnade und des Glücks
war. Sie war es alſo, die das Glück ihres vielgeliebten
Bruders ſtiftete: ſie machte ihren damals noch geheimen Ver-
hältniß mit ihm bekannt, und dieſer fand in ihm bald den
Mann, der ganz dazu gemacht war, ihn in ſeinen Planen zu
unterſtützen.

Der Abbé Tencin hatte einen unternehmenden kühnen
Geiſt, der ihm den Schein eines groſſen männlichen Charak-
ters gab; ſeine Geduld war unermüdlich; er arbeitete ſtets auf
den vorgeſetzten Zweck los, ohne ſich je davon abbringen, am
allerwenigſten aber ſich durch irgend eine Schwierigkeit abſchrek-
ken zu laſſen; ein Geiſt ſo fruchtbar an Maſchinerien und Hülfs-
mitteln, daß er fälſchlich den Ruf eines groſſen Kopfs erhielt;
beredſam, fein, diſcret, ſanft oder hart nach Befinden der Um-
ſtände, fähig, ohne Mühe alle Arten von Formen anzuneh-
men, ein berühmter Meiſter in Kunſtgriffen, durch nichts zu-
rückzuhalten, Verächter aller Ehre und Religion, von beiden
das Aeuſſere ſorgfältig beobachtend, ſtolz und weggeworfen
nach Zeit und Umſtänden, aber immer mit ſeiner Unterſchei-
dung, frei ohne alle Laune und Neigung, die ihn hätte von

ſeis

Ein andermahl sah' ich ihn zu Paris, wo alle Prälaten Frankreichs ihm hatten ansagen lassen, daß sie mit ihm zu sprechen hätten, und er in das Palais zur Unterredung mit ihnen gegangen war. Da befand sich nun Bischoff Guido von Auxerre, ein Sohn Monseigneur Wilhelms von Mello, der für alle andere das Wort führte. „Sire! sagt' er, die Herrn, die hier sind, Erzbischöffe und Bischöffe, haben mir aufgegeben Euch zu sagen, daß die Christenheit unter Euern Händen zu Grunde geht." Der König schlug das Kreuz vor sich, und erwiederte: „so erklärt mir denn wie das zugehen mag?" — „Sire! fuhr der Bischoff fort, das kömmt daher, weil man heut zu Tage aus dem Kirchenbanne so wenig macht, daß die Leute lieber im Banne dahin sterben, als die Absolution suchen, und der Kirche keine Buße leisten: sie bitten Euch daher, Sire, um Gotteswillen und weil ihr es zu thun schuldig seyd, Ihr wollt Euren Prevôts und Baillifs befehlen, daß ein jeder der den Bann Jahr und Tag auf sich ruhen läßt, durch Einziehung seiner Güter angehalten werden möge, sich davon lossprechen zu lassen." Der König versetzte, er würde gerne einen solchen Befehl gegen alle diejenigen geben, von denen man es ihm gewiß machen werde, daß sie Unrecht hätten. Der Bischoff bestand darauf: sie würden ihm nie die Untersuchung der Sache zugestehen. Darauf erwiederte der König; er würde es nicht anders thun; denn es würde wider Gott und Vernunft seyn, wenn er die Leute zwingen wollte Absolution zu suchen, wenn ihnen die Geistlichen Unrecht thäten. „Und davon, fügte der König hinzu, muß ich Euch ein Beyspiel anführen, nemlich das vom Grafen von Bretagne, der, obschon im Bann, dennoch sieben Jahre mit den Prälaten von Bretagne gerechtet, und erhalten hat, daß vom Pabste der Spruch gegen alle ausfiel. Hätt' ich

ſeinen Zwecken abbringen können, aber von einem ungemeſſenen Ehrgeiz; nach Gelde dürſtend, nicht aus Geiz oder Verſchwendungsſucht, ſondern weil er es als Mittel betrachtete, ans ſeinem Nichts empor zu ſteigen. Er verband einige Kenntniſſe mit der Feinheit der Manieren und des Umgangs, und beſaß eine große Kunſt zu verbergen, was er nicht bemerkt haben wollte, und mit Klugheit die verſchiedenen Mittel und Wege zu beurtheilen. Es war daher kein Wunder, wenn er als Bruder der Maitreſſe des Miniſters, und von ihr unterſtützt, von dieſem hervorgezogen wurde, mit dem er in ſolchem Verhältniß ſtand. Dieß war denn der Apoſtel eines Proſelyten wie Law, dem ihn Dübois zuführte.

Seine Schweſter fühlte auch, daß bei ihrem Alter und Stande ihr perſönlicher Ehrgeiz ſie nicht weit führen konnte; ſie proſtituirte daher ihren Bruder, und ließ ihn von Law was aber ziehen, und er ſelbſt wußte ſein Papier in Geld umzuſetzen. So ſtanden ſie, als Law in den Schooß der Kirche zurückgeführt werden ſollte, der ein Proteſtant oder von der Engliſchen Kirche war; Law wußte ſelbſt nicht, was er war.

Man kann ſich vorſtellen, daß die Arbeit nicht ſchwer ging; aber ſie hatten die Klugheit, die Bekehrung heimlich vorzunehmen, ſo daß es eine Zeitlang ein Problem blieb; ſie ſchonten ſo den äußern Schein, was die Zeit des Unterrichts und der Ueberzeugung betraf, und verdeckten einen Theil des lächerlichen Aergerniſſes einer ſolchen Bekehrung, die ein ſolcher Bekehrer vollbrachte.

So geſchickt auch der Abbé ſich zu verbergen wußte, ſo hatten doch ſeine Ausſchweifungen in der Niedrigkeit, in der er gelebt, ſeiner Ehre geſchadet; er hatte überdieß die Augen ihrer ſeiner Schweſter nicht verdecken können, und ſelbſt ein neues Hautel mit Pfründen getrieben. Als er von Dübois zum Nachfolger Laſiteau's ernannt war, und den Auftrag hatte, nach Rom zu gehen, um ſeine Cardinalsbürde, das noch ein Geheimniß, zu betreiben, wurde vom Abbé Boiſſiere ein Prozeß wegen Simonie und noch mehr wegen der Unterſchlagung eines Theils des Kaufpreiſes einer Priore gegen ihn anhängig gemacht, den er durch Vergleich beizulegen verſchmähte.

Im Begriff alſo, dem Scheine nach auf Befehl des Regenten, in der That aber auf Befehl Dübois's, nach Rom abzugehen, konnte er nicht die Beſorgniß faſſen, daß ſeine Gegenpartei ihn verſcheuchen, oder daß das Parlement ihn ver-

kommen würde. Die Gegenpartei betrieb aber den Prozeß. Tencin's Name erregte Aufsehn und reizte die Neugier; man wußte den Tag des Urtheils, der Prinz Conti, dessen Bosheit keine Gelegenheit sich zu zeigen verschmähte, nahm einige Pairs mit dahin, die ihre Sitze einnahmen; Leute von Stand füllten die lanternes und die Bank der gens du Roi. Aubri führte die Sache gegen Tencin; der Streit der Advokaten gab Tencin's Sache den Sieg, indem ihm der Eid zuerkannt wurde. Er verlangte jetzt zu reden und betheuerte, nie wegen der Priorei in Unterhandlung gestanden zu haben, wodurch auch die Unterschlagung wegfiel, und erklärte, daß er bereit sey, die Hand zum Schwur aufzuheben, wenn es den Richtern gefalle, um zu beweisen, daß er nie irgend eine Pfründe verkauft habe. Der Advokat Aubri, der ihn bis dahin haben wollte, foderte ihn zum Schwur auf, und er erbot sich nochmals dazu. „Es ist unnöthige Mühe, sagte Aubri, hier ist ein vollkommen entscheidendes Dokument," und las den Verkauf einer Pfründe im Original, mit der Unterschrift des Abbé Tencin vor. Das Dokument ging durch die Hände der Richter, die von Abscheu über die Bosheit erfüllt wurden; die Zuschauer entsetzten sich, und erhoben auf Anreizung des Prinzen von Conti zu wiederholten malen ein Hohngelächter. Tencin verwirrt und bestürzt wollte entwischen, wurde aber von vier Kerlen erhascht, die dem Abbé zur Seite standen, und von seinen Gegnern auf diesen Posten gestellt waren.

Der erste Präsident von Mesme schritt zu der Sentenz, sprach ein hartes Urtheil gegen Tencin, und verdammte ihn zu einer infamirenden Strafe; hierauf ließ er ihn vortreten, und gab ihm öffentlich ohne alle Schonung einen Verweis. Das Hohngelächter fing von neuem an: der Abbé fühlte sich beschämt fort, und entzog sich der Verachtung des Pöbels; das Urtheil breitete sich schnell in Paris aus, und jeder andere als Dubois hätte einen andern Agenten für Rom gewählt. Allein gerade dieser war wegen seines Charakters und seiner Talente so schwer durch einen andern zu ersetzen. Dubois ließ ihn den Tag darauf dafür belohnen, um ihn dem Augen des Publikums zu entziehen.

Die übrigen Abenteuer Tencin's sind bekannt. Er ward nachher Erzbischof von Embrün, Cardinal und Bischof von Lyon, und zwar für das Verdienst, daß er bei einem Concil gegen Sonnen präsidirte, den tugendhaftesten Prälaten der Gallicanischen Kirche, der vom Lasterhaftesten der Geist-

Geiſtlichkeit auf dieſer Räuberſynode abgeſetzt, und vom ers ſten Miniſter nach Auvergne verwieſen wurde.

Vendome.

Vendome war von gewöhnlichem Wuchſe, ein wenig dick, aber kräftig, ſtark und lebhaft. Er hatte ein ſehr edles Geſicht und hohe Miene, mit einer natürlichen Anmuth in Anſtand und Rede. Er beſaß noch viele natürliche Gaben, die er niemals cultivirte, auch eine große Leichtigkeit des Ausdrucks, unterſtützt von einer natürlichen Kühnheit, die nachher in die zügelloſeſte Frechheit ausartete. Ihm fand zu Gebot eine große Kenntniß der Welt, des Hofs, und der vorübergehenden Geſtalten deſſelben; unter einer anſcheinenden Sorgloſigkeit verbarg er die größte Sorgfalt und Kunſt, in jeder Art Gebrauch davon zu machen. Beſonders war Er ein bewundernswürdiger Hofmann, der unter dem Schutze der Vorliebe, welche der König für ihn, um ſeiner Geburt willen hegte, ſelbſt von ſeinen größten Laſtern Vortheil zu ziehen wußte. Er zeigte ſich höflich und geſchmeidig durch Kunſt, aber mit geiziger Wahl und Mäßigung: im höchſten Grade inſolent, ſobald er ungeſtraft es ſeyn zu können glaubte, und zu gleicher Zeit mit den gemeinen Leuten vertraut und populär, vermöge einer Affectation, welche ſeine Eitelkeit verdeckte und ihn beim Volke beliebt machte, unter der aber ein Stolz verborgen lag, welcher alles begehrte und alles verſchlang.

So wie ſein Rang und ſeine Gunſt ſtieg, ſo ſtieg auch ſein Stolz, ſeine Schonungsloſigkeit und ſeine eigenſinnige Hartnäckigkeit in dem Maaße, daß er nur für eine kleine Anzahl von Vertrauten und für ſeine Diener zugänglich wurde.

Lobpreiſung, Bewunderung, und endlich Anbetung war der einzige Weg, um ſich dieſem Halbgotte zu nähern. Er pflegte ungereimte Sätze zu behaupten, ohne daß jemand es wagte, ſie nicht ausdrücklich zu billigen. Er kannte und miß brauchte mehr als jeder Andre die Niederträchtigkeit des Herzens. Nach und nach gewöhnte er ſeine Subalternen, und ſogar weite ſeine ganze Armee daran, daß ſie ihn nicht anders als Monſeigneur und votre Alteſſe nannten.

In kurzer Zeit griff dieſe Gewohnheit ſo um ſich, daß ſie ſelbſt die Generallieutenants und die angeſehenſten Perſonen, einer nach des andern Beiſpiel, mitmachten, von denen ſeit

ner ihn anders zu nennen, und da die Gewohnheit zum Recht geworden war, ihm dadurch einen Schimpf anzuthun wagte.

Der König hatte ſtets einen auſſerordentlichen Abſcheu vor der Sodomiterei und vor allem, was dieſes Laſters verdächtig war; demungeachtet wälzte ſich Herr von Vendome ſein ganzes Leben, mehr als je einer, in dieſem ſchmutzigen Laſter, und trieb es ſo öffentlich, als wenn es die unbedeutendſte und gewöhnlichſte Galanterie wäre; und der König, der es immer wuſte, ſchien nie darüber unwillig, oder deſswegen weniger gegen ihn gütig.

Dieſs Scandal begleitete ihn ſein ganzes Leben, am Hofe, zu Anet, bei der Armee. Seine Kammerdiener und Subalternoffiziers befriedigten ſtets dieſe ſchrecklichen Lüſte; ſie waren dafür bekannt, und es wurde ihnen deſswegen von den Vertrauten des Herrn von Vendome, und von allen, die bei ihm ihr Glück machen wollten, der Hof gemacht.

Es iſt bekannt, mit welcher frechen Unverſchämtheit er zweimal die groſse Cur vernahm, und deſswegen Urlaub nahm; er war der Erſte, der es wagte; ſeine Geneſung wurde die Neuigkeit des Hofs, und man weiß, mit welcher Niederträchtigkeit dieſe Neuigkeit aufgenommen wurde, wozu der König ſelbſt das Beiſpiel gab, der dieſe Schändlichkeit keinem Franzöſiſchen Prinzen verziehen haben würde, Vendome mit einer auffallenden, von ihm nur zu gut gemerkten, Schwäche ſchonte.

Seine Faulheit trieb dieſer auf einen Grad, der unbegreiflich iſt. Er war mehr als einmal nahe daran, aufgehoben zu werden, weil er ſich in den Kopf geſetzt hatte, in einem benachbarten, aber zu wenig vom Feinde entfernten Quartier zu bleiben; oft ſetzte er das ganze Glück ſeiner Feldzüge aufs Spiel, und gab dem Feinde beträchtliche Vortheile, weil er ſich nicht entſchlieſsen konnte, ein Lager zu verlaſſen, das ihm behaglich war.

Er ſah wenig in der Armee mit eignen Augen, und verlieſs ſich auf ſeine Vertrauten, denen er noch dazu ſehr oft nicht traute.

Seine Unreinlichkeit war auſſerordentlich. Er war darauf eitel, und die Unverſtändigen hielten ihn deſswegen für einen ſchlichten Mann. Er hielt ſehr viel Hunde und Hündinnen, und hatte ſie ſelbſt in ſeinem Bette, wo ſie neben ihm ihre Jungen warfen; er ſelbſt that ſich in nichts Zwang an, und einer ſeiner Sätze war, daſs es alle ſo machen, aber nur nicht die

Auf-

Aufrichtigkeit hätten, es zu geſtehn, wie er. Dieſen Satz behauptete er gegen die Prinzeſſin von Conti, eine Dame von der größten und raffinirteſten Reinlichkeit.

Er ſtand oft bei der Armee ſehr ſpät auf, dann ſetzte er ſich auf ſeinen Nachtſtuhl, diktirte hier ſeine Briefe und gab ſeine Befehle für den Morgen; und dieß war für alle, die mit ihm zu thun hatten, nehmlich für die Generalofiziers und die ausgezeichnetſten Perſonen, der günſtigſte Zeitpunkt mit ihm zu ſprechen. Dieſe löbliche Sitte hatte er der ganzen Armee gelehrt.

Er frühſtückte wacker, und oft mit zwei oder drei ſeiner Vertrauten; er ſchlug ſein Meſſer ab (wir müſſen auch dieſe ſchmutzigen Details anführen, um ihn ganz kennen zu lernen), er mochte eſſen oder Rapports anhören, oder Befehle ertheilen, und immer in Gegenwart vieler Zuſchauer; er piſte viel; und wenn das Gefäß zum Ueberfließen voll war, ſo nahm man es weg und trug es unter den Naſen der Anweſenden hinaus, um es auszuleeren. Wenn er ſich raßiren ließ, diente ihm derſelbe Piſtorf zum Barbierbecken; und dieß nannte er eine Simplicität der Sitten, die der erſten Römer würdig ſey, und allen Luxus und Ueberfluß der Andern verdamme.

War dieſes vorbei, ſo kleidete er ſich an, ſpielte nachher Piquet oder l'Hombre, und zwar hoch. Wenn er durchaus wegen irgend einer Sache zu Pferde muſte, ſo war dieß die Zeit. Hatte er dann nach ſeiner Rückkunft Befehle gegeben, ſo war er mit allem fertig.

Er aß des Abends mit ſeinen Freunden, und zwar ſehr ſtark; mit außerordentlicher Leckerhaftigkeit, ſo daß ihm kein Gericht recht war; beſonders aß er Fiſche ſehr gern, und hier der altgewordene, oft ſogar ſtinkende, als friſche. Die Tafel dauerte lange, man ſprach, behauptete, diſcutirte, und beſonders war es die Zeit, wo ihm Lobſprüche, Lobeserhebungen und Huldigungen von allen Seiten dargebracht wurden; er hätte niemanden den geringſten Tadel verziehen. Er wollte für den erſten Feldherrn ſeines Jahrhunderts gelten, und ſprach verächtlich vom Prinzen Eugen und allen übrigen. Der geringſte Widerſpruch wäre ein Verbrechen geweſen; die Soldaten und Unteroffiziere beteten ihn an wegen ſeiner Herablaſſung und wegen der Zügelloſigkeit, die er duldete, um das durch die Herzen der Soldaten zu gewinnen. Dafür entſchädigte er ſich aber durch einen ungemeſſenen Stolz gegen alle, die an Rang und Geburt ausgezeichnet waren.

Auf denselben Fuß behandelte er fast alle die Vornehmern Italiens, die so oft mit ihm zu thun hatten; und auf diese Weise machte durch ihn der berüchtigte Alberoni sein Glück. Der Herzog von Parma nämlich, der mit Vendome zu unterhandeln hatte, schickte den Erzbischoff von Parma an ihn, der nicht wenig darüber erstaunte, als er sich von Vendome auf dem Nachtstuhle empfangen sah, noch mehr aber, als dieser mitten in der Conferenz aufstand, und in seiner Gegenwart sich den Hintern wischte. Er fand sich so beleidigt, daß er, ohne etwas zu sagen, aber ehe sein Geschäft beendigt war, nach Parma zurückkehrte, und seinem Herrn erklärte, daß er nach einer solchen Begegnung nie wieder zu Vendome gehen würde.

Alberoni war der Sohn eines Gärtners, der sich gefühlt und den geistlichen Stand gewählt hatte, um im Habit eines Abbe' sich einen Weg zu bahnen, den ihm sein Kittel ewig verschlossen hätte. Er war ein Spaßmacher, und gefiel dem Herzog von Parma als Harlekin. Indem er sich mit ihm amüsirte, entdeckte er manches in ihm, und glaubte, daß er nicht übel zu den Geschäften zu brauchen wäre. Da der Herzog nicht glaubte, daß der Nachtstuhl des Herrn von Vendome einen andern Gesandten verlangte, so gab er diesem den Auftrag, das, was der Erzbischoff angefangen und unvollendet gelassen, zu vollenden.

Alberoni, der keine Etikette zu beobachten hatte, und Vendome sehr gut kannte, nahm sich vor, um welchen Preis es sey, sich bei ihm beliebt zu machen, um so seinen Auftrag zu seines Herrn Zufriedenheit auszurichten, und dadurch bei ihm sein Glück zu machen. Er unterhandelte also mit Herrn von Vendome auf seinem Nachtstuhle, und erheiterte das Geschäft durch lustige Einfälle, die den General um so mehr zu lachen machten, da er ihn durch viele Lobsprüche und Huldigungen vorher gewonnen hatte, und Vendome machte es mit ihm wie mit dem Erzbischoff, und wischte sich den Hintern in seiner Gegenwart. Da dieß Alberoni sah, rief er: O culo di angelo, und lief augenblicklich hin, um ihn zu küssen.

Nichts beförderte sein Geschäft besser als dieser niederträchtige Hanswurststreich. Da der Herzog von Parma, der bei seiner Lage mehr als ein Geschäft mit Vendome abzumachen hatte, sah, welchen glücklichen Anfang Alberoni gemacht hatte, so brauchte er ihn immer dazu, und Alberoni machte sich's zum Geschäft, die Gunst der vornehmsten Leute zu suchen,

chen, ſich mit allen familiär zu machen, und ſeine Reiſen zu verlängern. Er bereitete Herrn von Vendome, der ſeltene Gerichte liebte, Käſeſuppen und andere ſonderbare Leckerbiſſen, die er vortrefflich fand. Er ließ Alberoni mit ſich eſſen; und dieſer ſetzte ſich in ſeiner Gunſt ſo feſt, daß, da er mehr Glück in dieſer Zigeunerwirthſchaft, als am Hofe ſeines Herrn zu machen hoffte, wo er mit zu viel Verachtung zu kämpfen hatte, er ſich von Vendome leicht dem abſpenſtig machen ließ, welcher in dem Wahne ſtand, daß er aus Bewunderung und Anhänglichkeit für ihn alles das Glück, das er in Parma zu hoffen habe, aufopfere. So vertauſchte er die Dienſte des Herzogs mit Vendomes Dienſten, und wurde bald, ohne ſein Geſchäft als Douſſon und Bereiter von bizarren Potagen und Ragouts aufzugeben, von Vendome in ſeinem Briefwechſel gebraucht, erwarb ſich hierin ſeine Zufriedenheit, und wurde ſein erſter Secretär und derjenige, dem er ſeine größten Geheimniſſe anvertraute.

Dieß mißfiel den andern äuſerſt; die Eiferſucht ſtieg bis auf den Grad, daß er einſt auf einem Marſche, wo er Hände bei gehabt hatte, über tauſend Schritte weit, im Angeſicht der ganzen Armee, mit Stockprügeln verfolgt wurde. Herr von Vendome nahm es übel auf, aber dieß war auch alles; und Alberoni, der nicht der Mann war, um einer ſolchen Kleinigkeit halber ſich von einem ſo guten Wege zu verlieren, wußte es ſich bei ſeinem Herrn zum Verdienſt zu machen. Dieſer, ihn immer mehr liebgewinnend und ihm alles vertrauend, lebte mit ihm mehr auf den Fuß eines Vertrauten, als eines Domeſtiken, ſo daß ſelbſt ſeine nächſten Bekannten, und die Vornehmſten in ſeiner Armee ihm die Cour machen mußten.

Man weiß, wie Vendome am Franzöſiſchen Hofe in Ungnade fiel; aber als er in Spanien, nicht ſowohl über die Feinde dieſer Krone, als über die Spanier und unſer Unglück, triumphirte, ſo hielt er ſich, bei ſeinem Alter und dem Alter derer, die mir bewieſen, für ſein ganzes übriges Leben von ſeinem Vaterlande ausgeſchloſſen. Ihr Tod hingegen gab ihm wieder die ſchmeichelhafteſten Hoffnungen, an unſern Hof zurückzukehren, und wieder die alte wichtige Rolle daſelbſt zu ſpielen. Jener Titel: Altesse, war die eben ſo ſchnelle als köſtliche Frucht jener Erſtaunen erregenden Befreiung geweſen; die Verähnlichung mit dem Don Juans beraubte ihn vollends mit den Thränen Frankreichs, und hier, auf dieſe neue Stufe emporgehoben, unternahm er es, den Rang eines Prin-

zen ganz zu behaupten, gleichsam als Belohnung dafür, daß er Spanien daran zu verzweifeln veranlaßt hatte.

Seine Faulheit, seine freie Lebensart, seine Ausschweifungen hatten seinen Aufenthalt an der Gränze verlängert, wo es ihm zu Befriedigung aller seiner Lüste bequemer als zu Madrid war, wo er, so wenig er sich Zwang anthat, doch einige Rücksichten auf Etikette und das Erscheinen am Hofe nicht vermeiden konnte.

Er starb auf der Reise nach Spanien zu Vignaros, im J. 1712. Alle, die um ihn waren, entflohen und verließen ihn, und er blieb in den Händen von drei oder vier der niedrigsten Valets, während die übrigen alles plünderten und davon gingen.

So brachte er die zwei oder drei letzten Tage seines Lebens hin, ohne Priester, ohne daß nur an einen gedacht wurde, ohne allen Beistand, außer dem eines bloßen Chirurgs. Die drei oder vier Valets, die bei ihm geblieben waren, bemächtigten sich, als sie ihn in den letzten Zügen sahen, des wenigen, was bei ihm noch zu finden war. Sie zogen ihm, in Ermangelung eines bessern, seine Decke und seine Matratzen unter dem Leibe weg. Er bat sie kläglich, daß sie ihn nicht nackt auf seinem Strohsacke sterben lassen sollten, und ich weiß nicht, ob sie seine Bitte erhörten.

So starb der fleißigste der Menschen und, um nichts mehr zu sagen, der glücklichste bis zu seinen letzten Tagen. Er war acht und funfzig Jahr alt. So überschwenglich die Gunst des Glücks gegen ihn war, so hatte es doch aus ihm nichts, als einen Heiden der Kabale, als einen Krieger, der ein sehr schlechter General war, als einen Unterthanen, der sich als den gefährlichsten zeigte, und als einen Menschen, dessen Laster die Menschheit schändeten, machen können.

Sein Tod gab ganz Spanien neues Leben wieder. Aguilar, der Freund des Herzogs von Moatillo, der aus dem Exil zurück gekommen war, um unter ihm zu dienen, gerieth in einen sehr starken Verdacht, ihn vergiftet zu haben. Er gab sich wenig Mühe sich zu vertheidigen, so wie man sich wenig Mühe gab, es zu untersuchen.

Die Prinzessin des Ursins (Ursini), die für ihre eigene Größe ihn zu benutzen gewußt hatte, benutzte nicht weniger seinen Tod. Um mit leichten Kosten dem Herzog du Maine, der Frau von Maintenon und dem Könige den Hof zu machen, ließ sie den Befehl geben, daß der Leichnam dies

s abſcheulichen Monſtrums von Gröſſe und Glück in das
ſcurial tranſportirt wurde. Dieß war die gröſte Auszeich-
ung, die es geben konnte. Er war nicht im Treffen gefallen.
nd ſonſt wird kein Privatmann im Escurial beigeſetzt, ſo wie
rren einige es in Saint-Denis ſind. Dieſe Ehre war alſo
ie letzte Zugabe zu den Auszeichnungen, die er um ſeiner Ge-
urt willen erhalten hatte; weſswegen auch der Stolz des Her-
ogs du Maine ſich ſo entſetzlich aufblähte *).

Villars (Marſchall, Herzog von)

Dieſes Glückskind hatte während der beiden Regierungen
ine ſo bedeutende Rolle geſpielt, daß es der Mühe werth iſt,
eine Schickſale näher kennen zu lernen.

Ich habe von ſeiner Geburt da, wo ich von ſeinem Va-
er erzählte, geſprochen. Wir ſahen, welch eine unhaltbare
Baſis jene war; aber ein unerhörtes Glück erſetzte dieſen
Mangel ſein ganzes Leben hindurch.

Er war ein ziemlich groſſer Mann, braun, wohlgewach-
en, mit dem Alter ſtärker, aber nicht ſchwerfällig geworden,
mit einer lebhaften, offnen, ausdrucksvollen Phyſiognomie, in
welcher in der That etwas narrenhaftes lag, dem auch das
Ganze ſeiner Haltung und Gebehrden entſprach. Er hatte ei-
nen ungemeſſenen Ehrgeiz, der ſich bei keinem Mittel aufhielt,
eine groſſe Meinung von ſich, die er nicht leicht jemanden au-
ſer dem Könige beibrachte, eine Galanterie, deren Anſtrich
immer romantiſch war. Kriechend und ſich ſchmiegend vor je-
dem, der ihm dienen konnte, war er unfähig zu lieben, oder
jemand zu dienen, und ohne alles Gefühl von Dankbarkeit.
Dabei hatte er eine glänzende Tapferkeit und groſſe Thätigkeit,
eine Kühnheit ohne gleichen, eine Unverſchämtheit, die alles
ausſtieh und um nichts verlegen war, und eine Aufſchneide-
rei, die aufs Höchſte getrieben wurde, und ihn nie verlieſs.

*) Alles was der Herzog von Saint Simon hier geſagt hat, beſonders über Vendome's Sitten, iſt ſehr ſtark; man vergleiche die Schilderung, welche Voltaire von ihm gegeben hat, und die weit wahrer ſcheint. Der Herzog von Saint Simon, erklärter Feind der legitimirten Kinder Ludwigs XIV. und aller, die ihnen anhingen, iſt hier nur zu ſtrenger Geſchichtſchreiber gegen den Tetterdenten Heinrichs IV., welcher durch ſeine Tapferkeit und geleiſteten Dienſte die Ehre eines Prinzen von Geblüt erhielt.

Der Franzöſ. Herausgeber.

Villars hatte genug Geist, um mit seinem Selbstvertrauen Thoren zu imponiren, und eine große Leichtigkeit des Ausdrucks, aber dabei eine Weitschweifigkeit und Geschwätzigkeit, die um so unerträglicher wurde, da er immer die Kunst verstand, auf sich selbst zurückzukommen, und mit der Prahlerei eines Gascogners sich zu loben und zu preisen als habe er alles voraus gesehn und mit seiner Klugheit gemacht.

Villars hatte einen außerordentlichen Geiz, die Habsucht einer Harpye, wodurch er sich im Kriege Haufen Goldes erworben hat. Wenn er an die Spitze der Armeen kam, so wurde alles drunter und drüber geplündert, indem er selbst auf das schamloseste darüber scherzte, daß er eigne Detaschements dazu gebrauchte, und auf diesen Zweck die Bewegungen seiner Armee hinlenkte. Uebrigens war er unfähig, das Detail für die Erhaltung der Armee, für Zufuhr und Fourage anzuordnen, und überließ es denen von seinen Generaloffizieren, die es übernehmen wollten, während er sich selbst die Ehre davon zuschrieb.

Seine Kunst bestand darin, die geringsten Dinge und alle Zufälle für sich geltend zu machen. Dann ersetzten die Complimente alles; aber etwas solideres war nicht zu erwarten, er selbst war nichts weniger als das; denn er war voll von Geringfügigkeiten, wenn er nicht durch die Geschäfte herausgerissen wurde. Er war ein Repertorium von Romanen, Comödien und Opern, aus denen er bei jeder Gelegenheit, selbst bei ernsthaften Conferenzen, Brocken anführte. Er kam, so oft er konnte, nicht aus dem Schauspiele weg, und machte Jagd auf Mädchen mit einer Sittenlosigkeit, die er öffentlich bis in sein letztes Alter fortrieb, das er wenigstens noch durch sittenlose Reden entehrte.

Seine Unwissenheit, oder vielmehr seine Untauglichkeit zu den Geschäften, war unbegreiflich, bei einem Manne, der so viel Theil daran hatte: er verwirrte sich, er war nicht mehr dabei, er sagte das Gegentheil von dem, was er sah oder sagen wollte, er war nur damit beschäftigt, seine Autorität zu behaupten, und ließ alles machen, was er selbst hätte machen und sehen müssen.

Ein Mann von dieser Art konnte also schwerlich liebenswürdig seyn; auch hatte er weder Freunde noch Creaturen, und nie hat wohl ein Mann, der so große Aemter verwaltete, so wenig Achtung genossen.

nun den Grafen von Bretagne gleich im ersten Jahr gezwungen, die Absolution zu suchen, so wär' es Sünde gewesen gegen Gott und ihn." Da standen die Prälaten von ihrem Gesuche ab; auch hab' ich nie gehört, daß sie wieder so etwas verlangt hätten. Den Frieden, den er mit dem König von England einging, schloß er wider das Gutachten seines Staatsraths, der ihm vorstellte: es sey offenbarer Verlust, wenn er dem König von England etwas abtrete; denn dieser habe gar kein Recht dazu, indem es sein Vater durch einen förmlichen Urtheilsspruch verloren habe. Auf diese Vorstellung antwortete der König: er wisse wohl, daß der König kein Recht darauf habe; allein Er habe gute Gründe, warum er's ihm abtreten müsse. „Denn, sagt' er, wir haben zwo Schwestern zu Weibern, und unsere Kinder sind Kinder von Geschwistern; daher ist es nöthig und gut, daß Friede zwischen uns sey. Auch ist viel Ruhms für mich in dem Frieden, den ich mit dem König von England schließe, denn er wird dadurch mein Lehensmann, was er vorher nicht war."

Wie bieder der König dachte, sieht man unter andern aus der Sache des Herrn von Trie. Dieser zeigte ihm eine Urkunde vor, wodurch der König den Erben der kürzlich verstorbenen Gräfin von Daumartin, die Grafschaft Daumartin verlieh. Das Siegel des Briefs war zerbrochen, so daß nichts mehr davon übrig war, als die halben Füße von dem Bildnisse des Königs, und der Schemel auf dem die Füße ruhen. Er zeigte dieses Siegel uns, seinen Räthen, auf daß wir ihm guten Rath geben möchten. Wir sagten alle einstimmig, er sey keineswegs verbunden den Inhalt des Briefs zu vollziehen.

Der Name, den ihm ſein unermüdetes Glück bei der Nachwelt erwarb, hat mir oft das Leſen der Geſchichte entleidet; denn ſeine Freunde haben die Unklugheit gehabt, kurz nach ſeinem Tode Memoires drucken zu laſſen, die man augenblicklich für die ſeinigen erkennen muß. Um ſich deß zu verſichern, hat man nur ſeinen Brief an den König über die Schlacht bei Friedelingen zu leſen. Es iſt der ſchlechtgeſchriebenſte, verwirrteſte Bericht, die größte Verlegenheit ausdrückend, ohne Genauigkeit weitſchweifig. So gut es gehn will, ſucht Er die Unordnung der Dispoſition zu verdecken, durch welche ſeine Infanterie bald zu Grunde gerichtet worden wäre. Er ſchildert weder den Stand der Armee, noch die Bewegungen, noch die Action, noch weniger aber, was die Entſcheidung und das Ende davon war. Uebrigens iſt der Brief voll von allgemeinen Lobſprüchen, die niemanden loben, weil ſie von niemanden etwas beſonderes heraus heben.

Seine Memoires ſind in derſelben Verwirrung geſchrieben; und wenn ſie weniger ins Detail gehen, ſo iſt dieß nur, um deſto mehr Lügen machen zu können, in denen er immer als Held erſcheint, oder um die Sachen ſo zu ſtellen, daß alles zu ſeinem Lobe und zum Tadel derjenigen gereicht, die das bei tas meiſte Verdienſt hatten. Es finden ſich darin Züge, deren Kühnheit ſo ſehr die Lüge verräth, daß man die Frechheit des vergeblichen Helden, der auf eine ſo grobe Weiſe ſich Bewunderer zu verſchaffen, auch nur hoffen kann, geradezu verachten muß. Die Sucht nach Bewunderung hat ihn an dem Ruhme ſeiner Vorgeſetzten, vor denen ich ihn habe kriechen ſehn, die niederträchtigſten Diebſtähle begehn laſſen, und ihn der frechſten und gewagteſten Verläumdungen ſchuldig gemacht.

Was ſeine Negociationen in Baiern und zu Wien betrifft, die mit ſo ſchönen Farben geſchildert ſind, ſo habe ich Torcy darum befragt, nach deſſen Inſtruktionen er handelte. Torcy hat mir geſagt, er habe den Roman bewundert; es ſey alles erlogen und kein Wort wahr.

So groß war die Eitelkeit Villars's, daß er durch die Lügen, aus denen der Roman ſeiner Memoires gewebt iſt, bei der Nachwelt in jedem Fache als ein Held erſcheinen wollte; und ſo groß war die Thorheit derer, die noch vor dem Tode der Augenzeugen und der Zeitgenoſſen des Wundermannes, der mit aller ſeiner Kunſt, und bei allen ſeinen großen Würden und Staatsämtern nur wie ein Dorfcomödiant oder ein

Marktschreier auf dem Gerüste dadurch erscheinen mußte, diese Memoires herauszugeben eilten.

Nach dem Beispiele des Königs hat er seinen geringen Ruhm zwar nicht durch Medaillen und Statuen; dazu war er zu geizig, doch aber durch Mahlereien auf die Nachwelt zu bringen gesucht, mit denen er sein Haus austapezirte. Darunter war auch nicht einmal sein Vorsitz bei Versammlung der Stände von Languedoc vergessen.

Von seiner Eifersucht, und wie er seine Frau an den Gränzen mit sich herumschleppte, will ich nichts sagen; über diese Elendigkeiten sollte ein Schleier gezogen werden; aber es ist traurig, daß sie auf den Staat und die Operationen des Kriegs Einfluß gehabt haben, und Baiern wird ihm deßwegen ewig Vorwürfe machen.

Bei so vielen Fehlern wäre es aber doch ungerecht, ihm seine guten Eigenschaften abzusprechen. Er hatte die Gaben eines Feldherrn; seine Projecte, die immer groß und kühn waren, waren fast immer gut, und niemand verstand so gut die Ausführung, und wußte so gut die Armeen von weiten zu lenken, um seinen Plan zu verstecken und sie an den Ort zu bringen, wo er angreifen konnte. Sein Blick hingegen war zwar gut, aber nicht immer von gleicher Richtigkeit.

In der Action war sein Kopf frei, aber zu sehr der Hitze unterworfen, und daher zu verworren. Nie gab er seine Befehle schriftlich; sie waren immer vag und allgemein, und umgab dem Vorwande von Achtung und Zutrauen mit hochtrabenden Worten begleitet, indem er es sich vorbehielt, den glücklichen Erfolg sich selbst zuzuschreiben.

Seit er commandirender General war, bestand seine Kühnheit nur in Worten, seine persönliche Tapferkeit aber war immer dieselbe, aber ohne Kühnheit des Geistes. So lange er es noch nicht war, that er alles, um zu glänzen und sich zu heben; seine Projecte waren bisweilen mehr für ihn selbst als für die Sache, und daher sogar verdächtig; und dieß sprach denn nicht für ihn, wenn ihm die Ausführung eines Projectes übertragen werden sollte, die er den andern, mit denen er im Dienste abwechseln sollte, nicht ungern mißlich machte.

Bei Friedelingen that er alles für sich, indem er bei einer Schlacht, die Catinat abgelehnt hatte, nichts zu verlieren hatte, wenn der Ausgang seiner Kühnheit nicht entsprach, und doch den Marschallsstab gewinnen konnte, wenn es

es glücklich ging. Aber als er dieſen erhalten hatte, war der Prahlhans vorſichtiger, aus Furcht, es möchte ihm ſein Glück umſchlagen. Es iſt ihm nachher vorgeworfen worden, daß er ſichere Gelegenheiten habe vorbei gehen laſſen.

Als er endlich zu der höchſten militäriſchen Ehrenſtufe emporgeſtiegen war, fürchtete er ſein Glück zu mißbrauchen, und er ſah davon die Beiſpiele.

Mit den Intriguen war er nicht wenig vertraut; den König gewann er durch Anbetung, und die Maintenon erhielt er ſich durch eine gänzliche Ergebung in ihren Willen, mit Aufgebung alles eignen. Er wußte ſich des Zutritts zum Cabinet, den ſie ihm verſchaffte, gut zu bedienen, und ſchmeichelte dort ſelbſt der Dienerſchaft. Kühn bei dem Könige, mit kriechender Gefchmeidigkeit bei dieſem, gewandt gegen die Miniſter, auf Chamillart geſtützt, der Maintenon ergeben! Dieſes Verhalten, das er durchführte und durch Briefe immer ergänzte, hielt er für vortheilhafter als alle Glücksfälle des Kriegs, ſo wie auch für viel zuverläſſiger.

Von der Zeit an, wo er ſo ſtand, wagte er es, auf die größten Auszeichnungen Anſpruch zu machen, zu denen freilich die Cabale am ſicherſten führt. In der erſten Blüthe ſeines jungen Glückes ſagte ſeine Mutter immer zu ihm: „Lieber Sohn, ſprich immer von dir gegen den König, und nie gegen andere.“ Er benutzte die erſte Hälfte dieſer groſen Regel, aber unterließ auch nie, aller Welt von ſich die Ohren voll zu reden. Herzog wurde er auf folgende Weiſe:

Der König und Chamillart waren ſehr wegen des Treffens bei Hochſtädt und ſeiner wichtigen Folgen in Beſtürzung. Es war der erſte Glücksſtoß, den er erfahren hatte. Dadurch wurde er von dem Angriff auf Böhmen und Oeſtreich zu der Vertheidigung von Elſaß zurückgebracht, die noch dazu nach der Einnahme von Landau für ſehr ſchwierig gehalten wurde; des Zuſtandes, in welchen die Staaten des Kurfürſten von Baiern geriethen, nicht zu gedenken.

Tallard war damals in der Gefangenſchaft; Marchin ſchien zu neu und leichtſinnig, als daß man ſich in einem ſo wichtigen Geſchäft auf ihn hätte verlaſſen können; Villeroy, wer er auch ſeyn mochte, war mit dem Kurfürſten nach Flandern beſtimmt; Boufflers war nicht mehr im Zuge, und die übrigen Marſchälle ebenfalls.

Was die Prinzen von Geblüt betraf, ſo wollte der König keinen an der Spitze einer Armee ſehen. Villars war

alſo

also noch übrig; denn Harcourt hütete sich wohl, sich vom Hofe zu entfernen, und Frau von Maintenon wollte auch, in der kritischen Lage, in der sie sich damals befand, ihn nicht von sich lassen. Villars, der nach den Begebenheiten in Baiern auf die Würde eines Herzogs Anspruch zu machen gewagt hatte, hatte auch zu Plünderungen und Einfällen in Languedoc nichts von seiner Kühnheit verloren.

Er triumphirte in dieser Provinz wegen einer Arbeit, die er schon daselbst gemacht gefunden hatte, und gab die Vollendung derselben als das volle Verdienst von sich und Basville aus, welcher als der rachgierigste Mensch und als alter Feind von Montrevel, durch das Gewicht seines Zeugnisses die Betrügereien Villars's unterstützte.

Der Marschall von Villars hatte nicht unterlassen, über die bei Hochstädt begangenen Fehler und ihre Folgen an den König, an Chamillart, an die Maintenon zu schreiben, ihnen zu sagen, was er würde gethan haben; zu beklagen, daß er so weit von dieser Armee entfernt gewesen, mit einem Wort mit der Unverschämtheit aufzuschneiden, an der es ihm nie fehlte. Frau von Maintenon sah auf die Umstände; sie fühlte die Noth und die Verlegenheit; sie sah die Plünderungen Villars's und seine Insolenzen gegen den Kurfürsten vergessen; sie sah ein, daß ein Mann, der gleichsam neu geworden, mit neuem Glücke auftreten würde. Und so entschloß sie sich, dieß zu benutzen. Villars, der seine Briefe gut aufgenommen sah, ließ auch fühlen, wie sehr er sich durch die Art, wie seine Hoffnungen auf die Herzogliche Würde aufgenommen worden, gekränkt finde.

Als der König sich nun in den Kopf hatte setzen lassen, daß niemand als Villars da sey, um ihm unter den jetzigen Umständen zu helfen, war er leicht zu überreden, daß man ihn nicht als beleidigt und mißvergnügt gebrauchen dürfe; und so brachten es der Minister und die Dame dahin, daß er bei seiner Ankunft Herzog werden sollte. Er erhielt also einen Courier, der ihm den Befehl brachte, daß er in größter Eil die Versammlung der Stände von Languedoc, die er zu halten den Auftrag hatte, endigen, und an den Hof nach Versailles kommen sollte, wo er den 15. Januar ankam und dem Könige seine Aufwartung machte, als dieser von einer Promenade nach Marly zurückkam.

Der König stieg eben aus dem Wagen und sagte, daß er hinaufgehen möchte, wo er ihn sprechen wolle; [illegible]

er

er ſich umgekleidet hatte und zu Madame Maintenon zurück kam, ließ er ihn rufen und ſagte zu ihm: „ich habe jetzt nicht Zeit, mit Ihnen zu reden, aber ich mache Sie zum Herzog.“

Dieſe lakoniſche Rede wirkte mehr als alle Audienzen. Villars ging, von der lebhafteſten Freude erfüllt, weg, und verurſachte durch Bekanntmachung der empfangenen Gnade das auffallendſte Erſtaunen, um nicht mehr zu ſagen, und die allgemeinſte Beſtürzung am ganzen Hofe, der, gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, ſich keinen Zwang anthat.

Hier ſind noch einige andere Anecdoten, die ihn in Rückſicht ſeiner Pairwürde betreffen. Als er nach der Bataille bei Malplaquet nach Paris zurückkehrte, empfing dieſen Günſtling des Glücks die zuſtrömende Menge des Hofes, und er erwiederte dieſe Ehre mit nichts mehr als Güte. Man kann ſagen, daß er ordentlich ſeinen Hof hielt. Bei den fortwährenden Spielen, Feſten und Luſtbarkeiten, und oft beim Abendconcert des Königs ſpielte dieſer Romanheld vollkommen ſeine Rolle. Er ſprach nicht anders als in Theater-Tiraden, und ſagte ſo auffallende Dinge, daß er oft die zahlreiche Geſellſchaft in Verlegenheit ſetzte. Sein Witz ſpielte unaufhörlich, und er hielt keinen einzigen Einfall zurück; das Faulbett, von welchem herab er die Anweſenden dominirte, bildete einen zahleriſchen Proſpect.

Frau von Maintenon beſuchte ihn oft in beſondern Stunden. Eines Tages als ſie ſeinen achtjährigen Sohn bei ihm fand und ihm liebkoſte, ſagte der Marſchall zu ihr, ihre Güte würde ihn noch verderben, und, indem er ſeine gewöhnliche ſcherzhafte Miene annahm, ſetzte er hinzu: Helden gewöhnen ſich leicht an die Gunſtbezeugungen große Königinnen. Darauf folgten hundert eben ſo ſtarke Unſchicklichkeiten; aber beſonders ſprach er tauſenderlei über den Krieg, den Frieden, die Regierung, über ſich ſelbſt, worüber man erſchrack, was aber für Scherz und angenehme Artigkeit galt.

Mit einem Worte, in den Augen der gewöhnlichen Menſchen erſchien er als ein der Kette entlaufener Narr, während diejenigen, die am Ruder ſtanden, ihn als ihre einzige Zuflucht betrachteten, und als einen Mann, der einige geringe Unvollkommenheiten habe.

Voiſin kam oft mit dem Portefeuille zu ihm; Desmarets ebenfalls, allein oder mit jenem zuſammen; es fehlte ihm nichts an der Macht eines Dictators. Er entſchied über Projecte und Anordnungen; die Zurückſetzung

und

und Anſtellung der Leute war in ſeiner Hand. Aber dieſer glänzende Stand hinderte ihn gleichwohl nicht, auf die Erlangung der Pairwürde zu denken. Der Präſident von Maiſons, ſein Schwager, entwarf ihm das Decret, und brachte darin alles, was er wollte, von ſeinen Verdienſten an. Er hatte die Kühnheit hineinſetzen zu laſſen, daß, wenn er nicht verwundet geweſen, die Schlacht bei Malplaquet gewonnen worden wäre, und mehr andere Dinge zu ſeinem Lobe, die die Wahrheit und den Ruhm des Marſchalls von Bouffiers gleich verletzten.

Pontchartrain, dem es übergeben wurde, um es auszufertigen, ſuchte Aufſchub und benachrichtigte Bouffiers davon, der ſich tief beleidigt fand und ganz in Wuth gerieth. Er that öffentlich die beleidigendſten Ausfälle auf Villars. Er ſprach davon gegen jedermann und gegen die Miniſter. Der kluge, ſo abgemeſſene, in Rückſicht des Königs ſo behutſame Mann kannte ſich gar nicht mehr. Er erklärte ganz laut gegen jeden, der es hören wollte, daß er ſich deßwegen bei dem Könige beklagen werde; und daß, wenn er keine Gerechtigkeit erhielt, er entſchloſſen ſey, ſie vor dem ganzen Parlement zu verlangen, ſich an die Pairs zu wenden, ſich dem Decrete für Villars zu widerſetzen, und ſelbſt ſeine Sache vor den Pairs und vor dem ganzen verſammelten Parlement zu führen.

Es waren Jahre vergangen, daß ſo kühne Aeuſerungen in keines Menſchen Ohr erſchollen waren, auch erregten ſie groſſes Aufſehn, und der König wagte nicht, einem in ſeinem Dienſte ſo berühmt gewordenen Mann die Gerechtigkeit zu verſagen, die er ſo laut foderte.

Villars erſchrack bei aller Trunkenheit des Glückes, und fühlte jetzt ganz das Gewicht der Tugend und Wahrheit. Er wagte nicht mit Bouffiers anzubinden; er nahm alles, was in dem Decret zu Bouffiers's Nachtheil geſagt war, zurück, und dieſer ſtrich alles daraus weg, was er wollte. Was er ſtrich wurde in der Ausfertigung, die Pontchartrain davon machte, und die ihm gezeigt wurde, weggelaſſen.

Villars nahm unterdeſſen ſeine Zuflucht zur Demuth, erſchöpfte ſich mit Ehrfurchtsbezeugungen und Lobſprüchen gegen den Marſchall von Bouffiers, ließ ihn durch andere um Verzeihung bitten und ihm alle mögliche Artigkeiten ſagen, und ſteckte den vollen Schimpf ein. Man unterhandelte und brachte es endlich dahin, daß Bouffiers, nach ſo vielen Demüthigungen, Villars beſuchen wollte; und nachdem er ſo triumphirt

hatte,

hatte, wurde er mit tiefem Reſpect und Ehrerbietung empfangen, die er denn gravitätiſch mit der Miene eines Herrn, der einen Triumph zu empfangen gewohnt, aufnahm.

Aus allen dieſen Vorgängen entſprang aber ein Haß, den der kunſtloſe Boufflers oft zu beleidigend ausbauchte, und welchen Villars unter dem Schleier der Huldigung und Demuth in ſich nährte; aber er wußte ihn nicht zu zeigen, und hatte auch keine Luſt wieder mit Boufflers in Streit zu kommen, um den König in Verlegenheit zu ſetzen.

Voiſin,

Staatsminiſter.

Einſt ſchickte der Marſchall von Villars fünf verſchiedene Projecte an den König, worüber er Beſtimmung erwartete. Der Stand der Dinge, nach welchem man die Maaßregeln genommen hatte, war in Flandern etwas geändert, und deßwegen war es nothwendig, einen neuen Plan zu faſſen.

Voiſin erhielt die Projecte zu Marly. Er hatte oft gehört, und nachher als er in Flandern war, von den vornehmſten Officieren, vielleicht ſelbſt von Herrn Luxembourg, der ſich mit großem Recht oft darüber beklagte, erfahren, daß Louvois, Barbezieux und nachher Chamillart über ſolche Projecte entſchieden, die Antworten darauf ganz fertig machten, und ſie dem Könige bloß vorzeigten.

Nach dieſen Beiſpielen wollte es Voiſin eben ſo machen; aber der Verſuch war zu ſtark für ihn, und er vermochte es nicht. Er fühlte, daß die Dispoſition eines Feldzugs und die Anordnung der verſchiedenen Operationen eine Arbeit ſey, welcher ein Intendant der Gränzen und ein Staatsrath nicht gewachſen ſey; er fühlte, daß er nichts davon verſtand, und daß die Sache gänzlich ſeine Einſichten überſtieg.

Er legte alſo dem Könige die Projecte vor und erklärte: Er ſey noch ſo ſehr ein Neuling an ſeinem Platze, daß er wohl ohne Schande geſtehen zu dürfen glaube, wie weit die Entſcheidung über dieſe Projecte über ſeine Kräfte gehe. Er bitte den König einſtweilen, bis er mehr davon verſtände, ſelbſt darüber zu entſcheiden.

Dieß war nicht die Sprache des armen Chamillart, noch auch die Sprache eines Louvois, der, nachdem er sich den Prinzen von Turenne vom Halſe geſchafft, die Generale ſo weit herabgeſetzt, dabei aber ſehr wohl eingeſehen hatte, mit welcher Eiferſucht der König darauf halte, den Krieg verſtehn zu wollen. Er machte es alſo hierin, wie nachher Manſart, mit den Projecten in ſeinem Fache: Er that alles ſelbſt, wuſte aber den König glauben zu machen, daß Er es ſey, der es thue, und deſſen Befehle der Miniſter bloß ausführe und ausfertige.

Sein Sohn machte es eben ſo; Chamillart aber überließ gutwillig alles dem Könige. Dieſer war daher über eine ſo neue Sprache nicht wenig erſtaunt und empfindlich; es verdroß ihn, daß ein Rechtsgelehrter wenigſtens in Zukunft über das Kriegführen etwas beſtimmen zu können dachte, und dieß als ein Recht ſeiner Stelle foderte, da der König ſie doch vorzüglich deßwegen Rechtsgelehrten gab, um, mehr als ſie, davon zu wiſſen, und daher alles ſelbſt zu machen.

Der König trat einen Schritt zurück, und ſagte mit dem Tone des Gebieters: Er ſehe allerdings wohl, wie ſehr der Miniſter ein Neuling ſey, indem er ſich anmaße, über irgend etwas zu entſcheiden. Er möchte denn wiſſen und es nie vergeſſen, daß ſeine Function darin beſtehe, Seine Befehle zu empfangen und auszufertigen; daß es hingegen Seine Sache ſey, alles anzuordnen und über das Größte und Kleinſte zu entſcheiden. Er nahm hierauf die Projecte vor, unterſuchte ſie, ſchrieb ihm die Antwort vor, die ihm gut däuchte, und entließ Voiſin ſehr kalt, der nicht wuſte, wo er war. Er bedurfte es ſehr, daß ihn ſeine Frau wieder zur Beſinnung brachte, und die Frau von Maintenon ihm Muth einſprach, die ihn denn auch beſſer unterrichtete, als ſie vorher zu thun die Muſe gehabt hatte.

Dieſem niederdrückenden Verweiſe des Königs folgte eine andere Kränkung, die eben ſo neu in dieſer Stelle, als dem Charakter, den Maximen und der Gewohnheit des Königs entgegen war. Er verbot nämlich Voiſin, nichts ohne den Marſchall von Bouffiers auszufertigen, und befahl dieſem, alles erſt zu prüfen. So ſah man den Marſchall und den Miniſter beſtändig zu einander gehn, jener aber noch den Letztern das Portefeuille zum Marſchall tragen. Die beiden Commis des Briefwechſels [illegible] täglich, oft mehrere Male, die Briefe mit [illegible] durch

der Antworten zum Marſchall tragen, in welchen er wegſtrich, hinzuſetzte und verbeſſerte, was ihm gut dünkte.

Die Demüthigung war groß für einen Miniſter, ſeine Arbeiten beſtändig der Correktur eines Mannes unterwerfen zu müſſen, der nicht in das Conſeil ging und auch keine Armeen commandirte. Eine ſo hohe und eigne Funktion ſetzte den Marſchall in ein ſehr vertrautes Verhältniß mit dem Könige, und in eine glänzende Achtung, wozu noch die Geſchichte von Lille, und der öffentliche Einfluß, den er auf Chamillart's Ungnade gehabt hatte, mitwirkte.

Voiſin konnte ſich ſchmiegen; und da er der Frau von Maintenon, durch ſie aber auch des Marſchalls, verſichert war, ſo erwartete er von der wohlthätigen Zeit den glücklichen Augenblick, wo er von dieſer Vormundſchaft befreit werden könnte, ließ ſich aber jetzt nicht merken, daß ſie ihm läſtig ſey, am allerwenigſten gegen den Vormund, der ihm gegeben war. Indeſſen war er doch immer Miniſter dem Namen nach, und Bouffiers that die Arbeit ohne Titel. Der König nämlich hielt immer die Großen fern vom Miniſterium, wenn ſie gleich durch ſich ſelbſt einige Macht hatten, weil Er nichts ohne ſich geſchehen laſſen wollte.

Da sagt' er zu Johann Sarrazin, seinem Kammerherrn, er solle ihm die Urkunde geben, von welcher er ihm befohlen habe. Als er sie hatte, sagt' er zu uns: „betrachtet, ihr Herren, dieses Siegel, das ich gebrauchte, ehe ich über Meer zog; man sieht klärlich daran, daß der Abdruck des zerbrochenen Siegels dem ganzen Siegel ähnlich ist. Ich kann daher nicht mit gutem Gewissen wagen, die Grafschaft zu behalten." Darauf ruft' er Monseigneur Reinald von Trie zu sich und sagte zu ihm: ich geb' Euch die Grafschaft zurück."

Im Namen Gottes des Allmächtigen haben wir bisher einen Theil der guten Lehren unsers heiligen Königs Ludwig aufgezeichnet, damit diejenigen, die sie wissen wollen, sie hier nach der Reihe finden und bessern Nutzen davon ziehen mögen, als wenn sie mitten in die Erzählung von seinen Thaten eingeschaltet wären. Und nun fangen wir von seinen Thaten in Gottes und in seinen Namen an.

Wie ich von ihm selbst gehört habe, war er am Sankt-Markus Tage nach Ostern geboren. An diesem Tage wird an vielen Orten das Kreutz in Procession umhergetragen; man nennt es in Frankreich das schwarze Kreutz. Es war daher gleichsam eine Weissagung von der großen Menge Menschen, die auf seinen zwo Kreutzfahrten umkamen, nehmlich auf der nach Aegypten, und auf der, wo er vor Carthago starb. Denn viel Traurens entstand darüber in der Welt, und mancher hohe Jubel ist darüber in Paradiese, von denen die auf diesen Wallerfahrten als ächte Bekreutzte umkamen.

Gekrönt wurd' er am ersten Adventsonntage. An diesem Sonntage beginnt die Messe: ad te levavi

Geheime Denkwürdigkeiten

über die

Regentſchaft

Philipps von Orleans

von

Ludwig Herzog von St. Simon.

V. Buch.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20210 / 168

Inhalt des V. Buchs.

I. Der Abbé Dübois erhält das Erzbisthum Cambray. II. Massillon weiht ihn. III. Krankheit des Königs Ludwigs XV. IV. Friede mit Spanien und Anecdoten von der Vermählung der Tochter des Herzogs von Orleans mit dem Prinzen von Asturien; der Herzog von St. Simon wird nach Spanien gesandt. V. Anecdoten von der Prinzessin von Asturien und ihr sonderbares Betragen.

I.

Cambray war durch das Absterben des Cardinals Tremouille zu Rom erledigt: eines der reichsten Erzbisthümer und einer der größten Posten in der Kirche. Dübois hatte als Anspruch darauf nichts außer seiner Tonsur; aber 150000 liv. Einkünfte reizten ihn, und vielleicht eben so sehr diese hohe Stufe in der Kirche, von wo aus leicht zur Cardinalswürde emporzusteigen war. So unverschämt er war und so viel Gewalt er über seinen Herrn gewonnen hatte, so machte es ihn doch nicht wenig verlegen, diese Bitte an den Regenten zu thun. Er kleidete seine Zudringlichkeit in einen Scherz ein und sagte zum Regenten: er habe einen spaßhaften Traum gehabt. Ihm habe geträumt, er sey Erzbischoff von Cambray. Der Regent, welcher merkte, wohin dieß zielte, ließ es an sich vorüber gehen und antwortete nichts darauf.

Dübois immer mehr verlegen, stockte und schwatzte noch über seinen Traum; endlich wagte er eine kühne Wendung und fragte: warum er es denn nicht erhalten sollte? da Se. K. Hoheit so, durch einen einzigen Machtspruch, sein Glück machen könnte.

Den Regenten indignirte und erschreckte diese Frage, so wenig er auch sonst in der Wahl der Bischöffe gewissenhaft war, und indem er ihn mit einem verachtenden Blicke vom Kopfe bis zum Fuße maß, in welchem er ihn seine ganze Niedrigkeit, die Ausschweifung und Scandal seines Lebens fühlen ließ, sagte er

mit dem Ton der Verachtung: Was? du Erzbischoff von Cambray!

Dübois war zu weit vorgerückt, um auf einem so schönen Wege stehn zu bleiben. Er berief sich auf Beispiele. Unglücklicherweise gab es deren genug voll Unwürdigkeit und Scandal auf den Bischoffsstühlen. Dank dem Bischoff von Chartres, Godet, mit den Taugenichtsen seiner Seminaristen, womit er die Bisthümer füllte: Dank auch dem P. le Tellier und der Constitution, den Begünstigern der Niedrigkeit, Unwissenheit und Sittenverderbniß.

Der Herzog von Orleans, auf den nicht etwa diese schlechten Gründe einen Eindruck machten, sondern der in Verlegenheit war, wie er dem heftigen Eindringen eines Menschen widerstehen sollte, den er an keinen Widerspruch gewöhnt hatte, suchte sich aus der Sache zu ziehen und sagte zu ihm: „du bist ein entweihter Teufelskerl, wer würde dich einweihen?" — „Ach wenn es nur darauf ankömmt, sagte der Abbé, so ist die Sache gemacht: ich weiß, wer mich weihen wird, und er ist nicht weit zu suchen." „Und welcher Teufel ist das? wer wird sich unterstehen, dich zu weihen?" „Wollen Sie es wissen? versetzte der Abbé, und kömmt es nur darauf an?" „Nun wer denn?" versetzte der Regent. „Ihr erster Aumonier selbst, der da außen ist: er wird nichts lieber thun, und ich will gehn, und es ihm sagen." Zugleich umfaßte Dübois die Kniee des Herzogs, der betroffen und überrascht da stand, und nicht Nein zu sagen die Kraft hatte.

Dübois geht hinaus, zieht den Bischoff von Mantes bei Seite, sagt ihm: daß er Erzbischoff von Cambray werde, bittet ihn, daß er ihn weihen möge, erhält sein Versprechen, kömmt tanzend und springend zum Regenten zurück und sagt, der erste [illegible] spreche, ihn zu weihen. Er bricht in [illegible]

Lobsprüche und Bewunderung aus und versichert sich immer mehr seiner Sache, indem er sie als gewiß annimmt und den Regenten, der nicht Nein zu sagen wagte, übertäubt.

Dieß war die Art und Weise, wie Dübois Erzbischoff von Cambray wurde. Seine Ernennung war allen zum höchsten Aergerniß und erregte großen Lärm. So unverschämt Dübois war, blieb er doch darüber immer verlegen und der Regent so sehr beschämt, daß man bald merkte, wie ungerne sie davon sprechen hörten.

Es war nun auch Zeit, daß Dübois die kirchlichen Grade empfing. Er schmeichelte sich, daß der Cardinal Noailles, dem er besonders für die Sache der Constitution auf seinem jetzigen Posten unentbehrlich zu seyn hoffte, alles mögliche Zuvorkommen gegen ihn zeigen würde, um so mehr, da der Cardinal wegen des Schutzes, den Dübois seinen Feinden angedeihen ließ, um sie sich von weiten für die Cardinalswürde verbindlich zu machen, Ursache hatte, mit ihm unzufrieden zu seyn. Er hoffte nämlich, daß der Cardinal in der Absicht, ihn auf seine Seite zu ziehn, oder ihn wenigstens etwas gefälliger zu machen, gerne bei dem Regenten, bei ihm und bei dem Publikum sich das Verdienst machen würde, gegen ihn, der sich so wenig um ihn verdient gemacht hätte, großmüthig zu seyn. Aber er täuschte sich. Fleisch und Blut hatte niemals am Betragen des Cardinals Theil. Die Fehler des Geistes und Herzens und die so verrufenen Sitten des Abbés waren ihm allzubekannt; er verabscheute es, etwas dazu beizutragen, daß er die heiligen Grade erhielt. Gleichwohl fühlte er die ganze Schwere des neuen Hasses, den er von einem Menschen auf sich lud, der den Regenten ganz beherrschte; er fühlte, wie dieser den von ihm angethanen Schimpf tief beleidigt

digt seyn müßte, und welches die Folgen davon für ihr ganzes übriges Leben seyn würden.

Aber nichts von allem diesem kümmerte Noailles; er schlug mit großem Bedauern und der größten Bescheidenheit, aber mit unerschütterlicher Festigkeit die Erlaubniß zum Empfang der geistlichen Grade ab; übrigens aber verhielt er sich ganz still, zufrieden seine Pflicht gethan zu haben, und suchte mit dieser Pflicht, soviel als möglich, Liebe und Bescheidenheit zu vereinigen.

Man kann sich die Wuth des Dübois über diesen Schimpf vorstellen, den er nie in seinem Leben dem Cardinal verzieh; dieser wurde aber nur um so mehr gelobt und bewundert, da er kein Lob und keine Bewunderung wollte.

Man mußte sich jetzt wo anders hin wenden.

Besons und sein Bruder der Mareschall, beide dem Herzog von Orleans so sehr ergeben und von ihm so gut belohnt, waren bei ihrem bäurischen groben Wesen die besten Höflinge. Der Bischoff war vom Erzbisthum Bordeaux nach Rouen versetzt worden. Diese Diöces gränzt an die von Paris; Pontoise gehört noch dazu, und sie erstreckt sich noch um einige Meilen über Pontoise hinaus, nahe gegen Paris hin.

Auf diesen richtete der Abbé Dübois, welcher Zeit gewinnen und sich auch die Schande einer vergeblichen Reise ersparen wollte, sein Augenmerk; Besons schien ihm leichter zu bearbeiten, als der Cardinal Noailles; und so war es in der That. Der Erzbischoff von Rouen gab die nöthige Erlaubniß; und Dübois, der, unter dem Vorwande seiner Geschäfte, in einem Breve die Erlaubniß erhalten hatte, alle Grade auf einmal zu empfangen, und sich selbst von aller stillen Vorbereitung dazu dispensirte, begab sich an einem [illegible] vier oder fünf Meilen von Paris in eine Pfarr[illegible] der Diöcese von Rouen, des Obervicariats von Pon[illegible]

toise, wo ihm der Bischoff von Nantes und erste Almosenirer des Herzogs von Orleans, Bressson, in einer stillen Messe, die er extra tempora hielt, das Subdiakonat, das Diakonat und das Presbyterat auf einmal ertheilte. Dafür erhielt dieser nach Besons's Tode, der ihn nicht lange warten ließ, dessen Aemter, nämlich das Erzbisthum Rouen und die Oeconomate zur Belohnung. Man war sehr auf die beiden Prälaten aufgebracht. Der Erzbischoff, der in großer Achtung stand, hatte dabei zu verlieren; der andere konnte nur gewinnen.

An demselben Tage, wo der Abbé Dübois die ordines alle zusammen auf einmal erhielt, wurde nachmittags im alten Louvre Conseil de Regence gehalten, weil die damals herrschenden Masern, die auch im Palais Royal waren, hinderten, daß es nicht wie gewöhnlich in den Tuilerien gehalten werden konnte. Man erstaunte, daß Abbé Dübois im Conseil de Regence fehlte, wo er, was er wollte, von auswärtigen Angelegenheiten zu referiren pflegte. Noch mehr erstaunte man aber, als man ihn ankommen sah. Er hatte keine Zeit mit Dankgebeten verloren, für das, was er empfangen hatte. Ein neues Aergerniß, wodurch das erste nur noch mehr erhöht wurde. Er kam, nach dem scherzhaften Ausdruck des Herzogs Mazarin, wie zu seiner ersten Communion.

Alle waren schon im Kabinet des Conseils versammelt, auch der Herzog von Orleans; alle standen zerstreut umher, ich stand in einem Winkel am untern Ende und plauderte mit dem Prinzen von Conti, mit dem Marschall von Tallard und einem andern, der mir entfallen ist, als ich den Abbé Dübois eintreten sah, im kurzen Kleide und in seinem gewöhnlichen Aufzuge. Wir erwarteten ihn nicht an diesem Tage und riefen daher einander zu. Er sah sich deswegen um,

und da er den Prinzen von Conti auf sich zukommen sah, mit jenem Hohnlachen seines Vaters, das aber weit von dessen Anmuth entfernt und eigentlich cynisch war, kam er diesem zwei Schritte entgegen. Der Prinz redete ihn an und sprach von den diesen Morgen so schnell auf einmal erhaltenen geistlichen Weihen, von seiner schnellen Ankunft im Conseil so kurze Zeit nach dieser Ceremonie, die doch in der Entfernung von Paris geschehen, von der höchsten Weihe, die für ihn nun so schnell folgen sollte, und von seinem und unser aller Erstaunen hierüber. Er fing an, ihm mit Witz und aller möglichen Bosheit eine pathetische Rede zu halten, die ziemlich ins Spaßhafte fiel und jeden Andern ausser Fassung gebracht hätte. Dübois, der kein einziges Wort dazwischen hatte anbringen können, ließ ihn reden und gab hierauf ganz kalt zur Antwort: wenn der Prinz ein wenig mehr von dem wahren Zustande des canonischen Alterthums unterrichtet wäre, so würde er das, was ihn so sehr in Erstaunen setzte, gar nicht auffallend finden. Er, der Abbé, habe nur dem Beispiele des h. Ambrosius gefolgt, dessen Ordination er zu erzählen anfing.

Ich hörte diese Erzählung nicht; denn in dem Augenblick, als ich den Namen Ambrosius hörte, floh ich schnell ins andere Ende des Cabinets, voll Entsetzen über die Vergleichung des h. Ambrosius mit einem Dübois, von Dübois selbst angestellt, und weil ich fürchtete, daß ich mich nicht enthalten könnte, ihm in die Rede zu fallen, (denn ich fühlte, wie es mir die Kehle zuschnürte,) und ihm zu sagen, wie sehr der h. Ambrosius davon entfernt gewesen sey, sich auf diese Manier ordiniren zu lassen, wie sehr er sich geweigert habe, mit welcher Abneigung, mit welchem Schauer er hinzu getreten sey, indem er nur der Gewalt nachgegeben, mit der man einmüthig in ihn gedrungen war.

Die

Die läſterliche Anführung des Beiſpiels vom h. Ambroſius breitete ſich ſchnell unter dem Publikum aus, und machte den Eindruck, welchen man ſich leicht vorſtellen kann. Die Ernennung des Dübois und dieſe Ordination geſchahen zu Ende des Februars.

Ich will die Erzählung aller hieher gehöriger Dinge ununterbrochen fortführen, um nicht wieder darauf zurückkommen zu müſſen.

Mitunter gebe ich eine intereſſante Anekdote von dem Uebergewicht des Abbé Dübois über ſeinen Herrn, und wie gefährlich es war, ihm zu mißfallen.

Er erhielt ſeine Bullen zu Anfang des Mai und wurde an einem Sonntage, den 9ten Junius, geweiht. Paris und der ganze Hof waren dazu eingeladen; nur ich war es nicht. Ich ſtand ſehr ſchlecht mit ihm, weil ich ihn gar nicht ſchonte, und gegen den Herzog von Orleans über ſeine Abſichten auf die Cardinalswürde u. über die Art, wie er die Hülfe der Engländer und des Kaiſers ſich dafür zu gewinnen ſuchte, offen herausſprach. Da er meine Freimüthigkeit und Offenherzigkeit gegen den Herzog von Orleans fürchtete, die oft auf dieſen Eindruck machte, obgleich ich mir ſehr ſelten die Mühe gab und er immer daran arbeitete, jene Eindrücke zu verwiſchen: ſo kam er von Zeit zu Zeit zu mir, ſchonte mich, machte mir den Hof, ſuchte mir aber gleichwohl, ſo viel er konnte, das Zutrauen des Herzogs von Orleans zu entreißen oder es einzuſchränken. Dies gelang ihm nie ganz oder auch nur auf lange Zeit. Ich ſelbſt aber betrug mich, wie geſagt, ſehr zurückgezogen, da mich alles gleichſam anekelte und mir den Muth benahm. So ſtanden wir dem Anſchein nach manchmal gut, oft aber ſchlecht.

animam meam, und wie die Worte weiter lauten. „So, sagt' er, lieber Herre Gott, werde ich meine Seele zu dir erheben; ich trau auf dich." Auf Gott setzt' er all sein Vertrauen, bis an seinen Tod; denn als er nun im Hinscheiden lag, rief er noch in seinen letzten Worten Gott und seine Heiligen an, besonders unsern Herrn, den heiligen Jacob, und unsre Dame Sankt-Genovefa.

Gott, auf den er sein Vertrauen setzte, behütete ihn auch immerdar von seiner Kindheit an bis an sein Ende. Vorzüglich schützte er ihn in seiner Kindheit, wo er dessen gar sehr bedurfte, wie Ihr nachher hören werdet. In Absicht auf seine Seele behütete ihn Gott durch die guten Lehren seiner Mutter, die ihn an Gott glauben und ihn lieben lehrte, auch lauter geistliche Männer um ihn her versammelte, und ihn, so sehr er noch Kind war, alle seine Horen und Predigten singen und anhören ließ. Er erinnerte sich noch, daß seine Mutter einmahl gegen ihn geäußert habe, sie wolle ihn lieber tod sehen, als daß er eine Todsünde begehe.

Gar sehr bedurfte er in seiner Jugend des göttlichen Beystandes; denn seine Mutter, die aus Spanien gekommen war, hatte weder Verwandte noch Freunde im Königreiche. Da nun die Baronen Frankreichs sahen, daß der König noch ein Kind und seine Mutter eine Ausländerinn war, machten sie den Grafen von Boulogne, seinen Oheim, zu ihrem Anführer, und achteten ihn als ihren Herrn. Nachdem der König gekrönt worden war, erschienen Barone, die von der Königinn verlangten, sie solle ihnen gewisse große Stücke Landes einräumen; und als sie das nicht thun wollte, versammelten sich alle Baronen, zu Corbeil.

Der

Die Weihe sollte prächtig werden und der Herzog von Orleans derselben beiwohnen. Hatte die Ernennung und Ordination des Abbé Dubois Aufsehn, Aergerniß, und Abscheu erregt, so erhöhten dieses alles die prächtigen Vorbereitungen, und der allgemeine Unwille brach gegen den Herzog von Orleans los. Ich ging daher den Tag vor der Weihe zu ihm.

Ich sagte ihm, was mich zu ihm führe; daß ich nie mit ihm über die Ernennung des Abbé Dübois gesprochen, weil er wohl wisse, daß ich nie über geschehene Dinge spräche; ich würde auch jetzt nicht mit ihm darüber reden, wenn ich nicht gehört hätte, daß er den folgenden Morgen zu dessen Weihe gehn wolle; ich wollte nichts über die Art sagen, wie sie gefeiert werden sollte, so daß sie nicht prächtiger seyn könnte, wenn es noch gewöhnlich wäre, Prinzen von Geblüt zu Bischöffen zu machen, oder wenn sein zweiter Sohn geweiht werden sollte. Allein diese Sache betrachte ich als geschehen. Meine Ergebenheit gegen ihn erlaube mir hingegen nicht, Ihm zu verbergen, welche entsetzliche Sensation eine so scandalöse Ernennung, eine so lästerliche Ordination, und so unerhörte Vorbereitungen zu der Weihe eines Menschen von der Art, dem Stande und den Sitten des Abbé Dübois allgemein erregten; nicht um Ihm wegen einer Sache Vorwürfe zu machen, die nicht mehr abzuändern sey, sondern damit er wüßte, auf welchen Grad der allgemeine Unwille gegen Ihn gestiegen sey, und damit Er daraus abnehmen möchte, daß Er alles im höchsten Grad verderben würde, wenn Er dieser Weihe selbst beiwohnen wollte. Ich beschwor Ihn, zu bedenken, wie sehr dieß auffallen würde, da die königlichen Prinzen nicht nur, sondern auch die Prinzen von Geblüt nie einer Weihe beizuwohnen die Gewohnheit gehabt hätten: denn daß die Könige und königlichen Personen zuweilen aus

Neu-

Neugierde einer einmal beigewohnt hätten, könnte man nicht rechnen. Ich setzte hinzu, da die Meinung verbreitet sey, die auch sein Leben und seine Reden beständig veranlaßten, daß Er ganz und gar keine Religion habe, so würde man wahrscheinlich glauben und ausbreiten, daß er dieser Weihe nur beiwohne, um Gottes und seiner Lehre zu spotten; die Folgen davon könnten schrecklich seyn und seyen wenigstens immer sehr zu fürchten. Man würde mit Recht hinzusetzen, daß er sich vom Stolz des Abbé Dübois mißbrauchen lasse; dieser so öffentlich gegebene Beweis seiner Abhängigkeit durch eine Handlung, die so auffallend neu und unnöthig sey, würde Ihm einen Haß, eine Verachtung, eine Schande zuziehen, deren Folgen sehr bedenklich werden möchten. All dieses müsse ich Ihm als treuer Diener ohne allen Eigennutz sagen. Seine Abwesenheit oder seine Gegenwart bei dieser Weihe würde nichts an dem Glücke des Abbé Dübois ändern; dieser würde darum nicht mehr und nicht weniger Erzbischoff von Cambray seyn, auch der Glanz der Feierlichkeit würde um nichts dadurch verdunkelt werden; es sey in der That für einen Dübois genug geschehen, ohne daß Er sich vor den Augen von ganz Frankreich, und von ganz Europa durch einen so unerhörten schimpflichen Schritt, der nur verrathen könnte, welche Gewalt Dübois über ihn habe, entehre. Ich beschwor ihn zuletzt, daß er nicht hingehen möchte, und sagte noch: Er wisse wohl, auf welchen Fuß ich mit dem Abbé Dübois gegenwärtig stehe, daß ich der einzige Mann von Bedeutung sey, den er nicht eingeladen habe; demungeachtet, wenn er mir versprechen und sein Wort darauf geben wolle, nicht zu dieser Weihe zu gehen, wollte ich ihm mein Wort geben, daß ich hingehen und der Weihe beiwohnen wolle; so großen Abscheu ich auch davor hätte, und wie sehr mich das, was

man darüber sagen könnte, beleidigen würde; ich wollte mich durch diesen Höflingsstreich mit ihm zu versöhnen suchen, ich, der von dergleichen Elendigkeiten so entfernt sey, und mich zu rühmen wage, bis zu diesem Augenblicke die Jungfrauschaft meiner Ehre auf das zarteste geschont zu haben.

Ich sprach dieß mit Lebhaftigkeit, Offenheit und Energie und mit lauter Stimme. Ich erstaunte, als der Regent mir sagte, daß ich Recht hätte und ihm die Augen öfnete; noch mehr, als er mich umarmte, und sagte: ich hätte als wahrer Freund gesprochen; Er gäbe mir sein Wort, nicht hinzugehen und würde es halten. Hierauf trennten wir uns, indem ich ihn noch einmal ermahnte und Er es mir von neuem versprach, und mir dankte, daß ich diesen Schritt gethan hätte.

Er hatte gewiß nicht den Wunsch, daß ich jetzt fortgehen möchte; denn ich kannte ihn genau, und erforschte ihn bis in sein Innerstes. Ich ging von selbst fort, sehr vergnügt, daß ich ihn von einem so schimpflichen und ungewöhnlichen Schritte abgehalten hatte.

Wer hätte nun nicht geglaubt, daß dieser Prinz Wort halten würde? Wir werden sehn, daß er es wollte, aber wir werden auch sehn, was geschah.

Ob ich gleich meiner Sache gewiß zu seyn glaubte, so fürchtete ich doch die große Gutmüthigkeit und Schwäche des Prinzen und Dübois's stolze Herrschaft über ihn. Ich suchte also, ehe ich zur Weihe fuhr, mich erst zu vergewissern. Am andern Morgen ließ ich mich im Palais Royal erkundigen, und hielt unterdessen meinen Wagen bereit, um mein Wort zu halten; aber wie sehr war ich betroffen, (so lange ich auch schon an das Elend des Herzogs gewöhnt war) als der, den ich ausgeschickt hatte, um sich zu erkundigen, zurückkam, und mir erzählte, daß er so eben den Her-

zog von Orleans mit allem Pomp in den Wagen habe steigen und zur Weihe fahren sehen. Ich ließ abspannen und vergrub mich in mein Cabinet.

Den zweiten Tag darauf erfuhr ich von einem Favoriten der Frau von Parabere, die damals die regierende Maitresse, aber dem Herzog nicht treu war: sie habe in der Nacht vor der Weihe bei dem Herzog von Orleans im Palais Royal geschlafen, (was selten in dem Zimmer und dem Bette des Herzogs von Orleans, sondern fast immer bei ihr geschah). Hier nun habe er mit ihr von mir gesprochen, mich sehr gelobt und meine Freundschaft gegen ihn gerühmt, und gesagt, daß er dessen, was ich ihm vorgestellt, eingedenk seyn und nicht zur Weihe gehn wolle, und daß er mir den besten Dank von der Welt wisse.

Frau von Parabere lobte mich ebenfalls, und gab zu, daß ich Recht hätte, sagte aber zuletzt, er würde doch zur Weihe gehn. Betroffen sagte der Herzog: sie sey nicht klug. „Das mag seyn, aber Sie werden doch zur Weihe gehn." „Und ich sage, daß ich nicht hingehn werde," versetzte der Regent. „Und doch, sage ich Ihnen, werden Sie hingehn." — „Aber das ist doch seltsam; du sagst, der Herzog von St. Simon hat Recht, und am Ende, warum sollte ich denn hingehen?" — „Weil Ich es haben will. — „Nun das ist etwas anders! und warum willst du denn, daß ich hingehn soll? Was ist das sonderbar!" — War„um? Darum." — „O! „darum, darum . . . Das heißt nichts. Sag denn warum, wenn du kannst." „Wollen Sie es also durchaus wissen?" sagte sie nach einigem Hin- und Wiederreden. „Sie wissen ja, daß ich vor einigen Tagen mit dem Abbé Dübois einen Streit gehabt habe, der noch nicht vorbei ist; Dubois ist ein Teufel, der alles ausspionirt, er wird es erfahren, daß wir diese Nacht hier zusammen geschlafen haben.

haben. Wenn Sie nun morgen nicht zu seiner Weihe kommen, so wird er gewiß glauben, daß ich es gewesen, die Sie davon abgebracht habe; nichts wird ihm den Verdacht benehmen können, und er wird es mir nie verzeihen; er wird gegen mich tausend Klätschereien bei Ihnen anzetteln und wird uns bald genug entzweien. Dieß will ich nun nicht, und deßwegen will ich, daß Sie zu seiner Weihe gehen, obgleich der Herzog von St. Simon Recht hat *)". Es erfolgten noch einige schwache Widersprüche und sodann der Entschluß und das Versprechen, zur Weihe gehen zu wollen, welches sehr treu gehalten wurde.

In der folgenden Nacht schlief die Parabere in ihrer Wohnung bei einem ihrer Nebenliebhaber, und diesem erzählte sie die Geschichte. So spaßhaft fand sie dieselbe. Dieser erzählte sie Biron, und Biron — mir noch denselben Abend. Ich beklagte mit ihm die Sklaverei des Regenten, mit dem ich nach dieser Weihe nie wieder gesprochen habe, noch auch er mit mir. Doch war er nachher gegen mich immer sehr beschämt und verlegen. Ich habe nicht erfahren, ob er seine Schwachheit so weit trieb, daß er dem Abbé Dübois erzählte, wie ich ihn abzuhalten gesucht, oder ob es die Parabere diesem gesagt hat, um sich bei ihm ein Verdienst daraus zu machen und mit ihrem Credit zu prahlen, daß sie den Herzog von Orleans auf andere Gedanken gebracht habe. Dübois war vollkommen davon unterrichtet und hat mir es nie verziehen. Ich habe nachher von Belle-isle erfahren, daß er zu ihm und zu le Blanc gesagt hatte, von allem, was ich je gegen ihn gethan, selbst die gefährlichsten Streiche

*) Der Herzog von St. Simon sagt nicht, daß Frau von Parabere so gesprochen habe, auf Bitten des Abbé.

Anm. des Herrn von Maurepas.

che nicht ausgenommen, die ich ihm zuweilen versetzt, habe ihn nichts so tief beleidigt, als daß ich den Herzog von Orleans hätte abhalten wollen, seiner Weihe beizuwohnen. — Von dieser selbst ist es denn nun auch Zeit etwas hinzuzufügen.

Sie wurde mit der größten Pracht vollzogen, und es schien alles darauf angelegt zu seyn, die ungemeßne Gunst eines in Stolz und Ehrgeiz ersoffnen Ministers, die grenzenlose öffentliche Sklaverei, in welcher er seinen Herrn hielt, und die zügelloseste Frechheit zu zeigen, mit der er sich, vor den Augen von ganz Frankreich und von ganz Europa, öffentlich mit derselben brüstete, und mit der er auf die hervorstechendste Art zeigen zu wollen schien, daß er unter der Maske eines leeren Namens von ganz Frankreich nach innen und nach außen Herr sey, und daß, wer ein Anliegen habe, es sey welches es wolle, an ihn als an den einzigen Gnadenausspender und wahren Inhaber der Gewalt in Frankreich sich zu wenden habe.

Das Kloster Val de Grace, als das prächtigste königliche Kloster zu Paris, wurde auch wegen seiner sonderbaren Kirche zum Ort der Weihe erwählt. Der Cardinal von Rohan, dem alles willkommen war, wo er dem Cardinal Noailles entgegen handeln konnte, ergriff, weil letzterer den Abbé Dübois die Erlaubniß versagt hatte, in seiner Diöces ordinirt zu werden, mit Freuden eine so kostbare Gelegenheit, dem Regenten seinen Hof zu machen und seinen Minister sich zu verbinden, indem er sich beeiferte, die Ceremonie zu verrichten. In der That war ein Cardinal von seiner Geburt, ein Bischoff von Straßburg, und ein mit allen möglichen Auszeichnungen überhäufter Mann gerade ein Consecrator, wie ihn der Abbé Dübois nur irgend hätte wünschen können.

In Sachen der Ehre ist der erste Schritt der schwerste. Der Cardinal hatte nach der eigennützigen Ueberredung des Marschalls von Tallard den ersten Schritt schon übersprungen, indem er sich dem Gesetze unterwarf, das ihm schon der P. le Tellier auferlegte, als er Großalmoseniter werden wollte, nämlich sich mit ihm gegen den Cardinal von Noailles zu verbinden. Nach den Gewaltthätigkeiten, zu denen ihn dieser fürchterliche Jesuit als Werkzeug brauchte, und welche er, aus Eigennutz und Stolz, um Haupt der Partei zu seyn und um dem Cardinal Bissy nicht die Ehre und den Vortheil davon zu überlassen, nachher so fortsetzte, daß er selbst den Charakter dieser Rolle völlig durchführte, war es nicht zu erwarten, daß ihn irgend eine Rücksicht von Schande und Infamie von einer so starken Prostitution abhalten könne, noch weniger, daß ihm sein Gewissen einen Vorwurf über die Gotteslästerung, zu der er sich als Werkzeug hergab, machen würde.

Der Abbé Dübois wurde also durch diese hohe Ehre beglückt, die er ihm zu erweisen geruhte; und der Herzog von Orleans bezeigte dem Cardinal seine ganze Theilnahme. Der Cardinal, entzückt über alle die Hoffnungen, welche ihm dieser große politische Streich eröfnete, mehr aus Interesse für sein Haus als für seine eigene Sache, die ganz mit dem Interesse desselben verknüpft war, lächelte über alles Geschwätz und über die Aeußerung des allgemeinen nirgends zurückgehaltenen Unwillens, den dieser Schritt gegen ihn erregte. Er betrachtete alles dieses nur als neue Gründe für seine Hoffnungen und Erwartungen, die er sich von einem alles vermögenden Manne machen dürfe, dem zu Liebe er sich so viel Schande aussetzte.

Was die beiden assistirenden Bischöffe betrifft, so hatte der von Nantes wegen der Ordination, die er dem

dem Abbé Dübois zu geben gewagt hatte, darauf ein solches Recht, daß man ihm niemanden vorziehn konnte; was den andern Assistenten betraf, so glaubte Dübois einen suchen zu müssen, dessen Lebensart und Sitten ein Gegengewicht abgeben könnten. Er wählte daher Massillon, den berühmten Priester des Oratoriums, der durch seine Tugend, Gelehrsamkeit, und große Rednertalente Bischoff von Clermont geworden war, weil zuweilen, aber selten einige gute unter der großen Zahl der schlechten zu Bischöffen gemacht wurden.

II.

Massillon verlegen, überrascht, ohne Stütze, fühlte die ganze Schimpflichkeit des ihm gethanen Antrags. Er zauderte, aber wagte nicht es abzuschlagen. Was konnte ein so geringer Mann in seinem Jahrhundert dem Regenten gegenüber gegen seinen Minister und den Cardinal Rohan? Er wurde aber dennoch vom Publikum getadelt, und besonders von den bessern aller Parteien; denn das entsetzliche Aergerniß dieser Sache hatte sie alle vereinigt. Die vernünftigern, deren es doch noch viele gab, beklagten ihn bloß. Man gab endlich ziemlich allgemein die Unmöglichkeit zu, daß er hätte los kommen und es abschlagen können. Die Kirche war prächtig geschmückt: ganz Frankreich war eingeladen und wagte es nicht, nicht zu erscheinen. Es waren Tribünen für die protestantischen Ambassadeurs und andere Minister errichtet, eine äußerst prächtige für den Herzog von Orleans und den Herzog von Chartres, den jener mitbrachte; noch mehrere für die Damen. Da der Herzog

von Orleans ins Kloster hineinging und seine Tribüne sich im Innern befand, so stand es allen Ankommenden offen; überall waren in und außer demselben alle Arten von Erfrischungen zu finden, welche eine Menge Leute bereiteten und mit Verschwendung austheilten.

Diese Verwirrung dauerte den ganzen Tag fort, indem eine Menge Tafeln außer- und innerhalb des Klosters für die ganze Subalternschaft des Festes und für alle, die sich dazu halten wollten, aufgestellt waren. Die ersten Cammerherrn des Herzogs von Orleans und seine ersten Hofleute machten die Honneurs der Ceremonie, empfingen die Leute von Auszeichnung, gaben ihnen Plätze, und am Ende das Geleite. Andre sorgten eben so für die Geringern. Die sämtliche Polizeidienerschaft war angestellt, um mit aller möglichen Ordnung und Bequemlichkeit die unzähligen Wagen zu rangiren, vorfahren und abfahren zu lassen.

Nach der Weihe, wobei von Seiten des Geweihten und der Zuschauer, besonders beim Herausgehen, wenig Wohlanständigkeit beobachtet wurde, begab sich der Herzog von Orleans nach Bezeugung seiner Zufriedenheit nach Asnieres, wo er mit Frau von Parabere zu Mittag speiste, die sehr froh darüber war, daß sie ihn zur Weihe hatte gehn lassen, wo er von Anfang bis zu Ende, obwohl mit wenig Decenz, zugesehn hatte. Alle Prälaten, Abbés und eine Menge Laien von Consideration wurden während der Feierlichkeit von den ersten Hofleuten des Herzogs zum Mittagsmahl ins Palais Royal eingeladen. Dieselben Hofleute machten die Honneurs des Gastmahls, das mit dem glänzendsten Ueberfluß und Delicatesse auf Kosten des Herzogs angestellt war, und von seinen Leuten servirt wurde. Es waren zwei Tafeln von dreißig Couverts in zwei großen Zimmern des großen Appartements gedeckt,

deckt, die mit den Vornehmsten von Paris besetzt waren. Ueberdieß stunden noch mehrere andere Tafeln, die eben so gut servirt waren, in andern daranstoßenden Zimmern für Leute von weniger Auszeichnung. Der Herzog von Orleans schenkte dem neuen Erzbischoff einen Diamant von großem Werth zu seinem bischöfflichen Siegelringe. Der ganze Tag wurde mit der Feier dieses Triumphs zugebracht, die weder die Billigung der Menschen noch den Segen Gottes hatte.

III.

Am letzten Jun. 1721 erwachte der König, der bis dahin eine vollkommene Gesundheit genossen hatte, mit Kopfweh und einem bösen Halse. Es kam ein Fieber dazu, den Nachmittag nahm das Kopf- und Halsweh zu, und er mußte sich zu Bette legen.

Ich ging den andern Tag Mittags hin, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen, und hörte, daß er eine schlechte Nacht gehabt und seit zwei Stunden eine ziemlich starke Verdopplung des Fiebers habe. Ich fand alles in der größten Bestürzung. Da ich das Recht des ersten Zutritts (grandes entrées) hatte, ging ich in sein Zimmer und fand es sehr leer. Ich sah den Herzog von Orleans am Camin sehr traurig sitzen, trat einen Augenblick zu ihm und sodann zu dem Bette des Königs.

Eben gab ihm Bouldûc, einer seiner Apotheker, etwas einzunehmen, die Herzogin de la Ferté, die vermöge ihrer Schwester der Herzogin von Ventadour, als Pathin des Königs, stets Zutritt hatte, sah Bouldûc über die Schulter, sie drehte sich um, um zu sehen, wer käme, und als sie mich sah, sag-

Der heilige König hat mir selbst erzählt, weder er noch seine Mutter, die damahls zu Montlehery gewesen, hätten es gewagt, nach Paris zurückzukehren, bis die Einwohner bewaffnet gekommen wären sie wieder einzuführen. Dabey erzählt er noch, von Montlehery bis Paris sey der Weg von Menschen mit und ohne Waffen angefüllt gewesen, die alle gerufen hätten: unser Herr möge ihm langes Leben und Gesundheit verleihen, und ihn gegen seine Feinde beschützen; welches auch, Gott gethan hat. — Auf dieser Versammlung der Baronen zu Corbeil wurde, wie man sagt, von den Baronen, die da waren, beschlossen: der gute Ritter, Graf Peter von Bretagne, sollte sich gegen den König empören. Dabey machten sie aus, sie wollten gegen das Aufgebot, welches der König gegen den Grafen würde ergehen lassen, in eigener Person ausziehen, und jeder von ihnen sollte nicht mehr bey sich haben als zween Ritter. Dieses beschlossen sie, um zu sehen, ob der Graf die Königin, die, wie gesagt, eine Ausländerinn war, würde verdrängen können. Viele Leute sagen, der Graf würde auch des Königs und der Königin Meister geworden seyn, hätte nicht Gott, der den König nie verließ, ihm auch in dieser Noth beygestanden. Dieser Beystand, den ihm Gott sendete, bestand darin, daß Graf Theobald von Champagne, nachheriger König von Navarra, dem König dreyhundert Ritter zum Dienst zuführte. Durch diese Hülfe, die der Graf dem König leistete, wurde der Graf von Bretagne gezwungen, sich dem König auf Gnade oder Ungnade zu ergeben; so daß er in dem Frieden, den er schloß, dem König, (wie man sagt) die Grafschaft Anjou und die Grafschaft Perche überließ. Weil es gut seyn mag, verschiedener Dinge zu erwähnen, die Ihr nachher hören werdet, so muß ich hier ein wenig von meiner Materie abbrechen. Ich gedenke also vorjetzt, daß der gute Graf Heinrich der

te sie halbleise zu mir: „Er ist vergiftet, er ist vergiftet.“ — „Reden Sie nicht so laut, Madame, sagte ich: das ist schrecklich.“ Sie wiederholte es aber und so laut und deutlich, daß ich fürchtete, der König möchte es gehört haben. Bouldüc und ich sahen uns einander an, ich entfernte mich von dieser Unbedachtsamen, mit der ich sonst nichts zu thun hatte, und sagte nichts, als daß ich mit Bouldüc über einen so entsetzlichen ungegründeten Argwohn die Achseln zuckte.

Während dieser Krankheit, die nur fünf Tage dauerte, wovon aber die drei letzten sehr gefährlich waren, war ich sehr unruhig und bekümmert, zu gleicher Zeit aber so froh, daß ich mich standhaft geweigert hatte, Gouverneur des Königs zu werden. Ich wurde so unruhig, wenn ich mir vorstellte, daß ich es wäre und in welchem Zustande ich mich alsdann befinden würde, daß ich oft des Nachts erschreckt auffuhr, und wenn ich erwacht war, ich die lebhafteste Freude fühlte, nicht in dieser Lage zu seyn.

Die Genesung war schleunig, sie gab allen die Ruhe und Freude zurück und veranlaßte eine Menge von te Deum und frohen Feierlichkeiten. Helvetius hatte allein die Ehre, den König gerettet zu haben; die Aerzte hatten alle den Kopf verloren, nur er nicht; in einer Consultation, bei welcher der Herzog von Orleans gegenwärtig war, behauptete er die Nothwendigkeit eines Aderlasses am Fuße und drang mit seiner Meinung durch; bald stellten sich darauf deutliche Zeichen der Besserung ein, und es folgte schnell die gänzliche Genesung.

Der Marschall von Villeroy ließ diese Gelegenheit nicht vorüber gehen, seine ganze Schwärze und Niedrigkeit zu zeigen; er gab sich alle Mühe, um den gehässigsten Verdacht auszubreiten und denen von der Robe seinen Hof zu machen, welche damals entsetzlich gegen

gegenden Regenten erbittert waren. Es kam keine noch so geringe Magistratsperson in die Tuilerien, die er nicht bei sich einführen ließ. Er ging selbst zu diesen Personen hin, um ihnen Nachrichten vom Könige zu sagen, und zu schmeicheln, während er für die ersten Edelleute unzugänglich war. Die Magistratspersonen von mehr Bedeutung (ich verstehe immer die vom Parlemente) oder die Chefs der andern Collegien, oder die aus den Parquets, führte er zu jeder Stunde in das Zimmer des Königs und ganz nahe zum Bette hin, damit sie ihn sehen sollten; während kaum die, welche das Recht des ersten Zutritts hatten, dieses Privilegium genossen. Eben so machte er es in der ersten Zeit der Genesung, die er so weit als möglich hinauszog, um den Magistratspersonen, so oft dergleichen kamen, dieselbe Auszeichnung zu gewähren, während er die Vornehmsten vom Hofe und selbst die Ambassadeurs ausschloß. Er glaubte Volkstribun zu seyn, und strebte nach der Volksgunst und der gefährlichen Macht der Tribunen.

Hierauf schlug er einen andern Weg ein, der denselben Zweck gegen den Herzog von Orleans hatte. Er vervielfältigte die Tedeums, so sehr er konnte, ermunterte die verschiedenen Stände der Unterbeamten des Königs, dergleichen an verschiedenen Tagen und in verschiedenen Kirchen singen zu lassen, wohnte allen bei, führte, wen er konnte, mit sich hin. So lief er über sechs Wochen nach den Tedeums herum, die in allen Kirchen zu Paris gesungen wurden. Er sprach von nichts als von der Genesung des Königs und affectirte eine Freude, die unverkennbar nur absichtliche Parteisucht verrieth. Er ließ auch zu Lyon und durch den Erzbischoff, seinen Sohn, eine Menge Feste anstellen, und sorgte dafür, daß die Nachricht davon ausgebreitet wurde.

Der König ging in öffentlicher Feierlichkeit in die Kirchen zu Notre Dame und St. Genevieve, um Gott für seine Genesung zu danken. Unter diesen so lange fortgesetzten Mummereien war der August zu Ende gegangen und das St. Ludwigsfest herangekommen.

An diesem Tage wird alle Jahre ein Concert im Garten gegeben. Der Marschall sorgte dafür, daß das Concert zu einer Art von Fest wurde, und beschloß es mit einem Feuerwerk. Es braucht nicht so viel, um das Volk herbeizuziehen; und der Zusammenlauf war so groß, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte; die Fenster der Tuilerien waren vollgestopft und alle Dächer des Carousels besetzt, so viel sie tragen konnten; so auch der Platz selbst. Der Marschall war über diesen Zusammenfluß von Menschen entzückt, aber dem Könige war er so lästig, daß er sich jeden Augenblick in einen Winkel zurückzog. Der Marschall zog ihn dann beim Arme hervor und führte ihn bald an die Fenster, von wo aus er den Hof, den Platz und die Dächer des Carousels mit Menschen angefüllt sah, bald an die, welche in den Garten gingen, und wo man die unzählige Menge, die auf das Fest warteten, übersehen konnte. Es lebe der König! rief alles, so oft er sich blicken ließ, und wenn der König zurücktreten wollte, hielt ihn der Marschall und sagte: „Sehn Sie doch, mein König, alle die Menschenhaufen, alle diese Menschen sind Ihr Eigenthum, gehören Ihnen, Sie sind Herr davon; sehen Sie sie doch ein wenig an, um sie zu befriedigen; denn sie sind Ihre; Sie sind der Herr von allen."

Ein schöner Unterricht von einem Gouverneur, und dieß wiederholte er ihm jedesmal, wenn er ihn ans Fenster führte, und suchte es ihm recht tief ein-

zu-

zuprägen, wie wenn er fürchtete, daß er es vergessen möchte. Auch hat er es sehr gut behalten. Denn ob er nachher von seinen Erziehern denselben Unterricht erhalten hat, weiß ich nicht.

Zuletzt führte der Marschall den König auf die Terrasse, wo er unter einem Thronhimmel das Ende des Concertes hörte und nachher das Feuerwerk mit ansah.

Der Unterricht, den ihm der Marschall von Villeroy gab, und so oft und öffentlich wiederholte, machte ihm wenig Ehre. Er selbst aber erfuhr nachher zuerst die Wirkung seiner schönen Lehren, wie wir sehen werden.

Der Herzog von Orleans betrug sich bei dieser Krankheit auf eine so bescheidene und kluge Art, daß er dadurch in den Augen des Publikums sehr gewann. Er machte sich zwar Sorge, aber seine Unruhe blieb in den Gränzen des Schicklichen. Sie blieb gemäßigt und ohne Affectation; er beobachtete eine solche Zurückhaltung in seinen Reden, und eine so streng gehaltene Aufmerksamkeit in seinem ganzen Betragen, daß nichts an ihm verrieth, daß er der Nachfolger Ludwigs XV sey. Besonders beobachtete er das genau, daß er das Befinden des Königs nie für zu wohl und nie für zu schlecht hielt und durchaus keine Veranlassung gab, daß man sagen konnte, er fürchte sein Wohlseyn oder wünsche sein Uebelbefinden.

Es konnte ihm nicht entgehen, daß in einem für ihn so kritischen Zeitpunkte die forschenden Blicke aller auf ihn geheftet seyen; da er aber in der That nie die Krone wünschte, so unwahrscheinlich dieß auch scheinen mag, so hatte er nur auf sich zu achten, nicht aber sich den geringsten Zwang anzuthun.

Auch bedurfte er hierüber keines Rathes. Seine freimüthigsten und vertrautesten Freunde (ich zum Beispiel) sahen ihn immer so, wie ihn das Publikum sah. Dieß wurde auch sehr wohl bemerkt und die entgegengesetzte Partei dadurch zum Stillschweigen gebracht, die sich schon darauf gerüstet hatte, alles, was sie bemerken würde, bis auf die kleinsten Dinge aufzufassen und zu benutzen. Er hatte überdieß das Glück, daß die, welche auf das engste an ihm hingen und am ersten auf ein unglückliches Ereigniß hätten hoffen können, dasselbe Betragen, wie er, beobachteten, und daß keiner von ihnen, auch nicht einmal ein Bedienter (und das ist ein Wunder) sich das geringste Verdächtige merken ließ.

Diese Krankheit bewog den Hof, mit der Vermählung des jungen Prinzen zu eilen.

IV.

Endlich wurde mit Spanien Friede gemacht und durch Vermählungen derselbe sanctionirt. Ich übergehe mit Stillschweigen das lange Ceremoniell, welches man beobachtete, als ich dazu bestimmt war, die Vermählung Ludwigs XV. mit der Infantin von Spanien abzuschließen *) und alles das, was der Vermählung der Prinzessin von Orleans mit dem Prinzen von Asturien vorausging.

Ich hatte Befehl, bei dieser Vermählungsfeier den Vor-

*) Der Herzog von St. Simon sagt nicht, daß der Cardinal Dübois, der den Herzog immer fürchtete, seine Sendung nach Spanien bewürkte.

Anm. des Herrn v. Maurepas.

Vorrang vor allen zu nehmen. In dieser Absicht begab ich mich bei Zeiten in die Capelle, die noch ganz leer von Hofleuten war. Ich stellte mich rechts an das Kniekissen des Königs, ganz ans Ende, außerhalb des Teppichs und hatte daselbst einen Zeitvertreib, wie ich ihn nicht erwartet hatte. Der Cardinal Borgia, im bischöfflichen Ornat, stand an der rechten Seite des Altars, mit dem Gesicht gegen mich gekehrt. Er ließ sich von zwei Almoseniren im Chorrock seine Lection vorsagen, die ihm ein großes Buch aufgeschlagen vorhielten, in welchem der gute Cardinal nicht lesen konnte. Er strengte sich an, las laut und falsch; die beiden Geistlichen corrigirten ihn, er wurde verdrießlich und schalt sie; nun wurde er von neuem corrigirt und erzürnte sich immer mehr, bis er sich umkehrte und ihnen die Chorröcke zurückstieß. Ich lachte aus Leibeskräften, denn er sah und hörte nichts; so sehr war er mit seiner Lection beschäftigt.

Die Vermählungen werden in Spanien Nachmittags gefeiert. Der Anfang der Ceremonie geschieht an der Thür der Kirche, so wie auch bei den Taufen. Der König, die Königin, der Prinz, die Prinzessin kamen jetzt nebst dem ganzen Hofe vor der Kirchthür an und wurden laut angekündigt. „Sie sollen warten, rief der Cardinal ganz erzürnt, ich bin noch nicht fertig.“ Sie hielten wirklich still und der Cardinal, röther als seine Mütze und ungeduldig, daß er nicht lesen konnte, setzte seine Lection fort. Hierauf ging er an die Thür, wo die Ceremonie ziemlich lange dauerte.

Ich wäre aus Neugierde gern gefolgt, wenn ich nicht meinen Platz hätte behaupten müssen. Ich mußte dort manchen Spaß entbehren; denn ich sah den König und die Königin lachend und mit einander sprechend hereinkommen und in ihr Betpult treten. Auch der ganze Hof lachte. Der Nuncius trat zu mir und be-

zeugte mir durch Geberden sein Erstaunen, daß ich diesen Platz eingenommen, der der erste sey, indem er mich Signore nannte; aber ich hatte mir vorgenommen, nichts zu verstehen. Ich zeigte lachend auf den Cardinal und machte ihm Vorwürfe, daß er ihn nicht besser unterrichtet habe. Dieser Scherz und die Unbefangenheit, mit der ich dieß sagte, ohne auf die Demonstration des Nuncius zu achten, machte eine so glückliche Diversion, daß von nichts anderm mehr die Rede war, zumal da der Cardinal im Fortgang der Ceremonie immer mehr Anlaß zum Lachen gab; denn er wußte nie, wo er war, und was er that, und mußte jeden Augenblick von seinen Almosenirern corrigirt und zurecht gewiesen werden, so daß der König und die Königin und alle Anwesende sich nicht mehr des Lachens enthalten konnten.

Ich sah den Prinzen und die Prinzessin von hinten, auf einem Kissen zwischen dem Betpult und dem Altar knieend, und den Cardinal mir gegenüber, der in der höchsten Verlegenheit Grimassen schnitt. Glücklicherweise hatte ich wegen meines Platzes mit niemanden zu thun, als mit dem Nuncius.' Der Oberhofmeister des Königs hatte neben seinem Sohne, dem Gardecapitain en quartier, am letzten Ende von dem Teppich des Betpultes Platz genommen, die Großen standen in Menge um ihn her, und alles was sich von Vornehmern da befand, und die übrigen hatten die ganze Capelle erfüllt, die so voll war, daß sich niemand regen konnte.

Während so der arme Cardinal allen, die ihn sahen, zum Spotte diente, bemerkte ich am Könige und an der Königin die äußerste Zufriedenheit über die Vollziehung dieser Vermählung. Als die Ceremonie beendigt war, die nicht lange gedauert hatte, und während welcher niemand niedergekniet war, als der König und

die

die Königin, wenn es nöthig war, ſtanden die beiden Neuvermählten auf, traten links ans Ende ihres Fußteppichs zurück und ſprachen leiſe mit einander, etwa ein gutes Vaterunſer lang. Hierauf blieb die Königin an ihrem Platze, der König aber kam auf mich zu und erzeigte mir die Ehre zu ſagen: „Monſieur, ich bin ſo wohl mit Ihnen und Ihrer Geſandtſchaft zufrieden, daß ich Sie zum Grand von Spanien der erſten Claſſe mache, Sie und den von ihren zween Söhnen, den Sie wählen, um dieſelbe Würde mit Ihnen zu genießen. Ihren älteſten Sohn mache ich zum Ritter des goldenen Vließes.“

Die Beſcheidenheit und Gravität der Spanier erlaubt ihnen nicht, Neuvermählte ihr Beilager halten zu ſehn, wie es in Frankreich Sitte iſt. Nach Aufhebung des Hochzeitmahles, hat noch eine kurze Converſation ſtatt, und ſodann geht alles weg, ſelbſt die Anverwandten, Männer, Weiber und Kinder jedes Alters; hierauf entkleiden ſich die Neuvermählten, ein jedes für ſich und legen ſich zuſammen nieder, ohne alle Zeugen als die wenigen Leute, die ſie bedienen müſſen, gerade ſo wie wenn ſie ſchon lange verheirathet wären. Dieſe Sitte war mir nicht unbekannt und ich hatte hierüber keinen Befehl erhalten. Demungeachtet konnte ich eine Vermählung nicht für gültig anſehen, wo nicht wenigſtens der Präſumtion nach die letzte Vollziehung hinzugekommen wäre, und zwar wegen der politiſchen Umſtände der Zeit. Man war wegen des Alters und der Zärtlichkeit des Prinzen von Aſturien dahin übereingekommen, daß er nicht eher als bis Ihre Kath. Majeſtäten es für gut hielten, alſo muthmaßlich nicht vor einem Jahre, bei der Prinzeſſin wohnen ſollte. Ich äußerte meine Beſorgniſſe hierüber gegen den Marquis von Grimaldo; es half aber nichts. Er war ein Spanier und that alſo nichts, als daß er mich

über

über eine Sache zu beruhigen suchte, die er für unabänderlich ansah; und außer daß ich nur einige Augenblicke mit ihm reden konnte, so glaubte ich nicht weiter in ihn dringen zu dürfen, und suchte ihn vielmehr glauben zu lassen, daß ich mich für überwunden halte, weil ich fürchten mußte, daß, wenn er mehr Hartnäckigkeit bei mir sähe und vermuthete, daß ich mit dem Könige und der Königin sprechen wollte, er mir den Vorsprung abgewinnen und sie dahin stimmen möchte, daß sie die bestehende, bis dahin unverletzte Sitte behaupteten.

Aber ich entschloß mich, es nicht dabei zu lassen. In der Audienz also, die ich zu Lerma hatte, fing ich von der Vermählung und letzten Vollziehung derselben zu reden an; ich billigte den Aufschub und billigte die bescheidenen decenten Sitten der Spanier in dieser Rücksicht, setzte aber hinzu, diese Sitte könnte wohl einmal gebrochen werden für einen Gegenstand von solcher Wichtigkeit als die letzte Bestätigung in einem solchen Fall. Ich würde es als die letzte Erfüllung der von Ihro Kath. Majestäten gegen den Herzog von Orleans gezeigten Huld und der Gewißheit der von ihm so ersehnten Rückkehr des kostbaren Friedens und der Ehre ihrer Freundschaft und zu gleicher Zeit als das schönste und untrüglichste Zeichen der innigen unauflöslichen Vereinigung der beiden königlichen Linien und der beiden Kronen im Angesicht von Europa ansehen, wenn Ihro Majestäten zu erlauben geruhten, daß es bei dieser Vermählung so gehalten würde, wie Se. Majestät selbst Zeuge gewesen, daß es bei der Vermählung des Herzogs von Burgund gehalten worden. Der König und die Königin sahen einander an. Ich setzte noch hinzu: ich hätte hierüber keinen Befehl / und spräche so aus wahrem Eifer als treuer Diener der beiden Kronen, als ächter Franzos, als ächter Spanier, als Diener des Herzogs von Orleans, um der Folgen willen, die daraus für die beiden Mo-

archieen und für ganz Europa entſpringen würden u. ſ. w. Ihro Kath. Majeſtäten ſahen einander wieder an und ſagten ſich leiſe einige Worte. „Aber wenn wir nun Ihren Foderungen nachgeben, wie ſoll es denn gehalten werden?“ „Nach dem Ball, antwortete ich, würde man die Neuvermählten veranlaſſen, daß ſie ſich zuſammen niederlegten. Wenn ſie zu Bette wären, ſo würde man die Thüren öfnen und den Hof eintreten laſſen, alsdann die drei Vorhänge auf und wieder in Gegenwart der Menge zuziehen, hierauf aber dieſe entlaſſen. Indeß würden der Herzog von Popoli und die Herzogin von Monteliano leiſe unter die Vorhänge getreten ſeyn und den Prinzen und die Prinzeſſin genau beobachten. Sobald die Menſchen aus den Antichambern alle fortwären, ſo könnten ſie den Prinzen aufſtehen laſſen und ihn in ſein Appartement führen. Der König und die Königin billigten dieſen Vorſchlag, und nach einigem Hin- und Wiederreden über dieſen Gegenſtand verſprachen ſie mir, meinem Vorſchlag zu folgen, und ich dankte ihnen dafür.

V.

Die Prinzeſſin von Aſturien war bei ihrer Ankunft zu Madrid krank geweſen. Mit ihrer Geneſung zeigte ſich zugleich ihre Laune. Ich erfuhr von den Perſonen, die um ſie waren, daß ſie ſich hartnäckig weigere, zur Königin zu gehen, ungeachtet ſie während ihrer Krankheit die außerordentlichſten Beweiſe ihrer Sorge und Güte empfangen hatte und beſtändig von ihr beſucht worden war, und noch jezt beſucht wurde. Sie wollte durchaus ihr Zimmer nicht verlaſſen; beluſtigte ſich aber am Fenſter und war ganz geſund. Ihr Appartement war in einem Stock mit der Königin ihrem

Große von der Gräfinn Maria, einer Schweſter des Königs von Frankreich und des Königs Richard von England, zween Söhne gehabt habe, von welchen der älteſte Heinrich geheißen, der andere Theobald. Jener (Heinrich, der älteſte Sohn) gieng bekreuzt als Pilger nach dem heiligen Lande, zu der Zeit, als König Philipp und König Richard Acra belagerten und eroberten. Nach dieſer Eroberung kehrte König Philipp nach Frankreich zurück, welches ihm vielen Tadel zuzog; König Richard aber blieb im heiligen Lande, und that ſo manche große That, daß er den Sarazenen ſehr furchtbar ward. Es ſteht auch im Buche von den Geſchichten des heiligen Landes geſchrieben, daß, wenn bey den Sarazenen die Kinder geſchrieen, die Weiber, um ſie zum Schweigen zu bringen, ihnen zugerufen und geſagt: „ſtill! da iſt König Richard!“ Die Sarazenen und Beduinen aber, wenn die Pferde vor einem Buſche ſcheu wurden, ſagten zu den Pferden: „meynſt du denn, es ſey König Richard?“ — Dieſer König Richard brachte es dahin, daß er den Grafen Heinrich von Champagne, der bey ihm geblieben war, die Königinn von Jeruſalem, des Königreichs unmittelbare Erbinn, zur Gemahlinn verſchaffte. Mit dieſer Königin zeugte Graf Heinrich zwo Töchter, deren Aelteſte Königinn von Cypern ward, die Jüngere aber Meſſire Erhard von Brienne heyrathete, von welchen eine zahlreiche Sippſchaft abſtammt, die ſich in Frankreich und Champagne ausgebreitet hat. Von der Gemahlinn des edlen Herrn Erhards von Brienne ſag' ich vor der Hand nichts; wohl aber will ich von der Königinn von Cypern reden, die hieher gehört, und von ihr folgendes erzählen.

Als der König von Frankreich den Grafen Peter von Bretagne überwunden hatte, wurden alle Barone Frankreichs ſo aufgebracht gegen den Grafen Theo-

bald

rem und nur durch eine kleine innere Gallerie von demſelben getrennt; denn ſie ging in das Appartement der Infantin. Sie wollte von den Aerzten nichts mehr über ihre Geſundheit hören und von den Damen ließ ſie ſich nichts über ihr Betragen ſagen, und ſelbſt der Königin gab ſie eine ſehr trockene Antwort, als ſie ſie durch die ſanfteſten Vorſtellungen zurechtzuweiſen ſuchte. Die Königin ſprach ſogar ſelbſt mit mir darüber und trug mir auf, ſie zu beſuchen und zu verſuchen, ob ich ſie zurecht bringen könnte.

Ich antwortete, ich ſey nur zu gut von allem unterrichtet, und ſey ſehr deßwegen in Unruhe; ich könnte mir nicht ſchmeicheln, daß ich mehr als Ihro Majeſtät über das Gemüth der Prinzeſſin vermögen würde; und nachdem wir über dieſen Gegenſtand ein wenig hin und hergeſprochen, nachdem ſie mir geſagt, was ſie davon zu wiſſen glaubte, und ich manches hinzugeſetzt hatte, was ich beſſer wußte und was ſie nicht leugnete, nahm ich mir die Freiheit ihr zu ſagen, daß die Prinzeſſin auch von ihr zu viel Schonung und Güte erfahre, Ihro Majeſtät verderbten die Prinzeſſin, die vielmehr ohne weiteres zu ihrer Pflicht angehalten werden müßte; und wenn an der übertriebenen Geduld der Königin die Rückſicht auf den Herzog von Orleans Antheil haben ſollte, ſo wollte ich nicht nur alles bei ihm verantworten; ſondern ich verſpräche auch Ihro Majeſtät, daß er nicht nur alles gut finden würde, was Ihro Majeſtät der Prinzeſſin zu ſagen oder zu thun beliebten, ſondern daß er ſich auch außerordentlich dafür verbunden fühlen würde. Niemand kenne beſſer als ich ſeine Geſinnung für Ihro Majeſtäten, wie ſehr er ſich wegen der Rückkehr Ihrer Freundſchaft glücklich fühle, wie ſehr er beſorgt ſey, ſich dieſelbe zu erhalten, und wie ſehr er ſich durch die Vermählung ſeiner Tochter geehrt fühle; wie ſehr er alſo wünſchen müßte, daß ſie ihr Glück und ihre Größe ganz erkennte, und durch Dankbarkeit, Ge-

horſam

horsam und Ehrfurcht gegen Ihro Majeſtäten und durch die geſpannteſte Aufmerkſamkeit, Ihre Huld zu verdienen und in allen Ihren Wünſchen Ihnen zuvorzukommen, ſich dieſes Glückes würdig machte; außer daß der Herzog von Orleans ein ſolches Betragen für die gerechteſte und unerläßliche Pflicht ſeiner Tochter halten würde, ſo würde er es auch als die einzige dauerhafte Grundlage ihres Glückes, und als Erhöhung ſeines eigenen betrachten, wenn er hörte, daß ſeine Tochter Ihnen ganz zu Willen lebe, und er ſich ſchmeicheln könnte, Ihnen ein Geſchenk gemacht zu haben, das zu der Erhaltung Ihrer Freundſchaft gegen ihn und zur immer engern Verknüpfung der von ihm ſtets ſo leidenſchaftlich gewünſchten glücklichen Einigkeit beitragen könnte.

Dieſe Worte wurden ſehr gut aufgenommen, das Geſpräch breitete ſich auf ähnliche Gegenſtände aus und endigte ſich mit dem ausdrücklichen Befehl des Königs und der Königin, daß ich die Prinzeſſin öft beſuchen und mit ihr ſprechen ſollte. Die Herzogin Monteliano und die übrigen Damen drangen deßwegen beſtändig in mich. Ich hatte die Prinzeſſin ſchon mehrmals beſucht, ſelbſt als ſie bettlägerig war; es war alſo nichts neues, daß ich wieder zu ihr ging; übrigens war ihr Eigenſinn, nicht aus dem Zimmer gehn zu wollen, ſchon im Publikum bekannt geworden, weil deßwegen die vorbereiteten Feſte aufgeſchoben wurden, und alles mit Ungeduld darauf wartete.

Ich ging alſo zwei- oder dreimal zur Prinzeſſin, erhielt aber auf meine Fragen nach ihrer Geſundheit nichts als: ja! und: nein! und auch dieß nicht immer. Ich erwählte den Ausweg, ihren Damen in ihrer Gegenwart das zu ſagen, was ich ihr ſelbſt würde geſagt haben. Dieſe gaben mir Beifall und gaben ihr Wort dazu. So machte ſich in Gegenwart der Prinzeſſin ein Geſpräch, das für ſie eine wahre Moral war; aber ſie

ging

ging auf keine Weise darauf ein. Indessen ging sie doch ein- oder zweimal zur Königin, wiewohl im Negligé und mit ziemlich schlechter Laune.

Der große Ball blieb unterdessen immer im Saal der Granden arrangirt, und man wartete nur auf die Prinzessin, die nicht hingehn wollte. Der König und die Königin liebten überhaupt den Ball, und machten sich besonders aus diesem ein Vergnügen. Der Prinz von Asturien ebenfalls. Und der Hof wartete mit Ungeduld. Das Betragen der Prinzessin wurde ruchtbar und machte die nachtheiligste Sensation. Ich erhielt von innen Nachricht, daß der König und die Königin sehr ungeduldig darüber seyen; und da die Damen der Prinzessin mir anlagen, daß ich mit ihr sprechen sollte, so ging ich zu ihr und fing an mit den Damen über die Gesundheit der Prinzessin zu sprechen, die nunmehr wahrscheinlich jene auf sie wartenden Vergnügungen nicht mehr hindern würde; ich brachte das Gespräch auf den Ball und rühmte die Anordnung und die Pracht desselben. Ich sagte, daß dieses Vergnügen besonders für das Alter der Prinzessin wäre, daß der König und die Königin große Liebhaber davon seyen und mit Ungeduld darauf warteten, daß sie auf dem Balle erschiene.

Auf einmal nahm sie das Wort, wiewohl ich sie nicht angeredet hatte und rief ganz wie ein Kind: „Ich auf den Ball gehen? Ich gehe nicht hin." — „Gut Madame, sagte ich zu ihr, Sie gehen nicht hin! Aber es wird Sie reuen; Sie werden Sich ein Vergnügen versagen, wo der ganze Hof Sie zu sehen erwartet. Sie haben zu viel Gründe und wünschen zu sehr, dem Könige und der Königin gefällig zu werden, als daß Sie irgend eine Gelegenheit dazu versäumen sollten." Sie hatte sich niedergesetzt und sah mich nicht an; aber bei diesen Worten wandte sie sich gegen mich und sagte mit einem entschiedenen Ton wie ich ihn noch nie gehört: „Nein, mein Herr, ich gehe nicht zum Ball; der

nig und die Königin mögen hingehen, wenn sie wollen; sie lieben den Ball, ich nicht; sie lieben auch spät zu Bette zu gehen und spät aufzustehen; ich hingegen lege mich gern bei Zeiten zu Bette; sie mögen thun, was ihnen gefällt; ich thue, was mir gefällt." Ich fing an zu lachen und sagte, sie mache sich den Spaß, mich zu beunruhigen; aber ich wäre nicht so leichtgläubig, diesen Scherz für Ernst zu nehmen; in ihrem Alter versage man sich nicht so leicht das Vergnügen des Balls, und sie sey zu klug, um den ganzen Hof und das Publikum in seiner Erwartung zu täuschen, noch weniger aber einen Geschmack zu zeigen, der dem Geschmack des Königs und der Königin so entgegengesetzt und bei ihrem Alter und gerade so kurz nach ihrer Ankunft in Spanien so auffallend wäre; es sey aber nunmehr Zeit, den Scherz zu endigen und nicht länger den Aufschub des schon so lange arrangirten Balls zu verursachen weil es endlich den Wohlstand beleidigen würde. Die Damen gaben mir Beifall und es entstand zwischen ihnen und mir ein langes Gespräch hierüber, das aber die Prinzessin nicht einmal anzuhören schien. Ich ging fort, und es folgten mir die Herzogin von Montelliano Frau von Liria und Frau von Riccaldagra; sie umringten mich außen vor der Thüre und bezeugten mir ihr äußerstes Erstaunen über den hartnäckigen Widerwillen einer Person von solchem Alter gegen alle Pflicht und alles Vergnügen, und zwar in einem Lande, wo sie kaum angelangt und wo sie unter so vielen unbekannten Menschen allein sey.

Ich war noch mehr als sie darüber beunruhigt; ich konnte Folgen davon fürchten, die sehr wichtig seyn konnten; aber ich versuchte sie zu beruhigen, und schob es auf einen Rest von Krankheit, der diese üble Laune verursachen könne, und die mit vollkommener Herstellung der Gesundheit von selbst sich verlieren würde. Indessen war ich weit davon entfernt, mir selbst damit

zu schmeicheln. Ich hütete mich wohl, dem Könige und der Königin dieß zu erzählen; aber als sie mit mir vom Balle sprachen und der König seinen Unwillen über den Eigensinn der Prinzessin äußerte; nahm ich mir die Freiheit ihm zu sagen, ich könnte mir nicht einbilden, daß er sich nach dem Eigensinne eines Kindes geniren wolle, der sicherlich nur eine Nachwirkung der Krankheit sey, und daß er deßwegen den Hof und das ganze Publikum um ein so angenehmes und so prächtiges Fest, wie der erste Ball gewesen, den ich im Palaste beigewohnt, bringen wolle. Was mich beträfe, so würde es mir sehr Leid thun, weil ich mich sehr darauf gefreut hätte. „Aber, versetzte der König, das kann ja nicht ohne die Prinzessin geschehen." — „Und warum Sire? antwortete ich; es ist ein Fest, das Ihro Majestät Ihrer und der allgemeinen Freude geben. Es ist nicht der Prinzessin Sache, die Vergnügungen zu bestimmen, die Ihro Majestät Sich selbst und dem Hofe zu geben geruhen, der sie erwartet, sehnlich wünschet. Glaubt die Prinzessin, daß es ihre Gesundheit erlaubt, so mag sie kommen; wo nicht, so geht das Fest ohne sie vor sich." Während ich dieses sprach, winkte mir die Königin zu, um mir zu verstehen zu geben, daß ich in den König mehr dringen sollte. Ich setzte also hinzu: alles was am Hofe vorginge und gethan würde, wäre und könnte für niemand anders seyn als für Ihro Majestät; dieselbe sey von allem der einzige Gegenstand, die einzige Zierde; so große Prinzen auch die Infanten seyen, so seyen sie doch nur bei allem als die Ersten vom Hofe des Königs, und um die Gesellschaft zu verherrlichen, nicht als der Gegenstand derselben; das Vertrauen, womit Ihro Majestät mich zu beehren geruhten, legte mir die Pflicht auf, Ihro beiden Majestäten unterthänig zu bitten, daß Sie bedenken möchten, daß man die Prinzessin nicht [illegible] gewöhnen dürfe, zu glauben, daß alles für sie ge[illegible]

und nichts ohne sie geschehen könne; je würdiger das Fest der Gegenwart von Ihro Majestäten sey, eine desto eindringlichere Moral würde es für die Prinzessin seyn, wenn es ohne sie angestellt würde; und ich könnte mich nicht enthalten, als sehr wesentlich zu einer so wichtigen Erziehung, von der das Glück der Prinzessin abhinge, zu rathen, daß man sie fühlen ließe, sie sey nichts und man könne sie leicht entbehren.

Die Königin unterstützte meinen Rath sehr; aber der König sagte nichts dazu; sie wandte daher das Gespräch unvermerkt auf etwas anders. Bei Beendigung der Audienz, als der König auf meine Verbeugung sich gegen mich kehrte, gab sie mir durch Kopfnicken zu verstehen, daß ich wohl gesprochen hätte, und indem sie mit dem Finger auf den König zeigte und gleichsam auf ihn losstieß, gab sie mir zu verstehen, daß ich mich nicht abbringen lassen sollte. Deßwegen eilte ich mit meinem Mittagsessen und fand mich zeitig bei ihrem Ausfahren auf die Jagd ein. Hier fragte ich die Königin ganz laut, auf welchen Tag denn endlich der Ball angesetzt sey, den ich, wie ich gestehen müßte kaum erwarten könnte. Sie antwortete mir: darum müßte man den König fragen; und fragte ihn, ob er gehört, was ich gesagt hätte? „Wir werden schon sehen," antwortete der König. Unter diesem kurzen Gespräch kamen sie an die kleine Treppe, die ganz nahe dabei ist, und auf welcher sie immer aus und ein zu gehen pflegten; und ich blieb oben stehen, weil darauf kaum ihrer zwei gehen konnten. Den andern Tag fand ich Mittel, wegen einer unbedeutenden Sache mit ihnen zu sprechen, und fing dann vom Ball zu sprechen an. Die Königin sagte lachend, sie glaube wohl, daß ich mich darauf freute, es gehe ihr auch so; sie fing hierauf an, den König behutsam darum zu mahnen, und als er darüber lächelte, ohne eine Antwort zu geben, nahm ich mir die Freiheit, zu ihnen zu sagen: ich bäte Sie, sich zu erinnern, wie ich mir die

Freiheit genommen, Ihro Majestäten vorzustellen, daß Sie die Prinzessin verzögen; und jetzt wagte ich hinzuzusetzen, daß Sie es bereuen und dem Uebel abzuhelfen suchen würden, wenn es nicht mehr Zeit sey; der Herzog von Orleans würde, wenn er es wüßte, in Verzweiflung darüber seyn, und wenn er das Glück hätte, das ich genösse, in Ihrer Gegenwart zu seyn, so würde er Ihnen dasselbe hierüber sagen, was ich gesagt, nur weit stärker, wie es ihm auch ziemte.

Ich gab durch diese Worte Anlaß zu Erzählung von neuen sehr widerlichen Zügen ihrer Hartnäckigkeit, ihres Eigensinns, ihres Mangels an Achtung gegen ihre Damen, von ihren seltenen Besuchen bei Ihro Majestäten und ihrem frostigen Betragen gegen dieselben. Hierauf sagte ich, Sie möchten mir verzeihen, wenn ich Ihnen zu sagen wagte, daß dieß mehr die Schuld von Ihro Majestäten, als eines Kindes sey, das nicht wüßte, was es thäte, und statt sie durch zu viel Güte recht in ihrem Eigensinne zu bestärken, wäre nichts dringender und wichtiger, als denselben zu bezähmen, ihr Ernst zu zeigen, sie zu lehren, was sie gegen Ihro M. M. und selbst gegen ihre Damen schuldig sey, und endlich sie zu dem gegen Dieselben gebührenden Respect und Furcht zu gewöhnen, daß sie Ihren Willen Ihnen absehen und sich in denselben fügen, und mit gefälliger Bereitwilligkeit Ihnen gehorchen lernte. Ich setzte dieß noch weiter aus einander, und der König und die Königin sprachen mit mir noch lange darüber; worauf ich mich entfernte.

Ich ging nicht mehr zur Prinzessin und sagte Ihro M. M.: ich thue es deßwegen, weil ich es unnütz fände; auch sprach ich nicht mehr vom Balle, als ich sie bei ihrer Zurückkunft von der Jagd in ihr Zimmer begleitete, weil ich fürchtete, den König unwillig zu machen. Den dritten Tag fand ich mich wieder bei Ihnen ein, als sie aus Ihrem Appartement herabgingen,

gingen, um zur Jagd zu fahren. Die Königin sagte zu mir, es solle kein Ball werden, es sey Befehl gegeben, die seit so langer Zeit getroffenen Vorbereitungen wegzunehmen und winkte mir, daß ich nochmals mit dem Könige sprechen möchte. Ich antwortete also: ich bedauerte es sehr, da ich mich so sehr darauf gefreut hätte, und wenn ich es wagen dürfte, so würde ich mir diesen Ball als eine Gnade ausbitten. Unter diesem Gespräch kamen wir zu der kleinen Treppe und die Königin winkte mir, ihnen zu folgen. Ich drängte mich also neben ihren Schleppenträger, und sagte zu ihr laut etwas von dem bewußten Balle, damit mich der König, der neben ihr ging, hören sollte. Einen Augenblick darauf kehrte sie sich mit einiger Unruhe im Gesicht nach mir um und winkte mir, daß ich nichts mehr sagen möchte. Wahrscheinlich hatte der König ihr es verwiesen: denn diese Treppe war dunkel und ich konnte nichts bemerken.

Auf dem Ruheplatz der Treppe, die ziemlich lang war, trat die Königin näher zum Könige; ich blieb wo ich stand; sie sprachen leise mit einander; endlich rief mich die Königin, und als ich zu ihr getreten war, sagte sie: „Hören Sie, was geschieht: es wird kein Ball; aber um uns dafür zu trösten, will der König diesen Abend nach dem Souper einen kleinen Ball ganz unter uns geben, bei dem nur die Personen des Palastes seyn sollen. Der König will, daß Sie auch kommen.“ Ich dankte mit einer tiefen Verbeugung. Dieß geschah alles auf dem Ruheplatz der Treppe. Die Königin sagte nochmals: „Aber Sie kommen doch? „Ich antwortete auf diese Ehre, wie es sich gebührte. Der König sagte hierauf selbst: „Es wird niemand dasеyn als ich und die Königin; wir tanzen ganz nach Belieben und ungenirt.“

Hierauf stiegen sie die Treppe vollends hinunter, und ich sah sie in den Wagen steigen.

Der Ball war auf der kleinen innern Gallerie. Es waren bloß die Herrn von den Hofämtern da, der Oberstallmeister, die Haushofmeister der Woche, die Camarera-Mayor, die Hofdamen, die jungen Sennora de honor und Kammerfrauen. Der König, die Königin, der Prinz von Asturien divertirten sich sehr. Alle tanzten viel Menuets und noch mehr Contretänze und der Ball dauerte bis gegen drei Uhr Morgens, worauf Ihro M. M. und der Prinz von Asturien sich entfernten.

Diesen Abend war es, wo ich die berühmte Pelegrine sah und nach Gefallen betrachten konnte; denn der König hatte sie diesen Abend an der Krempe seines Hutes, wo sie an einer schönen diamantenen Agraffe hing. Diese Perle, von schönstem Wasser, das ich noch je gesehen habe, hatte genau die Form und Größe der kleinen Birnen, die man sept en gueule nennt, und die zu Ende der Erdbeerzeit reif werden. Ihr Name zeigt ihre Größe, obgleich niemand viere davon auf einmal in den Mund nehmen könnte, ohne Gefahr zu ersticken. Die Perle ist so lang und dick wie die kleineren Birnen dieser Art, und ist einzig. Um das Wunderbare derselben zu erhöhen, nennt man sie die das andere Ohrengehänge bildende Schwester von der, welche Marc Anton in dem Wahnsinn seiner Verschwendung und Liebe, in Wein aufgelöst, der Cleopatra zu trinken gegeben haben soll.

Obgleich das Appartement der Prinzessin von Asturien an das eine Ende dieser Gallerie stieß, so ließ sie sich doch keinen Augenblick sehen.

Ich prophezeite Ihro Kath. Majestäten nur zu wahr; die Prinzessin von Asturien, der man alles nachsah, ließ, die Galanterie ausgenommen, die sonderbarsten Dinge ausgehen. — Doch; kehren wir zum französischen Hofe zurück.

Beilage

über das

gesammte königliche Haus von Frankreich

während der

Regentschaft

des Herzogs von Orleans.

Von

dessen Mutter, Charlotte Elisabeth,

gebohrne Prinzessin von der Pfalz *).

---

*) Vgl. die hierüber schon im 24. Bde S. 169. 170. gegebenen Notizen.

bald von Champagne, daß sie beschlossen, die Königinn von Cypern, die eine Tochter des ältern Grafen von Champagne war, herbeyzurufen, um den Grafen Theobald, einen Sohn des jüngern Grafen von Champagne, erblos zu machen. Einige unter ihnen, unternahmen's, den Grafen Perron mit dem besagten Grafen Theobald auszusöhnen; und die Sache wurde dahin verglichen, daß Graf Theobald versprach, die Tochter des Grafen Perron von Bretagne zur Gemahlinn zu nehmen. Es ward ein Tag festgesetzt, an welchem der Graf von Champagne das Fräulein heyrathen sollte; man sollte sie ihm als Braut nach einer Prämonstratenser Abtey bringen, die, so viel ich weiß, bey Chateau-Thierry liegt, und Val-Secre heißt. Die Baronen Frankreichs, die fast alle Verwandte des Grafen Perron waren, nahmen die Mühe auf sich, das Fräulein als Braut nach Val-Secre zu bringen, und luden den Grafen Theobald, der zu Chateau-Thierry war, dahin ein. Auf dem Wege aber, als er den Graf von Champagne zur Hochzeit zog, kam der edle Herr Gottfried de la Chapelle im Namen des Königs, mit einem offenen Briefe, und sagte zu ihm: „Herr Graf von Champagne! der König hat vernommen, daß Ihr dem Grafen von Bretagne zugesagt habt, seine Tochter zu heyrathen. Es läßt Euch daher der König eröffnen, daß wofern Ihr nicht verlieren wollt, was Ihr im Königreiche Frankreich besitzt, Ihr solches nicht thun sollet; denn Ihr wißt, daß der Graf von Bretagne den König mehr beleidigt hat, als irgend jemand, der auf Erden lebt." Dem gemäß zog der Graf von Champagne auf Anrathen seiner Räthe, die er bey sich hatte, wieder nach Chateau-Thierry. Bey der Nachricht hiervon wurde der Graf von Bretagne mit den Baronen, die ihn zu Val-Secre erwarteten, fast wie wüthend über den Schimpf, den er ihnen anthat; und ließen

Madame d'Orleans Francisca Maria,

Gemahlin Philipps II. *) des Herzogs-Regenten.

1) Mde d'Orleans bekümmert ſich um ihre Kinder; ich laſſe ſie ſchalten und walten. Sie haben ſie ohne meine Ordre gemacht; ſo mögen ſie weiter ſehen, was ſie anfangen. Den 9ten Januar 1716.

2) Ich bin perſuadirt, daß alle die Incommoditäten und Schwachheiten, ſo Mde la Duch. d'Orleans hat, von nichts kommen, als daß ſie immer im Bett und auf dem Bodenbett [Sopha] liegt; ſie ißt und trinkt liegend, und das aus purer Faulheit. Drum können wir auch nie miteinander eſſen. Seit des Königs Tod, thut ſie gar kein Leibſtück mehr an. Den 19ten März 1716.

3) Ich bin zufrieden mit Mad. d'Orleans, ſie lebt mit groſſen égard mit mir; alſo thue ich auch mein beſtes, ihr in allen zu gefallen, und lebe ſo höflich mit ihr, als nur immer möglich iſt. Den 24ſten März 1716.

4) Sie hat ſich noch nicht reſolviren können, mit dem König, ihren leiblichen Hrn. Vater zu eſſen, will geſchweigen denn mit mir; ſie will allzeit liegen, wenn

*) Ludwig den XV. von der Verfaſſerin geſchildert ſ. im 24 Bde S. 233 ff. Philipp den II. von Orleans, Herzog-Regent, im 28 Bde S. 59 ff.

ſie iſt, an einer kleinen Tafel mit ihrer Favoritin der Duchesse de Storce. Zu Mittag hat ſie ihren Sohn dabey, etliche mal auch Mad. d'Orleans. Den 5ten Jul. 1716.

5) Sie ſcheint älter als ſie iſt, denn ſie thut gar zu viel roth an, und hat die Naſe und Backen hangen; dazu iſt ihr von den Kinderblattern überblieben, daß ihr der Kopf wie einem alten Weibe ſchüttelt. Den 9ten Jun. 1716.

6) Sie iſt zu faul von Natur; hätte gern, daß ihr die gebratenen Lerchen ins Maul flögen, und wie wir nicht im Pays de Cocagne ſind, ſo gehet das nicht an. Sie wollte gern regieren, aber rechte Hoheit verſtehet ſie gar nicht. Sie iſt gar zu niedrig erzogen worden, weiß wohl als eine ſimple Duchesse zu leben, aber nicht als petite fille de France. Den 23ſten Jun. 1716.

7) Sie iſt ſo faul, daß ſie nicht kann 2 Schritte thun, und frißt erſchrecklich. Den 26ſten Jun. 1716.

8) Sie iſt roth von dem Spaniſchen Roth, ſo ſie ohne mesure anſchmieret, ſie lacht oft ſelber darüber, denn wir plagen ſie oft mit ihrem roth. Den 9ten Jul. 1716.

10) Mad. d'Orleans iſt gar weiß, aber ſo eine ſchöne Haut wie ihre Tochter die 2te hat, hat ſie nie gehabt. Den 22ſten Septbr. 1716.

11) Sie iſt ſehr abergläubiſch in ihrer Religion. Vor etlichen Jahren iſt eine Nonne zu Fontevreaux geſtorben, die hieß Mde de Boitar. Wenn Mad. d'Orleans etwas verlieret, verſpricht ſie dieſer Nonne Gebeter, um ſie aus dem Fegefeuer zu ziehen, und bildet ſich hernach ein, daß ſie hernach alles wieder finden muß. Den 18ten Jul. 1717.

12) Die Montespan, die Zott und alle Kammerweiber, haben meines Sohns Gemahlin weis gemacht, ſie

sie hätte meinem Sohn Ehre angethan, ihn genommen zu haben. Den 22sten Jun. 1717.

13) Man hat der Mad. d'Orleans so sehr weis gemacht, daß ihre glorie auf ihre und ihrer Brüder Geburt bestehet, daß sie nichts dagegen leiden kann. Sie hat aber den Unterschied nicht betrachtet, was rechte eheliche Kinder oder Bastarde seyn, und es nun zu sehen, ist ihr unleidlich. Den 17ten August 1717.

14) Sie ist von Natur glorieuse und hoffärtig, so, daß mein Sohn sie oft Mde Lucifer heißt, also hat sie keine Mühe gehabt zu glauben, alles was man sie zu ihrer avantage hat persuadiren wollen. Den 20sten August 1717.

15) Mad. d'Orleans ist persuadirt, daß ihre Tochter Mde de Berri ihren Hr. Vater lieber hat als sie. Die Tochter hat auch keine große Liebe für die Mutter, thut doch ihre Schuldigkeit, aber je mehr sie einander Freundschaft erweisen, je mehr brouilliren sie sich. Den 28sten Septembr. 1717.

16) Sie liebt nichts als ihre Verwandten von der Mutterseite her. Den 2ten Novembr. 1717.

17) Daß es ihr mehr Ehre gegeben hätte, für ihren Sohn gegen ihre Brüder zu seyn, das kann und will sie nicht begreifen. Sie soutenirt, es gehet ihren Sohn nichts an, und wäre nur eine Bosheit von ihrem Neveu Mons. le Duc, weil er seine Oncles, ihre Brüder haßte. Den 9ten Novembr. 1717.

18) Es ist leider nur gar zu wahr, daß Mde d'Orleans nie von meines Sohns Person jaloux gewesen ist, sondern von seiner Regierung; sie ist allzeit bang, ein anderer als sie möchte ihn regieren. Den 26sten Jul. 1718.

20) Mad. de Storce ist eine Tochter von Mad. de Fontange. Sie und Mad. de Montespan, waren leibliche Schwestern, also ist sie Geschwister Kind mit Mad. d'Orleans.

Madame

Madame d'Orleans haßt ihre Schweſter und Neven ärger als den Teufel. Den 6ten Septembr. 1718.

21) Mad. d'Orleans Haus iſt wohl regulirt. Mein Sohn hat ſie allzeit darüber ſchalten und walten laſſen, wie ſie gewollt. Den 6ten Septbr. 1718.

22) Als den 4ten Octobr. 1718 Mad. de Berri einmal ihren Hn. Vater gebeten, zu la Meute zu ſchlafen, um den andern Morgen früh les vendangeurs [die Winzer] eſſen und tanzen zu ſehen, ſchrieb Mad. d'Orleans an Mad. de Berri: wie es ſich ſchicke zu der Devotion der Karmeliten, daß ihr Hr Vater in ihrem Haus ſchlafe? Mad de Berri antwortete: daß es nie gegen die Devotion geweſen wäre, daß ein Vater in ſeiner Tochter Haus ſchliefe. Sie hat das gethan, um Vater und Tochter zu piquiren, denn ſie iſt piquant wie der Teufel, wenn ſie will. Man kann leicht gedenken, wie dieſer Brief Vater und Tochter gefallen; ich kam eben zu la Meute an, wie ſie den ſchönen Brief empfangen hatten. Mein Sohn durfte nichts vor mir klagen; denn wenn er klagt, ſage ich allzeit: George Dandin tu l'as voulû. Alſo lachte er nur und ſagte nichts. Ich wollte auch nichts ſagen, um ſie nicht zu erbittern, denn es iſt ein Feuer, ſo man nicht blaſen muß, es brennet ohne das licht genug; ich ſagte nur: ſie müßte ihre migraine gehabt haben, wie ſie das geſchrieben. Den 7ten Octobr. 1718.

23) Sie hat wenig Inclination für ihre Kinder, und mich deucht, es wird ein wenig weit getrieben, denn ihre Kinder merken wohl, daß ſie ſie nicht lieb hat; das macht, daß ſie lieber bei mir ſind; das verdrießt die Mutter; ſie ſtichelt auf ſie, und das macht die Kinder ſcheu gegen die Mutter. Den 7ten Octobr. 1718.

24) Sie meint ihres gleichen ſey nicht in der Welt, an Schönheit, Verſtand und allerhand Perfectionen.

Ich

Ich vergleiche sie allezeit mit Narcisse dans sa gloire, so sich continuirlich im Spiegel beſiehet.

25) Mad. d'Orleans hat mit ihrer Ambition einen viel verdrießlichen Humor. Sie wird weder der Nonne zu Chelles noch Mdselle de Valois verzeihen, daß ſie ihren langlippiſchen Neveu nicht heirathen wollen, ſie hat einen böſen Zorn, verzeihet ihr Leben nicht. Den 1ſten Novembr. 1718.

26) Alles könnte ich verzeihen, wenn ſie nur nicht ſo blutfalſch wäre; z. E. ſie flattirt mich, und hinterwärts thut ſie ihr Beſtes, Mad. de Berri gegen mich aufzuhetzen, und ſagt ihr: ſie meine vielleicht, ich hätte ſie lieb, aber ſeit ich ihre Schweſter bei mir hätte, gelte ſie nichts mehr bei mir. Den 1ſten Novembr. 1718.

27) Aus purer Faulheit ſpeiſt Mad. d'Orleans nicht mit uns zu Paris, wenn ſie mit mir eſſen ſollte, wäre ſie nur auf einen Tabouret, und wenn ſie in ihrer Kammer mit ihrem Sohn und Favoriten ſpeiſt, liegt ſie in einem Kanape oder großen chaise à bras, welches ſie gemächlicher findet. Den 4ten November 1718.

28) In meinem Sinn iſt meines Sohns Gemahlin gar nicht angenehm, ihre Mienen ziehen mir gar nicht an, ſie gehet ſchief. Frau von Rotzenhauſen heißt das, über ein Ohr gehen. Ich weiß nicht ob mein Sohn ſeine Gemahlin ſehr lieb hat, allein ſie macht mit ihm was ſie will. Der gemeine Pöbel und alle Kammermägde lieben Mad d'Orleans, aber ſonſt iſt ſie nicht ſehr geliebt. Den 11ten Novembr. 1718.

29) Sie iſt ein wenig unbeſtändig in ihrer Freundſchaft. Den 11ten Novembr. 1718.

30) Mad. d'Orleans piquirt ſich, devot zu ſeyn, aber ſie betrachtet nicht, daß Lügen und Trügen vom Teufel, und nicht von unſerm Herrn Gott herkommt. Die Ambition, Hoffarth und Eigenliebe haben ſie ganz verdorben; ich fürchte, es wird endlich ein ſchlimm

Ende

Ende nehmen. Um in Friede zu leben, thue ich, als wenn ich nichts wüßte. Den 18ten Novembr. 1718.

31) Fauler iſt kein Menſch in ſeinem Leben geweſen, als Mad. d'Orleans iſt; ſie geſtehet es ſelber, corrigirt ſich aber nicht. Den 18ten Novembr. 1718.

32) Mad. d'Orleans geht nicht ſpät ſchlafen: ſie iſt ſo faul, daß ſie nie lange genug im Bette liegen kann. Sie lieſt nicht, ihre Kammerweiber leſen ihr vor, inſonderheit wenn ſie ihre migraine hat, ſo läßt ſie ſich allzeit mit Leſen einſchläfern. Den 25 Novembr. 1718.

33) Sie gehet oft ins Salut aux quinze vingt, und ihre Kammermädgens müſſen immer ſagen, ſie wäre eine Heilige, allzeit betrübt, weil mein Sohn Maitreſſen hätte; das attendirt der Pöbel, und macht ſie vor die beſte und ehrlichſte Frau paſſiren. Das Weib iſt voller artifice, wie ihr älteſter Bruder. Den 25ſten Novembr. 1718.

34) Mad. d'Orleans hat eine wahre und falſche migraine, womit mein Sohn und ich ſie oft vexiren, wenn ſie ſich klagt. Den 23ſten Decembr. 1718.

35) Bisher ſiehet man noch mehr Liebe bey Mad. d'Orleans für ihrem Bruder als für ihre Kinder. Eine ambitieuſe Frau wie dieſe iſt, und der der älteſte Bruder im Kopf geſetzt, daß ſie Regentin ſeyn müßte, die kann und will nichts anders mehr lieben, als ihn. Den 27ſten Decembr. 1718.

36) Dieſem Frühling hatten ihre Brüder und Geſchwey [Schwägerin] geſagt, man hätte ohne meines Sohns und mein Wiſſen der Mad. d'Orleans Contrepoison gegeben, ſonſt wäre ſie geſtorben; darum mag ich mich in nichts miſchen, was Mad. d'Orleans angehet. Ich habe doch den Troſt gehabt, Mad. du Maine ein wenig meine Meinung zu ſagen; ich ſagte: ma niéce, denn ſo hieß ich ſie, je Vous prie de me dire,

qui

qui Vous a dit que Mad. d'Orleans avoit pris du Contrepoison a notre insçû? C'est la plus grande fauseté du monde, et Vous pouvez le dire de ma part à tous ceux qui Vous l'ont dit. Sie wurde feuerroth und ſagte: il n'est pas vrai, que j'en ai parlé. Ich antwortete: j'en suis bien aise, ma Niece, ce seroit bien infame à Vous, si Vous teniés de pareils propos, et Vous ne devriez pas souffrir, qu'on Vous donne de tels paquets. Sie ging geſchwind fort, wie ſie das gehört hatte. Den 6ten Decembr. 1718.

37) Mad. d'Orleans hörte ihren hinkenden Bruder lieber zum Regenten als ihren Herrn; denn er hat ihr weiß gemacht, daß ſie mit ihm regieren ſollte, und das glaubt ſie heilig, ob ſie zwar wohl ſehen könnte, wenn ſie wollte, daß ihr Geſchwey *) (das Krötgen) Ambition genug hat, um ſie nicht regieren zu laſſen. Den 3ten Februar 1719.

38) Ich habe die Nonne zu Chelles, ohne Willen, mit ihrer Mutter Mad. d'Orleans brouillirt. Ich bin nicht an den Namen Mad. d'Orleans bei ihr gewöhnt; ich bekam in Anfang von des Duc du Maine ſeinem Arret einem Brief von meiner Tochter, ſahe darauf Mad. d'Orleans, las weiter nichts, ſchickte es gleich an meines Sohns Gemahlin, und dachte nicht an dieſe im Kloſter, daß man ſie nicht mehr Mademoiselle heißt. Meiner Tochter Brief war juſt eine Antwort auf einen Brief von unſern Namen, worinnen ſie ihre Meinung teutſch heraus ſagt auf den Duc und Duch. du Maine, und zuletzt beklagt, daß ihr Hr. Vater des Duc du Maine Schwager ſey, und die tolle Heirath gethan hätte, ſo in allen Stücken ſo ſchädlich ſey. Man kann leicht gedenken, wie dieſe Antwort gefallen hat. Es iſt mir von Herzen leid, dieſe étourderie begangen zu haben, wir haben doch darüber lachen müſſen;

*) ihre Schwägerin.

ſen; warum hat ſie den Brief aufgemacht, ſo nicht an ſie war. Den 17ten März 1719.

39) Sie iſt zufrieden, wenn ſie nur die Kammermägde admiriren; das iſt nicht ſo ſchlimm als man meinen ſollte. Denn ſie machen ſie bei dem Pöbel für eine Heilige paſſiren, da ſie doch nichts weniger iſt. Den 17ten März 1719.

40) Was Mad. d'Orleans betrift, ſo kann ihr wunderlich Verfahren nicht hindern, daß ich unſerm lieben König ſeel. nicht halten ſollte, was ich ihm auf ſeinem Todbette verſprochen habe. Der König ſeel. hätte ihr chriſtlich und wohl zugeſprochen auf ſeinem Todbette, aber wie man im Sprichwort ſagt: on a beau prêcher à qui n'a coeur de bien faire. Den 31ſten März 1719.

41) Mad. d'Orleans in ihrem Hochmuth meint mehr Verſtand zu haben als ihr Herr; das fehlt noch weit. Sie hat gar keine hohe Gedanken; es gehet Kammerweiblich bei ihr her, auch gehet ſie lieber mit denen um, als mit Damen von Geburt. Ihre Damen ſehen ſie oft in 8 Tagen nicht einmal, denn ſie dürfen nicht in ihre Kammer kommen, ſie laſſe ſie denn holen. Wie eine große Fürſtin zu leben, weiß ſie nicht, ſie iſt gar gemein, und wie Bürgerskinder erzogen worden, weil es gar lange gewähret, ehe der König ſie und ihren jüngſten Bruder legitimirt hat. Die Urſach davon weiß ich nicht, wie ſie nach Hof kamen, ſprachen ſie wie die gemeinen Leute. Den 31ſten März 1719.

42) In dem erſten Monat hat Monsieur Mad. d'Orleans ſehr lieb gehabt. Aber ſobald er ſich eingebildet, daß ſie dem Cheval. de Roye mit gar zu gnädigen Augen angeſehen, hat er ſie wie den Teufel gehaßt, und hätte ich nicht mit aller Macht gewehret, und täglich vor Augen geſtellt, wie er ſich und ſeinen Sohn

durch

durch einen öffentlichen éclat verunehren, und mir dadurch des Königs Ungnade auf sich laden würde, daß man mir hierin wohl glauben könnte, weil niemand diese Heirath weniger gewünscht hätte als ich, daß ich also nicht aus Liebe für sie, sondern aus Liebe für meinen Sohn und das ganze Haus den éclat verhüten wollte. So lange man éclat verhüte, sey die Sache zweifelhaftig, widrigenfalls sey es eine Probe, daß die Sache sicher sey. Hiemit habe ich ihn eingehalten, der Haß hat aber bis an sein Ende gewährt.

44) Was ihren ältesten Bruder betrift, der ist bei ihr das Gesetz und die Propheten. Den 2ten Mai 1719.

45) Die neue Aebtissin zu Chelles ist mit ihrer Frau Mutter in einen großen Streit zerfallen. Mad. d'Orleans sagt, sie wolle ihr in Ewigkeit nicht vergeben, daß sie mit ihrem Hr. Vater ausgemacht hätte, Aebtissin zu werden ohne ihr Wissen; worauf sie geantwortet: sie hätte ja allzeit der Aebtissin Partei gegen sie genommen, also hätte sie ihr dieses nicht vertrauet, weil sie gewiß der Aebtissin zu gefallen, die Sache umgestoßen hätte. Da hat die Mutter angefangen bitterlich zu weinen, und gesagt: sie wäre wohl unglücklich mit Mann und Kindern; ihr Mann wäre der ungerechteste Mensch von der Welt, hielte ihren Bruder gefangen, der doch der beßte und frömmste Mann wäre, ja gar ein Heiliger. Gott würde ihn dafür strafen. Worauf die Tochter geantwortet: sie schweige aus Respect. Da hat die Mutter noch ärger getobt und geraset. Daraus siehet man, daß dies Weib uns alle wie der Teufel haßt, und nichts liebt wie den hinkenden Bruder und was ihn liebt und angehet. Den 3ten Mai 1719.

46) Hätte ich mein Blut geben können, um diese Heirath zu verhindern, so hätte ichs gethan; nun aber

ließen sogleich die Königinn von Cypern einladen. Gleich nach ihrer Ankunft faßten sie den gemeinschaftlichen Schluß, soviel Kriegsleute als sie nur könnten aufzubieten, und in Brie und Champagne von Frankreich her einzufallen: auch sollte der Herzog von Burgund, der die Tochter Roberts von Dreux zur Gemahlinn hatte, in die Grafschaft Champagne von Burgund her einbrechen, um, wo möglich, die Stadt Troyes einzunehmen. Der Herzog von Burgund bot so viel Leute auf, als er nur vermogte, die Baronen boten auch so viel auf, als sie aufbringen konnten. Die Baronen brachen sengend und verheerend von der einen Seite ein, der Herzog von der andern; dagegen ließ der König von Frankreich von einer andern Seite seine Krieger zum Kampfe mit aufbrechen. Die Bestürzung des Grafen von Champagne hierüber war so groß, daß er selbst seine Städte vor dem Anzuge der Baronen anzündete, damit sie dieselben nicht besetzt finden möchten. Unter andern Städten, die der Graf von Champagne anzündete, verbrannt' er auch Esparqnay, Vertuz und Sezanne.

Die Bürger von Troyes, als sie sahen, daß sie den Beystand ihres Herrn verloren hatten, sendeten zu Simon Herrn von Joinville, dem Vater des jetztlebenden Herrn von Joinville, er mögte ihnen Hülfe leisten. Dieser entbot auch, gleich nach Erhaltung dieser Bothschaft seine ganze Mannschaft, brach von Joinville bey Annäherung der Nacht auf, und erreichte Troyes, ehe es Tag geworden war. Hierdurch verfehlten die Baronen ihres Streichs, der auf die Einwohner dieser Stadt gemeynt war. Sie zogen daher vor Troyes vorüber, und nahmen ihr Lager auf der Wiese des Ylles, wo der Herzog von Burgund stand. Der König von Frankreich, der wußte, daß sie da waren, zog geradeswegs dahin, um sich ihnen entgegen zu stellen. Da schickten die Baronen zu ihm, und ließen

ihn

die Sache geſchehen, habe ich allzeit das Beßte dazu geredet, die Einigkeit zu erhalten. Den 16ten Mai 1716.

47) Mad. d'Orleans iſt oft krank, das glaube ich macht ſie älter ausſehen als ſie iſt, und daß ſie ſo lange Zähne hat. Das über ein Ohr gehen, ſteht ihr auch nicht wohl an. Sie iſt gar wenig von den Blattern gezeichnet. Den 7ten Jul. 1719.

48) Sie hat ihre Kinder inſonderheit ihren Sohn lieb, aber nicht ſo lieb als ihre Brüder, noch alles was zu dem Mortemariſchen Geſchlecht hört. Den 8ten Auguſt 1719.

49) Er [der Herzog-Regent] hat ihr Einkommen um 160,000 L. vermehrt und läßt es ihr von Ao. 1716 zahlen, alſo bekömmt ſie 480,000 L. auf einmal. Das Geld misgönne ich ihr nicht, ſondern nur daß ihre Untreue bezahlet wird, kann ich nicht vertragen, muß aber ſchweigen. Den 15ten Auguſt 1719.

51) Mad. d'Orleans meint, daß in der Welt nichts perfecter war als ihre Mutter; ſie kann aber nicht glauben, daß ſie Königin geweſen, denn ſie hat die Königin gar wohl gekannt, die ſie allezeit ma fille hieß, und ſehr wohl traktirte, beſſer als alle ihre Schweſtern, ich weiß nicht warum, denn ſie war gar nicht die angenehmſte. Den 24ſten Novembr. 1719.

52) Sie liebt die Edelſteine gar ſehr, hat einmal 24 Stunden geweint, daß mein Sohn ſchöne Pandelocken an Mad. de Berri gegeben. Den 12ten Decembr. 1719.

53) Mad d'Orleans hat oft viel Postiche-Krankheiten im Sack, mein Sohn und ich vexiren ſie oft damit, ſie lacht ſelber darüber. Den 14ten Jun. 1720.

54) Mad. d'Orleans hat noch etwas ſo ihr übel ſtehet, ſie zittert mit dem Kopf als wenn ſie 100 Jahr alt

alt wäre; das iſt ihr von den Kindernblattern gekommen und geblieben, ſie iſt doch gar wenig davon gezeichnet. Den 3ten Decembr. 1720.

Mademoiselle d'Orleans, Louise Adelheit de Chartres.

1) Die 2te Tochter von Mad. d'Orleans iſt wohl geſchaffen, und auch nicht ſo häßlich vom Geſicht. Sie bleibt noch feſt auf dem Sinn, eine Nonne zu werden, jedoch deucht mir, daß ſie ſich beſſer zur Welt ſchickt. Ich thue mein Beßtes, ſie davon abzurathen, aber ſie hat die Narrerei noch im Kopf. Den 3ten Januar 1716.

2) Sie hat gar ſchöne ſubtile Hände, und weiß und roth ohne Kunſt. Den 16ten Jan. 1716.

3) Mdselle de Chartres iſt die ſchönſte unter meines Sohns erwachſenen Töchtern, ſie hat eine ſchöne Haut, ſchöne Farben, ſchöne Zähne, hübſche Augen und eine ſchöne Taille, aber ſie ſtammelt ein wenig. Ein Prinz von Anhalt, ſo hier iſt, iſt recht verliebt von ihr; es iſt ohne Gefahr, denn es iſt ein häßlich Schätzchen. Den 6ten Octobr. 1719.

4) Sie tanzt wohl, ſingt noch beſſer und hat eine ſchöne und große Stimme, weiß die Muſik à livre ouvert, und verſtehet das Accompagnement perfect. Sie ſingt ohne die geringſten Grimaſſen zu machen. Sie beſtehet noch feſt darauf eine Nonne zu werden; aber ich kanns nicht glauben, denn ſie hat rechte Buben-Inclinationen, liebt Hunde, Pferde, Reiten, Schießen, fürchte nichts in der Welt, und fragt nach nichts, was die Weiber lieben, fragt nichts nach ihrer Figur, ob

sie zwar gar nicht häßlich ist und recht wohl geschaffen. Den 11ten August 1716.

5) Es ist nicht aus jalousie für ihre Schwester, daß sie Nonne wird, sondern aus Furcht, von Mutter und Schwester geplagt zu werden, die sie sehr fürchtet; und sie hat in diesem Fall kein Unrecht. Diese und die älteste lieben der Mutter Favoriten nicht, und können sich nicht resolviren, ihr zu schmeicheln, halten auch nicht viel von ihrer Mutter Brüdern; da liegt der Haase im Pfeffer. Den 1sten Octobr. 1717.

6) Mein Sohn ist gestern nach Chelles gefahren, und hat den Cardinal de Noailles hinkommen lassen, um den letzten Versuch zu thun, seine Tochter aus dem Kloster zu retten. Den 20sten Jul. 1718.

7) Ich habe das Herz heute ganz schwer, wenn ich gedenke, daß unsere arme Mdselle d'Orleans heute die Profession thut. Ich habe ihr alles vorgestellt, was ich habe erdenken können, sie von diesem verteufelten Vorsatz abzuhalten; aber es hilft nichts. Den 23sten August 1718.

8) In dem Kloster nehmen sie heilige Namen an, also hieß sie unter den Namen Soeur Batilde. Den 6ten Septembr. 1718.

9) Niemand hat Lust zu weinen, und das wäre geschehen, wenn ich bei meines Enkels Profession gewesen wäre. Mein Sohn hat das auch gescheuet. Mdselle d'Orleans Ursachen weiß ich nicht, denn die hat alleine gewünscht, daß sie eine Nonne werden möchte, und auch ihre Schwester Mdselle de Valois, aber die konnte dort nicht allein ohne ihre Frau Mutter seyn. Den 6ten Septembr. 1718.

10) Ich habe in meinem Leben keine schönere Zähne gesehen, als unsere Nonne in Chelles ihre, wie Perlen, ganz gleich, als wenn man sie an eine Schnur ge-

gefoßt hätte, auch ſchön Zahnfleiſch. Den 11ten Novbr. 1718.

11) Mad. d'Orleans tractirt ihre Tochter die Aebtiſſin nun beſſer. Der verneuete Haß gegen dieſe Tochter iſt nur, weil man um ihrentwillen des Villars Schweſter aus dem Kloſter gehen machen, und weil Villars in des Duc du Maine Intereſſe iſt. Ich finde doch nicht, daß dieſe Aebtiſſin ſo ſehr zu beklagen iſt, denn man giebt ihr 12000 L. Penſion des Jahrs, und die erſte Abtei ſo vakant werden wird, wird ſie bekommen. Aber Mad. d'Orleans kann nicht leiden, daß Villars Schweſter meines Sohns Tochter cedirt, welches doch in meinem Sinn gar nicht ungereimt iſt. Den 16ten Mai 1719.

12) Sie ſtehet übeler mit ihrer Frau Mutter als nie, ſagt, ſie komme nur zu ihr, um ſie auszumachen [zu verſpotten.] Den 5ten Mai 1719.

13) Unſere Aebtiſſin von Chelles misgönnt ihrer Frau Schweſter ihre Heirath nicht, findet ſich glücklicher, und hat in dem Fall groß Recht. Den 26ſten Septembr. 1720.

14) Ich hatte meinen Enkel nie ſo luſtig geſehen, als vergangenen Sonntag. Sie war mit ihrer Schweſter zu Pferde, lachte und machte ſich dem Augenſchein nach recht luſtig. Abends um 8 Uhr kam ihre Frau Mutter her; wir ſpielten bis zum Nachteſſen, nach dem Eſſen meinte ich, daß wir ſpielen ſollten, aber Mad. d'Orleans bat mich, mit ihr und Madſelle d'Orleans in mein Kabinet zu gehen; da fiel mir ihre Tochter zu Füßen und bat mich und ihre Frau Mutter, zu erlauben, nach Chelles zu gehen, ihre Devotion dort zu verrichten. Ich ſagte: man kann ſeine Devotion überall verrichten, der Ort thut nichts dazu, ſondern die Probe und Vorbereitung. Sie aber hielt feſt im Begehren nach Chelles zu fahren; Ich ſagte zu ihrer Mut-

ter: decidés; Voulés Vous que votre fille aille à Chelles où non? Sie antwortete: on ne sauroit l'empêcher de faire ses devotions. Also ist sie gestern um 7 Uhr des Morgens hingefahren, hat die Kutsche gleich wieder zurückgeschickt, mit einem Schreiben an Vater, Mutter und mich, worinnen sie uns erkläret, daß sie nicht wieder aus dem verfluchten Kloster will. Die Frau Mutter, die die Klöster liebt, ist nicht betrübt darüber, denn sie hält es für ein groß Glück, eine Nonne zu werden, ich aber für eins von den größten Unglücken. Den 15ten Septembr. 1719.

15) Sie ist eine Benediktinerin. Den 10ten Augüst 1717.

16) Sie thuts nur ihrer Schwester zu gefallen und ihrer Mutter; ihre Inclinationen sind gar nicht klösterlich. Den ganzen Tag gehet sie mit Pulver um, macht Raketen und Feuerwerk, hat ein paar Pistolen, da schießt sie den ganzen langen Tag mit. Den 10ten Septbr. 1717.

17) Weil sie gern geputzt ist, Tanzen, Singen, Reiten, Jagen, Musik, Spektakels liebt, kann ich mir unmöglich einbilden, daß sie eine gute Nonne wird. Den 28sten Septber. 1717.

Madame la Duchesse Louise Francisca, Gemahlin von Louis III. Duc de Bourbon.

1) Mad. la Duchesse hat die 3 schönsten Töchter. Eine so man Mdselle de Clermont heißt, ist recht schön, aber ich finde ihre Schwester die Princesse de Conti viel angenehmer. Den 16ten Jan. 1716.

2) Mad. la Duchesse ist zwar nicht schöner als ihre Töch-

Töchter, allein sie hat mehr grace, bessere Mienen und angenehmere Manieren, und der Verstand siehet ihr aus den Augen, der Muthwille aber auch. Ich sage allzeit, sie gleiche einem schönen Käzchen, so im vollen Spielen die Klauen fühlen läßt. Den 25sten Juni 1717.

3) Chur-Bairen ist [hat] Tag und Nacht bei Mad. la Duchesse gestochen [gesteckt] wie J. L. hier waren; ist weder zu seinen Neveux noch Nieces, sondern allzeit bei ihr und ihren Töchtern gestochen [gesteckt], mich hat er gestohen wie die Pest, und nie mit mir geredet. Mr. de Torci wäre denn dabei gewesen. Den 10ten Septbr. 1717.

4) Mad. la Duchesse hat gar viel Verstand und lacht alle Menschen aus, ist gar possierlich, drehet alles in ridicule mit einer so possierlichen Art, daß man unmöglich das Lachen halten kann. Sie ist gar zeitvertreiblich und von guter Gesellschaft, und angenehm, allzeit lustig und hat recht artige Einfälle. Den 5ten Mai 1716.

5) Sie ist sehr insinuant, wenn sie jemand gefallen will, kann sie sich in allerhand Formen drehen, ihr Leben hat sie keinen bösen humor, und wenn sie nicht falsch wäre, wie sie in der That ist, könnte man mit Wahrheit sagen, daß nichts angenehmers ist als Mad. la Duchesse; sie weiß sich in einen jeden humor zu schicken, daß man meinen sollte, daß man eine rechte Sympathie mit ihr hat, aber nichts ist sicher bei ihr. Den 5ten Mai 1716.

6) Mad. la Duchesse kann gar stark trinken, ohne voll zu werden; ihre Töchter wollens ihr nachthun, aber es geht nicht an, sie werden bald voll, und sind nicht so Meister über sich selbst, als ihre Frau Mutter. Den 21sten Mai 1716.

7) Der Verstand ist gar gut bei dieser Dame, aber

das Gemüth ſchlecht und wenig gut. Den 9ten Juni 1716.

8) Die Mailly hat ihrer Tante, der alten Zott, geklagt, daß ihr Mann verliebt von der Mad. la Duchesse wäre; der wurde aber hernach von einer Comediantin verliebt, ſo Boncour hieß, und ſakrificirte ihr alle Briefe, ſo er von Mad. la Duchesse hatte, denn es war gar ein impertinenter Kerl, alſo machte Mad. la Duchesse nachfolgendes Lied auf die Mailly.

L'on dit que Villeroi (Dieſer iſt ein Exemt des
Malgré votre air de prude Gardes)
S'est couché de son long
Sur Vous par habitude;
J'en ai quelque soupçon
Mais point d'inquietude. Den 4ten Octbr. 1718.

9) Man wollte glauben, daß Mad. la Duchesse mit aller ihrer Ambition an nichts gedenkt, als ſich und andere luſtig zu machen. Sie weiß ſich mit allen den Leuten zu ſtellen, daß ein jeder meinen ſollte, daß ſie ganz vergnügt bei einem iſt, aber kommt ſie wieder zu ihrer Geſellſchaft, wird alles in ridicule gedrehet. Den 21ſten März 1716.

10) Man kann in der Welt nicht beſſer tanzen, noch mit mehr grace als Mad. la Duchesse und ihre Töchter thun, doch tanzet die Mutter noch beſſer als ihre Töchter. Den 11ten Aug. 1716.

In ihrem Hauſe paſſiret Bosheit für Verſtand, darum haben ſie keinen Scheu; die 3 Schweſtern, Mad. la Duchesse, die Princesse de Conti und Mad. d'Orleans ſind alle drey als wenn ſie keine Schweſtern wären, haben weder Freundſchaft noch Vertrauen zu einander, leben mit Ceremonien mit einander, wie blutfremde Leute. Den 27ſten Septbr. 1716.

11) Mad. la Princesse iſt gar eine tugendſame Fürſtin;

ſtin; ihrer Schwiegertochter Leben misfällt ihr. Denn Lassé iſt Tag und Nacht bei ihr in der Comedie, Opera, Viſiten; überall ſiehet man Lassé.

12) Ich habe einen teutſchen Edelmann gekannt, ſo ſchon lange todt iſt, der hat mir geſchworen, daß Mad. la Ducheſse des Königs Tochter nicht ſey, ſondern des Marèchall de Noailles ſeine, und daß er die Stunde aufgeſchrieben hätte, wie er ihn zu ihr gehen geſehen, und daß Mad. la Ducheſse juſt 9 Monat hernach geboren worden. Dieſer Teutſche hieß Bettendorf, war Brigadier in des Königs Leibgarde, und hatte die Wacht bei der Montespan, wie ſein Capitain zu ihr ging. Denn er war von der erſten Compagnie des Gardes. Den 5ten Aug. 1718.

13) Mad. la Ducheſse iſt mehr angenehm als ſchön geweſen. Den 5ten Aug. 1718.

14) Ich weiß nicht, wie es Mad. la Ducheſse macht. Anſtatt übel, ſteht ihr das Hinken wohl an. Niemand hat eine grace und port de tète wie ſie. Den 3ten Decbr. 1720.

Madame la Duchesse die junge.

1) Mad. la Ducheſse die junge taugt nicht viel, ſie iſt durch ihre Falſchheit ſchuldig, daß Mr. le Duc keine von meinen Enkeln bekommen. Sie ſtellte ſich an, als wenn ſie die Heirath machen wollte, hinderte Madame de Berri, die ihre gute Freundin war, davon zu ſprechen, und arbeitete für ſich ſelber. Den 12ten Octobr. 1717.

2) Mr. le Duc's Gemalin iſt eben nicht häßlich von Geſicht; denn ſie hat gar ſchöne Augen, iſt auch in allem nicht übel gebildet, wenn ſie nur den Hals

nicht so ausstreckte und schief hielte. Den 24sten August 1717.

3) Die Taille ist monstreuse. Sie ist ein gar böser Teufel, falsch in allen Stücken, sie hat vielen Verstand und ist viel gefährlicher. Durch ihren Verstand macht sie, daß ihr Herr wohl mit ihr lebet, ob er zwar keine Passion für sie hat. Jedes von diesen Paar lebt wie es will, es ist gar keine jalousie unter ihnen. Den 16ten April 1718.

Wie man versichert, so machen ihr Herr und sie, lit à part. Den 7ten Septbr. 1717.

4) Sie macht der jungen Princesse de Conti ihrer doppelten Geschwey [Schwägerin], viel Händel; verstehet das Brouilliren auf ein End. Den 24sten August 1717.

5) Mad. de Berri war ihre Freundin intime, hätte gerne gehabt, daß eine von ihren Schwestern Mr. le Duc, die andere den Prince de Conti haben sollte; diese verspricht die Heirath zu machen, mit dem Beding, daß man noch so bald weder gegen den König noch mich davon sprechen sollte. Wie man ihr dieß verspricht, läßt sie dem König wissen, Mad. de Berri und mein Sohn wollten eine Heirath ohne sein Wissen machen, um sie zu bestrafen, möchte der König ihr Mr. le Duc geben, welches geschah. Den 17ten März 1719.

6) Die junge Mad. la Duchesse ist abscheulich übel geschaffen, durchaus schief und ausgewachsen. Ihr Rückgrad geht so: S. denn ich habe aus Curiosität ihren Leib nackend gesehen; wie man ihr das Hemd gegeben, stellte ich mich hinter ihr, wie Mad. la Dauphine ihr das Hemd anthat. Ihr Gesicht ist nicht häßlich gewesen, hatte schöne Augen und Verstand darinnen. Den 1sten Decembr. 1719.

7) Die

7) Die junge Duchesse iſt geſtern Abends geſtorben. Den 22ſten März 1720.

8) Mr. le Duc wird die Freude über ſeiner Gemalin Tod brav eingetränkt werden, indem ſie ihrer Schweſter Mdselle de la Rochesuryon alles vermacht, und nach der Pariſer Brauch Mann und Frau en communauté ſeyn, alſo muß Mr. le Duc die Hälfte von allem, was er in der Banque gewonnen, herausgeben. Den 26ſten April 1720.

9) Die kleine Princesse de Conti hat nach ihrer Frau Mutter, Mad. la Duchesse der jungen, Tod, an einen Cavalier ſo Mr. de Chalar hieß, geſchrieben, der ihrer Tochter Amant war, er ſollte doch zu ihr kommen, weil er noch das einzige ſey, ſo ihr noch von ihrer Tochter überblieben ſey, und daß er ſich auf ſie verlaſſen könne, ſie wolle ihm in allem dienen, was in ihrem Vermögen ſtehen könnte. Den 26ſten April 1720.

10) Es war die verſtorbene Duchesse, ſo den Lassé ſo wohl leiden mogte, und ſo familiair mit ihm im Ball en masque war. Den 12ten Jul. 1720.

11) Ich habe nur zwei gute Qualitäten an ihr gekannt, nämlich den Reſpect und Liebe, ſo ſie für ihre Frau Großmutter Mde la Princesse gehabt, und daß ſie Verſtand und Eloquenz gehabt, ihre Fehler zu entſchuldigen. Im übrigen taugte ſie ganz und gar nichts, wie man es auch nehmen mag. Ihren Herrn hat ſie weder gehaßt noch geliebet. Sie haben wohl als Schweſter und Brüder mit einander gelebt, aber nicht wie Eheleute. Falſch war ſie, das iſt gar gewiß; und das hat ſie auch ſelbſt durch ihre böſe Conduite ums Leben gebracht. Den 9ten April 1720.

ihn bitten, sich für seine Person zu entfernen; sie wären bereit, dem Grafen von Champagne, dem Herzog von Lothringen und allen seinen übrigen Leuten mit dreyhundert Rittern weniger als der Graf oder der Herzog hätten, Kampf zu bieten. Der König ließ ihnen wieder sagen: seine Leute sollten gewiß nicht fechten, er sey denn in Person bey ihnen. Hierauf schickten sie noch einmahl, und ließen ihm sagen: sie würden sehr gerne die Königinn von Cypern zum Frieden bereden, wenn es ihm recht sey. Der König ließ ihnen zurück sagen: er würde sich zu keinem Frieden verstehen noch zugeben, daß der Graf von Champagne sich dazu verstehe, bis sie die Grafschaft Champagne geräumt haben würden. Sie räumten auch nun diese Grafschaft dergestalt, daß sie von Ves, wo sie standen, unterhalb Jully zogen; der König aber lagerte sich zu Ylles, von wo er sie vertrieben hatte. Als sie vernahmen, daß er dahin gezogen sey, nahmen sie ihr Lager zu Chavours, wagten aber auch da nicht den König zu erwarten, sondern zogen nach Laignes welches dem Grafen von Nevers gehörte, der von ihrer Partey war. Nunmehr verglich der König den Grafen von Champagne mit der Königinn von Cypern; und der Friede wurde dahin geschlossen, daß besagter Graf von Champagne der Königinn von Cypern ohngefähr zweytausend Livres Grundeinkünfte versicherte, und ihr vierzigtausend Livres gab, die der König für ihn bezahlte. Für diese vierzigtausend Livres überließ der Graf dem König die nachher benannten Lehnstücke, nehmlich das Lehn der Grafschaft Sancerres, das Lehn der Vicomté von Châteaudún. Es sagten zwar manche Leute, der König habe besagte Lehen blos Pfandsweise inne gehabt, es ist aber nicht gegründet; ich habe unsern heiligen König selbst darum befragt, als wir über m Meer waren.

Das

Monsieur le Duc, Louis III. de Bourbon.

1) Die Princesse de Conti hat mir geklagt, Mr. le Duc wäre auf dem Ball hinter ihr her gegangen, und hätte überlaut gesungen: Maman, ça Mamam — là, Mamam — Carogne. Da haben Masken in den Bogen in allen Ecken gerufen: non, non, ce n'est pas celle — là, c'est l'autre qui est la Carogne. Den 18ten Febr. 1717.

2) Der Prinz ist verliebt von der Polignac, und sie ist es von Mr le Duc, welcher Mad de Nesle noch nicht vergessen kann, ob sie ihm zwar den Abschied gegeben, und den Prinz de Soubise, das große Milchkalb, an seinen Platz genommen. Der soll sagen: de quoi se fache Mr. le Duc? n'ai-je donc pas permis à Mde de Nesle de coucher avec Mr. le Duc quand il voudra? So delikat ist man hier in den amours. Den 13ten Jun. 1717.

3) Mr. le Duc ist poli und weiß wohl zu leben. Das Genie aber soll nicht gar große etendue haben, soll auch gar nicht gelehrt seyn. Er hat aber hauteur und noblesse im Gemüth, und weiß sich wohl zu halten. Den 10ten Jun. 1718.

4) Ich glaube, daß wer Mr. le Duc bei nahem examiniren wollte, würde wohl noch andere Fehler finden, als, daß er zu gern kälbert. Er hat doch aber auch viele gute Qualitäten, hat auch viele Freunde. Den 22sten Jun. 1717.

5) Vor etlichen Tagen gab der Marquis de Villequiers des Duc d'Aumont Sohn, eine Visite an die Marquise de Nesle; der kam in den Sinn, den Villequiers zu fragen, ob es wahr, daß er verliebt von seiner Frau sey? Villequiers antwortete: je n'en suis pas amoureux, je la vois même fort peu, nos humeurs dif-

différent beaucoup. Elle est serieuse, et moi, j'aime la gaïté et les plaisirs. Je l'aime d'une amitié fondée sur l'estime, car c'est une des plus honêtes femmes de France. Mad. de Nesle, der man diesen Ruhm mit Recht nicht geben kann, meinte, der Marquis hätte ihr dieses zum Affront gethan, und klagte es Mr. le Duc, so ihr Rache versprach. Etliche Tage hernach bat er den jungen Villequiers zu Gaste, bei dem Marq. de Nesle selber. Der Marquis de Gesvres, Mad. de Coligni, und Mad. de Nesle selber und andere waren dabei. Mr. le Duc fängt auf einmal an zu sagen: bien de gens croïent être à couvert du cocuage, mais, c'est un erreur. J'ai crû me mettre à l'abri en épousant un monstre, cela ne m'a servi de rien, car un vilain du Chalas qui est plus laid que moi, me fait cocu. Pour le Marquis de Gesvres, il ne le deviendra point, parcequ' étant impuissant il ne sauroit se marier. Mais Vous l'étes de tels etc. Nesle, der es nicht glaubte, ob es gleich wahr ist, lachte von Herzen. Mons. le Duc fuhr fort und fragte: Et Vous, ne croiés vous pas l'étre, Villequiers? Dieser schwieg still. Da fuhr Mr. le Duc fort: Vous l'etes du Cheval. de Pesay. Villequiers wurde roth, sagte doch: j'avoue que jusqu' à présent je n'ai pas crû l'être, mais puisque Vous me mettés en si bonne Compagnie, je n'ose m'en fâcher. Ich fand, daß Mad. de Nesle nicht wohl gerochen [gerächt] worden war. Den 9ten Febr. 1717.

6) Seitdem Mad. la Duchesse ihres Sohnes Partie gegen ihre Brüder und Neveux genommen, hat Mr. le Duc seine Frau Mutter lieb; vorher ging es nicht so wohl ab. Den 18ten Mai 1717.

7) Es ist gewiß, daß Mr. le Duc sehr politisch ist; das hat er von seiner Frau Mutter. Den 25sten Jun. 1718.

8) Die

8) Die Polignac machte dem Mr. le Duc weiß, daß ſie ihn lieb hätte. Mr. le Duc, der wohl weiß, was ſie im Schilde führt, ließ ſie ausſpionieren; und erfuhr, daß ſie eine heimliche Intrigue mit dem Chéval. de Baviere hätte. Er hielt ihrs vor, ſie leugnete die Sache. Mr. le Duc warnte ſie, ſie ſollte nicht denken, daß ſie ihn betrügen könnte. Sie verſchwur ſich, daß er übel berichtet wäre; ſobald ſie aber von ihm weg war, ging ſie zum Chevalier in ſein Haus. Mr. le Duc, der ihr folgen ließ, erfuhr es gleich; des andern Tags gab ihr Mr. le Duc rendevous, ſie kam in ſeine Schlafkammer, meinte er wüßte nichts, da machte Mr. le Duc die Thür weit auf, daß man ſie ſehen konnte, ſein Kabinet war voller Mannsleute; da rief Mons. le Duc den Cheval. de Baviere und ſagte zu ihm: tenez, Mr. le Chevalier, venez prendre votre Guerine, elle n'aura pas besoin d'aller si loin pour Vous trouver. Den 11ten Octbr. 1718.

10) Mr. le Duc ſoll ſolide Qualitäten haben, iſt ſehr noble in allem ſeinem Thun, hat auch keine böſe Miene, aber ſein Auge, daß ihn der Duc de Berri ausgeſchoſſen, verſchändet ihn ſehr. Den 11ten Novembr. 1718.

11) Ob Mr. le Duc und der Prince de Conti zwar doppelte Schwäger ſeyn, haben ſie einander doch in ihrem Leben nicht leiden können. Den 12ten April 1720.

12) Daß Mr. le Duc ſehr poli iſt, das iſt wahr; ſoll aber incapable ſeyn ſich um Affairen zu bemühen. Erſtlich ſo ſoll er gar ignorant ſeyn, zum andern die Application nicht lieben, und zum dritten, wenig Geduld haben; das ſind doch Qualitäten, ſo zu Affairen gehören. Den 25ſten Novembr. 1718.

13) Er iſt ſehr verliebt von Mad. de Prié. Die hat ſchon einmal ein wenig Prügelſuppe darüber von

ihrem Mann bekommen, aber das hindert nichts. Den 14ten Jul. 1718.

14) Sie regiert Mr. le Duc absolut; sie soll Verstand haben. Den 15ten August 1719.

Mons. le Duc ist nur occupirt, Mr. de Prié brav zum Hahnrey zu machen. Den 24sten Octbr. 1719.

15) Mr. le Duc und seine Frau Mutter sollen jedes 250 Millionen gewonnen haben. Den 9ten Jan. 1720.

16) Mr. le Duc ist sehr passionirt. Wie ihm Mde de Neele seinen Abschied gab, wäre er schier vor Leid gestorben. Er sahe aus wie der bittere Tod; hat in mehr als sechs Monaten darüber seine Partie nicht nehmen können.

Mad. de Prié hat ihn getröstet; sie soll ihm aber gar nicht treu seyn, sondern ihn mit 2 andern betrügen; der eine ist der Prinz de Carignan, der andere ist Livr. des Königs erster Haushofmeister. Dieser ist der hübscheste von den dreien. Den 5ten April 1720.

17) Die Prinzessin von Modena verlieret nichts an Mad. la Duchesse Tod. Mons. le Duc hat sich declariret, daß er sie sein Leben nicht würde genommen haben, und daß er sich nicht wieder verheirathen will. Den 9ten April 1720.

18) Aus amour kann kein Weibesmensch Mr. le Duc mehr lieben. Er ist gar groß, schier wie der Gemminger, aber viel magerer, wie zwey Scheidt [Stücke Holz], gehet gebückt, hat lange Beine wie ein Storch, einen kurzen Leib, keine Waden, die 2 Augen so roth, daß man nicht weiß, welches das gute oder das böse ist; hohle eingefallene Backen, ein groß Kinn, so ist, als wenn es nicht zum Gesicht gehört; dicke Lefzen [Lippen]. Summa wie er häßlich ist, dergleichen habe ich wenig Leute gesehen. Seine Maitresse die Mad. de Prié soll ihm unbeständig seyn. Diese Untreue soll ihn herzlich betrüben, und viel Schuld an

sei-

seinem groſsen Abnehmen seyn. Den 30sten April 1720.

19) Um daſs Mdselle de Rocheuryon ihre Millionen, so ihr von Rechtswegen zukommen, behält, muſs sie aus der Erbschaft ihrer Schwester sie erst haben. Und Mr. le Duc soll seyn, wie der gute Duc de Crequi allzeit zu sagen pflegte: il est comme l'arbalette de Cognac, dur à la détente; denn er will seiner Geschwey [Schwägerin] nicht allein nicht geben, was sie von ihrer Frau Schwester geerbt, sondern er disputirt ihr auch ihre eigene billets de banque, so sie ihrer Schwester zu verwahren gegeben, ab, als sie selber auf dem Todbette lag. Den 7ten Mai 1720.

20) Mr. le Duc als ein guter Freund von Law, ist auch übel vom Pöbel traktirt worden, haben ihm alle Injurien von der Welt gesagt, und gar Chien geheiſsen. Bis auf sein Brüderchen den Comte de Clermont haben sie auf dem Pont Royal Injurien nachgerufen und gesagt: vas, chien! tu ne vaudras pas mieux que tes frères. Der Gouverneur stieg aus und wollte den Pöbel haranguiren, aber sie huben Steine auf. Der Hofmeister muſste geschwind wieder in die Kutsche, und eiligst davon fahren. Den 25sten Febr. 1720.

Mademoiselle de Valois. Charlotte Aglaë, Gemahlin des Prinzen de Modena.

1) Sie stehet nicht wohl mit ihrer Frau Mutter, denn diese hat sie persuadiren wollen, des Duc du Maine ältesten Sohn zu heirathen, den Prince de Dombes. Die Frau Mutter wirft der Tochter jetzt vor, daſs wenn sie ihren Neveu geheirathet, ihres Bruders und

ihres

ihres Sohnes Unglück nicht geschehen seyn würde; sie kann sie nicht vor Augen sehen, hat mich derowegen gebeten, noch eine Zeitlang ihre Tochter hier bei mir zu behalten. Den 6ten Septbr. 1718.

2) Sie hat die Zähne sehr weiß, aber übel gewachsen, und einen Oberzahn. Den 1 ten Novbr. 1 18.

3) Mdselle de Valois hat, was man hier beauté heißt, das ist gewiß; aber gar keine Anmuth, siehet auch nicht gar jung aus. Den 6ten Decbr. 17 .

4) Sie ist braun, hat gar schöne Augen, aber eine häßliche und gar zu große Nase. Den 6ten Octbr. 1719.

5) Mad. d'Orleans wäre das faulste Mensch, wenn sie nicht die Mdselle de Valois zur Tochter hätte; denn diese ist noch ärger als sie. Ich finde es recht ekelhaft, ein so blutjung Mensch von so abscheulicher Faulheit. Den 17ten Mai 1717.

6) Mdselle de Valois frägt gar nichts nach mir; sie bringts noch weiter, sie kann mich nicht leiden. Es ist mir wenig an dem ungezogenen Mensche gelegen. Den 6ten Mai 1717.

7) Sie wollte nicht gern in fremde Länder, also denkt man nicht an die Heirath von Modena. Den 16ten Novbr. 1717.

8) Mdselle de Valois ist in meinem Sinn nicht schön; sie hat doch Tage, da sie nicht häßlich ist, denn sie hat hübsche Sachen, als hübsche Augen, schöne Farben und Haut, aber eine große häßliche Nase und Ueberzahn, die ihr übel stehen, wenn sie lacht. Ihre taille ist dick und häßlich, der Kopf stehet ihr in den Achseln, und was sie am ärgsten hat in meinem Sinn, ist mauvaise grace in allem was sie thut; geht wie ein Weib von 80 Jahren. Den 15ten Jul. 1718.

9) Wenn Mdselle de Valois von denen Leuten wäre, so nicht gefallen wollen, so sollte es mich nicht Wun-

der nehmen, daß sie ihren Gang so negligirt, aber sie hat gern, daß man sie hübsch findet, sie ist gern geputzt, und kann doch nicht begreifen, daß der beste Putz gute Mienen und bonne grace ist, und daß kein Putzen was hilft, wo das nicht ist. Den 29sten Jul. 1718.

10) Sie schlägt ganz in das Mortemarische Geschlecht, gleicht der Duchesse de la Storce, als wenn sie ihre Tochter wäre, und die Falschheit der Mortemare sieht ihr aus dem Augen. Den 19ten Mai 1719.

11) Mein Sohn hat dem Prinzen von Modena seine Tochter M^selle de Valois akkordirt, welches mich von Herzen erfreuet.

12) Vorgestern kam sie des Abends mit ihrer Frau Mutter her. Daß der Courier angekommen, hatte sie die Augen eine Faust dicke ganz roth und bitter traurig. Den 28sten Novembr. 1719.

13) Unsere Herzogin von Hannover schreibt mir, daß der Bräutigam ganz verliebt von M^selle de Valois, nämlich von deren Konterfait, geworden ist; ich finde sie mehr schön als angenehm; sie hat gar schöne Augen, schöne Haut und Farben; der Mund ist auch nicht häßlich, die Zähne gesund und weiß, aber nicht gar gleich, einen Oberzahn, der ihr gar übel stehet, wenn sie lacht, und eine Habichtsnase, so alles verdirbt, in meinem Sinn. Sie ist gar groß, nicht übel geschaffen, den Leib ein wenig kurz und dick, der Kopf stehet ihr in den Achseln und gar lange Beine und Schenkel. Man siehet wohl, daß sie nie hat wollen tanzen lernen, denn sie geht wie ein Weib von 80 Jahren, hat mauvaise grace in allem was sie thut. Sie hat schwarze Augen und Haare. So ist die Braut. Wenn das innerliche so gut als das äußerliche wäre,

so

ſo ginge alles hin; es muttert *) ſich aber ſo ſehr bei ihr als es ſich vatert, und das iſt es nicht was mir am beſten bei ihr gefällt. Den 5ten Decembr. 1719.

14) Unſere Braut macht, wie man hier ſagt, bonne mine à mauvais jeu. und ob ihr Mund zwar luſtig ſpricht, ſo ſind doch ihre Augen geſchwollen und roth, und man ſiehet wohl daß ſie des Nachts muß geweint haben. Den 15ten Decembr. 1719.

15) Der Grand-Prieur, der auch General von den Galeeren iſt, ſoll ſeine Frau Schweſter nach Italien führen. Die Galeeren ſollen ſchon meublirt ſeyn; ſie allein koſten 100 tauſend L. Den 9ten Januar 1720.

16) Die Großherzogin ſagt, ſie wolle Mselle nicht ſehen, ſie wiſſe, was Italien ſey, und wie wenig Mselle de Valois ſich dort würde gewöhnen können; alſo fürchte ſie, ſie möchte wieder hergelaufen kommen; dann würde man hier ſagen: Voilà le second tome de la Grande-Duchesse, und alle Sottiſen ſo ſie gegen ihren Schwiegervater und Herrn thun würde, würde man ſagen: ah! voilà les instructions que lui a données sa Taute la Grande-Duchesse; alſo wollte ſie ſie weder ſehen noch ſprechen. Den 25ſten Juni 1720.

17) Das Präſent von Modena iſt ankommen. Es beſtehet nicht aus vielen Stücken, iſt ein gar groſſes joyau vor der [für die] Braut zu tragen, mit gar ſchönen Brillanten; und des Prinzen von Modena Konterfait iſt hinter den Demanten, aber gar übel gemacht. Man wird es geben, wenn die Verſprechung bei dem König ſeyn wird, und der Kontrakt unterſchrieben. Den 26ſten Jan. 1720.

*) Sie ähnelt der Mutter . . dem Vater ꝛc.

18) Zukünftigen Sonntag den 11ten Febr. wird die Verſprechung und des Heirathskontrakts Verſchreibung bei dem König gehalten werden; Montag Morgens wird die Trauung geſchehen, und Donnerſtags wird die Braut weggehen. Den 6ten Febr. 1720.

19) Ich habe in meinem Leben keine betrübtere Braut geſehen; ſie hat ſeit 3 Tagen weder gegeſſen noch geſchlafen, und die Augen werden ihr nicht trukken [trocken]. Den 13ten Febr. 1720.

20) Ich bin ein ſchlimmer Prophet geweſen, aber ich habe nur zu wohl prophezeihet. Als unſere Prinzeſſin von Modena mir geſagt, daß ſie nach Chelles wollte, ihrer Schweſter adieu zu ſagen, ſagte ich zu ihr, es iſt noch gar zu wenig Zeit, daß die Kinderblattern im Kloſter geweſen, und die Aebtiſſin ſelbſt die Rötteln gehabt hat; ſie ſtecken gräulich an. Sie antwortete: C'est ce que je cherche. Ich antwortete: celà se trouve plutôt que quelque chose de bon; la vie en depend, prenés-y garde. Aber meiner Warnung unangeſehen iſt ſie Sonntag Morgens nach Chelles gegangen, und den ganzen Tag bei ihrer Schweſter geblieben. Sonntags hat ſie angefangen ſich übel zu befinden, und hat die rothen Flecken bekommen. Den 20ſten Febr. 1720.

Was ſie in ihrer Krankheit tröſtet, iſt der Aufſchub ihrer Reiſe.

21) Den 12ten März 1720 hat mir mein Sohn ſeine Tochter hergeführt, um Abſchied zu nehmen. Sie konnte kein einziges Wort artikuliren, nahm in vollen Thränen meine Hände, küßte und drückte ſie, und ſchlug ihre Hände zuſammen. Mein Sohn hat ſie mit ſchwerem Herzen fortgeführt. Den 12ten März 1720.

22) Man hat freilich wol an den Prinzen von Piemont gedacht. Sein Hr. Vater hatte auch ſchon

Hoff-

Hoffnung gegeben, aber auf einmal hat er es platt abgesagt. Den 12ten März 1720.

23) Ihr Hr. Vater hat ihr schöne Juwelen gegeben; des Königs Präsent ist auch gar schön. Es bestehet aus 14 schönen großen Brillants, bei jedem Diamant 2 schöne runde Perlen von schönem Wasser; das macht ein Halsband. Den 16ten Aug. 172 .

24) Was Madame la Princesse de Modena angenehm gewesen wäre, wenn sie Mr. le Duc oder den Comte de Charolais hätte bekommen können, ist, daß sie in ihrem Vaterlande bei Verwandten und Freunde geblieben wäre. Den 9ten März 1720.

25) Die Großherzogin hat ihre Niece recht wohl zugesprochen und sehr gebeten, ihrem Exempel nicht zu folgen, sondern zu suchen, ihrem Herrn und Schwiegervater zu gefallen. Den 29sten März 1720.

26) Der Prinz von Modena wird nur incognito nach Gènes kommen, weil die Republik declariret, daß alle Ehre nur der Prinzessin soll angethan werden, als Princesse du Sang, und nicht als Princesse du Modena. Den 30sten April 1720.

27) Man hat hier schon sehr über Modenische Divertissements gelacht. Den 7ten Mai 1720.

28) Sie hat mir von Lyon eine Harangue geschickt, so ihr ein Curé gemacht. Den 2ten Mai 1730.

29) Sie will gegen ihres Herrn Vaters Willen die ganze Provence sehen, will nach Toulon, à la St. Beaume, was weiß ich was sie noch mehr sehen will. Alles, glaube ich, außer ihren Herrn. Den 23sten Mai 1720.

30) Man kann von dieser Prinzessin sagen, qu'elle a mangé son pain blanc le premier. [„sie habe ihre besten Tage zuerst gehabt"]. Den 5ten Jul. 1720.

31) Alles gehet noch wohl zu Modena, allein dem artigen Schwager ist nicht mehr erlaubt bei der Schwe-

Das Land, das der Graf von Champagne der Königinn von Cypern einräumte, besitzen der jetztlebende Graf von Brienne und der Graf von Joigny, weil die Großmutter der Grafen von Brienne eine Tochter der Königinn von Cypern und Gemahlinn des großen Grafen Walthers von Brienne war.

Damit Ihr nun wissen möget, woher die Lehne kamen, die der Graf von Champagne dem König überließ, so bemerke ich, daß der große Graf Theobald, der zu Laigny begraben liegt, drey Söhne gehabt habe, wovon der älteste Heinrich, der zweyte Theobald, der dritte Stephan geheissen. Der zuerst erwähnte Heinrich, Graf von Champagne und Brie, führte den Zunamen Heinrich der Freygebige. Auch mußt' er wohl so zugenahmt werden, denn er war freygebig gegen Gott und Menschen: freygebig gegen Gott, wie man das sieht an der Kirche Sanct Stephan zu Troyes, und an den andern Kirchen die er in Champagne stiftete; freygebig gegen Menschen, welches aus der Sache Artauts von Nogent und vielen andern Vorfällen erhellt, die ich wohl erzählen möchte, wenn ich nicht besorgte zu weit abzukommen. Artaut von Nogent war der Mann auf der Welt, dem der Graf am meisten traute: auch so reich, daß er das Schloß Nogent l'Ertaut auf seine Kosten baute. Nun begab es sich, daß der Graf Heinrich aus seinem Gemach zu Troyes herabgieng, um an einem Pfingstfeyertage die Messe in der Stephanskirche zu hören. Unten an den Stufen kniete ein armer Ritter, und sagte zu ihm: „Herr! ich bitt' Euch um Gotteswillen, gebt mir von dem Eurigen, zur Ausstattung der beyden Töchter die Ihr hier seht." Ertaut, der hinter ihm stand, sagte zu dem armen Ritter: „Herr Ritter! Ihr handelt nicht als ein biederer Mann,

ſter petit Soupé zu bleiben. Der Mann ſoll ſehr charmirt von ſeiner Gemahlin ſeyn, aber ſie hat ihm deklarirt, daß ein Mann nicht verliebt von ſeiner Frau ſeyn müſſe, und daß ſolches nicht die Mode in Frankreich wäre, ſondern für ridicule gehalten würde. Das deucht mir, hat dort nicht gefallen, wie leicht zu erachten ſtehet. Den 16ten Jul. 1720.

32) Die Großherzogin ſagt: du tems de la régence de la Reine mere, lorsqu'on mena Mr. le Prince et son frére Mr. le Prince de Conti à la Bastille, on leur demanda, quels livres ils desiroient pour s'amuser? Le Prince de Conti demanda l'imitation de Jesus Christ. Mr. le Prince de Condé demanda l'imitation du Duc de Beaufort, ſo eben aus der Baſtille gekommen; et je crois, ſagte die Großherzogin, que la Princesse de Modéne, demandera l'imitation de la Grande Duchesse. Den 26ſten Jul. 1720.

33) Unſere Prinzeſſin von Modena hat ihren Herrn viel ſchöner und beſſer gefunden, als ſie vermeint, und iſt ſo verliebt von ihm worden, daß ſie ihm dreimal die Hände geküßt. das iſt viel für ſie, ſo gar hoffärtig iſt, und meint, daß ihr nichts gleich ſeyn könnte. Den 26ſten Jul. 1720.

34) Der Herzog von Modena hat gar einen wunderlichen Kopf in allem. Sein älteſter Herr Sohn und ſeine Gemahlin hätten gern, daß er den Salvatico, ſo hier Envoyé geweſen, abſchaffen ſollte. Denn derſelbe Narr hat der Prinzeſſin unterwegens eine Declaration en forme gethan, mit Drohung, daß er ihr alles Unglück zuwege bringen würde, wo ſie ſeine amour nicht annehme. Er fing ſeine Declaration an mit: ah! ah! ah! Madame! ah! ah! ah! Madame! Die Prinzeſſin ſagte: Que voulez Vous dire avec tous vos ah? Er ſagte: ah! que le Prince de Modena m'a

des

des obligations, et que je l'ai rendu heureux! Den 13ten Decembr. 1720.

Er fing ſchon hier an. Da wollte er alle Augenblick zu ihr in die Kammer, wurde auch wohl recht jaloux von ihr. Den 16ten Aug. 1720.

Das hat die Princesse ihrem Herrn geklagt; der hat es ſeinem Herrn Vater geſagt, und begehrt, daß man den böſen Teufel wegſchicken ſollte. Das will der Hr. Vater nicht thun, er will daß Salvatico Majordom ſeyn ſolle. Ich finde doch, daß es ein Glück für unſere Prinzeſſin von Modena iſt, daß Salvatico verliebt von ihr worden; da er hier alles erfahren, was vorgegangen. Wenn er es nun nachſagt, wird ihm der Prinz nicht glauben. Den 30ſten Jul. 1720.

35) Der Mann und die Frau haben ſich gar lieb, aber ſie ſollen den alten Vater miteinander auslachen. Den 2ten Aug. 1720.

36) Den ganzen Tag gehet ſie von einer Kammer in die andere und ruft überlaut: ah! que je m'ennuye, que je m'ennuye ici! Sie lebt doch jetzund ein wenig beſſer mit ihrem Herrn als im Anfang. Den 12ten November 1720.

37) Salvatico iſt ein Narr in folio. Wie er hier war, ſagte er zu allen Leuten: oui, j'aime tant ma Princesse que sans dégout je mangerois sa merde. Salvatico iſt des Herzogs von Modena erklärter Favorit; das beſtätigt das teutſche Sprichwort: gleich und gleich geſellt ſich gern, ſagte der Teufel zum Kohlenbrenner. Den 26ſten Novembr. 1720.

François Louis, Prince de Conti.

Der letztverſtorbene Prinz de Conti hatte Verſtand, Courage, war angenehm in allen ſeinen Manieren,

machte sich beliebt; aber seine bösen Qualitäten waren, daß er falsch war, nichts liebte als sich selber, und gar zu sehr debauchirte mit Mannsleuten, so ihm endlich auch das Leben gekostet. Denn wie er schwach von Natur war, soll er in Fontainebleau spanische Mücken [Fliegen] genommen haben; das hat ihm den Garaus gemacht. Er hat freilich König in Polen werden sollen. Den 10ten Aug. 1717.

Die große Princesse de Conti, der Valliere Tochter.

1) Sie ist nun in einer großen Devotion, weiß wohl zu leben, ist sehr poli. Den 10ten Aug. 1718.

2) Was der König von seinen Töchtern von der linken Seite am meisten geliebt hat, war die große Princesse de Conti. Den 21sten Mai 1716.

Monsieur le Duc Louis III.

Ich erinnere mich, daß der letztverstorbene Mr. le Duc, so abscheulich bucklicht war, zu Mons. seel. sagte: man hätte ihn in Maske vor [für] ihn genommen. Mons. war gerade und wohl geschaffen, sagte: je mets ce:à au pied du crucifix. Denn er war ganz mortificirt, daß man Mr. le Duc für ihm sollte genommen haben. Den 29sten März 1718.

Madame la Princesse Palatine, Marie Therese de Bourbon, Gemahlin von Franz Ludwig Prince de Conti.

1) Es ist abscheulich, was die arme Prinzessin bei ihrem Herrn ausgestanden; er war, wiewohl ganz ohne

ne Urſach, jaloux wie der Teufel. Sie wußte nicht gewiß, wo ſie die Nacht bleiben würde. Wenn ſie ſich eingerichtet hatte, und meinte zu Versailles zu ſchlafen, führte er ſie nach Paris oder Chantilli; wenn ſie meinte dort zu bleiben, mußte ſie nach Versailles, und wurde geplagt wie eine arme Seele, und das immer. Sie machte mich oft ungeduldig; denn anſtatt ihre Ruhe zu genießen, beweinte ſie ihren Herrn, und wollte daß er noch lebte, ſollte ſie auch wieder von neuem von ihm geplagt werden. Den 5ten Novembr. 1717.

2) Mad. la Princesse, ſo hier geboren und erzogen, hat nicht denſelben Widerwillen gehabt, daß ihr Herr Sohn einen Baſtart geheirathet, als ich, aber ſie hats hernach doch wohl bereuet. Den 5ten Octobr. 1717.

3) Man kann nicht tugendſamer ſeyn, als ſie ihr Leben gelebt hat. Den 19ten April 1719.

4) Sie hätte gern J. L. ſeel. den Marggrafen E. L. älteſten Herrn Bruder Mlle de Condé gegeben, die war unvergleichlich ſchöner als ihre Schweſter; aber mich deucht, er hatte mehr Inclination für Mde de Vendome, weil ſie ihm ſtiller und moderater vorkam. Den 6ten Mai 1718.

5) Sie hat viel mit ihrem Herrn ausgeſtanden, der ſie regretirt ihn noch alle Tage. Er ſahe doch aus wie ein Aeffchen. Die Königin ſeel. hatte 2 Papagoien, einer war Mr. le Prince leiblich Portrait, der andere glich, wie 2 Tropfen Waſſer, dem Maréchall de Luxembourg. Den 30ſten Aug. 1718.

6) Mad. la Princesse iſt ſehr klein und ſchief, aber nicht bucklicht, ſie hat ſchöne Augen, wie ihr Herr Vater gehabt hat, ſonſten hat ſie äußerlich keine Schönheit, innerlich aber viel Tugend und Gottesfurcht. Den 14ten Octobr. 1718.

7) Mad. la Princesse ist die einzige vom Hause Condé, so was taugt. Ich glaube, sie fühlt noch das gute teutsche Geblüt in ihren Adern. Den 22ßen März 1720.

8) Mad. la Princesse ist gewiß gar unglücklich mit ihren Kindern. Die Princesse de Conti, des Prince de Conti Mutter, ob sie zwar nicht leichtfertig, sondern tugendsam ist, so ist es doch ein Närrchen, und wie die Comtesse Pimbeche Orbeche. Denn sie will immer Prozeß gegen ihre Frau Mutter führen, die doch alle Mittel gesucht, sich mit ihr zu vergleichen, aber es hat nichts geholfen. Den 13ten Juni 1719.

9) Vergangenen Donnerstag hat die Princesse de Conti ihren Prozeß gegen ihre Frau Mutter verloren. Es hat mich gefreuet, denn es war unbillig. Mad. la Princesse hat sie gebeten, arbitres zu nehmen; die Tochter aber hat mit aller Gewalt den Prozeß haben wollen, hat ihre Mutter durch einen Advocaten Lügen beschuldigt. Der Mad. la Princesse Advokat antwortete nur mit diesen Worten: la sincerité de Madame la Princesse et de Mad. la Princesse de Conti sa fille, est comme tout le monde peut en juger. Das hat alle Menschen im Palais zu lachen gemacht. Den 10ten März 1720.

Princesse de Conti. Louise Elisabeth, die junge Gemahlin von Louis Armand Prince de Conti.

1) Sie ist recht artig, und thut der Schönheit den Possen, klar zu erweisen, daß Anmuth der Schönheit vorzuziehen. Den 20sten Jul. 1718.

2) Es

2) Es iſt Jammer und Schade, daß die junge Princesse de Conti nicht bei frommen Leuten iſt. Denn ſie hat gar ein gut Gemüth, aber ſchlimme Geſellſchaft, ſo man bei ihr läßt. Sie hat ein häßlich ungezogen Närrchen zum Manne, ſieht gar böſe Exempel an vielen Orten vor ihren Augen; das verdirbt ſie ganz, und hindert, daß ſie nicht ſo ſehr auf ihre Reputation ſiehet, als ſie billig thun ſollte. Den 12ten Jul. 1716.

3) Wenn ſie will, muß man ſie lieb haben; ſie hat gar angenehme Manieren an ſich, und iſt ſanftmüthig und ohne Humoren, ſagt allzeit was obligantes. Den 1ſten Jul. 1718.

4) Die Prinzeß de Conti hat ihrem Herrn bange gemacht. Sie hat Flinten und Degen neben ihr Bett geſetzt, und ihn verſichert, daß, ſobald er mit ſeinen geladenen Piſtolen kommen würde, wollte ſie mit der Flinte nach ihm ſchießen, und wo ſie ihn fehlen ſollte, wollte ſie ihn mit den Degen erwarten; ſeitdem hat er keine Piſtole mehr. Den 22ſten Jul. 1718.

5) Die junge Prinzeß de Conti hat ſich abermals bleſſirt. Ihr Herr hat ſie geplagt, und weinen gemacht, daß ſie drüber ums Kind kommen iſt. Den 3ten Febr. 1719.

6) Sie ſagt, es wären nicht die Franzoſen geweſen, ſo ihr ihr Herr gegeben, ſondern nur la chaude pisse; meinte alſo, es wäre leicht zu heilen. Den 20ſten Jul. 1719.

7) Seitdem ihr Herr ihr das bewußte Präſent gegeben, lebt er wohl mit ihr und ſie mit ihm. Den 20ſten März 1720.

8) Verliebt iſt ſie nicht von ihrem Herrn und kann es nicht ſeyn, er iſt gar zu widerlich von Humor und Figur; das Geſicht iſt nicht, was er am häßlichſten hat,

hat, sondern die ganze Positur ist schief und abscheulich. Den 7ten Novembr. 1719.

9) Sie ist recht possirlich, ganz natürlich und ungezwungen, gefällt allen Fremden. Etliche Baiern sind auch verliebt von ihr gewesen, auch der Prinz Ragozky; aber ihre Coquetterie hat sie ihm verleidet. Den 27sten Aug. 1720.

Prince de Conti, Louis Armand.

1) Seine Mutter läßt ganz weit von ihres Sohnes Haus ein Haus bauen. Wenn sie wohl mit einander stehen, schickt man die Arbeiter fort; stehen sie übel mit einander, läßt man die Arbeiter doppeln und schärfer arbeiten; also kann man allzeit wissen, wie die Princesse de Conti und ihr Sohn mit einander stehen. Den 24sten Septbr. 1717.

2) Häßlich ist er gar gewiß, und widerlich von humor und Figur; das Gesicht ist nicht was er am häßlichsten hat, sondern die ganze Positur ist klein, schief und abscheulich, und er ist allzeit distrait. Das macht, daß er oft wild aussiehet, als wenn er nicht gescheut wäre; wenn man sichs am wenigsten versiehet, fällt er über seinen eigenen Stock wie eine Kröte. Man war es so gewohnt bei dem König seel. daß wenn man fallen hörte, sagte man nur: ce n'est rien, c'est le Prince de Conti qui tombe. Seine Gemalin ist gar nicht verliebt von ihm, wie ers von ihr ist, und kanns nicht seyn, aber sie ist schlau und lebt wohl mit ihm, da sie ihn absolute gouvernirt, und hat alle seine Favoriten so gewonnen, daß sie alle ihre Creaturen sind; sie ist Herr und Meister im ganzen Hause. Sie ist gar ein angenehm Mensch, lang, wohl geschaffen, gute Mienen, schöne Augen und allzeit lustig. Der Prinz de Conti

ihr

ihr Herr iſt recht verliebt, welches deſto mehr zu verwundern iſt, da die Damen gar nicht ſein foible ſeyn, und wenn er in böſe Häuſer gehet, iſt es nur, die armen Kreaturen drinnen zu plagen. Ehe er verheirathet war, hat er kein Weibesmenſch geliebt, als ſeine Frau Mutter, die ihn auch wohl herzlich geliebt hatte; denn ſo wunderlich er auch iſt, ſo hat er doch Verſtand, und kann wohl reden. Die Frau Mutter iſt jalouſe, daß ſie keinen Kredit mehr über ihren Sohn hat, und er jetzt die Gemalin, ihre Schwiegertochter, allein liebt; das gibt manche Zänkereien. Die Mutter will ſich von ihnen ſcheiden, und ein Haus apart nehmen, um nicht mehr bei ihnen zu ſeyn. Die Frau Mutter wollte gern den Enkel erziehen und mit ſich nehmen, das will die Schwiegertochter nicht, die will ihr Kind bei ſich behalten, darum ſind ſie alle wie Hunde und Kätzchen zuſammen. Den 16ten April 1716.

3) Um ihn zu hindern in Ungarn zu gehen, kauft man ihm das Gouvernement in Poitou, und gibt ihm einen Platz im Rath de Regence. Damit hat man dies wilde Thierchen gehemmet. Den 23ſten März 1719.

4) Der Prinz de Conti iſt übel erzogen, hat zwar Verſtand, iſt aber ein Närrchen dabei; ſeine artige Gemahlin iſt wohl zu beklagen, des Lebens nicht ſicher bei ihm zu ſeyn. Er droht ihr oft mit geladenen Piſtolen; ſie hat Herz, frägt kein Haar darnach, und läßt ihr nicht bange werden. Den 10ten Juni 1718.

5) Unſere junge Princeſſe de Conti ſagt, ihr Herr hätten einen Fluß auf den Augen, und ſeine Frau Mutter hätten heute Morgen ein Kliſtir genommen, durch Sympathie ihren Sohn das Geblüt zu erfriſchen. Sie wehrt ihm das Pfeiffen, denn ſie meint, das werde ihm den Fluß von den Augen auf die Bruſt ziehen. Er lieſt einen Ovid auf Latein überlaut; da muß ſie zu-

zuhören, und ſie verſtehet kein Wort Latein, und er will es ihr nicht auslegen; kommt jemand, darf ſie kein Wort reden, ſagt, man interrompire, wird bös, und zürnt über alles, was in der Kammer iſt. Den 12ten April 1720.

6) Bei dem letzten Ball machte ſich einer einen Buckel, und verkleidete ſich ganz wie der Prinz de Conti, und ſetzte ſich zu ihm. Der Prinz de Conti fragte: Qui êtes Vous, Masque: Dieſer antwortete: je suis le Prince de Conti. Dieſer, ohne bös zu werden, zog ſeine Maske ab, lachte und ſagte: Voilà comme on se trompe, il-y-a plus de 20. que je crois l'être! und wurde gar nicht bös, welches was rares iſt. Den 4ten März 1718.

7) Der Prinz de Conti hat Verſtand, iſt aber wie ein Galopin erzogen worden, hat auch Quinten, die er ſelber wohl erkennet, aber nicht zwingen kann. Den 21ſten April 1719.

8) Der Prinz de Conti, ſo gemeint geheilt geweſen zu ſeyn, iſt in Spanien wieder umgeſchlagen, und ob er zwar General von der Cavallerie iſt, kann er doch ohnmöglich zu Pferde ſitzen. Den 9ten Jun. 1719.

9) Ich ſagte vergangenen Dienſtag, zur jungen Prinzeß de Conti: ich hätte gehört, ihr Herr wäre noch nicht ganz kurirt. Sie lachte und ſagte mir ins Ohr: bon, bon, il est gueri; mais il a fait semblant de ne pas l'être, de peur d'être obligé d'aller à la tranchée et d'y être tué; car il est poltron comme un singe. Den 17ten Jul. 1719.

10) Des Prinzen de Conti Geſicht iſt nicht gar häßlich, ſeine taille und Humor iſt am ſchlimmſten, aber das Geſicht gehet gar wohl hin. Den 22ſten Auguſt 1719.

11) Der

11) Der Prinz de Conti iſt noch gar übel an ſeiner rothen Ruhr. Man hat ihn wollen nach Bayonne führen, allein er hat das Fieber ſo ſtark, daß man ihn nicht hat wegführen können, und hat in der Armee bleiben müſſen. Den 25ſten Aug 1719.

12) Mir deucht, wenn ich mich ſo wenig tüchtig zum Kriege fände wie er, wollte ich nicht zu Felde ziehen; denn es obligirt ihn nichts dazu. Man ſoll in Krieg ziehen, um Ehre zu erwerben, aber nicht Schande. Seine beſten Freunde, als la Noue und Clermont, haben ihm dieſes vorgehalten. Er hat ſich aber darüber mit allen bruillirt. Es iſt eine elende Sache, wenn man ſich ſelbſt nicht kennt. Den 8ten Sept. 1719.

13) Es iſt ſchon 9 oder 10 Tage, daß der Prinz de Conti wieder kommen; ich habe noch nichts von ihm gehört; er ſteckt immer dans la rue Quin Campoix mit den Agioteurs Geld zu gewinnen. Den 19ten Sept. 1719.

14) Der Prinz de Conti iſt endlich einmal zu mir gekommen; es muß in dem Tag nicht ſo viel, wie ordinär, in der rue Quin Campoix zu agiotiren geweſen ſeyn. Denn da hat er die ganze Zeit über geſteckt, ſeitdem er wieder kommen iſt. Sein Vetter Mr. le Duc macht es nicht beſſer in dieſem Fall. Ich zweifele, daß ſich der Prinz de Conti je an den Krieg gewöhnt. Er iſt in allen Stücken ſo liederlich, hat ſchlechte Ehre in dieſer Campagne erhalten. Den 26ſten Septbr. 1719.

15) Der Prinz de Conti wird noch endlich gar zum Narren werden; er iſt in allem gar zu wunderlich. Ich habe ihm letztmal recht mit Verwunderung zugehört; denn er ſpricht keine 4 Worte, wo nicht eine Bosheit innen ſteckt. Den 19ten Sept. 1719.

16) Bru-

wenn Ihr ſo etwas von meinem Herrn verlangt; denn er hat ſchon ſo viel gegeben, daß er nichts mehr zu geben hat.“ Der freygebige Graf wandte ſich zu Ertaut, und ſagte zu ihm: „Unadelicher Mann, Ihr redet nicht die Wahrheit, wenn Ihr ſagt, ich hätte nichts mehr zu geben, ich habe ja Euch ſelbſt: „hier Herr Ritter, habt ihr ihn; denn ich geb' ihn Euch, und haſt' Euch für ihn.“ Ohne die Faſſung zu verlieren, ergriff ihn der Ritter beym Mantel, und ſagte zu ihm er werde ihn nicht laſſen, er habe ſich denn mit ihm verglichen. Wollte ſich nun Ertaut von ihm losmachen, ſo mußt' er ihm fünfhundert Livres bezahlen. Der zweyte Bruder des Grafen Heinrich hieß Theobald, und war Graf von Blois; der dritte Bruder hieß Stephan, und war Graf von Sancerres. Dieſe beyden Brüder trugen vom Grafen Heinrich ihr ganzes Erbtheil und ihre beyden Grafſchaften nebſt ihren Zubehörungen, zu Lehen. In der Folge nahmen ſie dieſelben von den Erben des Grafen Heinrichs, die Champagne inne hatten, bis zu der Zeit, da König Theobald ſie an den König von Frankreich verkaufte.

Wir kehren nun zu unſerer Materie zurück, und erzählen weiter. Nach dieſen Ereigniſſen hielt der König ein großes Hoflager zu Saumur in Anjou. Dabey war ich auch; und ich kann bezeugen, daß dieſes Hoflager das prächtigſte war, das ich je geſehen habe. An des Königs Tafel ſaß neben ihm der Graf von Poitiers, den er am Sanct Johannisfeſte zum Ritter geſchlagen hatte; neben dem Grafen von Poitiers der Graf von Dreux, von ihm ebenfalls zum Ritter geſchlagen; neben dem Grafen von Dreux der Graf de la Marche; neben dem Grafen de la Marche der gute Graf Peter von Bretagne. Vor

16) Brutaler als er iſt, wenn er will, kann man nicht ſeyn, aber er kann doch auch poli ſeyn, wenn er will. Den 6ten October 1719.

17) Mr. le Duc und ſeine Frau Mutter, und ihr guter Freund Lassé haben viele Millionen gewonnen; der Prinz hat auch gar viel gewonnen; die 2 Vettern ſtecken immer in der rue Quin Campoix, darauf hat man dieſes Lied gemacht:

Prince! dites nous vos Exploits,
Que faites Vous pour votre gloire?
Taisés Vous sots, lisez l'historie
De la rue Quin Campoix. Den 5ten Decbr. 1719.

18) Der Prinz de Conti wird alle Tage toller und närriſcher. In einem von den letzten Bällen hier im Opernſaale, nahm er mit Gewalt ein arm Mädchen, ſo aus der Provinz kommen war, ganz jung, reißt es mit Gewalt von ihrer Mutter weg, ſetzt ſie zwiſchen ſeine Beine, hält ſie mit einem Arm, gibt ihr 100 Naſenſtieber und Maulſchellen, daß ihr Mund und Naſe bluteten. Das arme Menſch weinte bitterlich, er aber lachte und rief: ne sais-je pas bien donner des chiquenaudes? Es hat alle Menſchen gejammert, ſo es geſehen. Das Menſch hat ihm in ſeinem Leben nichts zu Leide gethan; er kannte ſie nicht. Den 2ten Febr. 1720.

Man hat dem armen Mädchen nicht helfen wollen, denn niemand mag mit dem Narren zu thun haben, er iſt zu violent, er macht Grimaſſen und Geſichter, und ſpricht ganz allein, daß mir, die ich die Narren abſcheulich fürchte, oft angſt und bange dabei wird. Den 20ſten Febr. 1716.

19) Der Prinz de Conti hat nicht ſo viel gewonnen als Mr. le Duc. Ich habe doch gehört, daß er

etliche Millionen ertappt hat, wer aber am allermeiſten gezwackt hat, das iſt der abſcheulich intereſſirte d'Antin.

20) Seine Intriguen mahnen mich an mich ſelber. Wie ich ein Kind war, nahm ich faul Holz, legte es auf die Augen und den Mund und verſteckte mich Abends unter die Steige, um den Leuten bange zu machen, und mir war ſelber ſo bange, Geſpenſter zu finden, daß ich ſchier zitterte. So machts der Prinz de Conti, er will andern bange machen, und ſtirbt ſelber beinahe für Angſt. Den 16ten Aug. 1719.

21) Die junge Prinzeß de Conti hat mir erzählt, daß ſie ihr Söhnchen durch Clement examiniren laſſen, wie es mit ſeiner taille ſtünde. Der hatte dieſen Prinzen gar gerade gefunden, und war zum Prinzen de Conti gegangen, hatte zu ihm geſagt: Monseigneur, j'ai éxaminé la taille du Prince qui vient de naitre. Il est droit, faites le coucher sans chevet, pour qu'il le reste; Songés quel Chagrin ce seroit pour Mde la Princesse de Conti qui a fait ce Prince droit, si Vous le rendiés tortu et bossu. Entendés-Vous, Monseigneur! tortu et bossu. Der Prinz de Conti wollte von was anderm reden, aber Clement kam allzeit wieder auf ſeinem Sprung und ſagte: Songés qu'il est droit comme un jong. ne le rendez pas tortu et bossu, Monseigneur. Der Prinz de Conti konnte es nicht länger anhören, lief davon. Den 27ſten Aug. 1720.

Abbé du Bois.

1) Mein Sohn hatte einen Sousgouverneur, der hat meinen Sohn dieſen Abbé gegeben, ſo gar gelehrt iſt, um ihn, wenn mein Sohn würde gelehrt ſeyn, wegzuſchicken. Auch auſſer der Stunde vom Studiren, ließ er ihn keinen Augenblick bei meinem Sohne; aber

der arme Mann konnte sein Projekt nicht fortsetzen, denn er bekam auf einmal eine starke Kolik, woran er in weniq Stunden zu meinem Unglück starb. Da wies sich Abbé. Man hatte keinen andern Präceptor bei der Hand, also blieb er bei meinem Sohn, und konnte so wohl als ein ehrlicher Mann reden, daß ich bis auf meines Sohns Heirath ihn dafür gehalten, da habe ich alle fourberien entdeckt. Den 23sten Octbr. 1716.

2) Wäre der Abbé du Bois so christgläubig als er sonst viel Verstand hat, so wäre er ein wackerer Mann; allein er glaubt nichts, und das macht ihn falsch und scelerat. Gelehrt ist er, das ist gewiß, und hat meinem Sohn gelehrt gemacht. Aber ich wollte, daß er ihn hernach nicht mehr gesehen hätte, so wäre keine schlimme Heirath geschehen, die ich noch nicht verdauet habe. Außer l'Abbé du Bois, ist ganz gewiß kein einziger Pfaf in meines Sohnes Gunst. Den 6ten Nov. 1716.

3) L'Abbé du Bois thut, als wenn er glaube, daß wir ganz wohl mit einander stünden, und was ich ihm auch verdriesliches sagen mag, nimmt er alles in Vexirung [Scherz] an. Den 13ten Novbr. 1716.

4) Die Justice habe ich dem Abbé du Bois geleistet, daß er viel Verstand hat, wohl spricht und von guter Gesellschaft ist, aber falsch und interessirt wie der Teufel. Er siehet auch einem jungen Fuchs gleich. Die Falschheit sticht ihm aus dem Augen heraus. Den 16ten Febr. 1717.

5) Mein Sohn hat seinen Abbé du Bois recht recompensirt. Er hat ihm die Charge gegeben de Secrétaire du Cabinet du Roi, welche sen Mr. Callieres hatte, das ist wohl 22000 L. Einkommen. Dazu hat er einen Platz in dem Conseil de Regence étranger. Den 23sten März 1717.

6)

6) Mein Sohn versichert sehr, daß er nicht gedenke den Abbé du Bois zum Cardinal zu machen, und daß der Abbé selber nicht daran gedenke. Den 17ten Aug. 1717.

7) Worinnen sich der Abbé du Bois sehr betrügt, ist, wenn er meint, daß ich glaube, daß er nichts zu meines Sohnes Heirath geholfen. Ich bin persuadirt, daß er es allein gethan. Es ist wahr, daß er im Anfang für mich war; aber nachdem ihm die alte Zott hat 3 oder 4 mal zu sich kommen lassen, da hat er sich geschwind geändert. Daß ihn der König hernach gehaßt, war nicht wegen dieser Sache, sondern wegen einer tripotage, so er mit dem P. de la Chaise gemacht. Monsieur war die Sache so leid als mir; aber der König und die alte Zott hatten ihn drohen lassen, seine Favoriten wegzujagen. Das hat ihn in alles consentiren machen, welches ihm hernach gereuet, aber es war zu spät. Den 2ten Novbr. 1717.

8) Den 6ten März kam dieses Bürschgen zu mir, und sagte: Monseigneur vient de me faire Archévêque de Cambrai. Ich sagte: je Vous en fais mon compliment, mais cela ne s'est il fait qu'au jourd'hui? Il y a huit jours qu'on le dit, et des qu'on vous a vu faire prêter Serment, on n'en a plus douté. Der Duc de Mazarin soll gesagt haben, wie l'Abbé du Bois seine erste Messe gelesen: l'Abbé du Bois est allé faire sa prémiére Communion; denn er prätendirt, daß er sein Leben nicht communicirt habe. Ich habe gestern meinen Sohn sehr embarassirt. Ich sagte: er habe seine Sentiments sehr geändert, denn er mir selber gesagt, daß dieser Abt weder zu einem Bisthum oder Erzbisthum komme, oder gedenke Cardinal zu werden. Mein Sohn wurde roth und sagte: il est vrai; mais j'ai eu de bonnes raisons pour changer d'avis. Dieu le

veneille ſagte ich, es iſt eine Gottesgnade und keine raison. Den 8ten März 1720.

9) Iſt etwas, ſo des Abbé du Bois Verſtand fehlen macht, ſo iſt es ſeine erſchreckliche Hoffarth. Aus dieſem Puncte kann man ihn allzeit tanzen machen. Den 25ſten März 1718.

10) Des Abbé du Bois Conterfait iſt ein Fuchs, ſo aus der Erden ſchlupft, und auf ein Huhn paßt. Den 27ſten Septembr. 1718.

11) Wie ich den Abbé du Bois lieb gehabt, meinte ich, es wäre ein Mann, ſo meinen Sohn herzlich liebe, und ſein Beſtes und avantage in allem ſuche; aber wie ich geſehen, daß er ein falſcher Hund iſt, der nur ſein eigen Intereſſe ſucht, und nichts nach meines Sohns Ehre fragt, ja ihn gar ſucht in das ewige Verderben zu ſtürzen, und durch die Finger zu ſehen, wie er ſich in die Debauchen geſteckt; und gethan, als wenn er ihn nicht ſähe, (wie er ihn zu Fuß ganz allein auf der Gaſſen fand, daß er ins Bordell ging, anſtatt daß er ihn bei dem Arm nehmen und wieder nach Hauſe führen ſollen, hat er nur mit ihm darüber gelacht; ich weiß es von meinem Sohn ſelber;) da habe ich für dieſen kleinen Pfaffen alle meine Eſtime in Verachtung verwandelt, und glaube, daß es billig iſt. Denn er hat dadurch und durch meines Sohnes Heirath bewieſen, daß weder Treu, noch Glauben, noch Ehrlichkeit in ihm ſteckt. Ich kann ihn wegen meines Sohns Heirath nicht unrecht ſoubçonniren; denn was ich davon weiß, weiß ich von meinem Sohn ſelber, und von Leuten, ſo bei der Zeit waren, wie er des Nachts zu ihr kommen, ſeine Praktiquen gemacht, und ſeinen Herrn verrathen und verkauft hat. Den 7ten Nov. 1719.

12) Wollte Gott! mein Sohn hätte ſo wen Vertrauen zum Abbé du Bois als ich; aber was zu verwun-

wundern, iſt, daß er ihn doch beſſer kennt als jemand in der Welt, und ihm doch ſo trauet. Aber er iſt wie alle die von ſeinem Haus, woran ſie gewöhnt ſind, das müſſen ſie thun. Dieſer Abt iſt ſein Præceptor geweſen; der hat ſich gewöhnt, ihm alles zu ſagen; das muß noch ſo fortgehen. Den 18ten Octbr. 1718.

13) Wäre der Abbé du Bois an ſeiner erſten Lüge erſtickt, wäre er längſt todt. Das kann er meiſterlich, inſonderheit, wenn es zu ſeiner avantage iſt; wenn ich alle die aufſchreiben ſollte, die ich weiß, würde eine lange Litaney werden. Er hat dem König allein an die Hand gegeben, was wegen meines Sohnes Heirath zu reden und zu thun wäre, die Sache zum Zweck zu bringen. Iſt deswegen verſtohlner Weiſe zur Maintenon gegangen. Den 23ſten Decembr. 1718.

14) Daß der Abbé du Bois Verſtand hat und amuſant iſt, damit ſtreicht er ſich allzeit bei meinem Sohn wieder ein, wenn er übel mit ihm zufrieden iſt. Den 29ſten Sept. 1719.

15) Mein Sohn verſichert ſehr, daß ſein Pfäffchen nicht Cardinal werden ſoll. Den 17ten Octbr. 1719.

16) Unſer Abbé de St. Albin hat keinen größern Feind als den Erzbiſchoff von Cambray. Alles kann in ſeinem Titel auf deutſch mit Erz beſchrieben werden; ein Erzſchalk, ein Erzheuchler, ein Erzſchmeichler, ein Erzſchelm in folio. Den 9ten April 1720.

17) Man erzählt, daß ein Lakey des Erzbiſchoffs von Reims zu einem des Erzbiſchoffs von Cambray geſagt hat: Quand même mon maitre ne seroit pas Cardinal, il est toujours plus grand Seigneur que le tien, car il sacre les Rois. — Oui, antwortete des Abbé du Bois Lakey, mon maitre sacre tous les jours le Dieu, c'est bien plus que les Rois. Den 7ten Jun. 1720.

18) Je suis du bois dont on fait les cuistres
Et cuistre je fûs autre fois.
Mais à présent je suis du bois
Dont on fait les Ministres. Den 30ſten Aug. 1720.

19) Er hat eine Art von Stammeln, ſo ihn ſeine eigenen Worte repetiren macht, das macht mich ungeduldig. Den 10ten Sept. 1720.

20) Je ne trouve pas étonnant
Que l'on fasse un Ministre
Et même un Prélat important
D'un macquereau d'un Cuistre,
Rien ne me surprend en cela,
Ne sait-on pas comme :
De son cheval Caligula
Fit un Consul à Rome. Den 20ſten Oct. 1720.

Law.

1) Man ſagt, daß, wie Mr. Law ſein Bruder zu Paris ankommen, er ihm 3 Millionen verehrt hat. Law hat viel Verſtand, und hat die Sachen in den Finanzen doch ſo weit gebracht, daß alle Schulden des Königs bezahlt worden. Den 1ſten Sept. 1719.

2) Man muß die Wahrheit ſagen, Law iſt ein admirabler Mann für die Finanzen. Den 8ten Sept. 1719.

3) Der König ſeel. hat Mons. Law gern in ſeinen Finanzen gebraucht; aber weil er nicht katholiſch iſt, ſagte der König: man müßte ihm nicht trauen. Den 19ten Sept. 1719.

4) Er iſt ſo verfolgt, daß er Tag und Nacht keine Ruhe hat. Eine Ducheſſe hat ihm vor allen Menſchen die Hände geküßt. Den 6ten Octobr. 1719.

Wenn ihm die Ducheſſen die Hände küſſen, was müſſen

müſſen ihm die andern Damen nicht küſſen? Den 24ſten Octbr. 1719.

5) Mr. Law iſt ein ehrlicher verſtändiger Mann; über die maaßen poli und höflich gegen jedermann, weiß gar wohl zu leben. Er ſpricht nicht ſchlimm franzöſiſch, beſſer als die Engländer ordinair thun. Den 26ſten Sept. 1719.

6) Mr. Law ſagt, daß von allen, mit welchen er von der Sache geſprochen, hätte er nur zwei Perſonen gefunden, die die Sache verſtünden, nämlich der König von Sicilien und mein Sohn. Er iſt ganz verwundert darüber, daß es mein Sohn ſo wohl begriffen. Den 10ten Nov. 1720.

7) Wenn Mr. Law wollte, würden ihm die franzöſiſchen Damen wohl, mit Verlaub, den Hintern küſſen. Wie wenig ſcrupuleux ſie ſind, ihn piſſen zu ſehen. Er wollte Damen keine Audienz geben, weil ihm gar Noth zu piſſen war. Wie er es den Damen endlich ſagte, antworteten ſie: cela ne fait rien, pissés et écoutés nous, alſo blieben ſie ſo lange bei ihm. Den 21ſten Nov. 1720.

8) Ich bin ſo müde von nichts als Millionen und Actionen zu hören, daß ich es ſchier nicht mehr aushalten kann. Den 21ſten Nov. 1719.

9) Eine andere Dame ſo ihn überall verfolgte, wollte er nicht anhören. Sie erfuhr, daß er bei Mad. de Fimiani war, und ließ ſie bitten, daß ſie mit ihr eſſen dürfte. Mad. de Fimiani ging zu ihr und ſagte: es könne den Tag nicht ſeyn; denn Mr. Law eſſe bei ihr. Sie antwortete: eben darum wollte ſie gern bei ihr eſſen. Mad. de Fimiani ſagte: ſie könne Mr. Law nicht zwingen, und ging davon. Mad. de Bouchu ließ aufpaſſen. Wie ſie an Tafel waren, ließ ſie ihren Kutſcher und Lakaien rufen: au feu! au feu! Alles ſtund von Tafel auf, um zu ſehen, wo das Feuer

wäre. Mons. Law kam auch. Da sprang Mde de Bouchu aus der Kutsche, um Mr. Law zu sprechen; wie er sie aber sahe, lief er davon.

Eine andere Dame ließ sich expres vor Mr. Law Hause mit ihrer Kutsche umwerfen, und rief zu ihrem Kutscher: verse donc, coquin! versés. Wie ihr Mr. Law zu Hülfe kam, gestund sie ihm, daß es mit Fleiß geschehen, um ihn zu sprechen.

Ein Lakai hatte dans la rue Quin Campoix so viel gewonnen, daß er sich Kutsche und Pferde kaufte; wie man ihm die Kutsche zuführte, vergaß er, daß es seine Kutsche war, und stieg hinten darauf. Sein Kutscher rief: eh, Monsieur, que faites-vous! le carosse est à vous. Der Lakai sagte: ah! il est vrai, je l'avois oublié.

Mr. Law Kutscher hatte auch gar viel gewonnen, bat um seinen Abschied. Der Herr sagte, er wäre damit zufrieden, allein er sollte ihm wieder einen andern guten Kutscher schaffen. Des andern Tags kam dieser mit 2 andern, sagte, sie wären beide gut. Dann sagte er zu seinem Herrn, er sollte sich wählen, denn welchen er nicht haben wollte, den wollte er für sich behalten. Den 21sten Octobr. 1719.

10) Es kommen von allen Enden aus Europa allerhand Nationen her; seit einem Monat hat man observirt, daß 250 tausend Menschen mehr in Paris seyn als sonst; man hat Gemächer auf die Speicher machen müssen, und Paris ist voller Kutschen, daß es ein embarras in den Gassen gibt, und viele Leute umgeworfen werden.

Eine Dame wollte zu Mons. Law sagen: faites moi une concession, und rief überlaut: ah! Monsieur, faites moi une conception. Mr. Law antwortete: Madame, vous venés trop tard, il n'y a point moien à présent. Den 21sten Nov. 1719.

11)

11) Etliche Damen von Qualität ſahen eine ſehr geputzte und mit Diamanten behängte Dame, welche niemand kannte, aus einer ſaubern Kutſche ſteigen, und wurden curieux zu wiſſen, wer ſie wäre. Sie ſchickten zu dem Valaien und ließen ihn fragen: der fing an zu lachen und ſagte: c'est une Dame, qui est tombée du quatrième étage dans ce carosse Mochte wohl eine Dame ſeyn als wie die Köchin von Mad. Béjon. Vor etlichen Tagen ging dieſe mit ihrer Tochter in die Opera; da ſahen ſie eine ſehr geputzte Dame mit ſchönen Stoffen und vielen Juwelen kommen, hatte aber gar ein häßlich Geſicht. Die Tochter ſagte zur Mutter; ma mère, je suis fort trompée, ou cette Dame si parée, est Marie notre cuisinière. Die Mutter ſagte: taisés Vous, ma fille, ne dites pas de sottises. Die jungen Leute ſo im Amphitheater waren, fingen an zu murmeln, und ſagten: Marie la cuisinière, Marie la etc. Die geputzte Dame ſtund auf und ſagte zu Mad. de Béjon: oui Mad. je suis Marie la cuisinière; j'ai gagné de l'argent à la rue Quin campoix, j'aime à me parer, je me suis achetté de belles robes, je les ai payées; en pourriés-Vous dire autant des votres. Den 5ten Decembr. 1719.

12) Mr Law iſt es nicht allein ſo ſchöne Juwelen und Güter kauft. Mons. le Duc wird ſteinreich, und alle die, ſo auf Actionen haben. Den 12ten Dec. 1719.

13) Mons. Law hat Abjuration gethan zu Melun, und iſt mit ſeinen Kindern katholiſch geworden; ſeine Frau hat darüber verzweifeln wollen. Den 23ſten Jan. 1720.

14) Mr. Law hat einen abſcheulichen Zank mit dem Prince de Conti gehabt; der wollte, daß Mr. Law in der Bank was thun ſollte, was mein Sohn ihm verboten hatte. Der Prinz de Conti ſagte zu Law: Savés Vous bien qui je suis? Oui, antwortete Mr. Law.

des Königs Tafel, dem Grafen von Dreux gegenüber, speißte der edle Herr, der König von Navarra in Rock und Mantel von Sammis, mit Bändern, Spangen und Ringeln reichlich versehen; und ich schnitt ihm vor. An des Königs Tafel setzte der Graf von Artois, sein Bruder, die Speisen auf; und Vorschneider war der gute Graf Johann von Soissons. Zum Dienste bey Tafel waren der edle Herr Humbert von Beaujeu, der nachher Connetable von Frankreich geworden ist; der edle Herr Enguerrand von Louey, und der edle Herr Erchambald von Bourbon. Hinter diesen drey Baronen standen wohl dreyßig von ihren Rittern, in Röcken von Seidenzeug; und hinter diesen Rittern eine Menge Serjents, mit dem Wappen des Grafen von Poitiers in Zindeltaft gestickt.

Des Königs Kleidung war ein Rock von blauen Sammis, mit einem Oberrock und einem Mantel von rothem Sammis mit Hermelin ausgeschlagen, und einem Hut von Baumwolle auf dem Kopfe, der ihm sehr übel stand, weil er noch ein junger Herr war. Der König hielt dieses Hoflager in den Hallen zu Saumur. Es sollen dieselben von dem großen König Heinrich von England angelegt worden seyn, um darunter seine großen Gelage zu halten. Sie sind nach Art der Klöster der weißen Mönche gebaut; nur glaube ich, daß kein's davon bey weitem so groß sey; und warum mir das so vorkömmt, will ich gleich anführen. An den Wänden des Klosters, in welchem der König speißte, der mit Rittern und Serjents, die einen großen Raum einnahmen, umgeben war, aßen an einer Tafel zwanzig, zum Theil Bischöfe, zum Theil Erzbischöffe; und ausser dieser speißte noch neben dieser Tafel die Königinn Blanka, seine Mutter, am andern Ende des Klosters, da wo der König nicht aß.

Bey

sans cela je ne Vous respecterois pas, comme je fais. Der Prinz ſagte: Vous devés donc m'obeir. Law antwortete: je Vous obéirai, quand Vous serés Regent, und ging darauf weg.

Die Prinzeß de Leon kam in die Banque, und ließ ihre Lakaien rufen: Place pour Mde la Princesse de Leon! Sie, die gar klein iſt, ſchlüpfte indeß hin wo die banquiers allein mit ihren Commis waren. Sie ſagte: je veux de actions. Der Commis antwortete: donnés Vous patience; on les vend selon l'ordre qu'on les a demandées; ainsi il faut que d'autres en aient avant Vous, Madame. Indeß zog er die Schublade auf, wo die Actien in waren. Die Prinzeſſin warf ſich auf die Schublade; der Commis wollte es nicht laſſen. Das gab eine Bataille. Dem Commis wurde bange, eine Dame von Qualität geſchlagen zu haben, lief hinaus und ſagte: Qu'est donc cette Princesse de Leon? Einer von den Lakaien antwortete: C'est une Dame de grande qualité jeune et aimable. Non, ſagte der Commis, ce n'est pas cela. Ein anderer Lakai rief: la Princesse de Leon est une petite femme bossue par devant et par derrière, a les bras si longs qu'ils pendent à terre. Da rief der Commis: la voilà, la voilà, c'est elle. Den 16ten Jan. 1720.

15) Mr. Law iſt gar nicht karg, gibt unerhört viel Allmoſen, und große Summen, ſteht auch vielen armen Leuten bei. Den 16ten Jan.

16) Als mein Sohn eine Duchesse verlangte, mit ſeiner Tochter mitzureiſen, bis Genua, ſagte jemand, ſo ſich bei ihm fand: Monsieur, si Vous voulés avoir le choix des Duchesses, envoyés chés Mad. Law; Vous les y trouverez toutes rassemblées. Den 27ſten Jan. 1720.

17) Mylord Stairs kann nicht laſſen, ſeinen Haß gegen

gegen Law zu weiſen. Er trägt doch 3 gute Millionen davon. Den 2ten Febr. 1720.

18) Der kleine Law ſollte auch in des Königs Ballet tanzen; aber er hat die Rötteln bekommen. Den 9ten Febr. 1720.

19) Law, den die Leute hier wie einen Gott angebetet haben, den hat mein Sohn von ſeiner Charge abſetzen müſſen. Man muß ihn bewahren; er iſt ſeines Lebens nicht ſicher, und iſt erſchrecklich, wie ſich der Mann fürchtet. Den 31ſten Mai 1720.

20) Law iſt nicht mehr Controleur général, aber doch Directeur général de la banque et de la Compagnie des Indes. Den 4ten Juni 1720.

21) Er iſt noch über die Banque, doch hat man ihm Rathsleute vom Parlament zugegeben, vor welchen alles geſchehen ſoll, was in der Banque vorgehet. Den 11ten Juni 1720.

22) Sein guter Freund, der Duc d'Antin, hat ſeine Charge (Directeur de la Banque) haben wollen. Den 14ten Juni 1720.

23) Mr. le Duc hat erſtlich gegen Law geſprochen; 4 Millionen ſollen ihn wieder für ihn haben ſprechen machen; 3 Millionen für ihn, und eine für Mde de Prié. Den 14ten Juni 1720.

24) Man kann ſich nicht ärger fürchten als Mr. Law. Mein Sohn, ſo nicht furchtſam iſt, wiewohl er bedrohet wird, will ſich krank über Laws Bangigkeit lachen. Den 25ſten Juni 1720.

25) Mr. Law iſt wieder raſſürirt, und noch immer ein großer Freund von Mr. le Duc. Das bekommt dem Prince de Conti wohl, und macht ihn ſo närriſch, als er auch bei dem Peuple beliebt iſt. Es iſt Glück für uns, daß dieſer Herr ein ſo ſchrecklicher Poltron iſt; er könnte ſonſt meinem Sohn viel verdrießliche Händel anrichten. Als mein Sohn ſeiner Gemalin letzt-

mal

mal sagte: er wisse, daß ihr Mann cabalire, antwortete sie: Mais, Monsieur, que Voulez-Vous qu'il fasse. Il veut qu'on parle de lui, il n'a trouvé que ce moien là, sans quoi, que diroit-on de lui?

Law kann sich nicht salviren. Dieselbigen Soldaten, die ihn für dem Peuple bewahren, würden ihn nicht weglassen. Wohl zu Muthe ist ihm ganz und gar nicht; ich glaube aber nicht, daß ihn der Peuple verfolgen wird, denn sie fangen an, allerhand Lieder auf ihn zu machen; z. E.

Aussitôt que Law arriva, dans notre grande ville,
Monsieur le Régent publia, qu'il seroit fort utile,
Pour rétablir la Nation. La faridondaine, la faridondon,
Mais helas! il nous enrichit. Biribi, à la façon de barbari, mon ami.

Jamais de si barbares loix n'ont gouverné les hommes;
Qu'il est facheux d'être françois, dans le tems ou nous sommes,
Tout est Confusion. La faridondaine, la faridondon,
Chaque jour un nouvel Edit. Biribi à la façon etc.

Law fils aîné de Satan, nous met tous à l'aumone,
Il nous a pris tout notre argent et n'en rend à personne:
Mais le Régent humain et bon. La faridondaine, la faridondon,
Nous revend ce qu'on nous a pris. Biribi, à la façon etc.

Den 2ten Aug. 1720.

27) Law soll in solchen Aengsten seyn, daß er sich nicht hat resolviren können, heraus (nach St. Cloud) zu meinem Sohn zu kommen, so hier war, ob er ihm zwar

zwar eine von seinen Kutschen geschickt. Den 13ten Aug. 1720.

28) Law ist ein todter Mensch, bleich wie ein weiß Tuch. Man sagt; er könne sich von dem letzten Schrecken nicht wieder erholen. Den 16ten Aug. 1720.

29) Daß der Peuple Mr. le Duc haßt, ist nur, weil er gut Freund mit Law ist. Er führt Laws Kinder spatzieren nach St. Maur, und logirt sie dort. Den 23sten Aug. 1720.

Mr. Börsel fuhr dans la rue St. Antoine. Wie er von les grands Jesuites kam, fuhr ein fiacre und hielt grade vor seiner Kutsche, und wollte weder vor noch hinter sich; Börsels Lakai wurde ungeduldig darüber und schlug den fiacre. Börsel stieg ab und wollte dem Lakaien schlagen, daß er Händel anfängt. Der fiacre aber, um sich an Herrn und Knecht zu rächen, fängt an zu rufen: Voilà Law, qui veut me tuer, tués-le. Der Peuple kömmt mit Stein und Stöcken, und will über Börseln her. Er lief in die Kirche der Jesuiter, sie verfolgten ihn bis an den Altar. Da war ein klein Thürchen offen, das ins Kloster ging; er sprang hinein, und schlug die Thür hinter sich zu; ward also salvirt. Den 11ten Octobr. 1720.

30) Mr. de Chiverni, des Duc de Chartres Hofmeister, wollte in einer Chaise ins Palais Royal fahren; ein Kind von 8 Jahren fing an zu rufen: Voilà Law! Der Peuple versammlete sich gleich. Mr. de Chiverni so ein klein, alt, verschrumpelt Männchen ist, sagte selber possierlich: je savois bien, que je n'avois rien à craindre des que je monterois mon visage et ma taille. Sobald sie ihn also sahen, ließen sie ihn ruhig wieder in seine Chaise steigen und fortfahren. Den 11ten Octobr. 1720.

31) Den 10ten December hat sich Law retirirt. Den 13ten Decembr. 1720.

32) Er iſt auf eins von ſeinen Gütern 6 Meilen von Paris. Mr. le Duc, um ihn zu beſuchen, hat Mde de Prié ihre Poſtchaiſe genommen, und ſeine Lakaien graue Röcke anthun laſſen, ſonſten würde ihn der Peuple übel empfangen haben. Den 17ten Decembr. 1720.

33) Er iſt auf Brüſſel. Mad. de Prié hat ihm ihre Chaiſe geliehen; wie Mr. Law ſie wieder geſchickt hat, hat er ihr geſchrieben und einen Ring von 100000 L. geſchickt. Mr. le Duc hat ihm relais gegeben, und ihn mit 4 von ſeinen Leuten begleiten laſſen. Den 24ſten December 1720.

34) Bei ſeinem Abſchiede ſagte er zu meinem Sohn: Monseigneur, j'ai fait de grandes fautes, je les ai faites parce que je suis homme, mais Vous trouverez ni malice ni fripponnerie dans ma Conduite. Seine Frau will nicht aus Paris, bis alle ſeine Schulden bezahlet ſind. Den 27ſten Decbr. 1720.

König in Sicilien, Victor Amadeus II.

1) Der König von Sicilien ſoll allzeit von böſem Humor ſeyn, und mit ſeinen eigenen Maitreſſen allzeit angefangen haben zu zanken. Es nimmt mich Wunder, wie ſeine gute ehrliche Königin ihn ſo beſtändig und herzlich lieben kann; er lebt doch nun beſſer mit ihr als vor dieſem, ſeitdem er devot geworden. Den 21ſten Mai 1716.

2) Mad. de Verne iſt, glaube ich, 48 Jahr alt. Ich habe von ihrem Diebſtahl profitirt. Denn ſie hat nur 160 goldene Medaillen verkauft, ſo ſie dem König in Sicilien geſtohlen. Ich habe aber nur die Hälfte bekommen, von den goldenen Medaillen, ſo ſie dem König geſtohlen hatte. Sie hatte auch Kiſtchen mit

ſilber-

silbernen Medaillen gehabt; die sind alle in England verkauft worden. Den 2ten Aug. 1718.

3) Ich habe gehört, daß diese beide Verliebte, (der König in Sicilien und Mad. Verne) ganze Tage lang gezankt haben. Den 16ten Juni 1716.

4) Es ist gewiß, daß unsere liebe Königin von Sicilien, ein tugendsames Mensch ist, und die Gedult selber. Der König lebt doch nun besser mit Ihro Maj. seitdem er keine Maitressen mehr hat; denn die Devotion hat ihm das Herz und das Gemüth besänftiget. Den 24sten März 1716.

Groß-Herzogin, Gemalin von Cosmus III. de Florence.

1) Freilich hat kein Mensch approbirt, daß die Groß-Herzogin ihren Herrn verlassen, und dieß noch destomehr, da sie alles gute von ihm sagt, und ihr Leben beschreibt, so man ihr zu Florenz hat führen lassen, wie ein irdisch Paradies. Den 9ten Mai 1716.

2) Sie hält es für kein Unglück, gewandert zu haben, und alle grandeurs, so sie zu Florenz gehabt hat, sind nicht zu vergleichen mit diesem freien Leben. Sie ist possierlich, wenn sie ihre Historie erzählt. Sie flattirt sich selber ganz und gar nicht. Ich sage ihr oft: Savés Vous bien, ma Cousine, que Vous parlés contre Vous même? Sie antwortet: ah! je m'en soucie fort peu, pourvû que je ne voye point ce grand Duc. Den 3ten Nov. 1716.

3) Die Großherzogin kann man keiner amour bezüchtigen. Den 5ten Aug. 1717.

4) Der Großherzog gibt seiner Gemalin wenig Geld; ist ihr allbereits wieder 15 Monat schuldig, und die arme Herzogin hat Geld groß vonnöthen für ihre Ge-

Gesundheit, um wieder ins warme Bad nach Bourbon zu ziehen. Den 8ten April 1718.

5) Der Großherzog ist karg, bildet sich ein, seine Gemalin wird bald sterben, drum will er was daran ersparen, und hält allzeit mit der Bezahlung zurück. Den 13ten Mai 1718.

6) Die Großherzogin hat mir geschworen, daß den Tag wie sie nach Florenz gereiset, an nichts anders als an Wiederkommen gedacht hätte, und hätte es ins Werk gestellt, sobald es ihr möglich gewesen. Den 14ten Juni 1718.

Herzogin von Lothringen. Elisabeth Charlotte, Tochter von Philippe d'Orleans, Gemahlin Leopold Joseph Carls von Lothringen.

1) Meine Tochter fehlt nie, Abschied zu nehmen, wenn sie nahe zu ihrem Term [Zeit der Entbindung] kommt; meint, sie müsse sterben, kommt doch allzeit gar wohl davon. Den 9ten Jan. 1716.

2) Wenn man die jalousie einwurzeln läßt, ist sie nicht zu vertreiben; man muß beizeiten seine Parthie nehmen. Meine Tochter läßt sich nichts merken, aber sie leidet oft innerlich, und das kann nicht anders seyn. Sie liebt ihre Kinder gar sehr, und das Mensch, das der Herzog so lieb hat, und ihr Mann, lassen ihr keinen Heller; ruiniren ihn ganz. Craon ist wohl ein verfluchter falscher Hahnrei. Der Herzog von Lothringen weiß wohl, daß meine Tochter alles weiß; aber ich glaube, daß er ihr Dank weiß, daß sie ihn nicht drum plagt, sondern alles mit Gedult ausstehet. Denn er lebt mit ihr wohl, und sie hat ihren Herrn so herzlich

lich lieb, daß wenn er ihr nur ein paar gute Worte giebt, ist sie ganz wohl zufrieden und lustig. Den 19ten März 1716.

3) Ich glaube, die Zott in Lothringen hat dem Herzog eine von den Muskaten zu schlucken gegeben, wie die Reidschin dem Churfürsten von Sachsen; denn wenn er sie nicht siehet und nicht zu ihr kann, soll ihm der kalte Schweiß ausbrechen; und damit der Hahnrei [Craon s. Nr. 6.] allzeit gut und zahm mag bleiben, thut der Herzog, alles was er will. Den 7ten Septr. 1717.

4) Die Zott ist Hofmeisterin, und wird also wohl mit herkommen. Sie ist mehr Hofmeisterin als Dame d'honneur; denn ihr Mann und sie hofmeistern alles, aber wenig honneur ist bei ihnen. Den 2ten Novbr. 1717.

5) Diese Reise als er zu Paris gewesen, kostet dem Herzog 100,000 Rthlr. Den 1sten März 1718.

6) Man kann nicht leugnen, daß des Herzogs Maitresse, die Craon, ein gar angenehmes Mensch ist, ob sie zwar keine beauté ist. Sie hat eine schöne reine Taille, schöne Haut, schöne Farben, sehr weiß, aber was sie am schönsten hat, ist Mund und Zähne. Die Augen sind eben nicht die schönsten, gar gute Mienen hat sie, nicht die schönsten, aber ein air modeste so nicht mißfällt. Sie tractirt ihren Herrn so de haut en bas, als wenn sie Herzogin von Lothringen, und er Mr. de Tuneville wäre. Sie lacht sehr angenehm, und hat gar modeste Mienen an sich, hält sich gar ehrbar und respectueux mit meiner Tochter. Wenn sie allzeit so thäte, wäre nichts gegen ihr zu sagen. Den 11ten März 1718.

Es ist kein Mirakel, daß ein solch Weib geliebt wird. Sie ist der Mühe werth. Den 15ten März 1718.

7) Außer daß der Herzog von Lothringen mit mir zu Mittag ißt, sonst ist er ganz incognito hier, unter dem Namen Comte de Blamont. Den 5ten April 1718.

8) Vor diesem war des Herzogs größte Passion die Jagd; aber nun, deucht mir, ist Silvius ein Liebhaber geworden. Er will es verheelen, und je mehr er es verbergen will, je mehr merkt mans. Wenn man meint, daß er Kopf und Augen grade vor sich hat, so stehet der Kopf auf der Achsel, und die Augen starr auf die Mad. Craon. Es ist possirlich zu sehen. Den 19ten April 1718.

9) Ich kann nicht begreifen, wie meine Tochter ihren Herrn so herzlich lieben kann, wie sie thut, und doch nicht jalouse ist. Man kann nicht verliebter seyn, als ihr Herr von der Craon ist. Den 19ten April 1718.

10) Häßlich ist meine Tochter, und viel mehr als sie gewesen. Denn sie hat gar eine schöne Haut gehabt; aber sie ist nun ganz von der Sonne verbrannt. Das ändert sehr und macht alt scheinen. Sie hat eine häßliche und gar stumpfe Nase, und die Augen sind ihr gar hohl worden, aber ihre taille hat sich ziemlich conservirt, und wie sie wohl getanzt hat, hat sie noch gute Mienen, und man siehet wohl, wer sie ist. Und ich sehe viele sich sehr von guten Mienen piquiren, die sie nicht so gut haben als sie. Dem sey wie ihm wolle, so bin ich gar content mit meiner Tochter wie sie ist, und ist mir lieber, nicht schön und tugendsam, als wenn sie schön wäre und coquette wie andere. Den 6ten Mai 1718.

11) Der Brand zu Luneville ist nicht ohngefähr geschehen. Man weiß, daß Leute einem Weibe das Maul verstopft haben, so rufen wollte, daß es brennt. Dazu hat man einen rufen hören: ce n'est pas moi

qui

qui si mis le feu. Meine Tochter meint, es sey die alte Zott, die hätte sie alle verbrennen wollen; denn der, so gerufen, hat in des Duc de Noailles Haus gedient. Ich glaube aber vielmehr, daß die junge Zott, die Craon, Part daran hat. Denn Luneville ist meiner Tochter Habitation, wie man es hier heißt, und Witthum. Den 31sten Jan. 1719.

12) Die Zott zu Luneville siehet sehr mepriant aus, und tractirt ihren Liebhaber de haut en bas, als wenn sie gar nichts nach ihm fragte. Ich habe aber in meinem Leben nichts passionirteres gesehen, als der Herzog für sie ist; und sie will doch nicht, daß man es merken soll. Der Herzog ging mit ihr durch einen Saal hier, wo viel Pöbel war, die schrien: tiens, tiens, voilà le Duc de Lorraine avec sa maitresse. Die Craon fing bitterlich an zu weinen; wollte, daß es der Herzog meinem Sohn klagen sollte. Das that er. Mein Sohn fing an zu lachen und sagte: das hätte der König selber nicht wehren können, man müßte das nur verachten, und thun als wenn mans nicht hörte. Den 21sten Febr. 1719.

13) Der Herzog hat die größte Passion für die Craon, so ich mein Leben gesehen. Wenn sie in die Kammer tritt, siehet mans ihm an Gesicht. Vorher ist er inquiet, sieht beständig nach der Thür; kommt sie denn, so lächelt er und wird ruhig. Es ist possirlich zu sehen. Den 10ten März 1719.

14) Die Craon ist Hofsräulein bei meiner Tochter gewesen; da ist der Herzog verliebt in sie geworden. Craon war damals in des Herzogs Ungnade, weil er ihn abscheulich im Spiel betrogen; er sollte als ein Schelm weggejagt werden. Wie er aber ein schlauer Gesell ist, merkte er bald, daß sein Herr verliebt von Mselle de Ligneville geworden war, welches der Herzog doch abscheulich geheim hielt. In der Zeit starb

Bey der Königinn versah den Dienst der Graf von Boulogne, der nachher König von Portugal ward; der gute Graf von Saint-Pol; und ein Teutscher von achtzehn Jahren, der ein Sohn der heiligen Elisabeth von Thüringen gewesen seyn soll; daher man auch sagte: die Königinn Blanka habe aus Andacht ihn auf die Stirne geküßt, weil sie vernommen, daß ihn seine Mutter öfters geküßt habe. An einem andern Ende des Klosters waren die Küchen, die Keller, die Beckereyen und die Vorrathskammern; aus diesem Theile des Klosters bediente man den König und die Königinn mit Fleisch, Wein und Brod. In den andern Flügeln und auf der Wiese zwischen denselben speisten der Ritter so viele, daß ich ihre Anzahl nicht weiß. Viele Leute sagen, sie hätten nie so viele Oberröcke noch andere Besetzung von Gold bey irgend einer Feyerlichkeit gesehen, wie hier beysammen waren; und sie behaupten, es seyen der Ritter wohl dreytausend gewesen.

Nach diesem Gelage brachte der König den Grafen von Poitiers dahin, damit er sein Lehn wieder in Besitz nehmen möchte. Als aber der König nach Poitiers kam, hätt' er lieber nach Paris zurück kehren mögen; denn er fand, daß der Graf de la Marche, der am Johannisfest bey ihm an der Tafel gewesen war, eine gar große Menge Volks bey Joignant, ohnweit Poitiers, zusammengebracht hatte. Zu Poitiers verweilte der König beynahe vierzehn Tage; denn er wagt' es nicht sich zu entfernen, ohne sich erst mit dem Grafen de la Marche verglichen zu haben. Auch weiß ich nicht, wie oft ich den Grafen de la Marche zu Joignant ohnweit Poitiers zum König habe kommen sehen. Jedesmahl hatte er die Königinn von England, seine Gemahlinn, des Königs von England Mutter, bey sich.

Mde de Lenoncourt, meiner Tochter Dame d'atour, der Herzog mußte ſich ſo zu drehen, daß ſie Dame d'atour wurde. Craon iſt reich, ſie blut arm; er proponirte, die Dame zu heirathen. Der Herzog war froh, ſie einem zu geben, der mit dieſer Schelmerei unter der Decke ſpielen konnte; alſo wurde ſie Mad. de Craon, und hernach Dame d'autour. Die alte Hofmeiſterin ſtarb. Meine Tochter meinte ihrem Herrn einen großen Gefallen zu thun, und dem Craon auch, ſie zur Dame d'honneur zu machen. Das hat ſie eben zur déshonneur gebracht. Den 21ſten März 1719.

15 Meine Tochter iſt in Betrübniß, weil Craon und ſeine Frau eine Reiſe von 10 Tagen thun, um ein Marquiſat zu kaufen von 800 tauſend L. Der Herzog will nicht bei meiner Tochter bleiben, ſondern nimmt den Prätext, er wolle alle places fortes im Elſaß ſehen, und wird ſo lange ausbleiben, bis die ſo herzgeliebte Dame mit ihrem Manne wird wiederkommen. Das gehet meiner armen Tochter ſehr zu Herzen. Den 5ten Aug. 1719.

17) Der Herzog ſieht und hört nicht mehr als durch Craon, ſein Weib und ihre Creaturen. Den 10ten Octbr. 1719.

18) Meine Tochter hat ihren Herrn ſo erſchrecklich lieb, daß er ihr alles weiß machen kann, was er in der Welt will, ob ſie zwar von ſeiner Paſſion für die Craon perſuadirt iſt, und nicht daran zweifeln kann. Wenn der Herzog ihr ein wenig flattirt, und ſagt: er wäre nicht verliebt von der Craon, es wäre nur Freundſchaft; er hätte ſie lieb, und wenn ſie wollte, wollte er die Craon nicht mehr ſehen; aber es würde ihn doch aus Freundſchaft ſchmerzen, wenn er gedächte, daß Mad. de Craon ſeinentwegen verſchimpft werden ſollte; aber um ihr Gemüth in Ruhe zu ſetzen, wäre nichts, ſo er nicht thun wollte, um ihr zu erweiſen wie lieb er ſie hätte.

hätte. Wenn ich an meiner Tochter Platz wäre, würde mich die Falschheit noch böser machen. Aber sie glaubts heilig, bittet ihn gleich, die Craon wie ordinair zu sehen und meint ihr Herr hätte sie herzlich lieb, und der Herzog lacht in die Faust. Den 15ten Octobr. 1720.

19 Was ich am wunderlichsten an unserm Herzog von Lothringen finde, ist, daß er den Mann eben so herzlich liebt wie die Frau, und nicht ohne ihn leben kann; das ist schwer zu begreifen; aber Craon begreift es gar wohl, und verlieret keine Zeit, hat schon ein Guth gekauft für 1100 tausend L. Den 17ten Decbr. 1720.

Duc du Maine. Ludwig August.

1) Man kann nicht sagen, wer am schlimmsten ist, der Mann oder die Frau. Was aber gewiß, ist, daß kein falscheres und böseres Paar in der Welt ist, als dieses. Den 19ten Novembr. 171 .

2) Gestern hat das Parlament die Remonstrance gegen meinen Sohn gethan; es ist nicht schwer zu rathen, wo die Sache herkommt; sie sind 4 Stunden lang bei dem Duc und der Duchesse du Maine eingesperrt gewesen, und diese haben sie mit ihrem eignen Kutscher und Livrée wieder nach Haus geschickt. Den 20sten Juni 17 8.

3) Ich glaube das, was meinen Sohn verhindert, mit dem Duc du Maine in der Strenge zu verfahren, ist erstlich, daß er seiner Gemahlin Thränen und emportement scheuet, und zum andern, so hat er seinen andern Schwager, den Comte de Toulouse lieb. Den 12ten Jul. 1718.

4) Die alte Zott muß sich unsterblich glauben, im 83sten Jahre noch regieren zu wollen. Dies, was ihrem Duc du Maine begegnet, ist eine harte Knapp. Sie verliert aber doch noch keine Hoffnung, und soll sich nicht über die Maaßen betrübt haben. Das ängstigt mich noch mehr. Denn ich weiß, wie dies alte Weib mit Gift umgehen kann. Den 9ten Septbr. 1718.

5) Der Duc du Maine weiß gar wohl, wer seine Mutter gewesen. Er hat aber nur seine Hofmeisterin geliebt, und ihr nie Undank gewußt, daß sie seiner Mutter so einen schlimmen Dienst gethan, sie aus dem Sattel zu heben, und sich darin zu setzen. Den 4ten Octbr. 1718.

6) Den Duc du Maine hat der Hof erschrecklich gefürchtet, erstlich wegen der Maintenon, und zum andern, weil er allen Menschen bei dem König seel. böse Offices geleistet, und denen er am meisten versprach zu dienen, denen hat er die ärgsten Stücke angethan. Den 18ten Octbr. 1718.

7) Der Premier Président de Mème hat nicht Unrecht, des Duc du Maine Freund zu seyn; er hat ihm zu seiner Charge verholfen. Der Duc du Maine hat noch alle seine Chargen. Die von Grand-Maitre d'artillerie kann man ihm nicht nehmen, ohne ihm dem Kopf vor die Füße zu legen. Den 1sten Nov. 1718.

8) Mein Sohn kann und will ohnmöglich glauben, daß der Duc du Maine des Königs Sohn ist. Dieser Mensch ist allzeit falsch gewesen, und hat jedermann böse Offices gethan, deswegen ist er so gehaßt worden; war ein archiporteur [Erzverläumder.] Seine Gemahlin, das kleine Krötgen, ist viel violenter als er. Wie er gar furchtsam ist, so hält ihn die Furcht oft ein, aber das Weib, mit ihren

ren Comedien, miſcht du heroïque mit darin. Den 7ten März 1719.

9) Ich glaube wohl, daß der Comte de Toulouse des Königs Sohn ſey; aber ich habe allzeit geglaubt, daß der Duc du Maine Termes Sohn ſey. Denn der war ein falſcher Geſell, und der größte rapporteur vom ganzen Hof. Die alte Zott hat den König perſuadirt, daß nichts als Gottesfurcht und Tugenden in dem Duc du Maine ſtecken, und wenn er etwas von jemand antrug, ſagte ſie, es wäre für deren Beſtes, um ſie durch den König zu corrigiren. Alſo fand der König alles admirabel von ihm, und hielt ihn für einen Heiligen, wozu der Beichtvater P. le Tellier auch viel geholfen hat, der Zott zu gefallen; und der verſtorbene Kanzler Mr. Voizin, hat auch auf ihre Befehle für dem Duc du Maine geſprochen. Den 21ſten März 1719.

10) Der Duc du Maine iſt in ſeinem Gefängniß in eine ſolche Devotion gerathen, daß er ſich in der Oſterwoche ſchier zu Tode gefaſtet hat; iſt recht krank davon worden. Den 8ten April 1718.

11) Der Duc du Maine meinte, daß er meine Tochter bekommen ſollte. Aber gewiſſe Kaufleute hörten bei Mad. de Montespan, daß Mad. de Maintenon und ſie mit einander davon ſprachen, dachten nicht, daß gemeine Leute die Sache verſtehen würden; die nahmen das Wort und ſagten: Mesdames, ne Vous y joues pas, il Vous en coutera la vie, si Vous faites ce mariage. Das hat die Sache verhindert; Madame de Maintenon ging gleich zum König, und bat ihn, nichts mehr davon zu gedenken; denn es war ihr bitter bange. Den 24ſten Jul. 1716.

12) Mr. le Duc du Maine hat gemeint, weil er es ſchon ſo weit gebracht hatte, daß er Prince du Sang worden, ſo würde niemand Difficultäten machen, ihn

als einen Prince du Sang zum Königl. Stand zu erheben. Mit meinem Sohn und den Princes du Sang würde er schon zurecht kommen. Drum hat er und seine Zott meinen Sohn als einen Vergifter der Dauphine und des Duc de Berri von Haus zu Haus declarirt. Den 28sten Febr. 1719.

13) Er hat viel Verstand; aber le fort von seinem Verstande ist, daß er ganz artig und mit Verstand erzählen kann. Den 19ten Jan. 1719.

14) Mr. de Maine prätendirt sehr unschuldig zu seyn, meint durch sein unschuldiges Leiden den Himmel verdient zu haben. Das erfreut ihn, und macht ihn lustig. Von Natur ist er nicht melancholisch, hat alle sein Leben Possen getrieben und Histörchen erzählt. Vor den Leuten spricht er von niemand übel, aber bei des Königs seel. Zeiten.

Wenn man dem Geschrei des Hofes glauben will, so soll niemand gewesen seyn, den er nicht bei dem König eingehauen hat. Mad. de Montespan und Mad. de Maintenon haben ihn so erzogen, erstlich, um ihn wie einen Kettenhund loszulassen, und beißen zu machen, wenn sie wollten, hernach auch, um den König zu divertiren, und sich beliebt zu machen. Den 9ten Febr. 1720.

15) Gestern hat man bei meinen Sohn Urlaub [Erlaubniß] gefordert, daß Mr. le Duc du Maine sich mit seiner Gemahlin vergleichen möge. Mein Sohn hat geantwortet: il auroit pû s'accommoder sans m'en parler, car qu'il s'accommode ou qu'il ne s'accommode pas, je sais qu'en penser. Den 15ten Novbr. 1720.

16) Diese Bastarte sind von einer so boshaften und lasterhaften Mutter, daß Gott wissen mag, wer ihr Vater gewesen ist. Den 8ten Jul. 1718.

Du-

Duchesse du Maine Louise Benedicte, Tochter von Henr. Jul. de Condé.

1) Der Mad. du Maine amant tenant iſt der Kardinal de Polignac, aber ſie hat noch viele andere, den Premier Président, und ſonſt Burſchen. Den 12ten Jul. 1718.

2) Mad. du Maine iſt keine beauté, aber ſie hat viel Verſtand, iſt ſehr gelehrt, kann von allerhand ſprechen. Das lockt alle Gelehrte an ſie, und alle Malkontenten weiß ſie zu flattiren. Und gegen meinen Sohn zu ſchmälen, das iſt alle ihr charme. Sie iſt Herr und Meiſter von ihrem Mann. Er hat viele Chargen, kann viele Leute placiren, ein Regiment des Gardes, da er General von iſt; in der Artillerie, da er Grand-Maître von iſt; les Carabiniers, wo er alle Officiers einſetzt; ohne ſeine Regimenter. Damit ziehet er noch viele Leute an ſich. Den 14ten Octobr. 1718.

3) Es iſt gewiß, daß ſo lange ſie zu Dijon iſt, ſpielt ſie Roland le furieux, denn ſie iſt immer furieux; bald tractirt man ſie nicht hoch genug nach ihrem Rang, bald etwas anders. Aber ſie will nicht begreifen, daß ſie gefangen ſitzt, und noch etwas ſchlimmers verdient hat. Den 21ſten März 1719.

5) Mad. du Maine iſt nicht ſo difficil als der Kardinal Polignac, ſie lacht ihm gar nicht aus. Er ſoll ſehr an die Antwort auf die Briefe von Fiz Morix gearbeitet haben; unangeſehen, daß er dies Jahr noch ein großes éclairciſſement mit meinem Sohn gehabt und geſchworen, daß, ob er zwar der Mad. du Maine Freund ſey, daß er doch nichts gegen meinen Sohn thun wolle. Den 26ſten Jul. 1718.

6) Der Comte d'Albert war vergangenen Winter hier, machte ſich an Mad. du Maine. Der Kardinal Polignac wurde jaloux, folgte maskirt au ball. Wie er aber Mad. du Maine mit dem Comte d'Albert ſahe, konnte er ſich nicht halten, emportirte ſich; da kam es heraus, daß er maskirt im Ball geweſen, worüber man ſehr gelacht hat. Den 2ten Septembr. 1718.

7) Mad. du Maine wäre ſchier aus Bosheit geberſtet, ſie hatte ihre Zeit, wie ihnen dies Unglück zuſtieß; das iſt auf einmal ſtecken blieben, und hätte ſchier erſtickt. Es iſt aber wieder kommen. Den 13ten Septembr. 1718.

8) Alle beaux esprits haben ſich in den Verſammlungen der Mad. du Maine eingefunden. Sie raiſonnirt von gelehrten Sachen auf ein End. Den 7ten Octobr. 1718.

9) Mad. du Maine iſt nicht größer als ein Kind von 10 Jahren, nicht gar wohl gewachſen. Wenn ſie den Mund zuhält, iſt ſie nicht häßlich. Er gehet aber groß auf. Sie hat häßliche und übel geſetzte Zähne. Gar dick iſt ſie nicht. Sie trägt erſchrecklich viel roth, hat hübſche Augen, iſt weiß und blond. Wäre ſie ſo gut als ſie böſe iſt, wäre nichts gegen ſie zu ſagen; aber ihre Bosheit iſt unerträglich. Den 11ten October. 1718.

10) Mad. du Maine ſoll nun den Tag über ſtille ſeyn, und den ganzen Tag Karten ſpielen; wenn aber das Spiel zu End iſt, fängt das Turniren und die Raſerey an, und gehet über Mann und Kinder und Domeſtiken, daß ſie nicht wiſſen, was ſie anfangen ſollen. Den 18ten Novbr. 1718.

11) Der Duc du Maine hat ſeine Gemalin herzlich lieb, ſie piquirt ſich auch, ihren Herrn zu lieben; aber da wollte ich meine Hand nicht vor ins Feuer ſtecken. Den 8ten Novembr. 1719.

12) So

12) So traurig ich auch bin, so hat mich doch mein Sohn in Thränen lachen gemacht, wie er mir die Briefe erzählt, so Mad. du Maine an den Kardinal de Polignac geschrieben, und man in seinen Papieren gefunden. Sie ist in allen Stücken ein ehrbares, tugendsames Mensch. In einen von diesen schönen Briefen stond: Nous allons demain à la Campagne; je rangerai les appartements de façon que votre chambre sera prés de la mienne. Fachere à faire aussi bien que la derniére fois. et nous en donnerons à coeur joye Den 3 sten Jan. 1719.

13) Sie ist Herr und Meister von ihrem Mann, daß sie ihn, wie man sagt, oft geschlagen haben solle; denn sie ist gräulich violent. Den 3ten Febr 17 9.

14) Mad la Princesse weiß wohl, daß ihre Tochter eine Galanterie mit dem Kardinal de Polignac gehabt hat. Auch hat sie ihren möglichsten Fleiß gethan, ihr diese Sache aus dem Kopf zu bringen; hat ihr heimlich wissen lassen, daß der Kardinal ihr untreu ist, und sie mit ihrer Montauban betrügt; aber das hilft nichts. Der Duc du Maine weiß alles perfect wohl, er hat an seine Schwester geschrieben. Ce n'est pas en prison qu'on devroit me mettre, mais en laquette, pour m'être ainsi laissé mener par le nez par ma femme. Den 10ten März 1719.

15) Mad. du Maine hat gemeint, wenn sie nach Charlons sur Saone kommen würde, daß sie ganz frei dort seyn sollte, und nur die Stadt zum Gefängniß haben; so bald sie aber erfahren, daß sie wie zu Dijon in die Zitadelle eingesperrt seyn würde, hat sie nicht mehr hingewollt. Den 28sten April 1719.

16 Die Duchesse du Maine bereuet ihre Verrätherei gar nicht, meint, sie habe etwas gar schönes gethan. Den 21sten April 1719.

17) Mad.

17) Mad. du Maine wird endlich ein recht Märtchen werden; denn sie hat abscheuliche Vapeurs. Ihre Frau Mutter hat meinen Sohn gebeten: er sollte Mad. du Maine nach Anet in ihr Haus lassen; da wolle sie für ihre Frau Tochter antworten, daß sie niemand sprechen, und dort gefangen bleiben sollte. Worauf mein Sohn geantwortet: daß wenn Mad. du Maine sich contentirt hätte, gegen sein Leben zu conspiriren, würde er es ihr von Herzen verzeihen, und sie auf freien Fuß lassen, aber weil sie sich an den Staat vergriffen hätte, müßte er sie gegen seinen Willen gefangen halten. Es ist nicht wahr, daß der Duc du Maine Urlaub zu jagen hat, er hat nur Urlaub auf einem bidet mit 4 Personen um die Citadelle zu reiten, um frische Luft zu schöpfen. Den 5ten August 1719.

18) Der Abbé de Mauberrier und Mdselle de Langeron haben Mad. la Princesse persuadirt: Mad. du Maine läge auf dem Tod krank, und begehre nur noch ihre liebe Frau Mutter vor ihrem Ende zu sehen, und weil sie unschuldig sterbe, wolle sie noch den Segen von ihr empfangen. Mad. la Princesse ist mit Angst und Thränen zu ihrer Frau Tochter gegangen. Wie sie aber in das Haus kam, lief sie ihr gesund und frisch entgegen. Mselle de Langeron aber sagte: sie stellte sich nur frisch, um Mde la Princesse die Inquietüde zu benehmen. Den 7ten Novembe. 1719.

19) Mein Sohn läßt Mad. du Maine wieder los, weil sie ihm alles gestanden hat von ihrer Conspiration. Sie hat alles schriftlich aufgesetzt. Den 2ten Jan. 1720.

Mad. du Maine ist sehr offendirt gegen meinen Sohn, daß er ihren Brief im vollen Rath hat lesen lassen. Den 23sten Jan. 1720.

20) Nach-

20) Nachdem Mad. du Maine alles gestanden, was sie gethan, läßt sie mein Sohn wieder nach Sceaux kommen, und stellt sie also wieder auf freien Fuß. Und weil sie in ihrer Beichte bekannt, daß sie alles ohne Wissen ihres Herrn gethan in seinem Namen, läßt man ihn auch wieder kommen in sein Haus nach Cluguy bei Versailles. Den 5ten Jan. 1720.

21) Mad. du Maine hat an meinen Sohn geschrieben, daß wofern sie noch was vergessen hätte, sollte er Moelle de Lonnay fragen; die wüßte alles. Wie mein Sohn hingeschickt, sie zu fragen, hat sie gesagt: je ne sais si la prison a tourné la tête à ma Maitresse; mais la même chose n'est point arrivé à moi. Je ne sais rien et je ne veux rien dire. Den 23sten Jan. 1720.

22) Mr. le Duc du Maine will seine Gemalin sein Leben nicht wieder sehen. Man wird ihm den Brief nicht weisen, und nichts, was seine Gemalin gethan, ihn mit Hirschgewichter zu krönen. Den 23sten Januar 1720.

23) Mad. du Maine hat in allen Provinzen Edelleute gewonnen und herum geschickt, und zum Revoltiren aufhetzen lassen, aber nirgends hat man wollen anbeißen als in Bretagne. Den 13ten Febr. 1720.

24) Mad du Maine ist noch nicht in die Comedie gegangen. Das bedeutet, daß sie noch ganz betrübt über ihres Herrn Ungnade ist; denn wie man sagt, so hat sie ihm geschrieben, er hat ihr den Brief aber unaufgemacht wieder zurück geschickt. Den 26sten April 1720.

25) Mad. du Maine kam vor wenig Tagen bei meinem Sohn, und bat ihn, er möchte sich doch nicht opponiren, daß ihr Herr sich wieder mit ihr vergleichen

Viele Leute sagten, der König und der Graf von Poitiers hätten mit dem Grafen de la Marche einen nachtheiligen Frieden geschlossen.

Nachdem der König von Poitiers zurückgekommen war, kam in kurzer Zeit darauf der König von England nach Gascogne um den König von Frankreich zu bekriegen. Unser heiliger König zog ihm mit so viel Mannschaft, als er aufbieten konnte, zum Kampf entgegen. Nun kamen der König von England und der Graf de la Marche vor eine Burg mit Nahmen Taillebourg, an einem schnellen Flusse, Nahmens Tarente, an eine Stelle, wo man nicht anders hinübersetzen kann, als auf einer sehr schmalen Brücke von Stein. Sobald der König vor Taillebourg angelangt war, und beyde Heere sich sehen konnten, boten unsere Krieger, die das Schloß vor sich hatten, mit großer Mühe alle ihre Kräfte auf, und setzten mit Gefahr, theils auf Nachen, theils auf der Brücke hinüber, und fielen die Engländer an. Es begann ein allgemeines, ungestümmes Gefecht. Als der König das sah, begab er sich in Gefahr mit den andern; denn gegen einen Mann, den der König hatte, als er gegen die Engländer übergegangen war, hatten die Engländer deren wohl hundert. Gleichwohl begab es sich, wie Gott es fügte, daß die Engländer, als sie den König übersetzen sahen, die Fassung verloren, und sich in die Stadt Saintes warfen. Verschiedene von unsern Leuten drangen mit in die Stadt ein, und wurden gefangen.

Diejenigen von unsern Leuten, die in Saintes gefangen wurden, brachten die Nachricht zurück, sie hätten einen großen Zwist zwischen dem König von England und dem Grafen de la Marche gehört.

In

chen möchte. Mein Sohn lachte und antwortete: je ne m'en melerai pas; car j'ai appris de Sganarelle, qu'entre l'arbre et l'écorce il ne faut pas mettre le doigt [zwischen Baum und Rinde muß man den Finger nicht stecken"!] Paris sagt, daß sie sich wieder vergleichen werden. Geschiehet es, so kann man sagen, wie Ihr Gnaden, mein Hr. Vater, allzeit zu sagen pflegten: Accordés Vous, canaille! Den 4ten Juni 1720.

26) Mein Sohn hat vergangenen Samstag erzält, wie das Müsterchen ihn bitten können, sie wieder mit ihrem Mann zu vergleichen. Mein Sohn sagte: das stünde mehr bei ihr, als bei ihm. Ich weiß nicht, ob sie dieses für ein douceur genommen, oder was ihr angekommen. Allein sie ist von dem Kanapee aufgesprungen, meinem Sohn um den Hals gefallen, und hat ihn auf beiden Seiten wider seinen Willen geküßt. Den 18ten Jun. 1720.

27) Der Duc du Maine hat sich ganz wieder mit seiner Eheliebsten vereinigt. Das hat mich nicht surprenirt. Denn ich habe allezeit wohl gesehen, wo der Hase im Pfeffer liegt. Den 26sten Novbr. 1720.

28) Die alte Zott hat sich (als der Prozeß wegen der legitimation der Bastarde zu Ende gegangen) gar eingezogen gehalten. Niemand kann wissen, daß sie sich das geringste hat verlauten lassen, das macht mich glauben, daß das Weib noch ein dessin im Kopfe hat, was es aber seyn mag, kann ich nicht errathen. Den 24sten August 1717.

Die Herzogin von Zelle war gar von gemeinen Leuten, wollte hier als eine große fortune, den Vater von einem meines Herrn ersten Kammerdienern heirathen, so selbe Charge hatte; in den Stand kann man

man wohl lernen charitable zu seyn, aber nicht mit fürstlichen Leuten umzugehen. Den 31sten Jan. 1719.

2. Die Bastarde aus Furcht, daß man sie und die Prinzen vom Geblüte jugiren möge, haben vor etlichen Monaten viele vom hiesigen Adel an sich gezogen, und nachher eine gar unrechte Supplik gegen die Ducs et Pairs gegeben. Mein Sohn hat die Supplik nicht annehmen wollen, und ihnen verbieten lassen, Versammlungen zu halten, weil ihre Versammlungen nur auf Revolten angesehen seyn. Dieses ohngeachtet, haben sie, durch des Duc de Maine und seiner Gemalin Anstiften, immer fortgefahren, und sind so insolent geworden, daß sie meinen Sohn ein Memoire geschickt, und eins ans Parlament, worin stehet: daß der Noblesse allein gebühre, die Sachen der Princes du Sang gegen die Princes légitimés zu decidiren. Dreißig haben dies Memoire unterschrieben. Mein Sohn hat sechs der Vornehmsten von ihnen gefangen nehmen lassen; drei sind in der Bastille, und drei nach Vincennes gesteckt worden. Sie heißen: Mr. de Chatillon, de Rieux, de Beaufremont, de Polignac, de Clermont und D'O; welcher bei dem Comte de Toulouse ist, und sein Hofmeister gewesen. Des Clermonts Frau ist Dame bei Madame la Duchesse de Berri; sie ist die schlaueste nicht, und sagte überlaut vor der Duchesse de Berri: die Sachen mögen gehen wie sie wollen, so werde ich doch und mein Mann Leib und Leben für dem Comte de Toulouse darsetzen, woraus wohl klar erscheint, daß alles von den Bastards herrührt. Ich muß doch auch sagen, wie undankbar diese Leute seyn. Der Chatillon war ein armer, blutarmer Edelmann, dessen Vater eine kleine Charge bei Mr. Gaston hatte, von denen so nur in die Anti-Chambre bleiben, und nie mit ihrem Herrn in den Kutschen fahren; denn die so die rechten Descendenten von dem alten Hause Chatillon prätendiren zu seyn, wollten dem

Cha-

Chatillon, der eines Procureurs Tochter geheirathet, disputiren, daß er nicht vom rechten Hause Chatillon wäre, sondern nur von Bastards her. Dessen Sohn wurde Cadet unter des Königs Leibgarde, und wenn im Sommer junge Officiers baden gingen, nahmen sie den jungen Chevalier de Chatillon mit, um ihre Kleider zu verwahren, schenkten ihm einen Thaler zum Nachtessen. Diesen armen Menschen nahm Monsieur ins Haus, hat ihm l'ordre du Cordon bleu geben lassen, seinen Proceß wieder angefangen, Geld gegeben, und gemacht, daß er seinen Proceß gewonnen, und vom Haus Chatillon ist deklarirt worden. Er hat ihn zum Capitaine des Gardes gemacht, eine große Pension gegeben, welche ihm mein Sohn continuirt, ihm auch sein Logement im Palais Royal gelassen. In diesem Logement hat dieser undankbare Mensch seine Versammlungen gegen meinem Sohn gehalten. — Des de Rieux Groß-Vater hatte negligiret, daß ihm der König mon Cousin schrieb. Mein Sohn hat ihm diese Ehre wieder gegeben, und seinem Bruder eine Charge in der Gendarmerie, und noch andere Gefallen mehr gethan.

Chatillon hat den ganzen Adel wollen gegen meinen Sohn anstiften; das ist der Lohn für seine Gutthaten. Meines Sohnes Gemalin die ist getrost und lustig, weil sie meint, daß es wohl für ihrem Bruder gehet. Den 22sten Jun. 1716.

Geheime

Geheime Denkwürdigkeiten

über die

Regentſchaft

Philipps von Orleans

von

Ludwig Herzog von St. Simon.

VI. Buch.

Inhalt des VI. Buchs.

I. Fortgesetzte Schilderung des Französischen Hofes. Der Cardinal Dûbois sucht den Marschall von Villeroy zu verdrängen. II. Er verbindet sich zu dem Ende mit dem Herzog von St. Simon seinem Feinde. III. Der Regent, der Herzog von St. Simon und Dûbois berathen sich deßwegen mit einander. IV. Villeroy wird heimlich aufgehoben. V. Wie der junge König Ludwig XV. das Unglück seines Gouverneurs erfährt: der ehemalige Bischoff von Frejûs flüchtet sich nach la Trappe. Charost wird Gouverneur des Königs. VI. Der Cardinal Dûbois wird zum ersten Minister erklärt: Gegenvorstellungen des Herzogs von St. Simon, um den Regenten davon abzubringen. VII. Dûbois stürzt, sobald er erster Minister ist, Belle-Isle und le Blanc, und trifft Maaßregeln, um den Regenten zu stürzen. VIII. Gesinnung des Königs gegen den Regenten. IX. Scheußliche Krankheit Dûbois's: er stirbt an den Folgen der Operation. X. Seine Reichthümer, seine Talente und Charakter. XI. Schleuniger Tod des Regenten; Achtung des Königs gegen ihn.

XII. Unterhaltung der Allianz mit England unter dem Ministerium von M. le Dûc; Dûbois und die Prie, die Maitresse von M. le Dûc, Söldlinge von England. XIII. Krankheit des Königs und Plan des Hofes, die Infantin zurückzuschicken.

XIV. Fleury wird erster Minister und unterhält den Frieden mit England.

I.

Dübois, nicht damit zufrieden, daß er Minister, Vertrauter des Regenten und Erzbischoff von Cambray war, wollte auch noch Cardinal und erster Minister werden. Es ist bekannt genug wie und warum er die Partei der Jansenisten der Wuth der Jesuiten zur Beute gab, nämlich um Cardinal zu werden, obgleich der Regent seine Autorität und Regentschaft der Partei des Parlements, so zu sagen, schuldig war.

Um ohne Hinderniß zum ersten Minister declarirt zu werden, wünschte Dübois den Marschall von Villeroy zu stürzen; aber dieß war ein Kraftstück, dessen Schwierigkeit er, so oft er es zu unternehmen gesucht, wohl gefühlt hatte, das alle Tage schwieriger und gefährlicher wurde und das er sogar ganz aufgegeben hatte.

Indessen schien dem Abbé jeder Tag, der seine Declaration als Minister aufschob, eine Ewigkeit, und gleichwohl wagte er nicht, den großen Schritt zu beschleunigen, ohne vor dem Aufruhr gedeckt zu seyn, den der Marschall Villeroy erregen würde; er mußte fürchten, daß er noch so manche andere, die nicht ohne seinen Beistand laut zu werden sich getrauten, ermuntern und aufwiegeln würde; und der vereinigte Angriff, den alle auf den Regenten thun würden, konnten den Cardinal leicht in die Gefahr bringen, im Augenblick, wo er gestiegen war, wieder gestürzt zu werden, wo er dann

seine gegenwärtige Lage nur zu sehr zurückwünschen würde.

In dem Hinbrüten über solchen Gedanken, die ihn ganz beschäftigten und in der Unentschlossenheit, in der er sich befand, verdoppelte sich sein Eigensinn und üble Laune, und machte ihn immer mehr unzugänglich, und die wichtigsten dringendsten Geschäfte wurden hintangesetzt. Endlich entschloß er sich, noch einen Versuch gegen den Marschall Villeroy zu wagen; da er es aber nicht auf sich allein nehmen wollte, so suchte er es durch den Cardinal Bissy zu machen, der wegen seines Betragens in Rücksicht der Bulle und weil er den Jesuiten seinen guten Freunden den königlichen Beichtstuhl wiedergegeben und, was ihn nicht weniger anging, weil er dem Cardinal Noailles und seiner abschlägigen Antwort getrotzt hatte, mit ihm äußerst zufrieden war. Dübois eröfnete Bissy seine Noth, welches Betragen er vom Marschall Villeroy erfahre, in welche Abhängigkeiten und Schuldigkeiten er gegen ihn gesetzt sey, und was er alles bei ihm versucht, um einen Frieden von ihm zu erhalten, den er nie verdient, der aber zum Fortgang der Geschäfte und zur Erhaltung des Wohlstandes zwischen einem Manne, dem der König sein Vertrauen geschenkt und dem, in dessen Hände der Regent die Geschäfte gelegt, so nöthig sey. Er stellte ihm vor, welche gute Folgen es nothwendig haben würde, wenn er durch seine Vermittelung den ewigen Ausfällen des Marschalls auf ihn ein Ziel setzte und ihn dahin stimmte, daß er ihn (Dübois) als einen Menschen betrachtete, der sich nie gegen ihn verschuldet, der stets sich bestrebt, die Ehre seiner Huld zu verdienen, der alles gethan, um ihm sein Portefeuille mittheilen und ihm überhaupt alle Geschäfte mit vollem Vertrauen vorlegen zu dürfen; und er hoffe dieses gute Werk von seinem Interesse für die gute Sache und von

der

der Freundschaft des Marschalls von Villeroy gegen ihn, um derentwillen er gern seinen Vorstellungen Gehör geben würde.

Die innige Verbindung des Cardinals von Bissy und des Marschalls von Villeroy mit Frau von Maintenon, die Intriguen der Constitution, der Haß gegen den Cardinal Noailles, den der Marschall als Höfling ebenfalls angenommen, und der seit der Regentschaft durch den Haß gegen den Herzog von Noailles verstärkt worden war, alles dieß hatte Villeroy und Bissy verbunden.

Der ehrgeizige Heilige ergriff also eine so gute Gelegenheit, seinem Mitbruder einen so sehr gewünschten Dienst zu leisten. Bissy, der sich von so weit unten zu dem Punkte hinauf gearbeitet hatte, auf dem er stand, sah alles was er hatte nur als Stufe zu etwas Höherm an; er wünschte seinen Neffen zu etwas Großem zu verhelfen, und seit er das Conseil für Cardinäle offen sah, wünschte er sehr daselbst der Dritte zu seyn. Außer dem eignen Glanz, den er dadurch erhalten würde, rechnete er besonders darauf, daß dieß der sicherste Weg sey, um seinen Neffen zu allem zu verhelfen; und wenn es ihm gelang, Dübois jenen ärgerlichen Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen und ihn mit Villeroy in ein gutes Vernehmen zu setzen, ihn folglich dem Regenten wieder näher zu bringen, so konnte er sich alles von Dübois und durch ihn von seinem Herrn versprechen.

Bissy arbeitete also für Dübois bei Villeroy, und es gelang ihm, ihn zu überreden, so daß ihn dieser bat, mit dem Cardinal Dübois seinetwegen zu reden. Wer war froher, als die beiden Cardinäle. Dübois bat Bissy, Villeroy alles zu sagen, was seine Freude am lebhaftesten ausdrücke, und daß er vor Ungeduld brenne, zu ihm kommen zu dürfen, um ihn selbst davon zu ver-

sichern. Bissy säumte nicht, diesen angenehmen Auftrag auszurichten, und Villeroy, der nicht dahinten bleiben wollte, that Bissy den Vorschlag, daß sie beide mit einander zu Dübois gehen wollten. Der Zufall wollte, daß sie eines Dienstags morgens zu ihm gingen, gerade als ich, ich weiß nicht mehr in welcher Angelegenheit, von Meudon, wo ich wohnte, nach Versailles kam, um mit dem Regenten zu sprechen.

Bissy und Villeroy fanden bei Dübois alle auswärtigen Minister versammelt, deren Audienztag bei ihm war und die in dem Vorzimmer des Cardinals auf Audienz warteten.

Es war seit langer Zeit die Gewohnheit bei diesen Audienzen eingeführt, daß die auswärtigen Minister, einer nach dem andern, so wie sie in dem Wartezimmer angekommen waren, vorgelassen wurden, um Rangstreitigkeiten zu vermeiden. Bissy und Villeroy fanden Dübois mit dem Russischen Gesandten in seinem Cabinet eingeschlossen. Man wollte dem Cardinal einen so neuen Besuch, als der Marschall von Villeroy war, anmelden; aber er wollte es nicht zugeben und setzte sich unterdessen mit Bissy auf ein Canapee nieder.

Als die Audienz geendigt war, begleitete Dübois den Ambassadeur aus seinem Cabinet; er erblickte sogleich die auf dem Canapee Sitzenden, sah Villeroy und eilte augenblicklich auf ihn zu, sagte ihm in aller Gegenwart tausend Danksagungen mit vielem Bedauren, daß er ihm zuvorgekommen, da er nichts als die Erlaubniß, zu ihm kommen zu dürfen, erwartet, und bat Bissy und ihn, mit ihm in sein Cabinet zu gehen. Sie thaten es, Dübois entschuldigte sich bei den Ambassadeurs, verließ sie und folgte jenen ins Cabinet.

Eine Menge gegenseitiger Complimente, und mancherlei Eröfnungen von Seiten Bissys über die Sache, waren das Vorspiel der Conferenz; hierauf folgten

Be-

Betheurungen von Seiten Dübois's und Erwiederungen vom Marschall; aber durchs viele Antworten verstrickte sich Villeroy in seine Phrasen, und bald piquirte er sich darauf, sich manche Freiheit zu nehmen, und fing an, Dübois harte Wahrheiten zu sagen, und so gerieth er immer mehr in Hitze und sagte immer härtere Dinge, die endlich ins Beleidigende fielen.

Dübois war nicht wenig erstaunt, nahm aber nichts auf und schien die Härte seiner Aeußerungen nicht fühlen zu wollen; da aber Villeroy immer härter ausfiel, suchte ihm Bissy mit Recht Einhalt zu thun, wollte Erklärungen machen zum Vortheil der Sache und den Marschall überreden, daß dieß seine Meinung sey; aber dem Marschall nahm die Hitze immer mehr den Kopf ein, und so kam es zu den gröbsten Beleidigungen und bittersten Vorwürfen. Umsonst suchte Bissy ihn zum Schweigen zu bringen und ihm vorzustellen, wie sehr dieß alles dem widerspreche, was er ihm versprochen und aufgetragen habe, Dübois zu sagen, und wie unanständig es sey, zu einem Menschen zu kommen und ihn zu mißhandeln, zu dem er wegen Vollendung einer vorbereiteten Versöhnung gegangen sey. Was immer Bissy sagen mochte, reizte nur den Marschall noch mehr, alles gegen Dübois auszuschütten, was Insolenz und Verachtung beleidigendes gegen einen Minister eingeben können.

Dübois war verwirrt und brachte kein einziges Wort vor; und Bissy suchte in seiner Bestürzung den Marschall zum Schweigen zu bringen und die Hitze zu dämpfen, die sich seiner bemächtigt hatte. Dieser hatte sich so gestellt, daß er ihnen den Ausgang versperrte und sagte immer schönere Dinge. Endlich des Schimpfens müde, legte er sich auf Drohungen und Spotten; er sagte zu Dübois, jetzt da er sich offen gezeigt, so ständen sie nicht mehr auf dem Fuße, sich ein-

In diesem Zwist habe der König den Grafen de la Marche vorgeworfen: er habe ihn vermocht herüberzukommen, indem er ihn versichert, er würde in Frankreich mächtigen Beystand finden.

Noch an eben dem Abend brach der König von England von Saintes auf, und zog nach Gascogne. Der Graf de la Marche aber, der seinen Verlust nicht wieder ersetzen konnte, stellte sich dem König als Gefangener, brachte auch seine Gemahlinn und seine Söhne mit in die Gefangenschaft. Daher bekam denn der König durch Friedensschluß, ein großes Stück von den Landen des Grafen; nur weiß ich nicht, wie viel, denn ich war nicht gegenwärtig, indem ich damahls noch keinen Harnisch angelegt hatte. Ich habe aber sagen gehört, ausser dem Lande, habe der König noch zehntausend Livres Pariser Währung und nachher alle Jahre eben so viel in seinen Schatz erhalten.

Als wir zu Poitiers waren, sah ich einen Ritter mit Nahmen Monseigneur Gottfried von Ranon, der wegen eines groben Schimpfs, den ihm der Graf de la Marche angethan, auf alle Heiligen geschworen hatte, sich nie die Haare nach Ritterart scheren zu lassen, sondern sie, nach weiblicher Sitte, lang und abgetheilt zu tragen, bis er sich an dem Graf de la Marche entweder mit eigener Hand, oder durch jemand andern gerochen sähe. Jetzt, da der edle Herr Gottfried den Grafen de la Marche, dessen Gemahlinn und Söhne sah, wie sie auf den Knien vor dem Könige um Gnade baten, ließ er in Gegenwart des Königs, des Grafen de la Marche, und aller Anwesenden einen Schemel bringen, und sich das Haar wieder scheren. Auf diesem Zuge gegen den König

ander verzeihen zu können. Er wolle es ihm nur sagen, daß er über kurz oder über lang ihm den härtesten Streich versetzen würde, der in seinen Kräften stände; aber er wolle ihm mit derselben Aufrichtigkeit einen guten Rath geben. „Sie sind allvermögend, fuhr er fort, alles beugt sich vor Ihnen, nichts widersteht Ihnen; glauben Sie mir, Sie haben nur noch etwas zu thun, bedienen Sie Sich Ihrer Macht, schaffen Sie Sich Ruhe, lassen Sie mich arretiren, wenn Sie es wagen. Wer wird es Ihnen hindern? Lassen Sie mich arretiren; Sie haben nur noch dieß zu thun.“ Hierzu gab er noch Erklärungen, trotzte und schmähte mit einer Zuversicht, als wenn den Himmel stürmen und ihn arretiren lassen, eins und dasselbe wäre.

Man kann sich vorstellen, daß allen diesen heftigen Aeußerungen nicht wenig Gegenvorstellungen und lebhafte Verweise von Seiten Bissy's entgegengesetzt wurden; aber der Strom war nicht aufzuhalten. Endlich von Zorn und Unwillen gegen den Marschall von Villeroy außer sich, von dem er sich selbst so hart getäuscht sah, ergriff er ihn beim Arm und bei den Schultern und schob ihn zur Thür hinaus und ging selbst mit ihm weg.

Dübois mehr todt als lebendig, folgte ihnen, so gut er konnte; man mußte sich vor den Gesandten, die im Vorzimmer warteten, zusammennehmen. Aber alle mochten sich zwingen, soviel sie wollten, es entging keinem der Minister, daß eine gewaltsame Scene im Cabinet vorgegangen seyn müßte, und bald war Versailles von dieser Neuigkeit voll, die durch die öffentlichen Prahlereien und Schmähungen des Marschalls von Villeroy auf das beste aufgeklärt wurde.

II.

Ich hatte lange mit dem Herzog von Orleans gearbeitet und geplaudert; er war in seine Garderobe gegangen und ich stand hinter seinem Büreau und brachte einige Papiere in Ordnung, als ich den Cardinal Dübois hereinstürzen sah, ganz außer sich, mit verstörten, vor dem Kopfe liegenden Augen. Als er mich allein sah, fragte er ungestüm: „wo ist der Herzog von Orleans? Ich bin verloren, sagte er, ich bin verloren" und lief in die Garderobe.

Der Herzog, der ihn gehört hatte, lief ihm entgegen und traf ihn an der Thüre des Cabinets. Sie kamen zurück, und ich fragte, was es gäbe. Er erzählte hierauf mit seinem gewöhnlichen Stottern, das noch die Wuth vermehrte, den schon beschriebenen Vorfall, noch viel umständlicher, als ich es gethan. Hierauf sagte er zum Regenten: Se. Königl. Hoheit würde nun selbst merken, was der Marschall im Schilde führe; und nach einer Beschimpfung dieser Art müßte der Herzog auf der Stelle bedenken, was er thun könne und wolle; er möchte zwischen ihm und dem Marschall von Villeroy wählen, weil, so lange dieser am Hofe bliebe, er mit Ehren nicht länger daselbst bleiben und sich in kein Geschäft mehr einlassen könne.

Der Herzog und ich, wir glaubten beide zu träumen, als er uns diese Erzählung machte. Wir thaten mehrere Fragen, um uns von dem Factum zu überzeugen. Aber wir fanden keine Abweichungen und Widersprüche in den Antworten des Cardinals, so sehr er auch in Wuth war; jeden Augenblick gab er jene Alternative wieder und schlug vor, daß man den Cardinal Bissy als Augenzeugen kommen lassen sollte.

Man stelle sich vor, was für eine Scene es nun hier wieder gab, und gern hätte ich ihrer überhoben

seyn mögen. Der Cardinal bestand immer auf jener Alternative, und der Herzog gerieth darüber in Verlegenheit und fragte mich: was ich davon dächte? mit der Voraussetzung, wie es schien, daß ich ein Mann sey, der sich immer dem Rang des Marschalls von Villeroy entgegengesetzt habe. Ich antwortete, ich sey so bestürzt und so verwirrt über diesen sonderbaren Vorfall, daß ich vorerst meine Gedanken sammeln müßte.

Der Cardinal, der sich an den Herzog, nicht an mich wendete, bestand auf einem Entschluß. Der Herzog drang aufs neue in mich und ich sagte endlich: bis jetzt hätte ich die Abdankung des Marschalls von Villeroy als ein sehr gefährliches Unternehmen angesehen, aus Gründen, die ich Se. K. H. mehrmals auseinander gesetzt; ich hielte es noch immer für eben so gefährlich, zum wenigsten jetzt, da der König, sein Zögling, älter und seiner Volljährigkeit nahe wäre; aber so gefährlich es auch seyn möchte, so mache der entsetzliche Vorfall, der eben geschehen, es weit gefährlicher, ihn an der Seite des Königs zu lassen; und man könnte nicht läugnen, daß das, was er gethan, nichts weniger hieße, als den Degen gegen den Herzog von Orleans ziehen; seine spöttischen Ausfoderungen, ihn arretiren zu lassen, zeigten nur, daß er fühle es verdient zu haben, und nur die Zuversicht habe, daß man es nicht wagen würde, und wenn man es auch wagen wollte, nicht zu thun vermöchte, und daß er auf diese Voraussetzung gestützt sich keinen Zwang anzuthun brauche; von dem ersten Tage der Regentschaft an habe er gegen den Herzog von Orleans insgeheim Unheil angesponnen und sich immer gegen dessen Gnade, Vertrauen und Zuvorkommen verhärtet, worauf er nun endlich die Maske ablege und nichts weniger im Sinne zu haben schiene, als ihm öffentlich die Fahne der Empörung entgegenzutragen; dieß sey meine Meinung, da sie Se. K. H.

wissen

wissen wolle, ohne mir Zeit zu lassen, mit kaltem Blut darüber nachzudenken; aber zur Ausführung selbst, so dringend sie auch seyn möchte, müßte man nach reiflicher Ueberlegung schreiten, und sich vorsehen, daß man weder jetzt noch in der Zukunft üble Folgen zu erwarten habe.

Während ich dieß sagte, stand der Cardinal mit gespitzten Ohren, die Augen niedergeschlagen und auf mich geheftet da, begierig jedes Wort von mir auffangend und die Farbe wechselnd, wie ein Mensch, der sein Urtheil anhört. Meine Rede erheiterte ihn, so weit es die in ihm kochende Wuth zuließ. Der Herzog von Orleans billigte das, was ich sagte, und der Cardinal warf mir einen dankenden Blick zu, und sagte zum Herzog, er habe die Macht zu wählen; er sehe wohl, daß er nicht bleiben könne, wenn der Marschall bliebe; und wenn auch Se. K. H. sich entschlösse, ihn zu entfernen, so müsse man eilen, weil die Dinge nicht in der Verfassung bleiben könnten. Man kam endlich überein, daß man den andern Tag darauf denken wolle, und ich sollte mich des Nachmittags um 3 Uhr bei dem Herzog von Orleans einfinden.

III.

Ich fand um die bestimmte Stunde Dübois bei ihm, und einen Augenblick darauf kam M. le Düc, der von dem Vorfall unterrichtet war. Der Cardinal Dübois unterließ gleichwohl nicht, ihm eine kurze Relation davon zu geben, die er ein wenig mit Anmerkungen und Reflexionen überlud; indessen war er mehr bei sich, als den Tag vorher, da er Zeit gehabt hatte, sich zu sammeln, und er schon hoffen konnte, des Marschalls

schalls los zu werden. Ich erfuhr hier alle die Prahlereien Villeroy's, die er über den Streit, den er mit Dübois gehabt, hatte ausgehen lassen, und wie er sich der Ausfoderungen und Höhnungen inzwischen gerühmt hatte, die er ihm offen ins Gesicht gesagt, besonders daß er ihm gesagt, er möchte ihn, wenn er könnte, darum bestrafen; weswegen Dübois sagte: daß es immer dringender würde, zu Werke zu schreiten. Wir sprachen noch einiges mit einander, und hierauf ging Cardinal Dübois weg.

Jetzt setzte sich der Herzog von Orleans an sein Büreau und M. le Düc und ich setzten uns ihm gegenüber. Es sollte überlegt werden, was zu thun sey. Der Herzog von Orleans setzte die Gründe für und wider rein auseinander, er schien sich auf keine Seite zu sehr zu neigen und schien verwirrt und schwankend. Er sprach über sein Betragen gegen den Marschall von Villeroy und das des Marschalls gegen ihn seit dem Tode des Königs nur in wenigen Worten, da er zwei Personen vor sich hatte, die davon unterrichtet waren, M. le Düc, der mit ihm vereinigt den Marschall von der Seite des Königs entfernen und mich an seine Stelle hatte setzen wollen, und mich, der es schon zweimal abgeschlagen hatte, noch das letztemal, als die Prinzen einen Monat lang auf das angelegentlichste in mich gedrungen waren, und so durch meine Weigerung und Vorstellungen dem Marschall von Villeroy seinen Platz erhalten hatte.

Der Punkt, auf den es ankam, war, ob es weniger gefährlich sey, ihn beim Könige zu lassen oder ihn zu entfernen, welches nur durch gewisse gewaltsame Maßregeln geschehen konnte, da er sich so sehr auf seinem Platz befestigt hatte, daß er es für rein unmöglich hielt, daraus verdrängt zu werden.

Nach diesen Auseinandersetzungen fragte mich der Her-

Herzog von Orleans um meine Meinung. Ich antwortete, ich hätte sie ihm gestern gesagt; ich hätte nachher noch mehr über den einzuschlagenden Weg nachgedacht, und mich in der Meinung bestärkt, daß es gefährlich sey, den Marschall von Villeroy beim König zu lassen, gefährlicher, als ihn zu entfernen, so viel auch zu fürchten seyn möchte. Zu fürchten sey indeß so lange von Seiten des Marschalls nichts gewesen, als ein ohnmächtiger böser Wille, schlecht angelegte und bald wieder vereitelte Verbindungen und Projekte, die Elendigkeit seiner Nachäfferei des Herrn von Beaufort, die feige Verbindung mit feigen Menschen, und seine eigene Furchtsamkeit, vermöge welcher er vor jeder ernsten Miene des Regenten zitterte und nach jedem Schritte, den er auf manche andere unbekannt gebliebene gewagt, sich nicht anders helfen konnte, als daß es zu Aufklärungen, Geständnissen, Entschuldigungen, Betheurungen kam, wo er die erbärmlichste Feigheit und Niederträchtigkeit zeigte. Ich hätte also geglaubt, daß man einen Menschen ohne Kopf und Muth, besonders nach der Entdeckung der Complots des Herzogs von du Maine und Cellemare's, nur verachten müsse: und, setzte ich hinzu, es habe gar keine Gefahr gehabt, diesen Comödianten und Luftspringer, den seine Feigheit und Dummheit unschädlich machte, prahlend paradiren zu lassen.

Aber, fuhr ich fort, nach dem, was mit dem Cardinal Dübois vorgefallen, müßte ich anders sprechen, und dieser Vorfall zeige von zwei Dingen eins, die aber beide auf dasselbe hinausgingen.

Als ihn der Cardinal Bissy überredet hatte, als er durch die Huldigungen, die er vom Cardinal Dübois anzunehmen geneigt war, seinen Stolz befriedigt sah, als er durch die ihm angetragene Theilnahme an den Geschäften seine Würde und Ruhe gesichert glaubte,

ent-

schloß er sich in seiner Freude, es durch seinen Stolz und seine Anmaßungen auf diesen Punkt gebracht zu haben, und in der Ungeduld, sich davon in Besitz setzen zu wollen, dem Cardinal Dübois zuvor zu kommen und mit dem Cardinal von Bissy, ihrer Mittelsperson, zu ihm zu gehen, um ihre Versöhnung und ihren Frieden zu besiegeln. Vielleicht störte ihn dann dort in dieser friedlichen Absicht der Anblick des Cardinals Dübois, die Stellung seiner großen Phrasen. Der hohe Ton, den er führen wollte, verwirrte ihn, die Affektation, gut zu sprechen, nahm ihm den Kopf, die Freiheit und Superiorität, mit der er reden wollte, führte ihn zu weit; und so, sich immer mehr verwirrend und erhitzend, konnte er nicht mehr zurück, und er verlor den Kopf; er hatte die Sache verständig angefangen und endigte sie als ein Thor, das ganze Gift seiner Seele, den Stolz seiner sorglosen Zuversicht, und das Selbstvertrauen eines Trunkenen zeigend, der gegen Mauern rennen würde.

Oder, fuhr ich fort, ist er vielleicht der aufgeblasene Mensch, der gern den Cardinal Dübois zu seinen Füßen liegen sehen möchte, der sich für einen Mann hält, den man nicht entbehren kann, den man nicht von seinem Platze zu verdrängen gewagt, und jetzt noch weniger wagen werde, da er festen Fuß gewonnen und vom Publikum wegen der Anvertrauung der Person des Königs sich geliebt sieht, den er, durch Vorspiegelung der Nähe seiner Volljährigkeit, durch alle die Gründe, in denen ein Thor sich gefällt, und besonders durch die Ueberzeugung, daß die Schritte des Cardinals Dübois als Inhabers aller Geschäfte gegen ihn seine große Wichtigkeit zeigen, zu überreden gewußt hat, daß er ihm allein angehöre.

Voll, sagte ich, von solchen Ideen, die er nicht verdauen konnte, hatte er dann den Cardinal Bissy ge-

getäuscht, sich gestellt, als wolle er sich seinen Gründen fügen, und den Huldigungen Dübois's, die er ihm versichert, sich ergeben, in der Absicht, beiden so zu begegnen, wie er ihnen begegnet ist, ohne alle Schonung los zu brechen, sich zum Feinde des ihm zuvorkommenden Ministers, folglich zum Feinde der Regierung und des Regenten, der sie führt, zu erklären; eine Handlung, deren Kühnheit und Großmuth ihn begeisterte, die, wie er glaubte, dem Publikum gefallen mußte, um derentwillen er die Zuvorkommung des Vertrauten des Inhabers der Staatsgewalt, die angebotene Theilnahme an Führung der Geschäfte, die damit verbundene Gewalt, endlich die Ruhe für sein Alter und so viel und große Vortheile verachten und vielmehr das allgemeine Beste, die bessere Einrichtung der Dinge, den Dienst des Königs, die Absichten und das Vertrauen des verstorbenen Königs gegen ihn im Auge haben und durch ein so großes glänzendes Werk, die That der vollkommensten Uneigennützigkeit, die letzte Zeit seines Lebens verherrlichen zu müssen glaubte.

„So wie auch der Marschall zu diesem Vorfall gebracht worden seyn mag, ist die Sache immer dieselbe und kömmt auf eins hinaus. Er hat den Degen gegen den Regenten gezogen und hat offenbar „den Rubicon passirt." Es also hingehen lassen, sagte ich, und den Marschall auf seinem Platze lassen, heißt eine Schwäche und eine Furchtsamkeit zeigen, die im Stande ist, alle Mißvergnügte und auf die Volljährigkeit Hoffende gegen uns zu vereinigen; dieß heißt dem Parlement seine sonstige Stärke und Anmaßung wieder geben; das heißt eine furchtbare Partei gegen sich erwecken, alles Ansehen im Reiche und alle Achtung im Auslande verlieren und sich der Verachtung und deren Folgen preisgeben, dieß hieße sich eine Grube für die Volljährigkeit graben."

Jetzt

Jetzt schwieg ich. Während ich sprach, war der Herzog von Orleans sehr aufmerksam und in großem innern Zwiespalt gewesen; er fragte M. le Duc, was er davon dächte. M. le Duc erklärte: er sey meiner Meinung, und wenn der Marschall bliebe, so habe man nur „die Schlüssel abzutreten."

Der Herzog von Orleans wiederholte einige der vorzüglichsten Gründe und entschied auf die Nothwendigkeit, sich den Marschall vom Halse zu schaffen. Hierauf schritt man zu der Frage: wie man dieß anzufangen habe?

Der Herzog von Orleans fragte mich zuerst um meine Meinung. Ich sagte: es kämen hier zwei Dinge zur Sprache, der Vorwand, und das auszuführende Unternehmen selbst. Man brauche einen Vorwand von der Art, daß er allen Unparteiischen in die Augen spränge und selbst von den Freunden Villeroy's nicht widerlegt werden könne; und besonders müsse man sich hüten, zu dem Glauben Anlaß zu geben, daß die Verstoßung Villeroy's Wirkung von der Mißhandlung gegen Dubois sey. So entsetzlich diese auch erscheine gegen einen Cardinal und Minister im Besitz des Vertrauens und der Geschäfte, so würde doch das Publikum, das ihn beneide, das ihn nicht liebe und nur zu gut wisse, woher er stamme, das Opfer zu groß finden; gegen die Strafe gehalten, würde das Vergehen selbst verschwinden, und das Publikum über Ungerechtigkeit schreien. Bei gewaltsamen, obschon nothwendigen Schritten müsse man immer die Vernunft und selbst den Schein auf seiner Seite haben, und ich wäre nicht der Meinung, so schnell nach der Beleidigung die Strafe folgen zu lassen, die er verdient habe.

Aber der Herzog von Orleans habe glücklicherweise den schönsten Vorwand in Händen, der allen, die den König umgäben, bekannt sey, ein Vorwand, der nicht um-

umzustoßen sey. Ich bat den Herzog, sich zu erinnern, daß er mir schon oft und noch vor kurzem gesagt, daß es ihm nie verstattet sey, mit dem Könige unter vier Augen zu reden, ja nicht einmal vor allen Anwesenden, etwas ins Ohr zu sagen; daß der Marschall von Villeroy, wenn er dieß habe versuchen wollen, im Angesicht aller seinen Kopf zwischen ihn und den König gesteckt, und sogar, mit dem eitlen Schein von Entschuldigungen, ihm erklärt habe, daß seine Stelle ihm nicht erlaube zuzulassen, daß wer es auch seyn möchte, nicht einmal Sr. K. H., dem Könige etwas ins Ohr sage; er müsse alles mit anhören, was man ihm sage; und noch weniger dürfe er zugeben, daß jemand, auch nicht Sr. K. H., mit dem König in seinem Kabinet allein wäre.

Dieß sey, gegen den Regenten, einen petit fils von Frankreich, und gegen den nächsten Verwandten des Königs eine Insolenz zum Empören, und die jedermann auffallen müßte. Da der König sich seiner Volljährigkeit nähere, sey es nunmehr Zeit, und das Wohl des Staats verlange es, daß ihn der Regent von Dingen unterrichte, die keine Zeugen, auch nicht den Marschall, duldeten; seine Anmaßung, so auf seine Stelle als Gouverneur und Aufseher des Königs zu pochen, um den Regenten zu verhindern, mit dem Könige insgeheim zu sprechen, führe den beleidigendsten Verdacht mit sich, und diese Anmaßung so weit zu treiben, daß er sogar in Gegenwart anderer nicht einmal den Regenten leise mit dem Könige sprechen ließe, ohne seinen Kopf dazwischen zu stecken, sey die höchste und unnützeste Insolenz, die niemand, wer es auch sey, entschuldigen könne.

Ich sähe also, fuhr ich fort, hierin einen natürlichen Vorwand, dessen man sich bedienen müsse, und die Schlinge, die man in wenig Tagen dem Marschall

von England und gegen die Baronen belohnte der König (wie ich vernommen) die, welche davon zurückgekommen waren, mit reichlichen Geschenken. Doch weder dieser Geschenke wegen, noch wegen des Aufwands, den der Zug verursacht hatte, foderte oder nahm der König irgend einigen Beystand weder von seinen Baronen, Rittern und Lehensleuten, noch von seinen guten Städten, so, daß man sich deswegen beklagt hätte. Auch war das kein Wunder; denn er folgte auch hierin seiner guten Mutter, die beständig um ihn war, und ihm guten Rath gab, so wie den biedern Männern, die ihm noch aus der Zeiten seines Vaters und seines Großvaters übrig geblieben waren.

Nach obbesagten Dingen fügt' es sich durch göttliche Schickung, daß den König zu Paris eine große Krankheit überfiel. Diese nahm ihn, wie er uns erzählt hat, so sehr mit, daß eine von den Damen, die ihn warteten, ihm schon das Leichentuch über das Gesicht schlagen wollte, indem sie sagte, er sey tod. Eine andere Dame aber, am andern Ende des Bettes, gab es nicht zu, sondern behauptete vielmehr, es sey noch Leben im Körper. Unter diesem Gespräche zwischen den beyden Damen würckte der Herr in ihm, und gab ihm seine Gesundheit wieder; da er vorher ohne Bewegung lag, und nicht reden konnte. Sofort verlangte er das Kreutz; und das that man auch. Die Königinn seine Mutter vernahm nun auch, er habe die Sprache wieder bekommen, und ward darüber so hoch als möglich erfreut. Als sie aber hörte, er habe sich das Kreutz geben lassen, wie er auch selbst erzählte, trauerte sie darob so tief, als sähe sie ihn schon todt.

Nach-

legen müsse, der gewiß von dem Gipfel seiner Sicherheit und Wichtigkeit, auf dem er zu stehen glaube, da er dieses Betragen bis jetzt durchgesetzt zu haben wähne, hineinstürzen würde; und wenn es gelänge, so müsse der Herzog sich darüber entrüsten, und, mit Schonung des Respects vor dem anwesenden Könige, gegen den Marschall einen neuen Ton anstimmen, und ohne alle Härte ihn fühlen lassen, daß er unter der Autorität und dem Namen des Königes die oberste Staatsgewalt sey; dieß könne zu einer schicklichen Vorbereitung für das Publikum genug seyn, und der Marschall in seiner Trunkenheit, so wie ein mancher anderer, würde es nicht eher als nach Vollendung der Sache verstehen, da man so sehr an die Nachsicht Sr. K. Hoheit gewöhnt sey. Diese Schlinge müsse ihm erst dann gelegt werden, wenn alles beschlossen, angeordnet und bereit wäre, sodann aber keine Zeit verloren werden.

Als ich aufgehört zu reden, sagte der Herzog von Orleans zu mir: „Sie sind mir zuvor gekommen, ich wollte dasselbe sagen. Was dünkt Ihnen, M. le Düc?"

Der Prinz billigte sehr den Vorschlag, den ich gethan, und lobte ihn. Man kam überein, daß nichts anderes zu thun sey, als, wenn man den Marschall habe arretiren lassen, ihn nach Villeroy zu schicken; hier könne man ihm wegen seines hohen Alters, aber wohl verwahrt, einige Ruhe gönnen, und dann sehen, ob man ihn nach Lyon oder wo anders hin schicken müsse.

Ich sagte hierauf, man müsse dann aber auch ein Subject haben, das man an seine Stelle als Gouverneur setzen könnte; man müsse zuvor auf diese Wahl denken und nicht vergessen, daß man ja kein unzuverlässiges Subject, nicht einmal einen anerkannten Anhän-

hänger Sr. K. H. wählen müsse; welches die Ursache wäre, die sie beide wüßten, warum ich so hartnäckig diese wichtige Stelle mehr als einmal anzunehmen mich geweigert.

Hierauf sagte der Herzog zu mir: die ganze Sache sey wohl überlegt und beschlossen, und müsse denn dabei bleiben. Was die Art und Weise beträfe, wie man den Marschall arretiren ließe, so bitte er mich, zum Cardinal Dübois zu gehen, wo man mich erwartete, um darüber Ueberlegung anzustellen und einen Entschluß zu fassen.

Ich ging also zu Dübois, von dem ich, so wie auch von seinen wirksamen Helfershelfern, seit seinem Abentheuer, nichts gehört hatte, als die kurze Zeit, wo ich mit ihm in Gegenwart des Herzogs von Orleans gesprochen. Nur aus dem, was mir dieser Prinz sagte, als er mich zu ihm schickte, merkte ich sehr wohl, daß die Arretirung Villeroy's zwischen dem Cardinal und dem Regenten schon vor unserer Conferenz beschlossen gewesen, und daß diese, ohne jemanden weiter zuzuziehen, als M. le Düc und mich, nur darum angestellt worden, um der Sache, durch Abwesenheit des Cardinals, den Anstrich der freien Ueberlegung zu geben; und da ich den Tag vorher schon gegen den Regenten und den Cardinal meine Meinung eröfnet, als er wühend von der eben vorgefallenen Scene herkam: so hatte man mir bloß Gelegenheit geben wollen, meine Meinung nochmals gegen M. le Düc zu erklären und ihn zu überzeugen, daß der Marschall entfernt werden müßte; und hatte also keinen Anstand genommen, mich zur Berathschlagung zu ziehen.

Ich ging zu Dübois. Wie sehr erstaunte ich über die Gesellschaft, die ich daselbst fand. Er sagte mir, sie bestehe ganz aus Vertrauten und ich könne frei vor ihr reden. Es war der Marschall von Berwick, der

aus Guienne zurückgekommen war und so wenig wie ich wieder ins Conseil de Regence ging, der Cardinal und der Prinz von Rohan, le Blanc und Belle-ile. Sie saßen alle in einem Cirkel; und le Blanc schien mir zu dieser Berathschlagung besonders nöthig. Er war voll von Erfindungen und Kunstgriffen, in alle geheime Operationen des Regenten eingeweiht, war Dûbois's vertrauter Secretär, und hatte, vermöge seiner Charge, die Vollmacht zu unterzeichnen.

Belle-ile war, auf diesen gestützt, als Dritter bei Dûbois alle Abende, wo man sich Neuigkeiten und Geschichten des Tages erzählte, und manche Dinge auf den andern Tag besprach und beschloß; aber zum Regenten, der ihm nicht günstig war, hatte er so wenig Zutritt, daß ich ihn hier sehr am unrechten Platze fand.

Was den Marschall von Berwick betraf, so war er zur Zeit des vorigen Königs, immer als Schützling des Marschalls von Villeroy erschienen, der als Höfling handelte, und die Vorliebe seines Herrn für alle Arten von legitimirten Kindern aus eigner Erfahrung kannte. Der Marschall hatte daher an dem schnellen Steigen Berwicks im Kriege vielen Theil gehabt. Ich erstaunte, ihn zu diesem Complot gezogen zu sehn, wo er ganz frei seine Stimme gab; er, der sonst immer Villeroy offenbar cultivirt hatte und mit ihm durch besondere Freundschaft verbunden war.

Was die beiden Rohan's betrifft, welche Dûbois mit Auszeichnung behandelte und nur zugezogen hatte, um ihnen seine Achtung auf das auffallendste zu bezeigen, so sah ich nie eine so abscheuliche Freude und eine so giftige Bitterkeit, als die beiden, ohne sich den geringsten Zwang anzuthun, äußerten. Sie ließen ganz ihrer Galle freien Lauf, die sie noch von jener Geschichte der Vermählung ihrer bucklichten Toch-

ter

ter mit dem Herzog von Retz bei sich nährten, die auf die verächtlichen Bedingungen, die sie erst dann machten, als die Sache zu weit gediehen war, um sie zu verwerfen, abgebrochen wurde, und worüber der Marschall von Villeroy so aufgebracht war, daß er trotz den Thränen und Reizungen der Herzogin von Ventadour und trotz dem Aerger der Rohan's, die kurz darauf den Herzog von Retz die älteste Tochter des Herzogs von Luxembourg unter annehmlichen Bedingungen heirathen sehen mußten, während sie sich noch allzu glücklich schätzten, daß sie ihre Tochter dem Herzog von Mazarin, einem Manne von so wenig vortheilhafter Geburt und Person, und ohne Charge oder andern Ersatz geben konnten, daß er, sage ich, nichts mehr von der Sache hören wollte.

Es wäre unnütz, hier weitläufig auseinander zu setzen, wie lästig die hohe Miene und Superiorität war, die Villeroy als ehemaliger Patron gegen Berwick annahm, und die Anmaßung von Autorität, die er auf ihn häufte. Ich traf mit le Blanc die Verabredung, daß er augenblicklich, sobald man zur Ausführung des Vorhabens geschritten, mich davon benachrichtigen und nur nach Meudon schicken sollte, um sich nach mir zu erkundigen; an diesem nichts sagenden Compliment würde ich erkennen, daß der Marschall von Villeroy fortgeschickt sey.

Ich kehrte also gegen Abend nach Meudon zurück, wo mehrere von den Freunden meiner Frau und den meinigen oft zu Nacht blieben, und wohin von Paris und Versailles oft Gesellschaft zum Diner und Souper kam, so daß ich diesen Abend eine zahlreiche Gesellschaft antraf. Man sprach nichts als von dem Vorfall mit Villeroy, der allgemein getadelt wurde; aber weiter ging man nicht. In den 10 Tagen, die bis zu seiner Aufhebung verflossen, kam wohl niemand auf

den Einfall, daß ihm deswegen etwas ärgeres widerfahren könnte, als der allgemeine Tadel eines so leidenschaftlichen Excesses; so sehr war man an die Ungestraftheit seines Stolzes und an die Schwäche des Herzogs von Orleans gewöhnt.

Diese allgemeine Sorglosigkeit war mir willkommen; sie vermehrte die Sorglosigkeit des Marschalls und erleichterte die Ausführung dessen, was ihm zugedacht war, und was er immer mehr durch die Anstößigkeit und Anmaßung seines Betragens und durch die Frechheit seiner beständigen Ausfoderungen verdiente. Drei oder vier Tage nachher reiste ich nach Versailles, um den Herzog von Orleans zu sprechen; und dieser sagte mir, daß er in Ermanglung eines bessern und zu Folge dessen, was ich ihm öfters über den Herzog von Charost gesagt, entschlossen sey, diesem die Stelle als Gouverneur des Königs zu geben. Er habe ihn ganz ins geheim gesprochen; Charost habe das Anerbieten gerne angenommen. Er wolle ihn in seiner, Charost's, Wohnung eingeschlossen halten, so daß er nicht ausginge und sich sehen ließe, um ihn ganz nahe bei der Hand zu haben und ihn im Augenblicke, wo es Zeit seyn würde, zum Könige führen und installiren zu können.

Der Regent überlegte noch einmal mit mir die ganze Anlage des Unternehmens, und ich ging nach Meudon zurück, entschlossen, es nicht eher zu verlassen, bis nach der Ausführung, die nunmehr so nahe war, und keine weitern Maßregeln nöthig machte.

Sonntags den 11ten August ging der Regent am Abend zum Könige, um mit ihm zu arbeiten. Das gewöhnliche Geschäft an diesem Tage war, daß er dem Könige die eingetretenen Erledigungen von Pfründen, gewissen Magistratsämtern, und Intendantenstellen vorlegte. Diesen Abend aber kam nichts zur Sprache als

Be-

Belohnungen aller Art, und die Gründe der getroffenen Wahlen. Der Regent sprach noch zuweilen von Vertheilung der Aemter, von den Finanzen und von auswärtigen Neuigkeiten, wenn sie für den König paßten, bevor sie allgemein bekannt wurden. Nach Beendigung dieser Arbeit, bei welcher der Marschall von Villeroy immer zugegen war, und wo auch der sonstige Bischoff von Frejus bisweilen zu bleiben sich herausnahm, bat der Herzog von Orleans den König, daß er mit ihm in ein Hinterkabinet gehn möchte, wo er Sr. M. ein Wort unter vier Augen zu sagen habe.

Sogleich setzte sich Villeroy dawider. Der Regent, der sich freute, ihn in die Schlinge gehn zu sehn, stellte ihm mit aller Höflichkeit vor: da der König den Jahren so nahe rücke, wo er selbst regieren sollte, sey es Zeit, daß der, dem einstweilen seine Gewalt anvertraut sey, ihm Rechenschaft von den Dingen gäbe, die er jetzt verstehen könne und die nur ihm allein eröfnet werden könnten, welches Vertrauen auch ein Dritter, wer es auch seyn möge, besitze. Er bitte ihn, einer so nöthigen Sache nicht länger hinderlich zu seyn, da er sich Vorwürfe zu machen habe, daß er sie aus Gefälligkeit für ihn so lange aufgeschoben.

Der Marschall von Villeroy wurde hitzig, rückte seine Perücke und antwortete dem Regenten: er kenne den Respect, den er ihm schuldig sey; aber er wisse gewiß eben so gut, was er dem Könige schuldig sey, an seinem Platze, wo er für die Person des Königs haften müsse, und daher würde er nie zugeben, daß Se. K. H. mit dem Könige insgeheim spräche, weil er alles wissen müßte, was ihm gesagt würde, geschweige denn ein Tete a tete in einem Kabinet, außer seinen Augen; denn seine Pflicht fodere, daß er ihn nie

einen Augenblick aus den Augen lasse, und mache ihn in allem für seine Person verantwortlich.

Auf diese Aeußerungen sieht ihn der Herzog von Orleans starr an, und sagt zu ihm mit dem Ton des Gebieters: daß er sich verkenne und vergesse, er solle bedenken, mit wem er spreche und was er für Dinge gesagt, die er freilich in der Unwissenheit gesagt zu haben scheine; der Respect vor dem anwesenden Könige verbiete ihm, ihm, so wie er es verdiene, zu antworten und dieses Gespräch weiter fortzusetzen; [und sogleich machte er] dem Könige eine tiefe Verbeugung und ging.

Der Marschall, sehr in Zorn, ging ihm einige Schritte nach, indem er noch vieles zu erinnern hatte und sehr viel gesticulirte, aber der Herzog von Orleans that nicht, als wenn er es sähe oder hörte. Der König war betroffen, und der ehemalige Bischoff von Frejus, sein Lehrer, grinzte vor sich in seinen Bart.

IV.

Da die Angel so gut angebissen war, so stellte man sich nicht vor, daß der Marschall bei aller seiner Frechheit doch als kriechender furchtsamer Höfling fühlen würde, daß es etwas ganz anderes sey, dem Cardinal Dübois Troß zu bieten, der, aller Welt verhaßt, noch immer den Stand seiner Erniedrigung an der Stirne trug, als mit dem Herzog von Orleans in Gegenwart des Königs anzubinden und die Rechte und Autorität des Regenten des Reiches durch die angeblichen Rechte seiner Stelle und seine Pflicht „für die Person des Königs haften zu müssen", vernichten zu wollen und so offen auf die beleidigendste Art gegen ihn aufzutreten.

Man

Man hatte ſich geirrt. Kaum zwei Stunden nachher hörte man, daß der Marſchall ſich deſſen was er gethan, gerühmt, aber hinzugeſetzt habe, daß er ſich unglücklich ſchätze, daß der Regent in dem, wodurch er nur ſeine theuerſte Pflicht zu erfüllen geglaubt, eine Reſpectswidrigkeit gegen ſich gefunden habe. Er werde den andern Tag zu ihm gehen, und ſich Aufklärung hierüber erbitten. Man hatte aber auf alle Fälle alle nöthige Maaßregeln getroffen, ſobald der Tag beſtimmt war, den Marſchall in die Schlinge zu locken. Man brauchte nur die letzte Anordnung zu machen, als man noch denſelben Abend erfuhr, daß der Marſchall in die Falle gehen würde.

Auf der andern Seite von der Schlafkammer des Regenten war ein ſchönes großes Kabinet mit vier Fenſtern, die in den Garten gingen, ungefähr zwei Stufen von der Erde, zwei vorn beim Eingang, und zwei zur Seite dem Kamin gegenüber, und alle in Form von Flügelthüren, von oben bis auf den Fußboden ſich öfnend. Das Kabinet diente den Leuten vom Hofe zum Wartezimmer. Daneben war ein Kabinet, wo der Herzog von Orleans arbeitete und wohin er die Ausgezeichneteſten eintreten ließ. Es war mit dem Capitän der grauen Mousquetärs, Artagnan, Verabredung getroffen, und dieſer befand ſich in dieſem Zimmer nebſt vielen Officiers ſeiner Compagnie, die er hatte kommen laſſen, und mit anderen Gemeinen, die an dieſer Vorkehrung wohl ſahen, daß etwas vorging, aber nicht muthmaßen konnten, was es wäre.

Auch waren Chevauxlegers längs den Fenſtern poſtirt, die ebenfalls um nichts wußten. Mehrere Officiers und Leute vom Herzog von Orleans befanden ſich ſowohl in ſeinem Schlafzimmer, als im großen Kabinet.

Nachdem dieſes alles ſo angeordnet war, kam gegen Mittag der Marſchall mit ſeinem gewöhnlichen Getös, aber allein; ſeine Leute waren mit ſeiner Sänfte vor dem Saal der Garde zurückgeblieben. Er tritt ein, thut einige Schritte vorwärts, bleibt ſtehn, ſtuzt und tritt aus Höflichkeit noch einige Schritte vor, als man ſich um ihn verſammelt und ihn umringt. Er fragt mit gebieteriſchem Ton: was der Herzog von Orleans mache? und man ſagt ihm, er ſey eingeſchloſſen und arbeite. Der Marſchall ſagt mit nachdrücklichem Ton: er müſſe ihn ſprechen; er werde hineingehn. In dieſem Augenblick aber, wo er vortreten will, tritt ihm la Fare, der Capitän der Garde des Herzogs von Orleans, entgegen, fodert ihm ſeinen Degen ab und nimmt ihn in Verhaft.

Der Marſchall geräth außer ſich. Jetzt tritt le Blanc vor, und eine Sänfte, die man verborgen gehalten, wird gebracht. Jener ſchreit, widerſteht ſchlecht und wird in die Sänfte geſetzt, die man zuſchließt und ſogleich durch eins der Seitenfenſter in den Garten hebt. la Fare und Artagnan gehen mit, jeder an der einen Seite der Sänfte, indem die Chevauxlegers erſt jetzt ſahen, was vorging. Man eilt mit dem Transport; man ſteigt die Treppe der Orangerie neben den Bosquets herab; man findet das groſſe Gitter offen, und einen Wagen mit ſechs Pferden daſelbſt bereit; man ſetzt die Sänfte ab.

Der Marſchall mag toben wie er will, er wird in den Wagen gehoben; Artagnan ſetzt ſich neben ihn ein, ein Officier von den Mousquetairs nimmt vorn Platz und du Libois, einer der gentilshommes ordinaires des Königs neben dem Officier; zwanzig Mousquetairs nebſt Officieren reiten neben dem Wagen, und nun: fahr zu Kutſcher!

Die-

Dieſer Vorfall blieb länger als zwei Stunden im Schloſſe unbekannt. Die Leute des Marſchalls, denen beim Herausgehen, ich weiß nicht warum, niemand etwas zu ſagen gewagt hatte, warteten neben dem Saal der Garde, und diejenigen, die in ſeiner Wohnung waren, in den Hinterzimmern der Kabineter des Königs, erfuhren nicht eher etwas, als bis der Herzog von Orleans zum Könige kam und ihnen ſagte, daß der Marſchall nach Villeroy gereiſt wäre, wohin ſie ihm das Nöthige nachſchicken könnten.

Ich erhielt zu Meudon die verſprochene Botſchaft, als ich mich eben zu Tiſche ſetzen wollte; erſt gegen Ende des Soupers kamen Leute von Verſailles, die uns die Neuigkeit auch brachten, die daſelbſt großes Aufſehn erregte; doch war die Senſation nicht ſo groß, weil die Art der Ausführung mehr Erſtaunen und Schrecken verbreitet hatte.

V.

Es ging nicht ohne ziemliche Verlegenheit von Seiten des Herzogs von Orleans ab, als er die ruchtbar gewordene Neuigkeit dem Könige hinterbringen wollte. Er ging in das Kabinet des Königs und ließ alle anweſende Hofleute abtreten. Beim erſten Wort wurde der König roth; ſeine Augen wurden weich, und er legte ſein Geſicht gegen die Lehne eines Armſtuhls; er wollte nicht ausgehn, nicht ſpielen, und aß kaum einige Biſſen beim Soupée; er weinte und konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen.

Am Morgen und beim Diner des andern Tages des 14. ging es nicht beſſer. An demſelben Tage, als ich zu Meudon mit vieler Geſellſchaft vom Diner kam, ſagte mir mein Kammerdiener: es ſey ein Courier vom Cardinal

Nachdem er sich bekreuzt hatte, thaten es auch Graf Robert von Artois, Alphons Graf von Poitiers, Carl Graf von Anjou, der nachher König von Sicilien ward, alle drey Brüder des Königs. Ferner bekreuzten sich Hugo Herzog von Burgund; Wilhelm Graf von Flandern, Bruder des Grafen Guido von Flandern; der gute Graf Hugo von Saint-Pol; der edle Herr Walther, sein Neffe, der sich über'm Meer brav hielt, und viel würde gethan haben, wenn er am Leben geblieben wäre. Ingleichen waren dabey der Graf de la Marche und der edle Herr Hugo der Braune, sein Sohn; der Graf von Salebruche; der edle Herr Gobert von Apremont. In dessen Gesellschaft seegelte ich Sire Johann von Joinville über's Meer auf einem Schiffe, welches wir, als nahe Verwandte, gemeinschaftlich in Beschlag genommen hatten; und so seegelten wir zusammen an der Zahl zwanzig, von welchen wir die zehnten waren.

An Ostern, im Jahr der Geburt Christi, als man eintausend zweyhundert und acht und vierzig schrieb, entbot ich meine Lehn- und Dienstleute nach Joinville. Am heiligen Abend vor gedachtem Osterfeste, als alle die Mannschaft, die ich entboten hatte, beysammen war, wurde mir von meiner ersten Frau, einer Schwester des Grafen von Grandpré, ein Sohn, Sire Johann von Ancerville, geboren. Diese ganze Woche lebten wir in Festen und Tänzen; denn mein Bruder, der Herr von Vaucouleur, und die andern Herren, die da waren, gaben einer nach dem andern zu essen, Montags, Dienstags und Mittwochs.

Am Freytage darauf sagte ich zu ihnen: „meine Herren, ich seegle über's Meer und weiß nicht, ob ich zurückkommen werde. Nun tretet auf und sprecht:

dinal Dübois da, mit einem Briefe, den er mir bei Tafel vor aller Gesellschaft nicht geben zu müssen geglaubt. Ich eröfnete den Brief. Der Cardinal bat mich dringend, im Augenblick nach Versailles zu ihm in die Sürintendance zu kommen und einen zuverlässigen Menschen mit zu bringen, der sogleich als Courier nach la Trappe geschickt werden könnte, so bald er mit mir gesprochen. Ich solle mir nicht darüber den Kopf zerbrechen, was es seyn könnte, er erwarte mich mit Ungeduld, um es mir zu sagen.

Ein Courier von Dübois, ein Courier nach la Trappe waren Dinge, die mir den Kopf verwirrten: ich konnte mir nicht vorstellen, was in der Sürintendance vorgefallen seyn könnte. Der Cardinal erwartete mich am Fenster und winkte mir sehr bedeutend zu; ich fand ihn schon unten an der Treppe und sein erstes Wort war, daß er nach einem Menschen fragte, der nach la Trappe reiten könnte. Ich zeigte ihm meinen ersten Kammerdiener, der dort wie zu Hause war, da er mit mir sehr oft dort gewesen.

Dübois erzählte mir beim Heraufsteigen die Betrübniß des Königs, die noch durch die Abwesenheit des Bischoffs von Frejus vermehrt würde, der auf einmal verschwunden sey, nicht in Versailles übernachtet habe, und von dem man nichts wisse, als daß er weder nach Villeroy noch auf dem Wege dahin sey, weil er daher so eben Nachrichten erhalten habe. Dieses Verschwinden des Bischoffs setze den König in Verzweiflung und sie in die gröste Verlegenheit; sie wüßten nicht, was sie von dieser schleunigen Entfernung denken sollten, auser daß er sich vielleicht in la Trappe verborgen, wohin man also schicken müsse, um zu sehen, ob er dort sey. Hierauf führte er mich sogleich zum Herzog von Orleans.

Wir

Wir fanden den Regenten allein, sehr in Unruhe, in seinem Kabinet auf- und abgehend. Er sagte zu mir, er wisse nicht, was aus dem Könige werden, und was man mit ihm anfangen solle; er verlange sehnlich nach Fleury, wolle von nichts hören und beklage sich über eine so sonderbare Flucht.

Kurz darauf kamen der Prinz und der Cardinal von Rohan, denen die Verhaftung Villeroys alle Thüren geöfnet hatte. Ihnen folgte Pezé. Seine Verbindung und Verwandtschaft mit Frau von Ventadour hatte ihn sehr vom Marschall von Villeroy losgemacht; aber da er mit Fleury sehr verbunden war, so war er über dessen Verschwinden außer sich.

Nach einer Menge Jeremiaden statt der Ueberlegungen, drang Dübois in mich, daß ich nach la Trappe schreiben sollte. Alles war in Aufruhr bei dem Regenten; sie sprachen alle im Kabinet. Es war unmöglich bei diesem Lerm an seinem Büreau zu schreiben, wie ich sonst oft that, wenn ich allein bei ihm war. Mein Appartement war im neuen Flügel und vielleicht verschlossen, weil man mich nicht an diesem Tage erwartete; ich hatte es leichter, hinauf zu Pezé zu gehen, und hier setzte ich mich zu schreiben. Mein Brief war noch nicht fertig, als Pezé, der mich hinaufgeführt, zurückkam und mir zurief: „er ist gefunden; Ihr Brief ist unnütz; kommen Sie wieder herunter zum Regenten.“ Hierauf erzählte er mir, daß einer der Leute vom Regenten, welcher wußte, daß Fleury Lamoignon's Freund sey, im großen Hofe Courson begegnet sey, der aus dem conseil des parties gekommen und ihn gefragt habe, ob er nicht wisse, wo der Bischoff von Frejus hingekommen. Courson habe gesagt, er wisse nicht, warum man so in Sorgen sey; der Bischoff sey die Nacht zu Baville gewesen, wo der

Hr.

Hr. Präsident Lamoignon sey. Dieser Mensch hatte Coursons selbst mitgebracht, um es dem Regenten selbst zu sagen.

Wir kamen, Pezé und ich, zum Regenten; die Ruhe war wieder hergestellt, und auf Fleury wurde sehr gestichelt; der Cardinal und der Prinz von Rohan thaten sich dabei keinen Zwang an.

Nachdem man so seinem Herzen ein wenig Luft gemacht, rieth der Cardinal Dübois dem Herzog von Orleans, dem Könige diese Nachricht zu bringen, und ihm zu sagen, daß er nach Baville schicken wolle, um den Präceptor zurückzurufen. Unterdessen erzählte mir Dübois, daß sie Nachrichten von Villeroy hätten, der Marschall habe nicht aufgehört „über das an seiner Person verübte Bubenstück, über den Frevel des Regenten, über den Uebermuth Dübois Rache zu schreien, auch den ganzen Weg über gegen Artagnan selbst Schimpfwörter auszustoßen, daß er sich zu einer so bübischen Gewaltthätigkeit hergegeben. Dann habe er die Manen des verstorbenen Königs angerufen, dessen Vertrauen gegen ihn gerühmt, die Wichtigkeit der Stelle, zu der er ihn vor allen gewählt, erhoben und den Aufstand gemalt, den ein so kühnes Unternehmen, das die Macht des Regenten übersteige, in Paris und im ganzen Königreiche erregen, und die Sensation, die es im ganzen Auslande machen werde; die vom verstorbenen Könige für die Erhaltung und Bildung des Theuersten, was er hinterlassen, getroffenen Wahlen seyen, sagte er, zuerst verletzt, der Herzog du Maine und nun auch er, verstoßen. Ein andermal beklagte er das gegenwärtige Loos des Königs und des ganzen Reichs; dann that er Ausfälle und schalt auf die andern oder hielt sich lobreden über seine Dienste, seine Treue, Standhaftigkeit und unverletzliche Pflichttreue.

Hier-

Hierauf sagte er den beißendsten Spott auf d
Libois, als den gebornen Wächter aller Arretirten,
daß er Cellemare zum Wächter gegeben worden
sey, und vorher dem Ambassadeur von Savoyen! Kurz
er war so bestürzt, so verwirrt und vor Aerger und
Wuth außer sich, daß er keinen Augenblick bei sich
war.

Der Herzog von Villeroy, der Marschall von
Tallard und Biron erhielten nach und nach die
Erlaubniß, nach Villeroy zu gehen; fast kein Anderer
verlangte sie: aber das war erst den andern Tag.

Der Regent kam bald vom Könige zu uns zurück
und sagte uns, daß die Nachricht von der Entdeckung
seines Lehrers ihn beruhigt habe. Wir waren der Mei-
nung, man müsse veranstalten, daß Fleury den an-
dern Morgen schon zurückkäme, der Regent müsse ihn
dann auf das herrlichste empfangen, thun, als wenn nichts
geschehn wäre, ihm schmeicheln und ihm zu verstehn
geben, daß er ihm nur, um ihm alle Verlegenheit zu
ersparen, nichts von der Verhaftnehmung Villeroys
entdeckt habe; wir waren ferner der Meinung, er müs-
se ihm die Nothwendigkeit dieses Schrittes mit aller
Offenheit erklären, um so mehr, da Fleury den Mar-
schall hasse; er müsse ihn an seinen Stolz, seine Ei-
fersucht, seinen Eigensinn erinnern und ihn fühlen
lassen, wie sehr er mit seiner Entfernung zufrieden
syn könne, da er nunmehr den König ohne allen Zwang
allein besitze; er müsse ihn bitten, daß er den König
von den Gründen und der Nothwendigkeit dieses
Schrittes überzeugen möchte, und müsse ihm die
Zahl Charost's eröfnen, ihm von denselben alle
Verträglichkeit und Achtung versprechen, die er sich
wünschen könne, ihn bitten, daß er ihn mit Rath und
Anleitung unterstützen möchte; und endlich müsse er
den Zeitpunkt der Freude des Königs über Fleurys

Rück-

Rückkehr benutzen, um ihm die Wahl des neuen Gouverneurs zu eröfnen und denselben ihm vorzustellen. Dieß alles geschah den Tag darauf wirklich.

Als es der Marschall zu Villeroy erfuhr, wurde er entsetzlich gegen Charost aufgebracht, daß er seine Stelle angenommen hätte, besonders aber gegen den Bischoff von Frejus, den er nicht anders mehr als „Verräther und Bube" nannte.. Er beruhigte sich indessen nach und nach, und die heftigen Ausbrüche seiner Leidenschaft legten sich, welche durch die ungestörte Ruhe, in der er alles bleiben sah, da ihm sein Stolz als gewiß vorgespiegelt, daß der König, das Volk, ganz Paris sich empören würden,. wenn man einen so geliebten, so wichtigen Mann, als er zu seyn glaubte, anzutasten wagte, nur noch mehr gereizt worden war. Da er nun auf seine Kosten überführt war, daß man die Kühnheit und Gewalt habe, ihn arretiren zu lassen, brachten ihn diese Wahrheiten, die er sich nicht mehr verhehlen konnte, und die so Schlag auf Schlag seine so lange genährten Einbildungen niederschlugen, ganz außer sich und zur Verzweiflung. Er tobte gegen den Regenten, gegen seinen Minister, gegen die, welche bei seiner Verhaftung gebraucht worden, gegen die, welche ihn nicht vertheidigt, gegen alle, die nicht für ihn aufstanden, um ihn zum Könige zurückzubringen und dem Regenten Trotz zu bieten, gegen Charost, der sich nicht entblödet, sein Nachfolger zu werden, besonders aber gegen Fleury, der ihn betrogen und ihn auf das unwürdigste verrathen.

Wie gesagt, gegen den Bischoff von Frejus war er am meisten aufgebracht. Die Vorwürfe von Undankbarkeit und Verrätherei, die er gegen ihn ausstieß, nahmen kein Ende: er sagte, was er alles beim verstorbenen König für ihn gethan, wie er ihn protegirt, wie er ihm beigestanden, ihm Wohnung, Unterhalt gegeben;

ohne

ohne ihn sey er nie Präceptor des Königs geworden. Alles das war wirklich genau so; und die Verrätherei erklärte er endlich so. Fleury und er hatten sich in den ersten Tagen der Regentschaft die unzertrennlichste Vereinigung versprochen; und wenn durch Cabalen und andere Vorfälle, die man nicht vorhersehen könnte, die aber nur zu gewöhnlich bei Regentschaften wären, einer von ihnen vom Könige entfernt werden sollte, ohne daß es der andere verhindern könnte, so sollte der andere sich auf der Stelle zurückziehen und nie wieder seine Stelle annehmen, wenn nicht dem andern zu gleicher Zeit die seinige wiedergegeben würde. Und nun schrie er von neuem über die Treulosigkeit, die dieser Elende (denn die gehässigsten Namen waren ihm am geläufigsten,) albern genug zu verschleiern gesucht, indem er sich nach Vaville fortgestohlen, sich habe suchen lassen, und auf der Stelle wiedergekommen sey, aus Furcht, daß er durch die geringste Weigerung und durch den geringsten Aufschub seine Stelle verlieren möchte; und der so sich seines Wortes und des gegenseitigen Versprechens, das sie sich beide gegeben, entledigen zu können glaube; und nun tobte und schimpfte er von neuen auf die Schlange, wie er sagte, die er so lange Jahre in seinem Busen erwärmt und ernährt habe.

Dieser Bericht, mit allem dem Schimpfen und Toben des Marschalls, kam schnell von Villeroy nach Versailles und an den Hof; und es erzählten es nicht bloß die, welche ihm der Regent zur Ehrenwache gegeben und die ihm Tag für Tag genaue Rechenschaft von allem, was er sagte und that, ablegen mußten, sondern auch die Domestiken, sowohl seine eignen als andere, die nach Villeroy kamen und vor denen er, bei Tische, oder wenn er durch die Vorzimmer ging oder einen Spaziergang im Garten machte, sich gern ausschüttete.

Diese Ausfälle waren Fleury zu hart. Bei aller anscheinenden Ruhe seines Gesichts war er sehr darüber beunruhigt. Er erwiederte nichts darauf und hüllte sich ein Stillschweigen von Schonung und Mitleiden. Indessen konnte er es nicht ganz gegen den Herzog von Villeroy und gegen einige andere durchsetzen. Er suchte sich so herauszuziehen, daß er ihnen ganz ruhig erklärte, er habe alles was er gekonnt, für jenes gegenseitige Versprechen gethan, das er nicht leugne; aber nachdem er es so gut erfüllt, als es ihm möglich gewesen, habe er nicht umhin zu können geglaubt, den so ausdrücklichen Befehlen des Königs und Regenten zu gehorchen, und den König nicht verlassen zu dürfen geglaubt, um die Rückkehr des Marschalls von Villeroy zu bewirken. Wenn gleich ihr gegenseitiges Versprechen dieß gefodert, so würde doch augenscheinlich alle seine Hartnäckigkeit dazu nichts geholfen haben. Allein durch alle diese nüchternen Entschuldigungen blickte sichtbar die zurückgehaltene Freude durch, daß er sich von einem so lästigen Obern befreit sah, daß er es nun mit einem Gouverneur zu thun habe, mit dem er machen könne, was er wolle, und daß er nun ungehindert auf den grossen Zweck hinarbeiten könne, nach dem er immer gestrebt hatte, nämlich den König sich unbedingt zu eigen zu machen und dadurch zu einer Höhe emporzusteigen, die er sich selbst noch nicht vorstellen konnte, wozu er aber von Zeit und Umständen alles hoffte und worauf er mit gröster Verstecktheit los arbeiten zu müssen glaubte.

Man liess den Marschall fünf oder sechs Tage zu Villeroy ausruhen und sich verschnauben. Da er in der Entfernung vom Könige unschädlich war, so schickte man ihn nach Lyon, wo er frei seine Function als Gouverneur der Stadt und Provinz verrichten durfte, brauchte jedoch die Vorsicht, ihn nahe zu beobachten und

ihm Dú Libois zur Seite zu lassen, damit dieses Zeichen von Aufsicht und Bewachung, das ihm allen Credit absprach, seine Autorität lähmen sollte.

Er wollte zu Lyon keine Ehrenbezeugungen bei seinem Empfang annehmen. Seine erste Heftigkeit war gröſtentheils gedämpft. Diese groſse Entfernung von Paris und vom Hofe, wo nicht allein alles ohne die geringste Bewegung blieb, sondern alles eine Execution von solcher Wichtigkeit mit Schrecken anstaunte, nahm ihm jeden Rest von Hoffnung, dämpfte seine Heftigkeit und rieth ihm, sich mit Mäſsigung zu betragen, um nicht eine unangenehmere Behandlung zu erfahren.

Dieſs war die Katastrophe eines Mannes, der allen den Aemtern, die er bekleidete, so gar nicht gewachsen, überall seine Albernheit blicken lieſs und endlich den Mangel an Klugheit und Verstand mit Einbildungen und Frechheit ersetzen wollte, der überall nichts war als ein alberner Tropf und Comödiant, dessen totale tiefe Unwissenheit, das Kriechen des Höflings ausgenommen, ihm leicht einen oberflächlichen Anstrich von Rechtschaffenheit und Tugend lieh, womit er seine Undankbarkeit, und seinen entsetzlichen Ehrgeiz, vermöge dessen er alles in Bewegung zu setzen suchte, um sich, bei aller seiner Schwäche und Feigheit, über alle zu erheben und sich des Ruders zu bemächtigen, dessen er so unfähig war, zu verhüllen suchte. Es ist genug gesagt, daſs er sich nie wieder von dem Sturz erholen konnte, den ihm der letzte Vorfall zuzog. Sein ganzes übriges Leben verging unter Aerger, Reue und Verachtung.

Er hatte den närrischen Wahn, daſs er allein durch seine Wachsamkeit und Vorsicht das Leben des Königs schütze, den man ihm mit Gift zu entreiſsen trachte. Dieſs war die Quelle der Thränen, die der König bei seiner Entfernung vergoſs, und seiner Verzweiflung, als

Fleury verschwand, indem er in dem Wahne stand, daß man sie beide darum entfernt habe, um desto leichter das Verbrechen zu vollbringen. Die Rückkehr Fleury's zerstreute die eine Hälfte der Furcht des jungen Königs und die Dauer seiner guten Gesundheit befreite ihn auch nach und nach von der andern; ja er war deßwegen sein ganzes Leben von Achtung und Dankbarkeit gegen den Regenten durchdrungen.

Fleury, dem sehr viel daran gelegen seyn mußte, für des Königs Gesundheit zu sorgen, und der sich vom Druck des Marschalls von Villeroy befreit sah, gab sich alle Mühe, diese verderblichen Vorstellungen dem Könige zu benehmen, und ließ natürlich das Verbrechen auf die fallen, die jenen Verdacht dem Publikum beigebracht hatten. Er fürchtete die Rückkehr Villeroy's, wenn der König zur Regierung gelangte, dessen Majorennität nahe war: da das Joch von seinen Schultern war, wollte er es sich nicht wieder aufladen. Er wußte sehr gut, daß die große Miene, die Ironie und Autorität, die der Marschall gegen den König öffentlich zur Schau trug, diesem unerträglich war, und daß der Marschall anfangs nur durch die schrecklichen Vorstellungen von Vergiftung den König an sich gezogen habe. Diese vernichten, hieß den Marschall vernichten und dem Könige, ohne förmliche Beschuldigung, die schändliche eigennützige Absicht zeigen, die diesen schrecklichen Eingebungen und Verläumdungen zu Grunde gelegen habe. Diese Aufklärungen, wodurch die Gesundheit des Königs mit jedem Tage gewann, untergruben alle Achtung, alle Erkenntlichkeit gegen den Marschall von Villeroy und überredeten sogar den König, daß es nicht einmal den Wohlstand verletze, wenn er als regierender König den Marschall nicht zurückriefe; und der feine gewandte Fleury wußte alles dieß zu benutzen, um sich für immer gegen die Rückkehr

des

des Marschalls zu decken und den König unbedingt an sich zu ketten. Man hat es in der Folge nur zu sehr gefühlt, wie gut es ihm gelungen ist *).

VI.

Da nun endlich Dübois den Marschall von Villeroy sich aus dem Wege geschafft, so stand ihm nichts entgegen, um sich zum ersten Minister declariren zu lassen: er glaubte sogar, mit gutem Grunde, das Erstaunen und die Bestürzung, worein jenes Ereigniß den ganzen Hof, die Stadt und mehr als alle das Parlement versetzt hatte, benutzen zu müssen, um dieses gleich kühne und verhaßte Unternehmen ins Werk zu setzen. Seine Gewalt über seinen Herrn war ohne Grenzen; und er hatte dafür gesorgt, daß jedermann darum wußte, um sich furchtbar zu machen. Aber darum gingen die Geschäfte nicht besser; alles stockte, die innern und die auswärtigen; er wandte darauf weder Zeit noch Mühe und gab sich nur den leichten Schein, als wenn er es thäte, um sie alle für sich zu behalten, und bei sich zu vergraben und liegen zu lassen. Sein enger

*) Ich glaube nicht, daß man in der Geschichte ein Beispiel von größerer Parteilichkeit und persönlicher Feindschaft findet. Villeroy war weit edler, als er hier geschildert ist, und war nie der Kleinlichkeit fähig, dem Könige einen solchen Verdacht beizubringen: vielleicht kann dieß seyn, daß er den König nur nicht von der Furcht abgebracht hat, die sich desselben auf die allgemeinen Gerüchte, die auch an den Hof gelangten, bemächtigte. Dieses Kapitel zeigt, wie vorsichtig der Herzog von Saint Simon von der Nachwelt gelesen werden müsse.

Anm. von der Hand des Herrn Maurepas's in seiner Zurückgezogenheit geschrieben. Der franzöſ. Herausg.

„Hab' ich Euch etwas zu Leid gethan, so will ichs nach der Reihe wieder gut machen, wie ichs zu thun pflege gegen Alle, die an mich oder die Meinigen etwas zu fordern haben." Ich that ihnen nun genug nach dem Ausspruch meiner gesammten Lehnsmannschaft; und damit ich nichts von ungerechtem Gute mitnehmen möchte, trat ich aus der Versammlung ab, und hielt mich ohne Widerrede an ihren Ausspruch.

Eben weil ich kein ungerechtes Gut mitnehmen wollte, ging ich nach Metz, in Lothringen, um da einen großen Theil meiner liegenden Gründe zu verpfänden. Ihr müßt auch wissen, daß ich an dem Tage, da ich unser Vaterland verließ, keine tausend Livres Grundeinkünfte besaß, indem meine Frau Mutter noch lebte; so zog ich mit als der zehnte Ritter und der dritte Pannerherr.

Alles dessen erwähne ich deswegen gegen Euch, weil ich es kaum so lange würde haben aushalten können, wie die ganzen sechs Jahre, die ich im heiligen Lande war, hätte mir nicht Gott beygestanden, der mich nie verließ. Während meiner Zubereitungen zum Abseegeln, ließ mir der Sire Johann von Apremont, Graf von Salebruche, mein Verwandter von Seiten seiner Frau, zu wissen thun, seine Zurüstung sey nun fertig, daß er als zehnter Ritter über's Meer ziehen könne. Zugleich ließ er mich fragen: ob ich es gern sähe, daß wir, er und ich, zusammen ein Schiff miethcten. Ich gab ihm Vollmacht dazu; und er miethete ein Schiff zu Marseille für seine und meine Leute. —

Der König entbot seine Barone nach Paris, und ließ sie schwören, daß sie seinen Kindern hold und gewärtig bleiben wollten, wenn ihm auf der

Fahrt

Kopf war nicht im Stande, mehr als eine Sache auf einmal zu fassen, und keine, die nicht gerade zu und nothwendig auf seine persönliche Ruhe Bezug hatte. Er hatte alle seine Mühe darauf verwendet, alles an sich zu reißen und seinen Herrn dahin zu bringen, daß er ohne ihn keinen Strohhalm anzurühren, geschweige denn ohne seinen Rath und ohne seine Beystimmung etwas zu entscheiden wagte; so daß nach dem Herzog von Orleans, weder um Gnade noch Recht, weder in laufenden noch außerordentlichen Geschäften mehr die Frage war und niemand, sogar kein Minister, um was es auch seyn mochte, an ihn ohne Wissen und Erlaubniß des Cardinals zu gehen wagte, dessen Gutdünken, das heißt Interesse und Eigensinn, das bewegende Prinzip der ganzen Regierung geworden war.

Der Herzog von Orleans sah es, fühlte es; aber er war ein Gichtbrüchiger, der nur vom Cardinal in Bewegung gesetzt werden konnte und in sich keine eigne Kraft hatte. Diesen Zustand der Dinge beseufzte alles in der Stille und alles fürchtete sich vor diesem Menschen, der alles vermochte, der kein Maaß kannte und sich so furchtbar gemacht hatte.

Mich schmerzte es mehr als einen, aus Liebe zum Staat, aus Ergebenheit gegen den Herzog von Orleans und weil ich die Folgen davon übersah. Ich sah so klar ein, wie keiner, daß es nicht zu ändern sey, weil ich ihn so genau kannte und so genau mit ihm umging.

Ungeachtet seiner unumschränkten und unbestrittenen Herrschaft, fürchtete mich doch noch dieser Usurpator der höchsten Gewalt; er schonte mich und hatte dem Vertrauen des Regenten gegen mich nur Schranken setzen können. Seine Vertraulichkeit, die ihm lieb gewordene, ich will nicht sagen, ihm zur Beruhigung dienende Gewohnheit, mich zu sehen und zu sprechen, selbst in seinem Zwange, dem er zuweilen entschlüpfte,

und

und meine Freimüthigkeit, meine Wahrheit, soll ich noch hinzusetzen, die Uneigennützigkeit, die mich kühn machte, nur das Wohl des Staats zu hören, und meine Ergebenheit gegen den Regenten, hielten den Cardinal in gewissen Schranken, die er nur gegen mich beobachtete, und die mich nöthigten, ebenfalls dergleichen gegen ihn zu beobachten.

Unter diesen persönlichen Verhältnissen, und unter diesen Bewegungen schickte der Cardinal den Belleile an mich, um mich für seine Declaration als ersten Minister zu gewinnen, und nicht allein von meiner Seite jedes Hinderniß wegzuräumen, sondern auch alles zu versuchen, um mich ihm dazu behülflich zu machen. Er stellte mir vor, daß nach dem Zustande der Dinge es nur auf das früher oder später ankäme; wenn ich mich nicht willig dazu gäbe, so würde ich doch nicht verhindern, daß der Cardinal es nicht endlich durchsetzte, und ich würde mich nur seinem ganzen Hasse aussetzen, von dessen Gewaltthätigkeit, Dauer und Nachdruck ich alle Tage Zeuge sey; statt daß, wenn ich ihn in einer Sache unterstützte, die das Ziel seines heißesten Strebens sey, und welche, früh oder spät, ich weder, noch wer es auch sey, zu verhindern im Stande sey, ich eines verhältnißmäßigen Dankes versichert seyn und an der Gewalt und dem Ansehn dieses Herrn des Regenten und des Reiches Antheil nehmen könnte.

Ich antwortete Belleile: er könne wohl abnehmen, daß ich nicht glauben könnte, er mache aus freien Stücken mir diesen Antrag. Er gestand mir ohne Umstände, daß ihm der Cardinal den Auftrag gegeben und ihm nicht einmal verboten habe, es mir zu sagen. Um mich in Verlegenheit zu setzen, hatte der Cardinal diese Wendung getroffen, daß ich gewissermaßen ihm selbst antworten mußte. Ich sagte also zu Belleile:

ich lasse den Cardinal für dieses Zutrauen danken, und setzte noch viele Complimente hinzu; die Sache sey von solcher Wichtigkeit, daß sie wohl eine reifere Ueberlegung verdiene. Einstweilen aber wollte ich ihm sagen, was ich im Augenblick davon dächte; es schiene mir, daß der Cardinal schon alle Vortheile eines ersten Ministers, der durch die ausdrücklichsten Patente dafür erklärt worden, besitze; die wirkliche Ausfertigung derselben würde ihm nichts mehr von Macht, Ansehen, und wirklicher Ausübung geben; die Hinzufügung des Titels aber zu dem Wirklichen und Reellen, das er besitze, und in voller Ausdehnung ohne Widerspruch ausübe, würde sogar alle die gegen ihn aufbringen, die schon daran gewöhnt wären, ihn als Herrn zu sehn und zu empfinden. Wenn irgend etwas im Stande sey, Mißverständniß zwischen dem Herzog von Orleans und ihm in der Folge hervorzubringen, so wäre es die Eifersucht und der Verdacht, die durch diese Eigenschaft als erster Minister erzeugt werden könnte. Ich bäte daher den Cardinal, als sein treuer Diener, diese Betrachtung, die sich mir zuerst über diese Sache aufdrängte, zu erwägen, zu bedenken, daß der öffentliche Name und Declaration nichts zu dem hinzufügte, was er schon vollkommen besitze und ausübe, und woran schon alles gewöhnt sey; ein Name mehr mache das Bestehende nicht fester; und vorausgesetzt, um alles zu bedenken, daß der Fall einträte, daß man ihm die Führung der Geschäfte entreißen wollte, so würden die Titel und Patente, die Protokollirung, und alle Formalitäten, womit er ausgerüstet wäre, seine Absetzung doch nicht mehr erschweren, als wenn er nichts davon erhalten hätte; alle diese Dinge also, die weder irgend einen Zuwachs, noch einen Schutz gegen einen zu besorgenden Sturz gäben, würden ihm weiter nichts als eine unnütze Last werden, die ihm noch dazu zu Boden zu

ziehn

ziehn drohe, ſtatt daß, wenn er mit der gegenwärtigen Lage ſich begnügend, dieſelbe Machtvollkommenheit genöſſe, die er ſich nur wünſchen könne, und die durch keinen Titel Zuwachs erhalten könne, er niemanden durch einen neuen Schritt aufbringe und empöre, und den Herzog von Orleans keinen Anlaß zu Verdacht und Eiferſucht gebe, deren Folgen ihn mit der Zeit ſehr gereuen könnten; ſowohl des Herzog als ſein eignes Intereſſe fodere, die Nähe der Majorennität ſehr im Auge zu haben und ſich ſo zu betragen, daß die Thronbeſteigung des majorennen Königs dem, was das nothwendige Recht der Geburt dem Herzog von Orleans und was die Achtung, das Vertrauen und die Zuneigung deſſelben ihm verliehen, günſtig folgen möchte.

Mein Zweck bei dieſem im Grunde wahren und gegründeten Räſonnement war, mich von einer Verbindlichkeit entfernt zu halten, ohne mich doch eines böſen Willens verdächtig zu machen, den Cardinal aber, wo möglich von einem Unternehmen abzubringen, das, wie ich wohl fühlte, ich wohl vergeblich zu verhindern ſuchen würde, was aber zu verſuchen mich alle mögliche Rückſichten, die Ehre, die Rechtſchaffenheit, die Treue gegen den Herzog von Orleans und ſein perſönliches Intereſſe auffoderten.

Belleile hatte zu viel Verſtand und Einſicht, um nicht die Stärke meines Räſonnements zu fühlen; aber er kannte den Cardinal Dübois und ſeine Leidenſchaft für den öffentlichen Titel als erſter Miniſter zu gut, um zu hoffen, daß meine Gründe den geringſten Eindruck auf ihn machen würden, außer dem des Tobens und Brauſens eines Stroms, der alle Dämme, die er auf ſeinem Wege trifft, zu durchbrechen ſtrebt und am Ende noch durchbricht. Er ſagte mir dieß und kam nochmals auf das zurück, was ich mir alles verſprechen könnte,

wenn ich eine so heftige Leidenschaft unterstützte. Er vergaß nichts, wodurch er am meisten auf mich Eindruck machen zu können hoffte, um mich zu bewegen, indem er übrigens mit mir übereinstimmte, wie traurig diese Lage der Dinge und eine solche Nothwendigkeit sey. Ich blieb aber fest auf dem Grundsatz, der mich verborgen leitete; und suchte ihm dagegen begreiflich zu machen, daß ein verständiges Räsonnement, das nichts weniger mit sich bringe, als eine Schmälerung des Cardinals, in was es auch seyn möchte, keine Weigerung sey; daß ich aber vor allem nöthig hielt, ihm Betrachtungen vorzulegen, die keinen andern Zweck als seinen Vortheil hätten. Da Belleile nichts weiter von mir erhalten konnte, so entschloß er sich, dem Cardinal alles, was ich ihm gesagt, zu hinterbringen; da der Cardinal an nichts anders denken konnte, so that er es noch denselben Abend.

Es geschah, was er vorausgesehen hatte. Gleich den folgenden Tag schickte er ihn wieder an mich zurück, mit Versprechungen ohne gleichen, nicht allein, daß er in allem meinem Rathe folgen und die ganze Gewalt mit mir theilen und allen meinen Wünschen nachkommen wolle, besonders was, wie er wisse, mir am meisten am Herzen liege, für die Wiederherstellung aller Ordnung und Gerechtigkeit, in den Dingen, die mich am meisten interessirten, wo die Unordnung überhand genommen habe. Ich lachte bei mir selbst über so viel herrliche Lockungen. Dübois mußte mich ohne Zweifel für eben so albern halten, als den Cardinal von Rohan, dem er so feierlich versprochen hatte, ihn zum ersten Minister zu machen, und der so einfältig und dummehrgeizig gewesen war, sich dadurch überreden zu lassen. Aber dieser Kunstgriff, so falsch er auch war, stellte mich doch so, daß ich nicht mehr zurück konnte. Mit aller meiner Kunst konnte ich nichts bewürken, als

daß

daß ich es wie die aus der Normandie machte, denen man nichts ſchwerer, als ein Ja oder Nein abgewinnen kann.

Ich nahm meine Zuflucht dazu, daß ich über die Unzuverläſſigkeit und Veränderlichkeit des Herzogs von Orleans ein wahres Geſchwätz anfing, daß er im Augenblick wieder anderes Sinnes werde, und dann alles verloren ſey, was man von ſeiner Willfährlichkeit durch den Einfluß, den man auf ihn habe, durch die Eindrücke, die er empfange, durch die Gründe, die man ihm vorgeſtellt, erhalten zu haben geglaubt, und daß man dann oft, nicht nur wieder von neuem anfangen müſſe, ſondern auch noch viel weiter von ſeinem Zweck entfernt ſey, als vorher; was ich thun würde, ſey dieß, daß ich das erſtemal, daß ich ihn ſpräche, ihn ſondiren und alles Günſtige, was ſich für meinen Zweck darbieten würde, benutzen wolle.

Ich ſagte: das Erſtemal daß ich ihn ſehen würde! weil, wenn ich an einem ungewöhnlichen Tage zu ihm käme, er gegen das, was mich zu ihm führte, auf ſeiner Hut ſeyn und ich ſo die ganze Sache verderben würde. Dieſer Vorwand, den ich um Aufſchub und Zeit zu gewinnen machte, hatte ſeinen guten Grund in dem ſtets argwöhniſchen Charakter des Herzogs von Orleans. Dieſer war auch dem Cardinal und Belleile ſo gut bekannt, (welcher letztere es von ſolchen wußte, die die Erfahrung ſelbſt gemacht hatten,) daß dieſer ſich befriedigte und auch der Cardinal, der ihn den andern Tag wieder an mich ſchickte, um mir ſeine Zufriedenheit zu bezeugen, nebſt den übertriebenſten Dankſagungen und wiederholten Verſprechungen, beſonders aber um mich in dem guten Vorſatze zu beſtärken, den ich ihm bezeugt, und mir unbemerkt meine Lection zu wiederholen und einzuſchärfen.

Endlich,

Endlich, da mein gewöhnlicher Tag gekommen war, mußte ich zum Herzog von Orleans gehen und zwar um meine gewöhnliche Stunde, um 4 Uhr Nachmittags, zu welcher Zeit niemand mehr bei ihm war. Ich ging sogleich hin und fand Belleile allein in dem großen Kabinet, wo der Marschall von Villeroy arretirt worden war, auf mich wartend, um mir die Sache nochmals anzubefehlen und mich zu bombardiren; ein Versuch, den er noch nicht auf mich gemacht und der wahrscheinlich ganz frisch erst vom entbrannten Gehirn des Cardinals ausgebrütet worden war. Belleile goß mir noch einmal die ganze Brühe ins Ohr.

Ich ging, ohne mich aufzuhalten, in das Kabinet des Herzogs, und nachdem wir einige gleichgültige Worte gewechselt hatten, legte ich die Papiere auf sein Büreau, von denen ich ihm Rechenschaft zu geben hatte. Er setzte sich an sein Büreau und ich mich ihm gegenüber, wie gewöhnlich. Ich fand ihn gedankenvoll und zerstreut. Deßwegen mußte ich mich oft wiederholen, ob er gleich sonst, noch ehe man ausgeredet, die Sache gefaßt hatte und sich oft darin gefiel, in die ernsthaftesten Dinge einen Scherz zu mischen, besonders gegen mich, dem Er oft mit ganz fremden Dingen in die Rede fiel, um zu lachen, wenn ich darüber unwillig wurde und mich gar nicht daran gewöhnen konnte.

Diese Zerstreuung und dieser Ernst gab mir nach einiger Zeit Veranlassung, ihn um die Ursache zu fragen. Er zauderte, stockte, und gab keine deutliche Antwort. Ich lächelte und sagte, ob es vielleicht das sey, wovon man mir etwas ins Ohr gesagt, daß er einen ersten Minister und zwar den Cardinal Dübois dazu machen wolle?

Es schien mir, als lüftete ihm meine Frage die Brust, und als zöge ich ihn aus der Verlegenheit, in der er war, ob er gegen mich davon schweigen oder zu-

erst

erſt davon zu reden anfangen ſollte. Sein Geſicht wurde ernſter und freier, und er ſagte mir, es ſey wahr, der Cardinal wünſche es mit Heftigkeit; was ihn beträfe, ſo wäre er der Geſchäfte und des Zwanges zu Verſailles müde, wo er keinen Abend wüßte, was er anfangen ſollte; zum wenigſten erhole er ſich zu Paris durch zwangloſe Soupers, zu denen er eine paſſende Geſellſchaft finde, wenn er aufhören wolle zu arbeiten, oder wenn er aus ſeiner kleinen Loge von der Oper komme; aber alle Tage ſich den Kopf mit den Geſchäften zu zerbrechen, und dann alle Abende ſich zu ennuyiren, das gehe über ſeine Kräfte. Er ſey daher geneigt, ſich zur Erleichterung einen erſten Miniſter anzuſchaffen, damit er am Tage mehr Ruhe hätte und am Abend nach Paris gehen und ſich divertiren könne.

Ich fing an zu lachen und ſagte, ich fände dieſen Grund ſehr triftig und nichts dagegen einzuwenden. Er ſah die Ironie und ſagte: ich fühlte nicht die Anſtrengung, die er am Tage habe und die noch mehr drückende Leere ſeiner Abende. Bei der Herzogin von Orleans gebe es nichts als die entſetzlichſte Langeweile, und er wiſſe nicht, wo er hin ſolle. Ich antwortete, ſeit ich nach dem lit de juſtice in den Tuilerien ſo gegen ihn und die Herzogin ſtünde, könnte ich, was ſie beträfe, nichts ſagen; aber ich fände es ſehr zu beklagen, daß, wenn ihm auch dieſe Quelle von Amüſement fehlte, er ſich keine andere zu verſchaffen wüßte; Er, Regent des Reichs mit ſo viel innern Kräften und Hülfsmitteln des Geiſtes und bei ſo viel guter Geſellſchaft, wenn er alles nur benutzen wollte! Ich bäte ihn, ſich an das Beiſpiel des verſtorbenen Prinzen von Conti zu erinnern, mit dem er ſich in allem meſſen könne, dieſe Selbſterſchlaffung ausgenommen, und mit dieſem Prinzen ſolle er ſich einmal vergleichen. Er wiſſe wohl noch, ſagte ich, wie ihn der König haßte und ihm dieß durch ein ſo

auf-

auffallendes und stätes Betragen zeigte, daß es niemanden unbekannt bleiben konnte; wie er nicht allein ohne allen Credit war, sondern wie auch niemand am Hofe war, der nicht wußte, daß man dem Könige mißfiel, wenn man mit ihm umging; und wie sehr man davor schauderte, dem Könige zu mißfallen, und bis zu welcher Sklaverei und Niederträchtigkeit diese Sucht dem Könige zu gefallen, ging, habe er wohl nicht vergessen; wie er trotz diesem allen, was so mächtig auf einen so sklavischen Hof wirken mußte, gesehen, daß der Prinz nie daselbst erschien — und er that es sehr häufig — ohne im Augenblick von den Vornehmsten, Besten, Ausgezeichnetsten jedes Alters umringt zu werden, wie man sich um ihn drängte, wie jeden Morgen sein Zimmer zu Versailles mit dem wichtigsten und glänzenden Theile des Hofes angefüllt war, wo man immer in interessanter, angenehmer Unterhaltung begriffen war, und wo während einer Zeit von zwei bis drei Stunden einer auf den andern folgte; wie zu Marly, wo alles mehr unter den Augen des Königs war, als zu Versailles, der Prinz von Conti, sobald er im Salon erschien, umringt wurde, wie sich alle die zur glänzendsten, ausgezeichnetsten und vornehmsten Gesellschaft gehörten, im Kreise um ihn versammelten, und wie man oft, sich dem Könige zu präsentiren, und die Tafel vergaß. Bei Tage am Hofe, wie zu Paris, empfand dieser Prinz nie eine Leere, nie die Verlegenheit, seine Abende angenehm hinzubringen, und zwar ohne das Vergnügen der Jagd und des Spiels, das er nur selten aus Gefälligkeit, niemals aus eigenem Geschmack mitmachte. Er kannte nichts Niedriges, nichts Kleines, und wußte nicht, was Rausch war; Vergnügungen genoß er unter der besten Gesellschaft und mit Leuten, die in ihrer Art ihm Ehre machten; übrigens gute Lektüre von aller Art,

und

und in seinem Hause ein Zusammenfluß von Menschen aller Art, von der Magistratur, vom Militär, vom Hofe, mit denen er allen in ihrer Sprache redete, sich mit ihnen zu verständigen und sie einzunehmen wußte; sich bestrebend, dem Knechte wie dem Herrn zu gefallen, mit einer huldvollen, einfachen Coquetterie, die ihm angeboren war. Die Prinzessin seine Gemalin, der er alle mögliche Achtung bewies, aber die nichts konnte als spielen, war ihm kein Anstoß, obgleich er fast gar nicht mit ihr lebte, und nicht das Geringste an ihr hatte. Er gab jedem, was ihm gebührte, mit Aufmerksamkeit und Würdigung; er war bestrebt, jedem vornehmen Edelmann, jeder Militärperson zu schmeicheln, indem er ungezwungen alte oder neue Geschichten in Anregung zu bringen wußte; er verstand es vortrefflich, etwas angenehmes zu erzählen, wobei sie selbst oder die ihrigen in vortheilhaftem Lichte erschienen; mit einem Worte, er war ein Orpheus, der durch den Zauber seiner Lyra Bäume und Felsen um sich versammelte, triumphirend über den Haß des vorigen Königs, der an seinem Hofe so gefürchtet war, und durch den Reiz seines Betragens und die Bescheidenheit seiner Galanterie alle Damen beherrschend. Kurz das vollkommene Gegenstück zu M. le Duc, vor dem alles floh, vor dem alles sich verbarg, und der sein Leben in Traurigkeit, Langerweile und Mißmuth verlebte, nicht wissend was er anfangen, wohin er sich wenden sollte, von allen Qualen der Eifersucht geplagt, ob er gleich viel Geist, viel Kenntnisse, Tapferkeit und das günstige Verhältniß einer doppelten Verbindung mit der natürlichen Tochter und dem geliebten natürlichen Sohne des verstorbenen Königs hatte.

Ich fragte hierauf den Herzog von Orleans, was ihn also hindere, den Prinzen von Conti nachzuahmen, da er eben so viel oder noch mehr Kenntnisse als dieser ha-

Fahrt etwas zustieße. Er verlangte das auch von mir; aber ich weigerte mich des Eides, denn ich war sein Lehnsmann nicht. Als ich wieder von ihm nach Hause zog, begegneten mir auf einem Karren drey todte Leichname von Leuten, die ein Geistlicher umgebracht hatte; und man sagte mir, man bringe sie zum König. Als ich das vernahm, schickte ich einen Knappen nach, um mich nach dem Verlauf der Sache erkundigen zu lassen. Mein Knappe, den ich geschickt hatte, erzählte mir: der König sey, als er aus der Kapelle gekommen, auf die große Treppe gegangen, um die Leichname zu sehen, und habe den Prevot von Paris nach dem Verlauf der Sache gefragt. Der Prevot habe ihm berichtet: die Erschlagenen seyen drey seiner Häscher von Chatelet; sie seyen in den entlegenen Gassen herumgezogen, um die Leute zu plündern. „Da, fuhr er fort, trafen sie diesen Geistlichen an, und nahmen ihm alles was er bey sich hatte. Der Geistliche wanderte bloß im Hemde nach Hause, ergriff eine Armbrust und ließ sich seinen Säbel von einem Knaben nach bringen. Als er sie wieder im Gesicht hatte, rief er ihnen zu, sie wären des Todes. Sofort spannt er seine Armbrust, und schoß, und traf den einen in die Brust; die beyden andern aber ergriffen die Flucht. Der Geistliche nahm darauf den Säbel den der Knabe hielt, und verfolgte sie bey schönem hellem Mondschein. Der eine gedachte durch einen Zaun in einen Garten zu entwischen; allein der Geistliche brauchte seinen Säbel, und hieb ihm den einen Fuß ganz ab, so daß er, wie Ihr seht, nur an der Haut noch hängen blieb. Weiter verfolgte der Geistliche auch den dritten; und wiewohl dieser in ein fremdes Haus, wo noch Leute munter waren, zu entrinnen suchte, so versetzte ihm doch der Geistliche mit dem Säbel einen solchen Hieb,

habe, und da er eben so viel Geschichten und Anekdoten vom Kriege und vom Hofe wisse; da er nicht weniger Tapferkeit besitze, da er überdieß Armeen commandirt, Spanien und Italien gesehen und nicht minder Anmuth und Gedächtniß zu angenehmen unterhaltenden Erzählungen besitze. Neben allen diesen Vorzügen, die lange nicht so groß bei dem Prinzen von Conti gewesen seyen, sitze er, statt daß jener nie aus der Ungnade gekommen, am Ruder des Staats, und habe Gnade und Recht in Händen; alle Welt sey zu seinen Füßen, und er könne unter den Besten aller Art für sich wählen.

Hierzu, fuhr ich fort, sey nur ein Schritt zu thun, nämlich die gute Gesellschaft der schlechten vorzuziehn, sie unterscheiden und anziehn zu können und fröhlich, aber mit weiser Mäßigung mit ihr zu speisen; er solle bedenken, daß nachdem das 18te, höchstens das 20ste Jahr vorbei wäre, seine Gastmähler ihn entehrten, wo der große Lärm, Gespräche ohne Maaß und Ziel, und ohne Scham und Ehre, den Mann beschimpften, wo eine ewige Trunkenheit alle, die nur noch einen Schein von Ehre hätten, schamroth machte, und von denen die Schimpflichkeit der trunkenen Gäste jeden Menschen zurückschreckte, der nicht eben so werden, und die Achtung des Publikums verlieren wolle; aus diesem allen machte ich den Schluß, daß die Langeweile seiner Abende zu Versailles sein eignes Werk wäre; die Abendvergnügungen, die er daselbst vermißte und in Paris suchte, würde kein Privatmann von der Hälfte seines Alters sich erlauben dürfen, ohne von allen Gesellschaften, in denen er sich zeigte, ausgestoßen zu werden; was er sich nicht um Gotteswillen habe versagen wollen, solle er sich doch wenigstens um der Menschen, und um sein selbst willen versagen; es hindere ihn nichts, zu Versailles sein Souper in Gesellschaft der Ausgezeichnetsten und Besten zu halten, die

sich

sich beeifern würden, Zutritt bei ihm zu erhalten, wenn die Gesellschaft sich auf einem ehrsamen Fuße, rein von Unsittlichkeiten und Gottlosigkeiten erhielte, wozu, um bloß auf sein Alter, seinen Rang und Stand Rücksicht zu nehmen, längst die Zeit für ihn vorüber sey; vor allem aber müsse ihn die Nähe der Majorennität dazu bewegen, sich von diesen verderblichen und so gefährlichen Schwächen frei zu erhalten, die ihn allein auf Abwege bringen könnten, indem er sich selbst die Schändlichkeit und Verachtung nicht verhehlen könnte, in der die verworfenen Gesellen seiner scandalösen Abendvergnügungen versunken seyen und in die auch er sich gestürzt, und wohl einsehen müßte, welch ein falsches Licht dieß auf ihn werfe, welchen Glauben es den Verläumdungen seiner Feinde gäbe, und welche verderblichen Folgen, selbst für die entfernteste Zukunft, daraus entspringen könnten.

Ich bat ihn noch zuletzt, nicht zu vergessen, daß ich seit Jahren ein Stillschweigen beobachtet, das er mich jetzt zu brechen nöthige, indem ich ihn dem Abgrunde nahe sähe, worein ihn die Leidenschaft für diese Lebensart zu stürzen drohe, nämlich daß er wegen seiner langweiligen Abende der Geschäfte überdrüssig sey und, um diese Langeweile zu fliehen, seine Geschäfte einem ersten Minister abgeben wolle.

Der Herzog von Orleans saß mir gegenüber, die Ellbogen auf sein Büreau gestützt und den Kopf in beide Hände gelegt, wie er immer that, wenn er in Verlegenheit war und eben saß. Er hatte die Geduld, diese nachdrückliche Vermahnung, die noch weit länger war, als ich sie niedergeschrieben habe, anzuhören. Als ich fertig war, sagte er, es sey alles wahr, und es sey noch weit schlimmer; er habe keine Leidenschaft mehr für die Weiber, der Wein sey ihm nichts mehr, ja er ekle ihn an. „Also, Monseigneur, rief ich, nach die-

sem Geständniß ist es der Teufel, der Sie besitzt, und Sie für diese und jene Welt verderbt, da jene Lüste nicht mehr den Reiz für Sie haben, den sie gehabt haben. Aber wozu nützt Ihnen so viel Geist und Erfahrung? Wozu nützen Ihnen selbst Ihre Sinne, die müde sind, Sie zu verderben, und unwillkührlich Sie das Bessere lehren? Bei diesem Ekel vor dem Weine und diesem Abgestorbenseyn für die Venus, welche Reize können Sie zu jenen Abendvergnügungen und Gastmählern hinziehn, von denen Tumult und Unsittlichkeit jeden Andern als Sie abschrecken würden? Das Vergnügen der Einbildung ist ein leeres nichtiges Vergnügen und das elende Loos eines alten Lüstlings, der nichts mehr genießen kann, und seine Ohnmacht durch die elenden Erinnerungen kitzelt, welche die Zoten, die er hört, in ihm erwecken.

Ich schwieg einige Augenblicke; hierauf beschwor ich ihn, eine Vergleichung anzustellen zwischen diesen in jedem Betracht schändlichen Vergnügungen, die noch dazu unwiederbringlich für ihn verloren zu seyn schienen, und ehrenvollen, anständigen Unterhaltungen und Erholungen, seines Alters, seines Ranges, seiner Stelle würdig, die er auch unter einem andern Namen, nach der Majorennität des Königs zu behaupten suchen müßte; Vergnügungen, die ihn in seiner wahren Würde zeigen und alle ihm zu Freunden machen würden, indem alle die Ehre seiner Gesellschaft suchen und dieß Hoffnungen rege machen würde, wodurch alle, die für sich und für die Ihrigen sie faßten, und selbst die, welche dieser Hoffnungen unwürdig wären, an ihn gekettet werden würden, und indem alle sich freuen würden, ihn endlich ein vernünftiges, des Inhabers der Staatsgewalt würdiges Leben führen zu sehn, und von der gehabten Besorgniß befreit zu seyn, daß mit der Zeit der König nach seinem Beispiel in ähnliche Ausschweifungen

gen gerathen möchte, die zwar der Jugend verzeihlicher, aber so unverzeihlich auf dem Throne seyen und den gekrönten Häuptern, welche mehr als irgend einer ihrer Unterthanen, die Wohlanständigkeit bewahren sollten, gänzlich unbekannt bleiben sollten. Ich bat ihn, noch zu bedenken, was der Hof, die Stadt, Frankreich und das ganze Ausland denken würden, wenn sie einen Regenten von seinem Alter, der sich der Regierung so würdig gezeigt, dieselbe gleichsam niederlegen und einen Andern damit bekleiden sähen, um sich den Ausschweifungen freier und ungestörter überlassen zu können, und welche Blöße er seinen Feinden, den Mißvergnügten, Anstörern, und Ehrgeizigen geben würde, so daß sie bei dem Könige Cabalen anspinnen, und ihm untern Fuß geben könnten, daß er ihm für die Sorge dankte, die er nicht mehr auf sich nehmen wollte, da er sie auf einen Andern gelegt, und daß er diesen Andern verabschiedete, der keine Stütze mehr haben würde, und seine Stelle mit einem oder mehreren von seiner eigenen Wahl ersetzte; und was wird dann, sagte ich, aus einem Prinzen von Ihrer Geburt werden, wenn er, nach langen Jahren der Herrschaft, auf einmal in den Privatstand wieder herabstürzt, in welchen ihn noch die Folgen der Furcht und des Argwohns begleiten, den man gegen ihn gehabt hat und zu haben vorgegeben, um dadurch einen jungen König ohne Erfahrung und Klugheit gegen ihn einzunehmen und nach Belieben am Gängelbande zu führen?

Ich beschloß diese Vermahnung mit dem Beispiel Gaston's, der nach Blois verbannt, die letzten Jahre seines Lebens in der traurigsten Lage und in einer für einen fils de France unerhörten Verlassenheit und Verachtung verlebte. Jetzt glaubte ich genug gesagt zu haben, vielleicht zu viel im Feuer meiner Rede und

glaubte nun erwarten zu müssen, was es für einen Eindruck gemacht habe.

Nach einem kurzen Stillschweigen sagte endlich der Herzog, sich auf dem Stuhle umdrehend: „Nun gut, ich will nach Villers-Coterets gehen und Kohl bauen.“ Er stand auf und ging im Kabinet auf und nieder und ich neben ihm.

Ich fragte ihn, wer ihm die Versicherung gäbe, daß man ihn in Frieden, ja nur in Sicherheit, seinen Kohl pflanzen ließe, und daß man ihm nicht wegen seiner Verwaltung tausend Händel machen würde. Nach dem, wie man ihn in Frankreich und Spanien vorgestellt; wer würde ihm dafür stehen, daß man nicht den Verdacht verbreiten und glaublich machen würde, daß er Unruhen und gefährliche Complots anlege, ja, daß es der Verläumdung nicht gelingen könnte, dem Könige Furcht vor ihm einzuflößen, vor einem Prinzen von so viel Verstand, Talent und Tapferkeit, der so lange unter einem andern Namen regiert, dem man mit der Regierung nicht das Talent, die Mittel und Creaturen habe nehmen können, der nur leicht sich gekränkt fühlen und über seinen gegenwärtigen Stand aufgebracht seyn müßte, der noch dazu präsumtiver Erbe der Krone wäre und in der engsten, so sorgfältig erkauften und cultivirten Verbindung mit den Engländern stünde, welche den Kaiser und Holland beherrschten?

Wir gingen hierauf noch einigemal stumm auf und ab. Dann sagte er zu mir: es verdiene Ueberlegung. So ging er wieder ein Dutzend mal auf und ab; dann stand er neben seinem Büreau, wo eben zwei Sessel standen, zufällig still, (ich sehe noch ganz deutlich den Platz vor mir) setzte sich nieder, zog mich auf den andern Sessel, und sagte zu mir, indem er sich ganz zu mir umkehrte: ob ich mich nicht erinnerte, den Dubois als Valet von St. Laurent gesehn zu haben, und wie

er

er ſich nur zu glücklich geſchätzt, es zu ſeyn; und nun ging er alle die verſchiedenen Stufen durch, die er bis zu ſeinem jetzigen Stand durchfliegen, und rief endlich: „Und ſieh! er iſt nicht einmal jetzt zufrieden, und verfolgt mich noch, um erſter Miniſter zu werden. Und ich bin ſicher, wenn er es wäre, ſo würde er eben ſo wenig zufrieden ſeyn. Was Teufel könnte er denn dann werden? Der liebe Gott, ohne Zweifel," antwortete er ſich ſelbſt..... „Ganz gewiß, ganz gewiß, ſagte ich, darauf kann man ſicher rechnen. Sie mögen ſehen, Monſeigneur, der Sie ihn genau kennen, ob es rathſam iſt, ſich ihm zum Fußſchemel herzugeben, auf den er treten könnte." „O! das will ich wohl verhindern," verſetzte er, und ſo ging er von neuem in ſeinem Kabinet ſtumm auf und ab. Auch ich ſagte kein Wort, ganz mit den Worten beſchäftigt: „das will ich wohl verhindern!"

Nach dieſem ſtarken Geſpräch und dieſer lebhaften Recapitulation von dem Leben des Cardinals Dübois ab incunabulis, mit dieſem ſo ſtarken Schluß, wozu ich ihn gar nicht veranlaßt hatte, folgte eine zweite ſtumme Promenade, die ziemlich lange dauerte. Er ging mit niedergeſchlagenem Kopfe, wie in Verlegenheit und ſorgenvoller Unruhe, und gleichſam als habe er alles geſagt, und erwarte, was nach dieſem Geſpräch aus dieſem Stillſchweigen kommen könne. Hierauf ſetzte er ſich wie gewöhnlich an ſein Büreau und ich mich ihm gegenüber, er wie vorhin die Arme auf das Büreau geſtützt und den Kopf wieder in beide Hände geſchlagen. In dieſer Stellung blieb er über eine Viertelſtunde, ohne ſich zu rühren, und ohne einen Laut von ſich zu geben, und ich blieb ebenfalls ſtumm und verwandte meine Augen nicht von ihm.

Endlich regte er den Kopf, ſah mich an und ſagte mit halber ſchwacher Stimme und mit beſchämtem

Blicke: „aber warum noch warten und ihn nicht gleich declariren?" (Dieß war die Frucht des ganzen Gesprächs!)

Ich rief: „Was sagen Sie, Monseigneur? Was treibt Sie denn dazu? Wird es denn nicht immer Zeit genug seyn? Nehmen Sie Sich doch wenigstens die Zeit, das was Sie eben gesagt, zu überlegen, und lassen Sie mir die Zeit, Ihnen zu erklären, was ein erster Minister heißt, und was der Monarch oder der Prinz, der ihn macht, dadurch thut." Er legte wieder seinen Kopf in seine beiden Hände und gab mir keine Antwort.

Ob mich gleich dieser schnelle Entschluß nach dem, was er selbst von Dübois's Emporsteigen und Ehrgeiz gesagt hatte, sehr erschreckte, so sah ich doch, daß das Heil der Sache, so weit es noch zu hoffen war, nicht in Gründen des Widerspruchs, die ja alle erschöpft waren, sondern einzig im Aufschub zu suchen war. Dieser war kurz; denn nach einem kurzen Stillschweigen stand er auf und sagte zu mir: „Nun ja, kommen Sie morgen um 3 Uhr präcis wieder; da wollen wir darüber sprechen, und uns dazu Zeit nehmen."

Ich nahm die Papiere, die ich mitzunehmen hatte, und entfernte mich; er lief mir nach, und rief mich zurück, und sagte mir: "wenigstens morgen um 3 Uhr."

Ich erstaunte, als ich Belle-Isle noch auf der Lauer fand, wo ich ihn verlassen hatte, der die Geduld gehabt, so lange auf mich zu warten. Er begleitete mich, um zu hören, wie es gegangen. Ich sagte ihm, das Gespräch habe sich auf mehrere Gegenstände gewendet, von denen einige mir Anlaß gegeben, den Boden zu sondiren. Ich hätte ihn gut gefunden; aber er kenne ja den argwöhnischen Charakter des Herzogs, der sich nicht gern entschlösse und nicht gern in sich dringen ließe; ich käme den andern Tag wieder; und

da würde ich sehen, was ich thun könnte, aber ohne für etwas zu stehen.

Ich gab Belle-ile diese Antwort, weil er gesehen hatte, wie der Herzog von Orleans mich zurückrief, und ihn wohl auch verstanden hatte, als er mir befahl, den andern Tag wieder zu kommen, und weil diese zweite Zusammenkunft weder ihm noch Dübois unbekannt bleiben konnte, die zu gut auf der Lauer standen, um nicht von den kleinsten Bewegungen des Regenten in dieser Crise unterrichtet zu werden. Dieß zu hinterhalten, würde gleich unnütz und gefährlich für mich gewesen seyn, der ich jenen guten Zweck verfolgen wollte, aber übrigens Rücksichten haben mußte. Meine Antwort war so gestellt, daß sie den Cardinal nicht beleidigen konnte.

Den Tag darauf, den 22. Aug. begab ich mich zur bestimmten Stunde auf den Weg zum Regenten und fand Belle-ile wieder im großen Kabinet, der mich ermunterte, die Sache zu vollenden. Ich that recht eifrig, mit dem Regenten zu sprechen, und trat ins Kabinet, wo ich ihn allein auf und abgehend fand. „Nun, sagte er sogleich zu mir, was haben wir noch über die Sache zu sprechen? Mir scheint alles gesagt zu seyn und nichts übrig, als den ersten Minister zu declariren.“ Ich trat zwei Schritte zurück und sagte, für eine Sache von solcher Wichtigkeit sey der Entschluß bald genug gefaßt. Er antwortete, er habe sehr viel darüber nachgedacht, aber er sey ja alle Tage von Geschäften geplagt, alle Abende von Langeweile und jeden Augenblick von Dübois's Verfolgungen.

Ich sagte, dieser letzte Grund sey der stärkste; ich wunderte mich nicht über das Andringen des Cardinals, aber darüber, daß sein, des Herzogs, argwöhnischer Charakter ihn nicht zurück schrecke. Ich bäte ihn, zwei Dinge zu bedenken: erstlich, was die Erleichterung

seiner Geschäfte und die Muße, nach Paris zur Oper und zu seinen Soupers zu gehen, beträfe, so könne er dieß ganz haben, da der Cardinal so völlig im Besitz aller Gewalt sey und alle es so gut sähen und fühlten, daß keiner, wer es auch wäre, Franzos oder ausländischer Gesandter, den Frevel zu begehen wage, gerade zum Regenten zu gehen, vielmehr niemand wäre, der nicht vollkommen wüßte, daß Gerechtigkeit und Gnade ganz allein in des Cardinals Händen sey. Jeder halte alles für verloren, wenn er den Cardinal sich zuwider gefunden, zähle hingegen sicher auf die Erfüllung seines Gesuchs, wenn er ihn günstig gefunden habe, so, daß man oft sich dabei beruhigte, ohne den Regenten gesprochen zu haben; oder so, daß die Leute zu ihm um der Formalität willen kämen, und wenn es ihnen der Cardinal beföhle; was er auch zuweilen im Fall einer abschläglichen Antwort thue, um ihnen den Verdacht zu benehmen, den sie gegen ihn hätten haben können. Ich wunderte mich also, daß er eine so offenbare Sache, die niemanden unbekannt sey, erst zu bemerken scheine. Ich selbst nach meiner Rückkehr aus Spanien pflege den kürzern Weg zu wählen, wenn ich irgend ein Gesuch hätte, und suche mich zuerst des Cardinals zu versichern; ich hätte schon abschlägliche Antworten erfahren, wenn ich, ohne des Cardinals versichert zu seyn, geradeswegs zu Se. K. H. gegangen wäre. Da die Sachen so stünden, so würde das Patent als erster Minister nichts zu der Gewalt hinzuthun, die er schon ausübe u. s. w.

Der Regent ging sieben oder achtmal stillschweigend auf und ab und setzte sich hierauf und ich mich ihm gegenüber. Jetzt sagte ich zu ihm: er wisse, welches Unheil die Würde eines ersten Ministers in Ungarn, zu Wien, in England und Spanien, den Ximenes ausgenommen, angerichtet habe. Ich stellte ihm vor, welches Un-

Unglück in Frankreich die ersten Ministen von Ludwig XII. an bis auf unsere Zeiten gestiftet, und wie dumm und sinnlos die Fürsten erschienen, die dergleichen Minister gemacht, und welche erbärmliche Rollen als bloße Namenkönige sie gespielt.

Ein langes Stillschweigen erfolgte auf diese starke Aeußerung. Der Regent hatte seinen Kopf, den er bisher immer in beide Hände gelegt gehabt, aufs Büreau sinken lassen; er hob ihn endlich in die Höhe, sah mich mit düsterm kraftlosen Blicke an und schlug beschämt die Augen nieder; hierauf stand er auf und ging einigemal stumm auf und ab; und wie groß war mein Erstaunen und meine Bestürzung, als er endlich das Stillschweigen brach! Er stand still, kehrte sich halb nach mir um und sagte mit traurigem ohnmächtigen Tone: „Es muß ein Ende werden; es ist nichts zu thun, als ihn auf der Stelle zu declariren.“ —

„Monsieur, sagte ich, Sie sind sehr gütig. Haben Sie nichts nach Meudon zu befehlen?“ Ich machte meine Verbeugung und ging. Er rief mir nach: „Werde ich Sie nicht bald sehen?“ Ich gab keine Antwort und machte die Thüre zu.

Der geduldige Belle-Ile wartete noch, er kam auf mich zu und sagte: „Wie steht es?“ „Aufs Beste, sagte ich mich zusammennehmend; ich halte die Sache für gemacht.“ Den Tag darauf nach dieser Unterredung wurde Dübois vom Regenten zum ersten Minister erklärt und von ihm, in seiner Arbeitsstunde, dem Könige als solcher vorgestellt.

VII.

Als Dübois erster Minister war, fürchtete er nur noch le Blanc, zu dem der Regent eine entschie-

daß er ihm, wie Ihr sehen könnt, den Kopf bis an die Zähne spaltete. — Sire, setzte der Prevot hinzu, der Geistliche zeigte selbst den Nachbarn in der Straße, was er gethan hatte; und stellte sich dann selbst in Euer Gefängniß; und nun bring' ich ihn Euch; thut mit ihm nach Eurem Willen; Ihr seht ihn hier." — „Mein Herr Geistlicher, sagte der König, Ihr könnt nicht mehr Priester seyn, weil Ihr das Schwert so gut führt; aber eben weil Ihr das Schwert so gut zu führen wisset, behalt' ich Euch in meinem Dienste, und Ihr zieht mit über's Meer. Und das diene zur Nachricht, damit meine Leute sehen mögen, daß ich ihnen in nichts, was böse ist, zu Gunst thun werde." Als das Volk, das zusammengelaufen war, das hörte, ruft' es laut auf zum Herrn, und betete zu Gott, daß er dem König frohes und langes Leben, und Freude und Gesundheit verleihen möchte.

Nach allen dem kam ich zurück in meine Heymath; und wir, der Graf von Salebruche und ich, nahmen die Abrede, wir wollten unser Gepäcke auf Wägen nach Auxonne senden, und von dort auf der Saone bis in die Rhone hinunter gehen zu lassen.

An dem Tage, da ich von Joinville abreiste, ließ ich den Abt von Cheminon rufen, der für den wackersten Mann vom ganzen weißen Orden bekannt war. Ein gutes Zeugniß von ihm hatte ich zu Clairvaux am Feste U. L. Frauen, als der heilige König da war, gehört. Ein Mönch hatte mir ihm gezeigt und gefragt: ob ich ihn kenne? Auf meine Antwort: warum er mich das frage? hatte er versetzt: „deswegen, weil er der bravste Mann vom ganzen weißen Orden ist. Ueberdieß, müßt Ihr wissen, was mir ein gewisser ehrlicher Mann, der in eben dem Schlaf-

zimmer

dene Neigung hatte. Er wüßte um die sonstige Verbindung zwischen le Blanc und Belle-ile und Frau von Pleüeuf, und kannte den Haß, den Mutter und Tochter gegen einander trugen, und wußte, daß der Haß der Frau von Prie ganz auf die beiden Ritter ihrer Mutter sich fortgepflanzt hatte.

Dieß beschloß Dübois zu benutzen; und unterdessen, bis sich Mittel und Wege zeigten, fing er an, M. le Düc zu cultiviren. Kurz darauf erfuhr er, daß la Jonchere, Schatzmeister des Außerordentlichen des Kriegs, der Vertraute von le Blanc, der ihn gehoben und protegirt hatte, mit seinen Geschäften in Unordnung gekommen sey. Ich habe nicht entdecken können, ob der Cardinal es auf Belle-ile abgesehen, oder ob es ihn nur vermöge seiner Verbindung mit le Blanc und weil er in dieselben Dinge verwickelt und ebenfalls von Frau von Prie gehaßt war, mit traf. Ich habe zu bemerken geglaubt, daß er ihn fürchtete und daß er stets auf der Hut gegen ihn war, daß er ihn ja nicht an sich kommen ließ; und gewiß hat er von ihm nie in der Welt etwas verlangt.

Wie dem auch sey, Belle-ile war in Verdacht, als habe er le Blanc's Freundschaft zu sehr benutzt und von den Schleifwegen, die in dem Finanzwesen des Krieges gewöhnlich sind, besonders aber von la Jonchere zu viel gezogen, dessen Rechnungen und Credit dieß unter le Blanc's Augen in die größte Unordnung gebracht hatte.

Statt dieses Gerücht zu unterdrücken, benutzte es der Cardinal, um damit M. le Düc und der Frau von Prie seinen Hof zu machen, welche dem Cardinal M. le Düc in die Hände spielte. Er machte also einen grossen Lärm und drang in le Blanc, die Sache aufzuklären; und M. le Düc, von seiner Maitresse gespornt,

ver-

verfolgte lebhaft die Sache und beobachtete gegen le Blanc und Belle-ile keine Schranken mehr.

Der Regent, welcher le Blanc liebte, sah sich in der größten Verlegenheit, als unter dem Vorwande der Erhaltung der guten Ordnung, und des Mißcredits, in welche die öffentlichen Geschäfte durch den Bankerott eines Schatzmeisters kämen, der sich dem Gutdünken des Kriegsstaatssecretärs seines Vorgesetzten und Belle-Ile's, des so vertrauten Freundes von le Blanc preis gegeben, M. le Düc wegen dieser Sache heftig in ihn drang.

Dübois verfolgte la Jonchere's Sache, um auch le Blanc zu verderben, den er mit darein verwickelte. Frau von Prie und M. le Düc sparten keine Mühe. Der Schatzmeister kam in die Bastille, wo er alles that und sagte, was man von ihm verlangte. Die Neigung des Herzogs von Orleans, die geheimen Dienste, die er von ihm erhalten, alles konnte dem Ungestüm von M. le Düc und Dübois nicht widerstehen. Le Blanc erhielt Befehl, seine Stelle als Staatssecretär niederzulegen und nach Dreux, einem Gute seines Eidams Tresnel, zu gehen; und Breteuil, Intendant von Limoges, erhielt seine Stelle.

Dieses Ereigniß erregte das Bedauern aller. Le Blanc hatte sich nie verkannt; er war höflich gegen alle, ehrerbietig gegen jede, denen es gebührte, und, was diese Herrn selten sind, verbindlich und dienstfertig gegen alle, freundlich und in allem, selbst bei abschlägigen Antworten, mit Gründen bezahlend: er war ein schneller, tüchtiger Arbeiter, hellsehend, und sorgfältig. Man kann sagen, es war um ihn allgemeine Trauer, obgleich man nach einiger Zeit fühlte, daß die Sache nicht zu ändern war.

Dübois faßte nun den Plan, den Regenten selbst zu stürzen, wie ich es wohl vorhergesehn hatte; und dieß ist keine Einbildung oder Muthmaßung, sondern die Wahrheit. Er nahm im Stillen seine Maaßregeln. Ein Unglück für den ersten Minister war, daß ihn der König nie lieben konnte. Dagegen wußten ihn auch sein Gouverneur und Präceptor, hierin vollkommen mit einander einverstanden, wohl zu hüten. Der Herzog von Orleans, der gegen das Ende unter der Herrschaft seiner Creatur in tiefster Ohnmacht seufzte, würde übrigens ihm nicht Zeit gelassen haben, ihn zu stürzen, besonders da er die Gesinnung des Königs kannte, der ihn liebte und es halb und halb zeigte, so wie auch seine Abneigung gegen Dübois.

Vielleicht wundert man sich über diese Verschiedenheit in Rücksicht auf diese beiden Hauptpersonen, welche beide die Gegenstände des Hasses des Marschalls von Villeroy und des Bischofs von Frejus waren. Es wird daher ein Wort der Aufklärung willkommen seyn. Nichts war so unangenehm als der falsche, fühlbar gezwungene Ausdruck von Dübois's Manieren; nichts angenehmer als der Regent, ohne Gefallsucht. Dieser Contrast, der auf jedermann Eindruck machte, drängte sich auch dem zehnjährigen Könige auf. Niemand ist von Natur ehrgeiziger als die Kinder, und wie weit mehr ist dieß ein königliches Kind, das verzogen ist? Ludwig XV. war in diesem Alter sehr ehrgeizig, empfindlich und fein in diesem Stücke; es entging ihm nichts; obgleich er sichs nicht merken ließ. Dübois arbeitete nicht mit ihm, aber er sprach ihn und sprach mit ihm mit einer Vertraulichkeit und Freiheit, die ihm zuwider war. Es verrieth sich nach und nach seine Absicht, daß er sich seiner bemächtigen wollte, was der Marschall von Villeroy und noch mehr Fleury, wie den Tod fürchteten. Beide machten den König

dar-

darauf aufmerksam, welchen Mangel von Ehrerbietung und welche Unanständigkeit Dübois gegen ihn zeige; sie übertrieben dieß nicht wenig und entfernten den König von ihm, indem sie ihm Furcht einflößten.

Nicht besser war ihre Stimmung gegen den Herzog von Orleans. Villeroy ließ unter vier Augen oder in Gegenwart des einzigen Fleury seinem Hasse freien Lauf; aber der König fürchtete Villeroy und liebte ihn nicht. Das Ansehn allein gab ihm einigen aber schwachen Glauben. Fleury, den er liebte und der sein Vertrauen gewonnen und gefangen hielt, wäre gefährlich gewesen, wenn er wie Villeroy gegen den Regenten gesinnt gewesen wäre, so wie er ihn gegen Dübois unterstützte. Er aber begnügte sich, allen Verdacht des Marschalls zu vermeiden, stützte sich auf seine Wohlredenheit, sah aus dem Schicksal des Herzogs du Maine, wie gefährlich es sey, sich auszusetzen, und obgleich er sich damals nicht einbildete, daß der frühzeitige Tod des Regenten ihm zum Gipfel der höchsten, willkührlichsten, dauerhaftesten, unbestrittensten Macht verhelfen werde; so hatte er doch seine Absichten auf große Stellen, auf großen Credit unter dem Regenten mittelst der Zuneigung des Königs und nährte die Absicht, durch diese sich ein Gewicht zu verschaffen und endlich, wenn Kunst und Glück ihn so weit führen könnten, den Herzog von Orleans zu verdrängen und sich alles Geschäfte zu bemächtigen.

VIII.

Um dahin zu gelangen, waren also zwei Dinge nöthig: erstlich, die Sorge, nicht vor der Zeit seinen Platz zu verlieren und gänzlich zurückgesetzt zu werden, ehe

ehe er seinen Plan zu verfolgen angefangen; zweitens die Kunst, sich gegen den Regenten so zu betragen, daß dieser keinesweges von ihm abgestoßen würde, um auf seine Geneigtheit für seine Entwürfe rechnen zu können und in der That unter seine Auspicien zu kommen, ohne welche der König, wenn auch majorenn, ihn nicht in Einfluß und Ansehn gesetzt haben würde. Er suchte also den Regenten mit äußerster Sorgfalt zu cultiviren, aber nicht nur alle Affectation, sondern auch jeden Schein zu vermeiden, und sich einstweilen, doch nur durch die möglichst leiseste Billigung, gegen ihn an Villeroy anzuhalten, bis der König zu reiferm Alter und er zu einem festern Stand in seinem Vertrauen und zu einer Stelle im Conseil gelangt wäre, die ihm Mittel und Selbstständigkeit verschaffte, um Constellationen benutzen und selbst herbeiführen zu können, die ihm den Weg eröfneten, sich der Herrschaft zu bemächtigen und den Herzog von Orleans zu verdrängen.

Dieser Prinz ging weder im besondern noch öffentlich mit dem Könige anders um, als mit derselben Ehrerbietung wie sonst mit dem verstorbenen Könige. Es war nicht die geringste Freiheit und Vertraulichkeit in seinem Betragen, aber Freundlichkeit, nichts imponirendes, was sein Alter und seine Würde verrieth, eine der Jugend angemessene Unterhaltung und etwas Fröhliches, das nur den Ernst milderte und das Kind sanft anlockte. Wenn er mit ihm arbeitete, so legte er ihm die Dinge mit Leichtigkeit vor, um ihm zu zeigen, daß nichts vorgehe, von dem er ihm nicht Rechenschaft gebe. Besonders legte er ihm solche Dinge vor, die der Fassungskraft seines Alters angemessen waren, und that alles mit der Subordination eines Ministers. Wenn die Rede von zu ertheilenden Gouvernements, Stellen, Pfründen, Pensionen war, so legte er die

Sa-

Sachen dar, durchlief kurz die Gründe, die für jeden Bewerber sprachen, schlug den vor, welcher den Vorzug verdiente, und vergaß nie hinzuzusetzen, daß er ihm bloß seine Meinung sage, wie er schuldig sey, daß er aber nicht entscheiden könne, daß der König zu entscheiden und zu wählen habe. Oft suchte er ihn zu etwas zu bestimmen, wenn die Wahl wichtig war und wenn, was aber selten war, der König einem den Vorzug zu geben schien; denn dieser war zu ehrgeizig und furchtsam, um sich deutlich zu erklären. Der Regent gab darauf besonders Acht, sagte freundlich zu ihm, er errathe seinen Willen und: „Sind Sie nicht der Herr? setzte er hinzu. Ich bin nur da, um Ihnen Rechenschaft abzulegen, Ihnen Vorschläge zu thun, Ihre Befehle zu empfangen und sie zu vollbringen.“ So war die Wahl schnell getroffen, ohne im geringsten etwas darauf zu legen.

Dieses sein Betragen privatim und öffentlich, besonders die kluge Art, mit welcher er mit ihm arbeitete, gewann ihm den jungen König; er glaubte Mann zu seyn und, obwohl ein Kind, zu regieren. Der Regent und die Unterthanen hatten nichts dabei zu verlieren: der König nahm sich selten die Mühe, etwas zu verlangen.

Der Regent hatte auch die Klugheit, die, welche den König am nächsten umgaben, und mit ihm auf einem vertraulichen Fuße standen, gut zu behandeln, um sich ihr Wohlwollen zu erwerben. Dieß half ihm auch in Fällen, wo große Gnadenbezeigungen und wichtige Stellen ertheilt werden sollten und der König dabei einen kindischen Wunsch gezeigt hatte. Die Art, wie der Regent behandelte und ihm immer zuvor kam, erlaubte diesem, ihm frei die Wichtigkeit des Postens und die dazu erforderlichen Eigenschaften vorzustellen und ihm etwas besonders nahe zu legen, indem

dem er immer sagte: Sire, Sie haben zu entscheiden, und indem er bloß Sr. Majestät bat, nicht übel zu nehmen, daß er ihm seine Meinung und seine Gründe vorlegte, weil es seine Pflicht sey. Der König ergab sich ohne Widerwillen.

Der Marschall von Villeroy war immer bei dieser Arbeit zugegen. Durch ihn oder durch den König selbst war es dem Bischoff von Frejus leicht, zu erfahren, wie sich der Regent bei dieser Arbeit betrug; und der König, der oft mit seinem Lehrer allein zusammen war, was der Marschall, ungeachtet es ihn schmerzte, nicht hindern konnte, äußerte gewiß oft gegen ihn, wie sehr er mit dem Herzog von Orleans zufrieden sey. Mehr brauchte es nicht, um ihn im Zaume zu halten und ihn ein Betragen zu lehren, das ihn unvermerkt über den Marschall erhob, indem er diesen sich durch seine Invectiven gegen den Herzog von Orleans zu Grunde richten ließ, die dem Könige bei seiner günstigen Stimmung für den Regenten, der sie beständig zu unterhalten wußte, nicht anders als mißfallen konnten.

IX.

Das Ende des Cardinals Dübois war gekommen; denn schon lange hatte sein schändliches Leben seine innersten Säfte vergiftet. Er hatte indessen, so lange er gekonnt, seine Krankheit verborgen: ein Ritt bei der Revüe des Königs hatte [illegible] schlimmert, daß er sie nicht mehr vor denen, [illegible] er Hülfe hoffte, verbergen konnte. Er [illegible] Mühe, sie vor der Welt zu verbergen; [illegible] lange er konnte, ins Conseil; er ließ den Ambassadeurs sagen, daß er nach Paris gehen würde, und ging nicht hin.

hin. Zu Hause machte er sich unsichtbar und fuhr jeden auf das entsetzlichste an, der sich einfallen ließ, auf dem Wege vom alten Schlosse zum neuen, wo er wohnte, mit ihm, beim Eintreten oder Austreten aus der Sänfte, sprechen zu wollen.

Sonnabends den 7 August befand er sich so schlecht, daß die Chirurgen und Aerzte ihm erklärten, sie müßten ganz unumgänglich eine Operation vornehmen, ohne die er nur noch einige Tage zu leben hoffen könnte, weil durch seinen Ritt an jenem Tage das Geschwür sich in die Blase geöfnet habe und die Ergießung des Eiters den Krebs herbeizuführen drohe, wenn er nicht schon da sey. Sie erklärten ihm daher, daß er auf der Stelle nach Versailles transportirt werden müßte, um daselbst die Operation machen zu lassen.

Die Furcht vor dieser Operation entkräftete den Cardinal so sehr, daß er den ganzen folgenden Sonntag (den 8.) nicht im Tragsessel transportirt werden konnte, sondern erst den Montag um fünf Uhr des Morgens. Nachdem man ihn ein wenig hatte ausruhen lassen, schlugen ihm die Aerzte und Chirurgen vor, daß er die Sakramente empfangen möchte, worauf man dann sogleich die Operation beginnen wolle. Er nahm dieß gar nicht gelassen auf; er war seit dem Tage der Revüe fast nie zur Fassung gekommen; besonders aber verlor er sie den Sonnabend, wo ihm die Aerzte die Operation ankündigten. Demungeachtet schickte er nach einiger Zeit nach einem Barfüßer zu Versailles, mit dem er ungefähr eine Viertelstunde allein war.

So rechtschaffener Mann, und der so gut zum Tode bereitet war, hatte es nicht länger nöthig; und es ist übrigens das Privilegium der letzten Beichte eines ersten Ministers, nicht zu beichten.

Als man in sein Zimmer zurückkam, schlug man

ihm vor, das Sakrament zu empfangen. Er antwortete, dieß sey bald gesagt, aber es gebe ein eignes Ceremoniel für die Cardinäle, das er nicht kenne, und er müsse daher nach Paris schicken und den Cardinal von Bissy darum fragen lassen.

Die Anwesenden sahen sich einander an. Man sah, daß er nur Zeit gewinnen wollte. Da aber die Operation dringend war, so schlug man ihm vor, sie, ohne weiter zu warten, vorzunehmen. Er wies sie aber wüthend von sich und wollte nichts mehr davon hören.

Die Facultät, die im geringsten Aufschub die größte Gefahr sah, meldete es dem Herzog von Orleans zu Meudon, und dieser kam auf der Stelle mit dem ersten besten Wagen, den er bei der Hand fand, nach Versailles. Er ermahnte den Cardinal zur Operation und fragte die Facultisten, ob sie wohl mit Zuverlässigkeit unternommen werden könne. Die Aerzte und Chirurgen antworteten: sie könnten nichts hierüber versichern, aber wohl, daß der Cardinal nicht zwei Stunden zu leben hätte, wenn die Operation nicht auf der Stelle vorgenommen würde. Der Regent wandte sich hierauf wieder zum Kranken und bat ihn so lange, bis er einwilligte.

Die Operation ging also gegen 5 Uhr vor sich; la Peyronnie, erster Chirurg des Königs, als Substitut von Maréchal, der auch nebst Chirac und andern berühmten Aerzten und Chirurgen gegenwärtig war, verrichtete sie in 5 Minuten. Der Cardinal Dübois fluchte, schrie und lärmte entsetz[illegible] der Regent kam sogleich in das Zimmer zu[illegible] die Facultät nicht verhehlte, daß, vermöge [illegible] der Wunde, und dessen was mit ihr verbu[illegible] der Kranke nicht lange mehr zu leben habe.

Er starb gerade 24 Stunden darauf, Dienstags den

den 10 August 5 Uhr des Abends, gleich einem Besessenen, vor Wuth auf die Chirurgen mit den Zähnen knirschend.

Man hatte ihm indessen doch die letzte Oelung gegeben; an das Abendmahl wurde nicht mehr gedacht, auch an keinen priesterlichen Beistand. Er endigte sein Leben in der größten Verzweiflung und Wuth, es verlassen zu müssen. Freilich hatte er das Glück, das seiner so lange gespottet, durch lange, anhaltende Bemühungen, Sorgen, Entwürfe und Anstrengungen des Geistes erkaufen müssen, und nun hatte es auf einmal die überschwenglichste Fülle von Größe und Reichthum auf ihn ausgegossen, um es ihn nicht länger als 4 Jahre genießen zu lassen, (nämlich von der Zeit an gerechnet, wo er Staatssecretair wurde) oder nur zwei, wenn man von da an rechnet, wo er Cardinal oder erster Minister wurde. Alles wurde ihm in der Blüthe und Fülle des Genusses in seinem 66sten Jahre entrissen.

X.

So starb Dübois als unumschränkter Herr seines Herrn; nicht bloß erster Minister, sondern als Inhaber der ganzen Fülle und Unumschränktheit der königlichen Gewalt. Er war Oberaufseher der Posten, Cardinal, Erzbischoff von Cambray, und Inhaber von 7 Abteien, mit denen er bis zu seinem Ende nicht gesättigt werden konnte. Noch bei seinem Tode war es eingeleitet, daß er sich der Cisterzier- und Prämonstratenser-Abtei und mehrerer anderer Hauptabteien bemächtigen wollte. Es wurde nachher dargethan, daß er von England die jährliche Summe von 40000 Pf. Sterling erhielt.

zimmer mit dem Abte von Cheminon ſchlief, erzählt hat. Der Abt hatte ſich die Bruſt aufgedeckt, weil es ſehr heiß war. Da ſahe dieſer ehrliche Mann, der in dem Zimmer lag, wo der Abt von Cheminon ſchlief, daß die Mutter Gottes nach dem Bette des Abtes ging, und ihm die Kutte über die Bruſt zog, damit ihm die Zugluft nicht ſchaden möchte." Dieſer Abt von Cheminon gab mir meine Pilgertaſche und meinen Wallerſtab; und ſo ging ich aus Joinville, ohne wieder hineinzugehen, bis zu meiner Widerkehr. So wallte ich bis Blechicourt und Saint-Urban, wo manche heilige Leichname ruhn; und während daß ich nach Blechicourt und Saint-Urban wallte, mocht' ich nicht einmahl meine Augen zurückwenden nach Joinville, damit mir nicht das Herz weich würde wegen des ſchönen Schloſſes, das ich verließ, und wegen meiner Kinder. Ich und meine Gefährten, aßen an der Erzbiſchoffsquelle vor Donjeux; und da beſchenkte der Abt Adam von Saint-Urbain, (dem Gott genade!) mich und meine Ritter mit einer Menge ſchöner Kleinodien. Von da wanderten wir nach Auxonne; und von Auxonne fuhren wir mit allem unſerm Geräthe, das wir hatten zu Schiffe bringen laſſen, auf der Saone hinunter nach Lyon; und am Ufer wurden die Schlachtpferde nebenher geführt. Zu Lyon ſchifften wir uns auf der Rhone ein, um Alles la Blanc zu gewinnen. In der Rhone fanden wir eine Burg, mit Nahmen Roche de Glup, die der König hatte zerſtören laſſen, weil Rocher, der Beſitzer der Burg, verſchrieen war, daß er Pilger und Kaufleute plündere.

Im Monath Auguſt beſtiegen wir unſere Schiffe im Hafen von Marſeille. An dem Tage, da wir ſie beſtiegen, machte man die Schiffsthüren auf und ließ

Ich habe mir das Geschäft gemacht, seine Einnahme zu berechnen und nicht für uninteressant gehalten, das, was ich hierüber heraus gebracht, hier anzuführen. Um alle Uebertreibung zu vermeiden, habe ich die Revenüen der Pfründen sehr niedrig angeschlagen:

Cambray	120,000 liv.	
Nogent-sous-Coucy .	10,000 —	
Saint-Just . . .	10,000 —	
Airvaux	12,090 —	324,000 liv.
Bourgueil	12,000 —	
Berg-Saint-Vinox .	60,000 —	
Saint-Bertin . .	80,000 —	
Cercamp	20,000 —	
Als erster Minister		150,000 —
Als Oberaufseher der Posten . . .		100,000 —
Die Gelder von England zu 24 liv. das Pf. Sterling . . .		960,000 —
Summa .		1,534,000 liv.

Dieß war die Einnahme Dübois's, der vom Bedienten eines alten Priesters so weit gestiegen war.

Ich habe seine Besoldung als erster Minister und seine Einnahme von den Posten niedriger angeschlagen; ich glaube auch, daß er 20,000 liv. von der Geistlichkeit als Cardinal-Präsident hatte, aber ich habe es nicht mit Gewißheit erfahren können.

Was er von Law erhalten und gewonnen hatte, war ungeheuer; er soll viel davon in Rom für seine Cardinalswürde verwendet haben; er hat aber noch eine ungeheure Summe baares Geld [illegible] übrig behalten.

Uebrigens hatte er eine Menge des [illegible]en Geschirres von Silber, und Vermeil von der schönsten Arbeit, sehr reiche Meublen, Bijouterien von allen Arten,

ten, die seltensten Gespanne aus allen Ländern und die kostbarsten Equipagen.

Seine Tafel war ausgesucht, durchaus prächtig, er verstand sehr gut den Wirth zu machen, war aber mäßig aus Diät und von Natur.

Die Stelle als Lehrer des Herzogs von Chartres hatte ihm die Abtei Nogent-sous Coucy verschafft, und die Vermählung dieses Prinzen die Abtei Saint-Just; seine ersten Reisen nach Hannover und England, die Abteien Airvaux und Bourgueil; und die übrigen, seine Allmacht.

Den Mittwoch Abends, den Tag nach seinem Tode, wurde er von Versailles nach Paris in die Kirche St. Honoré transportirt, wo er einige Tage nachher beigesetzt wurde. Die Akademien, deren Mitglied er war, ließen jede eine Seelmesse für ihn halten; so auch die Versammlung der Geistlichkeit als ihrem Präsidenten; als erster Minister erhielt er eine in der Kirche Notre-Dame, wo der Cardinal von Noailles das Amt verrichtete und die höheren Collegien gegenwärtig waren. Eine Leichenrede wurde ihm nirgends gehalten; man wagte es nicht.

Sein Bruder, der älter als er und ein ehrlicher Mann war, und den er, als er Staatssecretair wurde, herbeigezogen hatte, behielt seine Stelle als Kabinetssecretair, die er durch ihn erhalten, und das Brücken- und Chaussée-Wesen, das er ihm nach dem Tode des ersten Stallmeisters Vernighen verschaffte, der es sehr gut verwaltet hatte.

Dieser Dübois, der ein sehr bescheidener Mann war, that nunmehr eine ungeheure Erbschaft. Er hatte bloß einen Sohn, der nichts als Canonicus von St. Honoré war, und nie Stellen oder andere Pfründen verwaltet hatte, auch ein heiliges Leben führte. Er wollte nichts von dieser reichen Erbschaft und verwen-

dete sie zum Theil zu einer Art von Mausoleum für seinen Onkel, das sehr schön, aber bescheiden, und anspruchslos, unten am Ende der Kirche, wo der Cardinal begraben liegt, an der Mauer angebracht wurde und mit einer sehr christlichen Inschrift versehen ist. Den übrigen Theil des Vermögens vertheilte er unter die Armen, aus Furcht, es möchte ihm Fluch bringen.

Man hat wohl Beispiele von Menschen, die ein außerordentliches Glück gemacht haben, auch von solchen, die dabei wenig innern Werth hatten; aber es gibt wohl kein einziges Beispiel, daß ein Mensch so ganz von allen Talenten, die dazu gehören, entblößt war, wie der Cardinal Dubois, wenn man die Fähigkeit der niedrigsten Intrigue ausnimmt. Sein Verstand war sehr gewöhnlich; seine Kenntnisse äußerst gemein; Fähigkeiten hatte er gar nicht; sein Aeußeres niedrig und pöbelhaft, seine Sprache unangenehm, zerhackt, immer ungewiß; die Falschheit war ihm an die Stirne geschrieben; seine Sitten blieben zügellos, und nicht zu verbergen. Er hatte oft so heftige Anfälle von Leidenschaft, die an Wahnsinn grenzten; er war unfähig, mehr als ein Geschäft auf einmal zu fassen, und nicht im Stande, eine Arbeit zu übernehmen, außer aus persönlichem Interesse.

Nichts war ihm heilig, kein Band ehrwürdig; ein entschiedener Verächter von Glauben, Rechtschaffenheit und Wahrheit; nichts großachtend, als beständigen Spott mit diesen Dingen zu treiben; gleich wollüstig und ehrgeizig, alles in jeder Art begehrend; sich allein für alles, und was nicht Er war, für nichts achtend. Er hielt es für die größte Thorheit, anders zu denken und zu handeln. Dabei war er geschmeidig und kriechend; ein Lobredner und Bewunderer; wußte sich mit der größten Leichtigkeit in alle Formen zu werfen, und sich unter alle Arten von Masken, und oft

die

die widersprechendsten, zu verbergen, um zu den verschiedenen Zwecken zu gelangen, die er sich vorsetzte. Gleichwohl war er wenig fähig, zu verführen. Sein Raisonnement war unlogisch, springend, verwirrt, mit wenig Sinn, leer von treffendem Urtheil; die Widerlichkeit verließ ihn nie; demungeachtet hatte er oft lebhafte, lustige Einfälle, wenn er wollte, daß sie bloß dieß seyn sollten. Er erzählte angenehme Geschichten, nur durch den Vortrag entstellt, der gut gewesen wäre, wenn er nicht so gestottert hätte, ein Fehler, den ihm seine Falschheit und das Schwanken in seinen Aeußerungen zur Gewohnheit gemacht hatte.

Bei solchen Fehlern ist es unglaublich, daß der einzige Mensch, den er zu verführen gewußt, der Herzog von Orleans war, der so viel Verstand und Urtheilskraft besaß, und so schnell und treffend Menschen durchschaute. Er gewann ihn als Kind, in seiner Function als Lehrer; er bemächtigte sich seiner als Jüngling, indem er seinen Hang zur Freiheit, zum Vergnügen, zur Eitelkeit, zur Ausschweifung und Verachtung jeder Regel nährte, und ihm durch freigeisterische Grundsätze Herz und Kopf und Sitten verderbte, was der Herzog nie überwinden konnte, wogegen er alle Vernunft, Wahrheit und Gewissen in ihm zu ersticken suchte. So sich seiner bemächtigend, hatte er kein angelegentlicheres Streben, als ihn sich zu erhalten, auf dessen Gunst alles sein Glück sich stützte, das damals noch sehr gering, aber doch immer für den Bedienten des Curé von St. Eustach und dann von St. Laurent beträchtlich genug war. Er verlor nie seinen Prinzen aus dem Auge, dessen Talente und Fehler alle er kannte, benutzt hatte und noch benutzte, und dessen außerordentliche Schwachheit das war, was Dubois's Hoffnungen am meisten nährte. Diese war es auch, die ihn in den verschiedenen weniger günstigen

Perioden erhielt, die er erfuhr, und wovon die härteste in den Anfang der Regentschaft fiel, zu der wir ihn sich künstlich hinzudrängen gesehn haben. Dieß war das einzige Talent, das er als Meister übte, die niedrigste Intrigue mit allem ihrem Gefolge.

Von Dübois verblendet, ließ sich der Regent in das Gaukelspiel der Englischen Verbindung ziehen, die dem Staate so vieles Unheil zuzog, und deren Folgen ihm noch immer so verderblich sind. Der Herzog ließ sich von ihm für sein persönliches Interesse auf den Fall des Absterbens Ludwigs XV. in jene Verbindung zweier Usurpatoren zu gegenseitiger Unterstützung ziehn; er ließ sich durch Canillac's Geschwätz, durch Noailles's tiefe „sproposito", durch Stair's Insolenz und hohe imposante Miene dazu bewegen; und gleichwohl hatte er nicht den geringsten Wunsch nach der Krone. — Dieß ist sonderbar, aber wahr; und ich kann es nicht genug wiederholen, weil ich mich davon fortwährend und vollkommen überzeugt habe; ich sage, es ist sonderbar, aber darum nicht weniger wahr, daß wenn ihm die Krone zugefallen wäre, und er ohne alle Mühe hatte zugreifen und sie behaupten können, er sich dadurch mehr beschwert und beunruhigt als glücklich gefuhlt hätte. Daher sein ihm nothwendig gewordenes Attachement an Dübois.

Als es ihm, wie wohl nicht ohne Mühe, das erstemal nach Holland zu gehen, gelungen war, führte ihn dieß nach Hannover und dann nach London; und so bemächtigte er sich ganz der Negociation, indem er die Schwäche seines Herrn mißbrauchte und ihm den Wahn beibrachte, daß er keinen andern dazu brauchen könne, weil keinem anderen, wer es auch sey, der wahre Punkt der Negociation, nämlich im Fall des Absterbens des Königs die gegenseitige Unterstützung der beiden Usurpatoren, ohne Gefahr für den Herzog von

Or-

Orleans anverkraut werden könnte, da dieß doch mit Hintansetzung jedes andern noch so offenbaren Staatsinteresses die Hauptsache seyn sollte.

Dadurch setzte sich Dübois in Stand, in London für sich selbst zu negociiren, wozu keine grosse Kunst gehörte, indem er den Engländern alles zugestand. Auch hat man gesehen, daß der Regent sich nicht immer in das fügte, was Dubois den Engländern zugestehn wollte, daß diese ihm vorwarfen, sein Herr sey nicht so gutwillig wie er, ihm also stillschweigend seinen geringen Credit vorwarfen und daß er für seine Person mehr als sie selbst, über den Herzog mehr zu vermögen und ihn zu ihren Zwecken zu führen wünsche. Daher jene ungestümen Briefe, von denen der Regent zuweilen etwas zu mir sagte, und denen er nicht widerstehen konnte; daher seine unerwartete Rückkehr aus England ohne Befehl und Vorbereitung, um durch seine Gegenwart zu erzwingen, was dießmal seine Briefe nicht hatten bewirken können, und seine eilige Rückkehr nach London, sobald er erhalten, was er gewollt, wo er triumphirend vor die Englischen Minister treten konnte, durch den Erfolg einer kurzen Reise zeigend, was sie von seinem Credit bei dem Regenten erwarten könnten, wenn er beständig ihm zur Seite wäre; folglich wie nothwendig er ihnen sey und wie es ganz ihr Interesse sey, ihn persönlich zu befriedigen, um auf ihn rechnen zu können.

Dieß war es, wodurch, ohne alle Kunst und Klugheit, die Traktate zu Stande kamen, welche Dübois mit den Engländern schloß, die so ganz dem Interesse Frankreichs und dem Wohle von ganz Europa entgegengesetzt, besonders aber Spanien zum Präjudiz waren; und eben dasselbe war es, was Dubois's Größe gründete und beschleunigte, der nach jener letzten Rückkehr aus England jene Revolution in den

Conseils anrichtete, um den Marschall von Uxelles zu stürzen, und durch eine Revolution im Conseil der auswärtigen Angelegenheiten, diese unter dem Titel des Staatssecretärs an sich zu reißen.

Außer der Foderung einer solchen Belohnung für seine Negociation, deren Feinheit, Kunst und Gewinn, so schlecht dieser war, er gegen seinen Herrn recht sehr geltend zu machen wußte, überzeugte er ihn auch noch von der Nothwendigkeit, ihm allein die auswärtigen Angelegenheiten anzuvertrauen, um die so nöthige innige Verbindung mit den Engländern zu unterhalten und zu befestigen, und derselben alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, als den Marschall von Uxelles, Canillac und selbst das Conseil de Regence, das Dübois schon damals weghaben wollte, damit so alle Geschäfte durch einen einzigen Kanal gingen, gegen den das Englische Ministerium kein Mißtrauen haben könnte.

Vom Staatssecretär stand ihm zu allem übrigen der Weg offen. Der Krieg, den er ohne Ursache gegen Spanien unternehmen ließ, um ihre Marine nach der Engländer Wunsche zu Grunde zu richten, ganz gegen das wahre Interesse Frankreichs und selbst gegen das offenbare persönliche Interesse des Herzogs von Orleans, war der Kaufpreis seines Cardinalhutes, der ihm bald nachher zum ersten Minister den Weg bahnte.

Nachdem wir gezeigt, wie Dübois, ohne alle Geschicklichkeit, bloß durch Aufopferung Frankreichs und mehr noch Spaniens, sich durch England groß gemacht, wird man sich wundern, wie ihm so bald nach dem Frieden mit Spanien, besonders bei der schlechten persönlichen Stimmung gegen den Regenten, die vor und während seiner Regentschaft zu Madrid herrschte, die Doppelvermählung gelungen sey; aber es wird

leicht

leicht zu erklären seyn. So sehr auch der König von Spanien durch die Prinzessin des Ursins gegen den Regenten eingenommen, und so sehr er auch von ihm durch das Ministerium des Dubois und seine Begünstigung der Engländer beleidigt war, so liebte er doch noch Frankreich und den König; und nie hatte wohl ein Mensch so viel Vorliebe für seine Familie und Nation, als Philipp V. Diese Liebe ließ ihn alles von Frankreich ertragen und nährte stets den heißesten Wunsch in ihm, sich auf das engste mit dem geliebten Frankreich vereinigen zu können. Daher faßte er so bereitwillig die ihm erst nur von ferne gezeigte, sodann wirklich gemachte Hoffnung einer Vermählung des Königs, als die Erfüllung seines süßesten Wunsches auf, unter welchen Bedingungen es wäre, so daß die Bedingung der zu vollziehenden Vermählung des Prinzen von Asturien ihn nicht abschrecken konnte.

Die Königin ihrerseits wünschte nichts so sehnlich, als daß ihr ältester Sohn in Italien eine feste dauerhafte Herrschaft gewinnen möchte, theils aus Liebe zu ihm, theils aus Eitelkeit, und in der Hoffnung, sich einmal zu ihm zu flüchten, und das gewöhnliche Loos der verwittweten Königinnen von Spanien zu vermeiden. Sie fühlte aber, daß sie dazu nicht gelangen könne wider Willen des Kaisers, und daß nur der König von England, damals mit dem Wiener Hofe sehr enge verbunden, ihn dafür gewinnen könne, und daß Spanien Englands Beistand nur durch den Regenten, ja nur durch den Abbé Dubois, vermöge des Verhältnisses, in welchem diese mit Georg und seinen Ministern standen, dafür erhalten könnte.

Es war also kein Wunder, daß die Doppelheirath so bald und so schnell zu Stande gebracht wurde; wobei

bei Dúbois's Klugheit weiter kein Verdienst hatte, als daß er auf den Gedanken kam und die Kühnheit hatte, den Vorschlag zu thun.

Dieß alles habe ich in Spanien sehr deutlich gesehen; denn die Stimmung des Königs und der Königin von Spanien gegen den Regenten und seinen Minister hatte sich gar nicht zum Vortheil verändert. Mit aller Verstellung und Zurückhaltung, soviel sie sich auch Mühe gaben, konnten sie mir ihre wahre Stimmung nicht verbergen; eben so auch Grimaldo. Dieß waren die Wunderthaten der vorgeblichen Klugheit Dubois's.

Nicht mehr Klugheit zeigte er in der Art, wie er die Regierung führte, als er am Ruder saß. Sein ganzes Bestreben, den Regenten sich zu erhalten, bestand darin, daß er beständig belauerte, was er that, wen er sprach, wie viel Zeit er jedem schenkte, seine Laune, sein Gesicht, seine Aeußerungen, jede Audienz, die er gab, jede Lustpartie, die er machte, wer dabei war, was gesprochen wurde, und wer sprach. Alle diese Dinge combinirte er mit einander. Besonders aber schreckte er alles von dem Gedanken zurück, sich an den Regenten zu wenden, und sperrte jeden Weg, den einer ohne seine Erlaubniß und ohne sein Wissen einzuschlagen, die Vermessenheit gehabt hätte.

Das Spioniren war sein erstes und einziges Geschäft, danach bestimmten sich alle seine Handlungen, und sein einziger Zweck war, alle ohne Unterschied in seinen Kreis zu ziehn, alles an sich zu reißen, und was ihm durch die Finger zu schlüpfen wagte, zu erdrücken. Diese Bemühung, und eine flüchtige Abfindung mit der Arbeit, durch Ertheilung der Befehle, nahmen ihm seine ganze Zeit weg, so daß er, einige öffentliche oder andere Audienzen ausgenommen, den auswärtigen Ministern unzugänglich geworden war;

noch

noch dazu konnten ihn die mehresten nicht treffen, und sahen sich genöthigt, ihm an Treppen oder sonst wo aufzupassen, wo er sie nicht zu treffen erwartete.

Er warf einmal eine ungeheure Menge von Paqueten und Briefen, die noch unerbrochen und von verschiedenen Orten her waren, ins Feuer, und rief dann ganz vergnügt: Jetzt sind wir wieder auf dem laufenden!

Bei seinem Tode fanden sich die Briefe tausendweise noch unerbrochen. So blieb alles liegen, ohne daß es jemand wagte, sich beim Regenten zu beklagen, und ohne daß dieser seinen Vergnügungen hingegeben, und immer auf dem Wege von Versailles nach Paris, sich die Mühe nahm, daran zu denken. Er war zufrieden, daß er seine Freiheit hatte, und seine Portefeuille war immer genugsam mit Kleinigkeiten versehen, um seine Arbeit mit dem Könige auszufüllen, die ja nur dazu war, um ihn zu vorgelegten Rechnungen, oder zu Ertheilung von Aemtern und Pfründen sein Ja geben zu lassen. So wurde fast keine Sache entschieden, und alles gerieth in die schrecklichste Verwirrung. Ein paar Worte zu dem Minister eines jeden Departements und die kleine Sorge, die Conseils in Gegenwart des Königs mit den unwichtigsten Depeschen zu füllen, indem er die übrigen allein mit dem Regenten durchlief und sie dann fast alle liegen ließ: dieß war die ganze Arbeit des ersten Ministers; und das Spioniren, das Belauern des Herzogs von Orleans auf jedem Schritte, das Combiniren dieser Dinge, Kunstgriffe, Hinterlisten, Intriguen, vertraten die Stelle der ordentlichen Arbeit.

Sein Ungestüm, seine beleidigende und schimpfliche Behandlung, vor der niemand, von welchem Geschlecht oder Rang er war, sicher war, befreite ihn von einer Menge Audienzen. Man schente sich, sei-

nem

alle Pferde hinein die wir über Meer mitnehmen wollten; dann machte man die Thüren wieder zu, und verstopfte sie sorgfältigst, wie man eine Tonne zu verwahren pflegt; denn sind die Schiffe in See, so gehen die Thüren ganz in Wasser. Als die Pferde drinne waren, rief unser Steuermann seinen Leuten auf dem Hintertheil des Schiffs zu: „ist alles fertig? Sire! laßt nun die Sänger und Pfaffen kommen!" Als diese kamen, rief er ihnen zu: „so singt denn in Gottes Nahmen!" und alle stimmten einmüthiglich an: veni creator Spiritus. Darauf sagt' er weiter zu seinen Schiffsleuten: „die Seegel auf im Nahmen Gottes!" und also thaten sie. In kurzer Zeit trieb der Wind in die Seegel, und hatte uns bald das Land unsichtbar gemacht, so daß wir nichts sahen, als Himmel und Wasser; und mit jedem Tage entfernte uns der Wind weiter von den Gegenden wo wir geboren waren. Alles dieses erzähl' ich Euch zum Beweise, daß der ein kühner Thor ist, der sich in solche Fährlichkeiten wagt, wenn er mit fremden Gute, oder mit einer Todsünde beladen ist; denn man geht da des Abends zur Ruhe und weiß nicht, ob man nicht am Morgen im Abgrunde des Meeres liegt.

Auf der See begegnete uns ein seltsames Abentheuer, daß wir einen ganz runden Berg antrafen, der vor uns an den Küsten der Barbarey lag. Wir entdeckten ihn zuerst zur Vesperstunde, und seegelten die ganze Nacht, und glaubten wohl funfzig Meilen zurück gelegt zu haben, und am Morgen befanden wir uns noch dem Berge gegenüber; und das begegnete uns zwey- bis dreymahl. Als die Schiffsleute das sahen, erstaunten sie ganz, und sagten unsere Schiffe wären in großer Gefahr, denn wir wären an der Küste des Landes der Sarazenen in der Barbarey.

Da

nem Ungestüm und seinen Beleidigungen sich auszusetzen. Seine tollen Streiche, die er öffentlich, und als er die Gewalt in Händen hatte, ohne Zurückhaltung ausgehn ließ, würden ein Buch anfüllen.

In seiner Wuth sprang er oft auf Tischen und Stühlen im Zimmer herum: der Regent hat mir versichert, daß er oft davon Zeuge gewesen sey. So kam einmal der Cardinal von Gesvres zum Herzog von Orleans, und beklagte sich, daß ihn der Cardinal Dübois mit den pöbelhaftesten Ausdrücken fortgeschickt habe. — Frau von Cheverny hatte sich, nachdem sie Wittwe geworden, ins Hospital zurückgezogen. Die Stelle der Gouvernante bei den Töchtern des Herzogs von Orleans war, kurz nach der Weihe, der Frau von Conflans gegeben worden. Die Herzogin von Orleans fragte sie, ob sie bei dem Cardinal Dübois gewesen sey, und Frau von Conflans antwortete, nein! Sie sähe auch nicht, warum sie zu ihm gehen solle, da diese Stelle nicht den geringsten Zusammenhang mit den Geschäften habe. Die Herzogin bestand aber darauf, daß sie zu ihm gehen müßte. Frau von Conflans suchte noch Ausflüchte und sagte, er sey ein Narr, der jedermann Grobheiten sage; sie wolle sich denselben nicht aussetzen. Die Herzogin lachte über ihre Furcht und sagte, sie habe ihn ja um nichts zu bitten, ihm nichts vorzustellen, sondern ihm bloß die auf sie gefallene Wahl des Herzogs von Orleans zu melden, und dieß sey eine Höflichkeit, die ihr zieme. So machte sie sich denn auf den Weg zu ihm, und als sie der Cardinal sahe, fragte er sie hastig, was sie wolle. Kaum begann sie: „Monseigneur!" so rief Er: „Monseigneur! Monseigneur! es geht nicht." — „Aber Monseigneur," fing sie wieder an: „bei allen Teufeln," unterbrach sie der Cardinal wieder, „wenn ich Ihnen nun sage, daß es nicht geht." —

„Mon-

„Monseigneur," wollte Frau von Conflans nochmals anfangen, um ihm zu sagen, daß sie um nichts bitte. Bei diesem Worte faßt sie der Cardinal bei beiden Schultern, dreht sie um, gibt ihr einen Stoß mit der Faust in den Rücken und sagt: „Gehen Sie zu allen Teufeln und lassen Sie mich in Ruhe." Sie glaubte umzusinken, entfloh ganz außer sich und in Thränen, und kam in diesem Zustande zur Herzogin von Orleans, der sie ihr Abentheuer erzählte. Ihre Erzählung wurde mit Lachen aufgenommen, dieß brachte die arme Conflans vollends außer sich, und sie schwur, diesem Ungethüm nie wieder nahe zu kommen.

Am ersten Osterfeste, nachdem er Cardinal geworden war, wacht Dübois gegen 8 Uhr auf, zieht mit Ungestüm die Glocke und fängt an entsetzlich auf seine Leute zu fluchen, Grobheiten und Schimpfworte auszustoßen, und tobt entsetzlich, daß sie ihn nicht geweckt hätten. Er wolle die Messe lesen und wisse nun nicht, wo er die Zeit hernehmen solle. Das Beste, was er nach dieser Vorbereitung that, war, daß er sie nicht las, und ich weiß nicht, ob er sie jemals nach seiner Weihe gelesen hat.

Er hatte zum Secretair einen gewissen Venier genommen aus der Abtei St. Germain-des-Pres, wo er Laienbruder war, und er verrichtete dieses Geschäft mit sehr viel Verstand. Er hatte sich in die Manier des Cardinals geworfen, und sich auf den Fuß mit ihm gesetzt, frei mit ihm zu sprechen.

An einem Morgen fragte der Cardinal nach etwas, das nicht bei der Hand war, und fing an entsetzlich auf seine Commis zu fluchen und zu schimpfen. Venier hörte es ruhig mit an; der Cardinal rief ihn auf, ob es nicht entsetzlich sey, daß er für das viele Geld, was es ihm koste, so schlecht bedient wäre, und drang

drang auf eine Antwort. Venier antwortete, aber mit diesen Worten: „Monseigneur, nehmen Sie noch einen Commis mehr an, bloß zu dem Geschäfte, für Sie zu fluchen und zu lärmen, und Sie werden vollkommen bedient seyn.“ Der Cardinal lachte und beruhigte sich.

Des Abends aß er nichts als ein Hühnchen und allein. Ich weiß nicht, durch welches Versehen das Hühnchen eines Abends vergessen war. Als er sich zu Bette legen wollte, fiel ihm sein Hühnchen ein, er klingelte, schrie nach seinen Leuten, die hinzugelaufen kamen und ihn ruhig anhörten. Mit Fluchen und Wettern verlangte er sein Hühnchen. Er war nicht wenig erstaunt, als sie ihm ganz ruhig antworteten, er habe sein Hühnchen gegessen; aber wenn es ihm beliebte, wollten sie ihm noch eins braten. „Was, sagte er, ich habe mein Hühnchen gegessen?“ Die kühne und ruhige Behauptung seiner Leute beredete ihn. Sie lachten ihn aus und er legte sich ungegessen zu Bette.

XI.

Der Tod des Herzogs von Orleans, der kurz auf Dübois Tod folgte, machte im In- und Auslande großes Aufsehn; aber das Ausland erwieß ihm mehr Gerechtigkeit, und bedauerte ihn mehr als die Franzosen. Obgleich die Ausländer seine Schwäche kannten, und die Engländer sie entsetzlich gemißbraucht hatten, so waren sie doch nicht weniger, und zwar aus Erfahrung, von seinen großen Eigenschaften überzeugt. Sie kannten die Größe seines Geistes, seinen umfassenden, richtigen Verstand, seinen außerordentlichen Scharfsinn, die Klugheit und Gewandtheit sei-

seiner Politik, seine Leichtigkeit sich zu helfen und zu wenden, seine Besonnenheit bei Veränderungen der Umstände und Begebenheiten, die Sicherheit, mit der er die Dinge betrachtete und combinirte, seine Ueberlegenheit über Minister und über Gesandten der fremden Mächte, den richtigen Blick, mit dem er die Geschäfte entwirrte und faßte, die Geschicklichkeit und Leichtigkeit, mit der er auf alles antwortete.

So viel große und seltene Herrschergaben flößten ihnen Furcht und Achtung vor ihm ein; und die Grazie, mit der er alles that, und die auch seine abschlägigen Antworten versüßte, erwarben ihm ihre Liebe. Noch mehr achteten sie seine große natürliche Tapferkeit. Die vorübergehende Sklaverei, in die ihn jener unglückliche Dübois verstrickte, hatte ihn in ihren Augen nur noch mehr erhoben, wenn sie seine Handlungen, die sein eigen waren, mit den Handlungen, die nur seinen Namen trugen und nur die seines Ministers waren, mit einander verglichen.

Sie hatten nach dem Tode dieses Ministers den Herzog die Geschäfte mit derselben Kunst wieder führen sehn, die sie ehedem an ihm bewundert; und jene Schwäche, die sein größter Fehler war, ließ sich weniger im Auslande als im Inlande empfinden.

Der König, den sein unveränderlicher Respect, sein Bestreben ihm zu gefallen, die Art, wie er mit ihm sprach, wie er mit ihm arbeitete, gewonnen hatte, beweinte ihn und war wahrhaft von seinem Verluste gerührt. Er hat auch nachher nie anders als mit Achtung, Liebe und der ihm gebührenden Trauer von ihm gesprochen und zwar kam er oft auf ihn zurück. So dringt doch die Wahrheit, mit eigner Kraft, durch, trotz aller Kunst und allen Bemühungen der Lüge und Verläumdung!

Mr. le Duc, der durch diesen Fall so hoch stieg, betrug sich mit einer anständigen Zurückhaltung. Auch Mad. la Ducheſſe betrug sich sehr schicklich. Die legitimirten Prinzen, die nicht beim Tausche gewannen, konnten sich nicht freuen. Fleury kroch auf Händen und Füßen; man sah die Mühe, die ihm der Zwang kostete; man sah seine Freude, seine Hoffnungen bei jeder Bewegung hervorschimmern; sein ganzes Wesen verrieth ihn.

Der Hof war wenig getheilt, weil hier der gerade Sinn von Leidenschaften verdorben ist. Es gab Leute von gesundem Blick, die den Herzog wie die Ausländer ansahen, weil sie beständig Zeugen gewesen waren von der Anmuth seines Geistes, von seiner Bereitwilligkeit sich sprechen zu lassen, von der unermüdlichen Geduld und Freundlichkeit, mit der er sein Ohr lieh, von der Güte, mit der er sich zuweilen so natürlich zu schmücken verstand, ob es gleich nur eine Maske war, von seinen komischen Einfällen, womit er abzuhalten und die Thüre zu weisen wußte, ohne doch jemand zu beleidigen; und diese fühlten die ganze Schwere seines Verlustes. Andere, und zwar die größere Zahl, bedauerten ihn auch, aber weniger um sein selbst willen, als wegen des Charakters seines Nachfolgers und derer, die ihn umgaben. Der große Hauſe des Hofs bedauerte ihn gar nicht; die einen waren von der entgegengesetzten Partei, die andern aufgebracht über sein zügelloses Leben und über das leere Spiel, das er mit seinen Versprechungen getrieben, die er nicht gehalten.

Eine Menge Mißvergnügte obwohl mit Unrecht, und ein Hauſe von Undankbaren, von denen die Welt voll ist und die an den Höfen bei weitem die größere Zahl ausmachen, die, welche Aussichten zu haben glaubten, unter dem Nachfolger besser ihr Glück zu ma-

machen, endlich die Menge der dummen Ansäuner des Neuen, wußten sich leicht zu trösten.

In den Kirchen ertönten die Danksagungen der Andächtler und Scheinheiligen, für die Befreiung von dem Aergerniß seines Lebens und seines bösen Beispiels. Die Jansenisten und die Anhänger der Constitution, welche dieß aus Ehrgeiz oder Dummheit waren, stimmten mit einander ein, sich Glück zu wünschen. Die Ersten, getäuscht durch einen hoffnungsvollen Anfang, hatten unter ihm mehr geduldet als unter dem vorigen Könige; die Andern waren darüber aufgebracht, daß er ihnen nicht alles erlaubt hatte, was sie wollten, nämlich alles niederzureißen, die Grundsätze und Freiheiten der Gallikanischen Kirche, besonders die Appellationen als Mißbräuche von Grund aus auszurotten und die Herrschaft der Bischöffe wieder so unumschränkt und selbst den Königen furchtbar zu machen. Sie frohlockten daher, daß sie sich von einem so überlegenen Geiste befreit sahen, der sich damit begnügte, ihnen die Personen aufzuopfern, aber sie mit fester Hand von dem großen Ziel zurückhielt, das sie sich vorgesetzt und nach dem sie immer hinstrebten. Sie hofften alles von einem Nachfolger, der sie, wie sie hofften, nicht ins Auge fassen, den sie leicht verblenden und unter dem sie kühn alles unternehmen würden.

Das Parlement von Paris und mit ihm alle übrigen Parlementer, die ganze Magistratur, die, weil sie stets Versammlungen hält, leicht von einem Geiste beseelt wird, hatten dem Herzog von Orleans nicht verzeihen können, daß er das Parlement auf die kühnen Anmaßungen, die er mit zu lange zögernder Nachsicht geduldet und die auf nichts weniger gingen, als ihm alle Gewalt zu entreißen und an sich zu ziehen, erst versteckt, dann offenbar und kühn, das Gewicht seiner Autorität hatte fühlen lassen; das Parlement konnte zwar

gröſtentheils den Wirkungen dieſer ſeiner Machtäuſſerungen entgehen; aber es war doch außer Stand geſetzt, ſeinen Weg zu verfolgen, weil die Schranken, die ihm der Regent geſetzt, nicht wegzuräumen waren. Dieſes ſo angelegentlich verfolgte Ziel war ihm alſo verrückt und ſeine Freude war nicht zu verkennen, als es ſich von einer Regierung befreit ſah, der es, nach ſo manchem errungenen Vortheil, nicht alles hatte entreißen können, um ſich von einem bloßen Gerichtshof zu einem Parlement wie das Engliſche, in welchem aber das Oberhaus dem Untern unterworfen ſeyn ſollte, emporzuſchwingen.

Das Militär, ohne alle Wahl mit Leuten von jeder militäriſchen Würde überladen und mit einer Verſchwendung von Ludwigskreuzen überſchüttet, die mit vollen Händen ausgetheilt und von den Büreau's und Weibern gekauft wurden, ſo wie auch die Avancements, war unwillig über die karge Oeconomie, die ſie im tiefſten Mangel ſchmachten ließ, und über die pedantiſche Strenge, die ſie in einer wahren Sklaverei hielt. Die Erhöhung des Soldes hatte den Officieren und Gemeinen, bei der entſetzlichen Theuerung der gemeinſten und unentbehrlichſten Bedürfniſſe nicht das geringſte geholfen; ſo daß alſo dieſer ſo wichtige und ſo zahlreiche Theil des Staates mehr als je unter der Laſt des Mangels und unter der Sklaverei der Büreau's und anderer nichtswürdigen Leute ſeufzend, auf nichts ihre Hoffnung ſetzte, als auf eine Veränderung der Regierung, die ihre Unterdrückung lindern und die ächte militäriſche Ordnung und die Achtung und Würdigung des Verdienſtes wieder einführen könnte.

Die Marine, die in Vergeſſenheit gerathen und ganz hintangeſetzt war, konnte nicht anders als aufgebracht ſeyn und ſich über jede Veränderung freuen; und alles was man unter dem Namen Handelsleute begreift,

greift, die den Engländern zu gefallen so sehr beschränkt und in allem von der Westindischen Compagnie eingeengt waren, konnte in keiner bessern Stimmung seyn.

Der große Haufen von Paris und in den Provinzen, aufs äußerste gebracht durch die grausamen Finanzoperationen und die ewigen Kunstgriffe, wodurch den Unterthanen das Geld aus der Tasche gespielt und alle Familien zu Grunde gerichtet wurden, und noch dazu von der übertriebenen Theurung gedrückt, zu der durch jene Operationen alle Bedürfnisse ohne Unterschied sowohl des Luxus als der nothwendigsten Lebenserhaltung gestiegen waren, seufzte schon lange nach Befreiung von seinem Druck, die ihm das Uebermaaß der Noth und seine Hoffnung als gewiß vorstellte.

Es ist niemand, der nicht gerne sich auf etwas Hoffnung machte, der sich nicht unglücklich schätzte, weil er sich durch so vielerlei Dinge getäuscht, verstrickt, oder sein Vermögen unter seinen Händen schwinden sah, ohne daß er Hülfe in seinem Recht und in den Gesetzen finden konnte; viele wußten nicht mehr, von was sie leben, wie sie ihre Familie ernähren sollten. Eine so allgemeine Noth, die aus den verschiedenen einander so entgegengesetzten Umformungen des Finanzwesens entsprungen war, welche alle, die nach Ludwigs XIV. Tode gefundene Zerrüttung der Finanzen heilen sollten und nicht heilten, konnte dem Publikum den Mann nicht bedauernswerth machen, den sie als den Urheber davon ansahen, so wie die Kinder weinend sich an dem Stücke Holz rächen, das ihnen durch ein Versehn auf den Fuß gefallen ist.

Ich hatte wohl alles vorhergesehen, wie es mit der Zerrüttung der Finanzen kommen würde, und daher wollte ich den Herzog von Orleans durch die Generalversammlung der Stände, die ich ihm vorschlug, und die er genehmigte, die aber der Herzog von Noailles

nach dem Tode des Königs um seines persönlichen Interesses willen hintertrieb, aus der Sache ziehen. Mit den Jahren sind nach und nach vielen die Augen aufgegangen, man hat den Herzog von Orleans mit dem größten Bedauern zurück gewünscht, und man hat ihm endlich die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihm immer gebührte.

XII.

Es ist bekannt, wie nach dem Tode des Regenten, Mr. le Düc erster Minister wurde. Hatte Dübois in Englands Sold gestanden und es dafür begünstigt, so zeigte sich vier Monate nach seinem Tode Mr. le Düc als einen Minister, der ganz für England gemacht war. Er handelte als blinder Sklav von Frau von Prie, die bei der Schönheit, dem Wuchse und Anstand einer Nymphe, bei sehr viel Geist und, für ihr Alter und ihren Stand, bei sehr viel Lectüre und Kenntnissen, ein Ungeheuer von Leidenschaften war. Es beherrschte sie Ehrgeiz, Habsucht, Haß, Rachsucht, Herrschsucht, und sobald Mr. le Düc die Gewalt in Händen hatte, übersprang sie alle Schranken und alle Rücksichten. Sie wollte auch nicht den geringsten Widerstand leiden. Seine Regierung war daher mit Blut und Verwirrung bezeichnet.

Die Engländer, von allem sehr genau unterrichtet, gewannen sie durch dieselbe Summe, welche Cardinal Dübois von ihnen gezogen hatte. Sie verlo[illegible] nichts bei dessen Tode.

So lange als M. le Düc regierte, folgte [illegible] dieser Medea geführt, ganz den Fußstapfen [illegible] in Rücksicht der Engländer; und das Glück [illegible]

war,

war, daß kurz darauf M. le Düc seinen Beistand sehr nöthig zu haben glaubte.

XIII.

Der König Ludwig XV wurde, während des Ministeriums von M. le Düc krank; dieß erschreckte ihn so sehr, obgleich die Krankheit nicht gefährlich war, daß er einmal in einer Nacht, vom Bette auffuhr, seinen Schlafrock umwarf, und, unangekleidet wie er war, in das letzte Vorzimmer des Königs hinaufging. So allein, mit seinem Wachsstock in der Hand, fand er daselbst Marechal, der über diese Erscheinung erstaunt, auf ihn zuging und ihn fragte: was er wolle? Er befand sich ganz außer sich und verwirrt, ließ sich durch nichts beruhigen, was ihm Marechal von der Krankheit sagte, und brach endlich in seiner Furcht und Beängstigung in die Worte aus: „was wird aus mir werden? indem er ganz leise sich, wie träumend, antwortete: dahin soll es mir mit ihm nicht wieder kommen; kömmt er davon, so muß man ihn vermählen" — Marechal that nicht, als wenn er es hörte, suchte ihn zur Besinnung zu bringen, und schickte ihn in sein Bett zurück.

In diese Zeit fällt, wie man sagt, das Projekt der Zurücksendung der Infantin. M. le Düc hatte dem Sohne des verstorbenen Regenten, ungeachtet dieser ihn mit der größten Achtung und Auszeichnung behandelt hatte, auf das Unwürdigste mitgespielt. Er fürchtete ärger als den Tod die Möglichkeit, sich ihm unterworfen zu sehn. Um dieser zuvorzukommen, wollte er den König in Stand setzen, Kinder zu zeugen. Er machte sich daher auf den unversöhnlichsten Haß Spa-

Da sagte uns ein wackerer Priester, der Dechant von Malrut, er habe in seinem Kirchspiele noch kein Ungemach, weder Wassersnoth noch irgend eine andere Landplage erlebt, von der ihn nicht, wenn er drey Sonnabende nacheinander drey Umzüge gehalten, Gott und seine Mutter geholfen hätten. Es war eben Sonnabend: wir hielten so fort einen Umzug um die beyden Schiffsmasten. Ich ließ mich dabey auf den Armen tragen, denn ich war sehr krank. Sofort sahen wir den Berg nicht einmahl wieder; und am dritten Tage kamen wir in Cypern an.

Bey unserer Ankunft auf Cypern, war der König schon dort. Wir fanden da, durch des Königs Vorsorge, einen reichlichen Vorrath von Getränke, Geld und Getraide. Des Königs Keller war so eingerichtet, daß seine Leute auf freyem Felde am Meeresufers ganze Haufen von Fässern mit Wein, die zwey Jahre vorher, ehe der König kam, von ihnen waren aufgekauft worden, aufgethürmt hatten; und so wie eins aufs andere gelegt war, nahmen sie sich, wenn man sie von vorn sah, so aus, als ob es Scheuern wären. Den Weizen und die Gerste hatten sie auch in Haufen auf freyem Felde aufgeschüttet; so daß es schien, als wären es kleine Berge; denn vom Regen, der das Getraide so lange getroffen hatte, waren sie oben ausgewachsen, so daß überall nichts zu sehen war als grüner Rasen. Als man sie nun nach Aegypten verführen wollte und die obere Rinde nebst dem grünen Rasen davon abschlug, fand man den Waizen und die Gerste noch so frisch, als ob beydes eben jetzt ausgedroschen wäre.

Der König wäre gern (wie ich vernommen) ohne zu verweilen sogleich nach Aegypten gezogen, hätten ihm

niens gefaßt und warf sich immer mehr auf die Seite Englands.

Seine Regierung, die zu gewaltsam war, um lange zu dauern, hatte bald ein Ende, weil er sich nicht entschließen konnte, die Prie zu entfernen, und sie eben so wenig, Fleury regieren zu lassen, dieser aber endlich müde war, die bloße Sache ohne den Namen zu besitzen. Den Ostermontag 1726 erhielt der Prinz durch den Capitain der Garde, Herzog von Charost, den Befehl, sich nach Chantilly zu entfernen, wohin er noch in derselben Stunde in Begleitung eines Lieutenants der Leibgarde abging.

XIV.

Fleury fand die Regierung ganz englisch gestimmt, und einen englischen Gesandten, der weit behutsamer und klüger als Stair war. Es war Horaz Walpole, Bruder des Robert Walpole, der damals England beherrschte. Es war ein sehr ungleiches Spiel. Horaz war ein Mann in Geschäften aufgezogen wie alle Engländer, überdieß Bruder und Freund dessen, der sie alle dort in Händen hatte und mit dem er über die Geschäfte correspondirte; beide zwei ausgezeichnete Köpfe!

Vom Cardinal will ich hier nicht reden; ich bemerke nur, daß er sein Leben unter dem Drucke zugebracht hatte, dann empor strebte, aller Welt den Hof machte, an den Toiletten, bei Lustpartien, in lustiger Gesellschaft, fern von allem Studium, Geschäft und Arbeit, sich herumtrieb, endlich zum Bischoff [illegible] emporarbeitend, auf die Art, wie wir es in den Mémoires gesehn haben, theils in einen abgelegenen [illegible]

[illegible] tel

kel wie Frejus eingeschlossen blieb, theils aber in den besten Städten und besten Häusern von Languedoc und Provence bei guter Gesellschaft herumschwärmte. Er hatte also nicht den geringsten Begriff von den Geschäften, als er auf einmal in seinem zwei und siebenzigsten Jahre das Ruder ergriff. Und auch da *) beschäftigte ihn weniger die Sache, als die Behauptung und Erweiterung seiner Gewalt, die wir ihn, achtzehn Jahre lang, unumschränkt und ungestört ausüben sahen. Das Arbeiten von M. le Düc mit dem Könige, wozu er sich den Zutritt verschaffte, hatte ihm nicht die geringste Einsicht in die Geschäfte geben können; es kam dabei nichts vor als Gnadenbezeugungen; die fertige Liste wurde vorgelegt, und ein paar Worte dazu gesagt — denn M. le Düc besaß nicht die Gabe der Rede — worauf er den König das Blatt unterschreiben ließ. Dieß gab Fleury zuweilen Gelegenheit, etwas über die Subjekte zu sagen, und durchzusetzen, wenn von Pfründen die Rede war.

Für M. le Düc und vielleicht noch mehr für die Frau von Prie, die von den Gebrüdern Paris geleitet war, war seine Gegenwart bei der Arbeit lästig. Um seiner los zu werden, wurde eines Tags veranstaltet, daß in dem Augenblick, wo M. le Düc zur Arbeit kommen sollte, der König seinen Huth nahm und, ohne dem Cardinal etwas zu sagen, zur Königin ging, die er in ihrem Kabinet fand, wo sie mit M. le Düc ihn erwartete. Der Cardinal mußte über eine Stunde im Kabinet des Königs vergeblich warten. Als er sah, daß die Arbeitsstunde vorbei war, ging er zu Hause und fuhr nach Issi, wo er im Seminar St. Sulpice Nacht blieb. Bis sein Wagen kam, schrieb er dem

*) Vgl. des Vfs. weitere Schilderung von Fleury im 27. Bde. S. 7. ff.

Könige ein empfindliches Billet, entschlossen, ohne ihn wieder zu sehen, auf immer auf seine Abteien zu gehen. Er schickte seinen Brief an Niert, den ersten Kammerdiener im Dienst. Kurz darauf kam der König zu Hause und Niert gab ihm den Brief. Er konnte sich der Thränen nicht enthalten, als er ihn las; denn er war noch sehr jung, hielt sich für verloren, daß er seinen geliebten Lehrer entbehren sollte und ging, um sich bei seinem Nachtstuhl zu verbergen. Der Herzog von Mortemart, erster Kammerherr für dieses Jahr, kam dazu; Niert erzählte ihm alles, den Vorfall mit der Arbeitsstunde den Brief, die Thränen des Königs und seine Flucht zum Nachtstuhl. Der Herzog von Mortemart suchte ihn auf und fand ihn in der größten Betrübniß. Mit Mühe erfuhr er den Grund seines großen Schmerzes; er stellte dem König vor, daß Er gar keine Ursache zu weinen habe; er möchte nur M. le Düc befehlen, daß er im Namen Se. Majestät nach Fleury schickte, der sicherlich nichts weiter wünschte. Da er aber den König ganz außer sich sah, so erbot er sich, M. le Düc auf der Stelle den Befehl zu überbringen. Der König nahm es mit Freuden an, und Mortemart ging zu M. le Düc, der sehr betroffen war, und nach einigen Einwendungen dem Befehle des Königs gehorchte. Die Sache geschah gegen Abend, machte großes Aufsehen und betrog viele; denn man zweifelte nicht, daß Fleury unwiederbringlich verloren sey. Er wäre auch nie Cardinal und erster Minister geworden, wenn M. le Düc ihn auf dem Wege nach Issi hätte aufpacken, und die ganze Nacht so weit als möglich hätte fortschaffen lassen. Der König hätte geweint; die Sache aber wäre geschehen geblieben, und der Herzog von Mortemart hätte den Befehl zu spät gebracht.

Nach diesem Ausbruch mußte einer dem andern

chen. Der eine war Prinz von Geblüt, erſter Miniſter und im Beſitz der Gewalt, während der andere, ohne Unterſtützung, auf dem Wege nach dem Exil war. Niemand, wer es auch ſeyn mochte, hätte M. le Düc die Spitze zu bieten gewagt und nicht einmal gewollt, wenn er es gekonnt hätte. Dennoch blieb der eine verloren, und der andere wurde auf immer Herr. Daher führe ich dieſe Anekdote an, ungeachtet ſie eigentlich die Zeit, welche die Memoires umfaſſen ſollen, überſchreitet.

Walpole, der es zur rechten Zeit erfuhr und die Freundſchaft eines Mannes, der ihm nützlich ſeyn konnte, cultiviren wollte, ging auf der Stelle nach Iſſi und verpflichtete ſich durch dieſen Schritt den Cardinal außerordentlich.

Ende der Memoires über die Regentſchaft des Herzogs von Orleans.

Der Marschall von Vauban, und Boisguilbert, oder die Belohnung zweier Patrioten unter Ludwig XIV. *).

Vauban war ein Patriot. Das Elend des Volks rührte ihn; die mancherley Bedrückungen, welche es erdulden mußte, waren ihm immer sehr nahe gegangen.

Er wurde durch seine Aemter mit dem Zustande des Staats, und mit den nothwendigen Ausgaben des Königs genau bekannt. Man hatte wenig oder keine Hoffnung, daß der König diejenigen einschränken werde, welche bloß für seinen Glanz und zu seinem Vergnügen gemacht wurden. Vauban beklagte es nicht mit bloßen Worten, daß er für ein, mit jedem Tage zunehmendes Uebel kein Mittel zu finden wußte.

Aus diesem Grunde machte er öftere Reisen, durch alle Winkel des Königreichs; er belehrte sich überall genau über den Werth und die Produkte der Ländereien, über die Zweige des Handels und der Industrie in den Provinzen und Städten, über die Vertheilung der Auflagen und Steuern, und über die beste Art, sie zu heben. Nicht zufrieden mit dem, was er selbst thun und beobachten konnte, schickte er auch noch insgeheim seine Leute an alle die Orte ab, welche er nicht selbst besuchen konnte, um sich von allem genau zu unterrichten,

und

*) Vom Duc de St. Simon, nach dessen Hist. des Hommes illustr. T. IV. p. 81. ff.

und ihre Berichte mit seinen eigenen Beobachtungen zu vergleichen.

Er verwendete die zwanzig letzten Jahre seines Lebens zu diesen Nachforschungen, welche ihm viel Geld kosteten, berichtigte sie mit der, ihm vorzüglich eigenen, äußersten Genauigkeit und Richtigkeit, und überzeugte sich endlich, daß Grundstücke das einzige sichere Vermögen seyen. Nun fing er an, ein neues System darüber zu bearbeiten.

Dieses Werk war schon weit vorgerückt, als verschiedene kleine Schriften über denselben Gegenstand von Boisguilbert erschienen; einem Manne, dem es weder an Geist und Kenntnissen, noch Fleiß hierzu fehlte, und der schon längst von gleichem Geist, wie Vauban beseelt, daran gearbeitet hatte. Dieser Boisguilbert war General-Lieutenant bei der Belagerung von Rouen, und Bruder eines Raths im Parlemente der Normandie.

Er war in seinem Unternehmen schon weit gekommen, ehe der Canzler das Finanz-Departement verließ. Deßwegen reiste er damals schon ausdrücklich zu ihm. Bei seiner großen Lebhaftigkeit hat er manches Sonderbare. So bat er den Canzler, ihn geduldig bis zu Ende anzuhören, und setzte hinzu: Sie werden mich anfangs für einen Narren halten; Sie werden aber auch in der Folge sehen, daß ich gehört zu werden verdiene, und daß mein System gut ist.

Pontchartrain, durch so manche schlechte Aufsätze, die ihm in seinem Ministerfach vorgekommen waren, schon abgeschreckt, und an sich flüchtig wie Salpeter, fing an zu lachen und antwortete ihm rasch: Er wolle bei dem ersteren stehen bleiben! Hiermit drehte er ihm den Rücken zu.

Boisguilbert ließ sich durch den schlechten Erfolg, welchen seine Reise gehabt hatte, von seinem Vorha-

ben

ben nicht abschrecken. Vielmehr arbeitete er, als er wieder nach Rouen zurückgekommen war, mit unermüdetem Eifer an seinem Plane fort, welcher beinahe derselbe war, wie Vauban ihn hatte, ohne daß beide einander kannten. Seine Arbeit wurde ein gelehrtes, scharfsinniges Werk über diese Materie, dessen Resultate dahin führten, durch eine genaue Vertheilung, dem Volke die aufgelegten Abgaben zu erleichtern, die Einzugskosten aber ganz dadurch zu ersparen, daß die Steuern unmittelbar in die königliche Casse fallen sollten, wodurch folglich die Anstellung der Finanz-Pächter, die Gewalt der Intendanten und die unumschränkte Verwaltung der Krongüter durch die Finanzminister aufgehoben worden wäre.

Dieser Plan mißfiel natürlich allen diesen eben so sehr, als er von denen gebilligt wurde, welche nicht dasselbe Interesse dagegen hatten.

Chamillart, der Nachfolger Pontchartrains, prüfte das Buch, und würdigte es seiner Achtung. Er ließ Boisguilbert zwei oder drei mal nach Etang kommen, und arbeitete mehrere mal mit ihm als ein rechtschaffener Minister, dem das Wohl des Volks am Herzen lag.

Auch Vauban, der noch immer an seinem Werke fortarbeitete, wurde aufmerksam auf dieses, und einige andere nachfolgende, von demselben Verfasser. Er suchte mit Boisguilbert darüber zu sprechen; wobei es ihm nicht um den Ruhm seiner eigenen Arbeit, sondern nur um die Erleichterung des Volks, um das Wohl des Staats zu thun war. Aus diesem Grunde verbesserte und vervollkommnete er seine Ansichten nach diesen, und legte die letzte Hand daran. In den Hauptpuncten stimmten beide Männer mit einander überein, nicht aber in allem Uebrigen.

Boisguilbert wollte, wie in Holland, auf den fremden Handel und die Ausfuhr der Lebensmittel, ei-

einige Abgaben legen, und seine Meinung ging überhaupt nur dahin, die allerdrückendsten Abgaben, und besonders die unermeßlichen Zahlungen abzuschaffen, welche, ohne der königlichen Casse zuzufallen, doch das Volk ruinirten, indem dieses der Willkühr der Finanz-Pächter und ihrer Einnehmer ohne alle Einschränkung preis gegeben sey. Ein Mißbrauch, der noch jetzt fortdauert, und sogar immer zunimmt, ohne jemals aufgehört zu haben.

Vauban stimmte nicht nur in die Abschaffung dieser Bedrückungen ein, sondern ging noch weiter, und bis zur Abschaffung der Abgaben selbst. Er behauptete: es dürfe nur eine einzige bleiben! und wollte mit dieser Vereinfachung dennoch, ohne Schwierigkeit, ihre gemeinschaftlichen Ansichten befriedigen.

Er war im Vortheil gegen Boisguilbert, insofern er, bei seinen seit zwanzig Jahren gemachten öfteren Reisen, den Zustand des Landes selbst untersucht, erwogen, verglichen und berechnet, auch die Beobachtungen derer benutzt hatte, welche er zu diesem Zweck, seit mehreren Jahren, in die verschiedenen Provinzen abschickte; Mittel, die für Boisguilbert, der nicht lange von Rouen abwesend seyn konnte, unmöglich waren. Vauban hatte ferner den Vortheil, daß er Boisguilberts Entwürfe zur Verbesserung seiner eigenen Ansichten benutzen konnte. Er durfte sich daher mit Recht schmeicheln, jenen an Genauigkeit und Richtigkeit, als der Haupt-Basis eines solchen Werks, zu übertreffen.

Nach Vaubans Plan sollten alle Arten von Abgaben aufhören, und dagegen nur eine einzige bleiben, die in zwei Zweige getheilt, und unter der Benennung: königlicher Zehente, eingeführt seyn sollte. Der eine Theil sollte in der Abgabe des Zehnten der Länderproducte bestehen, der andere sollte nach einem geringen An-

Anschlag, auf dem Handel und den Gewerben haften, welche, nach seiner Meinung, eher erleichtert als erschwert werden müßten. Er gab sehr einfache, kluge und leicht ausführbare Regeln für das Einsammeln dieser beiden Abgaben an, welche auf den ganzen Umfang des Königreichs mit der möglichsten Genauigkeit, nach dem jedesmaligen Landes-Ertrag und der anzunehmenden Anzahl der Einwohner, berechnet waren. Zugleich legte er eine Vergleichung vor, zwischen der damals üblichen Repartition und der von ihm neu entworfenen, wies die Schwierigkeiten und Vortheile von beiden genau, und entschied durch die klarsten unumstößlichsten Beweise für die Seinige. Sein Plan erhielt nicht nur einen allgemeinen Beifall, sondern auch die Bewunderung der einsichtsvollsten Männer in diesem Fach.

Allein er hatte Einen großen Fehler. Der König bekam zwar auf diese Art mehr als auf die bisherige; das Volk wurde zwar von seinen Abgaben und Bedrückungen befreit, und um vieles reicher, weil es alles das behielt, was nicht unmittelbar in die königliche Casse fiel; aber dagegen wurde — ein ganzes Heer von Pächtern und Einnehmern der Finanzen aller Art ruinirt und genöthigt, künftig auf ihre eigenen Kosten und nicht mehr auf die des Publikums zu leben. Jene Möglichkeit, sich in kurzer Zeit unermeßliche Reichthümer zu sammeln, wurde von Grund aus zerstört.

An dieser Klippe mußte schon damals der Plan scheitern. Des Verfassers Verbrechen war, daß mit dieser Unternehmung der General-Controleur seine Macht, seinen Einfluß, sein Glück, sein Ansehen verlieren müßte. Dieß war verhältnißmäßig der nämliche Fall bei den Finanzvorstehern, bei den Aufsehern in den Provinzen, bei ihren Secretärs, Unterbeamten, und Günstlingen, welche ihre Fähigkeiten, ihre Industrie,

duſtrie, ihre Einſichten und ihren Credit nicht mehr hätten geltend machen können, und mit einem Schlag all ihre Macht verloren geben müßten, irgend jemand gutes oder böſes zu thun.

Es war daher kein Wunder, daß ſo viele mächtige Perſonen, die alles zu verlieren fürchten mußten, einem Syſteme aus allen Kräften entgegen arbeiteten, das zwar vortheilhaft für den Staat, für den König, für das Volk, — für ſie ſelbſt aber verderblich war. Der ganze Stand der Geſchäftsmänner murrte, aus Eigennutz, dagegen. Er regulirte die Abgaben, durch die Aemter, welche die verſchiedenen Verwaltungsarten erfordern; und die ausſchließlich ihm angewieſen ſind.

Bande der Verwandtſchaft verblendeten Colbert's beiden Tochtermännern die Augen, von deſſen Geſinnungen und Regierungsweiſe das Buch zu weit abging. Sie ließen ſich ferner durch die ſchlauen und heftigen Urtheile des Demarets irre führen, und vertrauten deſſen Einſichten zu ſehr, inſofern er der einzige Schüler von Colbert, ſeinem Oheim, war, der ihn erzogen und unterrichtet hatte.

Der ſanfte, für das Wohl des Staats ſo beſorgte Chamillart, welcher, wie man ſchon geſagt, ſelbſt mit Boisguilbert gearbeitet hatte, fiel ebenfalls in des Demarets Schlinge. Auch der Canzler, der ſich noch immer etwas darauf einbildete, General-Controleur der Finanzen, wenn gleich gegen ſeine Neigung, geweſen zu ſeyn, war darüber aufgebracht. Mit einem Wort, es war niemand für Vauban und Boisguilbert als die Unmächtigen und die Uneigennützigen; ich will ſagen: die Kirche und der Adel! Denn das Volk, welches allein dabei gewonnen hätte, wußte nicht einmal, daß es ſeinem Glücke ſo nahe geweſen wäre; und bloß die guten Bürger beklagten, daß der Plan nicht zur Ausführung kam.

ihm nicht seine Baronen angerathen, auf seine Leute zu warten, die noch nicht alle nachgekommen waren.

Während der Zeit daß der König auf Cypern verweilte, sendete der große König der Tartarinen Botschaft zu ihm, und ließ gar freundlich zu ihm reden. Unter andern ließ er ihm sagen: er sey bereit ihm das heilige Land erobern, und Jerusalem aus den Händen der Sarazenen befreyen zu helfen. Der König nahm die Bothschafter gar liebreich auf und sandte dagegen die Seinigen ab, die zwey Jahre ausblieben, ehe sie wieder zu ihm kamen.

Durch diese Botschafter schickte der König dem Könige der Tartarinen ein Zelt wie eine Kapelle gemacht, welches viel kostete, indem es ganz aus dem feinsten Scharlach bestand. Um auch zu sehen, ob er die Leute dort zu unserm Glauben ermuntern könnte, ließ der König in besagter Kapelle Sinnbilder von der Verkündigung unserer lieben Frauen und den andern Glaubensartikeln einsticken. Das alles überschickte er durch zwey Brüder Predigermönche, die Sarazenisch verstanden, um dort zu lehren und zu predigen, was man glauben müsse. Die beyden Mönche kamen erst zu der Zeit zum Könige zurück, als seine Brüder nach Frankreich zurückkehrten. Sie fanden ihn, wie er eben Acra, wo seine Brüder von ihm geschieden waren, verlassen hatte, und nach Cäsarea gekommen war, wo er sich aufhielt und weder Rast noch Ruhe von den Sarazenen hatte. Wie des Königs von Frankreich Botschafter aufgenommen wurden, will ich Euch sagen, so wie sie's dem König selbst berichteten; und in dem was sie dem König erzählten, werdet Ihr manche Neuigkeiten vernehmen, die ich aber jetzt nicht erzählen mag, weil ich von dem ab-

Es iſt wohl zu begreifen, daß der König, von ſolchen Perſonen umgeben, und auf dieſe Art dagegen eingenommen, den Marſchall von Vauban ſchlecht aufnahm, als er ihm dieſes Buch überbrachte, das nach ſeinem ganzen Inhalt an ihn gerichtet war. Nicht beſſer wurde es von den Miniſtern aufgenommen.

Von dieſem Augenblick waren Vaubans geleiſtete Dienſte, ſeine Tugenden, ſeine ausgezeichneten militairiſchen Fähigkeiten, auf die der König ſonſt ſelbſt ſtolz geweſen war, vergeſſen. Dieſer ſah in ihm nichts mehr, als einen Schwärmer für das Wohl des Volks und einen Verbrecher, der die Macht ſeiner Miniſter, folglich auch die Seinige zu untergraben ſuche. Er erklärte dieß ohne alle Schonung; und das Echo davon ſchallte noch bitterer von dem beleidigten, laut triumphirenden Haufen zurück.

Der unglückliche, von allen patriotiſch geſinnten Franzoſen geliebte Marſchall konnte die Ungnade ſeines Königs nicht überleben. Er ſtarb wenige Monate nachher, von vielen tief betrauert. Der König war ſo unempfindlich bei ſeinem Tode, daß er nicht einmal daran zu denken ſchien, einen ſo brauchbaren und berühmten Diener verloren zu haben. Allein Vaubans Verdienſte wurden von ganz Europa anerkannt, und konnten ſelbſt durch ſeine Feinde nicht verdunkelt werden. Sein Verluſt wurde, die Finanz-Pächter und ihre Werkzeuge abgerechnet, allgemein beklagt.

Boisguilbert, den dieſer Erfolg hätte vorſichtig machen ſollen, blieb dennoch nicht unthätig. Eine der wichtigſten Einwendungen, welche ihm Chamillart gemacht hatte, war, daß man in einem ſo kriegeriſchen Zeitpunct keine Veränderungen vornehmen könne. Hierauf machte jener eine kleine Abhandlung bekannt, worin er zeigte, daß Herr von Sülly, welchem Heinrich IV. das in Unordnung gerathene Finanz-Weſen zu

einer

einer Zeit übertragen habe, wo Frankreich in einen noch verderblicheren Krieg verwickelt gewesen, als der gegenwärtige, dennoch mit dem besten Erfolg unternommen habe, dasselbe nach einem ganz andern System zu behandeln. Er schloß seine Antwort auf jene falsche Einwendung mit der Tirade: Muß man erst den Frieden erwarten, um ꝛc. und zählte nun eine so große Menge von Misbräuchen und Fehlern mit so viel Feuer und Klarheit vor, daß sie nichts dagegen sagen konnten, um so mehr aber — gegen ihn aufgebracht waren. Schon die Vergleichung mit dem Herzog von Süllv, dessen bedeutenden Namen sie so ungern wieder in Erinnerung bringen hörten, weil er mehr von dem Finanzwesen verstund, als alle die damaligen Staatsgelehrten und Herrn von der Feder, hatte sie beleidigt.

Ihre Rache blieb nicht aus. Boisguilbert wurde tief nach Auvergne verbannt. Er hatte keine andern Einkünfte als die, welche ihm seine Stelle einbrachte. Da er diese nun nicht mehr versehen konnte, so blieb ihm gar nichts zu seinem Unterhalt. La Vrilliere, zu dessen Departement die Normandie gehörte, hatte den Verbannungsbefehl ausgefertigt. Er gab aber ihm Nachricht davon, und behielt denselben noch einige Tage zurück, was er wohl konnte. Boisguilbert machte sich wenig daraus. Das Bewußtseyn, mit Treue und Unerschrockenheit für das Wohl des Volks gearbeitet zu haben, entschädigte ihn für alles was er durch diese ehrenvolle Verbannung verlor. Seine Familie hingegen war darüber sehr bestürzt, und suchte den Schlag abzuwenden. La Vrilliere selbst nahm sich seiner großmüthig an, und erhielt das Versprechen, das man ihn, so bald er an den ihm vorgeschriebenen Ort angekommen, und die einmal gegebene Ordre vollzogen seyn würde, wieder zurück berufen werden sollte.

Er mußte also abreisen. Sobald la Vrilliere von

seiner Ankunft Nachricht erhalten hatte, ging er zum König, den er nun für befriedigt hielt, und wollte den Befehl zur Zurückberufung abholen; allein er bekam zur Antwort: Chamillart sey noch nicht zufrieden gestellt. Ich kannte die beiden Brüder sehr gut, und sprach selbst mit Chamillart deßwegen; allein vergebens. Erst nach Verfluß von zwei Monaten wurde Boisguilbert durch meine Vermittlung aus seiner Verbannung befreit. Allein man begnügte sich damit noch nicht, gab ihm auch noch einen tüchtigen Verweis, und, um ihn auf alle Art zu kränken, schickte man ihn, von seinem Amt suspendirt, gerade nach Rouen zurück. Diese Kränkung aber dauerte nicht lange. Das Volk empfing ihn mit lautem Freudengeschrei, und entschädigte ihn dadurch für alles erlittene Unrecht.

Vermiſchte
Hof- und Staatsanekdoten
aus
den Zeiten
Ludwigs des XIV.
und
des Regenten.

Von

des letzteren Mutter.

---

1) Man hat abscheuliche Bücher gegen den Kardinal Mazarin geschrieben. Er stellte sich sehr bös an, ließ alle Exemplare suchen, als wenn er sie verbrennen wollte; wie er sie alle hatte, ließ er sie heimlich, als wenn er nichts davon wüßte, verkaufen, und zog zehn tausend Thlr. davon, lachte, und sagte: Die Franzosen sind artige Leute, ich lasse sie singen und schreiben, so lassen sie mich machen was ich will. Den 25sten Oct. 1715.

2) Madame de Maintenon ist zu St. Cyr in ihrem Stifte. Sie war des Königs Maitresse nicht; sie war was mehr.

Mde de la Valliere war Maitresse vom König, und gar ein gut Mensch. Madame de Maintenon ist der Mde de Montespan Kinder Hofmeisterin gewesen, hat ihr darnach die Schuhe ausgetreten; aber sie hat es weiter gebracht. Der Teufel in der Hölle kann nicht schlimmer seyn als sie gewesen ist; ihre Ehrsucht hat ganz Frankreich in Unglück gestürzet.

Die Fontange war ein gut Mensch; die kannich wohl, sie war von meinen Hoffräulein gewesen; war schön vom Haupt bis zum Füßen, hatte aber wenig Verstand. Den 5ten Novbr. 1715.

Die Montespan war ein lebendiger Teufel; Fontange aber ein gut einfältig Mensch; beide waren schön. Die letzte ist darauf gestorben, daß die erste sie in Milch vergiftet hat; ob es wahr ist, weiß ich nicht; aber das weiß ich wohl, daß zwei von Fontange Leuten gestorben seyn, und daß man öffentlich gesagt: Daß sie vergiftet wären. Den 19ten Novbr. 1715.

3) Der Chevalier St. George ist der beste und höflichste Herr von der Welt. Er fragte einsmals den Mylord Douglas: was könnte ich wohl thun meiner Nation zu gefallen? Douglas antwortete: setzt euch in ein Schiff, nehmt zwölf Jesuiten zu euch, und so bald ihr ankommt, laßt die zwölf Jesuiten öffentlich henken. Nichts kann den Engeländern angenehmer seyn. Den 3ten Decbr. 1715.

4) Der König in Dännemark Fridericus IV. kömmt mir ein wenig einfältig vor. Er wollte hier verliebt von meiner Tochter seyn; im Tanz drückte er ihr die Hand, sahe gen Himmel; fing den Menuet am einen Ende des Saals an, und endete ihn am andern Ende. Blieb hernach in der Mitte vom Saal stehen, ohne zu wissen was er thun sollte. Er jammerte mich; ich stand auf, nahm ihn bei der Hand und führte ihn weg, sonst glaube ich, stünde er noch da. Der gute Herr weiß nicht was schön oder häßlich ist. Den 3ten Jan. 1716.

5) Der Kardinal de Noailles ist gewiß ein recht tugendsamer Kardinal, welches sie nicht alle sind. Wir haben hier vier, alle sehr different. Drey sind in dem Stück eins, daß sie falsch wie Galgenholz sind, aber in Figur und Humor different.

Der von Polignac ist wohl geschaffen; Verstand; ist insinuant; hat eine angenehme Stim[illegible], faveur und Politic zu sehr ergeben, welches ihm die fauten thun macht.

Der Kardinal de Rohan ist schön vom Gesicht, wie seine Frau Mutter war, hat aber keine taille. dieser ist hoffärtig wie ein Pfau; voller Einbildung, tripotier, intrigant, esclave von den Jesuiten; meint er regieret alles, und regieret doch nichts; glaubt seines gleichen sey nicht geboren.

Der Kardinal de Bissi ist häßlich, gleich ei-

einem platten Bauren, iſt ſtolz, hoffärtig, falſch und boshaft, ärger als man erdenken mag; ſchmeichelhaftig jusqu' à la fadeur; man ſieht ihm die Falſchheit aus den Augen; hat doch Verſtand, legt aber nur alles zum Böſen an.

Dieſe drei Kardinäle könnten den von Noailles im Sack verkaufen, und ihn laſſen dabei ſtehen, wie man im Sprichwort ſagt, denn ſie ſind alle 3 ſchlauer als er. Den 30ſten Jan. 1716.

Der Bissi gleicht dem Tartüffe wie zwei Tropfen Waſſer, hat ganz ſeine Manien an ſich. Den 30ſten Jan. 1716.

6) Aechte Geburt des engliſchen Prätendenten!) Es iſt gewiß, daß wir die Königin von Engelland, Gemalin von Jacob II. zu St. Germain geſehen; da ihre Stieftochter ihr aufbürden wollte, daß ſie nicht ſchwanger ſey, hätte ſie größere Präkaution nehmen ſollen; ich habe Ihro Majeſt. ſelber davon geſprochen, ſie ſagt: ſie hätte die Prinzeſſin Anna ſelber gebeten, ihre Hand auf ihrem Bauch zu legen, und zu fühlen, wie das Kind ſich rühret, ſie hätte es aber nicht thun wollen, ſie hätte aber nie gedenken können, daß Leute, ſo ſie alle Tage ſchwanger geſehen, hätten zweifeln können, daß ſie nicht ins Kindbette kommen würde. Den 6ten Febr. 1716.

7) Des Lord Houdley Großtante, Mad. de Gordon, iſt lange Jahre meine Dame d'atour geweſen; ſie war gar ein wunderlich Menſch, hat allezeit revirt; ſie hat einmal ihren eigenen Schenkel im Sommer anſtatt eines Briefes im Bette verſiegelt; ſie pitſchirte ſich ihren eigenen Schenkel und brennte ſich jämmerlich. Sie ſpie einmal der erſten Kammerfrau, ſo eben jähnte, in den Mund; ich glaube, wenn ich nicht gewehrt hätte, meine erſte Kammerfrau hätte ſie geſchlagen, ſo bös war ſie. Wenn ſie mir Abends die Kappe auf-

ſetzen ſollte, um nach Hof zu gehen, ſo nahm ſie ihre Handſchue, ſchlenkerte ſie mir ins Geſicht, und ſetzte ſich meine Koppe ſelber auf. Einsmals hatte ſie mit einem Capitain des Gardes von Monsieur ſeeligen zu reden, ſo ein groſſer Menſch war, und le Chevalier de Beuvron hieß; ſie hatte die Gewohnheit, wenn ſie mit einem Manne ſprach, ſo ſpielte ſie allezeit mit den Knöpfen an der Weſte. Dieſer aber war ſo lang, daß ſie nur an ſeine Hoſe gelangen konnte, und knöpfte ihm alſo die Hoſe auf. Er erſchrack, ſprang zurück und ſagte: que me voulez-Vous? Dieſes gab ein groſſes Gelächter im Saal zu St. Cloud. Den 18 Febr. 1716.

8) Der Milord Peterborough ſoll geſagt haben: Que nous sommes sots de nous faire tuer pour ces deux bêtes; meinte die beiden Könige in Spanien. Den 18ten Febr. 1716.

9) Monteléon hat groß Recht die Prinzeß des Ursins zu lieben, ſie hat ſein Glück gemacht; er war ein kleiner Officier in den Truppen, hatte Verſtand und attachirte ſich an dieſe Dame, ſo aus ihm gemacht, was er nun iſt. Den 15ten Febr. 1716.

10) Die Aebtiſſin von Montbuiſſon, Louise Hollandine, fille de Frederic V., Electeur Palatin (zu Henri IV. Zeiten) hat ſo viel Baſtarte gehabt, daß ſie ſchwur: par ce ventre, qui a porté 1 enfants. Den 20ſten Febr. 1716.

11) Mein Sohn hat dem Prätendenten weder öffentlich noch heimlich beigeſtanden, und hätte Milord Stairs eine etroitere Allianz mit meinem Sohn eingegangen, hätte er wohl verhindert, daß weder der Prätendent noch ſein Anhang in Frankreich geweſen wären; aber da dieſes abgeſchlagen, hat er [der Herzog-Regent] nur eraktement gehalten, was in ſeinem Friedenstractat ſtehet. Er iſt dem Prätendenten

weder mit Gelde noch mit Waffen beigeſtanden; das konnte auch nicht ſeyn, indem mein Sohn occupirt iſt, des verſtorbenen Königs Schulden zu bezahlen; hat es auch nicht gewollt, weil es gegen den Friedenstractat geweſen wäre. Daß man meinen Sohn mit dem Könige von Engelland zu brouilliren geſucht hat, das iſt gewiß; denn in derſelben Zeit, da man dem König die Lügen ſagt, daß mein Sohn dem Prätendenten beiſtehe, ſagt man ihm, daß Milord Stairs den Mons. Bendenriter, des Kaiſers Envoyé, geſprochen, wie auch den Abgeſandten von Sicilien, um eine ligue mit ihnen zu machen, den König in Spanien aus Spanien zu verjagen, den König von Sicilien, König von Spanien zu machen, dem Kaiſer Sicilien wieder zu geben, ſumma alles gegen ihn zu thun. Mein Sohn ſagt, daß wenn man gewollt hätte, ſo hätte er wohl gehindert, daß der Prätendent durch Frankreich gegangen wäre, daß man ihn aber nur in den Schranken der Friedenstractaten habe haben wollen; deswegen hat er auch nur gehalten, ganz unverbrüchlich, was dieſe Tractaten in ſich halten. Der Pabſt und noch andere haben dem Prätendenten Geld gegeben, aber mein Sohn hat es nicht gethan. In jetziger Zeit, da alle Truppen gemindert waren, hat man ja den Abgedankten nicht wehren können, hinzugehen wo ſie wollten. Mein Sohn hat gar gewiß keinen Sinn mit Engelland zu brechen, aber man hat ihm verſichert, daß nur zwo Stimmen in Engelland gewehret haben, daß man nicht gleich den Krieg angekündiget hätte. Er glaubt nicht, daß Milord Stairs ſein Freund iſt, noch die Sachen dem König ſo treulich vorgetragen, als er es gemeint hätte, und daß es ihm nicht leid den Krieg anzuſpinnen, denn er meinet, daß wenn Milord Stairs dem König ſeinem Herrn, ſeine wohlmeinende Intention vorgetragen hätte, wie er es ihm proponirt, wür-

abbrechen müßte, was ich zu ſagen habe, welches in Folgendem beſteht.

Ich, der ich nicht tauſend Livres Grundeinkünfte hatte, als ich über's Meer zog, ich unternahm es mit neun Rittern und zween Bannerherrn dahin zu ziehen. Auch kam es dahin, daß mir, als ich nach Cypern kam, nach Abzug des Miethlohns für ein Schiff, nicht mehr übrig war als zweyhundert und vierzig Livres Tournois. Verſchiedene meiner Ritter ſagten daher geradezu, wofern ich kein Geld ſchaffte, ſo würden ſie mich verlaſſen. Gott aber, der mich nie verließ, ſorgte dergeſtalt für mich, daß der König, der zu Nicoſia war, mich zu ſich entbot, mich in Sold behielt, und mir achthundert Livres auszahlte; und nun hatte ich mehr Geld, als ich bedurfte.

Während unſers Aufenthalts auf Cypern meldete mir die Kayſerinn von Conſtantinopel, ſie ſey zu Paphos, einer Stadt in Cypern angelangt; ich und der edle Herr Erhard von Brienne mögten ſie dort abholen. Als wir dorthin kamen, fanden wir, daß ein ſtarker Wind die Tauen ihres Schiffs zerriſſen, und das Schiff nach Acra getrieben hatte; daß ihr auch von aller ihrer Habe nichts übrig geblieben war, als das Oberkleid, das ſie eben angehabt hatte, und ein Tafelgewand. Wir brachten ſie nach der Stadt, wo ſie von dem Könige und der Königinn und allen Baronen gar ſtattlich empfangen wurde. Tags darauf ſchickt' ich ihr Tuch und Zindeltaft zu einem neuen Gewande. Der edle Herr Philipp von Nanteuil, der gute Ritter, der viel um den König war, begegnete meinem Knappen, auf dem Wege zur Königinn. Sogleich als der wackere Mann ihn geſehen hatte, gieng er zum Könige, und ſagte: ich hätte ihm und den andern Baronen einen großen Schimpf dadurch angethan, daß ich der Königinn

würde es der König nicht abgeſchlagen haben. Den 25ſten Febr. 1716.

12) Meine Tante, die Prinzeß Eliſabeth Aebtiſſin von Hervord, hat einmal eine Maſke anthun wollen, anſtatt ihrer Maſke fordert ſie einen Kammertopf, wie ſie denn allezeit ſehr diſtrait war. Man brachte ihr den Kammertopf, ſie meinte es wäre die Maſke, ſuchte den Band um es anzuſtecken, nahm die Handhebe, zog daran, ſagte aber ganz ernſtlich: mein Gott, wie ſtinkt die Maſke! wie ſie es beſahe, war es der ſilberne Kammertopf. Ein andermal wollte ſie ſich auf dem Nachtſtuhl ſetzen, ſie ſetzte ſich ins Kamin, und verbrannte ſich den Hintern brav. Den 27ſten Febr. 1716.

13) Man ſagt hier, daß die Königin von Spanien zwar mehr von ihrem Herrn geliebt iſt, als die erſte war; doch hat ſie weniger pouvoir; denn der Abbé Alberoni ſoll ſie alle beide wie Kinder halten, und er hat alle Gewalt. Den 19ten Mart. 1716.

14) Engelländer und Engelländerinnen, haben die Königin Anna hier abſcheulich ausgetragen, ſagten, ſie ſaufe ſich Sterns voll, darnach würde ſie verliebt von Damen, wäre aber unbeſtändig und ändere oft; mir hat Madame Sandwich nichts erzählet, aber an meinen Herrn Sohn; ich bin ein wenig mit ihr umgegangen, denn ſie hat mich geekelt ſelber zugeſtehen, daß ſie ſich zu ſo Wüſtereien hätte gebrauchen laſſen. Den 18ten Mart. 1716.

15) Ich weiß nicht, ob es eigentlich wahr iſt, daß die Maintenon den Louvois hat vergiften laſſen, aber es iſt gewiß, daß er vergiftet worden, und ſein Doctor auch, ſo die That gethan. Und im Sterben ſagte dieſer Doctor: je meurs empoiſonné: je l'ai bien mérité, pour avoir empoiſonné

né mon maître Mr. de Louvois et celà dans l'espérance de devenir Medicin du Roi, comme Mde de Maintenon me l'avoit promi. Man hat aber dieſen Diſcurs von den Doktor Seron für eine Fabelei wollen paſſiren laſſen. Sollte ſie den Louvois vergiftet haben, war es, weil er ſich unterfangen ihr zu widerſtehen, und den König zu deſobuſiren. Um deſto beſſer zu ſeinem Zweck zu gelangen, gab er dem König den Rath, das Weib nicht in die Armee zu führen. Der König hatte die Schwachheit, ihr die Sache zu ſagen; damit war's gethan. Louvois war ein böſer Teufel, der weder Gott noch Teufel fürchtete, aber das muß man geſtehen, ſeinen König hat er wohl gedient. Den 14ten April 1716.

16) Des Duc de Noailles Großvater, war einer von den häßlichſten Männern von der Welt. Er hatte ein gläſern Auge, eine Naſe wie eine Eule, ein groß Maul, gar häßliche verfaulte Zähne, ein gar klein Geſicht, kleinen Kopf, und einen gar großen langen Leib ganz gebogen; war allezeit bös und grittlich; ſein Großvater hieß Ghimel. Als Madame de Coinuel einsmals ſeine Genealogie las, rief ſie überlaut: je m'étois toujours bien doutée en voyant le Duc de Noailles, qu'il falloit qu'il sortit des Lamentations de Jeremie.

17) Als der König Jacob II. von Engelland nach Frankreich kam, ging die Mde de Cornuel nach St. Germain, um ihn zu ſehen. Kurz darauf ſagte man, wie unſer König ſich bemühe, dieſen König wieder auf den Thron zu ſetzen. Mde de Cornuel ſchüttelte den Kopf, und ſagte: j'ai vu ce Roi Jacques, notre Roi a beau faire, il n'en sera jamais que la sauce au pauvre homme.

18) Sie ging nach Versailles den Hof zu ſehen, es war eben wie Mr. de Torci und Mr. de Seignelai

Mini-

Miniſters wurden, beide waren noch ſehr jung: ſie ſahe ſie und auch Madame de Maintenon. Wie ſie wieder nach Paris kam, fragte man ſie, wie ſie mit ihrer Reiſe zufrieden wäre? ſie ſagte: j'ai vû à la cour ce que je n'eus jamais crû voir, c'eſt l'amour au tombeau et le miniſtère au berceau ... denn die gute Maintenon war damals ſchon alt. Den 28ſten April 1716.

19) Der älteſte Herr Marggraf von Anſpach war entetirt von Mademoiselle d'Armagnac, wollte es doch nicht geſtehen, ſagte er hätte nie gedacht ſie zu heirathen, denn die Familiarität ſo ſie damals mit dem damaligen Marquis de Villequiér hatte, ſo itzt der Duc d'Aumont iſt, hätte ſie ihm verleidet. Die Mutter von dieſer Dame wollte dem Marggrafen im Bette bei der Tochter ertappen, und man gab ihm beau jeu: er merkte aber die Sache, und machte ſeine Viſiten ſo modeſt, daß man ihm nicht ertappen konnte. Die Wahrheit zu ſagen, ſo hatte ich ihn dafür gewarnet, denn ich kannte die Mutter das böſe Weib wohl. Den 24ſten April 1716.

20) Der Kardinal de Richelieu hat mit allen ſeinem großen Verſtande große Acceſſen von Narrerei gehabt. Er bildete ſich bisweilen ein, daß er ein Pferd wäre, ſprung um ein Billard herum, und ſchlug hinter ſich aus, ſchrie und weierte wie ein Pferd; das währte eine Stunde, hernach legten ihn ſeine Leute ins Bett, deckten ihn wohl zu, daß er ſchwitzte, und wenn er erwachte, war es als wenn er in ſeinem Leben nicht närriſch geweſen wäre. Den 3ten Juny 1716.

21) Der Erzbiſchof von Paris predigte dem Biſchof von Gap, daß ſchlimme Gerüchte von ihm gingen, man ſagte: daß er debauchirt wäre, und die

Wei-

Weibesleute zu ſehr liebte. Ah! Monseig antwortete der Biſchof von Gap: si Vous saviez ce que c'est, Vous ne Vous en étonneriez pas; j'ai vecû quarante ans sans savoir ce que c'étoit: je ne sais comment je m'avisai d'en tâter; mais depuis je n'ai pû m'en passer. Essayés-en une fois seulement, Monseigneur, et Vous verrez qu'il est impossible de s'en passer après. Dieſer Biſchof wohnt jetzt zu Bouloqne, einem Dorfe bei Paris, iſt ein kleines häßliches Pfäffchen, hat einen großen dicken Kopf, und iſt feuerroth im Geſicht. Den 12 Juni 1716.

22) Das Ceremoniel ſo man den Kurfürſten am Kaiſerlichen Hofe giebt, iſt ein gut Exempel für ſie, uns nicht zu diſputiren. Zu Henri IV. Zeiten kam ein Kurfürſt von Pfalz nach Frankreich, da ſchickte man des Königs Haus dem Kurfürſten entgegen, er und ſeine ganze Suite wurde defrairet, und der Kurfürſt, wie er nach Hofe kam, ging zwiſchen dem Dauphin und Monsieur, aß mit dem König. Monsieur ſeeliger wuſte es, und hat es mir ſelber erzählet. Der König that als wenn er auf die Jagd ritte, aber in der That ritte er dem Kurfürſten eine halbe Meile entgegen, und führte ihn in ſeiner Kutſche nach Paris, wo er allezeit mit des Königs Leuten bedient wurde; das iſt ein wenig different von dem Leben, daß Kur-Baiern hier geführet hat. Den 23ſten Juni 1716.

23) Wie der große Condé verliebt von Mselle d'Epernon war, und in die Ärmee ging, gewöhnte er ſich an junge Cavaliers; wie er wieder kom konnte er die Damen nicht mehr leiden, gab aber zur Entſchuldigung vor, er wäre krank geweſen, und man hätte ihm ſo viel Blut gelaſſen, das hätte ihm alle Kräfte und Liebe genommen. Die Dame aber ſo dieſem Herrn ernſtlich liebte, bezahlte ſich nicht mit

die

dieſer Antwort, ſondern forſchte eigentlich nach, und wie ſie die rechte Urſache erfahren, ſo wurde ſie ſo verzweifelt, daß ſie ſich ins groſſe Karmeliter Kloſter ſteckte, der Welt ganz abſagte und Nonne wurde. Den 5ten Juni 1716.

24) Es war ein refügirter Franzos in Holland, der ſchrieb mir wie die Sache mit dem Prinzen von Oranien vorging; ich meinte, ich würde dem König einem Dienſt thun, ihm zu berichten, was er mir davon geſchrieben; that es gleich, der König nahm es wohl an, und dankte mir; Abends aber ſagte der König im Lachen: mes Ministres soutiennent, que Vous êtes malinstruite, et qu'on ne Vous a pas écrit un mot de vérité. Etliche Zeit hernach, wie es laut ward, daß König Wilhelm in Engelland ſeyn ſollte, kam Mons. de Torci zu mir, und bat mich, ich ſollte ihm doch Part geben von meinen Zeitungen; ich ſagte: je n'en ai plus; Vous avez assuré le Roi, que je ne recevois que des fausses nouvelles; sur cela j'ai ordonné, qu'on ne m'en écrive plus, car je n'aime pas à débiter de fausses nouvelles. Er lächelte, wie er allezeit thut, und ſagte: Vos nouvelles se sont trouvés fort bonnes etc.

Mr. de Louvois war allein wohl bedient von ſeinen Spionen, aber er ſparte kein Geld; alles was von Franzoſen in Teutſchland oder Holland ging, waren alle ſeine gagirte Spionen, Tanzmeiſter, Fechtmeiſter, Ecuyers, Bereiter, an allen Höfen. Nach ſeinem Tode hat man die Sache nicht fortgeführt, darum ſind die Miniſter jetzund ſo ignorant. Den 26ſten Juni 1716.

25) Lauzun hat die wunderlichſten Einfälle von der Welt, und nimmt poſſierliche Umſchweife, wenn er was vorbringt, als zum Exempel, um dem König zu wiſſen zu thun, daß Mr. le Comte de Marsan, Mr. le

Grand

Grand Herr Bruder, ſich an den damaligen Miniſter de Chamillard attachirt hätte, ſagte er: Sire, j'ai voulu changer de Perruquier, et prendre celui qui est le plus à la mode, mais je n'ai pû l'avoir, car il y a déjà quelques jours que Mr. de Marsan le tient enfermé en Chambre, afin de faire des perruques pour toute la maison et les amis de Mr. de Chamillard; ſagte ſolches ganz einfältig daher, als wenn er nichts ſagte. Den 26 Juni 1716.

26) Die Hiſtorie vom Prinzen Emanuel von Portugall iſt eben wie ein Roman. Man ſagt, ſein Herr Bruder der König, habe ihn wollen zum Pfaffen und Biſchof machen, das ſtund ihm nicht an; und ſoll er es ſich haben verlauten laſſen, denn er ſoll in ſeinem Lande beliebt geweſen ſeyn. Der König ließ ihn zu ſich kommen, fragte, ob es wahr, daß er nicht geiſtlich wollte werden? Als der Prinz geantwortet, daß es wahr wäre, ſo ſoll ihm der König eine Maulſchelle gegeben haben; worauf der Infant ſoll geantwortet haben: Sie ſind mein Bruder und mein König, ich kann und ſoll mich nicht gegen Sie rächen, aber weil Sie mir den Affront gethan, werden Sie mich in Ihrem Leben nicht wieder ſehen. Er ſoll dieſelbe Nacht fortgereiſet ſeyn. Den 25ſten Juli 1716. Der König ſein Hr. Bruder hat ihm befohlen, von Paris wieder nach Holland zu reiſen. Der Infant hat nichts darauf geantwortet; alſo zweifelte weder der Hofmeiſter noch Abgeſandte, daß er willens wäre, ſeinem Hrn. Bruder zu gehorſamen. Vergangene Woche ſagte er zum Abgeſandten: er möchte gerne Verſailles und Marly ſehen. Der Abgeſandte ſchickte hin, und ließ alles fertig halten; er und ſeine Frau fuhren mit dem Prinzen hin, der Hofmeiſter und noch ein Edelmann vom Prinzen waren auch dabey. Wie ſie wieder von Verſailles kamen, und in der Mitte vom Cours waren, hieß der Prinz ſtille halten, rief: iſt keine Chaise de Poste vorhanden? Eine Stimme

antwortete: oui, Monseigneur, en voici quatre. C'est assés, sagte der Prinz, wandte sich zum Ambassadeur, dankte ihm über die maßen für die viele Freundschaft so er ihm erwiesen; er sagte weiter: ich wünsche nichts mehr, als Gelegenheit zu finden, euch meine Erkenntlichkeit zu erweisen. Ich reise in diesem Augenblick weg nach Wien zum Kaiser; er ist Geschwister Kind mit mir, und wird mich also wohl empfangen; unter seinen Truppen prätendire ich mein Handwerk zu lernen gegen die Türken. Seinem Hofmeister machte er auch eine große Danksagung für die Mühe so er genommen ihn zu erziehen. Dem Edelmann machte er auch ein Compliment; stieg damit aus, rief die Post-Chaisen, setzte sich ein; sein Favorit, ein Junge, so ein häßlich Schätzchen ist, aber vielen Verstand haben soll, setzte sich in die andere, und seine zwei Kammerdiener in die dritte und vierte. Andere sagen, daß er in Portugall verliebt von Mde de Ribeira gewesen wäre, ehe sie sich verheirathet hätte, und daß er sie heirathen wollen. Der König sein Herr Bruder hätte es aber nicht erlaubt; aber kurz vor seiner Abreise soll ihn der Mann auf einem Knie liegend vor seiner Frau ertappt haben; der Mann ist gräulich jaloux, und das soll des Prinzen Reise beschleunigt haben; da ist der Roman vollkommen. Den 14ten Juni 1716.

27) Heinrich der Vierte ist einmal gewarnet worden, daß eine von seinen Maitressen ihm untreu wäre Diese hatte einmal den Duc de Bellegarde zu sich kommen lassen, wie sie gemeint, daß der König nicht zu ihr kommen würde. Der König ließ aufpassen, wenn sein Rival bei ihr seyn würde; wie man es dem König sagte, ging er zu ihr. Sie lag im Bette, und klagte große Hauptschmerzen. Der König sagte, sie sollte ihm zu Nacht essen geben, er hätte großen Hunger. Sie sagte: sie hätte nicht gedacht zu Nacht zu

essen,

eſſen, man hätte ihr nur ein Paar Feldhühner verwahret. Der König antwortete, es wäre gut, man ſollte ſie bringen, er wollte ſie mit ihr eſſen. Man brachte aber noch mehr, denn ſie hatte ein Nachteſſen für Bellegarde präparirt. Wie die Feldhühner kamen, nimmt der König ein Stück Brodt, ſpaltet es entzwei und thut ein ganz Feldhuhn hinein, hält es zuſammen und wirft es unter das Bette. Die Maitreſſe erſchrak und ſagte: Sire! que faites-Vous? Der König lachte und ſagte: Madame, ne faut-il pas que tout le monde vive? ſtund auf und vergnügte ſich ihnen Angſt gemacht zu haben. Den 13ten Auguſt 1716.

28) Ich habe Mr. de la Motte ſelber geſehen; mit alle ſeinem Verſtande ging er wie ein Narr gekleidet. Er trug Stiefeln mit Pelz gefüttert, eine Pelzmütze, ſo er nie abthät, einen großen Rabet, und einen ſchwarzen ſammtenen Rock. Den 3ten Septbr. 1716.

29) Wir haben wenig Königinnen in Frankreich gar glücklich geſehen. Maria de Medicis iſt im Exil geſtorben. Des Königs und Monsieur ſeel. Mutter iſt unglücklich geweſen, ſo lange ihr Herr gelebt. Unſere Königin Maria Thereſe hat auf ihrem Todbette geſagt: daß ſie in ihrem Leben, ſo lange ſie Königin geweſen, nur einen recht vergnügten Tag gehabt. Den 29ſten Octobr. 1716.

30) Der Kurfürſt von Bayern Maximilian Maria, hat mich oft aus der Haut fahren machen, wenn er ſo alberne Sachen hier angefangen, als nämlich, wenn er mit Mr. d'Antin iſt ſpielen und eſſen gegangen, und mit keinem von ſeinen leiblichen Schweſter-Söhnen nicht begehrt zu eſſen, da doch ein Souverain, ohne Kurfürſt zu ſeyn, mit Madame la Dauphine und mir eſſen kann. Hätte er es begehret, wäre es gewiß geſchehen; aber er hat ſich contentirt bei d'Antin oder Torci zu eſſen, mit etlichen Damen von

des Königs Tafel. Das kann mich noch ungeduldig machen, wenn ich daran gedenke. Der König lachte oft herzlich über meinen Zorn, und sobald dieser Kurfürst eine neue bevue that, rief mich der König in das Kabinet und sagte: Que dites-Vous à cela, Madame? Ich antwortete: Tout est chez cet Electeur de même pourrure. Da lachte der König seel. von Herzen. Den 29sten Octobr. 1716.

Kur-Bayern hatte einen Marschall, Graf Arco, ein Bruder von dem, so seine Maitresse, die Popel, des Chevalier de Baviere Mutter, so wunderlich geheirathet, daß er sie nie allein hat sehen dürfen. Dieser Marschall war so ein ehrlicher Mann, als sein Bruder ein einfältiger Tropf war; der wollte verzweifeln; wenn sein Kurfürst sich so elend und ridikule anstellte, kam der arme Mann, und klagte mir sein Leid; gings etwas besser, kam er auch und sagte es; aber ich glaube, daß man ihm hernach verboten, zu mir zu kommen, denn bis an seinen Tod habe ich ihn nicht mehr gesehen. Kein einziger von allen denen Bayerischen Bedienten ist je zu mir gekommen, ich glaube, man hat es ihnen verboten. Alle die Kuppeleien, so Kur-Bayern gemacht, haben unserm König gar nicht gefallen, sondern er sagte einsmal zu mir: Que dites-Vous de cela, l'approuvez-Vous? und wie ich dagegen schmälte, und sagte: daß es die ridikülste Sache von der Welt wäre, lachte der König von Herzen. Der Kurfürst hat ein so groß Werk von den Grisetten gemacht, daß er mit aller Gewalt wollte, wie der König den Routen in dem Walde Namen gab, daß man sollte eine l'allée des Grisettes heißen, welches der König seel. aber nicht à propos fand. Er hat von seiner Race in den Dörfern gelassen. Man hat mir 2 gewiesen, die von ihm schwanger waren, als er schon fort war. Den 24sten Novbr. 1716.

31) Ich habe erzählen hören, daß man in Engel-

land

land meinen Onkle seel. Rupert für einen Hexenmeister gehalten, und einen großen schwarzen Hund, so er hatte, für den Teufel. Wenn er in die Armee kam, und gegen den Feind ging, flohen deswegen ganze Regimenter für ihm. Den 30sten Januar. 1717.

32) So bald ein Königskind, so man enfant de France nennt, auf die Welt kommt, und gewickelt ist, hängt man ihm seinen Orden an, aber sie werden erst zu Chevaliers de l'ordre gemacht, nachdem sie communicirt haben, und das geschieht mit den gewöhnlichen Ceremonien. Den 15ten Januar 1717.

33) Die Kanzlerinnen haben hier nur des Morgens den Tabouret, wenn sie zur Toilette kommen. Nachmittags müssen sie stehen; das kömmt daher: daß zur Königin Maria de Medicis Zeiten, eine Kanzlerin in großen Gnaden war, hatte aber böse Füße und konnte nicht stehen; die Königin ließ sie alle Morgen zu sich kommen, und machte sie sitzen. Seit der Zeit ist es so der Brauch blieben. Den 5ten Febr. 1717.

34) Zu Henri 4V. Zeiten, gingen dieses Königes Bastards vor allen Fürsten vom Hause Lothringen; aber den andern Tag nach des Königs Tode, wie der Duc de Vernueil wieder vor den Duc de Guise gehen wollte, nahm dieser den Duc de Verneuil beim Arme und sagte: Cela fut bon hier, mais cela ne vaut rien aujourd'hui, zog ihn zurück und ging vor ihm. Den 13ten Marz. 1717.

35) Zwo junge Duchessen haben ihre Amants nicht nahe genug sehen können, und deswegen etwas possierliches erdacht. Es sind zwei Schwestern, und beide in einem Kloster etliche Meilen von Paris erzogen worden. In selbigen Kloster ist eine Nonne gestorben; die Damen stellten sich, als wenn es ihnen gar leid wäre, und daß sie sie sehr lieb gehabt hätten, forderten also Urlaub, um der Nonne die letzte Ehre anzuthun, und zu ihrem

niginn ein Gewand gesendet, indem sie nicht eher daran gedacht hätten. Die Kaiserinn bat den König um Beystand für ihren Gemahl, der zu Constantinopel geblieben war, und gab sich so viel Mühe, daß sie wohl hundert Verschreibungen theils von mir, theils von den andern anwesenden Freunden mit sich nahm. In diesen Verschreibungen sagten wir eydlich zu: wenn der König oder die Legaten, nachdem der König von über's Meer würde wiedergekommen seyn, sich entschlössen dreyhundert Ritter nach Constantinopel zu senden, so wollten wir, dahin zu ziehen, durch unsern Schwur gehalten seyn. So erklärte ich auch mich gegen den König, in Gegenwart des Grafen von Eu, dessen Verschreibung ich noch habe, daß, wenn er dreyhundert Ritter dahin zu senden sich entschlösse, ich ebenfalls dahin ziehen würde, um mich meines Eydes zu entledigen. Der König gab mir zur Antwort, er habe kein Geld; und kein Schatz sey so groß, daß er sich nicht erschöpfen lasse. Nachdem wir in Aegypten angekommen waren, ging die Kayserinn nach Frankreich, und nahm den edlen Herrn Johann von Acra ihren Bruder mit, und vermählte ihn dort mit der Gräfinn von Montfort.

Zu der Zeit als wir auf Cypern ankamen, hatte der Sultan von Cogni, der reichste Heydenkönig, ein Wunder gethan. Er hatte nehmlich einen großen Theil seines Goldes in irdenen Gefäßen schmelzen, und die Gefäße zerschlagen lassen, und die Massen Goldes waren sichtbarlich geblieben; so daß in einem seiner Schlösser, ein jeder der ins Schloß kam, sie sehen und mit Händen greifen konnte: und es waren deren wohl sechs bis sieben. Sein großer Reichthum zeigte sich an einem Zelte, das der König von Armenien an den König von Frankreich schickte, welches wohl fünf-

Begräbniß zu gehen; solches wurde ihnen erlaubt, und würden sehr gerühmt über ihr gut Naturell. Wie sie ins Kloster kamen, fanden sie bei dem Begräbniß 2 fremde Pfaffen, die niemand im Kloster kannte. Man fragte sie, wer sie wären? sie sagten: sie wären arme Priester, die Protection nöthig hätten, und wie sie gehört, daß die 2 Duchesses kommen würden zum Begräbniß, hätten sie sich auch dabei eingefunden, der Damen Protection zu suchen. Die Damen sagten, sie wollten sie examiniren, sie sollten nach dem Begräbniß in ihre Kammer kommen. Die jungen Priester gingen hin, blieben aber bei den Damen bis gegen Abend. Die Aebtissin fand die Audienz zu lange, hieß die jungen Priester fortgehen. Einer hielt sich gar flämmig, der andere aber that nichts als lachen. Dieser, der Duc de Richelieu, der andere der Chevalier de Guemenée, des Duc de Guemenée jüngster Sohn. Die Cavaliers haben die Aventüre selber ausgesagt. Den 11ten Juni 1717.

36) Die impuissants machten die schöne Mde de Maubuisson ohnmächtig; sie konnte sie riechen, und so bald sie nahe zu ihnen kam, wurde sie gleich übel. Man erzählet von dieser Dame, daß, um sich ein Oeil tendre zu machen und um wohl auszusehen, hätte sie einen Kammerdiener, der muste wenn sie auf einen Ball ging, in ihrem vollen Putze und aufrecht mit ihr zuhalten. Den 10ten Septbr. 1717.

37 Von dem Hrn. von Bernstorf habe ich viel gehört von einer Person, die ihm vor diesem nicht übel gefallen hat, nämlich von der Herzogin von Meklenburg, so des Duc de Luxemburg Schwester war, die hat mir seinen Verstand sehr gelobet. Sie prätendirte, daß sie ihn an Herzog Georg Wilhelm gegeben hätte. Den 21sten Sept. 1717.

38) Das Laster, die Buben zu lieben, ist

des Maréchall de Villars gröſte Paſſion. Ewl. Liebden Herr Onkle, der artige Prinz von Eiſenach, wollte ihn einmal prügeln laſſen, weil er ihm eine Liebesdeklaration gethan.

Die Maréchale de Villars läuft dem Comte de Toulouse viel nach; mein Sohn iſt auch ſehr in ihren Gnaden, aber auch nicht diſkret.

Maréchall de Villars kam einmal zu mir, und weil er prätendirt, ſich wohl auf Medaillen zu verſtehen, begehrte er die meinen zu ſehen. Baudelot, ein guter ehrlicher gar gelehrter Mann, der die Aufſicht über meine Medaillen hat, muſte ſie ihm weiſen; er iſt der ſchlaueſte nicht, und weiß nie was bei Hof vorgeht. Er hatte eine Diſſertation über eine von meinen Medaillen gemacht, um gegen andre Gelehrte zu beſtreiten, daß ein gehörnter Kopf nicht Jupiter Ammon, ſondern Pan ſey. Der gute Baudelot, um ſeine Gelehrſamkeit zu weiſen, ſagte zu Mr. de Villars: Ah! Monseigneur, voici une des plus belles Médailles, que Madame ait, qui est le Triomphe de Cornificius. Il a toutes sortes de Cornes. C'étoit un grand Général comme Vous, Monseigneur. Il a les Cornes de Junon et de Faune. Cornificius, Monseigneur, comme Vous savez, étoit grand Général. Ich ſagte: Passons. Si Vous Vous arrêtés à chaque médaille, Vous n'aurez pas assez de tems à montrer toutes. Aber er war voll von ſeiner Arbeit und ſagte: Ah! Madame, celle-ci en vaut bien une autre. Cornificius est en vérité une de plus rares Médailles du monde. Considerés la, Madame; regardés, voilà Junon couronnée qui couronne ce grand Général. — Und was ich auch ſagen mochte, konnte ich nicht hindern, daß er dem Maréchall von Hörnern ſprach. Monseigneur ſagte: Baudelot se connoit en tout, et je voudrois bien le faire juger, si j'ai raison de dire que ses Cornes sont plus

ist celles de Faune, que celles de Jupiter Hammon. Alle Menschen in der Kammer liefen hinaus, denn sie konnten das Lachen nicht lassen. Wenn man es expres hätte wollen anstellen wäre es nicht toller herausgekommen. Zuletzt, wie der Marschall wieder aus der Kammer war, muste ich doch lachen. Ich hatte grosse Mühe Landelot zu überzeugen, daß er übel gethan. Den 23sten Septbr. und 28sten Octobr. 1718.

39) Unsere Prinzen hier haben keine absonderliche Kleidung, wenn sie ins Parlament gehen, sind nur en manteau, welches in meinem Sinn gar bürgerlich stehet; denn sie haben dabei auch einen Ueberschlag und kein Halstuch an. Die von la maison royale haben nichts besonders von den andern Herzögen so ins Parlament gehen dürfen, ausser dem Platz im Sitzen, und daß sie durch das Parquet gehen dürfen, welches keinen andern als ihnen erlaubt ist. Wenn der Präsident zu ihnen spricht, zieht er die Kappe ab, aber mit allen andern spricht er bedeckt. Das ist eine von den großen Disputen, so die Princes du Sang mit dem Bastards gehabt haben, wie aus ihrem Factum zu ersehen. Die Präsidenten im Parlament haben lange Röcke an, von Couleur de feu, und um den Hals vorn herunter und um die Ermel sind sie mit Hermelin gefüttert. Den 24sten Sept. 1717.

40) Es ist gewiß, daß die Comtesse de Soissons, Angelique Cunigonde, fille de Franç. Henri de Luxembourg, viel Tugenden und Verstand hat, allein sie hat wie alle Menschen auch ihre Fehler. Man kann von ihr wohl sagen, daß sie eine artige Fürstin ist. Ihr Herr, Ludov. Henri Chevallier de Soissons war recht häßlich, hatte ein lang Gesicht, die Augen nahe bei der Nase, welche abscheulich lang eine Habichtsnase und gelb ist, wie eine Quitte. Für einen Mann, hatte er den Mund allzu klein, voll fauler Zähne, und stank ab-

abscheulich, hatte ſtarke häßliche Beine, die Knie und Füße einwerts, wie die Papagoin, ging und machte die Reverenze gar übel, hatte keine grace in seinen Geberden, war mehr klein als groß, hatte schöne Haare und in großer Menge; so war der Comte de Soissons; aber wie er ein Kind gewesen, war er recht schön. Ich habe von seinen Contersaiten von der Zeit gesehen. Hätte der Sohn von der Comtesse de Soissons ihr geglichen, wäre er gar hübsch gewesen, denn alle ihre Linamenten sind schön, Augen, Mund und tour de Visage kann nicht schöner seyn. Die Nase ist ein wenig zu dick, und Haut nicht delikat.

41) Wer Prinz Eugenius vom Gesicht gleicht, kann gewiß nicht schön seyn; er ist noch kleiner als sein ältester Bruder; alle diese, ausser Prinz Eugenius, haben wenig getaugt. Prinz Philipp, so der 2te Bruder war, war auch ein toll Hinkel, ist zu Paris an den Kinderblattern gestorben. Derselbige war ganz blond, gar häßlich von Gesicht, hatte auch mauvaise grace, und sah allezeit verstöbert aus; hatte eine große Habichtsnase, einen großen dicken aufgeworfenen Mund, eingefallene Backen; ich fand ihn schier wie seinen ältesten Bruder. Ein dritter Bruder, so man Chevallier de Savoye hieß, hat sich mit einem Pferde zu Tode gefallen; Prinz Eugenius ist der jüngste von allen Brüdern. Es waren auch 2 Schwestern, so auch gar häßlich waren; eine ist todt, die andere lebt noch in Savoyen in einem Kloster. Die älteste war wie ein Monster von Figur, und dabei eine Zwergin, hat bis an ihr Ende ein gottlos Leben geführt; ist mit einem Abbé durchgegangen, er hieß Abbé de la Bourlie, ein toller Kerl. Sie haben sich zu Genève geheirathet, und brav geschlagen, endlich ist sie gestorben. Den 24sten Sept. 1717.

Wie Prinz Eugenius noch jung war, war er

nicht gar häßlich, er muß häßlicher geworden seyn. Eine gute Miene hat er nie gehabt, noch l'air noble. Die Augen hat er nicht häßlich, aber die Nase verschändet sein Gesicht, und daß er allezeit den Mund über 2 große Zähne aufhält, allezeit schmutzig ist, fette Haare hat, die er nie frisiert. Den 28sten Sept. 1717.

42) Man will hier noch nicht gestehen, daß der Ambassadeur von Persien ein Betrüger gewesen; ein plumper Geselle war er, das ist gewiß, hatte aber Verstand. Seine Audienz war etwas gar magnifiques. Er hatte eine geheirathete Frau, so hier schwanger von ihm war, in eine gelöcherte Kiste packen lassen, nachdem er ihr das Christenthum hatte abschwören lassen. Das Mensch war nicht viel besonders, ein Bastard von meines Sohnes Prèmier aumonier dem Abbé de Grancay, welcher allezeit ein klein Serail für sich hatte. Der Ambassadeur hat gebeten, daß niemand die Kiste anrühren sollte, wo sie inne stack, weil heilige Bücher darinne wären, die der heilige Prophet Mahomet selber geschrieben, und wenn es Christen anrührten, würden die Bücher entheiligt werden; also hat man sie nicht angerühret, und die schwangere Dame ist fort. Daß man ihm solle 10000 L'd'ors gegeben haben, das kann ich nicht glauben. Den 1sten Octobr. 1717.

43) Wenn der Duc de Crequi ein Weibesmensch sahe, so sagte er, wenn sie ihm leichtfertig vorkam: je ne voudrois pas avoir perdu ce que celle-là cherche. Den 3ten Octobr. 1717.

44) Ich hatte das Unglück den Hrn. Marggrafen Johann Friedrich von Anspach böse auf mich zu machen. Er brachte mir ein Schreiben von meinem Bruder seel. und seiner Gemalin, die schrieben: ich sollte J. L. dem Marggrafen mit Rathe beistehen, als wenn er es selber wäre, denn er hätte J. L. so herzlich lieb, als wenn er ein anderer er selber wäre.

Ich

Ich meinte darauf, ich müßte ihm rathen, wie ich es mit meinem Bruder selber gemacht hätte. Es war noch keine drei Monat, daß seine erste Gemahlin gestorben war, er war also noch in der ersten Trauer. Ich fragte J. L. was sie in Frankreich thun wollten? er antwortete mir: er zöge hier durch, um nach Engelland zu reisen, und wollte zuvor dem König hier aufwarten. Ich fragte: haben Ew. Lb. bei dem König etwas zu thun? und von Affairen mit Ihro Maj. zu sprechen? Er sagte: nein; er hätte gar nichts zu fordern; so sagte ich: wenn ich dürfte, so wollte ich E. L. rathen, dem Vornehmsten von ihren Bedienten zum König zu schikken, und ihm ein Compliment machen zu lassen, daß Sie nach Engelland gingen, und nicht würden manquirt haben, Ihro Maj. persönlich aufzuwarten, wenn Sie nicht in ihrer ersten Trauer von Dero Gemahlin wären, und aus Respekt nicht mit einem so lugubren apareil vor Ihro Maj. erscheinen wollten. Er antwortete: ich wollte gar bei einem Balle seyn, denn ich kann wohl tanzen, und kann nicht zum Balle, ich sehe denn den König vorher. Ich sagte: um Gotteswillen, E. L. gehen nicht zum Balle, so ist der Brauch hier nicht; E. L. werden Sich ein ridicule übern Hals ziehen, und ausgelacht werden, und um so viel eher, weil der Maréchall de Grammont, der E. L. vor etlichen Jahren zum Könige geführet, gesagt, daß E. L. nichts in ganz Frankreich gelobt hätten, als einen kleinen Blutfinken, so in dem Königl. Kabinet war, und lieder pfif; darum wollte ich E. L. nicht rathen, den König zu sehen, noch zum Ball zu gehen. Da wurde J. L. recht bös auf mich, sagten: er sähe wohl, ich schämte mich der Teutschen Fürsten, und wollte sie dem König nicht präsentiren lassen.... Der Marggraf ging ganz bös zum Maréchall de Schomberg, und klagte über mich. Der Maréchall wollte wissen, was ich denn gesagt hätte.

Er

Er sagte es ihm von Wort zu Wort. Der Maréchall gestand, ich hätte nicht übel gerathen, und es wäre seine Meinung auch: aber das half alles nichts; der Maréchall mußte ihn zum König führen, und den andern Tag kam der Marggraf zum Ball. Bei dem Ball sieht man vor niemand auf. Ihre Liebd. erschienen gar hübsch bei dem Ball, er trug noch Rheingrafen, die stehen Leuten, so schöne tailles haben, sehr wohl. Er war en petit Deuil mit weißen Spitzen auf schwarz, schön blau Band mit schwarzen und weißen Spitzen, war recht wohl gekleidet, aber es schickte sich nicht an einem Witwer in der ersten Trauer; das machte lachen. Er prätendirte in des Königs Carele zu sitzen, wo niemand sitzt als Königl. Personen, und gehet nicht über die petits enfans de France, die Princes du Sang dürfen nicht da sitzen, will geschweigen ein fremder Fürst. Da fing an Ihr L. zu gereuen, mir nicht geglaubt zu haben; zogen den andern Morgen weg. Den 3ten Oct. 1717.

45) Der Prinz Ragotzky ist seiner Gemahlin sehr verbunden, denn sie hat ihm das Leben gerettet, und aus dem Gefängniß geholfen. Als man ihm viele tolle Sachen gegen sie hat sagen wollen, hat er geantwortet: elle m'a sauvé d'avoir la tête trapchée, aprés cela il ne m'est plus permis de m'informer de ses actions; c'est pourquoi on me fera plaisir de ne pas m'en parler. Den 8ten Octbr. 1717.

46) Die Königin Beatrix Eleonora, Jacobi II. Gemahlin von Engelland, stund so wohl mit der Maintenon, um zu glauben, daß unser König sehr in sie (die Königin) verliebt gewesen sey.

Ich habe ein Buch: l'ancien Batard protecteur du nouveau. 18. go. 12° gesehen, worin man eine Galanterie beschrieben von der Königin und von dem verstorbenen Père de la Chaise; der war ein alter

30jähriger Mann, der wie ein Esel aussahe, hatte lange Ohren, groß Maul, dicken Kopf, lang Gesicht; das war wohl übel bedacht. Diese Pasquil war noch weniger zu glauben, als die mit unserm seel. König. Den 3ten Octobr. 1717.

46) Die Mönche zu St. Michel haben die Mémoires vom Kardinal de Retz im Original, und haben sie drucken lassen. Man verkauft sie zu Nancy. Es fehlen viele Sachen in diesem Exemplar; es ist aber eine Dame in Paris, so man Madame Caumertin heißt, die hat diese Mémoires in Manuscript, ohne daß ein Wort daran fehlet; sie ist so opiniatre, daß sie sie nicht weisen will, damit man sie complet machen könne. Den 14ten Octbr. 1717.

47) Von Damen hält Prinz Eugen wenig: man kann nicht sagen, so lange er hier gewesen, daß eine einzige Dame ihm gefallen, oder daß er mit einer mehr umgegangen oder mehr angesehen als eine andere, hat hier auch gar nicht davor passiret Weiber zu lieben, aber wohl anderer jungen Leuten Maitresse zu seyn. Davon hat er den Namen Madame Simone und Madame Patata bekommen, weil er wenig Geld hatte, hat er sich gar wohlfeil gegeben. Es ist doch abscheulich wenn man daran gedenkt, denn wenn es wahr ist, wie das Geschrei gegangen, so hat er um 1 Thlr. alles gethan, was man von ihm gewollt. Den 11ten August 1717.

Seine Frau Mutter hatte gar keine Sorge für ihm, ließ ihn herumlaufen wie einen Gallopin, wollte lieber ihr Geld verspielen, als an ihren jüngsten Sohn wenden; so sind ordinär die Weiber hier im Lande. Den 26sten Octobr. 1717.

48) Die Englischen Damen sollen ein wenig leicht seyn, ihren Amants zu folgen. Ich habe einen Grafen Königsmark gekannt, dem war eine junge engli-

lische

lische Dame in Pagenhosen nachgelaufen. Er hatte sie bei sich zu Chambor, und weil kein Platz für ihn im Schloß war, hatte er ein Zelt im Walde aufschlagen lassen und logirte darin. Auf der Jagd erzählte er mir seine Avantüre. Ich hatte Curiosität den Pagen zu sehen, ritt zu seinem Zelt; er rief den Pagen und präsentirte mir ihn. Ich habe in meinem Leben nichts artigers gesehen, als das Mädchen in Pagen-Kleidung war, sie hatte schöne große braune Augen, ein artig Näschen, einen schönen Mund, voller schöner Zähne, denn sie lachte wie sie mich sahe; sie merkte wohl, daß ihr Graf mir alles erzählet hatte. Sie hatte ihre eigene Haare, braun mit großen Bouklen. Wie er von Chambor wegzog, und nach Italien reiste, kam die Wirthin in einem Wirthshause gelaufen und schrie: Mons. conrés vite la haut, votre Page accouche. Sie bekam ein Töchterchen. Man steckte Mutter und Tochter in ein Kloster zu Paris. So lange der Graf gelebt, hat er wohl für sie gesorgt; er starb aber in Morea, und der Page hat ihn nicht lange überlebt, ist wie eine Heilige gestorben. Das Töchterchen hat ein Freund vom Grafen Madame de Montespava Neveu versorgt, nach dessen Tode, hat der König dem armen Menschen eine Pension gegeben, ich glaube sie ist noch im Kloster. Den 26sten Octobr. 1717.

49) L'Abbé Perrault hat eine Fondation für das Haus Condé gemacht, daß man für Monseigneur le Prince alle Jahr eine Leichenpredigt thun wollte, in der Jesuiten-Kirche, wo sein Herz begraben ist. Den 29sten Octobr. 1717.

Ich will nichts sagen von ihm, daß er Bataillen gewonnen, im Kriege sehr beherzt, und bei Hofe sehr timide gewesen ist, das weiß ganz Frankreich. Den 12ten Octobr. 1717.

50) Die alte Beauvais, so bei der Reine Mère die pré-

premiere femme de Chambre war, hat das Secret von der abgeschmackten Heirath; das obligirte die Königin, daß sie alles thun muste was ihre Confidentin wollte; Eben daher ist kommen, daß hier im Lande, die premieres femmes de Chambre in unsern Kammern so viel Recht haben. Den 13ten Septbr. 1713.

Die Reine Mère, Ludovici XIII. Gemahlin, hat es wohl noch ärger gemacht als den Kardinal Mazarin lieb zu haben; sie hat ihn geheirathet gehabt, denn er war kein Priester, hatte keine Orden, so ihn zu heirathen verhindert hätten. Er wurde der guten Königin abscheulich müde, und lebte hart mit ihr, welches der verdiente Lohn von solchen Heirathen ist. (Es war zu der Zeit Mode. Die Reine Mère Caroli I. Gemahlin von Engelland, hat auch eine clandestine Heirath gethan, und hat ihren Chevalier d'honneur genommen, welcher sie auch übel tractirte, und unterdessen, daß die arme Königin weder Holz noch Essen hatte, hielt er in seinem Apartement großes Feuer, und gab große Mahlzeiten. Er hieß Mylord Germain, Comte de St. Albain. Er hat seiner Königin kein gut Wort gegeben.) Wann die Reine Mère zum Mazarin kam, soll er allezeit gesagt haben: Que me veut cette femme? Er war verliebt von einer Dame, so bei der Königin war; ich habe sie gekannt, sie logirte im Palais royal, man hieß sie Madame de Bregie. Sie ist gar schön, und viele Leute sind von ihr verliebt gewesen, aber sie war ein ehrlich Mensch, und hat ihre Königin treu gedient und gemacht, daß der Kardinal besser mit der Königin gelebt als er sonst gethan hatte. Diese Dame ist vor 24 Jahren gestorben, sie hatte gar vielen Verstand, Monsieur hatte sie auch sehr lieb, weil sie der Königin seiner Frau Mutter so treu gewesen. Den 21en Novbr. 1717.

Sie war sehr tranquil über den Cardinal Mazarin.

Er

nfhundert Livres werth war; und wobey ihm der
önig von Armenien meldete, ein Ferrais des Sul-
ns von Cogni hab' es ihm gegeben. Ferrais ist der-
nige, der die Zelte des Sultans unter Aufsicht hat,
d die Reinigung seiner Palläste besorgt. Der Kö-
g von Armenien begab sich, um der Oberherrschaft
s Sultans von Cogni los zu werden, unter die
berherrschaft des Königs der Tartarinen, um Hül-
von ihnen zu erlangen. Er brachte auch von da-
e eine so große Menge bewafneter Leute mit, daß er
n Sultan von Cogni Kampf zu bieten vermogte.
ie Schlacht währte lang; und die Tartarinen brach-
ihm so viele von seinen Leuten um, daß man seitdem
hts wieder von ihm gehört hat. Der hohe Ruf auf
Insel Cypern von der Schlacht, die geschehen sollte,
g Serjents von uns nach Armenien um Beute zu
chen, und mit bey der Schlacht zu seyn; es kam
er keiner von ihnen jemahls zurück. Da der Sul-
n von Babylonien vermuthete, daß der König im
ühjahr nach Aegypten kommen würde, beschloß er
her einen Zug gegen den Sultan von Hamant, sei-
n Feind; unternahm es auch ihn in der Stadt Ha-
nt zu belagern. Der Sultan von Hamant wußte
ht, wie er sich des Sultans von Babylonien entle-
en sollte; er sah wohl, daß, wenn derselbe noch
ge lebte, er ihm zuletzt unterliegen würde. Er
ß daher bey den Ferrais des Sultans von Babylo-
n so lange Unterhandlung treiben, bis der Ferrais
n Sultan Gift beybrachte. Die Art wie es geschah
r diese, daß der Ferrais, dem es wohl bekannt
r, daß der Sultan alle Tage auf den Decken, die
ten an seinem Bette lagen, zu sitzen pflegte, diese
cken vergiftete. Nun begab es sich, daß der Sul-
, der keine Unterkleider angezogen hatte, sich an
em wunden Flecke rieb, das er am Fuß hatte. So-

fort

Er war kein Prieſter, alſo konnten ſie einander wohl heirathen. Man weiß nun alle Umſtände davon; der heimliche Weg wo er alle Nächte zu ihr kam iſt noch im Palais royal. Den 2ten Jul. 1729.

Muthmaßung über die Masque de Fer. *)

Die Nachricht, welche uns hier die Herzogin von Orleans, von der wirklichen Verheirathung der Anne d'Autriche mit dem Cardinal Mazarin ertheilt, verdient doch wohl mit Recht die Aufmerkſamkeit des Geſchichtforſchers.

1) Dieſe Herzogin von Orleans, war die wirkliche Schwiegers-Tochter von der Anne d'Autriche.

2) Die Madame de Bregie, welche gerade zu der Zeit beſtändig um der Anne d'Autriche und den Cardinal Mazarin war, hat ſie noch ſelbſt perſönlich gekannt.

3) Von ihrem Gemahle, welcher doch der leibliche Sohn der Anne d'Autriche war, ſagt ſie ausdrücklich, er ſey um deswillen dieſer Madame de Bregie ſo gewogen geweſen, weil ſie der Königin eine beſſere Begegnung vom Cardinale ausgewirkt habe; welches doch ſo viel anzeigt, daß ſie über das Verhältniß, welches zwiſchen der Anne d'Autriche und dem Cardinal obwaltete, ſich mehrmalen freundſchaftlich mit ihrem Gemahl unterredet habe.

4) Selbſt ſchon bei Lebzeiten der Anne d'Autriche, beſonders im Jahr 1647. und den folgenden Jahren, ſprach man in Paris beinahe in allen Straßen und öffentlich, ſowohl von den verliebten Neigungen der Königin überhaupt, als auch beſonders von ihrem verbotenen Umgange mit dem Cardinale Mazarin. Die Geſchichte beſtätigt dieſes hinlänglich, beſonders aber La pure Vérité cachée; Les qu'a tu vû à la Cour? La vieille Amoureuse; L'Amo-

*) Von dem Herausgeber dieſer Anekdoten, Hn. von [illegible].

bassade burlesque des filles de joie au Cardinal; Les amours des Rois et des Reines de France; Les Mémoires de Madame de Motteville.

5) Die unbegrenzte Macht des Cardinals über die Königin Mutter, sein oft wegwerfendes, verächtliches Betragen gegen sie, sein, auch in den verzweiflungsvollesten Augenblicken, immer unerschütterliches Ansehn über die Königliche Familie und über die französische Monarchie, wird man wohl nie leichter und natürlicher erklären können, als eben durch diese Verbindung.

6) Wenn man diese Briefe der Herzogin mit einander vergleicht, so tragen sie im Ganzen allerdings das Gepräge eines festen Charakters, einer gesunden Beurtheilung und einer freimüthigen Wahrheits-Liebe.

7) Bei diesen so edlen Eigenschaften, werden von der wirklichen Schwieger-Tochter der Anne d'Autriche, diese Nachrichten hier, nicht etwan als eine nur ungewisse dunkele Sage angeführt, sondern als eine ganz unstreitige, völlig bestätigte, nie mehr zu bezweifelnde Wahrheit.

8) Eben dieses versichert sie auch, nicht bloß in Einem Briefe, sondern in mehreren, und nach verschiedenen Jahren, mit zunehmender Gewißheit und verstärkter Ueberzeugung: nämlich Anno 1713. 1717. 1719.

9) Einen ihr selbst auffallenden Zweifel dagegen, der in dem Stande des Cardinals lag, hebt sie meiner Meinung nach, und besonders wenn man auf die damaligen Zeiten und auf die Politik jener Kirche Rücksicht nimmt, nicht nur sehr glücklich, sondern führt des Ganzen wegen, zwei um die Reine Mere befindliche Frauensleute, namentlich als Zeugen an.

10) Dieses Secret d'Etat, wie sich vermuthlich nur Chamillard ausdrückte, konnte damals immer den allernächsten Blutsverwandten, auch höchst wenigen der treuesten Diener bekannt seyn, und demnach allen übrigen im Volke, ein eben so undurchdringliches Geheimniß bleiben als die Masque de Fer.

Wenn ich nun alles dieses mit einander verbinde, so dünkt mich, daß die Nachricht selbst, einen hohen Grad von historischer Gewißheit erhalte, und ohne eine offenbare Ungerechtigkeit

tigkeit gegen eine Fürstin, die so reichlich mit edlem deutschen Sinn ausgerüstet war, nicht ferner bezweifelt werden könne.

Dann aber sey es mir erlaubt, noch eine historische Conjectur damit zu verbinden. Es ist folgende:

Die so bekannte Masque de Fer, war nichts mehr und nichts weniger, als ein Sohn aus dieser Ehe der Anne d'Autriche mit dem Cardinale Mazarin. Er war ohngefähr in den Jahren von 1646. bis 1656. geboren. Auch war er kein älterer Bruder von Ludwig XIV., sondern nur sein jüngerer Halb-Bruder. So lange der Cardinal lebte, konnte er noch sehr leicht heimlich und unbemerkt erzogen werden. Denn als er Anno 1661. unmittelbar nach des Cardinals Tode gefänglich eingesetzt wurde, war er ohngefähr 12 Jahr alt. Als unstreitigem Halb-Bruder des Königs, wurde ihm von denen, so um das Geheimniß wußten, mit der größten Ehrerbietung begegnet, und er war überhaupt nur darum in sichere Verwahrung gebracht, um wo möglich die Schande auf ewig auszulöschen, welche diese verächtliche Verbindung über des stolzen Königs Mutter, über den König selbst, über das Haus Oesterreich, über den geistlichen Stand, ja über ganz Frankreich, wenigstens derzeit, verbreitet hätte.

Ich kann die auffallende Uebereinstimmung aller, auch der geringsten Nachrichten nicht verläugnen, die ich zu sehen glaube, sobald ich diese Hypothese einen Augenblick annehme.

1. Er war in den Jahren von 1646 bis 1656 geboren, ohngefähr 12 Jahr alt als er 1661 gefänglich eingezogen wurde, und starb 1703 in der Bastille, ohngefähr in einem Alter von 52 Jahren.

In dem Journale des de Jones, Lieutenant du Roi a la Bastille wird ausdrücklich gesagt, daß der unbekannte Gefangene mit der schwarzen Sammet-Macke, 1703. in der Bastille gestorben und auf dem St. Pauls Kirchhofe zu Paris begraben sey.

In dem Kirchen-Buche von St. Paul zu Paris heißt es, daß dieser Staats-Gefangene Marchiali Anno 1703. in der Bastille gestorben, ohngefähr 45 Jahr alt gewesen, und bei St. Paul begraben sey.

Der Apotheker der Bastille versicherte, daß ihm dieser Staats-Gefangene wenig Tage vor seinem Ende gesagt habe, er glaube an die 60 Jahr alt zu seyn.

Nimmt man nun bei diesen ohnehin nur ohngefähren Angaben, eine billige Mittelzahl von etwa 52 Jahren zum Alter an, so fällt die Geburt immer zwischen die Jahre 1646 bis 1656.

Nehme

Nehme ich von dieſen abermals die mittleren Jahre, nämlich von 1649 bis 1653 zu ſeinem wirklichen Geburtsjahre an, ſo kann er Ao. 1661 nämlich bei ſeiner Gefangenſetzung kaum 12 Jahr alt geweſen ſeyn.

II. Er kann kein älterer Bruder von Ludewig dem XIV. und kein Sohn von Mylord Buckingham geweſen ſeyn.

Wäre er ein Sohn der Anne d'Autrich von Mylord Buckingham und ein älterer Bruder von Ludewig dem XIV. geweſen, ſo müßte er 1627 gebohren und 1703 ſchlechterdings 76 Jahr alt geweſen ſeyn. Denn der Reiſe nach Amien und die Bekanntſchaft der Königin mit dem Buckingham, fällt in das Jahr 1626. Das Alter von 76 Jahren iſt jedoch viel zu hoch, als daß es die Angaben des Kirchen-Buches vor St. Paul und des Apothekers der Baſtille, nur mit einigem Schein erlauben.

Geſetzt aber, er ſey ein älterer Bruder von Ludewig dem XIV. geweſen, nur von einem ſpäteren Günſtlinge als Mylord Buckingham; ſo bedenke man, daß wenigſtens bis jetzt ſich hiezu nicht die mindeſte Anleitung in der Geſchichte finde, und daß kein Geſchichtforſcher berechtiget ſey, dergleichen nur aus der Luft gegriffene Dinge anzunehmen, bloß — weil ſie möglich ſind. Ferner daß er ſodann wohl ſpäteſtens Anno 1636 gebohren ſeyn müſſe, weil Ludewig der XVI Anno 1638 gebohren wurde; daß er alſo 1703 an die 70 Jahr alt ſeyn müſſen. Ein Alter, welchem das Kirchenbuch ſowohl als ſelbſt der Apotheker, immer noch zu auffallend widerſprechen.

Aber noch mehr. Man nehme nun das erſte oder das letzte an, ſo müßte er 1661 bei ſeiner Gefangennehmung, im erſten Falle 35, im letztern aber wenigſtens 25 Jahr alt geweſen ſeyn. Wie läßt es ſich aber als möglich denken, daß ein Mann von ſolchem Alter, der Kenntniß von ſeiner Abkunft hatte, ohne ſich von längſt gefangen zu ſeyn, im Publico unbemerkt geblieben und mit eins verſchwunden ſey, ohne nur irgend vermißt zu werden? Wer dieſes behaupten will, wird es gewiß ſehr bald fühlen, wie viel Vorderſätze er hiezu ganz willkührlich annehmen müſſe, um denſelben noch kaum — die bloße Möglichkeit zu colloriren.

Dagegen iſt es nur bei einem Kinde von 10 bis 12 Jahren denkbar, daß es dunkele Begriffe von ſeiner Abkunft habe, bis dahin zwar mit aller Sorgfalt, dennoch heimlich erzogen und endlich den Augen des Publici entrückt ſey, ohne nur irgend vermißt zu werden.

III. Er war eine Perſon vom erſten Range und von der höchſten Geburt.

Als der ſtolze, unbiegſame Louvois dieſe Maſque de fer einſt noch auf der Inſel St. Marguerite beſuchte, ſprach er nur ſtehend mit ihr, und mit einem Betragen voll Ehrfurcht, ſo er nur irgend dem erſten Prinzen vom Geblüte zugeſtehen konnte. Auch der Gouverneur der Baſtille ſetzte ſich niemals in ihrer Gegenwart.

IV. Er war kein Staats-Verbrecher.

Nur die Freiheit war ihm genommen; und wäre es möglich, diesen Verlust durch irgend etwas auf der Welt zu ersetzen, so konnte die Masque de Fer hiervon sicherlich zum Beweise dienen. Ihr wurde mit der allergrößten Achtung und Liebe begegnet und es wurde ihr alles, selbst mit königlichem Aufwande gegeben, was sie nur irgend zur Bequemlichkeit, zum Wohlleben und zum Vergnügen sich wünschen mogte. Außerdem aber entfernt ihre Jugend, als sie ein Staatsgefangener wurde, auf alle Weise jenen Verdacht.

V. Obgleich vom ersten Range, so war er dennoch kein Mann, der bisher in der Welt eine Rolle gespielt hatte oder sonst bekannt war.

Auf dem ganzen Erdkreise, soweit die französische Monarchie nur reichte oder ihre Mitglieder verbreitet waren, ist kein Mann von einigem Range verlohren gegangen. Daß er kein älterer Bruder von Ludwig dem XIV. gewesen, ist eben gezeigt, und daß er weder der Graf von Beaufort, noch von Monmouth, noch ein Vermandois seyn können, ist durch neuere Geschichtforscher schon hinlänglich bewiesen.

Ueberhaupt aber war die Maske de Fer bei ihrer Gefangensetzung noch viel zu jung, als daß sie schon eine Rolle in der großen Welt hatte bekleiden können.

VI. Ihm selbst war seine Abkunft in soweit wenigstens bekannt, daß er solche zu entdecken im Stande war.

Es waren die gemessensten Befehle ertheilt, ihn in dem Augenblicke zu tödten, wenn er sich beim Hingeben in die Messe, oder seinem Arzte, oder überhaupt andern als denen entdecken würde, die zu seiner unmittelbaren Aufsicht, und ewigen Gesellschaft bestimmt waren, und als der Gouverneur der Insel St. Marguerite den silbernen Teller wieder erhielt, auf welchem diese Masque de Fer Nachrichten von ihrer Abkunft eingekritzelt und so aus dem Fenster geworfen hatte, ließ er den armen Fischer, der ihn wiederbrachte, mit der Erklärung los: wie glücklich bist du, daß du nicht lesen kannst!

VII. Ob er gleich noch sehr jung auf die Insel St. Marguerite gebracht wurde, so mußten dennoch die Züge seiner Gesichtsbildung, sogar noch im Alter, seine Abkunft verräthen können.

Er durfte die schwarze Sammt-Masque nie, selbst nicht in den letzten Tagen seines Lebens ablegen, sogar nicht als er die Hülfe des Arztes bedurfte. Ja Herr Linguet will in der Bastille sichere Nachricht eingezogen haben, daß nach seinem Tode, der Kopf erst völlig entstellt, und so verstümmelt beerdigt sey.

VIII. Er mußte mit besonderer Sorgfalt, vieler Liebe und selbst mit Aufwande erzogen seyn.

Da er in ſeiner Gefangenſchaft vom erſten Augenblicke an, den Putz, die größte Reinlichkeit, äuſſerſt feine Wäſche, koſtbare Kleider und Silberzeug, auch den ausgeſuchteſten Tiſch verlangte und erhielt, ſo läßt ſich jenes wohl mit Recht hieraus ſchlieſſen.

IX. Wahrſcheinlich ſtand er mit dem Cardinale Mazarin in einem ſehr nahen Verhältniſſe.

Da er erſt unmittelbar nach dem Tode des Cardinals gefänglich eingezogen wurde, auch dieſer Umſtand gleich damals allen denen, ſo um dieß Geheimniß wußten, ſo auffallend war, daß er immer in Verbindung mit ſeiner Gefangenſchaft überliefert iſt, ſo läßt ſich ſein nahes Verhältniß zum Cardinale, und daß ſo lange dieſer lebte, ihn ſolches für eine frühere Gefangenſchaft beſchützt habe, wohl kaum noch bezweifeln.

X. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß er von italiäniſcher Abkunft geweſen.

Wozu ſonſt der ſo italiäniſch klingende Nahme Marchiali und zwar mitten in Paris? Vielleicht aber auch Marchi-olo oder nach franzöſiſcher Schreibart Marquiolo, und dann wohl gar nur ein Beinahme, der ihm in der Kinder-Stube oder im Kloſter, wo er erzogen werden mogte, bloß aus Scherz gegeben wurde, um den Begriff, kleiner italiäniſcher Marquis, dadurch auszudrücken; daß er dieſen Beinahmen bei ſeiner Einziehung, da er kaum erſt 12 Jahr alt war, mit ſich fortgenommen, ließe ſich dann auch noch begreifen.

XI. In einiger Rückſicht läßt ſich ſogar behaupten, daß Ludewig der XIV. den Cardinal Mazarin für einen nahen Verwandten ſeines Hauſes gehalten habe.

Als Mazarin geſtorben war, legte der ſonſt ſo ſtolze, ſelbſt übermüthige Ludewig der XIV. mit ſeinem ganzen Hofſtaate öffentlich die Trauer für ihn an; freilich nur unter dem Vorwande einer außerordentlichen Hochachtung; allein auch vielleicht, um unter dieſem Vorwande die Pflichten gegen ſeine Mutter und ſeinen Stief-Vater zu erfüllen, ohne jedoch das wahre Verhältniß anzuerkennen.

Wer zur Prüfung deſſen, was ich hier ausgeführt, die von der Masque de Fer bekannten nähern Nachrichten damit vergleichen will, wird ſolche in der Histoire de l'homme au Masque de Fer. Londres 1783. 8. noch am vollſtändigſten finden, woſelbſt auch das mit angeführt iſt, was Linguet davon neuerlich geſagt hat. V. V.

Alle große Weiber, ſo ſolche heimliche Heirathen thun, werden genug dafür bezahlet, ſind ordinär un-

glücklich in ihrer Heirath und von ihren Männern übel tractiret, als wie noch letzt die Prinzeſſin von Zweybrück, ſo ihren Escuier geheirathet. Der geht es gar bitter übel, aber ſie jammert mich nicht, hats wohl verdient. Ich muß noch lachen, wenn ich daran gedenke, wie treulich ich ſie gewarnet. Sie war bei mir in der Opera und wollte mit aller Gewalt, daß ihr Escuier hinter ihr ſitzen ſollte. Ich ſagte zu ihr: Um Gotteswillen E. L. ſeyn ſtill und plagen ſich nicht ſo um Geſtorf; Sie kennen das Land hier nicht; wenn man ſich ſo um ſeine Leute plagt, bringt man einen leicht auf, man ſey in ſie verliebt. Sie ſagte: darf man hier nicht für ſeine Leute ſorgen? Ja, ſagte ich, man bittet jemand ſie in die Opera zu führen, aber man will ſie nicht nahe bei ſich haben. Ich wuſte aber damals nicht, daß ich ſo wohl errathen hatte. Den 16. Nov. 1717.

51) Der Herr Bendenritter iſt ein wackrer Mann, der wohl zu leben weiß, und gar keine widerliche öſterreichiſche Maniren an ſich hat, ſpricht auch nicht öſterreichiſch, ſondern gut Teutſch. Wie ich hier war, ging la foire St. Germain an; es kam ein Rieſe um ſich um Geld zu weiſen, begegnete aber von ohngefähr dem Hn. Bendenritter; wie er ihn ſahe, ſagte er: Voila qui est fait; je n'irai pas me montrer à la foire, car en voila un, qui se montre pour rien. Je ne pourrois rien gagner pour cette fois; und zog wieder weg. Herr Bendenritter hat hier allen Menſchen gar wohl gefallen. Graf Zinzendorf *), dem der Herr Bendenritter ſuccediren ſoll, iſt gar nicht wie er, ſondern wohl ein perfecter Oeſterreicher in Mienen, im Sprechen und Maniren. Wie er zu Versailles la grande et la petite Ecurie beſahe, und Mons. le Grand 20 Pagen,

*) Der öſterreichiſche Geſandte, von welchem [illegible] Bande dieſer Sammlung die Statiſtiſche Beſchreibung [illegible] Frankreich abgedruckt iſt.

Pagen, ſo wohl voltigiren konnten, kommen, und ſie in ihren Kamiſölern voltigiren ließ; wie das der Graf Zinzendorf ſah, wurde er ſo transportirt, daß er nicht eſſen konnte, und wie übel ward von Begierden. Er hat auch die Mode aufgebracht in den Thuilleries, die Pagen durch Zeichen zu locken. Wie man dieſes meinem Sohn erzählte, konnte er es nicht glauben, ging ſelber allein in die Thuilleries, und gab das Signal, da ſahe er allerlei Livereien daher kommen, unter andern einen von ſeinen eignen Pagen. Der iſt aber ſehr erſchrocken, und wurde gleich weggejagt. Den 16ten Novmbr. 1717.

52) Ich habe gehört, daß ein Point d'honneur den Ravaillac pouſſirt hat, den König Heinrich IV. zu ermorden, weil dieſer König ſeine Schweſter verführt hatte, und ſie ſchwanger ſitzen laſſen; daß der Bruder darauf einen Eid geſchworen, ſich an dem König zu rächen. Andere geben dem Duc d'Epernon die Schuld. Er ſaß im Schlag, und ſolle die Achſel gebogen haben, damit Ravaillac den Stoß thun können. Den 25ſten Febr. 1718.

53) Des Churfürſten von Bayern Heirath Maximiliani Mariae, mit der Polniſchen Prinzeſſin, erweiſt wohl, daß man ſeinem Schickſale nicht entgehen könne, denn es war gar keine Heirath für dieſen Herrn. Auch hat man ihn, wie man mir erzählt, embarquirt und verheirathet, ohne daß er es ſelber gewußt; ſeine Räthe waren mit Gelde beſtochen, und ſie haben die Sachen ſo gedreht, daß wie er meinte, davon zu reden, war die Sache ſchon gethan. Den 31ſten Maj. 1717.

54) Wie ich nach Frankreich kommen, habe ich Leute dort gefunden, die man in vielen Siecles nicht wieder finden wird. Lulli für die Muſik, Beauchamp für die Ballets, Corneille und Racine

für die Tragödie, Molliere für das Comique, La Chamelle und die Beaucal für Actricen, Baron, à la Fleur, Toriliere und Guerin für Acteurs. Alle diese Leute haben in ihrer Art excellirt. Die Duclos und die Baisin waren auch gar gut. Die Baisin war angenehm. Ihre Annehmlichkeit muß wohl penetrant seyn, weil sie unsers Dauphins dickes Herz penetrirt hatte, der sie herzlich geliebt. Ihr Mann war auch ein excellenter Commédiant pour le Comique. Es war auch damals ein guter Arlequin hier, und ein excellenter Scaramouche. Auch gute Acteurs in der Opera, Cledière, Pomeavil, Godenarche, du Meuil, la Rochouard, Mauvry, la St. Christophe, la Brigogne, la Beaucreux, alles was man nun höret und siehet, kommt diesen nicht bei. Den 1sten Jul. 1718.

55) Ich gönne dem Mercy nichts gutes; er hat dem Herzoge von Lotharingen seinem Herrn, ein falsch Stück erwiesen. Er kommt nach Nancy. persuadirt dem Herzog 3 Regimenter zu werben, so sein bleiben sollten. Der Herzog wirbt 3 Regimenter, meint daß sie ihn bleiben sollen wie billig. Der schlaue Mercy fordert sie dem Kaiser zu eigen, mit zu thun was er will. Der Kaiser giebt die 3 Regimenter dem Mercy, und es ist dem Herzog nicht erlaubt, einen einzigen Officier hinein zu thun. Den 22ten Jul. 1718.

56) Die Arme Herzogin von Meklenburg, Gemahlin Christiani Ludovici, war eine gute Frau, wenn man sie recht kannte. Ihre Liebe mit dem Bernstorf hat sie mir selber erzählet. Sie hat ihren Staat doch ziemlich gehalten, hatte allezeit 2 Kutschen, und ich zog sie allen andern Duchessen vor. Sie machte zwar keine Figur als eine Souveraine, aber doch besser als alle andere Duchessen.

Ihr Herr Christian Ludewig von Meklenburg, war ein Narr in folio. Einsmals [illegible] er

eine

eine Audienz vom König, meinte er hätte ihm was sonderliches zu sagen. Der König war damals schon über 40 Jahr alt, wie er zu ihm kam, und sagte: Sire, Vous me paroissés crû. Dem König kam das Lachen an, und sagte: Monsieur, je ne suis plus en âge pour croître. Darauf sagte er: Sire, savez-Vous bien qu'on dit, que je Vous ressemble et que j'ai aussi bonne mine que Vous? Der König lachte und antwortete: cela peut être. Damit ging der Herzog hinaus und wollte nichts mehr. Er durfte sich seines Schwagers nicht viel rühmen, denn Mons. de Luxembourg hielt ganz und gar nichts von ihm. Den 26sten Jul. 1718.

57) Lauzun hat viel Verstand, stellt sich aber einfältig an, damit er impunément sagen kann, was er will; denn er ist malicieux, jemand mit seinem Reden in Ridicül zu drehen. Um den Maréchall de Tessé vorzuwerfen, daß er bei den geringsten Leuten die faveur suche, rief er im Sallon zu Marly: Maréchall donnés-moi un peu de Tabac, mais du bon, de celui que Vous prennés le matin avec Mr. Degremont, porteur de chaise. Den 29sten Jul. 1718.

58) Daß eine Königin und Frau in Frankreich regieret hat, hat alle Weiber in ihren Zeiten intrigant gemacht, bis auf die Kammermagd. Man sagt, es sey toll anzusehen gewesen, wie alle Weiber sich in der Reine Mère Regence gemischt. Im Anfang wußte die Königin nichts von allem. Sie verschenkte die 5 grandes fermes, davon der ganze Königl. Hof lebt, an ihre erste Kammerfrau; wie sie in dem Rath kam, und die Sache proponirte, fingen sie alle an zu lachen, und fragten die Königin, wovon sie leben wollte? Wie man es der Königin explicirt hatte, war sie sehr verwundert, sie meinte, sie hätte nur eine kleine ferme gegeben, so les cinq fermes hieße. Diese Historie ist gar wahr.

fort drang das Gift bis in sein Innerstes, und nahm ihn den halben Leib bis in die Gegend des Herzens ein. Beynahe zween Tage lag er ohne zu trinken, zu essen, oder zu reden. Jetzt ließen seine Leute den Sultan von Hamant in Ruhe; ihn aber brachten sie nach Aegypten zurück. Mit dem Anfang des Monaths März veranstalteten auf des Königs Befehl die Baronen und die andern Kreutzfahrer, daß die Schiffe wieder mit Wein und Fleisch beladen werden mußten, um auf den ersten Wink unter Seegel gehn zu können. Als nun alles gehörig zubereitet war, begaben sich, der König und die Königin, am Freytage vor Pfingsten auf ihre Schiffe. Dabey sagte der König zu seinen Baronen, sie mögten ihn auf ihren Schiffen gerade nach Aegypten nachfolgen. Am Sonnabend ging der König unter Seegel; und so auch alle andern Schiffe. Es war dieses gar schön anzusehen; denn es schien, als wäre das Meer, so weit nur das Auge reichen konnte, wie mit einem weissen Tuche bespannt, von den Seegeln der Schiffe, deren gegen achzehn Hundert, große und kleine, gezählt wurden. Der König ankerte an einer Landspitze, die Spitze von Limeson genannt; und so alle die andern Schiffe um ihn her; am Pfingsttage wurde gelandet. Nachdem wir Messe gehört hatten, erhob sich ein starker und heftiger Wind von Aegypten her, mit solchem Ungestüm, daß von zwey Tausend und achthundert Rittern, die den König nach Aegypten überführten, nicht mehr blieben als sieben hundert; die Uebrigen trennte der Wind von der Gesellschaft des Königs, und trieb sie nach Acra und andere fremde Lande, von da sie erst nach langer Zeit wieder zum König kamen.

Am Tage nach Pfingsten legte sich der Wind; und der König und wir, die wir durch Gottes Beystand bey

Der alte Kanzler le Tellier, ſo in dem Rath war, wie es die Königin proponirte, hat es mir ſelber erzählet; ſie ſolle oft ſelber darüber gelacht, und ihre Ignoranz geſtanden haben. Man hat gar viel von dergleichen Hiſtorien von der régence. Den 5ten und 19ten Aug. 1718.

59) Die Maréchalle de la Ferté wollte einem von ihren Amants erweiſen, wie lieb ſie ihn hätte. Ich weiß nicht welcher es war, denn ſie hat ihrer ſo viele gehabt, als Tage im Jahre ſind; wo mir aber recht iſt, ſo war es der kleine Comte de Marsan, des Chevalier de Lorraine Bruder; der hatte ihr einmal vorgeworfen, daß ſie ihn nicht recht lieb hätte; ſie ſagte: je vous donnerai des preuves convaincantes. Quand je Vous sais seulement en même lieu où je suis, je me sens dans une agitation comme si j'avois la fièvre. Wie er aber dieß nicht glauben wollte, gab ſie ihm eine Nacht ein rendés-vous; wie er bei ihr im Bette war, ziehet ſie ihm die Decke übern Kopf, und ſagte: ne parlés pas, ou Vous êtes perdû; ruft ihre Leute und läßt ihren Doctor holen. Wie er ihr die Puls fühlt, fragt ſie: he bien, que trouvés-Vous? Der Doctor antwortete: Madame Vous avés une grande agitation et une fièvre très violente, Vous devriés Vous faire saigner. Sie ſagte: une autre fois, je n'en ai pas le tems présentement. Wie der Doctor und Kammermagd wieder weg waren, ſagte die Maréchalle: He bien, êtes-Vous content, je Vous ai tenu parole. Er ſagte: Oui, mais Vous m'avez fait grande peur. Den 12ten Aug. 1718.

60) Man kann nicht glauben, wie angenehm und poſſierlich die Prinzeß von Maubuisson war. Ich beſuchte ſie allezeit mit Freuden; die Zeit wurde mir keinen Augenblick lang bei ihr. Ich kam gleich mehr bei ihr in Gnaden, als alle ihre andere [illegible]

[illegible]

denn ich konnte mit ihr reden von allem, was ſie in ihrem Leben gekannt hatte; das konnten die andern nicht. Sie ſprach oft teutſch mit mir, konnte es gar wohl. Sie hat mir ihre Comedie erzählt; ich ſagte: wie ſie ſich an das alberne Kloſterleben hätte gewöhnen können? Sie lachte und antwortete: ich ſpreche nicht mit den Nonnen als nur um meine Ordres auszutheilen. Sie hatte eine taube Nonne in ihrer Kammer, um nicht zu ſprechen. Sie ſagte: ſie hätte allezeit das Landleben geliebt; ſie bilde ſich ein, daß ſie wie eine Landjungfer lebte. Ich ſagte: aber Nachts aufſtehen und in die Kirche gehen? Sie antwortete im Lachen: ich wüſte nicht wie die Mahler wären; ſie ſähen gerne finſtere Oerter, und den Schatten ſo die Lichter machten, das gäbe ihr alle Tage neue Künſte zur Mahlerei; alles konnte ſie drehen, daß es nicht mehr albern ſchien. Den 29ſten Jul. 1718.

61) Die Reine Mère ſoll abſcheulich 4mal des Tags gegeſſen haben, davon ſoll ihr der Krebs an die Bruſt gekommen ſeyn, ſo ſie mit dem ſtarken ſpaniſchen parfum unterhalten, woran ſie geſtorben. Den 16ten Auguſt 1718.

62) Die ſo man Enfants de France heißt, ſind alle Madames, darum ſtehet in unſern Patenten, Madame Duchesse de Berri; Madame Duchesse d'Orleans; aber die Art zu reden macht, daß man la Duchesse de Berri la Duchesse d'Orleans ſagt; aber in der That ſollte es ſeyn, wie Mde de Berri es ſagen läßt; la Duchesse d'Orleans, kommt zu Mde la Duchesse d'Orleans, als petite fille; ſo iſt die Regel hier. Aber wie es auch der Brauch iſt, daß des Königs Bruder und Bruders Gemahlinnen allein Monsieur und Madame, tout court, genennt werden, alſo habe ich mich nicht bekümmert Mad. la Duchesse d'Orleans nennen zu laſſen; aber es ſteht in allen Patenten von mir; weil

der

der Madame de Berri Stand neuer als der meine iſt, indem ſie von petite fille de France durch die 3te Ligne Enfant de France worden, als muß ſie es mehr marquiren, daß ſie Enfant de France iſt, darum läßt ſie ſich Madame Duchesse de Berri heißen; dagegen iſt nichts zu ſagen. Hätte der König unverheirathete Töchter gehabt, hätte man ſie Madame genennt und ihren Taufnahmen dazu geſetzt. Den 29ſten Aug. 1718.

63) Man hat ſchon zu des Marquis d'Ancre Zeiten viel Impertinenzen geſagt; wie die Königin ſchwanger war, ſagte man zu Paris: l'Enfant de la Reine ne sauroit être blanc, car il est d'encre. Den 2ten Sept. 1718.

64) Die Königin Maria von Engelland mag doch ein wenig coquet in Holland geweſen ſeyn. Der Franzöſiſche Ambaſſadeur Comte d'Avaux hat mir ſelber erzählt, daß ſie einander in Geheim bei einer ihrer Hoffräulein, Madame Treslaine, geſehen. Der Prinz von Oranien erfuhr es, und jagte das Fräulein unter einen andern Vorwande weg; denn es war ihm bange, daß man es erfahren mögte. Den 2ten und 10ten Sept. 1718.

65) Man muß des Churfürſten von Bayern Sohn ganz ohne Proben zum Biſchoff von Cölln und Münſter gemacht haben; denn man weiß ja gar wohl, daß der König Sobiesky nur ein polniſcher Edelmann war, und ſeine Gemahlin des Darquins Tochter, ſo Capitaine des Suisses von Monsieur ſeel. war. Die Marquise de Bethune kommt alle Tage zu mir. Man hat großen Argwohn, daß ein italiäniſcher Doctor Simoni genannt, alle die Bayerſchen Kinder, nemlich den Churfürſten und ſeine Geſchwiſter gemacht hat; aber am Hofe ſagt man nur, daß er den Churfürſten und ſeiner Gemahlin ſo ſtärkende Sachen eingegeben, daß die Kinder davon kommen ſeyn; nach der Phyſionomie ſind die Kinder vom Doctor.

66) Der Envoyé von Hollſtein Mr. Dumont, ward ſterblich verliebt von M^de de la Rochefoucault, eine von den Dames du Palais der Madame de Berri; es iſt ein ſchön Menſch, aber nicht ſo angenehm. Man wollte ſie mit ihm veriren, als wenn ſie ihn wohl traktirt hätte. O non, ſagte ſie, cela est impossible; mais je Vous dis: entièrement impossible. Wie man ſie ſehr preſſirte, worin denn die Unmöglichkeit beſtünde? hat ſie geantwortet: dès que je Vous l'aurai dit, Vous verrez bien, que cela est impossible. Wie man ſie noch preſſirte die Unmöglichkeit zu ſagen, ſagte ſie mit einer ernſtlichen Miene: il est huguenòt. Den 8ten November 1718.

67) Feue Madame Douairière ſoll gar angenehm geweſen ſeyn, und ſo leicht, daß wie ſie ſich von Nancy ſalvirt, ihrem Herrn zu folgen, ſie wie ein Page gekleidet, eine Fackel trug. Wie ſie aber nicht wußte, wie ſie die Fackel halten ſollte, gab ihr Monsieur de Beauveau einen Coup de pied im Hintern, und ſagte: il faut que ce Cocquin nouveau soit ivre; voyés comme il marche et comme il porte son flambeau. So kam ſie durch, ohne daß es jemand merkte wer ſie war; aber wie ſie angefangen alt zu werden, iſt ſie elend kränklich geworden. Sie hatte die Gewohnheit, ſobald der Haushofmeiſter mit dem Stocke kam, zu ſagen: daß man angerichtet hatte, lief ſie auf das heimliche Gemach. Einsmal als er kam, und Mr. Gaston und Madame zum Eſſen hatte, und ſie auch dahin lief, blieb er ſtehen, und beſahe ſeinen Stock an allen Enden. Mr. Gaston ſagte: St. Remi, que faites-Vous là? que cherchés-Vous à votre bâton? Er antwortete: je vois que mon bâton a la faculté de purger; je cherchois s'il étoit fait de rhubarbe ou de Sénè, car aussitòt qu'il paroit devant Madame, je vois qu'il purge.

68) Baudelot hat an Madame la Douairière einmal en masque, ohne ſie zu kennen, douceurs geſagt. Sie gab ihm Rendés-vous au Palais Royal. Als er kam und ſahe, daß es Madame war, erſchrack er ſehr, und ſie wollte ſich krank lachen. Den 29ſten Novembr. 1718.

69) Als Monsieur ſeine Heirath declarirt wurde, fragt er St Remi: Saviés Vous bien, que j'étois marié avec la Princesse de Lorraine? Non, ſagte er, je savois bien, Monsieur, que Vous couchiés toutes les nuits avec la Princesse de Lorraine, mais je ne me doutois pas, que Vous l'eussiés épousée. Den 15ten Octobr. 1718.

70) Die Königin Maria de Medicis Henrici IV. Gemahlin von Frankreich, ſpazirte einmal aux Thuilleries, und hatte ihren Dauphin bei ſich. Des Königs Maitreſſe kam mit ihrem Sohn auch in den Garten, die ſagte mit großer Inſolenz zur Königin: Voila nos deux Dauphins, qui se promènent, mais le mien est plus beau que le vôtre. Die Königin gab ihr eine brave Maulſchelle, und ſagte: qu'on m'ôte cette insolente. Sie lief zum König und klagte was ihr geſchehen war. Heinrich IV. antwortete: c'est votre faute, pourquoi n'avez Vous pas parlé à la Reine avec le respect que Vous lui devés? Den 6ten Decembr. 1718.

Madame de Fiéne ſo in ihrer erſten Jugend bei dieſer Königin geweſen, ſagte allezeit zu Mons. ſeel. La Reine Votre mère étoit une sotte femme, Dieu veuille avoir son ame. Ma Tante die Aebtiſſin von Maubuisson, hat mir erzählet, wie ſie die Königin Maria geſehen, hätte ſie einen Kerl bei ſich gehabt, den hieß man le racommodeur du visage de la Reine, und daß die Königin und alle ihre Damen und Fräulein alle, gar die alten, roth und weiß geſchminkt waren. Den 23ſten Decembr. 1718.

71) Zu Berlin war vor dieſem eine alte Fürſtin

von

von Schöningen, die wurde verliebt von Prinz Moriz von Nassau. Sie konnte nicht mehr gehen, hatte Porteurs, die musten sie ihm überall nachtragen. Er wurde ungeduldig darüber, und da sie ihn einmal so plagte, daß er ihr sein Conterfait geben sollte, fragte er sie, was ihr denn so wohl an ihm gefiele? Sie sagte seine schöne Taille, seinen platten Rücken und die schönen Schenkel. Er antwortete: so wollen sie denn mit aller Gewalt mein Conterfait in Lebensgröße haben? ich werde es machen lassen, sobald ich wieder in Holland seyn werde. Wie er weg war, kam einige Zeit hernach sein Conterfait. Alle Menschen liefen herzu um zu sehen, ob es gleich wäre, wie man es aber abgerollt, hatte er sich ganz von hinten mahlen lassen, und schrieb dabei: daß er sein Conterfait schicke mit dem was am besten an ihm gefiele. Den 3ten Febr. 1719.

72) Der Duc d'Ossune, welcher letzt verstorben, soll eine gar schöne und lebhafte Gemahlin gehabt haben, die wurde jalous über eine Comediantin. Sie erfuhr, daß ihr Mann einen gar schönen Stoff zu einem Kleide für seine Maitresse gewählt hatte. Sie fuhr hin zum Kaufmann und ließ sich ihn geben, denn der Duc hatte dem Kaufmann nicht vertraut, für wem er wäre. Sie ließ sich ein Kleid davon machen, ging damit zu ihrem Mann und sagte: ne trouvez-Vous pas cette Etoffe admirable? Er war piquirt, und antwortete: Oui, l'étoffe est belle, mais elle est mal-employée. Die Duchesse sagte: Tout le monde dit la même chose de moi. Den 17ten Febr. 1719.

73) Zu Fontainebleau stehet in der Königin Kabinett das Conterfait der belle fermière, welche François I. sehr wohl gefallen. Er hat sie en profil mahlen lassen. Sie ist unwissend an des Königs Tod Schuld gewesen. Ihr Mann, um sich an den König zu rächen, ließ eine Hure kommen so ganz ver-

verpfeffert war, und ſo bald er ſich an ihr angeſteckt hatte, ſteckte er ſeine Frau auch mit dieſer garſtigen Krankheit an. Der König kam wieder, und wurde ſo übel ertappt, daß er daran ſtarb, darauf hat man dieſe nachfolgende Reime gemacht:

Le Roi François mort à Rambouillet,
de la verole qu'il avoit,
L'an mil cinq cent quarante sept.

Den 30ſten Mai 1719.

74) König Jacob iſt gar reſolut und ferm geſtorben, ohne Pfafferei, und gar nicht wie er gelebt hat. Ich habe ihm juſt 24 Stunden vor ſeinen Tode geſehen und geſprochen. Ich ſagte: ich wünſche Ihro Majeſtät bald beſſer zu ſehen. Da fing er an zu lächeln, ſahe mich an, und ſagte: et quand je mourrois, n'ai-je pas assez vecu? Den 7ten Jul. 1719.

75) Wie der Churprinz von Sachſen hier ankam, machte er dem König ohne embarras ein artig Compliment; das muß vom Palatin gekommen ſeyn. Wir meinten aber es komme von ihm, glaubten alſo, er hätte viel Verſtand; das hat ſich aber nicht ſoutenirt. Der König befahl der Duchesse de Berri, dem Churprinzen ganz Marly zu weiſen. Er ſpazirte eine groſſe Stunde mit ihr, ohne ihr die Hand anzubieten, noch ein einzig Wort zu ſagen. Sie ſtiegen einen kleinen Berg hinauf, da ſtieß ihn der Palatin ſein Oberhofmeiſter, er verſtand noch nicht, was er damit ſagen wollte, muſte ihn alſo rufen: Présentés donc la main à Mde la Duch. de Berri. Das that er ohne ein Wort zu ſagen. Wie ſie aber oben waren, ſagte Madame de Berri aus Poſſen: voici une belle place à jouër à Colin maillard, welches auf gut Teutſch, blinde Kuh iſt. Da ging ihm der Mund auf und ſagte: oui, j'y jouerois volontiers. Mde de Berri war ſo müde, daß ſie ohnmöglich mitſpielen konnte, er aber ſpielte den ganzen

Abend

Abend, und machte nicht die geringſte honnetteté à Mde de Berri die ſich ſo müde ſeinetwegen gegangen hatte. Daraus ſieht man wie kindiſch er iſt. Den 14ten Jul. 1719.

76) Zu Rouen predigte einer ſehr gegen die ſo auf Hochzeiten gehen und ſich dort luſtig machen, einer ſo die Predigt gehört hatte, ging zu dem Prediger und ſagte: Monsieur, vous avez preché contre ceux, qui vont aux nôces. Notre Seigneur y alla bien lui-même à Cana en Gallilée. Der Prediger antwortete brusquement: il est vrai, il y alla, mais il auroit mieux fait, de ne pas y aller. Den 22ſten Sept. 1719.

77) Man hat hier noch viele artige Sprüche vom Herzoge Bernhard von Weimar. Unter andern fragte einmal ein junger Franzos: comment liter-Vous, pour perdre la bataille? Herzog Bernhard ſagte kaltſinnig: je Vous le dirai, Monsieur, je croyois la gagner et je la perdis; drehete ſich hernach um und ſagte: qui est le sot qui me fait cette question?

78) Der Pere Joſeph war in großer Faveur bei dem Kardinal Richelieu, und man conſultirte ihn in allen Sachen. Man ließ Herzog Bernhard holen, und Pere Joſeph wies mit dem Finger auf die Landkarte und ſagte: Monsieur, Vous prendrez cette ville, ensuite Vous prendrez celle-ci, puis celle-là. Herzog Bernard hörte lange zu, endlich ſagte er: Mr. Joseph, on ne prend pas les villes avec le doigt. Darüber konnte unſer König ſeel. herzlich lachen. Den 26ſten Sept. 1719.

79) Mde Chriſtine war eine galante Dame, obwohl ſehr ausgewachſen. Die große Mademoiselle hat mir erzählt, daß, weil ſie gar weiß war, ſie ſich splitternackend auf ein ſchwarz ſammet Bette gelegt, und ſich ſo an ihre Amants präſentirt. Dieſe müſſen nicht blöde geweſen ſeyn, wie der letzt verſtorbene Duc de

Schomberg, der hat mir erzählt, daß er in Portugall verliebt von einer gar schönen Nonne war. Er ging zu ihr au parloir; sie kam mit einem Nachtrock. Wie sie allein beisammen waren, ließ sie den Nachtrock fallen, und blieb ganz nackend vor ihm stehen. Ueber diesen Anblick ist er davon gelaufen, und sein Leben nicht wieder zu ihr kommen. Den 5ten Aug. 1719.

80) Der Duc de Sully hatte bisweilen große Distractions. Er zog sich einmal an, um in die Kirche zu gehen, vergaß nichts als die Hosen. Es war im Winter. Wie er in die Kirche kam, sagte er: mon Dieu! qu'il fait froid aujourd'hui! Die andern antworteten: Pas plus froid qu'à l'ordinaire. J'ai donc la lièvre, antwortete er. Einer fragte: N'est ce pas que Vous n êtes pas assés chaudement habillé: hub ihm den Rock auf, da sahen sie was ihm gefehlt hatte. Den 20sten Octobr. 1719.

81) Unser König seel. erzählte mir eine Historie von der Königin Christine von Schweden. Sie setzte nie eine Nachtkappe auf, sondern wickelte nur eine Serviette um den Kopf. Einsmal da sie nicht schlafen konnte, ließ sie eine Music vor ihr Bette kommen. Sie hatte alle Vorhänge um das Bette zugezogen. Wie ihr aber die Music wohl gefiel, fuhr sie aus dem Bette, steckte den Kopf plötzlich hervor und rief überlaut: Mort — Diable! qu'il chante bien! Die Kapaunen und die Italiener, welche ohnedem die bravesten nicht sind, erschracken über die tolle Figur so sehr, daß sie verstummten, und die Music mußte aufhören. Den 10ten Nov. 1719.

82) Man siehet zu Fontainebleau auf dem großen Saale noch das Blut von einem Kerl, den sie hat massakriren lassen. Sie wollte nicht, daß alles, was der Mensch von ihr wußte, herauskommen sollte, und meinte, wenn sie ihm nicht das Leben nähme, würde er

es

es ausschwatzen; er hatte schon angefangen aus purer Jalousie, denn es war ein Anderer mehr in Gnaden kommen als er. Sie war sehr vindicative, in allen Stücken debauchirt, auch mit Weibern. Hätte sie nicht so viel Verstand gehabt, hätte sie kein Mensch leiden können.

Das hat sie den Franzosen zu danken, insonderheit dem alten Bourdelot, so ein Doctor vom Grand Condé war, der hat sie in allen Lastern gestärkt. Sie konnte von Sachen reden, die die größten Debauchés nur erdenken können. Sie hat die Madame de Bregié zur Unzucht mit ihr forciret, daß sie sich schier nicht ihrer hat erwehren können. Man hat die Königin vor einen Hermaphrodit gehalten. Die Franzosen, so sie bei sich zu Stockholm gehabt hat, waren gar gefährliche Leute. Das hat die Königin in so große desordres gebracht. Den 10ten u 28sten Nov. 1719.

Herzog Friedrich August von Braunschweig war recht scharmirt von der Königin Christine, sagte: er hätte in seinem Leben keine Frau gesehen, die so viel Verstand hätte, und so angenehm und so divertissant wäre; es könnte keinen die Zeit keinen Augenblick lang bei ihr fallen. Ich sagte: ich habe gehört, daß sie so viele Wüstereien spricht. Das ist wohl wahr, sagte er, aber sie weiß es auf eine solche Art zu drehen, daß es einen nicht ekeln kann. Den 28sten Nov. 1719.

Weibern konnte sie nicht angenehm seyn, denn sie verachtete alle Weiber en général. Den 15ten Decbr. 1719.

83) Die Dechats eine Tänzerin in der Oper, hat dem Administrator Friedrich Carl von Würtenberg zu Paris ein Präsent gegeben, woran er gestorben ist, und hat damit der Herzog seine großen debauchen theuer bezahlt. Den 24sten Nov. 1719.

bey ihnen geblieben waren, ſegelten wieder ab. Wir begegneten dem Prinzen von Morea und dem Herzoge von Burgund, der ſich in Morea aufgehalten hatte. Donnerstags nach Pfingſten kam der König vor Damiette an. Hier fanden wir die ganze Macht des Sultans am Meeres Ufer, alles Leute von ſchöner Geſtalt und hohem Blick; denn der Sultan führt goldene Waffen; darauf ſchien die Sonne, daß die Waffen ſchimmerten. Das Getöſe, das ſie mit ihren Becken und Hörnern machten, war fürchterlich zu hören.

Der König ließ die Baronen zuſammen berufen, um zu berathen, was zu thun ſey? Viele ſeiner Leute riethen ihm, zu warten, bis alle ſeine Leute wieder beyſammen wären, indem er nicht den dritten Theil derſelben behalten hatte; allein er ſtimmte ihnen darin nicht bey. Zur Urſache führt' er an, daß er dadurch den Feinden Muth machen würde; und zudem ſey im Meere bey Damiette kein Hafen, wo er auf ſeine Leute warten könne, ohne daß ein Sturmwind ihn überfallen, und nach andern Landen verſchlagen könnte, wie es ſchon mit andern am Pfingſtfeſte geſchehen ſey. Es wurde vielmehr beſchloſſen: es ſolle Freytags vor Trinitatis den Saracenen Kampf geboten werden, wofern ſie nicht ihn ſelbſt vermieden. Zu dem Ende gebot der König dem Herrn Johann von Beaumont, mir und Monſeigneur Erhard von Brienne, eine Galeere geben zu laſſen, um uns und unſere Ritter ans Land zu ſetzen, weil die großen Schiffe nicht bis ans Land ankommen könnten. Auch fand ich, nach Gottes Fügung, als ich in mein Schiff zurück kam, ein kleines Schiff, das die edle Frau von Baruch, die mit dem Grafen von Monbeliart und mit uns Geſchwiſterkind war, mir gegeben hatte, in welchem ſich ſechs

84) Ein Pfarrer wollte die Kinder in seiner Pfarre aus dem Catechismo examinjren. Die erste Frage im Heidelbergschen Catechismo ist: Was ist dein einiger Trost im Leben und im Sterben? Wie der Pfarrer diese Frage an ein junges Mädchen that, fing sie an zu lachen, und wollte nichts antworten. Der Pfarrer sagte: antworte denn. Da sagte sie: Ei! Herr Pfarrer, weil ich's ja sagen muß, es ist der junge Schuster in der Lämmer-Gassen. Den 16ten Januar 1719.

85) Die Princessin Mariane von Würtenberg, Herzogs Ulrich Tochter, war zu Paris mit ihrer Mutter; als der Administrator da war, ließ sie sich en Andromède mahlen, und ihren Vetter dazu ohne Casque, daß man ihn kennen konnte, wie er aber wegzog und sie nicht heirathete, ließ sie den Kopf auswischen, und einen andern mit einem Casque mahlen, sagte: wenn sie würde geheirathet seyn, wollte sie ein ander Gesicht hinmahlen lassen. Sie war damals ohngefähr 19 Jahr alt. Den 24sten Nov. 1719.

86) Die letztverstorbene Mde de Nemours, hatte aus Barmherzigkeit ein arm Kind erzogen; wie es etwa 9 Jahr alt war, sagte es zu ihr: Madame! on ne peut avoir plus de reconnoissance de Vos charités que moi. Je ne puis mieux les reconnoitre, qu'en disant à tout le monde, que je suis votre fille. Mais ne Vous fachez pas, je ne dis point, que je suis Votre fille légitime, je dis seulement que je suis Votre Bâtarde. Den 27sten Febr. 1720.

87) Les Mémoires de la Reine Marguerite de Navarre ist ein Roman so Mademoiselle de la Force gemacht. Dieser Dame eigenes Leben ist ein Roman. Sie ist von einem großen und guten Hause, aber blut arm. Sie war Fräulein bei der Madame de Guise, da wurde der Marquis de Neele, des itzigen Vater, verliebt von ihr, nachdem sie ihm

was

was gegen seine Vapeurs anzuhenken gegeben, welches er immer trug. Er wollte sie heirathen, das wollten aber seine Verwandten nicht um ihrer Armuth willen, und weil sie sich übel von Madame de Guise geschieden, zugeben. Eins Tages als man ihm alle Hofnung benommen, lief er in den Garten, und würde sich aus Verzweiflung in den Kanal gestürzt haben, wenn er nicht an dem Band so sie ihm angehenket, so stark gezogen hätte, daß es ohngefähr gebrochen und auf die Erde gefallen; alsbald fand er sich ganz verändert, und sein Schätzchen kam ihm so abscheulich vor, als sie in der That ist, denn sie ist gar häßlich. Er ging darauf zu Mons. le Prince, und zu seinen Verwandten die noch beisammen waren, und erzählte, wie und was ihm alles geschehen. Man ließ das Band und Säckelchen aus dem Garten holen, da fand man 2 Kröten-Pfoten darin, die hielten ein Herz von einem Fledermaus-Flügel umwickelt und ein Zettel darum voller Karaktern. Wie das Nesle sahe, ist ihm ein großer Abscheu gegen seine vorige Liebe angekommen. Er hat mir alles selber erzählet. Hernach wurde ein junger Raths-Sohn von ihr verliebt, so Mr. Brion hieß. Seine Aeltern wollten die Heirath nicht zugeben, sperrten ihn ein. La Force, so voll Inventionen ist, gewann einen Trompeter, der bei Pohlnischen Bärenführern war; durch diesen ließ sie ihm berichten, sie wolle in einer Bärenhaut zu ihm kommen, er sollte nur begehren, die Bären tanzen zu lassen. Sie ließ sich in der That in eine Bärenhaut nähen, und zu Mr. de Brion führen, tanzte wie die andern Bären, und er that, als wenn er in dem Hofe mit dem kleinen zahmen Bären spielen wollte, also bekam sie die Zeit mit ihm zu reden. Darauf versprach er dem Vater alles was er wollte, bis er los war, da vollzog er die Heirath. Als sie darauf nach Versailles kamen, ließ sie der König au grand Commun

logiren, und Madame de Briou war alle Tage bei der Bayerischen Dauphine, die sie wegen ihres Verstandes wohl leiden mogte. Mr. de Briou war noch nicht 25 Jahr alt, ein artiger wohlgeschaffner Mensch. Sein Vater aber ließ im Parlament seines Sohnes Heirath brechen und ihm eine andere zuheirathen und hiemit wurde Madame de Briou wieder Mademoiselle de la Force ohne Mann, ohne Heirath und ohne Geld. Ich weiß nicht, wie ihre Verwandten und der König selbst dieses haben leiden können, da er doch in die Heirath gewilligt hatte. Damit sie was zu leben hätte, hat sie Romane gemacht, und weil sie gar oft bei der jungen Prinzessin de Conti ist, hat sie ihr den von der Königin Marguerite de Navarre dedicirt. Den 24sten Sept. 1720.

88) Hier sind 4 Ducs welche Kaffee, Stoffe und sogar Unschlitt-Lichter eingekauft haben, um es wieder zu verkaufen, und was darauf zu gewinnen. Der die Unschlitt-Lichter gekauft, ist der Duc de la Force. Wie er letzt aus der Opera ging, war die Steige voller jungen Purschen; etliche schrien: sa bourse; darauf sagten andere: bon, ce n'est point de l'argent, il ne le hazarderoit pas à l'Opera, il faut que ce soit de ses chandelles, qu'il fait revendre. Darauf sangen sie alle das Lied vom 4ten Octobr. von Phaeton:

Allés, allés reprendre la lumière!
Puisse un heureux destin
Vous conduire à la fin
De votre brillante carrière!
Allés! reprendre la lumière!

Den 28sten Januar 1720.

89) Die Königin Catharina war ein böses Weib. Ihr Onkle der Pabst hatte wohl recht, wie er sagte: daß er ein schlimm Präsent an Frankreich gegeben.

ben. Sie ſoll ihren jüngſten Sohn vergiftet haben, weil er ſie einmal in einem Bordell gefunden, wo ſie incognito hinging ſich zu beluſtigen. Alſo iſt es kein Wunder, daß ſie aus einer Schaale von Aretins Figuren geſoffen. Den 11ten Octbr. 1720.

Der Pabſt hat ſie mit Fleiß nach Frankreich geſchickt; ihr Sohn war Duc d'Alençon; weil ſie beide incognito waren, wußten die Leute nicht, daß es Mutter und Sohn war, das gab den Misverſtand. Den 25ſten October 1720.

90) Der Kardinal de Bouillon liebte die Damen nicht, er nahm allezeit ſchöne Buben, auch wohl ſeine Neveus. Den 8ten Nov. 1720.

91) Madame de Nemours pflegte zu ſagen: j'ai remarqué une chose dans ce pays-ci, l'honneur y recroit comme les cheveux. Den 29ſten Nov. 1720.

Lettre de Mad. La Duchesse d'Orleans née Princesse Palatine, à feu Mad. L'Electrice d'Hannovre.

De Fontainebleau le 9 Oct. 1694.

Vous êtes bien heureuse d'aller chier quand vous voulés; chiez donc tout votre chien de fou. Nous n'en sommes pas de même ici, où je suis obligée de garder mon étron pour le soir; il n'y a point de frotoir aux maisons du coté de la forest. J'ai le malheur d'en habiter une, et par consequent le chagrin d'aller chier dehors, ce qui me fache, parceque j'aime à chier à mon aise, et je ne chie pas à mon aise, quand mon cul ne porte sur rien. Item tous le monde nous voit chier; il y passe des hommes, des femmes, des filles, des garçons, des Abbés et des Suisses; Vous voyez par là, que nul plaisir sans peine, et que si on ne chioit point, je serois à Fontainebleau comme le poisson dans l'eau. Il

est

est très chagrinant que mes plaisirs soient traversés par des étrons; je voudrois que celui, qui a le premier inventé de chier, ne put chier lui et toute sa race qu'à coup de bâton! Comment mardi? qu'il faille qu'on ne puisse vivre sans chier? Soyez à table avec la meilleure compagnie du monde, qu'il vous prenne envie de chier, il faut aller chier. Soyez avec une jolie fille ou femme qui Vous plaise, qu'il vous prenne envie de chier, il faut aller chier ou créver. Ah maudit chier! je ne sache point de plus vilaine chose que de chier. Voyez passer une jolie personne, bien mignonne, bien propre, Vous vous recriés, ah, que cela seroit joli si cela ne chioit pas! Je le pardonne à des crocheteurs, à des soldats aux gardes, à des porteurs de chaise, et à des gens de ce calibre là. Mais les Empereurs chient, les Imperatrices chient, les Rois chient, les Reines chient, le Pape chie, les Cardinaux chient, les Princes chient, les Archevêques et les Evêques chient, les Généraux d'ordres chient, les Curés et les Vicaires chient. Avoués donc que le monde est rempli de vilaines gens! Car enfin, on chië en l'air, on chië sur la terre, on chië dans la mer, tout l'univers est rempli de chieurs, et les ruës de Fontainebleau de merde; principalement de la merde de suisse, car ils font des étrons — gros comme Vous Madame. Si vous croyez baiser une belle petite bouche, avec des dents bien blanches, vous baisés un Moulin à merde, touts les mets les plus delicats, les biscuits, les pâtés, les tourtes, les farcis, les jambons, les perdrix, les faisans etc. le tout n'est que pour faire de la merde machée etc.

Reponse de Madame l'Electrice.

Hannovre ce 31. d'Octbr. 1694.

C'est un plaisant raisonnement de merde, que celui que Vous faites sur le sujet de chier, et il paroit bien que Vous ne connoissés guère les plaisirs, puisque Vous ignorés celui qu'il y a, à chier; c'est le plus grand de Vos malheurs etc.

Anmer-

Anmerkungen,

Zuſätze und Erläuterungen

zu den

geheimen Memoires

über die

Regentſchaft Philipps von Orleans.

Aus verſchiedenen gleichzeitigen Memoires, den Papieren des Herzogs von Saint-Simon und anderer Hofleute, als Zeitgenoſſen des Verfaſſers, gezogen.

I.

Ueber die Tripleallianz, die der Quadrupleallianz vorherging und vom Abbé Dübois entworfen und geschlossen wurde *).

(Auszug aus den Manuscripten des Herzogs von Luynes.)

Sobald der Abbé Dubois den Herzog von Orleans in der Regentschaft befestigt sah, versuchte er alle Mittel, um etwas zu werden und einen Platz zu erhalten.

Er entwarf den Plan, im Fall des Absterbens des jungen Königs, dem Herzog von Orleans den Weg zum Throne zu bahnen und ersann die Tripleallianz. Um diese zu schließen, negocirte er unermüdet mit England, mit geheimer Bewilligung des Regenten, und arbeitete im Haag mit Chateauneuf an jenem Tractat, der den Kaiser zum Vortheil Frankreichs von den Holländern trennte und uns mit England verband, gegen die Grundsätze des verstorbenen Königs und gegen die Meinung aller, die noch von seinem Hofe übrig waren. Chateauneuf war ein guter ehrlicher Mann, er dachte im Herzen als Hofmann des verstorbenen Königs und betrieb nicht sehr die Schließung dieses berühmten Tractats; der Abbé ungestüm und heftig drohte ihm und mißhandelte ihn; Chateauneuf vergaß dann seine gewöhnliche Gravität, gerieth in Hitze und wies ihm sogar einmal den Stock; doch dem Abbé gelang es endlich durch viele Drohungen und Kunstgriffe, Chateauneuf für seine Meinung zu gewinnen und der Tractat wurde im Januar 1727 im Haag unterzeichnet.

Die Unterhandlungen für die Quadrupleallianz wurden nicht lange nach Schließung dieses Tractates eingeleitet und der König von England, den es freuete, daß der Friede von außen

*) Als Zusatz und Erläuterung zu Buch V, §. IV, wo vom Frieden mit Spanien gesprochen wird, aber nichts von den Umtrieben, die vorhergingen, gesagt ist.

außen ſich beſtätigte, und der die Tripleallianz zu befeſtigen ſuchte, ermunterte den Regenten, darauf einzugehen; er verſicherte ihn, daß der Kaiſer und der König von England ihm alle ſeine Rechte auf die franzöſiſche Krone, im Fall einer Erledigung derſelben, garantiren würden, er erbot ſich ſogar, in den Tractat die Clauſel einrücken zu laſſen, daß Spanien ruhig im Beſitz deſſen bleiben, was es beſäße, und ihm der Zutritt zu der Quadrupleallianz verſtattet ſeyn ſollte. Denn er glaubte damals, daß Philipp V. von ſeinem Wahne zurückkommen und nicht immer ſich auf die Rückkehr nach Frankreich und auf die Vermehrung ſeiner Beſitzungen in Italien Hoffnung machen würde.

Saint-Sophorin war von Seiten Englands am Wiener Hofe, um dieſen Tractat zu ſchließen, und er ſchrieb anfangs, daß der Haß des Kaiſers gegen Preußen nicht erlaube, dieſe ehrgeizige Macht in die Allianz aufzunehmen. Der König von Preußen hatte wirklich einen Plan zu ſeiner Vergrößerung gemacht, der dem Hauſe Oeſtreich Unruhe machen mußte. Man ſagte, daß dieſe geheime Abſicht der Beweggrund aller ſeiner Handlungen ſey, und daß das Mittel, dazu zu gelangen, darin beſtehe, Unruhen in Europa zu erregen. Der entſtehende Ehrgeiz dieſes Hauſes, das Oeſtreich beobachtete, war wirklich Schuld, daß der König von Preußen nicht zu der Quadrupleallianz gelaſſen wurde.

II.

Ueber die während der Minderjährigkeit im Innern von Frankreich entſtandenen Unruhen, welche den Bruch mit Spanien veranlaßten.

(Zuſatz zu B. V.)

Zu Anfange des Jahrs 1717 erhob ſich ein außerordentliches Murren gegen die legitimirten Prinzen, die Kinder Ludwigs XIV., dem der Regent Gehör lieh; die Prinzen, die Pairs, der hohe Adel beklagten ſich laut über die den Baſtarden zugeſtandenen Vorrechte; und es wurden eine Menge Schriften bekannt gemacht. Man ſagte, Ludwig XIV. habe keine Prinzen von Geblüt machen können, und die Geſetze des Reichs verſtatteten weder den natürlichen Kindern

noch

noch ihrer Nachkommenschaft die Thronfolge; der König Ludwig XIV. könne dieses Recht nicht ertheilen, nur allein die Nation könne ihre Könige wählen.

Der Herzog du Maine und seine Gemahlin schienen aufgebracht, daß man ihnen die Vorrechte entreißen wollte, welche ihnen dieser Monarch zugestanden und die sie seit mehrern Jahren in Frieden genossen hatten; sie traten mit dem Grafen von Toulouse zusammen und reichten eine Bittschrift an Ludwig XV. und ein Schreiben aus Parlement ein, worin sie sich darauf beriefen, daß das Parlement das Edict Ludwigs XIV. bestätigt und daß die Prinzen von Geblüt es ebenfalls schon anerkannt und genehmigt hätten, daß also durch Angreifung desselben das Ansehn des Parlements angegriffen würde.

Der Herzog von Bourbon, der Graf von Charolois, der Prinz von Conti verbanden sich hierauf noch enger mit einigen Pairs von Frankreich, welche mit Unwillen die legitimirten Prinzen, die ehemals mit ihnen Rang und Sitz im Parlement hatten, durch das Edict des Königs zu Prinzen von Geblüt erhoben sahen: es vereinigten sich also alle gegen dieses Edict Ludwigs XIV.; und neun und dreißig Herren vom höchsten Adel, die mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten, erklärten, daß wohl die Sache wichtig genug sey, um sie in einer Generalversammlung der Stände auszumachen; aber der Herzog von Orleans und sein Conseil, aus Furcht, daß dieß noch manches andere mit sich führen könnte, vereitelten es. Auch dem Parlemente gefiel der Vorschlag, die Stände zu versammeln, nicht, wodurch sein eignes Ansehn verdunkelt werden konnte, und es bestrafte den Gerichtsdiener, der die Bittschrift des hohen Adels um Zusammenberufung der Stände angenommen hatte.

Alles dieses hatte der Zutritt der Pairs zu der Bittschrift der Prinzen von Geblüt gegen die legitimirten in Anregung gebracht und dieses Zusammentreten der Pairs mit den Prinzen hatte eine solche Eifersucht von Seiten des hohen Adels und ein solches Uebergewicht von Seiten der Pairs hervorgebracht, daß sie in den lebhaftesten Streit über ihre gegenseitigen Rechte geriethen. Nun entstand ein lebhafter Parteigeist im Königreiche und in der Hauptstadt, und dieß war das Vorspiel zu den darauf folgenden Streitigkeiten zwischen den Prinzen von Geblüt und den legitimirten Bastarden, zwischen den Pairs und dem hohen Adel; und wenn Ludwigs

von meinen Pferden befanden. Als der Freytag erschienen war, gingen wir beyde, ich und der edle Herr Erhard, ganz gerüstet zum König, um die Galeere zu verlangen; allein der Herr von Beaumont gab uns zur Antwort, wir sollten deren keine bekommen.

Als unsere Leute sahen, daß wir keine Galeere erhielten, ließen sie sich aus dem großen Schiffe in das größere Boot hinunter, so gut und so viel ihrer konnten. Bey dem Anblick, wie das Boot nach und nach zu sinken begann, retteten sich die Schiffsleute aufs Schiff, und ließen meine Ritter im Boote. Ich fragte den Steuermann, wie viel an Leuten zu viel sey? er gab mir zur Antwort: „zwanzig Bewafnete." Ich fragt' ihn weiter, ob er wohl, wenn ich ihn von so vielen entledigte, die übrigen ans Land bringen wolle? und er antwortete mir mit Ja! Ich machte ihn nun dadurch leichter, daß ich sie auf dreymahl in das Schiff, wo meine Pferde waren bringen ließ. Unterdessen daß ich den Leuten das Geleit gab, wollte ein Ritter, mit Namen Plonquet, der dem Herrn Erhard von Brienne angehörte, aus dem großen Schiff in das Boot hinabsteigen; aber das Boot wich aus, er fiel ins Meer und ertrank.

Nachdem ich von meinem Schiffe zurückgekommen war, wies ich in meinen kleinen Nachen einen Knappen, den ich zum Ritter schlug, Namens Hugo von Vaqueleur, und zween sehr wackere Bacheliers, deren einer Monseigneur Villain de Versey, der andere Monseigneur Wilhelm von Danmartin hieß. Diese hatten bisher in großer Zwietracht gelebt, und niemand hatte sie auszusöhnen vermocht, nachdem sie sich auf der Insel Morea bey den Haaren gerauft hatten. Jetzt aber brachte ich es dahin, daß sie einander

wigs XV. Minderjährigkeit nicht von solchen Unruhen bewegt wurde, wie unter den vorigen Regentschaften vorgefallen waren, so war es nur darum, das Dübois und Argenson die Klugheit hatten, diese verschiedenen Parteien gegen einander aufzureizen und dadurch ihr Zusammentreten gegen die Regierung zu verhindern: denn es fehlte nicht an Klagen und Beschwerden gegen den Hof über die Mißbräuche der Minister und Hofleute.

III.

Der Spanische Hof nährt die Unruhen im Innern Frankreichs und vereinigt sich mit den Mißvergnügten; Absichten der Königin von Spanien.

(Erläuterung zu B. V.)

Die Königin von Spanien verfolgte immer thätiger und entschloßner ihren Plan, Länderbesitzungen für ihre Söhne zu erobern, und arbeitete mit Alberoni unermüdet für diesen Zweck. In Italien nämlich wollte sie ihrem ältesten Sohne Dom Carlos eine Herrschaft gründen, er sollte in beiden Sicilien herrschen und Dom Philipp das Großherzogthum Toscana haben.

Und um zugleich zu verhindern, daß die Mächte Italiens sich nicht gegen ihre Plane verbänden und den Kaiser unterstützten, der aus Italien vertrieben werden mußte, gegen die Tractaten, die ihn daselbst garantirten, gab Alberoni, der vorzügliche Urheber dieses Plans, dem Herzog von Savoyen die Lombardei und Piacenza, Venedig das Herzogthum Mantua, Genua Pontremoli, und dem Herzog von Modena das Herzogthum Parma. Die Monarchie des Dom Carlos sollte durch Beförderung des Handels und alles dessen, was eine Kriegsmacht heben kann, blühend und von außen furchtbar werden; und so sollte das Haus Bourbon, auf diese Weise das Haus Oestreich seinen natürlichen Feind umgebend und einengend, sich über Land und Meer ausdehnen, einen neuen Handel bilden, und sich des Handels nach beiden Indien, nach Afrika und des Negerhandels bemächtigen.

Spanien mußte fürchten, daß Frankreich diesen schönen Plan vereitelte. Es war vorherzusehen, daß Familienverein-

sucht

sucht und verschiedenes Interesse dasselbe von ihm abtrennen würde, und es war ihm wohl bekannt, daß Philipp von Orleans, um während seiner Regentschaft den Frieden zu erhalten, sich mit dem Hause Oestreich und mit England verbunden hatte. Ein so furchtbares Bündniß mußte den Plan des Spanischen Ministers vereiteln, und er mußte daher Mittel suchen, es zu trennen, indem er Frankreich, England und Oestreich mit innern Angelegenheiten beschäftigte; doch so daß alle seine Unternehmungen gegen diese drei Mächte nur Diversionen waren, die sie in sich selbst beschäftigten und sie zurückhielten, daß sie nicht an den auswärtigen Vorgängen Theil nähmen und sich gegen die Vergrößerungsplane Spaniens setzten.

Alberoni kam daher auf den Gedanken, sich mit Peter dem Großen, mit Karl XII., mit den Türken zu verbinden: diese letztern sollten dem Kaiser den Krieg erklären, der Czar und Schweden, England und der Prätendent sollten einen Versuch machen, den Thron seiner Väter zu erobern. Wir werden sehen, was die Quadrupleallianz gegen diese Plane der Königin that.

IV.

Ueber die Unterhandlungen zu Schließung der Quadrupleallianz, und was auf die Unterzeichnung dieses Tractats erfolgte.

Es ist wohl niemand, dem nicht bei Lesung der Memoires des Herzogs von St. Simon das tiefe Stillschweigen aufgefallen ist, womit er die Unterhandlungen und den Tractat der Quadrupleallianz übergeht.

Dieser Tractat ist indessen der Punkt, um den sich alle Angelegenheiten Europa's während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. drehen; er war der Grund des Bruches mit Spanien; er vereinigte Frankreich und Oestreich, die sich seit Heinrich IV. befeindeten, er verband Frankreich und England trotz ihrer Rivalität.

Es war vom Herzog von St. Simon, der Gesandter in Spanien und vertrauter Freund und Rathgeber des Regenten war, allerdings zu erwarten, daß er uns die geheimen Intriguen dieses Tractates enthüllte. Zur Ergänzung dieser

dieſer Lücke glauben wir etwas über das Detail der Präliminarunterhandlungen beifügen zu müſſen, indem wir bemerken:

1. Das gemeinſchaftliche Intereſſe Englands, Oeſtreichs und des Regenten ſollte dieſe beiden Mächte mit ihm eng verbinden. Das Spaniſche Cabinet, von einer ehrgeizigen Königin geleitet, ſtrebte wieder zu erobern, was die Könige aus dem Hauſe Oeſtreich in Italien durch den Tractat von Utrecht verloren hatten, um die Söhne der Königin, die nur Prinzen der zweiten Ehe waren, damit zu verſorgen, und ihnen eine Herrſchaft in Italien zu gründen. Dieſe Fürſtin hatte auch den Plan, den Thron von Frankreich zu beſteigen, als Gemahlin eines Enkels von Ludwig XIV., die Regentſchaft zu ſtürzen und den Herzog von Orleans als blo[ß]en Neffen dieſes Monarchen vom Throne zu verdrängen. — Die Plane der Königin waren damals nicht aus der Luft gegriffen, da der junge König Ludwig XV. kaum einen Athemzug von Leben hatte und mit ewiger Kränklichkeit kämpfte. Daher der gegenſeitige Haß des Regenten und des Königs und der Königin von Spanien, und die Verbindung des Herzogs von Orleans mit England und dem Kaiſer.

2. Der König von England, aus ſeinem Churfürſtenthum auf den Thron der Stuarts gerufen, herrſchte über ein noch in Factionen getheiltes Volk, alſo unſicher; die entthronte Familie hatte in den drei Königreichen mächtige Freunde; der Prätendent brannte vor Begierde, das Erbe ſeiner Väter zu erobern. — Der Regent, um als König unterſtützt zu werden, im Fall der junge König Ludwig XV. mit Tode abging, hielt ſich an den König von England, vertrieb die Anhänger der Stuarts aus Frankreich und verſprach dem Könige Georg, ihm den Thron von Großbrittannien zu garantiren.

3. Der Kaiſer, der es noch immer nicht verſchmerzen konnte, daß das Haus Bourbon die Macht Oeſtreichs ſo zerriſſen und den Scepter von Spanien führte, ſah mit Verdruß, wie Alberoni dieſem Reiche eine Geſtalt, eine Macht und kriegeriſche Stärke gab, wie es noch nie gehabt hatte; er fürchtete die Entwürfe des Cardinals auf die Oeſtreichiſchen Beſitzungen in Italien: der Kaiſer ſchloß ſich daher an Frankreich an und foderte von ihm, daß es Spanien den Krieg ankündigen ſollte, um es zu beſchäftigen, um ſeine Macht zu theilen, um Philipp V. zu hindern, daß er ſeine ganze Macht nicht nach Italien wenden könnte.

4. End-

4. Endlich wollten diese drei Mächte Philipp V. das Anerbieten thun, daß sie ihm seine Spanischen Besitzungen garantiren wollten, wenn er seine Absichten auf Italien aufgäbe oder erklärte, daß er sich mit der eventuellen Succession von Parma begnügen wollte. Dieß waren die gemeinschaftlichen Interesse der vier Mächte im J. 1717. Jetzt zu dem Detail der Unterhandlungen. Dübois, der vom Kaiser das Versprechen seiner Unterstützung für die Cardinalswürde hatte, unterhandelte diesen Tractat zu London.

Diese Notizen sind aus den Memoires über die Regentschaft, die nach den geheimen Briefen, welche die Französischen Minister unter keinem öffentlichen und anerkannten Namen an den Regenten schrieben, zusammengetragen sind; diese Briefe befinden sich im letzten ungedruckten Theile der Memoires von Torcy, der sein Werk bis zur Schließung der Quadrupleallianz fortgeführt hat; das Publikum kennt aber davon nur drei Theile, die mit dem Utrechter Frieden beschließen.

Der Vorwand der Quadrupleallianz war erstens: die theils gegen den Badner Frieden vom September 1714, theils gegen die durch den Utrechter Tractat im J. 1713 aufgerichtete Neutralität von Italien, vorgefallenen Irrungen z. beseitigen.

2. Einen dauerhaften, von den vornehmsten Mächten Europas garantirten Frieden herzustellen: dieß war der Zweck, den die contrahirenden Mächte sich vorzusetzen schienen, und zu dem Ende regulirten sie unter sich nicht allein, auf welche Art Frankreich die im Utrechter Tractat versprochene Demolition des Hafens und der Festungswerke von Dünkirchen in Erfüllung bringen, und wie dasselbe den Canal von Mardick demoliren sollte, dessen Eröfnung England als eine Verletzung desselben Tractats ansah; man disponirte auch über die verschiedenen souveränen Staaten Italiens; man bestimmte die Nachfolger der Fürsten, welche diese Staaten damals noch besaßen, wenn diese gegenwärtigen Besitzer mit Tode abgehen würden, so daß nach diesen getroffenen Dispositionen keine der Veränderungen, welche gewöhnlich Anlaß zu neuen Kriegen geben, die Ruhe von Europa stören könnte.

Aber dieser große Zweck des allgemeinen Wohles und Friedens war nicht der einzige noch hauptsächliche von so viel Maaßregeln, dem Scheine nach für die Sicherung der Ruhe getroffen; ein ganz besonderes, nur zu offenbares Interesse war die Triebfeder dieser Allianz. Der Herzog von Orleans

nämlich überzeugt, daß wenn unglücklicher Weise der König, der noch ein Kind war, den Wünschen und Hoffnungen seiner Unterthanen entrissen werden sollte, Se Königl. Hoh. Mühe haben würde, die dem Könige von Spanien abgedrungenen Entsagungen geltend zu machen, hatte für das sicherste Mittel gehalten, sich dagegen zu sichern, wenn er sich des Schutzes von Mächten, wie England und die vereinigten Niederlande, versicherte, um die zu Utrecht getroffene Disposition zu Erhaltung des Friedens, aber freilich gegen die unverletzlichen Gesetze und Constitution des Königreiches, zu behaupten.

Nicht weniger waren die Grundgesetze Großbritanniens durch die Thronbesteigung des Hauses Hannover verletzt, und der Fürst, der den rechtmäßigen König vom Throne verdrängt, hatte nicht weniger eine Revolution zu fürchten, die ihn einst oder seine Nachkommenschaft von dem usurpirten Throne stürzen konnte.

So durch gegenseitiges Interesse vereinigt, kamen der König von England und der Herzog von Orleans leicht miteinander überein, daß der eine die Entsagung des Königs von Spanien auf die Französische Thronfolge, und der andere die, zum Nachtheil des Königs von Großbrittannien und seiner rechtmäßigen Nachfolger, neuerlich in England errichtete Thronfolge garantiren wolle.

Zu diesen großen Triebfedern kam noch der Ehrgeiz des vom Herzog von Orleans gebrauchten Unterhändlers, der, vom Bedienten eines Doctors der Sorbonne, es durch seine Intriguen und Schelmereien so weit gebracht hatte, daß er Lehrer dieses Prinzen wurde, den die Laune des Schicksals oder vielmehr der gerechte Zorn Gottes nachher zum Erzbisthum von Cambray, zur Würde eines Cardinals, und endlich zum Posten eines ersten Ministers, und zu einem solchen Ansehn erhob, daß, als er im Monat August 1723 starb, Se königliche Hoheit mit Recht fürchten mußte, daß er das Uebergewicht seiner Macht gegen seinen Wohlthäter und Herrn selbst kehren würde.

Die Generalstaaten traten ohne Mühe den Absichten Frankreichs und Englands bei; und die Englischen Minister in Holland schienen mit Marville, der neuerlich im Haag als Französischer Ambassadeur angekommen war, sehr zufrieden zu seyn, da er ihrem Rathe, um nicht zu sagen ihrem Befehl, sehr gern sich fügte; ganz seinem Vorgänger Chateauneuf entgegengesetzt, dessen Widerspänstigkeit sie oft erfahren, und darum seine Zurückberufung endlich bewirkt hatten.

Der

Der Spanische Ambassadeur, Marquis Beretty, arbeitete vergebens den Französischen und Englischen Ministern entgegen; seine Bemühungen, die er zu Madrid höchlich rühmte, waren im Haag lächerlich, und überredeten niemand. Er deutete nach seinem Sinne die gleichgültigsten Schritte einer jeden von den vereinigten Provinzen; wenn sich die Staaten versammelten, oder jede Provinz für sich sich berathschlagte, so glaubte Beretty und wollte glauben machen, daß dieß zum Vortheil seines Königs sey, und schrieb sich die Ehre der angeblich erhaltenen Vortheile zu, die er nicht erhalten hatte.

Während er sich des glücklichen Erfolgs seiner Wachsamkeit, seiner Bemühungen und des Credits seiner Freunde in Holland rühmte, strafte die Unterzeichnung des Allianztraktates seine Prahlereien über so viel angeblich gemachte Fortschritte Lügen. Wahr ist, daß die Unterzeichnung des Traktates, ungeachtet es gemeinschaftlicher Wunsch und Interesse der contrahirenden Theile war, ihn sobald als möglich zu schließen, nicht so leicht von Statten ging. Denn je lebhafter man die Schließung desselben wünschte, desto sorgsamer und vorsichtiger suchte man alle Schwierigkeiten zu beseitigen, die einer Allianz gefährlich werden konnten, welche die feste Grundsäule des allgemeinen Friedens von Europa werden sollte. Da es weit leichter ist, Uibel vorherzusehn, als zu verhindern, daß sie nicht eintreten, so wollte man vor Abschließung des Traktates, allen schlimmen Zufällen zuvorkommen, die man irgend vermuthen konnte. Es fanden sich deren eine so große Menge, daß der Resident des Kaisers am Englischen Hofe behauptete, daß die Minister des Königs von Großbrittannien zu den geheimen und besondern Artikeln dieses Traktats vier und zwanzig mal ihre Unterschrift und Siegel gegeben hätten.

Monteleon bat, ohne weiter über diese Allianz beunruhigt zu scheinen, um die Communikation derselben, und wandte sich deswegen an den damaligen Englischen Staatssecretair Craggs. Dieser antwortete dem Spanischen Ambassadeur: man würde, wenn er die sämtlichen Artikel sehen wollte, kein Geheimniß daraus machen, und wenn der König von Spanien sich davon unterrichten wollte, so würde der Graf von Stanhope, der noch zu Madrid sey, dieselben Sr Majestät ohne die geringste Zurückhaltung mittheilen. Der Spanische Ambassadeur antwortete: da er niemals auf die vorgegangenen Traktaten neugierig gewesen sey, so würde

er bloß dem Cardinal Alberoni die Antwort des Staatssecretairs von England melden.

Der Traktat der Quadruple-Allianz war nicht der einzige Anlaß der Erbitterung, welche damals zwischen England und Spanien Statt hatte; noch mehr Anlaß dazu gaben die Vortheile, welche Spanien den Engländern für ihren Handel nach Amerika zugestanden hatte.

Die Spanier beklagten sich, daß die Engländer die, im Utrechter Traktat zur Bedingung gemachten, Vortheile mißbrauchten, und wiederum behauptete man in England, daß diese Bedingungen von Seiten Spaniens nicht erfüllt würden, besonders was das Privilegium des Negerhandels betraf, so daß die Beeinträchtigung, die der Handel der Unterthanen von Großbrittannien dadurch erlitt, diese gleich stolze und habsüchtige Nation, die weit leichter zu beleidigen als zu versöhnen ist, gegen Spanien erbitterte.

Die Holländer hatten zu gleicher Zeit Ursach, die Rache des Czaar Peter, der zum mindesten eben so leicht wie die Engländer zu beleidigen, und noch weit schwerer zu besänftigen war, zu fürchten. Der Holländische Resident an seinem Hofe hatte die Unvorsichtigkeit gehabt, zu sagen und selbst zu schreiben, daß der Czaarowitz eines gewaltsamen Todes gestorben, und ein allgemeiner Hang zur Empörung in Rußland verbreitet sey.

Durch diese Aeußerungen beleidigt, hatte der Czaar gegen alles Völkerrecht den Residenten in Verhaft genommen, und sich aller seiner Papiere bemächtigt; und nach einem so gewaltsamen Schritte, wodurch er die Sicherheit, die ein fremder Minister genießen muß, so widerrechtlich verletzt, verlangte er noch von der Republik Holland Satisfaction und erklärte: daß er alle Holländische Schiffe, die in die Schwedischen Häfen gingen, wegnehmen, und den Residenten der Republik so lange gefangen halten würde, bis er diejenigen genannt hätte, von denen er jene Nachrichten habe.

Obgleich nach so langen Kriegen, deren Wunden nur Zeit und Ruhe heilen konnte, die Liebe zum Frieden bei den vornehmsten Mächten von Europa hätte herrschen sollen, so war doch das gegenseitige Mißtrauen unter den Fürsten so groß, daß keiner selbst zu denjenigen, die durch gemeinschaftliches Interesse und das Bedürfniß des Friedens an ihn gekettet seyn mußten vollkommenes Zutrauen hatte. So hatte der König von Sicilien sowohl gegen Frankreich als gegen England Mißtrauen

trauen und zögerte den Beistand anzunehmen, zu dem sich beide Mächte gegen ihn erboten, wenn er das Project unterzeichnete, das sie ihm vorschlugen. Er wollte sich nicht eher erklären, bis er wieder in den ruhigen Besitz des Königreichs Sicilien gesetzt wäre, und Spanien dem Kaiser Sicilien wieder restituirt hätte.

Umsonst drohte England dem Herzog von Savoyen, ihm allen Beistand zu versagen, wenn er sich nicht erklärte; er beklagte sich gegenseitig über England und Frankreich. Seine Minister behaupteten, daß der Herzog von Orleans den Versprechen nicht nachkäme, die S. K. H. ihrem Herrn gethan, und der Graf von Provence schrieb diese Sinnesänderung der geheimen Absicht des Regenten zu, eine seiner Prinzessinnen Töchter an den Prinzen von Piemont zu vermählen. Gleichwohl wollte der König von England, daß sein Minister zu Wien die Negociationen des Marquis von St. Thomas unterstützen sollte, so daß wenn der König von Spanien die Friedensvorschläge verwürfe, der Herzog von Savoyen sie aber annähme, diesem Fürsten, in dieser Rücksicht, Sardinien gänzlich abgetreten werden sollte, ohne alle Hoffnung der Wiedererstattung für Spanien und noch einige andere Vortheile, die ihm seine Alliirten verschaffen wollten.

Die Republik Holland, die dem Willen Englands unterworfen war, und gleichwohl um ihres besondern Interesse willen sich die Freundschaft des Königs von England erhalten wollte, suchte den Minister desselben hinzuhalten, indem sie ihn versicherte, daß die sämtlichen Provinzen überzeugt wären, daß es ihr Staats- und Privat Interesse erfodere, sich die Gewogenheit Sr kathol. Majestät zu erhalten, und daß sicherlich die Generalstaaten dieser Ueberzeugung gemäß sich verhalten würden. Beretty's Maxime war, dem ersten Minister seinen Hof zu machen, und gab daher dem Cardinal Alberoni die Nachrichten und Versicherungen, die am meisten nach seinem Wunsche waren. Da er indessen fürchtete, daß der Erfolg seine Berichte widerlegen möchte, so ließ er merken, daß das Betragen der Republik zweideutig sey, und ihre Politik dahin ginge, dem Könige von Spanien nicht zu mißfallen, zu gleicher Zeit aber sorgfältig zu vermeiden, daß sie sich den übrigen Mächten nicht verdächtig machte.

Der König von Spanien rechnete damals sehr auf die Entwürfe des Königs von Schweden Carl XII. und auf die großen Zurüstungen, die dieser Held des Nordens zur

Ausführung derselben machte. Der Schwedische Gesandte in Holland versicherte Beretty, sein Herr habe 75000 Mann auf den Beinen und zwei und zwanzig bewaffnete Kriegsschiffe, aber es fehle ihm an Geld, und dieß sey der einzige Beistand, den er von seinen Alliirten fodern müsse, um an dem Kriege gegen England Theil zu nehmen.

Der König von Spanien versprach, zu derselben Absicht dem Könige von Schweden 30000 Mann und dreißig Kriegsschiffe, und durch diese mächtige Diversion schmeichelte sich Se kathol. Majestät mit Grund, die Entwürfe der Quadrupelallianz vereiteln zu können, besonders wenn es möglich war, den Czaar und den König von Preußen zu einer Verbindung mit Schweden, zu Ausführung dieser großen Entwürfe zu bewegen. Diese beunruhigten England wenig. Der König von Sicilien setzte seine Bemühungen an diesem Hofe fort, um von ihm Unterstützung zu erhalten; und England drang seinerseits in den Herzog von Orleans, daß er, mit ihm gemeinschaftliche Sache machen möchte, um Sicilien vor den Eingriffen Spaniens zu sichern. Der Englische Minister Stairs, unterstützt durch die Briefe des Abbé Dûbois, der im Begriff war, von London nach Frankreich zurückzukehren, arbeitete mit allem Nachdruck an dieser Sache, und hatte die Hoffnung, wenigstens vorläufig von Sr K. H. zu erhalten, daß er den Herzog von Ormond, der sich damals in Paris befand, auf einige Zeit in die Bastille setzte.

Die beiden Ambassadeurs des Königs von Spanien, zu London und im Haag, waren über den Zustand, in dem sich die Dinge damals befanden, sehr verschiedener Meinung. Der erste machte sich dem ersten Minister des Königs, seines Herrn, dadurch verdächtig und mißfällig, daß er ihm berichtete, was er von der Stärke Englands und den Absichten des Königs und seiner Minister sah. Beretty machte sich nicht weniger mißfällig durch die beständige Uebertreibung seines Credits in Holland, und der wichtigen Dienste, die er dem Könige, seinem Herrn, zu leisten vorgab.

Monteleon wünschte sehr, und drang deßwegen in Alberoni, daß so bald als möglich der Plan auf Sicilien zu Stande gebracht würde; er stellte ohne Unterlaß vor, wie kostbar jeder Augenblick sey, und von welchen nachtheiligen Folgen es sey, wenn man mit dieser Expedition zauderte. Der Herzog von Savoyen bat den Kaiser dringend um Beistand, und verlangte vom Könige von Großbrittannien, daß er ohne

Aufs-

Aufschub den Admiral Bing, mit der Flotte, die er commandirte, nach Neapel zu gehen, beorderte. Man hatte keine Ursache zu zweifeln, daß dieser Fürst seine, den Absichten des Wiener und Londner Hofes so angemessenen Foderungen erhalten würde. Das einzige Mittel, es zu verhindern, war, daß der König von Spanien den Tractat der Quadrupelallianz unterschrieb. Monteleon hatte es immer gerathen und gewünscht, und seine wiederholten Vorstellungen machten ihn dem Cardinal Alberoni verhaßt, dessen Absichten und Grundsätze er bestreiten mußte, besonders während des Aufenthaltes der Grafen von Stanhope zu Madrid, da der Erfolg seiner Negociation als entscheidend angesehn wurde, entweder für die Befestigung des Friedens oder einen offenen Bruch zwischen Spanien und England.

Der Gesandte von Savoyen zu London drang lebhaft in die Englischen Minister, daß dem Könige, seinem Herrn, die von ihm besessenen Staaten garantirt werden möchten, und erhielt endlich die Versicherung des Beistandes der Flotte des Admirals Bing. Dieser war den 24. Jul aus dem Hafen von Mahon ausgelaufen, um nach Neapel zu segeln, und hatte erklärt, daß wenn er die Spanische Flotte träfe, er sich nicht entschließen könnte, müssiger Zuschauer bei den Unternehmungen der Spanier zu bleiben, und so an der Spitze einer Englischen Flotte schlecht zu figuriren.

Der Abbé Dübois gab sich bei seiner Abreise von London sehr viel Mühe, den Gesandten von Savoyen zu überreden, wie viel er zum Besten seines Fürsten gethan und habe thun wollen; und die Betheuerungen seines Eifers gingen so weit, daß er dem zu London widersprach, was der Herzog von Orleans zu Paris gesagt hatte; so daß der Gesandte von Savoyen daraus schloß, daß nothwendig eine Unwahrheit dahinter seyn müsse, entweder von Seiten Sr K. H., den man aber nicht in Verdacht haben konnte, oder von Seiten seines Agenten in London.

Derselbe Fall traf sich oft in einer Zeit, wo die häufigen Unterhandlungen, in die man einzugehen suchte, sich gewöhnlich widersprachen, und Leute, die in politischen Geschäften wenig erfahren waren, aus persönlichem Interesse die Führung derselben zu erhalten wußten.

Die Ungewißheit des Erfolgs, den die Unternehmung der Spanier auf Sicilien haben würde, verhinderte die Entscheidung der Negociation des Grafen von Stanhope zu

vergaben und ſich küßten, indem ich ihnen bey allen Heiligen ſchwur, daß wir nicht ans Land ſteigen würden, ſo lange ſie noch in Zwietracht ſtänden.

Nun erſt ſtiegen wir ans Land; und kamen an der Seite des großen Bortes vom Hauptſchiffe des Königs dahin, wo der König war. Seine Leute ruften mir zwar zu, wir möchten ſchärfer zuſchreiten, als ſie thaten, damit ich die Fahne des heiligen Dionyſius erreichen möchte, die in einem andern Schiffe vor dem König herwehte: allein ich folgte ihrem Zuruf nicht; ſondern ging weiter, bis an eine große Schaar Türken, die wohl ſechstauſend Mann ſtark ſeyn mochte. Sobald uns dieſe am Lande ſahn, ſtemmten wir unſere Schilde und die Schäfte von unſern Lanzen in den Sand, die Spitzen gegen ſie gerichtet. Da ſie nun ſahen, wie wir uns gegen ſie geſtemmt hielten, kehrten ſie eilig um, und flohen davon.

Der edle Herr Balduin von Rheims ein biederer Ritter, der ſchon gelandet war, ließ mir ſagen, ich möchte ſeiner warten. Ich ließ ihm wieder ſagen, ich würd' es recht gerne thun, denn ein ſo biederer Ritter, wie er ſey, verdien' es wohl, daß man ſeiner in einer ſolchen Stunde warte; wofür er mir nachher ſein ganzes Leben hindurch Dank gewußt hat. Mit ihm kamen tauſend Ritter zu uns. Gewiß könnt Ihr es glauben, als ich ankam, hatte ich weder Knappen, noch Ritter, noch Diener, die ich mit aus meinem Vaterland gebracht hätte; und demnach ließ mir es Gott nicht daran fehlen.

Uns zur Linken kam der Graf von Japha, welcher Geſchwiſterkind mit dem Grafen von Monbeliant und aus dem Geſchlechte Joinville war. Dieß war derjenige der am ſtattlichſten einherſeegelte; denn ſeine

Madrid; die Absicht des Cardinals Alberoni war, sie in die Länge zu ziehen, und von den aus Italien zu erhaltenden Nachrichten Bestimmung zu erwarten. Uibrigens war er überzeugt, daß man nicht genug gegen die Kunstgriffe des Wiener Hofes auf seiner Hut seyn könnte, dessen ganzes Verhalten er ein Gewebe von Arglisten nannte, und war der Meinung, daß am Spanischen Hofe nichts als Dummköpfe und schlechte Politiker wären; und vielleicht dachte er auch nicht besser von denen, die sich in Frankreich in die Geschäfte mischten; denn wenn er vom Marschall von Hürelles sprach, sagte er, dieser arme alte Marschall behaupte, als einen Grundsatz der tiefsten Politik daß, da die Uiberlegenheit des Kaisers so offenbar sey, man sie zu vermehren suchen müsse; eine Folgerung, die sehr schwer zu verstehen war.

Ein so einsichtsvoller und scharfsichtiger Minister, wie Stanhope war, sah leicht und gleich nach seinen ersten Conferenzen mit Alberoni, daß trotz den Betheuerungen desselben von seiner Abneigung gegen den Krieg, und seinem Wunsche nach einem dauerhaften Frieden, von seiner Seite keine Bereitwilligkeit zu einer friedlichen Uebereinkunft zu hoffen war. Alberoni schob auf seinen Herrn den ganzen Vorwurf des Wunsches nach Krieg, und betheuerte, daß er keine Schuld daran habe, und daß, wenn er zu entscheiden hätte, Europa bald einen allgemeinen Frieden erhalten würde, und er wünsche für den König von Spanien keine Ländervergrößerung in Italien, weil, wenn er sein Königreich gut regierte, und sich mit seinen Europäischen und Westindischen Besitzungen begnügte, er weit mächtiger seyn würde, als wenn er seine Kräfte theilte. Oran war, nach Alberonis Behauptung, ihm mehr werth als Italien. Ihre kath. Majestäten nähmen indessen an den Angelegenheiten Italiens Interesse, und wollten nicht zugeben, daß sich der Kaiser dieses schönen Theiles von Europa bemächtigte.

Zu diesen politischen Rücksichten kam noch, wie Alberoni sagte, daß ein friedliches und freundschaftliches Verhältniß mit den benachbarten Mächten für sein beson[illegible]es Interesse das wünschenswertheste sey; ohne dieses [illegible] ihm unmöglich, die Regierungsform zu behaupten, die er in Spanien eingeführt, und die nicht drei Tage lang bestehen würde, wenn er die mühevolle Führung der Geschäfte aufgegeben hätte; aber so sehr Spanien der Friede und die Freundschaft mit seinen Nachbarn zu wünschen sey; so sehr müßte es den andern

Mäch-

Mächten daran liegen, zu verhindern, daß der Kaiser in Italien um ſich griffe, und es ſey eine falſche Politik für dieſelben, ſich einem Monarchen entgegenzuſetzen, der fern von eigennützigen Abſichten, ja gegen ſein eignes Intereſſe, die Macht ſeines Königreichs dranſetzte, um ein Gleichgewicht in Europa herzuſtellen.

Stanhope und Mancré ſtanden in großem Einverſtändniß mit einander, während ſie beide ſich zu Madrid aufhielten, und theilten ſich gegenſeitig den ſchlechten Erfolg ihrer Negociation mit.

Einige Zeit vorher hatte der König von England dem Baron von Riperda, damaligen Ambaſſadeur von Holland, eine Summe von 11000 Piſtolen übermacht, um ſie dem Cardinal im Namen des Königs von England auszuzahlen, und Alberoni hatte nie etwas davon zu ſehen bekommen. Er ſchickte nach Riperda, um hinter dieſe Sache zu kommen, man weiß aber nicht, wie ſich die Sache aufgeklärt hat; wenn der Cardinal die Summe empfangen hat, ſo iſt ſie ſchlecht angewendet geweſen, denn er zeigte immer denſelben Widerwillen gegen die Quadrupleallianz, die eben ſo wenig Beifall an den Höfen, die nicht dazu eingeladen waren, als am Spaniſchen Hofe fand.

Der Römiſche Hof glaubte, die Verbindung der beiden erſten Monarchen von Europa mit den vornehmſten Proteſtantiſchen Mächten fürchten zu müſſen, und da er den Krieg vor ſeinen Thoren ſahe, wußte er nicht, wohin er ſeine Zuflucht nehmen, noch woher er Hülfe erwarten ſollte, wenn dem Kirchenſtaat Gefahren drohen ſollten. Der König von Spanien, der mit dem Pabſte unzufrieden war, und den der Cardinal Alberoni ohne Unterlaß gegen Sr. Heiligkeit aufreizte, hatte den Spaniſchen Ordensgeiſtlichen, die ſich damals zu Rom befanden, als ſeinen Unterthanen befohlen, Rom zu verlaſſen, und in ihr Vaterland zurückzukehren. Se Heiligkeit hatte ihnen wiederum verboten, aus Rom wegzugehen, und daſſelbe Verbot auf alle Spanier ausgedehnt, bei Strafe der Excommunication und andern geiſtlichen Strafen; man konnte erwarten, daß der König von Spanien gegenſeitig ſeinen Unterthanen verbieten würde, dem Pabſte zu gehorchen, und daß folglich die beiden Höfe ſich immer unverſöhnlicher gegen einander erbittern würden.

Der Marquis von Mancré hatte zu Madrid das nicht ausgerichtet, was der Herzog von Orleans, der ihn dahin

geschickt, sich versprochen hatte; und der Cardinal Alberoni hatte diesem Emissär Sr K. H. erklärt, daß der König von Spanien, von dem Entschluß seines Herrn, einen Allianztractat mit dem Kaiser und dem Könige von England zu unterzeichnen, unterrichtet, wünschte, daß er dieses Vorhaben aufgeben, oder doch wenigstens die Ausführung desselben aufschieben möchte.

In diesem Falle würde Se kath. Majestät sich verbindlich machen, daß Interesse des Regenten als sein eignes zu betrachten. Hingegen würde ihm die Nichterfüllung seines Wunsches so empfindlich seyn, daß weder Zeit noch anderweitige Dienstleistungen den Eindruck verwischen würden, und er würde den König von Spanien bei allen Gelegenheiten als seinen persönlichen Feind finden.

Der Cardinal Alberoni drang darauf, daß Nancré einen Courier nach Paris mit dieser Erklärung schicken sollte, aber dieser weigerte sich und sagte sogar, wenn er auch diese Erklärung melden könnte, so würde sie doch unnütz seyn, weil der Tractat schon unterzeichnet seyn könnte. Auf diese Antwort versetzte Alberoni, sobald der König von Spanien von der Unterzeichnung Gewißheit hätte, so würde Nancré keinen Augenblick mehr zu Madrid bleiben dürfen, so wenig als der Französische Ambassadeur, Herzog von Saint-Aignant.

Alberoni erklärte sich nicht weniger deutlich gegen die Englischen Minister als gegen Nancré in Rücksicht des Tractats, wovon der König von Spanien jeden Antrag verwarf. Stanhope, der Gesandte von England, konnte also nicht länger über den Entschluß Sr kath. Majestät ungewiß seyn, und widerrieth seinem Vetter, dem Grafen von Stanhope, dem vertrauten Minister des Königs von Großbrittannien, seine Reise nach Madrid, indem er voraus sah, daß sie unnütz seyn würde, so wie die bei jeder Gelegenheit wiederholten Erklärungen des Cardinals nicht zweifeln ließen.

In der That war der Tractat schon zu London unterzeichnet, und der König von England hatte dem Herzog von Savoyen gerathen, daß er ihn mit unterzeichnen möchte, als das Beste, was er thun könnte, um sich vor dem Anariff der Spanier zu sichern. Zu gleicher Zeit segelte die Englische Flotte nach Sicilien zu, und schon hatten die Minister des Königs von Großbrittannien dem Spanischen Ambassadeur zu London erklärt, daß der König, ihr Gebieter, nicht umhin gekennt, seine Flotte nach Italien zu senden, um die Neutralität dieses Lan-

des

des zu behaupten, und zufolge der Tractate, die vom Kaiser beſeſſenen Lande zu vertheidigen, daß indeſſen Se Brittanniſche Majeſtät noch erwarte, welchen Erfolg die Reiſe des Grafen von Stanhope nach Madrid haben würde, von welcher entweder ein allgemeiner Friede, oder ein unglücklicher Bruch abhinge.

Obgleich der König von Sicilien nirgends her als von England Hülfe zu erwarten hatte, ſo ſtand er doch an, ſie unter der Bedingung des Beitritts zum Allianztractat anzunehmen, wie es der König von Großbrittannien verlangte. Sein Geſandter in Frankreich, Stair, that dem Savoyiſchen Geſandten zu Paris, Prouane, das Anerbieten, ihm die ſchriftliche Ordre Sr Brittanniſchen Majeſtät an den Admiral Betay, daß er die Spanier anzureifen ſollte, eins zuhändigen, ſobald der Herzog von Savoyen den Vorſchlag des Tractats angenommen hätte; aber der Savoyiſche Miniſter war nicht autoriſirt zu verſprechen, das die Annahme geſchehen würde. Er ſchränkte ſich bloß darauf ein, vom Herzog von Orleans die Garantie von Sicilien zu verlangen, aber vergebens; Se K. H. antwortete ihm, Frankreich habe keine Seemacht.

Die Vermählung einer ſeiner Prinzeſſinnen Töchter mit dem Prinzen von Piemont war damals eine ſeiner Abſichten; und zu Erreichung derſelben war es aller Wahrſcheinlichkeit nach vortheilhaft, wenn er den Herzog von Savoyen vom Sicilischen Kriege befreite, indem er den König von Spanien zu Genehmigung der Vorſchläge Stanhopes überredete. Zwei Beweggründe konnten Se kath. Majeſtät hiezu bringen, erſtens die Schwierigkeit, die Plätze von Sicilien einzunehmen, und dann die Schließung eines Waffenſtillſtandes zwiſchen dem Kaiſer und den Türken, wovon die Nachricht neuerlich eingelaufen war.

Dieſe günſtigen Ausſichten auf die Erhaltung des Friedens von Europa hinderten den Regenten nicht, noch andere Mittel aufzuſuchen, um den Frieden zu befeſtigen; und entweder um ſich deſſen mehr zu verſichern, oder, weil der herrſchende Geiſt des Jahrhunderts der der Negociation war, wollte Se Königl. Hoheit die Nordiſchen Monarchen, beſonders aber den Czaar von Moſkau glauben machen, daß die Abſchließung des dem König von Spanien vorgeſchlagenen Tractats ihn nicht hindern würde, ſich mit ihnen zu verbinden, auch wenn es nöthig wäre, in Vereinigung mit ihnen

nen den Krieg gegen den Kaiser zu erneuern; aber, war es Wahrheit oder Täuschung, genug, die Minister dieser Monarchen, besonders der von Moskau, gaben diesen Reden wenig Glauben, und der letztere versicherte den Prinzen von Cellamare, daß der Czaar die neuen Verbindungen Frankreichs mit England und dem Hause Oestreich nicht billigen könne, und daher in Verbindung mit dem Könige von Schweden ihr gemeinschaftliches Interesse mit dem des Königs von Spanien verbinden wollte.

Man schrieb es bösen Rathgebern zu, daß der Regent den Versprechungen des Königs von England sein Zutrauen geschenkt hatte; und der Spanische Ambassadeur, von dem Nutzen überzeugt, den eine Verbindung mit den Nordischen Mächten für seinen Herrn haben könnte, lag dem Minister von Moskau an, daß er es Sr K. H vorstellen, und ihn wo möglich dazu bringen sollte, daß er die Unruhen, die man von Seiten Schottlands fürchtete, anfachte.

Der Herzog von Ormond, der neuerlich in Paris angekommen war, und sich daselbst verborgen hielt, behauptete, daß in England eine Partei für den König Jakob, eifriger als jemals, sey. Um sie zu unterstützen und zu bestärken, war durchaus Geld nöthig, und da er keins von Frankreich hoffen konnte, so hatte er sich an den Spanischen Ambassadeur gewendet, um den Beistand Sr kath. Majestät zu erhalten.

Dieser Minister zweifelte nicht an dem guten Willen seines Königs, aber er kannte den Zustand Spaniens und seine Ohnmacht. Da er also überzeugt war, daß es bis zu einem so großen Unternehmen nöthigen Summen nicht hergeben könnte, so ging seine Absicht dahin, den Czaar, der mit dem Könige von England unzufrieden war, dafür zu gewinnen, und ihn zu bewegen, daß er sich mit dem Könige von Spanien verbände, um sich vereint an dem Könige von England für das, worüber sie Ursache hätten mit ihm unzufrieden zu seyn, zu rächen.

Die Zeit war kostbar, und Cellamare suchte sie so gut als möglich zu benutzen, um den Russischen Minister zu gewinnen. Er hatte mit ihm auf dem Lande heimliche Unterredungen, wo er nahe bei Paris wohnte, und nachdem er ihm die Gesinnungen des Königs von Spanien eröfnet, lag er ihm an, daß er je eher je lieber einen Courier nach Petersburg abschicken sollte, um den Czaar von den Gesinnun-

nungen Sr kath. Majestät zu unterrichten, und sich über eine Negociation, deren Wichtigkeit er vollkommen einsehen würde, Instruction zu erbitten.

Der Spanische Ambassadeur machte auf einem indirecten Wege dem Könige von Schweden die nämlichen Eröffnungen, die er dem Czaar gemacht, und nicht damit zufrieden, die Nordischen Mächte zu Vereitlung der Plane des Herzogs von Orleans aufzuwiegeln, suchte er noch Leute, deren Name mehr als ihr unbekanntes Verdienst, und nicht sowohl in Frankreich als im Auslande, Eindruck machen konnte, seinem Interesse und Dienste untreu zu machen.

Wenn die Landung der Spanier in Sicilien, die leichte Eroberung von Palermo und von der ganzen Insel, die man als schon gesichert ansah, ganz Europa in Erstaunen setzte, so war man nicht weniger erstaunt gewesen, als man eine Flotte in voller Ordnung, gleichsam aus dem Meere emporsteigen sah, von einer Macht ausgerüstet, die seit der Regierung Philipps II. mit keiner bedeutenden Flotte aufgetreten war. Diese neu entstandene Seemacht beunruhigte die Engländer, und sie glaubten leicht und äußerten öffentlich, daß die wahre Absicht des Spanischen Conseils bei Wiederherstellung ihrer Seemacht sey, sich allem Handel der andern Mächte von Ostindien entgegenzusetzen.

Diese Besorgniß mußte leicht in kurzer Zeit in Holland und England allgemein werden. Um also den Wirkungen dieser Handelseifersucht bei beiden Nationen zuvorzukommen, schrieb Alberoni auf Befehl des Königs von Spanien an seinen Ambassadeur in Holland, daß er nicht allein den Holländischen Kaufleuten, sondern auch den Englischen, die sich in diesem Lande befänden, und überhaupt allen beim Handel Interessirten die Versicherung geben sollte, daß Se kath. Majestät nie den bestehenden Gesetzen und Tractaten zuwider handeln würde. Dieser Minister sollte ihnen auch sagen, daß die geringe Macht, die der König, sein Herr, zur See habe, nur zur Sicherung seiner Küsten am Mittelländischen Meere, und zur Vertheidigung und Bedeckung seiner Nationen bestimmt sey; Se Majestät habe in der That Ursache, sich über die Erklärung der Engländer zu beklagen, aber dieses Verfahren von ihrer Seite habe ihn nicht verhindert, Befehl zu geben, daß von den Effecten, die auf der neuerlich in Cadix eingelaufenen Flotte den Engländern gehören würden, nichts angegriffen

griffen werden sollte, indem Se kath. Majestät gesonnen sey, jedem der Interessirten sein Eigenthum zukommen zu lassen.

Der Spanische Minister war indessen nicht ganz ohne Besorgniß, welches der Erfolg der Landung der Spanier in Sicilien, und die Folgen ihrer ersten Fortschritte seyn möchten. Sein Plan war noch nicht ganz entworfen, und seine schwankenden Entschlüsse hingen von den Begebenheiten ab. Alberoni wollte glauben, daß Sicilien in kurzer Zeit unterworfen seyn würde, er nahm sich vor, hierauf die Spanische Armee ins Königreich Neapel überführen zu lassen, aber er fühlte und gestand doch, daß es einzig die Sache der Generale sey, welche die Armee commandirten, über die zu fassenden Entschlüsse zu entscheiden.

Die Englische Escadre machte ihm gegründete Unruhe. Er wußte, daß sie nach Osten segelte, aber seit langer Zeit wußte er nicht, wo sie war, und in den ersten Tagen des Monats August hatte er erst Nachrichten vom 14. Jul. aus Malaga.

An demselben Tage, den 14. Jul., hatte sich das Schloß von Palermo an die Spanier ergeben. Der Vicekönig von Neapel machte einige Bewegungen, als habe er die Absicht, zu Verstärkung der Besatzung von Messina ein Detaschement kaiserlicher Truppen nach Sicilien zu senden. Dieser Succurs schien sehr schwierig, und die öffentliche Meinung war, daß die Deutschen Minister nur zum Schein diese Bewegungen machten, um die Savoyischen Minister zufrieden zu stellen, und übrigens war des Publikum überzeugt, daß wenn auch in der That Deutsche Truppen marschirten, und Sicilien entsetzten, so geschähe es nicht, um es den Piemontesern zu restituiren.

Es war ein allgemeines gegenseitiges Mistrauen, an allen Höfen verbreitet, und auch die Gesinnungen des Papstes waren nicht vom Verdachte ausgenommen, denn die allgemeine Meinung war, daß, welche Irrungen auch gegenwärtig zwischen dem Römischen Hofe und dem von Madrid Statt haben möchten, doch insgeheim die innigste Eintracht zwischen Sr Heiligkeit und Sr kath. Majestät herrsche.

Die Truppen dieses Monarchen waren, nachdem sie nach einem kurzen Widerstande sich Palermos bemächtigt hatten, nach Messina vorgerückt, und die Galeren des Herzogs von Savoyen hatten sich bei ihrer Annäherung zurückgezogen. Bis jetzt war die Sicilische Expedition so glücklich, wie es der König

nig

nig von Spanien und ſein Miniſter nur wünſchen konnten; und durch dieſes Stück noch ſtolzer gemacht, ließ der Miniſter gegen den Pabſt, der ihm ſtandhaft die Bullen für das Erzbiſthum von Sevilla verweigerte, ſeinen ganzen Zorn aus, und beſchuldigte ihn, daß er ſich von dem Rathe des Grafen von Galas, des kaiſerlichen Geſandten an ſeinem Hofe, leiten ließ, welcher hingegen behauptete, der Pabſt ſey insgeheim mit dem Könige von Spanien einverſtanden.

Ohne alle Schonung aber griff Alberoni die Perſon des Regenten an, wegen ſeines Eifers, mit dem er die Quadruplealianz betrieben hatte. „So, ſagte Alberoni, hat ſich dieſer Prinz, im Angeſicht der ganzen Welt, als Freund einer Macht erklärt, die die Feindin ſeines Verwandten, des Königs von Spaniens iſt, und die Zeit iſt gekommen, wo er wahrſcheinlich gegen denſelben König zu Feindſeligkeiten ſchreiten wird. Der Marſchall von Hürelles, der dieſe Allianz genehmigt, um den Krieg zu verhindern, wird Frankreich gegen Spanien als Feind auftreten ſehn, und der König von Spanien wird ſtandhaft lieber ewigen Krieg wählen, als in jenes abſcheuliche Project willigen, und ſo lange er Athem und Kräfte hat, wird er ſich an denen zu rächen wiſſen, die ihn zu Annahme deſſelben zwingen wollen; wenn Stanhope den Ton des Geſetzgebers anſtimmen will, ſo wird er ſchlecht empfangen werden, der Paß, den er verlangt, iſt ausgefertigt worden, man wird ſeine Vorſchläge hören, aber man wird ihm ſchwerlich Gehör geben, wenn ſie nicht ganz von dem Inhalt des Projects verſchieden ſind, und Stanhope wird ſich wundern, wenn er ſieht, daß der König von Spanien gegenwärtig nichts zu den Staaten von Toſcana und Parma hören will, indem er ſich die Ausübung ſeiner Rechte an Zeit und Ort vorbehält.“

Indem ſich Alberoni ſo laut gegen den Vorſchlag des Tractates de Quadruplealianz erklärte, wollte er zugleich den Engländern zeigen, daß, wenn der König von Spanien dieſen Vorſchlag verwürfe, er darum nicht abgeneigt wäre, der Engliſchen Nation Beweiſe ſeiner wohlmeinenden Geſinnung zu geben, und daß es ſchon ein ſehr ſprechender Beweis von dieſer Geſinnung ſey, daß Se kath. Majeſtät die Mäßigung gehabt, ſeinen Unterthanen alle Ausübung von Feindſeligkeit gegen die Engliſchen Negocianten in ſeinen Staaten zu verbieten, ob man dieß gleich als eine natürliche Folge von dem zu gleicher Zeit von dem Befehlshaber der Engliſchen Flotte gemachten Friedensbruche hätte erwarten ſollen.

Die

Die Bewegungen des Parlementes gegen Law's Bank zogen unter diesen Umständen die besondere Aufmerksamkeit der auswärtigen, zu Paris residirenden Minister auf sich.

Der Spanische Minister setzte seine geheimen Conferenzen mit dem Herzog von Ormond fort, und dieser, nach der gewöhnlichen Denkart der Cabinette, hoffte immer und rechnete sicher auf eine Revolution in England, wenn die Mißvergnügten unterstützt würden. Um sie mit Glück zu unterstützen, verlangte er sechstausend Mann Landungstruppen, funfzehntausend Flinten, Waffen für tausend Dragoner, und Kriegsmunition. Ueberdieß verlangte er noch die Zusicherung eines Aufenthaltes in einer der Städte von Biscaya, und sein Plan war, den König Jakob dahin kommen zu lassen, um ihn dann wie im Triumph in England einzuführen, wo er versicherte, daß sich drei Drittheile der Nation für ihn erklären würden.

Der Graf von Ormond, der sich immer noch in der Nähe von Paris verborgen und mit öfterer Veränderung seiner Wohnung aufhielt, hoffte so die Antwort von Spanien auf seine Vorschläge zu erwarten, welche der Cardinal Aquaviva schon dem Cardinal Alberoni mitgetheilt hatte, und die nachher noch ein Englischer Schiffscapitain, mit Namen Cammock, der dem König Jakob zugethan war, nach Madrid gebracht hatte.

Der Plan, Unruhen in England zu erregen oder zu unterhalten, war nicht das, was den Spanischen Ambassadeur vorzüglich beschäftigte; er wußte, daß Alberoni besonders seine Aufmerksamkeit auf die Bewegungen richtete, die man bald in Frankreich entstehn zu sehen wünschte, und wofür der König und die Königin von Spanien, so wie der Minister selbst, das lebhafteste Interesse hatten; diese Angelegenheit war es also, die der Prinz von Cellamare mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgte, und die er sehr geheim zu betreiben glaubte, obgleich der Herzog von Orleans von allen seinen Schritten insgeheim unterrichtet war, und die Namen aller derer kannte, die durch diese unvorsichtige Verbindung mit dem Minister eines fremden Hofes ihr Glück zu befördern oder zu machen hofften. Der Spanische Ambassadeur stattete, unter dem Namen seiner gewöhnlichen Berichte, von den mit ihnen gehabten Conferenzen Bericht nach Madrid ab, und suchte durch günstige Antworten, die er ihnen im Namen Sr kath. Majestät gab, sie immer mehr in den unklugen Verbin-

dun-

ungen, in die ſie ſich ſchon mit ihm eingelaſſen hatten, zu beſtärken. Cellamare gab ſich auch alle Mühe, den König, ſeinen Herrn, von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß man ſie unterſtützen müßte, wenn man ſie bei gutem erhalten, und in Stand ſetzen wollte, mit Glück etwas zu unternehmen.

Frankreich hatte damals von allen Seiten Frieden, und da es gar keinen Anſchein zu einem nahen Kriege hatte, ſo wünſchten mehrere Officiere, die außer Dienſt waren, in Spaniſche Dienſte zu gehen. In der Ueberzeugung alſo, daß es einem Herrn willkommen ſeyn müßte, Franzöſiſche Officiere nicht nur, ſondern ein ganzes Corps von Franzoſen in ſeinen Dienſten zu haben, und da er wußte, daß Alberoni die Abſicht hatte, gegen acht tauſend Ausländer anzuwerben, ſo ſchlug Cellamare dem Cardinal vor, ein ſolches Corps von Franzoſen, die man leicht werben könnte, zu formiren, das man dann den Wallöniſchen und Irländiſchen Regimentern einverleiben könnte, die gegenwärtig in Spaniſchen Dienſten waren. Man hatte in der That Urſache zu glauben, daß mehrere dienſtloſe Officiere nichts mehr wünſchen würden, als Spaniſche Dienſte zu erhalten, und Cellamare hatte überdieß die nähere Verſicherung von vielen, die ſich an ihn wendeten, um in Spaniſche Dienſte zu treten. Unter dieſe gehörte auch der Chevalier **Folard**, aber er wollte vorher ſeine Bedingungen wiſſen, und nicht als Abentheurer angeſehen werden; der Ambaſſadeur kannte ſeine Talente, und ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren, aber bemerkte nur, daß er ein unſtäter Kopf ſey, und daß er aus dieſem Grunde ſeine Anträge abgelehnt habe.

Man konnte nach der Meinung des Ambaſſadeurs noch einige neue Franzöſiſche Regimenter errichten, und zu dem Ende an den Grenzen von Catalonien, Arragonien und Navarra diejenigen aufnehmen, die ſich zu Dienſten, unter Befehlshabern ihrer Nation, anbieten würden. Außer dem Vortheil des Dienſtes konnten ſich noch andere in politiſcher Rückſicht finden. Cellamare fühlte gleichwohl die Schwierigkeiten dieſer falſchen Werbung, und ſah die Hinderniſſe voraus, welche die Franzöſiſche Regierung entgegenſetzen würde.

Da man damals die Nachricht von der Einnahme von Meſſina durch die Spaniſchen Truppen erhielt, ſo verſicherte er den Cardinal Alberoni, daß ſich die ganze Franzöſiſche Nation über dieſes Ereigniß gefreut habe, daß man in Paris von nichts als von dem Ruhme des Königs von Spanien ſpräche, und daß zu wünſchen wäre, daß der Herzog von Or-

Galeere war unter und über dem Waſſer gemahlt, mit seinem Wappenſchilde, welches Wappen ein breites rothes Kreuz im goldenen Felde iſt. Auf der Galeere hatt' er wohl dreyhundert Ruderknechte, und jeder von dieſen einen Schild mit ſeinem Wappen, und in jedem Schild ein Fähnlein mit dem Wappen in Gold geſtickt. Während daß ſie ſich näherten, ſchien die Galeere zu fliegen; ſo kräftig ruderten die Ruderer; und dabey war's, als fiel der Donner vom Himmel, von dem Geräuſche, das die Wappenfähnlein und die Becken und Trommeln und die ſarazeniſchen Hörner, auf ſeiner Galeere verurſachten. Sobald die Galeere, ſo nahe ſie nur ans Land gelangen konnte, auf dem Sande feſt ſaß, ſtiegen er und ſeine Ritter, ſehr wohl bewafnet und gerüſtet, aus der Galeere, und nahmen ihre Stellen neben uns.

Ich hatte vergeſſen Euch zu ſagen, daß, als der Graf von Japha ans Land geſtiegen war, er ſeine Zelten aufſpannen ließ. Sobald nun die Sarazenen die Zelte geſpannt erblickten, erſchienen ſie alle vor uns, und kamen alle gegen uns von neuem zurückgeſprengt. Da ſie aber ſahen, daß wir nicht zu fliehen gedachten, wendeten ſie ſo fort wieder um. — Uns zur rechten Hand, ohngefähr eines ſtarken Bogenſchuſſes weit, kam die Galeere, auf welcher die Fahne des heil. Dionyſius ſich befand. Und da war ein Sarazen, der ſich mitten unter die Mannſchaft der Galeeren drängte, entweder weil er ſein Pferd nicht halten konnte, oder weil er glaubte, es würden ihm mehr nachfolgen; allein er ward niedergehauen. Als der König vernahm, die heil. Dionyſiusfahne ſey auf dem Lande, ging er mit ſtarken Schritten im Schiffe auf und nieder. Er wollte ſie ohnerachtet des Einredens von dem Legaten, der bey ihm war, nicht verlaſſen, ſondern ſprang ins

Meer,

leans dieselbe Gesinnung hegte, wenigstens in seinem Herzen; aber überzeugt, daß Se K. H. weit davon entfernt sey, nahm Cellamare alle mögliche Stadtgespräche sorgfältig auf, und hoffte in Spanien Dank zu verdienen, wenn er nicht allein von dem, was gegen die Regierung wirklich vorging, sondern von allen Vermuthungen genauen Bericht erstattete.

Die in der Finanzverwaltung eingeführten Neuerungen, die Errichtung der Bank, die neuen Entwürfe, die man Law beilegte, der Mißbrauch, den der Regent von diesen Neuerungen gemacht, die Opposition des Parlements, die Art von Krieg zwischen dem Parlemente und dem Conseil, um die Beschlüsse des erstern zu vernichten; alles dieß gab den ausgestreuten unglückseligen Prophezeiungen von einem baldigen bürgerlichen Kriege, nicht bloß in der Hauptstadt, sondern in allen Provinzen des Reichs, einige Glaubwürdigkeit. Der Spanische Ambassadeur ergriff mit Freuden solche falsche Gerüchte, und unterrichtete sich um so sorgfältiger davon, weil er glaubte, daß diese seine Bemühungen den Einfluß verwischen könnten, der dem ersten Minister noch gegen den Neffen des Cardinals del Judice, welches Cellamare war, geblieben seyn möchte. Er übertrieb daher alles, und glaubte eine angenehme Nachricht nach Madrid zu schreiben, wenn er versicherte, daß der Regent in die Gegend von Paris mehrere Regimenter kommen ließ, und daß den Garden, so wie auch den Mousquetärs der Befehl gegeben sey, sich in Bereitschaft zu halten. Zu gleicher Zeit hoffte er, daß die Republik Holland sich weigern würde, der so lange projectirten Allianz zwischen Frankreich, dem Kaiser und England beizutreten, in welchen Tractat man vergebens den König von Spanien zu ziehen sich bemühte, da in dieser Absicht der Marquis von Mancre' nach Madrid geschickt worden war.

In der Freude über den glücklichen Anfang des Sicilianischen Unternehmens unterließ Alberoni nicht, die Fehler, die der Marquis von Leyde bei dieser Expedition gemacht, zu bemerken, und sah vorher, von welchen nachtheiligen Folgen das Phlegma dieses Generals und seine Langsamkeit im Verfolg einer leichten Eroberung seyn werde. Jede Zögerung bei dieser Expedition war um so gefährlicher, da die Englische Escadre nach Sicilien segelte. Man mußte also ihrer Ankunft zuvorkommen, und ohne Zeitverlust die Truppen gegen Messina marschiren lassen, dessen Einnahme späterhin schwieriger war, da die Einnahme von Palermo, nach Alberonis Ausdruck,

druck, alle Mächte der Hölle aufgeregt hatte, und von allen Seiten gegen die Spanier Maaßregeln getroffen waren

Er machte dem General der Spanischen Armee, Marquis von Leyde, auch das zum Vorwurf, daß er dem Grafen Maffei, dem Vicekönige der Insel des Herzoge von Savoyen, die Freiheit verstattet habe, sich nach Syrakus zurückzuziehen, das man nicht allein als die beste Festung der Insel zu betrachten hatte, sondern das auch im Stande war, Verstärkung an Mannschaft und Lebensmittel nach Bedürfniß einzunehmen. Es war also der Klugheit gemäß, Maffei ein Detaschement Cavallerie nachzuschicken, und daß diese ermüdet war, war kein Grund, sie vom Marsche zu befreien, da der Fall so wichtig war, daß man nicht die Truppen schonen konnte, auch wenn man ganz gewiß vorausgesehen hätte, daß sie der Marsch zu Grunde richten würde.

D. Joseph Patino war damals Inspector der Armee. Alberoni bat ihn, wie er sagte, um Gotteswillen, daß er das Phlegma seines Freundes, des Marquis von Leyde, ein wenig mehr in Thätigkeit setzen möchte: „wenn es gut ist, sagte der Cardinal, die Truppen zu schonen wenn es anacht, so muß man auch bedenken, daß sie da sind, um strapazirt zu werden, und wenn es Noth thut zu stürzen, und noch weit weniger darf man die Thiere in solchen Fällen schonen."

Die Leichtigkeit, mit welcher man Truppen nach Sicilien übersetzen konnte, vermehrte die Schwierigkeiten, welche den Spaniern bei der Einnahme von Messina drohten, von dem sie leicht Besitz hätten nehmen können, wenn ihr General nicht mit unverzeihlicher Trägheit mit der Einnahme von Palermo, das keinen Widerstand leistete, Zeit verloren hätte.

Der Cardinal Alberoni fürchtete schon, daß Frankreich, England, der Kaiser und der Herzog von Savoyen gegen den König von Spanien sich verbinden, und ihn im Mittelpunkt seiner Monarchie angreifen würden. Der Plan des Cardinals in diesem Falle war, 15000 Mann in Sicilien zu Vollendung dieser Eroberung zu lassen, und wenn sie vollendet wäre, wollte er alle diese Truppen nach Spanien überführen. Er behauptete, daß der Herzog von Savoyen nur damit umgegangen sey, Se kath. Majestät zu täuschen, und durch eitle Vorschläge von Tractaten hinzuhalten, daß endlich Lascaris, der letzte Minister, den der Herzog gebraucht hatte, im Augenblick, wo die Flotte auslaufen wollte, gekommen sey und erklärt habe, daß er von seinem Herrn, in aller Form,

die Vollmacht erhalten habe, mit dem Könige von Spanien ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß zu schließen, unter Bedingungen, die wahrhaft zum Lachen gewesen.

Was man davon weiß, war, daß als die erste der gemachten Bedingungen der Herzog von Savoyen zwei Millionen Thaler foderte, zur Ausrüstung des Feldzugs, und monatlich 60000 Subsidien.

Die zweite Bedingung war, daß der König von Spanien 12000 Mann nach Italien senden, und zu den Truppen des Herzogs stoßen lassen sollte, um den Krieg in Mailand zu eröffnen. Aber in der Ueberzeugung, daß man sich nicht auf den Herzog von Savoyen verlassen könnte, so lange er im Besitz von Sicilien sey, hielt Alberoni für nothwendig, daß der König von Spanien sich in Besitz von Sicilien setzte, entweder um es zu behalten, oder es dem Herzog von Savoyen wieder herauszugeben, wenn Se kath. Majestät durch einen Krieg mit dem Kaiser ihm nicht eine vortheilhaftere Belohnung für seine Allianz mit Spanien verschaffen könnte.

Da dem Cardinal die Ehre und das Interesse dieses Reiches zu fodern schien, daß es immer ein Corps Truppen in Spanien stehend habe, so traf er damals Maaßregeln, um ein Corps von acht oder zehn tausend Mann Ausländer zu errichten und in Stand zu erhalten; und er wandte sich deßhalb an den Prinzen von Cellamare und fragte ihn, welche Maaßregeln er zu Ausführung dieses Vorhabens für nöthig erachtete. Dieser Beweis von Zutrauen contrastirte sehr mit der Behandlung, die Cellamares Oncle, der Cardinal del Judice, damals vom Spanischen Hofe erfuhr, indem derselbe alle Einkünfte der Pfründen, die der Cardinal in Sicilien besaß, sequestrirte. Zwar hatten die Pfründen, welche andere Cardinäle und Prälaten auf dieser Insel hatten, nach der Landung der Spanier dasselbe Loos gehabt; aber der wahre Beweggrund war die Privatfeindschaft des Cardinals Alberoni, der ohne Unterlaß den König und die Königin von Spanien gegen den Cardinal del Judice aufzubringen suchte; denn es war sein stetes Bemühen, sie dahin zu bringen, daß sie alle als ihre persönlichen Feinde betrachteten und behandelten, die sich gegen den ersten Minister erklärt hatten.

Er hatte sogar den Pabst nicht geschont, an dem er sich für die standhafte Verweigerung der Bestätigungsbullen des Erzbisthums von Sevilla zu rächen suchte.

Er

Er änderte indeſſen ſein Betragen, als die Langſamkeit der Sicilianiſchen Expedition die Furcht bei ihm erregte, daß nach dieſem ſo ſchönen Anfang das Ende des Unternehmens ſeinen Hoffnungen nicht entſprechen möchte. Jetzt hielt er für nöthig, den Römiſchen Hof zu ſchonen, und die Klugheit rieth ihm, eine Negociation zu Verſöhnung dieſes Hofs mit Spanien einzuleiten. Der Cardinal Aquaviva erhielt den Auftrag dieſes Geſchäfts, und hatte Befehl, es dem zweiten Neffen des Pabſtes Clemens XI., Dom Alexander Albani, anzuvertrauen. Er ſollte dieſen jungen Mann, den Liebling Sr Heiligkeit, zu gewinnen ſuchen, und ihm zu verſtehen geben, daß, da der König von Spanien noch nie eine Abſicht zum Nachtheil des Römiſchen Stuhls gehabt, jede Irrung, die zwiſchen beide Höfe eingetreten, leicht zu heben ſey; Dom Alexander würde das Verdienſt dieſer Ausſöhnung haben, und daher ſeine Beförderung zur Cardinalswürde beſchleunigen, wenn ſein Oncle die glückliche Gelegenheit benutzte, und ihn als Nuncius nach Madrid ſchickte; aber um ſich einen glücklichen Erfolg verſprechen zu können, wäre es durchaus nothwendig, daß er als Ueberbringer der Beſtätigungsbullen des Erzbiethums von Sevilla käme, eine Bedingung, die unerläßlich ſey, um die zu regulirenden Angelegenheiten zu ſeiner vollkommenen Zufriedenheit zu beendigen; ſonſt würden Ihre kath. Majeſtäten unerbittlich ſeyn, und entſchieden zur Ausführung der vom Conſeil von Caſtilien und von der Junta der Theologen und Canoniſten gethanen Vorſchläge ſchreiten.

Alberoni wollte, bei dieſer Art von Drohung, dem Pabſt ſie auch wiederum einige Hoffnung machen, um ihn zu ermuntern; er trug daher dem Cardinal Aquaviva auf, ihm zu ſagen, was er alles gethan, um dem Könige und der Königin von Spanien den Wahn zu benehmen, den ſie gehabt, als habe Se Heiligkeit dem Nuncius Aldrovandi Befehl gegeben, das Tribunal der Nunciatur zu ſchlieſſen, und daß er ſie verſichert, daß Se Heiligkeit ſogar erbötig ſey, einen neuen Nuncius, entweder einen ordentlichen oder auſſerordentlichen, wie es Ihre kath. Majeſtäten genehmigen würden, zu ſenden. Da er ſich nun ſchmeichele, daß er ſo glücklich geweſen, ſie zu überzeugen, daß dieſer Schritt des Pabſtes ſehr ehrenvoll ſey, ſo müſſe Se Heiligkeit dieſe günſtige Gelegenheit benutzen, um ſich einer Verbindlichkeit zu entledigen, die ſein ganzes Leben hindurch dauern würde, wenn er dieſes leichte Mittel, derſelben los zu werden, vorbei ließe; es müſſe

einem Minister, der mit dem Purpur bekleidet sey, zur größten Zufriedenheit gereichen, daß er diesen neuen Beweis seiner Ehrfurcht und seines Gehorsams, gegen den Pabst und den heiligen Stuhl gegeben habe; aber Se Heiligkeit müsse auch mit einer Handlung der Großmuth beginnen, wie die Ausfertigung und Sendung der besagten Bullen seyn würde, eine Gnade, die er so leicht bewilligen, und den Verdiensten eines Ministers nicht versagen könne, der durch seine anhaltenden Bemühungen die Finanzen des Königs, seines Herrn, in so guten Stand gesetzt habe, daß nicht allein keine Schulden da seyen, sondern auch noch einige Summen für die gewöhnlichen und zufälligen Ausgaben, ausser den zur Bezahlung der Truppen auf die Provinzen gestellten Anweisungen, übrig seyen, und daher kein einziger Maravedis von der Einnahme des folgenden Jahres angegriffen sey.

Unterdessen setzten Frankreich und England ihre Negociationen fort, um Spanien zu bewegen, daß es dem Tractate beiträte, und der Cardinal Alberoni machte die Bedingungen des Beitritts des Königs von Spanien folgende Forderungen:

1. Daß der Besitz der Inseln Sardinien und Sicilien Sr kath Majestät überlassen würde, doch so, daß der Kaiser dem Herzog von Savoyen ein Aequivalent für Sicilien im Gebiet von Mailand gäbe.

2. Daß Se Kaiserliche Majestät die Italienischen Fürsten über alle ihre Ansprüche zu befriedigen hätte.

3. Daß der Kaiser die Truppen zurückriefe, die er damals nach Italien marschiren ließ.

4. Daß er die Zahl der Truppen bestimmte, die er in Zukunft daselbst halten würde.

5. Daß er sich verbindlich machte, sich nicht in die Erbfolge von Toskana zu mischen.

6. Daß er allen Ansprüchen auf die Lehen des Reichs entsagte.

Aber die Englische Flotte hatte so eben Spanien zu viel Schaden verursacht, um sie ruhig im mittelländischen Meere kreuzen zu lassen: Alberoni foderte daher, daß der König von England sie unverzüglich zurückriefe.

Diese Foderungen, auf denen man mit Hartnäckigkeit bestand, und die so ganz der Instruction und Vollmacht, welche Stanhope von dem König von England erhalten hatte, widerstritten, bewogen ihn, einen Hof zu verlassen, wo er künftig nichts thun konnte, als seine Zeit verlieren. Er nahm

seine

seine Beurlaubungsaudienz beim König und der Königin von Spanien, und kehrte am 26. August nach Frankreich zurück, wo er den Tractat der Quadrupleallianz, zwischen Frankreich, dem Kaiser, England und Holland unterzeichnet fand. Die Unterzeichnung war den 22. desselben Monats und desselben Jahres 1718 geschehen.

V.

Fortsetzung der Notizen über die Quadrupleallianz *).

Als sich der Regent in der Verlegenheit wegen der Münzstreitigkeiten mit dem Parlemente befand, schmeichelte sich die Spanische Partei, daß ihn diese neuern Angelegenheiten von den Negociationen des Allianztractates abhalten würden; die Englische Partei hingegen hoffte, daß die Irrungen der Regierung mit dem Parlemente den Regenten nur noch mehr von der Nothwendigkeit, sich mit dem Kaiser und mit England zu verbinden, überzeugen würden; und der Ambassadeur des Kaisers, Königseck, der das gewöhnliche Vorurtheil der Oestreicher mit nach Frankreich gebracht, daß diese Macht bei allen wichtigen Angelegenheiten immer treulos handle, behauptete, entdeckt zu haben, daß der Herzog von Orleans in Rücksicht des Allianztractates anderes Sinnes geworden sey, zum Triumph der Minister des vorigen Hofes, die für Spanien eingenommen, und diesem Plane immer zuwider gewesen waren. Königseck wollte übrigens voraussehen, daß der Regent das Opfer ihrer Erbitterung gegen ihn werden würde, und schon sah man in den, zwischen dem Hofe und Parlemente obwaltenden Streitigkeiten wegen der Münze, den Abgrund unter seinen Füßen offen.

England, das den Plan der Quadrupleallianz standhaft behauptete, beklagte sich ohne Unterlaß über die Undankbarkeit

*) Wir haben unter der vorhergehenden Numer gesehen, was der Marquis von Torcy, ehemaliger Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sagt. Der Herzog von St. Simon hat diesen wichtigen Tractat so ganz mit Stillschweigen übergangen, daß wir, um ihn kennen zu lernen, ihn von allen möglichen Seiten betrachten müssen. Wir geben daher hier einige authentische Materialien über die Negociationen der drei Mächte, die sich gegen Spanien zu verbinden suchten; und zwar sind sie aus den Memoires des Herzogs von Luynes.

des Königs von Spanien, den es, wie es sagte, durch den Utrechter Tractat auf seinem Throne befestigt habe, und beklagte sich, daß man in allen Häfen und Inseln Spaniens, welche Engländer besuchten, diese fast als Feinde behandele, und noch über verschiedenen Verletzungen des letzten Tractates; ungeachtet dieser Beschwerden ließ der König von Großbritannien durch den Obersten Stanhope erklären, daß er diese Beschwerden vergessen wolle, wenn der König von Spanien seine, die Ruhe Europas störenden Plane aufzugeben, und die gegenseitigen freundschaftlichen Verhältnisse herzustellen geneigt wäre; wenn er aber das nicht wollte, so würde er die Würde seines Thrones zu behaupten wissen: diese Sprache lehre ihn die friedliche Gesinnung und nicht die Furcht, und es ziemte sich nicht für den Cardinal Alberoni sich zu rühmen, daß er den König von Spanien durch die Unternehmungen des Prätendenten schrecken könne.

In der That brauchte Alberoni Drohungen gegen die Fürsten, und suchte jeden, der an Englands Absichten Theil nehmen wollte, abspenstig zu machen. Er war Meister in der Kunst zu verführen, und rühmte sich seiner Ueberlegenheit in dieser Kunst: es wurde als gewiß angenommen, daß er Mancré, den Minister von England und Frankreich, gewonnen habe, und er machte den Versuch, den staatsklügsten Fürsten seiner Zeit, den Herzog von Savoyen und König von Sicilien, zu gewinnen, der gewohnt war, niemanden, selbst nicht seinen Ministern, zu trauen, und oft mehrere auf einmal und mit verschiedenen Aufträgen an Einem Hofe brauchte.

Der Herzog von Savoyen schickte daher Lascaris nach Madrid, um die Vorschläge Spaniens zu hören, ohne Wissen seines Ambassadeurs, und vielleicht mit dem Befehl, nichts abzuschließen. Alberoni hielt sich nicht bloß an Lascaris, und schrieb selbst unterm 22. März an den König von Sicilien. Er schrieb ihm, daß die von Lascaris gethanen Anerbietungen die Dinge aufklärten, aber nichts zum Zwecke brächten; er versicherte den Herzog, daß der König von Spanien in Vereinigung mit dem Könige von Sicilien, den Regenten und den König Georg zu Aufgebung ihrer Plane gegen Spanien nöthigen würde; er schlug ihm vor, daß er unter Bedingungen, die er für nöthig erachten würde, Spanien einige Plätze des Königreichs Sicilien einräumen möchte, um von da eine Armee aufs feste Land übersetzen zu können, die sich unversehens

des

des Königreichs Neapel bemächtigte; die Eroberung würde leicht und ſchnell von ſtatten gehen, und er verſprach von ſeiner Seite dem Könige von Sicilien, eine Armee in die Lombardie auf Spaniens Koſten zu ſenden. Da er zu gleicher Zeit mit den Nordiſchen Mächten, und beſonders mit den Mißvergnügten in Frankreich, den Anhängern des vorigen Hofes, in Unterhandlung ſtand, ſo gab er dem Herzog von Savoyen zu verſtehen, daß er dem Regenten ſolche ernſthafte Beſchäftigungen geben werde, daß er nicht leicht etwas Entſchiedenes gegen Spanien unternehmen würde; und um den König von Sicilien zu locken, rühmte er den Reichthum Spaniens, und ließ merken, daß jede großmüthige Handlung des Herzogs von Savoyen gegen den König von Spanien von dieſem durch gleiche Großmuth erwiedert werden würde, und endlich verwies er ihn auf das gemeinſchaftliche Intereſſe Spaniens und Savoyens, welche beide nie darein willigen dürften daß die Deutſchen, zum Nachtheil der Ruhe und Freiheit Italiens, in dieſem Lande ihr Uebergewicht behaupteten.

Seinem erſten Briefe legte Alberoni noch ein eigenhändiges Schreiben bei, worin er ihm die Nothwendigkeit ſeines Beiſtandes für das Glück des Unternehmens auseinander ſetzte; er ſagte: wenn die vornehmſten Plätze dem Könige von Spanien nicht anvertraut würden, ſo müſſe das Project ſcheitern; dieſe, der Klugheit ſcheinbar ſo zuwiderlaufende Handlung des Vertrauens ſey gleichwohl für ſein Intereſſe nothwendig, damit, im Fall ihre Expedition eine ſchlechte Wendung nähme, dieſe Plätze den Spaniſchen Truppen zu einem ſichern Zufluchtsorte dienten; und wenn der König von Sicilien ſeinen Beiſtand verſagte, ſo würde er gezwungen ſeyn, die von den vermittelnden Mächten gethanen Vorſchläge anzunehmen. Hingegen wenn er zur Eroberung von Neapel mitwirken wollte, ſo wollte Alberoni zwar ſchriftlich keine beſtimmten Anerbietungen thun, foderte aber den Herzog von Savoyen auf, daß er einen Mann zu ihm ſenden möchte, der ſein Vertrauen beſäße, und mit der nöthigen Vollmacht ausgerüſtet wäre, um einen Tractat abzuſchließen, und ſetzte hinzu, daß ſich nie wieder eine ſo ſchöne Gelegenheit darbieten würde, und wenn ſie der Herzog von Savoyen vorbei ließe, ſo dürfte er nie wieder hoffen, einen König zu finden, der ſeine Macht und ſein Geld daran zu ſetzen geneigt ſey, um in einem Lande, wo er keine Anſprüche mache, Krieg zu führen, noch dürfte ſich wieder ein Miniſter bei dieſem Könige finden, der

so von Liebe für sein Italienisches Vaterland beseelt, die Absichten seines Herrn mit so viel Eifer unterstützte.

Von diesem Briefe Alberonis an den Herzog von Savoyen wurde dem Prinzen von Cellamare eine Abschrift nach Frankreich geschickt, um ihn von allen Negociationen zu unterrichten, und man versicherte ihn zu gleicher Zeit, daß der König von Spanien nie der Quadruppelallianz beitreten werde. Alberoni erklärte auch im Namen des Königs von Spanien, daß man nie diesen Tractat annehmen, und den Kaiser mit allem möglichen Nachdruck angreifen werde, mit dem Zusatz, daß die Effecten der in Spanien etablirten Englischen Negocianten, vom Augenblick an, wo der Bruch zwischen beiden Höfen erklärt seyn würde, confiscirt werden sollten.

Endlich nach verschiedenen Negociationen, wurde der Tractat zu London unterzeichnet; man war überein gekommen, daß im Todesfall des Herzogs von Parma seine beiden Herzogthümer, Parma und Piacenza, dem Don Carlos gegeben werden sollten, indem der König von Spanien seinen Ansprüchen auf die von Karl II. in Italien besessenen Staaten entsagte. Auch war noch dabei ein geheimer Artikel, der 11te im Tractat, in Betreff der Thronfolge von Frankreich zu Gunsten des Herzogs von Orleans, im Fall des Todes Ludwigs XV. Der König von Spanien erhielt Kenntniß von diesem Artikel, und so sehr man auch in ihn dringen mochte, so weigerte er sich standhaft, ihn zu genehmigen; und auch im Betreff des andern erklärte er, daß seine Rechte auf Italien zu wichtig und gegründet seyen, als daß er sich mit den Herzogthümern Parma und Piacenza begnügen sollte. Der Abbé Dübois war damals in England, um den Tractat zu unterhandeln; Chavigny war daselbst mit ihm; Schaube war Englischer Gesandte zu Paris für dasselbe Geschäft, und der Marschall Hürelles, der Präsident des Conseils der auswärtigen Angelegenheiten, war derjenige an den man sich wegen der Unterhandlungen wenden sollte. Man ging mit einem neuen, sehr geheimen Tractat um, um durch Gewalt der Waffen den König von Spanien zur Annahme jenes Tractates zu zwingen. England wollte zur Vermeidung des Kriegs mit Spanien gern dieser Krone Gibraltar und selbst Port-Mahon aufopfern; aber es wollte Spanien zu dem, was es von ihm wünschte, zwingen; Schaube erhielt daher von seinem Könige Befehl, dem Marschall von Hürelles den Tractat vorzulegen.

Der

Der Marſchall von Hüxelles war einer von den unbeugſamen Menſchen, die ſich nur ſchwer von einer Meinung trennen, die ſie einmal durchzuſetzen beſchloſſen haben, ein Mann, der jeden, der ihn in ſeiner Gedankenreihe ſtörte, unwillig von ſich ließ. Schaube wollte daher Chavigny zum Begleiter haben, wenn er dem Marſchall den Tractat vorlegte; aber bei der erſten Unterredung hieß der Marſchall Schaube ſich entfernen, indem er ſagte, er habe mit ihm nichts zu unterhandeln, blieb aber allein mit Chavigny, ſagte ihm, daß er dem Regenten gehorchen würde, und unterzeichnete den geheimen Tractat. Schaube brachte es ſogar einige Tage darauf ſo weit, daß Spanien der Krieg erklärt wurde, das ſo ſtandhaft der Allianz beizutreten ſich weigerte.

VI.

Ueber die Verſchwörung der legitimirten Prinzen gegen den Herzog von Orleans, über ihre erſten geheimen Unterhandlungen mit Spanien, und über die Intriguen der Jeſuiten und beſonders des P. Tournemine in dieſer Sache.

(Erläuterung zu §. IV. Buch V.)

Der Herzog von Saint Simon übergeht das Complot der legitimirten Prinzen gegen den Herzog von Orleans ganz mit Stillſchweigen; aber wir werden dieſe Lücke mit Hülfe des Herzogs von Luynes ausfüllen können.

Die Herzogin du Maine, ganz außer ſich, ihr Haus von der Höhe herabgeſtürzt zu ſehen, zu der ſie es zum Theil ſelbſt emporgehoben, beſchloß, ſich mit allen Feinden des Regenten, und beſonders mit dem Spaniſchen Hofe zu ſeinem Untergange zu verbinden. Und da Philipp V. mit jedem Tage in der Frömmigkeit zunahm, und die Jeſuiten ſeine Führer waren, ſo ſah die Partei der legitimirten Prinzen leicht ein, daß dieß eine Sache ſey, wobei der Beichtvater die erſte Rolle ſpielen müßte; und da dieſer, der während der ganzen Regierung des Königs von Spanien, eine ſo wichtige Figur machte, Jeſuit war, und die Geſellſchaft Jeſu ganz gegen den Herzog von Orleans aufgebracht war, weil er ſich für den Janſenismus erklärt hatte; ſo war es keine Sache

von

Meer, so daß ihm das Wasser bis an die Schultern ging; und so schwamm er mit dem Schilde vor der Brust und dem Helm auf dem Haupte und der Lanze in der Hand bis zu seinen Leuten, die schon am Meeresufer standen. Als er ans Land kam, und die Sarazenen sahe, fragt' er, was für Leute das wären; und man sagte ihm, es wären Sarazenen. Da stemmte er die Lanze unter die Achsel und den Schild vor sich, und wäre angerennt gegen die Sarazenen, wenn die Edlen, die um ihn waren, es zugelassen hätten.

Die Sarazenen sandten dem Sultan dreymahl Taubenbotschaft: der König sey angelangt. Sie bekamen aber keine Gegenbotschaft von ihm, weil der Sultan krank war. Als sie das sahen, glaubten sie der Sultan sey todt, und verließen Damiette.

Der König sandte einen Ritter auf Kundschaft dahin. Der Ritter kam zurück zum König, und meldete ihm, er sey im Pallast des Sultans gewesen, und es sey wahr.

Darauf ließ der König den Legaten und alle geistliche Herren im Heere kommen, und man sang laut: Te Deum laudamus. Dann setzte sich der König zu Pferde, und so wir alle, und nahmen unser Lager vor Damiette. Sehr unvorsichtig hatten die Türken Damiette verlassen, indem sie nicht die Brücke, die von Schiffen gemacht war, abbrechen ließen, welches uns in große Verlegenheit würde versetzt haben. Aber großen Schaden fügten sie uns noch zu vor dem Abzuge, indem sie Feuer in der Börse anlegten, wo alle Waaren und alles, was nach dem Gewichte verkauft wird, sich befanden; es war so, als ob jemand (wofür doch Gott jedermann bewahren wolle!) Feuer an Petit-Pont angelegt hätte. Laßt uns daher gese-

von großer Schwierigkeit, daß die Gesellschaft sich gegen den Regenten erklärte. Entschlossen, sich an ihrem erklärten Feinde zu rächen, und ihm, wenn sie es vermöchte, die Regierung zu entreißen, war sie im Allgemeinen durch Jesuiten von Alberonis Planen unterrichtet, und an diesen Minister war ihre Absicht sich zu wenden, um für ihre Plane Unterstützung zu erhalten; sodann verband sie sich mit den Jesuiten in Frankreich, die so viel Ursache hatten mißvergnügt zu seyn, und die den Regenten und Dübois haßten; der P. Tournemine, das Haupt einer Partei unter den Jesuiten, die damals in zwei Parteien getheilt waren, schloß sich an sie an, und lehrte sie einen gewissen Baron von Walf, einen Deutschen, kennen, der ein thätiger, einsichtsvoller Kopf, und ganz dazu gemacht war, mit Spanien zu negociiren; einstweilen wußte der Herzog du Maine noch gar nicht um die Entwürfe seiner Gemahlin, oder wenigstens galt er um diese Zeit dafür.

VII.

Ueber die ehrgeizigen und klug betriebenen Absichten des Abbé Dübois, der von Jugend auf Cardinal zu werden strebte.

(Zusatz zu §. I. Buch V.)

Es ist bekannt, wie Dübois, nachdem er den Herzog von Chartres, den nachherigen Regenten von Frankreich, dahin gebracht hatte, daß er die Bastardtochter Ludwigs XIV. heirathete, von dem Könige, der ihn zu diesem Geschäft hatte brauchen lassen, keine weitere Belohnung als die Cardinalswürde verlangte: er hatte noch keine Versorgung; Ludwig XIV. zuckte die Achseln, maß ihn von Kopf bis zu Fuß, kehrte ihm den Rücken zu und sagte zu dem betroffenen, verlegenen Abbé: „das hatte ich nicht erwartet“

Dübois ließ sich dadurch nicht niederschlagen; um den Cardinalshut zu erhalten, hatte er das Haus Bourbon an den Kaiser verkauft, und den Regenten verleitet, daß er England der Verbindung mit Oestreich aufopferte. Um wegen Spanien zu negociiren, wurde er mit Chavigny nach England gesendet, wo sie beide über die Quadrupleallianz unterhandelten; sie standen auf einem sehr vertrauten Fuß mit einander, und theilten sich einander die geheimsten Briefe.

Dübois

Dûbois erhielt einmal einen Brief von ſeinem Freunde Manſcré, dem Favoriten des Regenten, worin er ihm ſchrieb, daß am vorigen Tage beym Souper im Palaisroyal die Rede auf ihn in Gegenwart des Regenten gekommen, und daß einige geſagt hätten, er ſey ein Narr. Als der Abbé Dûbois dieſen Brief las, gerieth er ganz außer ſich und ſagte in ſeiner Wuth zu Chavigny: „der Cardinal Richelieu hatte auch ſeine Narrheiten, aber ich werde es weiter bringen als er, und auch Cardinal werden.“

VIII.

Ueber die Erhebung Dûbois's zum erſten Miniſter, über das Exil des Grafen von Noce, über die Macht Dûbois's zur Zeit wo er erſter Miniſter wurde, und über die ſcandalöſe Operation, die der bekannte Boudon, Chirurg des Hotel-Dieu, an ihm verrichten mußte.

(Aus den Papieren des Herzogs von Luynes.)

Es erregte allgemeinen Unwillen, als der Cardinal Dûbois zum erſten Miniſter ernannt wurde. Noce, der gegen den Regenten ſehr offen ſprach, ſogar über die Regierung, ſagte zu ihm, als er darüber mit ihm ſprach: „Sie können, Monſeigneur, alles aus ihm machen, nur nicht einen ehrlichen Mann.“ Dieſe Worte brachten ihn ins Exil, aus dem ihn nachher der Regent an demſelben Abende, wo Dûbois ſtarb, wieder zurückrief. „Mit dem Tode, ſchrieb er ihm, ſtirbt der Haß; (morte la bête, est mort le venin;) ich erwarte Sie noch dieſen Abend im Palais Royal.“ Jene lettre de cachet war in der Abſicht gegeben worden, um die Mißvergnügten zu ſchrecken. Der Cardinal fürchtete, daß ſie ſeiner Erhebung zum Miniſter Hinderniſſe in den Weg legen möchten, wie ſie es verſucht hatten, als er ins Conſeil kam.

Dieſe Erhebung ließ ihn ſeine Abkunft vergeſſen. Als er von einer Krankheit befallen wurde, welche die Hülfe eines Chirurgus nöthig machte, ließ er den bekannten Chirurg des Hotel-Dieu, Boudon rufen. „Ich hoffe, ſagte die Eminenz zu ihm, Sie werden nicht mit mir umgehen, wie mit Ihren Bettlern im Hotel Dieu“ — „Alle dieſe Bettler, ſetzte Boudon, ſind Eminenzen für mich.“

IX.

Ueber die Symptomen des scandalösen Todes des Cardinals Dübois. Zur Bestätigung dessen, was der Herzog von St. Simon darüber berichtet.

(Aus den Papieren eines Herrn vom Hofe aus dieser Zeit. Zusatz zu §. 9. Buch VI.)

Auf jeder neuen Stufe, die der Abbé Dübois erstieg, sah er sich von dem öffentlichen Urtheile verfolgt.

Auch nach seinem Tode, dessen Ursachen so schrecklich waren, ließ ihn das Publikum nicht ruhn, man verfolgte das Andenken des Cardinals in Liedern, Bonmots und Spottgedichten.

Seit langer Zeit litt der Cardinal an einer unheilbaren schimpflichen Krankheit; es war bekannt, daß er bei lebendigem Leibe verfaulte, und man mußte ein sehr großes Bedürfniß haben, um sich seiner Person zu nähern, denn er stank heftig. Er wollte sich bei der Revüe dem Publikum zeigen und sein Uebel verbergen, worüber man in allen Gesellschaften spottete, und die beißendsten Spottgedichte verbreitete; aber nach dieser Revüe, der er zu Pferde beiwohnte, verschlimmerte sich seine Krankheit so sehr, daß er sich zu Bette legen mußte, und nie wieder aufstand.

Nachdem die Aerzte seinen Zustand in Augenschein genommen hatten, suchten sie ihn zu bewegen, daß er die Sakramente empfangen, und sich zu einer gefährlichen Operation entschließen möchte. Er hatte zu keinem von beiden Lust, und fluchte wie ein Besessener; indessen entschloß er sich nach einiger Ueberlegung des Wohlstandes halber einen Barfüßer holen zu lassen, und man glaubte, daß er beichten wollte. Der Barfüßer kam wirklich und ging zu dem Kranken hinein, verließ ihn aber ungefähr nach einer Viertelstunde wieder, und man sagte, der Mönch habe zu viel zu thun gefunden, oder der Cardinal habe ihm nichts zu thun geben wollen: denn er umging den Empfang des Abendmahls, indem er vorgab, daß der Geistliche, der nicht gewohnt sey, Eminenzen das Abendmahl zu reichen, das Ceremoniel nicht wissen würde, das er nicht verletzt wissen wollte. Dübois starb wie er gelebt hatte, ein Besessener.

X.

Schilderung der Sitten in Frankreich während der Regentschaft des Herzogs von Orleans.

(Aus den Papieren einiger Herren vom Hofe der Zeit.)

Im J. 1719 zeigte sich die Sittenlosigkeit in Paris öffentlich und ungescheut, und die Großen gingen mit ihrem Beispiele voran. Die verwitwete Herzogin lebte öffentlich mit Law. Die Herzogin von Bourbon, die von ihrem Manne verachtet war, ließ sich von dû Chagia trösten. Die Prinzessin von Conti, die Tochter des verstorbenen Königs, die eine halbe Heilige, und oft von Gewissensbissen beunruhigt war, konnte ihrem Neffen la Valliere nicht entsagen. Die junge Prinzessin von Conti hatte, trotz der Eifersucht ihres Mannes, la Fare zum Geliebten, den sie bald für Clermont, den Gesellschaftskavalier ihres Hauses, aufgab. Ihre Schwester, Fräulein von Charolois, liebte leidenschaftlich den Herzog von Richelieu, und ihre jüngste Schwester, die schöne Clermont, fing schon an den Herzog von Melun zu lieben. Den drei Töchtern des Regenten wurde auch leidenschaftlich der Hof gemacht: die Herzogin von Berry lebte mit Rions: die Aebtissin von Chelles hielt sich in ihrem Kloster theils an ihren Vater, theils an die jungen Nonnen; und Richelieu lebte, neben dem Fräulein von Charolois, noch mit der dritten. Fräulein de la Roche für Yon wurde von Marton geliebt, und die Herzogin dû Maine hatte den Cardinal von Polignac zum Liebhaber. Die Prinzen und Prinzessinnen rächten sich für den Zwang, den ihnen Ludwig XIV. für ihre Lüste angethan, und daß sie, um der Meinung der Zeit willen, zu heimlichen Heirathen, wenn es möglich war, sich hatten zwingen müssen. Aber jetzt, nach dem Tode Ludwigs XIV., genoß man die Freiheit öffentlich, und mit dem Muthwillen junger Leute die den Schulzwang abgeschüttelt haben. Dieß von den Liebschaften der Prinzessinnen, ohne weiteres Detail; die Prinzessinnen müssen es wissen, wie gefährlich es für sie ist, zu Befriedigung ihrer Lüne ihren Rang wegzuwerfen und sich mit den übrigen in eine Klasse zu setzen.

Die Prinzen von Geblüt benutzten die Toleranz des Publikums nicht nur durch Untreue gegen ihre Gemahlinnen und ertra Maitressen, sondern noch durch eine gestissentliche

Ver-

Veränderlichkeit in ihren Ausschweifungen. Mr. le Duc, nachheriger erster Minister nach des Herzogs von Orleans Tode, machte besonders den beiden Damen, Frau von Prie und Frau von Mesle, den Hof, und der Regent allen denen, die ihm einmal gefielen, und blieb nur kurze Zeit einer treu.

Nach dem Tode der Herzogin von Berry fesselte den Regenten eine Operntänzerin mit Namen Emilie, die der Mühe werth ist kennen zu lernen, weil sie wirklich die Achtung des Regenten verdiente. Sie war nicht so ausschweifend wie die Souris, die alles was sie erhielt, einem Pagen des Herzogs von Luxembourg gab, den sie leidenschaftlich liebte; sie war immer nur einer Neigung fähig. Ihre Herrschaft hätte länger dauern können, wenn der Regent nicht so unbeständig gewesen wäre. Er machte ihr beständig Geschenke an Geld, an goldenem Schmuck und Edelsteinen, sie trug an ihrem Arme sein Porträt mit prächtigen Diamanten verziert; aber alles dieß war ihr gleichgültig und Nebensache, denn sie liebte nur die Person des Regenten. Eines Tages wollte ihr der Prinz zwei Ohrengehänge schenken, die ihm 15000 Liv. gekostet hatten. Emilie wollte bescheiden die Diamanten nicht annehmen und sagte, sie wären zu kostbar für sie: sie bat ihn, daß er ihr 15000 Liv. in Geld geben möchte, wofür sie sich ein Haus zu Pantin kaufen könnte; da wollte sie wohnen, wenn sie nicht mehr das Glück haben würde, von ihm geliebt zu seyn; denn, sagte sie, nachdem sie die Gunst eines so großen Prinzen genossen, würde nie wieder einer ihr Herz besitzen. Der Regent billigte ihren Entschluß, versprach ihr treu zu bleiben, umarmte sie zärtlich und schickte ihr 25000 Liv. Banknoten statt der 15000 Liv. Emilie nahm davon für 10000 und gab das übrige dem Regenten zurück, indem sie sagte, er habe sich ohne Zweifel geirrt. Der Regent versicherte ihr, daß er die Absicht gehabt, ihr die ganze Summe zu schenken, nöthigte sie, es wieder anzunehmen, und versicherte sie seiner ganzen Achtung.

Zum Beweis, daß er wahr redete, dient folgende Anecdote. Eines Tages hatte ihm der Abbé Dubois wichtige Depeschen aus England mitzutheilen, auf die auf der Stelle geantwortet werden mußte, er kam daher schon früh um 7 Uhr zu ihm, trat an sein Bett und fand ihn an Emiliens Seite. Er trat sogleich zurück und erwartete, daß sie aufstehen sollte; aber der Regent rief ihn, fragte ihn, warum er heute so früh komme, und sagte: „Emilie ist verschwiegen, sie hat einen herrlichen Verstand, vielleicht kann sie uns einen guten Rath geben.“ Der Abbé gehorchte und referirte dem Regenten. Hierauf fragte dieser Emilien, was sie von dem, was sie gehört, dächte. Emilie gab eine so gute Antwort, daß der Regent ihren Rath annahm, indem er sagte: „hatte ich dir nicht gesagt, daß sie uns einen guten Rath geben würde? Thu also, wie sie gesagt hat.“ Der Abbé ging, unwillig, daß die Geheimnisse des Staats einer Maitresse anvertrauet wurden, und ihre Entdeckung galt, indem er nicht bedachte, daß seine Grundsätze und Maximen weit verdächtiger waren, als die der Opernsängerin.

Diese Anecdoten sind aus den Memoires des Marschalls Richelieu.

Urkundliche Beylagen

zur

Beſtätigung der Memoires

des

Herzogs von Saint Simon

über

die Regentſchaft

des Herzogs von Orleans.

Inſtruction

für den Herzog von Saint Simon, Pair von Frankreich, Mitglied des Conſeils de Regence, Gouverneur der Stadt, Citadelle und Grafſchaft Blaye, da er als außerordentlicher Ambaſſadeur des Königs nach Spanien ging.

vom 21. October 1721.

Se Majeſtät, von der Klugheit des Herzogs von Orleans geleitet, haben ſich nicht ſobald in Stand geſetzt geſehn, dem Könige von Spanien Beweiſe der Geſinnung zu geben, die Sie immer gegen Ihn gehegt, als Sie alles, was von Ihnen abhing, gethan, um ihm zu beweiſen, daß die letzten Verfälle der vollkommenen und aufrichtigen Freundſchaft, die durch ſo viel Bande zwiſchen dieſem Monarchen und Ihnen befeſtigt, und ihrem gegenſeitigen Intereſſe und dem Wohl ihrer Völker ſo angemeſſen iſt, keinen Eintrag habe thun können.

Die Erfahrung hat bald die Meinung beſtätigt, die der König von der Klugheit des Königs von Spanien, ſo wie von ſeinen guten Geſinnungen gehabt, und nachdem dieſer Monarch alle ſchicklichen Mittel verſucht, um die Ruhe von Europa zu ſichern, iſt er den Wünſchen des Königs zuvorgekommen, indem er ihm das Anerbieten gethan, durch neue, eben ſo dauerhafte als ehrenvolle, Bande die Freundſchaft wieder anzuknüpfen, die ſtets zwiſchen den beiden Linien des Königlichen Hauſes beſtehen ſollte.

In dieſer Abſicht hat der kath. König in den Briefen, die er an den König und an den Herzog von Orleans geſchrieben, den Vorſchlag gethan, die Vermählung Sr. Majeſtät mit der Infantin von Spanien, und die Vermählung des

Prinzen von Asturien mit der Prinzessin von Orleans sogleich abzuschliessen, und die letztere unverzüglich zu vollziehen.

In der Ueberzeugung, daß diese neuen Bande, indem sie die Eintracht und Freundschaft und das vollkommenste und innigste Vertrauen zwischen dem Könige und dem Könige von Spanien herstellen, nicht minder zu dem Ruhme und Glanze seines Hauses beitragen, als das Wohl und gegenseitige Glück der Völker beider Monarchien befördern würden, hat der König geglaubt, nichts unterlassen zu dürfen, was er dazu beitragen könnte, und hat daher in seiner Antwort an den König von Spanien ihm zu beweisen gesucht, wie sehr der von ihm gethane Antrag der Stimmung seines Herzens und seinen angelegentlichsten Wünschen angemessen gewesen. Er hat dem Marquis von Maulevrier, seinem außerordentlichen Gesandten am Spanischen Hofe, die nöthige Instruction und Vollmacht ertheilt, um in seinem Namen über die Bedingungen und Artikel der Vermählung zwischen Ihm und der Infantin von Spanien zu unterhandeln und sie zu unterzeichnen; aber da seine und des kathol. Königs Würde fodert, daß die öffentlichen Handlungen zu Erfüllung seiner und des Königs von Spanien Wünsche, mit allem dem Glanze begleitet seyen, der sich bei solchen Gelegenheiten ziemt; so hat er zu diesem Geschäft eine Person wählen zu müssen geglaubt, die einen ausgezeichneten Rang mit besondern Talenten verbände, und im Stande wäre, die Ehre des Geschäftes zu behaupten, und hat zu dem Ende den Herzog von Saint Simon, Pair von Frankreich, Mitglied des Conseil de Regence, Gouverneur der Stadt, Citadelle und Grafschaft Blaye, Gouverneur und Amtshauptmann von Senlis ernannt, um als außerordentlicher Ambassadeur an den Spanischen Hof zu gehen, in seinem Namen um die Infantin von Spanien zu werben, die Artikel der Vermählung mit dieser Prinzessin abzuschliessen, und auch mit dem Könige und der Königin von Spanien und den Prinzen und Herren, die dazu gezogen werden würden, den förmlichen Contract, in Gemäßheit der Artikel, zu unterzeichnen.

Mehrere gleichdringende und wichtige Gründe erhöhen noch die Ungeduld, womit Se Majestät Ihre Vermählung mit der Infantin von Spanien abgeschlossen, und diese Prinzessin schon in Frankreich angelangt zu sehn wünschen, und außer den soliden Vortheilen, die Sie bei einer Ihrer Neigung sowohl, als Ihrer Würde und Ihrem Interesse, so entsprechenden

gemessene Entschließung, im Auge haben, können Sie nicht zweifeln, daß die, auf den Ruhm und auf die Macht des königlichen Hauses eifersüchtigen Fürsten mit Verdruß eine so innige und dauerhafte Vereinigung der Kronen von Frankreich und Spanien, durch so feste Bande, knüpfen seyn, und es ist gewiß, daß, so lange die Mächte hoffen können, diese Verbindung zu trennen, oder ihr Hindernisse in den Weg zu legen, sie mit fortgesetzter Anstrengung dieß zu bewirken suchen, und bei dieser Gelegenheit vielleicht unter sich Verbindungen schließen werden, deren Folgen gefährlich werden könnten; statt, daß wenn die Pfänder der neuen Verbindung, welche der König und der König von Spanien miteinander einzugehn gesonnen sind, gegenseitig ausgewechselt würden, die Hoffnung, diesen Plan zu vereiteln, verschwinden, und diese Mächte aufhören würden, sich eine unnütze Mühe zu geben zu einem Zweck, den sie nicht mehr erreichen könnten.

Durch diese so wichtigen Betrachtungen bewogen, will Se Majestät, daß der Herzog von Saint Simon unverzüglich nach Madrid abreise, und daß er seine Reise und sein Geschäft so schnell als möglich zu betreiben suche, damit die Abreise der Infantin von Madrid, und ihre Ankunft an den Grenzen der beiden Königreiche noch vor dem Eintritt der Jahreszeit geschehe, welche die Reise über die Gebürge und überhaupt den ganzen Weg erschweren könnte.

Der König schreibt eigenhändig zwei Briefe, einen für den König und den andern für die Königin von Spanien, welche der Herzog von Saint Simon bei seiner ersten geheimen Audienz ihnen einhändigen wird. Zu gleicher Zeit werden ihm zwei Beglaubigungsschreiben von Sr Majestät, durch die Staatskanzlei ausgefertigt, übergeben werden, deren er sich bei den öffentlichen Audienzen, die er nachher bei dem Könige und der Königin von Spanien haben wird, bedienen wird.

Sobald er in Madrid angekommen seyn wird, wird er sich bei dem, welcher die Ambassadeurs introducirt, zu Folge der an allen Höfen eingeführten Sitte, melden, und wenn dieser kömmt, um ihm das bei solchen Gelegenheiten gewöhnliche Compliment zu machen, so wird er ihm auftragen, den König und die Königin von Spanien zu bitten, daß sie ihm eine Privataudienz zu ertheilen geruhen möchten.

Seine erste Sorge, wenn er zur Audienz gelassen worden, wird seyn, diesem Monarchen und der Königin, sie mögen ihm zusammen oder abgesondert Audienz geben, die

hen, daß Gott der Allmächtige uns groſſe Gnad erwieſen, indem er uns von Tod und Gefahr beym Landen bewahrte, als wir zu Fuß ankamen, und gegen unſere Feinde anzogen, die zu Pferde waren.

Große Gnade bewies uns auch unſer Herr Gott, indem er uns Damiette in die Hände gab, welches wir nicht wohl anders hätten einnehmen können, als durch Hunger, wie man ſolches klärlich daraus abnehmen kann, weil König Johann zu unſerer Väter Zeiten ſie auch durch Hunger eingenommen hat. Eben ſo mag wohl unſer Herr von uns ſagen, wie er von den Kindern Iſrael ſagt, wenn er ſpricht: et pro nihilo habuerunt terram deſiderabilem. Und was ſagt er weiter? Er ſagt, ſie hätten Gottes vergeſſen, der ſie doch errettet gehabt; und wie wir ſeiner vergeſſen haben, das will ich weiter unten erzählen.

Jetzt zuerſt vom Könige! Dieſer ließ ſeine Baronen, geiſtliche und weltliche, zuſammen kommen, und bat ſie, ihm guten Rath zu geben, wie die in der Stadt gewonnene Beute zu vertheilen ſeyn möchte. Der Patriarch war der erſte, welcher das Wort nahm, und alſo ſprach: „Sire, mich dünkt, es ſey wohlgethan, wenn Ihr den Weitzen, die Gerſte, den Reis und alle Lebensmittel zurückbehaltet, um die Stadt damit zu verſorgen; und daß in dem Heere ausgerufen werde, daß alle andere Beute bey Strafe des Bannes, in die Behauſung des Legaten gebracht werden ſolle.“ Dieſem Rathe ſtimmten zwar alle Baronen bey; allein es zeigte ſich doch, daß alle Beute, die man in des Legaten Behauſung brachte, nicht mehr als ſechstauſend Livres betrug.

Als das geſchehen war ließen der König und die Baronen den Herrn Johann von Valery, den biedern

Ritter

lebhaftesten Versicherungen von dem aufrichtigen Wunsch
ben, den Se Majestät immer bei sich genährt, eine auf
und vollkommene Freundschaft mit Ihren katholischen
stäten zu unterhalten, und von der lebhaften Freude, d
empfunden, als Sie von Ihnen neue Beweise einer
Gesinnung erhalten; daß wenn dem Könige die Weis
Königs von Spanien zuvorgekommen ist, er versicher
daß er darum nicht in seiner Freundschaft gegen einen
chen übertroffen ist, dessen seltene Talente noch den Gl
Krone, die er trägt, erhöhen, und daß, um noch be
zeigen, wie sehr er die Absichten des Königs und der K
von Spanien erfüllt zu sehn wünscht, er ihm vorgesc
hat, unverzüglich um die öffentliche Audienz zu bitte
er im Namen Sr Majestät förmlich um die Infan
Ihnen werben soll, indem der König überzeugt ist, da
katholischen Majestäten ihn gern davon dispensiren
vor dieser Verrichtung seinen öffentlichen Einzug zu
mit dessen Zurüstungen die so kostbare Zeit verschwend
den würde, da eine Menge der dringendsten Gründ
Augenblick zu schonen gebieten.

Er wird zu dem, was ihm Se Majestät von Ihr
sinnungen erklärt, alles das hinzufügen, was er für s
achten wird, Ihren katholischen Majestäten die gänzli
friedenheit zu bezeugen, mit welcher Sie die Vermählu
Prinzen von Asturien neben der Zusicherung der Ihrig
der Infantin von Spanien, schließen sehen, indem Si
zeugt sind, daß man die glücklichsten Folgen von dies
pelten Vermählung zu erwarten habe; und damit alles
von Sr Majestät abhangen kann, Ihrer Freude üb
Ereigniß, und Ihren Gesinnungen gegen den König v
nien, so wie Ihrer Liebe gegen den Herzog von Orlea
sprechend sey, so haben Sie sich entschlossen, die Prinz
Orleans selbst auszuzeichnen
weisen, die Sie Ihrer eignen Tochter beweisen würd
dieß soll der Herzog von Saint Simon Ihren kath. M
als einen Beweis des Eifers, mit welchem der Kö
Ihre Zufriedenheit zu verdienen suchen wird, bemerklich

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der K
Spanien gern die Abschließung einer Sache beschleuni
wird, die er so eifrig gewünscht hat, und es ist wa
lich, daß die von dem Herzog von Saint Simon
öffentliche Audienz ihm unverzüglich nach seiner Priva

bewilligt werden wird; aber wenn sie um einige Tage verschoben werden sollte, da sie bloß eine äußere Ceremonie ist, die nur der gewöhnlichen Sitte halber geschieht, und da schon alles für die Vermählung des Königs mit der Infantin verabredet und vertragen ist, so hindert nichts, die Akten hiezu mit den Commissarien des Königs von Spanien zum voraus zu entwerfen, damit sie sogleich unterzeichnet werden können, sobald der König und die Königin von Spanien den Herzog von Saint Simon zu einer zweiten öffentlichen Audienz haben rufen lassen, um ihm zu erklären, daß sie den im Namen des Königs gethanen Antrag genehmigt haben; und er muß zu der Vorbereitung der Acten jeden Augenblick benutzen, den er in der Zwischenzeit abmüssigen kann, so daß die Unterzeichnung derselben unverzüglich vorgenommen werden, und die Abreise der Infantin ohne Aufenthalt an dem bestimmten Tage erfolgen könne, um zu gleicher Zeit mit der Prinzessin von Orleans an der Grenze einzutreffen.

Der Herzog von Saint Simon wird aus den ihm einzuhändigenden Copien des Tractats und der Artikel, welche unterzeichnet und ratificirt worden, sehen, worin die Contracte bestehn sollen, die er zu Madrid zu unterzeichnen hat.

Die Zufriedenheit des Königs mit den Diensten des Marquis von Maulevrier, die er ihm in den verschiedenen Geschäften, die ihm anvertraut wurden, geleistet hat, und die Beweise seines Eifers, die er ihm gegeben, seit er das Amt als außerordentlicher Gesandte in Spanien bekleidet, würden hinreichende Beweggründe seyn, um ihm neue Auszeichnungen zu ertheilen; aber noch mehr ist Se Majestät dazu durch das Vertrauen aufgefodert, das ihm der König von Spanien bezeugt hat, indem er sich seiner bedient, um dem Könige die ersten Eröfnungen, in Rücksicht der beiden Vermählungen, von denen jetzt die Rede ist, zu machen, und indem er erklärt hat, daß er wünsche, daß der Marquis den Auftrag bekäme, die Artikel der Vermählung zu unterhandeln, und zu unterzeichnen: so daß der König durch alle diese Betrachtungen sich gedrungen fühlt, ihn mit dem Titel eines außerordentlichen Ambassadeurs zu ehren, neben dem Herzog von Saint Simon, so daß er mit ihm alle Verrichtungen eines Ambassadeurs theilen, und auch mit ihm die Artikel und den Contract der Vermählung zwischen Sr Majestät und der Infantin unterzeichnen soll, und Dieselben wollen aus diesem Grunde, daß diese Instruction unter ihnen gemeinschaftlich

sey, so wie die Vollmacht, welche Sie den Herzog von S
Simon vor seiner Abreise zustellen lassen werden.

Was die Form betrifft, welche in Rücksicht der Acten,
der Herzog von Saint Simon und der Marquis von Ma
vrier zu unterzeichnen haben, zu beobachten ist, so ist zu
merken, daß, obschon an den Stipulationen, und selbs
den Ausdrücken der vom Marquis von Maulevrier unterz
neten Präliminarartikel nichts zu ändern ist; doch die,
solchen Gelegenheiten beobachtete Sitte, und die Würde
contrahirenden Theile verlangt, daß der König von Spa
eine oder mehrere ausgezeichnete Personen zu Commissä
ernenne, die kraft ihrer Vollmacht mit dem Herzog von S
Simon und mit dem Marquis von Maulevrier, welche e
falls Vollmacht von Sr Maj. haben werden, in zwei Or
nalen, Französisch und Spanisch, eine neue Acte von de
ben Artikeln unterzeichnen, in welcher Acte jener Artikel,
in Form von Präliminarien unterzeichnet worden, keine
wähnung geschehen wird, so wie darin die Bedingung
Auswechselung der Ratificationen nicht beigefügt werden w
weil diese schon ausgefertigt und überschickt seyn werden;
zwar muß diese Unterzeichnung zwischen dem Herzog von
Simon, dem Marquis von Maulevrier und den bevollm
tigten Commissarien des Königs von Spanien der Unterze
nung des förmlichen Ehecontracts vorhergehen.

Man kann diese Acte wenige Tage vor Unterzeichnu
des Contracts; vielleicht erst den Tag vorher unterzeichnen,
wie es von den Commissarien des Königs und dem Mar
von Los balbases, bei Unterzeichnung der Artikel und
Contractes der Vermählung des verstorbenen Königs von S
nien mit der Königin Maria Luise geschehen ist.

Wenn der Contract in Gemäßheit der Artikel ent
ist, und der König von Spanien den Tag zur Unterzeichn
angesetzt hat so begeben sich der Herzog von St. Simon
der Marquis von Maulevrier zum Könige, um bei der Un
zeichnung gegenwärtig zu seyn, und unterzeichnen sodann b
nach dem Könige, der Königin und den Prinzen von S
nien, aber vor jedem, von welcher geistlichen oder weltli
Würde er seyn möchte, dem der König und die Königin v
Spanien die Ehre erzeigen wollen, den Contract mit un
zeichnen zu lassen. Die Ambassadeurs des Königs müssen
per unter dem andern in der zweiten Columne neben der

terzeichnung des letzten der Spanischen Prinzen sich unterzeichnen.

Diese Acte muß in die gewöhnliche Form der öffentlichen Urkunden gebracht, und den Staatssecretärs des Königs von Spanien, die bei dieser Gelegenheit die Function als Notarien des Königs haben, übergeben werden, und von diesen muß hernach eine authentische Ausfertigung davon in Spanischer Sprache gemacht werden, die nebst einer Französischen Uibersetzung desselben Contracts, die von demselben Staatssecretär certificirt ist, den Ambassadeurs des Königs übergeben werden muß.

Was die Präliminarartikel betrifft, welche von dem Marquis von Maulevrier für die Vermählung des Prinzen von Asturien mit der Prinzessin von Orleans unterhandelt und unterzeichnet worden sind, so wird der Herzog von Saint Simon aus der Copie, die ihm zu seiner besondern Einsicht eingehändigt werden wird, eine vollkommne Kenntniß davon erhalten, aber weder er noch der Marquis von Maulevrier haben über diesen Punkt am Spanischen Hofe eine Unterhandlung einzugehen; und diese so bestimmten, unterzeichneten und ratificirten Präliminarartikel werden nur als Norm zu denjenigen dienen, die zu Paris mit dem Ambassadeur des Königs von Spanien in der gewöhnlichen Form werden unterzeichnet werden, und zu dem Ehecontract, der von demselben Ambassadeur im Namen seines Königs mit Sr Majestät und dem Königlichen Hause unterzeichnet werden wird.

Der Herzog von Saint Simon hat hierbei nur darauf zu sehen, daß, da der König die Prinzessin von Orleans wie seine eigne Tochter selbst vermählen, und sie mit allem, einer Französischen Königstochter gebührenden Gepräng und Ehre an die Spanische Grenze bringen lassen will, sie in Spanien die Behandlung als Infantin von Spanien, selbst schon vor der Vollziehung ihrer Vermählung mit dem Prinzen, genießen müsse. Gleiche Behandlung soll auch die Infantin genießen, sowohl bei ihrem Empfang und auf der Reise, als während ihres Aufenthalts im Königreiche, bis zu der Zeit, wo sie den Thron theilt, und man wird alle Aufmerksamkeit anwenden, um ihr die ihrer Geburt und ihrem Rang gebührende Auszeichnung zu erweisen.

Obgleich es noch nicht möglich ist, die Zeit zu bestimmen, wann die Prinzessin von Orleans ausreisen, und an der Grenze ankommen kann, wo sie von den vom Könige von

Spanien ernannten Personen empfangen werden soll, während die vom Könige ernannten die Infantin empfangen; so kann man doch versichern, daß kein Augenblick zu Ausführung dieses Vorhabens verloren werden wird, um so mehr da der kathol. König die Vermählung des Königs und die des Prinzen von Asturien zu der Vollziehung, die bei jeder möglich ist, so lebhaft gebracht zu sehn wünscht, und er den Herzog von Ossone zum außerordentlichen Ambassadeur nach Frankreich ernannt hat, um bei Sr Majestät dasselbe Geschäft, in Rücksicht der Vermählung des Prinzen von Asturien mit der Prinzessin von Orleans, zu verrichten, das der Herzog von Saint Simon, in Rücksicht der Werbung um die Infantin, und der Unterzeichnung der Artikel und des Contracts der Vermählung des Königs mit dieser Prinzessin, zu Madrid zu verrichten hat: so daß allem Anschein nach die Prinzessin von Orleans gegen das Ende des Monats October ausreisen wird, und da ihre Reise, mit Inbegriff der Rasttage, in fünf und dreißig Tagen vollendet seyn kann, so wird folglich die Auswechselung der beiden Prinzessinnen spätestens gegen den 10. December geschehen können; und darauf werden von Seiten des Königs alle nöthigen Anstalten zur Reise getroffen werden.

Der Herzog von St. Simon hat sich nach dem gegen den Herzog von St. Aignan, während seines Aufenthaltes zu Madrid, als außerordentlichen Ambassadeur des Königs, beobachteten Ceremoniell zu richten, über welches ihm ein Memorial nebst dieser Instruction eingehändigt werden wird, und sollten besondere Fälle eintreten, die nicht vorhergesehn haben werden können, so ist die allgemeine Regel, nach der er sich richten kann, das gegen den Nuncius und die Ambassadeurs der höchsten Mächte an diesem Hofe übliche Ceremoniell, mit dem seit der Thronbesteigung des Königs von Spanien eingetretenen Unterschiede, daß die Ambassadeurs des Königs alle die Vorrechte genießen, welche unter der Regierung Carls II. die Ambassadeurs des Kaisers, als eines Fürsten aus demselben Hause, genossen.

Was die Entschädigung betrifft, welche die fremden Ambassadeurs am Spanischen Hofe von der Stadt Madrid für die ehemalige Quartiersfreiheit an Geld erhielten, da der König von Spanien seit einigen Jahren auch diese Schadloshaltung durch ein Decret aufgehoben, und der König nicht will, daß seine Minister gegen diese neue Verfügung irgend etwas thun sollen; so soll der Herzog von St. Simon hierüber ein vollkom-

nes Stillschweigen beobachten; und sollten die andern fremden Minister ihn zu bewegen suchen, daß er mit ihnen vereinigt ihre Ansprüche auf jenes Privilegium oder die substituirte Entschädigung verfolgen sollte, so soll er sich damit entschuldigen, daß er dazu keinen Befehl habe, und daß ihm sein kurzer Aufenthalt zu Madrid keine Zeit dazu lasse, indem er sogleich zurückkehren solle, sobald er die Geschäfte vollendet, zu denen seine Gesandtschaft bestimmt gewesen.

Da es ausgemacht ist, daß die Vollziehung der Vermählung des Prinzen von Asturien mit der Prinzessin von Orleans vor sich gehen soll, sobald sie volle zwölf Jahre alt ist, und sie es den 11. December dieses Jahres, also noch vor ihrer Ankunft in Madrid, wird, so ist es der Wille des Königs, daß der Herzog von St. Simon, wenn er die ihm anvertrauten Functionen in Rücksicht der Werbung um die Infantin im Namen Sr Majestät und in Rücksicht der Unterzeichnung der Artikel und des Contractes, vollendet hat, noch am Hofe des Königs von Spanien bleibe, um in derselben Eigenschaft als außerordentlicher Ambassadeur des Königs der Vollziehung der Vermählung des Prinzen von Asturien mit der Prinzessin von Orleans beizuwohnen, und daß er nach Verrichtung dieser Function seine Beurlaubungsaudienz nehme, und dann ohne Verweilen zurückkehre, um Sr Majestät Rechenschaft von der Ausführung Ihrer Befehle abzulegen.

Aus dem, dieser Instruction beizufügenden, Memorial über das, bei der wiederholten Vollziehung der Vermählung des verstorbenen Königs von Spanien Carls II. mit der Königin Maria Luise, in Rücksicht der Ambassadeurs des Königs, beobachtete Ceremoniell, werden der Herzog von St. Simon und der Marquis von Maulevrier ersehen, welchen Rang sie bei der Vermählungsfeier des Prinzen von Asturien einzunehmen haben, und Se Majestät wollen, daß sie sich gänzlich danach richten. Der König zweifelt auch nicht, daß wenn die Großen oder irgend jemand, wer es auch sey, bei dieser Gelegenheit einen Anspruch machen sollten, der der Würde seiner Ambassadeurs Eintrag thäte, der kathol. König sie zur Ruhe verweisen und erklären werde, daß er ihnen alles, was ihrem Charakter gebührt, erweisen wolle.

Ob man gleich mit Grund glauben kann, daß der König von Spanien alles thun wird, um die Infantin auf eine, der Würde des Königs und seiner eignen angemessene Art geleiten zu lassen, so wird es doch gut seyn, wenn der Herzog von

von St. Simon die Aufmerksamkeit hat, sich nach den vornehmsten Personen zu erkundigen, die den Auftrag erhalten, diese Prinzessin an die Grenze zu geleiten, und sollte der kath. König zur Uebergabe der Infantin und zum Empfang der Prinzessin von Orleans, und zu der Unterzeichnung der bei diesen Gelegenheiten üblichen Acten keinen Herrn von Titel ernennen, so müßte in diesem Falle der Herzog von Saint Simon den kath. König darauf aufmerksam machen, daß sowohl der hergebrachte Gebrauch als die Würde beider Theile fodert, daß ein Herr von Titel diese Verrichtung von beiden Seiten versehe, und er müßte ihm die Schicklichkeit und Nothwendigkeit vorstellen, daß er von seiner Seite eine solche Person schicken müsse.

Der Herzog von St. Simon wird auf seiner Reise die verwittwete Königin von Spanien besuchen, die sich entweder zu Bayonne oder auf ihrem Landhaus, nicht weit daron, befindet. Er wird hiezu einen eigenhändigen Brief vom Könige an sie erhalten, und wenn er bei der Königin zur Audienz gelassen ist, so wird er sich aller der Ausdrücke bedienen, die ihm am schicklichsten scheinen werden, um ihr die Achtung und Freundschaft, welche Se Majestät stets gegen sie gehegt haben, zu bezeugen. Er wird ihr sagen, daß der König ihm besonders anempfohlen, ihr die Versicherung seiner besten Gesinnungen bei Gelegenheit der beiden Vermählungen, die beschlossen worden, und die er ihr gemeldet, aufs neue zu wiederholen, und er wird die Aufmerksamkeit haben, in seinem Gespräch mit der Königin alles was ihm nöthig scheint zu sagen, um sie zu überzeugen, daß der König über die, zwischen den beiden Linien des Königlichen Hauses zu stiftenden nähern Verbindungen sehr erfreut ist. Er muß nur bei dieser Gelegenheit besonders darauf Acht haben, daß er über diesen Punkt sich auf eine Art äußere, daß man sich seiner Ausdrücke nicht bedienen könne, um das Mißtrauen der regierenden Königin zu erregen, als wolle man sich künftig einen besondern Einfluß auf den Spanischen Hof zu verschaffen suchen; und dieß überläßt der König ganz der Klugheit des Herzogs von St. Simon, der leicht ersehen wird, wie wichtig es sey, daß man alles zu vermeiden suche, was den Uebelgesinnten Anlaß geben könnte, unter diesem Vorwande das Vertrauen zu untergraben, das die Frucht der neuen, vom Könige mit dem Könige von Spanien zu schließenden Verbindungen seyn muß. Nachdem nun Se Majestät dem Herzog von St. Simon in

Betreff der ihm anvertrauten wichtigen Function Ihre Meinung eröfnet, wollen Dieſelben ihn noch von dem Verhältniß Ihrer Verbindungen mit dem Könige von Spanien und Ihres Intereſſe in Verhältniß mit ihm, nach der gegenwärtigen Lage der Dinge, unterrichten, damit er in Stand geſetzt werde, danach ſeine Aeußerungen und ſein Betragen einzurichten, wenn er Gelegenheit hat, ſich dem Könige und der Königin von Spanien zu nähern, oder mit den Miniſtern und andern Perſonen, welche einigen Einfluß auf dieſen Monarchen haben können, zu ſprechen.

Er wird zu Anfang dieſes Memorials bemerkt haben, daß Se Majeſtät, nach dem Beitritt des Königs von Spanien zu dem Londner Tractat, dieſen Monarchen geneigt gefunden, das gute Verſtändniß und die Freundſchaft, die ſich für ihr beiderſeitiges Intereſſe ziemt, unter ſich wieder herzuſtellen; dieſes gute Vernehmen hat ſich durch die Bemühungen des Herzogs von Orleans und durch den gemeinſchaftlichen Wunſch, die Ruhe Europens zu ſichern, befeſtigt; in der Ueberzeugung nun, wie wichtig es ſey, den, auf das gute Einverſtändniß zwiſchen Frankreich und Spanien eiferſüchtigen Mächten die Hoffnung zu benehmen, England in ihr Intereſſe zu ziehen, die einzige Macht, welche durch ihre Seemacht im Stande iſt, die ehrſüchtigen Abſichten zu unterſtützen, wodurch die öffentliche Ruhe geſtört werden könnte, iſt von Seiten Sr Majeſtät alles mögliche gethan worden, um dieſe Krone in die Verbindung mit Frankreich und Spanien zu ziehen; und die Bemühungen des Herzogs von Orleans zu dieſem Zweck haben die Wirkung gehabt, daß zwiſchen Frankreich, Spanien und England eine Defenſivallianz zu Erhaltung und Sicherung der Ruhe Europas zu Stande gekommen iſt, welchem Tractat die von Utrecht, der der Triplealianz, der vom Haag, und die Tractaten von Londen zum Grunde gelegt worden.

Dieſer Tractat einer Defenſivallianz zwiſchen Frankreich, Spanien und England enthält eine gegenſeitige Garantie der Staaten der contrahirenden Mächte, und Frankreich und England verſprechen dem kath. Könige ihren Beiſtand auf dem Congreß zu Cambray, um endlich, was noch zwiſchen dieſem Fürſten und dem Kaiſer zu Vollziehung der Londner Tractate zu reguliren übrig iſt, zu Ende zu bringen.

Dieſe Kenntniß ſetzt den Herzog von Saint Simon in Stand, das gehörige Verhalten zu beobachten, wenn der Fall einträte, wo der König von Spanien ſich gegen ihn über ſein

Ver-

Verhältniß zu Sr Majestät und über die Erwartungen, di
er sich von Ihnen macht, erklärte. Er kann ihn versichern
daß der König, abgesehen von dem neuen Bande, das in Zu
kunft ihr Interesse vereinigen wird, geneigt ist, das Interess
des Königs von Spanien wie sein eignes zu behaupten, un
in allem, was von ihm abhängt, seine Zufriedenheit zu er
langen suchen wird, daß er sich hiezu nur noch mehr durch di
neuen Beweise, die er von seiner Freundschaft erhalten, ge
drungen fühlt, und daß er keine Gelegenheit vorbeilassen wird
wo er ihm Beweise der seinigen geben kann; aber währen
er ihm diese Versicherungen in den lebhaftesten und bestimm
testen Ausdrücken gibt, muß er zugleich Acht haben, daß e
bei dem Könige von Spanien nicht den Wunsch wieder reg
mache, den er seit seinem Beitritt zu den Londner Tractate
immer noch gehegt hat, mit Hülfe Frankreichs einen zweite
Krieg in Italien anzufangen, und daselbst seine Ansprüch
geltend zu machen.

Man weiß mit Gewißheit, daß dieser Monarch, de
durch alles was seine Würde verletzt, so leicht zu beleidige
ist, zu seinem Unternehmen auf Sardinien und Sicilien
sonders durch die seiner Würde in der Person Moling
angethane Beleidigung bewogen wurde, welcher auf sei
Rückkehr von Rom nach Spanien zu Mailand angehalten wo
den; und es wäre nicht unmöglich, daß er unter den gegen
wärtigen Umständen nach dem, was zu Wien geschehen ist
noch stärkere Aufforderungen zur Rache empfände.

Es scheint in der That, nachdem der Londner Tract
vom Könige von Spanien angenommen worden, als habe m
nicht zu erwarten, daß der Kaiser seine Rechte ausüben un
sich eine Gewalt anmaßen werde, die nur der Krone v
Spanien zukömmt; und doch hat der Kaiser dieß gethan, in
dem er mehreren den Titel Grandezza gegeben.

Man weiß noch nicht, welchen Eindruck die Nachrich
von diesem Schritte auf den kath. König gemacht hat. Ma
kann nicht zweifeln, daß es ihm anstößig seyn wird; aber ob
gleich man ein solches Unternehmen nicht entschuldigen kann,
so ist es doch sehr wichtig, daß man den schlimmen Eindruck
wo möglich zu lindern, oder wenigstens den üblen Folgen vor
zubeugen suche, indem man den König von Spanien auf sei
eignes Interesse verweist. Man muß ihm die Hoffnung l
sen, daß er Genugthuung dafür erhalten werde, wenn ihm
dieß am Herzen liegen sollte, ihm aber vorstellen, daß m
vo

vor allen Dingen die allgemeinen Angelegenheiten von Europa einen festen Stand gewinnen, und das Königreich zu Kräften kommen lassen müsse, das sowohl durch den Zustand der Finanzen als durch die in mehrern großen Provinzen herrschenden Seuchen leidet; aber zugleich muß der Herzog von Saint Simon dem Könige von Spanien sagen, daß diese wichtigen Rücksichten, welche diese Zurückhaltung gegenwärtig nöthig machen, Se Majestät nicht gehindert haben, mehrere nachdrückliche Versuche bei dem Könige von England, und, in Vereinigung mit diesem, am Wiener Hofe zu machen, um dem Könige von Spanien die gebührende Genugthuung zu verschaffen; daß das Deutsche Ministerium des Kaisers weit entfernt ist, jenen Schritt dieses Monarchen zu billigen oder zu unterstützen, und daß, je mehr man von den Vermählungen, welche die beiden Linien des königl. Hauses so eng verbinden, zu hoffen hat, es um so nothwendiger ist, sich im Anfange Mäßigung aufzuerlegen, selbst bei Dingen, die noch so sehr zu rügen wären, damit man dem Wiener Hofe keinen Vorwand an die Hand gebe, diejenigen Mächte, welche jene Vereinigung mit eifersüchtigen Augen ansehn könnten, in sein Interesse zu ziehen; und endlich, daß der König von Spanien darauf rechnen kann, daß der König und der Herzog von Orleans mit Freuden alle Mittel ergreifen werden, nicht allein in diesem Fall, sondern in allen folgenden Fällen, um seinen Ruhm und sein Interesse zu befördern, und daß, wenn er ihrer Aufmerksamkeit und Sorgfalt vertrauen will, er sehen wird, daß alles was ihn angehen kann, von Sr Majestät und dem Regenten als Ihr eignes theuerstes Interesse angesehn werden wird.

Der Herzog von St. Simon wird leicht einsehn, daß, da die Defensivallianz, welche der König mit dem Könige von Spanien und dem Könige von England geschlossen, sich auf die Tractaten von Utrecht, Haag und London gründet, in welchen das Recht des Königs von England auf diesen Thron anerkannt wird, diejenigen, welche im Dienst Sr Majestät sind, unter keinem Vorwande, wie er auch heißen möge, mit den Anhängern des Prätendenten in Commerz stehn dürfen, besonders aber in Dingen, die direct oder indirect irgend einen Bezug auf die Unternehmungen dieses Prinzen gegen die gegenwärtige Regierung von Großbrittannien haben könnten.

Obgleich dieser Befehl Sr Majestät allgemein und unbedingt ist, so darf er doch den Herzog von St. Simon nicht hin-

Ritter, zu ſich entbiethen. „Sire von Valery, ſagte der König, wir haben beſchloſſen, daß Euch der Legat die ſechstauſend Livres einhändigen ſoll, um ſie ſo zu vertheilen, wie es Euch am beſten dünken wird. — Sire! antwortete der biedere Ritter, Ihr erzeigt mir gar viel Ehre; habt Dank dafür! Aber dieſe Ehre und das Geſchäft, das Ihr mir antragt, nehm ich, ſo Gott will, nicht an. Ich würde dadurch einen redlichen Gebrauch des heiligen Landes verletzen, welcher darin beſteht, daß, wenn feindliche Städte erobert werden, von der Beute, die man darin findet, der König ein Drittheil, und die Pilger die beyden andern Drittheile erhalten ſollen. Nach dieſem Gebrauche that auch König Johann, als er Damiette eingenommen hatte; und ſo thaten, wie die Alten ſagen, gleichergeſtalt die Könige von Jeruſalem, die vor König Johann waren. Wollt Ihr nun die zwey Drittheile von Weizen, Gerſte, Reiß und den andern Lebensmitteln mir anvertrauen, ſo bin ich gern bereit ſie unter die Pilger auszutheilen.“ Dem Könige gefiel dieſer Rath nicht, und daher unterblieb die Vertheilung; worüber denn gar viele unzufrieden waren, daß der König die alten redlichen Gebräuche nicht mehr hielte. Des Königs Leute, die billig hätten denken ſollen, ließen ſich verleiten ihre Waaren ſo theuer anbringen zu wollen, als nur möglich war. Da nun das Gerücht davon im Auslande ſich verbreitete, kamen manche Kaufleute deswegen gar nicht ins Lager. Die Baronen, die das Ihrige gut hätten aufbewahren ſollen, um es an rechten Orte und zu rechter Zeit zu haben, fingen dagegen an, große Gaſtmahle und große Schmauſereyen zu geben. Der gemeine Mann hing ſich an unzählige Weibsbilder; welches die Folge hatte, daß der König nach unſerer Zurückkunft aus der Gefangenſchaft, ſeine ganze Dienerſchaft verab-

hindern, den Herzog von Ormond mit Höflichkeit zu em
pfangen, und ihm mit allem Anstand zu begegnen; aber e
darf mit ihm, so wie mit allen Anhängern des Prätendenten,
in kein besonderes Verhältniß treten, und eben so wenig darf
er ihnen sein Ohr leihen, wenn sie ihm ihre Projecte und
Maaßregeln anvertrauen wollten, ohne jedoch bei solchen Ge
legenheiten sich einer Aeußerung schuldig zu machen, die die
Person und Würde des Prätendenten beleidigen könnte.

Die Verbindungen, die der König mit dem Könige von
England eingegangen, machen nöthig, daß der Herzog von
St. Simon dem Colonel Stanhope, dem Ambassadeur des
Königs von England am Hofe von Madrid, alle mögliche Auf
merksamkeit erweise. Es ist für den guten Fortgang der Dinge,
und um diesem Minister allen Anlaß zu benehmen, daß er nicht
eine nähere Verbindung zwischen Frankreich und Spanien, als
die, welche mit seinem Könige Statt hat, argwohne, sogar
nothwendig, daß ihm der Herzog von St. Simon alles an
vertraue, was auf das gemeinschaftliche Interesse der drei ver
einigten Mächte Bezug haben könnte, damit er nicht mit
Grund die Klage führen könne, als habe man ihm irgend et
was vorenthalten, was ihm als dem Minister einer verbunde
nen und freundschaftlichen Macht zu wissen nöthig gewesen.

Unter den Franzosen, die zu Madrid sind, giebt es meh
rere, mit welchen die Minister des Königs in keinem Umgang
und keinem Verhältniß stehen dürfen. Unter diese gehören
Herr von Magny und die Bretagner, die an der Bretagner
Verschwörung Theil gehabt haben. Was Herrn von Mar
cillac betrifft, obgleich seine Flucht nicht zu entschuldigen ist,
und mit Umständen begleitet gewesen, die ihm eine gerechte
Ahndung zuziehen könnten, so mag doch der Ambassadeur des
Königs weniger streng gegen ihn seyn, wenn er ihn an dritt
ten Orte trifft, aber Zutritt darf er ihm nicht verstatten.

Der König und der Regent wollen nicht, daß der Prinz
von Cellamare und diejenigen, die zum Anhange der Prin
zessin des Ursins gehören, oder mit ihr durch Verwandt
schaft verbunden sind, um ihres ehemaligen Betragens willen,
von dem Umgang mit dem Herzog von St. Simon, den sie
vielleicht suchen könnten, ausgeschlossen seyn sollen; er mag sie
mit Höflichkeit behandeln, und es soll von dem Vergangenen
gegen sie keine Rede mehr seyn. Aber diese Erlaubniß überhebt
ihn nicht der Vorsicht, ihnen kein Vertrauen zu beweisen, das
gemißbraucht werden könnte; und da bei seinem Aufenthalte

zu Madrid seine vorzügliche Sorge dahin gehen muß, daß er sich dem Könige und der Königin von Spanien gefällig mache, so wird er die Vorsicht gebrauchen, mit niemanden in ein besonderes Verhältniß zu treten, als mit den Personen, von denen er weiß, daß sie ihnen nicht mißfallen, und sich gegen die übrigen in den gewöhnlichen Schranken der Höflichkeit halten. Er wird sich auch gegen solche, die ihm besondere Eröfnungen machen wollten, leicht mit seinem kurzen Aufenthalte entschuldigen und sich ihnen entziehen können, indem seine Abreise auf die Zeit der Vermählungsfeier des Prinzen von Asturien angesetzt sey; und diese Vorsicht ist um so nothwendiger, da fast alle die Ambassadeurs, die den Mißvergnügten Gehör geliehen haben, von mehrern unter ihnen betrogen worden sind, und sie ihnen durch ihre falschen Insinuationen das Vertrauen des Königs von Spanien entzogen, und sie außer Stand gesetzt haben, dem Könige mit Nutzen zu dienen.

Diese allgemeinen Regeln und das, was sonst der Herzog von St. Simon vom Charakter der Spanischen Großen und der andern, die einigen Theil an Verwaltung der Geschäfte haben, weiß, mögen ihm zur Norm seines Verhaltens dienen. Er braucht nur dem Rathe der Französischen Bedienten des Königs von Spanien zu folgen, ohne sie jedoch durch den Gebrauch, den er davon macht, zu compromittiren, und ihnen auch zu viel zu vertrauen. Die Herren Valouze und la Roche sind die, welche das meiste Zutrauen zu verdienen scheinen; indessen hat die Erfahrung gelehrt, daß man auf diesem Wege wenig wesentliches gewinnt. Aber so ist es nicht mit dem Pater Daubenton; dieser ist ein weiser, einsichtsvoller Mann, den seine Stelle, als Beichtvater des kath. Königs, in Stand setzt, wesentliche Dienste zu leisten. Er hat zu allen Zeiten die Vereinigung der beiden Monarchien zu wünschen geschienen, weil er stets überzeugt gewesen, daß sie dem Interesse des Königs und des Königs, seines Herrn, am angemessensten sey. Da er mehrmals die Veränderlichkeit des Glücks erfahren, und seine Gunst einigemal erschüttert worden, so handelt er mit viel Vorsicht und Klugheit; selten hat er offenbar werden lassen, was er für das gemeine Beste bei der Kronen nützliches gethan, und hat oft sein Verdienst gestissentlich verheimlicht. Der Herzog von St. Simon hat es ihm ganz zu überlassen, welches Betragen er gegen ihn äußerlich beobachten soll, aber insgeheim kann er ihm nicht genug bezeugen, wie dar°bar Se Majestät und der Regent ihm für

seine guten Gesinnungen sind, und wie sehr der König wünscht, ihm Beweise seiner vollkommenen Zufriedenheit geben zu können; und er mag ihm zugleich versichern, daß der König, so wie der Regent, ihm nichts angelegentlicher anempfohlen haben, als daß er ihm ganz vertrauen möge, daß er aber, was die äußere Bezeigung betrifft, sich danach richten möge, was er für seine Person und für die Befestigung der Verbindung zwischen dem Könige und dem Könige von Spanien am zuträglichsten halte.

Se Majestät überlassen es der Klugheit des Herzogs von St. Simon nach dem, was Sie ihm von Ihren Verbindungen mit dem Könige von Spanien und der Beziehungen, die sie auf die allgemeinen Angelegenheiten haben können, eröffnet, sein Betragen einzurichten: Sie sind überzeugt, im Vertrauen auf seine Klugheit, daß er davon in Ausführung des angezeichneten Auftrags, den Sie ihm anvertrauen, einen guten Gebrauch machen wird, und Sie wünschen, daß er Ihnen alle Postage und auch durch außerordentliche Courriere, so oft er es nöthig erachten wird, von dem Fortgang seines Geschäfts Rechenschaft ablegen möge, und Dieselben empfehlen ihm noch an, daß er keinen Augenblick verlieren möge, um diese wichtige Angelegenheit zu ihrer Vollendung zu bringen, und, soweit es von ihm abhängt, die Ankunft der Infantin von Spanien an den Gränzen des Reichs zu beschleunigen.

Brief des Königs an den König von Spanien.

Paris den 4. October 1721.

Ich bin durchdrungen von der Güte Ew. Majestät. Dieselben bezeugen Sie mir in Ihren Briefen auf eine so liebevolle Art, und geben mir davon so sprechende wesentliche Beweise, daß niemals etwas einen tiefern Eindruck auf mein Herz machen kann: Ich erwarte daher die Infantin von Spanien nur mit größerer Sehnsucht. Ich hoffe durch die Sorgfalt und unablässige Aufmerksamkeit, womit ich ihr zu gefallen mich bestreben werde, die Pflicht der Dankbarkeit, die ich Ihnen schuldig bin, zum Theil erfüllen zu können. Noch mehr haben Ew. Majestät mich in Verbindlichkeit gegen dieselben dadurch gesetzt, daß Sie Fräulein von Montpensier zu

Ge-

Gemahlin des Prinzen von Asturien gewählt haben. Ich werde sie stets als meine eigne Schwester betrachten, und als ein neues Pfand der Verbindung der beiden Monarchien, die für beide Nationen so erwünscht, und für die allgemeine Ruhe so wichtig ist. Ew. Majestät konnten nicht mit mehr Klugheit und Edelsinn für dieses theure Gut sorgen. Ihr Gebet um die Erhaltung desselben, das Ihre Frömmigkeit der Erhörung so würdig macht, wird stets das meinige begleiten. Ich kann mir keinen edlern Zweck vorsetzen, als mich ganz in Ihre Absichten zu fügen, und Ihnen durch alle Handlungen meines Lebens die Freundschaft, die Ergebung und Erkenntlichkeit, wovon ich gegen Sie voll bin, zu beweisen.

Brief des Königs Ludwigs XV. an die Königin von Spanien.

Paris den 4. October 1721.

Das kostbare Geschenk, das Ew. Majestät mir gemacht, indem Sie mir die Infantin bestimmten, hat mich schon ganz zu Ihrem Sohne gemacht, und mit welcher Freude sah ich aus Ihrem liebevollen Briefe vom 21. September, daß Sie auch Mutter gegen mich seyn wollen. Ich darf mir schmeicheln, daß ich mit der Prinzessin nunmehr Einen Platz in Ihrem Herzen behaupten werde, und daß Sie die Zärtlichkeit, die Ihnen das Blut gegen die Tochter gebietet, auf uns beide übertragen werden. Ich erwarte die Prinzessin mit Ungeduld, um ihr recht bald die Aufmerksamkeit bezeugen zu können, die ich ihr schuldig bin, um ihr von Tag zu Tage Beweise einer unwandelbaren Liebe zu geben, und um ihre Zärtlichkeit zu verdienen, die das ganze Glück meines Lebens machen wird. Aber ich werde dieß Glück stets und mit dem Gedanken genießen, daß ich es Ew. Majestät schuldig bin, und meine Liebe zur Infantin wird eins seyn mit der Freundschaft und Dankbarkeit gegen Ew. Majestät. Durch die Wahl des Fräuleins von Montpensier für den Prinzen von Asturien, an der Ew. Majestät Theil gehabt, ist meine Verbindlichkeit nur verdoppelt. Ich wiederhole hier, was ich schon dem Könige von Spanien versichert, daß ich diese Prinzessin als mein-

meine eigne Schweſter betrachten werde; und ich habe die angenehme Ueberzeugung, daß Ew. Majeſtät nicht wenig zu dem hohen Glück, das der Prinzeſſin widerfährt, beigetragen haben. Ich zähle mit dankbarem Herzen dieſe Verbindlichkeit zu den vielen andern, die ich ſchon gegen Ew. Majeſtät habe, und die ich mit lebhaftem Dank erkenne.

Ende.

Historischer
CALENDER
für
Damen
für das Jahr 1791

Sächs. Landes-Bibl.

von

Friedrich Schiller

Leipzig
bey G. C. F. Göschen

234/17
1850 * 2866

Kalender

Für das Jahr 1791.

abſchiedete. Auf meine Frage, warum er das gethan? gab er mir zur Antwort: er habe Gewißheit gehabt, daß diejenigen, denen er den Abſchied gegeben, in der Entfernung eines mäßigen Steinwurfs von ſeinem Zelte ihre Hurenwinkel gehalten; und das zu der Zeit, wo das Heer in der größten Noth geweſen wäre.

Laßt uns nun zu unſerer Sache zurückkehren, und alſo fortfahren. Kurz darauf, nachdem wir Damiette eingenommen hatten, erſchien die ganze Reuterey des Sultans vor dem Lager, und griff es von der Landſeite an. Der König und die ganze Ritterſchaft ergriffen die Waffen. Ich ging in voller Rüſtung zum König, und fand ihn, ganz gerüſtet, in einem Armſeſſel, und biedere Ritter, die zu ſeiner Schaar gehörten, ebenfalls Stück für Stück bewafnet. Ich bat ihn für mich und meine Leute um Erlaubniß, bis vor das Lager hinaus gehen zu dürfen, damit die Sarazenen nicht in unſere Gezelte einbrechen mögten. Als der Herr Johann von Beaumont dieſes mein Geſuch hörte, ſchalt er mich deswegen ſehr, und gebot mir im Nahmen des Königs, mein Zelt nicht eher zu verlaſſen, als wenn es der König befehlen würde.

Der biedern Ritter, die bey dem Könige waren, hab' ich mit Vorbedacht erwähnt; denn es waren ihrer acht bey ihm, alles gute Ritter, die ſowohl dieſſeits als jenſeits des Meers den Waffenpreis davon getragen hatten; und ſolche pflegt man eigentlich gute Ritter zu nennen. Die Nahmen der Ritter die zunächſt um den König waren, ſind folgende: Herr von Sargines, Herr Maſi von Marley, Herr Philipp von Manteuil, Herr Humbert von Beaujeu, Connetable von Frankreich, der aber jetzt nicht gegenwärtig war, ſondern außerhalb des Lagers, mit dem Anführer der

Bogen-

Januar. 31 Tage.

Die Sonne tritt in den Wassermann d. 20. Jan.

W. u. M. T.	Neuer Januar.	Russischer Dezember.	Mond-Wechsel.
S 1	Neujahr.	21 Julian.	
S 2	S. n. Neuj.	22 15 S. Anast.	Neum. d. 4. Jan. um 5 Uhr 3 Min. Abends.
M 3	Enoch	23 16 M. in Er.	
D 4	Loth	24 Eugen.	
M 5	Simeon	25 Christk.	
D 6	H. 3 König.	26 Vers. Mar.	
F 7	Isidorus	27 Stephan	
S 8	Erhard	28 20000 M.	
S 9	1 Epiphan.	29 16 S. 14000 M.	
M 10	Paul. Eins.	30 Anysius	Erstes Viertel d. 12. Jan. um 6 Uhr 28 Min. Morg.
D 11	Hygin	31 Melania	
M 12	Reinhold	1 Besch. E. Neuer	
D 13	Hilarius	2 Sylvester	
F 14	Felix	3 Malach.	
S 15	Maurus	4 V. 70 A.	
S 16	2 Epiphan.	5 17 S. The.	Vollm. d. 20. Jan. um 6 Uhr 37 Min. Morg.
M 17	Antonius	6 Ersch. E.	
D 18	Prisca	7 Vers. J. T.	
M 19	Sara	8 Georg	
D 20	Fab. Seb.	9 Polyeuct	
F 21	Agnes	10 Gregor.	
S 22	Vincenz	11 Theodosius	
S 23	3 Epiphan.	12 18 S. Tat.	Letztes Viertel d. 27. Jan. um 8 Uhr 4 Min. Morg.
M 24	Timotheus	13 S. Hermil	
D 25	Paul. Bek.	14 V. v. B. S.	
M 26	Polycarp	15 Paulus	
D 27	Chrysostom.	16 Pet. Kett.	
F 28	Carolina	17 Anton	
S 29	Samuel	18 Ath. Cyr.	
S 30	4 Epiphan.	19 19 S. Mac.	
M 31	Virgilius	20 Euphem.	

Graf v. Thurn:
Werft sie zum Fenster hinaus!

Sächs.
Landes-
Bibl.

Januar.

M. T.	Sonnen Afg.	Utg.	Mds Aufg Utrg.	Kalender der Juden. 5551.
1	8 4	3 56	4 6	25 Sabb. (Tebeth)
2	8 3	3 57	5 14	26
3	8 3	3 57	6 18	27
4	8 2	3 58	U. M.	28
5	8 2	3 58	5 24	29
6	8 1	3 59	6 37	1 Shebat. Neumondsf.
7	8 0	4 0	7 49	2
8	7 59	4 1	8 59	3 Sabbat.
9	7 58	4 2	10 5	4
10	7 58	4 2	11 9	5
11	7 57	4 3	U. V.	6
12	7 56	4 4	0 12	7
13	7 55	4 5	1 14	8
14	7 54	4 6	2 15	9
15	7 52	4 8	3 16	10 Sabbat.
16	7 50	4 10	4 12	11
17	7 49	4 11	5 4	12
18	7 48	4 12	5 51	13
19	7 47	4 13	6 33	14
20	7 45	4 15	A. M.	15 Freudentag.
21	7 44	4 16	6 14	16
22	7 43	4 17	7 29	17 Sabbat.
23	7 41	4 19	8 44	18
24	7 40	4 20	9 59	19
25	7 38	4 22	11 15	20
26	7 37	4 23	A. V.	21
27	7 35	4 25	0 30	22
28	7 33	4 27	1 42	23
29	7 31	4 29	2 52	24 Sabbat.
30	7 30	4 30	3 57	25
31	7 28	4 32	4 55	26

Februar. 28 Tage.

Die Sonne tritt in die Fische den 18. Februar.

W. u. M. T.	Neuer Februar.	Russischer Januar.	Mond-Wechsel.
Sonntag 1	Brigitta	21 Maximus	
2	Mar. Rein.	22 Timotheus	
Montag 3	Blasius	23 Clemens	Neum. d. 3. Febr. um 6 Uhr 29 Minut. Morg.
4	Veronica	24 Xenie	
Dienst. 5	Agathe	25 Gr. Theol.	
6	5 Epiphan.	26 20 S. Xen.	
Mittw. 7	Richard	27 Chrysost.	
8	Salomon	28 Euphr. S.	
Donn. 9	Apollonia	29 Ignatius	Erstes Viertel d. 11. Febr. um 4 Uhr 20 Min. Morg.
10	Scholastica	30 Hippolyt	
Freyt. 11	Euphrosina	31 Cyrill.	
12	Eulalia	1 Tryphon	
Sonnt. 13	6 Epiphan.	2 21 S. M. R.	
14	Valentin	3 Simon	
Montag 15	Faustin	4 Isidor	
16	Juliane	5 Agathe	Vollm. d. 18. Febr. um 8 Uhr 26 Minut. Abends.
Dienst. 17	Constantin	6 Bucolus	
Mittw. 18	Concordia	7 Parthenus	
Donn. 19	Gabinus	8 Theodor	
20	Septuag.	9 22 S. Niceph.	
Freyt. 21	Eleonore	10 Karalamp.	
22	Petri Stuhlf.	11 Blasius	
Sonnt. 23	Serenus	12 Mel. Aler.	Letztes Viertel d. 25. Febr. um 3 Uhr 47 M. Ab.
24	Matthias	13 Martin.	
Montag 25	Gotthilf	14 Aurent.	
26	Leander	15 Onesimus	
Dienst. 27	Serages.	16 23 S. P. Ben.	
Mittw. 28	Romanus	17 Th. d. L.	

Du hast eine Königstochter geheurathet,
und besinnest dich eine Krone anzunehmen?

Sächs. Landes-Bibl.

Februar.

M. T.	Sonnen: Afg.	Utg.	Mds Aufg Utrg.	Kalender der Juden. 5551.
1	7 26	4 34	5 43	27 (Schebat.)
2	7 24	4 36	6 24	28
3	7 23	4 37	U.M.	29
4	7 21	4 39	6 33	30 Neumondsfeyer.
5	7 19	4 41	7 41	1 Adar. N. F. Sabb.
6	7 18	4 42	8 46	2
7	7 16	4 44	9 50	3
8	7 14	4 47	10 52	4
9	7 13	4 48	11 54	5
10	7 11	4 50	U. V.	6
11	7 9	4 52	0 55	7
12	7 8	4 53	1 52	8 Sabbat.
13	7 6	4 55	2 46	9
14	7 4	4 57	3 38	10
15	7 2	4 59	4 25	11
16	7 0	5 1	5 6	12
17	6 57	5 4	5 41	13
18	6 56	5 5	A. M.	14 Klein Purim.
19	6 54	5 7	6 23	15 Sabbat.
20	6 52	5 9	7 41	16
21	6 51	5 10	9 0	17
22	6 49	5 12	10 17	18
23	6 47	5 14	11 33	19
24	6 44	5 17	A. V.	20
25	6 42	5 19	0 45	21
26	6 41	5 20	1 51	22 Sabbat.
27	6 39	5 22	2 49	23
28	6 36	5 25	3 40	24

März. 31 Tage.

Die Sonne tritt in den Widder den 20. März.

W. u. M. T.	Neuer März.	Russischer Februar.	Monds-Wechsel.
Sonntag	1 Albinus	18 Leo P.	Neum. d. 4. März um 9 Uhr 19 Min. Abends.
Montag	2 Simplicius	19 Archipp	
Dienstag	3 Kunigunde	20 Leon v. C.	
Mittwoch	4 Adrian	21 Timoth.	
Donnerst.	5 Friedrich	22 Eugenia.	
Freytag	6 Ekkomihi	23 1 Fast. S.	Erstes Viertel d. 13 März um 0 Uhr 42 Min. Morg.
Samstag	7 Felicitas	24 H. J. Q. C.	
Sonntag	8 Fastnacht.	25 Tarasius	
Montag	9 Aschermi.	26 Procop.	
Dienstag	10 Alexander	27 Porphyr.	
Mittwoch	11 Rosine	28 Basilius	
Donnerst.	12 Gregor.	29 Eudoxia	
Freytag	13 1 Invocav.	2 2 Fast. S.	Vollm. d. 20 März um 8 Uhr 3 Minut. Morg.
Samstag	14 Zacharias	3 Eutrop.	
Sonntag	15 Christoph	4 Geras.	
Montag	16 1 Quatemb.	5 Con. M.	
Dienstag	17 Gertraud	6 42 Märt.	
Mittwoch	18 Anshelm	7 Bas. d. G.	
Donnerst.	19 Josephus	8 Theoph.	
Freytag	20 2 Remin.	9 3 Fast. S.	Letztes Viertel d. 26 März um 11 Uhr 43 Min. Abends.
Samstag	21 Benedict	10 Quadr.	
Sonntag	22 Casimir	11 Sophron	
Montag	23 Eberhard	12 Theoph.	
Dienstag	24 Gabriel	13 Niceph.	
Mittwoch	25 Mar. Verk.	14 Benedict.	
Donnerst.	26 Emanuel	15 Agapet.	
Freytag	27 3 Oculi	16 4 Fast. S.	Frühl. Anf. den 20. März. Tag u. Nacht gleich.
Samstag	28 Malchus	17 Alexis	
Sonntag	29 Eustachius	18 Cyrillus	
Montag	30 Guido	19 Chrys. C.	
Dienstag	31 Detlev.	20 M. v. G.	

Fortwoche. Anf. d. großen (März) Fasten bis Ostern.

Der fliehende König nach der Prag. Bataille
. Ich weis nun wer ich bin !

Bogenschützen nebst dem Meister von den Serjents des Königs, zur Wache für das Lager, damit es die Türken nicht beschädigen möchten.

Unter andern begab es sich, daß Herr Walther von Autreche in seinem Zelte seine ganze Rüstung anlegte; und nachdem er zu Pferde gestiegen war, den Schild am Hals, den Helm auf dem Haupte, ließ er die Wände seines Zeltes aufziehen, und sprengte spornstreichs gegen die Türken hin. Indem er so ganz allein aus seinem Zelte davon sprengte, rief ihm sein ganzes Gefolge nach: „Chatillon!“ Allein bevor er noch die Türken erreichte, stürzte sein Pferd, und rennte über ihn davon, mit seinem Wappen behangen, zu den Feinden; weil die meisten Sarazenen auf Stuten ritten, wurde das Roß zu ihnen gelockt. Augenzeugen haben uns erzählt, vier Sarazenen seyen gekommen, als Herr Walther so am Boden gelegen, und haben ihm, im Vorübergehen, große Schläge mit ihren Keulen gegeben. Es retteten ihn jedoch der Connetable von Frankreich und einige königliche Serjents, die ihn unter den Armen in sein Zelt zurück führten. Als er wieder da war, konnt' er nicht reden. Verschiedene Aerzte und Wundärzte im Heere besuchten ihn; und da sie keine Todesgefahr zu sehen glaubten, ließen sie ihm an beyden Armen zur Ader. Abends ganz spät sagte mir Herr Aubert von Nancy, wir möchten ihn doch besuchen; denn wir hatten ihn noch nicht gesehen, und es war ein Mann von großem Ruf und bewährter Tapferkeit. Als wir in sein Zelt traten, kam uns einer von seinen Kammerdienern entgegen, damit wir leise auftreten und seinen Herrn nicht aufwecken möchten. Wir fanden ihn auf Decken von zartem Grauwerk liegen; wir näherten uns ihn ganz leise, und

Sächs.
Landes-
Bibl.

M T.	Sonnen: Afg.	Utg.	Mds Aufg Utrg.	Kalender der Juden. 5551.
1	6 35	5 26	4 24	25 (Adar.)
2	6 33	5 28	5 1	26
3	6 30	5 31	5 31	27
4	6 28	5 33	U. N.	28
5	6 26	5 35	6 31	29 Sabbat.
6	6 24	5 37	7 38	30 Neumondsfeyer.
7	6 22	5 39	8 42	1 Veadar. Neum. F.
8	6 20	5 41	8 56	2
9	6 18	5 43	10 48	3
10	6 16	5 45	11 45	4
11	6 15	5 46	U. V.	5
12	6 13	5 48	0 40	6 Sabbat.
13	6 11	5 50	1 33	7
14	6 9	5 52	2 21	8
15	6 7	5 54	3 1	9
16	6 6	5 55	3 38	10
17	6 4	5 57	4 12	11 Fasten Esther.
18	6 2	5 59	4 43	12
19	6 1	6 0	5 13	13 Sabbat.
20	6 0	6 1	A. N.	14 Groß Purim.
21	5 58	6 3	8 2	15 Schuschan pur.
22	5 55	6 6	9 23	16
23	5 52	6 9	10 39	17
24	5 50	6 11	11 50	18
25	5 48	6 13	A. V.	19
26	5 46	6 15	0 49	20 Sabbat.
27	5 44	6 17	1 46	21
28	5 42	6 19	2 30	22
29	5 40	6 21	3 9	23
30	5 39	6 22	3 42	24
31	5 37	6 24	4 11	25

April. 30 Tage.

Die Sonne tritt in den Stier den 20. April.

M. u. M. T	Neuer April.	Russischer März.	Monds-Wechsel.
Fr. 1	Theodora	21 Jacob Ev.	
Sa. 2	Amalie	22 Basil. d. G.	
So. 3	4 Lätare	23 5 Fast. S.	Neum. d. 3. April um 1 Uhr 33 Min. Nachmitt.
M. 4	Ambros.	24 Zacharias	
Di. 5	Hoseas	25 Mar. V.	
Mi. 6	Irenäus	26 Vers. G.	
Do. 7	Egesippus	27 Matron.	
Fr. 8	Cölestinus	28 Hilarion	Erstes Viertel d. 11. Apr. um 6 Uhr 9 M. Ab.
Sa. 9	Bogislaus	29 Marcus	
So. 10	5 Judica	30 6 Fast. S.	
M. 11	Julius	31 Hypatius	
Di. 12	Eustorgius	1 Maria	Voll m. d. 18. Apr. um 5 Uhr 39 M. Ab.
Mi. 13	Patricius	2 Titus	
Do. 14	Tiburtius	3 Nicetas	
Fr. 15	Paternus	4 Joseph	Letztes Viertel d. 25. Apr. um 8 Uhr 38 M. Fr.
Sa. 16	Carisius	5 Theodul.	
So. 17	6 Palmar.	6 7 Fast. S.	
M. 18	Valerianus	7 Georg	
Di. 19	Hermogenes	8 Herodian	
Mi. 20	Gulpicius	9 Euphych.	
Do. 21	Gr. Donn.	10 Terent.	
Fr. 22	Eharfreyt.	11 Antipas	Sichtb. Sonnenf. d. 3. April Nachmitt.
Sa. 23	Georg	12 Basil. d. P.	
So. 24	H. Ostertag	13 Ostern	
M. 25	Ostermont.	14 Martin	
Di. 26	Osterdienst.	15 Aristarch	Unsichtb. Mondf. d. 18. Apr. Abends.
Mi. 27	Anastasius	16 Agapus	
Do. 28	Vitalis	17 Simeon	
Fr. 29	Sibylla	18 Johann	
Sa. 30	Eutropius	19 Joh. Einf.	

Wallenstein, Herzog von Friedland
von Stralsund.

Sächs.
Landes-
Bibl.

April.

M T.	Sonnen: Afg.	Utg.	Mds Aufg Utrg.	Kalender der Juden. 5551.
1	5 35	6 26	4 36	26 (Veadar)
2	5 33	6 28	4 59	27 Sabbat.
3	5 31	6 30	U. N.	28
4	5 29	6 32	7 42	29
5	5 26	6 35	8 44	1 Nisan. Neum. Feyer.
6	5 25	6 36	9 44	2
7	5 23	6 38	10 41	3
8	5 21	6 40	11 33	4
9	5 19	6 42	U. V.	5 Sabbat.
10	5 17	6 44	0 23	6
11	5 16	6 45	1 7	7
12	5 14	6 47	1 45	8
13	5 11	6 50	2 19	9
14	5 9	6 52	2 48	10
15	5 7	6 54	3 17	11
16	5 5	6 56	3 47	12 Großer Sabbat.
17	5 4	6 57	4 17	13
18	5 2	6 59	A. M.	14 Rüsttag.
19	5 0	7 1	8 22	15 Passah.
20	4 58	7 3	9 38	16 II Passah.
21	4 56	7 5	10 46	17 III Passah.
22	4 55	7 6	11 44	18 IV Passah.
23	4 53	7 8	A. V.	19 V Passah. Sabb.
24	4 51	7 10	0 34	20 VI Passah.
25	4 49	7 12	1 17	21 VII Passah.
26	4 47	7 14	1 53	22 Osterfestes Ende.
27	4 45	7 16	2 23	23
28	4 43	7 18	2 50	24
29	4 41	7 20	3 14	25
30	4 39	7 22	3 35	26 Sabbat.

Die Sonne tritt in die Zwillinge d. 21. Me

W. u. M. T.	Neuer May.	Russischer April.	Mond-Wechse
SMDS 1	1 Quasim.	20 1Pf.Theod.	
2	Sigismund	21 Januar	
3	† Erfindung	22 Theod. St.	Neu
4	Florian	23 Georg.	d. 3. Me
5	Gotthard	24 Sabas	um 6 U
6	Aggäus	25 Mark. A.	10 Min
7	Domicilla	26 Basilius	Morg.
SMDS 8	2 Miseric.	27 2 Pf. Sim.	
9	Hiob	28 Jason	
10	Evimachus	29 M. in Cyz.	Erst
11	Mamertus	30 Jacob A.	Viert
12	Pancratius	1 Jeremias	d. 11. M
13	Servatius	2 Athanas. May.	um 7 U
14	Christian	3 T. Maur.	37 Min
			Morg.
SMDS 15	3 Jubilate	4 3 Pf. Pelag.	
16	Peregrinus	5 Irene	
17	Jodocus	6 Hiob	Voll
18	Liborius	7 Erich. des †	d. 18. M
19	Potentian.	8 Johann	um 1 U
20	Athanasius	9 Ej. Nicol.	35 Min
21	Prudentius	10 Simon	Morg.
SMDS 22	4 Cantate	11 4Pf. Ern. C	
23	Esther	12 Epiphan	Letzt
24	Antiochus	13 Glycer.	Viert
25	Urban	14 Isidor	d. 24. M
26	Beda	15 Pachom.	um 7 U
27	Lucian	16 Theodor.	19 Min
28	Wilhelm	17 Andronic.	Abends
SMD 29	5 Rogate	18 5Pf. Theod.	
30	Wigand	19 Patricius	
31	Petronilla	20 Thalale	

Kaiser Ferdinand II hat zur Freude der Ketzer, das Restitutions-Edict unterschrieben.

Sächs.
Landes-
Bibl.

May.

M. T.	Sonnen: Afg.	Utg.	Mds Aufg Utrg.	Kalender der Juden. 5551.
1	4 37	7 24	3 59	27 (Nisan)
2	4 36	7 25	4 22	28
3	4 34	7 27	U. M.	29
4	4 32	7 29	8 40	30 Neumondsfeyer.
5	4 30	7 31	9 34	1 Jiar. Neum. Feyer.
6	4 28	7 33	10 24	2
7	4 27	7 34	11 10	3 Sabbat.
8	4 26	7 35	11 50	4
9	4 25	7 36	U. V.	5 Fasten.
10	4 23	7 38	0 26	6
11	4 22	7 39	0 55	7
12	4 20	7 41	1 24	8 Fasten.
13	4 19	7 42	1 51	9
14	4 17	7 44	2 18	10 Sabbat.
15	4 15	7 45	2 46	11
16	4 13	7 47	3 16	12 Fasten.
17	4 12	7 48	3 51	13
18	4 11	7 49	N. M.	14
19	4 9	7 51	9 34	15
20	4 8	7 52	10 29	16
21	4 7	7 53	11 15	17 Sabbat.
22	4 5	7 55	11 53	18 Schülerfeſt.
23	4 4	7 56	N. M.	19
24	4 3	7 57	0 27	20
25	4 2	7 58	0 55	21
26	4 1	7 59	1 17	22
27	4 0	8 0	1 39	23
28	3 59	8 1	2 3	24 Sabbat.
29	3 58	8 2	2 26	25
30	3 56	8 4	2 53	26
31	3 55	8 5	3 24	27

fanden ihn todt. Als man den König davon berichtete, sagt er: er möchte nicht noch tausend solcher Leute haben, weil sie eben so wenig seine Befehle befolgen würden, als dieser gethan.

Die Sarazenen schlichen sich alle Nacht zu Fuß ins Lager, und brachten alles um, was sie schlafend fanden. So geschah es auch, daß sie die Wache des Herrn von Courcenay umbrachten, und ihn selbst auf einem Tische liegen ließen, und ihn den Kopf abschnitten und diesen mitnahmen, welches sie deswegen thaten, weil der Sultan für jeden Christenkopf einen Besan in Gold bezahlte.

Diese Nachstellungen erfolgten daher, weil die verschiedenen Treffen nach der Reihe jeden Abend die Lagerwache zu Pferd halten ließen: wollten nun die Sarazenen ins Lager, so warteten sie bis das Geräusch von den Pferden und Waffen vorüber war; alsdenn schlichen sie heimlich ins Lager, und wieder davon, ehe der Tag erschien. Daher befahl der König, die Wachen die bisher zu Pferde geschehen waren, sollten forten zu Fuß geschehen. Hierdurch wurde das ganze Lager durch unsere Leute gesichert, die nun besser Wache hielten, weil sie so vertheilt waren, daß Mann an Mann zu stehen kam.

Nach diesen Anordnungen faßte der König den Entschluß, Damiette nicht eher zu verlassen, bis sein Bruder, der Graf von Poitiers, der den Nachzug des französischen Heeres führte, angelangt seyn würde. Damit auch die Sarazenen das Lager nicht zu Pferde beunruhigen möchten, ließ es der König ringsum mit Gräben umziehen; bey den Gräben aber hielten alle Nacht Bogenschützen und Serjents die Wache, so wie auch an den Eingängen des Lagers.

Junius. 30 Tage.

Die Sonne tritt in den Krebs den 21. Junius.

W. u. M. T.	Neuer Junius.	Russischer May.	Monds Wechsel.
M 1	Nicodem.	21 Const. Hel.	Neum.
D 2	Himm. Chr.	22 Himm. C.	d. 1. Jun.
M 3	Erasmus	23 Michael	um 10 Uhr
D 4	Darius	24 Simeon	4 Minut.
F 5	6 Exaudi	25 6 Pf. H. J. T.	Abends.
S 6	Artemius	26 Karpus	
S 7	Lucretia	27 Therapon	Erstes
M 8	Medardus	28 Nicetas	Viertel
D 9	Primus	29 Ther. M.	d. 9. Jun.
M 10	Flavius	30 Isaac	um 5 Uhr
D 11	Barnabas	31 Hermas A.	33 M. Ab.
F 12	Pfingsten	1 Pfingst.	Voll m.
S 13	Pfingstm.	2 Niceph. P.	d. 16. Jun.
S 14	Pfingstd.	3 Lucilian	um 8 Uhr
M 15	2 Quatemb.	4 Metr. P.	32 M. Fr.
D 16	Justine	5 Dorothea	
M 17	Volkmar	6 Bessarion	Letztes
D 18	Homer	7 Theod. M.	Viertel
F 19	Trinit. F.	8 1 S. Theod.	d. 23. Jun.
S 20	Sylveria	9 Cyrill. A.	um 8 Uhr
S 21	Philippina	10 Timoth.	18 Min.
M 22	Acacius	11 Barthol.	Morg.
D 23	Fronleichn.	12 Onuphr.	
M 24	Joh. d. Täuf.	13 Aquil.	
D 25	Febronia	14 Elisa	
F 26	1 Trinit.	15 2 S. A. M.	Somm.
S 27	7 Schläfer	16 Tychon	Anfang
S 28	Leo	17 Emanuel	d. 21. Jun.
M 29	Petr. Paul.	18 Leontius	Längste
D 30	Paul. Ged.	19 Jud. A.	Tag.

Fasten bis zum 28.

Gustav Adolph, entschlossen Deutschland zu retten, nimt, Abschied von den Ständen und empfiehlt ihnen seine Tochter.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Junius.

M. T.	Sonnen: Afg.	Utg.	Mds Aufg Utrg.	Kalender der Juden. 5551.
1	3 55	8 5	U. N.	28 (Jiar.)
2	3 54	8 6	8 23	29
3	3 53	8 7	9 8	1 Siban. Neum. Feyer.
4	3 52	8 8	9 49	2 Sabbat.
5	3 51	8 9	10 23	3
6	3 51	8 9	10 55	4
7	3 50	8 10	11 24	5
8	3 49	8 11	11 51	6 Pfingstfest.
9	3 48	8 12	U. V.	7 Zweyter Pfingst.
10	3 48	8 12	0 18	8
11	3 47	8 13	0 45	9 Sabbat.
12	3 47	8 13	1 13	10
13	3 47	8 13	1 46	11
14	3 46	8 14	2 25	12
15	3 46	8 14	3 10	13
16	3 45	8 15	A. N.	14
17	3 45	8 15	9 3	15
18	3 45	8 15	9 45	16 Sabbat.
19	3 44	8 16	10 20	17
20	3 44	8 16	10 50	18
21	3 44	8 16	11 15	19
22	3 44	8 16	11 39	20
23	3 44	8 16	A. V.	21
24	3 45	8 15	0 2	22
25	3 45	8 15	0 27	23 Sabbat.
26	3 45	8 15	0 53	24
27	3 46	8 14	1 22	25
28	3 46	8 14	1 55	26
29	3 47	8 13	2 32	27
30	3 47	8 13	3 14	28

Julius. 31 Tage.

Die Sonne tritt in den Löwen den 23. Julius.

W. u. M. T.	Neuer Julius	Russischer Junius.	Mond-Wechsel.
☉ 1	Theobald	20 Method.	
☽ 2	M. Heims.	21 Julianus	
☾ 3	2 Trinit.	22 3 S. Euseb.	Neum. d. 1. Jul. um 0 Uhr 32 Min. Nachm.
♂ 4	Ulrikus	23 Agrippine	
☿ 5	Charlotte	24 G. Joh. T.	
♃ 6	Esaias	25 Febronia	
♀ 7	Wilibald	26 David	
☉ 8	Kilian	27 Schl. d. P.	
☽ 9	Luise	28 Cyr. Joh.	Erstes Viertel d. 9. Jul. um 0 Uhr 42 Min. Morg.
☾ 10	3 Trinit.	29 4 S. Pet. P.	
♂ 11	Pius	30 Vers. Ap.	
☿ 12	Heinrich	1 Cosm. D.	
♃ 13	Margar.	2 Kleid. M.	
♀ 14	Bonavent.	3 Hyacinth.	Voll m. d. 15. Jul. um 3 Uhr 41 Min. Abends.
☉ 15	Apost. Th.	4 Andr. C.	
☽ 16	Ruth	5 Athanas.	
☾ 17	4 Trinit.	6 5 S. Sisoes	
♂ 18	Kosma	7 Thom. Ap.	
☿ 19	Ruffinus	8 Procop.	
♃ 20	Elias	9 Panerat.	
♀ 21	Praxedes	10 45 M. d. R.	Letztes Viertel d. 22. Jul. um 11 Uhr 48 Min. Abends.
☉ 22	Mar. Magd.	11 Euphemia	
☽ 23	Hundst. A.	12 Proclus	
☾ 24	5 Trinit.	13 6 S. B. G.	
♂ 25	Jacobus	14 Aquila	
☿ 26	Anna	15 Cyriac.	
♃ 27	Martha	16 Athenog.	
♀ 28	Pantaleon	17 Marina	Neum. d. 31. Jul. um 1 Uhr 28 Min. Morg.
☉ 29	Beatrix	18 Hyacinth	
☽ 30	Abdon	19 Dius M.	
☾ 31	6 Trinit.	20 7 S. El. Pr.	

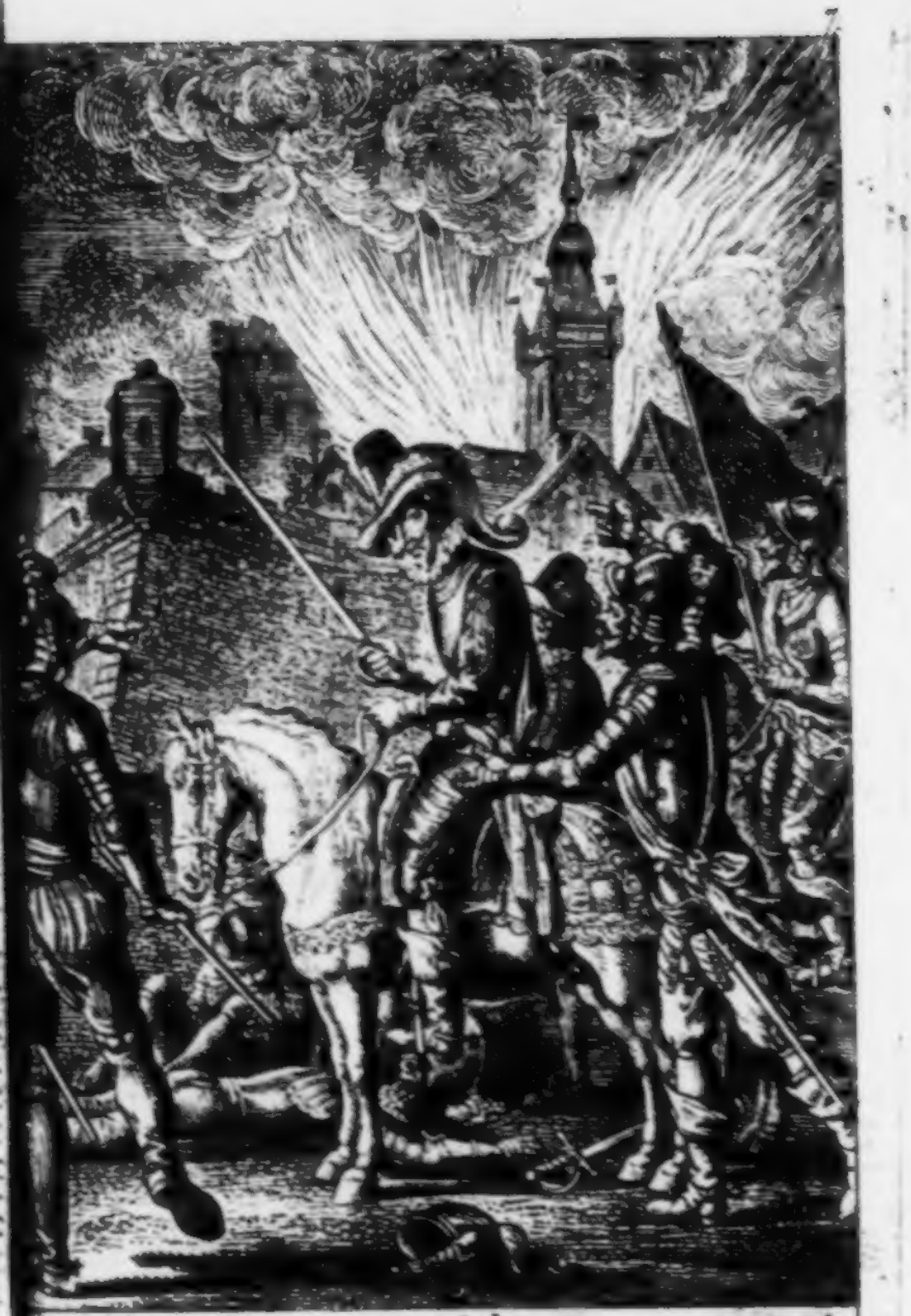

Tilly vor Magdeburg.

Brennet und schlachtet noch eine Stunde!
Dann will ich mich besinnen.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Julius.

M T	Sonnen. Aſg.	Utg.	Mds Aufg Utrg.	Kalender der Juden. 5551.
1	3 47	8 13	U. M.	29 (Siban.)
2	3 48	8 12	8 23	30 Neum. Feyer. Sabb.
3	3 48	8 12	8 57	1 Tamuz. Neum. Feyer.
4	3 49	8 11	9 25	2
5	3 50	8 10	9 50	3
6	3 51	8 9	10 16	4
7	3 52	8 8	10 43	5
8	3 52	8 8	11 12	6
9	3 53	8 7	11 43	7 Sabbat.
10	3 54	8 6	U. M.	8
11	3 54	8 6	0 17	9
12	3 55	8 5	0 56	10
13	3 56	8 4	1 44	11
14	3 57	8 3	2 42	11
15	3 59	8 1	A. M.	13
16	4 0	8 0	8 9	14 Sabbat.
17	4 1	7 59	8 43	15
18	4 2	7 58	9 11	16
19	4 3	7 57	9 38	17 Faſten wegen der Zer-
20	4 4	7 56	10 1	18 ſtörung Jeruſalems.
21	4 5	7 55	10 25	19
22	4 6	7 54	10 51	20
23	4 8	7 52	11 19	21 Sabbat.
24	4 9	7 51	11 50	22
25	4 10	7 50	A. M.	23
26	4 11	7 49	0 27	24
27	4 13	7 47	1 9	25
28	4 14	7 46	1 56	26
29	4 16	7 44	2 49	27
30	4 18	7 42	3 49	28 Sabbat.
31	4 19	7 41	U. M.	29

August. 31 Tage.

Die Sonne tritt in die Jungfrau d. 23. Aug.

W. u. M. T.	Neuer August.	Russischer Julius.	Mond-Wechsel.
M 1	Petr. Kettenf.	21 Sim. Joh.	
D 2	Gustav	22 Mar. Mgd.	
M 3	August	23 Trophim.	Erstes
D 4	Dominicus	24 Christine	Viertel
F 5	Oswald	25 Anne	d. 7. Aug.
S 6	Verkl. Chr.	26 Hermog.	um 6 Uhr
S 7	7 Trinit.	27 8 S. Pant.	15 Min.
M 8	Cyriakus	28 Prochor.	Morg.
D 9	Roland	29 Kallinck.	
M 10	Laurent.	30 Silas S.	Vollm.
D 11	Hermann	31 Eudocim.	d. 14. Aug.
F 12	Clara	1 Wasserw.	um 0 Uhr
S 13	Hippolyt.	2 Stephan.	27 Min.
S 14	8 Trinit.	3 9 S. Isaac	Morg.
M 15	Mar. Him.	4 M. d. Ep.	
D 16	Rochus	5 Eusign.	Letztes
M 17	Bertram	6 Verkl. C.	Viertel
D 18	Agapetus	7 Demet.	d. 21. Aug.
F 19	Sebald	8 Emilian	um 5 Uhr
S 20	Bernhard	9 Matth.	20 Min.
S 21	9 Trinit.	10 10 Lor.	Abends.
M 22	Timotheus	11 Eupulus	
D 23	Hundst. E.	12 Photius	Neum.
M 24	Barthol.	13 Maxim.	d. 29. Aug.
D 25	Ludwig	14 Micha P.	um 1 Uhr
F 26	Samuel	15 Mar. H.	23 Min.
S 27	Gebhard	16 H. Schw.	Abends.
S 28	10 Trinit.	17 11 S. M.	
M 29	Joh. Enth.	18 Flore L.	
D 30	Benjamin	19 Andreas	
M 31	Paulinus	20 Samuel.	

Gustav Adolph
nach der Schlacht bey Leipzig
Danke Gott! danke für deinen Sieg!

Als der Remigiustag vorüber war, und man noch nichts von dem Grafen von Poitiers vernahm, wurden der König und das ganze Heer unruhig darüber, indem sie gewiß dachten, es müsse ihm ein Unfall zugestoßen seyn. Ich erinnerte den Legaten, wie den Dechant von Malrut auf unsere Fahrt, wie er uns drey Umgänge drey Sonnabende nach einander habe halten lassen, und wie wir dann vor dem dritten Sonnabend auf Cypern angelangt wären. Der Legat gab mir Beyfall, und ließ drey Umgänge im Lager drey Sonnabende nach einander ausrufen. Der erste Umgang begann in der Behausung des Legaten und zog nach dem Kloster Unserer lieben Frauen in der Stadt; welches Kloster in einer Moskee der Sarazenen war, die der Legat der Mutter Gottes zu Ehren geweyht hatte. Der Legat predigte selbst zween Sonnabende. Dabey war denn auch der König nebst den ersten Herren im Lager, denen der Legat großen Ablaß ertheilte.

Noch vor dem dritten Sonnabend kam der Graf von Poitiers.

Auch war es gut daß er nicht früher kam; denn innerhalb der drey Sonnabende war das Meer vor Damiette so stürmisch, daß wohl gegen zweyhundert vierzig Schiffe, große und kleine, scheiterten oder verschlagen wurden, und die ganze Mannschaft darauf ertrank, oder sonst umkam. Wäre also der Graf eher angelangt, so würde er mit allen seinen Leuten umgekommen seyn.

Nach der Ankunft des Grafen von Poitiers rufte der König alle seine Baronen zusammen, um zu berathschlagen, welcher Weg zu wählen sey, der nach Alexandrien oder der nach Babylonien. Der gute

Graf

Sächs. Landes-Bibl.

August.

	Sonnen: Aufg.	Sonnen: Utg	Mds Aufg Utrg.	Kalender der Juden. 5551.
	4 21	7 39	7 56	1 Av. Neum. Feyer.
	4 22	7 38	8 23	2
	4 24	7 36	8 49	3
	4 25	7 35	9 16	4
	4 26	7 34	9 44	5
6	4 28	7 32	10 16	6 Sabbat.
7	4 29	7 31	10 53	7
8	4 31	7 29	11 37	8
9	4 33	7 27	U. A.	9 Zerſtörung d. Tempels.
0	4 35	7 25	0 31	10
1	4 36	7 24	1 32	11
2	4 37	7 22	2 43	12
3	4 39	7 20	3 57	13 Sabbat.
4	4 41	7 18	A. M.	14
5	4 43	7 16	7 42	15 Freudentag.
6	4 45	7 14	8 6	16
7	4 47	7 12	8 30	17
8	4 49	7 10	8 56	18
9	4 50	7 9	9 23	19
0	4 52	7 7	9 54	20 Sabbat.
1	4 54	7 5	10 30	21
2	4 55	7 4	11 8	22
3	4 57	7 2	11 54	23
4	4 58	7 1	A. B.	24
5	5 1	6 58	0 44	25
6	5 3	6 56	1 39	26
7	5 5	6 54	2 41	27 Sabbat.
8	5 7	6 52	3 49	28
9	5 9	6 50	U. M.	29
0	5 11	6 48	6 57	30 Neumondsfeyer.
1	5 13	6 46	7 25	1 Elul. Neum. Feyer.

September. 30 Tage.

Die Sonne tritt in die Waage den 23. Sept.

W. u. M. T.	Neuer September.	Russischer August.	Mond-Wechsel.
Dien. 1	Aegidius	21 Thaddäus	Erstes
Mitw. 2	Ernst	22 Agathon	Viertel
Don. 3	Mansuetus	23 Lupus	d. 5. Sept.
Frei. 4	11 Trinit.	24 12 S. Eut.	um 11 Uhr
Sam. 5	Moses	25 Barthol.	26 Minut.
Sonn. 6	Magnus	26 Fedr. Nat.	Morg.
Mont. 7	Regina	27 Pömen	Vollm.
Dien. 8	Mar. Geb.	28 Moses	d. 12. Sept.
Mitw. 9	Bruno	29 Joh. Euth.	um 11 Uhr
Don. 10	Sosthenes	30 Al. Newski	53 M. M.
Frei. 11	12 Trinit.	31 13 S. G. M.	Letztes
Sam. 12	Syrus	1 Sim. St.	Viertel
Sonn. 13	Maternus	2 Mamas	d. 20. Sept.
Mont. 14	† Erhöh.	3 Anthim.	um 0 Uhr
Dien. 15	Mariane	4 Babilas	1 Minut.
Mitw. 16	Euphemia	5 Zacharias	Nachmitt.
Don. 17	Lambert	6 W. E. M.	Neum.
Frei. 18	13 Trinit.	7 14 S. Sion	d. 28. Sept.
Sam. 19	Sidonia	8 Mar. Geb.	um 0 Uhr
Sonn. 20	Faust	9 Joach. A.	32 M. M.
Mont. 21	3 Quatemb.	10 Menod.	——
Dien. 22	Moritz	11 Theodesius	Unsichtb.
Mitw. 23	Thecla	12 Autenom.	Sonnenf.
Don. 24	Joh. Empf.	13 Tem. Ern.	d. 28. Sept.
Frei. 25	14 Trinit.	14 15 S. † Erh.	Nachts.
Sam. 26	Cyprianus	15 Nicetas	Herbsts
Sonn. 27	Cosm. Dam.	16 Euphemie	Anfang
Mont. 28	Wenzel	17 Sophie	d. 23. Sept.
Dien. 29	Michael	18 Eumenes	Tag
Mitw. 30	Hieronym.	19 Trophim.	u. Nacht
			gleich.

Gustav Adolph im Sarge nach der Schlacht bey Lützen

Sächs. Landes-Bibl.

September.

M.	Sonnen: Aufg.	Sonnen: Utg.	Mds Aufg.	Mds Utg.	Kalender der Juden. 5551.
1	5 15	6 44	7 54		2 (Elul.)
2	5 17	6 42	8 25		3
3	5 19	6 40	9 2		4 Sabbat.
4	5 20	6 39	9 44		5
5	5 22	6 37	10 34		6
6	5 24	6 35	11 33		7
7	5 26	6 33	U. V.		8
8	5 28	6 31	0 37		9
9	5 30	6 29	1 46		10
10	5 33	6 26	2 58		11 Sabbat.
11	5 35	6 24	4 12		12
12	5 36	6 23	M. N.		13
13	5 38	6 21	6 40		14
14	5 40	6 19	7 6		15
15	5 41	6 18	7 34		16
16	5 43	6 16	8 6		17
17	5 45	6 14	8 39		18 Sabbat.
18	5 47	6 12	9 16		19
19	5 49	6 10	9 57		20
20	5 51	6 8	10 44		21
21	5 54	6 5	11 37		22
22	5 57	6 2	A. V.		23
23	6 0	5 59	0 35		24
24	6 1	5 58	1 38		25 Sabbat.
25	6 2	5 57	2 49		26
26	6 3	5 56	4 2		27
27	6 5	5 54	5 16		28
28	6 6	5 53	M. N.		29
29	6 8	5 51	6 35		1 Tisri. 5552. Neujahr
30	6 10	5 49	7 10		2 II Fest. (od. Posaus nenfest.

October. 31 Tage.

Die Sonne tritt in den Scorpion d. 23. Oct.

B. u. M. T.	Neuer October.	Russischer September.	Mond-Wechsel.
S	1 Remigius	20 Eustat.	
S	2 15 Trinit.	21 16 S. Qu.	Erstes Viertel d. 4. Oct. um 5 Uhr 34 Min. Abends.
S	3 Cairus	22 Phocas	
S	4 Franciscus	23 S. Empf.	
S	5 Fides	24 Thecla	
S	6 Placidus	25 Euphrosine	
S	7 Friderike	26 Joh. M.	
S	8 Pelagius	27 Kalist.	
S	9 16 Trinit.	28 17 S. Char.	Vollm. d. 12. Oct. um 2 Uhr 32 Min. Morg.
S	10 Gideon	29 Cyriac.	
S	11 Burkhard	30 Greg. Arm.	
S	12 Maximilian	1 M. Stuhl October	
S	13 Eduard	2 Cyprian	
S	14 Calixtus	3 Dion. Ar.	
S	15 Hedwig	4 Hiroth.	Letztes Viertel d. 20. Oct. um 6 Uhr 40 Min. Morg.
S	16 17 Trinit.	5 18 S. Char.	
S	17 Florentine	6 Thomas A.	
S	18 Lucas Ev.	7 Serg. Bach.	
S	19 Ferdinand	8 Pelagius	
S	20 Wendelin	9 Jacob A.	Neum. d. 27. Oct. um 11 Uhr 12 Min. Vormitt.
S	21 Ursula	10 Eulamp.	
S	22 Cordula	11 Phil. Ap.	
S	23 18 Trinit.	12 19 S. Prob.	
S	24 Salome	13 Carpus	
S	25 Crispinus	14 Nazar.	
S	26 Amandus	15 Lucian	
S	27 Sabina	16 Longinus	
S	28 Sim. Jud.	17 Hos. Pr.	Sichtb. Mondf. d. 12. Oct. Morg.
S	29 Narcissus	18 Lucas Ev.	
S	30 19 Trinit.	19 20 S. J. Pr.	
M	31 Wolfg. Ref. B.	20 Artemius	

Herzog Bernhard v. Weimar, Pater Joseph, Cardinal Richelieu u. Ludewig XIII.
Herr Pater ihr Finger ist keine Brücke!

Sächs.
Landes-
Bibl.

	Sonnen. Afg	Utg.	Mds Aufg	Utrg.	Kalender der Juden. 5552.
	16 11	5 48	7	55	3 Sabb. (Tisri.)
	6 13	5 46	8	42	4 Fasten Gedaljah.
	6 15	5 44	9	38	5
	6 17	5 42	10	40	6
	6 19	5 40	11	48	7
	6 21	5 38	U.	M.	8
	6 23	5 36	0	57	9 Ab. v. d. Versöhn. Tag.
	6 25	5 34	2	10	10 Versöhnungsfest.
9	6 27	5 32	3	21	11 (od. lange Nacht.
0	6 29	5 30	4	29	12
1	6 31	5 28	5	36	13
2	6 33	5 26	A.	M.	14
3	6 35	5 24	6	11	15 Laubenhüttenfest.
4	6 37	5 22	6	43	16 II Fest.
5	6 39	5 20	7	19	17 III Fest. Sabb.
6	6 41	5 18	7	59	18 IV Fest.
7	6 43	5 16	8	45	19 V Fest.
8	6 45	5 14	9	36	20 VI Fest.
9	6 47	5 12	10	32	21 Hoschaina Rabbe.
0	6 49	5 10	11	33	22 Versamml. Tag.
1	6 51	5 8	A.	M.	23 Gesetzfreude.
2	6 53	5 6	0	36	24 Sabbat.
3	6 55	5 4	1	45	25
24	6 57	5 2	2	56	26
25	6 59	5 0	4	10	27
26	7 0	4 59	5	28	28
27	7 2	4 57	U.	M.	29
28	7 4	4 55	5	51	30 Neumondsfeyer.
29	7 6	4 53	6	37	1 Marcheschvan. N. F. S.
30	7 7	4 52	7	32	2
31	7 9	4 50	8	35	3

Graf Peter von Bretagne und die meiſten Baronen ſtimmten dahin, daß der König Alexandrien belagern möchte, weil die Stadt einen guten Hafen für die Schiffe habe, die dem Heere die Lebensmittel zuführten. Allein es widerſprach der Graf von Artois, indem er ſagte: er würde nie der Meynung ſeyn, daß man anders wohin zöge, als gegen Babylonien, weil dieſes der Schlüſſel von ganz Aegypten ſey; wer die Schlange bald umbringen wolle, müſſe ihr gleich den Kopf zertreten. Der König verwarf auch jeden andern Rath ſeiner Baronen, und hielt ſich bloß an den Rath ſeines Bruders.

Beym Eintritt des Advents brach der König gegen Babylonien auf, wie der Graf von Artois gerathen hatte. Ziemlich nahe bey Damiette fanden wir einen Fluß, der von dem großen Strome abfließt. Es wurde beſchloſſen, hier einen Tag zu verweilen, um den gedachten Kanal zum Behuf des Uebergangs abzudämmen. Dieſes geſchah leichtlich genug; denn es wurde dieſer Kanal dem großen Strome gleich abgedämmt. Beym Uebergang über denſelben ſchickte der Sultan fünfhundert Reiter ab, die beſtberittenſten, die er in ſeinem Heere finden konnte, um die Leute des Königs zu necken, und unſern Uebergang zu verzögern.

Am Nikolaustage gebot der König, ſich zum Aufſitzen bereit zu halten, und ſollte niemand ſo verwegen ſeyn, gegen die Türken, die da erſchienen waren, anzuſprengen. Als nun das Heer ſich in Bewegung ſetzte, und die Türken ſahen, daß man ſie nicht angreifen wollte, und ſie durch Kundſchafter erfuhren, es ſey vom König verboten, wurden ſie dadurch kühner, und griffen die Tempelherren, die das erſte

Treffen

November. 30 Tage.

Die Sonne tritt in den Schützen d. 22. Nov.

W. u. M. T.	Neuer November	Russischer October.	Monds-Wechsel.
Sonntag 1	Aller Heil.	21 Hilarion	
Montag 2	Aller Seel.	22 Albert.	
Dienst. 3	Gottlieb	23 Jacob	Erstes Viertel d. 3. Nov. um 1 Uhr 57 Min. Morg.
Mittw. 4	Otto	24 Arete	
Donn. 5	Blandine	25 Marc.	
Freyt. 6	20 Trinit.	26 21 S. Dem.	
Sonnab. 7	Erdmann	27 Nestor	
Sonnt. 8	Emericus	28 Terentius	
Montag 9	Theodor	29 Anastas.	
Dienst. 10	Mart. Luth.	30 Zenobia	Voll m. d. 10. Nov. um 7 Uhr 57 Min. Abends.
Mittw. 11	Mart. Bisch.	31 Stachys	
Donn. 12	Jonas	1 Cosm. D.	
Freyt. 13	21 Trinit.	2 22 S. Ac.	
Sonnab. 14	Briccius	3 Acepsim.	
Sonnt. 15	Leopold	4 Johann	
Montag 16	Ottomar	5 Galact.	Letztes Viertel d. 19. Nov. um 0 Uhr 2 Minut. Morg.
Dienst. 17	Hugo	6 Paul. B.	
Mittw. 18	Gelasius	7 23 M. in M.	
Donn. 19	Elisabeth	8 Erz. Mich.	
Freyt. 20	22 Trinit.	9 23 S. Ones.	
Sonnab. 21	Mar. Op.	10 Ernst	
Sonnt. 22	Cäcilia	11 Menas	
Montag 23	Clemens	12 Joh. Alm.	Neu m. d. 25. Nov. um 9 Uhr 29 Min. Abends.
Dienst. 24	Chrysogon.	13 Joh. Th.	
Mittw. 25	Catharine	14 Phil. A.	
Donn. 26	Conrad	15 G. S. A.	
Freyt. 27	1 Advent	16 24 S. M.	
Sonnab. 28	Rufus	17 Greg. M.	
Sonnt. 29	Walther	18 Plato	
Montag 30	Andr. Ap.	19 Abadias	

Herz. Bernhardt v. W. nach der Schlacht bey Brassach, wo ihm alle kayserl. Generale gefangen.

Sächs.
Landes-
Bib.

November.

M. T.	Sonnen: Aufg.	Sonnen: Utg	Mds Aufg Utrg.		Kalender der Juden. 5552.
1	7 11	4 48	9	43 4	(Marcheſvan.)
2	7 13	4 46	10	53 5	
3	7 15	4 44	U.	B. 6	
4	7 17	4 42	0	4 7	
5	7 18	4 41	1	13 8	Sabbat.
6	7 19	4 40	2	19 9	
7	7 21	4 38	3	27 10	Faſten.
8	7 23	4 36	4	34 11	
9	7 25	4 34	5	40 12	
10	7 26	4 33	U.	M. 13	Faſten.
11	7 28	4 31	5	21 14	
12	7 30	4 29	5	58 15	Sabbat.
13	7 32	4 27	6	41 16	
14	7 34	4 25	7	29 17	Faſten.
15	7 35	4 24	8	22 18	
16	7 37	4 22	9	22 19	
17	7 38	4 21	10	23 20	
18	7 40	4 19	11	27 21	
19	7 41	4 18	U.	M. 22	Sabbat.
20	7 43	4 16	0	33 23	
21	7 44	4 15	1	43 24	
22	7 45	4 14	2	56 25	
23	7 46	4 13	4	11 26	
24	7 48	4 11	5	28 27	
25	7 49	4 10	U.	M. 28	
26	7 50	4 9	5	7 29	Sabbat.
27	7 51	4 8	6	10 1	Ciſleu. Neum. Jeyer
28	7 54	4 6	7	18 2	
29	7 55	4 5	8	32 3	
30	7 56	4 4	9	48 4	

December. 31 Tage.

Die Sonne tritt in den Steinbock d. 21. Dec

W. u. N. T.	Neuer December.	Russischer November	Mond-Wechsel.
Dienst. 1	Longinus	20 Proclus	
Mittw. 2	Candidus	21 Mar. D.	Erste
Donn. 3	Demetrius	22 Phil. A.	Viertel
Freyt. 4	2 Advent	23 25 S. A.	d. 2. Dec
Sonnt. 5	Abigail	24 Kather	um 1 Uhr
Montt. 6	Nicolaus	25 Clemens	42 Min.
Dienst. 7	Agathon	26 Alyp. St.	Abends.
Mittw. 8	Mar. Empf.	27 Jacob	
Donn. 9	Joachim	28 Stephan	Vollm
Freyt. 10	Judith	29 Paramon	d. 10. Dec
Sonnt. 11	3 Advent	30 26 S. Andr.	um 2 Uhr
Montt. 12	Epimachus	1 Nah. Pr. December.	54 Min.
Dienst. 13	Lucia	2 Hab. Pr.	Abends.
Mittw. 14	4 Quatemb.	3 Zeph. Pr.	
Donn. 15	Ignatius	4 Barbara	Letzte
Freyt. 16	Ananias	5 Sabas	Viertel
Sonnt. 17	Lazarus	6 Nicol.	d. 18. Dec
Montt. 18	4 Advent	7 27 S. Ambr.	um 3 Uhr
Dienst. 19	Abraham	8 Patap.	8 Minut.
Mittw. 20	Isaac	9 Mar. E.	Abends.
Donn. 21	Thom. Ap.	10 Menas	
Freyt. 22	Beate	11 Daniel-	Neum
Sonnt. 23	Dagobert	12 Spiridion	d. 25. Dec
Montt. 24	Adam, Eva	13 Eustratius	um 7 Uhr
Dienst. 25	H. Christt.	14 28 S Thyrs.	41 Min.
Mittw. 26	Stephan	15 Eleuther.	Morg.
Donn. 27	Joh. Ev.	16 Hagg. P.	
Freyt. 28	Unsch. Kind.	17 Daniel Pr.	Wint
Sonnt. 29	Jonathan	18 Sebastian	Anfang
Montt. 30	David	19 Bonifac.	d. 21. Dec
Dienst. 31	Sylvester	20 Ignatius	Kürzest
			Tag.

Der kranke Torflewsky hat bey Jaroslawitz gesiegt, und findet seine Gemahlin wieder.

St. Jo.
Lond. u.
Bibl.

December.

M T	Sonnen: Aufg.	Sonnen: Utg.	Mds Aufg	Mds Utg.	Kalender der Juden. 5552.
1	7 57	4 3	11 0		5 (Cisleu.)
2	7 58	4 2	U. N.		6
3	7 59	4 1	0	6	7 Sabbat.
4	8 0	4 0	1	13	8
5	8 0	4 0	2	18	9
6	8 1	3 59	3	24	10
7	8 2	3 58	4	26	11
8	8 3	3 57	5	2[illegible]	12
9	8 3	3 57	6	24	13
10	8 4	3 56	A. M.		14 Sabbat.
11	8 4	3 56	5	16	15
12	8 5	3 55	6	6	16
13	8 5	3 55	7	2	17
14	8 6	3 54	8	2	18
15	8 7	3 53	9	5	19
16	8 7	3 53	10	12	20
17	8 7	3 53	11	19	21 Sabbat.
18	8 8	3 52	N. M.		22
19	8 8	3 52	0	26	23
20	8 8	3 52	1	38	24
21	8 8	3 52	2	53	25 Kirchweyhfest.
22	8 8	3 52	4	8	26 II Tag.
23	8 8	3 52	5	22	27 III Tag.
24	8 7	3 53	6	33	28 IV Tag. Sabb.
25	8 7	3 53	U. M.		29 V Tag.
26	8 7	3 53	5	5	30 VI Tag. Neum. F.
27	8 6	3 54	7	7	1 Tebeth. VII T. R. H.
28	8 6	3 54	8	24	2 VIII Tag.
29	8 6	3 54	9	39	3
30	8 5	3 55	10	49	4
31	8 5	3 55	11	55	5 Sabbat.

Die vier Jahrszeiten.

Der Frühling beginnet mit dem Ei
tritte der Sonne in den Widder den 20. Mär

Der Sommer fängt an mit dem Eintri
der Sonne in den Krebs den 21. Junius.

Der Herbst fängt an mit dem Eintri
der Sonne in die Waage den 23. Septembe

Der Winter fängt an mit dem Eintr
der Sonne in den Steinbock den 21. Decemb

Sonnen- und Mondfinsterniſſe.

Im Jahre 1791 begeben ſich zwey Sonnen- und zwey Mondfinſterniſſe, wovon aber bey uns nur die erſte Sonnen- und die zweyte Mondfinſternis ſichtbar ſeyn wird.

Die erſte iſt eine ſichtbare Sonnenfinſternis, den 3ten April in den Nachmittagsſtunden. Ihr Anfang geſchiehet um 1 Uhr 33 Minuten, und die Dauer derſelben beträgt 2 Stunden 36 Minuten.

Die zweyte iſt eine unſichtbare Mondfinſternis, den 18ten April des Abends um 4 Uhr, da der Mond noch nicht aufgegangen iſt.

Die dritte iſt eine unſichtbare Sonnenfinſternis, in der Nacht vom 27ſten auf den 28ſten September.

Die vierte iſt eine ſichtbare partiale Mondfinſternis, den 12ten October des Morgens in der Nacht. Ihr Anfang geſchiehet um 0 Uhr 50 Minuten Morgens, und die Dauer beträgt 3 Stunden 10 Minuten.

Treffen ausmachten, an. Ein Türk warf einen Tempelherrn zu Boden, gerade vor den Füßen des Roſſes des Bruders Renant von Bichiers, der damals Marſchall des Tempelordens war. Als dieſer das ſah, ruft' er ſeinen Brüdern zu: „jetzt auf ſie los, im Nahmen Gottes! länger kann ich das nicht dulden!" So gab er ſeinem Roſſe die Sporen, und nach ihm das ganze Heer. Unſere Roſſe waren noch friſch, die Pferde der Türken hingegen ſchon matt; daher hab' ich auch gehört, es ſey nicht einer von ihnen davon gekommen, ſondern alle ſeyen tod geblieben; mehrere auch in den Kanal geſtürzt und ertrunken.

Wir müſſen nun erſt von dem Strome, der Aegypten durchſtrömt, und von dem irdiſchen Paradieſe reden. Ich führe dieſes deswegen an, um Euch verſchiedenes zu ſagen, was zu meiner Abſicht gehört. Jener Strom unterſcheidet ſich von allen andern. Die andern Ströme flieſſen abwärts, und viele kleinere Flüſſe und Bäche fallen hinein; in dieſen aber fällt keiner; ſondern er läuft ſo, daß er ganz in einem Bette in Aegypten tritt, und ſich dann in mehrere Aeſte theilt, die ſich in Aegypten ausbreiten. Um die Zeit nach Remigiustag tritt das Waſſer aus den ſieben Armen, und überſchwemmt das ganze flache Land. Wenn es ſich nun wieder zurückzieht, ſo pflügen die Landleute ihr Feld mit Pflügen ohne Rad; worauf ſie dann Weizen, Gerſte und Reiß ſäen, die auch ſo gut anſchlagen, daß es nicht beſſer ſeyn könnte. Man weiß aber nicht, woher jenes Anſchwellen entſtehe, als durch beſondere Fügung Gottes. Wäre dieſe nicht, ſo würde hier gar nichts wachſen, wegen der großen Sonnenhitze, die alles verſengen würde, weil es da gar nicht regnet. Der Strom iſt immer trübe; deswegen ſchöpfen die Eingebornen, wenn ſie

davon

Vom Jahr und dessen Eintheilung.

Der Umlauf der Erde um die Sonne bestimmt die Länge des Jahres. Diejenige Zeit, nach Verlauf dessen die Sonne der Erde wieder bey eben dem Sterne erscheint, welche das siderische oder Sternjahr heist, und dessen Dauer von den neuern Sternkundigen 365 Tage 6 Stunden 9 Minuten 11 Secunden angesetzt wird, wird nicht im bürgerlichen Leben zur Länge des Jahres angenommen; sondern die Wiederkunft der Jahreszeiten, welches ein viel natürlicher und merkwürdigerer Umstand für die Menschen war, ist diejenige Regel gewesen, welcher sie in der Eintheilung der Zeit im Jahre gefolgt sind. Ein solcher Umlauf der Sonne wird das tropische oder Sonnenjahr genennt, es ist die Zeit, welche die Sonne braucht, durch die zwölf Zeichen des Thierkreises zu gehen, deren Dauer nur von 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten 45 Secunden und 30 Tertien ist.

Im gemeinen Leben ist das Jahr bald von 365, und bald von 366 Tagen, das ist, entweder ein gemeines oder ein Schaltjahr. Alle Jahre, deren Zahl sich durch 4 dividiren läst, sind Schaltjahre oder von 366 Tagen, dergleichen wieder die Jahre 1792 und 1796 seyn

werden; doch sind von dieser Regel die Secularjahre ausgenommen, darunter drei allezeit gemeine Jahre sind, und das vierte Secularjahr ein Schaltjahr ist: Nemlich 1700, 1800 und 1900 sind gemeine Jahre, 2000 aber ist ein Schaltjahr, und daher werden in nachfolgender Ordnung seyn

2100, 2200, 2300 gem. Jahre, 2400 ein Schaltj.
2500, 2600, 2700 gem. Jahre, 2800 ein Schaltj.
2900, 3000, 3100 gem. Jahre, 3200 ein Schaltj.
3300, 3400, 3500 gem. Jahre, 3600 ein Schaltj.

Diese Ausnahme für die Secularjahre kommt daher, weil das Sonnenjahr ohngefähr um $11\frac{1}{4}$ Minuten kleiner als 365 Tage 6 Stunden ist, welche in 128 Jahren einen Tag, folglich 3 Tage in 384 Jahren betragen, die von 400 Jahren, welche der gregorianische Kalender voraussetzt, wenig abweichen. Die Absicht von dieser Einrichtung des Kalenders, welche auch hiedurch sehr gut erreicht wird, ist, damit einerley Jahreszeiten immer auf ebendieselben Monatstage wieder einfallen, zum Beyspiel, daß das Frühlingsaequinoctium oder Frühlingsanfang in jedem Jahre nahe um den 21ten März sich ereigne. Der aber hieben noch vorfallende Fehler wird auf 3200 Jahre nur erst einen Tag Abzug erfordern.

Vom Auf- und Untergang der Sonne.

Die Strahlen der Sonne und übrigen Gestirne, welche von ihnen zu uns ins Auge kommen, brechen sich beym Eingang in unsere Dunstkugel; dieses verursacht, daß die Sterne höher, als sie sind, erscheinen, daß die Sonne ganz über dem Horizonte gesehen werden kann, ob sie gleich noch unter ihm verborgen ist. Im gegenwärtigen Kalender hat man den Auf- und Untergang der Sonne zu Leipzig mit Rücksicht auf diese Wirkung der Strahlenbrechung angesetzt, welche die Sonne am Horizont sehen läßt, wenn sie noch etwa 33 Minuten in Bogen, unter dem Horizonte in einem vertical Kreise stehet.

Von dem sichtbaren Auf- und Untergang des Mondes.

Vom Vollmond bis zum Neumond ist der Aufgang des Mondes sichtbar, der Untergang aber unsichtbar. Vom Neumond bis zum Vollmond ist der Untergang sichtbar und der Aufgang unsichtbar. Deshalb wird in diesem Kalender vom Vollmond bis zum Neumond nur der sichtbare Aufgang Nachmittage und dann Vormittage; und vom Neumond bis zum Vollmond nur der sichtbare Untergang Nachmittage und hierauf Vormittage angegeben. Es wechselt also vom Neumond bis zum Vollmond:

Untergang Nachmittage, U. N.
Untergang Vormittage, U. V.

und vom Vollmond bis zum Neumond:

Aufgang Nachmittage, A. N.
Aufgang Vormittage, A. V.

Nemlich Untergang Nachmittage ist hier so viel als Untergang des Mondes nach Sonnenuntergang, und Untergang Vormittage so viel als Untergang des Mondes vor Sonnenaufgang. Desgleichen Aufgang Nachmittage so viel als Aufgang des Mondes nach Sonnenuntergang, und Aufgang Vormittage so viel als Aufgang des Mondes vor Sonnenaufgang.

Von der Sichtbarkeit des Mondes

Verlangt man zu wissen, wie viel Stu
den der Mond des Nachts leuchtet; d. i. w
lange der Mond von seinem sichtbaren Au
gang Nachmittage, Aufgang Vormittage
bis zum Aufgange der Sonne scheinet, w
wie lange der Mond vom Untergange
Sonne an, bis zu seinem sichtbaren Unt
gang Nachmittage, Untergang Vormitt
scheinet: so zählet man, wenn der Mond
Nachts, oder vor Sonnenaufgang aufge
d. i. für Aufgang Nachmittage, Aufga
Vormittage, die Stunden, welche vom A
gang des Mondes bis zum Aufgang der So
verfließen: und wenn der Mond des Nac
oder nach Sonnenuntergang untergeht, d
für Untergang Nachmittage, Untergang V
mittage, so zählt man die Stunden von So
nenuntergang bis zum Untergang des Mo
des.

Erklärung der Kupfer.

No. 1.

Heinrich Matthias, Graf von Thurn, Generallieutenant des Reichs, einer der reichsten Böhmischen Herrn, war Anführer der wider Ferdinand, neu erwählten König von Böhmen, Verbündeten. Den 23. May 1618 ging der Graf in Begleitung verschiedener protestantischer Edelleute und anderer bewaffneter Personen auf das Prager Schloß in die Kanzley. Hier trug er dem versammelten Staatsrath die Beschwerden der Nation vor, verlangte die Wiederherstellung ihrer Freyheiten, und fügte diese küh-

nen Worte hinzu: „Wir haben zwar Ferdi-
nand, als unsern König anerkannt; aber
wir sind nicht gesonnen seine Sklaven zu
werden. Er muß sein Regierungssystem
ändern, sonst werden wir uns einen an-
dern Herrn erwählen.“ Einige Glieder, des
Staatsraths begegneten dem Grafen und
seinem Gefolge als Rebellen und bedrohten
sie mit dem Zorn des Kaisers. Statt zu
antworten, sagte der Graf zu seinen Leuten:
„Werft sie zum Fenster hinaus!“ Dieß ge-
schah. Sie kamen einer über den andern auf
einen Misthaufen zu liegen, und keiner
wurde beschädigt. Fabricius, ihr Secretär,
richtete sich zuerst auf, und deprecirte den
beyden Herren, daß er auf sie gefallen sey.

Friedrich V. Churfürsten von der Pfalz, wurde die Böhmische Krone von den aufrührischen Ständen angetragen. Der Antrag schmeichelte seinem Ehrgeiz, aber das Mißtrauen in seine Kräfte und die Furcht vor der Macht seines Gegners erhielt ihn lange unentschlossen. Seine Gemahlin Elisabeth, Tochter König Jakobs I. von England, sagte zu ihm: Du hast eine Königstochter geheirathet und besinnest dich eine Krone anzunehmen. Der Hofprediger Scultetus wurde gebraucht, die ehrgeizigen Absichten der jungen Churfürstin mit seinen geistlichen Gründen zu unterstützen, und die Krone wurde angenommen. Dieses geschah im Monat August 1619.

Das vorhergehende Kupfer ist eine Schilderung des leichtsinnigen Ehrgeizes und der Eitelkeit; dieses ist dazu ein moralisches Gegenstück. Den 20. November 1620. machte die unglückliche Schlacht auf dem weißen Berge bey Prag aller Herrlichkeit des neuen Königs von Böhmen ein Ende. Friedrich V. verlor mit der Schlacht seine Krone, sein Churfürstenthum und alle seine Würden. Als er mit seiner Gemahlin aus dem Pallast trat, um sich durch die Flucht zu retten, wollte ihn einer seiner Offiziere trösten. Der Prinz antwortete ihm: Ich weiß nun, wer ich bin!

davon trinken wollen, gegen Abend daraus und quetschen vier Mandeln oder Bohnen hinein, worauf es den folgenden Morgen vollkommen gut zu trinken ist. Ehe der Strom in Aegypten eintritt, werfen gewisse geübte Leute ihre Netze des Abends hinein; und des Morgens finden sie die Netze voll von solchen Dingen die nach dem Gewichte verkauft zu werden pflegen, als Rhabarber, Aloeholz und Zimmet.

Der Sage nach kommen diese Dinge aus dem irdischen Paradiese, und der Wind schlägt sie von den Bäumen im Paradiese ab, wie er auch in den Waldungen dieses Landes das dürre Holz abschlägt; und das dürre Holz, das in den Strom fällt, verhandeln uns die Kaufleute im Lande. Das Flußwasser ist von der Beschaffenheit, daß, wenn wir es in weißen irdenen Gefäßen, die im Lande gemacht werden, an unsern Zeltschnüren aufhingen, es während der Tageshitze so kalt wurde, wie Brunnenwasser. Man sagte uns, der Sultan habe mehrmahl nachforschen lassen, wo der Fluß entspringe, und Leute abgesendet, die mit einer Art Brod versehen worden, das Zwiebach heißt, weil es zweymahl gebacken wird, die auch von diesem Brode bis zu ihrer Zurückkunft gelebt hätten. Diese Leute hätten berichtet: sie haben die Quelle des Stroms aufgesucht, und seyen zu einem großen steilen Felsen gelangt, den kein Mensch ersteigen könne; aus diesem Felsen entspringe der Strom. Auf dem höchsten Gipfel des Bergs, hätten sie hinzugesetzt, geb' es eine Waldung, die, nach ihrem Dünken, beträchtlich sey. Auch hätten sie da Wunder von wilden Thieren mancher Art gesehen, Löwen, Schlangen, Elephanten, die sie, wie sie stromaufwärts gegangen, betrachtet hätten.

Graf Wallenstein, Herzog von Friedland, wollte, nachdem er sich des Herzogthums Mecklenburg bemächtigt hatte, auch Stralsund der kaiserlichen Macht unterwerfen. Er versuchte anfangs die List und trug der Stadt an, kaiserliche Besatzung einzunehmen. Solches wurde verworfen. Er drohete mit den schrecklichsten Züchtigungen, er that die schmeichelhaftesten Versprechungen, beydes war vergeblich. Ich will diese Stadt einnehmen, sagte er, und wenn sie mit Ketten an den Himmel gebunden wäre. Er ließ sie im Frühjahr 1628 durch den General Arnheim belagern. Demungeachtet wurde er genöthigt, den 24. Julius die Belagerung aufzuheben, weil die Stadt durch Schwedische Hülfe vertheidigt wurde. Wallenstein sitzt hier mit königlicher Pracht in seinem Zelt, umgeben von seinen Kammerherrn und Hofleuten. Vor ihm steht der Bürgermeister aus Stralsund, ein ehrwürdiger und muthiger Mann. „Ihr müßt kaiserliche Besatzung einnehmen," sagte Wallenstein mit fürchterlicher Stimme zu ihm. Unerschrocken und ruhig antwortete der Bürger-

meister: Das thun wir nicht! W. Dann müßt ihr Geld schaffen! B. Das haben wir nicht! W. Dann will ich euch züchtigen, ihr Ochsen! B. Das sind wir nicht.

Wallenstein schildert die Geschichte als einen unerträglich stolzen und äußerst harten Mann, abergläubisch, unermüdet thätig und unergründlich. In seinen Gesichtszügen lag viel Ernsthaftes und Furchtbares; seine Miene war verdrießlich, er lachte nie. Die Pracht liebte er über alles, seine Belohnungen und sein Aufwand waren königlich; deswegen beteten ihn auch ungeachtet seiner Strenge alle seine Soldaten an. Sein Körper war lang und mager, seine Farbe gelblich und seine Augen klein, aber voll Feuer.

Dieſes Kupfer ſtellt eine Begebenheit dar, wodurch alle Europäiſche Mächte in Bewegung geſetzt, die Deutſche Reichsverfaſſung erſchüttert und der Religionsfreyheit der Untergang gedrohet wurde. Ferdinand II. in Jeſuitiſchen Grundſätzen erzogen und von Jeſuiten umgeben, haßte die Proteſtanten nicht allein, um ſich den Himmel dadurch zu erwerben; ſondern auch, weil er glaubte, daß vornehmlich ſie ſeinen ehrgeizigen Abſichten, ganz Deutſchland zu unterjochen und in eine erbliche Provinz zu verwandeln, entgegen wären. Er hatte bereits durch ein Edikt alle Proteſtanten aus ſeinen Staaten vertrieben; jetzt wollte er ihnen den letzten Schlag beybringen. Zu dem Ende wurde 1629 von ihm und ſeinen beyden Beichtvätern ein anderes Edikt geſchmiedet, wodurch den Deutſchen Ständen befohlen wurde, alle Kirchengüter, welche ſie ſeit dem Religionsfrieden in Beſitz genommen hatten, wieder herzugeben, alle Stifter und Klöſter wieder herzuſtellen, und alle in proteſtantiſche Hände gekommene unmittelbare Stifter wieder mit katholiſchen Biſchöfen zu beſetzen. Dies

ſes Edikt heißt das Reſtitutions-Edikt. Dadurch wurden die heiligſten Reichsgeſetze mit Füßen getreten. Alles Widerſpruchs ungeachtet wurde es ausgefertiget, mit den größten Grauſamkeiten in Ausübung gebracht und der Krieg über alle Provinzen verbreitet. Der Kaiſer hat eben das Edikt unterſchrieben; die tückiſche Freude der Beichtväter, beyde Jeſuiten, äußert ſich nicht bloß in dem Geſicht, ſondern auch in der zum Kampfe ſchon bereiten Fauſt.

Gustav Adolph, König von Schweden, war von Ferdinand II. empfindlich beleidigt, von dem Französischen Hofe zum Kriege aufgefordert, von dem bedrohten Deutschland flehentlich um Hülfe gebethen worden. Er beschloß, die protestantische Religion und die Freyheit seiner Krone zu retten. Nachdem alles zu seiner Abreise bereit war, ging der König den 20. May 1630 in die Versammlung der Reichsstände. Er ließ die Prinzessin Christine, damals nur vier Jahr alt, zu sich bringen, und bat die Stände, diese als seine Erbin anzuerkennen, und ihr als ihrer künftigen Königin den Eid der Treue zu erneuern. Dann nahm er seine Tochter auf den Arm und hielt eine vortreffliche Rede, welche alle Anwesende in Thränen setzte. Er selbst wurde so gerührt, daß er sich erholen mußte, ehe er seine Rede schließen, und den Ständen das letzte Lebewohl sagen konnte. „Gott ist mein Zeuge, sagte der König: ich fange diesen Krieg nicht aus Leichtsinn an. Der Kaiser hat meine Gesandten beleidigt, meinen Feinden Beystand geleistet, unsere Brüder und Bundesgenossen, die Protestanten, aufs grausamste verfolgt. Diese haben mich um ihre Befreyung flehentlich bitten lassen. Ich will sie retten mit Gott. — Was mich anbetrifft, so bin ich zwar aus vielen gefährlichen Umständen

errettet worden, aber ich werde endlich doch in der Vertheidigung der Freyheit und der Ehre meines Volks sterben. Deswegen empfehle ich mich jetzt dem Schutze des Allmächtigen, damit wir uns dereinst im Himmel wieder sehen. Dem Reichsrathe wünschte er Weisheit, dem Adel empfohl er Tapferkeit und Muth, der Geistlichkeit Verträglichkeit, Demuth, reine Lehre und einen tugendhaften Wandel. Dem Bürger- und Bauerstande wünschte er Fruchtbarkeit der Felder und Gedeihen ihrer Arbeit. „Ich rufe euch allen, abwesende und anwesende geliebte Unterthanen dieses Reichs, mein zärtlichstes Lebewohl zu, vielleicht auf immer. Vielleicht sehen wir uns jetzt zum letztenmal.“ Er schwieg, die Thränen flossen aus seinen Augen. Die ganze Versammlung war äußerst gerührt: man hörte nichts als Seufzen und Schluchsen. Dann faltete er mit unaussprechlicher Würde die Hände, richtete seinen Blick gen Himmel, und so verließ er den Saal.

Johann Tzerklas, Graf von Tilly, Gene-
ral der kaiserlichen Armee, hält hier vor
dem unglücklichen Magdeburg. Schon steht
alles in Flammen; die Häuser sind ausge-
plündert, die Straßen mit Leichnamen be-
deckt. Einige ligistische Offiziere bitten ihn,
den Gräueln Einhalt zu thun. Ganz kalt-
blütig giebt er zur Antwort: „Es hat noch
Zeit. Kommt in einer Stunde wieder. Ich
werde sehen, was ich dann thun werde.“
Dieser Tilly war von Person mehr klein,
als groß, und sehr mager. Der Untertheil
seines Gesichts war spitzig, sein Knebelbart
stark, seine grauen Haare kurz, seine Nase
lang, seine Backen eingefallen, seine Stirn
breit und voll Runzeln, seine Augen finster,
seine ganze Gesichtsbildung abschreckend. Er
ritt immer auf einem kleinen Grauschimmel,
sein Kleid war von grünem Atlas mit auf-
geschlitzten Ermeln nach Spanischer Art, und
weite Beinkleider aus dem nehmlichen Zeuge.
Von seinem Hut hing eine Straußfeder
über den Rücken herab. Ueber sein Kleid
war ein Degengehenk geschnallt, und in sei-
nen Hulftern litt er nur eine Pistole. Er

hatte mehr als 100 Wunden bekommen und in allen bisherigen Schlachten gesiegt. Er hatte vom 10. bis 12. May 1631 Magdeburg, damals eine der schönsten und reichsten Städte, erst in einen Schauplatz des gräßlichsten Jammers, und dann in einen Aschenhaufen verwandelt. Tilly pflegte dieses Blutbad nur die Magdeburgische Hochzeit zu nennen.

Die Schlacht bey Leipzig ist eine der wichtigsten, welche je gehalten ward. Ganz Europa hatte seine Augen auf dieselbe gerichtet. Siegte Tilly, so war es um Deutschlands Freyheit geschehen, und der Kaiser herrschte unumschränkt. Die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Den 4. September 1631 vereinigte sich Gustav Adolph mit den Sächsischen Truppen. Den 2. war Tilly über Skeuditz gekommen, und hatte sich bey Euteritsch auf den Anhöhen, welche sich daselbst längst der Straße nach Lindenthal ziehen, gelagert. Leipzig wurde den 4. September beschossen, weil es sich geweigert hatte, kaiserliche Besatzung einzunehmen und ergab sich den Tag nachher. Die Hallische Vorstadt hatte der Commendant zur Gegenwehr abbrennen lassen. Nur ein einziges Haus war stehen geblieben, das Haus eines Todtengräbers. Hierin hatte Tilly sein Quartier genommen, als er die Capitulation unterschrieb. Auch wurde in demselben Kriegsrath gehalten und beschlossen, den Schweden und Sachsen entgegen zu gehen. Tilly sah beym Herausgehen an der Mauer die gemahlten

Wir kehren nun zu unserer ersten Sache zurück, und fahren darin fort. Wenn der Strom Aegypten erreicht hat, breitet er seine Arme vorgedachtermaßen aus. Der eine von diesen Armen nimmt seinen Lauf nach Damiette; der zweyte nach Alexandrien; der dritte nach Atenes; der vierte nach Nexi. An den Arm der nach Nexi geht, kam der König von Frankreich mit seinem ganzen Heer, und nahm sein Lager zwischen dem Arme von Damiette und dem von Nexi.

Die ganze Macht des Sultans hingegen lagerte sich am andern Ufer des Armes von Nexi, uns gegenüber, um uns den Uebergang zu verwehren, welches ihnen auch nicht schwer wurde; denn ihnen im Gesichte konnte man nicht anders über das Wasser, als durch Schwimmen.

Der König ward daher des Sinnes einen Damm durch den Fluß zu machen, um gegen die Sarazenen überzugehen. Um die Arbeiter am Damme zu schützen, ließ der König zwey bedeckte Gänge, Beffroit, auch Chas-chatieux genannt, machen. Vor den bedeckten Gängen standen zween Thürme, und hinter diesen zwey Häuschen, um die Wachen gegen die Maschinen der Sarazenen zu decken, die sechzehn dergleichen Maschinen immer in Bereitschaft hatten. Als wir angekommen waren, ließ der König achtzehn Maschinen machen, über welche Joselin de Cornaut die Aufsicht hatte. Unsere Maschinen spielten nun gegen die feindlichen, und die ihrigen wieder gegen die unsere; aber ich habe nie gehört, daß die unsrigen viel ausgerichtet hätten.

Des Königs Brüder hatten die Tagewache bey den Maschinen, und wir andere Ritter des Nachts. Es war in der Woche vor dem Christfeste, als wir

Todtenköpfe, seufzte und hielt dies für eine böse Vorbedeutung. Er verließ nach gehaltenem Kriegsrath die Anhöhen bey Euteritsch und zog weiter bis Breitenfeld hin. Hier stellte er seine Armee in Schlachtordnung. Sie formirte eine einzige Linie unter den Anhöhen hin, welche sich bey Lindenthal, Wahren und Möckern befinden; alle diese Dörfer hatte die Armee im Rücken. Die Schwedische und Sächsische Armee gingen bey Düben über die Mulde, und kamen den 7. September früh ungefähr zwey Kanonenschüsse weit von der kaiserlichen Armee an. Bey Podelwitz und Seehausen stellten sie sich in Schlachtordnung. Die Sächsische Armee wurde von der Schwedischen abgesondert, weil Gustav Adolph verhindern wollte, daß wenn die Sachsen etwa fliehen würden, seine Soldaten nicht dadurch in Unordnung kommen sollten. Um zwölf Uhr Mittags fing die Schlacht an; die Sachsen waren bald über den Haufen geworfen, und der Churfürst entfloh nach Eilenburg; die Schweden erfochten den Sieg. Am Abend lagen 7000 Kaiserliche auf dem Platze; 5000 waren theils

verwundet, theils gefangen. Die ganze kaiserliche Armee von 35,000 Mann, welche so viele Provinzen verwüstet, so viele reiche Städte ausgeplündert hatte, wurde zerstreuet und vernichtet. Selbst Tilly konnte kaum sein Leben retten; ein Rittmeister schlug ihn mit umgekehrter Pistole unablässig auf den Kopf, und würde ihn unfehlbar getödtet haben, wenn er nicht selbst darüber von dem Herzog von Lauenburg wäre erschossen worden. Standhaft und tapfer hatten die Kaiserlichen gefochten. Fünf Regimenter Fußvolk stellten sich, bloß kraft ihrer kriegerischen Fertigkeiten, ohne Beystand eines hohen Offiziers wieder, und zogen sich voller Unwillen an den Rand eines Busches. Da schlugen sie unermüdet die Anfälle der Schweden ab, und wollten die Ehre der kaiserlichen Waffen retten; da fuhren sie fort, sich zu wehren, als sie schon halb zerstümmelt auf der Erde lagen, und verließen ihren Posten nicht eher als mit ihrem Leben. Tilly, der bisher unerschrocken gewesen war, brach bey diesem Anblick in Thränen aus. Ihn und 600 Mann, den ganzen Rest von diesen fünf Regi-

Wentern unbezwinglicher Wallonen, führte endlich unter dem Schutz der Finsterniß der tapfere Cronberg vom Schlachtfelde weg. 2000 Mann war der ganze Rest der Truppen, womit Tilly und Pappenheim sich nach Halberstadt geflüchtet hatten. Die Schweden hatten 700 Mann und die Sachsen 2000 Mann verloren. Die Armee der erstern war 20,000 und der letztern 15,00 Mann stark. Unermeßliche Beute, die sämmtliche Bagage, die ganze Artillerie, unzählige Fahnen und Standarten hatten die tapfern Schweden erfochten. Sobald Gustav Adolph die Feinde allenthalben fliehen sah und des Sieges gewiß war, warf er sich mitten auf dem Schlachtfelde nieder. Danke Gott, rief er, danke Gott für deinen Sieg. Deutschland ist gerettet, Tilly gedemüthiget und Magdeburg gerächt!

Nach der Schlacht bey Leipzig hatte das
Glück der Waffen Gustav Adolph von Er-
furt nach Frankfurt und von da durch
Baiern und Schwaben begleitet. Beynahe
das ganze Reich hatte er sich unterworfen,
über alle seine Feinde gesiegt. Der Kaiser
zitterte für seine Oesterreichischen Länder, er
glaubte Gustaven schon in Wien zu sehen.
Deswegen versuchte er den Churfürsten von
Sachsen durch Wallenstein auf seine Seite
zu bringen, aber der Churfürst blieb den
Schweden jetzt noch getreu. Dafür wollte
Wallenstein Sachsen züchtigen, und zog sich
durch Franken und den Thüringer Wald da-
hin. In Bayreuth und Coburg wurden die
größten Grausamkeiten verübt, ein Vorspiel
dessen, was seine blutdürstige Seele in Sach-
sen ausführen wollte. Der Churfürst rief
nun Gustav Adolph zu Hülfe. Dieser ver-
ließ alle seine Eroberungen, um seinem Bun-
desgenossen beyzustehen. Ueber Schweinfurt
ging sein Marsch durch den Thüringer Wald
nach Arnstadt, wo er sich mit dem Herzog
Bernhard von Weimar vereinigte, von Arn-
stadt nach Erfurt. Hier ließ der König seine
Gemahlin zurück. Sein Herz war bey dieser
Trennung voll ungewöhnlicher Wehmuth.
Wallenstein war unterdessen bis Leipzig vor-
gedrungen, hatte 1632 den 18. October die
Weißenburg aufgefordert, welche den 22sten
capituliren mußte. Von hier wollte er über
Eilenburg und Torgau nach Dresden. Schon
wollte er bey Eilenburg über die Mulde, als
Nachricht von der Annäherung des Königs
von Schweden erhielt. Er entschloß sich, die-
sem entgegen zu gehen, zog durch Leipzig zu-
rück, vereinigte sich zwischen dieser Stadt
und Merseburg mit dem Grafen Pappenheim,
und lagerte sich in den Plänen nach Mers-

burg zu, zwischen dem Floßgraben und der Saale. Pappenheim trug er auf, nach Westphalen zu gehen, den Grafen Colloredo ließ er in Weißenfels zurück. Der König von Schweden wollte sich Pappenheims Abwesenheit zu Nutze machen, brach von Naumburg auf und näherte sich Weißenfels. Nun erhielt Pappenheim Befehl zurück zu kehren. Den 5. November kam Wallenstein bey Lützen an.

Wallenstein besetzte das Terrain hinter der Landstraße. Der Graben wurde tiefer gemacht und in denselben Musketiers gelegt, hinter diesem und bey den Windmühlen an der Stadt, ließ er Kanonen aufpflanzen. Die Armee selbst stand in gerader Linie mit der Landstraße ungefähr dreyhundert Schritt hinter derselben. Gustav Adolph rückte unterdessen von Naumburg immer näher, ließ Weißenfels eine halbe Stunde zur Linken liegen. Die in der Nähe liegenden kaiserlichen Regimenter zogen sich hierauf zusammen und besetzten die Dörfer Posern, Porsten, Göhren und Rippach. Der Weg des Königs führte ihn zuerst auf Posern: hier brachte er die Kaiserlichen zum Weichen. Dann ging er nach dem Dorfe Rippach, schlug die Feinde zurück, ging den 5ten Abends über den Fluß gleiches Namens, und rückte bey Röcken auf den Floßgraben los, der die Ebene zwischen Lützen und Markranstädt und die Landstraße mitten durchschneidet. Hier postirte er sich so, daß der linke Flügel seiner Armee bey Lützen in einer Entfernung von 200 Schritt gerade gegen die Windmühlen über stand, so daß die Armee die Landstraße vor sich und den Floßgraben hinter sich hatte. Da wo der

Floßgraben die Linie verändert, befand sich der linke Flügel, welcher sich an dieser Biegung des Grabens anschloß, und der König rief seinen Soldaten zu: „Wohlan mit Gott!“ Die Schwedische Infanterie bemächtigte sich der Gräben und der Kanonen, warf zwey Bataillons über den Haufen, mußte aber bey dem dritten weichen. Der König eilte mit Cavallerie zu Hülfe. Er setzte zuerst über den Graben. Nur einige wenige Reiter und der Herzog Franz Albert von Lauenburg nebst einem Bedienten konnten ihm nachkommen. In diesem Augenblick erhielt der König einen Schuß, der ihm den linken Arm zerschmetterte. Jetzt kam seine Reiterey nach. Man schrie: „Der König ist verwundet.“ Er nahm seine Kräfte zusammen und rief: „Es ist nichts, folgt mir.“ Kaum hatte er dieses ausgesprochen, so wurde er durch den Rücken geschossen und fiel vom Pferde. Das Gefecht um diesen Ort war unbeschreiblich heftig. Kaum konnte man den König erkennen, weil er unter andern Todten lag. Jedermann wollte mit seinem König an einem Tage und an einem Orte sterben. Erst da die Kaiserlichen zurück getrieben waren, konnte er hervorgesucht werden. Dieses geschah unweit eines großen Steines nach Lützen zu, welcher noch jetzt vorhanden ist, und schon hundert Jahr vor dieser Bataille in Urkunden als der große Stein erwähnt wird. Die aufgebrachten Schweden rächten den Tod ihres geliebten Königs unter Anführung des Herzogs Bernhard von Weimar, auf dem der Geist des großen Gustavs ruhte. Sie griffen mit Wuth an, und brachten alles zum Weichen. Schon verfolgten sie den flüchtigen Feind, als Pappenheim mit neuen Truppen von

Halle kam. Diese Hülfe belebte die kaiserlichen Truppen mit neuem Muth. Die Schlacht fing von neuem an. Pappenheim wurde tödtlich verwundet und starb in der Pleißenburg zu Leipzig den andern Tag. Die Schweden siegten abermals, die ganze kaiserliche Armee ergriff die Flucht, und Wallenstein zog sich schnell, beynahe ohne Waffen, nach Böhmen zurück. Sobald der Körper Gustav Adolphs aufgefunden war, wurde er nach Weißenfels gebracht. Hier benetzte die Königin den Körper ihres geliebten Gemahls mit Thränen, und verließ den Leichnam nicht eher, als bis er in Stockholm in der Begräbnißkapelle beygesetzt war.

No. 10.

Herzog Bernhard von Weimar, Anführer der Schwediſchen Truppen, ſchloß den 26. October 1635 in Paris mit dem Franzöſiſchen Hofe einen Subſidienvertrag. Ohne die Hülfe Frankreichs wäre Deutſchland, ungeachtet aller Bemühungen der Schweden, verloren geweſen. Der heldenmüthige Bernhard wußte ſich am Franzöſiſchen Hofe überall, ſelbſt bey dem ſtolzen und ſtaatsklugen Cardinal Richelieu, welcher damals Frankreich regierte, in Achtung zu ſetzen. Der Capuziner-Pater Joſeph war Vertrauter des Cardinals, und dieſer ſchlaue Alte miſchte ſich in alle politiſche Angelegenheiten. Er unterſtand ſich dem Herzog Bernhard auf einer Landcharte mit dem Finger zu zeigen, auf welcher Seite und auf was für Art er eine gewiſſe Feſtung angreifen ſollte. Nachdem Herzog Bernhard ihm lange mit außerordentlicher Gelaſſenheit zugeſehen hatte, ſagte er endlich ſchalkhaft zu ihm: „Recht gut, mein Herr Joſeph; aber Ihr Finger iſt keine Brücke.“ Richelieu konnte ſich nicht enthalten, über die Thorheit des Capuziners zu lächeln. Ludwig XIII. iſt bey dieſer Unterredung gegenwärtig und weiß mit Anſtand ſeine königliche Figur zu präſentiren.

Nachdem Herzog Bernhard in einem kurzen Zeitraume Schlag auf Schlag viele große Siege erfochten hatte, belagerte er Breysach. Diese Unternehmung ist eine der glorreichsten in der Geschichte. Bernhard gewann eigentlich vier Schlachten, indem er die Stadt einschloß. Sechs Pferde wurden unter ihm erschossen. Die Kaiserlichen fochten wie die Löwen; gegen Abend hatten sie des Herzogs Truppen zurück getrieben. Mitten in der Nacht stand der Held einsam; seine große Seele machte einen neuen Entwurf. Dann ermunterte er seine Soldaten, und nun wurden die Kaiserlichen, welche schon von Siegen träumten, unvermuthet wieder angegriffen, gänzlich aus dem Felde geschlagen, und alle kaiserliche Generale gefangen genommen. Jean de Werth, Herzog von Savelly, Fürstenberg, Sperreuter, lauter große Feldherren, wurden gefangen nach Frankreich gesandt. Diese und die übrigen Generale halten hier zu Pferde vor dem Sieger, neben ihm ist sein geliebter Freund, General Rose; er genießt bey ihrem Anblick die

ankamen. Sobald nun die bedeckten Gänge fertig waren, begann die Arbeit am Damme; denn der König wollte nicht, daß die Sarazenen, die über den Fluß herüber schossen, die Leute, die Erde zutrugen, sollten treffen können. Bey diesem Dammbau waren der König und alle Baronen im Heere blind; denn weil sie schon einen Arm des Flusses verstopft hatten (welches gar leicht war, weil sie ihn an der Stelle abdämmten, wo er vom Hauptfluß abgeht); so vermeynten sie eben so auch den Arm, der nach Nesi geht, abzudämmen, der doch wohl schon eine halbe Meile unterhalb des Hauptflusses entfernt war. Um nun den Damm zu verhindern, den der König wollte machen lassen, umzogen die Sarazenen ihr ganzes Lager ringsum mit Gräben.

So wie nun das Wasser die Gräben erreicht, ergoß es sich in die Gräben, und es entstand ein neuer großer Graben. Dieses war nur Ursache, daß alles was wir in drey Wochen gemacht hatten, von ihnen in einem Tag wieder vernichtet wurde; denn alles was wir auf unserer Seite abdämmten, das sammelte sich wieder auf ihrer Seite vermittelst der Gräben, die sie gezogen hatten.

Wegen des Todes des Sultans und während seiner Krankheit vor Hamant, hatten sie sich einen Anführer gewählt mit Namen Seeedin, Sohn des Scheiks. Man sagt, Kaiser Friedrich solle ihn zum Ritter geschlagen haben. Dieser gebot einem Theile seines Heeres, das unsrige unter den Mauern von Damiette anzugreifen, welches sie auch thaten; denn sie zogen sich, am Weyhnachtstage, gegen eine Stadt an dem Arme von Nesi, mit Nahmen, Sormosac. Ich und meine Ritter, wir aßen eben bey dem edlen

Herrn

Frucht ſeiner groſſen Thaten ohne Uebermuth. Als er ſie freundlich von ſich gelaſſen hatte, ſtieg er vom Pferde, beugte ſeine Knie, das ganze Heer folgte ſeinem Beyſpiel, und ſo dankten ſie Gott für dieſen Sieg.

Ueber den Namen Leonhard Torſtenſohn hat die Geſchichte einen groſſen Glanz geworfen. Guſtav Adolph, Herzog Bernhard, Torſtenſohn, ſagen die Annalen der damaligen Zeit, waren die einzigen Helden ihres Zeitalters, welche vor dem zwanzigſten Jahre ihres Alters die Klugheit und Einſicht eines erfahrnen Offiziers bewieſen. Im Anfange ſeines militariſchen Lebens wurde er bey einer Bataille gegen die Pohlen von Guſtav Adolph mit Befehlen an ein gewiſſes Regiment geſandt. Unterdeſſen er zum König zurück kam, hatte die Bewegung des Feindes andere Maßregeln erfordert. Der König wollte ihn gleich mit einer andern Ordre zurück ſchicken. „Ew. Majeſtät," ſagte Torſtenſohn, „ich habe es voraus geſehen und auf dieſen Fall in Ihrem Namen den Befehl ſchon gegeben." „Torſtenſohn," ſagte der König mit ſanftem Verweiſe, „dieſes hätte dir den Kopf koſten können; doch ſehe ich," ſetzte er hinzu, „in dir ſteckt für die Zukunft ein guter General." Im Anfange und Verfolg des dreyßigjährigen Krieges erwarb ſich Torſtenſohn, vorzüglich bey der Artillerie, einen groſſen

Ruhm. Das Schwediſche Heer verlor 1641 ſeinen Anführer, den großen Feldherrn Banner. Torſtenſohn übernahm ſeine Stelle. Er gewann nunmehr einen Sieg nach dem andern, wußte mit Klugheit den Krieg in die kaiſerlichen Erblande zu ſpielen, ging nach Schleſien, eroberte Olmütz und genoß bey Leipzig das ſüße Glück, auf dem nehmlichen Schlachtfelde bey Breitenfeld, wo ſein großer König und Lehrer ſeine fürchterlichen Feinde ſchlug, die kaiſerliche Hauptarmee unter dem Erzherzog Leopold und Piccolomini zu überwinden. Dieß geſchah den 23. October 1642. Noch war des Blutvergießens in Deutſchland nicht genug. Zwar wollte man den 25. December 1641 über die Präliminarartikel eines Friedens übereingekommen ſeyn; allein der neue Kaiſer Ferdinand III. hatte mehr die Abſicht, unterdeſſen neue Geldhülfe zur Fortſetzung des Kriegs zu gewinnen, als den Frieden im Ernſt zu befördern. Endlich im Jahr 1645 erfocht Torſtenſohn über den Kern der kaiſerlichen Völker bey Jankowitz in Böhmen einen entſcheidenden Sieg. Der Kaiſer ſetzte ſein ganzes Vertrauen auf

seine beyden Feldherren Hatzfeld und Götz: allein der erste wurde gefangen und der andere getödtet, das ganze kaiserliche Heer theils niedergehauen, theils gefangen, theils in die Flucht geschlagen. Unterdessen seine Armee über den Haufen geworfen wurde, fuhr der Kaiser in Prag von einer Kirche in die andere, um für sie den Sieg durch Messen und Bethen zu gewinnen. Da die gewissen Erwartungen Ferdinands durch diese Niederlage getäuscht waren, so gab er endlich nach, und die Berathschlagungen über den Frieden nahmen nun ernstlich ihren Anfang.

Torstensohn war am Tage der Bataille von Gicht und Podagra äußerst krank. Noch mehr, es war mitten im Winter, den 24. Februar. Er mußte sich bald zu Pferde, bald in einer Sänfte durch Schnee und Eis den Weg bahnen. Die Kaiserlichen fochten tapfer, mehr als einmal hatten sie den Sieg zweifelhaft gemacht, und Torstensohns Gemahlin gefangen genommen. Erst spät in der Dunkelheit der Nacht waren die Feinde überwunden, und nun fand er seine Gemah-

lin wieder. Mit dieser glorreichen Schlacht, worin er Deutschland die Hoffnung des Friedens erfocht, beschloß er seine Heldenlaufbahn. Er legte die Feldherrnstelle wegen seiner Krankheiten nieder, und empfing aus den Händen seiner Königin diejenige Belohnung, welche ihm sein Vaterland und ganz Deutschland, vielleicht ganz Europa, schuldig waren.

No. 13.

Gustav Adolph, König von Schweden.

GVSTAV ADOLPH

König von Schweden

St. Gall.
Landes-
Bibl.

Herzog Bernhard von Weimar.

Dieser große Prinz war der jüngste von neun Söhnen des Herzogs Johann von Weimar, und der Dorothea Maria, einer Prinzessin von Anhalt. Als ein Nachkomme des Churfürsten von Sachsen, welcher in der Schlacht bey Mühlberg gefangen, seiner Churwürde und des größten Theils seiner Länder beraubt wurde, erbte er gleichsam seinen Haß gegen das Oesterreichische Haus. Er vereinigte sich mit Gustav Adolph. Die zärtlichste Freundschaft verband ihre großen Seelen bald. Wer wird nicht gerührt, wenn man diese beyden Helden in der Nacht vor der Schlacht vertraut beysammen sieht, Gustav mit Bernhard seinen Plan überlegt und seine volle Seele in den Busen seines Freundes ausgießt? Es war die letzte Nacht von Gustavs Leben. Er schien darin seinen Geist, seine Tapferkeit, seine Tugend und seine Frömmigkeit als ein Vermächtniß auf Bernhard übergetragen zu haben. Nach dem Tode des Königs übernahm derselbe die verwaiste Schwedische Armee, vollendete mit ihr den Sieg bey Lützen, und blieb ihr Feldherr bis an seinen Tod. Er starb plötzlich 1639, im 36. Jahre seines Alters, nachdem er 18 Jahr wider den Kaiser gefochten hatte, und im Begriff stand, sich mit einer liebenswürdigen Prin-

zessinn Amalia von Hessenkassel zu vermählen. Merkwürdig ist es, daß er bald nach seiner Zurückkunft aus Frankreich, welches über seine Eroberungen eifersüchtig geworden war, starb. In seinem Leben war Bernhard einer der größten Feldherren, voll Gegenwart des Geistes bey großer Tapferkeit und immer gleichem Muth. Seine Ruhe der Seele, seine Großmuth, seine Liebe zu Gott und zu seinen Soldaten verließen ihn auch im Tode nicht. Seinem geliebten Rosen vermachte er seinen Raben, ein Pferd, welches er immer ritt; seinen Degen einem andern treuen Gefährten seines Lebens; große Summen Gelder seinen Offizieren und seinen Soldaten. Er starb in ihren Armen. Nach seinem Tode fand man seinen Körper mit bläulichen Flecken bedeckt; einige Aerzte nannten sie Pestblattern, einige andere Menschen behaupteten, sie wären Folgen einer Fischbrühe, welche er genossen hatte.

Geſchichte des Dreyßigjährigen Kriegs.

Seit dem Anfang des Religionskriegs in Deutſchland bis zum Münſteriſchen Frieden, iſt in der politiſchen Welt Europens kaum etwas groſſes und merkwürdiges geſchehen, woran die Reformation nicht den vornehmſten Antheil gehabt hätte. Alle Weltbegebenheiten, welche ſich in dieſem Zeitraum ereignen, ſchlieſſen ſich an die Glaubensverbeſſerung an, wo ſie nicht urſprünglich daraus herfloſſen, und jeder noch ſo groſſe und noch ſo kleine Staat hat mehr oder weniger, mittelbarer oder unmittelbarer, den Einfluß derſelben empfunden.

Herrn Peter von Avalon. Indem wir aßen, kamen ſie mit verhängtem Zügel bis an unſer Lager, und tödeten verſchiedene arme Leute, die zu Fuß ins Freye gegangen waren. Wir eilten fort uns zu rüſten; doch konnten wir nicht ſo geſchwind zurükkommen, ſo fanden wir ſchon, daß Monſeigneur Perron, unſer Wirth, zum Lager hinaus den Sarazenen entgegen geritten war. Wir ſprengten nach, und befreyten ihn und ſeinen Bruder, Monſeigneur Duval, von den Sarazenen, welche ſie zu Boden geworfen hatten, und brachten beyde ins Lager zurück. Die Tempelherrn, die auf das Geſchrey herbeygeeilt waren, machten muthig und feſt den Nachtrupp. Die Türken neckten uns noch bis ins Lager; deswegen ließ der König unſer Lager von Damiette bis an den Arm von Nexi ringsum mit Gräben umziehn.

Seeedin, den ich als Anführer der Sarazenen genannt habe, beſaß die größte Achtung im ganzen Heydenthum. In ſeinen Fahnen führt' er das Wappen des Kaiſers, der ihn zum Ritter geſchlagen hatte. Dieſe Fahnen waren mit Binden belegt; in der einen Binde befand ſich das Wappen des Kaiſers, von dem er zum Ritter geſchlagen worden war; in der andern das Wappen des Sultans von Babylonien. Sein Nahme war Seeedin, Sohn des Scheiks, welches ſo viel ſagen will als Sohn des Alten. Sein Nahme galt viel im ganzen Heydenthum: denn die Sarazenen ſind das Volk, das die alten Leute am meiſten in Ehren hält, wenn ſie Gott vor Schmach und Schimpf bewahret hat bis an ihr Alter. Seeedin, der wackere Türke, rühmte ſich, nach den Ausſagen der Kundſchafter: er würde am Sebaſtianstage im Zelte des Königs eſſen.

Beynahe der ganze Gebrauch, den das Spanische Haus von seinen ungeheuern politischen Kräften machte, war gegen die neuen Meinungen oder ihre Bekenner gerichtet. Durch die Reformation wurde der Bürgerkrieg entzündet, welcher Frankreich unter vier stürmischen Regierungen in seinen Grundvesten erschütterte, ausländische Waffen in das Herz dieses Königreichs zog, und es ein halbes Jahrhundert lang zu einem Schauplatz der traurigsten Zerrüttung machte. Die Reformation machte den Niederländern das Spanische Joch unerträglich, und weckte bey diesem Volke das Verlangen und den Muth, dieses Joch zu zerbrechen, so wie sie ihm größtentheils auch die Kräfte dazu gab. Alles Böse, welches Spaniens Philipp gegen die Königin Elisabeth von England beschloß, war Rache, die er dafür nahm, daß sie seine protestantischen Unterthanen gegen ihn in Schutz genommen, und sich an die Spitze einer Religionspartey gestellt hatte, die er zu vertilgen strebte. Die Trennung in der Kirche hatte in Deutschland eine fortdauernde politische Trennung zur Folge, welche dieses Land zwar länger als ein

Jahrhundert der Verwirrung dahin gab, aber auch zugleich gegen politische Unterdrückung einen bleibenden Damm aufthürmte. Die Reformation war es grossentheils, was die nordischen Mächte, Dänemark und Schweden, zuerst in das Staatssystem von Europa zog, weil sich der protestantische Staatenbund durch ihren Beytritt verstärkte, und weil dieser Bund ihnen selbst unentbehrlich ward. Staaten, die vorher kaum für einander vorhanden gewesen, fingen an, durch die Reformation einen wichtigen Berührungspunkt zu erhalten, und sich in einer neuen politischen Sympathie an einander zu schließen. So wie Bürger gegen Bürger, Herrscher gegen ihre Unterthanen, durch die Reformation in andre Verhältnisse kamen, rückten durch sie auch ganze Staaten in neue Stellungen gegen einander. Und so mußte es durch einen seltsamen Gang der Dinge die Kirchentrennung seyn, was die Staaten unter sich zu einer engern Vereinigung führte. Schrecklich zwar und verderblich war die erste Wirkung, durch welche diese allgemeine politische Sympathie sich verkündigte — ein dreyßigjähriger verheerender Krieg, der von dem Innern

des Böhmerlandes bis an die Mündung der Schelde, von den Ufern des Po bis an die Küsten der Ostsee Länder entvölkerte, Aernten zertrat, Städte und Dörfer in die Asche legte; ein Krieg, in welchem mehr als dreymal hundert tausend Streiter ihren Untergang fanden, der den aufglimmenden Funken der Kultur in Deutschland auf ein halbes Jahrhundert verlöschte, und die kaum aufblühenden bessern Sitten der alten barbarischen Wildheit zurück gab. Aber Europa ging ununterdrückt und frey aus diesem fürchterlichen Krieg, in welchem es sich zum erstenmal als eine zusammenhängende Staatengesellschaft erkannt hatte; und diese Theilnehmung der Staaten an einander, welche sich in diesem Krieg eigentlich erst bildete, wäre allein schon Gewinn genug, den Weltbürger mit seinen Schrecken zu versöhnen. Die Hand des Fleißes hat unvermerkt alle verderbliche Spuren dieses Kriegs wieder ausgelöscht, aber die wohlthätigen Folgen, von denen er begleitet war, sind geblieben. Eben diese allgemeine Staatensympathie, welche den Stoß in Böhmen dem halben Europa mittheilte, bewacht jetzt den Frieden, der diesem Krieg ein

Ende machte. So wie die Flamme der Verwüſtung aus dem Innern Böhmens, Mährens und Oeſterreichs einen Weg fand, Deutſchland, Frankreich, das halbe Europa zu entzünden, ſo wird die Fackel der Kultur von dieſen Staaten aus einen Weg ſich öffnen, jene Länder zu erleuchten.

Die Religion wirkte dieſes alles. Durch ſie allein wurde möglich was geſchah, aber es fehlte viel, daß es für ſie und ihrentwegen unternommen worden wäre. Hätte nicht der Privatvortheil, nicht das Staatsintereſſe ſich ſchnell damit vereinigt, nie würde die Stimme der Theologen und des Volks ſo bereitwillige Fürſten, nie die neue Lehre ſo zahlreiche, ſo tapfre, ſo beharrliche Verfechter gefunden haben. Ein großer Antheil an der Kirchenrevolution gebührt unſtreitig der ſiegenden Gewalt der Wahrheit, oder deſſen, was mit Wahrheit verwechſelt wurde. Die Mißbräuche in der alten Kirche, das Abgeſchmackte mancher ihrer Lehren, das Uebertriebene in ihren Foderungen mußte nothwendig ein Gemüth empören, das von der Ahndung eines beſſern Lichts ſchon gewonnen war, mußte es geneigt

machen, die verbesserte Religion zu umfassen. Der Reitz der Unabhängigkeit, die reiche Beute der geistlichen Stifter, mußte die Regenten zu einer Religionsveränderung lüstern machen, und das Gewicht der innern Ueberzeugung nicht wenig bey ihnen verstärken; aber die Staatsraison allein konnte sie dazu drängen. Hätte nicht Carl V. im Uebermuth seines Glücks an die Reichsfreyheit der Deutschen Stände gegriffen, schwerlich hätte sich ein protestantischer Bund für die Glaubensfreyheit bewaffnet. Ohne die Herrschbegierde der Guisen hätten die Kalviniſten in Frankreich nie einen Conde oder Coligny an ihrer Spitze gesehen, ohne die Auflage des zehenten und zwanzigsten Pfennings hätte der Stuhl zu Rom nie die vereinigten Niederlande verloren. Die Regenten kämpften zu ihrer Selbstvertheidigung oder Vergrößerung; der Religionsenthusiasmus warb ihnen die Armeen, und öffnete ihnen die Schätze ihres Volks. Der große Haufe, wo ihn nicht Hoffnung der Beute unter ihre Fahnen lockte, glaubte für die Wahrheit sein Blut zu vergießen, indem er es zum Vortheil seines Fürsten versprützte.

Und Wohlthat genug für die Völker, daß dießmal der Vortheil der Fürsten Hand in Hand mit dem ihrigen ging! Diesem Zufall allein haben sie ihre Befreyung vom Pabstthum zu danken. Glück genug für die Fürsten, daß der Unterthan für seine eigene Sache stritt, indem er für die ihrige kämpfte! In dem Zeitalter, wovon jetzt die Rede ist, regierte in Europa kein Fürst so absolut, um über den guten Willen seiner Unterthanen hinweg gesetzt zu seyn, wenn er seine politischen Entwürfe verfolgte. Aber wie schwer hielt es, diesen guten Willen der Nation für seine politischen Entwürfe zu gewinnen und in Handlung zu setzen! Die nachdrücklichsten Beweggründe, welche von der Staatsraison entlehnt sind, lassen den Unterthan kalt, der sie selten einsieht, und den sie noch seltner interessiren. In diesem Fall bleibt einem staatsklugen Regenten nichts übrig, als das Interesse des Kabinets an irgend ein andres Interesse, das dem Volke näher liegt, anzuknüpfen, wenn etwa ein solches schon vorhanden ist, oder wenn es nicht ist, es zu erschaffen.

Dieß war der Fall, worin sich ein großer Theil derjenigen Regenten befan-

den, die für die Reformation handelnd aufgetreten ſind. Durch eine ſonderbare Verkettung der Dinge mußte es ſich fügen, daß die Kirchentrennung mit zwey politiſchen Umſtänden zuſammentraf, ohne welche ſie vermuthlich eine ganz andre Entwicklung gehabt haben würde. Dieſe waren: die auf einmal hervor ſpringende Uebermacht des Hauſes Oeſterreich, welche die Freyheit Europens bedrohte, und der thätige Eifer dieſes Hauſes für die alte Religion. Das erſte weckte die Regenten, das zweyte bewaffnete ihnen die Nationen.

Die Aufhebung einer fremden Gerichtsbarkeit in ihren Staaten, die höchſte Gewalt in geiſtlichen Dingen, der gehemmte Abfluß des Geldes nach Rom, die reiche Beute der geiſtlichen Stifter, waren Vortheile, die für jeden Souverain auf gleiche Art verführeriſch ſeyn mußten — warum, könnte man fragen, wirkten ſie nicht eben ſo gut auf die Prinzen des Hauſes Oeſterreich? Was hinderte dieſes Haus, und insbeſondre die Deutſche Linie deſſelben, den dringenden Aufforderungen ſo vieler ſeiner Unterthanen Gehör zu geben, und ſich nach dem Beyſpiel andrer auf Unkoſten einer mehr-

losen Geistlichkeit zu verbessern? Es ist schwer zu glauben, daß die Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit der Römischen Kirche an der frommen Standhaftigkeit dieses Hauses einen größern Antheil gehabt haben sollte, als die Ueberzeugung vom Gegentheil an dem Abfalle der protestantischen Fürsten. Mehrere Gründe vereinigten sich, die Oesterreichischen Prinzen zu Stützen des Pabstthums zu machen. Spanien und Italien, aus welchen Ländern die Oesterreichische Macht einen großen Theil ihrer Stärke zog, waren dem Stuhle zu Rom mit blinder Anhänglichkeit ergeben, welche die Spanier insbesondre schon zu den Zeiten der Gothischen Herrschaft ausgezeichnet hat. Die geringste Annäherung an die verabscheuten Lehren Luthers und Kalvins mußte dem Beherrscher von Spanien die Herzen seiner Unterthanen unwiederbringlich entreißen; der Abfall von dem Pabstthum konnte ihm dieses Königreich kosten. Ein Spanischer König mußte ein rechtgläubiger Prinz seyn, oder er mußte von diesem Throne steigen. Den nehmlichen Zwang legten ihm seine Italiänischen Staaten auf, die er fast noch mehr schonen mußte, als seine Spanier, weil

ſie das auswärtige Joch am ungeduldigſten trugen, und es am leichteſten abſchütteln konnten. Dazu kam, daß ihm dieſe Staaten Frankreich zum Mitbewerber und den Pabſt zum Nachbar gaben; Gründe genug, die ihn hinderten, ſich für eine Parthey zu erklären, welche das Anſehen des Pabſtes zernichtete — die ihn aufforderten, ſich letztern durch den thätigſten Eifer für die alte Religion zu verpflichten. Dieſe allgemeinen Gründe, welche bey jedem Spaniſchen Monarchen von gleichem Gewichte ſeyn mußten, wurden bey jedem insbeſondre noch durch beſondre Gründe unterſtützt. Carl V. hatte in Italien einen gefährlichen Nebenbuhler an dem König von Frankreich, dem dieſes Land ſich in eben dem Augenblick in die Arme warf, wo Carl ſich ketzeriſcher Grundſätze verdächtig machte. Gerade an denjenigen Entwürfen, welche Carl mit der meiſten Hitze verfolgte, würde das Mißtrauen der Katholiſchen, und der Streit mit der Kirche ihm durchaus hinderlich geweſen ſeyn. Als Carl V. in den Fall kam, zwiſchen beyden Religionspartheyen zu wählen, hatte ſich die neue Religion noch nicht bey ihm in Achtung ſetzen können, und überdem

war zu einer gütlichen Vergleichung beyder Kirchen damals noch die wahrscheinlichste Hoffnung vorhanden. Bey seinem Sohn und Nachfolger Philipp II. vereinigte sich eine mönchische Erziehung mit einem despotischen finstern Charakter, einen unversöhnlichen Haß aller Neuerungen in Glaubenssachen bey diesem Fürsten zu unterhalten, den der Umstand, daß seine schlimmsten politischen Gegner auch zugleich Feinde seiner Religion waren, nicht wohl vermindern konnte. Da seine Europäischen Länder, durch so viele fremde Staaten zerstreut, dem Einfluß fremder Meinungen überall offen lagen, so konnte er dem Fortgange der Reformation in andern Ländern nicht gleichgültig zusehen, und sein eigener näherer Staatsvortheil foderte ihn auf, sich der alten Kirche überhaupt anzunehmen, um die Quelle der ketzerischen Ansteckung zu verstopfen. Der natürlichste Gang der Dinge stellte also diesen Fürsten an die Spitze des katholischen Glaubens und des Bundes, den die Papisten gegen die Neuerer schlossen. Was unter Carls V. und Philipps II. langen und thatenvollen Regierungen beobachtet wurde, blieb für die folgenden Gesetz;

Der König, der das erfuhr, ordnete alles dergestalt an, daß der Graf von Artois, sein Bruder, die bedeckten Gänge und die Maschinen unter seiner Aufsicht haben sollte; der König aber und der Graf von Anjou, nachheriger König von Sicilien, übernahmen die Aufsicht des Lagers gegen die Seite von Babylon; der Graf von Poitiers und wir aus Champagne sollten die Bedeckung des Lagers *) auf uns haben. Nun zog der vorgenannte Anführer der Türken seine Leute auf die Insel, zwischen dem Arme von Damiette und dem von Rexi, da wo unser Lager war, und stellte sein Treffen von einem Arme bis zum andern. Gegen dieses Heer zog der König von Sicilien, und schlug es. Viele davon ersoffen in beyden Flüssen; und dennoch blieb davon noch ein großer Theil übrig, den man nicht anzugreiffen wagte, wegen der Maschinen der Sarazenen, die zwischen den beyden Flüssen spielten. In dem Gefechte, welches der König von Sicilien mit den Sarazenen hielt, sprengte der Graf Guido von Forez durch das Heer der Türken durch, und stieß nebst seinen Rittern auf einen Haufen Türken zu Fuß, die ihn zu Boden warfen; er zerbrach ein Bein, und zween von seinen Rittern führten ihn unter den Armen zurück. Nur mit großer Mühe rettete man den König von Sicilien aus der Gefahr, in welcher er sich befand; er trug an dem Tage vielen Ruhm davon. — Die Türken kamen auch gegen den Grafen von Poitiers und uns; und wir gingen ihnen entgegen, und trieben sie weit in die Flucht; von ihnen kamen viele um, wir aber kamen ohne Verlust davon. Einsmahl als wir die Nachtwache bey den Maschinen hielten, führten sie ein Geschütz auf, perrière genannt, welches sie vorher

*) Gegen Damiette hin.

n[illegible] je mehr sich der Riß in der Kirche erweiterte, desto fester mußte Spanien an dem Katholicismus halten.

Freyer schien die Deutsche Linie des Hauses Oesterreich gewesen zu seyn; aber wenn bey dieser auch mehrere von jenen Hindernissen wegfielen, so wurde sie durch andre Verhältnisse in Fesseln gehalten. Der Besitz der Kaiserkrone, die auf einem ketzerischen Haupte ganz undenkbar war, (denn wie konnte ein Apostat der Römischen Kirche die Römische Kaiserkrone tragen?) knüpfte die Nachfolger Ferdinands I. an den päbstlichen Stuhl; Ferdinand selbst war diesem Stuhl aus Gründen des Gewissens und aufrichtig ergeben. Ueberdem waren die Deutsch-Oesterreichischen Prinzen nicht mächtig genug, der Spanischen Unterstützung zu entbehren, die aber durch eine Begünstigung der neuen Religion durchaus verscherzt war. Auch foderte ihre Kaiserwürde sie auf, das Deutsche Reichssystem zu beschützen, wodurch sie selbst sich als Kaiser behaupteten, und welches der protestantische Reichstheil zu stürzen strebte. Rechnet man dazu die Kälte der Protestanten gegen die Bedrängnisse der Kaiser und gegen die ge-

meinschaftlichen Gefahren des Reichs, ihre gewaltsamen Eingriffe in das Zeitliche der Kirche, und ihre Feindseligkeiten, wo sie sich als die Stärkeren fühlten, so begreift man, wie so viele zusammenwirkende Gründe die Kaiser auf der Seite des Pabstthums erhalten, wie sich ihr eigner Vortheil mit dem Vortheile der katholischen Religion aufs genaueste vermengen mußte. Da vielleicht das ganze Schicksal dieser Religion von dem Entschlusse abhing, den das Haus Oesterreich ergriff, so mußte man die Oesterreichischen Prinzen durch ganz Europa als die Säulen des Pabstthums betrachten. Der Haß der Protestanten gegen letzteres kehrte sich darum auch einstimmig gegen Oesterreich, und vermengte nach und nach den Beschützer mit der Sache die er beschützte. Jede Kriegsrüstung des Königs von Spanien oder des Kaisers mußte nun zum Verderben der Protestanten abzielen, jeder Feldzug gegen eines dieser Häuser war ein Krieg gegen das Mönchthum, gegen die Inquisition.

Aber eben dieses Haus Oesterreich, der unversöhnliche Gegner der Reformation, setzte zugleich durch seine ehrgeizigen Entwürfe, die von einer überlegenen

Macht unterstützt waren, die politische Freyheit der Europäischen Staaten, und besonders der Deutschen Stände, in nicht geringe Gefahr. Dieser Umstand mußte letztere aus ihrer Sicherheit aufschrecken, und auf ihre Selbstvertheidigung aufmerksam machen. Ihre gewöhnlichen Hülfsmittel würden nimmermehr hingereicht haben, einer so drohenden Macht zu widerstehen. Außerordentliche Anstrengungen mußten sie von ihren Unterthanen verlangen, und, da auch diese bey weitem nicht hinreichten, von ihren Nachbarn Kräfte entlehnen, und durch Bündnisse unter einander eine Macht aufzuwägen suchen, gegen welche sie einzeln nicht bestanden.

Aber die großen politischen Aufforderungen, welche die Regenten hatten, sich den Fortschritten Oesterreichs zu widersetzen, hatten ihre Unterthanen nicht. Nur gegenwärtige Vortheile, oder gegenwärtige Uebel sind es, welche das Volk in Handlung setzen, und diese darf eine gute Staatskunst nicht abwarten. Wie schlimm also für diese Fürsten, wenn nicht zum Glücke ein andres wirksames Motiv sich ihnen dargebothen hätte, das die Nation in Leidenschaft setzte,

und einen Enthusiasmus in ihr entflammte, der gegen die politische Gefahr gerichtet werden konnte, weil er in dem nehmlichen Gegenstande mit derselben zusammentraf. Dieses Motiv war der erklärte Haß gegen eine Religion, welche das Haus Oesterreich beschützte, die schwärmerische Anhänglichkeit an eine Lehre, welche dieses Haus mit Feuer und Schwert zu vertilgen strebte. Diese Anhänglichkeit war feurig, jener Haß war unüberwindlich; der Religionsfanatismus fürchtet das Entfernte, Schwärmeren berechnet nie, was sie aufopfert. Was die entschiedenste Gefahr des Staats nicht über seine Bürger vermocht hätte, bewirkte die religiöse Begeisterung. Für den Staat, für das Interesse des Fürsten würden sich wenig freywillige Arme bewaffnet haben; für die Religion griff der Kaufmann, der Künstler, der Landbauer freudig zum Gewehr. Für den Staat oder den Fürsten würde man sich auch der kleinsten außerordentlichen Abgabe zu entziehen gesucht haben; an die Religion setzte man Gut und Blut, alle seine zeitlichen Hoffnungen. Dreyfach stärkere Summen strömen jetzt in den Schatz des Fürsten, dreyfach stärkere Heere rücken

in das Feld; und in der heftigen Bewegung, worein die nahe Religionsgefahr alle Gemüther versetzte, fühlte der Unterthan die Schwere der Lasten nicht, die Anstrengungen nicht, von denen er in einer ruhigern Gemüthslage erschöpft würde niedergesunken seyn. Die Furcht vor der Spanischen Inquisition, vor Bartholomäusnächten, eröffnet dem Prinzen von Oranien, dem Admiral Koligny, der Brittischen Königin Elisabeth, den protestantischen Fürsten Deutschlands, Hülfsquellen bey ihren Völkern, die noch jetzt unbegreiflich sind.

Mit noch so großen eignen Anstrengungen aber würde man gegen eine Macht wenig ausgerichtet haben, die auch dem mächtigsten Fürsten, wenn er einzeln stand, überlegen war. In den Zeiten einer noch wenig ausgebildeten Politik konnten aber nur zufällige Umstände entfernte Staaten zu einer wechselseitigen Hülfsleistung vermögen. Die Verschiedenheit der Verfassung, der Gesetze, der Sprache, der Sitten, des Nationalcharakters, welche die Nationen und Länder in eben so viele verschiedene Ganze absonderte, und eine fortdauernde Scheidewand zwischen sie stellte,

machte den einen Staat unempfindlich gegen die Bedrängniſſe des andern, wo ihn nicht gar die Nationaleiferſucht zu einer feindſeligen Schadenfreude reizte. Die Reformation ſtürzte dieſe Scheidewand. Ein lebhafteres näher liegendes Intereſſe als der Nationalvortheil oder die Vaterlandsliebe, und welches von bürgerlichen Verhältniſſen durchaus unabhängig war, fing an, die einzelnen Bürger und ganze Staaten zu beſeelen. Dieſes Intereſſe konnte mehrere und ſelbſt die entlegenſten Staaten mit einander verbinden, und bey Unterthanen des nehmlichen Staats konnte dieſes Band wegfallen. Der Franzöſiſche Kalviniſt hatte alſo mit dem reformirten Genfer, Engländer, Deutſchen oder Holländer einen Berührungspunkt, den er mit ſeinem eignen katholiſchen Mitbürger nicht hatte. Das Glück der Niederländiſchen Waffen, welche für ſeine Religion geführt wurden, mußte ihn alſo näher angehen, als die Triumphe ſeines eigenen Landesherrn, welche zum Vortheil des Pabſtums erfochten wurden. Er hörte alſo an einem ſehr wichtigen Punkte auf, Bürger eines einzelnen Staats zu ſeyn, ſeine Aufmerkſamkeit und Theilnahme

auf diesen einzelnen Staat einzuschränken. Sein Kreis erweitert sich, er fängt an, aus dem Schicksale fremder Länder, die seines Glaubens sind, sich sein eignes zu weissagen, und ihre Sache zu der seinigen zu machen. Nun erst dürfen die Regenten es wagen, auswärtige Angelegenheiten vor die Versammlung ihrer Landstände zu bringen, nun erst hoffen, ein williges Ohr und schnelle Hülfe zu finden. Diese auswärtigen Angelegenheiten sind jetzt zu einheimischen geworden, und gerne reicht man dem Glaubensverwandten eine hülfreiche Hand, die man dem bloßen Nachbar, und noch mehr dem fernen Ausländer, verweigert hätte. Jetzt verläßt der Pfälzer seine Heimat, um für seinen Französischen Glaubensbruder gegen den gemeinschaftlichen Religionsfeind zu fechten. Der Französische Unterthan zieht das Schwert gegen ein Vaterland, das ihn mißhandelt, und geht hin, für Hollands Freyheit zu bluten. Jetzt sieht man Schweizer gegen Schweizer, Deutsche gegen Deutsche im Streit gerüstet, um an den Ufern der Loire und der Seine die Thronfolge in Frankreich zu entscheiden. Der Däne geht über die Eider, der Schwede

über den Belt, um die Ketten zu zerbrechen, die für Deutschland geschmiedet sind.

Das Religionsintereſſe war es, was dieſe neue Sympathie der Staaten mit Staaten veranlaßte, aber die Wirkungen derſelben wurden bald im politiſchen gefühlt. Der nehmliche Staatenbund, welcher ſtreitfertig da ſtand, dem Religionszwang ſeiner Glieder zu ſteuern, ſicherte ſie eben dadurch vor politiſcher Unterdrückung, denn ohne dieſe war jener nicht möglich. Die Regenten hatten alſo die Hülfsmittel zu ihrer Selbſtvertheidigung in Bereitſchaft, ohne ſie unter dieſem Namen aufgebothen zu haben, ſie hatten ihre Abſicht erreicht, ohne ſich mit ihren Völkern darüber verſtändigt zu haben. So lange eine gewaffnete Macht die Religionsfreyheit in Deutſchland vertheidigte, ſo lange konnte kein Deutſcher Kaiſer die Konſtitution umſtoßen, und die Stände des Reichs unterdrücken; ſo lange eine gewaffnete Macht die Reichskonſtitution bewachte, konnte die Religionsfreyheit nicht umgeſtürzt werden. Was den Regenten bloß als Mittel zu ihrem Zwecke wichtig war, war der Zweck ihrer Unterthanen;

was der Zweck der Regenten war, war den Unterthanen das Mittel, den ihrigen zu erreichen.

Es ist sehr schwer zu sagen, was mit der Reformation, was mit der Freyheit des Deutschen Reichs wohl geworden seyn würde, wenn das gefürchtete Haus Oesterreich nicht Parthey gegen sie genommen hätte. So viel aber scheint erwiesen, daß sich die Oesterreichischen Prinzen auf ihrem Wege zur Universalmonarchie durch nichts mehr gehindert haben, als durch den hartnäckigen Krieg, den sie gegen die neuen Meinungen führten. In keinem andern Falle als unter diesem war es den schwächern Fürsten möglich, die außerordentlichen Anstrengungen von ihren Ständen zu erzwingen, wodurch sie der Oesterreichischen Macht widerstanden; in keinem andern Falle den Staaten möglich, sich gegen einen gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen.

Höher war die Oesterreichische Macht nie gestanden, als nach dem Siege Carls V. bey Mühlberg, nachdem er die Deutschen überwunden hatte. Mit dem Schmalkaldischen Bunde lag die Deutsche Freyheit, wie es schien, auf ewig darnieder; aber sie lebte wieder auf in

ßtr noch nie gethan hatten; und in dieſe Schleuder thaten ſie Griechiſches Feuer. Als dieſes Herr Walcher du Cureil, der gute Ritter, der bey uns war, ſah, ſagt' er zu uns: „ihr Herren, wir ſind in der größten Gefahr, in der wir uns je befanden; denn beſchießen ſie die bedeckten Gänge, und wir bleiben dennoch, ſo verbrennen wir bey lebendigem Leibe; verlaſſen wir aber die Vertheidigungen, die uns anvertraut ſind, ſo ſind wir entehrt; niemand kann uns von dieſer Gefahr erretten, als Gott. Ich rathe demnach, ſo oft ſie uns Feuer zuſchleudern werden, uns auf die Kniee zu werfen, und unſern Herr Gott anzurufen, er wolle uns aus dieſer Gefahr erretten." So wie ſie uns nun den erſten Wurf ſchleuderten, fielen wir nieder auf die Kniee, wie er uns gerathen hatte. Der erſte Wurf, den ſie warfen, traf zwiſchen unſere beyden bedeckten Gänge, und fiel vor uns auf dem Platze nieder, den die Soldaten gemacht hatten, um den Fluß abzudämmen. Unſere Löſcher ſtanden zum Löſchen bereit; und weil die Sarazenen ſie nicht treffen konnten, wegen der beyden Flügel von den Pavillons, die der König hatte machen laſſen, ſchoſſen ſie gerade aufwärts in die Wolken, ſo daß die Pfeile ganz ſenkrecht auf ſie niederfielen. Die Weiſe des Griechiſchen Feuers war dieſe, daß es von weitem daher kam von der Größe einer Eſſigtonne, und der Feuerſchweif, den es nach ſich zog, war wohl ſo groß wie ein großes Schwert. Es machte, wenn es kam, ein Getöſe, als wär' es Donner des Himmels; es glich einem Drachen, der in der Luft fleugt. Dabey warf es einen ſolchen Schein von ſich, daß man im Lager ſehen konnte als wär' es Tag, wegen der großen Menge des Feuers, von dem die Hellung kam. Dreymahl warfen ſie in dieſer Nacht das Griechiſche Feuer gegen uns, und

terdrückt war. Jetzt zum erstenmal erfreute sich also die Lehre Luthers einer positiven Sanktion, und wenn sie auch in Bayern oder in Oesterreich im Staube lag, so konnte sie sich damit trösten, daß sie in Sachsen und in Thüringen thronte. Den Regenten war es aber nun doch allein überlassen, welche Religion in ihren Landen gelten, und welche darnieder liegen sollte; für den Unterthan, der auf dem Reichstage keinen Repräsentanten hatte, war in diesem Frieden gar wenig gesorgt. Bloß allein in geistlichen Ländern, in welchen die katholische Religion unwiderruflich die herrschende blieb, wurde den protestantischen Unterthanen, (welche es damals schon waren) die freye Religionsübung ausgewirkt; aber auch diese nur durch eine persönliche Versicherung des Römischen Königs Ferdinand, der diesen Frieden zu Stande brachte; eine Versicherung, die von dem katholischen Reichstheile widersprochen, und mit diesem Widerspruch in das Friedensinstrument eingetragen, keine Gesetzeskraft erhielt.

Wären es übrigens nur Meinungen gewesen, was die Gemüther trennte — wie gleichgültig hätte man dieser Tren-

nung zugesehen! Aber an diesen Meinungen hingen Reichthümer, Würden und Rechte; ein Umstand, der die Scheidung unendlich erschwerte. Von zwey Brüdern, die das väterliche Vermögen bis hieher gemeinschaftlich genossen, verließ jetzt einer das väterliche Haus, und die Nothwendigkeit trat ein, mit dem daheim bleibenden Bruder abzutheilen. Der Vater hatte für den Fall der Trennung nichts bestimmt, weil ihm von dieser Trennung nichts ahnden konnte. Aus den wohlthätigen Stiftungen der Voraltern war der Reichthum der Kirche, innerhalb eines Jahrtausends, zusammengeflossen, und diese Voraltern gehörten dem Weggehenden eben so gut an, als dem, der zurück blieb. Haftete nun das Erbrecht bloß an dem väterlichen Hause, oder haftete es an dem Blute? Die Stiftungen waren an die katholische Kirche geschehen, weil damals noch keine andre vorhanden war; an den erstgebornen Bruder, weil er damals noch der einzige Sohn war. Galt nun in der Kirche ein Recht der Erstgeburt, wie in adelichen Geschlechtern? Galt die Begünstigung des einen Theils, wenn ihm der andre noch nicht gegen-

über ſtehen konnte? Konnten die Lutheraner von dem Genuß dieſer Güter ausgeſchloſſen ſeyn, an denen doch ihre Vorfahren mit ſtiften halfen, bloß allein deswegen ausgeſchloſſen ſeyn, weil zu den Zeiten der Stiftung noch kein Unterſchied zwiſchen Lutheranern und Katholiſchen Statt fand? Beyde Religionspartheyen haben über dieſe Streitſache mit ſcheinbaren Gründen gegen einander gerechtet, und rechten noch immer; aber es dürfte dem einen Theile ſo ſchwer fallen als dem andern, ſein Recht zu erweiſen. Das Recht hat nur Entſcheidungen für denkbare Fälle, und vielleicht gehören geiſtliche Stiftungen nicht unter dieſe; zum wenigſten dann nicht, wenn man die Foderungen ihrer Stifter auch auf dogmatiſche Sätze erſtreckt — wie iſt es denkbar, eine ewige Schenkung an eine wandelbare Meinung zu machen?

Wenn das Recht nicht entſcheiden kann, ſo thut es die Stärke, und ſo geſchah es hier. Der eine Theil behielt, was ihm nicht mehr zu nehmen war; der andre vertheidigte, was er noch hatte. Alle vor dem Frieden weltlich gemachte Bißthümer und Abteyen verblie-

ben den Protestanten; aber die Papisten verwahrten sich in einem eigenen Vorbehalt, daß künftig keine mehr weltlich gemacht würden. Jeder Besitzer eines geistlichen Stiftes, das dem Reich unmittelbar unterworfen war, Churfürst, Bischof oder Abt, hat seine Benefizien und Würden verwirkt, sobald er zur protestantischen Kirche abfällt. Sogleich muß er seine Besitzungen räumen, und das Kapitel schreitet zu einer neuen Wahl, gleich als wäre seine Stelle durch einen Todesfall erledigt worden. An diesem heiligen Anker des geistlichen Vorbehalts, der die ganze zeitliche Existenz eines geistlichen Fürsten von seinem Glaubensbekenntniß abhängig machte, ist noch bis heute die katholische Kirche in Deutschland befestigt — und was würde aus ihr werden, wenn dieser Anker zerrisse? Der geistliche Vorbehalt erlitt einen hartnäckigen Widerspruch von Seiten der protestantischen Stände, und obgleich sie ihn zuletzt noch in das Friedensinstrument mit aufnahmen, so geschah es mit dem ausdrücklichen Beysatz, daß beyde Partheyen sich über diesen Punkt nicht verglichen hätten. Konnte er für den protestantischen Theil

mehr verbindlich ſeyn, als jene Verſicherung Ferdinands zum Vortheil der proteſtantiſchen Unterthanen in geiſtlichen Stiftern es für die Katholiſchen war? Zwey Keime der Zwietracht blieben alſo in dem Frieden zurück, und an dieſen entzündete ſich auch der Krieg.

So war es mit der Religionsfreyheit und mit den geiſtlichen Gütern; mit den Rechten und Würden war es nicht anders. Auf eine einzige Kirche war das Deutſche Reichsſyſtem berechnet, weil nur Eine da war, als es entſtand. Die Kirche hat ſich getrennt, der Reichstag ſich in zwey Religionspartheyen geſchieden — und doch ſoll das ganze Reichsſyſtem ausſchließend einer einzigen folgen? — Alle bisherigen Kaiſer waren Söhne der Römiſchen Kirche geweſen, weil die Römiſche Kirche in Deutſchland bis jetzt ohne Nebenbuhlerin war. War es aber das Verhältniß mit Rom, was den Kaiſer der Deutſchen ausmachte, oder war es nicht vielmehr Deutſchland, welches ſich in ſeinem Kaiſer repräſentirte? Zu dem ganzen Deutſchland gehört aber auch der proteſtantiſche Theil — und wie repräſentirt ſich nun dieſer in einer ununter-

brochenen Reihe katholischer Kaiser? — In dem höchsten Reichsgerichte richten die Deutschen Stände sich selbst, weil sie selbst die Richter dazu stellen; daß sie sich selbst richteten, daß eine gleiche Gerechtigkeit allen zu Statten käme, war der Sinn seiner Stiftung — kann dieser Sinn erfüllt werden, wenn nicht beyde Religionen darin sitzen? Daß, zur Zeit der Stiftung, in Deutschland noch ein einziger Glaube herrschte, war Zufall; daß kein Stand den andern auf rechtlichem Weg unterdrücken sollte, war der wesentliche Zweck dieser Stiftung. Dieser Zweck aber ist verfehlt, wenn ein Religionstheil im ausschließenden Besitz ist, den andern zu richten — darf nun ein Zweck aufgeopfert werden, wenn sich ein Zufall verändert? — Endlich und mit Mühe erfochten die Protestanten ihrer Religion einen Sitz im Kammergerichte, aber noch immer keine ganz gleiche Stimmenzahl. — Zur Kaiserkrone hat noch kein protestantisches Haupt sich erhoben.

Was man auch von der Gleichheit sagen mag, welche der Religionsfriede zu Augsburg zwischen beyden Deutschen Kirchen einführte, so ging die ka-

tholische doch unwidersprechlich als Siegerin davon. Alles, was die Lutherische erhielt, war — Duldung; alles, was die Katholische hingab, opferte sie der Noth, und nicht der Gerechtigkeit. Immer war es noch kein Friede zwischen zwey gleich geachteten Mächten, bloß ein Vertrag zwischen dem Herrn und einem unüberwundenen Rebellen! aus diesem Prinzip scheinen alle Prozeduren der katholischen Kirche gegen die protestantische hergeflossen zu seyn und noch herzufließen. Immer noch war es ein Verbrechen, zur protestantischen Kirche abzufallen, weil es mit einem so schweren Verluste geahndet wurde, als der geistliche Vorbehalt über abtrünnige geistliche Fürsten verhängt. Auch in den folgenden Zeiten setzte sich die katholische Kirche lieber aus, alles durch Gewalt zu verlieren, als einen kleinen Vortheil freywillig und rechtlich aufzugeben; denn einen Raub zurück zu nehmen war noch Hoffnung, und immer war es nur ein zufälliger Verlust; aber ein aufgegebener Anspruch, ein den Protestanten zugestandenes Recht, verletzte die katholische Kirche an ihrer empfindlichsten Stelle — an ihrer alleinseligmachenden Kraft, die

keine andre Kirche neben ihr duldet. Bey dem Religionsfrieden ſelbſt ſetzte man dieſen Grundſatz nicht aus den Augen. Was man in dieſem Frieden den Evangeliſchen preis gab, war nicht unbedingt aufgegeben: Alles, hieß es ausdrücklich, ſollte nur bis auf die nächſte allgemeine Kirchenverſammlung gelten, welche ſich beſchäftigen würde, beyde Kirchen wieder zu vereinigen. Dann erſt, wenn dieſer letzte Verſuch mißlänge, ſollte der Religionsfriede eine abſolute Gültigkeit haben. So wenig Hoffnung zu dieſer Wiedervereinigung da war, ſo wenig es vielleicht den Katholiſchen ſelbſt damit Ernſt war, ſo viel hatte man demungeachtet ſchon gewonnen, daß man den Frieden durch dieſe Bedingung beſchränkte.

Dieſer Religionsfriede alſo, der die Flamme des Bürgerkriegs auf ewige Zeiten erſticken ſollte, war im Grunde nur eine temporaire Auskunft, ein Werk der Nothwendigkeit und der Stärke, nicht vom Geſetz der Gerechtigkeit diktirt, nicht die Frucht berichtigter Ideen über Religion und Religionsfreyheit. Einen Religionsfrieden von der letzten Art konnten die Katholiſchen nicht geben,

und wenn man aufrichtig seyn will, einen solchen kannten die Evangelischen damals selbst noch nicht genug. Weit entfernt, gegen die Katholischen uneingeschränkte Billigkeit zu beweisen, unterdrückten sie, wo es in ihrer Macht stand, die Kalviniſten, welche freylich eben so wenig eine Duldung in jenem bessern Sinne verdienten, da sie eben so weit entfernt waren, sie selbst auszuüben. Zu einem Religionsfrieden von dieser Natur waren jene Zeiten noch nicht reif, und die Köpfe noch zu trübe. Wie konnte ein Theil von dem andern fodern, was er selbst zu leisten unvermögend war? Was eine jede Religionsparthey in dem Augsburger Frieden rettete oder gewann, verdankte sie der Gewalt, dem zufälligen Machtverhältniß, in welchem beyde bey Gründung des Friedens zu einander gestanden. Was durch Gewalt gewonnen wurde, mußte behauptet werden durch Gewalt; jenes Machtverhältniß mußte also auch fürs künftige fortdauern, oder der Friede verlor seine Kraft. Mit dem Schwert in der Hand wurden die Grenzen zwischen beyden Kirchen gezeichnet; mit dem Schwerte mußten sie bewacht wer-

den — oder wehe der früher entwaffneten Parthey! Eine zweifelhafte schreckenvolle Aussicht für Deutschlands Ruhe, die aus dem Frieden selbst schon hervor drohte! —

In dem Reich erfolgte jetzt eine augenblickliche Stille, und ein flüchtiges Band der Eintracht schien die getrennten Glieder wieder in Einen Reichskörper zu verknüpfen, daß auch das Gefühl für die gemeinschaftliche Wohlfahrt auf eine Zeit lang zurückkam. Aber die Trennung hatte das innerste Wesen getroffen, und die erste Harmonie wieder herzustellen, war vorbey. So genau der Friede die Rechtsgrenzen beyder Theile bestimmt zu haben schien, so ungleichen Auslegungen blieb er nichts desto weniger unterworfen. Mitten in ihrem hitzigsten Kampfe hatte er den streitenden Partheyen einen plötzlichen Stillstand auferlegt, er hatte den Feuerbrand zugedeckt, nicht gelöscht, und unbefriedigte Ansprüche blieben auf beyden Seiten zurück. Die Katholischen glaubten zu viel verloren, die Evangelischen zu wenig errungen zu haben; beyde halfen sich damit, den Frieden, den sie jetzt noch

viermahl beschossen sie uns damit aus Thurmarmbrüsten. Jedesmahl wenn unser heiliger König hörte, daß sie das Griechische Feuer auf uns warfen, legt' er sich auf sein Lager, und faltete seine Hände zu unserm Herrn Gott, und betete mit Thränen: „lieber Herre Gott, erhalte mir die Meinigen!" Auch bin ich versichert, daß sein Gebet uns in dieser Noth nicht wenig geholfen haben mag. Jedesmahl des Nachts, wenn das Feuer niedergefallen war, ließ er durch einen Kammerherrn fragen, wie es mit uns stehe, und ob das Feuer uns Schaden gethan? Einmahl als sie es warfen, fiel es neben dem bedeckten Gange nieder, den die Leute des Herrn von Courcenay bewachten, und fiel an das Ufer des Flusses.

Da sagte ein Ritter Nahmens Laubigeois zu mir: „Herr! wofern Ihr uns nicht beystehet, so verbrennen wir alle; denn die Sarazenen schießen mit Pfeilen in solcher Menge, daß es aussieht wie ein langer Streif, der brennend auf uns zufliegt." Wir sprangen auf, und liefen dahin, und fanden, daß er die Wahrheit sagte. Wir löschten das Feuer; aber ehe wir es löschen konnten, beschossen uns die Sarazenen mit Pfeilen über den Fluß herüber.

Des Königs Brüder hatten die Tagwache bey den Maschinen, und ließen auf den bedeckten Gängen von oben mit Armbrüsten auf die Sarazenen schießen. Nun hatte es der König so angeordnet, daß der König von Sicilien die bedeckten Gänge bey Tag bewachen sollte, und wir des Nachts.

An dem Tage nun, da der König von Sicilien die Tagwache hielt, wir aber die Nachtwache halten sollten, und wir in großer Betrübniß waren, weil die Sarazenen unsere bedeckten Gänge gar sehr beschädigt hat-

nicht zu verletzen wagten, nach ihren Ab
sichten zu erklären.

Dasselbe mächtige Motiv, welche
so manche protestantische Fürsten so ge
neigt gemacht hatte, Luthers Lehre z
umfassen, die Besitznehmung von de
geistlichen Stiftern, war nach geschlo
senem Frieden nicht weniger wirksam al
vorher, und was von mittelbaren Sti
tern noch nicht in ihren Händen wa
mußte bald in dieselben wandern. Gan
Niederdeutschland war in kurzer Ze
weltlich gemacht; und wenn es in
Oberdeutschland anders war, so lag
an dem lebhaften Widerstand der K
tholischen, die hier das Uebergewich
hatten. Jede Parthey drückte oder u
terdrückte, wo sie die mächtigere wa
die Anhänger der andern; die geistliche
Fürsten besonders, als die wehrlosest
Glieder des Reichs, wurden unaufhö
lich durch die Vergrößerungsbegierde i
rer unkatholischen Nachbarn geängsti
Wer zu ohnmächtig war, Gewalt dur
Gewalt abzuwenden, flüchtete sich unt
die Flügel der Justiz, und die Spolie
klagen gegen protestantische Stän
häuften sich auf dem Reichsgerichte a
welches bereitwillig genug war, den

geklagten Theil mit Sentenzen zu verfolgen, aber zu wenig unterſtützt, um ſie geltend zu machen. Der Friede, welcher den Ständen des Reichs die vollkommene Religionsfreyheit einräumte, hatte doch einigermaßen auch für den Unterthan geſorgt, indem er ihm das Recht ausbedung, das Land, in welchem ſeine Religion unterdrückt war, unangefochten zu verlaſſen. Aber vor den Gewaltthätigkeiten, womit der Landesherr einen gehaßten Unterthan drükken, vor den namenloſen Drangſalen, wodurch er dem Auswandernden den Abzug erſchweren, vor den künſtlich gelegten Schlingen, worein die Argliſt, mit der Stärke verbunden, die Gemüther verſtricken kann, konnte der todte Buchſtabe dieſes Friedens ihn nicht ſchützen. Der katholiſche Unterthan proteſtantiſcher Herren klagte laut über Verletzung des Religionsfriedens — der evangeliſche noch lauter über die Bedrückungen, welche ihm von ſeiner katholiſchen Obrigkeit widerfuhren. Die Erbitterung und Streitſucht der Theologen vergiftete jeden Vorfall, der an ſich unbedeutend war, und ſetzte die Gemüther in Flammen. Glücklich ge-

nug, wenn ſich dieſe theologiſche Wuth an dem gemeinſchaftlichen Religionsfeind erſchöpft hätte, ohne gegen die eignen Religionsverwandten ihr Gift auszuſprützen.

Die Einigkeit der Proteſtanten unter ſich ſelbſt würde doch endlich hingereicht haben, beyde ſtreitende Partheyen in in einer gleichen Schwankung zu erhalten, und dadurch den Frieden zu verlängern; aber, um die Verwirrung vollkommen zu machen, verſchwand dieſe Eintracht bald. Die Lehre, welche Zwingli in Zürch und Kalvin in Genf verbreitet hatten, fing bald auch in Deutſchland an, feſten Boden zu gewinnen und die Proteſtanten unter ſich ſelbſt zu entzweyen, daß ſie einander kaum mehr an etwas anderm als dem gemeinſchaftlichen Haſſe gegen das Pabſtthum erkannten. Die Proteſtanten in dieſem Zeitraume glichen denjenigen nicht mehr, welche funfzig Jahre vorher ihr Bekenntniß zu Augsburg übergeben hatten, und die Urſache dieſer Veränderung iſt — in eben dieſem Augsburgiſchen Bekenntniß zu ſuchen. Dieſes Bekenntniß ſetzte dem proteſtantiſchen Glauben eine poſitive Grenze, ehe

noch der erwachte Forſchungsgeiſt ſich dieſe Grenze gefallen ließ, und die Proteſtanten verſcherzten unwiſſend einen Theil des Gewinns, den ihnen der Abfall von dem Pabſtthum verſicherte. Gleiche Beſchwerden gegen die Römiſche Hierarchie und gegen die Mißbräuche in dieſer Kirche, eine gleiche Mißbilligung der katholiſchen Lehrbegriffe, würden hinreichend geweſen ſeyn, den Vereinigungspunkt für die proteſtantiſche Kirche abzugeben; aber ſie ſuchten dieſen Vereinigungspunkt in einem neuen poſitiven Glaubensſyſtem, ſetzten in dieſes das Unterſcheidungszeichen, den Vorzug, das Weſen ihrer Kirche, und bezogen auf dieſes den Vertrag, den ſie mit den Katholiſchen ſchloſſen. Bloß als Anhänger der Konfeſſion gingen ſie den Religionsfrieden ein, die Konfeſſionsverwandten allein hatten Theil an der Wohlthat dieſes Friedens. Wie alſo auch der Erfolg ſeyn mochte, ſo ſtand es gleich ſchlimm um die Konfeſſionsverwandten. Dem Geiſt der Forſchung war eine bleibende Schranke geſetzt, wenn den Vorſchriften der Konfeſſion ein blinder Gehorſam geleiſtet wurde; der Vereinigungspunkt aber war verloren, wenn man ſich über

die festgesetzte Formel entzweyte. Zum Unglück ereignete sich beydes, und die schlimmen Folgen von beydem stellten sich ein. Eine Parthey hielt standhaft fest an dem ersten Bekenntniß; und wenn sich die Kalvinisten davon entfernten, so geschah es nur, um sich auf ähnliche Art in einem neuen Lehrbegriff einzuschließen.

Keinen scheinbarern Vorwand hätten die Protestanten ihrem gemeinschaftlichen Feinde geben können, als diesen, Uneinigkeit unter sich selbst — kein erfreuenderes Schauspiel, als die Erbitterung, womit sie einander wechselseitig verfolgten. Wer konnte es nun den Katholischen zum Verbrechen machen, wenn sie die Dreistigkeit lächerlich fanden, mit welcher die Glaubensverbesserer sich angemaßt hatten, das einzig wahre Religionssystem zu verkündigen? wenn sie von Protestanten selbst die Waffen gegen Protestanten entlehnten? wenn sie sich bey diesem Widerspruche der Meinungen an die Autorität ihres Glaubens fest hielten, für welchen zum Theil doch ein ehrwürdiges Alterthum und eine noch ehrwürdigere Stimmenmehrheit sprach? — Aber die Protestanten kamen bey die-

ſer Trennung auf eine noch ernſthaftere Art ins Gedränge. Auf die Konfeſſionsverwandten allein war der Religionsfriede geſtellt, und die Katholiſchen drangen nun auf Erklärung, wen dieſe für ihren Glaubensgenoſſen erkannt wiſſen wollten. Die Evangeliſchen konnten die Reformirten in ihren Bund nicht einſchließen, ohne ihr Gewiſſen zu beſchweren; ſie konnten ſie nicht davon ausſchließen, ohne einen nützlichen Freund in einen gefährlichen Feind zu verwandeln. So zeigte dieſe unſelige Trennung den Machinationen der Jeſuiten einen Weg, Mißtrauen zwiſchen beyde Partheyen zu pflanzen, und die Eintracht ihrer Maßregeln zu zerſtören. Durch die doppelte Furcht vor den Katholiken und vor ihren eignen proteſtantiſchen Gegnern gebunden, verſäumten die Proteſtanten den nimmer wiederkehrenden Moment, ihrer Kirche ein durchaus gleiches Recht mit der Römiſchen zu erfechten. Und allen dieſen Verlegenheiten wären ſie entgangen, der Abfall der Reformirten wäre für die gemeine Sache ganz unſchädlich geweſen, wenn man den Vereinigungspunkt allein in der Entfernung von dem Pabſtthum, nicht in

Augsburgiſchen Konfeſſionen, nicht in Konkordienwerken geſucht hätte.

So ſehr man aber auch in allem andern getheilt war, ſo begriff man doch einſtimmig, daß eine Sicherheit, die man bloß der Machtgleichheit zu danken gehabt hatte, auch nur durch dieſe Machtgleichheit allein erhalten werden könne. Die fortwährenden Reformationen der einen Parthey, die Gegenbemühungen der andern, unterhielten die Wachſamkeit auf beyden Seiten, und der Inhalt des Religionsfriedens war die Loſung eines ewigen Streits. Jeder Schritt, den der andre Theil that, mußte zu Kränkung dieſes Friedens abzielen, jeder, den man ſich ſelbſt erlaubte, geſchah zur Aufrechthaltung dieſes Friedens. Nicht alle Bewegungen der Katholiſchen hatten eine angreifende Abſicht, wie ihnen von der Gegenparthey Schuld gegeben wird; vieles was ſie thaten, machte ihnen die Selbſtvertheidigung zur Pflicht. Die Proteſtanten hatten auf eine nicht zweydeutige Art gezeigt, wozu die Katholiſchen ſich zu verſehen hätten, wenn ſie das Unglück haben ſollten, der unterliegende Theil zu ſeyn. Die Lüſternheit der Proteſtan-

ten nach den geiſtlichen Gütern ließ ſie keine Schonung, ihr Haß keine Großmuth, keine Duldung erwarten.

Aber auch den Proteſtanten war es zu verzeihen, wenn ſie zu der Redlichkeit der Papiſten wenig Vertrauen zeigten. Durch die treuloſe und barbariſche Behandlungsart, welche man ſich in Spanien, Frankreich und den Niederlanden gegen ihre Glaubensgenoſſen erlaubte, durch die ſchändliche Ausflucht katholiſcher Fürſten, ſich von den heiligſten Eiden durch den Pabſt losſprechen zu laſſen, durch den abſcheulichen Grundſatz, daß gegen Ketzer kein Treu und Glaube zu beobachten ſey, hatte die katholiſche Kirche in den Augen aller Redlichen ihre Ehre verloren. Keine Verſicherung, kein noch ſo fürchterlicher Eid konnte aus dem Munde eines Papiſten den Proteſtanten beruhigen. Wie hätte der Religionsfriede es gekonnt, den die Jeſuiten durch ganz Deutſchland nur als ein Interim, als eine einſtweilige Konvenienz abſchilderten, der in Rom ſelbſt feyerlich verworfen ward! Die allgemeine Kirchenverſammlung, auf welche in dieſem Frieden hingewieſen worden, war unterdeſſen in der

Stadt Trient vor sich gegangen; aber, wie man nicht anders erwartet hatte, ohne die streitenden Religionen vereinigt, ohne auch nur Einen Schritt zu dieser Vereinigung gethan zu haben, ohne von den Protestanten auch nur beschickt worden zu seyn. Feyerlich waren diese nunmehr von der Kirche verdammt, für deren Repräsentanten sich das Concilium ausgab — Konnte ihnen ein profaner, und noch dazu durch die Waffen erzwungener Vertrag vor dem Bann der Kirche eine hinlängliche Sicherheit geben — ein Vertrag, der sich auf eine Bedingung stützte, welche der Schluß des Conciliums aufzuheben schien? An einem Scheine des Rechts fehlte es also nicht mehr, wenn sich die Katholischen sonst mächtig genug fühlten, den Religionsfrieden zu verletzen — von jetzt an also schützte die Protestanten nichts mehr, als der Respekt vor ihrer Macht.

Mehreres kam dazu, das Mißtrauen zu vermehren. Spanien, an welche Macht das katholische Deutschland sich lehnte, lag damals mit den Niederländern in einem heftigen Kriege, der den Kern der Spanischen Macht an die Grenzen Deutschlands gezogen hatte.

Wie ſchnell ſtanden dieſe Truppen im Reiche, wenn ein entſcheidender Streich ſie hier nothwendig machte. Deutſchland war damals eine Vorrathskammer des Kriegs für faſt alle Europäiſche Mächte. Der Religionskrieg hatte Soldaten darin angehäuft, die der Friede außer Brod ſetzte. So vielen von einander unabhängigen Fürſten war es leicht, Kriegsheere zuſammen zu bringen, welche ſie alsdann, ſey's aus Gewinnſucht oder aus Partheygeiſt, an fremde Mächte verliehen. Mit Deutſchen Truppen bekriegte Philipp II. die Niederlande, und mit Deutſchen Truppen vertheidigten ſie ſich. Eine jede ſolche Truppenwerbung in Deutſchland ſchreckte immer eine von beyden Religionspartheyen auf; ſie konnte zu ihrer Unterdrückung abzielen. Ein herum wandernder Geſandte, ein außerordentlicher päbſtlicher Legat, eine Zuſammenkunft von Fürſten, jede ungewöhnliche Erſcheinung mußte dem einen oder dem andern Theile Verderben bereiten. So ſtand Deutſchland gegen ein halbes Jahrhundert, die Hand an dem Schwert; jedes rauſchende Blatt erſchreckte.

hatten, führten die Sarazenen die Steinschleuder bey hellem Tage auf, welches sie bisher nur des Nachts gethan hatten, und schleuderten damit Griechisches Feuer auf unsere bedeckten Gänge. Sie hatten ihre Maschinen an den Damm, den das Heer zur Ableitung des Flusses gemacht hatte, so nahe gerückt, daß es niemand wagte zu den bedeckten Gängen zu gehen, aus Furcht vor den Maschinen, welche große Steine warfen, die mitten in den Weg fielen.

Daher kam es denn, daß unsere beyden bedeckten Gänge verbrannten; worüber der König von Sicilien so ausser sich gerieth, daß er sich mitten ins Feuer stürzen wollte, um es zu löschen.

Indessen wenn er darüber zürnte, so dankten wir, ich und meine Ritter, Gott dafür. Denn hätten wir eben die Nachtwache gehabt, so wären wir alle verbrannt.

Nach diesem Vorfall ließ der König alle Barone zu sich entbieten, und bat jeden von ihnen, ihm Holz von ihren Schiffen zu einem neuen bedeckten Gange zur Abdämmung des Flusses zu geben. Er stellte ihnen dabey vor: sie sähen wohl, daß kein Holz dazu vorhanden sey, ausgenommen das Holz von den kleinern Schiffen, die unser Gepäcke stromaufwärts gebracht hätten. Sie gaben ihm auch Holz, jeder nach Belieben, und als der bedeckte Gang fertig war, wurde das Holz auf zehntausend livres, oder wohl noch drüber, geschätzt.

Der König ordnete an, daß der bedeckte Gang nicht eher auf den Damm fortrücken sollte, als an einem der Tage, da der König von Sicilien die Wache haben würde, um das Unglück der andern Gänge, die bey seiner Wache verbrannt waren, wieder gut zu machen.

Ferdinand I. König von Ungarn, und ſein vortreflicher Sohn Maximilian II. hielten in dieſer bedenklichen Epoche die Zügel des Reichs. Mit einem Herzen voll Aufrichtigkeit, mit einer wirklich heroiſchen Geduld, hatte Ferdinand den Religionsfrieden zu Augsburg vermittelt, und an den undankbaren Verſuch, beyde Kirchen auf dem Concilium zu Trient zu vereinigen, eine vergebliche Mühe verſchwendet. Von ſeinem Neffen, dem Spaniſchen Philipp, im Stich gelaſſen, zugleich in Siebenbürgen und Ungarn von den ſiegreichen Waffen der Türken bedrängt, wie hätte ſich dieſer Kaiſer ſollen in den Sinn kommen laſſen, den Religionsfrieden zu verletzen, und ſein eigenes mühevolles Werk zu vernichten? Der große Aufwand des immer ſich erneuernden Türkenkriegs konnte von den ſparſamen Beyträgen ſeiner erſchöpften Erblande nicht beſtritten werden; er brauchte alſo den Beyſtand des Reichs — und der Religionsfriede allein hielt das getheilte Reich noch in Einem Körper zuſammen. Das ökonomiſche Bedürfniß machte ihm die Proteſtanten nicht weniger nöthig, als die Katholiſchen, und legte

hm alſo auf, beyde Theile mit gleicher Gerechtigkeit zu behandeln, welches bey ſo ſehr widerſtreitenden Foderungen ein wahres Rieſenwerk war. Auch fehlte viel, daß der Erfolg ſeinen Wünſchen entſprochen hätte: ſeine Nachgiebigkeit gegen die Proteſtanten hatte bloß dazu gedient, ſeinen Enkeln den Krieg aufzuheben, der ſein ſterbendes Auge verſchonte. Nicht viel glücklicher war ſein Sohn Maximilian, den vielleicht nur der Zwang der Umſtände hinderte, dem vielleicht nur ein längeres Leben fehlte, um die neue Religion auf den Kaiſerthron zu erheben. Den Vater hatte die Nothwendigkeit Schonung gegen die Proteſtanten gelehrt; die Nothwendigkeit und die Billigkeit diktirten ſie ſeinem Sohne. Der Enkel büßte es theuer, daß er weder die Billigkeit hörte, noch der Nothwendigkeit gehorchte.

Sechs Söhne hinterließ Maximilian, aber nur der älteſte von dieſen, Erzherzog Rudolph, erbte ſeine Staaten, und beſtieg den kaiſerlichen Thron; die übrigen Brüder wurden mit ſchwachen Apanagen abgefunden. Wenige Nebenländer gehörten einer Seitenlinie an, welche Karl von Steyermark, ihr Oheim, fort-

führte; doch wurden auch diese schon unter Ferdinand II. seinem Sohne, mit der übrigen Erbschaft vereinigt. Diese Länder also ausgenommen, versammelte sich nunmehr die ganze ansehnliche Macht des Hauses Oesterreich in einer einzigen Hand, aber zum Unglück in einer schwachen.

Rudolph II. war nicht ohne Tugenden, die ihm die Liebe der Menschen hätten erwerben müssen, wenn ihm das Loos eines Privatmannes gefallen wäre. Sein Charakter war mild, er liebte den Frieden, und den Wissenschaften — der Astronomie, Naturlehre, Chemie und dem Studium der Antiquitäten besonders — ergab er sich mit einem leidenschaftlichen Hange, der ihn aber zu einer Zeit, wo die bedenkliche Lage der Dinge die angestrengteste Aufmerksamkeit heischte, und seine erschöpften Finanzen die höchste Sparsamkeit nöthig machten, von Regierungsgeschäften zurück zog, und zu einer höchst schädlichen Verschwendung reitzte. Sein Geschmack an der Sternkunst verirrte sich in astrologische Träumereyen, denen sich ein melancholisches und furchtsames Gemüth, wie das seinige war, so leicht überliefert.

Dieſes und eine in Spanien zugebrachte Jugend öffnete ſein Ohr den ſchlimmen Rathſchlägen der Jeſuiten und den Eingebungen des Spaniſchen Hofs, die ihn zuletzt unumſchränkt beherrſchten. Von Liebhabereyen angezogen, die ſeines großen Poſtens ſo wenig würdig waren, und von lächerlichen Wahrſagungen geſchreckt, verſchwand er nach Spaniſcher Sitte vor ſeinen Unterthanen, um ſich unter ſeinen Gemmen und Antiken, in ſeinem Laboratorium, in ſeinem Marſtalle zu verbergen, während daß die gefährlichſte Zwietracht alle Bande des Deutſchen Staatskörpers auflöſte, und die Flamme der Empörung ſchon anfing, an die Stufen ſeines Thrones zu ſchlagen. Der Zugang zu ihm war jedem ohne Ausnahme verſperrt, daß man ſich in einen Stallknecht verkleiden mußte, um ſich ſeiner Perſon nur zu nähern. Unausgefertigt lagen unterdeſſen die dringendſten Geſchäfte; die Ausſicht auf die reiche Spaniſche Erbſchaft verſchwand, weil er unſchlüſſig blieb, der Infantin Iſabella ſeine Hand zu geben; dem Reiche drohte die fürchterlichſte Anarchie, weil er, obgleich ſelbſt ohne Erben, nicht dahin zu bringen war, einen Römiſchen

König zu ernennen. Die Oesterreichischen Landstände sagten ihm den Gehorsam auf, Ungarn und Siebenbürgen entrissen sich seiner Hoheit, und Böhmen säumte nicht lange, diesem Beyspiel zu folgen. Die Nachkommenschaft des so gefürchteten Carls V. schwebte in einer mehr als schimärischen Gefahr, einen Theil ihrer Besitzungen an die Türken, den andern an die Protestanten zu verlieren, und unter einem furchtbaren Fürstenbund, den ein groſser Monarch in Europa gegen sie zusammen zog, ohne Rettung zu erliegen. In dem Innern Deutschlands geschah, was von jeher geschehen war, wenn es dem Thron an einem Kaiser, oder dem Kaiser an einem Kaisersinne fehlte. Bekränkt oder im Stich gelassen von dem Reichsoberhaupt, helfen die Stände sich selbst, und Bündnisse müssen ihnen die fehlende Autorität des Kaisers ersetzen. Deutschland theilt sich in zwey Unionen, die einander gewaffnet gegenüber stehen; Rudolph, ein verachteter Gegner der einen, und ein ohnmächtiger Beschützer der andern, steht müſsig und überflüssig zwischen beyden, gleich unfähig die erste zu zerstreuen, und über die andre zu

herrſchen. Was hätte auch das Deutſche Reich von einem Fürſten erwarten ſollen, der nicht einmal vermögend war, ſeine eigenen Erbländer gegen einen innerlichen Feind zu behaupten? Den gänzlichen Ruin des Oeſterreichiſchen Geſchlechts aufzuhalten, tritt ſein eigenes Haus gegen ihn zuſammen, und eine mächtige Faktion wirft ſich ſeinem Bruder in die Arme. Aus allen ſeinen Erbſtaaten vertrieben, bleibt ihm nichts mehr zu verlieren, als der Kaiſerthron, und der Tod reißt ihn noch eben zeitig genug weg, um ihm dieſe letzte Schande zu erſparen.

Deutſchlands ſchlimmer Genius war es, der ihm gerade in dieſer bedenklichen Epoche, wo nur eine geſchmeidige Klugheit und ein mächtiger Arm den Frieden des Reichs retten konnte, einen Rudolph zum Kaiſer gab. In einem ruhigeren Zeitpunkte hätte der Deutſche Staatskörper ſich ſelbſt geholfen, und in einer myſtiſchen Dunkelheit hätte Rudolph, wie ſo viele andre ſeines Ranges, ſeine Blößen verſteckt. Das dringende Bedürfniß der Tugenden, die ihm fehlten, riß ſeine Unfähigkeit an's Licht. Deutſchlands Lage foderte einen Kaiſer,

der durch eigne Hülfsmittel seinen Entscheidungen Gewicht geben konnte, und die Erbstaaten Rudolphs, so ansehnlich sie auch waren, befanden sich in einer Lage, die den Regenten in die äußerste Verlegenheit setzte.

Die Oesterreichischen Prinzen waren zwar katholische Fürsten, und noch dazu Stützen des Pabstthums; aber es fehlte viel, daß ihre Länder katholische Länder gewesen wären. Auch in diese Gegenden waren die neuen Meinungen eingedrungen, und, begünstigt von Ferdinands Bedrängnissen und Maximilians Güte, hatten sie sich mit schnellem Glück in denselben verbreitet. Die Oesterreichischen Länder zeigten im Kleinen, was Deutschland im Großen war. Der größere Theil des Herren- und Ritterstandes war evangelisch, und in den Städten hatten die Protestanten bey weitem das Uebergewicht errungen. Nachdem es ihnen geglückt war, einige aus ihrem Mittel in die Landschaft zu bringen, so wurde unvermerkt eine landschaftliche Stelle nach der andern, ein Collegium nach dem andern, mit Protestanten besetzt, und die Katholiken daraus verdrängt. Gegen den zahlreichen Herren-

und Ritterstand und die Abgeordneten der Städte war die Stimme weniger Prälaten zu schwach, welche das ungezogene Gespötte und die kränkende Verachtung der übrigen noch vollends von dem Landtag verscheuchte. So war unvermerkt der ganze Oesterreichische Landtag protestantisch, und die Reformation that von jetzt an die schnellsten Schritte zu einer öffentlichen Existenz. Von den Landständen war der Regent abhängig, weil sie es waren, die ihm die Steuern abschlagen und bewilligen konnten. Sie benutzten die Geldbedürfnisse, in denen sich Ferdinand und sein Sohn befanden, eine Religionsfreyheit nach der andern von diesen Fürsten zu erpressen. Dem Herren- und Ritterstand gestattete endlich Maximilian die freye Ausübung ihrer Religion, doch nur auf ihren eignen Territorien und Schlössern. Den Städten und Märkten eine ähnliche Freyheit bewilligen, wäre eben so viel gewesen, als die katholische Religion ganz und gar aufzuheben; auch waren diesem Kaiser durch Spanien und Rom die Hände allzu sehr gebunden, um einen so entscheidenden Schritt zum Vortheil der Evangelischen zu thun. Dadurch daß er seine

landesherrliche Gewalt gegen die Kommunen behauptete, daß er sie von dem Adel isolirte, daß er die katholische Religion in den Städten und Märkten aufrecht erhielt, hoffte er den Fortschritten der andern hinlänglich begegnet zu haben. Der unbescheidne Schwärmereifer der evangelischen Prediger überschritt dieses von der Weisheit gesteckte Ziel. Dem ausdrücklichen Verboth zuwider, liessen sich mehrere derselben in den Landstädten und selbst zu Wien öffentlich hören, und das Volk drängte sich schaarenweise zu diesem neuen Evangelium, dessen beste Würze Anzüglichkeiten und Schimpfreden ausmachten. Die Herren und Ritter öffneten ihre Kirchen dem überall herzu strömenden Volk, ohne das Verboth Maximilians zu achten, der die Religionsfreyheit doch nur auf sie selbst und auf die Ihrigen eingeschränkt hatte. Durch diese polemischen Kanzelredner wurde dem Fanatismus eine immerwährende Nahrung gegeben, und der Haß beyder, einander so nahe stehenden, Kirchen durch den Stachel ihres unreinen Eifers vergiftet.

Mitten unter diesen Mißbräuchen starb Maximilian, und so unter sich

selbst entzweyt, hinterließ er seinem Thronfolger die Oesterreichischen Lande. Die evangelische Religion, obgleich durch die Gesetze unterdrückt, war in der That doch die herrschende, weil sie unter den Landständen herrschte, die dem Regenten Gesetze vorschrieben. Sie war auf dem Wege, immer weiter um sich zu greifen, und, von den Protestanten im übrigen Deutschland unterstützt, die katholische endlich ganz zu verdrängen; der Untergang der letztern zog das ganze Haus Oesterreich in ihren Ruin. Dieser drohenden Gefahr nun setzte sich Rudolph entgegen, und arbeitete durch List sowohl als durch Gewalt an einer Gegenreformation. Die von den Protestanten eigenmächtig in Besitz genommenen Kirchen wurden geschlossen, die Religionsfreyheit des Adels, wo man einen Mißbrauch davon gemacht hatte, eingeschränkt, die Evangelischen unvermerkt von den landschaftlichen Stellen entfernt, und Katholiken an ihre Plätze geschoben. Jetzt faßten auch die Prälaten wieder Herz, auf den Landtagen zu erscheinen, und das Uebergewicht neigte sich aufs neue auf katholische Seite. Zugleich aber kehrte nun auch das vorige

machen. Es geschah auch so, wie es angeordnet worden war. Denn so bald der König von Sicilien seine Wache angetreten hatte, ließ er den bedeckten Gang bis zu der Stelle anrücken, wo die beyden andern bedeckten Gänge von den Flammen waren verzehrt worden. Als die Sarazenen das sahen, ließen sie alle ihre sechszehn Maschinen gegen den Damm spielen, wo der neubedeckte Gang aufgeführt worden war. Und da sie wahrnahmen, daß unsere Leute sich scheuten, nach dem bedeckten Gange zu gehen (wegen der Steine aus den Maschinen, die in den Weg fielen, auf welchen der bedeckte Gang gerückt war), ließen sie die Steinschleuder anfahren, und warfen Griechisches Feuer auf den bedeckten Gang, und verbrannten ihn ganz. So große Gnade erzeigte Gott abermahl mir und meinen Rittern: denn wir hätten bey der Nachtwache wieder große Fährlichkeiten gehabt, wie bey jener andern Wache, von der ich Euch erzählt habe.

Nach diesem Vorfall ließ der König alle Barons zusammen kommen, um Raths zu pflegen. Diese stimmten sämmtlich dahin, daß es nicht möglich seyn würde, einen Damm zu machen, um darüber gegen die Sarazenen anzurücken. Denn unsere Leute könnten schwerlich von einer Seite so viel abdämmen, als jene von der andern wieder zuleiteten. Da sagte der Connetable, Herr Humbert von Beaujeu, zum König: ein gewisser Beduyn habe ihm gesagt, er wolle eine gute Fuhrt zeigen, wenn man ihm fünfhundert Besans gebe. Der König versetzte: er sey es wohl zufrieden, daß man ihm so viel gebe; aber er müsse auch halten, was er verspreche. Der Connetable sprach wieder mit dem Beduyn; aber dieser blieb dabey, die Fuhrt nicht entdecken zu wollen, wofern er nicht das

Geld

Mißtrauen und die Furcht der Evangelischen zurück, und in der gewissen Voraussetzung, daß es auf ihren gänzlichen Untergang abgesehen sey, nahmen sie ihre ganze Wachsamkeit zusammen, und blickten schon von weitem nach auswärtigem Beystand umher. Der Zunder einer gefährlichen Empörung lag im Innern des Landes bereit, und erwartete nur den Funken, der ihn in Flammen setzte.

Unter den Erbstaaten des Hauses Oesterreich war Ungarn nebst Siebenbürgen die unsicherste und am schwersten zu behauptende Besitzung. Die Unmöglichkeit, diese beyden Länder gegen die nahe und überlegene Macht der Türken zu behaupten, hatte schon Ferdinanden zu dem entehrenden Schritte vermocht, der Pforte durch einen jährlichen Tribut die oberste Hoheit über Siebenbürgen einzugestehen — ein schädliches Bekenntniß der Ohnmacht, und eine noch gefährlichere Anreitzung für den unruhigen Adel, wenn er Ursache zu haben glaubte, sich über seinen Herrn zu beschweren. Die Ungarn hatten sich dem Hause Oesterreich nicht unbedingt unterworfen. Sie behaupteten die Wahlfreyheit ihrer Krone, und foderten trotzig alle ständi-

ſchen Rechte, welche von dieſer Wahl-
freyheit unzertrennlich ſind. Die nahe
Nachbarſchaft des Türkiſchen Reichs,
und die Leichtigkeit, ungeſtraft ihren
Herrn zu wechſeln, beſtärkte die Magna-
ten noch mehr in dieſem Trotze; unzu-
frieden mit der Oeſterreichiſchen Regie-
rung, warfen ſie ſich den Osmannen in
die Arme; unbefriedigt von dieſen, kehr-
ten ſie unter Deutſche Hoheit zurück.
Aber theuer genug ließen ſie ihre Deut-
ſchen Beherrſcher den Vorzug bezahlen,
den ſie ihnen vor den Ungläubigen gege-
ben hatten. Der öftere und raſche Ue-
bergang von einer Herrſchaft zur andern
hatte ſich auch ihrer Denkungsart mitge-
theilt; ungewiß, wie ihr Land zwiſchen
Deutſcher und Ottomanniſcher Hoheit
ſchwebte, ſchwankte auch ihr Sinn zwi-
ſchen Abfall und Unterwerfung. Je un-
glücklicher beyde Länder ſich fühlten, zu
Provinzen einer auswärtigen Monarchie
herab geſetzt zu ſeyn, deſto unüberwind-
licher war ihr Beſtreben, einem Herrn
aus ihrer Mitte zu gehorchen; und ſo
wurde es einem unternehmenden Edel-
mann nicht ſchwer, ihre Huldigung zu
erhalten. Rebell gegen ſeinen gegen-
wärtigen Oberherrn, eilte nun dieſer,

durch eine staatskluge Unterwerfung sich ein Verdienst bey dem andern zu machen, und von ihm die Belehnung zu empfangen. Gerne ertheilte man ihm diese, weil man als gewonnen ansah, was der Feind verloren hatte. Voll Bereitwilligkeit reichte der nächste Türkische Bassa einem Rebellen gegen Oesterreich Scepter und Krone; eben so bereitwillig bestätigte man in Oesterreich einem andern den Besitz der Provinzen, die er der Pforte entrissen hatte, zufrieden, auch nur einen Schatten von Hoheit gerettet, und eine Vormauer gegen die Türken dadurch gewonnen zu haben. Mehrere solcher Magnaten, Bathori, Boschkai, Ragoczi, Bethlem, standen auf diese Art nach einander in Siebenbürgen und Ungarn als zinsbare Könige auf, welche sich durch keine andere Staatskunst erhielten, als diese: sich an den Feind anzuschliessen, um ihrem Herrn desto furchtbarer zu seyn.

Ferdinand, Maximilian und Rudolph, alle drey Beherrscher von Siebenbürgen und Ungarn, erschöpften das Mark ihrer übrigen Länder, um diese beyden gegen die Ueberschwemmungen der Türken und gegen innere Rebellionen zu behaupten.

erheerende Kriege wechſelten auf die-
m Boden mit kurzen Waffenſtillſtänden
, die nicht viel beſſer waren. Verwü-
et lag weit und breit das Land, und
r mißhandelte Unterthan führte gleich
oße Beſchwerden über ſeinen Feind
nd ſeinen Beſchützer. Der Oeſterrei-
iſche Soldat betrug ſich als Herr in
nem Lande, das er mit ſeinem Blute
rtheidigte; den Lebensunterhalt, den
an ihm gutwillig nicht reichte, mußte
ſich gewaltthätig nehmen. Gering
r die Hülfe, die er leiſtete, und uner-
äglich der Trotz, womit er ſich dafür
zahlt machte. Die Nachläſſigkeit des
niſers, der das Land unvertheidigt,
e wichtigſten Aemter unbeſetzt, die
ingendſten Vorſtellungen unbeantwor-
t ließ, veranlaßte auch in dieſen, wie
ſeinen übrigen Ländern, die bitterſten
agen, und die Habſucht des Fiskus,
r Trotz ſeiner Offiziere, die Ausgelaſ-
heit ſeiner Truppen machte das Mur-
n allgemein. Auch in dieſe Länder
tte ſich die Reformation eingedrungen,
d unter dem Schutze der ſtändiſchen
eyheit, unter der Decke des Tumults,
rkliche Fortſchritte gewonnen. Auch
ſe taſtete man jetzt unvorſichtig an,

und der politische Faktionsgeist wurde gefährlicher durch religiöse Schwärmerey. Der Siebenbürgische und Ungarische Adel erhebt, von einem kühnen Rebellen Boschkai angeführt, die Fahne der Empörung. Die Aufrührer in Ungarn sind im Begriff, mit den mißvergnügten Protestanten in Oesterreich, Mähren und Böhmen gemeine Sache zu machen, und alle diese Länder in Einer furchtbaren Rebellion fortzureißen. Dann war der Untergang des Hauses Oesterreich gewiß, der Untergang des Pabstthums in diesen Ländern unvermeidlich.

Längst schon hatten die Erzherzoge von Oesterreich, des Kaisers Brüder, dem Verderben ihres Hauses mit stillem Unwillen zugesehen; dieser letzte Vorfall erschöpfte ihre Geduld. Erzherzog Matthias, Maximilians zweyter Sohn, Statthalter in Ungarn, und Rudolphs vermuthlicher Erbe, trat hervor, Habsburgs sinkendem Hause sich zur Stütze anzubiethen. In jugendlichen Jahren, und von einer falschen Ruhmbegierde übereilt, hatte dieser Prinz, dem Interesse seines Hauses zuwider, den Einladungen einiger Niederländischen Rebellen Gehör gegeben, welche ihn in ihr

Vaterland riefen, um die Freyheiten der Nation gegen seinen eigenen Anverwandten Philipp II. zu vertheidigen. Matthias, der in der Stimme einer einzelnen Faktion die Stimme des ganzen Niederländischen Volks zu vernehmen glaubte, erschien auf diesen Ruf in den Niederlanden. Aber der Erfolg entsprach eben so wenig den Wünschen der Brabanter, als seinen eignen Erwartungen, und ruhmlos zog er sich aus einer unweisen Unternehmung. Desto ehrenvoller war seine zweyte Erscheinung in der politischen Welt.

Nachdem seine wiederholtesten Aufforderungen an den Kaiser ohne Wirkung geblieben, berief er die Erzherzoge, seine Brüder und Vettern, nach Preßburg, und pflog Rath mit ihnen über des Hauses wachsende Gefahr. Einstimmig übertragen die Brüder ihm, als dem Aeltesten, die Vertheidigung ihres Erbtheils, das ein blödsinniger Bruder verwahrloste. Alle ihre Gewalt und Rechte legen sie in die Hand dieses Aeltesten, und bekleiden ihn mit souveraiuer Vollmacht, über das gemeine Beste nach Einsicht zu verfügen. Alsobald eröffnet Matthias Unterhandlungen mit

der Pforte und mit den Ungarischen Rebellen, und seiner Geschicklichkeit gelingt es, den Ueberrest Ungarns durch einen Frieden mit den Türken, und durch einen Vertrag mit den Rebellen Oesterreichs Ansprüche auf die verlornen Provinzen zu retten. Aber Rudolph, eben so eifersüchtig auf seine landesherrliche Gewalt, als nachlässig sie zu behaupten, hält mit der Bestätigung dieses Friedens zurück, den er als einen strafbaren Eingriff in seine Hoheit betrachtet. Er beschuldigt den Erzherzog eines Verständnisses mit dem Feinde, und verrätherischer Absichten auf die Ungarische Krone.

Die Geschäftigkeit des Matthias war nichts weniger als frey von eigennützigen Entwürfen gewesen, aber das Betragen des Kaisers beschleunigte die Ausführung dieser Entwürfe. Der Zuneigung der Ungarn, denen er kürzlich den Frieden geschenkt hatte, durch Dankbarkeit, durch seine Unterhändler der Ergebenheit des Adels versichert, und in Oesterreich selbst eines zahlreichen Anhangs gewiß, wagt er es nun, mit seinen Absichten lauter hervor zu treten, und, die Waffen in der Hand, mit dem Kai-

ser zu rechten. Die Protestanten in Oesterreich und Mähren, lange schon zum Aufstand bereit, und jetzt von dem Erzherzog durch die versprochene Religionsfreyheit gewonnen, nehmen laut und öffentlich seine Parthey, und ihre längst gedrohte Verbindung mit den rebellischen Ungarn kömmt wirklich zu Stande. Eine furchtbare Verschwörung hat sich auf einmal gegen den Kaiser gebildet. Zu spät entschließt er sich, den begangenen Fehler zu verbessern; umsonst versucht er, diesen verderblichen Bund aufzulösen. Schon hat alles die Waffen in der Hand; Ungarn, Oesterreich und Mähren haben dem Matthias gehuldigt, welcher schon auf dem Wege nach Böhmen ist, um dort den Kaiser in seiner Burg aufzusuchen, und die Nerven seiner Macht zu zerschneiden.

Das Königreich Böhmen war für Oesterreich eine nicht viel ruhigere Besitzung als Ungarn, nur mit dem Unterschied, daß hier mehr politische Ursachen, dort mehr die Religion, die Zwietracht unterhielten. In Böhmen war ein Jahrhundert vor Luthern das erste Feuer der Religionskriege ausgebrochen; in Böhmen entzündete sich ein Jahrhundert

nach Luthern die Flamme des dreyßigjährigen Kriegs. Die Sekte, welcher Johann Huß die Entstehung gegeben, lebte seitdem noch fort in Böhmen, einig mit der Römischen Kirche in Zeremonie und Lehre, den einzigen Artikel des Abendmahls ausgenommen, welches der Hussite in beyden Gestalten genoß. Dieses Vorrecht hatte die Baselische Kirchenversammlung in einem eignen Vertrage (den Böhmischen Compaktaten) Hussens Anhängern zugestanden, und wiewohl es nachher von den Päbsten widersprochen ward, so fuhren sie dennoch fort, es unter dem Schutz der Gesetze zu genießen. Da der Gebrauch des Kelchs das einzige erhebliche Unterscheidungszeichen dieser Sekte ausmachte, so bezeichnete man sie mit dem Namen der Utraquisten (der in beyderley Gestalt Communicierenden) und sie gefielen sich in diesem Namen, weil er sie an ihr so theures Vorrecht erinnerte. Aber in diesem Namen verbarg sich auch die weit strengere Sekte der Böhmischen und Mährischen Brüder, welche in weit bedeutendern Punkten von der herrschenden Kirche abwichen, und mit den Deutschen Protestanten sehr viel ähnliches

hatten. Bey beyden machten die Deutschen sowohl als die Schweizerischen Religionsneuerungen ein schnelles Glück, und der Name der Utraquisten, womit sie ihre veränderten Grundsätze noch immer zu bedecken wußten, schützte sie vor der Verfolgung.

Im Grunde war es nichts mehr als der Name, was sie mit jenen Utraquisten gemein hatten; dem Wesen nach waren sie ganz Protestanten. Voll Zuversicht auf ihren mächtigen Anhang und auf des Kaisers Toleranz, wagten sie sich unter Maximilians Regierung mit ihren wahren Gesinnungen an das Licht. Sie setzten, nach dem Beyspiel der Deutschen, eine eigene Konfession auf, in welcher sowohl Lutheraner als Reformirte ihre Meinungen erkannten, und wollten alle Privilegien der ehemaligen utraquistischen Kirche auf diese neue Konfession übertragen haben. Dieses Gesuch fand Widerspruch bey ihren katholischen Mitständen, und sie mußten sich mit einem bloßen Wort der Versicherung aus dem Munde des Kaisers begnügen.

So lange Maximilian lebte, genossen sie einer vollkommenen Duldung auch

Geld zum voraus erhalte. Es wurde daher beſchloſſen, ihm es zum voraus zu geben; und ward ihm auch wirklich ausgezahlt. Der König machte nun die Anordnung, daß der Herzog von Burgund und die Großen aus den Gegenden jenſeits des Meers das Lager unter ihrer Aufſicht behalten ſollten, damit es nicht beſchädigt werden mögte; der König aber und ſeine drey Brüder wollten über die Fuhrt gehen, die der Beduyn angeben würde. Die Unternehmung ſelbſt wurde auf den erſten Tag in der Faſten feſtgeſetzt. An dieſem Tage kamen wir auch an die Fuhrt, von welcher der Beduyn geſagt hatte. So wie nun der Morgen zu grauen begann, rüſteten wir uns Stück für Stück; und als wir gerüſtet waren, ſetzten wir in den Strom. Unſere Pferde ſchwammen; als wir aber die Mitte des Fluſſes erreicht hatten, bekamen wir feſten Boden, ſo daß unſere Pferde fußen konnten. Am Ufer des Fluſſes ſahen wir wohl dreyhundert Sarazenen zu Pferd. Da ſagt' ich zu meinen Leuten: „Ihr Herren! ſeht bloß linker Hand, daß jeder dahin ziele; die Ufer ſind ſchlüpfrig, und die Pferde fallen ihnen auf den Leib, und drücken ſie unter." Auch war es nur zu wahr, daß während des Ueberſetzens mehrere ertranken; unter andern ertrank auch Herr Johann von Orliens, der die Schlangenfahne trug. Wir richteten es ſo ein, daß wir uns aufwärts gegen das Waſſer hielten, und fanden eine ſchöne Fuhrt, und ſetzten dergeſtalt über, daß, Gott ſey Dank, keiner von uns ertrank. Als wir übergeſetzt waren, flohen die Türken davon.

Es war feſtgeſetzt worden, daß die Tempelherrn den Vortrupp machen ſollten und der Graf von Artois das zweyte Treffen nach dem Tempelorden. Aber kaum war der Graf von Artois über den Fluß hinüber,

in ihrer neuen Geſtalt; unter ſeinem Nachfolger änderte ſich die Scene. Ein kaiſerliches Edikt erſchien, welches den ſo genannten Böhmiſchen Brüdern die Religionsfreyheit abſprach. Die Böhmiſchen Brüder unterſchieden ſich in nichts von den übrigen Utraquiſten; das Urtheil ihrer Verdammung mußte daher alle Böhmiſchen Konfeſſionsverwandten auf gleiche Art treffen. Alle ſetzten ſich deswegen dem kaiſerlichen Mandat auf dem Landtag entgegen, aber ohne es umſtoßen zu können. Der Kaiſer und die katholiſchen Stände ſtützten ſich auf die Kompaktaten und auf das Böhmiſche Landrecht, worin ſich freylich zum Vortheil einer Religion noch nichts fand, die damals die Stimme der Nation noch nicht für ſich hatte. Aber wie viel hatte ſich ſeitdem verändert? Was damals bloß eine unbedeutende Sekte war, war jetzt herrſchende Kirche geworden — und war es nun etwas anders, als Schikane, die Grenzen einer neu aufgekommenen Religion durch alte Verträge beſtimmen zu wollen? Die Böhmiſchen Proteſtanten beriefen ſich auf die mündliche Verſicherung Maximilians und auf die Religionsfreyheit der Deutſchen, denen ſie

in keinem Stücke nachgesetzt seyn wollten. Umsonst, sie wurden abgewiesen.

So standen die Sachen in Böhmen, als Matthias, bereits Herr von Ungarn, Oesterreich und Mähren, bey Kollin erschien, auch die Böhmischen Landstände gegen den Kaiser zu empören. Des Letztern Verlegenheit stieg aufs höchste. Von allen seinen übrigen Erbstaaten verlassen, setzte er seine letzte Hoffnung auf die Böhmischen Stände, von denen voraus zu sehen war, daß sie seiner Noth, zu Durchsetzung ihrer Foderungen, mißbrauchen würden. Nach langen Jahren erschien er zu Prag wieder öffentlich auf dem Landtag, und, um auch dem Volke zu zeigen, daß er wirklich noch lebe, mußten alle Fensterläden auf dem Hofgang geöffnet werden, den er passirte; Beweis genug, wie weit es mit ihm gekommen war. Was er befürchtet hatte, geschah. Die Stände, welche ihre Wichtigkeit fühlten, wollten sich nicht eher zu einem Schritte verstehen, bis man ihnen über ihre ständischen Privilegien und die Religionsfreyheit vollkommene Sicherheit geleistet hätte. Es war vergeblich, sich jetzt noch hinter die alten Ausflüchte zu verkriechen; des Kaisers

Schicksal war in ihrer Gewalt, und er mußte sich in die Nothwendigkeit fügen. Doch geschah dieses nur in Betreff ihrer übrigen Foderungen; die Religionsangelegenheiten behielt er sich vor, auf dem nächsten Landtage zu berichtigen.

Nun ergriffen die Böhmen die Waffen zu seiner Vertheidigung, und ein blutiger Bürgerkrieg sollte sich nun zwischen beyden Brüdern entzünden. Aber Rudolph, der nichts so sehr fürchtete, als in dieser sklavischen Abhängigkeit von den Ständen zu bleiben, erwartete diesen nicht, sondern eilte, sich mit dem Erzherzog, seinem Bruder, auf einem friedlichen Weg abzufinden. In einer förmlichen Entsagungsakte überließ er demselben, was ihm nicht mehr zu nehmen war, Oesterreich und das Königreich Ungarn, und erkannte ihn als seinen Nachfolger auf dem Böhmischen Throne.

Theuer genug hatte sich der Kaiser aus diesem Bedrängniß gezogen, um sich unmittelbar darauf in einem neuen zu verwickeln. Die Religionsangelegenheiten der Böhmen waren auf den nächsten Landtag verwiesen worden; dieser Landtag erschien 1609. Sie foderten dieselbe freye Religionsübung wie unter dem

vorigen Kaiſer, ein eigenes Konſiſtorium, die Einräumung der Prager Akademie, und die Erlaubniß, Defenſoren oder Freyheitsbeſchützer aus ihrem Mittel aufzuſtellen. Es blieb bey der erſten Antwort, denn der katholiſche Theil hatte alle Entſchließungen des furchtſamen Kaiſers gefeſſelt. So oft und in ſo drohender Sprache auch die Stände ihre Vorſtellungen erneuerten, Rudolph beharrte auf der erſten Erklärung, nichts über die alten Verträge zu bewilligen. Der Landtag ging unverrichteter Dinge aus einander, und die Stände, aufgebracht über den Kaiſer, verabredeten unter ſich eine eigenmächtige Zuſammenkunft zu Prag, um ſich ſelbſt zu helfen.

In großer Anzahl erſchienen ſie zu Prag. Des kaiſerlichen Verboths ungeachtet gingen die Berathſchlagungen vor ſich, und faſt unter den Augen des Kaiſers. Die Nachgiebigkeit, die er anfing zu zeigen, bewies ihnen nur, wie ſehr ſie gefürchtet waren, und vermehrte ihren Trotz; in der Hauptſache blieb er unbeweglich. Sie erfüllten ihre Drohungen, und faßten ernſtlich den Entſchluß, die freye Ausübung ihrer Religion an allen Orten von ſelbſt anzuſtel-

len, und den Kaiser so lange in seine
Bedürfnissen zu verlassen, bis er die
Verfügung bestätigt hätte. Sie ginge
weiter, und gaben sich selbst die Defen
soren, die der Kaiser ihnen verweigert
Zehen aus jedem der drey Stände wu
den ernannt; man beschlos, auf da
schleunigste eine militärische Macht z
errichten, wobey der Hauptbeförderer
dieses Aufstands, der Graf von Thurn
als Generalwachtmeister angestellt wur
de. Dieser Ernst brachte endlich den
Kaiser zum Nachgeben, wozu jetzt soga
die Spanier ihm riethen. Aus Furcht
daß die aufs äusserste gebrachten Stände
sich endlich gar dem Könige von Ungarn
in die Arme werfen möchten, unterzeich
nete er den merkwürdigen Majestäts
brief der Böhmen, durch welchen sie
unter den Nachfolgern dieses Kaisers ih
ren Aufruhr gerechtfertigt haben.

Die Böhmische Konfession, welche
die Stände dem Kaiser Maximilian vor
gelegt hatten, erhielt in diesem Maje
stätsbrief vollkommen gleiche Rechte mit
der katholischen Kirche. Den Utraquis
sten, wie die Böhmischen Protestanten
noch immer fortfuhren sich zu nennen,
wird die Prager Universität und ein eige

nes Konsistorium zugestanden, welches von dem erzbischöflichen Stuhle zu Prag durchaus unabhängig ist. Alle Kirchen, die sie zur Zeit der Ausstellung dieses Briefes in Städten, Dörfern und Märkten bereits inne haben, sollen ihnen bleiben, und wenn sie über diese Zahl noch neue erbauen lassen wollten, so soll dieses dem Herrn- und Ritterstande und allen Städten unverbothen seyn. Diese letzte Stelle im Majestätsbriefe ist es, über welche sich nachher der unglückliche Streit entspann, der Europa in Flammen setzte.

Der Majestätsbrief machte das protestantische Böhmen zu einer Art von Republik. Die Stände hatten die Macht kennen lernen, die sie durch Standhaftigkeit, Eintracht und Harmonie in ihren Maßregeln gewannen. Dem Kaiser blieb nicht viel mehr, als ein Schatten seiner landesherrlichen Gewalt; in der Person der so genannten Freyheitsbeschützer wurde dem Geist des Aufruhrs eine gefährliche Aufmunterung gegeben. Böhmens Beyspiel und Glück war ein verführerischer Wink für die übrigen Erbstaaten Oesterreichs, und alle schickten sich an, ähnliche Privilegien auf einem ähnlichen Wege zu erpressen. Der Geist

der Freyheit durchlief eine Provinz nach der andern; und da es vorzüglich die Uneinigkeit zwischen den Oesterreichischen Prinzen war, was die Protestanten so glücklich zu benutzen gewußt hatten, so eilte man, den Kaiser mit dem König von Ungarn zu versöhnen.

Aber diese Versöhnung konnte nimmermehr aufrichtig seyn. Die Beleidigung war zu schwer, um vergeben zu werden, und Rudolph fuhr fort, einen unauslöschlichen Haß gegen Matthias in seinem Herzen zu nähren. Mit Schmerz und Unwillen verweilte er bey dem Gedanken, daß endlich auch das Böhmische Scepter in eine so verhaßte Hand kommen sollte; und die Aussicht war nicht viel tröstlicher für ihn, wenn Matthias ohne Erben abginge. Alsdann war Ferdinand, Erzherzog von Grätz, das Haupt der Familie, den er eben so wenig liebte. Diesen sowohl als den Matthias von der Böhmischen Thronfolge auszuschließen, verfiel er auf den Entwurf, Ferdinands Bruder, dem Erzherzog Leopold, Bischof von Passau, der ihm unter allen seinen Agnaten der liebste und der verdienteste um seine Person war, diese Erbschaft zuzuwenden. Die

Begriffe der Böhmen von der Wahlfreyheit ihres Königreichs, und ihre Neigung zu Leopolds Person, schienen diesen Entwurf zu begünstigen, bey welchem Rudolph mehr seine Partheylichkeit und Rachgier, als das Beste seines Hauses zu Rath gezogen hatte. Aber um dieses Projekt durchzusetzen, bedurfte es einer militärischen Macht, welche Rudolph auch wirklich im Bißthum Passau zusammen zog. Die Bestimmung dieses Corps wußte niemand; aber ein unversehener Einfall, den es, aus Abgang des Soldes und ohne Wissen des Kaisers, in Böhmen that, und die Ausschweifungen, die es da verübte, brachte dieses ganze Königreich in Aufruhr gegen den Kaiser. Umsonst versicherte dieser die Böhmischen Stände seiner Unschuld, sie glaubten ihm nicht; umsonst versuchte er den eigenmächtigen Gewaltthätigkeiten seiner Soldaten Einhalt zu thun, sie hörten ihn nicht. In der Voraussetzung, daß es auf Vernichtung des Majestätsbriefes abgesehen sey, bewaffneten die Freyheitsbeschützer das ganze protestantische Böhmen, und Matthias wurde ins Land gerufen. Nach Verjagung seiner Passauischen Truppen blieb der Kai-

ser, entblößt von aller Hülfe, zu Pra
wo man ihn gleich einem Gefangnen
seinem eignen Schlosse bewachte, un
alle seine Räthe von ihm entfernt
Matthias war unterdessen unter allg
meinem Frohlocken in Prag eingezoge
wo Rudolph kurz nachher kleinmüthi
genug war, ihn als König von Böhme
anzuerkennen. So hart strafte diesen Ka
ser das Schicksal, daß er seinem Feind
noch lebend einen Thron überlassen mu
te, den er ihm nach seinem Tode nic
gegönnt hatte. Seine Demüthigung z
vollenden, nöthigte man ihn, sein
Unterthanen in Böhmen, Schlesien un
der Lausitz durch eine eigenhändige En
sagungsakte aller ihrer Pflichten zu en
lassen; und er that dieses mit zerrissene
Seele. Alles, auch die er sich am me
sten verpflichtet zu haben glaubte, hatt
ihn verlassen. Als die Unterzeichnun
geschehen war, warf er den Hut zur Erd
und zerbiß die Feder, die ihm einen s
schimpflichen Dienst geleistet hatte.

Indem Rudolph eins seiner Erblän
der nach dem andern verlor, wurde di
Kaiserwürde nicht viel besser von ihn
behauptet. Jede der Religionspar
theyen, unter welche Deutschland ve

theilt war, fuhr in ihrem Bestreben fort, sich auf Unkosten der andern zu verbessern, oder gegen ihre Angriffe zu verwahren. Je schwächer die Hand war, welche das Scepter des Reichs hielt, und je mehr sich Protestanten und Katholiken sich selbst überlassen fühlten, desto mehr mußte ihre Aufmerksamkeit auf einander gespannt werden, desto mehr das gegenseitige Mißtrauen wachsen. Es war genug, daß der Kaiser durch Jesuiten regiert, und durch Spanische Rathschläge geleitet wurde, um den Protestanten Ursache zur Furcht und einen Vorwand zu Feindseligkeiten zu geben. Der unbesonnene Eifer der Jesuiten, welche in Schriften und auf der Kanzel die Gültigkeit des Religionsfriedens zweifelhaft machten, schürte ihr Mißtrauen immer mehr, und ließ sie in jedem gleichgültigen Schritt der Katholischen gefährliche Zwecke vermuthen. Alles, was in den kaiserlichen Erblanden zu Einschränkung der evangelischen Religion unternommen wurde, machte die Aufmerksamkeit des ganzen protestantischen Deutschlands rege; und eben dieser mächtige Rückhalt, den die evangelischen Unterthanen Oesterreichs an ihren Religions-

so fiel er mit seinem ganzen Haufen die Türken an, die vor ihm flohen. Da ließ ihm der Tempelmeister sagen: er beschimpfe sie nicht wenig, indem er nach ihnen ziehen solle, und er ihnen gleichwohl vorreile; er bitte ihn daher, sie vorzulassen, wie es vom König angeordnet sey. Nun wollte der Graf von Artois ihnen nicht antworten, wegen des Herrn Fourcaut du Merle, der ihn beym Zügel hielt. Dieser Fourcaut du Merle, ein sehr wackerer Ritter, hörte nichts von dem, was die Tempelherrn zu dem Grafen sagten, weil er taub war, sondern rief immer: „auf sie los! auf sie los!“ Als dieß die Tempelherren sahen, meynten sie, es würde Schande für sie seyn, wenn sie den Grafen von Artois vor sich ließen; sie gaben also ihren Rossen die Sporen, wie um die Wette, und jagten die Türken, die vor ihnen stehen, durch die Stadt Massurre hindurch bis auf das Gefilde gegen Babylonien. Aber wie sie nun wieder umkehren wollten, warfen sie die Türken mit Pfeilen und Balken in den engen Straßen. So kamen der Graf von Artois, der Sire von Conci, Raoul genannt, und so viel andere Ritter, daß man sie auf dreyhundert schätzte, ums Leben. Der Tempelorden verlor dabey, wie ich vernommen, zweyhundert achtzig Ritter, alle gerüstet und zu Pferd.

Ich und meine Ritter wurden eins, mit einem Haufen Türken anzubinden, die eine Zufuhr nach ihrem Lager auf linker Hand begleiteten; wir banden auch mit ihnen an. Unterdessen daß wir sie durchs Lager jagten, sah' ich einen Sarazenen zu Pferde, dem einer von seinen Rittern den Zügel hielt. Indem er nun beyde Hände auf den Sattel legte, um sich aufs Pferd zu schwingen, traf ich ihn mit meiner Lanze unter die Schultern und stürzte ihn todt zu Boden. Kaum sah' das sein Ritter, so ließ er seinen Herrn und dessen

Roß,

verwandten im übrigen Deutschland fan
den, oder zu finden erwarteten, hatte e
nen großen Antheil an ihrem Trotz un
an dem schnellen Glück des Matthias
Man glaubte in dem Reiche, daß ma
den längern Genuß des Religionsfri
dens nur den Verlegenheiten zu danke
hätte, worein den Kaiser die innerliche
Unruhen in seinen Ländern versetzten
und eben darum beeilte man sich nicht
ihn aus diesen Verlegenheiten zu reißen

Fast alle Angelegenheiten des Reichs
tags blieben entweder aus Saumselig
keit des Kaisers, oder durch die Schuld
der protestantischen Reichsstände liegen
welche es sich zum Gesetze gemacht hat
ten, nicht eher zu den gemeinschaftlichen
Bedürfnissen des Reichs etwas beyzutra
gen, bis ihre Beschwerden gehoben wä
ren. Diese Beschwerden wurden vorzüg
lich über das schlechte Regiment des
Kaisers, über Kränkung des Religions
friedens, und über die neuen Anmaßun
gen des Reichshofraths geführt,
welcher unter dieser Regierung angefan
gen hatte, zum Nachtheil des Kammer
gerichts, seine Gerichtsbarkeit zu erwei
tern. Sonst hatten die Kaiser, in un
wichtigen Fällen für sich allein, in wichti

gen mit Zuziehung der Fürsten, alle Rechtshändel zwischen den Ständen, die das Faustrecht nicht ohne sie ausmachte, in höchster Instanz entschieden, oder durch kaiserliche Richter, die ihrem Hoflager folgten, entscheiden lassen. Dieses oberrichterliche Amt hatten sie am Ende des funfzehnten Jahrhunderts einem regelmäßigen, fortdauernden und stehenden Tribunal, dem Kammergericht zu Speyer, übertragen, zu welchem die Stände des Reichs, um nicht durch die Willkühr des Kaisers unterdrückt zu werden, sich vorbehielten, die Beysitzer zu stellen, auch die Aussprüche des Gerichts durch periodische Revisionen zu untersuchen. Durch den Religionsfrieden war dieses Recht der Stände, das Präsentations- und Visitationsrecht genannt, auch auf die Lutherischen ausgedehnt worden, so, daß nunmehr auch protestantische Richter in protestantischen Rechtshändeln sprachen, und ein scheinbares Gleichgewicht beyder Religionen in diesem höchsten Reichsgericht Statt fand.

Aber die Feinde der Reformation und der ständischen Freyheit, wachsam auf jeden Umstand, der ihre Zwecke begünstigte, fanden bald einen Ausweg, den

Nutzen dieser Einrichtung zu zerstören. Nach und nach kam es auf, daß ein Privatgerichtshof des Kaisers, der Reichshofrath in Wien — anfänglich zu nichts anderm bestimmt, als dem Kaiser in Ausübung seiner unbezweifelten persönlichen Kaiserrechte mit Rath an die Hand zu gehen — ein Tribunal, dessen Mitglieder, von dem Kaiser allein willkührlich aufgestellt und von ihm allein besoldet, den Vortheil ihres Herrn zu ihrem höchsten Gesetze, und das Beste der katholischen Religion, zu welcher sie sich bekannten, zu ihrer einzigen Richtschnur machen mußten — die höchste Justiz über die Reichsstände ausübte. Vor den Reichshofrath wurden nunmehr viele Rechtshändel zwischen Ständen ungleicher Religion gezogen, über welche zu sprechen nur dem Kammergericht gebührte, und vor Entstehung desselben dem Fürstenrathe gebührt hatte. Kein Wunder, wenn die Aussprüche dieses Gerichtshofs ihren Ursprung verriethen, wenn von katholischen Richtern und von Kreaturen des Kaisers dem Interesse der katholischen Religion und des Kaisers die Gerechtigkeit aufgeopfert ward. Obgleich alle Reichsstände Deutschlands

Urſache zu haben ſchienen, einem ſo gefährlichen Mißbrauche in Zeiten zu begegnen, ſo ſtellten ſich doch bloß allein die Proteſtanten, welche er am empfindlichſten drückte, und unter dieſen nicht einmal alle, als Vertheidiger der Deutſchen Freyheit auf, die ein ſo willkührliches Inſtitut an ihrer heiligſten Stelle, an der Gerechtigkeitspflege, verletzte. In der That würde Deutſchland gar wenig Urſache gehabt haben, ſich zu Abſchaffung des Fauſtrechts und Einſetzung des Kammergerichts Glück zu wünſchen, wenn neben dem letztern noch eine willkührliche kaiſerliche Gerichtsbarkeit Statt finden durfte. Die Deutſchen Reichsſtände würden ſich gegen jene Zeiten der Barbarey gar wenig verbeſſert haben, wenn das Kammergericht, wo ſie zugleich mit dem Kaiſer zu Gerichte ſaßen, für welches ſie doch das ehemalige Fürſtenrecht aufgegeben hatten, aufhören ſollte, eine nothwendige Inſtanz zu ſeyn. Aber in den Köpfen dieſes Zeitalters wurden oft die ſeltſamſten Widerſprüche vereinigt. Dem Namen Kaiſer, einem Vermächtniß des deſpotiſchen Roms, klebte damals noch ein Begriff von Machtvollkommenheit an, der gegen das übrige

Staatsrecht der Deutschen den lächerlichsten Abstich machte, aber nichts desto weniger von den Juristen in Schutz genommen, von den Beförderern des Despotismus verbreitet, und von den Schwachen geglaubt wurde. Wie konnte es auch anders seyn, da sogar einer der ersten protestantischen Höfe Deutschlands verblendet genug war, eine Meinung zu unterhalten, welche die Grundverfassung des Reichs über den Haufen stürzte?

An diese allgemeinen Beschwerden schloß sich nach und nach eine Reihe von besondern Vorfällen an, welche die Besorglichkeit der Protestanten zuletzt bis zu dem höchsten Mißtrauen spannten. Während der Spanischen Religionsverfolgungen in den Niederlanden hatten sich einige protestantische Familien in die katholische Reichsstadt Aachen geflüchtet, wo sie sich bleibend niederließen und unvermerkt ihren Anhang vermehrten. Nachdem es ihnen durch List gelungen war, einige ihres Glaubens in den Stadtrath zu bringen, so foderten sie eine eigene Kirche und einen öffentlichen Gottesdienst, welchen sie sich, da sie eine abschlägige Antwort erhielten, nebst dem ganzen Stadtregiment auf einem gewalt-

samen Wege verschafften. Eine so ansehnliche Stadt in protestantischen Händen zu sehen, war ein zu harter Schlag für den Kaiser und die ganze katholische Parthey. Nachdem alle kaiserlichen Ermahnungen und Befehle zu Wiederherstellung des vorigen Zustands fruchtlos geblieben, erklärte ein Schluß des Reichshofraths die Stadt in die Reichsacht, welche aber erst unter der folgenden Regierung vollzogen wurde.

Von größerer Bedeutung waren zwey andre Versuche der Protestanten, ihr Gebieth und ihre Macht zu erweitern. Churfürst Gebhard zu Cölln, geborner Truchseß von Waldburg, empfand für die junge Gräfin Agnes von Mansfeld, Canonissin zu Girrisheim, eine heftige Liebe, die nicht unerwiedert blieb. Da die Augen von ganz Deutschland auf dieses Verständniß gerichtet waren, so foderten die Brüder der Gräfin, zwey eifrige Kalvinisten, Genugthuung für die beleidigte Ehre ihres Hauses, die, so lange der Churfürst ein katholischer Bischof blieb, durch keine Heirath gerettet werden konnte. Sie drohten dem Churfürsten, in seinem und ihrer Schwester Blut diese Schande zu tilgen, wenn er nicht sogleich

allem Umgang mit der Gräfin entsagte, oder ihre Ehre vor dem Altar wieder herstellte. Der Churfürst, gleichgültig gegen alle Folgen dieses Schrittes, hörte nichts als die Stimme der Liebe. Sey es, daß er der reformirten Religion überhaupt schon geneigt war, oder daß die Reitze seiner Geliebten allein dieses Wunder wirkten — er schwur den katholischen Glauben ab, und führte die schöne Agnes zum Altare.

Der Fall war von der höchsten Bedenklichkeit. Nach dem Buchstaben des geistlichen Vorbehalts hatte der Churfürst durch diese Apostasie alle Rechte an sein Erzstift verloren, und wenn es den Katholiken bey irgend einer Gelegenheit wichtig war, den geistlichen Vorbehalt durchzusetzen, so war es bey Churfürstenthümern wichtig. Auf der andern Seite war die Scheidung von der höchsten Gewalt ein so harter Schritt, und um so härter für einen so zärtlichen Gemahl, der den Werth seines Herzens und seiner Hand durch das Geschenk eines Fürstenthums so gerne zu erhöhen gewünscht hätte. Der geistliche Vorbehalt war ohnehin ein bestrittener Artikel des Augsburger Friedens, und dem ganzen protestantischen Deutschland schien

es von äußerster Wichtigkeit zu seyn, dem katholischen Theile diese vierte Chur zu entreißen. Das Beyspiel selbst war schon in mehreren geistlichen Stiftern Niederdeutschlands gegeben, und glücklich durchgesetzt worden. Mehrere Domkapitularen aus Cöln waren bereits Protestanten, und auf des Churfürsten Seite; in der Stadt selbst war ihm ein zahlreicher protestantischer Anhang gewiß. Alle diese Gründe, denen das Zureden seiner Freunde und Verwandten und die Versprechungen vieler Deutschen Höfe noch mehr Stärke gaben, brachten den Churfürsten zu dem Entschluß, auch bey veränderter Religion sein Erzstift beyzubehalten.

Aber bald genug zeigte sichs, daß er einen Kampf unternommen hatte, den er nicht endigen konnte. Schon die Freygebung des protestantischen Gottesdienstes in den Cölnischen Landen hatte bey den katholischen Landständen und Domkapitularen den heftigsten Widerspruch gefunden. Die Dazwischenkunft des Kaisers und ein Bannstrahl aus Rom, der ihn als einen Apostaten verfluchte, und aller seiner sowohl geistlichen als weltlichen Würden entsetzte, bewaffnete gegen ihn seine Landstände und sein Ka-

pitel. Der Churfürst sammelte eine mi-
litärische Macht; die Kapitularen tha-
ten ein gleiches. Um sich schnell eines
mächtigen Arms zu versichern, eilten sie
zu einer neuen Churfürstenwahl, welche
für den Bischof von Lüttich, einen Baye-
rischen Prinzen, entschieden wurde.

Ein bürgerlicher Krieg fing jetzt an,
der, bey dem großen Antheil, den beyde
Religionspartheyen in Deutschland an
diesem Vorfalle nothwendig nehmen
mußten, leicht in eine allgemeine Auf-
lösung des Reichsfriedens endigen konn-
te. Am meisten empörte die Protestan-
ten, daß der Pabst sich hatte heraus neh-
men dürfen, aus angemaßter apostoli-
scher Gewalt einen Reichsfürsten seiner
Reichswürden zu entkleiden. Noch in
den goldnen Zeiten ihrer geistlichen Herr-
schaft war den Päbsten dieses Recht wi-
dersprochen worden; wie viel mehr in
einem Jahrhundert, wo ihr Ansehen bey
einem Theile gänzlich gestürzt war, und
bey dem andern auf sehr schwachen Pfei-
lern ruhte! Alle protestantischen Höfe
Deutschlands nahmen sich dieser Sache
nachdrücklich bey dem Kaiser an; Hein-
rich IV. von Frankreich, damals noch
König von Navarra, ließ keinen Weg

der Unterhandlung unversucht, den Deutschen Fürsten die Handhabung ihrer Rechte kräftig zu empfehlen. Der Fall war entscheidend für Deutschlands Freyheit. Vier protestantische Stimmen gegen drey katholische im Churfürstenrathe, mußten das Uebergewicht der Macht auf protestantische Seite neigen, und dem Oesterreichischen Hause den Weg zum Kaiserthron auf ewig versperren.

Aber Churfürst Gebhard hatte die reformirte und nicht die Lutherische Religion ergriffen; dieser einzige Umstand machte sein Unglück. Die Erbitterung dieser beyden Kirchen gegen einander ließ es nicht zu, daß die evangelischen Reichsstände den Churfürsten als den Ihrigen ansahen, und als einen solchen mit Nachdruck unterstützten. Alle hatten ihm zwar Muth zugesprochen und Hülfe zugesagt; aber nur ein apanagirter Prinz des Pfälzischen Hauses, Pfalzgraf Johann Casimir, ein Kalvinischer Eiferer, hielt ihm Wort. Dieser eilte, des kaiserlichen Verboths ungeachtet, mit seinem kleinen Heere ins Cöllnische, doch ohne etwas erhebliches auszurichten, weil ihn der Churfürst, selbst von dem Noth-

Roß, setzte mir im Vorüberreiten seine Lanze zwischen die beyden Schultern, streckte mich auf den Hals meines Pferdes, und hielt mich so niedergedrückt, daß ich das Schwert nicht ziehen konnte, mit dem ich umgürtet war, sondern das Schwert, das an meinem Pferde hing, ziehen mußte. Als er nun sah daß ich mein Schwert gezogen hatte, zog er seine Lanze zurück und ließ mich los.

Sobald ich und meine Ritter außerhalb des Lagers der Sarazenen gekommen waren, fanden wir gegen sechs tausend Türken, die ihre Zelten verlassen und das freye Feld gesucht hatten. Als diese uns sahen, thaten sie einen Ritt auf uns, und tödteten den edlen Herrn Hugo von Trichastel, Herrn von Conflans, der mit seinem Panier bey mir war. Ich und meine Ritter sprengten gegen sie an, um den Herrn Raoul von Vernon zu befreyen, der bey mir war und den sie zu Boden geworfen hatten. Indem ich davon zurückkehrte, setzten mir die Türken mit ihren Lanzen zu; mein Pferd beugte sich auf die Vorderfüße wegen der Last, die es druckte; aber ich schwang mich vorwärts über die Ohren des Rosses, und befestigte mir wieder, so geschwind ich nur konnte, den Schild vor die Brust, und das Schwert in der Hand. Monseigneur von Sivery (dem Gott genade!) der mir zunächst war, kam zu mir und gab uns den Rath, uns in ein baufälliges Haus zurückzuziehen, und da den König zu erwarten, der im Anzug sey.

Indem wir uns nun zu Fuß und zu Pferde zurückzogen, stieß eine große Schaar Türken auf uns, warf mich zu Boden, und sprengte über mich hin, daß mir der Schild vom Halse flog. Nachdem sie vorüber waren, kam Herr Erhard von Sivercy wieder

wendigſten entblößt, ganz und gar ohne Hülfe ließ. Deſto ſchnellere Fortſchritte machte der neupoſtulirte Churfürſt, den ſeine Bayeriſchen Verwandten und die Spanier von den Niederlanden aus kräftig unterſtützten. Die Gebhardiſchen Truppen, von ihrem Herrn ohne Sold gelaſſen, lieferten dem Feind einen Platz nach dem andern aus; andre wurden zur Uebergabe gezwungen. Gebhard hielt ſich noch etwas länger in ſeinen Weſtphäliſchen Landen, bis er auch hier der Uebermacht zu weichen gezwungen war. Nachdem er in Holland und England mehrere vergebliche Verſuche zu ſeiner Wiederherſtellung gethan, zog er ſich in das Stift Straßburg zurück, um dort als Domdechant zu ſterben; das erſte Opfer des geiſtlichen Vorbehalts, oder vielmehr der ſchlechten Harmonie unter den Deutſchen Proteſtanten.

An dieſe Cölniſche Streitigkeit knüpfte ſich kurz nachher eine neue in Straßburg an. Mehrere proteſtantiſche Domkapitularen aus Cölln, die der päbſtliche Bannſtrahl zugleich mit dem Churfürſten getroffen hatte, hatten ſich in dieſes Bißthum geflüchtet, wo ſie gleichfalls Präbenden beſaßen. Da die katholiſchen

Kapitularen in dem Straßburger Stifte Bedenken trugen, ihnen als Geächteten den Genuß ihrer Präbenden zu gestatten, so setzten sie sich eigenmächtig und gewaltsam in Besitz, und ein mächtiger protestantischer Anhang unter den Bürgern von Straßburg verschaffte ihnen bald die Oberhand in dem Stifte. Die katholischen Domherrn entwichen nach Elsaß-Zabern, wo sie unter dem Schutz ihres Bischofs ihr Kapitel als das einzig rechtmäßige fortführten, und die in Straßburg zurück gebliebenen als unächt erklärten. Unterdessen hatten sich diese letztern durch Aufnahme mehrerer protestantischen Mitglieder von hohem Range verstärkt, daß sie sich nach dem Absterben des Bischofs heraus nehmen konnten, in der Person des Prinzen Johann Georg von Brandenburg einen neuen protestantischen Bischof zu postuliren. Die katholischen Domherren, weit entfernt diese Wahl zu genehmigen, postulirten den Bischof von Metz, einen Prinzen von Lothringen, zu dieser Würde, der seine Erhebung sogleich durch Feindseligkeiten gegen das Gebieth von Straßburg verkündigte.

Da die Stadt Straßburg für das protestantische Kapitel und den Prinzen von Brandenburg zu den Waffen griff, die Gegenpartey aber mit Hülfe Lothringischer Truppen die Stiftsgüter an sich zu reißen suchte, so kam es zu einem langwierigen Kriege, der, nach dem Geiste jener Zeiten, von einer barbarischen Verheerung begleitet war. Umsonst trat der Kaiser mit seiner höchsten Autorität dazwischen, den Streit zu entscheiden: die Stiftsgüter blieben noch lange Zeit zwischen beyden Partheyen getheilt, bis endlich der protestantische Prinz für ein mäßiges Aequivalent an Gelde seinen Ansprüchen entsagte, und also auch hier die katholische Kirche siegreich davon ging.

Noch bedenklicher war für das ganze protestantische Deutschland, was sich, bald nach Schlichtung des vorigen Streits, mit Donauwerth, einer Schwäbischen Reichsstadt, ereignete. In dieser sonst katholischen Stadt war unter Ferdinands und seines Sohnes Regierung die protestantische Religionspartey auf dem gewöhnlichen Wege so sehr die herrschende geworden, daß sich die katholischen Einwohner mit einer Nebenkirche im Kloster

des H. Kreuzes begnügen, und dem Aergerniß der Protestanten ihre meisten gottesdienstlichen Gebräuche entziehen mußten. Endlich wagte es ein fanatischer Abt dieses Klosters, der Volksstimme zu trotzen, und eine öffentliche Prozession mit Vortragung des Kreuzes und fliegenden Fahnen anzustellen; aber man zwang ihn bald, von diesem Vorhaben abzustehen. Als dieser nehmliche Abt, durch eine günstige kaiserliche Erklärung ermuntert, ein Jahr darauf diese Prozession wiederholte, schritt man zu offenbarer Gewalt. Der fanatische Pöbel sperrte den zurück kommenden Klosterbrüdern das Thor, schlug ihre Fahnen zu Boden, und begleitete sie unter Schreyen und Schimpfen nach Hause. Eine kaiserliche Citation war die Folge dieser Gewaltthätigkeit; und als das aufgebrachte Volk sogar Miene machte, sich an den kaiserlichen Kommissarien zu vergreifen, als alle Versuche einer gütlichen Beylegung von dem fanatischen Haufen rückgängig gemacht wurden, so erfolgte endlich die förmliche Reichsacht gegen die Stadt, welche zu vollstrecken dem Herzog Maximilian von Bayern übertragen wurde. Kleinmuth ergriff die sonst

so trotzige Bürgerschaft bey Annäherung des Bayerischen Heeres, und ohne Widerstand streckte sie die Waffen. Die gänzliche Abschaffung der protestantischen Religion in ihren Mauern war die Strafe ihres Vergehens. Die Stadt verlor ihre Privilegien, und wurde aus einer Schwäbischen Reichsstadt in eine Bayerische Landstadt verwandelt.

Zwey Umstände begleiteten diesen Vorgang, welche die höchste Aufmerksamkeit der Protestanten erregen mußten, wenn auch das Interesse der Religion weniger wirksam bey ihnen gewesen wäre. Der Reichshofrath, ein willkührliches und durchaus katholisches Tribunal, dessen Gerichtsbarkeit ohnehin so heftig von ihnen bestritten wurde, hatte das Urtheil gefällt: und dem Herzog von Bayern, dem Chef eines fremden Kreises, hatte man die Vollstreckung desselben übertragen. So konstitutionswidrige Schritte kündigten ihnen von katholischer Seite gewaltthätige Maßregeln an, welche sich leicht auf geheime Verabredungen und einen gefährlichen Plan stützen, und mit der gänzlichen Unterdrückung ihrer Religionsfreyheit endigen konnten.

In einem Zustande, wo das Recht der Stärke gebiethet, und auf der Macht allein alle Sicherheit beruht, wird immer der schwächste Theil der geschäftigste seyn, sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Dieses war jetzt der Fall auch in Deutschland. Wenn von den Katholiken wirklich etwas Schlimmes gegen die Protestanten beschlossen war, so mußte, der vernünftigsten Berechnung nach, der erste Streich vielmehr in das südliche als in das nördliche Deutschland schlagen, weil die Niederdeutschen Protestanten in einer langen ununterbrochenen Länderstrecke mit einander zusammen hingen, und sich also sehr leicht unterstützen konnten, die Oberdeutschen aber, von den übrigen abgetrennt, und um und um von katholischen Staaten umlagert, jedem Einfall bloß gestellt waren. Wenn ferner, wie zu vermuthen war, die Katholiken die innern Trennungen der Protestanten benutzen, und ihren Angriff gegen eine einzelne Religionspartey richten würden, so waren die Kalvinisten, als die schwächern, und welche ohnehin vom Religionsfrieden ausgeschlossen waren, augenscheinlich in einer nähern Gefahr, und auf sie mußte der erste Streich niederfallen.

Beydes traf in den Chur-Pfälziſchen Landen zuſammen, welche an dem Herzog von Bayern einen ſehr bedenklichen Nachbar, und wegen ihres Rückfalls zum Kalvinismus von dem Religionsfrieden keinen Schutz, und von den evangeliſchen Ständen wenig Beyſtand zu hoffen hatten. Kein Deutſches Land hat in ſo kurzer Zeit ſo ſchnelle Religionswechſel erfahren, als die Pfalz in damaligen Zeiten. In dem kurzen Zeitraum von ſechzig Jahren ſah man dieſes Land, ein unglückliches Spielwerk ſeiner Beherrſcher, zweymal zu Luthers Glaubenslehre ſchwören, und dieſe Lehre zweymal für den Kalvinismus verlaſſen. Churfürſt Friedrich III. war der Augsburgiſchen Konfeſſion zuerſt ungetreu geworden, welche ſein erſtgeborner Sohn und Nachfolger, Ludwig, ſchnell und gewaltſam wieder zur herrſchenden machte. Im ganzen Lande wurden die Kalviniſten ihrer Kirchen beraubt, ihre Prediger und ſelbſt die Schullehrer ihrer Religion aus den Grenzen verwieſen, und auch noch in ſeinem Teſtamente verfolgte ſie der eifrig evangeliſche Fürſt, indem er nur ſtrengorthodoxe Lutheraner zu Vormündern ſeines minderjährigen Prinzen

ernannte. Aber dieses gesetzwidrige Testament vernichtete Pfalzgraf Johann Kasimir, sein Bruder, und nahm nach den Vorschriften der goldnen Bulle Besitz von der Vormundschaft und der ganzen Verwaltung des Landes. Dem neunjährigen Churfürsten (Friedrich IV.) gab man Kalvinische Lehrer, denen aufgetragen war, den Lutherischen Ketzerglauben, selbst, wenn es seyn müßte, mit Schlägen, aus der Seele ihres Zöglings heraus zu treiben. Wenn man so mit dem Herrn verfuhr, so läßt sich leicht auf die Behandlung des Unterthans schließen.

Unter diesem Friedrich IV. war es, wo sich der Pfälzische Hof ganz besonders geschäftig zeigte, die protestantischen Stände Deutschlands zu einträchtigen Maßregeln gegen das Haus Oesterreich zu vermögen, und wo möglich einen allgemeinen Zusammentritt derselben zu Stande zu bringen. Neben dem, daß dieser Hof durch Französische Rathschläge geleitet wurde, von denen immer der Haß gegen Oesterreich die Seele war, zwang ihn die Sorge für seine eigne Sicherheit, sich gegen einen nahen und überlegenen Feind des so zweifelhaften

Schutzes der Evangeliſchen bey Zeiten zu verſichern. Große Schwierigkeiten ſetzten ſich dieſer Vereinigung entgegen, weil die Abneigung der Evangeliſchen gegen die Reformirten kaum geringer war, als ihr gemeinſchaftlicher Abſcheu vor den Papiſten. Man verſuchte alſo zuerſt, die Religionen zu vereinigen, um dadurch die politiſche Verbindung zu erleichtern; aber alle dieſe Verſuche ſchlugen fehl, und endigten gewöhnlich damit, daß ſich jeder Theil nur deſto mehr in ſeiner Meinung befeſtigte. Nichts blieb alſo übrig, als die Furcht und das Mißtrauen der Evangeliſchen zu vermehren, und dadurch die Nothwendigkeit einer ſolchen Vereinigung herbey zu führen. Man vergrößerte die Macht der Katholiſchen; man übertrieb die Gefahr; zufällige Ereigniſſe wurden einem überdachten Plane zugeſchrieben; unſchuldige Vorfälle durch gehäſſige Auslegungen entſtellt, und dem ganzen Betragen der Katholiſchen eine Uebereinſtimmung und Planmäßigkeit geliehen, wovon ſie wahrſcheinlich weit entfernt geweſen ſind. Kein Gerücht war ſo abenteuerlich, keine Beſchuldigung ſo abſcheulich, die man nicht bereitwillig aufgefangen und

geltend gemacht hätte. Wäre bey den Katholiken der Wunsch noch so mächtig gewesen, den Religionsfrieden zu verletzen, wie er es auch wohl in der That war, so hatte man einen sichern Bürgen an ihrer Schwäche oder Erschöpfung, daß sie ihn heilig halten würden. Aber die Protestanten, scheint es, fürchteten, was — sie verdienten.

Der Reichstag zu Regensburg, auf welchem die Protestanten sich Hoffnung gemacht hatten die Erneurung des Religionsfriedens durchzusetzen, hatte sich fruchtlos zerschlagen, und zu ihren bisherigen Beschwerden war noch die neuerliche Unterdrückung von Donauwerth hinzu gekommen. Unglaublich schnell kam die so lang gesuchte Vereinigung zu Stande. Zu Auhausen in Franken traten (1608) der Churfürst Friedrich IV. von der Pfalz, der Pfalzgraf von Neuburg, zwey Markgrafen von Brandenburg, der Markgraf von Baden, und der Herzog Johann Friedrich von Wirtenberg — also Lutheraner mit Kalvinisten — für sich und ihre Erben, in ein enges Bündniß, die evangelische Union, zusammen. Der Inhalt derselben war, daß die unirten Fürsten, in Angelegenheiten der Religion

zu mir, und führte mich fort; und wir gingen bis an das baufällige Haus, wo noch Herr Hugo von Escoz, Herr Friedrich von Loupey, und Herr Renaut von Menoncour zu uns kamen. Dort griffen uns die Türken von allen Seiten an; ein Theil von ihnen drang in das baufällige Haus ein, und ihre Lanzen trafen uns von oben. Meine Ritter baten mich ihre Zügel zu halten, und das that ich, damit die Rosse nicht davon laufen möchten; und sie wehrten sich wacker gegen die Türken, so daß alle gute Ritter im Lager sie deswegen lobten, so wohl die, welche es mit ansahen, als diejenigen, die davon reden hörten. Hier wurde Herr Hugo von Escoz mit drey Lanzenstichen im Gesicht verwundet; Herr Friedrich von Loupey aber wurde mit einer Lanze zwischen den Schultern so sehr verwundet, daß das Blut wie aus dem Spundloch eines Fasses von ihm strömte; und Herr Erhard von Siverey bekam einen Schwerthieb ins Gesicht, daß ihm die Nase über die Lippen fiel. Bey dem allen dachte ich an unsern Herrn, den heiligen Jakob. „Lieber heiliger Jakob, betete ich, stehe mir bey und hilf mir in dieser Noth!" Nach diesem Gebete sagte Herr Erhard von Siverey zu mir: „Herr! wofern Ihr nicht meynt, daß es mir und meinen Nachkommen zur Schande gereichen könnte, so wollte ich wohl Hülfe für Euch holen bey dem Grafen von Anjou, den ich dort im Felde sehe." Ich sagte dagegen: „Messire! mich deucht, Ihr würdet Euch nicht wenig Ruhm erwerben, wenn Ihr uns Hülfe holtet, um unser Leben zu retten, da das Eurige so sehr in Gefahr ist;" wobey ich auch sehr wahr redte, indem er an seiner Wunde starb. Er fragte weiter alle unsere Ritter, die gegenwärtig waren, und alle riethen ihm dasselbe, was ich ihm gerathen hatte. Als er das vernahm, bat er mich, sein Pferd gehen zu lassen, das

ich

und ihrer ständischen Rechte, einander wechselsweise gegen jeden Beleidiger mit Rath und That unterstützen, und alle für Einen Mann stehen sollten; daß einem jeden mit Krieg überzogenen Mitgliede der Union von den übrigen sogleich mit einer kriegerischen Macht sollte beygesprungen, jedem im Nothfall für seine Truppen die Länderenen, die Städte und Schlösser der mitunirten Stände geöffnet, was erobert würde aber, nach Verhältniß des Beytrags, den ein jedes dazu gegeben, unter sämmtlichen Gliedern vertheilt werden sollte. Die Direction des ganzen Bundes wurde in Friedenszeiten Chur-Pfalz überlassen, doch mit eingeschränkter Gewalt, zu Bestreitung der Unkosten Vorschüsse gefodert, und ein Fond niedergelegt. Die Religionsverschiedenheit (zwischen Lutheranern und Kalvinisten) sollte auf den Bund keinen Einfluß haben; das Ganze auf zehen Jahre gelten. Jedes Mitglied der Union hatte sich zugleich anheischig machen müssen, neue Mitglieder anzuwerben. Chur-Brandenburg ließ sich bereitwillig finden; Chur-Sachsen mißbilligte den Bund. Hessen konnte keine freye Entschließung fassen; die Herzoge

von Braunſchweig und Lüneburg hatten gleichfalls Bedenklichkeiten. Aber die drey Reichsſtädte, Straßburg, Nürnberg und Ulm, waren keine unwichtige Eroberung für den Bund, weil man ihres Geldes ſehr bedürftig war, und ihr Beyſpiel von mehrern andern Reichsſtädten nachgeahmt werden konnte.

Die unirten Stände, einzeln muthlos und wenig gefürchtet, führten nach geſchloſſener Vereinigung eine kühnere Sprache. Sie brachten durch den Fürſten Chriſtian von Anhalt ihre gemeinſchaftlichen Beſchwerden und Foderungen vor den Kaiſer, unter denen die Wiederherſtellung von Donauwerth, die Aufhebung der kaiſerlichen Hofprozeſſe und die Reformen ſeines eignen Regiments und ſeiner Rathgeber den oberſten Platz einnahmen. Zu dieſen Vorſtellungen hatten ſie gerade die Zeit gewählt, wo der Kaiſer von den Unruhen in ſeinen Erbländern kaum zu Athem kommen konnte; wo er Oeſterreich und Ungarn kürzlich an Matthias verloren, und ſeine Böhmiſche Krone bloß durch Bewilligung des Majeſtätsbriefs gerettet hatte; wo endlich durch die Jülichiſche Succeſſion ſchon von fern ein neues Kriegsfeuer zu-

bereitet wurde. Kein Wunder, daß dieser langsame Fürst sich jetzt weniger als je in seinen Entschließungen übereilte, und die Union früher zu dem Schwerte griff, als der Kaiser sich besonnen hatte.

Die Katholiken bewachten mit Blikken voll Argwohn die Union; die Union hütete eben so mißtrauisch die Katholiken und den Kaiser; der Kaiser beyde; und auf allen Seiten waren Furcht und Erbitterung aufs höchste gestiegen. — Und gerade in diesem bedenklichen Zeitpunkt mußte sich durch den Tod des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich eine höchst streitige Erbfolge in den Jülich-Clevischen Landen eröffnen.

Acht Kompetenten meldeten sich zu dieser Erbschaft, deren Unzertrennlichkeit durch solenne Verträge fest gesetzt worden war; und der Kaiser, der Lust bezeigte, sie als ein erledigtes Reichslehen einzuziehen, konnte für den neunten gelten. Vier von diesen, der Churfürst von Brandenburg, der Pfalzgraf von Neuburg, der Pfalzgraf von Zweybrücken, und der Markgraf von Burgau, ein Oesterreichischer Prinz, foderten es als ein Weiberlehen, im Namen von vier

Prinzessinnen, Schwestern des verstorbenen Herzogs. Zwey andere, der Churfürst von Sachsen Albertinischer, und die Herzoge von Sachsen Ernestinischer Linie, beriefen sich auf eine frühere Anwartschaft, welche ihnen Kaiser Friedrich III auf diese Erbschaft ertheilt, und Maximilian I. beyden Sächsischen Häusern bestätigt hatte. Auf die Ansprüche einiger auswärtigen Prinzen wurde wenig geachtet. Das nächste Recht war vielleicht auf der Seite Brandenburgs und Neuburgs, und es schien beyde Theile ziemlich gleich zu begünstigen. Beyde Höfe ließen auch sogleich nach Eröffnung der Erbschaft Besitz ergreifen; den Anfang machte Brandenburg, und Neuburg folgte. Beyde fingen ihren Streit mit der Feder an, und würden ihn wahrscheinlich mit dem Degen geendigt haben; aber die Dazwischenkunft des Kaisers, der diesen Rechtshandel vor seinen Thron ziehen, einstweilen aber die streitigen Länder in Sequester nehmen wollte, brachte beyde streitende Partheyen zu einem schnellen Vergleich, um die gemeinschaftliche Gefahr abzuwenden. Man kam überein, das Herzogthum in Gemeinschaft zu regieren. Un-

ſonſt, daß der Kaiſer die Landſtände auf-fordern ließ, ihren neuen Herren die Huldigung zu verweigern — umſonſt, daß er ſeinen eignen Anverwandten, den Erzherzog Leopold, Biſchof von Paſſau und Straßburg, ins Jülichiſche ſchickte, um dort durch ſeine perſönliche Gegen-wart der kaiſerlichen Parthey aufzuhel-fen. Das ganze Land, außer Jülich, hatte ſich den proteſtantiſchen Prinzen unterworfen, und die kaiſerliche Parthey wurde in dieſer Hauptſtadt belagert.

Die Jülichiſche Streitigkeit war dem ganzen Deutſchen Reiche wichtig, und erregte ſogar die Aufmerkſamkeit mehre-rer Europäiſcher Höfe. Es war nicht ſowohl die Frage, wer das Jülichiſche Herzogthum beſitzen, und wer es nicht beſitzen ſollte — Die Frage war, welche von beyden Par-theyen in Deutſchland, die katholiſche oder die proteſtantiſche, ſich um eine ſo anſehn-liche Beſitzung vergrößern, für welche von beyden Religionen dieſer Landſtrich gewonnen oder verloren werden ſollte? Die Frage war, ob Oeſterreich abermals in ſeinen Anmaßungen durchdringen, und ſeine Länderſucht mit einem neuen Raube vergnügen, oder ob Deutſchlands Frey-heit, und das Gleichgewicht ſeiner Macht

gegen die Anmaßungen Oesterreichs behauptet werden sollte? Der Jülichische Erbfolgestreit war also eine Angelegenheit für alle Mächte, welche Freyheit begünstigten und Oesterreich anfeindeten. Die evangelische Union, Holland, England, und vorzüglich Heinrich IV. von Frankreich, wurden darein gezogen.

Dieser Monarch, der die schönste Hälfte seines Lebens an das Haus Oesterreich verloren, der nur mit ausdauernder Heldenkraft endlich alle Berge erstiegen, welche dieses Haus zwischen ihn und den Französischen Thron gewälzt hatte, war bis hieher kein müßiger Zuschauer der Unruhen in Deutschland gewesen. Eben dieser Kampf der Stände mit dem Kaiser schenkte und sicherte seinem Frankreich den Frieden. Die Protestanten und Türken waren die zwey heilsamen Gewichte, welche die Oesterreichische Macht in Osten und Westen darnieder zogen — aber in ihrer ganzen Schreckbarkeit stand sie wieder auf, sobald man ihr vergönnte, diesen Zwang abzuwerfen. Heinrich IV. hatte ein halbes Menschenalter lang das ununterbrochene Schauspiel von Oesterreichischer Herrschbegierde und Oester-

reichischem Länderdurst vor Augen, den weder Widerwärtigkeit, noch selbst Geistesarmuth, die doch sonst alle Leidenschaften mäßigt, in einer Brust löschen konnten, worin nur ein Tropfen von dem Blute Ferdinands des Arragoniers floß. Selbst in den kleinsten Geistern aus Habsburgs Geschlechte war diese Leidenschaft groß; dieser Trieb grenzenlos in seinen beschränktesten Köpfen; dieser einzige Charakterzug schlimm in der kleinen Zahl seiner vortrefflichen. Die Oesterreichische Ländersucht hatte schon seit einem Jahrhundert Europa aus einem glücklichen Frieden gerissen, und in dem Innern seiner vornehmsten Staaten eine gewaltsame Veränderung bewirkt. Sie hatte die Aecker von Pflügern, die Werkstätten von Künstlern entblößt, um die Länder mit ungeheuern nie gesehenen Heeresmassen, kaufmännische Meere mit feindseligen Flotten zu bedecken. Sie hatte den Europäischen Fürsten die unselige Nothwendigkeit auferlegt, den Fleiß ihrer Unterthanen mit nie erhörten Schatzungen zu beschweren, und die beste Kraft ihrer Staaten, für die Glückseligkeit ihrer Bewohner verloren, in einer nothgedrungenen Vertei-

digung zu erſchöpfen. Für Europa war kein Friede, für ſeine Staaten kein Gedeihen, kein Plan von Dauer für der Völker Glück, ſo lange es dieſem gefährlichen Geſchlecht überlaſſen blieb, nach Gefallen die Ruhe dieſes Welttheils zu ſtören, und wie viel eher war zu erwarten, daß der Wille die Macht, als daß die Macht den Willen überlebte. Noch damals in ſeiner tödtlich ſcheinenden Entkräftung koſtete dieſes Haus der Europäiſchen Staatengeſellſchaft Tauſende an Menſchen und Millionen an Gelde, um den Schrecken zu unterhalten, um das Gleichgewicht der Macht fortzuſetzen, die ſeine Anmaßungen in Schranken hielt! Wie viel Großes und Treffliches könnte ausgeführt, wie viel Wohlſtand verbreitet werden mit den Kräften, welche ſich jetzt ruhmlos und unnütz verzehrten, um das Habsburgiſche Geſchlecht zu bewachen!

Betrachtungen dieſer Art umwölkten Heinrichs Gemüth am Abend eines glorreich geführten Lebens. Was hatte es ihm nicht gekoſtet, das trübe Chaos zu ordnen, worin der Tumult eines langwierigen Bürgerkriegs, von eben dieſem Oeſterreich angefacht und unterhalten,

Frankreich gestürzt hatte! Jeder große Mensch will für die Ewigkeit gearbeitet haben, und wer bürgte diesem König für die Dauer des Wohlstandes, worin er Frankreich verließ, so lange Oesterreich und Spanien eine einzige Macht blieben, die jetzt zwar entkräftet darnieder lag, aber nur ein einziges glückliches Ohngefähr brauchte, um sich schnell wieder in Einen Körper zusammen zu ziehen, und in ihrer ganzen Furchtbarkeit wieder aufzuleben? Wollte er seinem Nachfolger einen fest gegründeten Thron, seinem Volk einen dauerhaften Frieden zurück lassen, so durfte diese verderbliche Macht nicht mehr seyn, so mußte die Wiederherstellung derselben auf immer unmöglich gemacht werden. Aus dieser Quelle floß der unversöhnliche Haß, welchen Heinrich IV. dem Hause Oesterreich geschworen — unauslöschlich, glühend und gerecht, wie Hannibals Feindschaft gegen Romulus Volk, aber durch einen edleren Ursprung geadelt.

Alle Mächte Europens hatten diese große Aufforderung mit Heinrich gemein; aber nicht alle diese lichtvolle Politik, nicht alle den uneigennützigen Muth, nach einer solchen Aufforderung sich in Hand-

lung zu ſetzen. Jeden ohne Unterſchied reizt der nahe Gewinn, aber nur groſſe Seelen wird das entfernte Gute bewegen. So lange die Weisheit bey ihrem Vorhaben auf Weisheit rechnet, oder ſich auf ihre eignen Kräfte verläßt, entwirft ſie keine andre als ſchimäriſche Plane, und die Weisheit läuft Gefahr, ſich zum Gelächter der Welt zu machen — aber ein glücklicher Erfolg iſt ihr gewiß, und ſie kann auf Beyfall und Bewunderung zählen, ſobald ſie in ihren geiſtreichen Planen eine Rolle für Barbarey, Habſucht und Aberglauben hat, und die Umſtände ihr vergönnen, eigennützige Leidenſchaften zu Vollſtreckern ihrer ſchönen Zwecke zu machen.

In dem erſtern Falle hätte Heinrichs bekanntes Projekt, das Oeſterreichiſche Haus aus allen ſeinen Beſitzungen zu verjagen, und unter den Europäiſchen Mächten ſeinen Raub zu vertheilen, den Namen einer Schimäre wirklich verdient, womit man immer ſo freygebig gegen daſſelbe geweſen iſt; aber verdiente es ihn auch in dem andern? Dem vortreffichen König war es wohl nie eingefallen, bey den Vollſtreckern ſeines Projekts auf einen Beweggrund zu zählen, welcher

ich wie die andern am Zügel hielt; und ich that das. Nun ritt er hin zum Grafen von Anjou, und bat ihn, mir und meinen Rittern zu Hülfe zu kommen. Ein gewisser großer Herr, der sich bey dem Grafen befand, widerrieth es ihm zwar; aber der Graf sagte zu ihm, er würde doch das thun, warum ich ihn bitten lasse; er wandt' auch sein Roß um, uns zu Hülfe zu kommen; und mehrere von seinen Serjents sprengten ihm nach. Als die Sarazenen diese Hülfe erblickten, standen sie von uns ab. Diese Serjents führte Herr Peter von Alberive mit dem Degen in der Faust; und als er sah, daß uns die Sarazenen frey gelassen hatten, griff er einen andern starken Haufen Sarazenen an, der den Herrn Raoul von Vanon in der Enge hielt, und machte ihn, sehr verwundet, wieder frey.

Da, wo ich zu Fuß und sehr verwundet, mit meinen Rittern hielt (wie oben gesagt worden ist), dahin kam der König nebst seinem ganzen Treffen mit großem Getöse und großen Lärmen von Trompeten und Becken; und er hielt auf einem erhabenen Wege still. Nie sah ich einen Mann so schön unter den Waffen; denn er ragte über alle seine Leute über die Schultern hinaus, einen goldenen Helm auf dem Haupte, und in seiner Hand ein teutsches Schwert. Sobald er da festen Platz genommen hatte, stürzten sich die guten Ritter, die in seinem Treffen waren (die ich auch oben genannt habe) und noch mehr von den wackern Rittern, die sich bey seinem Treffen befanden, auf die Türken los. Wisset auch, daß dieses eine sehr schöne Waffenthat war; denn mit Bogen oder Armbrust wurde gar nicht geschossen, sondern mit Massen und Keulen schlugen sich die Türken und unsere Leute, alle durch einander gemischt. Ein Knappe von mir, der mit der Fahne entflohen, und wieder zu mir zurückgekommen war,

brach-

demjenigen ähnlich gewesen wäre, der ihn selbst und seinen Sully bey dieser Unternehmung beseelte. Alle Staaten, deren Mitwirkung dabey nöthig war, wurden durch die stärksten Motive, die eine politische Macht nur immer in Handlung setzen können, zu der Rolle vermocht, die sie dabey zu übernehmen hatten. Von den Protestanten im Oesterreichischen verlangte man nichts, als was ohnehin das Ziel ihres Bestrebens schien, die Abwerfung des Oesterreichischen Joches; von den Niederländern nichts, als einen ähnlichen Abfall von dem Spanischen. Dem Pabst und allen Republiken Italiens war keine Angelegenheit wichtiger, als die Spanische Tyranney auf immer von ihrer Halbinsel zu verjagen; für England konnte nichts wünschenswürdiger seyn, als eine Revolution, welche es von seinem abgesagtesten Feinde befreyte. Jede Macht gewann bey dieser Theilung des Oesterreichischen Raubes entweder Land oder Freyheit, neues Eigenthum, oder Sicherheit für das alte; und weil alle gewannen, so blieb das Gleichgewicht unverletzt. Frankreich konnte großmüthig jeden Antheil an der Beute verschmähen,

weil es durch Oesterreichs Untergang sich selbst wenigstens zweyfach gewann, und am mächtigsten war, wenn es nicht mächtiger wurde. Endlich um den Preis, daß sie Europa von ihrer Gegenwart befreyten, gab man den Nachkömmlingen von Habsburg die Freyheit, in allen übrigen entdeckten und noch zu entdekkenden Welten sich auszubreiten. Ravaillacs Messerstiche retteten Oesterreich, um die Ruhe von Europa noch um einige Jahrhunderte zu verspäten.

Die Augen auf einen solchen Entwurf geheftet, mußte Heinrich die evangelische Union in Deutschland und den Erbfolgestreit wegen Jülich nothwendig als die wichtigsten Ereignisse mit schnellem, thätigem Antheil ergreifen. Seine Unterhändler waren an allen protestantischen Höfen Deutschlands geschäftig, und das wenige, was sie von dem großen politischen Geheimniß ihres Monarchen preis gaben, oder ahnden ließen, war hinlänglich, Gemüther zu gewinnen, die ein so feuriger Haß gegen Oesterreich beseelte, und die Vergrößerungsbegierde so mächtig beherrschte. Heinrichs staatskluge Bemühungen zogen die Union noch enger zusammen, und der mächtige Beystand, wozu er

sich anheischig machte, erhob den Muth der Verbundenen zur festesten Zuversicht. Eine zahlreiche Französische Armee, von dem König in Person angeführt, sollte den Truppen der Union am Rheine begegnen, und zuerst die Eroberung der Jülich-Clevischen Lande vollenden helfen; alsdann in Vereinigung mit den Deutschen nach Italien rücken, (wo Savoyen, Venedig und der Pabst schon einen mächtigen Beystand bereit hielten,) um dort alle Spanischen Throne umzustürzen. Diese siegreiche Armee sollte dann, von der Lombardey aus, in das Habsburgische Erbtheil eindringen, und dort, von einem allgemeinen Aufstand der Protestanten begünstigt, in allen seinen Deutschen Landen, in Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen das Oesterreichische Scepter zerbrechen. Die Brabanter und Holländer, durch Französischen Beystand gestärkt, hätten sich unterdessen ihrer Spanischen Tyrannen gleichfalls entledigt, und dieser fürchterlich über seine Ufer getretene Strom, der noch kürzlich gedrohet hatte, Europens Freyheit unter seinen trüben Strudeln zu begraben, rollte dann still und vergessen hinter den Pyrenäischen Bergen.

Die Franzoſen rühmten ſich ſonſt der Geſchwindigkeit; dießmal wurden ſie von den Deutſchen übertroffen. Eine Armee der Union war im Elſaß, ehe noch Heinrich ſich dort zeigte, und ein Oeſterreichiſches Heer, welches der Biſchof von Straßburg und Paſſau in dieſer Gegend zuſammen gezogen hatte, um es in's Jülichiſche zu führen, wurde zerſtreut. Heinrich IV. hatte ſeinen Plan als Staatsmann und König entworfen; aber er hatte ihn Räubern zur Ausführung übergeben. Seiner Meinung nach ſollte keinem katholiſchen Reichsſtande Urſache gegeben werden, dieſe Rüſtung auf ſich zu deuten, und die Sache Oeſterreichs zu der ſeinigen zu machen; die Religion ſollte ganz und gar nicht in dieſe Angelegenheit gemiſcht werden. Aber wie ſollten die Deutſchen Fürſten über Heinrichs Entwürfen ihre eigenen Zwecke vergeſſen? Von Vergrößerungsbegierde, von Religionshaß gingen ſie ja aus — ſollten ſie nicht für ihre herrſchende Leidenſchaft unterwegs ſo viel mitnehmen, als ſie konnten? Wie Raubadler legten ſie ſich über die Länder der geiſtlichen Fürſten, und erwählten ſich, koſtete es auch einen noch ſo großen

Umweg, dieſe fetten Triften zu ihren Lagerplätzen. Als wäre es in Feindeslande, ſchrieben ſie Brandſchatzungen darinnen aus, bezogen eigenmächtig die Landesgefälle, und nahmen, was gutwillig nicht gegeben wurde, mit Gewalt. Um ja die Katholiken über die wahren Triebfedern ihrer Ausrüſtung nicht im Zweifel zu laſſen, ließen ſie laut und deutlich genug hören, was für ein Schickſal den geiſtlichen Stiftern von ihnen bereitet ſey. So wenig hatten ſich Heinrich IV. und die Deutſchen Prinzen in dieſem Operationsplan verſtanden; ſo ſehr hatte der vortreffliche König in ſeinen Werkzeugen ſich geirrt. Es bleibt eine ewige Wahrheit, daß eine Gewaltthätigkeit, wenn die Weisheit ſie gebiethet, nie dem Gewaltthätigen darf aufgetragen werden, daß nur demjenigen anvertraut werden darf, die Ordnung zu verletzen, dem ſie heilig iſt.

Das Betragen der Union, welches ſelbſt für mehrere evangeliſche Stände empörend war, und die Furcht einer noch ſchlimmern Begegnung bewirkte bey den Katholiken etwas mehr, als eine müßige Entrüſtung. Das tief gefallene Anſehen des Kaiſers konnte ihnen gegen einen

solchen Feind keinen Schutz gewähren. Ihr Bund war es, was die Ilrioten so gefürchtet und trotzig machte; einen Bund mußte man ihnen wieder entgegen stellen.

Der Bischof von Würzburg entwarf den Plan zu dieser katholischen Union, die durch den Namen der Ligue von der evangelischen unterschieden ward. Die Punkte, worüber man überein kam, waren ohngefähr dieselben, welche die Union zum Grund legte, Bischöfe ihre mehresten Glieder; an die Spitze des Bundes stellte sich der Herzog Maximilian von Bayern, aber als das einzige weltliche Bundesglied von Bedeutung, mit einer ungleich größern Gewalt, als die Unioten ihrem Vorsteher eingeräumet hatten. Außer diesem Umstande, daß der einzige Herzog von Bayern Herr der ganzen ligistischen Kriegsmacht war, wodurch die Operationen der Ligue eine Schnelligkeit und einen Nachdruck bekommen mußten, die bey der Union nicht so leicht möglich waren, hatte die Ligue noch den Vortheil, daß die Geldbeyträge von den reichen Prälaten weit richtiger einflossen, als bey der Union von den armen evangelischen Layen. Ohne dem

Kaiser, als einem katholischen Reichsstand, einen Antheil an ihrem Bund anzubiethen, ohne ihm, als Kaiser, davon Rechenschaft zu geben, stand die Ligue auf Einmal überraschend, fest und fürchterlich da; mit hinlänglicher Kraft ausgerüstet, um endlich die Union zu begraben, und unter drey Kaisern fortzudauern. Die Ligue stritt zwar für Oesterreich, weil sie gegen protestantische Fürsten gerichtet war, aber Oesterreich selbst mußte bald vor ihr zittern.

Unterdessen waren die Waffen der Unirten im Jülichischen und im Elsaß ziemlich glücklich gewesen; Jülich war eng eingeschlossen, und das ganze Bißthum Straßburg in ihrer Gewalt. Jetzt aber war es mit ihren glänzenden Verrichtungen auch am Ende. Kein Französisches Heer erschien am Rhein; denn, der es anführen sollte, der überhaupt die ganze Unternehmung beseelen sollte — Heinrich IV. war nicht mehr. Ihr Geld ging auf die Neige, neues zuzuschießen weigerten sich ihre Landstände, und die mitunirten Reichsstädte hatten es sehr übel aufgenommen, daß man immer nur ihr Geld, und nie ihren Rath verlangt hatte. Besonders brachte es sie auf, daß

sie sich wegen der Jülichischen Streitsache in Unkosten gesetzt haben sollten, die doch ausdrücklich von den Angelegenheiten der Union war ausgeschlossen worden; daß sich die unirten Fürsten aus der gemeinen Kasse große Pension zulegten; und vor allen Dingen, daß ihnen über die Anwendung der Gelder keine Rechnung von den Fürsten abgelegt wurde.

Die Union neigte sich also zu ihrem Falle, eben als die Ligue mit neuen und frischen Kräften sich ihr entgegen stellte. Länger im Felde zu bleiben, erlaubte den Unioten der einreißende Geldmangel nicht; und doch war es gefährlich, im Angesicht eines streitfertigen Feindes die Waffen wegzulegen. Um sich von Einer Seite wenigstens sicher zu stellen, verglich man sich schnell mit dem ältern Feinde, dem Erzherzog Leopold, und beyde Theile kamen überein, ihre Truppen aus dem Elsaß zu führen, die Gefangenen los zu geben, und das Geschehene in Vergessenheit zu begraben. In ein solches Nichts zerrann diese viel versprechende Rüstung.

Eben die gebietherische Sprache, womit sich die Union, im Vertrauen auf

ihre Kräfte, dem katholischen Deutschland angekündigt hatte, wurde jetzt von der Ligue gegen die Union und ihre Truppen geführt. Man zeigte ihnen die Fußtapfen ihres Zugs, und brandmarkte sie rund heraus mit den härtesten Namen, die sie verdienten. Die Stifter von Würzburg, Bamberg, Straßburg, Mainz, Trier, Cölln, und viele andre hatten ihre verwüstende Gegenwart empfunden. Allen diesen sollte der zugefügte Schaden vergütet, der Paß zu Wasser und zu Lande (denn auch der Rheinischen Schifffahrt hatten sie sich bemächtigt,) wieder frey gegeben, alles in seinen vorigen Stand gestellt werden. Vor allem aber verlangte man von den Unionsverwandten eine runde und feste Erklärung, wessen man sich zu ihrem Bunde zu versehen habe? Die Reihe war jetzt an den Unioten, der Stärke nachzugeben. Auf einen so wohl gerüsteten Feind waren sie nicht gefaßt, aber sie selbst hatten den Katholischen das Geheimniß ihrer Stärke verrathen. Zwar beleidigte es ihren Stolz, um den Frieden zu betteln, aber sie durften sich glücklich preisen, ihn zu erhalten. Der eine Theil versprach Ersatz, der andre Vergebung. Man

legte die Waffen nieder. Das Kriegsgewitter verzog sich noch einmal, und eine augenblickliche Stille erfolgte. Der Aufstand in Böhmen brach jetzt aus, der dem Kaiser das letzte seiner Erbländer kostete; aber weder die Union noch die Ligue mischten sich in diesen Böhmischen Streit.

Endlich starb der Kaiser (1612) eben so wenig vermißt im Sarge, als wahrgenommen auf dem Thron. Lange nachdem das Elend der folgenden Regierungen das Elend der seinigen vergessen gemacht hatte, zog sich eine Glorie um sein Andenken, und eine so schreckliche Nacht legte sich jetzt über Deutschland, daß man einen solchen Kaiser mit blutigen Thränen sich zurück wünschte.

Nie hatte man von Rudolph erhalten können, seinen Nachfolger im Reiche wählen zu lassen, und alles erwartete daher mit bangen Sorgen die nahe Erledigung des Throns; doch über alle Hoffnung schnell und ruhig bestieg ihn Matthias. Die Katholiken gaben ihm ihre Stimmen, weil sie von der frischen Thätigkeit dieses Fürsten das Beste hofften; die Protestanten gaben ihm die ihrigen,

brachte mir ein kleines Pferd; auf das setzte ich mich, und half mir darauf mühsam fort, bis dicht an die Seite des Königs. Während daß es so mit uns stand, kam Herr Johann von Valery, der edle Ritter, zum König, und sagte zu ihm: er gebe ihm den Rath, sich rechter Hand gegen den Fluß zu ziehen, theils um Hülfe in der Nähe zu haben von dem Herzog von Burgund und von den andern, die das Lager bewachten, das wir verlassen hatten, theils auch, damit seine Leute zu trinken haben mögten, weil es schon sehr heiß war. Der König ließ seine guten Ritter zu sich entbieten, die seinen geheimen Rath ausmachten, alle mit Nahmen genannt. Die Serjents suchten sie im Gedränge der Schlacht auf, wo das Gefecht zwischen ihnen und den Türken am hitzigsten war. Als sie kamen, fragte sie der König um Rath; und sie sagten: was Herr Johann von Valery gerathen habe, sey sehr gut. Hierauf befahl der König, die Fahne des heiligen Dionysius und die andern Paniere sollten sich rechter Hand gegen den Strom hinziehen Bey dem Aufbruch des königlichen Treffens, entstand ein neues Getöse von Trompeten und Hörnern der Sarazenen. Er war noch nicht weit fortgerückt, so bekam er Botschaft von seinem Bruder, dem Grafen von Poitiers, von dem Grafen von Flandern und mehrern großen Herren, deren Schaaren dort standen, die alle ihn bitten ließen, nicht weiter vorzurücken, indem sie von den Türken dermaßen gedrängt würden, daß sie ihm nicht nachfolgen könnten. Der König ließ nochmahls seinen geheimen Rath von Rittern zusammenrufen; und alle riethen ihm zu bleiben. Bald darauf kam Herr Johann von Valery zurück, und mißbilligte den Beschluß des Königs und der Ritter, daß sie hier verweilten. Endlich rieth ihm doch sein geheimer Rath, sich an den Fluß zu ziehen, wie der Herr von Valery

weil sie alles von seiner Hinfälligkei
hofften. Es ist nicht schwer, diesen Wi
derspruch zu vereinigen. Jene verließe
sich auf das, was er gezeigt hatte
diese urtheilten nach dem, was e
zeigte.

Der Augenblick einer neuen Thron
besetzung ist immer ein wichtiger Zie
hungstag für die Hoffnung, der erst
Reichstag eines Königs in Wahlreichen
gewöhnlich seine härteste Prüfung. Jed
alte Beschwerde kommt da zur Sprache
und neue werden aufgesucht, um sie de
gehofften Reform mit theilhaftig zu ma
chen; eine ganz neue Schöpfung soll mi
dem neuen König beginnen. Die großen
Dienste, welche ihre Glaubensbrüder in
Oesterreich dem Matthias bey seinem
Aufruhr geleistet, lebten bey den pro
testantischen Reichsständen noch in fri
scher Erinnerung, und besonders schien
die Art, wie sich jene für diese Dienste
bezahlt gemacht hatten, auch ihnen jetz
zum Muster zu dienen.

Durch Begünstigung der protestanti
schen Stände in Oesterreich und Mähren
hatte Matthias den Weg zu seines Bru
ders Thronen gesucht, und auch wirklich
gefunden; aber, von seinen ehrgeizigen

Entwürfen hingeriſſen, hatte er nicht bedacht, daß auch den Ständen dadurch der Weg war geöffnet worden, ihrem Herrn Geſetze vorzuſchreiben. Dieſe Entdeckung riß ihn frühzeitig aus der Trunkenheit ſeines Glücks. Kaum zeigte er ſich triumphirend nach dem Böhmiſchen Zuge ſeinen Oeſterreichiſchen Unterthanen wieder, ſo wartete ſchon ein gehorſamſtes Anbringen auf ihn, welches hinreichend war, ihm ſeinen ganzen Triumph zu verleiden. Man forderte, ehe zur Huldigung geſchritten würde, eine uneingeſchränkte Religionsfreyheit in Städten und Märkten, eine vollkommene Gleichheit aller Rechte zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, und einen völlig gleichen Zutritt der Letztern zu allen Bedienungen. An mehreren Orten nahm man ſich dieſe Freyheit von ſelbſt, und ſtellte, voll Zuverſicht auf die veränderte Regierung, den evangeliſchen Gottesdienſt eigenmächtig wieder her, wo ihn der Kaiſer aufgehoben hatte. Matthias hatte zwar nicht verſchmäht, die Beſchwerden der Proteſtanten gegen den Kaiſer zu benutzen, aber es konnte ihm nie eingefallen ſeyn, ſie zu heben. Durch einen feſten und entſchloſſenen

Ton hoffte er diese Anmaßungen gleich am Anfange niederzuschlagen. Er sprach von seinen erblichen Ansprüchen auf das Land, und wollte von keinen Bedingungen vor der Huldigung hören. Eine solche unbedingte Huldigung hatten ihre Nachbarn, die Stände von Steyermark, dem Erzherzog Ferdinand geleistet, aber sie hatten bald Ursache gehabt, es zu bereuen. Von diesem Beyspiel gewarnt, beharrten die Oesterreichischen Stände auf ihrer Weigerung; ja, um nicht gewaltsam zur Huldigung gezwungen zu werden, verließen sie sogar die Hauptstadt, bothen ihre katholischen Mitstände zu einer ähnlichen Widersetzung auf, und fingen an, Truppen zu werben. Sie thaten Schritte, ihr altes Bündniß mit den Ungarn zu erneuern, sie zogen die protestantischen Reichsfürsten in ihr Interesse, und schickten sich in vollem Ernste an, ihr Gesuch mit den Waffen durchzusetzen.

Matthias hatte keinen Anstand genommen, die weit höheren Forderungen der Ungarn zu bewilligen. Aber Ungarn war ein Wahlreich, und die republikanische Verfassung dieses Landes rechtfertigte die Forderungen der Stände vor

ihm selbst, und seine Nachgiebigkeit gegen die Stände vor der ganzen katholischen Welt. In Oesterreich hingegen hatten seine Vorgänger weit größere Souverainitätsrechte ausgeübt, die er, ohne sich vor dem ganzen katholischen Europa zu beschimpfen, ohne den Unwillen Spaniens und Roms, ohne die Verachtung seiner eigenen katholischen Unterthanen auf sich zu laden, nicht an die Stände verlieren konnte. Seine streng katholischen Räthe, unter denen der Bischof von Wien, Melchior Klesel, ihn am meisten beherrschte, munterten ihn auf, eher alle Kirchen gewaltsam von den Protestanten sich entreißen zu lassen, als ihnen eine einzige rechtlich einzuräumen.

Aber unglücklicher Weise betraf ihn diese Verlegenheit in einer Zeit, wo Kaiser Rudolph noch lebte, und ein Zuschauer dieses Auftritts war — wo dieser also leicht versucht werden konnte, sich der nehmlichen Waffen gegen seinen Bruder zu bedienen, womit dieser über ihn gesiegt hatte — eines Verständnisses nehmlich mit seinen aufrührerischen Unterthanen. Diesem Streiche zu entgehen, nahm Matthias den Antrag der

Mähriſchen Landſtände bereitwillig an, welche ſich zwiſchen den Oeſterreichiſchen und ihm zu Mittlern anbothen. Ein Ausſchuß von beyden verſammelte ſich in Wien, wo von den Oeſterreichiſchen Deputirten eine Sprache gehört wurde, die ſelbſt im Londner Parlament, und in Krommelliſchen Zeiten, überraſcht haben würde. „Die Proteſtanten, hieß es am Schluſſe, wollten nicht ſchlechter geachtet ſeyn, als die Handvoll Katholiken in ihrem Vaterland. Durch ſeinen proteſtantiſchen Adel habe Matthias den Kaiſer zum Nachgeben gezwungen; wo man achtzig Papiſten fände, würde man drey hundert evangeliſche Baronen zählen. Das Beyſpiel Rudolphs ſolle dem Matthias eine Warnung ſeyn. Er möge ſich hüten, daß er das Irdiſche nicht verliere, um Eroberungen für den Himmel zu machen.“ Da die Mähriſchen Stände, anſtatt ihr Mittleramt zum Vortheil des Kaiſers zu erfüllen, endlich ſelbſt zur Parthey ihrer Oeſterreichiſchen Glaubensbrüder übertraten, da die Union in Deutſchland ſich aufs nachdrücklichſte für dieſe ins Mittel ſchlug, und die Furcht vor Repreſſalien des Kaiſers den Matthias in die Enge

trieb, so ließ er sich endlich die gewünschte Erklärung zum Vortheil der Evangelischen entreißen.

Dieses Betragen der Oesterreichischen Landstände gegen ihren Erzherzog nahmen sich nun die protestantischen Reichsstände in Deutschland zum Muster gegen ihren Kaiser, und sie versprachen sich denselben glücklichen Erfolg. Auf seinem ersten Reichstage zu Regensburg (1613), wo die dringendsten Angelegenheiten auf Entscheidung warteten, wo ein Krieg gegen die Türken und gegen den Fürsten Bethlem Gabor von Siebenbürgen, der sich unterdessen mit Türkischem Beystand zum Herrn dieses Landes aufgeworfen hatte und sogar Ungarn bedrohte, einen allgemeinen Geldbeytrag nothwendig machte, überraschten sie ihn mit einer ganz neuen Forderung. Die katholischen Stimmen waren noch immer die zahlreichern im Fürstenrath, und weil alles nach der Stimmenmehrheit entschieden wurde, so pflegten die evangelischen, auch wenn sie noch so sehr unter sich einig waren, gewöhnlich in keine Betrachtung zu kommen. Dieses Vortheils der Stimmenmehrheit sollten sich nun die Katholischen begeben, und keiner einzelnen

Religionspartheyen ſollte es künftig erlaubt ſeyn, die Stimmen der andern durch ihre unwandelbare Mehrheit nach ſich zu ziehen. Und in Wahrheit, wenn die evangeliſche Religion auf dem Reichstage repräſentirt werden ſollte, ſo ſchien es ſich von ſelbſt zu verſtehen, daß ihr durch die Verfaſſung des Reichstags ſelbſt nicht die Möglichkeit abgeſchnitten würde, von dieſem Rechte Gebrauch zu machen. Beſchwerden über die angemaßte Gerichtsbarkeit des Reichshofraths und über Unterdrückung der Proteſtanten begleiteten dieſe Forderung, und die Bevollmächtigten der Stände hatten Befehl, ſo lange von allen gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen wegzubleiben, bis eine günſtige Antwort auf dieſen vorläufigen Punkt erfolgte.

Dieſe gefährliche Trennung zerriß den Reichstag, und drohte auf immer alle Einheit der Berathſchlagungen zu zerſtören. So aufrichtig der Kaiſer gewünſcht hatte, nach dem Beyſpiele Maximilians, ſeines Vaters, zwiſchen beyden Religionen eine ſtaatskluge Mitte zu halten, ſo ließ ihm das jetzige Betragen der Proteſtanten nur eine bedenkliche Wahl zwiſchen beyden. Zu ſeinen

dringenden Bedürfnissen war ihm ein allgemeiner Beytrag der Reichsstände unentbehrlich; und doch konnte er sich die eine Parthey nicht verpflichten, ohne die Hülfe der andern zu verscherzen. Da er in seinen eigenen Erblanden so wenig befestigt war, so mußte er schon vor dem entfernten Gedanken zittern, mit den Protestanten in einen öffentlichen Krieg zu gerathen. Aber die Augen der ganzen katholischen Welt, die auf seine jetzige Entschließung geheftet waren, die Vorstellungen der katholischen Stände, des Römischen und Spanischen Hofes, erlaubten ihm eben so wenig, die Protestanten zum Nachtheil der katholischen Religion zu begünstigen. Eine so mißliche Situation mußte einen größeren Geist, als Matthias war, niederschlagen, und schwerlich hätte er sich mit eigener Klugheit daraus gezogen. Der Vortheil der Katholiken war aber aufs engste mit dem Ansehen des Kaisers verflochten, und ließen sie dieses sinken, so hatten die geistlichen Fürsten besonders gegen die Eingriffe der Protestanten keine Schutzwehre mehr.

Jetzt also, wie sie den Kaiser unschlüssig wanken sahen, glaubten sie, daß die

höchste Zeit vorhanden sey, seinen sinkenden Muth zu stärken. Sie ließen ihn einen Blick in das Geheimniß der Ligue thun, und zeigten ihm die ganze Verfassung derselben, ihre Hülfsmittel und Kräfte. So wenig tröstlich diese Entdeckung für den Kaiser seyn mochte, so ließ ihn doch die Aussicht auf einen so mächtigen Schutz etwas mehr Muth gegen die Evangelischen fassen. Ihre Forderungen wurden abgewiesen, und der Reichstag endigte sich ohne Entscheidung. Aber Matthias wurde das Opfer dieses Streits. Die Protestanten verweigerten ihm ihre Geldhülfe, und ließen es ihn, den Unschuldigen, entgelten, daß die Katholischen unbeweglich geblieben waren.

Indessen neigte sich der Waffenstillstand mit den Türken zu seinem Ende, ihre Bewegungen wurden immer verdächtiger, eine Ausrüstung gegen sie immer dringender; was der Kaiser von den Reichsständen nicht hatte erlangen können, mußte er nun seinen eignen Landständen zu entlocken suchen. Unter diesen, weiß man, herrschte dieselbe Religionstrennung, derselbe Geist des Mißvergnügens, wie unter den Ständen des

Reichs; dieſelben Schwierigkeiten mußten ſich alſo dem Kaiſer entgegen ſetzen. Die einzelnen Provinzen der Oeſterreichiſchen Monarchie weigerten ſich, ohne Zuziehung der andern etwas zu beſchließen; ein allgemeiner Landtag aller dieſer Stände aber konnte ſo leicht in eine gefährliche Konföderation gegen den Kaiſer ausarten. Dennoch geboth ihn jetzt die Noth, und die Stände von Oeſterreich, Böhmen, Mähren, u. ſ. w. wurden in Linz verſammelt. Nichts unterließ der Kaiſer, die Nothwendigkeit eines Türkenkrieges vorzuſtellen; wie es dazu kam, einen Schluß zu faſſen, hatten die Abgeordneten keine Vollmacht. Fruchtlos, wie der Reichstag, zerſchlug ſich dieſer Oeſterreichiſche Landtag, und nur das Glück rettete den Kaiſer aus ſeinem Bedrängniß. Die Türken ſelbſt zeigten ſich geneigt, den Waffenſtillſtand zu verlängern, und den Fürſten Bethlem Gabor ließ man im ruhigen Beſitz von Siebenbürgen. Vor auswärtiger Gefahr war das Reich jetzt gedeckt, und auch im Innern deſſelben herrſchte, bey allen noch ſo gefährlichen Spaltungen, dennoch Friede. Dem Jülichiſchen Erbfolgeſtreit hatte ein ſehr unerwarteter

ley ihm angegeben hatte. Jetzt kam der Connetable, Herr Gumbert von Beaujeu zu ihm, und meldete: des Königs Bruder, der Graf von Artois, vertheidige sich in einem Hause in Massura; er möge ihm doch zu Hülfe kommen. Der König gab zur Antwort: der Connetable solle vorausziehen, er wolle ihm nachfolgen. Ich aber sagte zum Connetable: ich wolle sein Ritter seyn, und er dankte mir sehr dafür; wir machten uns also auf den Weg nach Massura.

Da kam ein Serjent mit der Kolbe ganz erschrocken zum Connetable, und meldete ihm: der König sey gefangen, und die Türken hätten sich zwischen ihn und uns geworfen. Wir wendeten um, und sahen, daß deren wohl tausend zwischen ihm und uns waren, wir aber nur sechs. Da sagt' ich zum Connetable: „Herr! wir sind nicht vermögend uns durch jenen Haufen bis zum König durchzuschlagen; aber laßt uns aufwärts ziehen, damit wir den Graben, den Ihr da vor Euch seht, zwischen uns und ihnen bekommen; so werden wir wieder zum König gelangen können;" Auch that dieses der Connetable, wie ich ihm rieth. Hätten sie Acht auf uns gehabt, sie würden uns alle niedergehauen haben; allein sie achteten bloß auf den König und auf die andern großen Treffen, daher sie wähnten, wir gehörten zu den ihrigen.

Indem wir so zwischen dem Bache und dem Fluß aufwärts zurückkehrten, sahen wir, daß der König an den Fluß gekommen war, die Türken aber die andern Treffen des Königs, unter Gefecht mit Streitkolben und Schwertern davon zurücktrieben, und alle andern Treffen nebst den Treffen des Königs gegen den Fluß zu weichen nöthigten. Da war nun die Zerrüttung so groß, daß viele von unsern Leuten daran dachten

ter-

Zufall eine überraschende Wendung gegeben. Noch immer wurde dieses Herzogthum von dem Churhause Brandenburg und dem Pfalzgrafen von Neuburg in Gemeinschaft besessen; eine Heirath zwischen dem Prinzen von Neuburg und einer Brandenburgischen Prinzessin sollte das Interesse beyder Häuser unzertrennlich verknüpfen. Diesen ganzen Plan zerstörte eine — Ohrfeige, welche der Churfürst von Brandenburg das Unglück hatte, seinem Eidam im Weinrausch zu geben. Von jetzt an war das gute Vernehmen zwischen beyden Häusern dahin. Der Prinz von Neuburg trat zu dem Pabsthum über. Eine Prinzessin von Baiern belohnte ihn für diese Apostasie, und der mächtige Schutz Baierns und Spaniens war die natürliche Folge von beydem. Um dem Pfalzgrafen zum ausschließenden Besitz der Julichischen Lande zu verhelfen, wurden die Spanischen Waffen von den Niederlanden aus in das Herzogthum gezogen. Um sich dieser Gäste zu entladen, rief der Churfürst von Brandenburg die Holländer in das Land, denen er durch Annahme der reformirten Religion zu gefallen suchte. Beyde, die Spanischen und Holländi-

ſchen Truppen erſchienen; aber, wie es ſchien, bloß um für ſich ſelbſt zu erobern.

Der nahe Niederländiſche Krieg ſchien ſich nun auf Deutſchen Boden ſpielen zu wollen, und welch unerſchöpflicher Zunder lag hier für ihn bereit! Mit Schrecken ſah das proteſtantiſche Deutſchland die Spanier an dem Unterrhein feſten Fuß gewinnen — mit noch größerem das katholiſche die Holländer über die Reichsgrenzen herein brechen. Religionskriege haben das Eigene, daß die Grenzen der Länder ſie nicht beſchränken, daß ſie auf jedem neuen Boden ſich verneuen, weil auf jedem neuen Boden Feind und Bundesgenoſſe wächſt, und nur die Erſchöpfung des ganzen Anhangs den einzelnen Theil entkräftet. Im Weſten ſollte ſich die Mine entzünden, welche längſt ſchon das ganze Deutſchland unterhöhlte — nach den weſtlichen Gegenden waren Furcht und Erwartung hingeneigt — und aus Oſten kam der Schlag, der ſie in Flammen ſetzte.

Die Ruhe, welche der Majeſtätsbrief Rudolphs III. Böhmen gegeben hatte, dauerte auch unter Matthias Regierung noch eine Zeit lang fort, bis in der Per-

ſen Ferdinands von Grätz ein neuer Thronfolger in dieſem Königreich ernannt wurde.

Dieſer Prinz, den man in der Folge unter dem Namen Kaiſer Ferdinands II. näher kennen lernen wird, hatte ſich durch gewaltſame Ausrottung der proteſtantiſchen Religion in ſeinen Erbländern als einen unerbittlichen Eiferer für das Pabſtthum angekündiget, und wurde deswegen von dem katholiſchen Theil der Böhmiſchen Nation als die kühnſte Stütze dieſer Kirche betrachtet. Die hinfällige Geſundheit des Kaiſers rückte dieſen Zeitpunkt nahe herbey, und im Vertrauen auf einen ſo mächtigen Beſchützer fingen die Böhmiſchen Papiſten an, den Proteſtanten mit weniger Schonung zu begegnen. Die evangeliſchen Unterthanen katholiſcher Gutsherren beſonders erfuhren die härteſte Behandlung. Zugleich begingen mehrere von den Katholiken die Unvorſichtigkeit, etwas laut von ihren Hoffnungen zu reden, und durch hingeworfene Drohworte bey den Proteſtanten ein ſchlimmes Mißtrauen gegen ihren künftigen Herrn zu erwecken. Aber nie würde dieſes Mißtrauen in Thätlichkeiten ausgebrochen ſeyn, wenn

nan nur im Allgemeinen geblieben wäre, nd nicht durch besondere Angriffe auf inzelne Glieder dem Murren des Volks nternehmende Anführer gegeben hätte.

Heinrich Matthias, Graf von Thurn, ein geborner Böhme, aber Besitzer ei- iger Güter in diesem Königreiche, hatte ch durch Eifer für die protestantische Re- igion, und durch eine schwärmerische nhänglichkeit an sein neues Vaterland es ganzen Vertrauens der Utraquisten emächtigt, welches ihm den Weg zu en wichtigsten Posten bahnte. Seinen egen hatte er gegen die Türken mit ielem Ruhme geführt; durch ein ein- chmeichelndes Betragen gewann er sich ie Herzen der Menge. Ein heißer, un- estümer Kopf, der die Verwirrung iebte, weil seine Talente darin glänz- en; unbesonnen und tolldreist genug, Dinge zu unternehmen, die eine kalte lugheit und ein ruhigeres Blut nicht agt; ungewissenhaft genug, wenn es ie Befriedigung seiner Leidenschaften alt, mit dem Schicksale von Tausenden u spielen, und eben fein genug, eine Nation, wie damals die Böhmische war, n seinem Gängelbande zu führen. Schon n den Unruhen unter Rudolphs Regie-

rung hatte er den thätigsten Antheil genommen, und der Majestätsbrief, den die Stände von diesem Kaiser erpreßten, war vorzüglich sein Verdienst. Der Hof hatte ihm, als Burggrafen von Carlstein, die Böhmische Krone und die Freyheitsbriefe des Königreichs zur Bewahrung anvertraut; aber etwas weit wichtigeres — sich selbst — hatte ihm die Nation mit der Stelle eines Defensors, oder Glaubensbeschützers übergeben. Die Aristokraten, welche den Kaiser beherrschten, entrissen ihm unklug die Aufsicht über das Todte, um ihm den Einfluß auf das Lebendige zu lassen. Sie nahmen ihm die Burggrafenstelle, die ihn von der Hofgunst abhängig machte, um ihm die Augen über die Wichtigkeit der andern zu öffnen, die ihm übrig blieb, und kränkten seine Eitelkeit, die doch seinen Ehrgeiz unschädlich machte. Von dieser Zeit an beherrschte ihn die Begierde nach Rache, und die Gelegenheit fehlte nicht lange, sie zu befriedigen.

Im Majestätsbriefe, welchen die Böhmen von Rudolph II. erpreßt hatten, war eben so, wie in dem Religionsfrieden der Deutschen, ein Hauptartikel uns

ausgemacht geblieben. Alle Rechte, welche der Letztere den Protestanten bewilligte, kamen nur den Ständen (dem Landesherrn), nicht den Unterthanen zu Gute, und bloß für die Unterthanen geistlicher Länder hatte man eine schwankende Gewissensfreyheit ausbedungen. Auch der Böhmische Majestätsbrief sprach nur von den Ständen und von den königlichen Städten, deren Magistrate sich gleiche Rechte mit den Ständen zu erringen gewußt hatten. Diesen allein wurde die Freyheit eingeräumt, Kirchen und Schulen zu errichten, und ihren protestantischen Gottesdienst öffentlich auszuüben; in allen übrigen Städten blieb es dem Landstande überlassen, dem sie angehörten, welche Religionsfreyheit er den Unterthanen vergönnen wollte. Dieses Rechts hatten sich die Deutschen Reichsstände in seinem ganzen Umfange bedient, und zwar die weltlichen ohne Widerspruch; die geistlichen, denen eine Erklärung Kaiser Ferdinands dasselbe streitig machte, hatten nicht ohne Grund die Verbindlichkeit dieser Erklärung bestritten. Was im Religionsfrieden ein bestrittener Punkt war, war ein unbestimmter im Ma-

jestätsbriefe: dort war die Auslegun
nicht zweifelhaft, aber es war zweifel
haft, ob man zu gehorchen hätte; hie
war die Deutung den Ständen überla
sen. Die Unterthanen geistliche
Landstände in Böhmen glaubten da
her, eben das Recht zu besitzen, das di
Ferdinandische Erklärung den Unterth
nen Deutscher Bischöfe einräumte; s
achteten sich den Unterthanen in den k
niglichen Städten gleich, weil sie di
geistlichen Güter unter die Krongüte
zählten. In der kleinen Stadt Kloste
grab, die dem Erzbischof zu Prag, un
in Braunau, welches dem Abt diese
Klosters angehörte, wurden von den pr
testantischen Unterthanen eigenmächti
Kirchen aufgeführt, und ungeachtet de
Widerspruchs ihrer Gutsherren, un
selbst der Mißbilligung des Kaisers, d
Bau derselben vollendet.

Unterdessen hatte sich die Wachsam
keit der Defensoren in etwas gemindert
und der Hof glaubte, einen ernstliche
Schritt wagen zu können. Auf Befe
des Kaisers wurde die Kirche zu Kloste
grab niedergerissen, die zu Braunau g
waltsam gesperrt, und die unruhigste
Köpfe unter den Bürgern ins Gefängn

geworfen. Eine allgemeine Bewegung unter den Proteſtanten war die Folge dieſes Schrittes; man ſchrie über Verletzung des Majeſtätsbriefs, und der Graf von Thurn, von Rachgier beſeelt, und durch ſein Defenſoramt noch mehr aufgefordert, zeigte ſich beſonders geſchäftig, die Gemüther zu erhitzen. Aus allen Kreiſen des Königreichs wurden auf ſeinen Antrieb Deputierte nach Prag gerufen, um, dieſer gemeinſchaftlichen Gefahr wegen, die nöthigen Maßregeln zu nehmen. Man kam überein, eine Suppliк an den Kaiſer aufzuſetzen, und auf Loslaſſung der Gefangenen zu dringen. Die Antwort des Kaiſers, ſchon darum von den Ständen ſehr übel aufgenommen, weil ſie nicht an ſie ſelbſt, ſondern an ſeine Statthalter gerichtet war, verwies ihnen ihr Betragen als geſetzwidrig und rebelliſch, rechtfertigte den Vorgang in Kloſtergrab und Braunau durch einen kaiſerlichen Befehl, und enthielt einige Stellen, welche drohend gedeutet werden konnten. Der Graf von Thurn unterließ nicht, den ſchlimmen Eindruck zu vermehren, den dieſes kaiſerliche Schreiben unter den verſammelten Ständen machte. Er

zeigte ihnen die Gefahr, worin alle Theilnehmer an dieser Bittschrift schwebten, und wußte sie durch Erbitterung und Furcht zu gewaltsamen Entschliessungen hinzureißen. Sie unmittelbar gegen den Kaiser zu empören, wäre jetzt noch ein zu gewagter Schritt gewesen. Nur von Stufe zu Stufe führte er sie an dieses unvermeidliche Ziel. Er fand daher für gut, ihren Unwillen zuerst auf die Räthe des Kaisers abzuleiten, und verbreitete zu dem Ende die Meinung, daß das kaiserliche Schreiben in der Statthalterey zu Prag aufgesetzt, und nur zu Wien unterschrieben worden sey. Unter den kaiserlichen Statthaltern waren der Kammerpräsident Slawata und der an Thurns Statt zum Burggrafen von Carlstein erwählte Freyherr von Martinitz das Ziel des allgemeinen Hasses. Beyde hatten den protestantischen Ständen schon ehedem ihre feindseligen Gesinnungen dadurch ziemlich laut an den Tag gelegt, daß sie allein sich geweigert hatten, der Sitzung beyzuwohnen, in welcher der Majestätsbrief in das Böhmische Landrecht eingetragen ward. Schon damals drohte man ihnen, sie für jede künftige Verletzung des Ma-

jestätsbriefes verantwortlich zu machen, und was von dieser Zeit an den Protestanten Schlimmes widerfuhr, wurde, und zwar nicht ohne Grund, auf ihre Rechnung geschrieben. Unter allen katholischen Gutsbesitzern waren diese beyden gegen ihre protestantischen Unterthanen am härtesten verfahren. Man beschuldigte sie, daß sie diese mit Hunden in die Messe hetzen ließen, und durch Versagung der Taufe, der Heirathen und Begräbnisse zum Pabstthum zu zwingen suchten. Gegen zwey so verhaßte Häupter war der Zorn der Nation leicht entflammt, und man bestimmte sie dem allgemeinen Unwillen zum Opfer.

Am 23. May 1618 erschienen die Deputirten bewaffnet und in zahlreicher Begleitung auf dem königlichen Schloß, und drangen mit Ungestüm in den Saal, wo die Statthalter Sternberg, Martinitz, Lobkowitz und Slawata versammelt waren. Mit drohendem Tone verlangten sie eine Erklärung von jedem einzelnen, ob er an dem kaiserlichen Schreiben einen Antheil gehabt, und seine Stimme dazu gegeben? Mit Mäßigung empfing sie Sternberg; Martinitz und Slawata antworteten trotzig. Dieses

ten, zum Herzog von Burgund durch Schwimmen überzusetzen, welches ihnen aber nicht gelang, weil die Pferde müde und der Tag sehr heiß war. Wir sahen also, indem wir aufwärts ritten, den Fluß bedeckt mit Lanzen und Schildern, mit Pferden und Menschen; die ertranken und das Leben verloren. Wir kamen an eine kleine Brücke, die über den Bach ging. Hier, sagte ich zum Connetable wollten wir bleiben, und die Brücke besetzt halten; „denn, fügte ich hinzu, verlassen wir sie, so werden sie einen Zugang zum König mehr haben; werden aber unsere Leute von zwo Seiten angegriffen, so sind sie verloren;" und also thaten wir. Man sagte, wir würden an dem Tage alle umgekommen seyn, wäre nicht der König selbst gewesen. Denn, wie der Sire von Courcenay und Herr Johann von Saillenay erzählten, waren sechs Türken dem König in den Zügel gefallen, und wollten ihn gefangen fortführen; er selbst aber machte sich durch mächtige Säbelhiebe wieder frey. Als nun seine Leute sahen, daß er ein solches Vertrauen auf sich selbst setzte, faßten sie wieder Muth, und dachten nicht mehr an Uebersetzen über den Fluß, sondern zogen sich wieder zum König, um ihm beyzustehen.

Wir begegneten dem Grafen Peter von Bretagne, der geradeswegs von Massura zurückkam. Er war mit einem Schwerte im Gesicht dermaßen verwundet, daß ihm das Blut in den Mund floß. Er ritt ein gut beschirrtes Roß; die Zügel hatt' er auf den Sattelknopf gelegt, und hielt sich mit beyden Händen fest, damit ihn die Leute, die ihn verfolgten, nicht aus dem Sattel heben möchten. Man sah wohl, daß er nicht viel aus ihnen machte; denn so oft er Blut auswarf, sagt' er dazu: „seht mir doch, ums Himmelswillen die Schufte an!" Ganz zuletzt in seiner Schaar

kam

beſtimmte ihr Geſchick. Sternberg und Lobkowitz, weniger gehaßt und mehr gefürchtet, wurden beym Arme aus dem Zimmer geführt, und nun ergriff man Slawata und Martinitz, ſchleppte ſie an ein Fenſter, und ſtürzte ſie achtzig Fuß tief in den Schloßgraben hinunter. Den Sekretär Fabricius, eine Creatur von beyden, ſchickte man ihnen nach. Ueber eine ſo ſeltſame Art zu exequiren verwunderte ſich die ganze geſittete Welt, wie billig; die Böhmen entſchuldigten ſie als einen landüblichen Gebrauch, und fanden an dem ganzen Vorfalle nichts wunderbar, als daß man von einem ſo hohen Sprunge ſo geſund wieder aufſtehen konnte. Ein Miſthaufen, auf den die kaiſerliche Statthalterſchaft zu liegen kam, hatte ſie vor Beſchädigung gerettet.

Es war nicht zu erwarten, daß man ſich durch dieſe raſche Exekution in der Gnade des Kaiſers ſehr verbeſſert haben würde; aber eben dahin hatte der Graf von Thurn die Stände gewollt. Hatten ſich dieſe, aus Furcht einer noch ungewiſſen Gefahr, eine ſolche Gewaltthätigkeit erlaubt, ſo mußte jetzt die gewiſſe Erwartung der Strafe und das dringen-

der gewordene Bedürfniß der Sicherheit sie noch tiefer hinein reißen. Durch diese brutale Handlung der Selbsthülfe war der Unentschlossenheit und Reue jeder Rückweg versperrt, und ein einzelnes Verbrechen schien nur durch eine Kette von Gewaltthaten ausgesöhnt werden zu können. Da die That selbst nicht ungeschehen zu machen war, so mußte man die strafende Macht entwaffnen. Dreyßig Direktoren wurden ernannt, den Aufstand gesetzmäßig fortzuführen. Man bemächtigte sich aller Regierungsgeschäfte und aller königlichen Gefälle, nahm alle königlichen Beamten und Soldaten in Pflichten, und ließ ein Aufgeboth an die ganze Böhmische Nation ergehen, sich der gemeinschaftlichen Sache anzunehmen. Die Jesuiten, welche der allgemeine Haß als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen anklagte, wurden aus dem ganzen Königreiche verbannt, und die Stände fanden für nöthig, sich dieses harten Schlusses wegen in einem eignen Manifest zu verantworten. Alle diese Schritte geschahen zur Aufrechthaltung der königlichen Macht und der Gesetze — die Sprache aller Rebellen, bis sich das Glück für sie entschieden hat.

Die Bewegungen, welche die Zeitung des Böhmiſchen Aufſtandes am kaiſerlichen Hofe verurſachte, waren bey weitem nicht ſo lebhaft, als eine ſolche Aufforderung es verdient hätte. Kaiſer Matthias war der entſchloſſene Geiſt nicht mehr, der ehedem ſeinen König und Herrn mitten im Schooße ſeines Volks aufſuchen, und von dreyn Thronen herunter ſtürzen konnte. Der zuverſichtliche Muth, der ihn bey einer Uſurpation beſeelt hatte, verließ ihn bey einer rechtmäßigen Vertheidigung. Die Böhmiſchen Rebellen hatten ſich zuerſt bewaffnet, und die Natur der Dinge brachte es mit ſich, daß er folgte. Aber er konnte nicht hoffen, den Krieg in Böhmen einzuſchließen — in allen Ländern ſeiner Herrſchaft hingen die Proteſtanten durch eine gefährliche Sympathie zuſammen — die gemeinſchaftliche Religionsgefahr konnte alle mit einander ſchnell zu einer furchtbaren Republik verknüpfen. Was hatte er einem ſolchen Feinde entgegen zu ſetzen, wenn der proteſtantiſche Theil ſeiner Unterthanen ſich von ihm trennte? Und erſchöpften ſich nicht beyde Theile in einem ſo verderblichen Bürgerkriege? Was wäre nicht alles auf dem Spiele,

wenn er unterläge, und wen anders als seine eignen Unterthanen hätte er zu Grunde gerichtet, wenn er siegte?

Ueberlegungen dieser Art stimmten den Kaiser und seine Räthe zur Nachgiebigkeit, und zu Gedanken des Friedens; aber eben in dieser Nachgiebigkeit wollten andre die Ursache des Uebels gefunden haben. Erzherzog Ferdinand von Grätz wünschte dem Kaiser vielmehr zu einer Begebenheit Glück, die jede Gewaltthat gegen die Böhmischen Protestanten vor ganz Europa rechtfertigen würde. „Der Ungehorsam, hieß es, die Gesetzlosigkeit, und der Aufruhr, seyen immer Hand in Hand mit dem Protestantismus gegangen. Alle Freyheiten, welche von ihm selbst und dem vorigen Kaiser den Ständen bewilligt worden, hätten keine andere Wirkung gehabt, als ihre Forderungen zu vermehren. Gegen die landesherrliche Gewalt seyen alle Schritte der Ketzer gerichtet, stufenweise seyen sie von Trotz zu Trotz bis zu diesem letzten Angriff hinauf gestiegen; in kurzem würden sie auch an die noch einzig übrige Person des Kaisers greifen. Alles was man bis hieher von ihnen erlitten, sey eine gerechte göttliche Züchtigung

für die Schonung, die man gegen ſeine ſchlimmſten Feinde bewieſen; ihr neueſter Aufruhr ein ganz unverkennbares Werk des Himmels, um das Maß ihrer Vergehungen voll zu machen, und die Geduld der Regierung zu erſchöpfen. In den Waffen allein ſey Hülfe gegen einen ſolchen Feind — Ruhe und Unterwerfung nur über den Trümmern ihrer gefährlichen Privilegien — nur in dem völligen Untergange dieſer Sekte Sicherheit für den katholiſchen Glauben. Ungewiß zwar ſey der Ausgang des Krieges, aber gewiß das Verderben bey Unterlaſſung deſſelben. Die eingezogenen Güter der Rebellen würden die Unkoſten reichlich erſtatten, und der Schrekken der Hinrichtungen die übrigen Landſtände künftig einen ſchnellern Gehorſam lehren.“ — War es den Böhmiſchen Proteſtanten zu verdenken, wenn ſie ſich gegen die Wirkungen ſolcher Grundſätze in Zeiten verwahrten? — Und auch nur gegen den Thronfolger des Kaiſers, nicht gegen ihn ſelbſt, der nichts gethan hatte, die Beſorgniſſe der Proteſtanten zu rechtfertigen, war der Böhmiſche Aufſtand gerichtet. Jenem den Weg zu dem Böhmiſchen Throne zu verſchließen, er-

griff man die Waffen ſchon unter Mathias; aber, ſo lange dieſer Kaiſer lebte, wollte man ſich in den Schranken einer ſcheinbaren Unterwürfigkeit halten.

Aber die Böhmen hatten zu den Waffen gegriffen, und unbewaffnet durfte ihnen der Kaiſer nicht einmal den Frieden anbiethen. Spanien ſchoß Geld zu der Rüſtung her, und verſprach Truppen von Italien und den Niederlanden aus zu ſchicken. Zum Generaliſſimus ernannte man den Grafen von Boucquoi, einen Niederländer, weil keinem Eingebornen zu trauen war, und Graf Dampierre, ein andrer Ausländer, kommandierte unter ſeinen Befehlen. Ehe ſich dieſe Armee in Bewegung ſetzte, verſuchte der Kaiſer den Weg der Güte durch ein voraus geſchicktes Manifeſt. In dieſem erklärte er den Böhmen: „daß der Majeſtätsbrief ihm heilig ſey, daß er nie etwas gegen ihre Religion oder ihre Privilegien beſchloſſen, daß ſelbſt ſeine jetzige Rüſtung ihm durch die ihrige ſey abgedrungen worden. Sobald die Nation die Waffen von ſich lege, würde auch Er ſein Heer verabſchieden.“ Aber dieſer gnädige Brief verfehlte ſeine Wirkung — weil die Häupter des Aufruhrs

für rathſam fanden, den guten Willen des Kaiſers dem Volke zu verbergen. Anſtatt deſſelben verbreiteten ſie auf den Kanzeln und in fliegenden Blättern die giftigſten Gerüchte, und ließen das hintergangene Volk vor Bartholomäusnächten zittern, die nirgends als in ihrem Kopfe exiſtirten. Ganz Böhmen, mit Ausnahme dreyer Städte, Budweiß, Krummau und Pilſen, nahm Theil an dem Aufruhr. Dieſe drey Städte, größtentheils katholiſch, hatten allein den Muth, bey dieſem allgemeinen Abfalle dem Kaiſer getreu zu bleiben, der ihnen Hülfe verſprach. Aber dem Grafen von Thurn konnte es nicht entgehen, wie gefährlich es wäre, drey Plätze von ſolcher Wichtigkeit in feindlichen Händen zu laſſen, die den kaiſerlichen Waffen zu jeder Zeit den Eingang in das Königreich offen hielten. Mit ſchneller Entſchloſſenheit erſchien er vor Budweiß und Krummau, und hoffte beyde Plätze durch Schrecken zu überwältigen. Krummau ergab ſich ihm, aber von Budweiß wurden alle ſeine Angriffe landhaft zurück geſchlagen.

Und nun fing auch der Kaiſer an, etwas mehr Ernſt und Thätigkeit zu zei-

gen. Boucquoi und Damvierre fielen mit zwey Heeren ins Böhmische Gebieth, und fingen an, es feindselig zu behandeln. Aber die kaiserlichen Generale fanden den Weg nach Prag schwerer, als sie erwartet hatten. Jeder Paß, jeder nur irgend haltbare Ort mußte mit dem Degen geöffnet werden, und der Widerstand mehrte sich mit jedem neuen Schritte, den sie machten, weil die Ausschweifungen ihrer Truppen, meistens Ungarn und Wallonen, den Freund zum Abfall und den Feind zur Verzweiflung brachten. Aber auch noch dann, als seine Truppen schon in Böhmen vordrangen, fuhr der Kaiser fort, den Ständen den Frieden zu zeigen, und zu einem gütlichen Vergleich die Hände zu biethen. Neue Aussichten, die sich ihnen aufthaten, erhoben den Muth der Rebellen. Die Stände von Mähren ergriffen ihre Parthey, und aus Deutschland erschien ihnen in der Person des Grafen von Mansfeld ein eben so unverhoffter als tapferer Beschützer.

Die Häupter der evangelischen Union hatten den bisherigen Bewegungen in Böhmen schweigend, aber nicht müßig zugesehen. Beyde kämpften für dieselbe

Sache, gegen denſelben Feind. In dem Schickſale der Böhmen ließen ſie ihre Bundsverwandten ihr eigenes Schickſal leſen, und die Sache dieſes Volks wurde von ihnen als die heiligſte Angelegenheit des Deutſchen Bundes abgeſchildert. Dieſem Grundſatz getreu, ſtärkten ſie den Muth der Rebellen durch Beyſtandsverſprechungen, und ein glücklicher Zufall ſetzte ſie in Stand, dieſelben unverhofft in Erfüllung zu bringen.

Graf Peter Ernſt von Mansfeld, der Sohn eines verdienſtvollen Oeſterreichiſchen Dieners, Ernſts von Mansfeld, der die Spaniſche Armee in den Niederlanden eine Zeit lang mit vielem Ruhme befehligt hatte, wurde das Werkzeug, das Oeſterreichiſche Haus in Deutſchland zu demüthigen. Er ſelbſt hatte dem Dienſte dieſes Hauſes ſeine erſten Feldzüge gewidmet, und unter den Fahnen Erzherzog Leopolds, in Jülich und im Elſaß, gegen die proteſtantiſche Religion und die Deutſche Freyheit gefochten. Aber unvermerkt von den Grundſätzen dieſer Religion, oder vielmehr von der Geſetzloſigkeit, wozu ſie ihm ihren Namen leihen konnte, gewonnen, verließ er einen Chef, deſſen Eigennutz ihm

die geforderte Entschädigung für den in seinem Dienste gemachten Aufwand versagte, und widmete der evangelischen Union seinen Eifer und einen siegreichen Degen. Es fügte sich eben, daß der Herzog von Savoyen, ein Alliirter der Union, in einem Kriege gegen Spanien ihren Beystand verlangte. Sie überließ ihm ihre neue Eroberung, und Mansfeld bekam den Auftrag von seinem neuen Gebiether, ein Heer von 4000 Mann, zum Gebrauch und auf Kosten des Herzogs, in Deutschland bereit zu halten. Dieses Heer stand eben marschfertig da, als das Kriegsfeuer in Böhmen auflo-derte, und der Herzog, der gerade jetzt keiner Verstärkung bedurfte, überließ es der Union zu freyem Gebrauche. Nichts konnte dieser willkommner seyn, als ihren Bundesgenossen in Böhmen auf fremde Kosten zu dienen. Sogleich erhielt Graf Mansfeld Befehl, diese 4000 Mann in das Königreich zu führen, und eine vorgegebene Böhmische Bestallung mußte den Augen der Welt die wahren Urheber seiner Rüstung verbergen.

Dieser Mansfeld zeigte sich jetzt in Böhmen, und faßte durch Einnahme der festen und kaiserlich gesinnten Stadt

kam der Graf von Soiſſons und Herr Peter von Neuville zugenannt Cayet, die an dieſem Tage ſehr viel gelitten hatten. Nachdem ſie vorüber waren, und die Türken ſahen, daß wir die Brücke beſetzt hielten, ließen ſie von jenen ab, als ſie wahrnahmen, daß wir ſie ins Geſicht gefaßt hatten. Ich ging zum Grafen von Soiſſons (mit dem meine Frau Geſchwiſterkind war), und ſagte zu ihm: „Herr! ich dächte, Ihr thätet wohl, wenn Ihr hier bliebt, um dieſes Brücklein beſetzt zu halten; denn verlaſſen wir das Brücklein, ſo werden die Türken, die Ihr da vor Euch ſeht, ſich deſſen bemächtigen, und alſo wird der König im Rücken und von vorn angegriffen werden.“ Er fragte mich dagegen, ob ich auch bleiben wolle? und ich ſagte: „ja! ſehr gern!“ Als der Connetable dieß hörte, ſagt' er, ich möchte nicht von hinnen weichen, bis er wiederkäme, und uns Hülfe mitbrächte.

Indem ich ſo auf meinem Rößlein hielt, und den Graf von Soiſſons zur Rechten, den edlen Herrn Peter von Neuville zur Linken hatte, kam plötzlich ein Türk von der Ebene, wo des Königs Treffen hinter uns ſtand, ſchlug Herrn Peter von Neuville mit einem Streitkolben, ſtreckte ihn mit dem Schlage, den er ihm verſetzte, auf den Hals ſeines Pferdes, und eilte, über das Brückchen hinüber, wieder zu ſeinen Leuten. Als die Türken ſahen, daß wir das Brückchen nicht aufgeben wollten, gingen ſie über den kleinen Bach, und ſetzten ſich zwiſchen dem Bache und Fluß, wie wir Flußaufwärts gekommen waren. Wir aber zogen ihnen wieder dergeſtalt entgegen, daß wir bereit waren gegen ſie anzurücken, wenn ſie über die kleine Brücke gegen den König hätten vordringen wollen.

Vor uns hielten zween königliche Serjents, deren einer Wilhelm von Boon, der andere Johann von Gama-

Wilſen in dieſem Königreiche feſten Fuß. Der Muth der Rebellen wurde noch durch einen andern Sukkurs aufgerichtet, den die Schleſiſchen Stände ihnen zu Hülfe ſchickten. Zwiſchen dieſen und den kaiſerlichen Truppen kam es nun zu wenig entſcheidenden aber deſto verheerendern Gefechten, welche einem ernſtlichern Kriege zum Vorſpiele dienten. Um die Lebhaftigkeit ſeiner Kriegsoperation zu ſchwächen, unterhandelte man mit dem Kaiſer, und ließ ſich ſogar die angebothene Sächſiſche Vermittelung gefallen. Aber ehe der Ausgang beweiſen konnte, wie wenig aufrichtig man verfuhr, raffte der Tod den Kaiſer von der Scene.

Was hatte Matthias nun gethan, um die Erwartungen der Welt zu rechtfertigen, die er durch den Sturz ſeines Vorgängers heraus gefordert hatte? War es der Mühe werth, den Thron Rudolphs durch ein Verbrechen zu beſteigen, um ihn ſo ſchlecht zu beſitzen, und mit ſo wenig Ruhm zu verlaſſen? So lange Matthias König war, büßte er für die Unklugheit, durch die er es geworden. Einige Jahre früher ſie zu tragen, hatte er die ganze Freyheit ſein

mer Krone verſcherzt. Was ihm die vergrößerte Macht der Stände an Selbſtthätigkeit noch übrig ließ, hielten ſeine eignen Agnaten unter einem ſchimpflichen Zwange. Krank und kinderlos ſah er die Aufmerkſamkeit der Welt einem ſtolzen Erben entgegen eilen, der ungeduldig dem Schickſal vorgriff, und in des Greiſen abſterbender Regierung ſchon die ſeinige eröffnete.

Mit Matthias war die regierende Linie des Deutſchen Hauſes Oeſterreich ſo gut als erloſchen; denn von allen Söhnen Maximilians lebte nur noch der einzige kinderloſe und ſchwächliche Erzherzog Albrecht in den Niederlanden, der aber ſeine nähern Rechte auf dieſe Erbſchaft an die Grätziſche Linie abgetreten hatte. Auch das Spaniſche Haus hatte ſich in einem geheimen Reverſe aller ſeiner Anſprüche auf die Oeſterreichiſchen Beſitzungen zum Vortheil des Erzherzogs Ferdinand von Steyermark begeben, in welchem nunmehr der Habsburgiſche Stamm in Deutſchland friſche Zweige treiben, und die ehemalige Größe Oeſterreichs wieder aufleben ſollte.

Ferdinand hatte den jüngſten Bruder Kaiſer Maximilians II. Erzherzog Karl

von Krain, Kärnthen und Steyermark, zum Vater, zur Mutter eine Prinzessin von Bayern. Da er den Ersten schon im zwölften Jahre verlor, so übergab ihn die Erzherzogin der Aufsicht ihres Bruders, des Herzogs Wilhelm von Bayern, unter dessen Augen er auf der Akademie zu Ingolstadt durch Jesuiten erzogen und unterrichtet wurde. Was für Grundsätze er aus dem Umgang eines Fürsten schöpfen mußte, der sich Andachts wegen der Regierung entschlagen, ist nicht schwer zu begreifen. Man zeigte ihm auf der einen Seite die Nachsicht der Maximilianischen Prinzen gegen die Anhänger der neuen Lehre, und die Verwirrung in ihren Landen; auf der andern den Segen Bayerns und den unerbittlichen Religionseifer seiner Beherrscher; zwischen diesen beyden Mustern ließ man ihn wählen.

In dieser Schule zu einem mannhaften Streiter für Gott, zu einem rüstigen Werkzeuge der Kirche zubereitet, verließ er Bayern nach einem fünfjährigen Aufenthalte, um die Regierung seiner Erbländer zu übernehmen. Die Stände von Krain, Kärnthen und Steyermark, welche vor Ablegung ihres Hul-

digungseides die Bestätigung ihrer Religionsfreyheit foderten, erhielten zur Antwort, daß die Religionsfreyheit mit der Huldigung nichts zu thun habe. Der Eid wurde ohne Bedingung gefordert, und auch wirklich geleistet. Mehrere Jahre gingen hin, ehe die Unternehmung, wozu in Ingolstadt der Entwurf gemacht worden, zur Ausführung reif schien. Ehe Ferdinand mit derselben ans Licht trat, holte er erst selbst in Person zu Loretto die Gnade der Jungfrau Maria, und zu den Füßen Clemens des Achten in Rom den apostolischen Segen.

Es galt aber auch nichts geringeres, als den Protestantismus aus einem Distrikte zu vertreiben, wo er die überlegene Anzahl auf seiner Seite hatte, und durch eine förmliche Duldungsakte, welche Ferdinands Vater dem Herren- und Ritterstande dieser Länder bewilligt hatte, gesetzmäßig geworden war. Eine so feyerlich ausgestellte Bewilligung konnte ohne Gefahr nicht zurück genommen werden; aber den frommen Zögling der Jesuiten schreckte keine Schwierigkeit zurück. Das Beyspiel der übrigen, sowohl katholischen als protestantischen, Reichsstände, welche das Reformationsrecht in

ihren Ländern, als ein landesherrliches Regale ohne Widerspruch ausgeübt, und die Mißbräuche, welche die Steyerischen Stände von ihrer Religionsfreyheit gemacht hatten, mußten dieser Gewaltthätigkeit zur Rechtfertigung dienen. Unter dem Schutz eines ungereimten positiven Gesetzes, glaubte man ohne Scheu das Gesetz der Vernunft und Billigkeit verhöhnen zu dürfen. Bey dieser ungerechten Unternehmung zeigte Ferdinand übrigens einen bewundernswürdigen Muth, eine lobenswerthe Standhaftigkeit. Ohne Geräusch, und man darf hinzu setzen, ohne Grausamkeit, unterdrückte er den protestantischen Gottesdienst in einer Stadt nach der andern, und in wenigen Jahren war dieses gefahrvolle Werk zum Erstaunen des ganzen Deutschlands vollendet.

Aber indem die Katholischen den Helden und Ritter ihrer Kirche in ihm bewunderten, fingen die Protestanten an, sich gegen ihn als ihren gefährlichsten Feind zu rüsten. Nichts desto weniger fand das Gesuch des Matthias, ihm die Nachfolge zuzuwenden, in den Wahlstaaten Oesterreichs keinen oder nur einen sehr geringen Widerspruch, und

ſelbſt die Böhmen krönten ihn, unter ſehr annehmlichen Bedingungen, zu ihrem künftigen König. Später erſt, nachdem ſie den ſchlimmen Einfluß ſeiner Rathſchläge auf die Regierung des Kaiſers erfahren hatten, wachten ihre Beſorgniſſe auf; und verſchiedne handſchriftliche Aufſätze von ihm, die ein böſer Wille in ihre Hände ſpielte, und die ſeine Geſinnungen nur zu deutlich verriethen, trieben ihre Furcht aufs höchſte. Beſonders entrüſtete ſie ein geheimer Familienvertrag mit Spanien, worin Ferdinand dieſer Krone, nach Abgang männlicher Erben, das Königreich Böhmen verſchrieben hatte, ohne die Nation erſt zu hören, ohne die Wahlfreyheit ihrer Krone zu achten. Die vielen Feinde, welche ſich dieſer Prinz durch ſeine Reformation in Steyermark unter den Proteſtanten überhaupt gemacht hatte, haſten ihm von den Böhmen die ſchlimmſten Dienſte; und beſonders zeigten ſich einige dahin geflüchtete Steyermärkiſche Emigranten, welche ein racherfülltes Herz in ihr neues Vaterland mitbrachten, geſchäftig, das Feuer der Empörung zu nähren. In ſo widriger Stimmung fand König Ferdinand die Böhmiſche Na-

tion, als Kaiſer Matthias ihm Platz machte.

Ein ſo ſchlimmes Verhältniß zwiſchen der Nation und dem Thronkandidaten würde auch bey der ruhigſten Thronfolge Stürme erweckt haben — wie vielmehr aber jetzt, im vollen Feuer des Aufruhrs, jetzt, da die Nation ihre Majeſtät zurück genommen hatte, und in den Zuſtand des natürlichen Rechts zurück getreten war, jetzt, da ſie die Waffen in Händen hatte, da durch das Gefühl ihrer Einigkeit ein begeiſterndes Selbſtvertrauen in ihr erwacht, ihr Muth durch die glücklichſten Erfolge, durch fremde Beyſtandsverſprechungen und ſchwindlichte Hoffnungen zur feſteſten Zuverſicht erhoben war? Uneingedenk des an Ferdinand bereits übertragenen Rechts, erklärten die Stände ihren Thron für erledigt, ihre Wahl für völlig ungebunden. Zu einer friedlichen Unterwerfung war kein Anſchein vorhanden, und wollte ſich Ferdinand im Beſitz der Böhmiſchen Krone ſehn, ſo hatte er die Wahl, ſie entweder mit allem dem zu erkaufen, was eine Krone wünſchenswerth macht, oder mit dem Schwert in der Hand zu erobern.

Aber mit welchen Hülfsmitteln sie erobern? Auf welches seiner Länder er seine Augen kehrte, stand alles in hellen Flammen. Schlesien war in den Böhmischen Aufstand zugleich mit hineingerissen; Mähren war im Begriff, diesem Beyspiel zu folgen. In Ober- und Unteröstterreich regte sich, wie unter Rudolph, der Geist der Freyheit, und kein Landstand wollte huldigen. Ungarn bedrohte der Fürst Bethlem Gabor von Siebenbürgen mit einem Ueberfall; eine geheimnißvolle Rüstung der Türken erschreckte alle östlich gelegenen Provinzen; damit das Bedrängniß vollkommen würde, so mußten auch, von dem allgemeinen Beyspiel geweckt, die Protestanten in seinen väterlichen Erbstaaten ihr Haupt erheben. In diesen Ländern war die Zahl der Protestanten überwiegend, in den meisten hatten sie die Einkünfte im Besitz, mit denen Ferdinand seinen Krieg führen sollte. Die Neutralen fingen an zu wanken, die Getreuen zu verzagen, nur die Schlimmgesinnten hatten Muth; die eine Hälfte von Deutschland winkte den Rebellen Ermunterung, die andre erwartete müßig den Ausschlag; Spanische Hülfe stand

noch in fernen Landen. Der Augenblick, der ihm alles brachte, drohte ihm alles zu entreißen; am Ziele seiner Hoffnungen, an der Schwelle der Größe und des Glücks, erwartete ihn der rächende Genius der beleidigten Freyheit.

Was er auch jetzt, von dem harten Gesetz der Noth unterjocht, den Böhmischen Rebellen anbiethet — alle seine Vorschläge zum Frieden werden mit Uebermuth verschmäht. An der Spitze eines Heeres zeigt sich der Graf von Thurn schon in Mähren, diese einzige noch wankende Provinz zur Entscheidung zu bringen. Die Erscheinung der Freunde giebt den Mährischen Protestanten das Signal der Empörung. Brünn wird erobert; das übrige Land folgt freywillig nach; in der ganzen Provinz ändert man Religion und Regierung. Wachsend in seinem Laufe, stürzt der Rebellenstrom in Oberösterreich, wo eine gleichgesinnte Parthey ihn mit freudigem Beyfall empfängt. „Kein Unterschied der Religion soll mehr seyn, gleiche Rechte für alle christlichen Kirchen. — Man habe gehört, daß fremdes Volk in dem Lande geworben werde, die Böhmen zu unterdrücken. Dieses suche man auf, und

bis nach Jerusalem werde man den Feind der Freyheit verfolgen." — Kein Arm wird gerührt, den Erzherzog zu vertheidigen; endlich lagern sich die Rebellen vor Wien, ihren Herrn zu belagern.

Seine Kinder hatte Ferdinand von Grätz, wo sie ihm nicht mehr sicher waren, nach Tyrol geflüchtet; er selbst erwartete in seiner Kaiserstadt den Aufruhr. Eine Hand voll Soldaten war alles, was er dem wüthenden Schwarme entgegen stellen konnte. Diesen wenigen fehlte der gute Wille, weil es an Sold und selbst an Brod fehlte. Auf eine lange Belagerung war Wien nicht bereitet. Die Parthey der Protestanten, jeden Augenblick bereit, sich an die Böhmen anzuschließen, war in der Stadt die überwiegende; die auf dem Lande zogen schon Truppen gegen ihn zusammen. Schon sah der protestantische Pöbel den Erzherzog in einem Mönchskloster eingesperrt, seine Staaten getheilt, seine Kinder protestantisch erzogen. Heimlichen Feinden anvertraut, und von öffentlichen umgeben, sah er jeden Augenblick den Abgrund sich öffnen, der alle seine Hoffnungen, der ihn selbst verschlingen sollte. Die Böhmischen

Gamaches hieß. Gegen diese führten die Türken, die sich zwischen dem Bach und dem Fluß gesetzt hatten, eine Menge Bauern zu Fuß, die sie mit Erdschollen warfen; aber sie selbst konnten sie nie gegen uns in Bewegung setzen. Zuletzt führten sie och einen Bauer auf, der sie dreymahl mit Griechischem Feuer warf. Einmahl von diesen drey fing Wilhelm von Boon den Topf voll griechischen Feuers mit seinem Schilde auf; hätte aber das Feuer etwas an seinem Leibe fassen können, so wär' er verbrannt. Wir waren ganz mit Pfeilen bedeckt, die von den Serjents abflogen. Von ohngefähr fand ich ein mit Werg ausgestopftes Panzerwammes, welches einem Sarazenen gehört hatte. Dieses nahm ich vor mich, und brauchte es wie einen Schild, dessen ich sehr bedurfte, weil ich von ihren Pfeilen an fünf Orten und mein Pferd an funfzehn Stellen verwundet war. Es begab sich auch, daß ein Bürger aus meinem Orte Joinville mir eine Fahne und eine Schwertklinge brachte. So oft wir nun sahen, daß sie die Serjents ins Gedränge nahmen, ruckten wir auf sie los, und sie ergriffen die Flucht.

Der gute Graf von Soissons der bey mir war, scherzte in der Lage, in der wir uns befanden, noch mit mir, indem er sagte: „Seneschal! laßt die Brut da machen; bey Gottes Oberkäppchen! — denn das war sein Schwur — wir wollen noch vom heutigen Tage in den Damenzimmern kosen."

Abends bey Sonnenuntergang führte uns der Connetable die königlichen Armbrustschützen zu Fuß zu; und diese stellten sich vor uns. Als nun die Sarazenen sahen, daß wir so festen Fußes da standen, flohen sie davon. Und da sagte der Connetable zu mir: „Seneschal! ihr habt brav gethan! Gehet

nun

Kugeln flogen in die kaiserliche Burg, wo sechzehn Oesterreichische Baronen sich in sein Zimmer drängten, mit Vorwürfen in ihn stürmten, und zu einer Konföderation mit den Böhmen seine Einwilligung zu ertrotzen strebten. Einer von diesen ergriff ihn bey den Knöpfen seines Wamms „Ferdinand!“ schnaubte er ihn an: „wirst Du unterschreiben?“

Wem hätte man es nicht verziehen, in dieser schrecklichen Lage gewankt zu haben? — Ferdinand dachte nach, wie er Römischer Kaiser werden wollte. Nichts schien ihm übrig zu seyn, als schnelle Flucht oder Nachgiebigkeit; zu jener riethen Männer — zu dieser katholische Priester. Verließ er die Stadt, so fiel sie in Feindes Hände; mit Wien war Oesterreich, mit Oesterreich der Kaiserthron verloren. Ferdinand verließ seine Hauptstadt nicht, und wollte eben so wenig von Bedingungen hören. Die Jesuiten, muß man gestehn, hatten ihren Aberglauben in die Brust eines Helden gesät, und der gelehrige Zögling bestand in der Probe.

Der Erzherzog war noch im Wortwechsel mit den deputirten Baronen, als auf einmal Trompetenschall den

Burgplatz erfüllte. Unter den Anwesenden wechseln Furcht und Erstaunen — ein erschreckendes Gerücht durchläuft die Burg — ein Deputirter nach dem andern verschwindet. Viele von Adel und der Bürgerschaft hörte man eilfertig in das Thurnische Lager fliehen. Diese schnelle Veränderung wirkte ein Regiment Dampierrischer Kürassiere, welches in diesem wichtigen Augenblick in die Stadt einrückte, den Erzherzog zu vertheidigen. Bald folgte auch Fußvolk nach, viele katholische Bürger, durch diese Erscheinung mit neuem Muth belebt, und die Studierenden selbst ergriffen die Waffen. Eine Nachricht, die so eben aus Böhmen einlief, vollendete seine Errettung. Der Niederländische General Boucquoi hatte den Grafen Mansfeld bey Budweiß aufs Haupt geschlagen, und war im Anzuge gegen Prag. Eilfertig brachen die Böhmen ihre Gezelte ab, um ihre Hauptstadt zu entsetzen.

Und jetzt waren auch die Pässe wieder frey, die der Feind besetzt gehalten, um Ferdinanden den Weg nach Frankfurt zur Kaiserwahl zu verlegen. Wenn es dem König von Ungarn für seinen

ganzen Plan wichtig war, den Deutſchen Thron zu beſteigen, ſo war es jetzt um ſo wichtiger, da ſeine Ernennung zum Kaiſer das unverdächtigſte und entſcheidendſte Zeugniß für die Würdigkeit ſeiner Perſon und die Gerechtigkeit ſeiner Sache ablegte, und ihm zugleich zu einem Beyſtande des Reichs Hoffnung machte. Aber dieſelbe Kabale, welche ihn in ſeinen Erbſtaaten verfolgte, arbeitete ihm auch bey ſeiner Bewerbung um die Kaiſerwürde entgegen. Kein Oeſterreichiſcher Prinz ſollte den Deutſchen Thron mehr beſteigen, am wenigſten aber Ferdinand, der entſchloſſene Verfolger ihrer Religion, der Sklave Spaniens und der Jeſuiten. Dieſes zu verhindern, hatte man noch bey Lebzeiten des Matthias dem Herzog von Bayern, und nach der Weigerung deſſelben dem Herzog von Savoyen die Deutſche Krone angetragen. Da man mit dem letztern über die Bedingungen nicht ſo leicht einig werden konnte, ſo ſuchte man wenigſtens die Wahl aufzuhalten, bis ein entſcheidender Streich in Böhmen oder Oeſterreich alle Hoffnungen Ferdinands zu Grunde gerichtet, und ihn zu dieſer Würde unfähig gemacht

hätte. Die Unirten ließen nichts unversucht, Churſachſen, welches an das Oeſterreichiſche Intereſſe gefeſſelt war, gegen Ferdinand einzunehmen, und dieſem Hofe die Gefahr vorzuſtellen, womit die Grundſätze dieſes Fürſten und ſeine Spaniſchen Verbindungen die proteſtantiſche Religion und die Reichsverfaſſung bedrohten. Durch Erhebung Ferdinands auf den Kaiſerthron, ſtellten ſie weiter vor, würde Deutſchland die Privatangelegenheiten dieſes Prinzen zu den ſeinigen machen, und die Waffen der Böhmen gegen ſich reitzen. Aber aller Gegenbemühungen ungeachtet wurde der Wahltag ausgeſchrieben, Ferdinand als rechtmäßiger König von Böhmen dazu berufen, und ſeine Churſtimme, mit vergeblichem Widerſpruch der Böhmiſchen Stände, für gültig erkannt. Die drey geiſtlichen Churſtimmen waren ſein, auch die Sächſiſche war ihm günſtig, die Brandenburgiſche nicht entgegen, und die entſchiedenſte Mehrheit erklärte ihn 1619 zum Kaiſer. So ſah er die zweifelhafteſte von allen ſeinen Kronen zuerſt auf ſeinem Haupte, um wenige Tage nachher diejenige zu verlieren, welche er ſchon unter ſeine gewiſſen Beſitzungen

zählte. Während daß man ihn in Frankfurt zum Kaiſer machte, ſtürzte man ihn in Prag von dem Böhmiſchen Throne.

Faſt alle ſeine Deutſchen Erbländer hatten ſich unterdeſſen in einer allgemeinen furchtbaren Konföderation mit den Böhmen vereinigt, deren Trotz jetzt alle Schranken durchbrach. Am 17. Auguſt 1619 erklärten ſie den Kaiſer, auf einer Reichsverſammlung, als den Feind der Böhmiſchen Religion und Freyheit, der durch ſeine verderbliche Rathſchläge den verſtorbenen König gegen ſie aufgewiegelt, zu ihrer Unterdrückung Truppen geliehen, Ausländern das Königreich zum Raube gegeben, und es zuletzt gar, mit Verſpottung ihrer Volksmajeſtät, in einem heimlichen Vertrag an die Spanier verſchrieben, aller Anſprüche auf ihre Krone verluſtig, und ſchritten ohne Aufſchub zu einer neuen Wahl, die angemaßte Wahlfreyheit ſogleich durch die Ausübung zu bekräftigen. Da Proteſtanten dieſen Ausſpruch thaten, ſo konnte die Wahl nicht wohl auf einen katholiſchen Prinzen fallen, obgleich zum Scheine, vielleicht um zwey Feinde weniger zu haben, für Bayern und Savoyen einige Stimmen gehört wurden. Aber

der bittere Religionshaß, welcher die Evangelischen und Reformirten unter einander selbst entzweyte, machte eine Zeit lang auch die Wahl eines protestantischen Königs schwer, bis endlich die Feinheit und Thätigkeit der Kalvinisten über die überlegene Anzahl der Lutheraner den Sieg davon trug.

Unter allen Prinzen, welche zu dieser Würde in Vorschlag kamen, hatte sich Churfürst Friedrich V. von der Pfalz die gegründetsten Ansprüche auf das Vertrauen und die Dankbarkeit der Böhmen erworben, und unter allen war keiner, bey welchem das Privatinteresse einzelner Stände und die Zuneigung des Volks durch so viele Staatsvortheile gerechtfertigt zu werden schienen. Friedrich V. war von einem freyen und aufgeweckten Geist, vieler Herzensgüte, einer königlichen Freygebigkeit. Er war das Haupt der Reformirten in Deutschland, der Anführer der Union, deren Kräfte ihm zu Gebothe standen, ein naher Anverwandter des Herzogs von Bayern, vor dessen gefährlichen Nachbarschaft er das Königreich vielleicht sicher stellte, ein Eidam des Königs von Großbritannien, der ihn mächtig unterstützen konnte. Alle

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20211 / 169

diese Vorzüge wurden von der kalvinistischen Parthey mit dem besten Erfolge geltend gemacht, und die Reichsversammlung zu Prag erwählte Friedrich V. unter Gebet und Freudenthränen zum König.

Alles was auf dem Prager Reichstag geschah, war ein zu vorbereitetes Werk, und Friedrich selbst war bey der ganzen Verhandlung zu thätig gewesen, als daß er von dem Antrage der Böhmen hätte überrascht werden sollen. Dennoch erschreckte ihn der gegenwärtige Glanz dieser Krone, und die zweyfache Größe des Verbrechens und des Glücks brachte seinen Kleinmuth zum Zittern.

Nach der gewöhnlichen Art schwacher Seelen, wollte er sich erst durch fremdes Urtheil zu seinem Vorhaben stärken; aber es hatte keine Gewalt über ihn, wenn es gegen seine Leidenschaft ausfiel. Sachsen und Bayern, wo er Rath verlangt hatte, alle seine Mitchurfürsten, alle, welche diese Unternehmung mit seinen Fähigkeiten und Kräften abwogen, warnten ihn vor dem Abgrund, in den er sich stürze. Selbst König Jakob von England wollte seinem Eidam lieber eine Krone entrissen sehen, als die geheis

ligte Majestät der Könige durch ein so schlimmes Beyspiel verletzen helfen. Aber was vermochte die Stimme der Klugheit gegen den mächtigen Zwang der Leidenschaft und der Ehre? Im Augenblick ihrer höchsten Kraftäußerung, wo sie den geheiligten Zweig eines zweyhundertjährigen Regentengeschlechts von sich stößt, wirft sich ihm eine freye Nation in die Arme; auf seinen Muth vertrauend wählt sie ihn zu ihrem Führer auf der gefährlichen Bahn des Ruhms und der Freyheit; von ihm, ihrem geborneu Beschützer, erwartet eine unterdrückte Religion Schutz und Schirm gegen ihren Verfolger — soll er kleinmüthig seine Furcht bekennen, soll er feigherzig Religion und Freyheit verrathen? Eben diese Nation zeigt ihm die Ueberlegenheit ihrer Kräfte und die Ohnmacht ihres Feindes — zwey Drittheile der Oesterreichischen Macht gegen Oesterreich bewaffnet, und einen streitbaren Bundesgenossen von Siebenbürgen aus bereit, den schwachen Ueberrest dieser Macht noch durch einen feindlichen Angriff zu theilen. Jene Aufforderungen sollten seinen Ehrgeitz nicht wecken? Diese Hoffnungen seinen Muth nicht entzünden?

Wenige Augenblicke gelassenen Nachdenkens würden hingereicht haben, ihm die Größe des Wagestücks und den geringen Werth des Preises zu zeigen — aber die Aufmunterung sprach zu seinen Sinnen, und die Warnung nur zu seiner Vernunft. Es war sein Unglück, daß die zunächst ihn umgebenden und hörbarsten Stimmen die Parthey seiner Leidenschaft nahmen. Diese Machtvergrößerung ihres Herrn öffnete dem Ehrgeiz und der Gewinnsucht aller seiner Pfälzischen Diener ein unermeßliches Feld der Befriedigung. Dieser Triumph seiner Kirche mußte jeden kalvinischen Schwärmer erhitzen. Konnte ein so schwacher Kopf den Vorspiegelungen seiner Räthe widerstehen, die seine Hülfsmittel und Kräfte eben so unmäßig übertrieben, als sie die Macht des Feindes herunter setzten? Den Aufforderungen seiner Hofprediger, die ihm die Eingebungen ihres fanatischen Eifers als den Willen des Himmels verkündigten? Astrologische Träumereyen erfüllten seinen Kopf mit schimärischen Hoffnungen; selbst durch den unwiderstehlichen Mund der Liebe bestürmte ihn die Verführung. „Konntest du dich vermessen," sagte die

nun hin zum König und verlaßt ihn heute nicht, bis er in sein Gezelt geht.“ Eben als ich zum König kam, erschien auch Herr Johann von Valery, und sagte: „Sire! der Herr von Châtillon läßt Euch bitten, ihm den Nachtrupp zu geben.“ Der König that das sehr gern, und setzte seinen Weg fort. Während daß wir weiter ritten, ließ ich ihm seinen Helm abnehmen, und gab ihm meinen eisernen Hut, damit er mehr Luft haben mögte. Indem kam Bruder Heinrich von Ronnay, der über den Fluß herübergekommen war, und küßte ihm die bewafnete Hand. Der König fragte ihn, ob er etwas von dem Grafen von Artois seinem Bruder wisse? „Allerdings, erwiederte Bruder Ronnay, wisse er von ihm; denn er sey gewiß, daß sein Bruder, der Graf von Artois, im Paradiese sey. Doch fuhr er fort, tröstet Euch dessen, Sire! So großer Ruhm ist noch keinem König von Frankreich zu Theil geworden, wie Euch zu Theil geworden ist; denn um mit Euren Feinden zu kämpfen, habt Ihr über einen Fluß durch Schwimmen gesetzt, habt sie geschlagen, und aus ihrem Lager getrieben, habt ihre Maschinen erobert, und ihre Zelten, wo ihr nun diese Nacht schlafen werdet.“ Der König antwortete: Gott möge gepriesen seyn für das, was er ihm verliehen; und zugleich fielen ihm große Thränen aus den Augen. Als wir ans Zelt kamen, fanden wir, daß Sarazenen zu Fuß, die Schnüre eines Zeltes, das sie abgebrochen hatten auf der einen Seite hielten, und unsere gemeinen Leute auf der andern. Wir setzten gegen sie an, der Tempelgroßmeister und ich; und sie entflohen und das Zelt blieb unsern Leuten.

In dieser Schlacht gab es viele stattliche Herren, die gar schimpflich über die kleine Brücke flohen, von der ich Euch gesagt habe; sie flohen ganz erschrocken,

Churfürstin zu ihm, „die Hand einer „Königstochter anzunehmen, und dir „bangt vor einer Krone, die man freywillig dir entgegen bringt? Ich will „lieber Brod essen an deiner königlichen „Tafel, als an deinem churfürstlichen „Tische schwelgen.“

Friedrich nahm die Böhmische Krone. Mit beyspielllosem Pomp geschah zu Prag die königliche Krönung; die Nation stellte alle ihre Reichthümer aus, ihr eignes Werk zu ehren. Schlesien und Mähren, Nebenländer Böhmens, folgten dem Beyspiele des Hauptstaats, und huldigten. Die Reformation thronte in allen Kirchen des Königreichs, das Frohlocken war ohne Grenzen, die Freude an dem neuen König ging bis zur Anbetung. Dännemark und Schweden, Holland und Venedig, mehrere Deutsche Staaten, erkannten ihn als rechtmäßigen König; und Friedrich schickte sich nun an, seinen neuen Thron zu behaupten.

Auf den Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen war seine größte Hoffnung gerichtet. Dieser furchtbare Feind Oesterreichs und der katholischen Kirche, nicht zufrieden mit seinem Fürstenthum, das er seinem rechtmäßigen Herrn,

Gabriel Bathori, mit Hülfe der Türken entrissen hatte, ergriff mit Begierde diese Gelegenheit, sich auf Unkosten der Oesterreichischen Prinzen zu vergrößern, die sich geweigert hatten, ihn als Herrn von Siebenbürgen anzuerkennen. Ein Angriff auf Ungarn und Oesterreich war mit den Böhmischen Rebellen verabredet, und vor der Hauptstadt sollten beyde Heere zusammen stoßen. Unterdessen verbarg Bethlen Gabor unter der Maske der Freundschaft den wahren Zweck seiner Kriegsrüstung, und versprach voller Arglist dem Kaiser, durch eine verstellte Hülfleistung die Böhmen in die Schlinge zu locken, und ihre Anführer ihm lebendig zu überliefern. Auf einmal aber stand er als Feind in Oberungarn; der Schrecken ging vor ihm her, hinter ihm die Verwüstung; alles unterwarf sich, zu Preßburg empfing er die Ungarische Krone. Des Kaisers Bruder, Statthalter in Wien, zitterte für diese Hauptstadt. Eilfertig rief er den General Boucquoi zu Hülfe; der Abzug der Kaiserlichen zog die Böhmische Armee zum zweytenmal vor Wien. Durch 12000 Siebenbürgen verstärkt, und bald darauf mit dem siegreichen Heere Bethlen Ga-

bors vereinigt, drohte sie aufs neue diese Hauptstadt zu überwältigen. Alles um Wien ward verwüstet, die Donau gesperrt, alle Zufuhr abgeschnitten, die Schrecken des Hungers stellten sich ein. Ferdinand, den diese dringende Gefahr eiligst in seine Hauptstadt zurück geführt hatte, sah sich zum zweytenmal am Rand des Verderbens. Mangel und rauhe Witterung zogen endlich die Böhmen nach Hause, ein Verlust in Ungarn rief Bethlen Gaborn zurück; zum zweytenmal hatte das Glück den Kaiser gerettet.

In wenigen Wochen änderte sich nun alles, und durch seine staatskluge Thätigkeit verbesserte Ferdinand seine Sache in eben dem Maße, als Friedrich die seinige durch Saumseligkeit und schlechte Maßregeln herunter brachte. Die Stände von Niederösterreich wurden durch Bestätigung ihrer Privilegien zur Huldigung gebracht, und die wenigen, welche ausblieben, der beleidigten Majestät und des Hochverraths schuldig erklärt. So faßte der Kaiser in einem seiner Erblande wieder festen Fuß, und zugleich wurde alles in Bewegung gesetzt, sich auswärtiger Hülfe zu versichern. Schon bey der Kaiserwahl zu Frankfurt war es ihm

durch mündliche Vorstellungen gelungen, die geistlichen Churfürsten, und zu München den Herzog Maximilian von Bayern für seine Sache zu gewinnen. Auf dem Antheil, den die Union und Ligue an dem Böhmischen Kriege nahmen, beruhte der ganze Ausschlag dieses Krieges, das Schicksal Friedrichs und des Kaisers. Dem ganzen protestantischen Deutschland schien es wichtig zu seyn, den König von Böhmen zu unterstützen; den Kaiser nicht unterliegen zu lassen, schien das Interesse der katholischen Religion zu erheischen. Siegten die Protestanten in Böhmen, so hatten alle katholischen Prinzen in Deutschland für ihre Besitzungen zu zittern; unterlagen sie, so konnte der Kaiser dem protestantischen Deutschland Gesetze vorschreiben. Ferdinand setzte also die Ligue, Friedrich die Union in Bewegung. Das Band der Verwandtschaft und persönliche Anhänglichkeit an den Kaiser, seinen Schwager, mit dem er in Ingolstadt aufgewachsen war, Eifer für die katholische Religion, die in der augenscheinlichsten Gefahr zu schweben schien, die Eingebungen der Jesuiten, verbunden mit den verdächtigen Bewegungen der Union,

bewogen den Herzog von Bayern und alle Fürsten der Ligue, die Sache Ferdinands zu der ihrigen zu machen.

Nach einem, mit dem letztern geschlossenen, Vertrage, welcher ihm den Ersatz aller Kriegsunkosten und aller zu erleidenden Verluste versicherte, übernahm Maximilian mit uneingeschränkter Gewalt das Kommando der ligistischen Truppen, welche dem Kaiser gegen die Böhmischen Rebellen zu Hülfe eilen sollten.

Die Häupter der Union, anstatt diese gefährliche Vereinigung der Ligue mit dem Kaiser zu hintertreiben, wendeten vielmehr alles an, sie zu beschleunigen. Konnten sie die katholische Ligue zu einem erklärten Antheil an dem Böhmischen Kriege vermögen, so hatten sie sich von allen Mitgliedern und Alliirten der Union das nehmliche zu versprechen. Ohne einen öffentlichen Schritt der Katholischen gegen die Union, war keine Machtvereinigung unter den Protestanten zu hoffen. Sie erwählten also den bedenklichen Zeitpunkt der Böhmischen Unruhen, eine Abstellung aller bisherigen Beschwerden, und eine vollkommene Religionsversicherung von den Katholi-

schen zu fodern. Diese Foderung, welche in einem drohenden Tone abgefaßt war, richteten sie an den Herzog von Bayern, als das Haupt der Katholischen, und drangen auf eine schnelle unbedingte Erklärung. Maximilian mochte sich nun für oder wider sie entscheiden, so war ihre Absicht erreicht: seine Nachgiebigkeit beraubte die katholische Parthey ihres mächtigsten Beschützers; seine Widersetzung bewaffnete die ganze protestantische Parthey, und machte den Krieg unvermeidlich, durch welchen sie zu gewinnen hofften. Maximilian, durch so viele andre Beweggründe ohnehin auf die entgegen gesetzte Seite gezogen, nahm die Aufforderung der Union als eine förmliche Kriegserklärung auf, und die Rüstung wurde beschleunigt. Während dem, daß Bayern und die Ligue sich für den Kaiser bewaffneten, wurde auch mit dem Spanischen Hofe wegen Subsidien unterhandelt. Alle Schwierigkeiten, welche die schläfrige Politik des Ministeriums diesem Gesuche entgegen setzten, überwand der kaiserliche Gesandte in Madrid, Graf von Khevenhüller, glücklich. Außer einem Geldvorschuß von einer Million Gulden, welche man die-

sent Hofe nach und nach zu entlocken wußte, ward noch zugleich ein Angriff auf die untere Pfalz, von den Spanischen Niederlanden aus, beschlossen.

Indem man alle katholischen Mächte in das Bündniß zu ziehen suchte, arbeitete man zu gleicher Zeit dem Gegenbündniß der protestantischen auf das nachdrücklichste entgegen. Es kam darauf an, dem Churfürsten von Sachsen und mehreren evangelischen Ständen die Besorgnisse zu benehmen, welche die Union ausgestreut hatte, daß die Rüstung der Ligue darauf abgesehen sey, ihnen die sekularisirten Stifter wieder zu entreißen. Eine schriftliche Versicherung des Gegentheils beruhigte den Churfürsten von Sachsen, den die Privateifersucht gegen Pfalz, die Eingebungen seines Hofpredigers, der von Oesterreich erkauft war, und der Verdruß, von den Böhmen bey der Königswahl übergangen worden zu seyn, ohnehin schon auf Oesterreichische Seite neigten. Nimmer konnte es der lutherische Fanatismus dem reformirten vergeben, daß so viele edle Länder, wie man sich ausdrückte, dem Kalvinismus in den Rachen fliegen,

und der Römische Antichrist nur dem Helvetischen Platz machen sollte.

Indem Ferdinand alles that, seine mißlichen Umstände zu verbessern, unterließ Friedrich nichts, seine gute Sache zu verschlimmern. Durch ein anstößiges enges Bündniß mit dem Fürsten von Siebenbürgen, dem offenbaren Alliirten der Pforte, ärgerte er die schwachen Gemüther, und das allgemeine Gerücht klagte ihn an, daß er auf Unkosten der Christenheit seine eigne Vergrößerung suche, daß er die Türken gegen Deutschland bewaffnet habe. Sein unbesonnener Eifer für die kalvinische Religion brachte die Lutheraner in Böhmen, sein Angriff auf die Bilder die Papisten dieses Königreichs gegen ihn auf. Neue drückende Auflagen entzogen ihm die Liebe des Volks. Die fehlgeschlagene Erwartung der Böhmischen Großen erkältete ihren Eifer, das Ausbleiben fremden Beystandes stimmte ihre Zuversicht herab. Anstatt sich mit unermüdetem Eifer der Reichsverwaltung zu widmen, verschwendete Friedrich seine Zeit in Ergötzlichkeiten; anstatt durch eine weise Sparsamkeit seinen Schatz zu vergrößern, zerstreute er in unnützem theatralischen

Prunk und übel angewandter Freygebigkeit die Einkünfte seiner Länder. Mit sorglosem Leichtsinn bespiegelte er sich in seiner neuen Würde, und über dem unzeitigen Bestreben, seiner Krone froh zu werden, vergaß er die dringendere Sorge, sie auf seinem Haupte zu befestigen.

So sehr man sich in ihm geirrt hatte, so unglücklich hatte sich Friedrich selbst in seinen Erwartungen von auswärtigem Beystand verrechnet. Die meisten Mitglieder der Union trennten die Böhmischen Angelegenheiten von dem Zweck ihres Bundes; andre ihm ergebene Reichsstände fesselte blinde Furcht vor dem Kaiser. Churſachsen und Hessendarmstadt hatte Ferdinand für sich gewonnen; Niederösterreich, von wo aus man eine nachdrückliche Diversion erwartete, hatte dem Kaiser gehuldigt, Bethlen Gabor einen Waffenstillstand mit ihm geschlossen. Dännemark wußte der Wiener Hof durch Gesandtschaften einzuschläfern, Schweden durch einen Krieg mit Polen zu beschäftigen. Die Republik Holland hatte Mühe, sich der Spanischen Waffen zu erwehren; Venedig und Savoyen blieben unthätig; Kö-

nig Jakob von England wurde von der Spanischen Argliſt betrogen. Ein Freund nach dem andern zog ſich zurück, eine Hoffnung nach der andern verſchwand — So ſchnell hatte ſich alles in wenigen Monaten verändert!

Indeſſen verſammelten die Häupter der Union eine Kriegsmacht; der Kaiſer und die Ligue thaten ein gleiches. Die Macht der letztern ſtand unter Maximilians Fahnen bey Donauwerth verſammelt; die Macht der Unirten bey Ulm unter dem Markgrafen von Anſpach. Der entſcheidende Augenblick ſchien endlich herbey gekommen zu ſeyn, der dieſe lange Zwiſtigkeit durch einen Hauptſtreich endigen, und das Verhältniß beyder Kirchen in Deutſchland unwiderruflich beſtimmen ſollte. Aengſtlich war auf beyden Seiten die Erwartung geſpannt. Wie ſehr aber erſtaunte man, als auf einmal die Bothſchaft des Friedens kam, und beyde Armeen ohne Schwertſchlag aus einander gingen!

Frankreichs Dazwiſchenkunft hatte dieſen Frieden bewirkt, welchen beyde Theile mit gleicher Bereitwilligkeit umfaßten. Das Franzöſiſche Miniſterium, durch keinen Heinrich den Großen mehr

und wir vermogten keinen von ihnen bey uns zu behalten. Ich könnte deren wohl einige nennen, aber ich will es nicht thun, weil sie nun todt sind.

Hingegen von Herr Guion Malvoisin mag ich nicht schweigen; denn er kam mit Ehren von Massura zurück. Fast den ganzen Weg, den der Connetable und ich aufwärts zurücklegten, machte er abwärts. Und so wie die Türken den Grafen von Bretagne und seine Schaar verfolgten, so verfolgten sie auch den Herrn Guion Malvoisin und seine Schaar, der, so wie seine Leute, an dem heutigen Tage großes Lob davon trug. Auch war es kein Wunder, daß er und seine Leute sich an diesem Tage wacker hielten; denn Leute, die seine Umstände recht gut kannten, haben mir gesagt: seine Schaar habe beynahe ganz aus Rittern von seiner Verwandtschaft bestanden, und aus Rittern, die seine Mannen gewesen.

Nachdem wir die Türken geschlagen und aus ihrem Lager getrieben hatten, und niemand von unsern Leuten im Lager geblieben war, fielen die Beduynen, welches gar große Leute sind, in das Lager der Sarazenen ein. Nichts ließen sie im Lager der Sarazenen; sie nahmen alles was diese zurückgelassen hatten. Indessen hab' ich nie gehört, daß die Beduynen, die doch Unterthanen der Sarazenen sind, deswegen geringer wären geachtet worden, wenn sie ihnen irgend etwas genommen oder geraubt hatten, weil es einmahl ihre Sitte und Gebrauch ist, daß sie immer den Schwächern anfallen. — Weil es doch hier einschlägt, so will ich Euch sagen, was für Leute die Beduynen sind. Die Beduynen glauben nicht an Mahomet, sondern an das Gesetz Hali's, der Mahomets Oheim war. So glauben sie auch an den Alten von Berge, der die Assacis unterhält. Auch glauben sie, daß, wenn der Mensch für seinen Herrn oder sonst in

einer

geleitet, deſſen Staatsmaxime vielleicht auch auf die damalige Lage des Königreichs nicht mehr anzuwenden war, fürchtete ietzt das Wachsthum des Oeſterreichiſchen Hauſes viel weniger, als die Machtvergrößerung der Kalviniſten, wenn ſich das Pfälziſche Haus auf dem Böhmiſchen Throne behaupten ſollte. Mit ſeinen eignen Kalviniſten eben damals in einen gefährlichen Streit verwickelt, hatte es keine dringendere Angelegenheit, als die proteſtantiſche Faction in Böhmen ſo ſchnell als möglich unterdrückt zu ſehen, ehe die Faction der Hugenotten in Frankreich ſich ein gefährliches Muſter daran nähme. Um alſo dem Kaiſer gegen die Böhmen geſchwind freye Hände zu machen, ſtellte es ſich zwiſchen der Union und Ligue als Mittelsperſon dar, und verglich jenen unerwarteten Frieden, deſſen wichtigſter Artikel war, „daß die Union ſich jedes Antheils an den Böhmiſchen Händeln begeben, und den Beyſtand, welchen ſie Friedrich V. leiſten würde, nicht über die Pfälziſchen Länder deſſelben erſtrecken ſollte.“ Maximilians Entſchloſſenheit, und die Furcht, zwiſchen den ligiſtiſchen Truppen und einem neuen kaiſerlichen

Heere, welches aus den Niederlanden im Anmarsch war, ins Gedränge zu gerathen, bewog die Union zu diesem schimpflichen Frieden.

Die ganze Macht Bayerns und der Ligue stand jetzt dem Kaiser gegen die Böhmen zu Gebothe, welche der Ulmische Vergleich ihrem Schicksal überließ. Schneller, als das Gerücht den Vorgang zu Ulm dort verbreiten konnte, erschien Maximilian in Oberösterreich, wo die bestürzten Stände, auf keinen Feind gefaßt, die Gnade des Kaisers mit einer schnellen und unbedingten Huldigung erkauften. In Niederösterreich zog der Herzog die Niederländischen Truppen des Grafen von Boucquoi an sich, und diese kaiserlichbayrische Armee, nach ihrer Vereinigung zu funfzig tausend Mann angewachsen, drang ohne Zeitverlust in das Böhmische Gebieth. Alle Böhmischen Geschwader, welche in Niederösterreich und Mähren zerstreut waren, trieb sie fliehend vor sich her; alle Städte, welche es wagten, Widerstand zu thun, wurden mit stürmender Hand erobert, andre, durch das Gerücht ihrer Züchtigung erschreckt, öffneten freywillig ihre Thore; nichts hinderte den rei-

fenden Lauf Maximilians. Weichend zog sich die Böhmische Armee, welche der tapfere Fürst Christian von Anhalt kommandirte, in die Nachbarschaft von Prag, wo ihr Maximilian an den Mauern dieser Hauptstadt ein Treffen lieferte.

Die schlechte Verfassung, in welcher er die Armee der Rebellen zu überraschen hoffte, rechtfertigte diese Schnelligkeit des Herzogs, und versicherte ihm den Sieg. Nicht 30,000 Mann hatte Friedrich beysammen; 8000 hatte der Fürst von Anhalt ihm zugeführt, 10,000 Ungarn ließ Bethlen Gabor zu seinen Fahnen stoßen. Ein Einfall des Churfürsten von Sachsen in die Lausitz hatte ihm alle Hülfe abgeschnitten, welche er von diesem Land und von Schlesien her erwartete, die Unterwerfung Oesterreichs alle, welche er sich von dorther versprach. Bethlen Gabor, sein wichtigster Bundesgenosse, verhielt sich ruhig, die Union hatte ihn an den Kaiser verrathen. Nichts blieb ihm übrig als seine Böhmen, und diesen fehlte es an gutem Willen, Einstracht und Muth. Die Böhmischen Magnaten sahen sich mit Verdruß gegen Deutsche Generale zurück gesetzt, Graf Mansfeld blieb, von dem Böhmischen

Hauptlager getrennt, in Pilsen zurück, um nicht unter Anhalt und Hohenlohe zu dienen. Dem Soldaten, welchem auch das Nothwendigste fehlte, entfiel aller freudige Muth, und die schlechte Mannszucht unter dem Heere gab dem Landmann Ursache zu den bittersten Klagen. Umsonst zeigte sich Friedrich in dem Lager, den Muth der Soldaten durch seine Gegenwart, die Nacheiferung des Adels durch sein Beyspiel zu ermuntern.

Auf dem weißen Berge, unweit Praag, fingen die Böhmen an, sich zu verschanzen, als von der vereinigten kaiserlichbayrischen Armee (am 8. Nov. 1620) der Angriff geschah. Am Anfange des Treffens wurden einige Vortheile von der Reiterey des Prinzen von Anhalt erfochten; aber die Uebermacht des Feindes vernichtete sie bald. Unwiderstehlich drangen die Bayern und Wallonen vor, und die Ungarische Reiterey war die erste, welche den Rücken wandte. Das Böhmische Fußvolk folgte bald ihrem Beyspiel, und in der allgemeinen Flucht wurden endlich auch die Deutschen mit fortgerissen. Zehn Kanonen, welche die ganze Artillerie Friedrichs ausmachten, fielen in Feindes Hände.

Vier tausend Böhmen blieben auf der Flucht und im Treffen; kaum etliche hundert von den Kaiserlichen und Ligisten. In weniger als einer Stunde war dieser entscheidende Sieg erfochten.

Friedrich saß zu Prag bey der Mittagstafel, als seine Armee an den Mauern sich für ihn niederschießen ließ. Vermuthlich hatte er an diesem Tage noch keinen Angriff erwartet, weil er eben heute ein Gastmahl bestellte. Ein Eilbothe zog ihn endlich vom Tische, und von dem Wall herab zeigte sich ihm die ganze schreckliche Scene. Um einen überlegten Entschluß zu fassen, erbath er sich einen Stillstand von 24 Stunden; achte waren alles, was der Herzog ihm bewilligte. Friedrich benutzte sie, sich mit seiner Gemahlin und den Vornehmsten der Armee des Nachts aus der Hauptstadt zu flüchten. Diese Flucht geschah mit solcher Eilfertigkeit, daß der Fürst von Anhalt seine geheimsten Papiere, und Friedrich seine Krone zurück ließ. „Ich weiß nun, wer ich bin," sagte dieser unglückliche Fürst zu denen, welche ihm Trost zusprachen. „Es giebt Tugenden, welche nur das Unglück uns lehren kann, und nur in der Widerwär-

tigkeit erfahren wir Fürsten, wer wir sind.“

Prag war noch nicht ohne Rettung verloren, als Friedrichs Kleinmuth es aufgab. Mansfelds fliegendes Kommando stand noch in Pilsen, und hatte die Schlacht nicht gesehen. Bethlen Gabor konnte jeden Augenblick sich feindselig erklären, und die Macht des Kaisers nach der Ungarischen Grenze abrufen. Die geschlagenen Böhmen konnten sich erholen, Krankheiten, Hunger und rauhe Witterung den Feind aufreiben — alle diese Hoffnungen verschwanden vor der gegenwärtigen Furcht.

Friedrich fürchtete den Unbestand der Böhmen, welche leicht der Versuchung unterliegen konnten, mit Auslieferung seiner Person die Verzeihung des Kaisers zu erkaufen.

Thurn, und die in gleicher Verdammniß mit ihm waren, fanden es eben so wenig rathsam, in den Mauern von Prag ihr Schicksal zu erwarten. Sie entwichen nach Mähren, um bald darauf ihre Rettung in Siebenbürgen zu suchen. Friedrich entfloh nach Breßlau, wo er aber nur kurze Zeit verweilte, um an dem Hofe des Churfür-

sten von Brandenburg, und endlich in Holland eine Zuflucht zu finden.

Das Treffen bey Prag hatte das ganze Schicksal Böhmens entschieden. Prag ergab sich gleich den andern Tag an den Sieger, die übrigen Städte folgten dem Schicksal der Hauptstadt. Die Stände huldigten ohne Bedingung; das nehmliche thaten die Schlesier und Mährer. Drey Monate ließ der Kaiser verstreichen, ehe er eine Untersuchung über das Vergangene anstellte. Viele von denen, welche im ersten Schrecken flüchtig geworden, zeigten sich, voll Vertrauen auf diese scheinbare Mäßigung, wieder in der Hauptstadt. Aber an Einem Tage und zu derselben Stunde brach das Ungewitter aus. Acht und vierzig der thätigsten Beförderer des Aufstandes wurden gefangen genommen, und vor eine außerordentliche Commission gezogen, die aus gebornen Böhmen und Oesterreichern niedergesetzt war. Sieben und zwanzig von ihnen starben auf dem Blutgerüste; von dem gemeinen Volk eine unzählige Menge. Die Abwesenden wurden vorgeladen zu erscheinen, und, da keiner sich meldete, als Hochverräther und Beleidiger der kaiserlichen Majestät zum

Tode verurtheilt, ihre Güter konfiscirt, ihre Namen an den Galgen geschlagen. Auch die Güter schon verstorbener Rebellen zog man ein. Diese Tyranney war zu ertragen, weil sie nur einzelne Privatpersonen traf, und der Raub des Einen den Andern bereicherte — desto schmerzhafter aber war der Druck, der ohne Unterschied über das ganze Königreich erging. Alle protestantischen Prediger wurden des Landes verwiesen; die Böhmischen sogleich, etwas später die Deutschen. Den Majestätsbrief durchschnitt Ferdinand mit eigner Hand, und verbrannte das Siegel. Sieben Jahre nach der Prager Schlacht war alle Religionsduldung gegen die Protestanten in dem Königreich aufgehoben. Die Gewaltthätigkeiten, welche sich der Kaiser gegen die Religionsprivilegien der Böhmen erlaubte, untersagte er sich gegen ihre politische Constitution, und indem er ihnen die Freyheit des Denkens nahm, ließ er ihnen großmüthig noch das Recht, sich selbst zu taxiren.

Der Sieg auf dem weißen Berge setzte Ferdinanden in den Besitz aller seiner Staaten, ja er gab sie ihm sogar mit einer größern Gewalt zurück, als

sein Vorgänger darin besessen hatte, weil die Huldigung ohne Bedingung geleistet ward, und kein Majestätsbrief seine landesherrliche Hoheit mehr beschränkte. Das Ziel aller seiner gerechten Wünsche war also erfüllt, und über alle seine Erwartungen.

Jetzt konnte er seine Bundesgenossen entlassen, und seine Armeen zurück rufen. Der Krieg war geendigt, wenn er auch nichts als gerecht war; wenn er großmüthig und gerecht war, so wars auch die Strafe. Das ganze Schicksal Deutschlands lag jetzt in seiner Hand, und vieler Millionen Glück und Elend beruhte auf dem Entschluß, den er faßte. Nie lag eine so große Entscheidung in Eines Menschen Hand, nie stiftete eines Menschen Verblendung so viel Verderben.

Zweytes Buch.

Der Entschluß, welchen Ferdinand jetzt faßte, gab dem Krieg eine ganz andre Richtung, einen andern Schauplatz und andre Spiele. Aus einer Rebellion in Böhmen und einem Exekutionszug gegen Rebellen wurde ein Deutscher und bald ein Europäischer Krieg. Jetzt also ist es Zeit, einen Blick auf Deutschland und das übrige Europa zu werfen.

So ungleich der Grund und Boden des Deutschen Reichs und die Vorrechte seiner Glieder unter Katholiken und Protestanten vertheilt waren, so durfte jede Parthey nur ihre eigenthümlichen Vortheile nutzen, nur in staatskluger Eintracht zusammen halten, um ihrer Gegenparthey hinlänglich gewachsen zu bleiben. Wenn die katholische die überlegene Zahl für sich hatte, und von der Reichsconstitution mehr begünstigt war,

er guten Absicht stirbt, seine Seele in einen bessern,
gemächlichern Zustand als vorher übergehe. Des-
gen widerstreben auch die Assacis nicht, wenn man
umbringt, sobald sie den Befehl des Alten vom
rge vollziehen. Vom Alten von Berge sagen wir
nichts, sondern fahren fort von den Beduynen.

Die Beduynen wohnen weder in Städten, noch
flecken oder Schlössern, sondern halten sich beständig
im freyen Felde auf. Ihr Haushalt, ihre Weiber
Kinder bleiben des Nachts oder am Tage, wenn
übel Wetter ist, in einer Art von Zelten. Diese
hen sie mit Faßreifen, die sie an Pfählen befestigen,
wie die Weiberwagen gemacht sind, und über
Reife spannen sie Schaaffelle aus, oder sogenannte
äute von Damask mit Alaun gegährt. Sie selbst
n große Pelze davon, die ihnen den ganzen Leib
auch die Füße bedecken. Wenn es Abends reg-
und des Nachts übel Wetter ist, so hüllen sie
n ihre Pelze, nehmen ihren Pferden die Zügel
und lassen sie neben sich grasen. Wenn es Tag
breiten sie ihre Pelze an der Sonne aus, und man
t es kaum, daß sie den Abend vorher naß geworden
Ihr Glaube ist der, daß kein Mensch eher sterbe,
önne, als an seinem bestimmten Tage. Deswegen
n sie auch keine (Schutz-) Waffen ergreifen, und
sie ihren Kindern fluchen wollen, so sagen sie:
erflucht wie der Franke, der sich aus Todesfurcht
ffnet!" In der Schlacht führen sie keine andern
n, als Schwert und Lanze. Fast alle sind in
öcke gekleidet wie die Priester; um den Kopf
sie Stücke Leinwand gewunden, die ihnen bis
das Kien heruntergehen, welches ihnen ein häß-
und widriges Ansehen gibt; denn ihr Haupthaar
re Bärte sind ganz schwarz. Sie leben von der

so besaß die protestantische eine zusammenhängende Strecke volkreicher Länder, streitbare Fürsten, einen kriegerischen Adel, zahlreiche Armeen, wohlhabende Reichsstädte, die Herrschaft des Meers, und auf den schlimmsten Fall einen zuverlässigen Anhang in den Ländern katholischer Fürsten. Wenn die katholische Spanien und Italien zu ihrem Beystand bewaffnen konnte, so öffneten die Republiken Venedig, Holland und England der protestantischen ihre Schätze, so fand sie die Staaten des Nordens und die furchtbare Türkische Macht zu schneller Hülfe bereit. Brandenburg, Sachsen und Pfalz setzten den drey geistlichen Stimmen im Churfürstenrathe drey bedeutende protestantische Stimmen entgegen, und für den Churfürsten von Böhmen, wie für den Erzherzog von Oesterreich, war die Kaiserwürde eine Fessel, wenn die protestantischen Reichsstände ihre Wichtigkeit zu benutzen verstanden. Das Schwert der Union konnte das Schwert der Ligue in der Scheide halten, oder doch den Ausschlag des Krieges, wenn es wirklich dazu kam, zweifelhaft machen. Aber Privatverhältnisse zerrissen leider das allgemeine

politische Band, welches die protestantischen Reichsglieder zusammenhalten sollte. Der große Zeitpunkt fand nur mittelmäßige Geister auf der Bühne, und unbenutzt blieb das entscheidende Moment, weil es den Muthigen an Macht, den Mächtigen an Einsicht, Muth und Entschlossenheit fehlte.

Das Verdienst seines Ahnherrn Moritz, der Umfang seiner Länder, und das Gewicht seiner Stimme, stellten den Churfürsten von Sachsen an die Spitze des protestantischen Deutschlands. Von dem Entschlusse, den dieser Prinz faßte, hing es ab, welche von beyden streitenden Partheyen den Sieg behalten sollte; auch war Johann Georg nicht unempfindlich gegen — die Vortheile, welche ihm dieses wichtige Verhältniß verschaffte. Eine gleichbedeutende Eroberung für den Kaiser und für den protestantischen Bund, vermied er sorgfältig, sich an Einen von beyden ganz zu verschenken, und durch eine unwiderrufliche Erklärung sich entweder der Dankbarkeit des Kaisers anzuvertrauen, oder die Vortheile aufzugeben, welche von der Furcht dieses Fürsten zu gewinnen waren. Unangesteckt von dem Schwin-

bel ritterlicher oder religiöser Begeisterung, welcher einen Souverain nach dem andern dahin riß, Krone und Leben an das Glücksspiel des Kriegs zu wagen, strebte Johann Georg dem solideren Ruhme nach, das Seinige zu Rath zu halten und zu verbessern. Wenn seine Zeitgenossen ihn anklagten, daß er mitten im Sturme die protestantische Sache verlassen; daß er der Vergrößerung seines Hauses die Errettung des Vaterlands nachgesetzt; daß er die ganze evangelische Kirche in Deutschland dem Untergange bloß gestellt habe, um nur für die reformirte den Arm nicht zu erheben; wenn sie ihn anklagten, daß er der gemeinen Sache, als ein unzuverlässiger Freund, nicht viel weniger geschadet habe, als ihre erklärtesten Feinde: so war es die Schuld dieser Fürsten, welche sich Johann Georgs weise Politik nicht zum Muster nahmen. Wenn, dieser weisen Politik ungeachtet, der Sächsische Landmann, wie jeder andre, über die Gräuel der kaiserlichen Durchzüge seufzte; wenn ganz Deutschland Zeuge war, wie Ferdinand seinen Bundsgenossen täuschte, und seiner Versprechungen spottete — wenn Johann Georg dieses

endlich selbst zu bemerken glaubte — desto mehr Schande für den Kaiser, der ein so redliches Vertrauen so grausam hinterging!

Wenn übertriebenes Vertrauen auf Oesterreich, und Hoffnung, seine Länder zu vermehren, dem Churfürsten von Sachsen die Hände banden, so hielten Furcht vor Oesterreich, und Angst, seine Länder zu verlieren, den schwachen Georg Wilhelm von Brandenburg in weit schimpflicheren Fesseln. Was man diesen beyden Fürsten zum Vorwurf machte, hätte dem Churfürsten von der Pfalz seinen Ruhm und seine Länder gerettet. Raſches Vertrauen auf ungeprüfte Kräfte, der Einfluß Französischer Rathschläge, und der verführerische Glanz einer Krone hatten diesen unglücklichen Fürsten zu einem Wagestück hingerissen, dem weder sein Genie noch seine politische Verfassung gewachsen war. Durch Zertheilung seiner Lande und die schlechte Harmonie seiner Beherrscher wurde die Macht des Pfälzischen Hauses geschwächt, welche, in einer einzigen Hand versammelt, den Ausschlag des Kriegs noch lange Zeit hätte zweifelhaft machen können.

Eben dieſe Zerſtückelung der Lande entkräftete auch das Fürſtenhaus Heſſen, und die Verſchiedenheit der Religion unterhielt zwiſchen Darmſtadt und Kaſſel eine verderbliche Trennung. Die Linie Darmſtadt, der Augsburgiſchen Konfeſſion zugethan, hatte ſich unter die Flügel des Kaiſers geflüchtet, der ſie auf Unkoſten der reformirten Linie Kaſſel begünſtigte. Während daß ſeine Religionsverwandten für Glauben und Freyheit ihr Blut verſpritzten, zog Landsgraf Georg von Darmſtadt Sold von dem Kaiſer. Aber ganz ſeines Ahnherrn werth, der hundert Jahre früher unternommen hatte, Deutſchlands Freyheit gegen den furchtbaren Karl zu vertheidigen, erwählte Wilhelm von Kaſſel die Parthey der Gefahr und der Ehre. Ueber den Kleinmuth erhaben, der ungleich mächtigere Fürſten unter Ferdinands Allgewalt beugte, war Landgraf Wilhelm der Erſte, der ſeinen Heldenarm freywillig dem Schwediſchen Helden brachte, und Deutſchlands Fürſten ein Beyſpiel gab, mit welchem keiner den Anfang machen wollte. So viel Muth ſein Entſchluß verrieth, ſo viel Standhaftigkeit zeigte ſeine Beharrung, ſo viel

Tapferkeit seine Thaten. Mit kühner Entschlossenheit stellte er sich vor sein blutendes Land, und empfing einen Feind mit Spott, dessen Hände noch von dem Mordbrand zu Magdeburg rauchten.

Landgraf Wilhelm ist es werth, neben dem heldenreichen Stamme der Ernestinen zur Unsterblichkeit zu gehen. Langsam erschien dir der Tag der Rache, unglücklicher Johann Friedrich, edler, unvergeßlicher Fürst. Langsam aber glorreich ging er auf. Deine Zeiten kamen wieder, und auf deine Enkel stieg dein Heldengeist herab. Ein tapfres Geschlecht von Fürsten geht hervor aus Thüringens Wäldern, durch unsterbliche Thaten das Urtheil zu beschämen, das den Churhut von deinem Haupte stieß, durch aufgehäufte blutige Todtenopfer deinen zürnenden Schatten zu versöhnen. Deine Länder konnte der Spruch des Siegers ihnen rauben; aber nicht die patriotische Tugend, wodurch du sie verwirktest, nicht den ritterlichen Muth, der, ein Jahrhundert später, den Thron seines Enkels wanken machen wird. Deine und Deutschlands Rache schliff ihnen gegen Habsburgs Geschlecht einen heiligen Degen, und von einer

Heldenhand zur andern erbt sich der unbesiegte Stahl. Als Männer vollführen sie, was sie als Herrscher nicht vermögen, und sterben einen glorreichen Tod — als die tapfersten Soldaten der Freyheit. Zu schwach an Ländern, um mit eignen Heeren ihren Feind anzufallen, richten sie fremde Donner gegen ihn, und führen fremde Fahnen zum Siege.

Deutschlands Freyheit, aufgegeben von den mächtigen Ständen, auf welche doch allein ihre Wohlthat zurück floß, wurde von einer kleinen Anzahl Prinzen vertheidigt, für welche sie kaum einen Werth besaß. Der Besitz von Ländern und Würden ertödtete den Muth, Mangel an beyden machte Helden. Wenn Sachsen, Brandenburg, u. a. m. sich schüchtern zurück zogen, so sah man die Anhalt, die Mansfeld, die Prinzen von Weimar u. a. ihr Blut in mörderischen Schlachten verschwenden. Die Herzoge von Pommern, von Meklenburg, von Lüneburg, von Wirtemberg, die Reichsstädte in Oberdeutschland, denen das Reichsoberhaupt von jeher ein gefürchteter Name war, entzogen sich furchtsam dem Kampf mit dem Kaiser,

und beugten sich murrend unter seine zermalmende Hand.

Oesterreich und das katholische Deutschland hatten an dem Herzog Maximilian von Bayern einen eben so mächtigen als staatsklugen und tapfern Beschützer. Im ganzen Laufe dieses Krieges einem einzigen überlegten Plane getreu, nie ungewiß zwischen seinem Staatsvortheil und seiner Religion, nie Sklave Oesterreichs, das für seine Größe arbeitete und vor seinem rettenden Arme zitterte, hätte Maximilian es verdient, die Würden und Länder, welche ihn belohnten, von einer bessern Hand als der Willkühr zu empfangen. Die übrigen katholischen Stände, größtentheils geistliche Fürsten, zu unkriegerisch, um den Schwärmen zu widerstehen, die der Wohlstand ihrer Länder anlockte, wurden nach einander Opfer des Kriegs, und begnügten sich, im Kabinet und auf ihren Kanzeln einen Feind zu verfolgen, vor welchem sie sich im Felde nicht zu stellen wagten. Alle, entweder Sklaven Oesterreichs oder Bayerns, wichen neben Maximilian in Schatten zurück; erst in den Händen dieses Fürsten wurde ihre versammelte Macht von Bedeutung.

Die furchtbare Monarchie, welche Karl V. und sein Sohn aus den Niederlanden, aus Mailand und beyden Sicilien, aus den weitläuftigen Ost- und Westindischen Ländern unnatürlich zusammen zwangen, neigte sich schon unter Philipp III. und IV. zu ihrem Falle. Von unfruchtbarem Golde zu einer schnellen Größe gebläht, sah man diese Monarchie an einer langsamen Zehrung schwinden, weil ihr die Milch der Staaten, der Feldbau entzogen wurde. Die Westindischen Eroberungen hatten Spanien in Armuth gestürzt, um alle Märkte Europens zu bereichern, und Wechsler zu Antwerpen, Venedig und Genua wucherten längst mit dem Golde, das noch in den Schachten von Peru schlief. Indiens wegen hatte man die Spanischen Länder entvölkert, Indiens Schätze an die Wiedereroberung Hollands, an das schimärische Projekt, die Französische Thronfolge umzustoßen, an einen verunglückten Angriff auf England verschwendet. Aber der Stolz dieses Hofes hatte den Zeitpunkt seiner Größe, der Haß seiner Feinde seine Furchtbarkeit überlebt, und der Schrecken schien noch um die verlassene Höhle des Löwen zu schwe-

ben. Das Mißtrauen der Protestanten lieh dem Ministerium Philipps III. die gefährliche Staatskunst seines Vaters, und bey den Deutschen Katholiken bestand noch immer das Vertrauen auf Spanische Hülfe, wie der Wunderglaube an die Knochen der Märtyrer. Aeußerliches Gepränge verbarg die Wunden, an denen diese Monarchie sich verblutete, und die Meynung von ihren Kräften blieb, weil sie den hohen Ton ihrer goldnen Tage fortführte. Sklaven zu Hause und Fremdlinge auf ihrem eigenen Thron, gaben die Spanischen Schattenkönige ihren Deutschen Verwandten Gesetze, und es ist erlaubt, zu zweifeln, ob der Beystand, den sie leisteten, die schimpfliche Abhängigkeit werth war, womit die Deutschen Kaiser denselben erkaufen mußten. Hinter den Pyrenäen wurde von unwissenden Mönchen und ränkevollen Günstlingen Europens Schicksal gesponnen. Aber auch in ihrem tiefsten Verfalle mußte eine Macht furchtbar bleiben, die den Ersten an Umfang nicht wich, die, wo nicht aus standhafter Politik, doch aus Gewohnheit denselben Staatssystem unverändert getreu blieb, die geübte Armeen und treffliche Gene-

Milch ihres Viehs, und kaufen die Fütterung auf den Wiesen der Reichen, wovon denn ihr Vieh unterhalten wird. Ihre Anzahl kann niemand bestimmen; denn es gibt ihrer im Königreich Aegypten, im Königreich Jerusalem und in allen andern Landen der Sarazenen und Ungläubigen, denen sie jährlich großen Tribut entrichten. Ich habe hier zu Land, nach meiner Zurückkunft von Uebermeer, einige Gottes vergessene Christen gesehen, die das Gesetz der Beduynen angenommen hatten, und sagten: niemand könne anders sterben als an seinem bestimmten Tage. Dieser ihr Glaube ist so gottlos, daß er eben so viel sagen will, als, Gott habe nicht die Macht uns zu helfen; denn Thoren wären die, welche Gott dienten, wofern wir nicht glaubten, es stehe in seiner Macht uns unser Leben zu verlängern, und uns vor Uebel und Ungemach zu behüten; und an ihn müssen wir glauben, denn bey ihm ist nichts unmöglich.

Laßt uns nun weiter erzählen. Beym Einbruch der Nacht nach dem oben beschriebenen gefährlichen Treffen nahmen der König und wir unser Lager auf der Stelle, von welcher wir die Sarazenen vertrieben hatten. Meine Leute, die in dem Lager, das wir verlassen hatten, geblieben waren, brachten mir ein Zelt, das mir von den Tempelherren war gegeben worden. Dieses richteten wir vor den Geschützen auf, die wir den Sarazenen abgenommen hatten; und der König ließ eine Wache von Serjents zu den Geschützen stellen. Ich hatte mich niederlegt, und sehnte mich nach Ruhe, wegen der Wunden, die ich am Tage empfangen hatte, aber es ward mir nicht so gut; sondern bevor es noch recht Tag war, rief man schon in unserm Lager: „zu den Waffen! zu den Waffen! Ich ließ meinen Kammerdiener aufstehen, der bey mir schlief,

und

rale beherrschte, die, wo der Krieg nicht zureichte, zu dem Dolch der Banditen griff, und ihre öffentlichen Gesandten als Mordbrenner zu gebrauchen wußte. Was sie gegen drey Weltgegenden einbüßte, suchte sie gegen Osten wieder zu gewinnen, und Europa lag in ihrer Schlinge, wenn ihr der lang vorbereitete Anschlag gelang, zwischen den Alpen und dem Adriatischen Meere mit den Erblanden Oesterreichs zusammen zu fließen.

Zu großer Beunruhigung der dortigen Staaten hatte sich diese beschwerliche Macht in Italien eingedrungen, wo ihr fortgesetztes Streben nach Vergrößerung alle benachbarten Souverains für ihre Besitzungen zittern machte. In der gefährlichsten Lage befand sich der Pabst, den die Spanischen Vicekönige zwischen Neapel und Mailand in die Mitte nahmen. Die Republik Venedig sah sich zwischen dem Oesterreichischen Tyrol und dem Spanischen Mailand gepreßt, Savoyen kam zwischen eben diesem Lande und Frankreich ins Gedränge. Daher die wandelbare und zweydeutige Politik, welche seit Karls V. Tagen von den Staaten Italiens beobachtet wurde.

Die doppelte Person, welche die Päbste vorstellten, erhielt sie schwankend zwischen zwey ganz widersprechenden Staatssystemen. Wenn der Nachfolger Petri in den Spanischen Prinzen seine folgsamsten Söhne, die standhaftesten Vertheidiger seines Stuhls verehrte, so hatte der Fürst des Kirchenstaats in eben diesen Prinzen seine schlimmsten Nachbarn, seine gefährlichsten Gegner zu fürchten. Wenn dem Erstern keine Angelegenheit näher ging, als die Protestanten vertilgt, und die Oesterreichischen Waffen siegreich zu sehen, so hatte der Letztere Ursache, die Waffen der Protestanten zu segnen, die seinen Nachbar außer Stand setzten, ihm gefährlich zu werden. Das Eine oder das Andre behielt die Oberhand, je nachdem die Päbste mehr um ihre weltliche Macht oder um ihre geistliche Herrschaft bekümmert waren; im Ganzen aber richtete sich die Römische Staatskunst nach der dringenderen Gefahr — und es ist bekannt, wie viel mächtiger die Furcht, ein gegenwärtiges Gut zu verlieren, das Gemüth zu bestimmen pflegt, als die Begierde, ein längst verlornes wieder zu gewinnen. So wird es begreiflich, wie sich der

Statthalter Christi mit dem Oesterreichischen Hause zum Untergang der Ketzer — und wie sich eben dieser Statthalter Christi mit eben diesen Ketzern zum Untergang des Oesterreichischen Hauses verschwören konnte. Bewundernswürdig verflochten ist der Faden der Weltgeschichte! Was möchte wohl aus der Reformation — was aus der Freyheit der Deutschen Fürsten geworden seyn, wenn der Bischof zu Rom und der Fürst zu Rom beständig Ein Interesse gehabt hätten?

Frankreich hatte mit seinem vortrefflichen Heinrich seine ganze Größe und sein ganzes Gewicht auf der politischen Wage Europens verloren. Eine stürmische Minderjährigkeit zernichtete alle Wohlthaten der vorhergehenden kraftvollen Regierung. Unfähige Minister, Geschöpfe der Gunst und Intrigue, zerstreuten in wenigen Jahren die Schätze, welche Süllys Oekonomie und Heinrichs Sparsamkeit aufgehäuft hatten. Kaum vermögend, ihre erschlichene Gewalt gegen innere Faktionen zu behaupten, mußten sie es aufgeben, das große Steuer Europens zu lenken. Der nehmliche Bürgerkrieg, welcher Deutschland gegen

Deutschland bewaffnete, brachte auch Frankreich gegen Frankreich in Aufruhr, und Ludwig XIII. tritt seine Volljährigkeit nur an, um seine eigne Mutter und seine protestantischen Unterthanen zu bekriegen. Diese, durch Heinrichs erleuchtete Politik in Fesseln gehalten, greifen jetzt, durch die Gelegenheit aufgeweckt, und von einigen unternehmenden Führern ermuntert, zum Gewehr, ziehen sich im Staat zu einem eigenen Staat zusammen, und bestimmen die feste und mächtige Stadt Rochelle zum Mittelpunkt ihres werdenden Reichs. Zu wenig Staatsmann, um durch eine weise Toleranz diesen Bürgerkrieg in der Geburt zu ersticken, und doch viel zu wenig Herr über die Kräfte seines Staats, um ihn mit Nachdruck zu führen, sieht sich Ludwig XIII. bald zu dem erniedrigenden Schritt gebracht, die Unterwerfung der Rebellen durch große Geldsummen zu erkaufen. So sehr ihm auch die Staatsklugheit rathen mochte, die Rebellen in Böhmen gegen Oesterreich zu unterstützen, so unthätig mußte Heinrichs VI. Sohn für jetzt noch ihrem Untergange zusehen, glücklich genug, wenn sich die Kalvinisten in seinem Reiche ihrer Glau-

bensgenossen jenseits des Rheins nicht zur Unzeit erinnerten. Ein groſser Geist am Ruder des Staats würde die Protestanten in Frankreich zum Gehorsam gebracht, und ihren Brüdern in Deutschland die Freyheit erfochten haben; aber Heinrich IV. war nicht mehr, und erst Richelieu sollte seine Staatskunst wieder hervor rufen.

Indem Frankreich von der Höhe seines Ruhms wieder herunter sank, vollendete das frey gewordene Holland den Bau seiner Gröſse. Noch war der begeisterte Muth nicht verraucht, der, von dem Geschlecht der Oranier entzündet, diese kaufmännische Nation in ein Heldenvolk verwandelt, und sie fähig gemacht hatte, ihre Unabhängigkeit in einem mörderischen Kriege gegen das Spanische Haus zu behaupten. Eingedenk, wie viel sie selbst bey ihrer Befreyung fremdem Beystande schuldig wären, brannten diese Republikaner von Begierde, ihren Deutschen Brüdern zu einem ähnlichen Schicksal zu verhelfen, und dieſs um so mehr, da beyde gegen den nehmlichen Feind stritten, und Deutschlands Freyheit der Freyheit Hollands zur besten Brustwehre diente. Aber eine

Republik, die noch um ihr eigenes Daseyn kämpfte, die mit den bewundernswürdigsten Anstrengungen einem überlegenen Feinde in ihrem eigenen Gebiethe kaum gewachsen blieb, durfte ihre Kräfte der nothwendigen Selbstvertheidigung nicht entziehen, um sie mit großmüthiger Politik für fremde Staaten zu verschwenden.

Auch England, obgleich unterdessen durch Schottland vergrößert, hatte unter seinem schwachen Jakob in Europa das Gewicht nicht mehr, welches ihm der Herrschergeist seiner Elisabeth zu verschaffen gewußt hatte. Ueberzeugt, daß die Wohlfahrt ihrer Insel an der Sicherheit der Protestanten befestigt sey, hatte sich diese staatskluge Königin nie von dem Grundsatz entfernt, jede Unternehmung zu befördern, die auf Verringerung der Oesterreichischen Macht abzielte. Ihrem Nachfolger fehlte es sowohl an Geist, diesen Grundsatz zu fassen, als an Macht, ihn in Ausübung zu bringen. Wenn die sparsame Elisabeth ihre Schätze nicht schonte, um den Niederlanden gegen Spanien, Heinrich dem Vierten gegen die Wuth der Ligue beyzuspringen, so überließ Jakob — Tochter, Enkel und

Eidam der Willkühr eines unversöhnlichen Siegers. Während daß dieser König seine Gelehrsamkeit erschöpfte, um den Ursprung der königlichen Majestät im Himmel aufzusuchen, ließ er die seinige auf Erden verfallen. Indem er seine Beredsamkeit anstrengte, um das unumschränkte Recht der Könige zu erweisen, erinnerte er die Englische Nation an das ihrige, und verscherzte durch eine unnütze Geldverschwendung sein wichtigstes Regal, das Parlament zu entbehren, und der Freyheit ihre Stimme zu nehmen. Ein angebornes Grauen vor jeder bloßen Klinge schreckte ihn auch von dem gerechtesten Kriege zurück; sein Liebling Buckingham spielte mit seinen Schwächen, und seine selbstgefällige Eitelkeit machte es der Spanischen Arglist leicht, ihn zu betrügen. Während daß man seinen Eidam in Deutschland zu Grunde richtete, und das Erbtheil seiner Enkel an andre verschenkte, zog dieser blödsinnige Alte mit glückseligem Wohlgefallen den Weihrauch ein, den ihm Oesterreich und Spanien streuten. Um seine Aufmerksamkeit von dem Deutschen Kriege abzulenken, zeigte man ihm eine Schwiegertochter in

Madrid, und der fraßhafte Vater rüstete seinen abenteuerlichen Sohn selbst zu dem Gaukelspiel aus, mit welchem dieser seine Spanische Braut überraschte. Die Spanische Braut verschwand seinem Sohne, wie die Böhmische Krone und der Pfälzische Churhut seinem Eidam, und nur der Tod entriß ihn der Gefahr, seine friedfertige Regierung mit einem Kriege zu beschließen, bloß weil er den Muth nicht gehabt hatte, ihn von weitem zu zeigen.

Die bürgerlichen Stürme, durch sein ungeschicktes Regiment vorbereitet, erwachten unter seinem unglücklichen Sohn, und nöthigten diesen bald nach einigen unerheblichen Versuchen, jedem Antheil an dem Deutschen Kriege zu entsagen, um die Wuth der Faktionen in seinem eigenen Reiche zu löschen, von denen er endlich ein beklagenswerthes Opfer ward.

Zwey verdienstvolle Könige, an persönlichem Ruhm einander zwar bey weitem nicht gleich, aber gleich an Macht und an Ruhmbegierde, setzten damals den Europäischen Norden in Achtung. Unter der langen und thätigen Regierung Christians IV. wuchs Dänemark zu einer bedeutenden Macht empor. Die

persönlichen Eigenschaften dieses Fürsten, eine vortreffliche Marine, auserlesene Truppen, wohl bestellte Finanzen und staatskluge Bündnisse vereinigten sich, diesem Staate einen blühenden Wohlstand von innen, und Ansehen von außen zu verschaffen. Schweden hatte Gustav Wasa aus der Knechtschaft gerissen, durch eine weise Gesetzgebung umgestaltet, und den neugeschaffenen Staat zuerst an den Tag der Weltgeschichte hervor gezogen. Was dieser große Prinz nur im rohen Grundrisse andeutete, wurde durch seinen größern Enkel Gustav Adolph vollendet.

Beyde Reiche, vormals in eine einzige Monarchie unnatürlich zusammen gezwungen, und kraftlos in dieser Vereinigung, hatten sich zu den Zeiten der Reformation gewaltsam von einander getrennt, und diese Trennung war die Epoche ihres Gedeihens. So schädlich sich jene gezwungene Vereinigung für beyde Reiche erwiesen, so nothwendig war den getrennten Staaten nachbarliche Freundschaft und Harmonie. Auf beyde stützte sich die evangelische Kirche, beyde hatten dieselben Meere zu bewachen; Ein Interesse hätte sie gegen

denselben Feind vereinigen sollen. Aber der Haß, welcher die Verbindung beyder Monarchien aufgelöst hatte, fuhr fort, die längst getrennten Nationen feindselig zu entzweyen. Noch immer konnten die Dänischen Könige ihren Ansprüchen auf das Schwedische Reich nicht entsagen, Schweden das Andenken der vormaligen Dänischen Tyranney nicht verbannen. Die zusammen fließenden Grenzen beyder Reiche bothen der Nationalfeindschaft einen ewigen Zunder dar, die wachsame Eifersucht beyder Könige und unvermeidliche Handelscollisionen in den Nordischen Meeren ließen die Quelle des Streits nie versiegen.

Unter den Hülfsmitteln, wodurch Gustav Wasa, der Stifter des Schwedischen Reichs, seiner neuen Schöpfung Festigkeit zu geben gesucht hatte, war die Kirchenreformation eins der wirksamsten gewesen. Ein Reichsgrundgesetz schloß die Anhänger des Pabstthums von allen Staatsämtern aus, und verboth jedem künftigen Beherrscher Schwedens, den Religionszustand des Reichs abzuändern. Aber schon Gustavs zweyter Sohn und zweyter Nachfolger, Johann, trat zu dem Pabstthum zurück, und dessen Sohn,

und nachſehen, was es gäbe. Und er kam ganz erſchrocken zurück, und ſagte: „auf, Herr, auf! die Sarazenen ſind da, zu Fuß und Roß, und haben die königlichen Serjents überfallen, die bey den Geſchützen die Wache hielten, und haben ſie bis in unſre Zeltſchnüre hineingetrieben.“ Ich ſtand auf, warf einen Panzerwamms um mich, ſetzte einen eiſernen Hut auf den Kopf, und rufte unſern Serjents zu: „beym heiligen Niklas! hier ſollen die Kerle nicht bleiben!“ Meine Ritter ſammelten ſich zu mir, ſchwer verwundet wie ſie waren, und wir trieben das Fußvolk der Sarazenen von den Geſchützen zurück, bis zu einer großen Schaar Türken zu Pferd, die ſich den Geſchützen, die wir erbeutet hatten, gerade gegen über befand. Ich ließ den König um Beyſtand bitten; denn weder ich noch meine Ritter konnten Panzer anlegen, wegen der Wunden die wir empfangen hatten. Und der König ſandte uns den edlen Herrn Gaucher von Châtillon, der ſich zwiſchen uns und die Türken vor uns warf.

Nachdem der Sire von Châtillon das Fußvolk der Sarazenen zurückgetrieben hatte, zogen ſie ſich zu einem ſtarken Haufen Türken zu Pferde zurück, der unſerm Heere gegenüber ſtand, um zu verhüten, daß wir nicht das Lager der Sarazenen, welches dahinter war, überfallen mögten. Von jenem Haufen Türken zu Pferd waren acht ihrer Anführer, ſehr gut gerüſtet, abgeſtiegen, und hatten eine Verſchanzung von gehauenen Steinen machen laſſen, damit unſere Bogenſchützen ſie nicht ſollten treffen können. Dieſe acht Sarazenen ſchoſſen ſalvenweiſe in unſer Lager, und verwundeten viele von unſern Leuten und Pferden. Ich und meine Ritter hielten Rath und wurden eins, wenn es Nacht ſeyn würde, die Steine wegzunehmen,

Sigismund, zugleich König von Pohlen, erlaubte sich Schritte, welche zum Untergang der Verfassung und der herrschenden Kirche abzielten. Karln, Herzog von Südermanland, Gustavs dritten Sohn an ihrer Spitze, thaten die Stände einen herzhaften Widerstand, woraus zuletzt ein offenbarer Bürgerkrieg zwischen dem Oheim und Neffen, zwischen dem König und der Nation sich entzündete. Herzog Karl, während der Abwesenheit des Königs Verweser des Reichs, benutzte Sigismunds lange Residenz in Pohlen und den gerechten Unwillen der Stände, die Nation sich aufs engste zu verbinden, und seinem eigenen Hause unvermerkt den Weg zum Throne zu bahnen. Die schlechten Maßregeln Sigismunds beförderten seine Absicht nicht wenig. Eine allgemeine Reichsversammlung erlaubte sich, zum Vortheil des Reichsverwesers, von dem Recht der Erstgeburt abzuweichen, welches Gustav Wasa in der Schwedischen Thronfolge eingeführt hatte, und setzte den Herzog von Südermanland auf den Thron, von welchem Sigismund mit seiner ganzen Nachkommenschaft feyerlich ausgeschlossen wurde. Der Sohn des

neuen Königs, der unter dem Namen Karls IX. regierte, war Gustav Adolph, dem aus eben diesem Grunde die Anhänger Sigismunds, als dem Sohn eines Thronräubers, die Anerkennung versagten. Aber wenn die Verbindlichkeit zwischen König und Volk gegenseitig ist, wenn sich Staaten nicht wie eine todte Waare von einer Hand zur andern forterben, so muß es einer ganzen, einstimmig handelnden Nation erlaubt seyn, einem eidbrüchigen Beherrscher ihre Pflicht aufzukündigen, und seinen Platz durch einen Würdigern zu besetzen.

Gustav Adolph hatte das siebzehnte Jahr noch nicht vollendet, als der Schwedische Thron durch den Tod seines Vaters erledigt wurde; aber die frühe Reife seines Geistes vermochte die Stände, den gesetzmäßigen Termin der Minderjährigkeit zu seinem Vortheil zu verkürzen. Mit einem glorreichen Siege über sich selbst eröffnete er eine Regierung, die den Sieg zum beständigen Begleiter haben und siegend endigen sollte. Die junge Gräfin von Brahe, eine Tochter seines Unterthans, hatte die Erstlinge seines großen Herzens, und sein Entschluß war aufrichtig, den Schwedischen

Thron mit ihr zu theilen. Aber von Zeit und Umständen bezwungen, unterwarf sich seine Neigung der höhern Regentenpflicht, und die Heldentugend gewann wieder ausschließend ein Herz, das nicht bestimmt war, sich in das stille Glück eines einzigen Geschöpfs einzuschließen.

Christian IV. von Dänemark, König schon, ehe Gustav das Licht der Welt erblickte, hatte die Schwedischen Grenzen angefallen, und über den Vater dieses Helden wichtige Vortheile errungen. Gustav Adolph eilte, diesen verderblichen Krieg zu endigen, und erkaufte durch weise Aufopferungen den Frieden, um seine Waffen gegen den Czar von Moskau zu kehren. Nie versuchte ihn der zweydeutige Ruhm eines Eroberers, das Blut seiner Völker in ungerechten Kriegen zu verspritzen; aber ein gerechter wurde nie von ihm verschmäht. Seine Waffen waren glücklich gegen Rußland, und das Schwedische Reich sah sich mit wichtigen Provinzen gegen Osten vergrößert.

Unterdessen setzte König Sigismund von Pohlen gegen den Sohn die feindseligen Gesinnungen fort, wozu der Vater ihn berechtigt hatte, und ließ keinen

Kunstgriff unversucht, die Unterthanen Gustav Adolphs in ihrer Treue wankend, seine Freunde kaltsinnig, seine Feinde unversöhnlich zu machen. Weder die großen Eigenschaften seines Gegners, noch die gehäuftesten Merkmale von Ergebenheit, welche Schweden seinem angebeteten König gab, konnten diesen betrogenen Fürsten von der thörichten Hoffnung heilen, den verlornen Thron wieder zu besteigen. Alle Friedensvorschläge Gustavs wurden mit Uebermuth verschmäht. Unwillkührlich sah sich dieser friedliebende Held in einen langwierigen Krieg mit Pohlen verwickelt, in welchem nach und nach ganz Liefland und Pohlnisch Preußen der Schwedischen Herrschaft unterworfen wurden. Immer Sieger, war Gustav Adolph immer der erste bereit, die Hand zum Frieden zu biethen.

Dieser Schwedischpohlnische Krieg fällt in den Anfang des dreyßigjährigen in Deutschland, mit welchem er in Verbindung steht. Es war genug, daß König Sigismund, ein Katholik, die Schwedische Krone einem protestantischen Prinzen streitig machte, um sich der thätigsten Freundschaft Spaniens und Oesters

reichs versichert halten zu können; eine doppelte Verwandtschaft mit dem Kaiser gab ihm noch ein näheres Recht an seinen Schutz. Das Vertrauen auf eine so mächtige Stütze war es auch vorzüglich, was den König von Pohlen zur Fortsetzung eines Krieges aufmunterte, der sich so sehr zu seinem Nachtheil erklärte; und die Höfe zu Madrid und Wien unterließen nicht, ihn durch prahlerische Versprechungen bey gutem Muthe zu erhalten. Indem Sigismund in Liefland, Kurland und Preußen einen Platz nach dem andern verlor, sah er seinen Bundsgenossen in Deutschland zu der nehmlichen Zeit von Sieg zu Sieg der unumschränkten Herrschaft entgegen eilen — kein Wunder, wenn seine Abneigung gegen den Frieden in gleichem Verhältniß mit seinen Niederlagen stieg. Die Heftigkeit, mit der er seine schimärische Hoffnung verfolgte, verblendete ihm die Augen gegen die arglistige Politik seines Bundsgenossen, der auf seine Unkosten nur den Schwedischen Helden beschäftigte, um desto ungestörter die Freyheit des Deutschen Reichs umzustürzen, und alsdann den erschöpften Norden als eine leichte Eroberung an sich zu reißen.

Ein Umstand, auf den man allein nicht gerechnet hatte — Gustavs Heldengröße, zerriß das Gewebe dieser betrügerischen Staatskunst. Dieser achtjährige Pohlnische Krieg, weit entfernt, die Schwedische Macht zu erschöpfen, hatte bloß dazu gedient, das Feldherrngenie Gustav Adolphs zu zeitigen, in einer langen Fechtübung die Schwedischen Heere zu stählen, und unvermerkt die neue Kriegskunst in Gang zu bringen, durch welche sie nachher auf Deutschem Boden Wunder thun sollten.

Nach dieser nothwendigen Digression über den damaligen Zustand der Europäischen Staaten sey mir erlaubt, den Faden der Geschichte wieder aufzunehmen.

Seine Staaten hatte Ferdinand wieder, aber noch nicht den Aufwand, den ihre Wiedereroberung ihm gekostet hatte. Eine Summe von 40 Millionen Gulden, welche die Konfiskationen in Böhmen und Mähren in seine Hände brachten, würde hinreichend gewesen seyn, ihm und seinen Alliirten alle Unkosten zu vergüten; aber diese unermeßliche Summe war bald in den Händen der Jesuiten und seiner Günstlinge zerronnen. Her-

zog Maximilian von Bayern, dessen siegreichem Arme der Kaiser fast allein den Besitz seiner Staaten verdankte, der, um seiner Religion und seinem Kaiser zu dienen, einen nahen Verwandten aufgeopfert hatte, Maximilian hatte die gegründetsten Ansprüche auf seine Dankbarkeit, und in einem Vertrage, den der Herzog noch vor dem Ausbruch des Kriegs mit dem Kaiser schloß, hatte er sich ausdrücklich den Ersatz aller Unkosten ausbedungen. Ferdinand fühlte die ganze Verbindlichkeit, welche dieser Vertrag und jene Dienste ihm auflegten, aber er hatte nicht Lust, sie mit eignem Verlust zu erfüllen. Seine Absicht war, den Herzog auf das glänzendste zu belohnen, aber ohne sich selbst zu berauben. Wie konnte dieses besser geschehen, als auf Unkosten desjenigen Fürsten, gegen welchen ihm der Krieg dieses Recht zu geben schien, dessen Vergehungen schwer genug abgeschildert werden konnten, um jede Gewaltthätigkeit durch den Namen einer gesetzmäßigen Züchtigung zu entschuldigen? Friedrich mußte also weiter verfolgt, Friedrich zu Grunde gerichtet werden, damit Maximilian belohnt werden könnte, und ein neuer

Krieg ward eröffnet, um den alten zu bezahlen.

Aber ein ungleich wichtigerer Beweggrund kam hinzu, das Gewicht dieses erstern zu verstärken. Bis hieher hatte Ferdinand bloß für seine Existenz gefochten, und keine andre Pflichten, als die der Selbstvertheidigung erfüllt. Jetzt aber, da der Sieg ihm Freyheit zu handeln gab, gedachte er seiner vermeintlichen höheren Pflichten, und erinnerte sich an das Gelübde, das er zu Loretto und Rom seiner Generalissima, der heiligen Jungfrau, gethan, mit Gefahr seiner Kronen und seines Lebens ihre Verehrung auszubreiten. Die Unterdrückung der Protestanten war mit diesem Gelübde unzertrennlich verknüpft. Günstigere Umstände konnten sich zu Erfüllung desselben nicht vereinigen, als sich jetzt nach Endigung des Böhmischen Kriegs beysammen fanden. Die Pfälzischen Lande in katholische Hände zu bringen, fehlte es ihm weder an Macht noch an einem Schein des Rechts, und unübersehlich wichtig waren die Folgen dieser Veränderung für das ganze katholische Deutschland. Indem er den Herzog von Bayern mit dem Raube seines

Verwandten belohnte, befriedigte er zugleich seine niedrigsten Begierden, und erfüllte seine erhabenste Pflicht: er zermalmte einen Feind, den er haßte; er ersparte seinem Eigennutz ein schmerzhaftes Opfer, indem er sich die himmlische Krone verdiente.

Friedrichs Untergang war längst im Kabinet des Kaisers beschlossen, ehe das Schicksal sich gegen ihn erklärte; aber erst, nachdem dieses letzte geschehen war, wagte man es, diesen Donner der willkührlichen Gewalt gegen ihn zu schleudern. Ein Schluß des Kaisers, dem alle Formalitäten fehlten, welche die Reichsgesetze in einem solchen Falle nothwendig machen, erklärte den Churfürsten und drey andre Prinzen, welche in Schlesien und Böhmen für ihn die Waffen geführt hatten, als Beleidiger der kaiserlichen Majestät und Störer des Landfriedens, in die Reichsacht und aller ihrer Würden und Länder verlustig. Die Vollstreckung dieser Sentenz gegen Friedrich, nehmlich die Eroberung seiner Länder, wurde, mit einer ähnlichen Verspottung der Reichsgesetze, der Krone Spanien, als Besitzerin des Burgundischen Kreises, dem Herzog von Bayern und der

Ligue aufgetragen. Wäre die evangelische Union des Namens werth gewesen, den sie trug, und der Sache, die sie vertheidigte, so würde man bey Vollstreckung der Reichsacht unüberwindliche Hindernisse gefunden haben; aber eine so verächtliche Macht, die den Spanischen Truppen in der Unterpfalz kaum gewachsen war, mußte es aufgeben, gegen die vereinigte Macht des Kaisers, Bayerns und der Ligue zu streiten. Das Urtheil der Reichsacht, welche über den Churfürsten ausgesprochen war, scheuchte sogleich alle Reichsstädte von dem Bündniß hinweg, und die Fürsten folgten bald ihrem Beyspiele. Glücklich genug, ihre eigene Länder zu retten, überließen sie den Churfürsten, ihr ehmaliges Oberhaupt, der Willkühr des Kaisers, schwuren die Union ab, und gelobten, sie nie wieder zu erneuern.

Unrühmlich hatten die Deutschen Fürsten den unglücklichen Friedrich verlassen, Böhmen, Schlesien und Mähren der furchtbaren Macht des Kaisers gehuldigt; ein einziger Mann, ein Glücksritter, dessen ganzer Reichthum sein Degen war, Ernst Graf von Mansfeld, wagte es, in der Böhmischen Stadt Pil-

die ihnen zur Verschanzung dienten. Allein ein Priester meines Gefolgs, der mit bey dieser Berathschlagung war, wartete nicht einmahl so lange; sondern verließ unser Lager ganz allein, und wanderte gegen die Sarazenen, angethan mit einem Panzerwammes, seinen eisernen Hut auf dem Kopfe, seine Lanze in der Hand, aber das Eisen davon unter der Schulter, damit die Sarazenen sie nicht wahrnehmen möchten. Bey der Annäherung der Sarazenen, die seiner nicht achteten, weil sie ihn so ganz allein sahn, zog er seine Lanze unter der Schulter hervor, und rannte gegen sie an. Aber keiner von den achten setzte sich zur Wehr, sondern alle ergriffen die Flucht. Als die zu Pferde sahen, daß ihre Anführer die Flucht ergriffen, sprengten sie ihnen zur Bedeckung nach. Aus unserm Lager traten wohl funfzig Serjents hervor: und die zu Pferde kamen mit verhängtem Zügel angesprengt, wagten es aber nicht unsere Leute zu Fuß anzugreifen, sondern sprengten nur um sie herum. Nachdem sie das zwey- bis dreymahl gethan hatten, nahm einer von unsern Serjents seine Lanze in der Mitte, warf sie gegen einen Türken zu Pferd, und traf ihn damit in die Seite. Als die Türken das sahen, wagten sie sich nicht mehr an jene Stelle, und unsere Serjents rissen die Verschanzung von Steinen ein. Von nun an wurde mein Priester im ganzen Heere gar wohl bekannt, und eins zeigte ihm den andern, und sagte: „sieh' da den Priester des Sire von Joinville, der die acht Sarazenen in die Flucht getrieben hat!

Diese Dinge begaben sich am ersten Tage in der Fasten. Ein wackerer Sarazen, von unsern Feinden, anstatt Seccedins, des Sohns des Scheiks, den sie in der Schlacht am ersten Fastentage verloren hatten, zum Anführer gemacht, nahm an eben dem Tage den Waffenrock

sen der ganzen Macht des Kaisers zu trotzen. Von dem Churfürsten, dem er seine Dienste gewidmet hatte, nach der Prager Schlacht ohne alle Hülfe gelassen, unwissend sogar, ob ihm Friedrich seine Beharrlichkeit dankte, hielt er noch eine Zeit lang allein gegen die Kaiserlichen Stand, bis seine Truppen, von der Geldsnoth getrieben, die Stadt Pilsen an den Kaiser verkauften; von diesem Schlage nicht erschüttert, sah man ihn bald darauf in der Oberpfalz neue Werbeplätze anlegen, um die Truppen aufzufangen, welche die Union verabschiedet hatte. Ein neues, zwanzig tausend Mann starkes Heer entstand in kurzem unter seinen Fahnen, um so furchtbarer für alle Provinzen, auf die es sich warf, weil es durch Raub allein sich erhalten konnte. Unwissend, wohin dieser Schwarm stürzen würde, zitterten schon alle benachbarten Bißthümer, deren Reichthum ihn anlocken konnte. Aber ins Gedränge gebracht von dem Herzog von Bayern, der als Vollstrecker der Reichsacht in die Oberpfalz eindrang, mußte Mansfeld aus dieser Gegend entweichen. Durch einen glücklichen Betrug dem nacheilenden Bayrischen General Tilly entsprun-

gen, erschien er auf einmal in der Unterpfalz, und übte dort an den Rheinischen Bißthümern die Mißhandlungen aus, die er den Fränkischen zugedacht hatte. Während daß die kaiserlichbayrische Armee Böhmen überschwemmte, war der Spanische General Ambros Spinola von den Niederlanden aus mit einem ansehnlichen Heer in die Unterpfalz eingefallen, welche der Ulmer Vergleich der Union zu vertheidigen erlaubte. Aber die Maßregeln waren so schlecht genommen, daß ein Platz nach dem andern in Spanische Hände fiel, und endlich, als die Union aus einander gegangen war, der größte Theil des Landes von Spanischen Truppen besetzt blieb. Der Spanische General Corduba, welcher diese Truppen nach dem Abzug des Spinola befehligte, hob eiligst die Belagerung Frankenthals auf, als Mansfeld in die Unterpfalz eintrat. Aber anstatt die Spanier aus dieser Provinz zu vertreiben, eilte dieser über den Rhein, um seinen bedürftigen Truppen in dem Elsaß ein Fest zu bereiten. Zur fürchterlichsten Einöde wurden alle offnen Länder, über welche sich dieser Räuberschwarm ergoß, und nur durch ungeheure

Summen konnten sich die Städte von der Plünderung los kaufen. Gestärkt von diesem Zuge, zeigte sich Mansfeld wieder am Rhein, die Unterpfalz zu decken.

So lange ein solcher Arm für ihn stritt, war Churfürst Friedrich nicht unrettbar verloren. Neue Aussichten fingen an sich ihm zu zeigen, und das Unglück weckte ihm Freunde auf, die ihm in seinem Glücke geschwiegen hatten. König Jakob von England, der gleichgültig zugesehen hatte, wie sein Eidam die Böhmische Krone verlor, erwachte aus seiner Fühllosigkeit, da es die ganze Existenz seiner Tochter und seiner Enkel galt, und der siegreiche Feind einen Angriff auf die Churlande wagte. Spät genug öffnete er jetzt seine Schätze, und eilte, die Union, die damals die Unterpfalz noch vertheidigte, und, als diese dahin war, den Grafen von Mansfeld mit Geld und Truppen zu unterstützen. Durch ihn wurde auch sein naher Anverwandter, König Christian von Dänemark, zu thätiger Hülfe aufgefodert. Der ablaufende Stillstand zwischen Spanien und Holland beraubte zugleich den Kaiser alles Beystandes, den er von den

Niederlanden aus zu erwarten gehabt hätte. Wichtiger als alles dieses war die Hülfe, die dem Pfalzgrafen von Siebenbürgen und Ungarn aus erschien. Der Stillstand Gabors mit dem Kaiser war kaum zu Ende, als dieser furchtbare alte Feind Oesterreichs Ungarn aufs neue überschwemmte, und sich in Preßburg zum König krönen ließ. Reißend schnell waren seine Fortschritte, daß Bouequoi Böhmen verlassen mußte, um Ungarn und Oesterreich gegen Gaborn zu vertheidigen. Dieser tapfere General fand bey der Belagerung von Neuhäusel seinen Tod; schon vorher war der eben so tapfere Dampierre vor Preßburg geblieben. Unaufgehalten drang Gabor an die Oesterreichische Gränze vor; der alte Graf von Thurn und mehrere geächtete Böhmen hatten ihren Haß und ihren Arm mit diesem Feind ihres Feindes vereinigt. Ein nachdrücklicher Angriff von Deutscher Seite, während daß Gabor den Kaiser von Ungarn aus bedrängte, hätte Friedrichs Glück schnell wieder herstellen können; aber immer hatten die Böhmen und die Deutschen die Waffen aus den Händen gelegt, wenn Gabor ins Feld rückte, immer hatte sich dieser letztere

erschöpft, wenn jene anfingen sich zu erholen.

Friedrich hatte indessen nicht gesäumt, sich seinem neuen Beschützer Mansfeld in die Arme zu werfen. Verkleidet erschien er in der Unterpfalz, um welche Mansfeld und der Bayrische General Tilly sich rissen; die Oberpfalz hatte man längst überwältigt. Ein Stral von Hoffnung ging ihm auf, als aus den Trümmern der Union neue Freunde für ihn erstanden. Markgraf Georg Friedrich von Baden, ein ehemaliges Mitglied derselben, fing seit einiger Zeit an, eine Kriegsmacht zusammen zu ziehen, welche sich bald zu einem ansehnlichen Heere vermehrte. Niemand wußte, wem es galt, als er unversehends ins Feld rückte, und sich mit dem Grafen Mansfeld vereinigte. Seine Markgrafschaft hatte er, ehe er in den Krieg zog, seinem Sohn abgetreten, um sie durch diesen Kunstgriff der Rache des Kaisers zu entziehen, wenn das Glück etwas menschliches über ihn verhängen sollte. Auch der benachbarte Herzog von Wirtemberg fing an, seine Kriegsmacht zu verstärken. Dem Pfalzgrafen wuchs dadurch der Muth, und er arbeitete mit allem Ernste daran,

die Union wieder ins Leben zu rufen. Jetzt war die Reihe an Tilly, auf seine Sicherheit zu denken. In größter Eile zog er die Truppen des Spanischen Generals Cordoba an sich. Aber indem der Feind seine Macht vereinigte, trennten sich Mansfeld und der Markgraf von Baden, und der letztere wurde von dem Bayrischen General bey Wimpfen geschlagen (1622).

Ein Aventurier ohne Geld, dem man selbst die rechtmäßige Geburt streitig machte, hatte sich zum Vertheidiger eines Königs aufgestellt, den einer seiner nächsten Verwandten zu Grunde richtete, und der Vater seiner Gemahlin im Stich ließ. Ein regierender Prinz begab sich seiner Länder, die er ruhig beherrschte, um für einen andern, der ihm fremd war, das ungewisse Glück des Kriegs zu versuchen. Ein neuer Glücksritter, an Staaten arm, desto reicher an glorreichen Ahnen, übernimmt nach ihm die Vertheidigung einer Sache, welche er auszuführen verzweifelte. Herzog Christian von Braunschweig, Administrator von Halberstadt, glaubte dem Grafen von Mansfeld das Geheimniß abgelernt zu haben, eine Armee von zwanzig tau-

send Mann ohne Geld auf den Beinen zu erhalten. Von jugendlichem Uebermuth getrieben, und voll Begierde, sich auf Kosten der katholischen Geistlichkeit, die er ritterlich haßte, einen Namen zu machen, und Beute zu erwerben, versammelte er in Niedersachsen ein beträchtliches Heer, welchem die Vertheidigung Friedrichs und der Deutschen Freyheit den Namen leihen mußte. Gottes Freund und der Pfaffen Feind war der Wahlspruch, den er auf seinen Münzen von eingeschmolzenem Kirchensilber führte, und dem er durch seine Thaten keine Schande machte.

Der Weg, den diese Räuberbande nahm, war wie gewöhnlich mit der schrecklichsten Verheerung bezeichnet. Durch Plünderung der Niedersächsischen und Westphälischen Stifter sammelte sie Kräfte, die Bißthümer am Oberrhein zu plündern. Von Freund und Feind dort vertrieben, näherte sich der Administrator bey der Maynzischen Stadt Höchst dem Maynstrome, den er nach einem mörderischen Gefechte mit Tilly, der ihm den Uebergang streitig machen wollte, passirte. Mit Verlust seines halben Heers erreichte er das jenseitige

Ufer, wo er den Ueberrest seiner Truppen schnell wieder sammelte, und mit demselben zu dem Grafen von Mansfeld stieß. Verfolgt von Tilly, stürzte sich dieser vereinigte Schwarm zum zweytenmal über das Elsaß, um die Verwüstungen nachzuholen, die bey dem ersten Einfall unterblieben waren. Während daß der Churfürst Friedrich, nicht viel anders als ein flüchtiger Bettler, mit dem Herre herumzog, das ihn als seinen Herrn erkannte, und mit seinem Namen sich schmückte, waren seine Freunde geschäftig, ihn mit dem Kaiser zu versöhnen. Ferdinand wollte diesen noch nicht alle Hoffnung benehmen, den Pfalzgrafen wieder eingesetzt zu sehen. Voll Arglist und Verstellung, zeigte er sich bereitwillig zu Unterhandlungen, wodurch er ihren Eifer im Felde zu erkälten, und das Aeußerste zu verhindern hoffte. König Jakob, das Spiel der Oesterreichischen Arglist, wie immer, trug durch seine thörichte Geschäftigkeit nicht wenig dazu bey, die Maßregeln des Kaisers zu unterstützen. Vor allem verlangte Ferdinand, daß Friedrich die Waffen von sich legte, wenn er an die Gnade des Kaisers appellire; und Jakob fand diese Fo-

derung äußerst billig. Auf sein Geheiß ertheilte der Pfalzgraf seinen einzigen wahren Beschützern, dem Grafen von Mansfeld und dem Administrator den Abschied, und erwartete in Holland sein Schicksal — von der Barmherzigkeit des Kaisers.

Mansfeld und Herzog Christian waren bloß eines neuen Namens wegen verlegen; die Sache des Pfalzgrafen hatte sie nicht in Rüstung gesetzt, also konnte sein Abschied sie nicht entwaffnen. Der Krieg war ihr Zweck, gleich viel für wessen Sache sie kriegten. Nach einem vergeblichen Versuch des Grafen Mansfeld, in die Dienste des Kaisers zu treten, zogen sich beyde nach Lothringen, wo die Ausschweifungen ihrer Truppen bis in das innerste Frankreich Schrecken verbreiteten. Eine Zeit lang harrten sie hier vergebens auf einen Herrn, der sie dingen sollte, als die Holländer, von dem Spanischen General Spinola bedrängt, ihnen Dienste anboten. Nach einem mörderischen Gefechte bey Fleurüs mit den Spaniern, die ihnen den Weg verlegen wollten, erreichten sie Holland, wo ihre Erscheinung den Spanischen General sogleich vermochte, die Belagerung

von Bergen op Zoom aufzuheben. Aber auch Holland war dieser schlimmen Gäste bald müde, und benutzte den ersten Augenblick von Erholung, sich ihres gefährlichen Beystandes zu entledigen. Mansfeld ließ seine Truppen in der fetten Provinz Ostfriesland zu neuen Thaten sich stärken. Herzog Christian, voll Leidenschaft für die Pfalzgräfin, die er in Holland hatte kennen lernen, und kriegslustiger als je, führte die seinigen nach Niedersachsen zurück, den Handschuh dieser Prinzessin auf seinem Hut, und die Devise: **Alles für Gott und sie!** auf seinen Fahnen. Beyde hatten ihre Rolle in diesem Kriege noch lange nicht geendigt.

Alle kaiserlichen Staaten waren jetzt endlich von Feinden gereinigt, die Union aufgelöst, der Markgraf von Baden, Mansfeld, und Herzog Christian aus dem Felde geschlagen, und die Pfälzischen Lande von den Truppen der Reichsexekution überschwemmt. Mannheim und Heidelberg hatten die Bayern im Besitze, und bald wurde auch Frankenthal den Spaniern geräumt. In einem Winkel von Holland harrte der Pfalzgraf auf die schimpfliche Erlaubniß, durch

senrock des Grafen von Artois der in jener Schlacht geblieben war, zeigte ihn dem ganzen Heere der Sarazenen, und sagte dabey: es sey der Waffenrock des Königs, der umgekommen sey. Dieses — „sagt' er, zeig' ich euch deswegen, weil ein Körper ohne Haupt nicht zu fürchten ist, noch ein Volk ohne König. Daher, wenn es euch recht ist, wollen wir sie künftigen Sonnabend angreifen; und ihr werdet das billigen, wie mich deucht; denn es wird uns nicht fehlen, daß wir sie alle in unsere Gewalt bekommen sollten, indem sie ihren Anführer verloren haben." Alle kamen darin überein, daß sie uns künftigen Freytag angreifen wollten.

Kundschafter des Königs, die im Lager der Sarazenen waren, brachten ihm diese Nachricht. Auf deren Empfang befahl er allen Befehlshabern der verschiedenen Treffen, ihre Leute um Mitternacht die Waffen ergreifen zu lassen, und sie aus den Zelten bis an die Schranke zu führen, die aus langen Pfählen bestand, damit die Sarazenen nicht ins Lager eindringen könnten, und wo die Pfähle in den Boden dergestalt eingeschlagen waren, daß man zwischen durch zu Fuß gehen konnte. Es geschah auch so, wie der König befohlen hatte. Bey Sonnenaufgang führte derjenige, den die Türken zu ihrem ersten Befehlshaber gewählt hatten, wohl viertausend Türken zu Pferde gegen uns auf, und stellte sie zwischen unser Lager und ihn selbst, von dem Flusse an, der von Babylonien kömmt, bis zu dem Flusse, der von unserm Lager ab und nach der Stadt Neri zu fließt. Nachdem dieses geschehen war, führten sie eine solche Menge Fußvolk auf, daß sie unser ganzes Lager umringten, wie sie mit der Reuterey gethan hatten. Nach diesen beyden Treffen, die ich angegeben habe, stellten sie

einen Fußfall den Zorn des Kaisers verſöhnen zu dürfen; und ein ſogenannter Churfürſtentag zu Regensburg ſollte endlich ſein Schickſal beſtimmen. Längſt war dieſes am Hofe des Kaiſers entſchieden; aber jetzt erſt waren die Umſtände günſtig genug, mit dieſer ganzen Entſcheidung an das Licht hervor zu treten. Nach allem dem, was bis jetzt von dem Kaiſer gegen den Churfürſten geſchehen war, glaubte Ferdinand keine aufrichtige Verſöhnung mehr hoffen zu können. Nur indem man die Gewaltthätigkeit vollendete, glaubte man ſie unſchädlich zu machen. Verloren mußte alſo bleiben, was verloren war; Friedrich durfte ſeine Länder nicht wieder ſehen, und ein Fürſt ohne Land und Volk konnte den Churhut nicht mehr tragen. So ſchwer ſich der Pfalzgraf gegen das Haus Oeſterreich verſchuldet hatte, ſo ein herrliches Verdienſt hatte ſich der Herzog von Bayern um daſſelbe erworben. So viel das Haus Oeſterreich und die katholiſche Kirche von der Rachbegierde und dem Religionshaß des Pfälziſchen Hauſes zu fürchten haben mochten, ſo viel hatten beyde von der Dankbarkeit und dem Religionseifer des Bayriſchen zu hoffen.

Endlich wurde, durch Uebertragung der Pfälzischen Churwürde an Bayern, der katholischen Religion das entschiedenste Uebergewicht im Churfürstenrathe, und ein bleibender Sieg in Deutschland versichert.

Dieses letzte war genug, die drey geistlichen Churfürsten dieser Neuerung günstig zu machen; unter den protestantischen war nur die einzige Stimme Churſachsens wichtig. Konnte aber Johann Georg dem Kaiser ein Recht streitig machen, ohne welches er sein eignes an dem Churhut dem Zweifel aussetzte? Einem Fürsten zwar, den seine Abkunft, seine Würde und seine Macht an die Spitze der protestantischen Kirche in Deutschland stellten, hätte, wie es schien, nichts heiliger seyn sollen, als die Rechte dieser Kirche gegen alle Angriffe der katholischen zu behaupten; aber die Frage war jetzt nicht so wohl, wie man das Interesse der protestantischen Religion gegen die Katholiken wahrnehmen, sondern welcher von zwey gleich gehaßten Religionen, der kalvinischen oder der päbstlichen man den Sieg über die andre gönnen, welchem von zwey gleich schlimmen Feinden man die Pfälzische Chur zuspre-

chen sollte; und im Gedränge zwischen zwey entgegen gesetzten Pflichten war es ja wohl natürlich — dem Privathaß und dem Privatnutzen den Ausschlag heimzustellen. Der geborne Beschützer der Deutschen Freyheit und der protestantischen Religion ermunterte den Kaiser, über die Pfälzische Chur nach kaiserlicher Machtvollkommenheit zu verfügen, und sich im geringsten nicht irren zu lassen, wenn man von Seiten Chursachsens, der Form wegen, sich seinen Maßregeln entgegen setzen sollte. Wenn Johann Georg in der Folge mit seiner Einwilligung zurück hielt, so hatte Ferdinand selbst durch Vertreibung der evangelischen Prediger aus Böhmen zu dieser Sinnesänderung Anlaß gegeben — und die Belehnung Bayerns mit der Pfälzischen Chur hörte auf eine gesetzwidrige Handlung zu seyn, sobald der Kaiser sich dazu verstand, dem Churfürsten von Sachsen für eine Rechnung von sechs Millionen Thaler Kriegskosten die Lausitz einzuräumen.

Ferdinand belehnte also, mit Widerspruch des ganzen protestantischen Deutschlands, mit Verspottung der Reichsgrundgesetze, die er in der Wahlkapitulation beschworen, den Herzog von

Bayern zu Regensburg feyerlich mit d
Pfälzischen Chur, doch, wie es hie
unbeschadet der Ansprüche, welche d
Agnaten und Nachkommen Friedrich
darauf geltend machen möchten. Dies
unglückliche Fürst sahe sich jetzt unwide
rustlich aus dem Besitz seiner Staate
vertrieben, ohne vor dem Gerichte, d
ihn verdammte, zuvor gehört worden
seyn — eine Gerechtigkeit, welche d
Gesetze auch dem geringsten Unterth
auch dem schwärzesten Verbrecher ve
gönnen.

Dieser gewaltsame Schritt öffne
endlich dem König von England die A
gen, und da um eben diese Zeit die U
terhandlungen zerrissen wurden, welc
wegen einer Heirath seines Sohnes m
einer Spanischen Tochter angespon
waren, so nahm endlich Jakob mit L
haftigkeit die Parthey seines Eidan
Eine Revolution im Französischen Mi
sterium hatte den Kardinal Richeli
zum Herrn der Geschäfte gemacht, u
dieses tief gesunkene Königreich fing b
an zu fühlen, daß ein Mann an sein
Ruder saß. Die Bewegungen des S
nischen Statthalters in Mailand,
des Veltlins zu bemächtigen, um

hier aus einen Vereinigungspunkt mit den Erbstaaten Oesterreichs zu finden, erweckten wieder die alte Furcht vor dieser Macht, und mit ihr die Staatsmaximen Heinrichs des Großen. Eine Heirath des Prinzen von Wallis mit Henrietten von Frankreich, stiftete zwischen diesen beyden Kronen eine engere Vereinigung, zu welcher auch Holland, Dänemark und einige Staaten Italiens traten. Der Entwurf wurde gemacht, Spanien mit gewaffneter Hand zur Herausgabe des Veltlins, und Oesterreich zu Wiederherstellung Friedrichs zu zwingen; aber nur für das erste wurde einige Thätigkeit gezeigt. Jakob I. starb, und Karl I. im Streit mit seinem Parlamente, konnte den Angelegenheiten Deutschlands keine Aufmerksamkeit mehr schenken. Savoyen und Venedig hielten ihren Beystand zurück, und der Französische Minister glaubte die Hugenotten in seinem Vaterlande erst unterworfen haben zu müssen, ehe er es wagen dürfte, die Protestanten in Deutschland gegen den Kaiser zu beschützen. So große Hoffnungen man von dieser Allianz geschöpft hatte, so wenig entsprach ihnen der Erfolg.

Graf Mansfeld, von aller Hülfe entblößt, stand unthätig am Unterrhein, und Herzog Christian von Braunschweig sah sich nach einem verunglückten Feldzug aufs neue vom Deutschen Boden vertrieben. Ein abermaliger Einfall Bethlen Gabors in Mähren hatte sich, weil er von Deutschland aus nicht unterstützt ward, fruchtlos wie alle vorigen, in einen förmlichen Frieden mit dem Kaiser geendigt. Die Union war nicht mehr, kein protestantischer Fürst mehr unter den Waffen, und an den Grenzen von Niederdeutschland stand der Bayrische General Tilly mit einem sieggewohnten Heer — auf protestantischem Boden. Die Bewegungen Herzog Christians von Braunschweig hatten ihn nach dieser Gegend, und einmal schon in den Niedersächsischen Kreis gezogen, wo er Lippstadt, den Waffenplatz des Administrators, überwältigte. Die Nothwendigkeit diesen Feind zu beobachten und von neuen Einfällen abzuhalten, sollte auch noch jetzt seinen Aufenthalt auf diesem Boden rechtfertigen. Aber Mansfeld und Christian hatten aus Geldmangel ihre Heere entlassen, und die Armee des Grafen Tilly sah weit und breit kein

Feind mehr. Warum beläſtigte ſie noch das Land, in dem ſie ſtand?

Schwer iſt es, aus dem Geſchrey erhitzter Partheyen die Stimme der Wahrheit zu unterſcheiden — aber bedenklich war es, daß die Ligue ſich nicht entwaffnete. Das voreilige Frohlocken der Katholiken mußte die Beſtürzung vermehren. Der Kaiſer und die Ligue ſtanden gewaffnet und ſiegreich in Deutſchland, und nirgends keine Macht, die ihnen Widerſtand leiſten konnte, wenn ſie einen Verſuch wagen ſollten, die proteſtantiſchen Stände anzufallen oder gar den Religionsfrieden umzuſtürzen. Wenn Kaiſer Ferdinand auch wirklich von dem Gedanken weit entfernt war, ſeine Siege zu mißbrauchen, ſo mußte die Wehrloſigkeit der Proteſtanten den erſten Gedanken in ihm aufwecken. Veraltete Verträge konnten kein Zügel für einen Fürſten ſeyn, der ſeiner Religion alles ſchuldig zu ſeyn glaubte, und jede Gewaltthätigkeit durch die religiöſe Abſicht für geheiligt hielt. Oberdeutſchland war überwältigt, und Niederdeutſchland allein konnte ſeiner Alleingewalt noch im Wege ſtehen. Hier waren die Proteſtanten die herrſchende Macht, hier waren der ka-

tholischen Kirche die meisten Stifter entr
rissen worden, und der Zeitpunkt schien
jetzt gekommen zu seyn, diese verlornen
Besitzungen wieder an die Kirche zurück
zu bringen. In diesen von den Nieder-
deutschen Fürsten eingezogenen Stiftern
bestand zuglejch ein nicht geringer Theil
ihrer Macht, und der Kirche zu dem Ih-
rigen zu verhelfen, gab zugleich einen
trefflichen Vorwand her, diese Fürsten
zu schwächen.

Unverzeihliche Sorglosigkeit würde
es gewesen seyn, in dieser gefahrvollen
Lage sich müßig zu verhalten. Das An
denken an die Gewaltthätigkeiten, die
das Tillysche Heer in Niedersachsen aus
geübt hatte, war noch zu neu, um die
Stände nicht zu ihrer Selbstvertheidi
gung zu ermuntern. In möglichster Eil
fertigkeit bewaffnete sich der Nieder
sächsische Kreis. Außerordentliche
Kriegssteuern wurden gehoben, Truppen
geworben, und Magazine angefüllt.
Man unterhandelte mit Venedig, mit
Holland, mit England wegen Subsidien.
Man berathschlagte, welche Macht man
an die Spitze des Bundes stellen sollte.
Die Könige des Sundes und des Balti
schen Meers, natürliche Bundesgenos

sen dieses Kreises, konnten nicht gleichgültig zusehen, wenn ihn der Kaiser als Eroberer betreten, und an den Küsten der Nordischen Meere ihr Nachbar werden sollte. Das doppelte Interesse der Religion und der Staatsklugheit foderte sie auf, die Fortschritte dieses Monarchen in Niederdeutschland zu begrenzen. Christian IV. König von Dänemark, zählte sich als Herzog von Holstein selbst zu den Ständen dieses Kreises; durch gleich starke Gründe wurde Gustav Adolph von Schweden zu einem Antheil an diesem Bündniß bewogen.

Beyde Könige bewarben sich wetteifernd um die Ehre, den Niedersächsischen Kreis zu vertheidigen, und die furchtbare Oesterreichische Macht zu bekriegen. Jeder both sich an, eine wohl gerüstete Armee aufzustellen, und in eigner Person anzuführen. Siegreiche Feldzüge gegen Moskau und Pohlen gaben dem Versprechen des Schwedischen Königs Nachdruck, die ganze Küste des Belt war von dem Namen Gustav Adolphs erfüllt. Aber der Ruhm dieses Nebenbuhlers nagte am Herzen des Dänischen Königs, und je mehr Lorbeern er sich selbst in diesem Feldzuge versprach, desto weniger

konnte Christian IV. es von sich erhalten, sie seinem beneideten Nachbar zu gönnen. Beyde brachten ihre Vorschläge und Bedingungen vor das Englische Ministerium, wo es endlich Christian dem Vierten gelang, seinen Mitwerber zu überbiethen. Gustav Adolph foderte zu seiner Sicherheit die Einräumung einiger festen Plätze in Deutschland, wo er selbst keinen Fuß breit Landes besaß, um seinen Truppen im Fall eines Unglücks die nöthige Zuflucht zu gewähren. Christian IV. hatte Holstein und Jütland, durch welche Länder er sich nach einer verlornen Schlacht sicher zurück ziehen konnte.

Um seinem Nebenbuhler den Rang abzulaufen, eilte der König von Dänemark, sich im Felde zu zeigen. Zum Obersten des Niedersächsischen Kreises ernannt, hatte er in kurzem ein 60,000 Mann starkes Heer auf den Beinen; der Administrator von Magdeburg, die Herzoge von Braunschweig, die Herzoge von Mekleuburg traten mit ihm in Verbindung. Der Beystand, zu welchem England Hoffnung gemacht hatte, erhöhte seinen Muth, und mit einer solchen Macht ausgerüstet, schmeichelte er

die ganze übrige Macht des Sultans von Babylonien um sie zu unterstützen, wenn es nöthig seyn würde. Als sie das gethan hatten, kam ihr Anführer auf einem kleinen Rosse, um die Stellung unsers Heers auszuspähen; und so wie er sah, daß unsere Treffen an einer Stelle stärker waren als an einer andern, ließ er mehr von seinen Leuten nachkommen, und verstärkte seine Treffen gegen die unsrigen. Alsdann ließ er die Beduynen, deren wohl dreytausend seyn mochten, zwischen den beyden Flüssen aufziehen; welches er deswegen that, weil er glaubte, der König würde dem Herzog noch mehr Leute zur Verstärkung gegen die Beduynen schicken, und dadurch sein Heer schwächen.

Mit diesen Anordnungen brachte er bis Mittag zu. Dann ließ er seine Trommeln schlagen, die man nacaires nennt; und nun geschah der Angriff zu Fuß und zu Pferde. Ganz zuerst sag' ich nun von dem König von Sicilien, damahls noch Grafen von Anjou, weil er zunächst gegen Babylonien stand. Sie thaten gegen ihn den Angriff auf die Art, wie man Schach spielt; denn sie ließen ihr Fußvolk gegen ihn anrennen, so daß es ihm Griechisches Feuer zuwarf, und beydes, die Reuterey und das Fußvolk, nahm ihn dermaßen ins Gedränge, daß sie ihn, als er sich zwischen seinen Rittern zu Fuß befand, in die Flucht trieben. Man meldete dem König, wie sehr sich sein Bruder im Gedränge befände. Als er das vernahm, sprengt' er gerades Wegs unter seines Bruders Schaaren, mit dem Degen in der Faust, und wagte sich so tief unter die Türken, daß ihm der Schwanzriemen seines Rosses mit Griechischem Feuer verbrannt wurde. Durch diese Tapferkeit, die der König bewies, wurde der König von Sicilien gerettet, und die Türken aus dem Lager verjagt.

Auf

ſich, dieſen Krieg in Einem Feldzuge zu endigen. Nach Wien berichtete man, daß die Bewaffnung nur zur Abſicht habe, den Kreis zu vertheidigen und die Ruhe in dieſer Gegend aufrecht zu erhalten. Aber die Unterhandlungen mit Holland, mit England, ſelbſt mit Frankreich, die außerordentlichen Anſtrengungen des Kreiſes, und die furchtbare Armee, welche man aufſtellte, ſchienen etwas mehr als bloße Vertheidigung, ſchienen die gänzliche Wiederherſtellung des Churfürſten von der Pfalz, und die Demüthigung des zu mächtig gewordenen Kaiſers zum Endzweck zu haben.

Nachdem der Kaiſer Unterhandlungen, Ermahnungen, Drohungen und Befehle fruchtlos erſchöpft hatte, den König von Dänemark und den Niederſächſiſchen Kreis zu Niederlegung der Waffen zu vermögen, fingen die Feindſeligkeiten an, und Niederdeutſchland wurde nun der Schauplatz des Krieges. Graf Tilly folgte dem linken Ufer des Weſerſtroms, und bemächtigte ſich aller Päſſe bis Minden; nach einem fehlgeſchlagenen Angriff auf Nienburg und ſeinem Uebergange über den Strom, überſchwemmte er das Fürſtenthum Ca-

lemberg, und ließ es durch seine Truppen besetzen. Am rechten Ufer der Weser agirte der König, und verbreitete sich in den Braunschweigischen Landen. Aber durch zu starke Detaschements hatte er sein Hauptheer geschwächt, daß er mit dem Ueberrest nichts erhebliches ausrichten konnte. Der Ueberlegenheit seines Gegners bewußt, vermied er eben so sorgfältig eine entscheidende Schlacht, als der ligistische Feldherr sie suchte.

Bisher hatte der Kaiser bloß mit den Waffen Bayerns und der Ligue in Deutschland gestritten, wenn man die Spanisch-Niederländischen Hülfsvölker ausnimmt, welche die Unterpfalz überfielen. Maximilian führte den Krieg als Oberster der Reichsexecution, und Tilly, der sie befehligte, war ein Bayrischer Diener. Alle seine Ueberlegenheit im Felde hatte der Kaiser den Waffen Bayerns und der Ligue zu danken; diese hatten also sein ganzes Glück und Ansehen in Händen. Diese Abhängigkeit von dem guten Willen Bayerns und der Ligue vertrug sich nicht mit den weitaussehenden Entwürfen, denen man nach einem so glänzenden Anfang am kaiserlichen Hofe Raum zu geben begann.

So bereitwillig die Ligue sich gezeigt hatte, die Vertheidigung des Kaisers zu übernehmen, an welcher ihre eigne Wohlfahrt befestigt war, so wenig war zu erwarten, daß sie diese Bereitwilligkeit auch auf die kaiserlichen Eroberungsplätze erstrecken würde. Oder wenn sie auch ihre Armeen künftig zu Eroberungen hergab, so war zu fürchten, daß sie mit dem Kaiser nichts als den allgemeinen Haß theilen würde, um für sich allein alle Vortheile davon zu ärnten. Nur eine ansehnliche Heeresmacht, von ihm selbst aufgestellt, konnte ihn dieser drückenden Abhängigkeit von Bayern überheben, und ihm seine bisherige Ueberlegenheit in Deutschland behaupten helfen. Aber der Krieg hatte die kaiserlichen Lande viel zu sehr erschöpft, um die unermeßlichen Kosten einer solchen Kriegsrüstung bestreiten zu können. Unter diesen Umständen konnte dem Kaiser nichts willkommner seyn, als der Antrag, womit einer seiner Offiziere ihn überraschte.

Graf Wallenstein war es, ein verdienter Offizier, der reichste Edelmann in Böhmen. Er hatte dem kaiserlichen Hause von früher Jugend an gedient,

und sich in mehreren Feldzügen gegen Türken, Venetianer, Böhmen, Ungarn und Siebenbürger auf das rühmlichste ausgezeichnet. Der Prager Schlacht hatte er als Oberster beygewohnt, und nachher als General-Major eine Ungarische Armee in Mähren geschlagen. Die Dankbarkeit des Kaisers kam diesen Diensten gleich, und ein beträchtlicher Theil der nach dem Böhmischen Aufruhr konfiscirten Güter war seine Belohnung. Im Besitz eines unermeßlichen Vermögens, von ehrgeitzigen Entwürfen erhitzt, voll Zuversicht auf seine glücklichen Sterne, und noch mehr auf eine gründliche Berechnung der Zeitumstände, erboth er sich gegen den Kaiser, auf eigne und seiner Freunde Kosten eine Armee auszurüsten und völlig zu bekleiden; ja selbst die Sorge für ihren Unterhalt dem Kaiser zu ersparen, wenn ihm gestattet würde, sie bis auf 50,000 Mann zu vergrößern. Niemand war, der diesen Vorschlag nicht als die schimärische Geburt eines brausenden Kopfes verlachte — aber der Versuch war noch immer reichlich belohnt, wenn auch nur ein Theil des Versprechens erfüllt würde. Man überließ ihm einige Kreise in Böhmen

zu Musterplätzen, und fügte die Erlaubniß hinzu, Offiziersstellen zu vergeben. Wenige Monate, so standen 20,000 Mann unter den Waffen, mit welchen er die Oesterreichischen Grenzen verließ; bald darauf erschien er schon mit 30,000 an der Grenze von Niedersachsen. Der Kaiser hatte zu der ganzen Ausrüstung nichts gegeben als seinen Namen. Der Ruf des Feldherrn, Aussicht auf glänzende Beförderung und Hoffnung der Beute lockte aus allen Gegenden Deutschlands Abenteurer unter seine Fahnen, und sogar regierende Fürsten, von Ruhmbegierde oder Gewinnsucht gereitzt, erbothen sich jetzt, Regimenter für Oesterreich aufzustellen.

Jetzt also — zum erstenmal in diesem Kriege — erschien eine kaiserliche Armee in Deutschland; eine schreckensvolle Erscheinung für die Protestanten, eine nicht viel erfreulichere für die Katholischen. Wallenstein hatte Befehl, seine Armee mit den Truppen der Ligue zu vereinigen, und in Gemeinschaft mit dem Bayrischen General den König von Dänemark anzugreifen. Aber längst schon eifersüchtig auf Tillys Kriegsruhm, bezeigte er keine Lust, die Lorbeern die-

ses Feldzugs mit ihm zu theilen, und im Schimmer von Tillys Thaten den Ruhm der seinigen zu verlieren. Sein Kriegsplan unterstützte zwar die Operationen des letztern, aber ganz unabhängig von denselben führte er ihn aus. Da ihm die Quellen fehlten, aus welchen Tilly die Bedürfnisse seiner Truppen bestritt, so mußte er die seinigen in wohlhabende Länder führen, die von dem Kriege noch nicht gelitten hatten. Ohne also, wie ihm befohlen war, zu dem ligistischen Feldherrn zu stoßen, rückte er in das Halberstädtische und Magdeburgische Gebieth, und bemächtigte sich bey Dessau der Elbe. Alle Länder an beyden Ufern dieses Stroms lagen nun seinen Erpressungen offen; er konnte von da dem Könige von Dänemark in den Rücken fallen, ja, wenn es nöthig war, in die eignen Länder desselben einen Weg sich bahnen.

Christian IV. fühlte die ganze Gefahr seiner Lage zwischen zwey so furchtbaren Heeren. Er hatte schon vorher den Administrator von Halberstadt, der kürzlich aus Holland zurückgekehrt war, an sich gezogen; jetzt erklärte er sich auch öffentlich für den Grafen Mansfeld, den er

bisher verläugnet hatte, und unterstützte ihn nach Vermögen. Reichlich erstattete ihm Mansfeld diesen Dienst. Er ganz allein beschäftigte die Wallensteinische Macht an der Elbe, und verhinderte sie, in Gemeinschaft mit Tilly den König aufzureiben. Dieser muthige General näherte sich sogar, der feindlichen Ueberlegenheit ungeachtet, der Dessauer Brücke, und wagte es, den kaiserlichen Schanzen gegen über, sich gleichfalls zu verschanzen. Aber von der ganzen feindlichen Macht im Rücken angefallen, mußte er der überlegenen Anzahl weichen, und mit einem Verlust von 3000 Todten seinen Posten verlassen. Nach dieser Niederlage zog sich Mansfeld in die Mark Brandenburg, wo er sich nach einer kurzen Erholung mit neuen Truppen verstärkte, und dann plötzlich nach Schlesien drehte, um von dort aus in Ungarn einzudringen, und in Verbindung mit Bethlen Gaborn den Krieg in das Herz der Oesterreichischen Staaten zu versetzen. Da die kaiserlichen Erblande gegen einen solchen Feind unvertheidigt waren, so erhielt Wallenstein schleunigen Befehl, den König von Dänemark für jetzt ganz aus den Augen zu lassen,

und Mansfelden, wo möglich, den Weg durch Schlesien zu verlegen.

Die Diversion, welche den Wallensteinischen Truppen durch Mansfeld gemacht wurde, erlaubte dem König, einen Theil seines Heeres in das Westphälische zu schicken, um dort die Bißthümer Münster und Osnabrück zu besetzen. Dieß zu verhindern, verließ Tilly eilig den Weserstrom; aber die Bewegungen Herzog Christians, welcher Miene machte, durch Hessen in die ligistischen Länder einzudringen, und dahin den Krieg zu versetzen, rief ihn aufs schnellste wieder aus Westphalen zurück. Um nicht von diesen Ländern abgeschnitten zu werden, und eine gefährliche Vereinigung des Landgrafen von Hessen mit dem Feinde zu verhüten, bemächtigte sich Tilly eiligst aller haltbaren Plätze an der Werra und Fuld, und versicherte sich der Stadt Münden am Eingange der Hessischen Gebirge, wo beyde Ströme in die Weser zusammen fließen. Er eroberte kurz darauf Göttingen, den Schlüssel zu Braunschweig und Hessen, und hatte Northeim dasselbe Schicksal zugedacht, welches aber zu verhindern der König mit seiner ganzen

Armee herben eilte. Nachdem er diesen Ort mit allem nöthigen versehen, um eine lange Belagerung auszuhalten, suchte er sich durch das Eichsfeld und Thüringen einen neuen Weg in die ligistischen Länder zu eröffnen. Schon war er Duderstadt vorbey — aber durch schnelle Märsche hatte ihm Graf Tilly den Vorsprung abgewonnen. Da die Armee des letzten, durch einige Wallensteinische Regimenter verstärkt, der seinigen an Zahl weit überlegen war, so wendete sich der König in das Braunschweigische zurück, um eine Schlacht zu vermeiden. Aber auf eben diesem Rückzuge verfolgte ihn Tilly ohne Unterlaß, und nach einem dreytägigen Scharmützel mußte er endlich bey dem Dorfe Lutter am Barenberg dem Feinde stehen. Die Dänen thaten den Angriff mit vieler Tapferkeit, und dreymal führte sie der muthvolle König gegen den Feind; endlich aber mußte der schwächere Theil der überlegenen Anzahl und bessern Kriegsübung des Feindes weichen, und ein vollkommener Sieg wurde von dem ligistischen Feldherrn erfochten. Sechzig Fahnen und die ganze Artillerie, Bagage und Munition ging verloren; viele

edle Offiziere blieben todt auf dem Platze, gegen 4000 von den Gemeinen; dreyßig Compagnien Fußvolk, die sich auf der Flucht in das Amthaus zu Lutter geworfen, streckten das Gewehr, und ergaben sich dem Sieger.

Der König entfloh mit seiner Reiterey, und sammelte sich nach diesem empfindlichen Schlage bald wieder. Tilly verfolgte seinen Sieg, bemächtigte sich der Weser und der Braunschweigischen Lande, und trieb den König bis in das Bremische zurück. Durch seine Niederlage schüchtern gemacht, wollte dieser nur vertheidigungsweise verfahren, besonders aber dem Feinde den Uebergang über die Elbe verwehren. Aber indem er in alle haltbaren Plätze Besatzungen warf, blieb er unthätig mit einer getheilten Macht; die zerstreuten Corps wurden nach einander von dem Feinde zerstreut oder aufgerieben. Die ligistischen Truppen, des ganzen Weserstroms mächtig, verbreiteten sich über die Elbe und Havel, und die Dänischen sahen sich aus einem Posten nach dem andern verjagt. Tilly selbst war über die Elbe gegangen, und hatte bis weit in das Brandenburgische seine siegreichen Waf-

Auf das Treffen des Königs von Sicilien folgte das Treffen der Baronen aus den Ländern jenseits des Meers, geführt von Messire Guido Guibelin und Messire Baldwin seinem Bruder. Neben ihrem Treffen stand das Treffen Herrn Walthers von Châtillon, lauter ausgewählte und wackere Ritter. Diese beyden Treffen wehrten sich so tapfer, daß die Türken weder in sie einzudringen, noch sie zurück zu treiben vermochten.

Neben Herrn Walthers Treffen stand Bruder Wilhelm von Sonnac, Großmeister des Tempelordens, mit den wenigen Brüdern, die ihm von der Dienstagsschlacht übrig geblieben waren. Zu seiner Bedeckung standen um ihn her die Geschütze, die wir den Sarazenen abgewonnen hatten. Bey dem Angriff auf ihn warfen sie Griechisches Feuer auf die Verschanzung, die er hatte aufwerfen lassen, und das Feuer zündete leicht; denn die Tempelherrn hatten große fichtene Breter legen lassen. Auch müßt ihr wissen, daß die Türken nicht so lange warteten, bis das Feuer ganz niedergebrennt war, sondern sie rennten mitten durch die Flammen gegen die Tempelherren an. In diesem Gedränge verlor der Großmeister Bruder Wilhelm ein Auge; das andere hatt' er schon am ersten Fastentag verloren; und daran starb gedachter Herr, dem Gott genade! Dabey sollt Ihr wissen, daß wohl ein Morgen Landes hinter dem Tempelherrn mit Pfeilen, die von den Sarazenen waren abgeschossen worden, dergestalt bedeckt lag, daß man vor der großen Menge keinen Boden sah. Neben den Tempelherrn stand die Schaar Herrn Guions Malvoisin, welche die Türken nie durchbrechen konnten, wiewohl sie ihm dergestalt mit Griechischem

sen verbreitet, indem Wallenstein von der andern Seite in Holstein eindrang, den Krieg in die eignen Länder des Königs zu spielen.

Dieser General kam eben aus Ungarn zurück, bis wohin er dem Grafen Mansfeld gefolgt war, ohne seinen Marsch aufhalten, ohne seine Vereinigung mit Bethlen Gaborn verhindern zu können. Immer von dem Schicksal verfolgt, und immer größer als sein Schicksal, hatte sich dieser unter unendlichen Schwierigkeiten glücklich durch Schlesien und Ungarn zu dem Fürsten von Siebenbürgen hindurch geschlagen, wo er aber nicht sehr willkommen war. Im Vertrauen auf Englischen Beystand, und auf eine mächtige Diversion in Niedersachsen, hatte Gabor aufs neue den Waffenstillstand mit dem Kaiser gebrochen, und anstatt dieser gehofften Diversion brachte ihm jezt Mansfeld die ganze Wallensteinische Macht mit, und foderte Geld von ihm, anstatt es zu bringen. So wenig Harmonie unter den protestantischen Fürsten erkältete Gabors Eifer, und er eilte, wie gewöhnlich, sich der überlegenen Macht des Kaisers durch einen geschwinden Frieden zu entledi-

gen. Fest entschlossen, ihn bey dem ersten Stral von Hoffnung wieder zu brechen, wies er den Grafen Mansfeld an die Republik Venedig, um dort vor allem andern Geld aufzubringen.

Von Deutschland abgeschnitten, und ganz außer Stande, den schwachen Ueberrest seiner Truppen in Ungarn zu ernähren, verkaufte Mansfeld Geschütz und Heergeräthe, und ließ seine Soldaten aus einander gehen. Er selbst nahm mit einem kleinen Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig; neue Entwürfe schwellten seinen Muth — aber sein Lauf war vollendet. Das Schicksal, das ihn im Leben so unstät herum warf, hatte ihm ein Grab in Dalmatien bereitet. Nicht weit von Zara übereilte ihn der Tod. (1626) Kurz vorher war sein treuer Schicksalsgenosse, Herzog Christian von Braunschweig, gestorben — zwey Männer, der Unsterblichkeit werth, hätten sie sich eben so über ihr Zeitalter als über ihr Schicksal erhoben.

Der König von Dänemark hatte mit einer vollzähligen Macht dem einzigen Tilly nicht Stand halten können; wie viel weniger jetzt beyden kaiserlichen Ge-

neralen mit einer geschwächten! Die Dänen wichen aus allen ihren Posten an der Weser, Elbe und Havel, und die Armee Wallensteins ergoß sich über Brandenburg, Mecklenburg, Holstein und Schleswig wie ein reißender Strom. Dieser General, allzu übermüthig um mit einem andern gemeinschaftlich zu agiren, hatte den liaistischen Feldherrn über die Elbe geschickt, um dort die Holländer zu beobachten; eigentlich aber, damit er selbst den Krieg gegen den König endigen, und die Früchte der von Tilly erfochtenen Siege für sich allein ärnten möchte. Alle festen Plätze in seinen Deutschen Staaten, Glückstadt allein ausgenommen, hatte Christian verloren, seine Heere waren geschlagen oder zerstreut, von Deutschland aus keine Hülfe, von England wenig Trost, seine Bundesgenossen in Niedersachsen der Wuth des Siegers preis gegeben. Den Landgrafen von Hessencassel hatte Tilly gleich nach dem Siege bey Lutter gezwungen, der Dänischen Allianz zu entsagen. Wallensteins furchtbare Erscheinung vor Berlin brachte den Churfürsten von Brandenburg zur Unterwerfung, und zwang ihn, Maximilian von Bayern als

rechtmäßigen Churfürsten anzuerkennen. Der größte Theil Mecklenburgs wurde jetzt von den kaiserlichen Truppen überschwemmt; beyde Herzoge, als Anhänger des Königs von Dänemark, in die Reichsacht erklärt und aus ihren Staaten vertrieben. Die Deutsche Freyheit gegen widerrechtliche Eingriffe vertheidigt zu haben, wurde als ein Verbrechen behandelt, das den Verlust aller Würden und Länder nach sich zog. Und doch war alles dieß nur das Vorspiel schreyenderer Gewaltthätigkeiten, welche bald darauf folgen sollten.

Jetzt kam das Geheimniß an den Tag, auf welche Art Wallenstein seine ausschweifenden Versprechungen zu erfüllen meinte. Dem Grafen Mansfeld war es abgelernt; aber der Schüler übertraf seinen Meister. Dem Grundsatze gemäß, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, hatten Mansfeld und Herzog Christian mit den Brandschatzungen, die sie von Freund und Feind ohne Unterschied erpreßten, die Bedürfnisse ihrer Truppen bestritten — aber diese räuberische Lebensart war auch von allem Ungemach und aller Unsicherheit des Räuberlebens begleitet. Gleich flüchtigen Die-

ben, mußten sie sich durch wachsame und
erbitterte Feinde stehlen, von einem Ende
Deutschlands zum andern fliehen, ängst-
lich auf die Gelegenheit lauern, und
gerade die wohlhabendsten Länder mei-
den, weil eine stärkere Macht diese ver-
theidigte. Hatten Mansfeld und Herzog
Christian, im Kampfe mit so furchtbaren
Hindernissen, doch so erstaunlich viel ge-
than, was mußte sich dann nicht aus-
richten lassen, wenn man aller dieser
Hinderuisse überhoben war! wenn die
Armee, die man aufstellte, zahlreich ge-
nug war, auch den mächtigsten einzelnen
Reichsstand in Furcht zu setzen — wenn
der Name des Kaisers allen Gewaltthä-
tigkeiten die Straflosigkeit versicherte —
kurz — wenn man unter der höchsten
Autorität im Reiche, und an der Spitze
eines überlegenen Heeres denselben
Kriegsplan befolgte, welchen jene bey-
den Abentheurer auf eigne Gefahr und
mit einer zusammen gelaufenen Bande
zu Ausübung gebracht hatten!

Dieß hatte Wallenstein im Auge, da
er dem Kaiser sein kühnes Anerbiethen
that, und jetzt wird es niemand mehr
übertrieben finden. Je mehr man das
Heer verstärkte, desto weniger durfte

man um den Unterhalt desselben bekümmert seyn, denn desto mehr brachte es die widersetzlichen Stände zum Zittern; je schreyender die Gewaltthätigkeiten, desto ungestrafter konnte man sie verüben. Gegen feindlich gesinnte Reichsstände hatten sie einen Schein des Rechts; gegen getreue konnte die vorgeschützte Nothwendigkeit sie entschuldigen. Die ungleiche Vertheilung dieses Druckes verhinderte eine gefährliche Einigkeit unter den Ständen; die Erschöpfung ihrer Länder entzog ihnen zugleich die Mittel, sie zu rügen. Ganz Deutschland wurde auf diese Art ein Proviantmagazin für die Heere des Kaisers, und er konnte mit allen Territorien wie mit seinen Erblanden schalten. Allgemein war das Geschrey um Gerechtigkeit am Throne des Kaisers — aber man war vor der Selbstrache der mißhandelten Fürsten sicher, so lange sie um Gerechtigkeit riefen. Der allgemeine Unwille zertheilte sich zwischen dem Kaiser, der seinen Namen zu diesen Greueln gab, und dem Feldherrn, der seine Vollmacht überschritt, und offenbar die Autorität seines Herrn mißbrauchte. — Durch den Kaiser nahm man den Weg, um gegen

seinen Feldherrn Schutz zu erhalten; aber sobald er sich durch seine Truppen allmächtig wußte, hatte Wallenstein auch den Gehorsam gegen den Kaiser abgeworfen.

Die Erschöpfung des Feindes ließ einen nahen Frieden mit Wahrscheinlichkeit erwarten; dennoch fuhr Wallenstein fort, die kaiserlichen Heere immer mehr, zuletzt bis auf hundert tausend Mann, zu verstärken. Obersten- und Offizierspatente ohne Zahl, ein königlicher Staat des Generals, unmäßige Verschwendungen an seine Kreaturen, (nie schenkte er unter tausend Gulden) unglaubliche Summen für Bestechungen am Hofe des Kaisers, um dort seinen Einfluß zu erhalten, alles dieses ohne den Kaiser zu beschweren. Aus den Brandschatzungen der Niederdeutschen Provinzen wurden alle diese unermeßlichen Summen gezogen, kein Unterschied zwischen Freund und Feind, gleich eigenmächtige Durchzüge und Einquartierungen in aller Herren Ländern, gleiche Erpressungen und Gewaltthätigkeiten. Dürfte man einer ausschweifenden Angabe aus jenen Zeiten trauen, so hätte Wallenstein in einem siebenjährigen Commando 60,000 Mil-

lionen Thaler aus einer Hälfte Deutschlands an Contributionen erhoben. Je ungeheurer die Erpressungen, desto mehr Vorrath für seine Heere, desto stärker also der Zulauf zu seinen Fahnen; alle Welt fliegt nach dem Glücke. Seine Armeen schwollen an, indem alle Länder welkten, durch die sie zogen. Was kümmerte ihn nun der Fluch der Provinzen, und das Klaggeschrey der Fürsten? Sein Heer bethete ihn an, und das Verbrechen selbst setzte ihn in den Stand, alle Folgen desselben zu verlachen!

Man würde dem Kaiser Unrecht thun, wenn man alle die Ausschweifungen seiner Armeen auf seine Rechnung setzen wollte. Wußte es Ferdinand vorher, daß er seinem Feldherrn alle Deutsche Staaten zum Raube gab, so hätte ihm nicht verborgen bleiben können, wie viel er selbst bey einem so unumschränkten Feldherrn Gefahr lief. Je enger sich das Band zwischen der Armee und ihrem Anführer zusammenzog, von dem allein alles Glück, alle Beförderung ausfloß, desto mehr mußte es zwischen beyden und dem Kaiser erschlaffen. Zwar geschah alles im Namen des Letztern; aber die Majestät des Reichsoberhaupts

wurde von Wallenstein nur gebraucht, um jede andre Autorität in Deutschland zu zermalmen. Daher der überlegte Grundsatz dieses Mannes, die Deutschen Reichsfürsten sichtbar zu erniedrigen, alle Stufen und Ordnungen zwischen diesen Fürsten und dem Reichsoberhaupte zu zerbrechen, und das Ansehn des Letztern über alle Vergleichung zu erhöhen. War der Kaiser die einzige gesetzgebende Macht in Deutschland, wer reichte alsdann hinauf an den Vezier, den er zum Vollzieher seines Willens gemacht hatte? Die Höhe, auf welche Wallenstein ihn stellte, überraschte sogar den Kaiser; aber eben weil diese Größe des Herrn das Werk seines Dieners war, so sollte diese Wallensteinische Schöpfung wieder in ihr Nichts zurück sinken, sobald ihr die Hand ihres Schöpfers fehlte. Nicht umsonst empörte er alle Reichsfürsten Deutschlands gegen den Kaiser — je heftiger ihr Haß gegen Ferdinand, desto nothwendiger mußte ihm derjenige Mann bleiben, der allein ihren schlimmen Willen unschädlich machte. Seine Absicht ging unverkennbar dahin, daß sein Oberherr in ganz Deutschland keinen Menschen mehr zu fürchten haben sollte, als

— den Einzigen, dem er diese Allmacht verdankte.

Ein Schritt zu diesem Ziele war, daß Wallenstein das eben eroberte Mecklenburg zum einstweiligen Unterpfand für sich verlangte, bis die Geldvorschüsse, welche er dem Kaiser in dem bisherigen Feldzug gethan, erstattet seyn würden. Schon vorher hatte ihn Ferdinand, wahrscheinlich um seinem General einen Vorzug mehr vor dem Bayrischen zu geben, zum Herzog von Friedland erhoben; aber eine gewöhnliche Belohnung konnte den Ehrgeitz eines Wallensteins nicht ersättigen. Vergebens erhoben sich selbst in dem kaiserlichen Rath unwillige Stimmen gegen diese neue Beförderung, die auf Unkosten zweyer Reichsfürsten geschehen sollte; umsonst widersetzten sich selbst die Spanier, welche längst schon sein Stolz beleidigt hatte, seiner Erhebung. Der mächtige Anhang, welchen sich Wallenstein unter den Rathgebern des Kaisers erkauft hatte, behielt die Oberhand; Ferdinand wollte sich, auf welche Art es auch seyn möchte, diesen unentbehrlichen Diener verpflichten. Man stieß eines leichten Vergehens wegen die Nachkömmlinge eines

Feuer zusetzten, daß seine Leute alle Mühe hatten es zu löschen.

Bey dem Treffen des Herrn Guion Malvoisin begann die Schranke, die unser Lager einschloß. Alsdann ging sie bis an den Fluß, wohl eines starken Steinwurfs weit; von da zog sie sich vor dem Lager des Grafen Wilhelm hin, und erstreckte sich bis an den Fluß, der ins Meer geht. Nicht weit von diesem Kanal, der nach dem Herrn Guion Malvoisin zu floß, stand unser Treffen. Da sie nun das Treffen Grafen Wilhelms von Flandern gerade im Gesicht sahen, wagten sie sich nicht gegen uns; welches eine große Gnade von Gott war; denn ich und meine Ritter hatten weder Harnisch noch Schild, und waren alle voll Wunden, aus der Schlacht am ersten Fastentage. Auf den Grafen von Flandern rennten sie zu Fuß und zu Pferd gar ungestüm und erbittert an. Bey diesem Anfall gebot ich unsern Armbrustschützen gegen die Reiterey zu schießen; und als diese sich unsern Bogenschützen ausgesetzt sahen, nahmen sie die Flucht. Bey diesem Anblick verließen die Leute des Grafen das Lager, übersprangen die Schranke, rennten gegen das Fußvolk der Sarazenen und trieben es in die Flucht; so daß viele davon umgebracht, und viele von ihren Schilden erbeutet wurden. Hier zeigte sich vorzüglich Walther de la Horgne, der das Panier des Herrn von Apremont trug.

Auf das Treffen des Grafen von Flandern folgte das Treffen des Grafen von Poitiers, Bruders des Königs; es war zu Fuß und er allein zu Pferd. Dieses Treffen des Grafen schlugen die Türken gänzlich, und machten den Grafen zum Gefangenen. Als das die Fleischer und andere dergleichen Leute im

Lager

der älteſten Deutſchen Fürſtenhäuſer aus ihrem Erbtheil, um eine Kreatur der kaiſerlichen Gnade mit ihrem Raube zu bekleiden. (1628)

Bald darauf fing Wallenſtein an, ſich einen Generaliſſimus des Kaiſers zu Waſſer und zu Lande zu nennen. Die Stadt Wismar wurde erobert, und feſter Fuß an der Oſtſee gewonnen. Von Pohlen und den Hanſeeſtädten wurden Schiffe gefodert, um den Krieg jenſeits des Balthiſchen Meers zu ſpielen, die Dänen in das Innerſte ihres Reichs zu verfolgen, und einen Frieden zu erzwingen, der zu größern Eroberungen den Weg bahnen ſollte. Der Zuſammenhang der Niederdeutſchen Stände mit den nordiſchen Reichen war zerriſſen, wenn es dem Kaiſer gelang, ſich in die Mitte zwiſchen beyden zu lagern, und von dem Adriatiſchen Meere bis an den Sund, (das dazwiſchen liegende Pohlen ſtand in ſeiner Abhängigkeit) Deutſchland mit einer fortlaufenden Länderkette zu umgeben. Wenn dieß die Abſicht des Kaiſers war, ſo hatte Wallenſtein ſeine beſondere, den nehmlichen Plan zu befolgen. Beſitzungen an der Oſtſee ſollten den Grundſtein zu einer Macht ab-

geben, womit sich schon längst seine Ehrsucht trug, und welche ihn in den Stand setzen sollte, seinen Herrn zu entbehren.

Diese Zwecke zu erreichen, war es von äußerster Wichtigkeit, die Stadt Stralsund am Balthischen Meere in Besitz zu bekommen. Ihr vortrefflicher Hafen, die leichte Ueberfahrt von da nach den Schwedischen und Dänischen Küsten machte sie vorzüglich geschickt, in einem Kriege mit beyden Kronen einen Waffenplatz abzugeben. Diese Stadt, die sechste des Hanseatischen Bundes, genoß unter dem Schutze des Herzogs von Pommern die wichtigsten Privilegien, und, völlig außer aller Verbindung mit Dänemark, hatte sie an dem bisherigen Kriege auch nicht den entferntesten Antheil genommen. Aber weder diese Neutralität, noch ihre Privilegien konnten sie vor den Anmaßungen Wallensteins schützen, der seine Absicht auf sie gerichtet hatte.

Einen Antrag dieses Generals, kaiserliche Besatzungen anzunehmen, hatte der Magistrat von Stralsund mit rühmlicher Standhaftigkeit verworfen; auch seinen Truppen den arglistig verlangten Durchmarsch verweigert. Jetzt schickte

Wallenstein sich an, die Stadt zu belagern.

Für beyde nordische Könige war es von gleicher Wichtigkeit, Stralsund bey seiner Unabhängigkeit zu schützen, ohne welche die freye Schifffahrt auf dem Belte nicht behauptet werden konnte. Die gemeinschaftliche Gefahr besiegte endlich die Privateifersucht, welche schon längst beyde Könige entzweyte. In einem Vertrage zu Kopenhagen (1628) versprachen sie einander, Stralsund mit vereinigten Kräften aufrecht zu erhalten, und gemeinschaftlich jede fremde Macht abzuwehren, welche in feindlicher Absicht in der Ostsee erscheinen würde. Christian IV. warf sogleich eine hinreichende Besatzung in Stralsund, und stärkte durch seinen persönlichen Besuch den Muth der Bürger. Einige Kriegsschiffe, welche König Sigismund von Pohlen dem kaiserlichen Feldherrn zu Hülfe schickte, wurden von der Dänischen Flotte in Grund gebohrt, und da ihm nun auch die Stadt Lübeck die ihrigen abschlug, so hatte der kaiserliche Generalissimus zur See nicht einmal Schiffe genug, den Hafen einer einzigen Stadt einzuschließen.

Nichts scheint abentheuerlicher zu seyn, als einen Seeplatz, der aufs vortrefflichste befestigt war, erobern zu wollen, ohne seinen Hafen einzuschließen. Wallenstein, der noch nie einen Widerstand erfahren, wollte nun auch die Natur überwinden, und das Unmögliche besiegen. Stralsund, von der Seeseite frey, fuhr ungehindert fort, sich mit Lebensmitteln zu versehen, und mit neuen Truppen zu verstärken; nichts desto weniger umzingelte es Wallenstein zu Lande, und suchte durch prahlerische Drohungen den Mangel gründlicherer Mittel zu ersetzen. „Ich will, sagte er, diese Stadt wegnehmen, und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden.“ Der Kaiser selbst, welcher eine Unternehmung bereuen mochte, wovon er sich keinen rühmlichen Ausgang versprach, ergriff mit Begierde die scheinbare Unterwürfigkeit und einige annehmliche Erbiethungen der Stralsunder, seinem General den Abzug von der Stadt zu befehlen. Wallenstein verachtete diesen Befehl und fuhr fort, den Belagerten durch unablässige Stürme zuzusetzen. Da die Dänische Besatzung schon stark geschmolzen, der Ueberrest der rastlosen Arbeit

nicht gewachsen war, und der König sich außer Stande befand, mehrere seiner Truppen an diese Stadt zu wagen, so warf sich Stralsund, mit Christians Genehmigung, dem Könige von Schweden in die Arme. Der Dänische Kommendant verließ die Festung, um einem Schwedischen Platz zu machen, der sie mit dem glücklichsten Erfolge vertheidigte. Wallensteins Glück scheiterte vor dieser Stadt, und zum erstenmal erlebte sein Stolz die empfindliche Kränkung, nach mehreren verlornen Monaten, nach einem Verlust von 12,000 Todten seinem Vorhaben zu entsagen. Aber die Nothwendigkeit, in welche er diese Stadt gesetzt hatte, den Schwedischen Schutz anzurufen, veranlaßte ein enges Bündniß zwischen Gustav Adolph und Stralsund, welches in der Folge den Eintritt der Schweden in Deutschland nicht wenig erleichterte.

Bis hieher hatte das Glück die Waffen der Ligue und des Kaisers begleitet, und Christian IV. in Deutschland überwunden, mußte sich in seinen Inseln verbergen; aber die Ostsee setzte diesen Eroberungen eine Grenze. Der Abgang der Schiffe hinderte nicht nur, den Kö-

nig weiter zu verfolgen, sondern setzte auch den Sieger noch in Gefahr, die gemachten Eroberungen zu verlieren. Am meisten hatte man von der Vereinigung beyder nordischen Monarchen zu fürchten, welche es, wenn sie Bestand hatte, dem Kaiser und seinem Feldherrn unmöglich machte, auf der Ostsee eine Rolle zu spielen, oder gar Landung in Schweden zu thun. Gelang es aber, die Sache dieser beyden Fürsten zu trennen, und sich der Freundschaft des Dänischen Königs ins besondere zu versichern, so konnte man die einzelne Schwedische Macht desto leichter zu überwältigen hoffen. Furcht vor Einmischung fremder Mächte, aufrührerische Bewegungen der Protestanten in seinen eigenen Staaten, die ungeheuren Kosten des bisher geführten Kriegs, und noch mehr der Sturm, den man im ganzen protestantischen Deutschlande im Begriff war zu erregen, stimmten das Gemüth des Kaisers zum Frieden, und aus ganz entgegen gesetzten Gründen beeiferte sich sein Feldherr, diesen Wunsch zu erfüllen. Weit entfernt, einen Frieden zu wünschen, der ihn aus dem Mittagsglanze der Größe und Gewalt in die Dunkelheit des Pri-

vatstandes herunter stürzte, wollte er nur den Schauplatz des Kriegs verändern, und durch diesen einseitigen Frieden die Verwirrung verlängern. Die Freundschaft Dänemarks, dessen Nachbar er als Herzog von Mecklenburg geworden, war ihm für seine weit aussehenden Entwürfe sehr wichtig, und er beschloß, selbst mit Hintansetzung der Vortheile seines Herrn, sich diesen Monarchen zu verpflichten.

Christian IV. hatte sich in dem Vertrag von Kopenhagen verbindlich gemacht, ohne Zuziehung Schwedens keinen einseitigen Frieden mit dem Kaiser zu schließen. Dem ohngeachtet wurde der Antrag, den ihm Wallenstein that, mit Bereitwilligkeit angenommen. Auf einem Congreß zu Lübeck, (1629) von welchem Wallenstein die Schwedischen Gesandten, die für Mecklenburg zu intercediren kamen, mit ausstudierter Geringschätzung abwies, wurden von kaiserlicher Seite alle den Dänen weggenommene Länder zurück gegeben. Diesen ihm so nöthigen Frieden erkaufte Christian mit sonst nichts, als seiner königlichen Ehre. Man legte ihm auf, sich in die Angelegenheiten Deutschlands

fernerhin nicht weiter einzumengen, als ihm der Name eines Herzogs von Holstein gestattete, sich der Niederdeutschen Stifter unter keinem Namen mehr anzumaßen, und die Mecklenburgischen Herzoge ihrem Schicksal zu überlassen. Christian selbst hatte diese beyden Fürsten in den Krieg mit dem Kaiser verwickelt; jetzt opferte er sie auf, um sich den Räuber ihrer Staaten zu verpflichten. Unter den Beweggründen, welche ihn zum Krieg gegen den Kaiser veranlaßten, war die Wiederherstellung des Churfürsten von der Pfalz, seines Verwandten, nicht der unerheblichste gewesen — auch dieses Fürsten wurde in dem Lübecker Frieden mit keiner Sylbe gedacht, und in einem Artikel desselben sogar die Rechtmäßigkeit der Bayrischen Churwürde eingestanden. Mit so wenig Ruhm trat Christian IV. vom Schauplatz.

Zum zweytenmal hatte Ferdinand jetzt die Ruhe Deutschlands in Händen, und es stand nur bey ihm, den Frieden mit Dänemark in einen allgemeinen zu verwandeln. Aus allen Gegenden Deutschlands schallte ihm das Jammern der Unglücklichen entgegen, die um das Ende

ihrer Drangsale flehten; die Greuel seiner Soldaten, die Habsucht seiner Feldherrn hatte alle Grenzen überstiegen. Deutschland, von den verwüstenden Schwärmen Mansfelds und Christians von Braunschweig, von den schrecklichern Heerschaaren Tillys und Wallensteins durchzogen, lag erschöpft, blutend, verödet, und seufzte nach Erholung. Mächtig war der Wunsch des Friedens bey allen Ständen des Reichs, mächtig selbst bey dem Kaiser, der in Oberitalien mit Frankreich in Krieg verwickelt, durch den bisherigen in Deutschland entkräftet, und vor den Rechnungen bange war, die seiner warteten. Aber unglücklicher Weise widersprachen sich die Bedingungen, unter welchen beyde Religionspartheyen das Schwert in die Scheide stecken wollten. Die Katholischen wollten mit Vortheil aus diesem Kriege gehen; die Protestanten wollten nicht schlimmer daraus gehen — der Kaiser, anstatt beyde Theile mit kluger Mäßigung zu vereinigen, nahm Parthey; und so stürzte Deutschland aufs neue in die Schrecken eines entsetzlichen Krieges.

Schon seit Endigung der Böhmischen Unruhen hatte Ferdinand die Gegenre-

formation in seinen Erbstaaten angefangen, wobey jedoch aus Rücksicht gegen einige evangelische Stände mit Mäßigung verfahren wurde. Aber die Siege, welche seine Feldherrn in Niederdeutschland erfochten, machten ihm Muth, allen bisherigen Zwang abzuwerfen. Allen Protestanten in seinen Erbländern wurde diesem Entschluß gemäß angekündigt, entweder ihrer Religion oder ihrem Vaterlande zu entsagen — eine bittere, schreckliche Wahl, welche die fürchterlichsten Empörungen unter den Landleuten in Oesterreich erregte. In den Pfälzischen Landen wurde gleich nach Vertreibung Friedrichs V. der reformirte Gottesdienst aufgehoben, und die Lehrer dieser Religion von der hohen Schule zu Heidelberg vertrieben.

Diese Neuerungen waren nur das Vorspiel zu größern. Auf einem Churfürstenconvent zu Mühlhausen foderten die Katholiken den Kaiser auf, alle seit dem Religionsfrieden zu Augsburg von den Protestanten eingezogene Erzbißthümer, Bißthümer, mittelbare und unmittelbare Abteyen und Klöster wieder an die katholische Kirche zurück zu bringen, und dadurch die katholischen Stän-

Lager und die Höckinnen vernahmen, erhuben ſie ein Geſchrey im Lager und machten mit göttlicher Hülfe den Grafen wieder frey, und vertrieben die Türken aus dem Lager.

Nach dem Treffen des Grafen Poitiers kam das Treffen von Monſeigneur Jocerant de Brançon, der mit dem Grafen nach Aegypten gekommen war; einer der beſten Ritter im ganzen Heer. Deſſen Leute waren ſo geordnet, daß ſie alle zu Fuß waren, und er zu Pferd; nur ſein Sohn, Herr Heinrich, und der Sohn des Herrn Jocerant von Manton durften zu Pferd ſeyn, weil ſie noch Knaben waren.

Verſchiedenemal brachten die Türken ſeine Leute zum Weichen; aber jedesmahl, wenn er ſeine Leute zum Weichen gezwungen ſah, ſprengt' er an, und fiel den Türken in den Rücken; und daher ließen die Türken verſchiedenemahl von ſeinen Leuten ab, und hielten ſich an ihn. Indeſſen hätte das dennoch nicht verhindert, daß nicht die Türken ſie alle auf der Stelle niedergehauen hätten, wäre nicht Herr Heinrich von Crienne geweſen, der ſich beym Heere des Herzogs von Burgund befand, ein kluger, tapferer und erfahrner Ritter. So oft dieſer ſah, daß die Türken auf den Sire von Brançon eindrangen, ließ er die königlichen Bogenſchützen gegen die Türken über den Fluß hinüber ſchießen; und dadurch entging der Sire von Brançon der Gefahr dieſes Tages. Von zwanzig Rittern, die er um ſich hatte, verlor er zwölfe: die andern Kriegsleute nicht gerechnet. Er ſelbſt wurde ſo übel zugerichtet, daß er nicht wieder aufkommen konnte, ſondern an ſeinen Wunden zum Dienſte Gottes ſtarb.

Von dem Sire von Brançon will ich noch ſagen, daß er, als er ſtarb, in ſechs und dreyßig

Schlach-

e für die Verluste und Bedrückungen
u entschädigen, welche sie in dem bis-
erigen Kriege erlitten hätten. Bey ei-
em so streng katholischen Fürsten, wie
s Ferdinand war, konnte ein solcher
Dink nicht zur Erde fallen; aber noch
chien es ihm zu frühe, das ganze pro-
estantische Deutschland durch einen so
ntscheidenden Schritt zu empören. Kein
inziger protestantischer Fürst war, dem
iese Zurückfoderung der geistlichen Stif-
er nicht einen Theil seiner Lande nahm.
Wo man die Einkünfte derselben auch
icht ganz zu weltlichen Zwecken be-
immt hatte, hatte man sie zum Nutzen
er protestantischen Kirche verwendet.
Mehrere Fürsten dankten diesen Erwer-
ungen einen großen Theil ihrer Ein-
ünfte und Macht. Alle ohne Unter-
chied mußten durch die Zurückfoderung
erselben in Aufruhr gebracht werden.
er Religionsfriede sprach ihnen das
echt an diese Stifter nicht ab, obgleich
es eben so wenig außer Zweifel setzte.
ber ein langer, bey vielen fast Jahr-
ndert langer Besitz, das Stillschwei-
n von vier bisherigen Kaisern, das
esetz der Billigkeit, welches ihnen an
n Stiftungen ihrer Vorältern einen

gleichen Antheil mit den Katholischen zusprach, konnte als ein vollgültiger Grund des Rechts von ihnen angeführt werden. Außer dem wirklichen Verluste, den sie durch Zurückgabe dieser Stifter an ihrer Macht und Gerichtsbarkeit erlitten, außer den unübersehlichen Verwirrungen, welche die Folge davon seyn mußten, war dieß kein geringer Nachtheil für sie, daß die wieder eingesetzten katholischen Bischöfe die katholische Parthey auf dem Reichstage mit eben so vielen neuen Stimmen verstärken sollten. So empfindliche Verluste auf Seiten der Evangelischen ließen den Kaiser die heftigste Widersetzung befürchten, und ehe das Kriegsfeuer in Deutschland gedämpft war, wollte er eine ganze, in ihrer Vereinigung furchtbare Parthey, welche an dem Churfürsten von Sachsen eine mächtige Stütze hatte, nicht zur Unzeit gegen sich reitzen. Er versuchte es also vorerst im Kleinen, um zu erfahren, wie man es im Großen aufnehmen würde. Einige Reichsstädte in Oberdeutschland und der Herzog von Wirtemberg erhielten Mandate, verschiedene solcher eingezogenen Stifter heraus zu geben.

Die Lage der Umstände in Sachsen
eß ihn dort noch einige kühnere Versu-
e wagen. In den Bißthümern Mag-
eburg und Halberstadt hatten die prote-
antischen Domherren keinen Anstand
enommen, Bischöfe von ihrer Religion
ufzustellen. Beyde Bißthümer, die
tadt Magdeburg allein ausgenommen,
atten Wallensteinische Truppen jetzt
berschwemmt. Zufälliger Weise war
alberstadt durch den Tod des Admini-
rators, Herzogs Christian von Braun-
weig, das Erzstift Magdeburg durch
bsetzung Christian Wilhelms, eines
randenburgischen Prinzen, erledigt.
rdinand benutzte diese beyden Umstän-
, um das Halberstädtische Stift einem
tholischen Bischof, und noch dazu ei-
m Prinzen aus seinem eignen Hause
zuwenden. Um nicht einen ähnlichen
wang zu erleiden, eilte das Kapitel zu
agdeburg, einen Sohn des Churfür-
n von Sachsen zum Erzbischof zu er-
hlen. Aber der Pabst, der sich aus
gemaßter Gewalt in diese Angelegen-
t mengte, sprach dem Oesterreichi-
en Prinzen auch das Magdeburgische
zstift zu, und man konnte sich nicht
halten, die Geschicklichkeit Ferdi-

nands zu bewundern, der über dem hei
ligsten Eifer für seine Religion nicht ver
gaß, für das Beste seines Hauses z
sorgen.

Endlich als der Lübecker Friede den
Kaiser von Seiten Dänemarks außer
aller Furcht gesetzt hatte, die Protestan
ten in Deutschland gänzlich darnieder z
liegen schienen, die Foderungen der Li
gue aber immer lauter und dringende
wurden, unterzeichnete Ferdinand da
durch so viel Unglück berüchtigte Resti
tutionsedikt, (1629) nachdem e
es vorher jedem der vier katholische
Churfürsten zur Genehmigung vorgeleg
hatte. In dem Eingange spricht er sich
das Recht zu, den Sinn des Religions
friedens, dessen ungleiche Deutung z
allen bisherigen Irrungen Anlaß gege
ben, vermittelst kaiserlicher Machtvoll
kommenheit zu erklären, und als ober
ster Schiedsmann und Richter zwische
beyde streitende Partheyen zu treten
Dieses Recht gründete er auf die Obser
vanz seiner Vorfahren, und auf die ei
mals geschehene Einwilligung selbst pro
testantischer Stände. Churſachsen hatt
dem Kaiser wirklich dieses Recht zuge
standen, jetzt ergab es sich, wie große

Schaden dieser Hof durch seine Anhänglichkeit an Oesterreich der protestantischen Sache zugefügt hatte. Wenn aber der Buchstabe des Religionsfriedens wirklich einer ungleichen Auslegung unterworfen war, wie der Jahrhundert lange Zwist beyder Religionspartheyen es genugsam bezeugte, so konnte doch auf keine Weise der Kaiser, der entweder ein katholischer oder ein protestantischer Reichsfürst, und also selbst Parthey war, zwischen katholischen und protestantischen Ständen einen Religionsstreit entscheiden — ohne den wesentlichen Artikel des Religionsfriedens zu verletzen. Er konnte in seiner eignen Sache nicht Richter seyn, ohne die Freyheit des Deutschen Reichs in einen leeren Schall zu verwandeln.

Und nun in Kraft dieses angemaßten Rechts, den Religionsfrieden auszulegen, gab Ferdinand die Entscheidung: „daß jede, nach dem Datum dieses Friedens, von den Protestanten geschehene Einziehung sowohl mittelbarer als unmittelbarer Stifter dem Sinn dieses Friedens zuwider laufe, und als eine Verletzung desselben widerrufen sey.“ Er gab ferner die Entscheidung: daß der Religionsfriede keinem katholischen Landes-

herrn auflege, protestantischen Unterthanen etwas mehr als freyen Abzug aus seinen Landen zu bewilligen. Diesem Ausspruche gemäß, wurde allen unrechtmäßigen Besitzern geistlicher Stifter — also allen protestantischen Reichsständen ohne Unterschied — bey Strafe des Reichsbannes anbefohlen, dieses unrechte Gut an die kaiserlichen Kommissarien unverzüglich heraus zu geben.

Nicht weniger als zwey Erzbißthümer und zwölf Bißthümer standen auf der Liste; außer diesen eine unübersehliche Anzahl von Klöstern, welche die Protestanten sich zugeeignet hatten. Dieses Edikt war ein Donnerschlag für das ganze protestantische Deutschland; schrecklich schon an sich selbst durch das, was es wirklich nahm; schrecklicher noch durch das, was es für die Zukunft befürchten ließ, und wovon man es nur als einen Vorläufer betrachtete. Jetzt sahen es die Protestanten als ausgemacht an, daß der Untergang ihrer Religion von dem Kaiser und der katholischen Ligue beschlossen sey, und daß der Untergang Deutscher Freyheit ihr bald nachfolgen werde. Auf keine Gegenvorstellung ward geachtet, die Kommissarien

wurden ernannt, und eine Armee zuſammen gezogen, ihnen Gehorſam zu verſchaffen. Mit Augsburg, wo der Friede geſchloſſen worden, machte man den Anfang; die Stadt mußte unter die Gerichtsbarkeit ihres Biſchofs zurück treten, und ſechs proteſtantiſche Kirchen wurden darin geſchloſſen. Eben ſo mußte der Herzog von Wirtemberg ſeine Klöſter heraus geben. Dieſer Ernſt ſchreckte alle evangeliſche Reichsſtände auf, aber ohne ſie zu einem thätigen Widerſtand begeiſtern zu können. Die Furcht vor des Kaiſers Macht wirkte zu mächtig: ſchon fing ein großer Theil an, ſich zur Nachgiebigkeit zu neigen. Die Hoffnung, auf einem friedlichen Wege zu Erfüllung ihres Wunſches zu gelangen, bewog deswegen die Katholiſchen, mit Vollſtreckung des Edikts noch ein Jahr lang zu zögern, und dieß rettete die Proteſtanten. Ehe dieſe Friſt um war, hatte das Glück der Schwediſchen Waffen die ganze Geſtalt der Dinge verändert.

Auf einer Churfürſtenverſammlung zu Regensburg, welcher Ferdinand in Perſon beywohnte, (1630) ſollte nun mit allem Ernſt an der gänzlichen Beruhi-

gung Deutschlands und an Hebung aller Beschwerden gearbeitet werden. Diese waren von Seiten der Katholischen nicht viel geringer, als von Seiten der Evangelischen, so sehr auch Ferdinand sich überredete, alle Mitglieder der Ligue durch das Restitutionsedikt, und den Anführer derselben durch Ertheilung der Churwürde und durch Einräumung des größten Theils der Pfälzischen Lande sich verpflichtet zu haben. Das gute Verständniß zwischen dem Kaiser und den Fürsten der Ligue hatte seit Wallensteins Erscheinung unendlich gelitten. Gewohnt, den Gesetzgeber in Deutschland zu spielen, und selbst über das Schicksal des Kaisers zu gebiethen, sah sich der stolze Churfürst von Bayern durch den kaiserlichen Feldherrn auf einmal entbehrlich gemacht, und seine ganze bisherige Wichtigkeit zugleich mit dem Ansehen der Ligue verschwunden. Ein andrer trat jetzt auf, die Früchte seiner Siege zu ärnten, und alle seine vergangenen Dienste in Vergessenheit zu stürzen. Der übermüthige Charakter des Herzogs von Friedland, dessen süßester Triumph war, dem Ansehen der Fürsten Hohn zu sprechen, und der Autorität seines Herrn eine ver-

haßte Ausdehnung zu geben, trug nicht wenig dazu bey, die Empfindlichkeit des Churfürsten zu vermehren. Unzufrieden mit dem Kaiser und voll Mißtrauen gegen seine Gesinnungen, hatte er sich in ein Bündniß mit Frankreich eingelassen, dessen sich auch die übrigen Fürsten der Ligue verdächtig machten. Die Furcht vor den Vergrößerungsplanen des Kaisers, der Unwille über die gegenwärtigen schreyenden Uebel, hatte bey diesen jedes Gefühl der Dankbarkeit erstickt. Wallensteins Erpressungen waren bis zum Unerträglichen gegangen. Brandenburg gab den erlittenen Schaden auf zwanzig, Pommern auf zehen, Hessen auf sieben Millionen an, die übrigen nach Verhältniß. Allgemein, nachdrücklich, heftig war das Geschrey um Hülfe, umsonst alle Gegenvorstellungen, kein Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten, alles über dieſen Punkt nur eine einzige Stimme. Mit Fluten von Bittschriften, alle wider Wallenstein gerichtet, stürmte man auf den erschrockenen Kaiser ein, und erschütterte sein Ohr durch die schauderhaftesten Beschreibungen der erlittenen Gewaltthätigkeiten. Ferdinand war kein Barbar.

Wenn auch nicht unschuldig an den Abscheulichkeiten, die sein Name in Deutschland verübte, doch unbekannt mit dem Uebermaße derselben, besann er sich nicht lange, den Foderungen der Fürsten zu willfahren, und von seinen im Felde stehenden Heeren sogleich achtzehn tausend Mann Reiterey abzudanken. Als diese Truppenverminderung geschah, rüsteten sich die Schweden schon lebhaft zu ihrem Einmarsch in Deutschland, und der größte Theil der entlassenen kaiserlichen Soldaten eilte unter ihre Fahnen.

Diese Nachgiebigkeit Ferdinands diente nur dazu, den Churfürsten von Bayern zu kühnern Foderungen zu ermuntern. Der Triumph über das Ansehen des Kaisers war unvollkommen, so lange der Herzog von Friedland das oberste Kommando behielt. Schwer rächten sich jetzt die Fürsten an dem Uebermuthe dieses Feldherrn, den sie alle ohne Unterschied hatten fühlen müssen. Die Absetzung desselben wurde daher von dem ganzen Churfürstencollegium, selbst von den Spaniern, mit einer Einstimmigkeit und Hitze gefodert, die den Kaiser in Erstaunen setzte. Aber selbst diese Einstimmigkeit, diese Heftigkeit, mit welcher die

Schlachten und Treffen gewesen war, wo er sich wacker gehalten hatte. Ich sah ihn einst im Lager des Grafen von Chalons, von dem er ein Vetter war, und er kam zu mir und zu meinem Bruder, und sagte zu uns an einem stillen Freytage: „kommt mir zu Hülfe, liebe Neffen, denn die Teutschen verwüsten das Kloster.“ Wir gingen mit ihm, und rannten gegen sie mit gezücktem Schwert, und verjagten sie mit großem Kampf und Lärmen wieder aus dem Kloster. Als das geschehen war, kniete der wackere Mann vor dem Altare nieder, und betete laut zu unserm Herr Gott, und sprach: „ich bitte dich, Herr, dich meiner zu erbarmen, und mich hinwegzunehmen aus diesen Fehden zwischen Christen, unter welchen ich lange gelebt habe, und mir zu verleihen, daß ich sterben möge in deinem Dienste, um einzugehen in das Reich deines Paradieses.“ Ich erwähne dieses deswegen, weil ich glaube, Gott habe ihm seine Bitte gewährt, wie Ihr oben habt sehen können.

Nach der Schlacht am ersten Freytag in der Fasten entbot der König alle seine Baronen zu sich, und sagte zu ihnen: „großen Dank sind wir unserm Herr Gott schuldig, daß er uns zweymahl in einer Woche solchen Ruhm hat erwerben lassen; denn am Dienstag, im Anfang der Fasten, verjagten wir sie aus eben den Zelten unter welchen wir jetzt liegen; und nun am nächsten Freytag darauf, haben wir uns gegen sie gewehrt, wir zu Fuß und sie zu Pferd.“ Dabey setzte er noch manches freundliche Wort hinzu, um sie aufzurichten.

Nunmehr müssen wir in unserer Materie fortfahren, die wir ein wenig haben unterbrechen müssen. Wir wollen nun beschreiben, wie der Sultan seine

Leute

leider des Kaisers auf Wallensteins Ab-
tzung drangen, mußte ihn von der
Richtigkeit dieses Dieners überzeugen.
Wallenstein, von den Kabalen unterrich-
et, welche in Regensburg gegen ihn ge-
hmiedet wurden, verabsäumte nichts,
em Kaiser über die wahren Absichten des
hurfürsten von Bayern die Augen zu
ffnen. Er erschien selbst in Regensburg,
er mit einem Prunke, der selbst den
aiser verdunkelte, und dem Haß seiner
egner nur neue Nahrung gab.

Lange Zeit konnte der Kaiser sich
cht entschließen. Schmerzlich war das
pfer, das man von ihm foderte. Seine
nze Ueberlegenheit hatte er dem Her-
g von Friedland zu danken; er fühlte,
e viel er hingab, wenn er ihn dem
asse der Fürsten aufopferte. Aber zum
nglück bedurfte er gerade jetzt den gu-
n Willen der Churfürsten. Er ging
mit um, seinem Sohn Ferdinand, er-
hltem König von Ungarn, die Nach-
lge im Reiche zuzuwenden, wozu ihm
e Einwilligung Maximilians unent-
hrlich war. Diese Angelegenheit war
n die dringendste, und er scheute sich
ht, seinen wichtigsten Diener aufzu-

opfern, um den Churfürsten von Bayern zu verpflichten.

Auf eben diesem Churfürstentage zu Regensburg befanden sich auch Abgeordnete aus Frankreich, bevollmächtigt, einen Krieg beyzulegen, der sich zwischen dem Kaiser und ihrem Herrn in Italien zu entzünden drohte. Herzog Vinzenz von Mantua und Monferat war gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen. Sein nächster Anverwandter, Karl Herzog von Nevers, hatte sogleich von dieser Erbschaft Besitz genommen, ohne dem Kaiser, als oberstem Lehnsherrn dieser Fürstenthümer, die schuldige Pflicht zu erweisen. Auf Französischen und Venetianischen Beystand gestützt, beharrte er auf seiner Weigerung, diese Länder bis zu Entscheidung seines Rechts in die Hände der kaiserlichen Kommissarien zu übergeben. Ferdinand, in Feuer gesetzt von den Spaniern, denen, als Besitzern von Mailand, die nahe Nachbarschaft eines Französischen Vasallen äußerst bedenklich, und die Gelegenheit willkommen war, mit Hülfe des Kaisers Eroberungen in diesem Theile Italiens zu machen, griff zu den Waffen. Aller Gegenbemühungen Pabst Urbans VIII. un-

geachtet, der den Krieg ängstlich von diesen Gegenden zu entfernen suchte, schickte er eine Deutsche Armee über die Alpen, deren unerwartete Erscheinung alle Italienische Staaten in Schrecken setzte. Seine Waffen waren siegreich durch ganz Deutschland, als dieß in Italien geschah, und die alles vergrößernde Furcht glaubte nun, die alten Entwürfe Oesterreichs zur Universalmonarchie auf einmal wieder aufleben zu sehen. Die Schrecken des Deutschen Kriegs verbreiteten sich nun auch über die gesegneten Fluren, welche der Po durchströmt, die Stadt Mantua wurde mit Sturm erobert, und alles Land umher mußte die verwüstende Gegenwart gesetzloser Schaaren empfinden. Zu den Verwünschungen, welche weit und breit durch ganz Deutschland wider den Kaiser erschallten, gesellten sich nunmehr auch die Flüche Italiens, und im Conclave selbst stiegen von jetzt an stille Wünsche für das Glück der Schwedischen Waffen zum Himmel.

Abgeschreckt durch den allgemeinen Haß, welchen dieser Italienische Feldzug ihm zugezogen, und durch das dringende Anliegen der Churfürsten ermü-

bet, die das Gesuch der Französischen Minister mit Eifer unterstützten, gab der Kaiser den Vorschlägen Frankreichs Gehör, und versprach dem neuen Herzog von Mantua die Belehnung.

Dieser wichtige Dienst von Seiten Bayerns war von Französischer Seite einen Gegendienst werth. Die Schliessung des Traktats gab den Gevollmächtigten Richelieus eine erwünschte Gelegenheit, den Kaiser während ihrer Anwesenheit zu Regensburg mit den gefährlichsten Intriguen zu umspinnen, die mißvergnügten Fürsten der Ligue immer mehr gegen ihn zu reitzen, und alle Verhandlungen dieses Churfürstentages zum Nachtheil des Kaisers zu leiten. Zu diesem Geschäfte hatte sich Richelieu in der Person des Kapuziner Vaters Joseph, der dem Gesandten als ein ganz unverdächtiger Begleiter an die Seite gegeben war, ein treffliches Werkzeug auserlesen. Eine seiner ersten Instruktionen war, die Absetzung Wallensteins mit Eifer zu betreiben. Mit dem General, der sie zum Sieg geführt hatte, verloren die Oesterreichischen Armeen den größten Theil ihrer Stärke — ganze Heere konnten den Verlust dieses einzigen Mannes nicht er-

ſetzen. Ein Hauptſtreich der Politik war es alſo, zu eben der Zeit, wo ein ſiegreicher König, unumſchränkter Herr ſeiner Kriegsoperationen, gegen den Kaiſer anrückte, den einzigen Feldherrn, der ihm an Kriegserfahrung und an Anſehen gleich war, von der Spitze der kaiſerlichen Armeen wegzureißen. Pater Joſeph, mit dem Churfürſten von Bayern einverſtanden, unternahm es, die Unentſchloſſenheit des Kaiſers zu beſiegen, der von den Spaniern und dem ganzen Churfürſtenrathe wie belagert war. „Es würde gut gethan ſeyn, meynte er, den Fürſten in dieſem Stücke zu Gefallen zu leben, um deſto eher zu der Römiſchen Königswahl ſeines Sohnes ihre Stimme zu erhalten. Würde nur dieſer Sturm erſt vorüber ſeyn, ſo fände ſich Wallenſtein alsdann ſchnell genug wieder, um ſeinen vorigen Platz einzunehmen.“ — Der liſtige Kapuziner war ſeines Mannes zu gewiß, um bey dieſem Troſtgrunde etwas zu wagen.

Die Stimme eines Mönchs war für Ferdinand II. die Stimme Gottes. „Nichts auf Erden, ſchreibt ſein eigner Beichtvater, war ihm heiliger, als ein prieſterliches Haupt. Geſchähe es, pflegte

er oft zu sagen, daß ein Engel und ein Ordensmann zu Einer Zeit und an Einem Orte ihm begegneten, so würde der Ordensmann die erste, und der Engel die zweyte Verbeugung von ihm erhalten." Wallensteins Absetzung ward beschlossen.

Zum Dank für dieses fromme Vertrauen arbeitete ihm der Kapuziner mit solcher Geschicklichkeit in Regensburg entgegen, daß seine Bemühungen, dem Könige von Ungarn die Römische Königswürde zu verschaffen, gänzlich mißlangen. In einem eignen Artikel des eben geschlossenen Vertrags hatten sich die Französischen Minister im Namen dieser Krone verbindlich gemacht, gegen alle Feinde des Kaisers die vollkommenste Neutralität zu beobachten — während daß Richelieu mit dem Könige von Schweden bereits in Traktaten stand, ihn zum Kriege aufmunterte, und ihm die Allianz seines Herrn aufdrang. Auch nahm er diese Lüge zurück, sobald sie ihre Wirkung gethan hatte, und Pater Joseph mußte in einem Kloster die Verwegenheit büßen, seine Vollmacht überschritten zu haben. Zu spät wurde Ferdinand gewahr, wie sehr man seiner gespottet hatte. „Ein schlechter Kapuzi-

ner, hörte man ihn sagen, hat mich durch seinen Rosenkranz entwaffnet, und nicht weniger als sechs Churhüte in seine enge Kapuze geschoben.“ — Betrug und List triumphirten also über diesen Kaiser, zu einer Zeit, wo man ihn in Deutschland allmächtig glaubte, und wo er es durch seine Waffen wirklich war. Um funfzehn tausend Mann ärmer, ärmer um einen Feldherrn, der ihm den Verlust eines Heers ersetzte, verließ er Regensburg, ohne den Wunsch erfüllt zu sehen, um dessentwillen er alle diese Opfer brachte. Ehe ihn die Schweden im Felde schlugen, hatten ihn Maximilian von Bayern und Pater Joseph unheilbar verwundet. Auf eben dieser merkwürdigen Versammlung zu Regensburg wurde der Krieg mit Schweden entschieden, und der in Mantua geendigt. Fruchtlos hatten sich auf demselben die Fürsten für die Herzoge von Mecklenburg bey dem Kaiser verwendet, Englische Gesandte eben so fruchtlos um einen Jahrgehalt für den Pfalzgrafen Friedrich gebettelt.

Wallenstein hatte über eine Armee von beynahe hundert tausend Mann zu gebiethen, von denen er angebethet wurde,

als das Urtheil der Absetzung ihm verkündigt werden sollte. Die meisten Offiziere waren seine Geschöpfe, seine Winke — Ausspruche des Schicksals für den gemeinen Soldaten. Grenzenlos war sein Ehrgeitz, unbeugsam sein Stolz, sein gebietherischer Geist nicht fähig, eine Kränkung ungerochen zu erdulden. Ein Augenblick sollte ihn jetzt von der Fülle der Gewalt in das Nichts des Privatstandes herunter stürzen. Eine solche Sentenz gegen einen solchen Verbrecher zu vollstrecken, schien nicht viel weniger Kunst zu kosten, als es gekostet hatte, sie dem Richter zu entreißen. Auch hatte man deswegen die Vorsicht gebraucht, zwey von Wallensteins genauesten Freunden zu Ueberbringern dieser schlimmen Botschaft zu wählen, welche durch die schmeichelhaftesten Zusicherungen der fortdauernden kaiserlichen Gnade so sehr als möglich gemildert werden sollte.

Wallenstein wußte längst den ganzen Inhalt ihrer Sendung, als die Abgesandten des Kaisers ihm vor die Augen traten. Er hatte Zeit gehabt, sich zu sammeln, und sein Gesicht zeigte Heiterkeit, während daß Schmerz und Wuth in seinem Bu-

n stürmten. Aber er hatte beschlossen
gehorchen. Dieser Urtheilsspruch
errascht ihn, ehe zu einem kühnen
chritte die Umstände reif, und die An-
alten fertig waren. Seine weitläufti-
n Güter waren in Böhmen und Mäh-
n zerstreut; durch Einziehung derse-
n konnte der Kaiser ihm den Nerven
iner Macht zerschneiden. Von der
ukunft erwartete er Genugthuung, und
dieser Hoffnung bestärkten ihn die Pro-
ezeihungen eines Italienischen Astro-
gen, der diesen ungebändigten Geist,
eich einem Knaben, am Gängelbande
hrte. Seni, so hieß er, hatte es in
en Sternen gelesen, daß die glänzende
aufbahn seines Herrn noch lange nicht
endigt sey, daß ihm die Zukunft noch
n schimmerndes Glück aufbewahre.
Man brauchte die Sterne nicht zu be-
ühen, um mit Wahrscheinlichkeit vor-
er zu sagen, daß ein Feind wie Gustav
dolph, einen General wie Wallenstein
icht lange entbehrlich lassen würde.

„Der Kaiser ist verrathen, antwor-
ete Wallenstein den Gesandten, ich
edaure ihn, aber ich vergeb' ihm. Es
t klar, daß ihn der hochfahrende Sinn
es Bayern dominirt. Zwar thut

mirs wehe, daß er mich mit so wenigem Widerstande hingegeben hat, aber ich will gehorchen.“ Die Abgeordneten entließ er fürstlich beschenkt, und den Kaiser ersuchte er in einem demüthigen Schreiben, ihn seiner Gunst nicht zu berauben, und bey den erworbenen Würden zu schützen. Allgemein war das Murren der Armee, als die Absetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der beste Theil seiner Offiziere trat sogleich aus dem kaiserlichen Dienst. Viele folgten ihm auf seine Güter nach Böhmen und Mähren; andre fesselte er durch beträchtliche Pensionen, um sich ihrer bey Gelegenheit sogleich bedienen zu können.

Sein Plan war nichts weniger als Ruhe, da er in die Stille des Privatstandes zurück trat. Der Pomp eines Königs umgab ihn in dieser Einsamkeit, und schien dem Urtheilsspruch seiner Erniedrigung Hohn zu sprechen. Sechs Pforten führten zu dem Pallaste, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuser mußten nieder gerissen werden, um dem Schloßhofe Raum zu machen. Aehnliche Palläste wurden auf seinen übrigen zahlreichen Gütern erbaut. Kavalliere aus den edelsten Häusern wett-

leute ordentlich und bereit gehalten habe. Hierbey iſt nun gewiß, daß ihre Reiterey größtentheils aus Fremdlingen beſtand, welche Kaufleute aus fremden Landen kauften um ſie wieder zu verkaufen; und man kaufte ſie gern theuer. Dieſe Leute, die ſie nach Aegypten brachten, holten ſie im Morgenlande; denn hatte ein König im Morgenlande den andern überwunden, ſo nahm er die armen Leute, die er zu Gefangenen gemacht hatte, und verhandelte ſie an die Kaufleute, und die Kaufleute brachten ſie wieder zum Verkaufe nach Aegypten.

Nun war die Einrichtung ſo gemacht, daß der Sultan die Kinder ſo lange, bis ihnen der Bart wuchs, in ſeinem Pallaſt dergeſtalt erziehen ließ, daß ſie, nach Befinden wie ſie waren, mit dem Bogen nach dem Ziele ſchießen mußten; und ſo wie ſie an Kräften zunahmen, ſchoſſen ſie dann mit dem Bogen unter die Artillerie des Sultans, und der Feldzeugmeiſter (meſtre artillier) gab ihnen Bogen von der Stärke wie ſie dieſelben zu ſpannen vermochten. Des Sultans eigene Waffen waren von Gold; und eben dergleichen Waffen wie der Sultan führeten auch dieſe jungen Leute; und man nennte ſie Bahariz.

Sobald ſie Bart bekamen, machte ſie der Sultan zu Rittern, und ſie führten des Sultans Wappen; nur war dabey der Unterſchied, daß ſie rothe Wappen, Roſen oder hochrothe Binden oder Vögel, nach Belieben, auf goldenen Waffen hatten.

Dieſe Leute, von welchen ich rede, nennte man die Hauleka; denn die Baheriz hatten die innere Wache im Zelt des Sultans. Wenn der Sultan im Lager war, ſo befand ſich die Hauleka rings um ſeine Zelten her, und hatte zur Obliegenheit die Perſon des Sul-

iferten um die Ehre, ihn zu bedienen, nd man sah kaiserliche Kammerherren en goldenen Schlüssel zurück geben, um ey Wallenstein eben dieses Amt zu be- kleiden. Er hielt sechzig Pagen, die von den trefflichsten Meistern unterrich- tet wurden; sein Vorzimmer wurde stets durch funfzig Trabanten bewacht. Seine gewöhnliche Tafel war nie unter hun- dert Gängen, sein Haushofmeister eine vornehme Standesperson. Reis'te er über Land, so wurde ihm Geräthe und Gefolge auf hundert sechs- und vierspän- nigen Wagen nachgefahren; in sechzig Karossen mit funfzig Handpferden folgte ihm sein Hof. Die Pracht der Livereyen, der Glanz der Equipage und der Schmuck der Zimmer war dem übrigen Aufwande gemäß. Sechs Barone und eben so viel Ritter mußten beständig seine Person umgeben, um jeden Wink zu vollziehen — zwölf Patrouillen die Runde um sei- nen Pallast machen, um jeden Lärm ab- zuhalten. Sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille; kein Gerassel der Wa- gen durfte seiner Wohnung nahe kom- men, und die Straßen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt. Stumm, wie die Zugänge zu ihm, war auch sein

Umgang. Finster, verschlossen, unergründlich, sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke, und das wenige, was er sprach, wurde mit einem widrigen Ton ausgestoßen. Er lachte niemals, und den Verführungen der Sinne widerstand die Kälte seines Bluts. Immer geschäftig und von großen Entwürfen bewegt, entsagte er allen leeren Zerstreuungen, wodurch andre das kostbare Leben vergeuden. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechsel besorgte er selbst, die meisten Aufsätze schrieb er mit eigener Hand nieder, um der Verschwiegenheit andrer so wenig als möglich anzuvertrauen. Er war von großer Statur und hager, gelblicher Gesichtsfarbe, röthlichen kurzen Haaren, kleinen aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer zurück schreckender Ernst saß auf seiner Stirne, und nur das Uebermaß seiner Belohnungen konnte die zitternde Schaar seiner Diener fest halten.

In dieser prahlerischen Dunkelheit erwartete Wallenstein still, doch nicht müßig, seine glänzende Stunde, und der Rache aufgehenden Tag; bald ließ ihn Gustav Adolphs reißender Siegeslauf ein Vorgefühl derselben genießen.

Von seinen hochfliegenden Planen ward kein einziger aufgegeben; der Undank des Kaisers hatte seinen Ehrgeitz von einem lästigen Zügel befreyt. Der bleuende Schimmer seines Privatlebens verrieth den stolzen Schwung seiner Entwürfe, und verschwenderisch wie ein Monarch, schien er die Güter seiner Hoffnung schon unter seine gewissen Besitzungen zu zählen.

Nach Wallensteins Abdankung und Gustav Adolphs Landung mußte ein neuer Generalissimus aufgestellt werden; zugleich schien es nöthig zu seyn, das bisher getrennte Commando der kaiserlichen und ligistischen Truppen in einer einzigen Hand zu vereinigen. Maximilian von Bayern trachtete nach diesem wichtigen Posten, der ihn zum Herrn des Kaisers machen konnte; aber eben dieß bewog letztern, sich für den König von Ungarn, seinen ältesten Sohn, darum zu bewerben. Endlich, um beyde Competenten zu entfernen, und keinen Theil ganz unbefriedigt zu lassen, übergab man das Commando dem ligistischen General Tilly, der nunmehr den Bayerischen Dienst gegen den Oesterreichischen vertauschte. Die Armeen, welche Ferdi-

nand auf Deutschem Boden stehen hatte, beliefen sich, nach Abgang der Wallensteinischen Truppen, auf etwa 40,000 Mann; nicht viel schwächer war die ligistische Kriegsmacht; beyde durch treffliche Offiziere befehligt, durch viele Feldzüge geübt, und stolz auf eine lange Reihe von Siegen. Mit dieser Macht glaubte man um so weniger Ursache zu haben, vor der Annäherung des Königs von Schweden zu zittern, da man Pommern und Mecklenburg inne hatte, die einzigen Pforten, durch welche er in Deutschland hereinbrechen konnte.

Nach dem unglücklichen Versuche des Königs von Dänemark, die Progressen des Kaisers zu hemmen, war Gustav Adolph der einzige Fürst in Europa, von welchem die unterliegende Freyheit Rettung zu hoffen hatte, der einzige zugleich, der durch die stärksten politischen Gründe dazu aufgefodert, durch erlittne Beleidigungen dazu berechtigt, und durch persönliche Fähigkeiten dieser gewagten Unternehmung gewachsen war. Wichtige Staatsgründe, welche er mit Dänemark gemein hatte, hatten ihn, schon vor dem Ausbruche des Kriegs in Niedersachsen, bewogen, seine Person und seine Heere

zur Vertheidigung Deutschlands anzubiethen; damals hatte ihn der König von Dänemark zu seinem eigenen Unglücke verdrängt. Seit dieser Zeit hatte der Uebermuth Wallensteins und der despotische Stolz des Kaisers es nicht an Aufforderungen fehlen lassen, die ihn persönlich erhitzen und als König bestimmen mußten. Kaiserliche Truppen waren dem Pohlnischen König Sigismund zu Hülfe geschickt worden, um Preußen gegen die Schweden zu vertheidigen. Dem König, welcher sich über diese Feindseligkeit gegen Wallenstein beklagte, wurde geantwortet: „Der Kaiser habe der Soldaten zu viel. Er müsse seinen guten Freunden damit aushelfen.“ Von dem Kongresse mit Dänemark zu Lübeck hatte eben dieser Wallenstein die Schwedischen Gesandten mit beleidigendem Trotz abgewiesen, und, da sie sich dadurch nicht schrecken ließen, mit einer Behandlung bedroht, welche das Völkerrecht verletzte. Ferdinand hatte die Schwedischen Flaggen insultiren, und Depeschen des Königs nach Siebenbürgen auffangen lassen. Er fuhr fort, den Frieden zwischen Pohlen und Schweden zu erschweren, die Anmaßungen Sigis-

munds auf den Schwedischen Thron zu unterstützen, und Gustav Adolphen den königlichen Titel zu weigern. Die wiederholtesten Gegenvorstellungen Gustavs hatte er keiner Aufmerksamkeit gewürdigt, und neue Beleidigungen hinzu gefügt, anstatt die verlangte Genugthuung für die alten zu leisten.

So viele persönliche Aufforderungen, durch die wichtigsten Staats- und Gewissensgründe unterstützt, und verstärkt durch die dringendsten Einladungen aus Deutschland, mußten auf das Gemüth eines Fürsten Eindruck machen, der auf seine königliche Ehre desto eifersüchtiger war, je mehr man geneigt seyn konnte, sie ihm streitig zu machen, der sich durch den Ruhm, die Unterdrückten zu beschützen, unendlich geschmeichelt fand, und den Krieg, als das eigentliche Element seines Genies, mit Leidenschaft liebte. Aber ehe ein Waffenstillstand oder Friede mit Pohlen ihm freye Hände gab, konnte an einen neuen und gefahrvollen Krieg mit Ernst nicht gedacht werden.

Der Kardinal Richelieu hatte das Verdienst, diesen Waffenstillstand mit Pohlen herbey zu führen. Dieser große

Staatsmann, das Steuer Europens in der einen Hand, indem er die Wuth der Faktionen und den Dünkel der Großen in dem Innern Frankreichs mit der andern darnieder beugte, verfolgte mitten unter den Sorgen einer stürmischen Staatsverwaltung unerschütterlich seinen Plan, die anwachsende Macht Oesterreichs in ihrem stolzen Laufe zu hemmen. Aber die Umstände, welche ihn umgaben, setzten diesen Entwürfen nicht geringe Hindernisse in der Ausführung entgegen, denn auch dem größten Geist möchte es ungestraft nicht hingehen, den Wahnbegriffen seiner Zeit Hohn zu sprechen. Minister eines katholischen Königs, und durch den Purpur, den er trug, selbst Fürst der Römischen Kirche, durfte er es jetzt noch nicht wagen, im Bündniß mit den Feinden seiner Kirche öffentlich eine Macht anzugreifen, welche die Anmaßungen ihres Ehrgeitzes durch den Namen der Religion vor der Menge zu heiligen gewußt hatte. Die Schonung, welche Richelieu den eingeschränkten Begriffen seiner Zeitgenossen schuldig war, schränkte seine politische Thätigkeit auf die behutsamen Versuche ein, hinter der Decke verborgen

zu wirken, und die Entwürfe seines erleuchteten Geistes durch eine fremde Hand zu vollstrecken. Nachdem er sich umsonst bemüht hatte, den Frieden Dänemarks mit dem Kaiser zu hindern, nahm er seine Zuflucht zu Gustav Adolph, dem Helden seines Jahrhunderts. Nichts wurde gespart, diesen König zur Entschließung zu bringen, und ihm zugleich die Mittel zur Ausführung zu erleichtern. Charnasse, ein unverdächtiger Unterhändler des Kardinals, erschien in Pohlnisch Preußen, wo Gustav Adolph gegen Sigismund Krieg führte, und wanderte von einem der beyden Könige zum andern, um einen Waffenstillstand oder Frieden zwischen ihnen zu Stande zu bringen. Gustav Adolph war längst dazu bereit, und endlich gelang es dem Französischen Minister, auch dem König Sigismund über sein wahres Interesse und die betrügerische Politik des Kaisers die Augen zu öffnen. Ein Waffenstillstand wurde auf sechs Jahre zwischen beyden Königen geschlossen, durch welchen Gustav im Besitz aller seiner Eroberungen blieb, und die lang gewünschte Freyheit erhielt, seine Waffen gegen den Kaiser zu kehren. Der Französische Un-

terhändler both ihm zu dieser Unternehmung die Allianz seines Königs und beträchtliche Hülfsgelder an, welche nicht zu verachten waren. Aber Gustav Adolph fürchtete nicht ohne Grund, sich durch Annehmung derselben in eine Abhängigkeit von Frankreich zu setzen, die ihm vielleicht mitten im Laufe seiner Siege Fesseln anlegte, und durch das Bündniß mit einer katholischen Macht Mißtrauen bey den Protestanten zu erwecken.

So dringend und gerecht dieser Krieg war, so vielversprechend waren die Umstände, unter welchen Gustav Adolph ihn unternahm. Furchtbar zwar war Name des Kaisers, unerschöpflich seine Hülfsquellen, unüberwindlich bisher seine Macht; jeden andern als Gustav würde ein so gefahrvolles Spiel zurück geschreckt haben. Gustav übersah alle Hindernisse und Gefahren, welche sich seinem Unternehmen entgegen stellten; aber er kannte auch die Mittel, wodurch er sie zu besiegen hoffte. Nicht beträchtlich, aber wohldisciplinirt war seine Kriegsmacht, durch ein strenges Klima und anhaltende Feldzüge abgehärtet, in dem Pohlnischen Kriege zum Sieg gebildet. Schweden, obgleich arm an

Geld und an Menschen, und durch einen achtjährigen Krieg über Vermögen angestrengt, war seinem König mit einem Enthusiasmus ergeben, der ihn die bereitwilligste Unterstützung von seinen Reichsständen hoffen ließ. In Deutschland war der Name des Kaisers wenigstens eben so sehr gehaßt als gefürchtet. Die protestantischen Fürsten schienen nur die Ankunft eines Befreyers zu erwarten, um das unleidliche Joch der Tyranney abzuwerfen, und sich öffentlich für Schweden zu erklären. Selbst den katholischen Ständen konnte die Erscheinung eines Gegners nicht unwillkommen seyn, der die überwiegende Macht des Kaisers beschränkte. Der erste Sieg, auf Deutschem Boden erfochten, mußte für seine Sache entscheidend seyn, die noch zweifelnden Fürsten zur Erklärung bringen, den Muth seiner Anhänger stärken, den Zulauf zu seinen Fahnen vermehren, und zu Fortsetzung des Krieges reichliche Hülfsquellen eröffnen. Hatten gleich die mehresten Deutschen Länder durch die bisherigen Bedrückungen unendlich gelitten, so waren doch die wohlhabenden hanseatischen Städte bis jetzt davon frey geblieben, die

Sultans zu bewachen. Am Eingang von des Sultans Gezelt befanden sich in einem kleinen Zelte des Sultans Thürhüter, und seine Spiessrute, die sarazenische Horne und Tambure und Becken führten, womit sie bey Tagesanbruch und in der Abenddämmerung ein solches Lärmen trieben, daß die, welche um sie waren, einander nicht verstehen konnten, und man sie im ganzen Lager deutlich vernahm. Doch erdreisteten sich die Menestries niemahls bey Tage zu blasen und zu trommeln, wofern es nicht der Befehlshaber der Hauleka befahl. Hierbey wurde es so gehalten, daß der Sultan, wenn er Befehle austheilen wollte, den Hauptmann von der Hauleka rufen ließ, und ihm die Ordren gab; alsdenn ließ der Hauptmann die Instrumente ertönen, und alles aus dem Lager erschien, um die Befehle des Sultans zu vernehmen; diese machte denn der Hauptmann von der Hauleka bekannt, und sie wurden im ganzen Lager vollzogen.

Wenn der Sultan eine Schlacht lieferte, je nachdem die Ritter von der Hauleka sich tapfer hielten, so machte sie der Sultan zu Admiralen, und untergab ihnen eine Schaar von zweyhundert bis dreyhundert Rittern; je braver sie thaten, desto mehr gab ihnen der Sultan.

Der Lohn ihrer Ritterschaft besteht darin, daß, wenn sie so wacker und reich sind, und der Sultan befürchtet, sie möchten ihn umbringen oder entthronen, er sie festsetzen und im Kerker umkommen läßt, und ihren Verwandten alle ihre Habe nimmt. So macht' es der Sultan mit denen, die den Grafen von Montfort und den Grafen von Bar gefangen genommen hatten. Eben so macht' es auch Bibendars mit den-

kein Bedenken tragen konnten, mit einem freywilligen mäßigen Opfer einem allgemeinen Ruin vorzubeugen. Aus je mehrern Ländern man die Kaiserlichen verjagte, desto mehr mußten ihre Heere schmelzen, die nur allein von den Ländern lebten, in denen sie standen. Unzeitige Truppenversendungen nach Italien und den Niederlanden hatten ohnehin die Macht des Kaisers vermindert; Spanien, durch den Verlust seiner Amerikanischen Silberflotte geschwächt, und durch einen ernstlichen Krieg in den Niederlanden beschäftigt, konnte ihm wenig Unterstützung gewähren. Dagegen machte Großbritannien dem Könige von Schweden zu beträchtlichen Subsidien Hoffnung, und Frankreich, welches eben jetzt mit sich selbst Frieden machte, kam ihm mit den vortheilhaftesten Anerbiethungen bey seiner Unternehmung entgegen.

Aber die sicherste Bürgschaft für den glücklichen Erfolg seiner Unternehmung fand Gustav Adolph — in sich selbst. Die Klugheit erfoderte es, sich aller äußerlichen Hülfsmittel zu versichern, und dadurch sein Unternehmen vor dem Vorwurf der Verwegenheit zu schützen; aus seinem Busen allein nahm

er seine Zuversicht und seinen Muth. Gustav Adolph war ohne Widerspruch der erste Feldherr seines Jahrhunderts, und der tapferste Soldat in seinem Heer, das er sich selbst erst geschaffen hatte. Mit der Taktik der Griechen und Römer vertraut, hatte er eine bessere Kriegskunst erfunden, welche den größten Feldherren der folgenden Zeiten zum Muster diente. Die unbehülflichen großen Eskadrons verringerte er, um die Bewegungen der Reiterey leichter und schneller zu machen; zu eben dem Zwecke rückte er die Bataillons in weitern Entfernungen aus einander. Er stellte seine Armee, welche gewöhnlich nur eine einzige Linie einnahm, in einer gedoppelten Linie in Schlachtordnung, daß die zwote anrücken konnte, wenn die erste zum Weichen gebracht war. Den Mangel an Reiterey wußte er dadurch zu ersetzen, daß er Fußgänger zwischen die Reiter stellte, welches sehr oft den Sieg entschied; die Wichtigkeit des Fußvolks in Schlachten lernte Europa erst von ihm. Ganz Deutschland hat die Mannszucht bewundert, durch welche sich die Schwedischen Heere auf Deutschem Boden so rühmlich unterschieden. Alle

Ausschweifungen wurden aufs strengste geahndet; am strengsten Gotteslästerung, Raub, Spiel, und Duelle. In den Schwedischen Kriegsgesetzen ward die Mäßigkeit befohlen; auch erblickte man in dem Schwedischen Lager, das Gezelt des Königs nicht ausgenommen, weder Silber noch Gold. Das Auge des Feldherrn wachte mit eben der Sorgfalt über die Sitten des Soldaten, wie über die kriegerische Tapferkeit. Jedes Regiment mußte zum Morgen- und Abendgebet einen Kreis um seinen Prediger schließen, und unter freyem Himmel seine Andacht halten. In allem diesem war der Gesetzgeber zugleich Muster. Eine ungekünstelte lebendige Gottesfurcht erhöhte den Muth, der sein großes Herz beseelte. Gleich frey von dem rohen Unglauben, der den wilden Begierden des Barbaren ihren nothwendigen Zügel nimmt, und von der kriechenden Andächtelen eines Ferdinands, die sich vor der Gottheit zum Wurm erniedrigt, und auf dem Nacken der Menschheit trotzig einher wandelt, blieb er auch in der Trunkenheit seines Glückes noch Mensch und noch Christ, aber auch in seiner Andacht noch Held und noch König. Alles

Ungemach des Kriegs ertrug er gleich dem Geringsten aus dem Heere; mitten in dem schwärzesten Dunkel der Schlacht war es Licht in seinem Geiste; allgegenwärtig mit seinem Blicke, vergaß er den Tod, der ihn umringte; stets fand man ihn auf dem Wege der furchtbarsten Gefahr. Seine natürliche Herzhaftigkeit ließ ihn nur allzu oft vergessen, was er dem Feldherrn schuldig war, und dieses königliche Leben endigte der Tod eines Gemeinen. Aber einem solchen Führer folgte der Feige wie der Muthige zum Sieg, und seinem alles beleuchtenden Adlerblick entging keine Heldenthat, die sein Beyspiel geweckt hatte. Der Ruhm ihres Beherrschers entzündete in der Nation ein begeisterndes Selbstgefühl. Stolz auf dieſen König, gab der Bauer in Finnland und Gothland freudig seine Armuth hin, verspritzte der Soldat freudig sein Blut, und der hohe Schwung, den der Geist dieses Einzigen Mannes der Nation gegeben, überlebte noch lange Zeit seinen Schöpfer.

So wenig man über die Nothwendigkeit des Krieges im Zweifel war, so sehr war man es über die Art, wie er geführt werden sollte. Ein angreifender

Krieg schien selbst dem muthvollen Kanzler Oxenstierna zu gewagt, die Hülfsmittel seines geldarmen und gewissenhaften Königs zu ungleich den unermeßlichen Ressourcen eines Despoten, der mit ganz Deutschland wie mit seinem Eigenthum schaltete. Diese furchtsamen Bedenklichkeiten des Ministers widerlegte die weiter sehende Klugheit des Helden. „Erwarten wir den Feind in Schweden, sagte Gustav, so ist alles verloren, wenn eine Schlacht verloren ist — alles ist gewonnen, wenn wir in Deutschland einen glücklichen Anfang machen. Das Meer ist groß, und wir haben in Schweden weitläuftige Küsten zu bewachen. Entwischte uns die feindliche Flotte, oder würde die unsrige geschlagen, so wäre es dann umsonst, die feindliche Landung zu verhindern. An der Erhaltung Stralsunds muß uns alles liegen; so lange dieser Hafen uns offen steht, werden wir unser Ansehen auf der Ostsee behaupten, und einen freyen Verkehr mit Deutschland unterhalten. Aber um Stralsund zu beschützen, dürfen wir uns nicht in Schweden verkriechen, sondern müssen mit einer Armee nach Pommern hinüber gehen. Re-

det mir also nichts mehr von einem Vertheidigungskriege, durch den wir unsere herrlichsten Vortheile verscherzen. Schweden selbst darf keine feindliche Fahne sehen, und werden wir in Deutschland besiegt, so ist es alsdann noch Zeit, euern Plan zu befolgen."

Beschlossen ward also der Uebergang nach Deutschland und der Angriff des Kaisers. Die Zurüstungen wurden aufs lebhafteste betrieben, und die Vorkehrungen, welche Gustav traf, verriethen nicht weniger Vorsicht, als der Entschluß Kühnheit und Größe zeigte. Vor allem war es nöthig, in einem so weit entlegenen Kriege Schweden selbst gegen die zweydeutigen Gesinnungen der Nachbarn in Sicherheit zu setzen. Auf einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Könige von Dänemark zu Markaröd versicherte sich Gustav der Freundschaft dieses Monarchen; gegen Moskau wurden die Grenzen gedeckt; Pohlen konnte man von Deutschland aus in Furcht erhalten, wenn es Lust bekommen sollte, den Waffenstillstand zu verletzen. Ein Schwedischer Unterhändler, von Falkenberg, welcher Holland und die Deutschen Höfe bereiste, machte seinem Herrn von Sei-

ten mehrerer protestantischen Fürsten die schmeichelhaftesten Hoffnungen, obgleich noch keiner Muth und Verläugnung genug hatte, ein förmliches Bündniß mit ihm einzugehen. Die Städte Lübeck und Hamburg zeigten sich bereitwillig, Geld vorzuschießen, und an Zahlungs Statt Schwedisches Kupfer anzunehmen. Auch an den Fürsten von Siebenbürgen wurden vertraute Personen abgeschickt, diesen unversöhnlichen Feind Oesterreichs gegen den Kaiser in Waffen zu bringen.

Unterdessen wurden in den Niederlanden und Deutschland Schwedische Werbungen eröffnet, die Regimenter vollzählig gemacht, neue errichtet, Schiffe herbey geschafft, die Flotte gehörig ausgerüstet, Lebensmittel, Kriegsbedürfnisse und Geld so viel nur möglich herbey getrieben. Dreyßig Kriegsschiffe waren in kurzer Zeit zum Auslaufen fertig, eine Armee von funfzehn tausend Mann stand bereit, und zwey hundert Transportschiffe waren bestimmt, sie überzusetzen. Eine größere Macht wollte Gustav Adolph nicht nach Deutschland hinüber führen, und der Unterhalt derselben hätte auch bis jetzt die Kräfte seines Königreichs überstiegen. Aber so

klein diese Armee war, so vortrefflich war die Auswahl seiner Truppen in Disciplin, kriegerischem Muth und Erfahrung, die einen festen Kern zu einer größern Kriegsmacht abgeben konnte, wenn er den Deutschen Boden erst erreicht, und das Glück seinen ersten Anfang begünstigt haben würde. Oxenstierna, zugleich General und Kanzler, stand mit etwa zehn tausend Mann in Preußen, diese Provinz gegen Pohlen zu vertheidigen. Einige reguläre Truppen und ein ansehnliches Corps Landmiliz, welches der Hauptarmee zur Pflanzschule diente, blieb in Schweden zurück, damit ein bundbrüchiger Nachbar bey einem schnellen Ueberfall das Königreich nicht unvorbereitet fände.

Dadurch ward für die Vertheidigung des Reichs gesorgt. Nicht weniger Sorgfalt bewies Gustav Adolph bey Anordnung der innern Regierung. Die Regentschaft wurde dem Reichsrath, das Finanzwesen dem Pfalzgrafen Johann Kasimir, dem Schwager des Königs, übertragen, seine Gemahlin, so zärtlich er sie liebte, von allen Regierungsgeschäften entfernt, denen ihre eingeschränkten Fähigkeiten nicht gewachsen waren.

Gleich einem Sterbenden bestellte er sein Haus. Am 20sten May 1630, nachdem alle Vorkehrungen getroffen, und alles zur Abfahrt in Bereitschaft war, erschien der König zu Stockholm in der Reichsversammlung, den Ständen ein feyerliches Lebewohl zu sagen. Er nahm hier seine vierjährige Tochter Christina, die in der Wiege schon zu seiner Nachfolgerin erklärt war, auf die Arme, zeigte sie den Ständen als ihre künftige Beherrscherin, ließ ihr auf den Fall, daß er selbst nimmer wiederkehrte, den Eid der Treue erneuern, und darauf die Verordnung ablesen, wie es während seiner Abwesenheit oder der Minderjährigkeit seiner Tochter mit der Regentschaft des Reichs gehalten werden sollte. In Thränen zerfloß die ganze Versammlung und der König selbst brauchte Zeit, um zu seiner Abschiedsrede an die Stände die nöthige Fassung zu erhalten.

„Nicht leichtsinniger Weise, fing er an, stürze ich mich und euch in diesen neuen gefahrvollen Krieg. Mein Zeuge ist der allmächtige Gott, daß ich nicht aus Vergnügen fechte. Der Kaiser hat mich in der Person meiner Gesandten aufs grausamste beleidigt, er

hat meine Feinde unterstützt, er verfolgt meine Freunde und Brüder, tritt meine Religion in den Staub, und streckt die Hand aus nach meiner Krone. Dringend flehen uns die unterdrückten Stände Deutschlands um Hülfe, und wenn es Gott gefällt, so wollen wir sie ihnen geben.

„Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgesetzt seyn wird. Nie habe ich sie gemieden, und schwerlich werde ich ihnen ganz entgehen. Bis jetzt zwar hat mich die Allmacht wunderbar behütet, aber ich werde doch endlich sterben in der Vertheidigung meines Vaterlandes. Ich übergebe euch dem Schutz des Himmels. Seyd gerecht, seyd gewissenhaft, wandelt unsträflich, so werden wir uns in der Ewigkeit wieder begegnen.

„An euch, meine Reichsräthe, wende ich mich zuerst. Gott erleuchte euch, und erfülle euch mit Weisheit, meinem Königreiche stets das Beste zu zu rathen. Euch, tapfrer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutz. Fahret fort, euch als würdige Nachkommen jener heldenmüthigen Gothen zu erweisen, deren Tapferkeit das alte Rom in den Staub stürzte. Euch, Diener

denen, die den König von Hermenien geſchlagen hatten. Denn da ſie vermeynten, Lohn dafür zu empfangen, ſtiegen ſie ab, und gingen zu Fuß dahin, wo er wilde Thiere hetzte; er aber gab ihnen zur Antwort: „ich grüß' euch nicht," weil ſie ihn in der Jagd geſtört hatten — und ließ ihnen die Köpfe abſchlagen.

Laßt uns nun zu unſerer Materie zurückkehren und weiter erzählen. Der Sultan, der kürzlich verſtorben war, hinterließ einen Sohn von fünf und zwanzig Jahren, klug, tapfer und tückevoll. Weil er befürchtet hatte, er möchte ihn vom Throne ſtoßen, ſo hatt' er ihm ein anderes Königreich gegeben, das er im Morgenlande beſaß. Jetzt, da der Sultan todt war, ließen die Admirale dieſen Prinzen nach Aegypten entbieten. Sobald er angekommen war, nahm er ſeines Vaters Seneſchal, Connetable und Marſchall die goldenen Stäbe, und gab ſie denen, die mit ihm aus Morgenland gekommen waren. Als jene das ſahen, verdroß ſie, ſo wie auch alle andere vormahligen Räthe ſeines Vaters, die Kränkung, die er ihnen anthat. Und weil ſie befürchteten, er möcht' es ihnen eben ſo machen, wie ſein Großvater mit denjenigen gethan, welche den Grafen von Bar und den Grafen von Montfort gefangen genommen hatten, ſo brachten ſie es bey der Hauleka dahin, daß ſie ihnen verſprach, den Sultan zu ermorden.

Nach den beyden vorhin erwähnten Schlachten begann mannigfaltiges großes Ungemach im Heere. Denn nach neun Tagen ſtiegen die Leichname von unſern erſchlagenen Leuten über das Waſſer empor, man ſagt, es ſey daher entſtanden, weil die Galle in ihnen in Fäulniß übergegangen), kamen bis an die Brücke zwi-

der Kirche, ermahne ich zur Verträglichkeit und Eintracht; seyd selbst Muster der Tugenden, die ihr predigt, und mißbrauchet nie eure Herrschaft über die Herzen meines Volks. Euch, Deputierte des Bürger- und Bauernstandes, wünsche ich den Segen des Himmels, euerm Fleiß eine erfreuende Aernte, Fülle euern Scheunen, Ueberfluß an allen Gütern des Lebens. Für euch alle, abwesende und gegenwärtige, schicke ich aufrichtige Wünsche zum Himmel. Ich sage euch allen mein zärtliches Lebewohl. Ich sage es vielleicht auf ewig."

Zu Elfsnaben, wo die Flotte vor Anker lag, erfolgte die Einschiffung der Truppen; eine unzählige Menge Volks war herbey geströmt, dieses eben so prächtige als rührende Schauspiel zu sehen. Die Herzen der Zuschauer waren von den verschiedensten Empfindungen bewegt, je nachdem sie bey der Größe des Wagestücks oder bey der Größe des Mannes verweilten. Unter den hohen Offizieren, welche bey diesem Heere kommandirten, haben sich Gustav Horn, Rheingraf Otto Ludwig, Heinrich Matthias Graf von Thurn, Ortenburg,

Baudissen, Banner, Teufel, Tott, Mutsenfahl, Falkenberg, Kniphausen und andere mehr einen glänzenden Namen erworben. Die Flotte, von widrigen Winden aufgehalten, konnte erst im Junius unter Segel gehn, und erreichte am 24sten dieses Monats die Insel Ruden an der Küste von Pommern.

Gustav Adolph war der erste, der hier ans Land stieg. Im Angesicht seines Gefolges kniete er nieder auf Deutschlands Erde, und dankte der Allmacht für die Erhaltung seiner Armee und seiner Flotte. Auf den Inseln Wollin und Usedom setzte er seine Truppen ans Land; die kaiserlichen Besatzungen verließen sogleich bey seiner Annäherung ihre Schanzen, und entflohen. Gleich sein erster Eintritt in Deutschland war Eroberung. Mit Blitzes-Schnelligkeit erschien er vor Stettin, sich dieses wichtigen Platzes zu versichern, ehe die Kaiserlichen ihm zuvor kämen. Bogisla XIV. Herzog von Pommern, ein schwacher und alternder Prinz, war lange schon der Mißhandlungen müde, welche die Kaiserlichen in seinem Lande ausgeübt hatten, und fortfuhren auszuüben; aber

zu kraftlos, ihnen Widerstand zu thun, hatte er sich mit stillem Murren unter die Uebermacht gebeugt. Die Erscheinung seines Retters, anstatt seinen Muth zu beleben, erfüllte ihn mit Furcht und Zweifeln. So sehr sein Land noch von den Wunden blutete, welche die Kaiserlichen ihm geschlagen, so wenig konnte dieser Fürst sich entschließen, durch offenbare Begünstigung der Schweden die Rache des Kaisers gegen sich zu reitzen. Gustav Adolph, unter den Kanonen von Stettin gelagert, foderte diese Stadt auf, Schwedische Garnison einzunehmen. Bogisla erschien selbst in dem Lager des Königs, sich diese Einquartierung zu verbitten. „Ich komme als Freund und nicht als Feind zu Ihnen, antwortete Gustav; nicht mit Pommern, nicht mit dem Deutschen Reiche, nur mit den Feinden desselben führe ich Krieg. In meinen Händen soll dieses Herzogthum heilig aufgehoben seyn, und sicherer als von jedem andern werden Sie es nach geendigtem Feldzug von mir zurück erhalten. Sehen Sie die Fußtapfen der kaiserlichen Truppen in Ihrem Lande, sehen Sie die Spuren der meinigen in Usedom, und wählen Sie,

ob Sie den Kaiser oder mich zum Freund haben wollen. Was erwarten Sie, wenn der Kaiser sich Ihrer Hauptstadt bemächtigen sollte? Wird er gnädiger damit verfahren, als ich? Oder wollen Sie meinen Siegen Grenzen setzen? Die Sache ist dringend, fassen Sie einen Entschluß, und nöthigen Sie mich nicht, wirksamere Mittel zu ergreifen."

Die Wahl war schmerzlich für den Herzog von Pommern. Hier der König von Schweden mit einer furchtbaren Armee vor den Thoren seiner Hauptstadt; dort die unausbleibliche Rache des Kaisers und das schreckensvolle Beyspiel so vieler Deutschen Fürsten, welche als Opfer dieser Rache im Elend herum wanderten. Die dringendere Gefahr bestimmte seinen Entschluß. Die Thore von Stettin wurden dem König geöffnet, Schwedische Truppen rückten ein, und den Kaiserlichen, die schon in starken Märschen herbey eilten, wurde der Vorsprung abgewonnen. Stettins Einnahme verschaffte dem König in Pommern festen Fuß, den Gebrauch der Oder, und einen Waffenplatz für seine Armee. Herzog Bogisla säumte nicht, den gethanen Schritt bey dem Kaiser durch die Noth-

wendigkeit zu entschuldigen, und dem Vorwurfe der Verrätherey im voraus zu begegnen; aber von der Unversöhnlichkeit dieses Monarchen überzeugt, trat er mit seinem neuen Schutzherrn in eine enge Verbindung, um durch die Schwedische Freundschaft sich gegen die Rache Oesterreichs in Sicherheit zu setzen. Der König gewann durch diese Allianz mit Pommern einen wichtigen Freund auf Deutschem Boden, der ihm den Rücken deckte, und den Zusammenhang mit Schweden offen hielt.

Gustav Adolph glaubte sich gegen Ferdinand, der ihn in Preußen zuerst feindlich angegriffen hatte, der hergebrachten Formalitäten überhoben, und fing ohne Kriegserklärung die Feindseligkeiten an. Gegen die Europäischen Fürsten rechtfertigte er sein Betragen in einem eigenen Manifest, in welchem alle schon angeführte Gründe, die ihn zur Ergreifung der Waffen bewogen, hererzählt wurden. Unterdessen setzte er seine Progressen in Pommern fort, und sah mit jedem Tage seine Heere sich vermehren. Von den Truppen, welche unter Mansfeld, Herzog Christian von Braunschweig, dem Könige von Dänemark und unter Wal-

lenstein gefochten, stellten sich Offiziere sowohl als Soldaten schaarenweise dar, unter seinen siegreichen Fahnen zu streiten.

Der Einfall des Königs von Schweden wurde am kaiserlichen Hofe der Aufmerksamkeit bey weitem nicht gewürdigt, welche er bald darauf zu verdienen schien. Der Oesterreichische Stolz, durch das bisherige unerhörte Glück auf den höchsten Gipfel getrieben, sah mit Geringschätzung auf einen Fürsten herab, der mit einer Handvoll Menschen aus einem verachteten Winkel Europens hervor kam, und, wie man sich einbildete, seinen bisher erlangten Kriegesruhm bloß der Ungeschicklichkeit eines noch schwächern Feindes verdankte. Die herab setzende Schilderung, welche Wallenstein, nicht ohne Absicht, von der Schwedischen Macht entworfen, vermehrte die Sicherheit des Kaisers; wie hätte er einen Feind achten sollen, den sein Feldherr sich getraute, mit Ruthen aus Deutschland zu verjagen? Selbst die reißenden Fortschritte Gustav Adolphs in Pommern konnten dieses Vorurtheil nicht ganz besiegen, welchem der Spott der Höflinge stets neue Nahrung gab. Man nannte ihn in Wien nur die Schneemajestät,

welche die Kälte des Nords jetzt zusammen halte, die aber zusehends schmelzen würde, je näher sie gegen Süden rückte. Die Churfürsten selbst, welche in Regensburg versammelt waren, würdigten seine Vorstellungen keiner Aufmerksamkeit, und weigerten ihm, aus blinder Gefälligkeit gegen Ferdinand, sogar den Titel eines Königs. Während man in Regensburg und Wien seiner spottete, ging in Pommern und Mecklenburg ein fester Ort nach dem andern an ihn verloren.

Dieser Geringschätzung ungeachtet, hatte sich der Kaiser bereitwillig finden lassen, die Mißhelligkeiten mit Schweden durch Unterhandlungen beyzulegen, auch zu diesem Ende Bevollmächtigte nach Danzig gesendet. Aber aus ihren Instruktionen erhellte deutlich, wie wenig es ihm damit Ernst war, da er Gustaven noch immer den königlichen Titel verweigerte. Seine Absicht schien bloß dahin zu gehen, das Verhaßte des Angriffs von sich selbst auf den König von Schweden abzuwälzen, und sich dadurch auf den Beystand der Reichsstände desto eher Rechnung machen zu können. Fruchtlos, wie zu erwarten gewesen war, zer-

schlug sich also dieser Congreß zu Danzig, und die Erbitterung beyder Theile wurde durch einen heftigen Schriftwechsel aufs höchste getrieben.

Ein kaiserlicher General, Torquato Conti, der die Armee in Pommern kommandirte, hatte sich unterdessen vergeblich bemüht, den Schweden Stettin wieder zu entreißen. Aus einem Platz nach dem andern wurden die Kaiserlichen vertrieben; Damm, Stargard, Camin, Wolgast fielen schnell nach einander in des Königs Hand. Um sich an dem Herzog von Pommern zu rächen, ließ der kaiserliche General auf dem Rückzuge seine Truppen die schrecndsten Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner Pommerns verüben, welche sein Geitz längst schon aufs grausamste gemißhandelt hatte. Unter dem Vorwand, den Schweden alle Lebensmittel zu entziehen, wurde alles verheert und geplündert, und oft, wenn die Kaiserlichen einen Platz nicht länger zu behaupten wußten, ließen sie ihn im Rauch aufgehen, um dem Feinde nichts als den Schutt zurück zu lassen. Aber diese Barbareyen dienten nur dazu, das entgegen gesetzte Betragen der Schweden in ein desto glänzen-

deres Licht zu setzen, und dem menschenfreundlichen König alle Herzen zu gewinnen. Der Schwedische Soldat bezahlte alles, was er brauchte, und von fremdem Eigenthum wurde auf seinem Durchmarsche nichts berührt. In Stadt und Land empfing man daher die Schwedischen Heere mit offenen Armen; alle kaiserlichen Soldaten, welche dem Pommerischen Landvolk in die Hände fielen, wurden ohne Barmherzigkeit ermordet. Viele Pommern traten in Schwedischen Dienst, und die Stände dieses so sehr erschöpften Landes ließen es sich mit Freuden gefallen, dem König eine Contribution von hundert tausend Gulden zu bewilligen.

Torquato Conti, bey aller Härte seines Charakters ein vortrefflicher General, suchte dem König von Schweden den Besitz von Stettin wenigstens unnütz zu machen, da er ihn nicht von diesem Ort zu vertreiben vermochte. Er verschanzte sich zu Garz, oberhalb Stettin, an der Oder, um diesen Fluß zu beherrschen, und jener Stadt die Communication zu Wasser mit dem übrigen Deutschland abzuschneiden. Nichts konnte ihn da-

hin bringen, mit dem König von Schweden zu schlagen, der ihm an Mannschaft überlegen war; noch weniger wollte es diesem gelingen, die festen kaiserlichen Verschanzungen zu stürmen. Torquato, von Truppen und Geld allzu sehr entblößt, um angriffsweise gegen den König zu agiren, gedachte mit Hülfe dieses Operationsplans dem Grafen Tilly Zeit zu verschaffen, zur Vertheidigung Pommerns herbey zu eilen, und alsdann in Vereinigung mit diesem General auf den König von Schweden los zu gehen. Er benutzte sogar einmal die Entfernung des Königs, um sich durch einen unvermutheten Ueberfall Stettins zu bemächtigen; aber die Schweden ließen sich nicht unvorbereitet finden. Ein lebhafter Angriff der Kaiserlichen wurde mit Standhaftigkeit zurück geschlagen, und Torquato verschwand mit einem großen Verluste. Nicht zu läugnen ist es, daß Gustav Adolph bey diesem günstigen Anfang eben so viel dem Glück als seiner Kriegserfahrenheit dankte. Die kaiserlichen Truppen in Pommern waren seit Wallensteins Abdankung aufs tiefste herunter gekommen. Grausam rächten sich ihre Ausschweifungen jetzt an ihnen selbst;

zwischen unsern beyden Lagern geschwommen, und konnten nicht weiter, weil das Wasser bis an die Brücke stand. Es war ihrer eine solche Menge, daß der ganze Fluß von Leichen angefüllt war, von einem Ufer bis zum andern, und gewiß so lang, als man mit einem Wurf von einem dünnen Stein erreichen kann. Der König hatte hundert gemeine Kerle gedungen, die fast acht Tage mit Aufräumen zubrachten. Die Leichname der Sarazenen, die beschnitten waren, wurden auf die andere Seite der Brücke geworfen, so daß sie das Wasser mit fort schwemmen konnte; die christlichen aber wurden einer über den andern in tiefen Gräben eingescharrt. Ich sah daselbst die Kammerherren des Grafen von Artois und viele andere, die unter den Todten ihre Freunde suchten; doch hab' ich nie gehört, daß einer derselben wieder gefunden worden wäre.

Im ganzen Lager aßen wir die ganze Fasten über keine Fische außer Aalraupen; diese aber hatten von den todten Körpern gefressen, denn es sind Aasfische. Durch diesen bösen Umstand, und durch die Ungesundheit des Landes, wo kein Tropfen Regen fällt, kam eine Seuche in unser Lager. Diese bestand darin, daß uns das Fleisch an den Füßen zusammen schrumpfte, die Haut an den Füßen rothe und schwarze Flecken wie ein alter Stiefel bekam, und uns, die wir diese Krankheit hatten, das Zahnfleisch abfaulte. Nicht leicht kam einer davon wieder auf, sondern er mußte sterben. Das Merkmahl, daß er bald würde sterben müssen, war, wenn ihm die Nase blutete. Vierzehn Tage darauf nahmen die Sarazenen, um uns auszuhungern, zu vieler Verwunderung, verschiedene von ihren Galeeren oberhalb unsers Lagers, ließen sie zu Lande forttragen, und auf den Fluß, der von

Da-

ein ausgezehrtes verödetes Land konnte ihnen keinen Unterhalt mehr darbiethen. Alle Manns-zucht war dahin, keine Achtung mehr für die Befehle der Offiziere; zusehends schmolz ihre Anzahl durch häufige Desertionen, und durch ein allgemeines Sterben, welches die schneidende Kälte in diesem ungewohnten Klima verursachte. Unter diesen Umständen sehnte sich der kaiserliche General nach Ruhe, um seine Truppen durch die Winterquartiere zu erquicken; aber er hatte mit einem Feinde zu thun, für den unter Deutschem Himmel gar kein Winter war. Zur Vorsorge hatte Gustav seine Soldaten mit Schaafspelzen versehen lassen, um auch die rauheste Jahrszeit über im Felde zu bleiben. Die kaiserlichen Bevollmächtigten, welche wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln kamen, erhielten daher die trostlose Antwort: „Die Schweden sehen im Winter wie im Sommer Soldaten, und nicht geneigt, den armen Landmann noch mehr auszusaugen. Die Kaiserlichen möchten es mit sich halten, wie sie wollten; sie aber gedächten nicht, sich müßig zu verhalten.“ Torquato Conti legte bald darauf sein Commando, wobey wenig

Ruhm und nun auch kein Geld mehr zu gewinnen war, nieder.

Bey dieser Ungleichheit mußte sich der Vortheil nothwendiger Weise auf Schwedischer Seite befinden. Unaufhörlich wurden die Kaiserlichen in ihren Winterquartieren beunruhigt, Greifenhagen, ein wichtiger Platz an der Oder, mit Sturm erobert, zuletzt auch die Städte Garz und Pritz von den Feinden verlassen. Von ganz Pommern waren nur noch Greifswalde, Demmin und Colberg in ihren Händen, zu deren Belagerung der König ungesäumt die nachdrücklichsten Anstalten machte. Der fliehende Feind nahm seinen Weg nach der Mark Brandenburg, nicht ohne großen Verlust an Artillerie, Bagage und Mannschaft, welche den nacheilenden Schweden in die Hände fielen.

Durch Einnahme der Päße bey Ribnitz und Damgarden hatte sich Gustav den Eingang in das Herzogthum Mecklenburg eröffnet, dessen Unterthanen durch ein voran geschicktes Manifest aufgefodert wurden, unter die Herrschaft ihrer rechtmäßigen Regenten zurück zu kehren, und alles was Wallensteinisch wäre, zu verjagen. Durch Betrug bekamen aber die

Kaiserlichen die wichtige Stadt Rostock in ihre Gewalt, welches den König, der seine Macht nicht gern theilen wollte, am fernern Vorrücken hinderte. Vergebens hatten indessen die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg, durch die zu Regensburg versammelten Fürsten, bey dem Kaiser fürsprechen lassen; vergebens hatten sie, um den Kaiser durch Unterwürfigkeit zu gewinnen, das Bündniß mit Schweden und jeden Weg der Selbsthülfe verschmäht. Durch die hartnäckige Weigerung des Kaisers zur Verzweiflung gebracht, ergriffen sie jetzt öffentlich die Parthey des Königs von Schweden, warben Truppen, und übertrugen das Commando darüber dem Herzog Franz Karl von Sachsenlauenburg. Dieser bemächtigte sich auch wirklich einiger festen Plätze an der Elbe, verlor sie aber bald wieder an den kaiserlichen General Pappenheim, der gegen ihn geschickt wurde. Bald darauf, in der Stadt Ratzeburg von letzterm belagert, sah er sich, nach einem vergeblichen Versuch zu entfliehen, genöthigt, sich mit seiner ganzen Mannschaft zu Gefangenen zu ergeben. So verschwand denn aufs neue die Hoffnung dieser unglückli-

chen Fürsten zum Wiedereintritt in ihre Lande, und dem siegreichen Arme Gustav Adolphs allein war es aufbehalten, ihnen diese glänzende Gerechtigkeit zu erzeigen.

Die flüchtigen kaiserlichen Schaaren hatten sich in die Mark Brandenburg geworfen, welche sie jetzt zum Schauplatz ihrer Greuelthaten machten. Nicht zufrieden, die willkührlichsten Schatzungen einzufodern, und den Bürger durch Einquartierungen zu drücken, durchwühlten diese Unmenschen auch noch das Innere der Häuser, zerschlugen, erbrachen alles, was verschlossen war, raubten allen Vorrath, den sie fanden, mißhandelten auf das entsetzlichste, wer sich zu widersetzen wagte, entehrten das Frauenzimmer, selbst an heiliger Stätte. Und alles dieß geschah nicht in Feindes Land — es geschah gegen die Unterthanen eines Fürsten, von welchem der Kaiser nicht beleidigt war, dem er trotz diesem allen noch zumuthete, die Waffen gegen den König von Schweden zu ergreifen. Der Anblick dieser entsetzlichen Ausschweifungen, welche sie aus Mangel an Ansehen und aus Geldnoth

geschehen lassen mußten, erweckte selbst den Unwillen der kaiserlichen Generale, und ihr oberster Chef, Graf von Schaumburg, wollte schamroth das Commando niederlegen. Zu arm an Soldaten, um sein Land zu vertheidigen, und ohne Hülfe gelassen von dem Kaiser, der zu den beweglichsten Vorstellungen schwieg, befahl endlich der Churfürst von Brandenburg seinen Unterthanen in einem Edikt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und jeden kaiserlichen Soldaten, der über der Plünderung ergriffen würde, ohne Schonung zu ermorden. Zu einem solchen Grade war der Greuel der Mißhandlung und das Elend der Regierung gestiegen, daß dem Landesherrn nur das verzweifelte Mittel übrig blieb, die Selbstrache durch Gesetze einzuschärfen.

Die Kaiserlichen hatten die Schweden in die Mark Brandenburg nachgezogen, und nur die Weigerung des Churfürsten, ihm die Festung Cüstrin zum Durchmarsch zu öffnen, hatte den König abhalten können, Frankfurt an der Oder zu belagern. Er ging zurück, die Eroberung Pommerns durch Einnahme von Demmin und Colberg zu vollenden; unterdessen war der Feldmarschal Tilly im

Anzuge, die Mark Brandenburg zu vertheidigen.

Dieser General, der sich rühmen konnte, noch keine Schlacht verloren zu haben, der Ueberwinder Mansfelds, Christians von Braunschweig, des Markgrafen von Baden und des Königs von Dänemark, sollte jetzt an dem König von Schweden einen würdigen Gegner finden. Tilly stammte aus einer edeln Familie in Lüttich, und hatte in dem Niederländischen Kriege, der damaligen Feldherrnschule, seine Talente ausgebildet. Bald darauf fand er Gelegenheit, seine erlangten Fähigkeiten unter Kaiser Rudolph II. in Ungarn zu zeigen, wo er sich schnell von einer Stufe zur andern empor schwang. Nach geschlossenem Frieden trat er in die Dienste Maximilians von Bayern, der ihn zum Oberfeldherrn mit unumschränkter Gewalt ernannte. Tilly wurde durch seine vortrefflichen Einrichtungen der Schöpfer der Bayrischen Kriegsmacht, und ihm vorzüglich hatte Maximilian seine bisherige Ueberlegenheit im Felde zu danken. Nach geendigtem Böhmischen Kriege wurde ihm das Commando der

ligistischen Truppen, und jetzt, nach Wallensteins Abgang, das Generalat über die ganze kaiserliche Armee übertragen. Eben so streng gegen seine Truppen, eben so blutdürstig gegen den Feind, von eben so finsterer Gemüthsart als Wallenstein, ließ er diesen an Bescheidenheit und Uneigennützigkeit weit hinter sich zurück. Ein blinder Religionseifer und ein blutdürstiger Verfolgungsgeist vereinigten sich mit der natürlichen Wildheit seines Charakters, ihn zum Schrekken der Protestanten zu machen. Ein bizarres und schreckhaftes Aeußere entsprach dieser Gemüthsart. Klein, hager, mit eingefallenen Wangen, langer Nase, breiter gerunzelter Stirne, starkem Knebelbart und unten zugespitztem Gesichte, zeigte er sich gewöhnlich in einem Spanischen Wamms von hellgrünem Atlas mit aufgeschlitzten Ermeln, auf dem Kopfe einen kleinen hoch aufgestutzten Hut, mit einer rothen Straußfeder geziert, die bis auf den Rücken niederwallte. Sein ganzer Anblick erinnerte an den Herzog von Alba, den Zuchtmeister der Flamänder, und es fehlte viel, daß seine Thaten diesen Eindruck auslöschten. So war der Feldherr

beschaffen, der sich dem nordischen Helden jetzt entgegen stellte.

Tilly war weit entfernt, seinen Gegner gering zu schätzen. „Der König von Schweden, erklärte er auf der Churfürstenversammlung zu Regensburg, ist ein Feind von eben so großer Klugheit als Tapferkeit, abgehärtet zum Krieg, in der besten Blüthe seiner Jahre. Seine Anstalten sind vortrefflich, seine Hülfsmittel nicht gering; die Stände seines Reichs sind äußerst willfährig gegen ihn gewesen. Seine Armee, aus Schweden, Deutschen, Liefländern, Finnländern, Schotten und Engländern zusammen geflossen, ist zu einer einzigen Nation gemacht, durch blinden Gehorsam. Dieß ist ein Spieler, gegen welchen nicht verloren zu haben, schon überaus viel gewonnen ist.“

Die Fortschritte des Königs von Schweden in Brandenburg und Pommern ließen den neuen Generalissimus keine Zeit verlieren, und dringend foderten die dort kommandirenden Feldherren seine Gegenwart. In möglichster Schnelligkeit zog er die kaiserlichen Truppen, die durch ganz Deutschland zerstreut waren, an sich; aber es kostete

viel Zeit, aus den verödeten und verarmten Provinzen die nöthigen Kriegsbedürfnisse zusammen zu bringen. Endlich erschien er in der Mitte des Winters an der Spitze von 20,000 Mann vor Frankfurt an der Oder, wo er sich mit dem Ueberrest der Schaumburgischen Truppen vereinigte. Er übergab diesem Feldherrn die Vertheidigung Frankfurts mit einer hinlänglich starken Besatzung, und er selbst wollte nach Pommern eilen, um Demmin zu retten, und Colberg zu entsetzen, welche Stadt von den Schweden schon aufs Aeußerste gebracht war. Aber noch eh' er Brandenburg verließ, hatte sich Demmin, von dem Herzog Savelli äußerst schlecht vertheidigt, an den König ergeben, und auch Colberg ging wegen Hungersnoth nach fünfmonatlicher Belagerung über. Da die Pässe nach Vorpommern aufs beste besetzt waren, und das Lager des Königs bey Schwedt jedem Angriffe Trotz both, so entsagte Tilly seinem ersten angreifenden Plan, und zog sich rückwärts nach der Elbe — um Magdeburg zu belagern.

Durch Wegnahme von Demmin stand es dem König frey, unaufgehalten ins Mecklenburgische zu dringen; aber ein

wichtigeres Unternehmen zog seine Waffen nach einer andern Gegend. Tilly hatte kaum seinen Rückmarsch angetreten, als er sein Lager zu Schwedt plötzlich aufhob, und mit seiner ganzen Macht gegen Frankfurt an der Oder anrückte. Diese Stadt war schlecht befestigt, aber durch eine acht tausend Mann starke Besatzung vertheidigt, größtentheils Ueberrest jener wüthenden Banden, welche Pommern und Brandenburg genißhandelt hatten. Der Angriff geschah mit Lebhaftigkeit, und schon am dritten Tage wurde die Stadt mit stürmender Hand erobert. Die Schweden, des Sieges gewiß, verwarfen, obgleich die Feinde zweymal Schamade schlugen, die Kapitulation, um das schreckliche Recht der Wiedervergeltung auszuüben. Tilly hatte nehmlich gleich nach seiner Ankunft in diesen Gegenden eine Schwedische Besatzung, die sich verspätet hatte, in Neubrandenburg aufgehoben, und, durch ihren lebhaften Widerstand gereizt, bis auf den letzten Mann niederhauen lassen. Dieser Grausamkeit erinnerten sich jetzt die Schweden, als Frankfurt erstiegen ward. Neubrandenburgisch Quartier! antwortete man

Damiette kömmt, ohngefähr eine Meile unter unserm Lager wieder auf den Fluß abstoßen. Diese Galeeren verursachten Hungersnoth bey uns; denn niemand wagte sich von Damiette her, stromaufwärts uns Lebensmittel zuzuführen, aus Furcht vor jenen Galeeren. Von allen dem wußten wir nichts, bis endlich ein Schifflein des Grafen von Flandern, das ihnen mit Gewalt entronnen war, die Nachricht brachte: die Galeeren des Sultans hätten wohl achtzig von unsern Schiffen weggenommen, die von Damiette herauf gewollt, und die Mannschaft darauf sey niedergehauen.

Hierdurch entstand im Lager eine solche Theurung, daß, wie Ostern herbey kam, ein Ochse achtzig Livres kostete, ein Schaaf dreyßig Livres, ein Schwein auch dreyßig Livres, ein Ey zwölf Deniers und ein Muid Wein zehn Livres.

Als der König und die Baronen das sahen, wurden sie eins, der König sollte sein Lager gegen Babylonien nach dem Lager des Herzogs von Burgund zurückziehen, das an dem Flusse stand, der nach Damiette geht. Um nun diesen Rückzug desto sicherer vorzunehmen, ließ der König eine Schutzwehr (Barbacane) vor der Brücke aufführen, die sich zwischen den beyden Lagern befand, so daß man von ,wo Seiten hineinreiten konnte. Als sie fertig war, ergriff des Königs ganzes Heer die Waffen, und die Türken fielen das Heer des Königs mächtiglich an.

Gleichwohl setzte sich weder das Heer noch das Lager eher in Bewegung, als bis das ganze Gepäcke schon fortgeschaft war. Alsdann zog der König nach, und nach ihm sein Treffen, und dann ferner alle Barone; ausgenommen Herr Walther von Chatillon,

jedem kaiserlichen Soldaten, der um sein Leben bath, und stieß ihn ohne Barmherzigkeit nieder. Einige tausend wurden erschlagen oder gefangen, viele ertranken in der Oder, der Ueberrest floh nach Schlesien, die ganze Artillerie gerieth in Schwedische Hände. Dem Ungestüm seiner Soldaten nachzugeben, mußte Gustav Adolph eine dreystündige Plünderung erlauben.

Indem dieser König von einem Siege zum andern forteilte, der Muth der protestantischen Stände dadurch wuchs und ihr Widerstand lebhafter wurde, fuhr der Kaiser noch unverändert fort, durch Vollstreckung des Restitutionsediktes, und durch übertriebene Zumuthungen an die Stände ihre Geduld aufs äußerste zu treiben. Nothgedrungen schritt er jetzt auf den gewaltthätigen Wegen fort, die er anfangs aus Uebermuth betreten hatte; den Verlegenheiten, in welche ihn sein willkührliches Verfahren gestürzt hatte, wußte er jetzt nicht anders als durch eben so willkührliche Mittel zu entgehen. Aber in einem so künstlich organisirten Staatskörper, wie der Deutsche ist und immer war, mußte die Hand des Despotismus die un-

übersehlichsten Zerrüttungen anrichten. Mit Erstaunen sahen die Fürsten unvermerkt die ganze Reichsverfassung umgekehrt, und der eintretende Zustand der Natur führte sie zur Selbsthülfe, dem einzigen Rettungsmittel in dem Zustand der Natur. Endlich hatten doch die offenbaren Schritte des Kaisers gegen die evangelische Kirche von den Augen Johann Georgs die Binde weggezogen, welche ihm so lange die betrügerische Politik dieses Prinzen verbarg. Durch Ausschliessung seines Sohnes von dem Erzstifte zu Magdeburg hatte ihn Ferdinand persönlich beleidigt, und der Feldmarschall von Arnheim, sein neuer Günstling und Minister, verabsäumte nichts, die Empfindlichkeit seines Herrn aufs höchste zu treiben. Vormals kaiserlicher General unter Wallensteins Commando, und noch immer dessen eifrig ergebener Freund, suchte er seinen alten Wohlthäter und sich selbst an dem Kaiser zu rächen, und den Churfürsten von Sachsen von dem Oesterreichischen Interesse abzuziehen. Die Erscheinung der Schweden in Deutschland mußte ihm die Mittel dazu darbiethen. Gustav Adolph war unüberwindlich, sobald sich die protestanti-

schen Stände mit ihm vereinigten, und nichts beunruhigte den Kaiser mehr. Churſachſens Beyſpiel konnte die Erklärung aller übrigen nach ſich ziehen, und das Schickſal des Kaiſers ſchien ſich gewiſſermaßen in den Händen Johann Georgs zu befinden. Der liſtige Günſtling machte dem Ehrgeitze ſeines Herrn dieſe ſeine Wichtigkeit fühlbar, und ertheilte ihm den Rath, den Kaiſer durch ein angedrohtes Bündniß mit Schweden in Schrecken zu ſetzen, um von der Furcht dieſes Prinzen zu erhalten, was von der Dankbarkeit deſſelben nicht zu erwarten ſey. Doch hielt er dafür, die Allianz mit Schweden nicht wirklich abzuſchließen, um immer wichtig zu ſeyn und immer freye Hand zu behalten. Er begeiſterte ihn für den ſtolzen Plan, (dem nichts als eine verſtändigere Hand zur Vollſtreckung fehlte) die ganze Parthey der Proteſtanten an ſich zu ziehen, eine dritte Macht in Deutſchland aufzuſtellen, und in der Mitte zwiſchen Schweden und Oeſterreich die Entſcheidung in den Händen zu tragen.

Dieſer Plan mußte der Eigenliebe Johann Georgs um ſo mehr ſchmeicheln, da es ihm gleich unerträglich war, in die Abhängigkeit Schwedens zu gerathen.

und länger unter der Tyranney des Kaisers zu bleiben. Nicht mit Gleichgültigkeit konnte er sich die Führung der Deutschen Angelegenheiten von einem auswärtigen Prinzen entrissen sehen, und so wenig Fähigkeit er auch besaß, die erste Rolle zu spielen, so wenig ertrug es seine Eitelkeit, sich mit der zweyten zu begnügen. Er beschloß also von den Progressen des Schwedischen Königs die möglichsten Vortheile für seine eigne Lage zu ziehen, aber unabhängig von diesem seinen eigenen Plan zu verfolgen. Zu diesem Ende besprach er sich mit dem Churfürsten von Brandenburg, der aus ähnlichen Ursachen gegen den Kaiser entrüstet und auf Schweden mißtrauisch war. Nachdem er sich auf einem Landtage zu Torgau der Sächsischen Landstände versichert hatte, deren Beystimmung ihm zu Ausführung seines Plans unentbehrlich war, so lud er alle evangelischen Stände des Reichs zu einem Generalconvent ein, welcher am 6ten Februar 1631 zu Leipzig eröffnet werden sollte. Brandenburg, Hessenkassel, mehrere Fürsten, Grafen, Reichsstände, protestantische Bischöfe erschienen entweder selbst oder durch Bevollmächtigte

auf dieser Versammlung, welche der Sächsische Hofprediger, D. Hoe von Hohenegg, mit einer heftigen Kanzelrede eröffnete. Vergebens hatte sich der Kaiser bemüht, diese eigenmächtige Zusammenkunft, welche augenscheinlich auf Selbsthülfe zielte, und bey der Anwesenheit der Schweden in Deutschland höchst bedenklich war, zu hintertreiben. Die versammelten Fürsten, von den Fortschritten Gustav Adolphs belebt, behaupteten ihre Rechte, und gingen nach Verlauf zweyer Monate mit einem merkwürdigen Schluß auseinander, der den Kaiser in nicht geringe Verlegenheit setzte. Der Inhalt desselben war, den Kaiser in einem gemeinschaftlichen Schreiben um Aufhebung des Restitutionsedikts, Zurückziehung seiner Truppen aus ihren Residenzen und Festungen, Einstellung der Exekutionen und Abstellung aller bisherigen Mißbräuche nachdrücklich zu ersuchen — einstweilen aber eine 40,000 Mann starke Armee zusammen zu bringen, um sich selbst Recht zu schaffen, wenn der Kaiser es ihnen verweigerte.

Ein Umstand kam noch hinzu, der nicht wenig dazu beytrug, die Entschlos-

senheit der protestantischen Fürsten zu vermehren. Endlich hatte der König von Schweden die Bedenklichkeiten besiegt, welche ihn bisher von einer nähern Verbindung mit Frankreich zurück schreckten, und war am 13ten Jänner dieses 1631sten Jahres in eine förmliche Allianz mit dieser Krone getreten. Nach einem sehr ernsthaften Streite über die künftige Behandlungsart der katholischen Reichsfürsten, welche Frankreich in Schutz nahm, Gustav hingegen das Recht der Wiedervergeltung empfinden lassen wollte, und nach einem minder wichtigen Zank über den Titel Majestät, den der Französische Hochmuth dem Schwedischen Stolze verweigerte, gab endlich Richelieu in dem zweyten, Gustav Adolph in dem ersten Artikel nach, und zu Beerwald in der Neumark wurde der Allianztraktat unterzeichnet. Beyde Mächte verpflichteten sich in demselben, sich wechselseitig und mit gewaffneter Hand zu beschützen, ihre gemeinschaftlichen Freunde zu vertheidigen, den vertriebenen Reichsfürsten wieder zu ihren Ländern zu helfen, und an den Grenzen wie in dem Innern Deutschlands alles eben so wieder herzustellen, wie es vor

dem Ausbruch des Krieges gewesen war. Zu diesem Ende sollte Schweden eine Armee von 30,000 Mann auf eigne Kosten in Deutschland unterhalten, Frankreich hingegen 400,000 Thaler jährlicher Hülfsgelder den Schweden entrichten. Würde das Glück die Waffen Gustavs begünstigen, so sollten in den eroberten Plätzen die katholische Religion und die Reichsgesetze ihm heilig seyn, und gegen beyde nichts unternommen werden, allen Ständen und Fürsten in und außer Deutschland, selbst den katholischen, der Zutritt zu diesem Bündnisse offen stehen, kein Theil ohne Wissen und Willen des andern einen einseitigen Frieden mit dem Feinde schließen, das Bündniß selbst fünf Jahre dauern.

So großen Kampf es dem König von Schweden gekostet hatte, von Frankreich Sold anzunehmen, und einer ungebundenen Freyheit in Führung des Krieges zu entsagen, so entscheidend war diese Französische Allianz für seine Angelegenheiten in Deutschland. Jetzt erst, nachdem er durch die ansehnlichste Macht in Europa gedeckt war, fingen die Deutschen Reichsstände an, Vertrauen zu seiner Unternehmung zu fassen, für de-

ren Erfolg sie bisher nicht ohne Ursache gezittert hatten. Jetzt erst wurde er dem Kaiser fürchterlich. Selbst die katholischen Fürsten, welche Oesterreichs Demüthigung wünschten, sahen ihn jetzt mit weniger Mißtrauen in Deutschland Fortschritte machen, weil ihm das Bündniß mit einer katholischen Macht Schonung gegen ihre Religion auferlegte. So wie Gustav Adolphs Erscheinung die evangelische Religion und Deutsche Freyheit gegen die Uebermacht Kaiser Ferdinands beschützte, eben so konnte nunmehr Frankreichs Dazwischenkunft die katholische Religion und Deutsche Freyheit gegen eben diesen Gustav Adolph in Schutz nehmen, wenn ihn die Trunkenheit des Glücks über die Schranken der Mäßigung hinweg reißen sollte.

Der König von Schweden säumte nicht, die Fürsten des Leipziger Bundes von dem mit Frankreich geschlossenen Traktat zu unterrichten, und sie zugleich zu einer nähern Verbindung mit ihm einzuladen. Auch Frankreich unterstützte ihn in diesem Gesuch, und sparte keine Vorstellungen, den Churfürsten von Sachsen zu bewegen. Gustav Adolph wollte sich mit einer heimlichen Unterstützung

begnügen, wenn die Fürsten es jetzt noch für zu gewagt halten sollten, sich öffentlich für seine Parthey zu erklären. Mehrere Fürsten machten ihm zu Annehmung seiner Vorschläge Hoffnung, sobald sie nur Luft bekommen sollten; Johann Georg, immer voll Eifersucht und Mißtrauen gegen den König von Schweden, immer seiner eigennützigen Politik getreu, konnte sich zu keiner entscheidenden Erklärung entschließen.

Der Schluß des Leipziger Convents und das Bündniß zwischen Frankreich und Schweden waren zwey gleich schlimme Zeitungen für den Kaiser. Gegen jenen nahm er die Donner seiner kaiserlichen Machtsprüche zu Hülfe, und bloß eine Armee fehlte ihm, um Frankreich wegen dieser seinen ganzen Unwillen empfinden zu lassen. Abmahnungsschreiben ergingen an alle Theilnehmer des Leipziger Bundes, welche ihnen die Truppenwerbung aufs strengste untersagten. Sie antworteten mit heftigen Wiederklagen, rechtfertigten ihr Betragen durch das natürliche Recht, und fuhren fort, sich in Rüstung zu setzen.

Die Generale des Kaisers sahen sich unterdessen aus Mangel an Truppen und

an Geld zu der mißlichen Wahl gebracht, entweder den König von Schweden oder die Deutschen Reichsstände außer Augen zu lassen, da sie mit einer getheilten Macht beyden zugleich nicht gewachsen waren. Die Bewegungen der Protestanten zogen ihre Aufmerksamkeit nach dem Innern des Reichs; die Progressen des Königs in der Mark Brandenburg, welcher die kaiserlichen Erblande schon in der Nähe bedrohte, foderten sie dringend auf dorthin ihre Waffen zu kehren. Nach Frankfurts Eroberung hatte sich der König gegen Landsberg an der Warta gewendet, und Tilly kehrte nun, nach einem zu späten Versuch, jene Stadt zu retten, nach Magdeburg zurück, die angefangene Belagerung mit Ernst fortzusetzen.

Das reiche Erzbißthum, dessen Hauptsitz die Stadt Magdeburg war, hatten schon seit geraumer Zeit evangelische Prinzen aus dem Brandenburgischen Hause besessen, welche ihre Religion darin einführten. Christian Wilhelm, der letzte Administrator, war durch seine Verbindung mit Dänemark in die Reichsacht verfallen, wodurch das Domkapitel sich bewogen sah, um

der den Nachtrupp anführte. Beym Einzug in die Barbacane machte Herr Erhard von Valery seinen Bruder, Herrn Johann, den die Türken schon gefangen fortführten, wieder frey.

Nachdem das ganze Heer hineingezogen war, befanden sich die, welche darin waren, in großer Gefahr; denn da die Schutzwehr nicht hoch genug war, so zielten ihnen die Türken zu Pferde gerade ins Gesicht und die Sarazenen zu Fuß warfen sie mit Erdschollen an die Köpfe. Alle wären umgekommen, hätte nicht der Graf von Anjou, nachheriger König von Sicilien, das Beste gethan, indem er ihnen zu Hülfe kam, und sie unverletzt davon brachte. Den Preis dieses Tags trug Herr Gottfried von Musenbourg vor allen denen, die sich in der Barbacane befanden, davon.

Am Fastnachtstage sah ich ein Wunder, das ich erzählen will. An diesem Tage ward Herr Hugo von Landricourt, der mit zu meinem Panier gehörte, zur Erde bestattet. Als er in einer Kapelle auf der Bare lag, hatten sich sechs meiner Ritter auf Säcke voll Gerste gestützt. Weil sie nun laut in der Kapelle sprachen, und durch ihr Schwätzen den Priester störten, so sagt' ich zu ihnen, sie sollten still seyn; es sey unartig von Rittern und Edelleuten, daß sie unter der Messe sprächen. Da fingen sie an zu lachen, und gaben mir lachend zur Antwort: sie wollten ihm seine Frau wieder verheirathen. Ich schalt sie deswegen, und sagte ihnen, dergleichen Reden wären weder gut noch schön; sie hätten ihres Gefährten bald vergessen. Aber Gott strafte sie deswegen dergestalt, daß sie Tags darauf in der großen Schlacht am ersten Fastentage theils umkamen, theils tödlich verwundet wurden;

nicht die Rache des Kaisers gegen das Erzstift zu reitzen, ihn förmlich seiner Würden zu entsetzen. An seiner Statt postulirte es den Prinzen Johann August, zweyten Sohn des Churfürsten von Sachsen, den aber der Kaiser verwarf, um seinem eigenen Sohne Leopold dieses Erzbißthum zuzuwenden. Der Churfürst von Sachsen ließ darüber ohnmächtige Klagen an dem kaiserlichen Hofe erschallen; Christian Wilhelm von Brandenburg ergriff thätigere Maßregeln. Der Zuneigung des Volks und Magistrats zu Magdeburg versichert, und von schimärischen Hoffnungen erhitzt, glaubte er sich im Stande, alle Hindernisse zu besiegen, welche der Ausspruch des Kapitels, die Concurrenz mit zwey mächtigen Mitbewerbern und das Restitutionsedikt seiner Wiederherstellung entgegen setzten. Er that eine Reise nach Schweden, und suchte sich, durch das Versprechen einer wichtigen Diversion in Deutschland, der Unterstützung Gustavs zu versichern. Dieser König entließ ihn nicht ohne Hoffnung seines nachdrücklichen Schutzes, schärfte ihm aber dabey ein, mit Klugheit zu verfahren.

Kaum hatte Christian Wilhelm di
Landung seines Beschützers in Pommer
erfahren, so schlich er sich mit Hülfe e
ner Verkleidung in Magdeburg ein. E
erschien plötzlich in der Rathsversamm
lung, erinnerte den Magistrat an all
Drangsale, welche Stadt und Land sei
dem von den kaiserlichen Truppen erfah
ren, an die verderblichen Anschläge Fe
dinands, an die Gefahr der evangelische
Kirche. Nach diesem Eingange entdeckt
er ihnen, daß der Zeitpunkt ihrer Be
freyung erschienen sey, und daß ihne
Gustav Adolph seine Allianz und alle
Beystand anbiethe. Magdeburg, ein
der wohlhabendsten Städte Deutschlands
genoß unter der Regierung seines Magi
strats einer republikanischen Freyheit
welche seine Bürger mit einer heroische
Kühnheit beseelte. Davon hatten si
bereits gegen Wallenstein, der, von ih
rem Reichthum angelockt, die übertrie
bensten Foderungen an sie machte, rühm
liche Proben abgelegt, und in einem mu
thigen Widerstande ihre Rechte behaup
tet. Ihr ganzes Gebieth hatte zwar di
zerstörende Wuth seiner Truppen erfah
ren, aber Magdeburg selbst entging sei
ner Rache. Es war also dem Admin

strator nicht schwer, Gemüther zu gewinnen, denen die erlittnen Mißhandlungen noch in frischem Andenken waren. Zwischen der Stadt und dem König von Schweden kam ein Bündniß zu Stande, in welchem Magdeburg dem König ungehinderten Durchzug durch ihr Gebieth und ihre Thore, und die Werbefreyheit auf ihrem Grund und Boden verstattete, und die Gegenversicherung erhielt, bey ihrer Religion und ihren Privilegien aufs gewissenhafteste geschützt zu werden.

Sogleich zog der Administrator Kriegsvölker zusammen, und fing die Feindseligkeiten voreilig an, ehe Gustav Adolph nahe genug war, ihn mit seiner Macht zu unterstützen. Es glückte ihm, einige kaiserliche Corps in der Nachbarschaft aufzuheben, kleine Eroberungen zu machen, und sogar Halle zu überrumpeln. Aber die Annäherung eines kaiserlichen Heeres nöthigte ihn bald, in aller Eilfertigkeit und nicht ohne Verlust, den Rückweg nach Magdeburg zu nehmen. Gustav Adolph, obgleich unzufrieden über diese Voreiligkeit, schickte ihm in der Person Dietrichs von Falkenberg einen erfahrnen Offizier, um die Kriegsoperationen zu leiten, und dem Admi-

nistrator mit seinem Rathe beyzuste
Eben diesen Falkenberg ernannte der M
gistrat zum Commendanten der Sta
so lange der Krieg dauern würde. D
Heer des Prinzen sah sich von Tag
Tag durch den Zulauf aus den benac
barten Städten vergrößert, erhielt m
rere Vortheile über die kaiserlichen Re
menter, welche dagegen geschickt w
den, und konnte mehrere Monate ein
kleinen Krieg mit vielem Glücke unt
halten.

Endlich näherte sich der Graf v
Pappenheim, nach beendigtem Zuge
gen den Herzog von Sachsenlauenbu
der Stadt, vertrieb in kurzer Zeit
Truppen des Administrators aus all
umliegenden Schanzen, hemmte
durch alle Communication mit Sachs
und schickte sich ernstlich an, die Sta
einzuschließen. Bald nach ihm kam au
Tilly, foderte den Administrator in
nem drohenden Schreiben auf, sich d
Restitutionsedikt nicht länger zu wid
setzen, den Befehlen des Kaisers zu u
terwerfen, und Magdeburg zu über
ben. Die Antwort des Prinzen war k
haft und kühn, und bestimmte den K

serlichen Feldherrn, ihm den Ernst der Waffen zu zeigen.

Indessen wurde die Belagerung wegen der Fortschritte des Königs von Schweden, die den kaiserlichen Feldherrn von der Stadt abriefen, eine Zeit lang verzögert, und die Eifersucht der in seiner Abwesenheit kommandirenden Generale verschaffte Magdeburg noch auf einige Monate Frist. Am 30. März 1631 erschien endlich Tilly wieder, um von jetzt an die Belagerung mit Eifer zu betreiben.

In kurzer Zeit waren alle Außenwerke erobert, und Falkenberg selbst hatte die Besatzungen, welche nicht mehr zu retten waren, zurück gezogen, und die Elbbrücke abwerfen lassen. Da es an hinlänglichen Truppen fehlte, diese weitläuftige Festung mit den Vorstädten zu vertheidigen, so wurden auch die Vorstädte Sudenburg und Neustadt dem Feinde preis gegeben, der sie sogleich in die Asche legte. Pappenheim trennte sich von Tilly, ging bey Schönebeck über die Elbe, um von der andern Seite die Stadt anzugreifen.

Die Besatzung, durch die vorhergehenden Gefechte in den Außenwerken ge-

schwächt, belief sich nicht über 2000 Mann Fußvolks und einige 100 Reiterey, eine sehr schwache Anzahl für eine so große und noch dazu unregelmäßige Festung. Diesen Mangel zu ersetzen, bewaffnete man die Bürger; ein verzweifelter Ausweg, der größern Schaden anrichtete, als er verhütete. Die Bürger, an sich selbst schon sehr mittelmäßige Soldaten, stürzten durch ihre Uneinigkeit die Stadt ins Verderben. Dem Aermern that es weh, daß man ihm allein alle Lasten aufwälzte, ihn allein allem Ungemach, allen Gefahren bloß stellte, während der Reiche seine Dienerschaft schickte, und sich in seinem Hause gütlich that. Der Unwille brach zulezt in ein allgemeines Murren aus, Gleichgültigkeit trat an die Stelle des Eifers, Ueberdruß und Nachlässigkeit im Dienst an die Stelle der wachsamen Vorsicht. Diese Trennung der Gemüther, mit der steigenden Noth verbunden, gab nach und nach einer kleinmüthigen Ueberlegung Raum, daß mehrere schon anfingen, über die Verwegenheit ihres Unternehmens aufgeschreckt zu werden, und vor der Allmacht des Kaisers zu erbeben, gegen welchen man im Streit begriffen sey.

Aber der Religionsfanatismus, die feurige Liebe der Freyheit, der unüberwindliche Widerwille gegen den kaiserlichen Namen, die wahrscheinliche Hoffnung eines nahen Entsatzes entfernten jeden Gedanken an Uebergabe, und so sehr man in allem andern getrennt seyn mochte, so einig war man, sich bis aufs äußerste zu vertheidigen.

Die Hoffnung der Belagerten, sich entsetzt zu sehen, war auf die höchste Wahrscheinlichkeit gegründet. Sie wußten um die Bewaffnung des Leipziger Bundes, sie wußten um die Annäherung Gustav Adolphs; beyden war die Erhaltung Magdeburgs gleich wichtig, und wenige Tagemärsche konnten den König von Schweden vor ihre Mauern bringen. Alles dieses war dem Grafen Tilly nicht unbekannt, und eben darum eilte er so sehr, sich, auf welche Art es auch seyn möchte, von Magdeburg Meister zu machen. Schon hatte er, der Uebergabe wegen, einen Trompeter mit verschiedenen Schreiben an den Administrator, Kommendanten und Magistrat abgesendet, aber zur Antwort erhalten, daß man lieber sterben als sich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger

zeigte ihm, daß der Muth der Belagerten nichts weniger als erkaltet sey, und die Ankunft des Königs zu Potsdam, die Streifereyen der Schweden selbst bis vor Zerbst mußten ihn mit Unruhe, so wie die Einwohner Magdeburgs mit den frohesten Hoffnungen erfüllen. Ein zweyter Trompeter, den er an sie abschickte, und der gemäßigtere Ton seiner Schreibart bestärkte sie noch mehr in ihrer Zuversicht — aber nur, um sie in eine desto tiefere Sorglosigkeit zu stürzen.

Die Belagerer waren unterdessen mit ihren Approchen bis an den Stadtgraben vorgedrungen, und beschossen von den aufgeworfenen Batterien aufs heftigste Wall und Thürme. Ein Thurm wurde ganz eingestürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern, da er nicht in den Graben fiel, sondern sich seitwärts an den Wall anlehnte. Des anhaltenden Bombardirens ungeachtet, hatte der Wall nicht viel gelitten, und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand stekken sollten, wurde durch vortreffliche Gegenanstalten vereitelt. Aber der Pulvervorrath der Belagerten war bald zu Ende, und das Geschütz der Festung hörte nach und nach auf, den Belage-

tern zu antworten. Ehe neues Pulver bereitet war, mußte Magdeburg entsetzt seyn, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung in der Stadt aufs höchste gestiegen, und mit heftiger Sehnsucht alle Blicke nach der Gegend hingekehrt, von welcher die Schwedischen Fahnen wehen sollten. Gustav Adolph hielt sich nahe genug auf, um am dritten Tage vor Magdeburg zu stehen. Die Sicherheit steigt mit der Hoffnung, und alles trägt dazu bey, sie zu verstärken. Am 9ten May fängt unerwartet die feindliche Kanonade an zu schweigen, von mehrern Batterien werden die Stücke abgeführt. Todte Stille im kaiserlichen Lager. Alles überzeugt die Belagerten, daß ihre Rettung nahe sey. Der größte Theil der Bürger- und Soldatenwache verläßt früh morgens seinen Posten auf dem Wall, um endlich einmal nach langer Arbeit des süßen Schlafes sich zu erfreuen — aber ein theurer Schlaf, und ein entsetzliches Erwachen!

Tilly hatte endlich der Hoffnung entsagt, auf dem bisherigen Wege der Belagerung sich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemeistern zu können; er beschloß also, sein Lager aufzuheben,

zuvor aber noch einen Generalsturm zu wagen. Die Schwierigkeiten waren groß, da keine Bresche noch geschossen, und die Festungswerke kaum beschädigt waren. Aber der Kriegsrath, den er versammelte, erklärte sich für den Sturm, und stützte sich dabey auf das Beyspiel von Mastricht, welche Stadt früh morgens, da Bürger und Soldaten sich zur Ruhe begeben, mit stürmender Hand überwältigt worden sey. An vier Orten zugleich sollte der Angriff geschehen; die ganze Nacht zwischen dem 9ten und 10ten wurde mit den nöthigen Anstalten zugebracht. Alles war in Bereitschaft, und erwartete, der Abrede gemäß, früh um 5 Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieses erfolgte, aber erst zwey Stunden spätern, indem Tilly, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolgs, noch einmal den Kriegsrath versammelte. Payvenheim ward beordert, auf die Neustädtischen Werke den Angriff zu thun; ein abhängiger Wall und ein trockner nicht allzu tiefer Graben kamen ihm dabey zu Statten. Der größte Theil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlassen, und die wenigen Zurückgebliebenen fesselte der Schlaf. So wurde es

ten; weshalb ihre Weiber alle sechs andere Männer nehmen mußten.

Wegen der Wunden, die ich am ersten Fastentag empfangen hatte, bekam ich auch die Krankheit, die im Lager herrschte, im Mund und an den Füßen, und ein sechstägiges Fieber, und im Kopf einen solchen Schnupfen, daß es mir unaufhörlich aus der Nase floß. Wegen besagter Zufälle legt' ich mich in der Mitte der Fasten krank zu Bette.

Mein Priester mußte mir in meinem Zelte vor meinem Bette Messe lesen; und doch hatt' er eben die Krankheit, die ich hatte; daher es auch einst geschah, daß er während der Messe ohnmächtig ward. Als ich wahrnahm, daß er fallen wollte, sprang ich mit dem Panzerhemde angethan, ohne Beinkleider, aus dem Bette, faßte ihn in die Arme, und sagte zu ihm: er solle nur seine Messe ganz gemächlich und bedächtlich auslesen: denn ich würde ihn nicht von mir lassen, er habe sie denn ganz ausgelesen. Er erholte sich zwar wieder, vollendete auch das Sakrament, und las seine Messe aus; aber er hat nachher nie wieder Messe gelesen.

Nach diesen Vorfällen setzten der Geheimerath des Königs und der Geheimerath des Sultans einen Tag fest, um sich zu vergleichen.

Die Bedingungen des Vergleichs gingen dahin: daß Damiette dem Sulton, vom Sulton aber dem König das Königreich Jerusalem wiedergegeben werden sollte; dabey sollte der Sulton für die Kranken, die sich in Damiette befanden, Sorge tragen, und das gesalzene Fleisch, indem sie nichts von Schweinen essen, so wie auch des Königs Geschütz in Verwahrung nehmen, bis der König das alles könnte abho-

diesem General nicht schwer, der Erste den Wall zu ersteigen.

Falkenberg, aufgeschreckt durch das Knallen des Musketenfeuers, eilte von dem Rathhause, wo er eben beschäftigt war, den zweyten Trompeter des Tilly abzufertigen, mit einer zusammen gerafften Mannschaft nach dem Neustädtischen Thore, das der Feind schon überwältigt hatte. Hier zurück geschlagen, flog dieser tapfere General nach einer andern Seite, wo eine zweyte feindliche Parthey schon im Begriff war, die Werke zu ersteigen. Umsonst ist sein Widerstand, schon zu Anfang des Gefechts strecken die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Musketenfeuer, das Läuten der Sturmglocken, das überhandnehmende Getöse machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen sie sich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, stürzen in blinder Betäubung dem Feind entgegen. Noch war Hoffnung übrig, ihn zurück zu treiben, aber der Kommendant getödtet, kein Plan im Angriff, keine Reiterey in seine verwirrten Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr, das Feuer fortzusetzen. Zwey andre Thore, bis

jetzt noch unangegriffen, werden von Ver-
theidigern entblößt, um der dringender
Noth in der Stadt zu begegnen. Schnel
benutzt der Feind die dadurch entstand
Verwirrung, um auch diese Posten an
zugreifen. Der Widerstand ist lebhaf
und hartnäckig, bis endlich vier kaiser
liche Regimenter, des Walles Meister,
den Magdeburgern in den Rücken fallen,
und so ihre Niederlage vollenden. Ein
tapferer Capitän, Namens Schmidt,
der in dieser allgemeinen Verwirrung die
Entschlossensten noch einmal gegen den
Feind führt, und glücklich genug ist, ihn
bis an das Thor zurück zu treiben, fällt
tödtlich verwundet, Magdeburgs letzte
Hoffnung mit ihm. Alle Werke sind
noch vor Mittag erobert, die Stadt in
Feindes Händen.

Zwey Thore werden jetzt von den
Stürmenden der Hauptarmee geöffnet,
und Tilly läßt einen Theil seines Fuß-
volks einmarschieren. Es besetzt sogleich
die Hauptstraßen, und das aufgepflanzte
Geschütz scheucht alle Bürger in ihre
Wohnungen, dort ihr Schicksal zu er-
warten. Nicht lange läßt man sie im
Zweifel, zwey Worte des Grafen Tilly
bestimmen Magdeburgs Geschick. Ein

ur etwas menschlicher Feldherr würde
olchen Truppen vergeblich Schonung
nbefohlen haben; Tilly gab sich auch
icht die Mühe, es zu versuchen. Durch
as Stillschweigen seines Generals zum
errn über das Leben aller Bürger ge-
macht, stürzt der Soldat in das Innere
er Häuser, um ungebunden alle Begier-
en einer viehischen Seele zu kühlen.
Vor manchem Deutschen Ohre fand
ie flehende Unschuld Erbarmen, keines
or dem tauben Grimm der Wallonen
us Pappenheims Heer. Kaum hatte
dieses Blutbad seinen Anfang genommen,
ls alle übrigen Thore aufgingen, die
ganze Reiterey und der Kroaten fürch-
erliche Banden gegen die unglückliche
Stadt los gelassen wurden.

Eine Würgescene fing jetzt an, für
welche die Geschichte keine Sprache,
und die Dichtkunst keinen Pinsel hat.
Nicht die schuldfreye Kindheit, nicht
das hülflose Alter, nicht Jugend, nicht
Geschlecht, nicht Stand, nicht Schön-
heit können die Wuth des Siegers ent-
waffnen. Frauen werden in den Armen
ihrer Männer, Töchter zu den Füßen
ihrer Väter mißhandelt, und das wehr-
lose Geschlecht hat bloß das Vorrecht,

einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Keine noch so verborgene, keine noch so geheiligte Stätte konnte vor der alles durchforschenden Habsucht sichern. Drey und funfzig Frauenspersonen fand man in einer Kirche enthauptet. Kroaten vergnügten sich, Kinder in die Flammen zu werfen — Pappenheims Wallonen, Säuglinge an den Brüsten ihrer Mütter zu spießen. Einige ligistische Offiziere, von diesem grausenvollen Anblick empört, unterstanden sich, den Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Blutbad möchte Einhalt thun lassen. „Kommt in einer Stunde wieder, war seine Antwort. Ich werde dann sehen, was ich thun werde; der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben.“ In ununterbrochener Wuth dauerten diese Greuel fort, bis endlich Rauch- und Flammen der Raubsucht Grenzen setzten. Um die Verwirrung zu vermehren, und den Widerstand der Bürger zu brechen, hatte man gleich anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete, und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das

edränge durch Qualm und Leichen, urch gezuckte Schwerter, durch stür- nde Trümmer, durch das strömende lut. Die Atmosphäre kochte, und die nerträgliche Glut zwang endlich selbst ese Würger, sich in das Lager zu flüch- n. In weniger als zwölf Stunden g diese volkreiche, feste, große Stadt, ne der schönsten Deutschlands, in der sche, zwey Kirchen und einige Hütten usgenommen. Der Administrator Chri- an Wilhelm ward mit drey Bürger- eistern nach vielen empfangenen Wun- en gefangen; viele tapfere Offiziere und Magistrate hatten fechtend einen benei- eten Tod gefunden. Vier hundert der ichsten Bürger entriß die Habsucht der ffiziere dem Tod, um ein theures Lö- geld von ihnen zu erpressen. Noch dazu aren es meistens Offiziere der Ligue, elche diese Menschlichkeit zeigten, und e blinde Mordbegier der kaiserlichen oldaten ließ sie als rettende Engel be- achten.

Kaum hatte sich die Wuth des Brau- s gemindert, als die kaiserlichen Schaa- n mit erneuertem Hunger zurück kehr- n, um unter Schutt und Asche ihren aub aufzuwühlen. Manche erstickte

der Dampf; viele machten grose Beute, da die Bürger ihr Bestes in die Keller geflüchtet hatten. Am 13ten May erschien endlich Tilly selbst in der Stadt, nachdem die Hauptstraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauderhaft gräßlich, empörend war die Scene, welche sich jetzt der Menschlichkeit darstellte! Lebende, die unter den Leichen hervor krochen, herum irrende Kinder, die mit herzzerschneidendem Geschrey ihre Eltern suchten, Säuglinge, die an den todten Brüsten ihrer Mütter saugten! Mehr als 6000 Leichen mußte man in die Elbe werfen, um die Gassen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getödteten wird auf 30,000 angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14ten erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war, blieb leben. Gegen 1000 Menschen wurden aus der Domkirche gezogen, wo sie drey Tage und zwey Nächte in beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly ließ ihnen Pardon ankündigen, und Brod unter sie vertheilen. Den Tag darauf

ward in dieser Domkirche feyerliche Messe gehalten, und unter Abfeurung der Kanonen das Te Deum angestimmt. Der kaiserliche General durchritt die Strassen, um als Augenzeuge seinem Herrn berichten zu können, daß seit Trojas und Jerusalems Zerstörung kein solcher Sieg gesehen worden sey. Und in diesem Vorgeben war nichts Uebertriebenes, wenn man die Größe, den Wohlstand und die Wichtigkeit der Stadt, welche unterging, mit der Wuth ihrer Zerstörer zusammen denkt.

Das Gerücht von Magdeburgs graussenvollem Schicksal verbreitete Frohlokken durch das katholische, Entsetzen und Furcht durch das ganze protestantische Deutschland. Aber Schmerz und Unwillen klagten allgemein den König von Schweden an, der, so nahe und so mächtig, diese bundsverwandte Stadt hülflos gelassen hatte. Auch der Billigste fand diese Unthätigkeit des Königs unerklärbar, und Gustav Adolph, um nicht unwiederbringlich die Herzen des Volks zu verlieren, zu dessen Befreyung er erschienen war, sah sich gezwungen, in einer eigenen Schutzschrift die Gründe seines Betragens der Welt vorzulegen.

Er hatte eben Landsberg angegriffen, und am 16ten April erobert, als er die Gefahr vernahm, in welcher Magdeburg schwebte. Sogleich ward sein Entschluß gefaßt, diese bedrängte Stadt zu befreyen, und er setzte sich deswegen mit seiner ganzen Reiterey und 10 Regimentern Fußvolk nach der Spree in Bewegung. Die Situation, in welcher sich dieser König auf Deutschem Boden befand, machte ihm zum unverbrüchlichen Klugheitsgesetze, keinen Schritt vorwärts zu thun, ohne den Rücken frey zu haben. Mit der mißtrauischten Behutsamkeit mußte er ein Land durchziehen, wo er von zweydeutigen Freunden und mächtigen offenbaren Feinden umgeben war, wo ein einziger übereilter Schritt ihn von seinem Königreich abschneiden konnte. Der Churfürst von Brandenburg hatte vormals schon seine Festung Küstrin den flüchtigen Kaiserlichen aufgethan, und den nacheilenden Schweden verschlossen. Sollte Gustav jetzt gegen Tilly verunglücken, so konnte eben dieser Churfürst den Kaiserlichen seine Festungen öffnen, und dann war der König, Feinde vor sich und hinter sich, ohne Rettung verloren. Diesem Zufall bey gegenwärtiger

Unternehmung nicht ausgesetzt zu seyn, verlangte er, ehe er sich zu der Befreyung Magdeburgs aufmachte, daß ihm von dem Churfürsten die beyden Festungen Küstrin und Spandau eingeräumt würden, bis er Magdeburg in Freyheit gesetzt hätte.

Nichts schien gerechter zu seyn, als diese Foderung. Der große Dienst, welchen Gustav Adolph dem Churfürsten kürzlich erst durch Vertreibung der Kaiserlichen aus den Brandenburgischen Landen geleistet, schien ihm ein Recht an seine Dankbarkeit, das bisherige Betragen der Schweden in Deutschland einen Anspruch auf sein Vertrauen zu geben. Aber durch Uebergabe seiner Festungen machte der Churfürst den König von Schweden gewissermaßen zum Herrn seines Landes, nicht zu gedenken, daß er eben dadurch zugleich mit dem Kaiser brach, und seine Staaten der ganzen künftigen Rache der kaiserlichen Heere bloß stellte. Georg Wilhelm kämpfte lange Zeit einen grausamen Kampf mit sich selbst, aber Kleinmuth und Eigennutz schienen endlich die Oberhand zu gewinnen. Ungerührt von Magdeburgs Schicksal, kalt gegen Religion und Deutsche-

Freyheit, sah er nichts als seine eigene Gefahr, und diese Besorglichkeit wurde durch seinen Minister von Schwarzenberg, der einen heimlichen Sold von dem Kaiser zog, aufs höchste getrieben. Unterdessen näherten sich die Schwedischen Truppen Berlin, und der König nahm bey dem Churfürsten seine Wohnung. Als er die furchtsame Bedenklichkeit dieses Prinzen wahrnahm, konnte er sich des Unwillens nicht enthalten. „Mein Weg geht auf Magdeburg, sagte er, nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will niemand mir beystehen, so nehme ich sogleich meinen Rückweg, biethe dem Kaiser einen Vergleich an, und ziehe wieder nach Stockholm. Ich bin gewiß, der Kaiser soll einen Frieden mit mir eingehen, wie ich ihn immer nur verlangen kann — aber geht Magdeburg verloren, und ist der Kaiser der Furcht vor mir erst entledigt, so sehet zu, wie es euch ergehen wird.“ Diese zu rechter Zeit hingeworfene Drohung, vielleicht auch der Blick auf die Schwedische Armee, welche mächtig genug war, dem Könige durch Gewalt zu verschaffen, was man ihm auf dem Wege der Güte verweigerte, brachte endlich

Sächs. Landes Bibl.

len lassen. Jene fragten nun des Königs Geheimerath, welche Sicherheit sie dafür erhielten, daß sie Damiette wiederbekommen sollten. Des Königs Geheimerath bot ihnen an, sie möchten, bis sie Damiette wieder erhalten hätten, einen von des Königs Brüdern zurückbehalten, entweder den Grafen von Anjou, oder den Grafen von Poitiers. Die Sarazenen erwiederten: sie würden nichts von dem allen thun, wofern man ihnen nicht die Person des Königs zum Pfande lasse. Auf das sagte Herr Gottfried von Sergines, der gute Ritter: er wolle lieber, sie alle würden von den Sarazenen niedergehauen oder gefangen genommen, als daß man ihnen den Vorwurf machen könnte, sie hätten den König zum Pfande gegeben. Unterdessen nahm die Seuche im Lager dermaßen zu, daß unsern Leuten so viel wild Fleisch an den Kienladen wuchs, daß die Wundärzte das wilde Fleisch ausschneiden mußten, damit sie nur die Speisen kauen und schlucken konnten. Zum Erbarmen war es, die Leute im Lager, denen das wilde Fleisch ausgeschnitten wurde, schreyen zu hören; sie jammerten wie Weiber in Kindesnöthen.

Der König sah nun wohl, daß er hier nicht länger verweilen könnte, ohne mit seinen Leuten umzukommen. Er befahl daher, daß kommenden Dienstag, acht Tage nach Ostern, beym Einbruch der Nacht, aufgebrochen werden sollte, um nach Damiette zurück zu kehren. Dabey gab er Josselin von Cornaut, und seinen Brüdern und den andern Aufsehern über das Geschütz (engingneurs) den Befehl, sie sollten die Stricke abhauen, womit die Brücken zwischen uns und den Sarazenen befestigt waren; allein sie thaten's nicht. Dienstag Nachmittags machten wir uns bereit, nebst zween Rittern, die mir von meinem

Haus-

n Churfürsten zum Entschluß, Span
u in seine Hände zu übergeben.

Nun standen dem König zwey Wege
ach Magdeburg offen, wovon der eine
gen Abend durch ein erschöpftes Land
nd mitten durch feindliche Truppen
hrte, die ihm den Uebergang über die
lbe streitig machen konnten. Der an
re gegen Mittag, ging über Dessau oder
Wittenberg, wo er Brücken fand, die
lbe zu passieren, und aus Sachsen Le
ensmittel ziehen konnte. Aber dieß
onnte ohne Einwilligung des Churfür
en von Sachsen nicht geschehen, in wel
hen Gustav ein gegründetes Mißtrauen
etzte. Ehe er sich also in Marsch setzte,
ieß er diesen Prinzen um einen freyen
Durchzug, und um das Nöthige für
eine Truppen gegen baare Bezahlung
rsuchen. Sein Verlangen wurde ihm
bgeschlagen, und keine Vorstellung
onnte den Churfürsten bewegen, seinem
Neutralitätssystem zu entsagen. Indem
nan noch im Streit darüber begriffen
var, kam die Nachricht von Magdeburgs
ntsetzlichem Schicksal.

Tilly verkündigte sie mit dem Tone
eines Siegers allen protestantischen Für
ten, und verlor keinen Augenblick, den

allgemeinen Schrecken aufs beste zu benutzen. Das Ansehen des Kaisers, durch die bisherigen Progressen Gustavs merklich herunter gebracht, erhob sich furchtbarer als je nach diesem entscheidenden Vorgang, und schnell offenbarte sich diese Veränderung in der gebietherischen Sprache, welche er gegen die protestantischen Reichsstände führte. Die Schlüsse des Leipziger Bundes wurden durch einen Machtspruch vernichtet, der Bund selbst durch ein kaiserliches Dekret aufgehoben, allen widersetzlichen Ständen Magdeburgs Schicksal angedroht. Als Vollzieher dieses kaiserlichen Schlusses, ließ Tilly sogleich Truppen gegen den Bischof von Bremen marschieren, der ein Mitglied des Leipziger Bundes war, und Soldaten geworben hatte. Der in Furcht gesetzte Bischof übergab die lextern sogleich in die Hände des Tilly, und unterzeichnete die Kassation der Leipziger Schlüsse. Eine kaiserliche Armee, welche unter dem Kommando des Grafen von Fürstenberg zu eben der Zeit aus Italien zurück kam, verfuhr auf gleiche Art gegen den Administrator von Wirtemberg. Der Herzog mußte sich dem Restitutionsedikt und allen Dekreten des

Kaisers unterwerfen, ja noch außerdem zu Unterhaltung der kaiserlichen Truppen einen monatlichen Geldbeytrag von 100,000 Thalern erlegen. Aehnliche Lasten wurden der Stadt Ulm und Nürnberg, dem ganzen Fränkischen und Schwäbischen Kreise auferlegt. Schrecklich war die Hand des Kaisers über Deutschland. Die schnelle Uebermacht, welche er durch diesen Vorfall erlangte, mehr scheinbar als in der Wirklichkeit gegründet, führte ihn über die Grenzen der bisherigen Mäßigung hinweg, und verleitete ihn zu einem gewaltsamen übereilten Verfahren, welches endlich die Unentschlossenheit der Deutschen Fürsten zum Vortheil Gustav Adolphs besiegte. So unglücklich also die nächsten Folgen von Magdeburgs Untergang für die Protestanten auch seyn mochten, so wohlthätig waren die spätern. Die erste Ueberraschung machte bald einem thätigen Unwillen Platz, die Verzweiflung gab Kräfte, und die Deutsche Freyheit erhub sich aus Magdeburgs Asche.

Unter den Fürsten des Leipziger Bundes waren der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen bey weitem am meisten zu fürchten, und die Herrschaft

des Kaisers war in diesen Gegenden nicht befestigt, so lange er diese beyden nicht entwaffnet sah. Gegen den Landgrafen richtete Tilly seine Waffen zuerst, und brach unmittelbar von Magdeburg nach Thüringen auf. Die Sächsisch-Ernestinischen und Schwarzburgischen Lande wurden auf diesem Zuge äußerst gemißhandelt, Frankenhausen, selbst unter den Augen des Tilly, von seinen Soldaten ungestraft geplündert und in die Asche gelegt; schrecklich mußte der unglückliche Landmann dafür büßen, daß sein Landesherr die Schweden begünstigte. Erfurt, der Schlüssel zwischen Sachsen und Franken, wurde mit einer Belagerung bedroht, wovon es sich aber durch eine freywillige Lieferung von Proviant und eine Geldsumme los kaufte. Von da schickte Tilly seinen Abgesandten an den Landgrafen von Kassel, mit der Foderung, ungesäumt seine Truppen zu entlassen, dem Leipziger Bund zu entsagen, kaiserliche Regimenter in sein Land und seine Festungen aufzunehmen, Contributionen zu entrichten, und sich entweder als Freund oder Feind zu erklären. So mußte sich ein Deutscher Reichsfürst von einem kaiserlichen Diener behandelt sehen.

Aber diese ausschweifende Foderung bekam ein furchtbares Gewicht durch die Heeresmacht, von der sie begleitet wurde, und das noch frische Andenken von Magdeburgs schauderhaftem Schicksal mußte den Nachdruck desselben vergrößern Um so mehr Lob verdient die Unerschrockenheit, mit welcher der Landgraf diesen Antrag beantwortete: „Fremde Soldaten in seine Festungen und in seine Residenz aufzunehmen, sey er ganz und gar nicht gesonnen — Seine Truppen brauche er selbst — Gegen einen Angriff würde er sich zu vertheidigen wissen. Fehlte es dem General Tilly an Geld und an Lebensmitteln, so möchte er nur nach München aufbrechen, wo Vorrath an beydem sey.“ Der Einbruch zweyer kaiserlichen Schaaren in Hessen war die nächste Folge dieser herausfodernden Antwort; aber der Landgraf wußte ihnen so gut zu begegnen, daß nichts Erhebliches ausgerichtet ward. Nachdem aber Tilly selbst im Begriff stand, ihnen mit seiner ganzen Macht nachzufolgen, so würde das unglückliche Land die Standhaftigkeit seines Fürsten theuer genug haben büßen müssen, wenn nicht die Bewegungen des

Königs von Schweden diesen General noch zu rechter Zeit zurück gerufen hätten.

Gustav Adolph hatte den Untergang Magdeburgs mit dem empfindlichsten Schmerz erfahren, der dadurch vergrößert ward, daß Georg Wilhelm nun, dem Vertrage gemäß, die Festung Spandau zurück verlangte. Der Verlust von Magdeburg hatte die Gründe, um derentwillen dem König der Besitz dieser Festung so wichtig war, eher vermehrt als vermindert; und je näher die Nothwendigkeit einer entscheidenden Schlacht zwischen ihm und Tilly heran rückte, desto schwerer ward es ihm, der einzigen Zuflucht zu entsagen, welche nach einem unglücklichen Ausgang für ihn übrig war. Nachdem er Vorstellungen und Bitten bey dem Churfürsten von Brandenburg fruchtlos erschöpft hatte, und die Kaltsinnigkeit desselben vielmehr mit jedem Tage stieg, so schickte er endlich seinem Kommendanten den Befehl zu, Spandau zu räumen, erklärte aber zugleich, daß von demselben Tage an der Churfürst als Feind behandelt werden sollte.

Dieser Erklärung Nachdruck zu geben, erschien er mit seiner ganzen Armee vor Berlin. „Ich will nicht schlechter be-

handelt seyn, als die Generale des Kaisers, antwortete er den Abgesandten, die der bestürzte Churfürst in sein Lager schickte. Euer Herr hat sie in seine Staaten aufgenommen, mit allen Bedürfnissen versorgt, ihnen alle Plätze, welche sie nur wollten, übergeben, und durch alle diese Gefälligkeiten nicht erhalten können, daß sie menschlicher mit seinem Volke verfahren wären. Alles was ich von ihm verlange, ist Sicherheit, eine mäßige Geldsumme, und Brod für meine Truppen; dagegen verspreche ich ihm, seine Staaten zu beschützen, und den Krieg von ihm zu entfernen. Auf diesen Punkten aber muß ich bestehen, und mein Bruder, der Churfürst, entschließe sich eilends, ob er mich zum Freunde haben, oder seine Hauptstadt geplündert sehen will." Dieser entschlossene Ton machte Eindruck, und die Richtung der Kanonen gegen die Stadt besiegte alle Zweifel Georg Wilhelms. In wenigen Tagen ward eine Allianz unterzeichnet, in welcher sich der Churfürst zu einer monatlichen Zahlung von 30,000 Thalern verstand, Spandau in den Händen des Königs ließ, und sich anheischig machte, auch Küstrin seinen Truppen

zu allen Zeiten zu öffnen. Diese nunmehr entschiedene Verbindung des Churfürsten von Brandenburg mit den Schweden fand in Wien keine bessere Aufnahme, als der ähnliche Entschluß des Herzogs von Pommern vormals gefunden hatte; aber der ungünstige Wechsel des Glücks, den seine Waffen bald nachher erfuhren, erlaubte dem Kaiser nicht, seine Empfindlichkeit anders als durch Worte zu zeigen.

Das Vergnügen des Königs über diese glückliche Begebenheit wurde bald durch die angenehme Botschaft vergrößert, daß Greifswalde, der einzige feste Platz, den die Kaiserlichen noch in Pommern besaßen, übergegangen, und nunmehr das ganze Land von diesen schlimmen Feinden gereinigt sey. Er erschien selbst wieder in diesem Herzogthum, und genoß das entzückende Schauspiel der allgemeinen Volksfreude, deren Schöpfer er war. Ein Jahr war jetzt verstrichen, daß Gustav Deutschland betreten hatte, und diese Begebenheit wurde in dem ganzen Herzogthume Pommern durch ein allgemeines Dankfest gefeyert. Kurz vorher hatte ihn der Czar von Moskau durch Gesandte begrüßen, seine Freundschaft

erneuern, und sogar Hülfstruppen antragen lassen. Zu diesen friedfertigen Gesinnungen der Russen durfte er sich um so mehr Glück wünschen, je wichtiger es ihm war, bey dem gefahrvollen Kriege, dem er entgegen ging, durch einen feindseligen Nachbar beunruhigt zu werden. Nicht lange darauf landete die Königin Maria Eleonora, seine Gemahlin, mit einer Verstärkung von acht tausend Schweden in Pommern; und die Ankunft von sechs tausend Engländern unter der Anführung des Marquis von Hamilton darf um so weniger übergangen werden, da ihre Ankunft alles ist, was die Geschichte von den Thaten der Engländer in dem dreyßigjährigen Kriege zu berichten hat.

Pappenheim behauptete während dem Thüringischen Zug des Tilly das Magdeburgische Gebieth, hatte aber nicht hindern können, daß die Schweden nicht mehrmalen die Elbe passirten, einige kaiserliche Detaschements niederhieben, und mehrere Plätze in Besitz nahmen. Er selbst, von der Annäherung des Königs geängstigt, rief den Grafen Tilly auf das dringendste zurück, und bewog ihn auch wirklich, in schnellen Märschen nach Magdeburg umzukehren. Tilly

nahm sein Lager diesseits des Flusses zu Wolmirstädt; Gustav Adolph hatte das seinige auf eben dieser Seite bey Werben unweit dem Einfluß der Havel in die Elbe bezogen. Gleich seine Ankunft in diesen Gegenden verkündigte dem Tilly nichts Gutes. Die Schweden zerstreuten drey seiner Regimenter, welche entfernt von der Hauptarmee in Dörfern postirt standen, nahmen die eine Hälfte ihrer Bagage hinweg, und verbrannten die übrige. Umsonst näherte sich Tilly mit seiner Armee auf einen Kanonenschuß weit dem Lager des Königs, um ihm eine Schlacht anzubiethen; Gustav, um die Hälfte schwächer, als Tilly, vermied sie mit Weisheit; sein Lager war zu fest, um dem Feind einen gewaltsamen Angriff zu erlauben. Es blieb bey einer groben Kanonade und einigen Scharmützeln, in welchen allen die Schweden die Oberhand behielten. Auf seinem Rückzuge nach Wolmirstädt verminderte sich die Armee des Tilly durch häufige Desertionen. Seit dem Blutbade zu Magdeburg floh ihn das Glück.

Desto ununterbrochener begleitete es ihn nun an den König von Schweden. Während er zu Werben im Lager stand,

Häuflein noch übrig geblieben waren. Wie die Nacht hereinzubrechen anfing, sagt' ich meinen Schiffleuten, sie möchten nun die Anker lichten, und abwärts steuern. Sie aber erwiederten, sie wagten das nicht, weil wir den Galeeren des Sultans, die zwischen uns und Damiette lägen, zu unserm Untergang begegnen würden. Die Schiffleute hatten grose Feuer angemacht um die Kranken in ihren Galeeren aufzunehmen; und die Kranken hatten sich ans Ufer hingeschleppt. Unterdessen daß ich den Steuermann bat, davon zu segeln, drangen die Sarazenen ins Lager ein, und ich sah' beym Schein der Flammen, wie sie die Kranken am Ufer niederwürgten. Während daß sie ihre Anker aufwanden, hauten die Schiffer, welche die Kranken führen sollten, die Stricke von ihren Ankern und Galeeren ab, eilten auf unsere kleine Schiffe, und stellten sich darauf umher zum Theil von dieser, zum Theil von jener Seite, so daß es wenig fehlte, sie hätten uns ins Wasser niedergedrückt.

Nachdem wir dieser Gefahr entronnen waren, fuhren wir den Fluß hinunter. Der König, der auch die allgemeine Krankheit und Ruhr sehr heftig hatte, wäre auf den Galeeren gar wohl in Sicherheit gewesen, wenn er gewollt hätte; allein er sagte, er werde, so Gott wolle, die Seinigen nie verlassen. Am Abend ward er mehr als einmahl ohnmächtig; und wegen seines heftigen Durchfalls mußte man ihm, so oft er zu Stuhl ging, jedesmahl die Beinkleider aufschneiden. Man rief uns nach, wie wir so hinunterfuhren, wir sollten auf den König warten; und da wir nicht warten wollten, schoß man auf uns mit Armbrüsten; wir mußten daher verweilen, bis man uns weiter segeln ließ.

wurde das ganze Mecklenburg, bis auf wenige Plätze, durch seinen General Tott und den Herzog Adolph Friedrich erobert, und er genoß die königliche Lust, beyde Herzoge in ihre Staaten wieder einzuse-zen. Er reiste selbst nach Güstrow, wo die Einsetzung vor sich ging, um durch seine Gegenwart den Glanz dieser Hand-lung zu erheben. Von beyden Herzogen wurde, ihren Erretter in der Mitte, und ein glänzendes Gefolge von Fürsten um sich her, ein festlicher Einzug gehalten, wo en die Freude der Unterthanen zu dem rührendsten Feste machte. Bald nach einer Zurückkunft nach Werben erschien er Landgraf von Hessenkassel in seinem Lager, um ein enges Bündniß auf Ver-theidigung und Angriff mit ihm zu schlie-ßen; der erste regierende Fürst in Deutsch-land, der sich von freyen Stücken und öffentlich gegen den Kaiser erklärte, aber auch durch die triftigsten Gründe dazu aufgefordert war. Landgraf Wil-helm machte sich verbindlich, den Fein-den des Königs als seinen eigenen zu be-gegnen, ihm seine Städte und sein gan-zes Land aufzuthun, Proviant, und al-les Nothwendige zu liefern. Dagegen er-klärte sich der König zu seinem Freunde

und Beschützer, und versprach, keinen Frieden einzugehen, ohne dem Landgrafen völlige Genugthuung von dem Kaiser verschafft zu haben. Beyde Theile hielten redlich Wort. Hessenkassel beharrte in diesem langen Kriege bey der Schwedischen Allianz bis ans Ende, und es hatte Ursache, sich im Westphälischen Frieden der Schwedischen Freundschaft zu rühmen.

Tilly, dem dieser kühne Schritt des Landgrafen nicht lange verborgen blieb, schickte den Grafen Fugger mit einigen Regimentern gegen ihn, zugleich versuchte er, die Hessischen Unterthanen durch aufrührerische Briefe gegen ihren Herrn zu empören. Seine Briefe fruchteten eben so wenig, als seine Regimenter, welche ihm nachher in der Breitenfelder Schlacht sehr zur Unzeit fehlten — und die Hessischen Landstände konnten keinen Augenblick zweifelhaft seyn, ob sie den Beschützer ihres Eigenthums dem Räuber desselben vorziehen sollten.

Aber weit mehr als Hessenkassel beunruhigte den kaiserlichen General die zweydeutige Gesinnung des Churfürsten von Sachsen, der, des kaiserlichen Verbothes ungeachtet, seine Rüstungen fortsetzte, und den Leipziger Bund aufrecht hielt. Jetzt

in dieser Nähe des Königs von Schweden, da es in kurzer Zeit zu einer entscheidenden Schlacht kommen mußte, schien es ihm äußerst bedenklich, Chursachsen in Waffen stehen zu lassen, jeden Augenblick bereit, sich für den Feind zu erklären. Eben hatte sich Tilly mit 25000 Mann alter Truppen verstärkt, welche ihm Fürstenberg zuführte, und voll Zuversicht auf seine Macht, glaubte er den Churfürsten entweder durch das bloße Schrecken seiner Ankunft entwaffnen, oder doch ohne Mühe überwinden zu können. Ehe er aber sein Lager bey Wolmirstädt verließ, forderte er ihn durch eine eigne Gesandtschaft auf, sein Land den kaiserlichen Truppen zu öffnen, seine eigenen zu entlassen, oder mit der kaiserlichen Armee zu vereinigen, und in Gemeinschaft mit ihr den König von Schweden aus Deutschland zu verjagen. Er brachte ihm in Erinnerung, daß Chursachsen bisher unter allen Deutschen Ländern am meisten geschont worden sey, und bedrohte ihn im Weigerungsfalle mit der schrecklichsten Verheerung.

Tilly hatte zu diesem gebietherischen Antrag den ungünstigsten Zeitpunkt gewählt. Die Mißhandlung seiner Resi-

gions- und Bundesverwandten, Magdeburgs Zerstörung, die Ausschweifungen der Kaiserlichen in der Lausitz, alles kam zusammen, den Churfürsten gegen den Kaiser zu entrüsten. Gustav Adolphs Rühe, wie wenig Recht er auch an dem Schutz dieses Fürsten haben mochte, belebte ihn mit Muth. Er verbath sich die kaiserlichen Einquartierungen, und erklärte seinen standhaften Entschluß, in Rüstung zu bleiben. „So sehr es ihm auch auffallen müsse, (setzte er hinzu) die kaiserliche Armee zu einer Zeit gegen seine Lande im Anmarsch zu sehen, wo diese Armee genug zu thun hätte, den König von Schweden zu verfolgen, so erwarte er dennoch nicht, anstatt der versprochenen und wohlverdienten Belohnungen mit Undank und mit dem Ruin seines Landes bezahlt zu werden." Den Abgesandten des Tilly, welche prächtig bewirthet wurden, gab er eine noch verständlichere Antwort auf den Weg. „Meine Herren, sagte er, ich sehe wohl, daß man gesonnen ist, das lang gesparte Sächsische Confekt endlich auch auf die Tafel zu setzen. Aber man pflegt dabey allerley Nüsse und Schaueſſen aufzutragen, die hart zu beißen sind, und

ſehen Sie Sich wohl vor, daß Sie Sich die Zähne nicht daran ausbeißen."

Jetzt brach Tilly aus ſeinem Lager auf, rückte vor bis nach Halle unter fürchterlichen Verheerungen, und ließ von hier aus ſeinen Antrag an den Churfürſten in noch dringenderm und drohenderm Tone erneuern. Erinnert man ſich der ganzen bisherigen Denkungsart dieſes Fürſten, der durch eigne Neigung und durch die Eingebungen ſeiner beſtochenen Miniſter dem Intereſſe des Kaiſers, ſelbſt auf Unkoſten ſeiner heiligſten Pflichten, ergeben war, den man bisher mit ſo geringem Aufwand von Kunſt in Unthätigkeit erhalten, ſo muß man über die Verblendung des Kaiſers oder ſeiner Miniſter erſtaunen, ihrer bisherigen Politik gerade in dem bedenklichſten Zeitpunkte zu entſagen, und durch ein gewaltthätiges Verfahren dieſen ſo leicht zu lenkenden Fürſten aufs äußerſte zu bringen. Oder war eben dieſes die Abſicht des Tilly? War es ihm darum zu thun, einen zweydeutigen Freund in einen offenbaren Feind zu verwandeln, um dadurch der Schonung überhoben zu ſeyn, welche der geheime Befehl des Kaiſers ihm bisher gegen die Länder dieſes Fürſten aufgelegt hatte?

War es vielleicht gar die Absicht des Kaisers, den Churfürsten zu einem feindseligen Schritt zu reitzen, um seiner Verbindlichkeit dadurch quitt zu seyn, und eine beschwerliche Rechnung mit guter Art zerreißen zu können? So müßte man nicht weniger über den verwegenen Uebermuth des Tilly erstaunen, der kein Bedenken trug, im Angesicht eines furchtbaren Feindes sich einen neuen zu machen — und über die Sorglosigkeit eben dieses Feldherrn, die Vereinigung beyder ohne Widerstand zu gestatten.

Johann Georg, durch den Eintritt des Tilly in seine Staaten zur Verzweiflung gebracht, warf sich, nicht ohne großes Widerstreben, dem König von Schweden in die Arme

Gleich nach Abfertigung der ersten Gesandtschaft des Tilly hatte er seinen Feldmarschall von Arnheim aufs eilfertigste in Gustavs Lager gesendet, diesen lange vernachlässigten Monarchen um schleunige Hülfe anzugehn Der König verbarg die innere Zufriedenheit, welche ihm diese sehnlich gewunschte Entwicklung gewährte. „Mir thut es leid um den Churfürsten, gab er dem Abgesandten mit verstelltem Kaltsinn zur Antwort,

Hätte er meine wiederholten Vorstellungen geachtet, so würde sein Land keinen Feind gesehen haben, und auch Magdeburg würde noch stehen. Jetzt, da die höchste Noth ihm keinen andern Ausweg mehr übrig läßt, jetzt wendet man sich an den König von Schweden. Aber melden Sie ihm, daß ich weit entfernt sey, um des Churfürsten von Sachsen willen mich und meine Bundsgenossen ins Verderben zu stürzen. Und wer leistet mir für die Treue eines Prinzen Gewähr, dessen Minister in Oesterreichischem Solde stehen, und der mich verlassen wird, sobald ihm der Kaiser schmeichelt, und seine Armee von den Grenzen zurück zieht? Tilly hat seitdem durch eine ansehnliche Verstärkung sein Heer vergrößert, welches mich aber nicht hindern soll, ihm herzhaft entgegen zu gehen, sobald ich nur meinen Rücken gedeckt weiß."

Der Sächsische Minister wußte auf diese Vorwürfe nichts zu antworten, als daß es am besten gethan sey, geschehene Dinge in Vergessenheit zu begraben. Er drang in den König, sich über die Bedingungen zu erklären, unter welchen er Sachsen zu Hülfe kommen wolle, und verbürgte sich im voraus für die Gewäh-

rung derselben. „Ich verlange, erwiederte Gustav, daß mir der Churfürst die Festung Wittenberg einräume, mir seinen ältesten Prinzen als Geißel übergebe, meinen Truppen einen dreymonatlichen Sold auszahle und mir die Verräther in seinem Ministerium ausliefre. Unter diesen Bedingungen bin ich bereit, ihm Beystand zu leisten."

„Nicht nur Wittenberg," rief der Churfürst, als ihm diese Antwort hinterbracht wurde, und trieb seinen Minister in das Schwedische Lager zurücke: „Nicht bloß Wittenberg, auch Torgau, ganz Sachsen soll ihm offen stehen; meine ganze Familie will ich ihm als Geißel übergeben; und, wenn ihm das noch nicht genug ist, so will ich mich selbst ihm darbiethen. Eilen Sie zurück und sagen ihm, daß ich bereit sey, ihm die Verräther, die er mir nennen wird, auszuliefern, seiner Armee den verlangten Sold zu bezahlen, und Leben und Vermögen an die gute Sache zu setzen."

Der König hatte die neuen Gesinnungen Johann Georgs nur auf die Probe stellen wollen; von dieser Aufrichtigkeit gerührt, nahm er seine harten Forderungen zurücke. „Das Mißtrauen,

sagte er, welches man in mich setzte, als ich Magdeburg zu Hülfe kommen wollte, hat das meinige erweckt; das jetzige Vertrauen des Churfürsten verdient, daß ich es erwiedre. Ich bin zufrieden, wenn er meiner Armee einen monatlichen Sold entrichtet, und ich hoffe, ihn auch für diese Ausgabe schadlos zu halten."

Gleich nach geschlossener Allianz, ging der König über die Elbe, und vereinigte sich schon am folgenden Tage mit den Sachsen. Anstatt diese Vereinigung zu hindern, war Tilly gegen Leipzig vorgerückt, welches er aufforderte, kaiserliche Besatzung einzunehmen. In Hoffnung eines schleunigen Entsatzes machte der Kommendant, Hans von der Pforta, Anstalt sich zu vertheidigen, und ließ zu dem Ende die Hallische Vorstadt in die Asche legen. Aber der schlechte Zustand der Festungswerke machte den Widerstand vergeblich, und schon am zweyten Tage wurden die Thore geöffnet. Im Hause eines Todtengräbers, dem einzigen, welches in der Hallischen Vorstadt stehen geblieben war, hatte Tilly sein Quartier genommen; hier unterzeichnete er die Kapitulation, und hier wurde auch der

Angriff des Königs von Schweden beschlossen. Beym Anblick der abgemahlten Schädel und Gebeine, mit denen der Besitzer sein Haus geschmückt hatte, entfärbte sich Tilly. Leipzig erfuhr eine über alle Erwartung gnädige Behandlung.

Unterdessen wurde zu Torgau von dem König von Schweden und dem Churfürsten von Sachsen, im Beysein des Churfürsten von Brandenburg, großer Kriegsrath gehalten. Eine Enschließung sollte jetzt gefaßt werden, welche das Schicksal Deutschlands und der evangelischen Religion, das Glück vieler Völker und das Loos ihrer Fürsten unwiderruflich bestimmte. Die Bangigkeit der Erwartung, die auch die Brust des Helden vor jeder großen Entscheidung beklemmt, schien jetzt die Seele Gustav Adolphs in einem Augenblick zu umwölken. „Wenn wir uns jetzt zu einer Schlacht entschließen, sagte er, so steht nicht weniger als eine Krone und zwey Churhüte auf dem Spiele. Das Glück ist wandelbar, und der unerforschliche Rathschluß des Himmels kann, unsrer Sünden wegen, dem Feinde den Sieg verleihen. Zwar möchte meine Krone, wenn sie meine Armee und mich selbst auch ver-

Nun will ich sagen, auf welche Weise der König gefangen wurde, wie er es mir selbst erzählt hat. Er sagte mir nehmlich: er habe sein Treffen verlassen, und sich, nebst Herrn Gottfried von Sergines, in das Treffen Herrn Walthers von Chatillon begeben, der den Nachtrupp führte. Ferner erzählte mir der König: er sey auf einem kleinen Rößlein geritten, mit einer seidenen Decke behangen; und bey ihm sey weder von Rittern noch Serjents jemand geblieben, ausgenommen Herr Gottfried von Sergines. Dieser brachte den König bis Kaisel, wo er gefangen ward. Wie der König mir weiter erzählte, hatte ihn Herr von Sergines gegen die Sarazenen vertheidigt, wie ein treuer Diener von dem Bicher seines Herrn die Fliegen verscheucht. So oft sich ihm die Sarazenen genähert, nahm er sein Schwert das er auf dem Sattelknopf gestützt hielt, stemmte es unter die Achsel, strengte gegen sie an, und trieb sie vom König zurück, und so brachte er den König bis nach Kaisel. Da trug man ihn in ein Haus, und legte ihn in den Schoos einer Bürgersfrau von Paris, einem todten Menschen gleich, so daß man glaubte, er würde nicht den Abend erleben.

Dorthin kam Herr Philipp von Montfort, und sagte zum König: er sehe dort den Admiral, mit welchem er Unterhandlung wegen des Friedens gepflogen; sey es nun des Königs Meynung, so will er hingehen und den Frieden auf die Weise abschließen, wie die Sarazenen begehrt hätten. Der König hat ihn hin zu gehen; er sey dessen wohl zufrieden. Darauf ging er hin zum Sarazenen; und der Sarazen nahm seinen Turban vom Haupte und zog seinen Ring vom Finger, zur Versicherung, daß er den Waffenstillstand halten wolle. Mittlerweile be-

gab

lösre, noch eine Schanze zum Besten haben. Weit entlegen, durch eine ansehnliche Flotte beschützt, in ihren Grenzen wohl verwahrt, und durch ein streitbares Volk vertheidigt, würde sie wenigstens vor dem Aergsten gesichert seyn. Wo aber Rettung für euch, denen der Feind auf dem Nacken liegt, wenn das Treffen verunglücken sollte?"

Gustav Adolph zeigte das bescheidene Mißtrauen eines Helden, den das Bewußtseyn seiner Stärke gegen die Größe der Gefahr nicht verblendet; Johann Georg die Zuversicht eines Schwachen, der einen Helden an seiner Seite weiß. Voll Ungeduld, seine Lande von zwey beschwerlichen Armeen baldmöglichst befreyt zu sehen, brannte er nach einer Schlacht, in welcher keine alten Lorbeern für ihn zu verlieren waren. Er wollte mit seinen Sachsen allein gegen Leipzig vorrücken, und mit Tilly schlagen. Endlich trat Gustav Adolph seiner Meynung bey, und beschlossen war es, ohne Aufschub den Feind anzugreifen, ehe er die Verstärkungen, welche die Generale Altringer und Tiefenbach ihm zuführten, an sich gezogen hätte. Die vereinigte Schwedisch-Sächsische Armee setzte über die

Mulda; der Churfürst von Brandenburg reiste wieder in sein Land.

Früh Morgens am 7ten September 1631 bekamen die feindlichen Armeen einander zu Gesichte. Tilly, entschlossen, die herbey eilenden Hülfstruppen zu erwarten, nachdem er versäumt hatte, die Sächsische Armee vor ihrer Vereinigung mit den Schweden niederzuwerfen, hatte ohnweit Leipzig ein festes und vortheilhaftes Lager bezogen, wo er hoffen konnte, zu keiner Schlacht gezwungen zu werden. Das ungestüme Anhalten Pappenheims vermochte ihn endlich doch, sobald die feindlichen Armeen im Anzug begriffen waren, seine Stellung zu verändern, und sich linker Hand gegen die Hügel hin zu ziehen, welche sich vom Dorfe Wahren bis nach Lindenthal erheben. Am Fuß dieser Anhöhen war seine Armee in einer einzigen Linie ausgebreitet, seine Artillerie, auf den Hügeln vertheilt, konnte die ganze große Ebene von Breitenfeld bestreichen. Von daher näherte sich in zwey Colonnen die Schwedisch-Sächsische Armee, und hatte bey Podelwitz, einem vor der Tillyschen Fronte liegenden Dorfe, die Lober zu passieren. Um ihr den Uebergang über diesen Bach zu er-

schweren, wurde Pappenheim mit 2000 Küraſſiers gegen ſie beordert, doch erſt nach langem Widerſtreben des Tillo, und mit dem ausdrücklichen Befehl, ja keine Schlacht anzufangen. Dieſes Verboths ungeachtet wurde Pappenheim mit dem Schwediſchen Vortrabe handgemein, aber nach einem kurzen Widerſtand zum Rückzug genöthigt. Um den Feind aufzuhalten, ſteckte er Podelwitz in Brand, welches jedoch die beyden Armeen nicht hinderte, vorzurücken, und ihre Schlachtordnung zu machen.

Zur Rechten ſtellten ſich die Schweden, in zwey Treffen abgetheilt, das Fußvolk in der Mitte, in kleine Bataillons zerſtückelt, welche leicht zu bewegen, und, ohne die Ordnung zu ſtören, der ſchnelleſten Wendungen fähig waren; die Reiterey auf den Flügeln, auf ähnliche Art in kleine Schwadronen abgeſondert, und durch mehrere Haufen Musketiers unterbrochen, welche ihre ſchwache Anzahl verbergen, und die feindlichen Reiter herunter ſchießen ſollten. In der Mitte kommandirte der Oberſte Teufel, auf dem linken Flügel Guſtav Horn, der König ſelbſt auf dem rechten, dem Grafen Pappenheim gegenüber.

Die Sachsen standen durch einen breiten Zwischenraum von den Schweden getrennt; eine Veranstaltung Gustavs, welche der Ausgang rechtfertigte. Den Plan der Schlachtordnung hatte der Churfürst selbst mit seinem Feldmarschall entworfen, und der König sich bloß begnügt, ihn zu genehmigen. Sorgfältig, schien es, wollte er die Schwedische Tapferkeit von der Sächsischen absondern, und das Glück vermengte sie nicht.

Unter den Anhöhen gegen Abend breitete sich der Feind aus in einer langen unübersehbaren Linie, welche weit genug reichte, das Schwedische Heer zu überflügeln; das Fußvolk in große Bataillons abgetheilt, die Reiterey in eben so große unbehülfliche Schwadronen. Sein Geschütz hatte er hinter sich auf den Anhöhen, und so stand er unter dem Gebieth seiner eigenen Kugeln, die über ihn hinweg ihren Bogen machten. Aus dieser Stellung des Geschützes, wenn anders dieser ganzen Nachricht zu trauen ist, sollte man beynahe schließen, daß Tilly's Absicht vielmehr gewesen sey, den Feind zu erwarten, als anzugreifen, da diese Anordnung es ihm unmöglich machte, in die feindlichen Glieder

einzubrechen, ohne sich in das Feuer seiner eigenen Kanonen zu stürzen. Tilly selbst befehligte das Mittel, Pappenheim den linken Flügel, den rechten der Graf von Fürstenberg. Sämmtliche Truppen des Kaisers und der Ligue betrugen an diesem Tage nicht über 34 bis 35,000 Mann; von gleicher Stärke war die vereinigte Armee der Schweden und Sachsen.

Aber wäre auch eine Million der andern gegenüber gestanden — es hätte diesen Tag blutiger, nicht wichtiger, nicht entscheidender machen können. Dieser Tag war es, um dessentwillen Gustav das Baltische Meer durchschiffte, auf entlegener Erde der Gefahr nachjagte, Krone und Leben dem untreuen Glück anvertraute. Die zwey größten Heerführer ihrer Zeit, beyde bis hieher unüberwunden, sollen iezt in einem lange vermiedenen Kampfe mit einander ihre lezte Probe bestehen; einer von beyden muß seinen Ruhm auf dem Schlachtfeld zurück lassen. Beyde Hälften von Deutschland haben mit Furcht und Zittern diesen Tag herannahen sehen; bang erwartet die ganze Mitwelt den Ausschlag desselben, und die spate Nachwelt wird ihn segnen oder beweinen.

Die Entschlossenheit, welche den Grafen Tilly sonst nie verließ, fehlte ihm an diesem Tage. Kein fester Vorsatz, mit dem König zu schlagen, eben so wenig Standhaftigkeit, es zu vermeiden. Wider seinen Willen riß ihn Pappenheim dahin. Nie gefühlte Zweifel kämpften in seiner Brust, schwarze Ahndungen umwölkten seine immer freye Stirne. Der Geist von Magdeburg schien über ihm zu schweben.

Ein zweystündiges Kanonenfeuer eröffnete die Schlacht. Der Wind wehte von Abend, und trieb aus dem frisch bearbeiteten ausgedörrten Gefilde dicke Wolken von Staub und Pulverrauch den Schweden entgegen. Dieß bewog den König, sich unvermerkt gegen Norden zu schwenken, und die Schnelligkeit, mit der solches ausgeführt war, ließ dem Feinde nicht Zeit, es zu verhindern.

Endlich verließ Tilly seine Hügel und wagte den ersten Angriff auf die Schweden; aber von der Heftigkeit ihres Feuers wendete er sich zur Rechten, und fiel in die Sachsen mit solchem Ungestüm, daß ihre Glieder sich trennten und Verwirrung das ganze Heer ergriff. Der Churfürst selbst besann sich erst in Eilenburg

wieder; wenige Regimenter hielten noch eine Zeit lang auf dem Schlachtfelde Stand, und retteten durch ihren männlichen Widerstand die Ehre der Sachsen. Kaum sah man diese in Unordnung gerathen, so stürzten die Kroaten zur Plünderung, und Eilboten wurden schon abgefertigt, die Zeitung des Siegs zu München und Wien zu verkündigen.

Auf den rechten Flügel der Schweden stürzte sich Graf Pappenheim mit der ganzen Stärke seiner Reiterey, aber ohne ihn zum Wanken zu bringen. Hier kommandirte der König selbst, und unter ihm der General Banner. Siebenmal erneuerte Pappenheim seinen Angriff, und siebenmal schlug man ihn zurück. Er entfloh mit einem großen Verluste, und überließ das Schlachtfeld dem Sieger.

Unterdessen hatte Tilly den Ueberrest der Sachsen niedergeworfen, und brach nunmehr in den linken Flügel der Schweden mit seinen siegenden Truppen. Diesem Flügel hatte der König, sobald sich die Verwirrung unter dem Sächsischen Heer entdeckte, mit schneller Besonnenheit drey Regimenter zur Verstärkung gesendet, um die Flanke zu decken, welche die Flucht der Sachsen entblößte.

Gustav Horn, der hier das Kommando führte, leistete den feindlichen Kürassiers einen herzhaften Widerstand, den die Vertheilung des Fußvolks zwischen den Schwadronen nicht wenig unterstützte. Schon fing der Feind an zu ermatten, als Gustav Adolph erschien, dem Treffen den Ausschlag zu geben. Der linke Flügel der Kaiserlichen war geschlagen, und seine Truppen, die jetzt keinen Feind mehr hatten, konnten anderswo besser gebraucht werden. Er schwenkte sich also mit seinem rechten Flügel und dem Hauptcorps zur Linken, und griff die Hügel an, auf welche das feindliche Geschütz gepflanzt war. In kurzer Zeit war es in seinen Händen, und der Feind mußte jetzt das Feuer seiner eignen Kanonen erfahren.

Auf seiner Flanke das Feuer des Geschützes, von vorne den fürchterlichen Andrang der Schweden, trennte sich das nie überwundene Heer. Schneller Rückzug war alles, was dem Tilly nun übrig blieb; aber der Rückzug selbst mußte mitten durch den Feind genommen werden. Verwirrung ergriff jetzt die ganze Armee, vier Regimenter ausgenommen, grauer versuchter Soldaten, welche nie von einem Schlachtfelde geflohen waren, und es

auch jetzt nicht wollten. In geschlossenen Gliedern drangen sie mitten durch die liegende Armee, und erreichten fechtend ein kleines Gehölz, wo sie aufs neue Fronte gegen die Schweden machten, und bis zu einbrechender Nacht, bis sie auf 600 geschmolzen waren, Widerstand leis steten. Mit ihnen entfloh der ganze Ueberrest des Tillyschen Heers, und die Schlacht war entschieden.

Mitten unter Verwundeten und Tod ten, warf Gustav Adolph sich nieder, und die erste feurigste Siegesfreude ergoß sich in einem glühenden Gebethe. Den flüchs tigen Feind ließ er, so weit das tiefe Dunkel der Nacht es verstattete, durch seine Reiterey verfolgen. Das Ges läute der Sturmglocken brachte in allen umliegenden Dörfern das Landvolk in Bewegung, und verloren war der Uns glückliche, der dem ergrimmten Bauer in die Hände fiel. Mit dem übrigen Heere lagerte sich der König zwischen dem Schlachtfeld und Leipzig, da es nicht möglich war, die Stadt noch in derselben Nacht anzugreifen. Siebentausend waren von den Feinden auf dem Platze geblieben, über fünftausend theils gefangen, theils verwundet. Ihre ganze Ar-

Artillerie, ihr ganzes Lager war erobert, über hundert Fahnen und Standarten erbeutet. Von den Sachsen wurden zweytausend, von den Schweden nicht über siebenhundert vermißt. Die Niederlage der Kaiserlichen war so groß, daß Tilly auf seiner Flucht nach Halle und Halberstadt nicht über 600 Mann, Pappenheim nicht über 1400 zusammen bringen konnte. So schnell war dieses furchtbare Heer zergangen, welches noch kürzlich ganz Italien und Deutschland in Schrecken gesetzt hatte.

Tilly selbst dankte seine Rettung nur dem Ungefähr. Obgleich von vielen Wunden ermattet, wollte er sich einem Schwedischen Rittmeister, der ihn einholte, nicht gefangen geben, und schon war dieser im Begriff, ihn zu tödten, als ein Pistolenschuß ihn noch zu rechter Zeit zu Boden streckte. Aber schrecklicher als Todesgefahr und Wunden war ihm der Schmerz, seinen Ruhm zu überleben, und an einem einzigen Tage die Arbeit eines ganzen langen Lebens zu verlieren. Nichts waren jetzt alle seine vergangenen Siege, da ihm der einzige entging, der jenen allen erst die Krone aufsetzen sollte. Nichts blieb ihm übrig von seinen glän-

geb ſich bey uns ein gar großes Unglück, indem ein verrätheriſcher Serjente, mit Nahmen Marcel, unſern Leuten zurief: „ergebt euch, ihr Herren Ritter! der König gebietet es euch: ſeyd nicht Urſache, daß der König ums Leben kommt!“ Alle glaubten, der König habe das befohlen, und überreichten ihren Degen den Sarazenen.

Da nun der Admiral ſahe, daß die Sarazenen unſere Leute gefangen einbrachten, ſagte er zu Herrn Philipp von Montfort: es ſey nun nicht mehr Sache, daß er unſern Leuten einen Waffenſtillſtand bewillige, indem er wohl ſehe, daß ſie Gefangene wären. Auf ſolche Art waren alſo unſere Leute alle Gefangene; nur Herr Philipp von Montfort war es nicht, weil er Geſandter war. Es herrſcht aber eine andere böſe Sitte in dem Lande der Ungläubigen. Wenn nehmlich der König Botſchaft an den Sultan ſchickt, oder dieſer an den König, und der König oder der Sultan ſtirbt, ehe die Botſchafter zurückkommen, ſo werden die Botſchafter Gefangene oder Sklaven, ſie mögen nun das oder jenes ſeyn, Chriſten oder Sarazenen.

Während unſern Leuten das Unglück begegnete, daß ſie auf dem Lande gefangen genommen wurden, geſchah uns daſſelbe auf dem Waſſer, wie Ihr nachher gleich vernehmen ſollt. Der Wind kam uns von Damiette her entgegen, und benahm uns die Fahrt mit dem Strom; die Ritter, welche der König auf kleinen Nachen zur Bedeckung der Kranken mit gegeben hatte, nahmen die Flucht. Unſere Schiffer verloren die Fahrt, und flüchteten auf einem Schiffe; wir mußten daher nach den Sarazenen wieder umwenden. Wir, die wir zu Waſſer fuhren, kamen ein wenig

zenden Kriegesthaten, als die Flüche der Menschheit, von denen sie begleitet waren. Von diesem Tage an gewann Tilly seine Heiterkeit nicht wieder, und das Glück kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Selbst seinen letzten Trost, die Rache, entzog ihm das ausdrückliche Verboth seines Herrn, kein entscheidendes Treffen mehr zu wagen. — Drey Fehler sind es vorzüglich, denen das Unglück dieses Tages beygemessen wird: daß er sein Geschütz hinter der Armee auf den Hügeln pflanzte, daß er sich nachher von diesen Hügeln entfernte, und daß er den Feind ungehindert sich in Schlachtordnung stellen ließ. Aber wie bald waren diese Fehler, ohne die kaltblütige Besonnenheit, ohne das überlegene Genie seines Gegners verbessert! — Tilly entfloh eilig von Halle nach Halberstadt, wo er sich kaum Zeit nahm, die Heilung von seinen Wunden abzuwarten, und gegen die Weser eilte, sich mit den kaiserlichen Besatzungen in Niedersachsen zu verstärken.

Der Churfürst von Sachsen hatte nicht gesäumt, sogleich nach überstandener Gefahr im Lager des Königs zu erscheinen. Der König dankte ihm, daß er zur Schlacht gerathen hätte, und Jo-

hann Georg, überrascht von diesem gütigen Empfang, versprach ihm in der ersten Freude — die Römische Königskrone. Gleich den folgenden Tag rückte Gustav gegen Merseburg, nachdem er es dem Churfürsten überlassen hatte, Leipzig wieder zu erobern. Fünftausend Kaiserliche, welche sich wieder zusammen gezogen hatten und ihm unterwegs in die Hände fielen, wurden theils niedergehauen, theils gefangen, und die meisten von diesen traten in seinen Dienst. Merseburg ergab sich sogleich; bald darauf wurde Halle erobert, wo sich der Churfürst von Sachsen nach der Einnahme von Leipzig bey dem Könige einfand, um über den künftigen Operationsplan das weitere zu berathschlagen.

Erfochten war der Sieg, aber nur eine weise Benutzung konnte ihn entscheidend machen. Die kaiserliche Armee war aufgerieben, Sachsen sah keinen Feind mehr, und der flüchtige Tilly hatte sich nach Braunschweig gezogen. Ihn bis dahin zu verfolgen, hätte den Krieg in Niedersachsen erneuert, welches von den Drangsalen des vorhergehenden Kriegs kaum erstanden war. Es ward also beschlossen, den Krieg in die feindlichen

Lande zu wälzen, welche, unvertheidigt und offen bis nach Wien, den Sieger einluden. Man konnte zur Rechten in die Länder der katholischen Fürsten fallen, man konnte zur Linken in die kaiserlichen Erbstaaten dringen, und den Kaiser selbst in seiner Residenz zittern machen. Beydes ward erwählt, und jetzt war die Frage, wie die Rollen vertheilt werden sollten. Gustav Adolph, an der Spitze einer siegenden Armee, hätte von Leipzig bis Prag, Wien und Preßburg wenig Widerstand gefunden. Böhmen, Mähren, Oesterreich, Ungarn waren von Vertheidigern entblößt, die unterdrückten Protestanten dieser Länder nach einer Veränderung lüstern. Der Kaiser selbst nicht mehr sicher in seiner Burg; in dem Schrecken des ersten Ueberfalls hätte Wien seine Thore geöffnet. Mit den Staaten, die er dem Feind entzog, vertrockneten diesem auch die Quellen, aus denen der Krieg bestritten werden sollte, und bereitwillig hätte sich Ferdinand zu einem Frieden verstanden, der einen furchtbaren Feind aus dem Herzen seiner Staaten entfernte. Einem Eroberer hätte dieser kühne Kriegsplan geschmeichelt, und vielleicht auch ein glücklicher Erfolg

ihn gerechtfertigt. Gustav Adolph, eben so vorsichtig als kühn, und mehr Staatsmann als Eroberer, verwarf ihn, weil er einen höhern Zweck zu verfolgen fand, weil er dem Glück und der Tapferkeit allein den Ausschlag nicht anvertrauen wollte.

Erwählte Gustav den Weg nach Böhmen, so mußte Franken und der Oberrhein dem Churfürsten von Sachsen überlassen werden. Aber schon fing Tilly an, aus den Trümmern seiner geschlagenen Armee, aus den Besatzungen in Niedersachsen, und den Verstärkungen, die ihm zugeführt wurden, ein neues Heer an der Weser zusammen zu ziehen, an dessen Spitze er wohl schwerlich lange säumen konnte, den Feind aufzusuchen. Einem so erfahrnen General durfte kein Arnheim entgegen gestellt werden, von dessen Fähigkeiten die Leipziger Schlacht ein sehr zweydeutiges Zeugniß ablegte. Was halfen aber dem König noch so rasche und glänzende Fortschritte in Böhmen und Oesterreich, wenn Tilly in den Reichslanden wieder mächtig wurde, wenn er den Muth der Katholischen durch neue Siege belebte, und die Bundsgenossen des Königs entwaffnete? Wozu diente es ihm, den Kaiser

aus seinen Erbstaaten vertrieben zu haben, wenn Tilly eben diesem Kaiser Deutschland eroberte? Konnte er hoffen, den Kaiser mehr zu bedrängen, als vor zwölf Jahren der Böhmische Aufruhr gethan hatte, der doch die Standhaftigkeit dieses Prinzen nicht erschütterte, der seine Hülfsquellen nicht erschöpfte, aus dem er nur desto furchtbarer erstand?

Weniger glänzend, aber weit gründlicher waren die Vortheile, welche er von einem persönlichen Einfall in die ligistischen Länder zu erwarten hatte. Entscheidend war hier seine gewaffnete Ankunft. Eben waren die Fürsten, des Restitutionsedikts wegen, auf einem Reichstage zu Frankfurt versammelt, wo Ferdinand alle Künste seiner arglistigen Politik in Bewegung setzte, die in Furcht gesetzten Protestanten zu einem schnellen und nachtheiligen Vergleich zu bereden. Nur die Annäherung ihres Beschützers konnte sie zu einem standhaften Widerstand ermuntern, und die Anschläge des Kaisers zernichten. Gustav Adolph konnte hoffen, alle diese mißvergnügten Fürsten durch seine siegreiche Gegenwart zu vereinigen, die übrigen durch das Schrecken seiner Waffen von dem Kaiser zu tren-

nen. Hier im Mittelpunkte Deutschlands zerschnitt er die Nerven der kaiserlichen Macht, die sich ohne den Beystand der Ligue nicht behaupten konnte. Hier konnte er Frankreich, einen zweydeutigen Bundsgenossen, in der Nähe bewachen, und wenn ihm zu Erreichung eines geheimen Wunsches die Freundschaft der katholischen Churfürsten wichtig war, so mußte er sich vor allen Dingen zum Herrn ihres Schicksals machen, um durch eine großmüthige Schonung sich einen Anspruch auf ihre Dankbarkeit zu erwerben.

Er erwählte also für sich selbst den Weg nach Franken und dem Rhein, und überließ dem Churfürsten von Sachsen die Eroberung Böhmens.

Aber ihn auf diesem siegreichen Gange zu begleiten, verbiethen mir die engen Grenzen dieser Erzählung, die vielleicht schon jetzt überschritten sind. Ungern verlasse ich einen Schauplatz, der an schimmernden Thaten immer reicher wird, immer reicher an unsterblichen Männern, überraschenden Wechseln des Glücks, verworrenen Schicksalen, und wundervollen Krisen. War die Voraussetzung nicht zu kühn, die Aufmerksamkeit mei-

nee Mitbürgerinnen für eine Ge-
ſchichte zu erregen, die keinen Reitz hat,
als ihre Wichtigkeit, und keinen Schmuck
duldet, als die Würde ihres Inhalts, ſo
wird Ihr Beyfall mich ermuntern, den
Faden dieſer Geſchichte im nächſtfolgen-
den Jahre wieder aufzunehmen.

Leipzig,
gedruckt bey Chriſtian Friedrich Solbrig.

Verbesserungen.

S. 46 Z. 1 statt zu ernennen, lies erwählen zu lassen.

S. 54 Z. 17. S. 117 Z. 14. S. 121 Z. 22, und S. 149 Z. 11 st. Bethlem, l. Bethlen.

S. 123 Z. 27 st. Rudolph III. l. Rudolph II.

S. 194 Z. 26 st. Heinrichs VI. l. Heinrichs IV.

S. 214 Z. 10 st. Bellegni, l. Boucquei.

S. 271 Z. 3 st. Wichtigteit, l. Wichtigkeit.

S. 284 Z. 21 st. stärkten l. stärksten.

S. 289 Z. 16 st. Name, l. der Name.

13 DEC 20

vor dem Morgengrau an die Stelle, wo des Sultans Galeeren lagen, die uns die Zufuhr von Damiette abgeschnitten hatten. Da gab es nun großen Lärm; denn sie schossen auf uns und auf unsere Leute, die am andern Ufer zu Pferde waren, eine solche Menge von Pfeilen mit griechischem Feuer ab, daß es schien als fielen die Sterne vom Himmel.

Als unsere Schiffer uns von dem Arme des Flusses, wohin sie uns gebracht, wieder zurückgebracht hatten, fanden wir die königlichen Rachen, (courciers), die der König zur Bedeckung unserer Kranken bestimmt hatte, die nach Damiette flohen. Jetzt erhub sich von Damiette her ein so heftiger Wind, daß er uns die Fahrt auf dem Flusse benahm. An beyden Ufern befand sich eine Menge Schiffchen von unsern Leuten, die nicht stromabwärts steuern konnten, welche also die Sarazenen aufgefangen und weggenommen hatten. Die Mannschaft brachten sie um, und warfen sie ins Wasser; dabey nahmen sie die Kisten und das Gepäcke aus den Schiffen, die sie unsern Leuten abgenommen hatten. Die Sarazenen, welche zu Pferd am Ufer hielten, beschossen uns mit Pfeilen, weil wir uns nicht zu ihnen begeben wollten. Meine Leute hatten mir einen Tourniermassenrock angethan, auf daß mich die Pfeile, die in unser Schiff fielen, nicht treffen möchten. In diesem Augenblicke ruften meine Leute, die sich am Ende des Schiffs stromabwärts befanden, mir zu: „Herr, lieber Herr! weil euch die Sarazenen bedrohen, wollen euch eure Schiffer ans Land setzen.“ Ich ließ mich unter den Armen aufheben, so schwach wie ich war, und zog mein Schwert gegen sie, und sagte zu ihnen, ich würde sie umbringen, wenn sie mich ans Land brächten. Sie gaben mir zur Antwort: ich möchte wählen,

Historischer
CALENDER
für
Damen
für das Jahr 1792.

von

Friedrich Schiller

Leipzig
bey G. J. Göschen.

Ungültig

Z. 1885. 2 56.

Landes
9. AUG 1962
Dr

Kalender

Für das Jahr 1792.

Januar. 31 Tage.

Die Sonne tritt in den Wassermann d. 20. Jan.

	M. u. M. T.	Neuer Januar.	Russischer Dezember.	Mond-Wechsel.
SMDDSS	1	Neujahr.	21 29 S. Jul.	Erstes Viertel d. 1. Jan. um 5 Uhr 11 Min. Morg.
	2	Abel, Seth	22 Anastasia	
	3	Enoch	23 10 M. in Gr.	
	4	Loth	24 Eugen.	
	5	Simeon	25 Christ.	
	6	H. 3 König.	26 Verf. Mar.	
	7	Isidorus	27 Stephan	
DMDDSS	8	1 Epiphan.	28 30 S. 20000 M.	
	9	Martial	29 14000 U.	
	10	Paul. Eins.	30 Anysius	Vollm. d. 9. Jan. um 9 Uhr 55 Min. Morg.
	11	Hygin	31 Melania	
	12	Reinhold	1 Beſch. C.	
	13	Hilarius	2 Sylvester	
	14	Felix	3 Malach.	
SMDDSS	15	2 Epiphan.	4 31 S. V. 70	Letztes Viertel d. 17. Jan. um 3 Uhr 18 Min. Morg.
	16	Marcellus	5 Theopem.	
	17	Antonius	6 Erſch. C.	
	18	Prisca	7 Verf. J. T.	
	19	Sara	8 Georg	
	20	Fab. Seb.	9 Polyeuct.	
	21	Agnes	10 Gregor.	
SMDDSS	22	3 Epiphan.	11 32 S. Theod	Neum. d. 23. Jan. um 6 Uhr 17 Min. Abends.
	23	Emerentia	12 Tatiana	
	24	Timotheus	13 Hermil	
	25	Paul. Bek.	14 V. v. V. S.	
	26	Polycarp	15 Paulus	
	27	Chryſoſtom.	16 Pet. Kett.	Erſtes Viertel d. 30. Jan. um 11 Uhr 52 Min. Abends.
	28	Carolina	17 Anton	
SM	29	4 Epiphan.	18 33 S. A. Cyr	
	30	Adelgunde	19 Macar.	
D	31	Virgilius	20 Euphem.	

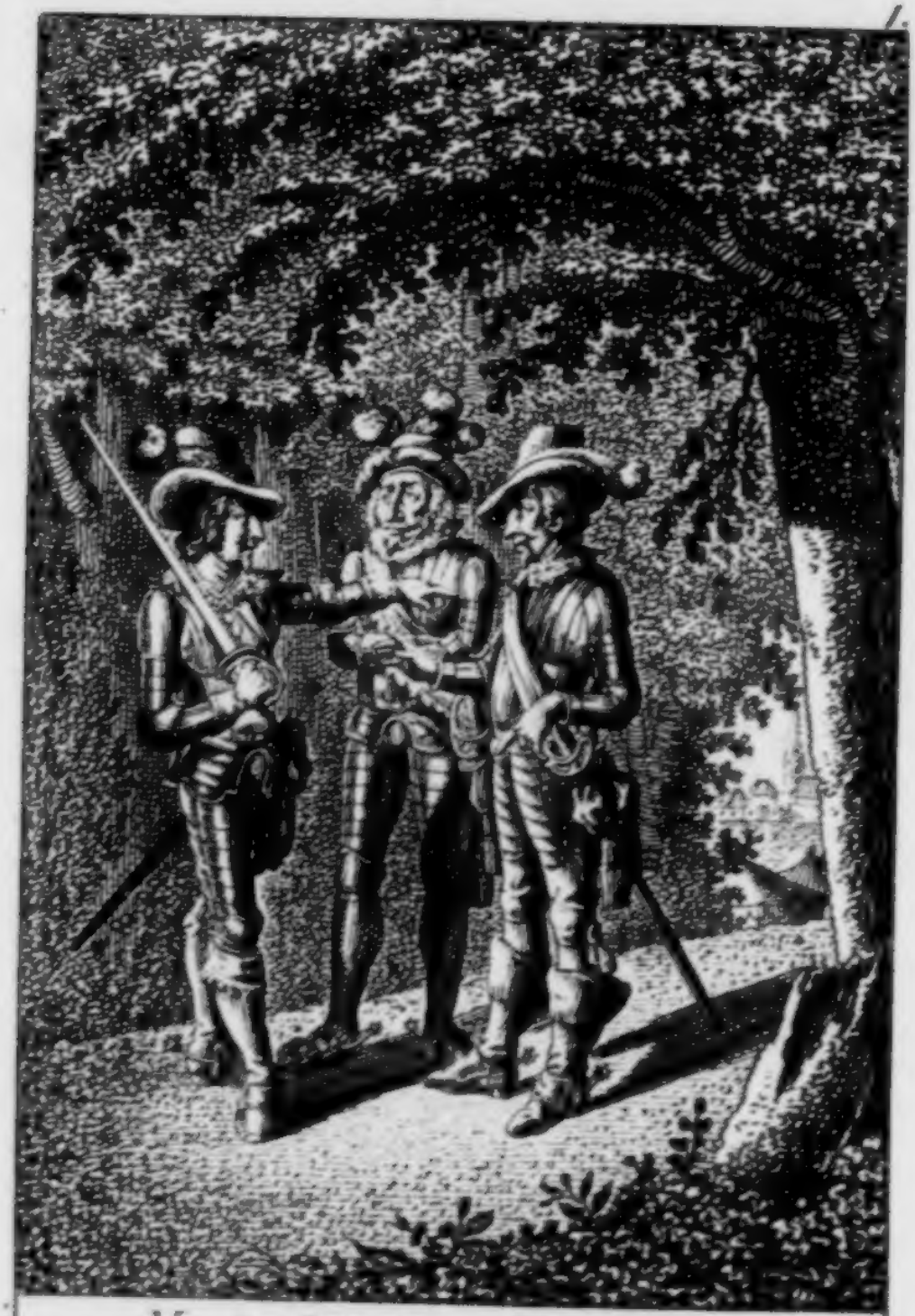

Vor der Schlacht bey Nördlingen.

H: Bernhard zu Horn und Oxenstz
Die Soldaten verlangen Hülfe wir müssen schlagen.

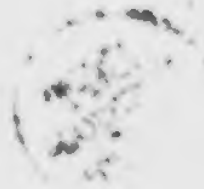

Januar.

M. T.	Sonnen: Afg.	Utg.	Mds Aufg Utrg.	Kalender der Juden. 5552.
1	8 4	3 56	U. V.	6 (Tebeth.)
2	8 4	3 57	1 1	7
3	8 3	3 57	2 4	8
4	8 3	3 57	3 5	9
5	8 2	3 58	4 5	10 Fasttag. Belag. Jeruſ.
6	8 1	3 59	5 0	11
7	8 1	3 59	5 51	12 Sabbat.
8	8 0	4 0	6 39	13
9	7 59	4 1	N. M.	14
10	7 58	4 2	5 41	15
11	7 57	4 3	6 44	16
12	7 56	4 4	7 50	17
13	7 55	4 5	8 56	18
14	7 54	4 6	10 4	19 Sabbat.
15	7 52	4 8	11 15	20
16	7 51	4 9	N. V.	21
17	7 50	4 10	0 25	22
18	7 43	4 12	1 38	23
19	7 47	4 13	2 50	24
20	7 46	4 14	4 0	25
21	7 45	4 15	5 5	26 Sabbat.
22	7 43	4 17	6 5	27
23	7 42	4 18	U. N.	28
24	7 40	4 20	5 42	29
25	7 39	4 21	7 1	1 Schebat. Neum. F.
26	7 37	4 23	8 17	2
27	7 36	4 24	9 29	3
28	7 34	4 26	10 36	4 Sabbat.
29	7 32	4 28	11 41	5
30	7 30	4 30	U. V.	6
31	7 28	4 32	0 44	7

Februar. 29 Tage.

Die Sonne tritt in die Fische den 18. Februar.

W. u. R. T.	Neuer Februar.	Russischer Januar.	Mond-Wechsel.
M 1	Brigitta	21 Maximus	
D 2	Mar. Rein.	22 Timotheus	
M 3	Blasius	23 Clemens	Vollm. d. 8. Febr. um 3 Uhr 45 Minut. Morg.
D 4	Veronica	24 Xenie	
F 5	Septuag.	25 34 S. G. Th.	
S 6	Dorothea	26 Xenophon	
S 7	Richard	27 Chrysost.	
M 8	Salomon	28 Euphr. S.	
D 9	Apollonia	29 Ignatius	
M 10	Scholastica	30 Hippolyt	Letztes Viertel d. 15. Febr. um 0 Uhr 41 Min. Nachmitt.
D 11	Euphrosina	31 Cyrill.	
F 12	Serages.	1 35 S. Tryph.	
S 13	Castor	2 Mar. R.	
S 14	Valentin	3 Simon	
M 15	Faustin	4 Isidor	
D 16	Juliane.	5 Aathe	
M 17	Constantin	6 Bucolus	
D 18	Concordia	7 Parthen.	Neum. d. 22. Febr. um 5 Uhr 57 Minut. Morg.
F 19	Estomihi	8 36 S. Theod.	
S 20	Lebrecht	9 Nicephor.	
S 21	Fastnacht	10 Karala.	
M 22	(Aschermi. (Pet. Stuhlf.	11 Blasius	
D 23	Serenus	12 Mel. Al.	
M 24	Schalttag	13 Martin.	Erstes Viertel d. 29. Febr. um 8 Uhr 14 Min. Abends.
D 25	Matthias	14 Laurent.	
F 26	1 Invocav.	15 1 Fast. S.	
S 27	Leander	16 Pamph.	
S 28	Nestorius	17 Th. v. T.	
M 29	1 Quatem.	18 Leo P.	

Nach der Schlacht bey Nördlingen.

Der gefangene Stern wird von dem Spanisch. Printz Infante umarmt u. getröstet.

M	D
	1
	2
	3
	4
	5
	6
	7
	8
	9
	10
	11
	12
	13
	14
	15
	16
	17
	18
	19
	20
	21
	22
	23
	24
	25
	26
	27
	28
	29

welches ich wollte; denn sie würden mich entweder ans Land setzen, oder mich mitten im Flusse so lange vor Anker lassen, bis der Wind sich gelegt haben würde. Ich sagte ihnen wieder: ich wollte lieber, sie ließen mich mitten im Flusse vor Anker, als daß sie mich ans Land brächten, wo ich unsern Untergang vor Augen sähe; und sie legten vor Anker.

Nicht lange, so sahen wir vier Galeeren des Sultans auf uns losſteuern, auf welchen wohl tausend Mann seyn mochten. Da rief ich meinen Rittern und Leuten, und fragte sie, was sie meynten, das hier zu thun sey? Ob wir uns den Galeeren des Sultans oder denen auf dem Lande ergeben sollten? Wir wurden alle dahin eins, daß wir uns lieber den Galeeren des Sultans ergeben wollten, weil sie uns doch würden beysammen lassen, als denen auf dem Lande, die uns trennen, und an die Beduynen verkaufen würden. Nur mein Kellermeister, gebürtig von Doulevens, sagte dagegen: „Herr! ich stimme dem Rathe nicht bey.“ Und als ich ihn fragte: worauf er denn sonst stimme? erwiederte er: „ich stimme dahin, daß wir uns alle erwürgen lassen, so kommen wir doch alle ins Paradies!“ Wir waren aber seines Sinnes nicht. Als ich sahe, daß wir uns würden ergeben müssen, nahm ich mein Geschmeidekästchen und meine Kußbarkeiten und warf sie ins Wasser; und so auch meine Reliquien. Ein Schiffer sagte zu mir: „wofern ihr mich nicht sagen laßt, daß Ihr ein Vetter des Königes seyd, so werdet ihr alle umgebracht und wir auch.“ Ich gab ihm zur Antwort: ich sey es wohl zufrieden, er möge sagen was er wolle. Als nun die erste Galeere, die auf uns zukam, um an unser kleines Schiffchen von der Seite anzulegen, diese Antwort vernahm, legte sie dicht an unserm Schiffchen vor Anker. Da sandte

Februar.

	Sonnen: Aufg.	Sonnen: Untg.	Mds: Aufg.	Mds: Untg.	Kalender der Juden. 5552.
	7 27	4 35	1	47	8 (Schebat.)
	7 25	4 35	2	44	9
	7 23	4 37	3	37	10
	7 22	4 38	4	27	11 Sabbat.
	7 20	4 40	5	12	12
	7 19	4 41	5	49	13
	7 17	4 43	6	25	14
	7 15	4 45	N. M.		15 Freudentag.
	7 13	4 48	6	40	16
	7 11	4 50	7	48	17
	7 9	4 52	8	59	18 Sabbat.
	7 8	4 53	10	11	19
	7 6	4 55	11	22	20
	7 4	4 57	N. B.		21
	7 2	4 59	0	34	22
	7 0	5 1	1	45	23
	6 58	5 3	2	51	24
	6 57	5 4	3	51	25 Sabbat.
	6 55	5 6	4	43	26
	6 53	5 8	5	28	27
	6 51	5 10	6	6	28
	6 49	5 12	M. M.		29
	6 47	5 14	7	3	30 Neumondsfeyer.
	6 45	5 16	8	15	1 Adar. Neumonds T.
	6 43	5 18	9	25	2 Sabbat.
	6 41	5 20	10	32	3
	6 39	5 22	11	35	4
	6 37	5 24	M. R.		5
	6 36	5 25	0	33	6

März. 31 Tage.

Die Sonne tritt in den Widder den 19. März.

W. u. M. T.	Neuer März.	Russischer Februar.	Mond-Wechsel.
Sonntag	1 Albinus	19 Archipp	Voll m. d. 8. März um 7 Uhr 26 Minut. Abends.
	2 Simplicius	20 Leon v. C.	
	3 Kunigunde	21 Timoth.	
Montag	4 2 Remin.	22 2 Fast. S.	
	5 Friedrich	23 Polycarp	
	6 Friedelinus	24 Schaltt.	
	7 Felicitas	25 H. J. O. T.	
	8 Philemon	26 Tarasius	
	9 Adelheit	27 Procop.	
	10 Alexander	28 Porphyr.	
Dienstag	11 3 Oculi	29 3 Fast. S.	Letztes Viertel d. 15 März um 7 Uhr 54 Min. Abends.
	12 Gregor.	1 Eudoxia	
	13 Ernestus	2 Theodos.	
	14 Zacharias	3 Eutrop.	
	15 Christoph	4 Geras.	
	16 Cyriacus	5 Con. M.	
	17 Gertraud	6 42 Märt.	
Mittwoch	18 4 Lätare	7 4 Fast. S.	Neum. d. 22. März um 6 Uhr 40 Min. Abends.
	19 Josephus	8 Theoph.	
	20 Ruprecht	9 40 Märt.	
	21 Benedict	10 Quadr.	
	22 Casimir	11 Sophron	
	23 Eberhard	12 Theoph.	
	24 Gabriel	13 Niceph.	
Donnerstag	25 5 Jud. M. V.	14 5 Fast. S.	Erstes Viertel d. 30 März um 4 Uhr 27 Min. Nachmitt.
	26 Emanuel	15 Agapet.	
	27 Hubert	16 Sabin. M.	
	28 Malchus	17 Aleris	
	29 Eustachius	18 Cyrillus	
	30 Guido	19 Chrys. D.	
	31 Detlev	20 M. v. S.	

Frühl. Anf. den 19. März. Tag u. Nacht gleich.

Unsichtb. Sonnenf. d. 22 März Abends.

Johann Georg Churf. v. Sachsen feyert mit einem Trunk den Prager Friedensschluß.

Landes-
Bibl.

	Sonnen: Aufg.	Sonnen: Utg.	Mds Aufg Utrg.	Kalender der Juden 5552.
	6 33	5 28	1 30	7 (Adar.)
	6 31	5 30	2 22	8
	6 29	5 32	3 9	9 Sabbat.
	6 27	5 34	3 49	10
	6 25	5 36	4 26	11
	6 23	5 38	4 52	12
	6 21	5 40	5 28	13 Fasten Esther.
	6 19	5 42	N. M.	14 Pur. od. Ham. Fest
	6 17	5 44	6 49	15 Susan Purim
	6 15	5 46	8 4	16 Sabbat.
	6 13	5 48	9 18	17
	6 11	5 50	10 30	18
	6 9	5 52	11 42	19
	6 8	5 53	N. M.	20
	6 6	5 55	0 49	21
	6 4	5 57	1 50	22
	6 3	5 58	2 44	23 Sabbat.
	6 2	5 59	3 31	24
	6 1	6 0	4 10	25
	5 59	6 2	4 42	26
	5 56	6 5	5 13	27
	5 53	6 8	M. M.	28
	5 51	6 10	7 13	29
	5 48	6 13	8 20	1 Nisan. Neum. F. Sabb.
	5 46	6 15	9 25	2
	5 44	6 17	10 28	3
	5 42	6 19	11 27	4
	5 41	6 20	M. M.	5
	5 40	6 21	0 21	6
	5 38	6 23	1 10	7
	5 36	6 25	1 53	8 Gros. Sabbat.

April. 30 Tage.

Die Sonne tritt in den Stier den 19. April.

W. u. M. T.	Neuer April.	Russischer März.	Mond-Wechsel.
S	1	6 Palmar.	21 6 Fast. S.	
M	2	Amalie	22 Basil. d. G.	
D	3	Rosimunde	23 Nikon	Vollm.
M	4	Ambros.	24 Zacharias	d. 7. April
D	5	Gr. Donn.	25 Mar. V.	um 8 Uhr
S	6	Charfreyt.	26 Vers. G.	13 Min.
	7	Egesippus	27 Matron.	Morg.
S	8	H. Ostertag	28 7 Fast. S.	
M	9	Ostermont.	29 Marcus	
D	10	Osterdienst.	30 Johannes	Letztes
M	11	Julius	31 Hypatius	Viertel
D	12	Eustorgius	1 Maria	d. 14. Apr.
S	13	Patricius	2 Titus	um 2 Uhr
	14	Tiburtius	3 Nicetas	7 M. Früh.
S	15	1 Quasim.	4 Ostern	
M	16	Carisius	5 Theodul.	
D	17	Rudolph	6 Eutyches	Neum.
M	18	Valerianus	7 Georg.	d. 21. April
D	19	Hermogenes	8 Herodian	um 8 Uhr
S	20	Sulpitius	9 Eupsych.	26 Min.
	21	Adolarius	10 Terent.	Morg.
S	22	2 Miseric.	11 1 Pf. Ant.	
M	23	Georg	12 Basil. v. P.	
D	24	Albertus	13 Artemon	Erstes
M	25	Marcus	14 Martin	Viertel
D	26	Cletus	15 Aristarch	d. 29. Apr.
S	27	Anastasius	16 Agapus	um 10 Uhr
	28	Vitalis	17 Simeon	52 Min.
S	29	3 Jubilate	18 2 Pf. Joh.	Vormitt.
M	30	Eutropius	19 Joh. Eins.	

Oxenstierns . Beredsamkeit siegt über
den . Unfruhr der schwed.. Armee .

[illegible]

April.

R.	Sonnen. Aufg.	Sonnen. Untg.	Mds Aufg Untg.	Kalender der Jüden. 5552.
1	5 34	6 27	2 32	9 (Nisan.)
2	5 31	6 30	3 25	10
3	5 29	6 32	3 37	11
4	5 27	6 34	4 6	12
5	5 25	6 36	4 33	13
6	5 23	6 38	4 59	14 Rüsttag.
7	5 21	6 40	N. M.	15 Pa'ssah. Sabbat.
8	5 20	6 41	8 23	16 II Pass.
9	5 18	6 43	9 36	17 III Pass.
10	5 16	6 45	10 47	18 IV Pass.
11	5 14	6 47	11 54	19 V Pass.
12	5 12	6 49	N. M.	20 VI Pass.
13	5 10	6 51	0 50	21 VII Pass.
14	5 8	6 53	1 39	22 Osterfest Ende. Sabb.
15	5 6	6 55	2 18	23
16	5 4	6 57	2 58	24
17	5 2	6 59	3 23	25
18	5 0	7 1	3 53	26
19	4 58	7 3	4 19	27
20	4 56	7 5	4 46	28
21	4 55	7 6	M. N.	29 Sabbat.
22	4 53	7 8	8 23	30 Neumondsfeyer.
23	4 51	7 10	9 25	1 Jiar. Neum. Feyer.
24	4 49	7 12	10 20	2
25	4 47	7 14	11 11	3
26	4 45	7 16	11 57	4
27	4 43	7 18	M. N.	5
28	4 41	7 20	0 38	6 Sabbat.
29	4 40	7 21	1 12	7
30	4 38	7 23	1 42	8 Fasten.

May. 31 Tage.

Die Sonne tritt in die Zwillinge d. 20. May.

W. u. M. T.	Neuer Mah.	Russischer April	Mond-Wechsel.
☽ 1	Phil. Jac.	20 Theodor	
2	Sigismund	21 Januar	
3	† Erfindung	22 Theod. St.	Voll m. d. 6. May um 6 Uhr 8 Minut. Abends.
4	Florian	23 Georg.	
☾ 5	Gotthard	24 Sabas	
☽ 6	4 Exaudi	25 Pf. M. A.	
7	Domicilla	26 Basilius	
8	Stanislaus	27 Simeon	
9	Bitt	28 Jason	Letztes Viertel d. 13. May um 8 Uhr 44 Min. Morg.
10	Epimachus	29 M. in Chr.	
11	Mamertus	30 Jacob A.	
☾ 12	Pancratius	1 Jeremias	
☽ 13	5 Rogate	2 Pf. Ath.	
14	Christian	3 † Maur.	
15	Sophie	4 Pelagia	
16	Peregrinus	5 Irene	Neum. d. 20. May um 10 U. 50 Min. Abends.
17	Himm. Chr.	6 Hiob	
18	Liborius	7 Ersch. des †	
☾ 19	Potentian.	8 Johann.	
☽ 20	6 Exaudi	9 Pf. Ev. Nic.	
21	Prudentius	10 Simon	
22	Desiderius	11 Ern. Const.	
23	Esther	12 Epiphan.	Erstes Viertel d. 29. May um 2 Uhr 33 Minut. Morg.
24	Antiochus	13 Himm. C.	
25	Urban	14 Isidor	
☾ 26	Beda	15 Pachom.	
☽ 27	Pfingsten	16 Pf. Theod.	
28	Pfingstm.	17 Andronic.	
29	Pfingstd.	18 Theodot.	
30	2 Quatemb.	19 Patricius	
☾ 31	Petronilla	20 Thalale	

Gott einen Sarazen, aus dem Lande des Kayſers gebürtig; der kam ſchwimmend bis an unſer Schiffchen, und umfaßte mich, und ſagte zu mir: „Herr! Ihr ſeyd verloren, wofern Ihr nicht Euch anders berathet. Ihr müßt aus Eurem Schiffchen auf das Vordertheil der Galeere ſpringen; thut Ihr das, ſo werden ſie Euch nicht bemerken; denn ſie denken nur an die Eroberung Eures Schiffes.“ Sie warfen mir einen Strick aus der Galeere zu, und mit Gottes Beyſtand, ſprang ich auf derſelben Vordertheil. Ich wankte; und wäre nicht der Sarazen mir nachgeſprungen, um mich zu halten, ſo wäre ich ins Waſſer gefallen.

Sie brachten mich wieder in die Galeere, wo ihrer wohl achtzig ſeyn mochten, indem er mich beſtändig umfaßt hielt. Alsdann trugen ſie mich ans Land, und packten mich an, um mir die Kehle abzuſchneiden; denn derjenige, der mir erwürgt hätte, würde ſich eine Ehre daraus gemacht haben. Allein jener Sarazen hielt mich beſtändig umfaßt, und rufte dazu: „ein Vetter des Königs!“ Auf ſolche Weiſe ſchleppten ſie mich zweymahl ans Land, einmahl auf den Knieen; und da fühlte ich ſchon das Meſſer an der Kehle. In dieſer Gefahr rettete mich Gott durch Hülfe jenes Sarazenen, der mich zu dem Schloſſe brachte, wo die Sarazeniſchen Ritter waren. Als ich zu dieſen kam, nahmen ſie mir meinen Panzer ab; und aus Mitleid, das ſie mit mir hatten, umhüllten ſie mich mit einer mir gehörigen Scharlachdecke mit dem beſten Grauwerk gefüttert, die ein Geſchenk von meiner Frau Mutter war. Ein anderer brachte mir einen weiſſen Gürtel, und ich gürtete mich damit über meine Decke, indem ich ein Loch durchſtach und ſie ſolchergeſtalt anlegte. Noch ein anderer brachte mir einen Hut; und ich ſetzte ihn auf. Von der Angſt, die ich ausſtand, und

...neral. Banner. Torstenson und. Wallhautsch
nach dem Sieg bey Wittstock.

ꝛ	ꝛ
1	4
2	4
3	4
4	4
5	4
6	4
7	4
8	4
9	4
10	4
11	4
12	4
13	4
14	4
15	4
16	4
17	4
18	4
19	4
20	4
21	4
22	4
23	4
24	4
25	4
26	4
27	4
28	4
29	4
30	4
31	4

May.

Sonnen: Aufg.	Sonnen: Untg.	Mds Aufg	Mds Untg.	Kalender der Juden 5552.
4 36	7 28	2 10		9 (Jiar.)
4 34	7 27	2 37		10
4 33	7 29	3 2		11 Fasten.
4 31	7 30	3 29		12
4 29	7 32	3 59		13 Sabbat.
4 27	7 34	Vl. M.		14
4 26	7 35	8 34		15 Fasten.
4 25	7 36	9 44		16
4 24	7 37	10 47		17
4 22	7 39	11 39		18 Schülerfest.
4 20	7 41	Al. M.		19
4 19	7 42	0 24		20 Sabbat.
4 17	7 44	1 [illegible]		21
4 15	7 46	1 34		22
4 14	7 47	2 [illegible]		23
4 12	7 49	2 26		24
4 11	7 50	2 49		25
4 9	7 52	3 15		26
4 8	7 53	3 43		27 Sabbat.
4 7	7 54	U. M.		28
4 6	7 55	8 14		29
4 5	7 56	9 8		1 Sivan. Neum. Feyer
4 4	7 57	9 55		2
4 3	7 58	10 36		3
4 2	7 59	11 12		4
4 0	8 1	11 45		5 Sabbat.
3 59	8 2	U. M.		6 Pfingstfest.
3 58	8 3	0 13		7 Zweyter Pfingsttag.
3 56	8 5	0 40		8
3 55	8 6	1 4		9
3 54	8 7	1 29		10

Junius. 30 Tage.

Die Sonne tritt in den Krebs den 20. Junius.

W. u. M. E.	Neuer Junius:	Russischer May.	Monds Wechsel.
Do	1 Nicodem.	21 Const. Hel.	
Fr	2 Marquard	22 Basilissus	
Sa	3 Trinit. F.	23 Pfingst.	Voll m. d. 5. Jun. um 1 Uhr 43 M. Fr.
So	4 Darius	24 Simeon	
Mo	5 Bonifacius	25 Haupt. J. T.	
Di	6 Artemius	26 Karpus	
Mi	7 Fronleichn.	27 Therapon	Letztes Viertel d. 11. Jun. um 4 Uhr 26 Min. Nachm.
Do	8 Medardus	28 Nicetas	
Fr	9 Primus	29 Eher. M.	
Sa	10 1 Trinit.	30 1 E. Pf. Petr. Paul.	
So	11 Barnabas	31 Heim. A.	
Mo	12 Basilides	1 Justinus	
Di	13 Tobias	2 Niceph. P.	Neum. d. 19. Jun. um 1 Uhr 33 Minut. Nachm.
Mi	14 Elisäus	3 Liciliani	
Do	15 Veit	4 Metr. P.	
Fr	16 Justine	5 Dorothea	
Sa	17 2 Trinit.	6 2 E. Petr. Paul.	Erstes Viertel d. 27. Jun. um 3. Uhr 7 Minut. Nachm.
So	18 Homer	7 Theod. M.	
Mo	19 Gervasius	8 Theodot.	
Di	20 Silverius	9 Cyrill. A.	
Mi	21 Philippina	10 Timoth.	
Do	22 Acacius	11 Barthol.	
Fr	23 Basilius	12 Onuphr.	
Sa	24 3 Tr. Joh. d. T.	13 3 E. Aqu.	
So	25 Febronia	14 Elisa	
Mo	26 Jeremias	15 Amos M.	
Di	27 7 Schläfer	16 Tychon	Sonn. Anfang d. 20. Jun. Längste Tag.
Mi	28 Leo	17 Emanuel	
Do	29 Petr. Paul.	18 Leontius	
Fr	30 Paul. Ged.	19 Jud. A.	

…alie Elisabeth Landgräfin von Hessen
…übernimt die Sorge für ihr Land.

M.	☉
T.	21
1	3
2	3
3	3
4	3
5	3
6	3
7	3
8	3
9	3
10	3
11	3
12	3
13	3
14	3
15	3
16	3
17	3
18	3
19	3
20	3
21	3
22	3
23	3
24	3
25	3
26	3
27	3
28	3
29	3
30	3

Junius.

Sonnen= Aufg	Untg.	Mds Aufg Untg.	Kalender der Juden. 5552.
54	8 7	1 55	11 (Sivan.)
53	8 8	2 24	12 Sabbat.
52	8 9	2 58	13
52	8 9	3 40	14
51	8 10	N. M.	15
50	8 10	9 28	16
49	8 11	10 13	17
49	8 11	11 0	18
48	8 12	11 33	19 Sabbat.
48	8 12	N. M.	20
47	8 13	0 2	21
47	8 13	0 28	22
46	8 14	0 54	23
46	8 14	1 21	24
46	8 14	1 48	25
45	8 15	2 16	26 Sabbat.
45	8 15	2 47	27
45	8 15	3 23	28
44	8 16	M. M.	29
44	8 16	8 30	30 Neumonds-Feyer.
44	8 16	9 9	1 Tamuz. Neum. Feyer
44	8 16	9 44	2
44	8 16	10 13	3 Sabbat.
45	8 15	10 39	4
45	8 15	11 4	5
45	8 15	11 28	6
46	8 14	11 53	7
46	8 14	M. M.	8
47	8 13	0 21	9
47	8 13	0 51	10 Sabbat.

Julius. 31 Tage.

Die Sonne tritt in den Löwen den 22. Julius.

W. u. M. T.	Neuer Julius	Russischer Junius	Mond-Wechsel.
SMCHGeD	1 4 Trinit.	20 4 S. Meth.	Vollm. d. 4. Jul. um 8 Uhr 15 Min. Morg.
	2 M. Heims.	21 Julianus	
	3 Cornelius	22 Elleserius	
	4 Ulrikus	23 Agrippine	
	5 Charlotte	24 G. Joh. T.	
	6 Esaias	25 Febronia	
	7 Wilibald	26 David	
SMCHGeD	8 5 Trinit.	27 5 S. S. b. P.	Letztes Viertel d. 11. Jul. um 2 Uhr 37 Min. Morg.
	9 Louise	28 Cyr. Joh.	
	10 7 Brüder	29 Pet. Paul.	
	11 Pius	30 Verf. Ap.	
	12 Heinrich	1 Cosm. D.	
	13 Margar.	2 Kleid. M.	
	14 Bonavent.	3 Hyacinth.	
SMCHGeD	15 6 Tr. Ap. Th.	4 6 S. A. C.	Neum. d. 19. Jul. um 4 Uhr 31 Min. Morg.
	16 Ruth	5 Athanas.	
	17 Alexius	6 Sisres	
	18 Rosina	7 Thom. Ap.	
	19 Rufinus	8 Procop.	
	20 Elias	9 Pancrat.	
	21 Praxedes	10 45 M. v. N.	
SMCHGeD	22 7 Tr. Hdst. A.	11 7 S. Euph.	Erstes Viertel d. 27. Jul. um 0 Uhr 46 Min. Früh.
	23 Apollinaris,	12 Proclus	
	24 Christina	13 Verf. Gabr.	
	25 Jacobus	14 Aquila	
	26 Anna	15 Cyriac.	
	27 Martha	16 Athenog.	
	28 Pantaleon	17 Marina	
SMD	29 8 Trinit.	18 8 S. Hyac.	
	30 Abdon	19 Dius M.	
	31 Germanus	20 Elias Pr.	

Die Eroberung von Breysach
Herzog Bernhard spaltet die Hunnaren
und verjagt seine Feinden

Sainte Geneviève
BIBL.

wegen meiner Krankheit, fing ich heftig zu zittern an. Ich begehrte zu trinken; und man brachte mir Wasser in einem Kruge; aber so wie ich es an den Mund brachte und es hinterschlingen wollte, floß es mir aus den Nasenlöchern wieder aus. Wie ich das sahe, ließ ich meine Leute holen, und sagte zu ihnen, ich sey ein Mann des Todes, weil ich ein Geschwür in der Kehle habe. Sie fragten mich woher ich das wisse? Da sie aber sahen, daß mir das Wasser aus dem Schlunde und aus den Nasenlöchern kam, fingen sie an zu weinen. Als die anwesenden sarazenischen Ritter meine Leute weinen sahen, fragten sie den Sarazen, der uns gerettet hatte: warum sie weinten? Er gab zur Antwort, er habe vernommen, daß ich ein Geschwür im Halse habe, weswegen ich nicht mit dem Leben davon kommen könnte. Da sagt' einer von den Sarazenischen Rittern zu demjenigen, der uns in Schutz genommen hatte, er möge uns Muth zusprechen: denn er wolle mir einen gewissen Trank geben, von dem ich in zween Tagen genesen solle; und das that er auch.

Dem Herrn Rolf von Wanon, der sich bey mir befand, war in der großen Schlacht am Fastentage die Kniekehle durchgehauen worden, so daß er nicht auf den Beinen stehen konnte; ein alter Sarazenischer Ritter, der auf der Galeere war, trug ihn auf der Schulter an einen gewissen Ort.

Der Großadmiral von den Galeeren ließ mich rufen, und fragte mich, ob ich ein Vetter des Königs sey? Ich sagte, nein; und erzählte ihm, wie und warum der Schiffer mich dafür ausgegeben habe. Er versetzte, ich hätte weislich gethan; sonst wären wir alle des Todes gewesen.

Dann

	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Utg	Mds Aufg Utrg.	Kalender der Juden. 5552.
	3 47	8 13	1 25	11 (Tamuz.)
	3 48	8 12	2 9	12
	3 48	8 12	3 2	13
	3 49	8 11	A. M.	14
	3 50	8 9	8 49	15
	3 51	8 8	9 26	16
	3 52	8 7	9 58	17 Sabbat.
	3 57	8 7	10 26	18 Fasten Temp. Erob.
	3 53	8 6	10 51	19
	3 54	8 5	11 17	20
	3 55	8 4	11 45	21
	3 56	8 3	A. M.	22
	3 57	8 2	0 13	23
	3 58	8 1	0 42	24 Sabbat.
	3 59	8 0	1 18	25
	4 0	7 59	1 58	26
	4 1	7 58	2 44	27
	4 2	7 57	3 35	28
	4 3	7 56	M. M.	29
	4 5	7 54	8 13	1 Ab. Neumondsfeyer.
	4 6	7 53	8 40	2 Sabbat.
	4 7	7 52	9 4	3
	4 8	7 51	9 29	4
	4 10	7 49	9 53	5
	4 11	7 48	10 18	6
	4 12	7 47	10 46	7
	4 14	7 45	11 18	8
	4 15	7 44	11 58	9 Sabbat.
	4 17	7 42	M. M.	10 Zerſtör. Jeruſalems.
	4 19	7 40	0 45	11
	4 20	7 39	1 40	12

August. 31 Tage.

Die Sonne tritt in die Jungfrau d. 22. Aug.

W. u. M. L.	Neuer August.	Russischer Julius.	Monds-Wechsel.
M 1	Petr. Kettenf.	21 Sim. Joh.	
D 2	Gustav	22 Mar. Mgd.	Voll m. d. 2. Aug. um 3 Uhr 0 Min. Nachm.
M 3	August	23 Trophim.	
D 4	Dominicus	24 Christine	
F 5	9 Trinit.	25 9 S. Anne	
S 6	Verkl. Chr.	26 Hermol.	
S 7	Ulrica	27 Pantal.	
M 8	Cyriakus	28 Prochor.	Letztes Viertel d. 9. Aug. um 3 Uhr 43 Min. Nachm.
D 9	Roland	29 Kallinik.	
M 10	Laurent.	30 Silas S.	
D 11	Hermann	31 Eudocim.	
F 12	10 Trinit.	1 10 S. Wass.	
S 13	Hippolyt.	2 Stephan	
S 14	Eusebius	3 Isaac	
M 15	Mar. Him.	4 M. v. Ep.	Neum. d. 17. Aug. um 7 Uhr 32 Min. Abends.
D 16	Rochus	5 Eusian.	
M 17	Bertram	6 Verkl. C.	
D 18	Agapetus	7 Demet.	
F 19	11 Trinit.	8 11 S. Emil.	Erstes Viertel d. 25. Aug. um 8 Uhr 16 Min. Morg.
S 20	Bernhard	9 Matth.	
S 21	Hardwig	10 Lorenz	
M 22	Hundst. E.	11 Eupsius	
D 23	Zachäus	12 Photius	
M 24	Barthol.	13 Martin.	
D 25	Ludwig	14 Mich. P.	
F 26	12 Trinit.	15 12 S. M. H.	Voll m. d. 31. Aug. um 11 Uhr 19 Min. Abends.
S 27	Gebhard	16 H. Schw.	
S 28	Augustin	17 Myron	
M 29	Joh. Enth.	18 Flore L.	
D 30	Benjamin	19 Andreas	
M 31	Paulinus	20 Samuel	

Nach d. Mitt. Gott bis zum 15

Tod des Herzogs Bernhard von Weimar.

M.	
T.	
1	4
2	4
3	4
4	4
5	4
6	4
7	4
8	4
9	4
10	4
11	4
12	4
13	4
14	4
15	4
16	4
17	4
18	4
19	4
20	4
21	4
22	4
23	5
24	5
25	5
26	5
27	5
28	5
29	5
30	5
31	5

Sonnen: Aufg.	Sonnen: Untg.	Mds Aufg Untg.	Kalender der Juden. 5552.
22	7 57	2 46	13 (Ab.)
23	7 56	A. M.	14
25	7 54	7 54	15 Freudentag.
26	7 53	8 26	16 Sabbat.
27	7 52	8 55	17
29	7 50	9 22	18
31	7 28	9 49	19
32	7 27	10 15	20
34	7 25	10 46	21
36	7 23	11 20	22
38	7 21	11 59	23 Sabbat.
39	7 20	A. M.	24
41	7 18	0 42	25
43	7 16	1 30	26
45	7 14	2 24	27
47	7 12	3 22	28
49	7 10	U. M.	29
51	7 8	7 13	30 Neum. Fever. Sabb.
53	7 6	7 39	1 Elul. Neum. Fever.
55	7 4	8 5	2
56	7 3	8 29	3
58	7 1	8 55	4
0	6 59	9 26	5
2	6 57	10 3	6
4	6 55	10 46	7 Sabbat.
5	6 54	11 36	8
7	6 52	U. M.	9
9	6 50	0 36	10
1	6 48	1 43	11
4	6 45	2 59	12
6	6 43	A. M.	13

September. 30 Tage.

Die Sonne tritt in die Waage den 22. Sept.

W. u. M. T.	Neuer September.	Russischer August.	Mond-Wechsel.
S 1	Aegidius	21 Thaddäus	
S 2	13 Trinit.	22 13S. Agat.	Letztes Viertel d. 8. Sept. um 7 Uhr 58 Minut. Morgens.
M 3	Manuetus	23 Lupus	
D 4	Rosalia	24 Euthyches	
M 5	Moses	25 Barthol.	
D 6	Magnus	26 Adr. Nat.	
F 7	Regina	27 Pömen	
S 8	Mar. Geb.	28 Moses	
S 9	14 Trinit.	29 14S. J. E.	Neum. d. 15. Sept. um 10 Uhr 8 M. V.
M 10	Sosthenes	30 Al. Newski	
D 11	Protus	31 Gürtel M.	
M 12	Cyrus	1 Sim. St. Q.	
D 13	Maternus	2 Mamas	
F 14	† Erhöh.	3 Anthim.	
S 15	Mariane	4 Babilas Quatemb.	
S 16	15 Trinit.	5 15S. Zach.	Erstes Viertel d. 23. Sept. um 2 Uhr 38 Minut. Nachmitt.
M 17	Lambert	6 W. E. M.	
D 18	Titus	7 Sozon	
M 19	Quatemb.	8 Mar. Geb.	
D 20	Faust	9 Joach. A.	
F 21	Matthäus	10 Menod.	
S 22	Moritz	11 Theodosius	Vollm. d. 30. Sept. um 9 Uhr 57 M. V.
S 23	16 Trinit.	12 16S. Aut.	Unsichtb. Sonnenf. d. 16. Sept. Vormitt.
M 24	Joh. Empf.	13 Tem. Ern.	
D 25	Cleophas	14 † Erhöh.	
M 26	Cyprianus	15 Nicetas	Herbsts Anfang d. 22. Sept. Tag u. Nacht gleich.
D 27	Cosm. Dam.	16 Euphemie	
F 28	Wenzel	17 Sophie	
S 29	Michael	18 Cumenes	
S 30	17 Trinit.	19 17S. Trop.	

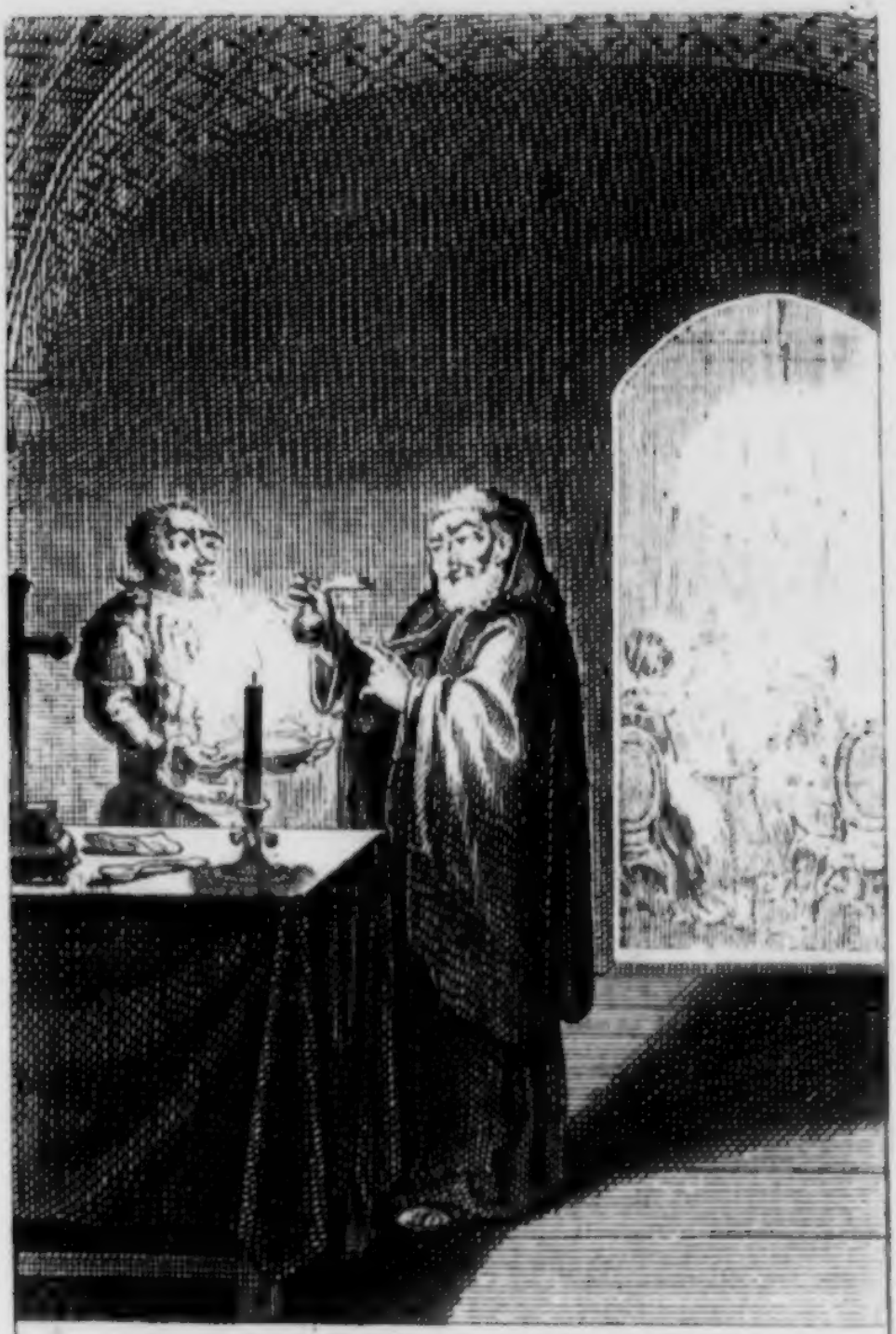

Banners Vergiftung in Hildesheim.

Mönch. „Du wirst diesen Löwen binden!“

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30

September.

	Sonnen- Afg	Sonnen- Utg	Mds Aufg Utrg.	Kalender der Juden. 5552.
	5 17	6 42	7 0	14 (Elul.) Sabbat.
	5 19	6 40	7 28	15
	5. 21	6 38	7 54	16
	5 23	6 36	8 23	17
	5 25	6 34	8 52	18
	5 26	6 33	9 27	19
	5 28	6 31	10 5	20
	5 31	6 28	10 46	21 Sabbat.
	5 33	6 26	11 33	22
	5 35	6 24	A. M.	23
	5 37	6 22	0 24	24
	5 39	6 20	1 19	25
	5 40	6 19	2 20	26
	5 42	6 17	3 23	27
	5 44	6 15	4 30	28 Sabbat.
	5 46	6 13	U. M.	29
	5 48	6 11	6 44	1 Tisri. 5552. Neujahr
	5 50	6 9	7 10	2 II Fest. Ced. Pes. Fest
	5 51	6 8	7 40	3 Fasten Gedaljah.
	5 54	6 5	8 15	4
	5 57	6 2	8 55	5
6	0	5 59	9 43	6 Sabbat.
6	1	5 58	10 37	7
6	2	5 57	11 40	8
6	3	5 56	U. M.	9 Abend v. d. Versöhn. T.
6	5	5 54	0 50	10 Versöhnungsfest oder
6	7	5 52	2 5	11 (lange Nacht.
6	9	5 50	3 23	12
6	10	5 49	4 41	13 Sabbat.
6	12	5 47	A. M.	14 Rüsttag.

October. 31 Tage.

Die Sonne tritt in den Scorpion d. 22. Oct.

A. u. N. T.	Neuer October.	Russischer September.	Mond-Wechsel.
M 1	Remigius	20 Eustat.	
D 2	Leodegar	21 Quadrat	
M 3	Cairus	22 Phocas	
D 4	Franciscus	23 F. Empf.	Letztes Viertel d. 8. Oct. um 2 Uhr 55 Min. Morg.
F 5	Fides	24 Thecla	
S 6	Placidus	25 Euphrosine	
S 7	18 Trinit.	26 18 S. J. W.	
M 8	Pelagius	27 Kalist.	
D 9	Dionysius	28 Charitin	
M 10	Gideon	29 Cyriac.	
D 11	Burkhard	30 Greg. Arm.	Neum. d. 15. Oct. um 11 Uhr 45 Min. Nachts.
F 12	Maximilian	1 M. Schutz Oct.	
S 13	Eduard	2 Cyprian	
S 14	19 Trinit.	3 19 S. D. N.	
M 15	Hedwig	4 Hiroth.	
D 16	Gallus	5 Charitine	
M 17	Florentine	6 Thomas A.	Erstes Viertel d. 22. Oct. um 9 Uhr 2 Minut. Abends.
D 18	Lucas Ev.	7 Serg. Bach.	
F 19	Ferdinand	8 Pelagius	
S 20	Wendelin	9 Jacob A.	
S 21	20 Trinit.	10 20 S. Eul.	
M 22	Cordula	11 Phil. Ap.	
D 23	Severin	12 Probus	
M 24	Salome	13 Karpus	
D 25	Crispinus	14 Nazar.	
F 26	Amandus	15 Lucian	Voll m. d. 29. Oct. um 11 Uhr 14 Minut. Nachts.
S 27	Sabina	16 Longinus	
S 28	21 Tr. S. Jud.	17 21 S. Hos. P.	
M 29	Narcissus	18 Lucas Ev.	
D 30	Hartmann	19 Joel Pr.	
M 31	Ref. Fest	20 Artemius	

Dann fragte er weiter, ob ich mit dem damahligen deutschen Kaiser Friedrich verwandt sey? Ich antwortete, ich wisse nicht anders, als daß meine Mutter und er Kinder von Geschwistern wären. Auf das versetzte er, ich solle ihm darum nur noch desto lieber seyn. Während daß wir aßen, ließ er einen Bürger von Paris kommen. Als dieser erschien, sagt' er zu mir: „Herr! was thut ihr da!" — „Was ich thue?" war meine Antwort; — „Um Gottes willen versetzt' er, ihr esset Fleisch am Freytage!" so wie ich das hörte, schob ich meinen Teller von mir weg. Der Admiral fragte, warum ich das gethan hätte; und mein Sarazen erklärt' es ihm. Der Admiral gab ihm zur Antwort, Gott würde deswegen nicht auf mich zürnen, weil ich es nicht wissentlich gethan. Wisset auch, daß der Legat nach unserer Befreyung mir ebendieselbe Antwort gab. Gleichwohl hab' ich in der Folge niemahls unterlassen, alle Freytage in der Fastenzeit bey Wasser und Brot zu fasten. Uebrigens bezeigte sich der Legat sehr unwillig gegen mich darüber, daß von allen Großen niemand beym König geblieben sey, ausser ich allein. Sonntags darauf ließ der Admiral mich und alle die auf dem Wasser zu Gefangenen gemacht worden waren, an das Ufer des Flusses bringen. Mittlerweile zog man auch meinen guten Priester aus der hintern Schiffskammer hervor; er ward ohnmächtig; man erwürgte ihn und warf ihn in den Fluß. Sein Gehülfe wurde auch ohnmächtig; man stürzte ihm eine Mütze auf den Kopf, aber er war tod, und wurde ebenfalls in den Fluß geworfen. Unterdessen, daß man die andern Gefangenen aus den Galeeren, wo sie verwahrt worden waren, ans Land brachten, standen Sarazenen mit entblößtem Schwerte bereit, brachten diejenigen, die niederfielen, vollends um, und warfen sie in den Fluß. Ich ließ ihnen durch

meinen

Liliencrons Tod bei Leipzig

Liliencron: „Wir haben gesiegt!“ „Ich segne sie, mein Prinz, und durch sie mein Vaterland.“

1
1
1

October.

N.	Sonnen- Afg.	Utg.	Mds Aufg	Utg.	Kalender der Juden. 5553.
1	6 14	5 45	6	29	15 (Tisri.) Lauberh. F.
2	6 16	5 43	6	59	16 II Fest.
3	6 18	5 41	7	33	17 III Fest.
4	6 20	5 39	8	9	18 IV Fest.
5	6 21	5 38	8	48	19 V Fest.
6	6 23	5 36	9	32	20 VI Fest. Sabb.
7	6 25	5 34	10	23	21 Hoschaina Rabba.
8	6 27	5 32	11	19	22 Versamml. Tag.
9	6 30	5 29	A. M.		23 Gesetzfreude.
0	6 32	5 27	0	19	24
1	6 34	5 25	1	20	25
2	6 36	5 23	2	24	26
3	6 38	5 21	3	29	27 Sabbat.
4	6 40	5 19	4	37	28
5	6 41	5 18	U. M.		29
6	6 43	5 16	5	47	30 Neumondsfeyer.
7	6 45	5 14	6	19	1 Marchesvan. N. F.
8	6 48	5 11	6	59	2
9	6 50	5 9	7	46	3
0	6 52	5 7	8	38	4 Sabbet.
1	6 53	5 6	9	39	5
	6 55	5 4	10	48	6 Fasten.
	6 57	5 2	U. M.		7
4	6 59	5 0	0	1	8
	7 1	4 58	1	14	9 Fasten.
	7 3	4 56	2	29	10
	7 5	4 54	3	43	11 Sabbat.
	7 7	4 52	4	57	12
	7 8	4 51	A. M.		13 Fasten.
	7 10	4 49	5	34	14
	17 12	4 47	16	9	15

November. 30 Tage.

Die Sonne tritt in den Schützen d. 21. Nov.

W. u. M. T.	Neuer November	Russischer October	Mond-Wechsel.
Sonntag 1	Aller Heil.	21 Hilarion	
2	Aller Seel.	22 Albert.	
3	Gottlieb	23 Jacob	Letztes Viertel d. 6. Nov. um 11 Uhr 24 Minut. Abends.
Montag 4	22 Trinit.	24 22 S. Arete	
5	Blandine	25 Marc.	
6	Leonhard	26 Demetrius	
7	Erdmann	27 Nestor	
8	Emerius	28 Terentius	
9	Theodor	29 Anastas.	
10	Mart. Luth.	30 Zenobia	Neum. d. 14. Nov. um 0 Uhr 6 Min. Nachmitt.
Dienstag 11	23 Tr. M. B.	31 23 S. Stach	
12	Jonas	1 Cosm. D.	
13	Levin	2 Reind.	
14	Briccius	3 Acepsim.	
15	Leopold	4 Johann	
16	Ottomar	5 Galact.	
17	Hugo	6 Paul. B.	Erstes Viertel d. 21. Nov. um 4 Uhr 42 Min. Morg.
Mittwoch 18	24 Trinit.	7 24 S.	
19	Elisabeth	8 Erz. Mich.	
20	Aemilia	9 Onesirh.	
21	Mar. Opf.	10 Ernst	
22	Cäcilia	11 Menas	
23	Clemens	12 Joh. Alm.	
24	Chrysogon.	13 Joh. Chr.	Voll m. d. 28. Nov. um 3 Uhr 5 Minut. Nachmitt.
Donnerstag 25	25 Trinit.	14 25 S. P. A. Philipp. Fast.	
26	Conrad	15 G. S. A.	
27	Günther	16 Matth. A.	
28	Rufus	17 Greg. N.	
29	Walther	18 Plato	
30	Andr. Ap.	19 Akakius	

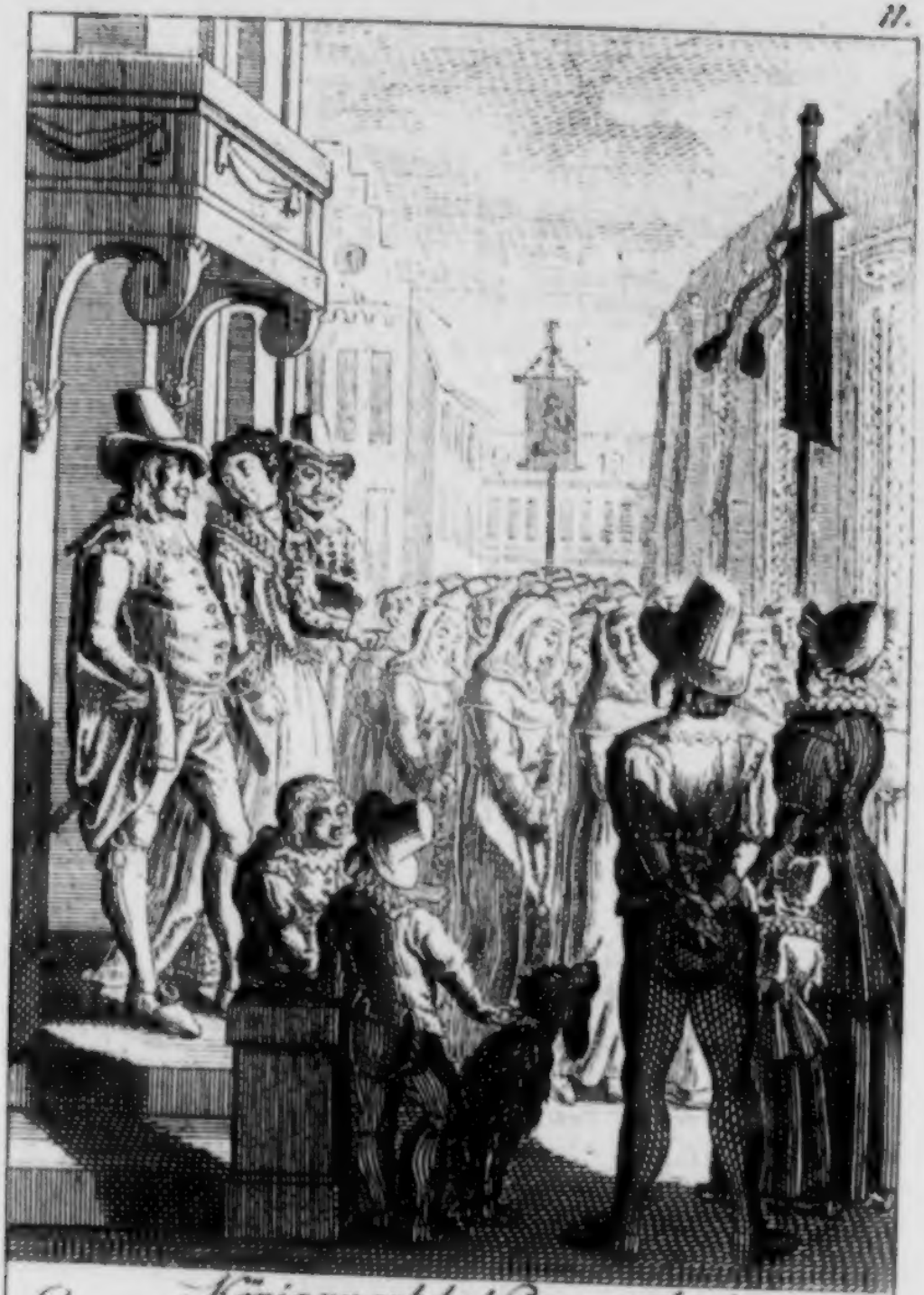

Königsmark hat Prag erobert.
Er und seine Gemahlin sehen den Zug der
gefangenen Mönche und Nonnen zu.

November.

M T	Sonnen: Afg.	Utg.	Mds Aufg Utrg.	Kalender der Juden. 5553.
1	7 13	4 46	6 48	16 (Marcheſvan.)
2	7 15	4 44	7 30	17
3	7 17	4 42	8 18	18 Sabbat.
4	7 19	4 40	9 12	19
5	7 20	4 39	10 10	20
6	7 22	4 37	11 10	21
7	7 23	4 36	N. M.	22
8	7 25	4 34	0 11	23
9	7 27	4 32	1 14	24
10	7 29	4 30	2 20	25 Sabbat.
11	7 30	4 29	3 29	26
12	7 32	4 27	4 39	27
13	7 34	4 25	5 52	28
14	7 36	4 23	U. M.	29
15	7 37	4 22	5 37	30 Neumondsfeyer.
16	7 39	4 20	6 28	1 Ciſleu. Neum. Feyer.
17	7 40	4 19	7 29	2 Sabbat.
18	7 42	4 17	8 37	3
19	7 43	4 16	9 49	4
20	7 45	4 14	11 5	5
21	7 46	4 13	U. M.	6
22	7 47	4 12	0 18	7
23	7 48	4 11	1 29	8
24	7 50	4 9	2 41	9 Sabbat.
25	7 51	4 8	3 50	10
26	7 52	4 7	4 59	11
27	7 54	4 6	6 5	12
28	7 55	4 5	N. M.	13
29	7 56	4 4	5 19	14
30	7 57	4 3	6 5	15

December. 31 Tage.

Die Sonne tritt in den Steinbock d. 21. Dec.

W. u. M. T.	Neuer December.	Russischer November	Mond-Wechsel.
S. 1	Longinus	20 Proclus	
S. 2	1 Advent	21 26 S. M.	Letztes Viertel d. 6. Dec. um 7 Uhr 41 Minut. Abends.
M. 3	Demetrius	22 Phil. A.	
D. 4	Barbara	23 Amphil.	
M. 5	Abigail	24 Kather.	
D. 6	Nicolaus	25 Clemens	
F. 7	Agathon	26 Alyp. St.	
S. 8	Mar. Empf.	27 Jacob	
S. 9	2 Advent	28 27 S. Step.	Neum. d. 13. Dec. um 11 Uhr 16 Min. Nachts.
M. 10	Judith	29 Paramon	
D. 11	Damasus	30 Andr. A.	
M. 12	Epimachus	1 Nah. Pr.	
D. 13	Lucia	2 Hab. Pr.	
F. 14	Nicasius	3 Zeph. Pr.	
S. 15	Ignatius	4 Barbara	
S. 16	3 Advent	5 28 S. Sab.	Erstes Viertel d. 20. Dec. um 2 Uhr 37 Min. Nachmitt.
M. 17	Lazarus	6 Nicol.	
D. 18	Wunibald	7 Ambrosius	
M. 19	4 Quatemb.	8 Patap.	
D. 20	Isaac	9 Mar. E.	
F. 21	Thom. Ap.	10 Menas	
S. 22	Beate	11 Daniel	
S. 23	4 Advent.	12 29 S. Spir.	Vollm. d. 28. Dec. um 9 Uhr 5 Minut. Morg.
M. 24	Adam, Eva	13 Eustratius	
D. 25	H. Christt.	14 Thyrsus	
M. 26	Stephan	15 Eleuther.	
D. 27	Joh. Ev.	16 Hagg. P.	
F. 28	Unsch. Kind.	17 Daniel Pr.	
S. 29	Jonathan	18 Sebastian	
S. 30	S. n. Christ.	19 30 S. Bon	Winter Anfang d. 21. Dec.
M. 31	Sylvester	20 Ignatius	Kürzeste Tag.

Friedensfeyer in Nürnberg.
Schönheit und Tugend bringen Piranglen den Oehlzweig und den Lorbeerkranz.

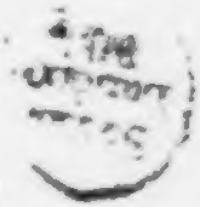

meinen Sarazen sagen: es scheine mir das nicht recht gethan zu seyn; es sey wider das Gebot Salaheddins, der da sagt, man solle keinem Menschen das Leben nehmen, wenn man ihm von seinem Brote und von seinem Salze zu essen gegeben habe. Darauf ließ man mir zur Antwort sagen: es wären Leute, die nichts mehr taugten, denn sie könnten sich von den Krankheiten, die sie hätten, nicht wieder erholen. Der Admiral ließ nun meine Schiffsleute vor uns rufen und sagte mir, sie hätten alle ihren Glauben abgeschworen. Ich erwiederte: er möchte ja kein Zutrauen zu ihnen fassen; denn eben so leicht wie sie uns verlassen hätten, würden sie auch ihn verlassen, wenn sie bey ihm nicht fänden, was sie gesucht. Er gab mir zur Antwort: er sey mit mir vollkommen einverstanden; auch sage Salaheddin: man habe noch kein Beyspiel, daß ein guter Christ ein guter Sarazen, noch daß ein guter Sarazen ein guter Christ geworden sey. Nach dieser Unterredung ließ er mich auf ein Prunkpferd setzen, und an seiner Seite reiten. Wir kamen über eine Schiffbrücke und begaben uns nach Massura, wo der König und seine Leute gefangen waren. Wir kamen zu einem großen Zelte, wo die Geheimschreiber des Sultans sich befanden und da wurde mein Nahme aufgeschrieben. Hier sagte mein Sarazen zu mir: „Herr! ich begleit' euch nicht weiter, weil ich nicht darf. Aber das bitt' ich von Euch: lasset das Kind, das Ihr bey Euch habt, nie aus Eurer Hand, damit es Euch nicht die Sarazenen nehmen mögen." Dieses Kind hieß Barthelemin, und war ein Söhnlein von Herrn Monfaucon von Baat. Als mein Nahme eingeschrieben wurde, führte mich der Admiral in das Zelt, wo die Baronen waren, und mehr denn zehntausend Menschen mit ihnen. Als ich hineintrat, hatten die Baronen alle eine solche Freude, daß man

nichts

December.

M T.	Sonnen: Afg.	Utg.	Mds Aufg. Uterg.	Kalender der Juden. 5553.
1	7 58	4 2	6 56	16 (Cislen.) Sabb.
2	7 59	4 1	7 51	17
3	8 0	4 0	8 47	18
4	8 0	4 0	9 48	19
5	8 1	3 59	10 51	20
6	8 2	3 58	11 54	21
7	8 2	3 58	N. M.	22
8	8 3	3 57	0 59	23 Sabbat.
9	8 3	3 57	2 7	24
10	8 4	3 56	3 17	25 Kirchweyhfest.
11	8 4	3 56	4 28	26 II Tag.
12	8 5	3 55	5 41	27 III Tag.
13	8 6	3 54	U. M.	28 IV Tag.
14	8 6	3 54	5 0	29 V Tag.
15	8 7	3 53	6 8	30 N.F. VI Tag. Sabb.
16	8 7	3 53	7 20	1 Tebeth. N.F. VII T.
17	8 7	3 53	8 35	2 VIII Tag.
18	8 8	3 52	9 52	3
19	8 8	3 52	11 8	4
20	8 8	3 52	U. M.	5
21	8 8	3 52	0 21	6
22	8 8	3 52	1 31	7 Sabbat.
23	8 8	3 52	2 39	8
24	8 8	3 52	3 44	9
25	8 7	3 53	4 48	10 Fasttag. Belag. Jeruf.
26	8 7	3 53	5 47	11
27	8 7	3 53	6 41	12
28	8 6	3 54	N. M.	13
29	8 6	3 54	5 28	14 Sabbat.
30	8 5	3 55	6 26	15
31	8 4	3 56	7 25	16

Die vier Jahrszeiten.

Der Frühling beginnet mit dem Eintritte der Sonne in den Widder den 19 März.

Der Sommer fängt an mit dem Eintritt der Sonne in den Krebs den 20. Junius.

Der Herbst fängt an mit dem Eintritt der Sonne in die Waage den 22. September.

Der Winter fängt an mit dem Eintritt der Sonne in den Steinbock den 21. December.

Finsterniſſe.

Im Jahre 1792 begeben ſich keine Mondfinſterniſſe, ſondern nur zwey Sonnenfinſterniſſe, wovon aber auch keine bey uns ſichtbar ſeyn wird.

Die erſte unſichtbare Sonnenfinſterniß geſchiehet Abends den 22. März.

Die zweyte unſichtbare Sonnenfinſterniß wird ſich den 16. September Vormittags ereignen.

Erſcheinung der Planeten.

Der neuentdeckte Planet Uranus ſteht weſtwärts vom Regulus oder Löwenherz. Im Januar iſt er rückgängig und um 2 Uhr Morgens im Süden. In den erſten Tagen des Februar kömmt er der Sonne entgegen, und ſteht Nachts um 12 Uhr im Süden. Im März zeigt er ſich des Nachts am ſüdlichen, im Avril und im May aber am weſtlichen Himmel, und geht vorwärts. Im Junius ſteht er des Abends im Weſten. Am Ende des Monats wird er unſichtbar. In der erſten Hälfte des Auguſts iſt er bey der Sonne. Mit dem Anfange des September iſt er wieder vor Son-

genaufgang am östlichen Himmel zu finden. Im October geht er nach Mitternacht, und im November bereits in den Abendstunden auf. Im December steht er des Nachts am östlichen Himmel, und um 4 Uhr Morgens im Süden.

Saturn ist im Januar und Februar des Abends am westlichen Himmel sichtbar. Im März verliert er sich aus unsern Augen in der Abenddämmerung. Im April ist er jenseits der Sonne. Im Anfange des Junius zeigt Saturn sich wieder vor Sonnenaufgang im Osten. Im Julius geht er um Mitternacht auf, und ist in den Frühstunden am östlichen Himmel sichtbar. Im August fängt Saturn an rückwärts zu gehen, und kommt des Abends, wie im September, immer früher über unsern östlichen Horizont. Im October steht er der Sonne entgegen, und ist um 12 Uhr des Nachts im Süden. Im November und December zeigt er sich des Abends am südlichen Himmel.

Jupiter steht im Januar in den Frühstunden am östlichen Himmel. Im Februar geht er bereits um Mitternacht auf und fängt an sich rückwärts zu bewegen. Im März kommt er des Abends den Osthorizont herauf. Im April steht er der Sonne östlich bey der Kornähre in der Jungfrau entgegen, und des Nachts um 12 Uhr im Süden. Im May erscheint Jupiter des Abends im Süden. Im Junius geht er wieder vorwärts, entfernt sich von der Kornähre, und scheint des Nachts am westlichen Himmel. Im Julius, August und September ist Jupiter des Abends in Südwesten sichtbar. Im Oktober wird er in der Abenddämmerung unsichtbar. Im November ist er jenseits der Sonne; und im December zeigt er sich wieder vor Sonnenaufgang im Südosten.

Mars geht im Januar und Februar Abends immer früher in Osten auf. Im Februar geht er zurück. Im März kommt Mars der Sonne entgegen, steht um 12 Uhr im Süden, und ist die ganze Nacht sichtbar. Im April ist er bereits des Abends im Süden. Im May geht er wieder vorwärts und scheint des Nachts am westlichen Himmel. In den übrigen Monaten des Jahres ist Mars alle Abend nach Sonnenuntergang im Westen sichtbar.

Venus scheint im Januar und Februar als ein heller Morgenstern in den Frühstunden am östlichen Himmel. Im Februar erscheint sie vor Sonnenaufgang niedriger im Osten. Im März, April und May ist sie in der Morgenröthe nicht lange sichtbar. Im May geht die Venus den Saturn vorbey, und ist wie im Junius nur einige Minuten vor Sonnenaufgang im Osten sichtbar. Im Julius wird Venus in der Morgendämmerung völlig unsichtbar. Im August kommt sie jenseits der Sonne. Am Ende des Novembers wird Venus wieder als Abendstern einige Minuten in der Abenddämmerung gegen Südwesten sichtbar. Im December kommt sie nach Sonnenuntergang im Westen beym Mars besser zum Vorschein.

Merkur ist im Anfange des Januar einige Abende im Südwesten nach Sonnenuntergang sichtbar. Im Februar zeigt er sich in der Abenddämmerung in Südosten unter der Venus. Im April kommt er des Abends im Westen gut zu Gesicht. Im Junius ist er wieder einige Minuten in der Morgendämmerung sichtbar. Im October kommt er daselbst etwas zum Vorschein. Im December steht er nach Sonnenuntergang im Südwesten bey der Venus und dem Mars.

Vom Auf- und Untergang der Sonne.

Die Strahlen der Sonne und übrigen Gestirne, welche von ihnen zu uns ins Auge kommen, brechen sich beym Eingang in unsere Dunstkugel; dieses verursacht, daß die Sterne höher, als sie sind, erscheinen, daß die Sonne ganz über dem Horizonte gesehen werden kann, ob sie gleich noch unter ihm verborgen ist. Im gegenwärtigen Kalender hat man den Auf- und Untergang der Sonne zu Leipzig mit Rücksicht auf diese Wirkung der Strahlenbrechung angesetzt, welche die Sonne am Horizont sehen läßt, wenn sie noch etwa 33 Minuten in Bogen, unter dem Horizonte in einem Vertical-Kreise stehet.

Von dem sichtbaren Auf- und Untergang des Mondes.

Vom Vollmond bis zum Neumond ist der Aufgang des Mondes sichtbar, der Untergang aber unsichtbar. Vom Neumond bis zum Vollmond ist der Untergang sichtbar und der Aufgang unsichtbar. Deshalb wird in diesem Kalender vom Vollmond bis zum Neumond nur der sichtbare Aufgang Nachmittage und dann Vormittage, und vom Neumond bis zum Vollmond nur der sichtbare Untergang Nachmittage und hierauf Vormittage angegeben. Es wechselt also vom Neumond bis zum Vollmond:

Untergang Nachmittage, U. N.
Untergang Vormittage, U. V.

und vom Vollmond bis zum Neumond:

Aufgang Nachmittage, A. N.
Aufgang Vormittage, A. V.

Nemlich Untergang Nachmittage ist hier so viel als Untergang des Mondes nach Sonnenuntergang, und Untergang Vormittage so viel als Untergang des Mondes vor Sonnenaufgang. Desgleichen Aufgang Nachmittage so viel als Aufgang des Mondes nach Sonnenuntergang, und Aufgang Vormittage so viel als Aufgang des Mondes vor Sonnenaufgang.

Von der Sichtbarkeit des Mondes.

Verlangt man zu wissen, wie viel Stunden der Mond des Nachts leuchtet; d. i. wie lange der Mond von seinem sichtbaren Aufgang Nachmittage, Aufgang Vormittage an, bis zum Aufgange der Sonne scheinet, und wie lange der Mond vom Untergange der Sonne an, bis zu seinem sichtbaren Untergang Nachmittage, Untergang Vormittage scheinet: so zählet man, wenn der Mond des Nachts, oder vor Sonnenaufgang aufgeht, d. i. für Aufgang Nachmittage, Aufgang Vormittage, die Stunden, welche vom Aufgang des Mondes bis zum Aufgang der Sonne verfließen: und wenn der Mond des Nachts, oder nach Sonnenuntergang untergeht, d. i. für Untergang Nachmittage, Untergang Vormittage, so zählt man die Stunden von Sonnenuntergang bis zum Untergang des Mondes.

Erklärung der Kupfer.

Titelkupfer.

Tapferkeit und Stärke erringet und sichert
ir die Völker den Frieden. Dann schmücken
Künste und Wissenschaften das Leben, und
ühren es zum Genuß. Diese Idee hat Herr
Ramberg, ein großer Zeichner unserer Zeit,
n dem Titelkupfer ausgeführt. Mars bricht
en Ölzweig; die Grazien, als Kinder, neh-
men ihm seine kriegerische Kleidung ab.

Monatskupfer.

Herr Penzel ist als Kupferstecher bekannt
enug. Ich bat meinen Freund, daß er auch
ein Talent als Zeichner dem Vaterlande in

diesem Werke bekannt machen möchte. Er gab meinen Bitten nach, und ich weiß, das Publikum wird ihm durch Beyfall dafür danken. Ist die Wahl der Gegenstände nicht immer die vortheilhafteste für die Kunst, so ist die Einsicht des Künstlers nicht daran Schuld; es ist Folge des historischen Plans. Eine achtmonatliche Krankheit des Herrn Verfassers hinderte die Vollendung der Geschichte. Zeichnung und Stich durften nicht warten. Daher kommt es, daß alle zwölf Kupfer aus einem Zeitraume genommen sind, wohin der Text noch nicht führt. Man hat diese Unschicklichkeit durch eine ausführliche Erklärung, welche die Kupfer durch den Faden der Geschichte mit einander verbindet, wieder aufzuheben gesucht.

No. 1 und 2.

Die Schlacht bey Nördlingen ist eine der merkwürdigsten Begebenheiten des dreyßigjährigen Kriegs; wichtig in Rücksicht der Folgen; traurig in Rücksicht der Helden.

nichts hören konnte, und dankten Gott dafür, u
sagten, sie hätten mich schon für verloren geschätzt.

Wir waren noch nicht lange da gewesen, als m
einen der Angesehensten unter uns von da wegnah
und uns in ein anderes Zelt brachte. Viele Ar
und andere Leute hielten die Sarazenen in einem H
eingeschlossen, der mit einer Mauer von Erde umzog
war. Aus diesem vermauerten Hofe, wo sie dies
ben verwahrten, ließen sie einen nach dem andern he
ausnehmen und fragten ihn: „willst du deinen Gl
ben abschwören?" Wer nicht abschwören wollte, wu
de auf die eine Seite gebracht, und ihm der Kopf a
geschlagen; diejenigen aber, die den Glauben absch
ren, auf die andere Seite. Eben jetzt sandte d
Sultan aus seinem Geheimenrathe jemanden an u
ab, um mit uns zu unterhandeln; und die Abgeor
neten fragten, wem sie das sagen sollten, was d
Sultan uns entbieten lasse? Wir antworteten ihne
sie möchten es dem guten Grafen Perron von Bretag
sagen. Es gab da Leute, die Sarazenisch und Französi
verstanden, Drogemen (Dollmetscher) genannt, die de
Grafen Perron das Sarazenische in Romanisch übe
setzten. Der Antrag war dieser: „Herr! der Su
tan sendet uns zu Euch, um zu fragen, ob Ihr fr
werden wollt?" Der Graf antwortete mit Ja. „U
was wolltet Ihr ihm für eure Loslassung geben?" „W
wir nach Billigkeit thun und ertragen können" an
wortete der Graf. — „Gäbt ihr wohl, fragten
ferner, für eure Freyheit, einige von den Schlöss
die den Baronen in den Landen über'm Meer geh
ren?" — Der Graf erwiederte, dazu hab' er kei
Recht, denn es seyen Lehen von dem jetzt lebende
teutschen Kaiser. Sie fragten ferner: „ob wir ein
ge von den Besitzungen des Tempelherrn-Ordens ob

elche hier überwunden, der Völker, welche
ier geschlagen, und bisher unüberwind-
ich genannt wurden; glorreich durch den
roßen Umfang des Siegs. Es sind ihr
wey Kupfer gewidmet, weil der Plan bey
er Wahl der Kupfer die Absicht hat, nicht
ur den entscheidendsten Begebenheiten, son-
ern auch den merkwürdigsten Menschen
nes Zeitalters ein Denkmal zu errichten.
iner der Sieger, ein liebenswürdiger Spa-
ischer Prinz, der Cardinal Infant, und
ustav Horn, beyde verdienten ein solches
enkmal. Aber Horn war gefangen. Er
atte diese Gefangenschaft nicht verdient;
m das unvortheilhafte Licht, worein ihn
ieselbe stellen kann, zu hemmen, hat man
ine andere Situation vorher gehen lassen,
elche über sein Schicksal einen hellen Glanz
erbreitet.

Mit dem Leben Gustav Adolphs hatte
ie Deutsche Freyheit noch nicht alles verlo-
en. Sein Geist schwebte noch über ihr. Die
lane, welche er entworfen, waren in der
eele seines großen Canzlers Oxenstierna,

als ein Vermächtniß hinterlassen; Herzog Bernhard, Banner und Horn schienen seine Tapferkeit geerbt zu haben, und waren unter ihm zu großen Feldherren gebildet worden. Die Schwedische Regierung übertrug Oxenstiern eine uneingeschränkte Gewalt, das Direktorium über die Truppen, die Leitung der Politik, sie gab Krieg und Frieden in seine Hand. Würdig dieses Vertrauens, übersah der Canzler mit durchdringendem Blicke die Lage der Dinge, und wog die Treue und die Verstellung der verschiedenen Bundsgenossen gegen einander und gegen Schweden ab. Klug und unermüdet suchte er die eigennützigen Absichten der verschiedenen Höfe Europens entweder zu vereiteln oder für sich zu benutzen. Vorsichtig und schlau wußte er den Schlingen der Feinde zu entgehen. Schnell sandte er die Feldherrn, welche ihm Gustav Adolph hinterlassen, in die Provinzen aus. Jeder derselben erhielt den Platz, worauf er sich am besten schickte und wo er am nützlichsten wirken konnte. Herzog Bernhard ging nach Franken, eroberte

1633 Bamberg und Höchst, nahm einen Ort nach dem andern weg, und krönte seine Siege, noch gegen Ende des Jahres, mit der Einnahme Regensburgs, dieser wichtigen Stadt des Deutschen Reichs. Zu gleicher Zeit siegte General Feld-Marschall Horn in Elsaß, Bayern und Schwaben überall. Benfeld im Elsaß, durch Natur und Kunst befestiget, und durch den tapfern Commendanten bis aufs äußerste vertheidigt, Benfeld, welches er einnahm, hätte zu der damaligen Zeit allein einen General unsterblich gemacht. Bernhard und Horn, was konnte man nicht von zwey solchen Feldherren, und von ihren Armeen, die, so wenig von einander entfernt, sich so leicht unterstützen konnten, erwarten? Es fehlte Eines, welches große Tugenden erst recht nützlich macht, das Band der Eintracht, und dadurch wurden alle Erwartungen vereitelt. Zwar hatten die beyden Feldherren einigemal versucht, vereinigt zu handeln; allein immer war jeder bald wieder seinen Weg für sich gegangen. Horns Tapferkeit wurde durch

große Klugheit geleitet und durch Kriegswissenschaften unterstützt. Bernhard war feurig und rasch; Horns Überlegsamkeit sollte ihn in seiner Laufbahn nicht aufhalten. Überdieses war oft großer Mangel an Geld, darüber riffen die Soldaten aus, und die Offiziere führten Klagen. So ging im Jahr 1634 beynahe alles wieder zurück, was Herzog Bernhard 1633 gewonnen hatte, und, wie das Glück zu Ende des vorigen Jahres seine Tapferkeit mit den Schlüsseln von Regensburg belohnte, so vollendet das widrige Geschick zu Ende 1634 mit dem Verluste dieser Stadt das Unglück, womit es ihn verfolgt hatte. Ferdinand III. König von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Oesterreich, war von seinem Vater, dem Kaiser, zur Wiedereroberung der Stadt Regensburg gesandt. Als er diesen Auftrag glücklich ausgeführt hatte, eilte er, Nördlingen zu belagern. Hier wurde sein Bayerisches und kaiserliches Heer durch den Herzog von Lothringen mit 6000 Mann, und durch den Cardinal Infant, Gouverneur

der Niederlande, mit 15000 Mann Spanischer Truppen verstärkt. Jetzt bewirkte die Noth, was die Klugheit bisher nicht vermocht hatte. Bernhard und Horn vereinigten sich Nördlingen zu retten. Gegen Ende des Augusts erschien die vereinigte Schwedische Armee bey dem Städtchen Aalen. Schon hier schlug Herzog Bernhard 1000 Mann Kaiserliche aus dem Felde, daß keiner davon kam, und nahm 300 gefangen. Von Aalen zog das ganze Heer nach Bopfingen, und stellte sich auf einer Höhe zwischen die Schlösser Flachberg und Wallerstein. Die verbundene kaiserliche Macht stand ihr gegen über. Es dauerte nicht lange, so wurden die Kaiserlichen von einer Anhöhe herunter geschlagen, dadurch gewannen die Schweden einen Wald, und durch diesen nach Nördlingen einen freyen Poß. Den Belagerten fehlte es an Volk und Brod; sie baten die Schwedischen Feldherrn um Hülfe. Solche zu leisten, machte sich Bernhard auf. Er trieb den Feind bis über die Eger hinaus. Unterdessen

warf Horn, im Angesicht des Feindes, 250 Mann Schweden in die Stadt, ritt selbst bis an das Thor, und bat die Belagerten, sich noch 6 Tage zu halten; würde aber die Noth aufs höchste steigen, so sollten sie von einem gewissen Thurme ein Zeichen geben, dann wollten die Schweden helfen. Sehr verschieden ist die Wirkung dieser glücklichen Ereignisse in den Seelen der beyden großen Helden. Bernhard kann die Schlacht nicht erwarten. „Wir müssen schlagen!" ruft er aus, — und seine Soldaten sehen ihn freudig an — „Das Glück zeigt uns den Weg. Wir haben sie schon einmal gejagt. Brüder, wir müssen schlagen!" Horn hingegen überdenkt die Schlacht. Er berechnet die Schwäche seines Heeres und der Feinde Macht. Darnach entwirft er einen vortreflichen Plan, worin auch der schlimmste Fall nicht vergessen war. Zweymal schon hatten die Belagerten durch Zeichen um Hülfe gebeten; aber Horns Plan war noch nicht reif. Er wußte, daß Rheingraf Otto Ludwig mit 5000 Mann versuchter

Soldaten vom Rhein, und Feldmarschall Kratze mit eben so viel von Forchheim in einigen Stunden bey den Schweden ankommen müßten. Mit dieser Verstärkung konnte er den Feinden die Lebensmittel abschneiden, und sie zugleich mit tapferer Faust zwingen, aus einander zu gehen. Der Rheingraf wurde einige Stunden länger aufgehalten, und Kratze kam an.

No. 1.

Nun wurde in dem eroberten Walde Kriegsrath gehalten. Horn bleibt fest bey seinem Plane. Er sagt alles, was Klugheit und Einsicht vermag, um Bernharden aufzuhalten. Kratze, ein schlauer und feiger alter Mann, will den Rheingrafen erwarten. Je später je lieber war dem die Schlacht. Bernhards Seele dringet der Muth und das gegebene Wort. Horn prophezeihet das unglückliche Schicksal der Schlacht. Da hörte man aus der Stadt

zum drittenmal das Zeichen der Angst. Nun konnte sich Bernhard nicht länger halten. Den Degen gezogen, ruft er aus: „Wir müssen den Bedrängten beystehen. Derowegen, ihr Herrn Feldmarschälle, habt gutes Herz. Wir wollen schlagen; Gott wird uns helfen.“ Horn, dem es an Herz nicht gebrach, macht schnell eine andere Disposition, und nun eilen die Feldherrn zur Schlacht.

Nicht weit von dem Walde, worin eben Kriegsrath war gehalten worden, lag ein Berg. Von der Einnahme oder dem Verlust dieses Berges hing das Wohl und Wehe der streitenden Völker ab. Ohne Einnahme desselben konnten die Schweden den Kaiserlichen nicht beykommen, und, ohne Gefahr von diesen niedergeschossen zu werden, die Stadt nicht erreichen. Horn marschirte funfzehnmal diesen Berg hinan; jedesmal schlug er die Widerstrebenden zurück, aber auch jedesmal wurde der Platz durch neue Fluthen von Spanischen und kaiserlichen Völkern wieder angefüllt. Herzog Bernhards Feuer

hatte ihn zu weit abgeführt, sein Beyspiel verleitete die übrigen Offiziers. Horns Ordres waren mißverstanden oder überschritten worden, sein Plan wurde alle Augenblicke zerrissen; unter dem schrecklichsten Feuer wußte er ihn immer wieder zu ergänzen. Nach achtstündigen Angriffen waren seine Leute weggeschmolzen; diejenigen, die ihn unterstützen sollten, hatten sich zu weit von ihm entfernt; ein feindlicher Pulvervorrath ging in die Luft, der Dampf verhüllte ihm den Feind, und brachte seine Leute in Unordnung. Er zog sich zurück. Schon hatte er seinen Flügel in Sicherheit gebracht, und wollte Herzog Bernhards Rückzug decken, als dessen Reiter, ohne Ordnung, auf Horns Leute einstürzten, und wie ein Strom alle mit in die Flucht rissen. Nun brach die ganze kaiserliche Macht auf die Schweden ein, und geendiget war die unglückliche Schlacht.

Die vereinigten kaiserlichen, Bayerischen, Spanischen und Lothringischen Truppen betrugen 33000, die Schweden waren 25000

Mann stark. Nicht sowohl das Übergewicht in der Zahl, als vielmehr der Fehler, oder, wenn man lieber will, die zu rasche Heldentugend Herzog Bernhards, welche alles allein thun wollte, hatte den Kaiserlichen den Sieg gebracht. Überdieses wurden die kaiserlichen Truppen durch die Gegenwart ihres Königs und durch das Beyspiel der größten Generale zur Tapferkeit ermuntert. Der Herzog von Lothringen, Jean de Werth, General der Bayern, Gallas und Piccolomini, Feldherrn der Kaiserlichen, Serbelloni und eine Menge anderer Spanischer Anführer, alle wetteiferten für die Ehre ihrer Truppen und für ihren Ruhm.

Acht tausend Mann Schweden wurden niedergehauen, 4000 gefangen; 80 Stück grobes Geschütz, 300 Fahnen, alle Wagen und Pferde, alle Bagage, aller Vorrath an Kriegsbedürfnissen, an Geld und Lebensmitteln, alles, im eigentlichsten Verstande des Worts, alles war verloren. Kratz und Horn wurden beyde gefangen. Aber sie hatten ein so ungleiches Schicksal,

der Hospitäler für unsere Befreyung geben wollten? — Der Graf entgegnete: auch das könne nicht seyn; denn so oft Kastellane dahin gesetzt würden, lasse man sie auf die Heiligen schwören, daß sie für keines Menschen Freyheit irgend eines von jenen Schlössern dahingeben wollten. Jene versetzten darauf: es komme ihnen vor, als hätten wir gar keine Lust frey zu werden; sie wollten wieder gehen, und Leute zu uns schicken, die uns mit dem Schwerte eben so mitspielen würden, wie sie's mit den andern gemacht hätten;" und damit gingen sie fort.

Sobald sie fort waren, stürzte eine große Schaar junger Sarazenen mit Schwertern an der Seite in unser Zelt. Bey ihnen war ein bejahrter Mann mit grauen Haaren. Dieser ließ uns fragen; ob es wahr sey, daß wir an einen Gott glaubten, der für uns gebunden, gemartert und getödtet, und am dritten Tage wieder auferstanden seyn solle? Als wir mit Ja antworteten, versetzte er: wir möchten den Muth nicht sinken lassen, wenn wir seinetwegen so viel erdulden müßten; denn, fügte er hinzu, noch seyd ihr nicht für ihn gestorben, wie er für euch starb; und da er Macht gehabt, ihn wieder aufzuwecken, so seyd versichert, daß er euch befreyen werde, wenn es ihm gefälle." Damit ging er fort, und die jungen Leute mit ihm, worüber ich mich höchlich freute. Denn ich glaubte gewiß, sie wären gekommen, um uns die Köpfe abzuschlagen. Nachher währt es nicht lange, so kamen die Leute des Sultans, und sagten uns, der König habe unsere Befreyung bewirkt.

Nach der Entfernung des alten Mannes, der uns auf die erwähnte Art zu trösten gesucht hatte, kamen die Abgeordneten vom Geheimenrath des Sultans

als ihre Verdienste sehr verschieden waren. Jener hatte nicht eine Pistole in der Schlacht abgedrückt, ein einziger Croat nahm ihn weg, und führte ihn fort. Er war ehemals von den Bayern zu den Schweden gelaufen; als ihn die Kaiserlichen jetzt wieder bekamen, schlugen sie ihm den Kopf ab. Horn hatte mit unermüdeter Tapferkeit gekämpft, mit beständiger Gegenwart des Geistes jeden Vortheil benutzt, mit Klugheit und Einsicht in den schrecklichsten Augenblicken gehandelt. Da alles verloren war, wollte er dem Tode entgegen eilen; aber dieser getrauete sich nicht ein so grosses Opfer anzunehmen. Erst dann, als er alle seine Waffen verbraucht hatte, gab er sich an Jean de Werth gefangen. Dafür lohnte ihn der Ruhm. Der herrlichste Sieg hätte ihm nicht mehr Ehre und Bewunderung erwerben können, als diese verlorne Schlacht. Sonst entscheiden die Urtheile der Menschen über das Verdienst gewöhnlich nach einem unsichern und groben Massstab, dem Erfolg. Horns Verdienst glänzte

durch sein Unglück hervor. Auch gegen den tapfern Bernhard war das Schicksal gerecht. Er erwartete schon den Tod, als ein edler Mann, der Hauptmann Tiipadel, sein Leben nicht achtete gegen das Leben seines Herrn. Dieser gab ihm sein eigen Pferd; das brachte ihn sicher nach Constanz, ohne Leute, ohne Geld, ohne alles, bis auf das Kleid, worin er gefochten hatte. Von dort ging der Herzog über Heidelberg nach Frankfurt, wo er wieder ein Corps von 8000 Mann zusammen brachte.

No. 2.

Don Ferdinand, Spanischer Infant, Sohn des Königs Philipp III. Cardinal und Erzbischof von Toledo, erhob sich durch Denkungsart und Sitten über seine Nation. Statt der Spanischen Härte und statt des ernsten Stolzes, besaß er Menschlichkeit und Freundlichkeit. Nach der Schlacht gab er das Schloß, worin er wohnte, den verwundeten Gefangenen, ließ sie darin verpflegen und verbinden, und nahm unterdessen eine armselige Hütte ein.

Schönheit der Seele und des Körpers gewannen dem Cardinal die Herzen, welche er sich durch Verstand zu erhalten wußte. Er wünschte den Mann, den er so sehr bewunderte, den tapfern Horn, nicht etwa zu sehen, sondern ihn zu trösten. Ruhig und bescheiden sucht dieser, mit edlem Anstand, des Siegers Hand; aber der Infant kommt ihm mit Umarmung und liebenswürdiger Güte zuvor. „Das Glück,"

sagt er, „hat uns dießesmal zu Siegern
„über einen großen Helden gemacht. Laſ-
„ſen Sie mich von Ihnen lernen, wie ich
„künftig ſo lange Meiſter des Glücks blei-
„ben, und im Unglück ſo groß werden kann,
„wie Sie.“

Sachsen zu retten, hatte Gustav Adolph seine Eroberungen im Reiche und damit Vortheile verlassen, welche nur eine sehr große Seele der Freundschaft aufzuopfern vermag. Sachsen zu retten, verlor er sein Leben in der Schlacht bey Lützen. Eine Folge derselben war, daß ganz Sachsen von den feindlichen Truppen befreyt, und Wallenstein, dieser harte Zuchtmeister, nach Böhmen getrieben wurde. So wichtige Dienste konnten bey dem Sächsischen Hofe das Mißvergnügen nicht auslöschen, welches Gustav Adolph erregt hatte, als er das Directorium über die protestantischen Stände übernahm. Hatte man dieses einem siegenden Könige nicht vergeben können, wie viel weniger konnte man es Oxenstiern verzeihen, dem zu Heilbronn von den vier obern Kreisen, Franken, Schwaben, Ober- und Nieder-Rhein ebenfalls das Directorium übertragen wurde? Der Kaiser hatte dieses Mißvergnügen klüglich zu unterhalten gewußt. Lange schon war Churfürst Johann Georg in seiner Treue gegen Schweden wankend, wahrscheinlich nicht

bloß aus Neid, sondern auch aus der Absicht, durch ein schlaues Hin- und Herwenden eine Vermehrung seines Landes zu erhalten. Lange schon hatte er mit dem Kaiser ins geheim Tractaten gepflogen. Zwar fielen noch oft Feindseligkeiten zwischen beyden Höfen vor; auch erfocht 1634 der Sächsische General Arnheim bey Liegnitz über die Kaiserlichen einen herrlichen Sieg: das geschah aber nicht, um die Schweden zu unterstützen, sondern um den Kaiser zu bessern Friedens-Bedingungen zu bewegen. Schon im May 1634 kamen kaiserliche und Sächsische Gesandten in Leutmeritz zusammen, um über den Frieden zu unterhandeln. Allein damals kam die Sache noch nicht zu Stande. Der Churfürst wog seine Freundschaft genau nach dem Glücke seiner Bundesgenossen ab; die Schlacht bey Nördlingen gab den Ausschlag. Seine Treue hörte mit dem Glücke auf. Die Schweden waren unglücklich, er ging also von diesen ab: der Kaiser war Sieger, und den 22. November wurden die Friedens-Prälimi-

narien mit ihm in Pirna unterschrieben. 1635 den 30. May kam der Friede in Prag zu Stande, ein Friede, worin für Schweden nichts, für die Deutsche Freyheit und das Glück der protestantischen Stände sehr wenig, für Sachsen viel, die Ober- und Niederlausitz erblich, doch als Böhmisches Lehn, gewonnen war.

Dännemark, ebenfalls eifersüchtig auf Schweden, hatte zu diesem Frieden viel beygetragen; auch Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt. Dieser war eben bey dem Churfürsten in Dresden gegenwärtig, als die Nachricht von dem Prager Frieden kam. Matthias Hoe, Hofprediger des Churfürsten, hatte, sagt man, 1000 Thaler von dem kaiserlichen Hofe erhalten, um die Gewissens-Scrupel Johann Georgs, über die verletzte Treue und den Undank, zu beruhigen. Dieser und Arnheim, die Seele der Sächsischen Politik, wurden gleich gerufen, und nun feyerten diese Viere das Friedensfest nach ihrer Art. Churfürst Je-

hann Georg hat die Lausitz, Landgraf Georg hat von dem Kaiser die Grafschaft Isenburg und die Herrschaft Büdingen, zum Lohn seines Beystandes in dieser Sache, Hoe hat 1000 Thaler erhalten, Arnheim, der dem Hoe zur rechten Hand sitzt, genießt die Frucht seiner Verschlagenheit in dem Bewußtseyn des glücklichen Erfolgs. Da schmeckt der Trunk gut; zumal Männern, wie Johann Georg, deren Gesundheit durch Strapazen nicht angegriffen ist, deren Nerven durch allzu starke Anstrengung des Kopfs nicht geschwächt sind, und deren Durst von Natur immer lebhaft ist.

Alle Ungewitter, welche die Standhaftigkeit einer großen Seele erschüttern und den Heldenmuth beugen können, zogen sich nach der Schlacht bey Nördlingen über Oxenstierns Haupt zusammen. Nicht der Verlust alles dessen, was durch so viele Arbeit und Gefahr errungen war, nicht Sachsens Abfall allein, waren die Folgen jenes schrecklichen Tages; sondern noch etwas weit Schmerzhafteres, Schimpf und Spott, womit man das Herr und die Krone Schwedens kränkte, welche man, so lange das Glück auf ihrer Seite war, bis in den Himmel erhoben hatte. Sachsen hörte nicht bloß auf mit Schweden zu seyn, es handelte jetzt sogar wider dasselbe. Der listige Arnheim schimpfte auf den Prager Frieden, auf den Churfürsten und auf seinen Beichtvater, daß er diesen Frieden, als einen Segen Gottes, von der Canzel angepriesen hatte, und nahm zum Schein seinen Abschied, um sich, wie er zu den Schweden sagte, auf seine Güter in Brandenburg zur Ruhe zu begeben. Das geschah aber bloß aus der Absicht, zu täu-

schen, und den Churfürsten von Brandenburg, vermittelst seines bestochenen Ministers, Schwarzenbergs, ebenfalls von den Schweden abwendig zu machen. Auch dieses glückte. Herzog Wilhelm von Weimar, der Herzog von Braunschweig-Lüneburg, die Herzoge von Meklenburg und Pommern folgten dem Beyspiele Brandenburgs und Sachsens nach; Oxenstiern und sein getreuer Feldherr Banner standen beynahe ganz allein. Aber Oxenstiern stand fest und unerschüttert. Als er in Deutschland verlassen war, reiste er nach Frankreich und Holland, und suchte dort neue Quellen der Hülfe und der Unterstützung auf. Diesen Zeitpunkt wollte Sachsen benutzen. Churfürst Johann Georg wiegelte, das Schlimmste, was Oxenstiern begegnen konnte, den kleinen Rest der getreuen Schwedischen Soldaten auf. Die Schweden standen bey Magdeburg; hier kamen täglich Verführer und Briefe aus Sachsen an, welche den Offizieren dringende Ermahnungen und große Versprechungen thaten, Oxenstiern zu ver-

tans wieder zu uns, und verkündigten uns, der König habe uns unsere Freyheit wieder verschaft, wir möchten nur einen von uns zu ihm senden, um zu vernehmen, wie er das gemacht habe. Wir schickten also den edlen Herrn Johann von Walery, den biedern Ritter, Herrn Philipp von Montfort, Herrn Balderin, genannt Ibelin, Seneschal von Cypern, und Herrn Guion, genannt Ibelin, Connetable von Cypern, einen der vollkommensten Ritter den ich jemahls gesehen habe, und der die Leute aus diesen Gegenden am meisten liebte. Diese vier sagten uns wieder, wie der König für unsere Freyheit gesorgt hätte; womit es sich so verhielt:

Des Sultans Geheimerrath stellte den König eben so auf die Probe, wie er es mit uns gethan hatte, um zu sehen ob der König ihnen wohl versprechen würde, ihnen von den Schlössern des Tempel- oder Hospitalordens oder auch von den Schlössern der Baronen im Lande etwas abzutreten. Allein der König antwortete ihnen, mit Gottes Beystand, eben so wie wir geantwortet hatten. Da drohten sie ihm, und sagten, weil er das nicht thue, so würden sie ihm die Bernicles anlegen lassen. Bernicles sind die grausamste Folter, die man nur erdulden mag. Es sind nemlich zwey Stücken Holz, die sich zusammen legen, an dem vordersten Ende ausgezackt, und in einander passend, und am vordersten Ende mit starken ledernen Riemen gebunden. Wollen sie nun die Leute damit foltern, so strecken sie dieselben auf die Seiten, und legen ihnen die Füße inwendig zwischen die Zacken; alsdenn setzt sich ein Mensch auf die beyden Hölzer; daher denn nie ein halber Fuß ganz bleibt, der nicht völlig zerquetscht würde. Was aber noch das schlimmste ist, das sie thun können; nach drey Tagen, wenn die Füße

go-

lassen. Müde so großer Beschwerlichkeiten, angelockt durch einen bessern Sold, furchtsam durch die Nördlinger Niederlage, standen die Offiziere und Gemeinen auf dem Punkt, davon zu laufen, als Oxenstiern plötzlich erschien. In Gesellschaft Banners trat er vor die schwürige Armee; die Offiziere hielten die Sächsischen Versprechungen in der Hand. „Seyd ihr die Schweden," fing er an, „welche unter Gustav Adolph gefochten haben? Sein verklärter Geist schwebt jetzt über euch. Er läßt euch fragen durch mich, seinen treuen Diener und Freund, ob ihr das von ihm gelernet habet, auf Menschen mehr zu bauen, als auf eure Tapferkeit und auf Gott? Wer um zeitlicher Güter oder um Bequemlichkeit willen unter uns ist, verdienet den Namen eines Schwedischen Soldaten nicht: er gehe, wohin er will. Wer aber Gott, der Religion und seinem großen König auch noch nach dem Tode getreu seyn will, der gebe mir die Hand. Will das keiner, so steh' ich hier allein, und sterbe für Gustav Adolphs

Sache.“ Der Canzler hatte noch nicht geendiget, so standen schon alle Offiziere um ihn herum, zerrissen die Sächsischen Briefe, trockneten sich die Augen, versprachen ihm zu gehorchen, und Bannern zu folgen, wohin er wollte.

Sachſens Bemühungen, die Schwediſche Armee zu gewinnen, waren vergeblich geweſen, eben ſo alle übrige Mittel, welche man verſucht hatte, Oxenſtiern mürbe zu machen. Nichts war nun noch übrig, Schweden zu einem ſchimpflichen Frieden zu zwingen, als eine öffentliche Kriegsdeclaration. 1635 im Oct. ſchrieb der Churfürſt gegen ſeinen ehemaligen Retter den erſten Blutsbefehl, wie er ihn ſelbſt ſehr naiv nannte, und gab ihn zur Ausführung dem General Baudius, welcher ehemals von den Schweden in ſeine Dienſte getreten war. Dieſes war für die Schweden der härteſte, aber auch der letzte Schlag. Es blieb ihnen faſt nichts mehr übrig. Schnell rafften ſie ſich zuſammen. Ihre Gemüther waren durch ſo viele Ränke, durch ſo vielen Undank empört. Erbittert ſchlugen ſie, unter ihrem Anführer Rudwen, Baudius und ſeine Sachſen bey Dömnitz, daß 4000 Mann getödtet und 2500 Mann gefangen wurden. Dieſes glückliche Ereigniß lehrte ſie, daß ſie noch ſtreiten konnten. Damit war ſchon viel ge-

wonnen. Sie schlugen die Sachsen überall, und trieben unter Bannern zwischen Kyritz und Havelberg, noch ehe das Jahr vollendet war, acht Regimenter in die Flucht. Johann Georg schrieb nun keine Blutsbefehle mehr, sondern studierte wieder über Friedenstraktaten. Aber das Blatt hatte sich plötzlich gewendet. Klugheit und Tapferkeit können wohl eine Zeit lang gehemmt, aber sie können nicht niedergetreten werden. Die Reihe zu siegen, war mit dem Jahre 1636 wieder an die Schweden gekommen; und obwohl sie noch immer mit tausend Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, so gewannen sie doch nach und nach wieder ihren Ruhm, und mit ihm ihre Kraft. Doch konnten sie von der Furcht eines unglücklichen Erfolgs, die sie seit Nördlingen wie eine Krankheit befallen hatte, noch immer nicht ganz frey werden. Ehe sie wieder das feste Vertrauen zu sich selbst, das sicherste Mittel zu gewinnen in der bürgerlichen und kriegerischen Welt — fassen konnten, mußten sie einen Sieg erfochten haben, vor dessen Glanz ihre ehe-

malige Niederlage nicht bemerkt werden konnte. Dazu führte sie ihr Feldherr Banner. Ohne diesen Mann wäre die Schwedische Armee wahrscheinlich verloren gewesen. Schon Gustav Adolph sagte von ihm, er sey von Gott zu großen Dingen aufbehalten. Von Kindheit an war er Soldat. Seine Gedanken waren eben so schnell, als seine Thaten, und sein Geist so klug, als sein Körper stark und fest. Niemand verstand besser als er ein Lager zu wählen, die Schlacht zu ordnen, den Ort zu benutzen, den Feind zu überlisten, und den Zeitpunkt zu treffen, wenn er angreifen sollte. Eine Menge Schlachten, und eben so sehr seine vorsichtigen Retraiten, haben seinen Ruhm unsterblich gemacht. Dabey hatte er dem Glücke wenig, alles seiner großen Sorgfalt und der Gewandtheit seines Geistes zu danken. Nie hatte er in einem großen Scharmützel untergelegen. Bloß in solchen Handgemengen soll er 80000 Mann niedergemacht haben. Seine Treue gegen das Vaterland konnte durch nichts wankend, sein Beruf

durch nichts gestört werden. Fest in seinem Vorsatz, und unermüdet ihn auszuführen, immer der erste in der Gefahr, wurde er von den Soldaten geachtet und geliebt. Ein solcher Mann war nöthig, um mit wenigen und wankenden Völkern den verlornen Ruhm der Schweden wieder zu erkämpfen, und ihre Sache wieder in guten Stand zu setzen. Das geschah in der Schlacht bey Witstock 1636 den 24. September. Banner hatte sich bisher immer an die Elbe gehalten, und von dort aus Sachsen ohne Unterlaß überfallen, geängstiget und ausgesogen. Der Churfürst, in die Enge getrieben, bat einmal über das andere den Kaiser um Hülfe. Dieser sandte ihm unter seinem General Hatzfeld einige dreyßig Regimenter. Als er sich mit diesen verbunden hatte, suchte er noch die Truppen des Herzogs Johann Georg von Lüneburg und des Generals Götze an sich zu ziehen. Das wußte aber Banner durch seine Stellungen zu verhindern. Die vereinigte kaiserliche und Sächsische Armee nahm erst Magdeburg, dann

Werben und andere Plätze an der Elbe weg. Banner zog sich bis Lüneburg zurück, um sich mit Lesle und Wrangels Armeen zu verstärken. Lange konnte er die Verbindung mit den Götzischen wohlversuchten und tapfern Truppen nicht verhindern. Er suchte also jetzt, da er seine Macht verstärkt hatte, eine entscheidende Schlacht. Je eifriger er diese suchte, desto mehr suchten die Kaiserlichen und Sachsen solche zu vermeiden. Ihr Lager bey Perlberg deckten Berge, Gräben, Wälder und Moräste. Ohne sich vergeblich aufzuhalten, zog Banner um das feindliche Lager herum auf die Werber Schanze los. Als der Feind das sah, verließ er sein Lager. Das hatte Banner erwartet, und plötzlich kehrt er sich wieder gegen den Feind um. Aber dieser eilt zurück, und nimmt eine andere vortheilhafte Stellung bey Witstock auf einem hohen Berge ein. Der Berg war durch einen Fluß gedeckt, welcher auf beyden Seiten Moräste hatte. „Der Feind will mich mit dem Hunger streiten lassen," sagt Banner; „wir müssen über den Fluß." Was er wollte, ge-

schah. Reif iſt bey ihm der Plan zur Schlacht. Um ihn ſtehen Bernhard, Torſtenſohn, Lesle, King und Stalhantſch, lauter Helden von unerſchütterlichem Muth. Er ſelbſt und Torſtenſohn führen den rechten Flügel, King und Stalhantſch den linken. Über das mittelſte Treffen commandirte Lesle, Vitzthum über das letzte. Der rechte Flügel zog unten an dem Berge hin, um den Feind heraus zu locken. Die ganze Macht des Feindes fiel auf ihn ein; entſetzlich war hier der Kampf. Unterdeſſen hatte der Schwediſche linke Flügel um den Berg und einen Wald herum marſchiren müſſen, um dem Feinde, ſobald er aus ſeinem vortheilhaften Poſten heraus gelockt ſeyn würde, in die Flanke zu fallen. Aber er hatte nicht ſchnell genug marſchiren können. Darüber wäre Banner mit ſeinem ganzen Flügel beynahe zu Grunde gegangen. Zum Glück kam der brave Lesle mit ſeinem Treffen, und rettete ihn von dem Untergange. Vitzthum übereilte ſich nicht, er merkte, daß die Schlacht hart war, und die Furcht von Nördlingen

lag ihm in den Gliedern. Endlich fiel der linke Flügel mörderlich wüthend ein. Geschlagen war der Feind, gebändiget der Stolz, der Undank bestraft, abgewaschen in Strömen von Blut der Flecken der Schwedischen Waffen von der Nördlinger Schlacht. 5000 Erschlagene deckten den Wahlplatz, ohne die Menge, welche auf der Flucht umkamen. Fast die ganze kaiserliche Infanterie lag auf dem Felde, wie die Halme zur Zeit der Ernte. Eine große Beute, die ganze Bagage, alle Artillerie, unzählige Fahnen, der sämmtliche Kriegsvorrath, die Canzeley, und, was dem Churfürsten sehr wehe that, sein silbernes Service, war den Siegern in die Hände gefallen. Banner richtete alles dieses in seinem Lager als Trophäen auf. Dann rief er Torstenson. Die eroberten Fahnen flattern über die Helden; einer drückt dem andern die Hand, jeder will dem andern seine Rettung verdanken; schön war dieser Streit. „Torstenson," sagte Banner zu seinem Freunde, „Torstenson, Sie sind ein großer Mann. Wenn ich

nicht mehr bin, werden Sie noch Schwedens Schutz und Rettung seyn.“ Indem kommt der alte Stalhantsch von der Verfolgung des flüchtigen Feindes mit noch 20,000 Gefangenen und einer Menge neuer Siegeszeichen zurück. „Ihr Herrn Generals,“ sagte der graue Krieger, „ich bin ein alter Kerl, und werde wohl keinen solchen Ritt mehr thun. Wenn ihr mich zur Ruhe gebracht habt, so pflanzt eine von diesen Standarten auf mein Grab, und preiset dabey Gott für das, was er heute an Schweden, an euch und an mir altem Graubart gethan hat.“ Nun wurden die Sächsischen Pokale gebracht. Daraus, sagten die Helden, schmeckt der Wein gut.

geſchwollen ſind, preſſen ſie dieſe geſchwollenen Füße nochmahls ein, und zerquetſchen ſie von neuem. Auf jene Drohungen antwortete der König: er ſey ihr Gefangener, ſie möchten mit ihm machen, was ſie wollten.

Als ſie ſahen, daß ſie den guten König nicht durch Drohungen würden überwältigen können, kamen ſie noch einmahl an ihn, und fragten, wie viel er dem Sultan an Geld bezahlen wolle? und außerdem ſollt' er noch Damiette zurückgeben. Der König erwiederte: wenn der Sultan eine billigmäßige Summe Geldes von ihm annehmen wolle, ſo werde er der Königinn zu wiſſen thun, daß ſie die Summe für ihre Befreyung auszahlen möge. Da ſagten jene: „wie? ihr wollt uns nicht verſichern, daß ihr dieſes thun wollt?" Und der König gab zur Antwort: „er wiſſe noch nicht, ob es die Königinn werde thun wollen, indem ſie ſeine Dame ſey." — Ueber dieſe Antwort, ſprachen die Geheimenräthe des Sultans wieder mit ihm, und brachten dem König den Entſchluß zurück: würde die Königinn eine Million Goldbeſans entrichten, die ſo viel ausmachten, als 500000 Livres, ſo würd' er den König frey geben. Der König verlangte dagegen eine eydliche Verſicherung, daß ſie der Sultan dafür freygeben würde, wenn ſich die Königinn dazu verſtünde. Sie ſprachen wieder mit dem Sultan; dann kamen ſie zurück, und legten dem König den Eyd ab, daß er auf ſolche Art freygelaſſen werden ſollte. Nachdem ſie nun geſchworen hatten, ſagte und verſprach der König den Admiralen, er werde ſehr gern die 500000 Livres für die Freyheit ſeiner Leute bezahlen und Damiette für ſeine eigene Freyheit geben; denn dieſe laſſe ſich nicht mit Geld bezahlen. Als der Sultan das vernahm, ſagt' er: „wahrlich! der

Banners Sieg war schrecklich für die bundbrüchigen Fürsten, deren Länder nun gestäupt werden sollten. In Sachsen, Thüringen und Weimar folgte den Schwedischen Völkern überall die traurigste Verwüstung nach. Die Dörfer wurden zerstört oder ausgesogen, die Städte gebrandschatzet und geplündert, die Einwohner gequält. Wrangel ging nach Pommern, Leste nach Hessen. Wie die Feldherrn in den Provinzen, so benutzte Oxenstiern den Sieg im Cabinet. Der Krieg, sagt er, wird um des Friedens willen gehalten. Man hat mir ihn angeboten, da ich ihn nicht mit Ehren annehmen konnte. Jetzt bin ich dazu bereit. Er gab zweyen Räthen, Salvius und Bielke, ernstlichen Auftrag, mit ihm gemeinschaftlich daran zu arbeiten. Allein Frankreich wußte solches aus politischen Gründen zu hintertreiben. Darauf suchte er die Gemüther wieder zu gewinnen, welche das Unglück Schwedens abgewandt hatte, und die zu befestigen, welche zu wanken schienen. Zu den Letztern gehörte Wilhelm.

Landgraf von Hessen-Cassel. Von allen Deutschen Fürsten war er der einzige, welcher in seinem Herzen Schweden immer getreu geblieben war. Aber die Lage seiner Länder zwang ihn, wenn seine Freunde schwach wurden, die Neigung für sie, und den Haß gegen den Kaiser ein wenig zu verstecken. Jetzt legte er seine Gesinnungen öffentlich an den Tag. Er stritt mit aller seiner Macht gegen den Kaiser, siegte in Westphalen, und starb auf einem Zuge in Ostfriesland, vergiftet, wie man sagt, durch Melander, seinen eignen, von den Feinden dazu erkauften General. Das war eine schöne Gelegenheit für den Herzog von Darmstadt, dem löblichen Gebrauch großer Herren gemäß, seine Länder zu vermehren. Er verlangte Unterhessen. Es gelang ihm, einige Landesstände zu bestechen; der Kaiser übergab ihm eine Achtserklärung gegen Hessen, und sandte ihm eine Armee unter dem General Götz, damit er solche in Ausübung bringen sollte. Des Landgrafen Testament wurde durch ein kaiserliches Edict

mgestoßen, die Huldigung seines Sohnes
ür nichtig erklärt.

Solche Umstände hätten einen Mann
hrecken können; über den großen Geist
malliens Elisabeth, Gemahlin des verstor-
nen Landgrafen, vermochten sie nichts.
roß der Cabale des Herzogs, trotz des Kai-
es Macht, ungeachtet des Widerstandes von
ren Räthen und Dienern, ließ sie die Lan-
sstände versammeln, stellte ihnen die un-
indigen Kinder ihres ehemaligen Herrn
r, und, nachdem sie sich das Testament
tte vorlesen lassen, kündigte sie ihnen an,
selbst wolle für ihre Länder und für ihre
nder sorgen. „Das hab' ich fest beschlos-
" setzte sie hinzu, „und niemand soll
h daran hindern." Die Landesstände
orchten und legten den Eid ab. Amalia
sabeth war eine der ersten Weiber ihres
rhunderts. Eine verständige und zär-
e Mutter in der Bildung ihrer Kin-
, eine kluge Regentin ihrer Länder,
treue Bundesgenossin, standhaft in

jedem Unglück, unerschrocken in Gefahr, beherzt und tapfer in Vertheidigung ihrer Rechte, ist sie von ihren Zeitgenossen bewundert, und bey der Nachwelt unsterblich geworden.

No. 7.

Die Jahre 1634 bis 1637 schienen von dem Schicksal bestimmt zu seyn, durch eine Reihe von Widerwärtigkeiten den Heldenmuth des Herzogs Bernhard zu läutern, in der Schule des Unglücks seine erhabene Seele und seinen großen Geist zu der Vollkommenheit zu bilden, welche ihn bey der Nachwelt zunächst neben seinen unsterblichen Freund Gustav Adolph stellen sollte. Nach der Nördlinger Schlacht wurde er von dem Gedanken gequält, durch seine Schuld Schweden und Deutschlands ins Unglück gestürzt zu haben, und war dabey der Hoffnung beraubt, dieses Übel wieder gut zu machen. In diesem Zustande kam er allein, ohne Freunde, ohne Soldaten, ohne Geld in Heilbronn an. Zwar suchte er in Frankfurt die zerstreuten Truppen wieder zu sammeln; aber was sollte er mit dieser Handvoll Leute anfangen, welche, ohne Disciplin, sich eigentlich durchgeplündert hatten, und welche mit Geld, das er aber nicht hatte und Oxenstiern nicht schaffen konnte, allein wieder zu gewinnen waren? In der

Gegend, worin er sich befand, herrschte Noth und Hunger; dennoch wollte er ungerne Deutschland verlassen. Von seinen eigenen Soldaten gezwungen, mußte er wider Willen, als ein Sklave derer, welche er beherrschen sollte, über den Rhein gehen. Frankreich konnte den Kaiser nicht zu mächtig werden lassen, deswegen unterhielt es an der Gränze eine Armee, und machte Miene, die Schweden zu unterstützen. Dieses benutzte Bernhard, und kam mit einigen Französischen Völkern im Jahr 1635 wieder den Rhein herüber; allein Hunger, Ruhr und Mangel an hinlänglicher Unterstützung, diese fürchterlichen Feinde, trieben ihn wieder zurück. In solchen Drangsalen reisete er 1636 nach Paris, und schloß einen Vergleich mit dem König von Frankreich, worin ihm eine große Summe Geldes zur Errichtung einer Armee von 18000 Mann, ihm selbst zur Belohnung jährlich 400,000 Mark, und nach dem Frieden, nebst einer Pension von 150,000 Mark, die Landgrafschaft Elsaß und das Amt Hagenau versprochen wur-

den. Aber das alles wurde schlecht gehalten. Eine neue Kränkung für ein solches Herz. Kaum einen halben Monat wurden die Gelder ausgezahlt. Statt handeln zu können, und seinen Durst nach Thaten zu befriedigen, mußte er seine Truppen wegen Mangel an Sold ausreißen sehen, und die Vorwürfe von ihnen hören: sie sollten ein bloßer Wall für Frankreich, die ersten in der Gefahr und die letzten bey der Auszahlung seyn. Überdieses mußte er die Demüthigung tragen, von den Französischen Generalen geleitet zu werden. Dieses schmerzte ihn am allerempfindlichsten. „Ich will eine eigene Armee haben," ließ er den Franzosen berichten, „oder mich von euch los sagen." Er reisete abermals nach Paris, erhielt volle Gewalt, den Krieg nach seinem Gutdünken zu führen, kam mit Geld und großen Geschenken zurück, und seinen Truppen wurden solche Gegenden angewiesen, worin sie sich schnell wieder erholen konnten. Bisher waren alle Züge Bernards nichts als Versuche und Übungen

gewesen, seinen Geist und seine Truppen in Thätigkeit zu erhalten. Jetzt, da Banner dem Feinde in einer andern Gegend zu thun machte, jetzt war die Gelegenheit zu größern Thaten da. Er wollte solche ergreifen, und über den Rhein nach Deutschland gehen. Aber Frankreich legte ihm Hindernisse in den Weg. Dieses wollte zwar den Kaiser nicht aufkommen lassen; allein es war weit entfernt, den Herzog mit Kraft zu unterstützen. Theils wurde es durch Verläumdungen der Feinde mißtrauisch gegen ihn gemacht; bald sollte er es ins geheim mit dem Kaiser, bald mit den Hugonotten halten — theils fürchtete es auch, die protestantische Religion möchte zu sehr aufkommen. Nach so vielen Prüfungen war das Maß der Widerwärtigkeiten endlich voll. Der Herzog fiel, da er von Deutschland abgehalten wurde, mit dem Anfange des Jahrs in das reiche Burgund ein. In wenig Tagen erobert er 18 Städte und eine Menge Schlösser, schlägt den Herzog von Lothringen, bekömmt Beute und Proviant genug, um größere Dinge aus-

führen zu können. Nur kann ihn nichts mehr abhalten, er geht mit einigen Französischen Truppen über den Rhein. Seine Absicht war auf Bayern gerichtet. Um solche mit Sicherheit auszuführen, verlangte er von Frankreich abermals Hülfe. Allein der Ehrgeiz des Pater Josephs, Secretärs des Herzogs von Richelieu, wollte seinen Mönchshabit mit dem Cardinalshut zieren. Deswegen begünstigte er den Papst, welcher auf Seiten der Bayern war, lenkte das Französische Cabinet, und ließ Bernhard sitzen. Dieser muß nun abermals in den Elsaß zurück, nachdem er in die eingenommenen Plätze am Rhein die Französischen Truppen gelegt hatte. Jean de Werth, Bayrischer General, durfte sich nur zeigen, und diese Helden entstehen zitternd aus den eroberten Plätzen. Noch ein größerer Schrecken als Jean de Werth, war der Winter im Anfang des Jahres 1638 für die Franzosen. Sie flohen vor Kälte ihrer Heimath zu. Daß sie fliehen, dachte der Herzog bey sich. Die Zeit ist gekommen, da ich allein han-

deln und ſtreiten will. Der Franzöſiſche Hof merkte dieſen Entſchluß, und jetzt, da Bernhard die Hülfe Ludwigs und der Pfaffen Liſt verſchmäht, ſucht man das Geſchehene wieder gut zu machen, und verſpricht gegen den Frühling zu thun, was er haben will. Ohne ſolches abzuwarten, und ehe ſichs Frankreich verſieht, mitten im Winter 1638 geht der Herzog gegen den Rhein. Sein Gang war lauter Sieg. Der Held war vollendet: ein groſſer Feldherr, ein trefflicher Menſch, trat Bernhard wieder auf Deutſchen Boden, und errang während des ganzen Laufs des Jahres 1638 in jedem Monat, faſt an jedem Tage, einen neuen Lorbeerzweig. Der Paß am Rhein wurde genommen, und, um ſolchen zu ſichern, Rheinfeld belagert. Dadurch aufgeſchreckt, eilten die Bayriſchen und kaiſerlichen Völker Rheinfeld zu Hülfe. Da ſchlug er die merkwürdige Schlacht, welche in dem vorjährigen Calender bey dem Kupfer No. 11. beſchrieben iſt. Die kaiſerlichen und Bayriſchen Soldaten liefen ohne Offiziere, ohne Fahnen, ohne Disciplin, ſo weit ſie

Franke iſt ein Mann von hohem Sinn, indem er nichts von einer ſo großen Summe Geldes herunterhandeln will! Sagt ihm nun, daß ich ihm hunderttauſend livres am Löſegeld erlaſſe."

Darauf ließ der Sultan die vornehmſten auf Galeeren einſchiffen, um ſie nach Damiette zu bringen. Auf die Galeere, wohin ich gebracht wurde, kam auch der gute Graf Peter von Bretagne, Graf Wilhelm von Flandern, der gute Graf Johann von Soiſſons, Herr Humbert von Beaujeu, Connetable von Frankreich; der gute Ritter Herr Johann von Ybelin und ſein Bruder Veit wurden ebenfalls dahin gebracht. Diejenigen die uns nach der Galeere begleiteten, ließen uns vor einem Zelte halten, welches der Sultan ganz dicht am Fluß, auf die Art, wie Ihr gleich vernehmen ſollt, hatte aufführen laſſen.

Vor dieſem Zelte ſtand ein Thurm von fichtenen Brettern, ringsum mit gedruckter Leinwand behangen; und ſo war auch die Thüre des Zeltes. Durch dieſe Thüre kam man in ein Zelt, wo die Admirale, wenn ſie zum Sultan gingen, ihre Schwerter und Harniſche ablegten. Auf dieſes Zelt folgte wieder eine Thüre wie die erſte, und dieſe Thür führte zu einem großen Zelte, welches der Saal des Sultans war. Auf dieſen Saal folgte wieder ein Thurm wie der vorhergehende, durch den man in das innerſte Gemach des Sultans kam. Hinter dieſen Zimmer des Sultans war eine Wieſe; und mitten auf der Wieſe ſtand ein Thurm, höher als die übrigen, von welchem der Sultan das ganze Lager und die ganze Gegend überſehen konnte. Von dieſer Wieſe zog ſich eine Allee nach dem Fluß, wo der Sultan über das Waſſer ein Zelt zum Baden hatte aufſchlagen laſſen. Alle dieſe Zel-

laufen konnten. Als ein Dokument deſſen, was er vermochte, ſandte der Herzog die gefangenen Generale und die eroberten Fahnen nach Paris. In einem ununterbrochenen Heldenlauf kommt er nach Freyburg im Brieſgau. Sein großes Ziel war Breyſach. Hugo Grotius, der Schwediſche Geſandte in Paris, ſtellt die Wichtigkeit dieſer Unternehmung vor, und bittet, den Herzog dabey zu unterſtützen. Frankreichs Großmuth ſendet ein Heer von nicht weniger als kaum 3000 Mann. Die Belagerung von Breyſach ſolte den großen Bernhard unſterblich machen. Durch unzählige Siege und ausharrende Geduld mußte er die Einnahme erkaufen. Zweymal mußte er Götz zurückſchlagen, welcher Ordre hatte, die Stadt zu entſetzen, und wenn ſeine ganze Armee drauf ging. Die Kaiſerlichen ſtritten wirklich wie Löwen; als ſie nicht mehr ſchießen konnten, kehrten ſie die Gewehre um, und ſchlugen mit den Kolben. Kaum waren dieſe 15000 Mann bey Wittenweyer beſiegt, und bis auf 2500 geſchlagen und in den Rhein getrieben, ſo

kam der Herzog von Lothringen. Er hatte das nehmliche Schicksal wie jene. Endlich erschien Lamboi mit kaiserlichen Truppen aus den Niederlanden; zu ihm gesellte sich noch einmal Götz. Sie drangen wirklich in die Stadt; aber es war zu spät, der Hunger rieb schon alles auf. Sie konnten sich darin nicht halten, und gaben alle Hoffnung der Rettung auf. Kein Commendant kann seine Stadt mit mehr Hartnäckigkeit vertheidigen, als Reinacher Breysach vertheidigte. Das wußte Bernhard wohl, deswegen forderte er ihn auch nicht eher auf, als bis er aufs äußerste gebracht war. Das Proviant-Magazin war im Brand aufgegangen; 1500 Menschen waren wegen Mangel an Brod aus der Stadt getrieben; die übrigen Einwohner konnten vor Hunger nicht mehr auf den Beinen stehen. Reinachers Soldaten aßen Brod aus Eichenrinden, die Schwedischen Gefangenen aber ließ er verhungern. Dreymal ließ ihn Bernhard zur Übergabe auffordern. Es waren mehr Bitten als Aufforderungen, sich selbst und die

unglücklichen Schlachtopfer zu schonen, da alle Rettung unmöglich sey. Dennoch wies Reinacher solche ab. Darüber aufgebracht, verlangten die Soldaten zu stürmen; aber Bernhards großmüthige Seele, die im Unglück Menschlichkeit gelernt hatte, gab solches nicht zu, damit durch rachsüchtiges Morden und Rauben sein Sieg nicht geschändet würde. Endlich den 3. December ergab sich Reinacher. Bernhard bewilligte ihm den anständigsten Accord. Die Übergabe von Breysach gewährt eine Scene, die eine gefühlvolle Seele nicht ohne Rührung und Bewunderung ansehen kann. Bernhard, der Held und Menschenfreund, hält vor den Thoren der Stadt. Er hatte Brod und warme Suppen bereit halten lassen, um die ausgehungerten feindlichen Soldaten und die Einwohner damit zu erquicken. Die Thore werden geöffnet. Reinacher und der Canzler Volmar erscheinen zitternd, jener sich seiner Grausamkeit gegen die Schwedischen Gefangenen, dieser seiner niedrigen Lästerungen bewußt. Er hatte Bernhard immer nur den Bärenhäuter genannt.

Reinacher übergiebt die Schlüssel, Volmar fällt auf die Knie. Beyden vergiebt der Herzog nach einem leichten Verweis. Dann kommen die Soldaten und Einwohner der Stadt, matt und abgezehrt, bleich wie eine Reihe von Erscheinungen aus der Geisterwelt. Von dem Beyspiel ihres Feldherrn gerührt, vergessen die Schwedischen Soldaten ihren Groll, eilen zu den Elenden hin, führen die Schwachen, und reichen die Speisen herum. Soldat und Bürger erstaunten, in ihrem Überwinder einen Erretter und Wohlthäter zu finden. Sie hatten geglaubt, einem schrecklichen Helden entgegen zu gehen, und werden mit Leutseligkeit und Güte empfangen. Er nannte die Unglücklichen seine Kinder, und sie versammelten sich um ihn wie um ihren Vater. Ein Soldat setzte sich gegen ihm über, und wollte, wie er sagte, nicht eher seinen Hunger stillen, bis er sich an dem großen und frommen Helden satt gesehen hätte.

Herzog Bernhard ließ Breysach befestigen, Magazine darin anlegen, und Kriegsvorrath herbey führen. Er ließ Münzen schlagen mit seinem Namen und dem Namen der Stadt. Dadurch gab er zu erkennen, daß er Breysach mit dem Besitz des Elsasses, welches ihm von den Franzosen versprochen war, als sein Eigenthum ansah. Dieses Versprechen zu halten, hatten die Franzosen nie gedacht. Mit allen Künsten der Politik suchten sie Bernhards Absichten zu vereiteln. Das Glück, welches dem Helden alle Lorbeerzweige, die es ihm ehemals genommen hatte, in einem weit herrlichern Kranze wieder gab, wollte nun auch die inneren Kränkungen des Herzens, womit es ihn belastet hatte, wieder gut machen. Der König von Frankreich ließ den kleinen Deutschen Fürsten, welcher ehemals an seinem Hofe sehr zurück gesetzt war, jetzt dringend nach Paris zu Tänzen, Schmäusen und Festen einladen, um bey ihm von seinen Siegen auszuruhen. Sogar der stolze Richelieu bot ihm eine Vermählung mit seiner Nichte, der Herzogin von Eguiuon, an. Dieses alles

war umsonst. Bernhard eilte, seinem Plane gemäß, nach Burgund, um dort seine Truppen durch den Segen des Landes zu erquikken, und durch Eroberungen thätig zu erhalten. Dann wollte er gestärkt nach Deutschland zurück wieder auf Bayern los, um die kaiserliche Macht mit sich zu beschäftigen, Bannern Luft zu machen, und so den Schweden zu helfen. Nach Bayern wollte ihn Frankreich und der Papst schlechterdings nicht lassen; Breysach sollte er nicht behalten. Man bat ihn, neben den Deutschen Völkern Franzosen in jene Festung zu legen, und er schlug solches aus. Nun sann man darauf, wie die Geschichte sagt, durch andere Mittel als durch die Waffen, einen so furchtbaren Helden aus der Welt zu schaffen. Als dieses bereit war, suchte man das Versprechen von ihm zu erhalten: Breysach wenigstens nach seinem Tode Frankreich zu überlassen. Auch dieses schlug er ab. Um sich einigermaßen wegen aller dieser Ablehnungen zu entschuldigen, sandte er seinen General Erlach nach Paris. Dieser wurde von den Franzosen gewonnen. Wahrscheinlich machten sie ihn

zum Verräther seines Herrn. Dem angelegten Plane gemäß mußte Erlach versprechen, nach dem Tode des Herzogs Breylach und den Elsaß an Frankreich wieder zu überliefern. Dafür sollte er dann Befehlshaber über des Herzogs Völker werden, und diese, von Deutschland ab, in Französische Provinzen führen. Wirklich erhielt Erlach das Commando, sobald der Herzog todt war, über die Weimarisch-Schwedischen Völker, und wirklich führte er sie gleich in den Elsaß. Erlach kam zurück. Den 4. Jun. wollte Bernhard über den Rhein, wurde aber krank. Er erholte sich wieder, und mit seiner Genesung lebten auch alle seine Hoffnungen wieder auf. Fröhlich und muthig über die Zeitung eines Siegs, welchen Banner erfochten hatte, wollte er nun nach Bayern eilen, und wurde plötzlich wieder krank. Diese Krankheit war heftig und schnell. Er fühlte gleich, daß er sterben würde. Schwarze Flecken drangen auf seinem ganzen Körper hervor; es kamen von weitem Briefe her, worin man sich erkundigte, ob der Herzog todt sey, zu einer Zeit, da man in der Nach-

barschaft noch nicht einmal wissen konnte, daß er krank geworden war. Der Chirurgus, welcher sich mit ihm beschäftigte, verletzte sich die Hand, sie fing an zu schwellen, und in wenig Tagen war der Mann todt.

Den 3. Jul. 1639 verlangte der Herzog seinen Secretär, seinen Beichtvater und seinen geliebten Rosen. Zuerst dictirte er ein Testament, und vermachte seinen treuen Soldaten jedem ein Geschenk, als einen Beweis seiner Liebe und seines Dankes. Sich selbst übergab er Gott. Als er ausgebetet hatte, nahm er Rosens Hand. „Fasse du, mein treuer Freund in Noth und Gefahr, meinen letzten Pulsschlag auf. Du weißt, was er sagt. Dein Arm hat mir im Streit wider die Feinde redlich geholfen; leg ihn, daß ich zu guter Letzt darauf ruhe, unter mein Haupt.“ Mit dem Blick der Liebe flehet er Rosen an, bis ihm die Augen brechen. Rose bückt sich zum Abschiedskuß, und von seinen Lippen empfängt er den letzten Hauch. Dieser Hauch hat Rosen zu Thaten beseelt, die seinen Ruhm der Nachwelt erhalten haben.

No. 9.

Durch Banners Eroberungen und Schlachten stieg das Ansehen Schwedens von einem Jahre zum andern immer höher bis 1640. Thüringen, Sachsen, Pommern, Schlesien und Böhmen mußten wechselsweise der Schauplatz seiner Siege seyn. Wenn er eines dieser Länder verließ, so schien dabey bloß seine Absicht zu seyn, daß es sich eine Zeit lang wieder erholen sollte, damit er, wenn er die übrigen heimgesucht hatte, bey einem neuen Besuche wieder Lebensmittel fand. Wollte man ihn vertreiben, so wußte er durch kluge Märsche die Feinde irre zu führen, oder sich mit Gewalt zu erhalten.

Durch so viel Glück bekamen die protestantischen Fürsten Muth, sich wieder an Schweden anzuschließen; sogar Frankreich machte mit ihm einen Bund. Das hatten Banners Thaten bewirkt. Ein solcher Mann war den Katholiken gefährlich, sie fingen an für ihre Religion, oder vielmehr für ihre Länder zu zittern. Der Papst hatte in Deutschland keine Helden und keine kriegerischen Waffen; aber er hatte Mönche. Banditen, die man in Banners Lager entdeckt hatte, gaben Anlaß zu einem heimlichen Verdachte. Banners Tod gab diesem Argwohn die Sprache; man sagte laut: Banner sey in Hildesheim durch einen Französischen

Mönch vergiftet worden. Im October des Jahres 1640 kamen der Französische Feldherr Guebrian, die alliirten Deutschen Fürsten, und Banner in Hildesheim zusammen, um sich über die Kriegs-Administration zu berathschlagen. Nach der Berathschlagung folgte ein großes Gastmahl. Der Wein war vergiftet. Wenigstens starben Landgraf Christian von Hessen und Graf Schaumburg, welche am meisten davon tranken, einige Tage hernach. Herzog Georg von Lüneburg und Banner hatten weniger getrunken, wurden krank, und starben erst im Frühling des Jahres 1641.

Der Künstler hat den Mönch in der Situation dargestellt, wie er sein Mittelchen in der Hand hält. Du wirst, sagt er bey sich selbst — was so viele Heere, Kaiser und Reich nicht vermocht haben — du wirst diesen Löwen sicher bändigen. Das vor ihm stehende Crucifix wird ihn nicht stören. Er mischet ja sein Gift zum Besten der rechtgläubigen Kirche, und — — für eine Religion, deren Stifter, wie wir wissen, am Kreuze starb, nicht mordete, und durch Wahrheit allein die Herzen der Menschen überwand.

ten wären mit hölzernen Gittern eingefaßt, und die Gitter von auſſen mit blauer Leinwand überzogen, das mit niemand von auſſen hineinſehen konnte; auch waren alle vier Thürme mit dergleichen Leinwand überzogen.

Donnerstags vor Himmelfahrt kamen wir dort an, wo die Zelte aufgeſchlagen waren. Die vier Galeeren, auf welchen wir als Gefangene verwahrt wurden, ankerten den Zelten des Sultans gegen über. In einem Zelte, welches ſich nicht weit von dem des Sultans befand, wurde der König ans Land geſetzt. Der Sultan hatte die Anordnung getroffen, daß ihm Sonnabends vor Himmelfahrt Damiette wieder überliefert werden ſollte; und da wollte er auch den König loslaſſen.

Die Admirale, die der Sultan aus ſeinem Geheimenrathe weg gewieſen hatte, um andere darin aufzunehmen, die er aus fremden Landen mitgebracht hatte, berathſchlagten unter ſich; und ein kluger Sarazen ſagte zu den andern: „ihr ſeht, ihr Herren, wie ſehr der Sultan uns beſchimpft und erniedrigt, indem er uns die Ehrenſtellen nimmt, die uns ſein Vater verliehen hatte. Hieraus können wir mit Gewißheit ſchlieſſen, daß, ſobald er ſich in der Veſte Damiette befindet, er uns in ſeinen Gefängniſſen einſperren und umbringen laſſen wird, wie's ſein Großvater mit den Admiralen gemacht hat, die den Grafen von Bar und den Grafen von Montfort gefangen nahmen. Daher mag es wohl, wie mich dünkt, beſſer ſeyn, wir bringen ihn um, bevor er unſern Händen entrinnt.“ Sie wandten ſich darauf zu den Vornehmſten von der Hauleka, und baten ſie, den Sultan umzubringen, ſo bald ſie mit ihm geſpeißt haben würden, wozu ſie von ihm ein-

Banners Schwert nahm Torſtenſohn von ſeinem Sarge. Wohin er es ſchwang, da flohen die Feinde, wohin er kam, da waren die Städte erobert, wohin er ſeine Feldherrn, Königsmark, Slange, Wrangel und Stalhantſch, ſandte, da war Sieg. An der Elbe, in Schleſien, Mähren und Böhmen, in der Lauſitz und durch ganz Sachſen fühlte man 1641 - 43 das Glück ſeiner Waffen, zugleich aber auch die kluge Schonung, womit er ſolches benutzte. Seine Thaten überzeugten die ſtreitenden Völker, daß die Hoffnung vergeblich ſey, Schweden und die Deutſche Freyheit zu unterdrücken. Dieſe Überzeugung drang den 23. October 1642 von dem blutigen Schlachtfelde bey Leipzig ſchrecklich an das Herz der Fürſten. Eine gänzliche Niederlage brachte die feindlichen Mächte auf Gedanken des Friedens; ſie ſchickten Geſandte und Tractaten herum.

Torſtenſohn wollte Leipzig belagern. Beym Pauliner Collegio war der Anfang ſchon

gemacht, als Erzherzog Leopold Wilhelm von Österreich mit Piccolomini und einigen Regimentern Sachsen, die Stadt zu retten, über Wurzen und Grimma eilig heranzog. Torstenson lockt sie nach Seehausen, auf die Stelle, welche ehemals Gustav Adolph der Freyheit und dem Siege geheiliget hatte. Hier standen seine Truppen, ein zahlreiches Heer, von einem und dem nehmlichen Gedanken durchdrungen: Hier hat Gustav Adolph gesiegt! Diesem folgte ein anderer; Tod oder Sieg! Wie die Soldaten, so hatten die Feldherrn sich alle, ohne Verabredung, jeder dem Tode und der Gefahr bestimmt. Deswegen baten sie Torstenschn, ihnen Chargen für die Überlebenden zu ordnen, damit keine Lücke würde. Wenn er selbst bliebe, so wurde Johann Lilliehök zum General-Feldmarschall bestimmt, dem sollte Stalhantsch folgen, und so fort.

Die Schlacht begann. Lilliehök, eine treue Kopie von Gustav Adolph an Tapfer-

keit und Verſtand, an Redlichkeit und Muth, commandirte die Infanterie. Gleich dem großen Könige, fiel ſein Blick immer dahin, wo der Sieg auf das ſicherſte zu erringen, aber auch die Gefahr am größten war. Er ſah, daß, wenn er den einen Flügel des Feindes über den Haufen werfen könnte, die Schlacht leicht gewonnen und viel Blut erſparet wäre. Sein Lauf dahin wurde durch einen Graben gehemmt. Hinter demſelben lag der Feind zum Empfange bereit. Liliehöf war der Erſte hinüber. Er zeigte den Seinigen den Weg, und ſank von Kugeln durchbohrt. Als er ſah, daß der Feind floh, rief er den letzten von ſeinen treuen Soldaten zu: „Kinder, ihr habt den Weg gefunden! Tragt mich nun in jenes Gebüſch.“ Hier lag er unter einem Baume auf weichem Moos, und mit dem ſüßen Bewußtſeyn der gelungenen That. Es war ein ſchöner Abend. Der helle Mond lockte ſeine Gedanken hinauf. Seine ſchon halb verklärte Phantaſie hörte in dem Rauſchen der Blät-

ter das Nahen der Helden, welche vor ihm zur Unsterblichkeit hinüber gegangen, und deren Beyspiele seinem Geist immer gegenwärtig gewesen waren. So fand ihn Pfalzgraf Carl Gustav, künftiger König von Schweden. „Lillichök, wir haben gesiegt,“ rief dieser ihm zu, „wir haben gesiegt durch dich!“ — „Gesiegt? Nun sterb' ich gern. Gott segne Sie, mein Prinz, und durch Sie mein Vaterland!“ Mit diesem Wunsche gab er seinen Geist auf.

No. II.

Als die Schlacht bey Leipzig gewonnen, und die Stadt nach Eroberung der Pleißenburg eingenommen war, zogen die Schwedischen Feldherrn, wie die Wolken nach einem Gewitter, wieder in alle Gegenden hin. Die verwüsteten Länder und ihre erschöpften Beherrscher seufzten nach dem Frieden. Schon im Jahr 1643 kamen einige Gesandte zu Friedenstractaten nach Osnabrück; diesen folgten nachher immer mehrere; endlich waren fast von allen Höfen Europens Bevollmächtigte an diesem Orte. Man erstaunt, wie bey dem dringenden Bedürfniß des Friedens und nach vier und zwanzig Jahren voll Elend und Drangsal, die Unterhandlungen noch sechs lange Jahre haben dauern können. Aber es war ein Krieg beynahe der ganzen Welt. Fast alle Höfe waren bey dem Frieden interessirt. In Deutschland war keine Provinz, keine nur einigermaßen beträchtliche Stadt, welche nicht Ansprüche zu machen oder die Ansprüche anderer zu befriedigen hatte. Jeder wollte gewinnen, keiner auf-

epfern. Es war ein Labyrinth ohne Ausgang. Über dieses hatte eine gemißbrauchte Politik alles Vertrauen der streitenden Mächte gegen einander gänzlich verdrängt. Das allgemeine Mißtrauen ließ keinen Waffenstillstand zu. Wie nun eine Parthey im Felde siegte oder unterlag, so wurden ihre Bevollmächtigten in Osnabrück härter oder biegsamer. Sollte hier das verwirrte Gewebe nur ein wenig weiter in Ordnung gebracht werden, so mußten die Feldherrn immer erst die Knoten zerhauen. Der Kaiser hatte zuletzt auch Dännemark noch zum Krieg gegen Schweden bewogen; und ehe Torstensohn diese, mit dem kaiserlichen General Gallas vereinigte Macht in Holstein nicht geschlagen hatte, konnten die Schwedischen Gesandten in der Friedensversammlung keinen Schritt weiter kommen. Kaum gaben die Kaiserlichen etwas nach, so siegten ihre Bundesgenossen, die Bayern, über die Franzosen bey Dutlingen, und nun nahmen sie alles wieder zurück. Dadurch wieder aufgerichtet, verstärkte der Kaiser sein Heer

in Böhmen mit seiner ganzen Macht. Auf diese Weise war in Rücksicht des Krieges oder Friedens ein beständiger Wechsel der Gesinnungen, eine unaufhörliche Ebbe und Fluth der Neigung oder Abneigung. Diesem ein Ende zu machen, schlug Torstenson bey Jankowitz in Böhmen die schreckliche Schlacht, welche bey dem 12. Kupfer des vorjährigen Calenders beschrieben ist. Dieser Sieg war eine zu schöne Vollendung seines Ruhms, als daß Torstenson, bey der Hinfälligkeit seines Körpers, ihn noch einmal hätte wieder aufs Spiel setzen können. Er übergab daher sein Schwert und das Generalat an Carl Gustav Wrangeln, und sandte diesen durch Niedersachsen, Westphalen und Hessen zu den Franzosen, um in Verbindung mit Türenne die Bayern zu schlagen. Wrangel vereinigte sich zuerst mit den tapfern Hessen, und sicherte durch Eroberungen die Ansprüche der heldenmüthigen Landgräfin Amalia Elisabeth bey dem Westphälischen Frieden. Dann demüthigte er und Türenne die Bayern. Das

brachte den Frieden näher; aber die Schwedischen Waffen durften noch nicht ruhen. Zwar hatten die Franzosen, welche die Bayern immer so gern schonten, wider den Willen der Schweden einen Waffenstillstand geschlossen; aber Königsmark war an keinen Waffenstillstand gewöhnt. Er brannte vor Begierde, noch ehe der Friede gänzlich zu Stande käme, in einer kühnen Unternehmung seinen Namen zu verewigen, und dem Friedensschluß das Siegel aufzudrücken. Er hatte nur wenig Soldaten, aber diesen Mangel wußte er durch Tapferkeit, Schnelligkeit, Klugheit und List zu ersetzen. Zuerst zog er aus Bayern von Wrangeln weg, durch die Oberpfalz nach Eger. Hier fand er einen alten Krieger, welcher in kaiserlichen Diensten zerschossen war. Odowalsky, so hieß der Mann, hatte seine Offizierstelle wegen seiner Blessuren niederlegen müssen, und war auf seine Güter gegangen. Der Krieg verwüstete diese Güter; er wurde arm, und bat den Kaiser um eine neue Stelle bey der Armee

oder um eine Penſion. Der Hof wies ihn ſchnöde ab. Aus Rache und aus Noth ſuchte er nun Dienſte bey den Schweden. Königsmark nahm ihn mit Freuden auf, und zog ihn in ſeinen geheimen Plan. Niemand konnte dieſen Plan ergründen. Bald zog Königsmark vorwärts bald rückwärts; er fiel in Böhmen ein und verließ es wieder; kehrte abermals um, und drang immer etwas weiter vor. Es waren Streifereyen, die bloß eine Brandſchatzung zur Abſicht zu haben ſchienen. Von ſo wenig Leuten war keine beträchtliche Unternehmung zu befürchten. Auf einmal ſchloß Königsmark Radowitz ſo ſorgfältig ein, daß niemand heraus kommen konnte. Er vertheilte einige Compagnien auf die Straßen, welche alle, die ſolche paſſirten, auffingen, ſo daß an keinen Ort eine Bothſchaft von ſeiner Stellung gelangen konnte. Plötzlich kam er, den 15 Jul. 1648, bey anbrechender Nacht, mit ſeinen Truppen vor ein Gehölz, dicht vor dem Orte, wo er hin wollte. Hier erſt erfuhren ſeine Offiziere und ſeine Soldaten,

daß sie noch in dieser Nacht reich werden sollten. Odowalsky mit 100 Soldaten und 30 Mann mit Hämmern und Äxten marschirten voraus, Königsmark folgte ihm mit der Cavallerie auf dem Fuße nach. Noch ehe der Tag anbrach, standen Odowalsky und Königsmark, alle Offiziere und alle Soldaten, bis auf einen einzigen Mann, den sie verloren hatten, mitten in Prag in der kleinen Seite der Stadt. Als die Bürger erwachten, waren sie verloren; ihr Hab und Gut gehörte den Schweden. Drey Tage lang wurde geplündert, die kaiserliche Schatzkammer erbrochen, und 12 Millionen Thaler Beute gemacht. Da galt ein Edelstein von 6000 Thaler Werth nicht mehr als 5 Thaler. Der ganze Adel, geistlichen und weltlichen Standes, 800 Soldaten und 100,000 bewaffnete Bürger, Cardinäle, Bischöfe, Dechanten, Mönche und Nonnen waren gefangen. Königsmark ließ seine Gemahlin kommen. Um ihr ein Vergnügen zu machen, mußten die Mönche und Nonnen in Prozession vorüberziehen. Herr Penzel hat dieses Schauspiel auch für uns durch den mannigfaltigen Ausdruck in den Gesichtern interessant gemacht. Der Mann, welcher neben Königsmark und seiner Gemahlin steht, ist Odowalsky; wahrscheinlich von keinem Mönche gesegnet, von keiner Nonne angelächelt, aber von Königsmark reichlich belohnt.

geladen wären, welches auch geschah. Nach der Tafel nähmlich, da der Sultan in sein Gemach ging, und von seinen Admiralen Abschied genommen hatte, versetzte einer von den Rittern der Hauleka, der des Sultans Schwert trug, dem Sultan mit seinem eigenen Schwert einen Hieb zwischen die vier Finger, und spaltete ihm die Hand bis an den Arm. Da wandte sich der Sultan zu den Admiralen, die den Ueberfall gegen ihn angestiftet hatten, und sagte zu ihnen: „ihr Herren! ich beklage mich gegen euch über die von den Hauleka, die mir nach dem Leben trachten, wie ihr augenscheinlich seht.“ Darauf antworteten die von der Hauleka einstimmig: „weil du doch sagst, wir wollten dich umbringen, so ist es besser für uns, wir bringen dich um, als daß du uns das Leben nehmen lassest.“ Nun liessen sie die Becken ertönen, und das ganze Heer versammelte sich, um zu sehen was der Sultan befähle. Sie ließen ansagen: Damiette sey eingenommen; der Sultan ziehe nach Damiette, und gebiete ihnen zu folgen. Alles rüstete sich, und nahm eilig den Weg nach Damiette. Als wir sahen, daß es nach Damiette ging, wurden wir sehr bekümmert, weil wir ahndeten, daß Damiette verloren seyn müßte. Der Sultan, der jung und flüchtig war, entfloh in den Thurm, den er hatte aufführen lassen; nebst drey von seinen Geistlichen, die mit ihm gegessen hatten. (Dieser Thurm befand sich hinter seinen Zimmern wie Ihr bereits gehört habt.) Die Hauleka, fünfhundert Mann zu Pferde stark, riß die Zelte des Sultans ab, und belagerte ihn von allen Seiten dicht gedrängt in dem Thurme den er hatte aufführen lassen, nebst den drey Geistlichen die mit ihm gegessen hatten, und riefen ihm zu, daß er herunterkommen solle. Der Sultan antwortete: er wolle das thun, aber sie müßten ihm Sicherheit gewähren. Sie versetzten dagegen:

Dreyßig schreckliche Jahre hatten Deutschland verwüstet und in Barbarey gestürzt. Das Schwert und die Flamme des Kriegs hatte die Frucht der Erde verzehrt, die Menschen erwürgt, die Hütte des Landmanns, die Werkstatt des Bürgers und die Wohnung der Fürsten, die Throne der Gerechtigkeit, selbst die Tempel Gottes zerstört. Endlich erschien das Jahr 1643, wie ein heitrer Morgen nach einer finstern und fürchterlichen Nacht. Den 24. October kam der Westphälische Friedensschluß zu Stande, und mit ihm diejenige Verfassung des Deutschen Reichs, der wir uns noch jetzt, nach beynahe anderthalb hundert Jahren, zu erfreuen haben, über die unsere Fürsten mit zahlreichen Armeen wachen, und deren Sicherung auch in den neuern Zeiten viel Blut gekostet hat. Der Friede war zwar geschlossen, aber doch mußte Deutschland noch zittern. Die Soldaten waren noch nicht abgedankt, die Ratificationen noch nicht ausgewechselt, das Vertrauen war noch nicht wieder in die Herzen der Menschen zurück gekehrt. Schweden wollte sein Heer nicht eher aus Deutschland ziehen, bis die Deutschen Fürsten die Artikel des Friedens erfüllt hatten, und diese wollten solche nicht eher erfüllen, bis die Waffen niedergelegt waren. So schwebte Deutschland noch immer zwischen Furcht und Hoffen bis 1650. Da wurden endlich in Nürnberg die Unterschriften des Friedens ausgewechselt, und damit das große Werk vollbracht. Nürnberg war sonst die Königin unter den Städten unsers Vaterlandes. Von ihr waren ehemals die nützlichsten Künste, der Segen eines großen Handels, Reichthümer und Wissenschaften über die übrigen Städte Deutschlands ausgegangen.

Von ihr drang jetzt auch Ruhe, Freyheit und Jubel in alle Länder aus. Man stelle sich die Freude der Einwohner vor, als der Donner des Geschützes das Glück des Friedens verkündigte, und Pauken und Trompeten von den aufgerichteten Bühnen vor dem Rathhause erschollen. Da lebten die Greise wieder auf; Männer umarmten ihre Weiber, Mütter ihre Kinder; alle dankten Gott. Es war ein rührendes Schauspiel, als die Freude selbst die kleinen Knaben in Nürnberg auf ihre Steckenpferde setzte, und sie in Reih und Gliedern zum Rathhause führte. Ein reitzendes Mädchen, im Kleide der Unschuld, ging vor ihnen her. Sie trug in der einen Hand einen Palmzweig, in der andern einen Lorbeerkranz. Vor dem Rathhause wurden sie von den Feldherren Carl Gustav Wrangel, Pfalzgraf Carl Gustav, und dem kaiserlichen General Piccolomini empfangen, beschenkt und geliebkoset. Dann führten die Ältern sie zum allgemeinen Fest; alles eilte zur Feyer des unvergeßlichen beglückenden Tages.

Der Künstler hat einen kleinen Sprung bey der Kleidung der beyden Rathsherrn wider das Costum gethan, und man wird seine Laune nicht übel deuten.

Göschen.

Vorrede.

Selten iſt in Deutſchland eine Schrift mit lebhafterem und allgemeinerem Beyfall geleſen worden, als die erſte Hälfte der Geſchichte des dreyßigjährigen Krieges, womit Herr Hofrath Schiller dem Hiſtoriſchen Kalender für Damen 1791 einen Werth gegeben hat, deſſen wohl noch kein anderes Taſchenbuch dieſer Art ſich rühmen konnte.

Denn wiewohl dieſe Geſchichte vorzüglich und namentlich für Leſerinnen beſtimmt war, ſo glaube ich doch ohne Uebertreibung ſagen zu können,

daß sie so viele Leser gehabt habe, als es in dem ganzen Umfang unsrer Sprache Personen giebt, die auf einigen Grad von Cultur des Geistes Anspruch zu machen haben. Von einem Schriftsteller verfaßt, dessen frühere Werke in der dramatischen Dichtkunst sowohl, als in derjenigen, die sich mehr dem eigentlichen Gebiete der historischen Muse nähert, große Erwartungen von dem, was sein Geist in dem Zeitpunkte seiner völligen Reife leisten könnte, erweckt hatten, übertraf sie selbst diejenigen, zu welchen man sich durch seinen ersten Versuch in dem historischen Fache berechtigt hielt; einen Versuch, der bereits alles was unsre Litteratur in dieser Art aufzuweisen hatte, hinter sich zurück ließ, und natürlicher Weise in allen, denen der Ruhm der Nation nicht gleichgültig ist, den Wunsch erregen mußte, daß ein Schriftsteller, der bey seinen ersten Schritten in dieser neuen Laufbahn ein so entschie-

denes Talent, ſich zu einem Platze neben den Hume, Robertſon und Gibbon empor zu arbeiten, gezeigt hatte, ſich, wo nicht gänzlich, doch hauptſächlich der Geſchichte unſers Vaterlandes widmen möchte.

Herr Schiller, nachdem er ſeine Bearbeitung des dreyßigjährigen Krieges bis zu dem entſcheidenden Treffen bey Leipzig (1631) fortgeführt, mußte gerade da abbrechen, wo der Schauplatz (nach ſeinem eigenen Ausdruck) immer reicher an ſchimmernden Thaten, reicher an unſterblichen Männern, überraſchenden Wechſeln des Glücks, verworrenen Schickſalen und wundervollen Kriſen würde: und natürlicher Weiſe war das Verlangen nach der Fortſetzung dem Vergnügen gleich, womit der Anfang dieſes Werkes aufgenommen worden, und die Erwartung, daß der Verfaſſer den abgerißnen Faden, ſeinem Verſprechen gemäß, im nächſt folgenden Jahre wieder aufneh-

men würde, um so gewisser, da er die Erfüllung derselben von einer Bedingung hatte abhangen lassen, welche auf Seiten seiner Leserinnen und Leser aufs vollkommenste erfüllt worden war.

Je ungeduldiger also das Verlangen des Publikums und je gegründeter seine Erwartung war, desto unangenehmer muß es demselben seyn, anstatt der gehofften Vollendung dieser Geschichte nur ein abermaliges Bruchstück zu erhalten. Aber gewiß schmeichle ich meinem vortrefflichen Freunde (der unter der Unmöglichkeit sein gegebenes Wort zu erfüllen selbst am empfindlichsten leidet) nicht zu viel, wenn ich sage, daß die — bereits allgemein bekannte — Ursache dieser Unmöglichkeit den Liebhabern seiner Schriften noch weit schmerzlicher fallen werde, als ihre getäuschte Hoffnung; und dieß um so mehr, da es nur zu gewiß ist, daß eben der zu sehr angestrengte Eifer, womit er in letzt verwichnem Winter sich

mit der Fortsetzung dieses so mühevollen, eine so aufmerksame Aufsuchung, Durchlesung, Vergleichung und Prüfung aller Quellen, und in Bearbeitung der gesammelten und geordneten Materialien eine ununterbrochne Spannung aller Geisteskräfte erfodernden Werkes beschäftigte, am meisten darzu beygetragen, ihm eine Krankheit zuzuziehen, deren außerordentliche Zufälle und allen Hülfsquellen der Heilkunst Trotz bietende Hartnäckigkeit sein Leben mehr als einmal in die größte Gefahr gesetzt, und, selbst nachdem sie endlich durch die glückliche Kunst seines berühmten Arztes und den Gebrauch des Karlsbader Wassers gedämpft worden, seinen Körper doch so sehr geschwächt hat, daß die Hoffnung, ein Leben, das allen die ihn kennen so theuer ist, zu erhalten, vor der Hand lediglich auf gänzlicher Abziehung von allen, mit anhaltender Aufmerksamkeit verbundenen Arbeiten beruhet.

So gewiß Herr Hofr. Schiller bey so bewandten Umständen auf die Theilnehmung und Nachsicht des Publikums, welchem er seiner Talente wegen nicht weniger, als seinen Freunden wegen seines Herzens, theuer ist, zu rechnen hat: so gewiß darf sich auch der Herr Verleger (wie ich in seinem Namen hoffe) zu der Billigkeit des Publikums versehen, daß es diese nicht vorher zu sehenden Zufälle ihn um so weniger entgelten lassen werde, da er, wie der Augenschein zeigt, weder Mühe noch Kosten gespart hat, diesem dritten Jahrgange seines mit so gütiger Aufnahme begünstigten Damen-Kalenders in allen von ihm abhangenden Stükken eine Vollkommenheit zu geben, die ein Beweis ist, daß er bey dieser kostspieligen Unternehmung weniger seinen eigenen Vortheil, als sein Verlangen, den Geschmack der schönen Kunstliebhaberinnen möglichst zu befriedigen, und, so viel an ihm ist, der Nation Ehre zu machen,

Rathe gezogen habe. Ich meines
rtes, indem ich, den Wünschen der
reundschaft nachgebend, mich gegenwär-
ger Anrede an das Publikum unterziehe,
ue es mit desto froherem Muthe, da
die Versicherung hinzu fügen kann,
ß wir uns, allen Anscheinungen nach,
gründete Hoffnung machen dürfen, der
rtreffliche Mann, von welchem bisher
e Rede war, und von dessen Genie,
lenten und edlem Eifer sich um die
ation verdient zu machen, noch so viel
chönes und Gutes zu erwarten ist,
rde uns völlig wiedergegeben, und,
ch hinlänglicher Erholung seiner Kräfte,
eder in den Stand gesetzt werden, nicht
r dieses angefangene Werk glücklich zu
de zu bringen, sondern auch sein übri-
s Leben ähnlichen Ausarbeitungen
derer, nicht minder wichtiger Stücke
r Deutschen Geschichte zu widmen,
ren Darstellung auf seine Meisterhand
riet.

Auch bloß in dieser Rücksicht werden sich, wie ich nicht zweifle, alle Freunde unsers allgemeinen Vaterlandes mit mir vereinigen, demselben zu dieser Hoffnung Glück zu wünschen. Denn gewiß (oder ich müßte mich sehr irren) sind es gerade solche Gemählde allgemein interessanter, aus der Deutschen Geschichte ausgehobener Stücke — mit diesem viel umfassenden Scharfblick, mit dieser Unparteylichkeit und Freyheit von Vorurtheilen, aber auch mit dieser Humanität, Billigkeit und Schonung, selbst gegen diejenigen, deren Denkart man nicht billigen kann, oder deren Handlungen man zu verabscheuen gezwungen ist — mit dieser beständigen Rücksicht auf das allgemeine Vaterland und das wahre Beste desselben, und (was nicht weniger wesentlich ist) mit so viel Wärme, Stärke, Beredsamkeit und Geschmack, kurz, so ausgeführt, wie Schiller sie auszuführen fähig ist — gewiß sind es solche histo-

gen: sie wollten ihn wohl mit Gewalt herunter bringen; er sey jetzt nicht in Damiette; und nun ängstigten sie ihn mit Griechischem Feuer, so daß ich nie eine so schöne und geradaufsteigende Flamme gesehen habe. Als der Sultan das sahe, eilt' er herab, und flüchtete nach dem Flusse zu, den ganzen Weg, den ich vorhin beschrieben habe. Allein die Hauleka hielt mit ihren Schwertern den ganzen Weg besetzt, und wie der Sultan nach dem Flusse hinlief, stach ihm einer mit einer Lanze in die Seite. Der Sultan rennte in den Fluß, wobey er die Lanze immer nachschleppte; allein sie drangen ihm nach, so weit daß sie fast schwimmen mußten, und ermordeten ihn im Flusse, nicht weit von der Stelle wo unsere Galeere vor Anker lag. Einer von den Rittern Namens Farakatag, durchspaltete ihn mit seinem Schwerte, und riß ihm das Herz aus dem Leibe, und ging zum Könige, mit bluttriefender Hand, und sagte zu ihm: „was giebst du mir, daß ich dir deinen Feind umgebracht habe, der dich hätte hinrichten lassen, wenn er am Leben geblieben wäre?" — Dieser gab ihm keine Antwort. Es kamen ihrer wohl dreyßig mit gezückten Schwertern und dänischen Aexten auf unsere Galeere. Ich fragte Herrn Balduin von Ybelin, der das Sarazenische gut verstand, was die Leute da verlangten; er antwortete mir, sie sagten, sie wollten uns die Köpfe abschlagen. Es befand sich da eine große Menge, der ein Bruder vom Trinitatisorden vom Gefolge des Grafen Wilhelm von Flandern Beichte saß. Doch in Ansehung meiner, erinnert' ich mich keiner Sünde, die ich je begangen hatte: ich bedachte vielmehr, je mehr ich mich sträuben und zu entfliehen suchen würde, desto schlimmer würde es mir ergehen. Ich schlug also das Kreuz vor mir, und kniete zu den Füßen des einen nieder, der eine dänische Zimmerart in der Hand hielt,

rische Gemählde aus unsrer Geschichte, was eines der wirksamsten Mittel wäre, unter den so zahlreichen und so ungleichartigen Völkerschaften, aus welcher die Deutsche Nation zusammen gesetzt ist, diesen Gemeingeist wieder anzufachen und zu unterhalten, der in unserm Jahrhundert mehr ab- als zugenommen zu haben scheint, und gleichwohl zur Erhaltung, und noch mehr zu möglichster Vervollkommung unserer eben so glücklichen als in ihrer Art einzigen Verfassung so unentbehrlich ist.

Vorausgesetzt, daß alle bisherige Staatsverfassungen großer Völker nicht als Kunstwerke menschlicher Weisheit, nach Einem festen, ganz durchdachten und mit sich selbst durchaus übereinstimmenden Plan entworfen und gleichsam mit Einem Guß hervorgebracht, sondern als langsam und stückweise zusammen gefügte und ausgebildete Producte des Schicksals und der Zeit zu betrach-

ten sind — wird jeder unbefangene Weltbürger (däucht mich) gestehen müssen, daß die dermalige Organisation des gesammten Deutschen Staatskörpers die beste ist, die ihm unter allen Statt findenden Umständen von jener berühmten Nationalversammlung zu Osnabrück gegeben werden konnte. Sie gewährt, im Ganzen genommen, der Nation alle Vortheile einer durch Gesetze beschränkten, milden und väterlichen Regierungsform, und sichert selbst diejenigen unmittelbaren und mittelbaren Stände, deren Verfassung mehr oder weniger republicanisch ist, wo nicht vor allen Nachtheilen die mit dieser Form verbunden sind, doch wenigstens vor der unerträglichsten aller Tyranneyen, vor Unterdrückung von demokratischem oder aristokratischem Despotismus.

Es ist wahr, unsre allgemeine Reichsverfassung kann, um den Wohlstand und die Glückseligkeit der Nation zu bewir-

ken, so wenig, und vielleicht weniger als irgend eine andere, der freyen moralischen Ursachen entbehren, welche zu diesem Zweck in ihr harmonisch zusammen wirken müssen; und es kommt also bey uns, wie überall, sehr viel auf die Denkart, die Gesinnungen, den Grad der Cultur und Aufklärung, kurz, auf den Charakter, die Tugenden oder Untugenden der Regenten und Obrigkeiten an. Aber auch in dieser Rücksicht, ist vielleicht keine Nation des Erdbodens, die sich einer glücklichern Lage rühmen könnte, als unsre dermalige ist. Der größere Theil unserer Regenten (ich will lieber weniger sagen, als mich auch nur dem Schatten des Verdachts aussetzen, daß ich schmeicheln wolle, wo ich nur die Wahrheit zu sagen wünsche) zeichnet sich durch eine ihres hohen Berufs würdige Denkart, durch den Willen das Wohl ihrer Untergebenen und das Gute überhaupt zu befördern, durch Talente,

Kenntnisse, Thätigkeit, Schätzung der Wissenschaften und Künste, kurz, durch Eigenschaften des Geistes und Herzens aus, wodurch sie sich auch im Privatstande der öffentlichen Hochachtung würdig machen würden. Beynahe durch alle Theile des Deutschen Reiches verbreitet sich — schneller oder langsamer, aber doch unaufhaltbar — der wohlthätige Geist der Aufklärung über angeerbte Irrthümer und Vorurtheile, und ein immer zunehmendes Bestreben nach Verbesserungen, nach Abstellung alter Mißbräuche, Erleichterung der Lasten des Volks, Aufmunterung und Beförderung aller Arten gemeinnütziger Unternehmungen. Nie ist der Zustand der Wissenschaften in Deutschland so blühend, die öffentliche Erziehung nie so gut, die Freyheit zu denken und laut zu sagen was man für wahr und recht hält (das Palladium der Menschheit) nie in einem so großen Theile von Deutschland respec-

tirt und von den Regenten selbst geschützt und begünstigt worden, als in unsern Tagen. Und, was gewiß jeder Deutsche Patriot mit mir unter die vornehmsten Glückseligkeiten unsrer Zeit rechnen wird, seit mehrern Jahrhunderten haben die Fürsten und Stände des Deutschen Reichs kein Oberhaupt an ihrer Spitze gesehen, welches die großen Eigenschaften und Tugenden, die des ersten Thrones der Welt würdig, und das Glück der Nation zu fördern und zu befestigen am geschicktesten sind, in einem so hohen Grade besessen hätte, als Kaiser Leopold der Zweyte, und nie hat Germanien von dem Einflusse des Geistes seines Königs, und von dessen, in einträchtiger Verbindung mit seinen übrigen Fürsten, zum gemeinen Besten wirksamen Thätigkeit sich so viel Gutes zu versprechen gehabt.

Noch zähle ich es zu den besondern Vortheilen unsrer gegenwärtigen Lage, daß

die Aufklärung (ich hoffe, der Sinn, worin ich dieses Wort gebrauche, könne keiner Zweydeutigkeit unterworfen seyn) bey uns von Oben herab zu wirken anfängt, und durch diesen Gang vieler noch wünschenswürdigen und nöthigen Verbesserungen den gefährlichen Folgen eines entgegen gesetzten Gangs — welche ohne dieß bey uns weniger als bey irgend einem Europäischen Volke zu fürchten sind — um so gewisser zuvorkommen werde.

Der Zweck und die Schranken dieser Vorrede erlauben mir nicht, das Wenige, was ich hier im Vorbeygehen von den besondern Vortheilen sowohl unsrer allgemeinen Verfassung als unsrer dermaligen Lage berührt habe, weiter, geschweige nach der Wichtigkeit und dem Reichthume des Gegenstandes auszuführen. Ich weiß sehr gut, was mir diejenigen entgegen setzen können, die mit dem Zu-

ſtande ihres beſondern Vaterlandes (vielleicht nur für den Augenblick) wenig zufrieden zu ſeyn Urſache haben, und dadurch um ſo aufgelegter ſind, auch die Mängel unſrer allgemeinen Verfaſſung in einem ſtrengern Lichte zu ſehen. Aber, wer unterm Monde keine Platoniſche Republiken und Utopiſche Monarchien realiſirt zu ſehen verlangt; wer mit der Natur und dem Lauf der menſchlichen Dinge bekannt genug iſt, um zu wiſſen wie Gutes und Böſes einander compenſirt, wie faſt immer ein groſſes Gut mit beträchtlichen Ungemächlichkeiten, und ſogar mit Uebeln, die für ſich allein betrachtet nicht gering ſind, unvermeidlich verbunden iſt, und kurz, wer einſehen gelernt hat, daß ein leidlicher Zuſtand das höchſte iſt, was die Sterblichen ſich hienieden vernünftiger Weiſe verſprechen dürfen, wiewohl uns (durch eine weiſe Veranſtaltung der Natur) die Hoffnung immer mit grö-

ßern Erwartungen von der Zukunft als diese erfüllen kann, schmeichelt: der wird — nach billiger Schätzung dessen, was wir haben und was wir entbehren, was wir durch unsre Constitution gewinnen, und worauf wir, weil es damit unverträglich ist, willig Verzicht thun müssen — finden, daß wir Ursache haben, mit unserm Loose zufrieden zu seyn. Man hört — um, z. B. nur Eines Punkts zu erwähnen — nicht selten die Zertheilung des Deutschen Reichs in etliche hundert größere und kleinere, ja großen Theils sehr winzige, unmittelbare, mit Landeshoheit begabte und von einander unabhängige Stände, als die Ursache angeben, warum Deutschland, so lange diese Verfassung dauern werde, niemals zu dem hohen Gipfel von innerlicher Stärke, nie zu dem blühenden Wohlstand und dem Ansehen und Gewicht unter den Europäischen Mächten, woran es unter einer andern Ver-

faſſung Anſpruch zu machen hätte, gelangen werde.

Man kann, wie ich glaube, dieſen Vorwurf ſo viel gelten laſſen als er nur immer gelten mag, und doch mit gutem Grunde behaupten, daß demungeachtet die Vortheile, welche aus dieſer Zertheilung im Ganzen für uns entſpringen, das Nachtheilige bey weitem überwiegen; oder vielmehr, daß ſie es gerade iſt, der wir dieſe Vortheile zu verdanken haben.

Man muß, wenn man den Wohlſtand und die Vorzüglichkeiten der Deutſchen Nation in Vergleichung mit andern berechnen will, nicht vergeſſen, daß die mittelländiſche Lage der meiſten Deutſchen Provinzen und andere von der Natur des Bodens und Klima's abhangende Umſtände uns, auch bey jeder andern monarchiſchen oder republicaniſchen Verfaſſung gewiſſe unüberſchreitbare Grenzen ſetzen würden. Auch muß billig mit in den Anſchlag kommen, daß wir, durch eine

Verkettung vormaliger Umstände und Ursachen, woran unsre dermalige Verfassung sehr unschuldig ist, in der Cultur hinter den südlichern und westlichern Nationen von Europa nothwendig zurück bleiben mußten; und daß vornehmlich der so langwierige und blutige Kampf unsrer Vorfahren gegen die despotischen Unternehmungen Carls V. und Ferdinands II. das dadurch äußerst entkräftete Deutschland in dieser Rücksicht um mehr als hundert Jahre zurück geworfen hat. Und gleichwohl, wo ist das Europäische Reich, welches — alle physischen Verschiedenheiten gehörig gegen einander ausgeglichen, und alle Vortheile der frühern Cultur und günstiger Zufälle abgerechnet — bey gleicher Größe, der unsrigen (ich sage nicht in einzelnen Theilen, sondern im Ganzen) an Volksmenge, an Anbauung des Bodens und Benutzung aller Geschenke der Natur, an Anzahl nicht sowohl grosser und reicher, als an Menge mittelmä-

und sprach: „so starb die heilige Agnes.“ Herr Veit von Ybelin, Connetable von Cypern, kniete neben mir nieder, und beichtete mir; und ich sprach zu ihm: „ich entbinde euch in Kraft der Gewalt, die mir Gott gegeben hat.“ Als ich aber aufstand, wußt ich nichts mehr von alle dem, was er mir gesagt oder entdeckt hatte.

Sie nahmen uns von da wo wir waren hinweg, und sperrten uns in den untern Schiffsboden. Viele von unsern Leuten glaubten, sie hätten es deswegen gethan, weil sie uns nicht alle auf einmahl niederhauen, sondern einen nach dem andern umbringen wollten. Da mußten wir nun die ganze Nacht so enge zusammengepreßt beysammen liegen, daß ich mit meinen Füßen den guten Grafen von Bretagne berührte; und er wieder mit den seinigen mir ins Gesicht trat. Tags darauf ließen uns die Admirale aus unserm Kerker hervorziehen, und zu einer Unterredung mit ihnen führen, um den Vertrag, den der Sultan mit ihnen geschlossen, zu erneuern. Dabey sagten uns ihre Abgeordneten ferner: wir könnten gewiß versichert seyn, daß, wäre der Sultan am Leben geblieben, er dem König und uns allen die Köpfe würde haben abschlagen lassen.

Diejenigen von uns, die zur Unterredung gehen konnten, gingen auch dahin; der Graf von Bretagne aber, der Connetable, und ich, die wir noch sehr krank waren, blieben zurück. Der Graf von Flandern, der Graf von Soissons, die beyden Brüder Ybelin, und die andern, die sich forthelfen konnten, gingen zur Unterredung. In dieser vergleichen sie sich mit den Admiralen dahin; daß, so bald man ihnen Damiette würde überantwortet haben, sie den König und die andern edlen Herren, die daselbst waren,

tiger, aber wohl polizirter, betriebſamer und nach Verhältniß ihrer Lage und Mittel wohlhabender Städte, dem Deutſchen Reiche den Vorzug ſtreitig machen könnte? In den meiſten andern Ländern giebt es zwiſchen übermäßigem Reichthum und drückender Armuth, äußerſtem Luxus und äußerſter Dürftigkeit, höchſter üppigſter Verfeinerung und thieriſcher Roheit, wenig Mittelgrade: in Deutſchland hingegen iſt die Anzahl dieſer Stufen, die Menge einzelner Perſonen und Familien, die ſich verhältnißmäßig wohl befinden, die Menge der Ausſichten, Wege und Hülfsmittel, die den Bürgern des Deutſchen Reichs allenthalben offen ſtehen, ſich durch Talente, Wiſſenſchaft, Geſchicklichkeit und Brauchbarkeit empor zu helfen, oder wenigſtens eine Exiſtenz, womit ein jeder in ſeiner Claſſe und Art bey mäßigen Wünſchen zufrieden ſeyn kann, zu verſchaffen, unläugbar größer als in irgend einem andern Lande. Wenn jene Mittelmäßig-

keit, die uns so oft mit mehr übler Laune als Billigkeit vorgeworfen wird, uns in gewissen Künsten, in Sachen des Geschmacks überhaupt, und in jenem höst verfeinerten Lebensgenuß (der ohne eine ungeheure Hauptstadt, worin sich der ganze Nationalreichthum concentrirt, nicht Statt finden, und auch in dieser nur das Loos weniger glücklicher Müßiggänger seyn kann) mehr oder weniger enge Schranken setzt: so ist es hingegen eben diese goldene Mittelmäßigkeit, der wir Vorzüge von unendlich größerm Werth, der wir, im Ganzen genommen, mehr Gesundheit des Leibes und der Seele, unverdorbnere Sitten, und, durch die Menge wohl eingerichteter Erziehungsanstalten, Schulen und Universitäten, wodurch sich Deutschland, vermöge seiner Verfassung, vor allen andern Reichen auszeichnet, eine ungleich weiter und über eine größere Anzahl Menschen ausgebreitete Aufklärung, Ausbildung und Veredlung schuldig sind.

Es bedarf keines Beweiſes, da es einem jeden bey der flüchtigſten Ueberdenkung in die Augen ſpringen muß, daß alle dieſe Vorzüge natürliche Folgen jener Zertheilung in eine ſo große Anzahl kleinerer, und in ihren beſondern Verfaſſungen beynahe alle mögliche Verſchiedenheiten darſtellender Staaten, ſind.

Es iſt wahr, dieſe Art von Organiſation des Germaniſchen Körpers giebt ihm eine gewiſſe politiſche Schwere und Unbehülflichkeit in ſeinen Bewegungen, die in verſchiedenen Rückſichten nachtheilig iſt; er kann ſich, vermöge derſelben, weniger in die Angelegenheiten andrer Mächte miſchen, keine Eroberungen machen, und ſogar ſich ſelbſt gegen auswärtige Angriffe nicht ſo bequem vertheidigen, als bey einer andern Conſtitution: aber dafür verſichert ſie ihm auch eine innerliche Ruhe, und — in ſo fern (wie zu hoffen iſt) die ziemlich erſchlafften Bande, wodurch die Stände des

Reichs unter einander und mit ihrem Oberhaupte zusammen hangen, unter einem so weisen und thätigen Kaiser als Leopold II. immer fester zusammen gezogen werden — eine äußerliche Sicherheit, die unser unaufhaltbares Fortschreiten in allem, was unsern Wohlstand noch um manche Stufen erhöhen kann, unendlich begünstigen wird. Glücklicher Weise hat uns die Französische Revolution, von der Seite die uns immer die gefährlichste war, auf Jahrhunderte sicher gestellt: wir haben keinen Ludwig XIV. mehr zu fürchten; die Westfranken können sich bey ihrer neuen Verfassung nur durch den ewigen Frieden, den sie der Welt angelobt haben, erhalten; und dieser einzige Umstand, däucht mich, sollte den 14 Julius oder vielmehr den 14. September auch für alle patriotische Deutsche zu einem allgemeinen Festtag machen. Wenn von nun an irgend eine Gefahr unsre Verfas-

sung erschüttern und uns den unschätzbaren Segen eines ewigen Friedens zu entziehen drohen sollte, so müßte sie aus unserm eignen Mittel entspringen. Aber auch hierüber können wir und unsre Nachkommen noch so lange ruhig seyn, als es große Mächte in Europa geben wird, denen daran gelegen ist, keine andere auf Kosten des Deutschen Reichskörpers größer werden zu lassen.

Indessen ist doch — bey allen Vortheilen, die wir unsrer Verfassung, und besonders der Zertheilung des Deutschen Reichs unter so viele kleinere und größere Landesherren zu danken haben — nicht zu läugnen, daß diese letztere, außer der bereits berührten Unbequemlichkeit noch ein anderes Uebel nach sich zieht, von welchem wir uns nicht verbergen können, daß seine natürliche Folge, die immer zunehmende Erschlaffung des allgemeinen Bandes, das so viele ungleichartige und in so mancherley Rücksicht dissonirende

Theile zusammen halten soll, uns unaufhörlich, wiewohl unvermerkt, dem Momente der Auflösung des Ganzen nähern würde, wenn nicht entgegen arbeitende Kräfte der Wirkung dieser innern Ursache seiner Zerstörung das Gleichgewicht hielten.

Dieses Uebel (worauf diejenigen, die am meisten dabey zu verlieren haben, nicht aufmerksam genug zu seyn scheinen) ist die große Schwäche, oder vielmehr, (wenn wir uns selbst nicht zu unserm eignen Schaden täuschen wollen) die gänzliche Abwesenheit jenes Gemeinsinnes und Nationalgeistes, der sich mehr oder weniger bey allen Völkern äußert, die, es sey durch eine rein monarchische oder rein republicanische, oder eine aus beyden gehörig zusammengesetzte Verfassung zu einem Ganzen organisirt sind, das aus gleichartigen und in gleicher Maße von den Gesetzen und einem gemeinschaftlichen Oberhaupt

abhangenden Theilen beſteht. Es iſt nur zu wahr, was uns ſo oft von Ausländern, die uns näher kennen lernen, vorgeworfen wird: wer das Deutſche Reich aufmerkſam durchwandert, lernt zwar nach und nach Oeſterreicher, Brandenburger, Sachſen, Pfälzer, Bayern, Heſſen, Würtemberger u. ſ. w. mit etlichen hundert kleinern, durch mancherley Unterabtheilungen und unter mancherley Geſtalten immer ſchmächtiger werdende, nach dem Namen des Reichsſtandes, dem ſie untergeben ſind, benannte Völkerſchaften, aber keine Deutſchen kennen, und ſucht im ganzen Deutſchen Reiche vergebens dieſes Germanien, deſſen König der erwählte Kaiſer iſt. Jeder von dieſer ungeheuern Menge Staaten im Staate hat ſeinen eigenen kleinen Gemeingeiſt, ſo wie ſein eigenes, ihm ſelbſt ſehr erhebliches, aber mit den entfernteren Theilen gar nicht, oder nur ſehr unmerklich zuſammen hangendes Inte-

reſſe: was Wunder alſo, wenn Gleichgültigkeit und Kälte gegen allgemeines Nationalintereſſe, gegen alles, was das Anſehen und den Glanz der Deutſchen Nation, alles, was den allgemeinen Wohlſtand, den allgemeinen Flor befördert, oder befördern könnte, den Fremden als ein Charakterzug der Deutſchen auffällt, und uns, nach ihrer Schätzung, unendlich weit unter den innern Werth herab würdigen muß, den uns, wenn wir uns ſelber zu ſchätzen wüßten, kein anderes Volk der Erde ſtreitig machen könnte!

Es iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen, was für Mittel die unmittelbaren Stände des Reichs, als die conſtitutionsmäßigen Repräſentanten der Nation, vielleicht in den Händen hätten, dieſem Uebel mit vereinigten Kräften zu ſteuern und abzuhelfen. Aber, wenn ſich auch, wie ich glaube, verſchiedene National-Inſtitute denken ließen, welche mit gutem

Erfolg zu diesem groſsen Zweck in Wirksamkeit gesetzt werden könnten: so wird doch, allem Anschein nach, das einzige Mittel, wozu keine Vereinigung aller Häupter der Nation nöthig ist — ein Mittel, welches, seiner Natur nach, in einem groſsen und täglich sich immer weiter ausdehnenden Umfang wirkt, vor der Hand das Beste thun müssen. Daſs die Kraft und Wirkung desselben bloſs moralisch ist, vermindert seinen Werth so wenig, daſs es vielmehr eben darum, weil es auf die Köpfe und Herzen wirkt, seinen heilsamen Zweck zwar langsamer und unvermerkter, aber desto gewisser, kräftiger und dauerhafter erreichen wird.

Und dieses Mittel? — ist, mit Einem Worte, der Einfluſs der Schriftsteller — derjenigen nehmlich, die durch Genie, Energie der Seele, Imagination, Beredsamkeit und Darstellungskunst auf die Gemüther der Menschen lebhafte Eindrücke zu

machen geschickt sind. Sie — sind gewissermaßen, die eigentlichen Männer der Nation, denn ihr unmittelbarer Wirkungskreis ist ganz Deutschland; sie werden überall gelesen, ihre Schriften dringen nach und nach bis in die kleinsten Städte, und durch sie fängt es bereits selbst in solchen Gegenden an zu tagen, auf welchen vor fünf und zwanzig Jahren noch die dickste Finsterniß lag. Wenn diese erst selbst von ächtem Patriotismus begeistert, von aufgeklärter Schätzung der Vortheile unsrer Constitution geleitet, und von reinem Eifer für das allgemeine Beste erwärmt seyn werden: gewiß, dann wird und muß es ihnen durch anhaltende Bestrebungen endlich gelingen, die heilige Flamme der Vaterlandsliebe in jedem Deutschen Herzen anzufachen, und diesen Gemeinsinn zu erwecken, der allein vermögend ist, die durch so vielerley verschiedene Namen, Dialekte, Lebensweisen, religiöse und politische Verfassun-

losgeben sollten. (Die geringern Leute hatte der Sultan nach Babylonien zurückbringen lassen, ausgenommen die, auf seinen Befehl waren umgebracht worden. Er hatte das gegen den Vertrag gethan, den er mit dem König getroffen hatte: woraus denn wahrscheinlich erhellt, daß er auch uns würde haben umbringen lassen, sobald er in Damiette gewesen wäre). Auch sollte ihnen der König endlich zusagen, ihnen 200000 Livres zu bezahlen, bevor er sich vom Ufer des Flusses entfernte, und 200000 in Acra. Die Sarazenen sollten, vermöge des mit dem König eingegangenen Vergleichs, die Kranken, die in Damiette geblieben waren, die Bogenschützen und das Salzfleisch in Verwahrung behalten, bis der König alles würde abholen lassen. Der Eyd, den die Admirale dem König schwören sollten, wurde so festgesetzt: daß, wenn sie nicht dem König ihre Zusage hielten, sie ehrlos seyn sollten, wie einer der seiner Sünden halber zu Mahomet nach Mecka mit entblößtem Haupte wallfahrtet; oder wie einer der sein Weib verläßt, und sie nachher wieder nimmt. Es ist nehmlich herkömmlich, daß niemand, nach Mahomets Gesetz, sich von seinem Weibe scheiden, und sie jemahls wiedernehmen darf, es sey denn, daß ein anderer Mann zuvor bey ihr gelegen habe. Die dritte Bekräftigung bestand darin, daß, wenn sie dem König ihr Versprechen nicht erfüllten, sie ehrlos seyn wollten, wie ein Sarazen, der Schweinefleisch ißt. Der König nahm diese Schwüre von den Admiralen an, weil Meister Nikolaus von Acra, der Sarazenisch verstand, ihm die Versicherung gab, daß sie nach ihren Gesetzen nicht stärker zu schwören vermögend wären. Nachdem die Admirale geschworen hatten, ließen sie den Eyd aufschreiben, den sie dagegen vom König verlangten, und der nach der Angabe der Pfaffen abgefaßt war,

gen getrennten Einwohner Germaniens in der That in Einen lebendigen Staatskörper zu vereinigen, und dieſen gewaltigen Leib mit Geſinnungen zu beſeelen, die eines groſſen, edeln, tapfern und aufgeklärten Volkes würdig ſind.

Wenn ich nicht ſehr irre, ſo kann zu dieſem ſchönen Zwecke ſchwerlich Etwas wirkſamer ſeyn, als dieſe Art von Anbauung des unermeßlichen Feldes unſrer vaterländiſchen Geſchichte, von welcher ich oben bereits geſprochen habe. An Materialien, die nur auf die Bearbeitung des Genies warten, fehlt es, Dank ſey dem eiſernen Fleiße, der von jeher als eine eigene Tugend der Deutſchen geprieſen wurde! keinem Volke weniger als uns; und es wäre nun wohl einmal Zeit, einen ſo reichen Schatz, durch die geſchickteſte Anwendung zu jenem Endzweck, gemeinnützlich zu machen.

In dieser Rücksicht wäre vielleicht die dramatische Behandlungsart eine der schicklichsten Formen für solche historische Gemählde, wie ich hier im Sinne habe, und womit ich unsre Litteratur — die noch erst ein einziges Werk des Genies in diesem Fache aufzuweisen hat — bereichert zu sehen wünsche. Welch eine herrliche Galerie müßte es um eine Reihe solcher Gemählde seyn, wozu unsre Geschichte, von Karl dem Großen an, den Stoff liefert, wenn sie von Meisterhänden ausgeführt würden!

Der große Marlborough schämte sich nicht zu gestehen, daß er alle seine Kenntniß der Brittischen Geschichte aus — Shakespears Schauspielen geschöpft habe. Eine solche historische Pözile, zu unserm Gebrauch aus unserer Geschichte gezogen, würde — ohne die schätzbaren Arbeiten unsrer diplomatischen, kritischen und systematischen Historiker unnütz zu machen — für

alle Classen und Arten von Lesern eben so nützlich als angenehm unterhaltend seyn, vornehmlich aber zu Vertilgung so mancher alter Vorurtheile, zu Ertödtung der Ueberreste eines unseligen Parteygeistes, zu anschaulichen Begriffen über die allmählige Entstehung unsrer Verfassung, und über die Beziehungen ihrer besondern Theile auf den Charakter und die Umstände der Zeit worin sie entstanden, und zu Aufklärung über tausend Dinge, woran allen gelegen ist, nicht wenig beytragen; und indem sie uns für die merkwürdigsten Epoken, die größten Männer und die wichtigsten Begebenheiten der Nation die lebhafteste Theilnehmung einflößte: wie sollte sie des edeln Zwecks verfehlen können, jenen Gemeingeist, jene warme Liebe des allgemeinen Vaterlandes, jenen Antheil an allem, was auch in entfernten und mit uns nicht unmittelbar zusammen hangenden Theilen desselben auf den Ruhm oder die Schmach,

Geſchichte des dreyßigjährigen Krieges.

Drittes Buch.

S. hiſtor. Calender für Damen auf d. J. 1791.

Die glorreiche Schlacht Guſtav Adolphs bey Leipzig hatte in dem ganzen nachfolgenden Betragen dieſes Monarchen, ſo wie in der Denkart ſeiner Feinde und Freunde, eine groſſe Veränderung gewirkt. Er hatte ſich jetzt mit dem gröſten Heerführer ſeiner Zeit gemeſſen, er hatte die

Kraft ſeiner Taktik und den Muth ſeiner Schweden an dem Kern der kaiſerlichen Truppen, den geübteſten Europens, verſucht, und in dieſem Wettkampf überwunden. Von dieſem Augenblick an ſchöpfte er eine feſte Zuverſicht zu ſich ſelbſt, und Zuverſicht iſt die Mutter großer Thaten. Hätte Alexanders Ungeſtüm nicht am Granikus geſiegt, nimmer hätte dieſer Eroberer das Perſiſche Reich zertrümmert. Man bemerkt fortan in allen Kriegs-Unternehmungen des Schwediſchen Königs einen kühnern und ſichrern Schritt, mehr Entſchloſſenheit auch in den mißlichſten Lagen, mehr trotzige Verhöhnung der Gefahr, eine ſtolzere Sprache gegen ſeinen Feind, mehr Selbſtgefühl gegen ſeine Bundsgenoſſen, und in ſei-

ner Milde ſelbſt mehr die Herablaſſung des Gebieters. Seinem natürlichen Muth kam der andächtige Schwung ſeiner Einbildung zu Hülfe: gern verwechſelte er ſeine Sache mit der Sache des Himmels, erblickte in Tillys Niederlage ein entſcheidendes Urtheil Gottes zum Nachtheil ſeiner Gegner, in ſich ſelbſt aber ein Werkzeug der göttlichen Rache. Seine Krone, ſeinen vaterländiſchen Boden weit hinter ſich, drang er jetzt auf den Flügeln des Siegs in das Innere von Deutſchland, das ſeit Jahrhunderten keinen auswärtigen Eroberer in ſeinem Schooße geſehen hatte. Der kriegeriſche Muth ſeiner Bewohner, die Wachſamkeit ſeiner zahlreichen Fürſten, der künſtliche Zuſammenhang ſeiner Staaten, die Menge

ſeiner feſten Schlöſſer, der Lauf ſeiner vielen Ströme, hatten ſchon ſeit undenklichen Zeiten die Länderſucht der Nachbarn in Schranken gehalten; und ſo oft es auch an den Grenzen dieſes weitläuftigen Staatskörpers geſtürmt hatte, ſo war doch ſein Inneres von jedem fremden Einbruch verſchont geblieben. Von jeher genoß dieſes Reich das zweydeutige Vorrecht, nur ſein eigner Feind zu ſeyn, und von außen unüberwunden zu bleiben. Auch jetzt war es bloß die Uneinigkeit ſeiner Glieder und ein unduldſamer Glaubenseifer, was dem Schwediſchen Eroberer die Brücke in ſeine innerſten Staaten baute. Aufgelöſt war längſt ſchon das harmoniſche Band unter den Ständen, wodurch allein das Reich unbezwinglich

war, und von Deutſchland ſelbſt entlehnte Guſtav Adolph die Kräfte, womit er Deutſchland ſich unterwürfig machte. Mit ſo viel Klugheit als Muth benutzte er, was ihm die Gunſt des Augenblicks darbot, und gleich geſchickt im Kabinet wie im Felde, zerriß er die Fallſtricke einer hinterliſtigen Staatskunſt, wie er die Mauern der Städte mit dem Donner ſeines Geſchützes zu Boden ſtürzte. Unaufgehalten verfolgte er ſeine Siege von einer Grenze Deutſchlands zur andern, ohne den Ariadniſchen Faden zu verlieren, der ihn ſicher zurück leiten konnte, und an den Ufern des Rheins wie an der Mündung des Lechs hörte er niemals auf, ſeinen Erbländern nahe zu bleiben.

Die Bestürzung des Kaisers und der katholischen Ligue über die Niederlage des Tilly bey Leipzig konnte kaum größer seyn, als das Erstaunen und die Verlegenheit der Schwedischen Bundsgenossen über das unerwartete Glück des Königs. Es war größer als man berechnet, größer als man gewünscht hatte. Vernichtet war auf einmal das furchtbare Heer, das seine Fortschritte gehemmt, seinem Ehrgeitz Schranken gesetzt, ihn von ihrem guten Willen abhängig gemacht hatte. Einzig, ohne Nebenbuhler, ohne einen ihm gewachsenen Gegner, stand er jetzt da in der Mitte von Deutschland; nichts konnte seinen Lauf aufhalten, nichts seine Anmaßungen beschränken, wenn die Trunkenheit des Glücks ihn zum Mißbrauch

die bey ihnen den Christen-Glauben entsagt hätten. Dieser Aufsatz war des Inhalts: wofern der König seine Zusagen den Admiralen nicht halte, so wolle er ehrlos seyn, wie ein Christ, der Gott und seine Mutter verläugnet, und ausgeschlossen von der Gemeinschaft seiner zwölf Sendboten, von allen Heiligen und Heiliginnen. Dazu verstand sich der König gerne. Der letzte Punkt der Eidesformel war dieser: wofern er seine Zusagen den Admiralen nicht halte, so wolle er ehrlos seyn, wie ein Christ, der Gott und sein Gesetz verläugnet, und Gott zur Schmach das Kreuz anspeyt und mit Füßen tritt. Als der König das vernahm, sagt er: „Bey Gott! so schwör' ich nicht!" — Die Admirale ließen Meister Nikolaus, der Sarazenisch verstand, zum König kommen, und dieser sagte zu ihm: „Sire! die Admirale sind sehr unwillig darüber, daß sie geschworen haben, wie Ihr es gefodert, und Ihr doch nun nicht schwören wollt wie sie's verlangen. Seyd versichert, daß, wofern Ihr nicht dergestalt schwört, sie Euch und allen Euren Leuten werden den Kopf abschlagen lassen." Der König antwortete: sie möchten's machen wie sie wollten; er wolle lieber wie ein guter Christ sterben, als unterm Zorne Gottes und seiner Mutter leben.

Der Patriarch von Jerusalem, ein Greis von achtzig Jahren, hatte sicheres Geleit von den Sarazenen erbeten, und war zum König gekommen, um ihm seine Freyheit erlangen zu helfen. Nun ist zwischen den Sarazenen und Christen der Gebrauch, daß, wenn der König oder der Sultan stirbt, diejenigen die abgesendet sind, es sey im Heydenlande oder in der Christenheit, Gefangene und Sklaven werden. Weil nun der Sultan, der dem Patriarchen sicheres Geleit gegeben hatte, gestorben war, so wurde dieser

auch

verſuchen ſollte. Hatte man anfangs vor der Uebermacht des Kaiſers gezittert, ſo war jetzt nicht viel weniger Grund vorhanden, von dem Ungeſtüm eines fremden Eroberers alles für die Reichsverfaſſung, von dem Religionseifer eines proteſtantiſchen Königs alles für die katholiſche Kirche Deutſchlands zu fürchten. Das Mißtrauen und die Eiferſucht einiger von den verbundenen Mächten, durch die größere Furcht vor dem Kaiſer auf eine Zeit lang eingeſchläfert, erwachte bald wieder, und kaum hatte Guſtav Adolph durch ſeinen Muth und ſein Glück ihr Vertrauen gerechtfertiget, ſo wurde von ferne ſchon an dem Umſturz ſeiner Entwürfe gearbeitet. In beſtändigem Kampfe mit der Hinterliſt der Feinde und dem Miß-

trauen seiner eigenen Bundesverwandten mußte er seine Siege erringen; aber sein entschloßner Muth, seine tiefdringende Klugheit machte sich durch alle diese Hindernisse Bahn. Indem der glückliche Erfolg seiner Waffen seine mächtigern Alliirten, Frankreich und Sachsen, besorglich machte, belebte er den Muth der Schwächern, die sich jetzt erst erdreisteten, mit ihren wahren Gesinnungen an das Licht zu treten, und öffentlich seine Partey zu ergreifen. Sie, welche weder mit Gustav Adolphs Größe wetteifern, noch durch seine Ehrbegier leiden konnten, erwarteten desto mehr von der Großmuth dieses mächtigen Freundes, der sie mit dem Raub ihrer Feinde bereicherte, und gegen die Unterdrückung der Mächtigen in Schutz

nahm. Seine Stärke verbarg ihre Unmacht, und, unbedeutend für ſich ſelbſt, erlangten ſie ein Gewicht durch ihre Vereinigung mit dem Schwediſchen Helden. Dieß war der Fall mit den meiſten Reichsſtädten, und überhaupt mit den ſchwächern proteſtantiſchen Ständen. Sie waren es, die den König in das Innere von Deutſchland führten, und die ihm den Rücken deckten, die ſeine Heere verſorgten, ſeine Truppen in ihre Feſtungen aufnahmen, in ſeinen Schlachten ihr Blut für ihn verſpritzten. Seine ſtaatskluge Schonung des Deutſchen Stolzes, ſein leutſeliges Betragen, einige glänzende Handlungen der Gerechtigkeit, ſeine Achtung für die Geſetze waren eben ſo viele Feſſeln, die er dem beſorglichen Geiſte der Deutſchen Proteſtanten anlegte;

und die schreyenden Barbareyen der Kaiserlichen, der Spanier und der Lothringer wirkten kräftig mit, seine und seiner Truppen Mäßigung in das günstigste Licht zu setzen.

Wenn Gustav Adolph seinem eigenen Genie das meiste zu danken hatte, so darf man doch nicht in Abrede seyn, daß das Glück und die Lage der Umstände ihn nicht wenig begünstigten. Er hatte zwey große Vortheile auf seiner Seite, die ihm ein entscheidendes Uebergewicht über den Feind verschafften. Indem er den Schauplatz des Kriegs in die Ligistischen Länder versetzte, die junge Mannschaft derselben an sich zog, sich mit Beute bereicherte, und über die Einkünfte der geflüchteten Fürsten als über sein Eigenthum schaltete, ent-

Zog er dem Feind alle Hülfsmittel,
ihm mit Nachdruck zu widerstehen, und
sich selbst machte er es dadurch möglich,
einen kostbaren Krieg mit wenigem
Aufwand zu unterhalten. Wenn ferner
seine Gegner, die Fürsten der Ligue,
unter sich selbst getheilt, von ganz ver-
schiedenem, oft streitendem Interesse ge-
leitet, ohne Einstimmigkeit und eben
darum auch ohne Nachdruck handelten;
wenn es ihren Feldherrn an Vollmacht,
ihren Truppen an Gehorsam, ihren
zerstreuten Heeren an Zusammenhang
fehlte; wenn der Heerführer von dem
Gesetzgeber und Staatsmann getrennt
war; so war hingegen in Gustav Adolph
beydes vereinigt, Er die einzige Quelle,
aus welcher alle Autorität floß, das
einzige Ziel, auf welches der handelnde

Krieger die Augen richtete, Er allein die Seele seiner ganzen Partey, der Schöpfer des Kriegsplans und zugleich der Vollstrecker desselben. In ihm erhielt also die Sache der Protestanten eine Einheit und Harmonie, welche durchaus der Gegenpartey mangelte. Kein Wunder, daß, von solchen Vortheilen begünstigt, an der Spitze einer solchen Armee, mit einem solchen Genie begabt sie zu gebrauchen, und von einer solchen politischen Klugheit geleitet, Gustav Adolph unwiderstehlich war.

In der einen Hand das Schwert, in der andern die Gnade, sieht man ihn jetzt Deutschland von einem Ende zum andern als Eroberer, Gesetzgeber und Richter durchschreiten, in nicht viel mehr Zeit durchschreiten, als ein ande-

rer gebraucht hätte, es auf einer Lustreise zu besehen; gleich dem gebornen Landesherrn werden ihm von Städten und Festungen die Schlüssel entgegen getragen Kein Schloß ist ihm unersteiglich, kein Strom hemmt seine siegreiche Bahn, oft siegt er schon durch seinen gefürchteten Namen. Längs dem ganzen Mainstrom sieht man die Schwedischen Fahnen aufgepflanzt, die untere Pfalz ist frey, die Spanier und Lothringer über den Rhein und die Mosel gewichen. Ueber die Churmainzischen, Würzburgischen und Bambergischen Lande haben sich Schweden und Hessen wie eine reißende Fluth ergossen, und drey flüchtige Bischöfe büßen, ferne von ihren Sitzen, ihre unglückliche Ergebenheit gegen den Kaiser. Die Reihe trift end-

lich auch den Schuldigſten von allen, und den Anführer der Ligue, Maximilian, auf ſeinem eigenen Boden das Elend zu erfahren, das er andern bereitet hatte. Weder das abſchreckende Schickſal ſeiner Bundsgenoſſen, noch die gütlichen Anerbietungen Guſtavs, der mitten im Laufe ſeiner Eroberungen die Hände zum Frieden bot, hatten die Hartnäckigkeit dieſes Prinzen beſiegen können. Ueber den Leichnam des Tilly, der ſich wie ein bewachender Cherub vor den Eingang derſelben ſtellt, wälzt ſich der Krieg in die Bayriſchen Lande. Gleich den Ufern des Rheins wimmeln jetzt die Ufer des Lech und der Donau von Schwediſchen Kriegern; in ſeine feſten Schlöſſer verkrochen, überläßt der geſchlagene Churfürſt ſeine entblößten

Staaten dem Feinde, den die gesegneten, von keinem Krieg noch verheerten Fluren zum Raube, und die Religionswuth des Bayrischen Landmanns zu gleichen Gewaltthaten einladen. München selbst öffnet seine Thore dem unüberwindlichen König, und der flüchtige Pfalzgraf Friedrich der Fünfte tröstet sich einige Augenblicke in der verlassenen Residenz seines Thronreichs über den Verlust seiner Länder.

Indem Gustav Adolph in den südlichen Grenzen des Reichs seine Eroberungen ausbreitet, und mit unaufhaltsamer Gewalt jeden Feind vor sich niederwirft, werden von seinen Bundesgenossen und Feldherren ähnliche Triumphe in den übrigen Provinzen erfochten. Niedersachsen entzieht sich dem kaiserli-

chem Joche; die Feinde verlassen Mecklenburg; von allen Ufern der Weser und Elbe weichen die Oesterreichischen Garnisonen. In Westphalen und am obern Rhein macht sich Landgraf Wilhelm von Hessen, in Thüringen die Herzoge von Weimar, in Chur-Trier die Franzosen furchtbar; ostwärts wird beynahe das ganze Königreich Böhmen von den Sachsen bezwungen. Schon rüsten sich die Türken zu einem Angriff auf Ungarn, und in dem Mittelpunkt der Oesterreichischen Lande will sich ein gefährlicher Aufruhr entzünden. Trostlos blickt Kaiser Ferdinand an allen Höfen Europens umher, sich gegen so zahlreiche Feinde durch fremden Beystand zu stärken. Umsonst ruft er die Waffen der Spanier herbey, welche die

auch ein Gefangener, wie wir es waren. Nachdem der König seine Antwort von sich gegeben hatte, sagte einer von den Admiralen, der Patriarch habe ihm das zu gerathen; und setzte, indem er die Ungläubigen anredete, noch hinzu: „wenn meine Meynung etwas bey euch gilt, so will ich wohl den König zum Schwur bringen; denn der Kopf des Patriarchen soll ihm in den Schooß fliegen.“ Sie gaben ihm aber keinen Beyfall; sondern nahmen den Patriarchen, rissen ihn von der Seite des Königs Weg, und banden ihn an eine Zeltstange, mit den Händen auf den Rücken, so fest, daß ihm die Hände aufschwellen und so dick wurden wie sein Kopf, und das Blut ihm aus den Händen sprützte. Dabey rufte der Patriarch dem König immer zu: „Schwört nur, Sire, in aller Sicherheit: ich nehme die Sünde des Eydes, den Ihr ablegen werdet, auf meine Seele, weil Ihr gesonnen seyd, ihn redlich zu erfüllen.“ Wie der Eyd noch eingerichtet worden, weiß ich nicht: doch waren die Admirale mit dem Schwure des Königs völlig zufrieden, und so auch mit dem Schwure der andern vornehmen Herren, die mit ihm waren.

Gleich nach der Ermordung des Sultans ließ man die Instrumente des Sultans vor das Zelt des Königs kommen, und sagte zum König, die Admirale hätten den Entschluß gefaßt, ihn zum Sultan von Babylon zu machen. Er fragte mich, ob ich wohl glaube, daß er das Königreich Babylonien würde angenommen haben, wenn sie's ihm angeboten hätten? Ich versetzte: er würde sehr thöricht gethan haben, da sie ihrem Herrn umgebracht hätten: er aber sagte dagegen, er hätte es zuverläßig nicht ausgeschlagen. Wisset auch, daß es bloß deswegen unterblieb, weil sie sagten, der König sey der standhaf-

ieberländische Tapferkeit jenseit des
heins beschäftiget; umsonst strebt er
n Römischen Hof und die ganze ka-
olische Kirche zu seiner Rettung auf-
bieten. Der beleidigte Papst spottet
t gepränguollen Prozessionen und ei-
n Anathemen der Verlegenheit Fer-
ands, und statt des gefoderten Gel-
zeigt man ihm Mantuas verwüstete
ren.

Jetzt wird der hochfahrende Despot
er Menschlichkeit gewahr, und der
all seiner Freunde, der Ruin seiner
ndsgenossen, die immer wachsende
ahr überzeugen ihn von der Nich-
eit seiner stolzen Entwürfe. Von
n Enden seiner weitläufigen Monar-
umfangen ihn feindliche Waffen;
den voran liegenden Ligistischen

Staaten, welche der Feind überschwemmt hat, sind alle Brustwehren eingestürzt, hinter welchen sich die Oesterreichische Macht so lange Zeit sicher wußte, und das Kriegsfeuer lodert schon nahe an den unvertheidigten Grenzen. Entwaffnet sind seine eifrigsten Bundsgenossen; Maximilian von Bayern, seine mächtigste Stütze, kaum noch fähig, sich selbst zu vertheidigen. Seine Armeen, durch Desertion und wiederholte Niederlagen geschmolzen, und durch ein langes Mißgeschick muthlos, haben unter geschlagenen Generalen jenes kriegrische Ungestüm verlernt, das, eine Frucht des Siegs, im voraus den Sieg versichert. Die Gefahr ist die höchste; nur ein außerordentliches Mittel kann die kaiserliche Macht aus ihrer tiefen Erniedri-

gung reißen. Das dringendste Bedürfniß ist ein Feldherr, und den einzigen, von dem die Wiederherstellung des vorigen Ruhms zu erwarten steht, hat die Kabale des Neides von der Spitze der Armee hinweg gerissen. So tief sank der so furchtbare Kaiser herab, daß er mit seinem beleidigten Diener und Unterthan beschämende Verträge errichten, und dem hochmüthigen Friedland eine Gewalt, die er ihm schimpflich raubte, schimpflicher jetzt aufdringen muß. Ein neuer Geist fängt jetzt an, den halb erstorbenen Körper der Oesterreichischen Macht zu beseelen, und die schnelle Umwandlung der Dinge verräth die feste Hand, die sie leitet. Dem unumschränkten König von Schweden steht jetzt ein gleich unumschränkter Feldherr gegen-

über, ein ſiegreicher Held dem ſiegreichen Helden. Beyde Kräfte ringen wieder in zweifelhaftem Streit, und der Preis des Krieges, zur Hälfte ſchon von Guſtav Adolph erfochten, wird einem neuen und ſchwerern Kampf unterworfen. Im Angeſicht Nürnbergs lagern ſich, zwey Gewitter tragende Wolken, beyde kämpfende Armeen drohend gegen einander, beyde ſich mit fürchtender Achtung betrachtend, beyde nach dem Augenblick dürſtend, beyde vor dem Augenblick zagend, der ſie im Sturme mit einander vermengen wird. Aus allen Gegenden Deutſchlands ſcheint ſich die Kraft des Kriegs auf dieſen Punkt der Entſcheidung zuſammen zu drängen, dieſer Augenblick von dem Ausſchlag eines zwölfjährigen Kampfes zu kreißen. Europens

Augen heften ſich mit Furcht und Neugier auf dieſen wichtigen Schauplatz, und das geängſtigte Nürnberg erwartet ſchon, einer noch entſcheidendern Feldſchlacht, als ſie bey Leipzig geliefert ward, den Namen zu geben. Auf einmal bricht ſich das Gewölke, das Kriegs-Gewitter verſchwindet aus Franken, um ſich in Sachſens Ebenen deſto ſchrecklicher zu entladen. Ohnweit Lützen fällt der Donner nieder, der Nürnberg bedrohte, und die ſchon halb verlorne Schlacht wird durch den königlichen Leichnam gewonnen. Das Glück, das ihn auf ſeinem ganzen Laufe nie verlaſſen hatte, begnadigte den König auch im Tode noch mit der ſeltenen Gunſt, in der Fülle ſeines Ruhms und in der Reinigkeit ſeines Namens zu ſterben.

Durch einen zeitigen Tod flüchtete ihn sein schützender Genius vor dem unvermeidlichen Schicksal der Menschheit, auf der Höhe des Glücks die Bescheidenheit, in der Fülle der Macht die Gerechtigkeit zu verlernen. Es ist uns erlaubt zu zweifeln, ob er bey längerm Leben die Thränen verdient hätte, welche Deutschland an seinem Grabe weinte, die Bewunderung verdient hätte, welche die Nachwelt dem ersten und einzigen gerechten Erobrer zollt. Bey dem frühen Fall ihres großen Führers fürchtet man den Untergang der ganzen Parthey — aber der weltregirenden Macht ist kein einzelner Mann unersetzlich. Zwey große Staatsmänner, Axel Oxenstierna in Deutschland, und in Frankreich Richelieu, übernehmen das

Steuer des Krieges, das dem ſterbenden Helden entfällt; über ihm hinweg wandelt das unempfindliche Schickſal, und noch ſechzehn volle Jahre lodert die Kriegsflamme über dem Staube des längſt Vergeſſenen.

Man erlaube mir, in einer kurzen Ueberſicht den ſiegreichen Marſch Guſtav Adolphs zu verfolgen, den ganzen Schauplatz, auf welchem Er allein handelnder Held iſt, mit ſchnellen Blicken zu durcheilen, und dann erſt, wenn, durch das Glück der Schweden aufs Aeuſſerſte gebracht, und durch eine Reihe von Unglücksfällen gebeugt, Oeſterreich von der Höhe ſeines Stolzes zu erniedrigenden und verzweifelten Hülfsmitteln herab ſteigt, den Faden der Geſchichte zu dem Kaiſer zurück zu führen.

Nicht so bald war der Kriegsplan zwischen dem König von Schweden und dem Churfürsten von Sachsen zu Halle entworfen, und für den letztern der Angriff auf Böhmen, für Gustav Adolph der Einfall in die Ligistischen Länder bestimmt, nicht so bald die Allianzen mit den benachbarten Fürsten von Weimar und von Anhalt geschlossen, und zu Wiedereroberung des Magdeburgischen Stiftes die Vorkehrungen gemacht, als sich der König zu seinem Einmarsch in das Reich in Bewegung setzte. Keinem verächtlichen Feinde ging er jetzt entgegen. Der Kaiser war noch mächtig im Reich, durch ganz Franken, Schwaben und die Pfalz waren kaiserliche Besatzungen ausgebreitet, denen jeder bedeutende Ort erst mit dem

Schwert in der Hand entriſſen werden mußte. Am Rhein erwarteten ihn die Spanier, welche alle Lande des vertriebenen Pfalz-Grafen überſchwemmt hatten, alle feſten Plätze beſetzt hielten, ihm jeden Uebergang über dieſen Strom ſtreitig machten. Hinter ſeinem Rücken war Tilly, der ſchon neue Kräfte ſammelte; bald ſollte auch ein Lothringiſches Hülfsheer zu deſſen Fahnen ſtoßen. In der Bruſt jedes Papiſten ſetzte ſich ihm ein erbitterter Feind, Religionshaß, entgegen; und doch ließen ihn ſeine Verhältniſſe mit Frankreich nur mit halber Freyheit gegen die Katholiſchen handeln. Guſtav Adolph überſah alle dieſe Hinderniſſe, aber auch die Mittel, ſie zu beſiegen. Die kaiſerliche Kriegsmacht lag in Beſatzungen zer-

streut, und er hatte den Vortheil, sie mit vereinigter Macht anzugreifen. War ihm der Religionsfanatismus der Römischkatholischen und die Furcht der kleinern Reichsstände, vor dem Kaiser entgegen, so konnte er von der Freundschaft der Protestanten und von ihrem Haß gegen die Oesterreichische Unterdrückung thätigen Beystand erwarten. Die Ausschweifungen der kaiserlichen und Spanischen Truppen hatten ihm in diesen Gegenden nachdrücklich vorgearbeitet; längst schon schmachteten der mißhandelte Landmann und Bürger nach einem Befreyer, und manchem schien es schon Erleichterung, das Joch umzutauschen. Einige Agenten waren bereits voran geschickt worden, die wichtigern Reichsstädte, vorzüglich Nürn-

teſte Chriſt, der nur zu finden ſey. Dieſes ſuchten ſie dadurch zu beweiſen, weil er, wenn er aus dem Zelte gehe, das Kreuz von unten auf über den ganzen Leib zu ſchlagen pflege. Wenn Mahomet, ſügten ſie hinzu, ſie ſo viel Ungemach hätte ausſtehn laſſen, ſie würden nimmermehr an ihn noch glauben. Ferner ſagten ſie, wenn der König zum Sultan ernennt würde, ſo würd' er ſie alle umbringen, oder ſie würden Chriſten werden.

Nachdem die Bedingungen des Vergleichs zwiſchen dem König und den Admiralen waren feſtgeſetzt und beſchworen worden, ſo ward ausgemacht, daß ſie uns am Tage nach Himmelfahrt in Freyheit ſetzen ſollten; und daß ſo bald Damiette den Admiralen würde übergeben worden ſeyn, die Perſon des Königs und die vornehmen Herren, die bey ihm waren, ſollten losgegeben werden (alles wie ſchon geſagt). Donnerſtag Abends legten diejenigen, die unſere vier Galeeren führten, mitten im Fluß vor Anker, der Brücke bey Damiette gegenüber, und ließen vor der Brücke ein Zelt aufſchlagen, in welches der König abtrat.

Bey Sonnenaufgang verfügte ſich Herr Gottfried von Sergines in die Stadt, und ließ ſie den Admiralen übergeben. Auf den Thürmen wurden ſogleich die Fahnen des Sultans aufgeſteckt. Die ſarazeniſchen Ritter zerſtreuten ſich in der Stadt, fiengen an Wein zu trinken, und wurden bald alle trunken. In dieſem Zuſtande kam einer von ihnen auf unſere Galeere, und zog ſein blutiges Schwert, wobey er ſich rühmte, er allein habe ſechs von unſern Leuten niedergehauen. Ehe noch Damiette überliefert wurde, hatte man die Königinn zu Schiffe gebracht, und alle die Unſrigen die ſich in Damiette befanden,

berg und Frankfurt, auf Schwedische Seite zu neigen. Erfurt war der erste Platz, an dessen Besitze dem König gelegen war, und den er nicht unbesetzt hinter dem Rücken lassen durfte. Ein gütlicher Vertrag mit der protestantisch gesinnten Bürgerschaft öffnete ihm ohne Schwertstreich die Thore der Stadt und der Festung. Hier, wie in jedem wichtigen Platze, der nachher in seine Hände fiel, ließ er sich von den Einwohnern Treue schwören, und versicherte sich derselben durch eine hinlängliche Besatzung. Seinem Alliirten, dem Herzog Wilhelm von Weimar, wurde das Commando eines Heeres übergeben, das in Thüringen geworben werden sollte. Der Stadt Erfurt wollte er auch seine Gemahlin anvertrauen, und versprach ihre

Freyheiten zu vermehren. In zwey Colonnen durchzog nun die Schwedische Armada über Gotha und Arnstadt den Thüringer Wald, entriß im Vorübergehen die Grafschaft Henneberg den Händen der Kaiserlichen, und vereinigte sich am dritten Tage vor Königshofen, an der Grenze von Franken.

Franz, Bischof von Würzburg, der erbittertste Feind der Protestanten, und das eifrigste Mitglied der katholischen Ligue, war auch der erste, der die schwere Hand Gustav Adolphs fühlte. Einige Drohworte waren genug, seine Grenzfestung Königshofen, und mit ihr den Schlüssel zu der ganzen Provinz, den Schweden in die Hände zu liefern. Bestürzung ergriff auf die Nachricht dieser schnellen Eroberung alle katholi-

schen Stände des Kreises; die Bischöfe von Würzburg und Bamberg zagten in ihrer Burg. Schon sahen sie ihre Stühle wanken, ihre Kirchen entweihet, ihre Religion im Staube. Die Bosheit seiner Feinde hatte von dem Verfolgungsgeist und der Kriegsmanier des Schwedischen Königs und seiner Truppen die schrecklichsten Schilderungen verbreitet, welche zu widerlegen weder die wiederholtesten Versicherungen des Königs, noch die glänzendsten Beyspiele der Menschlichkeit und Duldung nie ganz vermögend gewesen sind. Man fürchtete von einem andern zu leiden, was man in ähnlichem Fall selbst auszuüben sich bewußt war. Viele der reichsten Katholiken eilten schon jetzt, ihre Güter, ihre Gewissen und Personen vor

dem blutdürstigen Fanatismus der Schweden in Sicherheit zu bringen. Der Bischof selbst gab seinen Unterthanen das Beyspiel. Mitten in dem Feuerbrande, den sein bigotter Eifer entzündet hatte, ließ er seine Länder im Stich, und flüchtete nach Paris, und wo möglich das Französische Ministerium gegen den gemeinschaftlichen Religionsfeind zu empören.

Die Fortschritte, welche Gustav Adolph unterdessen in dem Hochstifte machte, waren ganz dem glücklichen Anfange gleich. Von der kaiserlichen Besatzung verlassen, ergab sich ihm Schweinfurt, und bald darauf Würzburg; der Marienberg mußte mit Sturm erobert werden. In diesen unüberwindlich geglaubten Ort hatte

man einen groſsen Vorrath von Lebensmitteln und Kriegsmunition geflüchtet, welches alles dem Feind in die Hände fiel. Ein ſehr angenehmer Fund war für den König die Bücherſammlung der Jeſuiten, die er nach Upſal bringen lieſs, ein noch weit angenehmerer für ſeine Soldaten der reichlich gefüllte Weinkeller des Prälaten. Seine Schätze hatte der Biſchof noch zu rechter Zeit geflüchtet. Dem Beyſpiele der Hauptſtadt folgte bald das ganze Bisthum, alles unterwarf ſich den Schweden. Der König lieſs ſich von allen Unterthanen des Biſchofs die Huldigung leiſten, und ſtellte wegen Abweſenheit des rechtmäſsigen Regenten eine Landesregierung auf, welche zur Hälfte mit Proteſtanten beſetzt wurde. An jedem katholi-

schen Orte, den Gustav Adolph unter seine Botmäßigkeit brachte, schloß er der protestantischen Religion die Kirchen auf, doch ohne den Papisten den Druck zu vergelten, unter welchem sie seine Glaubensbrüder so lange gehalten hatten. Nur an denen, die sich ihm mit dem Degen in der Hand widersetzten, wurde das schreckliche Recht des Kriegs ausgeübt; für einzelne Gräuelthaten, welche sich eine gesetzlose Soldateska in der blinden Wuth des ersten Angriffs erlaubt, kann man den menschenfreundlichen Führer nicht verantwortlich machen. Dem Friedfertigen und Wehrlosen widerfuhr eine gnädige Behandlung. Es war Gustav Adolphs heiligstes Gesetz, das Blut der Feinde wie der Seinigen zu sparen.

Gleich auf die erſte Nachricht des Schwediſchen Einbruchs hatte der Biſchof von Würzburg, unangeſehen der Tractaten, die er, um Zeit zu gewinnen, mit dem König von Schweden anknüpfte, den Feldherrn der Ligue flehentlich aufgefodert, dem bedrängten Hochſtift zu Hülfe zu eilen. Dieſer geſchlagene General hatte unterdeſſen die Trümmer ſeiner zerſtreuten Armee an der Weſer zuſammen gezogen, durch die kaiſerlichen Garniſonen in Niederſachſen verſtärkt, und ſich in Heſſen mit ſeinen beyden Untergeneralen Altringer und Fugger vereinigt. An der Spitze dieſer anſehnlichen Kriegsmacht brannte Graf Tilly vor Ungeduld, die Schande ſeiner erſten Niederlage durch einen glänzendern Sieg wieder auszulöſchen. In

ſeinem Lager bey Fulda, wohin er mit dem Heere gerückt war, harrte er ſehnſuchtsvoll auf Erlaubniß von dem Herzog von Bayern, mit Guſtav Adolph zu ſchlagen. Aber die Ligue hatte außer der Armee des Tilly keine zweyte mehr zu verlieren, und Maximilian war viel zu behutſam, das ganze Schickſal ſeiner Parten auf den Glückswurf eines neuen Treffens zu ſetzen. Mit Thränen in den Augen empfing Tilly die Befehle ſeines Herrn, welche ihn zur Unthätigkeit zwangen. So wurde der Marſch dieſes Generals nach Franken verzögert, und Guſtav Adolph gewann Zeit, das ganze Hochſtift zu überſchwemmen. Umſonſt, daß ſich Tilly nachher zu Aſchaffenburg durch zwölftauſend Lothringer verſtärkte, und mit

einer überlegenen Macht zum Entsatz der Stadt Würzburg herbey eilte. Stadt und Citadelle waren bereits in der Schweden Gewalt, und Maximilian von Bayern wurde, vielleicht nicht ganz unverdienter Weise, durch die allgemeine Stimme beschuldigt, den Ruin des Hochstifts durch seine Bedenklichkeiten beschleunigt zu haben. Gezwungen, eine Schlacht zu vermeiden, begnügte sich Tilly, den Feind am fernern Vorrücken zu verhindern; aber nur sehr wenige Plätze konnte er dem Ungestüm der Schweden entreißen. Nach einem vergeblichen Versuch, eine Truppenverstärkung in die, von den Kaiserlichen schwach besetzte, Stadt Hanau zu werfen, deren Besitz dem König einen zu großen Vortheil gab,

ging er bey Seligenstadt über den Main, und richtete seinen Lauf nach der Bergstraße, um die Pfälzischen Lande gegen den Andrang des Siegers zu schützen.

Graf Tilly war nicht der einzige Feind, den Gustav Adolph in Franken auf seinem Wege fand, und vor sich hertrieb. Auch Herzog Karl von Lothringen, durch den Unbestand seines Charakters, seine eiteln Entwürfe, und sein schlechtes Glück in den Jahrbüchern des damaligen Europens berüchtigt, hatte seinen kleinen Arm gegen den Schwedischen Helden aufgehoben, um sich bey Kaiser Ferdinand dem zweyten den Churhut zu verdienen. Taub gegen die Vorschriften einer vernünftigen Staatskunst, folgte er bloß den Eingebungen einer stürmischen Ehrbegier-

fanden, ausgenommen die Kranken die in Damiette waren. Die Sarazenen sollten vermöge ihres Eydes, die Letztern in Obhut behalten; aber sie brachten sie alle um. Die königlichen Kriegsmaschinen, die sie ebenfalls in Verwahrung nehmen sollten, zerschlugen sie; das Salzfleisch, das sie gleichergestalt aufbewahren sollten, weil sie kein Schweinfleisch essen, hoben sie uns nicht auf; sondern sie machten abwechselnd eine Schicht von gesalzenem Schweinfleisch und todten Körpern, und legten Feuer an; und das Feuer war so stark, daß es Freytag, Sonnabend und Sonntag dauerte. Den König und uns, die sie gleich bey Sonnenaufgang in Freyheit setzen sollten, behielten sie bis Sonnenuntergang. Wir aßen gar nicht; die Admirale eben so wenig; sondern den ganzen Tag waren sie in Streit. Einer von den Admiralen sagte im Nahmen derjenigen die seiner Meynung waren: „ihr Herren! wenn ihr mir glaubt, und denen die meiner Meynung sind, so tödten wir den König und die Vornehmsten, die hier sind; dadurch sichern wir uns auf vierzig Jahre hinaus, denn ihre Kinder sind noch sehr jung, und wir haben Damiette für uns, daher wir es desto sicherer thun können." Ein anderer Sarazen, mit Nahmen Sebrecin, aus Mortaig gebürtig, sprach dagegen, und sagte: „ermorden wir den König, nachdem wir schon den Sultan ermordet haben, so wird man sagen, die Aegypter seyen die bösartigsten und verruchtesten Leute von der Welt. Dagegen erwiederte jener der uns das Todesurtheil gesprochen wissen wollte: „es ist freylich wahr, daß wir uns des Sultans auf eine verruchte Art entledigt haben; wir haben Mahomets Gebot verletzt, der uns gebietet, unsern Herrn zu halten wie unsern Augapfel; und hier in diesem Buche steht das Gebot geschrieben. Nun hört aber, fuhr er fort, ein ande-

de, reizte durch Unterstützung des Kaisers Frankreich, seinen furchtbaren Nachbar, und entblößte, um auf fernem Boden ein schimmerndes Phantom, das ihn doch immer floh, zu verfolgen, seine Erblande, welche ein Französisches Kriegsheer gleich einer reißenden Fluth überschwemmte. Gerne gönnte man ihm in Oesterreich die Ehre, sich, gleich den übrigen Fürsten der Ligue, für das Wohl des Erzhauses zu Grunde zu richten. Von eiteln Hoffnungen trunken, brachte dieser Prinz ein Heer von siebzehn tausend Mann zusammen, das er in eigner Person gegen die Schweden ins Feld führen wollte. Wenn es gleich diesen Truppen an Mannszucht und Tapferkeit gebrach, so reizten sie doch durch einen glänzenden Aufputz die Augen; und so

ſehr ſie im Angeſicht des Feindes ihre Bravour verbargen, ſo freygebig ließen ſie ſolche an dem wehrloſen Bürger und Landmann aus, zu deren Vertheidigung ſie gerufen waren. Gegen den kühnen Muth und die furchtbare Disciplin der Schweden konnte dieſe zierlich geputzte Armee nicht lange Stand halten. Ein paniſcher Schrecken ergriff ſie, als die Schwediſche Reiterey gegen ſie anſprengte, und mit leichter Mühe waren ſie aus ihren Quartieren im Würzburgiſchen verſcheucht. Das Unglück einiger Regimenter verurſachte ein allgemeines Ausreißen unter den Truppen, und der ſchwache Ueberreſt eilte, ſich in einigen Städten jenſeits des Rheins vor der nordiſchen Tapferkeit zu verbergen. Ein Spott der Deutſchen und mit Schande be-

deckt, sprengte ihr Anführer über Straßburg nach Hause, mehr als zu glücklich, den Zorn seines Ueberwinders, der ihn vorher aus dem Felde schlug, und dann erst wegen seiner Feindseligkeiten zur Rechenschaft setzte, durch einen demüthigen Entschuldigungsbrief zu besänftigen. Ein Bauer aus einem Rheinischen Dorfe, sagt man, erdreistete sich, dem Pferde des Herzogs, als er auf seiner Flucht vorbey geritten kam, einen Schlag zu versetzen. „Frisch „zu, Herr," sagte der Bauer, „ihr „müßt schneller laufen, wenn ihr vor „dem großen Schweden-König aus„reißt."

Das unglückliche Beyspiel seines Nachbars hatte dem Bischof von Bamberg klügere Maßregeln eingegeben.

Um die Plünderung ſeiner Lande zu verhüten, kam er dem König mit Anerbietungen des Friedens entgegen, welche aber bloß dazu dienen ſollten, den Lauf ſeiner Waffen ſo lange, bis Hülfe herbey käme, zu verzögern. Guſtav Adolph, ſelbſt viel zu redlich, um bey einem andern Argliſt zu befürchten, nahm bereitwillig die Erbietungen des Biſchofs an, und nannte ſchon die Bedingungen, unter welchen er das Hochſtift mit jeder feindlichen Behandlung verſchonen wollte. Er zeigte ſich um ſo mehr dazu geneigt, da ohnehin ſeine Abſicht nicht war, mit Bambergs Eroberung die Zeit zu verlieren, und ſeine übrigen Entwürfe ihn nach den Rheinländern riefen. Die Eilfertigkeit, mit der er die Ausführung dieſer Entwürfe ver-

folgte, brachte ihn um die Geldſummen, welche er durch ein längeres Verweilen in Franken dem ohnmächtigen Biſchof leicht hätte abängſtigen können; denn dieſer ſchlaue Prälat ließ die Unterhandlung fallen, ſobald ſich das Kriegsgewitter von ſeinen Grenzen entfernte. Kaum hatte ihm Guſtav Adolph den Rücken zugewendet, ſo warf er ſich dem Grafen Tilly in die Arme, und nahm die Truppen des Kaiſers in die nehmlichen Städte und Feſtungen auf, welche er kurz zuvor dem Könige zu öffnen ſich bereitwillig gezeigt hatte. Aber er hatte den Ruin ſeines Bisthums durch dieſen Kunſtgriff nur auf kurze Zeit verzögert; ein Schwediſcher Feldherr, der in Franken zurück gelaſſen ward, übernahm es, den Biſchof dieſer Treulo-

ſigkeit wegen zu züchtigen, und das Bisthum wurde eben dadurch zu einem unglücklichen Schauplatz des Kriegs, welchen Freund und Feind auf gleiche Weiſe verwüſteten.

Die Flucht der Kaiſerlichen, deren drohende Gegenwart den Entſchließungen der Fränkiſchen Stände bisher Zwang angethan hatte, und das menſchenfreundliche Betragen des Königs machten dem Adel ſowohl als den Bürgern dieſes Kreiſes Muth, ſich den Schweden günſtig zu bezeigen. Nürnberg übergab ſich feyerlich dem Schutze des Königs; die Fränkiſche Ritterſchaft wurde von ihm durch ſchmeichelhafte Manifeſte gewonnen, in denen er ſich herabließ, ſich wegen ſeiner unfreundlichen Erſcheinung in ihrem Lande zu entſchuldi-

gen. Der Wohlstand Frankens, und die Gewissenhaftigkeit, welche der Schwedische Krieger bey seinem Verkehr mit den Eingebohrnen zu beobachten pflegte, brachte den Ueberfluß in das königliche Lager. Die Gunst, in welche sich Gustav Adolph bey dem Adel des ganzen Kreises zu setzen gewußt hatte, die Bewunderung und Ehrfurcht, welche ihm seine glänzenden Thaten selbst bey dem Feind erweckten, die reiche Beute, die man sich im Dienst eines stets siegreichen Königs versprach, kamen ihm bey der Truppenwerbung sehr zu Statten, die der Abgang so vieler Besatzungen von dem Hauptheere nothwendig machte. Aus allen Gegenden des Frankenlandes eilte man haufenweise herbey, sobald nur die Trommel gerührt wurde.

Der König hatte auf die Einnahme Frankens nicht viel mehr Zeit verwenden können, als er überhaupt gebraucht hatte, es zu durcheilen; die Unterwerfung des ganzen Kreises zu vollenden, und das Eroberte zu behaupten, wurde Gustav Horn, einer seiner tüchtigsten Generale, mit einem achttausend Mann starken Kriegsheere zurück gelassen. Er selbst eilte mit der Hauptarmee, die durch die Werbungen in Franken verstärkt war, gegen den Rhein, um sich dieser Grenze des Reichs gegen die Spanier zu versichern, die geistlichen Churfürsten zu entwaffnen, und in diesen wohlhabenden Ländern neue Hülfsquellen zur Fortsetzung des Kriegs zu eröffnen. Er folgte dem Lauf des Mainstroms; Seligenstadt, Aschaffenburg,

Steinheim, alles Land an beyden Ufern des Flusses ward auf diesem Zuge zur Unterwerfung gebracht; selten erwarteten die kaiserlichen Besatzungen seine Ankunft, niemals behaupteten sie sich. Schon einige Zeit vorher war es einem seiner Obersten geglückt, die Stadt und Citadelle Hanau, auf deren Erhaltung Graf Tilly so bedacht gewesen war, den Kaiserlichen durch einen Ueberfall zu entreißen; froh, von dem unerträglichen Druck dieser Soldateska befreyt zu seyn, unterwarf sich der Graf bereitwillig dem gelindern Joche des Schwedischen Königs.

Auf die Stadt Frankfurt war jetzt das vorzügliche Augenmerk Gustav Adolphs gerichtet, dessen Maxime es überhaupt auf Deutschem Boden war,

sich durch die Freundschaft und den Besitz der wichtigern Städte den Rücken zu decken. Frankfurt war eine von den ersten Reichsstädten gewesen, die er schon von Sachsen aus zu seinem Empfang hatte vorbereiten lassen, und nun ließ er es von Offenbach aus durch neue Abgeordnete abermals auffordern, ihm den Durchzug zu gestatten und Besatzung einzunehmen. Gerne wäre diese Reichsstadt mit der bedenklichen Wahl zwischen dem Könige von Schweden und dem Kaiser verschont geblieben; denn welche Partey sie auch ergriff, so hatte sie für ihre Privilegien und ihren Handel zu fürchten. Schwer konnte der Zorn des Kaisers auf sie fallen, wenn sie sich voreilig dem König von Schweden unterwarf, und dieser nicht mächtig

res Gebot, welches darauf folgt." Er wandte dabey ein Blat des Buchs um, welches er in der Hand hielt, und zeigte ihnen ein anderes Gebot von Mahomet, welches also lautet: „Zur Sicherheit des Glaubens tödte den Feind des Gesetzes."

„Bedenkt nun, sagte er weiter, wie sehr wir gegen Mahomets Gebot gehandelt haben, indem wir unserm Herrn das Leben nahmen; aber noch mehr werden wir fehlen, wenn wir nicht den König umbringen, welche Versicherung wir ihn auch gegeben haben mögen; denn es ist der ärgste Feind, den unser Glaube hat." Unser Tod ward beynahe beschlossen; es kam auch schon dahin, daß ein Admiral, der unser Feind war und darauf bestand, wir sollten alle umgebracht werden, ans Ufer rennte, denjenigen, welche die Galeeren führten, auf Sarazenisch zurief, und ihnen mit seinem Turban das Zeichen zum Abstossen gab, sogleich wurden die Anker gelichtet, und wir wurden wohl eine starke Meile gegen Babylonien zurückgebracht. Nun hielten wir uns für verloren, und es wurden der Thränen viele vergossen.

Endlich nach der Fügung Gottes, der die Seinen nie verläßt, ward es ohngefähr gegen Sonnenuntergang beschlossen, daß wir freygelassen werden sollten. Man führte uns zurück; und unsere vier Galeeren legten zu Lande an. Wir verlangten nun, man solle uns gehen lassen; aber sie erwiederten, sie würden das nicht thun, wir hätten denn zuvor gegessen; denn es würde eine Schande für die Admirale seyn, wenn wir nüchtern ihre Gefangenschaft verließen. Wir baten, uns etwas zu geben, so wollten wir essen; und sie sagten, es sey ins Lager nach Speise geschickt worden. Die Speise die sie uns anboten, bestand in

genug bleiben sollte, seine Anhänger in Deutschland gegen den kaiserlichen Despotismus zu schützen. Aber noch weit verderblicher für sie war der Unwille eines unwiderstehlichen Siegers, der mit einer furchtbaren Armee schon gleichsam vor ihren Thoren stand, und sie auf Unkosten ihres ganzen Handels und Wohlstandes für ihre Widersetzlichkeit züchtigen konnte. Umsonst führte sie durch ihre Abgeordneten zu ihrer Entschuldigung die Gefahren an, welche ihre Messen, ihre Privilegien, vielleicht ihre Reichsfreyheit selbst bedrohten, wenn sie durch Ergreifung der Schwedischen Partey den Zorn des Kaisers auf sich laden sollte. Gustav Adolph stellte sich verwundert, daß die Stadt Frankfurt in einer so äußerst wichtigen

Sache, als die Freyheit des ganzen Deutſchlandes und das Schickſal der proteſtantiſchen Kirche ſey, von ihren Jahrmärkten ſpreche, und für zeitliche Vortheile die groſse Angelegenheit des Vaterlandes und ihres Gewiſſens hintan ſetze. Er habe, ſetzte er drohend hinzu, von der Inſel Rügen an bis zu allen Feſtungen und Städten am Main den Schlüſſel gefunden, und werde ihn auch zu der Stadt Frankfurt zu finden wiſſen. Das Beſte Deutſchlands und die Freyheit der proteſtantiſchen Kirche ſeyen allein der Zweck ſeiner gewaffneten Ankunft, und bey dem Bewuſstſeyn einer ſo gerechten Sache ſey er ſchlechterdings nicht geſonnen, ſich durch irgend ein Hinderniß in ſeinem Lauf aufhalten zu laſſen. Er ſehe wohl, daſs ihm die Frankfur-

ter nichts als die Finger reichen woll-
ten, aber die ganze Hand müsse er
haben, um sich daran halten zu können.
Den Deputirten der Stadt, welche diese
Antwort zurück brachten, folgte er mit
seiner ganzen Armee auf dem Fuße
nach, und erwartete in völliger Schlacht-
ordnung vor Sachsenhausen die letzte
Erklärung des Raths.

Wenn die Stadt Frankfurt Bedens-
ken getragen hatte, sich den Schweden
zu unterwerfen, so war es bloß aus
Furcht vor dem Kaiser geschehen; ihre
eigene Neigung ließ die Bürger keinen
Augenblick zweifelhaft zwischen dem Un-
terdrücker der Deutschen Freyheit und
dem Beschützer derselben. Die drohenden
Zurüstungen, unter welchen Gustav
Adolph ihre Erklärung jetzt forderte,

konnte die Strafbarkeit ihres Abfalls in den Augen des Kaiſers vermindern, und den Schritt, den ſie gern thaten, durch den Schein einer erzwungenen Handlung beſchönigen. Jetzt alſo öffnete man dem König von Schweden die Thore, der ſeine Armee in prachtvollem Zuge und bewundernswürdiger Ordnung mitten durch dieſe Kaiſerſtadt führte. Sechshundert Mann blieben in Sachſenhauſen zur Beſatzung zurück; der König ſelbſt rückte mit der übrigen Armee noch an demſelben Abend gegen die Mainziſche Stadt Höchſt an, welche vor einbrechender Nacht ſchon erobert war.

Während daß Guſtav Adolph längs dem Mainſtrom Eroberungen machte, krönte das Glück die Unternehmungen

seiner Generale und Bundesverwandten auch im nördlichen Deutschland. Rostock, Wismar und Dömitz, die einzigen noch übrigen festen Oerter im Herzogthum Mecklenburg, welche noch unter dem Joche kaiserlicher Besatzungen seufzten, wurden von dem rechtmäßigen Besitzer, Herzog Johann Albrecht, unter der Leitung des Schwedischen Feldherrn Achatius Tott bezwungen. Umsonst versuchte es der kaiserliche General Wolf, Graf von Mannsfeld, den Schweden das Stift Halberstadt, von welchem sie sogleich nach dem leipziger Siege Besitz genommen, wieder zu entreißen; er mußte bald darauf auch das Stift Magdeburg in ihren Händen lassen. Ein Schwedischer General Banner, der mit einem achttausend

Mann starken Heere an der Elbe zurück geblieben war, hielt die Stadt Magdeburg auf das engste eingeschlossen, und hatte schon mehrere kaiserliche Regimenter niedergeworfen, welche zum Entsatz dieser Stadt herbey geschickt worden. Der Graf von Mannsfeld vertheidigte sie zwar in Person mit sehr vieler Herzhaftigkeit; aber zu schwach an Mannschaft, um dem zahlreichen Heere der Belagerer lange Widerstand leisten zu können, dachte er schon auf die Bedingungen, unter welchen er die Stadt übergeben wollte, als der General Pappenhain zu seinem Entsatz herbey kam, und die feindlichen Waffen anderswo beschäftigte. Dennoch wurde Magdeburg, oder vielmehr die schlechten Hütten, die aus den Ruinen dieser großen Stadt traus

ris hervorblickten, in der Folge von den Kaiserlichen freywillig geräumt, und gleich darauf von den Schweden in Besitz genommen.

Auch die Stände des Niedersächsischen Kreises wagten es, nach den glücklichen Unternehmungen des Königs vor Haupt wieder von dem Schlage zu erheben, den sie in dem unglücklichen dänischen Kriege durch Wallenstein und illy erlitten hatten. Sie hielten zu amburg eine Zusammenkunft, auf welder die Errichtung von drey Regimenn verabredet wurde, mit deren Hülfe sich der äußerst drückenden kaiserlichen rsatzungen zu entledigen hofften. Das ließ es der Bischof von Bremen, Verwandter des Schwedischen Königs, h nicht bewenden; er brachte auch für

sich besonders Truppen zusammen, und ängstigte mit denselben wehrlose Pfaffen und Mönche, hatte aber das Unglück, durch den kaiserlichen General, Grafen von Grousfeld, bald entwaffnet zu werden. Auch Georg Herzog von Lüneburg, vormals Oberster in Ferdinands Diensten, ergriff jetzt Gustav Adolphs Partey, und warb einige Regimenter für diesen Monarchen, wodurch die kaiserlichen Truppen in Niedersachsen zu nicht geringem Vortheil des Königs beschäftigt wurden.

Noch weit wichtigere Dienste aber leistete dem König Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel, dessen siegreiche Waffen einen großen Theil von Westphalen und Niedersachsen, das Stift Fulda, und selbst das Churfürstenthum

Cölln zittern machten. Man erinnert sich, das unmittelbar nach dem Bündniß, welches der Landgraf im Lager zu Werben mit Gustav Adolph geschlossen hatte, zwey kaiserliche Generale, von Fugger und Altringer, von dem Grafen Tilly nach Hessen beordert wurden, den Landgrafen wegen seines Abfalls vom Kaiser zu züchtigen. Aber mit männlichem Muth hatte dieser Fürst den Waffen des Feindes, so wie seine Landstände den Aufruhr-predigenden Manifesten des Grafen Tilly widerstanden, und bald befreyte ihn die Leipziger Schlacht von diesen verwüstenden Schaaren. Er benutzte ihre Entfernung mit eben so viel Muth als Entschlossenheit, eroberte in kurzer Zeit Bach, Münden und Höxter, und ängstigte durch

seine schleunigen Fortschritte das Stift Fulda, Paderborn und alle an Hessen grenzende Stifter. Die in Furcht gesetzten Staaten eilten, durch eine zeitige Unterwerfung seinen Fortschritten Grenzen zu setzen, und entgingen der Plünderung durch beträchtliche Geldsummen, die sie ihm freywillig entrichteten. Nach diesen glücklichen Unternehmungen vereinigte der Landgraf sein siegreiches Heer mit der Hauptarmee Gustav Adolphs, und er selbst fand sich zu Frankfurt bey diesem Monarchen ein, um den fernern Operationsplan mit ihm zu verabreden.

Mehrere Prinzen und auswärtige Gesandte waren mit ihm in dieser Stadt erschienen, um der Größe Gustav Adolphs zu huldigen, seine Gunst anzuflehn, oder seinen Zorn zu besänf-

runden Käsen, die an der Sonne gedörrt waren, auf daß die Würmer nicht hineinkämen, und harten Eyern, die wohl schon vier bis fünf Tage gesotten, und uns zu Ehren mit verschiedenen Farben bemahlt waren.

Man setzte uns ans Land, und wir gingen zum König, der aus dem Zelte am Flusse gebracht würde, wo er bisher war verwahrt worden und gegen 20000 Sarazenen begleiteten ihn zu Fuß mit gezücktem Schwert. Auf dem Flusse, im Angesicht des Königs, lag eine genuesische Galeere, auf welcher nur ein einziger Mensch zu sehen war. In dem Augenblicke, wo er den König auf dem Flusse zu sehen bekam, pfiff er auf einer Pfeife; und auf den Pfeifenschall erschienen plötzlich aus den Unterboden der Galeere achtzig wohlgerüstete Bogenschützen, mit gespanntem Bogen, und legten Pfeile auf. Sobald sie aber den König erblickten, nahmen sie Flucht, wie die Schafe, so daß niemand von ihnen um den König blieb, als zwey oder drey. Es wurde ein Bret am Ufer angelegt, zum Uebergang für den König und den Grafen von Anjou, seinen Bruder, Herrn Gottfried von Sergines, Herrn Philipp von Anemos, für den Marschall von Frankreich, Don Mieis genannt, den Großmeister des Trinitatisordens, und für mich. Den Grafen von Poitiers behielten sie zurück, bis ihnen der König die 200000 livres würde haben bezahlen lassen, die er ihnen, bevor er das Ufer des Flusses verliesse, zu entrichten verbunden war.

Sonnabends vor Himmelfahrt, welcher Sonnabend der Tag nach demjenigen ist, an welchem wir freygelassen wurden, beurlaubten sich vom Könige der Graf von Flandern und der Graf von Soissons, und mehr

tigen. Unter diesen war der merkwürdigste der vertriebene König von Böhmen und Pfalzgraf Friedrich der Fünfte, der aus Holland dahin geeilt war, sich seinem Rächer und Beschützer in die Arme zu werfen. Gustav Adolph erwies ihm die unfruchtbare Ehre, ihn als ein gekröntes Haupt zu begrüßen, und bemühte sich, ihm durch eine edle Theilnahme sein Unglück zu erleichtern. Aber so viel sich auch Friedrich von der Macht und dem Glück seines Beschützers versprach, so viel er auf die Gerechtigkeit und Großmuth desselben baute, so weit entfernt war dennoch die Hoffnung zur Wiederherstellung dieses Unglücklichen in seinen verlornen Ländern. Die Unthätigkeit und die widersinnige Politik des Englischen Hofes hatte den

Eifer Guſtav Adolphs erkältet, und eine Empfindlichkeit, über die er nicht ganz Meiſter werden konnte, ließ ihn hier den glorreichen Beruf eines Beſchützers der Unterdrückten vergeſſen, den er bey ſeiner Erſcheinung im Deutſchen Reiche ſo laut angekündigt hatte. Auch den Landgrafen Georg von Heſſen-Darmſtadt hatte die Furcht vor der unwiderſtehlichen Macht und der nahen Rache des Königs herbey gelockt, und zu einer zeitigen Unterwerfung bewogen. Die Verbindungen, in welchen dieſer zweydeutige Fürſt mit dem Kaiſer ſtand, und ſein ſchlechter Eifer für die proteſtantiſche Sache waren dem König kein Geheimniß; aber der Haß eines ſo ohnmächtigen Feindes konnte ihn bloß zum Mitleid, und die Wichtigkeit, welche

der Schwachkopf ſich gab, nur zum Lachen bewegen. Da der Landgraf ſich ſelbſt und die politiſche Lage Deutſchlands wenig genug kannte, um ſich, eben ſo unwiſſend als dreiſt, zum Mittler zwiſchen beyden Parteyen aufzuwerfen, ſo pflegte ihn Guſtav Adolph ſpottweiſe nur den Friedensſtifter zu nennen. Oft hörte man ihn ſagen, wenn er mit dem Landgrafen ſpielte, und ihm Geld abgewann: „Er freue ſich „doppelt des gewonnenen Geldes, weil „es kaiſerliche Münze ſey.“ Landgraf Georg dankte es bloß ſeiner Verwandtſchaft mit dem Churfürſten von Sachſen, den Guſtav Adolph zu ſchonen Urſache hatte, daß ſich dieſer Monarch mit Uebergabe ſeiner Feſtung Rüſſelsheim und mit der Zuſage begnügte, eine

ſtrenge Neutralität in dieſem Kriege zu beobachten. Auch die Grafen des Weſterwaldes und der Wetterau waren in Frankfurt bey dem König erſchienen, um ein Bündniß mit ihm zu errichten, und ihm gegen die Spanier ihren Beyſtand anzubieten, der ihm in der Folge ſehr nützlich war. Die Stadt Frankfurt ſelbſt hatte alle Urſachen, ſich der Gegenwart des Monarchen zu rühmen, der durch ſeine königliche Autorität ihren Handel in Schutz nahm, und die Sicherheit der Meſſen, die der Krieg ſehr geſtört hatte, durch die nachdrücklichſten Vorkehrungen wieder herſtellte.

Die Schwediſche Armee war jetzt durch zehntauſend Heſſen verſtärkt, welche Landgraf Wilhelm von Kaſſel dem König zugeführt hatte. Schon hatte Guſtav

Adolph Königstein angreifen laſſen, Koſtheim und Fliersheim ergaben ſich ihm nach einer kurzen Belagerung, er beherrſchte den ganzen Mainſtrom, und zu Höchſt wurden in aller Eile Fahrzeuge gezimmert, um die Truppen über den Rhein zu ſetzen. Dieſe Anſtalten erfüllten den Churfürſten von Mainz, Anſelm Kaſimir, mit Furcht, und er zweifelte keinen Augenblick mehr, daß Er der nächſte ſey, den der Sturm des Krieges bedrohte. Als ein Anhänger des Kaiſers und eins der thätigſten Mitglieder der katholiſchen Ligue, hatte er kein beſſeres Loos zu hoffen, als ſeine beyden Amtsbrüder, die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg, bereits betroffen hatte. Die Lage ſeiner Länder am Rheinſtrom machte es dem Feinde zur

Nothwendigkeit, ſich ihrer zu verſichern, und überdem war dieſer geſegnete Strich Landes für das bedürftige Heer eine unüberwindliche Reitzung. Aber zu wenig mit ſeinen Kräften und dem Gegner bekannt, den er vor ſich hatte, ſchmeichelte ſich der Churfürſt, Gewalt durch Gewalt abzutreiben, und durch die Feſtigkeit ſeiner Wälle die Schwediſche Tapferkeit zu ermüden. Er ließ in aller Eile die Feſtungswerke ſeiner Reſidenzſtadt ausbeſſern, verſah ſie mit allem, was ſie fähig machte, eine lange Belagerung auszuhalten, und nahm noch überdieß zweytauſend Spanier in ſeine Mauern auf, welche ein Spaniſcher General, Don Philipp von Sylva, kommandirte. Um den Schwediſchen Fahrzeugen die Annäherung unmöglich

zu machen, ließ er die Mündung des Mains durch viele eingeschlagene Pfähle verrammeln, auch große Steinmassen und ganze Schiffe in dieser Gegend versenken. Er selbst flüchtete sich, in Begleitung des Bischofs von Worms, mit seinen besten Schätzen nach Cölln, und überließ Stadt und Land der Raubgier einer tyrannischen Besatzung. Alle diese Vorkehrungen, welche weniger wahren Muth als ohnmächtigen Trotz verriethen, hielten die Schwedische Armee nicht ab, gegen Mainz vorzurücken, und die ernstlichsten Anstalten zum Angriff der Stadt zu machen. Während daß sich ein Theil der Truppen in dem Rheingau verbreitete, alles was sich von Spaniern dort fand, niedermachte, und übermäßige Contributionen erpreßte, ein

anderer die katholischen Oerter des Westerwaldes und der Wetterau brandschatzte, hatte sich die Hauptarmee schon bey Kassel, Mainz gegenüber, gelagert, und Herzog Bernhard von Weimar sogar am jenseitigen Rheinufer den Mausethurm und das Schloß Ehrenfels erobert. Schon beschäftigte sich Gustav Adolph ernstlich damit, den Rhein zu passiren, und die Stadt von der Landseite einzuschließen, als ihn die Fortschritte des Grafen Tilly in Franken eilfertig von dieser Belagerung abriefen, und dem Churfürstenthum eine, obgleich nur kurze, Ruhe verschafften.

Die Gefahr der Stadt Nürnberg, welche Graf Tilly während der Abwesenheit Gustav Adolphs am Rheinstrom Miene machte zu belagern, und im Fall

eines Widerſtandes mit dem ſchreckli-
chen Schickſal Magdeburgs bedrohte,
hatte den König von Schweden zu die-
ſem ſchnellen Aufbruch von Mainz be-
wogen. Um ſich nicht zum zweytenmal
vor ganz Deutſchland den Vorwürfen
und der Schande auszuſetzen, eine
bundsverwandte Stadt der Willkür
eines grauſamen Feindes geopfert zu
haben, machte er ſich in beſchleunigten
Märſchen auf, dieſe wichtige Reichsſtadt
zu entſetzen; aber ſchon zu Frankfurt
erfuhr er den herzhaften Widerſtand der
Nürnberger, und den Abzug des Tilly,
und ſäumte jetzt keinen Augenblick, ſeine
Abſichten auf Mainz zu verfolgen. Da
s ihm bey Kaſſel mißlungen war, unter
en Kanonen der Belagerten den Ue-
ergang über den Rhein zu gewinnen,

ſo richtete er jetzt, um von einer andern Seite der Stadt beyzukommen, ſeinen Lauf nach der Bergſtraße, bemächtigte ſich auf dieſem Wege jedes wichtigen Platzes, und erſchien zum zweytenmale an den Ufern des Rheins bey Stockſtadt zwiſchen Gernsheim und Oppenheim. Die ganze Bergſtraße hatten die Spanier verlaſſen, aber das jenſeitige Rheinufer ſuchten ſie noch mit vieler Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Sie hatten zu dieſem Ende alle Fahrzeuge aus der Nachbarſchaft zum Theil verbrannt, zum Theil in die Tiefe verſenkt, und ſtanden jenſeit des Stroms zum furchtbarſten Angriff gerüſtet, wenn etwa der König an dieſem Ort den Uebergang wagen würde. Der Muth des Königs ſetzte ihn bey dieſer Gelegenheit

mehr andere vornehme Herren, die auf den Galeeren waren gefangen worden. Der König sagte zwar zu ihnen: es komme ihm vor, als ob sie wohl thun würden, wenn sie so lange blieben bis der Graf von Poitiers, sein Bruder, auch wieder in Freiheit seyn allein sie erwiederten: sie könnten das nicht, weil die Galeeren schon seegelfertig wären. Sie bestiegen also ihre Galeeren, und kehrten nach Frankreich zurück. Sie nahmen dabey den guten Grafen Perron von Bretagne mit, der so krank war, daß er nur noch drey Wochen lebte, und auf dem Meere starb. Sonnabends Morgens fieng man mit der Auszahlung an, und brachte damit Sonnabend und Sonntag den ganzen Tag zu, bis in die Nacht; denn die Zahlung geschah nach der Waage, und in jeder Schale lag so viel als zehntausend Livres. Sonntags um die Vesperzeit ließen diejenigen, welche die Zahlung verrichteten, dem König zu wissen thun, daß ihnen noch 30000 Livres fehlten. Bey dem König befand sich niemand weiter, als der König von Sicilien, der Marschall von Frankreich, der Großmeister des Dreyfaltigkeitsordens und ich; die andern alle waren bey der Zahlung. Ich sagte zum König, es würde gut seyn, wenn er dem Komthur und den Marschall des Tempelordens rufen ließe; (denn der Großmeister war tod), und sie ersuchte, ihm dreyßigtausend Livres zum Lösegeld für seinen Bruder zu leihen. Der König ließ sie rufen und befahl mir, ihnen das zu sagen. Auf diesen Antrag versetzte Bruder Stephan von Otricourt, der Komthur des Tempelordens: „Herr von Joinville! der Rath, den Ihr gebt, ist weder gut, noch billig; denn ihr wißt, wir bekommen die Commenden unter der Bedingung, daß wir sie vermöge unsers Ordens, keinen Menschen geben dürfen, als denjenigen, die sie uns verleihen.“ Es fielen darüber

manche

einer ſehr großen Gefahr aus, in feindliche Hände zu gerathen. Um das jenſeitige Ufer zu beſichtigen, hatte er ſich in einem kleinen Nachen über den Fluß gewagt; kaum aber war er gelandet, ſo überfiel ihn ein Haufen Spaniſcher Reiter, aus deren Händen ihn nur die eilfertigſte Rückkehr befreyte. Endlich gelang es ihm, durch Vorſchub etlicher benachbarten Schiffer ſich einiger Fahrzeuge zu bemächtigen, auf deren zween er den Grafen von Brahe mit dreyhundert Schweden überſetzen ließ. Nicht ſo bald hatte dieſer Zeit gewonnen ſich am jenſeitigen Ufer zu verſchanzen, als er von vierzehn Kompagnien Spaniſcher Dragoner und Küraſſierer überfallen wurde. So groß die Ueberlegenheit des Feindes war, ſo tapfer wehrte ſich Brahe

mit seiner kleinen Schaar, und sein heldenmüthiger Widerstand verschaffte dem König Zeit, ihn in eigner Person mit frischen Truppen zu unterstützen. Nun ergriffen die Spanier, nach einem Verlust von sechshundert Todten, die Flucht; einige eilten die feste Stadt Oppenheim, andre Mainz zu gewinnen. Ein marmorner Löwe auf einer hohen Säule, in der rechten Klaue ein bloßes Schwert, auf dem Kopf eine Sturmhaube tragend, zeigte noch siebenzig Jahre nachher dem Wanderer die Stelle, wo der unsterbliche König den Hauptstrom Germaniens passirte.

Gleich nach dieser glücklichen Action setzte Gustav Adolph das Geschütz und den größten Theil der Truppen über den Fluß, und belagerte Oppenheim, wel-

ches nach einer verzweifelten Gegenwehr am achten December 1631 mit ſtürmender Hand erſtiegen ward. Fünfhundert Spanier, welche dieſen Ort ſo herzhaft vertheidigt hatten, wurden insgeſammt ein Opfer der Schwediſchen Furie. Die Nachricht von Guſtavs Uebergang über den Rheinſtrom erſchreckte alle Spanier und Lothringer, welche das jenſeitige Land beſetzt, und ſich hinter dieſem Fluſſe vor der Rache der Schweden geborgen geglaubt hatten. Schnelle Flucht war jetzt ihre einzige Sicherheit; jeder nicht ganz haltbare Ort ward aufs eilfertigſte verlaſſen. Nach einer langen Reihe von Gewaltthätigkeiten gegen den wehrloſen Bürger räumten die Lothringer die Stadt Worms, welche ſie noch vor ihrem Abzuge mit muthwilliger Grau-

samkeit mißhandelten. Die Spanier eilten, sich in Frankenthal einzuschließen, in welcher Stadt sie sich Hoffnung machten, den siegreichen Waffen Gustav Adolphs zu trotzen.

Der König verlor nunmehr keine Zeit, seine Absichten auf die Stadt Mainz auszuführen, in welche sich der Kern der Spanischen Truppen geworfen hatte. Indem er jenseit des Rheinstroms gegen diese Stadt anrückte, hatte sich der Landgraf von Hessen-Kassel diesseits des Flusses derselben genähert, und auf dem Wege dahin mehrere feste Plätze unter seine Botmäßigkeit gebracht. Die belagerten Spanier, obgleich von beyden Seiten eingeschlossen, zeigten anfänglich viel Muth und Entschlossenheit, das Aeußerste zu erwarten, und ein

ununterbrochenes heftiges Bombenfeuer regnete mehrere Tage lang in das Schwedische Lager, welches dem Könige manchen braven Soldaten kostete. Aber, dieses muthvollen Widerstands ungeachtet, gewannen die Schweden immer mehr Boden, und waren dem Stadtgraben schon so nahe gerückt, daß sie sich ernstlich zum Sturm anschickten. Jetzt sank den Belagerten der Muth. Mit Recht zitterten sie vor dem wilden Ungestüm des Schwedischen Soldaten, wovon der Marienberg bey Würzburg ein schreckhaftes Zeugniß ablegte. Ein fürchterliches Loos erwartete die Stadt Mainz, wenn sie im Sturm erstiegen werden sollte, und leicht konnte der Feind sich versucht fühlen, Magdeburgs schauderhaftes Schicksal an dieser reichen und prachtvollen Resi-

denz eines katholiſchen Fürſten zu rächen. Mehr um die Stadt als um ihr eigenes Leben zu ſchonen, kapitulirte am vierten Tag die Spaniſche Beſatzung, und erhielt von der Großmuth des Königs ein ſicheres Geleite bis nach Luxemburg; doch ſtellte ſich der größte Theil derſelben, wie bisher ſchon von mehrern geſchehen war, unter Schwediſche Fahnen.

Am dreyzehnten December 1631 hielt der König von Schweden ſeinen Einzug in die eroberte Stadt, und nahm im Pallaſt des Churfürſten ſeine Wohnung. Achtzig Kanonen fielen als Beute in ſeine Hände, und mit achtzigtauſend Gulden mußte die Bürgerſchaft die Plünderung abkaufen. Von dieſer Schatzung waren die Juden und die Geiſtlichkeit ausgeſchloſſen, welche noch für ſich

beſonders groſse Summen zu entrichten hatten. Die Bibliothek des Churfürſten nahm der König als ſein Eigenthum zu ſich, und ſchenkte ſie ſeinem Reichskanzler Oxenſtierna, der ſie dem Gymnaſium zu Weſterähs abtrat; aber das Schiff, das ſie nach Schweden bringen ſollte, ſcheiterte, und die Oſtſee verſchlang dieſen unerſetzlichen Schatz.

Nach dem Verluſt der Stadt Mainz hörte das Unglück nicht auf, die Spanier in den Gegenden des Rheins zu verfolgen. Kurz vor Eroberung jener Stadt hatte der Landgraf von Heſſen-Kaſſel Falkenſtein und Reifenberg eingenommen; die Feſtung Königſtein ergab ſich den Heſſen; der Rheingraf Otto Ludwig, einer von den Generalen des Königs, hatte das Glück, neun Spaniſche Schwa-

dronen zu ſchlagen, die gegen Frankenthal im Anzuge waren, und ſich der wichtigſten Städte am Rheinſtrom von Poppart bis Baccharach zu bemächtigen. Nach Einahme der Feſtung Braunfels, welche die Wetterauiſchen Grafen mit Schwediſcher Hülfe zu Stande brachten, verloren die Spanier jeden Platz in der Wetterau, und in der ganzen Pfalz konnten ſie, außer Frankenthal, nur ſehr wenige Städte retten. Landau und Kronweißenburg erklärten ſich laut für die Schweden. Speyer bot ſich an, Truppen zum Dienſt des Königs zu werben. Mannheim ging durch die Beſonnenheit des jungen Herzogs Bernhard von Weimar und durch die Nachläſſigkeit des dortigen Kommendanten verloren, der auch

dieſes Unglücks wegen zu Heidelberg vor das Kriegsgericht gefodert und enthauptet ward.

Der König hatte den Feldzug bis tief in den Winter verlängert, und wahrſcheinlich war ſelbſt die Rauhigkeit der Jahrszeit mit eine Urſache der Ueberlegenheit geweſen, welche der Schwediſche Soldat über den Feind behauptete. Jetzt aber bedurften die erſchöpften Truppen der Erholung in den Winterquartieren, welche ihnen Guſtav Adolph auch bald nach Eroberung der Stadt Mainz in der umliegenden Gegend bewilligte. Er ſelbſt benutzte die Ruhe, welche die Jahrszeit ſeinen kriegeriſchen Operationen auflegte, dazu, die Geſchäfte des Kabinets mit ſeinem Reichskanzler abzuthun, der Neutralität wegen mit dem Feind Unter-

handlungen zu pflegen, und einige politische Streitigkeiten mit einer bundsverwandten Macht zu beendigen, zu denen sein bisheriges Betragen den Grund gelegt hatte. Zu seinem Winteraufenthalt und zum Mittelpunkt dieser Staatsgeschäfte erwählte er die Stadt Mainz, gegen die er überhaupt eine gröſsere Neigung blicken ließ, als sich mit dem Interesse der Deutschen Fürsten, und mit dem kurzen Besuche vertrug, den er dem Reiche hatte abstatten wollen. Nicht zufrieden, die Stadt auf das stärkste befestigt zu haben, ließ er auch ihr gegenüber, in dem Winkel, den der Main mit dem Rheine macht, eine neue Citadelle anlegen, die nach ihrem Stifter Gustavsburg genannt, aber unter dem Namen Pfaffenraub,

manche harte Worte und Schmähungen zwischen mir und ihm. Hierauf nahm Bruder Reinhold von Vichiers, der Marschall vom Tempelorden, das Wort, und sagte: „Sire! achtet nicht auf den Streit zwischen dem Herrn von Joinville und unserm Komthur; denn, wie unser Komthur schon gesagt hat, wir dürfen nichts weggeben ohne unsern Eyd zu brechen; und daß der Seneschal Euch den Rath gibt, was wir Euch nicht leihen wollen, Euch selbst zu nehmen, damit sagt er eben nicht viel; Ihr mögt es machen wie Ihr wollt; und nehmt Ihr vom unsrigen, so haben wir wohl eben so viel vom Eurigen in Acra, daß Ihr uns wohl schadlos halten sollt." Ich sagte zum König: ich wolle gehen, wenn er es haben wolle; und er befahl es mir. Ich begab mich also auf eine von den Galeeren des Tempelordens, auf die Großmeistergaleere; und da ich hinunter gehen wollte in den Unterboden der Galeere, wo der Schatz sich befand, forderte ich den Tempelkomthur auf, selbst mitzugehn und zu sehen, wie viel ich nähme; aber es beliebte ihn nicht mitzugehn. Der Marschall hingegen sagte, er wolle dabey seyn, und sehen wie ich Gewalt brauchen würde. Als ich dort unten war, wo sich der Schatz befand, verlangte ich vom Schatzmeister des Tempelordens, den ich da antraf, er sollte mir die Schlüssel zu einem Kasten geben, den ich vor mir erblickte. Er aber, der mich so mager und entfleischt von der Krankheit sah und in der Kleidung die ich in der Gefangenschaft trug, sagte zu mir, er gebe mir ihn nicht. Da erblickte ich eine Axt, die an der Erde lag; die nahm ich und sagte, ich wolle nun mit dem Hauptschlüssel aufschließen. Als das der Marschall sah, ergiff er mich bey der Hand, und sagte zu mir: „Herr! wir sehen wohl, daß Ihr Gewalt gegen uns braucht; wir wollen Euch die Schlüssel geben."

Pfaffenzwang bekannter geworden iſt.

Indem Guſtav Adolph ſich Meiſter vom Rhein machte, und die drey angrenzenden Churfürſtenthümer mit ſeinen ſiegreichen Waffen bedrohte, wurde in Paris und Saint Germain von ſeinen wachſamen Feinden jeder Kunſtgriff der Politik in Bewegung geſetzt, ihm den Beyſtand Frankreichs zu entziehen, und ihn wo möglich mit dieſer Macht in Krieg zu verwickeln. Er ſelbſt hatte durch die unerwartete und zweydeutige Wendung ſeiner Waffen gegen den Rheinſtrom ſeine Freunde ſtutzen gemacht, und ſeinen Gegnern die Mittel dargereicht, ein gefährliches Mißtrauen in ſeine Abſichten zu erregen. Nachdem er das Hochſtift Würzburg und den größten

Theil Frankens ſeiner Macht unterworfen hatte, ſtand es bey ihm, durch das Hochſtift Bamberg und durch die obere Pfalz in Bayern und Oeſterreich einzubrechen; und die Erwartung war ſo allgemein als natürlich, daß er nicht ſäumen würde, den Kaiſer und den Herzog von Bayern im Mittelpunkt ihrer Macht anzugreifen, und durch Ueberwältigung dieſer beyden Hauptfeinde den Krieg auf das ſchnellſte zu endigen. Aber zu nicht geringem Erſtaunen beyder ſtreitenden Theile verließ Guſtav Adolph die von der allgemeinen Meinung ihm vorgezeichnete Bahn, und anſtatt ſeine Waffen zur Rechten zu kehren, wendete er ſie zur Linken, um die minder ſchuldigen und minder zu fürchtenden Fürſten des Churrheins ſeine Macht empfinden zu

lassen, indem er seinen zwey wichtigsten Gegnern Frist gab, neue Kräfte zu sammeln. Nichts als die Absicht, durch Vertreibung der Spanier vor allen Dingen den unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich den Fünften wieder in den Besitz seiner Länder zu setzen, konnte diesen überraschenden Schritt erklärlich machen, und der Glaube an die nahe Wiederherstellung Friedrichs brachte anfangs auch wirklich den Argwohn seiner Freunde und die Verleumdungen seiner Gegner zum Schweigen. Jetzt aber war die untere Pfalz fast durchgängig von Feinden gereinigt, und Gustav Adolph fuhr fort, neue Eroberungsplane am Rhein zu entwerfen; er fuhr fort, die eroberte Pfalz dem rechtmäßigen Besitzer zurück zu halten. Vergebens erinnerte der Ab-

gesandte des Königs von England den Eroberer an das, was die Gerechtigkeit von ihm forderte, und sein eigenes feyerlich ausgestelltes Versprechen ihm zur Ehrenpflicht machte. Gustav Adolph beantwortete diese Aufforderung mit bittern Klagen über die Unthätigkeit des Englischen Hofes, und rüstete sich lebhaft, seine sieghaften Fahnen mit nächstem im Elsaß und selbst in Lothringen auszubreiten.

Jetzt wurde das Mißtrauen gegen den Schwedischen Monarchen laut, und der Haß seiner Gegner zeigte sich äußerst geschäftig, die nachtheiligsten Gerüchte von seinen Absichten zu verbreiten. Schon längst hatte der Minister Ludwigs des Dreyzehnten, Richelieu, der Annäherung des Königs gegen die Franzö-

ſiſchen Grenzen mit Unruhe zugeſehn, und das mißtrauiſche Gemüth ſeines Herrn öffnete ſich nur allzu leicht den ſchlimmen Muthmaßungen, welche darüber angeſtellt wurden. Frankreich war um eben dieſe Zeit in einen bürgerlichen Krieg mit dem proteſtantiſchen Theil ſeiner Bürger verwickelt, und die Furcht war in der That nicht ganz grundlos, daß die Annäherung eines ſiegreichen Königs von ihrer Partey ihren geſunkenen Muth neu beleben und ſie zu dem gewaltſamſten Widerſtand aufmuntern möchte. Dieß konnte geſchehn, auch wenn Guſtav Adolph auf das weiteſte davon entfernt war, ihnen Hoffnung zu

machen, und an seinem Bundsgenossen, dem König von Frankreich eine wirkliche Untreue zu begehn. Aber der rachgierige Sinn des Bischofs von Würzburg, der den Verlust seiner Länder am Französischen Hofe zu verschmerzen suchte, die gistvolle Beredsamkeit der Jesuiten, und der geschäftige Eifer des Bayrischen Ministers stellten dieses gefährliche Verständniß zwischen den Hugenotten und dem König von Schweden als ganz erwiesen dar, und wußten den furchtsamen Geist Ludwigs mit den schrecklichsten Besorgnissen zu bestürmen. Nicht bloß thörichte Politiker, auch manche nicht unverständige Katholiken glaubten

in vollem Ernst, der König werde mit nächstem in das innerste Frankreich eindringen, mit den Hugenotten gemeine Sache machen, und die katholische Religion in dem Königreich umstürzen. Fanatische Eiferer sahen ihn schon mit einer Armee über die Alpen klimmen, und den Statthalter Christi selbst in Italien entthronen. So leicht sich Traumereyen dieser Art von selbst widerlegten, so schnell auch die Ehrliebe und Toleranz des Königs dergleichen lächerliche Anklagen zu Boden schlug, so war dennoch nicht zu läugnen, daß er durch seine Kriegsunternehmungen am Rhein dem Argwohn seiner Gegner eine gefährliche

Blöße gab, und einigermaßen den Verdacht rechtfertigte, als ob er ſeine Waffen weniger gegen den Kaiſer und den Herzog von Bayern, als gegen die katholiſche Religion überhaupt habe richten wollen.

Bildnisse.

geben." Zugleich befahl er dem Schatzmeister sie mir zu überliefern. Als der Marschall dem Schatzmeister gesagt hatte, wer ich sey, erstaunte dieser nicht wenig. Ich fand, daß der Kasten, den ich öffnete, einen Serjent des Königs, Niklas von Choisy gehörte. Ich nahm das Geld heraus, das ich darin fand, und sie ließen es mich ungehindert in das Schiff schaffen, das mich gebracht hatte. Und ich nahm den Marschall von Frankreich, und ließ ihn bey dem Gelde; auf die Galeere aber wies ich den Meister des Dreyfaltigkeitsordens. Der Marschall reichte dem Meister das Geld zu, und der Meister reicht' es wieder mir auf das Schiff, wo ich stand. Als ich zu der Galeere des Königs zurück kam, rief ich ihm zu: „Sire! Sire! seht wie ich beladen bin." Und der heilige Mann sah mich sehr gern und freudig. Wir gaben denjenigen, welche die Zahlung verrichteten, was ich mitgebracht hatte.

Nachdem die Zahlung geschehen war, kamen die Räthe des Königs, welche die Zahlung verrichtet hatten, wieder zu ihm, und sagten ihm, die Sarazenen wollten seinen Bruder nicht eher frey lassen, als bis sie das Geld vor Augen sähen. Einige von den Räthen widerriethen zwar dem Könitz das Geld eher zahlen zu lassen, als er seinen Bruder wieder hätte; allein der König erwiederte: er würd' es ihnen zahlen, denn er hab' es ihnen versprochen; sie möchten sein Versprechen erfüllen, wenn sie anders recht zu thun gedächten. Da sagte Herr Philipp von Damos zum König, man habe den Sarazenen eine Lieferung von zehntausend Livres zu wenig abgewogen. Hierüber ward der König sehr entrüstet, und sagte: er bestehe darauf, man solle ihnen die zehntausend Livres nachzahlen, weil er ihnen versprochen habe, 200000 Livres

zu

Amalia Elisabeth
Landgräfin von Hessenfeld.

Amalia Elisabeth,

Landgräfin von Hessen-Kassel.

Nach Betrachtung der vielen furchtbaren Gemählde des dreyßigjährigen Krieges weilt der Forscher mit stillem Vergnügen bey dem schönen Bilde Amaliens Elisabeth, der großen Tochter Philipp Ludwigs des Zweyten, Grafen von Hanau. Durch eine liebenswürdige Bildung und durch die Grazie ihrer Sitten ist sie die Zierde ihres Geschlechts, durch häusliche Tugenden das

Muster eines guten Weibes, durch Weisheit und Standhaftigkeit, durch Verstand und Muth eine große Fürstin.

Mit den Reitzen der Jugend geschmückt, wurde sie, im siebzehnten Jahre ihres Alters, 1619 mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel, Wilhelm dem Fünften, vermählt, mit einem Fürsten, den die Geschichte einen Vater und Beschützer der Wissenschaften, einen Vertheidiger der Freyheit und einen Freund Gustav Adolphs nennt. Acht Prinzen und sechs Prinzessinnen waren die Pfänder ihrer Zärtlichkeit und Treue. Unterdessen der Landgraf, in den allgemeinen Krieg verwickelt, an der Spitze seines Heeres fechten mußte, sorgte sie unermüdet für die Erziehung ihrer Kinder, um noch nach ihrem Tode durch ihre Nachkommen den Unterthanen einen Segen zu hinterlassen. Sie hatte ihren Sohn, Wilhelm den Sechsten, zu einem vortrefflichen Regenten gebildet, nicht blos durch Grundsätze, sondern auch durch ihr eigenes Beyspiel. Im Jahr 1637, während der

Belagerung des Schloſſes Stückhauſen in Oſtfriesland, ſtarb ihr Gemahl in Leer, nicht durch Wunden, ſondern nach den Muthmaßungen des Arztes Laurelius durch Gift. In ſeinem Teſtamente legte er den Beweis nieder, wie ſehr er den Werth Amaliens kannte: ſie wurde darin zur Regentin des Landes und zur Vormünderin ſeiner Kinder beſtimmt. Das Land war am Rande des Unterganges; Amalia und ihre Kinder ſtanden auf dem Punkte deſſelben beraubet zu werden. Der Kaiſer hatte den verſtorbenen Landgrafen in die Acht erklärt; ſein Freund, Landgraf Georg der Zweyte von Heſſen-Darmſtadt, von einem kaiſerlichen Heer unterſtützt, ſolte dieſe Achtserklärung in Ausübung bringen, und Regent und Vormund werden. Aber Amaliens Klugheit war ſtärker als die Gewalt des Kaiſers. Sie übernahm die Regierung des Landes, erklärte ſich zur Vormünderin ihrer Kinder, vertheidigte ihr Land, ſetzte den Krieg fort, rettete den Staat vom Untergang durch unerſchütter-

liche Standhaftigkeit, und regierte ihn dreyzehn Jahre mit bewundernswürdiger Weisheit und mit unsterblichem Ruhm. Im Jahr 1650 übergab sie ihrem Sohn die Regierung des Landes, welches sie nicht nur in eine bessere Verfassung gesetzt, sondern auch durch ihre Staatsklugheit vermehrt, und dessen Besitz im Westphälischen Frieden für ihre Nachkommen befestiget hatte. Dann widmete sie ihr Leben der Stille und der Ausübung ihrer Religion. Sie starb 1651.

Wenn man alle Züge dieser großen und schönen Seele einzeln betrachtet hat, und sich dann dem Eindruck des Ganzen überläßt, so fühlt man sich von Liebe und Bewunderung durchdrungen. So einnehmende und feine Sitten, deren Zauber selbst dem Corps diplomatique beym Westphälischen Friedens-Congreß unwiderstehlich war, sind selten mit so hohem Muth und so heldenmüthigem Geiste vereiniget; die bescheidene häusliche Tugend kommt selten neben hohen Heldentugenden

empor; das Band der Freundschaft löset die Staatspolitik auf; durch die Sorge der Regierung wird die Aufmerksamkeit der Regenten auf die Veredelung und das Glück ihres Herzens gewöhnlich erstickt. Amalia Elisabeth, an die Grazie des Lebens gewöhnt, übernimmt die Vertheidigung ihres Landes gegen mächtige Feinde, vermittelst des Schwerts und der Politik. Sie ist Mutter ihrer Unterthanen und Mutter ihrer Kinder. In den größten Bedrängnissen bleibt sie ihren Bundesgenossen, den Schweden, treu. Sie rettet ihre Länder von dem Untergange, wird, ungeachtet eines verwüstenden Krieges, Schöpferin des Hessen-Kasselischen Staats, wie er noch in unserm Zeitalter bestehet, und beschützt, aus Überzeugung ihres Werthes, eine aufgeklärte Religion, der ihr ganzes Herz gewidmet war. Von ihren Unterthanen angebetet, von ganz Europa bewundert, steigt sie, ohne von diesem Glanz geblendet, ohne von Eitelkeit und Ehrgeitz gefesselt zu seyn, sobald es die Umstände

erlauben, von ihrem Fürſtenſitz herniederzu, um, mit geſammeltem Gemüth und mit ruhigem Geiſte, der Stille des Grabes entgegen zu gehen.

So war Amalia Eliſabeth die größte Fürſtin ihrer Zeit, von keiner Fürſtin der Nachwelt übertroffen, vielleicht von wenigen erreicht.

Cardinal Herzog
von Richelieu

zu bezahlen, bevor er sich vom Fluß entfernt habe. Da trat ich Herrn Philipp auf den Fuß, und sagte zum König: er solle ihm nicht glauben, weil er nicht die Wahrheit sage; die Sarazenen wären die ärgsten Betrüger auf der Welt. Herr Philipp sagte auch nun: ich hätte Recht, und er habe das uns im Scherz gesagt. Der König aber versetzte, das sey ein sehr übel angebrachter Scherz: „und euch, sagt er zu Herrn Philipp, befehle ich, bey der Treue, die ihr mir als Lehnmann schuldig seyd, wenn die zehntausend Livres noch nicht bezahlt sind, dafür zu sorgen, daß sie noch bezahlt werden."

Viele Leute hatten dem König den Rath gegeben, sich auf das Schiff zu begeben, das seiner auf offenem Meere wartete, um sich der Gewalt der Sarazenen zu entziehen. Allein der König gab ihnen keinen Beyfall; sondern sagte, er werde sich nicht eher vom Fluß entfernen, wie er es zugesagt, als bis er ihnen die 200000 Livres ausgezahlt habe. Sobald nun die Zahlung geleistet war, sagte der König, ohne daß ihn jemand daran erinnert hatte: nun sey er seines Eydes ledig; nun wollten wir aufbrechen, und uns auf das Schiff begeben, das in offenem Meere vor Anker lag. Unsere Galeere brach auch nunmehr wirklich auf. Wir ruderten wohl eine starke Meile fort, bevor eins von uns mit dem andern sprach, wegen des Kummers, den wir über den Grafen von Poitiers empfanden.

Indem kam Herr Philipp von Montfort in einem Galion, und rief dem König zu: „Sire! Sire! begrüßt euren Bruder, dem Grafen von Poitiers, der sich in diesem andern Schiffe befindet." Der König rief nach Licht, und man brachte Licht;

Armand Jean dü Pleßis,

Kardinal Herzog von Richelieu. *)

„Richelieus Geburt war glänzend; aus seiner Jugend schon blitzten Funken seines

*) Richelieu, einer von den seltenen Menschen, welche die Natur mit außerordentlichem Genie, und günstige Umstände mit vieler Macht begabt haben, setzte durch seine Politik zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges beynahe ganz Europa in Bewegung. Er wollte das Ansehen Frankreichs erheben, und deßhalb das Haus Oesterreich schwächen. Aus diesem Grunde unterstützte er die Protestanten in Deutschland, ermunterte Gustav Adolph zum Krieg gegen den Kaiser, und half dem Herzog Bernhard von Weimar mit Truppen und Geld. Wegen seines großen Einflusses hat man sein Bildniß der Geschichte dieses Krieges beygefügt.

Verdienstes hervor. Er zeichnete sich in der Sorbonne aus, und man ward die Kraft und die Lebhaftigkeit seines Geistes sehr früh gewahr. Er wußte sich gewöhnlich sehr gut zu entschließen. Er hielt auf sein Wort, wo ein großes Interesse ihn nicht zum Gegentheil zwang; und auch dann vergaß er nichts, um den Schein der Treue zu retten. Ohne freygebig zu seyn, gab er mehr als er versprach, und würzte seine Wohlthaten mit bewunderungswürdiger Kunst. Den Ruhm liebte er mehr als die Moral es erlaubt; aber gestehen muß man es, die Rechtmäßigkeit seiner innern Ansprüche ging bey diesem Manne gleichen Schritt mit der sündlichen Übertreibung, die er sich in dem Ziel seines Ehrgeizes erlaubte. Herz und Geist waren an ihm der Gefahr nicht überlegen, hinter ihr zurück blieben aber beyde auch nicht; und man kann sagen, daß er sie durch seine Klugheit öfter abwehrte, als durch seine Standhaftigkeit überwand. Freunde kann

ten auf ihn rechnen, und selbst beym Publikum wünschte er beliebt zu seyn: auch fehlte es ihm dazu weder an Höflichkeit, noch am Äußerlichen, noch an andern Eigenschaften, die geschickt sind, diesen Zweck zu erreichen; nur ein gewisses unbestimmbares Etwas ging ihm ab, das hierin ganz vorzüglich erfordert wird. Durch seine Gewalt und seine fürstliche Pracht verdunkelte er die persönliche Majestät des Königs; aber er versah das königliche Amt mit so vieler Würde, daß ein mehr als gemeiner Sinn nöthig war, um das Gute und das Schlimme in diesem Punkt nicht zu verwechseln. Niemand hat so richtig als er zwischen dem Guten und dem Bessern, dem Bösen und dem Schlimmeren zu unterscheiden gewußt; und dieß ist eine große Eigenschaft an einem Minister. Er verlor bey den Kleinigkeiten, welche die Einleitung zu großen Dingen machen, zu leicht die Geduld; mit diesem Fehler aber, der von der Erhabenheit des Geistes herrührt, sind immer Kräfte verbunden, die

demselben abhelfen. An Religion fehlte es ihm für diese Welt nicht; seine Neigung oder sein Verstand trieben ihn zum Guten, so oft ihn sein Vortheil nicht aufforderte, das Böse zu thun, das er vollkommen kannte, wenn er es that. Er betrachtete den Staat nur für seine Lebenszeit; doch hat nie ein Minister sich so eifrig bemüht, die Menschen glauben zu machen, daß er auf die Zukunft des Staats Bedacht nähme. Kurz, wir müssen bekennen, daß seine Laster durch seine erhabene Stelle leicht ein glänzendes Gepräge erhalten konnten, weil sie so beschaffen waren, daß sie großer Tugenden zu Werkzeugen bedurften.

„Ein Mann, der solche Eigenschaften, und von denen selbst, die er nicht besaß, den Schein so täuschend hatte, mußte sich bey der Welt leicht in jener Art von Ehrfurcht erhalten, welche die Verachtung von dem Haß absondert, und in einem Staat, der keine Gesetze mehr hat, auf einige Zeit wenigstens, ihren Mangel ersetzt." —

Dieſe kraftvolle und warme Schilderung des Kardinals Richelieu, die wir aus den Mémoires de Retz gezogen haben, überhebt uns um ſo mehr, von dem öffentlichen Leben dieſes außerordentlichen Mannes und von dem Charakter ſeiner Staatsverwaltung zu ſprechen, als unſre weiteren Betrachtungen über dieſen Stoff, aus dem Zuſammenhang der Weltgeſchichte geriſſen, und in den engen Raum, der uns hier vorgezeichnet iſt, gedrängt, unzulänglich oder dunkel bleiben würden. Auch ſeine perſönlichen Eigenſchaften hat der Kardinal Retz hier nur in Verbindung mit ſeiner glänzenden Regierung aufgeſtellt; die Immoralität des Deſpotismus, der Anmaßung, der Selbſtſucht, verſchwindet bey dieſem Geſichtspunkt in der Energie und der Würde, mit welcher der unumſchränkte Miniſter den Zepter ſeines Herrn geführt hat. Frau von Motteville, (Hofdame der Königin Anna von Oeſterreich) vergleicht ſehr chriſtlich in ihren Memoiren

den Französischen Staat unter Richelieus Ministerium, mit jenen glücklichen Kindern, die auf Erden eines Wohlstands geniessen, den ihre Väter mit ewiger Verdammniß bezahlen müssen. Dieser Vergleich ist schön, das Fromme darin auch beyseite gesetzt. Der Edle kennt eine Hölle, die von dem Dogma der Religionen unabhängig ist. In den Zügen von Richelieus Leben — denn sein Ministerium war nicht sein Leben — die wir hier sammeln werden, wird man den unedlen Mann, den tückischen, grausamen, heuchlerischen Priester, den kriechenden, furchtsamen Höfling, den übermüthigen Parvenü, und den unglücklichen Menschen erkennen; man wird sich erinnern, daß er ein großer Staatsmann war, daß mit diesen Künsten Nationen und Könige in Fesseln geschlagen werden, und — einem jeden sey es dann überlassen, seine Begriffe und Gefühle von Menschenliebe, von Größe und von Tugend, seine sittlichen und politischen Grundsätze

zu vermählen und zu ordnen wie er kann. Wenn es wahr ist, daß die Seele des Mahlers im treuesten Gemählde sich zugleich mit dem abgebildeten Gegenstand offenbart, so dürfen wir hoffen, daß kein Zweifel übrig bleiben wird, ob Richelieu nicht mehr gewesen seyn würde, wenn er besser gewesen wäre.

Ludwig der Dreyzehnte war einer von den Fürsten, die durch Unfähigkeit selbst zu herrschen, und durch die stete Furcht beherrscht zu werden, welche die Folge dieser Unfähigkeit ist, zu einer beständigen und schimpflichen Knechtschaft bestimmt sind. Das große Mittel über ihn und durch ihn alles zu vermögen, war das einfache Hausmittel, das bey allen schwachen und eigenwilligen Menschen anschlägt: ihre Eifersucht auf ihre Gewalt und ihr Ansehen ohne Unterlaß zu reitzen. Die nächsten Eingriffe hatte er von seinen nächsten Verwandten zu besorgen; um die Anmaßungen derselben abzuwenden, warf er sich in die Arme jedes

Ehrgeitzigen, der zu der gefährlichen Stelle seines Günstlings Lust hatte. Um nichts zu verlieren, gab er dann alles weg, und behielt nur die Nothwendigkeit, das Geschöpf seiner eignen Schwäche auch zu hassen.

Sein erster Herr war Concini, den er durch fünf bis sechs vornehme Meuchelmörder aus dem Wege räumen ließ. Jetzt bin ich König! rief er aus, nachdem die kühne That glücklich ausgeführt war. Aber selbst zu dieser Grausamkeit war er schon durch einen neuen Günstling verleitet, der bey der Beschäftigung, Vögel für ihn zur Jagd abzurichten, zu den Geheimnissen seiner Schwäche und der Französischen Monarchie gekommen war. Concini hatte geglaubt, ihn durch Wohlthaten zu binden; aber Lüines war des königlichen Vertrauens zu würdig, um auf halbem Wege stehen zu bleiben. Die Florentinische Partey,

an deren Spitze die Königin Mutter, Maria von Medicis, stand, war nun durch Concini's Ermordung am Französischen Hofe gestürzt; und es lag weder an Lüines Gewissenhaftigkeit, noch an des Königs Tugend, daß Ludwig, der Gerechte genannt, nicht in Nero's Fußstapfen trat.

Richelieu gehörte damals zu dem Anhang Concini's und der Königin: er war noch unwichtig genug, um sich bloß in der allgemeinen Ungnade, welche diese Partey traf, mit begriffen zu finden, und erhielt die Erlaubniß, der verwittweten Königin nach Blois zu folgen. Man fing aber bald an, seinen Einfluß und seine Rathschläge zu fürchten; er mußte daher auf Befehl des Hofs die Königin verlassen, und eine Art von Exilium in Avignon aushalten, während dessen er sich damit beschäftigte, theologische Bücher zu schreiben, die nach dem

Urtheil der Kenner und der Liebhaber ziemlich schlecht sind.

Er war indessen nicht dazu gemacht, das Opfer der Partey zu werden, in welche sein Vortheil ihn zuerst gezogen hatte. Als die Uneinigkeit zwischen Mutter und Sohn zum bürgerlichen Krieg erwuchs, bot er dem Hofe seine Dienste zu Wiederherstellung des Friedens an. Das unbegrenzte Vertrauen, welches die Königin auf ihn setzte, machte ihn dem König und dem Günstling zum willkommensten Werkzeug, um sich mit so wenig Nachtheil als möglich aus einem Handel zu ziehen, bey welchem nichts zu gewinnen war, als der Unwille aller gesitteten Nationen. Er begab sich, gleichsam aus eignem Antriebe, wieder zur Königin, und wußte sein Verständniß mit dem Hofe vor ihr so geheim zu halten, als es zum Besten seines Auftrags nöthig war. Auf diese Art stiftete er eine Ver-

worüber denn unsere Freude so groß war, als sie damahls unter uns seyn konnte. Der König bezahlte sein Schiff und wir auch. Ein armer Fischer brachte der Gräfinn von Poitiers die Nachricht, er habe den Grafen von Poitiers in Freyheit gesetzt; und sie ließ ihm zwanzig livres Pariser Währung auszahlen.

Ich darf einige von den Ereignissen, die in Aegypten vorfielen, so lange wir da verweilten, nicht vergessen. Zu allererst aber muß ich vom Herrn Walther von Chatillon etwas nachholen. Von diesem erzählte mir ein Ritter, Mahaeus Herr Johann von Mienson: er habe den Herrn von Chatillon in einer Straße zu Kasel (wo der König gefangen wurde) gesehen, welche Straße gerade durch Kasel gehe, so daß man an beyden Enden ans freye Feld sehen könne. In dieser Straße hielt sich Herr Walther von Chatillon, mit bloßem Schwerte in der Hand. Wenn er nun sahe, daß Türken in dieser Straße sich blicken ließen, so sprengte er mit dem Schwerte in der Faust gegen sie an, und jagte sie aus Kasel hinaus. Aber während daß die Türken vor ihm flohen, bedeckten sie ihn mit Pfeilen, denn sie schoßen rückwärts eben so gut als vorwärts. Hatt' er sie nun aus Kasel hinaus getrieben, so zog er die Pfeile aus seinen Wunden die er empfangen, legte seinen Waffenrock an, richtete sich in seinen Steigbügeln in die Höhe, streckte den Arm mit dem Schwerte hoch empor, und rief dazu: „Chatillon! Ritter! wo sind meine braven Leute?" Wenn er sich nun umwandte, und sah, daß Türken vom andern Ende der Straße eingedrungen waren, so rennt' er von neuem mit dem Schwerte in der Faust gegen sie an, und verjagte sie; und auf solche Art macht' ers dreymahl. — Als mich der Gar-

söhnung, die freylich nicht von langer Dauer seyn konnte, bey welcher er aber seine Absicht, einige Stufen höher zu steigen, und festen Fuß am Hofe zu fassen, vollkommen erreichte. Die Königin glaubte ihm die größten Verbindlichkeiten zu haben, und, was noch mehr war, ihre eigene Sucht nach Einfluß trieb sie an, sich mit dem lebhaftesten Eifer für die Vergrößerung eines Menschen, der ihr besonders angehörte, zu verwenden. So viel Verrätherey bey den verborgenen Diensten, die der Hof selbst an Richelieu zu belohnen hatte, mit untergelaufen war, so viel Falschheit und böser Wille mischte sich eine Zeit lang zu den Schritten, die man äußerlich that, um ihm den versprochenen Kardinalshut in Rom auszuwirken. Der Papst fand sich zwischen den öffentlichen Bewerbungen des Französischen Ambassadeurs, und den heimlichen Winken, die er vom Hof erhielt, daß es dem König kein Ernst damit wäre, endlich in einem

so seltsamen Gedränge, daß er mit der Verzögerung von Richelieus Promotion die wahre Absicht des Königs noch immer zu erfüllen glaubte, als, nach einer Heirath zwischen einer Nichte von Richelieu und einem Neffen von Lüines, letzterer schon die vorige Verstellung ganz aufgegeben hatte.

Man sieht, daß Richelieu am Hofe Ludwigs des Dreyzehnten und seiner Mutter in einer trefflichen Schule war, und er übertraf bald alle seine Meister. Der Priesterstand hüllt den unbändigsten Ehrgeiz in eine gewisse Sicherheit ein, die ihm einen großen Vortheil über jeden weltlichen Ehrgeiz verschafft. Es giebt eine Linie in den verworrenen und traurigen Verhältnissen der Höfe, über welche Furcht und Gewissensfeigheit sich nicht hinaus wagen, so wenig moralischen Werth eine solche Abstinenz von Verbrechen auch hat. Die Kühnheit und die hohe Men-

schenverachtung eines ſtärkeren Geiſtes ſcheut dieſe Grenze nicht, und wenn er im Kampfe mit gemeineren Menſchen bis dahin getrieben iſt, dann hat er meiſtens gewonnen, und lacht der ohnmächtigen Flüche. Dieſe beſondre Art von Größe zeigt uns die Geſchichte vorzüglich an Prieſtern; ein Prieſter mit der Seele eines Cäſars ſtellt die Schranken der ſittlichen Welt zurück, um ſeine Eroberungsſucht zu ſättigen. Wir werden Richelieus Leben reich finden an dieſen furchtbaren Triumphen; und der reine Vorwurf des Undanks, der Verrätherey, des Verbrechens, wird ſelten an den Großen verdient.

Die Königin erhielt nach Lüines Tod (1621) den Zutritt im Staatsrath; aber Richelieu hatte noch lange gegen die perſönliche Abneigung des Königs zu kämpfen. Seine Galanterien machten ihn dem König verhaßt, der aus natürlicher Kälte und Kränklichkeit ſehr keuſch lebte.

Außerdem gehört es mit zu dem ganzen Bilde, das man sich von Richelieu zu machen hat, daß die Kunst, in den Bedürfnissen der Sinne dem Lächerlichen und der Verachtung zu entgehen, seinem Geist überlegen war. Der König sah ihn für einen Verräther an; und ob er es gleich für ihn gewesen war, so hatte er dadurch doch sein Vertrauen verwirkt.

Aber der König war des Hasses zu gewöhnt, und seine Anhänglichkeit sogar war immer zu sehr mit bittern und feindseligen Empfindungen vermischt gewesen, als daß dieser Grund den Kardinal in seiner Laufbahn hätte aufhalten können. Von 1624, da er die lang gesuchte Stelle im Staatsrath einnahm, und dabey keine der kleinen Heucheleyen oder Ziererеyen unterließ, mit welchen ehrgeitzige Priester nicht sowohl die Welt zu täuschen hoffen, als ihrem Stande den gebührenden Zoll abzutragen suchen, bis 1629, da ihn der

König zum Principal-Minister seines Staats erklärte, wußte er seine Macht so zu gründen, daß der Haß des Königs, der Großen, und des ganzen Reichs sie nicht mehr zu erschüttern vermochte. Dem Mitleiden, der Schonung, der Furcht vor Menschenrechten unzugänglich, fand er sogar in der Feindschaft aller seine größte Sicherheit, da Ein Gegner vielleicht ihn hätte stürzen können. Er trieb ganze Rotten von mächtigen Mißvergnügten durch seine Henker aus einander, und brauchte die kleinlichen Ränke der Feigheit, um das Verderben abzuwenden, das ein Beichtvater, eine Hofdame, der unterste Hofbediente ihm im Stillen bereiten mochten. Hierbey muß man zugleich dem König die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er Einsichten genug hatte, um an Richelieu die hohen Talente des Staatsmanns zu erkennen, und von dieser Seite sich an ihn gebunden zu fühlen. Im Kabinet, im Felde sogar machte Richelieu den Na-

men des Königs siegen; und unter allen, die sich in die Gewalt eines schwachen Fürsten einzudrängen strebten, war er doch der einzige, der ihm wesentliche Vortheile für den Thron dafür zu bieten hatte; Vortheile, gegen welche Ludwigs Verstand doch nicht unempfindlich war.

Dankbarkeit gegen seine Wohlthäterin fand in seinen großen Entwürfen keinen Platz, und die Vergangenheit bewies, daß es ihm nicht schwer werden konnte, dem Vortheil sowohl als der Nothwendigkeit, Ludwigs einziger Herr zu seyn, alle Rücksichten gegen die Königin nachzusetzen. Auch war Maria zu stolz und zu unruhig, um den Mann, der seinen eignen erhabnen Gang ging, ungeneckt zu lassen, und sie war viel zu sehr unter ihm, um seinen Weg aufzuhalten, der nun über sie hin mußte. Sie hatte alle Ansprüche einer Königin, aber um sie geltend zu machen, die Seele des ge-

meinſten Weibes. Sie durfte den gewaltigen Beherrſcher der Franzöſiſchen Monarchie, der einſt zu ihren Hausbedienten gehört hatte, in dem Unmuth ihres Herzens mißhandeln; ſie hatte die bittere Freude, ihn vor ſich kriechen zu ſehen: aber als ihr Hochmuth ſich vor allen Friedensvorſchlägen ſträubte; als ſie es wagte, ihn an den Rand des Verderbens zu bringen, da mußte ſeine Rache ſie erdrücken.

Wir finden in einem Tagebuch des Kardinals, über die Uneinigkeiten zwiſchen ihm und der Königin Mutter, manche Umſtände, die uns belehren, daß in den inneren Verhältniſſen der Großen viele Dinge wieder vorkommen, von denen wir uns im gemeinen Leben mit Ekel und Verachtung wegwenden. Die Königin ließ einen Wahrſager nach dem andern kommen, um ſich das Ende des Kardinals prophezeihen zu laſſen; und das Gewicht, das er ſelbſt auf dieſen Umſtand legt,

macht es nicht unwahrscheinlich, was einige Geschichtschreiber von ihm erzählen, daß er sich über das Schicksal seiner Feinde bey Sterndeutern und Wahrsagern auch Raths erholte. Es fällt in das Niedrigkomische, daß die Königin sich zu wiederholten Malen, gegen den ganzen Hof, und mit der größten Heftigkeit beklagte, der Kardinal suche ihr ihren Leib-Apotheker zu nehmen, um ihr nach dem Leben zu trachten; aber man wird uns verzeihen, daß wir diese Beschwerde einer Königin gegen einen großen Mann nicht mit Stillschweigen übergangen haben.

Der ganze Hof trat in ein Bündniß gegen den harten und grausamen Despoten, der im Namen des Königs regierte; zwey Königinnen, Maria von Medicis, und Ludwigs Gemahlin, Anna von Österreich, führten das Komplott an; Gaston, des Königs Bruder, unterstützte es; der kranke König war von den Thränen und dem

Geschrey seiner Mutter unabläſſig beſtürmt; der Kardinal ſelbſt glaubte ſich verloren. An dem Tage, wo ſein Verderben für entſchieden angeſehen wurde, wagt er einen kühnen Schritt, drängt ſich zu der Königin und ihrem Sohn, bittet, fleht, kniet vor ihr nieder; der König kniet mit ihm; entrüſtet durch dieſe Erniedrigung nichts ausgerichtet zu haben, entfernt er ſich, der Kardinal folgt ihm, und in zwey Stunden iſt er Herr über das Leben ſeiner Feinde und über die Freyheit der Königin. Dieſer Tag, der 11. November 1630, iſt in der Franzöſiſchen Geſchichte unter dem Namen la journée des dupes berühmt.

Wer es einmal mit dem Kardinal aufzunehmen wagte, der hätte es müſſen auf das Aeußerſte treiben; denn, kaum dem Untergang entronnen, warf ſich dieſer rachſüchtige Mann mit gedoppelter Gewalt auf ſeine geſtürzten Feinde. Aber

die Gewißheit, verloren zu seyn wenn er sich rettete, scheint den Geist seiner Gegner in den entscheidenden Augenblicken mehr verwirrt, als zum äußersten Widerstand aufgemuntert zu haben. Entfernte Beziehungen auf das Komplott, den Minister zu verjagen, wurden, wie bey einer Verschwörung gegen den Staat, als Verbrechen der beleidigten Majestät ausgespäht und blutig geahndet. Wenn die Absicht der Verbündeten gelungen wäre, würde man es freylich auch an der Regierung wahrgenommen haben, daß die Majestät des Throns mehr auf dem Kardinal als auf dem König und seinem ganzen Hause beruhte.

Maria von Medicis, die Mutter des Königs, die Wittwe Heinrichs des Großen, mußte nach einer kurzen Gefangenschaft in das Ausland wandern. Sie wandte sich als Supplikantin an das Parlament, sie unterhielt am Hofe Verständ-

lern Admiral zu denjenigen gebracht hatte, die auf dem Lande waren gefangen worden, erkundigte ich mich bey denjenigen, die um ihn gewesen waren: aber da war niemand, der mir hätte sagen können, was aus ihm geworden. Nur sagte mir Herr Johann Joinvens, der gute Ritter, als man ihn gefangen nach Massura geführt, sey ihm ein Türk begegnet, der das Roß des Herrn Walthers von Chatillon geritten habe, und sey der Schwanzriemen des Pferdes ganz blutig gewesen. Er habe ihn gefragt, was er mit demjenigen, dem das Pferd gehörte, gemacht habe; und jener habe ihm zur Antwort gegeben, er habe ihm auf dem Pferde den Hals abgehauen, wie man noch an dem Schwanzriemen des Pferdes sehe, der mit seinem Blute bedeckt sey.

In unserm Lager war ein sehr wackerer Mann, mit Nahmen Herr Jacob von Castel, Bischoff von Soissons. Als dieser sah, daß unsere Leute von Damiette zurück kamen, wollte er voll großen Verlangens zu Gott zu kommen, gar nicht in sein Vaterland zurück kehren, sondern eilte zu Gott zu kommen, gab seinem Pferd die Sporen, und fiel ganz allein die Türken an, die ihn mit ihren Schwertern niederhauten, und ihn der Gemeinschaft Gottes und der Märtyrer zugesellten.

Während daß der König auf die Vollendung der Zahlung wartete, die seine Leute den Türken für die Befreyung seines Bruders, des Grafen von Poitiers abwogen, kam ein Sarazen, ein sehr wohl gekleideter und wohl gebildeter Mann, zum König, und beschenkte ihn mit Milch in Gefäßen und mit Blumen verschiedener Art, im Nahmen der Kinder Nasaks, der Sultan von Babylonien gewesen war; und

niſſe gegen den Kardinal, und mehrere Werkzeuge ihrer ohnmächtigen Rach: en: deten am Galgen und auf dem Schaffot ihr Leben. Sie ſtarb endlich 1641 zu Cöln, wenige Monate vor dem Kardinal, in der äußerſten Dürftigkeit, denn ihre Einkünfte waren kurz nach ihrer Flucht konfiſcirt worden.

Anna von Öſterreich blieb als Skla: vin des Miniſters am Hof ihres Ge: mahls, da es vielleicht nur an ihr ge: legen hätte, den Kardinal zu ihrem Skla: ven zu machen. Die Kühnheit, ſeine Wünſche bis zu einer jungen und ſchö: nen Königin erhoben zu haben, würde an Richelieu allenfalls noch zu verzeihen ſeyn, wenn ſein Äußerliches, mit ſeinem Stande verbunden, ihn bey einer ſolchen Unternehmung nicht dem ſchimpflichen Hohn: gelächter eines ſtolzen Weibes bloßgeſtellt hätte Er hatte Liebesbriefe gewagt, die in die Hände der Königin Mutter ge:

liefert worden waren; seine mündlichen Erklärungen hatte Anna mit dem ganzen Gewicht ihres Standes zurück gewiesen: hier schützte ihn nichts vor der entehrenden Rolle eines abgewiesenen alten Wollüstlings, eines nach Verdienst behandelten frechen Unterthans; und seine Macht, seine Würde, der Druck, in welchem er die Königin hielt, das Elend, das Blut sogar vieler Menschen, die sich bloß gegen diese Schwachheit versündigt hatten, machten den Schandfleck heller und unvergänglicher.

Der erste Prinz vom Geblüte, Gaston, irrte lange flüchtig im Reiche umher. Seine Sache war gerecht und glänzend, sein Ehrgeiz so natürlich, daß das Gegentheil an ihm verächtlich gewesen wäre. Auch fehlte es ihm nie an dem Anhange,

en diese Umstände, und der allgemeine
ßbehagen gegen Richelieu ihm verschaffen
ußten. Aber eine unüberwindliche Feig-
eit des Geistes — (er hatte persönli-
che Tapferkeit) — vernichtete alle diese
Vortheile. Es war sein beständiges Loos,
on seinen Dienern verkauft zu werden,
nd seine Freunde aufzuopfern. Auf kei-
en seiner Gegner konnte der Kardinal
ehr Schmach häufen, als auf diesen,
nn er kam aus jedem Kampf mit dem
ben, und einem neuen Verlust an sei-
r Ehre davon. Nach jeder Versöhnung
ß das Blut seiner Anhänger in Strö-
en auf dem Schaffot. Gaston schloß
ast nach einem kurzen bürgerlichen
ieg einen Frieden mit seinem Bru-
r, worin er durch einen besondern Arti-
wörtlich versprach, den Kardinal
Richelieu zu lieben.

Maria warf dem Kardinal oft vor, daß er weinen könnte wenn er wollte. Aber er begnügte sich nicht, wie es der natürliche Zusammenhang scheinen möchte, durch äußerliche Erniedrigung sich das innere Wesen der Gewalt zu versichern. So tief er auch durch Heucheley unterzutauchen wußte, so unmäßig war doch seine Sucht, mit den äußern Zeichen der Gewalt zu prahlen. Man zweifelt hierbey, ob man seine kindische Eitelkeit verachten, oder seine kühne Geringschätzung der Menschen, gegen welche er alles wagte, bewundern soll; aber der große Mann unterläßt um seinetwillen, was er um andrer willen wagen zu können wünßte. Richelieu beraubte den König sogar seines Hofstaats. Verlassen und allein sing Ludwig der Dreyzehnte in Saint-Germain Vögel, während daß Richelieu mit sei-

em Geiſt, ſeinem Arm und ſeiner Feder
Schlachten gewann und Städte eroberte;
nd Ludwig hatte Verſtand und Tap-
rkeit.

Sehr natürlich war es, daß ein ſo
unglücklicher Fürſt, und der es durch
chwachheit war, einen Troſt darin ſuchte,
ertraute ſeines Unmuths und ſeiner
aue zu haben. Aber ſo viel Süßigkeit
rf man einem König nicht zu Theil
rden laſſen. Mademoiſelle de Haute-
t, eine Hofdame der Königin, war
ige Zeit ſeine Vertraute, und die Lä-
rung ſelbſt ſah nie etwas anders in ihr.
e war ſo tugendhaft, daß ſie mit der
nigin des ſiechen Mannes ſrettete, der
h dem einfachen Mitleiden eines menſch-
en Weſens rang. Der König wußte
und ſtann ſein düſtres Daſeyn fort

Ein heller Augenblick erschien endlich für ihn, er fand an Mademoiselle de la Fayette, ebenfalls einer Hofdame der Königin, ein Geschöpf, das ihn anhörte, das ihn bedauerte, das rechtschaffen genug war, um ihn nicht zu verrathen, und eingeschränkt genug, um ihn am Ende vielleicht gar zu lieben. Er fing an, menschlich zu empfinden, seine Kälte zerrann mit seiner Bitterkeit vor der stillen Güte, die, von einem Weib an einem König ausgeübt, leicht zur Zärtlichkeit werden konnte. Sie widerstand dem ersten Schritt, den er je gegen ihr Geschlecht gethan hatte; sie glaubte Recht zu thun, sie glaubte zwey Seelen zu retten, und Ludwig versank wieder in sein königliches Elend. Mademoiselle de la Fayette war seine Heldin, aber Richelieus Sicherheit beruhte so sehr auf der moralischen Ge-

brechlichkeit aller die ihn umgaben, daß ein braves Mädchen, und Ludwigs Rückkehr zur Menschheit, die dieses Mädchen bewirkte, ihn mit Recht zittern machte. Ihr Umgang mit dem König, so unschuldig er auch war, so unschuldig, selbst nach ihren Begriffen, er bey Ludwigs scheuer Herzlichkeit, und bey ihrer schlichten Frömmigkeit wahrscheinlich geblieben wäre, wurde auf Anstiften des Kardinals ihrem eignen Gewißen zum Verbrechen gemacht: sie entschloß sich, die Welt zu verlaßen, sie ging in ein Kloster; der König weinte heftig, als sie von ihm Abschied nahm. Er besuchte sie nur Einmal in ihrem Kloster; er blieb lange am Gitter geheftet, und weinte: Richelieu erfuhr es, und bekte von neuem; der König durfte sie nicht wieder sehen.

Ein neues Ungewitter bereitete er sich selbst, als er dieses abgewendet hatte; aber Gefahr für Gefahr, konnte er freylich diejenige vorziehen, wo kein Schatten von Tugend auf der Seite seiner Gegner war. Um den König über den Verlust der la Fayette zu trösten, und ihn zugleich von der gefährlichen Sehnsucht nach Empfindung zu entwöhnen, wies ihm der Kardinal einen jungen Menschen, Cinqmars, zum täglichen Umgang an, der die nöthigen Talente hatte, um Ludwig dem Dreyzehnten in seinen Kinderspielen Gesellschaft zu leisten. Cinqmars war im Ganzen zum Günstling eines Königs verdorben; er beklagte sich oft gegen seine Freunde, daß ihm der Geruch von Ludwigs Athem so unerträglich wäre, daß er darum oft gegen ihn unartig würde; und, das Herz abgerech-

net; gehören für den Hofmann auch stumpfere Organe, als für andre Menschen. Indeßen war er dem steten Bedürfniß des Königs, seine Galle auszuschütten, so nothwendig, daß dieser sich alles von ihm gefallen ließ. Der vornehmste Gegenstand seiner Klagen war Richelieus Übermuth, und Cinqmars mußte sich dem König durch einen Eid verbinden, daß er dem Kardinal nie etwas wiedersagen würde. Aber bey den Ansprüchen, die Richelieu an Cinqmars zu machen hatte, war diese Rolle für ihn gefährlich, und niemand fand sich weniger im Stande, ihn zu sichern, als Ludwig. Diese kritische Lage wurde bald entschiedner, als der Kardinal sich dem Wunsch des Königs widersetzte, seinen Oberstallmeister — Cinqmars war zu dieser Stelle gelangt — im geheimen Con-

teil zuhören zu lassen. Cinamar warf sich nun zum Feind des Kardinals auf; die Seele der Verschwörung war, so zu sagen, der König selbst, ohngeachtet seine bekannte Schwäche einige andre Triebfedern nothwendig zu machen schien. Aber dieß eben war der Grund, warum sie mißlang. Die meisten Verschwornen glaubten sich, bey dem Antheil, den der Monarch an ihren Planen nahm, der Verschwiegenheit überhoben; der Kardinal entdeckte alles, unterschied sehr gut, was ihn retten konnte, und legte dem König die einzelnen Theile der Verschwörung vor, von denen er nicht unterrichtet war, und bey welchen seines Bruders Mitwirkung gegen seine kleine Masse von Regierungskunst anstieß. Richelieu kannte den König zu gut, um ihm auch nur die Beschämung zu erspa-

bey diesem Geschenke redet er ihn auf Französisch an. Der König fragte ihn, wo er Französisch gelernt habe; und er gab zur Antwort, er sey sonst ein Christ gewesen. Da sagte der König zu ihm: „entfernt Euch; ich mag nicht mehr mit Euch reden.“ Ich zog ihn auf die Seite, und fragte ihn über seine Umstände. Er sagte mir: er sey von Provins gebürtig, und mit dem König Johann nach Aegypten gekommen, sey auch hier verheyrathet, und ein angesehener reicher Mann. Ich sagte dagegen: „wißt Ihr denn nicht, daß, wenn ihr jetzo stürbet, ihr in die Hölle kommen würdet?‘ Er sagte: ‚ja! denn es ist gewiß, daß kein Glaube so gut ist, als der christliche; allein ich fürchte, wenn ich mich wieder zu Euch wendete, die Armuth, in der ich würde leben müssen und Vorwürfe. Alle Tage würde man zu mir sagen: seht da den Glaubensabtrünnigen! Lieber will ich in Wohlhabenheit und Gemächlichkeit leben, als in jenen Zustand gerathen, den ich vor mir sehe.“ Ich stellte ihm dagegen vor, der Vorwurf würde noch viel größer seyn am Tage des Gerichts, wo jedem seine böse Thaten würden vorgehalten werden, als das seyn würde, wovon er mir eben gesagt hätte. Ich setzte noch manch gutes Wort hinzu; aber es half nichts. So schied er von mir; und ich hab' ihn nicht wieder gesehen.

Ihr habt nunmehr vernommen, wie viele und große Drangsale der König und wir zu erdulden gehabt. Diesen Drangsalen entging auch die Königinn nicht. Drey Tage vor ihrer Niederkunft erhielt sie die Nachricht, der König sey gefangen. Ueber diese Nachricht erschrak sie so sehr, daß jedesmahl, wenn sie in ihrem Bette schlief, es ihr vorkam, als ob ihr Gemach mit Sarazenen angefüllt sey und daß sie deswegen ausrief: „Hülfe! Hülfe!“ Damit aber das Kind

noch

ren, in einem Entwurf verwikelt gewesen zu seyn, dem geheime Traktaten mit den Feinden des Reichs, den Spaniern, vorher gegangen waren. Ludwig bot, zum Unterpfand seiner Treue, dem Minister seine Kinder als Geißel an, und erhielt seine Verzeihung. Das Schikksal seiner Mitverschwornen ward Richelieus Henkern überlassen.

Cinqmars wurde enthauptet. Der König pflegte ihn cher ami zu nennen; als die Stunde seiner Hinrichtung schlug, zog Ludwig seine Uhr heraus und sagte: cher ami mag jetzt wohl eine trübselige Miene machen. Der Liebhaber der guten la Fayette hatte seine Natur früh wieder angenommen.

Der Kardinal laz in diesem Zeitpunkt an einer tödtlichen Krankheit nie-

der. Er reiſte die Rhone hinauf von Taraſcon nach Lyon, weil er die Bewegung des Wagens nicht mehr vertragen konnte, und nahm den Oberſtallmeiſter nach Lyon, wo er hingerichtet wurde, in einem Fahrzeuge mit, das er an das ſeinige binden ließ. Auch den König hatte er, zur Buße, gezwungen nach Taraſcon zu ihm zu kommen; und an dem obigen Bonnet Ludwigs des Dreyzehnten mochte vielleicht die Furcht, und der Wunſch, ſich dem Kardinal gefällig zu machen, einigen Antheil haben.

De Thou, ein Freund des Oberſtallmeiſters, deſſen einziges Verbrechen war, ihn nicht verrathen zu haben, wurde mit ihm hingerichtet. Sein Leben und ſein Tod machen den größten Schandfleck des Kardinals. Seine Rechtſchaf-

fenheit war allgemein geschätzt, und seine Unschuld war so sonnenklar, daß sie die Rachsucht des Kardinals bis zur Dummheit herabsetzt.

Wir finden in einer Geschichte des Kardinals Richelieu ein Kapitel, welches überschrieben ist: Milde des Herrn Kardinals gegen seine Feinde, und zum Beweis dient, daß die Niederträchtigkeit der Sklaverey auch den letzten Grad des Unverstandes nicht scheut.

Richelieu und der König fühlten beyde den Tod herannahen; aber jeder weidete sich unterdessen an den Planen, die er auf das frühere Ende des andern entwarf. Ludwig der Dreyzehnte wollte — wie er es in seinem siebzehnten Jahre, nach Concini's Ermordung, schon gewollt

hatte — endlich einmal regieren. Der Kardinal brütete darüber, nach dem Tod des Königs Regent des Reichs zu werden. Aber er starb (den 4. December 1642) einige Monate vor dem König.

Sein Tod war im Ganzen sehr erbaulich. Aber als sein Beichtvater ihm die Pflicht vorstellte, seinen Feinden zu verzeihen, antwortete er, daß er keine andern gehabt hätte, als die Feinde des Staats. Diese riesenmäßige Verwechselung war von einer Seite nicht unwahr, und außerdem war die Rede davon, Feinden zu verzeihen, an denen er sich schon gerächt hatte. Zu diesen frommen Versöhnungen auf dem Todbette versteht man sich leichter gegen glückliche Feinde.

Der Papst Urban der Achte sagte bey Richelieus Tode: Wenn ein Gott ist,

o wird er's entgelten; ist aber
eiper, so war es wahrlich ein
üchtiger Mann! Für einen niedri-
rn Geistlichen wäre der Einfall freylich
was stark gewesen.

Der Kardinal Richelieu war auch
benher ein schlechter Dichter, und er
urde Minister, wenn man seine Verse
lecht fand. Er beschützte daher seine
rüder in Apollo, und verfolgte das
enie.

Als der Zar Peter der Große in Pa-
war, umarmte er die Bildsäule des
rdinals Richelieu, und sagte diese Wor-
Lebtest du noch, ich würde
r eine Hälfte meines Reichs
ben, damit du mir die andre

regieren hälfest! Es würde dann wahrscheinlich sehr darauf angekommen seyn, welcher von beyden sein Leben und das ganze Reich behalten hätte.

Maximilian
Herzog v. Baiern.

Maximilian,

Herzog von Bayern und Churfürſt.

Maximilian war einer von den wenigen
ürſten, die den Anfang und das Ende
s dreyßigjährigen Krieges erlebten. Drey
hre vor ſeinem Tode ward das Friedens-
ſchäft vollendet, und es hat etwas Rüh-
ndes, daß von allen kriegführenden Thei-
er der erſte war, der die Waffen nieder-
te. Er hinterließ den glänzendſten Na-
n unter den Deutſchen Fürſten dieſes ver-
rrenen Zeitpunkts; er bereicherte ſein
us mit Ländern und Würden; ſein Ein-
ß blieb die ganze Zeit des Krieges durch

überwiegend; er wußte sein Ansehen gegen Freunde wie gegen Feinde zu behaupten, und wenn es darauf ankam, zu rächen; er war ein treuer und hülfreicher Bundesgenosse, seine Anhänglichkeit an die Partey, die er ergriffen hatte, war fest und gleich, ohne jemals zur Schwäche zu werden; er ließ keine Sünde auf Rechnung seiner Freundschaft hingehen. Fest, wie diese Grundsätze seines Leben, kann das Urtheil der Geschichte über ihn seyn, denn in einer Regierung von sechs und funfzig Jahren drückt der Geist eines Fürsten sich endlich ab.

Sein bis zur Erschöpfung thätiges Leben war ein ewiger Wechsel von wahrem und falschem Ruhm, von Vergrößerung, von beneidetem Glück, und von tiefem, erbitterndem Elend. Seine Länder waren oft der Schauplatz des Kriegs; theils setzte sie Rachsucht gegen Maximilian besondern und vorsätzlichen Mißhandlungen aus, theils vereitelten Neider und Nebenbuhler unter seiner eigenen Partey mehr als einmal seine

nicht umkäme, mit dem sie schwanger ging, ließ sie an ihrem Bett einen alten Ritter von achtzig Jahren schlafen. So oft sie schrie, faßte sie dieser bey der Hand, und sagte dann: „Dame! fürchtet Euch nicht, denn ich bin hier.“ Ehe sie niederkam, ließ sie jedermann aus dem Zimmer gehen, außer jenen Ritter, und kniete vor ihm nieder und bat ihn um eine Gabe; und der Ritter versprach sie ihr mit einem Schwur. Jetzt sagte sie zu ihm: „ich heische von Euch, bey dem Eide, den Ihr mir geschworen, daß, wenn die Sarazenen diese Stadt einnehmen, Ihr mir den Kopf abschlaget, ehe denn sie mich zur Gefangenen machen.“ Und der Ritter antwortete: „seyd versichert, daß ich das gerne thun werde; ich habe schon daran gedacht, daß ich Euch umbringen wollte, ehe sie sich unser bemächtigen.“

Die Königinn gebahr einen Sohn, der den Nahmen Johann erhielt; und dieser bekam denn Zunahmen Triſtan, wegen des Kummers, unter dem er geboren ward. An eben dem Tage, wo er geboren wurde, berichtete man ihr, die Genueſer, Piſaner und die aus den andern Städten wollten die Flucht ergreifen. Sie ließ daher gleich am Tage nach ihrer Niederkunft alle vor ihr Bett kommen, ſo daß das ganze Zimmer voll von Menſchen war. „Ihr Herren, ſagte ſie zu ihnen, um Gottes Willen verlaſſet dieſe Stadt nicht; denn ihr ſeht wohl, daß unſer Herr der König und alle diejenigen, die in Gefangenſchaft gerathen ſind, verloren ſeyn würden, wenn die Stadt überginge. Wollt ihr ja nicht, ſo erbarmet euch hier dieſer Armen, die hier liegt, daß ihr wenigſtens ſo lange warter, bis ſie das Wochenbett verlaſſen haben wird.“ Jene antworteten: „Dame! wie ſollten wir das thun können, da wir in dieſer Stadt

Vorkehrungen zur Schonung ſeines Volks;
wohlthätige Schonungen, wenn ſeine
und ſeiner Räthe Abſicht auch nur gewe-
en wäre, ſein Eigenthum zu ſcho-
nen. Zwiſchen blutiger Gewalt, und der
leiſen ſcheuen Förmlichkeit im Rathe des
höheren, dem er diente, wurde ſein Vor-
heil, ohngeachtet alles ſeines Aufwandes
n Politik und Kriegskunſt, oft unwürdig
eopfert.

Er diente dem Fanatismus und der Ei-
enmacht in mancher Ungerechtigkeit zum
Werkzeug. Er bewies bey mancher Gele-
nheit mehr Eigennutz als Sorge für ſeine
hre, die freylich oft durch die Geringfü-
gkeit der Gegenſtände ſeiner Habſucht mehr
ausgeſetzt wurde, als durch dieſe Leidenſchaft
ſelbſt, welche ſo leicht ihren Namen verän-
ern und Ehrgeitz heißen kann. Sein Ge-
winn in dem fürchterlichen Spiele war ein
Gegenſtand des Neids, der Mißgunſt, der
Vorwürfe, und er hatte am Ende ſo viel
verloren, als jeder Fürſt in Deutſchland.

Die müßige, ruhige Spekulation kann nicht leicht eine Möglichkeit erdenken, wie ein weiser Fürst in der Epoke eines allgemeinen Kriegs zu handeln hat, die damals nicht von einem oder dem andern in der Menge von schwachen und unwilligen Streitern erschöpft worden wäre. Aber das Elend war so allgemein und so unvermeidlich, daß Ein abgewehrtes Unheil den Fürsten in jener Zeit so hoch anzurechnen war, als in ruhigeren ein beglücktes Land. Wer kann also den Herzog von Bayern tadeln, für das was er that? Wer kann sagen, was er Besseres zu thun hatte?

Mäßigung und Standhaftigkeit, Liebe zum Frieden und Talent zum Krieg zeichneten im Ganzen Maximilians öffentliche Handlungen aus. Freylich hatten die Deutschen Fürsten zu wenig selbstständige Macht, als daß ihre überlegtesten Plane nicht in steter Gefahr gewesen wären, von den Wechseln des Glücks zerstört zu werden Wer mehr durch den Zufall als durch eigne Thor-

heit litt, weſſen Rathſchläge am wenigſten verdarben, wer die Kabinette der größern Mächte gewöhnt hatte, ihn bey ihren Rechnungen nicht auszulaſſen, wenn auch ein gelungener Zug des einen oder des andern Heeres ſeinen Wohlſtand auf eine unüberſehliche Zeit zerrüttete: der war der Größte und Weiſeſte unter ihnen. Dieſer Ruhm kann dem Herzoge von Bayern vielleicht nicht ſtreitig gemacht werden; aber an dem Elende jener Zeiten liegt es, daß der Anblick des Weiſeſten und Größten noch immer mehr traurig als erhebend bleibt. In dem allgemeinen Brand ward es dem, deſſen Haus in Flammen aufging, ſelten vergönnt, bey ſich zu löſchen und mit Muße wieder aufzubauen; eine unvermeidliche Nothwendigkeit ſtieß ihn fort, ſeines Nachbars Haus anzuzünden. Die Rolle, die Maximilian erwählt hatte, warf dieſes Loos auf ihn beſonders. Betrachtet man aber dagegen die Verwüſtung andrer Deutſchen Länder, deren Fürſten durch Unentſchiedenheit, ſich

zu schützen suchten, so neigt sich die Wage auf die Seite dessen, der wenigstens einen Willen behielt, und Kraft zum Widerstand oder zur Rache rettete.

Überhaupt war die Epoke des dreyßigjährigen Krieges arm an eigentlicher Menschengröße. Fälschlich hat man hier die Stimme der Empfindung von der Sache der Vernunft ausschließen wollen; Menschengröße und Menschenglück wandeln nicht so abgesondert, als es die Bewunderer jener Generationen zu glauben scheinen. Gustav Adolph allein fühlte den Krieg als Mensch, beschloß ihn als König, und führte ihn als Held. Aber der Krieg zehrte seine kurze Laufbahn auf, und das Schicksal vergönnte der Menschheit den ganzen Anblick seiner Größe nicht. Einen desto unbegrenzteren Wirkungskreis ließ es dafür einem Religionseifer, der, hinter bürgerliche Rechte und politische Konstitutionen, hinter wechselseitige Klagen über Eigenthumsverletzungen versteckt, nicht weniger gefährlich, nicht weniger

wüthend war; einer Politik, die durch ihre Mittel selbst, Verwirrung und Zerstörung, ihrer Absichten nie sicher blieb; einer Sucht nach Vergrößerung und Unterjochung, die, seitdem sie mehr in den Kabinetten der Fürsten sich fortpflanzte, als in ihrem Geiste aufstieg, die Kennzeichen der Schwäche und der Hartnäckigkeit angenommen hatte. Durch diese unnatürlichen Triebfedern wurden freylich übermenschliche Kräfte in Bewegung gesetzt, um der tiefen Erschöpfung, dem allgemeinen Lechzen nach Ruhe und Frieden zu trotzen. Große Talente traten auf, um jenem bis zur Konvenienz herabgesunkenen Ehrgeiz zu fröhnen oder zu widerstehen, und in der langwierigen Übung nahmen sie an Umfang und Stärke beträchtlich zu. Aber so gewiß der Vertrag zwischen den Fürsten und den Völkern nicht Selbstzerstörung zum Zweck hat, so gewiß gebührt der höchsten Anstrengung der Sklaverey mehr Mitleid als Bewunderung, und durch die Verkettung von entarteten Trieben und Leiden-

schaften, die diesen Krieg so unnatürlich verlängerten, ging in der Anstrengung selbst überhaupt, und meistens in dem Zweck derselben, die Größe verloren.

Die Geschichte gewinnt bey diesem Gesichtspunkt was ihre Helden einbüßen; daher wird eine gedrängte Übersicht von Maximilians Leben unser Nachdenken und unsere Theilnehmung noch erwecken, wenn er selbst auch unserer Bewunderung weniger werth befunden worden ist.

Ein richtiger Zug in diesem Fürsten ist, daß er den Gefahren einer so zweckwidrigen als sorgfältigen Erziehung entging. Pedanterie und Frömmeley bezeichnete alle Anstalten seines Vaters zur Bildung dieses Sohnes, den er sehr früh zur Regierung bestimmte; sein Panegyrist Adlzreiter, führt mit der besten Meinung von der Welt lauter Details von seinen Kinderjahren an, die eine kleinliche, abergläubische und folglich tyrannische Regierung erwarten lassen. In ihm selbst mußte also eine an-

dere Bildung vorgehen, welche ihn die Gewohnheiten der Frömmigkeit von seinen politischen Handlungen sehr wohl absondern lehrte, wo sie nicht gerade damit verbunden bleiben konnten. Der Erzherzog Ferdinand, nachmals Kaiser Ferdinand der Zweyte, theilte zu Ingolstadt die väterliche Pflege Herzog Wilhelms von Bayern mit Maximilian: glücklich, wenn er seinen Geist von dem Fanatismus nicht mehr hätte unterjochen lassen, als sein Mitschüler. Indessen mögen diese zusammen verlebten Jugendjahre mit als ein Grund zu Maximilians thätiger Anhänglichkeit für das Österreichische Haus anzusehen seyn, zumal da unter Ferdinands Nachfolger die Einigkeit zwischen dem Kaiser und seinem ersten Alliirten, Maximilian, zuerst zu wanken anfing.

Wilhelm hatte nun alle Mühe angewandt, seinen Sohn zu dem frömmsten, gelehrtesten und — weisesten Fürsten zu bilden; er hatte ihn verschiedene Reisen thun lassen, unter andern eine nach Rom, deren

Absicht war, die Schwellen der Apostel zu begrüßen, auf welcher aber des Jünglings glücklicher Verstand vielleicht eben so viel zur Vermehrung seiner Staatsklugheit als zur Gründung seines Seelenheils geärntet haben mochte. Entschlossen, den Überrest seines Lebens einer frommen Abgeschiedenheit von allen weltlichen Geschäften zu weihen, trat Wilhelm 1596 dem 23jährigen Maximilian die Regierung seiner Länder ab.

Die Uneinigkeiten und Neckereyen zwischen den Religionsparteyen, die natürliche Rivalität zwischen den Bayerischen und Pfälzischen Häusern, und die aus dem Vorwand der Glaubensverschiedenheit hinzukommende wechselseitige Erbitterung, beschäftigten, wenigstens mittelbar den jungen Herzog von Bayern schon in den ersten Jahren seiner Regierung. Aber die Execution des einseitigen und parteyischen Urtheilsspruchs gegen die Reichsstadt Donauwerth, die ihm 1607 von dem Kaiser übertragen wurde, war der

erſte Auftritt, durch welchen Maximilian ſeine wichtige Rolle bey dem katholiſchen Religionstheil übernahm. Die Stadt blieb ihm für die Executionskoſten verpfändet; zum groſſen Verdruß der Proteſtanten, aber in einer ſehr natürlichen Folge der Deutſchen Reichsjuſtiz, welche die Mächtigeren als Schergen gegen die Schwachen aufruft, und die Beſoldung für dieſes ehrenvolle Amt zu den Prozeſskoſten des verlierenden und geſchlagenen Theils rechnet; einer Juſtiz, welche das Fauſtrecht der Handlanger der executiven Gewalt mit den Mitteln und dem Weſen einer ſouverainen Macht vereinigt.

Man würde vergebens hier einen hellen Punkt aufſuchen, wo Maximilians Entſchlüſſe und Thaten reiften und aufgingen, wo ſeine Motive ſich entwickelten. Die proteſtantiſche Partey, hier unterdrückt, dort widerrechtlich an ſich reiſſend, war in der That und im Herkommen die ſchwächere; auch war bey den Angriffen der Reforma-

tion mehr Verschiedenheit und Uneinigkeit, als bey dem Widerstand des althergebrachten Glaubens, ihre Anhänger hielten weniger zusammen als die Katholiken, denn der Gemeingeist stellt sich nur über verjährte Vorurtheile zur Wache. Formen und Verträge mußten also ersetzen, was dem Wesen der Sache abging; die Union der Protestanten ging der katholischen Ligue voran. Friedrich v. Churfürst von der Pfalz, war an ihrer Spitze; die erste Stelle bey der katholischen Ligue wurde Maximilians natürlicher Platz

Das Menschengeschlecht war nun doch so weit erwachsen, daß die politische, mäßigere Anhänglichkeit eines Fürsten wie Maximilian, der Sache Roms weit wesentlichere Vortheile bringen konnte, als unbedingter Fanatismus. Wäre Ferdinand als Kaiser geblieben, was Maximilian als mächtiger Reichsstand war, so hätte das Reich schwerlich dreyßig Jahre geblutet, und schwerlich wäre die Religionengleichheit aufgekommen.

Hungers sterben?" Sie erwiderte: wegen Hunger sollten sie gewiß nicht sich entfernen müssen: „denn, setzte sie hinzu, ich will allen Vorrath in der Stadt aufkaufen lassen, und ich behalt euch sorten alle auf Kosten des Königs." Jene berathschlagten von neuem; dann kamen sie wieder zu ihr, und gestanden ihr zu, daß sie recht gern bleiben wollten. Und die Königinn (der Gott genaden wolle!) ließ allen Vorrath in der Stadt aufkaufen; der ihr 360000 livres und wohl noch mehr k stete. Sie mußte das Wochenbett vor der Zeit verlassen, weil die Stadt an die Sarazenen übergeben werden mußte; und sie begab sich nach Acre, um den König zu erwarten.

Während der König auf die Loslassung seines Bruders harrte, schickt' er Bruder Rudolph, einen Predigermönch, an einen Admiral, der Farakatag hieß, einen der wackersten Sarazenen der mir vorgekommen; und ließ ihm sagen: er wundere sich höchlich, wie er und die andern Admirale zugäben, daß ihm der Waffenstillstand so schnöde wäre gebrochen worden; denn sie hätten ihm die Kranken umgebracht, die sie doch hätten in Obhut nehmen sollen; so auch wegen seiner Kriegsmaschinen; und hätten die Kranken und das Salzfleisch verbrannt, so ihnen doch anvertraut gewesen wären. Farakatag gab dem Bruder Rudolf zur Antwort: „Bruder Rudolf, sagt dem König, daß ich vermöge meines Glaubens keinen Rath schaffen könne, und daß es ihm leid thue. Sagt ihm auch in meinem Nahmen, er solle sichs nicht merken lassen, so lang' er bey uns ist, daß es ihm verdrieße, sonst sey er des Todes." Zugleich ließ er ihm rathen, sobald er nach Acra gekommen seyn würde, sich dessen zu erinnern.

Die Geſchichte und das Leben geben uns häufig Beyſpiele von dem Schickſal, das Friedrichs und Maximilians wechſelſeitiges Verhältniß beſtimmte. Jener erlag zeitlebens einer gewiſſen negativen Superiorität des Herzogs von Bayern, und verlor Glück und Ehre an einen Gegner, deſſen Stärke hauptſächlich nur in Kälte und Eigennutz beſtand. Maximilian hingegen wußte ſich unverrückt in dem Vortheil zu erhalten, in welchen Friedrichs Unſtern und Ungeſchicklichkeit, bey friedlichen Unterhandlungen wie bey offenbarem Krieg ihn ſetzte. So geſchah es daß Gewalt und Unbilden immer auf Friedrichs Seite blieben, und daß Maximilian, der ſeine Größe auf dem Verderben dieſes unglücklichen Fürſten gründete, jeden Schein von Mäßigung, von Schonung, von redlicher Meinung, mit den zweydeutigen und darum ſichereren Fortſchritten ſeines Ehrgeitzes verband.

1617 hatte Friedrich den Herzog von Bayern zu bereden geſucht, dem Erzherzog

Ferdinand die Nachfolge im Reiche ſtreitig zu machen; aber Maximilian ließ ſich von dem unreifen Vorſchlag nicht blenden, er kannte den Kreis beſſer, in welchem er ſich wirklich vergrößern und ſeine Macht erweitern konnte, und das Verdienſt nach einer Kaiſerkrone nicht lüſtern geweſen zu ſeyn, behielt er obendrein. Friedrich übernahm mit der Böhmiſchen Krone ein Loos, dem er nicht gewachſen war; die meiſten ſeiner Bundes- und Glaubensgenoſſen ſelbſt waren wohl in dem Fall, einen glücklichen Ausgang ſeiner kühnen Unternehmung zu benutzen, aber nicht durch ihre Unterſtützung ihn zu ſichern, oder auch nur das Strafgericht des bevortheilten rechtmäßigen Eigenthümers abzuwehren, der die Bayeriſche Hülfe mit den Ländern und Würden des treuloſen Vaſallen bezahlte. Auf dieſe Art wurde Friedrich v. von Maximilian erſt wohlmeinend gewarnt, dann ohne Mühe geſchlagen, und endlich durch Urtheil und Recht geplündert.

Die Kaiserlichen und die Bayern gewannen vereinigt die Schlacht am weißen Berg (1620); aber zur Ehre des Feindes gereicht es nicht, daß die beyden siegenden Theile sich nach der Schlacht einander Fehler vorwarfen, durch welche sie hätte verloren gehen sollen. Von dem kindischen Wagstück, sich zum Feind einer so entschieden überlegenen Macht aufgeworfen zu haben, trug Friedrich nichts als den entehrenden Namen des Winterkönigs davon. Aber Maximilian, dem Ferdinand nunmehr den Besitz seiner empörten Ober- und Unter-Österreichischen und Böhmischen Länder verdankte, hatte durch die Bedingungen, unter welchen er die Truppen der katholischen Ligue dem Dienst des Kaisers widmete, den Ruhm und den Vortheil erlangt, ein gefährlicher Freund eben dieser Macht zu werden.

Friedrich war so tief gesunken, und die kaiserliche Macht durch seinen Fall selbst so überwiegend geworden, daß die Fürsten, die es am besten mit ihm meinten, sich

begnügen mußten, von dem Reichstag zu Regensburg wegzubleiben, wo (1623) seine Churwürde auf den Herzog von Bayern übertragen wurde. Einigen seiner Verwandten und Mitstände lag es ohnehin näher, mit dem Herzog von Bayern um die schöne Beute zu wetteifern, als dem eigenmächtigen Verfahren des Kaisers zu widerstehen; und der Neid auf Maximilians Glück verschlang die Furcht vor den Gefahren, mit welchen Ferdinands feyerlicher Despotismus dem Reiche drohte. Den Herzog von Bayern selbst trift der Vorwurf dieser Blindheit nicht, denn seine Vergrösserung, die hier mit den Eingriffen der kaiserlichen Gewalt Hand in Hand ging, bildete zugleich ein Gegengewicht für diese Gewalt. Dieser Sinn lag bey seinem Verhältniß mit dem Kaiser stets sehr deutlich in der immer wachen Vorsicht auf seiner, und der immer regen Eifersucht auf der Österreichischen Seite.

Es war für Maximilian genug, daß er im Reiche selbst und von seinen Mitchur-

fürſten anerkannt wurde; die Drohungen fremder Mächte, und ihre Bündniſſe gegen den Unterdrücker Friedrichs, konnten ſeinen Einfluß nur vergrößern, und ſeine Perſon, als Anführer der katholiſchen Ligue, dem Öſterreichiſchen Hauſe nothwendiger machen. Durch dieſe Verwendungen konnte der Krieg allgemeiner und langwieriger werden, aber Friedrichs Lage erleichterten ſie nicht, da ſeine Feinde in Deutſchland freyes Feld behielten; und während daß ſein Intereſſe zu dem Spiel auswärtiger Kabinette den Namen mit hergab, bot er vergebens zu den nachtheiligſten Friedensvorſchlägen die Hände, die ein Kapuziner, Namens Franz de Rota, im Namen Ferdinands und Maximilians im Haag ihm gethan hatte, und die jetzt, bey einer ſo günſtigen Wendung der Dinge, zugleich mit dem zweydeutigen Agenten von beyden Fürſten verläugnet wurden.

Maximilians Rechnung für die Kriegskoſten bey der Unterwerfung von Ober- und

Unter-Österreich betrug dreyzehn Millionen Gulden, für welche der Kaiser ihm Ober-Österreich verpfändet hatte: aber Friedrich hatte dem Kaiser nach der Böhmischen Krone getrachtet; nichts war also natürlicher, als daß seine verfallenen Güter für kaiserliches Eigenthum gelten, und die Hypothek einlösen mußten. Die Sache der kaiserlichen Machtvollkommenheit gewann für den Augenblick durch Maximilians Beystand, vorzüglich in einzelnen konstitutionsmäßigen Executionen, immer mehr; die Sache der Religion that ebenfalls in den Pfälzischen Ländern, die Maximilian statt Ober-Österreichs überkam, wunderbare Fortschritte; und Maximilian schlug in der allgemeinen Verwirrung das sicherste Mittel ein, um von einer Macht nicht verschlungen zu werden, die nur durch den von ihr selbst aufgerufenen Beystand aufgewogen werden konnte.

Maximilians Ehrgeitz hielt mit den Umständen immer so gleichen Schritt, daß es

schwer seyn würde, zu bestimmen, wie weit sich jener ausgedehnt hätte, wenn diese noch mehrere und größere Versuchungen ihm dargeboten hätten. Er, ein geborner Fürst, spielte bloß die Rolle, welche die Politik ihm anwies; aber seinen gemessenen Gang störte ein Mann, bey welchem der Trieb des Ehrgeitzes viel leidenschaftlicher und unbändiger war, ein Mann, der mit allen seinen Kräften aus seinem Kreise hinaus strebte, und auf den Gräueln seines Zeitalters seine ungeheuern Entwürfe gründete. Wallenstein war Maximilians böser Genius. Auf dem Churfürstentage zu Regensburg (1630) wurde dieser gefährliche Nebenbuhler zwar entfernt; aber die Gewalt, die er durch Gewalt erworben hatte, konnten keine Hofs und Reichskabalen ihm entreißen; seinen Ruhm vertilgte man nicht, der ihn laut zurück forderte, als Maximilians Feldherr, Tilly, in dem Schwedischen Kriege des Sieges entwöhnt wurde, und Gustav Adolph auftrat, dem

man nicht Helden genug entgegen setzen konnte. Maximilians Bemühungen, mit der Entlassung Wallensteins und seines Heeres zugleich, den Frieden in Deutschland zu bewirken, mochten bey dem Ungewitter, das schon aus Norden herandrohte, die Besorgniß, daß der wachsende Krieg Wallensteins Dienste unentbehrlich machen würde, mit zum Grunde haben. So gelang ihm freylich der erste seiner Entwürfe nur auf eine kurze Zeit, da der andre an der hartnäckigen Rechtgläubigkeit, an dem ungeschickten Übermuth des kaiserlichen Raths scheiterte; und Wallenstein erschien wieder, stolzer durch Nieen Triumph, und furchtbarer, weil bestimmte Rachsucht ihn entflammte.

Die Entlassung der Wallensteinischen Truppen und ihres Anführers war freylich durch ihre Art zu subsistiren zum Theil eine Sache der Nation geworden; dann hätte aber Deutschland an Tilly's erweiterter Macht mehr gewinnen müssen, und bey Maximilians eifrigem Antheil an den Re-

gen des Reichs über die Verwüſtungen der Wallenſteiniſchen Armee, hätte Magdeburg und die Sächſiſche Allianz mit Schweden nicht auf die Rechnung der ſeinigen und ſeines Feldherrn kommen müſſen.

Wallenſteins Art zu dienen war für die Öſterreichiſchen Finanzen ſehr einträglich, da ſeine Truppen im Namen des Kaiſers fochten, ohne in ſeinem Sold zu ſtehen, ſondern von dem Glück ihres Anführers lebten. Tilly's Unfälle, und die Fortſchritte der Schweden entkräfteten alle Mittel, die Maximilian anwandte, um Wallenſteins Wiedereinſetzung (1632) zu verhindern; und, bis der Kaiſer die Erfahrung machte, was ein ſo wohlfeiler Heerführer ſeinem Herrn doch koſten kann, trugen die Bayeriſchen Erbländer die volle Strafe für den Haß und die Eiferſucht ihres Fürſten.

Guſtav Adolph ſelbſt war in Deutſchland weit als Feind willkommen, wo die Deutſchen Truppen und Feldherren als Freunde verflucht wurden; ſeine Menſchlichkeit und

sein Edelmuth verläugneten sich auch bey seiner persönlichen Erscheinung in Bayern nicht. Aber nachdem Tilly an seinen Wunden gestorben war, mußte Maximilian mit Wallenstein gemeinschaftlich handeln; und wenn auch jener alte Greis die kriegerischen Operationen des letztern nicht immer zu Maximilians persönlichem Nachtheil geleitet hätte, so fielen doch jetzt in dem Auge des Kriegs die Rücksichten weg, welche Tilly, selbst mit Hintansetzung der gemeinen oder der Österreichischen Sache, auf den Vortheil des Fürsten, dem er unmittelbarer angehörte, vielleicht behalten hätte.

In dem System des kaiserlichen Hofes war es natürlicher Weise nicht, sich Maximilians gegen den übermüthigen Generalissimus anzunehmen; und Wallenstein, dessen glücklichem Stern man entweder folgen oder sich von demselben erdrücken lassen mußte, gefiel sich darin, ihn durch seine Anschläge, offenbar aufzuopfern, und durch sein Betragen ausgesucht zu demüthigen. Trotz

Als der König sein Schiff bestieg, fand er nicht, daß ihm seine Leute irgend etwas zubereitet hatten, weder Bett noch Kleidung; sondern er mußte so lange wie in Acre verweilten auf Decken liegen, die ihm der Sultan gegeben hatte. So trug er auch die Kleider, die ihm der Sultan gegeben hatte, die von schwarzem Samis, mit Grauwerk gefüttert, und mit Knöpfen von gediegenem Golde in Menge besetzt waren.

So lange wir, sechs Tage über, unter See waren, saß ich, der ich noch krank war, zu den Füßen des Königs. Da erzählt' er mir nun, wie er war gefangen worden, und wie er seine und unsere Loslassung mit dem Beistande Gottes bewirkt habe; und ich mußte ihm dagegen erzählen, wie ich auf dem Wasser gefangen worden war. Darauf sagt er mir, ich sey Gott gar großen Dank schuldig, daß er mich aus so großen Gefahren gerettet hätte. Dabey bedauerte er sehr den Tod seines Bruders des Grafen von Artois, und setzte hinzu: er habe sich schon so oft gesehnt, ihn zu sehen, wie den Grafen von Poitiers, der ihn noch nicht einmahl auf seiner Galeere besucht habe. Auch über den Grafen von Anjou klagt' er gegen mich, daß er, da er doch auf seinem Schiffe sey, ihn gar nicht besuche. Einstmahl fragt' er, was der Graf von Anjou mache; und man sagte ihm, er spiel' im Brete mit Herrn Walther von Anemos. Da ging er hin, ganz wankend wegen der Schwäche von seiner Krankheit, und nahm Bret und Würfel, und warf sie ins Meer, und zürnte sehr auf seinen Bruder, daß er sobald Würfel zu spielen angefangen. Am' beßtem kam dabey Herr von Anemos davon; denn er strich alles Geld, das auf dem Brete in Menge lag, in seine Taschen und nahm es mit. Weiter unten sollt Ihr von verschiedenen Drangsalen und Leiden

herzig genug sind eigne Worte des Churfürsten, die Adlzreiter aus seinem Munde selbst gehört zu haben erzählt, als er von Nürnberg zurück kam, wo er mit Wallenstein den Schweden gegenüber gestanden hatte: Ego vero, erwiederte er auf die Glückwünsche zu seiner Rückkehr, ego vero a Fridlando bene mortificatus redeo!

Der völlige Untergang des Churfürsten von Bayern und der katholischen Ligue, auf welcher seine Macht und sein Einfluß gegründet waren, diente dem Herzog von Friedland zugleich als Mittel zu weit größeren Entwürfen. Noch zur rechten Zeit für Ferdinand wurden ihm die Augen geöffnet. Wallenstein fiel 1634, ein Opfer seiner Ehrsucht: aber seine Rache überlebte ihn; denn Maximilian bekam es nicht wieder in seine Gewalt, den Krieg von seinen Erbländern abzuleiten, und die Kräfte, mit welchen er sonst nach dem entschiednen Übergewicht in der Politik des Deutschen Reichs gestrebt hatte, mußten nun großentheils zu

seiner Vertheidigung, und oft zu seiner Rettung verwandt werden.

Eine Seuche, die 1634 in Bayern so wüthete, daß sie in München allein funfzehntausend Menschen hingerafft haben soll, nimmt freylich in der Geschichte dieses Fürsten wenig Raum ein; aber sie vollendet ein gewisses Bild von Zerrüttung, das mitten unter der Verwirrung von Kriegsgetümmel und unendlichen Negotiationen in der letzten Hälfte seiner Regierung den Geist beschäftigt.

Friedrich lebte nicht mehr; Ferdinand der Dritte war seinem Vater nachgefolgt; achtzehn mühevolle Jahre waren seit dem berühmten Regensburger Reichstag verflossen, als 1641 für das Pfälzische Haus die Unterhandlungen wieder lebhafter angeknüpft wurden, und eben so fruchtlos, an eben den Hindernissen als vorher sich zerschlugen. Je mehr Aufwand aller Art, jedem Theile sein besonderes Interesse gekostet hatte, desto hartnäckiger bestand er darauf;

und das Blut, das darum gefloſſen war, bezahlte ſich immer mit neuem Blut.

Die zwey letzten Jahre des Kriegs waren für Maximilian reich an Begebenheiten und unvermeidlichen Unglücksfällen. Zur Betreibung des Friedensgeſchäfts ſchien ein vorläufiger Waffenſtillſtand nothwendig zu ſeyn; aber von Seiten des Kaiſers erhoben ſich dabey immer neue Schwierigkeiten, auf deren Beendigung der kaiſerliche Hof um ſo weniger ernſtlich bedacht war, als es nur Maximilians Länder waren, die zunächſt unter den Folgen der fruchtlos zerſchlagenen Unterhandlung leiden mußten. Die fortwährenden Rückſichten der Franzöſiſchen Politik auf den Bayeriſchen Hof, boten in dieſem Verhältniß dem Churfürſten eine Stütze dar, die er dem Kaiſer zum Trotz ergreifen konnte. Er that, was er ſich und ſeinem Lande ſchuldig war, und ſchloß (1647), hauptſächlich durch Franzöſiſche Vermittelung, einen abgeſonderten Waffenſtillſtand. Der Kaiſer empfand es ſehr

übel, daß hierdurch der Krieg den Bayern ab in seine Lande geleitet wurde, und schlug alle Mittel ein, seinen Alliirten in ein solches Gedräng zu bringen, daß er wieder zu ihm zurückkehrte. Die kaiserliche Politik spann Verschwörungen unter Maximilians Offizieren an, reitzte den Feind zum Mißtrauen und zu neuen Drohungen, ließ es selbst an obrherrlichen Verfügungen gegen den einseitigen Schritt des Churfürsten nicht fehlen, und untermischte dieses ganze Gewebe mit freundschaftlichen Unterhandlungen. Den Verwürfen des Kaisers, seinen scheinbar rechtlichen Schritten, den Verbrechen seiner eigenen Offiziere, den argwöhnischen Schwierigkeiten der Feinde, setzte Maximilian Muth und Würde entgegen; aber mit seinem mächtigen Bundsgenossen entzweyt, und durch die Nothwendigkeit dem Feinde so verdächtig, daß er seines Angriffs immer gewärtig seyn mußte, blieb ihm nichts als die Wahl zwischen Übeln, deren kleinstes doch war, was von

dem Glück der Waffen abhing. Er kündigte den Stillstand auf, und vereinigte seine Truppen wieder mit den kaiserlichen.

Die durch Wallenstein in der vereinigten kaiserlich-Bayerischen Armee ausgestreuten Keime von Parteysucht, von Uneinigkeit, von Verrätherey, gehörten unter die schlimmsten Folgen, die aus dem ehemaligen Verhältniß zwischen diesem Feldherrn und dem Churfürsten von Bayern fortdauerten. So wenig Maximilian sich jetzt abgesondert erhalten konnte, so gut wußte er, daß seine Truppen, mit den kaiserlichen verbunden, selten glücklich waren; und er hatte selbst diesen Grund mit anzeführt, um den Schweden seine Aufrichtigkeit in der Trennung von dem Kaiser zu belegen.

Eine Verbindung nach dem offenbaren Bruch war nicht dazu gemacht, mehr Harmonie in die Maßregeln der vereinigten Armee zu bringen. Aber es war der Druck der Nothwendigkeit, unter welchem Maximilian erlag: Bayern mußte dem Feinde

Preis gegeben werden, und der ausgehende Krieg (1648) schüttete noch vollends alle seine Schrecken auf das unglückliche Land und den alten Fürsten aus, der vor dem Brand und der Verwüstung mit seinem ganzen Hofe von Stadt zu Stadt flüchtete.

Die berühmten Aequivalente und Satisfactionen des Westphälischen Friedens trösteten nunmehr alle Fürsten und Völker für die dreyßig Jahre allgemeinen Elends. Dem sieben und siebzigjährigen Maximilian ließ der Tod noch ein paar Jahre Frist, in der ungewohnten Ruhe des Friedens die öde Erschöpfung seines Landes zu betrachten.

Oxenstiern.

Axel Graf von Oxenstierna.

Es ist ein seltener Genuß für den Liebhaber der Geschichte, einen Mann, der eine vorzügliche Rolle in seinem Zeitalter spielte, um desto ehrwürdiger zu finden, je genauer man sich mit seinem Persönlichen bekannt macht. Und von dieser Seite betrachtet, verdient Oxenstierna beynahe noch mehr Aufmerksamkeit, als wegen seines Antheils an den wichtigsten Begebenheiten einer Periode, in der das Schicksal von Deutschland und ganz Europa bestimmt werden sollte. Vielleicht giebt es kein Beyspiel, daß ein Privatmann, der sich zu einer solchen Höhe über seine Zeitgenossen empor schwang, und ein mehr als königliches Ansehen während einer solchen Reihe von Jahren behauptete,

den äußern Verhältnissen so wenig, und sich selbst so viel zu verdanken hatte, als er. Was das Glück für ihn that, war nicht Begünstigung, sondern Prüfung. Es stellte ihn in den entscheidendsten Zeitpunkten auf die gefährlichsten Posten, spannte die Erwartung des Publikums aufs höchste, und erschwerte ihm alsdann oft jeden Schritt durch die furchtbarsten Hindernisse. Aber er bestand diese Probe, und selbst da, wo er dem stärkern Schicksale weichen mußte, erwarb ihm die Würde des Charakters, die er mit den Talenten des Staatsmanns vereinigte, die gerechtesten Ansprüche auf die Verehrung der Nachwelt.

Er stammte aus einem alten und angesehenen adlichen Geschlechte in Schweden, und wurde im Jahr 1583 zu Fanö in Upland geboren. In einem Alter von funfzehn Jahren verließ er sein Vaterland, um die Deutschen Universitäten, Rostock und Wittenberg zu besuchen. Hier studierte er außer Sprachen und Staatswissenschaften

hören, die ich in Akre hatte, von welchen mich Gott, den ich vertraute und noch vertraue, befreyt hat. Und alles dieses lasse ich deswegen aufzeichnen, damit diejenigen die es hören, in ihren Anfechtungen und Drangsalen auf Gott vertrauen mögen; und Gott wird ihnen helfen, wie er es an mir that.

Lasst uns nun weiter erzählen. Als der König bey Akre anlangte, kamen ihm Processionen bis ans Meer mit großen Freuden entgegen. Mir brachte man ein Roß; aber kaum hatt' ich es bestiegen, so entgingen mir die Kräfte; und ich sagte zu demjenigen, der mir das Roß zuführte, er möchte mich halten, daß ich nicht fiele. Nur mit großer Mühe brachte man mich die Treppe zu den Zimmern des Königs hinauf. Ich setzte mich an ein Fenster, und neben mir ein Knabe von ohngefähr zehn Jahren, der Barthelemin hieß, und ein unehliches Kind des Herrn Ami von Montbeliant, Herrn von Montfaucon war. Unterdessen daß ich da saß, ohne von jemand bemerkt zu werden, kam zu mir ein Knecht in einem rothen Waffenrocke mit zween gelben Streifen, grüßte mich, und fragte, ob ich ihn kenne; ich antwortete, nein. Da sagt' er zu mir, er sey von Oiselair, der Burg meines Oheims. Ich fragte ihn ferner, wem er angehöre? er gab zur Antwort: er gehöre niemanden an, und habe Lust bey mir zu bleiben, wenn ich es wolle. Ich erwiederte; ich sey es sehr wohl zufrieden. Er entfernte sich, holte mir weiße Kappen, und machte mir mein Haar recht gut zurecht. Hierauf ließ mich der König zur Tafel bey ihm einladen; und ich erschien da in dem Wammes, das man mir in der Gefangenschaft von den Abschnitzeln von meiner Decke gemacht hatte; meine Decke aber ließ ich dem kleinen Barthelemin, nebst vier Ellen Kamelin, die mir in der Gefangen-

schaft

ch Theologie, und es existiren sogar vier
eologische Dissertationen, die er in Wit-
nberg schrieb und vertheidigte; ein Um-
nd, der bey dem Religionseifer der da-
ligen Zeit und bey dem allgemeinen In-
eße an den Streitigkeiten der Kirche me-
ger auffallend ist. Auf seine akadem-
en Studien folgte im Jahr 1603 eine
eise an die vornehmsten Höfe in Deutsch-
nd, die aber bald wegen einer Staats-
änderung in Schweden abgekürzt werden
ußte. Karl der Neunte hatte den Thron
riegen, und wer zum Adel des Reichs
örte, wurde in sein Vaterland zurück
ufen, um dem neuen Könige zu huldi-
n. Der zwanzigjährige Jüngling erschien
einem Fürsten, dem es nicht an Beob-
tungsgeist fehlte, die frühzeitige Ent-
kelung vorzüglicher Fähigkeiten zu erken-
n, und der sich damals besonders in der
thwendigkeit befand, außerordentliche
ente zum Dienste des Staats aufzusu-
n. Überall von Feinden umringt, und

elbst innerhalb seines Reichs gegen die heimlichen Bewegungen der Mißvergnügten nicht gesichert, durfte er es nicht wagen, seine Geschäfte mittelmäßigen Köpfen Preis zu geben, die bloß die Empfehlung des Alters für sich anzuführen hatten. Was dagegen für Oxenstierna sprach, war unter diesen Umständen von entscheidendem Gewicht. Auch wurde er schon im Jahr 1605 als Gesandter an die Herzoge von Mecklenburg geschickt, bald darauf (1609) zum Reichsrath ernannt, sodann zu verschiedenen wichtigen Unterhandlungen, besonders in Esthland, gebraucht, und bey jeder Gelegenheit erwarb er sich immer mehr das Vertrauen des Königs.

Karl der Neunte starb (1611), und hatte das Verdienst, Schweden auf Oxenstierna aufmerksam gemacht zu haben; aber ihn bey der Nachwelt aufzuführen, war einem Gustav Adolph vorbehalten. Nie fanden sich vielleicht ein König und ein Minister zusammen, die mehr für einander

geschaffen waren. Beyde sind uns ein merkwürdiges Beyspiel, daß auch in diesem Verhältnisse zwey große Männer neben einander bestehen können, ohne daß einer den andern verdunkelt.

Ein achtzehnjähriger Prinz wird Beherrscher eines Reichs, das durch innerliche Unruhen geschwächt, an allen Hülfsquellen erschöpft, und dabey in drey Kriege, mit Dännemark, Rußland und Pohlen auf einmal verwickelt ist. Daß er zum Feldherrn geboren sey, hat er schon Proben gegeben; aber für die innere Staatsverwaltung und für die Verhandlungen mit auswärtigen Mächten bedarf er nicht bloß eines brauchbaren Werkzeugs, sondern eines Gehülfen. Unter den Männern, die auf sein Vertrauen Anspruch machen können, wählt er einen der jüngsten, überzeugt, daß das Maß der Erfahrung nicht mit der Länge sondern der Art des Lebens im Verhältnisse steht. Oxenstierna wird Reichskanzler und erster Minister (1612), und ein allgemei-

ner Beyfall der Nation ehrt diese Wahl. Held und Staatsmann arbeiten nun mit vereinten Kräften, ihr Vaterland nicht nur vom Untergange zu retten, sondern es auf einen Gipfel zu erheben, den es vorher noch niemals erreicht hatte. Gustav steht an der Spitze des Heers, und Oxenstierna durch Unterhandlungen. Ein vortheilhafter Friede mit Dännemark (1613) befreyte den König von einem seiner gefährlichsten Feinde. Durch einen zweyjährigen Stillstand mit Pohlen gewann er Zeit, Rußland zu demüthigen, und im Jahr 1617 waren schon zwey Kriege glücklich geendigt. Der dritte und hartnäckigste Feind, Sigismund, König von Pohlen, war nun allein noch zu bekämpfen übrig. Während dieses langwierigen Kriegs bildet Gustav sein Heer zum ersten in Europa, und sich selbst zum Überwinder Tilly's und Wallensteins. Unterdessen ist Oxenstierna theils im Innern des Reichs beschäftigt, um Ruhe, Ordnung und Wohlstand wieder herzustellen, theils

leitet er den Gang der Negotiationen mit den benachbarten Mächten, indem er jedes günstige Moment benutzt, um das, was der König auf dem Schlachtfelde leistet, im Kabinette so geltend als möglich zu machen. Die Ausführung seiner Plane vertraut er selten einer Mittelsperson; er selbst ist überall gegenwärtig, wo irgend ein beträchtlicher Vortheil für den Staat gewonnen oder versäumt werden kann. Auch begleitet er oft den König auf seinen Feldzügen, und spielt selbst bey der Armee keine unbedeutende Rolle. Bey dem Einfalle in Liefland (1621) und der Belagerung von Riga war er einer von den Schwedischen Generalen, die unter dem Könige dienten, und im Jahr 1626 erhielt er nebst der Statthalterschaft von Preußen das Commando über den Theil des Heeres, der diese neue Eroberung zu vertheidigen bestimmt war. Endlich wurde auch Pohlen nach einem langen aber fruchtlosen Widerstande zum Nachgeben genöthigt, Schweden hatte

keinen Feind mehr zu fürchten, und bey Gustav Adolph erweckte das Gefühl seiner Kraft die schöne heroische Idee, als Retter der Unterdrückten in Deutschland aufzutreten. Zu Ausführung dieses Plans war Stralsund für ihn ein sehr wichtiger Ort. Der Besitz dieser Festung sollte ihm die Landung seiner Truppen auf Deutschem Boden erleichtern, und die Verbindung mit Schweden durch die Ostsee sichern. Daß Wallenstein die Stadt belagerte, und eine Dänische Besatzung sie nicht mit Nachdruck vertheidigen konnte, waren günstige Umstände. Oxenstierna ging (1628) selbst nach Stralsund, gewann die Vornehmsten der Stadt für das Schwedische Interesse, machte sodann eine Reise nach Dännemark, und der Erfolg war, daß die Dänische Besatzung Stralsund verließ, um einer Schwedischen Platz zu machen. Mit Polen war unterdessen (1629) ein sechsjähriger Stillstand geschlossen worden; aber noch wurde auf dem Congresse zu Danzig der letzte Versuch

gemacht, den völligen Ausbruch des Kriegs zwischen dem Kaiser und Gustav Adolph zu verhüten. Oxenstierna war es, der diese Unterhandlungen abbrach. Er bemerkte hinterlistige Absichten in dem Betragen sowohl der andern Gesandten, als der Stadt Danzig selbst, und drang in den König, den Uebergang nach Deutschland zu beschleunigen, ohne den Erfolg des Congresses abzuwarten. Gustav Adolph ließ ihn als Statthalter in Preußen zurück, und erst nach der Schlacht bey Leipzig (1631) rief er ihn zu sich nach Deutschland, um theils ihm die Regierungsgeschäfte in den neu eroberten Provinzen zu übertragen, theils ihn zu den wichtigsten Verhandlungen zu gebrauchen. Im folgenden Jahre wurden einige Schwedische Truppen am Rhein zusammengezogen, um Deutschland von dieser Seite gegen die Einfälle der Spanier zu decken, und Oxenstierna war ihr Befehlshaber. Es war ihm gelungen, ein Spanisches Corps zurück zu treiben, er hatte sein klei-

nes Heer dem Könige wieder zugeführt, und nun sollte er als Staatsmann ein Geschäft von groſser Schwierigkeit übernehmen, dem nur Er gewachsen zu seyn schien. Die protestantischen Reichsstände in Oberdeutschland wünschten sich Glück, an Gustav Adolph einen Beschützer gegen ihre mächtigen Feinde gefunden zu haben; aber die Lasten des Kriegs nach Verhältniß tragen zu helfen, waren sie nicht zu bewegen. Auf einem Congresse zu Ulm sollten deshalb gewisse Punkte festgesetzt werden, Oxenstierna hatte hierzu unumschränkte Vollmacht erhalten, und war in Ansehung der vier obern Kreise zum Stellvertreter des Königs in allen Staats- und Kriegsangelegenheiten ernennt worden. Aber ehe er noch den Ort seiner Bestimmung erreichte, traf ihn die erschütternde Nachricht, um welchen theuern Preis Schweden und seine Bundsgenossen den Sieg bey Lützen erkauft hatten.

In diesem Zeitpunkte begann die glänzendste Periode von Oxenstierna's Leben,

aber die glücklichste ging zu Ende. Er hatte in Gustav Adolph den Helden verehrt, und den Menschen mit Wärme geliebt. In ihrem Verhältnisse gegen einander war nichts, was des höhern Verdienstes unwürdig ist. Gustav war über die kleinliche Eitelkeit erhaben, niemanden als sich selbst seine Fortschritte verdanken zu wollen, und Oxenstierna weidete sich an der Größe seines königlichen Freundes. Was uns von ihrem gegenseitigen Betragen bekannt ist, hat das Gepräge einer gewissen patriarchalischen Biederkeit, die dem unverdorbenen Gefühle wohl thut, und wobey weder der Ruhm des Königs, noch der Vortheil des Staats etwas verlor. Wohlgemeinte Warnungen, wenn Gustavs Jugendfeuer ihn zu weit verleitete, wurden mit Gutmüthigkeit aufgenommen. Ein freundlicher Gegenvorwurf über zu große Kälte war alles, was Oxenstierna dabey wagte. Selbst in Beurtheilung bereits getroffener Maßregeln brauchte er nicht schüchtern zu seyn. Es war immer

sein Wunsch, daß die Erblande des Kaisers zum Schauplatze des Kriegs gemacht würden: bey der ersten Zusammenkunft mit dem Könige nach der Schlacht bey Leipzig konnte er sich nicht enthalten, zu äußern, daß er ihm lieber in Wien zu diesem Siege Glück gewünscht hätte; und Gustav hielt es nicht unter seiner Würde, sich über die Gründe, die ihn für einen andern Plan bestimmt hatten, gegen seinen Minister zu rechtfertigen. Ein Zeitraum von zwanzig Jahren änderte nichts in den Gesinnungen des Königs. Er schien auf den Besitz des Mannes stolz zu seyn, dessen Beystand allein, wie er öffentlich in den stärksten Ausdrücken bekannte, ihm die Sorgen der Regierung erleichtern konnte. Das unumschränkte Zutrauen, wovon er ihm noch in den letzten Tagen seines Lebens Beweise gab, wird niemand bey einem Gustav Adolph zu einer Wirkung der Schwäche oder des Leichtsinns herabwürdigen. Daß er mit Treue, Patriotismus und Freundschaft

ſtüft aus Mitleid waren geſchenkt worden. Guillemin, mein neuer Diener legte mir vor; brachte auch, ſo lange wir an Tafel ſaßen, dem Knaben zu eſſen.

Mein neuer Knecht ſagte mir, er hätte mir eine Wohnung nahe in der Nachbarſchaft der Brüder ausgemacht, um mich von der Unreinigkeit zu ſäubern, die ich mit aus der Gefangenſchaft gebracht hatte. Als ich gegen Abend im Bade war, entgingen mir die Kräfte, ich ſank in Ohnmacht; und mit großer Mühe brachte man mich aus dem Bade ins Bett. Am folgenden Morgen kam ein alter Ritter, Namens Peter von Bourbonne, mich zu beſuchen, und ich behielt ihn bey mir. Dieſer verbürgte ſich für mich in der Stadt wegen deſſen ſo ich zu meiner Kleidung und Einrichtung bedurfte. Als ich mich wieder mit dem Nöthigſten verſehen hatte, etwa vier Tage nach unſerer Ankunft ging ich zum König. Er ſchmälte mit mir, und ſagte: es ſey nicht recht, daß ich ſo lange nicht bey ihm geweſen, verlangte auch von mir, ſo lieb mir ſeine Gunſt ſey, ich ſolle künftig Mittag und Abends mit ihm ſpeiſen, ſo lange bis er einen Entſchluß würde gefaßt haben was wir thun, ob wir nach Frankreich zurückkehren, oder hier bleiben wollten. Ich ſagte zum König: Herr Peter von Courceray ſey mir vierhundert livres von meinem Solde ſchuldig und wolle ſie mir nicht bezahlen. Der König gab mir zur Antwort, er wolle mich von dem Gelde bezahlen laſſen, daß er dem Herrn von Courceray ſchuldig ſey; und das that er auch, auf Anrathen Herrn Peters von Bourbonne. Wir behielten vierzig livres zu unſerer Wirthſchaft; das übrige gaben wir dem Komthur des Tempelherrnordens in Verwahrung. Nachdem ich jene vierzig livres aufgezehrt hatte, ſchickte ich den Pater Johann Caym von Sainte-Manehoſt ab, den

glaubte, war für ihn eben so rühmlich, als es für Oxenstierna verdienstlich war, ihn in diesem Glauben bestärkt zu haben.

Für Schweden gab es nach Gustav Adolphs Tode kein dringenders Bedürfniß, als die Einrichtung der Regentschaft während der Minderjährigkeit seiner Nachfolgerin. Oxenstierna war es, den man darüber um Rath fragte, und seine Vorschläge wurden durchgängig angenommen. Die fünf obersten Staatsbedienten, zu denen er selbst gehörte, übernahmen die Verwaltung des Reichs; aber ihm allein überließ man die Besorgung der Deutschen Angelegenheiten. Seine Vollmacht war von dem weitesten Umfange. Gustavs Entwürfe, die Verhältnisse der Europäischen Mächte und die Lokalumstände Deutschlands konnten niemanden besser bekannt seyn, und niemand hatte ein größeres Recht auf das Vertrauen der Nation. Erholung nach vieljährigen obgleich mit glänzendem Erfolge geführten Kriegen war ein Bedürfniß des

Staats; aber Schweden hatte sich für die Unternehmung seines Königs begeistert, und dieser Enthusiasmus äußerte sich nirgends lebhafter als bey Oxenstierna. Das angefangene Werk seines Helden war ihm heilig, und es auf eine würdige Art zu vollenden sein höchstes Bestreben. Aber dieses Ziel durfte nicht bloß auf Kosten seines Vaterlandes erreicht werden, das schon so viel dafür aufgeopfert hatte. Gleichwohl war von den mächtigsten Fürsten Deutschlands nach Gustavs Tode noch weniger zu erwarten als vorher. Zu andern Schwierigkeiten gesellten sich nunmehr noch die Verhältnisse des Ranges. Der Schwedische Reichskanzler durfte nicht auf alles Anspruch machen, was man einem Gustav Adolph eingeräumt hatte. Aber eben in dieser Lage zeigt sich an Oxenstierna eine seltne Gewandtheit und Festigkeit. Ohne sich etwas zu vergeben, fing er damit an, die schwächern Reichsstände unter den Protestanten zu gewinnen, die in den vier obern Kreisen zerstreut sind, vermied dadurch alle Collisio-

nen mit den Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, und überließ diesen, einen besondern Bund in Ansehung Niederdeutschlands zu errichten. Auf einem Congresse zu Frankfurt am Main sollten gemeinschaftliche Berathschlagungen über die Angelegenheiten der Protestanten gepflogen werden. Von Seiten des Kaisers war man nachgiebiger gegen die Deutschen Reichsstände geworden, aber desto größer war die Erbitterung gegen Schweden; ein Umstand, der leicht von einigen protestantischen Fürsten benutzt werden konnte, denen die ausländische Hülfe theils entbehrlich, theils äußerst beschwerlich zu werden anfing. Oxenstierna konnte den Beystand Schwedens nicht aufdringen, und Entschädigung für die geleisteten Dienste war alles, was er fordern durfte. Und hierzu wußte er ein Mittel auszufinden, das für keine der streitenden Parteyen zu drückend seyn konnte. Sein Plan war, Besitzungen an der Ostsee für Schweden zu gewinnen, und ihren Eigenthümern durch Secularisirung einiger Bis-

thümer einen Ersatz zu verschaffen. Aber diese Idee, welche vierzehn Jahr später im Westphälischen Frieden ausgeführt wurde, fand damals noch wenig Eingang. Oxenstierna war nicht in der Lage, Gesetze vorschreiben zu können. Das Schwedische Heer hatte gesiegt; aber alles vereinigte sich, die Früchte dieses Sieges zu vereiteln. Uneinigkeit der Feldherrn, Mißvergnügen und Unordnungen bey den Soldaten, Mangel an Zufuhr bey dem erkalteten Eifer der Bundesgenossen, Unmöglichkeit unter diesen Umständen die strenge Schwedische Disciplin bey der Armee aufrecht zu halten, waren Ursachen genug, auch die tapfersten Truppen den Feinden weniger fürchterlich und den Freunden verhaßt zu machen. Angesehene Deutsche Fürsten hatten als Generale unter Gustav Adolph gedient; mit Unwillen ertrugen sie jetzt die Abhängigkeit von einem ausländischen Staatsminister. Im Vertrauen auf die Zuneigung eines Heeres, welches selbst großentheils aus Deutschen bestand, hoffte mancher unter ihnen, jetzt

den gemeinschaftlichen Zweck mit seinen persönlichen Nebenabsichten vereinigen zu können, und von diesen Werkzeugen sollte Oxenstierna die Ausführung seiner Entwürfe erwarten. Außerhalb Deutschlands war Frankreich die einzige Macht, von der er sich Unterstützung versprechen durfte; aber gegen einen Richelieu konnte er nicht sorgfältig genug auf seiner Huth seyn. Wer stand ihm dafür, daß Schweden nicht bey der ersten Gelegenheit aufgeopfert wurde, wenn Frankreichs Zweck, das Haus Österreich zu schwächen, entweder erreicht war, oder durch andre Mittel erreicht werden konnte? Auch fing Richelieu schon jetzt an, einen höhern Preis auf seinen Beystand zu setzen. Die Eroberungen Schwedens an den Ufern des Rheins sollten an Frankreich fallen, ein Französischer Prinz sich mit der Königin Christina vermählen, und der Reichskanzler zur Beförderung dieser Absichten durch persönliche Vortheile gewonnen werden. Aber Versuche dieser Art hatten hier ganz entgegen gesetzte Wirkung.

Daß Schweden sich nur für Frankreichs Größe erschöpfen, und nach allem, was es für Deutschland gethan hatte, nur eine untergeordnete Rolle in diesem Reiche spielen sollte, war für Oxenstierna ein empörender Gedanke; und seit dieser Zeit bemerkt man in seinem ganzen Betragen eine fortdauernde Bitterkeit gegen die Französische Politik. Bey aller Gewalt über sich selbst, die er in andern Fällen bewies, konnte er doch diesen Zug selbst da nicht in der Folge verläugnen, als er bey den entgegen gesetzten Gesinnungen der Königin seinen ganzen Einfluß dadurch aufs Spiel setzte. Indessen verwandelte damals sein Mangel an Willfährigkeit, gerade in dem bedenklichsten Zeitpunkte, einen unzuverlässigen Bundesgenossen in einen heimlichen Gegner.

Aber so viel Umstände sich auch gegen Schweden bey dem Deutschen Kriege vereinigten, so verlor die Nation doch den Muth nicht, und daß sie nicht zu viel von Oxenstierna erwartet hatte, bewies der Erfolg des ersten Jahres. Die wichtigsten

Schwierigkeiten waren schon überwunden, die Unordnungen bey der Armee großentheils abgestellt, die dringendsten Bedürfnisse des Heers befriedigt, die protestantischen Reichsstände der vier obern Kreise zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigt, die Friedensunterhandlungen auf eine Art eingeleitet, die weder Hartnäckigkeit oder Vergrößerungssucht, noch Schwäche verrieth, und zu gleicher Zeit die nöthigen Anstalten getroffen, den Krieg auf allen Seiten mit Nachdruck fortzusetzen. Oxenstierna hatte das Ansehen seines Vaterlandes und seine persönliche Würde zu behaupten gewußt. Die Schwedischen Feldherrn wagten es nicht, sich gegen ihn aufzulehnen, und die ausgezeichnete Achtung, mit der ihn die vornehmsten Deutschen Fürsten und fast alle Europäischen Mächte behandelten, war vollkommen der Wichtigkeit seines Postens angemessen. Vorzüglich aber gelang es ihm, sich die Zuneigung der verbündeten Reichsstände zu erwerben, von denen er sogar den Antrag erhielt, das

Erzbisthum Mainz, welches sich damals in den Händen der Protestanten befand, nebst der Chur-Würde für sich selbst in Besitz zu nehmen. Ein solches Anerbieten konnte er weder ablehnen noch annehmen, ohne bey dem Schwedischen Reichsrathe anzufragen, und dieser gab seine völlige Einwilligung unter der einzigen Bedingung, daß Oxenstierna die Dienste seines Vaterlands nicht eher, als bis es durch einen annehmlichen Frieden entschädigt seyn würde, verlassen sollte. Einige nicht unbeträchtliche Vortheile, die die Schwedischen Truppen über den Feind gewonnen hatten, eröffneten schon die günstigsten Aussichten; aber alle diese glänzenden Hoffnungen zertrümmerte ein einziger Schlag — die unglückliche Schlacht bey Nördlingen. Jetzt sahe sich Oxenstierna ohne sein Verschulden auf einmal doppelt so weit zurück geworfen, als er bereits von dem Punkte, wo er ausging, vorgerückt war. Aber desto größer war sein Verdienst, in solchen Augenblik-

ten eben so entfernt von Kleinmuth als von blinder Verwegenheit zu bleiben. Er übersah gleichsam von einem höhern Standpunkte, wo Leidenschaft seinen Blick nicht umnebelte, nicht nur die ganze Größe der Gefahr und das Maß seiner Kräfte, sondern auch jeden günstigen Umstand, der ihm theils neue Hülfsquellen eröffnete, theils die drohendsten Übel wenigstens eine Zeit lang entfernte. Er mäßigte den Eifer seiner Nation, die ihm neue Unterstützung an Geld und Truppen anbot. Aufopferungen dieser Art schienen ihm in der jetzigen Lage fruchtlos. Sein Vaterland bedurfte Schonung, um dann mit erneuerten Kräften wieder hervorzutreten, wenn alles vorbereitet seyn würde, um ihm einen glücklichen Erfolg zu versprechen. Jetzt dachte er bloß darauf, Zeit zu gewinnen, Frankreich in den Deutschen Krieg zu verwickeln, den Kaiser dadurch an den Ufern des Rheins zu beschäftigen, die Küsten der Ostsee zu decken, den niedergeschlagenen

Muth der protestantischen Reichsstände aufzurichten, und ihre vereinigten Kräfte gegen den gemeinschaftlichen Feind aufzubieten. Aber dieser Feind hatte Klugheit genug gehabt, den schlimmsten Gebrauch von seinem Siege zu machen, den Schweden nur befürchten konnte. Der Prager Frieden (1635) verstärkte die Parten des Kaisers, und Oxenstierna sah sich bald von dem größten Theile seiner Bundesgenossen in Deutschland verlassen. Glücklicher war er in Frankreich, wohin er selbst reisete, und bey einer mündlichen Unterhandlung mit Richelieu seine Absicht erreichte. Und nun gelang es ihm auch in Deutschland, durch unermüdete Thätigkeit und durch eine feine Mischung von Nachgiebigkeit und Strenge die zerrütteten Angelegenheiten Schwedens zum Theil wieder herzustellen, sich mit den wenigen treu gebliebenen Bundesgenossen fester zu verbinden, die schwankenden von offenbaren Feindseligkeiten zurück zu halten, und auf Kosten derjenigen, die sich bereits

ich über Meer bey mir behalten hatte, um wieder vierzig livres zu holen. Der Komthur erwiederte: er habe kein Geld von mir, er kenne mich nicht. Ich ging zu Bruder Reinhard von Vidniers, der Großmeister des Tempelordens durch Vorschub des Königs war, wegen der Gefälligkeit, die er in der Gefangenschaft gehabt, von der ich oben erzählt habe; und beschwerte sich bey ihm über den Komthur, daß er mir mein Geld nicht wieder geben wolle, das ich ihm in Verwahrung gegeben. Als er das vernahm, erzürnte er sich höchlich darüber, und sagte zu mir: „Herr von Joinville! ich lieb Euch sehr; aber seyd gewiß, daß, wenn Ihr nicht von diesem Begehren abstehet, ich Euch nicht mehr lieb behalten werde; denn Ihr bringt den Leuten die Meynung bey, als ob unsere Brüder Schurken wären. Ich sagte ihm dagegen, ich würde das bey Gott nicht vertragen. In dieser Bekümmerniß blieb ich vier Tage, wie sich ein Mensch befinden kann, der keinen Heller mehr zu verzehren hat. Nach vier Tagen kam der Großmeister zu mir, und sagte zu mir, er habe mein Geld wiedergefunden. Daß es sich wiederfand, kam daher, weil er einen andern Komthur gemacht, und jenen an einen Ort, Saffran genennt, geschickt hatte; und dieser letztere gab mir mein Geld wieder.

Der damahlige Bischoff von Acra, aus Provins gebürtig, vermochte mich, den Pfarrer von Sankt Michael in meine Wohnung aufzunehmen. Ich hatte Capm von Sainte-Manehost bey mir behalten, der mir zwey Jahre lang sehr gut und besser diente, als irgend jemand den ich jemahls um mich gehabt habe. Nun war es so beschaffen, daß er ein kleines Kämmerchen oben an meinem Bette hatte, durch das man in die Kirche kam. Es fügte sich nun, daß mich ein täg-

liches

für den Kaiser erklärt hatten, den Krieg fortzusetzen.

Seine Gegenwart schien nunmehr in Schweden nothwendiger zu werden, und im Jahr 1636 ging er zurück. Er wurde mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen, die Reichsstände, denen er Rechenschaft von der Vollziehung des erhaltenen Auftrags ablegte, erkannten seine Verdienste, und durch dieses Ansehen, das ihm die Dankbarkeit der Nation erwarb, herrschte er einige Jahre in Schweden mit einer beynahe unumschränkten Gewalt. Aber kaum hatte die Königin Christina Besitz von der Regierung genommen, so änderte sich die Scene. Sie schätzte den Reichskanzler, hatte persönliche Verbindlichkeiten gegen ihn, und wußte ihm keinen gegründeten Vorwurf zu machen; aber sein Übergewicht bey den Berathschlagungen war ihr drückend. In einigen ihrer damaligen Briefe bemerkt man den heimlichen Wider-

willen gegen eine Art von fortdaurender Vormundschaft und gegen den Beystand eines Rathgebers, dessen Anschein von Unentbehrlichkeit ihren eignen Ruhm verdunkelte. Hierzu kam eine gewisse Vorliebe für die Französische Nation, die einer jungen geistvollen Königin theils durch Erziehung theils durch nachherigen Umgang werth geworden war, aber mit der sich Oxenstierna noch immer nicht aussöhnen konnte. Und auf diese Art entstand nunmehr eine Gegenpartey wider den Reichskanzler, an deren Spitze die Königin selbst sich befand. Sie erhob ihren Günstling, Graf Magnus de la Gardie, zu den höchsten Ehrenstellen, und in Ansehung der mühsamen Staatsgeschäfte glaubte sie in Adler Salvius, dem zweyten Gesandten bey den Deutschen Friedensunterhandlungen, einen Ersatz für Oxenstierna zu finden. Frankreich wußte diese Umstände bey dem Congresse trefflich zu benutzen. Während daß Oxenstierna's ältester Sohn, als erster Schwedischer Ge-

ſandter, die ſiegreichen Fortſchritte eines Torſtenſohn geltend zu machen ſuchte, hatte der Graf d'Avaux die Königin ſelbſt ſo ſehr zu ſeinem Vortheil gewonnen, daß ſie von Zeit zu Zeit in den ſtärkſten Ausdrücken ihren Unwillen über den Aufſchub des Friedens bezeigte. Der Reichskanzler wurde beſchuldigt, daß er den Krieg, als ein Mittel ſein Anſehen zu erhalten, verlängere. Zu gleicher Zeit entſtand das Gerücht, daß er den Plan habe, ſeinem zweyten Sohne Erich die Hand der Königin, die Schwediſche Krone und ſelbſt die Deutſche Kaiſerwürde zu verſchaffen. In dieſer Abſicht, hieß es, hätte die völlige Gleichheit der Religionen in Deutſchland in Anſehung des Kaiſerthums und aller Biſthümer, und die Verbindung der Churwürde mit den Schwediſchen Beſitzungen zu einer Hauptbedingung des Friedens gemacht werden ſollen. Allein bey dem damaligen Glücke der Schwediſchen Waffen, bey der Beſorgniß des Kaiſers für ſeine Erb-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20212 / 170

lande, und bey seiner Bereitwilligkeit zu einem besondern Frieden mit Ausschluß Frankreichs, war es wohl für den Schwedischen Patrioten und für den eifrigen Vertheidiger der Protestanten ein sehr erlaubter Gedanke, von den günstigen Zeitumständen den größten möglichen Vortheil zu ziehen. Was aber sonst damals von Oxenstierna's romanhaften Entwürfen zum Besten seines Sohnes ausgestreut wurde, paßt zu wenig in seinen bekannten Charakter, um es bloß auf das Anführen der Gegenpartey für wahr anzunehmen. Es giebt einen Brief des Reichskanzlers an den Grafen Erich, in dem dieser Umstand erwähnt wird, ohne daß sich dabey die mindeste Spur von einem angelegten Plane bemerken läßt. Der junge Graf wird ermahnt, die Verläumdungen der Feinde seines Vaters durch eine anständige Heirath zu widerlegen; und aus andern Nachrichten weiß man, daß er sich kurz darauf wirklich vermählte.

Durch diesen Kampf mit einer mächtigen Hofkabale wurde der Abend eines thatenvollen Lebens dem Reichskanzler verbittert. Aber, gestützt auf sein anerkanntes Verdienst und auf die Verehrung seiner unbefangenen Mitbürger, sollte er auch hier nicht unterliegen. Bey aller Abneigung gegen ihn wagte es die Königin nicht, ihn ganz zu entfernen, und nur durch Umwege suchte sie nach und nach seinen Einfluß zu schwächen. Sie hatte Mittel gefunden, die königliche Gewalt über die Grenzen der damaligen Regierungsform zu erweitern, hatte einen Theil der Reichsstände auf ihre Seite gebracht, und dadurch die Macht des Senats vermindert; aber in diesem einzigen Punkte fürchtete sie die Meinung des Volks. Dieß ging so weit, daß sie mit dem Französischen Hofe sich in eine Art von heimlicher Verbindung gegen ihren eignen Staatsminister einließ. Durch eine öffentliche Beschwerdeschrift gegen den Reichskanzler, worin Frankreich ihn allein als den Verzögerer

des Friedens anklagen sollte, hoffte sie ihn bey der Nation verhaßt zu machen. Oxenstierna erfuhr dieß Vorhaben, ehe es ausgeführt wurde, durch den Spanischen Gesandten in Münster; und da man nachher diese Idee wieder aufgab, machte er keinen Gebrauch von der erhaltenen Nachricht zum Nachtheil der Königin, sondern erklärte die ganze Sache für eine Erdichtung. Einige Zeit darauf bat er um seine Entlassung; aber seine Unentbehrlichkeit während der Friedensunterhandlungen in Deutschland war zu einleuchtend, und die Vorstellungen des Reichsraths gegen die Bewilligung seines Gesuchs zu dringend, als daß die Königin diese Gelegenheit hätte benutzen können. Auch nach dem Schlusse des Westphälischen Friedens blieb Oxenstierna noch immer eine der ersten Personen in Schweden. Selbst der Französische Hof, so sehr ihm die Königin ergeben war, glaubte demungeachtet den Reichskanzler nicht vernachlässigen zu dürfen, und Mazarin schärfte

jedem Gesandten ein, die Gunst eines Ministers zu gewinnen, der seinem Urtheile nach ein zu vollendeter Staatsmann sey, um jemals in Schweden eine unbedeutende Rolle spielen zu können.

Aber nicht genug, daß Oxenstierna's Feinde ihre Absicht nie gänzlich erreichten; es war ihnen noch eine größere Demüthigung vorbehalten. In dem letzten Jahre vor seinem Tode erlebte er noch eine vollkommene Genugthuung, und seine Fürstin schenkte ihm mehr als jemals ihr ganzes Vertrauen wieder. Sein mächtigster Gegner, Graf Magnus de la Gardie, war so tief gefallen, daß er eben den Mann, den er immer zu verdrängen gehofft hatte, jetzt um sein Vorwort bey der beleidigten Königin bitten mußte. Nunmehr war Oxenstierna auf einmal gegen alle Beschuldigungen gerechtfertigt, und seine Neider verstummten. Er widersetzte sich dem Lieblingswunsche der Königin, die Regie-

rung niederzulegen, mit äußerster Hartnäckigkeit; aber er ward doch deswegen weder von ihr noch von ihrem Nachfolger verkannt. Carl Gustav, dem er die Gelangung zur Krone aus allen Kräften erschwert hatte, überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen, und nannte ihn oft seinen Vater. Aber kaum hatte der neue König die Regierung angetreten, so wurde Oxenstierna von einer Krankheit befallen, die am 28. August 1654 sein Leben endigte. Noch kurz vor seinem Tode beschäftigte ihn die Sorge für die künftigen Schicksale der Königin, und auf alles, was man dabey über ihre Sonderbarkeiten bemerkte, erwiederte er bloß: „Aber sie ist doch des großen Gustavs Tochter.“ Und dieß waren seine letzten Worte.

An diesem einzigen Zuge erkennt man schon einen Mann, bey dem das Herz seine Rechte bis zu dem letzten Athemzuge behauptete, ungeachtet er eine lange Reihe

von Jahren in einer Beschäftigung verlebt hatte, die man gemeiniglich für die Schule des verfeinerten Eigennutzes, zu halten pflegt. Aber eben so wenig erlag auch sein Geist unter dem Drucke der Geschäfte. In seinen Unterhandlungen herrschte ein gewisser ächt-römischer Ernst, der aber nie in Steifheit oder Schwerfälligkeit ausartete. In Beobachtung des Ceremoniels wußte er sehr gut die Grenze zu finden, wo die strenge Behauptung seiner Rechte in Pedanterie übergeht. Bey der Conferenz mit einigen stolzen Pohlnischen Magnaten, wo jede Nachgiebigkeit für Schwäche gegolten hätte, wich er nicht einen Fuß breit; aber dagegen fehlte es ihm nie an Auswegen, bey den Unterhandlungen mit Richelieu oder den Deutschen Reichsständen alle Rangstreitigkeiten zu vermeiden. Selbst über gewisse anerkannte Regeln der Politik hielt er nicht mit einer solchen Ängstlichkeit, daß er sich nie eine Ausnahme erlaubt hätte, wenn er einen

ſches Fieber überfiel, weswegen ich mich zu Bette legen mußte, und meine Leute eben ſo. Nicht einen Tag konnte ich einen von ihnen den ganzen Tag über bey mir haben, der mir beym Aufſteigen geholfen hätte. Ich wartete immer nur auf meinen Tod, zufolge eines Merkmahls davon, das ich hinterm Ohre hatte; denn es verging kein Tag, da nicht zwanzig und mehr Todte ins Kloſter gebracht worden wären; und jedesmahl wenn man einen brachte, hörte ich aus meinem Bette den Geſang: Libera me, Domine. Ich weinte dann, und dankte Gott und betete: „Herr, dir ſey Ehre dafür, daß du mich dieſen Mangel empfinden läßeſt, da ich ſonſt eine Menge Prunk bey meinem Aufſtehen und Ankleiden hatte. Ich bitte dich, Herr, du wolleſt mir helfen, und mich und meine Leute von dieſer Krankheit befreyen.“ Nach dieſen Vorfällen hielt ich Rechnung mit meinem neuen Diener Guillemin, der mich wohl um zehn Livres Tournois und drüber vervortheilt hatte. Er ſagte als ich ihn drüber zur Rede ſetzte, er wolle ſie mir wiedergeben, wenn er könne. Ich gab ihm ſeinen Abſchied, und ſagte dabey, ich ſchenke ihm ſeine Schuld, weil er ſie wohl abverdient habe. Ich erfuhr nachher von Burgundiſchen Rittern, die aus der Gefangenſchaft zurückkamen, ſie hätten ihn ſonſt bey ſich gehabt; es ſey der abgefeimteſte Spitzbube, den es geben könne; denn fehle einem Ritter ein Meſſer, ein Riemen, ein Handſchuh, ein Sporn oder ſonſt etwas, ſo ſtehl' ers und bring' es ihm.

Zu der Zeit da der König in Acra war, fanden des Königs Brüder ihre Freude am Spiel mit Würfeln. Beſonders ſpielte der Graf von Poitiers ſo großmüthig. Wenn er gewonnen hatte, ließ er den Saal aufmachen, und Herren und Damen von Adel, wenn

besondern Trieb dazu fühlte. Richelieu war ihm eine sehr wichtige Person; aber gleichwohl konnte er sich nicht versagen, einen verdienstvollen Mann an ihm zu rächen, für dessen Schicksal er sich interessirte. Einer der berühmtesten Gelehrten der damaligen Zeit, Hugo Grotius, hatte den eitlen Cardinal beleidiget, indem er ihn in einer Dedication an den König von Frankreich nicht erwähnte. Die Folge davon war, daß ihm ein Jahrgehalt entzogen ward, den er zeither von dem Französischen Hofe empfangen hatte. Grotius ging nach Deutschland, und Gustav Adolph, der seine Lage erfuhr, nahm ihn in seine Dienste. Einige Zeit darauf wurde die Französische Gesandtschaft erledigt, und Oxenstierna glaubte einen Richelieu nicht ausgesuchter kränken zu können, als wenn er ihn nöthigte, eben den Mann, den er so unwürdig behandelt hatte, jetzt als Schwedischen Gesandten mit den gewöhnlichen Ehrenbezeigungen zu empfangen. Der Gr-

Final bot alles auf, um einer solchen Demüthigung überhoben zu seyn, aber Oxenstierna blieb unbeweglich. Grotius behauptete sich einige Jahre als Gesandter in Frankreich, keine einzige Auszeichnung, auf die er Anspruch machen konnte, durfte ihm versagt werden, und Richelieu selbst bequemte sich endlich, das Vergangene durch Mißverstand und andere Ausflüchte zu entschuldigen.

Oxenstierna liebte die Wissenschaften, er beschäftigte sich selbst mit Aufzeichnung der merkwürdigsten Begebenheiten, an denen er Theil genommen hatte, und nach zuverlässigen Nachrichten ist der zweyte Theil der Geschichte des Schwedisch-Deutschen Kriegs, wovon Bogislaus Philipp von Chemnitz für den Verfasser angegeben wird, ganz von seiner Hand. Auch wußte er die Schriftstellerey sehr gut zu Staatsabsichten zu benutzen.

Zu einer Zeit, da die meisten Deutschen Reichsstände sich auf die Seite des

Kaisers neigten, erschien die berühmte Streitschrift des sogenannten Hippolitus a lapide gegen das Haus Österreich, welche damals nicht wenig zur Vereitlung der kaiserlichen Entwürfe beytrug. Und dieses Werk entstand auf Veranstaltung des Reichskanzlers, größtentheils aus den von ihm gelieferten Materialien.

Das Wesentliche seines Charakters ist von der Königin Christina selbst in einer kurzen Schilderung zusammen gefaßt worden, die sich unter ihren nachgelassenen Papieren erhalten hat, und ihre eignen Worte mögen diesen Aufsatz beschließen.

„Dieser große Mann," schreibt sie, „besaß einen sehr ausgebildeten Verstand, die Frucht einer nützlich angewendeten Jugend. Auch mitten unter seinen überhäuften Arbeiten las er noch viel. Sein Geschäftsblick war schnell, und seine Staatskenntnisse eben so ausgebreitet als gründ-

lich. Er war von der Stärke und Schwäche aller Europäischen Staaten unterrichtet. In ihm vereinigte sich eine reife Erfahrung, ein viel umfassender Geist und eine große Seele. Seine Thätigkeit war unermüdet. Geschäfte waren seine Vergnügen, und selbst in Stunden der Erholung wußte er von keiner andern Zerstreuung. In seiner Lebensart liebte er die Mäßigkeit, so sehr als es in einem Zeitalter und bey einer Nation möglich war, wo diese Tugend noch unter die unbekannten gehörte. Für einen Mann auf seinem Posten hatte er ein eignes Talent, ruhig zu schlafen. Nur zweymal in seinem Leben, versicherte er, hätte er wegen einer Staatsangelegenheit eine Nacht schlaflos zugebracht, einmal nach dem Tode Gustav Adolphs und das zweytemal nach der Schlacht bey Nördlingen. Außerdem wäre er immer gewohnt, beym Schlafengehn mit seinen Kleidern zugleich alle seine Sorgen abzulegen, und sie bis zum andern Mor-

gen ruhen zu lassen. Übrigens war er ehrgeizig, aber treu und unbestechlich. Nur zu viel Langsamkeit und Phlegma war zuweilen sein Fehler."

Leipzig,
gedruckt bey Christian Friedrich Solbrig.

Inhalt.

I. Kalender.

Die vier Jahrszeiten.
Finsterniſſe.
Erſcheinung der Planeten.
Vom Auf- und Untergang der Sonne.
Vom Auf- und Untergang des Mondes.
Von der Sichtbarkeit des Mondes.

II. Erklärung der zwölf Monatskupfer.

III. Vorrede von Wieland.

IV. Geſchichte des dreyßigjährigen Krieges. Fortſetzung.

V. Bildnisse.

Amalia Elisabeth, Landgräfin von Hessen-Kassel.

Armand Jean du Plessis, Kardinal Herzog von Richelieu.

Maximilian, Herzog von Bayern und Churfürst.

Axel Graf von Oxenstierna.

Bey G. J. Göschen sind in der Ostermesse 1791 erschienen:

Neue Göttergespräche von L. M. Wieland, 1 Rthlr. 6 Gr. Geheime Geschichte des Philosophen Peregrin Proteus. Ein Dialog in Elysium; 2 Theile, von L. M. Wieland; 8. 2 Rthlr. 12 Gr., auf Holländ. Papier 3 Rthlr.

Das Deutsche Publikum erhält von seinem großen Schriftsteller zwey Werke auf einmal, welche keine Spur von dem herannahenden Alter des Verfassers, sondern das Merkmal eines gereiften Geistes, in allem Schmuck der Jugend, an sich tragen. Beyde sind Früchte eines Geistes, welcher von den mannigfaltigsten Kenntnissen der alten und neuen Litteratur genährt, von den Musen und Grazien begünstiget, in dem Heiligthum der Schönheit eingeweiht und zum Anblick der Wahrheit gestärkt ist. In beyden Werken werden mit Schalkhaftigkeit und Kühnheit die politischen und kirchlichen Vorurtheile angegriffen; in

Richtigkeit der Sprache auszeichnen. Dieser 2te Band ist eigentlich der Philosophie und der Moral bestimmt; doch enthält derselbe keinen trocknen Abriß dieser Wissenschaften, sondern moralische und philosophische Wahrheiten in Beyspielen und in einer angenehmen Einkleidung dargestellt. Inhalt. 1) Dûvals Leben. Die Schicksale dieses Mannes sind so lehrreich und interessant, geben dem Herzen und Verstande so viele Nahrung und Beschäftigung, daß kein von der Natur nicht ganz verwahrloseter Mensch sein Leben ohne Vergnügen und Theilnehmung lesen wird. 2) Das, von dem großen Friedrich dem II. geschriebene, Leben Jordans. 3) Das Leben des unsterblichen Friedrichs, von seinem vortreflichen Geschichtschreiber Guibert. 4) Ein Auszug aus Rousseaus Bekenntnissen, mit Weglassung alles dessen, was der Jugend schädlich seyn könnte. 5) Ein Auszug aus der Heloise von eben demselben Schriftsteller auf gleiche Art behandelt. 6) Einige vortrefliche sittliche und philosophische Gemälde, Charaktere und Reflexionen aus Merciers Bonnet de Nuit und dessen Tableau de Paris. 7) Charaktere aus den Lettres Persannes von Montesquieux. 8) Charaktere aus dem la Bruyere.

Nachricht.

Nach dem Vorsatz des Verlegers soll dieser historische Kalender für Damen die vornehmsten Gegenstände der Deutschen Geschichte, nach und nach, enthalten. Auf den dreyßigjährigen Krieg wird die Geschichte der Reformation folgen. Vielleicht daß schon in dem Lauf des Jahres 1792, das Ende der Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs und die Geschichte der Reformation zugleich geliefert werden können.

Der Beyfall, womit das Publikum diesen Kalender aufgenommen hat, ist für den Verleger ein Sporn, alle Sorgfalt anzuwenden, daß diese Unternehmung in ihrem innern Werth und in Rücksicht des artistischen Theils nicht sinke.

Von der Thalia des Herrn Hofraths Schiller sind bisher 12 Stücke erschienen. Jetzt ist das erste Stück der neuen Thalia unter der Presse. Diese wird regelmäßig alle zwey Monate erscheinen, und, außer den eigenen Aufsätzen des Verfassers, Beyträge von einigen andern würdigen Männern enthalten. In Rücksicht des Drucks und Papiers wird der Verleger sorgen, daß sie nicht hinter den besten periodischen Blättern zurück bleibt.

wenn welche da waren, rufen, und theilte sowohl sein eigenes, als das gewonnene Geld mit vollen Händen aus. Hatt' er aber verloren, so nahm er nach Gutdünken das Geld von denen, mit welchen er gespielt hatte, und von seinem Bruder, dem Grafen von Anjou und den andern, und gab alles hin, sein eignes und fremdes Geld.

Während daß wir in Acra waren, ließ der König seine Brüder und den Grafen von Flandern und die andern vornehmsten Herren, an einem Sonntage zu sich entbieten, und sprach zu ihnen: „meine Herren! die Frau Königinn meine Mutter hat zu mir gesandt, und mich nach allem Vermögen bitten lassen, nach Frankreich zurück zu kommen, weil mein Königreich in großer Gefahr schwebet; denn ich habe weder Frieden noch Waffenstillstand mit dem König von England. Die hiesigen Eingebohrnen, mit welchen ich davon sprach, haben mir gesagt, wenn ich mich entferne, sey dieses Land hier verloren; denn wer jetzt in Acra ist, würde mir nachfolgen, weil niemand wagen würde, bey so geringer Anzahl zu bleiben. Ich bitt' euch daher, setzt' er hinzu, denkt der Sache nach; und weil die Sache wichtig ist, so geb ich euch Frist mir nach eurem Belieben zu antworrten, bis heute über acht Tage." . . . . . *) Er sagte zu mir; er begreife nicht, wie der König zu bleiben im Stande sey; und drang sehr nachdrücklich in mich, sein Schiff zu besteigen. Ich gab ihm zur Antwort: ich könne das nicht, denn ich habe nichts mehr, wie ihm wohl

*) Augenscheinlich ist hier eine Lücke: man sieht aber aus der Folge, daß hier von einer Unterredung zwischen Joinville und dem Legaten, über den Antrag des Königs die Rede ist. Anm. d. Französ. Herausg.

Herr Uebersetzer hat das Werk durch seine Zusätze noch schätzbarer gemacht.

Eduard, eine Geschichte; 2ter Theil. 8. 1791. 20 Gr.

Eduard ist nicht für Leser geschrieben, welche durch die Lektüre blos die Langeweile vertreiben, und wie Kinder, blos ihre Neugierde, durch Erzählung wunderbarer Schicksale und abenteuerlicher Thaten, befriedigen wollen. Es wird kein Löwe darin erlegt, und kein Ritter darin gespießt. Dagegen ist er reich an glücklichen Beobachtungen über die menschliche Natur, über die Art und Weise, wie sich die Leidenschaften, die Sinnes- und Denkungsart des Menschen nach und nach entwickeln und ausbilden. Er enthält viele Wahrheiten und originelle Ideen über wichtige Angelegenheiten des Lebens, und ist in einer gedankenreichen, oft blühenden Sprache geschrieben. Der Held der Geschichte ist ein Mensch mit den schönsten Anlagen der Natur, er hat eine große Wärme und Reizbarkeit des Herzens, eine lebhafte Phantasie, eine schöne Seele, und einen vortreflichen Kopf; dem ungeachtet ist er immer unglücklich durch sich selbst. Die groben

Laster und Tugenden gewöhnlicher Menschen sind in den gewöhnlichen Romanen genug geschildert. Eduard ist ein warnendes Gemälde der Fehler eines edlen und guten Menschen, und des Verfassers Zweck ist, durch seine Geschichte etwas beyzutragen, dasjenige anschaulich zu machen, was die guten und bessern Menschen, vorzüglich die Jünglinge, von dem wahren Lebensgenuß abhält, und sie oft, bey den liebenswürdigsten Tugenden, unglücklich macht.

Auszüge aus den besten Schriftstellern der Franzosen, zum Gebrauch für die Jugend. Unter der Aufsicht des Herrn Abt Resewitz herausgegeben von L. H. Schmidt. 2ter Band in zwey Abtheilungen. 1 Rthlr. 12 Gr.

Die Absicht dieser, mit vielem Beyfall aufgenommenen, und in vielen Schulen eingeführten Sammlung ist: die Erlernung der französ. Sprache der Jugend leicht, angenehm und nützlich zu machen. Deshalb sind aus den klassischen Werken der Franzosen solche Stücke gewählt, welche sich durch Inhalt und Ausdruck und ganz vorzüglich durch Reinheit und

Sammlung der merkwürdigsten Reisen in das Innere von Africa. Gesammelt und herausgegeben von E. W. Cuhn. 3ter Theil. Mit einer großen Charte, welche die Reise des Herrn James Bruce enthält. 1 Rthlr. 12 Gr.

Das Unternehmen des Herrn Cuhn, alle guten Reisen nach Africa, sowohl ältere als neuere, im Auszuge zu liefern, ist, nach dem einstimmigen Urtheil aller Recensenten, ein sehr nützliches und lobenswürdiges Unternehmen. Es ist unserm Zeitalter angemessen, worin die Aufmerksamkeit aller Nationen auf die Bemühungen der Britten, in jenem unermeßlichen, und noch so wenig bekannten Theil der Welt Entdeckungen zu machen, gerichtet ist, und setzt uns in den Stand, dasjenige zu übersehen, was sie bisher geleistet haben. Mit Weglassung alles dessen, was blos für die gelehrte Untersuchung gehört, liefert Herr Cuhn in seinem Auszuge, blos das, was alle denkende Menschen, die sich unterrichten und nützlich unterhalten wollen, interessiren muß. Die vorhergehenden Bände enthalten theils ältere, theils die ganz

neuen Reisen von Vaillant, Poiret, und alle Nachrichten, welche die Gesellschaft der Engländer zur Entdeckung des Innern von Africa bisher bekannt gemacht hat. Dieser 3te Theil liefert die Fortsetzung und den Beschluß aus Bruce Reisen.

Howards, John, Nachrichten von den vorzüglichen Krankenhäusern und Pesthäusern in Europa. Aus dem Englischen übersetzt und mit Zusätzen vermehrt von Herrn Doct. Ludwig. Mit Kupfern und Tabellen.

Dieses ist das Vermächtniß des menschenfreundlichen Britten, worin er der Welt die auf seinen Reisen gemachten Bemerkungen hinterläßt. Der unermüdete Howard verbreitet sich über alles, was dem Publiko, in Rücksicht dieses Gegenstandes, nützlich seyn kann, über Lage, Bauart, Oekonomie, Policey, Medizinal-Anstalten der vornehmsten Krankenhäuser in Europa. Er liefert überdiß seine, und anderer Männer, Beobachtungen über die Natur, Ursache und Cur der Pest, und über andere medizinische Gegenstände. Der rühmlichst bekannte

dem Spötter Lucian mit der Naivität und Unbefangenheit, wozu ihn seine gereinigte Natur und sein Aufenthalt in Elysium fähig macht.

Bliomberis; ein Rittergedicht in zwölf Gesängen von Alxinger.; gr. 8.

Da es nicht möglich ist, den Plan eines romantischepischen Gedichtes, in zwölf Gesängen, in einer kurzen Anzeige anzugeben, so sey dem Verleger erlaubt, etwas allgemeines über den Bliomberis nach dem Urtheil sachkundiger Männer anzuführen. Es ist im ganzen ein sehr schönes Gedicht. Es ist die Frucht eines raschen, manchmal zu raschen Geistes, die Schöpfung einer blühenden Phantasie. Der neunte Gesang ist ein Meisterstück. Nicht alle Gesänge sind diesem gleich, aber alle sind reich an einzelnen Schönheiten. Herr Alxinger hat durch dieses Werk seinen Ruhm vermehrt. Bliomberis wird nie vergessen werden.

Reisen durch die mittäglichen Provinzen von Frankreich; 2 Theile, mit Kupfern auf Holländisches Papier; 8.

Das Publikum hat in diesen Reisen einen seiner Lieblingsschriftsteller, den

Herrn von Thümmel, erkannt. Männer von Geist und gereinigtem Geschmack haben darin die schalkhafteste Laune, eine ungekünstelte Grazie, unnachahmliche Verse, eine reizende Philosophie des Lebens, und eine ungewöhnliche Politur gefunden. Nicht so der große Haufe. Dieser hat das Buch eigentlich durchlaufen, hat keine Pasquillen darin gefunden, keine schwülstigen Gedanken, keine wunderbaren Abenteuer, keine plumpen Ausfälle, er ist über die Feinheit hinweg gehüpft, und hat das Buch in 2 Stunden vom Anfang bis zu Ende durchlesen, ohne etwas darin gefunden zu haben. Vielleicht ist dieses die größte Empfehlung für diejenigen Leser, welche Schönheit und Eleganz lieben, die sich stundenlang an einem schönen Gedanken ergötzen, und ihn sich zu eigen machen können, welche reizende Verse mit Entzücken lesen, welche in einem geistreichen Buche die verdeckten Schönheiten gern aufsuchen, bey wiederholter Lectüre immer etwas neues finden, und durch das Muster des guten Geschmacks ihren eignen Geschmack bilden.

beyden herrscht der große Zweck, die Menschen vernünftiger zu machen. Wieland stellt die alten Götter Griechenlands und Roms in ihrem eigenthümlichen Charakter dar, wie sie sich nach ihrer eigenen Manier, über die neuesten Erscheinungen der Zeit, über die Handlungen und Meynungen der Menschen unterhalten. Jupiter ist hier das jovialische Geschöpf, welches sich durch die Thorheit und Leidenschaften der Erdbewohner, und durch die jetzige Gährung in ihren Köpfen, kein Haar krümmen und in seiner Behaglichkeit nicht stören läßt; der alles ruhig ansieht und dabey zum Wohl der Menschen thut, so viel er kann; der sich von seiner zänkischen Frau Gemahlin Juno nicht irre machen läßt, und seine übrige Gesellschaft mit Ironie und Bonsens, mit schalkhaftem Spott und mit Vernunft zurecht weiset. Daß solch eine Unterhaltung der Götter für die Sterblichen sehr lehrreich und erbaulich seyn muß, und daß man wünscht, immer in so guter Gesellschaft bleiben zu können, wird einem jeden begreiflich seyn, welcher mit Wielands Geist nur einigermaßen Bekanntschaft gemacht hat. Peregrin Proteus ist ein ehrlicher Schwärmer. Seine Geschichte ist ein schönes Lehrbuch der

wohlthätigsten Toleranz. Der Einfluß der Umstände und die Folgen der eigenthümlichen Organisation machen den Menschen zu dem, was er ist, und die Auseinandersetzung dieser Wahrheit lehrt uns, unsre Brüder zu ertragen, und ihre Tugenden bey ihren Fehlern zu schätzen und zu lieben. Die mancherley Lagen des Lebens, worein Proteus versetzt war, geben dem Wielandischen Geist einen unerschöpflichen Stoff zu hinreißenden Situationen, mit der blühendsten Phantasie ausgemalt, zu Aufschlüssen über die Geschichte der Menschheit, zur Beleuchtung menschlicher Vorurtheile, Thorheiten und Irrthümer, zur Auseinandersetzung und Empfehlung wichtiger Wahrheiten Bald wird Proteus durch die Wollust, bald durch die Philosophie, bald durch politische und religiöse Schwärmerey, und immer durch sein eignes Herz betrogen. Bald sehen wir ihn in der Schule der Philosophie, bald im Genuß einer vermeinten Venus Urania, welche nichts als eine Buhlschwester ist, bald in dem Umgang des feinsten und reitzendsten aller Weiber, bald unter den ersten Christen, und endlich sehen wir ihn sich selbst auf den Scheiterhaufen setzen und sich verbrennen. Dieses alles erzählt Peregrin

Einige wohlfeile Original-Ausgaben von Werken, welche bey G. J. Göschen in Leipzig zu haben sind.

Göthe's sämmtliche Schriften, 4 Bände, welche die 8 Bände der guten Ausgabe enthalten 3 Rthlr. 16 Gr.
Schillers Don Carlos 16 Gr.
— — Geisterseher " 9 Gr.
Marezolls Andachtsbuch für Frauenzimmer " " 18 Gr.
Thümmels Reisen " 16 Gr.
Geschichte Thomas Jones, von Bode übersetzt, 6 Bände auf Schreibpap. 4 Rthl.
Rosenmüllers Lehrbuch der christlichen Religion für die Jugend 4 Gr.
Lessings Dramaturgie, 2 Bände 20 Gr.
Klopstocks Oden " 8 Gr.

Ferner sind bey demselben zu haben:

Göthe's Schriften, 8 Bände mit Kupf. von Geyser, Lips, Meil und andern 8 Rthl.
Anton Walls Erzählungen nach Marmontel " 1 Rthl.
Jüngers Ehestandsgemälde 1 Rthl. 4 Gr.
— — Launen des Vetter Jacobs, 5 Theile " 2 Rthl. 2 Gr.

Alringers Doolin von Mainz, ein Rittergedicht 1 Rthl.

von Florian, Novellen. Aus dem Französ. übersetzt von A. G. Meißner. Mit Musik von Schuster. 18 Gr.

Gericht, das heimliche, ein Trauerspiel, 20 Gr.

Heydenreich, K. H., System der Aesthetik, 1r Band. 1 Rthl. 8 Gr.

— — Gemälde aus dem goldenen Zeitalter 12 Gr.

Klopstocks David, ein Trauersp. 12 Gr.

Moral, von der natürlichen, aus dem Französischen, mit Anmerkungen von C. M. Wieland 20 Gr.

Reichards, Joh. Fr., Deutsche Gesänge mit Clavierbegleitung 20 Gr.

Reinholds, C. L., Briefe über die Kantische Philosophie, 1r B. 1 Rthl. 8 Gr.

Schulz, Fr., Leopoldine, ein Gegenstück zum Moritz, 2 Bde, mit Kupfern, 2 Rthl. 8 Gr.

— — kleine Romane, 1r Theil 20 Gr. 2r Theil 1 Rthl. 3r Th. 1 Rthl. 4 Gr. 4r Th. 1 Rthl. 5r Th. 1 Rthl 5 Rthl.

Senfs, genannt Filidor, Gedichte, mit Musik 14 Gr.

Sofokles, übersetzt von Christian Graf von Stollberg, 2 Bde. 3 Rthl. 12 Gr.

wohl bekannt ſey, indem ich alles im Waſſer verloren, als ich gefangen worden. Dieſe Antwort gab ich ihm nicht deswegen, weil ich nicht ſehr gern mit ihm gefahren wäre, ſondern wegen deſſen, was ein Vetter von mir, Herr von Vollainmont, geſagt hatte, als ich über Meer zog. „Ihr zieht über Meer; nun denkt wohl an die Wiederkehr; denn kein Ritter, er ſey arm oder reich, kann ohne Schmach von dannen wiederkehren, wenn er die geringen Leute unſers Herrn Gottes zurückläßt, in deren Geſellſchaft er ausgezogen war.“ Der Legat ward böſe darüber, und ſagte zu mir, ich hätt es nicht abſchlagen ſollen. Sonntags darauf kamen wir wieder zum König. Da fragte nun der König ſeine Brüder und die andern Baronen und den Grafen von Flandern, nochmahls um ihren Rath, ob er zurückkehren, oder ob er bleiben ſolle? Alle antworteten, ſie hätten dem Herrn Guion Malvoiſin den Auftrag gegeben, ihm ihre Meynung zu eröfnen. Der König gebot ihm zu ſagen, was ſie ihm aufgetragen hätten; und er ſprach: „Sire! eure Brüder und die edlen Herren, die hier ſind, haben Euren Zuſtand in Erwägung gezogen, und befunden, daß Ihr in dieſem Lande nicht bleiben könnt, ſowohl wegen Eurer eigenen Ehre, als auch wegen der Ehre Eures Reichs; indem von allen Rittern, die in Eurem Gefolge gekommen ſind, und deren Ihr 3800 von Cypern mitgebracht, keine hundert hier noch übrig ſind. Sie rathen Euch daher, Sire, nach Frankreich zurückzukehren, und Mannſchaft und Geld zu holen, auf daß Ihr ohne Verzug hierher zurückkommen, und Euch an den Feinden Gottes, die Euch in ihrer Gefangenſchaft hielten, rächen möget.“

Der König wollte ſich nicht nach dem richten, was Herr Guion von Malvoiſin geſagt hatte; ſondern er

fragte

Stollbergs, Fr. Leop. Graf zu, die Inſel, 20 Gr.

Stollberg, der Grafen zu, Schauſpiele 8.

— — Auf Holländiſch-Papier 2 Rthl.

— — dieſelben auf Deutſches Schreibpapier 1 Rthl. 16 Gr.

Wielands Gedanken von der Freyheit über Gegenſtände des Glaubens zu philoſophiren 12 Gr.

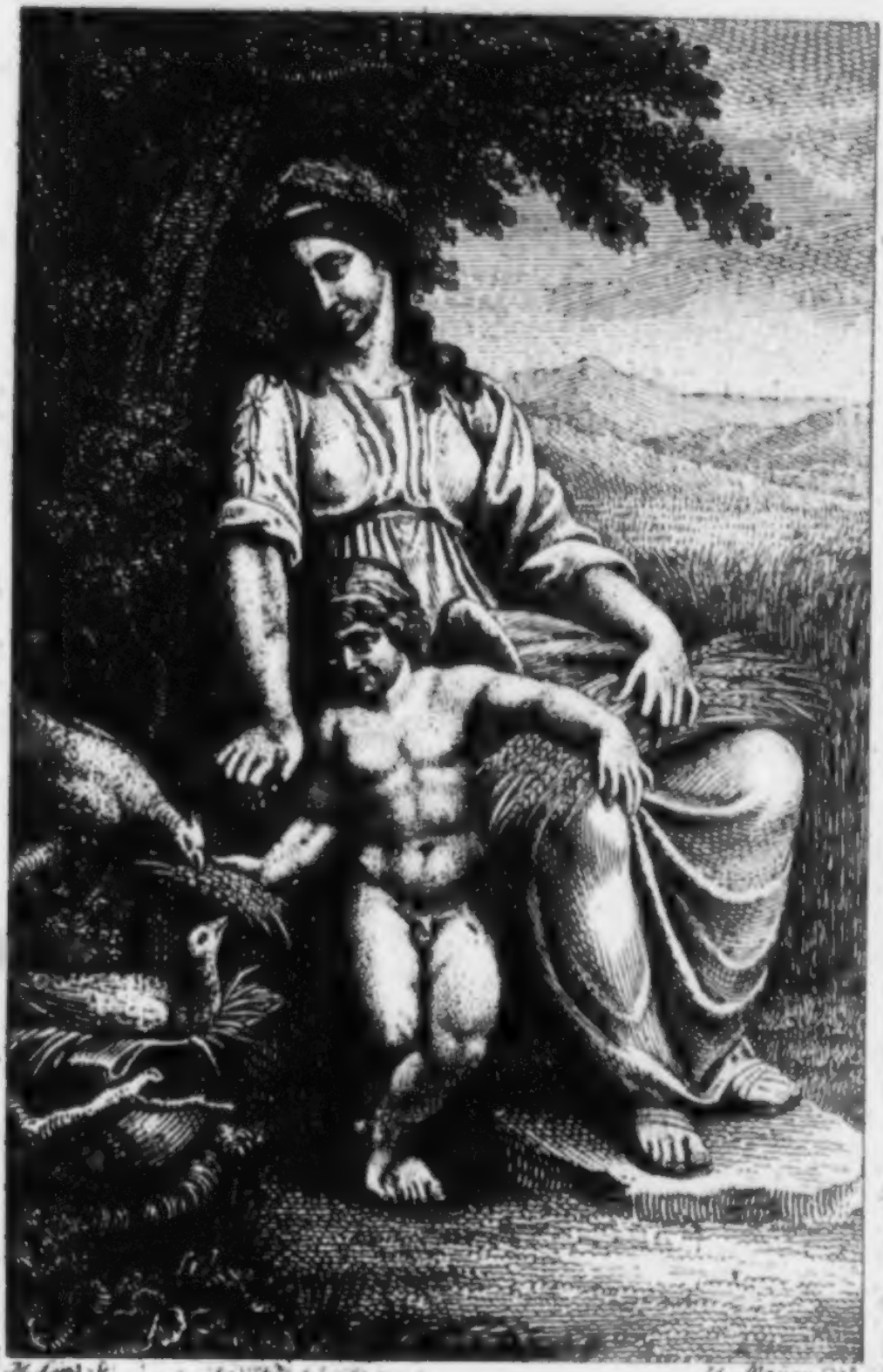

H. Lips Sc.

H. Meyer del.

Historischer

CALENDER

für

Damen

für das Jahr 1793

von

Friedrich Schiller.

Leipzig

bey G. J. Göschen

Sächs.
Landes-
Bibl.

342,1
1926 I D 360

Kalender

Für das Jahr 1793.

Januar. 31 Tage.

Die Sonne tritt in den Wassermann d. 19. Jan.

W. u. R. T.	Neuer Januar.	Russischer Dezember.	Mond-Wechsel.
Sonntag	1 Neujahr.	21 Julian	
Montag	2 Abel, Seth	22 Anastasia	
Dienst.	3 Enoch	23 10 M. Mr.	Letztes Viertel d. 5. Jan. um 1 Uhr 48 Min. Nachm.
Mittw.	4 Loth	24 Eugen.	
Donn.	5 Simeon	25 Christt.	
Freyt.	6 H. 3 König.	26 31 S. N. M.	
Samst.	7 Isidorus	27 Stephan	
Sonntag	8 Erhard	28 2000 M.	
Montag	9 Martial	29 14000 U.	
Dienst.	10 Paul. Eins.	30 Anysius	
Mittw.	11 Hygin	31 Melania	Neum. d. 12. Jan. um 9 Uhr 51 Min. Vormitt.
Donn.	12 Reinhold	1 Besch. C.	
Freyt.	13. 1 Epiphan.	2 32 S. Silv.	
Samst.	14 Felix	3 Malach.	
Sonntag	15 Maurus	4 N. 70 A	
Montag	16 Marcellus	5 Theopem.	
Dienst.	17 Antonius	6 Ersch. C.	Erstes Viertel d. 19. Jan. um 3 Uhr 20 Min. Früh.
Mittw.	18 Prisca	7 Vers. J. T.	
Donn.	19 Sara	8 Georg	
Freyt.	20 2 Epip. F. S.	9 33 S. Polyc.	
Samst.	21 Agnes	10 Gregor	
Sonntag	22 Vincenz	11 Theodosius	
Montag	23 Emerentia	12 Tatiana	
Dienst.	24 Timotheus	13 Hermil	
Mittw.	25 Paul. Bek.	14 N. v. B. S.	Voll m. d. 27. Jan. um 4 Uhr 24 Min. Früh.
Donn.	26 Polycarp	15 Paulus	
Freyt.	27 Septuag.	16 34 S. P. K.	
Samst.	28 Carolina	17 Anton	
Sonntag	29 Samuel	18 Ath. Cyr.	
Montag	30 Adelgunde	19 Macar	
Dienst.	31 Virgilius	20 Euphem.	

Sperrung der protestantischen Kirche zu Braunau. Siehe Cal. 1791 pag. 128

Sächs.
Landes.

Januar.

M. T.	Sonnen: Afg	Utg	Mds Aufg	Utg.	Kalender der Juden. 5553.
1	8 4	3 56	8	29	17 (Tebeth.).
2	8 3	3 57	9	32	18
3	8 3	3 57	10	36	19
4	8 2	3 58	11	41	20
5	8 1	3 59	N. M.		21 Sabbat.
6	8 1	3 59	0	45	22
7	8 0	4 0	1	56	23
8	7 59	4 1	3	7	24
9	7 58	4 2	4	18	25
10	7 57	4 3	5	27	26
11	7 56	4 4	6	32	27
12	7 55	4 5	V. M.		28 Sabbat.
13	7 54	4 6	5	55	29
14	7 53	4 7	7	17	1 Schebat. Neum. F.
15	7 52	4 8	8	38	2
16	7 50	4 10	9	53	3
17	7 49	4 11	11	6	4
18	7 48	4 12	V. M.		5
19	7 46	4 14	0	15	6 Sabbat.
20	7 45	4 15	1	23	7
21	7 44	4 16	2	29	8
22	7 42	4 18	3	29	9
23	7 41	4 19	4	27	10
24	7 39	4 21	5	18	11
25	7 38	4 22	6	2	12
26	7 36	4 24	6	41	13 Sabbat.
27	7 35	4 25	N. M.		14
28	7 33	4 27	6	12	15 Freudentag.
29	7 31	4 29	7	15	16
30	7 29	4 31	8	18	17
31	7 27	4 33	9	22	18

fragte noch den Grafen von Anjou, den Grafen von Poitiers, den Grafen von Flandern, und mehr andere vornehme Herren, die neben ihnen saßen; und alle stimmten wie Herr Guion Malvoisin. Hierauf fragte der Legat den Grafen von Japha, der neben ihnen saß, was ihm von dieser Sache dünke; allein der Graf von Japha bat, ihn damit zu verschonen, „denn, sagte er, meine Schlösser liegen an der Grenze; rathe ich nun dem Könige zu bleiben, so würde man glauben, ich spräche bloß zu meinem Vortheil. „Demungeachtet bestand der König darauf, ihm so bestimmt er nur könnte, zu sagen, was er dazu meyne. Hierauf gab der Graf zur Antwort: wenn der König es so einrichten könnte, daß er noch ein Jahr im Stande wäre das Feld zu behaupten, so würde es ihm viel Ehre machen, wenn er bliebe. Ferner fragte der Legat diejenigen die zunächst beym Grafen von Japha saßen; und alle stimmten wie der edle Herr Guion Malvoisin. Ich war ohngefähr der vierzehnte, der dem Legaten gerade über saß. Er fragte mich, was ich davon hielte; und ich antwortete, ich träte ganz dem Grafen von Japha bey. Hierauf fragte der Legat ganz entrüstet: wie es wohl möglich sey, daß der König mit so wenigen Leuten, wie er jetzt habe, das Feld sollte behaupten können. Ich erwiederte, auch ein wenig aufgebracht, weil es mir vorkam, als sagt' ers nur, mich zu reitzen: „Herr! ich will euch das sagen, wenn ihr es mir erlaubt. Man sagt — ich weiß nicht ob es wahr ist — der König habe noch nichts von seinem eigenen Gelde ausgegeben, sondern bloß von den Beyträgen der Geistlichkeit. Nun greife der König seine eigene Gelder an, und lasse Ritter aus Morea und jenseit des Meers einladen. Erfährt man nun, daß der König recht reichlich bezahlt, so werden von allen Seiten Ritter zu ihm kommen. Ferner werden, wenn er hier bleibt, die

armen

Februar. 28 Tage.

Die Sonne tritt in die Fische den 18. Februa

W. u. M. T.	Neuer Februar.	Russischer Januar.	Monds-Wechsel.
D 1	Brigitta	21 Maximus	
M 2	Mar. Rein.	22 Timotheus	Letzte Viertel d. 4. Febr. um 4 Uhr 30 Min. Früh.
D 3	Serages.	23 35 S. Clem.	
F 4	Veronica	24 Xenie	
S 5	Agathe	25 Greg. The.	
S 6	Dorothea	26 Xenophon	
M 7	Richard	27 Chrysost.	
D 8	Salomon	28 Euphr. S.	Neum. d. 10. Febr. um 8 Uhr 15 Minut. Abends.
M 9	Apollonia	29 Ignatius	
D 10	Estomihi	30 36 S. Hipp.	
F 11	Euphrosina	31 Cyrill.	
S 12	Fastnacht	1 Tryphon	Erste Viertel d. 17. Febr. um 6 Uhr 49 Min. Abends.
S 13	Aschermi.	2 Mar. R.	
M 14	Valentin	3 Simon	
D 15	Faustin	4 Isidor	
M 16	Juliane	5 Agathe	
D 17	1 Invocav.	6 37 S. Buc.	Voll m. d. 25. Febr. um 11 Uhr 27 Minut. Nachts.
F 18	Concordia	7 Parthen.	
S 19	Gabinus	8 Theodor	
S 20	1 Quatemb.	9 Nicephor.	
M 21	Eleonore	10 Karalam.	
D 22	Pet. Stulf.	11 Blasius	
M 23	Serenus	12 Mel. Alex.	
D 24	2 Reminis.	13 38 S. Mart	Sicht b. partiale Mondf. d. 25. Febr.
F 25	Gotthilf	14 Aurent.	
S 26	Leander	15 Onesimus	
S 27	Nestorius	16 Pamphil.	
M 28	Romanus	17 Th. v. Tyr.	

Endurtheil über die Anführer der Böhmischen Unruhen. Kal. 1621 p. m.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Februar.

M T	Sonnen- Afg	Utg.	Mds Aufg Utrg.	Kalender der Juden. 5553.
1	7 26	4 35	10 27	19 (Shebat.)
2	7 24	4 37	11 35	20 Sabbat.
3	7 22	4 39	A. M.	21
4	7 20	4 41	0 45	22
5	7 19	4 42	1 53	23
6	7 17	4 44	3 0	24
7	7 16	4 45	4 4	25
8	7 14	4 47	5 5	26
9	7 12	4 49	5 58	27 Sabbat.
10	7 10	4 51	U. M.	28
11	7 8	4 53	6 1	29
12	7 7	4 54	7 21	30 Neumondsfevor.
13	7 5	4 56	8 39	1 Adar. Neumonds F.
14	7 3	4 58	9 54	2
15	7 1	5 0	11 6	3
16	6 59	5 2	U. M.	4 Sabbat.
17	6 57	5 4	0 14	5
18	6 55	5 6	1 17	6
19	6 53	5 8	2 16	7
20	6 52	5 9	3 12	8
21	6 50	5 11	4 0	9
22	6 48	5 13	4 41	10
23	6 46	5 15	5 17	11 Sabbat.
24	6 44	5 17	5 50	12
25	6 42	5 19	A. M.	13 Fasten Esther.
26	6 40	5 21	6 9	14 Purim od. Ham. F.
27	6 38	5 23	7 24	15 Schuschan Puri
28	6 36	5 25	8 21	16

März. 31 Tage.

Die Sonne tritt in den Widder den 20. Mär

W. u. M. T.		Neuer März.	Russischer Februar.	Mond-Wechsel.
So	1	Albinus	18 Leo P.	Letztes Viertel d. 5. März um 3 Uhr 30 Min. Nachm.
Mo	2	Simplicius	19 Archipp.	
Di	3	3 Oculi	20 39 S. K. v. E.	
Mi	4	Adrian	21 Timoth.	
Do	5	Friedrich	22 Eugenia	
Fr	6	Fridelinus	23 Polycarp	
Sa	7	Felicitas	24 H. J. D. T.	
So	8	Philemon	25 Tarasius	
Mo	9	Adelheit.	26 Procop.	Neum. d. 12 März um 6 Uhr 47 Min. Morg.
Di	10	4 Lätare	27 40 S. P.	
Mi	11	Rosine	28 Basilius	
Do	12	Gregor.	1 Eudoxia	
Fr	13	Ernestus	2 Theodos.	
Sa	14	Zacharias	3 Eutrop.	
So	15	Christoph	4 Geras.	Erstes Viertel d. 19 März um 0 Uhr 27 Min. Nachm.
Mo	16	Cyriacus	5 Con. M.	
Di	17	5 Judica.	6 1 Fast. S.	
Mi	18	Anshelm	7 Bas. e. G.	
Do	19	Josephus	8 Theoph.	
Fr	20	Ruprecht	9 40 Märt.	
Sa	21	Benedict	10 Quadr.	Voll m. d. 27 März um 4 Uhr 26 Minut. Nachm.
So	22	Casimir	11 Sophron	
Mo	23	Eberhard	12 Theoph.	Anfang der großen Woche (Mar.)
Di	24	6 Palmar.	13 2 Fast. S.	
Mi	25	Mar. Verk.	14 Benedict	
Do	26	Emanuel	15 Agapet.	
Fr	27	Hubert	16 Sab. M.	
Sa	28	Gr. Donn.	17 Alexis	
So	29	Charfreyt.	18 Cyrillus	
Mo	30	Guido	19 Chrys. D.	
Di	31	H. Ostertag	20 3 Fast. S.	

Unsichtb. Sonnenf. d. 12 März.

Frühl. Anfang d. 20 März Tag u. Nacht gleich.

Herzog Christian von Braunschweig, vngericht der Königin Elisabeth für Gott und sie, alles zu wagen.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Merz.

M. T.	Sonnen: Aufg.	Sonnen: Utg.	Mds Aufg Utrg.	Kalender der Juden. 5553.
1	6 34	5 27	9 28	17 (Adar.)
2	6 32	5 29	10 36	18 Sabbat.
3	6 29	5 32	11 45	19
4	6 27	5 34	A. M.	20
5	6 25	5 36	0 52	21.
6	6 23	5 38	1 56	22
7	6 21	5 40	2 55	23
8	6 19	5 42	3 49	24
9	6 17	5 44	4 37	25 Sabbat.
10	6 15	5 46	5 17	26
11	6 13	5 48	5 51	27
12	6 11	5 50	U. N.	28
13	6 10	5 51	7 33	29
14	6 8	5 53	8 49	1 Nisan. Neum. Feyer.
15	6 6	5 55	10 2	2
16	6 5	5 56	11 10	3 Sabbat.
17	6 3	5 58	U. M.	4
18	6 2	5 59	0 12	5
19	6 1	6 0	1 10	6
20	5 59	6 2	2 1	7
21	5 56	6 5	2 45	8
22	5 54	6 7	3 23	9
23	5 51	6 10	3 57	10 Großer Sabbat.
24	5 49	6 12	4 28	11
25	5 47	6 14	4 55	12
26	5 45	6 16	5 19	13
27	5 43	6 18	A. N.	14 Rüsttag.
28	5 41	6 20	7 27	15 Passah.
29	5 40	6 21	8 36	16 II Pass.
30	5 38	6 23	9 46	17 III Pass. Sabb.
31	5 36	6 25	10 54	18 IV Pass.

April. 30 Tage.

Die Sonne tritt in den Stier den 19. April

W. u. M. T.	Neuer April.	Russischer März.	Mond-Wechsel.
M 1	Ostermont.	21 Jac. Eb.	Fasten bis Ostern.
D 2	Osterdienst.	22 Bas. d. G.	
M 3	Rosmunde	23 Nikon	Letztes Viertel d. 3. April um 11 Uhr 24 Minut. Nachts.
D 4	Ambros.	24 Zachar.	
F 5	Hoseas	25 Mar. V.	
S 6	Irenäus	26 Vers. G.	
S 7	1 Quasim.	27 4 Fast. S.	
M 8	Cölestinus	28 Hilarion	
D 9	Bogislaus	29 Marcus.	
M 10	Daniel	30 Johann.	
D 11	Julius	31 Hypatius	Neumt. d. 10. Apr. um 5 Uhr 26 Min. Abends.
F 12	Eustorgius	1 Maria	April.
S 13	Patricius	2 Titus	
S 14	2 Miseric.	3 5 Fast. S.	
M 15	Paternus	4 Joseph	
D 16	Carisius	5 Theodulus	
M 17	Rudolph	6 Eutyches	Erstes Viertel d. 18. Apr. um 7 Uhr 10 Min. Morg.
D 18	Valerianus	7 Georg	
F 19	Hermogenes	8 Herodian	
S 20	Sulpitius	9 Eupsych.	
S 21	3 Jubilate	10 6 Fa. S.	
M 22	Soter	11 Ayyadas	
D 23	Georg	12 Basil. d. P.	
M 24	Albertus	13 Artemon	Voll m. d. 26. Apr. um 6 Uhr 10 Min. Morg.
D 25	Marcus	14 Martin	
F 26	Cletus	15 Aristarch	
S 27	Anastasius	16 Agapus	
S 28	4 Cantate.	17 7 Fast. S.	
M 29	Sibylla	18 Johann	
D 30	Eutropius	19 Joh. Eins.	

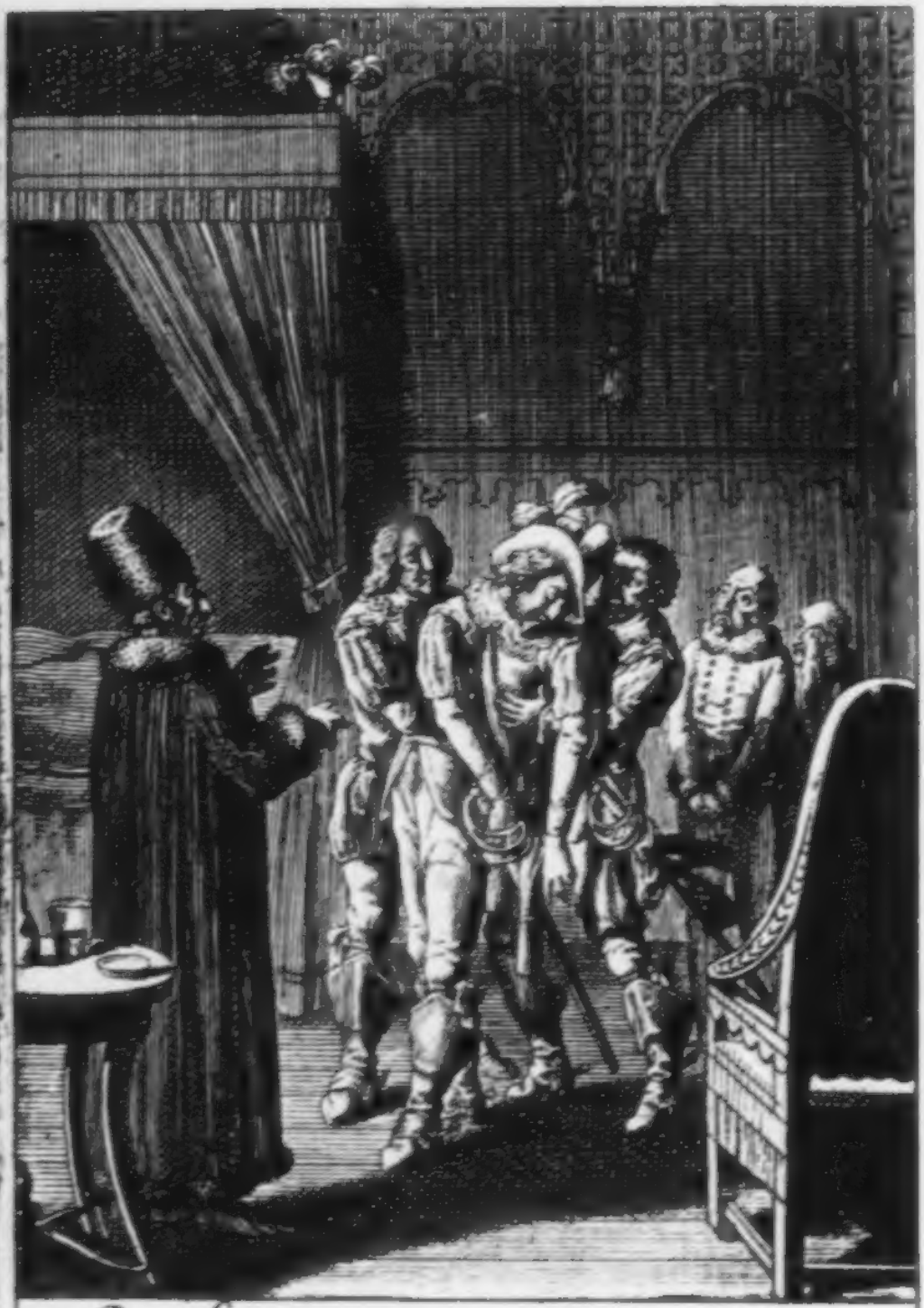

Peter Ernst von Mansfeld stirbt in den Armen seiner Officiere.

armen Gefangenen befreyt werden, die in Gottes und ſeinem Dienſte gefangen worden, aber nie aus der Gefangenſchaft kommen, wenn er ſich entfernt." Es war keiner in der Verſammlung, der nicht nahe Verwandte in der Gefangenſchaft gehabt hätte; daher widerſprach mir niemand, ſondern alle fingen zu weinen an. Nach mir befragte der Legat den Herrn Wilhelm von Beaumont der damahls Marſchall von Frankreich war. Dieſer gab mir vollkommen Recht; und ſagte auch warum. Herr Johann von Beaumont, der gute Ritter, ſein Oheim, der große Luſt hatte, nach Frankreich zurückzukehren, ſchalt ihn deswegen mit ſehr anzüglichen Worten, indem er zu ihm ſagte: „elender Menſch! was willſt du damit ſagen? ſitze nieder und ſchweige ganz ſtill." Der König ſagte zu ihm: Meſſire! ihr habt Unrecht; laßt ihn reden. „Gewiß, verſetzt' er, das werd' ich nicht thun;" und Jener mußte ſchweigen. Nach ihm trat mir niemand weiter bey, ausgenommen der Herr Châtenay.

Jetzt ſagte der König zu uns: „meine Herren, ich hab' euch wohl verſtanden, und werd euch heute über acht Tage eröfnen, was mir zu thun belieben wird." Wie wir herausgingen, fiel alles über mich her: „zuverläßig, Herr von Joinville, wäre der König ein Thor, wenn er nicht Euch folgte, allen ſeinen Räthen in Frankreich zum Trotz!" Bey der Tafel ließ mich der König, wie gewöhnlich neben ihm ſetzen; ſeine Brüder waren nicht dabey. Die ganze Tafel über ſprach er kein Wort mit mir, ganz wider ſeine Gewohnheit, denn ſonſt ſah er immer während des Eſſen auf mich. Ich glaubte in der That, er ſey zornig auf mich, weil ich geſagt hatte, er habe noch nichts von ſeinem Gelde ausgegeben, und er ſolle reichlich zahlen. Während daß der König das Gratias beten

ließ,

Sächs.
Landes-
Bibl.

April.

M. T.	Sonnen. Afg.	Utg.	Mds Aufg Utrg.	Kalender der Juden. 5553.
1	ʃ 34	6 27	11 58	19 (Nisan.) v Pass.
2	ʃ 32	6 29	A. V.	20 vi Pass.
3	ʃ 30	6 31	1 0	21 vii Pass.
4	ʃ 28	6 33	1 55	22 Osterfest Ende.
5	ʃ 26	6 35	2 42	23 Ijar Chag.
6	ʃ 24	6 37	3 22	24 Sabbat.
7	ʃ 22	6 39	3 58	25
8	ʃ 20	6 41	4 30	26
9	ʃ 18	6 43	4 59	27
10	ʃ 16	6 45	U. M.	28
11	ʃ 15	6 46	7 46	29
12	ʃ 13	6 48	8 58	30 Neumondsfeyer.
13	ʃ 10	6 51	10 7	1 Ijar. Neum. Feyer.
14	ʃ 8	6 53	11 7	2
15	ʃ 6	6 55	U. V.	3
16	ʃ 5	6 56	0 2	4
17	ʃ 3	6 58	0 48	5
18	ʃ 1	7 0	1 30	6
19	4 59	7 2	2 6	7
20	4 57	7 4	2 37	8 Sabbat.
21	4 55	7 6	3 4	9
22	4 53	7 8	3 29	10 Fasten.
23	4 51	7 10	3 54	11
24	4 49	7 12	4 19	12
25	4 48	7 13	4 44	13 Fasten.
26	4 46	7 15	A. M.	14
27	4 44	7 17	8 50	15 Sabbat.
28	4 42	7 19	9 58	16
29	4 40	7 21	11 2	17 Fasten.
30	4 38	7 23	12 0	18 Schülerfest.

May. 31 Tage.

Die Sonne tritt in die Zwillinge d. 20. Ma

W. u. M. T.	Neuer May.	Russischer April.	Mond-Wechsel
M. 1	Phil. Jac.	20 Theodor	
D. 2	Sigismund	21 Januar	
M. 3	† Erfindung	22 Theod. St.	Letzte Viertel d. 3. Mai um 5 Uhr 17 Minut Morg.
D. 4	Florian	23 Georg.	
D. 5	☽ Rogate.	24 Ost. Sab.	
F. 6	Aggäus	25 Mar. A.	
S. 7	Domicilla	26 Basilius	
S. 8	Stanislaus	27 Simeon	
M. 9	Himm. Chr.	28 Jason	
D. 10	Epimachus	29 M. in Cyz.	
M. 11	Mamertus	30 Jacob A.	Neum d. 10. Mai um 4 Uhr 22 Min. Früh.
D. 12	✠ Exaudi	1 Pf. Jer. W.	
F. 13	Serpatius	2 Athanas. D.	
S. 14	Christian	3 T. Maur.	
S. 15	Sophie	4 Pelagia	
M. 16	Peregrinus	5 Irene	
D. 17	Jodocus	6 Hiob	
M. 18	Liborius	7 Ersch. des †	Erstes Viertel d. 18. May um 1 Uhr 42 Min. Früh.
D. 19	Pfingsten	8 2 Pf. Joh.	
F. 20	Pfingstm.	9 Ef. Nicol.	
S. 21	Pfingstd.	10 Simon	
S. 22	2 Quatemb.	11 Ern. Const.	
M. 23	Esther	12 Epiphan	
D. 24	Antiochus.	13 Glycer	
M. 25	Urban	14 Isidor	Voll m. d. 25. May um 4 Uhr 44 Min. Nachm.
D. 26	Trinit. F.	15 3 Pf. Pach.	
F. 27	Lucian	16 Theodor	
S. 28	Wilhelm	17 Anronin	
S. 29	Christiane	18 Theodot.	
M. 30	Fronleichn.	19 Patricius	
D. 31	Petronilla	20 Thalale	

Gustavs Adolphs Ankunft in Nürnberg.
Die Rathsherrn bringen ihm zwei goldne Becher
in Form eines Globi zum Geschenck.

Sächs.
Landesg.
Bibl.

May.

M. T.	Sonnen: Afg.	Utg.	Mds Aufg Utrg.	Kalender der Juden 5553.
1	4 36	7 25	A. V.	19 (Jiar.)
2	4 35	7 26	0 49	20
3	4 33	7 28	1 31	21
4	4 31	7 30	2 6	22 Sabbat.
5	4 29	7 32	2 38	23
6	4 28	7 33	3 6	24
7	4 26	7 35	3 35	25
8	4 25	7 36	4 4	26
9	4 24	7 37	4 31	27
10	4 22	7 39	U. N.	28
11	4 21	7 40	8 57	29 Sabbat.
12	4 19	7 42	9 56	1 Siwan. Neum. Feyer
13	4 18	7 43	10 46	2
14	4 16	7 45	11 30	3
15	4 14	7 47	U. V.	4
16	4 12	7 49	0 9	5
17	4 11	7 50	0 41	6 Pfingstfest.
18	4 10	7 51	1 10	7 Zweyter Pfingst.
19	4 8	7 53	1 36	8 Isru Chag.
20	4 7	7 54	2 0	9
21	4 6	7 55	2 23	10
22	4 5	7 56	2 47	11
23	4 4	7 57	3 13	12
24	4 3	7 58	3 42	13
25	4 2	7 59	A. N.	14 Sabbat.
26	4 1	8 0	8 47	15
27	4 0	8 1	9 49	16
28	3 59	8 2	10 45	17
29	3 58	8 3	11 31	18
30	3 56	8 5	A. V.	19
31	3 55	8 6	0 11	20

Junius. 30 Tage.

Die Sonne tritt in den Krebs den 21. Junius.

W. u. M. T.	Neuer Junius.	Russischer May.	Mond-Wechsel.
S	1 Nicodem.	21 Const. Hel.	
S	2	1 Trinit.	22 4 Pf. Basil.	Letztes Viertel d. 1. Jun. um 10 Uhr 25 M. V.
M	3	Erasmus.	23 Michael	
D	4	Darius	24 Simeon	
M	5	Bonifacius	25 Haupt. J. T.	
D	6	Artemius	26 Karpus	
F	7	Lucretia	27 Therapon	
S	8	Medardus	28 Nicetas	Neum. d. 8. Jun. um 4 Uhr 7 M. N.
S	9	2 Trinit.	29 5 Pf. Th. M.	
M	10	Flavius	30 Isaac	
D	11	Barnabas	31 Herm. A.	
M	12	Basilides	1 Justinus J.	
D	13	Tobias	2 Himm. E.	
F	14	Elisäus	3 Lucilian	Erstes Viertel d. 16. Jun. um 6 Uhr 52 M. Ab.
S	15	Veit	4 Metr. P.	
S	16	3 Trinit.	5 6 Pf. Dor.	Voll m. d. 24. Jun. um 0 Uhr 58 M. Fr.
M	17	Volkmar	6 Bessarion	
D	18	Homer	7 Theod. M.	
M	19	Gervasius	8 Theodot.	
D	20	Sylveria	9 Cyrill. A.	
F	21	Philippina	10 Timoth.	
S	22	Acacius	11 Barthol.	Letztes Viertel d. 30. Jun. um 4 Uhr 4 M. N.
S	23	4 Trinit.	12 Pfingst.	
M	24	Joh. d. Täuf.	13 Aquiliana	
D	25	Febronia	14 Elisa	
M	26	Jeremias	15 Amos M.	
D	27	7 Schläfer	16 Tychon	Somm. Anfang d. 21. Jun. Längste Tag.
F	28	Leo	17 Emanuel	
S	29	Petr. Paul.	18 Leontius	
S	30	5 Trinit.	19 S. Jud. A.	

Tylla ist tödlich am Knie verwundet
und wird in einen Gehölz verbunden.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Junius.

M.	Sonnen: Afg.	Utg.	Mds Aufg Utrg.	Kalender der Juden. 5553.
1	3 54	8 6	0 43	21 (Sivan.) Sabb.
2	3 53	8 7	1 12	22
3	3 53	8 7	1 39	23
4	3 52	8 8	2 4	24
5	3 51	8 9	2 31	25
6	3 50	8 10	3 0	26
7	3 49	8 11	3 34	27
8	3 48	8 12	U. N.	28 Sabbat.
9	3 48	8 12	8 35	29
10	3 47	8 13	9 23	30 Neumonds-Feyer.
11	3 47	8 13	10 3	1 Tamuz. Neum. Feyer
12	3 47	8 13	10 38	2
13	3 46	8 14	11 8	3
14	3 46	8 14	11 35	4
15	3 46	8 14	11 59	5 Sabbat.
16	3 45	8 15	U. N.	6
17	3 45	8 15	0 22	7
18	3 45	8 15	0 46	8
19	3 44	8 16	1 12	9
20	3 44	8 16	1 38	10
21	3 44	8 16	2 8	11
22	3 44	8 16	2 44	12 Sabbat.
23	3 44	8 16	3 27	13
24	3 45	8 15	A. N.	14
25	3 45	8 15	9 22	15
26	3 45	8 15	10 4	16
27	3 46	8 14	10 38	17 Fasten.
28	3 46	8 14	11 7	18
29	3 47	8 13	11 36	19 Sabbat.
30	3 47	8 13	A. B.	20

ließ, trat ich an ein vergittertes Fenſter, in einer Vertiefung oben am Bette des Königs. Ich hatte meine Arme durch das Gitter geſteckt, und dachte nach. Auf dem Fall wenn der König nach Frankreich zurückkehrte, ſo wollt' ich mich, nach dem mir von dem Herrn Boulaincourt ertheilten Rathe, zum Fürſten von Antiochien begeben, der mich wie einen Verwandten behandelte, und mich zu ſich hatte entbieten laſſen, bis das ein anderes Kreuzheer in dieſen Gegenden erſcheine, durch welches die Gefangenen befreyt würden. Indem ich ſo ſtand, kam der König, lehnte ſich auf meine Schultern, und legte mir die beyden Hände auf den Kopf. Ich glaubte, es ſey Herr Philipp von Anemos, der mir viel Verdruß gemacht hatte; und ſagte daher: „laßt mich in Ruhe, Herr." Indem ich mich zugleich mit dem Kopfe umwandte, fiel mir beym Umwenden eine Hand ins Geſicht; und ich erkannte des Königs Hand an einem Smaragde, den er am Finger trug. „Seyd ganz ſtill! ſagt' er zu mir; ich will Euch nur fragen, woher Euch der Muth kam, daß Ihr, als ein junger Mann, mir zu bleiben riethet, gerade im Gegentheil von allen den vornehmſten und reichſten Männern in Frankreich, die mir zum Abzug riethen." — Sire! gab ich ihm zur Antwort, ich müßte böſen Willen im Herzen haben, wenn ich nicht auf alle Art von der Rückkehr abrathen wollte." — „Ihr meynt alſo, fragt' er weiter, ich würde unrecht handeln, wenn ich mich von hier entfernte?" — „Allerdings! verſetzte ich, bey Gott!" — „Und wenn ich bliebe, fragt' er ferner, wolltet Ihr auch bleiben?" — „Ja ſagt' ich, wenn ich kann, es ſey nun aus eigenem Vermögen, oder mit fremder Unterſtützung." — „So ſeyd dann gutes Muthes, ſagt' er; denn ich weiß Euch gar vielen Dank für den Rath, den Ihr mir gegeben; nur ſagt dieſe Woche noch keiner Seele davon." Ich

freute

Julius. 31 Tage.

Die Sonne tritt in den Löwen den 22. Julius.

W. u. M. T.		Neuer Julius.	Russischer Junius.	Mond-Wechsel.
M	1	Theobald	20 Method.	Pet. Fasten bis zum 28. Jul.
D	2	M. Heims.	21 Julian.	
M	3	Cornelius	22 Eusebius	Neum. d. 8. Jul. um 5 Uhr 21 Min. Morg.
D	4	Ulrikus	23 Agripp.	
F	5	Charlotte	24 G. J. T.	
S	6	Esaias	25 Hebron.	
S	7	6 Trinit.	26 2 S. Dav.	
M	8	Kilian	27 Schl. d. P.	
D	9	Louise	28 Cyr. Joh.	Erstes Viertel d. 16. Jul. um 9 Uhr 45 Min. Vormitt.
M	10	7 Brüder	29 Pet. Paul	
D	11	Pius	30 Verf. Ap.	
F	12	Heinrich	1 Cosm. D.	
S	13	Margar.	2 Kleid. M.	
S	14	7 Trinit.	3 S. Hyac.	
M	15	Apost. Th.	4 Andr. C.	
D	16	Ruth	5 Athanas.	Vollm. d. 23. Jul. um 8 Uhr 14 Min. Morg.
M	17	Alexius	6 Sisoes	
D	18	Rosina	7 Thom. Ap.	
F	19	Ruffinus	8 Procop.	
S	20	Elias	9 Pancrat.	
S	21	8 Trinit.	10 4 S. 45 M. d. M.	
M	22	M. Magdal.	11 Euphemia	
D	23	Apollinaris	12 Proclus	
M	24	Christina	13 Verf. Gabr.	Letztes Viertel d. 29. Jul. um 11 Uhr 36 Min. Nachts.
D	25	Jacobus	14 Aquila	
F	26	Anna	15 Cyriac.	
S	27	Martha	16 Athenog.	
S	28	9 Trinit.	17 5 S. Mar.	
M	29	Beatrix	18 Hyacinth	
D	30	Abdon	19 Dius M.	
M	31	Germanus	20 Elias Pr.	

Gustav Adolph in München.
Jesuiten begleiten ihn mit verstellter Freundlichkeit.

Julius.

M. T.	Sonnen- Afg.	Utg.	Mds Aufg Utrg.	Kalender der Juden. 5553.
1	3 47	8 13	0 4	21 (Tamuz.)
2	3 48	8 12	0 35	22
3	3 48	8 12	1 1	23
4	3 49	8 11	1 31	24
5	3 50	8 10	2 5	25
6	3 51	8 9	2 44	26 Sabbat.
7	3 52	8 8	3 29	27
8	3 52	8 8	U. M.	28
9	3 53	8 7	8 33	29
10	3 54	8 5	9 6	1 Ab. Neumondsfeyer.
11	3 54	8 5	9 34	2
12	3 55	8 4	9 59	3
13	3 56	8 3	10 22	4 Sabbat.
14	3 58	8 1	10 44	5
15	3 59	8 0	11 6	6
16	4 0	7 59	11 31	7
17	4 1	7 58	11 59	8
18	4 2	7 57	U. M.	9 Zerstör. Jerusalems.
19	4 3	7 56	0 33	10
20	4 4	7 55	1 13	11 Sabbat.
21	4 6	7 53	2 1	12
22	4 7	7 52	3 0	13
23	4 8	7 51	A. M.	14
24	4 9	7 50	8 34	15 Freudentag.
25	4 10	7 49	9 7	16
26	4 12	7 47	9 36	17
27	4 13	7 46	10 4	18 Sabbat.
28	4 15	7 44	10 32	19
29	4 17	7 42	11 1	20
30	4 19	7 40	11 30	21
31	4 20	7 39	A. M.	22

August. 31 Tage.

Die Sonne tritt in die Jungfrau d. 22. Aug.

W. u. M. T.	Neuer August.	Russischer Julius.	Mond-Wechsel.
Dienst. 1	Petr. Kettenf.	21 Sim. Joh.	
Mittw. 2	Gustav	22 Mar. Mgd.	
Donn. 3	August	23 Trophim.	
Freyt. 4	10 Trinit.	24 6 S. Christ.	Neum. d. 6. Aug. um 8 Uhr 23 Min. Abends.
Samst. 5	Oswald	25 Anne	
Sonnt. 6	Verkl. Chr.	26 Hermol.	
Montt. 7	Ulrica	27 Pantal.	
Dienst. 8	Cyriakus	28 Prochor.	
Mittw. 9	Roland	29 Kallinck.	
Donn. 10	Laurent.	30 Silas S.	Erstes Viertel d. 14. Aug. um 10 Uhr 17 Min. Abends.
Freyt. 11	11 Trinit.	31 7 S. Eud.	
Samst. 12	Clara	1 Wasser.	
Sonnt. 13	Hippolyt.	2 Stephan	
Montt. 14	Eusebius	3 Isaac	
Dienst. 15	Mar. Him.	4 7 M. d. Ep.	Voll m. d. 21. Aug. um 3 Uhr 36 Min. Nachm.
Mittw. 16	Rochus	5 Eusign.	
Donn. 17	Bertram	6 Verkl. C.	
Freyt. 18	12 Trinit.	7 8 S. Dem.	Fast d. Mitt. Gott bis zum Ende.
Samst. 19	Sebald	8 Emilian	
Sonnt. 20	Bernhard	9 Matth.	
Montt. 21	Hartwig	10 Lorenz	
Dienst. 22	Hundst. E.	11 Eupulus	
Mittw. 23	Zachäus	12 Photius	
Donn. 24	Barthol.	13 Maxim.	Letztes Viertel, d. 28. Aug. um 10 Uhr 7 Minut. Vorm.
Freyt. 25	13 Trinit.	14 9 S. M. P.	
Samst. 26	Samuel	15 Mar. H.	
Sonnt. 27	Gebhard	16 H. Schw.	
Montt. 28	Augustin	17 Myron	Unsichtb. Mond f. d. 21. Aug.
Dienst. 29	Joh. Enth.	18 Flore L.	
Mittw. 30	Benjamin	19 Andreas	
Donn. 31	Paulinus	20 Samuel.	

Edle Gefühle Ferdinand II
über den Tod Gustav. Adolphs.

Sächs.
Landes-
Bibl.

August.

M. T.	Sonnen Afg.	Sonnen Ltg.	Mds Aufg Utrg.	Kalender der Juden 5553
1	4 22	7 37	0 4	23 (Ab.)
2	4 23	7 36	0 43	24
3	4 24	7 35	1 26	25 Sabbat.
4	4 25	7 34	2 14	26
5	4 27	7 32	3 8	27
6	4 29	7 30	U. M.	28
7	4 30	7 29	7 38	29
8	4 32	7 27	8 4	30 Neumondsfeyer.
9	4 34	7 25	8 28	1 Elul. Neum. Feyer.
10	4 36	7 23	8 49	2 Sabbat.
11	4 37	7 22	9 13	3
12	4 39	7 20	9 38	4
13	4 41	7 18	10 4	5
14	4 43	7 16	10 32	6
15	4 45	7 14	11 7	7
16	4 47	7 12	11 52	8
17	4 49	7 10	U. V.	9 Sabbat.
18	4 50	7 9	0 44	10
19	4 52	7 7	1 48	11
20	4 54	7 5	3 0	12
21	4 55	7 4	A. M.	13
22	4 57	7 2	7 38	14
23	4 59	7 0	8 6	15
24	5 1	6 58	8 35	16 Sabba
25	5 3	6 56	9 5	17
26	5 5	6 54	9 37	18
27	5 7	6 52	10 11	19
28	5 9	6 50	10 48	20
29	5 11	6 48	11 29	21
30	5 13	6 46	A. V.	22
31	5 15	6 44	0 16	23 Sabbat.

September. 30 Tage.

Die Sonne tritt in die Waage den 22. Sep

W. u. M. T.	Neuer September.	Russischer August.	Mond- Wechsel
S 1	14 Trinit.	21 10 S. Thad.	Neun
M 2	Ernst	22 Agathon	d. 5. Sep
D 3	Mansuetus	23 Lupus	um 0 U
M 4	Rosalia	24 Eutyches	47 M.
D 5	Moses	25 Barthol.	Erste
F 6	Magnus	26 Adr. Nat.	Viert
S 7	Regina	27 Pömen	d. 13. Sp
S 8	15 Tr. M. G.	28 11 S. Mos.	um 8 U
M 9	Bruno	29 Joh. Enth.	44 Minu
D 10	Sosthenes	30 Al. Newski	Morgen
M 11	Protus	31 Gürtel M.	Voll
D 12	Cyrus	1 Sim. St. G.	d. 19. Sp
F 13	Materyus	2 Manas	um 11 U
S 14	† Erhöh.	3 Anthim.	59 Minu
S 15	16 Trinit.	4 12 S. Bab.	Nachts.
M 16	Euphemia	5 Zächar.	Letzt
D 17	Lambert	6 W. E. M.	Viert
M 18	3 Quatemb.	7 Sozon	d. 27. Sp
D 19	Sidonia	8 Mar. Geb.	um 0 U
F 20	Faust	9 Joach. A.	26 M.
S 21	Matthäus	10 Menod.	
S 22	17 Trinit.	11 13 S. Theod	Sicht
M 23	Thecla	12 Autonom.	gro
D 24	Joh. Empf.	13 Tem. Ern.	Sonne
M 25	Cleophas	14 † Erhöh.	d. 5. S
D 26	Cyprianus	15 Nicetas	Herb
F 27	Cosm. Dam.	16 Euphemie	Anfa
S 28	Wenzel	17 Sophie	d. 22. Se
S 29	18 Tr. Mich.	18 14 S. Eum	Tag
M 30	Hieronym.	19 Trophim.	u. Na
			gleich

Senni, und Wallenſtein eine Stunde vor ſeinem Tode.
Senni! die Geſahr iſt noch nicht vorbey.

Penkert Del. a. Sc. 1792.

freute mich ſehr über dieſe Verſicherung, und vertheidigte mich deſto muthiger gegen die, welche deswegen an mich wollten. Man pflegte die Eingebornen Poulains zu nennen; daher ließ Herr Peter von Avalon mich aufmuntern, mich gegen diejenigen zu wehren, die mich poulain nennten: ich wolle lieber ein junges Fohlen (poulain) ſeyn, als ein abgemattetes Rößlein, (ronein recreu) wie ſie ſeyen. Am nächſten Sonntage darauf kamen wir wieder beym Könige zuſammen. Sobald er ſah, daß wir alle beyſammen waren, ſchlug er das Kreuz vor den Mund, und ſprach dann mit uns (nachdem er zuvor den heiligen Geiſt um Beyſtand angerufen, wie ich wenigſtens die Sache verſtehe; denn meine Frau Mutter pflegte zu mir zu ſagen, ſo oft ich im Begriff ſey etwas zu ſagen, ſollte ich den heiligen Geiſt anrufen, und das Kreuz vor den Mund ſchlagen.) „Meine Herren! ſagte der König, ich dank' euch ſehr, euch allen, die ihr mir gerathen, nach Frankreich zurückzukehren; und ſo dank' ich auch denen, die mir gerathen haben zu bleiben. Ich habe nach genauer Ueberlegung gefunden, daß ich, wenn ich bleibe, keine Gefahr für mein Königreich dabey ſehe; denn meine Frau Mutter hat Leute genug, es zu vertheidigen. Ferner hab' ich bedacht, daß die Baronen dieſer Lande ſagen, wenn ich mich entferne, ſo ſey das Königreich Jeruſalem verloren, indem nach meiner Entfernung niemand hier zu bleiben wagen würde. Weiter hab' ich bedacht, daß ich um keiner Gefahr wegen das Königreich Jeruſalem verlaſſen möchte, welches ich zu beſchützen und zu erobern gekommen bin. Ich bin daher des Sinnes zu bleiben, wie bisher. Ich ſage alſo euch, edle Herren, die Ihr hier verſammelt ſeyd, daß Ihr dreiſt mit mir reden möget; und ich will euch ſo reichlich bezahlen, daß die Schuld nicht an mir, ſondern an euch liegen ſoll, wenn ihr nicht bleibt."

Sächs.
Landes-
Bibl.

September.

M. T.	Sonnen: Aufg.	Sonnen: Untg.	Mds Aufg Untrg.	Kalender der Juden 5553.
1	5 16	6 43	1 9	24 (Elul.)
2	5 19	6 40	2 5	25
3	5 21	6 38	3 5	26
4	5 22	6 37	4 6	27
5	5 24	6 35	U. M.	28
6	5 26	6 33	7 2	29
7	5 28	6 31	7 25	1 Tisri. 5554. Neuj.
8	5 30	6 29	7 49	2 II Fest. (od. Pos. Fest.
9	5 32	6 27	8 15	3 Fasten Gedaljah.
10	5 34	6 25	8 43	4
11	5 36	6 23	9 15	5
12	5 38	6 21	9 54	6
13	5 40	6 19	10 41	7
14	5 42	6 17	11 39	8 Sabbat.
15	5 43	6 16	U. M.	9 Abend v. d. Versöhn. T.
16	5 45	6 14	0 46	10 Versöhnungsfest oder
17	5 47	6 12	2 0	11 lange Nacht.
18	5 49	6 10	3 20	12
19	5 51	6 8	A. M.	13
20	5 54	6 5	6 44	14 Rüsttag.
21	5 56	6 3	7 13	15 Lauberhüttenf.
22	5 59	6 0	7 43	16 II. Fest.
23	6 1	5 58	8 16	17 III. Fest.
24	6 2	5 57	8 52	18 IV. Fest.
25	6 3	5 56	9 33	19 V. Fest.
26	6 5	5 54	10 19	20 VI. Fest.
27	6 6	5 53	11 11	21 Hoschaina Rabba.
28	6 8	5 51	A. M.	22 Versamml. Tag.
29	6 10	5 49	0 7	23 Gesetzfreude.
30	6 11	5 48	1 5	24

October. 31 Tage.

Die Sonne tritt in den Scorpion d. 22. Oct

W. u. N. T.	Neuer October.	Russischer September.	Mond-Wechsel.
D 1	Remigius	20 Eustat.	
M 2	Leodegar	21 Quadrat.	
D 3	Cairus	22 Phocas	Neum d. 5. Oct um 5 Uhr 26 Min. Früh.
F 4	Franciscus	23 F. Empf.	
S 5	Fides	24 Thecla	
S 6	19 Trinit.	25 15 S. Euph.	
M 7	Friderike	26 Joh. W.	
D 8	Pelagius	27. Kalist.	
M 9	Dionysius	28 Chariton	Erste Viert d. 12. Oct um 5 Uhr 26 Min. Abends.
D 10	Gideon	29 Cyriac.	
F 11	Burkhard	30 Greg. Arm.	
S 12	Maximilian	1 M. Schutz Oct.	
S 13	20 Trinit.	2 16 S. Cypr.	
M 14	Calixtus	3 Dio. u. A.	
D 15	Hedwig	4 Hiroth.	
M 16	Gallus	5 Charitine.	Voll d. 19. Oct um 9 Uhr 50 Min. Vorm.
D 17	Florentine	6 Thomas A.	
F 18	Lucas Ev.	7 Serg. Bach.	
S 19	Ferdinand	8 Pelagius	
S 20	21 Trinit.	9 17 S. Jac. A.	
M 21	Ursula	10 Eulamp	
D 22	Cordula	11 Phil. Ap.	
M 23	Severin	12 Probus	Letzte Viert d. 26. Oct um 6 Uhr 37 Min. Abends.
D 24	Salome	13 Karpus	
F 25	Crispinus	14. Nazar.	
S 26	Amandus	15 Lucian	
S 27	22 Trinit.	16 18 S. Long.	
M 28	Sim. Jud.	17 Hos. Pr.	
D 29	Narcissus	18 Lucas Ev.	
M 30	Hartmann	19 Joel Pr.	
D 31	Ref. Fest	20 Artemius	

Wallensteins Ermordung.
(Devereaux.) Jetzt mußt du sterben.

Kupfer Del. a fec. 1792.

Sächs.
Landes-
Bibl.

October.

M. T.	Sonnen- Afg.	Utg.	Mds Aufg Utrg.	Kalender der Juden 5554.
1	6 13	5 46	2 1	25 (Tisri.)
2	6 15	5 44	3 8	26
3	6 17	5 42	4 11	27
4	6 20	5 39	5 15	28
5	6 21	5 38	N. M.	29 Sabbat.
6	6 23	5 36	6 29	30 Neumondsfeyer.
7	6 25	5 34	6 55	1 Marchesvan N. F.
8	6 27	5 32	7 26	2
9	6 29	5 30	8 3	3
10	6 31	5 28	8 47	4
11	6 34	5 25	9 39	5
12	6 36	5 23	10 40	6 Sabbat.
13	6 37	5 22	11 48	7
14	6 39	5 20	V. M.	8 Fasten.
15	6 41	5 18	1 1	9
16	6 43	5 16	2 22	10
17	6 45	5 14	3 43	11 Fasten.
18	6 47	5 12	4 5	12
19	6 49	5 10	A. M.	13 Sabbat.
20	6 51	5 8	6 16	14
21	6 53	5 6	6 51	15 Fasten.
22	6 55	5 4	7 31	16
23	6 57	5 2	8 15	17
24	6 58	5 1	9 5	18
25	7 0	4 59	10 0	19
26	7 2	4 57	11 0	20 Sabbat.
27	7 4	4 55	A. V.	21
28	7 6	4 53	0 1	22
29	7 8	4 51	1 1	23
30	7 9	4 50	2 3	24
31	7 11	4 48	3 7	25

November. 30 Tage.

Die Sonne tritt in den Schützen d. 21. Nov.

W. u. M. T.	Neuer November	Russischer October.	Mond-Wechsel.
S	1 Aller Heil.	21 Hilarion	
S	2 Aller Seel.	22 Albert.	
M	3 23 Trinit.	23 19 S. Jacob	Neum. d. 3. Nov. um 9 Uhr 16 Min. Abends.
D	4 Otto	24 Arete	
M	5 Blandine	25 Marc.	
D	6 Leonhard	26 Demetrius	
F	7 Erdmann	27 Nestor	
S	8 Emericus	28 Terentius	
S	9 Theodor	29 Anastas.	
M	10 24 Tr. M. L.	30 20 S. Zen.	Erstes Viertel d. 11. Nov. um 1 Uhr 34 Min. Früh.
D	11 Mart. Bisch.	31 Stachys	
M	12 Jonas	1 Cosm. D.	
D	13 Levin	2 Acind.	
F	14 Briccius	3 Acepsim.	
S	15 Leopold	4 Johann	
S	16 Ottomar	5 Galact.	
M	17 25 Trinit.	6 21 S. P. B.	Voll m. d. 17. Nov. um 9 Uhr 37 Minut. Abends.
D	18 Gelasius	7 33 M. in M.	
M	19 Elisabeth	8 Erz. Mich.	
D	20 Aemilia	9 Onesiph.	
F	21 Mar. Opf.	10 Ernst	
S	22 Cäcilia	11 Menas	
S	23 Clemens	12 Joh. Alm.	
M	24 26 Trinit.	13 22 S. J. C.	Letztes Viertel d. 25. Nov. um 3 Uhr 37 Minut. Nachmitt.
D	25 Catharin.	14 Phil. A.	
M	26 Conrad	15 G. S. A.	
D	27 Günther	16 Matth. A.	
F	28 Rufus	17 Greg. N.	
S	29 Walther	18 Plato	
S	30 Andr. Ap.	19 Abadias	

November

Ferdinand III
Dankfest nach der Schlacht bei Dutlingen.

Sächs.
Landes-
Bibl.

November.

M. T.	Sonnen: Aufg.	Sonnen: Utg.	Mds Aufg Utrg.	Kalender der Juden 5554.
1	7 13	4 46	4 13	26 (Marchesvan.)
2	7 15	4 44	5 19	27 Sabbat.
3	7 17	4 42	U. M.	28
4	7 19	4 40	5 30	29
5	7 20	4 39	6 6	1 Eisleb. M. E.
6	7 21	4 38	6 47	2
7	7 23	4 36	7 38	3
8	7 25	4 34	8 36	4
9	7 26	4 33	9 41	5 Sabbat.
10	7 28	4 31	10 53	6
11	7 30	4 29	U. V.	7
12	7 32	4 27	0 8	8
13	7 33	4 26	1 25	9
14	7 35	4 24	2 44	10
15	7 37	4 22	4 1	11
16	7 39	4 20	5 16	12 Sabbat.
17	7 40	4 19	A. M.	13
18	7 42	4 17	5 23	14
19	7 43	4 16	6 4	15
20	7 44	4 16	6 51	16
21	7 46	4 14	7 44	17
22	7 47	4 13	8 43	18
23	7 48	4 12	9 44	19 Sabbat.
24	7 49	4 11	10 45	20
25	7 50	4 10	11 47	21
26	7 52	4 8	A. V.	22
27	7 54	4 6	0 49	23
28	7 55	4 5	1 53	24
29	7 56	4 4	2 57	25 Kirchweyhfest.
30	7 57	4 3	4 2	26 II. Tag. Sabbat.

Viele von denen, die das hörten, erſtaunten darüber; viele meinten.

Der König traf nun (wie man ſagt) die Veranſtaltung, daß ſeine Brüder nach Frankreich zurückkehren ſollten. Ich weiß nicht, geſchah das auf ihr Begehren oder auf des Königs eigenen Antrieb. Dieſe Erklärung, daß der König noch länger bleiben wolle, gab er ohngefähr um Johannis. Am Tage des heil. Jacobs (deſſen Pilger ich war, und der mir viel Gutes erwieſen hatte) ließ der König, als er in ſein Zimmer aus der Meſſe zurückgekommen war, ſeinen geheimen Rath von denjenigen, die bey ihm geblieben waren, zuſammen kommen. Zu dieſen gehörten der edle Herr Peter der Kammerherr, der biederſte und rechtſchaffenſte Mann, den ich je im königlichen Hauſe geſehen habe, und Herr Gottfried von Sergines, der gute Ritter und wackere Mann, dem der König die Connetablie von Frankreich, nach dem Tode des wackern Mannes, Herrn Humberts von Beaujeu, verliehen hatte. Zu dieſen ſprach der König ſehr laut, faſt im Zorne: „ihr Herren! es ſind nun ſchon vier Wochen, daß man weiß, ich wolle hier bleiben, und ich habe noch immer nichts vernommen, daß ihr mir Ritter angeworben hättet.“ — „Sire! gaben ſie ihm zur Antwort, wir können nicht; jeder ſetzt einen ſehr hohen Preis darauf, weil ſie alle wieder nach Hauſe wollen, daß wir uns nicht getrauen, ihnen zu geben, was ſie verlangen.“ — „Und wer, fragte der König, würde wohl am erſten mit ſich handeln laſſen?“ — „Gewiß! verſetzten ſie, der Seneſchal von Champagne; aber wir getrauen uns nicht ihn zu fragen, wie viel er verlangt.“ Ich war im Zimmer des Königs, und hörte das mit an. Da ſagte der König: „ruft mir den Seneſchal.“ Ich ging zu ihm, und knicte vor

ihm

December. 31 Tage.

Die Sonne tritt in den Steinbock d. 21. De

W. u. M. T.	Neuer December.	Russischer November	Mond-Wechsel
S 1	1 Advent	20 23 S. Pr.	
M 2	Candidus	21 Mar. D.	Neum
D 3	Demetrius	22 Phil. A.	d. 3. De
M 4	Barbara	23 Amphil.	um 11 Uh
D 5	Abigail	24 Kather	36 Minut
D 6	Nicolaus	25 Clemens	Vormitt.
S 7	Agathon	26 Alyp. St.	
S 8	2 Adv. M. E.	27 24 S. Jac	Erste
M 9	Joachim	28 Stephan	Viertel
D 10	Judith	29 Param.	d. 10. Dec
M 11	Damasus	30 Andr. A.	um 9 Uhr
D 12	Epimachus	1 Nah. Pr.	19 Minut.
D 13	Lucia	2 Hab. Pr.	Vormitt.
S 14	Nicasius	3 Zeph. Pr.	
S 15	3 Advent.	4 25 S. Barb	Vollm.
M 16	Ananias	5 Sabas	d. 17. Dec.
D 17	Eglarus	6 Nicol.	um 11 Uhr
M 18	4 Quatemb.	7 Ambros.	52 Minut.
D 19	Abraham	8 Patap.	Vormitt.
D 20	Isaac	9 Mar. Emp.	
S 21	Thom. Ap.	10 Menas	Letztes
S 22	4 Advent.	11 26 S. Dan.	Viertel
M 23	Dagobert	12 Spiridion	d. 25. Dec.
D 24	Adam, Eva	13 Eustratius	um 01 Uhr
M 25	H. Christ.	14 Thyrsus	23 Minut.
D 26	Stephan	15 Eleuther.	Nachmitt.
D 27	Joh. Ev.	16 Hagg. Pr.	
S 28	Unsch. Kind.	17 Daniel Pr.	
S 29	[illegible]	18 27 S. Seb.	Wint.
M 30	[illegible]	19 Bonifac.	Anfang
D 31	[illegible]	20 Ignatius	d. 21. Dec.
			Kürzeste
			Tag.

1793

Conde und Türenne
ehren das Andenken des tapfern Marcu
auf dem Kirchhof zu Altersheim.

Nürnberg bei Adam Weigel 1797.

Sächs.
Landes-
Bibl.

December.

M. T.	Sonnen: Aufg.	Sonnen: Untg.	Mds Aufg Untrg.	Kalender der Juden. 5554.
1	7 58	4 2	5 9	27 III Tag. (Eisleb.)
2	7 59	4 1	6 19	28 IV Tag.
3	7 59	4 1	U. M.	29 V Tag.
4	8 0	4 0	5 24	1 Tebeth. M. F. VI.
5	8 1	3 59	6 20	2 VII Tag.
6	8 2	3 58	7 23	3 VIII Tag.
7	8 2	3 58	8 33	4 Sabbat.
8	8 3	3 57	9 49	5
9	8 3	3 57	11 6	6
10	8 4	3 56	U. M.	7
11	8 4	3 56	0 21	8
12	8 5	3 55	1 35	9
13	8 5	3 55	2 50	10 Fastt. Belag. Jerus.
14	8 6	3 54	4 4	11 Sabbat.
15	8 6	3 54	5 17	12
16	8 7	3 53	6 26	13
17	8 7	3 53	A. M.	14
18	8 8	3 52	5 21	15
19	8 8	3 52	6 17	16
20	8 8	3 52	7 16	17
21	8 8	3 52	8 17	18 Sabbat.
22	8 8	3 52	9 20	19
23	8 8	3 52	10 23	20
24	8 8	3 52	11 25	21
25	8 7	3 53	A. M.	22
26	8 7	3 53	0 28	23
27	8 7	3 53	1 32	24
28	8 6	3 54	2 38	25 Sabbat.
29	8 6	3 54	3 46	26
30	8 5	3 55	4 54	27
31	8 4	3 56	6 2	28

Die vier Jahreszeiten.

Der Frühling beginnet mit dem Eintritt der Sonne in den Widder den 20 März

Der Sommer fängt an mit dem Eintritt der Sonne in den Krebs den 21 Junius.

Der Herbst fängt an mit dem Eintritt der Sonne in die Waage den 22 September

Der Winter fängt an mit dem Eintritt der Sonne in den Steinbock den 21 December.

Finsterniſſe.

Im Jahre 1793. begeben ſich zwey Sonnen- und zwey Mondfinſterniſſe, wovon bey uns nur die erſte Mond- und die zweyte Sonnenfinſternis zu ſehen ſeyn wird.

Die erſte iſt eine ſichtbare partiale Mondfinſternis in der Nacht vom 25. auf den 26. Februar. Ihr Anfang geſchiehet um 10 Uhr 13 Min. Abends den 25. Februar, und die Dauer derſelben beträgt 2 Stunden 40 Minuten.

Die zweyte iſt eine unſichtbare Sonnenfinſterniß den 12 März des Morgens.

Die dritte ist eine unsichtbare Mondfinsterniß den 21 August Nachmittags, da der Mond noch nicht aufgegangen ist.

Die vierte ist eine sichtbare große Sonnenfinsterniß den 5 September zu Mittage. Ihr Anfang geschiehet Vormittags um 10 Uhr 44 Minuten, und die Dauer beträgt 3 Stunden 11 Minuten.

Erscheinung der Planeten.

Uranus hält sich vom Januar bis zum October westwärts; von da bis zum December ostwärts vom Regulus im Löwen auf. Am ersten Januar ist er um 3 Uhr des Morgens, den 13. früh um 2 Uhr, und den 25. um 1 Uhr Nachts im Süden. Am 9. Februar steht er der Sonne in 21½ Grad des Löwen entgegen, ist um 12 Uhr Nachts im Meridian und die ganze Nacht über dem Horizont. Um die Mitte des März culminirt er des Abends um 10 Uhr, und ist rückgängig bis zu Ende des April, da er stille steht. Zu Anfange des April gehet er Morgens um 4 Uhr, um die Mitte früh um 3, im Anfange des Mai früh um 2, und zu Ende desselben bald nach Mitternacht unter, da er bis zu Ende des Novem

bers wieder rechtläufig ist. Am Ende des Junius wird er unsichtbar, und erst im September des Morgens vor Sonnenaufgang wieder sichtbar seyn, da er westlich bey dem Regulus stehet. Zu Anfange des Septembers geht er früh um 4, in der Mitte um 3 und zu Ende früh um 2 Uhr, zu Ende des Octobers aber bald nach Mitternacht auf. Zu Ausgange des Novembers wird er im $4\frac{1}{2}$ Gr. des Löwens stillstehend, rückgängig, und geht bald nach 10 Uhr Abends auf. In der Mitte des Decembers geht er um 9 Uhr Abends auf, und steht um 4 Uhr Morgens im Meridian. Am Ende des Jahres kommt er um 8 Uhr Abends den östlichen Horizont herauf, und erscheint 3 Uhr Morgens im Süden.

Saturn ist im Januar, Februar und März des Abends am westlichen Himmel sichtbar. Er geht zu Anfange des Januar um 1 Uhr Nachts, und zu Ende desselben um Mitternacht unter. Zu Anfange des Februar erfolget sein Untergang des Abends um 11 Uhr, und zu Ausgange desselben um 10 Uhr. In der Mitte des März geht er 9 Uhr Abends unter. Im Anfange des April geschiehet sein Untergang Abends um 8 Uhr, und da wird er unsichtbar. Den 25. April ist er bey der Sonne. Im Mai wird er wieder etwas vor Sonnenaufgang im Osten sichtbar. Am Ende des Mai geht er um 3 Uhr Morgens auf.

In der Mitte des Junius geht er um 2 Uhr Morgens, und zu Ende dieses Monats um 1 Uhr auf. Um die Mitte des Julius geht er um Mitternacht, und zu Ende desselben um 11 Uhr Abends auf. In der Mitte des Augusts geht er um 10 Uhr Abends auf, und am Ende dieses Monats um 9 Uhr, da er stillstehend ist. Im September, October, November und December ist er rückgängig. Er kommt um die Mitte des Septembers um 8 Uhr Abends über den östlichen Horizont. Im Anfange des Octobers geht er um 7 Uhr Abends auf, in der Mitte um 6 Uhr und zu Ende um 5 Uhr. Den 4. November steht er der Sonne entgegen, und ist des Nachts um 12 Uhr im Meridian. In der Mitte des Novembers hat er schon Abends um 11 Uhr seinen höchsten Stand am Himmel erreicht. Im Anfange des Decembers culminirt er Abends um 10 Uhr, in der Mitte um 9 Uhr, und am Ende des Jahres Abends um 8 Uhr, daß also Saturn den December hindurch des Abends im Süden erscheint.

Jupiter geht im Anfange des Januar um 4 Uhr, und am Ende desselben um 3 Uhr Morgens auf. In der Mitte des Februar geht er früh um 2 Uhr, am Ende desselben um 1 Uhr Nachts auf, und kommt um 5 Uhr Morgens im Meridian. In der Mitte des März ist er stillstehend, kommt um Mitter-

nacht den östlichen Horizont herauf, und früh Morgens um 4 Uhr im Meridian. Im April bis zu Ende des Julius geht er rückwärts. Im Anfange des April geht er des Nachts um 11 Uhr auf, und kommt früh um 3 Uhr im Meridian. In der Mitte des April geht er um 10 Uhr Abends auf, und steht früh um 2 Uhr im Süden. Im Anfange des Mai geht er um 9 Uhr Abends auf, steht um 1 Uhr früh im Süden, und geht um 5 Uhr Morgens unter. Den 17. Mai steht er der Sonne entgegen, ist die ganze Nacht sichtbar, und kommt um Mitternacht im Süden. Am Ende des Mai culminirt er um 11 Uhr Abends. In der Mitte des Junius kommt er um 10 Uhr Abends im Meridian, und geht um 2 Uhr Morgens unter. Am Ende des Junius steht er Abends um 9 Uhr im Süden, und geht früh 1 Uhr unter. In der ersten Hälfte des Julius kommt er um 8 Uhr Abends im Meridian, und geht um Mitternacht unter. Am Ende des Julius steht er 7 Uhr Abends im Süden, und geht des Nachts um 11 Uhr unter. Im August ist er wieder rechtläufig, und scheint des Abends im Westen. In der Mitte des Augusts geht er des Abends um 10 Uhr, und am Ende um 9 Uhr unter. Im September zeigt er sich im Westen nach Sonnenuntergang. In der Mitte desselben geht er um 8 Uhr Abends unter, und zu Ausgange um 7 Uhr. Im October wird Jupiter in der

Abenddämmerung unsichtbar. Er gehet zu Anfange des Octobers Abends um 7 Uhr, und am Ende desselben um 6 Uhr unter. Im November und December ist Juviter unsichtbar, und den 4. December mit der Sonne in Conjunction.

Mars ist im Januar des Abends unter der Venus in Westen sichtbar, und verbergt sich des Abends $6\frac{1}{2}$ Uhr unter den Horizont. Im Februar zeigt er sich niedriger am Horizont nach Sonnenuntergang, und geht um 7 Uhr Abends unter. Im März wird er in der Abenddämmerung unsichtbar; sein Untergang geschiehet des Abends um 7 Uhr. Im April und Mai ist Mars unsichtbar. Am 13. Mai ist er mit der Sonne in Conjunction. Im Junius ist er ebenfalls noch unsichtbar. Im Julius zeigt er sich wieder vor Sonnenaufgang im Osten. Um die Mitte des Monats geht er früh $2\frac{1}{2}$ Uhr, und zu Ausgange desselben um 2 Uhr Morgens auf. Im August und September scheint er in den Frühstunden am östlichen Himmel, und geht bis zu Ende des Novembers des Morgens um 2 Uhr auf. Im October kommt er bey der Venus, doch früher als diese, über dem Horizont. Im November und December geht er zwischen 2 und 1 Uhr immer früher, und zu Ende des Jahres des Morgens um 1 Uhr auf.

ihm nieder; er ließ mich sitzen, und sprach also zu mir: „Seneschal! ihr wißt, daß ich euch immer geliebt habe, und doch sagen mir meine Leute, sie fänden euch hart; woher das?" — „Sire! versetzte ich, ich kann nicht; denn ihr wißt, ich wurde auf dem Wasser ein Gefangener, und nichts blieb mir übrig, ich verlor alles was ich hatte." Er fragte mich, wie viel ich verlange, und ich erwiederte: „zweytausend livres für ein halbes Jahr." „Nun, sagt' mir, fragt' er ferner, habt ihr viele Ritter angeworben?" Ich antwortete: „den Herrn Peter von Pontmolain, ihn selb Dritten unter dem Panier; und diese kosten bis Ostern vierhundert livres." Er rechnete an den Fingern nach: „Das macht, sagt er, zwölfhundert livres, die eure neuen Ritter kosten werden." — „Sire! fügt' ich hinzu, seht nun selbst, ob ich nicht gewiß achthundert livres nöthig habe, um sowohl mich selbst zu kleiden und zu rüsten, als meine Ritter zu beköstigen; denn Ihr wollt doch nicht, daß wir die Tafel bey Euch haben sollen." Da sagt' er zu den andern: „wahrlich! ich sehe da keine übermäßige Foderung; und, setzt' er hinzu, ich behalt Euch bey mir."

Nach diesen Vorfällen ließen des Königs Bruder ihre Schiffe fertig machen, und so auch die andern vornehmen Herren, die sich in Acra befanden. Bey ihrer Abfahrt von Acra entlehnte der Graf von Poitiers Kostbarkeiten von denjenigen die nach Frankreich zurückkehrten; uns aber, die wir blieben, macht' er ansehnliche und reichliche Geschenke. Beyde königlichen Brüder baten mich dringend, auf den König wohl Acht zu haben; denn, setzten sie hinzu, es bleibe hier niemand, auf den sie so viel Vertrauen setzten. Als der Graf von Anjou sah, daß es Zeit war sein Schiff zu besteigen, ward er sehr traurig darüber, so, daß

Venus scheint vom Januar bis im May als Abendstern nach Sonnenuntergang am westlichen Himmel sehr helle. Im Anfange des Januar geht sie des Abends um 7 Uhr, und am Ende desselben um 8 Uhr unter. In der Mitte des Februar geht sie des Abends um 9 Uhr unter. Den 3. März geht Venus den Saturn vorbey. Sie geht zu Anfange des März des Abends um 10 Uhr, und zu Ende desselben Nachts 11 Uhr unter. Im April hat sie ihren stärksten Glanz, und ist bis gegen Mitternacht am westlichen Himmel sichtbar. Um die Mitte desselben geht sie des Nachts um 11½ Uhr unter. Im Anfange des Mai geht sie des Abends um 11 Uhr, und in der Mitte um 10 Uhr unter. Ihre Sichtbarkeit nimmt in diesem Monat ab; sie fängt an, sich um die Mitte des Mai bey den Hörnern des Stiers rückwärts zu bewegen, und kommt den 21. Mai mit der Sonne in die untere Conjunction, da sie denn mit der Sonne auf- und untergeht. Am Ende des Junius ist Venus wieder als Morgenstern vor Sonnenaufgang in Osten zu sehen, und geht wieder vorwärts. Vom Julius an bis zu Ende des Jahrs ist Venus als ein heller Morgenstern in den Frühstunden am östlichen Himmel sichtbar. Im Anfange des Julius geht sie des Morgens gegen 2 Uhr, und am Ende desselben, so wie im August, des Nachts

um 1 Uhr auf. Am Ende des Septembers geht sie früh um 2 Uhr auf. Im October kommt die Venus beym Mars, und geht um die Mitte desselben gegen 3 Uhr Morgens auf. Im Anfange des Novembers geht sie früh um 4 Uhr, und in der letzten Hälfte desselben früh um 5 Uhr auf. In der ersten Hälfte des Decembers geht sie des Morgens um 6 Uhr auf, und am Ende des Jahres, da sie dem Jupiter vorbeygeht, erscheint sie noch früh vor 7 Uhr am östlichen Gesichtskreise.

Mercur ist in der letzten Hälfte des Januar früh Morgens in Südost zu sehen. Im Anfange des April zeigt er sich des Abends nach Sonnenuntergang beym Saturn unter der Venus. Am Ende des Mai und im Anfange des Junius wird er einige Minuten in der Morgendämmerung beym Saturn, der jedoch etwas früher aufgeht, zu sehen seyn. Um die Mitte des Septembers zeigt sich Mercur in der Morgendämmerung. Im November geht er des Abends um 5 Uhr unter, und zeigt sich zu Ausgange desselben, und auch im Anfange des Decembers des Abends einige Minuten im Westen. Am Ende des Jahres wird er als Morgenstern in der Morgendämmerung am östlichen Himmel zu finden seyn.

Vom Auf- und Untergang der Sonne.

Die Strahlen der Sonne und übrigen Gestirne, welche von ihnen zu uns ins Aug kommen, brechen sich beym Eingang in unser Dunstkugel; dieses verursacht, daß die Stern höher, als sie sind, erscheinen, daß die Sonn ganz über dem Horizonte gesehen werden kann, ob sie gleich noch unter ihm verborgen ist. Im gegenwärtigen Kalender hat man den Auf- und Untergang der Sonne zu Leipzig mit Rücksicht auf diese Wirkung der Strahlenbrechung angesetzt, welche die Sonne am Horizont sehen läßt, wenn sie noch etwa 33 Minuten in Bogen, unter dem Horizonte in einem Vertical-Kreise stehet.

Von dem sichtbaren Auf- und Untergang des Mondes.

Vom Vollmond bis zum Neumond ist der Aufgang des Mondes sichtbar, der Untergang aber unsichtbar. Vom Neumond bis zum Vollmond ist der Untergang sichtbar und der Aufgang unsichtbar. Deshalb wird in diesem Kalender vom Vollmond bis zum Neumond nur der sichtbare Aufgang Nachmittage und dann Vormittage, und vom Neumond bis zum Vollmond nur der sichtbare Untergang Nachmittage und hierauf Vormittage angegeben. Es wechselt also vom Neumond bis zum Vollmond:

Untergang Nachmittage, U. N.
Untergang Vormittage, U. V.

und vom Vollmond bis zum Neumond:

Aufgang Nachmittage, A. N.
Aufgang Vormittage, A. V.

Nemlich Untergang Nachmittage ist hier so viel als Untergang des Mondes nach Sonnenuntergang, und Untergang Vormittage so viel als Untergang des Mondes vor Sonnenaufgang. Desgleichen Aufgang Nachmittage so viel als Aufgang des Mondes nach Sonnenuntergang, und Aufgang Vormittage so viel als Aufgang des Mondes vor Sonnenaufgang.

Von der Sichtbarkeit des Mondes.

Verlangt man zu wissen, wie viel Stunden der Mond des Nachts leuchtet; d. i. wie lange der Mond von seinem sichtbaren Aufgang Nachmittage, Aufgang Vormittage an, bis zum Aufgange der Sonne scheinet, und wie lange der Mond vom Untergange der Sonne an, bis zu seinem sichtbaren Untergang Nachmittage, Untergang Vormittage scheinet: so zählet man, wenn der Mond des Nachts, oder vor Sonnenaufgang aufgeht, d. i. für Aufgang Nachmittage, Aufgang Vormittage, die Stunden, welche vom Aufgang des Mondes bis zum Aufgang der Sonne verfließen: und wenn der Mond des Nachts, oder nach Sonnenuntergang untergeht, d. i. für Untergang Nachmittage, Untergang Vormittage, so zählt man die Stunden von Sonnenuntergang bis zum Untergang des Mondes.

Erklärung der Kupfer.

Titelkupfer.

Friedliche Tauben nisten in einem Helm. Sie werden von Amor gefüttert, dem Ceres die Aehren reicht.

Monatskupfer.

No. 1.

Sperrung der protestantischen Kirche zu Braunau.

Die Kirche zu Braunau, von protestantischen Unterthanen eigenmächtig erbauet, soll auf Befehl des Kaisers gesperrt werden. Der Abt zu Braunau, in Gesellschaft von Mönchen, an der Spitze kaiserlicher Soldaten, lieset den Einwohnern den kaiserlichen Befehl vor. Diese haben ihren Geistlichen in der Mitte und sind bereit, denselben und ihre Kirche bis auf den letzten Blutstropfen mit ihren nachdrücklichen Waffen zu vertheidigen.

No. 2.

Todesurtheil über die Beförderer der Böhmischen Unruhen.

Nach der Schlacht bey Prag und der Flucht des unglücklichen Königs Friedrich, wurden sieben und zwanzig Personen aus dem Herren- Ritter- und Bürgerstande, als Beförderer des Aufstandes hingerichtet. Einem derselben wird sein Todesurtheil vorgelesen. Sein Enkel und seine Tochter jammern um ihn; er selbst hört gelassen, als Märtyrer der Religion und Freyheit, sein Urtheil an. Nachher übergab er dem ihm beystehenden Prediger, die am Hals getragene goldene Krönungsmünze, und beschwor ihn, sie Friedrichen einzuhändigen, mit der Versicherung, daß er sie, ihm zu Liebe, bis auf den letzten Augenblick getragen habe.

No. 3.

Herzog Christian von Braunschweig empfängt von der Königin Elisabeth den Handschuh, als ein Pfand ihrer Zuneigung. S. Kal. 1791. S. 220.

Christian von Braunschweig, hatte die Pfalzgräfin und Königin von Böhmen in Holland kennen gelernt, und schwärmerisch geliebt. Als ein Pfand der Freundschaft empfing er dort ihren Handschuh, den er hernach beständig auf seinem Hute trug. Dagegen gab er ihr das Versprechen: für Gott und sie alles zu wagen, und ließ diese Worte als Devise auf seine Fahnen setzen.

---

jedermann ſich verwunderte; indeſſen kehrte er doch nach Frankreich zurück.

Nicht lange nach der Abfahrt der königlichen Brüder von Acra kamen Botſchafter von Kayſer Friedrich an den König, mit einem Beglaubigungsſchreiben, und vermeldeten ihm, der Kayſer habe ſie zu unſerer Befreyung abgeſendet. Sie zeigten auch dem König ein Sendſchreiben, das der Kayſer an den Sultan abließ, der nun todt war, welches der Kayſer nicht glauben wollen. In dieſem ſchrieb der Kayſer, er möchte ſeinen Geſandten in Abſicht auf die Befreyung des Königs Glauben beymeſſen. Viele ſagten, es würde nicht gut für uns geweſen ſeyn, wenn uns die Geſandten noch in der Gefangenſchaft gefunden hätten; denn man ſtand in der Meynung, der Kayſer habe ſie abgeſchickt, mehr um unſere Befreyung zu hindern, als um uns frey zu machen. Die Geſandten fanden uns ſchon frey; und ſie zogen wieder ab. Während daß der König in Acra war, ſchickte der Sultan von Damaſk Geſandte an ihn, und beſchwerte ſich bey ihm höchlich über die Admirale in Aegypten, die den Sultan ſeinen Vetter ermordet hätten; und verſprach dem König, wenn er ihm beyſtehe, ihm das Königreich Jeruſalem abzutreten, das in ſeiner Gewalt ſey. Der König beſchloß, den Sultan durch eine beſondere Geſandſchaft, die er an ihn abſchicken wollte, ſeine Antwort ſagen zu laſſen. Mit dieſer Geſandtſchaft ging auch Bruder Yves aus Bretagne, ein Dominikaner, der Sarazeniſch verſtand. Indem ſie aus ihrer Wohnung nach dem Pallaſte des Sultans gingen, ſah Bruder Yves eine alte Frau quer über die Straße gehen, die in der rechten Hand ein Becken mit Feuer, und in der linken eine Flaſche mit Waſſer trug. Bruder Yves fragte ſie: was ſie damit machen wolle?

Sie

No. 4.

Mansfelds Tod. S. Kal. 1791. S. 282.

Peter Ernst von Mansfeld, war ein Kin
der Liebe, und von Kaiser Rudolph legit
mirt. Seine Frühlingsjahre verlebte er a
Hofe des Erzherzogs Ernst, Statthalters i
den Niederlanden. Unter seinem Bruder Ka
lernte er den Krieg in Ungarn. Er nahm
Spanische Dienste an und ging in Savo
sche über; hernach ergriff er die Parthe
Friedrichs von der Pfalz. Dreymal traf ih
die Acht. Oft ward er geschlagen aber n
besiegt. Aus seinen Niederlagen kam er im
mer schrecklicher hervor, als er vorher gew
sen war. Er liebte unruhige Zeiten un
Neuerungen. Hunger, Frost, Hitze trug
mit Geduld. Er zeigte großen Verstand i
seinen Unterhandlungen, seine Beredsamke
und List überredeten die Menschen von d
Güte seiner Plane. Er war immer arm; sei
Degen war sein einziges Kapital. Er führ
Krieg fast überall und war auch überall da
Schrecken seiner Feinde.

Als, nach der Anzeige des Arztes, der To
ihm näher kam, warf er sich in seine Un
form, gürtete seinen Degen um, und erwa
tete denselben stehend, gestützt auf zween Of
ziere. In dieser Stellung starb er im sech
und vierzigsten Jahre seines Lebens. In Spa
latro ward sein Leichnam begraben.

Aus Herchenhahns Leben Wallensteins.

No. 5.

Gustav Adolphs Ankunft in Nürnberg.

Der siegreiche König hielt seinen Einzug in diese über seinen Anblick entzückte Stadt. Freudenthränen rollten den unterm Gewehr stehenden Bürgern die Backen herab. Die Rathsherren brachten ihm Geschenke entgegen, unter welchen sich zwey kostbare goldene Gefäße in Gestalt zweyer sehr künstlich gearbeiteter Globen befanden. Jeder Bürger war ein dem König mit Herz und Seele ergebener Mann. Gustav Adolph, darüber äußerst gerührt, versicherte, daß er eine so schöne Stadt noch nie gesehen und so viel Ehre an keinem Orte genossen habe.

No. 6.

Gustav Adolphs Uebergang über den Lech

Eine von den Ursachen, welche den küh
nen Uebergang des Königs über den Lech un
seinen Weg nach Bayern erleichterte, wa
die Verwundung Tillys. Eine Kugel hatt
diesen tapfern General am rechten Knie tödt
lich verwundet. Die Soldaten, als sie ihren
alten Anführer mit Blut bedeckt und mit den
gräßlichsten Schmerzen ringen sahen, wur
den muthlos und flohen. Einige Tage her
nach gab Tilly in Ingolstadt seinen Geis
auf.

No. 7.

Gustav Adolph in München. Ein Gegenstück von Tilly in Magdeburg.

Der gekrönte Menschenfreund hielt in der Hauptstadt Bayerns die strengste Mannszucht. Kein Haus durfte zerstört, in dem Pallast des Churfürsten durfte nichts beschädigt, keinem Einwohner durfte irgend ein Leid gethan werden. Er wohnte dem Gottesdienst in der Kirche bey, unterhielt sich freundlich mit den Jesuiten, die ihn aus der Kirche begleiteten, und ließ dann, als er Abschied von ihnen genommen hatte, Geld unter das Volk ausstreuen.

No. 8.

Ferdinands II. großmüthige Gesinnung bey dem Tode seines Feindes.

Als der blutige Goller, (das lederne Coll welchen Gustav Adolph getragen hatte, u der noch jetzt im Wiener Zeughause auf wahrt wird, dem Kaiser überbracht wur konnte er den Anblick nicht ertragen. S seine Gemahlin und die Edlen, welche i umgaben, waren aufs äußerste gerührt. V Mitleiden durchdrungen, wandte Ferdina seine Augen gen Himmel: „Gern hätte dir, großer Held," so sprach er, „ein lä geres Leben und eine fröhliche Rückkehr dein Königreich gewünscht, wenn nur Frie in Deutschland gewonnen wäre." Die schöne Augenblick in Ferdinands Leben v diente von der Nachwelt bewundert zu w den.

No. 9.

Wallenstein und sein Astrolog, Senni.

Einige Augenblicke vorher, ehe Wallenstein ermordet wurde, beschäftigten er und Senni sich noch mit der Astrologie. Sie war Wallensteins Steckenpferd, worauf ihn auch der Tod überraschte. Senni sagte ihm voll banger Ahndungen: Die Gefahr ist noch nicht vorüber. Wallenstein antwortete ganz ruhig: Davon lese ich in den Gestirnen nichts; aber du wirst bald in den Kerker geworfen werden. Ein wahrer prophetischer Geist sprach aus beyden.

No. 10.

Wallensteins Ermordung.

Seuni kam eben aus Wallensteins Zi
mer, als der Hauptmann Deverour, ein I
länder, mit einigen Bewaffneten dahin ei
drangen. Der Mörder, welcher unter W
lenstein gedient und durch ihn empor ge
den war, fand seinen großen Feldherrn
Nachtkleidern am Fenster stehen. Er stut
einige Augenblicke, als wenn seine Entschl
ssenheit bey dem Anblick eines so außerorden
lichen Mannes wankte. Dann schrie e
Bist du der Schelm, der dem Kaiser die Kr
ne entreißen will? Jetzt mußt du sterbe
Wallenstein würdigte ihn keiner Antwo
warf einen ernsten und kalten Blick auf ih
stand unerschütterlich da, machte eine Bew
gung mit der Hand, als wollte er seine Bru
entblößen und wurde in den Augenblick v
Deverour mit der Partisane durchstoßen.

No. II.

Dankfest Ferdinands III. in Wien nach der Schlacht bey Duttlingen.

Mitten im Winter 1643. hatten die kaiserlichen und Bayerischen Völker bey Duttlingen unter Anführung ihrer größten Generale, Prinz Karl von Lothringen, Hatzfeld, Mercy und Jean de Werth, einen entschiedenen Sieg über die vereinigte Französische und Weimarische Armee, über den großen Conde' und den tapfern Rosa erfochten, die ganze Artillerie gewonnen, 7000 Gefangene und eine unbeschreibliche Beute gemacht. Kaiser Ferdinand III. steute dafür in Wien ein großes Dankfest an. Er selbst ging in die Stephanskirche, und dankte Gott für das Glück, womit er seine Waffen zu Aufrechthaltung der kaiserlichen Macht und der katholischen Kirche begleitet hatte.

No. 12.

Condé und Turenne auf dem Kirchhof zu Allersheim.

Der Herzog von Enguien, welcher nachher der große Condé genannt wurde, und Turenne, wollten mit der Französischen Armee in Bayern eindringen. Muthig eilte ihnen der tapfere General Mercy bey dem Dorfe Allersheim entgegen. Es kam zu einem fürchterlichen Treffen. Die Bayern wollten nicht weichen. Als die Franzosen endlich das Dorf in Brand steckten, wehrten sich die Bayern noch aus der Kirche. Mercy, welcher auf dem Kirchhofe, in der größten Gefahr, seine Anordnung machte, wurde durch einen unglücklichen Schuß vom Kirchthurm getödtet. Er war einer der größten Generale des ganzen dreyßigjährigen Krieges. Die Franzosen gestanden selbst, er habe alle ihre Operationen so genau berechnet, und ihnen so geschickt entgegen gearbeitet, als wenn er bey ihren Kriegsberathschlagungen gegenwärtig gewesen wäre. Sein Heldenmuth hat den Franzosen diesen Sieg sehr theuer verkauft. Der Herzog von Enguien selbst war am Arme verwundet, und nur Mercys Tod zwang die Bayern zum Weichen. Sie flohen ehrenvoll mit 70 eroberten Fahnen. Nach geendigtem Gefecht ließen der Herzog und Turenne sich von dem katholischen Geistlichen die Stelle zeigen, wo Mercy um den blutigen Lorbeerkranz gerungen hatte und zur Unsterblichkeit übergegangen war. Sie weinten hier einige Augenblicke; der fromme und tapfere Turenne in erhabenen Empfindungen, und Enguien mit Bewunderung des heldenmüthigen an seinen Wunden niedergesunkenen Helden.

Herzog Christian
von Braunschweig

Sie antwortete: mit dem Feuer wolle ſie das Paradies verbrennen, und mit dem Waſſer die Hölle auslöſchen, damit keines von beyden künftig mehr ſey. Als er ſie weiter fragte, warum ſie das thun wolle? verſetzte ſie: „Weil ich nicht will, daß jemand jemahls Gutes thue, um das Paradies zum Lohn zu erhalten, noch aus Furcht vor der Hölle; ſondern lediglich aus Liebe zu Gott, der ſo groß iſt, und uns alles Gutes thun kann.“ Johann, der Armenier, des Königs Geſchützmeiſter, begab ſich nach Damaſk, um da Horn und Leim einzukaufen, um Bogen zu machen. Dort ſah er einen ſehr alten Mann auf dem Markte ſitzen. Dieſer alte Mann rufte ihn zu ſich, und fragte ihn, ob er ein Chriſt ſey? Als er es bejahte, fuhr der Alte fort: zwiſchen euch Chriſten muß doch viel Feindſchaft herrſchen; denn ich habe zuweilen geſehen, daß der König Balduin von Jeruſalem, der ausſätzig war, Salachadin ſchlug, wiewohl er nur dreyhundert ſtreitbare Männer, und Salachadin dreytauſend hatte. Durch eure Sünden aber kömmt es dahin, daß wir euch in freyem Felde wegnehmen, wie das Vieh.“ Johann der Armenier erwiederte: er möchte doch ja von den Sünden der Chriſten ſchweigen, denn die Sarazenen begingen Sünden, die noch weit größer wären. Der Sarazen verſetzte: das ſey ſehr wunderlich geantwortet. Johann fragte: warum? Jener entgegnete, er wolle ihm das ſagen; aber vorher wollt' er ihm erſt eine Frage vorlegen. Er fragte ihn nemlich: ob er Kinder habe? — Und als Johann antwortete: ja, einen Sohn: — fragte jener weiter: welches ihm empfindlicher ſeyn würde, wenn man ihm eine Ohrfeige, oder wenn man ſie ſeinem Sohn gäbe? Johann verſetzte: es würde ihm empfindlicher ſeyn, wenn man das ſeinem Sohne, als wenn man es ihm ſelbſt thäte. „Nun, ſagte der Sarazen, geb' ich dir folgende Ant-

Bildniß des Herzogs

Christian von Braunschweig.

Sächs. Landes-Bibl.

H. Lips sculp

Wallenstein

Sächs.
Landes.
Bibl.

Bildniß Wallensteins

Herzogs von Friedland.

Bethlen Gabor

Sächs.
Landes-
Bibl.

Bildniß

des

Fürsten von Siebenbürgen

Bethlen Gabor.

wort: ihr Christen seyd untereinander Kinder Gottes, und nach dem Nahmen Christus nennt ihr euch Christen. Auch erzeigt er euch die Gunst, daß er euch Lehrer gegeben hat, auf daß ihr erkennen möget, wenn ihr recht und unrecht handelt; natürlich muß es euch Gott höher anrechnen, wenn ihr eine geringe Sünde begeht, als er uns eine größere zurechnet, die wir keine bessere Kenntniß haben, und so verblendet sind, daß wir wähnen, aller unserer Sünden ledig zu seyn, wenn wir uns vor unserm Ende baden können, weil Mahomet uns sagt, wir würden in der Todesstunde durch ein Bad gerettet."

Johann der Armenier war in meiner Gesellschaft, als ich nach meiner Zurückkunft von über's Meer, her nach Paris ging. Wie wir nun im Zelte aßen, so sprach uns eine große Schaar Bettler um Gottes Willen mit großem Geschrey um eine Gabe an. Einer von unsern Leuten, der dabey war, befahl einem seiner Diener, die Bettler fortzujagen. „Ha! sagte Johann der Armenier, das war eine gar böse Rede: denn schickte uns jetzt der König von Frankreich jedem hundert Mark Silber, wir würden den Boten nicht fortjagen, und ihr laßt die Botschafter fortjagen, die euch anbieten, euch das Kostbarste zu geben, was man euch immer geben kann. Sie verlangen nemlich von euch, ihr sollet ihnen um Gotteswillen geben; das heißt, ihr sollet ihnen von dem eurigen geben, und sie geben euch Gott dafür. Sagt doch Gott selbst, daß sie euch eine solche Gabe geben dürfen. Auch versichern die Heiligen, daß die Dürftigen uns mit ihm aussöhnen können, dergestalt, daß, wie das Wasser das Feuer auslöscht, so das Almosensprenden die Sünden austilgt. Thut es also nie wieder, daß ihr die Armen fortjagt; sondern gebt ihnen, und Gott wird euch wiedergeben." Während

Geſchichte des dreyßigjährigen Krieges.

Fortſetzung des dritten Buchs.

S. hiſtor. Kalender für Damen v. J. 1792.

Das allgemeine Geſchrey des Unwillens, welches die katholiſchen Höfe, von den Jeſuiten aufgereitzt, gegen Frankreichs Verbindungen mit den Feinden der Kirche erhuben, bewog endlich den Kardinal von Richelieu, für die Sicherſtellung ſeiner Religion einen entſcheidenden Schritt zu thun, und die katholiſche Welt zugleich von dem ernſtlichen Religionseifer Frankreichs und von der eigennützigen Politik

der geistlichen Reichsstände zu überführen. Ueberzeugt, daß die Absichten des Königs von Schweden, so wie seine eignen, nur auf die Demüthigung des Hauses Oesterreich gerichtet seyn, trug er kein Bedenken, den ligistischen Fürsten von Seiten Schwedens eine vollkommene Neutralität zu versprechen, so bald sie sich der Allianz mit dem Kaiser entschlagen und ihre Truppen zurückziehen würden. Welchen Entschluß nun die Fürsten faßten, so hatte Richelieu seinen Zweck erreicht. Durch ihre Trennung von der Oesterreichischen Partey wurde Ferdinand den vereinigten Waffen Frankreichs und Schwedens wehrlos bloßgestellt, und Gustav Adolph, von allen seinen übrigen Feinden in Deutschland befreyt, konnte seine ungetheilte Macht gegen die kaiserlichen Erbländer kehren. Unvermeidlich war dann der Fall des Oesterreichischen Hauses, und dieses letzte große Ziel aller Bestrebungen Richelieus ohne Nachtheil der Kirche errungen. Ungleich mißlicher hingegen war der Erfolg, wenn die Fürsten der Ligue auf ihrer Weigerung bestehn, und dem Oesterreichischen Bündniß noch fernerhin getreu bleiben sollten. Dann aber hatte Frankreich vor dem ganzen Europa seine

katholische Gesinnung erwiesen, und seinen Pflichten als Glied der Römischen Kirche ein Genüge gethan. Die Fürsten der Ligue erschienen dann allein als die Urheber alles Unglücks, welches die Fortdauer des Kriegs über das katholische Deutschland unausbleiblich verhängen mußte; sie allein waren es, die durch ihre eigensinnige Anhänglichkeit an den Kaiser die Maßregeln ihres Beschützers vereitelten, die Kirche in die äußerste Gefahr und sich selbst ins Verderben stürzten.

Richelieu verfolgte diesen Plan um so lebhafter, je mehr er durch die wiederholten Aufforderungen des Churfürsten von Bayern um Französische Hülfe ins Gedränge gebracht wurde. Man erinnert sich, daß dieser Fürst schon seit der Zeit, als er Ursache gehabt hatte, ein Mißtrauen in die Gesinnungen des Kaisers zu setzen, in ein geheimes Bündniß mit Frankreich getreten war, wodurch er sich den Besitz der Pfälzischen Churwürde gegen eine künftige Sinnesänderung Ferdinands zu versichern hoffte. So deutlich auch schon der Ursprung dieses Traktats zu erkennen gab, gegen welchen Feind

er errichtet worden, so dehnte ihn Maximilian jetzt, willkürlich genug, auch auf die Angriffe des Königs von Schweden aus, und trug kein Bedenken, dieselbe Hülfleistung, welche man ihm bloß gegen Oesterreich zugesagt hatte, auch gegen Gustav Adolph, den Alliirten der Französischen Krone, zu fodern. Durch diese widersprechende Allianz mit zwey einander entgegengesetzten Mächten in Verlegenheit gesetzt, wußte sich Richelieu nur dadurch zu helfen, daß er den Feindseligkeiten zwischen beyden ein schleuniges Ende machte; und eben so wenig geneigt Bayern preis zu geben, als durch seinen Vertrag mit Schweden außer Stand gesetzt es zu schützen, verwendete er sich mit ganzem Eifer für die Neutralität, als das einzige Mittel, seinen doppelten Verbindungen ein Genüge zu leisten. Ein eigner Bevollmächtigter, Marquis von Breze, wurde zu diesem Ende an den König von Schweden nach Mainz abgeschickt, seine Gesinnungen über diesen Punkt zu erforschen, und für die alliirten Fürsten günstige Bedingungen von ihm zu erhalten. Aber so wichtige Ursachen Ludwig der Dreyzehnte hatte, diese Neutralität zu Stande gebracht zu sehen,

so triftige Gründe hatte Gustav Adolph, das Gegentheil zu wünschen. Durch zahlreiche Proben überzeugt, daß der Abscheu der ligistischen Fürsten vor der protestantischen Religion unüberwindlich, ihr Haß gegen die ausländische Macht der Schweden unauslöschlich, ihre Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich unvertilgbar sey, fürchtete er ihre offenbare Feindschaft weit weniger, als er einer Neutralität mißtraute, die mit ihrer Neigung so sehr im Widerspruche stand. Da er sich überdieß durch seine Lage auf Deutschem Boden genöthigt sah, auf Kosten der Feinde den Krieg fortzusetzen, so verlor er augenscheinlich, wenn er, ohne neue Freunde dadurch zu gewinnen, die Zahl seiner öffentlichen Feinde verminderte. Kein Wunder also, wenn Gustav Adolph wenig Neigung blicken ließ, die Neutralität der katholischen Fürsten, wodurch ihm so wenig geholfen war, durch Aufopferung seiner errungenen Vortheile zu erkaufen!

Die Bedingungen, unter welchen er dem Churfürsten von Bayern die Neutralität bewilligte, waren drückend und diesen Gesinnungen gemäß. Er foderte von der katholischen Ligue eine gänzliche

Unthätigkeit, Zurückziehung ihrer Truppen von der kaiserlichen Armee, aus den eroberten Plätzen, aus allen protestantischen Ländern. Noch außerdem wollte er die ligistische Kriegsmacht auf eine geringe Anzahl herabgesetzt wissen. Alle ihre Länder sollten den kaiserlichen Armeen verschlossen seyn, und dem Hause Oesterreich weder Mannschaft noch Lebensmittel und Munition aus denselben gestattet werden. So hart das Gesetz war, welches der Ueberwinder den Ueberwundenen auflegte, so schmeichelte sich der Französische Mediateur noch immer, den Churfürsten von Bayern zu Annehmung desselben vermögen zu können. Dieses Geschäft zu erleichtern, hatte sich Gustav Adolph bewegen lassen, dem letztern einen Waffenstillstand auf vierzehn Tage zu bewilligen. Aber zur nehmlichen Zeit, als dieser Monarch durch den Französischen Agenten wiederholte Versicherungen von dem guten Fortgang dieser Unterhandlung erhielt, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief des Churfürsten an den General Pappenheim in Westphalen die Treulosigkeit dieses Prinzen, der bey der ganzen Negotiation nichts gesucht hatte, als Zeit zur Vertheidigung zu gewinnen. Weil

davon entfernt, sich durch einen Vergleich mit Schweden in seinen Kriegsunternehmungen Fesseln anlegen zu lassen, beschleunigte vielmehr der hinterlistige Fürst seine Rüstung, und benutzte die Muße, die ihm der Feind ließ, desto nachdrücklichere Anstalten zur Gegenwehr zu treffen. Diese ganze Neutralitätsunterhandlung zerriß also fruchtlos, und hatte zu nichts gedient, als die Feindseligkeit zwischen Bayern und Schweden mit desto größrer Erbitterung zu erneuern.

Tillys vermehrte Macht, womit dieser Feldherr Franken zu überschwemmen drohte, foderte den König dringend nach diesem Kreise; zuvor aber mußten die Spanier von dem Rheinstrom vertrieben, und ihnen der Weg versperrt werden, von den Niederlanden aus die Deutschen Provinzen zu bekriegen. In dieser Absicht hatte Gustav Adolph bereits dem Churfürsten von Trier, Philipp von Zeltern, die Neutralität unter der Bedingung angeboten, daß ihm die Trierische Festung Hermannstein eingeräumt und den Schwedischen Truppen ein freyer Durchzug durch Coblenz bewilligt würde. Aber so ungern der Churfürst seine Länder in Spanischen Händen sah, so viel

weniger konnte er sich entschließen, sie dem verdächtigen Schutz eines Ketzers zu übergeben, und den Schwedischen Eroberer zum Herrn seines Schicksals zu machen. Da er sich jedoch außer Stand sah, gegen zwey so furchtbare Mitbewerber seine Unabhängigkeit zu behaupten, so suchte er unter den mächtigen Flügeln Frankreichs Schutz gegen beyde. Mit gewohnter Staatsklugheit hatte Richelieu die Verlegenheit dieses Fürsten benutzt, Frankreichs Macht zu vergrößern und ihm einen wichtigen Alliirten an Deutschlands Grenze zu erwerben. Eine zahlreiche Französische Armee sollte die Trierischen Lande decken, und die Festung Ehrenbreitstein Französische Besatzung einnehmen. Aber die Absicht, welche den Churfürsten zu diesem gewagten Schritte vermocht hatte, wurde nicht ganz erfüllt; denn die gereitzte Empfindlichkeit Gustav Adolphs ließ sich nicht eher besänftigen, als bis auch den Schwedischen Truppen ein freyer Durchzug durch die Trierischen Lande gestattet wurde.

Indem dieses mit Trier und Frankreich verhandelt wurde, hatten die Generale des Königs das ganze Erzstift Mainz

von dem Ueberreste der Spanischen Garnisonen gereinigt, und Gustav Adolph selbst durch die Einnahme von Kreuznach die Eroberung dieses Landstrichs vollendet. Das Eroberte zu beschützen, mußte der Reichskanzler Oxenstierna mit einem Theile der Armee an dem mittlern Rheinstrome zurückbleiben, und das Hauptheer setzte sich unter Anführung des Königs in Marsch, auf Fränkischen Boden den Feind aufzusuchen.

Um den Besitz dieses Kreises hatten unterdessen Graf Tilly und der Schwedische General von Horn, den Gustav Adolph mit achttausend Mann darin zurückließ, mit abwechselndem Kriegsglück gestritten, und das Hochstift Bamberg besonders war zugleich der Preis und der Schauplatz ihrer Verwüstungen. Von seinen übrigen Entwürfen an den Rheinstrom gerufen, überließ der König seinem Feldherrn die Züchtigung des Bischofs, der durch sein treuloses Betragen seinen Zorn gereizt hatte, und die Thätigkeit des Generals rechtfertigte die Wahl des Monarchen. In kurzer Zeit unterwarf er einen großen Theil des Bisthums den Schwedischen Waffen, und die Haupt-

rend daß der König in Acra verweilte, kamen Gesandte vom Alten vom Berge zu ihm. Als der König aus der Meſſe kam, ließ er ſie vor ſich kommen. Sie mußten ſich dergeſtalt ſetzen, daß ein wohlgekleideter und wohlgeſchmückter Admiral vorn an ſaß. Hinter dem Admiral befand ſich ein wohlgekleideter Bachelier, der drey Meſſer in der Hand hielt, von welchen das eine in das Heft des andern paßte, und die er, wenn er wäre abgewieſen worden, dem König als Drohung würde gezeigt haben. Hinter demjenigen, der die drey Meſſer hielt, befand ſich ein anderer, der ein Stück feine Leinwand um dem Arme gewunden hatte, welches er auch, als Leichentuch dem König würde dargereicht haben, wenn dieſer den Antrag des Alten vom Berge nicht gewährt hätte.

Der König ſagte zum Admiral, er ſolle ihm ſein Begehren eröfnen. Der Admiral überreichte ihm ein Beglaubigungsſchreiben, und ſagte dazu: ſein Gebieter laſſe ihn fragen, ob er ihn kenne? Der König antwortete: er kenne ihn nicht, denn er habe ihn nie geſehen; aber gehört habe er wohl von ihm. Da Ihr alſo von meinem Gebieter gehört habt, fuhr der Admiral fort, ſo wundert es mich ſehr, daß Ihr ihm nicht ſo viel von dem Eurigen geſendet habt, daß Ihr ihm zum Freunde behalten hättet, wie der Kayſer von Teutſchland, der König von Ungarn, der Sultan von Babylonien, und andere jährlich thun, weil ſie verſichert ſind, daß ſie nicht länger leben können, als es meinem Gebieter beliebt. Gefällt es euch nicht daſſelbe zu thun, ſo macht wenigſtens, daß er freygeſprochen werde von dem Tribut, den er dem Hoſpital- und Tempelherren zu entrichten hat; und er wird nichts weiter von Euch verlangen." Dem Hoſpital- und Tempelherren gab er Tribut, weil die beyden Orden ſich

stadt selbst, von der kaiserlichen Besatzung im Stich gelassen, lieferte ihm ein stürmender Angriff in die Hände. Dringend foderte nun der verjagte Bischof den Churfürsten von Bayern zum Beystand auf, der sich endlich bewegen ließ, Tillys Unthätigkeit zu verkürzen. Durch den Befehl seines Herrn zur Wiedereinsetzung des Bischofs bevollmächtigt, zog dieser General seine durch die Oberpfalz zerstreuten Truppen zusammen, und näherte sich Bamberg mit einem zwanzigtausend Mann starken Heere. Gustav Horn, fest entschlossen, seine Eroberung gegen diese überlegene Macht zu behaupten, erwartete hinter den Wällen Bambergs den Feind, mußte sich aber durch den bloßen Vortrab des Tilly entrissen sehn, was er der ganzen versammelten Armee gehofft hatte streitig zu machen. Eine Verwirrung unter seinen Truppen, die keine Geistesgegenwart des Feldherrn zu verbessern vermochte, öffnete dem Feinde die Stadt, daß Truppen, Bagage und Geschütz nur mit Mühe gerettet werden konnten. Bambergs Wiedereroberung war die Frucht dieses Sieges; aber den Schwedischen General, der sich in guter Ordnung über den Mainstrom

zurückzog, konnte Graf Tilly, aller angewandten Geschwindigkeit ungeachtet, nicht mehr einholen. Die Erscheinung des Königs in Franken, welchem Gustav Horn den Rest seiner Truppen bey Kitzingen zuführte, setzte seinen Eroberungen ein schnelles Ziel, und zwang ihn, durch einen zeitigen Rückzug für seine eigne Rettung zu sorgen.

Zu Aschaffenburg hatte der König allgemeine Heerschau über seine Truppen gehalten, deren Anzahl nach der Vereinigung mit Gustav Horn, Banner und Herzog Wilhelm von Weimar auf beynahe vierzig tausend stieg. Nichts hemmte seinen Marsch durch Franken; denn Graf Tilly, viel zu schwach, einen so sehr überlegenen Feind zu erwarten, hatte sich in schnellen Märschen gegen die Donau gezogen. Böhmen und Bayern lagen jetzt dem König gleich nahe, und in der Ungewißheit, wohin dieser Eroberer seinen Lauf richten würde, konnte Maximilian nicht sogleich eine Entschließung fassen. Der Weg, welchen man Tilly jetzt nehmen ließ, mußte die Wahl des Königs und das Schicksal beyder Provinzen entscheiden. Gefährlich war es, bey

der Annäherung eines so furchtbaren Feindes Bayern unvertheidigt zu lassen, um Oesterreichs Grenzen zu schirmen; gefährlicher noch, durch Aufnahme des Tilly in Bayern zugleich auch den Feind in dieß Land zu rufen, und es zum Schauplatz eines verwüstenden Kampfes zu machen. Die Sorge des Landesvaters siegte endlich über die Bedenklichkeiten des Staatsmanns, und Tilly erhielt Befehl, was auch daraus erfolgen möchte, Bayerns Grenzen mit seiner ganzen Macht zu vertheidigen.

Mit triumphirender Freude empfing die Reichsstadt Nürnberg den Beschützer protestantischer Religion und Deutscher Freyheit, und der schwärmerische Enthusiasmus der Bürger ergoß sich bey seinem Anblick in rührende Aeußerungen des Jubels und der Bewunderung. Gustav selbst konnte sein Erstaunen nicht unterdrücken, sich hier in dieser Stadt, im Mittelpunkte Deutschlands zu sehen, bis wohin er nie gehofft hatte seine Fahnen auszubreiten. Der edle schöne Anstand seiner Person vollendete den Eindruck seiner glorreichen Thaten, und die Herablassung, womit er die Begrüßung

gen dieser Reichsstadt erwiederte, hatte ihm in wenig Augenblicken alle Herzen erobert. In Person bestätigte er jetzt das Bündniß, das er noch an den Ufern des Belts mit derselben errichtet hatte, und verband alle Bürger zu einem glühenden Thateneifer und brüderlicher Eintracht gegen den gemeinschaftlichen Feind. Nach einem kurzen Aufenthalt in Nürnbergs Mauern folgte er seiner Arme gegen die Donau, und stand vor der Grenzfestung Donauwerth, ehe man einen Feind da vermuthete. Eine zahlreiche Bayrische Besatzung vertheidigte diesen Platz, und der Anführer derselben, Rudolph Maximilian Herzog von Sachsen-Lauenburg, zeigte anfangs die muthigste Entschlossenheit, sich bis zur Ankunft des Tilly zu halten. Bald aber zwang ihn der Ernst, mit welchem Gustav Adolph die Belagerung anfing, auf einen schnellen und sichern Abzug zu denken, den er auch unter dem heftigsten Feuer des Schwedischen Geschützes glücklich ins Werk richtete.

Die Einnahme Donauwerths öffnete dem König das jenseitige Ufer der Donau, und nur der kleine Lechstrom trennte ihn noch von Bayern. Diese nahe

Gefahr seiner Länder weckte die ganze Thätigkeit Maximilians, und so leicht er es bis jetzt dem Feind gemacht hatte, bis an die Schwelle seiner Staaten zu dringen, so entschlossen zeigte er sich nun, ihm den letzten Schritt zu erschweren. Jenseits des Lechs, bey der kleinen Stadt Rain, bezog Tilly ein wohlbefestigtes Lager, welches, von drey Flüssen umgeben, jedem Angriffe Trotz bot. Alle Brükken über den Lech hatte man abgeworfen, die ganze Länge des Stroms bis Augsburg durch starke Besatzungen vertheidigt, und sich diese Reichsstadt selbst, welche längst schon ihre Ungeduld blicken ließ, dem Beyspiel Nürnbergs und Frankfurts zu folgen, durch Einführung einer Bayrischen Garnison und Entwaffnung der Bürger versichert. Der Churfürst selbst schloß sich mit allen Truppen, die er hatte aufbringen können, in das Tillysche Lager ein, gleich als ob an diesem einzigen Posten alle seine Hoffnungen hafteten, und das Glück der Schweden an dieser äußersten Grenzmauer scheitern sollte.

Bald erschien Gustav Adolph am Ufer, den Bayrischen Verschanzungen gegenüber, nachdem er sich das ganze Augs-

burgische Gebiet diesseits des Lechs unterworfen, und seinen Truppen eine reiche Zufuhr aus diesem Landstrich geöffnet hatte. Es war im Märzmonat, wo dieser Strom von häufigen Regengüssen und von dem Schnee der Tyrolischen Gebirge zu einer ungewöhnlichen Höhe schwillt, und zwischen steilen Ufern mit reißender Schnelligkeit flutet. Ein gewisses Grab öffnete sich dem waghälsigen Stürmer in seinen Wellen, und am entgegenstehenden Ufer zeigten ihm die feindlichen Kanonen ihre mördrischen Schlünde. Erttotzte er dennoch mitten durch die Wuth des Wassers und des Feuers den fast unmöglichen Uebergang, so erwartet die ermatteten Truppen ein frischer und muthiger Feind in einem unüberwindlichen Lager, und nach Erholung schmachtend, finden sie — eine Schlacht. Mit erschöpfter Kraft müssen sie die feindlichen Schanzen erstelgen, deren Festigkeit jedes Angriffs zu spotten scheint. Eine Niederlage, an diesem Ufer erlitten, führt sie unvermeidlich zum Untergange; denn derselbe Strom, der ihnen die Bahn zum Siege erschwert, versperrt ihnen alle Wege zur Flucht, wenn das Glück sie verlassen sollte.

Der Schwedische Kriegsrath, den der Monarch jetzt versammelte, machte das ganze Gewicht dieser Gründe gelten, um die Ausführung eines so gefahrvollen Unternehmens zu hindern. Auch die Tapfersten zagten, und eine ehrwürdige Schaar im Dienste grau gewordener Krieger errötheten nicht, ihre Besorgnisse zu gestehn. Aber der Entschluß des Königs war gefaßt. „Wie?“ sagte er zu Gustav Horn, der das Wort für die übrigen führte: „über die Ostsee, über so viele „große Ströme Deutschlands hätten wir „gesetzt, und vor einem Bache, vor diesem Lech hier, sollten wir ein Unternehmen aufgeben?“ Er hatte bereits bey Besichtigung der Gegend, die er mit mancher Lebensgefahr anstellte, die Entdeckung gemacht, daß das diesseitige Ufer über das jenseitige merklich hervorrage, und die Wirkung des Schwedischen Geschützes, vorzugsweise vor dem des Feindes, begünstige. Mit schneller Besonnenheit wußte er diesen Umstand zu nützen. Unverzüglich ließ er an der Stelle, wo sich das linke Ufer des Lechs gegen das rechte zu krümmte, drey Batterien aufwerfen, von welchen zwey und siebenzig Feldstücke ein kreuzweises Feuer

gegen den Feind unterhielten. Während daß diese wüthende Kanonade die Bayern von dem jenseitigen Ufer entfernte, ließ er in größter Eilfertigkeit über den Lech eine Brücke schlagen; ein dicker Dampf, aus angezündetem Holz und nassem Stroh in Einem fort unterhalten, entzog das aufsteigende Werk lange Zeit den Augen der Feinde, indem zugleich der fast ununterbrochene Donner des Geschützes das Getöse der Zimmerärte unhörbar machte. Er selbst ermunterte durch sein eigenes Beyspiel den Eifer der Truppen, und brannte mit eigner Hand über sechzig Kanonen ab. Mit gleicher Lebhaftigkeit wurde diese Kanonade zwey Stunden lang von den Bayern, wiewohl mit ungleichem Vortheil, erwiedert, da die hervorragenden Batterien der Schweden das jenseitige niedre Ufer beherrschten, und die Höhe des ihrigen ihnen gegen das feindliche Geschütz zur Brustwehre diente. Umsonst strebten die Bayern, die feindlichen Werke vom Ufer aus zu zerstören; das überlegene Geschütz der Schweden verscheuchte sie, und sie mußten die Brükke, fast unter ihren Augen, vollendet sehen. Tilly that an diesem schrecklichen Tage das äußerste, den Muth der Seini-

gen zu entflammen, und keine noch so drohende Gefahr konnte ihn von dem Ufer abhalten. Endlich fand ihn der Tod, den er suchte. Eine Falkonetkugel zerschmetterte ihm das Bein, und bald nach ihm ward auch Altringer, sein gleich tapferer Streitgenosse, am Kopfe gefährlich verwundet. Von der begeisternden Gegenwart dieser beyden Führer verlassen, wankten endlich die Bayern, und wider seine Neigung wurde selbst Maximilian zu einem kleinmüthigen Entschluß fortgerissen. Von den Vorstellungen des sterbenden Tilly besiegt, dessen gewohnte Festigkeit der annahernde Tod überwältigt hatte, gab er voreilig seinen unüberwindlichen Posten verloren, und eine von den Schweden entdeckte Furt, durch welche die Reiterey im Begriff war den Uebergang zu wagen, beschleunigte seinen muthlosen Abzug. Noch in derselben Nacht brach er, ehe noch ein feindlicher Soldat über den Lechstrom gesetzt hatte, sein Lager ab, und ohne dem Könige Zeit zu lassen, ihn auf seinem Marsch zu beunruhigen, hatte er sich in bester Ordnung nach Neuburg und Ingolstadt gezogen. Mit Befremdung sahe Gustav Adolph, der am folgenden Tage den Uebergang voll

führte, das feindliche Lager leer, und die Flucht des Churfürsten erregte seine Verwunderung noch mehr, als er die Festigkeit des verlassenen Lagers entdeckte. „Wär' ich der Bayer gewesen," rief er erstaunt aus, „nimmermehr — und „hätte mir auch eine Stückkugel Bart „und Kinn weggenommen — nimmermehr würde ich einen Posten, wie dieser da, verlassen und dem Feind meine „Staaten geöffnet haben."

Jetzt also lag Bayern dem Sieger offen, und die Kriegesflut, die bis jetzt nur an den Grenzen dieses Landes gestürmt hatte, wälzte sich zum erstenmal über seine lange verschonten gesegneten Fluren. Bevor sich aber der König an Eroberung dieses feindlich gesinnten Landes wagte, entriß er erst die Reichsstadt Augsburg dem Bayrischen Joche, nahm ihre Bürger in Pflichten, und versicherte sich ihrer Treue durch eine zurückgelaßne Besatzung. Darauf rückte er in beschleunigten Märschen gegen Ingolstadt an, um durch Einnahme dieser wichtigen Festung, welche der Churfürst mit einem großen Theile seines Heeres deckte, seine Eroberungen in Bayern zu sichern, und festen Fuß an der Donau zu fassen.

nicht vor den Aſſacis fürchteten, indem der Alte vom Berge keinen Vortheil davon würde gehabt haben, wenn er den Großmeiſter des Tempel- oder Hoſpitalorden hätte umbringen laſſen; denn er wußte wohl, daß, wenn er einen umbringen ließe, man gleich darauf einen eben ſo guten erwählte; und deswegen mocht' er nicht den Aſſacis auf einer Seite ſchaden, wo er nichts gewinnen konnte. Der König beſchied den Admiral auf den Nachmittag wieder. Als der Admiral wiedergekommen war, fand er den König ſo ſitzen, daß ihm der Großmeiſter des Hoſpitalordens auf der einen Seite ſaß, und der Großmeiſter vom Tempelorden auf der andern. Nun ſagte der König zu ihm, er möchte ihm das wiederholen, was er am Morgen geſagt. Der Admiral erwiederte, er möcht' es nicht anders wiederholen, als in Gegenwart derjenigen, die Vormittags dabey geweſen wären. Da ſagten die beyden Großmeiſter: „wir gebieten euch, es zu wiederholen." Er verſetzte, er würde es thun, wenn ſie's beföhlen. Alsdann ließen ihm die beyden Großmeiſter auf Sarazeniſch ſagen, er ſolle morgen zu einer Unterredung mit ihnen im Hoſpitalordenshauſe erſcheinen; und dieſes that er auch.

Hierauf ließen ihm die beyden Großmeiſter ſagen, ſein Herr ſey doch ſehr verwegen, daß er dem König ſo harte Worte habe zuſagen laſſen; bloß in Rückſicht auf den König ſelbſt, zu dem ſie als Geſandten kämen, geſchehe es, daß ſie nicht, ihrem Herren zum Trotz, ins Meer bey Acra tief in den Schlamm geworfen würden. „Wir gebieten euch daher, ſetzten ſie hinzu, zu eurem Herrn zurückzukehren, und in vierzehn Tagen wieder hier zu ſeyn, und dem König ſolche Briefe und Geſchenke im Nahmen eures Herrn mitzubringen, daß der König zufrieden damit ſeyn könne, und euch Dank dafür wiſſe."

Bald nach seiner Ankunft vor Ingolstadt, beschloß der verwundete Tilly in den Mauern dieser Stadt seine Laufbahn, an welcher das untreue Glück alle seine Launen erschöpft hatte. Von der überlegenen Feldherrngröße Gustav Adolphs zermalmt, sah er am Abend seiner Tage alle Lorbeern seiner frühern Siege dahin welken, und befriedigte durch eine Kette von Widerwärtigkeiten die Gerechtigkeit des Schicksals und Magdeburgs zürnende Manen. In ihm verlor die Armee des Kaisers und der Ligue einen unersetzlichen Führer, die katholische Religion den eifrigsten ihrer Vertheidiger, und Maximilian von Bayern den treusten seiner Diener, der seine Treue durch den Tod versiegelte, und die Pflichten des Feldherrn auch noch sterbend erfüllte. Sein letztes Vermächtniß an den Churfürsten war die Ermahnung, die Stadt Regensburg zu besetzen, um Herr der Donau und mit Böhmen in Verbindung zu bleiben.

Mit der Zuversicht, welche die Frucht so vieler Siege zu seyn pflegt, unternahm Gustav Adolph die Belagerung der Stadt, und hoffte durch das Ungestüm der ersten Attaken ihren Widerstand zu besiegen,

Aber die Festigkeit ihrer Werke und die Tapferkeit der Besatzung setzten ihm Hindernisse entgegen, die er seit der Breitenfelder Schlacht nicht zu bekämpfen gehabt hatte, und wenig fehlte, daß die Wälle von Ingolstadt nicht das Ziel seiner Thaten wurden. Beym Recognosciren der Festung streckte ein Vierundzwanzigpfünder sein Pferd unter ihm in den Staub, daß er zu Boden stürzte, und kurz darauf ward sein Liebling, der junge Markgraf von Baden, durch eine Stückkugel von seiner Seite weggerissen. Mit schneller Fassung erhob sich der König wieder, und beruhigte sein erschrockenes Volk, indem er sogleich auf einem andern Pferde seinen Weg fortsetzte. Verloren war dieser warnende Wink seines Genius, und unentrinnbar sollte ihn bey Lützen der Tod ereilen, dessen Schreckbild ihm an Ingolstads Wällen entgegen trat.

Die Besitznehmung der Bayern von Regensburg, welche Reichsstadt der Churfürst, dem Rath des Tilly gemäß, durch List überraschte, und durch eine starke Besatzung in seinen Fesseln hielt, änderte schnell den Kriegsplan des Königs. Er selbst hatte sich mit der Hoffnung geschmei-

chelt, diese protestantisch gesinnte Reichs-
stadt in seine Gewalt zu bekommen, und
an ihr eine nicht minder ergebene Bunds-
genossin als an Nürnberg, Augsburg und
Frankfurt zu finden. Die Unterjochung
derselben durch die Bayern entfernte auf
lange Zeit die Erfüllung seines vornehm-
sten Wunsches, sich der Donau zu be-
mächtigen, und seinem Gegner alle Hülfe
von Böhmen aus abzuschneiden. Schnell
verließ er Ingolstadt, an dessen Wällen
er Zeit und Volk fruchtlos verschwendete,
und drang in das Innerste von Bayern,
um den Churfürsten zur Beschützung sei-
ner Staaten herbey zu locken, und so die
Ufer der Donau von ihren Vertheidigern
zu entblößen.

Das ganze Land bis München lag dem
Eroberer offen. Mosburg, Landshut, das
ganze Stift Freysingen unterwarfen sich
ihm; nichts konnte seinen Waffen wider-
stehn. Fand er aber gleich keine ordent-
liche Kriegsmacht auf seinem Wege, so
hatte er in der Brust jedes Bayern einen
desto unversöhnlichern Feind, den Reli-
gionsfanatismus, zu bekämpfen. Solda-
ten, die nicht an den Papst glaubten, wa-
ren auf diesem Boden eine neue, ein
unerhörte Erscheinung; der blinde Eife

der Pfaffen hatte sie dem Landmann als Ungeheuer, als Kinder der Hölle, und ihren Anführer als den Antichrist abgeschildert. Kein Wunder, wenn man sich von allen Pflichten der Natur und der Menschlichkeit gegen diese Satansbrut lossprach, und zu den schrecklichsten Gewaltthaten sich berechtigt glaubte. Wehe dem Schwedischen Soldaten, der einem Haufen dieser Wilden einzeln in die Hände fiel! Alle Martern, welche die erfinderische Wuth nur erdenken mag, wurden an diesen unglücklichen Schlachtopfern ausgeübt, und der Anblick ihrer verstümmelten Körper entflammte die Armee zu einer schrecklichen Wiedervergeltung. Nur Gustav Adolph befleckte durch keine Handlung der Rache seinen Heldencharakter, und das schlechte Vertrauen der Bayern zu seinem Christenthum, weit entfernt ihn von den Vorschriften der Menschlichkeit gegen dieses unglückliche Volk zu entbinden, machte ihm vielmehr zu der heiligsten Pflicht, durch eine desto strengere Mäßigung seinen Glauben zu ehren.

Die Annäherung des Königs verbreitete Schrecken und Furcht in der Hauptstadt, die, von Vertheidigern entblößt

und von den vornehmsten Einwohnern verlassen, bey der Großmuth des Siegers allein ihre Rettung suchte. Durch eine unbedingte freywillige Unterwerfung hoffte sie seinen Zorn zu besänftigen, und schickte schon bis Freysingen Deputirte voraus, ihm ihre Thorschlüssel zu Füßen zu legen. Wie sehr auch der König durch die Unmenschlichkeit der Bayern und durch die feindselige Gesinnung ihres Herrn zu einem grausamen Gebrauch seiner Eroberungsrechte gereizt, wie dringend er, selbst von Deutschen, bestürmt wurde, Magdeburgs Schicksal an der Residenz ihres Zerstörers zu ahnden, so verachtete doch sein großes Herz diese niedrige Rache, und die Wehrlosigkeit des Feindes entwaffnete seinen Grimm. Zufrieden mit dem edlern Triumph, den Pfalzgrafen Friedrich mit siegreichem Pomp in die Residenz desselben Fürsten zu führen, der das vornehmste Werkzeug seines Falls, und der Räuber seiner Staaten war, erhöhte er die Pracht seines Einzugs durch den schönern Glanz der Mäßigung und der Milde.

Der König fand in München nur einen verlassenen Pallast; denn die Schätze des Churfürsten hatte man nach Werfen

bestächtet. Die Pracht des churfürstlichen Schlosses setzte ihn in Erstaunen, und er fragte den Aufseher, der ihm die Zimmer zeigte, nach dem Namen des Baumeisters. „Es ist kein andrer," versetzte dieser, „als der Churfürst selbst." — „Ich möchte ihn haben, diesen Baumeister," erwiederte der König, „um ihn nach Stockholm zu schicken." — „Dafür," antwortete jener, „wird sich der Baumeister, zu hüten wissen." — Als man das Zeughaus durchsuchte, fanden sich bloße Laveten, zu denen die Kanonen fehlten. Die letztern hatte man so künstlich unter dem Fußboden eingescharrt, daß sich keine Spur davon zeigte, und ohne die Verrätherey eines Arbeiters, hätte man den Betrug nie erfahren. „Stehet auf von den Todten, rief der König, und kommet zum Gericht." — Der Boden ward aufgerissen, und man entdeckte gegen hundert und vierzig Stücke, manche von außerordentlicher Größe, welche größtentheils aus der Pfalz und aus Böhmen erbeutet waren. Ein Schatz von dreyßigtausend Dukaten in Golde, der in einem der größern versteckt war, machte das Vergnügen vollkommen, womit dieser kostbare Fund den König überraschte.

Aber eine weit willkommnere Erschei
nung würde die Bayrische Armee selb
ihm gewesen seyn, welche aus ihren Ver
schanzungen hervorzulocken, er ins Her
von Bayern gedrungen war. In diese
Erwartung sah sich der König betrogen
Kein Feind erschien, keine noch so drin
gende Aufforderung seiner Unterthane
konnte den Churfürsten vermögen, de
letzten Ueberrest seiner Macht in eine
Feldschlacht aufs Spiel zu setzen. I
Regensburg eingeschlossen, harrte er au
die Hülfe, welche ihm der Herzog vo
Friedland von Böhmen aus zuführe
sollte, und versuchte einstweilen, bis de
erwartete Beystand erschien, durch Er
neurung der Neutralitätsunterhandlun
gen seinen Feind außer Thätigkeit zu setzen
Aber das zu oft gereitzte Mißtrauen de
Monarchen vereitelte diesen Zweck, un
die vorsetzliche Zögerung Wallensteins lie
Bayern unterdessen den Schweden zur
Raub werden.

So weit war Gustav Adolph von Sie
zu Sieg, von Eroberung zu Eroberun
fortgeschritten, ohne auf seinem Weg e
nen Feind zu finden, der ihm gewachse
gewesen wäre. Ein Theil von Bayer

und Schwaben, Frankens Bisthümer, die untere Pfalz, das Erzstift Mainz lagen bezwungen hinter ihm; bis an die Schweiße der Oesterreichischen Monarchie hatte ein nie unterbrochenes Glück ihn begleitet, und ein glänzender Erfolg den Operationsplan gerechtfertigt, den er sich nach dem Breitenfelder Sieg vorgezeichnet hatte. Wenn es ihm gleich nicht, wie er wünschte, gelungen war, die gehoffte Vereinigung unter den protestantischen Reichsständen durchzusetzen, so hatte er doch die Glieder der katholischen Ligue entwaffnet oder geschwächt, den Krieg größtentheils auf ihre Kosten bestritten, die Hülfsquellen des Kaisers vermindert, den Muth der schwächern Stände gestärkt, und durch die gebrandschatzten Länder der kaiserlichen Alliirten einen Weg nach den Oesterreichischen Staaten gefunden. Wo er durch die Gewalt der Waffen keinen Gehorsam erpressen konnte, da leistete ihm die Freundschaft der Reichsstädte, die er durch die vereinigten Bande der Politik und Religion an sich zu fesseln gewußt hatte, die wichtigsten Dienste, und er konnte, so lange er die Ueberlegenheit im Felde behielt, alles von ihrem Eifer erwarten. Durch seine Er-

oberungen am Rhein waren die Spani
von der Unterpfalz abgeschnitten, we
ihnen der Niederländische Krieg auch no
Kräfte ließ, Theil an dem Deutschen
nehmen; auch der Herzog von Lothring
hatte nach seinem verunglückten Feldzu
die Neutralität vorgezogen. Noch so vie
längs seines Zuges durch Deutschla
zurückgelaßne Besatzungen, hatten se
Heer nicht vermindert, und noch eben
frisch, als es diesen Zug angetreten hatt
stand es jetzt mitten in Bayern, entschlo
sen und gerüstet, den Krieg in das Inne
ste von Oesterreich zu wälzen.

Während daß Gustav Adolph de
Krieg im Reiche mit solcher Ueberlegen
heit führte, hatte das Glück seine
Bundsgenossen, den Churfürsten vo
Sachsen, auf einem andern Schaupla
nicht weniger begünstigt. Man erinner
sich, daß bey der Berathschlagung, welch
nach der Leipziger Schlacht zwischen bey
den Fürsten zu Halle angestellt worden
die Eroberung Böhmens dem Churfürste
von Sachsen zum Antheil fiel, indem de
König für sich selbst den Weg nach de
Ligistischen Ländern erwählte. Die erst
Frucht, welche der Churfürst von dies

Siege bey Breitenfeld erntete, war die Wiedereroberung von Leipzig, worauf in kurzer Zeit die Befreyung des ganzen Kreises von den kaiserlichen Besatzungen folgte. Durch die Mannschaft verstärkt, welche von der feindlichen Garnison zu ihm übertrat, richtete der Sächsische General von Arnheim seinen Marsch nach der Lausitz, welche Provinz ein kaiserlicher General, Rudolph von Tiefenbach, mit einer Armee überschwemmt hatte, den Churfürsten von Sachsen wegen seines Uebertritts zu der Partey des Feindes zu züchtigen. Schon hatte er in dieser schlechtvertheidigten Provinz die gewöhnlichen Verwüstungen angefangen, mehrere Städte erobert, und Dresden selbst durch seine drohende Annäherung erschreckt. Aber diese reißenden Fortschritte hemmte plötzlich ein ausdrücklicher wiederholter Befehl des Kaisers, alle Sächsischen Besitzungen mit Krieg zu verschonen.

Zu spät erkannte Ferdinand die fehlerhafte Politik, die ihn verleitet hatte, den Churfürsten von Sachsen aufs äußerste zu bringen, und dem König von Schweden diesen wichtigen Bundsgenossen gleichsam mit Gewalt zuzuführen.

Noch vor Ablauf der vierzehn Tage kamen die Gesandten des Alten vom Berge wieder, und brachten dem König ein Hemd vom Alten, und vermeldeten dem König in dessen Nahmen; es sey dieses eine Versicherung von vertraulicher Zuneigung; denn so wie das Hemd dem Körper näher sey, als jedes andere Kleidungsstück, eben so wolle der Alte den König näher mit Liebe umfassen, als irgend einen andern König. Zugleich schickt' er ihm seinen Ring von ganz feinem Golde, auf dem sein Nahme eingegraben war, mit der Erklärung: er verlobe sich durch den Ring mit dem König, und wünsche, daß sie beyde künftig nur Eins seyn möchten. Unter andern Geschenken, die er dem König sandte, befand sich auch ein Elephant von Krystall sehr schön gearbeitet, und ein gewisses Thier, Oraffle genannt, auch von Krystall, Aepfel ebenfalls von Krystall von verschiedenen Farben, ingleichen Brett- und Schachspiele. Alle diese Sachen waren mit Blumenwerk von Bernstein ausgelegt; und der Bernstein war in den Krystall mit schönen Plättchen von feinem Golde eingesetzt. Dabey müßt Ihr wissen, daß, so wie die Gesandten ihre Kästchen eröfneten, in welchen das alles enthalten war, das ganze Zimmer durchräuchert zu seyn schien; ein solcher Wohlgeruch verbreitete sich davon ringsumher.

Hierauf schickte der König die Botschafter zum Alten zurück, und zugleich eine Menge Kostbarkeiten, Scharlach, goldene Becher, und silbernes Pferdgeschirr. Zugleich mit den Botschaftern schickte er den Bruder Yves aus Bretagne, der Sarazenisch verstand. Dieser befand, daß der Alte vom Berge nicht an Mehemet glaubte, sondern an das Gesetz Hali's, der ein Oheim Mahomets war.

Was er durch einen unzeitigen Trotz verdarb, wollte er jetzt durch eine eben so übel angebrachte Mäßigung wieder gut machen, und er beging einen zweyten Fehler, indem er den ersten verbessern wollte. Seinem Feind einen so mächtigen Alliirten zu rauben, erneuerte er durch Vermittelung der Spanier die Unterhandlungen mit dem Churfürsten, und, den Fortgang derselben zu erleichtern, mußte Tiefenbach sogleich alle Sächsischen Länder verlassen. Aber diese Demüthigung des Kaisers, weit entfernt die gehoffte Wirkung hervorzubringen, entdeckte dem Churfürsten nur die Verlegenheit seines Feindes und seine eigene Wichtigkeit, und ermunterte ihn vielmehr, die errungenen Vortheile desto lebhafter zu verfolgen. Wie konnte er auch, ohne sich durch den schändlichsten Undank verächtlich zu machen, einem Alliirten entsagen, dem er die heiligsten Versicherungen seiner Treue gegeben, dem er für die Rettung seiner Staaten, ja selbst seines Churhuts verpflichtet war?

Die Sächsische Armee, des Zugs nach der Lausitz überhoben, nahm also ihren Weg nach Böhmen, wo ein Zusammenfluß günstiger Ereignisse ihr im voraus

den Sieg zu versichern schien. Noch immer glimmte in diesem Königreiche, dem ersten Schauplatz dieses verderblichen Kriegs, das Feuer der Zwietracht unter der Asche, und durch den fortgesetzten Druck der Tyrannen wurde dem Unwillen der Nation mit jedem Tag neue Nahrung gegeben. Wohin man die Augen richtete, zeigte dieses unglückliche Land Spuren der traurigsten Veränderung. Ganze Ländereyen hatten ihre Besitzer gewechselt, und seufzten unter dem verhaßten Joche katholischer Herren, welche die Gunst des Kaisers und der Jesuiten mit dem Raube der vertriebenen Protestanten bekleidet hatte. Andre hatten das öffentliche Elend benutzt, die eingezogenen Güter der Verwiesenen um geringe Preise an sich zu kaufen. Das Blut der vornehmsten Freyheitsverfechter war auf Henkersbühnen versprützt worden, und welche durch eine zeitige Flucht dem Verderben entrannen, irrten ferne von ihrer Heimat im Elend umher, während daß die geschmeidigen Sklaven des Despotismus ihr Erbe verschwelgten. Unerträglicher als der Druck dieser kleinen Tyrannen, war der Gewissenszwang, welcher die ganze protestantische Partey dieses Königreichs

ohne Unterschied belastete. Keine Gefahr von aussen, keine noch so ernstliche Widersetzung der Nation, keine noch so abschreckende Erfahrung hatte dem Bekehrungseifer der Jesuiten ein Ziel setzen können: wo der Weg der Güte nichts fruchtete, bediente man sich soldatischer Hülfe, die Verirrten in den Schafstall der Kirche zurück zu ängstigen. Am härtesten traf dieses Schicksal die Bewohner des Joachimsthals, im Grenzgebirge zwischen Böhmen und Meißen. Zwey kaiserliche Kommissarien, durch eben so viel Jesuiten und funfzehn Musketier unterstützt, zeigten sich in diesem friedlichen Thale, das Evangelium den Ketzern zu predigen. Wo die Beredsamkeit der Erstern nicht zulangte, suchte man durch gewaltsame Einquartierung der Letztern in die Häuser, durch angedrohte Verbannung, durch Geldstrafen seinen Zweck durchzusetzen. Aber für dießmal siegte die gute Sache, und der herzhafte Widerstand dieses kleinen Volks nöthigte den Kaiser, sein Bekehrungsmandat schimpflich zurückzunehmen. Das Beyspiel des Hofes diente den Katholiken des Königreichs zur Richtschnur ihres Betragens, und rechtfertigte alle Arten der Unterdrük-

kung, welche ihr Uebermuth gegen die Protestanten auszuüben versucht war. Kein Wunder wenn diese schwer verfolgte Partey einer Veränderung günstig wurde, und ihrem Befreyer, der sich jetzt an der Grenze zeigte, mit Sehnsucht entgegen sah.

Schon war die Sächsische Armee im Anzuge gegen Prag. Aus allen Plätzen, vor denen sie erschien, waren die kaiserlichen Besatzungen gewichen. Schlöckenau, Tetschen, Außig, Leutmeritz fielen schnell nach einander in Feindes Hand, jeder katholische Ort wurde der Plünderung Preis gegeben. Schrecken ergriff alle Papisten des Königreichs, und eingedenk der Mißhandlung, welche sie an den Evangelischen ausgeübt hatten, wagten sie es nicht, die rächende Ankunft eines protestantischen Heers zu erwarten. Alles, was katholisch war, und etwas zu verlieren hatte, eilte vom Lande nach der Hauptstadt, um auch die Hauptstadt eben so schnell wieder zu verlassen. Auch Prag war auf keinen Angriff bereitet, und an Mannschaft zu arm, um eine lange Belagerung aushalten zu können. Zu spät hatte man sich am Hofe des Kaisers entschlossen, den Feldmarschall Tiefenbach

zu Vertheidigung dieser Hauptstadt her
bey zu rufen. Ehe der kaiserliche Befehl
die Standquartiere dieses Generals in
Schlesien erreichte, waren die Sachsen
nicht ferne mehr von Prag, die halb pro
testantische Bürgerschaft versprach wenig
Eifer, und die schwache Garnison ließ
keinen langen Widerstand hoffen. In die
ser schrecklichen Bedrängniß erwarteten
die katholischen Einwohner ihre Rettung
von Wallenstein, der in den Mauern die
ser Stadt als Privatmann lebte. Aber
weit entfernt, seine Kriegserfahrenheit
und das Gewicht seines Ansehens zu Er
haltung der Stadt anzuwenden, ergriff
er vielmehr den willkommenen Augen
blick, seine Rache zu befriedigen. Wenn
Er es auch nicht war, der die Sachsen
nach Prag lockte, so war es doch gewiß
sein Betragen, was ihnen die Einnahme
dieser Stadt erleichterte. Wie wenig sie
auch zu einem langen Widerstande ge
schickt war, so fehlte es ihr dennoch nicht
an Mitteln, sich bis zur Ankunft eines
Entsatzes zu behaupten; und ein kaiser
licher Oberster, Graf von Maradas, be
zeigte wirklich Lust, ihre Vertheidigung
zu übernehmen. Aber ohne Kommando
und durch nichts als seinen Eifer un

seine Tapferkeit zu diesem Wagestück aufgefodert, unterstand er sich nicht, es auf eigne Gefahr ohne die Beystimmung eines Höhern ins Werk zu setzen. Er suchte also Rath bey dem Herzog von Friedland, dessen Billigung den Mangel einer kaiserlichen Vollmacht ersetzte, und an den die Böhmische Generalität durch einen ausdrücklichen Befehl vom Hof in dieser Extremität angewiesen war. Aber arglistig hüllte sich dieser in seine Dienstlosigkeit und seine gänzliche Zurückziehung von der politischen Bühne, und schlug die Entschlossenheit des Subalternen durch die Bedenklichkeiten darnieder, die er, als der Mächtige, blicken ließ. Die Muthlosigkeit allgemein und vollkommen zu machen, verließ er endlich gar mit seinem ganzen Hofe die Stadt, so wenig er auch bey Einnahme derselben von dem Feinde zu fürchten hatte; und sie ging eben dadurch verloren, daß er sie durch seinen Abzug verloren gab. Seinem Beyspiele folgte der ganze katholische Adel, die Generalität mit den Truppen, die Geistlichkeit, alle Beamten der Krone; die ganze Nacht brachte man damit zu, seine Personen, seine Güter zu flüchten. Alle Straßen bis Wien waren mit

Fliehenden angefüllt, die sich nicht eher als in der Kaiserstadt von ihrem Schrekken erholten. Maradas selbst, an Prags Errettung verzweifelnd, folgte den übrigen, und führte seine kleine Mannschaft bis Tabor, wo er den Ausgang erwarten wollte.

Tiefe Stille herrschte in Prag, als die Sachsen am andern Morgen davor erschienen; keine Anstalt zur Vertheidigung; nicht ein einziger Schuß von den Wällen, der eine Gegenwehr der Bewohner verkündigte. Vielmehr sammelte sich eine Menge von Zuschauern um sie her, welche die Neugier aus der Stadt gelockt hatte, das feindliche Heer zu betrachten, und die friedliche Vertraulichkeit, womit sie sich näherten, glich vielmehr einer freundschaftlichen Begrüßung, als einem feindlichen Empfange. Aus dem übereinstimmenden Bericht dieser Leute erfuhr man, daß die Stadt leer an Soldaten und die Regierung nach Budweiß geflüchtet sey. Dieser unerwartete, unerklärbare Mangel an Widerstand erregte Arnheims Mißtrauen um so mehr, da ihm die eilfertige Annäherung des Entsatzes aus Schlesien kein Geheimniß, und die Sächsische Armee mit Belagerungs-

werkzeugen zu wenig versehen, auch an Anzahl bey weitem zu schwach war, um eine so große Stadt zu bestürmen. Vor einem Hinterhalt bange, verdoppelte er seine Wachsamkeit; und er schwebte in dieser Furcht, bis ihm der Haushofmeister des Herzogs von Friedland, den er unter dem Haufen entdeckte, diese unglaubliche Nachricht bekräftigte. „Die Stadt ist ohne Schwertstreich unser," rief er jetzt voll Verwunderung seinen Obersten zu, und ließ sie unverzüglich durch einen Trompeter auffordern.

Die Bürgerschaft von Prag, von ihren Vertheidigern schimpflich im Stich gelassen, hatte ihren Entschluß längst gefaßt, und es kam bloß darauf an, Freyheit und Eigenthum durch eine vortheilhafte Kapitulation in Sicherheit zu setzen. Sobald diese von dem Sächsischen General im Namen seines Herrn unterzeichnet war, öffnete man ihm ohne Widersetzung die Thore, und die Armee hielt am eilften November des Jahrs 1631 ihren triumphirenden Einzug. Bald folgte der Churfürst selbst nach, um die Huldigung seiner neuen Schutzbefohlenen in Person zu empfangen; denn nur unter diesem Namen hatten sich ihm die drey

Prager Städte ergeben; ihre Verbindung mit der Oesterreichischen Monarchie sollte durch diesen Schritt nicht zerrissen seyn. So übertrieben groß die Furcht der Papisten vor den Repressalien der Sachsen gewesen war, so angenehm überraschte sie die Mäßigung des Churfürsten und die gute Mannszucht der Truppen. Besonders legte der Feldmarschall von Arnheim seine Ergebenheit gegen den Herzog von Friedland bey dieser Gelegenheit an den Tag. Nicht zufrieden, alle Ländereyen desselben auf seinem Hermarsch verschont zu haben, stellte er jetzt noch Wachen an seinen Pallast, damit ja nichts daraus entwendet würde. Die Katholiken der Stadt erfreuten sich der vollkommensten Gewissensfreyheit, und von allen Kirchen, welche sie den Protestanten entrissen hatten, wurden diesen nur vier zurückgegeben. Die Jesuiten allein, welchen die allgemeine Stimme alle bisherigen Bedrückungen Schuld gab, waren von dieser Duldung ausgeschlossen und mußten das Königreich meiden.

Johann Georg verläugnete selbst als Sieger die subalterne Demuth und Unterwürfigkeit nicht, die ihm der kaiserlich

Name einflößte, und was sich ein kaiserlicher General, wie Tilly und Wallenstein, zu Dresden gegen ihn unfehlbar würde herausgenommen haben, erlaubte Er sich zu Prag nicht gegen den Kaiser. Sorgfältig unterschied er den Feind, mit dem er Krieg führte, von dem Reichsoberhaupt, dem er Ehrfurcht schuldig war. Er unterstand sich nicht das Hausgeräthe des letztern zu berühren, indem er sich ohne Bedenken die Kanonen des Erstern als gute Beute zueignete und nach Dresden bringen ließ. Nicht im kaiserlichen Pallast, sondern im Lichtensteinischen Hause nahm er seine Wohnung, zu bescheiden, die Zimmer desjenigen zu beziehen, dem er ein Königreich entriß. Würde uns dieser Zug von einem großen Mann und einem Helden berichtet, er würde uns mit Recht zur Bewunderung hinreißen. Der Charakter des Fürsten, bey dem er gefunden wird, berechtigt uns zu dem Zweifel, ob wir in dieser Enthaltung mehr den schönen Sieg der Bescheidenheit ehren, oder die kleinliche Gesinnung des schwachen Geistes bemitleiden sollen, den das Glück selbst nie kühn macht, und die Freyheit selbst nie der gewohnten Fesseln entledigt.

Hali hatte den Mahomet auf den Gipfel von Ehre erhoben, auf welchem er ſtand; als Mahomet aber ſich der Herrſchaft des Volks bemeiſtert hatte, entzweyt er ſich mit ſeinem Oheim und entfernte ihn von ſich. Hali aber, als er das ſahe, zog ſo viel Volk an ſich, als er nur konnte, und lehrte es ein anderes Geſetz, als Mahomet gelehrt hatte.

Daher kommt es noch jetzt, daß diejenigen, die Hali's Geſetz annehmen, alle diejenigen, welche Mahomets Geſetz annehmen, Ungläubige nennen; ſo wie umgekehrt, diejenigen, welche ſich zu Mahomets Geſetz bekennen, diejenigen die Hali's Geſetz annehmen, für Ungläubige erklären.

Einer von den Punkten in Hali's Geſetz iſt dieſer, daß wenn jemand ſich umbringen läßt, um ſeines Herrn Gebot zu vollziehen, ſeine Seele in einen vollkommenern Körper übergehe, als ſie vorher bewohnte. Daher ſcheuen auch die Aſſacis den Tod nicht, wenn es ihnen ihr Herr befiehlt, weil ſie glauben, es werde ihnen nach dem Tode viel beſſer gehen, als vorher. Der zweyte Punkt iſt der, daß ſie glauben, kein Menſch könne eher ſterben, als an dem Tage, der ihm beſtimmt ſey; welches doch niemand glauben darf, indem Gott die Macht hat, unſer Leben zu verlängern oder abzukürzen. Den letztern Punkt glauben die Beduynen ebenfalls. Daher mögen ſie auch, wenn ſie ins Treffen gehen, keine Waffen anlegen, denn ſie würden glauben, gegen die Vorſchrift ihres Geſetzes zu handeln; und wenn ſie ihren Kindern fluchen wollen, ſo ſagen ſie zu ihnen: „ſey verflucht wie der Franke, der ſich aus Furcht vor dem Tode bewafnet!“

Die Einnahme von Prag, auf welch in kurzer Zeit die Unterwerfung der meh resten Städte folgte, bewirkte eine schnell und große Veränderung in dem Königreiche. Viele von dem protestantischen Adel, welche bisher im Elend herumgeirrt waren, fanden sich wieder in ihrem Vaterlande ein, und der Graf von Thurn her berüchtigte Urheber des Böhmischen Aufruhrs, erlebte die Herrlichkeit, au dem ehemaligen Schauplatze seines Verbrechens und seiner Verurtheilung sich als Sieger zu zeigen. Ueber dieselbe Brücke, wo ihm die aufgespießten Köpfe seiner Anhänger das ihn selbst erwartende Schicksal furchtbar vor Augen mahlten, hielt er jetzt seinen triumphirenden Einzug, und sein erstes Geschäft war, diese Schreckbilder zu entfernen. Die Verwiesenen setzten sich sogleich in Besitz ihrer Güter, deren jetzige Eigenthümer die Flucht ergriffen hatten. Unbekümmert, wer diesen die aufgewandten Summen erstatten würde, rissen sie alles, was ihre gewesen war, an sich, auch wenn sie selbst den Kaufpreis dafür gezogen hatten, und mancher unter ihnen fand Ursache, die gute Wirthschaft der bisherigen Verwalter zu rühmen. Felder

und Herden hatten unterdessen in der zweyten Hand vortrefflich gewuchert. Mit dem kostbarsten Hausrath waren die Zimmer geschmückt, die Keller, welche sie leer verlassen hatten, reichlich gefüllt, die Ställe bevölkert, die Magazine beladen. Aber mißtrauisch gegen ein Glück, das so unverhofft auf sie hereinstürmte, eilten sie diese unsichern Besitzungen wieder loszuschlagen, und den unbeweglichen Segen in bewegliche Güter zu verwandeln.

Die Gegenwart der Sachsen belebte den Muth aller Protestantischgesinnten des Königreichs, und auf dem Lande wie in der Hauptstadt sah man ganze Schaaren zu den neueröffneten evangelischen Kirchen eilen. Viele, welche nur die Furcht im Gehorsam gegen das Papstthum erhalten hatte, wandten sich jetzt öffentlich zu der neuen Lehre, und manche der neubekehrten Katholiken schworen freudig ein erzwungnes Bekenntniß ab, um ihren frühern Ueberzeugungen zu folgen. Alle bewiesene Duldsamkeit der neuen Regierung konnte den Ausbruch des gerechten Unwillens nicht verhindern, den dieses mißhandelte Volk die Unterdrücker seiner heiligsten Freyheit empfin-

den liess. Fürchterlich bediente es sich seiner wieder erlangten Rechte, und seinen Haß gegen die aufgedrungene Religion stillte an manchen Orten nur das Blut ihrer Verkündiger.

Unterdessen war der Succurs, den die kaiserlichen Generale, von Götz und von Tiefenbach, aus Schlesien herbeyführten, in Böhmen angelangt, wo einige Regimenter des Grafen Tilly aus der obern Pfalz zu ihm stießen. Ihn zu zerstreuen, ehe sich seine Macht vermehrte, rückte Arnheim mit einem Theil der Armee aus Prag ihm entgegen, und that bey Limburg an der Elbe einen muthigen Angriff auf seine Verschanzungen. Nach einem hitzigen Gefechte, schlug er endlich — nicht ohne großen Verlust, die Feinde aus ihrem befestigten Lager, und zwang sie durch die Heftigkeit seines Feuers, den Rückweg über die Elbe zu nehmen, und die Brücke abzubrechen, die sie herüber gebracht hatte. Doch konnte er nicht verhindern, daß ihm die Kaiserlichen nicht in mehrern kleinern Gefechten Abbruch thaten, und die Kroaten selbst bis an die Thore von Prag ihre Streifereyen erstreckten. Wie glänzend und vielversprechend auch die Sachsen den Böhmi-

schen Feldzug eröffnet hatten, so rechtfertigte der Erfolg doch keineswegs Gustav Adolphs Erwartungen. Anstatt mit unaufhaltsamer Gewalt die errungenen Vortheile zu verfolgen, durch das bezwungene Böhmen sich zu der Schwedischen Armee durchzuschlagen, und in Vereinigung mit ihr den Mittelpunkt der kaiserlichen Macht anzugreifen, schwächten sie sich in einem anhaltenden kleinen Krieg mit dem Feinde, wobey der Vortheil nicht immer auf ihrer Seite war, und die Zeit für eine größre Unternehmung fruchtlos verschwendet wurde. Aber Johann Georgs nachfolgendes Betragen deckte die Triebfedern auf, welche ihn abgehalten hatten, sich seines Vortheils über den Kaiser zu bedienen, und die Entwürfe des Königs von Schweden durch eine zweckmäßige Wirksamkeit zu befördern.

Der größte Theil von Böhmen war jetzt für den Kaiser verloren, und die Sachsen von dieser Seite her gegen Oesterreich im Anzug, während daß der Schwedische Monarch durch Franken, Schwaben und Bayern nach den kaiserlichen Erbstaaten einen Weg sich bahnte. Ein langer Krieg hatte die Kräfte der

Oesterreichischen Monarchie verzehrt, die Länder erschöpft, die Armeen vermindert. Dahin war der Ruhm ihrer Siege, das Vertrauen auf Unüberwindlichkeit, der Gehorsam, die gute Mannszucht der Truppen, welche dem Schwedischen Heerführer eine so entschiedne Ueberlegenheit im Felde verschaffte. Entwaffnet waren die Bundsgenossen des Kaisers, oder die auf sie selbst hereinstürmende Gefahr hatte ihre Treue erschüttert. Selbst Maximilian von Bayern, Oesterreichs mächtigste Stütze, schien den verführerischen Einladungen zur Neutralität nachzugeben; die verdächtige Allianz dieses Fürsten mit Frankreich hatte den Kaiser längst schon mit Besorgnissen erfüllt. Die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, der Churfürst von Mainz, der Herzog von Lothringen waren aus ihren Ländern vertrieben, oder doch gefährlich bedroht; Trier stand im Begriff, sich unter Französischen Schutz zu begeben. Spaniens Waffen beschäftigte die Tapferkeit der Holländer in den Niederlanden, während daß Gustav Adolph sie vom Rheinstrom zurückschlug; Pohlen fesselte noch der Stillstand mit diesem Fürsten. Die Ungarischen Grenzen bedrohte der Sieben-

bürgische Fürst Ragotzy, ein Nachfolger Bethlen Gabors und der Erbe seines unruhigen Geistes; die Pforte selbst machte bedenkliche Zurüstungen, den günstigen Zeitpunkt zu nutzen. Die mehresten protestantischen Reichsstände, kühn gemacht durch das Waffenglück ihres Beschützers, hatten öffentlich und thätlich gegen den Kaiser Partey ergriffen. Alle Hülfsquellen, welche sich die Frechheit eines Tilly und Wallenstein durch gewaltsame Erpressungen in diesen Ländern geöffnet hatte, waren nunmehr vertrocknet, alle diese Werbeplätze, diese Magazine, diese Zufluchtsörter für den Kaiser verloren, und der Krieg konnte nicht mehr wie vormals auf fremde Kosten bestritten werden. Seine Bedrängnisse vollkommen zu machen, entzündet sich im Land ob der Ens ein gefährlicher Aufruhr; der unzeitige Bekehrungseifer der Regierung bewaffnet das protestantische Landvolk, und der Fanatismus schwingt seine Fakkel, indem der Feind schon an den Pforten des Reiches stürmt. Nach einem so langen Glücke, nach einer so glänzenden Reihe von Siegen, nach so herrlichen Eroberungen, nach so viel unnütz versprütztem Blute, sieht sich der Oesterreichi-

sche Monarch zum zweytenmal an denselben Abgrund geführt, in den er beym Antritt seiner Regierung zu stürzen drohte. Ergriff Bayern die Neutralität, widerstand Churſachsen der Verführung, und entschloß sich Frankreich, die Spanische Macht zugleich in den Niederlanden, in Italien und Katalonien anzufallen, so stürzte der stolze Bau von Oesterreichs Größe zusammen, die alliirten Kronen theilten sich in seinen Raub, und der Deutsche Staatskörper sah einer gänzlichen Verwandlung entgegen.

Die ganze Reihe dieser Unglücksfälle, begann mit der Breitenfelder Schlacht, deren unglücklicher Ausgang den längst schon entschiedenen Verfall der Oesterreichischen Macht, den bloß der täuschende Schimmer eines großen Namens versteckt hatte, sichtbar machte. Ging man zu den Ursachen zurück, welche den Schweden eine so furchtbare Ueberlegenheit im Felde verschafften, so fand man sie größtentheils in der unumschränkten Gewalt ihres Anführers, der alle Kräfte seiner Partey in einem einzigen Punkte vereinigte, und, durch keine höhere Autorität in seinen Unternehmungen gefesselt,

vollkommener Herr jedes günstigen Augenblicks, alle Mittel zu seinem Zwecke beherrschte, und von niemand als sich selbst Gesetze empfing. Aber seit Wallensteins Abdankung und Tillys Niederlage zeigte sich auf Seiten des Kaisers und der Ligue von diesem allen gerade das Widerspiel. Den Generalen gebrach es an Ansehen bey den Truppen und an der so nöthigen Freyheit zu handeln, den Soldaten an Gehorsam und Mannszucht, den zerstreuten Korps an übereinstimmender Wirksamkeit, den Ständen an gutem Willen, den Oberhäuptern an Eintracht, an Schnelligkeit des Entschlusses, und an Festigkeit bey Vollstreckung desselben. Nicht ihre größere Macht, nur der beßre Gebrauch, den sie von ihren Kräften zu machen wußten, war es, was den Feinden des Kaisers ein so entschiedenes Uebergewicht gab. Nicht an Mitteln, nur an einem Geiste, der sie anzuwenden Fähigkeit und Vollmacht besaß, fehlte es der Ligue und dem Kaiser. Hätte Graf Tilly auch nie seinen Ruhm verloren, so ließ das Mißtrauen gegen Bayern doch nicht zu, das Schicksal der Monarchie in die Hände eines Mannes zu geben, der seine Anhänglichkeit an das

Bayrische Haus nie verläugnete. Ferdinands dringendstes Bedürfniß war also ein Feldherr, der gleich viel Erfahrenheit besaß, eine Armee zu bilden und anzuführen, und der seine Dienste dem Oesterreichischen Hause mit blinder Ergebenheit widmete.

Die Wahl eines solchen war es, was nunmehr den geheimen Rath des Kaisers beschäftigte, und die Mitglieder desselben unter einander entzweyte. Einen König dem andern gegenüber zu stellen, und durch die Gegenwart ihres Herrn den Muth der Truppen zu entflammen, stellte sich Ferdinand im ersten Feuer des Affekts selbst als den Führer seiner Arme dar; aber es kostete wenig Mühe, einen Entschluß umzustoßen, den nur Verzweiflung eingab, und das erste ruhige Nachdenken widerlegte. Doch was dem Kaiser seine Würde und die Last des Regentenamts verbot, erlaubten die Umstände seinem Sohne, einem Jüngling von Fähigkeit und Muth, auf den die Oesterreichischen Unterthanen mit frohen Hoffnungen blickten. Schon durch seine Geburt zur Vertheidigung einer Monarchie aufgefordert, von deren Kronen er zwey schon auf seinem Haupte trug, verband Ferdinand der

Dritte, König von Böhmen und Ungarn, mit der natürlichen Würde des Thronfolgers die Achtung der Armeen und die volle Liebe der Völker, deren Beystand ihm zu Führung des Krieges so unentbehrlich war. Der geliebte Thronfolger allein durfte es wagen, dem hart beschwerten Unterthan neue Lasten aufzulegen; nur seiner persönlichen Gegenwart bey der Armee schien es aufbehalten zu seyn, die verderbliche Eifersucht der Häupter zu ersticken, und die erschlaffte Mannszucht der Truppen durch die Kraft seines Namens zu der vorigen Strenge zurückzuführen. Gebrach es auch dem Jünglinge noch an der nöthigen Reife des Urtheils, Klugheit und Kriegeserfahrung, welche nur durch Uebung erworben wird, so konnte man diesen Mangel durch eine glückliche Wahl von Rathgebern und Gehülfen ersetzen, die man unter der Hülle seines Namens mit der höchsten Autorität bekleidete.

So scheinbar die Gründe waren, womit ein Theil der Minister diesen Vorschlag unterstützte, so große Schwierigkeiten setzte ihm das Mißtrauen, vielleicht auch die Eifersucht des Kaisers, und die verzweifelte Lage der Dinge entgegen.

Oben am Bette des Alten fand Bruder Yoes ein Buch, wo dieser verschiedene Worte eingeschrieben hatte, die unser Herr, als er auf Erden wandelte, zu Sanct-Petrus gesagt hat. Da sagte Bruder Yoes: „Ha! bey Gott Herr! leset viel in diesem Buche, denn es enthält gar herrliche Worte.“ — Jener versetzte, er thue das auch; „denn, sagt er, ich habe den heiligen Petrus gar lieb; im Anbeginn der Welt, nach der Ermordung Abels, wanderte seine Seele in den Körper des Noah, und als Noah starb, zog sie in den Körper Abrahams, und aus dem Körper Abrahams, nach dessen Tode kam sie in den Körper des heiligen Petrus, als unser Herr Gott auf der Erden wandelte. Bey diesen Worten stellte ihm Bruder Yoes vor: sein Glaube sey nicht gut; setzte auch darüber noch viel Schönes zu seiner Belehrung hinzu; allein es machte keinen Eindruck auf den Alten. Bruder Yoes erzählte das, bey seiner Zurückkunft, dem König. Wenn der Alte ausritt, ging ein Herold vor ihm her, und trug eine dänische Axt mit einem langen Griff, der ganz mit Silber beschlagen, und ganz mit Messern besteckt war, mit dem wiederholten Ausruf: „wendet eure Augen ab von dem, der den Tod der Könige in seiner Hand trägt!“

Ich habe vergessen euch die Antwort zu sagen, die der König dem Sultan von Damask gab. Sie bestand darin: er sey nicht gemeint zu ihm zu gehen, wofern er nicht vorher wisse, ob die Admirale in Aegypten ihm den Waffenstillstand, den sie gebrochen, wieder zusagen würden, und deswegen wolle er Botschaft an sie senden; wollten sie den Waffenstillstand, den sie gebrochen, nicht wieder herstellen, dann sey er gern bereit, ihm zur Rache wegen der Ermordung des Sultans, seines Vetters, beyzustehen. Während des Aufenthalts

Wie gefährlich war es, das ganze Schi
sal der Monarchie einem Jüngling anz
vertrauen, der fremder Führung sel
so bedürftig war! Wie gewagt, de
größten Feldherrn seines Jahrhunder
einen Anfänger entgegen zu stellen, d
sen Fähigkeit zu diesem wichtigen Pos
noch durch keine Unternehmung geprü
dessen Name, von dem Ruhme noch n
genannt, viel zu kraftlos war, um d
muthlosen Armee im voraus den Si
zu verbürgen! Welche neue Last zugle
für den Unterthan, den kostbaren Sta
zu bestreiten, der einem königlichen Hee
führer zukam, und den der Wahn d
Zeitalters mit seiner Gegenwort bey
Heer unzertrennlich verknüpfte! Wie b
denklich endlich für den Prinzen selb
seine politische Laufbahn mit einem Am
zu eröffnen, das ihn zur Geißel sein
Volks und zum Unterdrücker der Länd
machte, die er künftig beherrschen sollt

Und dann war es noch nicht dam
gethan, den Feldherrn für die Arme
aufzusuchen; man mußte auch die Arme
für den Feldherrn finden. Seit Wallen
steins gewaltsamer Entfernung hatte sic
der Kaiser mehr mit Ligistischer un

Bayrischer Hülfe als durch eigene Armeen vertheidigt, und eben diese Abhängigkeit von zweydeutigen Freunden war es ja, der man durch Aufstellung eines eigenen Generals zu entfliehen suchte. Welche Möglichkeit aber, ohne die alles zwingende Macht des Goldes und ohne den begeisternden Namen eines siegreichen Feldherrn eine Armee aus dem Nichts hervorzurufen — und eine Armee, die es an Mannszucht, an kriegerischem Geist und an Fertigkeit mit den geübten Schaaren des Nordischen Eroberers aufnehmen konnte? In ganz Europa war nur ein Einziger Mann, der solch eine That gethan, und diesem Einzigen hatte man eine tödtliche Kränkung bewiesen.

Jetzt endlich war der Zeitpunkt herbey gerückt, der dem beleidigten Stolze des Herzogs von Friedland eine Genugthuung ohne Gleichen verschaffte. Das Schicksal selbst hatte sich zu seinem Rächer aufgestellt, und eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen, die seit dem Tage seiner Abdankung über Oesterreich hereinstürmte, dem Kaiser selbst das Geständniß entrissen, daß mit diesem Feldherrn sein rechter Arm ihm abgehauen

worden sey. Jede Niederlage seiner Truppen erneuerte diese Wunde, jeder verlorene Platz warf dem betrogenen Monarchen seine Schwäche und seinen Undank vor. Glücklich genug, hätte er in dem beleidigten General nur einen Anführer seiner Heere, nur einen Vertheidiger seiner Staaten verloren — aber er fand in ihm einen Feind, und den gefährlichsten von allen, weil er gegen den Streich des Verräthers am wenigsten vertheidigt war.

Entfernt von der Kriegesbühne, und zu einer folternden Unthätigkeit verurtheilt, während daß seine Nebenbuhler auf dem Felde des Ruhms sich Lorbeern sammelten, hatte der stolze Herzog dem Wechsel des Glücks mit verstellter Gelassenheit zugesehen, und im schimmernden Gepränge eines Theaterhelden die düstern Entwürfe seines arbeitenden Geistes verborgen. Von einer glühenden Leidenschaft aufgerieben, während daß eine fröhliche Außenseite Ruhe und Müßiggang log, brütete er still die schreckliche Geburt der Rachbegierde und Ehrsucht zur Reife, und näherte sich langsam aber sicher dem Ziele. Erloschen war alles in seiner Erinnerung, was er durch den Kaiser ge-

worden war; nur, was Er für den Kaiser gethan hatte, stand mit glühenden Zügen in sein Gedächtniß geschrieben. Seinem unersättlichen Durst nach Größe und Macht war der Undank des Kaisers willkommen, der seinen Schuldbrief zu zerreißen, und ihn jeder Pflicht gegen den Urheber seines Glücks zu entbinden schien. Entsündigt und gerechtfertigt erschienen ihm jetzt die Entwürfe seiner Ehrsucht im Gewand einer rechtmäßigen Wiedervergeltung. In eben dem Maß, als sein äußerer Wirkungskreis sich verengte, erweiterte sich die Welt seiner Hoffnungen, und seine schwärmende Einbildungskraft verlor sich in unbegrenzten Entwürfen, die in jedem andern Kopf als dem seinigen nur der Wahnsinn erzeugen kann. So hoch, als der Mensch nur immer durch eigene Kraft sich zu erheben vermag, hatte sein Verdienst ihn emporgetragen; nichts von allem dem, was dem Privatmann und Bürger innerhalb seiner Pflichten erreichbar bleibt, hatte das Glück ihm verweigert. Bis auf den Augenblick seiner Entlassung hatten seine Ansprüche keinen Widerstand, sein Ehrgeitz keine Grenzen erfahren; der Schlag, der ihn auf dem Regensburger Reichs-

tage zu Boden streckte, zeigte ihm den Unterschied zwischen ursprünglicher und übertragener Gewalt, und den Abstand des Unterthans von dem Gebieter. Aus dem bisherigen Taumel seiner Herrschergröße durch diesen überraschenden Glückswechsel aufgeschreckt, verglich er die Macht, die er besessen, mit derjenigen, durch welche sie ihm entrissen wurde, und sein Ehrgeiz bemerkte die Stufe, die auf der Leiter des Glückes noch für ihn zu ersteigen war. Erst nachdem er das Gewicht der höchsten Gewalt mit schmerzhafter Wahrheit erfahren, streckte er lüstern die Hände darnach aus; der Raub, der an ihm selbst verübt wurde, machte ihn zum Räuber. Durch keine Beleidigung gereizt, hätte er folgsam seine Bahn um die Majestät des Thrones beschrieben, zufrieden mit dem Ruhme, der glänzendste seiner Trabanten zu seyn; erst nachdem man ihn gewaltsam aus seinem Kreise stieß, verwirrte er das System, dem er angehörte, und stürzte sich zermalmend auf seine Sonne.

Gustav Adolph durchwanderte den Deutschen Norden mit siegendem Schritte; ein Platz nach dem andern ging an ihn

verloren, und bey Leipzig fiel der Kern der kaiſerlichen Macht. Das Gerücht dieſer Niederlagen drang bald auch zu Wallenſteins Ohren, der, zu Prag in die Dunkelheit des Privatſtands zurückgeſchwunden, aus ruhiger Ferne den tobenden Kriegsſturm betrachtete. Was die Bruſt aller Katholiken mit Unruhe erfüllte, verkündigte ihm Größe und Glück; nur für ihn arbeitete Guſtav Adolph. Kaum hatte der Letztere angefangen, ſich durch ſeine Kriegesthaten in Achtung zu ſetzen, ſo verlor der Herzog von Friedland keinen Augenblick, ſeine Freundſchaft zu ſuchen, und mit dieſem glücklichen Feinde Oeſterreichs gemeine Sache zu machen. Der vertriebne Graf von Thurn, der dem Könige von Schweden ſchon längſt ſeine Dienſte gewidmet, übernahm es, dem Monarchen Wallenſteins Glückswünſche zu überbringen, und ihn zu einem engern Bündniſſe mit dem Herzog einzuladen. Funfzehntauſend Mann begehrte Wallenſtein von dem Könige, um mit Hülfe derſelben und mit den Truppen, die er ſelbſt zu werben ſich anheiſchig machte, Böhmen und Mähren zu erobern, Wien zu überfallen, und den Kaiſer, ſeinen Herrn, bis nach Italien zu verjagen.

So sehr das Unerwartete dieses Antrags und das Uebertriebne der gemachten Versprechungen das Mißtrauen Gustav Adolphs erregte, so war er doch ein zu guter Kenner des Verdiensts, um einen so wichtigen Freund mit Kaltsinn zurückzuweisen. Nachdem aber Wallenstein, durch die günstige Aufnahme dieses ersten Versuchs ermuntert, nach der Breitenfelder Schlacht seinen Antrag erneuerte, und auf eine bestimmte Erklärung drang, trug der vorsichtige Monarch Bedenken, an die schimärischen Entwürfe dieses verwegenen Kopfs seinen Ruhm zu wagen, und der Redlichkeit eines Mannes, der sich ihm als Verräther ankündigte, eine so zahlreiche Mannschaft anzuvertrauen. Er entschuldigte sich mit der Schwäche seiner Armee, die auf ihrem Zug in das Reich durch eine so starke Verminderung leiden würde, und verscherzte aus übergroßer Vorsicht vielleicht die Gelegenheit, den Krieg auf das schnellste zu endigen. Zu spät versuchte er in der Folge, die zerrissenen Unterhandlungen zu erneuern; der günstige Moment war vorüber, und Wallensteins beleidigter Stolz vergab ihm diese Geringschätzung nie.

Aber diese Weigerung des Königs beschleunigte wahrscheinlich nur den Bruch, den die Form dieser beyden Charaktere ganz unvermeidlich machte. Beyde geboren Gesetze zu geben, nicht sie zu empfangen, konnten nimmermehr in einer Unternehmung vereinigt bleiben, die mehr als jede andre Nachgiebigkeit und gegenseitige Opfer nothwendig macht. Wallenstein war Nichts, wo er nicht Alles war; er mußte entweder gar nicht, oder mit vollkommenster Freyheit handeln. Eben so herzlich haßte Gustav Adolph jede Abhängigkeit, und wenig fehlte, daß er selbst die so vortheilhafte Verbindung mit dem Französischen Hofe nicht zerrissen hätte, weil die Anmaßungen desselben seinem selbstthätigen Geiste Fesseln anlegten. Jener war für die Partey verloren, die er nicht lenken durfte; dieser noch weit weniger dazu gemacht, dem Gängelbande zu folgen. Waren die gebieterischen Anmaßungen dieses Bundsgenossen dem Herzog von Friedland bey ihren gemeinschaftlichen Operationen schon so lästig, so mußten sie ihm unerträglich seyn, wenn es dazu kam, sich in die Beute zu theilen. Der stolze Monarch konnte

sich herablassen, den Beystand eines rebellischen Unterthans gegen den Kaiser anzunehmen, und diesen wichtigen Dienst mit königlicher Großmuth belohnen; aber nie konnte er seine eigene und aller Könige Majestät so sehr aus den Augen setzen, um den Preis zu bestätigen, den die ausschweifende Ehrsucht des Herzogs darauf zu setzen wagte; nie eine nützliche Verrätherey mit einer Krone bezahlen. Von ihm also war, auch wenn ganz Europa schwieg, ein furchtbarer Widerspruch zu fürchten, sobald Wallenstein nach dem Böhmischen Scepter die Hand ausstreckte — und Er war auch in ganz Europa der Mann, der einem solchen Veto Kraft geben konnte. Durch den eignen Arm Wallensteins zum Diktator von Deutschland gemacht, konnte er gegen diesen selbst seine Waffen kehren, und sich von jeder Pflicht der Erkenntlichkeit gegen einen Verräther für losgezählt halten. Neben einem solchen Alliirten hatte also kein Wallenstein Raum; und wahrscheinlich war es dieß, nicht seine vermeintliche Absicht auf den Kaiserthron, worauf er anspielte, wenn er nach dem Tode des Königs in die Worte ausbrach: „Ein

Glück für mich und ihn, daß er dahin ist! Das Deutsche Reich konnte nicht zwey solche Häupter brauchen."

Der erste Versuch zur Rache an dem Haus Oesterreich war fehlgeschlagen; aber fest stand der Vorsatz, und nur die Wahl der Mittel erlitt eine Veränderung. Was ihm bey dem König von Schweden mißlungen war, hoffte er mit minder Schwierigkeit und mehr Vortheil bey dem Churfürsten von Sachsen zu erreichen, den er eben so gewiß war nach seinem Willen zu lenken, als er bey Gustav Adolph daran verzweifelte. In fortdauerndem Einverständniß mit Arnheim, seinem alten Freunde, arbeitete er von jetzt an an einer Verbindung mit Sachsen, wodurch er dem Kaiser und dem König von Schweden gleich fürchterlich zu werden hoffte. Er konnte sich von einem Entwurfe, der, wenn er einschlug, den Schwedischen Monarchen um seinen Einfluß in Deutschland brachte, desto leichter Eingang bey Johann Georg versprechen, je mehr die eifersüchtige Gemüthsart dieses Prinzen durch die Macht Gustav Adolphs gereitzt, und seine ohnehin schwache Neigung zu demselben durch die erhöhten Ansprüche

halts in Acra ſchickte der König den Herrn Johann von Valenciennes nach Aegypten, um von den Admiralen zu fodern, daß ſie das Unrecht und den Schaden, ſo ſie dem König zugefügt, wieder gut machen ſollten. Sie erwiederten, ſie würden das ſehr gern thun, aber der König ſollte für ſie gegen den Sultan von Damask zu Felde ziehen. Herr Johann von Valenciennes machte ihnen ſehr nachdrückliche Vorſtellungen wegen der großen Beleidigungen, die ſie dem Könige zugefügt, und die oben angeführt worden; ſetzte auch als Rath hinzu, es würde gut ſeyn, wenn ſie, um den König zu beſänftigen, ihm alle Ritter ſchickten, die ſie in Gefangenſchaft hätten. Dieſes thaten ſie auch: ja, ſie ſchickten noch überdieß die Gebeine des Grafen Walthers von Brienne, damit ſie in geweihter Erde begraben werden könnten.

Herr Johann von Valenciennes kam alſo mit zweyhundert Rittern, die er aus der Gefangenſchaft befreyt hatte, der andern Leute nicht zu gedenken, nach Acra zurück. Madame von Sayette, eine Muhme des Grafen Walthers und Schweſter des Herrn Walthers von Rinel, deſſen Tochter der Sire Johann von Joinville, nach ſeiner Zurückkunft von über Meer zur Frau nahm. — Dieſe Dame von Sayette nahm die Gebeine des Grafen Walthers, und ließ ſie im Hoſpital zu Acra begraben. Das Leichenbegängniß wurde ſo gehalten, daß jeder Ritter eine Kerze und einen Silberpfennig opferte, der König aber eine Kerze und einen Beſan, alles von Geldern der Dame von Sayette. Man wunderte ſich darüber, daß der König es ſo halten ließ, denn man hatte ihn nie anders opfern ſehen, als von ſeinem Gelde; allein er that das aus Achtung gegen die Dame.

des Königs erkältet ward. Gelang
ihm, Sachsen von dem Schwedisch
Bündniß zu trennen, und in Verbindu
mit demselben eine Dritte Parte
im Reiche zu errichten, so lag der Au
schlag des Krieges in seiner Hand, u
er hatte durch diesen einzigen Schritt z
gleich seine Rache an dem Kaiser befri
digt, seine verschmähte Freundschaft a
dem Schwedischen König gerächt, u
auf den Ruin von beyden den Bau se
ner eigenen Größe gegründet.

Aber auf welchem Wege er auch se
nen Zweck verfolgte, so konnte er de
selben, ohne den Beystand einer ih
ganz ergebenen Armee, nicht zur Ausfü
rung bringen. Diese Armee konnte
geheim nicht geworben werden, daß a
kaiserlichen Hofe nicht Verdacht geschöpf
und der Anschlag gleich in seiner Entst
hung vereitelt wurde. Diese Armee durf
te ihre gesetzwidrige Bestimmung vor de
Zeit nicht erfahren, indem schwerlich z
erwarten war, daß sie dem Ruf eine
Verräthers gehorchen, und gegen ihre
rechtmäßigen Oberherrn dienen würde
Wallenstein mußte also unter kaiserliche
Autorität und öffentlich werben, und vo
dem Kaiser selbst zur unumschränkte

Herrschaft über die Truppen berechtigt seyn. Wie konnte dieß aber anders geschehen, als wenn ihm das entzogene Generalat aufs neue übertragen, und die Führung des Kriegs unbedingt überlassen ward? Dennoch erlaubte ihm weder sein Stolz noch sein Vortheil, sich selbst zu diesem Posten zu drängen, und als ein Bittender von der Gnade des Kaisers eine beschränkte Macht zu erflehen, die von der Furcht desselben uneingeschränkt zu ertrotzen stand. Um sich zum Herrn der Bedingungen zu machen, unter welchen das Kommando von ihm übernommen würde, mußte er abwarten, bis es ihm von seinem Herrn aufgedrungen ward — Dieß war der Rath, den ihm Arnheim ertheilte, und dieß das Ziel, wornach er mit tiefer Politik und rastloser Thätigkeit strebte.

Ueberzeugt, daß nur die äußerste Noth die Unentschlossenheit des Kaisers besiegen, und den Widerspruch Baierns und Spaniens, seiner beyden eifrigsten Gegner, unkräftig machen könne, bewies er sich von jetzt an geschäftig, die Fortschritte des Feindes zu befördern, und die Bedrängnisse seines Herrn zu vermehren. Sehr wahrscheinlich geschah es auf seine

Einladung und Ermunterung, da
Sachsen, schon auf dem Wege nac
Lausitz und Schlesien, sich nach Böh
wandten, und dieses unvertheidigte L
mit ihrer Macht überschwemmten;
schnellen Eroberungen in demselben
ren nicht weniger sein Werk. Durc
Kleinmuth, den er heuchelte, erstic
jeden Gedanken an Widerstand, und
lieferte die Hauptstadt, durch seinen
eiligen Abzug, dem Sieger. Bey
Zusammenkunft mit dem Sächsi
General zu Kaunitz, wozu eine Frie
unterhandlung ihm den Vorwand
reichte, wurde wahrscheinlich das G
auf die Verschwörung gedrückt, und
mens Eroberung war die erste Frucht
ser Verabredung. Indem er selbst
Vermögen dazu beytrug, die Ungl
fälle über Oesterreich zu häufen,
durch die raschen Fortschritte der Sc
den am Rheinstrom aufs nachdrückl
dabey unterstützt wurde, ließ er seine
willigen und gedungenen Anhänge
Wien über das öffentliche Unglück
heftigsten Klagen führen, und die
tzung des vorigen Feldherrn als den
zigen Grund der erlittenen Verlust
schildern. „Dahin hätte Wallenste

nicht kommen lassen, wenn er am Ruder geblieben wäre!" riefen jetzt tausend Stimmen, und selbst im geheimen Rathe des Kaisers fand diese Meinung feurige Verfechter.

Es bedurfte ihrer wiederholten Bestürmung nicht, dem bedrängten Monarchen die Augen über die Verdienste seines Generals und die begangene Uebereilung zu öffnen. Bald genug ward ihm die Abhängigkeit von Bayern und der Ligue unerträglich; aber eben diese Abhängigkeit verstattete ihm nicht, sein Mißtrauen zu zeigen, und durch Zurückberufung des Herzogs von Friedland den Churfürsten aufzubringen. Jetzt aber, da die Noth mit jedem Tage stieg, und die Schwäche des Bayrischen Beystandes immer sichtbarer wurde, bedachte er sich nicht länger, den Freunden des Herzogs sein Ohr zu leihen, und ihre Vorschläge wegen Zurückberufung dieses Feldherrn in Ueberlegung zu nehmen. Die unermeßlichen Reichthümer, die der letztere besaß, die allgemeine Achtung, in der er stand, die Schnelligkeit, womit er sechs Jahre vorher ein Heer von vierzig tausend Streitern ins Feld gestellt, der geringe Kostenaufwand, womit er dieses

zahlreiche Heer unterhalten, die Thaten, die er an der Spitze desselben verrichtet, der Eifer endlich und die Treue, die er für des Kaisers Ehre bewiesen hatte, lebten noch in dauerndem Andenken bey dem Monarchen, und stellten ihm den Herzog als das schicklichste Werkzeug dar, das Gleichgewicht der Waffen zwischen den kriegführenden Mächten wieder herzustellen, Oesterreich zu retten, und die katholische Religion aufrecht zu erhalten. Wie empfindlich auch der kaiserliche Stolz die Erniedrigung fühlte, ein so unzweydeutiges Geständniß seiner ehmaligen Uebereilung und seiner gegenwärtigen Noth abzulegen, wie sehr es ihn schmerzte, von der Höhe seiner Herrscherwürde zu Bitten herabzusteigen, wie verdächtig auch die Treue eines so bitter beleidigten und so unversöhnlichen Mannes war, wie laut und nachdrücklich endlich auch die Spanischen Minister und der Churfürst von Bayern ihr Mißfallen über diesen Schritt zu erkennen gaben, so siegte jetzt die dringende Noth über jede andre Betrachtung, und die Freunde des Herzogs erhielten den Auftrag, seine Gesinnungen zu erforschen, und ihm die Möglichkeit seiner Wiederherstellung von ferne zu zeigen.

Unterrichtet von allem, was im Kabinet des Kaisers zu seinem Vortheil verhandelt wurde, gewann dieser Herrschaft genug über sich selbst, seinen innern Triumph zu verbergen, und die Rolle des Gleichgültigen zu spielen. Die Zeit der Rache war gekommen, und sein stolzes Herz frohlockte, die erlittene Kränkung dem Kaiser mit vollen Zinsen zu erstatten. Mit kunstvoller Beredsamkeit verbreitete er sich über die glückliche Ruhe des Privatlebens, die ihn seit seiner Entfernung von dem politischen Schauplatz beselige. Zu lange, erklärte er, habe er die Reitze der Unabhängigkeit und Muße gekostet, um sie dem nichtigen Phantom des Ruhms und der unsichern Fürstengunst aufzuopfern. Alle seine Begierden nach Größe und Macht seyen ausgelöscht, und Ruhe das einzige Ziel seiner Wünsche. Um ja keine Ungeduld zu verrathen, schlug er die Einladung an den Hof des Kaisers aus, rückte aber doch bis nach Znaim in Mähren vor, um die Unterhandlungen mit dem Hofe zu erleichtern.

Anfangs versuchte man, die Größe der Gewalt, welche ihm eingeräumt werden sollte, durch die Gegenwart eines

Aufsehers zu beschränken, und durch diese Auskunft den Churfürsten von Bayern um so eher zum Stillschweigen zu bringen. Die Abgeordneten des Kaisers, von Questenberg und von Werdenberg, die, als alte Freunde des Herzogs, zu dieser schlüpfrigen Unterhandlung gebraucht wurden, hatten den Befehl, in ihrem Antrage an ihn des Königs von Ungarn zu erwähnen, der bey der Armee zugegen seyn und unter Wallensteins Führung die Kriegskunst erlernen sollte. Aber schon die bloße Nennung dieses Namens drohte die ganze Unterhandlung zu zerreißen. „Nie und nimmermehr," erklärte der Herzog, „würde er einen Gehülfen in seinem Amte dulden, und wenn es Gott selbst wäre, mit dem er das Kommando theilen sollte." Aber auch noch dann, als man von diesem verhaßten Punkt abgestanden war, erschöpfte der kaiserliche Günstling und Minister, Fürst von Eggenberg, Wallensteins standhafter Freund und Verfechter, den man in Person an ihn abgeschickt hatte, lange Zeit seine Beredsamkeit vergeblich, die verstellte Abneigung des Herzogs zu besiegen. „Der Monarch," gestand der Minister, „habe mit Wallenstein den kostbarsten Stein

aus seiner Krone verloren: aber nur gezwungen und widerstrebend habe er diesen, genug bereuten, Schritt gethan, und seine Hochachtung für ihn sey unverändert, seine Gunst ihm unverloren geblieben. Zum entscheidenden Beweis davon diene das ausschließende Vertrauen, das man jetzt in seine Treue und Fähigkeit setze, die Fehler seiner Vorgänger zu verbessern, und die ganze Gestalt der Dinge zu verwandeln. Groß und edel würde es gehandelt seyn, seinen gerechten Unwillen dem Wohl des Vaterlands zum Opfer zu bringen, groß und seiner würdig, die übeln Nachreden seiner Gegner durch die verdoppelte Wärme seines Eifers zu widerlegen. Dieser Sieg über sich selbst," schloß der Fürst, „würde seinen übrigen unerreichbaren Verdiensten die Krone aufsetzen, und ihn zum größten Mann seiner Zeiten erklären."

So beschämende Gegenstände, so schmeichelhafte Versicherungen schienen endlich den Zorn des Herzogs zu entwaffnen: doch nicht eher, als bis sich sein volles Herz aller Vorwürfe gegen den Kaiser entladen, bis er den ganzen Umfang seiner Verdienste in prahlerischem

Pomp ausgebreitet, und den Monarchen, der jetzt seine Hülfe brauchte, aufs tiefste erniedrigt hatte, öffnete er sein Ohr den lockenden Anträgen des Ministers. Als ob er nur der Kraft dieser Gründe nachgäbe, bewilligte er mit stolzer Großmuth, was der feurigste Wunsch seiner Seele war, und begnadigte den Abgesandten mit einem Strale von Hoffnung. Aber weit entfernt, die Verlegenheit des Kaisers durch eine unbedingte volle Gewährung auf einmal zu endigen, erfüllte er bloß einen Theil seiner Forderung, um einen desto größern Preis auf die übrige wichtigere Hälfte zu setzen. Er nahm das Kommando an; aber nur auf drey Monate; nur um eine Armee auszurüsten, nicht sie selbst anzuführen. Bloß seine Fähigkeit und Macht wollte er durch diesen Schöpfungsakt kund thun, und dem Kaiser die Größe der Hülfe in der Nähe zeigen, deren Gewährung in Wallensteins Händen stände. Ueberzeugt, daß eine Armee, die sein Name allein aus dem Nichts gezogen, ohne ihren Schöpfer in ihr Nichts zurückkehren würde, sollte sie ihm nur zur Lockspeise dienen, seinem Herrn desto wichtigere Bewilligungen zu ent-

reißen; und doch wünschte Ferdinand sich Glück, daß auch nur so viel gewonnen war.

Nicht lange säumte Wallenstein, seine Zusage wahr zu machen, welche ganz Deutschland als schimärisch verlachte, und Gustav Adolph selbst übertrieben fand. Aber lange schon war der Grund zu dieser Unternehmung gelegt, und er ließ jetzt nur die Maschinen spielen, die er seit mehrern Jahren zu diesem Endzweck in Gang gebracht hatte. Kaum verbreitete sich das Gerücht von Wallensteins Rüstung, als von allen Enden der Oesterreichischen Monarchie Schaaren von Kriegern herbeyeilten, unter diesem erfahrnen Feldherrn ihr Glück zu versuchen. Viele, welche schon ehedem unter seinen Fahnen gefochten hatten, seine Größe als Augenzeugen bewundert, und seine Großmuth erfahren hatten, traten bey diesem Rufe aus der Dunkelheit hervor, zum zweytenmal Ruhm und Beute mit ihm zu theilen. Die Größe des versprochnen Soldes lockte Tausende herbey, und die reichliche Verpflegung, welche dem Soldaten auf Kosten des Landmanns zu Theil wurde, war für den letztern eine unüberwindliche Reitzung, lieber

Unter den Rittern, die Herr Johann von Valenciennes zurückbrachte, fand ich wohl vierzig aus der Ritterschaft von Champagne. Ich ließ ihnen Waffenröcke und Oberröcke von Grauwerk machen, und stellte sie dem König vor, und bat ihn um die Gnade, daß sie bey ihm bleiben dürften. Der König hörte ihr Begehren an, schwieg aber dazu. Ein Ritter von des Königs geheimen Räthen sagte zu mir: ich thäte nicht recht, daß ich dem König solche Forderungen vorlegte, bey welchem wohl siebentausend Livres zu viel verlangt würden. Ich erwiederte, sein Tadel sey sehr unbillig; wir aus Champagne hätten wohl fünf und dreyßig Ritter, alles Pannerherren aus der Ritterschaft von Champagne verloren; „und, setzte ich hinzu, der König thut gewiß nicht wohl, wenn er euch glaubt; da er so vieler Ritter bedarf." Zugleich fing ich an gar heftig zu weinen. Der König aber hieß mich schweigen, mit dem Zusatz, er würde jenen Rittern so viel geben, als sie verlangten; auch behielt er sie, wie ich gebeten hatte, und gab sie zu meinem Treffen.

Den ägyptischen Botschaftern antwortete der König: er würde keinen Stillstand mit ihnen eingehen, wofern man ihm nicht alle Christenköpfe schickte, die auf den Mauern von Kahira aufgesteckt wären, noch von der Zeit her, da die Grafen von Bar und Montfort in Gefangenschaft gerathen waren; wofern sie ihm nicht alle die Kinder wiedergäben, die gefangen genommen, und abtrünnig vom Glauben gemacht worden; und wofern sie ihm nicht die 200000 Livres erließen, die er ihnen noch schuldig sey. Mit den Gesandten der ägyptischen Admirale ließ der König auch den Herrn Johann von Valenciennes, einen muthigen und verständigen Mann, dahin abgehen.

Beym

selbst diesen Stand zu ergreifen, als unter dem Druck desselben zu erliegen. Alle Oesterreichische Provinzen strengte man an, zu dieser kostbaren Rüstung beyzutragen; kein Stand blieb von Taxen verschont, von der Kopfsteuer befreyte keine Würde, kein Privilegium. Der Spanische Hof, wie der König von Ungarn, verstanden sich zu einer beträchtlichen Summe; die Minister machten ansehnliche Schenkungen, und Wallenstein selbst ließ es sich zweymal hundert tausend Thaler von seinem eignen Vermögen kosten, die Ausrüstung zu beschleunigen. Die ärmern Offiziere unterstützte er aus seiner eigenen Kasse, und durch sein Beyspiel, durch glänzende Beförderungen und noch glänzendere Versprechungen reitzte er die Vermögenden, auf eigene Kosten Truppen anzuwerben. Wer mit eigenem Geld ein Corps aufstellte, war Commandeur desselben. Bey Anstellung der Offiziere machte die Religion keinen Unterschied; mehr als der Glaube galten Reichthum, Tapferkeit und Erfahrung. Durch diese gleichförmige Gerechtigkeit gegen die verschiedenen Religionsverwandten, und mehr noch durch die Erklärung, daß die ge-

genwärtige Rüstung mit der Religion nichts zu schaffen habe, wurde der protestantische Unterthan beruhigt, und zu gleicher Theilnahme an den öffentlichen Lasten bewogen. Zugleich versäumte der Herzog nicht, wegen Mannschaft und Geld in eignem Namen mit auswärtigen Staaten zu unterhandeln. Den Herzog von Lothringen gewann er, zum zweytenmal für den Kaiser zu ziehen; Pohlen mußte ihm Kosaken, Italien Kriegsbedürfnisse liefern. Noch ehe der dritte Monat verstrichen war, belief sich die Armée, welche in Mähren versammelt wurde, auf nicht weniger als vierzig tausend Köpfe, größtentheils aus dem Ueberrest Böhmens, aus Mähren, Schlesien und den Deutschen Provinzen des Hauses Oesterreich gezogen. Was jedem unausführbar geschienen, hatte Wallenstein, zum Erstaunen von ganz Europa, in dem kürzesten Zeitraume vollendet. So viele Tausende, als man vor ihm nicht Hunderte gehofft hatte zusammen zu bringen, hatte die Zauberkraft seines Namens, seines Goldes und seines Genies unter die Waffen gerufen. Mit allen Erfordernissen bis zum Ueberfluß ausgerüstet, von kriegsverständigen Offizieren befehligt, von

einem siegversprechenden Enthusiasmus entflammt, erwartete diese neugeschaffne Armee nur den Wink ihres Anführers, um sich durch Thaten der Kühnheit seiner würdig zu zeigen.

Sein Versprechen hatte der Herzog erfüllt, und die Armee stand fertig im Felde; jetzt trat er zurück, und überließ dem Kaiser, ihr einen Führer zu geben. Aber es würde eben so leicht gewesen seyn, noch eine zweyte Armee, wie diese war, zu errichten, als einen andern Chef außer Wallenstein für sie aufzufinden. Dieses vielversprechende Heer, die letzte Hoffnung des Kaisers, war nichts als ein Blendwerk, sobald der Zauber sich löste, der es ins Daseyn rief; durch Wallenstein ward es, ohne ihn schwand es, wie eine magische Schöpfung, in sein voriges Nichts dahin. Die Offiziere waren ihm entweder als seine Schuldner verpflichtet, oder als seine Gläubiger aufs engste an sein Interesse, an die Fortdauer seiner Macht geknüpft; die Regimenter hatte er seinen Verwandten, seinen Geschöpfen, seinen Günstlingen untergeben. Er und kein anderer war der Mann, den Truppen die ausschweifenden Versprechungen zu halten, wodurch er sie in seinen Dienst

gelockt hatte. Sein gegebenes Wort war die einzige Sicherheit für die kühnen Erwartungen aller; blindes Vertrauen auf seine Allgewalt das einzige Band, das die verschiednen Antriebe ihres Eifers in einem lebendigen Gemeingeist zusammen hielt. Geschehen war es um das Glück jedes Einzelnen, sobald derjenige zurücktrat, der sich für die Erfüllung desselben verbürgte.

So wenig es dem Herzog mit seiner Weigerung Ernst war, so glücklich bediente er sich dieses Schreckmittels, dem Kaiser die Genehmigung seiner übertriebnen Bedingungen abzudringen. Die Fortschritte des Feindes machten die Gefahr mit jedem Tage dringender, und die Hülfe war so nahe; von einem Einzigen hing es ab, der allgemeinen Noth ein geschwindes Ende zu machen. Zum dritten und letztenmal erhielt also der Fürst von Eggenberg Befehl, seinen Freund, welch hartes Opfer es auch kosten möchte, zu Uebernehmung des Kommando zu bewegen.

Zu Znaim in Mähren fand er ihn, von den Truppen, nach deren Besitz er den Kaiser lüstern machte, prahlerisch

umgeben. Wie einen Flehenden empfing der stolze Unterthan den Abgesandten seines Gebieters. „Nimmermehr," gab er zur Antwort, „könne er einer Wiederherstellung trauen, die er einzig nur der Extremität, nicht der Gerechtigkeit des Kaisers verdanke. Jetzt zwar suche man ihn auf, da die Noth aufs höchste gestiegen, und von seinem Arme allein noch Rettung zu hoffen sey; aber der geleistete Dienst werde seinen Urheber bald in Vergessenheit bringen, und die vorige Sicherheit den vorigen Undank zurückführen. Sein ganzer Ruhm stehe auf dem Spiele, wenn er die von ihm geschöpften Erwartungen täusche; sein Glück und seine Ruhe, wenn es ihm gelänge, sie zu befriedigen. Bald würde der alte Neid gegen ihn aufwachen, und der abhängige Monarch kein Bedenken tragen, einen entehrlichen Diener zum zweytenmale der Konvenienz aufzuopfern. Besser für ihn, er verlasse gleich jetzt und aus freyer Wahl einen Posten, von welchem früher oder später die Kabalen seiner Gegner ihn doch herabstürzen würden. Sicherheit und Zufriedenheit erwarte er nur im Schooße des Privatlebens, und bloß um den Kaiser zu verbinden, habe er sich

auf eine Zeit lang, ungern genug, seiner glücklichen Stille entzogen."

Des langen Gaukelspiels müde, nahm der Minister jetzt einen ernsthaftern Ton an, und bedrohte den Halsstarrigen mit dem ganzen Zorne des Monarchen, wenn er auf seiner Widersetzung beharren würde. „Tief genug," erklärte er, „habe sich die Majestät des Kaisers erniedrigt, und, anstatt durch ihre Herablassuug seine Großmuth zu rühren, nur seinen Stolz gekitzelt, nur seinen Starrsinn vermehrt. Sollte sie dieses große Opfer vergeblich gebracht haben, so stehe er nicht dafür, daß sich der Flehende nicht in den Herrn verwandle, und der Monarch seine beleidigte Würde nicht an dem rebellischen Unterthan rächte. Wie sehr auch Ferdinand gefehlt haben möge, so könne der Kaiser Unterwürfigkeit fodern; irren könne der Mensch, aber der Herrscher nie seinen Fehltritt bekennen. Habe der Herzog von Friedland durch ein unverdientes Urtheil gelitten, so gebe es einen Ersatz für jeden Verlust, und Wunden, die sie selbst geschlagen, könne die Majestät wieder heilen. Fodre er Sicherheit für seine Person und seine Würden, so werde die

Billigkeit des Kaisers ihm keine gerecht
Foderung verweigern. Die verachtet
Majestät allein lasse sich durch kein
Büßung versöhnen, und der Ungehor
sam gegen ihre Befehle vernichte auch
das glänzendste Verdienst. Der Kaiser
bedürfe seiner Dienste, und als Kaiser
fodre er sie. Welchen Preis er auch
darauf setzen möge, der Kaiser werde ihn
eingehn. Aber Gehorsam verlange er,
oder das Gewicht seines Zorns werde den
widerspenstigen Diener zermälmen."

Wallenstein, dessen weitläuftige Be
sitzungen, in die Oesterreichische Monar
chie eingeschlossen, der Gewalt des Kai
sers jeden Augenblick bloß gestellt waren,
fühlte lebhaft, daß diese Drohung nicht
eitel sey; aber nicht Furcht war es,
was seine verstellte Hartnäckigkeit endlich
besiegte. Gerade dieser gebieterische Ton
verrieth ihm nur zu deutlich die Schwäche
und Verzweiflung, woraus er stammte,
und die Willfährigkeit des Kaisers, jede
seiner Foderungen zu genehmigen, über
zeugte ihn, daß er am Ziel seiner Wün
sche sey. Jetzt also gab er sich der Be
redsamkeit Eggenbergs überwunden, und
verließ ihn, um seine Foderungen aufs
zusetzen.

Nicht ohne Bangigkeit sah der Minister einer Schrift entgegen, worin der stolzeste der Diener dem stolzesten der Fürsten Gesetze zu geben sich erdreistete. Aber wie klein auch das Vertrauen war, das er in die Bescheidenheit seines Freundes setzte, so überstieg doch der ausschweifende Inhalt dieser Schrift bey weitem seine bängsten Erwartungen. Eine unumschränkte Oberherrschaft verlangte Wallenstein über alle Deutsche Armeen des Oesterreichischen und Spanischen Hauses, und unbegrenzte Vollmacht, zu strafen und zu belohnen. Weder dem König von Ungarn noch dem Kaiser selbst solle es vergönnt seyn, bey der Armee zu erscheinen, noch weniger, eine Handlung der Autorität darin auszuüben. Keine Stelle soll der Kaiser bey der Armee zu vergeben, keine Belohnung zu verleihen haben, kein Gnadenbrief desselben ohne Wallensteins Bestätigung gültig seyn. Ueber alles, was im Reiche konfiszirt und erobert werde, soll der Herzog von Friedland allein, mit Ausschließung aller kaiserlichen und Reichsgerichte zu verfügen haben. Zu seiner ordentlichen Belohnung müsse ihm ein kaiserliches Erbland, und noch ein anderes der im Reiche eroberten

Länder zum außerordentlichen Geschenk überlassen werden. Jede Oesterreichische Provinz solle ihm, sobald er derselben bedürfen würde, zur Zuflucht geöffnet seyn. Außerdem verlangte er die Versicherung des Herzogthums Mecklenburg bey einem künftigen Frieden, und eine förmliche frühzeitige Aufkündigung, wenn man für nöthig finden sollte, ihn zum zweytenmal des Generalats zu entsetzen.

Umsonst bestürmte ihn der Minister, diese Foderungen zu mäßigen, durch welche der Kaiser aller seiner Souveränitätsrechte über die Truppen beraubt und zu einer Kreatur seines Feldherrn erniedrigt würde. Zu sehr hatte man ihm die Unentbehrlichkeit seiner Dienste verrathen, um jetzt noch des Preises Meister zu seyn, womit sie erkauft werden sollten. Wenn der Zwang der Umstände den Kaiser nöthigte, diese Foderungen einzugehen, so war es nicht bloßer Antrieb der Rachsucht und des Stolzes, der den Herzog veranlaßte, sie zu machen. Der Plan zur künftigen Empörung war entworfen, und dabey konnte keiner der Vortheile gemißt werden, deren sich Wallenstein in seinem Vergleich mit dem Hofe zu be-

mächtigen suchte. Dieser Plan erfoderte, daß dem Kaiser alle Autorität in Deutschland entrissen, und seinem General in die Hände gespielt würde; dieß war erreicht, sobald Ferdinand jene Bedingungen unterzeichnete. Der Gebrauch, den Wallenstein von seiner Armee zu machen gesonnen war — von dem Zwecke freylich unendlich verschieden, zu welchem sie ihm untergeben ward — erlaubte keine getheilte Gewalt, und noch weit weniger eine höhere Autorität bey dem Heere, als die seinige war. Um der alleinige Herr ihres Willens zu seyn, mußte er den Truppen als der alleinige Herr ihres Schicksals erscheinen; um seinem Oberhaupte unvermerkt sich selbst unterzuschieben, und auf seine eigne Person die Souverainitätsrechte überzutragen, die ihm von der höchsten Gewalt nur geliehen waren, mußte er die letztere sorgfältig aus den Augen der Truppen entfernen. Daher seine hartnäckige Weigerung, keinen Prinzen des Hauses Oesterreich bey dem Heere zu dulden. Die Freyheit, über alle im Reich eingezogne und eroberte Güter nach Gutdünken zu verfügen, reichte ihm furchtbare Mittel dar, sich Anhänger und dienstbare

Beym Eintritt der Faſten rüſtete ſich der König mit ſeiner ganzen Mannſchaft zur Befeſtigung von Cäſarea, zwölf Meilen von Acra gegen Jeruſalem, wo die Sarazenen die Veſtungswerke geſchleift hatten. Herr Rolf von Soiſſons, der krank in Acra geblieben war, ging mit dem Könige zur Befeſtigung von Cäſarea. Ich weiß nicht, wie es kam, auſſer durch eine beſondere Fügung Gottes, daß die Sarazenen uns das ganze Jahr über keinen Schaden zufügten. Unterdeſſen daß der König Cäſarea befeſtigen ließ, kamen die Geſandten von den Tartarinen zurück; und welche Botſchaft ſie mitbrachten das will ich euch jezt erzählen.

Wie ich oben bereits geſagt habe, während des Aufenthalts des Königs auf Cypern, kamen die Geſandten der Tartarinen zu ihm, und machten ihm den Antrag, daß ſie ihm das Königreich Jeruſalem den Sarazenen wieder wollten abkämpfen helfen.

Der König ſandte eine Gegenbotſchaft dahin, und durch dieſe Gegenbotſchaft überſchickte er eine Kapelle, die er für ſie von Scharlach machen ließ. Um ſie auch zu unſerm Glauben anzulocken, hatte er den Glauben, die Verkündigung des Engels, die Geburt, die Taufe, womit der Sohn Gottes getauft wurde, die Paſſion, die Himmelfahrt und die Sendung des heiligen Geiſtes hineinſticken laſſen. Zugleich ſchickte er Kelche, Bücher, und alles was zur Meſſe gehört; auch zween Brüder Predigermönche, um ihnen Meſſe zu leſen. Die königlichen Geſandten kamen im Hafen von Antiochien an; und von Antiochien bis zu ihrem großen König hatten ſie wohl ein ganzes Jahr zu reiten, wenn ſie täglich zehn Stunden machten. [illegible] Land fanden ſie ihnen unterwor-

Werkzeuge zu erkaufen, und mehr, als je ein Kaiser in Friedenszeiten sich herausnahm, den Diktator in Deutschland zu spielen. Durch das Recht, sich der Oesterreichischen Länder im Nothfall zu einem Zufluchtsorte zu bedienen, erhielt er freye Gewalt, den Kaiser in seinem eigenen Reich und durch seine eigene Armee so gut als gefangen zu halten, das Mark dieser Länder auszusaugen, und die Oesterreichische Macht in ihren Grundfesten zu unterwühlen. Wie das Loos nun auch fallen mochte, so hatte er durch die Bedingungen, die er von dem Kaiser erpreßte, gleich gut für seinen Vortheil gesorgt. Zeigten sich die Vorfälle seinen verwegnen Entwürfen günstig, so machte ihm dieser Vertrag mit dem Kaiser ihre Ausführung leichter; widerriethen die Zeitläufte die Vollstreckung derselben, so hatte dieser nehmliche Vertrag ihn aufs glänzendste entschädigt. Aber wie konnte er einen Vertrag für gültig halten, der seinem Oberherrn abgetrotzt und auf ein Verbrechen gegründet war? Wie konnte er hoffen, den Kaiser durch eine Vorschrift zu binden, welche denjenigen, der so vermessen war sie zu geben, zum Tode verdammte? Doch dieser todeswürdige

Verbrecher war jetzt der unentbehrlichste Mann in der Monarchie, und Ferdinand, im Verstellen geübt, bewilligte ihm alles, was er verlangte.

Endlich also hatte die kaiserliche Kriegsmacht ein Oberhaupt, das diesen Namen verdiente. Alle andere Gewalt in der Armee, selbst des Kaisers, hörte in demselben Augenblick auf, da Wallenstein den Kommandostab in die Hand nahm, und ungültig war alles, was von ihm nicht ausfloß. Von den Ufern der Donau bis an die Weser und den Oderstrom empfand man den belebenden Aufgang des neuen Gestirns. Ein neuer Geist fängt an die Soldaten des Kaisers zu beseelen, eine neue Epoche des Krieges beginnt. Frische Hoffnungen schöpfen die Papisten, und die protestantische Welt blickt mit Unruhe dem veränderten Laufe der Dinge entgegen.

Je größer der Preis war, um den man den neuen Feldherrn hatte erkaufen müssen, zu so größern Erwartungen glaubte man sich am Hofe des Kaisers berechtigt; aber der Herzog übereilte sich nicht, diese Erwartungen in Erfüllung zu bringen. In der Nähe von Böhmen

mit einem furchtbaren Heere, durfte er sich nur zeigen, um die geschwächte Macht der Sachsen zu überwältigen, und mit der Wiedereroberung dieses Königreichs seine neue Laufbahn glänzend zu eröffnen. Aber zufrieden, durch nichts entscheidende Kroatengefechte den Feind zu beunruhigen, ließ er ihm den besten Theil dieses Reichs zum Raube, und ging mit abgemessenem stillem Schritt seinem selbstischen Ziel entgegen. Nicht die Sachsen zu bezwingen — sich mit ihnen zu vereinigen, war sein Plan. Einzig mit diesem wichtigen Werke beschäftigt, ließ er vor der Hand seine Waffen ruhn, um desto sichrer auf dem Wege der Unterhandlung zu siegen. Nichts ließ er unversucht, den Churfürsten von der Schwedischen Allianz loszureißen, und Ferdinand selbst, noch immer zum Frieden mit diesem Prinzen geneigt, billigte dieß Verfahren. Aber die große Verbindlichkeit, die man den Schweden schuldig war, lebte noch in zu frischem Andenken bey den Sachsen, um eine so schändliche Untreue zu erlauben; und hätte man sich auch wirklich dazu versucht gefühlt, so ließ der zweydeutige Charakter Wallensteins, und der schlimme Ruf der Oesterreichischen Politik zu

der Aufrichtigkeit seiner Versprechungen kein Vertrauen fassen. Zu sehr als betrügerischer Staatsmann bekannt, fand er in dem einzigen Falle keinen Glauben, wo er es wahrscheinlich redlich meinte; und noch erlaubten ihm die Zeitumstände nicht, die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung durch Aufdeckung seiner wahren Beweggründe außer Zweifel zu setzen. Ungern also entschloß er sich, durch die Gewalt der Waffen zu erzwingen, was auf dem Wege der Unterhandlung mißlungen war. Schnell zog er seine Truppen zusammen, und stand vor Prag, ehe die Sachsen diese Hauptstadt entsetzen konnten. Nach einer kurzen Gegenwehr der Belagerten, öffnete die Verrätherey der Kapuziner einem von seinen Regimentern den Eingang, und die ins Schloß geflüchtete Besatzung streckte unter schimpflichen Bedingungen das Gewehr. Meister von der Hauptstadt, versprach er seinen Unterhandlungen am Sächsischen Hofe einen günstigern Eingang, versäumte aber dabey nicht, zu eben der Zeit, als er sie bey dem General von Arnheim erneuerte, den Nachdruck derselben durch einen entscheidenden Streich zu verstärken. Er ließ in aller Eile die engen Pässe zwischen

Aussig und Pirna besetzen, um der Sächsischen Armee den Rückzug in ihr Land abzuschneiden; aber Arnheims Geschwindigkeit entriß sie noch glücklich der Gefahr. Nach dem Abzuge dieses Generals ergaben sich die letzten Zufluchtsörter der Sachsen, Eger und Leutmeritz, an den Sieger, und schneller als es verloren gegangen war, war das Königreich wieder seinem rechtmäßigen Herrn unterworfen.

Weniger mit dem Vortheile seines Herrn, als mit Ausführung seiner eignen Entwürfe beschäftigt, gedachte jetzt Wallenstein den Krieg nach Sachsen zu spielen, um den Churfürsten durch Verheerung seines Landes zu einem Privatvergleich mit dem Kaiser, oder vielmehr mit dem Herzog von Friedland zu nöthigen. Aber wie wenig er auch sonst gewohnt war, seinen Willen dem Zwang der Umstände zu unterwerfen, so begriff er doch jetzt die Nothwendigkeit, seinen Lieblingsentwurf einem dringendern Geschäfte nachzusetzen. Während daß er die Sachsen aus Böhmen schlug, hatte Gustav Adolph die bisher erzählten Siege am Rhein und an der Donau erfochten, und durch Franken und Schwaben den

Krieg schon an Bayerns Grenzen gewälzt. Am Lechstrom geschlagen, und durch den Tod des Grafen Tilly seiner besten Stütze beraubt, lag Maximilian dem Kaiser dringend an, ihm den Herzog von Friedland aufs schleunigste von Böhmen aus zu Hülfe zu schicken, und durch Bayerns Vertheidigung von Oesterreich selbst die Gefahr zu entfernen. Er wandte sich mit dieser Bitte an Wallenstein selbst, und foderte ihn aufs angelegentlichste auf, ihm, bis er selbst mit der Hauptarmee nachkäme, einstweilen nur einige Regimenter zum Beystand zu senden. Ferdinand unterstützte mit seinem ganzen Ansehen diese Bitte, und ein Eilbote nach dem andern ging an Wallenstein ab, ihn zum Marsch nach der Donau zu vermögen.

Aber jetzt ergab es sich, wie viel der Kaiser von seiner Autorität aufgeopfert hatte, da er die Gewalt über seine Truppen und die Macht zu befehlen aus seinen Händen gab. Gleichgültig gegen Maximilians Bitten, taub gegen die wiederholten Befehle des Kaisers, blieb Wallenstein müßig in Böhmen stehen, und überließ den Churfürsten seinem Schicksale. Das Andenken der schlimmen Dien-

ste, welche ihm Maximilian ehedem auf dem Regensburger Reichstage bey dem Kaiser geleistet, hatte sich tief in das unversöhnliche Gemüth des Herzogs geprägt, und die neuerlichen Bemühungen des Churfürsten, seine Wiedereinsetzung zu verhindern, waren ihm kein Geheimniß geblieben. Jetzt war der Augenblick da, diese Kränkung zu rächen, und schwer empfand es der Churfürst, daß er den Rachgierigsten der Menschen sich zum Feinde gemacht hatte. Böhmen, erklärte dieser, dürfe nicht unvertheidigt bleiben, und Oesterreich könne nicht besser geschützt werden, als wenn sich die Schwedische Armee vor den Bayrischen Festungen schwächte. So züchtigte er durch den Arm der Schweden seinen Feind, und während daß ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, ließ er den Churfürsten zu Regensburg vergebens nach seiner Ankunft schmachten. Nicht eher, als bis die völlige Unterwerfung Böhmens ihm keine Entschuldigungsgründe mehr übrig ließ, und die Eroberungen Gustav Adolphs in Bayern Oesterreich selbst mit naher Gefahr bedrohten, gab er den Bestürmungen des Churfürsten und des Kaisers nach, und entschloß sich zu der lange

gewünschten Vereinigung mit dem Erstern, welche, nach der allgemeinen Erwartung der Katholischen, das Schicksal des ganzen Feldzugs entscheiden sollte.

Gustav Adolph selbst, zu schwach an Truppen, um es auch nur mit der Wallensteinischen Armee allein aufzunehmen, fürchtete die Vereinigung zweyer so mächtigen Heere, und mit Recht erstaunt man, daß er nicht mehr Thätigkeit bewiesen hat, sie zu hindern. Zu sehr, scheint es, rechnete er auf den Haß, der beyde Anführer unter sich entzweyte, und keine Verbindung ihrer Waffen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke hoffen ließ; und es war zu spät, diesen Fehler zu verbessern, als der Erfolg seine Muthmaßung widerlegte. Zwar eilte er auf die erste sichre Nachricht, die er von ihren Absichten erhielt, nach der Oberpfalz, um dem Churfürsten den Weg zu versperren; aber schon war ihm dieser zuvorgekommen, und die Vereinigung bey Eger geschehen.

Diesen Grenzort hatte Wallenstein zum Schauplatz des Triumphes bestimmt, den er im Begriff war über seinen stolzen Gegner zu feiern. Nicht zufrieden, ihn, einem Flehenden gleich, zu seinen Füßen zu sehen, legte er ihm noch das

harte Gesetz auf, seine Länder hülflos hi
ter sich zu lassen, aus weiter Entfernun
seinen Beschützer einzuholen, und dur
diese weite Entgegenkunft ein erniedr
gendes Geständniß seiner Noth und B
dürftigkeit abzulegen. Auch dieser Demü
thigung unterwarf sich der stolze Fürst m
Gelassenheit. Einen harten Kampf hatt
es ihm gekostet, demjenigen seine Re
tung zu verdanken, der, wenn es nac
seinem Wunsche ging, nimmermeh
diese Macht haben sollte; aber, Einma
entschlossen, war er auch Mann genug
jede Kränkung zu ertragen, die von sei
nem Entschluß unzertrennlich war, un
Herr genug seiner selbst, um kleinere Lei
den zu verachten, wenn es darauf ankam
einen großen Zweck zu verfolgen.

Aber so viel es schon gekostet hatte,
diese Vereinigung nur möglich zu machen,
so schwer ward es, sich über die Bedin=
gungen zu vergleichen, unter welchen sie
Statt finden und Bestand haben sollte.
Einem Einzigen mußte die vereinigte
Macht zu Gebote stehen, wenn der Zweck
der Vereinigung erreicht werden sollte,
und auf beyden Seiten war gleich wenig
Neigung da, sich der höhern Autorität

des andern zu unterwerfen. Wenn sich Maximilian auf seine Churfürstenwürde, auf den Glanz seines Geschlechts, auf sein Ansehen im Reiche stützte, so gründete Wallenstein nicht geringere Ansprüche auf seinen Kriegsruhm und auf die uneingeschränkte Macht, welche der Kaiser ihm übergeben hatte. So sehr es den Fürstenstolz des Erstern empörte, unter den Befehlen eines kaiserlichen Bedienten zu stehen, so sehr fand sich der Hochmuth des Herzogs durch den Gedanken geschmeichelt, einem so gebieterischen Geiste Gesetze vorzuschreiben. Es kam darüber zu einem hartnäckigen Streite, der sich aber durch eine wechselseitige Uebereinkunft zu Wallensteins Vortheil endigte. Diesem wurde das Oberkommando über beyde Armeen, besonders am Tage einer Schlacht, ohne Einschränkung zugestanden, und dem Churfürsten alle Gewalt abgesprochen, die Schlachtordnung oder auch nur die Marschroute der Armee abzuändern. Nichts behielt er sich vor, als das Recht der Strafen und Belohnungen über seine eignen Soldaten, und den freyen Gebrauch derselben, sobald sie nicht mit den kaiserlichen Truppen vereinigt agirten.

worfen, auch ſahen ſie verſchiedene von ihnen zerſtörte Städte und groſſe Haufen von erſchlagenen Menſchen. Sie erkundigten ſich, wie ſie zu ſo groſſer Macht gelangt wären, und warum ſo viel erſchlagene Menſchen hier beyſammen lägen. Man gab ihnen darüber die Auskunft, die ſie auch den König hinterbrachten. Sie ſtammten nehmlich aus einer groſſen Sandwüſte her, wo nichts wachſen könne; dieſe Wüſte gränze an ein wunderbares Felſengebirg, welches ſich am Ende der Welt gegen Morgen befinde, und über welches nach dem Zeugniß der Tartarinen, noch kein Menſch gekommen ſey; hier ſagten ſie, ſey das Volk Got und Margot eingeſchloſſen, welches am jüngſten Tag erſcheinen ſolle, wenn der Antichriſt kommen und alles zerſtören werde. In dieſer Wüſte wohnte das Volk der Tartarinen. Es ſtand unter dem Prieſter Johann, unter dem Kayſer von Perſien, deſſen Land an das ihrige gränzte, und unter noch mehrern irrgläubigen Königen, welchen ſie einen jährlichen Tribut entrichteten, wegen der Weiden für ihr Vieh, worin allein ihr Unterhalt beſtand. Prieſter Johann, der Kaiſer von Perſien und die andern Könige ſchätzten die Tartarinen ſo gering, daß, wenn ſie ihnen ihren Tribut brachten, ſie dieſelben gar nicht vor ſich ließen, ſondern ihnen den Rücken zukehrten. Unter ihnen befand ſich ein verſtändiger Mann. Dieſer durchſtrich alle die weiten Ebenen, beſprach ſich mit den aufgeklärteſten Männern in allen jenen Gegenden, und ſtellte ihnen vor, in welcher Knechtſchaft ſie lebten; wobey er ſie alle bat, zu überlegen, wie ſie der Knechtſchaft, in welcher ſie gehalten würden, ledig werden könnten. Hierdurch richtete er auch ſo viel aus, daß ſie alle am äuſſerſten Ende der Ebenen, an der Gränze des Landes des Prieſters Johann, zuſammenkamen, wo er ihnen das alles noch einma-

Nach diesen Vorbereitungen wagte man es endlich, einander unter die Augen zu treten, doch nicht eher, als bis eine gänzliche Vergessenheit alles Vergangenen zugesagt, und die äußern Formalitäten des Versöhnungsakts aufs genauste berichtigt waren. Der Verabredung gemäß umarmten sich beyde Prinzen im Angesicht ihrer Truppen, und gaben einander gegenseitige Versicherungen der Freundschaft, indeß die Herzen von Haß überflossen. Maximilian zwar, in der Verstellungskunst ausgelernt, besaß Herrschaft genug über sich selbst, um seine wahren Gefühle auch nicht durch einen einzigen Zug zu verrathen; aber in Wallensteins Augen funkelte eine hämische Siegesfreude, und der Zwang, der in allen seinen Bewegungen sichtbar war, entdeckte die Macht des Affekts, der sein stolzes Herz übermeisterte.

Die vereinigten kaiserlich-bayrischen Truppen machten nun eine Armee von beynahe sechzigtausend, größtentheils bewährten Soldaten aus, vor welcher der Schwedische Monarch es nicht wagen durfte, sich im Felde zu zeigen. Eilfertig nahm er also, nachdem der Versuch ihre Vereinigung zu hindern mißlunge

war, seinen Rückzug nach Franken, und erwartete nunmehr eine entscheidende Bewegung des Feindes, um seine Entschließung zu fassen. Die Stellung der vereinigten Armee zwischen der Sächsischen und Bayrischen Grenze ließ es eine Zeit lang noch ungewiß, ob sie den Schauplatz des Kriegs nach dem erstern der beyden Länder verpflanzen, oder suchen würde, die Schweden von der Donau zurück zu treiben und Bayern in Freyheit zu setzen. Sachsen hatte Arnheim von Truppen entblößt, um in Schlesien Eroberungen zu machen; nicht ohne die geheime Absicht, wie ihm von vielen Schuld gegeben wird, dem Herzog von Friedland den Eintritt in das Churfürstenthum zu erleichtern, und dem unentschlossenen Geiste Johann Georgs einen dringendern Sporn zum Vergleich mit dem Kaiser zu geben. Gustav Adolph selbst, in der gewissen Erwartung, daß die Absichten Wallensteins gegen Sachsen gerichtet seyen, schickte eilig, um seinen Bundsgenossen nicht hülflos zu lassen, eine ansehnliche Verstärkung dahin, fest entschlossen, sobald die Umstände es erlaubten, mit seiner ganzen Macht nachzufolgen. Aber bald entdeckten ihm die Bewegungen der Feind-

ländischen Armee, daß sie gegen ihn selb
im Anzug begriffen sey, und der Marsc
des Herzogs durch die Oberpfalz setzt
dieß außer Zweifel. Jetzt galt es, an
seine eigne Sicherheit zu denken, wenige
um die Oberherrschaft als um seine Exi
stenz in Deutschland zu fechten, und vo
der Fruchtbarkeit seines Genies Mitte
zur Rettung zu entlehnen. Die Annä
herung des Feindes überraschte ihn, eh
er Zeit gehabt hatte, seine durch ganz
Deutschland zerstreuten Truppen an sich
zu ziehen, und die alliirten Fürsten zum
Beystand herbey zu rufen. An Mann
schaft viel zu schwach, um den anrücken
den Feind damit aufhalten zu können,
hatte er keine andere Wahl, als sich ent
weder in Nürnberg zu werfen, und Ge
fahr zu laufen, von der Wallensteinischen
Macht in dieser Stadt eingeschlossen und
durch Hunger besiegt zu werden — oder
diese Stadt aufzuopfern, und unter den
Kanonen von Donauwerth eine Verstär
kung an Truppen zu erwarten. Gleich
gültig gegen alle Beschwerden und Ge
fahren, wo die Menschlichkeit sprach und
die Ehre gebot, erwählte er ohne Bedens
ken das erste, fest entschlossen, lieber sich
selbst mit seiner ganzen Armee unter den

Trümmern Nürnbergs zu begraben, als auf den Untergang dieser bundsverwandten Stadt seine Rettung zu gründen.

Sogleich ward Anstalt gemacht, die Stadt mit allen Vorstädten in eine Verschanzung einzuschließen, und innerhalb derselben ein festes Lager aufzuschlagen. Viele tausend Hände setzten sich alsbald zu diesem weitläuftigen Werk in Bewegung, und alle Einwohner Nürnbergs beseelte ein heroischer Eifer, für die gemeine Sache Blut, Leben und Eigenthum zu wagen. Ein acht Fuß tiefer und zwölf Fuß breiter Graben umschloß die ganze Verschanzung; die Linien wurden durch Redouten und Bastionen, die Eingänge durch halbe Monde beschützt. Die Pegnitz, welche Nürnberg durchschneidet, theilte das ganze Lager in zwey Hauptzirkel ab, die durch viele Brücken zusammenhingen. Gegen dreyhundert Stücke spielten von den Wällen der Stadt und von den Schanzen des Lagers. Das Landvolk aus den benachbarten Dörfern und die Bürger von Nürnberg legten mit den Schwedischen Soldaten gemeinschaftlich Hand an, daß schon am siebenten Tage die Armee das Lager beziehen konnte, und am

vierzehnten die ganze ungeheure Arb
vollendet war.

Indem dieß außerhalb der Mau
vorging, war der Magistrat der St
Nürnberg beschäftigt, die Magazine
füllen, und sich mit allen Kriegs- u
Mundbedürfnissen für eine langwier
Belagerung zu versehen. Dabey unt
ließ er nicht, für die Gesundheit der Ei
wohner, die der Zusammenfluß so vie
Menschen leicht in Gefahr setzen konn
durch strenge Reinlichkeitsanstalten Sor
zu tragen. Den König auf den Nothf
unterstützen zu können, wurde aus d
Bürgern der Stadt die junge Mannsch
ausgehoben und in den Waffen geü
die schon vorhandene Stadtmiliz betrch
lich verstärkt, und ein neues Regime
von vier und zwanzig Namen nach d
Buchstaben des alten Alphabets ausg
rüstet. Gustav selbst hatte unterdess
seine Bundsgenossen, den Herzog Wilhel
von Weimar und den Landgrafen v
Hessenkassel, zum Beystand aufgebote
und seine Generale am Rheinstrom,
Thüringen und Niedersachsen beorder
sich schleunig in Marsch zu setzen, u
mit ihren Truppen bey Nürnberg zu ih
zu stoßen. Seine Armee, welche inne

halb der Linien dieser Reichsstadt gelagert stand, betrug nicht viel über sechzehntausend Mann, also nicht einmal den dritten Theil des feindlichen Heers.

Dieses war unterdessen in langsamen Zuge bis gegen Neumark herangerückt, wo der Herzog von Friedland eine allgemeine Musterung anstellte. Vom Anblick dieser furchtbaren Macht hingerissen, konnte er sich einer jugendlichen Prahlerey nicht enthalten. „Binnen vier Tagen soll sich ausweisen," rief er, „wer von uns beyden, der König von Schweden, oder ich, Herr der Welt seyn wird." Dennoch that er, seiner grosen Ueberlegenheit ungeachtet, nichts, diese stolze Versicherung wahr zu machen, und vernachlässigte sogar die Gelegenheit, seinen Feind auf das Haupt zu schlagen, als dieser verwegen genug war, sich außerhalb seiner Linien ihm entgegen zu stellen. „Schlachten hat man genug geliefert," antwortete er denen, welche ihn zum Angriff ermunterten. „Es ist Zeit, einmal einer andern Methode zu folgen." Hier schon entdeckte sich, wie viel mehr bey einem Feldherrn gewonnen worden, dessen schon gegründeter Ruhm der ge-

wagten Unternehmungen nicht benöthi
war, wodurch andre eilen müssen, s
einen Namen zu machen. Ueberzeug
daß der verzweifelte Muth des Feind
den Sieg auf das theuerste verkaufe
eine Niederlage aber, in diesen Gegend
erlitten, die Angelegenheiten des Kaise
unwiederbringlich zu Grunde richte
würde, begnügte er sich damit, die kri
gerische Hitze seines Gegners durch ei
langwierige Belagerung zu verzehren
und, indem er demselben alle Gelegen
heit abschnitt, sich dem Ungestüm seine
Muths zu überlassen, ihm gerade den
jenigen Vortheil zu rauben, wodurch
bisher so unüberwindlich gewesen wa
Ohne also das geringste zu unternehmen
bezog er jenseits der Regnitz, Nürnber
gegenüber, ein stark befestigtes Lager, un
entzog durch diese wohlgewählte Stel
lung der Stadt sowohl, als dem Lager
jede Zufuhr aus Franken, Schwaben un
Thüringen. So hielt er den König zu
gleich mit der Stadt belagert, und schmei
chelte sich, den Muth seines Gegners
den er nicht lüstern war in offene
Schlacht zu erproben, durch Hunger un
Seuchen langsam, aber desto sicherer zu
ermüden.

Aber zu wenig mit den Hülfsquellen und Kräften seines Gegners bekannt, hatte er nicht genugsam dafür gesorgt, sich selbst vor dem Schicksale zu bewahren, das er jenem bereitete. Aus dem ganzen benachbarten Gebiet hatte sich das Landvolk mit seinen Vorräthen weggeflüchtet, und um den wenigen Ueberrest mußten sich die Friedländischen Fouragirer mit den Schwedischen schlagen. Der König schonte die Magazine der Stadt, so lange noch Möglichkeit da war, sich aus der Nachbarschaft mit Proviant zu versehen, und diese wechselseitigen Streifereyen unterhielten einen immerwährenden Krieg zwischen den Kroaten und dem Schwedischen Volke, davon die ganze umliegende Landschaft die traurigsten Spuren zeigte. Mit dem Schwert in der Hand mußte man sich die Bedürfnisse des Lebens erkämpfen, und ohne zahlreiches Gefolge durften sich die Parteyen nicht mehr aufs Fouragiren wagen. Dem König zwar öffnete, sobald der Mangel sich einstellte, die Stadt Nürnberg ihre Vorrathshäuser, aber Wallenstein mußte seine Truppen aus weiter Ferne versorgen. Ein großer, in Bayern aufgekaufter Transport war an ihn auf dem Wege, und tausend Mann

wurden abgeschickt, ihn sicher ins Lag
zu geleiten. Gustav Adolph, davon
nachrichtigt, sandte sogleich ein Kaval
rieregiment aus, sich dieser Lieferung
bemächtigen, und die Dunkelheit d
Nacht begünstigte die Unternehmun
Der ganze Transport fiel mit der Sta
worin er hielt, in der Schweden Händ
die kaiserliche Bedeckung wurde nied
gehauen, gegen zwölfhundert Stück Vi
hinweggetrieben, und tausend mit Bu
bepackte Wagen, die nicht gut fort
bracht werden konnten, in Brand gesteck
Sieben Regimenter, welche der Herz
von Friedland gegen Altdorf vorrück
ließ, dem sehnlich erwarteten Transp
zur Bedeckung zu dienen, wurden v
dem Könige, der ein gleiches gethan h
te, den Rückzug der Seinigen zu decke
nach einem hartnäckigen Gefechte a
einander gesprengt, und mit Hinterl
sung von vierhundert Todten in das k
serliche Lager zurückgetrieben. So vi
Widerwärtigkeiten und eine so wenig
wartete Standhaftigkeit des Königs ließ
den Herzog von Friedland bereuen, d
er die Gelegenheit zu einem Treffen u
genützt hatte vorbeystreichen lassen. Je
machte die Festigkeit des Schwedisch

lagers jeden Angriff unmöglich, und Nürnbergs bewaffnete Jugend diente dem Monarchen zu einer fruchtbaren Kriegerschule, woraus er jeden Verlust an Mannschaft auf das schnellste ersetzen konnte. Der Mangel an Lebensmitteln, der sich im kaiserlichen Lager nicht weniger als im Schwedischen einstellte, machte es zum mindesten sehr ungewiß, welcher von beyden Theilen den andern zuerst zum Aufbruche zwingen würde.

Funfzehn Tage schon hatten beyde Armeen, durch gleich unersteigliche Verschanzungen gedeckt, einander im Gesichte gestanden, ohne etwas mehr als leichte Streifereyen und unbedeutende Scharmützel zu wagen. Auf beyden Seiten hatten ansteckende Krankheiten, natürliche Folgen der schlechten Nahrungsmittel und der eng zusammengepreßten Volksmenge, mehr als das Schwert des Feindes, die Mannschaft vermindert, und mit jedem Tage stieg diese Noth. Endlich erschien der längst erwartete Succurs im Schwedischen Lager, und die beträchtliche Machtverstärkung des Königs erlaubte ihm jetzt, seinem natürlichen Muth zu gehorchen, und die Fessel zu zerbrechen, die ihn bisher gebunden hielt.

vorſtellte. Sie antworteten: er möchte nur Mittel angeben, ſie wollten es gerne thun. Hierauf ſagte er zu ihnen: ſie hätten keine Hofnung zur Verbeſſerung ihres Zuſtandes, wofern ſie nicht einen König und Herrn hätten; auch lehrte er ſie zugleich, wie ſie einen König bekommen könnten, und ſie gaben ihm Beyfall. Die Weiſe, die er dazu angab, beſtand darin: daß von den zwey und funfzig Stämmen, aus welchen ſie beſtanden, jeder Stamm einen Pfeil bringen ſollte, der mit ſeinem Nahmen bezeichnet wäre; mit Uebereinſtimmung des ganzen Volks ward ausgemacht, daß man die zwey und funfzig Pfeile vor ein Kind von fünf Jahren hinlegen wollte; und welchen Pfeil das Kind zuerſt ergreifen würde, aus dem Stamme wollte man den König wählen. Nachdem das Kind einen von den Pfeilen genommen hatte, ließ der weiſe Mann die andern Stämme alle zurücktreten. Es wurde nun ferner feſtgeſetzt, daß derjenige Stamm, aus welchen der König erwählt werden ſollte, aus ſich ſelbſt zwey und funfzig der weiſeſten Männer, und von den beſten, die er hätte, auslesen möchte. Als dieſe gewählt waren, brachte jeder von ihnen einen mit ſeinem Nahmen bezeichneten Pfeil: weſſen Pfeil nun das Kind ergreifen würde, den wollte man als König anerkennen. Das Kind ergriff einen Pfeil; und darüber wurde das Volk höchlich erfreut, und alles jauchzte. Jezt gebot er Stillſchweigen, und ſagte: „ihr Herrn! wenn ihr wollt, daß ich euer König ſeyn ſoll, ſo ſchwört mir bey dem, der Himmel und Erde gemacht hat, daß ihr meinen Befehlen folgen wollet!“ und alle ſchwuren.

Darauf gab er ihnen Geſetze, um das Volk in Ruhe zu erhalten. Dieſe Geſetze beſtanden darin, daß keiner fremdes Gut rauben ſollte, noch einer den an-

Seiner Aufforderung gemäß, hatte Herzog Wilhelm von Weimar aus den Besatzungen in Niedersachsen und Thüringen in aller Eilfertigkeit ein Corps aufgerichtet, welches bey Schweinfurt in Franken vier Sächsische Regimenter, und bald darauf bey Kitzingen die Truppen vom Rheinstrom an sich zog, die Landgraf Wilhelm von Hessenkassel und der Pfalzgraf von Birkenfeld dem König zu Hülfe schickten. Der Reichskanzler Oxenstierna übernahm es, diese vereinigte Armee an den Ort ihrer Bestimmung zu führen. Nachdem er sich zu Windsheim noch mit dem Herzog Bernhard von Weimar und dem Schwedischen General Banner vereinigt hatte, rückte er in beschleunigten Märschen bis Pruck und Elterndorf, wo er die Regnitz passirte, und glücklich in das Schwedische Lager kam. Dieser Succurs zählte beynahe funfzigtausend Mann, und führte sechzig Stücke Geschütz und viertausend Bagagewagen bey sich. So sah sich denn Gustav Adolph an der Spitze von beynahe siebenzigtausend Streitern, ohne noch die Miliz der Stadt Nürnberg zu rechnen, welche im Nothfalle dreyßigtausend rüstige Bürger ins Feld stellen konnte. Eine furchtbare

Macht, die einer andern nicht minder furchtbaren gegenüber stand! Der ganze Krieg schien jetzt zusammengepreßt in eine einzige Schlacht, um hier endlich seine letzte Entscheidung zu erhalten. Angstvoll blickte das getheilte Europa auf diesen Kampfplatz hin, wo sich die Kraft beyder streitenden Mächte, wie in ihrem Brennpunkt, fürchterlich sammelte.

Aber hatte man schon vor der Ankunft des Succurses mit Brodmangel kämpfen müssen, so wuchs dieses Uebel nunmehr in beyden Lägern (denn auch Wallenstein hatte neue Verstärkungen aus Bayern an sich gezogen) zu einem schrecklichen Grade an. Außer den hundert und zwanzig tausend Kriegern, die einander bewaffnet gegenüber standen, außer einer Menge von mehr als funfzigtausend Pferden in beyden Armeen, außer den Bewohnern Nürnbergs, welche das Schwedische Heer an Anzahl weit übertrafen, zählte man allein in dem Wallensteinischen Lager funfzehntausend Weiber und eben so viel Fuhrleute und Knechte, nicht viel weniger in dem Schwedischen. Die Gewohnheit jener Zeiten erlaubte dem Soldaten, seine Familie mit in das Feld zu führen. Bey den Kaiserlichen schloß sich eine un-

zählige Menge gutwilliger Frauenspersonen an den Heereszug an, und die strenge Wachsamkeit über die Sitten im Schwedischen Lager, welche keine Ausschweifung duldete, beförderte eben darum die rechtmäßigen Ehen. Für die junge Generation, welche dieß Lager zum Vaterland hatte, waren ordentliche Feldschulen errichtet, und eine treffliche Zucht von Kriegern daraus gezogen, daß die Armeen bey einem langwierigen Kriege sich durch sich selbst rekrutiren konnten. Kein Wunder, wenn diese wandelnden Nationen jeden Landstrich aushungerten, auf dem sie verweilten, und die Bedürfnisse des Lebens durch diesen entbehrlichen Troß unverhältnißmäßig im Preise gesteigert wurden. Alle Mühlen um Nürnberg reichten nicht zu, das Korn zu mahlen, das jeder Tag verschlang, und funfzigtausend Pfund Brod, welche die Stadt täglich ins Lager lieferte, reitzten den Hunger bloß, ohne ihn zu befriedigen. Die wirklich bewundernswerthe Sorgfalt des Nürnberger Magistrats konnte nicht verhindern, daß nicht ein großer Theil der Pferde aus Mangel an Fütterung umfiel, und die zunehmende Wuth der Seuchen mit jedem Tage über hundert Menschen ins Grab streckte.

Dieser Noth ein Ende zu machen, verließ endlich Gustav Adolph, voll Zuversicht auf seine überlegene Macht, am fünf und funfzigsten Tage seine Linien, zeigte sich in voller Bataille dem Feind, und ließ von drey Batterien, welche am Ufer der Rednitz errichtet waren, das Friedländische Lager beschießen. Aber unbeweglich stand der Herzog in seinen Verschanzungen, und begnügte sich, diese Ausfoderung durch das Feuer der Musketen und Kanonen von ferne zu beantworten. Den König durch Unthätigkeit aufzureiben, und durch die Macht des Hungers seine Beharrlichkeit zu besiegen, war sein überlegter Entschluß, und keine Vorstellung Maximilians, keine Ungeduld der Armee, kein Spott des Feindes, konnte diesen Vorsatz erschüttern. In seiner Hoffnung getäuscht, und von der wachsenden Noth gedrungen, wagte sich Gustav Adolph nun an das Unmögliche, und der Entschluß wurde gefaßt, das durch Natur und Kunst gleich unbezwingliche Lager zu stürmen.

Nachdem er das seinige dem Schutz der Nürnbergischen Miliz übergeben, rückte er am Bartholomäustage, dem acht und funfzigsten, seitdem die Armee

ihre Verschanzungen bezogen, in voller Schlachtordnung heraus, und passirte die Rednitz bey Fürt, wo er die feindlichen Vorposten mit leichter Mühe zum Weichen brachte. Auf den steilen Anhöhen zwischen der Biber und Rednitz, die Alte Feste und Altenberg genannt, stand die Hauptmacht des Feindes, und das Lager selbst, von diesen Hügeln beherrscht, breitete sich unabsehbar durch das Gefilde. Die ganze Stärke des Geschützes war auf diesen Hügeln versammelt. Tiefe Gräben umschlossen unersteigliche Schanzen, dichte Verhacke und stachelige Pallisaden verrammelten die Zugänge zu dem steil anlaufenden Berge, von dessen Gipfel Wallenstein, ruhig und sicher wie ein Gott, durch schwarze Rauchwolken seine Blitze versendete. Hinter den Brustwehren lauerte der Musketen tückisches Feuer, und ein gewisser Tod blickte aus hundert offnen Kanonenschlünden dem verwegenen Stürmer entgegen. Auf diesen gefahrvollen Posten richtete Gustav Adolph den Angriff, und fünfhundert Musketiere, durch weniges Fußvolk unterstützt, (mehrere zugleich konnten auf dem engen Terrain nicht zum Fechten kommen) hatten den unbeneideten Vorzug, sich zuerst in

den offenen Rachen des Todes zu werfen. Wüthend war der Andrang, der Widerstand fürchterlich; der ganzen Wuth des feindlichen Geschützes ohne Brustwehr dahin gegeben, grimmig durch den Anblick des unvermeidlichen Todes, laufen diese entschlossenen Krieger gegen den Hügel Sturm, der sich in Einem Moment in den flammenden Hekla verwandelt, und einen eisernen Hagel donnernd auf sie herunter speyt. Zugleich dringt die schwere Kavallerie in die Lücken ein, welche die feindlichen Ballen in die gedrängte Schlachtordnung reißen, die festgeschlossenen Glieder trennen sich, und die standhafte Heldenschaar, von der gedoppelten Macht der Natur und der Menschen bezwungen, wendet sich nach hundert zurückgelaßnen Todten zur Flucht. Deutsche waren es, denen Gustavs Parteylichkeit die tödtliche Ehre des ersten Angriffs bestimmte; über ihren Rückzug ergrimmt, führte er jetzt seine Finnländer zum Sturm, durch ihren nordischen Muth die Deutsche Feigheit zu beschämen. Auch seine Finnländer, durch einen ähnlichen Feuerregen empfangen, weichen der überlegenen Macht, und ein frisches Regiment tritt an ihre Stelle, mit gleich

schlechtem Erfolg den Angriff zu erneuer
Dieses wird von einem vierten und fün
ten und sechsten abgelöst, das während
des zehenstündigen Gefechtes alle Reg
menter zum Angriff kommen, und al
blutend und zerrissen von dem Kamp
platz zurückkehren. Tausend verstümmel
Körper bedecken das Feld, und unbesie
setzt Gustav den Angriff fort, und une
schütterlich behauptet Wallenstein sein
Feste.

Indessen hat sich zwischen der kaiser
lichen Reiterey und dem linken Flüg
der Schweden, der in einem Busch a
der Redmitz postirt war, ein heftig
Kampf entzündet, wo mit abwechselnde
Glück der Feind bald Besiegter bald Si
ger bleibt, und auf beyden Seiten glei
viel Blut fließt, gleich tapfre Thaten ge
schehen. Dem Herzog von Friedland un
dem Prinzen Bernhard von Weimar wer
den die Pferde unter dem Leibe erscho
sen; dem König selbst reißt eine Stück
kugel die Sohle von dem Stiefel. Mit
ununterbrochener Wuth erneuern sie
Angriff und Widerstand, bis endlich d
eintretende Nacht das Schlachtfeld ver
finstert, und die erbitterten Kämpfer zu
Ruhe winkt. Jetzt aber sind die Schw

den schon zu weit vorgedrungen, um den Rückzug ohne Gefahr unternehmen zu können. Indem der König einen Offizier zu entdecken sucht, den Regimentern durch ihn den Befehl zum Rückzug zu übersenden, stellt sich ihm der Oberste Hebron, ein tapfrer Schottländer, dar, den bloß sein natürlicher Muth aus dem Lager getrieben hatte, die Gefahr dieses Tages zu theilen. Ueber den König erzürnt, der ihm unlängst bey einer gefahrvollen Action einen jüngern Obersten vorgezogen, hatte er das rasche Gelübde gethan, seinen Degen nie wieder für den König zu ziehen. An ihn wendet sich jetzt Gustav Adolph, und, seinen Heldenmuth lobend, ersucht er ihn, die Regimenter zum Rückzug zu kommandiren. „Sire," erwiedert der tapfre Soldat, „das ist der einzige Dienst, den ich Eurer Majestät nicht verweigern kann, denn es ist etwas dabey zu wagen;" und sogleich sprengt er davon, den erhaltenen Auftrag ins Werk zu richten. Zwar hatte sich Herzog Bernhard von Weimar in der Hitze des Gefechts einer Anhöhe über der alten Feste bemächtigt, von wo aus man den Berg und das ganze Lager bestreichen konnte. Aber ein festiger Platz-

regen, der in derselben Nacht einfiel, machte den Abhang so schlüpfrig, daß es unmöglich war, die Kanonen hinaufzubringen, und so mußte man von freyen Stücken diesen mit Strömen Bluts errungenen Posten verloren geben. Mißtrauisch gegen das Glück, das ihn an diesem entscheidenden Tage verlassen hatte, getraute der König sich nicht, mit erschöpften Truppen am folgenden Tage den Sturm fortzusetzen, und zum erstenmal überwunden, weil er nicht Ueberwinder war, führt er seine Truppen über die Rednitz zurück. Zweytausend Todte, die er auf dem Wahlplatz zurückließ, bezeugten seinen Verlust, und unüberwunden stand der Herzog von Friedland in seinen Linien.

Noch ganze vierzehn Tage nach dieser Action blieben die Armeen einander gegenüber gelagert, jede in der Erwartung, die andre zuerst zum Aufbruch zu nöthigen. Je mehr mit jedem Tage der kleine Vorrath an Lebensmitteln schmolz, desto schrecklicher wuchsen die Drangsale des Hungers, desto mehr verwilderte der Soldat, und das Landvolk umher ward das Opfer seiner thierischen Raubsucht. Die steigende Noth löste alle Bande der Zucht

und der Ordnung im Schwedischen Lager auf, und besonders zeichneten sich die Deutschen Regimenter durch die Gewaltthätigkeiten aus, die sie gegen Freund und Feind ohne Unterschied verübten. Die schwache Hand eines Einzigen vermochte einer Gesetzlosigkeit nicht zu steuern, die durch das Stillschweigen der untern Befehlshaber eine scheinbare Billigung, und oft durch ihr eigenes verderbliches Beyspiel Ermunterung erhielt. Tief schmerzte den Monarchen dieser schimpfliche Verfall der Kriegszucht, in die er bis jetzt einen so gegründeten Stolz gesetzt hatte, und der Nachdruck, womit er den Deutschen Offizieren ihre Nachlässigkeit verweist, bezeugt die Heftigkeit seiner Empfindungen. „Ihr Deutschen," rief er aus, „ihr, ihr selbst seyd es, die ihr euer eigenes Vaterland bestehlt, und gegen eure eigenen Glaubensgenossen wüthet. Gott sey mein Zeuge, ich verabscheue euch, ich habe einen Ekel an euch, und das Herz gällt mir im Leibe, wenn ich euch anschaue. Ihr übertretet meine Verordnungen, ihr seyd Ursache, daß die Welt mich verflucht, daß mich die Thränen der schuldlosen Armuth verfolgen, daß ich öffentlich hören muß: Der König,

andern verwunden, bey Strafe des Verluſtes ſeiner Hand verlieren; auch ſollte keiner mit eines andern Weib oder Tochter Umgang pflegen, wofern er nicht Hand oder Leben verlieren wollte. Auſſerdem machte er noch manche gute Ordnung um Ruhe zu erhalten.

Nachdem er ſie auf ſolche Art in Ordnung gebracht und gerüſtet hatte, ſagt' er zu ihnen: „ihr Herrn! der mächtigſte Feind, den wir haben, iſt Prieſter Johann. Ich befehl' euch daher, daß ihr morgen alle gegen ihn gerüſtet erſcheinet. Fügt es ſich, daß er uns ſchlägt; welches Gott verhüten wolle, ſo rathe ſich jeder, ſo gut wie er kann. Schlagen wir aber ihn, ſo befehl' ich, drey Tage und drey Nächte zu warten; und daß ſich niemand unterſtehe Hand ans Beutemachen zu legen, ſondern blos an Niederhauen; denn erſt wenn wir den Sieg werden erhalten haben, werde ich die Beute ſo gut und redlich unter euch vertheilen, daß jedermann zufrieden ſeyn ſoll.“ Alle ließen ſich das gefallen.

Tags darauf griffen ſie ihre Feinde an, und ſchlugen ſie, mit göttlicher Hülfe. So viele ſie mit Waffen zum Ernſt antrafen, die hauten ſie alle nieder; nur wen ſie in geiſtlichem Gewande antrafen, Prieſter und andere Geiſtlichen, brachten ſie nicht um. Die übrigen Unterthanen im Lande des Prieſters Johann, die nicht mit in der Schlacht geweſen waren, unterwarfen ſich ihnen alle.

Einer von den Fürſten der vorbenannten Völker blieb wohl drey Monathe lang verlohren, ohne daß man etwas von ihm erfuhr. Als er wiederkam, hatt' er weder Hunger noch Durſt; und es war ihm, als ſey er höchſtens nur einen Abend entfernt geweſen. Man erzählte von ihm, er habe einen ſehr hohen Berg

unser Freund, thut uns mehr Uebels an, als unsre grimmigsten Feinde. Eurets wegen habe ich meine Krone ihres Schatzes entblößt, und über vierzig Tonnen Goldes aufgewendet; von eurem Deutschen Reich aber nicht erhalten, wovon ich mich schlecht bekleiden könnte. Euch gab ich alles, was Gott mir zutheilte, und, hättet ihr meine Gesetze geachtet, alles, was er mir künftig noch geben mag, würde ich mit Freuden unter euch ausgetheilt haben. Eure schlechte Mannszucht überzeugt mich, daß ihrs böse meint, wie sehr ich auch Ursache haben mag, eure Tapferkeit zu loben."

Nürnberg hatte sich über Vermögen angestrengt, die ungeheure Menschenmenge, welche in seinem Gebiete zusammengepreßt war, eilf Wochen lang zu ernähren; endlich aber versiegten die Mittel, und der König, als der zahlreichere Theil, mußte sich eben darum zuerst zum Abzug entschließen. Mehr als zehntausend seiner Einwohner hatte Nürnberg begraben, und Gustav Adolph gegen zwanzigtausend seiner Soldaten durch Krieg und Seuchen eingebüßt. Zertreten lagen alle umliegenden Felder, die Dörfer in Asche,

das beraubte Landvolk verschmachtete auf den Straßen, Modergerüche verpesteten die Luft, verheerende Seuchen, durch die kümmerliche Nahrung, durch den Qualm eines so bevölkerten Lagers und so vieler verwesenden Leichname, durch die Glut der Hundstage ausgebrütet, wütheten unter Menschen und Thieren, und noch lange nach dem Abzug der Armeen drückten Mangel und Elend das Land. Gerührt von dem allgemeinen Jammer, und ohne Hoffnung, die Beharrlichkeit des Herzogs von Friedland zu besiegen, hob der König am achten September sein Lager auf, und verließ Nürnberg, nachdem er es zur Fürsorge mit einer hinlänglichen Besatzung versehen hatte. In völliger Schlachtordnung zog er an dem Feinde vorüber, der unbeweglich blieb, und nicht das geringste unternahm, seinen Abzug zu stören. Er richtete seinen Marsch nach Neustadt an der Aisch und Windsheim, wo er fünf Tage stehen blieb, um seine Truppen zu erquicken, und Nürnberg nahe zu seyn, wenn der Feind etwas gegen diese Stadt unternehmen sollte. Aber Wallenstein, der Erholung nicht weniger bedürftig, hatte auf den Abzug der Schweden nur gewartet, um den sei-

nigen antreten zu können. Fünf Tag
später verließ auch er sein Lager bey Zirn
dorf, und übergab es den Flammen
Hundert Rauchsäulen, die aus den ein
geäscherten Dörfern in der ganzen Rund
zum Himmel stiegen, verkündigten sei
nen Abschied, und zeigten der getrösteten
Stadt, welchem Schicksale sie selbst ent
gangen war. Seinen Marsch, der gegen
Forchheim gerichtet war, bezeichnete die
schrecklichste Verheerung; doch war er
schon zu weit vorgerückt, um von dem
König noch eingeholt zu werden. Die
ser trennte nun seine Armee, die das er
schöpfte Land nicht ernähren konnte, um
mit einem Theile derselben Franken zu
behaupten, und mit dem andern seine
Eroberungen in Bayern in eigner Person
fortzusetzen.

Unterdessen war die kaiserlich-bayrische
Armee in das Bisthum Bamberg gerückt,
wo der Herzog von Friedland eine zweyte
Musterung darüber anstellte. Er fand
diese sechzigtausend Mann starke Macht
durch Desertion, Krieg und Seuchen bis
auf vier und zwanzig tausend Mann ver
mindert, von denen der vierte Theil aus
Bayrischen Truppen bestand. Und so hat
te das Lager vor Nürnberg beyde Theile

mehr als zwey verlorene große Schlachten entkräftet, ohne den Krieg seinem Ende auch nur um etwas genähert, oder die gespannten Erwartungen der Europäischen Welt durch einen einzigen entscheidenden Vorfall befriedigt zu haben. Den Eroberungen des Königs in Bayern wurde zwar auf eine Zeit lang durch die Diversion bey Nürnberg ein Ziel gesteckt, und Oesterreich selbst vor einem feindlichen Einfall gesichert; aber durch den Abzug von dieser Stadt gab man ihm auch die völlige Freyheit zurück, Bayern aufs neue zum Schauplatz des Kriegs zu machen. Unbekümmert um das Schicksal dieses Landes, und des Zwanges müde, den ihm die Verbindung mit dem Churfürsten auferlegte, ergriff der Herzog von Friedland begierig die Gelegenheit, sich von diesem lästigen Gefährten zu trennen und seine Lieblingsentwürfe mit erneuertem Ernst zu verfolgen. Noch immer seiner ersten Maxime getreu, Sachsen von Schweden zu trennen, bestimmte er dieses Land zum Winteraufenthalt seiner Truppen, und hoffte, durch seine verderbliche Gegenwart den Churfürsten um so eher zu einem besondern Frieden zu zwingen.

Kein Zeitpunkt konnte diesem Unter
nehmen günstiger seyn. Die Sachsen wa
ren in Schlesien eingefallen, wo sie, d
Vereinigung mit Brandenburgischen un
Schwedischen Hülfsvölkern, einen Vo
theil nach dem andern über die Trupp
des Kaisers erfochten. Durch eine Dive
sion, welche man dem Churfürsten in s
nen eigenen Staaten machte, rettete m
Schlesien; und das Unternehmen w
desto leichter, da Sachsen durch d
Schlesischen Krieg von Vertheidigern e
blößt, und dem Feinde von allen Seit
geöffnet war. Die Nothwendigkeit
Oesterreichisches Erbland zu retten, sch
alle Einwendungen des Churfürsten
Bayern darnieder, und unter der Ma
eines patriotischen Eifers für das B
des Kaisers konnte man ihn mit um
weniger Bedenklichkeit aufopfern.
dem man dem König von Schweden
reiche Bayern zum Raube ließ, ho
man in der Unternehmung auf Sach
von ihm nicht gestört zu werden, und
zunehmende Kaltsinnigkeit zwischen
sem Monarchen und dem Sächsischen K
ließ ohnehin von seiner Seite wenig E
zu Befreyung Johann Georgs befürch
Aufs neue also von seinem arglistigen

schützer im Stich gelassen, trennte sich der Churfürst zu Bamberg von Wallenstein, um mit dem kleinen Ueberrest seiner Truppen sein hülfloses Land zu vertheidigen, und die kaiserliche Armee richtete unter Friedlands Anführung ihren Marsch durch Baireuth und Koburg nach dem Thüringer Walde.

Ein kaiserlicher General von Holk war bereits mit sechstausend Mann in das Vogtland voraus geschickt worden, diese wehrlose Provinz mit Feuer und Schwert zu verheeren. Ihm wurde bald darauf Gallas nachgeschickt, ein zweyter Feldherr des Herzogs und ein gleich treues Werkzeug seiner unmenschlichen Befehle. Endlich wurde auch noch Graf Pappenheim aus Niedersachsen herbey gerufen, die geschwächte Armee des Herzogs zu verstärken, und das Elend Sachsens vollkommen zu machen. Zerstörte Kirchen, eingeäscherte Dörfer, verwüstete Aernten, beraubte Familien, ermordete Unterthanen bezeichneten den Marsch dieser Barbarenheere, das ganze Thüringen, Vogtland und Meißen erlagen unter dieser dreyfachen Geißel. Aber sie waren nur die Vorläufer eines größern Elends, mit welchem der Herzog selbst, an der Spitze

der Hauptarmee, das unglückliche Sachsen bedrohte. Nachdem dieser auf seinem Zuge durch Franken und Thüringen die schauderhaftesten Denkmäler seiner Wuth hinterlassen, erschien er mit seiner ganzen Macht in dem Leipziger Kreise, und zwang nach einer kurzen Belagerung die Stadt Leipzig zur Uebergabe. Seine Absicht war, bis nach Dresden vorzudringen, und durch Unterwerfung des ganzen Landes dem Churfürsten Gesetze vorzuschreiben. Schon näherte er sich der Mulda, um die Sächsische Armee, die bis Torgau ihm entgegen gerückt war, mit seiner überlegenen Macht aus dem Felde zu schlagen, als die Ankunft des Königs von Schweden zu Erfurt seinen Eroberungsplanen eine unerwartete Grenze setzte. Im Gedränge zwischen der Sächsischen und Schwedischen Macht, welche Herzog Georg von Lüneburg von Niedersachsen aus noch zu verstärken drohte, wich er eilfertig gegen Merseburg zurück, um sich dort mit dem Grafen von Pappenheim zu vereinigen, und die eindringenden Schweden mit Nachdruck zurück zu treiben.

Nicht ohne große Unruhe hatte Gustav Adolph den Kunstgriffen zugesehen,

welche Spanien und Oesterreich verschwendeten, um seinen Alliirten von ihm abtrünnig zu machen. So wichtig ihm das Bündniß mit Sachsen war, so viel mehr Ursache hatte er, vor dem unbeständigen Gemüthe Johann Georgs zu zittern. Nie hatte zwischen ihm und dem Churfürsten ein aufrichtiges freundschaftliches Verhältniß Statt gefunden. Einem Prinzen, der auf seine politische Wichtigkeit stolz, und gewohnt war, sich als das Haupt seiner Partey zu betrachten, mußte die Einmischung einer fremden Macht in die Reichsangelegenheiten bedenklich und drückend seyn, und den Widerwillen, womit er die Fortschritte dieses unwillkommenen Fremdlings betrachtete, hatte nur die äußerste Noth seiner Staaten auf eine Zeit lang besiegen können. Das wachsende Ansehen des Königs in Deutschland, sein überwiegender Einfluß auf die protestantischen Stände, die nicht sehr zweydeutigen Beweise seiner ehrgeitzigen Absichten, bedenklich genug, die ganze Wachsamkeit der Reichsstände aufzufodern, machten bey dem Churfürsten tausend Besorgnisse rege, welche die kaiserlichen Unterhändler geschickt zu nähren und zu vergrößern wußten. Jeder eigennüchtige

Schritt des Königs, jede auch noch so billige Foderung, die er an die Reichsfürsten machte, gaben dem Churfürsten Anlaß zu bittern Beschwerden, die einen nahen Bruch zu verkündigen schienen. Selbst unter den Generalen beyder Theile zeigten sich, so oft sie vereinigt agiren sollten, vielfache Spuren der Eifersucht, welche ihre Beherrscher entzweyten. Johann Georgs natürliche Abneigung vor dem Krieg, und seine noch immer nicht unterdrückte Ergebenheit gegen Oesterreich, begünstigte Arnheims Bemühungen, der, in beständigem Einverständnisse mit Wallenstein, unermüdet daran arbeitete, seinen Herrn zu einem Privatvergleich mit dem Kaiser zu vermögen; und fanden seine Vorstellungen auch lange Zeit keinen Eingang, so lehrte doch zuletzt der Erfolg, daß sie nicht ganz ohne Wirkung geblieben waren.

Gustav Adolph, mit Recht vor den Folgen bange, die der Abfall eines so wichtigen Bundsgenossen von seiner Parthey für seine ganze künftige Existenz in Deutschland haben mußte, ließ kein Mittel unversucht, diesen bedenklichen Schritt zu verhindern, und bis jetzt hatten seine Vorstellungen ihren Eindruck auf den

Churfürsten nicht ganz verfehlt. Aber die fürchterliche Macht, womit der Kaiser seine verführerischen Vorschläge unterstützte, und die Drangsale, die er bey längerer Weigerung über Sachsen zu häufen drohte, konnten endlich doch, wenn man ihn seinen Feinden hülflos dahingab, die Standhaftigkeit des Churfürsten überwinden, und diese Gleichgültigkeit gegen einen so wichtigen Bundsgenossen das Vertrauen aller übrigen Alliirten Schwedens zu ihrem Beschützer auf immer darnieder schlagen. Diese Betrachtung bewog den König, den dringenden Einladungen, welche der hart bedrohte Churfürst an ihn ergehen ließ, zum zweytenmale nachzugeben, und der Rettung dieses Bundsgenossen alle seine glänzenden Hoffnungen aufzuopfern. Schon hatte er einen zweyten Angriff auf Ingolstadt beschlossen, und die Schwäche des Churfürsten von Bayern rechtfertigte seine Hoffnung, diesem erschöpften Feinde doch endlich noch die Neutralität aufzudringen. Der Aufstand des Landvolks in Oberösterreich öffnete ihm dann den Weg in dieses Land, und der Sitz des Kaiserthrons konnte in seinen Händen seyn, ehe Wallenstein Zeit hatte, mit Hülfe herbey

angetroffen, und oben auf dem Berge die schönsten Leute, die er jemahls gesehen, prächtig gekleidet und geschmückt. Am Fuß des Bergs sah er einen König sitzen, noch schöner als die übrigen, noch besser gekleidet, und noch schöner geschmückt, auf einem Throne von Gold. Ihm zur Rechten saßen sechs Könige mit Kronen auf den Häuptern, mit einem Schmuck von köstlichem Gestein. Neben ihm, rechter Hand, kniete eine Königinn, die ihn bat seines Volks zu denken; zu seiner linken Hand stand ein schöner Mann mit zween Flügeln, die wie die Sonne glänzten; und rings um den König her stand eine Menge schöner Leute mit Flügeln. Der König rufte den Prinzen zu sich, und sagte zu ihm: „Du kömmst aus dem Lager des Königs der Tartarinen?" und er antwortete: „ja Herr! daher komme ich." — „So gehe denn zu ihm, und sage ihm: du habest mich gesehen, der ich Herr des Himmels und der Erde bin; sage ihm ferner, er solle mir danken für den Sieg, den ich ihm über den Priester Johann und seine Leute verliehen; füge auch noch in meinem Nahmen hinzu, daß ich ihm die Macht gebe, sich die ganze Welt zu unterwerfen." — „Herr! versetzte der Prinz, wird er mir auch Glauben beymessen?" — „Sage ihm, er solle dir glauben, in Kraft dessen, daß du gegen den Kayser von Persien bloß mit dreyhundert Mann, und mit nicht mehr, zum Kampf ausziehen werdest; und damit dein großer König glauben möge, daß ich Macht habe alles zu thun, will ich dir Sieg verleihen über den Kaiser von Persien, der mit mehr als 300000 Mann gegen dich ausziehen wird. Ehe du nun zum Kampfe gegen ihn ausziehst, sollst du vorher deinen König bitten, daß er dir die Priester und andere geistlichen Leute ausantworte, die er im Treffen gefangen genommen, und was diese dir sagen wer-

zu eilen. Alle diese schimmernden Hoffnungen setzte er dem Wohl eines Alliirten nach, den weder Verdienste noch guter Wille dieses Opfers werth machten; der, bey den dringendsten Aufforderungen des Gemeingeistes, nur seinem eigenen Vortheil mit kleinlicher Selbstsucht diente; der nicht durch die Dienste, die man sich von ihm versprach, nur durch den Schaden, den man von ihm besorgte, bedeutend war. Und wer erwehrt sich nun des Unwillens, wenn er hört, daß auf dem Wege, den Gustav Adolph jetzt zur Befreyung dieses Fürsten antritt, der große König das Ziel seiner Thaten findet?

Schnell zog er seine Truppen im Fränkischen Kreise zusammen, und folgte dem Wallensteinischen Heere durch Thüringen nach. Herzog Bernhard von Weimar, der gegen Pappenheim war voraus geschickt worden, stieß bey Arnstadt zu dem Könige, der sich jetzt an der Spitze von zwanzigtausend Mann geübter Truppen erblickte. Zu Erfurt trennte er sich von seiner Gemahlin, die ihn nicht eher als zu Weißenfels — im Sarge wieder sehen sollte; der bange gepreßte Abschied deutete auf eine ewige Trennung. Er er-

reichte Naumburg am ersten November des Jahrs 1632, ehe die dahin detaschirten Corps des Herzogs von Friedland sich dieses Platzes bemächtigen konnten. Schaarenweise strömte alles Volk aus der umliegenden Gegend herbey, den Helden, den Rächer, den großen König anzustaunen, der ein Jahr vorher auf eben diesem Boden als ein rettender Engel erschienen war. Stimmen der Freude umtönten ihn, wo er sich sehen ließ; anbetend stürzte sich alles vor ihm auf die Kniee; man stritt sich um die Gunst, die Scheide seines Schwerts, den Saum seines Kleides zu berühren. Den bescheidenen Helden empörte dieser unschuldige Tribut, den ihm die aufrichtigste Dankbarkeit und Bewunderung zollte. „Ist es nicht, als ob dieses Volk mich zum Gott mache?“ sagte er zu seinen Begleitern. „Unsre Sachen stehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieses verwegene Gaukelspiel strafen, und diesem thörichten Haufen meine schwache sterbliche Menschheit früh genug offenbaren.“ Wie liebenswürdig zeigt sich uns Gustav, eh er auf ewig von uns Abschied nimmt! So weigert sich der Agamemnon des Griechischen

Trauerspiels, auf den Purpur zu treten, den die Ehrfurcht zu seinen Füßen ausbreitet. Auch in der Fülle seines Glücks die richtende Nemesis ehrend, verschmäht er eine Huldigung, die nur den Unsterblichen gebührt, und sein Recht auf unsre Thränen verdoppelt sich, eben da er dem Augenblick nahe ist, sie zu erregen.

Unterdessen war der Herzog von Friedland dem anrückenden König bis Weißenfels entgegen gezogen, entschlossen, die Winterquartiere in Sachsen, auch wenn es eine Schlacht kosten sollte, zu behaupten. Seine Unthätigkeit vor Nürnberg, hatte ihn dem Verdacht ausgesetzt, als ob er sich mit dem Nordischen Helden nicht zu messen wagte, und sein ganzer Ruhm war in Gefahr, wenn er die Gelegenheit zu schlagen zum zweytenmal entwischen ließ. Seine Ueberlegenheit an Truppen, wiewohl weit geringer, als sie in der ersten Zeit des Nürnbergischen Lagers gewesen, machte ihm die wahrscheinlichste Hoffnung zum Sieg, wenn er den König, vor der Vereinigung desselben mit den Sachsen, in ein Treffen verwickeln konnte. Aber seine jetzige Zuversicht war nicht sowohl auf seine größere Truppenzahl,

als auf die Versicherungen seines Astrologen Seni gegründet, welcher in den Sternen gelesen hatte, daß das Glück des Schwedischen Monarchen im November untergehen würde. Ueberdieß waren zwischen Kamburg und Weißenfels enge Pässe, von einer fortlaufenden Bergkette und der nahe strömenden Saale gebildet, welche es der Schwedischen Armee äußerst schwer machten, vorzudringen, und mit Hülfe weniger Truppen gänzlich geschlossen werden konnten Dem König blieb dann keine andere Wahl, als sich mit größter Gefahr durch diese Defileen zu winden, oder einen beschwerlichen Rückzug durch Thüringen zu nehmen, und in einem verwüsteten Lande, wo es an jeder Nothdurft gebrach, den größten Theil seiner Truppen einzubüßen. Die Geschwindigkeit, mit der Gustav Adolph von Naumburg Besitz nahm, vernichtete diesen Plan, und jetzt war es Wallenstein selbst, der den Angriff erwartete.

Aber in dieser Erwartung sah er sich getäuscht, als der König, anstatt ihm bis Weißenfels entgegen zu rücken, alle Anstalten traf, sich bey Naumburg zu verschanzen, und hier die Verstärkungen zu erwarten, welche der Herzog von Lüne-

burg im Begriff war ihm zuzuführen. Unschlüssig, ob er dem König durch die engen Pässe zwischen Weißenfels und Naumburg entgegen gehen, oder in seinem Lager unthätig stehen bleiben sollte, versammelte er seinen Kriegsrath, um die Meinung seiner erfahrensten Generale zu vernehmen. Keiner von allen fand es rathsam, den König in seiner vortheilhaften Stellung anzugreifen, und die Vorkehrungen, welche dieser zu Befestigung seines Lagers traf, schienen deutlich anzuzeigen, daß er gar nicht Willens sey, es so bald zu verlassen. Aber eben so wenig erlaubte der eintretende Winter, den Feldzug zu verlängern, und eine der Ruhe so sehr bedürftige Armee durch fortgesetzte Kampirung zu ermüden. Alle Stimmen erklärten sich für die Endigung des Feldzugs, um so mehr, da die wichtige Stadt Köllu am Rhein von Hollandischen Truppen gefährlich bedroht war, und die Fortschritte des Feindes in Westphalen und am Unterrhein die nachdrücklichste Hülfe in diesen Gegenden erheischten. Der Herzog von Friedland erkannte das Gewicht dieser Gründe, und beynahe überzeugt, daß von dem König für diese Jahrszeit kein Angriff mehr zu befürch-

ten sey, bewilligte er seinen Truppen die Winterquartiere, doch so, daß sie aufs schnellste versammelt waren, wenn etwa der Feind gegen alle Erwartung noch einen Angriff wagte. Graf Pappenheim wurde mit einem großen Theile des Heers entlassen, um der Stadt Köln zu Hülfe zu eilen, und auf dem Wege dahin die Hallische Festung Moritzburg in Besitz zu nehmen. Einzelne Corps bezogen in den schicklichsten Städten umher ihre Winterquartiere, um die Bewegungen des Feindes von allen Seiten beobachten zu können. Graf Kolloredo bewachte das Schloß zu Weißenfels, und Wallenstein selbst blieb mit dem Ueberrest unweit Merseburg zwischen dem Flößgraben und der Saale stehen, von wo er gesonnen war, seinen Marsch über Leipzig zu nehmen, und die Sachsen von dem Schwedischen Heer abzuschneiden.

Kaum aber hatte Gustav Adolph Pappenheims Abzug vernommen, so verließ er plötzlich sein Lager bey Naumburg, und eilte, den um die Hälfte geschwächten Feind mit seiner ganzen Macht anzufallen. In beschleunigtem Marsche rückte er gegen Weißenfels vor, von wo aus sich das Gerücht von seiner Ankunft schnell bis

zum Feinde verbreitete, und den Herzog von Friedland in die höchste Verwunderung setzte. Aber es galt jetzt einen schnellen Entschluß, und der Herzog hatte seine Maßregeln bald genommen. Obgleich man dem zwanzigtausend Mann starken Feinde nicht viel über zwölftausend entgegen zu setzen hatte, so konnte man doch hoffen, sich bis zu Pappenheims Rückkehr zu behaupten, der sich höchstens fünf Meilen weit, bis Halle, entfernt haben konnte. Schnell flogen Eilboten ab, ihn zurück zu rufen, und zugleich zog sich Wallenstein in die weite Ebene zwischen dem Flossgraben und Lützen, wo er in völliger Schlachtordnung den König erwartete, und ihn durch diese Stellung von Leipzig und den Sächsischen Völkern trennte.

Drey Kanonenschüsse, welche Graf Kolloredo von dem Schlosse zu Weißenfels abbrannte, verkündigten den Marsch des Königs, und auf dieses verabredete Signal zogen sich die Friedländischen Vortruppen unter dem Kommando des Kroatengenerals Isolani zusammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu besetzen. Ihr schwacher Widerstand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bey

dem Dorfe Rippach über das Waſſer dieſes Namens ſetzte, und ſich unterhalb Lützen der kaiſerlichen Schlachtordnung gegenüber ſtellte. Die Landſtraße, welche von Weißenfels nach Leipzig führt, wird zwiſchen Lützen und Markranſtädt von dem Floßgraben durchſchnitten, der ſich von Zeitz nach Merſeburg erſtreckt und die Elſter mit der Saale verbindet. An dieſen Kanal lehnte ſich der linke Flügel der Kaiſerlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch ſo, daß ſich die Reiterey beyder Theile noch jenſeits deſſelben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte ſich Wallenſteins rechter Flügel, und ſüdwärts von dieſem Städtchen der linke Flügel des Schwediſchen Heers gelagert. Beyde Armeen kehrten der Landſtraße ihre Fronte zu, welche mitten durch ſie hinging, und eine Schlachtordnung von der andern abſonderte. Aber eben dieſer Landſtraße hatte ſich Wallenſtein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachtheil ſeines Gegners bemächtigt, die zu beyden Seiten derſelben fortlaufenden Gräben vertieſen und durch Musketiere beſetzen laſſen, daß der Uebergang ohne Beſchwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denſelben

ragte eine Batterie von sieben großen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterstützen, und an den Windmühlen, nahe hinter Lützen, waren vierzehn kleinere Feldstücke auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen großen Theil der Ebne bestreichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf große und unbehülfliche Brigaden vertheilt, stand in einer Entfernung von dreyhundert Schritten hinter der Landstraße in Schlachtordnung, und die Reiterey bedeckte die Flanken. Alles Gepäcke ward nach Leipzig geschickt, um die Bewegungen des Heers nicht zu hindern, und bloß die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, mußten alle Trossjungen und Knechte zu Pferde sitzen, und sich an den linken Flügel anschließen; doch nur so lange, bis die Pappenheimischen Völker anlangten. Diese ganze Anordnung geschah in der Finsterniß der Nacht, und ehe der Tag graute, war alles zum Empfang des Feindes bereitet.

Noch an eben diesem Abend erschien Gustav Adolph auf der gegenüber liegenden Ebene, und stellte seine Völker zum

Treffen. Die Schlachtordnung war dieselbe, wodurch er das Jahr vorher bey Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterey hin und wieder eine Anzahl Musketiere vertheilt. Die ganze Armee stand in zwey Linien, den Floßgraben zur Rechten und hinter sich, vor sich die Landstraße, und die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Brahe Befehlen, die Reiterey auf den Flügeln, und vor der Fronte das Geschütz. Einem Deutschen Helden, dem Herzog Bernhard von Weimar, ward die Deutsche Reiterey des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schweden an, die Eifersucht beyder Völker zu einem edeln Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweyte Treffen geordnet, und hinter demselben hielt ein Reservecorps unter Hendersons, eines Schottländers, Kommando.

Also gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der

werden, das glaube du und dein Volk festiglich." — „Herr! versetzte der Prinz, ich wag' es nicht dahin zu gehen, wofern du nicht mich führen lässest." Und der König wandte sich zu einer großen Schaar Ritter, die so herrlich gerüstet da standen, daß man darob erstaunte; und rufte und sprach: „Georg! komm her!" Dieser kam und kniete nieder. Und der König sagte zu ihm: „steh' auf, und führe mir diesen wohlbehalten in sein Zelt;" welches auch der Ritter in einem Augenblicke that. Als ihn die Seinigen wiedersahen, hatten sie darüber eine große Freude, und mit ihnen das ganze Lager, so daß es niemand beschreiben kann. Er verlangte nun die Priester des großen Königs, und sie wurden ihm gegeben; und dieser Fürst und sein ganzes Volk nahmen ihre Lehren so willig an, daß sie alle getauft werden konnten. Hierauf nahm er dreyhundert bewafnete Männer, ließ sie beichten und sich fertig machen, und zog damit zum Kampfe wider den Kayser von Persien, schlug ihn und vertrieb ihn aus seinem Reiche. Dieser kam auf der Flucht bis nach dem Königreiche Jerusalem; und das war der Kayser, der unsere Leute schlug, und den Grafen Walther von Brienne gefangen nahm. — Das Volk dieses christlichen Fürsten war so zahlreich, daß die königlichen Gesandten uns erzählten, in ihrem Lager befänden sich achthundert Kapellen auf Wagen.

Ihre Lebensweise war folgende. Sie aßen kein Brod, sondern lebten von Fleisch und Milch. Das beste Fleisch, das sie haben, ist Pferdefleisch; dieses legen sie unter sich, und lassen es nachher trocknen, worauf sie es in Stücke schneiden, wie schwarzes Brod. Das beste und stärkste Getränk das sie haben, ist Stutenmilch über Kräuter gegossen. Man überreichte dem großen König der Tartarinnen ein Pferd mit Mehl

Truppen furchtbar und merkwürdig mac
ten. Die gespannten Erwartungen Eur
pens, die man im Lager vor Nürnbe
hinterging, sollten nun in den Eben
Lützens befriedigt werden. Zwey solc
Feldherrn, so gleich an Ansehen, an Ruh
und an Fähigkeit, hatten im ganzen Lau
dieses Kriegs noch in keiner offenbare
Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine
hohe Wette noch nie die Kühnheit g
schreckt, ein so wichtiger Preis noch n
die Hoffnung begeistert. Der morgend
Tag sollte Europa seinen ersten Krieg
fürsten kennen lehren, und einen Ueb
winder dem nie überwundenen gebe
Ob am Lechstrom und bey Leipzig Gust
Adolphs Genie, oder nur die Ungeschic
lichkeit seines Gegners den Ausschlag b
stimmte, mußte der morgende Tag auß
Zweifel setzen. Morgen mußte Friedland
Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfe
tigen, und die Größe des Mannes d
Größe des Preises aufwägen, um den e
erkauft worden war. Eifersüchtig theilt
jeder einzelne Mann im Heer seines Füh
rers Ruhm, und unter jedem Harnisch
wechselten die Gefühle, die den Buse
der Generale durchflammten. Zwei
felhaft war der Sieg, gewiß d

Arbeit und das Blut, das er dem Ueberwinder wie dem Ueberwundenen kosten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüber stand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Finsterniß bedeckt noch die schweigende Ebene, und der zögernde Morgen giebt der Furcht eine grauenvolle Frist, alle Schrecken des vor ihr ausgebreiteten Grabes zu zergliedern und den vollen Kelch des Entsetzens auszuleeren. Schwer liegt über beyden Schlachtordnungen der Himmel, schwerer die Erwartung auf jeder einzelnen Brust. Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte knieend hält der König seine Andacht; die ganze Armee, auf die Kniee hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und bloß mit einem ledernen Goller und einem Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch

zu tragen) durchreitet er die Glieder, d
Muth der Truppen zu einer frohen Z
versicht zu entflammen, die sein eig
ahndungsvoller Busen verläugnet. Go
mit uns, war das Wort der Schw
den; das der Kaiserlichen: Jesus M
ria. Gegen eilf Uhr fängt der Ne
an sich zu zertheilen, und der Feind w
sichtbar. Zugleich sieht man Lützen
Flammen stehen, auf Befehl des Herzo
in Brand gesteckt, damit er von die
Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tö
die Losung, die Reiterey sprengt geg
den Feind und das Fußvolk ist im V
marsch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer
Musketen und des dahinter gepflanz
groben Geschützes empfangen, setzen di
tapfern Bataillons mit unerschrockn
Muth ihren Angriff fort, die feindlich
Musketiere verlassen ihren Posten,
Gräben sind übersprungen, die Batte
selbst wird erobert, und sogleich gegen d
Feind gerichtet. Sie dringen weiter
unaufhaltsamer Gewalt, die erste der fü
Friedländischen Brigaden wird nieder
worfen, gleich darauf die zweyte, u
schon wendet sich die dritte zur Flucht
aber hier stellt sich der schnell gegenw

tige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blitzesschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolks zu steuern, und seinem Machtwort gelingts, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drey Kavallerieregimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden aufs neue Fronte gegen den Feind, und dringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind giebt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung, Mann ficht gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwert und der Pike Platz, und die Kunst der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bey diesem Rückzug verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren Finnländischen Kürassiere zerstreute die leicht berittnen Pohlen und Kroaten, die

sich an diesen Flügel anschlossen, und ihr
unordentliche Flucht theilte auch der übri
gen Reiterey Furcht und Verwirrung mit
In diesem Augenblick hinterbringt ma
dem König, daß seine Infanterie übe
die Gräben zurückweiche, und auch sei
linker Flügel durch das feindliche Geschü
von den Windmühlen aus furchtbar ge
ängstigt und schon zum Weichen gebrach
werde. Mit schneller Besonnenheit übet
trägt er dem General von Horn, de
schon geschlagenen linken Flügel des Fei
des zu verfolgen, und er selbst eilt an de
Spitze des Stenbockischen Regiments de
von, der Unordnung seines eigenen linke
Flügels abzuhelfen.. Sein edles Ro
trägt ihn pfeilschnell über die Gräben
aber schwerer wird den nachfolgende
Schwadronen der Uebergang, und nu
wenige Reiter, unter denen Franz Alber
Herzog von Sachsen Lauenburg genann
wird, waren schnell genug, ihm zur Sei
zu bleiben. Er sprengte geraden Weg
demjenigen Orte zu, wo sein Fußvolk a
gefährlichsten bedrängt war, und inde
er seine Blicke umher sendet, irgend ei
Blöße des feindlichen Heers auszuspähe
auf die er den Angriff richten könnt
führt ihn sein kurzes Gesicht zu nah

daſſelbe. Ein kaiſerlicher Gefreyter bemerkt, daß dem Vorüberſprengenden alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und ſchnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuſchlagen. „Auf den dort ſchieße,“ ruft er, „das muß ein vornehmer Mann ſeyn.“ Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerſchmettert. In dieſem Augenblick kommen ſeine Schwadronen dahergeſprengt, und ein verwirrtes Geſchrey: Der König blutet — Der König iſt erſchoſſen! breitet unter den Ankommenden Schrecken und Beſtürzung aus. „Es iſt nichts — folgt mir!“ ruft der König, ſeine ganze Stärke zuſammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in Franzöſiſcher Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufſehen aus dem Gedränge zu ſchaffen. Indem der Letztere auf einem weiten Umweg, um der muthloſen Infanterie dieſen niederſchlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieſer einen zweyten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Reſt ſeiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder,“ ruft er mit ſterbender Stimme. „Suche du nur dein

Leben zu retten.“ Zugleich sank er vo
Pferd, und von noch mehrern Schüsse
durchbohrt, von allen seinen Begleiter
verlassen, verhauchte er unter den räu
berischen Händen der Kroaten sein Lebe
Bald entdeckte sein ledig fliehendes, i
Blute gebadetes Roß der Schwedische
Reiteren ihres Königs Fall, und wüthen
dringt sie herbey, dem gierigen Feind die
heilige Beute zu entreißen. Um seine
Leichnam entbrennt ein mörderisches Ge
fecht, und der entstellte Körper wird un
ter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspost durcheilt in ku
zer Zeit das ganze Schwedische Heer
aber anstatt den Muth dieser tapfer
Schaaren zu ertödten, entzündet sie ih
vielmehr zu einem neuen, wilden, ve
zehrenden Feuer. Das Leben fällt in se
nem Preise, da das heiligste aller Lebe
dahin ist, und der Tod hat für den Ni
drigen keine Schrecken mehr, seitdem
das gekrönte Haupt nicht verschont
Mit Löwengrimm werfen sich die Upld
dischen, Smaländischen, Finnischen, Os
und Westgothischen Regimenter zu
zweytenmal auf den linken Flügel de
Feindes, der dem General von Horn nu

noch schwachen Widerstand leistet, und jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich giebt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaisten Heere der Schweden in seiner Person ein fähiges Oberhaupt, und der Geist Gustav Adolphs führt von neuem seine siegreichen Schaaren. Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Geschütz an den Windmühlen, das ein so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hatte, fällt in seine Hand, und auf die Feinde selbst werden jetzt diese Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des Schwedischen Fußvolks setzt unter Bernhards und Kniephausens Anführung aufs neue gegen die Gräben an, über die er sich glücklich hinwegschwingt, und zum zweytenmal die Batterie der sieben Kanonen erobert. Auf die schweren Bataillons des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gedoppelter Wuth der Angriff erneuert, immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und der Zufall selbst verschwört sich mit der Schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichem Donnerknalle sieht man

die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Bestürzung gesetzte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die Schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegen stürmen. Der Muth entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schicksal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich wars, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Ordre und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Kavallerie aufsitzen, und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht Theil zu nehmen.

Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen, und sich anfänglich selbst darein verwikkelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder, und führt sie aufs neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muth, und voll Ungeduld, dem König selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermuthet, gegenüber zu fechten, bricht er fürchterlich in die Schwedischen Scharen, die, ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Fluth von Feinden nach dem männlichsten Widerstand unterliegen. Auch den erlöschenden Muth des kaiserlichen Fußvolks ermuntert Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benutzt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen aufs neue zu formiren. Die dicht geschlossenen Schwedischen Bataillons werden unter einem mörderischem Gefechte über die Gräben zurückgetrieben, und die zweymal verlornen Kanonen zum zweytenmal ihren Händen entrissen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ih-

beladen, welches einen Weg von drey Monathen weit her gekommen war, und er ſchenkt' es den Geſandten des Königs.

Es giebt da viele chriſtliche Unterthanen, die an die Lehre der Griechen glauben, und dann diejenigen, von welchen wir ſchon geſagt haben und noch andere. Dieſe ſchicken ſie gegen die Sarazenen, wenn ſie Krieg mit ihnen haben; und die Sarazenen ſchicken ſie gegen die Chriſten, wenn ſie es mit dieſen zu thun bekommen. Weiber, die keine Kinder haben, ziehen alle mit ins Treffen; auch geben ſie den Weibern ihren Sold wie den Männern, je nachdem ſie zum Dienſte tüchtig ſind. Ferner erzählten die Geſandten dem Könige, die Söldner und Söldnerinnen äßen zuſammen in den Wohnungen der vornehmen Männer, denen ſie angehörten; und kein Mann wage ſich ein Weib zu berühren wegen des Geſetzes, das ihnen ihr erſter König gegeben. Alle Arten von Fleiſch werden in ihr Lager geführt; ſie eſſen alle Arten. Diejenigen Weiber, die Kinder haben, machen das Fleiſch gar, verwahren es, und bereiten es für die Männer, die in die Schlacht gehen. Das rohe Fleiſch legen ſie zwiſchen ihre Sättel und Kleider; iſt nun alles Blut herausgepreßt, dann eſſen ſie's ganz roh; und was ſie nicht eſſen können, das ſtopfen ſie in einen ledernen Sack; haben ſie nun Hunger, ſo öfnen ſie den Sack, und eſſen jedesmahl das älteſte Fleiſch zuerſt. So ſah ich einmahl einen Coremin, der zu dem Gefolge des Kayſers von Perſien gehörte, und unſer Aufſeher in der Gefangenſchaft war; wenn dieſer ſeinen Sack aufmachte, hielten wir uns die Naſen zu, denn wir konnten's nicht aushalten vor dem Geſtank, der aus dem Sacke kam.

res Heldenmuths gaben, lag todt dahingestreckt, und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit so standhaftem Muthe behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein andres blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiserlichen Reiterey nach dem wüthendsten Kampfe zu Boden warf. Zu sieben verschiedenen Mahlen wiederholte dieser treffliche General den Angriff; sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß. Den Herzog selbst sah man mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beyfall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beschützen heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Bette, wo Gustav erblaßte, sollte Wallenstein den schuldbefleckten Geist nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Telamonier des Heers, der furchtbarste Soldat des Hauses Oesterreich und der Kirche. Glühende Begier, dem König selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edeln Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigen Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen; aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwey Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims narbenvolle Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß der, den er suchte, entseelt auf dem Wahlplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blitzte in seinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland,“ rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, aber fröhlich dahin scheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen ist.“

Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht sobald vermißte die schon einmal geschlagene und durch ihn allein wieder hergestellte Reiterey des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie alles verloren gab, und mit schimpflicher Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obersten, Götz, Terzky, Kolloredo und Piccolomini, nöthigte Stand zu halten. Die Schwedische Infanterie benutzt mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen gerissen, ziehen sich beyde Linien in Eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagt. Zum drittenmal setzt sie über die Gräben und zum drittenmal werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beyde Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geschicklichkeit und Wuth thun ihr äußerstes, in den letzten theuren Minuten den ganzen verlorenen Tag nachzuholen. Umsonst, die Verzweiflung er-

hebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu weichen, und die Taktik erschöpft hier ihre Wunder nur, um dort, neue, nie gelernte, nie in Uebung gebrachte Meisterstücke der Kunst zu entwickeln. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Grenze, dem die Wuth keine setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet. Beyde Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Uebereinkunft aus einander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbesiegt sich erklärend, verschwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beyder Theile blieb, weil die Rosse sich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatze verlassen stehen — zugleich der Preis und die Urkunde des Siegers für den, der die Wahlstatt eroberte. Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachsen Abschied nahm, vergaß der Herzog von Friedland, seinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erschien das Pappenheimische Fußvolk das seinem voraus eilenden General nicht schnell genug hatte folgen können, sechs Regimenter stark, auf dem

Wahlplatz; aber die Arbeit war gethan. Wenige Stunden früher würde diese beträchtliche Verstärkung die Schlacht wahrscheinlich zum Vortheil des Kaisers entschieden, und selbst noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfelds die Artillerie des Herzogs gerettet und die Schwedische erbeutet haben. Aber keine Ordre war da, ihr Verhalten zu bestimmen, und zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht, nahm sie ihren Weg nach Leipzig, wo sie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog von Friedland seinen Rückzug genommen, und ohne Geschütz, ohne Fahnen, und beynahe ohne alle Waffen, folgte ihm am andern Morgen der zerstreute Ueberrest seines Heers. Zwischen Lützen und Weißenfels, scheint es, ließ Herzog Bernhard die Schwedische Armee, von den Anstrengungen dieses blutigen Tages sich erholen, nahe genug an dem Schlachtfeld, um jeden Versuch des Feindes zu Eroberung desselben sogleich vereiteln zu können. Von beyden Armeen lagen über neuntausend Mann todt auf dem Wahlplatze; noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiserlichen besonders fand sich

kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis an den Flossgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehmsten Adel waren auf beyden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der sich als Zuschauer in die Schlacht gemischt hatte, büßte seine Neugier und seinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode. Von Gefangenen schweigt die Geschichte; ein Beweis mehr für die Wuth der Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte.

Pappenheim starb gleich am folgenden Tage zu Leipzig an seinen Wunden; ein unersetzlicher Verlust für das kaiserliche Heer, das dieser treffliche Krieger so oft zum Sieg geführt hatte. Die Prager Schlacht, der er zugleich mit Wallenstein als Oberster beywohnte, öffnete seine Heldenbahn. Gefährlich verwundet warf er durch das Ungestüm seines Muths mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder, und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechselt, unter der Last seines Pferdes auf der Wahlstatt, bis ihn die Seinigen bey Plünderung des Schlachtfelds entdeckten. Mit

wenigem Volk überwand er die Rebellen in Oberösterreich, vierzigtausend an der Zahl, in drey verschiedenen Schlachten, hielt in dem Treffen bey Leipzig die Niederlage des Tilly lange Zeit durch seine Tapferkeit auf, und machte die Waffen des Kaisers an der Elbe und an dem Weserstrom siegen. Das wilde stürmische Feuer seines Muths, den auch die entschiedenste Gefahr nicht schreckte, und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarsten Arm des Feldherrn, aber untüchtig zum Oberhaupt des Heers; das Treffen bey Leipzig ging, wenn man dem Ausspruch Tillys glauben darf, durch seine ungestüme Hitze verloren. Auch Er tauchte bey Magdeburgs Zerstörung seine Hand in Blut; sein Geist, durch frühen jugendlichen Fleiß und vielfältige Reisen zur schönsten Blüthe entfaltet, verwilderte unter den Waffen. Auf seiner Stirne erblickte man zwey rothe Striemen, Schwertern ähnlich, womit die Natur schon bey der Geburt ihn gezeichnet hatte. Auch noch in spätern Jahren erschienen diese Flecken, so oft eine Leidenschaft sein Blut in Bewegung brachte, und der Aberglaube überredete sich leicht, daß der künftige

Beruf des Mannes schon auf der Stirne des Kindes angedeutet worden sey. Ein solcher Diener hatte auf die Dankbarkeit beyder Oesterreichischen Linien den gegründetsten Anspruch; aber den glänzendsten Beweis derselben erlebte er nicht mehr. Schon war der Eilbote auf dem Wege, der ihm das goldne Vließ von Madrid überbringen sollte, als der Tod ihn zu Leipzig dahinraffte.

Ob man gleich in allen Oesterreichischen und Spanischen Landen über den erfochtenen Sieg das Te Deum anstimmte, so gestand doch Wallenstein selbst durch die Eilfertigkeit, mit der er Leipzig und bald darauf ganz Sachsen verließ, und auf die Winterquartiere in diesem Lande Verzicht that, öffentlich und laut seine Niederlage. Zwar that er noch einen schwachen Versuch, die Ehre des Siegs gleichsam im Flug wegzuhaschen, und schickte am andern Morgen seine Kroaten aus, das Schlachtgefild zu umschwärmen; aber der Anblick des Schwedischen Heers, das in Schlachtordnung dastand, verscheuchte im Augenblick diese flüchtigen Schaaren, und Herzog Bernhard nahm durch Eroberung der Wahlstatt, auf wel-

che bald nachher die Einnahme Leipzigs folgte, unbestrittenen Besitz von allen Rechten des Siegers.

Aber ein theurer Sieg, ein trauriger Triumph! Jetzt erst, nachdem die Wuth des Kampfes erkaltet ist, empfindet man die ganze Größe des erlittnen Verlustes und das Jubelgeschrey der Ueberwinder erstirbt in einer stummen, finstern Verzweiflung. Er, der sie in den Streit herausgeführt hatte, ist nicht mit zurückgekehrt. Draußen liegt er in seiner gewonnenen Schlacht, mit dem gemeinen Haufen niedriger Todten verwechselt. Nach langem vergeblichen Suchen entdeckt man endlich den königlichen Leichnam, unfern dem großen Steine, der schon hundert Jahre vorher zwischen dem Floßgraben und Lützen gesehen worden, aber von dem merkwürdigen Unglücksfalle dieses Tages den Namen des Schwedensteines führt. Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entstellt, von den Hufen der Pferde zertreten, und durch räuberische Hände seines Schmucks, seiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Todten hervorgezogen, nach Weißenfels gebracht, und dort dem Wehklagen seiner Truppen, den letzten Um-

armungen seiner Königin überliefert. Den ersten Tribut hatte die Rache geheischt, und Blut mußte dem Monarchen zum Sühnopfer strömen; jetzt tritt die Liebe in ihre Rechte ein, und milde Thränen fließen — um den Menschen. Der allgemeine Schmerz verschlingt jedes einzelne Leiden. Von dem betäubenden Schlag noch besinnungslos, stehen die Anführer in dumpfer Erstarrung um seine Bahre, und keiner getraut sich noch die Größe der Verwüstung zu untersuchen, die der fliegende Blitz auf seinem Wege verbreitete.

Der Kaiser, erzählt uns Khevenhiller, zeigte beym Anblick des blutigen Gollers, den man dem Könige in der Schlacht abgenommen, und nach Wien geschickt hatte, eine anständige Rührung, die ihm wahrscheinlich auch von Herzen ging. „Gern," rief er aus, „hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Friede worden wäre!" Aber wenn ein neuerer katholischer Schriftsteller von anerkanntem Verdienst diesen Beweis eines nicht ganz unterdrückten Menschengefühls, den selbst schon der äußere Anstand fodert, den

Laßt uns nun zu unserer Materie zurückkehren, und weiter also erzählen. Nachdem der große König der Tartarinen die Botschafter und Geschenke empfangen hatte, ließ er, gegen sicheres Geleit, verschiedene Könige, die ihm noch nicht unterworfen waren, zu sich entbieten, und die Kapelle vor ihnen aufspannen, und sagte zu ihnen: „ihr Herren! der König von Frankreich ist uns unterwürfig geworden, und hier seht ihr den Vergleich den er uns sendet; wollt ihr euch nicht ergeben, so lassen wir ihn entbieten, um euch bekriegen zu helfen.“ Es waren auch verschiedene von ihnen, die sich aus Furcht vor dem König von Frankreich dem Tartarinen-König unterwarfen.

Mit den Abgesandten des Königs kamen Gesandte vom König der Tartarinen; und brachten ein Sendschreiben von dem großen König an den König von Frankreich, folgenden Inhalts: „es ist eine edle Sache um den Frieden; denn in einem friedlichen Lande verzehren die vierfüßigen Thiere ruhig ihr Gras; diejenigen aber, die auf zwey Beinen gehen, bauen den Boden, dessen Früchte ruhig aufwachsen. Dieses schreiben wir dir zur Warnung: denn Frieden kannst du nicht haben, wofern du ihn nicht mit uns hast; und mancher König (es waren deren viele genannt) haben wir gezwungen, das Schwert zu ergreifen. Wir entbieten dir daher, uns jährlich von deinem Golde und Silber so viel zu senden, daß du uns zu Freunden behalten mögest. Thust du das nicht, so werden wir dich und deine Leute eben so vertilgen, wie wir es mit den vorhergehenden gethan haben.“ Wisset, daß es den König sehr gereute, Botschafter dahin gesendet zu haben.

auch die bloße Selbstliebe dem fühllosesten Herzen abnöthigt, und dessen Gegentheil nur in der rohesten Seele möglich werden kann, der höchsten Lobpreisung würdig findet, und gar dem Edelmuth Alexanders gegen das Andenken des Darius an die Seite setzt, so erweckt er uns ein schlechtes Vertrauen zu dem übrigen Werth seines Helden, oder, was noch schlimmer wäre, zu seinem eigenen Ideale von sittlicher Würde. Aber auch ein solches Lob ist bey demjenigen schon viel, den man von dem Verdacht eines Königsmordes zu reinigen sich genöthigt findet!

Es war wohl kaum zu erwarten, daß der mächtige Hang der Menschen zum Außerordentlichen dem gewöhnlichen Laufe der Natur den Ruhm lassen würde, das wichtige Leben eines Gustav Adolphs geendigt zu haben. Der Tod dieses furchtbaren Gegners war für den Kaiser eine zu wichtige Begebenheit, um nicht bey einer feindseligen Partey den so leicht sich darbietenden Gedanken zu erregen, daß das, was ihm nützte, von ihm veranlaßt worden sey. Aber der Kaiser bedurfte zu Ausführung dieser schwarzen That eines fremden Armes, und auch diesen glaubte

man in der Person Franz Alberts Herzogs von Sachsen-Lauenburg gefunden zu haben. Diesem erlaubte sein Rang einen freyen unverdächtigen Zutritt zu dem Monarchen, und eben diese ehrenvolle Würde diente dazu, ihn über den Verdacht einer schändlichen Handlung hinweg zu setzen. Es braucht also bloß gezeigt zu werden, daß dieser Prinz einer solchen Abscheulichkeit fähig, und daß er hinlänglich dazu aufgefodert war, sie wirklich zu verüben.

Franz Albert, der jüngste von vier Söhnen Franz des Zweyten, Herzogs von Lauenburg, und durch seine Mutter verwandt mit dem Wasaischen Fürstengeschlechte, hatte in jüngern Jahren am Schwedischen Hofe eine freundschaftliche Aufnahme gefunden. Eine Unanständigkeit, die er sich im Zimmer der Königin Mutter gegen Gustav Adolph erlaubte, wurde, wie man sagt, von diesem feurigen Jüngling mit einer Ohrfeige geahndet, die, obgleich im Augenblick bereut und durch die vollständigste Genugthuung gebüßt, in dem rachgierigen Gemüth des Herzogs den Grund zu einer unversöhnlichen Feindschaft legte. Franz Albert trat in der Folge in kaiserliche Dienste,

wo er ein Regiment anzuführen bekam, mit dem Herzog von Friedland in die engste Verbindung trat, und sich zu einer heimlichen Unterhandlung am Sächsischen Hofe gebrauchen ließ, die seinem Rang wenig Ehre machte. Ohne eine erhebliche Ursache davon angeben zu können, verläßt er unvermuthet die Oesterreichischen Fahnen, und erscheint zu Nürnberg im Lager des Königs, ihm seine Dienste als Volontair anzubieten. Durch seinen Eifer für die protestantische Sache und ein zuvorkommendes einschmeichelndes Betragen gewinnt er des Königs Herz, der, von Oxenstierna vergeblich gewarnt, seine Gunst und Freundschaft an den verdächtigen Ankömmling verschwendet. Bald darauf kommt es bey Lützen zur Schlacht, in welcher Franz Albert dem Monarchen wie ein böser Dämon beständig zur Seite bleibt, und erst nachdem der König schon gefallen ist, von ihm scheidet. Mitten unter den Kugeln der Feinde bleibt er unverletzt, weil er eine grüne Binde, die Farbe der Kaiserlichen, um den Leib trägt. Er ist der erste, der dem Herzog von Friedland, seinem Freunde, den Fall des Königs hinterbringt. Er vertauscht gleich nach dieser Schlacht

die Schwedischen Dienste mit den Sächsischen, und, bey der Ermordung Wallensteins, als ein Mitschuldiger dieses Generals eingezogen, entgeht er nur durch Abschwörung seines Glaubens dem Schwerte des Nachrichters. Endlich erscheint er aufs neue als Befehlshaber einer kaiserlichen Armee in Schlesien, und stirbt vor Schweidnitz an empfangenen Wunden. Es erfodert wirklich einige Selbstüberwindung, sich der Unschuld eines Menschen anzunehmen, der einen Lebenslauf, wie diesen, gelebt hat; aber wenn die moralische und physische Möglichkeit einer so verabscheuungswerthen That auch noch so sehr aus den angeführten Gründen erhellte, so zeigt schon der erste Blick, daß sie auf die wirkliche Begehung derselben keinen rechtmäßigen Schluß erlauben. Es ist bekannt, daß Gustav Adolph wie der gemeinste Soldat in seinem Heer sich der Gefahr bloß stellte, und wo Tausende fielen, konnte auch er seinen Untergang finden. Wie er ihn fand, bleibt in undurchdringliches Dunkel verhüllt; aber mehr als irgend wo gilt hier die Maxime, da wo der natürliche Lauf der Dinge zu einem vollkommenen Erklärungsgrund hinreicht,

die Würde der menschlichen Natur durch keine moralische Beschuldigung zu entehren.

Aber durch welche Hand er auch mag gefallen seyn, so muß uns dieses außerordentliche Schicksal als eine That der großen Natur erscheinen. Die Geschichte, so oft nur auf das freudenlose Geschäft eingeschränkt, das einförmige Spiel der menschlichen Leidenschaft aus einander zu legen, sieht sich zuweilen durch Erscheinungen belohnt, die gleich einem kühnen Griff aus den Wolken in das berechnete Uhrwerk der menschlichen Unternehmungen fallen, und den nachdenkenden Geist auf eine höhere Ordnung der Dinge verweisen. Ungern zwar sieht sich der Mensch in seinem beschränkten Maschinengang durch die ungestüme Dazwischenkunft dieser Macht unterbrochen, die ohne Einstimmigkeit mit ihm, ohne Schonung für seine dürftige Schöpfung, ihre eignen Zwecke mit kühner Freyheit verfolgt, und oft mit Einem gigantischen Schritt die mühsame Pflanzung eines Menschenalters unerbittlich verwüstet. Aber indem seine überraschten Sinne unter der Macht eines so unerwarteten Zufalls erliegen, schwingt sich die Ver-

nunft, ihre Würde fühlend, zu den übersinnlichen Quellen desselben auf, und ein anderes System von Gesetzen, worin sich die kleinliche Schätzung der Dinge verliert, erscheint vor ihrem erweiterten Blicke. So ergreift uns Gustav Adolphs schnelle Verschwindung vom Schauplatz, die das ganze Spiel des politischen Uhrwerks mit Einemmal hemmt, und alle Berechnungen der menschlichen Klugheit vereitelt. Gestern noch der belebende Geist, der große und einzige Beweger seiner Schöpfung — heute in seinem Adlerfluge unerbittlich dahingestürzt, herausgerissen aus einer Welt von Entwürfen, von der reifenden Saat seiner Hoffnungen ungestüm abgerufen, läßt er seine verwaiste Partey trostlos hinter sich, und in Trümmern fällt der stolze Bau seiner vergänglichen Größe. Schwer entwöhnt sich die protestantische Welt von den Hoffnungen, die sie auf diesen unüberwindlichen Anführer setzte, und mit ihm fürchtet sie ihr ganzes voriges Glück zu begraben. Aber es war nicht mehr der Wohlthäter Deutschlands, der bey Lützen sank. Die wohlthätige Hälfte seiner Laufbahn hatte Gustav Adolph geendigt, und der größte Dienst, den er der Freyheit

des Deutschen Reichs noch erzeigen kann, ist — zu sterben. Die alles verschlingende Macht des Einzigen zerfällt, und Viele versuchen ihre Kräfte; der zweydeutige Beystand eines übermächtigen Beschützers macht der rühmlichern Selbsthülfe der Stände Platz, und vorher nur die Werkzeuge zu Seiner Vergrößerung, fangen sie erst jetzt an, für sich selbst zu arbeiten. In ihrem eigenen Muthe suchen sie nunmehr die Rettungsmittel auf, die von der Hand des Mächtigen ohne Gefahr nicht empfangen werden, und die Schwedische Macht, außer Stand gesetzt, in eine Unterdrückerin auszuarten, tritt in die bescheidenen Grenzen einer Alliirten zurück.

Unverkennbar strebte der Ehrgeitz des Schwedischen Monarchen nach einer Gewalt in Deutschland, die mit der Freyheit der Stände unvereinbar war, und nach einer bleibenden Besitzung im Mittelpunkte dieses Reiches. Sein Ziel war der Kaiserthron; und diese Würde, durch seine Macht unterstützt und geltend gemacht durch seine Thätigkeit, war in seiner Hand einem weit größern Mißbrauch ausgesetzt, als man von dem Oesterreichischen Geschlechte zu befürchten hatte.

Geboren im Ausland, in den Maximen der Alleinherrschaft auferzogen, und aus frommer Schwärmerey ein abgesagter Feind der Papisten, war er nicht wohl geschickt, das Heiligthum Deutscher Verfassung zu bewahren, und vor der Freyheit der Stände Achtung zu tragen. Die anstößige Huldigung, welche, außer mehrern andern Städten, die Reichsstadt Augsburg der Schwedischen Krone zu leisten vermocht wurde, zeigte weniger den Beschützer des Reichs als den Eroberer; und diese Stadt, stolzer auf den Titel einer Königsstadt, als auf den rühmlichern Vorzug der Reichsfreyheit, schmeichelte sich schon im voraus, der Sitz seines neuen Reichs zu werden. Seine nicht genug verhehlten Absichten auf das Erzstift Mainz, welches er anfangs dem Churprinzen von Brandenburg, als Mitgift seiner Tochter Christina, und nachher seinem Kanzler und Freund Oxenstierna bestimmte, legte deutlich an den Tag, wie viel er sich gegen die Verfassung des Reichs zu erlauben fähig war. Die mit ihm verbundenen protestantischen Fürsten machten Ansprüche an seine Dankbarkeit, die nicht anders, als auf

Unkosten ihrer Mitstände, und besonders der unmittelbaren geistlichen Stifter, zu befriedigen waren; und vielleicht war der Entwurf schon gemacht, die eroberten Provinzen, nach Art jener alten barbarischen Horden, die das alte Römerreich überschwemmten, unter seine Deutschen und Schwedischen Kriegsgenossen, wie einen gemeinschaftlichen Raub zu vertheilen. In seinem Betragen gegen den Pfalzgrafen Friedrich verläugnete er ganz die Großmuth des Helden, und den heiligen Charakter eines Beschützers. Die Pfalz war in seinen Händen, und die Pflichten sowohl der Gerechtigkeit als der Ehre foderten ihn auf, diese den Spaniern entrissene Provinz ihrem rechtmäßigen Eigenthümer in vollkommenem Stande zurück zu geben. Aber durch eine Spitzfindigkeit, die eines großen Mannes nicht würdig ist, und den ehrwürdigen Namen eines Vertheidigers der Unterdrückten schändet, wußte er dieser Verbindlichkeit zu entschlüpfen. Er betrachtete die Pfalz als eine Eroberung, die aus Feindeshänden an ihn gekommen sey, und glaubte daraus ein Recht abzuleiten, nach Willkühr darüber zu verfügen. Aus

Gnade also, und nicht aus Pflichtgefühl, trat er sie dem Pfalzgrafen ab, und zwar als ein Lehen der Schwedischen Krone, unter Bedingungen, die den Werth derselben um die Hälfte verringerten, und diesen Fürsten zu einem verächtlichen Vasallen Schwedens herabsetzten. Eine dieser Bedingungen, welche dem Pfalzgrafen vorschreibt: „nach geendigtem Kriege einen Theil der Schwedischen Kriegsmacht, dem Beyspiel der übrigen Fürsten gemäß, unterhalten zu helfen,“ läßt uns einen ziemlich hellen Blick in das Schicksal thun, welches Deutschland bey fortdauerndem Glück des Königs erwartete. Sein schneller Abschied von der Welt sicherte dem Deutschen Reiche die Freyheit, und ihm selbst seinen schönsten Ruhm, wenn er ihm nicht gar die Kränkung ersparte, seine eigenen Bundsgenossen gegen ihn gewaffnet zu sehen, und alle Früchte seiner Siege in einem nachheiligen Frieden zu verlieren. Schon neigte sich Sachsen zum Abfall von seiner Partey; Dänemark betrachtete seine Größe mit Unruh und Neide; und selbst Frankreich, sein wichtigster Alliirter, aufgeschreckt durch das furchtbare Wachs-

Wir kommen nun zurück zu unserer Sache und erzählen weiter. Während daß der König an der Befestigung von Cäsarea arbeiten ließ, kam Herr Alenars von Senaingan ins Lager, und erzählte uns, er habe sein Schiff im Königreiche Nozoe ausgerüstet, welches am Ende der Welt gegen Westen liegt. Auf der Fahrt zum König hatt' er ganz Spanien umsegeln und durch die Meerenge von Marroch fahren müssen; er war in großer Gefahr gewesen, bevor er zu uns kam. Der König behielt ihn nebst seinen neun Rittern im Sold. Er erzählte uns ferner, im Lande Nozoe seyen die Sommernächte so kurz, daß keine Nacht sey, da man nicht in einer Dämmerung eine Hellung habe, wie vom Tageslicht. Er und seine Leute waren dort auf die Löwenjagd gegangen, und hatten deren verschiedene mit großer Gefahr erlegt. Sie sprengten nehmlich mit verhängtem Zügel gegen die Löwen an, und schossen nach ihnen, hatten sie nun geschossen, so rennte der Löwe auf sie los, und würde sie, wenn er sie erreicht hätte, zerrissen haben; nun aber ließen sie ein Stück grobes Tuch fallen; bey diesem hielt sich der Löwe auf, und zerriß es und verschlang das Tuch, weil er einen Menschen ertappt zu haben wähnte: indem er sich nun mit dem Tuche abgab, schoß ein anderer nach ihm; der Löwe ließ das Tuch fahren, und rennte auf diesen los; dieser ließ wieder ein Stück Tuch fallen; der Löwe ergriff abermahls das Tuch; und so schossen sie den Löwen nach und nach tod.

Während daß der König Cäsarea befestigen ließ, kam Herr Norgoe von Tocy zu ihm. Dieser behauptete ein Vetter vom König zu seyn, denn er stamme ab von einer Schwester des Königs Philipp, die der Kaiser zur Gemahlinn gehabt. Der König behielt

ihn

thum seiner Macht und durch den stolzeren Ton, den er führte, sah sich schon damals, als er den Lechstrom passirte, nach fremden Bündnissen um, den siegshaften Lauf des Gothen zu hemmen, und das Gleichgewicht der Macht in Europa wieder herzustellen.

Viertes Buch.

Das schwache Band der Eintracht, wodurch Gustav Adolph die protestantischen Glieder des Reichs mühsam zusammenhielt, zerriß mit seinem Tode; die Verbundenen traten in ihre vorige Freyheit zurück, oder sie mußten sich in einem neuen Bunde verknüpfen. Durch das erste verloren sie alle Vortheile, welche sie mit so viel Blut sich errungen hatten, und setzten sich der unvermeidlichen Gefahr aus, der Raub eines Feindes zu werden, dem sie durch ihre Vereinigung allein gewachsen und überlegen gewesen waren. Einzeln konnte es weder Schweden, noch irgend ein Reichsstand mit der Ligue und dem Kaiser aufnehmen, und bey einem Frieden, den man unter solchen Umständen suchte, würde man gezwungen gewesen seyn, von dem Feinde Gesetze zu empfangen. Vereinigung war

also die gleich nothwendige Bedingung, sowohl um einen Frieden zu schließen, als um den Krieg fortzusetzen. Aber ein Frieden, in der gegenwärtigen Lage gesucht, konnte nicht wohl anders als zum Nachtheil der verbundenen Mächte geschlossen werden. Mit dem Tode Gustav Adolphs schöpfte der Feind neue Hoffnung, und wie nachtheilig auch seine Lage nach dem Treffen bey Lützen seyn mochte, so war dieser Tod seines gefährlichsten Gegners eine zu nachtheilige Begebenheit für die Verbundenen, und eine zu glückliche für den Kaiser, um ihn nicht zu den glänzendsten Erwartungen zu berechtigen, und zu Fortsetzung des Kriegs einzuladen. Die Trennung unter den Alliirten mußte, für den Augenblick wenigstens, die unvermeidliche Folge desselben seyn; und wie viel gewann der Kaiser, gewann die Ligue bey einer solchen Trennung der Feinde! So große Vortheile, als ihm die jetzige Wendung der Dinge versprach, konnte er also nicht wohl für einen Frieden aufopfern, bey dem Er nicht das Meiste gewann; und einen solchen Frieden konnten die Verbundenen nicht zu schließen wünschen. Der natürlichste Schluß fiel also auf Fortsetzung des Krieges, so wie Vereini-

gung für das unentbehrlichſte Mittel dazu erkannt wurde.

Aber wie dieſe Vereinigung erneuern, und wo zu Fortſetzung des Krieges die Kräfte hernehmen? Nicht die Macht des Schwediſchen Reiches, nur der Geiſt und das perſönliche Anſehen ſeines verſtorbenen Beherrſchers hatten ihm den überwiegenden Einfluß in Deutſchland und eine ſo große Herrſchaft über die Gemüther erworben; und auch ihm war es erſt nach unendlichen Schwierigkeiten gelungen, ein ſchwaches und unſicheres Band der Vereinigung unter den Ständen zu knüpfen. Mit ihm verſchwand alles, was nur durch ihn, durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften, möglich geworden, und die Verbindlichkeit der Stände hörte zugleich mit den Hoffnungen auf, auf die ſie gegründet worden war. Mehrere unter den Ständen werfen ungeduldig das Joch ab, das ſie nicht ohne Widerwillen trugen; andre eilen, ſich ſelbſt des Ruders zu bemächtigen, das ſie ungern genug in Guſtavs Händen geſehen, aber nicht Macht gehabt hatten, ihm bey ſeinen Lebzeiten ſtreitig zu machen. Andre werden von dem Kaiſer durch verführeriſche Verſprechungen in

Versuchung geführt, den allgemeinen Bund zu verlassen; andre, von den Drangsalen des vierzehnjährigen Krieges zu Boden gedrückt, sehnen sich kleinmüthig nach einem, wenn auch verderblichen, Frieden. Die Anführer der Armeen, zum Theil Deutsche Fürsten, erkennen kein gemeinschaftliches Oberhaupt, und keiner will sich erniedrigen, von dem andern Befehle zu empfangen. Die Eintracht verschwindet aus dem Kabinet und aus dem Felde, und das gemeine Wesen ist in Gefahr, durch diesen Geist der Trennung ins Verderben zu sinken.

Gustav hatte dem Schwedischen Reiche keinen männlichen Nachfolger hinterlassen; seine sechsjährige Tochter Christine war die natürliche Erbin seines Throns. Die unvermeidlichen Gebrechen einer vormundschaftlichen Regierung vertrugen sich mit dem Nachdruck und der Entschlossenheit nicht gut, welche Schweden in diesem mißlichen Zeitlaufe zeigen sollte. Gustav Adolphs hochfliegender Geist hatte diesen schwachen und unberühmten Staat mit einer ihm gänzlich ungewohnten und drückenden Größe überrascht, und ihm unter den Mächten von Europa einen Platz angewiesen, den er ohne das

Glück und den Geist seines Urhebers nicht wohl behaupten, und von dem er doch ohne das schimpflichste Geständniß der Ohnmacht nicht mehr herabsteigen konnte. Wenn gleich der Deutsche Krieg größtentheils mit Deutschlands Kräften bestritten wurde, so drückte doch schon der kleine Zuschuß, welchen Schweden aus seinen eigenen Mitteln an Geld und Mannschaft dazu gab, dieses dürftige Königreich zu Boden, und der Landmann erlag unter den Lasten, die man auf ihn zu häufen gezwungen war. Die in Deutschland gemachte Kriegsbeute bereicherte bloß Einzelne vom Adel und vom Soldatenstand, und Schweden selbst blieb arm wie zuvor. Eine Zeit lang zwar söhnte der Nationalruhm den geschmeichelten Unterthan mit diesen Bedrückungen aus, und man konnte die Abgaben, die man ihm entrichtete, als ein Darlehn betrachten, das in der glücklichen Hand Gustav Adolphs herrliche Zinsen trug, und von diesem dankbaren Monarchen nach einem glorreichen Frieden mit Wucher erstattet werden würde. Aber diese Hoffnung verschwand mit dem Tode des Königs, und das getäuschte Volk foderte nun mit furchtbarer Einhelligkeit Erleichterung von seinen Lasten.

Aber der Geist Gustav Adolphs ruhte noch auf den Männern, denen er die Verwaltung des Reichs anvertraute. Wie schrecklich auch die Post von seinem Tode sie überraschte, so beugte sie doch ihren männlichen Muth nicht, und der Geist des alten Roms unter Brennus und Hannibal beseelt diese edle Versammlung. Je theurer der Preis war, womit man die errungenen Vortheile erkauft hatte, desto weniger konnte man sich entschließen, ihnen freywillig zu entsagen; nicht umsonst will man einen König eingebüßt haben. Der Schwedische Reichsrath, gezwungen, zwischen den Drangsalen eines zweifelhaften erschöpfenden Kriegs und einem nützlichen aber schimpflichen Frieden zu wählen, ergreift muthig die Parten der Gefahr und der Ehre, und mit angenehmen Erstaunen sieht man diesen ehrwürdigen Senat sich mit der ganzen Rüstigkeit eines Jünglings erheben. Von innen und außen mit wachsamen Feinden umgeben, und an allen Grenzen des Reichs von Gefahren umstürmt, waffnet er sich gegen alle mit so viel Klugheit als Heldenmuth, und arbeitet an Erweiterung des Reichs, während daß er Mühe hat, die Existenz desselben zu behaupten.

Das Ableben des Königs und die Minderjährigkeit seiner Tochter Christina, erweckte aufs neue die alten Ansprüche Pohlens auf den Schwedischen Thron, und König Ladislaus, Siegismunds Sohn, sparte die Unterhandlungen nicht, sich eine Partey in diesem Reiche zu erwerben. Die Regenten verlieren aus diesem Grunde keinen Augenblick, die sechsjährige Königin in Stockholm als Beherrscherin auszurufen, und die vormundschaftliche Verwaltung anzuordnen. Alle Beamte des Reichs werden angehalten, der neuen Fürstin zu huldigen, aller Briefwechsel nach Pohlen gehemmt, und die Plakate der vorhergehenden Könige gegen die Siegismundischen Erben durch eine feierliche Akte bekräftigt. Die Freundschaft mit dem Czar von Moskau wird mit Vorsicht erneuert, um durch die Waffen dieses Fürsten das feindselige Pohlen desto besser im Zaum zu halten. Die Eifersucht Dänemarks hatte der Tod Gustav Adolphs gebrochen, und die Besorgnisse weggeräumt, welche dem guten Vernehmen zwischen diesen beyden Nachbarn im Wege standen. Die Bemühungen der Feinde, Christian den Vierten gegen das Schwedische Reich zu bewaffnen, fanden

jetzt keinen Eingang mehr, und der leb-
hafte Wunsch, seinen Prinzen Ulrich mit
der jungen Königin zu vermählen, ver-
einigte sich mit den Vorschriften einer
besseren Staatskunst, ihn neutral zu er-
halten. Zugleich kommen England, Hol-
land und Frankreich dem Schwedischen
Reichsrath mit den erfreulichsten Ver-
sicherungen ihrer fortdauernden Freund-
schaft und Unterstützung entgegen, und
ermuntern ihn mit vereinigter Stimme
zu lebhafter Fortsetzung eines so rühm-
lich geführten Krieges. So viel Ursache
man in Frankreich gehabt hatte, sich zu
dem Tode des Schwedischen Eroberers
Glück zu wünschen, so sehr empfand man
die Nothwendigkeit eines fortgesetzten
Bündnisses mit den Schweden. Ohne
sich selbst der größten Gefahr auszusetzen,
durfte man diese Macht in Deutschland
nicht sinken lassen. Mangel an eigenen
Kräften nöthigte sie entweder zu einem
schnellen und nachtheiligen Frieden mit
Oesterreich, und dann waren alle Bemü-
hungen verloren, die man angewendet
hatte, diese gefährliche Macht zu be-
schränken; oder Noth und Verzweiflung
lehrten die Armeen in den Ländern der
katholischen Reichsfürsten die Mittel zu

Ihrem Unterhalt finden, und Frankreich wurde dann zum Verräther an diesen Staaten, die sich seinem mächtigen Schutz unterworfen hatten. Der Fall Gustav Adolphs, weit entfernt, die Verbindungen Frankreichs mit dem Schwedischen Reiche zu vernichten, hatte sie vielmehr für beyde Staaten nothwendiger und für Frankreich um vieles nützlicher gemacht. Jetzt erst, nachdem derjenige dahin war, der seine Hand über Deutschland gehalten, und die Grenzen dieses Reichs gegen die Französische Raubsucht gesichert hatte, konnte es seine Entwürfe auf das Elsaß ungehindert verfolgen, und den Deutschen Protestanten seinen Beystand um einen desto höheren Preis verkaufen.

Durch diese Allianzen gestärkt, gesichert von innen, von außen durch gute Grenzbesatzungen und Flotten vertheidigt, bleiben die Regenten keinen Augenblick unschlüssig, einen Krieg fortzuführen, bey welchem Schweden wenig Eigenes zu verlieren, und wenn das Glück seine Waffen krönte, irgend eine Deutsche Provinz, sey es als Kostenersatz oder als Eroberung zu gewinnen hatte. Sicher in seinen Wassern wagte es nicht viel mehr, wenn

ihn nebſt neun Rittern auf ein Jahr; nach deſſen Verlauf, ging er wieder nach Conſtantinopel, von wannen er gekommen war. Er erzählte dem König, der Kayſer von Conſtantinopel, er ſelbſt und die andern vornehmen Herren, die ſich in Conſtantinopel befänden, ſtänden im Bunde mit einem Volke die Commanen genannt, zum Beyſtande gegen Vataches, damahligen griechiſchen Kayſer. Damit auch eins dem andern deſto anhänglicher beyſtehen möchte, wurde beliebt, daß der Kayſer und die vornehmen Herren die um ihn waren, Blut laſſen und dieſes auf eine große Schüſſel fließen laſſen ſollten; der König der Commanen und die vornehmen Herren, die um ihn waren, thaten ebendaſſelbe, und vermiſchten ihr Blut mit dem Blut unſerer Leute, und goſſen Wein und Waſſer dazu, und tranken davon, und unſere Leute auch: nun, ſagten ſie, wären ſie Blutsfreunde. Ferner ließen ſie einen Hund zwiſchen unſern und ihren Leuten hindurch laufen, und hauten den Hund mit ihren Schwertern in Stücken, ſo wie auch unſere Leute thaten; ſo, ſagten ſie, wollten ſie auch niedergehauen werden, wenn eins dem andern ſein Verſprechen bräche.

Weiter erzählt' er uns ein großes Wunder. Es ſey nehmlich während ſeines Aufenthalts in ihrem Lager ein angeſehener Ritter geſtorben: man habe eine weite und tiefe Grube gegraben, und ihn ſtattlich und anſtändig auf eine Baare gelegt; und nebſt ihm das beſte Pferd das er beſeſſen, und ſeinen beſten Serjent ganz lebendig. Ehe nun der Serjent mit ſeinem Herrn, in die Grube geſenkt wurde, kam er zu dem König der Commanen und zu den andern vornehmſten Herren, und bey dem Abſchied den er von ihnen nahm, gaben ſie ihm eine große Menge Geldes in die Scherze, und ſagten dabey: „wenn ihr einſt in jene Welt

seine Armeen aus Deutschland herausgeschlagen wurden, als wenn sie sich freywillig daraus zurückzogen; und jenes war eben so rühmlich, als dieses entehrend war. Je mehr Herzhaftigkeit man zeigte, desto mehr Vertrauen flößte man den Bundsgenossen, desto mehr Achtung den Feinden ein, desto günstigere Bedingungen waren bey einem Frieden zu erwarten. Fände man sich auch zu schwach, die weit aussehenden Entwürfe Gustavs zu vollführen, so war man doch seinem erhabenen Muster schuldig, das Aeußerste zu thun, und keinem andern Hinderniß als der Nothwendigkeit zu weichen. Schade, daß die Triebfeder des Eigennutzes an diesem rühmlichen Entschlusse zu viel Antheil hat, um ihn ohne Einschränkung bewundern zu können! Denen, welche von den Drangsalen des Kriegs für sich selbst nichts zu leiden hatten, ja sich vielmehr dabey bereicherten, war es freylich ein Leichtes, für die Fortdauer desselben zu stimmen — denn endlich war es doch nur das Deutsche Reich, das den Krieg bezahlte, und die Provinzen, auf die man sich Rechnung machte, waren mit den wenigen Truppen, die man von jetzt an daran wendete, mit den Feld-

Herren, die man an die Spitze der größtentheils Deutschen Armeen stellte, und mit der ehrenvollen Aufsicht über den Gang der Waffen- und Unterhandlungen wohlfeil genug erworben.

Aber eben diese Aufsicht vertrug sich nicht mit der Entlegenheit der Schwedischen Regentschaft von dem Schauplatze des Kriegs, und mit der Langsamkeit, welche die kollegialische Geschäftsform nothwendig macht. Einem einzigen vielumfassenden Kopfe mußte die Macht übertragen werden, in Deutschland selbst das Interesse des Schwedischen Reichs zu besorgen, und nach eigener Einsicht über Krieg und Frieden, über die nöthigen Bündnisse, wie über die gemachten Erwerbungen zu verfügen. Mit diktatorischer Gewalt und mit dem ganzen Ansehen der Krone, die er repräsentirt, mußte dieser wichtige Magistrat bekleidet seyn, um die Würde derselben zu behaupten, um die gemeinschaftlichen Operationen in Uebereinstimmung zu bringen, um seinen Anordnungen Nachdruck zu geben, und so den Monarchen, dem er folgte, in jeder Rücksicht zu ersetzen. Ein solcher Mann fand sich in dem Reichskanzler Oxenstierna, dem ersten Minister, und,

was mehr sagen will, dem Freunde de
verstorbenen Königs, der, eingeweiht i
alle Geheimnisse seines Herrn, vertrau
mit den Deutschen Geschäften, und alle
Europäischen Staatsverhältnisse kundig
ohne Widerspruch das tüchtigste Werk
zeug war, den Plan Gustav Adolphs i
seinem ganzen Umfange zu verfolgen *).

Oxenstierna hatte eben eine Reis
nach Oberdeutschland angetreten, um di
vier obern Kreise zu versammeln, als ihn
die Post von des Königs Tode zu Hanau
überraschte. Dieser schreckliche Schlag,
der das gefühlvolle Herz des Freundes
durchbohrte, raubte dem Staatsmann alle
Besinnungskraft; alles war ihm genom
men, woran seine Seele hing. Schwe
den hatte nur einen König, Deutschland
nur einen Beschützer, Oxenstierna den
Urheber seines Glücks, den Freund seiner
Seele, den Schöpfer seiner Ideale ver
loren. Aber, von dem allgemeinen Unglück

*) Eine nähere Bekanntschaft mit diesem
großen Manne verschafft die unter dem
Titel: Oxenstierna, im vorigen Jahr
gange dieses Kalenders abgedruckte vor
treffliche Schilderung.

am härtesten getroffen, war Er auch der Erste, der sich aus eigner Kraft darüber erhob, so wie er der Einzige war, der es wieder gut machen konnte. Sein durchdringender Blick übersah alle Hindernisse, welche sich der Ausführung seiner Entwürfe entgegen stellten, die Muthlosigkeit der Stände, die Intriguen der feindlichen Höfe, die Trennung der Bundsgenossen, die Eifersucht der Häupter, die Abneigung der Reichsfürsten, sich fremder Führung zu unterwerfen. Aber eben dieser tiefe Blick in die damalige Lage der Dinge, der ihm die ganze Größe des Uebels aufdeckte, zeigte ihm auch die Mittel, es zu besiegen. Es kam darauf an, den gesunkenen Muth der schwächern Reichsstände aufzurichten, den geheimen Machinationen der Feinde entgegen zu wirken, die Eifersucht der mächtigern Alliirten zu schonen, die befreundeten Mächte, Frankreich besonders, zu thätiger Hülfleistung zu ermuntern, vor allem aber die Trümmer des Deutschen Bundes zu sammeln, und die getrennten Kräfte der Partey durch ein enges und dauerhaftes Band zu vereinigen. Die Bestürzung, in welche der Verlust ihres Oberhauptes die Deutschen Protestanten

versetzte, konnte sie eben so gut zu einem festern Bündnisse mit Schweden, als zu einem übereilten Frieden mit dem Kaiser antreiben, und nur von dem Betragen, das man beobachtete, hing es ab, welche von diesen beyden Wirkungen erfolgen sollte. Verloren war alles, sobald man Muthlosigkeit blicken ließ; nur die Zuversicht, die man selbst zeigte, konnte ein edles Selbstvertrauen bey den Deutschen entflammen. Alle Versuche des Oesterreichischen Hofs, die letztern von der Schwedischen Allianz abzuziehen, verfehlten ihren Zweck, sobald man ihnen die Augen über ihren wahren Vortheil eröffnete, und sie zu einem öffentlichen und förmlichen Bruch mit dem Kaiser vermochte.

Freylich ging, ehe diese Maßregeln genommen, und die nöthigen Punkte zwischen der Regierung und ihrem Minister berichtigt waren, eine kostbare Zeit für die Wirksamkeit der Schwedischen Armee verloren, die von den Feinden aufs beste benutzt wurde. Damals stand es bey dem Kaiser, die Schwedische Macht in Deutschland zu Grunde zu richten, wenn die weisen Rathschläge des Herzogs von Friedland Eingang bey ihm gefunden hätten.

Wallenstein rieth ihm an, eine uneingeschränkte Amnestie zu verkündigen, und den protestantischen Ständen mit günstigen Bedingungen entgegen zu kommen. In dem ersten Schrecken, den Gustav Adolphs Fall bey der ganzen Partey verbreitete, würde eine solche Erklärung die entschiedenste Wirkung gethan, und die geschmeidigeren Stände zu den Füßen des Kaisers zurückgeführt haben. Aber, durch den unerwarteten Glücksfall verblendet, und von Spanischen Eingebungen bethört, erwartete er von den Waffen einen glänzendern Ausschlag, und, anstatt den Mediationsvorschlägen Gehör zu schenken, eilte er seine Macht zu vermehren. Spanien, durch den Zehenten der geistlichen Güter bereichert, den der Papst ihm bewilligte, unterstützte ihn mit beträchtlichen Vorschüssen, unterhandelte für ihn an dem Sächsischen Hofe, und ließ in Italien eilfertig Truppen werben, die in Deutschland gebraucht werden sollten. Auch der Churfürst von Bayern verstärkte seine Kriegsmacht beträchtlich, und dem Herzog von Lothringen erlaubte sein unruhiger Geist nicht, bey dieser glücklichen Wendung des Schicksals sich müßig zu verhalten. Aber indem der Feind sich so

geschäftig bewies, den Unfall der Schwe-
den zu benutzen, versäumte Oxenstierna
nichts, die schlimmen Folgen desselben zu
vereiteln.

Weniger bange vor dem öffentlichen
Feind, als vor der Eifersucht befreunde-
ter Mächte, verließ er das obere Deutsch-
land, dessen er sich durch die gemachten
Eroberungen und Allianzen versichert
hielt, und machte sich in Person auf den
Weg, die Stände von Niederdeutschland
von einem völligen Abfall oder einer Pri-
vatverbindung unter sich selbst, die für
Schweden nicht viel weniger schlimm
war, zurückzuhalten. Durch die Anmaß-
lichkeit beleidigt, mit der sich der Kanz-
ler die Führung der Geschäfte zueignete,
und im Innersten empört von dem Gedan-
ken, von einem Schwedischen Edelmann
Vorschriften anzunehmen, arbeitete der
Churfürst von Sachsen aufs neue an
einer gefährlichen Absonderung von den
Schweden, und die Frage war bloß, ob
man sich völlig mit dem Kaiser verglei-
chen, oder sich zum Haupte der Protestan-
ten aufwerfen, und mit ihnen eine dritte
Parteyn in Deutschland errichten sollte.
Aehnliche Gesinnungen hegte der Herzog
Ulrich von Braunschweig, und er legt

sie laut genug an den Tag, indem er den Schweden die Werbungen in seinem Land untersagte, und die Niedersächsischen Stände nach Lüneburg einlud, ein Bündniß unter ihnen zu stiften. Der Churfürst von Brandenburg allein, über den Einfluß neidisch, den Chursachsen in Niederdeutschland gewinnen sollte, zeigte einigen Eifer für das Interesse der Schwedischen Krone, die er schon auf dem Haupte seines Sohns zu erblicken glaubte. Oxenstierna fand zwar die ehrenvollste Aufnahme am Hofe Johann Georgs; aber schwankende Zusagen von fortdauernder Freundschaft waren alles, was er, der persönlichen Verwendung Churbrandenburgs ungeachtet, von diesem Fürsten erhalten konnte. Glücklicher war er bey dem Herzog von Braunschweig, gegen den er sich eine kühnere Sprache erlaubte. Schweden war damals im Besitz des Erzstiftes Magdeburg, dessen Bischof die Befugniß hatte, den Niedersächsischen Kreis zu versammeln. Der Kanzler behauptete das Recht seiner Krone, und durch dieses glückliche Machtwort vereitelte er für dießmal diese bedenkliche Versammlung. Aber die allgemeine Protestantenverbindung, der Haupt-

zweck seiner gegenwärtigen Reise und al-
ler künftigen Bemühungen, mißlang ihm
für jetzt und für immer, und er mußte
sich mit einzelnen unsichern Bündnissen
in den Sächsischen Kreisen und mit der
schwächern Hülfe des obern Deutschlands
begnügen.

Weil die Bayern an der Donau zu
mächtig waren, so verlegte man die Zu-
sammenkunft der vier obern Kreise, die
zu Ulm hatte vor sich gehen sollen, nach
Heilbronn, wo über zwölf Reichs-
städte, und eine glänzende Menge von
Doktoren, Grafen und Fürsten sich ein-
fanden. Auch die auswärtigen Mächte,
Frankreich, England und Holland beschick-
ten diesen Konvent, und Oxenstierna er-
schien auf demselben mit dem ganzen
Pompe der Krone, deren Majestät er be-
haupten sollte. Er selbst führte das Wort,
und der Gang der Berathschlagungen
wurde durch seine Vorträge geleitet.
Nachdem er von allen versammelten
Ständen die Versicherung einer uner-
schütterlichen Treue, Beharrlichkeit und
Eintracht erhalten, verlangte er von
ihnen, daß sie den Kaiser und die Ligue
förmlich und feierlich als Feinde erklä-
ren sollten. Aber so viel den Schweden

daran gelegen war, das üble Vernehmen zwischen dem Kaiser und den Ständen zu einem solennen Bruch zu erweitern, so wenig Lust bezeigten die Stände, sich durch diesen entscheidenden Schritt alle Möglichkeit einer Aussöhnung abzuschneiden, und eben dadurch den Schweden ihr ganzes Schicksal in die Hände zu geben. Sie fanden, daß eine förmliche Kriegserklärung, da die That selbst spreche, unnütz und überflüssig sey, und ihr standhafter Widerstand brachte den Kanzler zum Schweigen. Heftigere Kämpfe erregte der dritte und vornehmste Punkt der Berathschlagungen, durch welchen die Mittel zu Fortsetzung des Kriegs, und die Beyträge der Stände zu Unterhaltung der Armeen bestimmt werden sollten. Oxenstierna's Maxime, von den allgemeinen Lasten so viel als möglich war auf die Stände zu wälzen, vertrug sich nicht mit dem Grundsatz der Stände, so wenig als möglich zu geben. Hier erfuhr der Schwedische Kanzler, was dreyßig Kaiser vor ihm mit herber Wahrheit empfunden, daß unter allen mißlichen Unternehmungen die allermißlichste sey, von den Deutschen Geld zu begehren. Anstatt ihm die nöthigen Summen

kommt, dann gebt ihr mir wieder, was ich euch gebe.“ Und er sagte: das will ich recht gern thun.“ Der große König der Commanen gab ihm ein Sendschreiben, das an den ersten ihrer Könige gerichtet war, in welchem er bezeugte, daß der Ritter als ein wackerer Mann gelebt, und ihm sehr gut gedient habe; er möge ihn gut belohnen. Als dieses geschehen war, senkten sie ihn nebst seinem Herrn und dem Rosse ganz lebendig in die Grube. Auf die Grube legten sie darauf zusammengefügte Bretter, und das ganze Heer lief nach Steinen und Erde; und noch vor Nachts hatten sie zum Andenken derjenigen, die sie eingescharrt, einen großen Hügel aufgethürmt.

Während daß der König Cäsarea befestigen ließ, besuchte ich ihn in seinem Zelte. Als ich in das Gemach eintrat, wo er mit dem Legaten sprach, stand er auf, und zog mich auf die Seite, und sagte: „ihr wisset, daß ich euch nicht länger als bis Ostern gedungen habe; ich bitt' Euch zu sagen, was ich euch bis Ostern übers Jahr geben soll.“ Ich verlangte, sagt' ich, nicht mehr von seinem Gelde, als was er mir bisher gegeben; sondern ich wollt' einen andern Handel mit ihm schließen. „Denn, sagt' ich, da Ihr unwillig werdet, wenn man etwas von Euch heischt, so wünschte ich: Ihr möchtet mir versprechen, daß, wenn ich dieses Jahr über Euch um etwas bitte, Ihr nicht unwillig darüber werden möget; und schlagt Ihr mir solches ab, so will ich auch nicht unwillig darüber werden. Als er das vernahm, lacht' er laut auf, und sagte: er behalte mich auf diese Bedingung. So nahm er mich von neuem in Sold; und führte mich zum Legaten, und zu seinen geheimen Räthen, und sagte zu ihnen, welches Handels, wir einig geworden wären.

für die neu zu errichtenden Armeen zu bewilligen, zählte man ihm mit beredter Zunge alles Unheil auf, welches die schon vorhandenen angerichtet, und foderte Erleichterung von den vorigen Lasten, wo man sich neuen unterziehen sollte. Die üble Laune, in welche die Geldfoderung des Kanzlers die Stände versetzt hatte, brütete tausend Beschwerden aus, und die Ausschweifungen der Truppen bey Durchmärschen und Quartieren wurden mit schauderhafter Wahrheit gezeichnet.

Oxenstierna hatte im Dienst von zwey unumschränkten Fürsten wenig Gelegenheit gehabt, sich an die Förmlichkeiten und den bedächtlichen Gang republikanischer Verhandlungen zu gewöhnen, und seine Geduld am Widerspruch zu üben. Fertig zum Handeln, sobald ihm die Nothwendigkeit einleuchtete, und eisern in seinem Entschluß, sobald er ihn einmal gefaßt hatte, begriff er die Inconsequenz der mehresten Menschen nicht, den Zweck zu begehren und die Mittel zu hassen. Durchfahrend und heftig von Natur, war er es bey dieser Gelegenheit noch aus Grundsatz; denn jetzt kam alles darauf an, durch eine feste zuversichtliche

Sprache die Ohnmacht des Schwediſchen Reichs zu bedecken, und durch den angenommenen Ton des Gebieters wirklich Gebieter zu werden. Kein Wunder alſo, wenn er bey ſolchen Geſinnungen unter Deutſchen Doktoren und Ständen ganz und gar nicht in ſeiner Sphäre war, und durch die Umſtändlichkeit, welche den Charakter der Deutſchen in allen ihren öffentlichen Verhandlungen ausmacht, zur Verzweiflung gebracht wurde. Ohne Schonung gegen eine Sitte, nach der ſich auch die mächtigſten Kaiſer hatten bequemen müſſen, verwarf er alle ſchriftliche Deliberationen, welche der Deutſchen Langſamkeit ſo zuträglich waren; er begriff nicht, wie man zehen Tage über einen Punkt ſich beſprechen konnte, der ihm ſchon durch den bloßen Vortrag ſo gut als abgethan war. So hart er aber auch die Stände behandelte, ſo gefällig und bereitwillig fand er ſie, ihm ſeine vierte Motion, die ihn ſelbſt betraf, zu bewilligen. Als er auf die Nothwendigkeit kam, dem errichteten Bund einen Vorſteher und Direktor zu geben, ſprach man Schweden einſtimmig dieſe Ehre zu, und erſuchte ihn unterthänig, der gemeinen Sache mit ſeinem

erleuchteten Verstande zu dienen, und die Last der Oberaufsicht auf seine Schultern zu nehmen. Um sich aber doch gegen einen Mißbrauch der großen Gewalt, die man durch diese Bestallung in seine Hände gab, zu verwahren, setzte man ihm, nicht ohne Französischen Einfluß, unter dem Namen von Gehülfen, eine bestimmte Anzahl von Aufsehern an die Seite, die die Kasse des Bundes verwalten, und über die Werbungen, Durchzüge und Einquartierung der Truppen mitzusprechen haben sollten. Oxenstierna wehrte sich lebhaft gegen diese Einschränkung seiner Macht, wodurch man ihm die Ausführung jedes, Schnelligkeit oder Geheimniß fodernden, Entwurfes erschwerte, und errang sich endlich mit Mühe die Freyheit, in Kriegssachen seiner eigenen Einsicht zu folgen. Endlich berührte der Kanzler auch den kitzlichen Punkt der Entschädigung, welche sich Schweden nach geendigtem Kriege von der Dankbarkeit seiner Alliirten zu versprechen hätte, und er schmeichelte sich mit der Hoffnung, auf Pommern angewiesen zu werden, worauf das Hauptaugenmerk Schwedens gerichtet war, und von den Ständen die Versicherung ihres

kräftigen Beyſtands zu Erwerbung dieſer Provinz zu erhalten. Aber es blieb bey einer allgemeinen und ſchwankenden Verſicherung, daß man einander bey einem künftigen Frieden nicht im Stich laſſen würde. Daß es nicht die Ehrfurcht für die Verfaſſung des Reiches war, was die Stände über dieſen Punkt ſo behutſam machte, zeigte die Freygebigkeit, die man auf Unkoſten der heiligſten Reichsgeſetze gegen den Kanzler beweiſen wollte. Wenig fehlte, daß man ihm nicht das Erzſtift Mainz, welches er ohnehin als Eroberung inne hatte, zur Belohnung anbot, und nur mit Mühe hintertrieb der Franzöſiſche Abgeſandte dieſen eben ſo unpolitiſchen als entehrenden Schritt. Wie weit nun auch die Erfüllung hinter den Wünſchen Oxenſtierna's zurückblieb, ſo hatte er doch ſeinen vornehmſten Zweck, die Direktion des Ganzen, für ſeine Krone und für ſich ſelbſt erreicht, das Band zwiſchen den Ständen der vier obern Kreiſe enger und feſter zuſammengezogen, und zu Unterhaltung der Kriegsmacht einen jährlichen Beytrag von drittehalb Millionen Thalern errungen.

So viel Nachgiebigkeit von Seiten der Stände war von Seiten Schwedens

einer Erkenntlichkeit werth. Wenig
Wochen nach Gustav Adolphs Tod hatt
der Gram das unglückliche Leben de
Pfalzgrafen Friedrich geendigt, nachdem
dieser beklagenswerthe Fürst acht Monat
lang den Hofstaat seines Beschützers ver
mehrt, und im Gefolge desselben den kle
nen Ueberrest seines Vermögens ver
schwendet hatte. Endlich näherte er sich
dem Ziele seiner Wünsche, und eine freu
digere Zukunft that sich vor ihm auf, al
der Tod seinen Beschützer dahinrafft
Was er als das höchste Unglück betrach
tete, hatte die günstigsten Folgen für sei
nen Erben. Gustav Adolph durfte sich
herausnehmen, mit der Zurückgabe seine
Länder zu zögern, und dieses Geschen
mit drückenden Bedingungen zu beschwe
ren; Oxenstierna, dem die Freundschaf
Englands, Hollands und Brandenburgs
und die gute Meinung der reformirten
Stände überhaupt ungleich wichtiger
war, mußte die Pflicht der Gerechtigkei
befolgen. Er übergab daher auf eben
dieser Versammlung zu Heilbronn sowoh
die schon eroberten als die noch zu er
oberten Pfälzischen Lande den Nachkom
men Friedrichs, Mannheim allein ausge
nommen, welches bis zu geschehener Ko

stenerstattung von den Schweden besetzt bleiben sollte. Der Kanzler schränkte seine Gefälligkeit nicht bloß auf das Pfälzische Haus ein; auch die andern alliirten Reichsfürsten erhielten, wiewohl einige Zeit später, Beweise von der Dankbarkeit Schwedens, welche dieser Krone eben so wenig von ihrem Eigenen kosteten. Die Pflicht der Unparteylichkeit, die heiligste des Geschichtschreibers, verbindet ihn zu einem Geständniß, das den Verfechtern der Deutschen Freyheit eben nicht sehr zur Ehre gereicht. Wie viel sich auch die protestantischen Fürsten mit der Gerechtigkeit ihrer Sache und mit der Reinigkeit ihres Eifers wußten, so waren es doch größtentheils sehr eigennützige Triebfedern, aus denen sie handelten; und die Begierde zu rauben hatte wenigstens eben so viel Antheil an den angefangenen Feindseligkeiten, als die Furcht sich beraubt zu sehen. Bald entdeckte Gustav Adolph, daß er sich von dieser unreinen Triebfeder weit mehr, als von ihren patriotischen Empfindungen zu versprechen habe, und er unterließ nicht, sie zu benutzen. Jeder der mit ihm verbundenen Fürsten erhielt von ihm die Zusicherung irgend einer dem Feinde schon entrissenen

oder noch zu entreißenden Besitzung, und nur der Tod hinderte ihn, seine Zusagen wahr zu machen. Was dem König die Klugheit rieth, gebot die Nothwendigkeit seinem Nachfolger; und wenn diesem daran gelegen war, den Krieg zu verlängern, so mußte er die Beute mit den verbundenen Fürsten theilen, und auf die Verwirrung, die er zu nähren suchte, ihre Vortheile gründen. Und so sprach er dem Landgrafen von Hessen die Stifter Paderborn, Corbey, Münster und Fulda, dem Herzog Bernhard von Weimar die Fränkischen Bisthümer, dem Herzog von Wirtemberg die in seinem Lande gelegenen geistlichen Güter und Oesterreichischen Grafschaften zu, alles unter dem Namen Schwedischer Lehen. Den Kanzler selbst befremdete dieses widersinnige, den Deutschen so wenig Ehre bringende Schauspiel, und kaum konnte er seine Verachtung verbergen. „Man lege es in unserm Archiv nieder," sagte er einesmals, „zum ewigen Gedächtniß, daß ein Deutscher Reichsfürst von einem Schwedischen Edelmann so etwas begehrte, und daß der Schwedische Edelmann dem Deutschen Reichsfürsten auf Deutscher Erde so etwas zutheilte."

Nach so wohl getroffenen Anstalten konnte man mit Ehren im Feld erscheinen, und den Krieg mit frischer Lebhaftigkeit erneuern. Bald nach dem Siege bey Lützen vereinigen sich die Sächsischen und Lüneburgischen Truppen mit der Schwedischen Hauptmacht, und die Kaiserlichen werden in kurzer Zeit aus ganz Sachsen herausgetrieben. Nunmehr trennt sich diese vereinigte Armee. Die Sachsen rücken nach der Lausitz und Schlesien, um dort in Gemeinschaft mit dem Grafen von Thurn gegen die Oesterreicher zu agiren; einen Theil der Schwedischen Armee führt Herzog Bernhard nach Franken, den andern Herzog Georg von Braunschweig nach Westphalen und Niedersachsen.

Die Eroberungen am Lechstrom und an der Donau wurden, während daß Gustav Adolph den Zug nach Sachsen unternahm, von dem Pfalzgrafen von Birkenfeld und dem Schwedischen General Banner gegen die Bayern vertheidigt. Aber zu schwach, den siegreichen Fortschritten der Letztern, die von der Kriegserfahrung und Tapferkeit des kaiserlichen Generals von Altringer unterstützt wurden, hinlänglichen Widerstand

zu thun, mußten sie den Schwedischen General von Horn aus dem Elsaß zu Hülfe rufen. Nachdem dieser kriegserfahrne Feldherr die Städte Benfeld, Schlettstadt, Colmar und Hagenau der Schwedischen Herrschaft unterworfen, übergab er dem Rheingrafen Otto Ludwig die Vertheidigung derselben, und eilte über den Rhein, um das Bannerische Heer zu verstärken. Aber ungeachtet es nunmehr sechzehntausend Mann stark war, konnte es doch nicht verhindern, daß der Feind nicht an der Schwäbischen Grenze festen Fuß gewann, Kempten eroberte, und sieben Regimenter aus Böhmen an sich zog. Um die wichtigen Ufer des Lech und der Donau zu behaupten, entblößte man das Elsaß, wo Rheingraf Otto Ludwig nach Horns Abzug Mühe gehabt hatte, sich gegen das aufgebrachte Landvolk zu vertheidigen. Auch er mußte mit seinen Truppen das Heer an der Donau verstärken; und da auch dieser Succurs nicht hinreichte, so foderte man den Herzog Bernhard von Weimar dringend auf, seine Waffen nach dieser Gegend zu kehren.

Bernhard hatte sich bald nach Eröffnung des Feldzugs im Jahre 1633 de

Stadt und des ganzen Hochstifts Bamberg bemächtigt, und Würzburg ein ähnliches Schicksal zugedacht. Auf die Einladung Gustav Horns setzte er sich ungesäumt in Marsch gegen die Donau, schlug unterwegs ein Bayrisches Heer unter Johann von Werth aus dem Felde, und vereinigte sich bey Donauwerth mit den Schweden. Diese zahlreiche, von den trefflichsten Generalen befehligte Armee bedroht Bayern mit einem furchtbaren Einfall. Das ganze Bisthum Eichstädt wird überschwemmt, und Ingolstadt selbst verspricht ein Verräther den Schweden in die Hände zu spielen. Altringers Thätigkeit wird durch die ausdrückliche Vorschrift des Herzogs von Friedland gefesselt, und, von Böhmen aus ohne Hülfe gelassen, kann er sich dem Andrang des feindlichen Heers nicht entgegen setzen. Die günstigsten Umstände vereinigen sich, die Waffen der Schweden in diesen Gegenden siegreich zu machen, als die Thätigkeit der Armee durch eine Empörung der Offiziere auf einmal gehemmt wird.

Den Waffen dankte man alles, was man in Deutschland erworben hatte; selbst Gustav Adolphs Größe war das

wären. Sie freuten ſich darüber ſehr, weil ich der reichſte Mann im Lager ſeyn würde.

Nunmehr will ich Euch ſagen, wie meine Einrichtung während meines langen Aufenthalts jenſeits des Meeres, ſeit der Entfernung der königlichen Brüder, beſchaffen war. Ich hatte zween Kapläne bey mir, die mir meine Horen ſangen. Der eine ſang mir die Frühmette, ſobald der Tag anbrach; der andere wartete, bis meine Ritter und die Ritter meines Treffens aufgeſtanden waren. Wenn ich meine Meſſe gehört hatte, ging ich mit dem König aus. Wollte der König ausreiten, ſo leiſtete ich ihm auch Geſellſchaft. Zuweilen kamen Bothſchaften an ihn, und dann mußten wir den Vormittag arbeiten.

In einem Zelte ſtand mein Bette ſo, daß niemand hineinkommen konnte ohn' es zu ſehen; und das that ich, um allen Verdacht von Umgang mit Weibsleuten zu vermeiden. Wenn es bald Remigiustag war, ließ ich mir einen Vorrath von Schweinen und Schafen einkaufen, und Mehl und Wein für die Leute in meiner Wirthſchaft auf den ganzen Winter. Ich that das, indem das Meer im Winter ſtürmiſcher iſt, als im Sommer. Ich kaufte gegen hundert Fäſſer Wein, und ließ immer den beſten zuerſt trinken; den Wein für die Knechte, ließ ich mit Waſſer, und den für die Knappen mit etwas weniger Waſſer vermiſchen. Auf meiner Tafel wurde den Rittern eine Flaſche Wein vorgeſetzt; ſie vermiſchten ihn dann jeder nach ſeinem Geſchmack.

Der König hatte mir zu meinen Treffen funfzig Ritter gegeben. Bey jeder Mahlzeit hatte ich, außer meinen zehn Rittern, noch zehn andre zur Tafel. Dieſe aßen, nach der Landesſitte, einer neben dem andern

Werk der Armee, die Frucht ihrer Disc
plin, ihrer Tapferkeit, ihres ausdauern
den Muths in unendlichen Gefahren un
Mühseligkeiten. Wie künstlich man au
im Kabinet seine Plane anlegte, so wa
doch zuletzt die Armee allein die Vollzi
herin, und die erweiterten Entwürfe de
Anführer vermehrten immer nur die La
sten derselben. Alle großen Entscheidun
gen in diesem Kriege waren durch ein
wirklich barbarische Hinopferung der So
daten in Winterfeldzügen, Märschen
Stürmen und offenen Schlachten gewal
sam erzwungen worden, und es war Gu
stav Adolphs Maxime, nie an einem Sieg
zu verzagen, sobald er ihm mehr nich
als Menschen kostete. Dem Soldate
konnte seine Wichtigkeit nicht lange ve
borgen bleiben, und mit Recht verlangt
er seinen Antheil an einem Gewinn, de
mit seinem Blute errungen war. Abe
mehrentheils konnte man ihm kaum de
gebührenden Sold bezahlen, und di
Gierigkeit der einzelnen Häupter, ode
das Bedürfniß des Staats verschlang ge
wöhnlich den besten Theil der erpreßte
Summen und der erworbnen Besitzun
gen. Für alle Mühseligkeiten, die e
übernahm, blieb ihm nichts, als die zwe

felhafte Aussicht auf Raub oder auf Beförderung; und in beyden mußte er sich nur zu oft hintergangen sehen. Furcht und Hoffnung unterdrückten zwar jeden gewaltsamen Ausbruch der Unzufriedenheit, so lange Gustav Adolph lebte; aber nach seinem Hintritt wurde der allgemeine Unwille laut, und der Soldat ergriff gerade den gefährlichsten Augenblick, sich seiner Wichtigkeit zu erinnern. Zwey Offiziere, Pfuhl und Mitschefal, schon bey Lebzeiten des Königs als unruhstiftende Köpfe berüchtigt, geben im Lager an der Donau das Beyspiel, das in wenigen Tagen unter den Offizieren der Armee eine fast allgemeine Nachahmung findet. Man verbindet sich unter einander durch Wort und Handschlag, keinem Kommando zu gehorchen, bis der seit Monaten und Jahren noch rückständige Sold entrichtet, und noch außerdem jedem Einzelnen eine verhältnißmäßige Belohnung an Geld oder liegenden Gründen bewilligt sey. „Ungeheure Summen,“ hörte man sie sagen, „würden täglich durch Brandschatzungen erpreßt, und all dieses Geld zerrinne in wenigen Händen. In Schnee und Eis treibe man sie hinaus,

und nirgends kein Dank für diese unen
liche Arbeit. Zu Heilbronn schreye m
über den Muthwillen der Soldaten, a
niemand denke an ihr Verdienst. D
Gelehrten schreiben in die Welt hinein v
Eroberungen und Siegen, und alle di
Victorien habe man doch nur durch i
Fäuste erfochten." Das Heer der M
vergnügten mehrt sich mit jedem Ta
und durch Briefe, die zum Glück auf
fangen werden, suchten sie nun auch
Armeen am Rhein und in Sachsen
empören. Weder die Vorstellung
Bernhards von Weimar, noch die h
ten Verweise seines strengern Geh
sen waren vermögend, diese Gährun
zu unterdrücken, und die Heftigkeit
Letztern vermehrte vielmehr den Trotz
Empörer. Sie bestanden darauf, d
jedem Regiment gewisse Städte zu Er
bung des rückständigen Soldes angewie
würden. Eine Frist von vier Woch
wurde dem Schwedischen Kanzler v
gönnt, zu Erfüllung dieser Foderung
Rath zu schaffen; im Weigerungsf
erklärten sie, würden sie sich selbst beza
machen, und nie einen Degen mehr
Schweden entblößen.

Die ungestüme Mahnung, zu einer Zeit gethan, wo die Kriegskasse erschöpft und der Kredit gefallen war, mußte den Kanzler in das höchste Bedrängniß stürzen; und schnell mußte die Hülfe seyn, ehe derselbe Schwindel auch die übrigen Truppen ansteckte, und man sich von allen Armeen auf einmal mitten unter Feinden verlassen sah. Unter allen Schwedischen Heerführern war nur Einer, der bey den Soldaten Ansehen und Achtung genug besaß, diesen Streit beyzulegen. Herzog Bernhard war der Liebling der Armee, und seine kluge Mäßigung hatte ihm das Vertrauen der Soldaten, wie seine Kriegserfahrung ihre höchste Bewunderung erworben. Er übernahm es jetzt, die schwürige Armee zu besänftigen; aber, seiner Wichtigkeit sich bewußt, ergriff er den günstigen Augenblick, zuvor für sich selbst zu sorgen, und der Verlegenheit des Schwedischen Kanzlers die Erfüllung seiner eigenen Wünsche abzuängstigen.

Schon Gustav Adolph hatte ihm mit einem Herzogthum Franken geschmeichelt, das aus den beyden Hochstiftern Bamberg und Würzburg erwachsen sollte; jetzt drang Herzog Bernhard auf Haltung die-

ses Versprechens. Zugleich foderte er
Oberkommando im Kriege als Schw
scher Generalissimus. Dieser Mißbra
den der Herzog von seiner Unentb
lichkeit machte, entrüstete Oxenstierna
sehr, daß er ihm im ersten Unwillen
Schwedischen Dienst aufkündigte. A
aber besann er sich eines Bessern,
ehe er einen so wichtigen Feldherrn
opferte, entschloß er sich lieber, ihn, um
chen Preis es auch sey, an das Schw
dische Interesse zu fesseln. Er übe
ihm also die Fränkischen Bisthümer
Leben der Schwedischen Krone, doch
Vorbehalt der beyden Festungen, W
burg und Königshofen, welche von
Schweden besetzt bleiben sollten; zug
verband er sich im Namen seiner Kr
den Herzog im Besitz dieser Länder
schützen. Das gesuchte Oberkomm
über die ganze Schwedische Macht w
unter einem anständigen Vorwand
weigert. Nicht lange säumte H
Bernhard, sich für dieses wichtige L
dankbar zu erzeigen: durch sein An
und seine Thätigkeit stillte er in ku
den Aufruhr der Armee. Große S
men baren Geldes wurden unter
Offiziere vertheilt, und noch weit g

an Ländereyen, deren Werth gegen fünf Millionen Thaler betrug, und an die man kein anderes Recht hatte, als das der Eroberung. Indessen war der Moment zu einer großen Unternehmung verstrichen, und die vereinigten Anführer trennten sich, um dem Feind in andern Gegenden zu widerstehen.

Nachdem Gustav Horn einen kurzen Einfall in die obere Pfalz unternommen und Neumark erobert hatte, richtete er seinen Marsch nach der Schwäbischen Grenze, wo sich die Kaiserlichen unterdessen beträchtlich verstärkt hatten, und Wirtemberg mit einem verwüstenden Einfall bedrohten. Durch seine Annäherung verscheucht, ziehen sie sich an den Bodensee — aber nur, um auch den Schweden den Weg in diese noch nie besuchte Gegend zu zeigen. Eine Besitzung am Eingange der Schweiz war von äußerster Wichtigkeit für die Schweden, und die Stadt Kostnitz schien besonders geschickt zu seyn, sie mit den Eidgenossen in Verbindung zu setzen. Gustav Horn unternahm daher sogleich die Belagerung derselben; aber entblößt von Geschütz, das er erst von Wirtemberg mußte brin-

gen lassen, konnte er diese Unternehmung nicht schnell genug fördern, um den Feinden nicht eine hinlängliche Frist zum Entsatze dieser Stadt zu vergönnen, die ohnehin von dem See aus so leicht zu versorgen war. Er verließ also nach einem vergeblichen Versuche die Stadt und ihr Gebiet, um an den Ufern der Donau einer dringenden Gefahr zu begegnen.

Aufgefodert von dem Kaiser, hatte der Kardinal Infant, Bruder Philipps IV. von Spanien und Statthalter in Mailand, eine Armee von vierzehntausend Mann ausgerüstet, welche bestimmt war, unabhängig von Wallensteins Befehlen an dem Rhein zu agiren, und das Elsaß zu vertheidigen. Diese Armee erschien jetzt unter dem Kommando des Herzogs von Feria, eines Spaniers, in Bayern, und um sie sogleich gegen die Schweden zu benutzen, wurde Altringer beordert sogleich mit seinen Truppen zu ihr zu stoßen. Gleich auf die erste Nachricht von ihrer Erscheinung hatte Gustav Horn den Pfalzgrafen von Birkenfeld von dem Rheinstrom zu seiner Verstärkung herbey gerufen, und nachdem er sich zu Stockach mit demselben vereinigt hatte, rückte er

kühn dem dreyßigtäusend Mann starken Feind entgegen. Dieser hatte seinen Weg über die Donau nach Schwaben genommen, wo Gustav Horn ihm einmal so nahe kam, daß beyde Armeen nur durch eine halbe Meile von einander geschieden waren. Aber anstatt das Anerbieten zur Schlacht anzunehmen, zogen sich die Kaiserlichen über die Waldstädte nach dem Breisgau und Elsaß, wo sie noch zeitig genug anlangten, um Breysach zu entsetzen, und den siegreichen Fortschritten des Rheingrafen Otto Ludwig eine Grenze zu setzen. Dieser hatte kurz vorher die Waldstädte erobert, und, unterstützt von dem Pfalzgrafen von Birkenfeld, der die Unterpfalz befreyte, und den Herzog von Lothringen aus dem Felde schlug, den Schwedischen Waffen in diesen Gegenden aufs neue das Uebergewicht errungen. Jetzt zwar mußte er der Ueberlegenheit des Feindes weichen; aber bald rücken Horn und Birkenfeld zu seinem Beystand herbey, und die Kaiserlichen sehen sich nach einem kurzen Triumphe wieder aus dem Elsaß vertrieben. Die rauhe Herbstzeit, welche sie auf diesem unglücklichen Rückzuge überfällt, richtet den größten Theil der Italiener zu Grunde, und ihs

ren Anführer selbst, den Herzog von Feria tödtet der Gram über die mißlungene Unternehmung.

Unterdessen hatte Herzog Bernhard von Weimar mit achtzehn Regimentern Fußvolk und hundert und vierzig Kornetten Reitern seine Stellung an der Donau genommen, um sowohl Franken zu decken, als die Bewegungen der kaiserlich-bayrischen Armee an diesem Strome zu beobachten. Nicht so bald hatte Altringer diese Grenzen entblößt, um zu den Italienischen Truppen des Herzogs von Feria zu stoßen, als Bernhard seine Entfernung benutzte, über die Donau eilte, und mit Blitzesschnelligkeit vor Regensburg stand. Der Besitz dieser Stadt war für die Unternehmungen der Schweden auf Bayern und Oesterreich entscheidend; er verschaffte ihnen festen Fuß an dem Donaustrom, und eine sichere Zuflucht bey jedem Unglücksfall, so wie er sie allein in den Stand setzte, eine dauerhafte Eroberung in diesen Ländern zu machen. Regensburg zu bewahren, war der letzte, dringende Rath, den der sterbende Tilly dem Churfürsten von Bayern ertheilte, und Gustav Adolph beklagte als einen nicht zu ersetzenden Verlust, daß ihm die

Bayern in Beſetzung dieſes Platzes zuvor-
ekommen waren. Unbeſchreiblich groß
ar daher Maximilians Schrecken, als
erzog Bernhard dieſe Stadt überraſch-
, und ſich ernſtlich anſchickte, ſie zu be-
gern.

Nicht mehr als funfzehn Kompagnien,
rößtentheils neugeworbener Truppen,
achten die Beſatzung derſelben aus;
ine mehr als hinreichende Anzahl, um
uch den überlegenſten Feind zu ermü-
en, ſobald ſie von einer gut geſinnten und
riegeriſchen Bürgerſchaft unterſtützt wur-
en. Aber gerade dieſe war der gefähr-
chſte Feind, den die Bayriſche Garni-
on zu bekämpfen hatte. Die proteſtan-
iſchen Einwohner Regensburgs, gleich
iferſüchtig auf ihren Glauben und ihre
eichsfreyheit, hatten ihren Nacken mit
Widerwillen unter das Bayriſche Joch
ebeugt, und blickten längſt ſchon mit
ngeduld der Erſcheinung eines Retters
ntgegen. Bernhards Ankunft vor ihren
auern erfüllte ſie mit lebhafter Freude,
nd es war ſehr zu fürchten, daß ſie die
nternehmungen der Belagerer durch
inen innern Tumult unterſtützen wür-
en. In dieſer großen Verlegenheit läßt
er Churfürſt die beweglichſten Schreiben

auf Decken sitzend, an der Erde. So oft zu den Waffen gerufen wurde, schickte ich vier und funfzig Ritter, die Zehner (diseniers) genannt, weil ihrer allemahl zehn waren, wenn wir einen Ritt machten: und alle diese Ritter aßen, wenn wir zurückkamen, bey mir. Alle jährliche Feste lud ich die vornehmsten Herren im Heere zu mir ein; daher es kam, daß der König zuweilen von denjenigen, die ich eingeladen hatte, Geld aufnahm.

Nunmehr von den Rechtshändeln und Rechtssprüchen, die zu Cäsarea vorfielen, während daß der König sich daselbst aufhielt.

Zuerst von einem Ritter, der in einem Bordel war ertappt worden, und dem man nach Landesgebrauch, die Wahl der Strafe ließ. Diese Wahl bestand darin: entweder sollte ihn die Kupplerinn, im Hemde, mit einem Stricke um die Geburtstheile gebunden, durch das ganze Lager umherführen; oder er sollte sein Pferd und seine Rüstung verlieren, und aus dem Lager gejagt werden. Der Ritter überließ sein Pferd und seine Rüstung dem König, und verließ das Lager. Ich bat den König um das Pferd für einen armen Edelmann, der sich im Lager befand. Der König antwortete: das sey keine billige Bitte, denn das Pferd sey noch achtzig Livres werth. „Wie? sagt' ich, brecht Ihr das Wort, indem Ihr über mein Begehren unwillig werdet?" Und er sagte lächelnd zu mir: „sprecht was Ihr wollt, ich werde nicht unwillig darüber." Indessen das Pferd für den armen Edelmann bekam ich doch nicht.

Der zweyte Rechtsfall war dieser. Die Ritter von unserm Treffen jagten ein wildes Thier, Gazel genannt, welches eine Aehnlichkeit mit dem Rehbock hat.

an den Kaiser, an den Herzog von Friedland ergehen, ihm nur mit fünftausend Mann auszuhelfen. Sieben Eilboten nach einander sendet Ferdinand mit diesem Auftrag an Wallenstein, der die schleunigste Hülfe zusagt, und auch wirklich schon dem Churfürsten die nahe Ankunft von zwölftausend Mann durch Gallas berichten läßt, aber diesem Feldherrn bey Lebensstrafe verbietet, sich auf den Weg zu machen. Unterdessen hatte der Bayrische Kommendant von Regensburg, in Erwartung eines nahen Entsatzes, die besten Anstalten zur Vertheidigung getroffen, die katholischen Bauern wehrhaft gemacht, die protestantischen Bürger hingegen entwaffnet und aufs sorgfältigste bewacht, daß sie nichts gefährliches gegen die Garnison unternehmen konnten. Da aber kein Entsatz erschien, und das feindliche Geschütz mit ununterbrochener Heftigkeit die Werke bestürmte, sorgte er durch eine anständige Kapitulation für sich selbst und die Besatzung, und überließ die Bayrischen Beamten und Geistlichen der Gnade des Siegers.

Mit dem Besitze von Regensburg erweitern sich Herzog Bernhards Entwürfe, und seinem kühnen Muth ist Bayern selbst

eine zu enge Schranke geworden. Bis an die Grenzen von Oesterreich will er dringen, das protestantische Landvolk gegen den Kaiser bewaffnen, und ihm seine Religionsfreyheit wieder geben. Schon hat er Straubingen erobert, während daß ein anderer Schwedischer Feldherr die nördlichen Ufer der Donau sich unterwürfig macht. An der Spitze seiner Schweden dem Grimm der Witterung Trotz bietend, erreicht er die Mündung des Iserstroms, und setzt im Angesicht des Bayrischen Generals von Werth, der hier gelagert steht, seine Truppen über. Jetzt zittern Passau und Linz, und der bestürzte Kaiser verdoppelt an Wallenstein seine Mahnungen und Befehle, dem bedrängten Bayern aufs schleunigste zu Hülfe zu eilen. Aber hier setzt der siegende Bernhard seinen Eroberungen ein freywilliges Ziel. Vor sich den Inn, der durch viele feste Schlösser beschützt wird, hinter sich zwey feindliche Heere, ein übel gesinntes Land, und die Iser, wo kein haltbarer Ort ihm den Rücken deckt, und der gefrorne Boden keine Verschanzung gestattet, von der ganzen Macht Wallensteins bedroht, der sich endlich entschlossen hat, an die Donau zu rücken, ent-

zieht er sich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr, von Regensburg abgeschnitten und von Feinden umzingelt zu werden. Er eilt über die Iser und Donau, um die in der Oberpfalz gemachten Eroberungen gegen Wallenstein zu vertheidigen, und selbst eine Schlacht mit diesem Feldherrn nicht auszuschlagen. Aber Wallenstein, dem es nie in den Sinn gekommen war, große Thaten an der Donau zu verrichten, wartet seine Annäherung nicht ab, und ehe die Bayern recht anfangen seiner froh zu werden, ist er schon nach Böhmen verschwunden. Bernhard endigt also jetzt seinen glorreichen Feldzug, und vergönnt seinen Truppen die wohlverdiente Rast in den Winterquartieren auf feindlicher Erde.

Indem Gustav Horn in Schwaben, der Pfalzgraf von Birkenfeld, General Baudissin und Rheingraf Otto Ludwig am Ober- und Niederrhein, und Herzog Bernhard an der Donau den Krieg mit solcher Ueberlegenheit führten, wurde der Ruhm der Schwedischen Waffen in Niedersachsen und Westphalen von dem Herzog von Lüneburg und dem Landgrafen von Hessenkassel nicht weniger glorreich,

behauptet. Die Festung Hameln eroberte Herzog Georg nach der tapfersten Gegenwehr, und über den kaiserlichen General von Gronsfeld, der an dem Weserstrom kommandirte, wurde von der vereinigten Armee der Schweden und Hessen bey Oldendorf ein glänzender Sieg erfochten. Der Graf von Wasaburg, ein natürlicher Sohn Gustav Adolphs, zeigte sich in dieser Schlacht seines Ursprungs werth. Sechzehn Kanonen, das ganze Gepäcke der Kaiserlichen und vier und siebzig Fahnen fielen in Schwedische Hände, gegen dreytausend von den Feinden blieben auf dem Platze, und fast eben so viele wurden zu Gefangenen gemacht. Die Stadt Osnabrück zwang der Schwedische Oberste Knyphausen, und Paderborn der Landgraf von Hessenkassel zur Uebergabe; dafür aber ging Rheinberg, ein sehr wichtiger Ort für die Schweden, an die Kaiserlichen verloren. Beynahe an allen Enden Deutschlands sah man die Schwedischen Waffen siegreich, und das nächste Jahr nach Gustav Adolphs Tode zeigte noch keine Spur des Verlustes, den man an diesem großen Führer erlitten hatte.

Bey Erwähnung der wichtigen Vorfälle, welche den Feldzug des 1633sten Jahres auszeichneten, muß die Unthätigkeit eines Mannes, der bey weitem die höchsten Erwartungen rege machte, ein gerechtes Erstaunen erwecken. Unter allen Generalen, deren Thaten uns in diesem Feldzuge beschäftigt haben, war keiner, der sich an Erfahrung, Talent und Kriegsruhm mit Wallenstein messen durfte; und gerade dieser verliert sich seit dem Treffen bey Lützen aus unsern Augen. Der Fall seines großen Gegners läßt ihm allein jetzt den ganzen Schauplatz des Ruhmes frey, die ganze Aufmerksamkeit Europa's ist auf die Thaten gespannt, die das Andenken seiner Niederlage auslöschen, und seine Ueberlegenheit in der Kriegskunst der Welt verkündigen sollen. Und doch liegt er still in Böhmen, indeß die Verluste des Kaisers in Bayern, in Niedersachsen, am Rhein, seine Gegenwart dringend fodern; ein gleich undurchdringliches Geheimniß für Freund und Feind, der Schrecken, und doch zugleich die letzte Hoffnung des Kaisers. Mit unerklärbarer Eilfertigkeit hatte er sich nach dem verlorenen Treffen bey Lützen in das Königreich Böhmen gezogen, wo er über das Verhalten seiner

Offiziere in dieser Schlacht die strengsten Untersuchungen anstellte. Die das Kriegsgericht für schuldig erkannte, wurden mit unerbittlicher Strenge zum Tode verurtheilt, die sich brav gehalten hatten, mit königlicher Großmuth belohnt, und das Andenken der Gebliebenen durch herrliche Monumente verewigt. Den Winter über drückte er die kaiserlichen Provinzen durch übermäßige Contributionen, und durch die Winterquartiere, die er absichtlich nicht in feindlichen Ländern nahm, um das Mark der Oesterreichischen Länder auszusaugen. Anstatt aber mit seiner wohl gepflegten und auserlesenen Armee beym Anbruch des Frühlings 1633 den Feldzug vor allen andern zu eröffnen, und sich in seiner ganzen Feldherrnkraft zu erheben, war er der letzte, der im Felde erschien, und auch jetzt war es ein kaiserliches Erbland, das er zum Schauplatz des Krieges machte

Unter allen Provinzen Oesterreichs war Schlesien der größten Gefahr ausgesetzt. Drey verschiedene Armeen, eine Schwedische unter dem Grafen von Thurn, eine Sächsische unter Arnheim und dem Herzog von Lauenburg, und eine Brandenburgische unter Borgsdorf, hat-

ten diese Provinz zu gleicher Zeit mit Krieg überzogen. Schon hatten sie die wichtigsten Plätze im Besitz, und selbst Breslau hatte die Parten der Allirten ergriffen. Aber gerade diese Menge von Generalen und Armeen rettete dem Kaiser dieses Land; denn die Eifersucht der Generale und der gegenseitige Haß der Schweden und Sachsen ließ sie nie mit Einstimmigkeit verfahren. Arnheim und Thurn zankten sich um die Oberstelle; die Brandenburger und Sachsen hielten eifrig gegen die Schweden zusammen, die sie als überlästige Fremdlinge ansahen, und, wo es nur immer thunlich war, zu verkürzen suchten. Hingegen lebten die Sachsen mit den Kaiserlichen auf einem viel vertraulichern Fuß, und oft geschah es, daß die Offiziere beyder feindlichen Armeen einander Besuche abstatteten und Gastmahler gaben. Man ließ die Kaiserlichen ungehindert ihre Güter fortschaffen, und viele verhehlten es gar nicht, daß sie von Wien große Summen gezogen. Unter so zweydeutig gesinnten Allirten sahen sich die Schweden verkauft und verrathen, und an große Unternehmungen war bey einem so schlechten Verständniß nicht zu denken.

Auch war der General von Arnheim den größten Theil der Zeit abwesend, und als er endlich wieder bey der Armee anlangte, näherte sich Wallenstein schon mit einer furchtbaren Kriegsmacht den Grenzen.

Vierzigtausend Mann stark rückte er ein, und nicht mehr als vier und zwanzig tausend hatten ihm die Alliirten entgegen zu setzen. Nichts desto weniger wollten sie eine Schlacht versuchen, und erschienen bey Münsterberg, wo er ein verschanztes Lager bezogen hatte. Aber Wallenstein ließ sie acht Tage lang hier stehen, ohne nur die geringste Bewegung zu machen; dann verließ er seine Verschanzungen, und zog mit ruhigem stolzen Schritt an ihrem Lager vorüber. Auch nachdem er aufgebrochen war, und die muthiger gewordenen Feinde ihm beständig zur Seite blieben, ließ er die Gelegenheit unbenutzt. Die Sorgfalt, mit der er die Schlacht vermied, wurde als Furcht ausgelegt; aber einen solchen Verdacht durfte Wallenstein auf seinen verjährten Feldherrnruhm wagen. Die Eitelkeit der Alliirten ließ sie nicht bemerken, daß er sein Spiel mit ihnen trieb, und daß er ihnen die Niederlage großmüthig schenkte,

wollt ihm — mit einem Sieg über sie für nicht gedient war. Um ihnen jedoch zu zeigen, daß Er der Herr sey, und daß nicht die Furcht vor ihrer Macht ihn in Unthätigkeit erhalte, ließ er den Kommendanten eines Schlosses, das in seine Hände fiel, niederstoßen, weil er einen unhaltbaren Platz nicht gleich übergeben hatte.

Neun Tage lang standen beyde Armeen einander, einen Musketenschuß weit, im Gesichte, als der Graf Terzky aus dem Wallensteinischen Heere mit einem Trompeter vor dem Lager der Alliirten erschien, den General von Arnheim zu einer Konferenz einzuladen. Der Inhalt derselben war, daß Wallenstein, der doch an Macht der überlegene Theil war, einen Waffenstillstand von sechs Wochen in Vorschlag brachte. „Er sey gekommen," sagte er, „mit Schweden und mit den Reichsfürsten einen ewigen Frieden zu schließen, die Soldaten zu bezahlen, und jedem Genugthuung zu verschaffen. Alles dieß stehe in seiner Hand, und wenn man in Wien Anstand nehmen sollte, es zu bestätigen, so wolle Er sich mit den Alliirten vereinigen, und (was er Arnheimen zwar nur ins Ohr flüsterte) den Kai-

ser zum Teufel jagen.“ Bey einer zweyten Zusammenkunft ließ er sich gegen den Grafen von Thurn noch deutlicher heraus. „Alle Privilegien,“ erklärte er, „sollten aufs neue bestätigt, alle Böhmischen Exulanten zurückberufen und in ihre Güter wieder eingesetzt werden, und er selbst wolle der erste seyn, seinen Antheil an denselben herauszugeben. Die Jesuiten, als die Urheber aller bisherigen Unterdrükkungen sollten verjagt, die Krone Schweden durch Zahlungen auf bestimmte Termine abgefunden, alles überflüssige Kriegsvolk von beyden Theilen gegen die Türken geführt werden.“ Der letzte Punkt enthielt den Aufschluß des ganzen Räthsels. „Wenn Er die Böhmische Krone davon trüge, so sollten alle Vertriebenen sich seiner Großmuth zu rühmen haben, eine vollkommene Freyheit der Religionen sollte dann in dem Königreich herrschen, das Pfälzische Haus in alle seine vorigen Rechte zurücktreten, und die Markgrafschaft Mähren ihm für Mecklenburg zur Entschädigung dienen. Die alliirten Armeen zögen dann unter seiner Anführung nach Wien, dem Kaiser die Genehmigung dieses Traktats mit gewaffneter Hand abzunöthigen.“

hat. Brüder vom Hospitalorden überfielen sie, und vertrieben unsre Ritter. Ich beschwerte mich darüber beym Großmeister des Hospitalordens; und der Großmeister versprach mir Genugthuung dafür zu verschaffen, nach Recht und Sitte des heiligen Landes; nehmlich so, daß er die Brüder, die jene Beleidigung angethan, auf ihren Mänteln wollte essen lassen, bis die Beleidigten sie aufheben würden; auch hielt er sein Versprechen vollkommen. Nachdem wir selbst, gesehen, daß sie eine Weile auf ihren Mänteln gegessen hatten, ging ich zum Großmeister, der noch beym Essen war, und bat ihn, er möchte nun die Brüder, die vor ihm auf ihren Mänteln aßen, aufstehen heißen; auch diejenigen Ritter, die beleidigt worden waren, baten ihn darum. Allein er antwortete: er würde das nicht thun; denn er wolle nicht, daß seine Brüder denjenigen, die als Pilger ins heilige Land kämen, übel begegnen sollten. Als ich das vernahm, setzt' ich mich zu den Brüdern an die Erde, und aß mit ihnen, und sagte, ich würde nicht eher aufstehen, bis die Brüder aufstehen dürften. Er sagte, das hieße ihn Gewalt anthun, und gewährte mir meiner Bitte. Ich und meine Ritter mußten nun mit ihm essen, und die Brüder gingen mit den andern zur gewöhnlichen Tafel.

Der dritte Rechtshandel, den ich zu Cäsarea abzurtheilen sah, war folgender. Ein königlicher Serjent, le Goulu genannt, legte Hand an einen Ritter von meinem Treffen: und ich beschwerte mich darüber beym König. Der König sagte zu mir, ich könnte wohl, wie ihm dünke, meine Beschwerde fallen lassen, weil er ihn nur gestoßen habe. Ich versetzte, ich würde sie nicht fallen lassen; und wenn er mir keine Genugthuung verschafte, so würde ich seinen Dienst verlassen,

weil

Jetzt also war die Decke von dem Plan weggezogen, worüber er schon Jahre lang in geheimnißvoller Stille gebrütet hatte. Auch lehrten alle Umstände, daß zu Vollstreckung desselben keine Zeit zu verlieren sey. Nur das blinde Vertrauen zu dem Kriegsglück und dem überlegenen Genie des Herzogs von Friedland hatte dem Kaiser die Festigkeit eingeflößt, allen Vorstellungen Bayerns und Spaniens entgegen, und auf Kosten seines eigenen Ansehens, diesem gebieterischen Mann ein so uneingeschränktes Kommando zu übergeben. Aber dieser Glaube an die Unüberwindlichkeit Wallensteins war durch seine lange Unthätigkeit längst erschüttert worden, und nach dem verunglückten Treffen bey Lützen beynahe gänzlich gefallen. Aufs neue erwachten jetzt seine Gegner an Ferdinands Hofe, und die Unzufriedenheit des Kaisers über den Fehlschlag seiner Hoffnungen verschaffte ihren Vorstellungen den gewünschten Eingang bey diesem Monarchen. Das ganze Betragen des Herzogs wurde mit beißender Kritik von ihnen gemustert, sein hochfahrender Trotz und seine Widersetzlichkeit gegen des Kaisers Befehle diesem eifersüchtigen Fürsten in Erinnerung ge-

bracht, die Klagen der Oesterreichischen Unterthanen über seine grenzenlosen Bedrückungen zu Hülfe gerufen, seine Treue verdächtig gemacht, und über seine geheimen Absichten ein schreckhafter Wink hingeworfen. Diese Anklagen, durch das ganze übrige Betragen des Herzogs nur zu sehr gerechtfertigt, unterließen nicht in Ferdinands Gemüth tiefe Wurzeln zu schlagen; aber der Schritt war einmal geschehn, und die große Gewalt, womit man den Herzog bekleidet hatte, konnte ihm ohne große Gefahr nicht entrissen werden. Sie unmerklich zu vermindern, war alles, was dem Kaiser übrig blieb; und um dieß mit einigem Erfolg zu können, mußte man sie zu theilen, vor allen Dingen aber sich außer Abhängigkeit von seinem guten Willen zu setzen suchen. Aber selbst dieses Rechtes hatte man sich in dem Vertrage begeben, den man mit ihm errichtete, und gegen jeden Versuch, ihm einen andern General an die Seite zu setzen, oder einen unmittelbaren Einfluß auf seine Truppen zu haben, schützte ihn die eigenhändige Unterschrift des Kaisers. Da man diesen nachtheiligen Vertrag weder halten noch vernichten konnte, so mußte man sich durch

einen Kunstgriff heraushelfen. Wallenstein war kaiserlicher Generalissimus in Deutschland; aber weiter erstreckte sich sein Gebiet nicht, und über eine auswärtige Armee konnte er sich keine Herrschaft anmaßen. Man läßt also in Mailand eine Spanische Armee errichten und unter einem Spanischen General in Deutschland fechten. Wallenstein ist also der Unentbehrliche nicht mehr, weil er aufgehört hat, der Einzige zu seyn, und im Nothfall hat man gegen ihn selbst eine Stütze.

Der Herzog fühlte es schnell und tief, woher dieser Streich kam, und wohin er zielte. Umsonst protestirte er bey dem Kardinal Infanten gegen diese vertragswidrige Neuerung: die Italienische Armee rückte ein, und man zwang ihn, ihr den General Altringer mit Verstärkung zuzusenden. Zwar wußte er diesem durch strenge Verhaltungsbefehle die Hände so sehr zu binden, daß die Italienische Armee in dem Elsaß und in Schwaben wenig Ehre einlegte; aber dieser eigenmächtige Schritt des Hofes hatte ihn aus seiner Sicherheit aufgeschreckt, und ihm über die näher kommende Gefahr einen warnenden Wink gegeben. Um nicht zum

zweytenmal sein Kommando, und mit demselben die Frucht aller seiner Bemühungen zu verlieren, mußte er mit der Ausführung seines Anschlags eilen. Durch Entfernung der verdächtigen Offiziere, und durch seine Freygebigkeit gegen die andern, hielt er sich der Treue seiner Truppen versichert. Alle andre Stände des Staats, alle Pflichten der Gerechtigkeit und Menschlichkeit, hatte er dem Wohl der Armee aufgeopfert, also rechnete er auf die Erkenntlichkeit derselben. Im Begriff, ein nie erlebtes Beyspiel des Undanks gegen den Schöpfer seines Glücks aufzustellen, baute er seine ganze Wohlfahrt auf die Dankbarkeit, die man an ihm beweisen sollte.

Die Anführer der Schlesischen Armeen hatten von ihren Principalen keine Vollmacht, so etwas Großes, als Wallenstein in Vorschlag brachte, für sich allein abzuschließen, und selbst den verlangten Waffenstillstand getrauten sie sich nicht länger als auf vierzehn Tage zu bewilligen. Ehe sich der Herzog gegen die Schweden und Sachsen herausließ, hatte er noch für rathsam gefunden, sich bey seiner kühnen Unternehmung des Französischen Schutzes

zu versichern. Zu dem Ende wurden durch den Grafen von Kinsky bey dem Französischen Bevollmächtigten Feuquieres zu Dresden geheime Unterhandlungen, wiewohl mit sehr mißtrauischer Vorsicht, angeknüpft, welche ganz seinem Wunsche gemäß ausfielen. Feuquieres erhielt Befehl von seinem Hofe, allen Vorschub von Seiten Frankreichs zu versprechen, und dem Herzog, wenn er deren benöthigt wäre, eine beträchtliche Geldhülfe anzubieten.

Aber gerade diese überkluge Sorgfalt, sich von allen Seiten zu decken, gereichte ihm zum Verderben. Der Französische Bevollmächtigte entdeckte mit großem Erstaunen, daß ein Anschlag, der mehr als jeder andre des Geheimnisses bedurfte, den Schweden und den Sachsen mitgetheilt worden sey. Das Sächsische Ministerium war, wie man allgemein wußte, im Interesse des Kaisers, und die den Schweden angebotnen Bedingungen blieben allzu weit hinter den Erwartungen derselben zurück, um je ihren Beyfall erhalten zu können. Feuquieres fand es daher unbegreiflich, wie der Herzog in vollem Ernste auf die Unterstützung

der Erstern, und auf die Verschwiegenheit der Letztern hätte Rechnung machen sollen. Er entdeckte seine Zweifel und Besorgnisse dem Schwedischen Kanzler, der in die Absichten Wallensteins ein gleich großes Mißtrauen setzte, und noch weit weniger Geschmack an seinen Vorschlägen fand. Wiewohl es ihm kein Geheimniß war, daß der Herzog schon ehedem mit Gustav Adolph in ähnlichen Traktaten gestanden, so begriff er doch die Möglichkeit nicht, wie er die ganze Armee zum Abfall bewegen, und seine übermäßigen Versprechungen würde wahr machen können. Ein so ausschweifender Plan und ein so unbesonnenes Verfahren schien sich mit der verschloßnen und mißtrauischen Gemüthsart des Herzogs nicht wohl zu vertragen, und lieber erklärte man alles für Maske und Betrug, weil es eher erlaubt war, an seiner Redlichkeit als an seiner Klugheit zu zweifeln. Oxenstierna's Bedenklichkeiten steckten endlich selbst Arnheimen an, der in vollem Vertrauen auf Wallensteins Aufrichtigkeit zu dem Kanzler nach Gelnhausen gereist war, ihn dahin zu vermögen, daß er dem Herzog seine besten Regimenter zum Gebrauch überlassen möchte.

Man fing an zu argwohnen, daß der ganze Antrag nur eine künstlich gelegte Schlinge sey, die Alliirten zu entwaffnen, und den Kern ihrer Kriegsmacht dem Kaiser in die Hände zu spielen. Wallensteins bekannter Charakter widerlegte diesen schlimmen Verdacht nicht, und die Widersprüche, in die er sich nachher verwickelte, machten, daß man endlich ganz und gar an ihm irre ward. Indem er die Schweden in sein Bündniß zu ziehen suchte, und ihnen sogar ihre besten Truppen abfoderte, äußerte er sich gegen Arnheim, daß man damit anfangen müsse, die Schweden aus dem Reiche zu verjagen; und während daß sich die Sächsischen Offiziere, im Vertrauen auf die Sicherheit des Waffenstillstandes, in großer Menge bey ihm einfanden, wagte er einen verunglückten Versuch, sich ihrer Personen zu bemächtigen. Er brach zuerst den Stillstand, den er doch einige Monate darauf nicht ohne große Mühe erneuerte. Aller Glaube an seine Wahrhaftigkeit verschwand, und endlich glaubte man in seinem ganzen Benehmen nichts als ein Gewebe von Betrug und niedrigen Kniffen zu sehen, um die Alliirten zu schwächen, und sich selbst in

Verfassung zu setzen. Dieses erreichte er zwar wirklich, indem seine Macht sich mit jedem Tage vermehrte, die Alliirten aber durch Desertion und schlechten Unterhalt über die Hälfte ihrer Truppen einbüßten. Aber er machte von seiner Ueberlegenheit den Gebrauch nicht, den man in Wien erwartete. Wenn man einem entscheidenden Vorfall entgegensah, erneuerte er plötzlich die Unterhandlungen; und wenn der Waffenstillstand die Alliirten in Sicherheit stürzte, so erhob er sich plötzlich, um die Feindseligkeiten zu erneuern. Alle diese Widersprüche flossen aus dem doppelten und ganz unvereinbaren Entwurf, den Kaiser und die Schweden zugleich zu verderben, und mit Sachsen einen besondern Frieden zu schließen.

Ueber den schlechten Fortgang seiner Unterhandlungen ungeduldig, beschloß er endlich seine Macht zu zeigen, da ohnehin die dringende Noth in dem Reiche, und die steigende Unzufriedenheit am kaiserlichen Hofe keinen längern Aufschub gestatteten. Schon vor dem letzten Stillstand war der General von Holk von Böhmen aus in das Meißnische eingefallen, hatte alles, was auf seinem Wege lag,

mee des Herzogs bey Steinau völlig eingeschlossen. Wallenstein gab dem Grafen von Thurn eine halbe Stunde Bedenkzeit, sich mit drittehalbtausend Mann gegen mehr als zwanzigtausend zu wehren, oder sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Bey solchen Umständen konnte keine Wahl Statt finden. Die ganze Armee giebt sich gefangen, und ohne einen Tropfen Blut ist der vollkommenste Sieg erfochten. Fahnen, Bagage und Geschütz fallen in des Siegers Hand, die Offiziere werden in Verhaft genommen, die Gemeinen untergesteckt. Und jetzt endlich war nach einer vierzehnjährigen Irre, nach unzähligen Glückswechseln der Anstifter des Böhmischen Aufruhrs, der entfernte Urheber dieses ganzen verderblichen Krieges, der berüchtigte Graf von Thurn in der Gewalt seiner Feinde. Mit blutdürstiger Ungeduld erwartet man in Wien die Ankunft dieses großen Verbrechers, und genießt schon in voraus den schrecklichen Triumph, der Gerechtigkeit ihr vornehmstes Opfer zu schlachten. Aber den Jesuiten diese Lust zu verderben, war ein viel süßerer Triumph, und Thurn erhielt seine Freyheit. Ein Glück für ihn, daß er mehr wußte, als man in Wien

weil seine Serjents die Ritter schlügen. Nun ließ er mir Recht sprechen; und dieses bestand nach Landessitte darin daß der Serjent blos in Beinkleidern und baarfuß, ohne andere Kleidung in mein Zelt kommen, mit entblößtem Schwerte vor den Rittern niederknien, und dazu sagen mußte: „Herr! ich geb' euch Buße dafür, daß ich Hand an euch gelegt; und ich hab' euch dieses Schwert mitgebracht, auf daß ihr mir, wenn ihr wollt, die Hand abhauen möget." Ich bat den Ritter, den bösen Willen zu verzeihen, und das that er auch.

Die vierte Genugthuungssache war diese. Bruder Hugo von Joy, der Marschall vom Tempelorden wurde vom Großmeister dieses Ordens an den Sultan von Damask geschickt, um zu unterhandeln, daß der Sultan von Damask zugeben möchte, daß von einem großen Stück Landes, welches der Tempelorden in Besitz gehabt, der Orden die eine, und der Sultan die andere Hälfte bekäme. Dieser Vergleich wurde auf die Bedingung geschlossen, wenn der König beystimmen würde. Bruder Hugo brachte auch einen Admiral im Nahmen des Sultans mit, und zugleich die Vergleichsurkunde, die man monteloy zu nennen pflegt. Der Großmeister hinterbrachte das dem König; allein dieser wurde sehr aufgebracht darüber, und sagte zu ihm: er sey doch sehr dreist, daß er einen Vergleich mit dem Sultan eingehe, ohne ihm davon zu sagen. Dafür verlangte der König Genugthuung, welche darin bestand: Der König ließ die Wände von drey seiner Zelte aufziehen, so daß jeder aus dem Heere nach Belieben kommen und zusehen konnte. Hierher mußte nun der Großmeister des Tempelordens, nebst dem ganzen Kapitel baarfuß, durchs ganze Lager, (ihr Zelt war außer dem Lager) kommen. Als er erschienen war, ließ ihn der König

erfahren durfte, und daß Wallensteins Feinde auch die seinigen waren. Eine Niederlage hätte man dem Herzog in Wien verziehen, diese getäuschte Hoffnung vergab man ihm nie. „Was aber hätte ich denn sonst mit diesem Rasenden machen sollen?“ schreibt er mit boßhaftem Spotte an die Minister, die ihn über diese unzeitige Großmuth zur Rede stellen. „Wollte der Himmel, die Feinde hätten lauter Generale, wie dieser ist! An der Spitze der Schwedischen Heere wird er uns weit bessre Dienste thun, als im Gefängniß.“

Auf den Sieg bey Steinau folgte in kurzer Zeit die Einnahme von Liegnitz, Groß-Glogau und selbst von Frankfurt an der Oder. Schafgotsch, der in Schlesien zurückblieb, um die Unterwerfung dieser Provinz zu vollenden, blokirte Brieg und bedrängte Breslau vergebens, weil diese freye Stadt über ihre Privilegien wachte, und den Schweden ergeben blieb. Die Obersten Illo und Götz schickte Wallenstein nach der Warta, um bis in Pommern und an die Küste der Ostsee zu dringen; und Landsberg, der Schlüssel zu Pommern, wurde wirklich auch von ihnen erobert. Indem der

Churfürst von Brandenburg und der Herzog von Pommern für ihre Länder zitterten, brach Wallenstein selbst mit dem Rest der Armee in die Lausitz, wo er Görlitz mit Sturm eroberte und Bauzen zur Uebergabe zwang. Aber, es war ihm nur darum zu thun, den Churfürsten von Sachsen zu schrecken, nicht die erhaltenen Vortheile zu verfolgen; auch mit dem Schwert in der Hand setzte er bey Brandenburg und Sachsen seine Friedensanträge fort, wiewohl mit keinem bessern Erfolg, da er durch eine Kette von Widersprüchen alles Vertrauen verscherzt hatte. Jetzt würde er seine ganze Macht gegen das unglückliche Sachsen gewendet, und seinen Zweck durch die Gewalt der Waffen doch endlich noch durchgesetzt haben, wenn nicht der Zwang der Umstände ihn genöthigt hätte, diese Gegenden zu verlassen. Die Siege Herzog Bernhards am Donaustrom, welche Oesterreich selbst mit naher Gefahr bedrohten, foderten ihn dringend nach Bayern, und die Vertreibung der Sachsen und Schweden aus Schlesien raubte ihm jeden Vorwand, sich den kaiserlichen Befehlen noch länger zu widersetzen, und den Churfürsten von Bayern hülflos zu lassen. Er zog sich

also mit der Hauptmacht gegen die Oberpfalz, und sein Rückzug befreyte Obersachsen auf immer von diesem furchtbaren Feinde.

So lange es nur möglich war, hatte er Bayerns Rettung verschoben, und durch die gesuchtesten Ausflüchte die Ordonanzen des Kaisers verhöhnet. Auf wiederholtes Bitten schickte er endlich zwar dem Grafen von Altringer, der den Lech und die Donau gegen Horn und Bernhard zu behaupten suchte, einige Regimenter aus Böhmen zu Hülfe, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung sich bloß vertheidigungsweise zu verhalten. Den Kaiser und den Churfürsten wies er, so oft sie ihn um Hülfe anflehten, an Altringer, der, wie er öffentlich vorgab, eine uneingeschränkte Vollmacht von ihm erhalten habe; in geheim aber band er demselben durch die strengsten Instructionen die Hände, und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er seine Befehle überschreiten würde. Nachdem Herzog Bernhard vor Regensburg gerückt war, und der Kaiser sowohl als der Churfürst ihre Aufforderungen um Hülfe dringender erneuerten, stellte er sich an, als ob er den General Gallas mit einem ansehnlichen Heer an die Do-

nau schicken würde; aber auch dieß unterblieb, und so gingen, wie vorher das Bisthum Eichstädt, jetzt auch Regensburg, Straubingen, Cham an die Schweden verloren. Als er endlich schlechterdings nicht mehr vermeiden konnte, den ernstlichen Befehlen des Hofs zu gehorsamen, rückte er so langsam als er konnte an die Bayrische Grenze, wo er das von den Schweden eroberte Cham berennte. Er vernahm aber nicht so bald, daß man von Schwedischer Seite daran arbeitete, ihm durch die Sachsen eine Diversion in Böhmen zu machen, so benutzte er dieses Gerücht, um aufs schleunigste, und ohne das geringste verrichtet zu haben, nach Böhmen zurückzukehren. Alles andre, gab er vor, müsse der Vertheidigung und Erhaltung der kaiserlichen Erblande nachstehen; und so blieb er in Böhmen wie angefesselt stehen, und hütete dieses Königreich, als ob es jetzt schon sein Eigenthum wäre. Der Kaiser wiederholte in noch dringenderem Tone seine Mahnung, daß er sich gegen den Donaustrom ziehen solle, die gefährliche Niederlassung des Herzogs von Weimar an Oesterreichs Grenzen zu hindern — Er aber endigte den Feldzug für dieses Jahr, und ließ

seine Truppen aufs neue ihre Winter-
quartiere in dem erschöpften Königreich
nehmen.

Ein so fortgeführter Trotz, eine so beyspiellose Geringschätzung aller kaiserlichen Befehle, eine so vorsetzliche Vernachlässigung des allgemeinen Besten, verbunden mit einem so äußerst zweydeutigen Benehmen gegen den Feind, mußte endlich den nachtheiligen Gerüchten, wovon längst schon ganz Deutschland erfüllt war, Glauben bey dem Kaiser verschaffen. Lange Zeit war es ihm gelungen, seinen strafbaren Unterhandlungen mit dem Feinde den Schein der Rechtmäßigkeit zu geben, und den noch immer für ihn gewonnenen Monarchen zu überreden, daß der Zweck jener geheimen Zusammenkünfte kein andrer sey, als Deutschland den Frieden zu schenken. Aber wie undurchdringlich er sich auch glaubte, so rechtfertigte doch der ganze Zusammenhang seines Betragens die Beschuldigungen, womit seine Gegner unaufhörlich das Ohr des Kaisers bestürmten. Um sich an Ort und Stelle von dem Grund oder Ungrund derselben zu belehren, hatte Ferdinand schon zu verschiedenen Zeiten Kundschafter in das Wallensteinische La-

ger geschickt, die aber, da der Herzog sich hütete, etwas schriftliches von sich zu geben, bloße Muthmaßungen zurück brachten. Da aber endlich die Minister selbst, seine bisherigen Verfechter am Hofe, deren Güter Wallenstein mit gleichen Lasten gedrückt hatte, sich zur Partey seiner Feinde schlugen; da der Churfürst von Bayern die Drohung fallen ließ, sich, bey längerer Beybehaltung dieses Generals, mit den Schweden zu vergleichen; da endlich auch der Spanische Abgesandte auf seiner Absetzung bestand, und im Weigerungsfall die Subsidiengelder seiner Krone zurückzuhalten drohte: so sah sich der Kaiser zum zweytenmal in die Nothwendigkeit gesetzt, ihn vom Kommando zu entfernen. Die eigenmächtigen und unmittelbaren Verfügungen des Kaisers bey der Armee belehrten den Herzog bald, daß der Vertrag mit ihm bereits als zerrissen betrachtet, und seine Abdankung unvermeidlich sey. Einer seiner Unterfeldherrn in Oesterreich, dem Wallenstein bey Strafe des Beils untersagt hatte, dem Hofe zu gehorsamen, empfing von dem Kaiser unmittelbaren Befehl, zu dem Churfürsten von Bayern zu stoßen; und an Wallenstein selbst erging die gebieteri-

sche Weisung, dem Kardinalinfanten, der mit einer Armee aus Italien unterwegs war, einige Regimenter zur Verstärkung entgegen zu senden. Alle diese Anstalten sagten ihm, daß der Plan unwiderruflich gemacht sey, ihn nach und nach zu entwaffnen, um ihn alsdann schwach und wehrlos auf Einmal in den Abgrund zu schleudern.

Zu seiner Selbstvertheidigung mußte er jetzt eilen, einen Plan auszuführen, der Anfangs nur zu seiner Vergrößerung bestimmt war. Länger als die Klugheit rieth, hatte er mit der Ausführung desselben gezögert, weil ihm noch immer die günstigen Konstellationen fehlten, oder, wie er gewöhnlich die Ungeduld seiner Freunde abfertigte, weil die Zeit noch nicht gekommen war. Die Zeit war auch jetzt noch nicht gekommen, aber die dringende Noth verstattete nicht mehr, die Gunst der Sterne zu erwarten. Das erste war, sich der Gesinnungen der vornehmsten Anführer zu versichern, und alsdann die Treue der Armee zu erproben, die er so freygebig vorausgesetzt hatte. Drey derselben, die Obersten Kinsky, Terzky und Illo, waren schon längst in das Geheimniß gezogen, und die bey-

den ersten durch das Band der Verwandtschaft an sein Interesse geknüpft. Eine gleiche Eifersucht, ein gleicher Haß gegen die Regierung, und die Hoffnung überschwenglicher Belohnungen verband sie aufs engste mit Wallenstein, der auch die niedrigsten Mittel nicht verschmäht hatte, die Zahl seiner Anhänger zu vermehren. Den Obersten Illo hatte er einsmals überredet, in Wien den Grafentitel zu suchen, und ihm dabey seine kräftigste Fürsprache zugesagt. Heimlich aber schrieb er an die Minister, ihm sein Gesuch abzuschlagen, weil sich sonst mehrere melden dürften, die gleiche Verdienste hätten, und auf gleiche Belohnungen Anspruch machten. Als Illo hernach zur Armee zurückkam, war sein erstes, ihn nach dem Erfolg seiner Bewerbungen zu fragen; und da ihm dieser von dem schlechten Ausgange derselben Nachricht gab, so fing er an, die bittersten Klagen gegen den Hof auszustoßen. „Das also hätten wir mit unsern treuen Diensten verdient," rief er, „daß meine Verwendung so gering geachtet, und euern Verdiensten eine so unbedeutende Belohnung verweigert wird! Wer wollte noch länger einem so undankbaren Herrn seine Dienste wid-

men? Nein, was mich angeht, ich b
von nun an der abgesagte Feind des Ha
ses Oesterreich." Illo stimmte bey, u
so wurde zwischen beyden ein enges Bün
niß gestiftet.

Aber was diese drey Vertrauten d
Herzogs wußten, war lange Zeit ein u
durchdringliches Geheimniß für die üb
gen, und die Zuversicht, mit der Wall
stein von der Ergebenheit seiner Offizi
sprach, gründete sich einzig nur auf
Wohlthaten, die er ihnen erzeigt hat
und auf ihre Unzufriedenheit mit d
Hofe. Aber diese schwankende Vern
thung mußte sich in Gewißheit verwa
deln, ehe er seine Maske abwarf, und
einen öffentlichen Schritt gegen den Kai
erlaubte. Graf Piccolomini, derselbe,
sich in dem Treffen bey Lützen durch ei
beyspiellosen Muth ausgezeichnet ha
war der Erste, dessen Treue er auf
Probe stellte. Er hatte sich diesen Ge
ral durch große Geschenke verpflichtet,
er gab ihm den Vorzug vor allen ande
weil Piccolomini unter einerley Kon
lation mit ihm geboren war. Die
erklärte er, daß er, durch den Und
des Kaisers und seine nahe Gefahr
zwungen, unwiderruflich entschlossen

die Oesterreichische Partey zu verlassen, sich mit dem besten Theile der Armee auf feindliche Seite zu schlagen, und das Haus Oesterreich in allen Grenzen seiner Herrschaft zu bekriegen, bis es von der Wurzel vertilgt sey. Auf Piccolomini habe er bey dieser Unternehmung vorzüglich gerechnet, und ihm schon in voraus die glänzendsten Belohnungen zugedacht. Als dieser, um seine Bestürzung über diesen überraschenden Antrag zu verbergen, von den Hinderuissen und Gefahren sprach, die sich einem so gewagten Unternehmen entgegen setzen würden, spottete Wallenstein seiner Furcht.

„Bey solchen Wagestücken," rief er, aus, „sey nur der Anfang schwer; die Sterne seyen ihm gewogen, die Gelegenheit wie man sie nur immer verlangen könne, auch dem Glücke müsse man etwas vertrauen. Sein Entschluß stehe fest, und er würde, wenn es nicht anders geschehen könnte, an der Spitze von tausend Pferden sein Heil versuchen." Piccolomini hütete sich sehr, durch einen längern Widerspruch das Mißtrauen des Herzogs zu reitzen, und ergab sich mit anscheinender Ueberzeugung dem Gewicht seiner Gründe. So weit ging die Ver-

vor ihm und den Gesandten des Sultans niedersetzen, und sagte denn mit lauter Stimme zu ihm: „Meister! sagt dem Botschafter des Sultans, es thue Euch leid, daß Ihr einen Vergleich mit ihm geschlossen, ohne mir davon gesagt zu haben; und daß Ihr, weil Ihr mir nichts davon gesagt, ihm Euer Versprechen nicht halten könnt, und ihm das seine zurückgebt." Hiermit nahm der Großmeister die Vergleichungsurkunde, und gab sie dem Admiral zurück. Nun hieß der König den Großmeister aufstehn, und seinen Brüdern sagen, dasselbe zu thun; welches auch geschah. „Jetzt, sagt' er weiter, kniet nieder, und gebt mir Genugthuung dafür, daß ihr jenen Vergleich ohne meine Bewilligung geschlossen habt." Der Großmeister kniete nieder, reichte dem König einen Zipfel von seinem Mantel hin, und überließ es ihm von aller seiner Habe eine Buße zu nehmen, wie er sie selbst bestimmen wolle. — „So will ich denn, sagte hierauf der König, daß Bruder Hugo, der den Vergleich geschlossen hat, verbannt seyn soll aus dem ganzen Königreich Jerusalem." Auch konnten weder der Großmeister und Bruder Hugo, Gevatter des Königs beym Grafen von Alençon, der zu Châtel-Pelerin geboren war, noch die Königinn oder sonst jemand dem Bruder Hugo helfen; er mußte das Königreich Jerusalem und das heilige Land verlassen.

Während daß der König Cäsarea befestigen ließ, kamen die ägyptischen Gesandten wieder zu ihm, und brachten ihm den Waffenstillstand, wie ihn obgedachtermaßen, der König verlangt hatte. Es wurde nehmlich zwischen dem König und ihnen ausgemacht: der König sollte sich nach Japha begeben; und an dem Tage, da sich der König nach Japha begäbe, sollten die ägyptischen Admirale nach Gadra kommen, um das Königreich Jerusalem durch einen

Schwur

blendung des Herzogs, daß es ihm, alle
Warnungen des Grafen Terzky ungeach
tet, gar nicht einfiel, an der Aufrichti
keit dieses Mannes zu zweifeln, der ke
nen Augenblick verlor, die jetzt gemach
merkwürdige Entdeckung nach Wien z
berichten.

Um endlich den entscheidenden Schri
zum Ziele zu thun, berief er im Jenn
1634 alle Kommandeurs der Armee na
Pilsen zusammen, wohin er sich glei
nach seinem Rückzug aus Bayern gewe
det hatte. Das neueste Gesuch des Ka
sers, die Erblande mit Winterquartier
zu verschonen, Regensburg noch in d
rauhen Jahrszeit wieder zu erobern, u
die Armee zu Verstärkung des Kardin
infanten um sechstausend Mann Reiter
zu vermindern, war erheblich genug, u
vor dem ganzen versammelten Kriegsra
in Erwägung gezogen zu werden, u
dieser scheinbare Vorwand verbarg d
Neugierigen den wahren Zweck der Z
sammenberufung. Auch Schweden u
Sachsen wurden heimlich dahin ge
den, um mit dem Herzog von Friedla
über den Frieden zu traktiren; mit d
Befehlshabern entlegnerer Heere sol
schriftliche Abrede genommen werd

Zwanzig von den berufenen Kommandeurs erschienen; aber gerade die wichtigsten, Gallas, Kolloredo und Altringer, blieben aus. Der Herzog ließ seine Einladungen an sie dringend wiederholen, einstweilen aber, in Erwartung ihrer nahen Ankunft, zu der Hauptsache schreiten.

Es war nichts geringes, was er jetzt auf dem Wege war zu unternehmen. Einen stolzen, tapfern, auf seine Ehre wachsam haltenden Adel der schändlichsten Untreue fähig zu erklären, und in den Augen derjenigen, die bis jetzt nur gewohnt waren, in ihm den Abglanz der Majestät, den Richter ihrer Handlungen, den Bewahrer der Gesetze zu verehren, auf einmal als ein Niederträchtiger, als Verführer, als Rebell zu erscheinen. Nichts geringes war es, eine rechtmäßige, durch lange Verjährung befestigte, durch Religion und Gesetze geheiligte Gewalt in ihren Wurzeln zu erschüttern; alle jene Bezauberungen der Einbildungskraft und der Sinne, die furchtbaren Wachen eines rechtmäßigen Throns, zu zerstören; alle jene unvertilgbaren Gefühle der Pflicht, die in der Brust des Unterthans für den geborenen Beherrscher so laut

und so mächtig sprechen, mit gewaltsamer
Hand zu vertilgen. Aber geblendet von
dem Glanz einer Krone, bemerkte Wal-
lenstein den Abgrund nicht, der zu seinen
Füßen sich öffnete, und im vollen leben-
digen Gefühl seiner Kraft, versäumte er
— das gewöhnliche Loos starker und küh-
ner Seelen — die Hindernisse gehörig zu
würdigen und in Berechnung zu bringen.
Wallenstein sah nichts als eine gegen den
Hof theils gleichgültige, theils erbitterte
Armee — eine Armee, die gewohnt war,
seinem Ansehen mit blinder Unterwerfung
zu huldigen, vor ihm als ihrem Gesetz-
geber und Richter zu beben, seine Befehle,
gleich den Aussprüchen des Schicksals, mit
zitternder Ehrfurcht zu befolgen. In den
übertriebnen Schmeicheleyen, womit man
seiner Allgewalt huldigte, in den frechen
Schmähungen gegen Hof und Regierung,
die eine zügellose Soldateska sich erlaub-
te, und die wilde Licenz des Lagers ent-
schuldigte, glaubte er die wahren Gesin-
nungen der Armee zu vernehmen, und die
Kühnheit, mit der man selbst die Hand-
lungen des Monarchen zu tadeln wagte,
bürgte ihm für die Bereitwilligkeit der
Truppen, einem so sehr verachteten Ober-
herrn die Pflicht aufzukündigen. Aber,

was er sich als etwas so leichtes gedacht hatte, stand als der furchtbarste Gegner wider ihn auf; an dem Pflichtgefühl seiner Truppen scheiterten alle seine Berechnungen. Berauscht von dem Ansehen, das er über so meisterlose Schaaren behauptete, schrieb er alles auf Rechnung seiner persönlichen Größe, ohne zu unterscheiden, wie viel er sich selbst, und wie viel er der Würde dankte, die er bekleidete. Alles zitterte vor ihm, weil er eine rechtmäßige Gewalt ausübte, weil der Gehorsam gegen ihn Pflicht, weil sein Ansehen an die Majestät des Thrones befestigt war. Größe für sich allein kann wohl Bewunderung und Schrecken, aber nur die legale Größe Ehrfurcht und Unterwerfung erzwingen. Und dieses entscheidenden Vortheils beraubte er sich selbst in dem Augenblicke, da er sich als einen Verbrecher entlarvte. Zerreißen mußten alle Bande der Treue zwischen ihm und seinen Truppen, sobald sich die gleich geheiligten Bande zwischen ihm und dem Throne lösten, und die Pflicht, die er selbst verletzt, widerlegt und straft ihn durch den mächtigen Einfluß, den sie auf den rohen Schwarm seiner Krieger behauptet.

Der Feldmarschall von Illo übernahm es, die Gesinnungen der Kommandeurs zu erforschen, und sie auf den Schritt, den man von ihnen erwartete, vorzubereiten. Er machte den Anfang damit, ihnen die neuesten Foderungen des Hofs an den General und die Armee vorzutragen; und durch die gehässige Wendung, die er denselben zu geben wußte, war es ihm leicht, den Zorn der ganzen Versammlung zu entflammen. Nach diesem wohlgewählten Eingang verbreitete er sich mit vieler Beredsamkeit über die Verdienste der Arme und des Feldherrn, und über den Undank, womit der Kaiser sie zu belohnen pflege. „Spanischer Einfluß," behauptete er, „leite alle Schritte des Hofes, das Ministerium stehe in Spanischem Solde; nur der Herzog von Friedland habe bis jetzt dieser Tyranney widerstanden, und deswegen den tödtlichsten Haß der Spanier auf sich geladen. Ihn vom Kommando zu entfernen, oder ganz und gar wegzuräumen, fuhr er fort, war längst schon das eifrigste Ziel ihrer Bestrebungen, und bis es ihnen mit einem von beyden gelingt, sucht man seine Macht im Felde zu untergraben. Aus keinem andern Grunde ist man bemüht,

m König von Ungarn das Kommando
die Hände zu spielen, bloß damit man
eſen Prinzen, als ein williges Organ
emder Eingebungen, nach Gefallen im
lde herumführen, die Spaniſche
acht aber deſto beſſer in Deutſchland
feſtigen könne. Bloß um die Armee
vermindern, begehrt man ſechstauſend
ann für den Kardinalinfanten; bloß
n ſie durch einen Winterfeldzug aufzu-
iben, dringt man auf die Wiedereroberung Regensburgs in der feindlichen Jahrszeit. Alle Mittel zum Unterhalt erſchwert an der Armee, während daß ſich die eſuiten und Miniſter mit dem Schweiß r Provinzen bereichern, und die für die ruppen beſtimmten Gelder verſchwenden. er General bekennt ſein Unvermögen, r Armee Wort zu halten, weil der Hof n im Stiche läßt. Für alle Dienſte, die innerhalb zwey und zwanzig Jahren m Hauſe Oeſterreich geleiſtet, für alle ühſeligkeiten, die er übernommen, für le Reichthümer, die er in kaiſerlichem ienſte von dem Seinigen zugeſetzt, erwar- t ihn eine zweyte ſchimpfliche Entlaſ- ung — Aber er erklärt, daß er es dazu cht kommen laſſen will. Von freyen tücken entſagt er dem Kommando, ehe

man es ihm mit Gewalt aus den Händen windet. Dieß ist es, fuhr der Redner fort, was er den Obersten durch mich entbietet. Jeder frage sich nun selbst, ob es rathsam ist, einen solchen General zu verlieren. Jeder sehe nun zu, wer ihm die Summen ersetze, die er im Dienste des Kaisers aufgewendet, und wo er den verdienten Lohn seiner Tapferkeit ärnte — wenn der dahin ist, unter dessen Augen er sie bewiesen hat."

Ein allgemeines Geschrey, daß man den General nicht ziehen lassen dürfe, unterbrach den Redner. Vier der vornehmsten werden abgeordnet, ihm den Wunsch der Versammlung vorzutragen, und ihn flehentlich zu bitten, daß er die Armee nicht verlassen möchte. Der Herzog weigerte sich zum Schein, und ergab sich erst nach einer zweyten Gesandtschaft. Diese Nachgiebigkeit von seiner Seite schien einer Gegengefälligkeit von der ihrigen werth. Da er sich anheischig machte, ohne Wissen und Willen der Kommandeurs nicht aus dem Dienste zu treten, so foderte er von ihnen ein schriftliches Gegenversprechen, treu und fest an ihm zu halten, sich nimmer von ihm zu trennen

oder trennen zu lassen, und für ihn den letzten Blutstropfen aufzusetzen. Wer sich von dem Bunde absondern würde, sollte für einen treuvergessenen Verräther gelten, und von den übrigen als ein gemeinschaftlicher Feind behandelt werden. Die ausdrücklich angehängte Bedingung: „So lange Wallenstein die Armee zum Dienste des Kaisers gebrauchen würde," entfernte jede Mißdeutung, und keiner der versammelten Kommandeurs trug Bedenken, einem so unschuldig scheinenden und so billigen Begehren seinen vollen Beyfall zu schenken.

Die Vorlesung dieser Schrift geschah unmittelbar vor einem Gastmahl, welches der Feldmarschall von Illo ausdrücklich in dieser Absicht veranstaltet hatte; nach aufgehobener Tafel sollte die Unterzeichnung vor sich gehen. Der Wirth that das Seinige, die Besinnungskraft seiner Gäste durch starke Getränke abzustumpfen, und nicht eher, als bis er sie von Weindünsten taumeln sah, gab er ihnen die Schrift zur Unterzeichnung. Die mehresten mahlten leichtsinnig ihren Namen hin, ohne zu wissen, was sie unterschrieben; nur einige wenige, welche neugierig

ger oder mißtrauischer waren, durchlasen das Blatt noch einmal, und entdeckten mit Erstaunen, daß die Klausel: „So lange Wallenstein die Armee zum Besten des Kaisers gebrauchen würde," hinweggelassen sey. Illo nehmlich hatte mit einem geschickten Taschenspielerkniff das erste Exemplar mit einem andern ausgetauscht, in dem jene Klausel fehlte. Der Betrug wurde laut, und viele weigerten sich nun, ihre Unterschrift zu geben. Piccolomini, der den ganzen Betrug durchschaute, und bloß in der Absicht, dem Hofe davon Nachricht zu geben, an diesem Auftritte Theil nahm, vergaß sich in der Trunkenheit so, daß er die Gesundheit des Kaisers aufbrachte. Aber jetzt stand Graf Terzky auf, und erklärte alle für meineidige Schelmen, die zurück treten würden. Seine Drohungen, die Vorstellung der unvermeidlichen Gefahr, der man bey längerer Weigerung ausgesetzt war, das Beyspiel der Menge und Illo's Beredsamkeit überwanden endlich ihre Bedenklichkeiten, und das Blatt wurde von jedem ohne Ausnahme unterzeichnet.

Wallenstein hatte nun zwar seinen Zweck erreicht; aber die ganz unerwar-

tete Widersetzung der Kommandeurs riß ihn auf einmal aus dem lieblichen Wahne, in dem er bisher geschwebt hatte. Zudem waren die mehresten Namen so unleserlich gekritzelt, daß man eine unredliche Absicht dahinter vermuthen mußte. Anstatt aber durch diesen warnenden Wink des Schicksals zum Nachdenken gebracht zu werden, ließ er seine gereitzte Empfindlichkeit in unwürdigen Klagen und Verwünschungen überströmen. Er berief die Kommandeurs am folgenden Morgen zu sich, und übernahm es in eigener Person, den ganzen Inhalt des Vortrags zu wiederholen, welchen Illo den Tag vorher an sie gehalten hatte. Nachdem er seinen Unwillen gegen den Hof in die bittersten Vorwürfe und Schmähungen ausgegossen, erinnerte er sie an ihre gestrige Widersetzlichkeit, und erklärte, daß er durch diese Entdeckung bewogen worden sey, sein Versprechen zurück zu nehmen. Stumm und betreten entfernten sich die Obersten, erschienen aber, nach einer kurzen Berathschlagung im Vorzimmer, aufs neue, den Vorfall von gestern zu entschuldigen, und sich zu einer neuen Unterschrift anzubieten.

Schwur abzutreten. Dieſen Vergleich, ſo wie ihn die Geſandten mitgebracht hatten, beſchwuren der König und die vornehmſten Herren im Lager, und daß wir ihnen, vermöge unſers Eydes, gegen den Sultan von Damask zu helfen verbunden ſeyn wollten.

Als der Sultan von Damask erfuhr, daß wir uns mit den ägyptiſchen Admiralen verbunden hätten, ſchickte er ohngefähr viertauſend gut gerüſtete Türken nach Gadra wohin die ägyptiſchen Admirale kommen wollten; denn er ſah wohl, daß, wenn jene ſich mit uns vereinigen könnten, es ihm ſehr nachtheilig ſeyn würde. Gleichwohl unterließ der König nicht nach Japha aufzubrechen. Als der Graf von Japha ſah, daß der König kam, ſetzte er ſeine Burg in eine ſolche Verfaſſung, daß ſie einer haltbaren Feſtung gleich wurde. In jeder Schießſcharte, deren wohl fünfhundert ſeyn mochten, befand ſich ein Schild mit ſeinen Wappen und ein Fähnlein; welches einen ſchönen Anblick machte: denn ſein Wappen war ein rothes Kreutz im goldenen Felde. Wir lagerten uns um die Burg her ins Feld, und umringten die Burg, die an der Küſte von einem Meere bis zum andern liegt. Ueberdieß unternahm es der König, eine neue Burg rings um das alte Schloß, von einem Meere bis zum andern anlegen zu laſſen. Oefters ſah ich da den König ſelbſt Erde zu den Schanzen beytragen, um Ablaß zu erlangen.

Die ägyptiſchen Admirale hielten uns ihr Verſprechen nicht; denn ſie wagten es nicht nach Gadra zu kommen wegen der Truppen des Sultans von Damask, die dabey ſtanden. Indeſſen hielten ſie doch darin ihr Wort, daß ſie dem König alle die Chriſtenköpfe ſchickten, die ſie auf den Mauern von Kahira auf-

Jetzt fehlte nichts mehr, als auch von den ausgebliebenen Generalen entweder eine gleiche Versicherung zu erhalten, oder sich im Weigerungsfall ihrer Personen zu bemächtigen. Wallenstein erneuerte daher seine Einladung, und trieb sie dringend an, ihre Ankunft zu beschleunigen. Aber noch ehe sie eintrafen, hatte sie der Ruf bereits von dem Vorgange zu Pilsen unterrichtet, und ihre Eilfertigkeit plötzlich gehemmt. Altringer blieb unter dem Vorwand einer Krankheit in dem festen Schloß Frauenberg liegen. Gallas fand sich zwar ein, aber bloß um als Augenzeuge den Kaiser von der drohenden Gefahr desto besser unterrichten zu können. Die Aufschlüsse, welche er und Piccolomini gaben, verwandelten die Besorgnisse des Hofs auf einmal in die schrecklichste Gewißheit. Aehnliche Neuigkeiten, welche man zugleich von andern Orten her in Erfahrung brachte, ließen keinem Zweifel mehr Raum, und die schnelle Veränderung der Kommendantenstellen in Schlesien und Oesterreich schien auf eine höchst bedenkliche Unternehmung zu deuten. Die Gefahr war dringend und die Hülfe mußte schnell seyn.

Dennoch wollte man nicht mit Vollziehung des Urtheils beginnen, sondern streng nach Gerechtigkeit verfahren. Man erläßt also an die vornehmsten Befehlshaber, deren Treue man sich versichert hielt, geheime Befehle, den Herzog von Friedland nebst seinen beyden Anhängern, Illo und Terzky, auf was Art es auch seyn möchte, zu verhaften und in sichre Verwahrung zu bringen, damit sie gehört werden und sich verantworten könnten. Sollte dieß aber auf so ruhigem Wege nicht zu bewirken seyn, so fodre die öffentliche Gefahr, sie todt oder lebendig zu greifen. Zugleich erhielt General Gallas ein offenes Patent, worin allen Obersten und Offizieren der Armee diese kaiserliche Verfügung bekannt gemacht, die ganze Armee ihrer Pflichten gegen den Verräther entlassen, und, bis ein neuer Generalissimus aufgestellt seyn würde, an den Generallieutenant von Gallas verwiesen wurde. Um den Verführten und Abtrünnigen die Rückkehr zu ihrer Pflicht zu erleichtern, und die Schuldigen nicht in Verzweiflung zu stürzen, bewilligte man eine gänzliche Amnestie über alles, was zu Pilsen gegen die Majestät des Kaisers begangen worden war.

Dem General von Gallas war nicht wohl zu Muthe bey der Ehre, die ihm widerfuhr. Er befand sich zu Pilsen, unter den Augen desjenigen, dessen Schicksal er bey sich trug — in der Gewalt seines Feindes, der hundert Augen hatte, ihn zu bewachen und dem Geheimnisse seines Auftrags auf die Spur zu kommen. Entdeckte aber Wallenstein, in welchen Händen er sich befand, so konnte ihn nichts vor den Wirkungen seiner Rache und Verzweiflung schützen. War es schon bedenklich, einen solchen Auftrag auch nur zu verheimlichen, so war es noch weit mißlicher, ihn zur Vollziehung zu bringen. Die Gesinnungen der Kommandeurs waren ungewiß, und es ließ sich wenigstens zweifeln, ob sie sich bereitwillig würden finden lassen, nach dem einmal gethanen Schritt den kaiserlichen Versicherungen zu trauen, und allen glänzenden Hoffnungen, die sie auf Wallenstein gebaut hatten, auf einmal zu entsagen. Und dann, welch ein gefährliches Wagestück, Hand an die geheiligte Person eines Mannes zu legen, der bis jetzt für unverletzlich geachtet, durch lange Ausübung der höchsten Gewalt, durch einen zur Gewohnheit gewordenen G

horsam zum Gegenstand der tiefsten Ehrfurcht geworden, und mit allem, was äußre Majestät und innre Größe verleihen kann, bewaffnet war — dessen Anblick schon ein knechtisches Zittern einjagte, der mit einem Winke Leben und Tod entschied! Einen solchen Mann, mitten unter den Wachen, die ihn umgaben, in einer Stadt, die ihm gänzlich ergeben schien, wie einen gemeinen Verbrecher zu greifen, und den Gegenstand einer so langgewohnten tiefen Verehrung auf einmal in einen Gegenstand des Mitleidens oder des Spottes zu verwandeln, war ein Auftrag, der auch den Muthigsten zagen machte. So tief hatten sich Furcht und Achtung vor ihm in die Brust seiner Soldaten gegraben, daß selbst das ungeheure Verbrechen des Hochverraths diese Empfindungen nicht ganz entwurzeln konnte.

Gallas begriff die Unmöglichkeit, unter den Augen des Herzogs seinen Auftrag zu vollziehen, und sein sehnlichster Wunsch war, sich, eh' er einen Schritt zur Ausführung wagte, vorher mit Altringern zu besprechen. Da das lange Außenbleiben des letztern schon anfing Verdacht bey dem Herzog zu erregen, so erbot sich Gal-

las, sich in eigner Person nach Frauen
berg zu verfügen, und Altringern, als sei
nen Verwandten, zur Herreise zu bewegen
Wallenstein nahm diesen Beweis seine
Eifers mit so großem Wohlgefallen au
daß er ihm seine eigene Equipage zu
Reise hergab. Froh über die gelungen
List, verließ Gallas ungesäumt Pilsen, un
überließ es dem Grafen Piccolomin
Wallensteins Schritte zu bewachen: e
selbst aber zögerte nicht, von dem kaise
lichen Patente, wo es nur irgend angin
Gebrauch zu machen, und die Erklärun
der Truppen fiel günstiger aus, als er
hatte erwarten können. Anstatt seine
Freund nach Pilsen mit zurückzubringe
schickte er ihn vielmehr nach Wien, u
den Kaiser gegen einen gedrohten Angri
zu schützen, und er selbst ging nach Obe
österreich, wo man von der Nähe d
Herzog Bernhards von Weimar die größ
Gefahr besorgte. In Böhmen wurde
die Städte Budweiß und Tabor aufs neu
für den Kaiser besetzt, und alle Anstalte
getroffen, den Unternehmungen des Ve
räthers schnell und mit Nachdruck zu b
begegnen.

Da auch Gallas an keine Rückkehr
denken schien, so wagte es Piccolomin

die Leichtgläubigkeit des Herzogs noch einmal auf die Probe zu stellen. Er bat sich von ihm die Erlaubniß aus, den Gallas zurückzuholen, und Wallenstein ließ sich zum zweytenmal überlisten. Diese unbegreifliche Blindheit wird uns nur als eine Tochter seines Stolzes erklärbar, der sein Urtheil über eine Person nie zurück nahm, und die Möglichkeit zu irren auch sich selbst nicht gestehen wollte. Auch den Grafen Piccolomini ließ er in seinem eigenen Wagen nach Linz bringen, wo dieser sogleich dem Beyspiele des Gallas folgte, und noch einen Schritt weiter ging. Er hatte Wallenstein versprochen zurückzukehren; dieses that er, aber an der Spitze einer Armee, um den Herzog in Pilsen zu überfallen. Ein anderes Heer eilte unter dem General von Suys nach Prag, um diese Hauptstadt in kaiserliche Pflichten zu nehmen, und gegen einen Angriff der Rebellen zu vertheidigen. Zugleich kündigt sich Gallas allen zerstreuten Armeen Oesterreichs als den einzigen Chef an, von dem man nunmehr Befehle anzunehmen habe. In allen kaiserlichen Lägern werden Plakate ausgestreut, die den Herzog nebst vier seiner Vertrauten für vogelfrey erklären, und

die Armeen ihrer Pflichten gegen den Verräther entbinden — Das zu Linz gegebene Beyspiel findet allgemeine Nachahmung; man verflucht das Andenken des Verräthers, alle Armeen fallen von ihm ab. Endlich nachdem auch Piccolomini sich nicht wieder sehen läßt, fällt die Decke von Wallensteins Augen, und schrecklich erwacht er aus seinem Traume. Doch auch jetzt glaubt er noch an die Wahrhaftigkeit der Sterne, und an die Treue der Armee. Gleich auf die Nachricht von Piccolomini's Abfall läßt er den Befehl bekannt machen, daß man inskünftige keiner Ordre zu gehorchen habe, die nicht unmittelbar von ihm selbst oder von Terzky und Illo herrühre. Er rüstet sich in aller Eile, um nach Prag aufzubrechen, wo er Willens ist, endlich seine Maske abzuwerfen, und sich öffentlich gegen den Kaiser zu erklären. Vor Prag sollten alle Truppen sich versammeln, und von da aus mit Blitzes Schnelligkeit über Oesterreich herstürzen. Herzog Bernhard, der in die Verschwörung gezogen worden, sollte die Operationen des Herzogs mit Schwedischen Truppen unterstützen, und eine Diversion an der Donau machen. Schon eilte Terzky nach Prag voraus,

und nur Mangel an Pferden hinderte den Herzog, mit dem Rest der treugebliebenen Regimenter nachzufolgen. Aber indem er mit der gespanntesten Erwartung den Nachrichten von Prag entgegen sieht, erfährt er den Verlust dieser Stadt, erfährt er den Abfall seiner Generale, die Desertion seiner Truppen, die Enthüllung seines ganzen Komplotts, den eilfertigen Anmarsch des Piccolomini, der ihm den Untergang geschworen. Schnell und schrecklich stürzen alle seine Entwürfe zusammen, täuschen ihn alle seine Hoffnungen. Einsam steht er da, verlassen von allen, denen er Gutes that, verrathen von allen, auf die er baute. Aber solche Lagen sind es, die den großen Charakter erproben. In allen seinen Erwartungen hintergangen, entsagt er keinem einzigen seiner Entwürfe; nichts giebt er verloren, weil er sich selbst noch übrig bleibt. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er des so oft verlangten Beystands der Schweden und der Sachsen bedurfte, und wo aller Zweifel in die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen verschwand. Und jetzt, nachdem Oxenstierna und Arnheim seinen ernstlichen Vorsatz und seine Noth erkannten, bedachten sie sich auch nicht länger, die günstige Gele-

genheit zu benutzen, und ihm ihren Schut
zuzusagen. Von Sächsischer Seite sollte
ihm Herzog Franz Albert von Sachsen
Lauenburg viertausend, von Schwedischer
Herzog Bernhard und Pfalzgraf Christian
von Birkenfeld sechstausend Mann geprüf-
ter Truppen zuführen. Wallenstein ver-
ließ Pilsen mit dem Terzkyschen Regiment
und den Wenigen, die ihm treu geblieben
waren, oder sich doch stellten es zu seyn,
und eilte nach Eger an die Grenze des
Königreichs, um der Oberpfalz näher zu
seyn, und die Vereinigung mit Herzog
Bernhard zu erleichtern. Noch war ihm
das Urtheil nicht bekannt, das ihn als
einen öffentlichen Feind und Verräther
erklärte; erst zu Eger sollte ihn dieser
Donnerstrahl treffen. Noch rechnete er
auf eine Armee, die General Schafgotsch
in Schlesien für ihn bereit hielt, und
schmeichelte sich noch immer mit der Hoff-
nung, daß viele, selbst von denen, die
längst von ihm abgefallen waren, beym
ersten Schimmer seines wieder aufleben-
den Glückes, zu ihm umkehren würden.
Selbst auf der Flucht nach Eger — so we-
nig hatte die niederschlagende Erfahrung
seinen verwegenen Muth gebändigt — be-
schäftigte ihn noch der ungeheure Ent-

wurf, den Kaiser zu entthronen. Unter diesen Umständen geschah es, daß einer aus seinem Gefolge sich die Erlaubniß ausbat, ihm einen Rath zu ertheilen. „Beym Kaiser," fing er an, „sind Eure Fürstliche Gnaden ein gewisser, ein großer und hoch ästimirter Herr; beym Feinde sind sie noch ein ungewisser König. Es ist aber nicht weise gehandelt, das Gewisse zu wagen für das Ungewisse. Der Feind wird sich Eurer Gnaden Person bedienen, weil die Gelegenheit günstig ist; Ihre Person aber wird ihm immer verdächtig seyn, und stets wird er fürchten, daß Sie auch ihm einmal thun möchten, wie jetzt dem Kaiser. Deswegen kehren Sie um, dieweil es noch Zeit ist." — „Und wie ist da noch zu helfen?" fiel der Herzog ihm ins Wort — „Sie haben," erwiederte jener, „vierzigtausend Armirte (Dukaten mit geharnischten Männern) in der Truhen. Die nehmen Sie in die Hand, und reisen geraden Wegs damit an den kaiserlichen Hof. Dort erklären Sie, daß Sie alle bisherigen Schritte bloß gethan, die Treue der kaiserlichen Diener auf die Probe zu stellen, und die Redlichgesinnten von den Verdächtigen zu unterscheiden. Und da nun die meisten sich zum Abfall geneigt

aufgeſteckt hatten, als der Graf von Bar und der Graf von Montfort zu Gefangenen gemacht wurden, welche Köpfe der König in geweyhten Boden begraben ließ. Auch ſchickten ſie ihm die Kinder, die gefangen worden waren, als der König in Gefangenſchaft gerieth; wiewohl ſie das ſehr ungern thaten, weil die Kinder ſchon vom Glauben abtrünnig gemacht worden waren.

Zugleich ſendeten ſie auch den König einen Elephanten, den der König nach Frankreich ſchickte.

Während unſers Aufenthalts bey Japha, kam ein Admiral, der auf der Seite des Sultans von Damask war, und ließ die Saat in der Gegend eines Fleckens drey Stunden vom Lager ausmähen. Es wurde beſchloſſen, wir wollten ihn angreiffen. Als er aber merkte, daß wir ihm nahe kamen, nahm er die Flucht. Unterdeſſen daß er floh, ſetzte ihm ein junger adelicher Valet nach, und ſtreckte ihm zween von ſeinen Rittern, ohne die Lanze zu zerbrechen, zu Boden, den Admiral ſelbſt aber traf er ſo heftig, daß ſein Speer im Körper des Admirals zerbrach.

Die Geſandten der Admirale in Aegypten baten den König, ihnen eine Tagefahrt zu beſtimmen, da ſie zu ihm kommen könnten; ſie würden ſie ohnfehlbar beſchicken. Der König hielt es für rathſam, es ihnen nicht abzuſchlagen und beſtimmte ihnen die Tagefahrt; und ſie verſprachen ihm endlich, am beſtimmten Tage in Gadra zu erſcheinen.

Unterdeſſen daß wir des Tages warteten, den der König den Admiralen beſtimmt hatte, kam der Graf von Eu, der Ritter war, ins Lager, und brachte den Herrn Arnulf von Guminée, den guten Ritter, und deſſen beyde Brüder, ihn ſelb zehnten, mit.

Er

bewiesen, so seyen Sie jetzt gekommen, Seine kaiserliche Majestät vor diesem gefährlichen Menschen zu warnen. So werden Sie jeden zum Verräther machen, der Sie jetzt zum Schelm machen will. Am kaiserlichen Hof wird man Sie, mit den vierzigtausend Armirten, gewißlich willkommen heißen, und Sie werden wieder der erste Friedländer werden." — „Der Vorschlag ist gut," antwortete Wallenstein nach einigem Nachdenken, „aber der Teufel traue!"

Indem der Herzog, von Eger aus, die Unterhandlungen mit dem Feinde lebhaft betrieb, die Sterne befragte und frischen Hoffnungen Raum gab, wurde beynahe unter seinen Augen der Dolch geschliffen, der seinem Leben ein Ende machte. Der kaiserliche Urtheilsspruch, der ihn für vogelfrey erklärte, hatte seine Wirkung nicht verfehlt, und die rächende Nemesis wollte, daß der Undankbare unter den Streichen des Undanks erliegen sollte. Unter seinen Offizieren hatte Wallenstein einen Irländer, Namens Leßlie, mit vorzüglicher Gunst beehrt, und das ganze Glück dieses Mannes gegründet. Eben dieser war es, der sich

— ob aus Pflichtgefühl oder aus niedrigen Antrieben, ist ungewiß — bestimmt und berufen fühlte, das Todesurtheil an ihm zu vollstrecken und den blutigen Lohn zu verdienen. Nicht sobald war dieser Leßlie im Gefolge des Herzogs zu Eger angelangt, als er dem Kommendanten dieser Stadt, Obersten Buttler, und dem Oberstlieutenant Gordon, zweyen protestantischen Schottländern, alle schlimmen Anschläge des Herzogs entdeckte, welche ihm dieser Unbesonnene auf der Herreise vertraut hatte. Leßlie fand hier zwey Männer, die eines Entschlusses fähig waren. Man hatte die Wahl zwischen Verrätherey und Pflicht, zwischen dem rechtmäßigen Herrn und einem flüchtigen, allgemein verlassenen Rebellen; wiewohl der letztere der gemeinschaftliche Wohlthäter war, so konnte die Wahl doch keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. Man verbindet sich fest und feierlich zur Treue gegen den Kaiser, und diese fodert die schnellsten Maßregeln gegen den öffentlichen Feind. Die Gelegenheit ist günstig, und sein böser Genius hat ihn von selbst in die Hände der Rache geliefert. Um jedoch der Gerechtigkeit nicht in ihr Amt zu greifen, beschließt man, ihr das

Opfer lebendig zuzuführen; und mat
scheidet von einander mit dem gewagten
Entschluß, den Feldherrn gefangen zu
nehmen. Tiefes Geheimniß umhüllt die
ses schwarze Komplott, und Wallenstein
ohne Ahndung des ihm so nahe schweben
den Verderbens, schmeichelt sich vielmehr
in der Besatzung von Eger seine tapfer
sten und treusten Verfechter zu finden.

Um eben diese Zeit werden ihm di
kaiserlichen Patente überbracht, die sei
Urtheil enthalten und in allen Lägern ge
gen ihn bekannt gemacht sind. Er erkenn
jetzt die ganze Größe der Gefahr, die ih
umlagert, die gänzliche Unmöglichkeit de
Rückkehr, seine fürchterliche verlassen
Lage, die Nothwendigkeit, sich auf Tre
und Glauben dem Feinde zu überliefern
Gegen Leßlie ergießt sich der ganze Un
muth seiner verwundeten Seele, und di
Heftigkeit des Affekts entreißt ihm da
letzte noch übrige Geheimniß. Er ent
deckt diesem Offizier seinen Entschluß
Eger und Elnbogen, als die Pässe de
Königreichs, dem Pfalzgrafen von Bi
kenfeld einzuräumen, und unterrichte
ihn zugleich von der nahen Ankunft de
Herzog Bernhards in Eger, wovon

noch in eben dieser Nacht durch einen Eilboten benachrichtigt worden. Diese Entdeckung, welche Leßlie seinen Mitverschwornen aufs schleunigste mittheilt, ändert ihren ersten Entschluß. Die dringende Gefahr erlaubt keine Schonung mehr. Eger konnte jeden Augenblick in feindliche Hände fallen, und eine schnelle Revolution ihren Gefangenen in Freyheit setzen. Diesem Unglück zuvor zu kommen, beschließen sie, ihn sammt seinen Vertrauten in der folgenden Nacht zu ermorden.

Damit dieß mit um so weniger Geräusch geschehen möchte, sollte die That bey einem Gastmahle vollzogen werden, welches der Oberste Buttler auf dem Schlosse zu Eger veranstaltete. Die andern alle erschienen; nur Wallenstein, der viel zu bewegt war, um in fröhliche Gesellschaft zu taugen, ließ sich entschuldigen. Man mußte also, in Ansehung seiner, den Plan abändern; gegen die andern aber beschloß man der Abrede gemäß zu verfahren. In sorgloser Sicherheit erschienen die drey Obersten Illo, Terzky und Wilhelm Kinsky, und mit ihnen Rittmeister Neumann, ein Offizier voll Fähigkeit, dessen sich Terzky bey jedem

verwickelten Geschäfte, welches Kopf erfoderte, zu bedienen pflegte. Man hatte vor ihrer Ankunft die zuverlässigsten Soldaten aus der Besatzung, welche mit in das Komplott gezogen war, in das Schloß eingenommen, alle Ausgänge aus demselben wohl besetzt, und in einer Kammer neben dem Speisesaal sechs Buttlerische Dragoner verborgen, die auf ein verabredetes Signal hervorbrechen und die Verräther niederstoßen sollten. Ohne Ahndung der Gefahr, die über ihrem Haupte schwebte, überließen sich die sorglosen Gäste den Vergnügungen der Mahlzeit, und Wallensteins, nicht mehr des kaiserlichen Dieners, sondern des souverainen Fürsten, Gesundheit wurde aus vollen Bechern getrunken. Der Wein öffnete ihnen die Herzen, und Illo entdeckte mit vielem Uebermuth, daß in drey Tagen eine Armee da stehen werde, dergleichen Wallenstein niemals angeführt habe. — „Ja," fiel Neumann ein, „und dann hoffe er, seine Hände in der Oesterreicher Blut zu waschen." Unter diesen Reden wird das Desert aufgetragen, und nun giebt Leßlie das verabredete Zeichen, die Aufzugbrücke zu sperren, und nimmt selbst alle Thorschlüssel zu sich. Auf ein-

mal füllt sich der Speisesaal mit Bewaffneten an, die sich mit dem unerwarteten Gruße: Vivat Ferdinandus! hinter die Stühle der bezeichneten Gäste pflanzen. Bestürzt und mit einer übeln Ahndung springen alle vier zugleich von der Tafel auf. Kinsky und Terzky werden sogleich erstochen, ehe sie sich zur Wehr setzen können; Neumann allein findet Gelegenheit, während der Verwirrung in den Hof zu entwischen, wo er aber von den Wachen erkannt und sogleich niedergemacht wird. Nur Illo hatte Gegenwart des Geistes genug, sich zu vertheidigen. Er stellte sich an ein Fenster, von wo er dem Gordon seine Verrätherey unter den bittersten Schmähungen vorwarf, und ihn auffoderte, sich ehrlich und ritterlich mit ihm zu schlagen. Erst nach der tapfersten Gegenwehr, nachdem er zwey seiner Feinde todt dahin gestreckt, sank er, überwältigt von der Zahl und von zehen Stichen durchbohrt, zu Boden. Gleich nach vollbrachter That eilte Leßlie nach der Stadt, um einem Auflauf zuvor zu kommen. Als die Schildwachen am Schloßthor ihn außer Athem daher rennen sahen, feuerten sie, in dem Wahne,

daß er mit zu den Rebellen gehöre, ihre Flinten auf ihn ab, doch ohne ihn zu treffen. Aber diese Schüsse brachten die Wachen in der Stadt in Bewegung, und Keßlies schnelle Gegenwart war nöthig, sie zu beruhigen. Er entdeckte ihnen nunmehr umständlich den ganzen Zusammenhang der Friedländischen Verschwörung, und die Maßregeln, die dagegen bereits getroffen worden, das Schicksal der vier Rebellen, so wie dasjenige, welches den Anführer selbst erwartete. Als er sie bereitwillig fand, seinem Vorhaben beyzutreten, nahm er ihnen aufs neue einen Eid ab, dem Kaiser getreu zu seyn, und für die gute Sache zu leben und zu sterben. Nun wurden hundert Buttlerische Dragoner von der Burg aus in die Stadt eingelassen, die alle Straßen durchreiten mußten, um die Anhänger des Verräthers im Zaum zu halten, und jedem Tumult vorzubeugen. Zugleich besetzte man alle Thore der Stadt Eger, und jeden Zugang zum Friedländischen Schlosse, das an den Markt stieß, mit einer zahlreichen und zuverlässigen Mannschaft, daß der Herzog weder entkommen, noch Hülfe von außen erhalten konnte.

Bevor man aber zur Ausführung schritt, wurde von den Verschwornen auf der Burg noch eine lange Berathschlagung gehalten, ob man ihn wirklich ermorden, oder sich nicht lieber begnügen sollte, ihn gefangen zu nehmen. Besprützt mit Blut, und gleichsam auf den Leichen seiner erschlagenen Genossen, schauderten diese wilden Seelen zurück vor der Missethat, ein so merkwürdiges, großes Leben zu enden. Sie sahen ihn, den Führer in der Schlacht, in seinen glücklichen Tagen, umgeben von seiner siegenden Armee, im vollen Glanz seiner Herrschergröße; und noch einmal ergriff die langgewohnte Furcht ihre zagenden Herzen. Doch bald erstickt die Vorstellung der dringenden Gefahr diese flüchtige Regung. Man erinnert sich der Drohungen, welche Neumann und Illo bey der Tafel ausgestoßen, man sieht die Sachsen und Schweden schon in der Nähe von Eger mit einer furchtbaren Armee, und keine Rettung als in dem schleunigen Untergange des Verräthers. Es bleibt also bey dem ersten Entschluß, und der schon bereit gehaltene Mörder, Hauptmann Deveroux, ein Irländer, erhält den blutigen Befehl.

Während daß jene drey auf der Burg von Eger sein Schicksal bestimmten, beschäftigte sich Wallenstein in einer Unterredung mit Seni, es in den Sternen zu lesen. „Die Gefahr ist noch nicht vorüber," sagte der Astrolog mit prophetischem Geiste. „Sie ist es," sagte der Herzog, der an dem Himmel selbst seinen Willen wollte durchgesetzt haben. „Aber daß Du mit nächstem wirst in den Kerker geworfen werden," fuhr er mit gleich prophetischem Geiste fort, „das Freund Seni, steht in den Sternen geschrieben!" Der Astrolog hatte sich beurlaubt, und Wallenstein war zu Bette als Hauptmann Deveroux mit sechs Hellebardierern vor seiner Wohnung erschien und von der Wache, der es nichts außerordentliches war, ihn zu einer ungewöhnlichen Zeit bey dem General aus- und eingehen zu sehen, ohne Schwierigkeit eingelassen wurde. Ein Page, der ihn auf der Treppe begegnet, und Lerm machen will, wird mit einer Pike durchstochen. In dem Vorzimmer stoßen die Mörder auf einen Kammerdiener, der aus dem Schlafgemach seines Herrn tritt und den Schlüssel zu demselben so eben abgezogen hat. Den Finger auf den

Mund legend, bedeutet sie der erschrockne Sklav keinen Lerm zu machen, weil der Herzog eben eingeschlafen sey „Freund,“ ruft Devereux ihn an, „jetzt ist es Zeit zu lernen.“ Unter diesen Worten rennt er gegen die verschlossene Thüre, die auch von innen verriegelt ist, und sprengt sie mit einem Fußtritte.

Wallenstein war durch den Knall, den eine losgehende Flinte erregte, aus dem ersten Schlaf aufgeschreckt worden, und ans Fenster gesprungen, um der Wache zu rufen. In diesem Augenblick hörte er aus den Fenstern des anstoßenden Gebäudes das Heulen und Wehklagen der Gräfinnen Terzky und Kinsky, die so eben von dem gewaltsamen Tod ihrer Männer benachrichtigt worden. Ehe er Zeit hatte diesem schrecklichen Vorfalle nachzudenken, stand Devereux mit seinen Mordgehülfen im Zimmer. Er war noch im bloßen Hemde, wie er aus dem Bette gesprungen war, zunächst an dem Fenster an einen Tisch gelehnt. „Bist Du der Schelm,“ schreyt Devereux ihn an, „der des Kaisers Volk zu dem Feind überführen, und Seiner Majestät die Krone vom Haupte herunter reißen will? Jetzt mußt du sterben.“ Er hält einige

Er blieb in königlichem Solde, und der König selbst schlug ihn zum Ritter.

Um diese Zeit kam der Prinz von Antiochien wieder ins Lager, und mit ihm die Prinzessinn seiner Mutter. Der König erzeigte ihm große Ehre, und gab ihm, auf eine sehr ehrenvolle Art, den Ritterschlag. Er war noch nicht älter als sechszehn Jahre; aber einen so verständigen Knaben hatt' ich noch nie gesehen. Er bat den König in Gegenwart seiner Mutter reden zu dürfen, und der König gab ihm die Erlaubniß dazu.

Was er, in Gegenwart seiner Mutter,*) sagte, war des Inhalts: „Sire! es ist eine gewisse Sache, daß ich noch vier Jahr unter der Vormundschaft meiner Mutter stehen muß: allein es ist nicht recht daß sie mein Eigenthum in Verfall gerathen und zu Grunde gehen läßt. Ich sage dieses deswegen, Sire, weil die Stadt Antiochien unter ihrer Verwaltung zu Grunde geht. Ich bitt' euch daher, Sire, Ihr wollet sie ersuchen mir Geld zu geben, auf daß ich meinen Leuten daselbst helfen und beystehen könne. Dieses muß sie auch thun; denn bleibe ich länger bey ihr in der Stadt Tripoli, so geht das nicht an ohne großen Aufwand, und dieser große Aufwand den ich machen würde, wäre doch vergeblich."

Der König hörte ihm willig zu, und wendete alles bey seiner Mutter an, sie zu vermögen, daß sie ihm so viel als möglich zugestehen möchte. So wie er vom König schied, ging er nach Antiochien, wo die Sache sehr zu seinem Vortheil ausschlug. Mit Vergünstigung des Königes nahm er in sein Wappen, wel-

*) Zum König

Augenblicke inne, als ob er eine Antwort erwartete; aber Ueberraschung und Trotz verschließen Wallensteins Mund. Die Arme weit aus einander breitend, empfängt er vorn in der Brust den tödtlichen Stoß der Hellebarde, und fällt dahin in seinem Blut, ohne einen Laut auszustoßen.

Den Tag darauf langt ein Expresser von dem Herzog von Lauenburg an, der die nahe Ankunft dieses Prinzen berichtet. Man versichert sich seiner Person, und ein andrer Lakey wird in Friedländischer Livree an den Herzog abgeschickt, ihn nach Eger zu locken. Die List gelingt, und Franz Albert überliefert sich selbst den Händen der Feinde. Wenig fehlte, daß Herzog Bernhard von Weimar, der schon auf der Reise nach Eger begriffen war, nicht ein ähnliches Schicksal erfahren hätte. Zum Glück erhält er von Wallensteins Untergang noch früh genug Nachricht, um sich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr zu entreißen. Ferdinand weihte dem Schicksale seines Generals eine Thräne, und ließ für die Ermordeten zu Wien dreytausend Seelmessen lesen; zugleich aber vergaß er nicht, die Mörder mit goldenen Gnadenketten,

Kammerherrnschlüsseln, Dignitäten und Rittergütern zu belohnen.

So endigte Wallenstein, in einem Alter von funfzig Jahren, sein thatenreiches und außerordentliches Leben; durch Ehrgeiz emporgehoben, durch Eifersucht gestürzt, bey allen seinen Mängeln noch groß und bewundernswerth, unübertrefflich, wenn er Maß gehalten hätte. Die Tugenden des Herrschers und Helden, Klugheit, Gerechtigkeit, Festigkeit und Muth, ragen in seinem Charakter kolossalisch hervor; aber ihm fehlten die sanftern Tugenden des Menschen, die den Helden zieren, und dem Herrscher Liebe erwerben. Furcht war der Talisman, durch den er wirkte; ausschweifend im Strafen wie im Belohnen wußte er den Eifer seiner Untergebenen in immerwährender Spannung zu erhalten, und befolgt zu seyn wie er, konnte kein Feldherr in mittlern und neuern Zeiten sich rühmen. Mehr als Tapferkeit galt ihm die Unterwürfigkeit gegen seine Befehle, weil durch jene nur der Soldat, durch diese der Feldherr handelt. Er übte die Folgsamkeit der Truppen durch eigensinnige Verordnungen, und belohnte die

Willigkeit ihm zu gehorchen auch in Kleinigkeiten mit Verschwendung, weil er den Gehorsam höher als den Gegenstand schätzte. Einsmals ließ er bey Lebensstrafe verbieten, daß in der ganzen Armee keine andre als rothe Feldbinden getragen werden sollten. Ein Rittmeister hatte diesen Befehl kaum vernommen, als er seine mit Gold durchwirkte Feldbinde abnahm und mit Füßen trat. Wallenstein, dem man es hinterbrachte, machte ihn auf der Stelle zum Obersten. Stets war sein Blick auf das Ganze gerichtet, und bey allem Scheine der Willkühr, verlor er doch nie den Grundsatz der Zweckmäßigkeit aus den Augen. Die Räubereyen der Soldaten in Freundes Land, hatten geschärfte Verordnungen gegen die Marodeurs veranlaßt, und der Strang war jedem gedroht, den man auf einem Diebstahl betreten würde. Da geschah es, daß Wallenstein selbst einem Soldaten auf dem Felde begegnete, den er ununtersucht als einen Uebertreter des Gesetzes ergreifen ließ, und mit dem gewöhnlichen Donnerwort, gegen welches keine Einwendung Statt fand: „Laß die Bestie hängen," zum Galgen verdammte. Der Soldat betheuert und be-

weist seine Unschuld — aber die unwiderrufliche Sentenz ist heraus. „So hänge man dich unschuldig," sagte der Unmenschliche; „desto gewisser wird der Schuldige zittern." Schon macht man die Anstalten, diesen Befehl zu vollziehen, als der Soldat, der sich ohne Rettung verloren sieht, den verzweifelten Entschluß faßt, nicht ohne Rache zu sterben. Wüthend fällt er seinen Richter an, wird aber, ehe er seinen Vorsatz ausführen kann, von der überlegenen Anzahl entwaffnet. „Jetzt laßt ihn laufen," sagte der Herzog. „Es wird Schrecken genug erregen." Seine Freygebigkeit wurde durch unermeßliche Einkünfte unterstützt, welche jährlich auf drey Millionen geschätzt wurden, die ungeheuern Summen nicht gerechnet, die er unter dem Namen von Brandschatzungen zu erpressen wußte. Sein freyer Sinn und heller Verstand erhob ihn über die Religionsvorurtheile seines Jahrhunderts, und die Jesuiten vergaben es ihm nie, daß er ihr System durchschaute, und in dem Papste nichts als einen Römischen Bischof sah.

Aber, wie schon seit Samuels des Propheten Tagen keiner, der sich mit der Kirche entzweyte, ein glückliches Ende

nahm, so vermehrte auch Wallenstein die Zahl ihrer Opfer. Durch Mönchsintriguen verlor er zu Regensburg den Kommandostab, und zu Eger das Leben; durch mönchische Künste verlor er vielleicht, was mehr war als beydes, seinen ehrlichen Namen und seinen guten Ruf vor der Nachwelt. Denn endlich muß man, zur Steuer der Gerechtigkeit, gestehen, daß es nicht ganz treue Federn sind, die uns die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes überliefert haben; daß die Verrätherey des Herzogs und sein Entwurf auf die Böhmische Krone sich auf keine streng bewiesene Thatsache, bloß auf wahrscheinliche Vermuthungen gründen. Noch hat sich das Dokument nicht gefunden, das uns die geheimen Triebfedern seines Handelns mit historischer Zuverlässigkeit aufdeckte, und unter seinen öffentlichen allgemein beglaubigten Thaten ist keine, die nicht endlich aus einer unschuldigen Quelle könnte geflossen seyn. Viele seiner getadeltsten Schritte beweisen bloß seine ernstliche Neigung zum Frieden; die meisten andern erklären und entschuldigen das gerechte Mißtrauen gegen den Kaiser, und das verzeihliche Bestreben, seine Wichtigkeit zu behaupten.

Zwar zeugt sein Betragen gegen den Churfürsten von Bayern von einer unedlen Rachsucht und einem unversöhnlichen Geiste; aber keine seiner Thaten berechtigt uns, ihn der Verrätherey für überwiesen zu halten. Wenn endlich Noth und Verzweiflung ihn antreiben, das Urtheil wirklich zu verdienen, das gegen den Unschuldigen gefällt war, so kann dieses dem Urtheil selbst nicht zur Rechtfertigung gereichen; so fiel Wallenstein, nicht weil er Rebell war, sondern er rebellirte, weil er fiel. Ein Unglück für den Lebenden, daß er eine siegende Parthey sich zum Feinde gemacht hatte — ein Unglück für den Todten, daß ihn dieser Feind überlebte und seine Geschichte schrieb.

Gustav Adolph und Wallenstein, die Helden dieses kriegerischen Dramas, sind von der Bühne verschwunden, und mit ihnen verläßt uns die Einheit der Handlung, welche die Uebersicht der Begebenheiten bisher erleichterte. Von jetzt an vertheilt sich die Handlung unter mehrere Spieler, und die noch übrige Hälfte dieser Kriegsgeschichte, fruchtbarer an Schlachten und Negotiationen, an Staats-

männern und an Helden, dürfte an Intereſſe und Reitz für meine Leſerinnen deſto ärmer ſeyn.

Da die engen Grenzen dieſer Schrift mir keine ausführliche Darſtellung mehr erlauben, und ich es nicht wagen darf, die Gefälligkeit meiner Leſerinnen durch eine dritte Fortſetzung zu mißbrauchen, ſo mache ich hier der umſtändlichern Erzählung ein Ende, und behalte die Vollendung derſelben einem ſchicklichern Platz und einer freyeren Muße vor. Abwechſelung iſt das Geſetz der Mode, und ein Kalender darf, wenn ihm dieſe Göttin ihren Schutz nicht entziehen ſoll, keine Ausnahme davon machen. Nur noch einen flüchtigen Blick erlaube man mir über die zweyte noch übrige Hälfte dieſes Kriegs zu werfen, um wenigſtens einen Umriß des Ganzen zu geben, und der Neugier zu halten, was ich der Wißbegierde ſchuldig bleiben muß.

Wallensteins Tod machte einen neuen Generalissimus nothwendig, und der Kaiser gab nun endlich dem Zureden der Spanier nach, seinen Sohn Ferdinand, König von Ungarn, zu dieser Würde zu erheben. Unter ihm führte der Graf von Gallas das Kommando, der die Funktionen des Feldherrn ausübt, während daß der Prinz diesen Posten eigentlich nur mit seinem Namen und Ansehen schmückt. Bald sammelt sich eine beträchtliche Macht unter Ferdinands Fahnen, der Herzog von Lothringen führt ihm in Person Hülfsvölker zu, und aus Italien erscheint der Kardinal Infant mit zehntausend Mann, seine Armee zu verstärken. Um den Feind von der Donau zu vertreiben, unternimmt der neue Feldherr, was man von seinem Vorgänger nicht hatte erhalten können, die Belagerung der Stadt Regensburg. Umsonst dringt Herzog Bernhard von Weimar in das Innerste von Bayern, um den Feind von dieser Stadt wegzulocken; Ferdinand betreibt die Belagerung mit standhaftem

Ernst, und die Reichsstadt öffnet ihm, nach der hartnäckigsten Gegenwehr, die Thore. Donauwerth betrifft bald darauf ein ähnliches Schicksal, und nun wird Nördlingen in Schwaben belagert. Der Verlust so vieler Reichsstädte mußte der Schwedischen Partey um so empfindlicher fallen, da die Freundschaft dieser Städte für das Glück ihrer Waffen bis jetzt so entscheidend war, also Gleichgültigkeit gegen das Schicksal derselben um so weniger verantwortet werden konnte. Es gereichte ihnen zur unauslöschlichen Schande, ihre Bundsgenossen in der Noth zu verlassen, und der Rachsucht eines unversöhnlichen Siegers preis zu geben. Durch diese Gründe bewogen, setzt sich die Schwedische Armee, unter der Anführung Horns und Bernhards von Weimar, nach Nördlingen in Bewegung, entschlossen, auch wenn es eine Schlacht kosten sollte, diese Stadt zu entsetzen.

Das Unternehmen war mißlich, da die Macht des Feindes der Schwedischen merklich überlegen war, und die Klugheit rieth um so mehr an, unter diesen Umständen nicht zu schlagen, da die feindliche Macht sich in kurzer Zeit trennen

mußte, und die Bestimmung der Italienischen Truppen sie nach den Niederlanden rief. Man konnte indessen eine solche Stellung erwählen, daß Nördlingen gedeckt und dem Feinde die Zufuhr genommen wurde. Alle diese Gründe machte Gustav Horn in dem Schwedischen Kriegsrathe geltend; aber seine Vorstellungen fanden keinen Eingang bey Gemüthern, die, von einem langen Kriegsglücke trunken, in den Rathschlägen der Klugheit nur die Stimme der Furcht zu vernehmen glaubten. Von dem höhern Ansehen Herzog Bernhards überstimmt, mußte sich Gustav Horn wider Willen zu einer Schlacht entschließen, deren unglücklichen Ausgang ihm eine schwarze Ahndung vorher schon verkündigte.

Das ganze Schicksal des Treffens schien von Besetzung einer Anhöhe abzuhängen, die das kaiserliche Lager beherrschte. Der Versuch, dieselbe noch in der Nacht zu ersteigen, war mißlungen, weil der mühsame Transport des Geschützes durch Hohlwege und Gehölze den Marsch der Truppen verzögerte. Als man gegen die Mitternachtsstunde davor erschien, hatte der Feind die Anhöhe schon

welches ein rothes Feld hatte, in einem besondern Schilde noch das französische Wappen auf, weil ihn der König zum Ritter geschlagen hatte.

Zugleich mit dem Prinzen kamen drey Menestriers aus Groß-Armenien, die Brüder waren und nach Jerusalem wallfahrteten. Sie hatten drey Horne; und wenn sie bliesen, so hätte man sagen mögen, es wären Stimmen von Schwanen auf einer See; sie bliesen so liebliche sanfte Melodien, daß es eine Lust zu hören war. Auch machten sie allerhand wunderliche Sprünge. Man legte ihnen nehmlich ein Stück Leinewand unter die Füße, und sie drehten sich mit geradem Leibe, so daß sie gerad wieder auf die Leinwand zu stehen kamen; die beyden jüngern drehten die Köpfe rückwärts, dann der älteste auch; und wenn man ihm den Kopf vorwärts drehen machte, schlug er das Kreuz vor sich, weil er besorgte im Umdrehen den Hals zu brechen.

Weil es etwas gutes ist um die Lebensweise des Grafen von Brienne, der mehrere Jahre lang Graf von Japha war *) — — — — — — und durch seine Tapferkeit vertheidigt' er sie lange Zeit. Er lebte größtentheils von dem was er den Sarazenen und den Feinden des Glaubens abgenommen hatte. Unter andern begab es sich einstmahl, daß er einen großen Haufen Sarazenen schlug, die eine große Menge von Gold- und Silberzeugen bey sich führte; diese nahm er ihnen alle ab, und vertheilte sie nachher in Japha sämtlich unter seine Ritter, so daß ihm selbst nichts übrig blieb. Er hatte die Gewohn-

*) Offenbar ist hier eine Lücke; doch läßt es sich errathen, was etwa fehlen möchte. Anm. d. Fr. Ü.

besetzt, und durch starke Schanzen vertheidigt. Man erwartete also den Anbruch des Tags, um sie im Sturme zu ersteigen. Die ungestüme Tapferkeit der Schweden machte sich durch alle Hindernisse Bahn, die mondförmigen Schanzen werden von jeder der dazu kommandirten Brigaden glücklich erstiegen; aber da beyde zu gleicher Zeit von entgegengesetzten Seiten in die Verschanzungen dringen, so treffen sie gegen einander und verwirren sich. In diesem unglücklichen Augenblick geschieht es, daß ein Pulverfaß in die Luft fliegt, und unter den Schwedischen Völkern die größte Unordnung anrichtet. Die kaiserliche Reiterey bricht in die zerrissenen Glieder, und die Flucht wird allgemein. Kein Zureden ihres Generals kann die Fliehenden bewegen, den Angriff zu erneuern.

Er entschließt sich also, um diesen wichtigen Posten zu behaupten, frische Völker dagegen anzuführen; aber indessen haben einige Spanische Regimenter ihn besetzt, und jeder Versuch ihn zu erobern, wird durch die heldenmüthige Tapferkeit dieser Truppen vereitelt. Ein von Bernhard herbeygeschicktes Regiment

ſetzt ſiebenmal an, und ſiebenmal wird es zurück getrieben. Bald empfindet man den Nachtheil, ſich dieſes Poſtens nicht bemächtigt zu haben. Das Feuer des feindlichen Geſchützes von der Anhöhe richtet auf dem angrenzenden Flügel der Schweden eine fürchterliche Niederlage an, daß Guſtav Horn, der ihn anführt, ſich zum Rückzug entſchließen muß. Anſtatt dieſen Rückzug ſeines Gehülfen decken, und den nachſetzenden Feind aufhalten zu können, wird Herzog Bernhard ſelbſt von der überlegenen Macht des Feindes in die Ebene herabgetrieben, wo ſeine flüchtige Reiterey die Horniſchen Völker mit in Verwirrung bringt, und Niederlage und Flucht allgemein macht. Beynahe die ganze Infanterie wird gefangen oder niedergehauen; mehr als zwölftauſend Mann bleiben todt auf dem Wahlplatze; achtzig Kanonen, gegen viertauſend Wägen und dreyhundert Standarten und Fahnen fallen in kaiſerliche Hände. Guſtav Horn ſelbſt geräth nebſt drey andern Generalen in die Gefangenſchaft. Herzog Bernhard rettet mit Mühe einige ſchwache Trümmer der Armee, die ſich erſt zu Frankfurt wieder unter ſeine Fahnen verſammeln.

Die Nördlinger Niederlage kostete dem Reichskanzler die zweyte schlaflose Nacht in Deutschland. Unübersehbar groß war der Verlust, den sie nach sich zog. Die Ueberlegenheit im Felde war nun auf einmal für die Schweden verloren, und mit ihr das Vertrauen aller Bundsgenossen, die man ohnehin nur dem bisherigen Kriegsglücke verdankte. Eine gefährliche Trennung drohte dem ganzen protestantischen Bunde den Untergang. Furcht und Schrecken ergriffen die ganze Parten, und die katholische erhob sich mit übermüthigem Triumph aus ihrem tiefen Verfalle. Schwaben und die nächsten Kreise empfanden die ersten Folgen der Nördlinger Niederlage, und Wirtemberg besonders wurde von der siegenden Armee überschwemmt. Alle Mitglieder des Heilbronnischen Bundes zitterten vor der Rache des Kaisers; was fliehen konnte, rettete sich nach Straßburg, und die hülflosen Reichsstädte erwarteten mit Bangigkeit ihr Schicksal. Etwas mehr Mäßigung gegen die Besiegten würde alle diese schwächern Stände unter die Herrschaft des Kaisers zurückgeführt haben. Aber die Härte, die man auch gegen diejenigen bewies, welche sich frey-

willig unterwarfen, brachte die übrigen zur Verzweiflung, und ermunterte sie zu dem thätigsten Widerstande.

Alles suchte in dieser Verlegenheit Rath und Hülfe bey Oxenstierna; Oxenstierna suchte sie bey den Deutschen Ständen. Es fehlte an Armeen; es fehlte an Geld, neue aufzurichten und den alten die ungestüm gefoderten Rückstände zu bezahlen. Oxenstierna wendet sich an den Churfürsten von Sachsen, der ihn schimpflich im Stiche läßt, um mit dem Kaiser zu Pirna über den Frieden zu traktiren. Er spricht die Niedersächsischen Stände um Beystand an; diese, schon längst der Schwedischen Geldfoderungen und Ansprüche müde, sorgen jetzt bloß für sich selbst, und Herzog Georg von Lüneburg, anstatt dem obern Deutschland zu Hülfe zu eilen, belagert Minden, um es für sich selbst zu behalten. Von seinen Deutschen Alliirten hülflos gelassen, bemüht sich der Kanzler um den Beystand auswärtiger Mächte. England, Holland, Venedig werden um Geld, um Truppen angesprochen, und von der äußersten Noth getrieben, entschließt er sich endlich zu dem lange vermiedenen sauern Schritt, sich Frankreich in die Arme zu werfen.

Endlich war der Zeitpunkt erschienen, welchem Richelieu mit ungeduldiger Sehnsucht entgegen blickte. Nur die völlige Unmöglichkeit, sich auf einem andern Wege zu retten, konnte die protestantischen Stände Deutschlands vermögen, die Ansprüche Frankreichs auf das Elsaß zu unterstützen. Dieser äußerste Nothfall war jetzt vorhanden: Frankreich war unentbehrlich, und es ließ sich den lebhaften Antheil, den es von jetzt an an dem Deutschen Kriege nahm, mit einem theuern Preise bezahlen. Voll Glanz und Ehre betrat es jetzt den politischen Schauplatz. Schon hatte Oxenstierna, dem es wenig kostete Deutschlands Rechte und Besitzungen zu verschenken, die Reichsfestung Philippsburg und die noch übrigen verlangten Plätze an Richelieu abgetreten; jetzt schicken die Oberdeutschen Protestanten auch in ihrem Namen eine eigne Gesandtschaft ab, das Elsaß, die Festung Breysach (die erst erobert werden sollte) und alle Plätze am Oberrhein, die der Schlüssel zu Deutschland waren, unter Französischen Schutz zu geben. Was der Französische Schutz bedeute, hatte man an den Bisthümern Metz, Tull und Verdün gesehen, welche Frankreich schon

seit Jahrhunderten selbst gegen ihre rechtmäßigen Eigenthümer beschützte. Das Trierische Gebiet hatte schon Französische Besatzungen; Lothringen war so gut als erobert, da es jeden Augenblick mit einer Armee überschwemmt werden, und seinem furchtbaren Nachbar durch eigne Kraft nicht widerstehen konnte. Jetzt war die wahrscheinlichste Hoffnung für Frankreich vorhanden, auch das Elsaß zu seinen weitläuftigen Besitzungen zu schlagen, und, da man sich bald darauf mit den Holländern in die Spanischen Niederlande theilte, den Rhein zu seiner natürlichen Grenze gegen Deutschland zu machen. So schimpflich wurden Deutschlands Rechte von Deutschen Ständen an diese treulose habsüchtige Macht verkauft, die, unter der Larve einer uneigennützigen Freundschaft, nur nach Vergrößerung strebte, und, indem sie mit frecher Stirne die ehrenvolle Benennung einer Beschützerin annahm, bloß darauf bedacht war, ihr Netz auszuspannen, und in der allgemeinen Verwirrung sich selbst zu versorgen.

Für diese wichtigen Cessionen machte Frankreich sich anheischig, den Schwedischen Waffen durch Bekriegung der Spa-

ner eine Diversion zu machen, und, wenn es mit dem Kaiser selbst zu einem öffentlichen Bruch kommen sollte, diesseits des Rheins eine Armee von zwölftausend Mann zu unterhalten, die dann in Vereinigung mit den Schweden und Deutschen gegen Oesterreich agiren würde. Zu dem Kriege mit den Spaniern wurde von diesen selbst die erwünschte Veranlassung gegeben. Sie überfielen von den Niederlanden aus die Stadt Trier, hieben die Französische Besatzung, die in derselben befindlich war, nieder, bemächtigten sich, gegen alle Rechte der Völker, der Person des Churfürsten, der sich unter Französischen Schutz begeben hatte, und führten ihn gefangen nach Flandern. Als der Kardinalinfant, als Statthalter der Spanischen Niederlande, den König von Frankreich die geforderte Genugthuung abschlug, und sich weigerte, den gefangenen Fürsten in Freyheit zu setzen, kündigte ihm Richelieu, nach altem Brauche durch einen Wappenherold, zu Brüssel förmlich den Krieg an, der auch wirklich von drey verschiedenen Armeen, in Mailand, in dem Veltlin und in Flandern, eröffnet wurde. Weniger Ernst schien es dem Französischen Mi-

niſter mit dem Kriege gegen den Kaiſer
ju ſeyn, wobey weniger Vortheile zu
rnten und größere Schwierigkeiten zu
eſiegen waren. Dennoch wurde unter der
Anführung des Kardinals von la Va-
ette eine vierte Armee über den Rhein
ach Deutſchland geſendet, die in Ver-
inigung mit Herzog Bernhard, ohne
orhergegangene Kriegserklärung, gegen
en Kaiſer zu Felde zog.

Ein weit empfindlicherer Schlag, als
lbſt die Nördlinger Niederlage, war
r die Schweden die Ausſöhnung des
hurfürſten von Sachſen mit dem Kaiſer,
elche, nach wiederholten wechſelſeitigen
erſuchen, ſie zu hindern und zu beför-
rn, endlich im Jahr 1634 zu Pirna
folgte, und im May des darauf folgen-
n Jahres zu Prag in einem förmlichen
lieden befeſtigt wurde. Nie hatte der
hurfürſt von Sachſen die Anmaßungen
r Schweden in Deutſchland verſchmerzen
nnen, und ſeine Abneigung gegen dieſe
ſländiſche Macht, die in dem Deut-
en Reiche Geſetze gab, war mit jeder
uen Foderung, welche Oxenſtierna an
Deutſchen Reichsſtände machte, ge-
gen. Dieſe üble Stimmung gegen
hweden unterſtützte aufs kräftigſte die

Bemühungen des Spanischen Hofs, einen Frieden zwischen Sachsen und dem Kaiser zu stiften. Ermüdet von den Unfällen eines so langen und verwüstenden Krieges, der die Sächsischen Länder vor allen andern zu seinem traurigen Schauplatze machte, gerührt von dem allgemeinen und schrecklichen Elende, das Freund und Feind ohne Unterschied über seine Unterthanen häufte, und durch die verführerischen Anträge des Hauses Oesterreich gewonnen, ließ endlich der Churfürst die gemeine Sache im Stich, und weniger besorgt um die Wohlfahrt des Reiches, um das Loos seiner Mitstände und um Deutsche Freyheit, dachte er darauf, seine eigenen Vortheile, wär's auch auf Unkosten des Ganzen, zu befördern.

Und wirklich war das Elend in Deutschland zu einem so ausschweifenden Grad gestiegen, daß das Gebet um Frieden von tausendmal tausend Zungen ertönte, und auch der nachtheiligste noch immer für eine Wohlthat des Himmels galt. Wüsten lagen da, wo sonst tausend frohe und fleißige Menschen wimmelten, wo die Natur ihren herrlichsten Segen ergoß

und Wohlleben und Ueberfluß geherrscht hatte; die Felder von der fleißigen Hand des Pflügers verlassen, lagen ungebaut und verwildert, und wo eine junge Saat aufschoß, oder eine lachende Aernte winkte, da zerstörte ein einziger Durchmarsch den Fleiß eines ganzen Jahres, die letzte Hoffnung des verschmachtenden Volkes. Verbrannte Schlösser, verwüstete Felder, eingeäscherte Dörfer lagen meilenweit herum in grauenvoller Zerstörung, während daß ihre verarmten Bewohner hingingen, die Zahl jener Mordbrennerheere zu vermehren, und, was sie selbst erlitten hatten, ihren verschonten Mitbürgern schrecklich zu erstatten. Kein Schutz gegen Unterdrückung, als selbst unterdrücken zu helfen. Die Städte seufzten unter der Geißel zügelloser und räuberischer Garnisonen, die das Eigenthum des Bürgers verschlangen, und die Freyheiten des Krieges, die Licenz ihres Standes, und die Vorrechte der Noth mit dem grausamsten Muthwillen geltend machten. Wenn schon unter dem kurzen Durchzug einer Armee ganze Landstrecken zur Einöde wurden, wenn andre durch Winterquartiere verarmten, oder durch Brandschatzungen ausgesogen wurden, so litten

wohnheit, daß er, wenn er seine Ritter entlassen hatte, sich in seine Kapelle verschloß, und da lange Zeit im Gebet zubrachte, bevor er zu seiner Gemahlinn ging, die eine gar gute und verständige Dame, und Schwester des Königs von Cypern war.

Der Kaiser von Persien, mit Nahmen Barbacan, den einer von den Tartarischen Fürsten überwunden hatte (wie schon erzählt worden ist) kam mit seiner ganzen Macht ins Königreich Jerusalem, und nahm die Burg Tiberias ein, die Herr Eudo von Montbeliart befestigt hatte, der von wegen seiner Gemahlinn Herr von Tabaria war. Er that unsern Leuten großen Schaden; denn er zerstörte alles was er ausserhalb Chatel-Pelerin, ausserhalb Acra, ausserhalb Saffar, und auch ausserhalb Japha fand. Nach allen diesen Verwüstungen zog er sich gegen Gadta, wider den Sultan von Babylonien, der dahin kommen sollte, um unsern Leuten zu schaden und zur Last zu werden. Die Baronen des Landes hielten Rath mit dem Patriarchen, daß sie ihm entgegenziehen wollten, ehe noch der Sultan von Babylonien käme. Und zur Hülfe ließen sie den Sultan von la Chamelle zu sich einladen, einen der besten Ritter unter den Ungläubigen, dem sie auch in Acra so große Ehre erwiesen, daß sie überall, wo er durchzog, Teppiche von goldenem und seidenem Zeuge ausbreiteten. Sie kamen bis Japha, unsere Leute, und mit ihnen der Sultan. Der Patriarch hielt den Grafen Walther im Bann, weil er sich weigerte, ihm einen gewissen Thurm wieder zu geben, den man den Patriarchenthurm nannte. Unsere Leute baten den Grafen Walther, mit ihnen gegen den Kaiser von Persien zu ziehen; er versetzte er wollte das sehr gern thun, aber vorher möchte ihn der Patriarch bis zu ihrer Wiederkunft

vom

sie doch nur vorübergehende Plagen, und der Fleiß eines Jahres konnte die Drangsale einiger Monate vergessen machen. Aber keine Erholung wurde denjenigen zu Theil, die eine Besatzung in ihren Mauern oder in ihrer Nachbarschaft hatten, und ihr unglückliches Schicksal konnte selbst der Wechsel des Glücks nicht verbessern, da der Sieger an den Platz und in die Fußstapfen des Besiegten trat, und Freund und Feind gleich wenig Schonung bewiesen. Die Vernachlässigung der Felder, die Zerstörung der Saaten, und die Vervielfältigung der Armeen, die über die ausgesogenen Länder daher stürmten, hatten Hunger und Theurung zur unausbleiblichen Folge, und in den letzten Jahren vollendete noch Mißwachs das Elend *).

*) Im Jahr 1634, demselben, wo die Unterhandlungen zu Pirna eröffnet wurden, waren die Lebensmittel zu einem so hohen Preise gestiegen, daß ein Ey sechs Kreuzer (damals eine weit größre Summe als in unsern Tagen), ein Pfund Fleisch zehen und zwanzig Kreuzer, ein Simmra Haber sechzehn Reichsthaler, ein Simmra Gerste dreyßig Reichsthaler galt. Ein

Die Anhäufung der Menschen in Lägern und Quartieren, Mangel auf der einen Seite und Völlerey auf der andern brachten peſtartige Seuchen hervor, die mehr als Schwert und Feuer die Länder verödeten. Alle Bande der Ordnung löſten in dieſer langen Zerrüttung ſich auf, die Achtung für Menſchenrechte, die Furcht vor Geſetzen, die Reinheit der Sitten verlor ſich, Treu und Glaube verfiel, indem die Stärke allein mit eiſernem Scepter herrſchte; üppig ſchoſſen unter dem Schirme der Anarchie und der Strafloſigkeit alle Laſter auf, und die Menſchen verwilderten mit den Ländern. Kein Stand war dem Muthwillen zu ehrwürdig, kein fremdes Eigenthum der Noth und der Raubſucht heilig. Der Soldat (um das Elend jener Zeit in ein einziges Wort zu preſſen) der Soldat herrſchte, und dieſer brutalſte der Deſpoten ließ ſeine eignen Führer nicht ſelten ſeine Obermacht fühlen. Der Befehlshaber einer Armee war eine wichtigere Perſon in dem Lande, worin er ſich

Huhn wurde mit einem Gulden, ein Nürnbergiſcher Eimer Wein mit zwanzig Thalern bezahlt.

sehen ließ, als der rechtmäßige Regent, der oft dahin gebracht war, sich vor ihm in seinen Schlössern zu verkriechen. Ganz Deutschland wimmelte von solchen kleinen Tyrannen, und die Länder litten gleich hart von dem Feinde und von ihren Vertheidigern. Alle diese Wunden schmerzten um so mehr, wenn man sich erinnerte, daß es fremde Mächte waren, welche Deutschland ihrer Habsucht aufopferten, und die Drangsale des Krieges vorsetzlich verlängerten, um ihre eigennützigen Zwecke zu erreichen. Damit Schweden sich bereichern und Eroberungen machen konnte, mußte Deutschland unter der Geißel des Krieges bluten; damit Richelieu in Frankreich nothwendig blieb, durfte die Fackel der Zwietracht im Deutschen Reiche nicht erlöschen.

Aber es waren nicht lauter eigennützige Stimmen, die sich gegen den Frieden erklärten, und wenn sowohl Schweden als Deutsche Reichsstände die Fortdauer des Kriegs aus unreiner Absicht wünschten, so sprach eine gesunde Staatskunst für sie. Konnte man nach der Nördlinger Niederlage einen billigen Frieden von dem Kaiser erwarten? Und wenn man dieß nicht konnte, sollte man sich

zehn Jahre lang alles Ungemach des Krieges erduldet, alle seine Kräfte verschwendet haben, um am Ende nichts gewonnen, oder gar noch verloren zu haben? Wofür so viel Blut vergossen, wenn alles blieb, wie es gewesen, wenn man in seinen Rechten und Ansprüchen um gar nichts gebessert war? wenn man alles, was so sauer errungen worden, in einem Frieden wieder herausgeben mußte? War es nicht wünschenswerther, die lange getragene Last noch zwey oder drey Jahre länger zu tragen, um für zwanzigjährige Leiden endlich doch einen Ersatz einzuärnten? Und an einem vortheilhaften Frieden war nicht zu zweifeln, sobald nur Schweden und Deutsche Protestanten, im Felde wie im Kabinet, standhaft zusammen hielten, und ihr gemeinschaftliches Interesse mit wechselseitigem Antheil, mit vereinigtem Eifer besorgten. Ihre Trennung allein machte den Feind mächtig, und entfernte die Hoffnung eines dauerhaften und allgemein beglückenden Friedens. Und dieses größte aller Uebel fügte der Churfürst von Sachsen der protestantischen Sache zu, indem er sich durch einen Separatvergleich mit Oesterreich versöhnte.

Schon vor der Nördlinger Schlacht hatte er die Unterhandlungen mit dem Kaiser eröffnet; aber der unglückliche Ausgang der erstern beschleunigte die Abschließung des Vergleichs. Das Vertrauen auf Schwedischen Beystand war gefallen, und man zweifelte, ob sie sich von diesem harten Schlage je wieder aufrichten würden. Die Trennung unter ihren eigenen Anführern, die schlechte Subordination der Armee, und die Entkräftung des Schwedischen Reichs ließ keine großen Thaten mehr von ihnen erwarten. Um so mehr glaubte man eilen zu müssen, sich die Großmuth des Kaisers zu Nutze zu machen, der seine Anerbietungen auch nach dem Nördlinger Siege nicht zurücknahm. Oxenstierna, der die Stände in Frankfurt versammelte, foderte; der Kaiser hingegen gab: und so bedurfte es keiner langen Ueberlegung, welchem von beyden man Gehör geben sollte.

Indessen wollte man doch den Schein vermeiden, als ob man die gemeine Sache hintansetzte und bloß auf seinen eigenen Nutzen bedacht wäre. Alle Deutschen Reichsstände, selbst die Schweden, waren eingeladen worden, zu diesem Frie-

den mitzuwirken und Theil daran zu nehmen, obgleich Churſachſen und der Kaiſer die einzigen Mächte waren, die ihn ſchloſſen, und ſich eigenmächtig zu Geſetzgebern über Deutſchland aufwarfen. Die Beſchwerden der proteſtantiſchen Stände kamen in demſelben zur Sprache, ihre Verhältniſſe und Rechte wurden vor dieſem willkührlichen Tribunale entſchieden, und ſelbſt das Schickſal der Religionen ohne Zuziehung der dabey ſo ſehr intereſſirten Glieder beſtimmt. Es ſollte ein allgemeiner Friede ein Reichsgeſetz ſeyn, als ein ſolches bekannt gemacht, und durch ein Reichsexekutionsherr, wie ein förmlicher Reichsſchluß, vollzogen werden. Wer ſich dagegen auflehnte, war ein Feind des Reiches, und ſo mußte er, allen ſtändiſchen Rechten zuwider, ein Geſetz anerkennen, das er nicht ſelbſt mit gegeben hatte. Der Pragiſche Friede war alſo, ſchon ſeiner Form nach, ein Werk der Willkühr; und er war es nicht weniger durch ſeinen Inhalt.

Das Reſtitutionsedikt hatte den Bruch zwiſchen Churſachſen und dem Kaiſer vorzüglich veranlaßt; alſo mußte man auch bey der Wiederausſöhnung zuerſt

darauf Rücksicht nehmen. Ohne es ausdrücklich und förmlich aufzuheben, setzte man in dem Pragischen Frieden fest, daß alle unmittelbaren Stifter, und unter den mittelbaren diejenigen, welche nach dem Passauischen Vertrage von den Protestanten eingezogen und besessen worden, noch vierzig Jahre, jedoch ohne Reichstagsstimme, in demjenigen Stande bleiben sollten, in welchem das Restitutionsedikt sie gefunden habe. Vor Ablauf dieser vierzig Jahre sollte dann eine Kommission von beyderley Religionsverwandten gleicher Anzahl friedlich und gesetzmäßig darüber verfügen, und wenn es auch dann zu keinem Endurtheil käme, jeder Theil in den Besitz aller Rechte zurücktreten, die er vor Erscheinung des Restitutionsedikts ausgeübt habe. Diese Auskunft also, weit entfernt den Samen der Zwietracht zu ersticken, suspendirte nur auf eine Zeit lang seine verderblichen Wirkungen, und der Zunder eines neuen Krieges lag schon in diesem Artikel des Pragischen Friedens.

Das Erzstift Magdeburg bleibt dem Prinzen August von Sachsen, und Halberstadt dem Erzherzog Leopold Wilhelm. Von dem Magdeburgischen Gebiet wer-

den vier Aemter abgerissen und an Churſachsen verschenkt; der Administrator von Magdeburg, Christian Wilhelm von Brandenburg, wird auf andere Art abgefunden. Die Herzoge von Mecklenburg empfangen, wenn sie diesem Frieden beytreten, ihr Land zurück, daß sie glücklicher Weise längst schon durch Gustav Adolphs Großmuth besitzen; Donauwerth erlangt seine Reichsfreyheit wieder. Die wichtige Foderung der Pfälzischen Erben bleibt, wie wichtig es auch dem protestantischen Reichstheile war, diese Churstimme nicht zu verlieren, gänzlich unberührt, weil — ein lutherischer Fürst einem reformirten keine Gerechtigkeit schuldig ist. Alles, was die protestantischen Stände, die Ligue und der Kaiser in dem Kriege von einander erobert haben, wird zurück gegeben; alles, was die auswärtigen Mächte, Schweden und Frankreich, sich zugeeignet, wird ihnen mit gesammter Hand wieder abgenommen. Die Kriegsvölker aller kontrahirenden Theile werden in eine einzige Reichsmacht vereinigt, welche, vom Reiche unterhalten und bezahlt, diesen Frieden mit gewaffneter Hand zu vollstrecken hat.

Da der Pragische Friede als ein allge meines Reichsgesetz gelten sollte, so wur den diejenigen Punkte, welche mit dem Reiche nichts zu thun hatten, in einen Nebenvertrage beygefügt. In diesem wurde dem Churfürsten von Sachsen die Lausitz als ein Böhmisches Leben zuer kannt, und über die Religionsfreyhei dieses Landes und Schlesiens noch beson ders gehandelt.

Alle evangelischen Stände waren z Annahme des Pragischen Friedens einge laden, und unter dieser Bedingung de Amnestie theilhaftig gemacht; bloß di Fürsten von Wirtemberg und Baden — deren Länder man inne hatte, und nich geneigt war so ganz unbedingt wiede herzugeben — die eigenen Unterthanen Oesterreichs, welche die Waffen gegen ihren Landesherrn geführt, und diejeni gen Stände, die unter Oxenstierna's Di rektion den Rath der Oberdeutschen Kreise ausmachten, schloß man aus; nicht sowohl um den Krieg gegen sie fort zusetzen, als vielmehr um ihnen den nothwendig gewordenen Frieden desto theurer zu verkaufen. Man behielt ihre Lande als ein Unterpfand, bis die völlig

Annahme des Friedens erfolgt, bis alles herausgegeben, und alles in seinen vorigen Stand zurückgestellt seyn würde. Eine gleiche Gerechtigkeit gegen alle hätte vielleicht das wechselseitige Zutrauen zwischen Haupt und Gliedern, zwischen Protestanten und Papisten, zwischen Reformirten und Lutheranern zurückgeführt, und, verlassen von allen ihren Bundsgenossen, hätten die Schweden einen schimpflichen Abschied aus dem Reiche nehmen müssen. Jetzt bestärkte die ungleiche Behandlung der Protestanten die härter gehaltenen Stände in ihrem Mißtrauen und Widersetzungsgeist, und erleichterte es den Schweden, das Feuer des Kriegs zu nähren, und einen Anhang in Deutschland zu behalten.

Der Prager Friede fand, wie vorher zu erwarten gewesen war, eine sehr ungleiche Aufnahme in Deutschland. Ueber dem Bestreben, beyde Parteyen einander zu nähern, hatte man sich von beyden Vorwürfe zugezogen. Die Protestanten klagten über die Einschränkungen, die sie in diesem Frieden erleiden sollten; die Katholiken fanden diese verwerfliche Sekte, auf Kosten der wahren Kirche, viel zu günstig behandelt. Nach diesen hatte

vom Banne loszählen. Der Patriarch beſtand auf ſeiner Weigerung: da brach der Graf Walther dennoch auf, und zog mit ihnen. Unſere Leute machten drey Treffen, von welchen eines der Graf Walther anführte, das andere der Sultan von la Chamelle, und das dritte der Patriarch und die Baronen des Landes; im Treffen des Grafen von Brienne befanden ſich die Hoſpitaliter. Sie zogen ſo lange fort, bis ſie die Feinde in die Augen bekamen. Als ſie dieſelben erblickten, hielten ſie ſtill; und die Feinde machten ebenfalls drey Treffen. Unterdeſſen daß die Coruinen ihre Treffen ſtellten, kam der Graf Walther zu unſern Leuten, und rief ihnen zu: „in Gottes Nahmen auf ſie los! ſonſt machen wir ihnen Muth, weil wir ſtill gehalten haben;“ doch niemand hörte auf ſeinen Ruf. Als der Graf Walther dieſes ſah, begab er ſich zum Patriarchen und bat ihn um Abſolution auf obbeſagte Art; der Patriarch wollt' es abermahls nicht thun. Bey dem Grafen von Brienne befand ſich ein wackerer Geiſtlicher, der Biſchof von Rames, der im Gefolge des Grafen manche saure Ritterthat gethan hatte. Dieſer ſagte zum Grafen: „ſeyd nicht unruhig in eurem Gewiſſen, wenn euch der Patriarch nicht loszählen will, denn er hat Unrecht und ihr habt Recht. Ich aber zähl' euch los im Nahmen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geiſtes. Nun gegen den Feind!“ So gaben ſie ihren Roſſen die Sporen, und ſprengten an gegen das Treffen des Kaiſers von Perſien, welches das letzte war. Da blieben gar viele Leute auf beyden Seiten, und da wurde der Graf Walther gefangen; denn alle unſere Leute nahmen die Flucht ſo ſchimpflich, daß es nicht wenige gab, die ſich aus Verzweiflung ins Meer ſtürzten.

man der Kirche von ihren unveräußerlichen Rechten vergeben, indem man den Evangelischen den vierzigjährigen Genuß der geistlichen Güter bewilligte; nach jenen hatte man eine Verrätherey an der protestantischen Kirche begangen, weil man seinen Glaubensbrüdern in den Oesterreichischen Ländern die Religionsfreyheit nicht errungen hatte. Aber niemand wurde bittrer getadelt, als der Churfürst von Sachsen, den man als einen treulosen Ueberläufer, als einen Verräther der Religion und Reichsfreyheit, und als einen Mitverschwornen des Kaisers in öffentlichen Schriften darzustellen suchte.

Indessen tröstete er sich mit dem Triumph, daß ein großer Theil der evangelischen Stände seinen Frieden annahm. Der Churfürst von Brandenburg, Herzog Wilhelm von Weimar, die Fürsten von Anhalt, die Herzoge von Mecklenburg, die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, die Hansestädte und die mehresten Reichsstädte traten demselben bey. Landgraf Wilhelm von Hessen, schien eine Zeit lang unschlüssig, oder stellte sich vielleicht nur es zu seyn, um Zeit zu gewinnen und

seine Maßregeln nach dem Erfolg einzu-
richten. Er hatte mit dem Schwert in
der Hand schöne Länder in Westphalen
errungen, aus denen er seine besten Kräfte
zu Führung des Krieges zog, und welche
alle er nun, dem Frieden gemäß, zurück
geben sollte. Herzog Bernhard von Wei-
mar, dessen Staaten noch bloß auf dem
Papier existirten, kam nicht als kriegs-
führende Macht, desto mehr aber als
kriegführender General in Betrach-
tung, und in beyderley Rücksicht konnte
er den Prager Frieden nicht anders als
mit Abscheu verwerfen. Sein ganzer
Reichthum war seine Tapferkeit, und in
seinem Degen lagen alle seine Länder.
Nur der Krieg machte ihn groß und be-
deutend; nur der Krieg konnte die Ent-
würfe seines Ehrgeitzes zur Zeitigung
bringen.

Aber unter allen, welche ihre Stimme
gegen den Pragischen Frieden erhoben,
erklärten sich die Schweden am heftigsten
dagegen, und niemand hatte auch mehr
Ursache dazu. Von den Deutschen selbst
in Deutschland hereingerufen, Retter
der protestantischen Kirche und der stän-
dischen Freyheit, die sie mit so vielem
Blute, mit dem heiligen Leben ihres Kö-

nigs erkauften, sahen sie sich jetzt auf einmal schimpflich im Stiche gelassen, auf einmal in allen ihren Planen getäuscht, ohne Lohn, ohne Dankbarkeit aus dem Reiche gewiesen, für welches sie bluteten, und von den nehmlichen Fürsten, die ihnen alles verdankten, dem Hohngelächter des Feindes preis gegeben. An eine Genugthuung für sie, an einen Ersatz ihrer aufgewandten Kosten, an ein Aequivalent für die Eroberungen, welche sie im Stiche lassen sollten, war in dem Prager Frieden mit keiner Sylbe gedacht worden. Nackter als sie gekommen waren, sollten sie nun entlassen, und, wenn sie sich dagegen sträubten, durch dieselben Hände, welche sie hereingerufen, aus Deutschland hinausgejagt werden. Endlich ließ zwar der Churfürst von Sachsen ein Wort von einer Genugthuung fallen, die in Geld bestehen, und die kleine Summe von drittehalb Millionen Gulden betragen sollte. Aber die Schweden hatten weit mehr von ihrem Eigenen zugesetzt; eine so schimpfliche Abfindung mit Geld mußte ihren Eigennutz kränken und ihren Stolz empören. „Die Churfürsten von Bayern und Sachsen," antwortete Oxenstierna, „ließen sich den Beystand,

den sie dem Kaiser leisteten, und als Vasallen ihm schuldig waren, mit wichtigen Provinzen bezahlen; und uns Schweden, uns, die wir unsern König für Deutschland dahingegeben, will man mit der armseligen Summe von drittehalb Millionen Gulden nach Hause weisen?" Die getäuschte Hoffnung schmerzte um so mehr, je gewisser man darauf gerechnet hatte, sich mit dem Herzogthum Pommern, dessen gegenwärtiger Besitzer alt und ohne Successsion war, bezahlt zu machen. Aber die Anwartschaft auf dieses Land wurde in dem Prager Frieden dem Churfürsten von Brandenburg zugesichert, und gegen die Festsetzung der Schweden in diesen Grenzen des Reichs empörten sich alle benachbarten Mächte.

Nie in dem ganzen Kriege hatte es schlimmer um die Schweden gestanden, als in diesem 1635sten Jahre, unmittelbar nach Bekanntmachung des Pragischen Friedens. Viele ihrer Alliirten, unter den Reichsstädten besonders, verließen ihre Parteyn, um der Wohlthat des Friedens theilhaftig zu werden; andre wurden durch die siegreichen Waffen des Kaisers dazu gezwungen. Augsburg, durch

Hunger besiegt, unterwarf sich unter harten Bedingungen; Würzburg und Koburg gingen an die Oesterreicher verloren. Der Heilbronnische Bund wurde förmlich getrennt. Beynahe ganz Oberdeutschland, der Hauptsitz der Schwedischen Macht, erkannte die Herrschaft des Kaisers. Sachsen, auf den Pragischen Frieden sich stützend, verlangte die Räumung Thüringens, Halberstadts, Magdeburgs. Philippsburg, der Waffenplatz der Franzosen, war mit allen Vorräthen, die darin niedergelegt waren, von den Oesterreichern überrumpelt worden, und dieser große Verlust hatte die Thätigkeit Frankreichs geschwächt. Um die Bedrängnisse der Schweden vollkommen zu machen, mußte gerade jetzt der Stillstand mit Pohlen sich seinem Ende nähern. Mit Pohlen und mit dem Deutschen Reiche zugleich Krieg zu führen, überstieg bey weitem die Kräfte des Schwedischen Staats, und man hatte die Wahl, welches von diesen beyden Feinden man sich entledigen sollte. Stolz und Ehrgeitz entschieden für die Fortsetzung des Deutschen Kriegs, welch ein hartes Opfer es auch gegen Pohlen kosten möchte; doch eine Armee kostete es immer, um sich bey den Pohlen in Achtung

zu setzen, und bey den Unterhandlungen um einen Stillstand oder Frieden seine Freyheit nicht ganz und gar zu verlieren.

Allen diesen Unfällen, welche zu gleicher Zeit über Schweden hereinstürmten, setzte sich der standhafte, an Hülfsmitteln unerschöpfliche Geist Oxenstierna's entgegen, und sein durchdringender Verstand lehrte ihn, selbst die Widerwärtigkeiten, die ihn trafen, zu seinem Vortheile kehren. Der Abfall so vieler Deutschen Reichsstände von der Schwedischen Partey beraubte ihn zwar eines großen Theils seiner bisherigen Bundsgenossen, aber er überhob ihn auch zugleich aller Schonung gegen sie; und je größer die Zahl seiner Feinde wurde, über desto mehr Länder konnten sich seine Armeen verbreiten, desto mehr Magazine öffneten sich ihm. Die schreyende Undankbarkeit der Stände, und die stolze Verachtung, mit der ihm von dem Kaiser begegnet wurde, (der ihn nicht einmal würdigte, unmittelbar mit ihm über den Frieden zu traktiren,) entzündete in ihm den Muth der Verzweiflung, und einen edlen Trotz, es bis aufs äußerste zu treiben. Ein noch so unglücklich geführter

Krieg konnte die Sache der Schweden nicht schlimmer machen, als sie war; und wenn man das Deutsche Reich räumen sollte, so war es wenigstens anständiger und rühmlicher, es mit dem Schwert in der Hand zu thun, und der Macht, nicht der Furcht zu unterliegen.

In der großen Extremität, worin die Schweden sich durch die Desertion ihrer Allirten befanden, warfen sie ihre Blicke zuerst auf Frankreich, welches ihnen mit den ermunterndsten Anträgen entgegen eilte. Das Interesse beyder Kronen war aufs engste an einander gekettet, und Frankreich handelte gegen sich selbst, wenn es die Macht der Schweden in Deutschland gänzlich verfallen ließ. Die durchaus hülflose Lage der Schweden war vielmehr eine Aufforderung für dasselbe, sich fester mit ihnen zu verbinden, und einen thätigern Antheil an dem Kriege in Deutschland zu nehmen. Schon seit Abschließung des Allianztraktats mit den Schweden zu Beerwalde im Jahr 1632, hatte Frankreich den Kaiser durch die Waffen Gustav Adolphs befehdet, ohne einen öffentlichen und förmlichen Bruch, bloß durch die Geldhülfe, die es den

Gegnern deſſelben leiſtete, und durch ſeine Geſchäftigkeit, die Zahl der letztern zu vermehren. Aber, beunruhigt von dem unerwartet ſchnellen und außerordentlichen Glück der Schwediſchen Waffen, ſchien es ſeinen erſten Zweck eine Zeit lang aus den Augen zu verlieren, um das Gleichgewicht der Macht wieder herzuſtellen, das durch die Ueberlegenheit der Schweden gelitten hatte. Es ſuchte die katholiſchen Reichsfürſten durch Neutralitätsverträge gegen den Schwediſchen Eroberer zu ſchützen, und war ſchon im Begriff, da dieſe Verſuche mißlangen, ſich gegen ihn ſelbſt zu bewaffnen. Nicht ſobald aber hatte Guſtav Adolphs Tod und die Hülfloſigkeit der Schweden dieſe Furcht zerſtreut, als es mit friſchem Eifer zu ſeinem erſten Entwurf zurückkehrte, und den Unglücklichen in vollem Maße den Schutz angedeihen ließ, den es den Glücklichen entzogen hatte. Befreyt von dem Widerſtande, den Guſtav Adolphs Ehrgeiz und Wachſamkeit ſeinen Vergrößerungsentwürfen entgegen ſetzten, ergreift es den günſtigen Augenblick, den das Nördlinger Unglück ihm darbietet, ſich die Herrſchaft des Kriegs zuzueignen, und denen, die ſeines mächtigen Schutzes

bedürftig sind, Gesetze vorzuschreiben. Der Zeitpunkt begünstigt seine kühnsten Entwürfe, und was vorher nur eine schöne Schimäre war, läßt sich von jetzt an als ein überlegter, durch die Umstände gerechtfertigter Zweck verfolgen. Jetzt also widmet es dem Deutschen Kriege seine ganze Aufmerksamkeit, und sobald es durch seinen Traktat mit den Deutschen seine Privatzwecke sicher gestellt sieht, erscheint es als handelnde und herrschende Macht auf der politischen Bühne. Während daß sich die kriegführenden Mächte in einem langwierigen Kampf erschöpften, hatte es seine Kräfte geschont, und zehen Jahre lang den Krieg bloß mit seinem Gelde geführt; jetzt, da die Zeitumstände es zur Thätigkeit rufen, greift es zum Schwert, und strengt sich zu Unternehmungen an, die ganz Europa in Verwunderung setzen. Es läßt zu gleicher Zeit zwey Flotten im Meere kreuzen, und schickt sechs verschiedene Heere aus, während daß es mit seinem Gelde noch eine Krone und mehrere Deutsche Fürsten besoldet. Belebt durch die Hoffnung seines mächtigen Schutzes, raffen sich die Schweden und Deutschen aus ihrem tiefen Verfall empor, und getrauen sich, mit dem

Schwert in der Hand einen rühmlichern Frieden als den Prazischen zu erfechten. Von ihren Mitständen verlassen, die sich mit dem Kaiser versöhnen, schließen sie sich nur desto enger an Frankreich an, das mit der wachsenden Noth seinen Beystand verdoppelt, an dem Deutschen Krieg immer größern, wiewohl noch immer versteckten Antheil nimmt, bis es zuletzt ganz seine Maske abwirft, und den Kaiser unmittelbar unter seinem eignen Namen befehdet.

Um den Schweden vollkommen freye Hand gegen Oesterreich zu geben, machte Frankreich den Anfang damit, es von dem Pohlnischen Kriege zu befreyen. Durch den Grafen von Avaux, seinen Gesandten, brachte es beyde Theile dahin, daß zu Stummsdorf in Preußen der Waffenstillstand auf sechs und zwanzig Jahre verlängert wurde, wiewohl nicht ohne großen Verlust für die Schweden, welche beynahe das ganze Pohlnische Preußen, Gustav Adolphs theuer erkämpfte Eroberung, durch einen einzigen Federzug einbüßten. Der Beerwalder Traktat wurde mit einigen Veränderungen, welche die Umstände nöthig machten, anfangs zu Compiegne, dann zu Wismar und Hamburg auf ent-

Dieſe ihre Verzweiflung kam daher, weil eins von dem Treffen des Kaiſers von Perſien auf den Sultan von la Chamelle ſtieß, welcher ſich ſo tapfer gegen ſie wehrte, daß von zweytauſend Türken, mit welchen er ins Treffen zog, nicht mehr als zweyhundert und achtzig übrig waren, als er das Schlachtfeld verließ.

Der Kaiſer von Perſien beſchloß nunmehr, den Sultan in der Burg la Chamelle zu belagern; denn er glaubte, er würde ſich nicht lange halten können, da er ſo viel Leute verloren. Als der Sultan dieſes wahrnahm, ſagt' er zu ſeinen Leuten, er wolle die Feinde ſelbſt angreifen, denn laſſe er ſich belagern, ſo ſey er verloren. Er machte nun ſeine Anſtalten ſo, daß er alle ſeine Leute, die ſchlecht bewaffnet waren, durch ein enges Thal rücken ließ. Als dieſe das Lärmen von den Trommel des Sultans hörten, fielen ſie dem Lager des Kayſers in den Rücken, und fingen an, Weiber und Kinder niederzuhauen. Kaum vernahm der Kaiſer, der ins freye Feld gegen den Sultan ausgerückt war, den er im Geſicht hatte, das Geſchrey ſeiner Leute, ſo wand er nach ſeinem Lager um, den Weibern und Kindern zu Hülfe. Der Sultan drang dagegen mit ſeinem ganzen Heere immer weiter vor; wobey er auch ſo glücklich war, daß von 25000 Mann, als ſo ſtark die Feinde waren, weder Mann noch Weib übrig blieb.

Ehe der Kaiſer von Perſien vor la Chamelle zog, ließ er den Grafen Walther vor die Burg Japha führen. Hier hingen ſie ihn an den Armen an einem Galgen auf, und ſagten dabey, ſie würden ihn nicht eher wieder abnehmen, bis ſie das Schloß Japha in ihrer Gewalt hätten. Während nun, daß er ſolchergeſtalt

ferntere Zeiten erneuert. Mit Spanien hatte man schon im May des Jahrs 1635 gebrochen, und durch den lebhaften Angriff dieser Macht dem Kaiser seinen wichtigsten Beystand aus den Niederlanden entzogen; jetzt verschaffte man, durch Unterstützung des Landgrafen Wilhelms von Kassel und Herzog Bernhards von Weimar, den Schwedischen Waffen an der Elbe und Donau eine größere Freyheit, und nöthigte den Kaiser durch eine starke Diversion am Rhein, seine Macht zu theilen.

Heftiger entzündete sich also der Krieg, und der Kaiser hatte durch den Pragischen Frieden zwar seine Gegner im Deutschen Reiche vermindert, aber zugleich auch den Eifer und die Thätigkeit seiner auswärtigen Feinde vermehrt. Er hatte sich in Deutschland einen unumschränkten Einfluß erworben, und sich, mit Ausnahme weniger Stände, zum Herrn des ganzen Reichskörpers und der Kräfte desselben gemacht, daß er von jetzt an wieder als Kaiser und Herr handeln konnte. Die erste Wirkung davon war die Erhebung seines Sohnes Ferdinands III. zur Römischen Königswürde, die, ungeachtet des Widerspruchs von Seiten Triers und

e Pfälzischen Erben, durch eine ent-
eidende Stimmenmehrheit zu Stande
n. Aber die Schweden hatte er zu
er verzweifelten Gegenwehr gereizt,
ganze Macht Frankreichs gegen sich
waffnet und in die innersten Angele-
nheiten Deutschlands gezogen. Beyde
onen bilden von jetzt an mit ihren
eutschen Alliirten eine eigene fest ge-
leßene Macht, der Kaiser mit den
n anhängenden Deutschen Staaten die
ere. Die Schweden beweisen von jetzt
keine Schonung mehr, weil sie nicht
hr für Deutschland, sondern für ihr
enes Daseyn fechten. Sie handeln
cher, unumschränkter und kühner, weil
es überhoben sind, bey ihren Deut-
en Alliirten herum zu fragen, und
chenschaft von ihren Entwürfen zu ge-
. Die Schlachten werden hartnäckig-
und blutiger, aber weniger entschei-
d. Größere Thaten der Tapferkeit
der Kriegskunst geschehen; aber es
einzelne Handlungen, die, von keinem
reinstimmenden Plane geleitet, von
nem alles lenkenden Geiste benutzt, für
ganze Parten schwache Folgen haben,
an dem Laufe des Kriegs nur wenig
ändern.

Sachsen hatte sich in dem Pragischen Frieden verbindlich gemacht, die Schweden aus Deutschland zu verjagen; von jetzt an also vereinigen sich die Sächsischen Fahnen mit den kaiserlichen, und zwey Bundsgenossen haben sich in zwey unversöhnliche Feinde verwandelt. Das Erzstift Magdeburg, welches der Pragische Friede dem Sächsischen Prinzen zusprach, war noch in Schwedischen Händen, und alle Versuche, sie auf einem friedlichen Wege zu Abtretung desselben zu bewegen, waren ohne Wirkung geblieben. Die Feindseligkeiten fangen also an, und der Churfürst von Sachsen eröffnet sie damit, durch sogenannte Avokatorien alle Sächsische Unterthanen von der Bannerischen Armee abzurufen, die an der Elbe gelagert steht. Die Offiziere, längst schon wegen des rückständigen Soldes schwürig, geben dieser Aufforderung Gehör, und räumen ein Quartier nach dem andern. Da die Sachsen zugleich eine Bewegung gegen Mecklenburg machten, um Dömitz wegzunehmen, und den Feind von Pommern und von der Ostsee abzuschneiden, so zog sich Banner eilfertig dahin, entsetzte Dömitz und schlug den Sächsischen General Baudissin mit

ebentausend Mann aufs Haupt, daß ge-
en tausend blieben und eben so viel ge-
angen wurden. Verstärkt durch die
ruppen und Artillerie, welche bisher in
ohlnisch Preußen gestanden, nunmehr
er durch den Vertrag zu Stumms-
orf in diesem Lande entbehrlich wurden,
ach dieser tapfre und ungestüme Krie-
r am folgenden 1636sten Jahr in das
hurfürstenthum Sachsen ein, wo er sei-
em alten Hasse gegen die Sachsen die
utigsten Opfer brachte. Durch viel-
hrige Beleidigungen aufgebracht, welche
und seine Schweden während ihrer ge-
einschaftlichen Feldzüge von dem Ueber-
uth der Sachsen hatten erleiden müssen,
d jetzt durch den Abfall des Churfür-
n aufs äußerste gereitzt, ließen sie die
glücklichen Unterthanen desselben ihre
achsucht und Erbitterung fühlen. Ge-
n Oesterreicher und Bayern hatte der
chwedische Soldat mehr aus Pflicht ge-
hten; gegen die Sachsen kämpfte er aus
ivathaß und mit persönlicher Wuth,
il er sie als Abtrünnige und Verräther
abscheute, weil der Haß zwischen zer-
lenen Freunden gewöhnlich der grim-
gste und unversöhnlichste ist. Die
chdrückliche Diversion, welche dem

Kaiser unterdessen von dem Herzog von Weimar und dem Landgrafen von Hessen am Rhein und in Westphalen gemacht wurde, hinderte ihn, den Sachsen eine hinlängliche Unterstützung zu leisten, und so mußte das ganze Churfürstenthum von Banners streifenden Horden die schrecklichste Behandlung erleiden. Endlich zog der Churfürst den kaiserlichen General von Hatzfeld an sich, und rückte vor Magdeburg, welches der herbey eilende Banner umsonst zu entsetzen strebte. Nun verbreitete sich die vereinigte Armee der Kaiserlichen und Sachsen durch die Mark Brandenburg, entriß den Schweden viele Städte, und war im Begriff, sie bis an die Ostsee zu treiben. Aber gegen alle Erwartungen, griff der schon verloren gegegebene Banner die alliirte Armee am 24sten Sept. 1636 bey Wittstock an, und eine große Schlacht wurde geliefert. Der Angriff war fürchterlich, und die ganze Macht des Feindes fiel auf den rechten Flügel der Schweden, den Banner selbst anführte. Lange Zeit kämpfte man auf beyden Seiten mit gleicher Hartnäckigkeit und Erbitterung, und unter den Schweden war keine Schwadron, die nicht zehnmal angerückt und zehnmal

geschlagen worden wäre. Als endlich Banner der Uebermacht der Feinde zu weichen genöthigt war, setzte sein linker Flügel das Treffen bis zum Einbruch der Nacht fort, und das Schwedische Hintertreffen, welches noch gar nicht gefochten hatte, war bereit, am folgenden Morgen die Schlacht zu erneuern. Aber diesen zweyten Angriff wollte der Churfürst von Sachsen nicht abwarten. Seine Armee war durch das Treffen des vorhergehenden Tages erschöpft, und die Knechte hatten sich mit allen Pferden davon gemacht, daß die Artillerie nicht gebraucht werden konnte. Er ergriff also mit dem Grafen von Hatzfeld noch in derselben Nacht die Flucht, und überließ das Schlachtfeld den Schweden. Gegen fünftausend von den Alliirten waren auf der Wahlstatt geblieben, diejenigen nicht gerechnet, welche von den nachsetzenden Schweden erschlagen wurden, oder dem ergrimmten Landmann in die Hände fielen. Hundert und funfzig Standarten und Fahnen, drey und zwanzig Kanonen, die ganze Bagage, das Silbergeschirr des Churfürsten mit gerechnet, wurden erbeutet, und noch auberdem gegen zweytausend Gefangene gemacht. Dieser glänzende

Sieg, über einen weit überlegenen und vortheilhaft postirten Feind erfochten, setzte die Schweden auf einmal wieder in Achtung; ihre Feinde zagten, ihre Freunde fingen an frischen Muth zu schöpfen. Banner benutzte das Glück, das sich so entscheidend für ihn erklärt hatte, eilte über die Elbe, und verjagte die Kaiserlichen durch Thüringen und Hessen bis nach Westphalen. Dann kehrte er zurück, und bezog die Winterquartiere auf Sächsischem Boden.

Aber ohne die Erleichterung, welche ihm durch die Thätigkeit Herzog Bernhards und der Franzosen am Rhein verschafft wurde, würde es ihm schwer geworden seyn, diese herrlichen Viktorien zu erfechten. Herzog Bernhard hatte nach der Nördlinger Schlacht die Trümmer der geschlagenen Armee in der Wetterau versammelt; aber verlassen von dem Heilbronnischen Bunde, dem der Prager Friede bald darauf ein völliges Ende machte, und von den Schweden zu wenig unterstützt, sah er sich außer Stand gesetzt, die Armee zu unterhalten, und große Thaten an ihrer Spitze zu thun. Die Nördlinger Niederlage hatte sein Herzogthum

Franken verſchlungen, und die Ohnmacht der Schweden raubte ihm alle Hoffnung, ſein Glück durch dieſe Krone zu machen. Zugleich auch des Zwanges müde, den ihm das gebieteriſche Betragen des Schwediſchen Reichskanzlers auferlegte, richtete er ſeine Augen auf Frankreich, welches ihm mit Geld, dem einzigen, was er brauchte, aushelfen konnte, und ſich bereitwillig dazu finden ließ. Richelieu wünſchte nichts ſo ſehr, als den Einfluß der Schweden auf den Deutſchen Krieg zu vermindern, und ſich ſelbſt unter fremden Namen die Führung deſſelben in die Hände zu ſpielen. Zu Erreichung dieſes Zweckes konnte er kein beſſeres Mittel erwählen, als daß er den Schweden ihren tapferſten Feldherrn abtrünnig machte, ihn aufs genaueſte in Frankreichs Intereſſe zog, und ſich, zu Ausführung ſeiner Entwürfe, ſeines Armes verſicherte. Von einem Fürſten wie Bernhard, der ſich ohne den Beyſtand einer fremden Macht nicht behaupten konnte, hatte Frankreich nichts zu beſorgen, da auch der glücklichſte Erfolg nicht hinreichte, ihn außer Abhängigkeit von dieſer Krone zu ſetzen. Bernhard kam ſelbſt nach Frankreich, und ſchloß im Oktober 1635

zu St. Germain en Laye, nicht mehr als Schwedischer General, sondern in eigenem Namen, einen Vergleich mit dieser Krone, worin ihm eine jährliche Pension von anderthalb Millionen Livres für ihn selbst, und vier Millionen zu Unterhaltung einer Armee, die er unter königlichen Befehlen kommandiren sollte, bewilligt wurde. Um seinen Eifer desto lebhafter anzufeuern, und die Eroberung von Elsaß durch ihn zu beschleunigen, trug man kein Bedenken, ihm in einem geheimen Artikel diese Provinz zur Belohnung anzubieten; eine Großmuth, von der man sehr weit entfernt war, und welche der Herzog selbst nach Würden zu schätzen wußte. Aber Bernhard vertraute seinem Glück und seinem Arme, und setzte der Verstellung Verstellung entgegen. War er einmal mächtig genug, das Elsaß dem Feinde zu entreißen, so verzweifelte er nicht daran, es ebenfalls auch gegen einen Freund behaupten zu können. Jetzt also schuf er sich mit Französischem Gelde eine eigene Armee, die er zwar unter Französischer Hoheit, aber doch so gut als unumschränkt, kommandirte; ohne jedoch seine Verbindung mit den Schweden ganz und gar aufzuheben. Er eröff-

nete seine Operationen am Rheinstrom, wo eine andre Französische Armee unter dem Kardinal la Valette die Feindseligkeiten gegen den Kaiser schon im Jahre 1635 eröffnet hatte.

Gegen diese hatte sich das Oesterreichische Hauptheer, welches den großen Sieg bey Nördlingen erfochten hatte, nach Unterwerfung Schwabens und Frankens unter der Anführung des Gallas gewendet, und sie auch glücklich bis Metz zurück gescheucht, den Rheinstrom befreyt, und die von den Schweden besetzten Städte, Mainz und Frankenthal, erobert. Aber die Hauptabsicht dieses Generals, die Winterquartiere in Frankreich zu beziehen, wurde durch den thätigen Widerstand der Franzosen vereitelt, und er sah sich genöthigt, seine Truppen in das erschöpfte Elsaß und Schwaben zurück zu führen. Bey Eröffnung des Feldzugs im folgenden Jahre passirte er zwar bey Brensach den Rhein, und rüstete sich, den Krieg in das Innre Frankreichs zu spielen. Er fiel wirklich in die Grafschaft Burgund ein, während daß die Spanier von den Niederlanden aus in der Picardie glückliche Fortschritte machten, und Jo-

gestalt an den Armen hing, rief er denen im Schlosse zu, sie möchten, was man ihm auch für Martern anthäte, dennoch die Stadt nicht übergeben; thäten sie das, so würd' er sie mit eigener Hand umbringen.

Als der Kaiser dieses sah, schickt' er den Grafen Walther nach Babylonien, und schenkte ihn dem Sultan. Eben so that er auch mit dem Großmeister des Hospitaliter-Ordens, und mit mehrern andern Gefangenen die er gemacht hatte. Diejenigen die den Grafen nach Babylonien brachten, waren wohl dreyhundert, und wurden nicht umgebracht, als der Kaiser vor la Chamelle umkam. Diese Coreminen nun griffen uns am Freytage zu Fuß an. Ihre Fahnen waren roth, und bis an die Stangen ausgezackt; und auf den Lanzen waren Pferdeköpfe aufgesteckt, die aussahen, als wären es Teufelsköpfe.

Verschiedene Kaufleute aus Babylonien riefen dem Sultan nach, er möchte ihnen Schadloshaltung verschaffen wegen der großen Beschädigungen, die der Graf Walther ihnen zugefügt habe; und der Sultan gab ihnen volle Macht, sich an ihm zu rächen. Sie gingen auch hin, und marterten ihn im Gefängniße zu tyde; daher wir glauben müssen, er befinde sich nun im Himmel unter der Zahl der Märtyrer.

Der Sultan von Damask nahm seine Leute die bey Gadra standen und drang damit in Aegypten ein. Die Admirale kamen ihn zum Kampf entgegen. Das Treffen des Sultans schlug dasjenige Treffen der Admirale, auf das es stieß: das andere Treffen der Admirale hingegen schlug den Nachtrupp des Sultans von Damask. Auch kam der Sultan von Damask am Kopf und an der einen Hand verwundet nach Gadra zurück. Doch bevor er noch Gadra verließ, sand-

hann von Werth, ein gefürchteter General der Ligue und berühmter Partengänger, tief in Champagne streifte, und Paris selbst mit seiner drohenden Ankunft erschreckte. Aber die Tapferkeit der Kaiserlichen scheiterte vor einer einzigen unbedeutenden Festung in Franche Comte', und zum zweytenmal mußten sie ihre Entwürfe aufgeben.

Dem thätigen Geiste Herzog Bernhards hatte die Abhängigkeit von einem Französischen General, der seinem Priesterrock mehr als seinem Kommandostab Ehre machte, bisher zu enge Fesseln angelegt, und ob er gleich in Verbindung mit demselben Elsaß-Zabern eroberte, so hatte er sich doch in den Jahren 1636 und 37 am Rhein nicht behaupten können. Der schlechte Fortgang der Französischen Waffen in den Niederlanden hatte die Thätigkeit der Operationen im Elsaß und Breisgau gehemmt; aber im Jahre 1638 nahm der Krieg in diesen Gegenden eine desto glänzendere Wendung. Seiner bisherigen Fesseln entledigt, und jetzt vollkommener Herr seiner Truppen, verließ Herzog Bernhard schon am Anfang des Februars die Ruhe der

Winterquartiere, die er im Bisthum Basel genommen hatte, und erschien gegen alle Erwartung am Rhein, wo man in dieser rauhen Jahreszeit nichts weniger als einen Angriff vermuthete. Die Waldstädte Laufenburg, Waldshut und Seckingen, werden durch Ueberfall weggenommen, und Rheinfelden belagert. Der dort kommandirende kaiserliche General, Herzog von Savelli, eilt mit beschleunigten Märschen diesem wichtigen Ort zu Hülfe, entsetzt ihn auch wirklich, und treibt den Herzog von Weimar nicht ohne großen Verlust zurück. Aber gegen aller Menschen Vermuthen erscheint dieser am dritten Tage (den 21. Februar 1638) wieder im Gesichte der Kaiserlichen, die in voller Sicherheit über den erhaltenen Sieg bey Rheinfelden ausruhen, und schlägt sie in einer großen Schlacht, worin die vier kaiserlichen Generale, Savelli, Johann von Werth, Enkeford und Sperreuter, nebst zweytausend Mann zu Gefangenen gemacht werden. Zwey derselben, von Werth und von Enkeford, ließ Richelieu in der Folge nach Frankreich abführen, um der Eitelkeit des Französischen Volks durch den Anblick so berühmter Gefangenen zu schmeicheln, und das öf-

sentliche Elend durch das Schaugepränge der erfochtenen Siege zu hintergehen. Auch die eroberten Standarten und Fahnen wurden in dieser Absicht unter einer feierlichen Procession in die Kirche de notre Dame gebracht, dreymal vor dem Altare geschwungen, und dem Heiligthum in Verwahrung gegeben.

Die Einnahme von Rheinfelden, Rötteln und Freyburg, war die nächste Folge des durch Bernhard erfochtenen Sieges. Sein Heer wuchs beträchtlich, und so wie das Glück sich für ihn erklärte, erweiterten sich seine Entwürfe. Die Festung Breysach am Oberrhein wurde als die Beherrscherin dieses Stroms und als der Schlüssel zum Elsaß betrachtet. Kein Ort war dem Kaiser in diesen Gegenden wichtiger, auf keinen hatte man so große Sorgfalt verwendet. Breysach zu behaupten, war die vornehmste Bestimmung der Italienischen Armee unter Feria gewesen; die Festigkeit seiner Werke und der Vortheil seiner Lage boten jedem gewaltsamen Angriffe Trotz, und die kaiserlichen Generale, welche in diesen Gegenden kommandirten, hatten Befehl, alles für die Rettung dieses Platzes zu

wagen. Aber Bernhard vertraute seinem Glück und beschloß den Angriff auf diese Festung. Unbezwingbar durch Gewalt, konnte sie nur durch Hunger besiegt werden; und die Sorglosigkeit ihres Kommendanten, der, keines Angriffs gewärtig, seinen aufgehäuften Getreidevorrath zu Gelde gemacht hatte, beschleunigte dieses Schicksal. Da sie unter diesen Umständen nicht vermögend war, eine lange Belagerung auszuhalten, so mußte man eilen, sie zu entsetzen, oder mit Proviant zu versorgen. Der kaiserliche General von Götz, näherte sich daher aufs eilfertigste an der Spitze von zwölftausend Mann, von dreytausend Proviantwagen begleitet, die er in die Stadt werfen wollte. Aber von Herzog Bernhard bey Wittenweyer angegriffen, verlor er sein ganzes Corps bis auf dreytausend Mann, und die ganze Fracht, die er mit sich führte. Ein ähnliches Schicksal widerfuhr auf dem Ochsenfeld bey Thann dem Herzog von Lothringen, der mit fünf bis sechstausend Mann zum Entsatz der Festung heranrückte. Nachdem auch ein dritter Versuch des Generals von Götz zu Breysachs Rettung mißlungen war, ergab sich diese Festung, von der

ſchrecklichſten Hungersnoth gedrängt, nach einer viermonatlichen Belagerung, am 7ten December 1638 ihrem eben ſo menſchlichen als beharrlichen Sieger.

Breyſachs Eroberung eröffnete dem Ehrgeiz des Herzogs von Weimar ein grenzenloſes Feld, und jetzt fängt der Roman ſeiner Hoffnungen an, ſich der Wahrheit zu nähern. Weit entfernt, ſich der Früchte ſeines Schwerts zu Frankreichs Vortheil zu begeben, beſtimmt er Breyſach für ſich ſelbſt, und kündigt dieſen Entſchluß ſchon in der Huldigung an, die er, ohne einer andern Macht zu erwähnen, in ſeinem eigenen Namen von den Ueberwundenen fodert. Durch die bisherigen glänzenden Erfolge berauſcht und zu den ſtolzeſten Hoffnungen hingeriſſen, glaubt er von jetzt an ſich ſelbſt genug zu ſeyn, und die gemachten Eroberungen, ſelbſt gegen Frankreichs Willen, behaupten zu können. Zu einer Zeit, wo alles um Tapferkeit feil war, wo perſönliche Kraft noch etwas galt, und Heere und Heerführer höher als Länder geachtet wurden, war es einem Helden wie Bernhard erlaubt, ſich ſelbſt etwas zuzutrauen, und an der Spitze einer treff-

lichen Armee, die sich unter seiner Anführung unüberwindlich fühlte, an keiner Unternehmung zu verzagen. Um sich unter der Menge von Feinden, denen er jetzt entgegen ging, an einen Freund anzuschließen, warf er seine Augen auf die Landgräfin Amalia von Hessen, die Witwe des kürzlich verstorbenen Landgrafen Wilhelms, eine Dame von eben so viel Geist als Entschlossenheit, die eine streitbare Armee, schöne Eroberungen und ein beträchtliches Fürstenthum mit ihrer Hand zu verschenken hatte. Die Eroberungen der Hessen mit seinen eignen am Rhein in einen einzigen Staat, und ihre beyderseitigen Armeen in Eine militärische Macht verbunden, konnten eine bedeutende Macht und vielleicht gar eine dritte Parten in Deutschland bilden, die den Ausschlag des Krieges in ihren Händen hielt. Aber diesem vielversprechenden Entwurf machte der Tod ein frühzeitiges Ende.

„Herz gefaßt, Vater Joseph, Breysach ist unser!“ schrie Richelieu dem Kapuziner in die Ohren, der sich schon zur Reise in jene Welt anschickte; so sehr hatte ihn diese Freudenpost berauscht. Schon verschlang er in Gedanken das

Elsaß, das Breisgau und alle Oesterreichische Vorlande, ohne sich der Zusage zu erinnern, die er dem Herzog Bernhard gethan hatte. Der ernstliche Entschluß des letztern, Brensach für sich zu behalten, den er auf eine sehr unzweydeutige Art zu erkennen gab, stürzte den Kardinal in nicht geringe Verlegenheit, und alles wurde hervorgesucht, den siegreichen Bernhard im Französischen Interesse zu erhalten. Man lud ihn nach Hof, um Zeuge der Ehre zu seyn, womit man dort das Andenken seiner Triumphe beginge; Bernhard erkannte und sah die Schlinge der Verführung. Man that ihm die Ehre an, ihm eine Nichte des Kardinals zur Gemahlin anzubieten; der stolze Reichsfürst schlug sie aus, um das Sächsische Blut durch keine Mißheirath zu entehren. Jetzt fing man an, ihn als einen gefährlichen Feind zu betrachten, und auch als solchen zu behandeln. Man entzog ihm die Subsidiengelder; man bestach den Gouverneur von Brensach und seine vornehmsten Offiziere, um wenigstens nach dem Tode des Herzogs sich in den Besitz seiner Eroberungen und seiner Truppen zu setzen. Dem letztern blieben diese Ränke kein Geheimniß, und die Vorkeh-

rungen, die er in den eroberten Plätzen traf, bewiesen sein Mißtrauen gegen Frankreich. Aber diese Irrungen mit dem Französischen Hofe hatten den nachtheiligsten Einfluß auf seine künftigen Unternehmungen. Die Anstalten, welche er machen mußte, um seine Eroberungen gegen einen Angriff von Französischer Seite zu behaupten, nöthigten ihn seine Kriegsmacht zu theilen, und das Ausbleiben der Subsidiengelder verzögerte seine Erscheinung im Felde. Seine Absicht war gewesen, über den Rhein zu gehen, den Schweden Luft zu machen, und an den Ufern der Donau gegen den Kaiser und Bayern zu agiren. Schon hatte er Bannern, der im Begriff war, den Krieg in die Oesterreichischen Lande zu wälzen, seinen Operationsplan entdeckt, und versprochen ihn abzulösen — als der Tod ihn zu Neuburg am Rhein (im Julius 1639), im sechs und dreyßigsten Jahre seines Alters, mitten in seinem Heldenlauf überraschte.

Er starb an einer pestartigen Krankheit, welche binnen zwey Tagen gegen vierhundert Menschen im Lager dahingerafft hatte. Die schwarzen Flecken, die an seinem Leichnam hervorbrachen, die

eignen Aeußerungen des Sterbenden, und die Vortheile, welche Frankreich von seinem plötzlichen Hintritt ärntete, erweckten den Verdacht, daß er durch Französisches Gift sey hingerafft worden, der aber durch die Art seiner Krankheit hinlänglich widerlegt wird. In ihm verloren die Alliirten den größten Feldherrn, den sie nach Gustav Adolph besaßen, Frankreich einen gefürchteten Nebenbuhler um das Elsaß, der Kaiser seinen gefährlichsten Feind. In der Schule Gustav Adolphs zum Helden und Feldherrn gebildet, ahmte er diesem erhabenen Muster nach, und nur ein längeres Leben fehlte ihm, um es zu erreichen, wo nicht gar zu übertreffen. Mit der Tapferkeit des Soldaten verband er den kalten und ruhigen Blick des Feldherrn, mit dem ausdauernden Muth des Mannes die rasche Entschlossenheit des Jünglings, mit dem wilden Feuer des Kriegers die Würde des Fürsten, die Mäßigung des Weisen, und die Gewissenhaftigkeit des Mannes von Ehre. Von keinem Unfall gebeugt, erhob er sich schnell und kraftvoll nach dem härtesten Schlage, kein Hinderniß konnte seine Kühnheit beschränken, kein Fehlschlag seinen unbezwinglichen Muth

beſiegen. Sein Geiſt ſtrebte nach einem großen, vielleicht nie erreichbaren Ziele; aber Männer ſeiner Art ſtehen unter andern Klugheitsgeſetzen, als diejenigen ſind, wonach wir den großen Haufen zu meſſen pflegen; fähig, mehr als andere zu vollbringen, durfte er auch verwegnere Plane entwerfen. Bernhard ſteht in der neuern Geſchichte als ein ſchönes Bild jener kraftvollen Zeiten da, wo perſönliche Größe noch etwas ausrichtete, Tapferkeit Länder errang, und Heldentugend einen Deutſchen Ritter ſelbſt auf den Kaiſerthron führte.

Das beſte Stück aus der Hinterlaſſenſchaft des Herzogs war ſeine Armee, die er, nebſt dem Elſaß, ſeinem Bruder Wilhelm vermachte. Aber an eben dieſer Armee, glaubten Schweden und Frankreich gegründete Rechte zu haben: jenes, weil ſie im Namen dieſer Krone geworben war, und ihr gehuldigt hatte; dieſes, weil ſie von ſeinem Geld unterhalten worden. Auch der Churprinz von der Pfalz trachtete nach dem Beſitz derſelben, um ſich ihrer zu Wiedereroberung ſeiner Staaten zu bedienen, und verſuchte Anfangs durch ſeine Agenten, und endlich in eigner Perſon, ſie in ſein Intereſſe

ten die ägyptischen Generale Botschafter an ihn, und machten Frieden mit ihm; uns aber brachen sie alle ihre Zusagen. Von nun an waren wir in der Lage, daß wir keinen Stillstand oder Frieden weder mit denen von Damask, noch mit denen von Babylonien hatten. Dabey müßt ihr wissen, daß wenn wir am stärksten an Bewaffneten waren, wir doch nicht mehr hatten als vierzehnhundert.

Während daß der König im Lager vor Japha stand, überfiel der Großmeister des Lazarusordens, in der Gegend von Rames, drey starke Stunden vom Lager, einige Heerden Vieh, nebst andern Dingen, wovon er sich eine ansehnliche Beute versprach. Es war ein Mann, der keine Ordnung im Lager hielt, sondern that wie's ihm gut dünkte; und so ging er auch dorthin, ohne dem König davon zu sagen. Allein auf dem Rückwege mit seiner Beute überfielen ihn die Sarazenen, und schlugen ihn dergestalt, daß von allen seinen Leuten, die er bey sich hatte, nicht mehr als vier davon kamen. Sobald er wieder im Lager war, hub er an zu schreyen: zu den Waffen! Ich eilte sie anzulegen und bat den König, mich dorthin gehen zu lassen. Er erlaubt' es mir; befahl mir aber, die Tempel- und Hospitalritter mit zu nehmen. Als wir dorthin kamen, fanden wir, daß andere Sarazenen in das Thal, wo der Großmeister des Lazarusordens geschlagen worden war, eingerückt waren. Indem nun diese andern Sarazenen die Leichname der Erschlagenen betrachteten, fielen sie die königlichen Bogenschützen an, und ehe wir noch dahin kamen, hatten unsere Leute sie schon zum Weichen und mehrere von ihnen umgebracht.

Ein königlicher Serjent und einer von den Sarazenen streckten hier einer den andern mit der Lanze

zu

zu ziehen. Selbst von kaiserlicher Seite geschah ein Versuch, diese Armee zu gewinnen; und dieß darf uns zu einer Zeit nicht wundern, wo nicht die Gerechtigkeit der Sache, nur der Preis der geleisteten Dienste in Betrachtung kam, und die Tapferkeit, wie jede andere Waare, dem Meistbietenden feil war. Aber Frankreich, vermögender und entschlossener, überbot alle Mitbewerber. Es erkaufte den General von Erlach, den Befehlshaber Breysachs, und die übrigen Oberhäupter, die ihm Breysach und die ganze Armee in die Hände spielten. Der junge Pfalzgraf Karl Ludwig, der schon in den vorhergehenden Jahren einen unglücklichen Feldzug gegen den Kaiser gethan hatte, sah auch hier seinen Anschlag scheitern. Im Begriff, Frankreich einen so schlimmen Dienst zu erzeigen, nahm er unbesonnener Weise seinen Weg durch dieses Reich, und hatte den unglücklichen Einfall, seinen Namen zu verschweigen. Dem Kardinal, der die gerechte Sache des Pfalzgrafen fürchtete, war jeder Vorwand willkommen, seinen Anschlag zu vereiteln. Er ließ ihn also zu Moulin gegen alles Völkerrecht anhalten, und gab ihm seine Freyheit nicht eher wieder

als bis der Ankauf der Weimarischen Truppen berichtigt war. So sahe sich Frankreich nun im Besitz einer beträchtlichen Kriegsmacht in Deutschland, und jetzt fing es eigentlich erst an, den Kaiser unter seinem eigenen Namen zu bekriegen.

Aber es war nicht mehr Ferdinand der Zweyte, gegen den es jetzt als ein offenbarer Feind aufstand; diesen hatte schon im Februar 1637 im neun und funfzigsten Jahre seines Alters der Tod von dem Schauplatz abgerufen. Der Krieg, den seine Herrschsucht entzündet hatte, überlebte ihn; nie hatte er während seiner achtzehenjährigen Regierung das Schwert aus der Hand gelegt; nie, so lang er das Reichszepter führte, die Wohlthat des Friedens geschmeckt. Mit den Talenten des guten Herrschers geboren, mit vielen Tugenden geschmückt, die das Glück der Völker begründen, sanft und menschlich von Natur, sehen wir ihn, aus einem übel verstandenen Begriff von Monarchenpflicht, das Werkzeug zugleich und das Opfer fremder Leidenschaften, seine wohlthätige Bestimmung verfehlen, und den Freund der Gerechtigkeit in einen Unterdrücker der Menschheit, in einen Feind

des Friedens, in eine Geißel seiner Völ
ker ausarten. In seinem Privatle
ben liebenswürdig, in seinem Regenten
amt achtungswerth, nur in seiner Pol
tik schlimm berichtet, vereinigte er au
seinem Haupte den Segen seiner katholi
schen Unterthanen und die Flüche der pro
testantischen Welt. Die Geschichte stel
mehr und schlimmere Despoten auf, al
Ferdinand der Zweyte gewesen, und doc
hat nur Einer einen dreyßigjährige
Krieg entzündet; aber der Ehrgeiz die
ses Einzigen mußte unglücklicher Wei
gerade mit einem solchen Jahrhunder
mit solchen Vorbereitungen, mit solche
Keimen der Zwietracht zusammentreffe
wenn er von so verderblichen Folgen b
gleitet seyn sollte. In einer friedliche
Zeitepoche hätte dieser Funke keine Nah
rung gefunden, und die Ruhe des Jahr
hunderts hätte den Ehrgeiz des Einze
nen erstickt: jetzt fiel der unglücklich
Strahl in ein hoch aufgethürmtes, lang
gesammeltes Brenngeräthe, und Europ
entzündete sich.

Sein Sohn, Ferdinand der Dritte, wen
ge Monate vor seines Vaters Hintritt zu
Würde eines Römischen Königs erhoben
erbte seine Throne, seine Grundsätze un

seinen Krieg. Aber Ferdinand der Dritte hatte den Jammer der Völker, und die Verwüstung der Länder in der Nähe gesehen, und das Bedürfniß des Friedens näher und feuriger gefühlt. Weniger abhängig von den Jesuiten und Spaniern, und billiger gegen fremde Religionen, konnte er leichter als sein Vater die Stimme der Mäßigung hören. Er hörte sie, und schenkte Europa den Frieden; aber erst nach einem eilfjährigen Kampfe mit dem Schwert und der Feder, und nicht eher als bis aller Widerstand fruchtlos war, und die zwingende Noth ihm ihr hartes Gesetz diktirte.

Das Glück begünstigte den Antritt seiner Regierung, und seine Waffen waren siegreich gegen die Schweden. Diese hatten unter Banners kraftvoller Anführung nach dem Siege bey Wittstock Sachsen mit Winterquartieren belastet, und den Feldzug des 1637sten Jahrs mit der Belagerung Leipzigs eröffnet. Der tapfre Widerstand der Besatzung und die Annäherung der churfürstlich-kaiserlichen Völker retteten diese Stadt, und Banner, um nicht von der Elbe abgeschnitten zu werden, mußte sich nach Torgau zurück zie-

hen. Aber die Ueberlegenheit der Kaiserlichen verscheuchte ihn auch von hier, und umringt von feindlichen Schwärmen, aufgehalten von Strömen und vom Hunger verfolgt, mußte er einen höchst gefährlichen Rückzug nach Pommern nehmen, dessen Kühnheit und glücklicher Erfolg ans Romanhafte grenzt. Die ganze Armee durchwatete an einer seichten Stelle die Oder bey Fürstenberg, und der Soldat, dem das Wasser bis an den Hals trat, schleppte selbst die Kanonen fort, weil die Pferde nicht mehr ziehen wollten. Banner hatte darauf gerechnet, jenseits der Oder seinen in Pommern stehenden Untergeneral Wrangel zu finden, und, durch diesen Zuwachs verstärkt, dem Feind alsdann die Spitze zu bieten. Wrangel erschien nicht, und an seiner Statt hatte sich ein kaiserliches Heer bey Landsberg postirt, den fliehenden Schweden den Weg zu verlegen. Banner entdeckte nun, daß er in eine verderbliche Schlinge gefallen, woraus kein Entkommen war. Hinter sich ein ausgehungertes Land, die Kaiserlichen und die Oder, die Oder zur Linken, die, von einem kaiserlichen General Bucheim bewacht, keinen Uebergang gestattete, vor sich Landsberg, Küstrin,

die Warta und ein feindliches Heer, zur Rechten Pohlen, dem man, des Stillstands ungeachtet, nicht wohl vertrauen konnte, sah er sich ohne ein Wunder verloren, und schon triumphirten die Kaiserlichen über seinen unvermeidlichen Fall. Banners gerechte Empfindlichkeit klagte die Franzosen als die Urheber dieses Unglücks an. Sie hatten die versprochene Diversion am Rhein unterlassen, und ihre Unthätigkeit erlaubte dem Kaiser, seine ganze Macht gegen die Schweden zu gebrauchen. „Sollten wir einst," brach der aufgebrachte General gegen den Französischen Residenten aus, der dem Schwedischen Lager folgte, „sollten wir und die Deutschen einmal in Gesellschaft gegen Frankreich fechten, so werden wir nicht so viel Umstände machen, ehe wir den Rheinstrom passiren." Aber Vorwürfe waren jetzt vergeblich verschwendet, Entschluß und That foderte die dringende Noth. Um den Feind vielleicht durch eine falsche Spur von der Oder hinweg zu locken, stellte sich Banner, als ob er durch Pohlen entkommen wollte, schickte auch wirklich den größten Theil der Bagage auf diesem Weg voran, und ließ seine Gemahlin sammt den übrigen Offiziers-

frauen dieser Marschroute folgen. Sogleich brechen die Kaiserlichen gegen die Pohlnische Grenze auf, ihm diesen Paß zu versperren, auch Buchelm verläßt seinen Standort, und die Oder wird entblößt. Rasch wendet sich Banner in der Dunkelheit der Nacht gegen diesen Strom zurück, und setzt seine Truppen, sammt Bagage und Geschütz, eine Meile oberhalb Küstrin, ohne Brücken, ohne Schiffe, wie vorher bey Fürstenberg, über. Ohne Verlust erreichte er Pommern, in dessen Vertheidigung er und Herrmann Wrangel sich theilen.

Aber die Kaiserlichen, von Gallas angeführt, dringen bey Ribses in dieses Herzogthum, und überschwemmen es mit ihrer überlegenen Macht. Usedom und Wolgast werden mit Sturm, Demmin mit Accord erobert, und die Schweden bis tief in Hinterpommern zurück gedrückt. Und jetzt gerade kam es mehr als jemals darauf an, sich in diesem Lande zu behaupten, da Herzog Bogislav der Vierzehnte in eben diesem Jahre stirbt, und das Schwedische Reich seine Ansprüche auf Pommern geltend machen soll. Um den Churfürsten von Brandenburg zu verhindern, seine auf eine Erbverbrü-

derung und auf den Prager Frieden gegründeten Rechte an dieses Herzogthum geltend zu machen, strengt es jetzt alle seine Kräfte an, und unterstützt seine Generale aufs nachdrücklichste mit Geld und Soldaten. Auch in andern Gegenden des Reichs gewinnen die Angelegenheiten Schwedens ein günstigeres Ansehen, und sie fangen an, sich von dem tiefen Verfalle zu erheben, worein sie durch die Unthätigkeit Frankreichs und durch den Abfall ihrer Alliirten versunken waren. Denn nach ihrem eilfertigen Rückzuge nach Pommern hatten sie einen Platz nach dem andern in Obersachsen verloren; die Mecklenburgischen Fürsten, von den kaiserlichen Waffen bedrängt, fingen an sich auf die Oesterreichische Seite zu neigen, und selbst Herzog Georg von Lüneburg erklärte sich feindlich gegen sie. Ehrenbreitstein, durch Hunger besiegt, öffnete dem Bayerischen General von Werth seine Thore, und die Oesterreicher bemächtigten sich aller am Rheinstrom aufgeworfenen Schanzen. Frankreich hatte gegen die Spanier eingebüßt, und der Erfolg entsprach den prahlerischen Anstalten nicht, womit man den Krieg gegen diese Krone eröffnet hatte. Verloren war alles, was

die Schweden im innern Deutschland besaßen, und nur die Hauptplätze in Pommern behaupteten sich noch. Ein einziger Feldzug reißt sie aus dieser tiefen Erniedrigung, und durch die mächtige Diversion, welche der siegende Bernhard den kaiserlichen Waffen an den Ufern des Rheins macht, wird der ganzen Lage des Kriegs ein schneller Umschwung gegeben.

Die Irrungen zwischen Frankreich und Schweden waren endlich beygelegt, und der alte Traktat zwischen beyden Kronen zu Hamburg mit neuen Vortheilen für die Schweden bestätigt worden. In Hessen übernahm die staatskluge Landgräfin Amalia mit Bewilligung der Stände, nach dem Absterben Wilhelms, ihres Gemahls, die Regierung, und behauptete mit vieler Entschlossenheit gegen den Widerspruch des Kaisers und der Darmstädtischen Linie ihre Rechte. Der Schwedischprotestantischen Partey schon allein aus Religionsgrundsätzen eifrig ergeben, erwartete sie bloß die Gunst der Gelegenheit, um sich laut und thätig dafür zu erklären. Unterdessen gelang es ihr durch eine kluge Zurückhaltung und listig angesponnene Traktaten den Kaiser in Unthätigkeit zu erhalten, bis ihr geheimes Bünd-

niß mit Frankreich geschlossen war, und Bernhards Siege den Angelegenheiten der Protestanten eine günstige Wendung gaben. Da warf sie auf einmal die Maske ab, und erneuerte die alte Freundschaft mit der Schwedischen Krone. Auch den Churprinzen von der Pfalz ermunterten Herzog Bernhards Triumphe, sein Glück gegen den gemeinschaftlichen Feind zu versuchen. Mit Englischem Gelde warb er Völker in Holland, errichtete zu Meppen ein Magazin, und vereinigte sich in Westphalen mit Schwedischen Truppen. Sein Magazin ging zwar verloren, seine Armee wurde von dem Grafen Hatzfeld bey Flotha geschlagen; aber seine Unternehmung hatte doch den Feind eine Zeit lang beschäftigt, und den Schweden in andern Gegenden ihre Operationen erleichtert. Noch manche ihrer andern Freunde lebten auf, wie das Glück sich zu ihrem Vortheil erklärte, und es war schon Gewinn genug für sie, daß die Niedersächsischen Stände die Neutralität ergriffen.

Von diesen wichtigen Vortheilen begünstigt, und durch vierzehntausend Mann frischer Truppen aus Schweden und Liefland verstärkt, eröffnete Banner voll gu-

zu Boden. Als dieſes ein anderer königlicher Serjent ſah, nahm er die beyden Pferde und führte ſie in diebiſcher Abſicht hinweg; und damit ſie nicht bemerkt werden könnten, verſteckt' er ſich unter die Mauern von Rames. Während daß er ſie fortführte, brach ein alter Brunnen, über den er ging, unter ihm ein, und er und die Pferde ſanken hinab. Man erzählte mir das. Ich ging hin und ſah wie der Brunnen noch immer mehr unter ihnen einſank, und daß wenig fehlte, ſo wäre er mit allem verſchüttet worden. Wir kamen alſo ohne Verluſt zurück; den Verluſt, den der Großmeiſter des Lazarusorden erlitten hatte, abgerechnet.

Sobald ſich der Sultan von Damask mit den Admiralen in Aegypten verglichen hatte, ließ er ſeine Leute, die bey Gadra ſtanden wieder zu ihm rücken. Dieſes thaten ſie auch; und zogen in einer Entfernung von kaum zwo Stunden vor unſerm Lager vorüber. Sie wagten jedoch keinen Angriff auf uns, wiewohl es gegen zwanzigtauſend Sarazenen. und zehntauſend Beduynen waren. Ehe ſie unſerm Heere gegen über kamen, beobachteten ſie unſere Bogenſchützen, und das Treffen des Königs, damit ſie nicht unſer Lager unverſehens überfallen möchten.

Am Sanct-Johannistage, der nach Oſtern fiel, hörte der König ſeine Predigt. Während der Predigt trat ein Serjent des Befehlshabers der Bogenſchützen ganz bewaffnet in die Kapelle des Königs, und meldete, die Sarazenen hätten den Befehlshaber der Bogenſchützen eingeſchloſſen. Ich bat den König, mich dahin gehen zu laſſen; und er erlaubt' es mir und ſagte, ich möchte vier- bis fünfhundert Mann mitnehmen; wies mir auch an, welche ich mitnehmen ſollte. Indem wir

ter Hoffnungen im Jahr 1638 den Feldzug. Die Kaiserlichen, welche Vorpommern und Mecklenburg inne hatten, verließen größtentheils ihren Posten, oder liefen schaarenweise den Schwedischen Fahnen zu, um dem Hunger, ihrem grimmigsten Feind in diesen ausgeplünderten und verarmten Gegenden, zu entfliehen. So schrecklich hatten die bisherigen Durchzüge und Quartiere das ganze Land zwischen der Elbe und Oder verödet, daß Banner, um in Sachsen und Böhmen einbrechen zu können, und auf dem Wege dahin nicht mit seiner ganzen Armee zu verhungern, von Hinterpommern aus einen Umweg nach Niedersachsen nahm, und dann erst durch das Halberstädtische Gebiet in Chursachsen einrückte. Die Ungeduld der Niedersächsischen Staaten, einen so hungrigen Gast wieder los zu werden, versorgte ihn mit dem nöthigen Proviant, daß er für seine Armee in Magdeburg Brod hatte, — in einem Lande, wo der Hunger schon den Ekel an Menschenfleisch überwunden hatte. Er erschreckte Sachsen mit seiner verwüstenden Ankunft; aber nicht auf dieses erschöpfte Land, auf die kaiserlichen Erbländer war seine Absicht

gerichtet. Bernhards Siege erhoben seinen Muth, und die wohlhabenden Provinzen des Hauses Oesterreich lockten seine Raubsucht. Nachdem er den kaiserlichen General von Salis bey Elsterburg geschlagen, die Sächsische Armee bey Schemnitz zu Grunde gerichtet, und Pirna erobert hatte, drang er in Böhmen mit unwiderstehlicher Macht ein, setzte über die Elbe, bedrohte Prag, eroberte Brandeis und Leutmeritz, schlug den General von Hofkirchen mit zehn Regimentern, und verbreitete Schrecken und Verwüstung durch das ganze unvertheidigte Königreich. Beute war alles, was sich fortschaffen ließ, und zerstört wurde, was nicht genossen und nicht geraubt werden konnte. Um desto mehr Korn fortzuschleppen, schnitt man die Aehren von den Halmen, und verderbte den Ueberrest. Ueber tausend Schlösser, Flecken und Dörfer wurden in die Asche gelegt, und oft sah man ihrer hundert in einer einzigen Nacht auflodern. Von Böhmen aus that er Streifzüge nach Schlesien, und selbst Mähren und Oesterreich sollten seine Raubsucht empfinden. Dieß zu verhindern, mußte Graf Hatzfeld aus Westphalen und Piccolomini aus den Niederlanden herbey ei-

len. Erzherzog Leopold, ein Bruder des Kaisers, erhält den Kommandostab, um die Ungeschicklichkeit seines Vorgängers, Gallas, wieder gut zu machen, und die Armee aus ihrem tiefen Verfalle zu erheben.

Der Ausgang rechtfertigte die getroffene Veränderung, und der Feldzug des 1640sten Jahres schien für die Schweden eine sehr nachtheilige Wendung zu nehmen. Sie werden aus einem Quartier nach dem andern in Böhmen vertrieben, und nur bemüht, ihren Raub in Sicherheit zu bringen, ziehen sie sich eilfertig über das Meißnische Gebirge. Aber auch durch Sachsen von dem nacheilenden Feinde verfolgt, und bey Plauen geschlagen, müssen sie nach Thüringen ihre Zuflucht nehmen. Durch einen einzigen Sommer zu Meistern des Feldes gemacht, stürzen sie eben so schnell wieder zu der tiefsten Schwäche herab, um sich aufs neue zu erheben, und so mit beständigem raschem Wechsel von einem Aeußersten zum andern zu eilen. Banners geschwächte Macht, im Lager bey Erfurt ihrem gänzlichen Untergang nahe, erhebt sich auf einmal wieder. Die Herzoge

von Lüneburg verlassen den Pragischen Frieden, und führen ihm jetzt die nehmlichen Truppen zu, die sie wenige Jahre vorher gegen ihn fechten ließen. Hessen schickt Hülfe, und der Herzog von Longueville stößt mit der nachgelassenen Armee Herzog Bernhards zu seinen Fahnen. Den Kaiserlichen aufs neue an Macht überlegen, bietet ihnen Banner bey Saalfeld ein Treffen an; aber ihr Anführer Piccolomini vermeidet es klüglich, und hat eine zu gute Stellung gewählt, um dazu gezwungen zu werden. Als endlich die Bayern sich von den Kaiserlichen trennen, und ihren Marsch gegen Franken richten, versucht Banner auf dieses getrennte Corps einen Angriff, den aber die Klugheit des Bayrischen Anführers, von Mercy, und die schnelle Annäherung der kaiserlichen Hauptmacht vereitelt. Beyde Armeen ziehen sich nunmehr in das ausgehungerte Hessen, wo sie sich, nicht weit von einander, in ein festes Lager einschließen, bis endlich Mangel und rauhe Jahreszeit sie aus diesem verarmten Landstrich verscheuchen. Piccolomini erwählt sich die fetten Ufer der Weser zu Winterquartieren; aber überflügelt von Bannern muß er sie den Schweden

einräumen, und die Fränkischen Bisthümer mit seinem Besuche belästigen.

Um eben diese Zeit wurde zu Regensburg ein Reichstag gehalten, wo die Klagen der Stände gehört, an der Beruhigung des Reiches gearbeitet, und über Krieg und Frieden ein Schluß gefaßt werden sollte. Die Gegenwart des Kaisers, der im Fürstenkollegium präsidirte, die Mehrheit der katholischen Stimmen im Churfürstenrathe, die überlegene Anzahl der Bischöfe und der Abgang von mehrern evangelischen Stimmen leitete die Verhandlungen zum Vortheil des Kaisers und es fehlte viel, daß auf diesem Reichstage das Reich repräsentirt worden wäre. Nicht ganz mit Unrecht betrachteten ihn die Protestanten als eine Zusammenverschwörung Oesterreichs und seiner Kreaturen gegen den protestantischen Theil, und in ihren Augen konnte es Verdienst scheinen, diesen Reichstag zu stören oder aus einander zu scheuchen.

Banner entwarf diesen verwegenen Anschlag. Der Ruhm seiner Waffen hatte bey dem letzten Rückzug aus Böhmen gelitten, und es bedurfte einer unterneh-

menden That, um seinen vorigen Glanz wieder herzustellen. Ohne jemand zum Vertrauten seines Anschlags zu machen, verließ er in der strengsten Kälte des Winters im Jahre 1641 seine Quartiere in Lüneburg, sobald die Wege und Ströme gefroren waren. Begleitet von dem Marschall von Guebriant, der die Französische und Weimarische Armee kommandirte, richtete er durch Thüringen und das Vogtland seinen Marsch nach der Donau, und stand Regensburg gegenüber, ehe der Reichstag vor seiner verderblichen Ankunft gewarnt werden konnte. Unbeschreiblich groß war die Bestürzung der versammelten Stände, und in der ersten Angst schickten sich alle Gesandten zur Flucht an. Nur der Kaiser erklärte, daß er die Stadt nicht verlassen würde, und stärkte durch sein Beyspiel die andern. Zum Unglück der Schweden fiel Thauwetter ein, daß die Donau aufging, und weder trocknen Fußes, noch wegen des starken Eisgangs zu Schiffe passirt werden konnte. Um doch etwas gethan zu haben, und den Stolz des Deutschen Kaisers zu kränken, beging Banner die Unhöflichkeit, die Stadt mit fünfhundert Kanonenschüssen zu begrüßen, die aber

wenig Schaden anrichteten. In dieser Unternehmung getäuscht, beschloß er nunmehr, tiefer in Bayern und in das unvertheidigte Mähren zu dringen, wo eine reiche Beute und bequemere Quartiere seine bedürftigen Truppen erwarteten. Aber nichts konnte den Französischen General bewegen, ihm bis dahin zu folgen. Guebriant fürchtete, daß die Absicht der Schweden sey, die Weimarische Armee immer weiter vom Rhein zu entfernen, und von aller Gemeinschaft mit Frankreich abzuschneiden, bis man sie entweder gänzlich auf seine Seite gebracht oder doch außer Stand gesetzt habe, etwas Eignes zu unternehmen. Er trennte sich also von Bannern, um nach dem Mainstrom zurück zu kehren, und dieser sahe sich auf einmal der ganzen kaiserlichen Macht bloß gestellt, die, zwischen Regensburg und Ingolstadt in aller Stille versammelt, gegen ihn anrückte. Jetzt galt es, auf einen schnellen Rückzug zu denken, der im Angesicht eines an Reiterey überlegenen Heeres, zwischen Strömen und Wäldern, in einem weit und breit feindlichen Lande, kaum anders als durch ein Wunder möglich schien. Eilfertig zog er sich nach dem Wald, um durch Böh-

men nach Sachsen zu entkommen; aber drey Regimenter mußte er bey Neuburg im Stiche lassen. Diese hielten durch eine Spartanische Gegenwehr hinter einer schlechten Mauer die feindliche Macht vier ganze Tage auf, daß Banner den Vorsprung gewinnen konnte. Er entkam über Eger nach Annaberg; Piccolomini setzte ihm auf einem nähern Weg über Schlakkenwald nach, und es kam bloß auf den Vortheil einer kleinen halben Stunde an, daß ihm der kaiserliche General nicht bey dem Passe zu Prisnitz zuvor kam, und die ganze Schwedische Macht vertilgte. Zu Zwickau vereinigte sich Guebriant wieder mit dem Bannerischen Heer, und beyde richteten ihren Marsch nach Halberstadt, nachdem sie umsonst versucht hatten, die Saale zu vertheidigen, und den Oesterreichern den Uebergang zu verwehren.

Zu Halberstadt fand endlich Banner (im May 1641) das Ziel seiner Thaten, durch kein andres als das Gift der Unmäßigkeit und des Verdrusses getödtet. Mit großem Ruhme, obgleich mit abwechselndem Glück, behauptete er das Ansehen der Schwedischen Waffen in Deutsch-

land, und zeigte sich durch eine Kette von Siegesthaten seines großen Lehrers in der Kriegeskunst werth. Er war reich an Anschlägen, die er geheimnißvoll bewahrte und rasch vollstreckte, besonnen in Gefahren, in der Widerwärtigkeit größer als im Glück, und nie mehr furchtbar, als wenn man ihn am Rande des Verderbens glaubte. Aber die Tugenden des Kriegshelden waren in ihm mit allen Unarten und Lastern gepaart, die das Waffenhandwerk erzeugt, oder doch in Schutz nimmt. Eben so gebieterisch im Umgang als vor der Fronte seines Heers, rauh wie sein Gewerbe, und stolz wie ein Eroberer, drückte er die Deutschen Fürsten nicht weniger durch seinen Uebermuth, als durch seine Erpressungen ihre Länder. Für die Beschwerden des Kriegs entschädigte er sich durch die Freuden der Tafel und in den Armen der Wollust, die er bis zum Uebermaße trieb, und endlich mit einem frühen Tod büßen mußte. Aber üppig wie ein Alexander und Mahomed der zweyte, stürzte er sich mit gleicher Leichtigkeit aus den Armen der Wollust in die härteste Arbeit des Kriegs, und in seiner ganzen Feldherrngröße stand er da, als die Armee über

den Welchling murrte. Gegen achtzigtausend Mann fielen in den zahlreichen Schlachten, die er lieferte, und gegen sechshundert feindliche Standarten und Fahnen, die er nach Stockholm sandte, beurkundeten seine Siege. Der Verlust dieses großen Führers wurde von den Schweden bald aufs empfindlichste gefühlt, und man fürchtete, daß er nicht zu ersetzen seyn würde. Der Geist der Empörung und Zügellosigkeit, durch das überwiegende Ansehen dieses gefürchteten Generals in Schranken gehalten, erwachte, sobald er dahin war. Die Offiziere fodern mit furchtbarer Einstimmigkeit ihre Rückstände, und keiner der vier Generale, die sich nach Bannern in das Kommando theilen, besitzt Ansehen genug, diesen ungestümen Mahnern Genüge zu leisten oder Stillschweigen zu gebieten. Die Kriegszucht erschlafft; der zunehmende Mangel und die kaiserlichen Abrufungsschreiben vermindern mit jedem Tage die Armee; die Französisch-Weimarischen Völker beweisen wenig Eifer; die Lüneburger verlassen die Schwedischen Fahnen, da die Fürsten des Hauses Braunschweig nach dem Tode Herzog Georgs sich mit dem Kaiser vergleichen; und endlich son-

aus dem Lager zogen, rückten die Sarazenen, die sich zwischen den Befehlshaber der Bogenschützen und das Lager geworfen hatten, weiter vor, um sich mit einem Admiral zu vereinigen, der mit einer Schaar von etwa tausend Mann auf einer Anhöhe dem Befehlshaber der Bogenschützen im Gesichte stand. Da begann nun das Handgemenge zwischen den Sarazenen und den Serjents des Befehlshabers der Bogenschützen, deren ohngefähr zweyhundert und achtzig seyn mochten. Jedesmahl wenn der Admiral seine Leute im Gedränge sah, schickt' er ihnen Verstärkung mit so viel Leuten, daß sie unsere Serjents bis an das Treffen des Bogenschützenmeisters zurücktrieben. Sah' nun der Bogenschützenmeister seine Leute im Gedränge, so verstärkt' er sie mit hundert bis hundert und zwanzig Mann, worauf sie dann wieder bis an das Treffen des Admirals vorrückten.

Unterdessen daß wir da im Gefechte waren, stellten die Legaten und Baronen des Landes, die beym König geblieben waren, dem König vor, er thue sehr unrecht, daß er mich da der Gefahr ausgesetzt seyn lasse. Auf ihr Anrathen also ließ mich der König zurückrufen, wie den Befehlshaber der Bogenschützen auch. Die Türken verließen das Schlachtfeld, und wir kehrten zurück. Viele Leute wunderten sich, daß sie uns nicht verfolgt hätten. Und einige waren der Meynung, es wäre bloß deswegen unterblieben, weil ihre Pferde bey Gadra, wo sie fast ein Jahr gestanden hätten, ganz abgezehrt geworden wären.

Als diese Sarazenen sich von Japha zurückgezogen hatten, zogen sie vor Acra, und ließen dem Herrn von Arsur, als Connetable des Königreichs von Jerusalem, wissen, sie würden die Stadtgärten verwüsten,

wenn

dern sich auch die Hessen von ihnen ab, um in Westphalen beßre Quartiere zu suchen. Der Feind benutzt dieses verderbliche Zwischenreich, und, obgleich in zwey Actionen aufs Haupt geschlagen, gelingt es ihm, beträchtliche Fortschritte in Niedersachsen zu machen.

Endlich erschien der neu ernannte Schwedische Generalissimus mit frischem Geld und Soldaten. Bernhard Torstensohn war es, ein Zögling Gustav Adolphs, und der glücklichste Nachfolger dieses Helden, dem er schon in dem Pohlnischen Kriege als Page zur Seite stand. Von dem Podagra gelähmt und an die Sänfte geschmiedet, besiegte er alle seine Gegner durch Schnelligkeit, und seine Unternehmungen hatten Flügel, während daß sein Körper die schrecklichste aller Fesseln trug. Unter ihm verändert sich der Schauplatz des Krieges, und neue Maximen herrschen, die die Noth gebietet und der Erfolg rechtfertigt. Erschöpft sind alle Länder, um die man bisher gestritten hatte, und in seinen hintersten Landen unangefochten, fühlt das Haus Oesterreich den Jammer des Krieges nicht, unter welchem ganz Deutschland blutet.

Torſtenſohn verſchafft ihm zuerſt dieſe bittre Erfahrung, ſättigt ſeine Schweden an dem fetten Tiſch Oeſterreichs, und wirft den Feuerbrand bis an den Thron des Kaiſers.

In Schleſien hatte der Feind beträchtliche Vortheile über den Schwediſchen Anführer Stalhantſch erfochten, und ihn nach der Neumark gejagt. Torſtenſohn, der ſich im Lüneburgiſchen mit der Schwediſchen Hauptmacht vereinigt hatte, zog ihn an ſich, und brach im Jahr 1642 durch Brandenburg, das unter dem großen Churfürſten angefangen hatte eine bewaffnete Neutralität zu beobachten, plötzlich in Schleſien ein. Glogau wird ohne Approche, ohne Breſche, mit dem Degen in der Fauſt erſtiegen, der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg bey Schweidnitz geſchlagen und ſelbſt erſchoſſen, Schweidnitz, wie faſt das ganze dieſſeits der Oder gelegene Schleſien erobert. Nun drang er mit unaufhaltſamer Gewalt bis in das Innerſte von Mähren, wohin noch kein Feind des Hauſes Oeſterreich gekommen war, bemeiſterte ſich der Stadt Olmütz, und machte ſelbſt die Kaiſerſtadt beben. Unterdeſſen hatten Piccolomini und Erzherzog Leopold eine über-

legene Macht versammelt, die den Schwedischen Eroberer aus Mähren, und bald auch, nach einem vergeblichen Versuch auf Brieg, aus Schlesien verscheuchte. Durch Wrangeln verstärkt, wagte er sich zwar aufs neue dem überlegnen Feind entgegen, und entsetzte Großglogau; aber er konnte weder den Feind zum Schlagen bringen, noch seine Absicht auf Böhmen ausführen. Er überschwemmte nun die Lausitz, wo er im Angesichte des Feindes Zittau wegnahm, und nach einem kurzen Aufenthalt seinen Marsch durch Meißen an die Elbe richtete, die er bey Torgau passirte. Jetzt bedrohte er Leipzig mit einer Belagerung, und machte sich Hoffnung, in dieser wohlhabenden, seit zehn Jahren verschont gebliebenen Stadt einen reichlichen Vorrath an Lebensmitteln und starke Brandschatzungen zu erheben.

Sogleich eilen die Kaiserlichen unter Leopold und Piccolomini über Dresden zum Entsatz herbey, und Torstensohn, um nicht zwischen der Armee und der Stadt eingeschlossen zu werden, rückt ihnen beherzt und in voller Schlachtordnung entgegen. Durch einen wunderbaren Kreislauf der Dinge traf man jetzt

wieder auf dem nehmlichen Boden zusammen, den Gustav Adolph eilf Jahre vorher durch einen entscheidenden Sieg merkwürdig gemacht hatte, und der Vorfahren Heldentugend erhitzte ihre Nachfolger zu einem edlen Wettstreit auf dieser heiligen Erde. Die Schwedischen Generale Stalhantsch und Willenberg werfen sich auf den noch nicht ganz in Ordnung gestellten linken Flügel der Oesterreicher mit solchem Ungestüm, daß die ganze ihn bedeckende Reiterey über den Haufen gerannt und zum Treffen unbrauchbar gemacht wird. Aber auch dem Linken der Schweden drohte schon ein ähnliches Schicksal, als ihm der siegende Rechte zu Hülfe kam, dem Feind in den Rücken und in die Flanken fiel, und seine Linien trennte. Die Infanterie beyder Theile stand einer Mauer gleich, und wehrte sich, nachdem alles Pulver verschossen war, mit umgekehrten Musketen, bis endlich die Kaiserlichen, von allen Seiten umringt, nach einem dreystündigen Gefechte das Feld räumen mußten. Die Anführer beyder Armeen hatten ihr Aeusserstes gethan, ihre fliehenden Völker aufzuhalten, und Erzherzog Leopold war mit seinem Regimente der erste beym An-

griff und der letzte auf der Flucht. Ueber dreytauſend Mann und zwey ihrer beſten Generale, Schlangen und Lilienhoek, koſtete den Schweden dieſer blutige Sieg. Von den Kaiſerlichen blieben fünftauſend auf dem Platze, und beynahe eben ſo viele wurden zu Gefangenen gemacht. Ihre ganze Artillerie von ſechs und vierzig Kanonen, das Silbergeſchirr und die Kanzley des Erzherzogs, die ganze Bagage der Armee fiel in der Sieger Hände. Torſtenſohn, zu ſehr geſchwächt durch ſeinen Sieg, um den Feind verfolgen zu können, rückte vor Leipzig; die geſchlagene Armee nach Böhmen, wo die flüchtigen Regimenter ſich wieder ſammelten. Erzherzog Leopold konnte dieſe verlorne Schlacht nicht verſchmerzen, und das Kavallerieregiment, das durch ſeine frühe Flucht dazu Anlaß gegeben, erfuhr die Wirkungen ſeines Grimms. Zu Rackonitz in Böhmen erklärte er es im Angeſicht der übrigen Truppen für ehrlos, beraubte es aller ſeiner Pferde, Waffen und Inſignien, ließ ſeine Standarten zerreißen, mehrere ſeiner Offiziere und von den Gemeinen den zehenten Mann zum Tode verurtheilen.

Leipzig selbst, welches drey Wochen nach dem Treffen bezwungen wurde, war die schönste Beute des Siegers. Die Stadt mußte das ganze Schwedische Heer neu bekleiden, und sich mit drey Tonnen Goldes, wozu auch die fremden Handlungshäuser, die ihre Waarenlager darin hatten, mit Taxen beschwert wurden, von der Plünderung los kaufen. Torstenson rückte noch im Winter vor Freyberg, trotzte vor dieser Stadt mehrere Wochen lang dem Grimm der Witterung, und hoffte durch seine Beharrlichkeit den Muth der Belagerten zu ermüden. Aber er opferte nur seine Truppen auf, und die Annäherung des kaiserlichen Generals Piccolomini nöthigte ihn endlich, mit seiner geschwächten Armee sich zurück zu ziehen. Doch achtete er es schon für Gewinn, daß auch der Feind die Ruhe der Winterquartiere, deren er sich freywillig beraubte, zu entbehren genöthigt ward, und in diesem ungünstigen Winterfeldzug über dreytausend Pferde einbüßte. Er machte nun eine Bewegung gegen die Oder, um sich durch die Garnisonen aus Pommern und Schlesien zu verstärken; aber mit Blitzesschnelligkeit stand er wieder an der Böhmischen Grenze, durchflog dieses Kö-

nigreich, und — entsetzte Olmütz in Mähren, das von den Kaiserlichen hart geängstiget wurde. Aus seinem Lager bey Dobitschau, zwey Meilen von Olmütz, beherrschte er ganz Mähren, drückte es mit schweren Erpressungen, und ließ bis an die Brücken von Wien seine Schaaren streifen. Umsonst bemühte sich der Kaiser, zu Vertheidigung dieser Provinz den ungarischen Adel zu bewaffnen; dieser berief sich auf seine Privilegien, und wollte außerhalb seinem Vaterlande nicht dienen. Ueber dieser fruchtlosen Unterhandlung verlor man die Zeit für einen thätigen Widerstand, und ließ die ganze Provinz Mähren den Schweden zum Raube werden.

Während daß Bernhard Torstensohn durch seine Märsche und Siege Freund und Feind in Erstaunen setzte, hatten sich die Armeen der Alliirten in andern Theilen des Reichs nicht unthätig verhalten. Die Hessen und Weimarischen unter dem Grafen von Eberstein und dem Marschall von Guebriant waren in das Erzstift Kölln eingefallen, um dort ihre Winterquartiere zu beziehen. Um sich dieser räuberischen Gäste zu erwehren, rief der Churfürst den kaiserlichen General von

Hatzfeld herbey, und versammelte seine eignen Truppen unter dem General Lamboy. Diesen griffen die Alliirten (im Jänner 1642) bey Kempen an, und schlugen ihn in einer großen Schlacht, daß zweytausend blieben und noch einmal so viel zu Gefangenen gemacht wurden. Dieser wichtige Sieg öffnete ihnen das ganze Churfürstenthum und die angrenzenden Lande, daß sie nicht nur ihre Quartiere darin behaupteten, sondern auch große Verstärkungen an Soldaten und Pferden daraus zogen.

Guebriant überließ den Hessischen Völkern, ihre Eroberungen am Niederrhein gegen den Grafen von Hatzfeld zu vertheidigen, und näherte sich Thüringen, um Torstensohns Unternehmungen in Sachsen zu unterstützen. Aber anstatt seine Macht mit der Schwedischen zu vereinigen, eilte er zurück nach dem Main- und Rheinstrom, von dem er sich schon weiter als er sollte entfernt hatte. Da ihm die Bayern unter Mercy und Johann von Werth in der Markgrafschaft Baden zuvorgekommen waren, so irrte er viele Wochen lang, dem Grimm der Witterung preis gegeben, ohne Obdach umher,

und mußte gewöhnlich auf dem Schnee kampiren, bis er im Breisgau endlich ein kümmerliches Unterkommen fand. Zwar zeigte er sich im folgenden Sommer wieder im Felde, und beschäftigte in Schwaben das Bayrische Heer, daß es die Stadt Thionville in den Niederlanden, welche Conde' belagerte, nicht entsetzen sollte. Aber bald ward er von dem überlegenen Feind in das Elsaß zurück gedrückt, wo er eine Verstärkung erwartete.

Der Tod des Kardinals Richelieu, der im November des Jahrs 1642 erfolgt war, und der Thron- und Ministerwechsel, den das Absterben Ludwigs XIII. im May 1643 nach sich zog, hatte die Aufmerksamkeit Frankreichs eine Zeit lang von dem Deutschen Krieg abgezogen, und diese Unthätigkeit im Felde bewirkt. Aber Mazarin, der Erbe von Richelieus Macht, Grundsätzen und Entwürfen, verfolgte den Plan seines Vorgängers mit erneuertem Eifer, wie theuer auch der Französische Unterthan diese politische Größe Frankreichs bezahlte. Wenn Richelieu die Hauptstärke der Armeen gegen Spanien gebrauchte, so kehrte sie Mazarin gegen den Kaiser, und machte durch die Sorgfalt, die er dem Kriege

in Deutschland widmete, seinen Ausspruch wahr, daß die Deutsche Armee der rechte Arm seines Königs und der Wall der Französischen Staaten sey. Er schickte dem Feldmarschall von Guebriant, gleich nach der Einnahme von Thionville, eine betrachtliche Verstärkung ins Elsaß; und damit diese Truppen sich den Mühseligkeiten des Deutschen Kriegs desto williger unterziehen möchten, mußte der berühmte Sieger bey Rocroy, Herzog von Enguien, nachheriger Prinz von Conde', sie in eigner Person dahin führen. Jetzt fühlte sich Guebriant stark genug, um in Deutschland wieder mit Ehren auftreten zu können. Er eilte über den Rhein zurück, um sich in Schwaben bessere Winterquartiere zu suchen, und machte sich auch wirklich Meister von Rothweil, wo ihm ein Bayrisches Magazin in die Hände fiel. Aber dieser Platz wurde theurer bezahlt, als er werth war, und schneller, als er gewonnen worden, wieder verloren. Guebriant erhielt eine Wunde im Arm, welche die ungeschickte Hand seines Wundarztes tödtlich machte, und die Größe seines Verlustes wurde noch selbst an dem Tage seines Todes kund.

wenn er ihnen nicht funfzigtauſend Beſans lieferte. Allein er ließ ihnen wieder ſagen, er würde ihnen nicht einen ſchicken. Da ordneten ſie ihre Treffen; und rückten längſt der ſandigten Küſte bey Acra ſo nahe an die Stadt, daß ſie dieſelbe faſt mit einem Bogenſchuſſe erreichen konnten. Der Sire von Arſur rückte dagegen aus der Stadt, und beſetzte den heiligen Berg, wo der Sankt-Niklas-Kirchhof iſt, um die Gärten zu decken. Unſer Fußvolk rückte aus Acra hinaus, und fing an ſie mit Bogen und Armbrüſten zu beſchießen. Der Sire von Arſur rufte einen Ritter, Nahmens Johann le Grant, und befahl ihm, den Haufen unbewafneter Leute, der die Stadt verlaſſen hatte, zurückzubringen, damit ſie nicht in Gefahr geriethen. Unterdeſſen daß dieſer ſie zurückführte, rief ihm ein Sarazen auf Sarazeniſch zu, er möchte wohl eine Lanze mit ihm brechen; und er gab zur Antwort, er würde das ſehr gerne thun. Indem nun Herr Johann gegen den Sarazen zum Lanzenbrechen anrennte, ſah er linker Hand von ihm eine Schaar Türken, deren ohngefähr acht ſeyn mochten, die ſtille hielten um dem Kampfe zuzuſehen. Er ließ nun den Kampf, zu dem er war aufgefordert worden, und ſprengte gegen jene Türken, die da ganz ſtill hielten, um den Kampf mit anzuſchauen, und ſtieß den einen mit der Lanze in den Leib, und ſtreckte ihn zu Boden. Als die andern dieſes ſahen, ſprengten ſie, unterdeſſen daß er zu den unſrigen zurückkehren wollte, gegen ihn an, und einer verſetzte ihm einen großen Schlag mit einer Streitkolbe auf den eiſernen Hut; aber indem er vorüber ſprengte, gab ihm Herr Johann einen Schwerthieb auf ein Stück Leinewand, womit er den Kopf umwickelt hatte, daß der Turban weit ins Feld hinflog. Sie trugen nehmlich, wenn ſie ins Gefecht zogen, dicke Turbans von Leinewand, weil die-

Die Französische Armee, durch die Expedition in einer so rauhen Jahreszeit merklich vermindert, hatte sich nach der Einnahme von Rothweil, in die Gegend von Duttlingen gezogen, wo sie, ohne alle Ahndung eines feindlichen Besuchs, in tiefer Sicherheit rastet. Unterdessen versammelt der Feind eine große Macht, die bedenkliche Festsetzung der Franzosen jenseits des Rheins, und in einer so großen Nähe von Bayern zu hindern, und diese Gegend von ihren Erpressungen zu befreyen. Die Kaiserlichen, von Hatzfeld angeführt, verbinden sich mit der Bayrischen Macht, welche Mercy befehligt; und auch der Herzog von Lothringen, den man in diesem ganzen Krieg überall, nur nicht in seinem Herzogthum, findet, stößt mit seinen Truppen zu ihren vereinigten Fahnen. Der Anschlag wird gefaßt, die Quartiere der Franzosen in Duttlingen und den angrenzenden Dörfern aufzuschlagen, d. i. sie unvermuthet zu überfallen; eine in diesem Kriege sehr beliebte Art von Expeditionen, die, weil sie immer und nothwendig mit Verwirrung verknüpft war, gewöhnlich mehr Blut kostete, als geordnete Schlachten. Hier war sie um

so mehr an ihrem Platze, da der Franzöſiſche Soldat, in dergleichen Unternehmungen unerfahren, von einem Deutſchen Winter ganz andre Begriffe hegte, und durch die Strenge der Jahrszeit ſich gegen jede Ueberraſchung für hinlänglich geſichert hielt. Johann von Werth, ein Meiſter in dieſer Art Krieg zu führen, der ſeit einiger Zeit gegen Guſtav Horn war ausgewechſelt worden, führte die Unternehmung an, und brachte ſie auch über alle Erwartung glücklich zu Stande.

Man that den Angriff von einer Seite, wo er der vielen engen Päſſe und Waldungen wegen am wenigſten erwartet werden konnte, und ein ſtarker Schnee, der an eben dieſem Tage (den 24ſten des Novembers 1643) fiel, verbarg die Annäherung des Vortrabs, bis er im Angeſichte von Duttlingen Halt machte. Die ganze außerhalb des Orts verlaſſen ſtehende Artillerie wird, ſo wie das nahe liegende Schloß Hemburg, ohne Widerſtand erobert, ganz Duttlingen von der nach und nach eintreffenden Armee umzingelt, und aller Zuſammenhang der in den Dörfern umher zerſtreuten feindlichen Quartiere ſtill und plötzlich gehemmt. Die Fran-

zoſen waren alſo ſchon beſiegt, ehe man eine Kanone abbrannte. Die Reiterey dankte ihre Rettung der Schnelligkeit ihrer Pferde und den wenigen Minuten, welche ſie vor dem nachſetzenden Feinde voraus hatte. Das Fußvolk ward zuſammen gehauen, oder ſtreckte freywillig das Gewehr. Gegen zweytauſend blieben, ſiebentauſend geben ſich mit fünf und zwanzig Stabsoffizieren und neunzig Kapitäns gefangen. Dieß war wohl in dieſem ganzen Kriege die einzige Schlacht, welche auf die verlierende und die gewinnende Partey ohngefähr den nehmlichen Eindruck machte; beyde waren Deutſche, und die Franzoſen hatten ſich beſchimpft. Das Andenken dieſes unholden Tages, der hundert Jahre ſpäter bey Roßbach erneuert ward, wurde in der Folge zwar durch die Heldenthaten eines Türenne und Conde' wieder ausgelöſcht; aber es war den Deutſchen zu gönnen, wenn ſie ſich für das Elend, das die Franzöſiſche Politik über ſie häufte, mit einem Gaſſenhauer auf die Franzöſiſche Tapferkeit bezahlt machten.

Dieſe Niederlage der Franzoſen hätte indeſſen den Schweden ſehr verderblich

werden können, da nunmehr die ganze ungetheilte Macht des Kaisers gegen sie losgelassen wurde, und die Zahl ihrer Feinde in dieser Zeit noch um einen vermehrt worden war. Torstensohn hatte Mähren im September 1643 plötzlich verlassen und sich nach Schlesien gezogen. Niemand wußte die Ursache seines Aufbruchs, und die oft veränderte Richtung seines Marsches trug dazu bey, die Ungewißheit zu vermehren. Von Schlesien aus näherte er sich unter mancherley Krümmungen der Elbe, und die Kaiserlichen folgten ihm bis in die Lausitz nach. Er ließ bey Torgau eine Brücke über die Elbe schlagen, und sprengte aus, daß er durch Meißen in die obere Pfalz und in Bayern dringen würde. Auch bey Barby stellte er sich an, als wollte er diesen Strom passiren, zog sich aber immer weiter die Elbe hinab, bis Havelberg, wo er seiner erstaunten Armee bekannt machte, daß er sie nach Holstein gegen die Dänen führe.

Längst schon hatte die Parteylichkeit, welche König Christian der Vierte bey dem von ihm übernommenen Mittleramte gegen die Schweden blicken ließ, die Ei-

ſerſucht, womit er dem Fortgang ihrer Waffen entgegen arbeitete, die Hinderniſſe, die er der Schwediſchen Schiffahrt im Sund entgegen ſetzte, und die Laſten, mit denen er ihren aufblühenden Handel beſchwerte, den Unwillen dieſer Krone gereitzt, und endlich, da der Kränkungen immer mehrere wurden, ihre Rache aufgefodert. Wie gewagt es auch ſchien, ſich in einen neuen Krieg zu verwickeln, während daß man unter der Laſt des alten, mitten unter gewonnenen Siegen, beynahe zu Boden ſank, ſo erhob doch die Rachbegierde und ein verjährter Nationalhaß den Muth der Schweden über alle dieſe Bedenklichkeiten, und die Verlegenheiten ſelbſt, in welche man ſich durch den Krieg in Deutſchland verwickelt ſah, waren ein Beweggrund mehr, ſein Glück gegen Dänemark zu verſuchen. Es war endlich ſo weit gekommen, daß man den Krieg nur fortſetzte, um den Truppen Arbeit und Brod zu verſchaffen, daß man faſt bloß um den Vortheil der Winterquartiere ſtritt, und die Armee gut untergebracht zu haben, höher als eine gewonnene Hauptſchlacht ſchätzte Aber faſt alle Provinzen des Deutſchen Reichs waren verödet und ausgezehrt; es fehlte an

Proviant, an Pferden und Menſchen, und an allem dieſem hatte Holſtein Ueberfluß. Gewann man auch weiter nichts, als daß man die Armee in dieſer Provinz rekrutirte, Pferde und Soldaten ſättigte, und die Reiterey beſſer beritten machte — ſo war der Erfolg ſchon der Mühe und Gefahr des Verſuches werth. Auch kam jetzt bey Eröffnung des Friedensgeſchäftes alles darauf an, den nachtheiligen Däniſchen Einfluß auf die Friedensunterhandlungen zu hemmen, den Frieden ſelbſt, der die Schwediſche Krone nicht ſehr zu begünſtigen ſchien, durch Verwirrung der Intereſſen möglichſt zu verzögern, und, da es auf Beſtimmung einer Genugthuung ankam, die Zahl ſeiner Eroberungen zu vermehren, um die einzige, welche man zu behalten wünſchte, deſto gewiſſer zu erlangen. Die ſchlechte Verfaſſung des Däniſchen Reichs berechtigte zu noch größeren Hoffnungen, wenn man nur den Anſchlag ſchnell und verſchwiegen ausführte. Wirklich beobachtete man in Stockholm das Geheimniß ſo gut, daß die Däniſchen Miniſter nicht das geringſte davon argwohnten, und weder Frankreich noch Holland wurde in das Geheimniß gezogen. Der Krieg ſelbſt war die Kriegs-

erklärung, und Torstenſohn ſtand in Hol
ſtein, ehe man eine Feindſeligkeit ahnde
te. Durch keinen Widerſtand aufgehal
ten, ergießen ſich die Schwediſchen Trup
pen wie eine Ueberſchwemmung durch
dieſes Herzogthum, und bemächtigen ſich
aller feſten Plätze deſſelben, Rensburg
und Glückſtadt ausgenommen. Eine an
dere Armee bricht in S c h o n e n ein
welches gleich wenig Widerſtand leiſtet
und nur die ſtürmiſche Jahrszeit verhin
dert die Anführer, den kleinen Belt z
paſſiren und den Krieg ſelbſt nach Fühne
und Seeland zu wälzen. Die Däniſch
Flotte verunglückt bey F e m e r n, un
Chriſtian ſelbſt, der ſich auf derſelben b
findet, verliert durch einen Splitter ſei
rechtes Auge. Abgeſchnitten von der we
entlegenen Macht des Kaiſers, ſeine
Bundsgenoſſen, ſteht dieſer König a
dem Punkte, ſein ganzes Reich von d
Schwediſchen Macht überſchwemmt z
ſehen, und es ließ ſich in allem Ernſt
Erfüllung der Wahrſagung an, die m
ſich von dem berühmten Tycho Brahe e
zählte, daß Chriſtian IV. im Jahre 16
mit einem bloßen Stecken aus ſeine
Reiche würde wandern müſſen.

Aber der Kaiſer durfte nicht gleichgültig zuſehen, daß Dänemark den Schweden zum Opfer wurde, und der Raub dieſes Königreichs ihre Macht vermehrte. Wie groß auch die Schwierigkeiten waren, die ſich einem ſo weiten Marſch durch lauter ausgehungerte Länder entgegen ſetzten, ſo ſäumte er doch nicht, den Grafen von Gallas, dem nach dem Austritt des Piccolomini das Oberkommando über die Truppen aufs neue war anvertraut worden, mit einer Armee nach Holſtein zu ſenden. Gallas erſchien auch wirklich in dieſem Herzogthum, eroberte Kiel, und hoffte, nach der Vereinigung mit den Dänen, die Schwediſche Armee in Jütland einzuſchließen. Zugleich wurden die Heſſen und der Schwediſche General von Königsmark durch Hatzfeld und durch den Erzbiſchof von Bremen, den Sohn Chriſtians IV. beſchäftigt, und der Letztere durch einen Angriff auf Meißen nach Sachſen gezogen. Aber Torſtenſohn drang durch den unbeſetzten Paß zwiſchen Schleswig und Stapelholm, ging mit ſeiner neugeſtärkten Armee dem Gallas entgegen, und drückte ihn den ganzen Elbſtrom hinauf bis Bernburg, wo die Kaiſerlichen ein feſtes Lager bezogen. Torſtenſohn

passirte die Saale, und nahm eine solche Stellung, daß er den Feinden in den Rücken kam, und sie von Sachsen und Böhmen abschnitt. Da riß der Hunger in ihrem Lager ein, und richtete den größten Theil der Armee zu Grunde; der Rückzug nach Magdeburg verbesserte nichts an dieser verzweifelten Lage. Die Kavallerie, welche nach Schlesien zu entkommen suchte, wird von Torstensohn bey Jüterbock eingeholt und zerstreut, die übrige Armee, nach einem vergeblichen Versuch, sich mit dem Schwert in der Hand durchzuschlagen, bey Magdeburg fast ganz aufgerieben. Von seiner großen Macht brachte Gallas bloß einige tausend Mann und den Ruhm zurück, daß kein größerer Meister zu finden sey, eine Armee zu ruiniren. Nach diesem verunglückten Versuch zu seiner Befreyung suchte der König von Dänemark den Frieden, und erhielt ihn zu Bremseboor im Jahre 1645 unter harten Bedingungen.

Torstensohn verfolgte seinen Sieg. Während daß einer seiner Untergenerale, Axel Lilienstern, Churſachsen ängstigte, und Königsmark ganz Bremen

ſich unterwürfig machte, brach er ſelbſt an der Spitze von ſechzehntauſend Mann und mit achtzig Kanonen in Böhmen ein, und ſuchte nun den Krieg aufs neue in die Erbſtaaten Oeſterreichs zu verpflanzen. Ferdinand eilte auf dieſe Nachricht ſelbſt nach Prag, um durch ſeine Gegenwart den Muth ſeiner Völker zu entflammen, und, da es ſo ſehr an einem tüchtigen General und den vielen Befehlshabern an Uebereinſtimmung fehlte, in der Nähe der Kriegesſcenen deſto ſchneller und nachdrücklicher wirken zu können. Auf ſeinen Befehl verſammelte Hatzfeld die ganze Oeſterreichiſche und Bayriſche Macht, und ſtellte ſie — das letzte Heer des Kaiſers und der letzte Wall ſeiner Staaten — wider ſeinen Rath und Willen, dem eindringenden Feinde bey Jankau oder Jankowitz am 24. Februar 1645 entgegen. Ferdinand verließ ſich auf ſeine Reiterey, welche dreytauſend Pferde mehr als die feindliche zählte, und auf die Zuſage der Jungfrau Maria, die ihm im Traum erſchienen und einen gewiſſen Sieg verſprochen hatte.

Die Ueberlegenheit der Kaiſerlichen ſchreckte Torſtenſohn nicht ab, der nie

se einen starken Schwerthieb aushalten können. Ein anderer Türke sprengte gegen ihn an, und zielte ihm mit seinem Speere nach den Schultern: aber Herr Johann, der die Richtung des Speers wahrnahm, wich ihm aus; und indem der Sarazen vorüberspreng-te, gab ihm Herr Johann von hinten einen solchen Hieb mit dem Schwerte, daß der Speer weit von ihm ins freye Feld hinwegflog. So kam er denn selbst, und so führt' er seine Leute zu Fuß zurück. Und jene drey Streiche vollzog er herrlich im Angesicht des Herrn von Arsur und der vornehmsten Herren die sich in Acra befanden, und aller Weiber die auf den Mauern stanken, um die Sarazenen zu beschauen.

Während daß die vielen Sarazenen, die vor Acra standen und weder uns noch auch die Festung Acra anzugreifen wagten, vernahmen sie, wie es auch die Wahrheit war, der König lasse die Stadt Sayette befestigen, und zwar mit wenig brauchbaren Leuten; sie zogen daher sich ebenfalls dahin. Als Herr Simon von Monceliart der Anführer der Arm-brustschützen des Königs und Befehlshaber über die königlichen Truppen in Sayette, sagen hörte, daß diese Leute im Anzuge wären, zog er sich in die Burg von Sayette zurück, die sehr fest und auf allen Sei-ten vom Meer eingeschlossen ist, weil er wohl sah, daß er sich nicht gegen sie würde halten können. In diese Burg zog er so viel Leute als er nur auftreiben konnte. Allein es waren deren doch nur wenig, denn die Burg war sehr klein. Die Sarazenen hielten sich zuerst an die Stadt, die sie ohne alle Vertheidigung fanden, denn sie war noch nicht ganz mit Wällen um-geben. Ueber zweytausend der unsrigen wurden von ihnen niedergehauen, sie machten viele Beute, und zogen damit nach Damask zurück.

Als

gewohnt war, seine Feinde zu zählen. Gleich beym ersten Angriff wurde der linke Flügel, den der ligistische General von Götz in eine sehr unvortheilhafte Gegend zwischen Teichen und Wäldern verwickelt hatte, völlig in Unordnung gebracht, der Anführer selbst mit dem größten Theil seiner Völker erschlagen, und beynahe die ganze Kriegsmunition der Armee erbeutet. Dieser unglückliche Anfang entschied das Schicksal des ganzen Treffens. Die Schweden bemächtigten sich, immer vorwärts dringend, der wichtigsten Anhöhen, und nach einem achtstündigen blutigen Gefechte, nach einem wüthenden Anlauf der kaiserlichen Reiterey, und dem tapfersten Widerstand des Fußvolks, waren sie Meister vom Schlachtfelde. Zweytausend Oesterreicher blieben auf dem Platze, und Hatzfeld selbst mußte sich mit dreytausend gefangen geben. Und so war denn an Einem Tage der beste General und das letzte Heer des Kaisers verloren.

Dieser entscheidende Sieg bey Jankowitz öffnete auf einmal dem Feind alle Oesterreichische Lande. Ferdinand entfloh eilig nach Wien, um für die Ver-

theidigung dieſer Stadt zu ſorgen, und ſich ſelbſt, ſeine Schätze und ſeine Familie in Sicherheit zu bringen. Auch währte es nicht lange, ſo brachen die ſiegenden Schweden in Mähren und Oeſterreich wie eine Waſſerfluth herein. Nachdem ſie beynahe das ganze Mähren erobert, Brünn eingeſchloſſen, von allen feſten Schlöſſern und Städten bis an die Donau Beſitz genommen, und endlich ſelbſt die Schanze an der Wolfsbrücke, unfern von Wien, erſtiegen, ſtehen ſie endlich im Geſicht dieſer Kaiſerſtadt, und die Sorgfalt, mit der ſie die eroberten Plätze befeſtigen, ſcheint keinen kurzen Beſuch anzudeuten. Nach einem langen verderblichen Umweg durch alle Provinzen des Deutſchen Reiches krümmt ſich endlich der Kriegesſtrom rückwärts zu ſeinem Anfang, und der Knall des Schwediſchen Geſchützes erinnert die Einwohner Wiens an jene Kugeln, welche die Böhmiſchen Rebellen vor ſieben und zwanzig Jahren in die Kaiſersburg warfen. Dieſelbe Kriegsbühne führt auch dieſelben Werkzeuge des Angriffs zurück. Wie Bethlen Gabor von den rebelliſchen Böhmen, ſo wird jetzt ſein Nachfolger, Ragotzy, von Torſtenſohn zum Beyſtand her-

bey gerufen; ſchon iſt Oberungarn von ſeinen Truppen überſchwemmt, und täglich fürchtet man ſeine Vereinigung mit den Schweden. Johann Georg von Sachſen, durch die Schwediſchen Einquartierungen in ſeinem Lande aufs äußerſte gebracht, hülflos gelaſſen von dem Kaiſer, der ſich nach dem Jankauiſchen Treffen ſelbſt nicht beſchützen kann, ergreift endlich das letzte und einzige Rettungsmittel, einen Stillſtand mit den Schweden zu ſchließen, der von Jahr zu Jahr bis zum allgemeinen Frieden verlängert wird. Der Kaiſer verliert einen Freund, indem an den Thoren ſeines Reichs ein neuer Feind gegen ihn aufſteht, indem ſeine Kriegsheere ſchmelzen, und ſeine Bundsgenoſſen an andern Enden Deutſchlands geſchlagen werden. Denn auch die Franzöſiſche Armee hatte den Schimpf der Duttlinger Niederlage durch einen glänzenden Feldzug wieder ausgelöſcht, und die ganze Macht Bayerns am Rhein und in Schwaben beſchäftigt. Mit neuen Truppen aus Frankreich verſtärkt, die der große und jetzt ſchon durch ſeine Siege in Italien verherrlichte Türenne dem Herzog von Enguien zuführte, erſchienen ſie am 3. Auguſt 1644 vor Freyburg, wel-

ches Mercy kurz vorher erobert hatte, und mit ſeiner ganzen, aufs beſte verſchanzten Armee bedeckte. Das Ungeſtüm der Franzöſiſchen Tapferkeit ſcheiterte zwar an der Standhaftigkeit der Bayern, und der Herzog von Enguien mußte ſich zum Rückzug entſchließen, nachdem er bey ſechstauſend ſeiner Leute umſonſt hingeſchlachtet hatte. Mazarin vergoß Thränen über dieſen großen Verluſt, den aber der herzloſe, für den Ruhm allein empfindliche Conde' nicht achtete. „Eine einzige Nacht in Paris," hörte man ihn ſagen, „giebt mehr Menſchen das Leben, als dieſe Action getödtet hat." Indeſſen hatte doch dieſe mörderiſche Schlacht die Bayern ſo ſehr entkräftet, daß ſie, weit entfernt, das bedrängte Oeſterreich zu entſetzen, nicht einmal die Rheinufer vertheidigen konnten. Speier, Worms, Mannheim ergeben ſich, das feſte Philippsburg wird durch Mangel bezwungen, und Mainz ſelbſt eilt, durch eine zeitige Unterwerfung den Sieger zu entwaffnen.

Was Oeſterreich und Mähren am Anfang des Krieges gegen die Böhmen gerettet hatte, rettete es auch jetzt gegen Torſtenſohn. Ragotzy war zwar mit ſei-

nen Völkern, fünf und zwanzig tausend an der Zahl, bis an die Donau in die Nähe des Schwedischen Lagers gedrungen; aber diese undisciplinirten und rohen Schaaren verwüsteten nur das Land, und vermehrten den Mangel im Lager der Schweden, anstatt daß sie die Unternehmungen Torstensohns durch eine zweckmäßige Wirksamkeit hätten befördern sollen. Dem Kaiser Tribut, dem Unterthan Geld und Gut abzudringen, war der Zweck, der den Ragotzy, wie Bethlen Gaborn, ins Feld rief, und beyde gingen heim, sobald sie diese Absicht erreicht hatten. Ferdinand, um seiner los zu werden, bewilligte dem Barbaren, was er nur immer foderte, und befreyte durch ein geringes Opfer seine Staaten von diesem furchtbaren Feinde.

Unterdessen hatte sich die Hauptmacht der Schweden in einem langwierigen Lager vor Brünn aufs äußerste geschwächt. Torstensohn, der selbst dabey kommandirte, erschöpfte vier Monate lang umsonst seine ganze Belagerungskunst; der Widerstand war dem Angriffe gleich, und Verzweiflung erhöhte den Muth des Kommendanten de Souches, eines Schwedischen Ueberläufers, der keinen Pardon

zu hoffen hatte. Die Wuth der Seuchen, welche Mangel, Unreinlichkeit und der Genuß unreifer Früchte in seinem langwierigen verpesteten Lager erzeugte, und der schnelle Abzug des Siebenbürgers nöthigte endlich den Schwedischen Befehlshaber, die Belagerung aufzuheben. Da alle Päſſe an der Donau beſetzt, seine Armee aber durch Krankheit und Hunger schon sehr geschmolzen war, so entsagte er seiner Unternehmung auf Oeſterreich und Mähren, begnügte sich, durch Zurücklassung Schwedischer Beſatzungen in den eroberten Schlöſſern einen Schlüſſel zu beyden Provinzen zu behalten, und nahm seinen Weg nach Böhmen, wohin ihm die Kaiſerlichen unter dem Erzherzog Leopold folgten. Welche der verlorenen Plätze von dem letztern noch nicht wieder erobert waren, wurden nach seinem Abzuge von dem kaiſerlichen General Bucheim bezwungen, daß die Oeſterreichiſche Grenze in dem folgenden Jahre wieder völlig von Feinden gereinigt war, und das zitternde Wien mit dem bloßen Schrecken davon kam. Auch in Böhmen und Schleſien behaupteten sich die Schweden nur mit sehr abwechselndem Glück, und durchirrten beyde Län-

der, ohne sich darin behaupten zu können. Aber wenn auch der Erfolg der Torstenſohniſchen Unternehmung ihrem vielverſprechenden Anfang nicht ganz gemäß war, ſo hatte ſie doch für die Schwediſche Partey die entſcheidendſten Folgen. Dänemark wurde dadurch zum Frieden, Sachſen zum Stillſtand genöthigt, der Kaiſer bey dem Friedenskongreſſe nachgiebiger, Frankreich gefälliger, und Schweden ſelbſt in ſeinem Betragen gegen die Kronen zuverſichtlicher und kühner gemacht. Seiner großen Pflicht ſo glänzend entledigt, trat der Urheber dieſer Vortheile, mit Lorbeern geſchmückt, in die Stille des Privatſtandes zurück, um gegen die Qualen ſeiner Krankheit Linderung zu ſuchen.

Von der Böhmiſchen Seite zwar ſahe ſich der Kaiſer nach Torſtenſohns Abzug vor einem feindlichen Einbruch geſichert; aber bald näherte ſich von Schwaben und Bayern her eine neue Gefahr den Oeſterreichiſchen Grenzen. Türenne, der ſich von Conde' getrennt und nach Schwaben gewendet hatte, war im Jahr 1645 unweit Mergentheim von Mercy aufs Haupt geſchlagen worden, und die ſiegenden Bayern drangen unter ihrem tapfern An-

führer in Hessen ein. Aber der Herzog von Enguien eilte sogleich mit einem beträchtlichen Succurs aus dem Elsaß, Königsmark aus Mähren, die Hessen von dem Rheinstrom herbey, das geschlagene Heer zu verstärken, und die Bayern wurden bis an das äußerste Schwaben zurück gedrückt. Bey dem Dorf Allersheim unweit Nördlingen, hielten sie endlich Stand, die Grenze von Bayern zu vertheidigen. Aber der ungestüme Muth des Herzogs von Enguien ließ sich durch kein Hinderniß schrecken. Er führte seine Völker gegen die feindlichen Schanzen und eine große Schlacht geschäh, die der heldenmüthige Widerstand der Bayern zu einer der hartnäckigsten und blutigsten machte, und endlich der Tod des vortrefflichen Merey, Türennes Besonnenheit und die felsenfeste Standhaftigkeit der Hessen zum Vortheil der Alliirten entschied. Aber auch diese zweyte barbarische Hinopferung von Menschen hatte auf den Gang des Kriegs und der Friedensunterhandlungen wenig Einfluß. Das Französische Heer, durch diesen blutigen Sieg entkräftet, verminderte sich noch mehr durch den Abzug der Hessen, und den Bayern führte Leopold kaiserliche Hülfs-

völker zu, daß Türenne aufs eilfertigste nach dem Rhein zurück fliehen mußte.

Der Rückzug der Franzosen erlaubte dem Feind seine ganze Macht jetzt nach Böhmen gegen die Schweden zu kehren. Gustav Wrangel, kein unwürdiger Nachfolger Banners und Torstensohns, hatte im Jahre 1646 das Oberkommando über die Schwedische Macht erhalten, die, außer Königsmarks fliegendem Corps und den vielen im Reiche zerstreuten Besatzungen, ohngefähr noch achttausend Pferde und funfzehntausend Mann Fußvolk zählte. Nachdem der Erzherzog Leopold seine vier und zwanzig tausend Mann starke Macht durch zwölf Bayrische Kavallerie- und achtzehn Infanterie-Regimenter verstärkt hatte, ging er auf Wrangeln los, und hoffte ihn, ehe Königsmark zu ihm stieße, oder die Franzosen eine Diversion machten, mit seiner überlegenen Macht zu erdrücken. Aber dieser erwartete ihn nicht, sondern eilte durch Obersachsen an die Weser, wo er Höxter und Paderborn wegnahm. Von da wendete er sich nach Hessen, um sich mit Türenne zu vereinigen, und zog in seinem Lager zu Wetzlar die fliegende Armee des Königsmark an sich.

Aber Türenne, gefesselt durch Mazarins Befehle, der dem Kriegsglück und dem immer wachsenden Uebermuth Schwedens stets eine Grenze gesetzt sah, entschuldigte sich mit dem dringendern Bedürfniß, die Niederländischen Grenzen des Französischen Reichs zu vertheidigen, weil die Holländer ihre versprochene Diversion in diesem Jahr unterlassen hätten. Da aber Wrangel fortfuhr auf seiner gerechten Foderung mit Nachdruck zu bestehen, da eine längere Widersetzlichkeit bey den Schweden Verdacht erwecken, ja sie vielleicht gar zu einem Privatfrieden mit Oesterreich geneigt machen konnte, so erhielt endlich Türenne die gewünschte Erlaubniß, das Schwedische Heer zu verstärken.

Die Vereinigung geschah bey Gießen, und jetzt fühlte man sich mächtig genug, dem Feinde die Stirne zu bieten. Er war den Schweden bis Hessen nachgeeilt, wo er ihnen die Lebensmittel abschneiden und die Vereinigung mit Türenne verhindern wollte. Beydes mißlang, und die Kaiserlichen sahen sich nun selbst von dem Main abgeschnitten, und nach dem Verlust ihrer Magazine dem größten Mangel ausgesetzt. Wrangel benutzte

Als der König dieſe Botſchaft vernahm, ward er darüber ſehr entrüſtet, und ſann nach, wie der Schaden wieder gut zu machen wäre. Den Baronen des Landes war ſie noch weniger angenehm, weil der König ſich vornahm, eine gewiſſe Anhöhe zu befeſtigen, wo vormahls zu den Zeiten der Maccabäer eine Burg geſtanden hatte.

Dieſe Burg liegt an dem Wege, wenn man von Japha nach Jeruſalem geht. Die Baronen im heiligen Lande waren nicht des Sinnes, daß dieſe Burg wieder befeſtigt werden ſollte, weil ſie fünf Stunden von der Küſte entlegen war; daher keine Lebensmittel von der See zu uns gelangen konnten, ſondern von den Sarazenen, die ſtärker als wir waren, weggenommen wurden.

Als die Nachricht von der Zerſtörung der Burg ins Lager bey Sayette kam, ſtellten die Landesbaronen den König vor: es würde ihm mehr Ehre machen, wenn er die zerſtörte Burg wieder feſt machte, als wenn er eine neue Feſtung anlegte; und der König gab ihnen Beyfall.

Während daß der König in Japha war, ſagte man ihm, der Sultan von Damaſk würde ihm mit Vergnügen ſicheres Geleit ertheilen, um nach Jeruſalem zu wallfahrten. Der König hielt darüber großen Rath; und der Schluß des Raths fiel dahin aus, daß auch nicht einer dem König rieth, dahin zu gehen, weil er doch die Stadt in den Händen der Sarazenen laſſen müſſe. Hiergegen führte man dem König ein Beyſpiel an, welches darin beſtand. Als der große König Philipp ſich von Acra entfernte, um nach Frankreich zurückzukehren, ließ er alle Leute mit dem Herzog von Burgund, des letzt verſtorbenen Großvater, im Lager zurück.

ihre Schwäche, um eine Unternehmung auszuführen, die dem Krieg eine ganz andre Wendung geben sollte. Auch er hatte die Maxime seines Vorgängers adoptirt, den Krieg in die Oesterreichischen Staaten zu spielen; aber von dem schlechten Fortgange der Torstenschnischen Unternehmung abgeschreckt, hoffte er denselben Zweck auf einem andern Wege sicherer und gründlicher zu erreichen. Er entschloß sich dem Laufe der Donau zu folgen, und mitten durch Bayern gegen die Oesterreichischen Grenzen hereinzubrechen. Einen ähnlichen Plan hatte schon Gustav Adolph entworfen, aber nicht zur Ausführung bringen können, weil ihn die Wallensteinische Macht und Sachsens Gefahr von seiner Siegesbahn zu frühzeitig abriefen. In seine Fußstapfen war Herzog Bernhard getreten, und, glücklicher als Gustav Adolph, hatte er schon zwischen der Iser und dem Inn seine siegreichen Fahnen ausgebreitet; aber auch ihn zwang die Menge und die Nähe der feindlichen Armeen in seinem Heldenlaufe still zu stehen, und seine Völker zurück zu führen. Was diesen beyden mißlungen war, hoffte Wrangel jetzt um so mehr zu einem glücklichen Ende zu füh-

ren, da die Kaiſerlich-Bayriſchen Völker weit hinter ihm an der Lahne ſtanden, und erſt nach einem ſehr weiten Marſch durch Franken und die Oberpfalz in Bayern eintreffen konnten. Eilfertig zog er ſich an die Donau, ſchlug ein Corps Bayern bey Donauwerth, und paſſirte dieſen Strom, ſo wie den Lech, ohne Widerſtand. Aber durch die fruchtloſe Belagerung von Augsburg verſchaffte er den Kaiſerlichen Zeit, ſowohl dieſe Stadt zu entſetzen, als ihn ſelbſt bis Lauingen zurückzutreiben. Nachdem ſie ſich aber aufs neue, um den Krieg von den Bayriſchen Grenzen zu entfernen, gegen Schwaben gewendet hatten, erſah er die Gelegenheit, den unbeſetzt gelaſſenen Lech zu paſſiren, den er nunmehr den Kaiſerlichen ſelbſt verſperrte. Und jetzt lag Bayern offen und unvertheidigt vor ihm da; Franzoſen und Schweden überſchwemmten es wie eine reißende Fluth, und der Soldat belohnte ſich durch die ſchrecklichſten Gewaltthaten, Räuberungen und Erpreſſungen für die überſtandnen Gefahren. Die Ankunft der Kayſerlich-Bayriſchen Völker, welche endlich bey Thierhaupten den Uebergang über den Lechſtrom vollbrachten, vermehrte bloß das Elend des Landes, welches

Freund und Feind ohne Unterschied plü
derten.

Jetzt endlich — jetzt, in diesem ganze
Kriege zum erstenmal, wankte der stan
hafte Muth Maximilians, der acht u
zwanzig Jahre lang bey den härtest
Proben unerschüttert geblieben. Ferd
nand der Zweyte, sein Gespiele zu Ingo
stadt und der Freund seiner Jugend, w
nicht mehr; mit dem Tode dieses Freu
des und Wohlthäters war eins der stär
sten Bande zerrissen, die den Churfürst
an Oesterreichs Interesse gefesselt hatte
An den Vater hatte ihn Gewohnhe
Neigung und Dankbarkeit gekettet; d
Sohn war seinem Herzen fremd, und n
das Staatsinteresse konnte ihn
der Treue gegen diesen Fürsten erhalten

Und eben dieses Letztere war es, w
die Französische Arglist jetzt wirken li
um ihn von der Oesterreichischen Allia
abzulocken und zu Niederlegung der Wa
fen zu bewegen. Nicht ohne eine gro
Absicht hatte Mazarin seiner Eifersuc
gegen die wachsende Macht Schwede
Stillschweigen auferlegt, und den Fra
zösischen Völkern gestattet, die Schwed
nach Bayern zu begleiten. Bayern sol

alle Schreckniſſe des Krieges erleiden, damit endlich Noth und Verzweiflung die Standhaftigkeit Maximilians beſiegten, und der Kaiſer den erſten und letzten ſeiner Alliirten verlöre. Brandenburg hatte unter ſeinem großen Regenten die Neutralität erwählt, Sachſen aus Noth ergreifen müſſen; den Spaniern unterſagte der Franzöſiſche Krieg jeden Antheil an dem Deutſchen; Dänemark hatte der Friede mit Schweden von der Kriegsbühne abgerufen, Pohlen ein langer Stillſtand entwaffnet. Gelang es, auch noch den Churfürſten von Bayern von dem Oeſterreichiſchen Bündniß loszureißen, ſo hatte der Kaiſer im ganzen Deutſchland keinen Verfechter mehr, und ſchutzlos ſtand er da, der Willkühr der Kronen Preis gegeben.

Ferdinand der Dritte erkannte die Gefahr, worin er ſchwebte, und ließ kein Mittel unverſucht, ſie abzuwenden. Aber man hatte dem Churfürſten von Bayern die nachtheilige Meinung beygebracht, daß nur die Spanier dem Frieden entgegen ſtänden, und daß bloß Spaniſcher Einfluß den Kaiſer vermöge, ſich gegen den Stillſtand der Waffen zu erklären: Ma-

ximilian aber haßte die Spanier und ha
te es ihnen nie vergeben, daß ſie ih
bey ſeiner Bewerbung um die Pfälziſch
Chur entgegen geweſen waren. Und di
ſer feindſeligen Macht zu gefallen ſoll
er jetzt ſein Volk aufgeopfert, ſeine Lan
verwüſtet, ſich ſelbſt zu Grunde gericht
ſehen, da er ſich durch einen Stillſtan
aus allen Bedrängniſſen reißen, ſeine
Volke die ſo nöthige Erholung verſchaffe
und durch dieſes Mittel zugleich den a
gemeinen Frieden vielleicht beſchleunig
konnte? Jede Bedenklichkeit verſchwan
und, von der Nothwendigkeit dieſes Schr
tes überzeugt, glaubte er ſeinen Pflic
ten gegen den Kaiſer genug zu thu
wenn er auch ihn der Wohlthat d
Waffenſtillſtandes theilhaftig machte.

Zu Ulm verſammelten ſich die Dep
tirten der drey Kronen und Bayern
um die Bedingungen des Stillſtandes
Richtigkeit zu bringen. Aus der I
ſtruction der Oeſterreichiſchen Abgeſan
ten ergab ſich aber bald, daß der Kai
den Kongreß nicht beſchickt hatte, u
die Abſchließung deſſelben zu beförde
ſondern vielmehr um ſie rückgängig
machen. Es kam darauf an, die Schu

den, die im Vortheile waren, und von der Fortsetzung des Kriegs mehr zu hoffen als zu fürchten hatten, für den Stillstand zu gewinnen, nicht ihnen denselben durch harte Bedingungen zu erschweren. Sie waren ja die Sieger; und doch maßte der Kaiser sich an, ihnen Gesetze vorzuschreiben. Auch fehlte wenig, daß ihre Gesandten nicht im ersten Zorn den Kongreß verließen, und um sie zurück zu halten, mußten die Franzosen zu Drohungen ihre Zuflucht nehmen.

Nachdem es dem guten Willen des Churfürsten von Bayern auf diese Weise mißlungen war, den Kaiser mit in den Stillstand einzuschließen, so hielt er sich nunmehr für berechtigt, für sich selbst zu sorgen. So theuer auch der Preis war, um welchen man ihn den Stillstand erkaufen ließ, so bedachte er sich doch nicht lange, denselben einzugehen. Er überließ den Schweden, ihre Quartiere in Schwaben und Franken auszubreiten, und war zufrieden, die seinigen auf Bayern und auf die Pfälzischen Lande einzuschränken. Was er in Schwaben erobert hatte, mußte den Alliirten geräumt werden, die ihm ihrer seits, was

sie von Bayern inne hatten, wieder aus-
lieferten. In den Stillstand war auch
Kölln und Hessenkassel eingeschlossen. Nach
Abschließung dieses Traktats, am 14. März
1647, verließen die Franzosen und Schwe-
den Bayern, und wählten sich, um sich
selbst nicht im Wege zu stehen, verschie-
dene Quartiere, jene im Herzogthum
Wirtemberg, diese in Oberschwaben, in
der Nähe des Bodensees. An dem äußer-
sten nördlichen Ende dieses Sees, und
Schwabens südlichster Spitze, trotzte die
Oesterreichische Stadt Bregenz durch
ihren engen und steilen Paß jedem feind-
lichen Anfall, und aus der ganzen um-
liegenden Gegend hatte man seine Güter
und Personen in diese natürliche Festung
geflüchtet. Die reiche Beute, die der
aufgehäufte Vorrath darin erwarten ließ,
und der Vortheil, einen Paß gegen Tyrol,
die Schweiz und Italien zu besitzen,
reitzte den Schwedischen General, einen
Angriff auf diese für unüberwindlich ge-
haltene Klause und die Stadt selbst zu
versuchen. Beydes gelang ihm; des Wi-
derstands der Landleute ungeachtet, die,
sechstausend an der Zahl, den Paß zu ver-
theidigen strebten. Unterdeß hatte sich
Türenne, der getroffenen Uebereinkunft

gemäß, nach dem Wirtembergiſchen gewendet, von wo aus er den Landgrafen von Darmſtadt und den Churfürſten von Mainz durch die Gewalt ſeiner Waffen zwang, nach dem Beyſpiel Bayerns die Neutralität zu ergreifen.

Und jetzt endlich ſchien das große Ziel der Franzöſiſchen Staatskunſt erreicht zu ſeyn, den Kaiſer, alles Beyſtands der Ligue und ſeiner proteſtantiſchen Alliirten beraubt, den vereinigten Waffen der beyden Kronen ohne Vertheidigung bloß zu ſtellen, und ihm mit dem Schwert in der Hand den Frieden zu diktiren. Eine Armee von höchſtens zwölftauſend Mann war alles, was ihm von ſeiner Furchtbarkeit übrig war, und über dieſe mußte er, weil der Krieg alle ſeine fähigen Generale dahin gerafft hatte, einen Kalviniſten, den Heſſiſchen Ueberläufer Melander, zum Befehlshaber ſetzen. Aber wie dieſer Krieg mehrmals die überraſchendſten Glückswechſel aufſtellte, und oft durch einen plötzlichen Zwiſchenfall alle Berechnungen der Staatskunſt zu Schanden machte, ſo ſtrafte auch hier der Erfolg die Erwartung Lügen, und die tief geſunkene Macht Oeſterreichs arbei-

tet ſich nach einer kurzen Kriſe aufs neue zu einer drohenden Ueberlegenheit empor. Frankreichs Eiferſucht gegen die Schweden erlaubte dieſer Krone nicht, den Kaiſer zu Grunde zu richten, und die Schwediſche Macht in Deutſchland dadurch zu einem Grade zu erheben, der für Frankreich ſelbſt zuletzt verderblich werden konnte. Oeſterreichs hülfloſe Lage wurde daher von dem Franzöſiſchen Miniſter nicht benutzt, die Armee des Türenne von Wrangeln getrennt und an die Niederländiſchen Grenzen gezogen. Zwar verſuchte Wrangel, nachdem er ſich von Schwaben nach Franken gewendet, Schweinfurt erobert, und die dortige kaiſerliche Beſatzung unter ſeine Armee geſteckt hatte, für ſich ſelbſt in Böhmen einzudringen, und belagerte Eger, den Schlüſſel zu dieſem Königreich. Um dieſe Feſtung zu entſetzen, ließ der Kaiſer ſeine letzte Armee marſchiren, und fand ſich in eigner Perſon bey derſelben ein. Aber ein weiter Umweg, den ſie nehmen mußte, um die Güter des Kriegsrathspräſidenten von Schlick nicht zu betreten, verzögerte ihren Marſch, und ehe ſie anlangte, war Eger ſchon verloren. Beyde Armeen näherten ſich jetzt einander, und [illegible] er-

Sächs. Landes-

wartete mehr als einmal eine entscheidende Schlacht, da beyde der Mangel drückte, die Kaiserlichen die größere Zahl für sich hatten, und beyde Läger und Schlachtordnungen oft nur durch die aufgeworfenen Werke von einander geschieden waren. Aber die Kaiserlichen begnügten sich, dem Feind zur Seite zu bleiben, und ihn durch kleine Angriffe, Hunger und schlimme Märsche zu ermüden, bis die mit Bayern eröffneten Unterhandlungen das gewünschte Ziel erreicht haben würden.

Bayerns Neutralität war eine Wunde, die der kaiserliche Hof nicht verschmerzen konnte, und nachdem man umsonst versucht hatte, sie zu hindern, ward beschlossen, den einzig möglichen Vortheil davon zu ziehen. Mehrere Offiziere der Bayrischen Armee waren über diesen Schritt ihres Herrn entrüstet, der sie auf einmal in Unthätigkeit versetzte, und ihrem Hange zur Ungebundenheit eine lästige Fessel anlegte. Selbst der tapfre Johann von Werth stand an der Spitze der Mißvergnügten, und, aufgemuntert von dem Kaiser, entwarf er das Komplott, die ganze Armee von dem Churfürsten abtrünnig zu machen, und

rück. Unterdeſſen daß der Herzog vor Acra verweilte, und der König Richard von England auch, wurde ihnen geſagt, ſie könnten Tags darauf Jeruſalem einnehmen, wenn ſie wollten, weil die ganze Reuterey des Sultans von Damask wegen einer Fehde, die er mit einem gewiſſen Sultan habe, entfernt ſey. Sie ſtellten alſo ihre Leute in Schlachtordnung; und der König von England nahm das erſte Treffen, der Herzog von Burgund das zweyte, mit der geſammten Mannſchaft des Königs von Frankreich. Indem man in der Hofnung ſtand, die Stadt zu erobern, wurde der König aus dem Lager des Herzogs gewarnt, nicht weiter vorzurücken, weil der Herzog von Burgund ſich zurückziehe; auf daß man nicht ſollte ſagen können, die Engländer hätten Jeruſalem eingenommen. Während dieſes Geſprächs rief dem König von England einer ſeiner Ritter zu: „Sire! Sire! kommt hierher! ich will euch Jeruſalem zeigen.“ Als der König das vernahm, warf er ſeinen Waffenrock von ſich, und betete mit Thränen: „lieber Herre Gott! ich bitte dich, nicht zu verſtatten, daß ich deine heilige Stadt zu ſehen bekomme, da ich ſie doch nicht aus den Händen der Feinde befreyen kann!“ Dieſes Beyſpiel ſtellte man dem König vor; indem, wenn er, als der größte unter den chriſtlichen Königen ſeine Wallfahrt machte, ohne die Stadt von den Feinden Gottes zu befreyen, jeder andere König und jeder andere Pilger, die etwa nach ihm kämen, glauben würden, genug zu thun, wenn ſie ihre Wallfahrt ſo vollendeten, wie es der König von Frankreich gethan, und keinen rechten Ernſt auf die Befreyung Jeruſalems wenden würden.

König Richard verrichtete, als er über'm Meer war, ſo viele Ritterthaten, daß, wenn die Pferde der

Sara-

dem Kaiser zuzuführen. Ferdinand erröthete nicht, diese Verrätherey gegen den treusten Alliirten seines Vaters heimlich in Schutz zu nehmen. Er ließ an die Churfürstlichen Völker förmliche Abrufungsbriefe ergehen, worin er sie erinnerte, daß sie Reichstruppen seyen, die der Churfürst bloß in kaiserlichem Namen befehligt habe. Zum Glück entdeckte Maximilian das angesponnene Komplott noch zeitig genug, um durch schnelle und zweckmäßige Anstalten der Ausführung desselben zuvor zu kommen.

Der unwürdige Schritt des Kaisers hatte ihn zu Repressalien berechtigt; aber Maximilian war ein zu grauer Staatsmann, um, wo die Klugheit allein sprechen durfte, die Leidenschaft zu hören. Er hatte von dem Waffenstillstand die Vortheile nicht geerntet, die er sich darin versprochen hatte. Weit entfernt, zu der Beschleunigung des allgemeinen Friedens beyzutragen, hatte dieser einseitige Stillstand vielmehr den Negotiationen zu Münster und Osnabrück eine schädliche Wendung gegeben, und die Alliirten in ihren Foderungen dreister gemacht. Die Franzosen und Schweden waren aus

Bayern entfernt worden; aber durch den Verluſt der Quartiere im Schwäbiſchen Kreiſe ſah er ſich nun ſelbſt dahin gebracht, mit ſeinen Truppen ſein eigenes Land auszuſaugen, wenn er ſich nicht entſchlieſſen wollte, ſie ganz und gar abzudanken, und in dieſer Zeit des Fauſtrechts unbeſonnen Schwert und Schild wegzulegen. Ehe er eins dieſer beyden gewiſſen Uebel erwählte, entſchloß er ſich lieber zu einem dritten, das zum wenigſten noch ungewiß war, den Stillſtand aufzukündigen, und aufs neue zu den Waffen zu greifen.

Sein Entſchluß und die ſchnelle Hülfe, die er dem Kaiſer nach Böhmen ſchickte, drohte den Schweden höchſt verderblich zu werden, und Wrangel mußte ſich aufs eilfertigſte aus Böhmen zurück ziehen. Er ging durch Thüringen nach Weſtphalen und Lüneburg, um die Franzöſiſche Armee unter Türenne an ſich zu ziehen, und unter Melander und Gronsfeld folgte ihm die Kaiſerlich-Bayriſche Armee bis an den Weſerſtrom. Sein Untergang war unvermeidlich, wenn der Feind ihn erreichte, ehe Türenne zu ihm ſtieß; aber was den Kaiſer zuvor gerettet hatte,

erhielt jetzt auch die Schweden. Mitten unter der Wuth des Kampfes leitete kalte Klugheit den Lauf des Krieges, und die Wachsamkeit der Höfe vermehrte sich, je näher der Friede herbey rückte. Der Churfürst von Bayern durfte es nicht geschehen lassen, daß sich das Uebergewicht der Macht so entscheidend auf die Seite des Kaisers neigte, und durch diesen plötzlichen Umschwung der Dinge der Friede verzögert würde. So nahe an Abschließung der Traktaten war jede einseitige Glücksveränderung äußerst wichtig, und die Aufhebung des Gleichgewichts unter den traktirenden Kronen konnte auf einmal das Werk vieler Jahre, die theure Frucht der schwierigsten Unterhandlungen, zerstören und die Ruhe des ganzen Europa verzögern. Wenn Frankreich seine Allirte, die Krone Schweden, in heilsamen Fesseln hielt, und ihr, nach Maßgabe ihrer Vortheile und Verluste seine Hülfe zuzählte, so übernahm der Churfürst von Bayern stillschweigend dieses Geschäft bey seinem Allirten, dem Kaiser, und suchte durch eine weise Abwägung seines Beystandes Meister von Oesterreichs Größe zu bleiben. Jetzt droht die Macht des Kaisers auf einmal

zu einer gefährlichen Höhe zu steigen, und Maximilian hält plötzlich inne, die Schwedische Armee zu verfolgen. Auch fürchtete er die Repressalien Frankreichs, welches schon gedroht hatte, die ganze Macht Türennes gegen ihn zu senden, wenn er seinen Truppen erlauben würde, über die Weser zu setzen.

Melander, durch die Bayern gehindert, Wrangeln weiter zu verfolgen, wendete sich über Jena und Erfurt gegen Hessen, und erscheint jetzt als ein furchtbarer Feind in demselben Lande, das er ehemals vertheidigt hatte. Wenn es wirklich Rachbegierde gegen seine ehemalige Gebieterin war, was ihn antrieb, Hessen zum Schauplatz seiner Verwüstung zu erwählen, so befriedigte er diese Lust auf das schrecklichste. Hessen blutete unter seiner Geißel, und das Elend dieses so hart mitgenommenen Landes wurde durch ihn aufs äußerste getrieben. Aber bald hatte er Ursache zu bereuen, daß ihn bey der Wahl der Quartiere die Rachgier statt der Klugheit geleitet hatte. In dem verarmten Hessen drückte der äußerste Mangel die Armee, während daß Wrangel in Lüneburg frische Kräfte sam-

melte, und seine Regimenter beritten machte. Viel zu schwach, seine schlechten Quartiere zu behaupten, als der Schwedische General im Winter des 1643sten Jahres den Feldzug eröffnete und gegen Hessen anrückte, mußte er mit Schanden entweichen, und an den Ufern der Donau seine Rettung suchen.

Frankreich hatte die Erwartungen der Schweden aufs neue getäuscht, und die Armee des Türenne, aller Aufforderungen Wrangels ungeachtet, am Rheinstrom zurück gehalten. Der Schwedische Heerführer hatte sich dadurch gerächt, daß er die Weimarische Reiterey an sich zog, die dem Französischen Dienst entsagte, durch eben diesen Schritt aber der Eifersucht Frankreichs neue Nahrung gegeben. Endlich erhielt Türenne die Erlaubniß, zu den Schweden zu stoßen, und nun wurde von beyden vereinigten Armeen der letzte Feldzug in diesem Kriege eröffnet. Sie trieben Melandern bis an die Donau vor sich her, warfen Lebensmittel in Eger, das von den Kaiserlichen belagert war, und schlugen jenseits der Donau das Kaiserlich-Bayrische Heer, das bey Sussmarshausen sich ihnen entgegen stellte. Melander erhielt in dieser Action eine

tödtliche Wunde, und der Bayrische General von Gronsfeld postirte sich mit der übrigen Armee jenseits des Lechstroms, um Bayern vor einem feindlichen Einbruche zu schützen.

Aber Gronsfeld war nicht glücklicher als Tilly, der an eben diesem Posten für Bayerns Rettung sein Leben hingeopfert hatte. Wrangel und Türenne wählten dieselbe Stelle zum Uebergang, welche durch den Sieg Gustav Adolphs bezeichnet war, und vollendeten ihn mit Hülfe desselben Vortheils, welcher jenen begünstigt hatte. Jetzt wurde Bayern aufs neue überschwemmt, und der Bruch des Stillstandes durch die grausamste Behandlung des Bayrischen Unterthans geahndet. Maximilian verkroch sich in Salzburg, indem die Schweden über die Iser setzten, und bis an den Inn vordrangen. Ein anhaltender starker Regen, der diesen nicht sehr beträchtlichen Fluß in wenigen Tagen in einen reißenden Strom verwandelte, rettete Oesterreich noch einmal aus der drohenden Gefahr. Zehenmal versuchte der Feind, eine Schiffbrücke über den Inn zu schlagen, und zehenmal vernichtete sie der Strom. Nie im ganzen Kriege war das Schrecken der

Katholischen so groß gewesen, als jetzt, da die Feinde mitten in Bayern standen, und kein General mehr vorhanden war, den man einem Türenne, Wrangel und Königsmark gegenüber stellen durfte. Endlich erschien der tapfre Held Piccolomini aus den Niederlanden, den schwachen Rest der kaiserlichen Heere anzuführen. Die Allirten hatten durch ihre Verwüstungen in Bayern sich selbst den längern Aufenthalt in diesem Lande erschwert, und der Mangel nöthigt sie, ihren Rückzug nach der Oberpfalz zu nehmen, wo die Friedenspost ihre Thätigkeit endigt.

Mit seinem fliegenden Corps hatte sich Königsmark nach Böhmen gewendet, wo Ernst Odowalsky, ein abgedankter Rittmeister, der im kaiserlichen Dienst zum Krüppel geschossen, und dann ohne Genugthuung verabschiedet ward, ihm einen Plan angab, die kleine Seite von Prag zu überrumpeln. Königsmark vollführte ihn glücklich, und erwarb sich dadurch den Ruhm, den dreyßigjährigen Krieg durch die letzte glänzende Action beschlossen zu haben. Nicht mehr als Einen Todten kostete den Schweden dieser entscheidende Streich, der endlich die Unents-

schlossenheit des Kaisers besiegte. Die Altstadt aber, Prags größere Hälfte, die durch die Moldau davon getrennt war, ermüdete durch ihren lebhaften Widerstand auch den Pfalzgrafen, Karl Gustav, den Thronfolger der Christina, der mit frischen Völkern aus Schweden angelangt war, und die ganze Schwedische Macht aus Böhmen und Schlesien vor ihren Mauern versammelte. Der eintretende Winter nöthigte endlich die Belagerer in die Winterquartiere, und in diesen erreichte sie die Bothschaft des zu Osnabrück und Münster am vier und zwanzigsten Oktober unterzeichneten Friedens.

Was für ein Riesenwerk es war, diesen, unter dem Namen des Westphälischen berühmten, unverletzlichen und heiligen Frieden zu schließen, welche unendlich scheinende Hindernisse zu bekämpfen, welche streitende Interessen zu vereinigen waren, welche Reihe von Zufällen zusammen wirken mußte, dieses mühsame, theure und dauernde Werk der Staatskunst zu Stande zu bringen, was es kostete, die Unterhandlungen auch nur zu eröffnen, was es kostete, die schon eröffneten unter den wechselnden Spielen des immer fortgesetzten Krieges im Gan-

ge zu erhalten, was es kostete, dem wirklich vollendeten das Siegel aufzudrücken, und den feierlich abgekündigten zur wirklichen Vollziehung zu bringen — was endlich der Inhalt dieses Friedens war, was durch dreyßigjährige Anstrengungen und Leiden von jedem einzelnen Kämpfer gewonnen oder verloren worden ist, und welchen Vortheil oder Nachtheil die Europäische Gesellschaft im Großen und im Ganzen dabey mag geärntet haben — muß einer andern Feder und einem schicklichern Platze vorbehalten bleiben. Schon sind die Grenzen überschritten, die dem Verfasser dieser Skize gesezt waren, und so ein großes Ganze die Kriegsgeschichte war, so ein großes und eignes Ganze ist auch die Geschichte des Westphälischen Friedens. Ein Abriß davon kann mit der hier nöthigen Kürze nicht gegeben werden, ohne das interessanteste und charaktervolleste Werk der menschlichen Weisheit und Leidenschaft zum Skelet zu entstellen, und ihr gerade dasjenige zu rauben, wodurch sie die Aufmerksamkeit desjenigen Publikums fesseln könnte, für das ich schrieb, und von dem ich hier Abschied nehme.

Bey G. J. Göschen in Leipzig sind erschienen:

Comisches Theater von Jünger, 1ter Band, 8. 1 thlr.

Herr Jünger fängt mit diesem ersten Band eine Sammlung seiner neuesten Stücke an, welche er mit einer Vorrede oder vielmehr mit einem der schönsten Aufsätze aus der Aesthetik, über den Zweck und die Eigenschaften des Lustspiels und über den jetzt in Deutschland herrschenden theatralischen Geschmack, eröffnet. Dieser Band enthält die Entführung, der Ton unserer Zeiten, und das Ehepaar aus der Provinz. Die Entführung ist fast von jeder guten Bühne bereits mit allgemeinem Beyfall gegeben worden, und hat das Publikum gewiß gereitzt, sich noch einmal an dem Reichthum von Witz und den einzelnen Schönheiten, welche bey der Vorstellung nur im Vorbeygehen genossen werden können, durch die Lectüre zu vergnügen.

Sarazenen vor einem Busche stutzten, die Herren sagten: „meynst du denn, es sey König Richard von England? Und wenn die Kinder der Sarazenen schrieen, sagten sie zu ihnen: „still! still! oder ich hohle den König Richard, der bringt dich um.“ Der Herzog von Burgund, von dem ich gesagt habe, war ein sehr tapferer Ritter. Uebrigens wurde weder in göttlichen noch in weltlichen Dingen viel auf ihn gehalten; und das zeigt sich auch klärlich in dem oben erwähnten Vorfalle. In Absicht auf diesen letztern sagte der große König Philipp, als man ihm meldete, der Graf Johann von Chalons habe einen Sohn, und dieser heiße Hugo nach dem Herzog von Burgund: er wünsche sehr, daß er, mit Gottes Beystand, eben so ein preu-homme werden möge, wie der Herzog, nach welchem er Hugo hieße. Man fragte ihn, warum nicht gesagt habe, eben so ein preud-homme? — „Deswegen, gab er zur Antwort; weil zwischen preu-homme und preud-homme ein großer Unterschied ist; denn sowohl bey den Christen als bey den Sarazenen ist mancher Ritter ein preu-homme, der weder an Gott noch an seine Mutter glaubt. Daher sag' ich euch, daß Gott dem Ritter große Gnade und Gutes erzeigt, den er tapfer an Leibesstärke und treu in seinem Dienste werden läßt, indem er ihn vor Todsünden bewahrt. Wer sich so beträgt, den muß man preud-homme nennen, weil seine Tapferkeit eine Gabe Gottes ist: jene hingegen, von welchen ich vorhin sagte, kann man preuz-hommes nennen, weil sie zwar einen tapfern Arm haben, dabey aber weder Gott noch Sünde scheuen.“

Von dem vielen Gelde, das der König anwandte um Sapette zu befestigen, mag ich nichts sagen; es war eine übergroße Summe. Er ließ nehmlich die

Burg

Frauenstand, ein Schauspiel von Iff
land, 8. 18 gr.

Herbsttag, von demselben, 8. 16 gr.

Frauenstand stellt die schönste Duld
samkeit eines vortrefflichen Weibes dar,
bey den Kränkungen eines Mannes, der
durch das Gefühl seiner innern Kräfte
übermüthig, hochsinnig, selbstsüchtig, ei
tel, argwöhnisch und verschwenderisch
wird, eines Weibes, die mit dieser Duld
samkeit eine unermüdete Thätigkeit ver
bindet, und dadurch diesen Mann von
seinem Untergange rettet.

Der Herbsttag ist die schöne Schilde
rung einer Familie auf dem Lande, eines
gefühlvollen und verständigen Hausvaters
und seiner Kinder, in mancherley harten
Prüfungen und auch in fröhlichen Ereig
nissen, die dem Menschen als Vater, als
Gatte, als Sohn, als Freund u. s. w.
in dem häuslichen Leben gewöhnlich zu
Theil werden.

Wie glücklich Stücke dieser Art Herrn
Iffland gelingen, ist bekannt. Diese bey
den gehören zu seinen vorzüglichsten. In

beyden ist eine vortreffliche edle Sprache, in beyden herrscht die reinste Sittlichkeit. Der Frauenstand ist voll Feinheit voll rührender Situationen und macht einen tiefen Eindruck auf das Herz. Der Herbsttag ist fröhlicher; der Humor des alten redlichen Licentiaten Wanners, die Naivete' des Peters, die Eigenheiten einer alten Großmutter, verbunden mit der herzlichsten Güte, vergnügen eben so sehr, als der übrige Inhalt des Stücks die innigste Theilnehmung erweckt.

Prüfung der Erziehungskunst, von Aug. Wilh. Rehberg, Geh. Canzl. Secretär in Hannover, 8.

Zuerst untersucht der Herr Verfasser den Unterschied der Charaktere der Kinder, ob dieser Unterschied angeboren oder durch Kunst und Umstände hervorgebracht wird? Er untersucht, was man von der Erziehung eigentlich erwarten kann, und was man vergeblich von ihr fordern würde. Er prüft die neuere Erziehungskunst und ihre Anstalten. Dann beurtheilt er Rousseau's Emil und einige andere Schriften dieses großen Mannes. Er zeigt den

nachtheiligen Einfluß, welchen
Schriften und die Schriften einiger
dern berühmten Männer unsrer Zeit
den Geist der Menschen haben mü
Die Wichtigkeit des Gegenstandes,
Scharfsinn des Verfassers, die Schön
und Bestimmtheit des Ausdrucks ma
diese kleine Schrift wichtig für jeden
kenden Menschen, besonders für Ael
und Erzieher.

Jüngers Launen das Vetter Jaco
6s Bändchen, 8.

Die drollige Geschichte von bin
wird in diesem Bande mit eben der L
ne beschlossen, womit sie angefangen n
Dann folgt die Geschichte der Ma
Stuart. Eine Vergleichung zwischen d
ser unglücklichen Königin und Margare
von Valois, Gemahlin Heinrich IV. E
Brief von der Königin Maria an ih
Schwester die Königin Elisabeth, wo
sie erzählt, was für heimliche Ausschw
fungen man der Elisabeth Schuld gegeb
habe. Den Beschluß macht eine Erzä
lung unter dem Titel: nicht zum We
nen aber auch nicht zum Todtlachen.

Jacobi Nachtrag zu seinen Werken, 8. 16 gr.

Des Dichters Jacobi ehemals in Halberstadt erschienene sämmtliche Werke sind gewiß in jedermanns Händen. Seine süßen Lieder, seine Briefe, seine Sommer- und Winterreise, sein Elysium erwarben ihm mit Recht den Namen eines Dichters der Grazien. Dieser Nachtrag enthält Phädon und Naide, Orpheus, Wallfahrt nach Compostell, Neujahrstag auf dem Lande. Eben die schönen Gefühle eines reinen Herzens, eben die unnachahmliche Leichtigkeit und Anmuth der Poesie, welche in den vorigen Werken des liebenswürdigen Dichters bewundert werden, findet man in diesen Aufsätzen eben so reitzend wieder.

Villaume Geographie und Geschichte für die Jugend der Bürger, 2 Bde, mit Landcharten, 8. 3 thlr. 6 gr.

Dieses Buch ist ein Lehrbuch für den Bürgerstand, der zur Bildung seines Geistes Muße und Mittel hat, ein Lesebuch, woraus der Bürger sich und seine Söhne

unterrichten kann. Die Geographie
kein bloßes trockenes Verzeichniß
Ländern, Städten und Dörfern, sond
sie ist so behandelt, daß sie zu den n
lichsten Betrachtungen Veranlassung gi
Die Geschichte soll nach des Verfass
Absicht den Menschen und deren Sch
sale beurtheilen lehren, und zum Na
denken über die großen Angelegenheit
des menschlichen Geschlechts führen. I
ersten Bande ist die Beschreibung ein
jeden Staats und das Merkwürdigste a
der Geschichte desselben, im zweyten Ban
die allgemeine Weltgeschichte enthalte
Nicht nur der Bürger, sondern auch
der Anfänger in der Geographie und G
schichte, er sey von welchem Stande
wolle, wird sich aus diesem Buche a
eine angenehme Weise unterrichten u
sich vielleicht umsonst nach einem ande
Buche umsehen, worin beyde Gegenstä
de so kurz und so reichhaltig an nützliche
und für das Leben brauchbaren Kenn
nissen und Bemerkungen abgehandelt sin

Das nämliche Buch wird auch al
Fortsetzung von Lorenz Lesebuch für di
Bürger verkauft.

Schillers neue Thalia, 1ster Band, welcher das erste bis dritte Stück enthält, 8.

Mit dem neuen Jahre ist diese Fortsetzung der, in 12 Stücken erschienenen, Thalia angefangen.

Das erste Stück enthält: 1) Die Zerstörung von Troja. Zweytes Buch der Aeneide, übersetzt in Stanzen von Schiller. Der alte vortreffliche Dichter, von einem Schiller bearbeitet, erscheint hier wieder mit aller seiner Würde und Schönheit, welche durch Herrn Blumauers travestirte Aeneis etwas gelitten hatten. 2) Ogier von Hinze. 3) Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, von Schiller. 4) Erinnerungen an die Schweiz, von einem jungen Mahler. Ein vortreffliches Gedicht voll Feuer in einer leichten Versification.

Das zweyte Stück. 1) Dido, aus dem vierten Buch der Aeneide, von Schiller. 2) Der erste Mann, von Heydenreich. 3) Ueber die tragische Kunst von Schiller. 4) Gustav Adolph vor seiner Theilnehmung an dem dreyßigjährigen

Kriege. Dieser Aufsatz kann als ein Beytrag zu Schillers Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs angesehen werden. 5) Der Rheinfall von dem Verfasser der Erinnerung an die Schweiz. Ebenso schön.

Das dritte Stück. 1) Dido, Fortsetzung und Beschluß. 2) Gustav Adolph. Fortsetzung. 3) Sonnette von Werthing. 4) Das Bildniß. Von einer Dame. 5) An M. S. 6) An einen Freund. 7) Kaiser Otto der Dritte, von Woltmann. 8) Ritter von Bajonna, von Lademann.

Die neue Thalia ist schön, mit Lateinischen Lettern nach Didot, von dem geschickten Deutschen Brillwitz, gedruckt. Der Umschlag hat eine sehr schöne Einfassung von Lips trefflich in Kupfer gestochen.

In der Michaelis-Meſſe 1792. ſind erſchienen:

Hube, deutlicher und vollſtändiger Unterricht in der Naturlehre. In einer Reihe von Briefen an einen jungen Herrn von Stande. Mit Kupfern, 1r Band, 8.

Reinholds Briefe über die Kantiſche Philoſophie, 2r Band. 8.

Hufelands Abhandlung von Kinderkrankheiten und der phyſikaliſchen Erziehung der Kinder, 8.

Der Pächter Martin, mit einem Kupfer von Chodowiecky, 1r Theil, 8.

Iffflands Eliſe v. Valberg, ein Schauſp. 8.

— Blick in die Schweiz. Eine Reiſebeſchreibung, 8.

Sechs Jahre aus Karl Burgfelds Leben, 8.

Schillers Thalia, 3s u. 4s Heft, 8.

Joel neu überſetzt und erläutert von Juſti, 8.

Burg von einem Meere bis zum andern befestigen; es wurden wohl gegen vier und zwanzig Thürme aufgeführt, und die Gräben aufgeräumt. Damit Ihr aber doch ohngefähr sehen möget, wie viel darauf gewandt worden sey, so will ich Euch sagen, daß ich den Legaten gefragt habe, wie viel bloß ein gewisses Thor und ein gewisses Stück Mauer gekostet habe? Er fragte mich dagegen: wie viel ich wohl meyne, daß es gekostet haben möchte? und ich schätzte jenes Thor beyläufig auf fünfhundert Livres, und das Stück Mauer auf dreyhundert Livres. Da versicherte er mich bey Gott, das Thor und das Stück Mauer hätten ihm auf 30000 Livres gekostet. Nachdem der König die Befestigung von Japha vollendet hatte, beschloß er, auch die Stadt Sayette, welche die Sarazenen zerstört hatten, wieder befestigen zu lassen. In dieser Absicht brach er am Tage des Apostel Petrus und Paulus dahin auf. Der König und das Heer übernachteten vor dem Schloße Arsur, welches sehr fest war. Am Abend ließ der König seine Leute zusammen kommen, und eröfnete ihnen, daß, wenn sie ihm beystimmten, er Willens sey, einen Zug gegen eine Stadt der Sarazenen zu unternehmen, die Napulos heißt, und in der Schrift Samaria genannt wird. Die Tempel- und Hospitalritter antworteten ihm einstimmig: es sey zwar rathsam einen Versuch zu machen, ob man die Stadt einnehmen könnte; nur würden sie nicht zugeben, daß er selbst in Person dahin zöge, weil, wenn ihm etwas zustieße, das ganze Land verloren seyn würde. Er versetzte dagegen, er würde sie nicht ziehen lassen, wofern er nicht selbst mitzöge. Und so unterblieb das ganze Unternehmen, weil die Landesbaronen nicht zugeben wollten, daß er dabey seyn dürfte.

Iphigenie
in
Aulis.

Ueberſetzt
aus dem Euripides.

Von
Schiller.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1 8 0 7.

[Johann Christoph Friedrich v.]

Sächsische
Landesbibliothek
15. MRZ. 1961
Dresden

Iphigenie in Aulis.

Ueberſetzt

aus dem Euripides.

Perſonen.

Agamemnon.
Menelaus.
Achilles.
Clytemneſtra, Agamemnons Gemahlin.
Iphigenie, Agamemnons Tochter.
Ein alter Sclave Agamemnons.
Ein Bote.
Chor, fremde Frauen aus Chalcis, einer benachbarten Landſchaft, die gekommen ſind, die Kriegs- und Flottenrüſtung der Griechen in Aulis zu ſehen.

Die Scene iſt das griechiſche Lager in Aulis, vor dem Zelt Agamemnons.

Scenarium

1) Agamemnon. Greis.
2) Chor.
3) Menelaus. Greis. Chor.
4) Agamemnon. Menelaus. Chor.
5) Agamemnon. Menelaus. Bote. Chor.
6) Agamemnon. Menelaus. Chor.
7) Chor.
8) Clytemnestra. Iphigenie. Orest. Begleiter. Chor.
9) Agamemnon. Clytemnestra. Iphigenie. Chor.
10) Agamemnon. Clytemnestra. Chor.
11) Chor.
12) Achilles. Chor.
13) Clytemnestra. Achilles. Chor.
14) Clytemnestra. Achilles. Greis. Chor.
15) Clytemnestra. Achilles. Chor.
16) Chor.
17) Clytemnestra. Chor.
18) Agamemnon. Chor. Clytemnestra.
19) Agamemnon. Iphigenie. Clytemnestra. Chor.
20) Clytemnestra. Iphigenie. Chor. Orest.
21) Clytemnestra. Iphigenie. Orest. Achilles. Chor.
22) Clytemnestra. Iphigenie. Orest. Chor.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Agamemnon. Der alte Sclave.

Agamemnon (ruft in das Zelt).

Hervor aus dieſem Zelte, Greis.

Sclave.

(indem er heraus kommt)

Hier bin ich.

Was ſinnſt du neues, König Agamemnon?

Agamemnon.

Du wirſt es hören. Komm.

Sclave.

Ich bin bereit.

Mein Alter flieht der Schlummer und noch friſch
Sind meine Augen.

Agamemnon.

Das Geſtirn dort oben!

Wie heißts?

Nach verschiedenen Tagreiſen kamen wir zu den Sandebenen von Acra; hier lagerten wir uns, der König und das Heer. In dieſen Ebenen kam eine große Menge von Leuten aus Großarmenien zu mir, die nach Jeruſalem wallfahrteten, gegen einen großen Tribut an die Sarazenen, die ihnen das Geleit gaben; nebſt einem Dollmetſcher, der ihre Sprache und die unſrige verſtand. Dieſe Leute ließen mich bitten, ich möchte ihnen den heiligen König zeigen. Ich ging zum König, der ſich in einem großen Zelte befand. Er hatte ſich an die größte Zeltſtange angelehnt, und ſaß auf dem bloßen Sande, ohne Decken oder ſonſt etwas unter ihm. „Sire! ſagt ich zu ihm, dort ſind viele Leute aus Großarmenien, die nach Jeruſalem wallfahrten, und mich bitten, ihnen den heiligen König zu zeigen; ich hab' indeſſen noch keine Luſt eure Gebeine zu küſſen.“ Er lachte laut auf, und ſagte, ich ſollte ſie holen; welches ich auch that. Nachdem ſie den König geſehen hatten, empfahlen ſie ihn Gott, und der König that deſſelben gleichen.

Tags darauf übernachtete das Heer an einem Orte Paſſe-Poulain genannt, wo ein vorzüglich gutes Waſſer fließt, welches zum Wäſſern des Zuckerrohrs gebraucht wird. Als wir da lagerten, ſagte einer von meinen Rittern zu mir: „Herr! nun hab' ich euch an einen ſchönern Ort geſetzet, als ihr geſtern hattet.“ Der andere Ritter der mir den Platz vom geſtrigen Tage weggenommen hatte, ſprang zornig auf, und ſagte mit lauter Stimme zu ihm: „es iſt ſehr dreiſt von euch, daß ihr über etwas redet, das ich vornehme, und damit fiel er ihm in die Haare. Ich legte mich dazwiſchen, und gab ihm einen Stoß mit der Fauſt vor die Bruſt, und er ließ jenen fahren; und ich ſagte zu ihm: „fort aus meinem Hauſe! bey

Gott!

Sclave.

Du meinſt den Sirius, der nächſt
Dem Siebenſterne der Pleiaden rollt?
Noch ſchwebt er mitten in dem Himmel.

Agamemnon.

Auch
Läßt noch kein Vogel ſich vernehmen, kein
Geräuſch des Meeres und der Winde. Stumm liegt alles
Um den Euripus her.

Sclave.

Und doch verläſſeſt
Du dein Gezelt, da überall noch Ruhe
In Aulis herrſcht und auch die Wachen ſich
Nicht rühren? König Agamemnon, komm.
Laß uns hineingehn.

Agamemnon.

Ich beneide dich,
Und jeden Sterblichen beneid' ich, der
Ein unbekanntes unberühmtes Leben
Frey von Gefahren lebt. Weit weniger
Beneid' ich den, den hohe Würden krönen.

Sclave.

Doch ſind es dieſe, die das Leben zieren.

Agamemnon.

Zweydeutge Zier! Verrätheriſche Hoheit!
Dem Wunſche ſüß, doch ſchmerzhaft dem Beſitzer!
Jetzt iſt im Dienſt der Götter was verſehn,
Das uns das Leben wüſte macht — Jetzt iſts

Der Meinungen verhaßtes Manchaley,
Die Menge, die es uns verbittert.

Sclave.

Von dir, o Herr, dem Hochgewaltigen,
Hör' ich das ungern. Hat denn Atreus nur
Zu thränenleſen Freuden dich gezeugt?
O Agamemnon! Sterblicher, wie wir,
Biſt du mit Luſt und Leiden ausgeſtattet.
Du magſt es anders wollen — alſo wollen es
Die Himmliſchen. Schon dieſe ganze Nacht
Seh' ich der Lampe Licht von dir genährt,
Den Brief, den du in Händen haſt zu ſchreiben.
Du löſcheſt das Geſchriebne wieder aus,
Jetzt ſiegelſt du den Brief und gleich darauf
Erbrecheſt du ihn wieder, wirfſt die Lampe
Zu Boden, und aus deinen Augen bricht
Ein Thränenſtrom. Wie wenig fehlt, daß dich
Nicht Herzensangſt der Sinne gar beraubt!
Was drückt dich Herr? O ſage mirs! Was iſt
So außerordentliches dir begegnet?
Komm ſage mirs. Du ſagſt es einem guten
Getreuen Mann, den Tyndar deiner Gattinn
Im Heirathsgut mit übermacht, den er
Der Braut zum ſichern Wächter mitgegeben.

Agamemnon.

Drey Jungfraun hat die Tochter Theſtias
Dem Tyndarus geboren. Phöbe hieß
Die älteſte, die zweyte Clytemneſtra

Mein Weib, die jüngſte Helena. Es warben
Um Helena's Beſitz mit reichen Schätzen
Die Fürſten Griechenlands, und blutger Zwiſt
War von dem Heere der verſchmähten Freyer
Dem Glücklichen gedroht. Lang zauderte,
Dieß fürchtend, bang und ungewiß der König,
Den Eydgemahl der Tochter zu entſcheiden,
Dieß Mittel ſinnt er endlich aus. Es müſſen
Die Freyer ſich mit hohen Schwüren binden,
Trankopfer gießen auf den flammenden
Altar, und freundlich ſich die Rechte bieten.
Ein fürchterlich Gelübd' entreißt er ihnen,
Das Recht des Glücklichen — ſey auch wer wolle
Der Glückliche! — einträchtig zu beſchützen,
Krieg und Verheerung in die beſte Stadt
Des Griechen oder des Barbaren, der
Von Haus und Bette die Gemahlinn ihm
Gewaltſam rauben würde, zu verbreiten.
Als nun gegeben war der Schwur, durch ihn
Der Freyer Sinn mit ſchlauer Kunſt gebunden,
Verſtattet Tyndarus der Jungfrau, ſelbſt
Den Gatten ſich zu wählen, dem der Liebe
Gelinder Hauch das Herz entgegen neigte.
Sie wählt — o hätte nie und nimmermehr
Sie die Verderbliche gewählt! — ſie wählt
Den blonden Menelaus zum Gemahle.
Nicht lang, ſo läßt in Lacedämons Mauren,
In reichem Kleiderſtaate blühend, blitzend

Von Gold, im ganzen Prunke der Barbaren,
Der junge Phrygier ſich ſehen, der,
Wie das Gerücht verbreitet, zwiſchen drey
Göttinnen einſt der Schöne Preis entſchieden,
Giebt Liebe und empfängt und flüchtet nach
Des Ida fernem Triften die Geraubte.
Es ruft der Zorn des Schwerbeleidigten
Der Fürſten alte Schwüre jetzt heraus.
Zum Streite ſtürzt ganz Griechenland. In Aulis
Verſammelt ſich mit Schiffen, Roſſen, Wagen
Und Schilden ſchnell ein fürchterlicher Mars.
Mich, des Erzürnten Bruder, wählen ſie
Zu ihrem Oberhaupt. Unſelges Zepter,
Wärſt du in andre Hände doch gefallen!
Nun liegt das ganze aufgebotne Heer,
Weil ihm die Winde widerſtreben, müßig
In Aulis Engen. Unter fürchterlichen
Beängſtigungen bringt der Seher Kalchas
Den Götterſpruch hervor, daß, wenn die Winde
Sich drehn und Troja's Thürme fallen ſollen,
Auf Artemis Altar der Schützerinn
Von Aulis, meine Iphigenia, mein Kind,
Als Opfer bluten müſſe; blutete
Sie nicht, dann weder Fahrt, noch Sieg. Sogleich
Erhält Thälthybius von mir Befehl
Mit lautem Heroldsruf das ganze Heer
Der Griechen abzudanken. Nimmermehr
Will ich zur Schlachtbank meine Tochter führen.

Durch ſeiner Gründe Kraft und Erd' und Himmel
Bewegend reißt der Bruder endlich doch
Mich hin, das Gräßliche geſchehn zu laſſen.
Nun ſchreib' ich an die Königinn, gebiet'
Ihr, ungeſäumt zur Hochzeit mit Achill
Die Tochter mir nach Aulis herzuſenden.
Hoch rühm' ich ihr des Bräutigams Verdienſt,
Sie raſcher anzutreiben, ſetz' ich noch
Hinzu, es weigre ſich Achill, mit uns
Nach Ilion zu ziehn, bevor er ſie
Als Gattinn in ſein Phthia heimgeſendet.
In dieſer fälſchlich vorgegebnen Hochzeit
Hab' ich des Kindes Opferung der Mutter
Verhüllet. Außer Menelaus, Kalchas
Und mir, weiß nur Ulyß um das Geheimniß.
Doch was ich damals ſchlimm gemacht, mach' ich
In dieſem Briefe wieder gut, den du
Im Dunkel dieſer Nacht mich öffnen und
Verſiegeln haſt geſehen — Nimm! Und gleich
Damit nach Argos! — Halt — der Königinn
Und meinem Hauſe, weiß ich, warſt du ſtets
Mit Treu und Redlichkeit ergeben. Was
Verborgen iſt in dieſes Briefes Falten,
Will ich mit Worten dir zu wiſſen thun.

(er lieſt)

„Gebohrne der Leda, meinem erſten
„Send' ich dieß zweyte Schreiben nach" —

(er hält inne)

Sclave.

Lies weiter,

Verbirg mir ja nichts, Herr, daß meine Worte
Mit dem Geſchriebenen gleich lauten.

Agamemnon (fährt fort zu leſen).

„Sende
„Die Tochter nicht zum wogenſichern Aulis
„Euböa's Buſen. Die Vermählung bleibt
„Gelegeneren Tagen aufgehoben.“

Sclave.

Und glaubſt du, daß der heftige Achill,
Dem du die Gattinn wieder nimmſt, nicht gegen
Die Königinn und dich in wilder Wuth
Ergrimmen werde? — Herr, von daher droht
Gefahr — Sag an, was haſt du hier beſchloſſen?

Agamemnon.

Unwiſſend leiht Achill mir ſeinen Nahmen,
Verborgen wie der Götterſpruch iſt ihm
Die vorgegebne Hochzeit. Ihm alſo
Raubt dieſes Opfer keine Braut.

Sclave.

O König
Ein grauſenvolles Unternehmen iſts,
In das du dich verſtrickt haſt. Du lockeſt
Die Tochter, als des Göttinnſohnes Braut
Ins Lager her, und deine Abſicht war
Den Danaern ein Opfer zuzuführen.

Agamemnon.

Ach meine Sinne hatten mich verlaſſen! — Götter!
Verſunken bin ich in des Jammers Tiefen!
Doch eile! Lauf! Nur jetzt vergiß den Greis.

Sclave.

Herr, fliegen will ich.

Agamemnon.

Laß nicht Müdigkeit
Nicht Schlaf an eines Baches Ufer, nicht
Im Schatten der Gehölze dich verweilen.

Sclave.

Denk beſſer von mir König.

Agamemnon.

Gib beſonders
Wohl Acht, wo ſich die Straßen ſcheiden, ob
Nicht etwa ſchon voraus iſt zu den Schiffen
Der Wagen, der ſie bringen ſoll. Es iſt
Gar etwas Schnelles, wie die Räder laufen.

Sclave.

Sey meiner Wachſamkeit gewiß.

Agamemnon.

Ich halte
Dich nun nicht länger. Eil' aus dieſen Grenzen —
Und — hörſt du — trift ſichs, daß dir unterwegs
Der Wagen anſtößt, o ſo drehe du,
Du ſelbſt die Roſſe rückwärts nach Mycene.

(Es iſt indeſſen Tag geworden.)

Sclave.

Sclave.

Wie aber — ſprich — wie find' ich Glauben bei
Der Jungfrau und der Königinn?

Agamemnon.

Nimm nur
Das Siegel wohl in Acht auf dieſem Briefe.
Hinweg. Schon färbt die lichte Morgenröthe
Den Himmel weiß und flammenwerfend ſteigen
Der Sonne Räder ſchon herauf — Geh, nimm
Die Laſt von meiner Seele!

(Sclave geht ab.)

Ach, daß keiner
Der Sterblichen ſich ſelig nenne, keiner
Sich glücklich bis ans Ende! — Leidenfrey
Ward keiner noch gebohren!

(er geht ab.)

Zwiſchenhandlung.

Chor (tritt auf).

Aus Chalcis, meiner Heimat, bin ich gezogen,
Die mit Meeran treibenden Wogen
Die ruhmreiche Arethuſa benetzt.
Ueber den Euripus hab' ich geſetzt,
Der Griechen herrliche Schaaren zu ſehen,
Und die Schiffe am lebendigen Strand,
Die ſo raſch und gelehrig ſich drehen
Unter dieſer Halbgötter Hand.

In der Trojer fernes Land
Folgen ſie, wie ich daheim erfahren,
Agamemnons fürſtlichem Haupt,
Und dem Bruder mit den blonden Haaren,
Heimzuführen, die der Phrygier geraubt,
Helena vom Ufer der Barbaren.
Von des Eurotas ſchilfreichem Strand
Führte ſie Paris in Priamus Land,
Paris, dem am thauenden Bach,
Ringend mit der göttlichen Athene
Und mit Hären um den Preis der Schöne
Cypria das ſchöne Weib verſprach.

Antiſtrophe.

Ich bin durch die heiligen Haine gegangen,
Wo ſie Dianen mit Opfern erfreun,
Junge Glut auf den ſchamhaften Wangen
Miſcht' ich mich in die kriegriſchen Reihn,
An des Lagers eiſernen Schätzen
An der Schilde furchtbarer Wehr'
Meinen bewundernden Blick zu ergötzen,
An der Roſſe ſtreitbarem Heer.
Erſt ſah ich die tapfern Zeitgenoſſen
Der Ajare Heldenpaar, vereint
Mit Proteſilas dem Freund,
Auf den Sitzen friedlich hingegoſſen;
Des Oileus Sohn, und dich — die Krone
Salamis — furchtbarer Telamone!

An des Würfels wechſelndem Glück
Labte ſich der Helden Blick.
Gleich nach dieſen ſah ich Diomeden,
Ares tapfern Sprößling Merion,
Und Poſeidons Enkel Palameden
Und Laertes liſtenreichen Sohn,
Seiner Felſenithaka entſtiegen
Nireus dann, den ſchönſten aus dem Zug,
An des Diſcus mannichfachem Flug
Luſtig ſich vergnügen.

Epode.

Auch der Thetis Sohn hab' ich geſehen,
Den der weiſe Chiron auferzog,
Raſchen Laufes, wie der Winde Wehen,
Mit Erſtaunen hab' ich's angeſehen,
Wie er flüchtig längs dem Ufer flog,
Schwergeharniſcht mit geſchwinden Sohlen
Eines Wagens Flug zu überholen,
Den die Schnelle von vier Roſſen zog.
Uebergoldet waren ihre Zügel,
Bunte Schenkel, gelbes Mähnenhaar
Schmückten das Geſpann auf jedem Flügel,
Weißgefleckt war das Deichſelpaar.
Mit dem Stachel und mit lautem Rufen
Trieb der Renner Pheres König an,
Aber immer dicht an ihren Hufen,
Gieng des waffenſchweren Läufers Bahn.

Gott! ihr könnt nicht länger bey mir bleiben!" Der Ritter ging sehr betrübt fort, kam aber bald mit dem Herrn Aegidius le Brun, Connetable von Frankreich, zurück. Dieser bat mich, in Rücksicht dessen, daß der Ritter so viel Reue über die Thorheit, so er gegen mich begangen, blicken ließ, auf das dringendste, ihn wieder in meine Wohnung aufzunehmen. Ich erwiederte: ich würd' ihn nicht wieder aufnehmen, wofern nicht der Legat mich meines Schwures entbände. Beyde gingen zum Legaten und trugen ihm die Sache vor. Der Legat erwiederte: er habe keine Macht, mich zu entbinden, weil mein Schwur rechtmäßig sey; denn der Ritter habe das gar wohl verdient. Diesen Vorfall erzähl' ich deswegen, damit Ihr euch wohl vorsehen möget, einen Schwur zu thun, zu dem ihr nicht guten Grund habt; denn, wie der Weise spricht, wer gern schwört, schwört leicht falsch.

Tags darauf lagerte der König vor Arsur, in der Bibel Tyri genannt. Dorthin berief der König die Ersten vom Heere, und fragte sie um Rath, ob es nicht rathsam sey, daß er vor dem Zuge nach Sapette, vorher Belinas einzunehmen suche. Wir stimmten alle dahin, daß der König von seinen Leuten welche dahin absenden sollte; aber nicht Einer gab ihm den Rath, selbst dahin zu ziehen: doch machte es viel Mühe ihn davon zurückzuhalten. Es wurde festgesetzt, daß der Graf von Eu, Herr Philipp von Montfort, der Herr von Sur, Herr Aegidius le Brun, Connetable von Frankreich, Herr Peter der Kammerherr, der Tempelgroßmeister nebst seinem Kapitel, der Hospitalgroßmeister nebst seinen Ordensbrüdern, und sein Bruder dahin ziehen sollten.

In der Dämmerung brachen wir auf, und kurz vor Tag kamen wir auf eine Ebene vor der Stadt

Beli-

Zweite Strophe.

Jezt ſah ich — ein Schauſpiel zum Entzücken!
Ihrer Wimpel zahlenloſes Wehn,
Nein, kein Mund vermag es auszudrücken,
Was mein weiblich Auge hier geſehn.
Funfzig Schiffe tapfrer Myrmidonen
Zevs glorreicher Enkel führt ſie an —
Zieren rechts der Flotte ſchönen Plan.
Auf erhabenem Verdecke thronen
Zeichen des unſterblichen Peliden,
Goldne Nereiden.

Zweite Antiſtrophe.

Funfzig Schiffe zählt' ich, die, regieret
Von Capaneus und Meciſtens Sohn,
Der Argiver Mars herangeführet.
Sechzig führt zum Streit nach Ilion
Theſeus Sohn von der Athener Küſte,
Pallas mit geflügeltem Geſpann
Iſt ihr Zeichen — auf der Waſſerwüſte
Eine Helferinn dem Steuermann!

Dritte Strophe.

Der Böoten funfzig Schiffe kamen,
Kenntlich an des Stifters Schlangenbild.
König Leitus, aus der Erde Saamen,
Bringt ſie aus dem phociſchen Gefild.
Funfzig Schiffe führte der Olide,
Ajax, aus der Lokrier Gebiete.

Dritte Antiſtrophe.

Von Mycene kam mit hundert Maſten
Agamemnon, Atreus Sohn,
Seinen Scepter theilend mit Adraſten,
Dem Gewaltigen von Sicyon.
Treu und dienſtlich ſeines Freundes Harme
Folgt' auch er der Griechen Heldenzug,
Heimzuholen, die in Räubers Arme
Des geflohnen Hymens Freuden trug.
Neſtors Flotte hab ich jezt begrüßet;
Alpheus ſchönen Stromgott ſieht man hier,
Der die Heimat nachbarlich umfließet,
Oben Menſch und unten Stier.

Dritte Epode.

Mit zwölf Schiffen ſchließt an die Achäer
Guneus, Fürſt der Enier, ſich an.
Elis Herrſcher folgen, die Epeer,
Des Eurytus Scepter unterthan.
Von den Echinaden, wo zu wagen
Keine Landung, führt der Taphen Macht,
Die das Meer mit weißen Rudern ſchlagen,
Meges, Sohn des Phyleus, in die Schlacht.
Beide Flügel bindend, ſchließt der Telamone,
Den die ſtolze Salamis gebahr,
Mit zwölf Schiffen — dieſes Zuges Krone.
So erfragt' ich's, und ſo nahm ich's wahr.
Dieſes Volk, im Ruderſchlag erfahren,
Mit Verwundrung hab' ich's nun erblickt.

Weh' dem kühnen Fahrzeug der Barbaren,
Das die Parze ihm entgegenschickt!
In die Bucht der väterlichen Laren
Hoffe keines freudig einzufahren!
Auch das Schlachtgeräthe und der Schiffe Menge,
(Vieles wußt' ich schon) hab' ich gesehn,
Die Erinnerung an diese Dinge,
Nimmer, nimmer wird sie mir vergehn.

Zweyter Akt.

Erſter Auftritt.

Menelaus. Der alte Sclave.

(kommen in heftigem Wortwechſel.)

Sclave.

Das iſt Gewalt! Gewalt iſt das! du wageſt,
Was du nicht wagen ſollſt, Atride!

Menelaus.

Geh!
Das heißt zu treu an ſeinem Herrn gehandelt.

Sclave.

Ein Vorwurf, der mir Ehre bringt.

Menelaus.

Du ſollſt
Mir heulen, Alter, thuſt du deine Pflicht
Nicht beſſer.

Sclave.

Du haſt keine Briefe zu
Erbrechen, die ich trage.

Menelaus.

Du hast keine

Zu tragen, die ganz Griechenland verderben!

Sclave.

Das mache du mit andern aus. Nun gib

Den Brief zurück.

Menelaus.

Nimmermehr.

Sclave.

Ich lasse

Nicht eher ab —

Menelaus.

Nicht weiter, wenn dein Kopf

Nicht unter meinem Scepter blutig fällt.

Sclave.

Mag's! Es ist ehrenvoll für seinen Herrn

Zu sterben.

Menelaus.

Her den Brief! Dem Sclaven ziemen

So viele Worte nicht.

(er entreißt ihm den Brief)

Sclave (weint).

O mein Gebieter!

Gewalt, Gewalt geschieht uns, Agamemnon.

Gewaltsam reißt er deinen Brief mir aus

Den Händen. Menelaus will die Stimme

Der Wahrheit nicht hören, und entreißt

Mir deinen Brief.

Zweyter Auftritt.

Agamemnon zu den Vorigen.

Agamemnon.

Wer kommt so vor den Thoren?
Was für ein unanſtändig Schreyen?

Sclave.

Mich Herr.

Nicht dieſen mußt du hören *).

Agamemnon (zu Menelaus).

Nun was ſagſt
Du dieſen Mann und preiß ihn geneigtern
Herzen?

Menelaus.

Heiß ſteh' mir mit Geſicht. Betrogner
Wär' ich nachher.

Agamemnon.

Ich — ein Sclav Sterne — ich
Etwa die Augen vor dir niederſchlagen?

Menelaus.

Giebſt du dieß Blatt, das ein verſtummlichet
Geheimniß birgt?

Agamemnon.

Ob ich's giebe, dann ſprich.

*) Es muß angenommen werden, daß der Sclav ſich hier ſo ſtellt, als ob er ganz taub wäre.

Menelaus.

Nicht eher bis du das ganze Heer erfahren,
Wovon es handelt.

Agamemnon.

Was? Du unterfängst dich,
Das Siegel zu erbrechen? zu erfahren,
Was nicht bestimmt war dir bekannt zu werden?

Menelaus.

Und, dich noch schmerzlicher zu kränken, sieh',
Da reckt' ich Hände auf, die du im Stillen
Verbandst.

Agamemnon.

Eine Frechheit ohne Gleichen!
Wo — o ihr Götter! — wo kam dieser Brief
In deine Hände?

Menelaus.

Wo ich deine Tochter
Von Argos endlich kommen sehen wollte.

Agamemnon.

Wer hat zu meinem Hüter dich bestellt?
Ist das nicht frech?

Menelaus.

Ich übernahm es, weil's
Mir so gefiel, denn deiner Knechte bin
Ich keiner.

Agamemnon.

Unerhörte Dreistigkeit!
Bin ich nicht Herr mehr meines Hauses?

Menelaus.

Höre

Sohn Atreus. Deinen Sinnen bist du nicht;
Heut' willst du dieses, gestern war es jen's
Und etwas anders ist es morgen.

Agamemnon.

Scharfsing

Das bist du! Unter vielen schlimmen Dingen ist
Das schlimmste eine scharfe Zunge.

Menelaus.

Ein schlimm'res ist ein wankelmüth'ger Sinn,
Denn der ist ungerecht und unverschämt
Den Freunden. Den Verrath will ich gleich rächen.
Sag nicht, weil jetzt der Zorn dich übermeistert,
Die Wahrheit dir zuwider sey. Greif dich
Erinnre nicht. Ist jene Zeit dir noch
Erinnerlich, da du der Griechen Führer
Zu den Trojanerring zu heißen branntest?
Sehr unklug wähntest du, was du in schlauer
Gleichgültigkeit zu bergen dich bemühtest.
Wie verwirrtest, wie kleinlaut wardst du da!
Wie wurden alle Hände da gebunden!
Da hatte, wer es nur verlangte, nur's
Auch nicht verlangte, freyen Zugang, freyes
Von einer Ohr den Atreus Sohn! Da standen
Offen zu allen Stunden deine Thore!
Da lauschest du mit schmeichlerischem Ohr
Den hohen Klang, zu dem man dich erhoben.

Was war dein Dank? Des Wunsches kaum gewährt,
Sieht man dich plötzlich dein Vertragen ändern.
Der Freunde wird nicht mehr gedacht, schwer hält's
Nur vor dein Angesicht zu kommen, selten
Erblickt man dich vor deines Hauses Thoren.
Die alte Denkart tauscht kein Ehrenmann
Mit einem bösen Prassen. Mehr als je,
Hebt ihn das Glück, denkt jeder alten Freunde
Der Ehrenmann, denn nun erst kann er ihnen
Vergangne Dienste freudiglich vergelten.
Sieh' Damit fängst du's an! Das war's, was mich
Zuerst von dir verdarb! Du kommst nach Aulis,
Das Heer der Danaer mit dir. Der Zorn
Der Himmlischen verweigert uns die Winde.
Gleich bist du weg. Der Streich schlägt dich zu Boden.
Es dringt in dich der Griechen Ungeduld
Der Schiffe müß'ge Ruh zurückgehemmt.
In Aulis länger unnütz nicht zu rasten!
Wie klüglich stand es da um deine Feldherrnehre!
Was für ein Leben, seine tausend Schiffe
Nicht zu beschäftigen, auf Troja's Feldern
Nicht mehr der Griechen Schaaren aufzureiten!
Da kam man zu dem Bruder. „Was zu thun?
Wir Beide sehen, daß die Göttin Herrschaft
Und die erworbne Herrlichkeit uns bleib't."
Er klagt' eine günst'ge Fahrt den Schiffen
Der Ehre Raubthat aus dem Tyrier ab,
Wenn da kein Kind Diana schlachtete.

Wie fiel dir plötzlich da die Last vom Herzen!
Gleich, gleich hieß du's geschehen, sie zu geben.
Aus freiem Antrieb, ohne Zwang (daß man
Dich zwang, kannst du nicht sagen) strebst du
Der Königin Befehl, die ausgerufen
Zum hochzeitlichen Bund mit Prinz Sohn
(So gabst du vor) die Tochter hergeworben.
Nun hast du plötzlich eines andern dich
Besonnen, sendest heimlich widersprechenden
Befehl nach Argos; nun und nimmermehr
Willst du zum Mörder werden an dem Kinde.
Doch ist die Last, die jetzo dich umgibt,
Die ehmalige, die deinen ersten Schwur
Vernommen. Doch so treiben es die Menschen!
In hohen Bäumen sieht man Tausende
Aus ferner Welt sich drängen, in vermischten
Getümmeln schwindelnd sich verfliegen, doch
Bald legt den Wahn des Haufens Flatterstinn,
Und ihres Unvermögens stiller Wink
Bringt schimpflich sie zum Mitterruf. Nur um
Die Griechen thut mir's leid, voll Hoffnung ihre
Vor Troja hohen Heldenruhm zu ernten,
Jetzt heimwegen, deiner Tochter wegen,
Des Hochgelichter nichtigen Verdruß!
Nein! eines Herrn Führung, eines Staates
Verwaltung stellt Reichthum nie vergebens.
Zeus macht den Herrn. Er ist der Fels, Pelops
Der Einsichtsvolle! Er ist König heut!

Belinas, welche in der heiligen Schrift Cäsarea Philippi genannt wird. In dieser Stadt entspringt eine Quelle, Jor genannt; und in der Ebene, welche die Stadt umgibt, entspringt ebenfalls eine sehr schöne Quelle, welche Dan heißt. Wenn sich nun die kleinen Flüße aus diesen beyden Quellen vereinigt haben, so nennt man den Strom alsdenn den Jordan, in welchem der Sohn Gottes getauft ward.

Vermöge gemeinschaftlicher Abrede der Templer, des Grafen von Eu, der Hospitaliter, und der anwesenden Landesbaronen wurde festgesetzt, daß des Königs Treffen (in welchem ich mich befand, weil der König die vierzig Ritter, die in meinem Treffen bey ihm waren, zurückbehalten hatte) und Herr Gottfried von Sergines, der edle Ritter, zwischen der Stadt und dem Schloße eindringen sollten; die Landesbaronen aber sollten den Angriff linker Hand thun, und die Hospitäler auf der Rechten; die Templer endlich sollten in der Stadt gerade auf dem Weg einzudringen suchen, den wir gekommen waren. Wir rückten darauf ganz nahe an die Stadt, und fanden, daß die Sarazenen, die in der Stadt lagen, die Serjents des Königs geschlagen und aus der Stadt getrieben hatten. Als ich das sah, begab ich mich zu den edlen Rittern, die bey dem Grafen von Eu waren, und sagte zu ihnen: „meine Herren! wofern ihr nicht euch dahin verfügt, wohin man uns beordert hat, zwischen die Stadt und das Schloß, so erwürgen uns die Sarazenen alle die Leute, die schon in die Stadt eingedrungen sind.“ Es war ein gefährliches Unternehmen; der Weg dahin war sehr mißlich, denn man mußte über drey Mauern setzen, der Abhang so steil, daß die Pferde kaum fußen konnten; und die Anhöhe, die wir zu ersteigen hatten, mit einem starken Posten

Chor.

Zu was für schrecklichen Gefahren kommt's,
Wenn Streit und Zwist entbrennt zwischen Brüdern!

Agamemnon.

Die Reih' ist nun an mir, dich anzuklagen.
Mit kürzern Worten will ich's thun — ich will's
Mit sanftern Worten thun, als du dem Bruder
Zu hören gabst. Vergessen darf sich nur
Der schlechte Mensch, der kein Erröthen kennt.
Sag' an, was für ein Dämon spricht aus deinem
Entflammten Aug'? Was redest du? Wer that
Dir mehr? Wermuth sieht dein Sinn? Die Freuden
Des Ehebetts wünschest du zurücke?
Bin ich's, der dir sie geben kann? Ist's recht,
Wenn du die Heimgeführte schlecht bewahrest,
Daß ich Unschuldiger es büßen soll?
Mein Ehrgeiz bringt dich auf? — Wie aber nennst
Du das, Vernunft und Billigkeit verhöhnen,
Um eine schöne Frau im Arm zu haben?
O wahrlich! Eines schlechten Mannes Freuden
Sind Freuden, die ihm ähnlich sind! Weil ich
Ein edles Weib nach besser Ueberlegung
Zurücke nahm, bin ich darum gleich roh?
Ist's einer, wer ist's mehr als du, der wieder
Zu haben die Abscheuliche, die ihm
Ein gnäd'ger Gott genommen, keine Mühe
Zu groß und keinen Preis zu theuer achtet?
Um deswillen, meinst du, haben Tyndars

Durch teuren Schwur die Fürsten sich verpflichtet?
Der Hoffnung süße Göttinn ist, wie dich,
Die Liebestrunkenen dahin. So führe
Sie denn zum Krieg nach Troja viele Helden!
Es kommt ein Tag, schon seh' ich ihn, wo euch
Des nichtigen, gewaltsam aufgerichteten
Gelübdes schwer gereuen wird. Ich werde
Nicht Mörder seyn an meinen eignen Kindern.
Tret' immerhin, wie deine Leidenschaft es heischt,
Gerechtigkeit und Billigkeit mit Füßen,
Der Rächer einer Elenden zu seyn.
Doch mit verruchten Mörderhänden greifen
Mein theures Kind, mein eigen Blut zu tasten —
Unchristlich! Nein! Das würde Nacht und Tag
In heißen Thränenfluten mich verzehren.
Hier meine Meinung, kurz und klar und deutlich:
Wenn du Vernunft nicht hören willst, so mag'
Ich meine Rechte wissen zu bewahren.

Chor.

Ganz von dem jetzigen verschieden klang,
Was Agamemnon ehedem verhießen.
Doch welcher Billige verargt es ihm,
Nicht' er das eigene Kleinod gerne schützen?

Menelaus.

So bin ich denn — ich unglücklichster Mann!
Um alle meine Freunde!

Agamemnon.

Freue nicht

Der Freunde Untergang — ſo werden ſie
Bereit ſeyn, dir zu dienen.

Menelaus.

Und woran

Erkenn' ich, daß ein Vater uns gezeugt?

Agamemnon.

In allem, was du Weiſes mit mir theilſt,
In deinen Reizungen nicht.

Menelaus.

Es macht

Der Freund des Freundes Kummer zu dem ſeinen.

Agamemnon.

Dring' in mich, wenn du Liebe mir erweiſeſt;
Nicht, wenn du Jammer auf mich häufſt.

Menelaus.

Du ſtehſt

Doch der Achiver wegen etwas leiden!

Agamemnon.

In den Achivern ſteht, wie in dir,
Ein ſchwerer Gott.

Menelaus.

Auf deinen König ſtolz

Verſtehſt du Unterhandlungen der Bruder.
Wohlan! So muß ich andre Mittel ſuchen,
Und andre Freunde für mich werben laſſen.

Drit-

Dritter Auftritt.

Ein Bote zu den Vorigen.

Bote.

Ich bringe sie — o König aller Griechen!
Ich bringe, Hochbeglückter, dir die Tochter,
Die Tochter Iphigenia. Es folgt
Die Mutter mit dem kleinen Sohn, gleich wirst du
Den langentbehrten lieben Anblick haben.
Jetzt haben sie, vom weiten Weg erhitzt,
Am klaren Bach ausruhend sich gelagert,
Auf nahen Wiesen grast das saftgeschwellte
Gespann. Ich bin vorausgeschritten, daß
Du zum Empfange dich bereiten möchtest,
Denn schon im ganzen Lager ist's bekannt,
Sie seyen! — Kaum seine Tochter still erscheinen?
In ganzen Scharen drängt man sich herbey,
Dein Kind zu sehn — Es sind der Menschen Augen
Mit Ehrfurcht auf die Glücklichen gerichtet.
Was für ein Hymen, fragt man drauß und hier,
Was für ein andres Fest wird hier bereitet?
Rief König Agamemnon, nach der lang'
Abwesenden Umarmungen verlangend,
Die Tochter in das Lager? Ganz gewiß,
Versetzt ein Andrer, gelüstet's, der Göttinn
Von Aulis die Vermählung vorzustellen.
Wer mag der Bräutigam wohl seyn? — Doch eilt.

Zum Opfer die Gefäße zu bereiten!
Bekränzt mit Blumen euer Haupt!

(zu Menelaus)

Du ordne
Des Festes Freuden an. Es halle von
Der Saiten Klang und von der Füße Schlag
Der ganze Pallast wieder. Siehe da
Für Iphigenien ein Tag der Freude!

Agamemnon (zum Boten).

Laß es genug seyn. Geh'. Das übrige
Sey in des Glückes gute Hand gegeben.

(Bote geht ab.)

Vierter Auftritt.

Agamemnon. Menelaus. Chor.

Agamemnon.

Unglücklichster was nun? — Wen — wen bejammr' ich
Zuerst? Ach bey mir selbst muß ich beginnen!
In welche Schlingen hat das Schicksal mich
Verstrickt — ein Dämon, listiger als ich,
Vernichtet alle meine Künste. Auch
Nicht einmal weinen darf ich. Seliges Loos
Der Niedrigkeit, die sich des süßen Rechtes
Der Thränen freuet, und der lauten Klage!
Ach! das wird unser einem nie! Uns hat
Das Volk zu seinem Schauen groß gemacht.

Es iſt unkeuſchlich zu weinen — Ach
Und hier nicht weinen, iſt unväterlich!
Wie vor die Mutter treten? Was ihr ſagen?
Wie ihr in's Auge ſehen? — Mußte ſie,
Mein Elend zu vollenden, ungeladen
Die Tochter hergeleiten? — Doch wer nimmt's
Der Mutter, das geliebte Kind der ſüßen
Vermählung zuzuführen? — Nur zu ſehr
Treuleſer! hat ſie dir gedient, da ſie,
Was ſie auf Erden theures hat, dir liefert!
Und ſie — die unglückſel'ge Jungfrau — Jungfrau!
Ach nein, nein! Bald wird Hades ſie umfangen.
Erbarmungswürdige! Da liegt ſie mir
Zu Füßen — „Vater! Werden willſt du mich?
Iſt das die Hochzeit, die du mir bereitet?
So gehe Zeus, daß du und alles, was
Du theures haſt, nie eine beſſre freye!"
Dreſt der Knabe ſteht dabey und jammert
Unſchuldig mit, unwiſſend was er weinet,
Ach von dem Vater nur zu gut verſtanden!
O Paris! Paris! Paris! Welchen Jammer
Hat deine Hochzeit auf mein Haupt geladen!

Chor.

Es jammert mich der unglückvolle Fürſt.
So ſehr ich Fremdling bin, ſein Leiden geht mir nahe.

Menelaus.

Mein Bruder. Laß mich deine Hand ergreifen.

Agamemnon.

Da hast du sie. Du bist der Hochbeglückte,
Ich der Geschlagene.

Menelaus.

Bei Pelops, deinem
Und meinem Ahnherrn, Bruder, und bei deinem
Und meinem Vater Atreus sei's geschworen!
Ich rede wahr und ohne Winkelzug
Mit dir, gerad' und offen, wie 's meine.
Wie dir die Augen so von Thränen fließen,
Da Bruder — sieh' ich will dir's nur gestehn!
Da ward mein inn'res Mark bewegt, da konnt' ich
Mich selbst der Thränen länger nicht erwehren.
Ich nehme, was ich vorhin sprach, zurück.
Ich will nicht grausam an dir handeln. Nein,
Ich denke nunmehr ganz wie du. Entwerde
Die Tochter nicht, ich selber rath' es dir.
Mein Glück geh' deinem Glück nicht vor. Wär's billig,
Daß mir's nach Wunsche ginge, wenn du littest?
Daß deine Kinder stürben, wenn die meinen
Des Lichts sich freun? Um was ist mir's denn auch
Zu thun? Laß sehn! Um eine Ehgemahlinn?
Und find' ich die nicht aller Orten, wie's
Mein Herz gelüstet? Einem Bruder soll ich
Verlieren, um Helenen heimzuführen?
Das hieße Gutes ja für Böses tauschen!
Ein Thor, ein heißer Jünglingskopf war ich
Vorhin; jetzt, da ich's reifer überdenke,

Jetzt ſieht' ich, was das heißt — ſein Kind erwürgen!
Die Tochter meiner Kinder am Altar
Um meiner Feigheit willen hingeſchlachtet,
Nein, das erbarmt mich, wenn ich nur dran denke!
Was hat dein Kind mit dieſer Helena
Zu ſchaffen? Die Furie der Griechen mag
Nach Hauſe gehn! Komm, lieber Bruder, höre
Doch auf, in Thränen dich zu baden und
Mich mir die Thränen in das Aug' zu treiben.
Will ein Orakel an dein Kind — das hat
Mit mir nichts mehr zu ſchaffen. Meinen Antheil
Erlaß' ich dir. Es ſagt die Bruderliebe.
Entſag' ich einem grauſamen Begehren.
Was hab' ich mehr als meine Pflicht gethan?
Ein guter Mann wird ſtets das Beſte wählen.

Chor.

Das nenn' ich brav gedacht und ſchön — und wie
Man denken ſoll in Tantals Geſchlechte!
Du zeigſt dich deiner Ahnherrn werth Atride!

Agamemnon.

Jetzt redeſt du, wie einem Bruder ziemt.
Du überraſcheſt mich. Ich muß dich loben.

Menelaus.

Lieb' und Gemeinſucht mögen oft genug
Die Eintracht ſtören zwiſchen Brüdern. Mich
Hat's jederzeit empört, wenn Blutsverwandte
Das Leben muthwillig ſich verbittern.

Agamemnon.

Wahr!

Doch ach! Dieß wendet die entſetzliche
Nothwendigkeit nicht ab. Ich muß, ich muß
Die Hände tauchen in ihr Blut.

Menelaus.

Du mußt?
Wer kann dich nöthigen, dein eigen Kind
Zu morden?

Agamemnon.

Die verſammelte Armee
Der Griechen kann es.

Menelaus.

Nimmermehr, wenn du
Nach Argos ſie zurücke ſendeſt.

Agamemnon.

Laß
Auch ſeyn, daß mir's von dieſer Seite glückte,
Das Heer zu hintergehn — von einer andern —

Menelaus.

Von welcher andern? Allzuſehr muß man
Den großen Haufen auch nicht fürchten.

Agamemnon.

Bald
Wird er von Kalchas das Orakel hören.

Menelaus.

Laß dein Geheimniß mit dem Prieſter ſterben,
Nichts iſt ja leichter.

Agamemnon.

Eine ehrgeiz'ge

Und ſchlimme Menſchenart ſind dieſe Prieſter.

Menelaus.

Nichts ſind ſie und zu nichts ſind ſie vorhanden.

Agamemnon.

Und — eben fällt mir's ein — was wir am meiſten

Zu fürchten haben — davon ſchweigſt du ganz.

Menelaus.

Entdecke mir's, ſo weiß ich's.

Agamemnon.

Da iſt ein

Gewiſſer Sohn des Siſyphus — der weiß

Schon um die Sache.

Menelaus.

Der kann uns nicht ſchaden!

Agamemnon.

Du kennſt ſein liſtig überredend Weſen,

Und ſeinen Einfluß auf das Volk.

Menelaus.

Und was

Noch mehr iſt, ſeinen Ehrgeiz ohne Grenzen.

Agamemnon.

Nun denke dir Ulyſſen, wie er laut

Vor allen Griechen das Orakel offenbart,

Das Kalchas uns verkündigt, offenbart,

Wie ich der Göttinn meine Tochter erſt

Versprach und jetzt mein Wort zurücke nehme.

von Türkiſcher Reiterey beſetzt. Indem ich noch mit ihnen ſprach, ſah ich, daß unſere Serjents zu Fuß die Mauern einriſſen. Als ich das wahrnahm, ſagt' ich zu denen, mit denen ich ſprach: es ſey feſtgeſetzt worden, daß des Königs Treffen da angreifen ſollte, wo die Türken wären; und da es einmal ſo feſtgeſetzt ſey, ſo wollt' ich dahin gehen. Ich erhob mich alſo, nebſt meinen beyden Rittern, zu denjenigen welche die Mauern einriſſen, und ſah, daß ein Serjent zu Pferd über die Mauern zu ſetzen gedachte, und ihm ſein Pferd auf den Leib fiel. Als ich das ſah, ſtieg ich vom Pferd, und nahm es beym Zügel. Als die Türken uns, mit Gottes Hülfe, anrücken ſahen, überließen ſie uns den Ort, wohin wir wollten. Von dieſem Orte, wo die Türken waren, ſenkte ſich ein Felſen gerade in die Stadt hinab. Sobald wir ihn inne hatten, und die Türken davon gewichen waren, geriethen die Sarazenen, die ſich in der Stadt befanden, in Unordnung, und überließen, ohne weiteres Gefecht, unſern Leuten die Stadt. Unterdeſſen daß ich hier war, vernahm der Marſchall des Tempelordens, ich ſey in Gefahr; und kam, die Anhöhe herauf, mir zu Hülfe. Während meines Verweilens auf der Anhöhe, kamen mir die Teutſchen nach, die ſich im Treffen des Grafen von Eu befanden; und da ſie die Türken ſahen, die nach der Burg fliehend, davon ſprengten, ſetzten ſie ihnen nach. Ich aber ſagte zu ihnen: „ihr Herren! daran thut ihr nicht recht, denn wir ſind da, wo wir auf Befehl ſeyn ſollen, ihr aber handelt gegen Kriegsbefehl."

Die Burg, die über der Stadt liegt, heißt Subette, und liegt wohl eine halbe Meile hoch auf dem Gebirge Libanon; und der Hügel, auf welchem man zu der Burg hinanſteigt, hat große unförmliche Felſen-

Durch mächt'ge Rede reißt der Plauderer
Das ganze Lager wüthend fort, erst mich,
Dann dich und dann die Jungfrau zu erwürgen.
Laß auch nach Argos mich entkommen, mit
Vereinten Schaaren fallen sie auf mich,
Zerstören feindlich die Cyclopenstadt
Und machen meinem Reiche dort ein Ende.
Du weißt mein Elend — Götter, wozu bringt
Ihr mich in diesem fürchterlichen Drange!

Den einzgen Dienst noch, lieber Menelaus,
Erweise mir — gehst du durch's Lager, suche
Ja zu verhüten, daß der Mutter nicht
Kund werde, was hier vorgehn soll, bevor
Der Erebus sein Opfer hat — So bin ich,
Doch mit der kleinsten Thränensumme elend!

(zum Chor)

Ihr aber, fremde Frau'n — Verschwiegenheit!

(Agamemnon und Menelaus gehen.)

Zweyte Zwischenhandlung.

Chor.

Strophe.

Selig, selig sey mir gepriesen,
Dem an Hymens schamhafter Brust
In gemäßigter Lust
Sanft die Tage verfließen.

Wilde wüthende Triebe
Weckt der reizende Gott.
Zweyerley Pfeile der Liebe
Zöget der goldlockigte Gott!

Jener bringt selige Freuden,
Dieser mordet das Glück.
Reizende Göttinn, den zweyten
Wehre vom Herzen zurück.

Sparsame Reize verleih' mir, Diene,
Keusche Umarmungen, heiligen Kuß,
Deiner Freuden bescheidnen Genuß,
Göttinn! mit deinem Wahnsinn verschone!

Gegenstrophe.

Verschieden ist der Sterblichen Neigungen
Und ihre Sitten mancherley.
Doch eine That wird ewig leben,
Genug, daß sie vortreflich sey.
Zucht und Belehrung lenkt der Jugend
Bildsame Herzen früh zur Tugend.

Wenn Scham und Weisheit sich vereinen,
Sieht man die Grazien erscheinen,
Und Sittlichkeit, die fein entscheidet,
Was ehrbar ist, und edel kleidet —
Das giebt den hohen Ruhm des Weisen,
Der nimmer altert mit den Greisen.

Groß ist's, der Tugend nachzustreben.
Das Weib dient ihr im stillen Leben

Und in der Liebe ſanftem Schooß.
Doch in des Mannes Thaten mahlen
Sich prangend ihre tauſend Strahlen,
Da macht ſie Städt' und Länder groß.

Epode.

O Paris! Paris! Wäreſt du geblieben,
Wo du das Licht zuerſt geſehen,
Wo du die Heerde ſtill getrieben,
Auf Ida's triftenreichen Höhn!
Dort ließeſt du auf grünen Raſen
Die ſilberweißen Rinder graſen,
Und buhlteſt auf dem phryg'ſchen Kiele
Mit dem Olymp im Flötenſpiele,
Und ſangeſt dein barbariſch Lied.
Dort war's, wo zwiſchen drey Göttinnen,
Dein richterlicher Spruch entſchied.
Ach! der nach Hellas dich geführet
Und in den glänzenden Pallaſt,
Mit prächt'gem Elfenbein gezieret,
Den du mit Raub entweihet haſt.
Helenens Auge kam dir da entgegen,
Und liebewund zog ſie's zurück.
Da erwachte die Zwietracht, die Zwietracht entbrannte,
Und führte der Griechen verſammeltes Heer,
Bewaffnet mit dem tödtenden Speer,
In Schiffen heran gegen Priamus Lande.

Dritter Akt.

Erſter Auftritt.

Chor.

(Man ſieht von weitem Clytemneſtren und ihre Tochter noch im Wagen, umringt von einem Gefolge von Frauen.)

Wie das Glück doch den Mächtigen lachet!
Auf Iphigenien werfet den Blick!
Auf Clytemneſtren, die Königlichgroße,
Tyndars Tochter! — Wie herrlich geboren!
Wie umleuchtet vom lieblichen Glück!
Ha dieſe Reichen — Wie göttliche Weſen
Stehn ſie vor armer Sterblichen Blick!
Stehet ſtill! Sie ſteigen vom Sitze.
Kommt, ſie mit Ehrfurcht zu grüßen! Zur Stütze
Reichet ihr freundlich die helfende Hand.
Empfanget ſie mit erheiterter Wange,
Schreckt mit keinem traur'gen Klange
Ihren Tritt in dieſes Land.
Keine Furcht, kein unglückbringend Zeichen
Soll der Fürſtinn Antlitz bleichen,
Fremd wie wir an Aulis Strand.

Zweyter Auftritt.

Clytemneſtra mit dem kleinen Oreſtes. Iphigenie. Gefolge. Chor.

Clytemneſtra.

(noch im Wagen, zum Chor)

Ein glücklich Zeichen, ſchöne Erſcheinungen
Und eines frohen Hymens Unterpfand,
Dem ich die Tochter bringe, nehm' ich mit
Aus eurem Gruß und freundlichem Empfange.
So hebet denn die hochzeitlichen Gaben,
Die ich der Jungfrau mitgebracht, vom Wagen,
Und bringt ſie ſorgſam nach des Königs Zelt.
Du, meine Tochter, ſteige aus. Empfanget
Sie ſanft in euren jugendlichen Armen.
Wer reicht auch mir nun ſeines Armes Hülfe,
Daß ich vom Wagenſitz gemächlich ſteige?

(zu ihren Sclavinnen)

Ihr andern tretet vor das Joch der Pferde,
Denn wild und ſchreckhaft iſt der Pferde Blick.
Auch dieſen Kleinen nehmet mit — Es iſt
Oreſtes, Agamemnons Sohn. Sein Alter
Kann noch nicht von ſich geben, was es meinet.
Wie? Schläfſt du ſüßes Kind? Der Knabe ſchläft,
Des Wagens Schaukeln hat ihn eingeſchläfert.
Wach auf mein Sohn zum Freudentanz der Schweſter!
So groß du ſchon und edel biſt geboren,

So höher wird der neue ſchöne Bund
Mit Thetis göttergleichem Sohn dich ehren.
Du, meine Tochter, gehe ja nicht weg,
Daß dieſe fremden Frauen dort, die dich
An meiner Seite ſehen, mir's bezeugen,
Wie glücklich deine Mutter iſt — Sieh' da!
Dein Vater! Auf! ihn zu begrüßen!

Dritter Auftritt.

Agamemnon zu den Vorigen.

Iphigenie.

Wirſt
Du zürnen, Mutter, wenn ich meine Bruſt
An ſeine Vaterbruſt zu drücken ihm
Entgegen eile?

Clytemneſtra.

O mir über alles
Verehrter König und Gemahl! — Hier ſind
Wir angelangt, wie du gebot'ſt.

Iphigenie.

O laß
Mich nach ſo langer Trennung, Bruſt an Bruſt
Geſchloſſen, dich umarmen, Vater? Laß
Mich deines lieben Angeſichts genießen!
Doch zürnen mußt du nicht.

Agamemnon.

Genieß' es, Tochter.

Ich weiß, wie zärtlich du mich liebst — du liebst
Mich zärtlicher als meine andern Kinder.

Iphigenie.

Dich nach ſo langer langer Trennung wieder
Zu haben — wie entzückt mich das, mein Vater!

Agamemnon.

Auch mich — auch mich entzückt es. Was du ſagſt,
Gilt von uns beiden.

Iphigenie.

Sey mir tauſendmal
Gegrüßt! Was für ein glücklicher Gedanke,
Mein Vater, mich nach Aulis zu berufen.

Agamemnon.

Ein glücklicher Gedanke — Ach! das weiß
Ich doch nicht —

Iphigenie.

Wehe mir! Was für
Ein kalter freudenleerer Blick, wenn du
Mich gerne ſiehſt!

Agamemnon.

Mein Kind! Für einen König
Und Feldherrn giebt's der Sorgen ſo gar viele.

Iphigenie.

Laß dieſe Sorgen jetzt, und ſey bey mir.

Agamemnon.

Bey dir bin ich und wahrlich nirgends anders!

Iphigenie.

O ſo entfalte deine Stirn'! Laß mich
Dein liebes Auge heiter ſehen.

Agamemnon.

Ich
Entfalte meine Stirne. Sieh'! So lang'
Ich dir ins Antlitz ſchaue, bin ich froh.

Iphigenie.

Doch ſeh' ich Thränen deine Augen wäſſern.

Agamemnon.

Weil wir auf lange von einander gehn.

Iphigenie.

Was ſagſt du? — Liebſter Vater, ich verſtehe
Dich nicht — ich ſoll es nicht verſtehn!

Agamemnon.

So klug
Iſt alles, was ſie ſpricht! — Ach! das erbarmt
Mich deſto mehr!

Iphigenie.

So will ich Thorheit reden,
Wenn das dich heiter machen kann.

Agamemnon.

(vor ſich)

Ich werde
Mich noch vergeſſen — — Ja doch, meine Tochter —
Ich lebe dich — ich bin mit dir zufrieden.

Iphigenie.

Bleib' lieber bey uns, Vater! Bleib' und ſchenke
Dich deinen Kindern!

Agamemnon.

Daß ich's könnte! Ach!
Ich kann es nicht — ich kann nicht, wie ich wünſche —
Das iſt es eben, was mir Kummer macht.

Iphigenie.

Verwünſcht ſeyn alle Kriege, alle Uebel,
Die Menelaus auf uns lud!

Agamemnon.

Dein Vater
Wird nicht der Letzte ſeyn, den ſie verderben.

Iphigenie.

Wie lang' iſt's nicht ſchon, daß du, fern von uns,
In Aulis Buſen müßig liegſt!

Agamemnon.

Und auch
Noch jetzt ſetzt ſich der Abfahrt meiner Flotte
Ein Hinderniß entgegen.

Iphigenie.

Wo, ſagt man,
Daß dieſe Phryger wohnen, Vater?

Agamemnon.

Wo —
Ach! wo der Sohn des Priamus nie hätte
Geboren werden ſollen!

Iphigenie.

Iphigenie.

Wie? So weit

Schiff'st du von dannen, und verläſſeſt mich?

Agamemnon.

Wie weit es auch ſeyn möge — Du, mein Kind,

Wirſt immer mit mir gehen!

Iphigenie.

Wäre mir's

Anſtändig, lieber Vater, dir zu folgen,

Wie glücklich wärd' ich ſeyn!

Agamemnon.

Was für ein Wunſch!

Auch dich erwartet eine Fahrt, wo du

An deinen Vater denken wirſt.

Iphigenie.

Reiſ' ich

Allein, mein Vater, oder von der Mutter

Begleitet?

Agamemnon.

Du allein. Dich wird kein Vater

Begleiten, keine Mutter.

Iphigenie.

Alſo willſt

Du in ein fremdes Haus mich bringen laſſen?

Agamemnon.

Laß gut ſeyn! Forſche nicht nach Dingen, die

Jungfrauen nicht zu wiſſen ziemt.

ſtmaſſen. Als die Teutſchen ſahen, daß ſie thörichter weiſe nachſetzten, wendeten ſie wieder um. Als dieſes die Sarazenen wahrnahmen, fielen ſie die zu Fuß an, und verſetzten ihnen, von den Felſen herunter derbe Schläge mit ihren Streitkolben, und riſſen ihren Pferden die Decken ab. Ueber dieſem Anblick erſchracken die Serjents die bey uns waren, allein ich drohte ihnen, wenn ſie flöhen, ſollten ſie auf immer aus dem königlichen Dienſte gejagt werden. Sie erwiederten: „Herr! das Spiel iſt gar zu ungleich; ihr ſeyd zu Pferde, ihr könnt davon ſprengen; wir ſind zu Fuß, uns ſchlagen die Sarazenen todt.“ Ich ſagte ihnen dagegen: „ich geb' euch die Verſicherung, daß ich nicht fliehen will, ſondern bey euch bleiben und auch zu Fuß.“ Ich ſtieg ab, und ſchickte mein Pferd zu den Tempelherren, die ohngefähr einen Bogenſchuß weit hinter uns ſtanden. Indem die Teutſchen wieder umwendeten, ſchoſſen die Sarazenen einen meiner Ritter, Nahmens Herr Johann von Buſſey, mit einem Armbruſtpfeil mitten durch den Hals, und er fiel todt vor mir nieder. Herr Hugo von Eſcoz, deſſen Neffe er war, und der ſich im heiligen Lande ſehr tapfer hielt, ſagte zu mir: „kommt Herr! helft uns meinen Neffen dort hinunter tragen.“ „Der ſey verdammt, erwiederte ich, der euch dabey hilft, denn ihr ſeyd ohne meinen Befehl da hinauf gedrungen. Iſt es übel abgelaufen, ſo geſchieht euch ganz recht; tragt ihn hinunter auf den Schindanger; ich gehe nicht von hier weg, bis ich abgerufen werde.“

Als Herr Johann von Valenciennes vernahm, in welcher Noth wir uns befänden, erhub er ſich zu Herr Olivier von Termes und zu den andern Hauptleuten aus Corte-Lainque, und ſagte zu ihnen: „ihr Herren! ich bitte und befehl' euch im Nahmen des

Iphigenie.

Komm du
Von Troja uns recht bald und siegreich wieder!

Agamemnon.

Erst muß ich noch ein Opfer hier vollenden.

Iphigenie.

Das ist ein heiliges Geschäft, worüber
Du mit den Priestern dich berathen mußt.

Agamemnon.

Du wirst's mit ansehn, meine Tochter. Gar
Nicht weit vom Becken wirst du stehn.

Iphigenie.

So werden
Wir einen Reigen um den Altar führen?

Agamemnon,

Die Glückliche in ihrer kummerfreyen
Unwissenheit! — Geh' jetzt in's Vorgemach,
Den Jungfrauen dich zu zeigen.

(sie umarmt ihn)

Eine schwere
Umarmung war das und ein bitt'rer Kuß!
Es ist ein langer Abschied, den wir nehmen.
O Lippen — Busen — blondes Haar! Wie theuer
Kommt dieses Troja mir und diese Helena
Zu stehen! — Doch genug der Worte — Geh'!
Geh'! Unfreywillig bricht aus meinen Augen

Ein Thränenſtrom, da dich mein Arm umſchlieſſet.
Geh' in das Zelt.

(Ardigenie entfernt ſich.)

Vierter Auftritt.

Agamemnon. Clytemneſtra. Chor.

Agamemnon.

O Tochter Tyndars, wenn
Du allzuweich mich fandeſt, ſieh' dem Schmerz
Des Vaters nach, der die geliebte Tochter
Jetzt zu Achillen ſcheiden ſehen ſoll!
Ich weiß es. Ihrem Glück geht ſie entgegen.
Doch welchen Vater ſchmerzt es nicht, die er
Mit Müh und Sorgen auferzog, die Lieben,
An einen Fremden hinzugeben!

Clytemneſtra.

Mich
Soll man ſo ſchwach nicht finden. Auch der Mutter
— kommt's nun zur Trennung — wird es Thränen koſten,
Und ohne dein Erinnern — doch die Ordnung
Und deiner Tochter Jahre heiſchen ſie.
Laß auf den Bräutigam uns kommen. Wer
Er iſt, weiß ich bereits. Erzähle mir
Von ſeinem Ahnherrn jetzt und ſeinem Lande.

Agamemnon.

Aegina kennſt du, Aſopus Tochter.

Clytemneſtra.

Wer freyte ſie, ein Sterblicher, ein Gott?

Agamemnon.

Zevs ſelbſt, dem ſie den Aeakus, den Herrſcher
Oenopiens gebar.

Clytemneſtra.

Wer folgte dieſem
Auf ſeinem Königsthrone nach?

Agamemnon.

Derſelbe,
Der Nereus Tochter freyte, Peleus.

Clytemneſtra.

Mit
Der Götter Willen freyt' er dieſe, oder
Geſchah' es wider ihren Rathſchluß?

Agamemnon.

Zevs
Verſprach ſie, und der Vater führte ſie ihm zu.

Clytemneſtra.

Wo war die Hochzeit? In des Meeres Wellen?

Agamemnon.

Die Hochzeit war auf dem erhabnen Sitze
Des Pelion, dem Aufenthalte Chirons.

Clytemneſtra.

Wo man erzählt, daß die Centauren wohnen?

Agamemnon.

Dort feyerten die Götter Peleus Feſt.

Clytemneſtra.

Den jungen Sohn — hat ihn der Vater, oder
Die Göttliche erzogen?

Agamemnon.

Sein Erzieher
War Chiron, daß der Böſen Umgang nicht
Des Knaben Herz verderbe.

Clytemneſtra.

Ihn erzog
Ein weiſer Mann! Und weiſer noch war der,
Der einer ſolchen Aufſicht ihn vertraute.

Agamemnon.

Das iſt der Mann, den ich zu deinem Eidam
Beſtimme.

Clytemneſtra.

An dem Mann iſt nichts zu tadeln.
Und welche Gegend Griechenlands bewohnt er?

Agamemnon.

Die Gränzen von Phthiotis, die der Strom
Apidanus durchfließt, iſt ſeine Heimat.

Clytemneſtra.

So weit wird er die Tochter von uns führen?

Agamemnon.

Das überlaß' ich ihm. Sie iſt die Seine.

Clytemneſtra.

Das Glück begleite ſie! — Wann aber ſoll
Der Tag ſeyn?

Agamemnon.

Wenn der ſegensvolle Kreis
Des Mondes wird vollendet ſeyn.

Clytemneſtra.

Haſt du
Das hochzeitliche Opfer für die Jungfrau
Der Göttinn ſchon gebracht?

Agamemnon.

Ich wird' es bringen.
Das Opfer iſt es, was uns jetzt beſchäftigt.

Clytemneſtra.

Ein Hochzeitmahl gibſt du doch auch?

Agamemnon.

Wenn erſt
Die Himmliſchen ihr Opfer haben werden.

Clytemneſtra.

Wo aber gibſt du dieſes Mahl den Frauen?

Agamemnon.

Hier bey den Schiffen.

Clytemneſtra.

Wohl. Es läßt ſich anders
Nicht thun. Ich ſeh's. Ich muß mich drein ergeben.

Agamemnon.

Jetzt aber höre, was von dir dabey
Verlangt wird — Doch, daß du mir ja willfahreſt!

Clytemneſtra.

Sag' an, du weißt, wie gern ich dir gehorche.

Agamemnon.

Ich freylich kann mich an dem Orte, wo
Der Bräutigam iſt, finden laſſen —

Clytemneſtra.

Was?
Ich will nicht hoffen, daß man ohne mich
Vollziehen wird, was nur der Mutter ziemt.

Agamemnon.

Im Angeſicht des ganzen griech'ſchen Lagers
Geb' ich dem Sohn des Peleus deine Tochter.

Clytemneſtra.

Und wo ſoll dann die Mutter ſeyn?

Agamemnon.

Nach Argos
Zurückkehren ſoll die Mutter — dort
Die Aufſicht führen über ihre Kinder.

Clytemneſtra.

Nach Argos? Und die Tochter hier verlaſſen?
Und wer wird dann die Hochzeitfackel tragen?

Agamemnon.

Der Vater wird ſie tragen.

Clytemneſtra.

Nein, das geht nicht!
Du weißt, daß dir die Sitten dieß verbieten.

Agamemnon.

Daß ſie der Frau verbieten, in's Gewühl
Von Kriegern ſich zu mengen, dieß weiß ich.

Clytemneſtra.

Es heißt die Sitte, daß aus Mutterhänden
Die Braut der Bräutigam empfange.

Agamemnon.

Sie heißt, daß deine andern Töchter in
Armen der Mutter länger nicht entbehren.

Clytemneſtra.

Wohl aufgehoben und verwahrt ſind die
In ihrem Frauenſaal.

Agamemnon.

Ich will Gehorſam.

Clytemneſtra.

Nein!
Von Argos königlicher Göttinn! Nein!
Du haſt dich weggemacht in's Ausland! Dort
Mach' dir zu thun! Mich laß im Hauſe walten,
Und meine Töchter wie ſich's ziemt vermählen.

(ſie geht ab.)

Agamemnon (allein).

Ach! zu entfernen hofft' ich ſie! — Ich habe
Umſonſt gehofft. Umſonſt bin ich gekommen.
So häuf' ich Trug auf Trug, berücke die,
Die auf der Welt das Theuerſte mir ſind,
Durch ſchnöde Liſt und alles ſpotter meiner!
Nun will ich gehn und was der Göttinn wohl
Gefällt und mir ſo wenig Segen bringet,
Und allen Griechen ſo beläſtend iſt,
Vom Seher Kalchas näher auskundſchaften.

Wer's aber mit ſich ſelbſt gut meint, der nehme
Ja eine Gattinn, die gefällig iſt
Und ſanften Herzens — oder lieber keine!

(er geht ab.)

Dritte Zwiſchenhandlung.

Chor.

Strophe.

Sie ſehen das Simois ſilberne Strudel,
Der griechiſchen Schiffe verſammelte Macht;
Mit dem Geräthe zur blutigen Schlacht
Betreten ſie Phöbus heilige Erde,
Wo Kaſſandra mit wilder Geberde
Die Schläfe mit grünendem Lorbeer umlaubt,
Das goldene Haar, wie die Sagen erzählen,
Wallen läßt um das begeiſterte Haupt,
Wenn die Triebe des Gottes ſie wechſelnd beſeelen.

Gegenſtrophe.

Sie rennen auf die Mauern!
Sie ſteigen auf die Burg!
Sie erblicken mit Schauern,
Hoch herunter von Pergamus Burg,
Den unſre ſchnellen Schiffe brachten,
Den fürchterlichen Gott der Schlachten,
Der, in tönendes Erz eingekleidet,
Sich um den Simois zahllos verbreitet.

Helenen, die Schweſter des himmliſchen Paars
Unter den Lanzen und krieg'riſchen Schilden
Heimzuführen nach Sparta's Gefilden.

Epode.

Einen Wald von eh'rnen Lanzen
Seh' ich ſie um deine Felſenthürme pflanzen,
Stadt der Phryger, hohe Pergamus!
Deiner Männer Häupter, deiner Frauen
Unerbittlich von dem Nacken hauen,
Leichen über Leichen häufen,
Deine ſtolze Veſte ſchleifen,
Unglückvolle Pergamus!
Da wird's Thränen koſten deinen Bräuten
Und der Gattinn Priamus.
Wie wird nach dem geflohenen Gemahl
Die Tochter Jovis jetzt zurücke weinen!
Ihr Götter! ſolche Angſt und Quaal,
Entfernet ſie von mir und von den Meinen!
Wie wird die reiche Lydierinn
Den Buſen jammernd ſchlagen,
Und wirds der ſtolzen Phrygerinn
Am Webeſtuhle klagen!
Ach! wenn nun die Sagen ſchallen,
Daß die hohe Stadt gefallen,
Die die Wehre meiner Heimat war!
Wer, wenn es herum erſchallen,
Schneidet wohl der Thränenvollen
Von dem Haupt das ſchön gekämmte Haar?

Helene! die der hochgehaltne Schwan
Gezeuget — das hast du gethan!
Sey's nun, daß in einem Vogel
Leda, wie die Sage gieng,
Zevs verwandelte Gestalt umfieng,
Sey's, daß eine Fabel aus dem Munde
Der Kamönen sehr zur schlimmen Stunde
Das Geschlecht der Menschen hintergieng!

Königs, ihr wollet mir helfen, den Seneschal befreyen." Indem er sich diese Mühe für mich gab, kam Herr Wilhelm von Beaumont, und sprach zu ihm: „ihr bemüht euch vergebens, denn der Seneschal ist todt." Er versetzte: „von seinem Tode oder von seinem Leben will ich den König berichten."

Er brach also dennoch auf, und kam zu uns, wie wir den Berg erstiegen hatten; und da er bey uns war, ließ er mich zu sich entbieten, und ich ging.

Da sagte mir Olivier von Termes, wir wären hier in großer Gefahr. Wollten wir eben da wieder hinunter, wo wir herauf geklimmt wären, so könnten wir das nicht ohne großen Verlust, weil der Abhang zu jähe sey, und die Sarazenen uns ins Gedränge nehmen würden; „Wollt ihr aber, setzt' er hinzu, mir folgen, so will ich euch ohne Verlust forthelfen." — Ich antwortete ihm, er möchte uns ein Mittel angeben, ich wollte sehr gern folgen.

„So will ich denn, fuhr er fort, euch sagen, wie wir entrinnen können. Wir wollen eine Bewegung machen als ob unsere Absicht wäre, uns nach Damask zu wenden; die Sarazenen, die auf der Seite dorthin stehen, werden glauben, wir wollen ihnen in den Rücken fallen; sind wir nun erst in der Ebene, dann sprengen wir spornstreichs um die Stadt, und sind eher über den Strom hinüber, als sie uns erreichen können; dabey fügen wir ihnen noch großen Schaden zu, denn wir zünden die ausgedroschenen Garben an, die noch auf dem Felde liegen." Wir führten alles so aus, wie er es angegeben hatte; auch ließ er Röhre nehmen, aus welchen man Pfeifen schneidet, und Kohlen hineinthun, und zwischen die Garben befestigen. So brachte uns unser Herr Gott wieder in

Sicher-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20213 / 171

Vierter Akt.

Erster Auftritt.

Achilles. Der Chor.

Achilles.

Wo find' ich hier den Feldherrn der Achiver?
(zu einigen Sclaven.)
Wer von euch sagt ihm, daß Achill ihn hier
Vor dem Gezelt erwarte? — Müßig liegt
An des Euripus Mündung nun das Heer;
Ein jeder freylich nimmt's auf seine Weise.
Der, noch durch Hymens Bande nicht gebunden,
Ließ öde Wände nur zurück und weilet
Geruhig hier an Aulis Strand. Ein andrer
Entwich von Weib und Kindern. So gewaltig
Iſt dieſe Kriegesluſt, die zu dem Zug
Nach Ilion ganz Hellas aufgebothen,
Nicht ohne eines Gottes Hand! — Nun will ich,
Was mich angeht, zur Sprache kommen laſſen,
Wer ſonſt was vorzubringen hat, verfecht'

Es für ſich ſelbſt! — Ich habe Pharſalus
Verlaſſen und den Vater — Wie? Etwa,
Daß des Euripus ſchwache Winde mich
An dieſem Strand verweilen? Kaum geſchweig'
Ich meine Myrmidonen, die mich fort
Und fort beſtürmen — „Worauf warten wir
Denn noch, Achill? Wie lang' wird noch gezaudert,
Bis wir nach Troja unter Segel gehn?
Willſt du was thun, ſo thu' es bald, ſonſt führ'
Uns lieber wieder heim, anſtatt noch länger
Ein Spiel zu ſeyn der zögernden Atriden."

Zweyter Auftritt.

Clytemneſtra zu den Vorigen.

Clytemneſtra.

Glorwürd'ger Sohn der Thetis! Deine Stimme
Vernahm ich drinnen im Gezelt, drum komm' ich
Heraus und dir entgegen —

Achilles (betroffen).

Heilige
Schamhaftigkeit! — Ein Weib — von dieſem Anſtand —

Clytemneſtra.

Kein Wunder, daß Achill mich nicht erkennet,
Der mich vordem noch nie geſehn — Doch Dank ihm,
Daß ihm der Scham Geſetze heilig ſind!

Achilles.

Wer biſt du aber? Sprich! Was führte dich
In's griech'ſche Lager, wo man Männer nur
Und Waffen ſieht?

Clytemneſtra.

Ich bin der Leda Tochter
Und Clytemneſtra heiß' ich. Mein Gemahl
Iſt König Agamemnon.

Achilles.

Viel und genug
Mit wenig Worten! Ich entferne mich.
Nicht wohlanſtändig wäre mir's, mit Frauen
Geſpräch zu wechſeln.

Clytemneſtra.

Bleib. Was fliehſt du?
Laß, deine Hand in meine Hand gelegt,
Das neue Bündniß glücklich uns beginnen.

Achilles.

Ich dir die Hand? Was ſagſt du Königinn?
Zu ſehr verehr' ich Agamemnons Haupt,
Als daß ich wagen ſollte, zu berühren,
Was mir nicht ziemt.

Clytemneſtra.

Warum dir nicht geziemen,
Da du mit meiner Tochter dich vermählſt?

Achilles.

Vermählen — Wahrlich — Ich bin voll Erſtaunen —
Doch nein, du redeſt ſo, weil du dich irreſt.

Clytemneſtra.

Auch dieß Erſtaunen find' ich ſehr begreiflich.
Uns alle pflegt — ich weiß nicht welche — Scheu
Beym Anblick neuer Freunde anzuwandeln,
Wenn ſie von Heurath ſprechen ſonderlich.

Achilles.

Nie, Königinn, hab' ich um deine Tochter
Gefreyt — und nie iſt zwiſchen den Atriden
Und mir ein ſolches unterhandelt worden.

Clytemneſtra.

Was für ein Irrthum muß hier ſeyn? Gewiß,
Wenn meine Rede dich beſtürzt, ſo ſetzt
Die deine mich nicht minder in Erſtaunen.

Achilles.

Denk nach, wie das zuſammenhängt! Dir muß,
Wie mir, dran liegen es herauszubringen.
Vielleicht, daß wir nicht beide uns betrügen!

Clytemneſtra.

O der unwürdigen Begegnung! — Eine
Vermählung, fürcht' ich, läßt man mich hier ſtiften,
Die nie ſeyn wird und nie hat werden ſollen.
O wie beſchämt mich das!

Achilles.

Ein Scherz vielleicht,
Den jemand mit uns beiden treibt! Nimm's nicht
Zu Herzen, edle Frau. Verachts' es lieber.

Clytemneſtra.

Leb' wohl. In deine Augen kann ich ferner

Nicht ſchaun, da ich zur Lügnerinn geworden,
Da ich erniedrigt worden bin.

Achilles.

Mich laß
Vielmehr ſo reden! — Doch ich geh' hinein,
Den König, deinen Gatten, aufzuſuchen.
(wie er auf das Zelt zugeht, wird es geöfnet.)

Dritter Auftritt.

Der alte Sclave zu den Vorigen.

Sclave.

(in der Thüre des Gezeltes)

Halt Aeacide! Göttinnſohn, mit dir
Und auch mit dieſer hier hab' ich zu reden.

Achilles.

Wer reißt die Pforten auf und ruft — Er ruft
Wie außer ſich.

Sclave.

Ein Knecht. Ein armer Nahme,
Der mir den Dünkel wohl vergehen läßt,
Mich —

Achilles.

Weſſen Knecht? Er iſt nicht mein, der Menſch.
Ich habe nichts gemein mit Agamemnon.

Sclave.

Sclave.

Des Hauſes Knecht, vor dem ich ſtehe. Tyndar,
(auf Clytemneſtra zeigend)
Ihr Vater hat mich drein geſtiftet.

Achilles.

Nun!
Wir ſtehn und warten. Sprich, was dich bewog,
Mich aufzuhalten.

Sclave.

Iſt kein Zeuge weiter
Vor dieſen Thoren? Seyd ihr ganz allein?

Clytemneſtra.

So gut als ganz allein. Sprich dreiſt — erſt aber
Verlaß das Königszelt und komm hervor.

Sclave (kommt heraus).

Jetzt, Glück und meine Vorſicht, helft mir die
Erretten, die ich gern erretten möchte!

Achilles.

Er ſpricht von etwas, das noch kommen ſoll,
Und von Bedeutung ſcheint mir ſeine Rede.

Clytemneſtra.

Verſchieb's nicht länger, ich beſchwöre dich,
Mir, was ich wiſſen ſoll, zu offenbaren.

Sclave.

Iſt dir bekannt, was für ein Mann ich bin,
Und wie ergeben ich dir ſtets geweſen,
Dir und den Deinigen?

Clytemneſtra.

Ich weiß, du biſt
Ein alter Diener ſchon von meinem Hauſe.

Sclave.

Daß ich ein Theil des Heirathsgutes war,
Das du dem König zugebracht — Iſt dir
Das noch erinnerlich?

Clytemneſtra.

Recht gut. Nach Argos
Bracht' ich dich mit, wo du mir ſtets gedienet.

Sclave.

So iſt's. Drum war ich dir auch jederzeit
Getreuer zugethan als ihm.

Clytemneſtra.

Zur Sache.
Heraus mit dem, was du zu ſagen haſt.

Sclave.

Der Vater will — mit eigner Hand will er —
— Das Kind ermorden, das du ihm gebohren.

Clytemneſtra.

Was? Wie? — Entſetzlich! — Menſch! du biſt von Sinnen.

Sclave.

Den weißen Nacken der Bejammernswerthen
Will er mit mörderiſchem Eiſen ſchlagen.

Clytemneſtra.

Ich Unglückſeligſte! — Raſ't mein Gemahl?

Sclave.

Sehr bey ſich ſelbſt iſt er — Nur gegen dich
Und gegen deine Tochter mag er raſen.

Clytemneſtra.

Warum? Welch böſer Dämon giebt's ihm ein?

Sclave.

Ein Götterſpruch, der nur um dieſen Preis,
Wie Kalchas will, den Griechen freye Fahrt
Verſichert.

Clytemneſtra.

Fahrt! Wohin? — Beweinenswerthe Mutter!
Beweinenswürdigeres Kind, das in
Dem Vater ſeinen Henker finden ſoll!

Sclave.

Die Fahrt nach Ilion, Helenen heim
Zu holen.

Clytemneſtra.

Daß Helene wiederkehre
Stirbt Iphigenie?

Sclave.

Du weißt's. Dianen
Will Agamemnon ſie zum Opfer ſchlachten.

Clytemneſtra.

Und dieſe vorgegebene Vermählung,
Die mich von Argos rief — Wozu denn die?

Sclave.

Daß du ſo minder ſäumteſt, ſie zu bringen,
Im Wahn, ſie ihrer Hochzeit zuzuführen.

Clytemneſtra.

O Kind! Zum Tode kameſt du. Wir kamen
Zum Tode!

Sclave.

Ja, bejammernswürdig, ſchrecklich
Iſt euer Schickſal. Schreckliches begann
Der König.

Clytemneſtra.

Weh mir! Weh! Ich bin verloren.
Ich kann nicht mehr. Ich halte meine Thränen
Nicht mehr.

Sclave.

Ein armer, armer Troſt ſind Thränen
Für eine Mutter, der die Tochter ſtirbt!

Clytemneſtra.

Sprich aber: Woher weißt du das? Durch wen?

Sclave.

Ein zweyter Brief ward mir an dich gegeben.

Clytemneſtra.

Mich abzumahnen oder anzutreiben,
Daß ich die Tochter dem Verderben brächte?

Sclave.

Dir abzurathen, daß du ſie nicht brächteſt.
Der Herr war Vater wiederum geworden.

Clytemneſtra.

Unglücklicher! Warum mir dieſen Brief
Nicht überliefern?

Sicherheit, durch dieſen guten Rath des Herrn Oliviers von Termes. Dabey müßt ihr noch wiſſen, daß, als wir wieder nach dem Theile des Lagers kamen, wo unſere Leute ſtanden, wir ſie ganz entwafnet fanden; denn es war niemand der etwas beſorgt hätte. So kamen wir Tags darauf nach Sayette zurück, wo der König war.

Wir befanden, daß der König ſelbſt die Chriſten, die von den Sarazenen waren erſchlagen worden, hatte einſcharren laſſen, wie ſchon gemeldet worden iſt. Er ſelbſt trug die verfaulten und ſtinkenden Leichname in die zubereiteten Gruben, ohne daß er ſich die Naſe zuhielt, noch die andern ſie ſich zuhalten durften. Von allenthalben her ließ er Arbeiter kommen, und fing an die Stadt mit hohen Mauern und ſtarken Thürmen befeſtigen zu laſſen. Als wir wieder ins Lager kamen, fanden wir, daß er ſelbſt uns die Plätze abgemeſſen hatte, die unſere Zelte einnehmen ſollten. Mir gab er meinen Platz neben dem Grafen von Eu, weil er wußte, daß der Graf meine Geſellſchaft gern hatte.

Nun will ich euch von den kleinen Spielereyen erzählen, womit der Graf von Eu uns neckte. Ich hatte ein Haus errichten laſſen, wo ich mit meinen Rittern bey offenen Thüren aß. Nun war meine Hausthüre dem Grafen von Eu gegen über. Er alſo, ein ſehr launiger Mann, nahm eine kleine Wurfmaſchine und ſchleuderte damit in mein Haus hinüber. Er ließ nehmlich aufpaſſen, wenn wir zu Tiſche ſaßen, und richtete ſeine Maſchine auf unſere Tafel, und ſchoß uns unſere Schüſſeln und Gläſer entzwey.

Ich hatte mich mit Hünern und Kapaunen verſehen. Jemand, ich weiß nicht wer, hatte ihm eine

Sclave.

Menelaus fieng

Ihn auf. Ihm dankſt du alles was du leideſt.

(er geht ab.)

Clytemneſtra.

(wendet ſich an Achilles)

Sohn Peleus! Sohn der Thetis! Hörſt du es?

Achilles.

Bejammernswerthe Mutter! — — Aber mich

Hat man nicht ungeſtraft mißbraucht.

Clytemneſtra.

Mit dir

Vermählen ſie mein Kind, um es zu würgen!

Achilles.

Ich bin entrüſtet über Agamemnon,

Und nicht ſo leicht werd' ich es hingehn laſſen.

Clytemneſtra.

(fällt ihm zu Füßen)

Und ich erröthe nicht, mich vor dir nieder

Zu werfen, ich, die Sterbliche, vor dir,

Den eine Himmliſche gebahr. Weg eitler Stolz!

Kann ſich die Mutter für ihr Kind entehren?

O Sohn der Göttinn! Hab' Erbarmen mit

Der Mutter, mit der Unglückſeligen Erbarmen,

Die deiner Gattinn Nahmen ſchon getragen!

Mit Unrecht trug ſie ihn! Doch hab' ich ſie

Als deine Braut hieher geführt, dir hab' ich

Mit Blumen ſie geſchmücket — Ach! ein Opfer

Hab' ich geſchmückt, ein Opfer hergeführt!
O! das wär' ſchändlich, wenn du ſie verlieſſeſt:
War ſie durch Hymens Bande gleich die Deine
Noch nicht — Du wardſt als der geliebteſte
Gemahl der Unglückſel'gen ſchon geprieſen!
Bey dieſer Wange, dieſer Rechte, bey
Dem Leben deiner Mutter ſey beſchworen!
Verlaß uns nicht! Dein Nahme iſt's, der uns
In's Elend ſtürzt — Drum rette du uns wieder.
Dein Knie, o Sohn der Göttinn! iſt der einz'ge
Altar, zu dem ich Aermſte fliehen kann.
Hier lächelt mir kein Freund. Du haſt gehört,
Was Agamemnon gräßliches beſchloſſen.
Da ſteh ich unter rohem Volk — ein Weib,
Und unter wilden, meiſterloſen Banden
Zu jedem Bubenſtück bereit — auch brav,
Gewiß recht brav und werth, ſobald ſie mögen!
Verſichre du uns deines Schutzes, und
Gerettet ſind wir! Ohne dich verloren.

Chor.

Gewaltſam iſt der Zwang des Bluts! Mit Qnaal
Gebiert das Weib, und quält ſich für's Gebohrne!

Achilles.

Mein großes Herz kam deinem Wunſch entgegen.
Es weiß zu trauern mit dem Gram und ſich
Des Glücks zu freuen mit Enthaltſamkeit.

Chor.

Die Klugheit ſich zur Führerinn zu wählen,
Das iſt es, was den Weiſen macht!

Achilles.

Es kommen Fälle vor im Menſchenleben,
Wo's Weisheit iſt, nicht allzuweiſe ſeyn,
Es kommen andre, wo nichts ſchöner kleidet,
Als Mäßigung. Geraden Sinn ſchöpft' ich
In Chirons Schule, des Vortrefflichen.
Wo ſie gerechtes mir befehlen, finden
Gehorſam die Atriden mich, die Stirne
Von Erz, wo ſie unbilliges gebieten.
Frey kam ich her, frey will ich Troja ſehn,
Und den Achiverkrieg, was an mir iſt,
Mit meines Armes Heldenthaten zieren.
Du jammerſt mich. Zuviel erleideſt du
Von dem Gemahl, von Menſchen deines Blutes.
Was dieſem jungen Arme möglich iſt,
Erwart's von mir! — Er ſoll dein Kind nicht ſchlachten.
An eine Jungfrau, die man mein genannt,
Soll kein Atride Mörderhände legen.
Es ſoll ihm nicht ſo hingehn, meines Nahmens
Zu ſeinem Mord mißbraucht zu haben!
Mein Nahme, der kein Eiſen aufgehoben,
Mein Nahme wär' der Mörder deiner Tochter,
Und Er, der Vater, hätte ſie erſchlagen.
Doch theilen würd' ich ſeines Mordes Fluch,
Wenn meine Hochzeit auch den Vorwand nur

Gegeben hätte, ſo unwürdig, ſo
Unmenſchlich, ungeheuer, unerhört
Die unſchuldsvolle Jungfrau zu mißhandeln.
Der Griechen letzter müßt' ich ſeyn, der Menſchen
Verächtlichſter, ja haſſenswerther ſelbſt
Als Menelaus müßt' ich ſeyn. Mir hätte
Nicht Thetis, der Erinnen eine hätte
Das Leben mir gegeben, wenn ich mich
Des Königs Mordbegier zum Werkzeug borgte.
Nein bey des Meerbewohners Haupt, bey'm Vater
Der Göttlichen, die mich zur Welt gebohren!
Er ſoll ſie nicht berühren — nicht ihr Kleid
Mit ſeines Fingers Spitze nur berühren.
Eh' dieß geſchichet, decke ewige
Vergeſſenheit mein Phthia, mein Geburtsland,
Wenn der Atriden Stammplatz, Sipylus,
Im Ohr der Nachwelt unvergänglich lebet.
Es mag der Seher Kalchas das Geräthe
Zum Opfer nur zurücke tragen — Seher?
Was heißt ein Seher? — Der auf gutes Glück
Für eine Wahrheit zehen Lügen ſagt.
Geräth es? Gut. Wo nicht, ihm geht es hin.
Es giebt der Jungfraun Tauſende, die mich
Zum Gatten möchten — Davon iſt auch jetzt
Die Rede nicht! Beſchimpft hat mich der König.
In meinen Willen hätt' er's ſtellen ſollen;
Ob mir's gefiele, um ſein Kind zu freyn?
Gern und mit Freuden würde Clytemneſtra

In dieſes Bündniß eingewilligt haben.
Und hätte Griechenland aus meinen Händen
Alsdann zum Opfer ſie verlangt, ich würde
Sie meinen Kriegsgenoſſen, würde ſie
Dem Wohl der Griechen nicht verweigert haben.
So aber gelt' ich nichts vor den Atriden,
Nichts, wo was Großes ſoll verhandelt werden.
Doch dürfte, eh' wir Ilion noch ſehn,
Dieß Schwert von Blut und Menſchenmorde triefen,
Wenn man's verſuchte, mir ſie zu entreiſſen.
Sey du getroſt. Ein Gott erſchein' ich dir.
Ich bin kein Gott. Dir aber will ich's werden.

Chor.

An dieſer Sprache kennt man dich, Achill,
Und die Erhabene, die dich gebohren.

Clytemneſtra.

O Herrlichſter, wie ſtell' ich's an, wie muß
Ich reden, um zu ſparſam nicht zu ſeyn
In deinem Preis, und deine Gunſt auch nicht
Durch mein ausſchweifend Rühmen zu verſcherzen.
Zu vieles Loben, weiß ich wohl, macht dem,
Der edel denkt, den Lorbeer nur zuwider.
Doch ſchäm' ich mich mit ew'ger Jammerklage,
Mit Leiden, die nur ich empfinde, dich,
Den Glücklichen, den Fremdling zu ermüden.
Doch Fremdling oder nicht — wer Leidenden
Beyſpringen kann, wird auch mit ihnen trauern.
Drum hab' mit uns Erbarmen. Unſer Schickſal

Verdient Erbarmen. Meine Hofnung war,
Dich Sohn zu nennen — ach sie war vergebens!
Auch schreckt vielleicht dein künftig Ehebette
Mein sterbend Kind mit schwarzer Vorbedeutung,
Und du wirst eilen, sie zu fliehn! Doch nein,
Was du gesagt, war alles wohl gesprochen,
Und willst du nur, so lebt mein Kind. Soll sie
Etwa selbst flehend deine Knie umfassen?
So wenig dieß der Jungfrau ziemt, gefällt
Es dir, so mag sie kommen, züchtiglich,
Das Aug' mit edler Freyheit aufgeschlagen.
Wo nicht, so laß an ihrer Statt mich der
Gewährung süßes Wort von dir vernehmen.

Achilles.

Die Jungfrau bleibe, wo sie ist. Daß sie
Verschämt ist, bringt ihr Ehre.

Clytemnestra.

Auch verschämt seyn
Hat sein gehörig Maaß und seine Stunde.

Achilles.

Ich will es nicht. Ich will nicht, daß du sie
Vor meine Augen bringest, und wir beyde
Boshaftem Tadel Preis gegeben werden.
Ein zahlreich Heer, der heimatlichen Sorgen
Entschlagen, trägt sich gar zu gern, das kenn' ich,
Mit häm'schen, ehrenrührigen Gerüchten.
Und mög't ihr flehend oder nicht vor mir
Erscheinen, ihr erhaltet weder mehr

Noch minder — denn beſchloſſen iſt's bey mir,
Koſt's was es wolle, euer Leid zu enden.
Das laß dir gnügen. Glaub', ich rede ernſtlich.
Und ſterben mög' ich, hab' ich deine Hofnung
Mit eitler Rede nur getäuſcht. Rett' ich
Die Jungfrau — nein, da werd' ich leben.

Clytemneſtra.

Lebe
Und rette immer Leidende!

Achilles.

Nun höre,
Wie wir's am beſten einzurichten haben.

Clytemneſtra.

Laß hören. Dir gehorch' ich gern.

Achilles.

Zuvor erſt
Muß man es mit dem Vater noch verſuchen.

Clytemneſtra.

Ach, der iſt feig und zittert vor der Menge!

Achilles.

Vernünft'ge Gründe können viel.

Clytemneſtra.

Ich hoffe nichts. Doch ſprich, was muß ich thun?

Achilles.

Fall' ihm zu Füßen! Fleh' ihn an, daß er
Sein Kind nicht tödte! Bleibt er unerbittlich,
Dann komm zu mir! — Erweichſt du ihn, noch beſſer.
Dann braucht es meines Armes nicht, die Jungfrau

Bleibt leben, ich erhalte mir den Freund,
Auch bey dem Heer vermeid' ich Tadel, hab' ich
Durch Gründe mehr als durch Gewalt geſtritten.
Und ſo wird alles glücklich abgethan,
Zu deinem und der Freunde Wohlgefallen,
Und meines Armes brauch' es nicht.

Clytemneſtra.

Du räthſt
Verſtändig. Es geſchehe, wie du meineſt.
Mißlingt mir's aber — wo ſeh' ich dich wieder?
Wo find' ich Aermſte dieſen Heldenarm,
Die letzte Stütze noch in meinen Leiden?

Achilles.

Wo's meiner Gegenwart bedarf, werd' ich
Dir nahe ſeyn, und dir's erſparen, vor
Dem Heer der Griechen dich und deine Ahnherr'n
Durch Jammer zu erniedrigen. So tief
Herunter müßte Tyndars Blut nicht ſinken:
— Ein großer Nahme in der Griechen Land!

Clytemneſtra.

Wie dir's gefällt. Ich unterwerfe mich.
Und giebt es Götter, Treflichſter! Dir muß
Es wohlergehn! Giebt's keine — Warum leid' ich?

(Achilles und Clytemneſtra gehen ab.)

Vierte Zwiſchenhandlung.

Chor.

Wie lieblich erklang
Der Hochzeitgeſang,
Den zu der Zither tanzluſtigen Tönen,
Zur Schalmei und zum libyſchen Rohr,
Sang der Kamönen
Verſammelter Chor
Auf Peleus Hochzeit und Thetis der Schönen!
Wo die Becher des Nektars erklangen
Auf des Pelion wolkichtem Kranz,
Kamen die zierlich gelockten und ſchwangen
Goldene Sohlen im flüchtigen Tanz.
Mit dem melodiſchen Jubel der Lieder
Feyerten ſie der Verbundenen Glück.
Der Berg der Centauren hallte ſie wieder,
Pelions Wald gab ſie ſchmetternd zurück.
Unter den Freuden des feſtlichen Mahls
Schöpfte des Nektars himmliſche Gabe
Jovis Liebling, der phrygiſche Knabe,
In die Bäuche des goldnen Pokals.
Funfzig Schweſtern der Göttlichen hüpften
Luſtig daneben im glänzenden Sand,
Tanzten den Hochzeitreigen, und knüpften
Reizende Ring' mit verſchlungener Hand.

Gegenſtrophe.

Grüne Kronen in dem Haar,

Und mit fichtenem Geſchoſſe,
Menſchen oben, unten Roſſe,
Kam auch der Centauren Schaar,
Angelockt von Bromius Pokale
Kamen ſie zum Göttermahle.
Heil dir, hohe Nereide!
Sang mit lautem Jubelliede
Der Theſſeljerinnen Chor,
Heil dir! ſang der Mädchen Chor.
Heil dir! Heil dem ſchönen Sterne,
Das aus deinem Schooß erſteht!
Und Apoll, der in der Ferne
Der verborgnen Zukunft ſpäht,
Und der auf den unbekannten
Stamm der Muſen ſich verſteht,
Chiron der Centaure — nannten
Beyde ſchon mit Nahmen ihn,
Der zu Priams Königsſitze
Kommen würde an der Spitze
Seiner Myrmidonenſchaaren
In des Speeres Wurf erfahren,
Wüthen dort mit Mord und Brand
In des Räubers Vaterland —
Auch die Rüſtung, die er würde tragen,
Künſtlich von Hephäſtos Hand
Aus gediegnem Gold geſchlagen,
Ein Geſchenk der Seligen,
Die den Seligen empfangen.

junge Bärinn gegeben; dieſe ließ er unter meine Hühnchen laufen, und ſie trat deren über ein Dutzend todt, ehe jemand dazu kommen konnte; die Frau, die meine Hühner hüthete, ſchlug nach ihr mit der Schürze.

Unterdeſſen daß der König Sayette befeſtigen ließ, kamen Kaufleute ins Lager, die uns erzählten, der König der Tartarinen habe die Stadt Baudas eingenommen, und den Apoſtel der Sarazenen zum Gefangenen gemacht, welcher Herr der Stadt ſey, und den Nahmen des Kalifen von Baudas führe. Die Art, wie ſie ſich der Stadt und des Kalifen bemächtigt hatten, erzählten uns die Kaufleute folgendergeſtalt;

Nachdem ſie die Stadt des Kalifen berennt hatten, ſchickte der König zum Kalifen mit dem Antrag, er möchte gern ihre beyden Kinder verheyrathet ſehen; und die geheimen Räthe des Kalifen riethen ihm den Vorſchlag einer ſolchen Vermählung einzugehen. Der König der Tartarinen ließ ihm ferner ſagen, er möchte vierzig ſeiner Edelſten aus ſeinem Geheimenrath und von ſeinen vornehmſten Herren zu ihm ſenden, um die Verbindung eydlich zu verſichern; dieſes that der Kalife auch.

Darauf ließ ihm der König der Tartarinen noch einmahl ſagen, er möchte ihm noch vierzig von ſeinen vornehmſten und angeſehenſten Herren ſenden; der Kalife that das ebenfalls. Endlich ſandte der König zum drittenmahle, er ſollte ihm noch vierzig von ſeinen Edelſten ſenden, auch dieſes that der Kalife. Als nun der König der Tartarinen ſah, daß er ſolchergeſtalt die erſten Männer der Stadt in ſeiner Gewalt hatte, dacht er wohl, das gemeine Volk würde ohne

Aufſeh-

So ward von den Himmliſchen
Thetis Hochzeitfeſt begangen.

Epode.

Dir, Agamemnons thränenwerthem Kinde,
Nicht bey der Hirten Feldgeſang
Erzogen, und der Pfeife Klang,
Still aufgeblüht im mütterlichen Schooß,
Dem Tapferſten der Inachiden
Dereinſt zur ſüßen Braut beſchieden,
Dir, Arme, fällt ein ander Loos!
Dir flechten einen Kranz von Blüthen
Die Grieschen in das ſchöngelockte Haar.
Gleich einem Rinde, das der wilde Berg gebahr,
Das, unberührt vom Joch, aus Felſenhöhlen,
Unfern dem Meer, geſtiegen war,
Wird dich der Opferſtahl entſeelen,
Dann rettet dich nicht deine Jugend,
Nicht das Erröthen der verſchämten Tugend,
Nicht deine reizende Geſtalt!
Das Laſter herrſcht mit ſiegender Gewalt.
Es ſpricht mit frechem Angeſichte
Den heiligen Geſetzen Hohn.
Die Tugend iſt aus dieſer Welt geflohn,
Und dem Geſchlecht der Menſchen drohn
Nicht ferner mehr die göttlichen Gerichte.

Fünfter Akt.

Erſter Auftritt.

Clytemneſtra kommt. Der Chor.

Clytemneſtra.

Ich komme, meinen Gatten aufzuſuchen,
Noch immer bleibt er aus, es iſt ſchon lange,
Daß er das Zelt verließ — und drinnen weint
Und jammert die Unglückliche, nun ſie
Erfuhr, was für ein Schickſal ſie erwartet.
Er nähert ſich, den ich genannt. Der iſt's,
Das iſt der Agamemnon, den man bald
Verrucht wird handeln ſehn an ſeinen Kindern.

Zweyter Auftritt.

Agamemnon. Vorige.

Agamemnon.

Gut, Clytemneſtra, daß ich außerhalb

Des Zelts dich treffe und allein. Ich habe
Mich über Dinge mit dir zu beſprechen,
Die einer Jungfrau, die bald Braut ſeyn wird,
Nicht wohl zu hören ziemt.

Clytemneſtra.

Und was iſt das,
Wozu die Zeit ſich dir ſo günſtig zeiget?

Agamemnon.

Laß deine Tochter mit mir gehen! — Alles
Iſt in Bereitſchaft, das geweihte Waſſer,
Das Opfermahl, das heil'ge Feu'r, die Rinder,
Die vor der Hochzeit am Altar Dianens,
In ſchwarzem Blute röchelnd, fallen ſollen.

Clytemneſtra.

Gut redeſt du. Daß ich von deinem Thun
Ein Gleiches rühmen könnte! — Aber komm
Du ſelbſt heraus, mein Kind!

(Sie geht und öffnet die Thür des Gezelts.)

Was dieſer da
Mit dir beſchloſſen hat, weißt du ausführlich.
Nimm unter deinem Mantel auch den Bruder
Oreſtes mit dir.

(Zu Agamemnon, indem Iphigenie heraustritt.)

Sieh'. Da iſt ſie, deine
Befehle zu vernehmen. Was noch ſonſt
Für ſie und mich zu ſagen übrig bleibt,
Werd' ich hinzuzuſetzen wiſſen.

Dritter Auftritt.

Iphigenie mit dem kleinen Oreſtes zu den Vorigen.

Agamemnon.

Was iſt dir, Iphigenie? — — — Du weinſt?
Du ſiehſt nicht heiter aus — du ſchlägſt die Augen
Zu Boden und verbirgſt dich in den Schleier?

Iphigenie.

Ich Unglückſelige! Wo fang' ich an?
Bey welchem unter allen meinen Leiden?
Verzweiflung, wo ich nur beginnen mag,
Verzweiflung, wo ich enden mag.

Agamemnon.

Was iſt das?
Hat alles hier zuſammen ſich verſtanden,
Mich zu beſtürzen — Kind und Mutter auſſer ſich
Und Unruh' im Geſichte —

Clytemneſtra.

Mein Gemahl
Antworte mir auf das, was ich dich frage,
Aufrichtig aber!

Agamemnon.

Brauchts dazu Ermahnung?
Zur Sache.

Clytemneſtra.

Iſt's an dem — willſt du ſie wirklich
Ermorden, deine Tochter und die meine?

Agamemnon (fährt auf).

Unglückliche! Was für ein Wort haſt du geſprochen!
Was argwöhnſt du? — Du ſollſt es nicht!

Clytemneſtra.

Antworte
Auf meine Frage.

Agamemnon.

Frage was ſich ziemt,
So kann ich dir antworten, wie ſich's ziemt.

Clytemneſtra.

So frag' ich. Sage du mir nur nichts anders.

Agamemnon.

Furchtbare Göttinnen des Glücks und Schickſals
Und du mein böſer Genius!

Clytemneſtra.

Und meiner —
Und dieſer hier! Ihn theilen drei Elende!

Agamemnon.

Worüber klagſt du?

Clytemneſtra.

Dieſes fragſt du noch?
O dieſer Liſt gebricht es an Verſtande.

Agamemnon.

Ich bin verloren. Alles iſt verrathen.

Clytemneſtra.

Ja, alles iſt verrathen. Alles weiß ich
Und alles hört' ich, was du uns bereiteſt.
Dieß Schweigen, dieſes Stöhnen iſt Beweiſes
Genug. Das Reden magſt du dir erſparen.

Agamemnon.

Ich ſchweige. Reden was nicht wahr iſt, hieße
Mein Elend auch durch Frechheit noch erſchweren.

Clytemneſtra.

Gieb mir Gehör. Die räthſelhafte Sprache
Vor Seit'. Ich will jetzt offen mit dir reden.
Erſt drangſt du dich — das ſey mein erſter Vorwurf —
Gewaltſam mir zum Gatten auf, entführteſt
Mich räuberiſch, nachdem du meinen erſten
Gemahl erſchlagen, Tantalus — den Säugling
Von ſeiner Mutter Bruſt geriſſen, mit
Grauſamem Wurf am Boden ihn zerſchmettert.
Als meine Brüder drauf, die Söhne Zevs,
Die Herrlichen, mit Krieg dich überzogen,
Entriß dich Tyndar, unſer Vater, den
Du knieend flehteſt, ihrem Zorn, und gab
Die Rechte meines Gatten dir zurücke.
Seit dieſem Tag — kannſt du es anders ſagen?
Fand ſt du in mir die lenkſamſte der Frauen,
Im Hauſe fromm, im Ehebette keuſch,
Untadelhaft im Wandel. Sichtbar wuchs
Der Segen deines Hauſes — Luſt und Freude,

Wenn du hineintratſt! Wenn du öffentlich
Erſchienſt, der frohe Zuruf aller Menſchen!
Solch eine Eh'genoſſinn zu erjagen,
Iſt wenigen beſcheert. Deſto gemeiner ſind
Die ſchlimmen! Ich gebähre dir drey Töchter
Und dieſen Sohn — und dieſer Töchter eine
Willſt du jetzt ſo unmenſchlich mir entreiſſen!
Fragt man, warum ſie ſterben ſoll — was kannſt du
Hierauf zur Antwort geben? Sprich! Soll ich's
In deinem Nahmen thun? Daß Menelaus
Helenen wieder habe, ſoll ſie ſterben!
O trefflich! Deine Kinder alſo ſind
Der Preis für eine Buhlerinn! Und mit
Dem Theuerſten, das wir beſitzen, wird
Das Haſſenswürdigſte erkauft! — Wenn du
Nun fort ſeyn wirſt nach Troja, lange, lange,
Ich im Pallaſt indeſſen einſam ſitze,
Leer die Gemächer der Geſtorbenen,
Und alle jungfräulichen Zimmer öde,
Wie glaubſt du, daß mir da zu Muth ſeyn werde?
Wenn ungetrocknet, unverſiegend um
Die Todte meine Thränen rinnen, wenn
Ich ewig, ewig um ſie jamm're. „Er
Der dir das Leben gab, gab dir den Tod!
Er ſelbſt, kein and'rer, er mit eig'nen Händen!"
Sieh' zu, daß dir von deinen andern Töchtern,
Von ihrer Mutter, wenn du wiederkehrſt,

Nicht ein Empfang vereinst bereitet werde,
Der solcher Thaten würdig ist. O um
Der Götter willen! zwinge mich nicht, schlimm
An dir zu handeln! Handle du nicht so
An uns! — Du willst sie schlachten! Wie? Und welchen
Gebethe willst du dann zum Himmel richten?
Was willst du, rauchend von der Tochter Blut,
Von ihm erflehen? Fürchterliche Heimkehr
Von einem schimpflich angetret'nen Zuge!
Wärd' ich für dich um Segen flehen dürfen?
Um Segen für den Kindermörder flehn,
Das hieße, Göttern die Vernunft abläugnen!
Und sey's, daß du nach Argos wiederkehrst,
Denkst du dann, deine Kinder zu umarmen?
O dieses Recht hast du verscherzt! Wie könnten
Sie dem in's Auge sehn, der Eins von ihnen
Mit kaltem Blut erschlug? — Darüber sind
Wir einverstanden — Mußtest du als König,
Als Feldherr dich betragen — kam es dir
Nicht zu, bey den Achivern erst die Sprache
Der Weisheit zu versuchen? „Ihr verlangt
Nach Troja, Griechen? Gut. Das Loos entscheide,
Wess Tochter sterben soll!" Das hätte einem
Gegolten wie dem andern! Aber nicht,
Nicht dir von allen Danaern allein
Kam's zu, dein Kind zum Opfer anzubieten!
Da! deinem Menelaus, dem zu Lieb'

Ihr ſtreitet, dem hätt' es gebührt, ſein Kind,
Hermione, der Mutter aufzuopfern!
Und ich, die immer keuſch dein Bett' bewahrte,
Soll nun der Tochter mich beraubet ſehn,
Wenn jene Laſterhafte, glücklicher
Als ich, nach Sparta heimzieht mit der Ihren!
Beſtreit' mich, wenn ich Unrecht habe! Hab'
Ich recht -- O ſo geh in dich! — Bring' ſie nicht
Um's Leben deine Tochter und die meine.

Chor.

Laß dich erweichen, Agamemnon! Denk',
Wie ſchön es iſt, ſich ſeines Bluts erbarmen!
Das wird von allen Menſchen eingeſtanden!

Iphigenie.

Mein Vater, hätt' ich Orpheus Mund, könnt' ich
Durch meiner Stimme Zauber Felſen mir
Zu folgen zwingen, und durch meine Rede
Der Menſchen Herzen, wie ich wollte, ſchmelzen,
Jetzt würd' ich dieſe Kunſt zu Hülfe rufen.
Doch meine ganze Redekunſt ſind Thränen,
Die hab' ich und die will ich geben! Sieh'
Statt eines Zweigs der Flehenden leg' ich
Mich ſelbſt zu deinen Füßen — Tödte mich
Nicht in der Blüthe! — Dieſe Sonne iſt
So lieblich! Zwinge mich nicht, vor der Zeit,
Zu ſehen, was hierunten iſt! — Ich war's,
Die dich zum erſtenmale Vater nannte,

Die erſte, die du Kind genannt, die erſte,
Die auf dem väterlichen Schooße ſpielte,
Und Küſſe gab, und Küſſe dir entlockte.
Da ſagteſt du zu mir: „O meine Tochter,
Werd' ich dich wohl, wie's deiner Herkunft ziemt,
Im Hauſe eines glücklichen Gemahles
Einſt glücklich und geſegnet ſehn?“ — Und ich,
An dieſe Wangen angedrückt, die flehend
Jetzt meine Hände nur berühren, ſprach:
„Werd' ich den alten Vater alsdann auch
In meinem Haus mit ſüßem Gaſtrecht ehren,
Und meiner Jugend ſorgenloſe Pflege
Dem Greis mit ſchöner Dankbarkeit belohnen?“
So ſprachen wir. Ich hab's recht gut behalten.
Du haſt's vergeſſen, du, und willſt mich tödten.
O nein! bey Pelops, deinem Ahnherrn! Nein!
Bey deinem Vater Atreus und bey ihr,
Die mich mit Schmerzen dir gebahr, und nun
Auf's neue dieſe Schmerzen um mich leidet!
Was geht mich Paris Hochzeit an? Kam er
Nach Griechenland, mich Arme zu erwürgen?
O gönne mir dein Auge! Gönne mir
Nur einen Kuß, wenn auch nicht mehr Erhörung,
Daß ich ein Denkmal deiner Liebe doch
Mit zu den Todten nehme! Komm, mein Bruder!
Kannſt du auch wenig thun für deine Lieben,
Hinknien und weinen kannſt du doch. Er ſoll

Anführer sich nicht halten können: er ließ daher allen hundert und zwanzig Männern die Köpfe abschlagen, und dann bemeisterte er sich der Stadt, und des Kalifen selbst.

Um indessen seine Tücke einzuhüllen, und allen Tadel wegen einer solchen Eroberung der Stadt auf den Kalifen zu wälzen, ließ er den Kalifen in einen eisernen Kefich sperren, und so lange hungern, als nur ein Mensch aushalten kann, ohne umzukommen: dann fragt' er den Kalifen, ob er Hunger habe? Allerdings! sagte der Kalife, welches auch kein Wunder sey. Da ließ der König der Tartarinen ein großes mit köstlichen Steinen besetztes Becken bringen, und sagte zu ihm: „kennst du dieses Geschmeide?" — „Ja! versetzte der Kalife, es gehört mir." Da fragt' er ihn weiter, ob er es recht gern gehabt habe? und der Kalife antwortete mit Ja. „Nun, versetzte der König der Tartarinen, weil du es denn so gerne hattest, so nimm denn davon soviel du willst, und iß." Der Kalife antwortete, das sey unmöglich, denn es sey ja kein Fleisch, das man essen könnte. Darauf erwiederte der König der Tartarinen: „siehe nun, worin du gefehlt hast! denn hättest du deinen Schatz an Gold dahingegeben, so wärest du unserer ledig geworden durch diesen deinen Schatz, wenn du ihn ausgeliefert hättest, der dir nun in deiner größten Noth gar nichts hilft."

So lange der König in Sayette war, ging ich alle Morgen mit Anbruch des Tags in die Messe. Einstmahl sagt' er zu mir, ich möge seiner warten, er wolle ausreiten; und ich that das auch. Als wir im freyen Felde waren, sahen wir, die wir alle zu Pferd waren, ein kleines Kloster vor uns, und einen Priester, der Messe las.

Die Schweſter nicht um's Leben bringen, ſag' ihm.
Gewiß! Auch Kinder fühlen Jammer nach.
Sieh' Vater! Eine ſtumme Bitte richtet er
An dich — Laß dich erweichen! Laß mich leben!
Bey deinen Wangen flehen wir dich an,
Zwey deiner Lieben, der unmündig noch,
Ich eben kaum erwachſen! Soll ich dir's
In Ein herzrührend Wort zuſammenfaſſen?
Nichts ſüßers giebt es, als der Sonne Licht
Zu ſchaun! Niemand verlanget nach da unten.
Der raſet, der den Tod herbeywünſcht! Beſſer
In Schande leben, als bewundert ſterben!

Thor.

Dein Werk iſt dieß, verderbenbringende
Helene! Deine Laſterthat empöret
Die Söhne Atreus gegen ihre Kinder.

Agamemnon.

Ich weiß, wo Mitleid gut iſt, und wo nicht.
Liebt' ich mein eigen Blut nicht, raſen müßt' ich.
Entſetzlich iſt mir's, ſolches zu beſchlieſſen,
Entſetzlich mich ihm zu entziehn — Seyn muß es.
Seht dort die Flotte Griechenlandes! Seht!
Wie viele Könige in Erz gewaffnet!
Von dieſen allen ſieht nicht Einer Troja,
Und nimmer fällt die Burg Priämus,
Du ſterbeſt denn, wie es der Seher fordert.
Von wüthendem Verlangen brennt das Heer,

Nach Phrygien die Segel auszuſpannen,
Und der Achiver Gattinnen auf ewig
Von dieſen Räubern zu befreyn. Umſonſt,
Daß ich dem Götterſpruch mich widerſetze,
Ich — du — und du — und unſre Töchter in
Mycene würden Opfer ihres Grimmes.
Nein Kind! Nicht Menelaus Sclave bin ich.
Nicht Menelaus iſt's, der aus mir handelt.
Dein Vaterland will deinen Tod — ihm muß ich,
Gern oder ungern, dich zum Opfer geben.
Das Vaterland geht vor! — Die Griechen frey
Zu machen, Kind, die Frauen Griechenlandes,
Was an uns iſt, vor räubriſchen Barbaren
Zu ſchützen — das iſt deine Pflicht und meine!

(er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Clytemneſtra. Iphigenie. Der Chor.

Clytemneſtra.

Er geht! Er flieht dich! — Tochter — Fremdlinge —
Er flieht! — Ich Unglückſelige! Sie ſtirbt!
Er hat ſein Kind dem Orkus hingegeben!

Iphigenie.

O weh' mir! — Mutter! Mutter! Gleiches Leid
Berechtigt mich zu gleicher Jammerklage!

Kein Licht ſoll ich mehr ſchauen! Keine Sonne
Mehr ſcheinen ſehn! — O Wälder Phrygiens!
Und du, von dem er einſt den Nahmen trug,
Erhab'ner Ida, wo den zarten Sohn,
Der Mutter Bruſt entriſſen, Priamus,
Zu grau'nvollem Tode hingeworfen!
O hätt' er's nimmermehr gethan! den Hirten
Der Rinder, dieſen Paris, nimmermehr
Am klaren Waſſer hingeworfen, wo
Durch grüne, blüthenvolle Wieſen, reich
Beblümt mit Roſen, würdig von Göttinnen
Gepflückt zu werden, und mit Hyazinthen,
Der Nymphen Silberquelle rauſcht — wohin,
Mit Hermes, Zevs geflügeltem Geſandten,
Zu ihres Streits unſeliger Entſcheidung,
Athene kam, auf ihre Lanze ſtolz,
Und ſtolz auf ihre Reize Cypria
Die Schlaue, und Saturnia die Hohe
Auf Jovis königliches Bette ſtolz!
O dieſer Streit führt Griechenland zum Ruhme,
Jungfrauen, mich führt er zum Tod!

Chor.

Du fällſt
Für Ilion Dianens erſtes Opfer.

Iphigenie.

Und er — o meine Mutter — Er, der mir
Das jammervolle Leben gab, er flieht!

Er meidet ſein verrathnes Kind! Weh' mir,
Daß meine Augen ſie geſehen haben,
Die traurige Verderberinn! Ihr muß
Ich ſterben — unnatürlich muß ich ſterben,
Durch eines Vaters frevelhaften Stahl!
O Aulis, hätteſt du der Griechen Schiffe
In deinem Hafen nie empfangen! Hätte
Ein günſt'ger Wind nach Troja ſie beflügelt,
Kein Zeus hier am Euripus ſie verweilt!
Ach! Er verleiht die Winde nach Gefallen,
Dem ſchwellt er mit gelindem Wehn die Segel,
Dem ſendet er das Leid, die Angſt dem andern,
Den läßt er glücklich aus dem Hafen ſteuern,
Den führt er leicht durch's hohe Meer dahin,
Den hält er in der Mitte ſeines Laufes.
War's nicht ſchon leidenvoll genug, nicht etwa
Schon thränenwerth genug, des Menſchen Loos,
Daß er dem Tod noch rief, es zu erſchweren?

Chor.

Ach! wie viel Unheil, wie viel Elend brachte
Die Tochter Tyndars über Griechenland!
Du aber, Aermſte, jammerſt mich am meiſten.
O hätteſt du ſolch Schickſal nie erfahren!

Fünfter Auftritt.

Achilles mit einigen Bewaffneten, erſcheint in der Ferne. Die Vorigen.

Iphigenie (erſchrocken).

O Mutter! Mutter! Eine Schaar von Männern
Kommt auf uns zu.

Clytemneſtra.

Der Göttinnſohn iſt drunter,
Für den ich dich hieher gebracht.

Iphigenie.

(eilt nach der Thür und ruft ihren Jungfrauen.)

Macht auf!
Macht auf die Pforten, daß ich mich verberge.

Clytemneſtra.

Was iſt dir? Vor wem fliehſt du?

Iphigenie.

Vor ihm —
Vor dem Peliden — ich erröthe, ihn
Zu ſehn —

Clytemneſtra.

Warum erröthen, Kind?

Iphigenie.

Ach, die
Beſchämende Entwicklung dieſer —

Clytemneſtra.

Laß
Die Glücklichen erröthen! — Dieſe zücht'ge
Bedenklichkeiten jetzt bey Seite, wenn
Wir was vermögen ſollen —

Achilles (tritt näher).

Arme Mutter!

Clytemneſtra.

Du ſagſt ſehr wahr.

Achilles.

Ein fürchterliches Schreyen
Hört man im Lager.

Clytemneſtra.

Ueber was? Wem gilt es?

Achilles.

Hier deiner Tochter.

Clytemneſtra.

O das weiſſagt mir
Nichts Gutes.

Achilles.

Alles dringt auf's Opfer.

Clytemneſtra.

Alles?
Und niemand iſt, der ſich dagegen ſetzte?

Achilles.

Ich ſelbſt kam in Gefahr —

Clytemneſtra.

Gefahr —

Achilles.

Geſteinigt

Zu werden.

Clytemneſtra.

Weil du meine Tochter

Zu retten ſtrebteſt?

Achilles.

Eben darum.

Clytemneſtra.

Was?

Wer durft' es wagen, Hand an dich zu legen?

Achilles.

Die Griechen alle.

Clytemneſtra.

Wie? Wo waren denn

Die Schaaren deiner Myrmidonen?

Achilles.

Die

Empörten ſich zuerſt.

Clytemneſtra.

Weh' mir! Wir ſind

Verloren, Kind!

Achilles.

Die Hochzeit habe mich

Bethöret, ſchrie'n ſie.

Clytemneſtra.

Und was ſagteſt du

Darauf?

Achilles.

Man ſolle die nicht würgen,

Die zur Gemahlinn mir beſtimmt geweſen.

Clytemneſtra.

Da ſagteſt du, was wahr iſt.

Achilles.

Die der Vater

Mir zugedacht.

Clytemneſtra.

Und die er von Mycene

Ausdrücklich darum hatte kommen laſſen.

Achilles.

Vergebens! Ich ward überſchrie'n.

Clytemneſtra.

Die roh

Barbar'ſche Menge!

Achilles.

Dennoch rechne Du

Auf meinen Schutz.

Clytemneſtra.

So vielen willſt du's bieten

Ein Einziger?

Achilles.

Siehſt Du die Krieger dort?

Clytemneſtra.

O möge dir's bey dieſem Sinn gelingen!

Achilles.

Es wird.

Clytemneſtra.

So wird die Tochter mir nicht ſterben?

Achilles.

So lang' ich Athem habe, nicht!

Clytemneſtra.

Kommt man

Etwa, ſie mit Gewalt hinweg zu führen?

Achilles.

Ein ganzes Heer. Ulyſſes führt es an.

Clytemneſtra.

Der Sohn des Sisyphus etwa?

Achilles.

Derſelbe.

Clytemneſtra.

Führt eigner Antrieb oder Pflicht ihn her?

Achilles.

Die Wahl des Heers, die ihm willkommen war.

Clytemneſtra.

Ein traurig Amt, mit Blut ſich zu beſudeln!

Achilles.

Ich werd' ihn zu entfernen wiſſen.

Clytemneſtra.

Sollte
Er wider Willen ſie von hinnen reiſſen?

Achilles.

Er? — Hier bey dieſem blonden Haar!

Clytemneſtra.

Was aber
Muß ich dann thun?

Achilles.

Du hältſt die Tochter.

Clytemneſtra.

Wird
Das hindern können, daß man ſie nicht ſchlachtet?

Achilles.

Das wird dieß Schwert alsdann entſcheiden!

Iphigenie.

Höre
Mich an, geliebte Mutter. Hört mich beyde.
Was tobſt du gegen den Gemahl? Kein Menſch
Muß das Unmögliche erzwingen wollen.
Das größte Lob gebührt dem wohlgemeinten,
Dem ſchönen Eifer dieſes fremden Freundes,
Du aber, Mutter, lade nicht vergeblich
Der Griechen Zorn auf dich, und ſtürze mir
Den großmuthsvollen Mann nicht in's Verderben.
Vernimm jetzt, was ein ruhig Ueberlegen
Mir in die Seele gab. Ich bin entſchloſſen

Der König erzählte mir, dieſes Kloſter ſey zum Andenken jenes Wunders erbaut, das der Gottesſohn an dem Teufel gethan, den er aus dem Leibe der Tochter einer Wittwe ausgetrieben. Dabey ſetzt' er hinzu, wenn es mir recht ſey, wolle er da die Meſſe hören, die der Prieſter eben angefangen; und ich verſetzte, ich fände das recht gut. Wie es dahin gekommen war, daß der Prieſter den Seegen gab, bemerkte ich, daß der Pfaffe der bey der Meſſe diente, groß, ſchwarzbraun, mager und borſtenhaarig war. Alles dieſes machte mich beſorgt, es möchte wohl ein Aſſacis ſeyn, der, wenn er dem König den Seegen brächte, ihn umbringen könnte. Ich nahm daher den Prieſter den Seegen ab, und brachte ihn dem König ſelbſt. Als die Meſſe vorüber war, und wir wieder zu Pferde ſaßen, fanden wir draußen im Felde den Legaten. Der König ritt zu ihm hin, rufte mich, und ſagte zum Legaten; „ich klage bey Euch über den Seneſchal, daß er mir den Seegen gebracht, und nicht zugegeben hat, daß mir ihn der arme Pfaffe bringen durfte.“ Ich ſagte dagegen dem Legaten die Urſache warum ich es gethan; und der Legat erwiederte, ich hätte ſehr wohl gethan. Da verſetzte der König: „zuverläßig nicht! es war groſſer Zwiſt zwiſchen ihnen beyden, und ich blieb unterdeſſen ohne Seegensſpruch.“ Dieſes erzähl ich Euch deswegen, damit ihr ſehen möget, wie weit ſeine Demuth ging.

Von jenem Wunder, welches der Sohn Gottes an der Tochter der Wittwe that, ſpricht das Evangelium, indem es erzählt, der Gottesſohn ſey, als er das Wunder gethan, in parte Tyri et Syndonis geweſen. Damahls nähmlich hieß die Stadt Sur, die ich euch genannt habe, Tyrus, und die Stadt Sayette, die ich Euch ebenfalls genannt hieß Sidonie.

Wäh-

Zu ſterben — aber ohne Widerwillen,
Aus eig'ner Wahl, und ehrenvoll zu ſterben!
Hör' meine Gründe an, und richte ſelbſt.
Das ganze große Griechenland hat jetzt
Die Augen auf mich Einzige gerichtet.
Ich mache ſeine Flotte frey — durch mich
Wird Phrygien .robert. Wenn fortan
Kein griechiſch Weib mehr zittern darf, gewaltſam
Aus Hellas ſel'gem Boden weggeſchleppt
Zu werden von Barbaren, die nunmehr
Für Paris Frevelthat ſo fürchterlich
Bezahlen müſſen — aller Ruhm davon
Wird mein ſeyn, Mutter. Sterbend ſchütz' ich ſie.
Ich werde Griechenland errettet haben,
Und ewig ſelig wird mein Nahme ſtrahlen.
Wozu das Leben auch ſo ängſtlich lieben?
Nicht dir allein — du haſt mich allen Griechen
Gemeinſchaftlich gebohren. Sieh' dort! Sieh'
Die Tauſende, die ihre Schilde ſchwenken,
Dort andre Tauſende, des Ruders kundig
Entbrannt von edelm Eifer kommen ſie,
Die Schmach des Vaterlands zu rächen, gegen
Den Feind durch tapfre Kriegesthat zu glänzen,
Zu ſterben für das Vaterland. Dieß alles
Macht' ich zu nichte, ich, ein einzig's Leben?
Wo, Mutter, wäre das gerecht? Was kannſt
Du hierauf ſagen? — Und alsdann —

(Sich gegen Achilles wendend)

Soll der's
Mit allen Griechen eines Weibes wegen
Aufnehmen und zu Grunde gehn? Nein doch!
Das darf nicht seyn! Der einz'ge Mann verdient
Das Leben mehr, als hunderttausend Weiber.
Und will Diana diesen Leib, weih' ich,
Die Sterbliche, der Göttinn widerstreben?
Umsonst! Ich gebe Griechenland mein Blut.
Man schlachte mich, man schleife Troja's Veste!
Das soll mein Denkmal seyn auf ew'ge Tage,
Das sey mir Hochzeit, Kind, Unsterblichkeit!
So will's die Ordnung und so sey's: Es herrsche
Der Grieche und es diene der Barbare!
Denn der ist Knecht, und jener frey gebohren!

Chor.

Dein großes Herz zeigst du — doch grausam ist
Dein Schicksal, und ein hartes Urtheil sprach Diana!

Achilles.

Wie glücklich machte mich der Gott, der dich
Mir geben wollte, Tochter Agamemnons!
Glückseel'ges Griechenland, so schön errettet!
Glückselig du, durch ein so großes Opfer
Gerett! Wie edel hast du da gesprochen!
Wie deines Vaterlandes werth! Der starken
Nothwendigkeit willst du nicht widerstreben,
Was einmal seyn muß, muß vortrefflich seyn.

Je mehr dieß ſchöne Herz ſich mir entfaltet,
Ach deſto feuriger lebt's in mir auf,
Dich als Gemahlinn in mein Haus zu führen.
O ſinn' ihm nach. So gern thät' ich dir Liebes,
Und führte dich als Braut in meine Wohnung.
Kann ich im Kampfe mit den Griechen dich
Nicht retten — o bey'm Leben meiner Mutter!
Es wird mir ſchrecklich ſeyn. Erwäg's genau.
Es iſt nichts kleines um das Sterben!

Iphigenie.

Meinen
Entſchluß bringt kein Beweggrund mehr zum Wanken,
Mag Tyndars Tochter, herrlich vor uns allen,
Durch ihre Schönheit Männer gegen Männer
In blut'gem Kampf bewaffnen — meinetwegen
Sollſt du nicht ſterben, Fremdling! Meinetwegen
Soll niemand durch dich ſterben! Ich vermag's
Mein Vaterland zu retten. Laß mich's immer.

Achilles.

Erhab'ne Seele — Ja! Iſt dieß dein ernſter
Entſchluß, ich kann dir nichts darauf erwiedern.
Warum, was Wahrheit iſt, nicht eingeſtehn?
Du haſt die Wahl des Edelſten getroffen!
Doch dürfte die gewaltſame Entſchlieſſung
Dich noch gereun, drum halt' ich Wort, und werde
Mit meinen Waffenbrüdern am Altar
Dir nahe ſtehn — kein müß'ger Zeuge deines Todes,

Dein Helfer vielmehr und dein Schutz. Wer weiß,
Wenn nun der Stahl an deinem Halſe blinkt,
Ob dich des Freundes Nähe nicht erfreuet?
Denn nimmer werd' ich's dulden, daß dein Leben
Ein allzuraſch gefaßter Vorſatz kürze.
Jetzt führ' ich dich —

(auf ſeine Bewaffneten zeigend)

nach der Göttinn Tempel,
Dort findeſt du mich, wenn du kommſt.

(er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Iphigenie. Clytemneſtra. Der Chor.

Iphigenie.

Nun Mutter? —
Es netzen ſtille Thränen deine Augen?

Clytemneſtra.

Und hab' ich etwa keinen Grund zu weinen?
O ich Unglückliche!

Iphigenie.

Nicht doch! Erweichen
Muſt du mich jetzt nicht, Mutter. Eine Bitte
Gewähre mir.

Clytemneſtra.

Entdecke ſie, mein Kind.
Die Mutter findeſt du gewiß.

Iphigenie.

Verſprich mir,
Dein Haar nicht abzuſchneiden, auch kein ſchwarzes
Gewand um dich zu ſchlagen —

Clytemneſtra.

Wenn ich dich
Verloren habe? Kind, was forderſt du?

Iphigenie.

Du haſt mich nicht verloren — Deine Tochter
Wird leben und mit Glorie dich krönen.

Clytemneſtra.

Ich ſoll mein Kind im Grabe nicht betrauern?

Iphigenie.

Nein Mutter! Für mich giebt's kein Grab.

Clytemneſtra.

Wie das?
Führt nicht der Tod zum Grab?

Iphigenie.

Der Tochter Zeus
Geheiligter Altar dient mir zum Grabe.

Clytemneſtra.

Du haſt mich überzeugt. Ich will dir folgen.

Iphigenie.

Beneide mich als eine Selige,
Die Segen brachte über Griechenland.

Clytemneſtra.

Was aber hinterbring' ich deinen Schweſtern?

Iphigenie.

Auch ſie laß keinen Trauerſchleyer tragen.

Clytemneſtra.

Darf ich die Schweſter nicht mit einem Worte
Der Liebe noch von dir erfreuen?

Iphigenie.

Weg'
Es ihnen wohlergehen! — Dieſen da
(auf Oreſtes zeigend)
Erziehe mir zum Mann!

Clytemneſtra.

Küß' ihn noch einmal,
Zum letztenmale!

Iphigenie (ihn umarmend.)

Liebſtes Herz! Was nur
In deinen kleinen Kräften hat geſtanden,
Das haſt du redlich heut' an mir gethan!

Clytemneſtra.

Kann ich noch etwas Angenehmes ſonſt
In Argos dir erzeigen?

Iphigenie.

Meinen Vater
Und deinen Gatten — haß' ich nicht!

Clytemneſtra.

O! der
Soll ſchwer genug an dich erinnert werden!

Iphigenie.

Ungern läßt er für Griechenland mich bluten.

Clytemneſtra.

Sprich, hinterliſtig, niedrig, ehrenlos,
Nicht, wie es einem Sohn des Atreus ziemet!

Iphigenie (ſich umſchauend.)

Wer führt mich zum Altar? — Denn an den Locken
Möcht' ich nicht hingeriſſen ſeyn.

Clytemneſtra.

Ich ſelbſt.

Iphigenie.

Nein! Nimmermehr!

Clytemneſtra.

Ich faſſe deinen Mantel.

Iphigenie.

Sey mir zu Willen, Mutter! Bleib! — Das iſt
Anſtändiger für dich und mich! — Hier, von
Des Vaters Dienern findet ſich ſchon einer,
Der zu Dianens Wieſe mich begleitet,
Wo ich geopfert werden ſoll.

(Sie wendet ſich zum Gefolge)

Clytemneſtra.

(ſieht ihr mit den Augen.)

Du gehſt,

Mein Kind?

Iphigenie.

Um nie zurück zu kehren!

Clytemneſtra.

Verläſſeſt deine Mutter?

Iphigenie.

Und unwürdig

Wen ihr gerieſen, wie du ſiehſt.

Clytemneſtra.

O bleib!

Verlaß mich nicht!

(will auf ſie zu eilen.)

Iphigenie (tritt zurück).

Nein! Keine Thräne mehr!

(ſie redet den Chor an, mit dem ſie gekommen iſt.)

Ihr Jungfraun, ſtimmt der Tochter Jupiters
Ein hohes Loblied an aus meinem Leiden
Zum frohen Zeichen für ganz Griechenland!
Das Opfer fange an — Wo ſind die Körbe?
Die Flamme lodre um den Opferkuchen!
Mein Vater faſſe den Altar! Ich gehe,
Heil und Triumph zu bringen den Achivern!
Kommt! Führt mich hin! Der Phrygier und Trojer
Furchtbare Ueberwinderinn! Gebt Kronen,

Gebt Blumen, dieſe Locken zu bekränzen!
Erhebt den Tanz um den beſprengten Tempel,
Um den Altar der Königinn Diana,
Der Göttlichen! Der Seligen! Denn, nun
Es einmal ſeyn muß, will ich das Orakel
Mit meinem Blut und Opfertode tilgen.

Chor.

(wendet ſich gegen Clytemneſtra, die in ſtumme Traurigkeit verſenkt ſteht.)

Bald, bald, ehrwürd'ge Mutter, weinen wir mit dir,
Die heil'ge Handlung duldet keine Thränen.

Iphigenie.

Helft mir Dianen preiſen, Jungfrauen,
Die, Chalcis nahe Nachbarinn, in Aulis
Gebietet, wo die Flotte Griechenlands
Im engen Hafen meinetwegen weilet!
O Argos! Mütterliches Land! Und du,
Der frühen Kindheit Pflegerinn, Mycene!

Chor.

Die Stadt des Perſens rufſt du an, von den
Cyclopen für die Ewigkeit gegründet!

Iphigenie.

Ein ſchöner Stern gieng den Achivern auf
In deinem Schooß — Doch nein. Ich will ja freudig
ſterben.

Chor.

Im Ruhm wirſt du unſterblich bey uns leben.

Iphigenie.

O Fackel Jovis! Schöner Strahl des Tages!
Ein ander Leben thut ſich mir jetzt auf,
Zu einem andern Schickſal ſcheid' ich über.
Geliebte Sonne, fahre wohl! *)

(ſie geht ab).

*) Hier ſchließt ſich die dramatiſche Handlung. Was noch folgt, iſt die Erzählung von Iphigeniens Betragen bey'm Opfer und ihrer wunderbaren Errettung.

Während daß der König an der Befestigung von Sayette arbeiten ließ, kamen zu ihm Botschaften von einem großen Fürsten weit her aus dem innersten Griechenlande, der sich den großen Commenenos und Herrn von Trassesontes nennen ließ. Diese Gesandten brachten dem König verschiedene Geschenke. Unter andern brachten sie ihm einen Bogen von Horn, dessen Pfeile in den Bogen eingeschraubt wurden; und wenn man sie herausnahm, fand man sie sehr gut gearbeitet, und sehr spitzig. Sie baten den König, ihrem Herrn ein Mädchen aus seinem Gefolge zu schicken; er wolle sie zur Gemahlinn nehmen. Der König antwortete: er habe kein Mädchen von über'm Meer mitgebracht; er rathe ihnen aber, sich nach Constantinopel zum Kayser, der ein Vetter des Königs sey, zu verfügen, und ihn zu bitten, ihnen eine Dame für ihren Herrn zu wählen, die des Königs und seiner Sippschaft würdig sey. Dieses that er deswegen, damit der Kayser in Verbindung mit jenem so mächtigen Fürsten käme, zur Verstärkung gegen Vataches, der damahls Kayser von Griechenland war.

Die Königinn die neuerlich das Wochenbette nach der Geburt einer Prinzessin, Blanka, mit welcher sie zu Java entbunden worden, verlassen hatte, kam auch nach Sayette; sie hatte ihren Weg zur See gemacht. Sobald ich ihre Ankunft vernahm, ging ich ihr entgegen, und geleitete sie ins Schloß. Als ich wieder zum König kam, der in seiner Kapelle war, fragt' er mich, ob die Königinn und ihre Kinder wohl wären; und ich antwortete, ja. Er sagte ferner: „ich wußte wohl, als ihr aufstandet und euch entferntet, daß ihr der Königinn entgegen wolltet, und deswegen hab' ich in der Messe auf euch warten lassen." Ich führe dieses deswegen an, weil er in den fünf Jahren, die ich

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen wird erscheinen:

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Der Zweck dieses Tagblattes ist: eine Anstalt zu begründen, die mit Ausnahme jedes politischen Gegenstandes Alles umfassen soll, was dem gebildeten Menschen interessant seyn kann, und die also keine andere Tendenz haben wird als diejenige Kenntnisse zu verbreiten, welche zur geistigen, und sittlichen Kultur nothwendig sind, und auf dem Wege der Unterhaltung die angenehmste Belehrung gewähren.

Fern von allem gelehrten Gepränge wird sie mithin nur diejenige literarische und artistische Kenntnisse verbreiten, welche nicht blos Gegenstände der Schule, sondern von der Beschaffenheit sind, daß sie dem gebildeteren Publicum gleichsam angehören; sie wird ohne irgend eine Systemsucht die Leser mit den besten ästhetischen und allgemein lesbaren Werken Deutschlands und des Auslands bekannt machen und das Wahre und Schöne in den Erscheinungen der redenden und bildenden Künste ausheben.

Was grössere Städte und Völker für die Sitten- und Kultur-Geschichte interessantes darbieten, was einzelne Menschen, auf welcher Stufe der bürgerlichen Gesellschaft sie auch stehen, für die Zwecke der Menschheit Grosses und Gutes thun, was von den Schöpfungen der Künste, insbesondere der Schauspielkunst, der Aufbewahrung werth ist, wird dieses Blatt dem Publicum mit Geist und Treue geben.

Durch eingestreute Gedichte, Anecdoten, literarische Notizen, Nachrichten von neuen gemeinnützigen Erfindungen u. s. w. wird es der Freunde der geistreichen Unterhaltung befriedigen, und eine Auswahl vorzüglicher Zeichnungen, Kupferstiche und neuer Musikalien, welche von Zeit zu Zeit erscheinen werden, soll es für den Kunstkenner, wie für den Liebhaber anziehend machen.

Die stehenden Artikel sind demnach:

I. Schöne Literatur.

Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte u. s. w. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der französischen, englischen, italienischen, holländischen ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst.

Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc. — Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater.

Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich, u. ſ. w. Scenen aus ungedruckten Schauſpielen. Muſik. Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker.

Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus, Sittengemählde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder; Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. Biographiſche Skizzen.

Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beiträge zur Bildungsgeſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen ꝛc.

V. Kleine Reiſebeſchreibungen.

Auszüge aus intereſſanten größern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſätze.

VI. Gedichte.

Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. Miszellen.

Anekdoten. Satyriſche Aufſätze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen. Räthſel. Charaden und dgl.

VIII. Zeichnungen, Kupferſtiche, muſikaliſche Kompoſitionen ꝛc. als Beilagen.

Die Vereinigung mehrerer der beliebteſten deutſcher und auswärtiger Schriftſteller und einſichtsvoller Correſpondenten zu Beiträgen für dieſes Tagblatt verbürgt den Werth, den es erhalten ſoll.

Jeder Beitrag von Andern, die ſich für den Fortgang des Inſtituts intereſſiren, ſoll willkommen ſeyn, wenn er der Idee des Ganzen entſpricht, und das Morgenblatt durch ſein Gewand nicht entſtellt.

Es iſt nicht die Abſicht des Herausgebers, ſich mit dieſer Zeitſchrift an die Stelle anderer beliebten Inſtitute dieſer Art zu ſetzen. Sie ſoll neben dieſen einherſchreiten und fern ſeyen von ihr alle Ausfälle des Unmuths oder der ſich ſelbſt zerſtörenden Streitſucht.

Sie wird den Stempel ſeiner Parthei tragen, und — unbekümmert um den literariſchen Anhang des Einzelnen und noch mehr um ſeine Perſönlichkeit — Wahrheit, Beſonnenheit und Humanität in allen Urtheilen ſich zum Grundſatz machen.

Auch für die äußere Eleganz wird durch Papier und Druck aufs beſte geſorgt werden und der Verleger wird es ſich zur Pflicht machen, dieſer Zeitung auch in dieſer Beziehung den möglichſten Grad von Vollkommenheit zu geben.

Täglich, Sonntag ausgenommen, ſoll ein Blatt erſcheinen, ſchön und correkt gedruckt. Man verbindet ſich nur auf ein halbes Jahr für den Preiß von 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. Sächſ. wofür man auf jedem Poſtamt und in jeder Buchhandlung Exemplare erhalten kann.

Nähere Bezeichnung der dargestellten Lokalitäten.

Titelkupfer, Thomas Carlyles Wohnung in der Grafschaft Dumfries, des südlichen Schottlands.

Titel-Vignette, dieselbe in der Ferne.

Vorderseite des Umschlags, Wohnung Schillers in Weimar.

Rückseite des Umschlags, einsames Häuschen in Schillers Garten, über der Jenaischen Leutra, von ihm selbst errichtet; wo er in vollkommenster Einsamkeit manches, besonders Maria Stuart schrieb. Nach seiner Entfernung und erfolgtem Scheiden, trug man es ab, wegen Wandelbarkeit, und man gedachte hier das Andenken desselben zu erhalten.

Beschmutzte und aufgeschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen.

THOMAS CARLYLE

Leben Schillers.

AUS DEM ENGLISCHEN

übersetzt

durch

GOETHE.

Frankfurt am Main 1830

Verlag von Heinrich Wilmans.

Lit. 1830 c.

um ihn gewesen war, so viel ich wenigstens vernommen, weder der Königinn noch seiner Kinder weder gegen mich noch irgend jemand gedacht hatte. Gleichwohl war es, wie mich däucht, gar nicht gut, seiner Frau und seinen Kindern freund zu seyn.

Am Tage Allerheiligen entbot ich alle die ersten Herren des Heers in meine Wohnung, die an der Küste lag. Da kam in einem Nachen, ein armer Ritter, mit seiner Frau und seinen vier Kindern; auch diese ließ ich mit in meiner Wohnung speisen. Nach dem Essen rufte ich die vornehmen Herren, die bey mir versammelt waren, und sagte zu ihnen: „ich dächte, wir machten eine reichliche Beysteuer und nähmen dem armen Ritter hier die Sorge für seine Kinder ab, und jeder nähme eins davon, wie ich selbst eins nehmen will.“ Jeder nahm ein Kind; ja sie stritten sich gleichsam darum eins zu bekommen. Als dieses der arme Ritter und seine Frau wahrnahmen, huben sie beyde an vor Freude zu weinen. Nun begab es sich, daß, als der Graf von Eu von der Tafel beym König kam, er die Herren aufsuchte, die bey mir waren, und mir mein Kind wegnahm, welches im zwölften Jahre stand. Dieses Kind diente dem Grafen so gut und treu, daß ihm der Graf, als wir nach Frankreich zurückkamen, eine Frau und die Ritterwürde [illegible] So oft ich in der Folge den Grafen besuchte, [illegible] er sich kaum von mir trennen, und sagte zu [illegible] „Gott vergelt' es euch! ihr habt mich zum geehrten Manne gemacht.“ Was aus seinen drey Brüdern geworden sey weiß ich nicht.

Ich bat den König mich nach Tortouze wallfahrten zu lassen. Dieser Wallfahrtsort wurde sehr stark besucht, weil dort der erste Altar steht, der jemahls

der

Thomas Carlyle

Leben Schillers,

aus dem Engliſchen;

eingeleitet

durch

Goethe.

Frankfurt am Main, 1830.

Verlag von Heinrich Wilmans.

Der hochansehnlichen

Gesellschaft

für ausländische

schöne Literatur,

zu

Berlin.

Als gegen Ende des vergangenen Jahres ich die angenehme Nachricht erhielt, daß eine mir freundlich bekannte Geſellſchaft, welche bisher ihre Aufmerkſamkeit inländiſcher Literatur gewidmet hatte, nunmehr dieſelbe auf die ausländiſche zu wenden gedenke, konnte ich in meiner damaligen Lage nicht ausführlich und gründlich genug darlegen, wie ſehr ich ein Unternehmen, bey welchen man auch meiner auf das geneigteſte gedacht hatte, zu ſchätzen wiſſe.

Selbſt mit gegenwärtigem öffentlichen Ausdruck meines dankbaren Antheils geſchieht nur fragmentariſch was ich im beſſern Zuſammenhang zu überliefern gewünſcht hätte. Ich will aber auch das wie es mir vorliegt nicht zurückweiſen, indem ich meinen Hauptzweck dadurch zu erreichen hoffe, daß ich nämlich meine Freunde mit einem Manne in Berührung bringe, welchen ich unter diejenigen zähle, die in ſpäteren Jahren ſich an mich thätig angeſchloſſen, mich

durch eine mitſchreitende Theilnahme zum Handeln und Wirken aufgemuntert, und durch ein edles, reines wohlgerichtetes Beſtreben wieder ſelbſt verjüngt, mich, der ich ſie heranzog, mit ſich fortgezogen haben. Es iſt der Verfaſſer des hier überſetzten Werkes, Herr Thomas Carlyle, ein Schotte, von deſſen Thätigkeit und Vorzügen, ſo wie von deſſen näheren Zuſtänden nachſtehende Blätter ein Mehreres eröffnen werden.

Wie ich denſelben und meine Berliner Freunde zu kennen glaube, ſo wird zwiſchen ihnen und ihm eine frohe wirkſame Verbindung ſich einleiten und beide Theile werden, wie ich hoffen darf, in einer Reihe von Jahren ſich dieſes Vermächtniſſes und ſeines fruchtbaren Erfolges zuſammen erfreuen, ſo daß ich ein fortdauerndes Andenken, um welches ich hier ſchließlich bitten möchte, ſchon als dauernd gegönnt, mit anmuthigen Empfindungen voraus genießen kann.

in treuer Anhänglichkeit und Theilnahme.

Weimar April
1830. **J. W. v. Goethe.**

Es ist schon einige Zeit von einer allgemeinen Weltliteratur die Rede und zwar nicht mit Unrecht: denn die sämmtlichen Nationen, in den fürchterlichsten Kriegen durcheinander geschüttelt, sodann wieder auf sich selbst einzeln zurückgeführt, hatten zu bemerken, daß sie manches Fremde gewahr worden, in sich aufgenommen, bisher unbekannte geistige Bedürfnisse hie und da empfunden. Daraus entstand das Gefühl nachbarlicher Verhältnisse, und anstatt daß man sich bisher zugeschlossen hatte, kam der Geist nach und nach zu dem Verlangen, auch in den mehr oder weniger freyen geistigen Handelsverkehr mit aufgenommen zu werden.

Diese Bewegung währt zwar erst eine kurze Weile, aber doch immer lang genug, um schon einige Betrachtungen darüber anzustellen, und aus ihr bald möglichst, wie man es im Waarenhandel ja auch thun muß, Vortheil und Genuß zu gewinnen.

Gegenwärtiges, zum Andenken Schillers, geschriebene Werk kann, übersetzt, für uns kaum etwas Neues brin-

gen; der Verfaſſer nahm ſeine Kenntniſſe aus Schriften, die uns längſt bekannt ſind, ſo wie denn auch überhaupt die hier verhandelten Angelegenheiten bey uns öfters durchgeſprochen und durchgefochten worden.

Was aber den Verehrern Schillers, und alſo einem jeden Deutſchen, wie man kühnlich ſagen darf, höchſt erfreulich ſeyn muß, iſt: unmittelbar zu erfahren, wie ein zartfühlender, ſtrebſamer, einſichtiger Mann über dem Meere, in ſeinen beſten Jahren, durch Schillers Productionen berührt, bewegt, erregt und nun zum weitern Studium der deutſchen Literatur angetrieben worden.

Mir wenigſtens war es rührend, zu ſehen, wie dieſer, rein und ruhig denkende Fremde, ſelbſt in jenen erſten, oft harten, faſt rohen Productionen unſres verewigten Freundes, immer den edlen, wohldenkenden, wohlwollenden Mann gewahr ward und ſich ein Ideal des vortrefflichſten Sterblichen an ihm auferbauen konnte.

Ich halte deshalb dafür daß dieſes Werk, als von einem Jüngling geſchrieben, der deutſchen Jugend zu empfehlen ſeyn möchte: denn wenn ein munteres Lebensalter einen Wunſch haben darf und ſoll, ſo iſt es der: in allem Geleiſteten das Löbliche, Gute, Bildſame, Hochſtrebende, genug das Ideelle, und ſelbſt in dem nicht Muſterhaften, das allgemeine Muſterbild der Menſchheit zu erblicken.

Ferner kann uns dieſes Werk von Bedeutung ſeyn, wenn wir ernſtlich betrachten: wie ein fremder Mann die Schilleriſchen Werke, denen wir ſo mannigfaltige Kultur verdanken, auch als Quelle der ſeinigen ſchätzt, verehrt

und dies, ohne irgend eine Absicht, rein und ruhig zu erkennen giebt.

Eine Bemerkung möchte sodann hier wohl am Platze seyn: daß sogar dasjenige, was unter uns beynahe ausgewirkt hat, nun, gerade in dem Augenblicke welcher auswärts der deutschen Literatur günstig ist, abermals seine kräftige Wirkung beginne und dadurch zeige, wie es auf einer gewissen Stufe der Literatur immer nützlich und wirksam seyn werde.

So sind z. B. Herders Ideen bey uns dergestalt in die Kenntnisse der ganzen Masse übergegangen, daß nur wenige, die sie lesen, dadurch erst belehrt werden, weil sie, durch hundertfache Ableitungen, von demjenigen was damals von großer Bedeutung war, in anderem Zusammenhange schon völlig unterrichtet worden. Dieses Werk ist vor kurzem ins Französische übersetzt; wohl in keiner andern Ueberzeugung als daß tausend gebildete Menschen in Frankreich sich immer noch an diesen Ideen zu erbauen haben.

In Bezug auf das dem gegenwärtigen Bande vorgesetzte Bild sey folgendes gemeldet: Unser Freund, als wir mit ihm in Verhältniß traten, war damals in Edinburgh wohnhaft, wo er in der Stille lebend, sich im besten Sinne auszubilden suchte, und, wir dürfen es ohne Ruhmredigkeit sagen, in der deutschen Literatur hiezu die meiste Förderniß fand.

Später, um sich selbst und seinen redlichen literarischen Studien unabhängig zu leben, begab er sich, etwa zehen deutsche Meilen südlicher, ein eignes Besitzthum zu

bewohnen und zu benutzen, in die Grafſchaft Dumfries. Hier, in einer gebirgigen Gegend, in welcher der Fluß Nithe dem nahen Meere zuſtrömt, ohnfern der Stadt Dumfries, an einer Stelle welche Craigenputtoch genannt wird, ſchlug er mit einer ſchönen und höchſt gebildeten Lebensgefährtin ſeine ländlich einfache Wohnung auf, wovon treue Nachbildungen eigentlich die Veranlaſſung zu gegenwärtigem Vorworte gegeben haben.

Gebildete Geiſter, zartfühlende Gemüther, welche nach fernem Guten ſich beſtreben, in die Ferne Gutes zu wirken geneigt ſind, erwehren ſich kaum des Wunſches, von geehrten, geliebten, weitabgeſonderten Perſonen das Portrait, ſodann die Abbildung ihrer Wohnung, ſo wie der nächſten Zuſtände, ſich vor Augen gebracht zu ſehen.

Wie oft wiederholt man noch heutiges Tags die Abbildung von Petrarch's Aufenthalt in Vaucluſe, Taſſo's Wohnung in Sorent! Und iſt nicht immer die Bieler Inſel, der Schutzort Rouſſeau's, ein ſeinen Verehrern nie genugſam dargeſtelltes Local?

In eben dieſem Sinne hab' ich mir die Umgebungen meiner entfernten Freunde im Bilde zu verſchaffen geſucht, und ich war um ſo mehr auf die Wohnung Hrn. Thomas Carlyle begierig, als er ſeinen Aufenthalt in einer faſt rauhen Gebirgsgegend unter dem 55ten Grade gewählt hatte.

Ich glaube durch ſolch eine treue Nachbildung der neulich eingeſendeten Originalzeichnungen gegenwärtiges Buch zu zieren und dem jetzigen gefühlvollen Leſer, viel-

der Mutter Gottes zu Ehren aufgerichtet worden iſt; und da verrichtet unſere liebe Frau manch ſtattliches Wunder. Unter andern war das vom Beſeſſenen, der den Teufel im Leibe hatte. Als ſeine Freunde, die ihn dahin gebracht hatten, die Mutter Gottes anflehten, ihm Geſundheit zu verleihen, antwortete ihnen der böſe Feind, der in ihm war: „Unſere liebe Frau iſt nicht hier, ſondern in Aegypten, um dem König von Frankreich und den Chriſten zu helfen, die heute zu Fuß gegen die Heyden zu Pferd ins Land rücken werden.“ Man ſchrieb den Tag auf, und meldete ihn dem Legaten; wie es mir Monſeigneur ſelbſt geſagt hat. Und ſeyd verſichert, ſie hat uns geholfen; würde auch uns noch mehr geholfen haben, wenn wir ſie nicht erzürnt hätten, ſie und ihren Sohn.

Der König gab mir die Erlaubniß zur Wallfahrt dahin, und ſagte zu mir mit gutem Bedacht, ich möchte ihm hundert Anzüge Kamelin von verſchiedenen Farben einkaufen, um ſie den Franziſkanern, wenn wir wieder nach Frankreich kämen — ſchenken zu können. Das war mir eine Herzenserleichterung; denn ich konnte daraus abnehmen, daß der König nicht lange mehr bleiben würde. Als wir nach Tripolis kamen, fragten mich meine Ritter, was ich mit dem vielen Kamelin machen wollte? ich antwortete, ich hoffe denſelben wieder mit Vortheil zu verkaufen.

Der Prinz (dem Gott genad!) machte uns ſo viel Ehrenbezeugungen und Vergnügen, als ihm möglich war; würde auch mir und meinen Rittern große Geſchenke gemacht haben, wenn wir ſie hätten annehmen wollen. Wir mochten aber nichts anders annehmen, als einige Reliquien; dieſe überbracht ich dem König, nebſt den Kamelinen, die ich gekauft hatte. Ferner

ſchik-

leicht noch mehr dem künftigen, einen freundlichen Gefallen zu erweisen und dadurch, so wie durch eingeschaltete Auszüge aus den Briefen des werthen Mannes, das Interesse an einer edlen allgemeinen Länder- und Weltannäherung zu vermehren.

Thomas Carlyle an Goethe.

Craigenputtoch den 25. Septbr. 1828.

„Sie forschen mit so warmer Neigung nach unserem gegenwärtigen Aufenthalt und Beschäftigung, daß ich einige Worte hierüber sagen muß, da noch Raum dazu übrig bleibt. Dumfries ist eine artige Stadt, mit etwa 15000 Einwohnern und als Mittelpunct des Handels und der Gerichtsbarkeit anzusehen eines bedeutenden Districts in dem schottischen Geschäftskreis. Unser Wohnort ist nicht darin, sondern 15 Meilen (zwei Stunden zu reiten) nordwestlich davon entfernt, zwischen den Granitgebirgen und dem schwarzen Moorgefilde, welche sich westwärts durch Galloway meist bis an die irische See ziehen. In dieser Wüste von Heide und Felsen stellt unser Besitzthum eine grüne Oase vor, einen Raum von geackertem, theilweise umzäumten und geschmückten Boden, wo Korn reift und Bäume Schatten gewähren, obgleich ringsumher von Seemöven und hartwolligen Schaafen umgeben. Hier, mit nicht geringer Anstrengung, haben wir für uns eine reine, dauerhafte Wohnung erbaut und eingerichtet; hier wohnen wir in Ermangelung einer Lehr- oder andern öffentlichen Stelle, um uns der Literatur zu befleißigen, nach eigenen Kräften uns damit zu beschäftigen. Wir wünschen

daß unſre Roſen und Gartenbüſche fröhlich heranwachſen, hoffen Geſundheit und eine friedliche Gemüthsſtimmung, um uns zu fördern. Die Roſen ſind freylich zum Theil noch zu pflanzen, aber ſie blühen doch ſchon in Hoffnung.

Zwei leichte Pferde, die uns überall hintragen, und die Bergluft ſind die beſten Aerzte für zarte Nerven. Dieſe tägliche Bewegung, der ich ſehr ergeben bin, iſt meine einzige Zerſtreuung; denn dieſer Winkel iſt der einſamſte in Brittanien, ſechs Meilen von einer jeden Perſon entfernt die mich allenfalls beſuchen möchte. Hier würde ſich Rouſſeau eben ſo gut gefallen haben, als auf ſeiner Inſel St. Pierre.

Fürwahr meine ſtädtiſchen Freunde ſchreiben mein Hierhergehen einer ähnlichen Ge[illegible]ung zu und weiſſagen mir nichts Gutes; aber ich zog hierher, allein zu dem Zweck meine Lebensweiſe zu vereinfachen und eine Unabhängigkeit zu erwerben, damit ich mir ſelbſt treu bleiben könne. Dieſer Erdraum iſt unſer, hier können wir leben, ſchreiben und denken wie es uns am beſten däucht, und wenn Zoilus ſelbſt König der Literatur werden ſollte.

Auch iſt die Einſamkeit nicht ſo bedeutend, eine Lohnkutſche bringt uns leicht nach Edinburgh, das wir als unſer brittiſch Weimar anſehen. Habe ich denn nicht auch gegenwärtig eine ganze Ladung von franzöſiſchen, deutſchen, amerikaniſchen, engliſchen Journalen und Zeitſchriften, von welchem Werth ſie auch ſeyn mögen, auf den Tiſchen meiner kleinen Bibliothek aufgehäuft!

Auch an alterthümlichen Studien fehlt es nicht. Von einigen unſrer Höhen entdeck' ich, ohngefähr eine Tagereiſe weſtwärts, den Hügel, wo Agrikola und ſeine

Römer ein Lager zurückließen; am Fuße deſſelben war ich geboren, wo Vater und Mutter noch leben um mich zu lieben. Und ſo muß man die Zeit wirken laſſen. Doch wo gerath ich hin! Laſſen Sie mich noch geſtehen, ich bin ungewiß über meine künftige literariſche Thätigkeit, worüber ich gern Ihr Urtheil vernehmen möchte; gewiß ſchreiben Sie mir wieder und bald, damit ich mich immer mit Ihnen vereint fühlen möge."

Wir, nach allen Seiten hin wohlgeſinnten, nach allgemeinſter Bildung ſtrebenden Deutſchen, wir wiſſen ſchon ſeit vielen Jahren die Verdienſte würdiger ſchottiſcher Männer zu ſchätzen. Uns blieb nicht unbekannt, was ſie früher in den Naturwiſſenſchaften geleiſtet, woraus denn nachher die Franzoſen ein ſo großes Uebergewicht erlangten.

In der neuern Zeit verfehlten wir nicht den löblichen Einfluß anzuerkennen, den ihre Philoſophie auf die Sinnesänderung der Franzoſen ausübte, um ſie von dem ſtarren Senſualism zu einer geſchmeidigern Denkart auf dem Wege des gemeinen Menſchenverſtandes hinzuleiten. Wir verdankten ihnen gar manche gründliche Einſicht in die wichtigſten Fächer brittiſcher Zuſtände und Bemühungen.

Dagegen mußten wir vor nicht gar langer Zeit unſre ethiſch-äſthetiſchen Beſtrebungen in ihren Zeitſchriften auf eine Weiſe behandelt ſehen, wo es zweifelhaft blieb, ob Mangel an Einſicht oder böſer Wille dabey obwaltete; ob eine oberflächliche, nicht genug durchdringende Anſicht,

oder ein widerwilliges Vorurtheil im Spiele sey. Dieses Ereigniß haben wir jedoch geduldig abgewartet, da uns ja dergleichen im eignen Vaterlande zu ertragen genugsam von jeher auferlegt worden.

In den letzten Jahren jedoch erfreuen uns aus jenen Gegenden die liebevollsten Blicke, welche zu erwiedern wir uns verpflichtet fühlen und worauf wir in gegenwärtigen Blättern unsre wohldenkenden Landsleute, insofern es nöthig seyn sollte, aufmerksam zu machen gedenken.

Herr Thomas Carlyle hatte schon den Wilhelm Meister übersetzt und gab sodann vorliegendes Leben Schillers im Jahre 1825 heraus.

Im Jahre 1827 erschien German Romances in 4 Bänden, wo er, aus den Erzählungen und Mährchen deutscher Schriftsteller als: Musäus, La Motte Fouqué, Tieck, Hoffmann, Jean Paul und Goethe, heraushob, was er seiner Nation am gemäßesten zu seyn glaubte.

Die einer jeden Abtheilung vorausgeschickten Nachrichten von dem Leben, den Schriften, der Richtung des genannten Dichters und Schriftstellers geben ein Zeugniß von der einfach wohlwollenden Weise, wie der Freund sich möglichst von der Persönlichkeit und den Zuständen eines jeden zu unterrichten gesucht, und wie er dadurch auf den rechten Weg gelangt, seine Kenntnisse immer mehr zu vervollständigen.

In den Edinburgher Zeitschriften, vorzüglich in denen welche eigentlich fremder Literatur gewidmet sind, finden sich nun, außer den schon genannten deutschen Autoren,

auch Ernst Schulz, Klingemann, Franz Horn, Zacharias Werner, Graf Platen und manche andere, von verschiedenen Referenten, am meisten aber von unserm Freunde, beurtheilt und eingeführt.

Höchst wichtig ist bey dieser Gelegenheit zu bemerken, daß sie eigentlich ein jedes Werk nur zum Text und Gelegenheit nehmen, um über das eigentliche Feld und Fach, so wie alsdann über das besondere Individuelle, ihre Gedanken zu eröffnen und ihr Gutachten meisterhaft abzuschließen.

Diese Edinburgh Reviews, sie seyen dem Innern und Allgemeinen, oder den auswärtigen Literaturen besonders gewidmet, haben Freunde der Wissenschaften aufmerksam zu beachten; denn es ist höchst merkwürdig, wie der gründlichste Ernst mit der freysten Uebersicht, ein strenger Patriotismus mit einem einfachen reinen Freysinn, in diesen Vorträgen sich gepaart findet.

Genießen wir nun von dort, in demjenigen was uns hier so nah angeht, eine reine einfache Theilnahme an unsern ethisch-ästhetischen Bestrebungen, welche für einen besondern Charakterzug der Deutschen gelten können, so haben wir uns gleichfalls nach dem umzusehen, was ihnen dort von dieser Art eigentlich am Herzen liegt. Wir nennen hier gleich den Namen Burns, von welchem ein Schreiben des Herrn Carlyle's folgende Stelle enthält.

„Das einzige einigermaßen Bedeutende, was ich seit meinem Hierseyn schrieb, ist ein Versuch über Burns.

Vielleicht habt Ihr niemals von diesem Mann gehört, und doch war er einer der entschiedensten Genies; aber in der tiefsten Classe der Landleute geboren und durch die Verwicklungen sonderbarer Lagen zuletzt jammervoll zu Grunde gerichtet, so daß was er wirkte verhältnißmäßig geringfügig ist; er starb in der Mitte der Manns-Jahre (1796)."

„Wir Engländer, besonders wir Schottländer, lieben Burns mehr als irgend einen Dichter seit Jahrhunderten. Oft war ich von der Bemerkung betroffen, er sey wenig Monate vor Schiller, in dem Jahr 1759 geboren und keiner dieser beiden habe jemals des andern Namen vernommen. Sie glänzten als Sterne in entgegengesetzten Hemisphären, oder, wenn man will, eine trübe Erdatmosphäre fing ihr gegenseitiges Licht auf."

Mehr jedoch als unser Freund vermuthen mochte, war uns Robert Burns bekannt; das allerliebste Gedicht John Barley-Corn war anonym zu uns gekommen, und verdienter Weise geschätzt, veranlaßte solches manche Versuche unsrer Sprache es anzueignen. Hans Gerstenkorn, ein wackerer Mann, hat viele Feinde, die ihn unablässig verfolgen und beschädigen, ja zuletzt gar zu vernichten drohen. Aus allen diesen Unbilden geht er aber doch am Ende triumphirend hervor, besonders zu Heil und Fröhlichkeit der leidenschaftlichen Biertrinker. Gerade in diesem heitern genialischen Anthropomorphismus zeigt sich Burns als wahrhaften Dichter.

Auf weitere Nachforschung fanden wir dieses Gedicht in der Ausgabe seiner poetischen Werke von 1822, welcher eine Skizze seines Lebens voransteht, die uns wenigstens

von den Aeußerlichkeiten seiner Zustände bis auf einen gewissen Grad belehrte. Was wir von seinen Gedichten uns zueignen konnten, überzeugte uns von seinem außerordentlichen Talent, und wir bedauerten, daß uns die Schottische Sprache gerade da hinderlich war, wo er des reinsten natürlichsten Ausdrucks sich gewiß bemächtigt hatte. Im Ganzen jedoch haben wir unsre Studien so weit geführt, daß wir die nachstehende rühmliche Darstellung auch als unsrer Ueberzeugung gemäß unterschreiben können.

Inwiefern übrigens unser Burns auch in Deutschland bekannt sey, mehr als das Conversations-Lexicon von ihm überliefert, wüßte ich, als der neuen literarischen Bewegungen in Deutschland unkundig, nicht zu sagen; auf alle Fälle jedoch gedenke ich die Freunde auswärtiger Literatur auf die kürzesten Wege zu weisen: **The Life of Robert Burns. By J. G. Lockhart. Edinburgh 1828.** rezensirt von unserm Freunde im **Edinburgh Review, December 1828.**

Nachfolgende Stellen daraus übersetzt, werden den Wunsch, das Ganze und den genannten Mann auf jede Weise zu kennen, hoffentlich lebhaft erregen.

„Burns war in einem höchst prosaischen Zeitalter, dergleichen Brittanien nur je erlebt hatte, geboren, in den aller ungünstigsten Verhältnissen, wo sein Geist nach hoher Bildung strebend ihr unter dem Druck täglich harter körperlicher Arbeit nach zu ringen hatte, ja unter Mangel und trostlosesten Aussichten auf die Zukunft; ohne Förderniß als die Begriffe, wie sie in eines armen Mannes Hütte wohnen, und allenfalls die Reime von Ferguson

und Ramsay, als das Panier der Schönheit aufgesteckt. Aber unter diesen Lasten versinkt er nicht; durch Nebel und Finsterniß einer so düstern Region entdeckt sein Adlerauge die richtigen Verhältnisse der Welt und des Menschenlebens, er wächst an geistiger Kraft und drängt sich mit Gewalt zu verständiger Erfahrung. Angetrieben durch die unwiderstehliche Regsamkeit seines innern Geistes strauchelt er vorwärts und zu allgemeinen Ansichten, und mit stolzer Bescheidenheit reicht er uns die Frucht seiner Bemühungen, eine Gabe dar, welche nunmehr durch die Zeit als unvergänglich anerkannt worden."

„Ein wahrer Dichter, ein Mann in dessen Herzen die Anlage eines reinen Wissens keimt, die Töne himmlischer Melodien vorklingen, ist die köstlichste Gabe, die einem Zeitalter mag verliehen werden. Wir sehen in ihm eine freyere, reinere Entwicklung alles dessen was in uns das Edelste zu nennen ist; sein Leben ist uns ein reicher Unterricht und wir betrauern seinen Tod als eines Wohlthäters, der uns liebte so wie belehrte."

„Solch eine Gabe hat die Natur in ihrer Güte uns an Robert Burns gegönnt; aber mit allzuvornehmer Gleichgültigkeit warf sie ihn aus der Hand als ein Wesen ohne Bedeutung. Es war entstellt und zerstört ehe wir es anerkannten, ein ungünstiger Stern hatte dem Jüngling die Gewalt gegeben, das menschliche Daseyn ehrwürdiger zu machen, aber ihm war eine weisliche Führung seines eigenen nicht geworden. Das Geschick — denn so müssen wir in unserer Beschränktheit reden — seine Fehler, die Fehler der Andern lasteten zu schwer auf ihm, und dieser Geist, der sich erhoben hätte, wäre

es ihm nur zu wandern geglückt, ſank in den Staub, ſeine herrlichen Fähigkeiten wurden in der Blüthe mit Füßen getreten. Er ſtarb, wir dürfen wohl ſagen, ohne jemals gelebt zu haben. Und ſo eine freundlich warme Seele, ſo voll von eingebornen Reichthümern, ſolcher Liebe zu allen lebendigen und lebloſen Dingen! Das ſpäte Tauſendſchönchen fällt nicht unbemerkt unter ſeine Pflugſchar, ſo wenig als das wohlverſorgte Neſt der furchtſamen Feldmaus, das er hervorwühlt. Der wilde Anblick des Winters ergötzt ihn; mit einer trüben, oft wiederkehrenden Zärtlichkeit, verweilt er in dieſen ernſten Scenen der Verwüſtung; aber die Stimme des Windes wird ein Pſalm in ſeinem Ohr; wie gern mag er in den ſauſenden Wäldern dahin wandern: denn er fühlt ſeine Gedanken erhoben zu dem, der auf den Schwingen des Windes einherſchreitet. Eine wahre Poetenſeele! ſie darf nur berührt werden und ihr Klang iſt Muſik."

„Welch ein warmes allumfaſſendes Gleichheitsgefühl! welche vertrauenvolle, gränzenloſe Liebe! welch edelmüthiges Ueberſchätzen des geliebten Gegenſtandes! Der Bauer, ſein Freund, ſein nußbraunes Mädchen ſind nicht länger gering und dörfiſch, Held vielmehr und Königin, er rühmt ſie als gleich würdig des Höchſten auf der Erde. Die rauhen Scenen ſchottiſchen Lebens ſieht er nicht im arkadiſchen Lichte, aber in dem Rauche, in dem unebenen Tennenboden einer ſolchen rohen Wirthlichkeit findet er noch immer Liebenswürdiges genug. Armuth fürwahr iſt ſein Gefährte, aber auch Liebe und Muth zugleich; die einfachen Gefühle, der Werth, der Edelſinn, welche unter dem Strohdach wohnen, ſind lieb und ehr-

würdig seinem Herzen. Und so über die niedrigsten Regionen des menschlichen Daseyns ergießt er die Glorie seines eigenen Gemüths und sie steigen, durch Schatten und Sonnenschein gesänftigt und verherrlicht, zu einer Schönheit, welche sonst die Menschen kaum in dem Höchsten erblicken."

„Hat er auch ein Selbstbewußtseyn, welches oft in Stolz ausartet, so ist es ein edler Stolz, um abzuwehren, nicht um anzugreifen, kein kaltes mißlauniſches Gefühl, ein freyes und geſelliges. Dieſer poetiſche Landmann beträgt ſich, möchten wir ſagen, wie ein König in der Verbannung; er iſt unter die Niedrigſten gedrängt und fühlt ſich gleich den Höchſten; er verlangt keinen Rang, damit man ihm keinen ſtreitig mache. Den Zudringlichen kann er abſtoßen, den Stolzen demüthigen, Vorurtheil auf Reichthum oder Altgeſchlecht haben bey ihm keinen Werth. In dieſem dunklen Auge iſt ein Feuer, woran ſich eine abwürdigende Herablaſſung nicht wagen darf; in ſeiner Erniedrigung, in der äußerſten Noth vergißt er nicht für einen Augenblick die Majeſtät der Poeſie und Mannheit. Und doch, ſo hoch er ſich über gewöhnlichen Menſchen fühlt, ſondert er ſich nicht von ihnen ab, mit Wärme nimmt er an ihrem Intereſſe Theil, ja er wirft ſich in ihre Arme und, wie ſie auch ſeyen, bittet er um ihre Liebe. Es iſt rührend zu ſehen, wie in den düſterſten Zuſtänden dieſes ſtolze Weſen in der Freundſchaft Hülfe ſucht, und oft ſeinen Buſen dem Unwürdigen aufſchließt; oft unter Thränen an ſein glühendes Herz ein Herz andrückt, das Freundſchaft nur als Namen kennt. Doch war er ſcharf und ſchnellſichtig, ein Mann vom durch-

ſchickte ich der Königinn vier Stück Kamelin. Der Ritter, der ſie ihr überbrachte, hatte ſie in ein Stück Leinewand eingewickelt. Als ihn die Königinn in ihr Zimmer treten ſah, knicte ſie vor ihm nieder: der Ritter knicte dagegen wieder vor ihr. Und die Königinn ſagte zu ihm: „ſteht auf, Herr Ritter, ihr dürft nicht knien, denn ihr tragt Reliquien. Der Ritter aber verſetzte: „es ſind keine Reliquien, ſondern Kameline, die Euch mein Herr ſendet.“ Als die Königinn und ihre Fräulein das hörten, lachten ſie laut auf; und die Königinn ſagte zum Ritter: „ſagt eurem Herrn, ich wünſchte ihm keinen guten Tag dafür, daß er mich verleitet hätte, vor ſeinen Reliquien niederzuknien.“

Während daß der König in Sayette verweilte, brachte man ihm einen Stein, der ſich in Schalen ſpalten ließ; das wunderbarſte Ding von der Welt; denn löſte man eine Schale ab, ſo fand man zwiſchen den beyden Steinen den Abdruck eines Seefiſches. Der Fiſch war Stein; aber nichts fehlte an ſeiner Geſtalt, weder an den Augen, noch an den Gräten, noch an der Farbe, noch an ſonſt etwas, daß er nicht völlig ſo geweſen wäre, wie er lebendig war. Der König unterſuchte einen ſolchen Stein, und fand darin eine Schleye, von dunkelgelber Farbe und Geſtalt wie eine Schleye ſeyn muß.

In Sayette erhielt der König die Nachricht, ſeine Mutter ſey geſtorben. Darüber ward er ſo betrübt, daß man in zween Tagen nicht mit ihm reden konnte. Nach dieſen zween Tagen ließ er mich durch einen Kammerdiener rufen. Als ich zu ihm in ſein Zimmer trat, wo er ganz allein war, und er mich erblickte, ſtreckt er die Arme nach mir aus, und ſagte

dringendsten Blick, vor welchem gemeine Verstellung sich nicht bergen konnte. Sein Verstand sah durch die Tiefen des vollkommensten Betrügers, und zugleich war eine großmüthige Leichtgläubigkeit in seinem Herzen. So zeigte sich dieser Landmann unter uns: Eine Seele wie Aeolsharfe, deren Saiten vom gemeinsten Winde berührt, ihn zu gesetzlicher Melodie verwandelten. Und ein solcher Mann war es für den die Welt kein schicklicher Geschäft zu finden wußte, als sich mit Schmugglern und Schenken herumzuzanken, Accise auf den Talg zu berechnen und Bierfässer zu visiren. In solchem Abmühen ward dieser mächtige Geist kummervoll vergeudet, und hundert Jahre mögen vorüber gehen, eh uns ein gleicher gegeben wird, um vielleicht ihn abermals zu vergeuden."

Und wie wir den Deutschen zu ihrem Schiller Glück wünschen, so wollen wir in eben diesem Sinne auch die Schottländer segnen. Haben diese jedoch unserm Freunde so viel Aufmerksamkeit und Theilnahme erwiesen, so wär' es billig, daß wir auf gleiche Weise ihren Burns bey uns einführten. Ein junges Mitglied der hochachtbaren Gesellschaft, der wir gegenwärtiges im Ganzen empfehlen haben, wird Zeit und Mühe höchlich belohnt sehen, wenn er diesen freundlichen Gegendienst einer so verehrungswürdigen Nation zu leisten den Entschluß fassen und das Geschäft treulich durchführen will. Auch wir rechnen den belobten Robert Burns zu den ersten Dichtergeistern, welche das vergangene Jahrhundert hervorgebracht hat.

Im Jahr 1829 kam uns ein sehr sauber und augenfällig gedrucktes Octavbändchen zur Hand: Catalogue of German Publications, selected and systematically arranged for W. H. Koller and Jul. Cahlmann. London.

Dieses Büchlein, mit besonderer Kenntniß der deutschen Literatur, in einer die Uebersicht erleichternden Methode verfaßt, macht demjenigen der es ausgearbeitet und den Buchhändlern Ehre, welche ernstlich das bedeutende Geschäft übernehmen eine fremde Literatur in ihr Vaterland einzuführen, und zwar so daß man in allen Fächern übersehen könne was dort geleistet worden, um so wohl den Gelehrten den denkenden Leser als auch den fühlenden und Unterhaltung suchenden anzulocken und zu befriedigen. Neugierig wird jeder deutsche Schriftsteller und Literator, der sich in irgend einem Fache hervorgethan, diesen Catalog aufschlagen um zu forschen: ob denn auch seiner darin gedacht, seine Werke, mit andern Verwandten, freundlich aufgenommen worden. Allen deutschen Buchhändlern wird es angelegen seyn zu erfahren: wie man ihren Verlag über dem Canal betrachte, welchen Preis man auf das Einzelne setze und sie werden nichts verabsäumen um mit jenen die Angelegenheit so ernsthaft angreifenden Männern in Verhältniß zu kommen, und dasselbe immerfort lebendig erhalten.

Wenn ich nun aber das von unserm Schottischen Freunde vor soviel Jahren verfaßte Leben Schillers, auf das er mit einer ihm so wohl anstehenden Bescheidenheit zurücksieht, hiedurch einleite und gegenwärtig an

den Tag fördere, ſo erlaube er mir einige ſeiner neuſten Aeußerungen hinzuzufügen, welche die bisherigen gemeinſamen Fortſchritte am beſten deutlich machen möchten.

Thomas Carlyle an Goethe

den 22. December 1829.

„Ich habe zu nicht geringer Befriedigung zum zweitenmale den Briefwechſel geleſen und ſende heute einen darauf gegründeten Aufſatz über Schiller ab für das Foreign Review. Es wird Ihnen angenehm ſeyn zu hören, daß die Kenntniß und Schätzung der auswärtigen, beſonders der deutſchen Literatur, ſich mit wachſender Schnelle verbreitet ſo weit die engliſche Zunge herrſcht; ſo daß bey den Antipoden, ſelbſt in Neuholland, die Weiſen Ihres Landes ihre Weisheit predigen. Ich habe kürzlich gehört, daß ſogar in Oxford und Cambridge, unſern beiden engliſchen Univerſitäten, die bis jetzt als die Haltpuncte der inſulariſchen eigenthümlichen Beharrlichkeit ſind betrachtet worden, es ſich in ſolchen Dingen zu regen anfängt. Ihr Niebuhr hat in Cambridge einen geſchickten Ueberſetzer gefunden und in Oxford haben zwei bis drei Deutſche ſchon hinlängliche Beſchäftigung als Lehrer ihrer Sprache. Das neue Licht mag für gewiſſe Augen zu ſtark ſeyn; jedoch kann Niemand an den guten Folgen zweifeln, die am Ende daraus hervorgehen werden. Laßt Nationen wie Individuen ſich nur einander kennen und der gegenſeitige Haß wird ſich in gegenwärtige Hülfleiſtung verwandeln, und anſtatt

natürlicher Feinde, wie benachbarte Länder zuweilen genannt ſind, werden wir alle natürliche Freunde ſeyn.“

Wenn uns nach allen dieſem nun die Hoffnung ſchmeichelt, eine Uebereinſtimmung der Nationen, ein allgemeineres Wohlwollen werde ſich durch nähere Kenntniß der verſchiedenen Sprachen und Denkweiſen, nach und nach erzeugen; ſo wage ich von einem bedeutenden Einfluß der deutſchen Literatur zu ſprechen, welcher ſich in einem beſondern Falle höchſt wirkſam erweiſen möchte.

Es iſt nämlich bekannt genug, daß die Bewohner der drei brittiſchen Königreiche nicht gerade in dem beſten Einverſtändniſſe leben, ſondern daß vielmehr ein Nachbar an dem andern genugſam zu tadeln findet, um eine heimliche Abneigung bey ſich zu rechtfertigen.

Nun aber bin ich überzeugt, daß wie die deutſche ethiſch-äſthetiſche Literatur durch das dreifache Brittanien ſich verbreitet, zugleich auch eine ſtille Gemeinſchaft von Philogermanen ſich bilden werde, welche in der Neigung zu einer vierten, ſo nahverwandten Völkerſchaft, auch unter einander, als vereinigt und verſchmolzen ſich empfinden werden.

Schillers Leben.

Erster Abschnitt.

Seine Jugend (1759 — 1784.)

Unter allen Schriftstellern ist am Schluß des letzten Jahrhunderts wohl keiner der Aufmerksamkeit würdiger, als Friedrich Schiller. Ausgezeichnet durch glänzenden Geist, erhabenes Gefühl und edlen Geschmack ließ er den schönsten Abdruck dieser selten vereinigten Eigenschaften in seinen Werken zurück. Der ausgebreitete Ruhm, welcher ihm dadurch geworden, muß unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme um so mehr fesseln, je näher wir die Verhältnisse betrachten, unter denen sich Schiller heraubildete. Er hatte mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, und außerordentlich war auch das Resultat, obgleich sein Leben, durch Sorge und Krankheit zerstört, schon in seinen besten Jahren endete, und er in einer Sprache schrieb, die sich neu gestaltend, damals erst einen

Rang unter den gebildeten Sprachen Europens zu behaupten anfing. Darum ſind ſeine Schriften nicht blos bewundernswürdig wegen ihres Umfanges und ihrer Mannichfaltigkeit, ſondern in Hinſicht ihrer innern Vortrefflichkeit, welche ſeine Landsleute nicht zu den einzigen, ja vielleicht nicht zu den vorzüglichſten ſeiner Bewunderer machte.

Es iſt ſchwer, der Einſammler und Dolmetſcher der allgemeinen Stimme zu ſeyn; allein nicht Deutſchland, nein, die Welt ſcheint ihm bereits den Ruf eines Claſſikers gegeben, ihn unter die Zahl der wenigen Auserwählten aufgenommen zu haben, deren Werke nicht nur einem Zeitalter und einer Nation angehören; ſondern nachdem ſie ihre Zeitgenoſſen gebildet, der großen Familie des Menſchengeſchlechtes als Lehrer dienen müſſen und ſo auch noch auf Jahrhunderte hinaus ihren Verfaſſer vor jener Vergeſſenheit retten, welche die Schriftſteller ſo gut, wie die Menge der andern Menſchen, hinwegſpühlt.

Dies war die hohe, würdige Beſtimmung Schillers, und ſeine Lebensgeſchichte, ſein Charakter verdienen aus mannichfachen Gründen, uns näher mit denſelben bekannt zu machen. Ein ſehr natürliches Gefühl zieht zu dieſem Gegenſtande hin, und regt uns mächtig an zu ergründen, wie ſolch ein großer Mann durch die Schule des Lebens ging, wie ſein Geſchick ſich geſtaltete, wie ſein Leben und Treiben denn eigentlich geweſen? weil dieſe Fragen, wohl unterſucht, eben ſo viel Nutzen als Genuß gewähren können.

Sehr anziehend iſt es zu erforſchen, durch welche Naturgaben und deren Benutzung er die Höhe erreichte, auf welcher wir ihn jetzt bewundernd ſehen; den Gang ſeiner geiſtigen und moraliſchen Bildung zu verfolgen, und aus

seinem Leben und seinen Schriften das Bild seines eigentlichen Ich's durch die treffendsten Züge zusammenzusetzen. Es ist der Untersuchung werth: ob Er, der edle Thaten so trefflich darzustellen vermochte, selbst edel handelte; ob diese Seelenkräfte, die im Gebiete der Philosophie und Kunst so viel Großes bewirkten, sich auch in den Ereignissen des täglichen Lebens bewährten; und wie sich die Tiefe und Innigkeit des Gefühls, die uns in seinen poetischen Schriften entzückt, im gewöhnlichen Umgang mit Menschen offenbarte? —

Es würde zugleich belehren und erfreuen, könnten wir sein ganzes Wesen, seine innern und äußern Verhältnisse begreifen, mit seinen Augen sehen, mit einem Worte, ihm ganz nachempfinden, ihn ganz durchdringen.

Allein wenn gleich der Vortheil eines solchen vorgesteckten Zieles klar wird, so sind dessen Schwierigkeiten es nicht minder. Wir sollten überhaupt nicht zu leicht glauben, selbst einen einfachen Charakter in den kleinsten Abstufungen begreifen zu können. Wie viel Eitelkeit verrieth es aber nicht, sich eines vermeintlichen Eindringens in Schillers Charakter rühmen zu wollen. Menschen wie er werden von ihren täglichen Gefährten mißverstanden; um so mehr von dem entfernten Beobachter, der seine Nachrichten allein aus dürftigen Erzählungen und zufälligen Notizen weniger charakteristischer Begebenheiten schöpft, welche leider von den theils nachlässigen, theils unverständigen Biographen bei weitem nicht sorgfältig genug gesammelt werden, und woran das friedliche Leben eines Gelehrten auch überdies nicht reich ist. Die bereits bekannten, nähern Umstände von Schillers Leben sind ungenügend, und seine Schriften geben, gleich denen jedes andern Autoren, ein nur schwaches ungewisses Bild seiner

Seele; und es ist nicht leicht, dies mit einiger Bestimmtheit zu zeichnen.

Unser Blick wird daher getrübt und verwirrt, wenn es gilt durch den Nebel einer fremden Sprache, fremder Sitten und Sinnes-Arten zu dringen. Wie leicht geschieht es dann, daß man das Unbedeutende heraushebt, das Rauhe mildert, und das Schöne bisweilen verrenkt oder ganz versteckt.

Schillers Geist und Gemüth rein aufzufassen, ist an sich schon ein großes Unternehmen, wie viel mehr aber bei den eben genannten Hindernissen. — Deshalb ist uns auch die Anmaßung eines solches Versuches fern. Wir vermögen weder die vollendete Darstellung seines Charakters, noch eine, im ganzen Sinne des Wortes gemeinte Würdigung seiner Werke zu geben. Wir begnügen uns, nur im Ueberblick, die so natürliche Theilnahme an dem Geschick und den Haupteigenthümlichkeiten eines Mannes an den Tag zu legen, dem wir alle durch die freundlichsten gegenseitigen Bande, des Lehrers und Belehrten, des Gebers und Empfängers geistigen Genusses verbunden sind. Wir wünschen noch einmal, seine Schöpfungen durchwandernd, uns der ganzen Pracht und duftenden Fülle dieses Feen-Landes zu erfreuen, und das Gefühl sprechen zu lassen, ohne auf das Urtheil eines Kunstrichters Anspruch zu machen, oder unsere Ansicht für unfehlbar halten zu wollen.

Johann Christoph Friedrich Schiller war in Marbach, einer kleinen, an dem Ufer des Neckar gelegenen würtembergischen Stadt, am 10. November 1759, folglich nur einige Monate später, als der, der englischen Nation angehörende Robert Burns, geboren. Schillers frühere Bildung wurde durch die trefflichsten Anla-

gen begünstigt, aber durch die äußern Verhältnisse seiner Eltern gestört, welche, obgleich vor drückender Armuth geschützt, in ihrer Lage eben so abhängig als unstät, einem ewigen Wechsel des Aufenthalts und der Lebensweise unterworfen waren. Sein Vater, Johann Caspar Schiller, hatte früher die Stelle eines Chirurgen in dem königlich baierschen Heere begleitet, und später beim Successionskriege in den Niederlanden gedient. Nach Würtemberg zurückgekehrt, verließ er den ärztlichen Stand, da ihm sein Landesvater die Stelle eines Fähndrichs und Adjutanten übertragen. Diese Posten begleitete er hinter einander bei zwei verschiedenen Regimentern; kaum in das zweite eingetreten, wurde ihm, als er eben in Dienstgeschäften abwesend war, sein Friedrich geboren. Mit dem Frieden von Paris endete zwar sein militärischer Beruf, allein da er sich als ein kluger, anspruchloser, thätiger Mann bewährt hatte, so wollte der Herzog von Würtemberg ihn nicht aus seinen Diensten entlassen. Die mannichfachen Baumschulen und Anlagen, die zu den Lustschlössern Ludwigsburg und Solitude gehörten, wurden dem mit Capitains-Range entlassenen Caspar Schiller übertragen, welcher sich wechselsweise an beiden Orten aufhielt, und bis zu seinem Ende in des Herzogs Solde blieb. Die letzten Jahre wohnte er hauptsächlich in Ludwigsburg.

Diese Lebensweise war zwar nicht die günstigste für die Erziehung eines Knaben, wie Friedrich; allein der eingeborne Werth seiner Eltern ersetzte die Nachtheile ihrer äußern Verhältnisse, und ihrer sehr beschränkten wissenschaftlichen Bildung vollkommen. Die mit Bescheidenheit und Vernunft gepaarte, große Rechtlichkeit, die Herzensgüte, die echte Frömmigkeit dieser guten Menschen, brach späterhin verklärt und verschönert in dem Charakter ihres

Sohnes hervor; Herz und Geiſt ward durch die ununterbrochene Wirkung ſolcher Eindrücke gebildet, und ſo in aller Stille der weſentlichſte Theil ſeiner Erziehung gepflegt. Die Mutter, welche mannichfache häusliche Tugenden ſchmückten, verband mit der innigſten Liebe und Sorge für Gatten und Kinder einen Grad von Verſtand und guten Geſchmack, wie man ihn ſelten vereinigt ſieht. Auch ſoll ſie die Poeſie ſehr geliebt, vorzüglich Gellert und Uz bewundert haben, beides Dichter, die ſie auch in ihrer Lage würdigen, und ſich daran erfreuen konnte. *) Ihre Seelengüte, ihr Zartgefühl machte ſie dem Sohne Friedrich beſonders theuer. Ihren Gatten, ein Mann von ſanfter Gemüthsart, beſeelte der fromme Wunſch ſich als nützliches Mitglied der Geſellſchaft zu bewähren, und die Pflichten gegen ſeinen Nebenmenſchen aufs Gewiſſenhafteſte zu erfüllen. Die Natur hatte den Keim höchſt achtungswerther Eigenſchaften in ihn gelegt, und war gleich ſein früheres Leben zu deren weiterer Ausbildung nicht günſtig, ſo wurde doch ſein ſpäterer Eifer, alles Verſäumte nachzuholen, mit dem glücklichſten Erfolge gekrönt. Er verwandte die Zeit, welche ihm ſeine Berufsgeſchäfte übrig ließen, zum Studium derjenigen Zweige der Philoſophie und Wiſſenſchaften, die in ſeinem Bereich lagen und wurde ſogar Verfaſſer eines nützlichen Buches. **) Was ihn aber vor Allem auszeichnete, war eine aufrichtige Frömmigkeit, von der ſeine Gefühle ausgingen, und die ſeinem offenen biedern Charakter jene ruhige Würde gab, welche ſtets

*) Sie war von niederer Herkunft, die Tochter eines Bäckers zu Kodweis, und hatte nur wenig Erziehung genoſſen.

**) Sein Buch führt den Titel: Die Baumzucht im Großen; es erlebte die zweite Auflage im Jahr 1806.

zu mir: „ach Seneſchal! ich hab' meine Mutter verloren!“ — „Sire! gab ich zur Antwort, ich wundere mich deſſen nicht, denn ſterben mußte ſie; aber darüber wundere ich mich, daß Ihr, der Ihr ein weiſer Mann ſeyd, ſo ſehr darüber trauert. Ihr wißt doch, daß der Weiſe ſagt, daß, welchen Kummer auch der Menſch im Herzen hat, auf dem Geſichte ſich nichts davon verrathen darf; denn wer das thut, der macht ſeinen Feinden eine Luſt, und kränkt ſeine Freunde.“ Er ließ viele ſtattliche Todtenmeſſen für ſie halten; und ſchickte einen Reiſefurier nach Frankreich mit Sendſchreiben an die Kirchen, daß für ihn gebetet werden möchte.

Madame Marie von Vertus, eine ſehr gute und fromme Dame, ſagte mir, die Königinn, ſey gar ſehr niedergeſchlagen, und bat mich, zu ihr zu gehen, und ihr Troſt zuzuſprechen. Als ich zu ihr kam, fand ich ſie in Thränen. Der, ſagte ich zu ihr, hatte wohl Recht, der da ſagte, man dürfe keinem Weibe trauen; denn, ſetzt' ich hinzu, ſie war eben diejenige, die Ihr am meiſten haßtet, und nun treibt Ihr ein ſolches Trauern um ſie.“ Auf das erwiederte ſie, daß ſie nicht wegen der Verſtorbenen weine, ſondern wegen des Kummers, daß ihr Verluſt dem König ſo nahe gehe; und wegen ihrer Tochter, der nachherigen Königinn von Navarra, die nun unter der Aufſicht von Mannsleuten zurückbleibe.

Die harte Behandlung, welche die Königinn Blanka der Königinn Margaretha empfinden ließ, beſtand darin, daß ſie ſchlechterdings nicht leiden wollte, daß ihr Sohn viel bey ſeiner Gemahlinn wäre, ausgenommen des Nachts, wenn er ſich zu ihr fügte. Der Aufenthalt, wo es dem König und der Königinn

natürliche Folge ſolcher Geſinnungen iſt. Da die Religion in jeden Beweggrund, in jede Handlung ſeines Lebens eingriff, ſo trugen auch die Wünſche für die Erziehung ſeines Sohnes daſſelbe Gepräge. Noch jetzt hat ſich unter ſeinen Handſchriften ein im vorgerückten Alter verfaßtes Gebet erhalten, worin er ſagt: „daß er bei der Geburt „dieſes Sohnes den großen Vater unſer Aller dringend „angerufen, an innerer Kraft des Geiſtes ihm zu erſetzen, „was an äußerm Unterricht nothwendig mangeln werde.“ Der Greis, der die Entwickelung und Reife ſeines Sohnes erlebte, konnte ſeinen feierlichen Dank ausſprechen, daß Gott das Gebet eines Sterblichen erhört hatte!

Friedrich war ſtets mit den Eltern in ihrem wechſelnden Aufenthalte, und ſammelte die Elemente des Unterrichts von ſehr verſchiedenen Lehrern ein. Vielleicht iſt es dieſem Umſtand zuzuſchreiben, daß ſeine, zwar anſehnlichen, Fortſchritte der damaligen Epoche, doch in keinem Verhältniß mit dem ſtehen, was er nachher leiſtete, ja ſelbſt nicht mit den Anlagen, welche er in früheſter Jugend gezeigt. — Sorglos und heiter, wie ein Knabe zu ſeyn pflegt, mochte er wohl gern zuweilen ſeine Zeit in kindiſchen Spielen hinbringen, ganz vergeſſend, daß die geſtohlenen Freuden des Ballſpiels oft theuer durch Vorwürfe erkauft werden. Oft aber ward er auch von tieferen Gefühlen überraſcht, und pflegte dann die Bewegungen ſeines kleinen Herzens in Worten und Handlungen auszuſprechen, die nur erſt ſpäter in der Erinnerung, ihre wahre Deutung erhielten. Seinen Schulkameraden fällt es erſt jetzt bei, daß ſelbſt ſeine kindiſchen Einfälle eine poetiſche Richtung hatten, und daß ſein ernſtes Weſen, ſeine offene Redlichkeit und die Freude an allem Erhabenen und Rührenden, bei kindiſchem Eigenſinne, unverkenn-

bar durchblickte. Man erzählt, daß einſt bei einem furchtbaren Gewitter-Sturm, ſein Vater ihn unter dem jungen Häuflein im Hauſe vermißt habe; keine der Schweſtern konnte ſagen was aus Fritz geworden war, und des alten Mannes Angſt ſtieg zuletzt ſo ſehr, daß ſie ihn zu ſuchen hinaus in Sturm und Ungewitter trieb. Fritz war damals kaum aus den erſten Kinderjahren, und kannte die Gefahren eines ſo ſchrecklichen Schauſpieles nicht. Sein Vater fand ihn endlich auf einem ſeiner Lieblingsplätzchen in der Nachbarſchaft, ganz hoch auf einem Baumzweig ſitzen, wie er in das ſtürmiſche Antlitz des Himmels ſchauend die Blitze bewachte, die ihn mit ihrem ſchwarzgelben Feuer ununterbrochen durchzuckten. Bei den Verweiſen ſeines Vaters führte der kleine zitternde Schelm immer zur Entſchuldigung an: „Die Blitze ſeyen gar zu „ſchön geweſen, und er hätte blos gewünſcht, zu ſehen „woher ſie kämen.“ Solche Anekdoten ſind, wie wir wohl wiſſen, von keinem großen Werthe, und dieſe vielleicht etwas minder, weil ſie in Hinſicht der Glaubwürdigkeit zweifelhaft iſt. Wir haben aber dennoch gewagt ſie zu überliefern, wie ſie uns gegeben wurde. Ein Bild den Knaben Schiller vorſtellend, wie er in Betrachtungen über das herrliche Gewitter verſunken, iſt für Alle, die den Mann gekannt haben, nicht ohne Reiz.

Schiller's erſter Lehrer war Moſer, Paſtor und Schulmeiſter in dem Dorfe Lorch, wo die Eltern vom 6ten bis zum 9ten Jahre ihres Sohnes lebten. Dieſer Mann verdient Erwähnung, wegen des Einfluſſes, den er auf die frühere Erziehung ſeines Zöglings hatte, auch ſcheint ſein Name dem Geiſtlichen in den Räubern gegeben worden zu ſeyn. Moſer's Beruf, ſo wie der Umgang mit ſeinem Sohne, welcher ſpäter auch ein Prediger

ward, hat wohl ohne Zweifel in Schiller den ersten Wunsch erregt, sich dem geistlichen Stande zu widmen.

Diese Idee, aufgefaßt und genährt von einigen vorherrschenden, aber unbestimmten Meinungen des Knaben, war dem religiösen Sinn seiner Eltern sehr willkommen, und wurde schnell zum Lebensplan festgesetzt.

In der öffentlichen Schule von Ludwigsburg, wo die Familie eben wohnte, wurden seine Studien nach dieser Ansicht geordnet. Er unterzog sich in den vier folgenden Jahren dem Stuttgartter regelmäßigen Schul-Examen welchem sich die für den geistlichen Stand bestimmten jungen Männer unterwerfen müssen. Schiller's Gemüth war fromm von Natur. Mit einer Zartheit, die an Schüchternheit und Blödigkeit gränzte, mischte sich jene stürmische Gluth, die man immer, trotz des dichten Schleiers hindurchblicken sah, und welche zeigte, wie tief und innig, aber auch wie feurig er fühlte; und solch eine Gemüthsart nahm schnell den religiösen Schwung, den früheres Beispiel und innerer Drang in ihm erzeugten.

Schiller sah freudig seinem heiligen Beruf entgegen; es war der schöne ernste Tagestraum seiner Kindheit, ja, eines Theils, seines Jünglingsalters. Da jedoch der Plan noch in großer Entfernung vor ihm schwebte, so bot der Weg dahin seinem Geiste nicht genug Nahrung; die damaligen Studien konnten nicht seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, und er verfolgte sie mehr aus Pflichtgefühl als wahrer Neigung. Damals lernte er Virgil und Horaz genau verstehen; doch, sagt man, haben ihre Dichtungen ihm kein hohes Interesse eingeflößt; sehr natürlich, daß die zarte und milde Schönheit des Erstern, und der Witz, Humor und wunderbare Pathos des Letztern, so wie der unnachahmliche feine Geschmack Beider

ſeinem ungeübten jugendlichen Urtheil entgingen, da der Gegenſtand ihrer Schriften dem innigen Gemüthe kalt und ſchaal erſcheinen könnte. Er zog es vor, über der Pracht und Herrlichkeit des Ludwigsburger Theaters zu brüten, das ſeine Einbildungskraft ſchon entzündete, als er es im 9ten Jahr zum erſtenmal geſehen, was zu manchen ſeiner nachfolgenden Träumereien, Form und Material geliefert haben mag. *) Unter dieſen Umſtänden

*) Die erſte Entwickelung ſeines poetiſchen Talents fällt ebenfalls in ſein neuntes Jahr, verdankte jedoch die Anregung einer viel beſcheidenern, niedern, doch minder gewöhnlichen Quelle als der Begeiſterung durch die Bühne. Seine Biographen haben dieſen kleinen Umſtand mit einer gewiſſenhaften Treue erzählt, die nur mit der eines Boswell und Hawkins im Betracht der Ente von Lithfield verglichen werden kann. Dieſe kleine Geſchichte, ſagt einer derſelben, iſt erzählenswerth, um ſo mehr, da Schiller ſelbſt, als er nach einem Zwiſchenraume von mehr als zwanzig Jahren, mit ſeinem Jugendgeſpielen dem verſtorbenen Dr. Elwert in Kantſtadt zum erſtenmal ſeit ihrer Knabenzeit zuſammentraf, demſelben jenes Abentheuer ins Gedächtniß zurückrief, und ſich jedes einzelnen Umſtandes mit großer Genauigkeit und Freude erinnerte. Hier iſt ſie. Einſt im Jahr 1786 ſollten ſie zuſammen ihren Katechismus an einem beſtimmten Tage öffentlich in der Kirche wiederholen. Ihr Lehrer ein ſtrenger engherziger Pietiſt hatte ſie im Voraus bedroht, ſie ſcharf zu züchtigen, wenn ihnen ein einziges Wort fehlte. Es traf ſich noch, daß dieſer nämliche Lehrer gerade die Reihe des Katechiſirens an jenem Tage hatte. Beide Knaben antworteten Anfangs mit kleinmüthigen Herzen und ſtammelnder Zunge, doch löſten ſie die Aufgabe glücklich, und wurden von dem dadurch erweichten Pädagogen jeder zur Belohnung mit zwei Kreuzern beſchenkt. Vier Kreuzer baar Geld war eine ungewöhnlich große Summe, und wie man über dieſelbe ver-

konnten ſeine Fortſchritte in den Studien, ungeachtet aller natürlichen Anlagen nicht ſehr anſehnlich ſeyn, auch er mangelten die Lehrer nicht, ihm dann und wann mit Strenge zu begegnen, obwohl das große unwillkührliche Gelingen ſeiner Aufgaben und ſein offenes und lebendiges Weſen, viel Gutes von ihm erwarten ließen. Die Stuttgarter Examinatoren haben ihn in ihren Berichten nicht mit den gewöhnlichen Beifallsformeln bezeichnet, ſondern ihn einen Knaben genannt, der zu großen Erwartungen berechtigte.

---

fügen wolle, war für die betheiligten Partheien eine Frage von großer Wichtigkeit. Schiller ſchlug endlich vor nach Harteneck, einem Dörfchen in der Nachbarſchaft, zu gehen, um dort eine Schüſſel ſaure Milch mit Rahm zu genießen; ſein Kammerad gab die Zuſtimmung, ſie wanderten hin, aber ach, in Harteneck war weder Rahm noch Milch zu haben. Nun verlangte Schiller einen Käſe; doch dafür begehrten ſie volle vier Kreuzer und es blieb nichts zu Brod übrig. Zweimal in ihren Hoffnungen getäuſcht, wanderten die kleinen Leckermäuler mit hungrigen Magen weiter nach Neckarweihingen, wo ſie endlich ein erquickendes Gericht ſaure Milch erhielten, das ihnen in einer bunten irdenen Schüſſel mit ſilbernen Eßlöffeln vorgeſetzt wurde, und wofür ſie nur drei Kreuzer zu bezahlen brauchten, ſo daß ihnen noch der vierte zu einer kleinen Portion Johannistrauben übrig blieb. Vergnügt über ihr reichliches Mahl gerieth Schiller in volle Begeiſterung und ſtieg, nachdem ſie das Dörfchen verlaſſen hatten, mit ſeinem Kammeraden auf die nahe Anhöhe, von der man ſowohl Harteneck als Neckarweihingen überſchaute. Dort ſprach er in wahrhaft poetiſcher Ergießung den Bannfluch über die milchloſe Region, und ertheilte zugleich der, welche ihm dieſe ſchmackhafte Erfriſchung gewährt hatte, mit großer Feierlichkeit ſeinen Segen.

Dieſe Erwartungen ſollten jedoch nicht auf dieſem Wege erfüllt werden. Es traten plötzlich Umſtände ein, welche die Richtung von Schiller's Studium änderten, ja eine Zeitlang ſogar ihren ganzen Erfolg bedrohten. Der Herzog von Würtemberg hatte kürzlich eine Freiſchule für gewiſſe Zweige der Erziehung in den Gewerbsſtänden begründet. Zuerſt war dieſe in Solitude, einem ſeiner Luſtſchlöſſer, errichtet, und nun ward ſie nach Stuttgart verlegt, woſelbſt ſie in verbeſſerter Form unter dem Namen Karls-Schule, ſo viel uns bekannt, noch jetzt beſteht. Der Herzog hatte die Abſicht daß die Söhne ſeiner Offiziere vorzugsweiſe an dieſer wohlthätigen Anſtalt Theil nehmen ſollten, und da er von Schiller und ſeinem Sohne eine gute Meinung hegte, lud er Letztern ein, dieſe Gelegenheit zu benutzen, ein Anerbieten, das Alle in große Verlegenheit ſtürzte. Der junge Mann und ſeine Eltern waren feſt für den geiſtlichen Stand entſchieden, und dieſer Plan wurde durch den ſich jetzt darbietenden unausführbar. Die Verlegenheit ſtieg, als der Herzog, von ihren Zweifeln unterrichtet, ſie wiederholt erinnerte, ja vor dem Entſchluß Alles wohl zu bedenken. Aus Furcht nur und mit größtem Widerwillen wurde ſein Vorſchlag endlich angenommen. Schiller ward im Jahr 1773 dort eingeſchrieben, und nur mit ſchwerem Herzen gab er die Freiheit und alle ſchöne Hoffnungen auf, um ſich der Eingezogenheit, dem Griechiſchen und dem Rechtsweſen zu widmen.

Seine Abneigung rechtfertigte ſich leider nur zu ſehr. Die ſechs Jahre, welche er in dieſer Anſtalt verlebte, waren die qualvollſten, troſtloſeſten ſeines Lebens. Das Stuttgarter Erziehungsſyſtem beruhte mehr auf dem Grundſatz: die Natur ganz auszurotten, und an ihre Stelle etwas Anderes zu ſetzen, als dieſelbe zu pflegen und zu

veredeln. Die Lebensweise und der Unterricht waren nach der steifen Förmlichkeit militärischer Haltung eingerichtet. Für Alles gab es Statuten und festgesetzte Befehle, keinen Spielraum für die Uebung eigener Kraft und des freien Willens, noch weniger eine freie Entwickelung der verschiedenen eigenthümlichen Anlagen. Ein Schüler mochte Eigenschaften oder Fähigkeiten besitzen, so viel er immer wollte, die Anordnung der Schule richtete sich nach dem Gesetz und er mußte sich in die allgemeine Form bequemen, welche, gleich dem Riesenbette der Alten, von höherer Autorität eingeführt war, und dem Großen wie dem Kleinen gleich angemessen seyn sollte. Ein und derselbe dürftige Cyclus von Aufgaben war im Voraus für jeden vorgezeichnet und nur verstohlen durfte irgend etwas außerdem gelesen oder geschrieben werden. Die häusliche Verfassung athmete denselben Geist wie die Schuleinrichtung, es war auch hierin alles absichtlich entfernt, was Vergnügen oder freie Wahl hieß.

Die Zöglinge wurden von dem Umgange und dem Anblicke aller Personen, die nicht ihre Lehrer waren, ausgeschlossen; keiner überschritt die Gränzen dieses despotischen Reichs, selbst nicht, um eine verstohlene Freude zu erhaschen; sogar ihre Vergnügungen regierte das Commando-Wort.

Leicht ist es zu begreifen, wie drückend dieses Alles seyn mußte; für Schiller war es drückender als für jeden Andern. Von glühender, leidenschaftlicher doch zugleich zarter Gemüthsart, verzehrte ihn innerlicher Mißmuth und doch war er zu bescheiden und schüchtern, um sich durch Thaten oder Worte Erleichterung zu verschaffen. So in sich selbst verschlossen, litt er unendlich, doch ohne alle Klagen. Mehre in jenem Zeitraum geschriebene

Briefe, die ſich erhalten haben, geben uns das Bild eines glühenden, mächtigen Geiſtes im ohnmächtigen Kampf mit den Verhältniſſen, ſeinen herben Kummer unter trauernder Ergebung verbergend, die ihn nur um ſo qualvoller zeigte. Mit künſtlicher Faſſung ſaß er über ſeinen Wörterbüchern, Grammatiken und albernen Aufgaben, während im Innern ſeine Seele gleich der eines Gefangenen jammerte, wenn er vor ſich in die heitere Welt ſah, oder zurück blickte auf die Zärtlichkeit ſeiner Eltern, auf die Hoffnungen und fröhlichen Genüſſe vergangener Jahre.

Der Kummer, den er in dieſer allzuſtrengen einſamen Lebensweiſe erduldete, legte den Keim zu dem Zwang und zu der Schüchternheit, die ihn durchs ganze Leben begleitete. Das Studium der Rechte, welches ihm widerſtrebte, wurde nun natürlich in ſeiner Vorſtellung zum Repräſentanten alles Böſen, und ſein Widerwille wuchs immer mehr und mehr. Ueber dieſen Punkt ſprach er ſein Gefühl ſogar öffentlich aus. Zu den jährlichen, vorgeſchriebenen Uebungen der Zöglinge gehörte eine ſchriftliche Schilderung des eigenen Charakters, nach eigener Anſicht, welche zu einer beſtimmten Zeit öffentlich übergeben werden mußte. Gleich bei den erſten Proben wagte es Schiller, ſeine innigſte Ueberzeugung vorzulegen, wie er nicht zum Juriſten gemacht ſey, und daß ſowohl Neigung als Fähigkeiten ihn zu dem Beruf des geiſtlichen Standes aufforderten; dieſe Vorſtellung jedoch brachte keine Wirkung hervor, und er war gezwungen, den gewohnten Gang weiter zu gehen; aber ſein Mißfallen an dem Studium der Jurisprudenz dauerte fort und ſtieg endlich bis zum höchſten Widerwillen. Endlich gelang es ihm im Jahr 1775 es aufgeben zu können, doch leider nur auf Unkoſten einer andern gewählten Beſchäftigung,

für welche er ſich unter günſtigen Umſtänden wohl ſchwerlich entſchieden haben würde. Das Studium der Arznei-Kunde, für welche gerade zu jener Zeit ein neues Inſtitut bei der Stuttgarter Schule errichtet wurde, hatte für Schiller keinen Reiz; aber er nahm ſolches an, wie man eine drückende Sklaverei mit einer minder quälenden vertauſcht. Sein Geiſt war auf höhere Gegenſtände gerichtet, er fühlte immer den Zwang der Gegenwart, der den Gedanken bis zum Qualvollen ſteigerte, daß ſeine ſchönſten Erwartungen den weltlichen Verhältniſſen, den tauſend Bedürfniſſen des Lebens geopfert ſeyn ſollten!

Indeß wuchs der Jüngling zum Manne heran und in dem Maaße als er kräftiger wurde, und ſeine Augen ſich den ſtets aufregenden, und ewig wechſelnden Welthändeln öffneten, die ſich jetzt unter ganz andern glühenden Farben vor ihm entfalteten, wurden jene Feſſeln der Unterwürfigkeit ihm immer unerträglicher. Bis jetzt ſah er dieſem großen Schauſpiel nur von Weitem zu, das ihm eben darum nur um ſo glänzender erſchien. Er ſehnte ſich in dem geſchäftigen Weltſtrom zu ſchwimmen, und ergötzte ſich, die davon widerſtrahlenden Bilder in ſeinen Lieblingsdichtern und Geſchichtsſchreibern Shakeſpeare und Plutarch *) wieder zu finden. Die Schriften eines

*) Die Empfindung, welche Shakeſpeare in ihm hervorbrachte, beſchrieb er erſt lange nachher; es wirft ein Licht auf ſeine Gemüthsſtimmung und ſeinen Geſchmack im Allgemeinen. »Als ich in einem ſehr frühen Alter,« ſagt er, »dieſen Dichter zuerſt kennen lernte, empörte mich ſeine »Kälte, ſeine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchſten Pathos zu ſcherzen; die herzzerſchneidenden Auftritte »im Hamlet, im König Lear, im Macbeth, durch einen Narren zu ſtören; die ihn bald da feſthielt, wo meine Empfin-

Klopſtok, Leſſing, Garve, Herder, Gerſtenberg, Göthe und vieler Anderer, welche die Morgenröthe einer neuen Literatur verkündeten, hatte er mit geheimer Begierde ſtudirt. Aus ihnen ſchöpfte er im Allgemeinen die Anſichten über die Menſchen und das Leben, und ſie führten ihm glänzende Geſichte literäriſchen Ruhms vor die Seele.

Klopſtok's Meſſias in ſchönem Einklange mit ſeiner religiöſen Richtung, hatte ihn frühzeitig der höhern heiligen Dichtkunſt zugewendet; ſchon in ſeinem vierzehnten Jahr hatte er ein epiſches Gedicht, wie er es nannte, Moſes betitelt, beendet. Die außerordentliche Popularität von Gerſtenberg's Ugolino und Goethe's Götz von Berlichingen richtete ſeine ganze Aufmerkſamkeit zunächſt auf das Drama, und da die Bewunderung in einem Geiſte wie dem ſeinigen, der blind nach Thätigkeit dürſtete, und von nameuloſen Beſtrebungen hin und her getrieben war, nothwendig in Nachahmung enden mußte, ſo ſtürzte er mit gleicher Gluth auf dieſen neuen Gegenſtand, und dichtete ſein erſtes Trauerſpiel: Cosmo von Medicis, von welchen er einige Fragmente aufbewahrte und in den Räubern einrückte. Die Maſſe geringer Producte, welche theils unter ſeinen Papieren vorgefunden, theils in den Zeitſchriften bekannt gemacht worden, bezeugen hinlänglich, daß ſein Geiſt die wahre Beſtimmung

---

„dung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz ſo „gerne ſtill geſtanden wäre. Mehrere Jahre hatte er ſchon „meine Verehrung und war mein Studium, ehe ich ſein „Individuum lieb gewinnen lernte. — Ich war noch nicht „fähig die Natur aus der erſten Hand zu verſtehen: ich „hatte nur gelernt ihr, durch den Verſtand geſtrahltes und „durch Regeln geordnetes Bild zu bewundern.“

beſten gefiel, war Pontoiſe. Hier befand ſich nehmlich des Königs Zimmer oben, und das Zimmer der Königinn unten.

Nun hatten ſie es ſo verabredet, daß ſie vermittelſt einer geheimen Treppe zuſammenkämen, die von dem obern nach den untern Zimmer führte, daß wenn die Wache die Königinn nach den Zimmer ihres Sohnes gehen ſah, ſie mit ihren Stäben an die Thüre ſchlug, worauf denn der König wieder auf ſein Zimmer lief, damit ihn ſeine Mutter nicht überraſchen möchte. Und eben ſo macht es auch die Wache vor dem Zimmer der Königinn Margaretha, wenn die Königinn Blanka dahin kam, damit ſie die Königinn Margaretha finden möchte. Einſtmahl war der König bey der Königinn ſeiner Frau; und dieſe befand ſich in großer Gefahr nach einer ſchweren Niederkunft. Da kam nun die Königinn Blanka, und nahm ihren Sohn bey der Hand, und ſagte: „fort mit Euch! hier habt Ihr nichts zu thun!“ Als die Königinn Margaretha ſah, wie die Mutter den König fortführte, rief ſie aus: „ach! Ihr werdet mich meinen Herrn weder todt noch lebendig ſehen laſſen!“ Damit ſank ſie in Ohnmacht, und man hielt ſie für todt. Der König, der glaubte, ſie würde ſterben, wendete wieder um; und man hatte viele Mühe, ſie wieder zu ſich zu bringen.

Als nun die Stadt Sayette beynahe ganz befeſtigt war, ließ der König zu wiederholten mahlen Umgänge im Lager halten. Beym Schluß der Umgänge ließ der Legat Gebete anſtellen, daß Gott die Sache des Königs nach ſeinem Willen fügen möchte, ob nehmlich der König am erſten nach Gottes Willen thäte, wenn er nach Frankreich zurückkehrte, oder wenn er hier bliebe. Nachdem die Umgänge vollendet waren, rufte mich der König, indem

ich

ahnete und trotz jedem Hinderniſſe mit raſtloſem Eifer zu erreichen ſtrebte. In ſeiner Lage waren jedoch dieſe Hinderniſſe weder geringfügig noch ſelten.

Schiller fühlte zu tief die ſchmerzliche Wahrheit: daß, um die Welt der Ideale zu erreichen, man in der wirklichen erſt feſten Fuß faſſen müſſe, daß trotz dem kühnen Aufſchwung der Ideen, trotz der Sehnſucht und der Bewunderung für die Schönheiten der Natur und für die Größe des Menſchen man nur geboren und beſtimmt ſey für das tägliche Brod zu arbeiten. Er liebte die Dichtkunſt mit der Leidenſchaftlichkeit der erſten Liebe; allein durch ſie konnte er nicht leben, ja, er ſtellte ſie viel zu hoch, um dieſes nur einmal zu wünſchen. Seine Vernunft ſagte ihm, daß er der ernſten Nothwendigkeit weichen, die balſamiſchen Climate des Pindus mit dem Grönland — einer trockenen, traurigen Wiſſenſchaft vertauſchen müſſe, und er zögerte nicht, zu gehorchen. Seine Erwerbs-Studien betrieb er mit ſtrenger, wenn auch gezwungener Gewiſſenhaftigkeit, und nur in den durch außerordentlichen Fleiß gewonnenen Stunden überließ er ſich ſeinen Lieblingsarbeiten. Sein Genius war beſtimmt ſeinen untergeordneten Eigenſchaften zum Schmuck zu dienen, nicht, ihn für den Mangel jener zu entſchuldigen.

Allein war es bei dieſen unerläßlichen Opfern ſchon peinlich den Vorſchriften der eigenen Vernunft zu gehorchen, ſo war es noch quälender den rauhen, unverdienten und unnöthig aufgelegten Zwang ſeiner Lehrer zu ertragen. Wie ſo ſchmerzlich empfand er es ſchon, von der Begeiſterung der Poeſie zu der öden Wirklichkeit des Pflicht-Berufs zurück getrieben zu werden; allein unerträglich entehrend ſchien es ihm, ſich durch die Launen ſtrenger und pedantiſcher Lehrer aufs Neue gehemmt zu ſehen.

Schiller brütete düſter über dem Zwang und der Härte ſeiner Lage. Wie ſo manchen Plan entwarf er nicht zu ſeiner Befreiung! Oft wollte er ins Geheim entfliehen, um nur endlich einen Schimmer von der freien geſchäftigen Welt, die ihm verſchloſſen war, zu erhaſchen, und von ſeinem guten Stern das Uebrige zu erwarten! Oft war ihm der bloße Anblick ſeiner Klaſſen-Bücher und ſeines Schul-Apparats, bis zum Unerträglichen läſtig; — er ſtellte ſich dann krank, um in ſeinem Zimmer zu bleiben, um zu dichten, und ſeine Lieblingsſtudien ungeſtört zu treiben. Doch half ihm dieſe kleine Liſt nicht lange; die Lehrer bemerkten die Regelmäßigkeit ſeiner oft wiederkehrenden Unpäßlichkeiten, und ſandten ihm Aufgaben, die er während dieſer Zeit machen ſollte. —

Aber ſelbſt Schillers Langmuth vermochte dies nicht zu ertragen, und ſeine natürliche Schüchternheit machte der Erbitterung Platz; er warf die Exercitienbücher dem Bothen vor die Füße, indem er finſter ſagte: „hier wäre er frei und wolle ſeine eignen Studien wählen.“

Einen gewöhnlichen Geiſt würden ſolche unausgeſetzte Qualen zu Boden gedrückt oder dazu verleitet haben, nach und nach in ſeinem geiſtigen Streben nachzulaſſen oder ſeine Zuflucht in einer höchſt tadelnswerthen Nachgiebigkeit zu ſuchen. Im glücklichſten Falle, hätte er ſich vielleicht mit einer gewiſſen Dumpfheit in das Joch hinein geſpannt und ſich im Ueberdruß und Unwillen mühſelig durch das Leben geſchleppt, ſehnende Blicke nach ſeinen Jugendträumen werfend, und doch aller Macht beraubt ſie jemals zu verwirklichen. Doch Schiller war kein gewöhnlicher Charakter und handelte nicht als ein ſolcher. Unter einem kalten, einfachen Aeußern von jedem erkünſtelten Reiz entfernt und durch die Hinderniſſe, die aus

seinem vereinzelten Zustande und qualvollen Mangel entstanden, in der ihm angebornen Liebenswürdigkeit gestört, lag dennoch die lodernde Seelenkraft verborgen, die jedweder Zwang nicht zu unterdrücken vermochte. Seine traurigen äußern Verhältnisse hatten die Entwickelung seines Geistes verhindert, seine großen Fähigkeiten waren theils eingezwängt, theils falsch geleitet worden. Doch diese hatten wieder durch Opposition und Uebung an Selbstständigkeit und Kraft gewonnen. Seine Gedanken, von keinem Lehrer eingeengt, hatten die Tiefen seiner eigenen Natur, das Dunkel seines eigenen Schicksals erforscht. Alle Empfindungen und Leidenschaften, von keinem andern Herzen nachempfunden, waren in sein eigenes zurückgepreßt, wo sie gleich dem vulkan'schen Feuer, das im Geheimen glüht und kocht, zu einer Stärke herangewachsen, die keinen Widerstand mehr ertrug.

Bis jetzt war Schiller als ein unnützer, unzufriedner und ungehorsamer Knabe angesehen worden, aber nun war die Zeit gekommen, wo die Riesengewalt seiner Natur die Fesseln der Schul-Disciplin durchbrach, die sie nur zu verdrehen und zu verderben bemüht gewesen war. Er trat auf wie ein Mann; er zerbrach diese schimpflichen Fesseln mit einer Kraft, die man bis zu den Gränzen Europens fühlbar wahrnahm. Mit dem Erscheinen der Räuber beginnt nicht nur in Schiller's Leben, sondern auch in der Literatur der Welt eine neue Epoche; auch ist es keinem Zweifel unterworfen, daß aus einer so geringfügigen Ursache als die verkehrte Stuttgarter Schul-Disciplin, das Resultat dieser Tragödie, welche sonst wohl nie geschrieben worden wäre, hervorging. Schiller begann sie in seinem neunzehnten Jahre, und wir wollen die Umstände, unter welchen sie gedichtet ward, Schritt

vor Schritt verfolgen. Sie iſt das Produkt eines kräftigen, an keinen Zwang gewöhnten Geiſtes, der aufgerieben von einer Thätigkeit, die keinen Ausweg fand und empört über die einzwängenden Schranken, ſich ſelbſt unbewußt, mit den Phantomen kämpfte, die ſeine eigne, ſo qualvoll gefeſſelte Geiſteskraft erzeugte. Eine kunſtloſe Einfachheit, mit einer düſtern, alles überwältigenden Kraft gepaart, charakteriſirt ſie vorzüglich und erinnert eben ſo wohl an die noch mangelhafte Bildung, als an die glühenden, ſich ſtreitenden Gefühle ihres Verfaſſers. Vor allem andern tritt die letztere Eigenſchaft ſichtbar hervor; in den Räubern herrſcht durchaus ein tiefes, oft an Entſetzen angränzendes tragiſches Intereſſe. Ein furchtbares, nicht zu verſöhnendes Fatum iſt darin das herrſchende Princip; dieſes verhüllt und überſchattet das Ganze; und unter ſeinem düſtern Einfluß erſcheinen die kühnſten Anſtrengungen des menſchlichen Willens nur gleich Blitzen, die den öden Schauplatz ſo flüchtig als gräßlich erhellen, und dann in ewiger Dunkelheit ſich verlieren. Die unermeßlichen Abgründe der menſchlichen Schickſale ſind uns da eröffnet, ſchwarz und tief — und erſchreckend, ſo wie ſie dem jungen Gemüth bei ſeinem erſten Verſuche ſie darzuſtellen, erſcheinen: Die Hinderniſſe, die unſern Fähigkeiten und Wünſchen entgegentreten, das Täuſchende der Hoffnung, die Nichtigkeit unſerer Exiſtenz, ſind mit düſtern Farben entworfen, wie ſie einem Enthuſiaſten erſcheinen, der zuerſt ſich ins Leben wagte, und die äußere Welt mit den im Innern genährten Vorſtellungen von ihr vergleicht.

Karl von Moor iſt ein Charakter, in deſſen Betrachtung und Schilderung ſich junge Dichter immer gefallen; die Aehnlichkeit von ihrer beiderſeitigen Lage mußte Schillern denſelben beſonders werth machen. Moor

wird zu Handlungen durch Gefühle getrieben, die denen genau gleichen, unter welchen er ſelbſt litt, und wie er ſich wünſchte zu handeln. In reichem Maße begabt mit jeder hochherzigen Eigenſchaft des Mannes, waren die erſten Ahnungen und Ausſichten des Lebens und der Rolle, die er darin zu ſpielen hatte, glänzend, ehrenvoll, wie der Traum eines Dichters; allein die untergeordnete Fähigkeit das Leben zu handhaben, gehörte nicht zu ſeinen Gaben; in ſeinem Eifer, das Ziel zu erreichen, hatte er vergeſſen, daß ſein Lauf durch einen labyrinthiſchen Irrgarten führte, der überall mit Hinderniſſen umgeben iſt, von denen man einige wohl überwinden, andern ausweichen, doch bei vielen keins von beiden thun kann. Immer fortgetrieben durch die tollkühne Heftigkeit ſeines Weſens, verwickelt er ſich in dieſe Verlegenheiten, und meint, nicht mit Gewandtheit und Geduld, ſondern mit offener Gewalt durch ſie hindurch dringen zu können. Er ſieht ſeine Hoffnungen vereitelt, ſich betrogen und immer tiefer verſtrickt; Ungerechtigkeit und Betrug, ſtatt ihn zu warnen, reizen ihn nur noch mehr. Er hatte Helden erwartet, und findet erbärmliche Menſchen; Freunde — und findet lächelnde Verräther, die ihn vom Wege ablocken, ſeine Verirrung benutzen und ihn dem Verderben preis geben; er hatte von Seelenadel und jeder großmüthigen Geſinnung geträumt, er findet, daß Klugheit die einzige Tugend iſt, die Belohnung erwarten darf. Zu feurig von Natur, vermehrt ſein geſpannter Leidenszuſtand ſeine Raſerei; er ſelbſt iſt jeder ruhigen Ueberlegung unfähig, und kein Rathgeber ſteht ihm zur Seite; Keiner, deſſen Mitgefühl ſein Elend mildern, Keiner, deſſen Klugheit ihn belehre, wie demſelben abzuhelfen, oder es zu ertragen ſey? Die Wuth ſpornt ihn zum Handeln; und dieſe Thätigkeit

iſt blind und furchtbar zugleich. Da die Welt nicht die Heimath einer unverfälſchten Rechtlichkeit iſt, erſcheint ſie ihm wie eine Diebeshöhle; da ihre Geſetze nicht immer das Verdienſt begünſtigen, ja ſogar oft den Schuldigen der Strafe entziehen, betrachtet er den geſelligen Verein als eine Peſtbeule, deren verderbliche Folgen durch jedes, auch noch ſo verzweifelte Mittel, zu verbeſſern, er ſich in ſeiner Lage berufen fühlte. Rache iſt die Haupttriebfeder ſeiner Handelsweiſe; allein er veredelt ſie in ſeinen eigenen Augen dadurch, daß er ihr den Anſtrich einer uneigennützigen Sorge für die Aufrechthaltung der Gerechtigkeit, — den Sturz des Laſters von ſeinen Ehrenſtellen, der Aufhülfe leidender Tugend giebt. Als Einzelner gegen Alle aufzuſtehen, auf das urſprüngliche Geſetz des Stärkeren ſich zu berufen, die Wagſchale der Vorſehung mit Eines Sterblichen Hand zu erfaſſen: iſt wahnſinnig und gottlos; allein Moor beſitzt eine Kraft der Seele, wodurch dies gleichſam Ehrfurcht erweckend wird. Das große Intereſſe liegt in dem Kampfe ſeiner Rieſenſeele mit den furchtbaren Widerſprüchen, die ſie zuletzt überwältigen und in die dunkelſten Abgründe des Verderbens hinabſtürzen. Die originelle Dichtung ſolch eines Werkes offenbart die ganze Kraft und Fülle der Jugend, allein auch ihre Unerfahrenheit; die Ausführung beſtätigt daſſelbe; die Charaktere der Tragödie, wenn gleich in glühendem Colorit dargeſtellt, ſind dennoch eher Umriſſe als Gemälde zu nennen; die wenigen Züge, die wir in ihnen entdecken, ſind der Natur treu nachgeahmt, allein die übrigen fehlen ganz und gar. Alles darin bezeichnet den durchdringend mächtigen Geiſt, der die Menſchen freilich nur in den Büchern ſtudirte; der durch Selbſtprüfung und Leſen der Geſchichte einiger der Haupteigenthümlichkeiten der menſchlichen Natur entdeckt und mit Kraft

aufgefaßt hat; dem jedoch die kleinern zuſammengeſetztern Motive fehlen, die dem Handeln des Menſchen im wirklichen Leben zur Regel dienen, und die nur der Umgang mit lebenden Menſchen uns aufzuſchließen vermag. Wenn der Held des Stückes einigermaßen eine Ausnahme von dieſer Bemerkung macht, ſo iſt er doch die einzige Ausnahme; und dieſes aus oben angeführten Gründen: ſein Charakter gleicht dem des Autors. Selbſt mit Karl Moor iſt es ihm nicht vollkommen geglückt, und mit den übrigen Figuren noch weit weniger. Franz von Moor iſt eine ausgeführtere Copie von Jago und Richard; allein die Copie iſt verzerrt und ins Unnatürliche geſteigert. Franz trägt nicht den Stempel der Wahrheit: er iſt ein theoretiſcher Böſewicht, welcher darauf ſtudirt, ſeinen Endzweck durch die teufliſchſten Mittel zu erreichen; und nachher ſein Gewiſſen damit beſchwichtigt, daß er, dem Prieſter gegenüber, für den Atheismus und Materialismus den Beweis führt. Er iſt nicht jener echte Böſewicht, wie die Natur und Shakeſpeare ihn hervor brachte; der ſeine ganze Denkkraft anwendet, neue Pläne zu ſchaffen, neue Hülfsmittel zu entwerfen, und Gewiſſensbiſſe einärntet, wo er ihnen zu entgehen glaubt, indem er ſeine Furcht und Hoffnung auf die dringenderen Ereigniſſe weltlicher Geſchäftigkeit richtet. Einen ſo ſcharf denkenden Böſewicht, wie Franz iſt, kann es nie geben; ſeine Berechnungen müßten ihn der Rechtlichkeit zuführen, wenn auch nur blos darum, weil dieſes die beſte Politik wäre.

Amalie, die einzige weibliche Figur in dem Stück, iſt eine liebliche Dichtung, doch eben ſo phantaſtiſch als ihr Verfolger Franz. Ruhig und erhaben in ihrer glühenden Schwärmerei, der Liebe zu Moor ganz hingegeben,

bewegt sie sich vor unsern Blicken wie die Bewohnerin einer höheren, reineren Welt als die unsere. „Er segelt auf ungestümen Meeren," ruft sie aus, in einer Verworrenheit der Bilder, die bei ihr sehr verzeihlich ist; „Amalias Liebe segelt mit ihm;" er wandelt durch ungebahnte sandigte Wüsten — „Amalia's Liebe macht den brennenden Sand unter ihm grünen, und die wilden Gesträuche blühen — der Mittag sengt sein entblößtes Haupt, nordischer Schnee schrumpft seine Sohlen zusammen, stürmischer Hagel regnet um seine Schläfe, und Amalia's Liebe wiegt ihn in Stürmen ein, — Meere und Berge und Horizonte zwischen den Liebenden — aber die Seelen versetzen sich aus dem staubigten Kerker, und treffen sich im Paradies der Liebe." —

Sie ist ein schönes Traumgesicht, das reizende Ideal von eines Dichters erster Liebe; allein an ihr sind nur wenige Züge einer Sterblichen sichtbar.

Gleiche Mängel sind fast in all' den andern Charakteren nicht zu verkennen. Moor, der Vater, ist ein schwacher, gutmüthiger alter Mann, der nur in einem Gebilde der Fantasie in solchem Zustande der Ungewißheit bis in sein hohes Alter bleiben konnte.

Die untergeordneten Räuber sind kräftiger gezeichnet, jedoch nur als rohe, mißgeschaffene Gestalten; ihre Individualität soll sich durch unnatürliche Uebertreibung ihrer besondern Eigenthümlichkeiten hervorheben. Schiller selbst sprach in reiferem Alter einen strengen, jedoch nicht ungünstigen Tadel über dieses Werk aus, indem er sagte: sein hauptsächlichster Fehler dabei sei gewesen, daß er sich angemaßt, Menschen zu schildern, zwei Jahre früher, ehe er Einem begegnet wäre.

Sein Talent in der Kunst der Zusammenstellung über-

traf bei Weitem ſeine Weltkenntniß; allein auch dieſe war noch unvollkommen. Schiller's Styl in den Räubern iſt theilweiſe mit den Ereigniſſen und Gefühlen, die ſie uns darſtellen, innig verwandt: nämlich kräftig, Staunen erregend, ja oft grandios, wild — doch zu gleicher Zeit groteſk und nicht künſtleriſch genug bearbeitet; ſeine Sentenzen fallen nieder in roher Kraft, gleich der Keule des Herkules; der Streich iſt oft von zermalmender Gewalt; allein der Schwung iſt ungleich und ungeſchickt. Wenn ſich Moor in den unabſehbarſten Spitzfindigkeiten der uralten Frage: „Nothwendigkeit und freier Wille," verſtrickt, und ſich ſelbſt überzeugt hat: er ſei nur ein Werkzeug in Hand einer dunkeln, unwiderſtehlichen Macht, ruft er aus: „Warum hat mein Perillus einen Ochſen aus mir gemacht, daß die Menſchheit in meinem glühenden Bauche bratet?" Die Theaterdirektion ſagt: „mit Grauſen erſchüttern", Kein Wunder daß er erſchütterte.

Schiller hat dieſe Fehler zugegeben, und ihren Urſprung mit offener, kräftiger Rede in einer Stelle erklärt, deren Schluß wir bereits anführten.

„Ein ſeltſamer Mißverſtand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poeſie beleidigte die Geſetze des Inſtitutes, in welchem ich erzogen wurde, und widerſprach dem Plane ſeines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthuſiasmus mit der militäriſchen Regel, aber Leidenſchaft für die Dichtkunſt iſt feurig und ſtark wie die erſte Liebe. Was ſie erſticken ſollte, fachte ſie an. Verhältniſſen zu entfliehen, die mir eine Folter waren, ſchweifte mein Herz in eine Ideenwelt aus, aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiſerne Stäbe ſchieden — unbekannt mit den Menſchen — denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geſchöpf, der getreue Abguß eines und eben dieſes

Modell's, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte." —

„Unter diesen Umständen gänzlich fremd in allem, was menschlichen Charakter und ihre Schicksale betrifft, die Gränzlinie zwischen Engeln und Teufeln zu ziehen, dies war ein Unternehmen, welches mir daher natürlich nicht glücken konnte. Indem ich es versuchte, malte ich Ungeheuer, zu denen glücklicherweise die Welt kein Original stellt, und welchen ich keine Unsterblichkeit wünschen kann; es müßte denn seyn, um der Nachwelt das Erzeugniß des Genies in seinem unnatürlichen Verein mit Sklaverei erhalten zu wollen."

Jedoch ist es, ungeachtet aller dieser Auswüchse und Mängel nicht schwer, die außerordentliche Popularität in den Räubern darzuthun. Jedem Leser muß das Talent, zu rühren und zu erschüttern, vorzüglich in die Augen fallen; bei der Menge ist dies auch das Einzige; und liegt nicht das große Geheimniß, Andere zu rühren, darin, daß der Dichter zuvor selbst gerührt sey? Wir haben bereits gesehen, wie Schiller's Lage und Gemüthsart sich eignete, dieser Bedingung Genüge zu leisten. Eine Behandlung, die seiner freien Wahl so ganz widersprach, hatte sein Gemüth zu einer der Pythia ähnlichen Wuth gesteigert; und sein ungezügelter Genius war reich genug, um das Uebermaß seiner Gefühle Andern mitzutheilen, ja vielleicht noch mehr als Uebermaß, wenn wir nach unserm individuellen Eindruck schließen sollen, wo das Lesen der Räuber eine fast zur Qual gesteigerte Wirkung hervorbringt; wir fühlen uns im Innersten durch die Katastrophe verwundet; unsere Seele ist getrübt und vernichtet, als wären wir Zeuge der Hinrichtung eines Verbrechers gewesen.

ich mit den vornehmen Herren des Landes im Gespräche saß, auf eine Wiese, und ließ mich ihnen den Rücken zukehren. Dann sagte der Legat zu mir: „Seneschal! der König ist mit eurem Dienst sehr zufrieden, und möchte gern etwas für eure Ehre und euren Vortheil thun. Um nun euch das Herz leichter zu machen, trägt er mir auf, euch zu sagen, daß er alles so eingerichtet hat, daß er am nächstkommenden Osterfeste nach Frankreich zurückkehren kann.“ Ich versetzte darauf: „Gott gebe ihm Seegen, daß er thun könne, wie es ihm beliebt.“

Darauf lud der Legat mich ein, ihn nach seiner Wohnung zu begleiten; und ich that das auch. Dort schloß er sich in seinem Kleiderzimmer mit mir ein, wir beyde ganz allein, nahm meine beyden Hände zwischen die Seinigen, und fing heftig zu weinen an. Endlich als er wieder reden konnte, sagt er zu mir: „Seneschal! es freut mich sehr und ich danke Gott, daß der König und die übrigen Pilger der großen Gefahr entgehen, in welcher sie hier in diesem Lande geschwebt haben. Dagegen betrübt es mich sehr, daß ich nun von eurem frommen Umgang geschieden werden, und an den Hof zu Rom gehen soll, zu jenen Leuten ohne Zucht und Sitten die es da gibt. Doch ich will euch sagen, was ich zu thun gedenke. Ich meyn' es so einzurichten, daß ich noch ein Jahr nach euch hier bleibe, und alles mein Vermögen auf die Befestigung der Vorstadt Acra verwende; so daß ich ihnen klärlich vor Augen lege, daß ich kein Geld von hier mitnehme; so werden sie mir gewiß nicht auf jedem Schritte nachrennen.“ Ich erinnerte einst den Legaten an zwo Sünden, die mir mein Priester vorgerückt hätte; und er antwortete mir darauf: „niemand weiß so viele schändliche Sünden, die in Acra begangen

gen

Umsonst lehnen wir uns gegen die mannigfachen Widersprüche und Rohheiten des Stücks auf; all' diese Fehler werden ausgesöhnt durch die lebendige Kraft, die es durchglüht. Wir mögen die blinde Raserei des Helden bitter tadeln; allein es ist ein hoher Flug in seiner Größe, — eines Sturmwinds Macht in Leidenschaft und Willen, die das Herz hinreißt, und alle Zweifel der Kritik beschwichtigt. Das wahnsinnigste Unternehmen ist das von Karl Moor; allein seine große Seele giebt selbst diesem etwas Anziehendes. Wir sehen ihn mit Verzweifelten verbündet, wie er ihre wilde Kraft zu neuen kühnern Thaten anführt; er führt Krieg gegen die Verträge der menschlichen Gesellschaft, gegen die ewigen Gesetze des Schicksals.

Demnach folgen wir ihm mit Theilnahme durch die Wälder, durch öde Wüsteneien, die er, mit Gefahren umgeben, von kühnen Wagestücken begeistert, unaufhörlich von Vorwürfen gequält, durchwandert; und wir erwarten mit Entsetzen den Urtheilsspruch, den er verdient, und dem er nicht entgehen kann! Selbst auf dem höchsten Gipfel seiner Verirrungen hören wir nicht auf, ihn zu lieben; er ist ein Erzengel, wenn gleich ein Gefallener; die große Seelenangst, mit welcher die Gegenwart auf ihm lastet, die Gewißheit der schrecklichen Zukunft, der er zueilt, und die er selbst nie aus dem Gesicht verliert, machen uns nachsichtig gegen seine Verbrechen. Wenn er wild und stürmisch seine Erinnerungen oder seine ausschweifenden Ahnungen vor uns ausschüttet: so übermannt uns jene furchtbare Gluth der Empfindung, trotz ihrer und seiner Uebertreibung. Die Scene auf dem Berge diesseits der Donau, wie er in die untergehende Sonne blickt und der alten Hoffnungen und Zeiten gedenkt, „wo er nicht schlafen konnte, hatte er sein Abendgebet vergessen," ist eine

jener Stellen, die mit all' ihren Unvollkommenheiten, dennoch ewig im Gemüth wiederhallt. „Seht," fährt er leidenschaftlich fort, „es ist alles hinausgegangen, sich im friedlichen Strahl des Frühlings zu sonnen — warum ich allein die Hölle saugen aus den Freuden des Himmels? — Daß Alles so glücklich ist, durch den Geist des Friedens Alles so verschwistert! — Die ganze Welt ist Eine Familie und ein Vater dort oben — Mein Vater nicht — Ich allein der Verstoßene, ich allein ausgemustert aus den Reihen der Reinen — mir nicht der süße Name Kind — nimmer mir der Geliebten schmachtender Blick — nimmer, nimmer des Busenfreundes Umarmung. Umlagert von Mördern — von Nattern umzischt — angeschmiedet an das Laster mit eisernen Banden — hinausschwindelnd in's Grab des Verderbens, auf des Lasters schwankendem Rohr — mitten in den Blumen der glücklichen Welt ein heulender Abbadona!"

„Daß ich wiederkehren dürfte in meiner Mutter Leib! Daß ich ein Bettler geboren werden dürfte! — Nein! ich wollte nicht mehr, o Himmel — daß ich werden dürfte wie dieser Tagelöhner einer! — O, ich wollte mich abmüden, daß mir das Blut von den Schläfen rollte — mir die Wollust eines einzigen Mittagsschlafs zu erkaufen — die Seligkeit einer einzigen Thräne."

„Es war eine Zeit, wo sie mir so gern flossen — o ihr Tage des Friedens! Du Schloß meines Vaters — ihr grünen schwärmerischen Thäler! O all' ihr Elysiums, Scenen meiner Kindheit! — Werdet ihr nimmer zurückkehren, nimmer mit köstlichem Säuseln meinen brennenden Busen kühlen. — Dahin! dahin! unwiderbringlich!" —

Eben so wunderbar schön ist das Selbstgespräch Moor's, wo er mit der Waffe der Zerstörung in der Hand: dem

„Grauſen Schlüſſel, der das Gefängniß des Lebens hinter ihm ſchließt und vor ihm aufriegelt die Behauſung der ewigen Nacht," — über die finſtern Räthſel ſeines künftigen Geſchicks nachdenkt. Es giebt viele Selbſtgeſpräche über dieſen Gegenſtand, von Hamlet's, Cato's Zeiten an, und früher. Vielleicht iſt das ſchlechteſte unter jenen ſinnreicher; vielleicht aber auch das beſte weniger feierlich groß, als dieſes. Der heilige Dominikus ſelbſt möchte erbeben bei einer Frage und einer Antwort, gleich der folgenden: „Wenn du nur irgend einen eingeäſcherten Weltkreis allein ließeſt, den du aus deinen Augen verbannt haſt, wo die einſame Nacht, und die ewige Wüſte meine Ausſichten ſind? — Ich würde dann die ſchweigende Oede mit meinen Phantaſien bevölkern, und hätte die Ewigkeit zur Muſe, das verworrene Bild des allgemeinen Elends zu zergliedern."

Energie, wild leidenſchaftliche Kraft iſt die vor allen hervortretende Eigenſchaft Moor's. — Seine ganze Laufbahn zeigt dies, und ſein Tod iſt aus einem Guß mit der ſtolzen Kühnheit ſeines Lebens. Nachdem er die blutige That des Verbrechens, der Seelengröße und des Entſetzens zugleich, vollbracht hat, hält er den Selbſtmord für einen zu leichten Ausgang aus der Welt Leben. Er hatte einen armen Mann geſehen, der auf der Landſtraße für eilf Kinder arbeitete; eine große Belohnung war auf den Kopf des Räuberhauptmannes geſetzt; dieß Geld wird dem armen Teufel und ſeinen Knaben helfen, und Moor geht, es ihm zu verſchaffen. Von Mitleid und Kummer bewegt ſcheiden wir von ihm, mehr die furchtbare Entſühnung ſeiner Verbrechen, als dieſe ſelbſt im Auge.

Die untergeordneten Figuren, wenn gleich weniger ausführlich bearbeitet und in der Form verſchieden, theilen

doch die Haupteigenschaft des Helden, nämlich eine sonderbare Mischung von Zügellosigkeit und wahrer Energie. Beim Lesen des Stücks, das ihre Charaktere und Schicksale darstellt, sind wir wechselsweise unangenehm berührt und wiederum begeistert. Es ist ein steter Kampf zwischen unserm Gefühl und unserem Verstande; jedoch im Ganzen trägt das erstere den Sieg davon. Die Räuber ist ein Trauerspiel, welches eine lange Zeit hindurch Leser und Bewunderer finden, und trotz aller seiner Fehler, tief ergreifen wird. — In unserm Andenken steht es aufgerichtet, gleich einer antiken rohen Säule aus einem barbarischen Jahrhundert; unregelmäßig, phantastisch — nutzlos; aber großartig in ihrer Höhe, ihrer Gediegenheit, und dunkelblitzender Schöne. Sie wird auf späte Zeiten hinaus ein wunderbares Denkmahl des frühen Genies, der frühen Schicksale ihres Autors bleiben.

Die Bekanntmachung eines solchen Werkes brachte natürlich in der literärischen Welt eine große Sensation hervor. Uebersetzungen der Räuber erschienen schnell, fast in allen europäischen Sprachen. Jede derselben ward mit großer Bewunderung und Tadel gemischt gelesen, je nachdem in den verschiedenen Gemüthern, die den Gegenstand betrachteten, Gefühl und Empfänglichkeit, oder Urtheilskraft die Oberhand hatte. Außerordentlich war der Enthusiasmus, den die Räuber in Deutschland erregten. Der junge Dichter hatte gleich einem Meteor in die Welt hinein gestrahlt, und die Bewunderung siegte lange Zeit über die kühle und vernünftige Kritik. In der Gährung, welche die allgemeine Erörterung dieses einzelnen Gegenstandes hervorbrachte, wurden des Dichters Naturgaben, so glänzend sie auch seyn mochten, noch vergrößert; und wenn auch das allgemeine Urtheil laut zu seinen Gunsten sprach

fand er doch sowohl Verläumder als Lobredner, und beide überschritten die Grenzen der Mäßigung.

Ein Angriff gegen ihn muß die Freunde des literärischen Ruhms sehr geschwächt und Schiller's rein tugendhaftes Gemüth sehr verwundet haben. Er ward beschuldigt, durch dieses Werk, der Moralität zu nahe getreten zu seyn; dem ungestümen feurigen Temperament der Jugend ein Beispiel zur Nachahmung aufgestellt zu haben, welchem nur allzuwahrscheinlich die jungen Leute begierig nachfolgen und dadurch von dem gebahnten und sichern Weg der Pflicht, zum Irrthum und Verderben verleitet würden. Es ist früher erzählt und seitdem oft wiederholt worden: daß ungefähr um diese Zeit ein praktischer Beleg dieser Lehre in Deutschland wirklich erfolgte. Man erzählte, daß ein junger Edelmann von den schönsten Gaben und den herrlichsten Lebensaussichten alle diese Vorzüge von sich gewiesen, sich in die Wälder begeben, und, Moor nachahmend, einen Lebenslauf begann, den er, wiederum nach Moor's Beispiel, wenn auch weniger aus freiem Willen, durch einen schmachvollen Tod beschloß.

Kaum ist es nöthig, dieser Theorie zu widersprechen, und zu beweisen: daß nur ein Kandidat des Irrenhauses sich so weit verführen lassen konnte, um einer so eingebildeten Größe willen, die wesentlichen Glücksgüter der Existenz hinzugeben, und Elend und Schande aufzusuchen. Der deutsche Edelmann mit den großen Gaben und brillanten Lebensaussichten war, so zeigt es sich nach genauer Untersuchung, ein höchst erbärmlicher Mensch, welcher, durch Ausschweifung und Schwelgerei dem Mangel preisgegeben, dieses Landstraßen-Handwerk ergriff, da er nichts anderes mehr ergreifen konnte; nicht verlockt durch einen

aufbrauſenden Enthuſiasmus, oder irgend einen heroiſchen, irregeführten Trieb nach großen Thaten, ſondern von gröberen Aufregungen zudringlicher Dummköpfe, einem leeren Beutel und fünf ungeſtüm begehrenden Sinnen dazu getrieben. Vielleicht mag dieſer Philoſoph in ſpätern Tagen ſich auf Schiller's Tragödie berufen haben: als ſey ſie die Quelle, aus welcher er ſeine Lebenstheorie geſchöpft habe: iſt es dieß, ſo glaube ich, war er im Irrthum! Einem Charakter, wie dem ſeinen, war Schwelgerei der mächtigſte Reiz und der Galgen das einzige Zwangsmittel. So war es vor der Periode Karl von Moor's; iſt ſeitdem gerade ſo geweſen und wird bis zu der Zeiten Ende ſo ſeyn. — Gibt es einmal ſolche Beweggründe, ſo iſt ſelbſt der Einfluß des allerverderblichſten Buchs kaum merkbar; und wäre es auch, ſo wäre der Nachtheil nur unendlich gering.

Schiller's Abſicht bei den Räubern lag wohl nichts ferner, als daß man je ſolch einen Schluß daraus ziehen könne. In der Vorrede ſpricht er von der moraliſchen Wirkung der Räuber in Ausdrücken, die ſeinem Herzen Ehre machen, ſo wie ſie zugleich die große Unerfahrenheit ſeines Kopfes beweiſen. „Spott," ſo meint er, „ſey längſt gegen die Bösartigkeit der Zeiten verſucht, ganze Ladungen von Nieswurz umſonſt verſchwendet worden; und nun glaube er, müſſe man zu ſtärkern Arzneien ſchreiten." Wir mögen immerhin über das Naive dieſer Idee lächeln, und mit großer Gewißheit ſchließen, daß dieſes Specificum, gleich den andern, ohne auch eine nur merkliche Wirkung vorübergehen werde: allein Schiller's Rechtfertigung beruht auf wichtigern Gründen, als dieſen. Sein Werk hat im Ganzen die höhern Kräfte unſrer Natur neu belebt; die Gefühle und Bilder, welche er ausgeſprochen

und vor uns aufgeſtellt hat, zielen, trotz allem Zuſatz, nur dahin: der Seele einen höhern Aufſchwung zu geben, und ſomit iſt er vollkommen gerechtfertigt. Was die Gefahr des Mißbrauchs der durch ihn mitgetheilten Begeiſterung betrifft, und daß die allzugroße Vorliebe für die poetiſchen Ausſprüche, die Vorſchriften der Klugheit leicht in Vergeſſenheit bringen möchte, haben wir nicht gar viel zu befürchten. Bis jetzt mindeſtens hat rings um uns her die ſchwerfällige Wirklichkeit in ihrer ganzen Dumpfheit noch geſiegt, um jede Gluth im Keime zu erſticken, und uns ſchnell zu der nüchternen Flachheit der Proſa zurückzubringen, oder gar noch tiefer in dieſelbe zu verſenken. Wir ſollten es dem Dichter Dank wiſſen, der uns ſolch einen Dienſt erzeigt, und die zu ſtrenge Unterſuchung ob das Stück auch Moral genug enthalte? weglaſſen. Der Verfaſſer eines Werkes, welches Antheil einflößt, und das geiſtige Weſen des Menſchen aufregt, hat eben ſo wenig Urſache, ſich zu rechtfertigen, wie er dieſe oder jene wichtige Sage der Vorzeit, oder ein ſpäteres Ereigniß, in ſeinem Werke ausführt, als derjenige, welcher eine edle Handlung thut, deren Verdienſtlichkeit nicht zu beweiſen braucht, indem er ſie aus dem Syſtem von Shaftsbury oder Smith, oder Paley, irgend Eines, deſſen Syſtem gerade vielleicht Mode iſt, herleitet. Die rechte Belehrung des Einen, das Edle und Große des Andern beſteht unabhängig von allen Satzungen und Syſtemen, und allen zum Trotz.

Allein die Tragödie „die Räuber" gab Anlaß zu einigen andern Unannehmlichkeiten, von weit empfindlicherer Art, als jene vermeintlichen theoretiſchen Schaden. Wir nannten weiter oben „die Räuber" das Signal von Schiller's Befreiung von Schultyrannei und militäriſchem

Zwang; allein die Wirkung in dieser Hinsicht trat nicht unmittelbar ein, ja es schien sogar, fürs Erste ihn noch tiefer als zuvor darein zu verwickeln. Er hatte den Haupt-Entwurf desselben im Jahr 1778 vollendet; allein aus Furcht zu beleidigen, hielt er es geheim, bis seine medicinischen Studien beendet waren. *) Diese hatte er während der Zeit mit hinlänglichem Fleiß betrieben, um die gewöhnlichen Ehrengrade darin zu erreichen. **) Dem-

*) Hierüber giebt Doering folgende Anekdote. Schiller wurde einst von einem Lehrer überrascht, als er eine Scene aus seinen Räubern einigen von seinen vertrauten Freunden vordeklamirte. Bei den Worten, die Frau Moor zu Moser sagt: „Ha was! Du kennst keine drüber? Besinne Dich nochmals! Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt auf dem Laute Deines Mundes! — Keine einzige drüber“ — öffnete sich die Thür und der hereintretende Aufseher sah Schiller'n halb in Verzweiflung die Stube auf- und niedergehen. „Ei, so schäme man sich,“ sagte er zu ihm, „wer wird denn so entrüstet seyn und fluchen!“ Die andern Zöglinge lachten hinter dem Inspektor ins Fäustchen, und Schiller rief ihm bitter lächelnd nach: „Ein confiscirter Kerl!“ —

**) Seine lateinische Abhandlung unter dem Titel: „Philosophie der Physiologie,“ die er im Jahr 1778 schrieb, ward nie gedruckt. Seine Probeschrift nach beendigtem Cursus ward, der Sitte gemäß, öffentlich bekannt gemacht. Der Gegenstand ist kühn genug: „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.“ Dr. Cabanis hat sie seitdem sehr angegriffen. Schiller's Abhandlung ist uns nie zu Gesichte gekommen. Doering sagt: „sie war längst nicht mehr im Buchhandel, ist aber neuerlich in Fr. Nasse's Zeitschrift für physische Aerzte u. s. w. (Leipzig. 1820) mitgetheilt worden.“ Hinsichtlich ihres Verdienstes schweigt er.

zufolge erlangte er im Jahr 1780 die Stelle eines Chirurgen bei dem Regiment Augé in der würtembergischen Armee. Diese Beförderung machte ihm die Ausführung seines Planes: die Räuber auf seine eignen Kosten drucken zu lassen, möglich, da er keinen Buchhändler fand, welcher dieß unternehmen wollte. Die Beschaffenheit des publicirten Werkes, und der allgemein dadurch erregte Antheil, zog die Aufmerksamkeit auf die nähern häuslichen Verhältnisse des Verfassers, welchen „die Räuber," so wie andere seiner Schriften, die sich in den periodischen Zeitschriften Bahn gemacht hatten, als einen ausgezeichneten Menschen beurkundeten. So manche förmliche Personen fühlten sich durch die in „den Räubern" ausgesprochenen ungestümen Gesinnungen höchst unangenehm berührt; und das unbezweifelte Talent, welches selbst in diesen Auswüchsen des Genies sich aussprach, machte die Sache nur schlimmer. Vor allen andern waren Schiller's Vorgesetzten diese Dinge unbegreiflich. Er möge allenfalls ein großes Genie seyn, allein er war gewiß ein gefährlicher Diener Sr. Durchlaucht des Herzogs von Würtemberg. Dienstfertige Leute mischten sich in die Sache: ja sogar die Viehhändler aus den Alpen mußten gegen ihn zeugen. Die Magistratspersonen von Graubünden, scheint es, hatten das Werk gesehen, und schnaubten vor Zorn, daß von ihnen darin, nach einem schwäbischen Sprichwort, als von gemeinen Straßen-Räubern, die Rede war;*) sie beklagten

*) Die anstößige Stelle ist aus allen folgenden Ausgaben sorgfältig gestrichen worden. Sie befand sich in der dritten Scene des zweiten Aktes. Spiegelberg, der sich mit Ratzmann unterredet, bemerkt: „einen honetten Mann kann man aus jedem Weidenstotzen formen, aber zu einem

ſich in dem Hamburger Korreſpondenten, und ein Fuchs in Ludwigsburg, ein gewiſſer Walter, deſſen Name ſo im Gedächtniß behalten zu werden verdient, gab ſich freiwillig dazu her, ihre Sache bei dem Herzog zu führen.

Der Herzog, von allen dieſen Dingen unterrichtet, ſprach ſein Mißfallen über Schiller's poetiſche Arbeiten nur zu deutlich aus; Schiller ward ſogar zuletzt aufgefordert, vor ihm zu erſcheinen; und da wies es ſich denn aus, daß Se. Durchlaucht nicht nur über die moraliſchen und politiſchen Fehler dieſes Werks ſehr unzufrieden waren, ſondern noch überdieß an ſeinem Mangel literäriſchen Werthes ein Aergerniß genommen hatten. In Hinſicht des Letztern war er gnädig genug, ſeine eignen Dienſte ihm anzubieten. Doch Schiller ſcheint den Vorſchlag nicht mit hinreichender Dankbarkeit angenommen zu haben, und die Zuſammenkunft gewährte weder von der einen noch der andern Seite den geringſten Vortheil, und ſchloß mit des Herzogs Befehl, Schiller möge bei mediciniſchen Gegenſtänden ſtehen bleiben, oder wenigſtens ſich gänzlich aller poetiſchen Schriften, die er nicht zuvor ſeiner Durchſicht vorgelegt, enthalten.

Dieſer Theil von des Herzogs Lebensgeſchichte bedarf keines Kommentars: ſeine Behandlung Schiller's iſt

---

Spitzbuben will's Grütz; auch gehört dazu ein eignes Nationalgenie, ein gewiſſes, daß ich ſo ſage, Spitzbuben-Klima;" in der erſten Ausgabe folgt noch der Zuſatz: "Und da rath ich Dir, reiſ' Du in's Graubündner Land, das iſt das Athen der heutigen Gauner." Der Patriot, der bei dieſer Gelegenheit für die Ehre der Graubündner als Kämpfer auftrat, um dieſe wichtige Beſchuldigung von ihnen abzuwälzen, war, (nicht Dogberry oder Verges, ſondern) einer aus der edeln Familie von Salis.

gen werden, als ich. Daher kann es wohl nicht fehlen, Gott muß sie strafen, dergestalt, daß die Stadt Acra mit dem Blute ihrer Bewohner geschwemmt werde, und eine andere Menschenart sie künftig bewohnen möge." Die Weissagung des wackern Mannes ist zum Theil erfüllt, die Stadt ist mit dem Blute ihrer Bewohner geschwemmt worden: nur diejenigen sind noch nicht erschienen, die sie bewohnen sollen, und Gott sendet sie wohl nach seinem Willen.

Nach diesen Vorfällen ließ mir der König entbieten, mich nebst meinen Rittern bereit zu halten. Ich fragte warum? und er sagte mir, um die Königinn und ihre Kinder nach Sur zu bringen, wohin es wohl sieben Stunden waren. Ich erwiederte nichts dagegen, wiewohl der Auftrag gefährlich war, denn wir hatten weder Stillstand noch Frieden, weder mit denen in Aegypten, noch mit denen in Damask. Doch mit Gottes Hülfe machten wir die Reise ruhig und ohne Hinderniß und bey Nacht; da wir doch zweymahl in Feindes Land ausruhen mußten, um Feuer anzumachen, und zu kochen, damit wir den Kindern ihre Nahrung und Erquickung geben konnten.

Als der König Sayette verließ, welches er mit starken Mauern und Thürmen und mit tiefen Gräben die von aussen und innen gefüttert waren, hatte verwahren lassen, kamen der Patriarch und die Barones des Landes zu ihm, und sprachen zu ihm wie folgt: „Sire! ihr habt Sayette und Cäsarea und die Burg zu Japha befestigen lassen, welches ein großer Vortheil für das heilige Land ist; auch die Stadt Acra habt ihr mit Mauern und mit Thürmen, so Ihr habt aufführen lassen, mächtig verstärkt. Sire! wir haben untereinander bedacht und finden nunmehr, daß

ein

bereits hinlänglich gerächt. Dem gesammten Menschengeschlechte wird, wenn dieß überhaupt geschieht, sein Andenken hauptsächlich darin in Erinnerung bleiben: weil er diesen allein stehenden Jüngling so streng behandelte und später auf eine grausame Art verwundete. Man wird sich seiner mit der Schadenfreude erinnern, die wir jedesmal empfinden, wenn ein Gewaltiger, der dieß ja doch nur der Convention verdankt, und vorzüglich wenn dieser außerdem noch despotisch und oberflächlich ist, den von der Natur Geadelten, welchen ein blinder Zufall seiner Herrschaft übergab, unterdrücken will, und findet, daß — er es nicht kann! —

Doch dieß ist schon weit mehr, als der Beherrscher von Würtemberg verdient. Von beschränkten Fähigkeiten, in den französischen Grundsätzen des Geschmacks erzogen, welche damals unter Personen seines Ranges in Deutschland einzig galten, hatte er „die Räuber" mit offenbarem Widerwillen gelesen. Er konnte in dem Verfasser nur einen irre geleiteten Schwärmer sehen, der mit Talent zu spärlich ausgerüstet sey, um je gefährlich zu werden. Und obgleich er niemals ganz und in gehöriger Form diese Ungerechtigkeit zurücknahm, so ließ er ihr doch nicht weiter freien Lauf. Der Herzog hörte auf Schiller'n zu zu verfolgen, sobald dieser der Welt rühmlichst bekannt ward. Er behielt den Vater stets in seinen Diensten und war nicht mehr unfreundlich gegen ihn.

In der Zwischenzeit erwarteten jedoch Schiller'n mannigfache Kränkungen. Umsonst übte er selbst die strengsten Pflichten seines Standes mit der gewissenhaftesten Treue, ja sogar, wie man sagt, mit ausgezeichneter Geschicklichkeit; er blieb ein verdächtiger Mensch und seine harmlosesten Handlungen wurden falsch gedeutet; seine

leichtesten Vergehen mit dem ganzen Umfange amtsmäßiger Strenge untersucht. Seine geschäftige Einbildungskraft verschlimmerte nur das Uebel. Er hatte den armen Schubart *) gesehen, wie er seine acht traurigen Jahre der Gefangenschaft in der Festung Asperg ausdauern mußte, weil er „den Gewaltigen ein Stein des Anstoßes" war. Das Schicksal dieses unglücklichen Schriftstellers erschien Schiller'n als ein Vorbild seines eigenen; sein freier Geist erbebte bei der Aussicht, seine Kraft im Kampfe mit den erbärmlichen Beschränkungen, den kleinen und endlosen Verfolgungen der Menschen zu vergeuden, die ihn zwar nicht erkannten, aber doch sein Geschick in Händen hatten. Die Schreckensbilder: Gefängniß und Kerkermeister umschwebten und marterten unaufhörlich seine Seele, und die Mittel, ihnen zu entgehen, der Poesie, der Quelle aller seiner Freuden, wenn gleich auch manches Wehes, dem strahlenden Leitstern seiner düster umwölkten Existenz zu entsagen, dieß erschien ihm wie ein Todesstreich gegen Alles, was in seiner Natur Würdiges, Erfreuliches und des Behaltens werth war.

Gänzlich unbekannt mit Allem, was Welt heißt, sich des Mächtigen, was in seiner Seele schlummerte, bewußt, und stolz darauf, wie der König auf sein Scepter; heftig aufbrausend, wenn er gereizt wurde, und dem ungerechten Zwange Trotz bietend; jedoch seiner zarten Natur nach schwankend und schüchtern; und noch mehr in der Freiheit seiner Bewegungen gehemmt durch die Verhältnisse seines Vaters, die gänzlich von des Herzogs Willen abhingen: fühlte sich Schiller in hohem Grade eingeengt, bewegt und gequält. Gedrängt durch die aller-

*) Siehe Anhang Note A.

mächtigsten und widerstreitendsten Antriebe, bald diesen, bald jenen Weg einzuschlagen; zur Verzweiflung getrieben durch die ihn lähmenden Fesseln, und dennoch durch die heiligsten Verpflichtungen gehindert, sie zu brechen, wußte er nicht, was er beschließen sollte, und hielt sich für den allerunglücklichsten der Menschen.

Die Zeit endlich gab ihm die Lösung; Umstände traten ein, die ihn zu einem Entschluß nöthigten. Die Popularität „der Räuber" hatte ihn mit verschiedenen Freunden der Literatur in Briefwechsel gebracht, welche den Autor in Schutz zu nehmen, oder ihn zu neuen Unternehmungen aufzuregen wünschten. Unter der Zahl derselben befand sich der Freiherr von Dalberg, Ober-Intendant des Mannheimer Theaters; von ihm angetrieben und unterstützt, arbeitete Schiller „die Räuber" um; ließ manche Stellen daraus weg und brachte sie im Jahr 1781 auf die Bühne. Der Briefwechsel mit Dalberg begann mit literärischen Erörterungen, stieg aber nach und nach bis zum Austausch höherer Gegenstände und Empfindungen. Dalberg liebte den hochherzigen Enthusiasten, der sich in Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten verwickelt sah, aus welchen seine gänzliche Unerfahrenheit ihn nicht herauszureißen vermochte; er empfand Theilnahme für ihn, und gab ihm Rath, sogar thätigen Beistand. Schiller erwiederte seine Gunst mit all' jener Dankbarkeit, die ihm als seinem großmüthigen, ersten und damals einzigen Wohlthäter gebührte. Seine Briefe an diesen würdigen Mann sind aufbewahrt und kürzlich herausgegeben worden: sie malen uns das lebendigste Bild der qualvollen Lage Schiller's in Stuttgart, seines Ungeschicks und heißen Verlangens sich von derselben zu befreien. *)

*) Siehe Anhang Note B.

Sein Lieblingsplan war: Dalberg möge ihn, mit Erlaubniß des Herzogs, als Theaterdichter nach Mannheim bringen; es gab einen Moment, wo er ſogar den Vorſatz hatte, Schauſpieler zu werden.

Keiner dieſer Pläne war einer unmittelbaren Ausführung fähig, und Schiller's Lage ward immer verwickelter, ſeine Verlegenheiten immer dringender. Von dem natürlichen Gefühl eines jungen Autoren hingeriſſen, hatte er gewagt, ins Geheim nach Mannheim zu gehen, um dort Zeuge der erſten Aufführung ſeiner Tragödie zu ſeyn. Sein Incognito verbarg ihn nicht; ihm ward für dieſes Vergehen eine Woche Arreſt auferlegt; und als die Strafe ihn nicht abhielt, das Gebot auf eine gleiche Weiſe nochmals zu überſchreiten, erfuhr er, daß man darauf ſann, weit härtere Maßregeln gegen ihn zu ergreifen. Dunkle Andeutungen von einer exemplariſchen, ihm über dem Haupte ſchwebenden Strafe wurden ihm gegeben; und Dalberg's Hülfe, die einzige Hoffnung, dieſelbe durch friedliche Mittel abzuwenden, war entfernt und zweifelhaft. Schiller ſah ſich aufs Aeußerſte getrieben. Beſtürmt von den Leiden der Gegenwart, mit den ſchrecklichſten Anzeigen von allen Seiten umringt, bis aufs Aeußerſte zur Erbitterung gereizt, jedoch gezwungen, ſtill zu ſchweigen, ja das Anſehen der Geduld zu haben, konnte er dieſen, ihn faſt bis zum Wahnſinn treibenden Zwang nicht länger ertragen. Er beſchloß frei zu ſeyn, es koſte auch, was es wolle; Vortheile aufzugeben, die er ſo theuer nicht bezahlen mochte; ſeine ſtiefmütterliche Heimath zu verlaſſen, allein ohne Freund hinaus ins Weite zu wandern, und ſein gutes Glück auf dem großen Schauplatz des Lebens zu verſuchen.

Ein fremder Fürſt war ſo eben in Stuttgart angekom-

men; das ganze Volk war in Bewegung, nur darauf bedacht, das Schauspiel seines Einzugs mit anzusehen. Schiller ergriff diese Gelegenheit, aus der Stadt zu flüchten; unbesorgt, wohin er ging, nur daß die Gefängnißknechte des Herzogs und seine Gerichtsdiener ihn nicht erreichen möchten. Dieß geschah im Monat October 1782.

Dieser letzte Schritt führte die Katastrophe der Herausgabe „der Räuber" herbei, vollendete Schiller's Befreiung aus dieser widrigen Sklaverei, in welcher seine Jugend dahin geschwunden war, und war entscheidend für sein ganzes übriges Leben. Schiller stand in seinem zwanzigsten Jahre, als er Stuttgart verließ: „leer" wie er von sich selbst sagte, „im Beutel, und arm an Hoffnung!" — In der That lag die Zukunft in dunkle Nebel gehüllt vor ihm! — Ohne Beschützer, ohne Connection, ohne Vaterland hatte er sich hinausgewagt, auf seine eigne Gefahr ohne alle Mittel, ohne Erfahrung oder festgesetzten Plan stand es doch sehr zu befürchten, daß der Kampf gegen ihn sich richten werde. Dennoch war seine Lage, wenn auch trübselig genug, nicht jedes Lichtstrahles beraubt. Jetzt war er ein freier Mann; frei, wenn auch arm, und seine starke Seele belebte sich aufs Neue, so wie seine Fesseln abfielen, und jauchzte in ihm laut auf im dunkeln Vorgefühl großer, weit greifender Unternehmungen. Ward er auch gleich auf eine rauhe Art in bittere Mühseligkeiten und Stürme des Lebens hinausgeworfen, so war die vorhergegangene Pflege doch nicht allzuzart gewesen; ihm war bereits gelehrt worden, Entbehrungen und Ungemach als tägliche Begleiter zu betrachten. Wußte er auch oft im verworrenen Treiben der menschlichen Gesellschaft nicht, welchen Weg er einschlagen sollte, so wohnte ihm doch eine innere Kraft bei, die über so mannichfache Schwie-

rigkeiten ihm hinweghalf; ein „Licht des Himmels" erhellte seinen Pfad, und dieses, führte es ihn auch nicht dem Reichthume und großen Auszeichnungen entgegen, so bewahrte es ihn doch vor niedrigen Gesinnungen und entehrenden Lastern. Von ganzem Herzen und mit allen Kräften seiner Seele liebte er die Literatur und alles Große und Edle, welches ihr wahres Streben umfaßt; diesem begeisternden Gegenstande weihte er sich nun ausschließend; ward er nur mit diesem vertrauter, und mit den ersten Lebensbedürfnissen in bescheidensten Maaße versehen, so gab es wenig nur, was ihn reizen mochte. Sein Leben konnte unglücklich, doch niemals niedrig seyn; er ward muthvoller, als bessere Zeiten für ihn eintraten. Schiller fühlte alles dieß nach und nach, und schöpfte Trost daraus, während ihm bessere Tage aufdämmerten. Zu furchtsam, sich in dem, Stuttgart so nahen Mannheim für sicher genug zu halten, ging er nach Franken hinüber, wo seine Existenz zu Oggersheim unter dem Namen Schmid ängstlich genug war; doch Dalberg, welcher alle seine Leiden kannte, versah ihn mit Geld gegen augenblicklichen Mangel; und eine großmüthige Frau bot ihm eine Heimath an. Fr. v. Wollzogen lebte auf ihrem Gute Bauerbach, in der Nachbarschaft von Meinungen; Schiller war ihr durch seine Schriften und seinen nähern Umgang mit ihren Söhnen bekannt, mit welchen er in Stuttgart studirt hatte. Sie lud ihn in ihr Haus ein, und behandelte ihn mit einem Wohlwollen, das ihn die Vergangenheit vergessen, und ihn heiter vorwärts in die Zukunft blicken ließ.

In diesem gastfreundlichen Hause hatte Schiller Muße, die verworrene und noch sehr zweifelhafte Gestaltung seiner Angelegenheiten mit Besonnenheit zu prüfen.

Glücklicherweise gehörte sein Charakter nicht zu der wimmernden, sentimentalen Klasse; er war nicht einer von denen, wo der Druck des Unglücks nichts als nutzlose Qualen hervorbringt, welche die Zeit anwenden, ihr Elend zu nähren, zu zergliedern, es zu bejammern, während sie alles aufbieten sollten, Linderung herbeizuführen. Ihm war ein starkes Gefühl immer der Aufruf zu kräftigen Handlungen; er besaß die Fähigkeit, seine Traurigkeit zu besiegen, in einem hohen Grade, indem er seine Gedanken, nicht etwa darauf richtete, wie er sie erdulden, oder auf eine anziehende Weise aussprechen könne, sondern indem er sie auf Pläne verwandte, sich gänzlich davon zu befreien. Dieser Richtung oder Gewohnheit des Gemüthes, die so selten bei Männern von Genie, — (nämlich Männern einer höhern Gattung, als die blos sentimentalen, deren Gefühl aber mit ihrer Erfindungsgabe, und Thätigkeit außer allem Verhältniß steht) — hatte er keinen geringen Antheil an seinen nachherigen glücklichen Lebensumständen zuzuschreiben. Mit dieser Denkungsart konnte Schiller, der nun endlich Herr und Meister seiner Handlungen war, nicht verlegen über Lebenspläne, oder einen festzusetzenden Beruf seyn. Kaum hatte er sich in Bauerbach häuslich niedergelassen, so nahm er unverzüglich seine poetischen Beschäftigungen wieder vor, und vergaß in den Regionen der Phantasie die ungewisse schwankende Wirklichkeit, oder schmeichelte sich mit der Hoffnung, Alles durch sein literärisches Leben zu verbessern. Freilich möchte die Klugheit der letzten Handlungsweise von so manchem vorsichtigen, weisen Manne mehr als bezweifelt werden; es war leicht, vorherzusagen, daß Einer, der den Hafen so rasch und unvorbereitet verläßt, mit solcher Hast dahin segelt, wahrscheinlich Schiffbruch erleiden müsse, ehe die

Reise noch weit vorgerückt war. Doch der Verlauf einiger Monate machte allen diesen Prophezeihungen schnell ein Ende. Noch war kein Jahr seit seinem plötzlichen Verschwinden aus Stuttgart vorüber, als Schiller seine „Verschwörung des Fiesco" und „Kabale und Liebe" in die Welt hinaus sandte; Tragödien, welche hinlänglich bezeugen, daß, so kritisch und mühsam die von ihm erwählte Lebensweise auch seyn mochte, er mehr als hinreichende Hülfsmittel besaß, mehr als das Leben mit seinen Bedürfnissen erfordert. Fiesco hatte er während seines Arrests in Stuttgart angefangen. Dieses wurde mit den andern Schauspielen im Jahr 1783 herausgegeben, und bald nachher mit allgemeinem Beifall auf die Mannheimer Bühne gebracht. Es war jetzt ungefähr drei Jahre, seitdem sein dichterisches Werk „die Räuber," vollendet, fünf Jahre, seitdem die erste Skitze davon entworfen worden war. Die zwei Drama's sind ein auffallender Beweis, mit welchem Eifer Schiller in jener Zwischenzeit seine geistige Bildung fortsetzte. Die erste Jugendgluth ist in ihnen noch unverkennbar; allein sie ist geläutert durch die Regeln einer gereiftern Vernunft, und daher mehr geeignet, die Produkte einer talentvolleren glücklichern Erfindung zu beleben. Schiller's Ansichten der Kunst hatten sich erweitert, waren klarer geworden; seine Lebenskenntniß hatte einen größern Umfang gewonnen. Er war genauer eingedrungen in die Grundprinzipien der menschlichen Natur, und in die Zustände, in welchen sie sich gewöhnlich entwickelt; er hatte weit richtigere und sichere Ansichten der Art und Weise erlangt, wie dieß Alles darzustellen sey.

Wir bewundern nicht nur in „Fiesco" das energische Feuer, womit der Autor seine Charaktere belebt, sondern auch die außerordentliche Bestimmtheit, mit welcher

er dieſelben zeichnet, ohne ſie zu überladen, und die Lebendigkeit, mit der es ihm gelungen, jede Scene, worin ſie handelnd auftreten, auszumalen; die politiſchen und perſönlichen Beziehungen des Genueſiſchen Adels, die üppige Pracht, die Intriguen, die entgegengeſetzten und ſtreitenden Intereſſen, die ſie unter einander beſchäftigen, ſind uns vor die Augen geſtellt; wir ſind im Stande, die Verwickelung der Verſchwörung zu begreifen und zu beurtheilen; wir geſellen uns zu den großartigen, Staunen erregenden Begebenheiten, welche die Kataſtrophe herbeiführen, als lebten wir darin. Die Kataſtrophe ſelbſt iſt mit beſonderer Wirkung entfaltet. Das mitternächtliche Schweigen der ſchlafenden Stadt, einzig durch die ferner tönenden Laute der Wachen, das dumpfe Brauſen der See, oder den verſtohlenen Fußtritt, die verſtellte Stimme Fiesco's unterbrochen; dieß Alles wird unſrer Einbildungskraft durch einige flüchtige, aber deutliche Züge vorgeführt; uns dünkt, wir ſtünden in der tiefen Todesſtille Genua's, das große Signal erwartend, welches ſo furchtbar über ſeinen Schlummer hereinbrechen ſoll. Endlich fällt der Alarmſchuß; der darauf folgende wilde Aufruhr iſt nicht weniger ergreifend geſchildert. Die Gewaltthaten und Schreckenstöne, Staunen und Entſetzen, die donnernden Kanonen, der dumpfe Klang der Sturmglocke, das Geſchrei einer Menſchenmaſſe von Tauſenden, „die Stimme Genua's zu Fiesko ſprechend" — Alles dieß iſt mit einer Lebendigkeit und Kraft uns vergegenwärtigt, welche ſchon allein hinreicht, zu zeigen: daß dieß kein gewöhnliches Genie von beſchränkter Faſſungskraft und Erfindung, kein gewöhnliches Talent in der Anordnung und Ausführung der Reſultate des erſtern iſt.

Nicht dieſe höchſt glückliche Schilderung der Umſtände und der unſerem Auge dargeſtellten Scenen iſt es, die un-

fern vorzüglichen Genuß ausmachen. Die Fähigkeit, durch Dunkel und Verwirrung hindurchzudringen, die charakteriſtiſchen Züge eines Gegenſtandes, er ſey nun abſtrakt oder weſentlich, aufzufaſſen; die letztern auf die lebendigſte Weiſe zu ſchildern; eine genaue, ſcharfſichtige Auseinanderſetzung der erſtern zu geben: iſt die weſentliche Eigenſchaft des Verſtandes, und am höchſten geſteigert behauptet dieſelbe einen der erſten Plätze in der Stufenleiter geiſtiger Kräfte. Allein der ſchöpferiſche Genius des Dichters, vorzüglich des dramatiſchen Dichters, iſt weit ſeltener und ſteht daher noch höher. In dieſer Beziehung ſteht „Fiesko", ohne vollkommen zu ſeyn, dennoch in der ſich auszeichnenden Claſſe des Vortrefflichen. Die Charaktere ſind im Ganzen ſehr bezeichnend und kräftig gedacht und ausgeführt. In der That ſind noch Spuren früherer Fehler zu entdecken; der Mangel an Biegſamkeit ſcheint das Genie des Autors noch einzuengen, ſeinen Bewegungen noch eine gewiſſe Steifheit und Schwere zu geben. Unbezweifelt bleibt ſeine Erhabenheit, obſchon ſie nicht immer die Beihülfe wilder Kontraſte und bloß theatraliſcher Effekte verſchmäht. Er malt mit glühenden, lebendigen Farben, doch noch ohne hinreichende Kunſt, ſie zart zu verſchmelzen; er erweitert die Natur eher, als daß er ſie läutert; er läßt aus und verbirgt die Lücke nicht genug. Fiesko hat nicht den vollkommenen Zauber eines, wenn auch idealiſirten, doch wahrhaften Abbildes der Wirklichkeit; ſeine Anziehungskraft liegt mehr in einer Art koloſaler Größe, deren Vortheil es erheiſcht, nur aus der Ferne geſehen zu werden. Doch die mit dem Stück verwachſnen Schönheiten laſſen dieſe Mängel mehr als vergeſſen. Iſt auch die dramatiſche Behandlung nicht durchaus gelungen, ſo iſt ſie doch dem Gelingen ſehr nahe; und ein ununterbrochener Strom mächtiger Gedanken und

ein längeres Verweilen von euch dem Königreiche Jerusalem nichts würde helfen können. Wir rathen und empfehlen Euch daher in der Fasten, die nun herannaht, nach Acra zu ziehen, und Anstalt zu eurer Rückfahrt zu machen, damit Ihr nach Ostern nach Frankreich zurückkehren könnet." Auf dieses Anrathen des Patriarchen und der Baronen brach der König von Sayette auf, und zog nach Sur, wo die Königinn war; von da kamen wir, zu Anfang der Fasten, nach Acra.

Die ganze Fasten über ließ der König seine Schiffe, deren vierzehn, theils große Schiffe, theils Galeeren waren, fertig machen, um nach Frankreich zurückzukehren. Schiffe und Galeeren wurden so fertig, daß der König und die Königinn die ihrigen am heiligen Abend vor Sankt Markustage, nach Ostern bestiegen. Wir hatten guten Wind bey der Abfahrt. Am Markustage, sagte der König zu mir, er sey an dem heutigen Tage geboren. Ich erwiederte: er könne wohl sagen, neugeboren, da er diesem gefahrvollen Land entrinne. Am Sonnabend erblickten wir die Insel Cypern, und auf derselben einen Berg, der Kreuzberg genannt. An diesem Sonnabend erhob sich ein Nebel, und verbreitete sich vom Lande her über das Meer. Daher glaubten unsere Schiffer, wir wären weiter noch von der Insel Cypern als wir würklich waren, weil sie den Berg über den Nebel hervorragen sahen, und ließen also frisch rudern; wodurch unser Schiff auf eine Sandbank im Meere gerieth. Auch war das noch gut; denn hätten wir nicht diese kleine Sandbank gefunden, an welche wir anstießen, so wären wir auf verborgene Klippen, die es hier überall gibt, gerathen, unser Schiff würde gescheitert, und wir alle würden ertrunken oder sonst umgekommen seyn.

Empfindungen reißt uns fort, und verhindert, das Fehlende zu bemerken. Wir finden Beweiſe großen, philoſophiſchen Scharfſinns; große Gaben der Erfindung; überall ſehen wir die Reſultate des ernſten Studiums durch kühne Bilder und die Großartigkeit der Gefühle belebt. Die Hauptereigniſſe ſind von blendender Schöne; die Haupt-Charaktere tragen das Gepräge der Kraft und der Hoheit, die dem entſpricht; — Gluth des Herzens, große Geiſtes-fähigkeit und Einbildungskraft umgeben uns von allen Seiten. Der Total-Eindruck iſt großartig und erhebend.

Fiesko's Charakter iſt in der Wahrſcheinlichkeit begründet, und zugleich tragiſch höchſt anziehend. Die prachtvoll üppigen Feſte, die ſeine kühnen Pläne künſtlich verſchleiern, mildern die Rohheit jener Kraft, die dadurch zur Hälfte ſich verliert. Sein gränzenloſer Stolz treibt ihn nicht nur zur Verachtung jeder Unterwürfigkeit, ſondern auch zu Handlungen erhabener Seelengröße; ſein blindes Vertrauen in ſein gutes Geſchick ſcheint durch ſeine Furchtloſigkeit und unerſchütterliche Gegenwart des Geiſtes noch mehr Sicherheit zu erhalten. Sein Ehrgeiz war nicht minder edel als ſeine übrigen Eigenſchaften; er iſt weniger ängſtlich beſorgt, daß ſeine Gegner ſeiner Macht als vielmehr ſeinem Edelmuth und ſeiner Charaktergröße weichen möchten. Eigenſchaften, die bei ihm nur das Symbol und der eigenthümliche Beruf der Macht und Gewalt ſind.

Der Ehrgeiz in Fiesko iſt der jedem Gemüth angeborne Wunſch, ſeinen individuellen Einfluß zu erweitern, ſeine eigene Geiſtesthätigkeit von tauſend eng verbundenen Seelen zurückſtrahlen zu ſehen; allein es iſt der gewöhnliche Wunſch, der einen ungewöhnlichen Menſchen beſeelt. Er begehrt nicht zu herrſchen, damit er Anderer Willen gleichſam durch die natürliche Gewalt des ſeinen bezwinge; er möchte uns

an der einmal herrlich offenbarten Größe gleich Sklaven leiten und ſtrebt vor allen darum nach Herrſchaft, weil dieſe ihn in den Stand ſetzt, jene an den Tag zu legen. „Nicht der Tummelplatz des Lebens — ſein Gehalt beſtimmt den Werth.“ Die höchſte Macht iſt ihm beneidenswerth, nicht wegen des ſie umgebenden Glanzes, nicht weil ſie der Gegenſtand allgemeiner roher Bewunderung iſt; ſondern weil ſie in der geſammelten Kraft einer Nation dem ſtolzeſten Sterblichen ein würdiges Ziel darbietet, all' ſeine Kräfte daran zu üben. „Zerſtücke den Donner in ſeine einfachen Sylben, und Du wirſt Kinder damit in den Schlummer ſingen; ſchmelze ſie zuſammen in einen plötzlichen Schall und der monarchiſche Laut wird den ewigen Himmel bewegen.“

Er iſt in ſeiner Zuneigung nicht weniger heftig als in ſeinen andern Leidenſchaften; ſein Herz kann dahin ſchmelzen in Zärtlichkeit, ja faſt bis zur Schwäche durch die ſanfte Ueberredung ſeiner Leonora; der Wunſch, dieſes liebenswürdige Weſen hoch zu ſtellen, hat keinen geringen Antheil an dem Motiv ſeines gefahrvollen Unternehmens. Er iſt in der That ein großer Mann, und hätte einer der Edelſten ſeyn können; wenn er im blinden Jagen nach Größe von der unbedingten Rechtlichkeit abweicht, ſo ehren wir doch ſeine glänzenden Eigenſchaften, und erkennen die Macht der Lockungen an, die ihn irre führten.

Nur leiſe und ſchwach verdammen wir ſeine Gefühle, als er nach einer im Kampfe mit dem ſtrengern und in dem feinen Wünſchen angemeſſenern Patriotismus durchwachten Nacht aus ſeinen Fenſter blickt, wie die Sonne eben in ihrer ſtillen Pracht aufſteigt, die Wellen und Berge, die unzähligen Palläſte und Dome, und die Thürme Genua's vergoldet, wie er da in Entzücken ausruft: „Dieſe majeſtätiſche Stadt!

Mein! und darüber empor zu flammen gleich dem königlichen Tag, darüber zu gebieten mit monarchischer Kraft — all' die kochenden Begierden, all' die nimmersatten Wünsche in diesem grundlosen Ocean unterzutauchen!" Wir bewundern Fiesko, wir tadeln ihn, und fühlen ihm doch Alles nach. — Er ist fast erdrückt von dem schweren Getriebe, das er selbst in Bewegung gesetzt hat und zu leiten hoffte. Wir beklagen sein Geschick und gestehen ein, daß es nicht unverdient war; er ist ein freiwilliges Opfer der Kunst und Kabale.

Fiesko ist nicht der einzige in die Augen fallende Charakter in dem Stück, das diesen Namen trägt. Die beschränkte, fanatisch republikanische Tugend des Verrina, die milde, verehrungswerthe Weisheit des alten Doria; die unbezähmte Verworfenheit seines Neffen, selbst die kalte, selbstgefällige, unverbesserliche Gottlosigkeit des Kehlenabschneiders, des Mohren, alles lebt in unserer Erinnerung; doch nächst Fiesko ist der Charakter seines Weibes Leonora am anziehendsten. Leonore ist der Amalie in „den Räubern" verwandt, doch in weit verwickeltere Verhältnisse verflochten, und dem wirklichen Leben näher gebracht. Sie ist eine Heldin wie Schiller am liebsten sie darstellt. Sanft und schüchtern von Natur, jedoch von himmlisch reiner Gluth entbrannt für Alles, was groß und edel, schmiegt sie sich an ihren Gatten, als wäre ihr Wesen Eins mit dem seinen; sie träumt von fernen friedlicheren Scenen, wo Fiesko ihre Welt, sie die seine nur ausmachen werde; sie hat nur den schönen Begriff von Liebe, daß hinter jedem seiner Gedanken ihr Name im Hinterhalt läge, ihn anspräche in jeder Fußtapfe der Natur; daß ihm die schöne majestätische Welt nichts wäre, als der prächtige Diamant, worauf nur ihr Bild — nur ihr Bild gestochen ist.

Ihr Charakter scheint den des Fiesko, zurückzustrahlen, nur daß hier die rohe Stärke verfeinert, und in einem himmlischen Gebild von Reinheit — Zartheit — rührender Anmuth verklärt ist. Die Eifersucht selbst kann sie nicht zum Zorn reizen; und glaubt sie sich vergessen, so schmachtet sie nur in einem, in sich selbst verschlossenen Kummer. Liebe allein kann bei ihr Leidenschaft werden; allein von dieser getrieben giebt es für sie keine scheue Furcht, keine Schwäche mehr. In der Nacht, wo Fiesko's Schicksal entschieden werden soll, kann sie in ihrem Pallast nicht bleiben; sie stürzt hinaus wie begeistert, um ihres Gatten Gefahren und Heldenthaten zu theilen, und kommt um in dem Tumult!

Der Tod Leonorens auf diese Weise herbeigeführt und in diesem Moment, wird mit zu den Fehlern des Werks gerechnet; Fiesko's Tod bei welchem Schiller von der Geschichte abzuweichen wagte, darf man wohl günstiger beurtheilen. Fiesko ertrinkt hier nicht zufällig, sondern der verruchte Verrina, der in seiner Wuth über den politischen Abfall alle Gefühle der Freundschaft vergißt oder erstickt, stürzt ihn in die Fluthen. „Die Natur des Drama's," bemerkt Schiller richtig, „duldet den Finger des Ohngefährs, oder der unmittelbaren Vorsehung nicht. Höhere Wesen mögen die zartesten Fäden einer Begebenheit unterscheiden, wie sie durch den ganzen weiten Raum des Weltsystems sich erstrecken, fortspinnen und gleichsam mit den äußersten Gränzen des Zukünftigen und Vergangenen zusammenhängen, wo der Mensch nichts weiter entdeckt, als die Handlung selbst, die einzeln und unzusammenhängend im Raume schwebt. Doch der Künstler stellt es nur dem kurzsichtigen Blick des Menschen dar, den er belehren

möchte, nicht der scharfsichtigen Allmacht, von der er lernt."

Bei der Dichtung „Fiesko's" nahm Schiller den größten Theil des ursprünglichen Materials aus der wahren Geschichte. Er konnte nun auf die in den Gemüthern seiner Leser vorgefaßten Gefühle fortbauen, und den Effekt durch großartige Darstellung immer höher steigern. Ungeheuere Zustände und wunderbare Situationen waren ihm auch bei den „Räubern" eine ergiebige Aushülfe. „Kabale und Liebe" hingegen ist dieser Vorzüge beraubt; dieses ist eine Tragödie des häuslichen Lebens; ihre Anziehungskräfte liegen nur in dem Gegenstande selbst, beruhen auf ganz einfachen Gefühlen, durch keine außerordentliche Handlung ausgezeichnet. Der Titel: „Kabale und Liebe" bezeichnet genau den Charakter des Stücks; es hat den Zweck: den siegreichen Kampf politischer, kalter Weltklugheit, mit dem nur von Leidenschaft erfüllten Herzen der Jugend darzustellen, welche noch unbefleckt vom Roste des täglichen Lebens, unerfahren in seinen Berechnungen, seiner leeren Förmlichkeiten müde, und in Unmuth entschlossen den erbärmlichen Zwang abzuwerfen, der nur in Masse furchtbar und, in seinen einzelnen Theilen betrachtet, so verächtlich ist.

Die Idee des Stücks ist nicht originell zu nennen; es ist ein Kampf, von welchem die meisten Menschen eine Vorstellung in sich tragen, und in welchen viel Andere mit glühendem Gemüth, in gewissem Grad sich ununterbrochen bewegen. Dieses in so einfacher Form zu dem Gegenstand eines Drama's zu machen, ist Schiller's eigner Gedanke. Der Ruhm, wenn auch nicht das Verdienst dieses Werkes, welches sich in der Ausführung des Planes weit größer, als in seiner Idee bewährte, ward durch

eine Menge gehaltloſer, ſchädlicher Nachahmungen geſchwächt. Dieſelbe erſte Erfindung iſt nachher in tauſend Geſtalten verzerrt und ausgeputzt worden mit flitterhaften, glänzenden Erfindungen und unzüchtigem Witz und Zierrathen durch die Kotzebue und andere geiſtige Jacobiner deren Productionen das, was wir fälſchlich das deutſche Theater nennen, in ſo verdiente Herabwürdigung in England gebracht haben. Ein Theil der Galle, die doch nur jenen aufgeblähten, ſchwachgeiſtigen, phantaſtiſchen Menſchen gebührte, ſcheint bei Würdigung dieſes Schauſpiels von Schiller auf manche Kritiker eingewirkt zu haben. Auguſt Wilhelm Schlegel ſpricht geringſchätzend von dem Werk; er ſagt: „Schwerlich wird es durch den darin herrſchenden Ton übertriebener Empfindſamkeit rühren; aber uns allerdings durch den qualvollen Eindruck, den es hinterläßt, betrüben.“ Wir haben eine von Schlegel ganz verſchiedene Erfahrung gemacht. Im Charakter der Luiſe und des Ferdinand Walter, geht die Empfindſamkeit wohl ein wenig zu weit, doch konnten wir ſie nicht verdammen, da wir ſie mit Klarheit der Beurtheilung vereint, durch Reinheit des Herzens geläutert und im Zaum gehalten ſahen durch die Kraft edler tugendhafter Entſchloſſenheit, die ihr völlig das Gleichgewicht halten. Wir bewundern vielmehr das Genie des Autors, welches eine arme Muſikus Tochter zu der Würde einer Heldin erheben konnte; und, ohne unſer Gefühl für Schicklichkeit zu verletzen, die gränzenloſe Liebe zweier edler von der Natur für einander geſchaffener und nur durch den Stand getrennter Weſen uns darſtellte; ihre Gefühle riſſen uns mit ſich fort, ſo daß wir innigen Antheil an ihrem Schickſal nahmen, und in ihnen, was auch der Autor uns zeigen wollte, zwei reine erhabene Seelen

bewunderten, die von den Schlingen niedriger Liſt umgarnt, durch das Uebermaß ihrer eignen trefflichen Eigenſchaften, und Anderer Verbrechen, der Vernichtung preisgegeben ſind.

Ferdinand iſt ein Edelmann; doch nicht überzeugt daß „ſein Adelsbrief älter ſei, als der Riß zum unendlichen Weltall;“ er ſpricht und handelt gleich einem jungen Manne, der dieſe Ueberzeugung in ſich auf alle Weiſe nährt; entſchloſſen der Vernunft und wahren Ehre Alles hintanzuſetzen; aber nicht das Geringſte dem bloßen Herkommen und der Gewohnheit zu opfern. Dieſe Gemüthsart Ferdinands zeigt und ſteigert ſich in ſeiner Leidenſchaft zu Luiſen, allein dieſe iſt nicht die erſte Urſache derſelben; er liebt ſie gränzenlos als das einzige ihm gleichgeſtimmte Weſen, das er je gefunden; und dieß Gefühl, was bisher nur ganz einfach natürliche Empfindung geweſen war erhöht ſich zur Begeiſterung. Wir begleiten ihn auf ſeinem geraden, offenen Wege; wir erfreuen uns daran, wie er mit ſtarkem Arm die Kunſtgriffe und Lockungen, womit ein unwürdiger Vater und noch unwürdigere Mitgehülfen ihn vergebens angreifen, von ſich ſtößt. Das Bild einer angebornen Rechtlichkeit, die furchtlos, obgleich unerfahren, im Kampf mit Eigennutz und Liſt ſich zeigt, hat etwas unendlich Anziehendes, etwas ſo Ergreifendes, weil der Sieg ſich ſelten da zeigt, wo wir ihn wünſchten.

Luiſe iſt eine paſſende Gefährtin für den edlen Ferdinand; der Dichter hat ihrem Charakter volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Sie iſt ſchüchtern und demüthig; die ſo reich begabte Seele wird durch das Ungünſtige ihres irdiſchen Looſes in Schatten geſtellt; ſie hat keinen andern Rathgeber, als das angeborne Heilige in ihrem Herzen,

die Gebote ihres ſcharfen, wenn gleich unausgebildeten Verſtandes; doch wenn die Stunde der Prüfung kommt, hat ſie die Kraft beiden zu gehorchen; und aus ſich ſelbſt ſchöpft ſie jene echte Hoheit des Benehmens die uns weit rührender erſcheint, als wenn ſie mit angelernter Klugheit, Rang und Reichthum gepaart iſt. Ihre kindliche Zuneigung, die himmliſche Liebe, mit der ſie dem Geliebten anhängt, ihre erhaben einfache Frömmigkeit ſtechen wundervoll ab gegen die blaſſe Todtenfarbe ihrer äußern Verhältniſſe; ſie erſcheint uns wirklich gleich: „einer Roſe der Wildniß, die am Stengel verwelkt" und es ſchmerzt uns tief ſie erdrückt und herzlos niedergetreten zu ſehen.

Die Unſchuld, und Schwärmerey, das höhere innere Leben und traurige Schickſal Luiſens und Ferdinands ſind der mächtige Zauber dieſes Trauerſpiels; es iſt durchaus mit Stellen der höchſten Beredſamkeit und Scenen durchflochten, die durch Würde und Pathos uns ergreifen. Wir erinnern uns weniger Stellen von hinreißenderer Kraft als den Schluß: wo Ferdinand, durch die teufliſchſten Machinationen betrogen, an der Tugend ſeiner Geliebten zweifelt, und ſich ſelbſt und ihr den Tod — im Giftbecher reicht. Eine finſter feierliche Größe ſpricht ſich in ſeiner Verzweiflung aus; obgleich überwältigt erſcheint er unüberwindlich; ſeine Feinde haben ihn durch ihre Liſt umgarnt und verblendet, nur daß er wie Simſon, ſein Gefängniß niederreißt, um ſich ſelbſt und Alle, die ſich an ihm verſündigt, unter ſeinen Trümmern zu begraben. Die übrigen Charaktere des Stücks, obgleich im Ganzen gutgehalten, ſind doch nicht ſo merkwürdig, unſere beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Wurm, der Haupträdelsführer und Rathgeber des boshaft berechnenden Vaters iſt gottlos genug; ſeine Schändlichkeit iſt

ganz in der Ordnung und zeichnet ſich weiter nicht aus; er iſt wenig mehr als der trockene, kalte, und zuweilen gemeine Böſewicht. Der Stellvertreter des Böſen der neueren Novellen Kalb iſt auch ein nichtswürdiger Gegenſtand, und was noch ſchlimmer iſt, auch oberflächlich gearbeitet. Er ſoll der Repräſentant jener federleicht gehirnten Gliederpuppen ſeyn, die häufig an den Höfen zu finden ſind; allein ihm fehlt die Grazie und Gewandtheit, welche jener Klaſſe eigen iſt; er iſt weniger als ganz leer, weniger ein Narr als ein Dummkopf. Schiller's Stärke lag nicht in dem Bereich der Komödie, ſondern in etwas weit Höherem. Das große Verdienſt des gegenwärtigen Werkes liegt in dem Charakter des Helden und der Heldin; und in dieſer Hinſicht behauptet es den erſten Rang in ſeiner Art. Als Tragödie des gewöhnlichen Lebens kennen wir wenige die ihr gleich, gewiß keine, die über ſie geſtellt werden kann.

Die Dichtung dieſer drei Stücke als: „die Räuber," „Fiesko," und „Kabale und Liebe" kündeten der Welt bereits an, daß ein großer origineller Geiſt erſchienen ſey, von deſſen Reife, wenn dieſes nur die Blüthe ſeiner Jugend war, die höchſten Erwartungen genährt werden durften. Dieſe drei Stücke ſind mit einander nah verwandt, ſowohl ihrer Natur, ihrer Form, als der Zeit nach. Sie ſtellen uns die ſtufenweiſe Bildung Schiller's dar; zeigen uns den feurigen faſt in Wildheit ausartenden Enthuſiasmus der erſten Jugend, der mehr Staunen erregend, als erhaben iſt; und denſelben Enthuſiasmus ſehen wir ſtufenweiſe dann der Herrſchaft der Vernunft weichend, nach und nach ſich in die Schranken bequemen, welche geſunde Beurtheilung und ausgebreitetes Wiſſen vorſchreibt. Unſtreitig iſt unter dieſen drei Stücken „die Räuber" das

wunderbarſte, und vielleicht im weiteſten Sinne des Worts populär zu nennen; doch die letzten zwei ſind von gröſſerem Werthe in Hinſicht des guten Geſchmacks, und ertragen weit eher eine genaue und ſtrenge Kritik.

Die erſte Periode von Schiller's literäriſcher Lebensgeſchichte ſchließt mit dem Erſcheinen von „Fiesko" und dem gleichzeitigen „Kabale und Liebe." Die ſtürmiſchen Unruhen ſeiner Jugend waren nun beſchwichtigt. Endlich nach allen Irrwegen, getäuſchten Hoffnungen, ſorgenvollen Wanderungen ſtand er im Begriff ſeine eigentliche Beſtimmung zu erreichen, und die Ausſicht glücklicherer Zeiten ſchloß ſich vor ihm auf!

Zwei Tragödien der Art, als er kürzlich in die Welt geſchickt, machten es ſeinem Freund Dalberg leichter, ſeine Anforderungen zu unterſtützen. Schiller ward endlich durch die Erfüllung ſeines Lieblingsplanes belohnt; im September 1783 ging er als Theater-Dichter nach Mannheim; ein anſehnlicher Poſten, mit verhältnißmäßiger Bezahlung für die übernommene Verpflichtungen, denen er ſich ja ſchon mit ganzer Seele gewidmet hatte. Kurz darauf ward er zum Mitglied der damals in Mannheim für alle literäriſchen Gegenſtände errichteten Geſellſchaft ernannt; und würdigte dieſe Ehre, nicht nur als ein Zeugniß öffentlicher Hochachtung, ſondern auch als ein Mittel ſich mit Männern von verwandter Gemüthsart und gleichem Streben enger zu verbinden und was dieß alles überwog, als gänzliche Beſchwichtigung jeder Sorge in Betreff der Stuttgarter Regierung. Seit ſeiner Ankunft in Mannheim hatten ein oder zwei verdächtige Vorfälle ihn wiederum über dieſen Punkt beunruhigt; doch nunmehr als Unterthan des Kurfürſten von der Pfalz anerkannt, durch das Geſetz in ſeinem neuen Vaterlande als

Auf einmahl entstand im Schiff ein jämmerliches Schreyen und Wehklagen, und die Schiffer und die andern alle rangen die Hände, weil jeder zu ertrinken fürchtete. Auf dieses Geschrey sprang ich aus meinem Bette und ging mit den Schiffern auf das Verdeck. Hier sagte Bruder Raymund, der ein Tempelherr und Obersteuermann war, zu einem von seinen Leuten: „wirf dein Senkbley!" und jener thats. Nachdem er es ausgeworfen hatte, rief er aus: „ach wir sitzen fest!" Als das Bruder Raymund hörte, zerriß er seinen Rock bis an den Gürtel, raufte sich den Bart aus, und schrie dazu: „Herr hilf! Herr hilf!" In dieser Stunde that mir einer von meinen Rittern, Herr Johann von Monson, Vater des Abtes Wilhelm von St. Michel, einen großen Dienst, welcher darin bestand, daß er mir, ohn' ein Wort zu sagen, meinen Oberrock brachte, und mir ihn umwarf, da ich weiter nichts an hatte, als meinen Waffenrock. Ich rief ihm zu und sagte: „was soll mir euer Oberrock, den ihr mir bringt, jetzt da wir bald ersaufen!" Er versetzte: „Herr! bey meiner Seele! ich wollte lieber, wir ertränken alle, als daß ihr von der Erkältung eine Krankheit bekommt, die euch wohl den Tod zuzöge."

Die Schiffer ruften zwar: „her, mit einer Galeere, um den König zu retten!" doch von vier Galeeren des Königs, die da in der Nähe waren, wagte sich nicht eine herbey. Hieran that man auch sehr weislich: denn auf dem Schiffe befanden sich wohl achthundert Menschen, die alle, zu ihrer Rettung in die Galeere würden gesprungen seyn, und sie dergestalt belastet haben, daß sie hätte sinken müssen. Derjenige, der das Senkbley führte, warf es zum zweytenmahl aus, und kam wieder zum Bruder Raymund

und

Bürger aufgenommen, hatte er nichts mehr vom Herzog von Würtemberg zu fürchten.

Zufrieden mit seinem mäßigen Einkommen, in Sicherheit, frei, von Freunden umgeben, die ihn ehrten und liebten, blickte Schiller mit Zuversicht nach dem, was bisher all' seine Bestrebungen gesucht, und fruchtlos gesucht hatten, nach einem ungestörten Leben geistiger Thätigkeit. Leicht kann man schließen, welchen günstigen Einfluß diese Aussicht auf glücklichere Umstände, in ihm hervorbrachte; viele Jahre hindurch war er nur an Gemüthsbewegung und Unglück gewöhnt; jetzt erschien ihm Friede, Freiheit und Hoffnung, die an sich selbst so süß sind, noch süßer und schöner durch den Reiz der Neuheit. Zum erstenmale in seinem Leben war es ihm vergönnt dem in seinem Innern vorherrschenden Triebe ohne Widerstand zu folgen; zum erstenmale ging Neigung und Pflicht Hand in Hand. Seine Thätigkeit erwachte mit erneuter Kraft auf diesem günstigen Schauplatze; halb vergessene Pläne flammten zur Klarheit auf, nun da die Möglichkeit ihrer Erfüllung sichtbar wurde. Schiller glühte von edlem Stolze, als er sich Herr und Meister seiner eignen Fähigkeiten fühlte, und an deren Anwendung dachte. „Alle meine Verbindungen," sagt er, „sind nunmehr aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt—an keinen andern Thron mehr zu appelliren, als an die menschliche Seele." Diese Stelle ist aus seiner Vorrede der Thalia gezogen, einer Zeitschrift,

welche er im Jahr 1784 unternahm, die den mit der Poeſie und hauptſächlich dem Drama verwandten Gegenſtänden gewidmet war. In dieſer Stimmung verlaſſen wir ihn jetzt in dem Beginnen des eifrigen und gefährlichen, aber auch ehrenvollen und erhabenen Berufs, eines dem Streben nach Wahrheit und der Schöpfung des Geiſtig-Schönen geweihten Lebens. Er war nun für ſeine ganze Lebenszeit ausſchließend ein Mann der Wiſſenſchaften.

Schillers Leben.

Zweiter Abſchnitt.

Von ſeiner häuslichen Niederlaſſung in Mannheim an bis zu der in Jena. (1783 — 1790.)

Wäre die Weisheit kennen eben ſo viel als ſie zu üben, brächte der Ruhm auch wahre Würde und Frieden der Seele; oder beſtünde das Glück darin, dem Geiſte die paſſende Nahrung zu reichen und die Einbildungskraft mit dem idiellen Schönen zu umgeben, ſo würde ein literäriſches Leben das beneidenswertheſte Loos in dieſer Welt ſeyn. Der Schriftſteller hat eben ſo wenig als andere Männer ein unbewegliches, alles beherrſchendes Wollen; das Wiſſen und die Ausübung ſind bei ihm, wie bei jedem Andern, zwei ganz verſchiedene Dinge. Selten hat ſein Ruhm einen günſtigen Einfluß auf die Würde ſeines Charakters, faſt nie auf den Frieden ſeiner Seele. Sein Glanz iſt äußerlich, vor den Augen Anderer; im Innern dient er nur zur Nahrung der Unruhe; es iſt ein Oehl, auf

das immer nagende Feuer des Ehrgeizes gegoſſen, um die Flamme, die es für einen Augenblick niederdrückt, aufs Neue zu beleben. Ueberdieß iſt der Schriftſteller nicht blos aus Geiſt geſchaffen, ſondern aus Erde und Geiſt gemiſcht; ſeine denkende Fähigkeit mag auf jene edle Weiſe erzogen und ausgebildet ſeyn, allein um ihn glücklich zu machen, müſſen zu dieſem Denken ſich Neigungen geſellen, und Nahrung und Kleider müſſen ihm werden, ſonſt ſtirbt er dahin. Sein Lebensweg, weit entfernt der beneidenswertheſte zu ſeyn, iſt unter den mannigfachen Gattungen, in welchen ein glühendes Gemüth ſeine Thätigkeit auszuſprechen ſtrebt, vielleicht gerade der, der die meiſten Leiden und Erniedrigungen mit ſich führt. Man leſe nur die Biographien der Autoren! den Newgate Kalender ausgenommen, iſt dies das kränkelndſte Kapitel in der Geſchichte der Menſchen. — Die Trübſale dieſer Menſchen ſind ein fruchtbares Thema, und nur zu oft hielten ihre Fehler und Laſter gleichen Schritt mit ihren Leiden. Auch iſts nicht ſchwer zu ſehen, wie dieſes geſchah. Ein Talent, welches es auch ſey, iſt gewöhnlich mit einer beſondern Zartheit der Empfindung gepaart; beim Genie iſt dies der weſentlichſte Theil, und das Leben hat in jeder Geſtalt für ſo beſaitete Herzen der Leiden genug. Die Beſchäftigung mit der Literatur ſchärft dieſen natürlichen Hang; die Störungen, der Verdruß, die ſie begleiten, erhöhen ihn oft bis zur krankhaften Reizbarkeit. Die Sorgen und Arbeiten der Literatur machen das Geſchäft des Lebens aus; ihre Genüſſe ſind zu ätheriſch und flüchtig, um etwas dem Aehnliches zu gewähren: wie es jener ununterbrochene, zwar gemeine, doch reiche und volle Strom der Zufriedenheit, der das Glück dieſer Welt ausmacht, darbietet. Die allervollendetſten Leiſtungen des Geiſtes gewähren nicht immer Freude,

ja oft geben ſie Qual; denn das Ziel des Menſchen ſteht immer weit über ſeiner Kraft. Der äußere Lohn dieſer Unternehmungen, die Auszeichnung, die ſie gewähren, iſt von noch weit geringerem Werthe; das Verlangen darnach iſt unerſättlich, ſelbſt beim glücklichſten Erfolg; und wird es getäuſcht, ſo geht Eiferſucht, Neid und jedes bemitleidenswerthe und qualvolle Gefühl daraus hervor. Solch ein feuriges Temperament, welches, von ſo vielen Seiten gereizt und gekränkt, ſo wenig befriedigt und in Schranken gehalten werden kann, bringt Widerſprüche hervor, die nur Wenige aufzulöſen fähig ſind. Daher das Unglück der Belletriſten; daher ihre Fehler und Thorheiten. —

Auf ſolche Weiſe kann die Literatur eine unbefriedigende, gefährliche Beſchäftigung ſelbſt auch nur dem Laien werden. Doch bei Jenem, deſſen Stellung zur Welt, und deſſen äußere Lage und Annehmlichkeit davon abhängt, der nicht lebt um zu ſchreiben, ſondern ſchreibt um zu leben, ſind dieſe Schwierigkeiten und Gefahren furchtbar geſteigert. Gibt es wohl einen bekümmerndern Anblick als den eines Mannes, der ſo reich begabt und ſo vom Schickſal verfolgt, ſo hin- und hergeſtoßen und gedrängt wird, im rauhen Treiben des wechſelvollen Lebens, deſſen Schläge er am wenigſten ertragen kann? Die erhabenſten Ideen nährend und vielleicht von den kleinlichſten Bedürfniſſen niedergedrückt; voll großer heiliger Vorſätze, doch immer durch den Druck der Nothwendigkeit oder den Antrieb der Leidenſchaft vom geraden Pfade abwärts geführt, nach Ruhm dürſtend und oft des täglichen Brotes ermangelnd; immer zwiſchen den höchſten Regionen ſeiner Phantaſie und der ſchlammigen Wüſte der Wirklichkeit ſchwebend; zu Boden geworfen und eingezwängt in ſeinem kühnſten Streben, unbefriedigt von

seinen besten Leistungen; mißmuthig über sein Geschick, verlebt der Dichter oft seine mühseligen Tage im Kampfe mit bitterem Elende; geplagt, bekümmert, erniedrigt, oder oft fast zum Wahnsinn gebracht; zugleich das Opfer der Tragödie und der Posse; der letzte verlorne Posten im Kampfe des Geistes mit der Materie. Wie viele der edlen Seelen sind so auf eine jämmerliche Weise umgekommen, ohne das sich vorgesteckte Ziel erreicht zu haben. Einige in äußerster Hungersnoth, wie Ottway; Andere im dunkeln Wahnsinn, wie Cowper und Collins; Einige haben, so wie Chatterton einen noch erstern Ausweg gesucht. Indem sie höchst entrüstet ihre Schritte abwärts von einer Welt wandten, die ihnen eine freundliche Aufnahme versagte, flüchteten sie zu jener mächtigen Feste, wo Armuth und herzlose Vernachlässigung und die „tausend Stöße, die unsers Fleisches Erbtheil" sind, sie nicht mehr erreichen können. Jedoch sind gerade von diesen Männern die herrlichsten Leistungen und die ersten Wohlthäter des Menschengeschlechtes hervorgegangen. Sie sind es, welche die herrlichsten Anlagen unserer Seele neu beleben, die uns ein schöneres Ziel zeigen, als Macht oder Vergnügen und der Alleinherrschaft des Mammons auf dieser Erde Widerstand leisten. Sie sind der Vortrab im Heerzuge der Geister; die geistigen Colonisten, die in der öden Wildniß ein neues Gebiet der Kenntnisse und Thätigkeit für ihre glücklichern Brüder anbauen. Welch ein Schmerz, daß von ihren Eroberungen, so reichhaltig an Segen für Andere, sie so wenig ärnten! Doch vergebens ist's darüber zu klagen! Sie waren Freiwillige in dieser großen Angelegenheit, sie hatten den Reiz davon gegen die Gefahren abgewogen und mußten die Resultate tragen, wie alle Andere thun müssen. Die Beschwerden

der Laufbahn ihrer Wahl sind in der That furchtbar, doch nicht ganz unvermeidlich, und denen, welche sie auf die rechte Weise verfolgen, gewährt sie auch manchen Lohn. Ist eines Schriftstellers Leben auch gleich unruhiger, ja oft peinlicher als das anderer Menschen, so kann es doch auch wiederum geistbelebend und erhebend seyn. Das Geschick kann ihn unglücklich, allein er sich nur durch sich selbst verächtlich machen. In der That: die Geschichte des Genies hat eben sowohl ihre glänzende als ihre dunkle Seite. Und ist es auch bekümmernd, das Elend, und was noch schlimmer ist, die Erniedrigung so viel hochbegabter Männer zu sehen, so ist es auf der andern Seite doppelt erfreulich, bei den Wenigen nachdenkend zu verweilen, welche mitten unter allen Lockungen und Leiden, denen das Leben in allen seinen Zweigen, und wohl am meisten in den ihrigen unterworfen ist, dennoch in ruhiger edler Größe durch dasselbe gewallfahrtet sind, und jetzt in unserm Andenken, nicht weniger um ihres schönen Wandels, als ihrer Werke willen, geheiligt stehen. Solche Männer sind die Krone in diesem niedern Leben; ihnen allein gebührt das Beiwort: groß, in seinem ganzen Umfange. Wir erfreuen uns daran: die Uebereinstimmung ihres Wesens und Verfahrens zu betrachten. Der, welcher Heldengedichte schreibt, sollte sein ganzes Leben zu einem Heldengedicht machen.

So dachte unser Milton, und was noch unendlich schwerer ist, er handelte auch so. Denn Milton, dem moralischen Könige der Autoren, reihen sich aus verschiedenen Zeitaltern und Ländern eine Menge solcher Heroen an; ein Heer von Zeugen, die den wahrhaft großen Geist durch seine ganze Wallfahrt begleiten, ihn zu erhabener Nacheiferung begeistern, seine einsamen Gedanken durch

Hoffnung erheitern, ihn belehren, wie er die großen Schwierigkeiten tragen, bekämpfen und beſiegen könne; oder bei Fehlſchlagungen und ſchweren Leiden

..... bewaffne Dir die hartbedrängte Bruſt,
Mit ſtarkem Panzer nicht, wohl aber mit Geduld.

Dieſer Reihe der Erhabenen muß der Name Schiller auf der ihm gebührenden Stufe beigefügt werden.

Schiller lebte in ruhigeren Zeiten als Milton; ſeine Lebensgeſchichte iſt weniger durch beſiegte Hinderniſſe oder durch Opfer, welche die Grundſätze unerbittlich fodern, ausgezeichnet; dennoch hatte er auch ſeinen Antheil an Prüfungen, die er beſtehen mußte, und die Bewunderer ſeiner Schriften brauchen ſich der Art und Weiſe, wie er ſie ertrug, nicht zu ſchämen. Eine Tugend, die Mutter aller andern, und die weſentlichſte von allen in ſeiner Lage, beſaß er in hohem Grade; er war mit ganzem, unwandelbarem Eifer der einen Sache, die er einmal unternommen, zugethan. Seine großen, natürlichen Gaben könnten bei einem weniger lebhaften Charakter zur Entſchuldigung gedient haben für lange, nur durch Anfälle gelegentlicher Uebungen unterbrochene Perioden des Nichtsthuns; ihm hingegen waren ſie ſtets neue Anregung, dieſelben zu erweitern und zu entwickeln. Der ideale Menſch, der in ihm lag, das Urbild ſeiner ſelbſt, wie er ſeyn ſollte, war nach einem ſtrengen und ſeltenen Maßſtabe gebildet; und dieſes bald ſich nähernde, bald wieder ſich zurückziehende Sinnbild der Vollkommenheit zu erreichen, war das unabläſſige Streben ſeines Lebens. Dieſer vorherrſchende Grundſatz ſeines Seyns und Thuns, der unabläſſig ſeine energiſche Seele begeiſterte, brachte jene Sicherheit in ſeine Handlungen, jene Uebereinſtimmung

in seinen Charakter, welche in der wechselvollen Lage seines Lebens von besonderer Wichtigkeit waren. Die äußern Bedingungen, sein Wohnort, seine Gefährten, seine irdischen Aussichten mochten wechseln wie sie nur immer wollten; dieser Grundsatz veränderte sich nicht; er blieb ihm immer gegenwärtig, um jede edlere Fähigkeit seines Kopfes und Herzens zu kräftigen und den bunten Wechsel des Lebens mit einer von ihm selbst ausgehenden Würde zu bekleiden. Der ihm angeborne Eifer überwand glücklich jene Lockungen der trägen Unbestimmtheit, jenes Schwanken zwischen Faulheit und allzuanstrengender Arbeit, jene Kränklichkeit des Entschlusses mit all' ihren quälenden und schwächenden Folgen, denen ein Schriftsteller nur zu leicht ausgesetzt ist, weil er eine sich selbst vorgeschriebene Aufgabe bearbeitet, von keiner dringenden Forderung dazu aufgerufen, deren Vortheil auch noch überdies entfernt und zweifelhaft ist. Einheit des vorgesteckten Zieles, nur einigermaßen durch Charakterstärke unterstützt, wird im Allgemeinen große Ausdauer mit sich führen. Diese zwar nicht unter die Haupttugenden aufgenommene Eigenschaft, ist doch so wesentlich, als irgend eine, um sich das Leben zweckmäßig zu gestalten. Neun Zehntel des Jammers, der Laster des Menschengeschlechtes entstehen aus Müßiggang; bei Menschen von lebhaftem Geiste, denen er doch am allergefährlichsten wird, ist diese Gewohnheit häufig die Frucht mannigfacher Täuschungen und wiederholt fehlgeschlagener Pläne; und diese Menschen verfehlen ihre Projekte, nicht sowohl aus Mangel an Kraft, als aus der falschen Richtung derselben. Das schwächste lebende Geschöpf kann etwas vollführen, wenn es seine Kräfte auf einen Gegenstand zusammendrängt; das kräftigste hingegen auch nicht eine Sache zu Stande

bringen, wenn es seine Kräfte vielfach zersplittert. Der Tropfen, der ununterbrochen fällt, bahnt sich einen Weg durch den härtesten Felsen; der eilige Strom rauscht darüber hin mit furchtbarem Donner und läßt keine Spur hinter sich zurück. Wenig Männer haben mehr Ausdauer bei dem Geschäft ihres Lebens gezeigt, oder sind entschieden fleißiger gewesen, als Schiller.

Unter seinen gegenwärtigen Umständen war der Beruf als Theater-Dichter vorzüglich zu der Aufrechthaltung seines gesunden Gemüthszustandes günstig für ihn. Indem er seine Pflichten treu erfüllte, wodurch er doch nur seine Lieblingsneigung befriedigte, ward er dabei auch zugleich durch den vorherrschenden Geschmack des Publikums unterstützt. In Deutschland ist das Interesse für die Bühne, und die Wichtigkeit, mit welcher Alles, was damit zusammenhängt betrieben wird, größer als irgendwo in Europa; Frankreich, ja selbst Paris nicht ausgenommen. Auch wird in den deutschen Städten das Theater, nicht wie in Paris, blos als eine geistige Erholung, als eine angenehme Gewohnheit, die Leere des langweiligen Abends auszufüllen, betrachtet; in Deutschland hat es, mit jenem verglichen, den Vortheil, neu zu seyn; und seine Darstellungen sind an Gemüther gerichtet, die für einen weit höheren Grad des Gefühls empfänglich sind. Die Deutschen werden beschuldigt, sich zu einer besondern Ausführlichkeit, und Systematik hinzuneigen, übermäßig zu bewundern, und in allem, was ihren Beifall gewinnt, einen Extract von tausend Schönheiten zu finden, die außer ihnen Niemand darin entdeckt. Ihre unzähligen Discutionen über die Bühne rechtfertigt diese Beschuldigung. Dem Engländer mindestens erscheint der Einfluß, welchen sie dem Theater zuschreiben, so wie die sorgfältige genaue

und meldete ihm, das Schiff ſitze nicht mehr feſt. Bruder Raymund meldete das wieder dem König, der auf dem Verdeck des Schiffs ganz boarfuß, bloß im Waffenrock und mit zerſtreutem Haar vor dem Hochwürdigen zu Boden geſtreckt lag, ganz in der Gewißheit zu ertrinken.

Sobald es Tag wurde ſahn wir den Felſen vor uns, an dem wir geſtrandet ſeyn würden, wäre nicht das Schiff auf die Sandbank gerathen. Am Morgen ließ der König den Oberſchiffsmeiſter rufen, der vier Taucher untertauchen ließ. Dieſe tauchten unter; und als ſie wieder heraufkamen, vernahmen ſowohl der König als der Oberſchiffsmeiſter, einen nach dem andern, ſo daß keiner von den Tauchern erfuhr, was der andere ausgeſagt hatte.

Auf ſolche Weiſe befand man durch die Ausſage der Taucher, daß von dem Anſtoß unſers Schiffs auf der Sandbank gewiß vier Toiſen von dem Schiffsboden abgerieben worden wären. Darauf ließ der König die Schiffsmeiſter in unſerer Gegenwart zuſammen kommen, und fragte ſie um Rath wegen des Schadens, den ſein Schiff gelitten hatte. Sie berathſchlagten mit einander und riethen alsdann dem König, das Schiff, auf dem er war, zu verlaſſen; und ein anderes zu beſteigen. Wir geben Euch, ſagten ſie, dieſen Rath, weil wir Gewißheit haben, daß an Eurem Schiffe das ganze Zimmerwerk eine Erſchütterung erlitten hat. Wir fürchten daher, wenn es die offene See erreicht, es werde die Gewalt des Wellenſchlags nicht ertragen können, ſondern in Trümmern zerfahren. Denn ſo geſchah es, als Ihr aus Frankreich hierher fuhrt, daß auch ein Schiff auf eine Sandbank gerieth; als es nun auf die hohe See

Unterſuchung in dieſer Beziehung gar zu unverhältnißmäßig. In England iſt die Frage über den moraliſchen Zweck der theatraliſchen Leiſtungen jetzt allgemein den debattirenden Geſellſchaften und ſpeculativen Vereinen von Jünglingen überlaſſen. Bei unſern Nachbarn iſt es ein wichtiger Gegenſtand der Forſchung für Geiſter faſt von der höchſten Klaſſe. In England wird das Theater als ein harmloſer Zeitvertreib betrachtet, der deshalb heilſam ſey, weil er des Menſchen geiſtige, nicht ſeine ſinnlichen Fähigkeiten in Anſpruch nimmt; als eins jener vielen Fächer erdichteter Darſtellungen; vielleicht eines der aufregendſten, aber auch flüchtigſten; das zuweilen ſchädlich, im Allgemeinen aber einen wohlthätigen Einfluß äußert, gerade ſo wie alle übrigen Zerſtreuungen; doch keineswegs zu einer ſo außerordentlichen Aufmerkſamkeit berechtigt, und in ſeinen Wirkungen manchen andern Zeitvertreiben, die keiner beſondern Zurüſtung zu ihrer Anwendung bedürfen, untergeordnet iſt. Die Deutſchen hingegen ſprechen von dem Theater wie von irgend einem neuen Organ, um Geiſt und Herz zu bilden; eine Art von Laien-Kanzel, der würdige Genoſſe der heiligeren, ja vielleicht noch mehr geeignet unſern Gefühlen einen höhern Aufſchwung zu geben, weil die Gegenſtände der erſtern weit umfaſſender ſind, und weil ſie uns durch mannigfache Zugänge anſprechen; das Auge durch Pracht und Decorationen, das Ohr durch Harmonien, und Herz und Phantaſie anziehen durch den Reiz der Poeſie, und heroiſcher Thaten und Gefühle. Auf noch geheimnißvollere Einwirkungen ſpielt man an, wenn man ſie auch nicht geradezu als ſolche verkündet. Eine Idee ſcheint dunkel im Hintergrunde gewiſſer abſtracter, mühſeliger Speculationen zu lauern, als ob das Theater beſtimmt ſey, einige

von jenen erhabenen Täuschungen, welche der Fortschritt der Vernunft schnell von der Erde hinwegzutreiben bemüht ist, wieder an ihre Stelle zu setzen; als ob sein Gepränge, seine Allegorien, seine figürlichen Schatten-Gebilde der menschlichen Natur jene belebende Nahrung ersetzen sollten, die wir einst vom Aberglauben und den Mythologien dunklerer Zeitalter entlehnten. Indem sie die Dinge von diesem Standpunkt aus betrachten, so verfahren sie auch in deren Behandlung mit dem gebührenden Ernst. Daher ihre sorgfältigen und ängstlichen Untersuchungen über den Ursprung der durch das Drama hervorgebrachten Rührung, ihre verschiedenen Arten und Grade; ihre Unterabtheilungen von Romantik, und dem Heroischen und wiederum Romantisch-Heroischen, und all' das andere unverständliche Geschwätz, mit welchem ihre kritischen Schriften überladen sind; auch entspricht der Eifer des Volks ganz dem ihrer Lehrer. Der Mangel wichtigerer öffentlicher Angelegenheiten trägt natürlich das Seinige dazu bei, daß dieses so sehr hervortritt, da alle Discutionen über jene entweder verboten oder doch ohne alle Wirkung sind. Die Literatur verschlingt in Deutschland fast alle cirkulirenden kräftigen Gedanken; und das Theater ist der große Kern derselben.

Es war zu erwarten, daß Schiller einem so allgemein verbreiteten Gefühl beistimmte, welches ja noch überdies mit seinen Wünschen und Aussichten übereintraf. Das Theater in Mannheim war damals eins der besten in Deutschland; er war stolz auf den Antheil, den man ihm bei Leitung desselben übertrug, und bewährte sich in der gewohnten Thätigkeit, ihre mannigfachen Zwecke zu befördern. Mit den Pflichten seines Amtes verbanden sich genau die ihn mehr persönlich angehenden Verpflichtungen

seine eignen Fähigkeiten auszubilden, und seine Kenntnisse und Ansichten über Kunst immer mehr zu erweitern. Er las viel und studirte noch mehr. Das Lesen des Corneille, Racine, Voltaire und der andern französischen Classiker mußte von großem Nutzen für ihn seyn, dem man ein Uebermaß an Kraft und Mangel des Geschmacks, als einzigen Fehler jemals vorwerfen konnte; auch war er immerwährend thätig, diese erlangten gefundenen Ideen durch eigne schriftliche Versuche sich selbst in Beispielen zu bethätigen. Seine beabsichtigte Uebersetzung des Shakespeare und der französischen Stücke wurde in dem gegenwärtigen Moment weiter hinausgeschoben; in der That wurden sie auch, Macbeth ausgenommen, niemals beendigt; sein „Conradin von Schwaben" und „die Räuber" wurden eben so aufgegeben; allein eine große Anzahl kleinerer Produkte bewiesen hinlänglich seinen Fleiß. Don Carlos, welchen er nun mit allem Ernst begann, nahm all' seine poetischen Fähigkeiten in Anspruch.

Eine andere Sache, die ihm sehr am Herzen lag, war die Fortsetzung einer Zeitschrift, die vorzüglich Theater-Angelegenheiten betraf. Bei dieser Unternehmung hatte Schiller die Gönnerschaft und Mitwirkung der deutschen Gesellschaft erwartet, deren Mitglied er war. Es kam ihm nicht in den Sinn: daß irgend ein anderer Beweggrund als echte Liebe zur Kunst und warmer Eifer, diese zu befördern, Männer veranlassen könnte, zu solch einem Ganzen zusammenzutreten. Allein das Interesse der deutschen Gesellschaft war mehr den Wissenschaften als dem des neuen Bundesgenossen zugewendet; sie horchten mit beifälligem Ohr seinen lebendigen Vorträgen und weit umfassenden Projekten, zogen sich aber zurück, wenn es

galt, irgend zu der Ausführung beizutragen. Nur Dalberg schien entschlossen, ihn zu unterstützen. Gekränkt durch ihre Kälte, doch keinesweges muthlos gemacht, nahm Schiller alle Hülfsmittel zusammen, auch ohne sie das Ziel zu erreichen. Der Plan seines Werkes ward nun in engere Gränzen zurückgedrängt, und er beschloß es aus eigenen Mitteln zu beginnen. Nach langem Zögern erschienen im Jahr 1785 die ersten Blätter der Rheinischen Thalia, mit drei Acten des Don Carlos reich ausgestattet. Kurze Unterbrechungen abgerechnet, ward dies Blatt bis zum Jahr 1794 fortgeführt. Da der Hauptzweck des Werkes die Beförderung der dramatischen Kunst und die Erweiterung und Verbesserung des allgemeinen Geschmacks derselben war, so kann man seinen Hauptinhalt leicht errathen: Theater-Kritiken, Abhandlungen über die Beschaffenheit der Bühne, ihre Geschichte in verschiedenen Ländern; ihre moralischen und geistigen Wirkungen, und die beste Art und Weise, diese hervorzubringen. Ein Theil des Blattes ward für Poesie und vermischte Discutionen frei gelassen.

So unabläßig im Geist mit mannigfachen Gegenständen beschäftigt, wußte Schiller nicht, was es heißt: unthätig seyn. Allein das Geschäft, kleine dramatische Arbeiten zu dichten, Schauspieler einzuüben, im Senate des Theaters seine Stimme abzugeben, oder seine Meinungen über diese Gegenstände philosophisch auszudrücken, konnte einen Geist wie den seinen nicht ganz ausfüllen. Es gab Zeiten, wo er, trotz seiner frühern Gewohnheiten, trotz der Lobeserhebungen der Dramaturgen, lebhaft fühlte: daß der Glanz der Bühne nur ein leeres Gepränge, ein Trugbild sey, wo keine Ruhe des Gemüths zu finden. Sein geschäftiger Geist wandte sich abwärts von der armseligen

Puppenwelt, um ſich den gehaltvolleren ernſteren Intereſſen der lebenden Menſchenwelt anzuſchließen. Die Thalia enthält außer den dramatiſchen Entwürfen und Leiſtungen, verſchiedene ſeiner Gedichte, welche den Beweis führen, daß ein warmer Antheil für alle Angelegenheiten der ganzen Menſchheit gleich lebendig in ihm war; und daß er das Leben nicht blos als Schriftſteller, ſondern als Menſch betrachtete. Seine gefeierte Laura war nicht blos ein Traumbild ſeines Geiſtes, ſondern eine lebende Schöne, die er täglich ſah, und im tiefſten Innern liebte.

Seine Gruppe aus dem Tartarus, ſeine Kindesmörderin ſind Produkte eines Gemüthes, welches über dunkle, geheimnißvolle Dinge brütet. Während er in der Kunſt der Poeſie, in der Fähigkeit, dem was er ausſprechen wollte, auch die paſſendſte Form zu geben, immer größere Fortſchritte machte, nahm er auch zugleich in der noch ſchätzenswertheren Kunſt des Denkens zu, und verwendete ſie nicht blos auf Gebilde ſeiner Einbildungskraft, ſondern auf jene höheren würdigeren Forſchungen, zu welchen jeder mit Verſtand reich Begabte einen innern Beruf in ſich fühlt.

Vorzüglich erſcheint uns Schiller in ſeinen philoſophiſchen Briefen, die in dieſer Zeit geſchrieben ſind, in einem neuen, noch weit anziehenderen Lichte. Julius und Raphael ſind das Sinnbild ſeiner eigenen Hoffnungen und Befürchtungen; ihre philoſophiſchen Briefe enthüllen uns manch bitteren Kampf, der in der geheimen Klauſe der Seele ihres Autors vorging. Gedanken des Zweifels über den wichtigſten aller Gegenſtände mußte einem Verſtande, wie Schiller's, ſo höchſt natürlich kommen; allein ſein Herz war nicht geſchaffen, bei Zweifeln ruhig ſtehen zu bleiben; oder in dem Stolz eines überwiegenden Scharf-

ſinn's einen traurigen Erſatz, oder eine niedrige Freude darin zu finden, die theuerſte und heiligſte Ueberzeugung der Andern anzugreifen. Bei ihm war die Unterſuchung über das Weſen unſeres Daſeyns nicht blos der Gegenſtand oberflächlicher, allzunachſichtig wiſſenſchaftlich genannter Spekulationen, oder eitles Plappern und Wortfechter-Siege; ſondern es war ihm ein furchtbar großes Geheimniß, nach deſſen Löſung die innigſte Sympathie und die erhabenſten Ahnungen ſeiner Seele verlangten. Es iſt keine müſſige Neugierde, ſondern die bebende Stimme der Natur, die da fragt: „Ob unſer Glück einzig von dem harmoniſchen Spiel der Empfindungswerkzeuge abhängt? ob unſere Ueberzeugung mit unſern Pulsſchlägen wanken könne?" Was Schiller's letztes Reſultat über dieſen Punkt war, davon haben wir nirgend genaue Kunde einziehen können. Seine Schriften und ſein Leben geben ihm das hohe Zeugniß eines rechtgläubigen Herzens, daß das ganze Univerſum ihm ein Tempel war, wo er ununterbrochen das Opfer frommer Anbetung darbrachte; jedoch ſchienen zuweilen ſeine ſchönſten Viſionen ſchnell mit einem blaſſen Nebel von Zweifeln krankhaft ſich zu überziehen; ein verzehrender Schatten ſchien ſeine Seele ſchnell zu durchkreuzen, und ſeine begeiſterte Stimmung gleichſam zu erſtarren. Auch kann er den traurigen Zuſtand eines Menſchen, der nach dem Glauben ſich ſehnt, und zwar vergebens ſehnt, mit einer ſolchen Wahrheit und rührenden Kraft darſtellen, welche zeigt, wie genau er ihm ſelbſt bekannt war. Abgeſehen von ihrer Freimüthigkeit herrſcht darin ein gewiſſer ernſter Pathos, der eine ganz beſondere innige Rührung erzeugt. Den Helden eines andern Werkes läßt er ſich in folgenden Ausdrücken äußern: „Was mir vorherging und was mir folgen wird, ſehe ich als

zwei schwarze undurchdringliche Teppiche an, die an den beiden Endpunkten des menschlichen Lebens herunter hängen, und welche noch kein Lebender aufgezogen hat. Schon viele hundert Generationen stehen mit der Fackel davor, und rathen und rathen, was etwa dahinter seyn möchte. Viele sehen ihren eignen Schatten, die Gestalten ihrer Leidenschaft, vergrößert auf dem Teppich der Zukunft sich bewegen, und fahren schaudernd vor ihrem eignen Bilde zusammen. Dichter, Philosophen und Staatenstifter haben sie mit ihren Träumen bemalt, lachender oder finstrer, wie der Himmel über ihnen trüber oder heiterer war; und von Weitem täuschte die Perspektive. Auch manche Gaukler benützten diese allgemeine Neugier, und setzten durch seltsame Vermummungen die gespannten Phantasien in Erstaunen. Eine tiefe Stille herrscht hinter diesem Vorhange; keiner, der einmal dahinter war, antwortete hinter ihr hervor; Alles, was man hörte, war ein hohler Widerschall der Frage, als ob man in eine Gruft gerufen hätte. Hinter diesen Vorhang müssen Alle, und mit Schaudern fassen sie denselben an, ungewiß, wer wohl dahinter stehen, und sie in Empfang nehmen werde; quid sit id, quod tandem morituri vident. Freilich gab es auch Ungläubige darunter, welche behaupteten, daß diese Decke die Menschen nur narre, und daß man nichts beobachtet hätte, weil auch nichts dahinter sey; aber um sie zu überweisen, schickte man sie eilig dahinter."

Die philosophischen Briefe schildern den Kampf eines glühenden, enthusiastisch forschenden Geistes, welcher strebt, von der marternden Ungewißheit sich loszumachen; dies furchtbare Dunkel, das des Menschen Loos umschattet, zu durchdringen. Die ersten armseligen Bedenklichkeiten des Zweiflers werden durch den Grundsatz festgestellt: „Glaube

nichts, als deiner eigenen Vernunft; es giebt nichts Heiligeres als die Wahrheit;" allein die Vernunft, in solch einer Untersuchung angewendet, kann das Werk nur halb thun; sie gleicht dem Beschwörer, der die Zauberformel ausgesprochen, allein das Entzauberungswort vergessen hat; Gespenster und Schattengestalten drängen bei seinem Aufruf sich herbei; in endloser Zahl schweben sie um den magischen Kreis und der von Entsetzen ergriffene Schwarzkünstler kann sie nicht wieder beruhigen. Julius erprobt an sich: daß, so wie er sein erstes Gefühl verläugnet, den dogmatischen Glauben verwirft, er dem Materialismus verfällt; und wendet er sich mit Entsetzen von diesem todten freudenleeren Glauben hinweg, so verwickelt und verwirrt er sich in den Labyrinthen des Heidenthums, Trost und Ruhe vergebens suchend! bis er getäuscht, lebensmüde und krank an Herzen, geneigt scheint, das traurige Problem ganz aufzugeben, seine allzukühnen geistigen Augen zu schließen, sich in den beruhigenden Schatten der Offenbarung zu flüchten. Julius sehnliches Verlangen und sein Irrthum sind in glühenden Farben geschildert; seine geistigen Spitzfindigkeiten mit der Beredsamkeit des tiefsten Gefühls verschmolzen. Die Antworten seiner Freunde sind in gleichem Style, beabsichtigen weder zu überreden, noch zu überzeugen. Das ganze Werk ist voller Gluth und Scharfsinn, der Abdruck eines philosophisch-poetischen Geistes mit dem ganzen Umfange seiner Kraft dahinstrebend: Philosophie und Poesie in Uebereinstimmung zu bringen. Als Darstellung von Schiller's Ansichten und Reflexionen zu jener Zeit haben diese Briefe ein besonderes Interesse. In anderer Hinsicht gibt es wenig Anziehendes für uns darin. Sie sind kurz und unvollkommen; in den daselbst ausgesprochenen Meinungen ist wenig Originalität,

die auch in der Form der Abfassung nicht zu finden ist. Als Beweisgründe einer oder der andern Ansicht sind sie zu theoretisch, um von großem Gewicht zu seyn; er schweift ab von der Untersuchung, wenn die Schwierigkeiten und die Wichtigkeit derselben am höchsten gestiegen sind; er bricht plötzlich ab, ohne zu irgend einem Resultate zu kommen. Schiller hat den öden Serbonianischen Sumpf des Unglaubens überschaut; allein er hat keinen Damm hindurchgeführt; die philosophischen Briefe sind nur ein Fragment.

Unter so verschiedenartigen Beschäftigungen, gesund, frei von den drückendsten Sorgen des Lebens, mochten Schiller's Gefühle zwar sehr ernster Natur, doch konnten sie wohl nicht unglücklich seyn. Sein sanftes liebenswürdiges Wesen, mit so viel Herzensgüte und so ausgezeichneten Talenten gepaart, machten ihn allen Classen der Gesellschaft in Mannheim lieb und theuer. Dalberg blieb immer sein inniger Freund, und Schwan und Laura waren sein täglicher Umgang. Indem sein Genius immer schneller sein Reich um sich her erweiterte, er denselben immer besser beherrschen lernte, war er geliebt und bewundert; reich in dem Genuß gegenwärtiger Thätigkeit, gegenwärtigen Ruhmes, und reicher in der Hoffnung von dem, was noch kommen mußte. Allein in eben dem Verhältnisse als seine Fähigkeiten und Aussichten sich erweiterten, begann er seine gegenwärtige Lage mit immer verminderter Zufriedenheit anzusehen. Sehr natürlich war es, daß Mannheim eine Zeit lang ihm erscheinen mußte, wie dem eben Schiffbruch erlittenen Schiffer das Land, voll Heiterkeit und Schönheit, blos weil es Land ist. Es war eben so natürlich, daß späterhin dieses Gefühl sich vermindern und ganz nachlassen mußte, daß

Dieſer Zufluchtsort endlich ihm nur wie jeder andere Ort erſchien, mit allen Schattenſeiten und Unannehmlichkeiten, die ihm nur immer näher kamen und ſchwerer fielen. Sein Einkommen war ſehr unbeträchtlich, und ſelbſt, was ſeine Dauer betraf, von Zufällen abhängig. Ein Antheil an der Direktion der Angelegenheiten eines Provinzial-Theaters, eine Aufgabe, die an und für ſich Verdruß mit ſich führt, war wenig geeignet, das Verlangen eines ſolchen Geiſtes zu befriedigen. Schiller ſehnte ſich nach einem weitern Wirkungskreiſe; die ganze Welt lag vor ihm; er klagte bitter: daß er nicht thätiger in ihre Angelegenheiten eingreifen könne, daß er ſo viel Zeit und Anſtrengung verſchwenden ſolle, gegen die unvertilgbare Eitelkeit der Schauſpieler anzukämpfen, oder die Ebbe und Fluth des Geſchmacks des Publikums zu beobachten; immer mit Armſeligkeiten zu ſtreiten, und eben ſo armſelige Reſultate zu bewirken. Er faßte den Entſchluß Mannheim zu verlaſſen. Wäre er jedes Anhalts beraubt geweſen, ſo würde Klugheit, und die untrügliche, des Menſchen Bruſt innewohnende Stimme ihm angewieſen haben, dieſe Unruhe zu beſchwichtigen, und geduldig zu bleiben wo er war; doch wie viele Hülfsmittel ſtanden ihm zu Gebote, wie ſo mannigfache Hoffnungen lockten ihn von allen Seiten! Der Ertrag ſeiner Schriften, ſo wie ſein nun einmal erwählter Beruf bei der Bühne ſicherten überall ſein Auskommen; die erſteren hatten ihm bereits Auszeichnung und Wohlwollen in ganz Deutſchland erworben. Die erſten Blätter ſeiner Thalia waren am Heſſen-Darmſtädtiſchen Hofe angekommen, während zufällig der Herzog von Sachſen-Weimar dort war; die erſten Akte des Don Carlos hatte den Autor bereits dieſem ſo erleuchteten Fürſten bekannt gemacht, welcher ihm ſeine Zufriedenheit dadurch zu

kam, konnt' es den Wellenschlag nicht aushalten, sondern ging in Trümmern, und alle die auf dem Schiffe waren, kamen um, ausgenommen ein Weib und ein Kind, die sich auf einem Stück vom Schiffe retteten." Daß sie darin die Wahrheit gesagt, kann ich selbst bezeugen; denn ich habe das Weib und das Kind in der Behausung des Grafen von Joigny in der Stadt Baffa gesehen, wo sie der Graf unterhielt.

Weiter fragte der König den Kammerherrn, Herrn Peter, den Herrn Aegydius le Brun, Connetable von Frankreich, und Herrn Gervasius Desonaines, den königlichen Oberküchenmeister, den Archidiakonus von Nicosie, seinen Siegelbewahrer, der nachher Kardinal wurde, und mich, um Rath in dieser Sache. Wir gaben ihm zur Antwort: in allen Dingen auf dieser Welt müsse man denjenigen am meisten folgen, die am meisten davon verstünden; wir riethen ihm daher für unser Theil, das zu thun was ihm die Schiffsmänner gerathen hätten.

Da sagte der König zu den Schiffsmännern: „ich frag' euch auf eure Ehre, wenn das Schiff euer und mit eurer eigenen Ladung beladet wäre, ob ihr es verlassen würdet?" Sie antworteten einstimmig, nein; sie würden sich lieber der Gefahr des Ertrinkens aussetzen, als ein anderes Schiff für mehr als viertausend Livres kaufen. „Warum rathet ihr nun mir, sagte der König, das Schiff zu verlassen?" — „Weil, erwiederten sie, das Spiel nicht gleich ist; denn weder mit Gold noch mit Silber bezahlt man eure Person, noch die Personen Eurer Gemahlin und Kinder, die sich auf dem Schiffe befinden; deswegen rathen wir Euch nicht, weder euch, noch sie in Gefahr zu begeben." „Ihr Herrn! versetzte der König,

ich

erkennen gab, daß er ihm den Hofraths-Titel beilegte. Ein weniger glänzendes, allein nicht minder wahres und erfreuliches Zeugniß war ihm von Leipzig zugesandt worden.

„Vor einigen Tagen ist mir eine sehr schmeichelhafte und angenehme Ueberraschung widerfahren. — Mir wurden aus Leipzig von vier unbekannten Personen Pakete und Briefe geschickt, die voll Enthusiasmus für mich geschrieben waren, und von Dichteranbetung überflossen. Sie wurden von vier kleinen Porträten begleitet, worunter zwei sehr schöne Frauenzimmer sind, und einer Brieftasche, die mit dem besten Geschmack gestickt ist. Ein solches Geschenk von Menschen, die dabei kein anderes Interesse haben, als mich wissen zu lassen, daß sie mir gut sind, und mir für einige frohe Stunden danken, war mir äußerst werth, und der lauteste Beifall der Welt hätte mir kaum so angenehm geschmeichelt.“ —

Vielleicht mochte dieser Umstand, so klein er war, auf den Entschluß: die Wahl seines künftigen Aufenthalts betreffend, mit eingewirkt haben. Leipzig hatte den wesentlichen Reiz, der Mittelpunkt des Handels und der Betriebsamkeit aller Art zu seyn, den der Literatur nicht ausgenommen. Uebrigens lebten dort einige Freunde Schiller's, deren Einfluß wirksamer als jene Bewunderung der Unbekannten war. Er beschloß dahin zu gehen. Seine Wünsche und Vorhaben waren in einem kurz vor seinem Abgange geschriebenen Brief an Huber, seinen ersten und vertrautesten Freund in Leipzig umständlich erörtert. Die darin gegebenen Mittheilungen von Schiller's Geschmack und Lebensweise in jener Periode, veranlassen uns, denselben hier beizufügen.

„Das ist also vermuthlich der letzte Brief, den ich Ihnen aus Mannheim schreibe. Die Zwischenzeit vom

15. März bis heute hat sich für mich, wie eine Criminalacte, ausgedehnt, und — Gottlob! nun bin ich Ihnen um ganzer zehn Tage näher. — Und nun, mein Bester, einmal haben Sie doch meine ganze Vertraulichkeit auf den Nacken geladen, gönnen Sie mir also die Freude, Sie in's Innere meiner häuslichen Wünsche zu führen."—

„Ich bin Willens bei meinem neuen Etablissement in Leipzig einem Fehler zuvorzukommen, der mir hier in Mannheim bisher sehr viel Unannehmlichkeit machte. Es ist dieser, meine eigene Oekonomie nicht mehr zu führen, und auch nicht mehr allein zu wohnen. Das erste ist schlechterdings meine Sache nicht. Es kostet mir weniger, eine ganze Verschwörung und Staatsaction durchzuführen, als meine Wirthschaft und Poesie, wissen Sie selbst, ist nirgends gefährlicher als bei ökonomischen Rechnungen. Meine Seele wird getheilt, ich stürze aus meine idealischen Welten, wenn mich ein zerrissener Strumpf an die wirkliche mahnt."—

„Für's andere brauch' ich zu meiner geheimen Glückseligkeit einen rechten wahren Herzensfreund, der mir stets an der Hand ist, wie mein Engel; dem ich meine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen kann, nicht aber erst durch Briefe oder lange Besuche zutragen muß. Schon der nichtsbedeutende Umstand, daß ich, wenn dieser Freund außer meinen vier Pfählen wohnt, die Straße passiren muß, um ihn zu erreichen, daß ich mich umkleiden muß u. dgl. tödtet den Genuß des Augenblicks, und die Gedankenreihe kann zerrissen seyn, bis ich ihn habe."—

„Sehen Sie, mein Bester, das sind nur Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten tragen oft die schwersten Gewichte im Verlauf unseres Lebens. Ich kenne mich besser, als vielleicht tausend andere Mutter-Söhne sich kennen; ich weiß, wie viel, und oft wie wenig ich brauche, um

ganz glücklich zu seyn. Es frägt sich also: kann ich in Leipzig diesen Herzenswunsch in Erfüllung bringen?" —

„Wenn es möglich ist, daß ich eine Wohnung mit Ihnen beziehen kann, so sind alle meine Besorgnisse darüber gehoben. Ich bin kein schlimmer Nachbar, wie Sie sich vielleicht vorstellen möchten; um mich in einen andern zu schicken habe ich Biegsamkeit genug, und auch hie und da etwas Geschick, wie Yorik sagt, ihn verbessern und aufheitern zu helfen. — Können Sie mir dann noch die Bekanntschaft von Leuten zu wege bringen, die sich meiner kleinen Wirthschaft annehmen mögen, so ist alles in Richtigkeit." —

„Ich brauche nichts mehr als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Arbeitszimmer seyn kann, und dann ein Besuchszimmer. Mein nothwendiges Hausgeräth wäre eine gute Komode, ein Schreibtisch, ein Bett und ein Sopha; dann ein Tisch und einige Sessel. Hab' ich dieses, so brauche ich zu meiner Bequemlichkeit nichts mehr." —

„Parterre und unter dem Dache kann ich nicht wohnen, und dann möcht' ich auch durchaus nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menschen und also auch ihr Gedränge. — Wenn ich's nicht so veranstalten kann, daß wir (ich verstehe darunter das fünffache Kleeblatt) *) zusammen essen, so würde ich mich an die Table d'hôte im Gasthofe engagiren, denn ich fastete lieber, als daß ich nicht in Gesellschaft (großer oder auserlesen guter) speiste." —

„Ich schreibe Ihnen das Alles, liebster Freund, um Sie auf meinen närrischen Geschmack vorzubereiten, und Ihnen allenfalls Gelegenheit zu geben, hier oder dort einen Schritt zu meiner Einrichtung im Voraus zu thun. Meine Zumu-

*) Wer die drei Andern waren, dieß wird nirgends erwähnt.

thungen sind freilich verzweifelt naiv, aber Ihre Güte hat mich verwöhnt." —

„Den ersten Theil der Thalia werden Sie nunmehr haben, und das Urtheil über den Carlos wird ausgesprochen seyn. Doch ich will es mündlich empfangen. Hätten wir fünf uns nicht gekannt, wer weiß, ob Sie meine Bekanntschaft nicht bei der Gelegenheit des Carlos gemacht hätten." —

Schiller ging dem zu Folge nach Leipzig. Ob Huber ihn damals aufnahm, oder ob anderswo seine bescheidenen Anforderungen ihm gewährt wurden, konnten wir nicht erfahren. Er kam dort 1785 Ende des März-Monats an; nachdem sein Aufenthalt in Mannheim anderthalb Jahre gedauert hatte. Wie er dort aufgenommen worden, seine Vergnügungen, Arbeiten und Pläne sind in einem Brief an den Kammerrath Schwan, einen schon früher angeführten Buchhändler in Mannheim, geschildert. Dalberg ausgenommen, war Schwan sein erster Freund gewesen; nun war er ihm durch den nachfolgenden vertrautern Umgang und das tägliche Zusammenseyn, noch weit theurer geworden, vor allem durch den Umstand, daß Laura seine Tochter war. Man sieht es dem Briefe leicht an; daß er einen wichtigeren Zweck hatte, als das Vergnügen eine Schilderung von Leipzig zu entwerfen; er ist vom 24. April 1785 datirt.

„Sie haben das vollkommenste Recht, meines langen Stillschweigens wegen auf mich böse zu seyn, und doch kenne ich Ihre Güte schon zu sehr und rechne auf Ihre Vergebung."

„Wenn einer, in der größten Welt noch so sehr Neuling, wie ich, um die Meßzeit zum erstenmal nach Leipzig kommt, so ist es, wo nicht verzeihlich, doch wenigstens

ſehr begreiflich, daß er in den erſten Tagen über die Mannigfaltigkeiten, die durch ſeinen Kopf gehn, ſeiner ſelbſt vergißt. Dieß, theuerſter Freund, iſt beinahe bis heute mein Fall geweſen, und ich ſtehle den angenehmen Augenblick, den ich, im Geiſte, bei Ihnen zubringen darf."

„Unſere Herreiſe, wovon Ihnen Hr. Goetz eine umſtändliche Beſchreibung machen wird, war die fatalſte, die man ſich denken kann. Moraſt, Schnee und Gewäſſer waren die drei ſchlimmſten Feinde, die uns wechſelsweiſe peinigten, und ob wir gleich von Bach an, immer zwei Vorſpannpferde gebrauchen mußten, ſo wurde doch unſere Reiſe, die Freitags beſchloſſen ſeyn ſollte, bis auf den Sonntag verzögert. Man behauptet auch durchgängig, daß die Meſſe durch die abſcheulichen Wege merklich gelitten habe; wenigſtens iſt, ſelbſt in meinen Augen, das Gedränge von Verkäufern und Käufern weit unter der Beſchreibung, die man mir im Reiche davon gemacht hat." —

„Ich habe in der erſten Woche meines Hierſeyns ſchon unzählige Bekanntſchaften gemacht, worunter mir Weiße, Oeſer, Hiller, Zollikofer, der Profeſſor Huber, Jünger, der berühmte Schauſpieler Reinike, einige hieſige Kaufmannshäuſer, und einige Berliner die intereſſanteſten ſind. Man kann, wie Sie ſelbſt wiſſen, zu Meßzeiten eigentlich niemand ganz genießen, und die Aufmerkſamkeit auf Einzelne verliert ſich in dem Getümmel."

„Meine angenehmſte Erholung iſt bisher geweſen, Richter's Kaffeehaus zu beſuchen, wo ich immer die halbe Welt Leipzigs beiſammen finde, und meine Bekanntſchaften mit Einheimiſchen und Fremden erweitere."

„Man hat mir von verſchiedenen Orten ſehr verführe-

rische Einladungen nach Berlin und Dresden gemacht, denen ich schwerlich wohl widerstehen werde. Es ist so eine eigne Sache mit einem schriftstellerischen Namen, bester Freund. Die wenigen Menschen von Werth und Bedeutung, die sich einem bei einer solchen Veranlassung darbieten, und deren Achtung einem Freude gewährt, werden nur allzusehr durch den fatalen Schwarm derjenigen angewogen, die wie Schmeißfliegen um Schriftsteller herumsummen, einen wie ein Wunderthier angaffen, und sich obendrein gar einiger vollgekleckſten Bogen wegen, zu Collegen aufwerfen. Vielen wollte es gar nicht zu Kopfe, daß ein Mensch, der die Räuber gemacht hat, wie andere Mutterſöhne aussehen solle. Wenigstens rundgeschnittene Haare Courierstiefeln und eine Hetzpeitsche hätte man erwartet." —

„Man pflegt hier in vielen Familien den Sommer über auf den benachbarten Dörfern zu campiren, und das Landleben zu genießen. Ich werde auch einige Monate in dem Orte Gohlis zubringen, der nur eine Viertelstunde von Leipzig entlegen ist, und wohin ein sehr angenehmer Spatziergang durch das Rosenthal führt. Hier bin ich Willens sehr fleißig zu seyn, an dem Carlos und der Thalia zu arbeiten, und, was Ihnen vielleicht das Angenehmste zu hören seyn wird, unvermerkt mich wieder zu meiner Medicin zu bekehren. Ich sehne mich ungeduldig nach dieser Epoche meines Lebens, wo meine Aussichten gegründet und entschieden seyn werden, und wo ich meiner Lieblingsneigung blos zum Vergnügen nachhängen kann. Ueberdem habe ich ja die Medicin ehemals con amore studirt — sollte ich das jetzt nicht um so mehr können?" —

„Sehen Sie, bester Freund, das könnte Sie allen-

falls von der Wahrheit und Festigkeit meines Vorsatzes überzeugen; dasjenige aber, was Ihnen die vollkommenste Bürgschaft darüber leisten dürfte; was alle Ihre Zweifel an meiner Standhaftigkeit verbannen muß, hab' ich noch bis auf diese Minute verschwiegen. Jetzt oder nie muß es gesagt seyn. Nur meine Entfernung von Ihnen giebt mir den Muth, den Wunsch meines Herzens zu gestehen. Oft genug, da ich noch so glücklich war, um Sie zu seyn, oft genug trat dieß Geständniß auf meine Zunge; aber immer verließ mich meine Herzhaftigkeit, es herauszusagen. Bester Freund, Ihre Güte, Ihre Theilnahme, Ihr vortreffliches Herz haben eine Hoffnung in mir begünstigt, die ich durch nichts, als Ihre Nachsicht und Freundschaft, zu rechtfertigen weiß. Mein freier, zwangloser Zutritt in Ihrem Hause gab mir Gelegenheit, Ihre liebenswürdige Tochter ganz kennen zu lernen, und die freimüthige, gütige Behandlung, deren Sie beide mich würdigten, verführte mein Herz zu dem kühnen Wunsche, Ihr Sohn seyn zu dürfen. Meine Aussichten sind bis jetzt unbestimmt und dunkel geblieben; nunmehr fangen sie an, sich zu meinem Vortheile zu verändern. Ich werde mit jeder Anstrengung meines Geistes dem gewissen Ziel entgegen gehen; urtheilen Sie selbst, ob ich es erreichen kann, wenn der angenehmste Wunsch meines Herzens meinen Eifer unterstützen wird."

„Noch zwei kleine Jahre, und mein ganzes Glück wird entschieden seyn. Ich fühle es, wie viel ich begehre, wie kühn, und mit wie wenigem Recht ich es begehre. Ein Jahr schon ist es, daß dieser Gedanke meine Seele beschäftigte, aber meine Hochachtung für Sie und Ihre vortreffliche Tochter war zu groß, als daß ich einem Wunsche hätte Raum geben können, den ich damals durch nichts

unterſtützen konnte. Ich legte mir die Pflicht auf, Ihr Haus ſeltner zu beſuchen, und in der Entfernung Zerſtreuung zu finden; aber dieſer armſelige Kunſtgriff gelang meinem Herzen nicht.“—

„Der Herzog von Weimar war der erſte Menſch, dem ich mich eröffnete. Seine zuvorkommende Güte und die Erklärung, daß er an meinem Glücke Antheil nehme, brachten mich dahin, ihm zu geſtehen, daß dieſes Glück auf einer Verbindung mit Ihrer edlen Tochter beruhe, und er freute ſich meiner Wahl. Ich darf hoffen, daß er mehr handeln wird, wenn es darauf ankommt, durch dieſe Verbindung mein Glück zu vollenden.“—

„Ich ſetze nichts mehr hinzu, als die Verſicherung, daß vielleicht hundert Andere Ihrer guten Tochter ein glänzenderes Loos anbieten können, als ich in dieſem Augenblick ihr verſprechen kann; aber ich leugne, daß eines andern Herz ihr würdiger ſeyn wird. Von Ihrer Entſcheidung, der ich mit Ungeduld und furchtſamer Erwartung entgegenſehe, hängt es ab, ob ich es wagen darf, ſelbſt an Ihre Tochter zu ſchreiben. Leben Sie wohl, ewig geliebt von Ihrem ꝛc. ꝛc.

Was dieſen wichtigen Vorſchlag betrifft, haben wir keine weitern Nachrichten mitzutheilen, als daß die uns intereſſirenden Perſonen ſich nicht heiratheten, und nicht aufhörten, Freunde zu ſeyn. Daß Schiller die Erlaubniß erhielt, um die er am Schluſſe erſucht, wird uns aus andern Quellen klar. Drei Jahre ſpäter lieſt man in einem Brief an denſelben Freund noch deutliche Anſpielungen auf ſeine älteſte Tochter; und was noch ſeltſamer iſt, daß er darin ſein Schweigen gegen ſie entſchuldigt. Schiller's Lage zu jener Zeit war freilich ſo geſtaltet, daß ſie jeden Gedanken einer baldigen Heirath von ſelbſt

verbot; wahrscheinlich begann, in der Hoffnung einer noch fernen Aussicht darauf, ein Briefwechsel zwischen ihm und Laura; und ehe der ersehnte günstige Glückswechsel gekommen, hatten sie, von andern Gegenständen angezogen, Eins des Andern im Wirbel des Lebens verloren, ja sogar aufgehört das Wiederfinden als wünschenswerth zu betrachten.

Schiller's medicinische Projekte hatten, so wie manche andere, die er entwarf, keinen weitern Erfolg. In den Momenten großer Sorgen, bei dem Schwanken seines Geschickes schwebte der Gedanke an seinen früheren Beruf wie ein Anhaltepunkt, zu welchem er in Zeiten der Noth seine Zuflucht nehmen könne, in weiter Ferne seiner Seele vor. Allein die Literatur war mit seinen Gaben, seiner Art zu seyn, zu innigst verwebt, als daß jener ernstlich in Anschlag kommen konnte; auch waren es nur kurze Zwischenräume, wo die Freude, sich ihr ausschließend zu weihen, durch ihre Mühseligkeiten überwogen schien. Er bedurfte eines sicherern Einkommens, als seine Schriftstellerei ihm verschaffen konnte; allein er wünschte es von einem, seinem Lieblings-Studium weniger fremdartigen, Fache zu ziehen. Nachdem er Stuttgart verlassen, war er nie mehr praktischer Arzt. Er beschloß jetzt, zu was er auch nachmals sich bestimmen möge, seinen Carlos zu vollenden, durch dessen lange zuvor vollendete Hälfte in der Thalia*) schon der Fehde-Handschuh in die Welt der Kritik geworfen war.

Bei dieser seiner Hauptbeschäftigung, Gohlis oder Leip-

*) Wieland's etwas hartes und nicht allzu billiges Urtheil findet sich in der Schrift: „Wieland, geschildert von J. G. Gruber." Bd. II. S. 571.

zig zum Aufenthaltsorte und einen Kreis auserwählter Freunde zur Unterhaltung habend, floſſen Schiller's Tage recht angenehm dahin. Sein „Lied an die Freude" eins ſeiner geiſtigſten und ſchönſten lyriſchen Produkte, ward hier gedichtet; es ſpricht ein Gemüth aus, welches ſelbſt in ſeiner Freude ſtürmiſch iſt, und von inniger heftiger Bewegung überſtrömt.

Doch die Liebe zur Veränderung iſt auf dem großen Unterſchied, der zwiſchen der Vorſtellung und der Wirklichkeit eines Dinges liegt, begründet; ſie wird den Menſchen nicht verlaſſen bis zu dem Alter, wo die Gewohnheit ſtärker als das Verlangen iſt, und wo die Ahnung ſich nicht mehr ſo ſchnell zur Hoffnung umwandelt. Schiller fand, daß ſein Etabliſſement in Leipzig, obgleich höchſt angenehm während ſeiner Dauer, ſeinen ſpätern Abſichten nicht entſprechen würde, er gab alſo der lockenden Einladung nach, und ging Ende des Sommers nach Dresden. In dieſer Stadt lebten Einige ſeiner Bewunderer; Viele, die nur ſeinen Ruhm bewunderten, und einige Wenige, die ihn ſelbſt liebten. Unter den Letztern verdient der Appellationsrath Körner beſonderer Erwähnung*). Schiller fand in ihm einen wahren Freund, und in ſeinem Hauſe eine Heimath; er theilte ſeine Zeit zwiſchen Dresden und dem nahe dabei gelegenen Loſchwitz, wo jener Freund einen Sommer-Aufenthalt hatte. Hier war es, wo Don Carlos, deſſen Druck während dieſer Zeit in Leipzig vorrückte, vollendet, und die letzte Feile

*) Das gut geſchriebene Leben Schiller's vor der Stuttgarter und Tübinger Ausgabe ſeiner Werke iſt von dieſem Körner.

ich hab' eure und meiner Leute Meynung vernommen; nun will ich euch die meinige sagen, welche dahin geht. Verlasse ich das Schiff, auf welchem sich wohl fünfhundert Menschen befinden, so werden diese aus Furcht vor Lebensgefahr auf der Insel Cypern bleiben. Denn da ist niemand, dem nicht sein Leben eben so lieb seyn sollte, als mir das meinige ist; diese nun werden vielleicht niemahls in ihr Vaterland zurückkommen. Lieber will ich daher mich selbst und meine Kinder in Gottes Hand befehlen, als die vielen Leute, die sich hier auf dem Schiffe befinden, in solche Noth versetzen."

In welche große Noth der König die Leute, die auf dem Schiffe waren versetzt haben würde, kann man sehen an Olivier von Termes, der sich auch auf dem Schiffe des Königs befand. Es war einer von den muthvollsten Männern, die ich gesehen, und hatte sich im heiligen Lande gar stattlich gehalten. Dieser wagt' es nicht, mit uns auf dem Schiffe zu bleiben, aus Furcht zu ertrinken, sondern er blieb in Cypern. Nun verging über anderthalb Jahre, bis er wieder zum König gelangte; und er war doch ein angesehener und reicher Mann, der seine Ueberfahrt sehr gut bezahlen konnte. Nun denke man sich, wie es den geringern Leuten würd' ergangen seyn, die nichts zu bezahlen hatten, da es einem solchen Manne so schwer wurde.

Aus dieser Gefahr, aus welcher uns Gott errettete, geriethen wir bald in eine andere. Denn der Wind, der uns gegen Cypern und dahin getrieben hatte, wo wir fast ertrunken wären, erhob sich so stark und fürchterlich, daß er uns mit Ungestüm nach der Insel Cypern trieb. Die Schiffleute warfen

an ihn gelegt wurde *). Im Jahr 1786 erſchien er im Druck.

Die Geſchichte des Don Carlos ſcheint ſich ganz beſonders für das Drama zu eignen. Das große Schauſpiel; einen königlichen Jüngling von ſeinem Vater zum Tode verurtheilt zu ſehen, wovon unſere europäiſchen An-

*) Im 10. Bde. der Wiener Ausgabe befinden ſich einige ſcherzhafte Verſe, faſt der einzige Verſuch im Komiſchen, deren Aufſchrift dem Inhalt entſpricht: „Unterthänigſtes Promemorium an die wohledle Waſchdeputation, von einem niedergeſchlagenen Trauerſpiel-Dichter zu Loſchwitz.“ Die erſten Acte des Don Carlos wurden bereits bei Göſchen in Leipzig gedruckt, und der Dichter, den die Vollendung des Werkes drängte, ſah ſich genöthigt von einer Landfahrt, die die Körnerſche Familie an einem ſchönen Herbſttage machte, zurück zu bleiben. Unglücklicher Weiſe hatte die Frau Appellationsräthin, in der Meinung Schiller fahre mit, alle Schränke und Keller zuſchließen laſſen. Schiller ſah ſich ohne Speiſe und Trank, ja ſogar ohne Holz, und machte, doppelt entrüſtet über das Plätſchern der Wäſche unter ſeinem Fenſter, ein höchſt drolliges Gedicht. Die erſten drei Verſe lauten folgendermaßen:

„Die Wäſche klatſcht vor meiner Thür,
„Es plärrt die Küchenzofe,
„Und mich, mich führt das Flügelthier
„Zu König Philipps Hofe.“
„Ich eile durch die Gallerie
„Mit ſchnellem Schritt, belauſche
„Dort die Prinzeſſin Eboli
„Im ſüßen Liebesrauſche.“
„Schon ruft das ſchöne Weib Triumph!
„Schon hör ich — Tod und Hölle!
„Was hör' ich — einen naſſen Strumpf
„Geworfen in die Welle.“—

nalen glücklicherweiſe kein anderes Beiſpiel liefern, iſt ſo tragiſch als nur eins erfunden werden kann. Der Charakter dieſes Jünglings, die Miſchung von Bigotterie, Eiferſucht und Liebe und allen den andern heftigen Leidenſchaften, welche ſein Schickſal herbeiführten, geben eine Zuſammenſtellung von Situationen, die an ſich ſelbſt ſo unendlich rührend, und zur Baſis höchſt anziehender Dichtung vortrefflich berechnet ſind. Dem zufolge iſt dieſes Thema nicht vernachläſſigt worden. Carlos iſt der Gegenſtand vieler Dichter geweſen, vorzüglich ſeit der Zeit, da ſeine Lebensgeſchichte, die uns der Abbé St. Réal berichtete, in lebendigern Farben zur Anſicht jedes Schriftſtellers, ja faſt jedes Leſers dargeſtellt wurde.

Der Abbé St. Réal war ein geſchickter Künſtler in der hiſtoriſchen Novelle, dieſer halbgelehrten Klaſſe der Dichtung; im Laufe ſeiner Forſchungen boten ſich ihm dergleichen Stoffe dar; und indem er das, was die Geſchichtſchreiber nur in Skizzen ihm hinterlaſſen hatten, nach ſeiner Fantaſie ausfüllte, erweiterte und verſchönerte, Manches unterdrückte, Anderes heraushob, arbeitete er das Ganze in eine kleine wunderbare Erzählung um, welche ſich durch all' die Harmonie, den Schmelz der Grazie, die kräftigen Beſchreibungen und ſcharfſinnigen Gedanken auszeichnete, die ſeine übrigen Schriften charakteriſiren. Dieſer franzöſiſche Salluſt, wie ſeine Landsleute ihn genannt haben, iſt manchem dramatiſchen Autor von groſſem Nutzen geweſen. Seine Verſchwörung gegen Venedig hat den Ottway die Umriſſe zu ſeiner beſten Tragödie gegeben. Epicaris iſt mehr denn einmal auf der Bühne erſchienen. Don Carlos iſt faſt in allen Sprachen Europens dramatiſch behandelt worden. Den des Ottway abgerechnet, der ſo groſſes Aufſehen durch ſein Er-

ſcheinen mochte, war er der Gegenſtand noch vieler Tragödien, von denen die meiſten zur ewigen Ruhe eingegangen; einige andere auf dem Wege dahin ſind; nur zwei unter ihnen ſcheinen Jahrhunderte überleben zu wollen. Schiller und Alfieri haben ihren Plan aus St. Réal gezogen; der Erſtere hat ihn weiter ausgedehnt und hinzugefügt; der Letztere zuſammengedrängt und abgekürzt.

Schiller's Carlos iſt das erſte ſeiner Schauſpiele, welches den Stempel voller Reife trägt. Die Gelegenheit, deren er ſich ſeitdem erfreute, ſeine Kenntniß der Menſchen und der Dinge überhaupt zu erweitern, die fleißige Uebung der dramatiſchen Zuſammenſtellung, das Studium einer reinern Moral, alles dies hatte ſeine volle Wirkung nicht verfehlt. Der Zuwachs der Jahre hatte dabei etwas für ihn gethan. Die Aufwallung der erſten Jugend war nun zur feſten Energie des Mannes geläutert, der edle Enthuſiaſt, der ſich gegen die Verirrungen der Welt empörte, der erleuchtete Moraliſt geworden, der ihre Nothwendigkeit beklagt, oder Heilmittel dagegen zu finden ſich beſtrebt. Eine, dem entſprechende Veränderung in der äußern Geſtaltung des Werkes, in ſeinem Plan und ſeiner Diktion iſt klar zu ſehen. Der Plan iſt mit größerem Scharfſinn angelegt und umfaßt die Reſultate eines großen Studiums, ſo wohl im hiſtoriſchen, als im dramatiſchen Fache; die Sprache iſt in ungereimten Verſen, keine Proſa wie in den frühern Werken. Die Diction iſt regelmäßiger und ſorgſamer ausgearbeitet, weniger ſichtlich nach dem Zweck ſtrebend, doch ſicherer ihn zu erreichen. Schiller's Geiſt hatte nun die volle Reife erlangt; er dachte und empfand richtiger, er konnte ſeine Empfindungen und Gedanken jetzt beſſer ausſprechen. Das eine Verdienſt, welches

wir im Fiesko bemerkten: die Treue und Wahrheit nämlich, mit welcher die Handlung uns vor die Augen gebracht wird, ist in viel höherem Grade in Carlos sichtbar. Der spanische Hof am Ende des sechzehnten Jahrhunderts; seine kalten strengen Förmlichkeiten; seine grausamen, bigotten, hochmüthigen Granden, seine Inquisitoren und Priester; und Philipp, sein Oberhaupt, der Inbegriff all' seiner guten und schlechten Eigenschaften, sind alle mit ihren wechselseitig eingreifenden Interessen, mit wundervoller Klarheit und Geschicklichkeit dargestellt. Auch zeigt er uns nicht nur die Oberfläche ihrer Handlungsweise; wir werden über den ganzen Mechanismus ihres Charakters belehrt, so wie er auch in Handlungen uns vorgeführt wird. Der felsenherzige Despot muß ganz ins besondere das Studium des Autors in Anspruch genommen haben. An Verstand beschränkt, erstorben in seinen Neigungen, von seiner Geburt an Europens Beherrscher, hat Philipp sein ganzes Leben lang nicht unter Menschen, sondern außer ihnen gelebt. In sich selbst verschlossen, fremd jeder wohlwollenden, freundlichen Empfindung, hatte sein finsterer Geist kein anderes Geschäft, als dessen Stolz zu steigern; keine andere Freude, als seinen Herrscherwillen erfüllt zu sehen. Der Aberglaube, welcher mit dieser angebornen Richtung übereinstimmte, hatte ihre Kraft vermehrt, doch war es nicht leicht möglich sie hassenswerther zu machen; er leiht ihr eine Art von Heiligkeit in seinen eignen Augen, und selbst eine gewisse gräßliche Erhabenheit in den unsern. Philipp ist nicht ohne alle Größe, nämlich jene einer unbeschränkten äußern Macht, eines in seinen Aussprüchen unerschütterlichen Willens, die zwar durch falsche, aber einmal unwandelbar bestehende Grundsätze geleitet sind. Sein ganzes Wesen ist wild, ernst und

öde; allein es iſt alles dieß ganz ſein eigen und ſcheint nur ihm anzupaſſen. Wir haſſen und fürchten ihn; doch der Dichter hat dafür geſorgt, ihn vor Verachtung zu ſchützen.

Der Charakter des Carlos iſt der Gegenſatz ſowohl von jenem ſeines Vaters, als auch von deſſen Geſchick. Man kann ſich wohl kaum eine Lage denken, welche mehr die Theilnahme und Rührung in Anſpruch nimmt, als die des jungen, hochherzigen, vom Schickſal verfolgten Prinzen. Vom Knabenalter an war ſein Gemüth auf die wichtigſten Dinge gerichtet; er betrachtete jene königliche Größe, die ſeine reiferen Jahre erwartete, nur als ein Mittel, jene Pläne für Menſchenwohl auszuführen, die ſeine großmüthige Seele unabläſſig beſchäftigten. Seines Vaters Gemüthsſtimmung und der Charakter des ganzen Hofes, die beide die Ausbildung jener Ideen nicht begünſtigten, hatten ſeinen Gefühlen den Reiz des Geheimniſſes beigeſellt. Er lebte nur in der Erwartung, und wir lieben ihn um ſo mehr, weil, ſo ſehr er auch Ruhm und Glück verdiente, ihm nur von beiden die Hoffnung ward. Tage des Glücks ſchienen jedoch ſich ihm zu nahen. Von der Gemeinſchaft der Alba's und Domingo's, unter welchen er als ein Fremder lebte, ausgeſchloſſen, ſollte ihm das ſchönere Loos der Verbündung mit einem weit theurern Weſen werden; Eliſabeth's Liebe ſchien ihn ſelbſt von der Zukunft unabhängig zu machen, die ſie doch mit ſo ſchönen Farben vor ſeine Seele geſtellt. Doch in einem Augenblick iſt ſie durch die ſchrecklichſte aller Heimſuchungen ihm entriſſen; ſeine Braut wird ſeine Mutter; und der Streich des Schickſals, der ſie ihm raubt, iſt um ſo tödtlicher, weil, indem er ihn für immer vernichtet, auch jede Klage dagegen als Kirchenraub betrachtet und ſelbſt durch die Macht des Schickſals nicht mehr geändert werden kann. Carlos, ſo wie der

Dichter ihn darſtellt, ruft unſer zärtlichſtes Mitgefühl auf. Seine Seele war einſt reich und ſtrahlend, gleich Edens Garten; allein der ſengende Wind iſt darüber hingefahren und hat ihn durch Giftthau verheert. Verzweiflung hat die ſchönen Ideale ſeiner Jugend überſchattet; oder wenn er ja noch hofft, iſt es nur ein Schimmer des Wahnſinns, welcher oft noch gräßlicher als ſelbſt die ſtrenge Pflicht, in kalter Todesnacht verlöſcht. Die hohe Kraft ſeiner Seele überlebt dieß, nur um ſich in wilden Stürmen der Leidenſchaft oder zweckloſer Verachtung Luft zu machen. Es liegt eine ergreifend rührende Ironie in den Ausdrücken der bittern Schwermuth, die auf ihm laſtet; in der Unwandelbarkeit ſeines Elendes, in welchem er jetzt auf die dahin geſchwundenen Träume früherer Jahre zurückſieht; ſo wie in den ſtolzen Aufwallungen oder in den traurigen Pauſen des Entſchluſſes, der jetzt ihn treibt das Verlorne einzuholen, und bald wieder in Ohnmacht dahin ſtirbt, da Natur und Vernunft ihm zurufen, daß dem nicht abgeholfen werden kann und darf.

Mit eben ſo meiſterhafter Hand iſt Eliſabeth gleich rührend und anziehend dargeſtellt. Wenn ſie die Leidenſchaft ihres liebenswürdigen und einſt mit ihr verſprochenen Geliebten theilt, ſo errathen wir dieß nur; denn ihrer fleckenloſen, ſanften Seele wäre auch die Ahnung eines ſo gräßlichen Gedankens nicht gekommen. Allein ihr Herz blutet für Carlos, und wir ſehen, daß, verböten es ſelbſt ihr nicht die heiligſten Gefühle der Menſchheit, ſie kein Opfer ſcheuen würde, um ihm ſeinen Seelen-Frieden wieder zu geben. Sie ſtrebt durch ihr ſanftes Wirken, den Kampf derſelben zu beruhigen; mit ihrer unwiderſtehlichen Beredſamkeit ſucht ſie ihn zu überzeugen, daß einem Don Carlos andere Gegenſtände bleiben,

wenn auch alle Hoffnungen ſeines perſönlichen Glückes ihm genommen ſind; ſie möchte ſeine Liebe für ſie in eine Liebe für Millionen Weſen umwandeln, deren Schickſal von dem ſeinigen abhängt. Einer zarten Veſtalin gleich ſteht ſie da, doch mit der Klugheit einer Königin und dem Muth einer Matrone; jede anmuthige und edle Eigenſchaft des Weibes harmoniſch in ihrem Weſen vereinend, lebt ſie unter einem ihr fremden Himmelsſtriche; das Glück, deſſen ſie genießen ſollte, iſt unerreichbar fern; vom Jammer, den ſie erdulden muß, iſt ſie rings umſchloſſen. Dennoch hört man keine Klage von ihr; allein ſie ſtrebt in der Erfüllung der Pflicht ſelbſt den Erſatz für die unheilbaren Uebel, die dieſe ihr auflegte, zu finden. Manche tragiſche Königin iſt wohl majeſtätiſcher, Ehrfurcht gebietender, als Schiller's Eliſabeth; allein keine giebt es, die mit einer ſanften echt weiblichen Macht ſo uns beherrſchte; keine, welche zu lieben und zu ehren wir uns gleich angezogen fühlten.

Die Tugenden der Eliſabeth werden durch den Vergleich mit den Grundſätzen und Handlungen ihrer Begleiterin, der Prinzeß Eboli noch erhöht. Der Charakter der Eboli iſt voller Eitelkeit und Wortgepränge; Seelengröße und Aufopferung führt ſie im Munde, ein Schatten derſelben ſchwebt ſogar ihrer Fantaſie vor, doch kommen ſie bei ihr nicht aus dem Herzen; Stolz, Eigenliebe, verbotene Leidenſchaften wohnen darin; ihr hochmüthiges Prahlen mit großartigen Geſinnungen, iſt ſchnell vergeſſen, ſobald ihre Zuneigung zu Carlos hoffnungslos wird; ſobald die Gluth einer ſelbſtſüchtigen Liebe einmal in ihrem Herzen erſtirbt, betrachtet ſie den Gegenſtand derſelben nur mit niedrigen Gefühlen; ſobald die Tugend ſich nicht länger mit ihrem Vortheil verträgt, hört ſie auf

tugendhaft zu seyn; der Uebergang von einer zurückgewiesenen Geliebten zu einem eifersüchtigen Spion ist bei ihr sehr natürlich und leicht; und dennoch kann man die Fürstin nicht hassen; ihr Wesen athmet eine verführende Gluth, und Grazie umgiebt sie; daher beklagen wir ihre Laster mehr, als wir sie verdammen. Der Dichter hat hier die schwere Aufgabe gelöst: sie trotz ihrer Falschheit doch höchst anziehend darzustellen.

In dem Entwurfe der Eboli und Philipp's scheint uns Schiller gegen seine eigne Natur angekämpft zu haben; unser Gefühl ist gegen beide schwerlich so streng, als er es beabsichtigte; ihre Worte und Thaten, vorzüglich des Letztern, sind bösartig und zurückstoßend genug; allein wir nähren dabei eine heimliche Ueberzeugung, daß sie es besser meinten als sie sprachen und handelten. Eine weit genialere Aufgabe war ihm der Marquis Posa. Dieser Posa, wie leicht zu sehen, war Schiller's Repräsentant; wie innige Liebe zu den Menschen bei ihm herrschende Leidenschaft ist, so lebte sie auch in seinem Autor; mit eben solchem Feuer der Beredsamkeit, wie er die Sache der Wahrheit, des Rechtes und der Menschlichkeit vertheidigt, würde auch Schiller in ähnlicher Lage es gethan haben. In gewisser Hinsicht ist Posa der Haupt-Charakter des Stücks. In dem Zweck, dem er sich widmet, so wie in den Gefühlen, und großen Fähigkeiten, durch welche er ihn ausführt, liegt etwas erhaben Herrliches. Von hohem Geist, von kühnem frommen Sinn, sind alle seine Seelenkräfte auf einen einzigen Punkt vereint. Selbst die auf Gleichheit der Seele begründete Freundschaft zu Carlos, so treu sie auch ist, scheint dennoch in dieser übermächtigen Empfindung, dem Eifer für das allgemeine Wohl der Menschen,

ſich zu verlieren. Strebend mit all' ſeiner Kraft des Gedankens, und der Thätigkeit, das Glück und die heiligen Rechte ſeiner Mitgeſchöpfe zu befördern; dieſen edlen Zweck mit all' der Klugheit und Würde, die er erheiſcht, verfolgend, iſt ſeine Seele zugleich unermüdet, voller Ernſt und heiter zugleich. Er iſt ein zweiter Carlos, nur um etwas älter, mit mehr Erfahrung, und nicht wie Jener durch hoffnungsloſe Liebe getäuſcht. Im Poſa iſt eine ſtille Größe, die kein Zufall des Geſchicks zu erſchüttern vermag. Sey es, daß er den ſchon faſt verlornen Carlos zu neuer Thätigkeit ermuntert, oder ſeine Stimme zum Ohr des Tyrannen oder Inquiſitors erhebt, oder vom Leben Abſchied nimmt mitten unter den ſich weit vor ihm ausbreitenden nur halb ausgeführten Plänen, überall erblicken wir dieſelbe ruhige Seelengröße, dieſelbe unerſchrockene Faſſung; als die tödtliche Kugel ihn trifft, ſtirbt er, mit der Sorge für Anderer Wohl auf ſeinen Lippen. Er iſt ein Reformator, der vollkommenſte in ſeiner Art, kein Aufrührer, ſondern ein beſonnener entſchloſſener Verbeſſerer. Sein Enthuſiasmus bricht nicht in Heftigkeit aus, ſondern er zeigt ſich in männlicher, erleuchteter Kraft; ſeine Beredſamkeit rührt das Herz, ſeine erhabene Philoſophie überzeugt den Verſtand. Es liegt etwas ſo erhaben Großes in ſeinen Gedanken und Anſichten, deren Schönheit auch ohne den Schmuck ihrer Einkleidung, ſich dem Gemüth tief eingeprägt. Die Poeſie kann nur wenige, ſo geiſtig erhebende Stellen liefern, als Poſa's letzte Bothſchaft an Carlos durch die Königin. Die Gewißheit ſeines Todes ſcheint ſeine Seele mit einer Art Märtyrer-Glorie zu umſtrahlen, er iſt bis zur Entzückung entflammt und ſpricht mit hinreißender Gewalt. Die rührende Tiefe dieſer Zeilen:

„Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann seyn wird.“

ist oft bewundert worden, und diese Scene hat deren mehre aufzuweisen.

Die Zusammenkunft mit Philipp ist nicht weniger vortrefflich. Es liegt so etwas originell Wunderbares in der Idee, dem kalten einsam stehenden Tyrannen „den einzigen Mann aus allen seinen Staaten, der seiner nicht bedarf,“ entgegen zu stellen; einmal doch die Stimme der echt männlichen Kraft in der finstern Behausung der Sklaverei und Priesterlist zu erheben, daß wir die größere poetische Freiheit, die sie hervorbrachte, wohl verzeihen können. Philipp und Posa sind in jeder Hinsicht Antipoden. Philipp hält seinen neuen Lehrmeister für einen „Protestanten;“ diese Beschuldigung lehnt Posa mit ruhiger Würde ab; sein Zweck war nicht Trennung der Meinungen, und Streit, sondern Einigkeit und friedliche, stufenweise Verbesserungen. Posa erkennt den Charakter Philipp's sehr richtig, darum versucht er es nicht einmal in seinem öden Herzen das Gefühl für den einzig wahren Ruhm oder das Interesse seiner Nebenmenschen zu erwecken; er greift seine Selbstsucht, seinen Stolz an, zeigt ihm, wie klein und erbärmlich ein, auch mit zufälliger Pracht noch so sehr ausgeschmückter Thron sey, wenn er auf Sklaverei begründet, wenn er von der Liebe und der Theilnahme aller Wesen ausgeschlossen ist.

Wir geben lieber hier die ganze Scene. Ist sie auch bei Weitem nicht die schönste des Stückes, so ist sie doch am besten geeignet, hier im Auszuge zu stehen.

dagegen die Anker aus; doch konnten sie das Schiff nicht fest halten, ohnerachtet sie deren fünf ausgeworfen hatten.

Die Wände im Gemache des Königs mußten niedergelegt werden; und da war niemand, der darin zu bleiben wagte, aus Furcht vom Winde ins Meer geworfen zu werden. Der Connetable von Frankreich, Herr Aegidius le Brun, und ich, wir schliefen im Zimmer des Königs. Da machte die Königinn die Thür auf, in der Meynung den König in der seinigen zu finden. Ich fragte sie, in welcher Absicht sie käme. Sie erwiederte, sie komme, um mit dem König von einer Wallfahrt zu sprechen, die er Gott oder seinen Heiligen geloben möchte, auf daß uns Gott von der Gefahr befreyte, in welcher wir schwebten; denn die Schiffsmänner hätten gesagt, wir wären in Gefahr zu ertrinken. Ich gab ihr zur Antwort: „Dame! gelobt eine Wallfahrt zum heiligen Niklas von Warangeville, und ich bin euch Bürge für ihn, daß Gott euch, und den König und eure Kinder wieder nach Frankreich bringen wird.“ — „Seneſcha!! erwiederte sie, ich würde das wahrlich sehr gern thun; allein der König ist mir immer so entgegen, daß wenn er erführe, ich hätte das ohne seine Beystimmung gelobt, er mich niemahls würde ziehen lassen.“ — „So thut denn, sagte ich, wenigstens dieses, daß Ihr, auf den Fall, wenn Euch Gott wieder nach Frankreich bringen werde, ihm ein silbernes Schiff von fünf Mark gelobet, für den König, für Euch, und für eure Kinder; und ich bin Euch Bürge, Gott werde Euch nach Frankreich zurück bringen; denn ich habe dem heiligen Niklas gelobt, wenn er uns aus der Gefahr erlößte, in welcher wir die Nacht über geschwebt, von Joinville aus zu

Fuß

„Der König und Marquis von Posa.

(Dieser geht dem Könige, sobald er ihn gewahr wird, entgegen, und läßt sich vor ihm auf ein Knie nieder, steht auf und bleibt ohne Zeichen der Verwirrung vor ihm stehen).

König
(betrachtet ihn mit einem Blick der Verwunderung).
Mich schon gesprochen also?

Marquis.
Nein.

König.
Ihr machtet
Um meine Krone euch verdient. Warum
Entziehet ihr euch meinem Dank? In meinem
Gedächtniß drängen sich der Menschen viel.
Allwissend ist nur Einer. Euch kams zu,
Das Auge eures Königes zu suchen.
Weswegen thatet ihr das nicht?

Marquis.
Es sind
Zwei Tage, Sire, daß ich ins Königreich
Zurück gekommen.

König.
Ich bin nicht gesonnen
In meiner Diener Schuld zu stehn — Erbittet
Euch eine Gnad!

Marquis.
Ich genieße die Gesetze.

König.
Dieß Recht hat auch der Mörder.

Marquis.

Wie viel mehr
Der gute Bürger! — Sire, ich bin zufrieden.

König (für ſich).

Viel Selbſtgefühl und kühner Muth, bei Gott!
Doch das war zu erwarten — Stolz will ich
Den Spanier. Ich mag es gerne leiden,
Wenn auch der Becher überſchäumt — Ihr tratet
Aus meinen Dienſten, hör ich?

Marquis.

Einem Beſſern
Den Platz zu räumen, zog ich mich zurück.

König.

Das thut mir leid wenn ſolche Köpfe feiern,
Wie viel Verluſt für meinen Staat — Vielleicht
Befürchtet ihr, die Sphäre zu verfehlen,
Die eures Geiſtes würdig iſt.

Marquis.

O nein!
Ich bin gewiß, daß der erfahrne Kenner,
In Menſchenſeelen, ſeinem Stoff, geübt,
Beim erſten Blicke wird geleſen haben,
Was ich ihm taugen kann, was nicht. Ich fühle
Mit demuthsvoller Dankbarkeit die Gnade,
Die Eure königliche Majeſtät
Durch dieſe ſtolze Meinung auf mich häufen;
Doch —

(Er hält inne).

König.

Ihr bedenket euch?

Marquis.

Ich bin — ich muß
Geſtehen, Sire — ſogleich nicht vorbereitet,
Was ich als Bürger dieſer Welt gedacht,
In Worte Ihres Unterthans zu kleiden. —
Denn damals, Sire, als ich auf immer mit
Der Krone aufgehoben, glaubt' ich mich
Auch der Nothwendigkeit entbunden, ihr
Von dieſem Schritte Gründe anzugeben.

König.

So ſchwach ſind dieſe Gründe? Fürchtet ihr
Dabei zu wagen?

Marquis.

Wenn ich Zeit gewinne,
Sie zu erforſchen, Sire — mein Leben höchſtens.
Die Wahrheit aber ſetz' ich aus, wenn Sie
Mir dieſe Gunſt verweigern. Zwiſchen Ihrer
Ungnade und Geringſchätzung iſt mir
Die Wahl gelaſſen — Muß ich mich entſcheiden,
So will ich ein Verbrecher lieber als
Ein Thor von Ihren Augen gehen.

König (mit erwartender Miene).

Nun?

Marquis.

— Ich kann nicht Fürſtendiener ſeyn.

(Der König ſieht ihn mit Erſtaunen an.)

Ich will
Den Käufer nicht betrügen, Sire. — Wenn Sie
Mich anzuſtellen würdigen, ſo wollen
Sie nur die vorgewogne That. Sie wollen
Nur meinen Arm und meinen Muth im Felde,
Nur meinen Kopf im Rath. Nicht meine Thaten,

Der Beyfall, den ſie finden an dem Thron,
Soll meiner Thaten Endzweck ſeyn. Mir aber,
Mir hat die Tugend eignen Werth. Das Glück,
Das der Monarch mit meinen Händen pflanzte,
Erſchüf' ich ſelbſt, und Freude wäre mir
Und eigne Wahl, was mir nur Pflicht ſeyn ſollte.
Und iſt das Ihre Meinung? Können Sie
In Ihrer Schöpfung fremde Schöpfer dulden?
Ich aber ſoll zum Meiſſel mich erniedern,
Wo ich der Künſtler könnte ſeyn? — Ich liebe
Die Menſchheit, und in Monarchien darf
Ich niemand lieben als mich ſelbſt.

König.

Dieß Feuer
Iſt lobenswerth. Ihr möchtet Gutes ſtiften.
Wie ihr es ſtiftet, kann dem Patrioten,
Dem Weiſen gleich viel heißen. Suchet euch
Den Poſten aus in meinen Königreichen,
Der euch berechtigt, dieſem edlen Triebe
Genug zu thun.

Marquis.

Ich finde keinen.

König.

Wie?

Marquis.

Was Eure Majeſtät durch meine Hand
Verbreiten — iſt das Menſchenglück? — Iſt das
Daſſelbe Glück, das meine reine Liebe
Den Menſchen gönnt? — Vor dieſem Glücke würde
Die Majeſtät erzittern — Nein! Ein neues
Erſchuf der Krone Politik — ein Glück,
Das ſie noch reich genug iſt auszutheilen,

Und in dem Menſchenherzen neue Triebe,
Die ſich von dieſem Glücke ſtillen laſſen.
In ihren Münzen läßt ſie Wahrheit ſchlagen,
Die Wahrheit, die ſie dulden kann. Verworfen
Sind alle Stempel, die nicht dieſem gleichen.
Doch was der Krone frommen kann, — iſt das
Auch mir genug? Darf meine Bruderliebe
Sich zur Verkürzung meines Bruders borgen?
Weiß ich ihn glücklich — eh' er denken darf?
Mich wählen Sie nicht, Sire, Glückſeligkeit,
Die Sie uns prägen, auszuſtreuen. Ich muß
Mich weigern, dieſe Stempel auszugeben. —
Ich kann nicht Fürſtendiener ſeyn.

König (etwas raſch).

Ihr ſeyd
Ein Proteſtant.

Marquis (nach einigem Bedenken).

Ihr Glaube, Sire, iſt auch
Der meinige.

(Nach einer Pauſe.)

Ich werde mißverſtanden.
Das war es, was ich fürchtete. Sie ſehen
Von den Geheimniſſen der Majeſtät
Durch meine Hand den Schleyer weggezogen.
Wer ſichert Sie, daß mir noch heilig heiße,
Was mich zu ſchrecken aufgehört? Ich bin
Gefährlich, weil ich über mich gedacht. —
Ich bin es nicht, mein König. Meine Wünſche
Verweſen hier.

(Die Hand auf die Bruſt gelegt.)

Die lächerliche Wuth
Der Neuerung, die nur der Ketten Laſt,

Die ſie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert,
Wird mein Blut nie erhitzen. Das Jahrhundert
Iſt meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
Ein Bürger derer, welche kommen werden.
Kann ein Gemählde Ihre Ruhe trüben? —
Ihr Athem löſcht es aus.

König.

Bin ich der erſte,
Der euch von dieſer Seite kennt?

Marquis.

Von dieſer —
Ja!

König

(ſteht auf, macht einige Schritte und bleibt dem Marquis gegenüber ſtehen. Für ſich).

Neu zum wenigſten iſt dieſer Ton!
Die Schmeicheley erſchöpft ſich. Nachzuahmen
Erniedrigt einen Mann von Kopf. — Auch einmal
Die Probe von dem Gegentheil. Warum nicht?
Das Ueberraſchende macht Glück. — Wenn ihr
Es ſo verſtehet, gut, ſo will ich mich
Auf eine neue Kronbedienung richten —
Den ſtarken Geiſt —

Marquis.

Ich höre, Sire, wie klein,
Wie niedrig Sie von Menſchenwürde denken,
Selbſt in des freyen Mannes Sprache nur
Den Kunſtgriff eines Schmeichlers ſehen, und
Mir däucht, ich weiß, wer Sie dazu berechtigt.
Die Menſchen zwangen Sie dazu; die haben
Freywillig ihres Adels ſich begeben,
Freywillig ſich auf dieſe niedre Stufe

Herab geſtellt. Erſchrocken fliehen ſie
Vor dem Geſpenſte ihrer innern Größe,
Gefallen ſich in ihrer Armuth, ſchmücken
Mit feiger Weisheit ihre Ketten aus,
Und Tugend nennt man, ſie mit Anſtand tragen.
So überkamen Sie die Welt. So ward
Sie Ihrem großen Vater überliefert.
Wie könnten Sie in dieſer traurigen
Verſtümmlung — Menſchen ehren?

König.

Etwas wahres
Find' ich in dieſen Worten.

Marquis.

Aber Schade!
Da Sie den Menſchen aus des Schöpfers Hand
In Ihrer Hände Werk verwandelten,
Und dieſer neugegoſſenen Kreatur
Zum Gott Sich gaben — da verſahen Sie's
In etwas nur: Sie blieben ſelbſt noch Menſch —
Menſch aus des Schöpfers Hand. Sie fuhren fort
Als Sterblicher zu leiden, zu begehren;
Sie brauchen Mitgefühl — und einem Gott
Kann man nur opfern — zittern, zu ihm beten!
Bereuenswerther Tauſch! Unſelige
Verdrehung der Natur! — Da Sie den Menſchen
Zu ihrem Saitenſpiel herunter ſtürzten,
Wer theilt mit Ihnen Harmonie?

König.

(Bei Gott,
Er greift in meine Seele!)

Marquis.

Aber Ihnen
Bedeutet dieſes Opfer nichts. Dafür
Sind Sie auch einzig — Ihre eigne Gattung —
Um dieſen Preis ſind Sie ein Gott. — Und ſchrecklich,
Wenn das nicht wäre — wenn für dieſen Preis,
Für das zertretne Glück von Millionen,
Sie nichts gewonnen hätten! wenn die Freyheit,
Die Sie vernichteten, das Einz'ge wäre,
Das Ihre Wünſche reifen kann? — Ich bitte
Mich zu entlaſſen, Sire. Mein Gegenſtand
Reißt mich dahin. Mein Herz iſt voll — der Reiz
Zu mächtig, vor dem Einzigen zu ſtehen,
Dem ich es öffnen möchte.

(Der Graf von Lerma tritt herein und ſpricht einige Worte leiſe mit dem Könige. Dieſer giebt ihm einen Wink, ſich zu entfernen, und bleibt in ſeiner vorigen Stellung ſitzen).

König (zum Marquis, nachdem Lerma weggegangen).

Redet aus!

Marquis (nach einigem Stillſchweigen).

Ich fühle, Sire — den ganzen Werth —

König.

Vollendet!
Ihr hattet mir noch mehr zu ſagen.

Marquis.

Sire!
Jüngſt kam ich an von Flandern und Brabant. —
So viele reiche, blühende Provinzen!
Ein kräftiges, ein großes Volk — und auch

Ein gutes Volk — und Vater dieſes Volkes!
Das, dacht' ich, das muß göttlich ſeyn? — Da ſtieß
Ich auf verbrannte menſchliche Gebeine —
(Hier ſchweigt er ſtill; ſeine Augen ruhen auf dem Könige, der es verſucht, dieſen Blick zu erwiedern, aber betroffen und verwirrt zur Erde ſieht.)
Sie haben Recht. Sie müſſen. Das ſie können,
Was Sie zu müſſen eingeſehn, hat mich
Mit ſchauernder Bewunderung durchdrungen.
O ſchade, daß, in ſeinem Blut gewälzt,
Das Opfer wenig dazu taugt, dem Geiſt
Des Opferers ein Loblied anzuſtimmen!
Daß Menſchen nur — nicht Weſen höh'rer Art —
Die Weltgeſchichte ſchreiben! — Sanftere
Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten!
Die bringen mildre Weisheit; Bürgerglück
Wird dann verſöhnt mit Fürſtengröße wandeln,
Der karge Staat mit ſeinen Kindern geizen,
Und die Nothwendigkeit wird menſchlich ſeyn.

König.

Wann, denkt ihr, würden dieſe menſchlichen
Jahrhunderte erſcheinen, hätt' ich vor
Dem Fluch des jetzigen gezittert? Sehet
In meinem Spanien euch um. Hier blüht
Des Bürgers Glück in nie bewölktem Frieden;
Und dieſe Ruhe gönn' ich den Flamändern.

Marquis (ſchnell).

Die Ruhe eines Kirchhofs! Und Sie hoffen
Zu endigen, was Sie begannen? hoffen,
Der Chriſtenheit gezeitigte Verwandlung,
Den allgemeinen Frühling aufzuhalten,
Der die Geſtalt der Welt verjüngt? Sie wollen

Allein in ganz Europa — Sich dem Rade
Des Weltverhängniſſes, das unaufhaltſam
In vollem Laufe rollt, entgegen werfen?
Mit Menſchenarm in ſeine Speichen fallen?
Sie werden nicht! Schon flohen Tauſende
Aus Ihren Ländern froh und arm. Der Bürger,
Den Sie verloren für den Glauben, war
Ihr edelſter. Mit offnen Mutterarmen
Empfängt die Fliehenden Eliſabeth,
Und fruchtbar blüht durch Künſte unſers Landes
Britannien. Verlaſſen von dem Fleiß
Der neuen Chriſten, liegt Grenada öde
Und jauchzend ſieht Europa ſeinen Feind
An ſelbſt geſchlagnen Wunden ſich verbluten.

(Der König iſt bewegt, der Marquis bemerkt es und tritt einige Schritte näher.)

Sie wollen pflanzen für die Ewigkeit,
Und ſäen Tod? Ein ſo erzwungenes Werk
Wird ſeines Schöpfers Geiſt nicht überdauern.
Dem Undank haben Sie gebaut — umſonſt
Den harten Kampf mit der Natur gerungen,
Umſonſt ein großes königliches Leben
Zerſtörenden Entwürfen hingeopfert.
Der Menſch iſt mehr, als Sie von ihm gehalten.
Des langen Schlummers Bande wird er brechen,
Und wiederfordern ſein geheiligt Recht.
Zu einem Nero und Buſiris wirft
Er Ihren Namen, und — das ſchmerzt mich, denn
Sie waren gut.

König.

Wer hat euch deſſen ſo
Gewiß gemacht?

Fuß und unbeſchuhet zu ihm zu wallen.“ Sie verſetzte: ſie gelobe hiermit dem heiligen Niklas ein ſilbernes Schiff von fünf Mark; ich aber möchte Bürge dafür ſeyn: und ich erklärte mich dazu ſehr gern bereit. Sie ging fort kam aber bald wieder, und ſagte mir: „Sanct-Niklas hat uns aus der Gefahr errettet, denn der Wind hat ſich gelegt.“

Sobald die Königinn (der Gott genade!) nach Frankreich zurückgekommen war, ließ ſie das ſilberne Schiff in Paris verfertigen. In dem Schiffe befanden ſich der König, die Königinn, und die drey Kinder, alles von Silber; der Steuermann, die Maſten, das Steuerruder und das Tackelwerk, alles von Silber, auch das Segel ebenfalls von Silber; dabey ſagte mir die Königinn, die Façon habe hundert Livres gekoſtet. Als das Schiff fertig war, ſchickt' es mir die Königinn nach Joinville, um es weiter nach Saint-Nicholas zu befördern, welches ich auch that; und ich ſah' es noch zu Saint-Nicholas, als wir des Königs Schweſter dem König von Teutſchland nach Hagenau zuführten.

Laß uns nun zur Hauptſache zurückkehren, und in unſerer Erzählung fortfahren. Nachdem wir dieſen beyden Gefahren entgangen waren, ſetzte ſich der König am Bord des Schiffs, und hieß mich zu ſeinen Füßen niederſitzen, und ſprach zu mir: „Seneſchal, ganz augenſcheinlich hat uns Gott ſeine große Macht gezeigt, da einer von ſeinen ſchwächſten Winden, keiner von den vier Hauptwinden, den König von Frankreich, ſeine Frau und ſeine Kinder und ſein ganzes Gefolg beynahe ins Meer geworfen hätte. Dafür müſſen wir ihm danken und preißen, daß er uns aus der Gefahr errettet hat.“

Marquis (mit Feuer).

Ja bey'm Allmächtigen!
Ja — Ja — Ich wiederhol' es. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder. Laſſen Sie
Großmüthig wie der Starke, Menſchenglück
Aus Ihrem Füllhorn ſtrömen — Geiſter reifen
In Ihrem Weltgebäude. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder. Werden Sie
Von Millionen Königen ein König.

(Er nähert ſich ihm kühn, und indem er feſte und feurige Blicke auf ihn richtet.)

O könnte die Beredſamkeit von allen
Den Tauſenden, die dieſer großen Stunde
Theilhaftig ſind, auf meinen Lippen ſchweben,
Den Strahl, den ich in dieſen Augen merke,
Zur Flamme zu erheben! — Geben Sie
Die unnatürliche Vergött'rung auf,
Die uns vernichtet. Werden Sie uns Muſter
Des Ewigen und Wahren! Niemals! — niemals
Beſaß ein Sterblicher ſo viel, ſo göttlich
Es zu gebrauchen. Alle Könige
Europens huldigen dem ſpan'ſchen Namen.
Gehn Sie Europens Königen voran.
Ein Federzug von dieſer Hand, und neu
Erſchaffen wird die Erde. Geben Sie
Gedankenfreyheit! —

(Sich ihm zu Füßen werfend).

König

(überraſcht, das Geſicht weggewandt und dann wieder auf den Marquis geheftet).

Sonderbarer Schwärmer!
Doch — ſtehet auf — ich —

Marquis.

Sehen Sie Sich um
In ſeiner herrlichen Natur! Auf Freyheit
Iſt ſie gegründet — und wie reich iſt ſie
Durch Freyheit! Er, der große Schöpfer wirft
In einen Tropfen Thau den Wurm, und läßt
Noch in den todten Räumen der Verweſung
Die Willkür ſich ergetzen — Ihre Schöpfung
Wie eng und arm! Das Rauſchen eines Blattes
Erſchreckt den Herrn der Chriſtenheit — Sie müſſen
Vor jeder Tugend zittern. Er — der Freyheit
Entzückende Erſcheinung nicht zu ſtören —
Er läſſt des Uebels grauenvolles Heer
In ſeinem Weltall lieber toben — ihn,
Den Künſtler wird man nicht gewahr, beſcheiden
Verhüllt er ſich in ewige Geſetze;
Die ſieht der Freygeiſt, doch nicht Ihn. Wozu
Ein Gott? ſagt er; die Welt iſt ſich genug.
Und keines Chriſten Andacht hat ihn mehr
Als dieſes Freygeiſts Läſterung geprieſen.

König.

Und wollet ihr es unternehmen, dieß
Erhabne Muſter in der Sterblichkeit
In meinen Staaten nachzubilden?

Marquis.

Sie,
Sie können es. Wer anders? Weihen Sie
Dem Glück der Völker die Regentenkraft,
Die — ach ſo lang' — des Thrones Größe nur
Gewuchert hatte — Stellen Sie der Menſchheit
Verlornen Adel wieder her. Der Bürger
Sey wiederum, was er zuvor geweſen,

Der Krone Zweck — ihn bindet keine Pflicht,
Als ſeiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte.
Wenn nun der Menſch ſich ſelbſt zurückgegeben,
Zu ſeines Werths Gefühl erwacht — der Freyheit
Erhabne, ſtolze Tugenden gedeihen —
Dann, Sire, wenn Sie zum glücklichſten der Welt
Ihr eignes Königreich gemacht — dann iſt
Es Ihre Pflicht die Welt zu unterwerfen.

König (nach einem großen Stillſchweigen).

Ich ließ euch bis zu Ende reden — Anders,
Begreif' ich wohl, als ſonſt in Menſchenköpfen,
Mahlt ſich in dieſem Kopf die Welt — auch will
Ich fremden Maßſtab euch nicht unterwerfen
Ich bin der Erſte, dem ihr euer Innerſtes
Enthüllt. Ich glaub' es, weil ich's weiß. Um dieſer
Enthaltung willen, ſolche Meinungen,
Mit ſolchem Feuer doch umfaſſt, verſchwiegen
Zu haben bis auf dieſen Tag — um dieſer
Beſcheidnen Klugheit willen, junger Mann,
Will ich vergeſſen, daß ich ſie erfahren,
Und wie ich ſie erfahren. Stehet auf.
Ich will den Jüngling, der ſich übereilte,
Als Greis und nicht als König widerlegen.
Ich will es, weil ich's will — Gift alſo ſelbſt,
Find' ich, kann in gutartigen Naturen
Zu etwas Beſſerm ſich veredeln — Aber
Flieht meine Inquiſition — Es ſollte
Mir leid thun —

Marquis.

Wirklich? Sollt' es das?

König (in ſeinem Anblick verloren.)

Ich habe
Solch einen Menſchen nie geſehen. — Nein!
Nein, Marquis! Ihr thut mir zu viel. Ich will
Nicht Nero ſeyn. Ich will es nicht ſeyn — will
Es gegen euch nicht ſeyn. Nicht alle
Glückſeligkeit ſoll unter mir verdorren.
Ihr ſelbſt, ihr ſollet unter meinen Augen
Fortfahren dürfen, Menſch zu ſeyn.

Marquis (raſch).

Und meine
Meine Mitbürger, Sire! — O! nicht um mich war mir's
Zu thun, nicht meine Sache wollt' ich führen.
Und Ihre Unterthanen, Sire? —

König.

Und wenn
Ihr ſo gut wiſſet, wie die Folgezeit
Mich richten wird, ſo lerne ſie an euch,
Wie ich mit Menſchen es gehalten, als
Ich einen fand.

Marquis.

O! der gerechteſte
Der Könige ſey nicht mit Einem Male
Der ungerechteſte — In Ihrem Flandern
Sind tauſend beſſere als ich. Nur Sie —
Darf ich es frei geſtehen, großer König? —
Sie ſehn jetzt unter dieſem ſanftern Bilde
Vielleicht zum erſtenmal die Freyheit.

König (mit gemildertem Ernſt).

Nichts mehr
Von dieſem Inhalt, junger Mann. — Ich weiß,
Ihr werdet anders denken, kennet ihr

Den Menſchen erſt, wie ich — Doch' hätt' ich euch
Nicht gern zum letzten Mal geſehn. Wie fang'
Ich's an, euch zu verbinden?

Marquis.

Laſſen Sie
Mich, wie ich bin. Was wär' ich Ihnen, Sire,
Wenn Sie auch mich beſtächen?

König.

Dieſen Stolz
Ertrag' ich nicht. Ihr ſeid von heute an
In meinen Dienſten — Keine Einwendung!
Ich will es haben.

(Nach einer Pauſe).

Aber wie? Was wollte
Ich denn? War es nicht Wahrheit, was ich wollte?
Und hier ſind' ich noch etwas mehr — Ihr habt
Auf meinem Thron mich ausgefunden, Marquis.
Nicht auch in meinem Hauſe?

(Da ſich der Marquis zu bedenken ſcheint).

Ich verſteh' euch.
Doch — wär' ich auch von allen Vätern der
Unglücklichſte, kann ich nicht glücklich ſeyn
Als Gatte?

Marquis.

Wenn ein hoffnungsvoller Sohn,
Wenn der Beſitz der liebenswürdigſten
Gemahlinn einem Sterblichen ein Recht
Zu dieſem Namen geben, Sire, ſo ſind Sie
Der Glücklichſte durch Beydes.

König (mit finſterer Miene).

Nein! ich bin es nicht!
Und daß ich's nicht bin, hab' ich tiefer nie
Gefühlt als eben jetzt —

(Mit einem Blicke der Wehmuth auf dem Marquis verweilend.)

Marquis.

Der Prinz denkt edel
Und gut. Ich hab' ihn anders nie gefunden.

König.

Ich aber hab' es — Was er mir genommen,
Kann keine Krone mir erſetzen — Eine
So tugendhafte Königin!

Marquis.

Wer kann
Es wagen, Sire!

König.

Die Welt! Die Läſterung!
Ich ſelbſt! — Hier liegen Zeugniſſe, die ganz
Unwiderſprechlich ſie verdammen; andre
Sind noch vorhanden, die das Schrecklichſte
Mich fürchten laſſen — Aber, Marquis — ſchwer,
Schwer fällt es mir, an Eines nur zu glauben.
Wer klagt ſie an? — Wenn ſie — ſie fähig ſollte
Geweſen ſeyn, ſo tief ſich zu entehren,
O wie viel mehr iſt mir zu glauben dann
Erlaubt, daß eine Eboli verleumdet?
Haſſt nicht der Prieſter meinen Sohn und ſie?
Und weiß ich nicht, daß Alba Rache brütet?
Mein Weib iſt mehr werth als ſie Alle.

Marquis.

Sire,
Und etwas lebt noch in des Weibes Seele,
Das über allen Schein erhaben iſt
Und über alle Läſterung — Es heißt
Weibliche Tugend.

König.

Ja! das ſag' ich auch.
So tief, als man die Königinn bezüchtigt,
Herab zu ſinken, koſtet viel. So leicht,
Als man mich überreden möchte, reißen
Der Ehre heil'ge Bande nicht. Ihr kennt
Den Menſchen, Marquis. Solch ein Mann hat mir
Schon längſt gemangelt, ihr ſeyd gut und fröhlich,
Und kennet doch den Menſchen auch — Drum hab'
Ich euch gewählt —

Marquis (überraſcht und erſchrocken).

Mich, Sire?

König.

Ihr ſtandet
Vor eurem Herrn, und habt nichts für euch ſelbſt
Erbeten — nichts. Das iſt mir neu — Ihr werdet
Gerecht ſeyn. Leidenſchaft wird euern Blick
Nicht irren — Dränget euch zu meinem Sohn,
Erforſcht das Herz der Königinn. Ich will
Euch Vollmacht ſenden, ſie geheim zu ſprechen.
Und jetzt — verlaßt mich!

(Er zieht eine Glocke.)

Marquis.
Kann ich es mit Einer
Erfüllten Hoffnung? — Dann iſt dieſer Tag
Der ſchönſte meines Lebens.

König (reicht ihm die Hand zum Kuſſe.)
Er iſt kein
Verlorner in dem meinigen.

(Der Marquis ſteht auf und geht. Graf Lerma tritt herein).

Der Ritter
Wird künftig ungemeldet vorgelaſſen."

Wäre der Charakter Poſa's zehn Jahre ſpäter aufgeſtellt worden, ſo hätte man ihn, wie es nun in der Welt einmal geht, der „franzöſiſchen Revolution" zugeſchrieben, und vielleicht Schiller'n ſelbſt einen Jacobiner genannt. Glücklicherweiſe aber kann dieſe Beſchuldigung nun nicht ſtatt finden. Wie höchſt erfreulich iſt es, in Poſa die Gefühle eines großen edlen Mannes, über dieſen immer beſtrittenen Gegenſtand, kräftig und beſonnen ausgeſprochen zu hören; er iſt gleichſam das edle Monument, dem Schiller die liberalen Geſinnungen ſeines Jahrhunderts einverleibt, dem ſein Genius die ſchönſte Form verliehen, und welches, wie all' ſeine übrigen Werke, unſterblich ſeyn wird. Durch dieſe ſo ausgezeichnete Trefflichkeit Poſa's entſtand, wie die Kritiker bemerkten, ein dramatiſcher Fehler, welchen der Autor ſelbſt zuerſt anerkannte: die Größe Poſa's ſtellt Carlos in den Schatten. Der Held der erſten drei Akte iſt nicht mehr der Held der letztern. Die Urſache davon war, daß Schiller das Werk zu lange unter den Händen hatte. „Während der Zeit nämlich, da ich es ausarbeitete, wel-

ches mancher Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat ſich in mir ſelbſt vieles verändert. An den verſchiedenen Schickſalen, die während dieſer Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen ſind, mußte nothwendig auch dieß Werk, Theil nehmen. Was mich zu Anfang vorzüglich in demſelben gefeſſelt hatte, that dieſe Wirkung in der Folge ſchon ſchwächer und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; Carlos ſelbſt war in meiner Gunſt gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm an Jahren zuweit vorausgeſprungen war, und aus der entgegengeſetzten Urſache, hatte Marquis Poſa ſeinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünften Acte ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die erſten drei Acte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzuſtoßen — ich hätte alſo das Stück entweder ganz unterdrücken müſſen, oder ich mußte die zweite Hälfte der erſten ſo gut anpaſſen, als ich konnte.“ —

Der größere Theil der Leſer wird die eben angeführte Unvollkommenheit ſchwerlich in Anſchlag bringen, da die zweite Hälfte der erſten mit dem ſeinem Zweck entſprechenden Talent angefügt iſt. Legt man nicht den dramatiſchen Maßſtab an, und will nur gerührt und erhoben ſeyn, ſo wird man die Tragödie leſen, ohne auch nur zu ahnen, daß irgend ein Makel vorhanden iſt. Die Liebe und Theilnahme, welche uns Carlos gleich zu Anfange einflößt, verläßt uns nicht einen Augenblick bis an das Ende; und wenn gleich Poſa's Hoheit mit dem Fortgange des Stücks immer ſteigt, ſo geht doch unſere Bewunderung ſeiner unendlich großen Tugenden Hand in Hand mit den ſanften Gefühlen, die uns bei Carlos Schickſal an-

ziehen. Sollte man einen Fehler in dem Plan des Stückes finden wollen, ſo wäre es der Schluß deſſelben, wo eine Art von Verwirrung, ein zu großes Zuſammendrängen von Begebenheiten Statt findet; doch iſt auch dies kaum auffallend genug um ſtöhrend zu ſeyn.

In der ganzen Compoſition des Stücks möchte man dagegen als einen wichtigeren Fehler: jenen Mangel an Ruhe und Leichtigkeit anführen, welchen zu bemerken uns all' ſeine übrigen trefflichen Vorzüge nicht hindern ſollen. Es iſt Handlung genug in dem Plan, überaus viel Kraft im Dialog, und ein Ueberfluß an eigenthümlichen Schönheiten in beiden; allein es geht durch das Ganze eine gewiſſe Anſtrengung und Schwere, die der theatraliſchen Täuſchung Abbruch thut. Die Sprache, die im Ganzen ausdrucksvoll und prächtig iſt, ſteigert ſich zuweilen bis zum Bombaſt. Die Charaktere, möchte man ſagen, rechtfertigen ihre menſchliche Natur nicht, durch jene tauſend kleinen Züge, und namenloſen Wendungen, welche das eigentliche dramatiſche Genie von dem blos poetiſchen auszeichnen, den Proteus der Bühne von dem philoſophiſchen Beobachter und dem geübten Nachahmer des Lebens, unterſcheiden. Wir finden hier nicht jene ſorgloſe Glückſeligkeit, jenen Wechſel vom Höchſten zum Niedrigen, jenes Bild lebendiger Freiheit, welche Shakeſpeare bietet, und die wir nun, gleich verwöhnten Kindern, in jedem vollkommenen Werke dieſer Claſſe fordern. Schiller iſt zu erhaben, zu regelmäßig und geordnet in ſeiner Erhabenheit, um ganz natürlich zu ſeyn.

Das Reſultat von allem dieſen iſt, daß Carlos eine Tragödie edlerer Art bleibt. Eine gewiſſe ſtattliche Gediegenheit umgiebt dieſes Gebilde der Kunſt; die Situationen ſind großartig und erſchütternd, die Charaktere

Weiter sagte der König: „Seneschal! der Heilige spricht: Herr unser Gott! warum zürnest du auf uns? denn so du uns alle verloren hättest, würdest du drum nicht ärmer seyn und so du uns alle gewonnen hättest, wärest du drum nichts reicher. Woraus wir sehen können, spricht der Heilige, daß Gottes Drohungen an uns, nicht zu seinem Nutzen noch um seinen Schaden abzuwenden, geschehen; sondern bloß wegen der großen Liebe, die er zu uns trägt, erweckt er uns durch seine Drohungen, auf daß wir klärlich sehen mögen, wo wir gefehlt haben, und das unterlassen, was ihm mißfällt. Laßt uns nun also thun, so werden wir weise seyn."

Wir verließen die Insel Cypern wieder, nachdem wir frisches Wasser und andere Dinge die uns vonnöthen waren, eingenommen hatten. Weiter kamen wir zu einer Insel, Lampiusa genannt, wo wir eine Menge Kaninchen fingen. Auch fanden wir hier eine alte Einsiedeley in einem Felsen, mit Gärten, welche die Einsiedler, die hier begraben liegen, angelegt hatten. In diesen befanden sich Oliven, Feigen, Weinreben und andere Baumarten mehr. Zwischen den Gärten hindurch floß ein Bach aus einer Quelle. Der König und ich, wir gingen bis an das Ende des Gartens; und im ersten Gewölbe fanden wir ein Betgemach, mit Kalk getüncht, und ein rothes Kreutz am Boden. Im zweyten Gewölbe fanden wir zween Leichname, an welchen das Fleisch ganz abgefault war; die Rippen derselben lagen noch dicht beysammen, und die Hände über der Brust; und zwar lagen sie gegen Morgen, auf die Art, wie man die Leichen zu begraben pflegt. Als wir uns wieder einschifften, fehlte uns einer von unsern Schiffsleuten, daher denn der Schiffsmeister glaubte, er müsse zurückgeblie-

kräftig, lebendig aufgefaßt und ergreifend, wenn auch nicht in höchſter Vollkommenheit gezeichnet. An Witz und den damit verwandten Grazien war Schiller minder reich, ſo wie er auch an Tiefe und Schönheit des Pathos nicht der ausgezeichnetſte unter den großen Dichtern iſt. Was jedoch ihm ſeinen eigenthümlichſten Platz und den erhabenſten in dieſem Fache giebt, iſt, die weit umfaſſende innere Geiſteskraft, die Größe und Pracht ſeiner Gedanken und Bilder, und die ungeſtüme Kühnheit in ſeiner Leidenſchaft für das Große und Göttliche in allen ſeinen mannigfachen Geſtalten. Er will nicht Schauder erregen, ſondern erheben. Sein Genius iſt kühn, ausſtrömend in reicher Fülle, erhaben, ein himmliſches Feuer ſtrahlt in allen ſeinen dichteriſchen Schöpfungen. Er verſetzt uns in eine höhere heiligere Welt, als die unſere; alles um uns athmet feierliche Kraft und Schönheit. Die Blicke ſeiner Helden mögen vielleicht etwas ernſter und beſtimmter ſeyn, als jene der lebenden; die Regungen ihres Gemüths mögen vielleicht minder heftig und beſonnen erſcheinen; dennoch fühlen wir uns hingeriſſen von der Macht ihrer hohen Gaben und der Lieblichkeit der Scenen, die ſie beleben. Der Zauber des Dichters iſt ſo groß, daß er jeden Zweifel beſchwichtigt, und wir unterlaſſen gern zu unterſuchen, was wahr oder falſch daran ſey.

Der Ruhm des Alfieri verlockt gewöhnlich die Leſer des Don Carlos, dieſen mit Filippo zu vergleichen. Beide Schriftſteller behandeln denſelben Gegenſtand, beide entlehnen ihre Materialien aus der nämlichen Quelle, der hiſtoriſchen Novelle des St. Réal; allein es iſt unmöglich, daß zwei große Geiſter eine vorhandene Idee auf verſchiedenere Weiſe hätten behandeln können. Beider Vortrefflichkeit iſt in der That ſo verſchieden, daß ſie kaum Nebenbuhler genannt werden können. Alfieri's Stück

iſt kurz, hat nur wenig Charaktere; er ſchildert keinen Schauplatz der Handlung; ſeine Perſonen ſind nicht der König von Spanien und ſeine Höflinge, ſondern blos Menſchen; der Ort, wo man ſie handeln ſieht, iſt nicht der Escurial bei Madrid, ſondern ein weiter öffentlicher Platz irgendwo im Raum, den kein Gegenſtand bezeichnet. In allem dieſen hat Schiller offenbar große Vorzüge. Er ſchildert Sitten und Meinungen; er ſtellt ein treffendes Schaubild vor unſere Augen, welches an und für ſich ſelbſt hohes Intereſſe hat, und allem, was damit verwebt, ein gleiches giebt. Dem Alfieri, der nach den Regeln des antiken oder vielleicht mehr des franzöſiſchen Drama arbeitete, ſtanden ſolche Schilderungen nicht zu Gebote. Dieſelbe Verſchiedenheit herrſcht in der Diction. Eine ſtrenge Einfachheit bezeichnet Alfieri'n durchgängig. In der ganzen Tragödie iſt nicht ein Bild zu finden; ſeine Verſe unterſcheiden ſich von Proſa nur durch den Nachdruck der Kürze und Härte. Schiller dagegen, wie wir geſehen haben, iſt überreich an edlen Bildern und jener aufregend glühenden Beredſamkeit der Poeſie. Nur in dem beſtimmten Ausdruck von Philipp's Charakter hat Alfieri offenbar einen Vorzug. Ohne Beihülfe des Aberglaubens, welchen ſein Nebenbuhler beſonders bei der Kataſtrophe des Stücks, mit ſo großem Erfolg benutzt, hat Alfieri in ſeinem Philippo ein Gemälde beiſpielloſer Macht aufgeſtellt. Ein geheimes Dunkel iſt für das Erhabene und Gräßliche höchſt weſentlich; und Schiller hat die große Wirkung ſeines Tyrannen gerade dadurch geſchwächt, daß er uns bis in die geheimen Schlupfwinkel ſeines Geiſtes dringen läßt; wir begreifen dieſen Philipp beſſer, und darum fürchten wir ihn weniger. Alfieri zeigt uns dieſen innern Zuſammenhang nicht, nur aus ſeinen Handlungen läßt er uns auf die

Natur ſeines Weſens ſchließen. Tiefes Geheimniß und das nächtliche Dunkel furchtbarer Grauſamkeiten brüten über ſeinem Philippo. Nur dann und wann läßt ein vorübergehendes Wort oder eine Handlung uns einen Blick in ſeine ſtolze, unverſöhnliche, furchtbare Seele thun, gleich einem flüchtigen unſichern Blitze, der die Abgründe ſeines finſtern, ſchrecklichen Weſens, wie einen Schlund des hölliſchen Pfuhls beleuchtet. Der Philippo des Alfieri iſt vielleicht der ſchändlichſte Menſch, den je die Einbildungskraft geſchaffen hat. Alfieri und Schiller waren wiederum unbewußte Nebenbuhler in dem Trauerſpiel „Maria Stuart"; doch die uns vorliegenden Werke Beider geben uns die beſten Proben: in wiefern ihre Verdienſte ſich vergleichen laſſen. Schiller erſcheint uns als der größere Genius, Alfieri als ein ſeinen Stoff beherrſchender Charakter. Alfieri's Größe beruht im ernſten Concentriren gewaltiger Leidenſchaften, unter der Herrſchaft eines eiſernen Willens. So war ſein eigenes Gemüth geſtaltet; er malte es uns in Zügen, die zwar einzeln jedes Reizes ermangeln, doch in ihrer Zuſammenſtellung uns gleich einer alten Pergamentrolle prophetiſchen Inhalts Furcht einflößen. Schiller's moraliſche Größe ſteht im Einklange mit ſeinen geiſtigen Anlagen Hand in Hand. Das Gemüth des Einen gleicht dem Ocean, herrlich in ſeiner Kraft, vom heitern Sonnenſtrahl prächtig erglänzend, üppige romantiſche Ufer beſpülend; das Gemüth des Andern aber einem ſchwarzen unergründlichen See, tief in melancholiſchen Bergen verſteckt, traurig einſam, mit furchtbaren, bimmelanragenden Klippen rings umgürtet, vom Sturm gepeitſcht, nur vom röthlichen Schimmer der Blitze erleuchtet. Schiller iſt herrlich in ſeiner Ausführlichkeit;

Alfieri überwältigend in seiner zusammengedrängten Energie. Der Erstere reißt uns mehr zur Bewunderung hin; der Letztere gebietet uns Ehrfurcht.

Die Tragödie Carlos ward mit schnell erfolgendem, allgemeinen Beifall aufgenommen. Im Kabinet und auf der Bühne, bei Gebildeten und Ungebildeten, überall ertönte Schiller's Lob. Seine Erwartungen selbst hatten nicht so hoch gestanden. Er kannte sowohl alle Vorzüge, als auch das Mangelhafte an seinem Werke; allein er hatte kaum geahnet, daß die ersteren augenblicklich anerkannt werden sollten; und so ward die Freude des neu erworbenen Ruhms durch die Ueberraschung noch erhöht. Wäre dramatische Größe sein einziges Streben gewesen, so möchte er vielleicht jetzt in seinen Anstrengungen etwas nachgelassen haben. Das Publikum hatte ihn bereits als den ersten Schriftsteller in diesem Lieblingsfache anerkannt. Doch wie hätte ein so engbeschränkter Ehrgeiz bei ihm zum Grundsatz werden können? Auch war er eines der Gemüther, welchem auf dieser Welt keine Ruhe beschieden ist. Die ursprüngliche Anlage seiner Natur trieb ihn unablässig zur Arbeit, zu rastlosem Streben; der große Zweck seines Lebens, die Entwickelung seiner geistigen Kräfte, war einer der Art, welcher nur stets beziehungsweise, aber nie unumschränkte Fortschritte gestattet. Eine neue Idee des Vollkommenen entspringt in dem Augenblick, wo die frühere erreicht ist; der Gelehrte befindet sich immer im Zustande des Erlernens, ohne daß er je ausgelernt hätte.

Schiller's äußere Lage war jetzt auch von der Art, daß er vor großen drückenden Sorgen geschützt war. Er trieb noch mit vollem Segel auf dem Strom des Lebens hin; er war mit Lorbeeren gekrönt, aber ohne eine

Heimath; und ſo war es ſeinem liebevoll glühenden Herzen, nur geſchaffen, häusliches Glück, nach welchem er ſich ſehnte, zu genießen, nicht vergönnt, ſich einer dauernden Zuneigung zu erfreuen; er fühlte ſich vereinzelt in der Welt; losgeriſſen von der ſüßen Gewohnheit, ſeinem innigſten Mitgefühl ſich zu überlaſſen; und wenn auch dieſer Genuß ihm ward, war es mehr ein haſtiges Erhaſchen, als ein ruhiger Genuß zu nennen. Auch nicht einmal flüchtig berührte der ſo allgemeine Wunſch nach Reichthum und Rang ſeine Seele; nur nachdem manches Jahr ſich dem andern angereiht hatte, waren ihm die Freuden der Ruhe und einer ungeſtörten Behaglichkeit faſt am wünſchenswertheſten geworden, und ſeine Blicke ſuchten ſehnſuchtsvoll den Ruheplatz nach ſo vielen Wanderungen; er wollte ein Bürger ſeyn unter ſeinen Mitbürgern. Die einzige Möglichkeit der Erfüllung dieſer Wünſche hing von der unermüdeten Ausdauer in ſeinen literäriſchen Arbeiten ab, wie dieſes Schiller auch richtig erkannte. Obgleich er nun in ſeiner Thätigkeit nicht nachließ, und auch die Aufforderungen dazu immer noch mehr wuchſen als abnahmen, ſo war doch nach und nach in ihm die Richtung derſelben verändert. Das Drama, welches ſeit langer Zeit als feſtgeſtellter Beruf ihn beſchäftigt hatte, war jetzt etwas in ſeiner Würdigung geſunken. Es war ihm gelungen die Schwierigkeiten dieſer Kunſt, ſo wie er ſie jetzt betrachtete, zu beſiegen, und von andern Seiten lockten ihn jetzt neue Schwierigkeiten und neue Siege. Sobald der letzte Theil des Carlos, den er mehr wie eine Aufgabe, als ſich zum Genuß geſchrieben, vollendet war, beſchloß er nichts mehr zu unternehmen, was Bezug auf das Theater habe. Eine Zeit lang ſcheint er in der That unter der Menge neuer Unternehmungen geſchwankt

zu haben; bald von dieſer, bald von jener Seite angeſprochen, ohne fähig zu ſeyn ſich für Eins feſt beſtimmen zu können. Das raſtloſe Streben ſeines Geiſtes hat ſich durch die Menge und Verſchiedenheit ſeiner Verſuche hinlänglich an den Tag gelegt, ſo wie ſein unſicheres Hin- und Herſchwanken durch den Umſtand klar wird, daß ſie alle von geringem Umfange, öfter nur Fragmente geblieben ſind. Seine lyriſchen Produkte, von welchen viele in dieſem Zeitraum, und zwiſchendurch als Erholung von ernſteren Arbeiten gedichtet wurden, gehören zu jener erſten Klaſſe; der Charakter dieſer Dichtungen entſpricht ganz den Anforderungen, zu welchen ſeine früheren Schriften uns berechtigten. Hier finden wir mit einem tiefen Blick ins Leben, einem durchdringenden alles umfaſſenden Mitgefühl für ſeine Leiden und Freuden, jene Gluth des Gefühls, jene Pracht der Gedanken und Bilder vereint, die Schiller ins beſondere auszeichnen. Hatte er auch das Drama aufgegeben, ſo war es doch klar, daß ſeine Seele von allen Elementen der Poeſie überſtrömte, immer in großen Ideen und Phantaſien lebte, bald der kühnſten, bald der zärtlichſten Begeiſterung hingegeben; immer angeſtrengt, tief nachdenkend, und das Gedachte mit all' der Anmuth ausſchmückend, die klar bewies, wie viele Gaben noch außer dem Verſtande, ihm zu Gebote waren. Schiller beſchäftigte ſich ſein ganzes übriges Leben hindurch in den Stunden der Muße mit ſolchen kleinern poetiſchen Arbeiten. Einige derſelben können unter die vollendetſten Schöpfungen ſeines Genies gezählt werden. „Der Spaziergang," „die Glocke" enthalten die vortrefflichſten Schilderungen des Schickſals und der Geſchichte des Menſchen; „Ritter Toggenburg," die „Kraniche des Ibicus," „Hero und Leander" ſind das Vor-

züglichſte unter allem, was man in irgend einer Sprache an poetiſchen und rührenden Balladen nur finden kann.

Eins der merkwürdigſten, ungefähr um dieſe Zeit geſchriebenen Gedichte: „die Freigeiſterei der Leidenſchaft" ſoll, wie man ſagt, einer wirklichen, damals von ihm genährten Liebe ſein Entſtehen verdanken. Die Dame, welche einige Biographen Schiller's unter der geheimnißvollen Andeutung „Fräulein von A., eine der erſten Schönheiten Dresdens" aufführen, ſcheint einen tiefen Eindruck auf das Herz des Dichters gemacht zu haben. Man ſagt: ſie habe zu dem Gemälde der Princeß Eboli im Don Carlos geſeſſen; Schiller ſey mit glühender Leidenſchaft ihr ergeben geweſen. Ein oder zwei Anekdoten ſind dem beigefügt; da deren Glaubwürdigkeit aber etwas zweifelhaft iſt, erlauben wir uns dieſelben ganz wegzulaſſen; da ſie beſonders weiter nichts erläutern, ſondern nur zeigen: daß die Liebe Schiller'n den Kopf verrückte, wie ſie es Göttern und Menſchen von jeher gethan. Dieſe bezaubernde, ihn ſehr begünſtigende junge Dame war es vermuthlich, welche Laura, die er in Mannheim geliebt, aus ſeinem Herzen verdrängte. Dennoch ſcheinen all' die artigen Aufmerkſamkeiten, welche ſie forderte, oder doch geſtattete, den Eifer ihres Bewunderers für ſeine andern wichtigen Unternehmungen nicht geſchwächt zu haben. Ihr Reich war kurz und von keinem dauernden Einfluß, wie wir vermuthen. Schiller dachte und ſchrieb nie mit größerem Eifer als in Dresden. Theilweiſe mit der immer fortgehenden Zeitſchrift, der Thalia, oder mit jenen flüchtigeren kleinen poetiſchen Gedichten beſchäftigt, drängten ſich in ſeinem Geiſte noch eine Menge wichtigerer Pläne, und begierig ergriff er jeden Wink, der ihn bei der Richtung ſeiner Verſuche leiten könne.

Dieſem Zuſtande ſeines Gemüthes verdanken wir wahrſcheinlich „den Geiſterſeher" eine Novelle, die in engliſcher Sprache unter dem Titel: Ghoſtſeer in den dortigen Leſegeſellſchaften aufgenommen iſt. Der König der Quäker, der berühmte Kaglioſtro ſpielte eben jetzt ſehr geſchickt ſeine Rolle in Paris, indem er dort die Gemüther der Neugierigen und leicht zu Betrügenden von allen Ständen, durch eine Menge der verſchiedenſten und wunderbarſten Kunſtſtücke aufregte, indem er z. B. Todten befahl, aus ihren Gräbern aufzuſtehen, und was für ihn noch wichtiger war, ſich ſelbſt aus der Lage eines armen ſicilianiſchen Lakayen zu der eines reichen prahleriſchen Grafen erhob. Das Gerücht dieſer ſeiner Thaten mag wohl die Erſcheinung jenes Schillerſchen Werkes veranlaßt haben. Es iſt ein Verſuch, das Verfahren zu erläutern, wie ein zwar ſcharfſinniger, doch zu ſentimentaler Mann verblendet und der in ihm verborgene Keim des Aberglaubens, welchem der Scepticismus nur zur äußern Hülle diente, von jenem trefflich benutzt wurde, indem er ſeine Seele durch alle Schrecken der Magie, durch alle Zauberkünſte der Chemie, Natur-Philoſophie und natürlicher Liſt hindurch quälte, bis er endlich, von Zweifeln und Seelenangſt gefoltert, aus einem Abgrund gräßlicher Ungewißheit in den andern geſtürzt, ſich zuletzt in den Schoos der unfehlbaren Kirche flüchtet, ſeine Zweifel zu beſchwichtigen. Die Ereigniſſe ſind mit außerordentlichem Talent herbeigeführt; und der Verfaſſer entfaltet hier nicht nur eine genaue Kenntniß ſo verſchiedener Zweige der Wiſſenſchaften, ſondern auch mancher wunderbarer Geſtaltungen des Lebens und der menſchlichen Natur. Ein oder zwei Charaktere ſind kraftvoll gezeichnet; vorzüglich jener des liebenswürdigen, aber ſchwachen Grafen, des Opfers der

ganzen Verfahrungsart. Der ſonderbare Fremdling mit dem ſteinernen Geſichte, der das ganze Getriebe der Myſtification leitet, berührt uns auch wunderbar, obgleich wir wenig von ihm zu ſehen bekommen. Dieſes Werk enthält viele, äußerſt lebendige Schilderungen, viele Stellen von wahrhaft tragiſcher Wirkung. Ein ſcharfſinniger Beobachtungsgeiſt durchdringt das Ganze; es zieht uns, wenn auch nicht gerade mit ſanfter Gewalt an, und erregt Bedauern es nicht vollendet zu ſehen. Allein Schiller fand, daß ſeine Anſichten falſch gedeutet worden waren. Man meinte, ſeine Abſicht ſey geweſen; durch ein Zuſammendrängen des wunderbar Gräßlichen den Leſer auf die Weiſe zu electriſiren, wie Miſtriß Radcliff in ihren Novellen es bezweckt. Dem zufolge verlor er den Muth fortzuſchreiben, und gab es endlich ganz auf. In der That ward Schiller nach und nach müde, blos den Gebilden der Phantaſie ſein Schriftſteller-Talent zu widmen. Die Einbildungskraft war bei ihm eine mächtige, doch nicht ausſchließende, ja ſelbſt nicht vorherrſchende Fähigkeit. Beim höchſten Fluge ſeines Genies erglänzte ſein Verſtand ſo hell, wie ſeine übrigen Geiſteskräfte. Die Tiefe und Größe des Gedankens iſt eben ſo bewundernswürdig als die Hoheit der Bilder und Gewänder, in welche er ſie einkleidet. Einem ſo raſtloſen Geiſte war es unerläßliches Bedürfniß, alle verſchiedenartigen Kräfte auszubilden; ſo wie der große Ernſt deſſelben, die Liebe zur Wahrheit zur vorherrſchenden Leidenſchaft ſteigern mußte. Während er noch mit ungeſchwächter Gluth in den Traumgefilden der Phantaſie umherſchwärmte, hatte er ſchon oft einen ſehnſuchtsvollen Blick in die friedlicheren Provinzen der Vernunft geworfen, ſogar zuweilen in großer Eile einen Ueberfall darin gewagt; doch nun hatte der Jüngling

ausgebrauſt, und jetzt begann die Neigung, die Dinge zu ſehen und zu ſchildern wie ſie ſeyn ſollten, jener zu weichen, dieſelben zu erkennen wie ſie nun einmal ſind und beſtehen. Die Richtung ſeines Geiſtes nahm nach und nach eine andere Geſtalt an; er ſtand im Begriff ein neues Gebiet zu betreten, wo neue Siege ſeiner warteten.

Eine Zeitlang war er unſchlüſſig, was er wählen ſolle; endlich ſchien er ſich für die Geſchichte zu beſtimmen. Sie verſprach ihm als vorgeſtecktes Ziel ſeines Strebens beſondere Vortheile. Dieſes Fach war ihm neu, und wohl geeignet, manche ſeiner trefflichſten Gaben in Anwendung zu bringen. Es war auf die Wirklichkeit begründet, für welche, wie wir ſchon bemerkt, ſein Geſchmack ſich jetzt entſchieden hatte. Die furchtbaren Umwälzungen und groſſen Ereigniſſe, die herrſchſüchtigen Charaktere, die darin ihre Rolle ſpielen, boten ihm auch hinreichenden Stoff zum Erhabenen und Rührenden dar, wozu er immer vorzüglich ſich hinneigte. Die Geſchichte, welche Ueberlieferungen längſt vergangener Thatſachen, Aufſchlüſſe über die Zukunft ganzer Nationen giebt, mußte einem Manne von groſſem Intereſſe ſeyn, für welchen die menſchliche Natur ein höchſt anziehender Gegenſtand der Beobachtung war, und der die ganze Menſchheit mit Bruderliebe umfaßte, wahrhaft empfindend, was er oft ausſprach, daß „er keinen ſehnlichern Wunſch habe, als alle Menſchen glücklich und mit ihrem Loos zufrieden zu wiſſen.“ Zu all' dieſen Vortheilen geſellte ſich noch einer von beſcheidener Art, den jedoch ſeine Lage zu berückſichtigen gebot. Indeß das Studium der Geſchichte ihm Stoff zu ununterbrochener regelmäßiger Thätigkeit bot, gewährte es ihm auch etwas noch Weſentlicheres, nämlich das nöthige Einkommen,

geblieben seyn, um ein Einsiedler zu werden: deswegen ließ Niklas von Choisy, der Mestre-Serjent vom König war drey Säcke mit Zwieback an der Küste zurück, auf daß sie der Mensch finden und davon leben möchte. Als wir uns von hier entfernt hatten, erblickten wir auf offenem Meer eine Insel, Pantennellée genannt, welche von Sarazenen bewohnt wurde, die dem König von Sicilien und dem König von Tunis unterworfen waren. Die Königinn bat den König, drey Galeeren auszusenden, um Obst für sie und ihre Kinder zu holen. Der König gestand es ihr zu, und gab ihnen Befehl, so bald das königliche Hauptschiff vor der Insel vorüber seegeln würde, sollten sie bereit seyn wieder zu ihm zu stoßen. Die Galeeren landeten auf der Insel, in einem Hafen, den die Insel hatte; als aber das Hauptschiff des Königs vor dem Hafen hinseegelte, war von den Galeeren nichts zu sehen. Darüber fingen die Schiffsleute unter einander zu murren an. Der König ließ sie rufen und fragte sie, was ihnen davon dünkte. Die Schiffsleute gaben ihm zur Antwort: die Sarazenen müßten wohl seine Leute und die Galeeren weggenommen haben: „aber setzten sie hinzu, wir rathen Euch, Sire, nicht auf sie zu warten; denn Ihr befindet Euch zwischen dem Königreiche Sicilien und dem Königreiche Tunis, die gar nicht freundschaftlich gegen Euch gesinnt sind, weder das eine noch das andere; lasset Ihr uns nun weiter segeln, so kommen wir noch diese Nacht ausser Gefahr: denn wir werden alsdenn diese Meerenge hinter uns haben." — „Wahrlich! versetzte der König, „ihr sollt mich nicht überreden, meine Leute in den Händen der Sarazenen zu lassen, daß ich nicht wenigstens das Meinige thun sollte, um sie zu befreyen. Ich befehl' euch daher die Segel gegen die Insel zu richten, und auf sie loszusteuern."

welches er auf die Länge nur ungern von dem bloßen Ertrage ſeiner poetiſchen Erzeugniſſe abhängig machen wollte, und gab ihm ſo das einzige Mittel an die Hand, von ſeiner Schriftſtellerei leben zu können.

Aus dieſem Grunde beſchloß er ſeine geſchichtlichen Arbeiten zu beginnen. Die Abfaſſung des Don Carlos hatte ihn bereits dahin geführt, den Zuſtand Spaniens unter Philipp II. zu erforſchen; und da ihm Waſton's zwar deutliches, doch ſehr oberflächliches Werk über dieſe Regierung durchaus nicht befriedigte, hatte er ſich an die erſte Quelle, an die Schriften des Grotius, Strada, De Thou und mancher Anderer gewendet. Als er dieſe mit dem ihm eigenen Eifer ſorgfältig ſtudirte, hatte er ſeine Gedanken vielfach mit dem Abfall der Niederlande beſchäftigt; daher ihm Manches, was ihm vorher dunkel blieb klar und immer anziehender wurde, was bei einer Gemüthsart, wie die ſeinige, ſo höchſt natürlich war. Er beſchloß nun, ſeine erſte hiſtoriſche Arbeit ſolle eine Erzählung jener Begebenheit ſeyn. Er nahm ſich vor die kleinſten Umſtände ihrer Entſtehung, ihres Fortſchreitens zu erforſchen; die Materialien, die er dazu einſammeln möchte, in einer mehr philoſophiſchen Reihenfolge zu ordnen; in dieſe die allgemeinen Anſichten über verſchiedene Punkte der Politik, des nationellen und individuellen Charakters zu verweben, die er in ſich ſelbſt ausgebildet hatte; und wo möglich das Ganze durch jenes innige Mitgefühl zu beleben, zu welchem jeder Freund der Freiheit bei dieſem ſiegreichſten ihrer Triumphe ſich unwillkührlich hingeriſſen fühlt.

Solch einen Umriß zu entwerfen war ſchon ein weites Feld für Schiller's großen Fleiß. Auch lag es nicht in ſeiner Natur, ſich mit gewöhnlichen Anſtrengun-

gen zu begnügen; kaum erfaßte ſein Geiſt einen Plan, ſo ſchmückte er ihn alſobald mit jeder möglichen Vollendung und Bildungsfähigkeit aus; er entfaltete alles dies zu etwas ſo Prächtigem und Vielumfaſſendem, daß nicht weniger als ein Menſchenleben dazu gehörte, es auszuführen. Er betrachtete ſeine Geſchichte des Abfalls der Niederlande, die jetzt ſein Hauptſtudium ausmachte, nur als einen Zweig des großen Gegenſtandes, mit dem er noch näher ſich zu verbinden gedachte. Sein letztes Ziel war jetzt, die Geſchichte im weiteſten Sinne; und ſein Geiſt war unabläſſig mit Plänen beſchäftigt, ſeine Kenntniſſe darin immer mehr zu erweitern, zu berichtigen und ſie dann wieder in Anwendung zu bringen.

Viele dieſer Pläne erhielten keine ſichtbare Geſtalt; ſehr wenige derſelben nur eine theilweiſe Ausführung. Unter die letzteren gehört die Geſchichte der merkwürdigſten Verſchwörungen und Revolutionen des Mittelalters und der ſpätern Zeit. Der erſte Theil dieſes Werkes kam im Jahr 1787 heraus. Schiller ſelbſt hatte darin größtentheils nur das Verdienſt eines Ueberſetzers oder Herausgebers. St. Réal's Verſchwörung gegen Venedig, von Bedmar mit einer ausführlichen Einleitung verſehen, iſt das Vorzüglichſte in dem Buche. In der That ſcheint es: St. Réal habe ihn zuerſt beſtimmt, dieſen Weg einzuſchlagen. Der Abbé hatte bereits ſeine Vorliebe für Revolutionen und Verſchwörungen an den Tag gelegt, und eine treffliche Probe ſeines Talents, ein ſolches Thema zu behandeln, gegeben. Schiller's Antheil dabei war, dieſe Idee weiter auszudehnen und ſie in eine ſyſtematiſche Form zu bringen. Hätte dieſes Werk ſeine Vollendung erreicht; ſo würde es gewiß höchſt ſchätzenswerth geworden ſeyn; allein jetzt traten andere übernommene Verpflichtun-

gen, und die Nothwendigkeit, ſeine Pläne nur auf die Geſchichte der Niederlande zu beſchränken, ſtörend ein. Später ward es vergeſſen und niemals weiter fortgeſetzt.

Dieſes waren Schiller's Beſchäftigungen während ſeines Aufenthaltes in Dresden; ihr Umfang ſowohl als ihre Verſchiedenheit bewieſen hinlänglich, daß der Müſſiggang nicht zu ſeinen Fehlern gehörte. Er ſündigte vielmehr auf eine entgegengeſetzte Weiſe. Sein unabläſſiger Eifer im Denken und Schreiben, überſchritt alles, was die Natur leiſten konnte; ſein Haß gegen Unterbrechung und Störung gab ihm zuerſt den Plan des Nachts zu arbeiten; eine lockende, aber gefährliche Gewohnheit, die in Dresden begann und ſpäter niemals abgelegt wurde. Seine Erholungen belebte derſelbe Geiſt; er zog es vor viel allein zu ſeyn, und ſich begeiſternden Empfindungen hinzugeben. Die Ufer der Elbe waren die Lieblingswanderungen ſeiner Morgenſtunden; hier, einſam zwiſchen Luſtwäldern, Wieſen und grünen herrlichen Auen dahinſchleudernd, überließ er ſeine Seele dem köſtlichen Sinnen und Träumen; er lauſchte dem ſchnell wechſelnden Lauf ſeiner Gedanken, wie ſie in unbeſtimmt phantaſtiſchen glanzvollen Geſtalten durch ſeine Seele ſtrömten; er ergötzte ſich an vorüberfliegenden Bildern der Erinnerung und Hoffnung; oder ſann über literariſche Gegenſtände nach, die ihn kürzlich beſchäftigt hatten, und nun bald wieder in Anſpruch nehmen würden. Manchmal ſah man ihn auch in einer Gondel den Fluß hinunter ſchwimmen, ſich an der Lieblichkeit der Erde und des Himmels erquickend; vorzüglich ergötzte er ſich daran, wenn Gewitterwolken ringsum ſtanden; ſein unruhiger Geiſt fand einen Troſt darin, ſeine eigne Unruhe im Sturm der Natur ausgeſprochen zu ſehen; die Gefahr ſeiner Lage fügte noch einen poetiſchen Reiz hin-

zu; ſein Gefühl war in aller Uebereinſtimmung mit den Scenen, wenn der Sturmwind das Gewölk kreuzweis durch den Himmel fegte, und die Wälder davon ertönten, und der Strom ſeine tobenden Wellen in wild wirbelnden Maſſen rollte. Ehe jedoch die einbrechende Dunkelheit Schiller'n ausſchließend zu ſeinen Arbeiten rief, widmete er gewöhnlich einen Theil des Tages den Freuden der Geſelligkeit. Hätte er in den Schmeicheleien, in der Gaſtfreiheit ſeiner Bewunderer irgend Genuß finden können, ſo würde ſein gegenwärtiger Ruhm ihm denſelben in reichem Maaße gewährt haben. Allein dieſe Dinge waren nicht nach Schiller's Geſchmack. Wir haben bereits ſeine Meinung von den Leipziger „Schmeißfliegen" gehört. Dieſen Geſinnungen blieb er durch ſein ganzes Leben treu. Der Gedanke als ein Wunderthier betrachtet zu werden, iſt ſchon ärgerlich genug für jeden Mann, der nur einen gewöhnlichen Grad von Eitelkeit, oder ſelbſt weniger als einen gewöhnlichen Verſtand beſitzt; für ihn war es doppelt ärgerlich. Sein Stolz, ſo wie ſeine Beſcheidenheit ertrugen es nicht. Die Zartheit ſeines Weſens, durch Erziehung und Gewohnheit bis zur Schüchternheit geſteigert, machte jeden Zuſtand des Repräſentirens mehr als qualvoll für ihn; das digito praetereuntium war für ihn eine Art der Verherrlichung, die er niemals begehrte. In den Modezirkeln erſchien er ungern und ſelten zu ſeinem Vortheil; der Glanz und das Gepränge war ſeinem Gemüthe fremd; ihr ſteifes Ceremoniell hinderte das freie Spiel ſeines Geiſtes. Wie durch unſichtbare Bande in den verworrenen, eben ſo erbärmlichen als unverletzbaren Verſchanzungen der Etikette feſtgehalten, fühlte er ſich eingeengt und hülflos, wechſelsweiſe bekümmert und empört. Es war der Rieſe unter Pigmäen; Gulliver in

Lilliput, mit tausend Stricken fest gebunden. Allein es gab auch manches ihm verwandte Gemüth, dem er sich zugesellen konnte, viele Familienkreise, wo er die Freude, die er suchte, fand. Hier war Schiller ganz Er selbst, offen, unbefangen, sich der Stimmung des Augenblicks ganz überlassend. Seine Unterhaltung gab einen hohen Genuß und war hinreißend durch einen schmucklosen seltenen Zauber. Zu den geistigen Schätzen, die sie entfaltete, gesellte sich noch jenes Ueberströmen von Freundlichkeit und ungezwungener guten Laune, welche selbst die Beschränktheit angenehm machen kann. Schiller hatte viele Freunde in Dresden, die ihn als Menschen liebten und zugleich als Schriftsteller bewunderten. Ihr Umgang war ganz der Art wie er ihm zusagte, sowohl verständig, als freimüthig und heiter. Eine sorglose, ruhige, treuherzige Ergießung seiner Gefühle war das, was er bedurfte, nicht der lärmende Tumult und rohe Taumel der Zerstreuungen. Diese hatten, unter welchen Gestalten sie sich ihm auch boten, zu keiner Zeit Reize für ihn.

Einer von Schiller's Plänen war schon längst ein Besuch nach Weimar. Jetzt, im Jahr 1787 führte er ihn zuerst aus. Sachsen war schon vor Jahrhunderten Deutschlands Attica gewesen, und Weimar war kürzlich sein Athen geworden. In dieser gelebrten Stadt fand Schiller, was er erwartet hatte, einen Einklang seiner Gefühle und Brüderschaft mit Männern von verwandtem Geiste. Bei Goethe ward er damals nicht eingeführt *); doch Herder und Wieland hießen ihn herzlich willkommen. Mit Letzterem bildete sich bald eine freundliche

*) Döring sagt: „Goethe war zu dieser Zeit in Italien." Dieß war ein Irrthum, wie man aus dem Folgenden sehen wird.

Vertraulichkeit. Wieland, der Neſtor der deutſchen Literatur, war in dieſem Dienſt grau geworden; Schiller verehrte ihn wie einen Vater und ward von ihm wie ein Sohn behandelt. „Wir werden ſchöne Stunden haben" ſagt er, „Wieland iſt jung, wenn er liebt." Wieland hatte längſt ſchon den „deutſchen Merkur" herausgegeben. Ihrer Verbindung zufolge nahm Schiller mit Theil daran, indem er das Seinige zu dem Werke mit beitrug. Einige ſeiner kleinern Gedichte, ein oder zwei Fragmente der Geſchichte der Niederlande und die Briefe über Don Carlos erſchienen zuerſt hier. Seine eigne „Thalia" kam fortwährend in Leipzig heraus. Dieſe nun als zufällige Beſchäftigung, den Abfall der Belgier als Hauptſtudium, und die auserwählteſte Geſellſchaft Deutſchlands für ſeine Muſe, fühlte Schiller keine Neigung Weimar zu verlaſſen. Der Ort und was er in ſich ſchloß, befriedigte ihn ſo ganz, daß er darauf ſann, ihn zu ſeinem Wohnort zu erwählen; er ſchreibt: „Du kennſt die Männer, auf welche Deutſchland ſtolz ſeyn kann — einen Herder, Wieland und Andere, und Eine Mauer umſchließt mich jetzt mit ihnen. Wie viel Treffliches hat nicht Weimar! — Ich denke hier, wenigſtens im Weimariſchen, mein Leben zu beſchließen, und endlich einmal ein Vaterland wieder zu erhalten."—

So beſchäftigt und mit dieſen Plänen erfüllt verlängerte er ſeinen Aufenthalt in Weimar. Einige Monate nach ſeiner Ankunft erhielt er eine Einladung von ſeiner frühern Gönnerin und freundlichen Beſchützerin, Frau von Wollzogen, ſie in Bauerbach zu beſuchen. Schiller ging dem zu folge dieſer ſeiner frühern Zufluchtsſtätte froh entgegen und fand dort wiederum die innige Gaſtfreiheit, die er damals ſchon erfahren, als ihr Charakter

noch weniger zweifelhaft war; allein sein Ausflug dorthin hatte noch andere sich weiter erstreckende Folgen. In Rudolstadt, wo er bei Gelegenheit dieser Reise sich einige Zeit aufhielt, sollte er eine neue Freundin finden. Hier war es, wo er Fräulein von Lengefeld zuerst sah, eine Dame, deren anziehende Eigenschaften bewirkten, daß er Rudolstadt nur mit Schmerz verließ, und mit Hast wieder dahin zurückkehrte. Schon das nächste Jahr kam er wieder; lebte dort oder in der Nachbarschaft vom Mai bis November. Er war nach seiner Gewohnheit fleißig, und besuchte die Lengefeld'sche Familie fast täglich. Wir kennen bereits Schiller's Ansichten über die Ehe, seine Sehnsucht nach einem häuslichen und bürgerlichen Zustande. Er hatte gesagt: „An eine Person, die mit uns Freuden und Leiden theilt, die unsern Gefühlen entgegen kommt, und sich so innig, so biegsam in unsere Launen schmiegt, gekettet zu seyn — an ihrer Brust unsern Geist von tausend Zerstreuungen, tausend wilden Wünschen und unbändigen Leidenschaften abzuspannen — und alle Bitterkeiten des Glücks im Genusse der Familie zu verträumen, ist wahre Wonne des Lebens.“ Einige Jahre waren seit dem Aussprechen jener Empfindungen verflossen, welche die Zeit nur bestätigt, nicht geschwächt hatte. In der Nähe des Fräuleins von Lengefeld erwachten sie in ihrer ganzen Kraft; er liebte sie; ihre Gegenliebe gab seiner ganzen unruhvollen Welt den schönsten Sonnenschein; und wenn auch der Wunsch, der Ihrige zu seyn, mehr Ungeduld über die Gestaltung seiner Lage in ihm erregte, so gab er ihm auch doppelte Kraft dahin zu gelangen. Er war während seines Aufenthaltes in Rudolstadt von Geschäften gedrängt; eifrig, sehr ernst, aber glücklich. Seine literärischen Pläne schritten immer vorwärts. Zu

dem Genuß einer reinen ſchönen Liebe geſellte ſich auch jener des Umgangs mit vielen würdigen Menſchen und manchem verwandten Gemüthe.

Der vorzüglichſte unter dieſen war in jeder Hinſicht Goethe. Bei ſeinem jetzigen zweiten Aufenthalt in Weimar war es, wo Schiller dieſen berühmten Mann zuerſt ſah, von welchem ſowohl ſchriftliche als mündliche Berichte ſeine Erwartungen ſo hoch geſteigert hatten. Kaum können zwei Männer, beide mit hohem Genie begabt, ſo verſchiedenartige Gaben und Vorzüge beſitzen, als dieſe beiden, die hier in einer zahlreichen Geſellſchaft ihrer gegenſeitigen Freunde ſich zuerſt fanden. Der Freund der engliſchen Lektüre kann ſich eine, dieſem Contraſt faſt entſprechende Vorſtellung machen, wenn er ſich eine Zuſammenkunft zwiſchen Shakespeare und Milton denkt. Wie ſo ſehr begabt, wie ſo verſchieden Beide in ihren Gaben! Der Geiſt des Einen bewegt ſich frei in muthwilliger unnachahmlicher Grazie im großen Gebiete des menſchlichen Intereſſe; der Andere concentrirt eben ſo große, doch nicht ſo verſchiedenartige Kräfte auf einige Gegenſtände ins beſondere; der Eine iſt Katholik, der Andere iſt Anhänger einer Sekte. Der Eine mit einem all' umfaſſenden Geiſte begabt, gleichſam wie durch eigne Erfahrung in alle Arten menſchlicher Leidenſchaften und Anſichten eingedrungen; daher duldſam gegen Alle, friedfertig, abgeſchloſſen, er kämpft für keine Claſſe von Menſchen oder Grundſätzen, ſondern betrachtet vielmehr die Welt und die darin ſich ereignenden ſchrecklichen Kämpfe mit dem ruhigen Auge eines Mannes, der ſich bereits mit dem armſeligen Ausgange aller dieſer Dinge ausgeſöhnt hat, doch die mannigfachen Geſtalten des Lebens durch den Strahl ſeines tief eindringenden Geiſtes und

den Zauber einer überſtrömenden Phantaſie verklärt und Menſchen und Dingen von jeder Geſtalt und Farbe, ihren eignen freien Spielraum in ſeiner Vorſtellung geſtattet, wie ſie denſelben in der Welt, auf dem ihnen von der Vorſehung angewieſenen Platz, behaupten. Der Andere iſt ernſt, fromm, ſeine Seele ringt mit großen Ideen der Vervollkommnung, er empfindet weit heftiger, da ſein Gefühl ſich auf einen engeren Raum beſchränkt; verwirft mit Heftigkeit, erwählt eben ſo; iſt mit der einen Hälfte der Welt im Krieg, fühlt ſich zu der andern mit Liebe hingezogen; daher nie befriedigt, ungeſtüm, ohne innere Ruhe, ja kaum die Möglichkeit dieſes Zuſtandes begreifend. Shakespeare und Milton ſcheinen, die Verſchiedenheit ihrer Anſichten und geiſtigen Bildung abgerechnet, in der erſten Grundlage ihres Gemüthes verwandt geweſen zu ſeyn. So war es in manchen Punkten ganz daſſelbe zwiſchen Goethe und Schiller. Auch waren die äußern Umſtände Beider geeignet, ihre verſchiedenen Eigenthümlichkeiten zu begünſtigen. Goethe ſtand in ſeinem neun und dreißigſten Jahre, beſaß viel früher ſchon Rang und eine Stellung im Leben; Schiller war zehn Jahr jünger und immer noch ohne irgend eine beſtimmte Verſorgung. Aus dieſen beiden Gründen bedurfte höchſt wahrſcheinlich die urſprüngliche Vorſtellungsweiſe ſeines Denkens, die Grundſätze, nach welchen er urtheilte, handelte, und ſeine Individualität behauptete, ſo feſtgeſtellt ſie auch immer ſeyn mochten, dennoch der Reife und Läuterung. Kaum können wir uns unter dieſen Umſtänden verwundern, daß von Schiller's Seite der erſte Eindruck nicht überaus angenehm war. Goethe ſaß eben, ſprach über Italien, Kunſt, Reiſen und tauſend andere Gegenſtände; ſtrahlend und überſtrömend von Geiſt, ſarcaſtiſchem Scherz,

Kenntniſſen, Phantaſie und Gutmüthigkeit, welches alles ihn auch in der That zu dem jetzt lebenden ausgezeichnetſten Redner macht. In einer ganz verſchiedenen Gemüthsſtimmung blickte Schiller ihn an; er fühlte die angeborne Zurückhaltung durch den Einfluß eines Mannes geſteigert, welcher in ſeiner Art zu ſeyn ſo ganz verſchieden von ihm war, dem ſo mächtige Mittel zu Gebote ſtanden; der dieſe eben ſo wunderbar als geſchickt verwendete; mit dem er nicht ganz übereinſtimmen konnte, und dem er doch nicht zu widerſprechen wußte. Bald nach dieſer Zuſammenkunft ſchreibt er: „Im Ganzen genommen iſt meine ſo große Idee von Goethe, nach dieſer perſönlichen Zuſammenkunft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt, als das meinige; ſeine Welt iſt nicht die meinige, unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden. Indeſſen läßt ſich aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher und gründlich ein Schluß ziehen. Die Zeit wird es lehren.“ In der That mußte die Zeit auch heilſam wirken; denn von Goethe's Seite gab es auch nicht weniger feindſelige Vorurtheile, die aus früherer tieferer Quelle entſprungen, als die gegenwärtig flüchtige Begegnung, zu deren Mißbehagen ſie jedoch wahrſcheinlich viel beitrugen. Er ſelbſt hatte ſie mit ſeiner gewohnten Freimüthigkeit und guten Laune kürzlich in einem öffentlichen Blatte, welches einige Leſer mit mehr als blos biographiſchem Intereſſe leſen dürften, dargelegt. „Nach meiner Rückkehr aus Italien, wo ich mich zu größerer Beſtimmtheit und Reinheit in allen Kunſtfächern auszubilden geſucht hatte, unbekümmert, was während der Zeit

Als die Königinn das hörte, ward sie sehr betrübt, und rief: „ach ich Arme! daran bin ich schuld!“

Indem das königliche Hauptschiff und die andern nach der Insel zusteuerten, sahen wir die Galeeren von der Insel herkommen. Als sie wieder beym König waren, fragte der König die Schiffsleute, warum sie das gethan hätten. Sie gaben zur Antwort: die Schuld liege nicht an ihnen, sondern an einigen Bürgersöhnen von Paris, deren sechs das Obst in den Gärten geholt; sie hätten ihrer nicht habhaft werden können, und sie doch nicht zurücklassen wollen. Der König befahl jene unten in den Boden von den Galeeren zu werfen. Sie erhuben darüber ein großes Geschrey und Geheul: „Sire! um Gotteswillen, nehmt uns alles, was wir haben; nur laßt uns nicht dahin werfen, wohin man Mörder und Räuber wirft, denn es würde uns auf immer zum Vorwurf gereichen.“ Die Königinn und wir thaten alles um den König zu besänftigen; aber er wollte nichts anhören, sondern sie wurden dorthin geworfen mußten auch so lange dort bleiben, bis wir am Lande waren. Sie waren so übel daran daß, wenn die See hoch ging, die Wellen ihnen über den Köpfen zusammenschlugen, und sie mußten sich setzen, um nur nicht vom Winde umgerissen zu werden. Auch geschah ihnen daran ganz recht; denn ihre Leckerheit that uns den Schaden, daß wir acht ganze Tage dadurch aufgehalten wurden, weil der König deswegen hatte umwenden lassen.

Noch ein Abentheuer begegnete uns auf der See, bevor wir ans Land kamen; und dieses bestand darin: Eine von den Beguinen der Königinn, die eben die Köni-

in Deutſchland vorgegangen, fand ich neuere und ältere Dichterwerke, in großem Anſehen, von ausgebreiteter Wirkung, leider ſolche, die mich äußerſt anwiderten, ich nenne nur Heiuſe's Ardinghello und Schiller's Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abſtruſe Denkweiſen durch bildende Kunſt zu veredlen und aufzuſtutzen unternahm, dieſer, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethiſchen und theatraliſchen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen geſtrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegoſſen hatte.

„Beiden Männern von Talent verargte ich nicht was ſie unternommen und geleiſtet: denn der Menſch kann ſich nicht verſagen nach ſeiner Art wirken zu wollen, er verſucht es erſt unbewußt, ungebildet, dann auf jeder Stufe der Bildung immer bewußter, daher denn ſo viel Treffliches und Albernes ſich über die Welt verbreitet, und Verwirrung aus Verwirrung ſich entwickelt.

„Das Rumoren aber das im Vaterland dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, ſo von wilden Studenten als der gebildeten Hofdame gezollt ward, der erſchreckte mich, denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu ſehen, die Gegenſtände zu welchen, die Art und Weiſe, wie ich mich gebildet hatte, ſchienen mir beſeitigt und gelähmt. Und was mich am meiſten ſchmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde, Heinrich Meyer und Moritz, ſo wie die im gleichen Sinne fortwaltenden Künſtler Tiſchbein und Bury ſchienen mir gleichfalls gefährdet, ich war ſehr betroffen. Die Betrachtung der bildenden Kunſt, die Ausübung der Dichtkunſt hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich geweſen wäre, denn ſo war eine Aus-

ſicht jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten, man denke ſich meinen Zuſtand! Die reinſten Anſchauungen ſuchte ich zu nähren und mitzutheilen und nun fand ich mich zwiſchen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt.

„Moritz, der aus Italien gleichfalls zurückkam, und eine Zeitlang bei mir verweilte, beſtärkte ſich mit mir leidenſchaftlich in dieſen Geſinnungen, ich vermied Schillern, der, ſich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarſchaft wohnte. Die Erſcheinung des Don Carlos war nicht geeignet mich ihm näher zu führen, alle Verſuche von Perſonen, die ihm und mir gleich nahe ſtanden, lehnte ich ab.“

Beide Theile fanden jedoch nach und nach, daß ſie geirrt hatten. Der Zufall brachte manches ans Licht, was früher verborgen war, der wahre Charakter eines jeden entfaltete ſich immer mehr und vollkommener vor dem andern, und der bisher kalt abgemeſſene Tribut der Achtung belebte ſich von beiden Seiten zu Gefühlen des Wohlwollens und ward ſpäter Zuneigung. Schon ſehr bald hatte Schiller durch ſehr befriedigende Beweiſe gefunden: „dieſer Goethe ſey ein Ehrenmann;“ und Goethe erwieß Schiller'n, ſelbſt während ſeine perſönliche Abneigung gegen dieſen noch beſtand, aus Liebe für das Genie und im Eifer für die Beförderung der Literatur, weſentliche Freundſchaftsdienſte. Die Freundſchaft fordert keine ganz genaue Aehnlichkeit des Charakters, begünſtigt ſie vielleicht ſelbſt nicht. Um ſich deren vollkommen zu erfreuen, muß ohnſtreitig Eins das Andere zu verſtehen fähig, Beider Gemüthsſtimmungen müſſen in den Hauptzügen einander verwandt ſeyn; denn das Vergnügen: unſere Ideen und Gefühle zu vergleichen, iſt grö-

ſer, wenn in der Aehnlichkeit eine Unähnlichkeit ſich findet. Rouſſeau hielt dafür: gleiche Gefühle, aber verſchiedene Anſichten ſeyen die beſten Beſtandtheile der Freundſchaft; das gegenſeitige freundliche Wort und Handeln iſt das wirkſamſte von allen. Luther liebte Melanchton; Johnſon war eben ſo ſehr der Freund des armen alten Doctors Levitt, als des Edmund Burke. Goethe und Schiller ſahen ſich nochmals; und als ſie endlich ſpäter an einem und demſelben Orte zuſammen lebten, ſich öfter ſahen, gefielen ſie ſich gegenſeitig beſſer. Sie wurden Mitgenoſſen, Freunde, und die ſchöne Harmonie ihrer Freundſchaft welche ſo manchem gemeinſchaftlichen literäriſchen Streben noch einen neuen Reiz verlieh, dauerte ununterbrochen, bis zu ihrem Tode fort. Goethe hat während dieſer Zeit ſo manches Herrliche geleiſtet; doch kaum etwas, worauf er mit größerer Freude zurückblicken könnte, als ſeine Art mit Schiller zu ſeyn. Man ſagt literäriſche Freundſchaften kämen ſelten vor, und könnten nicht beſtehen. Das Zuſammentreffen in einem und demſelben Intereſſe zerſtörte ihre Dauer. Hier iſt eine weit größere Rivalität, wo der Gegenſtand der Mitbewerbung ein ſo unbeſtimmtes, unfühlbares, ſchwankendes Etwas, als die Gunſt des Publikums iſt; die Gefühle und Forderungen, die man hier befriedigen ſoll, ſind der Eitelkeit, jener reizbarſten und eigennützigſten Empfindung der menſchlichen Bruſt, ſo innig verwandt. Wäre Goethe's erſter Beweggrund die Ehrſucht geweſen, ſo müßte er mit Widerwillen nicht auf das falſch geleitete, ſondern auf das ſich erhebende Talent des Genies geblickt haben, welches mit raſchen Schritten ſich ihm nähernd, die Palme der geiſtigen Schöpfungen ihm ſtreitig zu machen drohte, die Tauſende ſchon in ſeinen

Händen glaubten; und wenn das Gefühl ſeiner eignen Würde ihn abhielt Hinderniſſe zu veranlaſſen, oder irgend einen Laut des Mißfallens auszuſprechen, ſo konnte doch auf der andern Seite nur ein echt edelbürtiger Geiſt ihm ſo herzlichen Beiſtand leiſten. Einem ins Geheim feindlich und vor der Welt gleichgültig ſcheinenden Weſen war es ein leichtes den Gönner zu ſpielen, der eignen Eitelkeit zu ſchmeicheln, indem man den Nebenbuhler, den man doch nicht hindern und der ohne alle Hülfe beſtehen konnte, zu fördern ſchien. Goethe verfuhr nach keinem dieſer Pläne; und daß er ſo und nicht anders handelte, ſetzte ihn in ein ſchönes Licht. Eifrig bemüht, Schiller's Abſichten zu befördern, gelang ihm dieſes, da er all' ſeinen Einfluß dazu gebrauchte, vollkommen; ſo wie das noch weit ſchwierigere: den Charakter des Wohlthäters in dem des ihm völlig Gleichſtehenden zu verſchmelzen; ſie wurden nicht nur Freunde, ſondern Arbeitsgenoſſen, eine Verbindung, welche für Beide, aber vorzüglich für den Jüngern und weniger Berathenen reich an wichtigen Folgen war.

Indeſſen war die Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande ſchon zur Hälfte der Welt bekannt. Der erſte Theil erſchien 1788. Schiller's frühere Schriften hatten Beweiſe geliefert von ſo überaus großen mannigfachen Talent, ſolch einem Umfang der geſammten geiſtigen Kräfte, ſolch einer tiefen ſowohl praktiſchen als theoretiſchen Kenntniß der Kompoſition, daß man bei ſolch einem Gegenſtand, wie die Geſchichte iſt, kein gewöhnliches Werk aus ſeinen Händen erwarten konnte. Bei ſeinem Fleiß die Materialien einzuſammeln, ſeiner mühſamen Sorgfalt ſie auszuarbeiten, konnte es ihm kaum fehlen, etwas ausgezeichnet Treffliches zu erreichen. Dieſer

erſte Theil war ganz dazu gemacht, ſolchen Erwartungen zu entſprechen. Der Abfall der Niederlande bietet alles, was man im Allgemeinen zu den Erforderniſſen der guten Geſchichte rechnet, und manches, was ganz eigenthümlich nur ihr angehört; ſie giebt uns die zahlreichſten und zugleich genaueſten Nachrichten, wir haben alle nahe und entfernte Umſtände des vorgelegten Falles aufs deutlichſte vor uns und dennoch ſind ſie, ſo geſchickt iſt die Anordnung, kurz und zugleich eindringend dargeſtellt. Das Werk iſt nicht in eine fortlaufende Erzählung ausgedehnt, ſondern in Maſſen geſammelt, welche ſich erſt nach und nach den Blicken zeigen, die geringeren Begebenheiten gleichſam um die Hauptbegebenheit gruppirt, nach welcher, als dem Mittelpunkt, unſere Aufmerkſamkeit vorzüglich hin gerichtet iſt. Dieſe Methode, alle kleinern Umſtände der Begebenheiten zuſammenzufügen, gleichſam durch Sprünge von einer Anhöhe zu der andern vorzurücken, und dann von dort den Schauplatz ringsum zu überſehen, iſt ohnſtreitig die philoſophiſchſte von allen; allein wenig Männer ſind fähig dieß auf die rechte Weiſe zu bewirken. Dazu gehört ein Geiſt, der alle dieſe Thatſachen mit einem Blick überſchaut, ihre Verworrenheiten entwickelt, indem er jeden an ſeinen rechten Platz ſtellt, und oft mit außerordentlicher Kunſt den Standpunkt zu wählen weiß, von wo aus der Leſer ſie ſehen wird. Ohne dieſen Plan, oder denſelben unpaſſend ausgeführt, wäre es ein unerfreuliches Werk geworden. Schiller hat es in höchſter Vollendung uns gegeben. Der ganze Schauplatz der Begebenheit lag augenſcheinlich klar vor ſeinen Augen, und mit geübter Hand unterſchied und faßte er die ſprechendſten Züge; niemals verliert er die Verbindung der Urſache und Wirkung aus den Augen; über jeder dieſer in ſchöner

Reihe ſich folgenden Abtheilungen ergießt ſich ein Strom geiſtiger, phantaſiereicher Herrlichkeiten, wie er ſich ſchon in allen ſeinen früheren Schriften zeigt. Seine ausgeſprochenen, oder auch nur angedeuteten Bemerkungen ſind die Frucht eines vielumfaſſenden, durchdringenden Nachdenkens; ſeine Beſchreibung lebhaft colorirt, ſeine Charaktere mit Scharfſinn aufgefaßt und in dem ſie ganz bezeichnenden Geſichtspunkt uns vorgeſtellt; jener des Egmont und Oranien z. B. erſchien gewiß jedem Leſer als ein ſeltener Verein von Scharfſinn und Beredſamkeit. Das Werk hat das Anſehen der Ordnung, jener Schönheit mit friedlich ruhender Kraft gepaart. Wäre es vollendet, möchte es unter die beſten von Schiller's proſaiſchen Werken gerechnet werden. Doch es erſchien kein zweiter Band, und der erſte ſchließt mit der Ankunft Alba's in Brüſſel. Nur zwei Bruchſtücke: der Sieg von Antwerpen und der Durchzug von Alba's Armee, beides nach dem Leben gemalt, zeigen uns, was er ferner alles geleiſtet haben würde. Leider ſollten uns die wunderbaren, oft höchſt maleriſchen Situationen dieſes Krieges, die Anhänglichkeit der Niederländer, ihre kühne Freiheitsthaten uns nicht mit Schiller's warmen Colorit dargeſtellt werden, deſſen Geiſt und Herz ſo ſehr geeignet war, ihnen Gerechtigkeit angedeihen zu laſſen *). Der ſo geſteigerte Ruhm, den

*) Wenn wir nicht irren, ſo hatte Madame de Staël dieß Werk von Schiller bei ihrer Revolution française vor Augen. Ihr Werk beruht auf einem ähnlichen, wenn gleich loſeren Plan der Anordnung; auch die Ausführung ſteht in gleichem Verhältniß mit der Schiller'ſchen; ſie iſt weniger unregelmäßig; geiziger auf Rhetorik; doch an Genauigkeit, obgleich oft nicht an Kraft der Gedanken und Bilder, ſteht ſie weit unter jener.

dieſes Werk auf ſeinen Autor zurückſtrahlte, war nicht der einzige oder größte Vortheil, der ihm daraus erwuchs. Zu derſelben Zeit ſollte Eichhorn, Profeſſor der Geſchichte in Jena, die Univerſität verlaſſen; Goethe hatte bereits ſeinen neuen Bekannten, Schiller, der ſo hochbegabten Regentin von Sachſen-Weimar, Amalia, beſonders empfohlen; jetzt vereinte er ſich mit Voigt, die Profeſſor-Stelle für ihn zu erbitten. Die allgemeine Stimme und der Fürſtin Vorwort ſelbſt unterſtützte ſein Geſuch, und Schiller ward zum Profeſſor in Jena ernannt, und ging im Jahr 1789 dahin.

Mit Schiller's Verſetzung nach Jena beginnt eine neue Epoche ſeines öffentlichen und Privatlebens. Hier reifte ſeine Verbindung mit Goethe erſt zur Freundſchaft und ward geſchirmt und genährt durch gegenſeitige Mittheilung *). Jena iſt nur wenig Meilen von Weimar entfernt; da die beiden Freunde öffentliche Aemter unter einer und derſelben Regierung bekleideten, bot ſich faſt täglich Gelegenheit ſich zu ſehen. Jetzt waren Schiller's Wanderungen geendet, ſein Herz war einer ſo ſchwankenden Exiſtenz müde und der Fähigkeit, eine friedlichere genießen zu können, noch nicht beraubt; jetzt konnte er mit einem durch mannigfachen Umgang mit Menſchen erfahrenen Geiſte, an Kenntniſſen bereichert, und voller Pläne täglich dieſe anzuwenden, in dem Hafen häuslichen Glückes ausruhen und vorwärts blicken auf ſchönere Tage,

*) Die Hinderniſſe ihrer näheren Vereinigung haben wir bereits mit Goethe's Worten beſchrieben; die Schritte, wodurch dieſe beſeitigt wurden, ſind in derſelben Schrift mit gleicher Genauigkeit und gleichem Effekt beſchrieben. (Die Stelle iſt intereſſant, kann aber hier nicht eingerückt werden). S. Anhang Note C.

wo er ſein Talent ungeſtört üben, wo reinere dauerndere Freuden ſeiner warteten.

Wenig Monate nach ſeiner Anſtellung in Jena verheirathete er ſich mit Fräulein von Lengefeld, und ſo ward ihm ein Glück, das alles, was er an Lebensfreuden von ſeiner Zukunft hoffte, in ſich ſchloß. Kurze Zeit nach dieſem Ereigniſſe ſpricht er ſich in einem Briefe an ſeinen Freund folgendermaßen aus: Es lebt ſich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als ſo verlaſſen und allein — auch im Sommer. Jetzt erſt genieße ich die ſchöne Natur ganz und lebe in ihr. Die Welt kleidet ſich wieder um mich herum in dichteriſche Geſtalten; und oft regen ſich wieder alte Gefühle in meiner Bruſt. — Was für ein ſchönes Leben führe ich jetzt! Ich ſehe mit fröhlichem Geiſte um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende ſanfte Befriedigung außer ſich, mein Geiſt eine ſo ſchöne Nahrung und Erholung. Mein Daſeyn iſt in eine ſo harmoniſche Gleichheit gerückt; nicht leidenſchaftlich geſpannt, aber ruhig und hell gehen mir dieſe Tage dahin. — Meinem künftigen Schickſale ſehe ich mit heiterem Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele ſtehe, erſtaune ich ſelbſt, wie alles doch über meine Erwartungen gegangen iſt. Das Schickſal hat die Schwierigkeiten für mich beſiegt, es hat mich zum Ziele gleichſam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genuſſe meines Geiſtes leben; ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben giebt mir ſie zurück."

In wie fern dieſe ſchmeichelnden Erwartungen erfüllt wurden, wird man aus dem nächſten und beſchließenden Theile dieſer Biographie erſehen.

Schillers Leben.

Dritter Abſchnitt.

Von ſeinem Aufenthalt zu Jena bis zu ſeinem Tode. (1790 — 1805.)

Die Pflichten ſeines neuen Amtes erforderten natürlich, daß Schiller ſich mit verdoppeltem Eifer auf das Studium der Geſchichte legte: ein Gegenſtand, den er aus freier Wahl bereits mit vielem Fleiß betrieb. Wir haben oben geſehen, wie ſeine größten Fähigkeiten durch dieſe Beſchäftigung geübt und wie ſehr dieſelbe ſeinem Geſchmack angemeſſen war; und jetzt bot ſich ihm neue Gelegenheit, mit neuen Beweggründen verbunden, dar, um ſeine Beſtrebungen fortzuſetzen. Was den Plan oder den Erfolg ſeiner akademiſchen Vorleſungen anbetrifft, ſo haben wir

nur wenig Kunde davon: in seinem Collegium pflegte er am häufigsten aus dem Stegreif zu sprechen; und seine Darstellung war weder sehr fließend, noch durch Anmuth ausgezeichnet, ein Umstand, den man der Gemüthsbewegung zuschreiben muß, die ein öffentliches Auftreten mit sich führt; denn wie uns Woltmann versichert: „so war die Schönheit, so wie das wahrhaft Lehrreiche in seinem Vortrage, die Zierlichkeit und Leichtigkeit, die ihm beständig in Privatzirkeln zu Gebote stand, von allen seinen Freunden anerkannt und bewundert.“ Wir vermuthen daß der Stoff diese Mängel in der Manier ergänzte. Nach seiner einleitenden Vorlesung zu urtheilen, die in seinen Werken unter dem Titel: „Was ist die Weltgeschichte; und wie muß dieselbe studirt werden?“ aufbewahrt ist, mag wohl nie in Europa ein zweiter Geschichtskursus nach so großartigen und philosophischen Grundsätzen entworfen worden seyn *). Doch akademische Uebungen waren weit entfernt, sein letzter Endzweck zu seyn; auch genügten ihm keinesweges bloße Träume des Vollkommenen: der Umfang der Gränzen, den er einem Geschichts-

*) Die Blätter, betitelt: „Etwas über die erste Menschen-Gesellschaft, nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde. Die Sendung Moses. Die Gesetzgebungen des Lycurgus und Solon“ sind Stücke der vorzüglichsten Art; voll Kraft und Schönheit; von besonderem Werth für den Liebhaber der plastischen Philosophie, die sich damit beschäftigt, den „todten Knochen“ jener alten Begebenheiten, welche in den kurzen und räthselhaften Blättern der Chronikenschreiber, so unerklärlich vor uns da liegen, Form und Leben zu verleihen. Die Uebersicht des Zustands von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges; die Zeiten Kaiser Friedrich's I; die Unruhen in Frankreich sind ebenfalls meißerhafte Skizzen in einem einfachern gewöhnlichern Style.

Königinn zu Bette gebracht hatte, nahm ſich nicht genug in Acht, ſondern warf den Schleyer, womit ſie den Kopf umwunden hatte, ganz nahe an das eiſerne Gefäß, in welchem das Nachtlicht für die Königinn brannte. Als ſie nun in das Zimmer unter dem Zimmer der Königinn ſchlafen gegangen war, wo die Kammerfrauen ſchliefen, ergriff das Flämmchen vom Nachtlichte den Schleyer, und der brennende Schleyer ergriff wieder einen andern Schleyer, der auf den Kleidern der Königinn lag. Wie nun die Königinn erwachte, ſah ſie das Zimmer ganz im Feuer. Sie ſprang auf ganz entkleidet, nahm den Schleyer, warf ihn ins Meer, und löſchte die ſchon brennenden Kleider aus. Die Leute auf den Böten ſchrien: „Feuer! Feuer! Ich richtete den Kopf auf, und ſah, daß der Schleyer noch ganz helle auf dem Waſſer brannte, welches ganz ſtill war. Ich warf ſo geſchwind als möglich meinen Waffenrock an, und ſetzte mich zu den Schiffsleuten. Indem ich da ſaß, kam mein Knappe, der bey mir ſchlief, zu mir, und ſagte mir, der König ſey erwacht, und habe gefragt, wo ich ſey; er habe ihm geſagt, ich ſey auf meinem Zimmer; und da habe der König geſagt: „du lügſt.“ Indem wir noch ſprachen, ſiehe da kam Meſtre Gaffroy, der Königinn Kaplan, und ſagte zu mir: erſchreckt nicht, es iſt vorüber.“ Ich antwortete ihm: „Meſtre Gaffroy, geht und ſagt der Königin, der König ſey erwacht, und ſie möge zu ihm gehen, ihn zu beſänftigen.“ Am Morgen darauf meldeten der Connetable von Frankreich, und Herr Peter der Kammerherr, und Herr Gervaiſe zum König, was dieſe Nacht vorgefallen war, und daß man Feuer! gerufen: ich aber ſagte dazu kein Wort. Der König erwiederte: „es ſollte doch ſeltſam ſeyn, wenn der Seneſchal zurückhaltender wäre, als ich; ich will es euch nur ſagen, daß

ſchreiber vorgezeichnet hatte, war kaum größer, als die Emſigkeit, womit er ſich beſtrebte, ſein eignes Vorbild zu erreichen.

Seine Briefe athmen nicht allein Fleiß, ſondern Begeiſterung; er ſcheint dieß neue Streben mit ſeiner ganzen Kraft zu verfolgen; und zu gleicher Zeit entzückt zu ſeyn über die weite Ausſicht auf ein noch unberührtes und anziehendes Gebiet des Denkens, das ſich ihm von allen Seiten eröffnete. Er geſtand: er ſey außerordentlich mit ſeinem Berufe zufrieden; ſeine Ideen über die Natur deſſelben erweiterten ſich und wurden klarer; und jeden Augenblick der Muſe benutzte er dazu ſie auszuführen. Er beſchäftigte ſich mit der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges.

Dieß Werk, welches 1791 erſchien, wird von deutſchen Kunſtrichtern für ſein beſtes in dieſem Fache der Literatur gehalten; „der Abfall der vereinigten Niederlande," das einzige, was mit ihm hätte wetteifern können, wurde nicht vollendet; ſonſt würde es, nach unſerer Meinung, noch vorzüglicher als jenes ſeyn. Eins von beiden hätte hingereicht, Schiller'n einen ausgezeichneten Rang unter den Geſchichtsſchreibern jener Klaſſe, die man philoſophiſch nennt, anzuweiſen; obwohl beide nur ein ſchwaches Bild ſeiner Ideen geben über die Art und Weiſe: wie man Geſchichte ſchreiben müſſe. Seiner Anſicht zufolge iſt es die Sache der Geſchichte: nicht bloß zu erzählen, ſondern auch zu erläutern; ſie umfaßt nicht bloß eine klare Anſicht und eine lebendige Darſtellung der Begebenheiten und Charaktere, ſondern eine richtige, klare Theorie von den ſittlichen Grundſätzen, ſowohl bei den Individuen als Nationen, eine allgemeine Philoſophie des menſchlichen Lebens, wonach man die Ereigniſſe beurtheilen, und ihre Wirkungen

abmeſſen kann. Jetzt ſteht der Geſchichtsforſcher auf einem höheren Standpunkte, er nimmt ein größeres Feld ein als die früheren; kann eine lange Reihe menſchlicher Handlungen überſehen und die Triebfedern derſelben aus einer Erfahrung herleiten, die ſich über viele Länder und Zeitalter erſtreckt. Jedoch mußten mit ſeinen Ideen auch ſeine Gefühle ſich erweitern; er ſoll nicht das Intereſſe einer Sekte oder eines Staates im Auge haben, ſondern das der ganzen Menſchheit; nicht die Fortſchritte in irgend einem Zweige der Künſte und Wiſſenſchaften, ſondern die des allgemeinen Glückes und der allgemeinen Bildung. Kurz ſeine Erzählung ſoll nach den Regeln der Kunſt verfaßt, und mit dem liberalen Geiſte ſeiner Zeit befruchtet ſeyn.

Man glaubt gewöhnlich von Voltaire: daß er eine neue Methode, die Geſchichte zu ſchreiben, erfunden und eingeführt habe; Hiſtoriker, die ihm folgten, hat man vorzugsweiſe philoſophiſche genannt. Das iſt ſchwerlich richtig. Voltaire ſchrieb die Geſchichte mit mehr Geiſt, aber keinesweges war der Geiſt darin ganz neu; er wandte die Ideen des achtzehnten Jahrhunderts auf ſeinen Gegenſtand an, und darin findet ſich doch nichts Eigenthümliches. In den Händen eines denkenden Schriftſtellers war die Geſchichte ſtets „die durch Erfahrung lehrende Philoſophie;“ das heißt einer ſolchen Philoſophie, wie ſie das Zeitalter dem Geſchichtsſchreiber darbietet. Für einen Griechen oder Römer war es natürlich: daß er die Begebenheiten hinſichtlich ihrer Wirkung auf ſeine Vaterſtadt oder ſein Vaterland betrachtete, und ſie nach einem Geſetzbuch prüfte, worin ihr Gedeihen oder ihre Machtausdehnung ein Hauptgegenſtand war. Für einen mönchiſchen Chronikenſchreiber war es natürlich, daß er die

Fortschritte der öffentlichen Angelegenheiten nach der Zahl der gestifteten Abteien schätzte, und die Tugend der Menschen nach der Hauptsumme der an die Geistlichkeit gemachten Schenkungen. Eben so ist es für die Denker jetziger Zeit gleich natürlich, die Begebenheiten der Geschichte nach einem ganz andern Maßstabe zu messen: nämlich nach ihrem Einflusse auf das allgemeine Schicksal des Menschen und nach ihrem Vermögen, ihn in seinem Streben nach Freiheit, Wissenschaft, Religion- und Seelenwürde zu fördern oder hinderlich zu seyn. Jeder von diesen Geschichtsschreibern wägt blos nach dem Maßstabe, den man zu seiner Zeit für den geeignetsten hält, um das große Interesse und die Pflichten der Menschheit darzustellen.

Schiller's Ansichten in dieser Sache waren, wie man erwarten kann, sehr großartig. „Das Interesse, „welches die Geschichte des peloponesischen Krieges für die „Griechen hatte, muß man jeder neuern Geschichte, die „man für Neuere schreibt, zu geben suchen. Das ist eben „die Aufgabe: daß man seine Materialien so wählt und „stellt, daß sie des Schmucks nicht brauchen, um zu interessiren. Wir Neuern haben ein Interesse in unserer „Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, „und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht „beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz „anderes Interesse ist es: jede merkwürdige Begebenheit, „die mit Menschen vorging, den Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal: für eine „Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese „Gränze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so „wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der

„Menſchheit, bei einem Fragmente (und was iſt die wich-
„tigſte Nation anders?) nicht ſtill ſtehen; er kann ſich
„nicht weiter dafür erwärmen, als ſo weit ihm dieſe Na-
„tion oder National-Begebenheit als Bedingung für den
„Fortſchritt der Gattung wichtig iſt.“

Daß dieſe umfaſſende cosmopolitiſche Philoſophie nicht etwas übertrieben iſt, dieß möchte wohl einigem Zweifel unterworfen ſeyn. Gewiß hatte die Natur weiſe Abſichten, da ſie uns in Familien, Völkerſchaften und Sprachen eintheilte; unſer Inſtinkt leitet uns: für unſer Vaterland blos um ſein ſelbſt willen zu glühen; und das Geſchäft der Vernunft ſcheint es zu ſeyn unſere Naturtriebe zu läutern und denſelben die rechte Richtung zu geben, aber niemals ſie zu zerſtören. Wir fordern einen einzelnen Gegenſtand für unſere Zuneigung; das Gefühl welches ſich auf die ganze Menſchheit erſtreckt, wird eben durch die große Ausdehnung ſo ſehr geſchwächt, daß es für den Einzelnen nicht wirkſam iſt. Und wie in der Natur, alſo iſt es auch in der Kunſt, welche das Bild derſelben ſeyn ſoll. Allgemeine Menſchenliebe giebt nur eine willkürliche und ſehr ſchwache Verhaltungsregel; und es wird ſich ausweiſen, daß der „Fortſchritt der Gattung“ eben ſo wenig geeignet iſt, die Einbildungskraft mächtig aufzuregen. Nicht mit der Freiheit, ſondern mit freien Menſchen können wir ſympathiſiren.

Allerdings ſollte in der Geſchichte ein über kleinliche Auszeichnungen und gemeine Partheilichkeit erhabener Geiſt wehen; unſere eigenthümlichen Meinungen ſollten geläutert und erleuchtet, doch nicht aufgegeben werden, oder, und das iſt die Bedingung der menſchlichen Natur, unſere Empfindungen müſſen bei einer ſo außerordentlichen Ausdehnung verdunſten und hinweg ſchwinden. Vielleicht

iſt gerade, in einem gewiſſen Sinne, das ſicherſte Mittel, allen Nationen zugleich angenehm, zu belehren dieß, für eine einzige zu ſchreiben.

Dieß hatte Schiller wohl bemerkt, und zum Theil auch dieſe Grundſätze befolgt. Ueberdieß iſt der dreißigjährige Krieg ein Gegenſtand, wobei Nationalität der Gefühle beinahe ganz wegbleiben kann, eher als bei irgend etwas Anderem. Er geht nicht blos Deutſchland, ſondern ganz Europa an; er bildet den letzten Theil der Reformation, und dieſe gehört nicht blos einem Lande, ſondern dem ganzen Menſchengeſchlechte an. Doch wenn wir uns nicht irren, ſo hat das zu große Streben nach Allgemeinheit, beides in Gefühlen und Gedanken, dem vorliegenden Werke mehr Schaden als Nutzen gebracht. Die Philoſophie, womit es ausgeſtattet iſt, wird dann und wann wegen des Abſtrakten unſicher, unwirkſam wegen ihrer Spitzfindigkeit; der erhabene, großartige, erleuchtete Enthuſiasmus, der das Werk durchdringt, würde unſer Herz mehr angeſprochen haben, wäre derſelbe auf einen engern Raum beſchränkt und einer abgeſonderten Klaſſe von Gegenſtänden gewidmet. Bei Schiller's außerordentlichem Beſtreben, jedem Zeitabſchnitt die philoſophiſche Seite abzugewinnen, verſäumte er es, manche intereſſante Umſtände zu benutzen, welche ſich ihm unter einem andern Geſichtspunkt dargeboten hätten. Der dreißigjährige Krieg enthält eine Fülle pitoresker Begebenheiten, welche meiſtens in den Verhältniſſen ſeiner Kämpfer begründet war. Harte's Geſchichte Guſtav Adolph's, eine Wildniß, die wohl mehr als menſchliche Geduld verlangt, um ſich hindurch zu arbeiten, iſt doch hie und da durch eine ſcherzhafte Stelle belebt, wenn er uns z. B. vom Sturmlaufen oder einer Camiſade erzählt, oder über Reuter, die durch

Zauberei kugelfeſt gemacht waren, ſeine Betrachtungen anſtellt. Seine chaotiſchen Urkunden lieferten unſerm Novelliſten die rohen Materialien zu Dugald Dalgetty, ein Ritter von der ſonderbarſten Ausrüſtung, von Charakter und Sitten, welche aus vielen Urſachen ſtudirt und beſchrieben zu werden verdienen. Vieles dieſer Art beachtete Schiller im Verhältniß zu andern Dingen zu wenig; dadurch daß er manches ausließ, verlor ſein Werk mehr an Lebendigkeit, als es auf der andern Seite an Würde und nützlicher Belehrung gewann.

Mit allen ihren Unvollkommenheiten iſt dieß jedoch keine gewöhnliche Geſchichte. Es iſt wahr: der Entwurf iſt nicht immer ſo wie wir ihn wünſchen; und Mittel, welche das Gemüth zu ſehr rühren oder aufregen, läßt er weg; bisweilen verräth er auch den unerfahrnen Theoretiker, der ſeine Tage fern von praktiſchen Staatsmännern verlebte; der Gegenſtand hat nicht genug Einheit; trotz aller Anſtrengung wird er am Schluß zu bloßen Bruchſtücken; dem ohngeachtet aber herrſcht in dieſem Werk eine Begeiſterung, eine Kraft und Schönheit, welche die Mängel deſſelben mehr als erſetzt. Bei jeder Wendung wird unſere Aufmerkſamkeit von großen Gedanken gefeſſelt, und wir halten inne ihnen entweder beizuſtimmen oder zu widerſprechen; glückliche Metaphern*), leben-

*) Doch treffen wir kaum auf eine ſo glückliche als die in der Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, wo er ſeine Schilderung des düſtern Schweigens und der Muthloſigkeit, die in Brüſſel beim erſten Einzug Alba's herrſchte, durch dieß treffende Gleichniß endigt: „Seitdem die Stadt den ſpaniſchen Heerführer in ihren Mauern hatte, erging es ihr wie einem der einen Giftbecher ausgeleert und mit bebender Angſt jetzt die tödtliche Wirkung erwartet.

dige Beschreibungen von Menschen und Begebenheiten erinnern uns an den Verfasser des Fiesko und Don Carlos.

Die Charaktere Gustav Adolphs und Wallensteins sind im Laufe der Erzählung schön entwickelt. Tilly's Uebergang über den Lech, die Schlachten bei Leipzig und Lützen sind unserer Erinnerung so lebhaft eingeprägt, als wären wir selbst ein Augenzeuge davon gewesen; der Tod Gustav Adolph's ist in Ausdrücken beschrieben, die den Augen von Veteranen „eiserne Thränen" entlocken könnten *).

Hätte sich Schiller geneigt gefühlt blos bei dem anschaulichen poetischen Theile seines Gegenstandes zu verweilen, so würde Niemand denselben deutlicher beschrieben, oder besser unsere sympathetischen und romantischen Gefühle erregt haben, als er. Aber dieß war, wie wir gesehen haben, keineswegs sein Hauptzweck.

Im Ganzen ist gegenwärtiges Werk immer das beste, was Deutschland im historischen Fache aufzuweisen hat. Müller's Geschichte zeichnet sich durch Verdienste anderer Art aus; sie drängt, wie man es nirgends wieder findet, in einem gegebenen Raum und häufig in klarer Anordnung, eine Menge reichhaltiger und authentischer Nachrichten zusammen; doch als Verstandes-Produkt kann sie nicht mit Schiller'n wetteifern. Woltmann in Berlin hat zu dem dreißigjährigen Krieg ein Werk von gleicher Größe als Fortsetzung geliefert, welches den Titel führt: „Geschichte des Friedens von Münster;" mit den begonnenen Friedensunterhandlungen schließt das erstere Werk. Woltmann ist ein talentvoller Mann; doch wagen wir

*) Siehe Anhang. Note D.

es nicht von ihm zu ſagen, was Wieland von Schiller ſagte: daß er durch ſeinen erſten hiſtoriſchen Verſuch eine entſchiedene Anlage entwickelt habe, um es einſt einem Hume, Robertſon und Gibbon gleich zu thun. Eher wird er mit Belsham oder Smollett auf ein und derſelben Stufe ſtehen.

Dieſe erſte vollſtändige Probe von Schiller's Talent im hiſtoriſchen Fache, obwohl nur ein Bruchſtück von dem, was er zu thun gedachte, und gethan haben könnte, war in der That das letzte der Art, was er unternahm. Ganz andere Sorgen warteten ſeiner: 1791 wurde er plötzlich krank, und mußte ſeine begeiſterten literäriſchen Arbeiten mit dem Widerwillen und der Unruhe des Krankenlagers vertauſchen. Sein Uebel, welches die Bruſt angriff, war heftig und gefährlich; und obwohl die Natur dießmal ſiegte, ſo ward ihm doch nie das Glück einer vollkommenen Geſundheit zu Theil. Die Urſache dieſer großen Leiden ſchien die unaufhörliche Geiſtesthätigkeit, ſo wie die Gemüthsunruhe zu ſeyn, in der bis jetzt ſeine Tage verfloſſen waren; ſein Körper, obwohl groß, doch nie kräftig, war zu ſchwach für die gewaltige raſtloſe Seele, die darin ihren Wohnſitz hatte; und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Gewohnheit, des Nachts zu ſtudiren, alle übrigen Uebel noch um vieles vergrößerte. Seit ſeinem Aufenthalt in Dresden war ſeine Leibes-Conſtitution geſchwächt; doch dieſer rauhe Stoß rieb auf einmal all' ſeine noch übrigen Kräfte auf; eine Zeitlang war die größte Vorſicht nöthig, blos um ſein Leben zu friſten.

Jede geiſtige Anſtrengung von nun an gänzlich einzuſtellen, war eine der entſcheidenſten Verhaltungsregeln, welche ihm vorgeſchrieben wurden. Doch Schiller's

Gewohnheiten, seine häuslichen Verhältnisse stritten gegen dieß Verbot; verbunden mit einer geliebten Gattin, für deren Lebensunterhalt er zu sorgen verpflichtet war, würde ihm selbst Unthätigkeit nur wenig Ruhe gewährt haben. Seine Lage war sehr peinlich, die Aussichten auf schuldloses Glück, schienen von einem giftigen Hauche berührt. Doch unerachtet dieser kummervollen, höchst drückenden Umstände, war er nicht kleinmüthig; und endlich erhielt er von einer Seite wo er es ganz und gar nicht erwartet hatte, Hülfe und Erleichterung. Schiller war noch nicht lange krank, als der Erbprinz von Holstein-Augustenburg, jetzt regierender Herzog, vereint mit dem Grafen von Schimmelmann, ihm auf drei Jahre eine Pension von tausend Kronenthalern zusicherte *). Keine weitere Bedingung ward hinzugefügt, als daß er für seine Gesundheit Sorge tragen, und alles anwenden möchte, um wieder zu genesen. Diese schleunige großmüthige Hülfe ward mit so viel Zartgefühl geboten, das, wie Schiller sich ausdrückte, ihn mehr als die Gabe selbst rührte. Das Andenken dieses Grafen und dieses Herzogs sollten wir ehren; sie verdienen zugleich beneidet und bewundert zu werden.

Diese Krankheit brachte an die Stelle der früheren häuslichen Noth eine melancholische Gemüthsstimmung; er hatte nun einen andern Feind zu bekämpfen, ein heimliches furchtbares Uebel zu besiegen, das viel und entschlossene Anstrengung erfordert, ohne daß sie zu einem bestimmten Resultat führte. Schmerz ist nicht immer gleichbedeutend mit Uebel; allein körperlicher Schmerz

*) Klopstock verdankte ebenfalls Dänemark die Mittel seinen Messias vollenden zu können.

ſcheint weniger als jeder andere von gleichzeitigem Guten aufgewogen zu werden. Aus dem Verluſte des Vermögens, des Ruhms, ja ſogar der Freunde, rühmt ſich die Philoſophie einen gewiſſen vergütenden Nutzen zu ziehen; doch der dauernde Verluſt der Geſundheit wird ihrer Alchimie Trotz bieten. Es iſt eine allgemeine Abnahme; die Abnahme ſowohl unſerer Hülfsmittel, als auch der Fähigkeit dieſe anzuwenden, eine Prüfung, welche nichts als die Liebe unſerer Freunde zu mildern vermag, die uns dann erſt wahrhaft werth und theuer wird, oder der Troſt aus einer höhern Sphäre, aus jener reinen Quelle des Friedens und der Hoffnung, zu welcher ſich unſere ſchwache Philoſophie nicht empor ſchwingen kann. Für alle Menſchen iſt Krankheit an und für ſich ein Elend; hauptſächlich aber für feiner fühlende und reicher begabte Gemüther, welche ſie gleichſam als Lohn für ſo viel Vorzüge am häufigſten und in ihrer traurigſten Geſtalt heimzuſuchen ſcheint. Für den Dichter iſt es ein trauriges Loos, wenn ihm das ſonnige Land ſeiner Phantaſie, oft das einzige Gebiet worüber er Herr iſt, durch die Schatten des Schmerzes verunſtaltet und verdunkelt wird; nicht minder für Jeden, deſſen höchſtes Glück in der Ausübung ſeiner geiſtigen Fähigkeiten beſteht, wenn dieſe in der Gefangenſchaft eines kränklichen Körpers gefeſſelt und gelähmt ſind. Bei einer nach Außen gerichteten Thätigkeit, bei einer gröbern Beſchäftigung, vor allem bei einer angemeſſenen Seelenruhe kann man bei gewiſſen krankhaften Zuſtänden doch immer noch manches vollbringen und genießen: aber für den, deſſen Herz nur zu gefühlvoll iſt, deſſen Welt nur im Reich der Ideen liegt — hat einmal der Giftthau der Krankheit jene Welt berührt, und ihre Schönheit verdunkelt und verzehrt — ſcheint bis zu ſeinem Ende nichts

daß wir in der verwichenen Nacht faſt alle verbrannt wären;" und nun erzählt' er ihnen den ganzen Vorfall. Zu mir aber ſagt er: „Seneſchal! ich befehl euch, künftig nicht eher zu Bette zu gehen, bis ihr vorher jedes Feuer auf dem Schiffe ausgelöſcht habt, ausgenommen das groſſe Feuer unten im Schiffe; wiſſet auch, daß ich nicht eher zu Bette gehen werde, bis ihr wieder bey mir ſeyd." Ich hielt es auch dergeſtalt, ſo lange wir noch auf der See waren; und erſt, wenn ich zurückkam, gieng der König ſchlafen.

Noch ein Abentheuer begegnete uns auf der See. Herr Dragones, ein angeſehener Mann aus Provence ſchlief den Morgen in ſeinem Schiffe, das wohl eine Stunde vor dem unſrigen voraus hatte, und rufte ſeinem Knappen, und ſagte zu ihm: „verſtopfe jenes Loch, denn die Sonne ſcheint mir ins Geſicht. Indem der Knappe hinging, um das Loch zu verſtopfen, glitſchte ihm der Fuß aus, und er fiel ins Waſſer. Das Schiff hatte kein Boot: denn es war nur ein kleines Schiff, und ſegelte ſchnell. Wir, die wir auf des Königs Schiffe waren, glaubten, es ſey ein Pack oder eine kleine Tonne, weil der Mann, der ins Waſſer gefallen war, nicht um Hulfe rief. Eine königliche Galeere zog ihn aus dem Waſſer, und brachte ihn auf unſer Schiff, wo er uns erzählte, was ihm begegnet war. Ich fragte ihn, woher es gekommen ſey, daß er gar nicht an ſeine Rettung gedacht habe, weder durch Schwimmen noch auf eine andere Art. Er gab zur Antwort: es ſey gar nicht nöthig geweſen, an ſeine Rettung zu denken; denn ſobald er zu fallen angefangen, habe er ſich unſerer lieben Frauen empfohlen, und ſie habe ihn unter den Armen gehalten, vom Anfang ſeines Falls an, bis zu dem Augenblicke, da ihn die königliche Galeere aufgefangen.

Die-

weiter als Kleinmuth, Bitterkeit und Verzweiflung übrig zu bleiben, die er im Voraus geahndet und empfunden hat.

Wehe ihm, wenn sein Wille ebenfalls wankt; wenn es ihm an Entschlossenheit gebricht, und er seinen Nacken unter das Joch dieses neuen Feindes beugt. Müssiggang und eine zerstörte Einbildungkraft werden bald ihre Herrschaft über ihn ausüben, und um ihn zu beunruhigen, ja bis zum Wahnsinn zu quälen, Tausende der Feinde loslassen. Fürwahr die Sclaverei der Algierer ist im Vergleich mit der eines geistvollen dahinsiechenden Mannes, welcher unter seiner Last muthlos geworden, endlich erliegt, Freiheit zu nennen. Seine irdische Wohnung verwandelt sich in einen düstern Kerker, durch jeden Nerv schleicht sich Unmuth und Kummer ein; und die Seele eine Beute für die Gespenster der Verzweiflung, oder durch übermäßige Leiden betäubt, schmachtet dahin in melancholischer Einsamkeit; sie ist, möchte ich sagen, zu einem „Leben im Tode" verdammt, verdammt zum Bewußtseyn eines mit der Vernichtung ringenden Daseyns, dem die zum letzten Gange erforderliche Kraft mangelt. Glücklicherweise beendet der Tod oder gänzliche Geistesschwäche solche Scenen unwürdigen Jammers; die wir jedoch, so unwürdig sie auch scheinen mögen, vielmehr bemitleiden als verachten sollen.

Dieß sind oft die Früchte einer langwierigen Krankheit bei Menschen von übrigens schätzenswerthen Eigenschaften und Talenten, deren Reizbarkeit jedoch ihre Seelenstärke übertrifft. Schiller widerstand ihren bösen Wirkungen durch das einzige kräftige Gegengift, den kühnen Entschluß, sie gänzlich außer Acht zu lassen.

Sein Geist war zu ungeschwächt, zu feurig, um

dieſer dringenden Noth zu unterliegen; unwillig trug er die Feſſeln eines ſiechen Körpers; mitten in ſeiner Krankheit fuhr er fort den wichtigen Beruf ſeines Lebens mit unermüdlichem Eifer zu erfüllen. So wie er auf dem Weg der Geneſung war, ſchritt er wieder eben ſo emſig zu ſeinen geiſtigen Beſchäftigungen; und oft vergaß er in dem Feuer poetiſcher Begeiſterung, ſogar die Krankheit. Durch dieſes entſchloſſene männliche Betragen nahm er dem Uebel ſeine am ſchärfſten verwundende Kraft; ſein Körper mochte Schmerzen leiden, doch ungelähmt und ungehemmt blieb der freie Aufflug ſeines Geiſtes; er behielt die Freude an allem Schönen, Großen, Guten, in welcher Geſtalt er es auch antraf; er liebte ſeine Freunde wie zuvor, und ſchrieb als ſeine Geſundheit ſchon zerrüttet war, dennoch ſeine erhabenſten, ſchönſten Werke. Vielleicht entfaltete er in keiner Periode ſeines Lebens mehr Heldenmuth. Nach dieſem harten Anfall, und der freundlichen Fürſorge die Schiller'n aus Dänemark zu Theil ward, ſcheint er ſein Verhältniß zu der Univerſität Jena nach und nach aufgelöſt zu haben: die wichtigſten Geſchäfte wurden wie ſich vermuthen läßt, von einem Andern verrichtet und ſeine hiſtoriſchen Studien gänzlich aufgegeben. Dieß war jedoch nur eine Veränderung, keineswegs aber eine Verminderung ſeiner geiſtigen Thätigkeit. Einſt als er ſich ziemlich frei von Schmerzen fühlte, erwachte ſein ganzer früherer Fleiß, und da die Anforderungen der Pflicht und Sparſamkeit ebenfalls nicht mehr ſo dringend waren, konnte er ſeine Aufmerkſamkeit auf Gegenſtände richten, die ihn mehr anzogen. Unter dieſen war einer der intereſſanteſten Kant's Philoſophie. Das Syſtem der transcendentalen Philoſophie von dem Königsberger Profeſſor, hatte ſich in den letzten zehn Jahren über Deutſch-

land verbreitet, welches dadurch in den lebhafteſten Streit gerathen war. Kant's geiſtige Vorzüge und Talente fanden allgemeine Anerkennung; die erhabenen Sätze ſeines Syſtems, waren in der That ſolche, die man tauſendmal aufgeſtellt, und eben ſo oft mangelhaft gefunden hatte, doch erregten ſie immer noch Aufſehen, da ſie von einem ſo großen Namen und ſo viel Geſchicklichkeit unterſtützt waren. Das Geheimnißvolle dieſer Lehre zog den Geiſt der Deutſchen an, für welchen das Dunkle und Unbeſtimmte ſtets angenehme Eigenſchaften ſind, die furchtbare Armee von erſten Prinzipien, der ungeheure Wald von Terminologien und Definitionen, worin der keichende Verſtand ſchwächer begabter Menſchen wie in einem unwegſamen Dickigt herumirrt, und endlich ohnmächtig, von Anſtrengung abgemattet, von ſcholaſtiſchem Dunſt erſtickt, zur Erde ſinkt, ſchien den Deutſchen nicht ſowohl abſchreckend als vielmehr erhaben; — dieſer Nation die ſich vor keiner Arbeit ſcheut, und der ein gewiſſer Grad von Dunkelheit natürliches Element ſeyn mag, die freilich weſentlich nothwendig iſt um jenem grübelnden Enthuſiasmus, der einen Hauptzug ihres Charakters ausmacht, freies Spiel zu gewähren. Kant's Philoſophie fand demzufolge auch zahlreiche Schüler, und flößte ihnen einen Eifer ein, der ſeit Pythagoras Zeiten ohne Beiſpiel war. Dieſer glich nun in der That mehr einem geiſtigen Fanatismus, als einem gemäßigten Feuer für die Wiſſenſchaft; Kant's wärmſte Bewunderer ſchienen ihn mehr in dem Lichte eines Propheten, als in dem eines blos irdiſchen Weiſen zu ſehen.

Bei ſo viel Verehrung blieb auch auf der andern Seite der Tadel nicht aus. Die neuen Anhänger der transcendentalen Philoſophie fanden zweifelnde Gegner,

die eben ſo entſchieden wie ſie ſelbſt, auftraten. Unter letztern waren die vorzüglichſten Herder und Wieland. Herder, Geiſtlicher in Weimar, ſcheint das, was er ſo eifrig bekämpfte, nie verſtanden zu haben; weil er die Kantiſche Philoſophie heterodox fand, ſo beſchuldigte und verdammte er dieſelbe. Die jungen Theologen kamen mit ſchwindelnden Köpfen von der Univerſität Jena zurück; angefüllt mit ſeltſamen Lehren, die ſie vor den Examinatoren des Weimariſchen Conſiſtoriums in ſolchen Ausdrücken eröffneten, daß ſie von dieſen ehrwürdigen Perſonen gar nicht verſtanden, wohl aber mit großem Unwillen aufgenommen wurden. —*) Daher Tadel und Verweiſe, daher eine außerordentliche Erbitterung zwiſchen den jungen Candidaten, und denen welche die Stellen zu vergeben hatten: ein junger Geiſtlicher in Weimar erſchoß ſich aus keiner andern Urſache; Ketzereien, Mißhelligkeiten, und eine unfruchtbare Logik waren allgemein.

Daher Herder's heftige Angriffe gegen ſolche verderbliche Marktſchreierei, gegen jenes täuſchende und zerſtörende Wort Syſtem.†) Wieland ſtrebte dagegen an

*) Schelling hat ein Buch über die „Weltſeele" geſchrieben. Fichte's Ausdruck gegen ſeine Studenten: „Morgen meine Herren, werde ich Gott erſchaffen," iſt den meiſten Leſern bekannt.

†) Siehe Herder's Leben, von ſeiner Wittwe. Daß Herder gewöhnlich nicht von irgend einem unphiloſophiſchen Skepticismus oder von einem Widerwillen gegen das Neue eingenommen war, kann man daraus ſchließen, daß er Dr. Gall's Schädellehre in Schutz nahm. Doch Gall hatte von der Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, mit Bewunderung und Anerkennung geſprochen. Hierin lag der Unterſchied.

aus einer andern Urſache. Er hatte ſein ganzes Leben daran gearbeitet eine Art von gemildertem Epikureismus unter ſeinen Landsleuten gäng und gäbe zu machen; einen gewiſſen glatten und zierlichen ſehr leichten Geſchmack einzuführen, den er von unſerm Shaftesbury und den Franzoſen entlehnte. Die neue Lehre trieb dieß ſchwache Syſtem mit der Gewalt eines Sturmwindes vor ſich her. Es ſchmerzte Wielanden das Werk eines halben Jahrhunderts zerſtört zu ſehn: er bildete ſich thörichterweiſe ein, daß es ohne Kant's Philoſophie von Dauer geweſen wäre. Mit einem, um ſolcher Beweggründe willen in's thätige Leben tretenden Skepticismus, ſtanden Herder und er als Kämpfer auf, gegen die Transcendental-Metaphyſik; und nicht lange blieben ſie ohne heftige Widerſacher. Dem Aufruhr, welcher unter denkenden Männern durch dieſen Streit entſtand, kommt kaum etwas ſeit Luther's Zeiten in Deutſchland gleich. Treffen wurden geliefert, Schlachten gewonnen und verloren; faſt alle Geiſter der Nation traten entweder geheim, oder öffentlich, auf die eine oder die andere Seite. Nur Göthe ſchien ſeine gewohnte Faſſung beizubehalten. Er ſah hell und geſtand zu, daß das Kantiſche Syſtem wie jedes andere, ſeinen Tag habe. Göthe hat es bereits erlebt, wie weiſe dieſer Ausſpruch war, der für ſein Genie, und ſeine ganze Denkungsart ſo charakteriſtiſch iſt.

An dieſen Streitigkeiten, welche bald die Gränzen der Mäßigung und des Anſtands überſchritten, nahm Schiller keinen Theil: doch das Aufſehen was dieſelben erregten, ward ihm ein neuer Beweggrund über eine Lehre, die in der öffentlichen Meinung ſo wichtig war, Forſchungen anzuſtellen. Ein Syſtem welches ſogar mit einiger Wahrſcheinlichkeit verſprach, alles das, was Kant von

der Vollkommenheit ſeines Werkes behauptete, für den Forſcher löſen zu können: den Unterſchied zwiſchen Materie und Geiſt zu erklären; die verworrenen Begriffe von Nothwendigkeit und freiem Willen zu berichtigen; die wahren Gründe unſeres Glaubens an Gott ſowie die Beweiſe aus der Natur für die Unſterblichkeit unſerer Seele aufzuſtellen, und endlich ſo nach tauſend Fehlgriffen, das Räthſel unſeres Daſeyns zu erklären, — ein ſolches Syſtem bedurfte kaum jenes zufälligen Beweggrundes, damit ein Mann wie Schiller mit heftiger Neugier darnach griff. Seine Fortſchritte wurden ebenfalls durch ſeine gegenwärtigen Umſtände begünſtigt; Jena war jetzt, ich weiß nicht, ob zum Vortheil oder Nachtheil, die Hauptquelle der Kantiſchen Lehre geworden, welchen Vorzug ſie ſeit der Zeit immer zu bewahren bemüht war. Reinhold, einer von Kant's fähigſten Schülern war zu derſelben Zeit Schiller's College und täglicher Geſellſchafter: er unterließ es nicht, ſeinem Freunde beizuſtehen, er ermunterte ihn das Studium auf dem Wege fortzuſetzen, welcher nach ſeiner Anſicht zu ſo glorreichen Reſultaten führte. Unter ſeiner Anleitung entdeckte Schiller ſehr bald, daß die neue Philoſophie wenigſtens poetiſcher als die von Leibnitz war, und einen großartigern Charakter trug; eine Ueberzeugung, die ihn natürlich in dem Entſchluß beſtärkte, jene Lehre näher zu prüfen.

Wie weit Schiller in das Geheimniß des Transcendentalen Syſtems eindrang, vermögen wir nicht anzugeben. Die Metaphyſik und Logik, dieſe Zweige der Philoſophie, ſcheinen ihm nicht genügt, oder einen bleibenden Eindruck auf ihn gemacht zu haben, denn in ſeinen Schriften iſt ihr Einfluß kaum merkbar. Das einzige Fach dem er ſich mit ſeinem gewöhnlichen Eifer widmete,

war das, welches auf die Principien der bildenden Künste und die moralische Einwirkung derselben Bezug hat, und welche in der Kantischen Sprache mit dem Namen, Aesthetik,*) oder der Lehre von den Gefühlen und Empfindungen bezeichnet wird. Ueber diese Gegenstände hatte er bereits eine Menge Ideen gesammelt; diese nun durch neue Symbole ausgedrückt, in systematische Formen gebracht, und durch eine allgemeine Theorie verbunden zu sehen, mußte nothwendig seinem Geist Freude gewähren, und ihm eine neue Triebfeder seyn, solche Forschungen weiter zu verfolgen.

Das neue Licht, was in ihm im Laufe dieser Betrachtungen aufdämmerte oder aufzudämmern schien, leuchtet aus verschiedenen Abhandlungen hervor, welche wenigstens den Fleiß, womit er studirte, und die Leichtigkeit womit er schaffen konnte, hinlänglich an den Tag legen. Von diesen sind die längsten und ausgearbeitetsten, der „Versuch über Anmuth und Würde, über naive und sentimentalische Dichtung, und die Briefe über die aesthetische Erziehung des Menschen:" die andern Stücke sind über die tragische Kunst; über das Pathetische; über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen; Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst.

Nach Kant gemodelt, oder doch wenigstens in sein Gewand gekleidet, sind diese Produkte für den mit diesem System unbekannten Leser, hier und da mit größern Schwierigkeiten angefüllt, als sie der Gegenstand wesentlich erfordert. Der uneingeweihte Student, der dieß liest, empfindet es schmerzlich, wenn er so erhabene Gedanken

*) Von dem Verbium αἰσθάνομαι, fühlen.

in ſolche fantaſtiſche Formen eingezwängt ſieht; die Vernunftſchlüſſe, worauf ſie beruhen, ſind augenſcheinlich nicht die der gewöhnlichen Logik; Nebel und Zweifel hängen über ihren Folgerungen; es iſt kaum etwas auf eine überzeugende Art bewieſen. Doch dieſe Eigenſchaft iſt dergleichen Schriften nicht fremd. Für einen Ausländer ſcheint die Kantiſche Philoſophie beinah die gewöhnliche Maxime umzukehren: ihr Endzweck iſt nicht unverſtändliche Dinge zu vereinfachen, ſondern vielmehr einfache Dinge unverſtändlich zu machen. Oft iſt ein Satz, der dem Anſchein nach unergründlich und furchtbar ausſieht, wenn man entſchloſſen mit demſelben gekämpft, und ihn aus ſeiner dunkeln Höhle, und ſeinen dichten Verſchanzungen ſeltſamer Terminologien an das helle Tageslicht gezogen hat, um ihn mit natürlichem Auge und mit bloßem geſunden Menſchenverſtand zu prüfen, nichts weiter als eine harmloſe Wahrheit, mit der wir ſchon von Alters her vertraut, oft ſo vertraut ſind, wie mit einem mathematiſchen Grundſatze. Nur zu oft wird der ängſtliche Anfänger an Drydens Bücherſchlacht erinnert. Hier ein Helm von roſtigem Eiſen, düſter, grimmig, rieſenhaft —; und darin in der entfernteſten Ecke ein Köpfchen nicht größer als eine Wallnuß. Dieß ſind die gewöhnlichen Irrthümer in Kant's Kritik der Vernunft: in den vorliegenden Schillerſchen Schriften ſind ſie nicht durchgängig, und nicht von der ſchlimmſten Art, und ſie haben ein weſentliches Verdienſt, das dieſe bei weitem überwiegt. Durch vieles Studiren kommt man zuletzt gewöhnlich dahin, die Lehre zu verſtehen; und Schiller's Scharfſinn, ſelbſt unter dieſer Maske kenntlich, ſtrebt ſtets in ſeiner eigenthümlichen Form hervor, die alle verſtehn, die allen gefallen muß, und uns Stellen zeigt, die gleich freundlichen grünenden

Inſeln aus dem nebligen Meer der Metaphyſik aufſteigen.

Wir ſahn uns gezwungen dieſe Bemerkungen über Kant's Philoſophie hier einzuſchalten; aber es iſt recht hinzuzufügen, daß ſie nur das Reſultat einer ſehr beſchränkten Bekanntſchaft mit dieſem Gegenſtande ſind. Wir wünſchen nicht, durch unſern Einfluß die laute, keineswegs melodiſche Stimme, die ſich dagegen in unſerm Vaterlande erhob, nur mit einem wenn gleich ſchwachen Laute zu verſtärken. Wenn ein in ſo große Schwierigkeiten gehülltes Lehrgebäude, durch berühmte Namen geheiligt, uns vor die Augen tritt, ſo muß doch die Neugierde auch ein Urtheil darüber fällen; Trägheit und andere niedere Gefühle ſind nur zu bereitwillig ihr damit an die Hand zu gehen; Kant's Syſtem einen ſchweren Traum nennen, und ſeine Anhänger wahnwitzige Myſtiker, dieß iſt eine kurze Methode; kurz aber falſch. Die Kunſtrichter, deren Philoſophie den Wahnwitz von Männern wie dieſe, ſo leicht und gefällig in ihre Form bringen, ſollten lieber dem Himmel danken, daß er dieſelben mit Wiſſenſchaft und Scharfſinn begabt hat, wie nur wenige in allen Zeitaltern und Ländern begabt waren. Gewöhnliche Menſchen ſollten ſich jedoch erinnern, daß, wo ſie nicht verſtehen, ſie auch nicht urtheilen dürfen oder ſollten, wenigſtens das Urtheil zu ihrem ausſchließlichen Nutzen für ſich behalten.

Wir Engländer können vielleicht das Kantiſche Syſtem aus Gründen verwerfen; jedoch aus andern als den von uns ſo eben angeführten. Philoſophie iſt Wiſſenſchaft, und die Wiſſenſchaft läßt ſich nicht immer, wie Schiller bemerkt, in Geſprächen am Kamin, oder in Abhandlungen erklären, die jenen gleichen. Es iſt wahr, das cui bono dieſer Lehren mag nicht immer durch arithmetiſche Berech-

nungen auszudrücken ſeyn: auch wird der Gegenſtand ſelbſt durch unklare Darſtellung, wahrſcheinlich auch durch mannichfaltige Irrthümer verwickelt, endlich waren nur zu oft ſeine Ausleger, „düſtern Sternen" zu vergleichen, die über eine an und für ſich ſchon dunkle Sachen noch mehr Dunkelheit verbreiten. Doch wie? findet man den Edelſtein immer im gemeinen Staub der Heerſtraße, und darf man ſtets ſeinen Werth nach dem Urtheil gewöhnlicher Menſchen beſtimmen? Er liegt vergraben in unterirdiſchen Gruben; Felſen müſſen geſprengt werden, bevor man zu ihm gelangt; geſchickte Augen und Hände müſſen ihn ſondern von dem Schmutz in dem er verborgen da liegt, und nur königliche Käufer vermögen ihn zu ſchätzen und ſich denſelben anzueignen. Dieſer Oſtracismus iſt der Wiſſenſchaft eben ſo gefährlich, als er es im Alterthum der Politik war. Vergeſſen wir nicht, daß viele Dinge wahr ſind, welche nicht nach Watts Regeln der Logik erwieſen werden können; daß viele Wahrheiten von Werth ſind, die in Paternoster Row †) in keinem Preis ſtehen, und die zu St. Stephens*) keine Belohnung erhalten.

Wer Schiller's Abhandlungen mit Aufmerkſamkeit lieſt, wird bemerken, daß ſie auf Grundſätzen beruhen, die einen ungleich höheren und umfaſſendern Charakter tragen, als unſere „Verſuche über den Geſchmack," und unſere „Unterſuchungen über die Freiheit des Willens."

Die Geſetze der Kritik, die jene aufſtellen, ſind aus der innerſten Natur des Menſchen geſchöpft; das Moral-

†) In der Paternoſterſtraße zu London (Paternoster Row) wohnen die größten Buchhändler.

*) St. Stephen Weſtmünſter — das Haus der Lords und Gemeinen.

Dieſem Wunder zu Ehren hab' ich es in meiner Kapelle zu Joinville und auf den Fenſtern der Kirche zu Blécy-court mahlen laſſen.

Nachdem wir achtzehn Wochen auf der See geweſen waren, kamen wir an einen Hafen, zwo Stunden von dem Schloſſe Hières entlegen, der dem Grafen von Provence, nachherigen König von Sicilien, gehörte. Die Königinn und das ganze Conſeil waren der Meynung, der König ſolle hier landen, weil er in ſeines Bruders Gebiete ſey. Allein der König gab uns zur Antwort, er würde ſein Schiff nicht eher verlaſſen, als wenn er Aiguesmortes erreicht hätte, welches in ſeinem Gebiete liegt. Auf dieſem Sinne beſtand der König den Mittwoch, und den Donnerstag: wir konnten ihn nicht davon abbringen. Die Schiffe von Marſeille haben zwey Steuerruder die ſich in zwey Balken ſo künſtlich bewegen, daß man, wie man ein Roß lenkt, das Schiff zur rechten und linken Hand lenken kann. Auf einen von den Balken des Steuerruders ſetzte ſich der König am Freytag, und ſagte zu mir: „Seneſchal! was dünkt Euch von dieſer Sache?" Ich verſetzte: „Sire! es wäre ganz billig, daß Euch daſſelbe wiederfuhr, was Madame von Bourbon wiederfuhr, die auch nicht in dieſem Hafen landen wollte, ſondern wieder in See ging, um Aiguesmortes zu erreichen, und noch ſieben Wochen auf der See bleiben mußte." Da rufte der König ſein Conſeil zuſammen, und fragte um Rath. Alle riethen ihm, ans Land zu ſteigen; weil es gar nicht weislich würde gehandelt ſeyn, wenn er ſich ſelbſt, ſeine Gemahlinn und ſeine Kinder wieder aufs Meer wagte, da er doch in Sicherheit ſey. Auf dieſen Rath, den wir ertheilten, gab endlich der König nach; worüber denn die Königinn höchlich erfreut ward.

ſyſtem das ſie einprägen, ſchwebt in einer höhern Region, weit außer dem Bereich unſerer Abhandlungen über „das Nützliche" und „über die innern Sinne." Sie lehren uns nicht, Kunſt und Poeſie wie eine Mahlzeit blos nach dem Eindruck, den ſie auf uns hervorgebracht, zu beurtheilen; ſie leiten die Pflicht und Beſtimmung des Menſchen von ganzen andern Gründen her, als welche die Philoſophie des Gewinns und Verluſtes aufſtellt. Dieſe Briefe über aeſthetiſche Erziehung ohne den geringſten Zuſatz von dem was Zweifler Aberglauben nennen könnten, zeichnen uns ein ehrwürdiges Moralſyſtem vor, in welchem die erhabenſten Gefühle des Stoiker und Chriſten nur als Staffeln auf unſerm Wege zum höchſten Gipfel menſchlicher Größe erſcheinen; und der auf dieſem Bruchſtück des Weltalls einzeln daſtehende Menſch, umgeben von dem endloſen öden Unbekannten, mit dem Schickſal im Krieg, hülf- und hoffnungslos, wird zuverſichtlich aufgefordert, ſich in einen heitern wolkenloſen Himmel von innerer Thätigkeit und Seelenruhe zu erheben, und das zu ſeyn, wofür er ſich thörichterweiſe hält — der Gott dieſes Erdballs.

Wenn dieß die Reſultate ſind, wer würde dann nicht einige von den dahin führenden Stufen zu erklimmen ſuchen?

In Schiller's Abhandlungen kann jedoch der Leſer nach aller Anſtrengung von Glück ſagen, wenn er ſie findet, beim zweiten Durchleſen wird er ſchon befriedigter ſeyn als das erſtemal; mitten durch die geſtaltloſe Unermeßlichkeit, über welche ſich die Nacht des Kantiſchen Syſtems ausbreitet, mitten durch des meteoriſche Aufblitzen, welches ſtatt zu erleuchten nur noch mehr verdunkelt, glaubt er einige lichthelle Streifen zu entdecken, und betet andächtig, daß die Zeit alles zum vollen Tageslicht verklären möge.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach, iſt Kant's Philoſophie bis auf den Kern, mit Irrthümern verwachſen; doch vielleicht liegt unter dieſen rohen ſchwerfälligen Schlacken, das Gold der ewigen Wahrheit verborgen! Große Geiſter haben es bereits zu reinigen geſtrebt: iſt es wohl auch weiſe gehandelt, ſich nur mit dem Nutzen, dem gemeinen Metalle, zu begnügen, und höheren Plänen gänzlich zu entſagen? Nimmermehr.*)

Ob für Schiller's Genie aus dieſem mühſam emſigen Studium der aeſthetiſchen Metaphyſik ein Nutzen hervorging, iſt häufig bezweifelt, zuweilen geleugnet worden.

Daß ihm nach ſolchen Forſchungen ſeine dichteriſchen Schöpfungen ſchwieriger werden mußten, lag in der Natur der Sache.

Daß ein Theil der Grundſätze dieſer kritiſchen Theorie irrig, der größere Theil davon zu weit hergeholt und ſpitzfündig war, um ſie in Anwendung zu bringen, dieß wage ich ebenfalls zu behaupten. Indeſſen wünſcht man mit Recht mehr ein gediegenes als ein ſchnelles Arbeiten; und einem Geiſt wie Schiller, ſo reich an Energie, an Gedanken, Bildern und ſchöpferiſcher Kraft, konnte eine ſorgſamere Auswahl nicht nachtheilig werden; und obwohl es möglich war, daß ſich in die Regeln, nach denen er ſich ſelbſt beurtheilte, beträchtliche Irrthümer einmiſchten, ſo iſt doch die Gewohnheit ſich blos oberflächlich, oder ganz und gar nicht zu beurtheilen, bey weitem ſchlimmer, als es bisweilen

*) Wird Hr. Coleridge die erregte Hoffnung immer unbefriedigt laſſen? Spöttelnde Bemerkungen über die auf geſunden Menſchenverſtand gegründete Philoſophie der Schotten, ſind von geringem Nutzen; es iſt vielleicht eine arme Philoſophie, doch beſſer eine arme als gar keine, welcher Mangel eben jetzt in England fühlbar iſt.

nach einem falſchen Maasſtabe zu thun. Ueberdieß mußte ein Mann wie Schiller, einmal daran gewöhnt auf die Wirkſamkeit ſeines Geiſtes genau zu achten, die Erzeugniſſe deſſelben ſtreng zu prüfen, mit der Zeit immer deutlicher einſehen, was an den Grundſätzen, nach denen er ſie prüfte, falſch war, und endlich das Heilſame dieſes Verfahrens ohne ſeine Nachtheile beibehalten. Ohne Zweifel giebt es einen allzuverfeinerten Geſchmack, eine ſtreng fantaſtiſch geforderte Vollkommenheit, eine verpönte Verletzung des Schicklichen, wodurch der freie Aufflug des Geiſtes gehemmt, oder geht es noch weiter, ſogar völlig vernichtet wird. Jedoch iſt das Gegentheil viel häufiger, und für hochbegabte Menſchen, ungleich verderblicher.

Oft kann die größte Anſtrengung nur wenig hervorbringen; ohne große Anſtrengung jedoch, muß es wenig ſeyn. Daß wir durch ängſtliche Sorgfalt oft in unſerm Gefühl gehindert werden, dieß iſt für die Trägheit ein ſo ſchmeichelhafter Glaube, daß wir demſelben nur mit äußerſter Vorſicht Gehör leihen ſollten. Bei Werken, denen der Stempel des Genies aufgedrückt iſt, wird ihr Werth, nicht ihr Umfang geſchätzt; ein ſchwerfälliger Menſch, wird, wenn er auch ſeine ganze Lebenszeit darauf verwendet, wenig ſchreiben (dieß noch beſſer als wenn er viel ſchreibt); doch ein kräftiger Geiſt, läuft dieſe Gefahr nicht.

Von allen Schriftſtellern iſt vielleicht Gray der einzige, der aus allzugroßer Geſchmacksverfeinerung weniger geſchrieben hat, als er hätte thun ſollen: tauſende jedoch, haben in dem Gegentheil gefehlt. Was würde ein Spanier darum geben, hätte Lope de Vega hundertmal weniger geſchrieben, und dieß Wenige hundertmal ſo gut!

Schiller's eigne Ideen über diesen Punkt, scheinen sehr gründlich zu seyn; sie sind in folgendem Auszuge eines Briefes niedergelegt, der ebenfalls als Zeugniß seiner Bestrebungen wie seines geistigen Standpunkts in jenem Zeitabschnitte, von Bedeutung ist:

„Die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Gluth, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft beträgt sich mit müder Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit wieder zurück, und setzt sich keine andern, als freiwilligen Schranken.“ —

Schiller's darauf folgende Schriften sind der beste Beweis, daß er sich in seinen Erwartungen nicht verrechnet hatte.

Schiller's historisch kritische Studien, die ihn in so großem Umfang, und so ernstlich beschäftigt hatten, konnten im Allgemeinen nicht ohne kräftige Einwirkung auf seine geistige Richtung bleiben. Beinah Fünf thätige Jahre hatte er mit Studien zugebracht, die fast einzig den Verstand, oder die mit demselben verwandten Fähigkeiten, in Anspruch nahmen; und so viel Fleiß, verbunden mit so viel Feuer, hatten seine Ideen außerordentlich vervollkommt.

Die Geschichte hatte ihn mit Schilderungen von Sitten und Begebenheiten, mit wunderbaren Lebensschicksalen

bereichert; sie hatte ihn gelehrt die menschliche Natur in ihren mannigfachen Formen treuer und richtiger aufzufassen, und ihm von dem Charakter und der Bestimmung des Menschen eine neue und genaue Ansicht gegeben. Das Gebiet seines Geistes war beides erweitert und erleuchtet; eine Menge von Bildern einzelner Thatsachen und Beobachtungen war in seinem Gedächtnisse niedergelegt; sein Verstand aber durch Gedanken bereichert, und zu gleicher Zeit gekräftigt durch wiederholte Uebung auf einem weitern Felde der Erkenntniß. Aber das bloße Verstehen war für Schillern nicht hinreichend, eben weil er Fähigkeiten besaß, die unbeschäftigt blieben, konnte ihm dieß nicht genügen.

Sein ursprünglicher natürlicher Beruf war die Dichtkunst: seine andern ausgebildeten Fähigkeiten dienten blos als Materialien für seinen schöpferischen poetischen Geist, und sie erschienen als unvollkommen, so lange sie sich nicht zu der reinen und vollendeten Form des Schönen erhoben hatten, wohin sich nur ein solcher Geist aufzuschwingen vermag. Neue Gedanken, gaben neuen Empfindungen ihr Daseyn: beyde zu verkörpern, durch sichtbare Muster darzustellen, und mit dem Zauber eines schöpferischen Genius zu beleben und auszuschmücken, fühlte er sich berufen. Das erste jugendliche Aufflammen poetischen Feuers war längst vorüber; doch dieser neue Zuwachs von Kenntnissen entzündete es von Neuem, und war durch Jahre und Erfahrung zu einer ruhigern helleren Flamme geläutert worden. Große Bilder einer bis jetzt unerreichten Vollkommenheit, Lichtstrahlen idealischer Schönheit, schwebten abwechselnd seinem Geiste vor: er sehnte sich darnach ihnen Gestalt, Wohnsitz und Namen zu geben.

Die Kritik hatte ebenfalls seine Begriffe von Kunst

erhöht; er hatte die neuern Schriftsteller über den guten Geschmack, sowie Aristoteles und die alten Dichter kürzlich studirt; sorgsam war er bemüht gewesen, das Wahre eines Jeden herauszuziehen, und ihre Grundsätze mit den seinigen in Uebereinstimmung zu bringen; endlich war er in der Wahl der Gegenstände jetzt bei Weitem schwerer zu befriedigen. Kleinere Gedichte hatten stets seine Aufmerksamkeit theilweise beschäftigt; doch gewährten sie ihm nicht genug Spielraum für seine gewaltigen Anforderungen und die erhabenen Bilder seiner Phantasie.

Im Bewußtseyn seiner Kraft, scheute er es nicht sich in den höchsten Gattungen der Kunst zu versuchen: das Studium der griechischen Tragiker veranlaßte auch einige Uebersetzungen;*) die Lektüre Homers gab ihm die Idee eines epischen Gedichtes. Der Held den er zuerst im Auge hatte, war Gustav Adolph; späterhin vertauschte er diesen mit Friedrich dem Großen.

Epische Gedichte sind in England seit den Zeiten der Epigoniades und des Leonidas, und besonders seit einigen neuern Versuchen, sehr in Verfall gerathen. Daß Schiller nach etwas unendlich Höherem, als diesen schwachen veralteten Nachahmungen, selbst nach Höherem als Klopstock strebte, geht aus folgendem Auszug eines Briefes hervor:

„Ein episches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert, „muß ein ganz anderes Ding seyn, als eines in der Kind„heit der Welt. Und eben das ist's, was mich an diese „Idee so anzieht. Unsere Sitten, der feinste Duft unserer „Philosophien, unserer Verfassungen, Häuslichkeit, Künste,

*) Diese bestanden in einer schönen Uebersetzung der Iphygenie in Aulis, und einigen Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides.

„kurz Alles muß auf eine ungezwungene Art darin nieder„gelegt werden, und in einer ſchönen harmoniſchen Frei„heit leben, ſo wie in der Iliade alle Zweige der grie„chiſchen Cultur u. ſ. w. Ich bin auch gar nicht abge„neigt, mir eine Maſchinerie dazu zu erfinden, denn ich „möchte auch alle Forderungen, die man an den epiſchen Dich„ter von Seiten der Form macht, haarſcharf erfüllen. „Dieſe Maſchinerie aber, die bei einem ſo modernen „Stoffe, in einem ſo proſaiſchen Zeitalter, die größte „Schwierigkeit zu haben ſcheint, kann das Intereſſe in „einem hohen Grade erhöhen, wenn ſie eben dieſem mo„dernen Geiſte angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen „darüber in meinem Kopf bunt durch einander, aber es „wird ſich noch etwas Helles daraus bilden. Aber wel„ches Metrum ich dazu wählen würde, erräthſt du wohl „ſchwerlich — kein anderes als Ottave rime. Alle andern, „das jambiſche ausgenommen, ſind mir in den Tod zu„wider, und wie angenehm müßte der Ernſt, das Erha„bene in ſo leichten Feſſeln ſpielen! Wie ſehr der epiſche „Gehalt durch die weiche ſanfte Form ſchöner Reime ge„winnen! Singen muß man es können, wie die grie„chiſchen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in „Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jeruſalem. — „Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die ich wäh„len würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine „unglückliche Situation, welche ſeinen Geiſt unendlich poe„tiſcher entwickeln läßt. Die Haupthandlung müßte wo „möglich ſehr einfach und wenig verwickelt ſeyn, daß „das Ganze leicht zu überſehen bliebe, wenn auch die Epi„ſoden noch ſo reichhaltig waren: Es giebt hier kein beſſeres „Muſter, als die Iliade.“ —

Schiller führte dieſen ſo philoſophiſch entworfenen

Plan nicht aus, ja er begann die Arbeit nicht einmal: der Zwang ſeiner gegenwärtigen Lage, die Größe des Unternehmens, im Vergleich mit der Ungewißheit des Erfolgs, reichten hin ihn abzuſchrecken. Ueberdieß fühlte er, daß nach allem Umherſchweifen die wahre Heimath ſeines Genius das Drama ſey, das Fach woran er ſeine Kräfte zuerſt verſuchte, und worin ſich dieſe aus Gewohnheit oder von Natur, am leichteſten bewegten. Er kehrte alſo zum Drama zurück. Die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges bot ihm einſt die Idee Guſtav Adolph zum Helden eines epiſchen Gedichtes zu machen; daſſelbe Werk lieferte ihm Stoff zu einem Trauerſpiel: er entſchloß ſich Wallenſtein anzufangen.

Mit dieſem Unternehmen legte er ſich nichts leichtes auf, ein gewöhnliches Schauſpiel genügte ihm nicht mehr; er verlangte einen herrlichen, vielumfaſſenden Gegenſtand, worin er mit ſeinen neuen poetiſchen und geiſtigen Schätzen, die er ſeit Jahren angehäuft hatte, wuchern konnte; wobei er ſeine erweiterten Ideen von Kunſt in Anwendung zu bringen, ſeinen Reichthum an Kenntniſſen und Gefühlen, Raum und Geſtalt zu geben vermochte. Während er die Geſchichte Wallenſteins ſtudirte, und den Stoff von allen Seiten betrachtete, ſtiegen neue Ideen in ihm auf; der Gegenſtand gewann an Größe, und wechſelte oft ſeine Form. Natürlich ging die Arbeit ſelbſt nur langſam und nicht regelmäßig von Statten. Obgleich ſich die Schwierigkeiten in dem Maaße vermehrten, wie Schiller's Plane ſich erweiterten und ehrgeiziger wurden, ſo ließ er in ſeinem Fleiße doch nicht nach, und mit häufigen Unterbrechungen und Anordnungen, die ihn bald zurückgehen bald bei einer Sache länger verweilen ließen, ſchritt Wallenſtein

zwar im Ganzen genommen langsam, doch aber nach und nach vorwärts.

Dieß war einige Jahre seine auserwählte Beschäftigung; diesem Werk weihte er seine schönsten Stunden, und seine edelsten Geisteskräfte.

Zu untergeordneten Beschäftigungen, welche Fleiß, aber keine Begeisterung verlangten, blieb ihm noch reichlich Muße, wovon er seiner Gewohnheit gemäß, auch nicht eine einzige Stunde verschwendete. Seine zufälligen Arbeiten waren deshalb zahlreich abwechselnd, und bisweilen auch von beträchtlichem Umfang. Zu Ende des Jahres 1792, nahm ein neuer Gegenstand seine Aufmerksamkeit in Anspruch; er ging zu jener Zeit ernstlich damit um sich in die Politik zu mischen. Die französische Revolution machte anfangs keine geringen Hoffnungen in ihm rege, welche jedoch im Verlauf der Begebenheiten und besonders durch Ludwig's Gefangennehmung, sich schnell in Furcht verwandelten. Schiller nahm an dem unglücklichen Monarchen, und der Sache der Freiheit, welche ebenfalls durch die Behandlung, die dem König widerfuhr, bedroht zu seyn schien, einen so lebhaften Antheil, daß er beschloß (und dieser Entschluß war in seiner Lage nicht ohne Gefahr) an die französische Nation und die ganze Welt zu appelliren. Die Stimme der Vernunft, welche für die Freiheit und Ordnung in die Schranken tritt, konnte nach seiner Meinung in dieser Periode des Schreckens und Wahns, einen heilsamen Eindruck machen; die Stimme eines ausgezeichneten Mannes, sollte wie die Stimme der Nation, deren Stellvertreter er zu seyn schien, laut ertönen. Schiller erkundigte sich nach einem guten Uebersetzer, und überlegte in wiefern er seine mannichfaltigen Argumente brauchen oder verwerfen müsse; doch der schnelle

Fortschritt der Begebenheit überhob ihn aller ähnlichen Berathschlagungen. Innerhalb weniger Monate starb Ludwig auf dem Schaffot; die Familie der Bourbons war ermordet, oder in Europa zerstreut; und die französische Regierung hatte sich in ein Grausen erregendes Chaos verwandelt, in dessen stürmischen blutigen Greueln die ruhige Stimme der Wahrheit kein Gehör erwarten durfte. Schiller wendete sich ab von diesem zurückstoßenden, Entsetzen einflößenden Schauplatze, zu andern Regionen, mit denen sein Herz vertrauter und sein Geist eines besseren Erfolgs gewiß war. Die französische Revolution hatte ihn bekümmert und verletzt, doch seine Liebe zur Freiheit nicht vermindert, deren Name in ihren wilden Verzuckungen so sehr entweiht worden war.

Es scheint uns als zeigten sich in seinen folgenden Schriften die Spuren einer größern Achtung für alte Einrichtungen; einer größern Ehrfurcht für die Majestät der Gewohnheit, und bei einem gleichen Feuer ein schwächerer Glauben an die menschliche Vervollkommungsfähigkeit; ein Wechsel, der an und für sich die gewöhnliche Frucht reifgerer Jahre ist, in welchem Zeitalter oder unter welchem Himmelsstrich wir auch unsere Erfahrungen eingesammelt haben.

Unter einer Menge von abwechselnden Beschäftigungen, war eine, die er 10 Jahre lang fortgesetzt hatte, die Herausgabe der Thalia. Die Tendenz und Ausführung dieses Werks hatte er schon längst als unzulänglich erkannt: besonders seitdem er in Jena wohnte, gehörte es zu seinen Lieblingsplänen, eine andere Zeitschrift zu unternehmen, die nach einem umfassenderen Plane bearbeitet, mit mehr Geschick ausgeführt, einen weit größeren Kreis literarischer Gegenstände umfassen sollte. Viele der ausgezeichnetsten Köpfe Deutschlands hatten ihm ihren Bei-

Bey dem Schlosse Hières stieg der König, nebst der Königinn und seinen Kindern ans Land. Während daß der König zu Hières verweilte, um Pferde zur Rückreise nach Frankreich zu kaufen, stellte ihm der Abt von Clugny (der in der Folge Bischoff von Oliva ward) zwey Prunkpferde vor, die jetzt wohl fünfhundert livres werth seyn möchten, eins für den König, eins für die Königinn. Nachdem er sie vorgestellt hatte, sagt' er zum König: „Sire! ich werde morgen wieder erscheinen, um mit Euch von meinen Angelegenheiten zu sprechen." Als er Tags darauf wiederkam, hörte ihn der König sehr aufmerksam und lange an. Nachdem er sich wieder entfernt hatte, sagt' ich zum König: ich möchte wohl mit Eurer Erlaubniß Euch fragen, ob Ihr den Abt von Clugny deswegen gütiger angehört habt, weil er Euch gestern die beyden Prunkpferde schenkte." Der König bedachte sich lange; dann sagt er zu mir: „ganz gewiß, ja!" — „Sire! sagt' ich weiter, wißt Ihr auch, warum ich diese Frage thue?" — „Warum?" wiederholt' er. „Weil ich, fuhr ich fort, Euch den Rath gebe, und Euch empfehle, allen Euren beeydigten Räthen zu verbieten, wenn Ihr wieder in Frankreich seyn werdet, von denjenigen, die bey Euch etwas werden anzubringen haben, nicht das Mindeste anzunehmen: denn seyd versichert, wenn sie etwas annehmen, so werden sie diejenigen die ihnen geben, lieber und aufmerksamer anhören, wie Ihr selbst mit dem Abte von Clugny gethan habt." Da ließ der König seinen Geheimenrath zusammen kommen und erzählte ihm auf der Stelle wieder, was ich gesagt hatte; und alle versicherten, ich hätte ihm einen guten Rath gegeben.

Der

stand zugesichert; Goethe, der allein schon eine ganze Schaar aufwog, wollte Hand in Hand mit ihm gehen. Zu Ende des Jahres 1793 hörte die Thalia auf; die erste Nummer der Horen erschien zu Anfang des folgenden Jahres, und war mit vielen gehaltvollen philosophisch-kritischen Stücken bereichert; einige von Schiller's schönsten Versuchen erschienen hier zuerst; selbst ohne die ihm versprochene fremde Hülfe, begann dieses Werk wie Schiller es gewollt hatte, jedes frühere dieser Art zu verdunkeln. Der Musenalmanach, dessen Herausgabe er ebenfalls besorgte, steckte sich kein so hohes Ziel: er sollte gleich andern Büchern, welche diesen Titel führen, und die in Deutschland so zahlreich sind, eine Reihe kurzer poetischer Ergüsse, oder anderer leichter Arbeiten, der Welt aufbewahren und ihr jährlich überliefern. Diese Erzeugnisse wurden von verschiedenen Seiten gesammelt, und hatten oft keinen andern Zusammenhang als ihre zufällige Aneinanderreihung. In diesem Werk, sowie in den Horen, erschienen einige von Schiller's schönsten kleineren Gedichten zum erstenmal; viele dieser Stücke, besonders seine Balladen aus jener Zeit, verdanken ihr Daseyn einem freundschaftlichen Wetteifer mit Goethe, — der die erste Idee zu solchen Versuchen in ihm weckte. Doch die merkwürdigste Dichtung, die in den Blättern des Musenalmanachs erschien, waren die Xenien *); eine Sammlung von Epigrammen, welche wie es scheint zum Theil aus dem gemeinen oder anstößigen Benehmen verschiedener gleichzeitiger Autoren entsprangen. Statt daß die Horen,

*) So genannt von Ξενιον, munus hospitale; ein vom Martial entlehnter Titel; der damit eine Reihe von persönlichen Epigrammen in seinem dreyzehnten Buch bezeichnet.

deren erſtes Erſcheinen ſo wie ihr innerer Gehalt ſo große Erwartungen erregte, bei den erſten Köpfen des Landes, für welche ſie einen Vereinigungspunkt auszumachen beſtimmt waren, eine freudige Aufnahme hätte finden ſollen, ſo trat ihnen vielmehr von vielen Seiten Kälte und Feindſeligkeit entgegen. Die Streitigkeiten des Tages hatten unter die Gelehrten Zwietracht geſät; Schiller und Goethe hatten ſich durch ihr Zuſammenhalten die Feindſchaft einer Menge von Menſchen zugezogen, die wohl das Billige eines ſolchen gegenſeitigen Vorzugs fühlten, jedoch die Folgen dieſer Vereinigung nicht gern ſahen; und welche dieß geiſtige Duumvirat, obwohl es bei ſeinen Amtsverrichtungen mild zu Werke ging, und ſich ſeiner Würde nicht überhob, mit Mißgunſt und Unmuth betrachteten. Die Angriffe dieſer Leute, die mit ihrer perſönlichen Beſchränktheit und Abgeſchmacktheit im ſonderbarſten Kontraſt ſtanden, reizten die beiden erhabenen Genoſſen ſo lange, bis dieſe endlich eine ernſtliche Kenntniß davon nahmen: Das Reſultat war jene bekannte deutſche Dunciade; ein Produkt in deſſen Plan es lag, daß es eine ungeheure Menge einzelner Verſe in ſich faſſen ſollte, wovon jeder einen vollſtändigen Gedanken enthielte; den entweder ein oder der andere der vereinten Arbeiter geliefert hatte. Die Gegenſtände waren von unbeſchränkter Mannigfaltigkeit. „Das meiſte „war," wie Schiller ſagt, „wilde Satyre beſonders auf „Schriftſteller und ſchriftſtelleriſche Produkte, untermiſcht „mit einzelnen poetiſchen und philoſophiſchen Gedankenblü„ten." Da die Einheit eines ſolchen Werkes in einer gewiſſen Ungebundenheit der Größe zu beſtehen ſcheint, um die heterogene Natur der einzelnen Theile zu verbergen; ſo ſollte ſich zuförderſt die Anzahl dieſer ſpitzigen Monodiſtichen auf tauſend belaufen; das Ganze ſollte ſodann geord-

net und ausgearbeitet werden, bis es einen angemeſſenen Grad von Uebereinſtimmung und Symmetrie erlangt hätte; jeder einzelne ſollte von ſeinem eigenthümlichen Geiſt etwas aufopfern um den Geiſt der Uebrigen zu retten. Doch dieſe Zahl ward nie erreicht: Goethe arbeitete an ſeinem Wilhelm Meiſter, und hatte den Gedanken jene Sammlung zu vervollſtändigen, längſt aufgegeben; die Xenien wurden als abgeriſſene Theile gedruckt, ohne Anſprüche auf ein Ganzes zu machen. Es erſchienen jedoch ihrer genug, um unter den betheiligten Partheien einen ungeheuren Aufruhr zu erregen: von allen Seiten ſchrie man gegen dieſelben und beantwortete ſie mit Schmähungen; da ſie jedoch nicht gegen Menſchen, ſondern gegen Thatſachen Krieg führten, nicht gegen Gleim, Nicolai, Manſo, ſondern gegen den ſchlechten Geſchmack, die Dummheit und Ziererei; ſo konnte ihnen nichts wirklich Strafbares zur Laſt gelegt werden. Vom Jahr 1797 bis zu Schiller's Weggang von Jena erſchien der Muſenalmanach ununterbrochen fort: Die Horen hörten einige Monate zuvor auf.

Goethen's Mitwirkung, welche Schiller bei dieſem Unternehmen ſo leicht erhalten hatte, war ihm bei ſeinem anderweitigen Streben von großem Nutzen.

Beide waren Geiſter der erſten Art, doch von ganz entgegengeſetzter Richtung, einer konnte von dem andern lernen, und in vielen Stücken Aufſchluß und Anregung erhalten. Obgleich Jeder nach einer beſondern Art von Vollkommenheit ſtrebte, ſo konnte er doch des Andern Vorzüge freudig würdigen. Durch gegenſeitige Gefälligkeiten, und nun durch ein gemeinſames literäriſches Intereſſe verbunden, durften ſich nur wenig ſtörende Empfindungen in ihr Verhältniß einmiſchen. Selten findet der Mann von

hohen Geistesgaben einen ihm zusagenden Genossen, und mit innerem Schmerz fühlt er diesen Mangel. Die Einsamkeit erbittert oder tödtet das Herz, entnervt den Geist, oder gibt ihm wenigstens eine verkehrte Richtung; der Umgang mit untergeordneten Menschen führt zu anmaßenden Behauptungen seiner Ansichten, und sogar zum Eigensinn in unsern Neigungen. Rousseau hätte nie im Thal von Montmorenci leben sollen; für Warburton wäre es gut gewesen, hätte Hurd nie gelebt; und für Johnson, hätte er nie Boswell oder Davies kennen gelernt. Schiller und Goethe blieben von solchen Uebeln frei; die Vertraulichkeit scheint von beiden Seiten gleich, offen und herzlich gewesen zu seyn; und die Verschiedenheit ihrer hohen Anlage muß derselben einen besondern Reiz verliehen haben. Bei Schiller's kritischen Grundsätzen war es ihm von großem Nutzen sich einem Geiste mitzutheilen, der zwar so kühn wie er nach dem Ziele strebte, doch aber bei Weitem kälter und skeptischer war: als er in seinem Glaubensbekenntnisse die Kantischen Auswüchse beschnitt, fanden oft Goethe und Schiller in ihren Ideen eine auffallende Aehnlichkeit; um so auffallender und willkommner, wenn man betrachtet, aus welchen verschiedenen logischen Vordersätzen diese harmonischen Schlüsse gezogen waren. Sie mochten beisammen oder abwesend seyn, so unterhielten sie sich oft mündlich und schriftlich über solche Gegenstände. Sie pflegten einander lange Besuche abzustatten; oft reisten sie zusammen von Jena und Weimar hin und her.

„In der eine halbe Meile von Jena gelegenen Triesnitz," heißt es, „sah man oft Goethen und Schillern unter einem schattigen Baume an einem Tisch sitzen, wie sie zusammen sprachen, und dem Strom der Vor-

übergehenden zusahn." Mancher wäre wohl gern fünfzig Meilen zu Fuß gereist, um der dritte unter ihnen seyn zu können.

Außer Goethen stand er noch mit vielen andern achtungswerthen Männern in freundlichen Verhältnissen, sowohl in seinem literärischen als bürgerlichen Leben. Dalberg war auch in der Ferne bis zu seinem Ende sein Freund und wärmster Bewunderer. In Jena hatte er Schütz, Paulus, Hufland, Reinhold. Auch Wilhelm von Humbold, Bruder des berühmten Reisenden, der zu jener Zeit hinkam, gehörte mit zu seinem vertrautesten Umgang.

In Weimar waren noch, minder bedeutende Personen abgerechnet, Herder und Wieland, die seine Aufmerksamkeit für Goethe theilten. Und was für sein liebendes Herz das erfreulichste von allem seyn mußte, war, daß seine bejahrten Aeltern noch lebten, und an dem glänzenden Glück ihres Sohnes Theil nehmen konnten, den sie einst beklagt, ja sogar aufgegeben, nie aber zu lieben aufgehört hatten. Im Jahr 1793 besuchte er sie in Schwaben, und brachte unter jenen seinem Andenken am theuersten Scenen sieben fröhliche Monate zu: indem er sich zu gleicher Zeit der Güte jener unwandelbaren Freunde, welche die Natur ihm gegeben, und der bewunderungsvollen Hochachtung derjenigen erfreute, von denen es am süßesten war geehrt zu werden; jener nämlich, die ihn in traurigen niederen Umständen gekannt und ihn deshalb entweder geachtet oder verachtet hatten. Der Herzog, sein ehemaliger Rezensent und Gönner, legte ihm kein Hinderniß in den Weg; er hatte, als Antwort auf Schiller's vorläufige Anfrage über diesen Gegenstand, durch die dritte Hand zu verstehen gegeben, daß er keine

Notiz von dieſer Reiſe nehmen wolle. Der Herzog hatte ihm nur ſchon zu viel Hinderniſſe in den Weg gelegt, und bereute bitter jedwede Einmiſchung. Im folgenden Jahr ſtarb er, eine Nachricht welche Schiller, der längſt ſeine üble Behandlung vergeſſen hatte, nicht ohne wahre Betrübniß und dankbare Erinnerung für vorhergegangene Wohlthaten erfuhr. Der neue Regent war bemüht, die Ungerechtigkeit ſeines Vorgängers wieder gut zu machen, und bot Schillern ſogleich eine erledigte Profeſſorſtelle in Tübingen an, welche dieſer jedoch, ſo ſchmeichelhaft ihm auch dieſer Antrag war, auf Zureden des Herzogs von Weimar ehrerbietig ablehnte.

Bei ſo mannichfachen Arbeiten und Vergnügungen, bei einer ſo vielſeitigen Geiſtesthätigkeit, und bei dem geſelligen Leben das er führte, hatte Schiller ſeinem körperlichen Unwohlſein nicht geſtattet, um ſich zu greifen und ſeine geiſtigen oder moraliſchen Kräfte zu untergraben. In keiner Periode ſeines Lebens entfaltete er glänzender ſeinen hohen entſchloſſenen Charakter. Vieles hatte er bereits geſchrieben; ſein Ruhm ſtand auf feſtem Grunde; häusliche Noth erforderte nicht länger die unausgeſetzte Anſtrengung ſeiner Kräfte; aber an ſeinem Körper nagte der Krebs einer langſamen unheilbaren Krankheit. Demohngeachtet ruhte und raſtete er nicht; ſein feuriger Kopf, der in der Jugend jedweden Widerſtand und Druck beſiegt — der gegen jede beunruhigende und unſichere Lage im Leben angekämpft hatte, und im erſten Mannesalter aus vielen Verſuchungen unbefleckt hervorgegangen war, unterlag auch jetzt nicht dieſem letzten ſchrecklichen Feinde. Gerade dieß war die fruchtbarſte Periode ſeines literariſchen Lebens; und trotz allen Hemmungen auch wohl die glücklichſte. Selten kamen heftige Anfälle ſeiner Krankheit, und jene beſtändig

damit verbundene düstere Melancholie, womit sie Herz und Geist zu umnachten drohte, drängte er durch Thätigkeit und Willenskraft zurück. Außerdem begegnete ihm wenig Unangenehmes und viel Erfreuliches. Er war glücklich in seinem Familienkreise, welcher den Schauplatz seiner süßesten dauerhaftesten Freuden ausmachte; die Welt ehrte und bewunderte ihn; seinem Mangel war abgeholfen; seine Beschäftigung begeisterte ihn; er besaß Freunde die er liebte, und von denen er geliebt wurde; kurz Schiller genoß viele Freuden, die er sich meistens selbst zu verdanken hatte.

In seiner Lebensweise zu Jena waren Einförmigkeit und Einfachheit die hervorstechendsten Eigenschaften; die einzige Ausschweifung die er sich erlaubte, war sein Eifer für die Wissenschaften, eine Sünde die er sich sein ganzes Leben lang am ersten zu Schulden kommen ließ. Viel hatte seine Gesundheit von der Gewohnheit des Nachts zu arbeiten, gelitten: doch noch immer war der Reiz dieser Gewohnheit zu groß für seine Selbstverläugnung; und er konnte dieselbe nicht anders unterlassen, als bei heftigen Krankheitsanfällen. Das höchste Entzücken war für ihn, jene schaffende Gluth der Begeisterung, jener schöne Wahnsinn, welcher den Dichter zu einem neuen edleren Geschöpf macht; ihn in lichtere mit Pracht und Schönheit geschmückte Regionen emporträgt, und alle seine Fähigkeiten, durch das volle Bewußtseyn ihrer geübten Kraft ergötzt. Um dieß Vergnügen in seinem ganzen Umfange zu genießen, war Schillern zuletzt die Stille der Nacht, die einen gleich feierlichen Einfluß sowohl über die Gedanken, als über den Erd- und Luftkreis ausübt, unerläßlich geworden. Deshalb pflegte er auch jetzt wie in früherer Zeit die gewöhnliche Ordnung der Dinge zu ver-

drehen: Bei Tage las er, ergötzte ſich an dem Anblick der Natur, unterhielt ſich mündlich oder ſchriftlich mit Freunden, doch bei Nacht ſchrieb und ſtudirte er. Und da nur zu oft ſein Körper ermattet und erſchöpft war, gewöhnte er ſich, ungeduldig über ſolche niedere Hinderniſſe, an ſchädliche Reizmittel, die wohl für den Augenblick Kraft verleihen, doch nur um dieſelbe ſchneller und ſicherer aufzureiben. Den größten Theil des Sommers brachte er in ſeinem, unfern von dem Weſſelhöft'ſchen Hauſe gelegenen Garten zu, in dem ſich damals die Expedition der allgemeinen Literaturzeitung befand. Der erwähnte Garten liegt vom Jenaiſchen Marktplatze an gerechnet, ſüdweſtlich bei der Stadt, zwiſchen dem Engelgatter und dem Neuthore, an einer Schlucht, durch welche ſich ein Theil des Leutrabachs um die Stadt zieht. Auf der Höhe des Berges, von dem man eine ſehr ſchöne Ausſicht in das Saalthal, ſowie die Tannengebirge des nahen Forſtes hat, erbaute ſich Schiller ein kleines Häuschen, mit einem einzigen Zimmer.*) Es war ſein Lieblingsaufenthalt wenn er ſich im Garten befand, und ein großer Theil ſeiner damaligen Produkte wurde dort gedichtet. Im Winter wohnte er ebenfalls abgeſondert vom Gewühl der Menſchen im Griesbach'ſchen Hauſe hinten hinaus am Stadtgraben ***. Wenn er ſich des Nachts an ſein Büreau niederſetzte, ſo pflegte er um ſich munter zu erhalten, ſtarken Kaffe oder Weinchokolade, öfters aber eine Flaſche alten Rheinweins oder Champagner neben ſich ſtehen zu haben. Feierlich hörten ihn öfters

*) Der kleine ſchmale Weg der von Schiller's Wohnhaus hierher führte, wurde von einigen witzigen Köpfen die Xeniengaſſe genannt; ein Name, der noch nicht ganz abgekommen iſt.

die Nachbaren in der nächtlichen Stille declamiren, und wer ihn dann belauschen konnte, welches in Jena von der, seinem früher erwähnten Gartenhäuschen gegenüber liegenden Anhöhe sehr gut anging, der sah ihn bald in der Stube laut sprechend auf und niedergehen, bald sich wieder in den Sessel werfen und schreiben, wobei er zuweilen häufiger aus dem neben ihm stehenden Pokal zu trinken pflegte. Im Winter fand man ihn bis früh um vier, auch wohl um fünf Uhr an seinem Schreibtisch, im Sommer bis gegen drei Uhr. Dann ging er zu Bette. Außer demselben fand man ihn nur selten vor neun oder zehn Uhr.

Wäre die Vorsicht in Schiller's Charakter eine Haupteigenschaft gewesen, so würde er wahrscheinlich diese Gewohnheit aufgegeben oder sie nie angenommen haben. Gewiß war es ein Irrthum, seine Kraft so zu verwüsten; aber doch einer von denen, die unsere Ehrfurcht anstatt zu vermindern nur noch erhöhen: er entsprang ja aus dem edlen Feuer für das Beste und Höchste, und nur kalte Tadler können dieß hart verdammen. Wir selbst vermögen diesen übermäßigen Eifer nur zu beklagen und zu verehren; seine Wirkung war traurig, aber sein Ursprung edel. Wer kann Schiller's Gefühle in dieser Einsamkeit schildern, ohne nicht selbst nach einer kurzen Betrachtung, von seiner Größe ergriffen zu werden. Die von Arbeit erschöpfte fromme Seele, allein unter dem schweigenden Sternenhimmel der Nacht, welche die geängsteten Augenblicke ihres Daseyns auf dem Altar der Ewigkeit opfert! Hier sollte sich der Glanz, der den Geist eines gleich uns vergänglichen Menschen erleuchtete, verewigen; diese Bilder und Gedanken sollten in künftigen Zeitaltern, in entfernte Länder übergehen, um noch im menschlichen Herzen fortzuleben, nach-

dem das Herz, das zuerſt davon erglühte, längſt in Staub und Aſche zerfallen war.

Für die Verehrer des Genies, wäre dieß kleine Gartenhaus ein auserwähltes Heiligthum geweſen, und nicht ohne Betrübniß werden ſie hören, „daß der Zahn der Zeit bereits die Mauer deſſelben zerſtört hat, und daß keine Spur mehr davon wahrzunehmen iſt. Schon der Boden worauf es ſtand, iſt durch einen unbefleckten glänzenden ewigen Ruhm geheiligt; doch hatte der literariſche Pilger das einfache Stübchen, worin Schiller das Reich der Schatten, den Spaziergang, die Ideale und die unſterblichen Scenen des Wallenſtein ſchrieb, gewiß nicht ohne beſondere Gemüthsbewegung geſehen.“

Das letzt genannte Werk hat ihm manche angſtvolle, manche frohe Stunde gegeben. — Sieben Jahre hindurch hatte er unregelmäßig und mit vielen Unterbrechungen gearbeitet. Bisweilen lag es end- und formlos vor ihm da. Oft war er auf dem Punkt es ganz aufzugeben. Die Menge von Ideen, die er in den Gang des Stücks zu verweben gedachte, hielt ihn auf, und die große Schwierigkeit, wie dies zu bewirken war, daß es auch ſeinem Geſchmack völlig genügte, gab zu neuen Zögerungen Anlaß.

Er wünſchte in Wallenſtein den allerweiteſten und höchſten Begriff, den ſeine eigne Erfahrung ihm von einem Manne und vorzüglich den die Geſchichte ihm von einem Feldherrn und Staatsmanne gegeben, zu erſchöpfen, und indeß er ſolche Charaktere handelnd auftreten ließ, Alles was in der ſtürmiſchen Periode des dreißigjährigen Krieges poetiſch war, oder eine poetiſche Darſtellung geſtattete, mit hineinzubringen. Während er mit dieſen Anfoderungen über den Stoff nachſann, wuchs dieſer immer mehr an, ſeine Phantaſie lieh ihm der Reihe nach tauſend verſchie-

Der König hörte von einem Franziskaner, mit
nen Bruder Hugo; und wegen des großen Rufs,
lchem er ſtand, ließ er ihn zu ſich kommen, um
predigen zu hören. An dem Tage, da wir in
es anlangten, ſahen wir auf den Weg, auf dem
kam, und bemerkten, daß eine gar große Menge
s, Männer und Weiber, ihm nachzog. Der
g ließ ihn predigen. Der Eingang der Predigt,
f die Geiſtlichen, und darüber ſagt er: „ihr Her-
ich ſehe mehr geiſtliche Leute am Hofe und in Ge-
aſt des Königs; davon ſag' ich nun vor allen
gen, daß dieſe nicht im Stande ſind, ihre Seelen
etten, es müßte denn die heilige Schrift lügen,
es doch nicht ſeyn kann. Sie ſagt uns nähmlich,
Mönch könne nicht außer ſeinem Kloſter leben, ohne
Todſünde zu begehen, ſo wenig als der Fiſch außer
Waſſer leben kann. Sagen nun die Ordensbrü-
die um den König ſind, es ſey hier ein Kloſter,
g' ich dagegen, es ſey das Kloſter von weiteſtem
ange das ich je geſehen; denn es erſtreckt ſich
eits und jenſeits des Meers. Sagen ſie, man
e in dieſem Kloſter ein rauhes Leben führen, um
Seele zu retten, ſo glaube ich ihnen nicht: denn
elbſt habe mit ihnen eine Menge guter Fleiſchſpei-
gegeſſen, und gute ſtarke Weine getrunken; daher
enn verſichert bin, daß, wären ſie in ihrem Klo-
geblieben, es ihnen nicht ſo gut würde gefallen ha-
als beym Könige."

Dem Könige ſelbſt ſagt er in ſeiner Predigt, wie
ch nach dem Wunſche ſeines Volks betragen müſſe.
en den Schluß ſagt' er noch: er habe die Bibel
die Bücher die dazu gehören, geleſen, aber nir-
s gefunden, weder im Buche der Rechtgläubi-
noch im Buche der Ungläubigen, daß irgend ein

Königs

dene Gestalten, und nach gehörig strenger Sonderung war die Masse des zurückgebliebenen Materials noch so reichhaltig, daß er es nöthig fand das Stück in drei Theile zu sondern, wovon ein jeder zwar genau abgeschlossen, das Ganze aber doch eigentlich ein fortgehendes Drama von eilf Akten ist. In dieser Gestalt ward es im Jahr 1799 in die Welt hinaus gesandt. Ein Werk, dem er viel Anstrengung und ununterbrochene Sorgfalt widmete, dessen Erfolg aber auch glänzend war. Wallenstein ist das herrlichste Produkt unter Allem was er bisher gedichtet. Es verdient ein ganzes Kapitel der Kritik für sich allein, und wir können ihm nur ein paar flüchtige Seiten schenken. Zum Portal des herrlichen Gebäudes dient Wallensteins Lager, ein Stück in einem Akt. — Er schildert mit vielem Feuer und entschiedenem Glück die Sitten jenes rohen und ungestümen Heeres das Wallenstein anführte, und welches er zum Werkzeug seiner ehrgeizigen Plane bestimmt hatte. Hier scheint es als ob Schiller's frühere Erfahrungen des militairischen Lebens, ihm zu Statten gekommen wären; seine Soldaten sind nach dem Leben gezeichnet; ihre rohen scharfen Züge erinnern uns bisweilen an Smollet's Matrosen. Hier finden wir die wildesten zügellosesten Gemüther Europens, in den kleinen Bezirk einer Verschanzung eingeschlossen: kühn, ungestüm, leicht beweglich ist das Leben, das sie führen. Wahre Ismaeliten ist ihr Arm gegen Jeden gewaffnet, und eines Jeden Arm gegen sie, bloße Werkzeuge des Raubes, fast mit jedem Laster befleckt, kaum irgend eine Tugend außer sorgloser Tapferkeit und unbedingtem Gehorsam gegen ihr Oberhaupt kennend, bietet ihre Stellung dennoch Momente, welche rührend oder auch belustigend sind, und diese hat der Dichter mit gewohntem Talent meisterhaft herausgehoben. Manche

Grauſamkeit und abſtoßende Rohheit dieſer Soldaten vergißt man, wenn man ihr verlaſſenes, heimathloſes Wandern, die praktiſche Seelengröße ins Auge faßt, mit welcher es ihnen gelingt dem Glück ein leidliches kleines Maaß von Genuß abzuzwingen. Ihre Lebensweiſe hat Wallenſtein, im Fortgange der Handlung faſt rührend geſchildert.

„Ein ruheloſer Marſch war unſer Leben,
Und wie des Windes Sauſen, heimatlos,
Durchſtürmten wir die kriegbewegte Erde.“

Um den Dialog der wilden Scene anpaſſender zu machen, ſo iſt derſelbe in Knittelverſe gebracht, voll harter Reime und ſeltſamer Doppel-Endungen mit immer wechſelndem, ungleichem, lebendigem Rhythmus, welches man dem rauhen unregelmäßig abwechſelnden Ton der kriegeriſchen Trommel vergleichen könnte. In ſolchen poſſirlichen Knittelverſen, in charakteriſtiſchen Bildern und Redensarten, die einfach, ſpaßhaft und höchſt deutlich bezeichnet ſind, ſchildern dieſe Männer ihre Thaten und Hoffnungen. Unter ihnen giebt es Claſſen und Gattungen, Stellvertreter all der weſentlichen Partheien der bunten Menge, welche dieſem Fürſten der Condottieri folgten. Die feierliche Umſtändlichkeit des alten Wachtmeiſters iſt treu wiedergegeben, nicht minder die heitre Ausgelaſſenheit und Tollkühnheit der Holk'ſchen Jäger, ſo wie der eiſerne Muth, die ernſte Lagerphiloſophie des Pappenheimer Cüraſſiers. Der einzige Grundſatz des Jägers, iſt militairiſcher Gehorſam; er denkt und berechnet nichts; ſein Geſchäft iſt: das zu thun was ihm befohlen, und das zu genießen, was ihm erreichbar iſt — er ſagt:

„Flott will ich und müſſig gehen,
Alle Tage was Neues ſehn,
Mich dem Augenblick friſch vertrauen,
Nicht zurück, auch nicht vorwärts ſchauen —
Drum hab ich meine Haut dem Kaiſer verhandelt,
Daß keine Sorg mich mehr anwandelt.
Führt mich ins Feuer friſch hinein,
Ueber den reißenden, tiefen Rhein,
Der dritte Mann ſoll verloren ſeyn;
Werde mich nicht lang ſperren und zieren. —
Sonſt muß man mich aber, ich bitte ſehr,
Mit nichts weiter incommodiren.“

Der Pappenheimer iſt ein älterer, beſonnener, aber auch unbändiger Mann; er hat Europa durchwandert, und die feſtgeſetzten Regeln militairiſcher Grundſätze und militairiſcher Vorrechte eingeſammelt; er iſt nicht ohne Lebensphiloſophie. Er hat die verſchiedenen Stände und Gewerbe der Menſchen an ſeinem Blick vorüber gehen laſſen, doch kein Rock hat ihm beſſer als ſein eigenes „eiſernes Wams“ gefallen; damit geharniſcht iſt ſein Wunſch:

— auf das Gehudel unter mir
leicht wegſchauen von meinem Thier.

Jedoch iſt dieſer militairiſche Stoicismus zuweilen mit einem Anſtrich von plumpen Pathos gemiſcht:

„Das Schwert iſt kein Spaten, kein Pflug,
Wer damit ackern wollte, wäre nicht klug.
Es grünt uns kein Halm, es wächst keine Saat;
Ohne Heimath muß der Soldat
Auf dem Erdboden flüchtig ſchwärmen,
Darf ſich an eignem Heerd nicht wärmen;

Er muß vorbei an der Städte Glanz,
An des Dörfleins luſtigen, grünen Auen;
Die Traubenleſe, den Aerntekranz
Muß er wandernd von ferne ſchauen.
Sagt mir, was hat er an Gut und Werth,
Wenn der Soldat ſich nicht ſelber ehrt?
Etwas muß er ſein eigen nennen,
Oder der Menſch wird morden und brennen."

Wallenſteins Lager iſt höchſt lebendig und auf guten Effekt berechnet. Hier giebt es Spieler, Bauern, Marketender, Soldaten, Rekruten, Kapuziner, Mönche nach ihren verſchiedenen Zwecken ſich raſtlos hin und her bewegend. Die Predigt des Kapuziners iſt eine, mit Nichts zu vergleichende Zuſammenſtellung *); eine Miſchung von Texten, Wortſpielen, Spottnamen und logiſchem Wortgepränge, von einem einfältigen Kopf, und brennend katholiſchem Eifer zuſammengeleimt; mit großer Salbung vorgetragen, iſt es ganz dazu geeignet im Lager ihr Auditorium zu finden. Am Schluß ſtürzen ſie auf ihn los, und kaum entrinnt er, von ihren Händen erſchlagen zu werden, weil er eine ſpottende Anſpielung auf den General gewagt. Die Soldaten necken, zanken, drängen ſich einer gegen den andern; ſprechen von ihren Wünſchen und Erwartungen, und vereinigen ſich zuletzt in einer ernſten Berathſchlagung über den Zuſtand ihrer Angelegenheiten; es wird uns hier, nach ihren rohen Begriffen eine unbeſtimmte, ſcherzhafte Skizze der nächſten Begebenheiten und Perſonen vorgelegt. Wir ahnen die gefährliche Lage

*) Der Sage nach ſoll ſie von Goethe, die Materialien aber dazu aus einer wirklich gehaltenen Predigt des Jeſuiten Abraham a St. Clara ſeyn.

Wallenſteins; die Verſchwörungen die ihn bedrohen, jene auf welche er ſinnt; die Haupteigenſchaften der vornehmſten Offiziere werden uns klar, und es beſtätigt ſich in uns die große Achtung vor dem mächtigen Geiſte, der dieſe wilden, uneinigen Maſſen zuſammenhält, und da noch der Gegenſtand allgemeiner Verehrung iſt, wo ſonſt nichts verehrt wird.

In der nächſten Abtheilung des Werkes: die beiden Piccolomini's, erſcheinen nun die Generale, auf welche wir ſo vorbereitet ſind, und breiten ihre Pläne und Gegenpläne vor uns aus; Wallenſtein, von perſönlichem Ehrgeiz getrieben und übel berathen, entſchließt ſich nur langſam zum Aufruhr; und Octavio Piccolomini, der Wallenſteins Macht und Einfluß über die Gemüther der Anführer insgeheim untergräbt, und jenen Abgrund des Verderbens ihm bereitet, in welchem wir ihn, im dritten Abſchnitt: „Wallenſteins Tod" mit all' ſeinem Glanz hinabſtürzen ſehen. Der militairiſche Geiſt, der in dem erſten Stücke athmet, belebt auch das Letztere. Die vorherrſchenden Motiven dieſer Hauptleute und Oberſten ſind ganz dieſelben der Küraſſiere und Jäger, nur in etwas verfeinert und beſchönigt; allein im Weſen ganz dieſelben; der Wunſch jetzigen oder künftigen Glückes, der Trieb zu handeln, ſich einen Namen, Geld oder Macht zu gewinnen; Selbſtſucht, doch jene mit dem äußern Anſtrich von Schicklichkeit, und dann Glanz, mit militairiſcher Ehre und Tapferkeit überfirnißt. Dieſes ſind nicht Helden die blos die Einbildung geſchaffen, ſondern echt im Solde ſtehende Krieger, wir lieben ſie zwar nicht, doch umgiebt dieſe Thaten ein Glanz, welcher einen angenehmen Eindruck hinterläßt. Das Kriegsgetös, der gewaltſame Kampf heftig ſtreitender Intereſſen, dient gleichſam

den rührenden und gebietenden Momenten der Haupt-Charaktere zur angemeſſenen Begleitung. Unter den Einzelnen, die in dieſer Kriegeswelt ſich bewegen iſt Wallenſtein, der kräftige Atlas, der das Ganze trägt, ohnſtreitig die Hauptfigur. Wallenſtein iſt das Muſter eines groſſen, ſtolzen, hochbegabten Mannes, deſſen herrſchende Leidenſchaft der Ehrgeiz iſt. Sein kühnes Streben trägt ihn auf den höchſten Gipfel der Manneskraft empor; er iſt ſchwärmeriſch und ungeſtüm; doch das Feuer ſeiner Seele glüht verborgen unter einem tiefen Schacht von Weltklugheit, deren Berechnungen ſich auf die geringfügigſten Angelegenheiten erſtrecken. Dieſe Klugheit, die oft ſogar an Unentſchloſſenheit gränzt, bildet die äußere Rinde ſeines Charakters, ſo daß wir oft nur dieſe Eigenſchaft wahrnehmen. Gleich vom Anfange läßt der ungeheure Einfluß, den ſein Genius auf jeden Einzelnen ſeiner vielen Anhänger ausübt, uns einen groſſen Mann in ihm erwarten; wenn Wallenſtein, nach langem Zögern ſich endlich uns zeigt, empfinden wir etwas der Täuſchung Aehnliches. Wir ſehen ihn zwar mit ernſter Gröſſe ausgeſtattet, jedoch in geheime Künſte verſtrickt, ſchwankend zwiſchen zwei verſchiedenen Anſichten, und mit aller ſeiner Klugheit in Dingen von der höchſten Wichtigkeit, blindglaubend. Nur wenn die Ereigniſſe den Entſchluß ihm abzwingen, erhebt er ſich in ſeiner angebornen Gröſſe, und ſein Rieſengeiſt ſteht unverhüllt und mächtig vor uns.

„Nacht muß ſein, wo Friedlands Sterne ſtrahlen.“

In der ſchwierigſten Lage, von Dunkelheit umgeben, beim hereinbrechenden Verderben, wo der kühnſte ſeiner Anhänger erbebt, iſt er ſelbſt ruhig, und die furchtbare Kriſis iſt es, die ſeine Seele entwölkt, und ſich ihrer

ganzen Kraft bewuſt macht. In der That iſt gleich Wallenſtein ſtrahlend an äußerer und innerer Macht, von hohem Geiſte und einem Herrſcherwillen; iſt er auch in Kriegs- und Staatsgeſchäften dem Beſten in Europa überlegen, der Abgott von ſechzig Tauſend tapfern Herzen, ſo ſteht er doch unſerm Mitgefühl nicht zu fern. Uns verbinden Gefühle mit ihm, die er für Schwäche hält, obgleich ſie den edelſten Theil ſeines Weſens ausmachen. Seine Unentſchloſſenheit liegt in ſeinem zu gefühlvollen Herzen, ſo wie in ſeinem all zu behutſamen Urtheil; ſein Glaube an Aſtrologie, der jenen Hang begünſtigt und vermehrt, hat in ſo mancher zarten innigen Empfindung ſeinen Urſprung, und giebt dadurch dem Geiſte des Kriegers einen neuen Reiz; ſie wirft ihn, dem die Erde unterthan iſt, vor jenen geheimen Mächten in Demuth nieder, welche das Geſchick des Menſchen abwägen; in deren Augen die Höchſten und Geringſten der Sterblichen kaum in den Graden der Unbedeutenheit verſchieden ſind. Wallenſteins Vertrauen in Octavio's Freundſchaft, ſeine uneigennützige Liebe für Max Piccolomini, ſein väterliches und brüderliches Wohlwollen, all' dieſe Gefühle verbreiten ein mildes Licht über die rauhern heroiſchen Eigenſchaften, mit denen ſie vereint ſich finden. Sein Verrath an dem Kaiſer iſt ein Verbrechen, welches wir ihm, gereizt und verſucht wie er war, nicht ſo hoch anrechnen; es verliert ſich in der Bewunderung ſeiner Hoheit, oder bleibt nur als verzeihlicher Fehltritt im Gedächtniß.

Schillern iſt es mit Wallenſtein da gelungen, wo das Gelingen keine leichte Sache war. Die Wahrheit der Geſchichte iſt nur wenig beeinträchtigt; dennoch müſſen wir eingeſtehen, daß Wallenſtein, deſſen Handlun-

gen im Einzelnen nichtswürdig, geſetzwidrig und ohne Erfolg ſind, kräftig erhaben und zum Herrſcher gemacht iſt. Theilnehmend blicken wir auf ihn, und dieſe Theilnahme an ſeinem Geſchick hat einen Anſtrich freundlichen Mitleids.

An ſeinem Kriegsgefährten, dem Octavio Piccolomini finden wir weniger Fehler, und dennoch auch weniger Freude. Octavio's Eigenſchaften ſind meiſtens negativ; ihn treibt mehr der Buchſtabe des Moral-Geſetzes als ſein eigener Geiſt; ſein Wandel iſt nach der Außenſeite fehlerfrei, doch iſt kein Zug der Großmuth darin zu finden. Er iſt mehr Hofmann als Soldat; ſeine Waffe iſt die Intrigue, nicht die Kraft. In dem feſten Glauben, daß das, was einmal da iſt, das Beſte ſey, iſt er mißtrauiſch gegen alles Neue und Außerordentliche; er hat keinen Glauben an die menſchliche Natur, und ſcheint ſelbſt mehr aus Berechnung, als aus innerm Antriebe tugendhaft zu ſeyn. Wir wiſſen ihm ſeine Treue an ſeinem Landesherrn kaum Dank; indem er ſeinem Kaiſer dient, vernichtet und verräth er ſeinen Freund; und überdies[1], geſteht er es gleich nicht ein, ſo iſt perſönlicher Ehrgeiz doch immer der Hauptbewegungsgrund; ſein Wunſch iſt Feldmarſchall und Fürſt zu ſeyn; und für ihn iſt Wallenſtein nicht nur ein Verräther an ſeinem Landesherrn, ſondern auch ein Hinderniß, das ſeiner eignen Erhöhung im Wege ſteht. Wahr iſt es, Octavio verlockt ihn nicht perſönlich ins Verderben; aber eben ſo wenig warnt er ihn davor; vielleicht wußte er auch, daß neue Verlockungen überflüſſig waren. Wallenſtein verdiente dieſe Behandlung von einem Manne nicht, dem er als Bruder vertraut hatte, ſelbſt wenn dieſes Vertrauen blind vor und nur in der Conſtellation der Sterne ſeinen Urſprung nahm.

Octavio ist ein gewandter, kluger, berechnender Staatsmann; von der Art, welche laut, wenn auch nicht aufrichtig von ihren Freunden gepriesen, und von ihren Feinden tief verabscheut werden. Sein Zweck kann gesetzmäßig, ja selbst lobenswerth seyn, aber seine Wege sind krumm; er mißfällt uns um so mehr, da wir es nicht recht anzufangen wissen, ihn entschieden zu tadeln. Octavio und Max Piccolomini sind gleichsam die zwei entgegengesetzten Kräfte, durch welche das große Ganze dieser militairischen Politik in Bewegung gesetzt wird. Der Kampf von Seelengröße und Kraft mit Verrath gepaart, gegen List und jene scheinbare, durch das Gesetz unterstützte Tugend, führt eine Reihenfolge großer Handlungen herbei, die hier in lebhaften Farben unserm Auge dargestellt sind. Wir nehmen Antheil an den sich gegenseitig widersprechenden Interessen dieser Kriegsmänner; wir sehen sie bei ihren glänzenden Festen, ihren stürmischen Berathschlagungen, und theilen die Hoffnung oder Furcht, die sie bewegt. Der Gegenstand ist viel umfassend und Schiller hat es verstanden denselben zu benutzen. Unser Geist wird ununterbrochen durch belebte Scenen, Dialoge und Ereignisse beschäftigt; die Verwickelung und Spannung, nimmt immer mehr zu, je weiter wir vorwärts dringen; das Interesse steigt immer höher bis zum Schluß. Zwei Gestalten himmlischer Schönheit sind es, die im Tumult dieser geschäftigen Menge, unsere Aufmerksamkeit besonders an sich ziehen, und deren Geschick, in jenes ihrer Umgebungen eng verflochten, eine Wichtigkeit in unsern Augen erhält, welche es außerdem wohl schwerlich gehabt hätte. Max Piccolomini, Octavio's Sohn, und Thekla die Tochter Wallensteins, von diesen beiden geht ein Strahl ätherischen Lichtes aus, der sich über dieses

ganze Trauerſpiel verbreitet; ſie rufen die edelſten Gefühle in dem Herzen hervor, wo ſchon ganz andere Empfindungen geweckt wurden. Den lärmenden Prachtſcenen, die bereits unſere Einbildungskraft entflammt, fügen ſie nun noch das Hochgefühl verherrlicht reiner Menſchlichkeit hinzu

„die Blüthe des erſten Verlangens, das Purpurlicht der erſten Liebe.“

Die Geſchichte von Max und Thekla ſind in der Poeſie nicht ſelten; allein Schiller hat ſie mit höchſt ſeltenem Talent behandelt. Ein jedes von ihnen, vereint in ſich alles Vollkommene; ihre Liebe iſt das Werk eines Augenblickes und unbegränzt; dennoch wird der kälteſte, ungläubigſte Leſer gezwungen, ſie zu bewundern und an ſie zu glauben. Gleich von Anfange an wurden wir berechtigt an Max hohe Anſprüche zu machen; die gemeinen Soldaten und ihre Offiziere ſprechen von ihm, als von einem vollkommenen Helden; die Küraſſiere hatten ihn bei Pappenheims Tode auf dem Lützner Schlachtfelde einmüthig zu ihrem Hauptmanne erwählt. Sein Erſcheinen entſpricht all' dieſen Vorſtellungen. In ihm iſt der echte Geiſt der Ehre, der Rechtlichkeit, des jugendlichen Eifers perſonificirt.

Der Jüngling war kaum zum Manne geworden; ſchon hatte er viel geſehen und gelitten; allein dieſe Erfahrungen des Mannes hatten bis jetzt die Begeiſterung des Knaben weder vernichtet noch geſchwächt. Seit ſeiner früheſten Kindheit hat er unter Kriegsgetöſe gelebt, ja keine andern Begriffe, als die das Lager giebt, in ſich aufgenommen; doch auch hier hatte ſich ſein Gemüth aus angebornem Triebe alles was in dem Kriegsgewerbe Edles und Würdiges liegt, angeeignet, und das wilde und ver-

Königreich oder Herrschaft zu Grund gegangen, noch irgend eine Veränderung einer Herrschaft in eine andere vorgefallen oder von einem König zum andern übergegangen wäre, als durch Mangel an Rechtsverwaltung. „Daher setzt' er hinzu, nehme der König, wenn er wieder in Frankreich seyn wird, wohl in Acht, daß er seinem Volke dergestalt das Rechtes pflegen lasse, daß man Liebe zu Gott behalte, auf daß ihm Gott nicht, zugleich mit seinem Leben, das Frankreich nehmen möge."

Ich sagte zum König, er möchte ihn so lange bey seinem Gefolge behalten als er nur könnte; aber der Mönch wollt' es ihm nicht zu Gefallen thun. Da faßte mich der König bey der Hand, und sagte zu mir: „Kommt! wir wollen ihn noch einmal darum bitten." Wir gingen zu ihm, und ich sagte zu ihm: Lieber Herr, thut doch, warum mein Herr euch bittet, daß ihr bey ihm bleibt, so lange er sich in Provence aufhält." Aber er gab mir ganz unwillig zur Antwort: „gewiß, Herr, das thue ich nicht; sondern ich gehe an einen Ort, wo Gott mich lieber sehen wird, als er ihun würde, wenn ich im Gefolg des Königs bliebe." Nur einen Tag blieb er bey uns; den folgenden ging er wieder fort. Man hat mir nachher gesagt, er liege in der Stadt Marseille begraben, wo er viele schöne Wunder verrichte.

An dem Tage, da der König Hieres verließ, ging er zu Fuß vom Schlosse, weil der Abhang zu jähe war, und ging so weit zu Fuß daß er, weil er sein Roß nicht gleich bey der Hand hatte, das meinige besteigen mußte. Als seine Reitpferde kamen fuhr er seinen Stallmeister Ponce sehr hart an. Nachdem er ihn heftig ausgescholten hatte, sagt' ich zu ihm: „Sire! Ihr müßt

den

werfliche deſſelben von ſich gewieſen. Er liebt Wallenſtein, ſeinen Beſchützer, ſeinen tapfern hohen Anführer; er liebt ſeine gegenwärtige Lebensweiſe, weil ſie gefahrvoll und mächtig anregend iſt, weil er keine andere kennt; und vor Allen weil ſein jugendlicher unbefleckter Geiſt auch über die ödeſten Regionen des Menſchenſchickſals einen lichten Glanz ausgießt. Obgleich Soldat, und der bravſte der Soldaten, iſt er das nicht allein. Er fühlt, daß es noch einen ſchönern Schauplatz des Lebens giebt, wo dieſe Handlungen der Verwüſtung und des Jammers nur vernichtend eingreifen. Schon im Entſtehen ſeiner Bekanntſchaft mit der Prinzeſſin Thekla enthüllt ſich eine neue Welt vor ihm, von der er auch nicht einmal geträumt, ein Land des Friedens, heitrer elyſeiſcher Glückſeligkeit, deſſen Reize er mit einfacher unnachahmlicher Beredſamkeit ausmahlt. Max iſt eben ſo liebend als muthig; obgleich im Lager erzogen iſt er mitleidig und ſanft, beſcheiden und anſpruchslos, obgleich jung und allgemein bewundert. Nach dem Bilde in unſerer Seele muß ſein Erſcheinen ernſt, doch unerſchrocken, und mild ſeyn. In ihm iſt der Inbegriff eines jungen Helden, die eigentliche Poeſie des Krieges ausgeſprochen. Ueberall wird man ihn lieben, doch hier in den öden Scenen des Kampfes, der Gefahr, iſt er uns doppelt theuer. Sein erſtes Erſcheinen nimmt uns für ihn ein; ſeine gefühlvolle Beredſamkeit bereitet uns darauf vor, ihn mit ungewöhnlicher Seelengröße handeln zu ſehen. Die Scene iſt folgende: Octavio und Queſtenberg berathen ſich über Staatsangelegenheiten: Max tritt ein; er kommt ſo eben an, und hat die Prinzeſſin Thekla und ihre Mutter auf ihrer Reiſe in das Lager von Pilſen begleitet.

„Max Piccolomini. Octavio Piccolomini. Questenberg.

Max.

Da ist er ja gleich selbst. Willkommen, Vater!
(Er umarmt ihn. Wie er sich umwendet, bemerkt er Questenbergen und tritt kalt zurück.)
Beschäftigt, wie ich seh'? Ich will nicht stören.

Octavio.

Wie, Max? Sieh diesen Gast doch näher an!
Aufmerksamkeit verdient ein alter Freund;
Ehrfurcht gebührt dem Boten deines Kaisers.

Max (trocken).

Von Questenberg! Willkommen, wenn was Gutes
Ins Hauptquartier Sie herführt.

Questenberg (hat seine Hand gefaßt).

Die Hand nicht weg, Graf Piccolomini!
Ich fasse sie nicht blos von Meinetwegen,
Und nichts Gemeines will ich damit sagen.
(Beyder Hände fassend.)
Octavio — Max Piccolomini!
Heilbringend, vorbedeutungsvolle Namen!
Nie wird das Glück von Oesterreich sich wenden,
So lang zwei solche Sterne, segenreich
Und schützend, leuchten über seinen Heeren.

Max.

Sie fallen aus der Rolle, Herr Minister,
Nicht Lobenswegen sind Sie hier, ich weiß,
Sie sind geschickt, zu tadeln und zu schelten —
Ich will voraus nichts haben vor den Andern.

Läßt Jeden ganz das bleiben, was er iſt;
Er wacht nur drüber, daß er's immer ſey
Am rechten Ort; ſo weiß er aller Menſchen
Vermögen zu dem ſeinigen zu machen.

Queſtenberg.

Wer ſpricht ihm ab, daß er die Menſchen kenne,
Sie zu gebrauchen wiſſe! Ueber'm Herrſcher
Vergiſſt er nur den Diener ganz und gar,
Als wär' mit ſeiner Würd' er ſchon geboren.

Max.

Iſt er's denn nicht? Mit jeder Kraft dazu
Iſt er's, und mit der Kraft noch obendrein,
Buchſtäblich zu vollſtrecken die Natur,
Dem Herrſchtalent den Herrſchplatz zu erobern.

Queſtenberg.

So kommt's zuletzt auf ſeine Großmuth an,
Wie viel wir überall noch gelten ſollen!

Max.

Der ſeltne Mann will ſeltenes Vertrauen.
Gebt ihm den Raum, das Ziel wird Er ſich ſetzen.

Queſtenberg.

Die Proben geben's.

Max.

Ja! ſo ſind ſie! Schreckt
Sie alles gleich, was eine Tiefe hat;
Iſt ihnen nirgends wohl, als wo's recht flach iſt.

Octavio (zu Queſtenberg)

Ergeben Sie ſich nur in Gutem, Freund!
Mit Dem da werden Sie nicht fertig.

Max.

Da rufen ſie den Geiſt an in der Noth,
Und grauet ihnen gleich, wenn er ſich zeigt.

Das Ungemeine ſoll, das Höchſte ſelbſt
Geſchehn wie das Alltägliche. Im Felde
Da dringt die Gegenwart — Perſönliches
Muß herrſchen, eignes Auge ſehn. Es braucht
Der Feldherr jedes Große der Natur;
So gönne man ihm auch, in ihren großen
Verhältniſſen zu leben. Das Orakel
In ſeinem Innern, das Lebendige, —
Nicht todte Bücher, alte Ordnungen,
Nicht modrige Papiere ſoll er fragen.

Octavio.

Mein Sohn! Laß uns die alten, engen Ordnungen
Gering nicht achten! Köſtlich unſchätzbare
Gewichte ſind's, die der bedrängte Menſch
An ſeiner Dränger raſchen Willen band;
Denn immer war die Willkür fürchterlich —
Der Weg der Ordnung, ging er auch durch Krümmen,
Er iſt kein Umweg. Grad aus geht des Blitzes,
Geht des Kanonballs fürchterlicher Pfad —
Schnell, auf dem nächſten Wege, langt er an,
Macht ſich zermalmend Platz, um zu zermalmen.
Mein Sohn! Die Straße, die der Menſch befährt,
Worauf der Segen wandelt, dieſe folgt
Der Flüſſe Lauf, der Thäler freyen Krümmen,
Umgeht das Weizenfeld, den Rebenhügel,
Des Eigenthums gemeſſne Grenzen ehrend —
So führt ſie ſpäter, ſicher doch zum Ziel.

Queſtenberg.

O! hören Sie den Vater — hören Sie
Ihn, der ein Held iſt und ein Menſch zugleich.

Octavio.

Das Kind des Lagers ſpricht aus dir, mein Sohn.
Ein funfzehnjähr'ger Krieg hat dich erzogen,
— Du haſt den Frieden nie geſehn! Es gibt
Noch höhern Werth, mein Sohn, als kriegeriſchen;
Im Kriege ſelber iſt das Letzte nicht der Krieg.
Die großen, ſchnellen Thaten der Gewalt,
Des Augenblicks erſtaunenswerthe Wunder,
Die ſind es nicht, die das Beglückende,
Das ruhig, mächtig Daurende erzeugen.
In Haſt und Eile bauet der Soldat
Von Leinwand ſeine leichte Stadt; da wird
Ein augenblicklich Brauſen und Bewegen,
Der Markt belebt ſich, Straßen, Flüſſe ſind
Bedeckt mit Fracht, es rührt ſich das Gewerbe.
Doch eines Morgens plötzlich ſiehet man
Die Zelte fallen, weiter rückt die Horde,
Und ausgeſtorben, wie ein Kirchhof, bleibt
Der Acker, das zerſtampfte Saatfeld liegen,
Und um des Jahres Ernte iſt's gethan.

Max.

O! laßt den Kaiſer Friede machen, Vater!
Den blut'gen Lorber geb' ich hin, mit Freuden,
Für's erſte Veilchen, das der März uns bringt,
Das duftige Pfand der neuverjüngten Erde.

Octavio.

Wie wird dir? Was bewegt dich ſo auf einmal?

Max.

Ich hab' den Frieden nie geſehn? — Ich hab ihn
Geſehen, alter Vater, eben komm' ich —
Jetzt eben davon her — es führte mich
Der Weg durch Länder, wo der Krieg nicht hin

Gekommen. — O! das Leben, Vater,
Hat Reize, die wir nie gekannt. — Wir haben
Des ſchönen Lebens öde Küſte nur
Wie ein umirrend Räubervolk befahren,
Das in ſein dumpfig-enges Schiff gepreſſt,
Im wüſten Meer mit wüſten Sitten hauſ't,
Vom großen Land nichts als die Buchten kennt,
Wo es die Diebeslandung wagen darf.
Was in den innern Thälern Köſtliches
Das Land verbirgt, o! davon — davon iſt
Auf unſrer wilden Fahrt uns nichts erſchienen.

Octavio (wird aufmerkſam).

Und hätt' es dieſe Reiſe dir gezeigt?

Mar.

Es war die erſte Muße meines Lebens.
Sag' mir, was iſt der Arbeit Ziel und Preis,
Der peinlichen, die mir die Jugend ſtahl,
Das Herz mir öde ließ und unerquickt
Den Geiſt, den keine Bildung noch geſchmücket?
Denn dieſes Lagers lärmendes Gewühl,
Der Pferde Wiehern, der Trompete Schmettern,
Des Dienſtes immer gleichgeſtellte Uhr,
Die Waffenübung, das Kommandewort, —
Dem Herzen gibt es nichts, dem lechzenden.
Die Seele fehlt dem nichtigen Geſchäft —
Es gibt ein andres Glück und andre Freuden.

Octavio.

Viel lerntest du auf dieſem kurzen Weg, mein Sohn!

Mar.

O ſchöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menſchlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen ſich entfalten,

Und heimwärts ſchlägt der ſanfte Friedensmarſch.
Wenn alle Hüte ſich und Helme ſchmücken
Mit grünem Mayen, dem letzten Raub der Felder!
Der Städte Thore gehen auf, von ſelbſt,
Nicht die Petarde braucht ſie mehr zu ſprengen;
Von Menſchen ſind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen, —
Hell klingt von allen Thürmen das Geläut,
Des blut'gen Tages frohe Vesper ſchlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd ſtrömt
Ein jauchzend Volk, mit liebend emſiger
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd —
Da ſchüttelt, froh des noch erlebten Tags,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in ſein Eigenthum,
Das längſtverlaſſne, ein; mit breiten Aeſten
Deckt ihn der Baum bey ſeiner Wiederkehr,
Der ſich zur Gerte bog, als er gegangen,
Und ſchamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
Die er einſt an der Amme Bruſt verließ.
O! glücklich, wem dann auch ſich eine Thür,
Sich zarte Arme ſanft umſchlingend öffnen —

Queſtenberg (gerührt.)

O! daß Sie von ſo ferner, ferner Zeit,
Und nicht von morgen, nicht von heute ſprechen!

Max

(mit Heftigkeit ſich zu ihm wendend).

Wer ſonſt iſt Schuld daran als ihr in Wien? —
Ich will's nur frey geſtehen, Queſtenberg!
Als ich vorhin Sie ſtehen ſah, es preſſte
Der Unmuth mir das Innerſte zuſammen —
Ihr ſeyd es, die den Frieden hindern, ihr!

Der Krieger iſt's, der ihn erzwingen muß.
Dem Fürſten macht ihr's Leben ſauer, macht
Ihm alle Schritte ſchwer, ihr ſchwärzt ihn an —
Warum? Weil an Europas großem Beſten
Ihm mehr liegt als an ein Paar Hufen Landes,
Die Oeſtreich mehr hat oder weniger —
Ihr macht ihn zum Empörer, und, Gott weiß!
Zu was noch mehr, weil er die Sachſen ſchont,
Beym Feind Vertrauen zu erwecken ſucht,
Das doch der einz'ge Weg zum Frieden iſt;
Denn hört der Krieg im Kriege nicht ſchon auf,
Woher ſoll Friede kommen? — Geht nur, geht!
Wie ich das Gute liebe, haſſ' ich Euch —
Und hier gelob' ichs an, verſprechen will ich
Für ihn, für dieſen Wallenſtein, mein Blut,
Das Letzte meines Herzens, tropfenweiſ', eh' daß
Ihr über ſeinen Fall frohlocken ſollt!"

(Sie geht ab.)

Die Fürſtin Thekla iſt unſerm Herzen noch theurer, ſie die mit ſchüchternem Schritt, ſo eben ins neue Leben eintrat, erfüllt von den herrlichen Gebilden, die das Kloſter genährt und die Wirklichkeit noch nicht entzaubert haben, ſieht ſie in Max, nicht nur ihren Beſchützer und Begleiter in des Vaters Lager, ſondern das lebendige Sinnbild ihrer, zwar geſtaltloſen doch glühenden Träume. Sie kennt keine Täuſchung; ſie vertraut, ſo wie ihr vertraut wird. — Ihre Seelen begegnen, verſchmelzen ſich und umfaſſen eine die andere feſt und auf ewig! — —

Alles dies hat der Dichter mit einer Begeiſterung geſchildert, die den Weg zu unſerm Herzen, unſerm tiefſten Mitgefühl leicht findet.

Gräfin.

„Wie lang iſt es, daß Sie Ihr Herz entdeckten?

Max.

Heut früh wagt' ich das erſte Wort.

Gräfin.

Wie? Heute erſt in dieſen zwanzig Tagen?

Max.

Auf jenem Jagdſchloß war es, zwiſchen hier
Und Nepomuk, wo Sie uns eingeholt,
Der letzten Station des ganzen Wegs.
In einem Erker ſtanden wir, den Blick
Stumm in das öde Feld hinaus gerichtet,
Und vor uns ritten die Dragoner auf,
Die uns der Herzog zum Geleit geſendet.
Schwer lag auf mir des Scheidens Bangigkeit,
Und zitternd endlich wagt' ich dieſes Wort:
Dieß alles mahnt' mich, Fräulein, daß ich heut
Von meinem Glücke ſcheiden muß. Sie werden
In wenig Stunden einen Vater finden,
Von neuen Freunden ſich umgeben ſehn;
Ich werde nun ein Fremder für Sie ſeyn,
Verloren in der Menge — „Sprechen Sie
„Mit meiner Baſe Terzky!" fiel ſie ſchnell
Mir ein, die Stimme zitterte, ich ſah
Ein glühend Roth die ſchönen Wangen färben,
Und von der Erde langſam ſich erhebend
Trifft mich ihr Auge — ich beherrſche mich
Nicht länger

(Die Prinzeſſin erſcheint an der Thür und bleibt ſtehen, von der Gräfin, aber nicht von Piccolomini bemerkt).

— faſſe kühn ſie in die Arme,
Mein Mund berührt den ihrigen — da rauſcht' es
Im nahen Saal und trennte uns — Sie waren's.
Was nun geſchehen wiſſen Sie.

em Stallmeiſter Pouſe viel zu gut halten, denn er
at eurem Großvater, eurem Vater und euch ge-
ient.“ — „Seneſchal! verſetzte der König, nicht
ns hat er gedient, ſondern wir ihm, indem wir ihn
m uns gelitten, bey den vielen Fehlern, die er an
ch hat. König Philipp, mein Großvater hat mir
eſagt, man müſſe ſeine Diener den einen mehr den
ndern weniger belohnen, je nachdem ſie Dienſte lei-
en. Auch ſagt' er, niemand könne ein Land gut re-
ieren, wofern er nicht eben ſo unbefangen ab-
hlagen als geben könne. Alles dieſes, ſetzte
r König hinzu, ſage ich deswegen, weil man in un-
rn Zeiten ſo gierig mit Fordern iſt, daß es wenig
ute giebt, die an das Heil ihrer Seelen und an ihre
hre ſo weit denken, wenn ſie nur anderer Leute Gut,
ich viel mit Recht oder mit Unrecht an ſich bringen
innen.“

Der König kam durch die Grafſchaft Provence
einer Stadt mit Nahmen Aos, wo der Sage nach,
r Leichnam der heiligen Magdalena ruht. Wir be-
hen eine Grotte hoch auf einem Felſen, wo die hei-
ge Magdalena ſiebenzehn Jahr als Einſiedlerinn ge-
ohnt haben ſoll. Als der König nach Beaucaire
m, und ich ihn in ſeinem Gebiete und in ſeiner vol-
n Freyheit ſah, nahm ich Abſchied von ihm, und
ſte durch Dauſinè de Viennois, das meine Nichte,
rch die Grafſchaft Chalons, die meinem Oheim,
d durch die Grafſchaft Burgund, die ſeinem Sohn
hört. Nachdem ich einige Zeit in Joinville verweilt
d meine Sachen in Ordnung gebracht hatte, begab
mich zum König, den ich in Soiſſons fand; und
empfing mich ſo liebreich, daß alle Anweſende dar-
er erſtaunten. Da fand ich auch den Grafen Jo-
nn von Bretagne, und ſeine Gemahlinn, Tochter

Gräfin

(nach einer Pauſe, mit einem verſtohlnen Blick auf Thekla).

Und ſind Sie ſo beſcheiden, oder haben
So wenig Neugier, daß Sie mich nicht auch
Um mein Geheimniß fragen?

Max.

——— Ihr Geheimniß?

Gräfin.

Nun ja! Wie ich unmittelbar nach Ihnen
Ins Zimmer trat, wie ich die Nichte fand,
Was ſie in dieſem erſten Augenblick
Des überraſchten Herzens—

Nun?

Thekla, welche ſchnell hereintritt.

Spart Euch die Mühe Tante!
„Das hört er beſſer von mir ſelbſt.“

Wir erfreuen uns an der glühenden, reinen, vertrauungsvollen Liebe dieſer zwei himmliſchen Weſen; doch unſer Gefühl verändert ſich zum ſchmerzlich bittern, wenn wir ſehen wie die unerbittliche Hand des Schickſals ſchon bereits erhoben iſt, ihre ſchöne Welt, in Nacht und Verzweiflung zu ſtürzen. Thekla hat „zwei himmliſch ſchöne Stunden“ genoſſen; allein ihre angeborne Heiterkeit weicht jetzt traurigen Ahnungen und bangen Beſorgniſſen; ſie fühlt es nur zu tief, Wallenſteins Lager ſey nicht der Ort wo Hoffnung weilen könne; die Nachrichten und Erklärungen der Gräfin Terzky enthüllen das Geheimniß; ſie darf Max nicht lieben, ein höheres, vielleicht königliches Loos iſt ihr beſtimmt; ſie verſucht einen Augenblick ihn von ſeiner Pflicht zu verlocken, und ſeinen Einfluß ihrem Vater zuzuwenden, deſſen kühne Pläne jetzt zum erſtenmal ſich ihr enthüllen. Von dieſem Augenblick an,

ſind alle Hoffnungen ihres Glücks dahingeſchieden, um niemals zurückzukehren. Der eigne Jammer rührt ſie weniger, als das Verderben, welches über ihre theuere geliebte Mutter zuſammenzubrechen droht. Was ſie ſelbſt betrifft, ſo erwartet ſie in ſtarrer Ergebung den Schlag, der ſie zerſchmettern ſoll. — Sie iſt zart, ſanft und jungfräulich; allein ſie iſt Friedland's Tochter, und ſo erwartet ſie das Unabwendbare mit feſtem Muth. In Thekla's Entſchluß zeigt ſich uns mehreremal eine Geradheit, Schnelle und Feſtigkeit, die den wunderbarſten Contraſt mit ihrer Unerfahrenheit und ihrem furchtſamen Zartgefühl bildet. Bei der Entdeckung von dem Verrathe ihres Vaters, entſcheidet ſie ſelbſt, daß Max „ſeinem erſten Gefühl folgen" und ſie verlaſſen ſolle.

Es kann nicht leicht etwas Erhabeneres und rührenderes in der Dichtung geben, als dieſe Scene. Wir ſehen den ſinkenden, doch immer noch ſchön ſtrahlenden Ruhm Wallenſteins, der ungeſtümen Verzweiflung des Max Piccolomini gegenüber, welcher durch die Forderungen der Pflicht und Liebe, im furchtbaren Zwieſpalt kämpfend da ſteht; die ſprachloſe Thekla mit dem gebrochenen Herzen, die jammervolle Mutter ihr zur Seite, mit den bleichen Geſichtern von Wallenſteins zagenden Anhängern rings umgeben. — Hier iſt ein phyſiſcher Pomp, welcher der moraliſchen Größe der Handlung vollkommen entſpricht; an den äußeren Thoren des Palaſtes hört man erſt den Aufſtand, dann den Abgang der Truppen; die Trompeten der Pappenheimer ſind der Wiederhall der Wildheit ihrer Führer. Das darauf folgende iſt nicht minder erſchütternd. Max, den ſeine Soldaten gezwungen, ſich von Thekla's Herzen loszureißen, reitet an ihrer Spitze, in einem, an Wahnſinn gränzenden, Zu-

ſtande, Tags darauf kommt die Nachricht ſeines Geſchickes, welche ſelbſt das fühlloſeſte Herz nicht unerſchüttert hören kann. Die Wirkung die es auf Thekla macht, bringt ihre erhabene, bis jetzt verborgene Seelengröße ganz ans Licht. — Als ſie die Schreckensnachricht zuerſt ganz unerwartet traf, wird ſie faſt davon überwältigt, doch ſie bietet all ihre Kraft auf; ſie ſchickt nach dem Bothen, daß ſie ihn genauer ausforſchen könne; ſie hört den traurigen, umſtändlichen Bericht mit dem Heldenmuth einer ſpartaniſchen Jungfrau an.

Scene zwiſchen dem Hauptmann und Thekla.

Thekla, der ſchwediſche Hauptmann, Fräulein Neubrunn.

Thekla (mit edelm Anſtand).

Sie haben mich in meinem Schmerz geſehn;
Ein unglücksvoller Zufall machte Sie
Aus einem Fremdling ſchnell mir zum Vertrauten.

Hauptmann.

Ich fürchte, daß Sie meinen Anblick haſſen:
Denn meine Zunge ſprach ein traurig Wort.

Thekla.

Die Schuld iſt mein. Ich ſelbſt entriß es Ihnen;
Sie waren nur die Stimme meines Schickſals.
Mein Schrecken unterbrach den angefang'nen
Bericht. Ich bitte drum, daß Sie ihn enden.

Hauptmann (bedenklich).

Prinzeſſinn, es wird Ihren Schmerz erneuern.

Thekla.

Ich bin darauf gefaſſt — Ich will gefaſſt ſeyn.
Wie fing das Treffen an? Vollenden Sie.

Hauptmann.

Wir ſtanden, keines Ueberfalls gewärtig,
Bei Neuſtadt ſchwach verſchanzt in unſerm Lager,
Als gegen Abend eine Wolke Staubes
Aufſtieg vom Wald her, unſer Vortrab fliehend
Ins Lager ſtürzte, rief: der Feind ſey da.
Wir hatten eben nur noch Zeit, uns ſchnell
Auf's Pferd zu werfen, da durchbrachen ſchon,
In vollem Roſſeslauf daher geſprengt,
Die Pappenheimer den Verhack; ſchnell war
Der Graben auch, der ſich um's Lager zog
Von dieſen ſtürm'ſchen Scharen überflogen.
Doch unbeſonnen hatte ſie der Muth
Vorausgeführt den Andern; weit dahinten
War noch das Fußvolk; nur die Pappenheimer waren
Dem kühnen Führer kühn gefolgt. —

(Thekla macht eine Bewegung. Der Hauptmann hält einen Augenblick inne, bis ſie ihm einen Wink gibt, fort zu fahren.)

Hauptmann.

Von vorn und von den Flanken faſſten wir
Sie jetzo mit der ganzen Reiterey,
Und drängten ſie zurück zum Graben, wo
Das Fußvolk, ſchnell geordnet, einen Rechen
Von Piken ihnen ſtarr entgegenſtreckte.
Nicht vorwärts konnten ſie, auch nicht zurück,
Gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge.
Da rief der Rheingraf ihrem Führer zu,

In guter Schlacht ſich ehrlich zu ergeben;
Doch Oberſt Piccolomini —

(Thekla ſchwindelnd, faſſt einen Seſſel.)

Ihn machte
Der Helmbuſch kenntlich und das lange Haar,
Vom raſchen Ritte war's ihm losgegangen —
Zum Graben winkt er, ſprengt, der Erſte, ſelbſt
Sein edles Roß darüber weg, ihm ſtürzt
Das Regiment nach, — doch — ſchon war's geſchehn!
Sein Pferd von einer Partiſan durchſtoßen, bäumt
Sich wüthend, ſchleudert weit den Reiter ab,
Und hoch weg über ihn geht die Gewalt
Der Roſſe, keinem Zügel mehr gehorchend.

(Thekla, welche die letzten Reden mit allen Zeichen wachſender Angſt begleitet, verfällt in ein heftiges Zittern, ſie will ſinken, Fräulein Neubrunn eilt hinzu und empfängt ſie in ihren Armen.)

Neubrunn.

Mein theures Fräulein —

Hauptmann (gerührt).

Ich entferne mich.

Thekla.

Es iſt vorüber — Bringen Sie's zu Ende.

Hauptmann.

Da ergriff, als ſie den Führer fallen ſahn,
Die Truppen grimmig wüthende Verzweiflung.
Der eignen Rettung denkt jetzt keiner mehr,
Gleich wilden Tigern fechten ſie; es reizt
Ihr ſtarrer Widerſtand die Unſrigen,
Und eher nicht erfolgt des Kampfes Ende,
Als bis der letzte Mann gefallen iſt.

Thekla (mit zitternder Stimme).
Und wo — wo iſt — Sie ſagten mir nicht Alles.

Hauptmann (nach einer Pauſe).
Heut früh beſtatteten wir ihn. Ihn trugen
Zwölf Jünglinge, der edelſten Geſchlechter;
Das ganze Heer begleitete die Bahre.
Ein Lorber ſchmückte ſeinen Sarg; drauf legte
Der Rheingraf ſelbſt den eignen Siegerdegen.
Auch Thränen fehlten ſeinem Schickſal nicht;
Denn Viele ſind bey uns, die ſeine Großmuth
Und ſeiner Sitten Freundlichkeit erfahren,
Und alle rührte ſein Geſchick. Gern hätte
Der Rheingraf ihn gerettet, doch er ſelbſt
Vereitelt' es; man ſagt, er wollte ſterben.

Neubrunn
(gerührt zu Thekla, welche ihr Angeſicht verhüllt hat).
Mein theures Fräulein — Fräulein ſehn Sie auf!
O warum mußten Sie darauf beſtehn?

Thekla.
— Wo iſt ſein Grab?

Hauptmann.
In einer Kloſterkirche
Bey Neuſtadt iſt er beigeſetzt, bis man
Von ſeinem Vater Nachricht eingezogen.

Thekla.
Wie heißt das Kloſter?

Hauptmann.
Sankt Kathrinenſtift.

Thekla.
Iſt's weit bis dahin?

Hauptmann.
Sieben Meilen zählt man.

Thekla.

Wie geht der Weg?

Hauptmann.

Man kommt bei Tirſchenreit
Und Falkenberg durch unſre erſten Poſten.

Thekla.

Wer kommandirt ſie?

Hauptmann.

Oberſt Seckendorf.

Thekla

(tritt an den Tiſch und nimmt aus dem Schmuck-Käſtchen einen Ring).

Sie haben mich in meinem Schmerz geſehn,
Und mir ein menſchlich Herz gezeigt — Empfangen Sie
(indem ſie ihm den Ring gibt)
Ein Angedenken dieſer Stunde — Gehn Sie! —

Hauptmann (beſtürzt).

Prinzeſſin —

(Thekla winkt ihm ſchweigend zu gehen und verläßt ihn. Hauptmann zaudert und will reden. Fräulein Neubrunn wiederholt den Wink. Er geht ab.)

Neubrunn. Thekla.

Thekla

(fällt der Neubrunn um den Hals).

Jetzt, gute Neubrunn, zeige mir die Liebe,
Die du mir ſtets gelobt! Beweiſe dich
Als meine treue Freundinn und Gefährtinn!
— Wir müſſen fort, noch dieſe Nacht.

Neubrunn.

Fort, und wohin?

Thekla.

Wohin? Es iſt nur ein Ort in der Welt!
Wo er beſtattet liegt, zu ſeinem Sarge!

Neubrunn.

Was können Sie dort wollen, theures Fräulein?

Thekla.

Was dort, Unglückliche! So würdeſt du
Nicht fragen, wenn du je geliebt. Dort, dort
Iſt Alles, was noch übrig iſt von ihm;
Der einz'ge Fleck iſt mir die ganze Erde.
— O halte mich nicht auf! Komm' und mach' Anſtalt!
Laß uns auf Mittel denken, zu entfliehen.

Neubrunn.

Bedachten Sie auch Ihres Vaters Zorn?

Thekla.

Ich fürchte keines Menſchen Zürnen mehr.

Neubrunn.

Den Hohn der Welt! Des Tadels arge Zunge!

Thekla.

Ich ſuche einen auf, der nicht mehr iſt.
Will ich denn in die Arme — O mein Gott!
Ich will ja in die Gruft nur des Geliebten.

Neubrunn.

Und wir allein, zwey hülflos ſchwache Weiber?

Thekla.

Wir waffnen uns; mein Arm ſoll dich beſchützen.

Neubrunn.

Bey dunkler Nachtzeit?

Thekla.

Nacht wird uns verbergen.

Neubrunn.

In dieſer rauhen Sturmnacht?

Thekla.

Ward ihm ſanft
Gebettet, unter den Hufen ſeiner Roſſe?

Neubrunn.

O Gott! Und dann die vielen Feindesposten!
Man wird uns nicht durchlaſſen.

Thekla.

Es ſind Menſchen.
Frey geht das Unglück durch die ganze Erde!

Neubrunn.

Die weite Reiſe —

Thekla.

Zählt der Pilger Meilen,
Wenn er zum fernen Gnadenbilde wallt?

Neubrunn.

Die Möglichkeit aus dieſer Stadt zu kommen?

Thekla.

Gold öffnet uns die Thore. Geh' nur, Geh!

Neubrunn.

Wenn man uns kennt?

Thekla.

In einer Flüchtigen,
Verzweifelnden, ſucht Niemand Friedlands Tochter.

Neubrunn.

Wo finden wir die Pferde zu der Flucht?

Thekla.

Mein Kavalier verſchafft ſie. Geh' und ruf' ihn!

Neubrunn.

Wagt er das ohne Wiſſen ſeines Herrn?

Thekla.

Er wird es thun. O geh' nur! Zaudre nicht.

Neubrunn.

Ach! und was wird aus Ihrer Mutter werden,
Wenn Sie verſchwunden ſind?

Thekla

(ſich beſinnend und ſchmerzvoll vor ſich hinſchauend).

O meine Mutter!

Neubrunn.

So viel ſchon leidet ſie, die gute Mutter;
Soll ſie auch dieſer letzte Schlag noch treffen?

Thekla.

Ich kann's ihr nicht erſparen! — Geh' nur, geh!

Neubrunn.

Bedenken Sie doch ja wohl, was Sie thun.

Thekla.

Bedacht iſt ſchon, was zu bedenken iſt.

Neubrunn.

Und ſind wir dort, was ſoll mit Ihnen werden?

Thekla.

Dort wird's ein Gott mir in die Seele geben.

Neubrunn.

Ihr Herz iſt jetzt voll Unruh, theures Fräulein;
Das iſt der Weg nicht, der zur Ruhe führt.

Thekla.

Zur tiefen Ruh, wie er ſie auch gefunden.
— O eile! Geh! Mach' keine Worte mehr!
Es zieht mich fort, ich weiß nicht, wie ich's nenne,
Unwiderſtehlich fort zu ſeinem Grabe!
Dort wird mir leichter werden, augenblicklich!
Das herzerſtickende Band des Schmerzens wird
Sich löſen — Meine Thränen werden fließen.
O geh'; wir könnten längſt ſchon auf dem Weg ſeyn.
Nicht Ruhe find' ich, bis ich dieſen Mauern

des Königs Theobald, die dem König die Lehnsherrlichkeit anbot, wie sie dieselbe in Champagne haben sollte, und der König beschied sie vor ein Parlament nach Paris, und auch den König Theobald den zweyten, von Navarra der da war, um die Partheyen anzuhören, und ihnen Recht zu sprechen.

Vor dem Parlament erschien der König von Navarra nebst seinen Räthen, und der Graf von Bretagne auch. Bey diesem Parlament begehrte König Theobald des Königs Tochter, Madame Ysabel, zur Gemahlinn. Und ohnerachtet der Reden, die unsere Leute aus Champagne hinter meinem Rücken fallen ließen, wegen der vorzüglichen Gunst, die mir der König zu Soissons bewiesen hatte, unterließ ich deswegen doch nicht, mit dem König über jene Vermählung zu sprechen, indem ich eben in der Absicht gekommen war. „Geht, erwiederte der König, und versöhnt euch erst mit dem Grafen von Bretagne, dann wollen wir von unserer Vermählung reden.“ Ich versetzte zwar, es sey deswegen keine Folge, daß sie unterbleiben müßte; allein er blieb dabey, er werde auf keine Weise die Vermählung zugeben, es sey denn vorher die Aussöhnung erfolgt, auf daß man nicht sagen könnte, er habe seine Kinder zum Nachtheil seiner Baronen verheyrathet.

Ich sagte diese Worte der Königinn Margaret von Navarra und dem König ihrem Sohne und ihren Räthen wieder. Als sie das vernahmen, eilten sie Frieden zu schließen. Nachdem der Friede geschlossen war, gab der König von Frankreich seine Tochter dem König Theobald. Die Vermählung wurde zu Melun mit vollem und großem Prunk vollzogen; von da führte der König Theobald seine Gemahlinn nach Pro-

vins

Entronnen bin — ſie ſtürzen auf mich ein —
Fortſtoßend treibt mich eine dunkle Macht
Von dannen — Was iſt das für ein Gefühl!
Es füllen ſich mir alle Räume dieſes Hauſes
Mit bleichen, hohlen Geiſterbildern an —
Ich habe keinen Platz mehr — Immer neue!
Es drängt mich das entſetzliche Gewimmel
Aus dieſen Wänden fort, die Lebende!

Neubrunn.

Sie ſetzen mich in Angſt und Schrecken, Fräulein,
Daß ich nun ſelber nicht zu bleiben wage.
Ich geh und rufe gleich den Roſenberg.

(Geht ab.)

Thekla.

Sein Geiſt iſt's, der mich ruft. Es iſt die Schar
Der Treuen, die ſich rächend ihm geopfert.
Unedler Säumniß klagen ſie mich an.
Sie wollten auch im Tod nicht von ihm laſſen,
Der ihres Lebens Führer war — Das thaten
Die rohen Herzen, und ich ſollte leben!
— Nein! Auch für mich ward jener Lorberkranz,
Der deine Todtenbahre ſchmückt, gewunden.
Was iſt das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es hin, da ſein Gehalt verſchwunden.
Ja, da ich dich den Liebenden gefunden,
Da war das Leben etwas. Glänzend lag
Vor mir der neue goldne Tag!
Mir träumte von zwey himmelſchönen Stunden.
Du ſtandeſt an dem Eingang in die Welt,
Die ich betrat mit klöſterlichem Zagen;
Sie war von tauſend Sonnen aufgehellt;
Ein guter Engel ſchienſt du hingeſtellt,

Mich aus der Kindheit fabelhaften Tagen
Schnell auf des Lebens Gipfel hin zu tragen.
Mein erſt Empfinden war des Himmels Glück:
In dein Herz fiel mein erſter Blick!
(Sie ſinkt hier in Nachdenken, und fährt dann mit Zeichen des Grauens auf.)
— Da kommt das Schickſal — Roh und kalt
Faſſt es des Freundes zärtliche Geſtalt
Und wirft ihn unter den Hufſchlag ſeiner Pferde —
— Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!"

Noch einer andern furchtbaren Qual ſteht jetzt Thekla in dem Abſchied von ihrer Mutter bevor; doch bleibt ſie feſt entſchloſſen, und geht hinaus in die Welt, um an des Geliebten Grabe zu ſterben. Die herzerreißenden Gefühle und Leiden dieſes liebenswürdigen Weſens ſind faſt mit peinvoller Wahrheit geſchildert. Das Schickſal von Max und Thekla muß dem Auge des Stoikers Thränen entlocken.

Weniger rührend, doch nicht minder poetiſch erhaben iſt Wallenſteins Schickſal, wir bejammern ihn nicht, ſelbſt im Untergange ſcheint er über unſer Mitleid erhaben. Von dem Augenblick an, wo ſeine Tochter, gleich einem ſchönen Traumgebilde unſern Blicken entſchwunden iſt, ſehen wir kaum noch mit einem andern Gefühl, als das der geſpannten Furcht Wallenſteins unvermeidlichem Schickſal entgegen:

„Denn dieſer Königliche, wenn er fällt,
Wird eine Welt im Sturze mit ſich reißen,
Und wie ein Schiff, das mitten auf dem Weltmeer
In Brand geräth mit Einem Mal, und berſtend

Auffliegt, und alle Mannſchaft, die es trug,
Ausſchüttet plötzlich zwiſchen Meer und Himmel,
Wird er uns Alle, die wir an ſein Glück
Befeſtigt ſind, in ſeinem Fall hinabziehn."

Doch iſt etwas feierlich Erhabenes in ſeinem grauſenerregenden Falle; zuweilen wendet ſich unſere innerſte Empfindung der ſtrengen Größe, ſeines langſam nahenden, doch unvermeidlichen und vernichtenden Schickſals zu.

Die Scene vor ſeinem Tode gehört zu dem Schönſten deſſen ſich die Dichtung rühmen kann. Thekla's Tod iſt ihm noch unbekannt; doch er gedenkt des Max, und kann ſich kaum der Thränen enthalten. Er blickt nach den Sternen; dunkle Schatten abergläubiſcher Furcht durchkreuzen ſeine Seele, als ſeine Augen auf jenen Quellen des Lichtes ruhen, und er ihr dauerndes herrliches Seyn mit dem ſchwankenden unruhigen Leben des Menſchen vergleicht; ſelbſt der ſtarke, muthige Geiſt ſeiner Schweſter iſt durch Ahnungen niedergebeugt, alle Vorbedeutungen ſind ihm entgegen; ſein Aſtrolog bittet und fleht; ſein eignes Gefühl mahnt ihn wach und auf ſeiner Hut zu ſeyn. Aber er will nicht den Entſchluß ſeiner eignen Seele überwältigt ſehen, verſchmäht alle jene Warnungen und geht heiter ſchlafen; Träume ſchöner Hoffnungen umgeben ſein Lager; unbewußt, daß man ſchon nach dem Wurfſpieß greift, ihm den langen traumloſen Schlummer zuzuſenden. Der Tod Wallenſteins lockt zwar keine Thränen hervor, allein es iſt vielleicht die vollendetſte Scene des Stückes; ein dunkles Grauſen, ein ſchaudervolles Verhängniß iſt darüber ausgebreitet, was die Wirkung jener glänzenden Dichtung, deren Feuer jede Zeile durchglüht, ſo ſehr erhöht. Es läßt ſich mit nichts anderem, als höchſtens mit Macbeth oder dem Schluß des

Othello vergleichen. Schiller's Genius iſt auf gewiſſe Weiſe beſchränkter, als Shakespear's Genius; allein in dem ihm eigenthümlichen Gebiete, erhabene, ernſte, innige Rührung zu erwecken, kann keiner ſich über ihn ſtellen. Andere mögen gewählter, durchdringender, mannichfacher, Schaudererregender ſeyn; Schiller iſt in der ihm eigenthümlichen ſchönen Weiſe hinreißend.

Die Tragödie Wallenſtein die am Schluß des 18ten Jahrhunderts bekannt gemacht wurde, kann unbezweifelt als das größte dramatiſche Werk, deſſen dieſes Jahrhundert ſich rühmen kann, aufgeſtellt werden.

Frankreich erhob ſich nie, ſelbſt in den Tagen ſeines Corneille bis zu Schiller's Sphäre, eben ſo wenig kann England ſeit Eliſabeths Zeiten einen dramatiſchen Dichter nennen, der ihm an Kraft des Geiſtes, des Gefühls und an vollendeter Ausbildung zu vergleichen wäre. Gleichzeitig mit Wallenſteins Erſcheinen ſchauderten wir Engländer in unſerm reich begabten Lande über das Schloßgeſpenſt. Deutſchland kann ſtolz in der That auf einen Goethe ſeyn; und wohl muß man eingeſtehen, daß er in vielen ſeiner Werke, Talente weit höherer Art beurkundet, als hier an den Tag gelegt ſind; allein ſie wurden nicht gleich regelmäßig und mit gleicher Kraft von ihm angewendet. Fauſt iſt mit Wallenſtein verglichen nur ein leicht hingeworfener poetiſcher Erguß. Das Letztere iſt in Wahrheit ein viel umfaſſendes herrliches Werk. Welch eine Vereinigung von Bildern, Gedanken, Gefühlen, und dieſe auf die glücklichſte wirkſamſte Weiſe zuſammengeſtellt. — Wir haben Eroberer, Staatsmänner, ehrgeizige Generäle, plündernde Soldaten, Helden und Heldinnen, die alle fühlen und handeln, wie ſie wirklich gefühlt und gehandelt haben würden; alle treu nach dem

Leben gemalt, doch poetiſch verſchönert und idealiſirt, alles dahin abzweckend, unſere höchſte Theilnahme und unſer Mitgefühl für die drei Haupt-Figuren des Stücks immer zu erhöhen *).

Bald nach der Bekanntmachung von Wallenſtein veränderte Schiller wiederum ſeinen Wohnort. Seine Aerzte hielten die Bergluft von Jena bei Lungenübeln für gefährlich; und dieſer Ausſpruch war einer der Beweggründe, daß er ſeine Winter künftig in Weimar zu verleben beſchloß. Was noch mehr zu Gunſten dieſes neuen Lebensplanes ſprach, war die Gelegenheit, dann dem Theater nahe zu ſeyn, da ihm jetzt, wo er wiederum Schauſpiel-Dichter geworden, eine ununterbrochene Aufmerkſamkeit darauf vom höchſten Nutzen zu ſeiner ferneren Vervollkommnung zu ſeyn ſchien. Mehre Jahre hindurch brachte er ſeine Sommer in Jena zu, deſſen ſchöne Umgebungen ihn, wie er dieſes oft äußerte, beſonders dort feſſelten. Sein kleines Gartenhaus war immer noch während der Sommerzeit ſein Lieblingsplatz für Studien und

*) Wallenſtein iſt von Hrn. Benjamin Conſtant ins Franzöſiſche, und die beiden letzten Theile ſind von Hrn. Coleridge getreu ins Engliſche übertragen worden. Von der franzöſiſchen Ueberſetzung wiſſen wir nichts, als daß es eine verbeſſerte iſt; doch dieß Wenige iſt genug. Schiller als Dramatiſt von Hrn. Benjamin Conſtant verbeſſert, iſt ein Schauſpiel wovon wir nicht Zeuge zu ſeyn wünſchen. Die Ueberſetzung des Hrn. Coleridge iſt uns ebenfalls als ein Ganzes unbekannt; aber nach vielen groſſen Proben derſelben zu ſchließen, wären wir geneigt, Sothebys Oberon etwa ausgenommen, ſie für die beſte, die einzige erträgliche zu halten, womit unſere Literatur bereichert wurde.

Arbeiten, bis er ſpäter ſich ganz in Weimar niederließ. Selbſt dann beſuchte er Jena noch oft; da vorzüglich im letzteren Jahr ein neuer Magnet ihn dort anzog, als Goethe es für einige Zeit zu ſeinem Aufenthalt wählte, welches er noch jetzt zuweilen thun ſoll. Oft war Schiller Monate lang mit Goethe daſelbſt. Dieſer Ortswechſel brachte nur wenig Veränderungen in Schiller's Gewohnheiten oder Geſchäften hervor. Er ſtand jetzt, wie früher, in dem Solde des Herzogs von Weimar; jetzt, wie früher zu dramatiſchen Arbeiten, die nun einmal ihm Hauptzweck waren, verpflichtet. Wir wiſſen nicht, wie hoch ſich der Betrag ſeines Gehaltes belief; doch haben wir hinreichende Beweiſe: wie wahrhaft fürſtlich das Benehmen des Herzogs gegen Schiller war. Als Letzterer vier Jahre früher einen Ruf nach Tübingen auf die Univerſität und das Verſprechen erhielt, daß im Krankheitsfalle oder irgend einer andern Urſache, die ihm die Fortſetzung ſeiner literäriſchen Arbeiten unmöglich mache, ſein Gehalt ſich verdoppeln ſolle; ſo ward ihm auch dieſer, bei Gelegenheit der gegenwärtigen Ortsveränderung, erhöht; und dieſes wiederholte ſich im Jahr 1804, als ihm von Berlin aus ſehr vortheilhafte Anerbieten gemacht wurden. Schiller ſchien, ſeinem Wunſch gemäß, weder arm noch reich zu ſeyn, ſeine einfache, anſpruchloſe Häuslichkeit ging ruhig fort, und mehr verlangte er nicht. Sein Streben ging nur dahin, Geldverlegenheiten vorzubeugen, niemals Reichthümer zu ſammeln. Hier müſſen wir noch beifügen: daß er im Jahr 1802 in den Adelſtand erhoben ward, eine Thatſache, die wir nur dem zu Ehren erwähnen, deſſen Freundlichkeit ihm dieſe Auszeichnung verſchaffte, nicht um Schiller's willen, welcher es mit Dank an-

nahm, doch deſſen nicht bedurfte, und nie darnach geſtrebt hatte.

Was man dagegen als Anerkennung ſo vieler Huld in ſeinem Amt und Beruf von ihm verlangte, war, wie es ſcheint, ſehr gering; denn es erhellt: daß er größtentheils, oder vielmehr ganz, aus eignem Antrieb einer genauen Aufſicht über das Theater ſich gewidmet, und mit Goethe das Geſchäft: ſeinen Angelegenheiten und Intereſſen vorzuſtehen, getheilt habe. Gewöhnlich fanden die Proben neuer Stücke in einem der Häuſer der beiden Freunde Statt; ſie berathſchlagten viel und freimüthig über alle dieſe Gegenſtände. Schiller benutzte mit großem Eifer die ihm hier dargebotenen Mittel, ſich immer mehr zu vervollkommnen; er nahm zu an Gewandheit in den mechaniſchen Einzelnheiten ſeiner Kunſt; er ward durch ſtete Aufmerkſamkeit auf das Theater, welches er jetzt fleißig beſuchte, immer vertrauter mit dem, was er unerläßlich verlangte, und zu leiſten im Stande war. Es dauerte nicht lange, als er mit der ihn charakteriſirenden Erweiterung jedes Unternehmens nun begann, die neu erworbenen Kenntniſſe in Anwendung zu bringen. Vereint mit Goethe arbeitete er ſeinen Don Carlos und ſeines Freundes Egmont um, beides nach ſeinen letzten Anſichten der ſceniſchen eigenthümlichen Anforderungen. Man beabſichtigte ſpäter auf dieſelbe Weiſe die ganze Reihe der vornehmſten deutſchen Schauſpiele zu bearbeiten, und ſo einen Nationalſtamm dramatiſcher, nach den beſten Regeln geformter Stücke aufzuſtellen; ein weit umfaſſender Plan, der mit großem Erfolg immer weiter vorwärts ſchritt, ſo häufig ihn auch andere Arbeiten unterbrachen. Denn um dieſe Zeit war Schiller ganz mit ſeiner

„Maria Stuart“ beſchäftigt, welche im Jahr 1800 erſchien.

Bei dieſer Tragödie werden wir nicht lange verweilen. Sie behandelt einen Gegenſtand, deren Ereigniſſe zu allgemein bekannt, und deſſen Moral nicht ſehr empfehlungswerth iſt. Maria Stuart ſoll nur die Reue eines liebenswürdigen, verirrten Weibes darſtellen; ſoll uns zeigen, wie ihre Seele durch Leiden, gänzliche Ergebung und Tod zu ihrer urſprünglichen Reinheit wieder erhoben wird. In dieſer Tragödie ſprechen ſich nur ſchmerzlich klagende Gefühle aus, und das Ganze athmet tiefe Melancholie. Man erblickt hier in der Gegenwart nur Gewiſſensbiſſe, rings um ſich her Gefängnißmauern, und vor ſich das Grab! Doch der Zweck iſt auch hier ohnſtreitig erreicht. Wir ſind gezwungen die Heldin zu lieben, ihr zu verzeihen; ſie iſt ſchön, unglücklich und hochherzig; und ihre auch noch ſo blutigen Verbrechen ſind durch Jahre langen Kummer und Leiden entſühnt. Erwägt man noch: daß dieſe nicht die Folge berechneter Pläne, ſondern einer mächtigen Leidenſchaft waren, die ihr Herz beſtürmte und es zwar auf eine Zeit lang verblenden, aber nicht gegen die furchtbare Größe derſelben verhärten konnte; ſo erſcheint ſie weniger haſſenswerth, als jene kalte vorſätzliche Schändlichkeit, der ſie zum Opfer fällt. Eliſabeth iſt ſelbſtſüchtig, herzlos, neidiſch; ſie ſündigt gegen kein Geſetz, doch eben ſo wenig iſt ſie tugendhaft; und ſie lebt ſiegprangend! Ihr trockener erkünſtelter Charakter erhöht durch den Contraſt ſelbſt unſer Mitgefühl für ihre verlaſſene, vom Schickſal verfolgte Nebenbuhlerin mit dem glühenden Herzen. Die zwei Königinnen, vorzüglich Maria, ſind trefflich gezeichnet; ihre gegenſeitigen Eigenſchaften treten lebendig hervor, und erwecken alle Gefühle,

die ſie in uns erregen ſollen. — Mortimer, der kühne, ungeſtüme, leidenſchaftlich Liebende, durch ſeine feurige Natur immer fortgetrieben, zieht uns ſelbſt durch dieſe unbegränzte Kühnheit an. Die Sprache des Stücks iſt von ſeltener Schönheit, und manche Scenen verdienen ganz beſonders Lob. Hierunter gehört die Unterredung der beiden Königinnen, und dann vorzüglich das erſte Heraustreten Marien's nach langer Gefangenſchaft, wo ihr noch einmal vergönnt iſt, ins heitere Blau des Himmels zu ſchauen. In dem Entzücken einer augenblicklichen Freiheit vergißt ſie, daß ſie noch eine Gefangene iſt; ſie redet zu den Wolken: „Ihr Segler der Lüfte, die ihr nicht dieſer Königin unterthan ſeid;“ beſchwört ſie, jenem liebenden Herzen in ferne Lande Nachrichten von ihr hinüberzutragen. Gewiß hat Schiller die Wirkung, die er beabſichtigte, trefflich erreicht. „Maria Stuart“ hat große Schönheiten, und würde den Ruhm eines geringeren Genies begründet haben; doch dem ſeinen konnte ſie nichts Weſentliches hinzufügen. Im Vergleich mit Wallenſtein iſt die ihr zum Grunde liegende Idee beſchränkt und ihre Reſultate nur gewöhnlich. Hier finden wir keine treu geſchichtlichen Schilderungen; eben ſo wenig lernen wir die Sitten und Gebräuche des Landes daraus kennen. Das Bild des engliſchen Hofes ſteht nicht lebendig vor unſern Augen. Eliſabeth gleicht mehr einer der franzöſiſchen Medicis, als der ſtaatsklugen, gefallſüchtigen, eigenſinnigen, herrſchſüchtigen, und doch im Ganzen redlich guten Königin Eliſabeth. So reich ſich auch wiederum in dieſer Tragödie Schiller's Genius bewährt, ſo bringt ſie doch verhältnißmäßig weniger Wirkung, beſonders bei uns Engländern, hervor. Maria Stuart hat uns bereits in Proſa und Verſen Thränen genug

gekoſtet; und die Perſonen, die ſich durch die Moral oder das Intereſſe ihrer Lebensgeſchichte, wie ſie uns hier erzählt wird, tief erſchüttern laſſen, müſſen eher zu einer beſondern Menſchenklaſſe als zur allgemeinen gezählt werden. Wir bemerken hier: daß Frau von Staël zu ihren vorzüglichſten Bewunderern gehörte.

Im darauf folgenden Jahr betrat Schiller ein Gebiet, welches ihm weit eigenthümlicher angehörte. Es erſchien nehmlich 1801 ſeine „Jungfrau von Orléans.“ Die erſte Veranlaſſung dazu gaben ihm mehrere Urkunden, die den Urtheilsſpruch der Jeanne d'Arc und ihre Widerlegung enthielten, welche damals zuerſt durch De l'Averdy von der Akademie der Inſchriften bekannt gemacht wurden. Schiller hatte ſie mit inniger Rührung geleſen, und ſprach nun ſeine Gefühle in dieſer Tragödie aus.

Man betrachte Jeanne d'Arc als poetiſchen oder geſchichtlichen Gegenſtand, ſo bleibt ſie immer die wunderbarſte Figur der neuern Zeit und bietet einen Charakter dar, den man aus den verſchiedenartigſten Geſichtspunkten betrachten kann; welche immer dem entſprechende mannichfache Gemüthsbewegungen hervorbringen werden. Den Engländern ihres Zeitalter, die bigott in ihrem Glauben und durch Jener Tapferkeit ihre eignen Pläne vereitelt ſahen, erſchien ſie vom Teufel getrieben und ward folglich als Zauberin verbrannt. Shakespeare hat ſie in ſeinen Dichtungen auf dieſelbe Weiſe genommen. Voltaire'n, deſſen recht eigenthümlichſtes Geſchäft es war, gegen jede Art des Aberglaubens zu Felde zu ziehen, erſchien dieſe Tochter des Fanatismus nur als eine mondſüchtige Schwärmerin; und das Volk, das an ſie glaubte und ihr anhing, etwas ſchlechter noch als wahnwitzig.

s, wo der Einzug unter Begleitung vieler Kano-
n geſchah.

Nach ſeiner Zurückkunft von über'm Meer her
lt ſich der König ſo demüthig, daß er ſeitdem kein
auwerk, keinen Scharlach, keinen vergoldeten Steig-
gel oder Sporen mehr trug. Kamelline oder andere
uge von dunkeln Farben waren ſeine Tracht; ſeine
cken und Kleider waren mit Gemſen- oder Haſenfellen
üttert. Wenn die Spielleute (meneſtriers) der
nehmen Herren nach der Tafel kamen, und ihre
ern mitbrachten, verſchob er das Gratias ſo lange,
der Meneſtrier ſeinen Sang geendigt hatte; dann
nd er auf, und die Prieſter ſprachen ſtehend das
atias. Wenn wir ganz vertraulich bey ihm waren,
gt' er ſich unten auf ſein Bett zu ſetzen; und wenn
Franziskaner und Dominikaner, die gegenwärtig
ren, ihm von einem Buche ſagten, aus dem er
n etwas hörte, ſagt' er zu ihnen: „leſet mir nicht
, denn nach dem Eſſen iſt kein Buch beſſer als ein
odlibet, das heißt, wenn jedermann ſagt, was ihm
fällt.“ Wenn einige von den Vornehmſten mit ihm
n, war er ein ſehr unterhaltender Geſellſchafter.

Nun auch etwas von ſeinem Scharfſinn. Es
ab ſich zuweilen, daß man äußerte, in ſeinem gan-
Geheimenrathe befände ſich kein weiſerer Mann
er ſelbſt. Dieſer ſein Scharfſinn verrieth ſich un-
andern durch eine Antwort, die er, wie ich ſelbſt
ört habe, auf der Stelle allen franzöſiſchen Präla-
auf ein gewiſſes Geſuch gab, das ſie ihm vorge-
t hatten.

Der Biſchoff Guido von Aurere führte für ſie
s Wort. „Sire! ſagt' er, die hier anweſenden
zbiſchöffe und Biſchöffe, haben mir aufgetragen,

Der Ruhm deſſen, was ſie gethan, war vergeſſen, wenn man die Mittel betrachtete, durch welche jenes ihr gelungen; und die Jungfrau von Orleans ward als paſſender Gegenſtand eines Gedichtes erwählt, welches das witzigſte und zugleich das ruchloſeſte iſt, deſſen ſich die Literatur jemals zu ſchämen hat. Unſer berühmter Don Juan muß ſich neben Voltaire's Pucelle verſtecken. Juan's Biograph, in all' ſeinem Eifer, iſt nur ein ſchuldloſer Neuling an der Seite jenes Erzſpötters. Offenbar Unrecht iſt es: die Jungfrau von Orleans aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten. So innige, tiefe Gefühle, wie die ihrigen, ſollten nie ein Gegenſtand des Spottes werden. Wer jemals irgend einem Zweck mit ſo glühender Aufopferung ſich weiht, iſt berechtigt, mindeſtens ernſtere Gefühle in Anderer Herzen zu erwecken. In jedem Jahrhundert nimmt die Schwärmerei eine verſchiedene Geſtalt an; wiewohl in gewiſſem Grade erhaben, doch oftmals auch gefährlich, iſt ihr eigenthümliches Weſen ein Hinneigen zu Irrthum und Uebertreibung; dennoch iſt ſie die Haupt-Eigenſchaft großer Seelen, der wahre Adel des Geiſtes, aus dem alle Größe des Denkens und Handelns entſpringt. Quicquit vult, valde vult iſt immer der erſte und ſicherſte Beweis geiſtiger Fähigkeit. Dieſes Landmädchen, von innerem glühenden Drange getrieben, die Gemüther der Feldherren und Könige unter ihren Willen zu beugen, Kriegsheere in der Schlacht anzuführen, und ſiegreich ihr Vaterland von ſeinen Feinden zu befreien, muß offenbar die Elemente einer erhabenen Natur in ſich vereinigen; hier ſind die Gefühle der Großmuth, des Wohlwollens, erhabne Ideen und ein all' beherrſchender Wille unverkennbar. Auch iſt die Form nicht weniger geeignet alle dieſe Eigenſchaften zu entwickeln, als ſo manche

andere hochgepriesene. Die üppigen Inspirationen der katholischen Kirche, sind eben so würklich als das Phantom des Ruhmes nach dem Tode; die Liebe zu unserm Vaterlande eben so lobenswerth als der Ehrgeiz oder die Grundsätze militärischer Ehre. Johanna muß in ihrem Wesen sich selbst unbewußt, fernher glänzende Träume, unaussprechliche Gefühle, und Gedanken, welche die Ewigkeit durchwanderten, in sich vereint haben. Wer kann sagen wie viel Kämpfe und Siege, wie viel Momente der Erleuchtung und des Entsetzens in ihrer einfachen Seele vorgingen. „Herzlose, spottende, Gott vergessene Franzosen" wie der alte Suwarow sie nennt, sind dieses edlen Mädchens nicht werth. Sie war zwar im Irrthum, doch nur eine großmüthige Seele konnte so irren, wie sie, und edle Menschen würden mehr gethan haben, als ihr zu verzeihen.

Nur ihr Verstand war verdunkelt, in Täuschung befangen; doch ihr Herz strahlt um so rührender hervor, gleich wie die Morgenröthe die Wolken, mit schöneren Farben, als selbst das Azur malt. Unter diesem Gesichtspunkt hat Schiller die Jungfrau von Orleans betrachtet, und gestrebt, uns eben diese Ansicht zu geben. Es scheint, daß sich zu diesem letztern Zweck mehrere Pläne auf einmal ihm boten." Seine erste Idee war: Johannen, und die Zeit, in welcher sie lebte, ganz in ihrer Wirklichkeit darzustellen; den Aberglauben, die Rohheit, das ganze Elend des damaligen Zeitpunktes, in seinem ganzen Umfange auszumalen, und dann uns zu zeigen, wie diese patriotisch fromme Schwärmerin, die Schreckenszeit durch ihr Erscheinen milderte, indem sie die wild tobenden Leidenschaften ihrer Landsmänner besänftigte; ihre Wuth gegen die Feinde Frankreichs richtete, bis sie selbst endlich

verlaſſen, zum Tode verurtheilt, auf den Scheiterhaufen ſtarb; ſtets denſelben hohen ſtandhaften Glauben bewährend, der ſchon den Irrthum ihres Lebens veredelte und entſühnte und jetzt ihren ſchimpflichen Tod verherrlichte. Nach langem Prüfen ließ er von dieſem allzuſchweren Plane ab. Durch die neue Art der Behandlung fiel ſo manches Unſchöne, ſchrecklich Rohe, was die Wirklichkeit entſtellte und belaſtete, hinweg. Der Dauphin iſt hier kein wollüſtiger Weichling; eben ſo wenig iſt ſein Hof der Mittelpunkt des Laſters, der Grauſamkeit und der Einfalt. Der geſammte Zuſtand des Elends der Zeit iſt nur leicht berührt, die Jungfrau von Orleans aber in gewiſſem Grade mit einem Anſtrich geheimnißvoller Würde bekleidet, die uns zuletzt als eine wirklich übernatürliche Gabe erſcheint.

Ob dieſes nun übernatürlich, und wenn dem ſo wäre, ob vom Himmel oder aus der Hölle geſandt, dieß weis ſie, außer durch den Glauben, eben ſo wenig, als wir es bis zum Schluß des Stückes wiſſen.

Ob dieſe Anordnung nun ganz paſſend ſey, iſt die Frage und in der That oft bezweifelt worden. Doch in der innern Größe des Stücks verliert ſich dieſer äußere Makel; denn Johannen's Geiſt mit ſo feierlich erhebender Kraft geſchildert, würde weit größere Verſtöße überſehen laſſen. Johanna iſt ein reines Weſen, halb himmliſchen Urſprungs; ſie vereint die ſanften Reize weiblicher Anmuth, mit der Ehrfurcht gebietenden Majeſtät einer Prophetin, eines Opfers, welches beſtimmt iſt, für das Vaterland zu ſterben.

Nach Schiller's Anſicht war ſie der Iphigenia der Griechen verwandt; und ſo hat er ſie in vieler Hinſicht behandelt.

Das Elend, die Verwüſtung des Landes, hatten in Johanna's eifrigem glühenden Herzen ein Feuer angezündet, welches ihre Einſamkeit und ihre innig religiöſen Gefühle zur heiligen Flamme anfachte. Einſam ſitzt ſie bei ihrer Heerde, nahe der Bergkapelle der Heiligen Jungfrau, unter der alten Druiden-Eiche, ein bezauberter Ort, der Aufenthalt ſowohl böſer als guter Geiſter, und Viſionen werden ihr dort offenbart, wie das menſchliche Auge ſie niemals ſieht. Es ſcheint die Kraft ihres eignen Geiſtes ſich in Geſtalten, die auf denſelben wieder zurückwirken, auszuſprechen. Die Stärke des innern Antriebes ſelbſt überzeugt ſie, daß ſie von oben berufen ſey, ihr Frankreich zu befreien; die Kraft ihres eignen Glaubens überzeugt die Andern; ſie geht hinaus, ihre Sendung zu vollführen; Alles beugt ſich vor dem feurigen Ungeſtüm ihres Willens; ſie iſt begeiſtert, weil ſie ſich dafür hält. Es liegt ſo etwas unendlich Schönes und Rührendes in jener edlen Schwärmerei, die unter Druck und Hinderniſſen in der tiefſten Seele genährt, zuletzt mit überwältigender Kraft hervorbricht, das vorgeſteckte Ziel zu erreichen. Die Hinderniſſe, die ſie ſo lange verbargen, werden nun eben ſo viel Zeugen ihrer Gewalt; ſelbſt die Befangenheit, die Schwäche, der Irrthum, welche zum Theil ihr noch anhangen, erhöhen unſer Mitgefühl, ohne unſere Bewunderung zu vermindern; es erſcheint, der hart beſtrittene, und nicht gänzlich durchgeführte Triumph, doch immer noch als ein Triumph der Seele über das Geſchick, des menſchlichen Willens über materielle Nothwendigkeit.

Alles dieſes fühlte Schiller, und hat ſich in der Darſtellung deſſelben faſt übertroffen. Die geheimen Triebfedern in Johanna's Seele ſind in religiöſes Dunkel eingehüllt; doch die Antriebe zu äußerer Thätigkeit ſind

uns klar; wir erkennen den hohen Heldenmuth ihrer Gefühle; sie rührt uns bis ins tiefste Herz. Die stille fromme Unschuld ihrer frühern Jahre, wo sie schweigend in sich selbst zurückgezogen lebte, sanft und freundlich, obgleich ohne allen Verkehr mit Menschen, erweckt unsere Liebe für sie; der himmlische Glanz, der ihr nachheriges Leben erleuchtet, steigert unsere Liebe zur Ehrfurcht.

Ihre Worte und Handlungen vereinigen überwiegende Kraft, mit ruhiger anspruchloser Würde: es scheint uns klar zu werden, warum sie allgemein überzeugend seyn mußten. Johanna ist das edelste Wesen in dem Trauerspiel. Sie steht vor uns zart und lieblich, mit mildem aber geistvollem Antlitz; „schön und furchtbar" das Panier der Jungfrau vor den Kriegern ihres Vaterlandes hertragend; stark durch die verzückte Begeisterung ihrer Seele, unwiderstehlich durch den Glauben: „ein niederes Hirtenmädchen," größer in ihrer edeln Einfalt, als alle Könige und Königinnen dieser Welt. Doch ist ihr Herz für menschliche Empfindungen nicht ganz unzugänglich, ihr Glaube nicht so unerschütterlich, daß er nicht einmal wanken sollte. Wenn jene unerbittliche Rache, welche ihr Ohr für die Stimme des Mitleids gegen Frankreichs Feinde verschloß, plötzlich bei Lionells Anblick schweigt, und ihr Herz die erste Berührung einer irdischen Neigung empfindet, eine finstere Wolke ihr heiteres Gemüth überschattet: da scheint es als sei der Himmel von ihr gewichen, als habe er bösen Geistern oder irdischen Träumen die Macht gegeben, sie zu täuschen.

Die Qualen ihrer in endlosen schauerlichen Labyrinthen des Zweifels, einherirrenden Seele sind kräftig geschildert. Sie hat den König in Rheims gekrönt, alles ist Freude, Pomp, Jauchzen, Anbetung für Johanna;

nur Johanna theilt die Freude nicht. Der Anblick ihrer armen, doch guten und treuherzigen Schweſtern bewegt ſie bis ins Innerſte der Seele. Mitten im Tumult und Gepränge dieſes königlichen Triumphes, verſinkt ſie in Träumereien; ihr kleines von friedlichen Bergen umgebenes heimathliches Thal mit ſeinen Strohhütten und ſeinen freundlichen grünen Triften, ſchwebt ihr vor Augen; vielleicht eben jetzt beſtrahlt es die Sonne ſo glänzend, ſein Himmel iſt ſo blau und alles ſo ſtill, ſo heimiſch und ſicher. Sie ſeufzt nach dem Frieden jener verlornen Heimath; und ſchaudert bei dem Gedanken, ſie nie wieder zu ſehen. Von ihrem eignen ſtreng frommen und melancholiſchen Vater der Zauberei angeklagt, entgegnet ſie kein Wort zu ihrer Vertheidigung, denn in ihrem Herzen iſt es Nacht, es iſt durch irdiſche Liebe verletzt, und ſie wagt es nicht ihre Gedanken zum Himmel emporzuheben. Von ihren Schweſtern getrennt; ausgeſtoßen von dem Volk, das ſie vor Kurzem erſt der Verzweiflung entriſſen hatte, irrt ſie ohne Ziel einſam und troſtlos einher; doch erliegt ſie nicht unter dieſer ſchweren Prüfung: und in dem Maße wie äußere Leiden auf ſie einſtürmen, wie die Menſchen ſie verlaſſen, wird ihr Geiſt heller und kräftiger, und ihr ganzes Selbſtvertrauen kehrt zurück. Jetzt ſteht ſie noch feſter in unſerer Bewunderung als zuvor, Zärtlichkeit gegen ſie, vereinigt ſich mit unſern übrigen Gefühlen; ihr Glaube iſt durch einen harten Glückwechſel geprüft worden. Ihre Landsleute ſahen ihren Irrthum ein; Johanna endet ihre Laufbahn durch einen glorreichen Tod; und in der feierlichen Stimmung heroiſchen Mitleids nehmen wir von ihr Abſchied.

Johanna iſt das belebende Princip dieſes Trauerſpiels; die Scenen, welche ihren Charakter, ihre Gefühle

entwickeln, machen den größten Zauber deſſelben aus. Doch ſind auch noch andere Perſonen darin, welche einen beſtimmten und angenehmen Eindruck in uns zurück laſſen. Agnes Sorel, die ſanfte, ſchmachtende, großmüthige Geliebte des Dauphin mildert und erhebt zugleich der Jungfrau ſtrengere Schönheit. Dünois, der Baſtart von Orleans, Johanna's Verehrer, iſt ein derber, freimüthiger, nachdenkender Soldat, und als ſolcher gut gezeichnet.

Talbot der graue Veteran, ſchildert ſeine düſtere ungläubige und unbeſiegbare Seele in wenigen aber treffenden Zügen: ſtarr und ungebeugt geht er der gänzlichen Vernichtung entgegen, und verachtet das Schickſal, das ihn zu Grunde richtet.

Er liegt auf Frankreichs Erde, wie der Held
Auf ſeinem Schild, den er nicht laſſen wollte.

Wenige zerſtreute Auszüge mögen unſern Leſern einige dieſer untergeordneten Perſonen vor Augen führen, obgleich ſie uns von der Jungfrau keinen Begriff geben. Johanna's Charakter kann man, wie jedes vollendete Kunſtwerk, nur beurtheilen, wenn man, ihn in allen ſeinen verſchiedenen Beziehungen geſehen hat. Nicht in abgeriſſenen Theilen ſondern als ein Ganzes wirkt die Zeichnung auf uns, durch kleine mannichfaltige Züge rührt ſie unſer Herz, bis es in jenes ſanfte Entzücken ſchmilzt, das gleich frei von dem Ungeſtüm und der Unlauterkeit der Natur, den höchſten Triumph des Künſtlers ausmacht.

Act III. Scene IV.

Der Dauphin mit ſeinem Gefolge: nachher Johanna. (Sie iſt im Harniſch aber ohne Helm, und trägt einen Kranz in den Haaren.)

Dunois (tritt vor).

Mein Herz erkor ſie, da ſie niedrig war,
Die neue Ehre, die ihr Haupt umglänzt,
Erhöht nicht ihr Verdienſt, noch meine Liebe.
Hier in dem Angeſichte meines Königs
Und dieſes heil'gen Biſchofs reich' ich ihr
Die Hand, als meiner fürſtlichen Gemahlin,
Wenn ſie mich würdig hält, ſie zu empfangen.

Karl.

Unwiderſtehlich Mädchen, du häufſt Wunder
Auf Wunder! Ja, nun glaub' ich, daß dir nichts
Unmöglich iſt. Du haſt dieß ſtolze Herz
Bezwungen, das der Liebe Allgewalt
Hohn ſprach bis jetzt.

La Hire (tritt vor).

Johanna's ſchönſter Schmuck,
Kenn' ich ſie recht, iſt ihr beſcheidnes Herz.
Der Huldigung des Größten iſt ſie werth,
Doch nie wird ſie den Wunſch ſo hoch erheben.
Sie ſtrebt nicht ſchwindelnd eitler Hoheit nach;
Die treue Neigung eines redlichen
Gemüths genügt ihr, und das ſtille Loos,
Das ich mit dieſer Hand ihr anerbiete.

Karl.

Auch du, La Hire? Zwey treffliche Bewerber,
An Heldentugend gleich und Kriegesruhm!

— Willſt du, die meine Feinde mir verſöhnt,
Mein Reich vereinigt, mir die liebſten Freunde
Entzweyn? Es kann ſie Einer nur beſitzen,
Und jeden acht' ich ſolches Preiſes werth.
So rede du, dein Herz muß hier entſcheiden.

Sorel (tritt näher).

Die edle Jungfrau ſeh' ich überraſcht,
Und ihre Wangen färbt die zücht'ge Scham,
Man geb' ihr Zeit, ihr Herz zu fragen, ſich
Der Freundinn zu vertrauen und das Siegel
Zu löſen von der feſt verſchloſſnen Bruſt.
Jetzt iſt der Augenblick gekommen, wo
Auch ich der ſtrengen Jungfrau ſchweſterlich
Mich nahen, ihr den treu verſchwiegnen Buſen
Darbieten darf. — Man laß' uns weiblich erſt
Das Weibliche bedenken und erwarte,
Was wir beſchließen werden.

Karl (im Begriff zu gehen).

Alſo ſey's!

Johanna.

Nicht alſo, Sire! Was meine Wangen färbte,
War die Verwirrung nicht der blöden Scham.
Ich habe dieſer edlen Frau nichts zu vertraun,
Deß ich vor Männern mich zu ſchämen hätte.
Hoch ehrt mich dieſer edlen Ritter Wahl,
Doch nicht verließ ich meine Schäfertrift,
Um weltlich eitle Hoheit zu erjagen,
Noch mir den Brautkranz in das Haar zu flechten,
Legt' ich die ehrne Waffenrüſtung an.
Berufen bin ich zu ganz anderm Werk,
Die reine Jungfrau nur kann es vollenden.

Ich bin die Kriegerinn des höchſten Gottes,
Und keinem Manne kann ich Gattinn ſeyn.

Erzbiſchof.

Dem Mann zur liebenden Gefährtinn iſt
Das Weib geboren — wenn ſie der Natur
Gehorcht, dient ſie am würdigſten dem Himmel!
Und haſt du dem Befehle deines Gottes,
Der in das Feld dich rief, genug gethan,
So wirſt du deine Waffen von dir legen,
Und wiederkehren zu dem ſanfteren
Geſchlecht, das du verläugnet haſt, das nicht
Berufen iſt zum blut'gen Werk der Waffen.

Johanna.

Ehrwürd'ger Herr, ich weiß noch nicht zu ſagen,
Was mir der Geiſt gebieten wird zu thun;
Doch wenn die Zeit kommt, wird mir ſeine Stimme
Nicht ſchweigen, und gehorchen werd' ich ihr.
Jetzt aber heißt er mich mein Werk vollenden.
Die Stirne meines Herren iſt noch nicht
Gekrönt, das heil'ge Oel hat ſeine Scheitel
Noch nicht benetzt, noch heißt mein Herr nicht König.

Karl.

Wir ſind begriffen auf dem Weg nach Rheims.

Johanna.

Laß uns nicht ſtill ſtehn, denn geſchäftig ſind
Die Feinde rings, den Weg dir zu verſchließen.
Doch mitten durch ſie alle führ' ich dich!

Dunois.

Wenn aber alles wird vollendet ſeyn,
Wenn wir zu Rheims nun ſiegend eingezogen,
Wirſt du mir dann vergönnen, heilig Mädchen —

Euch zu ſagen, daß die Chriſtenheit unter euern Händen verfällt und zu Grunde geht; auch noch mehr verfallen wird, wofern Ihr nicht Rath dagegen ſchafft; indem ſich heut zu Tage niemand mehr vor dem Bann ſcheut. Wir bitten Euch daher Sire, eurem Baillifs und Serjents zu befehlen, daß ſie die Gebannten nach Jahr und Tag anhalten ſollen, der Kirche Genugthuung zu leiſten." Der König antwortete, ohne langes Nachſinnen, er ſey zwar recht gern bereit, ſeinen Baillifs und Serjents zu befehlen, daß ſie ihrem Antrag gemäß, die Gebannten zur Genugthuung anhalten ſollten; aber man müſſe ihm auch die Entſcheidung überlaſſen, ob der Ausſpruch gerecht ſey oder nicht. Sie berathſchlagten unter ſich, und antworteten ihm alsdann: in dem was den Glauben betreffe, könnten ſie ihm kein Erkenntniß einräumen. Dagegen verſetzte nun der König: ſo werde er ihnen auch keine Erkenntniß in demjenigen zugeſtehen, was vor ihn ſelbſt gehöre, noch ſeinen Serjents befehlen, daß ſie die Gebannten zwingen ſollten, die Abſolution zu ſuchen, ſie möchten nun mit Recht oder mit Unrecht gebannt ſeyn. „Thäte ich dieſes, ſetzt' er hinzu, ſo würd' ich gegen Gott und Recht handeln. Ich will euch ein Beyſpiel ſagen, welches darinne beſteht, daß die Biſchöffe von Bretaigne den Grafen von Bretaigne wohl ſieben Jahr im Bann erhalten haben„ und erſt dann die Losſprechung vom Hofe zu Rom erhalten hat; hätte ich ihn nun gleich im erſten Jahre mit Zwang angehalten, ſo wäre das ein ungerechter Zwang geweſen."

Es begab ſich, als wir von über'm Meer zurückgekommen waren, daß vier Mönche von St. Urbain zween Aebte wählten. Allein der Biſchoff Peter von Châlons (dem Gott genade!) jagte alle beyde fort, und weyhte Herr Johann von Minery zum Abte, und gab ihm den Stab.

Ich

Johanna.

Will es der Himmel, daß ich ſieggekrönt
Aus dieſem Kampf des Todes wiederkehre,
So iſt mein Werk vollendet — und die Hirtinn
Hat kein Geſchäft mehr in des Königs Hauſe.

Karl (ihre Hand faſſend).

Dich treibt des Geiſtes Stimme jetzt; es ſchweigt
Die Liebe in dem gotterfüllten Buſen,
Sie wird nicht immer ſchweigen, glaube mir!
Die Waffen werden ruhn, es führt der Sieg
Den Frieden an der Hand, dann kehrt die Freude
In Jeden Buſen ein, und ſanftere
Gefühle wachen auf in allen Herzen —
Sie werden auch in deiner Bruſt erwachen,
Und Thränen ſüßer Sehnſucht wirſt du weinen,
Wie ſie dein Auge nie vergoß — dieß Herz,
Das jetzt der Himmel ganz erfüllt, wird ſich
Zu einem ird'ſchen Freunde liebend wenden —
Jetzt haſt du rettend Tauſende beglückt,
Und Einen zu beglücken wirſt du enden!

Johanna.

Dauphin! Biſt du der göttlichen Erſcheinung
Schon müde, daß du ihr Gefäß zerſtören,
Die reine Jungfrau, die dir Gott geſendet,
Herab willſt ziehn in den gemeinen Staub?
Ihr blinden Herzen! Ihr Kleingläubigen!
Des Himmels Herrlichkeit umleuchtet euch,
Vor eurem Aug' enthüllt er ſeine Wunder,
Und ihr erblickt in mir nichts als ein Weib.
Darf ſich ein Weib mit kriegeriſchem Erz
Umgeben, in die Männerſchlacht ſich miſchen?

Weh' mir, wenn ich das Rachſchwert meines Gottes
In Händen führte, und im eitlen Herzen
Die Neigung trüge zu dem ird'ſchen Mann!
Mir wäre beſſer, ich wär' nie geboren!
Kein ſolches Wort mehr, ſag' ich euch, wenn ihr
Den Geiſt in mir nicht zürnend wollt entrüſten!
Der Männer Auge ſchon, das mich begehrt,
Iſt mir ein Grauen und Entheiligung.

Karl.

Brecht ab. Es iſt umſonſt, ſie zu bewegen.

Johanna.

Befiehl, daß man die Kriegstrommete blaſe!
Mich preſſt und ängſtigt dieſe Waffenſtille;
Es jagt mich auf aus dieſer müß'gen Ruh,
Und treibt mich fort, daß ich mein Werk erfülle,
Gebietriſch mahnend meinem Schickſal zu.

Scene V.

Ein Ritter (eilfertig).

Karl.

Was iſt's?

Ritter.

Der Feind iſt über die Marne gegangen,
Und ſtellt ſein Heer zum Treffen.

Johanna (begeiſtert).

Schlacht und Kampf!
Jetzt iſt die Seele ihrer Bande frey.
Bewaffnet euch, ich ordn' indeß die Schaaren.
(Sie eilt hinaus.)

Karl.

Folgt ihr, La Hire — Sie wollen uns am Thore
Von Rheims noch um die Krone kämpfen laſſen!

Dunois.

Sie treibt nicht wahrer Muth. Es iſt der letzte
Verſuch ohnmächtig wüthender Verzweiflung.

Karl.

Burgund, Euch ſporn' ich nicht. Heut iſt der Tag,
Um viele böſe Tage zu vergüten.

Burgund.

Ihr ſollt mit mir zufrieden ſeyn.

Karl.

Ich ſelbſt
Will Euch voran gehn auf dem Weg des Ruhms,
Und in dem Angeſicht der Krönungsſtadt
Die Krone mir erfechten. — Meine Agnes!
Dein Ritter ſagt dir Lebewohl!

Agnes (umarmt ihn).

Ich weine nicht, ich zittre nicht für dich,
Mein Glaube greift vertrauend in die Wolken!
So viele Pfänder ſeiner Gnade gab
Der Himmel nicht, daß wir am Ende trauern!
Vom Sieg gekrönt umarm' ich meinen Herrn,
Mir ſagt's das Herz, in Rheims bezwungnen Mauern.

(Trompeten erſchallen mit muthigem Ton und geben, während daß verwandelt wird, in ein wildes Kriegsgetümmel über; das Orcheſter fällt ein bei offner Scene und wird von kriegeriſchen Inſtrumenten hinter der Scene begleitet.)

Scene VI.

Der Schauplatz verwandelt ſich in eine freye Gegend, die von Bäumen begränzt wird. Man ſieht während der Muſik Soldaten über den Hintergrund ſchnell wegziehen.

Talbot auf Faſtolf geſtützt und von Soldaten begleitet. Gleich darauf Lionel.

Talbot.

Hier unter dieſen Bäumen ſetzt mich nieder,
Und Ihr begebt Euch in die Schlacht zurück.
Ich brauche keines Beyſtands, um zu ſterben.

Faſtolf.

O unglückſelig jammervoller Tag!

(Lionel tritt auf.)

Zu welchem Anblick kommt Ihr, Lionel!
Hier liegt der Feldherr auf den Tod verwundet.

Lionel.

Das wolle Gott nicht! Edler Lord, ſteht auf!
Jetzt iſt's nicht Zeit, ermattet hinzuſinken.
Weicht nicht dem Tod, gebietet der Natur
Mit Eurem mächt'gen Willen, daß ſie lebe!

Talbot.

Umſonſt! Der Tag des Schickſals iſt gekommen,
Der unſern Thron in Frankreich ſtürzen ſoll.
Vergebens in verzweiflungsvollem Kampf
Wagt' ich das Letzte noch, ihn abzuwenden.
Vom Strahl dahin geſchmettert lieg' ich hier,
Um nicht mehr aufzuſtehn. — Rheims iſt verloren.
So eilt, Paris zu retten!

Lionel.

Paris hat ſich vertragen mit dem Dauphin;
So eben bringt ein Eilbot' uns die Nachricht.

Talbot (reißt den Verband auf).

So ſtrömet hin, ihr Bäche meines Bluts,
Denn überdrüßig bin ich dieſer Sonne!

Lionel.

Ich kann nicht bleiben. — Faſtolf, bringt den Feldherrn
An einen ſichern Ort; wir können uns
Nicht lange mehr auf dieſem Poſten halten.
Die Unſern fliehen ſchon von allen Seiten;
Unwiderſtehlich dringt das Mädchen vor —

Talbot.

Unſinn, du ſiegſt und ich muß untergehen!
Mit der Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens.
Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weiſe Gründerinn
Des Weltgebäudes, Führerinn der Sterne,
Wer biſt du denn, wenn du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich ſehend in den Abgrund ſtürzen muſſt!
Verflucht ſey, wer ſein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet und bedachte Plane
Mit weiſem Geiſt entwirft! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt —

Lionel.

Milord! Ihr habt nur noch
Für wenige Augenblicke Leben — Denkt
An Euern Schöpfer.

Talbot.

Wären wir als Tapfere
Durch andere Tapfere beſiegt, wir könnten
Uns tröſten mit dem allgemeinen Schickſal,
Das immer wechſelnd ſeine Kugel dreht —
Doch ſolchem groben Gaukelſpiel erliegen!
War unſer ernſtes arbeitsvolles Leben
Keines ernſthaftern Ausgangs werth?

Lionel (reicht ihm die Hand).

Milord, fahrt wohl! Der Thränen ſchuldigen Zoll
Will ich Euch redlich nach der Schlacht entrichten,
Wenn ich alsdann noch übrig bin. Jetzt aber
Ruft das Geſchick mich fort, das auf dem Schlachtfeld
Noch richtend ſitzt und ſeine Looſe ſchüttelt.
Auf Wiederſehn in einer andern Welt;
Kurz iſt der Abſchied für die lange Freundſchaft.
(Geht ab.)

Talbot.

Bald iſt's vorüber und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die ſich zu Schmerz und Luſt in mir gefügt —
Und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt
Mit ſeinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig,
Als eine Handvoll leichten Staubs. — So geht
Der Menſch zu Ende — und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, iſt die Einſicht in das Nichts,
Und herzliche Verachtung deſſen,
Was uns erhaben ſchien und wünſchenswerth. —

Scene VII.

Karl. Burgund. Dunois. Du Chatel und Soldaten treten auf.

Burgund.

Die Schanze iſt erſtürmt.

Dunois.

Der Tag iſt unſer.

Karl (Talbot bemerkend).

Seht, wer es iſt, der dort vom Licht der Sonne
Den unfreywillig ſchweren Abſchied nimmt?

Die Rüſtung zeigt mir keinen ſchlechten Mann.
Geht, ſpringt ihm bey, wenn ihm noch Hülfe frommt.
(Soldaten aus des Königs Gefolge treten hinzu.)

Faſtolf.

Zurück; bleibt fern! Habt Achtung vor dem Todten,
Dem ihr im Leben nie zu nah'n gewünſcht!

Burgund.

Was ſeh' ich! Talbot liegt in ſeinem Blut!
(Er geht auf ihn zu. Talbot blickt ihn ſtarr an und ſtirbt.)

Faſtolf.

Hinweg, Burgund! Den letzten Blick des Helden
Vergifte nicht der Anblick des Verräthers!

Dunois.

Furchtbarer Talbot! Unbezwinglicher!
Nimmſt du vorlieb mit ſo geringem Raum,
Und Frankreichs weite Erde konnte nicht
Dem Streben deines Rieſengeiſtes gnügen.
— Erſt jetzo, Sire, begrüß' ich Euch als König:
Die Krone zitterte auf Eurem Haupt,
So lang ein Geiſt in dieſem Körper lebte.

Karl

(nachdem er den Todten ſtillſchweigend betrachtet).

Ihn hat ein Höherer beſiegt, nicht wir!
Er liegt auf Frankreichs Erde, wie der Held
Auf ſeinem Schild, den er nicht laſſen wollte.
Bringt ihn hinweg!
(Soldaten heben den Leichnam auf und tragen ihn fort.)
Fried' ſey mit ſeinem Staube!
Ihm ſoll ein ehrenvolles Denkmal werden.

Mitten in Frankreich, wo er ſeinen Lauf
Als Held geendet, ruhe ſein Gebein!
So weit, als er, drang noch kein feindlich Schwert;
Seine Grabſchrift ſey der Ort, wo man ihn findet.
u. ſ. w.

Scene IX.

(Eine andere öde Gegend des Schlachtfelds. Man ſieht die Thürme von Rheims in der Ferne von der Sonne beleuchtet.)

Ein Ritter in ganz ſchwarzer Rüſtung, mit geſchloſſenem Viſier. Johanna verfolgt ihn bis auf die vordere Bühne, wo er ſtille ſteht und ſie erwartet.

Johanna.

Argliſt'ger! Jetzt erkenn' ich deine Tücke!
Du haſt mich trüglich durch verſtellte Flucht
Vom Schlachtfeld weggelockt und Tod und Schickſal
Von vieler Brittenſöhne Haupt entfernt.
Doch jetzt ereilt dich ſelber das Verderben.

Schwarzer Ritter.

Warum verfolgſt du mich und heftеſt dich
So wuthentbrannt an meine Ferſen. Mir
Iſt nicht beſtimmt von deiner Hand zu fallen.

Johanna.

Verhaßt in tiefſter Seele biſt du mir,
Gleichwie die Nacht, die deine Farbe iſt.
Dich weg zu tilgen von dem Licht des Tags
Treibt mich die unbezwingliche Begier.
Wer biſt du? Oeffne dein Viſier. — Hätt' ich
Den kriegeriſchen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen ſehn, ſo ſagt' ich, du wärſt Talbot.

Schwarzer Ritter.
Schweigt dir die Stimme des Prophetengeiſtes?

Johanna.
Sie redet laut in meiner tiefſten Bruſt,
Daß mir das Unglück an der Seite ſteht.

Schwarzer Ritter.
Johanna d'Arc! Bis an die Thore Rheims
Biſt du gedrungen auf des Sieges Flügeln.
Dir gnüge der erworbene Ruhm. Entlaſſe
Das Glück, das dir als Sclave hat gedient,
Eh' es ſich zürnend ſelbſt befreyt, es haſſt
Die Treu' und keinem dient es bis ans Ende.

Johanna.
Was heißeſt du in Mitte meines Laufs
Mich ſtilleſtehen und mein Werk verlaſſen?
Ich führ' es aus und löſe mein Gelübde!

Schwarzer Ritter.
Nichts kann dir, du Gewalt'ge, widerſtehn,
In jedem Kampfe ſiegſt du. — Aber gehe
In keinen Kampf mehr. Höre meine Warnung!

Johanna.
Nicht aus den Händen leg' ich dieſes Schwert,
Als bis das ſtolze England niederliegt.

Schwarzer Ritter.
Schau hin! Dort hebt ſich Rheims mit ſeinen Thürmen,
Das Ziel und Ende deiner Fahrt. — Die Kuppel
Der hohen Kathedrale ſiehſt du leuchten;
Dort wirſt du einziehn im Triumphgepräng,
Und Deinen König krönen, dein Gelübde löſen.
— Geh nicht hinein! Kehr' um! Hör meine Warnung!

Johanna.

Wer biſt du doppelzüngig falſches Weſen,
Das mich erſchrecken und verwirren will?
Was maßeſt du dir an, mir falſch Orakel
Betrüglich zu verkündigen?

(Der ſchwarze Ritter will abgehen, ſie tritt ihm in den Weg.)

Nein, du ſtehſt
Mir Rede, oder ſtirbſt von meinen Händen!

(Sie will einen Streich auf ihn führen.)

Schwarzer Ritter

(berührt ſie mit der Hand, ſie bleibt unbeweglich ſtehen).

Tödte, was ſterblich iſt!

(Nacht, Blitz und Donnerſchlag. Der Ritter verſinkt.)

Johanna

(ſteht anfangs erſtaunt, faßt ſich aber bald wieder).

Es war nichts Lebendes. — Ein trüglich Bild
Der Hölle war's, ein widerſpenſt'ger Geiſt,
Heraufgeſtiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Buſen zu erſchüttern.
Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes?
Siegreich vollenden will ich meine Bahn,
Und käm' die Hölle ſelber in die Schranken,
Mir ſoll der Muth nicht weichen und nicht wanken!

(Sie will abgehn.)

Scene X.

Lionel. Johanna.

Lionel.

Verfluchte, rüſte dich zum Kampf — Nicht Beyde
Verlaſſen wir lebendig dieſen Platz.

Ich wollte letztern nicht annehmen, weil er dem Abte Gottfried Schaden gethan, der deswegen die Berufung ergriffen, und sich nach Rom begeben hatte. Ich behielt also die besagte Abtey so lange in meiner Gewalt, bis der besagte Gottfried den Stab erhielt, und derjenige, dem ihn der Bischoff gegeben, ihn wieder verlor: und so lange der Zwist währte, entstand daher auf einem Parlament zu Paris großer Streit wegen meiner, und des Bischoffs Peters von Flandern und der Gräfinn Margaretha von Flandern, und des Erzbischoffs von Rheims, mit dem sie Zwist hatte. Auf einem Parlamente, das nicht lange darauf gehalten wurde, baten alle Prälaten den König, ihnen ganz allein Gehör zu geben. Als er von der Unterredung mit den Prälaten wiederkehrte, kam er zu uns, da wir in der chambre aux plaid auf ihn warteten, und erzählte uns mit Lachen, welchen Streit er mit den Prälaten gehabt. Zuerst habe nähmlich der Erzbischoff von Rheims zum König gesagt: „Sire! wie leistet ihr mir Genugthuung wegen Saint-Remi bey Rheims, welches Ihr mir weggenommen? Ich wenigstens möchte keine solche Todsünde auf mich laden, und wenn ich auch das ganze Königreich Frankreich bekommen könnte." — „Bey allen Heiligen hier! hatte der König erwiedert, ihr thätet das wohl für Compiegne, vermöge der Habgierde, die in euch ist; da haben wir nun gleich einen falschen Eyd! Der Bischoff von Chartres, erzählte der König weiter, bat mich: ihn wieder in den Besitz von dem zu setzen, was ich ihm genommen hätte; ich aber erwiederte, ich würde das nicht thun, bis erst mein Lagerrecht (gîte) vergütet wäre; er sey, setzt' ich hinzu, mein Lehnmann, aber er betrage sich gar nicht gut noch bieder gegen mich, da er mich meiner Lehnsherrlichkeit berauben wolle. Der Bischoff von Châlons, fuhr der König

Du haſt die Beſten meines Volks getödtet;
Der edle Talbot hat die große Seele
In meinem Buſen ausgehaucht. — Ich räche
Den Tapfern oder theile ſein Geſchick.
Und daß du wiſſeſt, wer dir Ruhm verleiht,
Er ſterbe oder ſiege — Ich bin Lionel,
Der letzte von den Fürſten unſers Heers,
Und unbezwungen noch iſt dieſer Arm.

(Er dringt auf ſie ein; nach einem kurzen Gefecht ſchlägt ſie ihm das Schwert aus der Hand.)

Treuloſes Glück.

(Er ringt mit ihr.)

Johanna

(ergreift ihn von hinten zu am Helmbuſch und reißt ihm den Helm gewaltſam herunter, daß ſein Geſicht entblößt wird, zugleich zuckt ſie das Schwert mit der Rechten).

Erleide, was du ſuchteſt,
Die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich!

(In dieſem Augenblicke ſieht ſie ihm ins Geſicht, ſein Anblick ergreift ſie, ſie bleibt unbeweglich ſtehen und läßt dann langſam den Arm ſinken.)

Lionel.

Was zauderſt du und hemmſt den Todesſtreich?
Nimm mir das Leben auch, du nahmſt den Ruhm;
Ich bin in deiner Hand, ich will nicht Schonung.

(Sie gibt ihm ein Zeichen mit der Hand, ſich zu entfernen.)

Entfliehen ſoll ich? Dir ſoll ich mein Leben
Verdanken? — Eher ſterben!

Johanna (mit abgewandtem Geſicht).

Ich will nichts davon wiſſen, daß dein Leben
In meine Macht gegeben war.

Lionel.

Ich haſſe dich und dein Geſchenk — Ich will
Nicht Schonung — Tödte deinen Feind, der dich
Verabſcheut, der dich tödten wollte.

Johanna.

Tödte mich
— Und fliehe.

Lionel.

Ha! was iſt das?

Johanna (verbirgt das Geſicht).

Wehe mir!

Lionel (tritt ihr näher).

Du tödteſt, ſagt man, alle Engelländer,
Die du im Kampf bezwingſt — Warum nur mich
Verſchonen?

Johanna

(erhebt das Schwert mit einer raſchen Bewegung gegen ihn, läſſt es aber, wie ſie ihn ins Geſicht faßt, ſchnell wieder ſinken).

Heil'ge Jungfrau!

Lionel.

Warum nennſt du
Die Heil'ge? Sie weiß nichts von dir; der Himmel
Hat keinen Theil an dir.

Johanna (in der heftigſten Beängſtigung).

Was hab' ich
Gethan! Gebrochen hab' ich mein Gelübde!

(Sie ringt verzweifelnd die Hände.)

Lionel
(betrachtet ſie mit Theilnahme und tritt ihr naher).
Unglücklich Mädchen! Ich beklage dich.
Du rührſt mich, du haſt Großmuth ausgeübt
An mir allein, ich fühle, daß mein Haß
Verſchwindet, ich muß Antheil an dir nehmen!
— Wer biſt du? Woher kommſt du?

Johanna.
Fort! Entfliehe!

Lionel.
Mich jammert deine Jugend, deine Schönheit!
Dein Anblick dringt mir an das Herz. Ich möchte
Dich gerne retten — Sage mir, wie kann ich's!
Komm! Komm! Entſage dieſer gräßlichen
Verbindung — Wirf ſie von dir dieſe Waffen!

Johanna.
Ich bin unwürdig, ſie zu führen?

Lionel.
Wirf
Sie von dir, ſchnell, und folge mir!

Johanna (mit Entſetzen.)
Dir folgen!

Lionel.
Du kannſt gerettet werden. Folge mir!
Ich will dich retten, aber ſäume nicht.
Mich faſſt ein ungeheurer Schmerz um dich,
Und ein unnennbar Sehnen, dich zu retten —
(Bemächtigt ſich ihres Armes.)

Johanna.
Der Baſtard naht! Sie ſind's! Sie ſuchen mich!
Wenn ſie dich finden —

Lionel.

Ich beſchütze dich!

Johanna.

Ich ſterbe, wenn du fällſt von ihren Händen!

Lionel.

Bin ich dir theuer?

Johanna.

Heilige des Himmels.

Lionel.

Werd' ich dich wiederſehen? Von dir hören?

Johanna.

Nie! Niemals!

Lionel.

Dieſes Schwert zum Pfand, daß ich
Dich wiederſehe!

(Er entreißt ihr das Schwert.)

Johanna.

Raſender, du wagſt es?

Lionel.

Jetzt weich' ich der Gewalt, ich ſeh' dich wieder!

(Er geht ab.)

Die Einführung eines übernatürlichen Waltens ſo wie die Abweichung von der hiſtoriſchen Wahrheit am Ausgang des Stücks, iſt von deutſchen Kunſtrichtern ſehr getadelt worden: Wir erinnern uns, daß Schlegel Johanna's Ende „einen roſigen Tod" nennt. Dieſer dramaturgiſche Streit kann für den bloſen Leſer von wenig Intereſſe ſeyn. Sobald der Dichter von uns den Glauben an Erſcheinungen und Wunder begehrt, ſo ſtört dieß allerdings einen Augenblick unſere Täuſchung: doch in dieſer

Geſchichte ſind die Wunder nur ſelten, ſchnell vorübergehend, und in den allgemeinen Gang der Handlung nicht eingreifend; unſere Vernunft beunruhigen ſie nicht ſehr, und dienen vielleicht noch dazu, die Heldin in unſerer Vorſtellung zu erhöhen. Immer iſt es die rein menſchliche Größe von Johanna's Geiſt; die hohe Andacht die ſie begeiſtert, das großmüthige Wohlwollen, die unerſchütterliche Entſchloſſenheit, welche uns Liebe und Verehrung gebietet. Der himmliſche Befehl iſt blos das Mittel um dieſe Eigenſchaften zu entfalten, und ſie dem Geiſt ihres Zeitalters angemeſſener zu machen. Eine eben ſo begeiſterte, eben ſo verſchönerte Johanna ohne die Hülfe ſolcher Fabeln hervorzubringen, müßte allerdings dem Dichter eine noch größere Genugthuung gewährt haben; aber es iſt die Frage, ob dieß nicht auch die Schwierigkeiten geſteigert hätte. Die Gedanken, die Charaktere, ſind nicht nur ſehr richtig, ſondern ausgezeichnet ſchön; die Ereigniſſe, das letzte ausgenommen, ſind möglich, ja ſogar wahrſcheinlich; und das übrige iſt kein großer Fehler.

Nach allen gemachten Einwendungen, wovon dieſe gewiß etwas Gewicht hat, bleibt doch immer die Jungfrau von Orleans, eines der ſchönſten neueren Trauerſpiele. Vielleicht iſt es unter allen Schillerſchen Stücken dasjenige, welches am meiſten den Stempel jener Kraft, die man Genie nennt, im eigentlichſten Sinne des Wortes trägt. Wallenſtein iſt durchdachter, er verräth mehr Kenntniſſe, mehr Schaffungskraft, doch nur aus einzelnen Theilen ſtrahlt uns jener überirdiſche Glanz entgegen, wovon dieſes Stück durchgängig erleuchtet iſt. Hier iſt der Geiſt des romantiſchen Zeitalters herauf beſchworen; nur im Ganzen erhöht, veredelt und verſchö-

nert. Es iſt was die Kunſtrichter idealiſirt nennen. Wen die Jungfrau von Orleans nicht bewegt, deſſen Herz muß kalt, deſſen Einbildung muß träge ſeyn.

In Deutſchland trat dieſer Fall nicht ein: das Werk fand eine äußerſt ſchmeichelhafte Aufnahme. Die Hauptidee paßte für den Geiſt der Deutſchen; die Ausführung entflammte Herz und Phantaſie des Volkes; es war ſtolz auf ſeinen großen Dichter, und fand ein wahres Entzücken darin: ſich für ſeine poetiſchen Erzeugniſſe zu begeiſtern. Als dieſes Stück zum erſtenmal in Leipzig aufgeführt wurde, und Schiller ſich im Theater obwohl nicht unter dem Publicum befand, zeigte ſich dieſes Gefühl auf eine etwas auffallende Weiſe. Nachdem der Vorhang beim erſten Akt gefallen war, erhob ſich von allen Seiten der Freudenruf: „Es lebe Friedrich Schiller!“ von Trompeten und Pauken und anderer Militairmuſik begleitet: nach Beendigung des Stückes, verließ die ganze Verſammlung ihre Plätze und drängte ſich an die Thür, woraus man glaubte daß der Dichter kommen würde; kaum zeigte er ſich, ſo traten ſeine bewundernden Zuſchauer in zwei Reihen, entblößten die Köpfe, und bildeten eine Gaſſe; und während er mitten durch wandelte, hielten, wie man erzählt, Viele ihre Kinder in die Höhe, und riefen: Das iſt er! *)

*) Eine ähnliche Beifallsbezeugung und doch von ſehr verſchiedener Art empfing Schiller bei der Aufführung der Johanna in Weimar. Es mußte ihm, der das dortige Publicum kannte und ſchätzte, ſehr auffallen, als ihm ein junger Doctor S— ein ſehr lautes „Bravo Schiller!“ vom Balkon zurief. Unwillig darüber ziſchte der Dichter ſehr laut, das Publicum ſtimmte mit ein. Er äußerte zugleich laut ſein Mißfallen über dieſes Bravorufen und dem jungen

Welch ein ſtolzer doch auch zugleich rührend peinlicher Moment muß dieß für Schiller'n geweſen ſeyn, vielleicht behielt dieſe letzte Empfindung gerade jetzt die Oberhand. Ein ſolcher lärmender feierlicher tumultuariſcher Beifall, war nicht nach Schiller's Geſchmack: der Triumph den er gewährt, iſt, wenn gleich groß, doch plump; und Schiller's beſcheidene Natur, ſtatt die öffentliche Bewunderung aufzuſuchen, vermied dieß vielmehr. Er liebte die Menſchen und heuchelte keine Verachtung ihres Beifalls; doch war dieß in keiner Art ſein Hauptbeweggrund. Er fand in der Ausübung der Kunſt ſowie in der Tugend ſelbſt, ſeine Belohnung; ſeine Beſchäftigung gewährte ihm Freude wegen der damit verbundenen Wonne des Gemüths. Die Dichtkunſt war die edelſte Gabe ſeines Geiſtes; und er fand Vergnügen daran ſie zu pflegen: in andern Dingen wünſchte er nicht, daß ſeine Gewohnheiten oder Genüſſe von denen der übrigen Menſchen abweichen möchten.

In Weimar glich ſeine jetzige Lebensweiſe ganz ſeiner frühern in Jena: ſein Geſchäft beſtand im Studiren und Dichten; Erholung fand er theils in ſeinem Familienkreis, wo er ſich jeder ernſten oder tändelnden Gemüthsſtimmung hingeben konnte, theils in dem offenen und fröhlichen Umgang mit einigen Freunden. Mit letzteren hatte er einen kleinen geſelligen Clubb gebildet, deſſen Zuſammenkünfte ihm ein regelmäßiges unſchuldiges Vergnügen gewährten. Er liebte ſtets noch die einſamen Spatziergänge; in den bedeckten Laubgängen und entfernten Alleen des Weima-

Gelehrten ward, auf Veranſtaltung des Hofes, dieſe unſchicklich angebrachte Beifallsbezeugung einigermaaßen von der Polizei verwieſen.

rischen Parkes konnte man ihn oft mit seiner Schreibtafel in der Hand einher wandeln sehn; bald ging er langsam, bald stand er still, bald schritt er hastig vorwärts; sobald er Jemand sah, entschlüpfte er schnell in einen andern Gang, um in seinen poetischen Träumen nicht gestört zu werden. †)

„Eins seiner Lieblingsplätzchen war," so erzählt man, „der düstere Hecken- und Felsengang bei dem römischen „Hause (einem unter Goethe's Direction erbauten Groß- „herzoglichen Lusthause). Er saß dort öfters im Dunkel „der mit Cypressen und Buchen bewachsenen Felsenwand, „vor sich die schattigen Hecken, nicht fern vom Gemurmel „einer Quelle, die dort über glatte Kiesel hinrauscht, und „wo einige Verse von Goethe'n in einer braunen Stein- „platte im Felsen eingegraben sind."

Noch immer fuhr er fort des Nachts zu studiren: den Morgen brachte er mit Frau und Kindern, oder andern schon erwähnten Zeitvertreiben zu; den Mittag sah er durch, was er die Nacht vorher gearbeitet hatte, schrieb Briefe, oder besuchte seine Freunde. Die Abende fand er sich oft im Theater ein; dieß war der einzige öffentliche Vergnügungsort, den er je besuchte; auch geschah dieß nicht des Vergnügens wegen: sondern es war sein Observatorium, wo er die Wirkungen der Scenen und ihrer Situationen

†) Alles was er darzustellen sich vorgenommen hatte, arbeitete er erst völlig im Kopfe aus, ehe er eine Zeile niederschrieb. Fertig war ihm ein Werk, welches sein völliges Daseyn in seinem Geiste hatte, und daher mochte es wohl kommen, daß oft im Publicum das Gerücht erscholl, als wenn er dieses oder jenes vollendet habe, wozu er noch keine Feder angesetzt hatte. Jördens Lexicon §. Schiller.

beobachtete, neue Kunstpläne entwarf oder ältere verbesserte. Gegen die Schauspieler war er gütig und freundlich: an Abenden wo sie eins seiner Stücke mit Glück, oder zum erstenmal dargestellt hatten, pflegte er die Hauptakteurs zu einem Abendessen auf das Stadthaus einzuladen, wo die Zeit unter fröhlicher Unterhaltung verging; sehr häufig mußte Herr Genast die Predigt des Kapuziners aus Wallensteins Lager sprechen. Schiller kehrte, ausgenommen bei dergleichen seltenen Veranlassungen, aus dem Theater geradeswegs in sein Haus zurück, um dort seine mitternächtliche Lampe anzuzünden, und seine ernsten Arbeiten zu beginnen.

Bei seinem eifrigen Streben nach Vervollkommnung in der dramatischen Dichtung blieb auch jetzt der natürliche Erfolg nicht aus: Die Anforderungen seines Geschmacks standen seinem schöpferischen Genie nicht länger im Wege; und waren ihm zuletzt zur zweiten Natur geworden. 1803 erschien ein neuer Beweis seines fruchtbaren Geistes, und zugleich seines Ringens nach höherer Ausbildung. Die Braut von Messina, war ein Versuch, einen neuen Stoff und neuere Ansichten in ein antikes Gewand zu kleiden. Das Princip worauf das Interesse des Stücks beruht ist das Schicksal der Alten; der Plan ist äußerst einfach; auch ist ein Chor eingeführt über dessen Natur und Anwendung sich in der Vorrede eine gründliche Untersuchung befindet. Der Versuch indeß fiel nicht glücklich aus: trotz einer Menge einzelner Schönheiten in der Braut von Messina verfehlte doch das ganze Stück seine Wirkung; es bewegt uns nicht, und der große Zweck des Trauerspiels bleibt unerreicht.

Der Chor, den Schiller von den griechischen Mustern abweichend, in zwei streitende Partheien getheilt hat,

und der mit ſeinen Führern kommt und geht, iſt unter ſeinen Händen das Werkzeug geworden, um viele poetiſche Ergüſſe anzubringen; doch das Fortſchreiten der Handlung wird dadurch verzögert; unſer Mitgefühl vertheilt und zerſtreut; und unſere Theilnahme an Manuels und Cäſars Schickſalen und Plänen erſtreckt ſich auf die Schickſale und Pläne des Mannes im Allgemeinen. Wegen ſeiner ſchönen und rührenden Schilderungen, ſeiner ſinnig erhabenen Gedanken, Gefühlen und Bildern, die uns in einfach kräftiger und eindringlicher Sprache vorgeführt werden, verdient dieß Trauerſpiel einen hohen Rang unter den neuen Dichtungen. In dieſem Stück weht ein Hauch jugendlicher Zartheit und Gluth, deſſen Eindruck ungleich erhöht wird durch die ihr beigeſellte greiſe Erfahrung, deren Erinnerung durch Malancholie verdunkelt, ja deren Hoffnung nur trübe und feierlich iſt. Das unverſöhnliche Schickſal welches die beiden Brüder, wegen der Schuld eines vorhergegangenen Geſchlechtes zu gegenſeitiger Feindſchaft, zum gegenſeitigen Untergang verurtheilt, eine Mutter und Schweſter mit ins Verderben zieht, breitet eine düſtere Farbe über die ganze Dichtung aus; die Charaktere der feindlichen Brüder laſſen uns nicht kalt, wir bemitleiden die unglückliche und liebenswürdige Beatrix als das Opfer ihrer Fehde. Demohngeachtet iſt zu wenig Handlung in dieſem Stück; die Begebenheiten ſind durch ernſte Betrachtungen zu weit ausgeſponnen; das Intereſſe ſtockt, ſchwankt, und verfehlt zuletzt ſeine volle Wirkung. Lange wird die Braut von Meſſina, wegen der darin gelungenen Verſuche, einer zarten rührenden, ja bisweilen wunderſchönen lyriſchen Poeſie, ein ſorgfältiges Studium verdienen; aber als

fort, sagte zu mir: Herr! wie wollet Ihr mir Recht verschaffen gegen den Herrn von Joinville, der dem armen Mönche die Abtey Saint-Urbain entzieht? — Herr Bischoff, hatte der König versetzt, ihr habt unter euch ausgemacht, daß kein Gebannter vor einem Lagergerichte gehört werden solle; nun hab' ich, eine mit zwey und dreyßig Siegeln behangene Urkunde gesehen, daß ihr mit dem Banne belegt seyd. Ich werd' euch daher nicht eher anhören, als wenn ihr die Absolution erhalten habt. Alles dieses führ' ich deswegen an, damit Ihr sehen möget, wie er ganz allein durch seinen eigenen Scharfsinn fand, was er thun mußte. Der Abt Gottfried von Saint-Urbain, für den ich mich so nachdrücklich verwendet hatte, lohnte mir Gutes mit Bösem; denn er ergriff die Berufung gegen mich, und stellte unserm heiligen Könige vor, er stehe unter seinem Schutz. Ich bat den König, die Wahrheit untersuchen zu lassen, ob die Aufsicht über die Abtey ihn gebühre, oder mir. „Sire! versetzte der Abt, das sollt Ihr, so Gott will, nicht thun; sondern eröfnet uns, dem Herrn von Joinville und mir, einen ordentlichen Rechtsgang; denn wir wollen unsere Abtey lieber unter euerm Schutze sehen, als unter dem Schutze des Erbherrn. Da sagte der König zu mir: „haben sie recht, wenn sie sagen, die Schutzgerechtigkeit über die Abtey gebühre mir?" — „Gewiß nicht! versetzte ich, sondern mir gebührt sie." — Weiter sagte der König: „das Erbrecht mag euch wohl zustehen; aber an der Schutzgerechtigkeit habt ihr keinen Theil: sondern, wenn ihr wollt, und nach dem, was ihr sagt und nach dem was der Seneschal sagt, muß sie entweder mir verbleiben, oder ihm. Ich werde euch, ihr möget dagegen einwenden, was ihr wollt, die Wahrheit der Sache dennoch untersuchen lassen; denn wollte ich den ordentlichen Rechtsgang eröfnen,

so

Muſter einer neuen Form, als Drama hat es keine Nachahmer gefunden, und wird auch ſchwerlich welche finden.

Für dieß gegenwärtige, einigermaßen verunglückte oder falſch berechnete Unternehmen, fand Schiller im nächſten Jahre reichlichen Erſatz. Wilhelm Tell erſchien 1804, und iſt eins von Schiller's ſchönſten Drama's; es ſtellt den höchſten Triumph des Genies im Verein mit der Kunſt verwirklicht dar. Wie die Göttin der Freiheit zuerſt in unſere neue Welt hernieder ſteigt, wie ihre Fahne zuerſt auf jenem Felſengipfel Europa's weht, dieß wird hier in einem würdigen Styl geſchildert.

Im Tell iſt weder falſcher Flitterglanz, krankhafte Verfeinerung, noch deklamatoriſche Empfindſamkeit. Alles iſt gerade, einfach, und der Natur angemeſſen; doch ausgeſchmückt, geläutert und veredelt, ohne daß die Schilderung an Treue verliert. Eine friſche geſunde Luft weht uns daraus an, wir befinden uns mitten unter biedern, harmloſen unerſchrockenen Landleuten, die von Laſtern unbefleckt, und von den verdorbenen Grundſätzen künſtlicher und verkehrter Lebensverhältniſſe noch nicht angeſteckt ſind. Der erſte Aufzug verſetzt uns in die Alpen. „Man ſieht „ein hohes Felſenufer des Vierwaldſtädterſees, Schwytz „gegenüber. Der See macht eine Bucht ins Land, eine „Hütte iſt unweit dem Ufer. Fiſcherknabe fährt in einem „Kahn. Ueber den See hinweg ſieht man die grünen „Matten, Dörfer und Höfe von Schwytz im hellen Son„nenſchein liegen. Zur Linken des Zuſchauers zeigen ſich „die Spitzen des Haken, mit Wolken umgeben; zur Rech„ten im fernen Hintergrund ſieht man die Eisgebirge. „Noch ehe der Vorhang aufgeht, hört man den Kuhrei„hen, und das harmoniſche Geläut der Heerdenglocken.“ —

Dieſer erſte Eindruck verläßt uns nicht wieder; wir befinden uns auf einem Schauplatz, wo alles groß und lieblich iſt; doch es iſt die Größe und Lieblichkeit einer anſpruchsloſen unverdorbenen Natur. Dieſe Schweitzer ſind weder Arkadiſche Schäfer, noch gelehrte Patrioten; es iſt weder von Krummſtäben, noch Gefäßen von Buchenholz die Rede, ſie ſprechen weder vom geſelligen Vertrag noch von den Rechten des Menſchen. Es ſind biedere Leute, welche durch Unterdrückung dahin gebracht worden, ihre Vorrechte zu behaupten; und ſie gehen dabei wie Männer zu Werke, die ihr Vorhaben mit Ernſt betreiben, und ſich nicht bei ſchönen Gefühlen aufhalten.

Es ſind weder Philoſophen noch Tribunen — ſondern offene muthige Landmänner; ſelbſt im Rütli verläugnen ſie ihre gewöhnliche Denkungsweiſe nicht; der zuerſt ankommende Haufe ruft in einer harmloſen Anwandlung von Eitelkeit aus: „Wir ſind die erſten auf dem Platz, wir Unterwaldner.“ Sie haben keine Privilegien oder ſchriftliche Verträge, auf welche ſie ſich berufen können; aber ſie haben die angeſtammten, durch Sagen auf ſie übertragenen Rechte ihrer Väter, kühne Herzen und ſtarke Arme, um dieſelben zu ſchützen. Die Regel, nach welcher ſie handeln, iſt nicht von weit hergeholten logiſchen Sätzen durch ſchöne Gedankenfolgerungen abgeleitet, ſondern ſie iſt das große Reſultat der Erfahrung, die der alte Landmann auf den Sohn verpflanzte. Dieſe Darſtellung wahrer Menſchlichkeit, dieſe in alten Sprüchwörtern und praktiſchen Klugheitsregeln verſinnlichte Weisheit; dieſe in der ruhigen anſpruchloſen Erfüllung der niedrigſten Pflichten entfaltete Größe, hat etwas ganz beſonders Anziehendes. Wahrheit geht über Erdichtung: wir fühlen uns unter dieſen biedern Leuten heimiſch: und ihr Schickſal

flößt uns mehr Theilnahme ein, als das aller ſchreienden, ſchalen, empfindelnden Theaterheiden. Allein uns dieſe Theilnahme einzuflößen, dieß war eben die höchſte Aufgabe der Kunſt; ſie mußte die Natur nachahmen, uns ein, durch die Kraft des Genies verſchönertes und veredeltes Abbild geben, und doch in jedem Zuge die Aehnlichkeit beibehalten. Der höchſte Grad von Kunſt iſt, daß ſie ſich ſelbſt vor unſern Augen verbirgt: jedermann glaubt, er könne dieſe Bauern eben ſo gut wie Schiller zeichnen, jedoch unter jeder andern Hand als der eines echten und kräftigen Dichters, arten ſie bald in zurückſtoßende Plumpheit, oder widrige Abgeſchmacktheit aus. Unter Englands Schriftſtellern erinnere ich mich keines einzigen, der ſich in dergleichen Gegenſtänden mit ſolchem Glück wie Schiller verſucht hätte. Ein mächtiger aber unglücklicher Geiſt, hat unter ganz andern Verhältniſſen, und mit ganz andern Mitteln, gezeigt, daß er es ihm hätte gleich thun können: des Hüttners Sonnabend Abend von Burns, iſt in ſeiner beſcheidnen Einfalt — simplex munditiis — eben ſo ruhig ſchön, als die Scenen im Tell. Kein Anderer hat ſie erreicht; obwohl einige Perſonen von Geiſt es verſucht haben. Wordsworth iſt kein gewöhnlicher Menſch; und auch ſeine Krämer, ſeine Blutigel-Sammler, Männer des Thals, haben ihren Reiz und ihre Moral; doch neben Röſſelmann, dem Prieſter, Ulrich dem Schmidt, Hans auf der Mauer, und den andern kräftigen Verbündeten vom Rütli, ſinken ſie zu winſelnden Gecken herab.

Die Geſchicklichkeit, womit die Begebenheiten in dieſem Stücke verkettet ſind, entſpricht der Wahrheit in der Charakterzeichnung vollkommen. Die erſten Ereigniſſe des Schweitzeriſchen Freiheitskriegs wie ſie Tſchudi oder

Müller erzählen, ſind in dieſem Stücke Schiller's bis auf die kleinſten Einzelheiten aufbewahrt. Die Schönheit dieſer Schilderungen ſpricht jedermann an; ihre Treue überraſcht jeden Leſer der in der Schweitz geweſen iſt. Schiller ſah den Schauplatz ſeines Stückes nie; doch ſein Fleiß, ſeine ſchnelle Auffaſſungsgabe erſetzen dieſen Mangel gänzlich.

Berg und Bergbewohner, Verſchwörung und That, alles ſteht uns in ſeiner wahren Geſtalt vor Augen, alle von dem milden Sonnenſchein dichteriſcher Phantaſie beleuchtet. Geßler's Tirannei, und das Elend worein ſie das Land verſetzte; die Erbitterung und zugleich der beharrliche Muth des Volkes; die Charaktere deſſelben und die ſeiner Anführer, als: Walther Fürſt, Stauffacher und Melchthal; ihre Anſtrengungen und der endliche Erfolg halten uns, wie ſie hier beſchrieben ſind, in beſtändiger Spannung. Dieß Stück iſt eben ſo reich an Handlung, als die Braut von Meſſina arm daran iſt.

Doch ohne Zweifel iſt der Charakter Tell's, des Helden der ſchweitzeriſchen Empörung und des gegenwärtigen Drama's, am ſchönſten gezeichnet. Im Tell ſehen wir alle Eigenſchaften eines großen Mannes vereinigt, ohne die Hülfe der Erziehung oder große Veranlaſſungen die ſie entwickelten, zugleich zu gewahren. Seine Kenntniſſe hat er ſich durch eigne Erfahrung erworben, und dieſe beſchränkt ſich auf die Berge ſeines Heimathslandes: er kannte weder Belehrung noch Beiſpiele glänzender Tugend; weder von Außen noch von Innen wurde er zum Streben nach Ruhm aufgefordert; er iſt als einfacher Alpenbewohner unter einfachen Alpenbewohnern zum Mann aufgewachſen, und hat nie nach etwas Beſſerem gegeizt. Indeß

entdecken wir bald in ihm einen tief denkenden ernsten Geist, der nach Thätigkeit dürstet, jedoch durch die heilsamen Gebote der Klugheit in seinen Schranken gehalten wird; ein wohlwollendes großmüthiges Herz, dem Prahlerei und Furcht gleich fremd sind. Gerade dieser frische Anstrich des Landmanns, diese anspruchlose Biederkeit ist es, welche die große Schönheit in Tell's Charakter ausmacht: alles ist natürlich, er deklamirt nicht: er verschmäht es von edelm Benehmen viel zu schwatzen, er zeigt es vielmehr durch die That. Von seiner Freiheit spricht er wenig, weil er stets im Genuß derselben gewesen ist, und weil er fühlt daß er sie immer vertheidigen kann. „Die Gründe warum er Geßlern vernichten will, sind weder von Rechtsgelehrten, noch Schriftstellern über die Moral, sondern von dem ewigen Naturtrieb entlehnt; weil sonst Tells Weib und Kinder durch ihn zu Grunde gerichtet werden. Die Scene, wo dieser friedliche aber unbezwungene Bogenschütz auf Geßler in dem Hohlweg zwischen den Felsen bei Küßnacht lauert stellt jenen in auffallendem Lichte dar. Frühere Scenen haben uns Tell unter mannigfaltigen liebenswürdigen, und interessanten Beziehungen gezeigt; wir wußten, daß er eben so zartfühlend als tapfer war, daß er gern die Bergesgipfel bestieg, und in stillen Träumen sich dem Eindruck dieser wild erhabenen Naturschönheiten hingab; wir sahen ihn als den zärtlichsten Vater und Gatten; mitten in der Gefahr unerschrocken, bescheiden, entschlossen, sein Leben wagend um dem Bedrückten Hülfe zu bringen. — Doch hier ist sein Geist in einer feierlich ernsten Stimmung; die Triebfedern seiner Handlungen treten uns in diesem heißen Kampf mit mehr Klarheit vor die Augen. Der Name Mörder entmuthigt plötzlich sein unbefangenes furchtloses Gemüth und den-

noch ruft ihm der Gedanke an Weib und Kinder kräftig zu, daß es hier kein anderes Mittel giebt. Geßler muß sterben: Tell schwur es tief im Innersten seiner Seele, als ihn das Ungeheuer zwang, nach dem Kopf seines Knaben zu zielen; und seinen Schwur will er halten. Seine Gedanken schweifen hin und her, doch unabänderlich ist sein Wille; der freie friedliche Bergbewohner muß Menschenblut vergießen: wehe denen die ihn dazu reizten!

Reisende kommen den Pfad entlang; ihre Sorglosigkeit um das was der nächste Tag herbeiführen wird, steht mit Tells dunkeln unheilbringenden Plänen im vollkommnen Gegensatz. Die oberflächliche unschuldige Schwatzhaftigkeit Stüssis des Flurschützen, das mütterliche Ungestüm von Armgarts Weib, der hartherzige Uebermuth Geßlers, die uns hinter einander vor die Augen treten, geben der Zeichnung einen Anstrich von Wahrheit, und verstärken den Eindruck der letzten Begebenheit:

Act IV. Scene III.

Die hohle Gasse bey Küßnacht. Man steigt von hinten zwischen Felsen herunter und die Wanderer werden, ehe sie auf der Scene erscheinen, schon von der Höhe gesehen. Felsen umschließen die ganze Scene; auf einer der vordersten ist ein Vorsprung mit Gesträuch bewachsen.

Tell (tritt auf mit der Armbrust).

Durch diese hohle Gasse muß er kommen;
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht — Hier
Vollend' ichs — Die Gelegenheit ist günstig.
Dort der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm;
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen;
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.

Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!
Fort muſſt du, deine Uhr iſt abgelaufen.

Ich lebte ſtill und harmlos — Das Geſchoß
War auf des Waldes Thiere nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord —
Du haſt aus meinem Frieden mich heraus
Geſchreckt; in gährend Drachengift haſt du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt;
Zum Ungeheuren haſt du mich gewöhnt —
Wer ſich des Kindes Haupt zum Ziele ſetzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feinds.

Die armen Kindlein, die unſchuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wuth
Beſchützen, Landvogt! — Da, als ich den Bogenſtrang
Anzog — als mir die Hand erzitterte —
Als du mit grauſam teufeliſcher Luſt
Mich zwangſt, auf's Haupt des Kindes anzulegen —
Als ich ohnmächtig flehend rang vor dir,
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbar'm Eidſchwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächſten Schuſſes erſtes Ziel
Dein Herz ſeyn ſollte — Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Iſt eine heil'ge Schuld, ich will ſie zahlen.

Du biſt mein Herr und meines Kaiſers Vogt;
Doch nicht der Kaiſer hätte ſich erlaubt,
Was du — Er ſandte dich in dieſe Lande,
Um Recht zu ſprechen — ſtrenges, denn er zürnet —
Doch nicht um mit der mörderiſchen Luſt
Dich jedes Greuels ſtraflos zu erfrechen,
Es lebt ein Gott zu ſtrafen und zu rächen.

Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchſter Schatz —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch dir ſoll es nicht widerſtehn — Und du,
Vertraute Bogenſehne, die ſo oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernſt!
Nur jetzt noch halte feſt, du treuer Strang,
Der mir ſo oft den herben Pfeil beflügelt —
Entrännſt' er jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweyten zu verſenden.

Auf dieſer Bank von Stein will ich mich ſetzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet —
Denn hier iſt keine Heimath — Jeder treibt
Sich an dem Andern raſch und fremd vorüber,
Und fraget nicht nach ſeinem Schmerz — Hier geht
Der ſorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geſchürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
Der düſtre Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem ſchwer beladnen Roß,
Der ferne her kommt von der Menſchen Ländern,
Denn jede Straße führt ans End' der Welt.
Sie Alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geſchäft — und meines iſt der Mord!

(Setzt ſich.)

Sonſt wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wieder kam;
Denn niemals kehrt er heim, er bracht' euch etwas,
War's eine ſchöne Alpenblume, war's
Ein ſeltner Vogel oder Ammonshorn,

Wie es der Wandrer findet auf den Bergen —
Jetzt geht er einem andern Waidwerk nach;
Am wilden Weg sitzt er mit Mordgedanken;
Des Feindes Leben ist's worauf er lauert,
— Und doch an euch nur denkt er, lieben Kinder,
Auch jetzt — euch zu vertheid'gen, eure holde Unschuld
Zu schützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen!

(Steht auf.)

Ich laure auf ein edles Wild — läßt sich's
Der Jäger nicht verdrießen, Tage lang
Umher zu streifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wagesprung zu thun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er sich anleimt mit dem eignen Blut,
— Um ein armselig Gratthier zu erjagen.
Hier gilt es einen köstlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.

(Man hört von ferne eine heitre Musik, welche sich nähert.)

Mein ganzes Lebenlang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel;
Ich habe oft geschossen in das Schwarze,
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenschießen — Aber heute will ich
Den Meisterschuß thun und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.

(Eine Hochzeit zieht über die Scene und durch den Hohlweg hinauf. Tell betrachtet sie auf seinen Bogen gelehnt; Stüssi der Flurschütz gesellt sich zu ihm.)

Stüssi.

Das ist der Klostermey'r von Morlischachen,
Der hier den Brautlauf hält — Ein reicher Mann;
Er hat wohl zehen Senten auf den Alpen.
Die Braut holt er jetzt ab zu Imisee,
Und diese Nacht wird hoch geschwelgt zu Küßnacht.
Kommt mit! 's ist jeder Biedermann geladen.

Tell.

Ein ernster Gast stimmt nicht zum Hochzeithaus.

Stüssi.

Drückt Euch ein Kummer, werft ihn frisch vom Herzen!
Nehmt mit was kommt; die Zeiten sind jetzt schwer;
Drum muß der Mensch die Freude leicht ergreifen.
Hier wird gefreyt und anderswo begraben.

Tell.

Und oft kommt gar das Eine zu dem Andern.

Stüssi.

So geht die Welt nun. Es giebt allerwegen
Unglücks genug — Ein Rufi ist gegangen
Im Glarner Land und eine ganze Seite
Vom Glärnisch eingesunken.

Tell.

Wanken auch
Die Berge selbst? Es steht nichts fest auf Erden.

Stüssi.

Auch anderswo vernimmt man Wunderdinge.
Da sprach ich Einen der von Baden kam.
Ein Ritter wollte zu dem König reiten,
Und unterwegs begegnet ihm ein Schwarm
Von Hornissen, die fallen auf sein Roß,

ürde ich ihm Unrecht thun, wenn ich ihn nöthigen
te sein Recht ordentlich auszuführen, da er es doch
ich darzuthun sich erbietet." Er ließ also die
he untersuchen, und, nach Befund der Wahrheit,
ließ er mir die Schutzgerechtigkeit der Abtey, mit
Königlichen Bestätigung darüber.

Es begab sich, daß der König durch Unterhand-
en es dahin brachte, daß der König von England,
Gemahlinn und seine Kinder nach Frankreich ka-
, um für ihn und sie vom Frieden zu handeln.
egen erklärten sich des Königs Räthe sehr nach-
lich. „Sire! sagten sie, wir wundern uns
daß Ihr gemeynt seyd, dem König von Eng-
einen so großen Theil von eurem Lande abzutre-
das Ihr und Euer Vorfahr ihm abgewonnen
, und noch dazu wegen eines Lehnsverbrechens.
dünkt daher, wofern Ihr meynt, kein Recht
uf zu haben, so handelt Ihr unrecht gegen den
g von England, wenn Ihr ihm nicht die ganze
erung zurückgebt, die Ihr und Euer Vorfahr
cht habt; meynt Ihr aber Recht daran zu haben,
eint uns alles, was Ihr ihm wiedergebt, reiner
uß zu seyn." Hierauf antwortete der heilige Kö-
olgendergestalt: „ihr Herren! ich bin überzeugt,
ie Vorfahren des Königs von England alles nach
Recht der Eroberung verloren haben; auch trete
as Stück Land, das ich ihm überlasse, nicht des-
n ab, als ob ich ihm oder seinen Erben zu etwas
nden wäre, sondern um zwischen meinen und sei-
Kindern, die von Geschwistern abstammen, Ein-
t zu erhalten. Auch dünkt mich, dasjenige, was
m abtrete, sey recht gut angewendet; denn da
rher nicht mein Lehensmann war, so erkennt er
ehr meine Lehensherrlichkeit."— Er war ein Fürst,

Daß es vor Marter todt zu Boden ſinkt,
Und er zu Fuße ankommt bey dem König.

Tell.

Dem Schwachen iſt ſeine Stachel auch gegeben.

(Armgart kommt mit mehreren Kindern, und ſtellt ſich an den Eingang des Hohlweges).

Stüſſi.

Man deutet's auf ein großes Landesunglück,
Auf ſchwere Thaten wider die Natur.

Tell.

Dergleichen Thaten bringet jeder Tag;
Kein Wunderzeichen braucht ſie zu verkünden.

Stüſſi.

Ja, wohl dem, der ſein Feld beſtellt in Ruh,
Und ungekränkt daheim ſitzt bey den Seinen.

Tell.

Es kann der Frömmſte nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem böſen Nachbar nicht gefällt.

(Tell ſieht oft mit unruhiger Erwartung nach der Höhe des Wegs.)

Stüſſi.

Gehabt Euch wohl — Ihr wartet hier auf Jemand?

Tell.

Das thu' ich.

Stüſſi.

Frohe Heimkehr zu den Euren!
— Ihr ſeyd aus Uri? Unſer gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, wird noch heut von dort erwartet.

Wanderer (kommt).

Den Vogt erwartet heut nicht mehr. Die Waſſer

Sind ausgetreten von dem großen Regen,
Und alle Brücken hat der Strom zerriſſen.

(Tell ſteht auf.)

Armgart (kommt vorwärts).

Der Landvogt kommt nicht!

Stüſſi.

Sucht Ihr was an ihn?

Armgart.

Ach, freylich!

Stüſſi.

Warum ſtellet Ihr Euch denn
In dieſer hohlen Gaſſ' ihm in den Weg?

Armgart.

Hier weicht er mir nicht aus, er muß mich hören.

Frießhardt

(kommt eilfertig den Weg herab, und ruft in die Scene).

Man fahre aus dem Weg — Mein gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, kommt dicht hinter mir geritten.

(Tell geht ab.)

Armgart (lebhaft).

Der Landvogt kommt!

(Sie geht mit ihren Kindern nach der vordern Scene, Geßler und Rudolph der Harras, zeigen ſich zu Pferd auf der Höhe des Wegs.)

Stüſſi (zum Frießhardt).

Wie kamt ihr durch das Waſſer,
Da doch der Strom die Brücken fortgeführt?

Frießhardt.

Wir haben mit dem See gefochten, Freund,
Und fürchten uns vor keinem Alpenwaſſer.

Stüſſi.

Ihr war't zu Schiff in dem gewalt'gen Sturm?

Frießhardt.

Das waren wir. Mein Lebtag denk ich dran —

Stüſſi.

O bleibt, erzählt!

Frießhardt.

Laß mich, ich muß voraus,
Den Landvogt muß ich in der Burg verkünden.
(Ab.)

Stüſſi.

Wär'n gute Leute auf dem Schiff geweſen,
In Grund geſunken wär's mit Mann und Maus;
Dem Volk kann weder Waſſer bey noch Feuer.
(Er ſieht ſich um.)
Wo kam der Waidmann hin, mit dem ich ſprach?
(Geht ab).

Geßler und Rudolph der Harras zu Pferd.

Geßler.

Sagt, was Ihr wollt, ich bin des Kaiſers Diener
Und muß drauf denken, wie ich ihm gefalle.
Er hat mich nicht ins Land geſchickt, dem Volk
Zu ſchmeicheln und ihm ſanft zu thun — Gehorſam
Erwartet er; der Streit iſt, ob der Bauer
Soll Herr ſeyn in dem Lande oder der Kaiſer.

Armgart.

Jetzt iſt der Augenblick! Jetzt bring ich's an!
(Nähert ſich furchtſam.)

Geßler.

Ich hab' den Hut nicht aufgeſteckt zu Altdorf
Des Scherzes wegen, oder um die Herzen

Des Volks zu prüfen; dieſe kenn ich längſt.
Ich hab' ihn aufgeſteckt, daß ſie den Nacken
Mir lernen beugen, den ſie aufrecht tragen —
Das Unbequeme hab' ich hingepflanzt
Auf ihren Weg, wo ſie vorbeygehn müſſen,
Daß ſie drauf ſtoßen mit dem Aug', und ſich
Erinnern ihres Herrn, den ſie vergeſſen.

Rudolph.

Das Volk hat aber doch gewiſſe Rechte —

Geßler.

Die abzuwägen, iſt jetzt keine Zeit!
— Weitſchicht'ge Dinge ſind im Werk und Werden;
Das Kaiſerhaus will wachſen; was der Vater
Glorreich begonnen, will der Sohn vollenden.
Dieß kleine Volk iſt uns ein Stein im Weg —
So oder ſo — Es muß ſich unterwerfen.

(Sie wollen vorüber, die Frau wirft ſich vor dem Landvogt nieder.)

Armgart.

Barmherzigkeit, Herr Landvogt! Gnade! Gnade!

Geßler.

Was bringt Ihr Euch auf offner Straße mir
In Weg — Zurück!

Armgart.

Mein Mann liegt im Gefängniß;
Die armen Waiſen ſchreyen nach Brot — Habt Mitleid,
Geſtrenger Herr, mit unſerm großen Elend!

Rudolph.

Wer ſeyd Ihr? Wer iſt Euer Mann?

Armgart.

Ein armer
Wildheuer, guter Herr, vom Rigiberge,

Der über'm Abgrund weg das freye Gras
Abmähet von den ſchroffen Felſenwänden,
Wohin das Vieh ſich nicht getraut zu ſteigen —

Rudolph (zum Landvogt).

Bey Gott, ein elend und erbärmlich Leben!
Ich bitt' Euch, gebt ihn los den armen Mann!
Was er auch Schweres mag verſchuldet haben,
Strafe genug iſt ſein entſetzlich Handwerk.

(Zu der Frau.)

Euch ſoll Recht werden — Drinnen auf der Burg
Nennt Eure Bitte — Hier iſt nicht der Ort.

Armgart.

Nein, nein, ich weiche nicht von dieſem Platz,
Bis mir der Vogt den Mann zurückgegeben!
Schon in den ſechsten Mond liegt er im Thurm,
Und harret auf den Richterſpruch vergebens.

Geßler.

Weib, wollt Ihr mir Gewalt anthun? Hinweg!

Armgart.

Gerechtigkeit, Landvogt! Du biſt der Richter
Im Lande an des Kaiſers Statt und Gottes.
Thu deine Pflicht! So du Gerechtigkeit
Vom Himmel hoffeſt, ſo erzeig' ſie uns!

Geßler.

Fort! Schafft das freche Volk mir aus den Augen!

Armgart

(greift in die Zügel des Pferdes).

Nein, nein, ich habe nichts mehr zu verlieren.
— Du kommſt nicht von der Stelle, Vogt, bis du
Mir Recht geſprochen — Falte deine Stirne,
Rolle die Augen, wie du willſt — Wir ſind

So grenzenlos unglücklich, daß wir nichts
Nach deinem Zorn mehr fragen —

Geßler.

Weib, mach' Platz.
Oder mein Roß geht über dich hinweg.

Armgart.

Laß es über mich dahin gehn — Da —
(Sie reißt ihre Kinder zu Boden, und wirft ſich mit ihnen ihm in den Weg.)
Hier lieg' ich
Mit meinen Kindern — Laß die armen Waiſen
Von deines Pferdes Huf zertreten werden!
Es iſt das Aergſte nicht, was du gethan —

Rudolph.

Weib, ſeyd Ihr raſend?

Armgart (heftiger auffahrend).

Trateſt du doch längſt
Das Land des Kaiſers unter deine Füße!
— O ich bin nur ein Weib! Wär' ich ein Mann,
Ich wüſſte wohl was Beſſeres, als hier
Im Staub zu liegen —
(Man hört die vorige Muſik wieder auf der Höhe des Wegs, aber gedämpft.)

Geßler.

Wo ſind meine Knechte?
Man reiße ſie von hinnen, oder ich
Vergeſſe mich und thue, was mich reuet.

Rudolph.

Die Knechte können nicht hindurch, o Herr!
Der Hohlweg iſt geſperrt durch eine Hochzeit.

Geßler.

Ein allzumilder Herrſcher bin ich noch
Gegen dieß Volk — die Zungen ſind noch frey,
Es iſt noch nicht ganz, wie es ſoll, gebändigt —
Doch es ſoll anders werden, ich gelob' es,
Ich will ihn brechen dieſen ſtarren Sinn,
Den kecken Geiſt der Freyheit will ich beugen.
Ein neu Geſetz will ich in dieſen Landen
Verkündigen — Ich will —

(Ein Pfeil durchbohrt ihn; er fährt mit der Hand ans Herz und will ſinken. Mit matter Stimme:)

Gott ſey mir gnädig!

Rudolph.

Herr Landvogt — Gott! Was iſt das? Woher kam das?

Armgart (auffahrend).

Mord! Mord! Er taumelt, ſinkt! Er iſt getroffen!

Rudolph (ſpringt vom Pferde).

Welch gräßliches Ereigniß — Gott — Herr Ritter —
Ruft die Erbarmung Gottes an! — Ihr ſeyd
Ein Mann des Todes!

Geßler.

Das iſt Tells Geſchoß.

(Iſt vom Pferd herab dem Rudolph Harras in den Arm gegleitet, und wird auf der Bank niedergelaſſen.)

Tell

(erſcheint oben auf der Höhe).

Du kennſt den Schützen, ſuche keinen andern!
Frey ſind die Hütten, ſicher iſt die Unſchuld
Vor dir, du wirſt dem Lande nicht mehr ſchaden.

(Verſchwindet von der Höhe. Volk ſtürzt herein.)

Stüssi (voran).

Was gibt es hier? Was hat sich zugetragen?

Armgart.

Der Landvogt ist von einem Pfeil durchschossen.

Volk (im Hereinstürzen).

Wer ist erschossen?

(Indem die Vordersten von dem Brautzug auf die Scene kommen, sind die Hintersten noch auf der Höhe und die Musik geht fort.)

Rudolph der Harras.

Er verblutet sich.

Fort, schaffet Hülfe! Setzt dem Mörder nach!
— Verlorner Mann, so muß es mit dir enden;
Doch meine Warnung wolltest du nicht hören!

Stüssi.

Bey Gott! da liegt er bleich und ohne Leben!

Viele Stimmen.

Wer hat die That gethan?

Rudolph der Harras.

Rast dieses Volk,
Daß es dem Mord Musik macht? Lasst sie schweigen!

(Musik bricht plötzlich ab, es kommt noch mehr Volk nach.)

Herr Landvogt, redet, wenn Ihr könnt — Habt Ihr
Mir nichts mehr zu vertrauen?

(Geßler gibt Zeichen mit der Hand, die er mit Heftigkeit wiederholt, da sie nicht gleich verstanden werden.)

Wo soll ich hin?
— Nach Küßnacht? Ich versteh' Euch nicht — O werdet

Nicht ungeduldig — Laßt das Irdiſche!
Denkt jetzt Euch mit dem Himmel zu verſöhnen.

(Die ganze Hochzeitgeſellſchaft umſteht den Sterbenden mit einem fühlloſen Grauſen.)

Stüſſi.

Sieh', wie er bleich wird — Jetzt, jetzt tritt der Tod
Ihm an das Herz — die Augen ſind gebrochen —

Armgart (hebt ein Kind empor).

Seht, Kinder, wie ein Wütherich verſcheidet!

Rudolph der Harras.

Wahnſinnige Weiber, habt ihr kein Gefühl,
Daß ihr den Blick an dieſem Schreckniß weidet?
— Helft — Leget Hand an — Steht mir Niemand bey,
Den Schmerzenspfeil ihm aus der Bruſt zu ziehn?

Weiber (treten zurück).

Wir ihn berühren, welchen Gott geſchlagen!

Rudolph der Harras.

Fluch treff' euch und Verdammniß!

(Zieht das Schwert.)

Stüſſi (fällt ihm in den Arm).

Wagt es, Herr!
Eu'r Walten hat ein Ende. Der Tyrann
Des Landes iſt gefallen. Wir erdulden
Keine Gewalt mehr. Wir ſind freye Menſchen.

Alle (tumultuariſch).

Das Land iſt frey!

Rudolph der Harras.

Iſt es dahin gekommen?
Endet die Furcht ſo ſchnell und der Gehorſam?

(Zu den Waffenknechten, die hereindringen.)
Ihr ſeht die grauſenvolle That des Mords,
Die hier geſchehen — Hülfe iſt umſonſt —
Vergeblich iſt's, dem Mörder nachzuſetzen.
Uns drängen andre Sorgen — Auf, nach Küßnacht,
Daß wir dem Kaiſer ſeine Veſte retten!
Denn aufgelöst in dieſem Augenblick
Sind aller Ordnung, aller Pflichten Bande,
Und keines Mannes Treu' iſt zu vertrauen.
(Indem er mit den Waffenknechten abgeht, erſcheinen ſechs barmherzige Brüder.)

Armgart.
Platz! Platz! da kommen die barmherz'gen Brüder.

Stüſſi.
Das Opfer liegt — die Rabn ſteigen nieder.

Barmherzige Brüder
(ſchließen einen Halbkreis um den Todten, und ſingen in tiefem Ton).
Raſch tritt der Tod den Menſchen an;
Es iſt ihm keine Friſt gegeben.
Es ſtürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben.
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor ſeinem Richter ſtehen!
(Indem die letzten Zeilen wiederholt werden, fällt der Vorhang.)

Geßlers Tod, der die Hauptkataſtrophe des Stücks bildet, erfolgt zu Ende des 4ten Akts; der fünfte, welcher die Vertreibung ſeiner Trabanten und den endlichen Triumph, ſowie die Befreiung der Schweizer darſtellt, bringt ohnerachtet mannichfaltiger Vorfälle und größerer

der ſich nur alle mögliche Mühe von der Welt gab, Einigkeit zwiſchen ſeinen Unterthanen zu erhalten, vorzüglich aber zwiſchen den großen Herren in der Nachbarſchaft, und in den Provinzen des Reichs; wie z. B. zwiſchen dem Grafen von Châlons, (dem Oheim des Sire von Joinville und ſeinem Sohne, dem Grafen von Burgund, die zu der Zeit, als wir von die Fahrt über Meer zurükkamen, großen Zwiſt mit einander hatten. Um nun Vater und Sohn auszuſöhnen, ſandt' er einige Räthe auf ſeine Koſten nach Burgund, und durch ſeine Vermittlung wurde zwiſchen Vater und Sohn ein Vergleich geſtiftet.

Auf dieſe Fehde, die der König beylegte, folgte eine andere große Fehde zwiſchen dem Grafen Theobald von Bar und dem Graf Heinrich von Luxemburg; jener bemächtigte ſich des Schloſſes Linay, welches dem Grafen von Luxemburg von wegen ſeiner Frau gehörte. Um dieſe Fehde beyzulegen, ſandte der König den Kammerherrn Herr Peter, als den Mann, auf den er unter allen das meiſte Vertrauen ſetzte, wieder auf königliche Koſten, ließ auch nicht nicht nach, bis ſie ſich verglichen hatten.

In Abſicht auf jene Ausländer, die der König verglich, ſagten einige von ſeinen Räthen, er thue gar nicht wohl, daß er ſie nicht mit einander Krieg führen laſſe; denn ließ er ſie recht arm werden, ſo würden ſie ihn nicht ſobald beunruhigen, als wenn ſie recht bey Kräften wären. Hierin gab ihnen der König ſehr unrecht: , denn ſagt' er, ſähen die auswärtigen Fürſten, daß ich ſie unter einander Krieg führen ließe ſo könnten ſie ſich bereden und ſagen: der König läßt uns aus Tücke mit einander befehden; es würde alſo daraus die Folge entſtehn, daß ſie wegen des

Haßes.

Ereigniſſe doch keinen ſo lebendigen Eindruck in uns hervor. Ein gewiſſer Mangel an Einheit, wird uns in der That das ganze Stück hindurch fühlbar; die Begebenheiten laufen nicht auf ein und daſſelbe Ziel hinaus; zwiſchen Tells Unternehmen, und dem der Männer im Rütli, iſt wenig oder gar kein Zuſammenhang. Dieß iſt der hauptſächlichſte oder vielmehr der einzige Mangel im vorliegenden Werke; ein Mangel der von der genauen Darſtellung eines hiſtoriſchen Gegenſtandes unzertrennlich iſt, der aber durch ein höheres Intereſſe, einen umfaſſenderen Gang der Handlung, endlich durch eine ſtrenggeſchichtlich treue Charakterzeichnung mehr als erſetzt wird. Durch dieſe Behandlung des Gegenſtandes iſt uns das Alpenleben in ſeiner ganzen Breite und Länge vor die Augen geführt; es geht von dem Ritterſaal des Attinghauſen, bis zu Ruodi dem Fiſcher auf dem Vierwaldſtädterſee und Armgart — dem armen

„Wildheuer — vom Rigiberge
„Der überm Abgrund weg das freye Gras
„Abmähet von den ſchroffen Felſenwänden
„Wohin das Vieh ſich nicht getraut zu ſteigen.

Die Schweizer ſtehen gleichſam vor unſern Augen, wir ſehen ſie im Beſitz ihrer Freiheit bis auf die kleinſten Umſtände in aller ihrer Einfalt und ungeheuchelten Größe. Des Dichters Genie verſetzt uns in die vier Waldcantons zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Zeit und Schauplatz tritt uns durch wahre Schilderung, durch treu gezeichnete Wirklichkeit — was noch mehr als Schönheit gilt, glänzend entgegen.

Dem Schauſpiele Wilhelm Tell fehlt es an Einheit des Intereſſe und der Handlung; aber demohngeachtet kann

es auf die hohe Würde Anſpruch machen, Schillers beſten Stücken gleich geſtellt zu werden. Weniger umfaſſend und ehrgeizig als Wallenſtein, minder ätheriſch als die Jungfrau, trägt dies Werk das Gepräge der Natur und Wahrheit in einem ſo hohen Grade, als ſich ſeine Nebenbuhler deſſen nimmer rühmen können. Die Gefühle, die es zunächſt einprägt und weckt, ſind die der menſchlichen Natur im Allgemeinen in ihrer reinſten anſpruchsloſeſten Form dargeſtellt. Hier iſt kein hochtrabender Sinn, keine poetiſche Liebe: Tell liebt ſein Weib, wie biedere Männer ihre Frauen lieben; und die Epiſode von Bertha und Rudenz iſt, obgleich ſchön, doch ſehr kurz, und ohne eingreifende Wirkung in das Ganze. Angenehm und wohlthätig iſt es für das Herz bei den Scenen im Tell zu verweilen: alles iſt ſo lieblich, und doch zugleich ſo wahr. Hier iſt phyſiſche und moraliſche Größe vereinigt; dies aber iſt nur die ſchmuckloſe Größe der Natur. Neben uns glühen im Strahl der ſüdlichen Sonne, die Seeen und grünen Thäler, das Schreckhorn, die Jungfrau, und andere Bergſpitzen mit ihren Schneelavinen und ihren Schlöſſern von Eis; und unter ihnen wohnt ein Geſchlecht tüchtiger Landleute, die heroiſch ſind ohne aus dem ihnen angewieſenen Kreis herauszutreten, und poetiſch, ohne deshalb der Natur zu entſagen.

Wir verweilten länger bei dieſem Stück, nicht blos wegen ſeiner ausgezeichneten Vorzüge; ſondern auch, weil es unſer letztes iſt. Zu keiner Zeit entfalteten ſich Schillers Fähigkeiten glänzender: im kräftigen Mannesalter erntete er nun in ſeltener und mannichfaltiger Vollkommenheit, die Früchte ſeiner nächtlichen Studien; die Schnelligkeit, womit er ſolche poetiſche Werke ſchrieb, zeugte zugleich von dem überſchwenglichen Reichthum ſeines Geiſtes,

und der groſsen Herrſchaft, die er über denſelben ausübte. Es ſchien als wäre alles bisher Vollbrachte nur ein Theil deſſen geweſen, was er ſich vorgenommen hatte; eine kühne Einbildungskraft trug ihn hinüber zu fernen, noch unberührten Gebieten des Wiſſens und der Dichtkunſt, wo noch glorreichere Triumphe zu erwerben waren. In ſeiner Phantaſie reiften Pläne zu ganz neuen Werken, zu ganz neuer Schreibart; mit einer Menge von Vorſätzen wie immer beſchäftigt, war er eifrig bemüht dieſe auszuführen. Doch Schillers Arbeiten und Triumphe nahten ſich ihrem Ende. Schon war ihm der unſichtbare Bote nahe, der den Fleiſsigen, ſowie den Müſsiggänger erreicht, der den Menſchen mitten in ſeinen Freuden oder Geſchäften abruft, der ſein Antlitz verwandelt, und ihn von hinnen ſendet.

1804, als er von Berlin zurückkehrte, woſelbſt er Zeuge von der Aufführung des Wilhelm Tell geweſen war, überfiel ihn ein Paroxismus jener Krankheit, die ihn Jahrelang nie ganz verlaſſen hatte. Der Anfall war ſchmerzhaft und heftig; er brachte ihn an den Rand des Grabes; indeſſen kam er diesmal noch davon; man ſagte ihm er ſey auſser Gefahr und er fing ſeine poetiſchen Arbeiten von Neuem an. Auſser verſchiedenen Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Italiäniſchen, entwarf er ein Trauerſpiel über die Geſchichte des Perkin Warbeck, und beendete zwei Akte eines Stückes, das einen ähnlichen aber glücklichern Betrüger den Demetrius von Rußland zum Gegenſtand hatte.

Sein Geiſt war, wie es ſchien, häufig mit erhabenern göttlichern Gedanken beſchäftigt. Seine Forſchungen im Univerſum menſchlicher Ideen hatten ihm Genuſs gewährt; doch mag ihm wohl kein Gebiet deſſelben auf die

Länge genügt haben. Viele ſeiner ſpätern Gedichte legen eine unaufhörliche immer zunehmende Sehnſucht nach einer Auflöſung des Lebensgeheimniſſes an den Tag, oft iſt es ein finſterer Unmuth mit dem er ſich darein ergiebt, oder daran verzweifelt, je eine zu finden. Seinem feurigen Geiſte genügten nicht blos die ſichtbaren Dinge, wenn dieſe gleich mit allem Glanz des Verſtandes und der Phantaſie geſchmückt waren; er ſchwebte empor in unbekannte Regionen, er blickte auf mit unausſprechlichem Verlangen zu einer ſichern lichteren Heimath, jenſeits dieſes Erdballs. Er hatte keine beſondere Urſache, ſeinen Tod für nahe zu halten; doch leicht können wir bemerken, daß die ehrwürdigen Geheimniſſe der Vernichtung lange ein vertrauter Gegenſtand ſeines Nachdenkens geweſen ſind. In kurzem ſollte der Schleier der ſie vor ſeinen Augen verbarg, unvermuthet zerriſſen werden.

Der Frühling des Jahres 1805, dem Schiller mit keinen geringen Hoffnungen auf Genuß und Thätigkeit entgegen ging, war kalt, traurig und ſtürmiſch; und mit ihm kehrte ſeine Krankheit zurück. Vergebens war die Hülfe der Aerzte; vergebens die unermüdete Sorgfalt bebender Liebe: das Uebel nahm zu; und den 9. Mai erreichte es ſeine Kriſis. Frühe am Morgen dieſes Tages wurde er bewußtlos, und fing an irre zu reden. Oft hörte man ihn den Namen Lichtenberg ausſprechen; ein Wort ohne weitere Beziehung; welches wie einige glaubten den Schriftſteller dieſes Namens bezeichnete, deſſen Werke er erſt kürzlich geleſen hatte; Andern zufolge meinte er damit das Schloß Leuchtenburg, das er ſich einige Tage vor ſeiner Krankheit zu beſuchen vorgenommen hatte.

Bald ſollte der Dichter, der Weltweiſe, im Grabe liegen, doch ſeinen Freunden war der große Schmerz er-

spart, ihn im Wahnsinn abscheiden zu sehen. Die feurige Decke physischer Leiden, die seinen Geist niederbeugte und verfinsterte, ward weggezogen; noch einmal blickte Schillers Seele in ihrer gewöhnlichen Klarheit hervor, ehe sie der Welt für immer entfloh. Nachmittag ließ das Phantasiren nach; gegen vier Uhr fiel er in einen sanften Schlaf, und erwachte bald darauf bei voller Besinnung. In jener Stunde, dem Bewußtseyn zurückgegeben, wo die Seele keine menschliche Hülfe mehr hoffen darf, und wo sie dem König der Schrecknisse in all ihrer Kraft entgegen treten muß, unterlag Schiller dieser letzten und härtesten Prüfung keineswegs. Als er fühlte, daß sein Ende nahe war, bereitete er sich darauf vor, wie es einem solchen Geiste geziemte, nicht mit geheuchelter Gleichgültigkeit oder abergläubischer Furcht, sondern mit jenem ruhigen anspruchslosen männlichen Sinne, welcher sein ganzes Leben bezeichnet hatte. Er sagte seiner Familie und seinen Freunden ein rührendes aber gefaßtes Lebewohl; er bestellte, daß man ihn im Geheimen ohne Gepränge und Feierlichkeiten begraben möchte. Als ihn Jemand frug, wie er sich fühle, sagte er: „Ruhiger und ruhiger"; einfache aber denkwürdige Worte, die den milden Heldenmuth des Mannes ausdrücken. Gegen sechs Uhr versank er in einen tiefen Schlaf; nur einmal blickte er einen Augenblick mit lebhaftem Auge in die Höhe und sagte:

„Es würden ihm jetzt viele Dinge licht und klar!"

Er schloß von Neuem die Augen; sein Schlaf ward fester und fester, bis er sich in jenen Schlaf verwandelte, von dem Niemand wieder erwacht; und alles was von Schiller übrig blieb war eine leblose Hülle, die nur zu bald sich mit der Erdscholle vermischen sollte.

Die Nachricht von Schillers Tod fiel eisigkalt auf manches Herz: nicht blos in Deutschland — in ganz Europa ward dieser Verlust, von Allen die seinen ganzen Umfang kannten, schmerzlich empfunden.

In Weimar besonders, dem Schauplatz seiner edelsten Bestrebungen, dem Wohnsitz seiner auserwählten Freunde, brachte derselbe einen allgemeinen tiefen Eindruck hervor. Die öffentlichen Vergnügungsörter waren geschlossen; alle Stände beeilten sich, ihr Mitgefühl an den Tag zu legen, sich selbst und den Verstorbenen durch den seinem Andenken gebührenden Zoll, zu ehren. Am Freitag starb Schiller; sein Begräbniß sollte am Sonntage seyn; doch der Zustand seiner irdischen Ueberreste machten es früher nöthig. Döring beschreibt die Feierlichkeiten folgendermaßen:

„Schiller's Anordnung zufolge, sollten ihn Bürger tragen, allein mehrere junge Gelehrte und Künstler nahmen aus Achtung für den Verewigten den Bürgern den Sarg ab. Es war zwischen zwölf und ein Uhr Nachts, als man sich dem Kirchhofe nahte. Der rings umwölkte Himmel drohte Regen. Als aber der Sarg vor der Gruft niedergesetzt wurde, da theilten sich plötzlich die Wolken, und der Mond, in ruhiger Klarheit hervortretend, warf seine ersten Strahlen auf den Sarg mit den theuern Ueberresten. Man senkte ihn in die Gruft*), und der Mond trat wieder hinter die Wolken. Heftig brausend erhob sich ein Sturmwind, die Umstehenden gleichsam an den großen unersetzlichen Verlust mahnend.

Wen hätten nicht in diesem Augenblick des Dichters eigne Worte aufs tiefste ergriffen:

*) Schillers Leiche ruht im Landschafts-Cassengewölbe.

„Morgen, ach, du röthest
Eine Todtenflur!
Ach, und du, o Abendroth umflöteſt
Seinen langen Schlummer nur.“*)

So lebte, ſo ſtarb Friedrich Schiller; ein Mann bei deſſen Geſchichte andere Menſchen noch lange mit dem Gefühl der Ehrfurcht und Liebe verweilen werden. Schon naht ſich unſere beſcheidene Erzählung ihrem Ende, und doch zögern wir noch, uns von einem uns ſo theuern Geiſte zu trennen. Auf dem dürftigen zu ſehr vernachläſſigten Felde ſeiner Biographie ſind vielleicht noch einige kleine Thatſachen und Aufſchlüſſe zu ſammeln, die wenn zwar klein ihn doch als Menſchen charakteriſiren und bei einer ſo großen unverdienten Armuth nicht zu verachten ſind.

Schiller war als er ſtarb fünf und vierzig Jahr und einige Monate alt.**) Krankheit hatte längſt ſeine Geſtalt zerſtört, welche nie auf Regelmäßigkeit Anſpruch machen konnte. Er war groß und von ſtarkem Knochenbau, doch mager und ohne Muskelkraft. Sein Körper ſchien durch einen zu gewaltigen Geiſt zerſtört zu werden. Er hatte eine bleiche Geſichtsfarbe, eingefallene Wangen und Schläfe, ein etwas hervorragendes Kinn, eine unregelmäßige Habichtsnaſe und ins Röthliche fallende Haare. Bei

*) S. d. Gedicht: der Flüchtling (in Sch. Werken. Bd. I. S. 44.)

**) Er hinterließ eine Wittwe, zwei Söhne und zwei Töchter, von welchen wir bedauern nichts erfahren zu haben. Von ſeinen drei Schweſtern ſtarb die jüngſte vor ihm; die älteſte iſt an den Hofrath Reinwald in Meiningen verheirathet, die zweite an Hrn. Frauſch dem Geiſtlichen von Meckmühl, in Würtemberg.

allem war jedoch ſein Geſicht anziehend, und nicht ohne eine gewiſſe männliche Schönheit. Seine Lippen waren voll und beſtimmt gezeichnet, und gaben ihm den Ausdruck von Zartgefühl und Biederkeit; aus ſeinem ſanft leuchtenden Auge und ſeinen blaſſen Wangen, ſtrahlte ſtille Begeiſterung, ein durch Melancholie getrübtes Feuer; ſeine Stirn war hochgewölbt und verrieth den tiefen Denker. Nach ſeinen Bildern zu ſchließen, war Schillers Geſicht der Spiegel ſeiner Seele: eine durch Milde gemäßigte Kraft, feurige Glut, die mitten aus den Wolken geduldig ertragener Leiden und getäuſchter Hoffnungen hervorblizt. Seine gewöhnliche Geſichtsfarbe war blaß. Schläfe und Wangen hohl. Wenige Geſichter ſprechen uns ſo an, wie das von Schiller; es iſt zu gleicher Zeit ſanft, liebevoll, anſpruchslos und heroiſch.

In ſeiner Kleidung und ſeinem Benehmen wie in allen übrigen Dingen, war er einfach und anſpruchslos. Unter Fremden konnte er bisweilen etwas ſchüchtern und zurückhaltend ſeyn: in ſeiner Familie oder unter auserwählten Freunden, war er freundlich, offen und heiter wie ein Kind. Ließ er ſich öffentlich ſehen, ſo hatte ſeine Erſcheinung weder etwas auffallendes noch anziehendes. Auf ſeinen Geſichtszügen lag nicht die geringſte Anmaßung, er trug einfache Kleider und ſenkte im Gehen die Blicke beſtändig zu Boden; ſo daß er häufig den Gruß eines vorübergehenden Bekannten gar nicht bemerkte; hörte er ihn aber, ſo griff er raſch nach ſeinem Hute, und ſagte ſein herzliches „guten Tag!“ Beſcheidenheit, Einfachheit, und ein gänzlicher Mangel an allem, was Prahlen oder Ziererei heißt, zeichneten ihn vorzüglich aus. Dies ſind die gewöhnlichen Begleiter wahrer Größe, und dienen dazu ihren Glanz zu mildern. Gewöhnliche Dinge verrichtete

er wie ein gewöhnlicher Mensch. In dergleichen Sachen war sein Benehmen weder berechnet noch gezwungen; und eben deshalb natürlich und angenehm.

Was seinen Charakter als Schriftsteller betrifft, so haben wir den größten Theil dessen was wir zu sagen hatten, bereits bei seinen Werken ausgesprochen. Der flüchtigste Ueberblick derselben muß uns überzeugen, daß er einen Geist vorzüglichster Art besaß; der von Natur groß — durch den emsigen Fleiß eines ganzen Menschenlebens ausgebildet war. Nicht eine besonders vorherrschende Fähigkeit, sondern die vereinigte Stärke aller, wirkt auf uns ein. Jede Seite in seinen Schriften trägt den Stempel innerer Kraft; wir finden darin neue Wahrheiten, neue Ansichten bekannter Wahrheiten, kühne Gedanken, glückliche Bilder, erhabene Gefühle.

Schiller wäre kein gewöhnlicher Mensch gewesen, hätten ihm auch alle jene nur dem Dichter eigenen Fähigkeiten gemangelt. Sein Verstand ist klar, durchdringend und umfassend: seine Schlußfolgen, die oft aus zahlreichen entfernt liegenden Vordersätzen hergeleitet sind, werden in glänzender Einkleidung, unter der Gestalt von Lehrsätzen aufgeführt, deren Kreis wiederum eine ungeheure Menge von kleineren Sätzen in sich schließt. Mehr durch Kraft und Größe als durch Schnelligkeit und Schärfe äußert sich Schillers Geist; Witz zeichnet ihn nicht aus; obwohl ihn seine Phantasie immer mit passenden Metaphern, Erklärungen und Gleichnissen versieht, um den Beobachtungen seiner Vernunft Schmuck und Würze zu verleihn. Sein ernster Charakter machte ihn gleichsam dazu untauglich: seine Tendenz war mehr das Große und Erhabene anzubeten als das Niedere und Gemeine zu verachten. Vielleicht war seine größte Geistesgabe eine

halb poetiſche halb philoſophiſche Einbildungskraft, eine Fähigkeit, deren Producte prächtig und glänzend ſind; die bald eine ſtattliche Pyramide wiſſenſchaftlicher Spekulationen aufrichten oder verzieren hilft; bald über den Abgründen der Gedanken und Gefühle ſo lange brütet, bis ſie dieſe, — ſonſt unausſprechlich — zu ausdrucksvollen Geſtalten verkörpert hat, bis Paläſte und Landſchaften in ätheriſcher Schönheit glühend, gleich Düften aus dem Chaos der Tiefe aufſteigen.

Mit dieſen Fähigkeiten verbunden, ja zum Theil mit denſelben verwandt, finden wir jene Lebendigkeit des Charakters, die zu ihrer vollen Entwickelung unumgänglich nöthig iſt. Schillers Herz war zugleich feurig und zart; ungeſtüm, ſanft; liebreich faßte er die ganze Welt großartig auf; er drang ein in ihre Geheimniſſe, und nahm an Allem den feurigſten Antheil. So vereinigte Schillers poetiſches Talent nicht blos eine, ſondern viele Geiſtesgaben. Es war nicht der karge und beſtechende Geſang eines für Harmonie empfänglichen Ohres, welcher mit einem berauſchten Gefühl, oder einer blos thieriſch wilden Leidenſchaft, und endlich mit einer ſchöpferiſchen Einbildungskraft verbunden iſt, die man eben darum, weil ſie umher ſchweift, ſchöpferiſch nennt; es war, was echte Dichtkunſt immer iſt, die Quinteſſenz aller Geiſtesgaben, das lautere Reſultat ſcharfſinniger Gedanken und Begriffe, verfeinerter aber zugleich gewaltiger Gefühle. In ſeinen Schriften ſehen wir ihn als Moraliſten, als Philoſophen, als Mann von den vielſeitigſten Kenntniſſen: in jedem Fach iſt er groß, aber noch größer durch eine andere Fähigkeit, die allen ſeinen Schöpfungen Schmuck und Glanz verleiht; jene Fähigkeit, welche ſeine Gefühle, Grundſätze, Meinungen aus didaktiſchen lebloſen Wahrheiten in le-

Haßes, den ſie gegen mich hegten, mich anfeinden würden; wobey ich denn leicht verlieren könnte; und würde ich mir noch überdieß den Zorn Gottes zuziehen, welcher ſagt: ſelig iſt der Mann, der Frieden ſtiftet.“ Daher kam es auch, daß die Burgunder und Lothringer, die er vertragen hatte, ſo viel Liebe und Folgſamkeit gegen ihn zeigten, daß ſie, wie ich ſelbſt geſehen habe, an dem königlichen Hoflager zu Rheims, Paris und Orleans ihre Rechtshändel anbrachten.

Der König liebte Gott und ſeine holde Mutter dergeſtalt, daß er alle diejenigen, die man überweiſen konnte, daß ſie von Gott oder ſeiner Mutter etwas unehrliches oder läſterliches ausgeſtoßen hätten, hart beſtrafen ließ. So ließ er, wie ich ſelbſt geſehen habe, einen Goldſchmidt zu Cäſarea an den Pranger ſtellen, nur in Unterkleidern und im Hemde, mit dem Geſchlinge und Gedärme von einem Schweine um den Hals, und zwar in ſolcher Menge, daß es ihm bis an die Naſe ging. Ich hörte auch nach meiner Zurückkunft von der Fahrt über's Meer, erzählen, er habe einen Bürger von Paris die Naſe und die Unterlippe abſchneiden laſſen; aber ſelbſt geſehen hab' ich das nicht. Auch ſagte der heilige König: „ich wollte mich gern mit einem heißen Eiſen ſengen laſſen, wenn nur keine Läſterung in meinem Reich mehr ausgeſtoßen würde.

Wohl drey und zwanzig Jahre bin ich um ihn geweſen, und nie hab' ich gehört, daß er bey Gott, noch bey ſeiner Mutter, noch bey den Heiligen geſchworen hätte. Wollt' er etwas betheuern, ſo ſagt er bloß: „wahrlich! es war ſo!“ oder: „wahrlich ſo iſt es!“

bendige Geſtalten verwandelt, und die noch weit höhere Kräfte als unſern Verſtand in Anſpruch nimmt.

Die Gaben, durch welche dieſe Verwandlung bewirkt wird, ein glühendes, reines und zartes Gefühl verbunden mit Phantaſie und Einbildungskraft, ſind vielleicht keinem mit hoher Vernunft begabten Menſchen gänzlich verſagt; bei verſchiedenen Graden von Stärke verleihen ſie den bloßen Verſtandesproducten eine neue anziehende Kraft; ſind dieſe nun in einem bedeutenden Umfange vorhanden, ſo machen ſie den Mann zum Dichter. Wir wagen es nicht einzeln auseinander zu ſetzen, wie viel von dieſem beſondern Talent Schillern zu Theil geworden war. Ohne ſeinem Rufe zu nahe zu treten, wird man geſtehen müſſen, daß ſeine Werke mehr das Gepräge einer außerordentlichen Kraft als das einer außerordentlichen Feinheit und Geſchmeidigkeit tragen. Sein dramatiſches Nachahmungstalent iſt vielleicht nie von der höchſten Shakſpear'ſchen Art; und in ſeinen gelungenſten Schöpfungen beſchränkt es ſich auf eine gewiſſe Gattung von Charakteren. Das Ernſte, Erhabene, Rührende, Traurige, gelingt ihm am beſten: er iſt nicht ohne Humor, wie Wallenſteins Lager zeigt, doch iſt er auch nicht gerade ſo reich daran; und für das Luſtige, Lächerliche, unter welcher Form es auch ſey, verräth er ſelten Geſchmack und Talent. Der Zufall hauptſächlich machte das Drama zu ſeinem Fach, er hätte ſich in vielen andern Zweigen gewiß eben ſo ausgezeichnet. Die kraftvolle, reiche Erfindungsgabe, die Lebens- und Menſchenkenntniß, welche er in ſeinen Theaterſtücken entfaltete, hätte ihm bei ganz verſchiedenem Streben von großem Nutzen ſeyn können; der Zauber ſeiner Werke war oft nur wenig verſchieden von dem Zauber der allgemein geiſtigen und moraliſchen Kraft, oft beſteht er mehr

in den umfaſſenden Gedanken, den lebendigen Schilderungen, den unaufhaltſamen Gefühlen des Redners, als in dem wilden Feuer und der muthwilligen Begeiſterung des Dichters. Daß er jedoch fähig war, ſich in die höchſten Regionen der Dichtkunſt empor zu ſchwingen, das wird Niemand ihm abſprechen, der ſeine Jungfrau von Orleans, ſeine Thekla oder manches andere ſeiner Stücke geleſen hat. Oft dünkt es uns, als ob uns die Größe ſeiner vereinten Geiſtesgaben daran hindere, ſein poetiſches Genie ausſchließlich zu bewundern. Der Syrenengeſang der Poeſie beſtrickt uns nicht, weil ihre Melodien mit den lauteren männlichern Tönen ernſter Vernunft, und aufrichtiger, wenn gleich erhöhter Empfindung vermiſcht ſind.

Viel mühſelige Unterſuchungen ſind beſonders von Schillers Landsleuten angewendet worden, das Genie zu erklären, und einige davon haben die Grenzen deſſelben ſo eng gezogen, daß ſie nur ſeit Erſchaffung der Welt drei Männer von Genie finden wollten: Homer, Shakſpeare, Goethe! Bei einer ſo ſtrengen Beſtimmung in einer an ſich unerklärlichen Sache, kann dies wohl ſcheinbar aber nicht weſentlich die Genauigkeit vermehren. Die ſchaffende Form, die Fähigkeit, nicht allein gegebne Formen nachzuahmen, ſondern neue zu erfinden und aufzuſtellen, die aber hier nur ſo wenigen zugeſprochen wird, hat wohl die Natur keinem Menſchen in größter Vollkommenheit verliehen, noch irgend einem gänzlich verſagt. Auch kann man die Spuren davon nicht nach einem ſo oberflächlichen Maaßſtabe als den die Sprache giebt, unterſcheiden. Eine Definition des Genies, welche einen Geiſt wie Schiller ausſchließt, wird kaum der philoſophiſchen Correctheit gemäß ſeyn, und ſtatt die Bedeutung des Wortes zu erhöhen, dieſelbe vielmehr herabſetzen. Schiller

der alle Geistesgaben in ihrer höchsten Stärke besaß, einen mächtigen immer thätig fortstrebenden, hellsehenden Verstand; eine für das Schaffen großer und schöner Formen unermüdliche Einbildungskraft; dazu ein sehr edles Herz, eine zwar allgemeine, doch glühende Theilnahme, heftiges ungestümes Gefühl, doch voll Liebe, Freundlichkeit und zarten Mitleids; ein Mann, der sich der raschen und lebendigen Ausübung all dieser Kräfte bewußt, und ferner im Stande war, die Produkte derselben verfeinert, in schönerem Einklang, in unsterbliche Verse vermählt, der Welt zu übergeben — dieser mag nun von Kritikern ein Genie genannt werden, oder nicht; immer bleibt ein solcher, einem Sterblichen zu Theil gewordener Geist ein höchst beneidenswerthes Geschenk des Himmels.

Bei einem des Namens „Dichter" würdigen Manne, sind die Verstandeskräfte unauflösbar mit seinem sittlichen Gefühl verwebt; und seine Kunst hängt in gleichem Grade von beider Vollkommenheit ab. Dem Dichter welcher nicht eben sowohl edel und recht, als feurig empfindet, wird es nie auf die Länge gelingen Andere zu rühren; die Formen der Falschheit, des Irrthums, obgleich unzählig sind doch nur vorübergehend; die Wahrheit der Gedanken und Empfindungen, vorzüglich aber der Empfindung — die Wahrheit allein ist ewig unwandelbar. Glücklicherweise kann die Freude an den Schöpfungen der Vernunft und Einbildung wenigstens nur selten von der Liebe zur Tugend und echter Größe getrennt seyn. Der Heldenmuth spricht unser Gefühl an; wir wünschen rein und vollkommen zu seyn. Glücklich der, dessen Vorsätze so stark, oder dessen Versuchungen so schwach sind, daß er diese Gefühle zu Thaten ausprägen kann. Der bitterste Schmerz

für eine ſtolze reizbare Seele, iſt das Bewuſtſeyn ihrer eigenen Erniedrigung. Mannichfach ſind die Quellen des Jammers im Leben; das Laſter iſt eine der unfehlbarſten. Jedes menſchliche ſchuldbefleckte Weſen wird im Allgemeinen elend ſeyn; ein Mann von Genie iſt es doppelt, da ſeine Begriffe von Vollkommenheit höher, ſein Gefühl für das Unrechte weit zarter iſt. Schiller kannte ein ſolches Elend nicht. Die Gefühle, die ſeine Dichtungen belebten, waren für ihn Lebensregeln geworden; ſeine Handlungen waren eben ſo untadelhaft als ſeine Schriften rein ſind. Mit ſeiner einfachen hohen Vorliebe für alles Schöne, ſeinem unausgeſetzten Fleiß in einer edlen Sache, gelang es ihm durch die Welt zu ſteuern, ohne von ihren Gemeinheiten beſudelt, von irgend einer Beſchwerde, oder Anlockung unterjocht zu werden. Mit der Welt hatte er in der That wenig zu thun; ohne große Anſtrengung hielt er ſich von ihr entfernt; ihr Lob war nicht der Reichthum nach dem er ſtrebte. Sein großes, faſt einziges Ziel, war: ſeine Geiſteskräfte zu entfalten, die Schöpfungen derſelben zu prüfen, zu beobachten und zu verbeſſern. Mit der Standhaftigkeit eines Apoſtels auf dies Streben gerichtet, gingen die ſchmutzigen Verſuchungen der Welt harmlos an ihm vorüber. Er wollte nicht ſcheinen ſondern ſeyn, und deshalb kannte er auch das Gefühl des Neides nicht, noch ehe er über daſſelbe erhaben war. Rang und Reichthümer betrachtete er als Mittel nicht als Zweck; ſein eignes beſcheidenes Vermögen gewährte ihm alle weſentlichen Bequemlichkeiten des Lebens, die Welt konnte ihm nichts mehr ſeyn, ſie hatte nichts, wornach er geizte. Er war nicht reich; aber ſeine Lebensweiſe einfach, und ausgenommen bei Krankheiten oder deren Folgen wenig koſtſpielig. Zu jeder Zeit war er frei von niederem

Eigennutz, besonders in seiner gemeinsten Gestalt, der Geldliebe. Döring erzählt, daß als ein Buchhändler aus einem entfernten Orte blos darum zu Schiller reiste, um diesem für den Wallenstein, der damals gerade unter der Presse war, und weshalb er schon mit Cotta in Tübingen unterhandelte, einen weit höheren Preis anzubieten, Schiller ihm erwiederte: „Cotta handelt solide mit mir und ich mit ihm!“ und so sandte er ihn weg ohne ihm einmal Hoffnung zu geben, je ein anderes Werk in Verlag zu erhalten. Die Anekdote ist zwar klein, aber sie schildert den Charakter eines Mannes, der trotz häuslicher Sorgen, dennoch nicht von der strengen Redlichkeit abwich. Sein wahrer Reichthum bestand darin, daß er seinen Lieblingsstudien obliegen, und in dem Sonnenschein der Freundschaft und häuslichen Liebe leben konnte. Darnach hatte er sich lange gesehnt, und endlich ward ihm dieser Genuß zu Theil; und obwohl ihn Krankheiten und mancherlei Beschwerden heimsuchten, so erleuchtete doch die innere Vollkommenheit seiner Natur die düsterste Nacht mit einem ganz aus sich selbst geschöpften Lichte. Die Glut seiner durch Wohlwollen gemäßigten Empfindungen, war sanft und gleichförmig: obgleich von feurigem Temperament, so scheint es doch nicht, als ob er sich je eine Uebereilung oder eine Aufwallung von Zorn hätte zu Schulden kommen lassen. Gegen alle Menschen war er freundlich, theilnehmend; gegen seine Freunde offenherzig, großmüthig hülfreich; im Kreis seiner Familie gütig liebreich und scherzhaft. Was diesem allem einen besondern Reiz gab, war die damit verbundene Bescheidenheit: da war keine Prahlerei, kein Gepräng, kein Fünkchen Ziererei; er selbst schätzte und betrug sich einfach wie ein redlicher

Mann und Bürger, und wurde eben weil er vergaß daß er groß war, nur um so größer.

So waren Schillers vorherrschende Gewohnheiten. Daß ihr milder schöner Glanz nicht ganz frei von einigen Flecken und Unvollkommenheiten, dem allgemeinen Loos des Menschengeschlechtes, bleiben konnte, wer weiß das nicht? Daß diese jedoch sehr klein und flüchtig seyn mußten, schließen wir daraus, daß uns kaum die geringste Kenntniß davon wurde: auch liegt uns gar nichts daran, eine volle Beschreibung derselben zu erhalten. Im praktischen Leben können wir vermuthen, worin sie bestanden, und das Herz verlangt nicht dabei zu verweilen. Dieser Mann ist von unserer dunkeln befleckten Erde geschieden: betrachten wir ihn wie einen abwesenden Freund; er sey in unserm Andenken verklärt, und glänze ohne die kleinen Schwächen, die ihm im Leben anklebten.

Schiller ist ein schönes Beispiel des deutschen Charakters; er besitzt dessen gute Eigenschaften alle in einem hohen Grade, und nur sehr wenige von dessen Mängeln. In ihm finden wir jenen geraden einfachen Sinn, jene Aufrichtigkeit des Herzens und Geistes, wodurch sich die Deutschen auszeichnen; ihre Schwärmerei; ihren geduldigen, langanhaltenden ernsten Fleiß; ihre sich am Hohen, Erhabenen ergötzende Einbildungskraft; ihren sich zu seinen Abstractionen erhebenden, und mit umfassenden Allgemeinheiten beschäftigten Verstand. Die Ausschweifungen denen ein solcher Charakter unterworfen ist, werden bei ihm durch eine stete Aufmerksamkeit auf das Schickliche verhindert. Seine Einfachheit artet nie in Ungereimtheit und Abgeschmacktheit aus; seine Schwärmerei ist auf Vernunft begründet, selten erlaubt er seiner Liebe zum Großen dem Formlosen sich geduldig zu ergeben. Der Knabe

Schiller überschritt alle Regeln; aber der Mann gestattet keinen Bombast in seinem Styl, keinen Schwulst in Gedanken und Handlungen. Er ist der Dichter der Wahrheit; er befriedigt unsern Verstand und unser Gewissen, während er eine Rührung auf Herz und Phantasie zugleich hervorbringt. Seine Dichtungen sind ein treuer verschönerter Abguß der Natur; seine Empfindungen sind verfeinert und rührend schön, doch auch zu gleicher Zeit männlich und richtig, sie erheben und begeistern, aber sie führen nicht irre. Vor allem hat er auch keinen Schwulst, keinen von allen Tausend Verzweigungen weder lächerlichen noch widerlichen. Er verrenkt seinen Charakter oder sein Genie nicht in Formen, die er für passender als ihre natürliche hält: er hängt keine Grundsätze aus, die nicht sein gehören, oder nimmt eine beliebte Ueberzeugung an, die er entweder als halb oder ganz falsch kennt. Er sprach nicht oft von heilsamen Vorurtheilen, er „ging nicht zur catholischen Religion über", weil sie die größte und bequemste ist.

Wahrheit oder was er dafür erkannte, war für Schiller etwas Unerläßliches: sobald er nur den Verdacht schöpfte, daß eine Meinung, wie lieb sie ihm auch übrigens seyn mochte, falsch sey, so scheint er dieselbe streng geprüft, und wenn er sie nicht ganz richtig fand, ausgesondert und entschlossen weggeworfen zu haben. Das Opfer mochte ihn lange schmerzen, wirklichen Schaden konnte es ihm seiner Meinung nach nicht bringen. Es ist unangenehm und gefährlich im Dunkeln zu reisen; aber immer noch besser als ein Irrlicht zum Führer zu haben. Wenn wir Schillers feurige Empfindungen betrachten, so ist sein Verdienst in dieser Hinsicht größer, als sich anfangs vermuthen läßt. Einem Manne, bei dem der Verstand vor-

herrſchend iſt, oder deſſen Empfindungen in Liebe und Haß im Vergleich mit jenem, grob und ſtumpf ſind, wird es leichter werden, dieſe halbwillkührlich genährten Irrthümer, und dieſe unverſtändlichen Ausdrücke zu vermeiden, was die Folge und das Zeichen jener ausſchließlichen Eigenſchaft iſt. — Aber ein Mann von feinem Gefühl, muß ſchon einen großen Grund von inwohnender Wahrhaftigkeit haben, damit er nicht in den Fehler verfällt, daß er die Vollkommenheit, wonach er ſo eifrig ſtrebt, die aber unerreichbar für ihn iſt, ohne Prüfung nachäfft. Unter Männern der letzten Art, trifft man ſelten einen an, der völlig ohne Schwulſt wäre. Wir würden Schillers übrigen edlen Eigenſchaften keine Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn wir es verſäumten auf ſie, die den wahren Adel der Seele begründen, aufmerkſam zu machen. Biedere anſpruchsloſe, männliche Einfalt, zeigt ſich in ſeinem Charakter, ſeinem Genie und ſeinem Privatleben. Wir achten ihn nicht blos, wir ſchenken ihm auch unſer Vertrauen und unſere Liebe.

„Den kindlichen Charakter, den das Genie in ſeinen „Werken abdrückt, zeigt es auch," wie Schiller ſelbſt be„merkt, „in ſeinem Privatleben, in ſeinen Sitten. Es iſt „ſchamhaft, weil die Natur dieſes immer iſt, aber es „iſt nicht decent, weil nur Verderbniß decent iſt. Es „iſt verſtändig, denn die Natur kann nie das Gegen„theil ſeyn, aber es iſt nicht liſtig, denn das kann nur „die Kunſt ſeyn. Es iſt ſeinem Charakter und ſeinen „Neigungen treu, aber nicht ſowohl weil es Grundſätze „hat, als weil die Natur bei allem Schwanken immer „wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Be„dürfniß zurückbringt. Es iſt beſcheiden, ja blöde, „weil das Genie immer ſich ſelbſt ein Geheimniß bleibt,

„aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gefahren des „Weges nicht kennt, den es wandelt.“ Wir wissen wenig von dem Privatleben der größten Genies, aber auch das Wenige, was uns z. B. von Sophokles, von Archimed, von Hippokrates, und aus neueren Zeiten von Arioſt, Dante und Taſſo, von Raphael, Albrecht Dürer, Cervantes, Shakespeare, von Fielding u. A. aufbewahrt worden iſt, beſtätigt dieſe Behauptung. — Schiller ſelbſt beſtätigt ſie, und vielleicht ſtärker als die meiſten hier angeführten Beiſpiele. Kein Menſch beſaß ſo viel Talente mit mehr Beſcheidenheit, oder ſchrieb große Werke deren Größe ihm ſo unbewußt war. Abgezogen von der Betrachtung ſeiner ſelbſt, war ſein Sinn ſtets auf ſeine Arbeiten gerichtet, und er ergab ſich denſelben mit ſo vielem Eifer, mit ſo aufrichtiger Hingebung wie ein Knabe ſeinem Spiel. Daher dieſe „kindliche Einfalt“ die letzte Vollkommenheit ſeiner übrigen Vortrefflichkeiten. Es war ein gewaltiger Geiſt, der ſeine eigene Kraft nicht kannte. Er wandelte über die Erde in ruhiger Größe; „der Schaft ſeines Speers war gleich einem Weberbaum;“ aber er ſchwang ihn gleich einer Ruthe.

Dies iſt die Form, ſoweit wir dieſelbe darzuſtellen vermögen, in welcher ſich das Eigenthümliche von Schillers Leben und Werken nach und nach dem Geiſt eines von der Welt zurückgezogenen Mannes einprägte, den er oft in ſeiner Einſamkeit entzückt, belehrt, erheitert und gerührt hat. Der urſprüngliche Eindruck, den dieſelben in England hervorbrachten, war bekanntlich ſchwach und dem Verdienſt der Werke nicht angemeſſen, unſere Bearbeitung iſt es noch weit weniger; doch haben wir ſo gut wir konnten einen Verſuch gemacht. Die Geſtalt Schillers und die übrigen

Gebilde ſeiner Phantaſie ſind da, er ſelbſt hält in der Hand einen Spiegel „der uns noch Viele Andere zeigt.“

In den Augen derer die ihn ſo betrachten wie wir es wünſchen, bedarf Schiller keines weitern Lobes. Um der Literatur willen bemerken wir noch, daß er ſein Verdienſt ganz vorzüglich ihr verdankte. Die Literatur war ſein Glaube, das Gebot ſeines Gewiſſens; er war ein Apoſtel des Erhabenen und Schönen, und dieſer ſein Beruf machte einen Held aus ihm. Denn er betrachtete ſeine Beſtimmung im Geiſte eines wahren Mannes, und ſtrebte darnach ſie zu erreichen; die Begeiſterung, welche ſie ihm einflößte, diente dazu die edelſte Gemüthsſtimmung in ihm zu unterhalten. Nach Schillers Anſicht war es nicht der Zweck der Literatur, durch glänzende Schauſpiele für die Einbildungskraft, oder durch zierliche Paradoxen und ſpitzfindige Unterſuchungen für den Verſtand, dem Müſſiggänger eine Beluſtigung oder dem Geſchäftsmann eine Erholung zu gewähren, am allerwenigſten aber auf irgend eine Weiſe der Selbſtſucht ihrer Bekenner zu willfahren oder ihre Bosheit, Geldliebe und Ruhmſucht zu befriedigen. Für Menſchen, die die Wiſſenſchaft zu ſolchen Zwecken erniedrigen konnten, hatte er ſtets die größte Verachtung deren ſeine freundliche Natur fähig war, in Bereitſchaft. „Beklagenswerther Menſch,“ ſagt er zu dem literäriſchen Krämer, dem Manne der des Gewinns halber ſchreibt, „beklagenswerther Menſch, der mit dem edelſten aller Werkzeuge der Wiſſenſchaft und Kunſt nichts Höheres will und ausrichtet, als der Tagelöhner mit dem Schlechteſten! Der im Reich vollkommener Freiheit eine Sclavenſeele mit ſich herumträgt!“ Wie Schiller es betrachtete, umſchließt die echte Literatur das Weſentliche der Philoſophie, Religion und Kunſt; und was nur immer zu dem un-

Niemahls hört ich ihn den Teufel nennen, es wäre denn in einem Buche gewesen, wo er ihn nennen mußte, oder im Leben eines Heiligen, von dem das Buch sprach. Eine große Schande ist es für das Königreich Frankreich und für den König, wenn er erlaubt, daß man kaum reden kann, ohne dabey den Teufel mit einzumischen; auch ist es eine sehr üble Rede, wenn man dem Teufel den Mann oder das Weib zueignet, da doch beyde bey der Taufe Gott übergeben worden sind. Im Hôtel von Joinville bekömmt derjenige, der so etwas sagt, eine Ohrfeige; dadurch ist jene böse Sitte beynahe ganz vertilgt.

Er fragte mich, ob ich den Armen am Gründonnerstage die Füße wüsche. Ich antwortete, nein; denn es scheine mir nicht recht zu seyn. Er sagte dagegen, ich möchte mich nicht so verächtlich dagegen sträuben; hab' es doch der Sohn Gottes selbst gethan. „Ihr würdet, fügt' er noch hinzu, noch viel mehr mit Widerwillen thun, was der König von England thut, der den Aussätzigen die Füße wäscht."

Bevor er sich zu Bette legte, ließ er seine Kinder zu sich kommen und erinnerte sie an die guten Handlungen der guten Könige und Kayser, und ermahnte sie dabey, dergleichen Männer sich zu Mustern zu wählen. Dagegen sagt' er ihnen auch die Handlungen der bösartigen Großen der Welt, die durch ihre Schwelgerey, und Räuberey und Habsucht ihre Staaten zu Grunde gerichtet hätten. „Dieses, setzt' er hinzu, stell' ich euch deswegen vor, damit ihr euch davor hüten möget, um Gottes Zorn über euch zu vermeiden." Die Horen zu Ehren der Mutter Gottes ließ er sie auswendig lernen; auch mußten sie in seiner Gegenwart die Horen auf jeden Tag hersagen,

ſterblichen Theil des Menſchen redet. Sie iſt die Tochter und zugleich die Pflegerin alles Geiſtigen und Hohen in unſerem Charakter. Die Gabe, die ſie gewährt, iſt Wahrheit; nicht blos phyſiſche, politiſche, ökonomiſche Wahrheit, wie ſie der ſinnliche Menſch beſtändig verlangt, ſie zu belohnen am bereitwilligſten iſt und auch im Allgemeinen am erſten findet; ſondern Wahrheit im ſittlichen Gefühl, Wahrheit im Geſchmack, kurz jene innere Wahrheit in ihren tauſend Modificationen, welche nur der feinſte Theil unſeres Weſens wahrzunehmen vermag, ohne welche jedoch dieſer Theil ſchmachtet und dahinſtirbt und wir unſer Geburtsrecht einbüßen; von nun an nichts weiter als Erdgeborne zum Genuß geſchaffene Maſchinen, die nicht länger würdig ſind, Söhne des Himmels genannt zu werden. Die Schätze der Literatur ſind alſo himmliſch, unvergänglich, über allen Preis erhaben: bei ihr iſt das Heiligthum unſerer ſchönſten Hoffnungen, das Palladium der reinen Mannheit; ein Wächter und Diener deſſelben zu ſeyn, iſt die höchſte Würde, die einem Menſchen zu Theil werden kann. Das Genie iſt ſelbſt in ſeinen ſchwächſten Funken eine Gabe göttlicher Eingebung; ein feierliches Gebot an den Befähigten hervorzutreten, und in ſeiner Sphäre zu wirken, unter ſeinen Brüdern das heilige Feuer anzufachen, welches die ſchwüle unreine Atmoſphäre dieſer Welt, für immer zu verlöſchen droht. Wehe ihm, wenn er dieſen Befehl vernachläſſigt, wenn er die leiſe ruhige Stimme in ſeinem Innern nicht hört! Wehe ihm, wenn er dieſe begeiſterte Gabe, zur Dienerin ſeiner böſen unedlen Leidenſchaften herabwürdigt; wenn er ſie opfert auf dem Altar der Eitelkeit, wenn er ſie für ein Stück Geld verkauft.

„Der Künſtler," ſagt Schiller, „iſt zwar der Sohn „ſeiner Zeit, aber ſchlimm für ihn, wenn er zugleich ihr

„Zögling oder gar auch ihr Günſtling iſt. Eine wohlthä-
„tige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von ſeiner
„Mutter Bruſt, nähre ihn mit der Milch eines beſſern
„Alters, und laſſe ihn unter fernem griechiſchen Himmel
„zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden
„iſt, ſo kehre er, eine fremde Geſtalt, in ſein Jahrhundert
„zurück; aber nicht, um es mit ſeiner Erſcheinung zu er-
„freuen, ſondern furchtbar wie Agamemnons Sohn,
„um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der
„Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern
„Zeit, ja jenſeits aller Zeit, von der abſoluten unwan-
„delbaren Einheit ſeines Weſens entlehnen. Hier aus
„dem reinen Aether ſeiner dämoniſchen Natur rinnt die
„Quelle der Schönheit herab, unangeſteckt von der Ver-
„derbniß der Geſchlechter und Zeiten, welche tief unter
„ihr in trüben Strudeln ſich wälzen. Seinen Stoff kann
„die Laune entehren, wie ſie ihn geadelt hat, aber die
„keuſche Form iſt ihrem Wechſel entzogen. Der Römer
„des erſten Jahrhunderts hätte längſt ſchon die Knie vor
„ſeinen Kaiſern gebeugt, als die Bildſäulen noch aufrecht
„ſtanden; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die
„Götter längſt zum Gelächter dienten, und die Schand-
„thaten eines Nero und Kommodus beſchämte der
„edle Styl des Gebäudes, das ſeine Hülle dazu gab. Die
„Menſchheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunſt hat
„ſie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die
„Wahrheit lebte in der Täuſchung fort, und aus dem
„Nachbilde wird das Urbild wieder hergeſtellt werden.
„So wie die edle Kunſt die edle Natur überlebte, ſo
„ſchreitet ſie derſelben auch in der Begeiſterung, bildend
„und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr ſie-
„gendes Licht in die Tiefen der Herzen ſendet, fängt die

„Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der „Menſchheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in „den Thälern liegt.

„Wie verwahrt ſich aber der Künſtler vor den Ver„derbniſſen ſeiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfan„gen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke auf„wärts nach ſeiner Würde und dem Geſetz, nicht nieder„wärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich „frei von der eiteln Geſchäftigkeit, die in den flüchtigen „Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem „ungeduldigen Schwärmergeiſt, der auf die dürftige Ge„burt der Zeit den Maßſtab des Unbedingten anwendet, „überlaſſe er dem Verſtande, der hier einheimiſch iſt, die „Sphäre des Wirklichen; er aber ſtrebe, aus dem Bunde „des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu er„zeugen. Dieſes präge er aus in Täuſchungen und Wahr„heit, präge es in die Spiele ſeiner Einbildungskraft, und „in den Ernſt ſeiner Thaten, präge es aus in allen ſinn„lichen und geiſtigen Formen, und werfe es ſchweigend in „die unendliche Zeit.“ *).

Auch müſſen wir daran erinnern, daß dies nicht die Anſichten eines aufbrauſenden, ungeſtümen, unerfahrnen Jünglings waren, der zwar das Gebiet der Literatur mit heldenmüthiger Glut der Empfindung betritt, den jedoch die Schwierigkeiten und Verſuchungen bald genug abſchrecken oder verwirren, ſondern es ſind die ruhigen Grundſätze eines Mannes, die er mit redlicher Beherztheit und zu einer Zeit ausſprach, da die Welt dieſelben mit ſeinem vorhergegangenen Leben vergleichen konnte. In dieſem eben ſo richtigen als erhabenen Geiſte widmete ſich

*) Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen.

Schiller dem literariſchen Geſchäft; in demſelben Geiſte ſetzte er es Zeitlebens mit unermüdlicher Kraft fort. Einige gewöhnliche und manche ungewöhnliche Schwierigkeiten einer unſichern abhängigen Exiſtenz, vermochten weder ſeinen Eifer zu hemmen noch denſelben zu ſchwächen: ſogar Krankheit konnte ihm nur mit Mühe und Noth etwas anhaben. In den letzten fünfzehn Jahren ſchrieb er ſeine erhabenſten Werke; doch verging, wie es nur zu erwieſen iſt, kein Tag ohne ſein gehöriges Maaß von Schmerzen *). Der Schmerz vermochte ihn weder von ſeinen Vorſätzen abwendig zu machen, noch ſeine Seelenruhe zu erſchüttern: ſelbſt im Tode ward er ruhiger und ruhiger. Auch blieb er ſchon hienieden nicht ohne einigen Lohn. Zu Ehren der Welt muß es geſagt werden, daß ihr Beifall, nach dem er nie geizte, ihm in hohem Grade zu Theil ward: glücklicher als der große Milton, fand er noch bei ſeinen Lebzeiten die „rechten Zuhörer" und ihre Zahl war nicht klein. Er hat auf die Geiſter ſeines Vaterlandes einen tiefen und allgemeinen Eindruck hervorgebracht, der allem Anſchein nach, bleibend ſeyn wird: eben ſo entſchieden muß in Kurzem ſein Einfluß in andern Ländern ſeyn; denn ſo viel Herzens- und Seelenadel in ſo ſchönen unſterblichen Sinnbildern verkörpert, iſt ein Schatz, der nicht blos einer Nation ſondern der ganzen Welt angehört. In folgenden Zeitaltern wird Schiller unter den erſten Köpfen ſeines Jahrhunderts einen Platz einnehmen; und den Auserwählten aller Jahrhunderte zur Seite ſtehen

*) Bei einer ärztlichen Unterſuchung ſeines Leichnams fand man, daß faſt alle Lebensorgane zerſtört waren. Man hat die Lunge meiſt zerſtört, die Herzkammer faſt verwachſen, die Leber verhärtet, und die Gallenblaſe außerordentlich ausgedehnt gefunden. Doering.

können. Seine Werke, das Denkmal deſſen was er war und was er that, werden ſich von weitem gleich einer hohen Grenzmark in der öden Vergangenheit erheben, wenn die Entfernung die kleinern ihn umgebenden Menſchen, welche ihn vor den Blicken des Beobachters verbargen, längſt zu unſichtbaren Zwergen eingeſchrumpft hat.

Im Ganzen können wir ihn glücklich preiſen. Seine Tage verfloſſen im Anſchaun idealiſcher Größe; er lebte in der Anbetung und Verherrlichung der ganzen Natur; ſeine Gedanken waren mit Weltweiſen und Helden, mit Scenen eliſäiſcher Schönheit beſchäftigt. Es iſt wahr, er hatte weder Ruhe noch Raſt; doch genoß er das volle Bewuſtſeyn ſeiner eignen feurigen Thätigkeit, welches bei Männern wie er, jenes aufwiegt. Es iſt wahr, er kränkelte lange Zeit, aber ſchuf ſeine Phantaſie nicht gerade da Max Piccolomini und Thekla, die Jungfrau von Orleans, und die Scenen des Wilhelm Tell? Es iſt wahr, er ſtarb früh; aber der aufmerkſame Leſer ruft mit Carl dem XII. bei einer andern Gelegenheit aus: war es nicht lange genug gelebt, da er Königreiche erobert hatte? Dieſe Königreiche, die Schiller eroberte, waren nicht für eine Nation, auf Unkoſten der andern erworben; kein Blut des Patrioten, keine Thränen von Wittwen und Waiſen befleckte dieſelben; es ſind Königreiche, die er ſich in unfruchtbaren Gebieten der Dunkelheit erobert hatte, um das Glück, die Würde und die Macht aller Menſchen zu erhöhen; es ſind neue Formen der Wahrheiten, neue Grundſätze der Weisheit, neue Bilder und Scenen der Schönheit, die er dem leeren formloſen unendlichen Raum abgenommen; zum κτῆμα εἰς ἀεὶ oder zum ewigen Eigenthum aller Geſchlechter dieſes Erdballs.

Anhang.

Daniel Schubart.

Note A. pag. 38.

Der begeisterte Unwille, welcher sich in den Räubern so klar ausspricht, wird zum Theil Schillers Umgang mit Schubart zugeschrieben. Dies scheint eben so weise als die Hypothese von Gray's Alderman, welcher, nachdem er ein halbes Jahrhundert Schildkrötensuppe gegessen, seine zerstörte Gesundheit von zwei unreifen Trauben herleitet; „er fühlte die Kälte davon in seinem Magen, sobald als sie hinunter waren, und genaß nie wieder." Es scheint, daß Schiller Schubart nur ein einziges mal sah, und ihre Unterhaltung war nicht vertrauter Art. Welchen Einfluß diese Zusammenkunft auch auf erstern geäußert haben möchte, so würde doch letzterer deshalb hier keine Erwähnung verdienen: wir sprechen von ihm aus andern Gründen. Schubarts Geschichte, die an und für sich nicht ohne Interesse ist, entwickelt in ganz besonderem Lichte die Umstände, in welchen sich Schiller gegenwärtig befand; und kann dazu dienen, seine großen Besorgnisse zu rechtfertigen, welche außerdem unsern glücklichen Inselbewohnern

kleinlich und übertrieben erſcheinen möchten. Aus dieſen Gründen fügen wir folgende Skizze bei.

Schubarts Charakter iſt kein neuer in der Literatur; auch kann es nicht befremden, daß ſein Leben unglücklich war. Er beſaß einen feurig ſchöpferiſchen Geiſt; eine glühende Phantaſie, ein wohlwollendes Herz; jede Fähigkeit — außer Fleiß, jede Tugend — außer der, welche die Klugheit verlangt; ſo iſt aber oft der Charakter des Dichters, und das natürliche Reſultat davon iſt ebenfalls häufig gezeigt, und hinlänglich beklagt worden. Dieſer Mann war Einer von den Vielen, die den Ocean des Lebens „mit mehr Segeln als Ballaſt durchſchiffen," ſeine Fahrt ſprach allen Regeln der Schiffskunſt Hohn, und mußte nothwendig in einem Schiffbruch enden.

Chriſtian Friedrich Daniel Schubart war zu Oberſontheim in Schwaben den 26. April 1739 geboren. Sein Vater, ein leutſeliger Mann, verwaltete den vielfachen Poſten eines Schullehrers, Cantors und Pfarrvikars, welche Würden er nicht ohne mannichfaltige Verbeſſerungen und Abſchaffung von Mißbräuchen in mehreren Dörfern deſſelben Diſtrictes hinter einander bekleidete. Daniel war anfangs ein Weſen voller Widerſprüche; ſeine Entwickelung ging gleichſam ruckweiſe und fieberhaft vor ſich. Eine Zeitlang ſchlief er in der Schule: in einem Alter von ſieben Jahren konnte er noch nicht leſen, und hatte ſich in den Ruf eines vollkommenen Dummkopfes geſetzt. Doch „plötzlich," ſagt ſein Biograph, „ſprang die Rinde, die ſeinen Geiſt umſchloß" und Daniel wurde das Wunder der Schule! Sein guter Vater wollte nun einen Gelehrten aus ihm machen; im 14ten Jahr brachte er ihn in das Lyceum zu Nördlingen, und zwei Jahre ſpäter in eine ähnliche Anſtalt zu Nürnberg. Hier entwickelte ſich Schubart in ſeiner gan-

zen natürlichen Fülle. Er las die Klaſſiker und vaterländiſchen Dichter; er ſprudelte, ſpeculirte; ſchrieb fließende Geſänge; zeigte ein entſchiedenes Talent für Muſik, und componirte ſogar Lieder für das Clavier! Kurz ſein Genie fand Anerkennung: und ſeine Aeltern willigten ein, daß er nach Jena gehen, und dort einen theologiſchen Curſus machen ſollte.

Doch das Schickſal wollte es anders; er reiſte dahin ab; aber nach Erlangen gekommen, beſchloß er nicht weiter zu gehen, ſondern ſeinen Curſus gleich hier zu beginnen. Eine Zeitlang ſtudirte er fleiſſig; doch ſpäter wechſelten heftige Anfälle von Müſſiggang und Ausſchweifung mit einander ab. Er ward ein Burſche der ſchlimmſten Art. Er trank, declamirte, ſchwelgte und machte Schulden; bis ſeine Aeltern, unfähig ſolche Ausgaben noch irgend länger zu beſtreiten, die erſte Gelegenheit ergriffen, um ihn zurückzurufen. Er kam nach Hauſe mit einem durch Unmäſſigkeit zerrütteten Gemüth und einer für immer zerſtörten Geſundheit; ſein Herz war von Reue, Eitelkeit und Vergnügungsſucht abwechſelnd beſtürmt; mit Thätigkeit und Grundſätzen unbekannt, war ſein Kopf ein Strudel, in welchem wiſſenſchaftliche Fragmente, Phantaſien und Irrthümer, chaotiſch durch einander geworfen waren. Doch konnte er fertig lateiniſch reden, und mit abſprechendem Ton über die Revolutionen der Philoſophie raiſoniren. Solche Talente erwarben ihm die Verzeihung ſeiner Aeltern; der geiſtliche Sinn ſeines Vaters war mehr als verſöhnt, bei der Entdeckung, daß Daniel auch predigen und Orgel ſpielen konnte. Die guten alten Leute liebten den Verſchwender immer noch, und fuhren fort, ihre Hoffnung auf ihn zu ſetzen.

Als Prediger war Schubart anfangs ſehr popular; er ahmte Cramern nach; entfaltete jedoch zu gleicher

Zeit eine eigenthümliche ausgezeichnete Gabe der Kanzelberedſamkeit. Indeß verſäumte er es gänzlich dieſelbe auszubilden: und auf ſein Talent und den Beifall den es gefunden, vertrauend, verübte er im Angeſicht des Himmels ſolche unſinnige Streiche, daß entweder ſeine Zuhörer dabei gähnten, oder ihn durch lautes Gelächter verſpotteten. Oft predigte er aus dem Stegreif; einmal ſogar in Verſen! Seine Liebe zur Geſellſchaft und Bequemlichkeit, noch mehr aber ſeine Liebe zur Muſik, zogen ihn vom Studiren ab. Er hatte ganz beſondere Anlagen zum Organiſten; aber die Concordanz handhaben, und die ſchwellenden Blaſebälge treten lehren, waren unerträgliche Dinge.

Doch war es dem allen ungeachtet unmöglich, Schubart zu haſſen, oder ihm nur ernſtlich gram zu ſeyn. Ein fröhlicher trällernder ſorgloſer Sterblicher, ſtrahlte Gutmüthigkeit, Argloſigkeit des Herzens, fröhlicher Scherz, aus jedem ſeiner Geſichtszüge; er wünſchte keinem Sohn Adams etwas Böſes. Er war Muſiker und Dichter, er verfaſſte ſüße Lieder, und ſang ſie ſodann ſelbſt; humoriſtiſch, ſinnig, geſprächig, glänzte ſeine Rede, obwohl zwecklos und überflüſſig, durch die Farben der Phantaſie, und hie und da durch die ſchärfſten Blitze des Verſtandes. Er war eitel, doch ohne den geringſten Stolz; und die Vollkommenheiten, die er an ſich ſelbſt liebte, fanden auch ihrerſeits an Andern eine warme Anerkennung. Er war ein Mann von wenig oder gar keinen Grundſätzen, doch von einem vortrefflichen Nervenſyſtem. War er unter ſeinen auserwählten Kameraden, ſo konnte ihm ein Krug mittelmäßiges Bier und eine Pfeife Taback die Erde in ein Elyſium verwandeln, und ſeine Mitbrüder zu Halbgöttern machen. Sah man ihm in das lachende Auge, in ſein heitres Geſicht, ſo war man in Verſuchung zu vergeſſen, daß er ein gewiſſen-

ogen, um ſie an das ordentliche Anhören derſelben
u gewöhnen, wenn ſie nun ihre eigenen Herren ſeyn
ürden.

Der König war ein ſo freygebiger Almoſenſpen-
er, daß er überall, wo er im Reiche umherzog, den
rmen Kirchen, Krankenhäuſern, Hoſpitälern, ſo wie
uch den armen Edelleuten und Edelfrauen, austhei-
n ließ. Alle Tage gab er einer großen Schaar von
rmen zu eſſen; diejenigen, die auf ſeinem Zimmer
ſſen, noch nicht gerechnet. Dabey hab' ich mehr als
nmahl geſehen, daß er ihnen Brot vorſchnitt, und
trinken gab.

Zu ſeiner Zeit wurden verſchiedene Abteyen er-
aut; wie z. B. die Abtey Saint-Antoine bey Pa-
s, die Abtey Liz, die Abtey Mallbiſſon, und ver-
iedene Klöſter für Dominikaner und Franziskaner.
r baute auch das Spital zu Pontoiſe, das Spital
Beauvais, das Blindenhaus zu Paris, die Fran-
skanerinnen-Abtey zu Saint-Cloud, die ſeine Schwe-
rn Madame Iſabelle mit ſeiner Erlaubniß geſtiftet
tte.

Fiel ihm eine geiſtliche Pfründe anheim, ſo be-
agt' er wackere Männer, geiſtlichen Standes und
dere, bevor er ſie vergab. Hatt' er ſich nun auf
che Art Raths erholt, ſo vergab er die Pfründen
r heiligen Kirche nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen
d wie vor Gott. Auch verlieh er keine Pfründen
Geiſtliche, wenn ſie nicht vorher den andern Pfrün-
n, die ſie ſchon beſaßen, entſagt hatten. In allen
ädten des Reichs, wo er noch nicht geweſen war,
ucht' er die Dominikaner und Franziskaner, die ſich
ſelbſt befanden, und bat um ihre Fürbitte.

Nun-

loſer Prieſter war, und daß er die Pflichten gegen die Welt gänzlich vernachläſſigte.

Wäre das Leben ein bloßes Mayſpiel, ſo würde Schubart der beſte Menſch, und der weiſeſte unter allen Philoſophen geweſen ſeyn.

Unglücklicher Weiſe war dies nicht der Fall: vergebens hatte die Stimme des Gewiſſens zu ihm geredet; die der Noth war eindringlicher. Er verließ das väterliche Haus, und nahm eine Stelle als Hofmeiſter bei einer Familie in Königsbronn an. Doch die Jugend zu unterrichten, dies hatte nur wenig Reiz für Schubart: er gab ſehr bald dieſen Platz zu Gunſten eines jüngern Bruders auf; und verſuchte es einige Zeit, ſich dadurch ſeinen Lebensunterhalt zu erwerben, daß er den Geiſtlichen in der Nachbarſchaft im Predigen Beiſtand leiſtete. Doch nicht lange, ſo zog er die Pädagogik dem Hungertode vor, und wurde abermals Lehrer. Dieſe bittere Arznei ward indeß durch eine Beimiſchung von Muſik verſüßt; denn er wurde nicht allein als Schulmeiſter, ſondern auch als Organiſt in Geißlingen angeſtellt. Nun bekam er einen Anfall von Fleiß: die vergangene Noth hatte Eindruck auf ihn gemacht; und der Pfarrer des Orts, der in der Folge ſeine Schweſter heirathete, war gegen ihn liebreich, und zugleich geſchickt genug, dieſen Eindruck zu ſeinem Vortheil zu benutzen. Wäre der arme Schubart ſtets in ſolchen Händen geweſen, ſo hätte man ihm wohl nie das Beiwort arm geben können. In dieſer kleinen Dorfſchule führte er an die Stelle alter Mißbräuche wichtige Verbeſſerungen ein, und dadurch gewann er einige ſchätzenswerthe Gelehrte für ſich. Auch ſtudirte er zu ſeinem eignen Nutzen recht fleißig. Hier war ſein Betragen, wenn auch nicht völlig tadellos, doch wenigſtens um Vieles gebeſſert. Seine Verheirathung im 25.

Jahr hätte ihn vollends bekehren können; denn ſeine Frau war ein gutes ſanftmüthiges liebenswürdiges Geſchöpf, die mit ganzer Seele an ihm hing, und ihr Leben für ihn gelaſſen hätte.

Doch neue Beförderungen erwarteten Schubart und mit ihnen neue Verſuchungen. Sein Ruhm als Muſiker hatte ſich verdientermaßen ausgebreitet: er drang bis nach Ludwigsburg, und ſogar der Herzog von Würtemberg hörte davon ſprechen!

Der Schulmeiſter von Geißlingen wurde demnach 1768 als Organiſt und Muſik-Director an dieſen fröhlichen glanzvollen Hof berufen. Mit vergnügtem Herzen warf er die Ruthe weg, und eilte dem Ort zu, wo immerwährende Freuden ihn zu erwarten ſchienen. Er ſtürzte ſich eifrig in die Geſchäfte und Vergnügungen. Außer Muſik, die er mit großem Beifall öffentlich und im engern Kreiſe lehrte und ausübte, ertheilte er den Offizieren Unterricht in verſchiedenen Zweigen der Wiſſenſchaft; er plauderte und ſchmauſte; er verfaßte Geſänge und Rhapſodien; er las über Geſchichte und Literatur. Alles dies war mehr als Schubarts Kopf vertragen konnte. In kurzer Zeit gerieth er in Schulden; er pflegte Umgang mit Virtuoſen; fing an Voltaire zu leſen, und im Rauſch gegen die Religion zu ſprechen. Von dem Rang eines Genies ſank er ſchnell zu dem eines ruchloſen Menſchen herab; ſeine Umſtände wurden immer zerrütteter, und er beſaß nicht die Gabe Ordnung hineinzubringen. Klugheit war nicht eine von Schubarts Tugenden; das was ihr noch am nächſten kam, war dann und wann etwas Liſt. Seine Frau liebte ihn noch immer; liebte ihn mit jener ausharrenden Zärtlichkeit, welche gerade dadurch, daß ſie keine Erwiederung findet, nur noch größer wird. Lange hatte ſie ſeine

Thorheiten und Vernachläſſigung geduldig ertragen, ſchon glücklich, wenn ihr bisweilen eine flüchtig freundliche Stunde zu Theil ward. Doch ſeine endloſe Schwelgerei und die Noth, in die ſie und ihre unglückliche Familie dadurch geriethen, überwältigten zuletzt ihr Herz; ſie wurde ſchwermüthig, beinahe gemüthskrank; und ihr Vater nahm ſie mit ihren Kindern wieder zu ſich, von dem Verſchwender weg, der ſie ins Unglück gebracht hatte. Schubarts Laufbahn in Ludwigsburg nahte ſich ihrem Ende; ſeine Ausſchweifung wurde größer und immer mehr drückten ihn Schulden; wegen eines Scandals mit einem jungen Frauenzimmer ward er ins Gefängniß geworfen und nur unter der Bedingung frei gelaſſen, fortan das Gebiet des Herzogs zu meiden.

Verlaſſen und heimathlos wanderte nun Schubart auf der harten Landſtraße mit einem Stocke in der Hand, und einem einzigen Thaler im Beutel, und wußte nicht wohin er gehen ſollte. In Heilbronn geſtattete ihm der Bürgermeiſter v. Wachs, der Frau Bürgermeiſterin Clavier-Unterricht zu geben; und Schubart ſtarb wenigſtens nicht vor Hunger. Eine geraume Zeit wanderte er hin und her, mit vielen unausführbaren Plänen; hier um Lebensmittel anſprechend, dort über Muſik leſend oder Unterricht in derſelben ertheilend; bald zog er durch ſein Genie und ſein Unglück gute Menſchen an ſich, welche ſich jedoch durch die Fehler, die ihn ſo erniedrigt hatten, in Kurzem wieder zurückgeſtoßen fühlten. Einſt ſchien es als ob ein Strahl von Hofgunſt ſeinen Pfad wiederum erhellen wollte: der Churfürſt von der Pfalz nämlich hatte von ſeinen Talenten gehört, und ließ ihn von Schwetzingen holen, damit er ihm etwas vorſpielte. Sein Spiel befriedigte das churfürſtliche Ohr, und Schubarts Glück wäre ge-

macht geweſen, hätte er nicht in der Unterhaltung mit Seiner Hoheit, zufällig eine etwas freie Meinung über die Mannheimer Akademie geäußert, welche zu jener Zeit das Steckenpferd des Churfürſten war. Augenblicklich nach dieſem unglücklichen Verſehen ſchloß ſich vor Schubarts Augen die Gnadenpforte zu, und er ſtand einſam auf der Straße wie zuvor.

Endlich hatte ein gewiſſer Graf Schmettau Mitleiden mit ihm, und bot ihm ſein Haus und ſeine Börſe an, was der ermüdete Wanderer mit Freuden annahm. Er begegnete daſelbſt dem Bairiſchen Geſandten, Baron Leiden, der ihm rieth catholiſch zu werden, und die zurückkehrende Geſandtſchaft nach München zu begleiten. Schubart zögerte zwar, ſeiner Religion zu entſagen, reiſte jedoch auf gut Glück mit ſeinem neuen Gönner ab. Unterwegs ſpielte er vor dem Fürſt-Biſchof von Würzburg; ward von Seiner Hochwürden mit Gold und Beifall belohnt, und kam ſo unter guten Vorbedeutungen in München an. Hier ſchien es eine Zeitlang, als wolle ihm das Glück wieder lächeln. Die Häuſer der Großen waren ihm geöffnet; er erzählte, muſicirte, und lebte jeden Tag in Luſt und Freuden. Er ging nun wegen der großen päpſtlichen Angelegenheit ernſtlich mit ſich zu Rathe; bald hier bald dorthin ſich neigend, war er noch verlegen, was er wählen ſollte, als der Zufall ihn gänzlich dieſer Mühe überhob.

Eine angeſehene Perſon in München ſchrieb nach Würtemberg um ſich zu erkundigen, wer oder was dieſer allgemeine Liebling wäre, und erhielt zur Antwort, der allgemeine Liebling ſey ein Schurke, und aus Ludwigsburg verbannt worden, weil er den heiligen Geiſt geleugnet. Schubart durfte ſich glücklich preiſen, daß er ſich ganz in der Stille aus dem Staub machen konnte.

Noch einmal ohne Zweck und Ziel auf der Landstraße, wendete sich der Wanderer nach Augsburg, weil es eben die nächste Stadt war, und — fing daselbst eine Zeitung an. Unter seinen Händen blühte die Deutsche Chronik; in Kurzem trug sie das Gepräge eines muntern talentvollen Bearbeiters; mit der Zeit wurde sie eines der gelesensten Journale des Landes. Schubart war wieder ein glücklicher Mann; seine Schriften, welche den Stempel seines eigenen kraftvollen Geistes trugen, wanderten durch ganz Europa; Künstler und Gelehrte sammelten sich um ihn; er besaß Geld, Ruhm; die Zimmer der Reichen und Adelichen standen ihm offen, man hörte seiner von Witz und guter Laune überfließenden mannichfaltigen Unterhaltung mit Entzücken zu. Er schrieb Zeitungsartikel und Gedichte; er lehrte die Musik und gab Lese-Conzerte, in denen er die neuesten Stücke der deutschen Dichter, sowie Klopstocks Messias in einer gedrängten und enthusiastischen Versammlung mit dem größten Beifall vortrug. Schubarts böser Genius schien zu schlummern, doch er selbst weckte ihn wieder. Seit seiner Verbannung aus Ludwigsburg hatte er einen Groll auf die Geistlichkeit; und jetzt benutzte er sein Journal, um seinem Herzen Luft zu machen. Er kritisirte die Augsburgischen Priester, sprach über ihre Selbstsüchtigkeit, wie über ihr Kauderwelsch — und ergriff jede Gelegenheit, um ihr Verfahren lächerlich zu machen. Besonders aber die Jesuiten, die er für eine ohnmächtige Körperschaft hielt, behandelte er ausserordentlich frei, indem er ihre Betrügereien dem öffentlichen Tadel aussetzte, — und gewisse Großsprecher, die unter ihrem Schutz standen, der Beschimpfung Preis gab. Das Jesuitische Thier lag am Boden, aber war nicht todt: noch hatte es Kraft genug Jedem der ihm zu nahe trat, einen gefährlichen Stoß zu

verſetzen. Eines Abends kam eine Gerichtsperſon und kündigte ihm Kraft einer Vollmacht des katholiſchen Bürgermeiſters Arreſt an! Schubart ſah ſich genöthigt ins Gefängniß zu gehen. Die Häupter der proteſtantiſchen Parthei machten einige zu ſeiner Rettung günſtige Verſuche, ſie verſchafften ihm die Freiheit, aber unter der Bedingung, daß er augenblicklich die Stadt verlaſſe. Schubart verlangte ſein Verbrechen zu wiſſen; doch der Rath erwiederte ihm: „wir handeln nicht ohne Urſache; und dies mag Ihnen genug ſeyn.“ Und mit dieſer unzulänglichen Genugthuung ſah er ſich gezwungen, die Stadt zu verlaſſen.

Doch Schubart war in der Verbannung kein Grübeler geworden —; eine ſo geringfügige Begebenheit vermochte ihn nicht aus ſeinem Gleichmuthe zu bringen. Aus Augsburg vertrieben, ſuchte der philoſophiſche Schriftſteller eine Zuflucht in Ulm, wo bereits anderer Gründe wegen der Verlag ſeines Journals ſtatt fand. Die deutſche Chronik war hier ſo glänzend, als ſie nur je geweſen; ſie verbreitete ſich mehr und mehr in Deutſchland, Abdrücke davon kamen ſogar nach London, Paris, Amſterdam und Petersburg. Auch hatten des Verfaſſers Glücksumſtände keine große Aenderung erlitten; ſeine Beſchäftigungen, ſeine Honorare, ſeine Thorheiten, ſeine Freunde und Feinde waren noch immer dieſelben. Letztere etwas geſchäftiger als früher, brachten Verleumdungen in Umlauf; machten Carikaturen, verfaßten Pasquille auf ihn, worauf er indeß nur wenig gab. Ein Mann der drei oder viermal verbannt, eben ſo oft im Gefängniß, und viele Jahre auf dem Punkt war, zu verhungern, der macht ſich nichts aus ein oder zweihundert Schmähſchriften. Schubart hatte Frau und Kinder wieder zu ſich genommen, auch fehlte es ihm nicht an Geld ſie zu erhalten; er ſang, fiedelte, ſchwatzte

und ſchrieb, „baute den erhabenen Reim" und kümmerte ſich wenig um Niemand.

Doch grauſamere Feinde als dieſe, lauerten dem unbedachtſamen Zeitungsſchreiber auf. Noch immer hatten die Jeſuiten ihre Katzenblicke auf ihn gerichtet, und ſehnten ſich darnach, ihm ihre Krallen in ſein Fleiſch zu ſchlagen. Dazu fanden ſie einen gewiſſen General Ried, der ſich wegen eines eigenen Streites mit ihnen verband. Dieſer General Ried, der Oeſtreichiſche Miniſter in Ulm, hatte Schubart einen unverſöhnlichen Haß geſchworen, einer Urſache wegen, welche beweiſt, daß er der ſchwächſte Mann ſeines oder irgend eines Jahrhunderts war: Schubart hatte ſich einſt verbindlich gemacht vor ihm zu ſpielen, da er aber fand, daß das Clavier nicht in Ordnung war, ſo ſchlug er es ohne weitere Umſtände ab. Des Generals ſtolzer Geiſt verlangte Rache an dieſem unverſchämten Plebejer; die Jeſuiten ermuthigten ihn; und ſo lag alles eifrig auf der Lauer.

Es dauerte nicht lange, ſo zeigte ſich die erwünſchte Gelegenheit. Im Jahr 1778 erſchien in Schubarts Zeitung ein Auszug aus einem Brief aus Wien, worin geſagt war, daß die Kaiſerin Maria Thereſia von einem Schlagfluß getroffen wäre. Als der General dies las, wendete er ſich augenblicklich an Seine Durchlaucht den Herzog, und begehrte, man ſolle ihm den Verfaſſer dieſes „abſcheulichen Pasquilles" ausliefern, damit derſelbe ſein Verbrechen mit einer lebenslänglichen Gefangenſchaft in Ungarn büße. Der Herzog bat ſeinen edeln Freund ruhig zu ſeyn, da er ſchon längſt ſein Augenmerk auf dieſen Mann gerichtet habe, und ſelbſt Sorge für ihn tragen wolle. Demzufolge kam wenige Tage nachher Herr von Scholl, der Aufſeher des Kloſters von Blaubeuren, zu Schubart,

und lud ihn mit vielen Complimenten zu Tiſche, da ein Fremder ſeine Bekanntſchaft zu machen wünſche. Schubart ſprang zu dieſem Wolf in Schafskleidern in den Schlitten, und ſo fuhren ſie fort nach Blaubeuren. Daſelbſt angelangt, ließ ihn der ehrenwerthe Herr von Scheli in einem Zimmer allein, und kehrte bald darauf — mit mehreren Gerichtsbeamten zurück, wovon der erſte auf Schubart zukam, und ihn für ſeinen Arreſtant erklärte! — Der unglückliche Schubart hielt es anfangs für einen bloßen Scherz; aber ach hier ward nicht geſcherzt! Nun, ſagte Schubart mit einer Faſſung, die kaum zu erwarten war, er hoffe, der Herzog werde ihn nicht ungehört verdammen! Auch hierin hatte er ſich betrogen; die Beamten nahmen ihn mit ſich in einen Wagen, und fuhren ohne Zeitverluſt nach Hohenasperg. Hier war der Herzog und die Herzogin zugegen, als dieſe Bluthunde mit ihrer Beute anlangten; das fürſtliche Paar ſchaute durch das Fenſter, als die Gruppe ſich vorbeibewegte, und eines ihrer Mitgeſchöpfe der Sonne und dem Himmel den letzten ſcheidenden Blick zuwarf.

Gaben auch bis jetzt die Thorheiten dieſes Manns, ſeinen Leiden den Anſtrich eines Poſſenſpiels, wenn ſie ſelbſt theilweis unverdient waren, ſo müſſen doch dieſe Gefühle dem Unwillen über ſeine grauſamen kaltblütigen Verfolger Platz machen. Schubart, der nie einer Fliege wehe that, und trotz allen Unbeſonnenheiten doch keines Menſchen Feind war, außer ſein eigener, ward in einen unterirdiſchen engen Kerker geworfen, wo ihm ohne Buch, ohne Feder, ohne irgend eine Beſchäftigung oder Geſellſchaft, nichts übrig blieb, als bittere Empfindungen wiederzukäuen, und die bleiernen Monde zu zählen, die über ſeinem Haupte dahin ſtrichen, und keine Milderung ſeines Elends herbeiführten.

Se. Durchlaucht der Herzog von Würtemberg, ja selbst der preußische General, würden eine völlige Genugthuung darin gefunden haben, hätten sie ihn sehen können: ekelhafter Schmutz, verbunden mit Seelenleiden wirkten gleich zerstörend auf ihn ein, und nach Verlauf eines Jahres war er so schwach geworden, daß er nicht anders mehr als an die Mauern seiner Zelle gelehnt, aufrecht zu stehen vermochte. Noch eine kleine Weile und er war außer dem Bereich all seiner Tyrannen. Dies lag indeß nicht in ihrem Plan. Der Gefangene wurde in ein gesundes Zimmer gebracht; es wurden ihm einige Bücher gestattet, er durfte gewisse Menschen sehen, und hatte wenigstens das Vorrecht, ungestört zu denken und Athem zu holen. Ferner ward er durch die Nachricht erfreut, daß man mit seiner Frau und Kindern gütig verfahren war: den Söhnen hatte man den Zutritt in die Akademie von Stuttgart vergönnt, wo Schiller jetzt eben studirte; ihrer Mutter aber eine Pension von zweihundert Gulden zugesichert. Es ist außer allem Zweifel, daß Karl von Würtemberg ein schwacher, herzloser Mensch, doch wissen wir nicht, daß er grausam war: es ist leicht möglich, daß er bei Schubarts Bestrafung glaubte, er erfülle eine wichtige Pflicht gegen die Welt. Man muß nur bedauern, daß noch eine andere Pflicht außer der ohne Nachtheil für Andere in der Welt zu leben, solchen Händen übertragen war; daß von Männern wie Karl und Ried, denen ein so geringes Maaß der gewöhnlichsten menschlichen Fähigkeiten zu Theil geworden, das Schicksal irgend eines lebenden Wesens abhing.

Ein zweiter mildernder Umstand in Schubarts Schicksal, war der Charakter des Festungs-Commandanten. Dieser leutselige Mann hatte selbst das zarte Erbarmen einer „väterlichen" Regierung genossen; er kannte die

Beſchaffenheit eines Kerkers beſſer wie ſein Gefangener. Denn „vier Jahre lang,“ wird erzählt, „ſah er kein menſchliches Antlitz; ſeine kärgliche Nahrung ward ihm durch eine Fallthür herabgelaſſen; weder Tiſch noch Stuhl waren ihm vergönnt, ſeine Zelle wurde nie gekehrt, man ließ ihm Bart und Nägel wachſen; ſogar die niedrigſten Bequemlichkeiten der civiliſirten Menſchheit waren ihm verſagt!“ *) Auf dieſen Mann hatte der Kummer einen mildernden, nicht verhärtenden Einfluß geäußert: er war fromm und barmherzig geworden; er ließ es ſich angelegen ſeyn Schubarts hartes Schickſal durch jedwedes Mittel, das in ſeiner Macht ſtand, zu erleichtern. Er ſprach ihm Troſt zu, kam ſeiner Gebrechlichkeit zu Hülfe, und lieh ihm trotz des Verbots die Bücher, welche er beſaß. Dieſe beſtanden freilich nur in Abhandlungen über Theoſophie und myſtiſche Frömmigkeit; doch ſie waren das beſte, was er hatte, und gewährten Schubart in ſeinem einſamen Kerker Beſchäftigung und Troſt.

Die menſchliche Natur gewöhnt ſich an Alles. Der König von Pontus brachte es dahin, Gift zu eſſen: Schubart, der aus Unmäßigkeit und Luſtigkeit zuſammengeſetzt war, ſtarb nicht durch die Gefangenſchaft und Enthaltſamkeit; Voltaire und heitere Geſellſchaft hatte er verloren, er fand Freude an der Einſamkeit und Jacob Böhm.

Zu gütig war die Natur gegen ihn geweſen, als daß ſie ihn auch im Elend ganz freudlos hätte laſſen ſollen. Die unſtäten zügelloſen Ausbrüche ſeines Geiſtes, die ſo oft eine ganze Tafel zu ſchallendem Gelächter hinriß, und ihn

*) Und doch ſoll Hr. Fox geſagt haben: es wäre eine freie Regierung auf dem Continent, und dieſe Eine ſey — Würtemberg. Sie hätten ein Parlament und drei Stände gleich den Engländern. — So viel von papiernen Conſtitutionen!

Nunmehr wollen wir berichten, wie der König seine Baillifs, seine Prevots und Maires zur bessern Beobachtung ihrer Schuldigkeit anhielt; und wie er neue Satzungen (establissemens) einführte; auch wie Stephan Boisliaue (Boileau) sein Prevot de Paris ward.

Nachdem der König Ludwig von der Fahrt über's Meer nach Frankreich zurückgekommen war, betrug er sich gar andächtig gegen unsern Herrn Gott, und gar bieder gegen seine Unterthanen, sann und dachte auch nur darauf, welch' ein köstliches Ding es sey, das Königreich Frankreich in bessere Verfassung zu setzen. Zuerst gab er eine allgemeine Satzung für sämmtliche Unterthanen in Frankreich, die folgendergestalt lautet:

„Wir Ludwig von Gottes Gnaden, König von Frankreich, verordnen hiermit: daß alle unsere Baillifs, Vicomtes, Prevots, und Maires und alle andere, in welchem Amte sie auch stehen mögen, einen Eid leisten sollen, daß, so lange sie im Amte stehen, sie männiglich zu Recht verheifen wollen, ohne Ansehen der Person, dem Armen wie dem Reichen, dem Fremdling wie dem Einheimischen, und die Gebräuche und Gewohnheiten handhaben, die gut und als solche befunden werden sind. Trüg es auch sich zu, daß Baillifs oder Vicomtes oder andere, wie Serjents oder Forstbeamte, wider ihren Eyd handelten, und dessen überwiesen würden, so ist unser Wille, daß sie dafür an ihrem Gut und Leibe büßen sollen, wenn es das Vergehen also erfordert; und sollen die Baillifs von uns selbst, die andern aber von den Baillifs bestraft werden. Ferner sollen die Prevots, Baillifs, und Serjents schwören, daß sie unsere Ren-

ten

zum gefährlichſten unter allen Schwelgern machten, hatten ſich jetzt zu einer dunkeln Schwärmerei gemildert, deren ſchwarzer Hintergrund noch häufig genug mit allen Farben des Regenbogens geſchmückt war. Sein Gehirn hatte einen leichten noch unheilbaren Riß erhalten; ſeinem unſtäten Eifer war eine gewiſſe Erbitterung beigemiſcht; doch fühlte er ſich nicht elend, ja oft nicht einmal troſtlos. Seine Frömmigkeit war zwar nicht die rechte; aber hinreichend genug für den gegenwärtigen Zweck; er war zu gleicher Zeit Skeptiker und Myſtiker, ein echter Schüler Böhms ſowohl als Voltaires. Für betrübte, unentſchloſſene, mit Phantaſie begabte Menſchen wie Schubart, iſt dies kein ſo ſeltenes noch ganz unwirkſames Hülfsmittel: mit ihrem Verſtande zweifeln ſie, aber ihr Herz empört ſich gegen die kleinſte Zuflüſterung; ſie wagen es nicht in den bodenloſen Abgrund des Unglaubens hinab zu ſehen, deshalb bedecken ſie denſelben mit dem dichten und in ſeltſame Farben ſpielenden Dunſt der Theoſophie.

Von nun an gebrauchte Schubart dann und wann die Ausdrücke und Bilder der Religion; doch ihre Grundſätze hatten in ſeiner Theorie der menſchlichen Pflichten keine Aenderung hervorgebracht; ſie war keine Nahrung, um ſeinen ſchwachen Geiſt zu ſtärken, ſondern eine betäubende Arznei, um ſein Begehren einzuſchläfern.

Schubart hatte noch andere Hülfsquellen: gleich andern großen Männern fing er an, ſeine Lebensgeſchichte zu ſchreiben. Es iſt wahr, er hatte weder Dinte noch Federn; doch dies vermochte ihn nicht abzuſchrecken. Ein Mitgefangener, dem er, als jener eines Tages an ſeinem Fenſtergitter vorüberging, ſeinen Wunſch mitgetheilt hatte, ging ſogleich in den Plan ein: beide entwarfen den Anſchlag, in der Mauer, die ihre Zimmer von einander trennte,

einen Stein los zu machen; wenn nun die Gefängnißthüren für die Nacht verriegelt waren, nahm dieser freiwillige Sekretär seinen Platz ein; Schubart zog seine Matratze an die freundliche Oeffnung, legte sich darauf nieder, und dictirte jenem stückweise seine abentheuerliche Geschichte. Diese Memoiren sind aufbewahrt und, von einem Sohn Schubarts vervollständigt, dem Druck übergeben worden: oft wünschten wir dieselben zu sehen — doch vergebens.

Am Tage hatte Schubart die Freiheit, gewisse Besuchende zu sprechen. Einer davon war, wie schon gesagt, Schiller. Daß die Begeisterung des freundlichen Knaben in dieser einzigen Zusammenkunft Schubarten sehr erfreute, konnten wir vermuthen, wenn er uns auch nicht selbst davon benachrichtigt hätte. „Außer Schiller," sagte der gefangene Veteran, als er in der Folge nach Rheims schrieb, „wüßt ich kaum Einen jungen deutschen „Mann, dem heilige Geniusfunken aus der Seele, wie Lohe „vom Opferaltar emporsteigen. Wir sind in die schändli„chen Zeiten verfallen, wo Weiber über Männer herrschen; „wo sie die Toilette zu einem Richterstuhl machen, vor dem „sich Riesengeister beugen müssen. Daher der stumpfe Sinn „unserer Dichter; daher die Zwerggeschöpfe ihrer Imagi„nation; daher ihr leichtfertiger Witz, daher die mattherzi„gen von Brühen, Ragouts und Zuckerwerk gelähmten Em„pfindungen unserer Modedichter."

Zeit und Stunden bringen auch den trübsten Tag zu Ende. Die Welt fing an Theil an Schubarts Schicksal zu nehmen, und Mitleid für ihn zu fühlen: seine Lieder und Gedichte wurden gesammelt und gedruckt; das Verdienst derselben und das Elend, in welchem sich ihr Verfasser befand, bildeten einen auffallenden Contrast. Endlich geruhte Se. Hoheit der Herzog von Würtemberg sich zu erinnern,

daß ein Sterblicher, der gleiche Bedürfniße und gleiche Gefühle mit ihm ſelbſt hatte, durch ihn gezwungen geweſen war, den dritten Theil eines gewöhnlichen Menſchenlebens in Kummer und Unthätigkeit hinzubringen; zehn Jahre koſtbarer Zeit zu verſchleudern — ja mehr als verſchleudern, eine Zeit, von welcher alle Herzöge und Fürſten der Erde ihm nicht einen Augenblick zurückzugeben vermochten. Er befahl, daß Schubart in Freiheit geſetzt wurde; und der frohlockende Autor (der weder frei geſprochen noch angeklagt war) ſah noch einmal den blauen Zenith und den vollen Ring des Horizontes wieder. Zu Stuttgart fand er ſeine Frau, und fing aufs Neue ſeine Zeitung an. Die deutſche Chronik wurde wiederum populär und die Abnahme an Geiſtesfähigkeiten, welche Kritiker nicht ermangelten an ihrem Verfaſſer zu bemerken, ward ſeiner allgemein bekannten vorherigen Lage zugeſchrieben. Schubarts Leiden hatten ihm in der That einen bleibenden Nachtheil zugefügt. Sein Geiſt hatte eine andere Richtung genommen, und war durch Theoſophie und Einſamkeit geſchwächt; ein kalter Hauch des Nordens erſtarrte oft ſeine tropiſche Ueppigkeit. Demohngeachtet ſchrieb und dichtete er; ſprach über die Verderbniß der Zeit und über die Mittel ſie zu beſſern. Er machte den erſten Theil ſeines Lebens bekannt, und redete oft erſtaunungswürdig über den wandernden Juden, und eine Romanze, deren Gegenſtand er ſeyn ſollte. Der Gedanke, den alten Johannes für die jetzige Zeit zu bearbeiten, den „wandernden oder ewigen Juden" zu einem neuen Helden zu machen, war einer ſeiner Lieblingspläne. In dieſem alten Schuhmacher, gleichſam eine auf dem Strom der Zeit vor Anker liegende Floſſe, ſollte man die Umwandlungen und Wunder von zwei Jahrtauſenden überſehen; der Römer und Araber; der Kreuzfahrer und Welt-

umsegler; der Einsiedler von Thebais und der Papst von Rom sollten darin eine Rolle spielen. Johannes selbst, der außer Zeit und Raum lebende unstäte nie sterbende Mann, mußte ein hochtragischer Charakter werden. Schubart glühte von dieser Idee; und sprach darüber beim Becher, zur Verwunderung einfaltiger Seelen. Er schrieb auch eine davon handelnde Rhapsodie, die in seinen Gedichten gedruckt ist. Aber hierbei blieb er stehen; und der Plan von dem ewigen Juden, den Göthe gleichfalls in seiner Jugend hegte, ist noch bis jetzt unausgeführt. Göthe wendete sich zu andern Gegenständen: und der arme Schubart ward mitten in seinem Vorhaben vom Tode überrascht am 10. October 1791.

Schubarts Lebensgeschichte gibt uns von seinem Charakter keine hohe Meinung. Unstät in seinem Thun, ohne Grundsatz und Plan, flackerte er durch das Leben gleich einem Irrlicht; jetzt einen momentanen Glanz von Glück und Großmuth ausstrahlend, jetzt verlöschend in den mephitischen Sümpfen, über welche ihn sein Zickzack-Weg führen mochte. Er besaß viel liebenswürdige Eigenschaften, aber kaum einigen moralischen Werth. Von Anfang bis zu Ende waren ihm die Umstände entgegen; seine Erziehung war verfehlt, seine zweck- und ziellosen Wanderungen erhöhten noch die übeln Folgen derselben. Ein Sclave des gegenwärtigen vorübergehenden Augenblicks war er selbst willenlos; die schönen Eigenschaften seines Herzens schwelgten im chaotischen Wirbel, und seine Kräfte rieben sich unter einander auf. *).

*) Mit bessern Vorbildern und Rathgebern, mit strengern Sitten und einem glücklichen Schicksal, hätte er ein bewundernswürdiger Mann seyn können: so wie er jetzt vor uns steht, ist er weit entfernt, unsere Bewunderung zu verdienen.

Dieſelben Mängel bezeichnen ſeinen Charakter als Schriftſteller. Schubart hatte ein lebhaftes Gefühl für alles Schöne, Rührende und Wahre; ſein Gemüth war empfänglich und feurig; er beſaß viel Scharfſinn, eine glühende Einbildungskraft; und ſein eiſernes Gedächtniß ſicherte für immer die mannichfaltigen Früchte ſo vieler Gaben.

Doch war er nicht fleißig, hatte keine Kraft ſich ſelbſt zu verleugnen. Seine Kenntniße lagen um ihn wie die Beute einer geplünderten Stadt. Eben ſo wie dieſe wurden ſie im Streben nach zufälligen Dingen vergeudet. Er ſchrieb in plötzlichen Anfällen; langſam und mit der Feile in der Hand zu arbeiten, dies konnte er nicht. Doch haben ſeine Schriften großes Verdienſt. In ſeinen Zeitungsaufſätzen findet man einen Ueberfluß von glücklichen Erläuterungen, und glänzenden hingeſtreuten Gedanken. Seine Lieder, die ausgenommen, welche eine fromme und theoſophiſche Richtung haben, ſind oft voller Natur, Herzlichkeit und wahrer Einfalt.

„Von Jugend an," erzählt man, „ſtudirte er das echte „alte deutſche Volkslied; er belauſchte den Künſtler auf „der Straße, den Handwerker in ſeiner Werkſtatt, den Sol„dat auf der Wachſtube, das Mädchen am Spinnrocken, und „trug den ſchlichten urdeutſchen Geiſt, den er noch hier „fand, in ſeine eigenen Lieder über." Daher ihre Popularität, die viele derſelben noch jetzt beliebt machen. „In „ſeinen größern lyriſchen Sachen," ſagt derſelbe verſtändige Kunſtrichter, „bemerkt man kecke Eigenthümlichkeit, wilde „Imagination, die lieber beim Großen und Gräßlichen „weilt als beim Sanften und Schönen; tiefes aber ſelten „lang anhaltendes Gefühl; oft große weitgreifende Gedan„ken, originelle Bilder, zurnenden Freimuth und durchge„hends eine glühende ſelbſtgeſchaffene Phantaſieſprache. Die

„ſchrieb er um ſeine Kunſt zu zeigen; ſondern ſtrömte aus „innerem Bedürfniß der Natur den Gedanken oder die „Empfindung aus, die eben in ſeiner Seele herrſchend „war.“ *)

So war Schubart, ſeine Dichtung und ſein Schickſal; aufgelöſte Glieder eines reichbegabten, aber unter einem böſen Geſtirn gebornen bethörten Dichters! Das Vorbild ſeiner Verfolgungen beſchleunigte Schillers Flucht aus Würtemberg; möge das Beiſpiel ſeiner verſchleuderten Talente und ſeines zweckloſen Daſeyns uns in dem Entſchluß beſtärken, ein anderes Leben zu führen!

*) Jördens Lexikon, woraus der größte Theil der angeführten einzelnen Umſtände entlehnt iſt.

Briefe von Schiller.

Note B. pag. 20.

Einige Auszüge aus Schillers Briefwechsel mögen manchem Leser erwünscht seyn. Die Briefe an Dalberg, welche bis jetzt den größten Theil desselben ausmachen, sind im Ganzen genommen nicht so interessant, als man erwarten dürfte; wir erinnern uns aber, daß ihr Verfasser ein unerfahrener Jüngling war, verschüchtert durch seine hohen Ideen von Dalberg, mit welchen er sich nur über einen Gegenstand frei aussprechen konnte, und überdieß von Kummer gebeugt, der an und für sich seinen Geist niedergedrückt, und jede offene herzliche Mittheilung seiner Gefühle gehindert haben würde.

Von dem Reichsfreiherrn von Dalberg selbst gibt uns dieser Briefwechsel nur wenig Kunde, auch anderwärts konnten wir keine Nachrichten von ihm einsammeln. Er wird fast in jeder Geschichte der Literatur seiner Zeit erwähnt; und gewöhnlich als ein wohlwollender Mann, ein scharfsinniger Kunstrichter, und ein warmer Freund der Künste und Künstler. Folgende Notiz seines Todes ist aus dem dritten Theil des Conversations-Lexicon, Seite 12, ausgezogen: „Wolfgang Heribert, Reichsfreiherr „von Dalberg (vom Kaiser Leopold bei der Krönung zum „ersten Reichs-Ritter geschlagen, gestorben zu Mannheim „den 27. Dezember 1806 in seinem 86sten Jahre) ein „warmer Freund und Beschützer der Wissenschaften und

„Künſte. So lange die deutſche Geſellſchaft in Mannheim „noch blühte, war er ihr erſter Präſident, und das Theater „dieſer Stadt, die Pflanzſchule der erſten Schauſpieler „Deutſchlands, eines Iffland, Beck, Beil und vieler „anderen, deſſen Intendant er bis zum Jahr 1803 war, „verdankt ihm ſeine Stiftung und Erhaltung. Er iſt als „Schriftſteller und Dichter nicht minder vortheilhaft bekannt. „Wir erinnern nur an ſeine Cora und an den Mönch von „Carmel.“ Bei ſeinem Tode fand man dieſe Briefe von Schiller unter den nachgelaſſenen Papieren. Zwei ſeiner Teſtamentsvollſtrecker retteten ſie von der Vernichtung und ließen ſie zu Carlsruhe im Jahr 1819 in einer kleinen Duodezausgabe drucken. Es befindet ſich eine weitläufige Vorrede dabei, aber weder Noten noch Commentar, obgleich eine ſolche Hülfe hie und da wohl vermißt wird.

Die unſerer Aufmerkſamkeit am würdigſten Briefe ſind die, welche von der Aufführung der Räuber auf der Mannheimer Bühne und Schillers nachheriger Verlegenheit und Flucht handeln. Aus dieſen ſoll meiſtens unſere Auswahl beſtehen. Es iſt merkwürdig zu ſehen, mit welcher Schüchternheit dieſer Verkehr von Schillers Seite anfing; und wie dieſe wunderliche Scheu nach und nach einem Grad von Zutrauen Platz macht, in dem Maße wie er mit ſeinem Gönner näher bekannt, oder von demſelben aufgefordert wird, über Gegenſtände zu ſprechen, wo er fühlt, daß er eine eigenthümliche Würde und Rechte beſitzt, ſo verlaſſen und beſcheiden er auch übrigens iſt. Anfangs erwähnt er Dalberg nie anders, als mit all ſeinen Titeln, wovon einige unſern weniger an Förmlichkeit gewöhnten Ohren komiſch genug klingen. So vermeidet er es ganz nach dem Style deutſcher Ehrerbietigkeit ſeinen Correſpondent geradezu zu nennen, ſondern gebraucht die aus-

weichende Bezeichnung Ew. Excellenz, oder etwas eben ſo hohes: ſeine zwei erſten Briefe fängt er mit einer Anrede an, die wörtlich ſo lautet: „Reichsfrey Hochwohlgeborner inſonders hochzuverehrender Herr Geheime Rath.“

Solche hochtrabende Redensarten machen uns Engländer lächeln; aber ihre Bedeutung hängt gänzlich von dem Gebrauch ab, und das Lächeln, das ſie uns ablocken, iſt wenigſtens keineswegs ein philoſophiſches. Es iſt billig, daß wir ſie hier weglaſſen, oder etwas Ernſteres an die Stelle ſetzen. Der erſte Brief lautet wie folgt:

(Ohne Datum.)

„Ew. Excellenz haben die Beſcheidenheit eines Schriftſtel-
„lers durch die ſtolzen Prädicate, die Hochdieſelbe mir in
„der ſchmeichelhafteſten Zuſchrift beizulegen beliebten, auf
„die ſchlüpfrigſte Spitze geſtellt, indem ſolche durch das
„Anſehen des Kenners, von dem ſie ſtammen, beinahe das
„Gepräg der Unfehlbarkeit haben müßten, wenn ich ſolche
„für etwas anderes als bloße Aufmunterung meiner Muſe
„anſehen könnte. Mehr läßt mich die tiefſte Ueberzeugung
„meiner Schwäche nicht denken, gewiß aber, wenn meine
„Kräfte jemals an ein Meiſterſtück hinauf klettern können,
„ſo dank' ich es Euer Excellenz wärmſten Beifall allein, ſo
„dankte es Hochdenenſelben auch die Welt. Ich habe ſchon
„ſeit mehreren Jahren das Glück gehabt, Euer Excellenz aus
„öffentlichen Blättern zu kennen, und ſchon damals zog der
„Glanz des Mannheimer Theaters meine ganze Aufmerk-
„ſamkeit an. Auch, geſtehe ich, war es, ſeitdem ich einen
„dramatiſchen Genius näher in mir fühlte, ein Lieblings-
„gedanke, mich dereinſt zu Mannheim, dem Paradies dieſer
„Muſe, zu etabliren, welches aber durch meine nähere Ver-
„bindung mit Würtemberg erſchwert werden dürfte.“

„Der gütigſte Verſchlag Euer Excellenz in Rückſicht „auf meine Räuber und die noch in Zukunft zu verferti„genden Stücke iſt mir unendlich wichtig, und dürfte zu ſei„ner Zeitigung wohl eine genauere Kenntniß der Partiku„larökonomie von Euer Excellenz Theater, wie der Herren „Schauſpieler und dem non plus ultra der Theatermechanik, „mit einem Wort einen lebendigen Augenſchein erfordern, „den ich aus dem Stuttgardter Stadttheater niemalen werde „abſtrahiren können, das noch im Stand der Minderjährig„keit iſt. Leider ſetzen mich ökonomiſche Verfaſſungen außer „Stand, viele Reiſen zu machen, die ich jetzt um ſo freu„diger und gewiſſer unternehmen würde, da ich noch einige „fruchtbare Ideen für das Mannheimiſche Theater Euer „Excellenz zu communiziren die Ehre haben möchte. Uebri„gens verharre ich zeitlebens, u. ſ. w.“

Aus dem zweiten Brief erfahren wir, daß Schiller ſich anheiſchig machte, die erſte Ausgabe der Räuber für das Theater zu bearbeiten, und noch immer wünſchte mit Mannheim auf irgend eine Weiſe in Verbindung zu treten. Der dritte ſetzt dies auseinander.

Stuttgardt, den 6. October 1781.

„Hier erſcheint endlich,“ ſchrieb Schiller, „der verlorene „Sohn oder die umgeſchmolzenen Räuber. Freilich habe „ich nicht auf den Termin, den ich ſelbſt feſtſetzte, Wort „gehalten, aber es bedarf nur eines flüchtigen Blicks auf „die Menge und Wichtigkeit der Veränderungen, mich gänz„lich zu entſchuldigen. Dazu kommt noch, daß eine Ruhr„Epidemie in meinem Regiments-Lazareth mich von meinen „otiis poeticis ſehr oft abrief. Nach vollendeter Arbeit „darf ich Sie verſichern, daß ich mit weniger Anſtrengung

gn und Rechte getreulich wahren, und nicht geſtatten wollen, daß unſere Gerechtſame verkürzt, entzogen noch vermindert werden mögen. Auch ſollen ſie ſchwören, daß ſie weder ſelbſt annehmen wollen noch durch andere wollen annehmen laſſen, weder Gold noch Silber, noch geiſtliche Pfründen auf verdeckte Weiſe, noch andere Dinge, ausgenommen Fruchte, oder Brod, oder Wein, bis auf die Summe von zehn Livres, und daß dieſe Summe nie überſchritten werden ſolle. Dabey ſollen ſie ſchwören, daß ſie weder ſelbſt irgend ein Geſchenk annehmen wollen, noch durch ihre Weiber, oder Kinder, oder Brüder, oder Schweſtern noch irgend eine andere Perſon, die bey ihnen den Zutritt hat, wollen annehmen laſſen, und ſo bald ſie erfahren, daß dergleichen Geſchenke angenommen worden, ſie dieſelben ſo bald als möglich zurückgeben laſſen wollen. Zugleich ſollen ſie ſchwören, von keinem Menſchen in ihrer Baillie ein Geſchenk anzunehmen. Ingleichen ſollen ſie ſchwören, kein Geſchenk an jemand zu machen, noch zu ſenden, der ein Mitglied unſers Geheimenraths iſt, noch deſſen Weibern oder Kindern, noch irgend einem Menſchen der ihnen angehört; noch auch denjenigen, die für Uns auf Rechnung ſitzen, noch den Kommiſſarien (enquelteurs), die wir in ihre Baillien, und in ihre Prevotien abſenden, um Unterſuchungen anzuſtellen. Weiter ſollen ſie ſchwören, an keinem Verkaufe von unſerer Rente oder Münze, oder andern Dingen, die Uns zuſtehen, Antheil zu nehmen. Sie ſollen auch ſchwören und geloben, wenn ſie einen ihnen untergebenen Official, Serjent, oder Prevot wiſſen, der untreu, raubſüchtig, wucherhaft oder anderer Vergehungen ſchuldig wäre, die ihn unſers Dienſtes verluſtig machen könnten, denſelben nicht zu unterſtützen, weder um Geſchenkes, noch Zuſage, noch Gunſt, oder einer andern

Sach

„des Geiſtes und gewiß mit noch weit mehr Vergnügen ein „neues Stück ſchaffen wollte, als mich der nun gethanen „Arbeit nochmals unterziehen. — Hier mußte ich Fehlern „abhelfen, die in der Grundlage des Stücks ſchon nothwen„dig wurzeln; mußte an ſich gute Züge den Grenzen der „Bühne, dem Eigenſinn des Parterre, dem Unverſtand der „Gallerie, oder ſonſt leidigen Conventionen aufopfern; und „es wird Ihnen nicht unbekannt ſeyn, daß es, wie in der „Natur, ſo auf der Bühne für Eine Idee, Eine Empfin„dung auch nur Einen Ausdruck, Ein Colorit gibt. Eine „Veränderung, die ich in Einem Charakterzug vornehme, „gibt oft dem ganzen Charakter, und folglich auch ſeinen „Handlungen und der darauf ruhenden Mechanik des Stücks „eine andere Wendung.“ —

„Die Räuber ſtehen im Original unter ſich in lebhaf„tem Contraſt, und gewiß wird ein jeder Mühe haben, vier „oder fünf Räuber contraſtiren zu laſſen, ohne in einem „von ihnen gegen die Delicateſſe des Schauplatzes zu ver„ſtoßen. Als ich es anfangs dachte und den Plan davon „bei mir entwarf, dacht' ich mir die theatraliſche Darſtel„lung hinweg. Daher kam's, daß Franz als ein räſonni„render Böſewicht angelegt worden; eine Anlage, die, ſo „gewiß ſie den denkenden Leſer befriedigen wird, den Zu„ſchauer, der für ſich nicht philoſophirt, ſondern gehandelt „haben will, ermüden und verdrießen muß.“ —

„In der veränderten Auflage konnte ich dieſen Grund„riß nicht übern Haufen werfen, ohne dadurch der ganzen „Oekonomie des Stücks einen Stoß zu geben. Ich ſehe „alſo mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit voraus, daß Franz, „wenn er nun auf der Bühne erſcheinen wird, die Rolle „nicht ſpielen werde, die er beim Leſen geſpielt hat. Dazu „kommt noch, daß der hinreißende Strom der Handlung

„den Zuſchauer an den ſeinen Nuancen vorüberreißt, und „ihn alſo um wenigſtens den dritten Theil des ganzen Cha„rakters bringt.“ —

„Der Räuber Moor dürfte auf dem Schauplatz Epoche „machen; einige wenige Speculationen, die aber auch als „unentbehrliche Farben in dem ganzen Gemälde ſpielen, „weggerechnet, iſt er ganz Handlung, ganz anſchauliches „Leben.“ —

„Spiegelberg, Schweizer, Hermann ꝛc. ſind im eigent„lichen Verſtande Menſchen für den Schauplatz, weniger „Amalia und der Vater.“ —

„Ich habe ſchriftliche, mündliche und gedruckte Rezen„ſionen zu benutzen geſucht. Die Verbeſſerungen ſind wich„tig, verſchiedene Scenen ganz neu. Darunter gehören „Hermanns Gegenintriguen, die Franzens Plan untergraben, „ſeine Scene mit dieſem, die in der erſten Ausarbeitung „gänzlich und ſehr unglücklich vergeſſen worden. Seine „Scene mit Amalien im Garten, iſt um einen Act zurück„geſetzt worden, und meine Freunde ſagen, daß ich im gan„zen Stück keinen beſſern Act dazu hätte wählen können, „als dieſen; keine beſſere Zeit, als einige Augenblicke vor „Moors Scene mit Amalien.“ —

„Franz iſt der Menſchheit etwas näher gebracht, aber „der Weg dazu iſt etwas ſeltſam. Eine Scene, wie ſeine „Verurtheilung im 5ten Act, iſt, meines Wiſſens, auf kei„nem Schauplatz erlebt, eben ſo wenig als Amaliens Auf„opferung durch ihren Geliebten.“ —

„Wenn das Stück zu groß ſeyn ſollte, ſo ſteht es in „der Willkühr des Theaters, Räſonnements abzukürzen, oder „hie und da etwas unbeſchadet des ganzen Eindrucks hin„weg zu thun. Aber dawider proteſtire ich höflich, daß „beim Drucken etwas weggelaſſen wird; denn ich hatte

„meine guten Gründe zu allem, was ich ſtehen ließ, und ſo „weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, „daß ich Lücken laſſe, und Charaktere der Menſchheit für „die Bequemlichkeit der Spieler verſtümmele.“ —

„In Abſicht auf die Wahl der Kleidung erlauben Sie „mir nur die unmaßgebliche Bemerkung: ſie iſt in der „Natur eine Kleinigkeit, niemals auf der Bühne. Meines „Räubers Moor Geſchmack wird darin nicht ſchwer zu „treffen ſeyn. Einen Buſch trägt er, denn dies kommt „namentlich im Stück vor, zu der Zeit, da er ſein „Amt niederlegt. Ich gebe ihm auch einen Stock dazu. „Seine Kleidung müßte immer edel, ohne Zierung, nachläſ„ſig, doch nicht leichtſinnig ſeyn.“ —

„Ein vortrefflicher junger Componiſt arbeitet an einer „Symphonie für meinen verlorenen Sohn; ich weiß, daß „ſie meiſterlich wird.“ —

„Sobald ſie fertig iſt, bin ich ſo frei, ſie Ihnen zu „offeriren.“

„Nun entſchuldigen Sie auch die ungleiche Handſchrift, „das Unkorrekte der Schreibart. Ich eilte, Ihnen das „Stück zu ſchicken und darum zweierlei Hand, und darum „nahm ich mir auch nicht Zeit, daſſelbe zu korrigiren. Mein „Copiſt hat, nach Gewohnheit aller beſſer wiſſen wollender „Schreiber, die Orthographie oft erbärmlich mißhandelt. „Schließlich empfehle ich mich und meine Arbeit der Nach„ſicht eines verehrungswürdigen Kenners, u. ſ. w.“

Stuttgardt, den 12. Dezember 1781.

„Mit der von E. Excellenz in Rückſicht auf den Verlag „meines Schauſpiels getroffenen Veränderung bin ich voll„kommen zufrieden, beſonders da ich ſehe, daß durch dieſelbe

„zwei von ſich ſehr verſchieden geweſene Intereſſen verei-
„nigt worden ſind, ohne jedoch, wie ich hoffe, die Folgen
„und den Succeß meines Schauſpiels zu unterdrücken.
„E. E. berühren einige ſehr wichtige Veränderungen, die
„meine Arbeit von Ihren Händen erlitten hat, und ich
„finde dieſe Sache in Anſehung meiner wichtig genug, et-
„was weitläufig dabei zu ſeyn.“

„Ich geſtehe es Ihnen aufrichtig, daß ich die Zurück-
„ſetzung der Geſchichte meines Stücks in die Epoche des ge-
„ſtifteten Landfriedens und unterdrückten Fauſtrechts — die
„ganze dadurch wohlerrungene Anlage des Schauſpiels für
„unendlich beſſer, als die meinige halte und halten muß,
„wenn ich vielleicht dadurch mein ganzes Schauſpiel verlie-
„ren ſollte. Allerdings iſt der Einwurf, daß ſchwerlich in
„unſerm hellen Jahrhundert, bei unſerer abgeſchliffenen Po-
„lizei und Beſtimmtheit der Geſetze, eine ſolche meiſterloſe
„Rotte gleichſam im Schooß der Geſetze entſtehen, noch viel
„weniger einwurzeln und einige Jahre aufrecht ſtehen konnte
„— allerdings iſt dieſer Einwurf gegründet, und ich wüßte
„nichts dagegen zu ſagen, als die Freiheit der Dichtkunſt,
„die Wahrſcheinlichkeiten der wirklichen Welt in den Rang
„der Wahrheit, und die Möglichkeit derſelben in den Rang
„der Wahrſcheinlichkeit erheben zu dürfen.“ —

„Dieſe Entſchuldigung befriedigt allerdings die Größe
„des Gegentheils nicht. Wenn ich aber E. E. dies zugebe
„— und ich gebe es mit Wahrheit und vollkommener Ueber-
„zeugung zu — was wird folgen? Gewiß nichts anderes,
„als daß mein Schauſpiel einen großen Fehler bei der Ge-
„burt bekommen, einen Fehler, den es, wenn ich ſo ſagen
„darf, ins Grab mitnehmen muß, weil er in ſein Grund-
„weſen verflochten iſt, und nicht ohne Deſtruction des Gan-
„zen aufgehoben werden kann.“ —

„Erſtens ſprechen alle meine Perſonen zu modern, zu „aufgeklärt für die damalige Zeit. Der Dialog iſt gar „nicht derſelbe. Die Simplicität, die uns der Verfaſſer „des Götz von Berlichingen ſo lebhaft gezeichnet hat, fehlt „ganz. Viele Tiraden, große und kleine Züge, Charaktere „ſogar, ſind aus dem Schooß unſerer gegenwärtigen Welt „herausgehoben, und taugten nicht in dem Maximilianiſchen „Zeitalter. Es ginge, mit einem Wort, dem Stück, wie „einem Holzſtich, den ich in einer Ausgabe des Virgil ge„funden. Die Trojaner hatten Huſarenſtiefeln, und der „König Agamemnon führte ein Paar Piſtolen in ſeinem „Halfter. Ich beginge ein Verbrechen gegen die Zeiten „Maximilians, um einem Fehler gegen die Zeiten Friedrichs „des Zweiten auszuweichen.“ –

„Zweitens: meine ganze Epiſode mit Amaliens Liebe „ſpielte gegen die einfache Ritterliebe der damaligen Zeit „einen abſcheulichen Contraſt. Amalia müßte ſchlechterdings „in ein Ritterfräulein umgeſchmolzen werden, und Sie ſe„hen von ſelbſt, dieſer Charakter, dieſe Gattung Liebe, die „in meiner Arbeit herrſcht, iſt in das ganze Gemälde des „Räubers Moor, ja in das ganze Stück ſo tief und allge„mein hinein colorirt, daß man das ganze Gemälde übermalen „muß, um es auszulöſchen. So verhält es ſich auch mit „dem Charakter Franzens, dieſem ſpeculativen, dieſem me„taphyſiſch-ſpitzfindigen Schurken.“ —

„Ich glaube mit einem Wort ſagen zu können: dieſe „Verſetzung meines Stücks, welche ihm vor der Ausarbei„tung den größeſten Glanz und die höchſte Vollkommenheit „würde gegeben haben, machte es nun, da es ſchon ange„legt und vollendet iſt, zu einem fehlerhaften Quodlibet, „zu einer Krähe mit Pfauenfedern.“

„Verzeihen E. E. dem Vater dieſe eifrige Fürſprache „für ſein Kind.“ —

„Es ſind nur Worte, und allerdings kann jedwedes „Theater mit den Schauſpielen anfangen, was es will. „Der Autor muß ſich's gefallen laſſen, und ein Glück iſt „es für den Verfaſſer der Räuber, daß er in die beſten „Hände gefallen iſt. Dieſes einzige werde ich mir von „Hrn. Schwan ausbedingen, daß er es wenigſtens nach „der erſten Anlage druckt. Auf dem Theater prätendire „ich keine Stimme.“

„Die zweite Hauptveränderung mit der Ermordung „Amaliens, war der Theil meines Schauſpiels, der mir „am meiſten Anſtrengung und Ueberlegung gekoſtet hat, „wovon das Reſultat kein anderes war, als daß Moor ſeine „Amalia ermorden muß, und daß dies eine poſitive Schön„heit ſeines Charakters iſt, die einerſeits den feurigen Lieb„haber, anderſeits den Banditenführer mit dem lebhafteſten „Colorit auszeichnet. Doch ich würde die Rechtfertigung „dieſer Rolle in keinem Briefe erſchöpfen. Uebrigens ſind „die wenigen Worte, darin E. E. in Ihrem Briefe Mel„dung gethan, fürtrefflich, und der ganzen Situation werth. „Ich würde ſtolz darauf ſeyn, ſie gemacht zu haben. Da „mir Herr Schwan auch ſchreibt, das Stück würde mit „der Muſik und den unentbehrlichſten Pauſen gegen fünf „Stunden ſpielen, eine zu lange Zeit für ein Stück! ſo „wird eine zweite Beſchneidung an demſelben vorgenommen „werden müſſen. Ich wünſchte nicht, daß jemand anders, „als ich, ſich dieſer Arbeit unterzöge und ich ſelbſt kann es „nicht ohne die Anſchauung einer Probe oder der erſten „Vorſtellung ſelbſt.“

„Wenn es möglich wäre, daß Ew. Excellenz die Ge„neralprobe des Stücks wenigſtens zwiſchen dem 20ſten

„und 30ſten dieſes Monats zu Stande brächten und mir „die wichtigſten Unkoſten einer Reiſe zu Ihnen vergüteten, „ſo hofft' ich in etlichen Tagen das Intereſſe des Theaters „und das meinige zu vereinigen, und dem Stück die thea„traliſche Rundung geben zu können, die ſich ohne wirkliche „Gegenwart bei der Aufführung nicht geben läßt." —

„Ueber dieſes bät ich mir dieſer Tage einen gütigſten „Aufſchluß aus, ſo würde ich mich auf den Fall vorzuſehen „wiſſen."

„Wie mir Hr. Schwan ſchreibt, ſo hat ein Baron „von Gemmingen ſich die Mühe genommen und mei„nem Stücke die Ehre angethan es vorzuleſen. Ich höre, „daß dieſer Herr von Gemmingen Verfaſſer des deut„ſchen Hausvaters iſt. Ich wünſchte die Ehre zu haben, „ihm zu verſichern, daß ich eben dieſen Hausvater unge„mein gut gefunden, und einen vortrefflichen Mann und ſehr „ſchönen Geiſt darin bewundert habe. Doch was liegt dem „Verfaſſer des deutſchen Hausvaters an dem Geſchwätz ei„nes jungen Candidaten? — Uebrigens, wenn ich je das „Glück habe, einem von Dalberg zu Mannheim meine „Wärme und Verehrung zu bezeugen, ſo will ich mich auch „in die Arme jenes drängen, und ihm ſagen, wie lieb mir „ſolche Seelen ſind, wie Dalberg und Gemmingen."

„Den Gedanken mit dem kleinen Avertiſſement vor „Aufführung des Stücks finde ich fürtrefflich, und ſende da„her E. E. in Beilage einen Verſuch. Uebrigens habe ich „die Ehre mit vollkommener Achtung zu erſterben, u. ſ. w.

* * *

Dies iſt der beigefügte Plan einer Ankündigung, die ſpäter aufgenommen wurde.

Die Räuber,

ein Schauſpiel.

„Das Gemälde einer verirrten großen Seele — ausge„rüſtet mit allen Gaben zum Vortrefflichen und mit allen „Gaben verloren. Zügelloſes Feuer und ſchlechte Kamerad„ſchaft verdarben ſein Herz — riſſen ihn von Laſter zu „Laſter — bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrenner„bande ſtand, Greuel auf Greuel häufte, von Abgrund zu „Abgrund ſtürzte, in alle Tiefen der Verzweiflung. — „Groß und majeſtätiſch im Unglück, und durch Unglück ge„beſſert, zurückgeführt zum Vortrefflichen. Einen ſolchen „Mann wird man im Räuber Moor beweinen und haſſen, „verabſcheuen und lieben. — Einen heuchleriſchen, heim„tückiſchen Schleicher wird man entlarvt erblicken, und ge„ſprengt ſehen in ſeinen eignen Minen. — Einen allzu„ſchwachen, nachgiebigen Verzärtler und Vater. — Die „Schmerzen ſchwärmeriſcher Liebe und die Folter herrſchen„der Leidenſchaft. Hier wird man auch nicht ohne Entſetzen „in die innere Wirthſchaft des Laſters Blicke werfen, und „aus der Bühne unterrichtet werden, wie alle Vergoldun„gen des Glücks den innern Wurm nicht tödten, und „Schrecken, Angſt, Reue, Verzweiflung hart hinter ſeinen „Ferſen ſind. Der Zuſchauer weine heut vor unſerer Bühne „— und ſchaudere — und lerne ſeine Leidenſchaften unter „die Geſetze der Religion und des Verſtandes beugen; der „Jüngling ſehe mit Schrecken dem Ende der zügelloſen „Ausſchweifungen nach, und auch der Mann gehe nicht ohne

„den Unterricht aus dem Schauſpiel, daß die unſichtbare „Hand der Vorſicht auch den Böſewicht zu Werkzeugen ih„rer Abſichten und Gerichte brauchen, und den verworren„ſten Knoten des Geſchicks zum Erſtaunen auflöſen könne."

Wie groß auch Schillers Ehrerbietung für Dalberg als einem Gönner und Kunſtrichter ſeyn mußte, und wie bereitwillig derſelbe auch ſeine Verbeſſerungen annahm, ſobald ſie ihm richtig ſchienen, ſo geht es doch aus mehreren Auszügen dieſer Briefe hervor, daß er in Bezug auf ſeine Schreibart auch ſeine eigenen Anſichten hatte, und ſelbſtſtändig genug war, ihnen ſo lange treu zu bleiben, bis er aus eigener Ueberzeugung davon zurückkam. Was ſein Verhalten im Leben betrifft, ſo war ſein Blick bei weitem nicht ſo hell. Folgende Bruchſtücke ſchildern ihn von der erſten Aufführung dieſes Stücks in Mannheim, bis zu ſeiner Flucht von Stuttgardt.

Stuttgardt, den 17. Januar 1782.

„Ich wiederhole hier die wärmſten Dankſagungen für die „von E. E. empfangene Höflichkeit und Gnade für die Auf„merkſamkeit auf meine geringfügige Arbeit, für die Ehre „und den Pomp, deſſen Sie mein Stück gewürdigt, und „für alles, wodurch E. E. die kleinen Vollkommenheiten „deſſelben erhoben, und ſeine Schwächen mit dem größten „Aufwand der theatraliſchen Kunſt zu bedecken gewußt ha„ben. Mein kurzer Aufenthalt in Mannheim verſtattete „mir nicht, ins Detail meines Stückes und ſeiner Vorſtel„lung zu gehen; und weil ich nicht alles ſagen konnte, „weil mir die Zeit dazu zu ſparſam abgewogen und mein „Incognito zu ſtreng war, ſo hielt ich es für beſſer, noch „gar nichts zu ſagen. Beobachtet habe ich vieles, ſehr

„vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutſchland einſt ei-
„nen dramatiſchen Dichter in mir findet, ſo muß ich die
„Epoche von der vorigen Woche zählen.“ * * *

Stuttgardt, den 26. Mai 1782.

„* * * Das ungeduldige Verlangen, mein Schauſpiel zum
„zweitenmal aufführen zu ſehen, und die dazu kommende
„Abweſenheit meines Herrn veranlaßt mich und einige
„Freunde und Damens, die eben ſo voll Begierde ſind als
„ich, die Räuber auf Dalbergs Bühne zu ſehen, eine
„Reiſe nach Mannheim zu unternehmen, die morgen ſchon
„vor ſich gehen wird. Da das nun der Hauptzweck unſerer
„Reiſe iſt, und mir überhaupt an einem vollkommenen Ge-
„nuſſe meines Schauſpiels unendlich viel liegt, ich auch mit
„deſto größerem Vortheil bei meinem wirklich unter Hän-
„den habenden Stück zu Werke gehen würde, ſo wäre meine
„ſehnlichſte Bitte an Ew. Excellenz, mir bis Dienſtag den
„28ſten dieſes Monats zu dieſer Freude zu verhelfen.“

Stuttgardt, den 4. Juni 1782.

„Ich habe das Vergnügen, das ich zu Mannheim in
„vollen Zügen genoß, ſeit meiner Hierherkunft durch
„die epidemiſche Krankheit gebüßt, welche mich zu meinem
„unausſprechlichen Verdruß bis heute gänzlich unfähig ge-
„macht hat, E. E. für ſo viele Achtung und Höflichkeit
„meine wärmſte Dankſagung zu bezeigen. Und noch bereue
„ich beinahe die glücklichſte Reiſe meines Lebens, die mir
„durch einen höchſt widrigen Contraſt meines Vaterlandes
„mit Mannheim ſchon ſo verleidet worden iſt, daß mir
„Stuttgardt und alle ſchwäbiſchen Scenen unerträglich und

Sache wegen, sondern ihn nach Willen und Vermögen zu bestrafen. Nicht weniger sollen unsere Prevots, Vicemtes, Maires und Forstbeamten, so wie auch alle unsere Serjents zu Roß und Fuß, schwören, daß sie ihren Obern keine Geschenke geben wollen, noch auch deren Weibern oder Kindern. Da auch unser erster Wille dahin geht, daß diesen Eyden stets genau nachgelebt werden möge, so wollen wir, daß sie vor voller Versammlung (assise), in Gegenwart aller, so wohl Geistlicher als Layen, Ritter und Serjents abgelegt werden sollen, wenn auch schon Uns selbst geschworen worden wäre; auf daß sie sich vor dem Verbrechen des Meyneyds hüten mögen, nicht bloß aus Furcht vor Gott und uns, sondern auch aus Furcht vor Schande vor Gott und der Welt. Wir wollen auch und verordnen, daß alle unsere Baillifs und Prevots sich eines jeden Schwurs enthalten, der die Ehrfurcht gegen Gott, oder Unsere liebe Frau, oder alle Heiligen verletzte; auch vor Würfelspiel und Weinhausgelage sich in Acht nehmen sollen. Wir wollen, daß keine Würfel in unsern Landen sollen gemacht werden, und die unzüchtigen Weibsbilder aus ihren Wohnungen vertrieben werden sollen; und wer sein Haus an ein unzüchtiges Weibsbild vermiethet, der soll den Miethzinns von einem Jahr an den Prevot oder Baillif abgeben müssen. Weiter wollen wir hiermit untersagt haben, daß schlechterdings unsere Baillifs, so lange sie in unsern Diensten stehen, weder selbst, noch durch andere, Grundstücke oder andere Besitzungen, die im Bezirk ihrer oder einer andern Baillie liegen, kaufen oder kaufen lassen sollen. Auch soll es ihnen nicht gestattet seyn, ihre Söhne, oder ihre Töchter oder andere Personen, die mit ihnen verwandt sind, ohne unsere Erlaubniß, an eine andere Person in ihrem Gerichtssprengel zu verheyrathen. Eben so

„ekelhaft werden. Unglücklicher kann Niemand ſeyn, als „ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, „vielleicht auch ſelbſt Gefühl genug für das Verdienſt eines „beſſern Schickſals und für beides nur eine Ausſicht.“

„Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortrefflicher „Mann? Ich weiß, wie ſchnell ſich Ihr edelmüthiges „Herz entzündet, wenn Mitleid und Menſchenliebe es auf„fordern; ich weiß, wie ſtark Ihr Muth iſt, eine ſchöne „That zu unternehmen, und wie warm Ihr Eifer, ſie zu „vollenden. Meine neuen Freunde in Mannheim, von de„nen Sie angebetet werden, haben es mir mit Enthuſias„mus vorhergeſagt, aber es war dieſer Verſicherung nicht „nöthig; ich habe ſelbſt, da ich das Glück hatte, eine Ihrer „Stunden für mich zu nützen, in Ihrem offenen Anblick weit „mehr geleſen.“

„Dies macht mich ſo dreiſt, mich Ihnen ganz zu geben, „mein ganzes Schickſal in Ihre Hände zu liefern und von „Ihnen das Glück meines Lebens zu erwarten. Noch bin „ich wenig oder gar nichts. In dieſem Norden des Ge„ſchmacks werde ich ewig niemals gedeihen, wenn mich ſonſt „glücklichere Sterne und ein griechiſches Klima zum „wahren Dichter erwärmen würden. — Brauch' ich mehr „zu ſagen, um von Dalberg alle Unterſtützung zu erwarten?“

„E. Exc. haben mir alle Hoffnung dazu gemacht, und „ich werde den Händedruck, der Ihren Verſpruch beſiegelte, „ewig fühlen; wenn Euer Excellenz dieſe drei Ideen gou„tiren und in einem Schreiben an den Herzog Gebrauch „davon machen, ſo ſtehe ich ziemlich für den Erfolg. Und „nun wiederhole ich mit brennendem Herzen die Bitte, die „Seele dieſes ganzen Briefs. Könnten E. E. in das In„nere meines Gemüths ſehen, welche Empfindungen es „durchwühlen, könnte ich Ihnen mit Farben ſchildern, wie

„ſehr mein Geiſt unter dem Verdrießlichen meiner Lage „ſich ſträubt — Sie würden, ja ich weiß es gewiß — Sie „würden eine Hülfe nicht verzögern, die durch einen oder „zwei Briefe an den Herzog geſchehen kann.“

„Nochmals werfe ich mich in Ihre Arme, und wünſche „nichts anders, als bald, ſehr bald, Ihnen mit einem an„haltenden Eifer und mit einer perſönlichen Dienſtleiſtung „die Verehrung bekräftigen zu können, mit welcher ich mich „und alles was ich bin, für Sie aufzuopfern wünſche.“

Die Ideen, worauf er ſich oben bezieht, ſind in einer beſondern Beilage gegeben, deren Hauptinhalt dieſer iſt:

„Ich wünſchte beſonders meinetwegen ſehr, daß Sie „meinen Aufenthalt am Nationaltheater zu Mannheim auf „einen beliebigen Termin feſtſetzten, (der dann nach Ihrem „Befehl verlängert werden kann,) nach deſſen Verfluß ich „wieder meinem Herzog gehörte. So ſieht es mehr einer „Reiſe, als einer völligen Entſchwäbung (wenn ich das „Wort brauchen darf) ähnlich und fällt auch nicht ſo hart „auf. Dann würde es aber auch höchſt nothwendig ſeyn, „zu berühren, daß mir Mittel gegeben werden ſollten, zu „Mannheim zu praktiziren, und meine mediziniſchen Uebun„gen da fortzuſetzen. Dieſer Artikel iſt vorzüglich nöthig, „damit man mich nicht unter dem Vorwande, für mein „Wohl zu ſorgen, cujonire und weniger fortlaſſe.“

Stuttgardt, den 15. Juli 1782.

„Mein langes Stillſchweigen wird mir bei E. E. beinahe „den Vorwurf der Indiscretion zugezogen haben, weil ich „es nicht nur anſtehen ließ, Hochdero letzten gnädigen Brief „zu beantworten, ſondern auch die zwei bewußten Bücher ſo „lange zurückbehielt. Beides wurde durch eine verdrießliche Ge-

„schichte, die ich hier hatte, verzegert. E. E. werden ohne „Zweifel nicht wenig Verwunderung bezeigen, wenn ich „Ihnen sage, daß ich wegen meiner letzten Hinreise zu Ih„nen 14 Tage in Arrest gesperrt wurde. Alles wurde „meinem Landesherrn haarklein berichtet. Ich habe des„wegen eine persönliche Unterredung mit ihm gehabt."

„Wenn Ew. Excellenz glauben, daß sich meine Aussich„ten, zu Ihnen zu kommen, möglich machen lassen, so wäre „meine einzige Bitte, solche zu beschleunigen. Warum „ich dieses jetzt doppelt wünsche, hat eine Ursache, die ich „keinem Briefe anvertrauen darf. Dieß einzige kann ich „Ihnen für gewiß sagen, daß in etlichen Monaten, wenn „ich in dieser Zeit das Glück nicht habe, zu Ihnen zu kom„men, keine Aussicht mehr da ist, daß ich jemals bei Ihnen „leben kann. Ich werde alsdann gezwungen seyn, einen „Schritt zu thun, der mir's unmöglich machen wird, zu „Mannheim zu bleiben." * * *

Die beiden nächsten Auszüge sind aus Briefen an einen andern Correspondenten. Döring führt sie ohne Namen und Datum an: Ihr Inhalt zeigt uns hinlänglich den Ort wo sie entstanden sind.

„Ich muß eilen, daß ich von hier wegkomme, man „möchte mir am Ende gar in Hohenasperg, wie dem ehr„lichen Schubart, ein Logis anweisen. Man redet von „besserer Ausbildung, die ich bedürfen soll. Es kann seyn, „daß man mich in Hohenasperg anders bilden würde; allein „man lasse mich bei meiner jetzigen Ausbildung, die ich „gern in geringerem, aber mir wohlgefälligeren Grade be„sitzen will — denn so verdanke ich sie doch meinem freien „Willen und der Zwang verachtenden Freiheit."

„Ich denke längſt in den Angelegenheiten, wobei man „mich jetzt unter eine, den Geiſt feſſelnde Curatel ſetzen „möchte, mündig geweſen zu ſeyn. Das Beſte iſt, daß man „ſolchen plumpen Feſſeln ausweichen kann; mich wenigſtens „ſollen ſie nie drücken.“ —

(Ohne Datum.)

„Euer Excellenz werden von meinen Freunden zu Mann„heim meine Lage bis zu Ihrer Ankunft, die ich leider „nicht mehr abwarten konnte, erfahren haben.“

„Sobald ich Ihnen ſage, ich bin auf der Flucht, „ſo hab' ich auch ſchon mein ganzes Schickſal geſchildert. „Aber noch kommt das Schlimmſte hinzu. Ich habe die „nöthigen Hülfsmittel nicht, um meinem Mißgeſchick Trotz „zu bieten. Ich habe mich von Stuttgardt meiner Sicher„heit wegen ſchnell und zur Zeit des Großfürſten losreißen „müſſen. Dadurch hab' ich meine ökonomiſchen Verhältniſſe „plötzlich durchriſſen, und nicht alle Schulden berichtigen „können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu „Mannheim geſetzt, dort hoffte ich von Ew. Excellenz unter„ſtützt, durch mein Schauſpiel mich nicht nur ſchuldenfrei, „ſondern auch überhaupt in beſſere Umſtände zu ſetzen. „Dies ward durch meinen nothwendigen plötzlichen Aufbruch „hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Börſe und „Hoffnung. Es könnte mich ſchamroth machen, daß ich Ih„nen ſolche Geſtändniſſe thun muß, aber ich weiß, es ernie„drigt mich nicht. Traurig genug, daß auch ich an mir „die gehäſſige Wahrheit beſtätigt ſehen muß, die jedem „freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abſpricht.“ —

„Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles das, woraus E. E. meinen Charakter erkennen, Ihnen ein Zu-

„krauen gegen meine Ehrliebe einfließen kann, ſo erlauben „Sie mir, Sie freimüthig um Unterſtützung zu bitten. So „höchſt nothwendig ich jetzt des Ertrags bedarf, den ich „von meinem Fiesko erwartete, ſo wenig kann ich ihn vor „3 Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz ſo lange „beklemmt war, weil das Gefühl meines Zuſtandes mich „gänzlich von dichteriſchen Träumen zurückriß. Wenn ich „ihn aber bis auf beſagte Zeit nicht nur fertig, ſondern, „wie ich auch hoffen kann, würdig verſpreche, ſo nehme ich „mir daraus den Muth, Euer Excellenz um gütigſten Vor„ſchuß des mir dadurch zufallenden Preiſes gehorſamſt zu „bitten, weil ich jetzt mehr als ſonſt durch mein ganzes „Leben, deſſen benöthigt bin. Ich hätte ungefähr noch „200 fl. nach Stuttgardt zu bezahlen. Ich darf es Ihnen „geſtehen, daß mir das mehr Sorgen macht, als wie ich „mich ſelbſt durch die Welt ſchleppen ſoll. Ich habe ſo „lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt „habe. Dann wird mein Reiſemagazin in 8 Tagen erſchöpft „ſeyn. Noch iſt es mir gänzlich unmöglich, mit dem Geiſte „zu arbeiten. Ich habe alſo gegenwärtig auch in meinem „Kopf keine Reſſourcen."

* * *

„Da mein gegenwärtiger Zuſtand aus dem bisherigen „hell genug wird, ſo finde ich es für überflüſſig, E. E. mit „einer drängenden Vormahlung meiner Noth zu quälen."

„Schnelle Hülfe iſt alles, was ich jetzt noch denken und „wünſchen kann. Herr Meyer iſt von mir gebeten, mir „den Entſchluß E. E. unter allen Umſtänden mitzutheilen, „und Sie ſelbſt des Geſchäfts mir zu ſchreiben, zu über„heben."

„Mit entſchiedener Achtung nenne ich mich u. ſ. w.

Mit Vergnügen erzählen wir, daß die kleine Hülfe, um die Schiller ſo dringend und ſo beſcheiden bat, ihm gewährt ward, und daß er den Mann, von dem er ſie empfing, der ihm in einer Zeit beiſtand, wo ihm die Hülfe von ſo großem Werth war, nie zu lieben aufhörte. In der erſten Aufwallung ſeiner Dankbarkeit für dieſe und andere Gunſtbezeugungen erklärte der Dichter mit vieler Wärme, daß er alles Dalberg verdanke, und in einem geſelligen Zuſtande, wo die Gönnerſchaft gerade dem Gegentheil der Barmherzigkeit, wie Miß Edgeworth bemerkt hat, gewöhnlich ein doppelter Fluch ruht, einmal auf dem Geber und einmal auf dem Empfänger, ſpricht es in gegenwärtigem Beiſpiel nicht wenig für die Charaktere des Gönners und des durch ihn Verpflichteten, daß Beide ſich dieſes Verhältniſſes mit Vergnügen beſtändig erinnerten. Schillers erſtes Stück ward von Dalberg auf der Bühne eingeführt, und ſein letztes demſelben gewidmet. Mit welcher ruhigen Freude muß der ehrwürdige Kunſtrichter in ſeinem 83ſten Jahre die Tragödie Wilhelm Tell empfangen haben, die eine eben ſo freundliche als ehrfurchtsvolle Anrede begleitete; wie angenehm mußte es ihm ſeyn, ſich ſagen zu können, daß der Jüngling, den er einſt ſein nennen konnte, der nun der ganzen Welt angehörte, noch jetzt nach langer Erfahrung von ihm ſagen konnte:

„Und ſolch ein Bild darf ich Dir freudig zeigen,
„Du kennſt's; denn alles Große iſt Dein eigen!"

Dieſen frühen Briefwechſel ausgenommen, ſind der Welt nur wenige von Schillers Briefen bekannt geworden. Im Anhang von Döring befindet ſich einer, der 6 Jahr nach des Dichters freiwilliger Verbannung geſchrieben iſt,

und deſſen Inhalt mit der Angſt und Niedergeſchlagenheit jener unglücklichen Periode einen angenehmen Contraſt bildet. Wir geben denſelben derjenigen wegen, die mit uns zugleich bedauern, daß, während die Welt von albernen Briefwechſeln und Charaktergemälden, die oft des Schilderns nicht werth ſind, überſchwemmt wird, der Briefwechſel eines Mannes, der nie unkluge Dinge ſchrieb, in verborgenen Behältern modern und vielleicht in kurzem gänzlich vernichtet ſeyn ſoll; daß das Charaktergemälde eines Mannes, der immer von den auserwählten Vätern des menſchlichen Geſchlechts war, noch immer ſo unvollkommen und dunkel bleiben muß. Dieſer Brief iſt an Schwan, während Schillers erſtem Aufenthalt in Weimar geſchrieben: es iſt bereits in unſerm Text die Rede davon geweſen.

Weimar, den 2. Mai 1781.

„Sie entſchuldigen ſich wegen Ihres langen Stillſchwei„gens, um mir dieſe Entſchuldigung zu erſparen. Ich fühle „dieſe Güte und danke Ihnen dafür. Sie rechnen dies „Stillſchweigen der Freundſchaft nicht an; das beweiſt, daß „Sie beſſer als mein ſchlimmes Gewiſſen mich hoffen ließ, „in meinem Herzen geleſen haben. Glauben Sie aber, „daß Ihr Gedächtniß auch in meinem Gemüth unauslöſchlich „lebt, und nicht nöthig hat, durch den Schlendrian des Um„gangs, durch Verſicherungsbriefe aufgefriſcht zu werden. „Alſo nichts mehr davon.“ —

„Die Ruhe und Leichtigkeit Ihrer Exiſtenz, die aus „Ihrem Briefe athmet, hat mir ſehr viele Freude gemacht, „und ich, der ich noch im ungewiſſen Meere zwiſchen Wind „und Wellen umgetrieben werde, beneide Ihnen dieſe Gleich„förmigkeit, dieſe Geſundheit des Leibes und der Seele.

„Mir wird ſie erſt ſpäter, als eine Belohnung für noch zu „überſtehende Arbeit zu Theil werden.“ —

„Ich bin nun faſt drei Vierteljahre hier. Nach Vol„lendung meines Carlos hab' ich endlich dieſe längſt pro„jektirte Reiſe ausführen können. Wenn ich aufrichtig ſeyn „ſoll, ſo kann ich nicht anders ſagen, als daß es mir hier „ungemein wohlgefällt, und der Grund davon iſt leicht „einzuſehen. —

„Die möglichſte bürgerliche Unangefochtenheit und Frei„heit, eine leidliche Menſchenart, wenig Zwang im Umgang, „ein ausgeſuchter Cirkel intereſſanter Menſchen und den„kender Köpfe, die Achtung, die auf literäriſche Thätigkeit „gelegt wird; rechnen Sie noch dazu den wenigen Aufwand, „den ich an einem Ort wie Weimar zu machen habe — „warum ſollt ich nicht zufrieden ſeyn?“ —

„Mit Wieland bin ich ziemlich genau verbunden, „und ihm gebührt ein großer Antheil an meiner jetzigen „Behaglichkeit, weil ich ihn liebe, und Urſache habe, zu „glauben, daß er mich wiederliebt. Weniger Umgang hab' „ich mit Herdern, ob ich ihn gleich als Menſchen, wie als „Schriftſteller hoch verehre. Der Eigenſinn des Zufalls „trägt eigentlich die Schuld; denn wir haben unſere Be„kanntſchaft ziemlich glücklich eröffnet. Auch fehlt es mir „an Zeit, immer nach meiner Neigung zu handeln. Mit „Boden kann man nicht genau Freund ſeyn. Ich weiß „nicht, ob Sie hierin denken, wie ich. Göthe wird erſt „aus Italien erwartet. Die verwittwete Herzogin iſt eine „Dame von Sinn und Geiſt, in deren Geſellſchaft man nicht „gedrückt iſt.“ —

„Ich danke Ihnen für die Nachrichten, die Sie mir „von dem Schickſal des Carlos auf Ihrer Bühne gegeben „haben. Aufrichtig zu ſprechen, große Erwartungen habe

„ich mir überhaupt von keiner Vorſtellung des Carlos ge„macht, und ich weiß auch warum. — Es iſt nicht mehr als „billig, daß ſich die theatraliſche Göttin für die wenige Ga„lanterie, die mich beim Schreiben für ſie beſeelte, an mir „gerächt hat. Indeſſen, wenn mein Carlos auch ein ſo ver„fehltes Theaterſtück iſt, ſo halt ich doch dafür, daß unſer „Publikum ihn noch zehnmal wird aufführen ſehen können, „eh' es das Gute begriffen und ausgeſchöpft hat, was ſeine „Fehler aufwiegen ſoll. Ich glaube, erſt alsdann, wenn „man das Gute eines Dinges eingeſehen hat, iſt man „berechtigt, das Urtheil über das Schlimme zu ſprechen. „— Indeſſen hör' ich, daß die zweite Vorſtellung beſſer aus„gefallen ſey, als die erſte. Entweder rührt das von den „Veränderungen her, die Dalberg in dem Stücke gemacht „hat, oder es kömmt daher, daß das Publikum beim zwei„tenmale Dinge verſtehen lernte, die es bei der erſten Vor„ſtellung nicht verſtand. — Uebrigens kann Niemand mehr „überzeugt ſeyn, als ich, daß der Carlos aus Urſachen ſo„wohl, die ihm Ehre, als die ihm Unehre bringen, keine „Speculation für die Schaubühne iſt. Schon allein ſeine „Länge könnt' ihn davon verbannen. Ich hab' ihn wahrlich auch „nicht aus Zuverſichtlichkeit oder Eigenliebe auf die Bühne „genöthigt, aus Eigennutz vielleicht eher. — Wenn bei der „ganzen Sache meine Eitelkeit eine Rolle ſpielte, ſo war's „darin, daß ich dem Stücke innern Gehalt genug zutraute, „um ſein ſchlechtes Glück auf den Bühnen niederzuwägen."

„Mit dem Geſchenk Ihres Bildes haben Sie mir eine „große Freude gemacht. Ich finde es treffend ähnlich. „Schubarten etwas weniger, wiewohl dies ſowohl an „meinem ſchlechten Gedächtniß, als an der Lohbauer'ſchen „Zeichnung liegen kann. Der Kupferſtecher verdient Auf„merkſamkeit und alle Ermunterung, und was ich zur Aus-

„breitung ſeines Verdienſtes beitragen kann, ſoll redlich „geſchehen.“ —

„Ihre lieben Kinder grüßen Sie von mir recht ſehr. „Im Wieland'ſchen Hauſe wird mir noch oft und viel „von Ihrer älteſten Tochter erzählt; ſie hat ſich da in we„nigen Tagen ſehr lieb und werth gemacht. Alſo ſteh' ich „doch noch bei ihr in einigem Andenken? In der That„ich muß erröthen, daß ich es durch mein langes Stillſchwei„gen ſo wenig verdiene.“ —

„Daß Sie in mein liebes Vaterland reiſen, und dort „meinen Vater nicht vorbeiziehen wollen, war mir eine ſehr „willkommene Nachricht. Die Schwaben ſind ein liebes „Volk, das erfahr' ich je mehr und mehr, ſeitdem ich an„dere Provinzen Deutſchlands kennen lernte. Meiner Fa„milie werden Sie ſehr werth und willkommen ſeyn. Wollen „Sie ſich mit einem Pack Complimente von mir dahin „beladen? Küſſen Sie meinen Vater von mir, und Ihre „Tochter ſoll meiner Mutter und meinen Schweſtern meinen „Gruß bringen.“ —

Und mit dieſen herzlichen Worten wollen wir, wie Döring ſagt, dieſes Blatt beſchließen.

wenig ſollen ſie dieſelben in ein Kloſter in ihrem Gerichtsſprengel bringen, noch eine geiſtliche Pfründe, oder eine andere Beſitzung verſchaffen können. Auch ſollen ſie weder Frohnen, noch andere Gerechtſame in ihrer Nachbarſchaft, noch in den Klöſtern in Anſpruch nehmen dürfen. Jenes Verbot der Verheyrathungen und Güterverbanyen ſoll jedoch ſich keineswegs auf die Prevots oder Maires oder andere Unterbeamten erſtrecken. Wir verordnen ferner, daß weder die Ballifs, noch die Prevots, noch die andern Beamten allzuviele Gerichtsdiener halten ſollen, auf daß es dem Volke nicht zur Laſt fallen möge; und ſollen die Gerichtsdiener (Lederaux) alle bey voller Verſammlung (aſſiſe) gewählt werden, auſſerdem ſie nicht dafür anzuerkennen ſeyn ſollen. Werden unſere Serjents an einen entlegenen Ort verſendet, ſo ſoll ihnen von ihren Obern ein Beglaubigungsſchreiben mitgegeben werden. Wir gebieten weiter, daß kein Ballif oder Prevot, der ſich in unſern Dienſten befindet, die guten Leute unter ihrem Gerichtszwang über Recht und Billigkeit bedrücken möge; noch daß irgend jemand von unſern Unterthanen wegen irgend einer Schuld, die ſie gemacht, gefänglich eingezogen werden ſolle, es ſey denn wegen Schuld an Uns ſelbſt. Wir verordnen, daß keiner von unſern Ballifs irgend eine Buße auflege, wegen einer Schuld, die unſere Unterthanen ſchuldig ſind, noch auch wegen einer Miſſethat, es ſey denn, daß ſolche vor offenem Gericht, nach Gutachten ſachkundiger Männer beſtimmt und zuerkannt werde, ehevor ſie ſchon vor ihnen ſelbſt gewonnen worden. Fügt es ſich auch, daß derjenige, der einen gerichtlichen Verweis erhält, den ihm angebotenen Spruch des Gerichtshofs nicht abwarten will, ſondern ſtatt der Buße eine gewiſſe Summe Geldes anbietet, wie es denn her-

Freundschaft mit Göthe.

Note C pag. 143.

Die Geſchichte von Schillers erſtem Umgang mit Göthe iſt von demſelben in einem vor wenig Jahren erſcheinenden Blatte die Morphologie, eine Zeitſchrift, die er noch bei Gelegenheit fortſetzt, oder fortzuſetzen gedenkt, erzählt worden. Das Blatt führt den Titel „Glückliches Ereigniß" und befindet ſich in erſten Theils erſtem Heft (pag. 90—96.) des erwähnten Werkes. Die einleitenden Worte haben wir bereits im Text angeführt, wir hielten es für beſſer, das Uebrige, das ſich auf gewiſſe wiſſenſchaftliche Gegenſtände bezieht und unſerer Erzählung vorgegriffen hätte, für den Anhang aufzubewahren. Nachdem er das Erſcheinen des Don Carlos erwähnt und hinzugefügt hat: „ſo lebten wir eine Zeitlang neben einander fort" bemerkt er weiter:

„Sein Aufſatz über Anmuth und Würde war eben ſo „wenig ein Mittel mich zu verſöhnen. Die Kantiſche Phi„loſophie, welche das Subjekt ſo hoch erhebt, indem ſie es „einzuengen ſcheint, hatte er mit Freuden in ſich aufgenom„men, ſie entwickelte das Außerordentliche, was die Natur „in ſein Weſen gelegt und er im höchſten Gefühl der Frei„heit und Selbſtbeſtimmung, war nur dankbar gegen die „große Mutter, die ihn gewiß nicht ſtiefmütterlich behan„delte. Anſtatt ſie ſelbſtſtändig, lebendig vom Tiefſten bis „zum Höchſten geſetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm

„er ſie [illegible] der Seite einiger empiriſchen menſchlichen Na-
„türlichkeiten. Gewiſſe harte Stellen ſogar konnte ich di-
„rekt auf mich deuten, ſie zeigten mein Glaubensbekennt-
„niß in einem falſchen Lichte; dabei fühlte ich, es ſey noch
„ſchlimmer, wenn es ohne Beziehung auf mich geſagt wor-
„den; denn die ungeheure Kluft zwiſchen unſern Denkwei-
„ſen klaffte nur deſto entſchiedener.“

„An keine Vereinigung war zu denken, ſelbſt das
„milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach
„Würden zu ehren verſtand, blieb fruchtlos, ja meine
„Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegenſetzte, waren
„ſchwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwi-
„ſchen zwei Geiſtesantipoden mehr als ein Erddiameter die
„Scheidung mache, da ſie denn beiderſeits als Pole gelten
„mögen, aber eben deswegen nicht in Eins zuſammen fal-
„len können. Daß aber doch ein Bezug unter ihnen Statt
„finde, erhellt aus folgendem.“

„Schiller zog nach Jena, wo ich ihn ebenfalls nicht
„ſah. Zu gleicher Zeit hatte Batſch durch unglaubliche
„Regſamkeit eine naturforſchende Geſellſchaft in Thätigkeit
„geſetzt, auf ſchöne Sammlungen, auf bedeutendem Appa-
„rat gegründet. Ihren periodiſchen Sitzungen wohnte ich
„gewöhnlich bei; einſtmals fand ich Schillern daſelbſt,
„wir gingen zufällig beide zugleich heraus, ein Geſpräch
„knüpfte ſich an, er ſchien an dem Vorgetragenen Theil
„zu nehmen, bemerkte aber ſehr verſtändig und einſichtig
„und mir ſehr willkommen, wie eine ſo zerſtückelte Art die
„Natur zu behandeln, den Laien, der ſich gern darauf ein-
„ließe, keineswegs anmuthen könne.“

„Ich erwiederte darauf: daß ſie den Eingeweihten ſelbſt
„vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch
„eine andere Weiſe geben könne, die Natur nicht geſon-

„dert und vereinzelt vorzunehmen, ſondern ſie wirkend und „lebendig, aus dem Ganzen in die Theile ſtrebend darzu„ſtellen. Er wünſchte hierüber aufgeklärt zu ſeyn, verbarg „aber ſeine Zweifel nicht; er konnte nicht eingeſtehen, daß „ein ſolches, wie ich behauptete, ſchon aus der Erfahrung „hervorgehe."

„Wir gelangten zu ſeinem Hauſe, das Geſpräch lockte „mich hinein, da trug ich die Metamorphoſe der Pflanzen*) „lebhaft vor, und ließ, mit manchen charakteriſtiſchen Fe„derſtrichen, eine ſymboliſche Pflanze vor ſeinen Augen ent„ſtehen. Er nahm und ſchaute das alles mit großer Theil„nahme, mit entſchiedener Faſſungskraft; als ich aber ge„endet, ſchüttelte er den Kopf und ſagte: das iſt keine Er„fahrung, das iſt eine Idee. Ich ſtutzte verdrießlich eini„germaßen: denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch „aufs ſtrengſte bezeichnet. Die Behauptung aus Anmuth „und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte ſich „regen, ich nahm mich aber zuſammen und verſetzte, das „kann mir ſehr lieb ſeyn, daß ich Ideen habe, ohne es zu „wiſſen und ſie ſogar mit Augen ſehe."

„Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebens„art hatte als ich, und mich auch wegen der Horen, die er „herauszugeben im Begriff ſtand, mehr anzuziehen, als ab„zuſtoßen gedachte, erwiederte darauf als ein gebildeter „Kantianer, und als aus meinem hartnäckigen Realismus „mancher Anlaß zu lebhaftem Widerſpruch entſtand, ſo ward

*) Eine merkwürdige phyſiologiſch-botaniſche Theorie von Göthe, welche, obgleich ſie von einigen großen Botanikern des Continents ſehr empfohlen worden iſt, doch in England gänzlich unbekannt zu ſeyn ſcheint. In dieſer Morphologie wird dieſelbe weitläufig erklärt.

„viel gekämpft und dann Stillstand gemacht; keiner von „beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten „sich für unüberwindlich. Sätze wie folgende machten mich „ganz unglücklich: Wie kann jemals Erfahrung gegeben „werden, die einer Idee angemessen seyn sollte? Denn darin „besteht eben das Eigenthümliche der letzteren, daß ich nie„mals eine Erfahrung congruiren könne. Wenn er das „für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so „mußte doch zwischen Beiden irgend etwas Vermittelndes „Bezügliches obwalten! Der erste Schritt war jedoch gethan, „Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, „die sich ihm näherten, ich nahm Theil an seinen Absichten „und versprach zu den Horen manches, was bei mir verbor„gen lag, herauszugeben; seine Gattin, die ich von ihrer „Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug „das Ihrige bei zu dauerndem Verständniß, alle beiderseiti„gen Freunde waren froh, und so besiegelten wir, durch den „größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen „Objekt und Subjekt, einen Bund, der ununterbrochen ge„dauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat."

Die Freundschaft zwischen Göthe und Schiller bildet in ihrer Geschichte ein so anziehendes Capitel, daß wir uns nach mehr einzelnen Umständen sehnen. Aufrichtigkeit, wahre Schätzung ihres gegenseitigen Verdienstes, eine wirkliche Sympathie ihrer Charaktere und Vorsätze scheint die Grundlage derselben gewesen zu seyn, und sie bis ans Ende ungeschwächt erhalten zu haben.

Göthe hatte, wie man erzählt, eine emsige, sich auf die kleinsten Umstände erstreckende Aufmerksamkeit für Schiller, den er als einen guten Menschen verehrte, und für den er, weil er leidend war, Theilnahme empfand; waren sie zusammen in einer gemischten Gesellschaft, so bemühte er

ſich beſtändig, die Reichthümer ſeines beſcheiden zurückhaltenden Freundes ans Tageslicht zu ziehen; oder ſein krankes und reizbares Gemüth vor unſanften Berührungen zu bewahren, die es verletzen konnten; indem er die Unterhaltung bald milderte, bald anregte, bald ſich derſelben mit dem Geſchick eines feinen talentvollen Weltmannes bemächtigte, oder mit der Scorpionengeißel ſeiner Satyre vieles daraus vertrieb, das dem ſanfteren, einfachern Geiſt des Kranken mißfällig geweſen wäre. Es iſt heilſam an dergleichen Dinge zu denken; es iſt heilſam zu wiſſen, daß es Schriftſteller giebt, die nicht blos von der Eitelkeit beherrſcht werden; die den Beifall ihrer Mitgeſchöpfe theilen können, ohne ſich über das günſtigere Loos des Andern zu entzweien, die in ihrem Streben nach Ruhm die allgemeine Menſchenliebe nicht vergeſſen, wofür der Ruhm der meiſten Schriftſteller nur ein armſeliger Gewinn wäre.

Der Tod Gustav Adolphs.

Note D pag. 153.

Als eine Probe von Schillers hiſtoriſchem Styl geben wir hier eine Scene ſeiner meiſterhaften Beſchreibung der Schlacht bei Lützen. Das Ganze bildet ein in Salvators Geiſt ausgeführtes Gemälde; und ob wohl dies nur ein Bruchſtück iſt, ſo wird doch vielleicht die Wichtigkeit der darin dargeſtellten Perſon jenen Mangel einigermaßen ergänzen. „Endlich erſcheint der gefürchtete Morgen; aber „ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur „Mittagsſtunde. Vor der Fronte knieend hält der König „ſeine Andacht; die ganze Armee, auf die Knie hingeſtürzt, „ſtimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die „Feldmuſik begleitet den Geſang. Dann ſteigt der König „zu Pferd und blos mit einem ledernen Koller und einem „Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harniſch zu tragen) durchreitet „er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen „Zuverſicht zu entflammen, die ſein eigner ahndungsvoller „Buſen verleugnet. Gott mit uns, war das Wort der „Schweden, das der Kaiſerlichen: Jeſus Maria. Gegen „eilf Uhr fängt der Nebel an ſich zu zertheilen, und der „Feind wird ſichtbar. Zugleich ſieht man Lützen in Flammen ſtehen, auf Befehl des Herzogs in Brand geſteckt, „damit er von dieſer Seite nicht überflügelt würde. Jetzt

„tönt die Losung, die Reiterei sprengt gegen den Feind und „das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben."

* * *

„Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm „selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon „der erste machtvolle Andrang der schweren Finnländischen „Kürassiere zerstreute die leichtberittenen Polen und Kroa„ten, die sich an diesen Flügel anschlossen, und ihre unor„dentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht „und Verwirrung mit. In diesem Augenblicke hinterbringt „man dem König, daß seine Infanterie über die Gräben „zurückweiche" und auch sein linker Flügel durch das feindli„che Geschütz von den Windmühlen aus, furchtbar geängstigt „und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller „Besonnenheit überträgt er dem General von Horn, den „schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, „und er selbst eilt an der Spitze des Steinbockischen Re„giments davon, der Unordnung seines eignen linken Flü„gels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilschnell „über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden „Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, un„ter denen Franz Albert Herzog von Sachsen-Lauenburg „genannt wird, waren schnell genug, ihm zur Seite zu blei„ben. Er sprengte geradenweges demjenigen Orte zu, wo „sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er „seine Blicke umhersendet, irgend eine Blöße des feindlichen „Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, „führt ihn sein kurzes Gesicht zu nah an dasselbe. Ein „kaiserlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorüberſprengen„den alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er „einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. „„Auf den dort

„„ſchieße,““ ruft er, „„das muß ein vornehmer Mann ſeyn.““ „Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm „zerſchmettert. In dieſem Augenblick kommen ſeine Schwa„dronen daher geſprengt, und ein verwirrtes Geſchrey: der „König blutet — der König iſt erſchoſſen! verbreitet unter „den Ankommenden Schrecken und Entſetzen aus. „„Es iſt „„nichts — folgt mir““ ruft der König, ſeine ganze Stärke „zuſammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der „Ohnmacht nahe, bittet er in franzöſiſcher Sprache den „Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufſehen aus dem Ge„dränge zu ſchaffen. Indem der Letztere auf einem weiten „Umweg, um der muthloſen Infanterie dieſen niederſchla„genden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit „dem König umwendet, erhält dieſer einen zweiten Schuß „durch den Rücken, der ihm den letzten Reſt ſeiner Kräfte „raubt. „„Ich habe genug, Bruder,““ ruft er mit ſterbender „Stimme, „„ſuche du nur dein Leben zu retten.““ Zugleich „ſank er vom Pferd, und von noch mehreren Schüſſen durch„bohrt, von allen ſeinen Begleitern verlaſſen, verhauchte er „unter den räuberiſchen Händen der Kroaten ſein Leben. „Bald entdeckte ſein ledig fliehendes in Blut gebadetes „Roß der ſchwediſchen Reiterei ihres Königs Fall, und wü„thend dringt ſie herbei, dem gierigen Feinde dieſe heilige „Beute zu entreißen. Um ſeinen Leichnam entbrennt ein „mörderiſches Gefecht, und der entſtellte Körper wird unter „einem Hügel von Todten begraben.“

„Die Schreckenspoſt durcheilt in kurzer Zeit das ganze „ſchwediſche Heer; aber anſtatt den Muth dieſer tapfern „Schaaren zu ertödten, entzündet ſie ihn vielmehr zu einem „neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in „ſeinem Preiſe, da das heiligſte aller Leben dahin iſt, und „der Tod hat für den Niedrigen keine Schrecken mehr, ſeit-

„dem er das gekrönte Haupt nicht verſchonte. Mit Löwen-
„grimm werfen ſich die Upländiſchen, Smaländiſchen, Finni-
„ſchen, Oſt- und Weſtgothiſchen Regimenter zum zweiten-
„mal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General
„von Horn nur noch ſchwachen Widerſtand leiſtet, und
„jetzt völlig aus dem Felde geſchlagen wird.“

* * *

„Aber ein theurer Sieg, ein trauriger Triumph! Jetzt
„erſt, nachdem die Wuth des Kampfes erkaltet iſt, empfindet
„man die ganze Größe des erlittenen Verluſtes, und das
„Jubelgeſchrei der Ueberwinder erſtirbt in einer ſtummen,
„finſtern Verzweiflung. Er, der ſie in den Streit heraus-
„geführt hatte, iſt nicht mit zurückgekehrt. Draußen liegt
„er in ſeiner gewonnenen Schlacht mit dem gemeinen Hau-
„fen niedriger Todten verwechſelt. Nach langem vergebli-
„chen Verſuchen entdeckt man endlich den königlichen Leich-
„nam, unfern dem großen Steine, der ſchon hundert Jahre
„vorher zwiſchen dem Floßgraben und Lützen geſehen worden,
„aber von dem merkwürdigen Unglücksfalle dieſes Tages den
„Namen des Schwedenſteines führt. Von Blut und Wun-
„den bis zum Unkenntlichen entſtellt, von den Hufen der
„Pferde zertreten, und durch räuberiſche Hände ſeines
„Schmucks, ſeiner Kleider beraubt, wird er unter einem
„Hügel von Todten hervorgezogen, nach Weißenfels gebracht
„und dort dem Wehklagen ſeiner Truppen, den letzten Um-
„armungen ſeiner Königin überliefert. Den erſten Tribut
„hatte die Rache gheiſcht, und Blut mußte dem Monarchen
„zum Sühnopfer ſtrömen; jetzt tritt die Liebe in ihre
„Rechte ein, und milde Thränen fließen — um den Men-
„ſchen. Der allgemeine Schmerz verſchlingt jedes einzelne
„Leiden. Von dem betäubenden Schlag noch beſinnungs-

„los ſtehen die Anführer in dumpfer Erſtarrung um ſeine „Bahre und keiner getraut ſich noch die Größe der Ver„wüſtung zu unterſuchen, die der fliegende Blitz auf ſeinem „Wege verbreitete.“

* * *

Seine Talente zu geſchichtlichen Schilderungen, obgleich dieſe die größte Faßlichkeit in ſeinen Schriften erzeugten ſind doch die geringſten unter Schillers Geiſtesgaben; daß er auch den höhern Forderungen der Kunſt genügen könnte, beweiſen ſeine Betrachtungen über dies nämliche Ereigniß: „Die Geſchichte ſieht ſich zuweilen durch Erſchei„nungen belohnt, die gleich einem kühnen Geiſt aus den „Wolken in das berechnete Uhrwerk der menſchlichen Un„ternehmungen fallen, und den nachdenkenden Geiſt auf „eine höhere Ordnung der Dinge verweiſen.“

Aber die Grenzen unſeres Werkes ſind erreicht. Von Schillers geſchichtlichen und dramatiſchen Arbeiten können wir weiter keine Proben geben, von ſeinen lyriſchen, didactiſchen, moraliſchen Gedichten müſſen wir ſcheiden, ohne ein einziges angeführt zu haben. Vielleicht kommt die Zeit, wo ſeine ſämmtlichen Schriften auf Englands Boden verpflanzt, den denkenden Köpfen unſeres Eilands übergeben werden, eine Eroberung, die unſere Literatur, ſo reich ſie auch ſchon an ſich iſt, noch ungleich mehr bereichern würde.

Gedruckt bei Kittſteiner in Hanau.

hergebracht iſt, ſo wollen Wir, daß der Gerichtshof die Summe Geldes, wenn ſie billig und angemeſſen iſt, annehmen ſoll; iſt ſie aber das nicht, ſo wollen Wir, daß die Buße rhadamantermaßen beſtimmt werde, wenn auch der Schuldige dem Gerichtshof alles anheimſtellt. Wir entbieten, daß der Bailif, oder Maire, oder Prevot keinen unſerer Unterthanen durch Drohungen oder nachtheilige Reden zwingen ſolle, Geldbußen heimlich zu erlegen. Wir verordnen auch, daß die Inhaber von Prevotés, Vicomtés oder Baillien dieſelben an keinen Menſchen ohne unſere Erlaubniß ſollen veräuſſern dürfen. Kaufen mehrere die gedachten Beſtallungen zugleich, ſo wollen wir, daß einer von den Käufern, den Dienſt für die Andern verſehe, und der Beſoldung genieße, die, nach dem Herkommen, vom Auflagen, von Steuern und andern gemeinen Abgaben ertheilt zu werden pflegen. Wir unterſagen ihnen dabey, dergleichen Bedienungen an Brüdern, Neffen, oder Vettern zu veräuſſern, weil ſie dieſelben von Uns erkauft haben. Auch ſollen ſie keine Schulden eintreiben dürfen, die ihnen ſelbſt als eigen zuſtehen, ſondern bloß ſolche, die zu ihrem Dienſte gehören. Eigene Schulden aber ſollen ſie bey dem Bailif einklagen, völlig ſo, als ob ſie gar nicht in unſern Dienſten ſtünden. Wir unterſagen, daß weder Baillifs noch Prevots unſere Unterthanen in den Sachen, die vor ihnen anhängig ſind, mit Wanderungen von einem Orte zum andern beſchweren; ſondern ſie ſollen die Sachen, die ſie vor ſich haben, an den gewöhnlichen Gerichtsſtetten verhandeln, ſo daß ſie weder um Koſten noch Mühe willen des Rechtes zu pflegen unterlaſſen. Weiter iſt unſere Meynung, daß ſie keinem Menſchen, der ſich im Beſitze befindet, dieſes Beſitzes entſetzen, es ſey denn nach vorgängiger Unterſuchung, oder auf unſern beſondern Befehl.

Sie

Sie ſollen auch nicht unſere Unterthanen mit neuen
Abgaben drücken, noch zum Ritt (chevauchée) auf-
bieten, um Geld zu ziehen; denn es iſt unſer Wille
nicht, daß irgend jemand ohne gute Urſache aufgebo-
ten werde; ſo wenig, als daß jemand der in eigener
Perſon aufſitzen will, gezwungen ſeyn ſoll, das Auf-
ſitzen mit Gelde abzulöſen. Ferner verbieten wir,
daß kein Bailliſ noch Prevot ein Verbot der Ausfuhr
von Getreide, Wein, oder andern Bedürfniſſen auſſer
dem Reiche ohne dringende Urſache verfügen dürfe;
und wär' es Sache, daß eine ſolche Sperre verfügt
werden müßte, ſo wollen wir, daß dieſes Verbot in
Gegenwart redlicher Beſitzer, ohne Verdacht von Un-
redlichkeit oder Betrug ertheilt werde. Ferner wollen
wir, daß alle abgegangenen Bailliſs, Vicomtes, Pre-
vots und Maires, vierzig Tage lang nach Abgang
von ihrem Dienſte, ſich da aufhalten ſollen, wo ſie im
Dienſte geweſen ſind, es ſey in Perſon, oder durch
Bevollmächtigte, um Rede zu ſtehen, wenn etwa
Beſchwerden über ſie einlaufen ſollten." Durch dieſe
Satzungen wurde dem Reiche großer Nutzen geſchaft.
Die Prevoté von Paris war damahls an die Bür-
gerſchaft von Paris oder ſonſt wiederverkäuflich über-
laſſen. Diejenigen nun, die ſie eben inne hatten, ſahen
ihren Kindern, Verwandten, durch die Finger, wenn
ſie etwas verbrochen hatten. Denn die jungen Leute ver-
ließen ſich auf ihre Eltern oder Freunde, die im
Beſitz der Prevoté waren. Dadurch wurde nun der
gemeine Mann gar ſehr gedrückt, und konnte kein
Recht gegen die Vornehmen erlangen, weil dieſe den
Prevots gar zu reiche Geſchenke und Gaben machten.
Wer damahls vor dem Prevot die Wahrheit ſagte,
der ſeinem Schwur treu bleiben wollte, auf daß er
nicht wegen irgend einer Schuld oder Obliegenheit wo-
zu er verbunden war, meineydig würde, der wurde

von dem Prevot für straffällig erkannt, und mußte eine Geldbuße geben. Wegen solcher groben Ungerechtigkeiten und Plackereyen mochten die Leute gar nicht mehr im königlichen Gerichtsgebiete bleiben, sondern wanderten nach andern Prevotés und Herrschaften aus; und dadurch wurde das königliche Gerichtsgebiet so öde, daß zuletzt, wenn der Prevot sein Gericht eröfnete, nicht mehr als zehn bis zwölf Personen erschienen. Dabey gab es in und um Paris so viele Spitzbuben und Räuber, daß die ganze Gegend damit angefüllt war. Der König, dem die Ruhe des gemeinen Bürgers sehr am Herzen lag, erfuhr alles, wie es war. Er wollte nun nicht länger, daß die Prevoté von Paris auf Wiederkauf überlassen werden sollte; sondern er ließ sie verwalten, und gab denjenigen die sie verwalten mußten, einen stattlichen und reichlichen Gehalt. Alle schädliche Gewohnheiten, womit das Volk bedrückt wurde, schaft er ab. Im ganzen Königreiche und überall ließ er Männer aufsuchen, die des Rechts fest und redlich pflegten, und den Reichen so wenig begünstigten, als den Armen. So wurde ihm Stephen Boilneure empfohlen; und dieser verwaltete auch die Prevoté von Paris so nachdrücklich, daß kein Mörder und kein Dieb in Paris zu bleiben wagte. Denn er wurde gleich gehenkt oder eingesperrt, und weder Eltern, noch Freunde, weder Gold noch Silber konnten ihn schützen. Auf solche Art bemühte sich der König die Ruhe herzustellen; und die Leute zogen wieder in sein Gerichtsgebiet, weil das Recht so gut gehandhebt wurde. Auch vermehrten sich die Einkünfte aus denselben dergestalt, daß die Veräußerungen, die Besitznehmungen, die Kaufkontrakte und die andern Gefälle noch einmahl so viel einbrachten, als der König vorher davon erhoben hatte. — „In allen diesen Dingen, die wir zum

Besten

Beſten unſerer Unterthanen verordnet haben, behalten
ir uns vor, vermöge unſerer Machtvollkommenheit
erläutern, zu verbeſſern, beyzufügen und abzuneh-
en, je nachdem es uns gut dünken wird.“ Durch
eſe Satzungen ſchaffte er dem Königreich vielen
utzen; wie ſolche mehrere einſichtsvolle und erfahrne
Männer bezeugen.

Von ſeiner Kindheit an war der König ſehr mild-
ätig gegen die Armen und Nothleidenden. Es war
r Gewohnheit geworden, daß wohin auch der Kö-
g ging, überall hundert und zwanzig Arme in ſeiner
Wohnung täglich mit Brot, Wein, Fleiſch oder Fiſch
ſpeiſet wurden. Während der Faſten- und Advent-
it vermehrte ſich die Anzahl der Armen noch. Es
ſchah mehrmal, daß der König ſie ſelbſt bediente,
nen die Speiſen auftrug, ihnen auch ſelbſt vorſchnitt,
d, wenn ſie fortgingen, ihnen mit eigener Hand eine
eldſpende gab. Selbſt an den heiligen Abenden
r den hohen Feſten ließ er die Armen mit allen den
orgeſagten Dingen verſorgen, derer er ſelbſt aß und
ank. Außerdem hatt' er täglich alte gebrechliche
Männer Mittags und Abends zum Eſſen bey ſich,
d ließ ihnen die nähmlichen Speiſen vorſetzen, von
lchen er ſelbſt aß; und wenn ſie gegeſſen hatten,
enkte er ihnen noch ein Stück Geld mit auf den
eg. Außerdem gab er noch täglich ſo häufige und
ſchmliche Almoſen an die Bettelmönche, an die Ar-
nhoſpitäler, an arme Kranke, an arme Gemeinheis
, an arme Herren, Frauen und Fräulein von Adel,
hülfloſe Weiber, an arme Wittwen und Kindbette-
nen, und an arme Handwerksleute, die Alters
r Krankheit wegen nicht arbeiten, noch ihr Gewer-
fortſetzen konnten, daß ihre Anzahl anzugeben, bey-
e unmöglich iſt. Wir können daher mit Recht
n, daß er glücklicher geweſen ſey, als Titus, der

Kaiser von Rom, von welchem die alten Schriftsteller erzählen, er habe sich so sehr betrübt und gegrämt, daß er einmahl an einem Tage nichts Gutes gethan. So bald er zur Regierung gelangt war, und sich mit sich selbst mehr bekannt gemacht hatte, fing er an, Klöster und andere geistliche Häuser zu bauen; unter welchen die Abtey Royaumont den Vorzug behauptet. Er ließ verschiedene Spitäler bauen, das Spital zu Paris, das zu Pontoise, das zu Compiegne, das zu Vernon und setzte ihnen beträchtliche Einkünfte aus. Er stiftete ferner die Abtey Saint-Matthieu zu Rouen, in die er Nonnen vom Predigerorden setzte: gründete auch die zu Longchamps für Nonnen vom Franziskanerorden; beyden verlieh er ansehnliche Renten. Er erlaubte auch seiner Mutter die Abtey du Lys bey Melun-sur-Seine, und die bey Pontoise, Maubuisson genannt, zu stiften. Ferner ließ er das Blindenspital bey Paris erbauen, um die Blinden aus Paris da zu versorgen; ließ ihnen auch eine besondere Kapelle bauen, um da ihren Gottesdienst zu halten. Weiter ließ der fromme König die Karthause ohnweit Paris bauen, die Nomur heißt, und wies den Mönchen, die Gott daselbst dienten, ein hinlängliches Einkommen an. Nicht lange darauf ließ er noch ein Haus außerhalb Paris, auf dem St. Denys bauen, welches den Nahmen la maison aux Filles-Dieu erhielt. In dieses Haus ließ er eine Menge Weibsleute bringen, die aus Armuth liederlich geworden waren, und gab ihnen viertausend Livres Einkünfte, um sie davon abzuhalten. In verschiedenen Städten des Königreichs legt er Beginnen-Häuser an, und setzte gewisse Einkünfte zu ihrem Unterhalte aus; wobey er anordnete, diejenigen darin aufzunehmen, die künftig züchtig zu leben angelobten würden. Jemand von seinen Vertrautesten äußerte seine Unzufriedenheit über

der

des Königs so reichliches Almosenspenden, und über seinen so großen Aufwand darauf; allein er gab zur Antwort: „immer besser, daß der übermäßige Aufwand, den ich mache, auf Almosen um Gotteswillen angewendet werde, als auf Ueppigkeit oder leeren Tand von dieser Welt.“ Bey allem dem großen Aufwande, den der König mit Almosen machte, ging dennoch an seinem Hoflager täglich viel auf. Wenn Parlamenter und Zusammenkünfte der Baronen und Ritter gehalten wurden, ließ es der König an nichts fehlen; er hielt seinen Hof so stattlich und prachtvoll, als er in langer Zeit bey keinem seiner Vorgänger gewesen war. Er hatte alle diejenigen gerne, die sich dem Dienste Gottes widmeten, und ein Ordensgewand trugen; auch kam keiner zu ihm, dem er nicht das Nöthige gereicht hätte. Er versorgte die Brüder vom Berge Karmel, kaufte ihnen einen Platz am Ufer der Seine, in der Gegend von Charenton, ließ ihnen ein Kloster bauen, und verschafte ihnen Kleidung, Kelche, und anderes zum Gottesdienst gehörig e Geräthe. Gleichergestalt versorgte er die Brüder Augustiner; denn er kaufte ihnen ein Vorwerk von einem Bürger in Paris, nebst allen Zubehörungen, und ließ ihnen ein Kloster vor dem Thore Montmartre bauen. So versorgt' er auch die Siebordensbrüder, und schenkte ihnen einen Platz in der Gegend von Saint-Germain-des-Prez, wo sie sich niederließen; aber dieser Orden dauerte nicht lange, sondern ging bald wieder ein. Nach dieser Anstiftung der Siebbrüder (des Sanct) erstand ein anderer Orden, der Orden der Dreyfaltigkeit genannt; und diese Brüder baten den König, ihnen ebenfalls zu einem Wohnsitz in Paris zu verhelfen. Der König kaufte ihnen ein Haus, und verschiedene öde Plätze umher zu einem Kloster, in der Nachbarschaft des alten Thors du Temple, ohnweit der Wo-

ber. Dieſer Weißmänteleorden wurde auf der Kirchenverſammlung, die Pabſt Gregorius der Zehnte hielt, aufgehoben. Nach ihnem entſtand wieder ein Orden, der ſich Brüder vom heiligen Kreutze nennen ließ, und ein Kreuz vorn an der Bruſt trug; auch dieſe ſprachen den König um Unterſtützung an. Der König ließ ſie ihnen recht gern angedeyhen, und gab ihnen Aufenthalt in einer Straße, carrefour du Temple genannt, jezt die heilige Kreutzgaſſe. Auf ſolche Art verſah der heilige König die Stadt Paris mit Ordensleuten.

Nach allen obigen Ereigniſſen begab es ſich, daß der König ſeine ſämmtlichen Baronen in der Faſtenzeit nach Paris berief. Ich entſchuldigte mich zwar bey ihn damit, daß ich eben das viertägige Fieber hätte, und bat ihn, mich davon frey zu ſprechen; allein er ließ mir wieder ſagen, ich müßte ſchlechterdings kommen. Er habe gute Aerzte bey ſich, die das viertägige Fieber recht gut zu heilen verſtünden. Ich begab mich alſo nach Paris. Als ich am heiligen Abend vor unſerer lieben Frauen im März dahin kam, fand ich weder den König, noch ſonſt jemanden, der mir ſagen konnte, warum mich der König hätte kommen laſſen. Nun fügt' es ſich durch göttliche Schickung, daß, als ich gegen Morgen ſchlief, es mir im Schlafe vorkam, als ſähe ich den König vor einem Altar auf den Knien; und dabey kam es mir weiter vor, als ob verſchiedene Prälaten in Amtskleidung ihn mit einem Meßgewande von rothem Serge von Rheims bekleideten. Ich rufte nach dieſem Traumgeſichte, meinen Kaplan Herrn Wilhelm zu mir, und erzählte ihm, der ein ſehr vernünftiger Mann war, meinen Traum. Er antwortete mir: Herr! ihr werdet ſehen, daß der König morgen das Kreuz anlegen wird." Ich fragte ihn, was ihn auf dieſen Gedanken

danken bringe? — „Der Traum, den ich gehabt, gab er zur Antwort; denn das Meßgewand von rothem Serge bedeute nichts anders, als das Kreuz, welches roth gefärbt worden von dem Blute, welches der Sohn Gottes aus seiner Seite, aus seinen Händen, und aus seinen Füßen vergossen. Daß nun, setzt er hinzu, das Meßgewand von Serge von Rheims war, das bedeutet, daß die Kreuzfahrt von keinem großen Erfolg seyn wird, wie Ihr, wenn Euch Gott das Leben fristet, sehen werdet." Nachdem ich die Messe in der Magdalenenkirche gehört hatte, begab ich mich in des Königs Kapelle, wo ich den König fand, der zu dem Reliquiengerüste hinangestiegen war, und das heilige Kreuz herunterschaffen ließ. Während daß der König herabstieg, begannen zween Ritter, die mit zu seinem Geheimenrathe gehörten, unter sich zu reden. Einer sagte: „glaubt mir kein Wort wieder, wenn nicht der König nochmahls das Kreuz anlegt." — „Wenn sich der König bekreuzt, erwiederte der andere Ritter, so wird das einer der betrübtesten Tage für Frankreich; denn nehmen wir nicht auch das Kreuz, so verlieren wir den König; bekreuzen wir uns aber, so verlieren wir Gott, weil wir uns nicht um Gottes willen bekreuzen." Nun geschah es in der That, daß der König den Tag darauf das Kreuz annahm, und seine drey Söhne auch. Nachher aber ist es eingetroffen, daß die Kreuzfahrt wenig geholfen hat, ganz nach der Weissagung meines Pfaffen. Der König von Frankreich und der König von Navarra drangen sehr in mich, ich sollte mich auch bekreuzen. Ich antwortete darauf: während der Zeit, daß ich im Dienste Gottes und des Königs über'm Meer entfernt gewesen, und nachdem ich davon zurückgekommen, hätten die Serjents des Königs von Frankreich und des Königs von Navarra mir meine Unterthanen gedrückt und

gemacht, so daß ich und sie die Folgen davon noch lange Zeit empfinden müßen. Wenn ich, fügt ich hinzu, nach Gottes Willen thun wollte, so würd' ich hier bleiben, um mein Volk recht zu berathen und zu beschützen; denn setzte ich meine eigene Person auf einem Kreuzzuge in Gefahr, wo ich augenscheinlich sähe, daß es zum Nachtheil und Verderben meines Volks gereichte, so würde ich dadurch Gott erzürnen, der sein Leben zur Erlösung seines Volks dahin gab.

Es ist mir nachher gesagt worden, alle diejenigen, die zum Zuge gerathen, hätten eine Todsünde begangen. Denn in dem Zustande, in dem sich Frankreich damahls befand, war das Reich in gutem Vernehmen in sich selbst und mit allen seinen Nachbarn; seitdem aber der König sich entfernt hatte, verschlimmerte sich der Zustand des Reichs immer mehr. Schwere Sünde begingen diejenigen, die ihm zum Zuge riethen, auch in Rücksicht auf die große Schwäche, in welcher sich sein Körper befand, so daß er weder das Fahren noch das Reiten vertragen konnte. Diese Schwäche war so groß, daß [illegible] sich von mir aus dem Pallaste des Grafen von Auxerre, wo ich Abschied von ihm nahm, bis zum Frauenkloster auf den Armen tragen ließ. Indessen so schwach, wie er war, würde er dennoch, wenn er in Frankreich geblieben wäre, vielleicht noch lange gelebt, und noch viel Gutes gethan haben.

Von dem Zuge, den er gegen Tunis unternahm, will ich nichts erzählen, weil ich, Gott sey Dank! nicht dabey gewesen bin. Denn ich will nichts sagen, noch in meinem Buche aufzeichnen, wovon ich nicht Gewißheit habe. Ich will daher, ohne weitern Zu-

satz,

ſaß, von unſerm heiligen König nur noch dieſes erwähnen. Nach ſeiner Ankunft in der Nähe von Tunis, in der Burg von Carthago überfiel ihn eine Krankheit, eine Art von Ruhr, die ihn zum Liegen brachte, ſo daß er bald empfand, er werde bald aus dieſer Zeitlichkeit in die Ewigkeit übergehen.

Da ließ er ſeinen Sohn, Herrn Philipp, zu ſich kommen, und empfahl ihm, wie ein Teſtament, alle die Lehren zu beobachten, die er ihm hinterließ, und die gleich hernach auf Franzöſiſch folgen ſollen, welche Lehren der König, wie man ſagt, mit ſeiner eigenen heiligen Hand geſchrieben haben ſoll.

„Lieber Sohn! das Erſte, ſo ich Dich lehre, iſt dieſes, daß du dein Herz gewöhneſt Gott zu lieben; denn ohne dieſes kann niemand ſelig werden. Hüte dich, etwas zu thun, das Gott mißfallen könnte, nehmlich eine Todſünde; lieber dulde alle Schmähungen und Martern, als daß du eine Todſünde begeheſt. Schickt dir Gott Widerwärtigkeiten zu, ſo trag ſie mit Geduld, danke unſerm Herrn Gott dafür, und denke, du habeſt ſie verdient, und ſie werden dir zum Beſten dienen. Verleiht er dir gute Tage, ſo danke ihm demüthig dafür, auf daß du nicht durch Stolz oder ſonſt durch dein Betragen geringer werden möge, da du vielmehr höhern Werthes werden ſollſt; denn man muß nicht mit Gott wegen ſeiner Gaben rechten. Beichte oft; und zu deinem Beichtvater erwähl einen wackern Mann, der dich zu belehren wiſſe, was du thun oder unterlaſſen ſollſt; betrage und benimm dich auch dergeſtalt, daß dein Beichtvater und deine Feinde ſich getrauen mögen, die deine unrechten Handlungen vorzurücken. Dem Gottesdienſt warte andächtiglich ab mit Herz und Mund, hauptſächlich

Seine Gebeine wurden in einem Kästlein gesammlet, und zu Saint-Denys in Frankreich begraben; und da hat Gott, um seiner guten Werke willen, manches schöne Wunder sehen lassen.

In der Folge kamen, auf Gesuch des Königs von Frankreich und auf Befehl des Papstes, der Erzbischoff von Rouen und Bruder Johann Samoys, der nachher Bischoff ward, nach Saint-Denys in Frankreich, und hielten sich da lange auf, um sein Leben und seine Thaten und Wunder zu untersuchen. Ich wurde auch zu ihnen entboten, und blieb zween Tage bey ihnen. Und nachdem sie mich und andere Leute befragt hatten, wurden die Aussagen nach Rom gesandt. Der Papst und die Cardinäle untersuchten genau, was ihnen vorgelegt war, und nach dem was sie befunden hatten, liessen sie ihm Gerechtigkeit wiederfahren, und setzten ihn unter die Anzahl der Bekenner. Hierüber war denn grosse Freude in Frankreich, muß es auch dem ganzen Reiche seyn, und grosse Ehre für sein Haus, wenn es ihm wird ähnlich werden wollen; grosse Schande hingegen für diejenigen aus seinem Hause, die ihm nicht in guten Werken nachahmen werden. Grosse Schande sag' ich für diejenigen von seinem Hause, die zum Bösen thun geneigt seyn; denn mit den Fingern wird man auf sie zeigen, und dazu sagen: der heilige König, von dem sie abstammen, würde eine solche That verabscheut haben. Nachdem diese gute Botschaft von Rom zurückgekommen war, bestimmte der König den Tag nach Bartholomäus, und an demselben Tage ward der heilige Leichnam aufgehoben. Nach der Aufhebung des heiligen Leichnams, trugen ihn der damahlige Erzbischoff von Rheims (dem Gott gnädig seyn wolle!) Herr Heinrich von Villers, mein Neffe, und viele sowohl Erzbischöffe als Bischöffe, die ich nicht

zu

zu nennen weiß, auf die Bühne, die zu diesem Behuf aufgerichtet war.

Da hielt Bruder Johann von Samoys die Leichenpredigt. Von den vielen andern Thaten, die unser heiliger König gethan, erwähnt er eine der Vorzüglichsten, die ich selbst eydlich bezeugt, und selbst mit Augen gesehen hatte. Von dieser sagte er: „damit ihr sehen möget, daß er der biederste Mann seiner Zeit war, so will ich euch sagen, daß er so redlich dachte, daß er den Sarazenen eine Zusage hielt, für die er ihnen weiter keine Sicherheit gegeben hatte, als sein Wort; gleichwohl stand, wenn er sie ihnen hielt, ein Verlust von zehntausend Livres daraus. Dabey erzählt er ihnen den ganzen Vorfall, wie ich ihn oben erzählt habe; und nachdem er ihn erzählt hatte, setzt er hinzu; „meynt nicht, daß ich euch Unwahrheit sage; hier ist ein Mann, der es mir zugeschworen hat."

Als die Predigt zu Ende war, trugen der König und seine Brüder mit Hülfe der Verwandten vom königlichen Hause, den heiligen Leichnam in die Kirche zurück. Sie waren ihm diese Ehrenbezeigung wohl schuldig; denn ihnen macht es große Ehre, wenn sie das nicht unterlassen, wovon ich eben gesagt habe. Laßt uns zu ihm flehen, daß er für uns zu Gott beten wolle, damit uns Gott das verleihen was uns an Leib und Seele von nöthen ist. Amen.

Noch will ich von unserm heiligen Könige verschiedenes anführen, was ihm zur Ehre gereicht.

Es kam mir nehmlich im Traume vor, ich sähe ihn vor meiner Kapelle zu Joinville, und er sey wie es mir schien, ganz ausserordentlich froh und gutes Muths. Ich selbst war auch höchlich erfreut, weil ich ihn auf meinem Schlosse sah, und sagte zu ihm: Herr! wenn Ihr wieder von hinnen scheidet, dann will ich Euch in meinem Hause beherbergen, welches

sich

ſich in meiner Stadt Chevillon befindet. Und er antwortete mir lachend: „Sire von Joinville, auf mein Wort, ich meyne nicht ſo bald von hier zu ſcheiden. Als ich erwachte, ſann ich der Sache nach; und mir ſchien es, als ob es Gott und auch ihm gefällig ſeyn möchte, daß ich ihn in meine Kapelle aufnähme. Das hab' ich denn auch gethan; denn ich hab' einen Altar zu Gottes und ſeiner Ehre aufgeführt, an dem künftig immerfort ihm zu Ehren geſungen werden ſoll, und dazu eine beſtändige Jahrrente geſtiftet. Alles dieſes hab' ich ſeinem Herrn Sohne, dem König Ludwig erzählt, der ein Erbe ſeines Namens iſt. Und mich dünkt, er würde nach dem Willen Gottes und nach dem Willen unſers heiligen Königs thun, wenn er Ueberreſte von dem [illegible] heiligen Leichname aufſuchen ließe, und ſie in die beſagte Kapelle Sankt-Lorenz zu Joinville ſendete; damit diejenigen, die zu ſeinem Altare kommen, ihrer Andacht deſto beſſer pflegen könnten.

Ich thue männiglich kund, daß ich in dieſem Buche manche von den Hochthaten unſers oft genannten heiligen Königs aufgezeichnet habe, die ich ſelbſt geſehn, und ſelbſt gehört; nebſt einem großen Theile ſeiner Thaten, die ich in einem romaniſch geſchriebenen Buche gefunden, und in mein Buch habe übertragen laſſen. Dieſes führ' ich deswegen an, damit diejenigen, die dieſes Buch leſen werden, „unerſchrocken glauben mögen, was es beſagt: denn ich hab' das alles ſelbſt geſehn und ſelbſt gehört.

Dieſes ward geſchrieben im Jahr der Menſchwerdung 1309, im Monath October.

Anmer-

Anmerkungen

zu

Johann's von Joinville

Denkwürdigkeiten

Ludwigs des IX. des Heiligen

Königs von Frankreich.

Von

H. C. G. Paulus.

I.

Chronologiſche Ueberſicht von dem Leben Ludwigs des Neunten, in Beziehung auf Joinville's Nachrichten.

1215. war Ludwigs IX. Geburts Jahr, da noch Philipp der Zweyte regierte, ſein Grosvater. Am Tage St. Marcus nach Oſtern gebohren, ward er zu Poiſſy getauft. In die Jahre ſeiner Kindheit zwiſchen 1218 und 1223 fällt der Kriegszug von Johann von Brienne nach Aegypten wider Malek el Kamil, eine Unternehmung, welche den Kreuzzug Ludwig gewiſſermaſſen vorbereitete.

1223. folgte ſein Vater Ludwig VIII. auf dem franzöſiſchen Throne, nach Philipp II.

1226. in einem Alter von noch nicht 12 Jahren erbte Er ſelbſt den Thron von Frankreich. Unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, Blanka, wird er zu Rheims ſalbt und demüthigt die Grafen von la Marche, Champagne und Bretagne ohne Blutvergieſſen.

1227. Vergebliche Verſuche der eiferſüchtigen Barone, die Regentinn und den König zu trennen.

1228. Ludwig ſchützt den Grafen von Champagne gegen die Anfälle der übrigen unzufriedenen Kronvaſallen. — Der Graf von Bretagne wird vom König von England gegen ihn unterſtützt. Ludwig erobert noch im Winter das Schloß Belesme.

1229. Der Graf von Bretaigne muß sich unterwerfen. Dadurch wird auf 4 Jahre Ruhe.

1230. Ludwig stiftet die Abtei Royamont. Er schlichtet die Streitigkeiten der Bürgerschaft und der Studierenden zu Paris.

1232. Der Mitvormund der Königinn, Blanca, der Graf von Boulogne, Oncle des Königs, stirbt.

1233. Ludwig vermählt sich zu Sens mit Margarethe, Tochter des Grafen von Provence.

1234. Der Graf von Champagne lehnt sich auf und wird gedemüthigt.

1235. Nach den Annales du regne du Saint-Louis p. 173. 174. soll in diesem Jahr der König der Assassinen, der sogenannte Alte vom Berge (ein großes Schreckbild der Kreutzfahrer) zwey seiner Meuchelmörder gegen Ludwig abgeschickt haben. Schnell aber habe ihn dieser Entschluß gereut. Er habe deswegen sogleich zwey andere seiner Leute an Ludwig abgesandt, um diesen vor jenen zu warnen. — Eine sehr unwahrscheinliche Anecdote. Auch Philipp II. jagte man durch die Assassinen Furcht ein. — Wurde vielleicht gegen Ludwig der ganze Streich von Leuten gespielt, welche Ihm gerne zu einem Zug in den Orient gereizt hätten? Was sollte einen Fürsten des Libanons gegen den jungen König von Frankreich aufgebracht haben? — Ludwig entließ die 4 an ihn gekommene Personen mit Geschenken für ihren Fürsten.

1238. schlägt Ludwig seinen Bruder Robert zu Compiegne zum Ritter und gibt ihm bey seiner Vermählung mit Mahaut von Brabant das Gebiet von Artois.

Eine Zusammenkunft mit Kaiser Friedrich II. zu Vaucolour zerschlägt sich wegen Besorgniß von Nachstellungen.

König

Kaiſer Baldwin von Conſtantinopel kommt ſelbſt nach Frankreich um Hülfe zu ſuchen. Ludwig erhält von ihm die Dornenkrone und andere Reliquien, für welche eine Kapelle zu Paris mit eigenen Stiftungen errichtet wird. (Auf Sultan Malec-el-Kamil folgt in Aegypten ſein Sohn Adil Abu-Beer, auch Seifedin genannt, welchen 1240. ſein Bruder Redſchmeddin vom Thron ſtößt).

1239. Die durch Johann von Beaumont unterjochte Albigenſer werden wieder unruhig. — Friedrich II. hält Ludwigs Geſandte nach Rom gefangen, gibt ſie aber auf ernſtliche Vorſtellungen von Ludwig los.

1241. Große Feyer zu Saumür. Alfour, (Alefons) der Bruder Ludwigs, vermählt ſich mit Johanne Gräfinn von Toulouſe und erhält von Ludwig die Grafſchaft Artois. — Geburt einer Tochter Ludwigs, Iſabelle.

1242. 1243. Glücklicher Krieg mit dem Grafen de la Marche, welcher dem Bruder Ludwigs, Alfour, für ſeine Beſitzungen in Poitou nicht huldigen wollte. Des Grafen Gemahlinn verſucht Ludwig zu vergiften. Dieſer gewinnt die Treffen bey Taillebourg und Saintes gegen den mit dem König von England vereinigten Grafen. Waffenſtillſtand mit England auf 5 Jahre. (Die Charesmier erobern Paläſtina und Jeruſalem mit vielen Grauſamkeiten).

1244. Geburt Ludwigs IX. des erſten Sohns von Ludwig, welcher 1259. ſtarb. — Schwere Krankheit Ludwigs. Es nimmt das Kreuz.

1245. Geburt des zweyten Sohns von Ludwig, Philipp, nachher Philipp III. der Kühne genannt. Er ſtarb 1285. Ludwig verſammlet ein großes Parlament zu Paris und läßt durch Eudes von Chatian-Raoul das Kreuz

predigen. Zuſammenkunft mit Pabſt Innocenz IV. zu Clugny.

Beatrix von Provence, die Schweſter von Ludwigs Gemahlinn, wird von den Anfällen des Königs von Arragonien befreyt und mit Carl, dem Bruder Ludwigs, vermählt. Ludwig macht dieſen 1246. zu Melün-ſur-Saine zum Ritter und zum Grafen von Artois und Maine.

1248. Ludwig zieht von Paris auf ſeinen Kreuzzug, kommt mit Papſt Innocenz IV. unterwegs zu Clugny abermahls zuſammen, zerſtört das Raubſchloß Roche-de-Clugny, läßt ſich zu Aiguemorte einſchiffen und kommt glücklich in Cypern an, wo er überwintert.

Tatariſche, Armeniſche und andere Geſandtſchaften an Ludwig. Er ſchickt dem Prinzen von Antiochien Hülfe. Zurüſtungen von Transportſchiffen nach Aegypten. Man erwiſcht Leute, durch welche der Sultan von Babylon, Redſchm-eddin, Ludwig vergiften laſſen wollte.

1249. Stürmiſche Ueberfahrt von Limiſſo gegen Damiata, im März. Ludwig landet mit dem Reſt ſeiner zerſtreuten Leute, da wo 31 Jahre vorher Johann von Brienne gelandet hatte. Der ägyptiſche Feldherr, Facr-din, zieht ſich landeinwärts hinter die Nilcanäle. Damiata wird leicht eingenommen und beſetzt. Ludwig verweilt dort den ganzen Sommer bey Einrichtung religiöſer Gebräuche und dergleichen, bis die Sarazenen ſelbſt ihn anfallen.

Indeß war Sultan Redſchm-eddin geſtorben. Schegeret-eddur ſeine Gemahlinn erhält den Thron ſeinem Sohn, Turanſchach. Schecheddin oder Fakrdin widerſteht inzwiſchen dem vorrückenden Ludwig, welcher einen Nilausfluß dämmen läßt und bey Fariſkur,

Sch-

Scharmesac, Vermun ꝛc. nicht weit von Mansura sich lagert.

1250. Uebergang über den Canal von Achmun Tana. Die Schlacht bey Mansute, welche den Grafen von Artois und Fakredin das Leben kostet. Ludwig erobert bey Gedile den Lagerplatz der Sarazenen. Wiederholte unglückliche Treffen. Sultan Turanschach kommt mit neuen Truppen an. Versuch zu einem Waffenstillstand, um Jerusalem gegen Damiata einzutauschen. Hunger, Seuchen. Schlecht ausgeführter Rückzug.

Ludwig wird, sehr erkrankt, zu Minie gefangen. Eben so seine zween Brüder und der Ueberrest seines von allem Unglück verfolgten Heers. Er wird geheilt, aber hart behandelt. Seine Standhaftigkeit erwirbt ihm Achtung. Die ersten Unterhandlungen über die Ranzion werden durch des Sultans Tod unterbrochen.

Schegeret-eddur regiert selbst, in Verbindung mit Ai-Beg, ihrem Vezir, welchen sie nachher heurathete. Nach vielen Mißhandlungen wird der Anfang gemacht, den Vertrag über die Ranzion zu vollziehen. Damiata wird geräumt. Ludwig kommt auf einen genuesischen Schiffe nach Acre.

Allerley Schwierigkeiten bey Vollziehung des Vertrags bestimmen Ludwig seine Brüder allein nach Frankreich zurückgehen zu lassen. Joinville bleibt in Ludwigs Diensten.

1251. Gefahrvoller Aufenthalt zu Acre. Unterhandlung mit dem Alten (vielmehr: Fürsten) vom Berge, mit dem Sultan von Damask, mit dem Tatarischen König. Leichenbegängniß Walthers von Brienne.

1252. Ludwig hebt einen Vertrag auf, welchen die Tempelherrn ohne seinen Willen mit dem Sultan von Damask gemacht hatten. Unerfüllte Verträge mit den ägyptischen Kriegsanführern.

1253. Tod der Königinn Blanka. Ludwig befestigt Jaffa, Saiette (Sidon) und andere Landungsplätze. Seine Truppen sind bis auf 4000 zusammen geschmolzen. Anstalten zur Rückkehr nach Frankreich, Religiöse Uebungen zu diesen Zweck.

1254. Abfahrt von Acre. Das Schiff erreicht Cypern nach einer großen Gefahr. Nach 11 Wochen landet Ludwig bey Heres (Hyères) in der Provence. Vermählung seiner Tochter, Isabelle, mit Theobald II. König von Navarra. (Tod des Papst Innocenz IV.)

1255 Strittigkeiten über eine Schrift des Wilhelm de S. Amore.

1256 — 58. Ludwig schlichtet innerliche Streitigkeiten, gibt neue kluge Reichsverordnungen, erhält den Frieden mit seinen Nachbarn. (Krankheit zu Fontainebleau.)

1259. Zusammenkunft mit Heinrich III. von England. Friedensschluß mit demselben, durch welchen Ludwig ihm mehr abtritt, als seine Räthe gut hießen. Tod seines ältesten Sohns, Ludwigs.

1260. Beendigung mancher von dem Kreuzzuge noch übriger Affairen auf einer Zusammenkunft der Prälaten und Baronen zu Paris.

1262. Vermählung Philipps III. zu Clermont d'Auvergne mit Isabelle von Arragonien; um Pfingsten.

1263. Aussöhnung Simons von Montfort mit dem König von England, zu Boulogne sur Mer.

1264. Der Papst Urban IV. bietet dem Bruder Ludwigs, Carl von Anjou, Sicilien an, wenn er Manfred daraus vertreiben würde. Da Urban aber in diesem Jahre noch starb, wird Carl vom Papst Clemens

mens IV. zum König von Sicilien 1265 erkrönt. Krieg mit Manfred, welcher 1266 in dem Treffen bey Benevento umkommt.

1267. Hält Ludwig wegen eines neuen Kreuzzugs, um Pfingsten, zu Paris eine Versammlung seiner Barone, worüber er mit Papst Clemens IV. communizirt. Philipp III. und Robert von Artois, Ludwigs Neveu, werden zu Rittern geschlagen.

1268. Der Cardinal Simon de sancta Cecilia kömmt als päbstlicher Legat an, um den Vorsatz des Königs zu einem neuen Kreuzzuge zu befördern. Auf einer Reichsversammlung nimmt Ludwig mit seinen drey ältesten Söhnen das Kreuz, (Carl erhält durch Siege über Conradin und Heinrich von Spanien Sicilien.)

1269. Abu Abdallah Muhammed Elmoſtanſir Billah, König von Tunis, bittet um Frieden und bezahlt dafür eine gewisse Summe.

Ludwig kränkelt sehr, beginnt aber dennoch seinen Kreuzzug. Mahieu, Abt von St. Denys und Simon von Neelle sind Reichsverweser. Ludwigs Tochter, Blanka, wird mit Ferrant, dem Sohn Anfours (Alphonsus) von Castilien vermählt.

1270. Ludwig schifft sich bey Lion ein. Bey Chatiau-Castres wird Kriegsrath gehalten, ob der Zug ins heilige Land oder gegen Tunis gehen solle. Man entschließt sich fürs letztere, landet bey Tunis, erobert das Schloß von Carthago, und wartet auf die Ankunft Carls von Sicilien. Aber Ludwig stirbt, von einer Dysenterie überfallen, im Schlosse von Carthago.

Philipp III ist sein Nachfolger. Nach einer glücklichen Schlacht macht er mit den Tunesern Friede. Ludwigs Leichnam wird einbalsamirt und auf dem Rück-

weg in der Abtei Mont-real bey Palermo niedergesetzt. Von dort bringen ihn die rückkehrenden Kreuzfahrer 1271 nach Rhegium, wo Wunder dabey zu geschehen anfangen. Auf dem Transport zu Lande durch Italien geschehen deren mehrere. Er wird endlich zu St. Denys nahe beym Hauptaltar niedergesetzt. Schon auf dem ersten Kreuzzug hatte im heiligen Lande der Ruf von Ludwigs Heiligkeit sich auszubreiten angefangen.

Da die Wunderheilungen bey seinem Grabe fortdauern, so beginnt unter dem Papst Gregor X. 1273. eine sogenannte Untersuchung darüber. 1282 beschäftigte sich Papst Martin IV. aufs neue damit. 1297. läßt Papst Bonifacius VIII. die Bulle der Heiligsprechung d. 21. August ausfertigen. 1298 werden die Reliquien des heiligen Ludwigs feierlich auf den Hochaltar der Kirche von St. Denys versetzt. Durch Ludwigs XIII. Betreiben wird der Tag des heiligen Ludwigs als allgemeiner Feiertag vom Papst eingeführt.

II.

Anmerkungen.

1.

S. 1. Seinem guten Herrn Ludwig ꝛc.

Louis Hutin, Sohn von König Philipp dem Schönen. Bis nach dessen Tode (1314) war derselbe bloß König von Navarra, gekrönt zu Pampeluna 1307. Da Joinville ihn noch nicht König von Frankreich nennt, so folgt, daß diese Geschichte Ludwigs, des Heiligen, vor Philipps des Schönen Tode seinem Nachfolger, noch als König von Navarra, übergeben ward. — Herr de la Bastie wollte dieß Datum weiter hinaus ins J. 1315. setzen und gab deswegen sogar den Eingang des Werks mit

einem falſchen Zuſatz an: A trés noble et trés
illant Roy Loys, fils du Roy de France,
r la grace de Dieu roy de France et de
varre. ſiehe ſeinen Aufſatz über Joinville im XV.
nd der Memoires de l'Academie des Belles Let-
s. p. 740. Da das Werk nach der Unterſchrift im October
99. geendigt worden iſt, ſo iſt am Datum der Dedication
ehin wenig gelegen. Wahrſcheinlich hat doch Join-
ſ dieß Ehrendenkmal ſeines heiligen Königs und ſeiner
b iſt ſobald als möglich, nach der Beendigung bekannt
acht.

2.

— Johann Sire von Joinville ꝛc.

War ein Sohn von Simon de Joinville. Der
Joinville (ſonſt auch Jeenville, Joingville)
ein kleines Städtchen in Champagne, zwiſchen Chau-
t und St. Dizir an der Marne. Seine Familie war
den Vornehmſten des Adels. Er gibt ſich ſelbſt an
Neveu von Johann von Brançion und vom Grafen
Chalons, als Vetter vom Grafen vom Bourgoigne,
ſ. w. Seine Mutter war des Kaiſers, Friedrichs
(S. 108.) Geſchwiſterkind. Unter den Kreuzfahrern
Philipps II. Zeiten findet ſich ein Gottfried von
nvil. auch ſchon als Seneſchal von Champagne.
91. 92. Allgemeine Welthiſtorie 37 Th. S. 480. 506.

3.

— Seneſchal von Champagne ꝛc.

Seneſchal (Senechal) war um dieſe Zeit der Titel eines
iglichen Oberrichters in einer Provinz, welcher zu
h auf Königl. Befehl die dortige Ritter zu Kriegszü-
aufbot. Eine Appellation von ſeinen Sentenzen gieng
ittelbar ans Parlament. Die erſte Verordnung hier-
iſt vom König Ludwig dem IX. ſelbſt. Die frühere

Eins

Einrichtung des Amts eines Seneschals (Senechauſſee) unter Carl dem Groſſen iſt hievon wohl zu unterſcheiden, ſiehe *Favin* traité des premiers Offices de la Couronne, und *Iuli* Edit de la creation des offices des Senechaux.

4.

S. 1. Pfalzgraf von Champagne und Brie ꝛc.

Der Text iſt hier etwas zweifelhaft. Der Herr Ueberſetzer bezog „de Champaigne et Brie Conte Palatin" auf den Herrn von Joinville. Allein dieſer Titel gehört dem König Heinrich von Navarra. In der Qualität, daß derſelbe Pfalzgraf von Champagne und Brie war, nenat ſich Joinville deſſen Seneſchal. Der Text iſt: A ſon bon Seigneur Looys, filz du roy de France, par la grace de Dieu roy de Navarre, *de Champaigne et de Brie Conte Palatin*, Iehan Sire de Ioinville, ſon Senechal de Champaigne ſalut et ammour et honneur et ſon ſervice appareillé. Unten S. 6. nennt ſich Joinville bloß Seneſchal von Champagne. Vergleiche in der neueſten Ausgabe von Joinville die Tabelle des Matieres p. CXXVI. unter dem Namen: Looys, dit Hutin.

5.

— — Eure Frau Mutter ꝛc.

Dieſe war die Königinn Johanna, Gemahlinn von Philipp dem Schönen, auch Erbinn vom Königreich von Navarra. Sie ſtarb 1304. Später als um dies Jahr iſt alſo Joinvilles Werk über Ludwig IX. nicht zu ſetzen.

6.

— — ein Buch von den frommen Reden und edlen Thaten unſers heiligen Königs ꝛc.

In den Manuſcripten findet man Joinville's Schrift ohne Titel. Der jetzige iſt von den Herausgebern.

Er

te ſelbſt dachte ſich wahrſcheinlich den antiken Titel: Un livre des saintes paroles et des bons faiz de notre Roy saint Looys, wie hier im Text ſteht.

7.

S. 2. Der Graf Almern ꝛc.

Lies: Alencon. Dieſer Graf Peter d'Alencon war udwigs IX. Sohn. Er ſtarb 1283.

8.

S. 5. Ihr und Euer Bruder ꝛc.

Louis Hutin hatte 2 Brüder, Philipp den Langen, ſtarb 1322.) welcher ſein nächſter Nachfolger auf em Throne von Frankreich unter dem Namen: Philipp er Fünfte war. — und deſſen Nachfolger Carl IV. en Schönen, der als der letzte vom Kapetingiſchen Stamm 1327 geſtorben iſt.! Welcher von Beyden gemeint ſey, oder ob ſtatt votre frere der Pluralis geſetzt werden ſollte, läſt ſich nicht wohl entſcheiden.

9.

S. 6. ich — laſſe ſchreiben „je .. faiz eſcrire" —

Es finden ſich im Werke ſelbſt einige Stellen, in welchen von unſerm Herrn von Joinville in der dritten Perſon geſprochen wird. S. 98. der franzöſiſchen Ausgabe (ſiehe in unſerer Ueberſetzung S. 156.) leſen wir: Gautier, ſeigneur de Rinel, *cui fille Jehan Sire de Joinville priſt puis à femme, que il revint d'Outremer* — — Ebendaſelbſt S. 134. iſt von einem „Oncle au *Seigneur de Joinville*" die Rede. Wahrſcheinlich ſind ſolche Stellen eher aus einem Ueberſehen deſſen, welchen der bejahrte Mann zu ſeinem Schreiber gebrauchte, zu erklären, als daß ſie dem Argwohn: dieß Werk ſey ein Roman des 14 Jahrhunderts, zur Stütze dienen könnten. Daß Er manches von ſeinem

ſeinem heiligen König aus einer andern Geſchichte entlehnt habe, zeigt Joinville ſelbſt an p. 159. et grant partie de ſes faiz, que j'ai trouvez, qui ſont *en un romant*, les quiex j'ai *fait* eſcrire en ceſt livre. Vergl. die 149. Anmerkung. Dagegen aber iſt Joinvilles Werk ſelbſt nicht Roman. Vielleicht waren die Stellen, in welchen Joinville in der dritten Perſon genannt wird, gerade ſolche geborgte, die von einem andern ganz ungeändert eingetragen wurden.

10.

S. 6. in ſeiner ſchweren Krankheit zu Fontainebleau ꝛc. — welche wahrſcheinlich in die Jahre 1256—1258 fiel.

11.

S. 8. Den Vater des jetzt regierenden Königs ꝛc.

Ludwig IX. ſtarb 1270. Sein Nachfolger, Philipp III. 1285. auf welchen Philipp der Schöne folgte bis 1314. Hier iſt alſo Philipp III. oder der Kühne gemeint.

12.

S. 9. Eine Todſünde ꝛc.

So benannte die Caſuiſtik jede für ſchwer gehaltene Sünde, inſofern dadurch der ewige Tod verdient werde (peccatum mortale) im Gegenſatz gegen Sünden, von welchen der Beichtiger abſolvieren durfte (pecc. veniale).

13.

S. 10. Maitre Robert von Sorbonne ꝛc.

Der Stifter des College de Sorbonne, Magiſter *Robertus de Cerbona* ſ. Sorbona. Cerbon war ſein Geburtsort. Ehe er Ludwigs Beichtvater wurde, war

ar er Canonicus zu Soiſſons (nach andern, zu Cam-
ray) und dann bey St. Marie zu Paris. Man hat
on ihm Schriften über das Gewiſſen, die Beichte, auch
ne Reiſe ins Paradies und dergleichen mehr, ſiehe Fa-
ricii Bibliotheca med. et infimae Latinitatis.
Vol. VI. p. 307. und Melanges tirés d'une grande
Bibliotheque. p. 323.

14.

Z. 11. König Theobald ꝛc.

von Navarra, der als Graf von Champagne durch
bſtammung von Blanca, der Schweſter des letzten
nheimiſchen Königs Sancho VII. von Navarra, auf
en Thron dieſes Reichs kam. 1234. Vergleiche Joins
ille. S. 25. Velly ſchildert ihn als Ungeheuer. Er
ar Sclav von Ehrſucht und Liebe. Daher raſch in
ntſchlüſſen, immer unruhig, aber nie beſtändig. Ein
nbeter der ſchönen Regentinn Blanka, ſiehe Fauchet
es anciens Poetes franc. C. II. p. 1101. (edit.
4.) Die Hofnungen für ſeine Leidenſchaft waren vers
uthlich zugleich der Thermometer für ſein politiſches
erhalten gegen Ludwigs und ſeiner Mutter Thron.

15.

3. 12. ſeinen Sohn, Herrn Philipp ꝛc.

Nachher König Philipp III. — „den Vater des
gt regierenden Königs" das heißt Philipp den IV.

16.

3. 13. Querbin ꝛc.

Guerbin, Italiän. Guerbino, ein weſtlicher Neben-
nd. Africus, Libs, Libonotus. Die Benen-
ung iſt aus dem arabiſchen: Garb, Abend.

17.

17.

S. 13. der heilige Anſelm ꝛc.

Jener berühmte Scholaſtiker aus der Benedictiner Abtei Bec. Er war zwiſchen 1093. und 1109. Erzbiſchoff von Canterbury. S. Acta ſanctorum T. II. beym 21 April.

18.

S. 14. der jetzt lebende König ꝛc.

Philipp IV. welcher 1314. ſtarb. Uebelthaten deſſelben waren für Joinville wahrſcheinlich ſeine Streitigkeiten mit Papſt Bonifacius VIII. Der gröſte Schandfleck ſeiner Regierung war ſeine Hinterliſt und Grauſamkeit gegen den Orden der Tempelherrn.

19.

S. 17. der unter den Händen des Prieſtes Fleiſch und Blut geworden ſey ꝛc.

Die Anbetung des Sacraments nach der Lehre von der Transſubſtantiation wurde gerade in dieſem Jahrhundert von den Biſchöffen von Paris, vorzüglich von Odo, eingeführt. Man erzählte ſich dabey folgende Legende: Antonius von Padua fand in der Grafſchaft Toulouſe einen Ketzer, welcher die körperliche Gegenwart des Leibs und Bluts Jeſu läugnete. Nach einer langen Unterredung erklärte derſelbe ſich, daß er Antonius's Meinung annehmen wolle, wenn ſein Eſel, welcher drey Tage gehungert hätte, zwiſchen Heu und einer Hoſtie geſtellt, dieſe anbeten würde. Und ſiehe! der Eſel war für Antonius. Cramers IV. Fortſetzung von Boſſuets Einleitung in die Geſchichte der Welt und der Religion. S. 324.

20.

— — Albigenſer.

Unter dieſem gemeinſchaftlichen Namen begrif man die meiſte Verketzerte des Mittelalters, im ſüdlichen Frankreich

reich, die Ueberreſte oder Nachfolger von Arianern, Manichäern, Waldenſern und dergleichen mehr. Füeſli's Kirchen- und Ketzerhiſtorie der Mittleren Zeit S. 324. 356. 1 Th. Simon, Graf von Montfort wurde vorzüglich zu ihrem Verfolger aufgeſtellt (1215.) und erhielt dadurch Narbonne, Thoulouſe ꝛc. ebendaſelbſt S. 390. 1232. wurde das erſte Ketzergericht gegen ſie den Predigermönchen übergeben. — Der Name Albigenſer iſt wahrſcheinlich von der Stadt Albi im Departement du Tarn.

21.

S. 19. Requeten ꝛc.

Requeſtum, eine Petition, Supp[illegible]

22.

S. 20. Tyrtaine ꝛc.

Tiretaine, ein grober Zeug aus Wolle und Linnen. Spaniſch: Tiretanna. Man leitet die Benennung von Tyrus ab. Unwahrſcheinlich!

23.

S. 22. Der kürzlich verſtorbenen Gräfinn von Daumartin ꝛc.

Lies: Gräfin von Boulogne die Grafſchaft Daumartin. Dieſe iſt in Isle de France.

24.

S. 23. im Namen des Allmächtigen ꝛc.

Hier fängt wahrſcheinlich das zweyte Buch der Geſchichte unſers Verfaſſers an, der gleich anfangs von 2 Büchern ſpricht. Das Ganze zerfällt dadurch freylich in ſehr ungleiche Theile.

25.

S. 24. ſeine Mutter die aus Spanien gekommen war ꝛc.

Blanca war die Tochter von Alphons IX. König von Caſtilien. Sie hatte auf Ludwigs Erziehung den

entschiedensten Einfluß und war die Seele seiner Regierung. Ihre öffentliche Eigenschaften waren Staatsklugheit und Herrschbegierde. Ihr Privatleben wurde spanischer Galanterien z. B. gegen den päpstlichen Legaten, Romanus, beschuldigt, siehe Matthias Paris. S. 282. Ihre Herrschsucht mußte besonders auch Ludwigs Gemahlin, Margaretha, erfahren, siehe S. 205. Voll Geist und Leben, scharfsinnig im Aufsuchen der besten Auswege in dringender Gefahr und festen Sinns in der Ausführung eines entworfenen Plans, begierig nach Ruhm, ausgezeichnet durch Schönheit mit männlicher Würde vereinigt, wahrscheinlich in manchem über die Kraftlosigkeit des Jahrhunderts stark, aber unter einem Anstrich von Andächteley nicht vollkommen kenntlich — ohngefähr so denke man sich Ludwigs Mutter, Blanka von Kastilien. So schildert sie die Schrift: Ludwig der Heilige, König von Frankreich, S. 4.

26.

S. 25. Heinrich der Große ꝛc.

Henry, le Large, nach S. 30. der Freygebige. — Seine Gemahlinn, die Gräfinn Marie, war Schwester von König Philipp II. von Frankreich. Zur Deutlichkeit von Joinville's genealogischen Bemerkungen S. 26. und 30. und in einigen andern Stellen wird eine Skizze von der Stammtafel der Grafen von Champagne dienen, deren Stundlinien man in der Allg. Welthistorie 35. Th. S. 440. findet. Gräfin Maria als Tochter von Ludwig dem VII. konnte nicht zugleich Schwester von König Richard von England seyn; wie der Text will, in den Worten: Marie su seur au Roy de France et *seur* au roy Richart d Angleterre. Sie war Tante von der für Richard bestimmten Adelheid, welche derselbe aber nie geheuratet hat.

Stephan, vermählt mit Adelheid, Tochter Wilhelms I. Königs von England.

Wilhelm. Theobald IV. (der große) Graf von Blois, Chartres und Troyes, oder von Champagne, † 1151. Vermählt mit Matthilde Tochter Engelbrechts, Herzogs von Kärnthen. Vergl. Joinville S. 30.

Heinrich I. (der Freygebige) Graf von Troyes vermählt mit Maria, Ludwigs VII. Königs von Frankreich Tochter.

Theobald V. Graf von Blois, vermählt mit Alix, Königs Ludwigs VII. von Frankreich und Eleonorens von Aquitanien, Tochter.

Heinrich II. s. Joinv. S. 26. vermählt mit Isabelle, Erbinn des Königreichs Jerusalem, Schwester des dortigen Königs, Balduins V.

Theobald VI. ... ca, Erbinn von Na... S. 11. † 1201.

Theobald, Gra... Posthumus. Verm... von Bourbon. Ki...

Alix, vermählt mit Hugo von Lusignan, König von Cypern.

Philippine, vermählt mit Erhard von Brienne.

Blanca, Erbinn ... parra. Vermählt ... hann de Dreux, Her... Bretagne.

Vermählt an Walther von Brienne. S. Joinv. S. 30.

... h I. König von Navarra.

Ludwig IX. der Heilige, vermählt mit Margarethe, Gräfinn von Provence.

Robert, ... von Artois, ... mählt mit ... thilde, Her... von Braba...

raf von Blois
ählt mit Adel-

Hugo, Graf von Troyes, vermählt mit Conſtantia, Tochter Philipps I. von Frankreich.

f Stephan, † 1154. Graf von Boulogne, nachh. König von England. Vermählt mit Matthilde, Tochter des Grafen Euſtachius von Boulogne.

Matthilde, vermählt mit Richard Graf von Cheſter.

raf von Wilhelm, Erzbiſchoff von Rheims u. Kardinal Staatsminiſter unter Philipp Auguſt, † 1481.

Fünf Töchter, unter denen Adelheid, Ludwigs des VII. von Frankreich dritte Gemahlinn, † 1206.

Philipp Auguſt, König v. Frankreich.

Adelheit oder Alix, verlobt an Richard Löwenherz, Herzog von Guienne und nachherigen König von England. Vermählt an Wilhelm, Grafen von Ponthieu.

Agnes, [illegible] an Alexius Comnenus, K. zu Conſtantinopel. Vermählt, 1. an Andronicus, 2. an Theodor Branas, Herrn von Adrianopel.

Ludwig VIII. Vermählt mit Blanca von Kaſtilien.

n, Graf und

Alphons, Graf von Poitou und Auvergne, verm. mit Johanne, Erbinn von Toulouſe.

Carl, Graf von Anjou, König von Sicilien, verm. mit Beatrix, Erbinn von Provence. 1246.

Iſabelle, Stifterinn des Kloſters Longchamp.

27.

S. 28. Simon — der Vater des jetzlebenden Herrn von Joinville ꝛc.

Auch diese Stelle gehört zu den in der 9 Anmerkung bey Seite 6. angeführten, in welchen von Joinville in der dritten Person gesprochen wird.

28.

S. 30. des großen Grafen Walchers von Brienne, —

Er war ein Sohn von Johann von Brienne König von Jerusalem, Vater von Alphons Grafen von Eu, Johann von Acre, und von der Gemahlin des Kaiser, Friedrichs des II. und Balduins des II. Walther kam in persönliche Ehrenstreitigkeit, welche zu Feindschaft und wurde von seiner Verfolgung umgebracht. Vergleiche S. 156. 163. 173.

29.

S. 32. meiner Mutter —

Mahaut blanche. Übersetzer. Vergl. S. 40.

30.

S. 33. seine Gemahlinn, die Königinn von England, des Königs von England Mutter.

Hugo Graf von la Marche war mit Isabelle, welche vorher Johann König von England (starb 1216.) zum Gemahl gehabt hatte, verheurathet. Heinrich III. König von England war ihr Sohn. — Der hier genannte Ort Joigny, les Joignants gab dem Hause der Familie Joigny den Ursprung. Veit und Gottfried von Joigny waren Söhne des Grafen la Marche.

31.

S. 35. da ich damals noch keinen Herrich empfangen hatte —

Der Friede mit dem Grafen von la Marche kam zu Stande im August 1242.

32.

S. 36. als sie aber hörte —

Nur der Mönch von St. Alban läßt (Matthiæ Paris S. 440.) auch Blanca über Staatsklugheit so weit hinaus, daß sie die theuer erkauften Heiligthümer, Kreuz, Dornenkrone und Lanze auf den Körper des Sterbenden gelegt und selbst in Ludwig's Namen das Gelübde zum Kreuzzug ausgesprochen haben soll. Nur vor ihrem Bette soll der Sterbende wieder erwacht seyn und alsdann erst die Versprechen auf sich genommen haben. Der Aufsatz würde an Feierlichkeit gewinnen; aber Blanka und die historische Wahrscheinlichkeit verlieren.

33.

S. 37. von welchen mir die Zahl [illegible] waren —

Deutlicher: zwanzig Ritter, von welchen er neun und ich neun hatte. Bey diesem Trupp von 20 Rittern waren 3 Fähnlein; daher S. 38. sich Hr. von Joinville den dritten Panierherr nennt. Die 2 andern Fähnlein müssen also dem Grafen von Apremont seinem Vetter gehört haben.

34.

S. 39. ich war sein Leibmann nicht —

Das heißt, nicht unmittelbar, sondern zunächst Vasall des Grafen von Champagne. S. Du Fresne in der Abhandlung zu seiner Ausgabe von Joinville.

35.

35.

§. 43. Bey unſerer Ankunft auf Cypern ꝛc.

Die Inſel hatte Richard Löwenherz den Kreuzfah-
rern erobert und ſie an die Familie Luſignan, die von
den franzöſiſchen Grafen de la Marche abſtammte, ver-
kauft. Hier hatte Ludwig alſo eine ſichere Niederlage,
allein unter dem Schutz des Königs von Cypern, Hein-
rich von Luſignan, und Italien durch Venetianer und
Genueſer aller nöthige Vorrath überſchifft werden
konnte.

36.

§. 44. Der groſſe König der Tartarinen ꝛc.

„Le grant Roy de Tartarins.“ Seit 1245
war Cogus Chan der Mogolen oder Tataren, welche
damals bis nach Syrien vorgedrungen waren und end-
lich auch dem Chalifat zu Bagdad ein Ende machten.
Die damalige Reſidenz des Großchans war Karakorum.
Die Chriſten ſtanden an dem Hofe dieſer Mogolen bey
Anfang in Gnaden (. die Reiſige und den arab. Ge-
ſchichtſchreibern in der Allg. Welthiſtorie 21. Th. S. 201.
207. Barhebräus in ſeiner ſyriſchen Chronik ſchreibt
S. 507. Hulaku Chan war ein Neſtorianiſcher Chriſt. Die Chriſten
erhoben ſich unter ihm. Sein Lager war voll von Prie-
ſtern, Biſchöfen und Mönchen. — Die Chalifen von
Bagdad und die Sultane von Aegypten waren noch
immerwährende Feinde der Chriſten wie der Mo-
golen. Nicht unwahrſcheinlich iſt deswegen, daß
vielleicht ein mogoliſcher Statthalter in Syrien, wel-
cher allerdings natürlich im Namen des Großchans
unterhandelte, auf Ludwigs Kreuzzug aufmerkſam wurde
und durch eine Geſandtſchaft nach Cypern davon
Nachricht einziehen wollte. Da Cogus ſchon 1249 ſtarb,
ſo konnten Ludwigs Abgeordnete wahrſcheinlich nicht
mehr zu ihm gekommen ſeyn. Sein Nachfolger wurde

Bart, welcher 1245. ſogleich eine Reichsverſammlung hielt, die 1251. ihn als Gerichan anerkannte. In der Zwiſchenzeit war die Reichsverſammlung Regent. Dieſe hieß mongoliſch: Alturiltai. In dieſe kamen alſo wahrſcheinlich Botſchaften und die Erzählung daß ein Hirt Erkaltthai ſie aufgenommen habe (Allg. Weltgeſch. 36 Th. S. 613.) hat vermuthlich den Sinn: ein von Alturilthai, d. i. von den mongoliſchen Magnaten, [illegible] ein Hirt aus Alturilthai habe mit ihnen ſich abgegeben.

37.

S. 40. Die Kaiſerinn von Konſtantinopel ꝛc.

Johann von Brienne, König von Jeruſalem und deren Vormund von Balduin II. Kaiſer der Lateiner zu Konſtantinopel, hatte dieſem ſeine Tochter, Marie, eine Nichte der Königinn Agnetinn, Blanca, zur Gemahlinn gegeben. Der Mutter derſelben war ſeine zweyte Gemahlinn, Berengaria von Leon. Balduin hatte nach Johanns Tod (1237.) durch Hülfe von einem franzöſiſchen und teutſchen Kreuzfahrerheer ſich kaum gegen die drey Gegenkaiſer von Nika, Trapezunt und Theſſalonich den Thron von Konſtantinopel erhalten können. Die Annäherung eines nahen Verwandten, wie Ludwig war, mußte ihm alſo erwünſcht ſeyn. — Balduin verlor Konſtantinopel an Michael (VIII.) Paläologus 1261. und ſtarb 1272. Auch die Vermählung ſeines Prinzen mit der Prinzeſſinn König Carls von Neapel der Nichte Ludwigs, konnte ihn nicht retten.

38.

S. 46. Graf von Eu — Johann von Acre —

Vergleiche die 21 Anmerkung zu S. 30. von Johann von Brienne Leben.

39.

S. 46. Sultan von Cogni, der mächtige Heiden-König ꝛc.

Cogni, Iconium. Das Reich von Cogni war ein Ueberrest von der Herrschaft der im 12 Jahrhundert sogenannten Seldschucken, einer Tatarischen Horde. Häufig aber nannten die Abendländischen Christen in damaligen Zeiten alle Mohammedaner Heiden; vergl. S. 65. Die Morgenländischen Schriftsteller nennen diese Herrschaft das Reich der Seldschucken von Rum, weil sie Provinzen des Griechischen Kaiserthums Rum nahmen. 1 ,7 theilten die Magnaten dieß Reich unter 3 Brüder. Zu Koniyah (Cogni) residirte Sultan Izzeddin. Allgemeine Weltgeschichte §. 250. S. 455. 21. Theil. Nach Wahlheim Mangel S. 183. war es die Meinung damaliger Beurtheiler der Zeitumstände, daß Ludwig leicht das Reich von Cogni hätte erobern können. Wie so eher der greift man diese Behauptung an.

40.

S. 47. [illegible] —

Eine [illegible] Benennung: Pharisäisch, Klimmeren.

41.

— — Sultan von Babylonien —

Dieß ist der Sultan von Aegypten, dessen Hauptstadt damals Bagdat oder Babylon in Aegypten war. Vor Ludwigs Einfall lebte noch der Sultan, Al Malec Al Saleh Nadschmeddin Ayub Ebn Al Malec, welcher kürzer entweder Nadschmeddin oder Malec Saleh genannt wird. Er war damals im Lager vor Hems das ist Emesa, oder Hamiet, marschirte sogleich nach Aegypten zurück, starb aber den 22. Nov. in der Nacht nach

einer Krankheit von fünf Monaten, während Ludwig von Damiata den 20 Nov. aufgebrochen war, an einem Kriegsschaden am Schenkel — welchen die Sage einer Vergiftung zuschreibt. Hätten die Kreuzfahrer selbst irgend planmäßig ihr Unternehmen zu verfolgen gewußt, so hätten die Zerrüttungen in der Regierung ihrer Feinde gewiß ihnen großen Vortheil verschafft. Nun aber machen es diese nur erklärbar, warum die planlose Kreuzfahrt nicht noch schneller ihrem traurigen Ende entgegen eilt ist.

42.

S. 4°. achtzehnhundert Schiffe, große und kleine —

Zum Landen waren sehr viele flache Schiffe noch nöthig, welche bis dahin unbemannt blos mitgezogen wurden. Auch mußte aller Vorrath von Cypern aus nachgeführt werden.

43.

— — Limesson.

Limisso, in Cypern.

44.

S. 49. Donnerstags nach Pfingsten —

Nach Wilhelm von Nangis (latein. S. 352. franz. S. 215.) kam Ludwig in Cypern an den 17 Sept. 1248. sezte dort wieder auf den 19 May 1249 Meile nicht nach dem Himmelfahrtstage. Vergl. L'art de verifier les dates p. 165. Die französischen neuen Herausgeber von Joinville haben ihn (p. 531.) so sehr in der Chronologie mißverstanden, daß sie annehmen: Joinville setze die Ankunft Ludwigs in Aegypten ins Jahr 1254. obgleich die arabischen Schriftsteller das Jahr 1249. dafür angeben. (Joinville fixe Lex-

l'expedition de St. Louis à l'année de I. C. 1254. et Makrizi à l'année de l'hegire 647. année, qui selon les tables de Gravius, que j'ai suivies, répond à celle de I. C. 1249.') Das letztere ist das wahre Datum.

Auch über den Tag der Ankunft und der Landung bey Damiata ist Verschiedenheit. Joinville setzt die Ankunft vor Damiate auf Donnerstag nach Pfingsten „le jeudi après Penthecouste" p. 32. — 27 Mai. Wilhelm von Nangis (S. 210.) und Makrizi (in den Auszügen S. 531.) geben an Freytag den 4 Je.. „le vendredi 21. de la lune de Sepher de l'an de l'hegire 647." — Die Landung selbst setzt Joinville (p. 33.) auf den Freytag vor Trinitatis. Ob Joinville hier einen Gedächtnißfehler begeng? ob das Alter in der spätern Niederschreibung ihm einen kleinen Irrthum unterschob? Barhebräus setzt die Besitznehmung von Damiata auf den Freytag p. 511. Chron. Syriaci.

45.

S. 50. Ihre wahre Bedeutung ꝛc.

Ein Bachelier hatte den nächsten Rang nach dem Ritter, Chevalier, so wie dieser nach dem Panner herrn (levant la bannière) Nach dem Ritterlichen Bachelier folgte der Ecyer noble, Edelknabe, Knappe.

46.

S. 51. Hohe des heiligen Dionysius.

Die sogenannte Oriflamme. Sie bestund aus scharlachnem Taft. Sie war ursprünglich die Fahne des Klosters St. Denys bey Paris, welche die Schirmvögte des Klosters, die Grafen von Vexin und Pontoise trugen, wenn das Kloster Krieg hatte. Philipp der I. war

vereinigte die Grafschaft Vexin mit der Krone und wurde dadurch auch des Klosters Schirmvogt. Im Krieg gegen König Heinrich V. unter König Ludwig VI. findet man 1124. diese Fahne das erstemahl bey dem Königlichen Heer. Bey Philipp II. geht sie schon als Hauptfahne mit in den Palästinischen Kreuzzug, s. Du Fresne Gloss. v. Auriflamma, auch: Traité des anciens enseignes de France par Galland. p. 40. sqq.

47.

S. 52. Der Legaten —

Otto von Chatron-Roux, Kardinal und Bischof zu Tusculum. Er wird von Zeitgenossen als ein gelehrter und rechtschaffener Mann gerühmt.

48.

S. 53. Damiata.

Das jetzige Damiatte ist 2 teutsche Meilen vom Meere entfernt, auf der Westseite des Nils. Niebuhrs Reisebeschreibung 1 Th. S. 6. Das alte zu Ludwigs Zeiten, lag am Meere, am Ausfluß des östlichen Nilarms, und hatte feste Mauern, erbaut vom Chalifen Motavakkel. Der Erdbebens, daß die Franken hier einigemal landeten und sich festsetzten, verunlaßte 2 Jahre nach Ludwigs Abzug die Zerstörung der Stadt Damiate. Dagegen entstand in der Nähe ein Dorf Menschie (oder Menschieh) das jetzt zur Größe einer Stadt angewachsen ist und dem Namen Damiat führt, s. Maltebrun Geograph. von Aegypten. Andere Veränderungen der Lage von Damiat z. B. daß der Canal welcher den Boden der Stadt zu einer Insel machte, nicht mehr ist, s. in Tott Memoires sur les Turcs et sur les Tatares. IV. P. pp. 107. (Amsterd. gr. 8. 1784.) Risse davon gibt Niebuhr am angef. Ort.

Es

s iſt ſchwer, hier zu landen, doch leichter als zu Na
ſid. Niebuhr S. 68.

Ob Ludwig auf der Oſt- oder Weſtſeite des Nil
rms bey Damiat, welcher der Tanitiſche genannt wird,
landet habe, iſt ungewiß, da man nicht ganz gewiß
eiß, ob das alte Damiate auch, wie das jetzige, auf
r Oſtſeite des Fluſſes gelegen war. Iſt dieß, ſo muß
r Landungsplatz Ludwigs auf der Weſtſeite des
luſſes angenommen werden; denn ſonſt hätten die
eutſchen keine Brücke, um nach Damiate zu kommen,
öthig gehabt. Vergl. über dieſe Brücke S. 122

49.

5. 54. et pro nihilo habuerunt terram deſice-
rabilem —

„Sie bekamen das herrliche Land gleichſam um
ſonſt" dieß iſt freylich der Sinn des Textes im Zuſam
enhang Pſ. 106, 24. nicht. Eine Accommodation von
einville. — Auf dieſe leichte Eroberung von Damiat
ahet ſich eine Münze bey de Bie pl. 24. explic. p. 90.
udwig in der Stadt, Kopf und Füße bloß, mit
em Pilgrim-Stab in der Hand, an der Spitze einer Pro-
ſſion von Rittern und Prieſtern. Die Umſchrift iſt:
ducente Deo Felicit. Occupata — Damiata.

50.

. — Der Patriarch —

Ohne Zweifel der von Jeruſalem.

51.

. 55. König Johann —

Johann von Brienne, König von Jeruſalem, ein
rſtändiger Selbherr ſeiner Zeit, der zu Land in Aegypten
ieb.

52.

52.

S. 57. Serjents des Königs —

„Serjans à armes du Roy". Dieß war die Leibwache, welche König Philipp II. 1191. aufrichtete, er, welche das erste stehende Heer in Frankreich zu halten anfing. Ihre Benennung stammt ab von Servientes armis. S. Du Freſne Gloſſar. su v. *servientes*, auch Daniels Hiſt. de la milice francoiſe T. II. p. 93. ſqq.

53.

S. 60. Den Kanal abzudämmen —

Dieſer iſt wahrſcheinlich der, welchen Tott S. 48. Anmerkung zu S. 53. auch jetzt ganz ausgefüllt antraf.

54.

S. 61. Die Zeit nach Remigiustage —

Das Steigen des Nils fängt im ſüdlichen Aegypten ſchon im Monath May an, im [illegible] gegen das Ende des Juny, alsdann [illegible] bis gegen Ende des Septembers. Der Remigiustag fällt auf den 1 Oct. Um dieſe Zeit iſt nicht Anwachs, ſondern Abnahme der Ueberſchwemmung. Vermuthlich ſcheint hier ein Gedächtnißfehler von Jomard ſich zu befinden. Vergl. Norbergers Calendarium oecon. Acad. p. 110. §. 109.

Da Ludwig den 6 Jun. Damiate in Beſitz hatte, ſo war ein ſchnelles Vordringen durch das überſchwemmte Aegypten nun nicht möglich. Man mußte nothwendig bis gegen den October hin zu warten. Nur daß man dieſen Monath über noch gewartet und dann bis zu 20 Nov. gezögert wurde, dieß war allzulange.

diesen Monaten hätte man wahrscheinlich das Unternehmen gegen Alexandrien (S. 59.) ausführen können, da in diesen nördlichsten Gegenden Aegyptens die Ueberschwemmungen am frühesten eintreten.

55.

S. 62. der Sage nach —

Diese und andere dergleichen Sagen und Wundergeschichten, wie S. 42. die mit dem runden Berge, verdienen die Mühe der Berichtigung nicht.

56.

S. 63. Nilarme —

Der Hauptcanal nach Alexandrien und Raschid (Rosette) und der andere nach Damiate sind bekannt genug. Desto schwerer sind die Ausflüsse nach Ateanes und Nexi fest zu bestimmen. Ateanes soll wahrscheinlich Tennis seyn, eine Stadt im Landsee Tennis oder Tanneh, jetzt Menzaleh. Aber Nexi? oder wie weiter unten [illegible] —?

Nach Ptolemäus's Geographie von Aegypten (edit. I. D. Michaelis p. 7.) theilt sich der nach Damiate fließende Nilarm bey Gangar (Niebuhr schreibt Lemeat) [illegible] Ghoghar, und setzt es auf der Westseite des Damiatischen Nilarms. S. 78. Nr. 24.). Dieß Lemeat muß auch auf der Westseite des Nilarms liegen. Der abgeleitete neue Nilarm aber geht nach Aschmum-Tennah (oder Tennis). Dieser geht also ohne Zweifel in den See Menzaleh. Mansura liegt auf der Südseite eben desselben Canals. (Die Charte bey der französischen Ausgabe von Joinville 1761 ist hier irrig und unbestimmt darin. Sie setzt mit Unrecht Mansura Nördlich vom Nilcanal u. s. w.). Die Insel, welche durch den

Damiatischen und Menufischen Arm sich bildet, heiß
Baschmur. Abulfeda S. 8. der lat. Uebers.

Niebuhrs Reisebeschreibung S. 76. führt Nr. 16
auf der Ostseite des Nils den Ort Fereskur an, näh
bey Damiat, als der Canal gegen Aschmun. War hi
vielleicht ein Nilcanal? und wurde etwa aus Fereskur
bey den Kreuzfahrern Reskur, Rexi, Resti ꝛc.? Na
Makrisi (S. 536. der Auszüge) hatte Ludwig bey Fe
reskur eine Zeitlang sein Lager. Die Allg. Welth
storie nimmt Rexi für Raschid, Rosette. Th. 3
S. 618. Ganz unrichtig!

57.

S. 64. eine Stadt am Arm von Rexi, Na
mens Sermosac —

Wahrscheinlich Serimsach bey Niebuhr S. 7
Nr. 28. Auch Makrizi, S. 537. der Auszüge, nenn
sie in diesem Zusammenhang „Schermesah." Zwisch
Fereskur und Scherimsach nennt Niebuhr S. 77. Nr.
einen Ort Ras il chalidsch, das Anfang de
Canals. Hier muß also aus dem T en Nilar
ein Seitencanal auslaufen. Aber jen lie
auf der Westseite des Nils, nicht auf der Os
seite, wo Ludwigs Heer marschierte. Nach Makri
S. 537. kamen die Franken bis Bermun. Di
nennt Niebuhr S. 78. Nr. 34. 35. Barmun u
Bar amun. Nr. 39. darauf nennt er schon Manso
So nahe kamen also die Franken!

58.

S. 65. Secedin —

Schek-eddin, Fürst des Gesetzes. D
Friedrich II. ihn zum Ritter geschlagen habe, war m
nur Schlußfolge aus seinem Zohannsmoppen? oder war
Ren

Renegat? — Mit dem ersten Anführer Ferdin war der Sultan wegen seines Rückzugs von Damiate höchst unzufrieden. Vermuthlich war deswegen Seredin an der Spitze des Heers.

59.

S. 66. Geschüz, perriere genannt.

Statt pierriere, lateinisch petraria, Steinschleuder.

60.

S. 67. griechisches Feuer.

Als Erfinder dieses mörderischen Feuers wird Kallinikus, ein gebohrner Heliopolitaner, unter Kaiser Constantin Pogonatus (im 7. Jahrh.) genannt. Seine Bestandtheile sollen Schwefel und Naphtha gewesen seyn, nach Wilke's Hartevins Anzeige. Zur Wiederentdeckung dieser verlornen Kunst könnte folgende Nachricht Anlaß geben:

In einem [illegible]manuscript, die Kriegsrüstungen der Teutschen im [illegible] Jahrhundert betreffend, das auf 110 Folioseiten einen Unterricht für den Feuerwerker und dann auf 204 Folioseiten die Abbildungen der Kriegsmaschinen damaliger Zeit enthält, welches von Herrn Hoche zu Halden, im Fürstenthum Minden, in einer Privatbibliothek entdeckt und in der Teutschen Monathschrift 1793. im September, in einem Brief an den Herrn Regierungsassessorath Lucanus zu Halberstadt einiger bekannter gemacht ist — „beynahe am Ende (des ersten Theils, das Feuerwerkbuch genannt) findet man die bisher verlorengewesene Kunst, das sogenannte griechische Feuer zu machen, dem er den Nahmen von dem griechischen Harz oder Colophonium gibt und das er

ſeine Schüler zu verfertigen lehrt. Kallinikus von Heliopolis in Syrien ſoll 676. dies Feuer erfunden haben, wodurch Kaiſer Konſtantin Pogonatus die Sarazeniſche Flotte verbrannte. Wie es gemacht wurde, ſoll Valturius l. 2. de 10. milit. zeigen; aber wer kennt dies Buch? ſelbſt der Verfaſſer dieſes Manuſcripts kennt es nicht."

Statt „de 10. milit." iſt vielleicht der Titel: de X. milit. das iſt: *de militia crucis ſ. cruciata.* Valturius wäre alſo unter den Geſchichtſchreibern von den Kreuzzügen zu ſuchen. Vielleicht Walter? Walterius?

Vom Gebrauch dieſes Markaſeners in den Kreuzzügen ſ. auch die Allgemeine Welthiſtorie, 21 Th. S. 70. 73. 87.

Nach S. 68. u. 80. ſcheint man die brennbare Materialien des Griechiſchen Feuers auch an Pfeile angeſchmiert, in die Ferne geſchoſſen und geworfen zu haben.

61.

S. 70. ein Beduin —

In dieſer Gegend ſind viele Beduinſchen Dörfer. Niebuhr S. 77. nennt Nr. 32. Bédoui, Nr. 23. Caſr (das Dorf) Achmed Bédoui, Nr. 33. S. 78. Caſr Bédoui u. dgl. m.

62.

S. 72. Maſſure.

Manſurah wurde nach Abulfeda's Geographie von Aegypten S. 7. von Malec Camel, Adelsſohn, gegenüber von Gaugar (Niebuhr S. 78. Nr. 24.) bey Trennung des Canals von Damiate und von Aſchmum erbaut, auf der Oſtſeite des Nils. Malec Camel regierte ums Jahr 1218. ſ. Herbelot S. 246. Da die Franzo-

ſen

ſen damals Damiate hatten, ſo ſollte Manſure eine neue Schutzmauer für Babylon (Altcairo) werden.

63.

Zieht man alles, was aus Joinville über die Mündungen von Ateneh und Nexi zuſammen geleſen werden kann, zugleich in Betrachtung; ſo iſt der Canal von Nexi derjenige, welcher zuletzt zwiſchen Ludwigs Lager und Manſura lag. Sobald der Graf Artois S. 72. darüber weg iſt, kann er gerade nach Manſura fortrennen. Da nun Manſura, nach Abulfeda's Geographie am Canal, der nach Aſchmum-Tannach fließt, liegt, ſo muß man allerdings beym Canal Nexi — den nach Aſchmum denken. Joinville unterſcheidet freylich zwey Canäle, den von Ateneh und den von Nexi! Sollte er hier abermals geirret und längſt gehörte fremde Nahmen verwechſelt haben? S. 87. nennt er die Stadt, wohin der Canal, welcher bey Manſura iſt, fließt, Aſſil; woraus eine Variante: Nexi macht. Dieſe muß alſo dem See Menzaleh zu gelegen ſeyn.

64.

Beym Einfall in Manſura kam Emir Fakrdin im Bade um. Das Mamlukiſche Corps, von Bibars angeführet, entriß dem Grafen Artois den Sieg. Hätte die fränkiſche Infanterie und Cavallerie an dieſem Tage ſich vereinigen können, ſagt Makrizi S. 538. ſo wäre das Aegyptiſche Heer verloren geweſen.

65.

S. 75. ein teutſches Schwert.

„Un épée d'Allemaigne en ſa main!"

66.

S. 80. bey Gottes Oberkäppchen —

„Par la *quoife* Dieu, ainſi comme il juroit.“ Jezt gewöhnlich coife.

67.

S. 81. Bruder Heinrich —

Ein Ritter vom Tempelherrnorden.

68.

S. 82. an das Geſetz Helis, Mahomets Oheim.

Ali war Mahomets Tochtermann. Seine Anhänger werden Schiiten genannt. Die Hauptſtreitfrage iſt, ob Ali ein ächter Chalife (Stellvertreter Mahomets) geweſen ſey oder ob die Verordnungen, welche man für mündliche Ueberlieferungen des arabiſchen Propheten ausgab, (die Sonnah) Gültigkeit haben.

69.

S. 88. Nacaires —

Nakar bedeutet im arabiſchen ein ausgehöhltes Inſtrument. Die arabiſchen Wörterbücher geben es als ein blaſendes Inſtrument an. Italiäniſch Gnacara. — Hier nennt ſie Joinville *tabours*. „Il fit ſonner ſes tabours, que l'en appelle nacaires“ ſchreibt Joinville.

70.

— — Mit dieſen Anordnungen brachte der feindliche Anführer bis nach Mittag zu . . .

Und ſo lange, muß man wohl fragen, ſahen die Franken allen Zurüſtungen ruhig zu und überließen ihm den Vortheil des Angriffs? Wahrſcheinlich fanden ſie ſich ſchon ſo geſchwächt, daß ſie nicht mehr im offenen Felde

eine

eine Schlacht wagen konnten und sich also hinter ihren Schranken (s. S. 90.) die einen Theil des Lagers decken, halten mußten.

71.

S. 92. denn die Teutschen verwüsten das Kloster —

Der nähergegangene Krieg zwischen Frankreich und Teutschland um diese Zeit war vom Jahr 1213, zwischen Philipp II. und Kaiser Otto IV. Das Treffen von Bouvines (27. Jul.) entschied denselben.

72.

S. 93. größtentheils aus Fremdlingen . . . Bahariz . . .

Diese Truppen sind unter dem Nahmen Mamlucken, d. h. beherrschte, Sclaven bekannter. — Bahariz, Baharis der Plural von Bahari, einer der vom Meere ist. Nach Makrizi (in den Auszügen p. 436.) hatten sie diese Benennung, weil ihre Quartiere auf der Nilinsel Rauda lagen. Hauleca (arab. bisch: Hauleca heißt die Truppe, welche sich der Befehle eines Anführers unterwirft.

73.

S. 94. Menestriers . . .

Menetriers, die Leute von der Feldmusik.

74.

S. 95. hinterließ einen Sohn . . .

Dieser war damals Moathem Turan-Schah, der dritte Sohn des Sultan Al Saleh Nodschmeddin.

75.

S. 96. eine Seuche in unser Lager . . . Vergleiche S. 99. 100. 101.

Wahrer Scorbut, im fürchterlichſten Grade; die Folge des ungewohnten Aufenthalts an den ſumpfigten Nilcanälen, der durch Leichname verpeſteten Luft, ungeſunder Speiſen und der Ausſchweifungen im Lager, von denen S. 56.

76.

S. 97. ein Muid Wein ꝛc.

Mui, Muid, lateiniſch: *Modius*. Angeſchlagen 240 Pinten. Denier = ½ Sous.

77.

S. 102. Kaſel — Vergl. S. 130.

Nach den Auszügen aus Makriſi (bey der Ausgabe von Joinville. p. 542.) wurde Ludwig zu Minie gefangen. Da Miet und Moniet nichts anders als Stadt oder Städtchen bedeuten (Vergl. auch Niebuhr S. 73 74. der Reiſebeſchreibung) ſo iſt durch die Benennung Minie nichts klar entſchieden. Doch ſcheint Makrizi das Minie zu verſtehen, welches Niebuhr S. 76. auf der Oſtſeite des Nils fand, ein Ort, wo jetzt Hafniſen von ſchönen Hintüchern ſeyen. — Kaſel iſt ebenfalls eine allgemeine Benennung eines „Städtchens.“

78.

— — den Admiral ꝛc.

Offenbar nichts anders als Kriegsanführer überhaupt, ohne Rückſicht: ob zu Waſſer oder zu Lande. Vergl. S. 94. 173. ꝛc. Die Benennung ſelbſt ſcheint arabiſch: Amir ali, ein höherer Officier. Das Italiäniſche Amiraglio, enthält dieſe Etymologie noch deutlicher.

79.

79.

S. 103. eine andere böſe Sitte ꝛc.

Von welcher uns nichts bekannt iſt. Doch iſt unten S. 120. noch einmal davon die Rede.

80.

S. 106. ein Sarazen aus dem Lande des Kaiſers gebürtig —

Dieſem Renegaten hatte alſo Joinville ſein Leben zu danken.

81.

S. 113. Eine Million Goldbeſans ꝛc.

Beſan iſt nach der Etymologie numus Byzantius, oder Münze Byzantiniſcher Kaiſer. Du Fresne hat aus Philipp Mouskes folgende Stelle:

Fu la rançons aramie,
et de *Beſans* et d'Eſtrevelins etc.

Gloſſar. med. et inf. Latinitatis p. 739. Es war dann aber nicht nur ein Unterſchied zwiſchen goldenen und ſilbernen Beſans, ſondern auch zwiſchen chriſtlichen und ſarazeniſirten, ſ. ebendaſelbſt. Byzantii Saracenati waren Münzen der Sultane von Eogni (Iconium). Auf die letztere bezieht du Fresne auch unſere Stelle. p. 740. Vergl. ſeine Ausgabe von Joinville. Ein Beſan war 10 Sols. 58 Sols machen eine Marc. Die Ranzion von 800,000 Beſans belief ſich alſo auf 13,931 Marc. Nach jetzigem Geldfuß würde dieſe Summe 3 Millionen 79,309 livres betragen. Dies wenigſtens iſt die Berechnung eines Kunſtverſtändigen im Traité hiſt. des monnoyes de France par Mr. de Blanc p. 176. Uebrigens ſind die Geſchichtſchreiber über die Summe ſelbſt ſehr verſchieden. Makrizi (S. 543. in den Auszügen bey der Ausgabe von Joinville) ſetzt das Löſegeld auf 400,000 Goldſtücke.

Entweder verſteht er eine andere Münze, oder blos die Summe, welche ſogleich baar bezahlt wurde. Abulmohaſem, ebend. S. 549. ſetzt 500,000 an; die Hälfte der zuerſt beſtimmten Summe von 1 Million. Saad-eddin und Salih ſetzen 800,000, die ganze Summe, die Ludwig in zwey Terminen erlegte. — Ein Beſan kommt auch vor S. 15'.

82.

S. 115. die Admirals, die der Sultan aus ſeinem geheimen Rathe weggewieſen hatte . . .

Vergl. oben S. 95. Der Sultan überließ ſich, ſo bald der Krieg geendigt war, allen Ausſchweifungen. Makrizi p. 541. Er war der letzte der Aiubitiſche Dynaſtie Aegyptiſcher Sultane. Seinen Bruder Adilſchah hatte er bey ſeiner Thronbeſteigung erdroſſeln laſſen.

83.

S. 121. ihn (Ludwig IX.) zum Sultan von Babylon (Alteairo) zu machen . . .

Eine äuſſerſt ſonderbare Anecdote, die aus einem uns unerklärbaren Mißverſtändniß entſtanden ſeyn muß. — Schegeret Eddor, eine Gemahlinn des Sultans Nodſchmeddin, erhielt zunächſt die Regierung, in Verbindung mit dem Vezir Azeddin Aybec, einem Turkomanen, den ſie nachher heurathete und endlich umbringen ließ.

Daß Ludwig durch ſeine Beatheit und Rechtlichkeit auch ſeiner Feinde Achtung ſich erworben hatte, iſt übrigens gewiß. S. die Auszüge aus arabiſchen Geſchichtſchreibern in der franzöſiſchen Ausgabe von Joinville; auch oben S. 114.

84.

23. Mortaig.

Mortaigne, Mauritanien, Nordafrika.

85.

25. harte Eyer . . mit verſchiedenen Farben be-
zeigt . .

Es war zwiſchen Oſtern und Himmelfahrt. Iſt
nicht die Sitte, um dieſe Zeit die Kinder mit bemahl-
arten Eyern zu beſchenken, ſaracenisch und durch
Kreuzzüge nach Europa gekommen?

86.

— Herr Philipp von Annemes.

S. 128. Hr. Philipp von Domes. „de Da-
s" — Wahrſcheinlich das richtigere.

87.

31. im Nahmen der Kinder Naſaks, der
Sultan von Babylonien geweſen war.

Einen Naſac kennt die Geſchichte nicht. Ver-
lich iſt Naſer zu leſen. Der Aegyptiſche Sultan,
en die Mamlucken zunächſt erhoben, hieß Al Malec
Schrof Muſa, Ibn Al Naſer Joſeph u. ſ. w.
Vezir Aibec (ſ. Anmerk. 83.) war ſein Atabec, oder
= Domus.

88.

35. Acre.

Ptolemais, auch Acco und St. Jean d'Acre.
Akkaron, wie die Alt. Mythiſtorie S. 629.
ſetzt.

89.

89.

S. 139. Zufolge eines Merkmahls, das ich hinterm Ohr hatte.

Joinville will sagen: daß er die Erinnerung an den Tod alle Tage durch den Todtengesang in der Capelle ganz nahe am Ohr gehabt habe.

90.

S. 141. Die geringen Leute unsers Herrn Gottes — Die gemeinen Soldaten von den Kreuzheeren. — "Le peuple menu (de) Notre Seigneur."

91.

S. 145. Man nennt die Eingebohrnen poulains — Nach dem Verfasser des Vie de St. Louis ch. 24. gab man diese Benennung im damaligen Palästina denen, deren Eltern zum Theil aus Syrien, zum Theil aus Europa her waren. Bezöge sich der Neckname auf diesen Umstand, so müßte das Wort poulain in dem Sinn, nach welchem es eine Eiterbeule bedeutet, genommen werden. Es würde alsdenn eine Art von Auswuchs bezeichnen. — Wahrscheinlicher, ist poulain Fohle ein Neckname für das Landvolk, nicht: für die Eingebohrne des Landes; denn der Text heißt: „On appelle *les paisans du pais* poulains". Man nannte also Joinville zum Spott einen Landjunker, eine unerfahrne Fohle, weil man seinen Rath, den er dem König gegeben hatte, als Einfall eines unerfahrnen, allzumuthigen jungen Ritters lächerlich machen wollte.

92.

S. 148. Botschafter von König Friedrich —

Friedrich der II. auch Erdkönig in Sicilien und zu Jerusalem. Er starb noch im Jahr 1250. Da König

König Ludwig im April 1250. gefangen wurde, so müßte die Nachricht davon sehr schnell nach Teutschland gekommen seyn, wenn diese Botschafter würklich noch von König Friedrich II. herkamen. Friedrich II. vom Papst gedrängt, hatte übrigens schon 1232. mit Ludwig ein Bündniß gemacht s. Leibnit. Cod. Germ. dipl. p. 11. [illegible] a. 1227. Martene vet. Monum. T. I. Dumont T. I. P. I. p. 171. Dieser gestiftete [illegible] setzen verbot die Regentinn Blanca 1251. die päpstl. Kreuzpredigten gegen Friedrichs Sohn und Nachfolger, Konrad. s. Paris. p. 553. Konrad starb 1254.

93.

S. 148. Der Sultan von Damask —

Naser Joseph, Zaheb von Aleppo, eroberte Damask und verlegte dahin seine Residenz. Er drang in der Folge würklich in Aegypten ein, wurde aber von den Seinigen verlassen, geschlagen und zum Rückzug genöthigt. Allg. Welthistorie 21 Th. S. 207. 208.

94.

S. 151. Vom Alten vom Berge — Vergl. S. 83.

Dieser Alte vom Berge ist der Fürst eines Theils vom Libanon, welchen die sogenannten Assassinen besaßen. Von diesen kann man Fancelots Abh. in der Hist. de l'Acad des Inscript. T. 16 und in den Memoires de Litter. T. XXVI. *Falconet* über les Assassins auch Withofs „Reich der Assassinen" (1765.) nachlesen. In den Lettres edifiantes — memoires du Levant (edit. Paris. 1780.) T. I. p. 359. liest man von den Assassinen folg. Nachricht:

Zwischen

„Zwiſchen Antiochien und Tripoli, oſtwärts von Tortoſa (ſonſt Antradus) liegt eine Ebene (arab. Gaune) deren Umfang ſechs Meilen in die Breite und zwölf in die Länge beträgt; kleine Berge begränzen ſie. Dieſe Berge waren ſonſt von einem Volk bewohnt, das ſich den Namen Arſaciden gab und vorgab, von dem berühmten Arſaces abzuſtammen, der nach Xerxes Tod [illegible] Perſiſches Reich gründete." (Unwahrſch[illegible]

Volk war im 7ten Jahrh. aus den [illegible] in die Gegend von Babilon gekommen und fieng an in einem Winkel von Phönizien einen kleinen Staat zu bilden. Sie bauten ſich zehn Plätze auf unzugängliche Felſen, von da aus ſie ſich der ganzen Nachbarſchaft furchtbar machten. Ihre Räubereien und ihr Morden macht, daß ihnen der Nahme Aſſaſſinen beygelegt wurde: eigentlich kömmt ihr Name von ihrem Stifter Haſſan-Sabal. Die Aſſaſſinen wählten ſich ſelbſt ihren Chef, den man den Alten vom Berge nannte. Er führte dieſen Namen, entweder weil die Wahl beſtändig auf einen der älteſten im Volke fiel, oder auch weil er im Schloß, Almut oder Alamut, auf einem hohen Berge wohnte, wo ihn anzugreifen faſt unmöglich war." (Eigentlich ſollte man überſetzen: Herr vom Berge, denn Scheik bedeutet auch Herrn und die Aſſaſſinen wählen nicht den älteſten im Volk). „Er hatte eine ſolche uneingeſchränkte Herrſchaft über ſeine Unterthanen, daß, ſollten ſie auch die ſchwärzeſten Handlungen vornehmen, ſie doch immer bereit waren, ſie auf den erſten Wink von ihm zu vollziehen, ſelbſt mit Lebensgefahr. So beſchuldigt man ſie der Ermordung Ludwigs von Baiern 1231 und daß ſie's gewagt hätten, Ludwig dem Heiligen nach dem Leben zu trachten." (Joinville ſagt hievon nichts, ein Beweis, oder wenigſtens Anlaß zu vermuthen, daß nichts an dieſem Vorgeben ſeyn müſſe, denn Joinville konnte es wiſſen und würde es gewiß nicht verſchwiegen haben

er ist den Assassinen sonst nicht sonderlich ge-
r behauptet im Gegentheil, ihr Chef hätte den
252 Geschenke geschickt.) — „Ihre Religion war
omedanische. Allein sie waren ihr so wenig-
daß sie den Tempelherrn anbeten, sie wollten
liche anschauen; wenn man ihnen den Tribut,
erhalten, reichte. Die Tempelherren wollten
ng [illegible] eingehen und darüber gieng, wie
[illegible]ertet, das Königreich Jerusalem
dieses Jahr erhielt sich dieses seltsame
Erst 1257. vaternahmens die Tartaren unter
önig Allan oder Haleem das Land von so ge-
n Nachbarn zu befreyen, ihren Chef umzubringen
Nation auszurotten, welches nun geschah. Ge-
ig wissen wir hier kein Volk, das den Namen
n führte; aber es könnte leicht seyn, daß die
nen, ein Volk, das die Berge zwey Tagreisen
pels bewohnt und dann die Nassarier, eine
die in der Ebene nach dem Meere zu ihren Sitz
chfolger der Assassinen wären. Beide Nazionen
n eben das Land und überdies ist zwischen der
gen Religion der Assassinen und der heutigen der
n und Nassarier eine große Aehnlichkeit. Beyde
als Eine betrachtet werden. Sie haben verschie-
amen nur in Rücksicht auf die Gegen[illegible], die sie
n. Die Bergbewohner heissen Ke[illegible]en von
nde Kesbie, die andern in der Ebene N[illegible]arier,
echte Christen, eine Benennung, die auf beide
enn ihre Religion ist eine Mischung von Christen-
d Mahometismus. Ihre Lehrer heissen: Chaikh
f). Diese lehren z. E. Gott sey mehrmals Mensch
n, nicht nur in Christus, sondern auch in Abraham,
und andern berühmten Männer des alten Testa-
Auch Mahomet soll diese Vorzüge genossen haben.
soll nicht am Kreuz gestorben seyn, sondern es
soll

ſoll einen andern Menſchen ſubſtituirt haben, der an ſeiner Stelle geſtorben ſey; eben ſo wie Mahomet befahl, in das ihm zubereitete Grab einen andern Menſchenkörper zu legen, nicht den ſeinigen. Auch Seelenwanderung; ſiebzigmahl gehe die nähmliche Seele von Körper zu Körper über. Die Seele eines Guten, in einen vollkommeneren, die eines Laſterhaften in ein [illegible] Thier. Kommunion mit Wein [illegible] einem bloß im heimlichen Zuſammenkünften. Ausſchuß der Weiber. Sie feyern Beſchneidung, Euphanien, Palmſonntag, Oſtern, und [illegible] ge Apoſtel und Heil. Tage. Sie beten gegen Morgen gerichtet, aber daß ſie die Sonne anbeten, geſtehen ſie nicht.

Eine andere Stelle aus *Iacobi de Vitriaco* Hiſtoria Hieroſ. c. 14. beleuchtet ſowohl dies, als auch die folgende Angabe Joinvilles S. 155. daß der Aſſaſſinen Fürſt von dem Apoſteel Petrus mit Ehrfurcht geſprochen habe. Jacobs Erzählung iſt:

In provincia Phoenicis, circa fines civitatis Anteradenſis (Antaradus) quae hodie vulganter appellatur Tortoſa, quidam populus ſcopulis et monttibus undique circumcluſus inhabitat, haberns caſtella X. fortiſſima et propter viarum angguſtias et rupes inaccebiles inexpugnabilia, cum ſuburbanis et vallibus omnium fructuum et frugum fertilitate foecundiſſimis et amoenitate jucundis. Horum autem hominum, qui *Aſſaſſini* nuncupantur, 40,000 nummerum excedere dicitur multitudo. Praeficiunt autem ſibi Capitaneum non ſucceſſione haereditaria ſed meritorum praerogativa, quem ipſi veterem ſeu ſenem appellant, non tam prrovectae aetatis ratione, quam prudentiae et dignitatis praeeminentia.

Pri-

Primus autem et ſummus infauſtae religionis Abbas (Antiſtes) *et locus, unde principium habuerunt et a quo in Syriam pervenerunt, in partibus eſt orientalibus valde remotis verſus civitatem Baldacenſem et partes Perſidis provinciae.* Hi autem — omnem indifferenter obedientiam ſuperiori ſuo exhibitam ſibi creſunt vitae aeternae meritoriam. — Hi ſuper omnes alios Saracenos legem Macho[illegible]ti — arctiſſime ſervarunt *uſque ad tempora iusdam magiſtri ſui*, qui naturali praeditus ingenio diverſarum ſcripturarum exercitatus ſtudio Chriſtianorum legem et Chriſti evangelia coepit cum omni diligentia legere et perſcrutari, admirans miraculorum virtutem et doctrinae ſanctitatem. Ex quorum comparatione — ſubditos ſuos a ritibus malodictae legis (Mohamedis) ſtudoit paulatim revocare. Unde exhortatus eſt eos et mandavit, *quod vinum cum modeſtia biberent et carnes porcinas manducarent.* Tandem vero poſt multas admonitiones — in hoc concorditer conſenſerunt quod relicta Machometi perfidia percepti baptiſmi gratia Chriſtiani efficerentur. Darüber und um Erlaſſung eines Schutzgeldes, das ſie bis dahin den Tempelherrn propter ſecuritatem cujusdam terrae ſuae, quae in confinio terrae praedictorum fratrum ſita erat, bezahlt hatten, ſey ein Geſandter von jenem Fürſten an den König von Jeruſalem gekommen. Da aber derſelbe auf der Rückreiſe bey Damaſcus von einem Chriſten ermordet worden ſey, ging alle ihre Annäherung zum Chriſtenthum wieder zurück. — —

Ihren Nahmen leitet Büſching, welcher in ſeiner Erdbeſchreibung V Th. bey Beſchreibung der Gegend

von Tortosa (S. 728. III. Ausg.) eine gedrängte Nachricht von ihnen gibt, von einem Distrikt Assassa bey Tekrit in Mesopotamien ab. Ebendas. S. 272. In meinen Memorabilien für Geschichte und Philosophie der Religionen (III. Stück. S. 107.) wo ich die Verwandtschaft der Assassinen und syrischen Nasirier untersucht habe, leite ich diesen Nahmen näher von dem Berge Assshun ab, auf welchen sie das Schloß Masiat inne hatten. s. Schultens Index geogr. art. Masiate. Sie haben sonst auch den Nahmen naelier. So erzählt Barhebräus (Abulpharadsch) syrische Chronik (vom J. 1192. S. 435. der lateinischen Uebersetzung.) „In diesem Jahr starb Sinan, der Anführer der Ismaeliter zu Misyath. (verm. Masiat?) Sein Nachfolger war Major ein Perser. Dieser Sinan war für alle arabische und fränkische Könige furchtbar. Er ließ sich Messer verfertigen, auf welchen der Nahme eines Königs stund. Gab er einem der Seinigen ein solches Messer, so wäre derselbe mitten durchs Meer gegangen, um seinen Willen auszuführen. Er kannte auswärtige Gelehrsamkeit gut und lehrte seine Anhänger nach Plato's Meinung die Seelenwanderung. Sie verachteten deswegen den Tod, weil sie, auch wenn sie umgebracht würden, doch nicht die Welt verlassen müßten. Bisweilen versteckte er sich und verbreitete ein Gerücht, daß er todt sey. Alsdann kam er wieder hervor. Auch da er starb, glaubte man es deswegen nicht." Vorher nach S. 429. wurde der Markgraf von Turus von zweyen seiner Leute ermordet, dessen Tod man lange seinem Feinde, König Richard (Löwenherz) schuld gab. —

Joinville nennt sie immer „Assacis". Arsacis den oder Nachkommen der Könige Arsaces in Parthien waren sie gewiß nicht: vielmehr ist dieser Nahme aus einer falschen historischen Vermuthung über den Ursprung des Namen Assassinen entstanden.

95.

S. 151. Admiral —

Vornehmer Emir oder Anführer. ſ. die Anmerkung 79.

96.

S. 151. Bachelier —

Edler Knappe, ſ. Anmerkung. 43. Jener Ausdruck trägt fränkiſche Sitten und Nahmen auf die Aſſaſſinen über.

97.

— — Wie der Kaiſer — jährlich thun —

Von einem ſolchen Tribut oder dons gratuits forcés an die Aſſaſſinen weiß ſonſt die Geſchichte nichts. Sogleich die nächſte Seite zeigt, daß die Beygefaßte bloß zu bramarbaſiren beliebten.

98.

S. 151. 153. —

Die ſymboliſche Art, ſich durch Zeichen zu äuſſern, iſt hier ſo ächt Orientaliſch, daß das Charakteriſtiſche davon nicht leicht überſehen werden kann.

99.

S. 153. Hali, Oheim Mohemets —

S. Anmerkung 68. „Oncle de Mahomet" iſt falſch.

100.

S. 153. Thier, Oraſſle genannt.

„Une bete, que l'en appelle oraffe." Die franzöſiſchen Herausgeber bemerken ſchon, daß man deutlich Giraffe leſen müſſe.

101.

S. 154. Hali — entzweyte ſich i. .. Mahomet ꝛc.

So erzählten vielleicht die Sonnen, die Feinde der Anhänger Ali's, ſeine Geſchichte den Kreuzfahrern. Der Streit entſtund erſt nach Mahomets Tode, welcher von ſeinen Verwandten der ächte Depoſitair und Ausleger ſeiner Geſchichte ſey. — In dem Nächſtfolgenden iſt es unrichtig: daß Ali die Metempſychoſe gelehrt habe. Dieſe iſt den Aſſaſſinen eigen. ſ. die oben angeführte Stelle aus Barhebräus. (Anmerkung 94.)

102.

— — Der zweyte Punkt iſt ꝛc.

Dies iſt nichts charakteriſtiſches der Schiiten oder der Aſſaſſinen, ſondern der Begriff von dem durch Gott beſtimmten Menſchlichen Schickſal, wie alle Mohammedaner ihn haben. ſ. Michaelis Diſſ. de fato Mohammedico.

103.

S. 156. Sanitte.

Sidon, Said, daher, durch eine franzöſiſche Flexion, Sayette.

104.

104.

S. 157. Da die Grafen von Bar und Montfort ꝛc.

Heinrich Graf von Bar, der Connetable Amalrich von Montfort und andere vom vornehmſten franzöſiſchen Adel waren 1240. mit König Theobald von Navarra ins heilige Land gezogen, dort gefangen, doch auch wieder losgelaſſen worden, hatten aber Frankreich nicht wieder erreicht.

105.

S. 159. Got und Margot —

Joinville wollte ſchreiben laſſen: Gog und Magog. So nennt der Orient alles, was ihm nördliche terra incognita iſt.

106.

— — Prieſter Johann —

Eichen in der Allgemeinen Welthiſtorie 21 Th. S. 523. iſt gut gezeigt, daß bloß Neſtorianiſche Miſſionarien gegen das Ende des 12 Jahrhunderts die Meinung nach Europa gebracht, auch Briefe darüber ausgeſtreut haben, daß Wang Chan, Großchan der Tartaren, als Chriſt, europäiſche Chriſten an ſeinem Hofe zu haben wünſchte. Sie erhielten ſelbſt einen päpſtlichen Brief an dieſes Unding von chriſtlichem Prieſterhaß. — Späterhin ſuchte man ihn in Abeſſinien. — Ueber den von Joinville ſehr naiv erzählten Urſprung des tatariſch-mogoliſchen Reichs vergl. Barhebräus ſyriſche Chronik p. 447. zum J. C. 1202. Er nennt Unach Chans Unterthanen „Hunnen, Tartaren genannt.“ Dieß leicht gab auch die Aehnlichkeit der Namen Tartaren und Chriſten zur Erdichtung leichteren Anlaß. Daß übrigens das Chriſtenthum von Wang-Chan begünſtigt worden ſey, erzält auch Barhebräus S. 448.

107.

S. 159. ein verſtändiger Mann ꝛc.

Der Befreyer der Mogoliſchen Tataren war Temudſchin, nachher Tſchingiſchan genannt. Ein gewiſſer Tuman Tangri, der für einen Heiligen unter ſeinem Volke galt, richtete die Augen der Menge auf ihn. Barhebr. p. 419. Dieſer erzählt von ihm, daß er mehrere Tage nackt auf hohen Bergen geweſen ſey und Gott durch ihn dem Temudſchin die Eroberung der Welt verſprochen habe. Dieſe Anecdote ſcheint Joinville umſtändlicher gehört zu haben. S. 162. 63.

108.

S. 163. Prieſter des großen Königs — kaufen — beigten —

Schon unter Tſchingiſchan ſoll nach dieſer Nachricht das Chriſtenthum von den Tataren angenommen worden ſeyn. Wenigſtens von Begünſtigungen und einzelnen Bekehrungen zum Chriſtenthum erzählt Barhebräus in ſeiner Geſchichte der nächſten Nachfolger deſſelben S. 508. 509.

109.

S. 162. Capellen auf Wagen —

Die Tataren führten überhaupt ihre Zeltwohnungen auf Wagen mit ſich. Die guten Miſſionarien machten hieraus chriſtliche Kapellen.

110.

S. 161. Einen Coremin —

Chorezmier, einen aus Chowarezm gebürtigen.

111.

111.

S. 166. Nezze — Marroch —

Wahrscheinlich: Norroue, Norwegen wie auch die französischen Herausgeber vermuthen. Morock, Marocco.

112.

S. 166. Kön Philipp — de Kaiser —

Königs Philipp Augusts Schwester war mit Andronikus, Kaiser von Pozanz vermählt.

113.

S. 167. Commaren.

Eine Horde Hunnen, damahls in der Moldau ausgebreitet. Cumanis.

114.

S. 173. Chatel-Pelerin.

Schloß der Pilgrime. Die Kreuzfahrer hatten dieß 5 Meilen von Acre am Meer, an der Spitze des Bergs Carmel, erbaut.

115.

S. 175. ein adelicher Valet.

Knappe. Valit oder Varlet nannten sich auch die vornehmsten Jünglinge unter der alten Ritterschaft, selbst die Prinzen. So stellt der Valet im Lombrespiel nach König und Dame, den Prinzen vor.

116.

S. 177. Menestries — Vergl. Anmerk. 73.

117.

S. 177. Graf von Brienne — Graf von Japhe.

Graf Walther von Brienne, ſ. oben S. 30. auch die Genealogie in der 25 Anmerkung und die Anmerkung 28.

118.

S. 179. Sultan [illegible] la Chamelle

Chamelle, wahrſcheinlich eine franzöſiſche Verſtümmelung der Benennung Chamel oder damaskeniſches Syrien, Paſchalick Damask. Vergl. Büſching S. 363. V. Th. IV. Ausg.

Die Expedition, auf welche ſich Joinville hier bezieht, iſt [illegible] in der Allg. Welthiſtorie 21 Th. S. 105. S. 19. Der feindliche Heerführer, welchen er Barkican, [illegible] von Perſien, nennt, war der in den arabiſchen Quellen der Allgem. Welthiſtorie nicht genannte Anführer des Chowarezmiſchen (oder Karismiſchen) Heers, welches nach Aegypten 1244 ziehen wollte. Der Sultan von Damask, welcher ſich mit den Franken vereinigte, war Al Malec Alſaleh Iſmael, der ſich mit Malec Al Manſur von Hems (Emeſſa) gegen Aegypten verbunden hatte.

Die Nachricht von der Niederlage der Chowarezmier vor Damask S. 180. iſt unſerm Joinville eigen. Die Aegypter und Chowarezmier eroberten Damask würklich.

119.

S. 181. Babylonien —

Alexairs in Aegypten. Die Chowarezmier waren im Dienſte des Sultans Rodſchmeddin von Aegypten. Sie

Sie ſinds, die Joinville ſogleich Coreminen nennt. Vergl. Anmerk. 110.

120.

S. 182. Names —

Auch S. 179. . chts anders als Nama.

121.

S. 183. ein alter Brunnen.

Eine unterirdiſche Ciſterne, dergleichen in Paläſtina viele ſind. Ihre Oeffnung iſt meiſtens mit Sand und Erde bedeckt.

122.

S. 185. Sire von Arſur — Vergl. S. 191.

Ars Sur iſt arabiſch, das Land von Tor oder Tyrus.

123.

S. 187. Eine Anhöhe, wo zu der Maccabäer Zeiten eine Burg geſtanden.

Wahrſcheinlich Modin, die Vaterſtadt der Maccabäer.

124.

S. 189. preu-homme und preud-homme

Preu iſt Beute, alſo: preu-homme ein Beuter, Beutemacher; preud iſt prudens, weiſe, ächtling.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20188 / 146

124.

S. 190. Schloß Arsur —

Dies kann nach der Topographie gegen Joppe nicht Tyrus seyn, wie in der Anmerk. 122. Wahrscheinlich ist Arsuph zu lesen, ein Ort an der Seeküste im Landstrich Sarona, zwischen Joppe und Said. — Nablus ist Neapolis, Nap'sa, ein Samaritanischer Ort.

125.

S. 191. Passe-Poulain.

Ob hier Ras el ain, zwischen Acre und Tyrus, zu verstehen seyn möchte? Vermuthlich hörte Joinville nicht recht und verwechselte, dem Laut nach, einen arabischen Nahmen mit einem französischen, der in Palästina nicht leicht zu erwarten ist. Am folgenden Tag S. 192. war das Lager bey Tyrus. Die ganze Lage stimmt also für Ras el ain. Vielleicht ist Passe-Poulain bloß Schreibfehler für Rasulain.

126.

S. 192. Belinas.

Paneas, bey den Quellen des Jordan. Büsching S. 500. Vergl. Will. Tyr. Hist. XV, 9. Ehmals Caesarea Philippi, auch Neronias. Der Ursprung der Benennung Belinas ist unbekannt. Reland. Palaest. p. 679.

127.

S. 193. Zwey Flüsse, Jor und Dan ꝛc.

Von diesen weißt die genauere Topographie Palästina's nichts. Jordan, Hebräisch Jarden, bedeutet überhaupt einen Fluß, und daher vorzugsweise den größten Fluß jenes Landes.

128.

128.

S. 194. Subette.

Eine Variante setzt: Subeibe. Man findet ein Subeire beym kleineren Hermon (Büsching, S. 472.) welches aber hier nicht gemeint seyn kann. Subette ist aus Sowaide entstanden, dem Nahmen einer festen Bergfeste bey Paneas. Büsching S. 500.

129.

S. 198. Stadt Baudas.

Keine andere, als Bagdad, der [illegible] Chalifen. Der letzte Chaliphe war Mostasem Billah, sein Ueberwinder 1258 der Mogole, Hulacu. S. Welth. 21 Th. S. 115. ff. S. 217. Von den Ermordungen der 120 Vornehmsten durch Kriegslist mußte die Geschichte nichts.

130.

S. [illegible] in parte Tyri et Syndonii.

[illegible]achtiger! Sidonis „in der Gegend von Tyrus und Sidon" Matth. 15, 21.

131.

S. 201. Comneninos — Trassesontes — Vataches —

Die Familie der Comnenen hatte zu Trapezunt [illegible] ihre Regierung, die man auch Kaiserthum von Trapezunt nannte. Johann Comnenus, welcher hier gemeint ist, vermählte sich 1281. mit Eudokia, Tochter Michael Paläologus, welcher Balduin den II. den en lateinischen Kaiser von Konstantinopel vom dortigen Reiche vertrieben hatte. Dieser Balduin war Ludwigs Verwandter, s. Anmerk. 37. — Vataches hieß Johann

Johann Ducas, Fürst zu Nice. Da dieser schon 1255 gestorben und ihm Theodor Lascaris, sein Sohn, gefolgt war, so sieht man aus der gegenwärtigen Stelle Joinville's, daß man auch an diesen den Nahmen Natachez übertrug. Kaiser nannten sich diese Fürsten, weil sie als Abkömmlinge der Griechisch-Kaiserlichen Familie von Konstantinopel den dortigen Kaiserthron gegen die Lateiner prätendirten.

132.

S. 2: .tonze.

.osa. Ehemahls Antaradus, aus welcher Benennung s abgekürzte Tortose entstanden seyn soll.

133.

S. 206. Vermittelst einer geheimen Treppe —

Und doch war Ludwig, da er Margaretha, älteste Tochter des Grafen Raymund Berengar II von Provence, heurathete (1234) schon zwanzig Jahr alt! So sehr also hatte Blanca ihn zur Abhängigkeit von sich durch seine Erziehung zu gewöhnen gewußt. Man erkläre sich aus dieser Angewöhnung auch die Stelle S. 202. daß Ludwig seiner Frau und seinen Kindern fremd gewesen sey, und S. 214. „der König ist mir immer so entgegen."

134.

S. 209. Vierzehn Schiffe, theils große, theils Galeeren —

Und mit achtzehnhundert war Ludwig Cypern nach Damiata zu seinem Zug ausgefahren! S. Anmerkung 42.

135.

135.

S. 211. vor dem Hochwürdigen zu Boden gestreckt —
Devant le c[illegible](corps de) notre Seigneur, sagt der Text. So ausgebreitet war schon 1254 die Adoration der geweihten Hostie, oder das Venerabile.

136.

S. 212. Baffa
Paphos, in Cypern.

137.

S. 215. des Königs Schwester.
[illegible] Schwester des Königs, Philipps [illegible] Schönen, unter welchem Joinville schrieb. S. die 11. Anm.

138.

S. 216 Lampiusa.
[illegible]pedusa, 100 französische Meilen westlich von Malta.

139.

S. 217. Pantennellee.
Eine Insel zwischen Sicilien und Afrika.

140.

S. 218. Beguinen der Königinn.
Diese Beguinen waren unverheurathete Andächtige, welche in vielen Stücken wie Nonnen lebten, nur das Gelübde der Ehelosigkeit nicht abgelegt hatten, sondern sich, zu heurathen, vorbehielten. Vergl. du Fres-

Fresne Gloſſar. med. Latinitatis ſub v. Beghinae von ähnlichen Beguinen in den Niederlanden. Man nannte ſie auch Sorores de poenitentia, Bußeſchweſtern.

141.

S. 221. und auf den Fenſtern der Kirche —

„Es verri[illegible]s." Eine in der Geſchichte der Glasmahlerey zu b[illegible]fende Stelle.

142.

S. 2[illegible]ve.

[illegible]ndreville, ein Biſthum in Morea.

143.

S. 225. Stadt Ays.

Aix, im Departement Bouches des Rhône nahe bey Marſeille.

144.

S. 227. Gemſenfelle —

Der Text ſagt: ſes pennes (d. h. fõu[illegible]res) de [illegible]s couvertouers et de ſes ro[illegible]es étoient [illegible]amites ou de jambes de lieu[illegible]es. Eine Variante ſetzt: *garmites*. Beyde Worte fehlen in den beſten franzöſiſchen Wörterbüchern, in Richelet, i Grand Vocabulaire Francois, auch im Catholicon. *Gamus* iſt das Gemſengeſchlecht.

145.

— — Der Biſchoff Guido —

Der gute alte Joinville vergißt, daß er dieſe[illegible] dote ſchon S. 21. im Anfange ſeiner Memoires auf[illegible]nen ließ. Eben ſo, was S. 231. erzählt wird. A S. 22.

146.

146.

S. 241. Chevauchée —

Der Droit chevauchée war, daß das Volk dem König oder ſ r Dienerſchaft, wenn ſie durch die Provinzen reiſten, Pferde und Wagen anſchaffen und ſie ſelbſt begleiten mußte. Pasquier's Recherches L. II. ch. 7.

147.

S. 244. Begu. enhäuſer —

Vergleiche die Anmerk. 14 ab v nig ge ſtiftete Beguinenhaus zu Paris de nach Kloſter c l'Ave Maria — Se in iſt e t von Kin haube.

148.

S. 245. des Saz.

Saz oder Sas ein Haarſieb, für e oder ſehr feine Dinge. Dieſe Ordensbrüder hießen auch Frères de la pénitence. Der Ordo de Poeni ten i Chriſti entſtund 1260. zu Marſeille. D Frel Gloſſar. ſub. v. poenitentia. Andere Arten von Bebrüdern ſ. ebendaſelbſt.

149.

S. 256. in einem romaniſch geſchriebenen Buche —

„Dans un Romant" nannte man die Proven ſo e Miſchung von lateiniſcher und altgalliſcher Sprache, w. e bis 1559. auch in öffentlichen Geſchäftsſchriften gebraucht wurde. Romancia lingua. Romanſero. J ieſer Sprachart dichteten und erzählten die Troubas d s und andere Provenzaliſche Dichter. Daher blieb Benennung Roman jeder ſolchen erfundenen Dichtung. Huet's L'origine des Romans.

150.

150

Vergleicht man Joinville's Denkwürdigkeiten mit der vollständigen Geschichte Ludwigs, fällt vorzüglich sein Stillschweigen über Ludwigs Unt hmungen gegen die Verketzerte in seinem Reiche auf. Ludwig gab nicht nur zu verschiedenen Zeiten harte Edikte gegen sie, sondern führte (1226) auch mit Raymund Grafen von Thoulouse [illegible] eine bedeutende Fehde, durch welche er, was der Gra[illegible] jenseits der Rhone besaß, der Krone unterw[illegible] euerte sich dieser Krieg wider den der K[illegible]ger verdächtigen Grafen. Auch sein[illegible] Papst Innocenz III. forderte auf, Ketzerey im Reich[illegible] zu dulden. Dies letztere allein für Joinville an[illegible] Wahrscheinlich hat sein Stillschweigen von Ludwigs[illegible] riger Thaten gegen die Verketzerten einen ehrenvollen Grund; er mißbilligte mönchischen Verfolgungsgeist und war über die wahren Pflichten christlichen Regenten mehr im klaren, als sein heiliger König. S. seine Weigerung beym zweyten Kreuzzug.

Sir C. H

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Profeſſor der Philoſophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Erſter Band.

Jena,

bey Johann Michael Mauke, 1791.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1748

Vorbericht.

Der Werth dieſer Denkwürdigkeiten des Herzogs von Süllÿ iſt zu allgemein bekannt, um hier noch einer Anpreiſung zu bedürfen. Sie liefern uns die wichtigſten Aufſchlüſſe über das geheime und öffentliche Leben eines vortreflichen Königs und ſeines nicht minder vortreflichen Miniſters, und verbreiten ein helles Licht über Frankreichs Geſchichte von dem Jahre 1570 bis zur Regentſchaft der Maria von Medizis, einer der wichtigſten Zeiträume in der franzöſiſchen Geſchichte.

Aber es bedarf vielleicht einer Entſchuldigung, daß man dieſe Denkwürdigkeiten nicht nach dem alten Original, welches unter dem ſonderbaren Titel Oeconomies royales & Servitudes loyales bekannt iſt, ſondern nach der modernen Umarbeitung eines neuern franzöſiſchen Schriftſtellers liefert. Vielen dürfte der eigenthümliche

Ton, der in dieser Urschrift herrschet, und sogar das antike und abentheuerliche Gewand, in welches sie gekleidet ist, ein größrer Verlust zu seyn dünken, als durch die Arbeit des neuen Herausgebers vergütet worden ist, und die Veränderungen, welche sich derselbe mit seinem Text erlaubte, viel zu gewaltsam scheinen. Und in der That würden sie so sehr Unrecht nicht haben, wenn irgend eine Wahrscheinlichkeit vorhanden wäre, daß jene Urschrift unmittelbar aus der Feder des Herzogs von Sülly geflossen sey, denn auch in den seltsamsten Aufzuge hat der große Mann Anspruch auf unsre Achtung. Aber da jene Urschrift nur zu sichtbare Spuren trägt, daß sie, obgleich aus der reinsten Quelle geflossen, doch ihre eigentliche Gestalt nur unter den Händen seiner Sekretaire empfangen habe, so ist der Verlust in der That so beträchtlich nicht, oder doch durch die angebrachten Verbesserungen unendlich vergütet. Der französische Herausgeber hat sich sowohl um die Anordnung der Materie als um den Ausdruck

ein

ein groſses Verdienſt erworben. Die Verwirrung, in welcher alle Beſtandtheile dieſer Geſchichte in der Urſchrift durcheinander geworfen ſind, und die auch einen ſehr warmen Verehrer der Süllyſchen Schrift ermüden müßte, veranlaßte den neuen Herausgeber, ſein Original, obwohl mit möglichſter Schonung des Eigenthümlichen ganz und gar umzugieſsen, die einzelnen Parthien intereſſanter und ſchicklicher zu verbinden, und alles Fremdartige davon zu ſcheiden. Er erlaubte ſich dabey, den Erzähler in der Erſten Perſon von ſich ſprechen zu laſſen, da derſelbe durch eine gar ſonderbare Wendung in der Urſchrift ſich ſelbſt anzureden ſcheint. Der Stil, der im Original alle Abwechslungen vom niedrigen und platten bis zum hochtrabenden und ſchwülſtigen durchläuft, durch unüberſehliche Periodenlänge oft dunkel, und durch Weitſchweifigkeit unerträglich ermüdend wird, hat unter der Feder des neuen Herausgebers eine Haltung und Einheit empfangen, welche der Würde ſeines Inhalts entſpricht, und das Werk in ſeiner

neuen Gestalt zu einer sehr anziehenden Lektüre macht. Von eben demselben rühren auch die historischen Erläuterungen her, welche die in den Denkwürdigkeiten aufgeführten Personen betreffen; was hingegen eine zu ängstliche Rücksicht auf die Religion seines Vaterlandes den französischen Herausgeber in den Anmerkungen sprechen ließ, glaubte man einem deutschen Leser in der Uebersetzung ersparen zu dürfen.

Das ganze Werk wird in sechs Bänden erscheinen, welche rasch auf einander folgen und in der Michael Messe vom Jahr 1792. geendigt seyn sollen. Die Einleitung, welche die ganze Geschichte der Ligue in einer kurzen Uebersicht umfaßt, wird jeden Band des Werkes begleiten, und bis zum Untergang dieser Verbindung fortgeführt werden. Bey Abfassung derselben sind Brantome, Castelnau, de Thou u. a, und in Anordnung der Materie besonders der Esprit de la Ligue von Herrn Anquetil meine Führer gewesen.

Jena in der Ostermesse 1791.

Friedrich Schiller.

In-

Inhalt des
ersten Buchs.

Von 1570 bis 1580. Zuſtand des Staatsraths von Frankreich und der Kalviniſten beym Frieden von 1570. Roſny's Herkunft, Geſchichte des Hauſes Bethune. Nachrichten von ſeiner Geburth, Erziehung, und der Jugend des Prinzen von Navarra. Abriß der Regierungsart unter Heinrich II. Franz II. und in den erſten Jahren Karls IX. Kunſtgriffe der Königin Katherine von Medicis und ihres Kabinets zum Verderben der Hugenotten. Roſny tritt bey dem König von Navarra in Dienſte und folgt ihm nach Paris. Tod der Königin von Navarra; Verwundung des Admiral Coligny und andre Gründe zum Mißtrauen für die Proteſtanten. Verſtellung Carls IX. Pariſer Bartolomäusnacht. Einzelne Umſtände. Anmerkungen und Betrachtungen über dieſe Begebenheit, über das Betragen Carls IX. und über den Admiral. Der König von Navarra und Roſny entgehen dem Gemetzel. Erziehung des leztern. Die Kalviniſten ſchöpfen Muth und erholen ſich. Flucht des Prinzen von Conde'. Gefangenſchaft der Prinzen. Priſe d'armes du mardi-gras. Carls IX. Tod, ſein Charakter. Heinrich III. kehrt nach

Frankreich zurück und erklärt den Hugenotten den Krieg. Monsieur und der König von Navarra entfliehen. Die Königin Mutter betrügt sie durch den Frieden Monsieur's. Der Krieg geht wieder an. Gefechte und Eroberung von Städten. Rosny's Erstlinge des Krieges. Frieden von 1577. Unterredung der Königin Mutter mit dem König von Navarra. Kriegsthaten Fehler, die Rosny begeht.

Inhalt des
zweyten Buchs.

Von 1580 — 1587. Flandrische Angelegenheiten. Die Niederländer bieten Monsieur'n ihre Krone an. Er geht dahin; Rosny folgt ihm. Eroberungen ꝛc. Monsieur überrumpelt die Citadell von Cambray, geht nach England, kömmt nach Flandern zurück, macht sich durch die Verrätey zu Antwerben den Niederländern und den Protestanten verhaßt. Rosny's Mißvergnügen. Monsieur sieht seine Entwürfe scheitern und kehrt nach Frankreich zurück. Rosny kehrt auch zurück nachdem er die Stadt Béthune besucht hat. Spanische Anerbietungen an den König von Navarra. Dieser schickt Rosny an Hof. Er besucht Monsieur; Tod dieses Prinzen. Rosnys zweyte Reise und Unterhandlung zu Paris. Seine Heirath und häuslichen Beschäftigungen. Ursprung, Bildung und Fortgang der Ligue. Heinrich III. vereinigt sich mit ihr gegen den König von Navarra. Uneinigkeit unter den Reformirten, ihre verschiednen Absichten. Rosny wird nach Paris geschickt, die Schritte der Ligue zu beobachten. Verlegenheit des Königs von Navarra. Kriegsthaten, Unterhandlungen ꝛc. Rosny steht seiner Gemahlin während der Pest bey. Frucht-

loſe Zuſammenkunft der Königin Mutter mit dem König von Navarra. Erklärte Verfolgung gegen die Proteſtanten. Gefahr der Frau von Roſny. Der Herzog von Joyeuſe führt eine Armee nach Poitou und wird von dem König von Navarra bey Coutras geſchlagen. Einzelne Umſtände dieſer Schlacht.

Inhalt des

dritten Buchs.

Von 1587 — 1590. Fehler des Königs von Navarra nach der Schlacht bey Coutras. Geheime Abſichten des Prinzen von Condé, des Grafen von Soiſſons und des Vikomte von Turenne. Tod des Prinzen von Condé. Barricaden von Paris. Ermordung des Herzogs und Kardinal von Guiſe. Tod Katherinens von Medicis. Schwachheit Heinrichs III. gegen die Ligue. Bündniß zwiſchen beiden Königen, durch Roſny zu Stande gebracht. Ihre erſte Zuſammenkunft. Der Herzog von Mayenne vor Tours. Kriegsthaten der beiden Könige. Tod der Frau von Roſny. Belagerung von Paris. Tod Heinrichs III. Kritiſche Lage Heinrichs IV. Geſinnungen der Großen gegen ihn. Kriegeriſche Unternehmungen. Schlacht bey Arques; Scharmützel bey Pollet, Heinrichs Gefahr. Unternehmung auf Paris. Geſchichte dieſer Memoiren. Spaniſche Armee in Frankreich. Schlacht bey Ivry oder Dreux. Roſnys Gefahr und Wunden; er läßt ſich nach Roſny bringen; des Königs freundſchaftliches Betragen gegen ihn.

Inhalt.

des

vierten Buchs.

Von 1590 — 1592. Empörung in des Königs Armee nach der Schlacht bey Ivry. Verſchwendung der Finanzen, und andre Urſachen, die ihn hindern, ſeinen Sieg zu verfolgen. Belagerung von Paris; wird aufgehoben. Der Prinz von Parma nähert ſich mit einer Armee. Einzelne Begebenheiten des Feldzugs. Roſny zieht ſich mißvergnügt von der Armee zurück. Belagerung von Rouen. Der Prinz von Parma kömmt wieder nach Frankreich. Unverſchämtheit der Sechszehn. Heinrich geht den Spaniern entgegen. Gefecht von Aumale. Heinrich hebt die Belagerung von Rouen auf. Lager, Märſche und Gefechte bey Rouen. Schöne That des Prinzen von Parma beym Uebergang über die Seine. Heinrichs Armee weigert ſich, den Feind zu verfolgen. Urſachen dieſer Weigerung und Betrachtungen darüber.

Hiſtoriſche Einleitung

zu den

Denkwürdigkeiten

des

Herzogs von Sully.

Geſchichte
der franzöſiſchen Unruhen, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangiengen.

Die Regierungen Karls VIII. Ludwigs XII. und Franz I. hatten für Frankreich eine glänzende Epoche vorbereitet. Die Feldzüge dieſer Fürſten nach Italien hatten den Heldengeiſt des Franzöſiſchen Adels wieder entzündet, den der Deſpotismus Ludwigs XI. beynahe erſtickt hatte. Ein ſchwärmeriſcher Rittergeiſt flammte wieder auf, den eine beßre Taktik unterſtützte.

Im Kampf mit ihren ungeübten Nachbarn lernte die Nation ihre Ueberlegenheit kennen. Die Monarchie hatte ſich gebildet, die Verfaſſung des Königreichs eine mehr regelmäßige Geſtalt angenommen. Der ſonſt ſo furchtbare Trotz übermächtiger Großen fügte ſich jetzt wieder in die Schranken eines gemeinſchaftlichen Gehorſams. Ordentliche

liche Steuern und stehende Heere bevestigten und schirmten den Thron, und der König war etwas mehr als ein begüterter Edelmann in seinem Reiche.

In Italien war es, wo sich die Kraft dieses Königreichs zum erstenmal offenbarte. Unnütz zwar floß dort das Blut seiner Heldensöhne, aber Europa konnte seine Bewunderung einem Volke nicht versagen, das sich zu gleicher Zeit gegen fünf vereinigte Feinde glorreich behauptete. Das Licht schöner Kunste war nicht lange vorher in Italien aufgegangen, und etwas mildere Sitten verriethen bereits seinen veredelnden Einfluß. Bald zeigte es seine Kraft an den trotzigen Siegern, und Italiens Künste unterjochten das Genie der Franzosen, wie ehmals Griechenlands Kunst seine römische Beherrscher sich unterwürfig machte. Bald fanden sie den Weg über die Savoyischen Alpen, den der Krieg geöfnet hatte. Von einem verständigen Regenten in Schutz genommen, von der Buchdruckerkunst unterstützt, verbreiteten sie sich bald auf diesem dankbaren Boden. Die Morgenröthe der Cultur erschien, schon eilte Frankreich mit schnellen Schritten seiner Civilisirung entgegen. Die neuen Meinungen erscheinen, und gebieten diesem schönen Anfang einen traurigen Stillstand. Der Geist der Intoleranz und des Aufruhrs löscht den noch schwachen Schimmer der Verfeinerung wieder aus, und

die

die schreckliche Fackel des Fanatismus leuchtet. Tiefer als je stürzt dieser unglückliche Staat in seine barbarische Wildheit zurück, das Opfer eines langwierigen verderblichen Bürgerkriegs, den der Ehrgeitz entflammt, und ein wüthender Religionseifer zu einem allgemeinen Brande vergrößert.

So feurig auch das Interesse war, mit welchem die eine Hälfte Europens die neuen Meinungen aufnahm und die andre dagegen kämpfte, so eine mächtige Triebfeder der Religionsfanatismus auch für sich selbst ist, so waren es doch großentheils sehr weltliche Leidenschaften, welche bey dieser großen Begebenheit geschäftig waren, und größtentheils politische Umstände, welche den untereinander im Kampfe begriffenen Religionen zu Hülfe kamen. In Deutschland, weiß man, begünstigte Luthern und seine Meinungen das Mißtrauen der Stände gegen die wachsende Macht Oesterreichs, der Haß gegen Spanien und die Furcht vor dem Inquisitionsgerichte vermehrte in den Niederlanden den Anhang der Protestanten. Gustav Wasa vertilgte in Schweden zugleich mit der alten Religion eine furchtbare Kabale, und auf dem Ruin eben dieser Kirche bevestigte die brittannische Elisabeth ihren noch wankenden Thron. Eine Reyhe schwachköpfiger zum Theil minderjährigen Könige, eine schwankende Staatskunst, die Eifersucht und der

Wettkampf der Großen um das Ruder halfen die Fortschritte der neuen Religion in Frankreich bestimmen. Wenn sie in diesem Königreich jetzt darnieder liegt, und in einer Hälfte Deutschlands, in England, im Norden, in den Niederlanden thronet, so lag es sicherlich nicht an der Muthlosigkeit oder Kälte ihrer Verfechter, nicht an unterlaßnen Versuchen, nicht an der Gleichgültigkeit der Nation. Eine heftige, langwierige Gährung erhielt das Schicksal dieses Königreichs im Zweifel; fremder Einfluß und der zufällige Umstand einer neuen indirekten Thronfolge, die gerade damals eintrat, mußte den Untergang der kalvinischen Kirche in diesem Staat entscheiden.

Gleich im ersten Viertel des XVIten Jahrhunderts fanden die Neuerungen, welche Luther in Deutschland predigte, den Weg in die französischen Provinzen. Weder die Censuren der Sorbonne im Jahr 1521. noch die Beschlüsse des Pariser Parlaments, noch selbst die Anathemen der Bischöfe vermochten das schnelle Glück aufzuhalten, das sie in wenig Jahren bey dem Volk, bey dem Adel, bey einigen von der Geistlichkeit machten. Die Lebhaftigkeit, mit welcher das sanguinische geistreiche Volk der Franzosen jede Neuigkeit zu behandeln pflegt, verläugnete sich weder bey den Anhängern der Reformation, noch bey ihren Verfolgern.

Franz

Franz des Ersten kriegerische Regierung, und die Verständnisse dieses Monarchen mit den Deutschen Protestanten trugen nicht wenig dazu bey, die Religionsneuerungen bey seinen französischen Unterthanen in schnellen Umlauf zu bringen. Umsonst, daß man in Paris endlich zu dem fürchterlichen Mittel des Feuers und des Schwerdtes griff; es that keine beßre Wirkung, als es in den Niederlanden, in Deutschland, in England gethan hatte, und die Scheiterhaufen, welche der fanatische Verfolgungsgeist ansteckte, diente zu nichts, als den Heldenglauben und den Ruhm seiner Opfer zu beleuchten.

Die Religionsverbeßrer führten, bey ihrer Vertheidigung, und bey ihrem Angriff auf die herrschende Kirche, Waffen, welche weit zuverlässiger wirkten, als alle, die der blinde Eifer der stärkern Zahl ihnen entgegen setzen konnte. Geschmack und Aufklärung kämpften auf ihrer Seite; Unwissenheit, Pedanterey waren der Antheil ihrer Verfolger. Die Sittenlosigkeit, die tiefe Ignoranz des katholischen Klerus gaben dem Witz ihrer öffentlichen Redner und Schriftstellern die gefährlichsten Blößen, und unmöglich konnte man die Schilderungen lesen, welche der Geist der Satyre diesen letztern von dem allgemeinen Verderbniß entwerfen ließ, ohne sich von der Nothwendigkeit einer Ver-

beßrung überzeugt zu fühlen. Die leſende Welt wurde täglich mit Schriften dieſer Art überſchwemmt, in welchen, mehr oder minder glücklich, die herrſchenden Laſter des Hofes und der katholiſchen Geiſtlichkeit dem Unwillen, dem Abſcheu, dem Gelächter bloßgeſtellt und die Dogmen der neuen Kirche in jede Anmuth des Stils gekleidet, mit allen Reitzen des Schönen, mit aller hinreißenden Kraft des Erhabnen, mit dem unwiderſtehlichen Zauber einer edeln Simplicität ausgeſtattet waren. Wenn man dieſe Meiſterſtücke der Beredtſamkeit und des Witzes mit Ungeduld verſchlang, ſo waren die abgeſchmackten oder feierlichen Gegenſchriften des andern Theils nicht dazu gemacht, etwas anders als Langeweile zu erregen. Bald hatte die verbeſſerte Religion den geiſtreichen Theil des Publikums gewonnen, eine unſtreitig glänzendere Majorität, als der bloße blinde Vortheil der größern Menge, der ihre Gegner begünſtigte.

Die anhaltende Wuth der Verfolgung nöthigte endlich den unterdrückten Theil, an der Königin Margaretha von Navarra der Schweſter Franz I. ſich eine Beſchützerin zu ſuchen. Geſchmack und Wiſſenſchaft waren eine hinreichende Empfehlung bey dieſer geiſtreichen Fürſtinn, welche, ſelbſt große Kennerin des Schönen und Wahren, für die Reli-

gion

gion ihrer Lieblinge, deren Kenntniſſe und Geiſt ſie verehrte, nicht ſchwer zu gewinnen war. Ein glänzender Kreis von Gelehrten umgab dieſe Fürſtinn, und die Freiheit des Geiſtes, welche in dieſem geſchmackvollen Zirkel herrſchte, konnte nicht anders als eine Lehre begünſtigen, welche mit der Befreyung vom Joche der Hierarchie und des Aberglaubens angefangen hatte. An dem Hof dieſer Königinn fand die gedrückte Religion eine Zuflucht, manches Opfer wurde durch ſie dem blutdürſtigen Verfolgungsgeiſt entzogen, und die noch kraftloſe Partey hielt ſich an dieſem ſchwachen Aſt gegen das erſte Ungewitter feſt, das ſie ſonſt in ihrem noch zarten Anfang ſo leicht hätte hinraffen können. Die Verbindungen, in welche Franz I. mit den Deutſchen Proteſtanten getreten war, hatten auf die Maaßregeln keinen Einfluß, deren er ſich gegen ſeine eignen proteſtantiſchen Unterthanen bediente. Das Schwerdt der Inquiſition war in jeder Provinz gegen ſie gezückt, und zu eben der Zeit, wo dieſer zweydeutige Monarch die Fürſten des Schmalkaldiſchen Bundes gegen Karl V. ſeinen Nebenbuhler aufforderte, erlaubt er dem Blutdurſt ſeiner Inquiſitoren, gegen das ſchuldloſe Volk der Waldenſer, ihre Glaubensgenoſſen, mit Schwerdt und Feuer zu wüthen. Barbariſch und ſchrecklich, ſagt der Geſchichtſchreiber de Thou, war der Spruch der gegen ſie gefällt ward, barbariſcher noch und

schrecklicher seine Vollstreckung. Zwey und zwanzig Dörfer legte man in die Asche, mit einer Unmenschlichkeit, wovon sich bey den rohesten Völkern kein Beyspiel findet. Die unglückseligen Bewohner, bey Nachtzeit überfallen und bey dem Schein ihrer brennenden Habe von Gebirge zu Gebirge gescheucht, entrannen hier einem Hinterhalte nur, um dort in einen andern zu fallen. Das jämmerliche Geschrey der Alten, der Frauenspersonen und der Kinder, weit entfernt das Tigerherz der Soldaten zu erweichen, diente zu nichts, als diese letztern auf die Spur der Flüchtigen zu führen, und ihrer Mordbegier das Opfer zu verrathen. Ueber siebenhundert dieser Unglücklichen wurden in der einzigen Stadt Cabrieres mit kalter Grausamkeit erschlagen, alle Frauenspersonen dieses Orts im Dampf einer brennenden Scheune erstickt, und die, welche sich von oben herab flüchten wollten, mit Piken aufgefangen. Selbst an dem Erdreich, welches der Fleiß dieses sanften Volks aus einer Wüste zum blühenden Garten gemacht hatte, ward der vermeyntliche Irrglaube seiner Pflüger bestraft. Nicht bloß die Wohnungen ließ man nieder, auch die Bäume wurden umgehauen, die Saaten zerstört, die Felder verwüstet, und das lachende Land in eine traurige Wildniß verwandelt.

Der Unwille, den diese eben so unnütze als beyspiellose Grausamkeit erweckte, führte dem Protestan-

teſtantismus mehr Bekenner zu, als der Inquiſitoriſche Eifer der Geiſtlichkeit würgen konnte. Mit jedem Tage wuchs der Anhang der Neuerer, beſonders ſeitdem in Genf Kalvin mit einem neuen Religionsſyſtem aufgetreten war, und durch ſeine Schrift vom chriſtlichen Unterricht die ſchwankenden Lehrmeinungen fixirt, dem ganzen Gottesdienſt eine mehr regelmäßige Geſtalt gegeben, und die unter ſich ſelbſt nicht recht einigen Glieder ſeiner Kirche unter einer beſtimmten Glaubensformel vereinigt hatte. In kurzem gelang es der ſtrengeren und einfachern Religion des franzöſiſchen Apoſtels, bey ſeinen Landsleuten Luthern ſelbſt zu verdrängen, und ſeine Lehre fand eine deſto günſtigere Aufnahme, je mehr ſie von Myſterien und läſtigen Gebräuchen gereinigt war, und jemehr ſie es der Lutheriſchen an Entfernung vom Pabſtthum zuvorthat.

Das Blutbad unter den Waldenſern zog die Kalviniſten, deren Erbitterung jetzt keine Furcht mehr kannte, an das Licht hervor. Nicht zufrieden, wie bisher ſich im Dunkel der Nacht zu verſammeln, wagten ſie es jetzt, durch öffentliche Zuſammenkünfte den Nachforſchungen der Obrigkeit Hohn zu ſprechen, und ſelbſt in den Vorſtädten von Paris die Pſalmen des Marot in großen Verſammlungen abzuſingen. Der Reiz des Neuen führte bald ganz Paris herbey, und mit dem Wohl-

klang, und der Anmuth dieser Lieder wußte sich ihre Religion selbst in manche Gemüther zu schmeicheln. Der gewagte Schritt hatte ihnen zugleich ihre furchtbare Anzahl gezeigt, und bald folgten die Protestanten in dem übrigen Königreich dem Beispiel, das ihre Brüder in der Hauptstadt gegeben.

Heinrich II. ein noch strengerer Verfolger ihrer Partey als sein Vater, nahm jezt vergebens alle Schrecken der königlichen Strafgewalt gegen sie zu Hülfe. Vergebens wurden die Edikte geschärft, welche ihren Glauben verdammten. Umsonst erniedrigte sich dieser Fürst so weit, durch seine königliche Gegenwart den Eindruck ihrer Hinrichtungen zu erhöhen und ihre Henker zu ermuntern. In allen großen Städten Frankreichs rauchten Scheiterhaufen, und nicht einmahl aus seiner eigenen Gegenwart konnte Heinrich den Kalvinismus verbannen. Diese Lehre hatte unter der Armee, auf den Gerichtsstühlen, hatte selbst an seinen Hof zu St. Germain Anhänger gefunden, und Franz von Coligny, Herr von Andelot, Obrister des französischen Fußvolks, erklärte dem König mit dreister Stirn ins Gesicht, daß er lieber sterben wolle, als eine Messe besuchen.

Endlich aufgeschreckt von der immer mehr um sich greifenden Gefahr, welche die Religion seiner Völker und, wie man ihn fürchten ließ, selbst seinen Thron bedrohte, überließ sich dieser Fürst allen gewalt-

gewaltthätigen Maaßregeln, welche die Habsucht der Höflinge und der unreine Eifer des Klerus ihm diktirte. Um durch einen entscheidenden Schritt den Muth der Partey auf einmal zu Boden zu schlagen, erschien er eines Tages selbst im Parlamente, ließ dort fünf Glieder dieses Gerichtshofs, die sich den neuen Meinungen günstig zeigten, gefangen nehmen, und gab Befehl, ihnen schleunig den Prozeß zu machen. Von jetzt an erfuhr die neue Sekte keine Schonung mehr. Das verworfene Gezücht der Angeber wurde durch versprochne Belohnungen ermuntert, alle Gefängnisse des Reichs in kurzem mit Schlachtopfern der Unduldsamkeit angefüllt; niemand wagte es, für sie die Stimme zu erheben. Die reformirte Partey in Frankreich stand jetzt 1559 am Rand ihres Untergangs; ein mächtiger unwiderstehlicher Fürst, mit ganz Europa im Frieden, und unumschränkter Herr von allen Kräften des Königreichs, zu diesem großen Werke von dem Pabst, und von Spanien selbst begünstigt, hatte ihr das Verderben geschworen. Ein unerwarteter Glücksfall mußte sich ins Mittel schlagen, dieses abzuwenden, welches auch geschah. Ihr unversöhnlicher Feind starb mitten unter diesen Zurüstungen von einem Lanzensplitter verwundet, der ihm bey einem festlichen Turnier in das Auge flog.

Dieser unverhofte Hintritt Heinrichs II. war der Eingang zu den gefährlichen Zerrüttungen, welche

che ein halbes Jahrhundertlang das Königreich zerriſſen und die Monarchie ihrem gänzlichen Untergang nahe brachten. Heinrich hinterließ ſeine Gemahlin Catharina, aus dem herzoglichen Hauſe von Medicis in Florenz, nebſt vier unreifen Söhnen, unter denen der älteſte, Franz, kaum das ſechszehnte Jahr erreicht hatte. Der König war bereits mit der jungen Königin von Schottland, Maria Stuart vermählt, und ſo mußte ſich das Scepter zweyer Reiche in zwo Händen vereinigen, die noch lange nicht geſchickt waren, ſich ſelbſt zu regieren. Ein Heer von Ehrgeizigen ſtreckte ſchon gierig die Hände darnach aus, es ihnen zu erleichtern, und Frankreich war das unglückliche Opfer des Kampfs der ſich darüber entzündete.

Beſonders waren es zwey mächtige Faktionen, welche ſich ihren Einfluß bey dem jungen Regentenpaar und die Verwaltung des Königreichs ſtreitig machten. An der Spitze der einen ſtand der Konnetable von Frankreich, Annas von Montmorency, Miniſter und Günſtling des verſtorbnen Königs, um den er ſich durch ſeinen Degen und einen ſtrengen, über alle Verführung erhabnen, Patriotismus verdient gemacht hatte. Ein gleichmüthiger, unbeweglicher Karakter, den keine Widerwärtigkeit erſchüttern, kein Glücksfall ſchwindlicht machen konnte. Dieſen geſetzten Geiſt hatte er bereits

reits unter den vorigen Regierungen bewiesen, wo er mit gleicher Gelassenheit, und mit gleich standhaftem Muth den Wankelmuth seines Monarchen, und den Wechsel des Kriegsglücks ertrug. Der Soldat wie der Höfling, der Financier wie der Richter zitterten vor seinem durchdringenden Blick, den keine Täuschung blendete, vor diesem Geiste der Ordnung, der keinen Fehltritt vergab, vor dieser festen Tugend, über die keine Versuchung Macht hatte. Aber in der rauhen Schule des Kriegs erwachsen und an der Spitze der Armeen gewöhnt, unbedingten Gehorsam zu erzwingen, fehlte ihm die Geschmeidigkeit des Staatsmanns und Höflings, welche durch Nachgeben siegt, und durch Unterwerfung gebietet. Groß auf der Waffenbühne verscherzte er seinen Ruhm auf der andern, welche der Zwang der Zeit ihm jetzt anwies, welche ihm Ehrgeiz und Patriotismus zu betreten befahlen. Solch ein Mann war nirgends an seinem Platze, als wo er herrschte, und nur gemacht, sich auf der ersten Stelle zu behaupten, aber nicht wohl fähig, mit hofmännischer Kunst darnach zu ringen.

Lange Erfahrung, Verdienste um den Staat, die selbst der Neid nicht zu verringern wagte, eine Redlichkeit, der auch seine Feinde huldigten, die Gunst des verstorbnen Monarchen, der Glanz seines Geschlechts, schienen den Connetable zu dem ersten

Posten

Posten im Staat zu berechtigen, und jeden fremden Anspruch im voraus zu entfernen. Aber ein Mann gehörte auch dazu, das Verdienst eines solchen Dieners zu würdigen, und eine ernstliche Liebe zum allgemeinen Wohl, um seinem gründlichen innern Werth die rauhe Außenseite zu vergeben. Franz II. war ein Jüngling, den der Thron nur zum Genusse, nicht zur Arbeit rief, dem ein so strenger Aufseher seiner Handlungen nicht willkommen seyn konnte. Montmorencys äußere Tugend, die ihn bey dem Vater und Großvater in Gunst gesetzt hatte, gereichten ihn bey dem leichtsinnigen schwachen Sohn zum Verbrechen, und machte es der entgegengesetzten Kabale leicht, über diesen Gegner zu triumphiren.

Die Guisen, ein nach Frankreich verpflanzter Zweig des Lothringischen Fürstenhauses waren die Seele dieser furchtbaren Faktion. Franz von Lothringen, Herzog von Guise, Oheim der regierenden Königinn, vereinigte in seiner Person alle Eigenschaften, welche die Aufmerksamkeit der Menschen fesseln, und eine Herrschaft über sie erwerben. Frankreich verehrte in ihm seinen Retter, den Wiederhersteller seiner Ehre vor der ganzen Europäischen Welt. An seiner Geschicklichkeit und seinem Muth war das Glück Karls V. gescheitert; seine Entschlossenheit hatte die Schande der Vorfahren

aus-

ausgelöscht, und den Engländern Kalais, ihre letzte Besitzung auf französischem Boden, nach einem zweyhundertjährigen Besitze, entrissen. Sein Nahme war in aller Munde, seine Bewundrung lebte in aller Herzen. Mit dem weitsehenden Herrscherblicke des Staatsmanns und Feldherrn verband er die Kühnheit des Helden, und die Gewandtheit des Höflings. Wie das Glück, so hatte schon die Natur ihn zum Herrscher der Menschen gestemmelt. Edel gebildet, von erhabner Statur, königlichem Anstand und offner gefälliger Miene hatte er schon die Sinne bestochen, ehe er die Gemüther sich unterjochte. Den Glanz seines Ranges und seiner Macht erhob eine natürliche angestammte Würde, die, um zu herrschen, keines äußern Schmucks zu bedürfen schien. Herablassend ohne sich zu erniedrigen, mit dem geringsten gesprächig, frey und vertraulich, ohne die Geheimnisse seiner Politik Preis zu geben, verschwenderisch gegen seine Freunde und großmüthig gegen den entwaffneten Feind, schien er bemüht zu seyn, den Neid mit seiner Größe, den Stolz einer eifersüchtigen Nation mit seiner Macht auszusöhnen. Alle diese Vorzüge aber waren nur Werkzeuge einer unersättlichen stürmischen Ehrbegierde, die von keinem Hinderniß geschrekt, von keiner Betrachtung aufgehalten, ihrem hochgesteckten Ziel furchtlos entgegen ging, und gleichgültig gegen das Schicksal von Tausenden, von der

all-

allgemeinen Verwirrung nur begünstigt, durch alle Krümmungen der Kabale und mit allen Schrecknissen der Gewalt ihre verwegnen Entwürfe verfolgte. Dieselbe Ehrsucht, von nicht geringern Gaben unterstützt, beherrschte den Kardinal von Lothringen, Bruder des Herzogs, der eben so mächtig durch Wissenschaft und Beredsamkeit, als jener durch seinen Degen, furchtbarer im Scharlach, als der Herzog im Panzerhemd, seine Privatleidenschaften mit dem Schwerdt der Religion bewaffnete, und die schwarzen Entwürfe seiner Ehrsucht mit diesem heiligen Schleyer bedeckte. Ueber den gemeinschaftlichen Zweck einverstanden, theilte sich dieses unwiderstehliche Brüderpaar in die Nation, die, ehe sie es wußte, in seinen Fesseln sich krümmte.

Leicht war es beiden Brüdern, sich der Neigung des jungen Königs zu bemächtigen, den seine Gemahlinn, ihre Nichte, unumschränkt leitete; schwerer die Königinn Mutter Katharine für ihre Absichten zu gewinnen. Der Nahme einer Mutter des Königs machte sie an einem getheilten Hofe mächtig, mächtiger noch die natürliche Ueberlegenheit ihres Verstandes über das Gemüth ihres schwachen Sohnes; ein verborgner in Ränken erfinderischer Geist, mit einer grenzenlosen Begierde zum Herrschen vereinigt, konnte sie zu einer furchtbaren Gegnerin machen. Ihre Gunst zu erschleichen wurde

des-

deswegen kein Opfer gespart, keine Erniedrigung gescheuet. Keine Pflicht war so heilig, die man nicht verletzte, ihren Neigungen zu schmeicheln, keine Freundschaft so festgeknüpft, die nicht zerrissen wurde, ihrer Rachsucht ein Opfer Preiß zu geben, keine Feindschaft so tiefgewurzelt, die man nicht gegen ihre Günstlinge ablegte. Zugleich unterließ man nichts, was den Konnetable bey der Königinn stürzen konnte, und so gelang es wirklich der Kabale, die gefährliche Verbindung zwischen Katharinen und diesem Feldherrn zu verhindern.

Unterdessen hatte der Konnetable alles in Bewegung gesetzt, sich einen furchtbaren Anhang zu verschaffen, der die Lothringische Partey überwägen konnte. Kaum war Heinrich todt, so wurden alle Prinzen von Geblüt, und unter diesen besonders Anton von Bourbon König von Navarra von ihm herbey gerufen, bey dem Monarchen den Posten einzunehmen, zu dem ihr Rang und ihre Geburt sie berechtigte. Aber ehe sie noch Zeit hatten, zu erscheinen, waren ihnen die Guisen schon bey dem Könige zuvorgekommen. Dieser erklärte den Abgesandten des Parlaments, die ihn zu seinem Regierungsantritt begrüßten, daß man sich künftig in jeder Angelegenheit des Staats an die Lothringischen Prinzen zu wenden habe. Auch nahm der Herzog sogleich Besitz von dem Commando der

Trup-

Truppen, der Kardinal von Lothringen erwählte sich den wichtigen Artikel der Finanzen zu seinem Antheil. Montmorency erhielt eine frostige Weisung sich auf seinen Gütern zur Ruhe zu begeben. Die mißvergnügten Prinzen von Geblüte hielten darauf eine Zusammenkunft zu Vendome, welche der Konnetable abwesend leitete, um sich über die Maaßregeln gegen den gemeinschaftlichen Feind zu bereden. Den Beschlüssen derselben zufolge wurde der König von Navarra an den Hof abgeschickt, bey der Königinn Mutter noch einen letzten Versuch der Unterhandlung zu wagen, ehe man sich gewaltsame Mittel erlaubte. Dieser Auftrag war einer allzu ungeschickten Hand anvertraut, um seinen Zweck nicht zu verfehlen. Anton von Navarra, von der Allgewalt der Guisen in Furcht gesetzt, die sich ihm in der ganzen Fülle ihrer Herrlichkeit zeigten, verließ Paris und den Hof unverrichteter Dinge, und die Lothringischen Brüder blieben Meister vom Schauplatz.

Dieser leichte Sieg machte sie kek, und jetzt fingen sie an, keine Schranken mehr zu scheuen. Im Besitz der öffentlichen Einkünfte hatten sie bereits unsägliche Summen verschwendet, um ihre Kreaturen zu belohnen. Ehrenstellen, Pfründen, Pensionen, wurden mit freygebiger Hand zerstreut, aber mit dieser Verschwendung wuchs nur die Gierig-

rigkeit der Empfänger und die Zahl der Kandidaten, und was sie bey dem kleinern Theil dadurch gewannen, verdarben sie bey einem weit größern, welcher leer ausgieng. Die Habsucht, mit der sie sich selbst den besten Theil an dem Raube des Staats zueigneten, der beleidigende Trotz, mit dem sie sich auf Unkosten der vornehmsten Häuser in die wichtigsten Bedienungen eindrängten, machte allgemein die Gemüther schwürig; nichts aber war für die Franzosen empörender, als was sich der hochfahrende Stolz des Kardinals von Lothringen zu Fontainebleau erlaubte. An diesen Lustort, wo der Hof sich damals aufhielt, hatte die Gegenwart des Monarchen eine große Menge von Personen gezogen, die entweder um rückständigen Sold und Gnadengelder zu flehen oder für ihre geleisteten Dienste die verdienten Belohnungen einzufodern gekommen waren. Das Ungestüm dieser Leute, unter denen sich zum Theil die verdientesten Offiziers der Armee befanden, belästigte den Kardinal. Um sich ihrer auf einmal zu entledigen, ließ er, nahe am königlichen Schlosse, einen Galgen aufrichten, und zugleich durch den öffentlichen Ausrufer verkündigen, daß jeder weß Standes er auch sey, den ein Anliegen nach Fontainebleau geführt, bey Strafe dieses Galgens, innerhalb 24 Stunden Fontainebleau zu räumen habe. Behandlungen dieser Art erträgt der Franzose nicht, und darf

sie unter allen Völkern von seinem Könige am wenigsten ertragen. Zwar ward es an einem einzigen Tage dadurch leer in Fontainebleau, aber zugleich wurde auch der Keim des Unmuths in mehr als tausend Herzen nach allen Provinzen des Königreichs mit hinweg getragen.

Bey den Fortschritten, welche der Kalvinismus gegen das Ende von Heinrichs Regierung in dem Königreich gethan hatte, war es von der größten Wichtigkeit, welche Maaßregeln die neuen Miniſter dagegen ergreifen würden. Aus Ueberzeugung sowohl als Interesse eifrige Anhänger des Pabstes, vielleicht damals schon geneigt, sich beym Drang der Umstände auf Spanische Hülfe zu stützen, zugleich von der Nothwendigkeit überzeugt, die zahlreichste und mächtigste Hälfte der Nation durch einen wahren oder verstellten Glaubenseifer zu gewinnen, konnten sie sich keinen Augenblick über die Partey bedenken, welche unter diesen Umständen zu ergreifen war. Heinrich II. hatte noch kurz vor seinem Ende den Untergang der Kalviniſten beschlossen, und man brauchte bloß der schon angefangnen Verfolgung den Lauf zu lassen, um dieses Ziel zu erreichen. Sehr kurz also war die Frist, welche der Tod dieses Königs den Protestanten vergönnte. In seiner ganzen Wuth erwachte der Verfolgungsgeist wieder, und die Lothringischen Prin-

Prinzen bedachten sich um so weniger, gegen eine Religionspartey zu wüthen, die ein großer Theil ihrer Feinde längst im Stillen begünstigte.

Der Prozeß des berühmten Parlamentsraths, Anna du Bourg, verkündigte die blutigen Maaßregeln der neuen Regierung. Er büßte seine fromme Standhaftigkeit am Galgen; die vier übrigen Räthe, welche zugleich mit ihm gefangen gesetzt worden, erfuhren eine gelindere Behandlung. Dieser unzweideutige öffentliche Schritt der Lothringischen Prinzen gegen den Kalvinismus verschaffte den mißvergnügten Großen eine erwünschte Gelegenheit, die ganze reformirte Partey gegen das Ministerium in Harnisch zu bringen, und die Sache ihrer gekränkten Ehrsucht zu einer Sache der Religion, zu einer Angelegenheit der ganzen protestantischen Kirche zu machen. Jetzt also geschah die unglücksvolle Verwechselung politischer Beschwerden mit dem Glaubensinteresse, und wider die politische Unterdrückung wurde der Religionsfanatismus zu Hülfe gerufen. Mit etwas mehr Mäßigung gegen die mißtrauischen Kalvinisten war es den Guisen leicht, den durch ihre Zurücksetzung erbitterten Großen eine furchtbare Stütze zu entziehen, und so einen schrecklichen Bürgerkrieg in der Geburt zu ersticken. Dadurch, daß sie beide Partheyen, die Mißvergnügten und die durch ihre Zahl bereits furchtbaren

Kalviniſten aufs äußerſte brachten, zwangen ſie beide, einander zu ſuchen, ihre Rachgier und ihre Furcht ſich wechſelſeitig mitzutheilen, ihre verſchiednen Beſchwerden zu vermengen, und ihre getheilten Kräfte in einer Einzigen drohenden Faktion zu vereinigen. Von jetzt an ſah der Kalviniſte in den Lothringern nur die Unterdrücker ſeines Glaubens und in jedem, den ihr Haß verfolgte, nur ein Opfer ihrer Intoleranz, welches Rache foderte. Von jetzt an erblickte der Katholike in eben dieſen Lothringern nur die Beſchützer ſeiner Kirche, und in jedem, der gegen ſie aufſtand, nur den Hugenotten, der die rechtgläubige Kirche zu ſtürzen ſuche. Jede Partey erhielt jetzt einen Anführer, jeder ehrgeizige Große eine mehr oder mindre furchtbare Parthey. Das Signal zu einer allgemeinen Trennung ward gegeben, und die ganze hintergangne Nation in den Privatſtreit einiger gefährlichen Bürger gezogen.

An die Spitze der Kalviniſten ſtellten ſich die Prinzen von Bourbon, Anton von Navarra und Ludwig, Prinz von Conde, nebſt der berühmten Familie der Chatillons, durch den großen Nahmen des Admirals von Coligny in der Geſchichte verherrlicht. Ungern genug riß ſich der wollüſtige Prinz von Conde aus dem Schooß des Vergnügens, um das Haupt einer Partey gegen die Guiſen zu werden, aber das Uebermaaß ihres Stolzes, und eine

Rei-

Reihe erlittner Beleidigungen hatten seinen schlummernden Ehrgeitz endlich aus einer trägen Sinnlichkeit erweckt; die dringenden Aufforderungen der Chatillons zwangen ihn das Lager der Wollust mit dem politischen und kriegerischen Schauplatze zu vertauschen. Das Haus Chatillon stellte in diesem Zeitraum drey unvergleichliche Brüder auf, von denen der Aelteste, Admiral Coligny, der öffentlichen Sache durch seinen Feldherrngeist, seine Weisheit, seinen ausdauernden Muth, der zweyte, Franz von Andelot, durch seinen Degen, der dritte, Kardinal von Chatillon, Bischoff von Beauvais durch seine Geschicklichkeit in Unterhandlungen und seine Verschlagenheit diente. Eine seltne Harmonie der Gesinnungen vereinigte diese sich sonst so ungleichen Karaktere zu einem furchtbaren Dreyblatt, und die Würden welche sie bekleideten, die Verbindungen, in denen sie standen, die Achtung, welche ihr Name zu erwecken gewohnt war, gaben der Unternehmung ein Gewicht, an deren Spitze sie traten.

Auf einem von den Schlössern des Prinzen von Conde, an der Gränze von Picardie, hielten die Mißvergnügten eine geheime Versammlung, auf welcher ausgemacht wurde, den König aus der Mitte seiner Minister zu entführen und sich zugleich dieser letztern todt oder lebendig zu bemächtigen. Soweit war es gekommen, daß man die Person des

Monarchen bloß als eine Sache betrachtete, die an sich selbst nichts bedeutete, aber in den Händen derer, welche sich ihres Besitzes rühmten, ein furchtbares Instrument der Macht werden konnte. Da dieser verwegene Entwurf nur mit den Waffen in der Hand konnte durchgesetzt werden, so ward auf eben dieser Versammlung beschlossen, eine militärische Macht aufzubringen, welche sich alsdann in einzelnen kleinen Haufen, um keinen Verdacht zu erregen, aus allen Distrikten des Königreichs in Blois zusammen ziehn sollte, wo der Hof das Frühjahr zubringen würde. Da sich die ganze Unternehmung als eine Religionssache abschildern ließ, so hielt man sich der kräftigsten Mitwirkung der Kalvinisten versichert, deren Anzahl im Königreich damals schon auf zwey Millionen geschätzt wurde. Aber auch viele der aufrichtigsten Katholiken zog man durch die Vorstellung, daß es nur gegen die Guisen abgesehen sey, in die Verschwörung. Um den Prinzen von Conde, als den eigentlichen Chef der ganzen Unternehmung, der aber für rathsam hielt, vorjetzt noch unsichtbar zu bleiben, desto besser zu verbergen, gab man ihr einen untergeordneten sichtbaren Anführer in der Person eines gewissen Renaudie, eines Edelmanns aus Perigord, den sein verwegner, in schlimmen Händeln und Gefahren bewährter Muth, seine unermüdete Thätigkeit, seine Verbindungen im Staat, und der Zusammen-

menhang mit den ausgewanderten Kalviniſten zu dieſem Poſten beſonders geſchickt machten. Verbrechen halber hatte derſelbe längſt ſchon die Rolle eines Flüchtlings ſpielen müſſen, und die Kunſt der Verborgenheit, welche ſein jetziger Auftrag von ihm foderte, zu ſeiner eignen Erhaltung in Ausübung bringen lernen. Die ganze Partey kannte ihn als ein entſchloßnes, jedem kühnen Streiche gewachſenes Subjekt, und die enthouſiaſtiſche Zuverſicht, die ihn ſelbſt über jedes Hinderniß erhob, konnte ſich, von ihm aus, allen Mitgliedern der Verſchwörung mittheilen.

Die Vorkehrungen wurden aufs beſte getroffen, und alle möglichen Zufälle im voraus in Berechnung gebracht, um dem Ohngefähr ſo wenig als möglich anzuvertrauen. Renaudie erhielt eine ausführliche Inſtruktion, worin nichts vergeſſen war, was der Unternehmung einen glücklichen Ausſchlag zuſichern konnte. Der eigentliche verborgne Führer derſelben, hieß es, würde ſich nennen und öffentlich hervortreten, ſobald es zur Ausführung käme. Zu Nantes in Bretagne, wo eben damals das Parlament ſeine Sitzungen hielt, und eine Reyhe von Luſtbarkeiten, zu denen die Vermählungsfeier einiger Großen dieſer Provinz die zufällige Veranlaſſung gab, die herbeyſtrömende Menge ſchicklich entſchuldigen konnte, verſammelte Renaudie

die im J. 1560. ſeine Edelleute. Aehnliche Umſtände nutzten wenige Jahre nachher die Guiſen in Brüſſel, um ihr Complott gegen den ſpaniſchen Miniſter Granvella zu Stande zu bringen. In einer Rede voll Beredſamkeit und Feuer, welche uns der Geſchichtſchreiber de Thou aufbehalten hat, entdeckte Renaudie denen, die es noch nicht wußten, die Abſicht ihrer Zuſammenberufung und ſuchte die übrigen zu einer thätigen Theilnahme anzufeuern. Nichts wurde darinn geſpart, die Guiſen in das gehäßigſte Licht zu ſetzen, und mit argliſtiger Kunſt alle Uebel, von welchen die Nation ſeit ihrem Eintritt in Frankreich heimgeſucht worden, auf ihre Rechnung geſchrieben. Ihr ſchwarzer Entwurf ſollte ſeyn, durch Entfernung der Prinzen vom Geblüt, der verdienteſten und Edelſten, von des Königs Perſon und der Staatsverwaltung den jungen Monarchen, deſſen ſchwächliche Perſon, wie man ſich merken ließ, in ſolchen Händen nicht am ſicherſten aufgehoben wäre, zu einem blinden Werkzeug ihres Willens zu machen, und wenn es auch durch Ausrottung der ganzen königlichen Familie geſchehen ſollte, ihrem eigenen Geſchlecht den Weg zu dem franzöſiſchen Throne zu bahnen. Dieß einmal vorausgeſetzt, war keine Entſchließung ſo kühn, kein Schritt gegen ſie ſo ſtrafbar, den nicht die Ehre ſelbſt und die reinſte Liebe zum Staat rechtfertigen konnte, ja gebot. „Was mich betrift ſchloß der

Red-

Redner mit dem heftigſten Uebergang, ſo ſchwöre ich, ſo betheure ich und nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich weit entfernt bin, etwas gegen den Monarchen, gegen die Königin ſeine Mutter, gegen die Prinzen ſeines Bluts weder zu denken noch zu reden noch zu thun; aber ich betheure und ſchwöre, daß ich bis zu meinem letzten Hauch gegen die Eingriffe dieſer Ausländer vertheidigen werde die Majeſtät des Throns und die Freyheit des Vaterlandes".

Eine Erklärung dieſer Art konnte ihren Eindruck auf Männer nicht verfehlen, die durch ſo viele Privatbeſchwerden aufgebracht, von den Schwindel der Zeit und einem blinden Religionseifer hingeriſſen, der heftigſten Entſchließungen fähig waren. Alle wiederhohlten einſtimmig dieſen Eidſchwur, den ſie ſchriftlich aufſetzten und durch Handſchlag und Umarmung beſiegelten. Merkwürdig iſt die Aehnlichkeit, welche ſich zwiſchen dem Betragen dieſer Verſchwornen zu Nantes und dem Verfahren der Konföderirten in Brüſſel entdecken läßt. Dort wie hier iſt es der rechtmäßige Oberherr, den man gegen die Anmaßungen ſeines Miniſters zu vertheidigen ſcheinen will, während daß man kein Bedenken trägt, eins ſeiner heiligſten Rechte, ſeine Freiheit in der Wahl ſeiner Diener, zu kränken; dort wie hier iſt es der Staat, den man gegen Un-

terdrückung ſicher zu ſtellen ſich das Anſehen geben will, indem man ihn doch offenbar allen Schrecknissen eines Bürgerkriegs überliefert. Nachdem man über die zu nehmenden Maaßregeln einig war, und den 15 May 1560 zum Termin, die Stadt Blois zu dem Ort der Vollſtreckung beſtimmt hatte, ſchied man auseinander, jeder Edelmann nach ſeiner Provinz, um die nöthige Mannſchaft in Bewegung zu ſetzen. Dieß geſchah mit dem beſten Erfolge, und das Geheimniß des Entwurfes litt nichts durch die Menge derer, die zur Vollſtreckung nöthig waren. Der Soldat verdingte ſich dem Kapitain, ohne den Feind zu wiſſen, gegen den er zu fechten beſtimmt war. Aus den entlegeneren Provinzen fiengen ſchon kleine Haufen an, zu marſchieren, welche immer mehr anſchwellten, je näher ſie ihrem Standorte kamen. Truppen häuften ſich ſchon im Mittelpunkt des Reichs während die Guiſen zu Blois, wohin ſie den König gebracht hatten, noch in ſorgloſer Sicherheit ſchlummerten. Ein dunkler Wink, der ſie vor einem ihnen drohenden Anſchlage warnte, zog ſie endlich aus dieſer Ruhe, und vermochte ſie, den Hof von Blois nach Amboiſe zu verlegen, welche Stadt ihrer Citadelle wegen gegen einen unvermutheten Ueberfall länger, wie man hoffte, zu behaupten war.

Dieſer Querſtreich konnte bloß eine kleine Abänderung in den Maaßregeln der Verſchworenen

bewirken, aber im Wesentlichen ihres Entwurfs nichts verändern. Alles gieng ungehindert seinen Gang, und nicht ihrer Wachsamkeit, nicht der Verrätherey eines Mitverschwornen, dem bloßen Zufall dankten die Guisen ihre Errettung. Renaudie selbst begieng die Unvorsichtigkeit einem Advokaten zu Paris, mit Nahmen Avenelles, seinem Freund, bey dem er wohnte, den ganzen Anschlag zu offenbaren, und das furchtsame Gewissen dieses Mannes verstattete ihm nicht, ein so gefährliches Geheimniß bey sich zu behalten. Er entdeckte es einem Geheimschreiber des Herzogs von Guise, der ihn in größter Eile nach Amboise schaffen ließ, um dort seine Aussage vor dem Herzog zu wiederhohlen. So groß die Sorglosigkeit der Minister gewesen, so groß war jetzt ihr Schrecken, ihr Mißtraun, ihre Verwirrung. Was sie umgab ward ihnen verdächtig. Bis in die Löcher der Gefängnisse suchte man, um dem Komplott auf den Grund zu kommen. Weil man nicht mit Unrecht voraussetzte, daß die Chatillons um den Anschlag wüßten, so berief man sie unter einem schicklichen Vorwand nach Amboise, in der Hofnung, sie hier besser beobachten zu können. Als man ihnen in Absicht der gegenwärtigen Umstände ihr Gutachten abfoderte, bedachte Coligny sich nicht, aufs heftigste gegen die Minister zu reden und die Sache der Reformirten aufs lebhafteste zu verfechten. Seine Vorstellungen,

gen, mit der gegenwärtigen Furcht verbunden, wirkten auch so viel auf die Mehrheit des Staatsraths, daß ein Edikt abgefaßt wurde, welches die Reformirten mit Ausnahme ihrer Prediger und aller, die sich in gewaltthätige Anschläge eingelassen, von der Verfolgung in Sicherheit setzte. Aber dieses Nothmittel kam jetzt zu spät, und die Nachbarschaft von Amboise fieng an, sich mit Verschwornen anzufüllen. Conde selbst erschien in starker Begleitung an diesem Ort, um die Aufrührer im entscheidenden Augenblick unterstützen zu können. Eine Anzahl derselben, hatte man ausgemacht, sollte sich ganz unbewaffnet und unter dem Vorgeben, eine Bittschrift überreichen zu wollen, an den Thoren von Amboise melden, und, wofern sie keinen Widerstand fänden, mit Hülfe ihrer überlegenen Menge von den Straßen und Wällen Besitz nehmen. Zur Sicherheit sollten sie von einigen Schwadronen unterstützt werden, die auf das erste Zeichen des Widerstandes herbeyeilen und in Verbindung mit dem um die Stadt herum verbreiteten Fußvolk sich der Thore bemächtigen würden. Indem dieß von außenher vorginge, würden die in der Stadt selbst verborgenen, meistens im Gefolge des Prinzen versteckten, Theilhaber der Verschwörung zu den Waffen greifen, und sich unverzüglich der Lothringischen Prinzen, lebendig oder todt, versichern. Der Prinz von Conde zeigte sich dann öffentlich

als das Haupt der Partey, und ergriff ohne Schwierigkeit das Steuer der Regierung.

Dieser ganze Operationsplan wurde dem Herzog von Guise verrätherischer Weise mitgetheilt, der sich dadurch in den Stand gesetzt sah, bestimmtere Maaßregeln dagegen zu ergreifen. Er ließ schleunig Soldaten werben, und schickte allen Statthaltern der Provinzen Befehl zu, jeden Haufen von Gewaffneten, der auf den Weg nach Amboise begriffen sey, aufzuheben. Der ganze Adel der Nachbarschaft wurde aufgeboten, sich zum Schutz des Monarchen zu bewaffnen. Mittelst scheinbarer Aufträge wurden die Verdächtigsten entfernt, die Chatillons und der Prinz von Conde in Amboise selbst beschäftigt, und von Kundschaftern umringt, die königliche Leibwache abgewechselt, die zum Angriff bezeichneten Thore vermauert. Außerhalb der Stadt streiften zahlreiche fliegende Corps, die verdächtigen Ankömmlinge zu zerstreuen oder niederzuwerfen, und der Galgen erwartete jeden, den das Unglück traf, lebendig in ihre Hände zu gerathen.

Unter diesen nachtheiligen Umständen langte Renaudie von Amboise an. Ein Haufe von Verschwornen folgte auf den andern, das Unglück ihrer vorangegangnen Brüder schreckte die Kommenden nicht ab. Der Anführer unterließ nichts, durch seine Gegenwart die Fechtenden zu ermuntern, die

Zer-

Zerstreuten zu sammeln, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Allein, und nur von einem einzigen Mann begleitet, streifte er durch das Feld umher, und wurde in diesem Zustand von einem Trupp königlicher Reiter nach dem tapfersten Widerstand erschossen. Seinen Leichnam schafte man nach Amboise, wo er mit der Aufschrift: Haupt der Rebellen am Galgen aufgeknüpft wurde. Ein Edikt folgte unmittelbar auf diesen Vorfall, welches jedem seiner Mitschuldigen, der die Waffen sogleich niederlegen würde, Amnestie zusicherte. Im Vertrauen auf dasselbe machten sich viele schon auf den Rückweg, fanden aber bald Ursache es zu bereuen. Ein letzter Versuch, den die Zurückgebliebnen gemacht hatten, sich der Stadt Amboise zu bemächtigen, der aber wie die vorigen vereitelt wurde, erschöpfte die Mäßigung der Guisen, und brachte sie so weit, das königliche Wort zu widerrufen. Alle Provinzstatthalter erhielten jetzt Befehl, sich auf die Rückkehrenden zu werfen, und in Amboise selbst ergiengen die fürchterlichsten Prozeduren gegen jeden, der den Lothringern verdächtig war. Hier, wie im ganzen Königreich floß das Blut der Unglücklichen, die oft kaum das Verbrechen wußten, um dessentwillen sie den Tod erlitten. Ohne alle Gerichtsform warf man sie, Arme und Füße gebunden, in die Loire, weil die Hände der Nachrichter nicht mehr zureichen wollten. Nur wenige von hervorstechende-

rem

em Range behielt man der Justiz vor, um durch ihre ſolenne Verurtheilung das vorhergegangne Blutbad zu beſchönigen.

Indem die Verſchwörung ein ſo unglückliches Ende nahm, und ſo viele unwiſſende Werkzeuge derſelben der Rache der Guiſen aufgeopfert wurden, ſpielte der Prinz von Conde, der ſchuldigſte von allen, und der unſichtbare Lenker des Ganzen, ſeine Rolle mit beyſpielloſer Verſtellungskunſt, und wagte es, dem Verdacht Trotz zu bieten, der ihn allgemein anklagte. Auf die Undurchdringlichkeit ſeines Geheimniſſes ſich ſtützend, und überzeugt, daß die Tortur ſelbſt ſeinen Anhängern nicht entreißen könnte, was ſie nicht wußten, verlangte er Gehör bey dem Könige und drang darauf, ſich förmlich und öffentlich rechtfertigen zu dürfen. Er that dieſes in Gegenwart des ganzen Hofes und auswärtigen Geſandten, welche ausdrücklich dazu geladen waren, mit dem edeln Unwillen eines unſchuldig Angeklagten, mit der ganzen Feſtigkeit und Würde, welche ſonſt nur das Bewuſtſeyn einer gerechten Sache einzuflößen pflegt. „Sollte, ſchloß er, ſollte jemand verwegen genug ſeyn, mich als den Urheber der Verſchwörung anzuklagen, zu behaupten, daß ich damit umgegangen, die Franzoſen gegen die geheiligte Perſon ihres Königs aufzuwiegeln, ſo entſage ich hiermit dem Vorrechte meines Ranges, und

bin

bin bereit, ihm mit dieſem Degen zu beweiſen, daß er lügt". — „Und ich, nahm Franz von Guiſe das Wort, ich werde es nimmermehr zugeben, daß ein ſo ſchwarzer Verdacht einen ſo großen Prinzen entehre. Erlauben ſie mir alſo Ihnen in dieſem Zweykampf zu ſekondiren." Und mit dieſem Poſſenſpiele ward eine der blutigſten Verſchwörungen geendigt, welche die Geſchichte kennt, eben ſo merkwürdig durch ihren Zweck, und durch das große Schickſal, welches dabey auf dem Spiele ſtand, als durch ihre Verborgenheit und Liſt, mit der ſie geleitet wurde.

Noch lange nachher blieben die Meinungen über die wahren Triebfedern und den eigentlichen Zweck dieſer Verſchwörung getheilt; der Privatvortheil beider Parteyen verleitete ſie, den richtigen Geſichtspunkt zu verfälſchen. Wenn die Reformirten in ihren öffentlichen Schriften ausbreiteten, daß einzig und allein der Verdruß über die unerträgliche Tyranney der Guiſen ſie bewaffnet habe, und der Gedanke ferne von ihnen geweſen ſey, durch gewaltſame Mittel die Religionsfreyheit durchzuſetzen, ſo wurde im Gegentheil die Verſchwörung in den königlichen Briefen, als gegen die Perſon des Monarchen ſelbſt und gegen das ganze königliche Haus gerichtet, vorgeſtellt, welche nichts geringeres erzielt haben ſolle, als die Monarchie zugleich mit der katholiſchen Religion umzuſtürzen und Frankreich

reich in einen der Schweiz ähnlichen Republiken-Bund zu verwandeln. Es scheint, daß der beſſere Theil der Nation anders davon geurtheilt und nur die Verlegenheit der Guiſen ſich hinter dieſen Vorwand geflüchtet habe, um dem allgemein gegen ſie erwachenden Unwillen eine andre Richtung zu geben. Das Mitleid mit den Unglücklichen, die ihre Rachſucht ſo grauſam dahin geopfert hatte, machte auch ſogar eifrige Katholiken geneigt, die Schuld derſelben zu verringern, und die Proteſtanten kühn genug, ihren Antheil an dem Komplott laut zu bekennen. Dieſe ungünſtige Stimmung der Gemüther erinnerte die Miniſter nachdrücklicher, als offenbare Gewalt es nimmermehr gekonnt hätte, daß es Zeit ſey, ſich zu mäßigen; und ſo verſchafte ſelbſt der Fehlſchlag des Komplotts von Amboiſe den Kalviniſten im Königreich auf eine Zeitlang wenigſtens eine gelindere Behandlung.

Um, wie man vorgab, den Saamen der Unruhen zu erſticken, und auf einem friedlichen Weg das Königreich zu beruhigen, verfiel man darauf, mit den Vornehmſten des Reichs eine Berathſchla-

gung anzustellen. Zu diesem Ende beriefen die Minister die Prinzen des Geblüts, den hohen Adel, die Ordensritter und die vornehmsten Magistratspersonen nach Fontainebleau, wo jene wichtigen Materien verhandelt werden sollten. Diese Versammlung erfüllte aber weder die Erwartung der Nation noch die Wünsche der Guisen, weil das Mißtrauen der Bourbons ihnen nicht erlaubte, darauf zu erscheinen, und die übrigen Anführer der mißvergnügten Partey, die den Ruf nicht wohl ausschlagen konnten, den Krieg auf die Versammlung mitbrachten, und durch ein zahlreiches, gewaffnetes Gefolge die Gegenpartey in Verlegenheit setzten. Aus den nachherigen Schritten der Minister möchte man den Argwohn der Prinzen für nicht so ganz ungegründet halten, welche diese ganze Versammlung nur als einen Staatsstreich der Guisen betrachteten, um die Häupter der Mißvergnügten ohne Blutvergießen in Einer Schlinge zu fangen. Da die gute Verfassung ihrer Gegner diesen Anschlag vereitelte, so gieng die Versammlung selbst in unnützen Formalitäten und leeren Gezänken vorüber, und zuletzt wurden die streitigen Punkte bis

einem allgemeinen Reichstag zurückgelegt, wel-
er mit nächſtem in der Stadt Orleans eröfnet
erden ſollte.

Jeder Theil, voll Mißtrauen gegen den andern,
enutzte die Zwiſchenzeit, ſich in Vertheidigungs-
and zu ſetzen und an dem Untergang ſeiner Geg-
er zu arbeiten. Der Fehlſchlag des Komplotts
on Amboiſe hatte den Intriguen des Prinzen von
onde keine Zeit ſetzen können. In Dauphine,
rovence und andern Gegenden brachte er durch
ine geheimen Unterhändler die Kalviniſten in Be-
egung, und ließ ſeine Anhänger zu den Waffen
reifen. Seiner Seits ließ der Herzog von Guiſe
e ihm verdächtigen Plätze mit Truppen beſetzen,
ränderte die Befehlshaber der Feſtungen, und
arte weder Geld noch Mühe, von jedem Schritt
r Bourbons Wiſſenſchaft zu erhalten. Mehrere
rer Unterhändler wurden wirklich entdeckt, und in
eſſeln geworfen; verſchiedne wichtige Papiere,
elche über die Machinationen des Prinzen Licht
ben, geriethen in ſeine Hände. Dadurch gelang
ihm, den verderblichen Anſchlägen auf die Spur

zu kommen, welche Conde gegen ihn schmiedete, und auf den Reichstag zu Orleans willens war, zur Ausführung zu bringen. Eben dieser Reichstag beunruhigte die Bourbons nicht wenig, welche gleichviel dabey zu wagen schienen, sie mochten sich davon ausschließen oder auf demselben erscheinen. Weigerten sie sich, den wiederhohlten Mahnungen des Königs zu gehorchen, so hatten sie alles für ihre Besitzungen, überlieferten sie sich ihren Feinden, so hatten sie nicht minder für ihre persönliche Sicherheit zu fürchten. Nach langen Berathschlagungen blieb es endlich bey dem letzten, und beide Bourbons entschlossen sich zu diesem unglücklichen Gang.

Unter traurigen Vorbedeutungen näherte sich dieser Reichstag, und statt des wechselseitigen Vertrauens, welches so nöthig war, Haupt und Glieder zu Einem Zweck zu vereinigen, und durch gegenseitige Nachgiebigkeit den Grund zu einer dauerhaften Versöhnung zu legen, erfüllten Argwohn und Erbitterung die Gemüther. Anstatt der erwarteten Gesinnungen des Friedens brachte jeder

Theil

Theil ein unverſöhnliches Herz und ſchwarze An-
ſchläge auf die Verſammlung mit, und das Heilig-
thum der öffentlichen Sicherheit und Ruhe war zu
einem blutigen Schauplatz des Verraths, und der
Rache erkohren. Furcht vor Nachſtellungen, wel-
che die Guiſen unaufhörlich ihm vorſpiegelten, ver-
giftete die Ruhe des Königs, der in der Blüthe
ſeiner Jahre ſichtbar dahin welkte, von ſeinen näch-
ſten Verwandten den Dolch gegen ſich gezogen,
und unter allen Vorzeichen des öffentlichen Elends
unter ſeinen Füßen das Grab ſich ſchon öfnen ſah.
Melancholiſch und Unglück weißagend war ſein Ein-
zug in die Stadt Orleans, und das dumpfe Getöſe
von Gewaffneten erſtickte jeden Ausbruch der Freu-
de. Die ganze Stadt wurde ſogleich mit Solda-
ten angefüllt, welche jedes Thor, jede Straße beſetz-
ten. So ungewöhnliche Anſtalten verbreiteten
überall Unruhe und Angſt, und ließen einen finſtern
Anſchlag im Hinterhalt befürchten.

Das Gerücht davon drang bis zu den Bour-
bons, noch ehe ſie Orleans erreicht hatten, und
brachte ſie eine Zeitlang unſchlüſſig, ob ſie die Reiſe
dahin fortſetzen ſollten.

Aber hätten sie auch ihren Vorsatz geändert, so kam die Reue jetzt zu spät; denn ein Observationscorps des Königs, welches von allen Seiten sie umringte, hatte ihnen bereits jeden Rückweg abgeschnitten. So erschienen sie am 30 October 1560 zu Orleans, begleitet von dem Kardinal von Bourbon, ihrem Bruder, den ihnen der König mit den heiligsten Versicherungen seiner aufrichtigen Absichten entgegen gesandt hatte.

Der Empfang, den sie erhielten, widersprach diesen Versicherungen sehr. Schon von weitem verkündigte ihnen die frostige Miene der Minister, und die Verlegenheit der Hofleute ihren Fall. Finstrer Ernst mahlte sich auf dem Gesichte des Monarchen, als sie vor ihn traten, ihn zu begrüßen, welcher bald gegen den Prinzen in die heftigsten Anklagen ausbrach. Alle Verbrechen, deren man letztern bezüchtigte, wurden ihm der Reihe nach vorgeworfen, und der Befehl zu seiner Verhaftung ist ausgesprochen, ehe er Zeit hat, auf diese überraschende Beschuldigungen zu antworten.

Ein so rascher Schritt durfte nicht bloß zur Hälfte gethan werden. Papiere, die wider den

Ge-

Gefangenen zeugten, waren schon in Bereitschaft, und alle Aussagen gesammelt, welche ihn zum Verbrecher machten; nichts fehlte als die Form des Gerichts. Zu diesem Ende setzte man eine außerordentliche Commission nieder, welche aus dem Pariser Parlament gezogen war, und den Kanzler von Hopital an ihrer Spitze hatte. Vergebens berief sich der Angeklagte auf das Vorrecht seiner Geburt, nach welcher er nur von dem Könige selbst den Pairs und dem Parlamente bey voller Sitzung, gerichtet werden konnte. Man zwang ihn, zu antworten, und gebrauchte dabey noch die Arglist, über einen Privataufsatz, der nur für seinen Advokaten bestimmt, aber unglücklicherweise von des Prinzen Hand unterzeichnet war, als über eine förmliche gerichtliche Vertheidigung zu erkennen. Fruchtlos blieben die Verwendungen seiner Freunde, seiner Familie; vergeblich der Fußfall seiner Gemahlin vor dem Könige, der in dem Prinzen nur den Räuber seiner Krone, seinen Mörder erblickte. Vergeblich erniedrigte sich der König von Navarra vor den Guisen selbst, die ihn mit Verachtung und Härte zurück wiesen. Indem er für das Leben eines

Bruders flehte, hing der Dolch der Verräther an einem dünnen Haare über seinem eignen Haupte. In den eignen Zimmern des Monarchen erwartete ihn eine Rotte von Meuchelmördern, welche, der genommenen Abrede gemäß, über ihn herfallen sollten, sobald der König durch einen heftigen Zank mit demselben, ihnen das Zeichen dazu gäbe. Das Zeichen kam nicht, und Anton von Navarra ging unbeschädigt aus dem Cabinet des Monarchen, der zwar unedel genug einen Meuchelmord zu beschließen, doch zu verzagt war denselben in seinem Beyseyn vollstrecken zu lassen.

Entschloßner gingen die Guisen gegen Conde zu Werke, um so mehr, da die hinsinkende Gesundheit des Monarchen sie eilen hieß. Das Todesurtheil war gegen ihn gesprochen, die Sentenz von einem Theile der Richter schon unterzeichnet, als man den König auf einmal rettungslos darnieder liegen sah. Dieser entscheidende Umstand machte die Gegner des Prinzen stutzig, und erweckte den Muth seiner Freunde; bald erfuhr der Verurtheilte selbst die Wirkungen davon in seinem Gefängniß.

Mit

Mit bewundernswürdigem Gleichmuth und unbewölkter Heiterkeit des Geiſtes erwartete er hier, von der ganzen Welt abgeſondert, und von lauernden, feindſelig geſinnten Wächtern umringt, den Ausſchlag ſeines Schickſals, als ihm unerwartet Vorſchläge zu einem Vergleich mit den Guiſen gethan wurden. „Kein Vergleich", erwiederte er, „als mit der Degenſpitze." Der zur rechten Zeit einfallende Tod des Monarchen erſparte es ihm, dieſes unglückliche Wort mit ſeinem Kopf zu bezahlen.

Franz II. hatte den Thron in ſo zarter Jugend beſtiegen, unter ſo wenig günſtigen Umſtänden, und bey ſo wankender Geſundheit beſeſſen und ſo ſchnell wieder geräumt, daß man Anſtand nehmen muß, ihn wegen der Unruhen anzuklagen, die ſeine kurze Regierung ſo ſtürmiſch machten, und ſich auf ſeinen Nachfolger vererbten. Ein willenloſes Organ der Königinn ſeiner Mutter, und der Guiſen, ſeiner Oheime, zeigte er ſich auf der politiſchen Bühne nur, um mechaniſch die Rolle herzuſagen, welche man ihn einlernen ließ, und zuviel war es wohl von ſeinen mittelmäßigen Gaben gefodert, das lügneriſche Gewebe zu durchreiſſen, worinn die Argliſt der

Guisen ihm die Wahrheit verhüllte. Nur ein einzigmal schien es, als ob sein natürlicher Verstand und seine Gutmüthigkeit die betrügerischen Künste seiner Minister zu nichte machen wollte. Die allgemeine und heftige Erbitterung, welche bey dem Komplott von Amboise sichtbar wurde, konnte, wie sehr auch die Guisen ihn hüteten, dem jungen Monarchen kein Geheimniß bleiben. Sein Herz sagte ihm, daß dieser Ausbruch des Unwillens nimmermehr ihm selbst gelten konnte, der noch zu wenig gehandelt hatte, um Jemandes Zorn zu verdienen. „Was hab ich dann gegen mein Volk verbrochen, fragte er seine Oheime voll Erstaunen, daß es so sehr gegen mich wüthet? Ich will seine Beschwerden vernehmen, und ihm Recht verschaffen — Mir däucht, fuhr er fort, es liegt am Tage, daß ihr dabey gemeynt seyd. Es wäre mir wirklich lieb, ihr entferntet euch eine Zeitlang aus meiner Gegenwart, damit es sich aufkläre, wem von uns beiden es eigentlich gilt" — Aber zu einer solchen Probe bezeugten die Guisen keine Lust und es blieb bey dieser flüchtigen Regung.

Franz II. war ohne Nachkommenschaft gestorben und das Scepter kam an den Zweyten von Hein-

Heinrichs Söhnen, einen Prinzen von nicht mehr als zehen Jahren, jenen unglücklichen Jüngling, dessen Nahmen das Blutbad der Bartholomäusnacht einer schrecklichen Unsterblichkeit weiht. Unter unglücksvollen Zeichen begann dies. finstre Regierung. Ein naher Verwandter des Monarchen an der Schwelle des Blutgerüstes, ein andrer aus den Händen der Meuchelmörder nur eben durch einen Zufall entronnen; beide Hälften der Nation gegen einander im Aufruhr begriffen, und ein Theil derselben schon die Hand am Schwert; die Fackel des Fanatismus geschwungen; von ferne schon das hohle Donnern eines bürgerlichen Kriegs; der ganze Staat auf dem Wege zu seiner Zertrümmerung. Verrätherey im Innern des Hofes, im Innern der königlichen Familie Zwiespalt und Argwohn. Im Karakter der Nation eine widersprechende schreckliche Mischung von blindem Aberglauben, von lächerlicher Mystik und von Freigeisterey; von Rohigkeit der Gefühle, und verfeinerter Sinnlichkeit; hier die Köpfe durch eine fanatische Mönchsreligion verfinstert, dort durch einen noch schlimmern Unglauben der Karakter verwildert; beide Extreme des Wahnsinns in fürchterlichem Bunde gepaart.

paart. Unter den Großen selbst mordgewohnte Hände, truggewohnte Lippen, naturwidrige empörende Laster, die bald genug alle Klassen des Volks mit ihrem Gifte durchdringen werden. Auf dem Throne ein Unmündiger, in machiavellischen Künsten aufgesaugt, heranwachsend unter bürgerlichen Stürmen, durch Fanatiker und Schmeichler erzogen, unterrichtet im Betruge, unbekannt mit dem Gehorsam eines glücklichen Volks, ungeübt im Verzeihen, nur durch das schreckliche Recht des Strafens seines Herrscheramtes sich bewußt, durch Krieg und Henker vertraut gemacht mit dem Blut seiner Unterthanen! — Von den Drangsalen eines offenbaren Krieges stürzt der unglücksvolle Staat in die schreckliche Schlinge einer verborgen laurenden Verschwörung; von der Anarchie einer vormundschaftlichen Regierung befreyt ihn nur eine kurze fürchterliche Ruhe, während welcher der Meuchelmord seine Dolche schleift. Frankreichs traurigster Zeitraum beginnt mit der Thronbesteigung Karls des Neunten, um über ein Menschenalter lang zu dauren, und nicht eher als in der glorreichen Regierung Heinrichs von Navarra zu endigen.

Die Fortsetzung im nächsten Band.

Denk-

Denkwürdigkeiten
Maximilians von Bethune
Herzogs von Sully
nach der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Erſter Band.

Erstes Buch.

Man schmeichelte sich an dem Hofe Karls des IX. daß die Unglücksfälle, welche den Reformirten unter den vorigen Regierungen begegnet waren, sie nöthigen würden, endlich dem Willen des Königs nachzugeben, oder aus dem Lande zu gehen. Der Tod des Prinzen von Conde 1), ihres Anführers, der Verlust von zwo großen Schlachten 2), die gänzliche Zerstreuung ihrer Kriegsleute, die wenige Wahrscheinlichkeit, diesem schwachen Ueberrest von Truppen, die durch eine lange Reihe von Unglücksfällen niedergeschlagen waren, wieder Muth einzuflößen, das alles waren Gründe zu glauben, daß sie dem Augenblick ihres Untergangs nahe wären. Ein über alle Zufälle erhabner Muth unterstützte sie in dieser so verzweifelten Lage. Sie sammleten ihre durch alle Provinzen zerstreuten Soldaten, und fiengen an sich gegen Burgund, Bourbonnais und Berry zu ziehen. Ihr allgemeiner Sammelplaß war la Charite; Vezelai und einige andre Städten in diesen Gegenden hielten noch ihre Partey. Sie wagten es sogar zu hoffen, daß sie den Schrecken bis in Paris verbreiten würden, so bald sie eine ansehnliche Verstärkung von Reitern und Landsknechten erhalten hätten, welche man ihnen in Deutschland versprach. 1570.

Die Königin Mutter, Katharine von Medicis, erfuhr dieses nicht ohne viele Unruhe. Aber sie bildete sich ein, daß es leicht seyn würde, diese Vereinigung

zu hindern, und nachher die Truppen, welche sie in der gröſten Bestürzung glaubte, zu zerstreuen. Sie ließ zu dem Ende ein mächtiges Heer marschiren. Strozzy, la Châtre, Tavannes, la Vallette 3), und alle vornehme Offiziere in Frankreich verlangten dabey Dienste zu nehmen; und der Marschall von Cossé, der es kommandiren sollte, berauschte sich im voraus mit dem Ruhm, den er erlangen würde, wenn er die Hugenotten bis auf den letzten Soldaten vertilgt hätte, und die Anführer dieser Partey der Königin Mutter gefesselt zuführte. Aber er änderte bald seine Meinung. Die protestantische Armee empfieng ihn mit Unerschrockenheit; sie war stets die erste, ihm das Treffen anzubieten; in allen den häufigen Scharmützeln behielt sie die Oberhand, und erfocht selbst eine Art von Sieg bey dem Handgemenge von Arnay-le-Duc 4).

Aus so viel Hartnäckigkeit schloß die Königin Mutter so gleich, daß sie andre Mittel, als den Krieg, anwenden müßte, um die protestantische Partey zu vernichten; Verrätherey schien ihr das sicherste. Um Zeit zu gewinnen, sich dazu vorzubereiten, hörte sie die Vorschläge zum Vergleich so günstig an, daß der Friede, zu einer Zeit, wo man am wenigsten daran dachte, und auf Bedingungen, die den Hugenotten außerordentlich vortheilhaft waren, geschlossen wurde. Dieß war der 5) Friede von 1570, nach welchem beyde Theile der mit gleicher Sehnsucht gewünschten Ruhe genossen.

Mein Vater 6) gieng damals auf sein Gut Rosny, und beschäfftigte sich mit der Wiederherstellung seiner häuslichen Angelegenheiten. Weil ich meine eigne Lebensgeschichte zugleich mit der, des Fürsten, dem ich gedient habe, beschreiben werde, so ist es billig, daß ich einige Nachrichten von meiner Person und meiner

Fami-

Familie gebe. Aber in dem ich die Neugierde des Publikums über diesen Punkt befriedige, so bitte ich es zugleich, überzeugt zu seyn, daß dieses weder aus Eitelkeit noch aus Affectation geschieht, und alles, was man etwa hier oder in der Folge vortheilhaft für mich finden könnte, allein der Nothwendigkeit, die Wahrheit zu reden, zuzuschreiben. Maximilian ist mein Taufname, und, Bethune, der Name meiner Familie 7). Sie leitet durch das Haus Coucy ihren Ursprung von dem alten Hause Oesterreich her, welches man nicht mit demjenigen verwechseln muß, das jetzt die Kronen von Deutschland und Spanien besitzt. Dieses stammt nur von den Grafen von Habsburg und Kyburg ab 8), die vor drey hundert Jahren als bloße Edelleute im Sold der Städte Strasburg, Basel und Zürich standen, und es sich zur größten Ehre würden geschätzt haben, die Haushofmeister eines Fürsten, wie der König von Frankreich zu seyn, da Raoul, der Stammvater dieses zweiten Oesterreichschen Hauses, eine ähnliche Bedienung bey Ottokar, dem König von Böhmen verwaltete. Von dem Sohn dieses Raoul fängt eigentlich der neue Oesterreichsche Stamm an, weil er diesen Namen, statt des seinigen, annahm. Das Haus Bethune, welches seinen Namen einer Stadt in Flandern gegeben hat, und aus dem die Grafen herstammen, welche vor Alters diese Provinz beherrschten, rühmt sich eines Roberts von Bethune 9), Schirmvogts von Arras, dessen Vater und Großvater, die auch den Namen Robert führten, zu Beschützern der Provinz Artois erklärt wurden. Der Eine von diesen beiden Roberten that sich in Frankreich durch die Eroberung des festen Platzes, la Roche-Vandais, an den Grenzen von Auvergne, hervor, wo sich der Aufrührer Emerigot Marcel hinein geworfen hatte; der Andre tödtete in den sicilianischen Kriegen mit eigner Hand den Tyrannen Manfred im

Angesicht beyder Heere, ein Dienst, für welchen ihm Manfreds Nebenbuhler, Karl von Anjou, seine Tochter Katharine zur Gemahlin gab. Ein vierter Robert von Bethune gewann auf dem Mittelländischen Meere eine Seeschlacht gegen die Ungläubigen; und in der Kirche kennt man einen Jacob von Bethune, Bischof von Cambrai, zur Zeit des Kreuzzugs gegen die Albigenser, und Johann von Bethune, Abt zu Anchin, bey Valenciennes, der 1250. im Geruch der Heiligkeit gestorben ist, und dessen Reliquien wie die Ueberbleibsel eines Märtyrers verehrt werden. Die Geschichte der Kreuzzüge hat die Namen derjenigen nicht vergessen, welche sich bey der Eroberung von Jerusalem hervor thaten, indem sie die Ersten auf der Bresche waren. Anton und Coesne 10) von Bethune traten in die Fußstapfen ihrer Ahnen, und steckten zuerst die Fahne auf die Mauren von Konstantinopel, als Balduin, Graf von Flandern diese Hauptstadt dem Alexius Komnenus entriß; Coesne erhielt die Statthalterschaft derselben. Solcher Beyspiele, wenn man sie in seiner Familie hat, kann man sich nicht oft genug erinnern, um sich dadurch anzufeuern, ihnen zu folgen. Glücklich, wenn ich mich mein ganzes Leben durch so habe betragen können, daß so viel berühmte Männer mich ihrer nicht unwürdig halten, und auch ich nicht erröthen darf von ihnen abzustammen! — In der Folge hat der Glanz des Hauses Bethune stets zugenommen. Es verband 11) sich fest mit allen regierenden Häusern von Europa; trat zum andernmal in das Haus Oesterreich 12); und, um mit dem zu endigen, was ihm bey weitem die gröste Ehre macht, das erlauchte Haus Bourbon 13) verschmähte nicht, sich mit ihm zu verbinden. Indessen muß ich gestehen, daß der Zweig, von dem ich abstamme, damals viel von seinem ersten Glanz verlohren hatte. Er kömmt von einem jüngern Bruder 14) her,

her, der von Allen, die diesen Namen geführt haben, am wenigsten reich war. Da der älteste Zweig dreymal durch Töchter fortgepflanzt wurde, so fielen alle die großen Güter, welche er in verschiednen Ländern von Europa besaß, nicht an die Seitenlinien, sondern kamen an die königlichen Häuser, wo die Töchter hinein geheirathet hatten. Meine besondern Vorfahren verschafften durch vortheilhafte Heirathen ihrem Stamme das wieder, was ihm fehlte, um die Würde seines Namens zu behaupten; aber alle diese Reichthümer wurden durch die schlechte Wirthschaft und die Verschwendung meines Großvaters 15) fast gänzlich zerstreut, der seinem Sohn — meinem Vater — nichts übrig ließ, als das Vermögen meiner Großmutter Anne von Melún, welches er ihm nicht nehmen konnte.

Was mich persönlich anbetrifft, so gieng ich in der Zeit, von der jetzt die Rede ist, in mein eilftes Jahr, denn ich bin den 13ten December 1560 gebohren. Obgleich ich nur der zweite 16) von vier Söhnen war, so machten doch die natürlichen Schwachheiten meines ältesten Bruders 17), daß mein Vater mich schon von da an als das künftige Haupt der Familie betrachtete, um so mehr, da ich alle Zeichen einer starken Leibesbeschaffenheit hatte. Meine Eltern erzogen mich in den Gesinnungen und der Lehre der Reformirten, und diese habe ich auch jederzeit bekannt, ohne daß weder Drohungen noch Versprechungen, noch die verschiedenen Begebenheiten während meines Lebens, selbst nicht die Religionsveränderung des Königs, meines Beschützers, und sein freundschaftlichstes Zureden mich hätten bewegen können, ihr zu entsagen.

Heinrich 18), König von Navarra, der den vorzüglichsten Antheil an diesen Memoiren haben wird,

war sieben Jahre älter, als ich, und trat, bey dem Frieden von 1570 in sein achtzehentes Jahr 19). Eine edle, offne und einnehmende Gesichtsbildung, ungezwungne, lebhafte und frohe Sitten, und eine sonderbare Geschicklichkeit in allen Uebungen, die man in diesem Alter treibt, machten, daß alle Herzen sich zu ihm hin neigten. Schon früh 20) zeigte er Spuren von jenen großen kriegerischen Eigenschaften, die ihn so sehr unter den andern Fürsten ausgezeichnet haben. Stark und unermüdlich durch seine früheste Erziehung 21), war Arbeit seine Glückseligkeit, und er schien ungeduldig der Gelegenheiten zu harren, wo er Ruhm erwerben könnte. Der Thron von Frankreich war noch nicht der Gegenstand, wornach sein Verlangen streben konnte, aber er unterhielt sich gern mit den Mitteln, die Krone von Navarra wieder zu erlangen, welche Spanien seinem Hause so ungerechter Weise entrissen hatte, und er hoffte, diesen Zweck durch geheime Verständnisse 22) mit den Spanischen Mauren zu erreichen. Sein Haß gegen diese Macht war offenbar, und hat ihn nie verlassen: auch war er ihm angebohren. Er fühlte durch die Nachrichten von der Schlacht bey Lepanto 23), die damals geliefert wurde, seinen Muth so erhitzt, daß es einer seiner brennendsten Wünsche ward, eine ähnliche Gelegenheit zu finden, sich gegen die Ungläubigen hervor zu thun. Nur selten verlohr er die großen und schmeichelhaften Hoffnungen aus dem Gesicht, welche die Wahrsager einmüthig ihm eingeflößt hatten. Er sah den Grund dazu in der Zuneigung, welche Karl IX. zu ihm zu fassen schien, und welche sich noch kurz vor dem Tode desselben sehr vermehrte. Aber so sehr er auch von seinen künftigen Schicksalen erfüllt war, so arbeitete er doch nur in geheim daran, sie zu befördern, und entdeckte sich darüber gegen niemand, als nur gegen eine kleine Anzahl seiner innigsten Vertrauten.

Um

Um ſich einen richtigen Begriff, ſo wohl von dem allgemeinen Zuſtande der franzöſiſchen Regierung, als auch insbeſondre von den Angelegenheiten des jungen Prinzen von Navarra, und von dem, was er in dieſem Zeitpunkte zu hoffen oder zu fürchten hatte, zu machen, iſt es nothwendig, in einem kurzen Abriß die verſchiednen Schritte des Miniſteriums, vor und nach dem Tode ſeines Vaters, des Königs von Navarra 24), der vor Rouen blieb, darzuſtellen. Ich werde daher bis auf den Bruch, der den Krieg zwiſchen Heinrich II. und dem König von Spanien, Philipp II. wieder erneuerte, zurück gehen. Von welcher Seite dieſer Krieg auch mag veranlaſſet worden ſeyn, ſo waren die Folgen deſſelben nicht ſo günſtig für Frankreich, daß ſie den Abſichten der beyden Männer, die ihn angerathen hatten, entſprochen hätten. Dieſes waren der Connetable von Montmorency 25) und der Herzog von Guiſe 26), welche beyde hoffte, daß die Unruhen ihnen ein Mittel darbieten würden, einander zu verdrängen. Sie fanden beyde in dieſem Kriege Beſchäfftigung genug. Der Herzog von Guiſe gieng an der Spitze einer ſtarken Armee nach Italien, wo er nichts ausrichtete, das ſeines Ruſs würdig geweſen wäre; aber dem Connetable gieng es noch übler. Er hatte für ſich den glänzendſten Auftrag gewählt, das Kommando des Heers in Flandern; er verlohr Saint Quentin, und die berühmte Schlacht bey dieſem Orte, wo er ſelbſt zum Gefangnen gemacht wurde, und kurz nach dieſer Niederlage wurde Thermes 27) bey Gravelines geſchlagen. Für den Herzog von Guiſe waren dieſe unglücklichen Begebenheiten äuſſerſt erwünſcht. Sie veranlaßten, daß er aus Italien zurück gerufen wurde, um allein an die Spitze des Staatsraths und der Armeen zu treten, mit welchen er Calais eroberte. Der Connetable fühlte in ſeiner Gefanzenſchaft dieſen Streich ſehr lebhaft, und um ſei-

ne Rechte, um welchen Preis es auch seyn möchte, zu vertheidigen, begann er Friedens Unterhandlungen mit Spanien. Für den König, seinen Herrn, war der Friede nicht sehr rühmlich; aber er befreiete ihn selbst aus der Gefangenschaft. Bald nachher verlohr er alles in der Person König Heinrichs II. der mitten in dem Pomp des Beilagers seiner Tochter mit dem König von Spanien, welches das Siegel des Friedens war, getödtet wurde 28). Sein Nachfolger, Franz II. war jung, schwach und kränklich; und da er mit der Nichte des Herzogs von Guise 29) vermählt war, so kam nun die Reihe an diesen, allein den König und das Reich zu beherrschen. In die Hände eines grausamern Feindes hätten die Protestanten nicht fallen können. Er beschäfftigte sich mit weitumfassenden Entwürfen, und bereitete Frankreich die sonderbarsten Begebenheiten, als er auf einmal selbst den Wechsel des Glücks erfuhr. Er hatte nicht auf den Tod des Königs gerechnet, und eine Ohrenkrankheit 30) riß diesen Fürsten plötzlich hin. Die Regierung seines Bruders, Karls des IX. der noch ein Kind war, hatte das sonderbare, daß das höchste Ansehn zwischen der Königin Mutter, den Prinzen vom Geblüt, den Guisen und dem Connetable fast gleich vertheilt schien. Eigentlich suchte sich erst jeder in geheim eine Partey zu machen. Das gute Glück des Herzogs von Guise stellte ihn zum andern male an die Spitze der Angelegenheiten, dadurch, daß Katharine sich mit ihm vereinigte; sie gründete sogar auf diese Vereinigung den Hauptpunkt ihrer Staatskunst. Man behauptet, daß der Haß, den sie damals gegen die Prinzen von Bourbon zu zeigen anfieng, am meisten dazu beytrug; diese Abneigung sollte daher gerühret haben, daß Katharine, auf die Versicherung eines Sterndeuters, sich in den Kopf gesetzt hatte, daß keiner von ihren Söhnen Nachkommen haben, und folglich die Krone

auf

auf die Bourbonische Linie kommen würde; daß sie den Gedanken nicht ertragen konnte, sie aus ihrer Familie wegfallen zu sehn, und sie daher den Erben bestimmte, welche aus der Heirath ihrer Tochter mit dem Herzog von Lothringen entspringen würden 31). Es mag übrigens mit dieser Vorliebe seyn, wie man will 32), so viel ist gewiß, daß sie die Ursach der Entstehung und des Wachsthums jener beyden, so wol politischen als religiösen, Parteyen war, welche von diesem Augenblick an das Königreich mit Verwirrung, mit Schandthaten und dem fürchterlichsten Elend zu erfüllen begannen.

Dieß schreckliche Ungewitter schien sich blos zusammen zu ziehen, um über dem Kopfe des jungen Prinzen von Navarra los zu brechen. Eben war der König von Navarra, sein Vater, gestorben 33), der zwar bey seinem Tode der reformirten Religion in Frankreich einen Prinzen und einen König zum Oberhaupt hinterließ: aber dieser Prinz war ein siebenjähriges Kind, und allen Streichen des neuen Staatsraths ausgesetzt, der in Verbindung mit dem Pabst, dem Kaiser, dem König von Spanien und allen Katholiken in Europa handelte. Seine Partey litt auch in der That die schrecklichsten Unfälle, aber dennoch erhielt sie sich mit Ruhm durch die weise Aufführung ihrer Häupter und die frühzeitigen Talente des jungen Heinrichs, bis zu dem Frieden von 1570. mit welchem ich diese Memoiren angefangen habe.

Er nützte die Ruhe, welche er dadurch bekam, um seine Staaten, und seine Statthalterschaft, Guyenne, zu besuchen. Nachher wählte er, nebst seiner Mutter, den Admiral von Coligny 34) und den vornehmsten Häuptern der protestantischen Partey, Rochelle zu seinen Aufenthalt, weil ihnen dieser wichtige und vom Hofe entfernte Platz auch der vortheilhafteste zum

Nutzen ihrer Religion schien. Dieser Entschluß war sehr weise, wenn sie ihn nur immer standhaft befolgt hätten.

Die Königin Katharine verbarg den Verdruß, den sie darüber empfand, und sprach das ganze Jahr 1571. von nichts, als von genauer Befolgung der Verträge, und daß man eine engere Verbindung mit den Protestanten schließen, und sorgfältig alles vermeiden müsse, was das Kriegsfeuer wieder entzünden könnte. Dieß war der Vorwand der Gesandtschaft des Marschalls von Cosse, den sie mit Malassise und dem Requeten-Meister La Proutiere 35), ihren Kreaturen und Vertrauten, nach Rochelle schickte; die eigentliche Absicht aber war, alle Schritte der Calvinisten zu beobachten, ihre Gesinnungen zu erforschen, und ihnen unvermerkt das unbeschränkte Zutrauen einzuflößen, welches zu ihren Entwürfen nothwendig war. Dabey vergaß sie von ihrer Seite nichts, was dazu dienen konnte. Der Marschall von Montmorency 36) und der Präsident von Morsan 37) wurden nach Rouen gesandt, um einige dort gegen die Hugenotten vorgefallne Ausschweifungen zu bestrafen. Alle Verletzungen des Friedens-Tractats wurden strenge geahndet, und der König Karl nannte ihn nur seinen Tractat, und seinen Frieden. Er gab bey jeder Gelegenheit geschickt zu verstehen, daß er sich nur zu diesem Frieden entschlossen hätte, um sich durch die Prinzen von seinem Geblüt gegen das zu große Ansehn der Guisen zu verstärken, welche er beschuldigte, daß sie ein geheimes Verständniß mit Spanien hätten, um das Reich in Verwirrung zu setzen 38). Auch schienen diese täglich in seiner Gunst zu fallen, und ihre verstellten oder aufreizenden Klagen gaben diesem Gerücht den größten Anschein von Wahrheit. Karl machte sogar nicht die geringste Schwierigkeit, bis Blois und

Bour-

Bourgueil zu kommen, um ſich mit den Reformirten zu unterreden, welche den Schwiegerſohn des Admirals 39), Teligny, und die Herren von Briquemaut, Beauvais-la-Nocle, und Cavagne zu ihren Abgeordneten ernannt hatten, und als dieſe Viere nachher bis Paris giengen, wurden ſie dort mit Liebkoſungen und Geſchenken überhäuft.

Der Marſchall von Coſſé ermangelte nicht, dieſen Anſchein von Aufrichtigkeit geltend zu machen. Nachdem er durch dieß Mittel ſich einzuſchleichen gewußt hatte, ſo begann er die Königin von Navarra ernſthafter mit dem Plan zu unterhalten, ihren Sohn mit der Prinzeſſin Margaretha, der Schweſter des Königs von Frankreich, zu vermählen. Er hatte den Auftrag, von Seiten des Königs viermal hundert tauſend Thaler Heirathsgut zu verſprechen. Er ſchlug zugleich die dritte Erbin von Kleve 40), welche eine ſehr anſehnliche Partie war, für den Prinzen von Conde; und für den Admiral Coligny die Gräfin von Entremont 41) vor. Weil man richtig geurtheilt hatte, daß dieſer am ſchwerſten zu überreden ſeyn würde, ſo ſetzte der Marſchall von Coſſé zu dieſem letzten Artikel noch ein Hochzeitsgeſchenk von hundert tauſend Thalern hinzu, welche der König dem Admiral nebſt dem Genuß aller der Kirchengüter, dieſem Bruder, der Kardinal 42) beſeſſen hatte, verſprach. Der Marſchall von Biron 43) kam, um dieſe glänzenden Anerbietungen zu beſtätigen, und gewann die Königin von Navarra völlig durch eine verſtellte Vertraulichkeit, indem er ihr den Verdacht offenbarte, welchen man am Hofe hegte, daß der König von Spanien durch Gift ſeine Gemahlin Eliſabeth 44) von Frankreich aus dem Wege geräumt hätte, weil man ſie fälſchlich eines Liebesverſtändniſſes mit dem Infanten, Don Karlos, beſchuldigte. Er entdeck-

te

te ihr unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, daß man entſchloſſen ſey, Rache zu nehmen, und deshalb Flandern und Artois mit Krieg überziehen, und die Wiedergabe dieſer Provinzen als alter Kronlehne, wie auch des Königreichs Navarra, fordern wolle. Der Anfang ſollte damit gemacht werden, daß man Hülfstruppen nach Mons ſchickte, welches der Prinz von Oranien 45) vor kurzem den Spaniern entriſſen hatte. Um die letzte Hand an ſein Werk zu legen, ſetzte er hinzu, daß der König ſeine Augen auf den Admiral geworfen habe, um ſein Heer, mit dem Titel eines Vicekönigs in den Niederlanden, anzuführen. Zugleich gab man ihm Vollmacht, ſo fort die Generale zu ernennen, die unter ihm dienen ſollten, ſo wie man ihm vorher die Wahl der Friedens-Commiſſarien überlaſſen hatte. Das Gerücht von dieſer Unternehmung auf die Niederlande verbreitete ſich ſo weit, daß es gewiß iſt, daß der Großherr dem Könige von Frankreich Galeeren und Truppen anbieten ließ, um eine Diverſion zu machen, und ihm ſeine Eroberung zu erleichtern. Bey der Königin von England verſäumte man nichts, was in dieſen Verhältniſſen nothwendig war. Montmorency wurde als Geſandter an ſie geſchickt. Sein Auftrag lautete, nichts zu unterlaſſen, was dieſe Fürſtin gewinnen könnte, und ſie zu bewegen, daß ſie einen von den Brüdern des Königs zu ihrem Gemahl erwählen möchte; eine Verbindung, ſagte man, welche die Einigkeit beyder Religionen und beyder Reiche gleich dauerhaft gründen ſollte.

Dieß Betragen, welches ſo ungewöhnlich freymüthig war, hätte doch eben dadurch Verdacht erwecken ſollen; nichts deſto weniger that es ſeine Wirkung. Die Reden der Hofleute trugen nicht wenig dazu bey. Die Begierde, die Luſt eines Hofes, wo das Vergnügen herrſchte, zu

athmen, und die Ehrenſtellen, welche man dort bereit ſah, zu beſetzen, diente mehr als alles andre, um jeden Zweifel zu heben. Beauvais, Bourſaul, und Francourt 46) waren die Erſten, welche ſich bewegen ließen, und machten ſichs nachher zur Ehrenſache, die Andern zu überreden. Schon hatte man einige Worte von einer Reiſe nach Paris fallen laſſen. Jene drey unterſtützten dieſen Vorſchlag aus allen Kräften, und zeigten der Königin von Navarra, daß eine Weigerung bey dieſer Gelegenheit, außer dem, was ſie beleidigendes für den König hätte, auch ihr ſelbſt alle Früchte dieſer äußerſt vortheilhaften Umſtände, die jetzt zuſammenträfen, rauben könnte. Anfangs war man mißtrauiſch, dann ſchwankte man einige Monathe hin und her, und endlich ließ man ſich gegen das Ende von 1571. überreden. Im Anfang des folgenden Jahrs machte man die Vorbereitungen zu der Reiſe, und die Abreiſe ſelbſt wurde auf den nächſten Maymonath feſtgeſetzt.

Es ſcheint, daß die Hugenotten abſichtlich die Augen zuſchloſſen, um tauſend Umſtände nicht zu ſehen, welche ihnen gegen die Aufrichtigkeit ſo verſchwenderiſcher Verſprechungen hätten Zweifel erwecken ſollen. Der König und die Königin konnten ſich doch nicht ſo gut verſtellen, daß man ſie nicht zuweilen hätte ergründen können. Man erfuhr, daß Karl zu Katharinen geſagt hatte: „Nun, ſpiele ich meine Rolle nicht gut?“ und ſie zur Antwort gegeben: „Ja mein Sohn, aber man muß ſie bis ans Ende gut ſpielen.“ Es war auch etwas von dem, bey den Unterhandlungen zu Bayonne 47) zwiſchen dem franzöſiſchen und ſpaniſchen Hofe, gefaßten Schluſſe bekannt geworden. Der König von Navarra war in ſeiner Stadthalterſchaft Guyenne ſehr übel empfangen worden. Bourdeaux hatte ihm ſeine Thore nicht öffnen, und der Marquis 48) von Villars, der

dort

dort die königliche Armee kommandirte, hatte weder seine Truppen zurück ziehen, noch auch erlauben wollen, daß sie die Befehle von dem Prinzen empfiengen. Man wußte recht gut in Rochelle, daß der König auf dieser ganzen Küste eine Flotte unterhielt, von der man aber glaubte, daß sie nach Holland bestimmt wäre. Ueberdem hatten die Bürger die Kunstgriffe entdeckt, deren sich Strozzy 49), la Garde, Lansac und Landereau bedient hatten, um die Wachen ihrer Thore zu gewinnen, und sich der Stadt zu bemächtigen. Endlich, unterdeß man die Genauigkeit, in Beobachtung des Friedenstractats nach seiner ganzen Stärke so laut prieß, war es nur gar zu leicht, eine Menge gegen die Reformirten verübter Gewaltthätigkeiten zu entdecken, welche der Hof entweder durch sein Ansehn unterstützt, oder mit Stillschweigen übergangen hatte. Als der Kanzler von l'Hopital 50) die Friedensstöhrer von Rouen, Dieppe, Orange ꝛc. bestrafen wollte, so war dieß verbunden mit dem alten Groll, den man gegen ihn hegte, weil er die Wiederrufung des Pacifikations-Edicts zu unterzeichnen sich geweigert hatte, Ursache daß er von dem Hofe verbannt wurde 51). Und auch ohne das alles, scheint es, hätte die Kenntniß, die sie von den Charakteren Katharinens und ihres Sohnes hatten, den Hugenotten genug seyn sollen. Konnten sie sich schmeicheln, daß dieser von Natur ungestüme und rachgierige Fürst 52) es vergessen würde, daß sie zu Meaux seiner Person nachgestellt, Orleans, Rouen, Bourges, Lion, und so manchen andern Ort angegriffen, Havre de Grace den Engländern eingeräumt, Fremde in das Herz des Königreichs geführt hatten? daß er so viele Schlachten, so viel vergoßnes Blut vergessen würde? Der Nutzen des Staats, dieser den Fürsten so geläufige Name, weil er so oft ihrer persönlichen Empfindlichkeit und ihren andern Leidenschaften die Larve der guten Staats-

kunst

kunſt leiht, erlaubt ihnen nicht leicht, ſolche Unternehmungen ihren Unterthanen ungeſtraft hingehen zu laſſen. Und Katharine hatte noch dazu bis dieſen Augenblick darauf beharret, ihnen den Tod ihres Gemahls beyzumeſſen, welches ſie ihnen eben ſo wenig verzeihen konnte, als daß ſie die Medicäer Antichriſten genannt hatten. Nicht weniger unbeſonnen war es, ſich den Pariſern anzuvertrauen, deren Erbitterung und Wuth nur noch erſt vor kurzem bey der Wegnehmung des Gatiniſchen Kreuzes ausgebrochen war 53).

Mein Vater fühlte alle dieſe Gründe ſo lebhaft, daß er der erſten Nachricht, die er von der Reiſe des Navarriſchen Hofes nach Paris erhielt, gar nicht glauben wollte. Ueberzeugt, daß die gegenwärtige Stille nicht von langer Dauer ſeyn würde, eilte er ſie zu nützen, um ſich in Stand zu ſetzen, nach Rochelle zu gehen, oder vielmehr mit allen ſeinen Gütern ſich in dieſer Stadt einzuſchließen, gerade als alle Welt nur davon ſprach, ſie zu verlaſſen. Er wurde bald durch die Königin ſelbſt, welche ihn bath, bey ihrer Durchreiſe durch Vendome zu ihr zu kommen, genauer unterrichtet. Er bereitete ſich, dahin abzugehen; und weil er mich mitnehmen wollte, ſo ließ er mich einige Tage vor ſeiner Abreiſe in ſein Zimmer kommen, wo er ohne einen andern Zeugen, als meinen Hofmeiſter la Turandiere, zu mir ſagte: „Maximilian, weil das Herkommen mir nicht erlaubt, dich zum vornehmſten Erben „meiner Güter zu machen, ſo will ich zum Erſatz „ſuchen, dich mit Tugenden zu bereichern, durch welche „du, wie ich hoffe, und wie man mir voraus geſagt „hat, es einſt zu Etwas in der Welt bringen kannſt. „Bereite dich alſo, mit Herzhaftigkeit alle die Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten zu ertragen, die dir „in deinem Leben begegnen werden. Erwirb dir, in-

„dem

„dem du ſie groſsmüthig beſiegſt, die Achtung der Män-
„ner von Ehre, und vorzüglich des Herrn, dem ich
„dich übergeben werde, und in deſſen Dienſt zu leben
„und zu ſterben ich dir befehle. Bereite dich, mit
„mir zu kommen, wenn ich noch Vendome gehe, um
„die Königin von Navarra und den Prinzen, ihren
„Sohn, zu treffen, und mache dich gefaſst, ihm durch
„eine kleine Anrede deine Dienſte anzubiethen, wenn ich
„dich ihm vorſtellen werde.“ Ich folgte ihm kurz darauf
nach Vendome 54). Er fand dort eine gänzliche Sicher-
heit und eine frohe Mine auf allen Geſichtern, die er
öffentlich nicht zu beſtreiten wagte. Aber ſo oft er Ge-
legenheit fand, mit der Königin, oder dem Prinzen,
mit dem Admiral, dem Grafen Ludwig 55) und von la
Rochefoucault, oder den andern hugenottiſchen Herren
ohne Zeugen zu ſprechen ſagte er ihnen frey heraus:
Er wundere ſich, daſs man ſo ſchnell die ſo ſehr gegrün-
deten Urſachen zur Furcht vergeſſen hätte; daſs über-
mäſsige Freundſchaftsbezeugungen und Verſprechungen
eines ausgeſöhnten Feindes eben ſo verdächtig und weit
gefährlicher wären, als Drohungen und erklärter Haſs;
auch wage man nichts geringes, einen jungen Prinzen, der
gegen das Vergnügen nur wenig auf ſeiner Hut wäre, den
Lockungen des wollüſtigſten Hofes in der Welt auszu-
ſetzen; und ſtatt an eine ſo unglückliche Verbindung, als
die eines Prinzen und einer Prinzeſſin von verſchiednen
Religionen zu denken, wäre es weit ſchicklicher, ſich
Mühe zu geben, ihn mit der Königin von England zu
vermählen, welche ihm nützliche Dienſte leiſten könnte,
Navarra, und vielleicht, nach Verhältniſs der Umſtän-
de, die Krone von Frankreich zu erlangen. Er hatte
eine ſo ſtarke Ahndung wegen dieſer Heirath, daſs er
verſchiedne male ſagte: Wenn dieſe Vermählung zu
Paris vollzogen würde, ſo ſähe er voraus, die Live-
reien derſelben würden ſehr roth ſeyn.

Dieſs

Dieß waren seine eignen Worte. — Eine so kluger Rath wurde nur für eine Folge von Schwachheit 1571. und Furchtsamkeit gehalten. Mein Vater wollte am Ende nicht der einzige Weise unter einer solchen Menge erleuchteten Personen seyn, und wagte es, gegen seine Gesinnung dem Strohme zu folgen. Er forderte nur die nöthige Zeit, um sich in den Stand zu setzen, mit dem Glanze, den sein Rang erforderte, an einem Hofe zu erscheinen, wo alles prächtig war. Zu dem Ende gieng er nach Rosny zurück, aber vorher stellte er mich in Gegenwart der Königin dem Prinzen von Navarra vor, und gab ihm in meinem Namen die Versicherung einer unverletzlichen Anhänglichkeit, welche ich mit vieler Zuversicht bestätigte, indem ich mich auf ein Knie niederließ. Der Prinz hob mich sogleich auf, umarmte mich zweymahl, und war so gütig, den Eifer meines ganzen Hauses für ihn zu loben, indem er zugleich mit der ihm natürlichen einnehmenden Art mir seinen Schutz versprach; ein Versprechen, daß ich damals blos als eine Wirkung seiner Güte ansah, welches er aber nachher über alle meine Hoffnung und Verdienst erfüllt hat. Ich kehrte nicht mit meinem Vater nach Rosny zurück, sondern nahm im Gefolge der Königin von Navarra den Weg nach Paris. So bald ich dort angekommen war, ließ meine Jugend mich fühlen, wie nöthig mir Unterricht wäre; ich widmete mich daher dem Studiren, ohne jedoch aufzuhören, dem Prinzen, meinem Herrn, den Hof zu machen. Ich bezog mit einem Hofmeister und einem Kammerdiener eine Wohnung weit vom Hofe, in dem Quartier von Paris, wo fast alle Kollegien sind; dort habe ich bis zu dem blutigen Auftritte, der bald nachher erfolgte, gewohnt.

Der König und die Königin Mutter empfiengen die Königin von Navarra, die Prinzen und ihre vor-

nehmſten Diener auf eine Art, die nicht gnädiger ſeyn konnte, und behandelten ſie äußerſt freundſchaftlich. Karl IX wurde gar nicht müde, die Rechtſchaffenheit und die Tugenden der Grafen von la Rochefoucault, Telignys, und der Herren von Resnel 56), Bou-diner, Piles, Pluriaut, Colombieres, Grammont, Dûras, Bouchavannes, Gamache, meines Vaters und andrer vornehmen Proteſtanten zu rühmen. Wenn er mit dem Admiral ſprach, nannte er ihn nie anders, als: Mein Vater. Er übernahm es, ihn mit dem Prinzen von Guiſe auszuſöhnen, und geſtand ihm die Begnadigung des Villandry 57) zu, die er ſeiner eignen Mutter und ſeinen Brüdern abgeſchlagen hatte, weil man ſein Verbrechen für unverzeihlich hielt. Als der Admiral verwundet wurde, brach er, bey der erſten Nachricht, die er davon erhielt, in Drohungen und Verwünſchungen aus; und betheuerte, daß er den Meuchelmörder 58) bis in den verborgenſten Winkeln der Guiſchen Palläſte wollte aufſuchen laſſen. Er wollte, daß nach ſeinem Beyſpiel der ganze Hof den Verwundeten beſuchen ſollte. Die Guiſen wurden ſehr übel aufgenommen, da ſie den König erſuchten, ihre Rechtfertigung anzuhören; und der Spaniſche Bothſchafter wurde bey dieſer Gelegenheit ſo gemißhandelt, daß er es fürs beſte hielt, ſich eine zeitlang zu entfernen. Selbſt Pius V. empfand Karls Ungeſtühm, da er ſich weigerte, die nothwendige Losſprechung zu der Heirath des Prinzen Heinrich mit Margarethen zu geben, wozu die Vorbereitungen mit außerordentlicher Pracht gemacht wurden. Der König trieb die Gefälligkeit gegen Heinrichen ſo weit, daß er es ihm erließ, in die Kirche Notre-Dame zu gehen 59); man ſprach ihn auch von der Beobachtung der Römiſchen Gebräuche frey. Der Kardinal von Bourbon 60) that Vorſtellungen gegen dieſe Nachſicht, die ihm übertrieben ſchien, aber er wur-

de

de mit einem harten Verweis zurück geschickt. Und als die Königin von Navarra starb, übertraf man sich selbst; der ganze Hof schien auf das lebhafteste gerührt, und legte die große Trauer an.

Mit einem Worte, es ist nicht zu viel gesagt, wenn man diese Aufführung Katharinens und ihres Sohns ein fast unglaubliches Wunder der Verstellung nennt, da ein so schlauer Mann, als Coligny, sich in dieser Schlinge fieng, ob gleich tausend Umstände sich auf der andern Seite vereinigten, ihm die nahe Gefahr merken zu lassen. Schon sagte man ganz laut, Genlis und la Noue 61), die man dem Prinzen von Oranien zu Hülfe geschickt hatte, wären nicht ohne Vorwissen des Hofes geschlagen worden; dem, noch immer in Ungewißheit wegen des Hauptgegenstandes seiner Verstellung, nicht alle die Wirkungen gelegen waren, welche sie hätte hervorbringen können. Man wußte so gar, daß die Königin und ihre vornehmsten Minister mit dem Kardinal Alexandrin, einem Neffen Pius V. und den Guisen in Unterhandlungen stehe. Ja diese letztern hatte man zweymal entdeckt, da sie sich verlarvt mit dem König, der Königin Mutter, dem Herzog von Retz und dem Kanzler von Birague 62) unterhielten. Mehr bedurfte es doch wohl nicht, um zu wissen, was man von ihrer vorgeblichen Ungnade halten sollte. Man glaubte bey dem Tode 63) der Königin von Navarra deutliche Spuren von Gift zu finden. Es war ausgemacht, daß der Schuß, welcher den Admiral verwundete, aus dem Hause Villemür's 64), des Hofmeisters der Guisen, gekommen war; und daß man den Mörder hatte auf einem Pferde aus dem königlichen Stall entfliehen sehen. Selbst die Wachen, welche Karl 65) nach dieser That dem Admiral, unter dem Vorwand, seine Person zu sichern, gegeben hatte, waren größtentheils

theils seine erklärten Feinde. Es war nicht weniger unleugbar, daß alle Bürger von Paris sich mit Waffen versehen hatten, welche sie in ihren Häusern auf Befehl des Königs aufbewahrten.

Die hellsehendsten unter den Hugenotten ließen sich durch so deutliche Proben überzeugen, und verließen den Hof, und selbst Paris, oder nahmen wenigstens ihre Wohnungen in den Vorstädten. Unter diesen waren die Herren von Langeiràn 66), Frontenay, der Vicomte von Chartres, von Loncaunay, Rabodenges du Breuil, Segur, Sey, du Touchet, des Hayes, Saint: Gelais, Chouppes, Beauvais, Gandry, Saint: Etienne, Arnes, Boißec und verschiedne andre Edelleute aus Normandie und Poitou. Zum Glück war mein Vater einer von denen, welchen ein weises Mißtrauen das Leben rettete. Man wollte sie bewegen, sich dem Hofe zu nähern, aber sie gaben zur Antwort, sie fänden die Luft in den Vorstädten ihrer Gesundheit zuträglicher, und noch mehr die auf dem freyen Felde. Sie verdoppelten ihre dringenden Bitten bey dem Könige von Navarra, daß er Paris verlassen, oder wenigstens ihnen erlauben möchte, auf ihre Güter zu gehen, da sie erfuhren, daß der Bischof von Valence, der das Geheimnis ergründet hatte, als er Abschied nahm, um seine Gesandschaft nach Pohlen anzutreten, so unvorsichtig gewesen war, es einigen seiner Freunde anzuvertrauen, und daß man die von dem Kardinal von Pelleve 67) nach Rom geschriebnen Briefe aufgefangen hatte, worin er dem Kardinal von Lothringen das ganze Geheimnis enthüllte. Aber Heinrich setzte ihren Nachrichten andre entgegen, die er von einer Menge von Leuten, worunter selbst verschiedne Protestanten waren, — denn trifft man nicht überall Verräther an? — erhalten hatte. Man warnte ihn, ihnen nicht zu trauen. Man zeigte ihm die Namen aller derer

derer, welche die Königin gewonnen hatte, um ihn zu betrügen; aber er wollte nichts hören. Der Admiral war eben so ungläubig 68), sein unglückliches Schicksal verblendete ihn, um ihn ins Verderben zu stürzen. Glücklich wäre er gewesen, wenn er die Klugheit des Marschalls von Montmorency gehabt hätte, den man nie aus Chantilly wegbringen konnte, obgleich der König ihn unaufhörlich einlud, die Gunst des Admirals zu theilen, und bey seiner Person zu bleiben, um ihn mit seinen Rathschlägen zu unterstützen.

Wäre es meine Absicht, den Abscheu zu vermehren 69), den die barbarische Handlung des 24sten Augusts 1572, die unter dem Namen der Pariser Bluthochzeit nur zu bekannt ist, aller Welt erregt hat, so würde ich mich hier über die Anzahl, den Stand, die Tugenden und die Talente derer ausbreiten, welche an diesem fürchterlichen Tage so wohl in Paris als in dem übrigen Frankreich auf die unmenschlichste Weise niedergemetzelt wurden. Ich würde wenigstens einen Theil der Schandthaten, der schimpflichen Behandlungen und der verhaßten Erfindungen der Grausamkeit anführen, welche, indem sie das Leben raubte, auch noch darauf sann, den unglücklichen Schlachtopfern tausend Streiche, die empfindlicher als der Tod selbst waren, beyzubringen. Noch jetzt habe ich die Actenstücke in Händen, welche die Mühe beweisen, die der französische Hof sich gab, um die benachbarten Höfe zu bewegen, seinem Beyspiel gegen die Reformirten zu folgen, oder doch wenigstens diesen Unglücklichen eine Zuflucht zu versagen. Aber ich ziehe die Ehre der Nation dem boshaften Vergnügen vor, welches gewisse Leute aus einer umständlichen Erzählung schöpfen könnten, worin sie die Namen derjenigen finden würden, welche alles menschliche Gefühl so weit verläugneten, daß sie ihre Hände mit dem

Blut ihrer Mitbürger und ihrer eignen Verwandten besudelten. Lieber möchte ich, wenn es möglich wäre, das Andenken eines Tages, den die göttliche Rache sechs und zwanzig Jahre lang durch eine Reihe von Mißgeschicken, Blutvergießen und Abscheulichkeiten an den Franzosen ahndete, in ewiger Vergessenheit begraben. Denn anders kann man nicht urtheilen, wenn man bedenkt, was sich alles von diesem unseligen Augenblicke an, bis zu dem Frieden von 1598 zugetragen hat. Nur mit Widerwillen geschieht es, daß ich mich hier einen Augenblick bey dem, was den Fürsten, dessen Denkwürdigkeiten ich schreibe, und was mich selbst angeht, aufhalte.

Ich war den Abend vorher zeitig zu Bette gegangen. Auf einmal wurde ich um drey Uhr nach Mitternacht durch das Geläut aller Glocken und das verwirrte Geschrey des Pöbels erweckt. Saint Julien, mein Hofmeister, eilte mit meinem Kammerdiener hinaus, um die Ursach des Tumults zu erfahren, und ich habe nie wieder etwas von diesen beyden Menschen gehört; wahrscheinlich waren sie von den Ersten, die von der allgemeinen Wuth hingeopfert wurden. Ich blieb allein in meinem Zimmer und kleidete mich an, als ich nach einigen Augenblicken meinen Wirth, blaß und bestürzt hereintreten sah. Er war ein Reformirter, und da er jetzt erfahren hatte, was vorgieng, so war er entschlossen in die Messe zu gehen, um sein Leben zu retten, und sein Haus vor der Plünderung zu bewahren. Er kam, um mich zu überreden, es ihm nach zu machen, und wollte mich mit sich nehmen. Ich hielt es nicht für rathsam, ihm zu folgen, sondern beschloß zu versuchen, ob ich das Kollegium von Bourgogne erreichen könnte, wo ich studirte. Die Entfernung von dem Hause, wo ich wohnte, war sehr groß, dieß machte meinen

nen Entwurf gefährlich. Ich zog meinen Schülerrock an, nahm ein groſses Packet Horen unter den Arm, und gieng hinunter. Schauder überfiel mich, da ich auf die Straſse kam, und die Wütenden sah, die überall herum rennten, in die Häuser brachen, und schrien: Schlagt todt! Schlagt todt! Haut die Hugenotten nieder! und das Blut, welches ich vor meinen Augen vergieſsen sahe, verdoppelte meinen Schrecken. In dem Augenblick stieſs ich grade auf eine Wache, welche mich anhielt. Man befragte mich und fieng an mich zu mißhandeln, als zu meinem gröſsten Glücke, das Buch, welches ich trug, ihnen in die Augen fiel, und mir zum Paſsport diente. Noch zweymal kam ich in dieselbe Gefahr, und entgieng ihr eben so glücklich. Endlich erreichte ich das Collegium, aber hier erwartete mich noch eine weit gröſsere. Der Thürhüter versagte mir zweymahl den Eingang, und ich blieb nun mitten in der Straſse, den Wüthenden ausgesetzt, deren Zahl sich unaufhörlich vermehrte, und die begierig ihren Raub suchten. Endlich kam ich auf den Einfall, nach dem Vorsteher des Collegiums zu fragen, er hieſs Lafeye, war ein rechtschaffner Mann, und hatte mich sehr lieb. Durch einige kleine Geldstücke, die ich dem Thürhüter in die Hand drückte, lieſs er sich gewinnen, den Vorsteher zu rufen. Dieser redliche Mann führte mich in sein Zimmer, wo zween unmenschliche Priester, die ich von der Sicilianischen Vesper reden hörte, es versuchten, mich aus seinen Händen zu reiſsen, um mich in Stücken zu hauen, indem sie sagten, der Befehl laute, sogar der Säuglinge an der Brust nicht zu schonen. Alles, was er thun konnte, war, mich mit dem gröſsten Geheimniſs in ein abgelegnes Cabinet zu bringen, wo er mich einschloſs. Hier blieb ich drey volle Tage, ungewiſs über mein Schicksal, und ohne andern Beystand, als den ich von einem Bedienten dieses mitleidigen Mannes erhielt,

der von Zeit zu Zeit kam, mir Lebensmittel zu bringen. Nach Ablauf dieſer drey Tage war endlich der Befehl, mit Plündern und Tödten inne zu halten, bekannt gemacht worden, und man zog mich nun aus meiner Zelle hervor. Faſt zu gleicher Zeit traten zween Soldaten von der Leibwache, Ferriere und la Vieville, die Anhänger meines Vaters waren, in das Kollegium. Sie kamen, um zu erfahren, was aus mir geworden wäre, und waren bewaffnet, um mich mit Gewalt zu nehmen, wo ſie mich nur finden würden. Sie berichteten mein Schickſal an meinen Vater, von dem ich acht Tage nachher einen Brief erhielt. Er bezeigte mir darin ſeine Angſt um mich, rieth mir aber doch, in Paris zu bleiben, weil der Prinz, dem ich diente, nicht mehr die Freiheit hätte, es zu verlaſſen; um aber doch mich keiner augenſcheinlichen Gefahr auszuſetzen, ſollte ich mich entſchließen, zu thun, was der Prinz ſelbſt gethan hatte, das heißt, in die Meſſe gehen.

Der König von Navarra hatte in der That kein ander Mittel gefunden, ſein Leben zu retten. Er wurde mit dem Prinzen von Conde' zwey Stunden vor Tage durch eine Menge Soldaten von der Garde geweckt, welche ohne Umſtände in das Zimmer des Louvre drangen, wo dieſe beyden ſchliefen, und ihnen mit Uebermuth befahlen, ſich anzuziehen, und zum Könige zu kommen. Man verbeth ihnen, ihre Degen zu nehmen, und im Hinaustreten ſahen ſie einen Theil ihrer Edelleute ohne alle Achtung vor ihren Augen niederhauen 70). Karl erwartete ſie, ſein zorniges Geſicht und ſeine Augen blitzten Wuth. Er gebeth ihnen mit ſeinen gewöhnlichen Schwüren und Flüchen, die Religion zu verlaſſen, die ſie, wie er ſagte, blos angenommen hätten, um ihrer Empörung zum Vorwand zu dienen. Da ſie aber, ungeachtet des Zuſtandes, worin ſie ſich befanden, ihm zu

ver-

verſtehen gaben, wie ſchwer es ihnen würde, ihm zu gehorchen 71), ſo verlohr er alle Mäßigung. Er ſagte ihnen mit einer von Zorn erſtickten Stimme: „Er „wollte von ſeinen Unterthanen keinen Widerſpruch „gegen ſeinen Willen mehr leiden. Sie ſollten durch „ihr Beyſpiel die Andern lehren, ihn als das Bild Got„tes zu verehren, und nicht mehr die Feinde der Heili„genbilder ſeiner Mutter zu ſeyn".

Er hörte damit auf, daß er ihnen ankündigte, er würde ſie als Verbrecher der beleidigten Majeſtät Gottes und des Königs behandeln laſſen, wenn ſie nicht gleich in die Meſſe giengen. Der Ton, mit dem dieſe Worte ausgeſprochen wurden, ließ ſie nicht zweifeln, daß ſie ernſtlich wären; ſie beugten ſich daher unter die Gewalt, und thaten was man von ihnen verlangte. Man zwang auch Heinrichen noch, in ſeine Staaten ein Edict zu ſchicken, wodurch er die Uebung jeder andern Religion, als der Römiſchen, verboth. Wenn dieſe Unterwerfung ihm das Leben rettete, ſo verſchaffte ſie ihm übrigens keine beſſere Behandlung. Er mußte bey tauſend Gelegenheiten die Grillen und das hochmüthige Betragen des Hofes erdulden. Zu Zeiten war er frey, dann wurde er wieder deſto enger eingeſchränkt, und als ein Verbrecher behandelt. Dann und wann durften ſeine Leute ſich ihm nähern und ihn bedienen; plötzlich verboth man uns wieder, uns ſehen zu laſſen.

Ich ſuchte dieſe Zeitpunkt der Muße ſo nützlich als möglich anzuwenden. Freilich gab ich von der Zeit an die gelehrten Sprachen und das, was man eigentlich die Studien nennt, auf. So ſehr mein Vater ſie mir auch empfohlen hatte, ſo war es doch unmöglich, mich noch ferner darauf zu legen, ſobald ich mich dem Hofe genähert hatte. Ich entließ mit Bedauren einen vortrefflichen Lehrmeiſter, den mein Vater mir gegeben hat-

te; er forderte selbst seinen Abschied, da er sah, daß er mir unnütz war. An seiner Stelle bekam ich einen Andern, mit Namen Chretien, den der König von Navarra bey sich unterhielt, und welchem er befahl, mich in der Mathematik und Geschichte zu unterrichten. Diese beyden Wissenschaften tröfteten mich bald für die, welchen ich entsagte; ich fand gleich an ihnen den Geschmack, den ich jederzeit behalten habe. Den Rest meiner Zeit wendete ich an, um gut lesen und schreiben zu lernen, und mich durch die Leibesübungen zu bilden, welche dem Körper einen guten Anstand geben. In diesen Grundlagen und in einer noch weit größern Aufmerksamkeit auf die Bildung der Sitten, bestand die Erziehungs-Methode der Jugend, welche wie man wußte, dem König von Navarra eigen war, weil man ihn selbst so erzogen hatte. Ich folgte ihr, bis ich sechszehn Jahre alt war, da die Zeitumstände ihn und mich in den Tumult der Waffen schleuderten, fast ohne hoffen zu dürfen, je wieder heraus zu kommen. Uebungen, die blos auf den Krieg Beziehung hatten, traten nun an die Stelle der vorigen, und indem ich lernte, mein Gewehr abzufeuern, mußte ich allem andern entsagen. Alles, was ein junger Mensch dabey thun kann, ist, zum Vortheil seines Herzens das anzuwenden, was er der Bildung seines Geistes entziehen muß. Denn selbst mitten in der Verwirrung und dem Geräusch der Waffen finden sich treffliche Schulen der Tugend und der Verfeinerung für den, der sie zu suchen weiß. Aber unglücklich, auf sein ganzes Leben unglücklich ist der, welchem, in einem für die Jugend so gefährlichen Stand es an Kräften oder an gutem Willen fehlt, dem bösen Exempel zu widerstehen. Hat er auch das Glück, sich vor jedem schimpflichen Laster zu bewahren, wie soll er sich in jenen Grundsätzen unterrichten und bestärken, welche die Weisheit dem Privatmann

mann wie dem Fürſten vorſchreibt: die Tugend uns durch Uebung ſo zur Gewohnheit zu machen, daß keine tugendhafte Handlung uns jemals ſauer wird! und daß, in die Nothwendigkeit verſetzt zu wählen, entweder durch ein Verbrechen alles zu retten, oder alles durch eine gute Handlung zu verliehren, das Herz jenen innern Kampf auch nicht einmal kenne, den Pflicht und Neigung ſich liefern!

Es währte nicht lange, ſo empfand Karl die heftigſten Gewiſſensbiſſe wegen der barbariſchen Handlung wozu man ſeinen Namen und ſein Anſehn gebergt hatte. Schon am Abend des 24ſten Auguſts bemerkte man, daß er wider ſeinen Willen bey der Erzählung von tauſend Grauſamkeiten, womit jedermann kam, ſich in ſeiner Gegenwart zu brüſten, ſchauderte. Von allen denen, die um ihn waren, hatte keiner ſo vielen Antheil an ſeinem Vertrauen, als Ambroſius Paré. Er war zwar nur ſein Wundarzt, aber es herrſchte unter beyden, ob er gleich ein Hugenott war, eine ſolche Vertraulichkeit, daß, da der König am Tage des Blutbades zu ihm ſagte, jetzt müſſe alle Welt katholiſch werden, Paré ihm dreiſt antwortete: „Bey Gott, „Sire, ich denke, ſie werden ſich erinnern, daß ſie mir „verſprochen haben, mir vier Dinge nie zu befehlen; „nehmlich; in meiner Mutter Leib zurückzukehren, einer „Schlacht beyzuwohnen, ihren Dienſt zu verlaſſen, und „in die Meſſe zu gehen". Der König nahm ihn jetzt bey Seite, und entdeckte ihm die Unruhe, welche ihn quälte. „Ambroſius, ſagte er, ich weiß nicht, was mir ſeit „zween oder drey Tagen begegnet iſt, aber mein Geiſt „und mein Körper ſind in ſolcher Bewegung, als ob ich „das Fieber hätte. Alle Augenblicke, wachend ſowohl „als träumend, ſcheint mirs, als ob dieſe Ermordeten, „mit verzerrten Geſichtern und mit Blut bedeckt, ſich

„vor

„vor mich stellten. Ich wünschte wohl, man hätte die „Wehrlosen und Unschuldigen verschont". Der Befehl, mit dem Morden aufzuhören, den man am folgenden Tage bekannt machte, war eine Frucht dieser Unterredung. Der König glaubte selbst, seine Ehre beruhe darauf, daß er öffentlich bekannt machte, es sey alles ohne seinen Willen geschehn; welches er auch durch offne Briefe that, die er in alle Provinzen schickte. Er schob alle Schuld auf die Guisen, und wollte das Blutbad blos für eine Wirkung ihres Hasses gegen den Admiral ausgeben. Die besondern Briefe, welche er deshalb nach England, nach Teutschland, an die Schweitz und an andre benachbarte Staaten schrieb, waren in denselben Ausdrücken abgefaßt.

Ohne Zweifel aber zeigten die Königin Mutter und ihr geheimer Rath dem Könige die Folgen einer so öffentlichen Verläugnung. Wenigstens änderte er binnen acht Tagen so sehr seine Sprache und seine Gesinnung, daß er ein Lit de Justice im Parlament hielt, um dort andre offne Briefe registriren zu lassen, deren Inhalt war: Was man am 24. August gethan hätte, sey alles auf seinen ausdrücklichen Befehl 72), und um die Hugenotten zu bestrafen, geschehen, deren Jedem (es versteht sich, der Vornehmsten) man ein Hauptverbrechen aufbürdete, um, wenn es möglich wäre, dieser schändlichen Schlächterey den Namen und den Anstrich einer gerichtlichen Urtheilsvollstreckung zu geben. Diese Briefe wurden an die Stadthalter der Provinzen geschickt, mit dem Befehl sie bekannt machen zu lassen, und den Ueberrest derer, die man Verbrecher nannte, zu verfolgen. Die Grafen von Tende und Charny, die Herren von Mandelot, Gordes, Saint-Heran und Carouge 73), welche sich öffentlich weigerten, einen solchen Befehl in ihren Stadthalterschaften auszuführen,

verdienen hier eine ehrenvolle Erwehnung. Der Vikomte von Hortes, Stadthalter von Bayonne, hatte die edle Dreistigkeit, dem Könige, der ihm eigenhändig geschrieben hatte, zu antworten, er dürfte in dieser Sache nicht den geringsten Gehorsam erwarten.

Man schätzt die Anzahl der binnen acht Tagen im ganzen Königreich umgebrachten Protestanten auf siebenzig tausend. Dieser entsetzliche Schlag verbreitete einen solchen Schrecken unter der ganzen Parten, daß sie sich selbst für verlohren hielt, und man von nichts mehr sprach, als von Unterwerfung oder Flucht in fremde Länder. Ein unerwarteter kühner Streich hinderte noch einmal diesen Entschluß. Ein reformirter Edelmann, Namens Reiners 74), der durch eine Art von Wunder den Händen des Herrn von Vesins, seines grausamsten Feindes, entgangen war, rettete sich mit dem Vikomte von Gourdon und achtzig Pferden nach Montauban. Aber er fand diese Stadt in solcher Bestürzung, und so wenig im Stande, sich gegen die Truppen, mit welchen Montluc sich näherte, zu vertheidigen, daß er selbst in Gefahr kam, dem Montluc ausgeliefert zu werden, blos, weil er den Rath gegeben hatte, Stand zu halten. Dieß bewog ihn, sich in größter Eil zurück zu ziehen. Indem er sich von Montauban entfernte, stieß dieser kleine Haufen in einem eingeschloßnen Thal, wo der Rückzug unmöglich war, auf einen Trupp von 450 Pferden von Montlucs Armee. Da ihnen nichts übrig blieb, als einen ehrenvollen Tod zu suchen, griffen sie die Feinde so wüthend an, daß sie dieß Korps theils aus einander sprengten, theils nieder hieben. Reiners kehrte nun zurück und brachte diese gute Nachricht nach Montauban; und nun gehorchte man ihm, und schloß die Thore vor Montluc. Dieser Widerstand und die Entschlossenheit von Montauban verbreitete sich von

einem

einem Ort zum andern, dreißig Städte folgten diesem Beyspiel und betrugen sich so, daß, welches man nie gewagt hätte zu denken, die Protestanten jetzt die Katholiken zwangen, sich selbst zu vertheidigen.

Diese hatten sogleich alle ihre Kräfte gegen Rochelle und Sancerre gekehrt, und den ersten allgemeinen Schrecken genutzt, um jene einzuschließen. Dennoch schlugen diese Unternehmungen fehl. Sancerre, nachdem es alle Gräuel einer Hungersnoth, woran man kein Beyspiel in der Geschichte hat, ausgestanden hatte, machte eine Art von Vertrag mit seinen Belagerern. Rochelle vereitelte alle Bemühungen 75) des Herzogs von Anjou, der selbst die Belagerung anführte, und seine Ernennung zu der Krone von Pohlen kam sehr gelegen, um seine Ehre zu retten. Durch einen neuen Vertrag, worin Nimes und Montauban mit eingeschlossen wurden, behauptete sich Rochelle in allen seinen Rechten, und diese Städte waren die einzigen, welche die Vortheile der letzten Edicte ungeschmälert erhielten.

Die Zeit brachte noch andere günstige Umstände für die Kalvinisten hervor. Die Königin Mutter hatte allein vor allen ihren Kindern für den Herzog von Anjou eine wahre Liebe. Die Abreise dieses Prinzen nach Pohlen verursachte ihr eben so viel Betrübniß, als sie Freude bey seinen Brüdern, dem Könige und dem Herzog von Alencon, erregte. Dieser letzte, der durch die Entfernung seines Bruders Herzog von Anjou geworden war, begann große Hoffnungen auf die Krone von Frankreich zu schöpfen, da er wahrnahm, daß die schwache Gesundheit des kinderlosen Karls sich endlich in eine tödliche Krankheit verwandelt hatte. Er glaubte zu bemerken, daß seine Mutter sich seinem Plan widersetzte, und dieß entfernte ihn völlig von ihr. Diese Fürstin, welche ihr Zutrauen nur einigen Fremdlingen, von niedriger

Ab-

Abkunft ſchenkte, welche die Finanzen verwalteten, hatte die meiſten Großen eben ſo unzufrieden gemacht, als den Herzog von Alencon. Er fachte unter der Hand ihre Empörung an, und bewog ſie ſich mit den Proteſtanten zu vereinigen, weil ſie mit ihnen in gleicher Ungnade wären. Um dieſen Streich abzuwenden, und zu gleicher Zeit den Herzog von Alencon, und ihre Zärtlichkeit für den König von Pohlen zu befriedigen, dachte die Königin Mutter von dem Augenblick an darauf, den Erſtern mit der Königin von England zu vermählen, und ihm die Souveränität der Niederlande zu verſchaffen; aber ſeine Unzufriedenheit hatte ſchon ihre Wirkung gethan.

Karl trat aus einem andern Grunde der Empfindlichkeit ſeines Bruders gegen die Königin, Mutter bey. Die Entkräftung von der er befallen war, hatte angefangen, da er den König von Pohlen nach Vitry begleitete, unter dem Vorwand ihn eine Ehre zu erzeigen, im Grunde aber um das Vergnügen zu haben, ihn aus dem Lande gehen zu ſehen. Der Zuſtand, worin er in ſo kurzer Zeit gerathen war, erweckte ihm tauſenderley Argwohn gegen Katharinen, und machte, daß er ſeinen Vortheil mit den Reformirten verband, und anfieng ihnen viel guten Willen zu zeigen. Dieß wurde beſonders dadurch merklich, daß er ihnen, ungeachtet des Widerſtrebens ſeiner Mutter, erlaubte, Abgeordnete zu ſchicken, und ihre Beſchwerden und Forderungen dem Hofe vorzutragen. Dieſe Abgeordneten begegneten Andern, die von den katholiſchen Provinzen kamen, welche, durch die mißvergnügten Großen aufgehetzt, die Abſchaffung verſchiedner neuen Auflagen, und eine Verminderung der alten auf zehn Jahre, verlangten. Alle dieſe Abgeſchickten vereinigten ſich mit einander. Die Bittſchrift, welche die Forderungen der

Refor-

Reformirten enthielt, war freylich nur von vier oder fünf Edelleuten unterzeichnet, aber die Ausdrücke, worin sie abgefaßt war, zeigten eine so unerschütterliche Standhaftigkeit bey einer Partey, die aus ihrem Verlust selbst neue Kräfte zu schöpfen schien, daß die Königin Mutter darüber den heftigsten Verdruß empfand. Der König versagte ihr dabey die Unterstützung durch sein Ansehn, und alles was sie thun konnte, war, durch Aufschub die Sachen bis zu seinem Tode, der augenscheinlich nicht mehr weit entfernt war, hin zu halten.

Die Reformirten durchschauten ihre Absicht, und damit man ihnen nicht zuvorkommen möchte, erschienen sie auf einmal in Waffen. Man nannte diesen Schritt den Fastnachts-Auflauf, la prise d'armes du mardigras, weil sie sich an diesem Tage verschiedner Städte bemächtigten 76). Montgommery 77) kam aus England nach der Normandie zurück, und verstärkte sich in dieser Provinz. Die Königin Mutter war damals mit dem ganzen Hofe zu Saint-Germain-en-Laye. Sie suchte wenigstens zu verhüten, daß die Prinzen ihr nicht entwischten, welches sie nicht wenig in Verlegenheit setzte, weil man täglich Unternehmungen machte, um sie aus ihren Händen zu reissen. Guitry und Bühy 78) kamen eines Tages mit gewaffneter Hand in die Nähe von St. Germain, und hätten sie beynahe entführt. Die Bestürzung war sehr groß, aber die Verschwornen hatten ihre Maasregeln nicht bestimmt genug genommen, darüber bekam Katharine Zeit, mit den Prinzen nach Paris zu flüchten, wo sie den Coconnas und la Mole 79), als Urheber des Komplots, hinrichten, die Marschalle von Montmorency und Cosse aber ins Gefängniß setzen ließ. Gleich nachher gab sie dem König von Navarra und dem Herzoge von Anjou Wachen. Sie schickte auch Soldaten nach Amiens, um

dem

den Prinzen von Conde', den man dort sorgfältig beobachtete, gefangen zu nehmen, und nach Paris zu bringen. Er bekam Wind davon, verkleidete sich, betrog glücklich seine Aufpasser, und entkam mit zween Begleitern nach Teutschland, wo er sogleich zum Generalissimus der reformirten Truppen in Frankreich erklärt wurde. 1572.

Die Königin Mutter besann sich nicht lange, ihre ganze Macht, in drey Heere getheilt, gegen die Hugenotten marschiren zu lassen. Matignon 80) führte das Erste nach Normandie, wo Montgomery, der nur drey oder vier unbeträchtliche Plätze 81) hatte, leicht geschlagen und gezwungen wurde, sich dem Marschall zu ergeben. Er wurde nach Paris geschickt und enthauptet. Der Herzog von Montpensier 82) belagerte mit dem zweiten Fontenay und nachher Lusignan, welches er auch einnahm, ungeachtet der schönen Vertheidigung des Vikomte von Rohan 83). Der Prinz Dauphin 84), welcher das dritte anführte, nahm einige kleine Orte in Dauphine ein, und rückte vor Livron, mußte aber die Belagerung mit Schimpf wieder aufheben. Der Tod des Königs, der am Pfingstfeste dieses Jahrs erfolgte, machte, daß alles aufgehoben, und ein Theil der Generale an den Hof zurück gerufen wurde. Er starb in dem Schloß Vincennes unter den schrecklichsten Schmerzen, und in seinem Blute gebadet. In diesem Zustande war der unglückliche Bartholomäus Tag seinem Geiste stets gegenwärtig. In seinen Anfällen und durch seine Thränen bezeigte er die Reue, die er darüber empfand 85). Der Kardinal von Lothringen 86) starb dasselbe Jahr im Päbstlichen Gebieth zwey Tage vor Weihnachten, da grade einer der schrecklichsten Stürme wüthete, die man je erlebt hatte.

Der König von Pohlen erhielt in dreyzehn Tagen Nachricht von dem Tode seines Bruders, und gleich die folgende Nacht schlich er sich von seinem Hofe weg, und entfloh. Er 87) nahm seinen Weg über Venedig, und besuchte auf der Durchreise den Kaiser Maximilian und den Herzog Karl von Savoyen. An allen diesen Orten gab man ihm den eben so weisen, als mit seinen Vortheilen übereinstimmenden Rath, den Reformirten den Frieden und freie Religionsübung zuzugestehen. Aber er nutzte diesen Rath so wenig, daß er gleich bey seiner Ankunft in Frankreich den Waffenstillstand brach, den man auf drey Monathe mit den Hugenotten geschlossen hatte, und statt dessen, auf Verlangen seiner Mutter, der ganzen protestantischen Parten den Krieg ankündigte, ungeachtet noch ganz neuerlich eine große Anzahl Katholiken aus Anhänglichkeit an den Marschall von Damville 88), der durch die Gefangenschaft seines Bruders aufgebracht war, sich mit ihr vereinigt hatten. Der König belagerte zum zweiten male in Person Livron mußte aber gleichfalls wieder abziehen, und hatte nichts davon, als die Schande, bey seinem Rückzug zu sehen und zu hören, daß die Weiber und selbst die Kinder von den Mauern seiner spotteten, und gegen die Königin Mutter die bittersten und beleidigendsten Reden ausstießen. Von diesem Augenblick an begann er, sich unendlich verschieden von dem zu zeigen, was er als Herzog von Anjou gewesen war, so daß man sagen kann, daß diese schimpfliche Flucht nach Avignon der Zeitpunkt ist, wo seine Schande, die Unglücksfälle des Reichs und seine eignen angefangen haben. Auf der Reise nach Rheims, die er gleich nachher unternahm, um sich salben zu lassen, verliebte er sich in eine der Töchter 89) des Grafen von Vaudemont und heirathete sie.

Es war ein Glück für ihn, daß der Herzog von Anjou während dieser ganzen Zeit in enger Verwahrung

blieb

blieb. Nach Heinrichs Krönung genoß dieſer Prinz, der ſeinen Namen zum zweiten male verändert hatte, um den Titel Monſieur 90) anzunehmen, ſowohl als der König von Navarra etwas mehr Freyheit, die man jedoch nach Maaßgabe der Nachrichten, die man von ihrem Verſtändniß mit den Feinden der Königin Mutter erhielt 91) einſchränkte oder vermehrte. Eine andre Sorge Katharinens war, Uneinigkeit zwiſchen dieſen beyden Prinzen zu ſtiften. Dieß ſuchte ſie dadurch zu bewirken, daß ſie jedem beſonders die Oberbefehlshaberſtelle der franzöſiſchen Armeen verſprach, und die Mittel, welche ihr ſelten fehlſchlugen, Verwicklungen in Liebeshändel und Nebenbuhlerſchaften, in Bewegung ſetzte. So gut ſie auch ihre Maaßregeln zu nehmen ſuchte, ſo entwiſchte Monſieur ihr doch endlich. Er betrog ſeine Wachen, und entfloh verkleidet am Abend des 17ten Septembers. Kaum hatte er Dreux erreicht, ſo bekam er ſchnell einen zahlreichen Hof und eine mächtige Partey. Der Prinz von Conde hatte ſich ſo wirkſam in Deutſchland bemühet, daß der Prinz Caſimir 92) im Begriff war, mit einer ſtarken Armee in Frankreich einzufallen. Katharine ließ nun andre Minen ſpringen. Sie ſuchte ihren jüngern Sohn durch die glänzendſten Anerbietungen wieder zu gewinnen. Noch mehr aber rechnete ſie auf eine Menge ſchöner und nicht ſehr ſpröden Mädchen, die ſie überall begleiteten, und mit welchen ſie ihm von einer Stadt zur andern nachfolgte. Sie wußte ſich ſo geſchickt zu betragen, daß er endlich in die Falle gieng, die ſie ihm geſtellt hatte 93).

Der König von Navarra hatte ſich wirklich durch die höchſte Befehlshaberſtelle fangen laſſen. Er glaubte daß ſie ihm nicht entgehen könnte, und war anfangs, froh, von Monſieur los zu ſeyn, den er immer als ſeinen Nebenbuhler anſah. Die Frauen von Carnavalet

und de Sauves zogen ihn aus seinem Irrthum, und zeigten ihm, daß wenn Einer auf diese schöne Stelle Anspruch machen dürfte, so wäre es Monsieur, der sie zum Preiß seiner Aussöhnung fordern könnte; daß aber in der That Katharine sie beyde betröge, und daß er, für seine Person, weiter nichts, als eine noch härtere Gefangenschaft erwarten dürfe. Dieß öffnete ihm die Augen, und da er nun an nichts dachte, als nur, wie er seine Freyheit wieder erlangen könnte, so fand er endlich Mittel dazu. An einem Tage im Februar, da er in der Gegend von Senlis auf der Jagd war 94), gelang es ihm, seine Wachen zu entfernen. Er kam nun ohne auszuruhen bis Poißy, wo er über die Seine gieng, und erreichte nur mit etwa dreyßig Pferden sein Schloß Neuf-Chatel (oder Chateau Neuf) in Timerai, nahm etwas Geld von seinen Pächtern, und kam nach Alençon, dessen sich der Herr von Hertroy 95) in seinem Namen bemächtigt hatte. Hier unterredete er sich mit Monsieur und dem Prinzen von Conde', und sie beschlossen, alle ihre Kräfte zu vereinigen. Von Alençon gieng der König von Navarra nach Tours, und sobald er dort angekommen war, bekannte er sich gleich wieder öffentlich zur protestantischen Religion. Ich war einer von denen, die ihn auf seiner Flucht und auf seiner ganzen Reise begleiteten. Er schickte mich nebst Fervaques 96) von Tours an den Hof, um die Prinzessin, seine Schwester, abzufordern. Man gab sie auch uns mit, und gleich auf der zweiten Tagereise nahm sie ihre Religion wieder an, wohnte der Predigt zu Chateaudün bey, und kam zu dem Könige, der sie zu Parthenay erwartete.

Die drey Prinzen befanden sich nach der Vereinigung ihrer Truppen an der Spitze von mehr als funfzig tausend Mann, und machten ihrer Seits nun

Katha-

Katharinen zittern 97). Alles schien einen der blutigsten Kriege anzukündigen. Ich gieng in Erwartung einer schicklichern Stelle als bloßer Freywilliger unter die Infanterie, und legte meine Waffenprobe in der Gegend von Tours ab, wo die abgeschickten Trupps der beiden Parteien verschiedne male aufeinander stießen. Der König von Navarra erfuhr, daß ich mehr Verwegenheit als wahre Herzhaftigkeit dabey gezeigt hatte; er ließ mich zu sich rufen, und sagte mir: „Rosny, dieß „ist der Ort nicht, wo ich will, daß ihr euer Leben wagen „sollt. Ich lobe euren Muth, aber ich wünsche mich „dessen bey einer bessern Gelegenheit zu bedienen.“ Diese Gelegenheit war indeß so nahe nicht, als wir alle glaubten, denn Katharine, welche sahe, daß sie nicht die Stärkere war, nahm zu ihren gewöhnlichen Künsten die Zuflucht. Sie sprach vom Frieden, und that bessere Anerbiethungen, als man fordern zu können glaubte. Versprechungen kosteten dieser listigen Fürstin nichts. Sie brachte es endlich durch ihre Geschicklichkeit dahin, daß die Prinzen drey Monathe nachher die Waffen niederlegten, der Frieden wurde beschlossen 98), und unterzeichnet. Man nannte ihn den Frieden Monsieur's, weil theils die Hauptabsicht der Königin dabey war, diesen Prinzen wieder zu gewinnen, und theils weil er durch ihre Schlauigkeit sich so sehr betrügen ließ, daß er am Ende den Frieden wünschte, und heftiger als irgend jemand sich darum bemühete. Es ist nicht zu läugnen, daß die Bedingungen äußerst vortheilhaft waren, aber dennoch begiengen die Prinzen einen unersetzlichen Fehler, als sie die Hände dazu bothen. Monsieur begieng kurz nachher noch einen Andern, der eben so stark war, indem er ganz gegen seinen eignen Vortheil sich von den Reformirten trennte. Durch diese unzeitige Maasregel schnitt er sich sowohl von Seiten Frankreichs als auch Englands alle Gelegenheiten ab,

einer der mächtigsten Fürsten in Europa zu werden 99). So lenkte sich alles nach den Wünschen der Königin Mutter, die bey diesem Frieden blos die Vereinigung ihrer Feinde zum Augenmerk gehabt hatte.

Heinrich gieng, sobald der Frieden geschlossen war, nach Rochelle, wo die Einwohner ihm alle die Ehrenbezeugungen machten, womit sie selbst hätten den König empfangen können, den Thronhimmel allein ausgenommen. Sie nahmen nicht alle Katholiken, die in seinem Gefolge waren, so freundschaftlich auf. Sie weigerten sich, den Herrn von Caumont 100), der nachher Herzog von Epernon wurde, und alle, die man überführen konnte, daß sie am 24sten August ihre Degen in Blut getaucht hatten, in ihre Stadt zu lassen. Der Aufenthalt des Königs von Navarra in Rochelle war nur kurz. Kaum öffnete er den Mund, um die Erfüllung des Vertrags zu fordern, so ließ man ihn die ganze Größe seines begangnen Fehlers empfinden. Katharine läugnete, den Hugenotten etwas versprochen zu haben, und sie waren genöthigt noch vor dem Ende des Jahrs die Waffen wieder zu ergreiffen. Ich verließ meinen ersten Posten, da Herr von Lavardin 101), mein Verwandter, der viel Zuneigung zu mir hatte, mir die Fahne seiner Leibkompagnie anvertraute, und man ernannte mich, um Perigueux, und nachher Villeneuve in Agenois zu vertheidigen, welches mit einer Belagerung bedrohet wurde. Der König von Navarra hatte wichtige Unternehmungen im Sinne, aber der bequeme Zeitpunkt war verstrichen. Der größte Theil der Truppen, auf die er gerechnet hatte, blieb aus, und die Uebrigen waren in so schlechten Umständen, daß er kaum zwo Unternehmungen, die eine auf la Reole, die andre auf Saint Macary, machen konnte, wovon noch dazu die letzte fehl schlug. Favas, der die auf la Reole anführte, stellte mich an

die

die Spitze von funfzig Soldaten, mit welchen ich fast ohne alle Gefahr hinein drang. Langoiran kommandirte die Unternehmung auf Saint Macary; ich bath ihn, mir denselben Auftrag zu geben, welches er auch mir und meinem Vetter Bethune zugestand, aber Javas hielt uns bey dem Nachtrupp zurück. Ich führe dieß an als das erste ausgezeichnete Glück, welches ich im Kriege hatte, denn die Einwohner von Saint Macary, die von unsrer Absicht unterrichtet waren, betrogen uns so gut, daß von dem Vortrupp, der hinein gedrungen war, kein Mann zurück kam.

Bey Ville-Franche in Perigord, welche Lavardin nachher belagerte, kam ich in eine wirkliche Gefahr. Ich hatte den Wall mit meiner Fahne erstiegen, wurde aber mit Picken und Hellebarden in den Graben hinunter gestoßen, wo ich im Schlamm stecken blieb, und mich noch überdem in meine Fahne verwickelte, so daß ich unfehlbar hätte umkommen müssen, wenn nicht mein Kammerdiener la Trape und einige Soldaten gekommen wären, die mich herauszogen, und mir wieder hinauf steigen halfen. Die Stadt wurde von einer andern Seite eingenommen, indem sie hier kapitulirte, und rein ausgeplündert. Ich erbeutete dabey für mein Theil einen Beutel mit tausend Thalern in Golde, den ein Greiß, welchen fünf bis sechs Soldaten verfolgten, mir gab, um ihm das Leben zu retten. Der Name Ville-Franche erinnert mich an eine Begebenheit, die sich ungefehr um diese Zeit zutrug. Die Bürger dieser Stadt hatten einen Komplott gemacht, um Montpacier, einen andern kleinen Ort in der Nachbarschaft, zu überrumpeln. Sie wählten zur Ausführung desselben grade eine Nacht, wo die von Montpacier, die davon nichts ahndeten, sich vorgenommen hatten, Ville-Franche zu überfallen. Durch Zufall fügte es sich noch, daß beyde Trupps ver-

schiedne Wege nahmen, und folglich einander nicht begegneten. Alles wurde um so leichter ausgeführt, weil von beyden Seiten die Mauren ohne Vertheidigung geblieben waren. Man plünderte, man überlud sich mit Beute, und alle Welt hielt sich glücklich, bis mit Anbruch des Tages beyde Städte ihren Irrthum gewahr wurden. Man verglich sich nun, daß jeder nach Hause gehen, und alles im vorigen Stande bleiben sollte. Dieß ist ein Bild von der damaligen Art, Krieg zu führen. Sie bestand fast in weiter nichts, als mit List, oder im ersten Anlauf sich der feindlichen Städte und Schlösser zu bemächtigen, doch gieng dieß nicht ohne oft sehr blutige Gefechte ab.

Ich kann nicht läugnen, daß der König von Navarra sehr schlecht bedient wurde. Seine Armee bestand fast aus eben so viel Katholiken als Reformirten, und er sagte oft, daß er den Erstern noch mehr Verbindlichkeit hätte, weil sie ihm ohne Eigennutz, und aus bloßer Zuneigung zu seiner Person dienten. Dennoch schadete diese Vermischung seinen Angelegenheiten. Die Herren von Türenne, Montgomery, Guitry, Lesignan 102), Favas, Pardaillan und andre vornehme Protestanten hatten eine unüberwindliche Abneigung gegen die Herren von Lavardin, Mioßens 103), Grammont, Sainte-Colombe, Roquelaure, Beholens, Podins und die übrigen katholischen Officiere. Dieser Haß zeigte sich unter andern auch bey Gelegenheit eines Streits, worin ich mit Frontenac verwickelt wurde, der mich einen jungen Meyschen genannt, und verächtlich hinzugesetzt hatte, wenn man mich bey der Nase zupfte, würde Milch heraus kommen. Ich antwortete ihm, ich fühlte mich stark genug, ihm mit meinem Degen, aus der Seinigen Blut zu zapfen. Dieser Zanck machte Aufsehen, das sonderbarste dabey aber war, daß obgleich

gleich mein Gegner katholisch war, der Vikomte von Türenne mit seinen Reformirten sich ihm zum Beystand anboth, und Lavardin, so bald er dieß erfahren hatte, mir seine und seiner katholischen Freunde Hülfe antrug. Die Ursache davon war der Haß, den der Vikomte auf mich geworfen hatte, weil ich einst bey einer Streitigkeit zwischen ihm und Langoiran die Partey des letztern, dem ich Verbindlichkeiten schuldig war, genommen hatte. Der Herr von Türenne verlangte, daß bey allen Gelegenheiten, wo sie sich im Dienst zusammen treffen würden, Langoiran ihm das Kommando überlassen, und Befehle von ihm annehmen sollte. Dieser, der von eben so gutem Hause zu seyn glaubte, als der Vikomte, lachte über die Ansprüche desselben, und nannte ihn mit Spott einen Andächtigen, der nur deshalb zu den Reformirten übergegangen wäre, weil 104) Büßy ihn aus der Gunst Monsieurs ausgestochen hätte. Nachdem die ganze Sache beygelegt war, rieth man mir die ersten Schritte gegen den Vikomte zu thun, ich willigte auch darein, aber er nahm sie so schlecht auf, daß ich es dabey bewenden ließ, und wir kälter als vorher gegen einander blieben.

Aus diesem Parteyhaß entstand eine Uneinigkeit im Kriegsrath des Königs von Navarra, welche einen Theil seiner Anschläge, besonders auch den auf Marmande, scheitern machte. Lavardin hatte diesen Ort gegen la Noue's, und selbst gegen des Königs Rath angegriffen, und ließ verschiedne Trupps, jeden von hundert Büchsenschützen, vorrücken, um sich der Hohlwege und andrer vortheilhaften Posten nahe an den Mauren der Stadt zu bemächtigen. Einen dieser Trupps gab er mir anzuführen, mit welchen ich etwa 200 Schritte von dem Platz Posto faßte. Kaum aber war ich da, so wurde ich von einem Haufen der Belagerten, der

dreymal so stark, als der Meinige war, angegriffen. Ich verschanzte mich, und wehrte mich lange unter dem Schutz einiger Häuser, bis der König von Navarra, der unsre Gefahr sahe, nur mit einem bloßen Küraß bedeckt herbey eilte, den ganzen Tag focht, und uns allen dadurch Zeit verschaffte, uns dieser Posten zu bemächtigen. Dieß half uns jedoch nur wenig, da wir nicht Leute genug hatten, die Stadt von allen Seiten einzuschließen, und der König würde den Verdruß gehabt haben, blos gekommen zu seyn, um die Belagerung aufheben zu müssen, wenn die Ankunft des Marschalls von Biron, der Friedens Vorschläge brachte, ihm nicht einen anständigen Vorwand gegeben hätte, seine Truppen zurück zu ziehen.

Man konnte jedoch noch weiter nichts als einen Stillstand schließen, während dessen der König von Navarra nach Bearn gieng, um seine Schwester, oder vielmehr die junge Tignonville 105) zu besuchen, in die er verliebt war. Er erlaubte mir, ihn zu begleiten, ich ließ daher meine Feldequipage zurück, und nahm eine andre mit, die sich zu der Rolle, welche wir spielen wollten, schickte. Meine Fahne überlieferte ich den Herrn von Lavardin wieder, welcher sie meinem Vetter, dem jungen Bethune gab. Meine Ersparnisse binnen drey oder vier Jahren, nebst verschiednen Vortheilen, die ich mir im Kriege gemacht hatte, hatten mir eine so ansehnliche Kasse verschafft, daß ich im Stande war, verschiedne Edelleute in meinem Solde zu erhalten, mit welchen ich beschloß, mich von nun an blos dem unmittelbaren Dienste des Königs zu widmen. Weil ich nicht Lust hatte, mich jemals wieder in schlechtern Umständen zu sehen, so führte ich eine so regelmäßige Ordnung in meinem Hauswesen und in meiner Kompagnie ein, daß der König von Navarra, der die Aufführ-

führung des geringsten seiner Officiere beobachtete, mir nachher gestanden hat, ich hätte den größten Theil der Achtung, mit welcher er mich beehrte, der klugen Wirthschaft zu danken, welche ihm bey dieser Einrichtung aufgefallen wäre. Im Grunde konnte sie blos wegen meiner großen Jugend außerordentlich heissen, aber ich habe früh empfunden, wie nützlich es ist, in dem Innern seines Hauses Ordnung einzuführen. Die Neigung dazu giebt, wie mich dünkt, von jedem der sie besitzt, eine vortheilhafte Meinung, er sey Staatsmann oder Soldat.

Die ganze Zeit über, da mir in Bearn waren, dachte man an nichts, als an Freudenfeste und Galanterie. Der Geschmack, den die Prinzessin an diesen Vergnügungen fand, war für uns eine unerschöpfliche Quelle. Ich lernte von ihr die Hofkunst, in der ich sehr unerfahren war. Sie war so gütig, mich zu allen ihren Partien zu ziehen, und ich erinnere mich, daß sie sich selbst die Mühe gab, mich ein Ballet tanzen zu lehren, welches mit vieler Pracht ausgeführt wurde.

Da der Stillstand beynahe zu Ende war, erfuhr der König, daß die Stadt Causse, durch Aufrührer empört, sich geweigert hätte, die Besatzung, welche er ihr zuschickte, einzulassen. Er befahl deßwegen, wir sollten in Jagdkleidern, unter denen wir unsre Waffen versteckt hatten, uns an einem Ort im Felde begeben, wo er uns selbst erwartete. So kam er an die Thore dieser Stadt, ehe man von seinem Marsch Nachricht haben konnte, und drang mit funfzehn, oder sechszehn, die ihm näher als der Ueberrest seines Trupps gefolgt waren, ohne Widerstand hinein. Kaum hatten die Aufrührer dieß gemerkt, so schrien sie, man sollte schnell das Fallgatter herunter lassen, welches auch dicht hinter meinem und Bethünens Pferde niederfiel, und uns von dem

Haupt-

Haupttrupp, der vor der Stadt blieb, trennte. Zugleich zogen sie die Sturmglocke, waffneten sich in gröſter Eil, und ein Hauffen von funfzig Mann drang auf uns ein. Wir unterschieden deutlich drey oder vier Stimmen unter ihnen, welche schrien: „Zielt auf den „Scharlach Rock und den weissen Federbusch, das ist „der König von Navarra!" Dieser Fürst wendete sich gegen uns: „Meine Gefährten, sagte er, meine Freun„de! hier kömmt es darauf an, Muth und Entschlos„senheit zu zeigen, denn nur davon hängt unsre Ret„tung ab. Jeder folge mir also, und mache es, wie „ich. Keiner thue einen Pistolschuß, ohne seinen Mann „gewiß zu nehmen." Mit diesen Worten nahm er die Pistole in die Hand, und marschirte kühn auf die Feinde los, welche diesen Anfall nicht aushalten konnten, und sogleich zerstreut wurden. Drey oder vier ähnliche Hauffen, die sich nacheinander zeigten, wurden eben so auseinander gesprengt. Aber da jetzt mehr als zweyhundert Feinde sich versammelten, und unsre Kräfte abnahmen, so geriethen wir in die äußerste Gefahr. Der König zog sich gegen ein groſses Thor zurück, das ihm seine Vertheidigung erleichterte, und hielt da Stand. Zugleich hatte er die Gegenwart des Geistes, zween von uns zu befehlen, daß sie auf den Thurm steigen, und denen von den Unsrigen, welche im Felde geblieben waren, ein Zeichen geben sollten, zu eilen und das Thor aufzusprengen. Dieß thaten sie auch, und es gelang ihnen um so leichter, weil zum Glück die Brücke nicht aufgezogen war. Der Theil der Bürger, welcher dem Könige zugethan, und nur durch die Aufrührer gezwungen worden war, ihrem Willen zu gehorchen, fiel diesen in den Rücken, so bald er die Soldaten im Begriff sah, in die Stadt zu dringen. Sie vertheidigten sich gut, bis das Thor aufgesprengt und die Stadt voll Soldaten war. Sie würden alle niedergehauen

und

und die Stadt selbst geplündert worden seyn, wenn nicht die Consuls an der Spitze der vornehmsten Bürger gekommen wären, sich dem Könige zu Füssen zu werfen. Er ließ sich erbitten, und begnügte sich, zur Strafe bloß Viere von denen, die nach dem weissen Federbusch gezielt hatten, aufhängen zu lassen.

Heinrich ließ Bethünen als Gouverneur zu Eause, und wendete sich eilig gegen Mirande, weil er Nachricht erhalten, daß Saint Criq, ein katholischer Edelmann von seiner Parthey, sich dieses Orts bemächtigt hätte, weil er aber nicht stark genug war, ihn zu besetzen, gezwungen worden sey, sich in einen Thurm zu werfen, wo er von den Bürgern und der Besatzung belagert und sehr in die Enge getrieben wäre. So sehr der König auch eilte, so konnte er doch das Unglück dieses Offiziers nicht verhindern, weil die Feinde den Thurm erobert und ihn mit allen seinen Leuten darin verbrannt hatten, kurz zuvor, als wir vor der Stadt ankamen. Die Einwohner wollten uns in dieselbe Falle locken, verbargen sorgfältig, was geschehen war, und bliesen die Trompeten, als ob Saint-Criq seine Freude über die ihm zugeführte Hülfe bezeugen wollte. Ein Hugenottischer Soldat in der Stadt sah die Gefahr, in die der König im Begriff war sich zu stürzen, und worin wir unfehlbar alle würden mit ihm umgekommen seyn, weil die Macht der Feinde uns zu sehr überlegen war. Er stieg über die Mauer, und warnte uns vor dem Hinterhalt, den man uns gestellt hatte. Der König entschloß sich auch gleich, wieder umzukehren; weil er aber schon sehr weit vorgedrungen war, so thaten die Bürger, welche im Augenblick merkten, daß ihr Anschlag verrathen war, einen Ausfall, und griffen ihn auf dem Rückzuge an. Der junge Bethüne und ich hatten uns so tief eingelassen, daß wir umringt wurden. Wir

schlugen

schlugen uns wie Verzweifelte, die wenigstens ihr Leben theuer verkaufen wollen, aber wir würden bald haben unterliegen müssen, da wir schon vor Ermattung unsre Waffen kaum mehr halten konnten, wenn der König uns nicht Lesignan und den ältern Bethune zu Hülfe geschickt hätte. Diese thaten zu unserm Glück einen so heftigen Anfall, daß unsre Gegner zu wanken anfiengen, und wir uns zurück ziehen konnten. Der Herr von Yvetot, ein Edelmann aus Normandie, und mein Kammerdiener la Trape waren mir bey dieser Gelegenheit eine große Hülfe. Der König von Navarra hob, da es Abend zu werden begann, das Treffen auf, und zog sich nach Jegün zurück, wo zween Tage nachher die königlichen Truppen unter den Befehlen des Admiral von Villars erschienen. Das Gerücht von dem Angriff bey Mirande hatte sie herbeygezogen, und es würde Verwegenheit gewesen seyn, auf sie loszugehen. Wir hielten uns daher in unsern Verschanzungen eingeschlossen, und suchten sie zu bewegen, uns darin anzugreiffen. Da sie es nicht wagen wollten, blieben die Armeen bis in die Nacht gegen einander über. Man schlug einen Zweikampf vor zwischen den Herren von Lavardin und de la Devese, wobey von jeder Seite sechse seyn sollten; aber indem wir uns darüber stritten, wer dabey seyn wollte, ließen der König von Navarra und der Marquis von Villars jeder seine Truppen mit Anbruch der Nacht sich zurück ziehen.

Einige Zeit nachher, da der König von Leictoure nach Montauban gieng 106), befahl er dem Grafen von Meilles und mir, mit 25 Pferden einen Haufen Büchsenschützen anzugreiffen, welchen die Einwohner von Beaumont 107) in die Weinberge und Hohlwege, wo wir durch mußten, postirt hatten. Wir trieben sie fechtend bis an die Thore der Stadt, aus welchen etwa hun-

hundert Soldaten ihnen zu Hülfe kamen; der König schickte uns sogleich eine Verstärkung, mit welcher wir sie schlugen, so daß ein Theil auf dem Platze blieb, und die Uebrigen in den Gräben ersoffen. Weil er aber sahe, daß die Wälle schnell mit Soldaten bedeckt wurden, so hielt er es nicht für rathsam weiter zugehen, sondern setzte seinen Weg fort. Bey seiner Rückkehr wollte er diese Stadt vermeiden, und nahm seinen Weg tiefer unten, über einen Ort, der, wo ich nicht irre, Saint-Nicolas hieß 108), nahe bey dem Mas de Verdün. Kaum waren wir eine Meile davon entfernt, so hörten wir Trommeln rühren, und entdeckten eine Partey von dreyhundert Büchsenschützen, in fünf Fahnen abgetheilt, welche in ziemlicher Unordnung marschirten. Man hielt Kriegsrath; einige waren der Meinung, man sollte sie angreiffen, ohne auf ihre Ueberlegenheit zu achten; Andre riethen davon ab. Der König, der blos versuchen wollte, ob sie Stand halten würden, ließ funfzig Pferde vorrücken. Unterdeß stellte er uns in Ein Glied, und die Knechte hinter uns, welches den Feinden eine Fronte zeigte, die unsre kleine Anzahl verbarg. Der blendende Glanz unsrer Waffen setzte sie in Furcht; sie entflohen durch die Gebüsche, und wir verfolgten sie, bis sie eine Kirche antrafen, wo sie sich verrammelten.

Diese Kirche war groß, vest gebauet und mit Lebensmitteln angefüllt, weil sie der gewöhnliche Zufluchtsort der Bauern war, von denen sich auch gräde jetzt eine ganze Menge daselbst befand. Der König von Navarra setzte sich vor, sie mit Gewalt einzunehmen, und ließ Soldaten und Arbeiter von Montauban, Leictoures und andern benachbarten Städten holen, weil er wohl voraussah, daß Beaumont, Mirande und die katholischen Orte den Belagerten eine mächtige Hülfe schicken wür-

würden, wenn man ihnen Zeit dazu ließe. Unterdessen fingen wir an, mit Hülfe unsrer Knechte die Mauern zu durchbohren. Mir fiel das Chor zu, und in zwölf Stunden gelang es mir in demselben eine Oeffnung zu machen, obgleich die Mauer sehr dick und von einem außerordentlich harten Stein war. Nachher ließ ich von einem Gerüste, welches so hoch war, als das Loch in der Mauer, eine Menge Grenaden in die Kirche werfen. Die Belagerten hatten kein Wasser, und mußten ihr Mehl mit Wein kneten; noch größer aber war die Unbequemlichkeit, daß sie keine Wundärzte, keine Wäsche und keine Arzneymittel gegen die Wunden hatten, welche sie durch die Grenaden empfingen, die man jetzt von allen Seiten hinein warf. Dieß bewog sie nach fünf Tagen zu kapituliren, da eben noch ein starkes Hülfskorps von Montauban zu dem Könige stieß. Er befahl, daß man blos sieben oder achte, die Grausamkeiten gegen die Reformirten begangen hatten, aufhängen sollte; aber er konnte sie nicht vor der Wuth der Einwohner von Montauban schützen, welche sie selbst aus unsern Armen rissen, und ohne Barmherzigkeit alle niederbohrten. Man erfuhr die Ursach, die sie so sehr aufgebracht hatte aus den Vorwürfen, welche sie diesen Bösewichtern machten, sie hätten sechs Frauen und Mädchen entführt, auf die schrecklichste Art gemißbraucht, und dann umgebracht, indem sie ihnen den Leib mit Kanonenpulver anfüllten, und es ansteckten. Eine schauderhafte und viehische Grausamkeit!

Die Stände, welche gerade damals zu Blois versammlet waren, schickten den Erzbischoff von Vienne, 109), den Herzog von Montpensier und Richelieu als Abgeordnete an den König von Navarra, welcher mir und Bethünen befahl, bis Bergerac zu gehen, um sie zu empfangen. Sie hatten den Auftrag den König zu

ermah-

ermahnen, daß er die katholische Religion annehmen möchte, weil die Stände beschlossen hatten, daß diese allein in dem Reich sollte geschützt werden. 1575.
Da aber diese Zusammenkunft um derentwillen man einen Stillstand geschlossen hatte, weiter nichts hervor brachte, so kehrten die Abgeordneten zurück, und die Feindseligkeiten nahmen wieder ihren Anfang. Der Admiral von Villars 110) machte einige Versuche auf Lostel-Jalour 111) und Nerac, aber er fand überall den König von Navarra, der seine Absichten vereitelte. Dieser Prinz setzte sich den Gefahren aus, wie der geringste Soldat, und machte vor Nerac 112) einen überaus kühnen Strejch, indem er fast ganz allein einen Trupp Reuter, der die übrigen verlassen hatte um ihn zu überfallen, zurück trieb. Unsre Bitten waren nicht vermögend ihn zu bewegen, etwas mehr für sein Leben besorgt zu seyn, aber sein Beyspiel feuerte auch unserm Muth an, so daß noch an demselben Tage unsrer Zwölfe bis Funfzehn uns der katholischen Armee bis auf eine Schußweite näherten, um unsre Pistolen abzufeuern. Der König, der es bemerkte, sagte zu Bethünen: „Geht „zu eurem Vetter, dem Baron von Rosny, er ist so un„besonnen wie ein Maykäfer; bringt ihn von da weg, „und die Andern auch, denn wenn der Feind sieht, daß „wir uns zurück ziehen, wird er so über sie herfallen, „daß sie gewiß alle werden gefangen oder getödtet wer„den." Ich gehorchte dem Befehl, und da der König sah, daß mein Pferd vorn am Blatt verwundet war, warf er mir diese Tollkühnheit vor mit einem Zorn, der für mich äußerst verbindlich war. Man schlug diesen Tag ein Gefecht von Vieren gegen Viere vor, es kam aber nicht zu Stande, weil der Admiral das Zeichen zum Rückzuge gab.

Unstreitig wäre es der wichtigste Streich für den König gewesen, wenn er den Herzog von Mayenne 113)

hätte zwingen können, die Belagerung von Brouage aufzuheben. Er brach auch dahin auf, und ließ den Vikomte von Türenne zurück, um ihm das Fußvolk nachzuführen; aber theils konnte dieser nicht geschwind genug nachkommen, um die Stadt zu entsetzen, theils wurden auch der König von Navarra und der Prinz von Conde bey ihrer Zusammenkunft zu Pons erst völlig uneins. Der letztere beschuldigte den Vikomte von Türenne, daß er schuld an diesem Mißverständnisse wäre, und wollte sich sogar mit ihm schlagen. Das allgemeine Beste litt am meisten bey dieser Uneinigkeit, und der Prinz von Condé trennte sich bald nachher öffentlich von dem König von Navarra.

Der Frieden, der auf diese, den Reformirten so wenig günstigen Begebenheiten folgte, war allein das Werk Heinrichs III. der dadurch die Guisen kränken wollte. Der Krieg stimmte weder mit seiner Neigung, die ihn gänzlich zu einer Lebensart hinzog, in welcher Andächteley 114) und Wollust sonderbar mit einander abwechselten, noch auch mit seinen Absichten überein, welche alle dahin abzielten, die Prinzen aus dem Hause Lothringen, die durch die Ligue zu mächtig geworden waren, zu demüthigen. Obgleich dieser Frieden 115) den Hugenotten nicht so vortheilhaft war, als der Frieden Monsieurs, so waren sie doch den Bedingungen desselben getreuer als die Katholiken, welche mitten im Frieden Agen und Villeneuve in Besitz nahmen, ohne daß man Genugthuung dafür erhalten konnte. Die Folge eines so schlecht beobachteten Vertrags war eine Unthätigkeit voller Argwohn, die mehr einem langen Waffenstillstand als einem wahren Frieden ähnlich sahe. So verstrich der Rest dieses und ein Theil des folgenden Jahres.

Die

Die Königin Mutter verließ in der Zwischenzeit 1578. Paris mit ihrem ganzen Hofe, durchreisete die Provinzen und unterredete sich mit dem Könige von Navarra zu la Reole und zu Auch. Ob es ihre Absicht war, in der That wirksam an der Wiederherstellung eines dauerhaften Friedens in dem Reiche zu arbeiten, oder ob sie einen geheimen Grund hatte, diesen Prinzen entgegen zu kommen, ist ungewiß; sie blieb aber verschiedne male ziemlich lange zu Nerac 116), zu Coutras, zu Fleix und an andern Orten mit ihm zusammen. Das Jahr 1578. und ein Theil von 1579. verstrichen über diesen Hin- und Herreisen, und mit gegenseitigen Klagen über schlechte Beobachtung der Verträge, die von beiden Theilen ohne großes Bedenken verletzt wurden. Die Vermischung beider Höfe, die einander von Seiten der Galanterie nichts nachgaben, brachte die Wirkung hervor, die sich davon erwarten ließ. Man ergab sich dem Vergnügen, und dachte nur an Gastmahle, Ballets und galante Feste. Aber da unterdeß Liebe die ernsthafteste Beschäftigung der Hofleute geworden war, beschäftigte sich Katharine blos mit ihrer Politik. Dießmal jedoch gelang sie ihr nicht. Zwar söhnte sie den König von Navarra mit seiner Gemahlin aus, die damals über das Betragen Heinrichs III. gegen sie sehr unzufrieden war, aber sie konnte ihren Schwiegersohn weder nach Paris locken, noch ihn durch irgend einen Grund dahin bringen, ihr die Sicherheits-Plätze zurück zu geben, welches ihr Hauptaugenmerk war. Diese buntscheckigte Vermischung von Galanterie und Politik würde Stoff genug darbiethen, diese Memoiren beträchtlich zu vergrößern; aber ich gestehe in Ansehung des letztern dieser Artikel, daß meine Jugend, und andre meinem Alter mehr angemessne Sorgen mir nicht erlaubten, mich darin zu mischen. Und was die Galanterie anbetrifft, ausserdem daß ich das Andenken derselben

ben verlohren habe, so scheint es mir, daß die Herrechnung einer Menge eitler Intriguen hier nicht an ihrer Stelle seyn würde. Alles kömmt doch im Grunde auf weiter nichts hinaus, als auf Begierde zu gefallen, und einander zu verdrängen. Ich werde dagegen einige Begebenheiten berühren, die auf den Krieg Beziehung haben.

Die Königin Mutter hätte mit dem König von Navarra auf so lange, als sie beysammen waren, einen Stillstand im ganzen Bezirk des Königreichs schließen können. Aber, es sey nun, daß sie glaubte, sie würde sich während des Krieges leichter durch List oder Ueberfall einiger Städte bemächtigen können, oder daß sie überhaupt diesen Weg für bequemer hielt, zu ihrem Zweck zu kommen; genug, sie ließ es sich gern gefallen, daß man von beyden Seiten den geschloßnen Frieden vergaß, und die Unterhandlungen betrieb, als ob man im Kriege wäre. Man war blos übereingekommen, einen Stillstand für alle die Orte zu schließen, wo sich der Hof aufhalten würde. Die Grenzen desselben erstreckten sich gewöhnlich nicht weiter, als anderthalb bis zwo Meilen von dem Orte, wo sich die Königin und die Prinzen befanden, welches in der That einen ganz neuen Kontrast machte. Hier überhäufte man sich mit Höflichkeiten, und unterredete sich mit größter Vertraulichkeit; begegnete man einander jenseits der Grenzlinie, so schlug man sich mit äußerster Erbitterung. Eines Tages, da beyde Höfe zu Auch waren, und man grade einen Ball gab, bekam der König von Navarra Nachricht, daß Uſſac, der Gouverneur von Reole 117), ein alter, bisher eifrig Hugenottischer Edelmann, durch die Liebe zu einer von den Damen der Königin-Mutter verführt, seine Pflicht vergessen und diesen Ort den Katholiken überliefert habe. Der König von Navarra,

der

der seine Rache auf der Stelle nehmen wollte, ließ mir und noch drey oder vier Andern befehlen, den Tanzsaal zu verlassen, wie gewöhnlich Jagdkleider über unsre Waffen anzuziehen, und im Felde zu ihm zu stoßen. Wir brachten so viel Leute zusammen, als wir konnten, doch nahmen wir uns in Acht, daß der Ball dadurch nicht entblößt wurde. Mit diesen kamen wir zu dem Könige, marschirten die ganze Nacht durch, erreichten Fleurance des Morgens beym Thoraufmachen, und bemächtigten uns dieses Orts ohne Widerstand. Die Königin Mutter, die darauf geschworen hätte, der König von Navarra habe zu Auch geschlafen, war am andern Morgen nicht wenig verwundert, da sie diesen Streich erfuhr. Sie nahm indessen die Parthie, selbst zuerst darüber zu lachen; „ich sehe wohl, sagte sie, es „ist die Wiedervergeltung für la Reole. Der König von „Navarra hat mich mit meiner eignen Münze bezahlen „wollen; ich habe aber doch bey dem Tausch gewonnen“ Einige Zeit nachher, da der Hof zu Coutras war, trug sich eine ähnliche Begebenheit zu. Der König von Navarra hatte beschlossen, Saint-Emilion wegzunehmen, und schickte uns deswegen ab, um in Sainte-Foi, welches nicht mit in dem Stillstande begriffen war, zu übernachten. Am andern Tage marschirten wir nach Saint Emilion, und schraubten eine Petarde, die wir mitgebracht hatten, an zwey Fenstern eines starken Thurms an. Diese Maschine gieng mit einem solchen Krachen los, daß man es bis zu Coutras hören konnte. Der Thurm bekam eine Oefnung, durch welche zween Männer neben einander hinein kommen konnten und die Stadt wurde durch dieses Mittel erobert. Die Königin Mutter nahm dieses sehr übel, und sagte laut, sie müßte diesen Streich als eine absichtliche Beleidigung ansehen, weil Saint-Emilion in den Gränzen des Stillstandes begriffen wäre. Die Ent-

fernung dieſes Orts von Coutras war freylich ſo, daß der Fall zweifelhaft blieb; aber der König von Navarra erinnerte ſie blos daran, daß die Bürger von Saint-Emilion vor wenig Tagen einen reformirten Kaufmann geplündert, ſie aber die Beute für rechtmäßig erklärt hatte; und es war nicht mehr die Rede davon. Oft geſchah' es, daß beyde Höfe ſich trennten, wenn etwa eine Sache vorgefallen war, die einem oder dem andern Theile ein wenig gar zu ſtark ſchien; aber die gemeinſchaftlichen Vergnügungen, die darunter hätten leiden müſſen, machten, daß man ſich bald wieder einander näherte. Der König von Navarra führte den Hof der Königin Mutter nach der Provinz Foix, wo unter andern Luſtbarkeiten er ihm auch eine Bärenjagd geben wollte. Aber man machte den Damen eine ſo fürchterliche Beſchreibung davon, daß ſie keine Luſt hatten ihr beyzuwohnen. In der That auch zerriß eins von dieſen Thieren einige Pferde, und ein anders brach durch zehn Schweitzer und eben ſo viel Füſelier durch. Ein Bär, der ſchon verſchiedne Wunden empfangen hatte, und auf die Spitze eines Felſens getrieben war, wo er nicht weiter fort konnte, ſtürzte ſich mit ſechs oder ſieben Jägern herab, die er umfaßt hielt, und zerſchmetterte ſie.

Am Ende trennte ſich Katharine von dem König 1579.
von Navarra, ſetzte ihren Weg durch Languedoc, Provence und Dauphine fort, wo ſie ſich mit dem Herzog von Savoyen beſprach, und kam nach Paris zurück. Sie hinterließ alles auf demſelben Fuß, wie ſie es gefunden hatte, nehmlich in einem ſogenannten Frieden, der nur das Mißtrauen und den Argwohn noch vermehrte. Was ſie aber dennoch nicht vergeſſen hatte, war, dem König von Navarra einen Theil ſeiner katholiſchen Officiere, unter andern Lavardin, Grammont und Duras 118) zu entführen. Eine andre Frucht ihrer Be-

Besuchs war die nunmehr völlig erklärte Feindschaft zwischen dem Prinzen von Conde' und dem Vikomte von Türenne, welche so weit gieng, daß der Prinz den Vikomte heraus forderte. Dieser nahm die Ausforderung nicht eher an, als bis er seinem Gegner alle Unterwerfung bezeigt hatte, die er dem Stande desselben schuldig war. Dieser Zweykapf hatte keine gefährliche Folgen; in einem Andern aber, zu welchen ihn Düras und Rosan heraus gefordert hatten, empfieng der Vikomte verschiedne Wunden. Man sagte damals, seine Gegner hätten diesen Vortheil über ihn blos durch eine unerlaubte List erhalten 119).

Nach Katharinens Abreise gieng der Navarrische Hof nach Montauban, und von da nach Nerac, wo er sich einige Zeit aufhielt, ungewiß, ob es nicht rathsamer wäre, den Krieg ernstlich wieder anzufangen. Aber da dieser Hof nicht weniger wollüstig war, als der Französische, so dachte man noch weiter an nichts, als an Vergnügen und Galanterie.

Die Nachricht, daß die Katholiken die Stadt (1580). Figeac (in Quercy, an der Grenze von Auvergne) überfallen hätten, und das Schloß belagert hielten, machte, daß man nicht länger anstand, die Waffen zu ergreiffen. Der Vikomte von Türenne, dem der König von Navarra aufgetragen hatte, das Schloß zu entsetzen, sagte bey seiner Abreise zu mir: Nun, mein Herr, werden sie von unsrer Partey seyn? Ich antworte ihm, Ja, mein Herr, ich werde stets von ihrer Partey seyn, wenn es der Dienst des Königs erfordert, und überhaupt zu allen Zeiten, wenn sie mich gern sehen. Die Katholiken, durch unsre Schnelligkeit überrascht, verließen Figeac. Da die Hugenotten nun einmal wieder unter den Waffen waren, so machten sie mehr als vierzig Unternehmungen 120), von denen aber nur dreye, auf la

Fere in Picardie, auf Montagü in Poitou, und auf Cahors gelangen. Ich werde nur von der letztern reden, weil sie die Einzige war, bey der ich mich befand, und weil von allen Angriffen auf Städte durch die Petardirung und Sappiren mir keiner so merkwürdig geschienen hat.

Cahors ist eine sehr volkreiche und weitläuftige Stadt, welche auf drey Seiten mit Wasser umgeben ist 121). Vesins 122) war ihr Gouverneur, und hatte mehr als 2000 Mann und 100 wohlberittne Reiter, außer der Bürgerschaft, die er immer unter den Waffen stehen ließ, unter seinem Befehl. Er war auf seiner Hut, wie ein Mann, der erwartet, angegriffen zu werden. Dieß sah man noch aus einem Zettel, den man in seinem Schranke fand, worauf er mit eigner Hand diese wenigen Worte geschrieben hatte: der Henker hole die Hugenotten! Der König von Navarra, dessen kleines Heer noch durch die Abwesenheit des Herrn von Chouppes geschwächt war, und der sich weder durch die Petarde, noch durch sappiren einen Eingang hatte eröffnen können, gab doch die Hofnung nicht auf, die Stadt zu erobern. Er verstärkte sein Korps durch alle Kriegsleute, die er in Montauban, Negrepelisse, Sain-Antoine, Bajara und Senevieres 123) fand, wodurch er im Ganzen etwa funfzehn hundert Mann zusammen brachte. Mit diesen verließ er Montauban, und kam um Mitternacht eine Viertel-Meile von Cahors an. Hier ließ er uns auf einer mit Nußbäumen beflanzten Ebne halten, wo wir eine Quelle fanden, die unsern Durst löschte. Wir waren im Monath Junius, die Hitze war sehr groß, und es donnerte heftig, doch ohne Regen. An diesem Orte machte der König die Disposition zu dem Marsch und dem ganzen Angriff. Zween Petardiere des Vikomte von Chourdon,

don, der der vornehmste Urheber dieser Unternehmung war, von zehen der entschlossensten Soldaten aus der Leibwache des Königs unterstützt, marschirten voraus, um uns den Eingang in die Stadt zu eröfnen. Zwanzig Mann zu Fuß und dreißig Reiter, gleichfalls von der Leibwache, unter der Anführung ihres Capitains, Saint-Martin, folgten dicht hinter Jenen. Dann kam ein andrer Trupp von vierzig Edelleuten unter Anton von Roquelaure, und sechzig Soldaten von der Garde; ich selbst war auch bey dieser Abtheilung. Der König von Navarra, an der Spitze von vier Kompagnien, jede von funfzig Mann, marschirte hinter uns, und der Rest dieser kleinen Armee, der aus etwa zwölfhundert Büchsenschützen in sechs verschiednen Trupps bestand, schloß den Marsch 124).

Wir mußten uns dreier Thore bemächtigen, welche man schnell mit den Petarden sprengte, und nachher durch Aexte zerhieb. Dennoch waren die Oefnungen so enge, daß die Ersten nur auf dem Bauche hinein kriechen konnten. Auf den Lerm der Petarden eilten vierzig Mann, die bewafnet waren, und etwa zweyhundert Büchsenschützen, diese aber halb nackt, herbey, um uns den Eingang zu verwehren, unterdeß die Sturmglocken durch ihr Geläut Jedermann zur Vertheidigung aufmahnten. In einem Augenblicke waren die Häuser mit Menschen bedeckt, welche große Stücken Holz, Steine und Ziegel auf uns herab warfen, und unaufhörlich schrien: Drauf! drauf! Schlagt todt! Wir merkten nun wohl, daß man sich schon längst vorbereitet hatte, um uns gut zu empfangen, und mußten also gleich Anfangs einen Anfall aushalten, der über eine Viertelstunde dauerte, und einer der heftigsten war. Ich wurde durch einen großen Stein, der aus einem Fenster geflogen kam, niedergeworfen, stand aber mit

Hülfe des Herrn la Berlichere und meines Kammerdieners wieder auf. Wir kamen nur wenig vorwärts, weil an die Stelle der Haufen, die wir außer Stand ſetzten zu fechten, ſtets friſche Truppen wieder anrückten, ſo daß wir ſchon mehr als zwölf Gefechte geliefert hatten, ehe wir den großen Platz erreichten. Ich wurde am linken Schenkel verwundet, weil in dem Handgemenge meine Beinſchienen losgegangen waren. Als wir den Marktplatz erreichten, fanden wir die Zugänge verrammelt; wir mußten uns mit unglaublicher Mühe durcharbeiten, und waren dabey unaufhörlich dem Feuer des Geſchützes ausgeſetzt, daß man in eine Batterie aufgefahren hatte. Der König war bey allen dieſen Angriffen ſtets an der Spitze; er zerbrach dabey zwo Hallebarden, und bekam auf ſeinen Küraß verſchiedne Kugeln und Säbelhiebe. Wir hatten bereits genug gethan, um einen ſchönen Sieg zu verdienen; aber wenn wir betrachteten, was uns noch zu thun übrig war, ſo hatten wir in der That noch kaum angefangen. Die Stadt hatte einen ſo großen Umfang, und enthielt eine ſolche Menge Soldaten, daß wir im Vergleich mit ihnen nur eine Handvoll Menſchen waren. So oft zwo Straßen ſich kreuzten, mußten wir ein Treffen liefern; bey jedem ſteinernen Hauſe, Sturm laufen. Jeder Schritt wurde ſo gut vertheidigt, daß der König ſtets alle ſeine Leute nöthig, und wir keinen Augenblick Zeit hatten, Athem zu ſchöpfen.

Kaum wird man es glauben, daß wir fünf ganzer Tage und Nächte bey dieſer heftigen Anſtrengung zubrachten. Während dieſer ganzen Zeit durfte es keiner wagen, nur einen Augenblick ſeine Waffen abzulegen, keiner ſich von den Andern entfernen, oder etwas genieſſen, anders, als mit den Waffen in der Hand, keiner ausruhen, ausgenommen daß man ſich etwa ſtehend einige Minuten an die Gewölbe lehnte. Zu der Ermüdung, der

Ent-

Entkräftung, dem Gewicht unsrer Waffen und der entsetzlichen Hitze kamen nun noch die Wunden hinzu, welche uns völlig den Rest unsrer Kräfte benahmen. Es war keiner, dem nicht die Füße wund und so voll Blut gewesen wären, daß wir fast nicht mehr stehen konnten. Die Bürger, welche keine von diesen Unbequemlichkeiten empfanden, und unsre kleine Anzahl immer deutlicher sahen, dachten gar nicht daran, sich zu ergeben, sondern suchten den Streit in die Länge zu ziehen, bis der Entsatz, den sie in der Nähe wußten, ankommen würde. Sie stießen ein heftiges Geschrey aus, und wurden durch unsre Hartnäckigkeit immer mehr erbittert. Zwar griffen sie uns nicht mit Macht an, aber ihre schwache Vertheidigung war doch hinreichend, uns zu zwingen, stets auf unsrer Hut zu seyn, welches uns vollends zu Boden drückte. In dieser äußersten Noth näherten sich die vornehmsten Offiziere dem Könige, riethen ihm, so viel Leute, als er könnte, um seine Person zu versammlen, und sich durch zu schlagen. Sie verdoppelten ihre Bitten, da sich das Gerücht verbreitete, daß die erwartete Hülfe wirklich schon vor der Stadt angekommen sey, und so bald sie nur würde eine Oefnung in der Mauer gemacht haben, herein dringen werde. Aber dieser tapfre Fürst, den nichts niederschlagen, nichts in Furcht setzen konnte, überwand den Schmerz, den ihm seine Wunden verursachten, und wendete sich gegen sie mit einem lächelnden Gesicht und einer Mine voll Zuversicht, die auch dem Geringsten gleiche Gefühle einflößte, und sagte ihnen blos die wenigen Worte: „Dort oben ist's beschlossen, was jetzt aus mir werden „soll. Denkt, daß mein Rückzug aus dieser Stadt, „ohne sie erobert zu haben, mein Tod seyn würde. „Meine Ehre beruhet zu sehr darauf, als daß ich anders könnte. Also rede man mir von nichts mehr, als „von fechten, von siegen oder sterben!"

Durch

Durch dieſe Worte und das Beyſpiel unſers tapfern Anführers neu beſeelt, ſtrengten wir unſre Kräfte vom friſchem an, wir würden aber wahrſcheinlich doch endlich haben unterliegen müſſen, wenn nicht Choupes, dem der König ſchon vor dem Angriff befohlen hatte, zu ihm zu ſtoßen, jetzt angekommen wäre. Er erfuhr die Gefahr des Königs, und drang mit fünf bis ſechs hundert Büchſenſchützen und hundert Pferden in die Stadt, indem er alles, was ſich ihm widerſetzte, über den Hauffen warf. Sobald er ſich mit uns vereinigt hatte, marſchirten wir nach der Seite der Stadt, wo der feindliche Entſatz ſich bemühte hinein zu dringen. Dieß ganze Viertel, welches noch Widerſtand that, wurde nun erobert, und ſo bald wir einmal Meiſter der Bruſtwehr und der Thürme waren, wurde es uns nicht mehr ſchwer, die Feinde von drauſſen zu zwingen ihre Unternehmung aufzugeben, und ſich zurück zu ziehen. Die Einwohner, welche jetzt ſahen, daß ſie nicht mehr die Stärkſten waren, legten die Waffen nieder, und die Stadt wurde rein ausgeplündert. Mein gutes Glück ließ mir eine kleine eiſerne Büchſe in die Hände fallen, in welcher ich viertauſend Thaler in Golde fand. Bey der Beſchreibung eines ſo hitzigen, ſo langen, und dem jungen Fürſten 125), der dabey kommandirte, ſo glorreichen Gefechts habe ich eine Menge beſondrer Umſtände und Thaten, des Königs ſo wohl als ſeiner Offiziere, auslaſſen müſſen, die wirklich beynahe fabelhaft ſcheinen müſſen.

Der König ließ den Herrn von Cabriere als Gouverneur zu Cahors 126), und kehrte nach Montauban zurück. Er ſchlug nachher noch zween oder drey Trupps von der Armee des Marſchall Biron, welcher ſich in Marmande eingeſchloſſen halten mußte. Um mehr in der Nähe zu ſeyn, rückte der König vor bis Tonneins

(in

(in Agenois an der Garonne) welches eine unzählige Menge kleiner Scharmützel veranlaßte. Weil die Soldaten des Marschalls täglich in das Gebieth unsrer Freunde Streifereien machten, so ließ Heinrich eines Tages den Herrn von Lesignan an der Spitze von fünf und zwanzig sehr gut berittnen Edelleuten, unter denen ich auch war, bis an die Thore von Marmande vorrücken, als geschähe es, um die Feinde heraus zu fördern, welches etwas ganz gewöhnliches war. Hundert Büchsenschützen mußten uns nachfolgen, welche an dem Ufer eines Bachs in einer kleinen Entfernung von uns sich auf dem Bauch niederlegten. Er selbst hielt sich, etwas weiter zurück, in einem kleinen Holze mit drey hundert Pferden und zwo Kompagnien von seiner Leibwache versteckt. Unsre Order lautete, blos mit dem Pistol zu scharmützeln, und zu suchen, einige Soldaten, die wir etwa außerhalb der Mauren finden würden, wegzunehmen, sobald man aber uns verfolgen würde, uns gegen die Büchsenschützen zurück zu ziehen. Dieß thaten wir auch, sobald wir hundert Pferde aus der Stadt auf uns zu kommen sahen, ob uns die Reiter gleich auf eine ziemlich beleidigende Art zuriefen, wir sollten sie erwarten. Ein Offizier von unserm Trupp, mit Namen Quasy, hörte sich namentlich heraus fordern. Er konnte es nicht lassen, gegen den, der ihn aufgeruffen hatte, umzukehren, warf ihn todt nieder, verlohr aber selbst dabey sein Pferd. Indem er nun zu Fuß unsre Brigade wieder zu erreichen suchte, fiel der ganze feindliche Haufen, durch den Tod ihres Kameraden aufgebracht, über ihn her. Wir eilten ihm zu Hülfe, und es entstand ein hitziges Handgemenge, während dessen einer von unsern Bedienten aus Furcht davon lief, und den König von Navarra in Schrecken setzte, indem er ihm sagte, wir und die Büchsenschützen wären alle niedergehauen worden. Dieß hatte so wenig Grund, daß im Gegentheil die Feinde, da

sie,

sie, nachdem das Gefecht einige Minuten gewährt hatte, die Schützen wahrnahmen, welche aus ihrem Hinterhalt uns zu Hülfe eilten, jetzt einen Ueberfall fürchteten, und die Flucht in die Stadt nahmen, weil sie glaubten unsre ganze Armee würde ihnen auf den Hals kommen. Man hatte unterdeß alle Mühe, Heinrichen zurück zu halten, der sich auf das feindliche Heer stürzen wollte, um uns zu rächen und rühmlich zu sterben. Aber man bath ihn so dringend, sich zurück zu ziehen, daß er endlich wider Willen sich dazu entschloß. Seine Verwunderung war groß, als er uns zurück kommen sah, aber noch größer war sein Verdruß, daß er den furchtsamen Rathgebern gefolgt war, um so mehr, da er sah, daß Lesignan bittre Klagen führte, man habe ihn bey dieser Gelegenheit im Stiche gelassen. Ich verlohr dabey ein Pferd, welches unter mir getödtet wurde.

Noch weit verdrießlichere Nachrichten vermehrten den Unmuth des Königs von Navarra. Der Prinz von Conde, nicht zufrieden, ihm einen Theil seiner Truppen entführt, und sich auf eine Art von ihm getrennt zu haben, die so viel Aufsehen erregte, hatte einige Städte von Dauphine und Languedoc auf seine Seite gebracht, welche er Heinrichen entzog, um sich aus denselben eine unabhängige Herrschaft zu machen. Er hatte dem Prinzen Casimir Aiguesmortes und Pecais in Languedoc als Sicherheits Orte für die Truppen verpfändet, welche dieser ihm zuzuführen versprach. Und noch zuletzt hatte er sich der Stadt la Fere in Picardie bemächtigt 127), deren Verlust der König von Navarra nicht gleichgültig ansehn konnte. Er sah sich daher genöthigt, seine Armee noch einmal zu theilen, ob sie gleich ohne dies schon schwächer war, als die katholische. Der Vikomte von Türenne, den er abgeschickt hatte, vereitelte alle Entwürfe des Prinzen von Conde;

der König selbst, da er im freien Felde jezt gegen den Marschall von Biron zu schwach war, schloß sich zu Nerac ein, wo die Damen und sein ganzer Hof sich damals aufhielten, der ungeachtet der schlechten Umstände des Königs, dennoch immer glänzend war.

Der Krieg bekam nun abermals eine andre Gestalt, er war eigentlich jezt weder Feldkrieg noch Belagerungskrieg, aber etwas von beydem zugleich. Biron hielt sich nicht stark genug, um Nerac zu belagern, aber er suchte diesen Ort in beständiger Unruhe zu erhalten, indem er seine Truppen in der Nähe desselben hielt, und der König von Navarra, ob er gleich darin blockirt war, machte doch auch zuweilen Streifereien im Felde. Seine Kavallerie wurde ihm unnütz, weil man auf seinen Befehl die Thore verschlossen hielt. Es blieb uns nichts übrig, als durch die kleinern Pforten, welche offen geblieben waren, Ausfälle zu thun, um die von der Armee der Royalisten abgesonderten Haufen, zuweilen im Angesicht des ganzen Heers, anzugreiffen. Ich erwählte meinen alten Stand eines Infanteristen wieder, und mischte mich unter die andern Offiziere, mit welchen ich mich bey einigen von diesen Prahlereien befand, bey denen weder Ehre noch Ruhm zu erwerben ist. Auch wurden sie von dem Könige von Navarra auf das strengste gemißbilligt. Eines Tages sagte man ihm, ich wäre durch eine feindliche Partey verwundet und gefangen worden. Er wurde sehr zornig darüber, schickte aber doch Deschamps und Dominge ab, um mich loßzumachen, wenn es möglich wäre. Nachdem ich mit ihnen zurückgekommen war, verboth er mir ausdrücklich, ohne seinen Befehl aus der Stadt zu gehen, und nannte mich eingebildet und unbesonnen, wie ich es auch wirklich verdiente, denn es ist thöricht und ausschweifend, sich in eine Gefahr zu stürzen, der man ohne ein

Wun-

Wunder nicht entgehen kann. Der Marschall von Biron machte einst eine Bewegung, als ob er Nerac belagern wollte, die ganze Sache kam aber auf einige Scharmützel hinaus, denen die Damen von den Wällen herab zusahen, wohin der Marschall ohne Achtung 128) für sie aufs Gerathewohl einige Kanonen Schüsse thun ließ.

Der König von Navarra nahm dem ungeachtet Monségür in Foix weg. Der Kapitän Milon ließ einen Schlauch mit fünfhundert Pfund Pulver füllen, und fand Mittel, ihn in eine Schleuse zu bringen, welche zwischen den beyden Hauptthoren ihren Ausfluß in den Stadtgraben hatte. Das Ende des Schlauchs, wo die Lunte angelegt werden sollte, blieb im Grase versteckt. Nachdem alles in Stand gesetzt war, um diese Maschine spielen zu lassen, erlaubte uns der König hinzugehen, um die Wirkung zu sehen, die sie thun würde, die auch ganz ausserordentlich war. Das Eine von den beyden Thoren flog mitten in die Stadt, und das Andere auf funfzig Schritte weit ins Feld. Alle Gewölbe stürzten ein, und da die Mauer eine Oefnung bekommen hatte, durch welche drey Mann neben einander hinein gehen konnten, so wurde die Stadt eingenommen. Weil die Feinde entschlossen zu seyn schienen, sie uns wieder zu entreissen, so befahl der König mir, mich mit vierzig Edelleuten darin einzuschließen. Wir suchten den Platz durch neue Pallisaden und Verschanzungen, an der Stelle derer, welche das Pulver eingerissen hatte, wieder gut zu bevestigen; und arbeiteten auch ohn Unterlaß daran, obgleich eine damals sehr herumgehende Krankheit, die Kokelüsche 129), uns alle, und besonders mich, heftig plagte. Wir setzten dadurch endlich den Ort in einen solchen Stand, daß er von den Feinden nichts mehr zu befürchten hatte. Ich kehrte darauf

zu

zu dem Könige von Navarra zurück, welcher sich jezt bemühte, mich durch die Freundschaftsbezeugungen, womit er mich überhäufte, den Unterschied zwischen solchen kriegerischen Verrichtungen, welche die Pflicht gutheißt, und andern, die blos Ausbrüche einer heftigen und aufbrausenden Bewegung sind, kennen zu lehren. Ich sah mit einigem Vergnügen, daß das Herz dieses Fürsten mir täglich gewogner wurde, und daß er wirklich aus natürlicher Zuneigung das that, was er nur aus Achtung gegen seine Mutter, die ihm auf dem Todbette meine Person und mein Glück empfohlen hatte, zu thun glaubte. Er belohnte die geringen Dienste, welche ich ihm in diesem Jahre geleistet hatte, durch die Stelle eines Raths von Navarra und seines ordentlichen Kammerherrn, mit zweytausend livres Gehalt. Damals gab es keine beträchtlichere Ehrenstelle, und ich war erst neunzehn Jahre alt. Aber das Feuer der Jugend riß mich zu einem Fehltritt hin, der mich auf immer um die Gunst dieses Fürsten hätte bringen können. 1574.

Ich speisete eines Abends mit Beauvais, dem Sohn des ehemaligen Hofmeisters des Königs von Navarra, und mit einem Offizier, Namens Ueßeau, welche Händel mit einander bekamen, und sie mit dem Degen ausmachen wollten. Sie bathen mich, ihnen die Mittel dazu zu erleichtern, und ihre Absicht geheim zu halten. Statt dem König sogleich Nachricht davon zu geben, war ich so unbesonnen, ihnen beydes zu versprechen. Nach einigen vergeblichen Versuchen, sie mit einander auszusöhnen, führte ich sie selbst auf eine Wiese, wo beyde gefährlich verwundet wurden. Der König von Navarra, der Beauvais sehr lieb hatte, war durch den Antheil, den ich an dieser Sache genommen hatte, sehr aufgebracht; er ließ mich holen, und sagte mir mit großem Unwillen, ich spielte den unumschränkten Herrn

ſogar an ſeinem Hofe, und ich verdiente, meinen Kopf zu verliehren, wenn er mit mir nach der ſtrengen Gerechtigkeit verfahren wollte. Ich hätte meinen Fehler durch ein aufrichtiges Geſtändniß wieder gut machen können, aber ich verdoppelte ihn durch ein noch weit größeres Vergehen. Ueber ſeine Drohung aufgebracht, antwortete ich unüberlegt, ich wäre weder ſein Unterthan noch ſein Vaſall, und drohete ihm von meiner Seite, ſeine Dienſte zu verlaſſen. Er nahm meine Unverſchämtheit mit der gebührenden Verachtung auf, und ich war im Begriff, mich den Augenblick, und vielleicht auf immer von der Perſon dieſes guten Fürſten zu trennen, wenn nicht die Prinzeſſinen es über ſich genommen hätten, ihn mit mir auszuſöhnen. Er gab der Freundſchaft, die er für mich hatte, Gehör, und begnügte ſich blos, mich die Größe meines Fehlers dadurch empfinden zu laſſen, daß er mir einige Zeit ſehr kalt begegnete. Endlich, nachdem er von der Aufrichtigkeit meiner Reue hinlänglich überzeugt war, ſchenkte er mir ſeine erſten Geſinnungen wieder. Dieſer Zug von Güte lehrte mich einſehen, wie ſehr dieſer menſchenfreundliche Fürſt es verdiente, daß man ſich ihm ganz und gar widmete. Auch verband ich mich von nun an noch feſter mit ihm, und beſchloß, nie einem andern Herrn zu dienen. Dennoch wurde ich durch ein unbeſonnenes Verſprechen, welches ich ehmals dem Herzog von Alençon gethan hatte, gezwungen, mich auf einige Zeit von ihm zu entfernen.

Zweytes Buch.

Die Königin Mutter hatte jezt die Hofnung aufgegeben, den lezten ihrer Söhne mit der Königin von England zu vermählen. Fruchtbar in Entwürfen zur Vergrößerung ihres Hauſes, und noch mehr zur Erreichung ihrer Privatabſichten 1), richtete ſie jezt ihr Augenmerk auf Flandern, welches ſie ihm als ein unumſchränktes Fürſtenthum zu verſchaffen unternommen hatte. Gleich anfangs hatte ſie deshalb einige vergebliche Verſuche bey den Niederländern gemacht, welche damals noch glaubten, die Rache Spaniens beſänftigen zu können, wenn ſie ſich wenigſtens einen Herrn aus dem Oeſtreichiſchen Hauſe wählten, und daher ungeachtet der mächtigen Bewerbung Katharinens dieſe Ehre dem Erzherzog Matthias übertrugen. Matthias war ein ſchwacher Prinz, und gänzlich von den Eigenſchaften entblößt, die einem Fürſten nöthig ſind, vorzüglich bey einer Gelegenheit, wie dieſe, wo es darauf ankam, mit ſeiner Perſon zu bezahlen. Man fieng an, ihn zu verachten, und er machte ſich völlig bey dem Adel verhaßt, indem er allen Großen des Landes den Prinzen von Oranien vorzog, den er zum Oberbefehlshaber ſeiner Armeen ernannte. Die Flamänder, dieſes neuen Herrn überdrüßig 2), dachten nun bloß darauf, ihn wieder loß zu werden, und warfen ihre Augen auf den Bruder Heinrichs III. als einen Prinzen, der im Stande war, ſie durch ſich ſelbſt, und durch den mächtigen Schuz von Frankreich zu unterſtüzen.

Er war zu Coutras, da die Abgeordneten der vereinigten Provinzen ankamen, ihm ihr Anerbieten zu thun. Er nahm es mit Freuden an, und verſchob ſeine

Abreise nach den Niederlanden nur so lange, als nöthig war, um dort mit einem seiner Geburth angemeßnen Gefolge zu erscheinen. In dieser Absicht fieng er an, sich eifrig um alle die Herren und Edelleute von Rang zu bewerben, welche bey dem König von Navarra waren. Der gröste Theil der katholischen verband sich mit ihm, und die Hofnung eines festen und dauerhaften Friedens, womit die Königin Mutter den Protestanten schmeichelte, machte, daß auch viele von diesen ihm zu folgen versprachen. Jervaques und la Rochepot 3), beyde meine Verwandten, machten sich dazu verbindlich, und, um auch mich dazu zu bewegen, stellten sie mir vor, daß, da ich das Unglück gehabt hätte, meinen Vater zu verliehren, so sollte ich darauf denken, die Erbschaft des Vikomte von Gand in Besitz zu nehmen, der meinen Vater der Religion wegen enterbt hatte, und zugleich suchen, verschiedne andre Güter in Flandern, worauf meine Familie Ansprüche machte, wieder zu erlangen, weil der Schutz des neuen Oberherrn allein sie mir wieder verschaffen könnte. Zu diesen Gründen fügten sie noch ein Versprechen von Seiten des Prinzen hinzu, mir zwölftausend Thaler zu meiner neuen Einrichtung zu schenken. Ich ließ mich durch ihre Vorstellungen bewegen, und gab ihnen mein Wort. Verschiedne Umstände machten nachher, daß Monsieur seine Abreise noch ziemlich lange aufschieben mußte. Endlich wurden alle Hindernisse gehoben, und da die Flamänder ihm immer dringender anlagen zu kommen, so erinnerte er uns an unsre Verpflichtung, und befahl uns, uns zu ihm zu verfügen.

Ich gieng, um von dem König von Navarra Abschied zu nehmen; bey dieser Gelegenheit hatte ich mit ihm über meine Abreise, und meine Gründe dazu, eine lange Unterredung, an welche ich nie nachher habe denken

ken können, ohne von dem lebhafteſten Gefühl ſeiner Großmuth, und der Zuneigung, die er dabey für mich äußerte, durchdrungen zu werden, und ohne zugleich den Scharfſinn ſeines Geiſtes und die Richtigkeit ſeiner Folgerungen zu bewundern. „Jezt" ſagte er, ſobald ich davon geredet hatte, ihn zu verlaſſen, „jezt werden „wir euch ganz verliehren. Ihr werdet ein Flamänder, „und ein Papiſt werden." Ich verſicherte ihm, daß weder das eine noch das andere geſchehen ſollte; daß ich mir aber einen ewigen Vorwurf würde zu machen haben, wenn ich aus Mangel an Ehrerbietung gegen meine Verwandten und aus bloßer Bequemlichkeit mich der größten Güter beraubte, welche mir von den Häuſern Bethüne, Melün und Horn zufallen könnten. Dieſer Grund allein habe mich bewogen, dem Herzog von Anjou nur auf kurze Zeit zu folgen. Ich ſchwur ihm, daß nachher nichts in der Welt mehr mich abhalten ſollte, mich meiner Neigung zu überlaſſen, und mich allein ſeinem Dienſt zu weihen. Wenn er unterdeſſen aber mich nöthig haben ſollte, ſo würde ich gleich auf ſeinen erſten Wink Flandern verlaſſen. — Nachher ſagte er mir davon, daß man ihm prophezeiet hatte, er würde einmal König von Frankreich werden; ich erzählte ihm dagegen, daß man auch mir ein groſſes Glück vorher verkündigt hätte. Ich habe lange Zeit die Schwachheit gehabt, dieſen vorgeblichen Weiſſagungen Glauben beyzumeſſen, aber der König von Navarra hielt dafür, daß die Religion uns gegen dieſe boshaften Wahrſager, ſo nannte er ſie, Verachtung einflöſſen müſſe. Er hatte in ſeiner Bruſt ein weit ſicherers Orakel, an ſeiner genauen Kenntniß von dem Character und der Perſon des Herzogs von Anjou, und an jenem durchdringenden Scharfſinn, der ihm oft beynahe die Zukunft enthüllte. „Ich müßte mich ſehr in ihm betrügen" ſagte er, „wenn „er je die Hofnung erfüllt, die man von ihm gefaßt hat.

„Er besitzt so wenig Muth, hat ein so falsches und böses „Herz, einen so übel gebauten Körper, so wenig einneh„mendes in seinem Anstand, und ist so ungeschickt in „allen Uebungen, daß ich mich unmöglich überreden „kann, er werde je etwas Großes zu Stande bringen."

Der König von Navarra hatte während ihrer Gefangenschaft Zeit gehabt, diesen Prinzen von Grund aus kennen zu lernen. Sein Gedächtniß rief ihm in diesem Augenblick eine Menge Züge zurück, welche ihn zu der Vermuthung bewogen, daß er ganz gewiß in einem so edlen aber auch so gewagten Unternehmen scheitern würde. Er erzählte verschiedne Anecdoten von ihm; daß er beym Ringelrennen gegen die Pfeiler gerennt sey, und ein andermal, da er sein Pferd habe tummeln wollen, so plump herunter gefallen sey, daß sein Stallmeister ihm nicht anders habe die Schande eines so ungeschickten Falls ersparen können als indem er unvermerkt in der Geschwindigkeit die Zügel seines Pferdes zerschnitt; daß er eben so ungeschickt im Tanzen, auf der Jagd und in allen andern Uebungen sey. Daß er aber, anstatt diese Naturfehler zu erkennen, und sie gewissermaßen durch Bescheidenheit und Freymüthigkeit wieder gut zu machen, vielmehr ins Geheim einen tödlichen Haß auf alle die werfe, welche von der Natur mehr begünstigt wären. Der König vor Navarra konnte in der That hierüber aus Erfahrung reden. Der Vorzug, welchen die Damen ihm von Monsieur gaben, seine Nebenbuhlerschaft mit ihm bey der Frau von Sauves, und andre ähnliche Hofgeschichten hatten ihn zum Gegenstande der Eifersucht dieses Prinzen gemacht. Alle diese einzelnen Umstände, die an sich unbedeutend waren, haben mir wichtiger geschienen, so oft ich bedacht habe, wie genau der Erfolg die Vermuthungen des Königs Navarra gerechtfertigt hat. Er setzte noch hin-

hinzu, er merkte wohl, daß Katharine schon wieder einen Entwurf habe, um die protestantische Partey auszurotten, und daß Er sehr bald seine treuen Diener brauchen werde. Bey diesen Worten umarmte er mich, und wünschte mir, daß meine Reise glücklicher seyn möge, als wahrscheinlich unsers Anführers seine. Ich warf mich ihm zu Füßen, und schwur ihm, indem ich seine Hände küßte, daß ich bereit sey, jeden Tropfen Blut für ihn zu vergießen. Ich nahm darauf noch von den Königinnen Abschied, und gieng dann mit Post nach Rosny.

Mein Stallmeister Maignan, den ich nach Paris geschickt hatte, um mir Pferde zu kaufen, brachte mir Zwey von da mit, dergleichen ich nie wieder gehabt habe. Eins war ein Spanier, ein Rappe, ohne ein andres Abzeichen, als einen weissen Fleck an der rechten Lende, das andre ein sardinisches Pferd, welches aus natürlichen Instinct seinen Reiter verteidigte. Es rollte die Augen und warf sich mit schäumenden Maule über den Feind her, und ließ nicht nach, bis es ihn zu Boden geworfen hatte. Da ein Theil der Güter Monsieurs in der Nachbarschaft von Rosny lagen, so nutzte ich eine Anerbietung dieses Fürsten, indem ich ihn um die Erlaubniß bath, einen Rest gefälltes Holz in seinen Forsten zu meinem Vortheil verkaufen zu dürfen. Ich löfete vierzig tausend Franken daraus, mit welchen ich in vierzehn Tagen mein ganzes Gefolge ausrüstete. Es bestand aus mehr als achtzig Edelleuten, von denen einige mir freywillig folgten, die andern aber Pensionen erhielten, worunter die geringste von zweyhundert livres war. Mit ihnen gieng ich nach dem Schlosse la Fere in Tartenois zu Monsieur, von wo wir, nach einigen Damhirschjagden, sobald die Truppen alle versammlet waren, gegen Saint Quentin marschirten.

Der Prinz von Parma war 1581 mit seiner ganzen Armee in der Gegend von Cambray, welches er blockirt hielt. Dieß war eine Gelegenheit für alle unsre tapfern Offiziere, sich auszuzeichnen, und Jedermann wünschte, die erste Partey, die man zum recognosciren ausschicken würde, anzuführen. Diese Ehre traf mich, nach der Anordnung, die mein Freund und Verwandter, Jervaques (Wilhelm von Hautemer) als General-Quartiermeister gemacht hatte. Sie war mir aber unnütz, denn ich kam zurück, ohne einen einzigen Gefangnen gemacht zu haben. Kein Mensch ließ sich ausser den Linien der Belagerer blicken, ungeachtet ich ihnen nahe genug kam, daß man verschiedne male auf mich feuern konnte. Der Vikomte von Türenne hatte eine heimliche Freude darüber, weil ich sein Anerbieten, sich mit mir zu vereinigen, wenn ich bis zum folgenden Tage warten wollte, abgelehnt hatte. Er nahm nun hundert auserlesne Edelleute, mit welchen er sich Cambray näherte, in der sichern Erwartung, daß sein Gang nicht vergebens seyn würde. Aber der Erfolg entsprach seiner Hofnung nicht. Dieser schöne Hauffen hatte das Unglück durch achtzig bis hundert Mann von der Kompagnie des Herrn von Roubais, aus dem Hause Melün, der in der feindlichen Armee diente, geschlagen zu werden, und zehn bis zwölfe von den Unsrigen, unter andern Pontadour und der Vikomte von Türenne selbst, wurden zu Gefangnen gemacht.

Monsieur rückte unterdessen vor, in der Absicht, dem feindlichen General eine Schlacht zu liefern; dieser aber hatte eine so vortheilhafte Stellung genommen, daß man es nicht wagen durfte, ihn anzugreiffen. In der folgenden Nacht hob er die Blokade auf, und zog sich gegen Valenciennes zurück, ohne einen einzigen Mann zu verliehren, und ließ noch überdem die Pässe hinter

sich

sich so wohl besetzt, daß er nicht befürchten durfte, daß man ihm nachkommen würde. Monsieur zog nun in Cambray ein, wo ihn der Gouverneur, d' Inchy, mit großer Pracht empfieng. Chateau-Cambresis wollte sich ihm nicht ergeben, und wurde mit Sturm erobert. Monsieur, der bey diesem Anfang sich durch Proben von seiner Güte beliebt machen wollte, verboth bey schwerer Strafe alle Mißhandlungen des weiblichen Geschlechts, welche zu den unseeligen Rechten des Krieges gehören; und da er fürchtete, daß weder diese Befehle, noch auch die Pest, womit der Ort angesteckt war, im Stande seyn würden, den viehischen Begierden der Soldaten Einhalt zu thun, so bestimmte er die Kirchen zu Zufluchtsorten und stellte Wachen davor. Indem ich durch die Straßen gieng, kam ein sehr schönes junges Mädchen, warf sich in meine Arme, und beschwor mich, indem sie mich fest umklammerte, sie vor einigen Soldaten zu schützen, die, wie sie sagte, sich versteckt hätten, so bald ich mich hätte sehen lassen. Ich sprach ihr Muth ein, und both ihr an, sie in die nächste Kirche zu bringen. Sie antwortete mir, sie wäre schon da gewesen, man hätte sie aber nicht hinein lassen wollen, weil man wisse, daß sie die Pest habe. Ich wurde kalt wie ein Marmor bey dieser Rede, bis der Zorn mir wieder Kräfte gab, und ich dieses Mädchen aus meinen Armen zurück stieß, das mich der Todesgefahr aussetzte, da es doch ein Mittel hatte, sich vor allen Angriffen zu schützen, das meines Erachtens unwidersprechlich war. Ich entfloh, indem ich jeden Augenblick erwartete, daß sich die Pest an mir zeigen würde.

Monsieur griff nachher die Päße von Arleux und l' Eclüse an, wobey ich einige Gefangne machte; da ich aber erfuhr, daß sie dem Marquis von Roulais, meinem Vetter, angehörten, so schickte ich sie ohne Lösegeld zu-

rück. Roubois, der meine Rechte auf die Güter des Vikomte von Gand, welche er an sich gerissen hatte, sehr wohl kannte, nahm diese Grosmuth schlecht auf. „Beym Himmel, sagte er, diese Höflichkeiten sind recht „schön und gut; aber wenn Er gefangen würde, so hat „er sein Lösegeld bey sich.“ Dieß Unglück, welches ich Ursach hatte zu fürchten, wäre mir zween Tage nachher beynahe bey dem Angriff eines Damms begegnet, wenn mir Sesseval nicht grade zur rechten Zeit zu Hülfe gekommen wäre, und mich dadurch aus einer groſen Gefahr gezogen hätte.

Da der Prinz von Parma jezt seine Armee in verschiedne Quartiere verlegt hatte, so kam Monsieur wieder nach Cambray zurück, wo er sich gegen d' Inchy einer Treulosigkeit schuldig machte, die eines groſen Fürsten, dessen Wort so unverletzlich seyn muß, daß nie bey irgend Jemanden auch nur der Gedanke aufsteigen kann, seine Aufrichtigkeit in Verdacht zu ziehen, höchst unwürdig war. Er bath sich bey ihm zu Gaste, und der Gouverneur machte einen außerordentlichen Aufwand, um ihn in der Citadelle, mit einer dem Range des Prinzen angemessnen Art, aufzunehmen. Er lud unsere sechszig, ihm zur Gesellschaft, ein, und bewirtete uns mit so viel Gröſe als Pracht. Während der Mahlzeit kam jemand, ihm zu sagen, einige von der Leibwache des Prinzen verlangten eingelassen zu werden. D' Inchy würde geglaubt haben, einen wesentlichen Fehler gegen die Höflichkeit zu begehen, wenn er sie abgewiesen hätte. Er befahl, man sollte alles, was von dem Prinzen käme, hineinlassen, der, wie er sagte, allein in dem Schlosse zu befehlen hätte. Er sagte die Wahrheit, ohne es zu wissen. Auf die Ersten folgten Andre, und dann noch Andre, bis am Ende ihre Anzahl die gröſte war; die Leibwache Monsieurs entwafnete nun

die

die Wachen des Herrn von Inchy und bemächtigte ſich des Schloſſes. Dieß ganze Stück war eine Erfindung des Prinzen, der bey dem Gouverneur eine Aufrichtigkeit vorausſetzte, die ihm ſelber remd war. So bald d' Inchy ſeines Unglücks gewiß war, beklagte er ſich bitterlich darüber bey Monſieur, der ihn ſtatt aller Antwort mit einem ſpöttiſchen Gelächter über ſeine picardiſche Ausſprache abfertigte, und ihm das Schloß räumen hieß, worüber er dem Balagny das Commando gab. Er glaubte, daß d' Inchy durch das Herzogthum und die Stadt Chateau-Thierry, welche er ihm ſchenkte, genug entſchädigt wäre; aber dieſer, der den Unterſchied zwiſchen dem, was man ihm gab, und was man ihm nahm, ſehr wohl einſah, überließ ſich der Verzweiflung, und ſuchte den Tod, den er auch bald nachher in einem Scharmützel fand.

Hierauf gieng Monſieur nach Frankreich zurück, ungeachtet der Bitten ſeiner neuen Unterthanen, welche ihm verſicherten, daß ſobald er nur noch fünf oder ſechs Plätze, die Einzigen, die von einiger Wichtigkeit wären, wegzenommen hätte, ganz Flandern ſich ihm ergeben würde. Aber er wollte ſeine Vorbereitungen zu der Reiſe nach England machen, die er auch bald nachher antrat. Alle Geſchichtſchreiber haben erzählt, wie die Königin Eliſabeth ihn aufnahm, und ſelbſt eine Art von Verbindung mit ihm eingieng, ich werde alſo weiter nichts davon ſagen, ob ich gleich ihn auf dieſer Reiſe begleitete.

Voll von den ſchmeichelhafteſten Hofnungen kam 1582. Monſieur aus England nach Seeland zurück. Er gieng über Lillo nach Antwerpen, wo ihn der Prinz von Oranien, in Gegenwart des Prinz-Dauphins und des ganzen Adels des Landes, der ſeine Freude auf tauſend Arten an den Tag legte, zum Herzog von Brabant

bant krönte. Diese Zuneigung der Flamänder zu ihm war nur von kurzer Dauer. Der Prinz von Oranien, der einzige, der dem Volke noch lieber war, als Monsieur wurde in seinem Zimmer zu Antwerpen durch einen Pistolschuß verwundet, und ob die Wunde gleich nicht tödlich war, so empörte sich doch der Pöbel, welcher diesen Streich allein den Franzosen zuschreiben zu müssen glaubte, und wollte sie alle niedermachen. Monsieur fand nirgends Sicherheit, als indem er zu dem Verwundeten selbst entfloh. Nachdem die wahre Ursach dieses Meuchelmordes bekannt geworden war, suchten die Bürger ihren ungerechten Verdacht, und der dadurch entstandnen Aufruhr durch jede Art der Entschuldigung und Genugthuung wieder bey ihm gut zu machen, aber diese Beleidigung hatte einen zu tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht. Er versprach sich selbst eine auffallende Rache dafür. Der Prinz von Oranien war nicht der Mann, der sich leicht betrügen ließ; von diesem Augenblick an war er auf seiner Hut, denn er las in dem Herzen des Prinzen seine Empfindlichkeit, und den giftigen Groll, den er gegen alle Protestanten hegte.

Ich selbst hatte bereits persönliche Proben davon erhalten, welche, nebst andern Beschwerden, die ich gegen den Prinzen hatte, mir seinen Dienst völlig zuwider machten. Ich hatte mich anfangs blos zu seiner Person gehalten, und suchte ihm durch meine Aufmerksamkeit sowohl als durch meinen Aufwand mich angenehm zu machen. Jezt glaubte ich ihm etwas von meinen Ansprüchen auf den Nachlaß des Vikomte von Gand sagen zu können, da er es in seiner Gewalt hatte, ihn mir zu verschaffen. Aber er nahm meinen Antrag sehr kalt auf, verschob die Antwort von einem Tage zum andern, und sagte mir endlich einmal, da ich ihn dringender bath, rund heraus, er könne die Erbschaft nicht

zwey Personen zugleich geben; der Prinz von Epinoy, mein Vetter, habe bereits das schon ohne Mühe erlangt, was mir so lange emsige Aufwartungen gekostet hätte. Es lag in dieser Antwort etwas, das noch weit beleidigender war, als die Weigerung selbst. Ich wurde empfindlich dadurch gekränkt, und wenige Tage nachher erfuhr ich genau, wie er gegen mich und seine übrigen protestantischen Officiere gesinnt war, da er in meiner Gegenwart öffentlich sagte, er hätte so eben d' Avantigny, den lezten Hugenotten, dem er seine Geheimnisse anvertrauen werde, aus seinem Staatsrath gejagt, und nun sey er recht froh

Von dem Augenblick an beschloß ich, 1583 diesen unbaren Fürsten zu verlassen. In Erwartung einer Gelegenheit, um nach Frankreich zurückzukehren, hielt ich mich zu dem Prinzen von Oranien, bey welchem ich alles das fand, was Monsieur fehlte. Ich erinnre mich, daß, wenig Tage vor der Verrätherey von Antwerpen, da ich mit Sainte Aldegonde und einem Geistlichen, Namens Viler, bey diesem Prinzen war, er uns sagte, indem er von Monsieur und den Katholiken, die ihn beherrschten, redete: „Diese Leute haben Absichten, die ihnen selbst und uns gefährlich werden können, und, nach meiner Meinung, werden sie nichts dabey gewinnen. Ich bitte sie, mein Herr," setzte er hinzu, indem er sich gegen mich wendete, „entfernen sie sich nicht weit von meinem Hause" Er hatte richtig geurtheilt, und da er eben so schnell in der Ausführung als schon von weitem her versichtig war, so hatte Monsieur die doppelte Schande einer fehlgeschlagenen Verrätherey. Er hatte seine Armee in der Ebne versammlet, und gieng an einem Tage im Februar aus der Stadt, unter dem Vorwande seine Truppen zu mustern; er befahl ihnen aber, durch die Thore, die er inne hatte, wieder

nach

nach Antwerpen zurückzukehren, und sich der Stadt mit gewaffneter Hand zu bemächtigen. In der That auch stürzten sie hinein, als hätten sie sie mit Sturm erobert, und schrien: schlag todt, schlag todt! die Stadt ist unser! Es lebe die Messe! Aber ihr Triumph war kurz. Der Prinz von Oranien, der alle Schritte Monsieurs beobachtete, gab überall so gute Befehle, oder vielmehr ließ die, welche er schon gegeben hatte, so genau ausführen, daß die Soldaten Monsieurs zurückgetrieben, niedergehauen, oder größtentheils über die Stadtmauer in den Graben gestürzt wurden, denn es war ein solcher Schrecken unter ihnen eingerissen, daß die, welche nicht aus den Thoren konnten, die schnell durch die Menge Leichnamme verstopft wurden, sich alle über die Mauren retten wollten.

Ich hatte mich um 2 Uhr Nachmittags zu Pferde gesetzt, um Monsieur im Felde zu treffen. Aber ich war noch nicht aus der Stadt, so hörte ich schon das erste Geschrey der Angreiffenden, und fast zu gleicher Zeit begegnete ich dem Prinzen von Oranien, der mir und noch einigen hugenottischen Edelleuten, die bey mir waren, zurief, wir sollten uns in eine Wohnung flüchten. Als Franzosen stand uns n diesem Augenblick überall in der Stadt die größte Gefahr bevor, und als Protestanten drohete uns keine geingere von der Französischen Armee, wenn sie sich der Stadt bemeistert hätte. Wir folgten seinem Rath, und sahen ihn nicht eher wieder, als bis er die Ruhe in der Stadt völlig hergestellt hatte. Die große Mühe, die er sich gab, die Flamänder zu besänftigen, und sie einen so unverzeihlichen Schritt vergessen zu machen, ist ein hinreichender Beweis, daß er nur mit dem größten Widerwillen, und blos um der nöthigen Selbstvertheidigung willen, sich zu einer Handlung entschloß, die kein Franzose mißbilligte.

ligte. Es war nicht seine Schuld, daß die protestantische Partey sich nicht wieder mit Monsieur aussöhnte; und er setzte uns Alle, so bald er erfuhr, daß wir diesem Prinzen zu folgen wünschten, in Stand, es ohne Gefahr thun zu können.

Wir trafen Monsieur in äußerster Verlegenheit in der Gegend von Mecheln an, welche die Einwohner, die ihre Schleusen zogen, in einen großen Morast verwandelt hatten. Es kamen bey der Gelegenheit vier bis fünftausend Menschen, und eben so viel Pferde von seinem Heer, vor Hunger und Kälte bey dieser sehr strengen Jahrszeit um. Monsieur blieb doch nach dieser unglücklichen Unternehmung noch fünf bis sechs Monathe in Flandern; aber seine Armee war so sehr geschwächt, der Rest derselben in so elenden Umständen, die Städte so gut auf ihrer Hut, und der Prinz von Parma rückte zum größten Unglück mit einer so überlegnen Macht wieder ins Feld, daß Monsieur endlich gezwungen wurde, mit dem Herzog von Montpensier und dem Marschall von Biron nach Frankreich zurückzukehren, indem er in allen Niederanden nichts zurückließ, als das Andenken eines mit Recht verabscheuten Namens. Wehe jedem Prinzen, der unweise genug ist, seinen Haß gegen die, deren Dienste er bedarf, nicht zu verbergen! doch wir wollen lieber gleich zum Ruhme der Tugend sagen, daß sie allein, genau betrachtet, auf die untrüglichste Art den glücklichen Erfolg großer Unternehmungen sichert. Klugheit, Billigkeit, gute Mannszucht, Ordnung, Herzhaftigkeit und das Glück selbst sind alles Dinge, die aus ihr, in der Folge, wie sie hier genannt sind, entstehen. So ketten sich die Handlungen wirklich großer Männer aneinander. Der Gang derjenigen, die sich diesen Namen mit Unrecht anmaaßen, zeigt im Gegentheil nichts, als Verwegenheit und Hartnäckig-

näckigkeit, die Gefährlinnen des blinden Ehrgeißes; sie sind berauscht von ihrer Macht, voll eitlen Zutrauens auf ihre Talente, und bauen thöricht auf ihr gutes Glück. Dieß alles sind die Folgen der Schmeicheley, welche gewöhnlich über Niemanden so unumschränkt herrscht, als über diese eingebildeten Helden, die sich dazu gebohren glauben, die ganze Welt zu unterjochen.

Ich wollte Flandern nicht verlassen, ohne die Orte besucht zu haben, wo meine Vorfahren gebohren waren. Ich nahm zu dem Ende einen Paßport von dem Grafen von Barlaimont, und gieng nach la Bassee zu meiner Tante, der Frau von Mastin. Sie empfing mich als einen Neffen, den sie enterbt hatte, weil er weder an Gott noch an seine Heiligen glaubte, sondern blos den Teufel anbetete. Dieß war der Begriff, den der Pater Silvester, ein Barfüßer, der ein großer Redner und der Gewissensrath dieser Dame war, für gut befunden hatte, ihr von allen Protestanten beyzubringen; und sie glaubte ihm auf sein Wort. Sie führte mich in ein Kloster, welches sie gestiftet hatte, und zeigte mir die Grabmahle einiger meiner Vorfahren, welche sie dort hatte setzen lassen. Sie nahm dabey Gelegenheit, mit mir, mit Thränen in den Augen, von meinem Glauben zu reden. Wenn ich erstaunt war, die Träumereyen zu erfahren, die ihr der Pater Silvester in den Kopf gesetzt hatte; so war sie es nicht weniger, da ich, um ihr ihren Irthum zu benehmen, ihr unser Glaubensbekenntniß und alle die Gebete hersagte, die wir mit den Römisch-katholischen gemein haben. Die Gefühle der Natur erwachten bey ihr zugleich mit ihrer Vernunft; sie hatte blos aus Einfalt mir Unrecht gethan. Sie umarmte mich sehr gerührt, und versprach mir, daß sie nicht allein ihr ganzes Vermögen mir vermachen, sondern auch mir wieder zu den Gütern des Vikomte von

Gand

Gand verhelfen wollte. Dieß war gewiß ihr aufrichtiger Wille; aber ohne Zweifel fand der Pater Silveſter nachher noch beſſere Gründe, um die Wirkung ihrer guten Abſichten zu hintertreiben, denn es erfolgte nichts von allem dem, was ſie mir verſprochen hatte. 1575.

Ich hatte beſonders ein Verlangen, die Stadt Bethüne, den Geburthsort und das alte Eigenthum meiner Väter zu ſehen, die dort lange Zeit große Güter beſeſſen hatten. Aber die Verrätherey, deren ſich Monſieur gegen Antwerpen ſchuldig gemacht hatte, erhielt alle andere Städte in den Niederlanden im Argwohn. Auch in Bethüne wollte man mich nicht eher einlaſſen, als bis ich meinen Paßport gezeigt, meinen Namen geſagt, und bewieſen hatte, daß ich von der Frau von Maſtin käme. Dieß aber brachte eine Wirkung hervor, auf die ich mich gar nicht gefaßt gemacht hatte. Ich war eben auf dem Wege nach dem Gaſthofe, welcher das Wappen des Hauſes Bethüne zum Wahrzeichen hat, als ich einen Hauffen bewaffneter Leute auf mich zukommen ſah, welche mir einige Unruhe verurſachten. Es waren die Bürger der Stadt, welche, noch voll von Ehrfurcht gegen das Blut ihrer alten Oberherren, ſobald ſie erfahren hatten, wer ich wäre, beſchloſſen, mir alle mögliche Ehre zu erzeigen, und mir ein Geſchenke an Wein, Gebacknem und eingemachten Früchten brachten. Ich verließ dieſe Stadt nicht eher, als bis ich alles daſelbſt genau beſehen, und mit einem geheimen Vergnügen alle die öffentlichen und beſondern Denkmale unterſucht hatte, welche die Wohlthaten meiner Verfahren und die Dankbarkeit der Bürger dieſer Stadt der Nachwelt aufbewahren.

Da jezt in Flandern nichts mehr war, welches mich hätte aufhalten können, ſo gieng ich nach Frankreich, und zwar grade nach Roßny; wo ich mich aber

gar nicht aufhielt, sondern mich gleich wieder auf den Weg nach Guyenne machte, voll Freuden, nach einer so langen Abwesenheit den König von Navarra wieder zu sehen. Auch er empfing mich mit einer Art, die seine Freude über meine Rückkehr deutlich genug zeigte. Ich mußte ihm meine und Monsieurs Abendtheuer erzählen. „Nun," sagte er, da ich geendigt hatte, „ist „nicht alles eingetroffen, was ich euch von diesem Prin„zen zu Coutras sagte? Aber der Vikomte von Türe„ne, den ich aus allen meinen Kräften abrieth, ihm zu „folgen, ist dabey noch weit schlimmer weggekommen, „als ihr."

Monsieurs Feldzug in den Niederlanden hatte die Spanier so sehr beleidigt, daß sie sich um die Freundschaft des Königs von Navarra zu bewerben anfiengen, und ihm Unterstützung anbothen, um den Krieg gegen die Rojalisten in Frankreich wieder zu erneuern. Er war eben nach Hagenau gegangen, um die Gräfin von Guiche zu besuchen, als er diese Vorschläge erhielt, denn seine Liebe zu dieser Dame hatte grade damals ihren höchsten Grad erreicht. Sein Mißtrauen gegen alles, was aus Spanien kam, und sein Haß gegen diesen Hof hinderten ihn, den Anerbietungen desselben zu trauen. Ich möchte selbst eben nicht immer für die Aufrichtigkeit der Spanier Bürgschaft leisten, so oft sie diesem Fürsten durch Bernhard von Mendoza, den Ritter Moreau und Calderone ihre Hülfe anbothen; ich glaube aber doch, daß es Augenblicke gegeben hat, wo der König von Spanien ohne Hinterlist mit ihm handelte, und dieser scheint mir einer davon zu seyn. Doch das mag seyn, wie es will, der König von Navarra ließ sich nicht darauf ein, und machte keinen andern Gebrauch davon, als daß er die Königin Mutter und den König von der Lauterkeit seiner Absichten zu überzeugen suchte, indem

er

er mich nach Paris schickte, um ihnen diese Schritte des spanischen Hofes bekannt zu machen.

Man bekam den König fast gar nicht mehr zu sprechen. In Vincennes eingeschlossen, hatten blos noch seine Lieblinge und die Diener seiner Wollüste den Zutritt zu ihm. Ich hoffte ein Mittel zu finden, durch die Königin von Navarra vor ihn zu kommen; denn diese Prinzessin, deren Gemüthsart sich gar nicht zu ihres Gemahls seiner paßte, hatte ihn abermals verlassen, um an den französischen Hof zurückzukehren: aber die Frau von Bethune sagte mir, daß sie mit ihrer Mutter und ihrem Bruder in eben so schlechtem Verständniß lebte. Ich wendete mich nun an die Frau von Sauves, die mir auch eine Audienz bey Katharinen auswirkte. Mein Vortrag schien dieser so wichtig, daß sie davon mit dem Könige sprach. Man fieng darüber eine Unterhandlung an, und ich erhielt selbst von dem König ein eigenhändiges Beglaubigungs-Schreiben. Aber mit welcher Sicherheit ließ es sich auf die Entschließungen eines Hofes bauen, der, wie es scheint, nie den rechten Weg einschlug, als um ihn in dem nächsten Augenblicke wieder zu verlassen. Die Königin Mutter fand für gut, sich des Geheimnisses des Königs von Navarra blos zu bedienen, um sich selbst an den spanischen Hof noch fester anzuschließen, welcher meinem Herrn große Vorwürfe darüber machen ließ, daß er ihn verrathen hätte.

Eine Folge der Aussöhnung mit Spanien war, daß Heinrich III. seinen Bruder, der aus Flandern zurück kam, so übel empfieng, daß dieser Prinz, von Kummer überhäuft, sich nach Chateau-Thierry begab. Da ich, nachdem meine Gesandschaft fehlgeschlagen war, mich zu Hause aufhielt, und grade nichts zu thun hatte, so trieb mich die Neugierde nach Chateau-Thierry, um

Monsieur meine Aufwartung zu machen. Ich glaubte, sein Unglück würde ihn vielleicht weiser gemacht haben, aber es hatte blos seinen Hochmuth etwas niedergeschlagen. Er überhäufte mich mit soviel Schmeicheleien, daß ich ihn unmöglich ganz uneigennützig dabey glauben konnte, und daher gleich schloß, er müßte noch große Absichten im Kopfe haben. Ich behielt keinen Zweifel mehr darüber, als ich die prächtigen Anerbietungen hörte, welche Auvilly, der mich ihm vorgestellt hatte, mir nachher in seinem Namen that. Aber mitten durch die Entwürfe, womit er sich berauschte, entdeckte ich tief in seinem Herzen eine Schwermuth und einen geheimen Verdruß, welche nichts in der Welt zerstreuen konnte. Dieß war der Anfang jener auszehrenden Krankheit, welche einige Zeit nachher seinen ehrgeizigen Entwürfen mit seinem Leben ein Ende machte.

Kaum war ich nach Paris zurück, so befahl mir der König von Navarra, wegen wichtiger Geschäfte zu ihm zu kommen. Es kam darauf an, wenn es möglich wäre, alle Unternehmungen der Ligue, deren Hauptzweck dieser scharfsichtige Fürst sogleich durchschauet hatte, zu vereiteln. Er mußte dazu einen Vertrauten am Hofe haben, der auf alle Bewegungen desselben Acht gäbe, und er hatte mich zu sich gerufen, um mir dieses Amt aufzutragen. Er theilte mir seine Gedanken mit, gab mir alle die Anweisung, welche ich nöthig hatte, und sagte mir beym Abschied, indem er mich verschiedne male umarmte: „Vergesset nie, mein Freund, daß die „Haupteigenschaft eines Mannes von Ehre und Rechtschaffenheit ist, sein Wort unverbrüchlich zu halten. „Ich werde das Meinige gegen euch nie brechen.“ Ich hatte nicht nöthig, einen Vorwand zu meiner zweiten Reise nach Paris zu ersinnen. Die Gunst, worin meine beyden jüngern Brüder bey Hofe standen, machten die

Ursache

Ursache wahrscheinlich genug. Sie fiengen schon an, die Eifersucht der Günstlinge zu erregen. Der König zog sie zu seinen Andachtsübungen, und das war der erste Schritt zur größten Vertraulichkeit. Dennoch erfuhr ich bey meiner Ankunft, daß sie in Ungnade gefallen waren. Die Ursach erfuhr ich erst lange nachher; sie gehört zu den Dingen, die man am besten mit Stillschweigen übergeht. Indessen hielt mich dieß nicht ab, mein neues Amt zu Paris und am Hofe anzutreten. Ich gab von allem, was dort vorgieng, dem König von Navarra genaue Nachricht, damit er die für die Lage seiner Sachen schicklichsten Maaßregeln nehmen könnte.

Da ich jezt in eine ganz neue Lebensart gerathen war, weil die Geschäfte selbst, die man mir aufgetragen hatte, mich nöthigten, fleißig den Hof zu besuchen, mich in die glänzendsten Gesellschaften der Stadt zu mischen, und in der Blüthe und Kraft meines Alters an ihren Vergnügungen, ihren Lustbarkeiten und ihrer Geschäftlosigkeit Theil zu nehmen; so wird man sich nicht wundern, daß ich der Liebe den gewöhnlichen Tribut bezahlte. Ich wurde verliebt in die Tochter des Presidenten von Saint-Mesmin, eine der schönsten Personen in Frankreich. Ich überließ mich anfangs einer Leidenschaft, deren erste Augenblicke so süß sind; und als ich sie nachher durch die Ueberlegung, daß diese Verbindung für mich nicht passend wäre, bekämpfen wollte, fand ich diesen Grund sehr schwach, gegen die Achtung, welche diese ganze Familie mir bezeigte, gegen die Freundschaft ihres verehrungswürdigen Vaters, und noch mehr gegen die Reitze einer Geliebten, die meiner Zärtlichkeit so würdig war. Es würde mir sehr schwer geworden seyn, mir allein überlassen diese Ketten zu zerreissen. La Fond schlug mir vor, um mich zu zerstreuen, das Fräulein von Courtenay zu besuchen, weil er sie für eine Partey

hielt, die sich in jedem Betracht besser für mich schickte, und daher wünschte, daß ich mich um sie bewerben mögte. Ich sah sie, und billigte in meinem Herzen diese Wahl, aber Fräulein von Saint-Mesmin vernichtete schnell wieder diese klügere Ueberlegung.

Ich wollte einst auf einer Reise mit eben diesen la Fond und einigen andern Personen ein Nachtlager zu Nogent an der Seine nehmen; indem ich bey dem Wirthshause abstieg, erfuhr ich, daß ein sonderbarer Zufall die Fräuleins von Saint-Mesmin und von Courtenay grade auch dahin geführt hatte. Ich befand mich in keiner geringen Verlegenheit. Das sah ich wohl, daß ich hier nicht würde wegkommen, ohne auf immer mit demjenigen von diesen beyden jungen Frauenzimmern zu brechen, welchem ich meine Aufmerksamkeit und den ersten Besuch verweigern würde. In einem solchen Falle kann man auch durch die feinste Schonung und mit der größten Geschicklichkeit nicht beyden Theilen genug thun. In diesem Augenblick des Zweifels kam die jüngste Saint-Mesmin herunter, und fand mich in tiefes Nachsinnen versunken, wie einen Menschen, der gern die Liebe mit der Vernunft vereinigen möchte. Sie merkte es, und da meine Verwirrung ihrem lebhaften Geiste freies Feld ließ, so würde sie mich zu den Füßen ihrer Schwester hingezogen haben wenn nicht la Fond gekommen wäre und mir ins Ohr gesagt hätte: „Wen„den sie sich rechts, gnädiger Herr, dort finden sie Ver„mögen, eine königliche Herkunft, und wohl eben so viel „Schönheit, wenn sie das Alter der Reife erlangt haben „wird.“ Diese zwey Worte zur rechten Zeit riefen meine Vernunft zurück, und bestimmten meine Unentschlossenheit. Ich sah ein, daß la Fond mir einen guten Rath gab, und daß der einzige Unterschied zwischen der Schönheit des Fräuleins von Courtenay und ihrer Nebenbuhlerin

lerin nur darin bestand, daß jene jezt schon die Reitze besaß, welche diese spätstens in einem oder zwey Jahren versprach. Ich entschuldigte mich daher, das Fräulein von Saint-Mesmin zu besuchen, welches mir große Vorwürfe zuzog. Aber ich hielt diesen Anfall aus, und gieng sogleich zu dem Fräulein von Courtenay, bey welchem man dieses Opfer weit über seinen Werth geltend machte. Sie wußte mir für diesen Vorzug vielen Dank, und ich selbst gab mir auch Beyfall darüber, nachdem ich sie genauer betrachtet, und durch einige Besuche ihren Character hatte kennen lernen. Sie nahm meine Aufwartung an, und kurze Zeit nach dieser Begebenheit heirathete ich sie.

Alle die Zärtlichkeit, welche eine liebenswürdige Gemahlin verdient, hielt mich dieß ganze Jahr 1584 in den Beschäftigungen, den Uebungen und Vergnügungen des Landlebens zu Roßny zurück, eine Lebensart, die mir nicht weniger neu war, als das Stadtleben. Diejenigen, denen das Leben am Hofe und im Kriege zur Gewohnheit geworden ist, machen gewöhnlich auf dem Lande nur noch größern Aufwand; wer aber weiß, daß eine gute Wirthschaft oft den Mangel der Reichthümer ersetzen kann, dem eröffnet das Landleben manche ergiebige Quelle. Mein Geschmack an schönen Pferden, dem ich bisher bloß des Vergnügens wegen nachgehangen hatte, fand jezt eine nützliche Stelle in dieser häuslichen Einrichtung. Ich schickte meine Stallmeister nach Deutschland und in andre fremde Länder, wo die Pferde wohlfeil sind, und ließ dort tüchtige einkaufen, welche ich nachher nach Gascogne an den Hof des Königs von Navarra zum Verkauf sendete, und allemal ansehnliche Summen daran gewann. Unter andern besinne ich mich, dem Vikomte von Chartres einen pfirschblüthfarbnen Rothschimmel für sechshundert Thaler verkauft

zu haben, der mir nur vierzig kostete. Die schöne Tapete im Saal zu Sülly, welche die Arbeiten des Herkules vorstellt, habe ich von dem Herrn von Nemours de la Garnache erhalten, der mir damit ein sehr schönes spanisches Pferd bezahlte, welches ich ihm für 1200 Thaler verkauft hatte.

Gegen das Ende des Jahrs riß mich ein Brief des Königs von Navarra aus diesem geschäftlosen Leben. Er meldete mir, die Zeit, wo er seine Diener nöthig haben werde, sey nun gekommen, so wie er es vorausgesehn hätte. Dem Staat und der Religion drohe das äußerste Unglück, wenn man nicht schnell daran arbeitete, es abzuwenden; und Er würde unverzüglich einen der schwersten Kriege auf dem Halse haben. Ich machte sogleich Anstalt, mich zu ihm zu begeben, und nahm, so wohl zu seinen als zu meinen Bedürfnissen, acht und vierzig tausend Franken mit, die ich aus dem Verkauf einer Menge langstämmigen Holzes, das ich zu dem Ende hatte schlagen lassen, gelöset hatte.

In der That kamen in diesem Jahre 1585 die kühnen Unternehmungen der Ligue zum Ausbruch. Man wird nie ohne Schrecken daran denken können, daß in weniger als vier Jahren zehn königliche Armeen sich auf den König von Navarra stürzten, nachdem durch Heinrich des III. Schwachheit, der von seinen Feinden Gesetze annahm, und selbst die Hand leitete, welche sein Ansehn umzustürzen suchte, die Gefahr, welche beiden drohete, allein auf meinen Herrn gelenkt worden war.

Heinrich III. erwachte auf einen Augenblick aus seiner Schlafsucht, da er sah, daß die Ligue öffentlich die Fahne des Aufruhrs aufsteckte. Er schickte den Herzog von Joyeuse nach der Normandie, um sich dort der Armee des Herzogs von Elbeuf zu widersetzen, durch welche die Ligue das berühmte Edict vom Julius erpreßt hatte, wo-

wodurch den Hugenotten befohlen wurde, in die Messe zu gehen, oder in sechs Monathen das Königreich zu räumen. Joyeuse, in dessen Armee meine beyden Brüder waren, kam durch Roßny, und bewog mich, mit ihm zu gehen; ich machte es ihm gar nicht schwer, man konnte dem Könige von Navarra nicht besser dienen, als wenn man die Ligue angriff. Zugleich gab ich mir alle Mühe, ihn nach meinen besten Kräften zu bewirthen, aber nichts gefiel ihm so sehr, als meine schönen Pferde. Lavardin gieng auch über Roßny, und nahm sein Quartier am äußersten Ende des Städtchens. Chicot, der ihn nur immer die Närrin nannte, und seine lustige Laune auf seine Unkosten auslassen wollte, ließ ihm sehr geheimnißvoll sagen: der verteufelte Hugenott (damit meinte er mich) habe den Harthörigen (diesen Ekelnamen gab er dem Herzog von Joyeuse) gefangen genommen. Lavardin, ohne zu bedenken, daß diese Unternehmung eben so unnütz als lächerlich gewesen seyn würde, griff plötzlich mit allen seinen Leuten zu den Waffen, und rückte vor mein Haus, wo er von der ganzen Gesellschaft nicht wenig ausgelacht wurde.

Was ich jetzt erzählen werde, wird man Mühe haben zu glauben. Kaum waren wir mit einander aufgebrochen, als der Herzog von Joyeuse bey unsrer Ankunft zu Verneuil Briefe vom Hofe erhält, wodurch man ihm zu wissen thut, daß der König mit der Ligue Frieden geschlossen hat, und ihm befiehlt, das Heer, das erst vor zween Tagen ausmarschirt war, um den König von Navarra gegen die Ligue zu unterstützen, jetzt gegen diesen Fürsten selbst zu führen. Joyeuse machte mir seinen neuen Auftrag bekannt, indem er zu mir sagte: „Nun, Herr Baron von Roßny, jetzt werde ich „ihre schönen Pferde wohlfeil haben können, denn der „Krieg gegen die Reformirten ist erklärt. Aber ich bin

„überzeugt, sie werden nicht so thöricht seyn, sich zu „dem König von Navarra zu begeben, und sich mit einer „Partey einzulassen, die unfehlbar zu Grunde gerichtet „werden, und sie um ihr schönes Gut Roßny bringen „wird.“ Der Herzog von Joyeuse hätte noch lange reden können, ohne von mir unterbrochen zu werden. Zwar kannte ich genug den Hof, um mich über nichts, was von daher kam, mehr zu wundern; aber ich bedachte mit Erstaunen, durch wie manche Widerwärtigkeit doch das Schicksal erst noch den König von Navarra führen wollte, ehe er zu der Größe, welche es ihm bestimmte, gelangen würde. Daß er sie erreichen müsse, davon war ich innerlich fest überzeugt, denn la Broßens Weissagungen kamen mir nie aus dem Sinn. Auch waren sie der Inhalt dessen, was ich dem Herzog von Joyeuse antwortete, und gleich nachher verließ ich ihn schnell. Dieser kurze Abschied mußte ihm etwas unhöflich vorkommen; auch weiß ich, daß er zu den Umstehenden gesagt hat; „Das ist ein Erznarr! aber sein Hexenmeister „möchte ihn dießmal wohl betrogen haben.“

Ich gieng nach Hause zurück, reisete aber gleich auch von da wieder ab, so bald ich nur einige neue Maaßregeln wegen der so plötzlich erfolgten Veränderung der Umstände genommen hatte, und begab mich nach Guyenne zu dem König von Navarra. Während der vier oder fünf Monathe, welche er anwendete, um sich gegen das Ungewitter, das über ihn losbrechen sollte, zu rüsten, blieb ich bey ihm. Er führte mich nach Montauban, wo die Protestanten über die Mittel, welche man in dieser Lage der Sachen ergreifen müßte, häufige Berathschlagungen anstellten. Zum größten Unglück sahen sie bey einer Gelegenheit, die nichts weniger als ihre ganze Wohlfahrt betraf, ihren wahren Vortheil noch nicht genug ein, um wenigstens in vollkommner Einigkeit

zu dem gemeinſchaftlichen Zweck redlich jeder das Seinige beyzutragen. Viele der vornehmſten Häupter der Reformirten dachten, von dieſer Zeit an, mehr darauf, ihre eigne Größe, als den Nutzen des Königs zu befördern, ohne zu erwägen, daß ihr Glück ſo genau mit dem ſeinigen zuſammenhieng, daß ſie unmöglich ihre Zwecke erreichen konnten, wenn ſeine Abſichten fehlſchlugen. Jeder baute ſich, unabhängig von dem allgemeinen Plan, ſein eignes Glücksſchloß. Bey einer engern Verſammlung zu Saint Paul von Lamiate im Biſthum Caſtres kam dieſe Verſchiedenheit der Geſinnungen zum öffentlichen Ausbruch, als man dem Doctor Butrick, einem deutſchen Prediger, den der Churfürſt von der Pfalz geſchickt hatte, Gehör gab. Der Vikomte von Türenne gab hier die erſten Beweiſe ſeines unruhigen, falſchen und ehrgeizigen Characters. Er hatte mit dieſem Butrick ein neues Regierungsſyſtem entworfen, und die Herren von Conſtans, von Aubigné, von Saint-Germain-Beaupré, von Saint-Germain-de-Clan, von Vrezolles und andre in ſeinen Plan hineingezogen. Sie wollten aus dem reformirten Frankreich eine Art von republikaniſchem Staat unter dem Schutz des Churfürſten von der Pfalz machen, der in ſeinem Namen fünf oder ſechs Stadthalter in den verſchiednen Provinzen halten ſollte.

Wenn man dieſen Plan unterſucht, ſo wird man gern einräumen, daß der König von Navarra dieſen Herren weiter keinen Dank ſchuldig war, weil man dadurch die Prinzen vom Geblüt den vornehmen Beamten der Hugenotten gleich, und ſie alle zu dem Rang bloßer Stadthalter eines auswärtigen kleinen Fürſten herabſetzen wollte. Doch dieß iſt nicht das einzige mal, daß der König von Navarra in ſeinem Staatsrath unter denen, die dem Anſchein nach ſeine eifrigſten Anhän-

hänger und Diener waren, selbst unter seinen Freunden und Verwandten, heimliche Feinde gefunden hat. Man muß von den Menschen alles erwarten. Sie hängen gröstentheils, nicht durch Dankbarkeit, Rechtschaffenheit und durch die Tugend, sondern nur durch das, was sie erwarten, und durch den glücklichen Erfolg an ihren Pflichten, an der Gesellschaft an der Verwandtschaft. Aber wie konnten diese geschickten Staatsmänner hoffen, Einheit und Eintracht in ihrer vorgeblichen Republik zu erhalten, da sie ihr so viele Häupter gaben, die von einander eben so unabhängig, als einem Beschützer, der zu schwach war, sich Gehorsam zu verschaffen, wenig unterworfen waren! Man sieht gleich, was ihre eigentliche Absicht seyn konnte. Sie wollten, Jeder in seinem District, sich unabhängig machen, und sahen doch nicht ein, daß eben dadurch sie sich der Willkühr der Ligue und der Spanier preiß gegeben hätten, welche sie, einen nach dem andern, angegriffen, und so ohne viele Mühe zu Grunde gerichtet haben würde.

Zum Glück konnte doch dieß Verkehr der Anführer der Reformirten mit den Fremden, welches ziemlich geheim gehalten wurde, nicht hindern, daß die bessere Partey in den Zusammenkünften die Oberhand behielt. Der Herzog von Montmorency gab den Rath, alle sollten bey der gegenwärtigen Gefahr ihre Kräfte vereinigen, und sich in den Stand setzen, sich mit Nachdruck vertheidigen zu können. Ich bestand in allen Rathsversammlungen auf der Nothwendigkeit, das Ansehn eines einzigen Oberhaupts anzuerkennen, und nicht durch zu häuffige Vertheilung der Gewalt seine Kräfte zu schwächen. Einst, beym Herausgehen aus dem Staatsrath, zog mich der König auf die Seite, und sagte zu mir: „Herr Baron von Rosny, es ist nicht genug, jezt „schöne Reden zu halten, es kömmt darauf an, zu han-

„deln.

„deln. Seyd ihr noch entschlossen, mit mir zu sterben?
„Es ist nicht mehr Zeit, ein guter Wirth zu seyn.
„Alle Männer von Ehre und Gewissen müssen jezt die
„eine Hälfte ihrer Güter aufopfern, um die andre zu
„retten. Ich bin überzeugt, ihr werdet einer von den
„Ersten seyn, mir beyzustehen. Auch verspreche ich
„euch, daß, wenn das Glück mir jemals günstig wird,
„ihr Theil daran haben sollt." „Nein, nein Sire,"
antwortete ich ihm, „ich will nicht mit ihnen sterben,
„sondern mit ihnen leben, damit wir allen unsern Fein-
„den die Hälse brechen können. Meine gute Wirthschaft
„soll nichts dabey schaden. Ich habe noch für hundert-
„tausend Franken Holz zu schlagen, welches ich dazu
„anwenden will. Sie werden mir eines Tages mehr
„als das geben, wenn sie recht reich seyn werden. Und
„das wird gewiß geschehen. Ich habe einen Lehrmeister
„gehabt, der den Teufel im Leibe hatte, und der hat es
„mir vorher gesagt." Der König konnte bey diesem Einfall das Lachen nicht lassen. „Nun gut mein lieber
„Freund," sagte er, indem er mich zärtlich umarmte,
„so geht nach Hause, macht eilig, und kommt so bald als
„möglich wieder, und bringt so viele von euern Freun-
„den mit, als ihr könnt; vor allem andern vergesset euer
„langstämmiges Holz nicht." Er theilte mir hierauf seine Absicht mit, die Gegend von Paris, oder wenigstens von der Loire, zum Schauplatz des Krieges zu machen; in der That war dieß auch das einzige Mittel, von dem man sich einen guten Erfolg versprechen konnte. Er sagte mir dabey, er habe ein Verständniß in Angers unterhalten, er fürchte aber, der Prinz von Conde werde ihm durch seine Uebereilung mehr Hindernisse in den Weg legen, als die Katholiken selbst. In der Folge wird sichs zeigen, daß er richtig geurtheilt hatte. Er versprach, mir von allem, was vorgehen würde, Nachricht zu geben, und entließ mich mit tau-

send

send Beweisen seiner Zuneigung, die mir stets unvergeßlich bleiben werden.

Ich kam fast in demselben Augenblick zu Bergerac an, als die Abgeordneten des Hofes an den König von Navarra, der Kardinal von Lenoncourt, und die Herren von Sillery und Poigny, daselbst eintrafen, welche ihm noch eine letzte Vorstellung über die Nothwendigkeit, sich dem Willen des Königs zu unterwerfen und die Religion zu verändern, thun sollten. Poigny kam den folgenden Tag zu mir, entdeckte mir seinen Auftrag, und fragte mich, was ich von dem Zweck seiner Reise dächte. Ich versicherte ihm, er gäbe sich eine vergebne Mühe, und der König von Navarra werde sich bey einer Gelegenheit, wo die Religion, der Staat und das königliche Ansehn so große Gefahr liefen, nicht mit bloßen Worten begnügen. Er zuckte die Schultern, seufzte, und sagte blos, anstat auf meine Gründe zu antworten: „Ich glaube, eine Messe würde in dieser „Stadt eine schwere Eroberung seyn." Ich führte ihn sogleich mit den andern Abgeordneten in ein katholisches Gotteshaus, und suchte sie durch diese Freyheit, welche man den Katholiken in einer Stadt, von der die Reformirten Meister waren, einräumte, zu überzeugen, daß diese letztern nicht die wahren Feinde des Königs wären.

Uebrigens gieng es diesen Abgeordneten, wie ich ihnen vorher gesagt hatte. Ich setzte unterdessen meine Reise nach Paris fort, wo ich erfuhr, daß man von nichts sprach, als den König von Navarra völlig zu Grunde zu richten, und die Hugenotten zu vertilgen. Alles gieng dort nach dem Willen der Ligue, die seit dem schimpflichen Schritt des Königs unumschränkt herrschte. Alle rechtschaffne Franzosen mußten sich verborgen halten, um insgeheim über das Unglück zu seufzen, welches

ches die Schwachheit des Königs dem Reiche zugezogen hatte. Ich wendete mich an dieſe, und hatte einige Unterredungen mit den Herren von Rambouillet, dem ältern Montbazon, von Aumont, von la Rocheguion, des Arpentis und andern. Sie gaben mir die Verſicherung, daß wenn der König von Navarra nur einmal bis an die Ufer der Loire vorrückte, ſo würde bald eine beträchtliche Anzahl gutdenkender Franzoſen ſich mit ihm vereinigen. Ich beſtärkte ſie, ſo viel ich konnte, in dieſem guten Entſchluß, und eilte, nachdem ich noch in Paris Pferde gekauft hatte, die Summe Geldes, welche ich dem König verſprochen hatte, zuſammen zu raffen.

Das öffentliche Gerücht machte mich mit dem bekannt, was zu Anvers vorgefallen war. Um hier davon Nachricht zu geben, muß ich etwas weiter ausholen. Brißac, der Gouverneur des Schloſſes in dieſer Stadt und ein Anhänger der Ligue, hatte in ſeiner Abweſenheit das Commando einen gewiſſen Capitän Groc übertragen, und ihm zwanzig Soldaten, auf die er ſich verlaſſen zu können glaubte, gegeben. Zween von dieſen, welche Proteſtanten geweſen waren, ließen ſich von dem Könige von Navarra und dem Prinzen von Conde gewinnen, und warteten nur auf eine günſtige Gelegenheit, ihnen das Schloß zu überliefern, welches ſie zu Herren der Stadt gemacht haben würde. Als man in der Stadt erfuhr, daß Heinrich III. ſich mit dem Könige von Navarra gegen die Ligue vereinigt hätte, entſtand eine dritte Partey zum beſten des Erſtern, an deren Spitze du Hallot war, welcher jene beyden Soldaten, Rochemorte und Fresne auf ſeine Seite zu ziehen ſuchte. Da aber die Lage der Sachen ſich ſchnell wieder veränderte, ſo überfielen die beyden Soldaten, welche der Prinz von Conde antrieb, den Capitän Groc, ermor-

deten

deten ihn nebst einigen von seinen Leuten, und bemächtigten sich des Schlosses. Du Hallot, welcher die Veränderung des Hofes noch nicht wußte, ließ dieses geschehen, und hielt auch das Volk im Zaum, indem er ihm vorstellte, daß die beyden Soldaten auf Befehl des Königs so gehandelt hätten. Er blieb in seinem Irrthum, bis er selbst, da er in das Schloß eingelassen zu werden verlangte, die Treulosigkeit des Rochemorte und Freßne erfuhr; und mußte nachher auf dem Rade dafür sterben, daß er sich hatte betrügen lassen. Bis dahin war noch alles gut für den König von Navarra und den Prinzen von Conde' gegangen; aber nun traf das Unglück auch sie. Rochemorte hatte sich durch die Katholiken, welche das Schloß eingeschlossen hielten, auf die Brücke hinaus locken lassen; auf einmal sieht er, daß man unterdeß das Schloß überrumpeln, ihn selbst aber gefangen nehmen will. Er eilt nun, wieder hinein zu kommen. In dem Tumult aber, denken die, welche darinnen sind, blos daran, die Brücken schnell auf zu ziehen. Rochemorte hält sich an den Ketten fest, sie glitschen ihm aber aus den Händen, und er stürzt in den Graben, wo ein Hirsch, den man darin unterhielt, ihn vollends umbrachte. Freßne blieb nun allein noch übrig. Zween Tage nachher war er auf der Brustwehr der Mauer, wo er sich völlig sicher hielt, eingeschlafen, und ein Schuß aus einem Karabiner, der vom entgegengesetzten Ufer des Flusses, also über fünfhundert Schritte weit herkam, stürzte ihn todt herab. Nun verjagten die Katholiken den Rest der Hugenotten aus der Stadt und dem Schlosse mit eben so weniger Mühe, als es diesen gekostet hatte, sich des leztern zu bemächtigen. Das alles würde nicht geschehen seyn, wenn der König von Navarra allein die Unternehmung gelenkt hätte; denn er würde die beyden Verschwornen nicht eher haben handeln lassen, als bis er nahe genug gewe-

gewesen wäre, um sie mit seiner ganzen Armee zu unterstützen. 1576.

Diese so schlecht angelegte Unternehmung hatte mehr als eine üble Folge. Der Prinz von Conde war grade mit der Belagerung von Brouage beschäftigt, als man ihm die Nachricht brachte, daß seine Anhänger Angers überrumpelt hätten. Er besann sich keinen Augenblick, die Belagerung aufzuheben, und ihnen zu Hülfe zu eilen; weil er aber doch zu spät kam, so schlugen beyde Unternehmungen fehl. Alle katholischen Truppen, welche bisher noch zerstreut und unthätig gewesen waren, zogen sich, auf die Nachricht von dem Angriff auf Angers, sogleich in der Gegend dieser Stadt zusammen; und dieß benahm uns vollends alle Mittel, uns ihrer nachher noch zu bemächtigen, nöthigte uns zu einem viel frühzeitigern Feldzuge, und brachte, wie wir bald sehen werden, den Prinzen von Conde selbst in eine Gefahr, der er nur durch ein ganz außerordentliches Glück entgieng.

Nachdem die Reformirten auf diese Art selbst die Feindseligkeiten angefangen hatten, so urtheilte ich, daß man sie auch nun weiter nicht schonen würde. Dieß stürzte mich in eine große Verlegenheit: ich sah, daß, wenn es auf der einen Seite für mich gefährlich war, in Roßny zu bleiben, da die ganze Gegend von Royalisten überschwemmt war, ich hingegen nicht weniger wagte, wenn ich versuchte, bis zu dem Könige von Navarra durchzudringen. Ich entschloß mich jedoch zu dem leztern, überzeugt, daß er nie mehr als jezt Hülfe bedurft hatte, und daß die Unmöglichkeit, mitten durch eine feindliche Armee mir Nachrichten zukommen zu lassen, die einzige Ursach war, warum er in diesem Stücke mir sein Versprechen nicht gehalten hatte. Die Herren von Mouy, Feuquieres und Morinville, denen ich meinen

Entschluß bekannt machte, fanden ihn zu gewagt, und wollten sich nicht darauf einlassen. Ich machte mich also allein, blos mit zehn Edelleuten und meinen Bedienten auf den Weg, wovon Zween, jeder sechs tausend Thaler in Golde, in ihren Mantelsäcken führten.

Ich nahm mein erstes Nachtlager in Nonancourt und das zweite in Chateaudün. Bis dahin begegnete mir nichts unangenehmes, obgleich alles voll katholischer Truppen war, denn man bildete sich überall ein, ich gienge, so wie die Andern zu der großen Armee des Herzoge von Joyeuse, bey welchem, wie mir ein Soldat, Namens la Mothepotin, sagte, man es sehr gut hätte. Ich brach indessen vor Tage von Chateaudün auf, weil ich die nähern Erklärungen fürchtete, und kam nach Vendome. Hier ließ ich, um nicht von Benehart erkannt zu werden, einen meiner Edelleute, mit Namen Boisbreuil, sich für den Herrn des kleinen Trupps ausgeben, und bestieg eins von den Pferden der Bedienten, mit einem Mantelsack hinter mir. Man that dem Ansehnlichsten von der Gesellschaft verschiedne Fragen; er antwortete aber richtig, und man ließ uns durch. Wir giengen durch die ganze Stadt, um in der äußersten Vorstadt unser Quartier zu nehmen. Benehart, der uns für Katholische hielt, wie wir ihm versichert hatten, ließ uns mit vieler Höflichkeit sagen, er riethe uns, lieber in die Stadt zurück zu kommen, weil die Armee des Prinzen, die vor Angers wäre zurück getrieben worden, jezt in dieser ganzen Gegend zerstreut wäre, und öftere Streifereien bis an die Stadtthore machte, wodurch der Aufenthalt in der Vorstadt sehr gefährlich würde. Wir hätten das Unglück, wovor man uns warnte, für unser größtes Glück gehalten, aber wir mußten uns sehr hüten, es merken zu lassen. Unser vorgeblicher Anführer stellte sich, als ob er dem

Rath

Rath folgen wollte, und befahl, schnell wieder aufzupacken und in die Stadt zurück zu kehren; ich aber, der den Bedienten vorstellte, wußte so viele Hindernisse in den Weg zu legen, daß die Nacht darüber heran kam. Der Tumult der vielen Andern, die auch auszogen, denn Jedermann hatte dazu Befehl erhalten, machte, daß man unsern Betrug nicht merkte. Wir machten es zulezt, wie die Uebrigen, und nachdem unsre Pferde gefüttert waren und ausgeruht hatten, die Hälfte der Nacht auch schon verstrichen war, setzten wir uns auf; statt aber in die Stadt zurück zu kehren, wendeten wir uns in eine abgelegne Gasse, die ich vorher hatte untersuchen lassen, und welche uns in das Feld führte, auf der Seite, wo ich glaubte, daß die Armee des Prinzen von Condé sich aufhalten könnte.

Das schlimmste war, daß die Vorstellung, welche bisher so gut gelungen war, auch unser Unglück werden konnte, weil es unmöglich war, schnell genug zu erkennen, zu welcher Partey diejenigen gehörten, denen wir begegnen würden. Ein solcher Irrthum konnte uns das Leben kosten. Weil aber dieß nicht zu ändern war, so setzten wir mit ziemlicher Unruhe unsern Marsch fort, und beschlossen, bey unserer bisherigen Antwort zu bleiben. Der erste Haufen, auf den wir stießen, war die Kompagnie leichter Reiter des Herrn von Falandre. Auf ihr Feldgeschrey antworteten wir: Es lebe der König! Falandre untersuchte die Sache weiter nicht, sondern rieth uns, bey ihm zu bleiben, um nicht auf die kleine Armee des Prinzen zu treffen, welche, wie er versicherte, gar nicht weit wäre. Wenn wir ihm nicht glauben wollten, setzte er hinzu, so könnten wir durch einige Kompagnien Argoulets, die ihm auf dem Fuße nachfolgten, nähere Nachricht erhalten. Diese lezten Worte gaben uns einen Vorwand, seine uns so ungeleg-

ne Höflichkeit abzulehnen. Wir gaben vor, daß wir unsre Gründe hätten, nicht denselben Weg zu nehmen, als er, und daß wir daher die Argoulets erwarten wollten, um nach ihrer Antwort unsre Maaßregeln einzurichten. Innerlich aber fürchteten wir diese nicht weniger als die Andern, wir bereiteten uns indessen, ihnen entgegen zu gehen, indem wir uns auf unser gutes Glück und unsre Verstellung verließen. So bald daher die erste Compagnie heran kam, und Wer da! rief, so ermangelten wir nicht, mit vieler Zuversicht wieder: Es lebe der König! zu antworten, weil wir überzeugt waren, daß wir die Argoulets vor uns hätten. Aber dieser Schluß bekam uns sehr übel. Die Argoulets hatten von fern die Truppen des Prinzen von Conde wahrgenommen, und sich deswegen von der Straße entfernt, und in das Holz geworfen. Anstatt ihrer hatten wir mit vier Kompagnien des Prinzen zu thun. Wir wurden unsern Irthum bald gewahr, da der ganze Haufen auf uns einbrach, die Gewehre anschlug, und uns zurief, uns zu ergeben. In diesem Augenblick unterschied ich sehr gut drey Kapitains von meiner Bekanntschaft, welche mich in jeder andern Lage sehr leicht würden erkannt haben. Weil ich aber mich besann, daß bey solchen Gelegenheiten gewöhnlich das erste Wort, die erste Bewegung, die man macht, um sich zu erklären, für eine Weigerung, sich zu ergeben, genommen werde, und schnell das erste Feuer darauf folgt; so gab ich, statt mich zu nennen und diese Offiziere zu rufen, das Zeichen mich zu ergeben. Ich stieg ab, ließ sie meine Pferde nehmen, und gieng willig hinterher, bis ich an die Herren von Clermont und Saint-Gelais kam, welche nicht wenig erstaunten, da ich sie umarmte. Sie ließen mir gleich meine Equipage und auch die Mantelsäcke, worin mein Gold war, wiedergeben.

Der Prinz von Condé selbst war nahe hinter diesen vier Kompagnien. Er fand meine Unternehmung so kühn, daß er kaum seinen Augen trauen wollte. Wir übernachteten auf dieser Stelle, nachdem wir eine sehr sparsame Abendmalzeit auf hölzernen Tellern verzehrt hatten. Bey unsrer Trennung wollte der Prinz, der mit einer so geringen Begleitung keineswegs im Stande war, nur einem starken Haufen, vielweniger einer königlichen Armee die Spitze zu biethen, und der sich noch dazu in einer Gegend befand, wo man ihn überall suchte, mich bereden, ihn mit mir zu nehmen, und für einen bloßen Edelmann auszugeben. Aber man kannte ihn zu gut; ich hätte ihn nicht retten können, und mich mit ihm ins Verderben gestürzt. Ich bath ihn daher, mich zu entschuldigen. Dasselbe Kompliment machte ich dem Herzog Claudius von Trimouille, und nahm blos die Herren von Fors, du Pleßis, Verac und d' Oradour mit. Der Prinz befand sich nun in großer Verlegenheit, und da er es für noch gefährlicher hielt, mitten zwischen seinen zwölfhundert Pferden zu bleiben, als ganz in der Stille fort zu eilen; so theilte er sie in kleine Haufen, von denen der stärkste nur von zwanzig Pferden war, ließ sie alle abgelegne Fußstege nehmen, und entkam selbst, indem er auch solche Nebenwege suchte, mit noch eilf andern, durch ein Glück, von dem man wenig Beyspiele hat, den Nachstellungen seiner Feinde.

Mein Glück war im Grunde nicht geringer. Zu der bisher gebrauchten List fügte ich noch eine andre hinzu, die wirklich Wunder that. Ich ließ mir das Kinn abscheeren, und legte den Knebelbart ab, um jünger zu scheinen, und gab mich für einen von meinen Brüdern aus. Dieß verstellte mich jedoch nicht so gut, daß ich nicht überall, wo ich durchkam, hätte sagen hören, ich sähe meinem Bruder, dem Hugenotten, außerordentlich

ähnlich. Um allen Fragen auszuweichen, nahm ich den Ton eines eifrigen Liguisten an. Ich erzählte überall, der Prinz von Conde sey geschlagen, und die Protestanten durch den Herzog von Joyeuse auseinander gejagt. So half ich mir bis Chateau-Renard in Touraine durch, wo ich ein Nachtlager nahm. Die gröſte Schwierigkeit war, über die Loire zu kommen. Ohne den Herrn des Arpentins, der mir bey dieser Gelegenheit einen wahren Freundschaftsdienst leistete, würde ich meinen Zweck nicht erreicht haben. Auch Herr von Montbazon erzeigte mir einen groſen Dienst. Er schickte mir, als ich zu Montbazon abstieg, Birnen und Wein, und bewies mir auch noch so viele andre Gefälligkeiten, daſ ich, obgleich an diesem Orte wenig bekannt seinen Bitten nachgab, und mich drey Tage bey ihm aufhielt. Wir hatten dieser Ruhe sehr nöthig, denn unsre Pferde konnten kaum mehr fort. Der Tod, der den Herrn von Montbazon bald nachher hinraffte, hat mich der Gelegenheit beraubt, einem Manne, der so vortreffliche Gesinnungen für das Wohl des Staats hatte, meine Dankbarkeit zu bezeigen.

Unter meiner neuen Verkleidung kam ich glücklich durch Chatelleraud und Poiliers. Zu Ville-Jagnan begegnete ich einem Regiment Schweitzer, welches sich zu der Armee des Marschalls von Matignon begeben wollte. Ich suchte aus dieser Begegnung Nutzen zu ziehen. Die Schweitzer nahmen alles, was ich ihnen sagte, für baares Geld, weil ich Sorge trug, ihnen alle Morgen ein Frühstück zu geben. Am Ende, glaube ich, hätte ich mich sogar unter meinem wahren Namen auf sie verlassen können. Ich machte vier Tagereisen mit diesen Schweizern, und trennte mich nur so spät als möglich von ihnen. Kaum hatte ich sie verlassen, so erkannte mich Puiserret bey dem Uebergang über den Fluſ

zu Saint-Marsaud. Er rückte mit seiner Kompagnie bis an das Wasser vor; zum Glück war ich schon am andern Ufer, und da ich diesen Vorsprung hatte, so erreichte ich das Haus des Herrn von Neufvy. Zu Marton in Angoumois trat ich, wie gewöhnlich, in der Vorstadt ab; kurz nachher aber bewog mich, ich weiß nicht welche Ahndung, in die Stadt zurück zu gehen. Am andern Morgen erfuhr ich, daß in der Nacht das Thor des Stalles, worin man meine Pferde zu finden glaubte, durch eine Petarde war aufgesprengt worden. Ich machte eben meine Betrachtungen über diesen Zufall, indem ich zugleich Befehl zum Aufbruch gab, als ein Unbekannter auf mich zu kam: Mein Herr, sagte er zu mir, ich will nicht untersuchen, wer sie sind; aber wenn sie ein Hugenott sind, und von hier abreisen, so sind sie verlohren. Fünftausend Schritte von hier ist ein Hinterhalt von funfzig wohlbewaffneten Reitern, und nach meiner Meinung lauren sie auf sie. Ich dankte diesem Menschen für seinen guten Willen, ohne über seine Nachricht beunruhigt zu scheinen. Indessen, setzte ich ganz kalt hinzu, ob ich gleich kein Hugenott bin, so scheint es mir doch immer gefährlich, in einen Hinterhalt zu gerathen. Ich kehrte darauf in das Wirthshaus zurück, und unter dem Vorwand, daß eins meiner schönsten Pferde lahm geworden wäre, ließ ich sie alle wieder absatteln. Um mich von der Wahrheit dieser Nachricht genauer zu unterrichten, ließ ich einen von meinen Bedienten, der die Perigourdinische Aussprache genau nachahmen konnte, wie einen Bauern aus dieser Gegend verkleiden, sagte ihm, was er zu thun hätte, und ließ ihn nach der Gegend, die man mir beschrieben hatte, seinen Weg nehmen.

Er traf richtig die funfzig Reiter an, und berichtete ihnen, auf ihre Fragen, was es in der Stadt gäbe,

ich hätte meine Abreiſe bis auf den folgenden Tag verſchoben. Er folgte ihnen nachher bis zu einem Flecken, zwo Meilen von da; wohin ſie zurückkehrten, voll Verdruß, daß ſie ihren Streich nicht hatten ausführen können, und entſchloſſen, Morgen an denſelben Ort zurück zu kommen. Er eilte ſogleich zu mir, um mir ſeinen Bericht abzuſtatten. Ich kam nun, nachdem ich noch einige ſolche kleine Abendtheuer gehabt hatte, zu dem Herrn von Longa, und von da nach Bergerac zu dem König von Navarra. Dieſer Fürſt, bey dem nie eine That, die man um ſeinetwillen unternahm, verlohren gieng, hielt mich lange in ſeinen Armen, und fühlte alle die Gefahren, denen meine Liebe zu ihm mich ausgeſetzt hatte. Er wollte alles, bis auf die kleinſten Umſtände von meiner Reiſe, wiſſen, beſonders mußte ich ihm erzählen, wie ich dem Prinzen von Conde begegnet, und in welcher ſchlüpfrigen Lage ich ihn verlaſſen hätte.

Es iſt unmöglich, die Verlegenheit darzuſtellen, in welcher ſich der König damals 1586. befand. Ohne Truppen, ohne Geld, ohne Unterſtützung ſah er drey mächtige Armeen auf ſich los kommen. Der Herzog von Joyeuſe und der Herzog von Mayenne, jeder an der Spitze eines Heers, rückten mit ſtarken Märſchen heran, und die Armee des Marſchalls von Matignon hatte er bereits vor ſich. Die vierzigtauſend Franken, welche ich mitbrachte, kamen ihm ſehr zu ſtatten; er hätte von ſeinem ganzen Hofe ſo viel nicht aufbringen können. Wir wendeten uns nun gegen Caſtillon und Mont-Segûr, welches Matignon zu belagern drohete. Er kehrte ſich aber ſchnell gegen Caſtets, und zwang uns dadurch, uns auch auf dieſe Seite zu lenken. Nach einem langen Marſch während der heftigſten Kälte, denn es war im Februar, kamen wir noch früh genug an, um ihn zu nöthigen, die Belagerung aufzuheben.

Unſer

Unſer Schrecken ſtieg aufs äußerſte, als wir erfuhren, daß die Armee des Herzogs von Mayenne uns ſchon ganz nahe wäre, und wir ſahen faſt kein Mittel mehr, zwey ſo überlegnen Heeren zugleich Widerſtand zu thun. Wir wußten nicht, auf welche Seite wir uns wenden, welche Maasregeln wir nehmen ſollten. Einige waren der Meinung, der König ſollte ſich tief in Languedoc zurück ziehen; den Andern war dieſes noch nicht weit genug; und wieder Andre riethen, er ſollte nach England übergehen, und, wenn er erſt ſich dort einer mächtigen Unterſtützung verſichert hätte, ſich an die Spitze der Hülfstruppen ſtellen, die man ihm aus Deutſchland erwarten ließ. Alle waren darin einig, daß er ſich aus Guyenne entfernen müßte. Ich ſah mit Verdruß, daß ein Rath, wodurch den Proteſtanten in Frankreich die lezte Stütze entriſſen wurde, die Oberhand zu behalten ſchien. Als mich daher der König um meine Meinung fragte, ſo ſtellte ich ihm vor: die Noth wäre noch nicht ſo äußerſt dringend, um alles aufzugeben. Es würde noch immer Zeit genug ſeyn, dahin zu kommen, wenn man erſt den Verſuch gemacht hätte, auf allen Seiten die Spitze zu biethen. Dieß ſchiene mir nicht ſo völlig unmöglich, wenn man zum Beyſpiel den Vikomte von Türenne mit einer kleinen Anzahl Truppen, ſo viel man in der Eil zuſammen raffen könnte, in Guyenne ließe, blos um Vertheidigungsweiſe zu handeln; wenn der Herzog von Montmorency in Languedoc, und Lesdiguieres in Dauphine daſſelbe thäten; der König aber ſich vorbehielte, Rochelle und die umliegende Gegend zu vertheidigen, bis die fremden Truppen, die doch nun nicht lange mehr ausbleiben könnten, erſt die Macht beider Theile ein wenig mehr ins Gleichgewicht gebracht hätten. Der König von Navarra genehmigte meinen Rath, und erklärte, daß er ihm folgen wollte. „Aber, ſetzte er hinzu, der

„Herzog von Mayenne ist kein so böser Mann, daß er „mir nicht erlauben sollte, mich erst noch ein wenig in „Guyenne herum zu treiben.“ Er gab darauf noch einige Befehle, ehe er nach Rochelle aufbrach, und machte eine Reise nach Bearn, welche durch die gegenwärtigen Umstände unumgänglich geworden war.

Er hielt sich nur acht Tage daselbst auf; aber unterdessen hatten sich die beiden katholischen Armeen vereinigt, und alle Zugänge besetzt, wodurch man glaubte, daß der König von Navarra nach Poitou kommen könnte, so daß er sich beinahe völlig in Nerac eingeschlossen sahe. In dieser verdrießlichen Lage entschloß er sich, alles zu wagen, um sich einen Durchgang zu verschaffen. Er brach mit 200 Pferden auf, und nahm seinen Marsch gegen Kastell-Gelaux; anstatt aber bis ganz dahin zu gehen, theilte er seinen Haufen auf dem halben Wege, behielt nur Zwanzig von den am besten Berittnen, und eben so viel von seiner Leibwache bey sich, bestimmte den Uebrigen Sainte-Foi zum Sammelplatz, wendete dann kurz um, nahm einen Weg durch das Gehölz und die Heiden, der ihm durch die Jagd bekannt war, und kam nach Caumont, wo er drey Stunden schlief. Nach Sonnenuntergang giengen wir über den Fluß, und marschirten die ganze Nacht mitten zwischen den feindlichen Quartieren, bis an die Gräben von Normande. Hier nahmen wir wieder einen Umweg bis la Sauvetat, und kamen zwo Stunde vor Tage nach Sainte-Foi, woselbst auch durch verschiedne andre Gegenden alle seine Leute, die er in kleine Haufen getheilt hatte, ohne den geringsten Verlust, selbst nicht des Gepäckes, eintreffen. Der Herzog von Mayenne, voll Verdruß, sich in seiner Hofnung betrogen zu sehen, gieng um seinen Zorn an Montinac-le-Comte auszulassen, wo aber der Kapitän Roux und der Sergeant

More

More sich gegen diese ganze Armee so trefflich vertheidigten, daß er sie nicht zwingen konnte, sich anders, als auf die ehrenvollsten Bedingungen zu ergeben. Leichter ward dem Herzog von Mayenne die Eroberung von Sainte-Bazeille. Der Gouverneur dieses kleinen Platzes war Despeuilles, aus dem Hause Courtenay, und in dem Rufe eines sehr tapfern Mannes. Dieß machte mir Lust, mich, gegen den Rath verschiedner von meinen Verwandten und Freunden, die ihn ohne Zweifel besser kannten, als ich, mit ihm einzuschliessen. Der König von Navarra weigerte sich lange, mir dazu die Erlaubniß zu ertheilen; endlich, durch mein anhaltendes Bitten überwunden, gab er mir dreißig Mann, mit welchen ich mich in Sainte-Bazeille warf. Ich fand, daß der Platz an sich sehr schlecht war, keine Wälle, und nur Häuser von bloßem Lehm hatte, wo die Kanonkugeln durch und durch schlugen. Indessen hätte man immer wenigstens einige Zeit sich darin halten können; aber Despeuilles wurde von einer solchen Furcht überfallen, daß er gar keinen Rath von uns annehmen wollte; ja, er verlohr den Kopf dergestalt, daß er selbst hingieng, sich an die Feinde zu ergeben, welche nun die Stadt behandelten, wie es ihnen gut dünkte. Der König von Navarra, dem diese Neuigkeit anfangs nur sehr unvollständig erzählt wurde, gab uns Allen Schuld. So bald er aber von der Wahrheit unterrichtet war, kehrte sich sein ganzer Zorn gegen Despeuilles. Was ihn am meisten verdroß, war, daß dieser feige Gouverneur, da er sich gegen ihn entschuldigen wollte, die Dummheit begieng zu behaupten, der König selbst, wenn er an seiner Stelle gewesen wäre, würde nicht anders haben handeln können. Er ließ ihn in Arrest setzen, doch nach acht Tagen kam er auf unsre Vorbitte wieder los.

Der König von Navarra verließ das freie Feld nicht eher, als bis ihn die äußerste Nothwendigkeit dazu trieb,

trieb, und nachdem er den Boden Schritt vor Schritt vertheidigt hatte. Auf seinem Rückzuge warf er die Truppen, die er noch übrig hatte, in Monsegür, Castillon und Sainte-Foi. Ich lieh' ihm noch sechstausend livres, um Mont-Flanquin zu befestigen, wo Floreſtan von Bethune kommandirte. Endlich aber, da er irgend einen unangenehmen Zufall in der Gegend von Rochelle besorgte, ließ er den Vikomte von Türenne mit einigen Truppen in Guyenne, und nahm seinen Weg über Pons und Saint Jean d' Angely nach dieser Stadt.

Es gab Augenblicke, wo Heinrich III. unwillig über die erniedrigende Rolle, die ihn die Ligue spielen ließ, sehr gewünscht hätte, ein Mittel zu finden, sich an ihr zu rächen. Aber er hätte es thun mögen, ohne etwas dabey zu wagen, und verwarf aus dieser Ursach immer den Gedanken, den er verschiedne male hatte, den König von Navarra zu sich zu rufen, und sich mit ihm zu vereinigen. Da die Abgeordneten der vier katholischen Schweitzer-Cantons nach Paris gekommen waren, um wegen der Hülfstruppen, welche man kurz vorher von dieser Republik begehrt hatte, die Unterhandlung zu beschließen, so fiel es dem Könige, der grade jezt in einem Augenblick seiner üblen Laune gegen die Ligue war, ein, sich der Schweitzer gegen sie zu bedienen. Diese nebst den Truppen, die von ihm allein abhiengen, und denen, die ihm der König von Navarra zuführen konnte, würden ein Korps ausgemacht haben, welches im Stande gewesen wäre, die Ligue zu Paaren zu treiben. Er schrieb deswegen an meinen Herrn, um ihm seine neue Absicht mitzutheilen, und verlangte, daß er ihm einen Mann schicken sollte, mit dem er über diese Sache, und brsonders über die Art, wie man sich der Schweitzer bedienen wollte, Abrede nehmen könnte. Er schickte dazu einen Pasport mit, welchen

der

der König von Navarra mit meinem Namen ausfüllte, und mich unverzüglich abreisen ließ.

Ich gieng nach Saint-Maur, wo der Hof sich damals aufhielt, und trat bey Villeroy ab, mit welchem ich zu Mittag speisete, und auch den Rest des Tages bey ihm zubrachte. Am folgenden Tage stellte er mich dem Könige vor. Ich werde nie die Stellung dieses Fürsten, und den sonderbaren Aufzug, in welchem ich ihn in seinem Kabinette fand, vergessen. Er hatte den Degen an der Seite, einen Kapuzmantel auf seinen Schultern, und auf dem Kopfe ein kleines Baret. An seinem Halse hieng an einem breiten Bande ein Korb voll kleiner Hunde, und er hielt sich so unbeweglich steif, daß, indem er mit uns redete, er weder Kopf, noch Hand, noch Fuß rührte. Er begann damit, daß er seinem ganzen Zorn gegen die Ligue luft machte, und ich schloß aus seiner Hitze, daß er irgend eine neue Beleidigung von ihr müsse empfangen haben. Von seiner Vereinigung mit dem König von Navarra redete er, als von einer Sache, deren Vortheile er einsähe, aber aus einem Ueberbleibsel von Furcht setzte er stets hinzu, er hielte sie für unmöglich, so lange der König von Navarra darauf bestünde, seine Religion nicht verändern zu wollen. Ich nahm das Wort, indem ich zu ihm sagte: Man würde vergebens diesen Ausweg meinem Herrn vorschlagen, weil er seinem Gewissen zuwider handeln müsse, wenn er ihn einschlüge; daß aber, selbst wenn er auch fähig wäre, es zu thun, dieses doch nicht die Wirkung haben würde, die Seine Majestät davon erwartete, weil die Bewegungsgründe der Ligue weder Liebe zum allgemeinen Besten noch zu der Religion wären. Die Folge einer so übereilten Handlung würde also blos seyn, daß der König von Navarra alle Unterstützung, die er von den Reformirten hoffen dürfe, ver-

verliehren würde, ohne deswegen nur einen Einzigen ihrer Anhänger von der Ligue loszureiſſen; im Gegentheil würde dieſer Beweis von Schwachheit nur den Stolz ihrer gemeinſchaftlichen Feinde erhöhen. Der König ſuchte mich zu widerlegen, ich beharrte aber ſtets dabey, zu behaupten, daß mein Herr, wenn er das vorgeſchlagne Mittel ergriffe, ihm weiter nichts, als blos ſeine eigne Perſon zubringen würde; wenn er hingegen, ohne die Aufopferung ſeiner Religion zu verlangen, ihm die Hand reichen wollte, ſo würde er ſich durch eine ſehr mächtige Partey in dem Staate verſtärken. Ich legte dieſelben Gründe der Königin Mutter vor, und ich merkte, daß Beyden die Stärke derſelben einleuchtend war, daß ſie aber dennoch allein durch die Furcht vor den Veränderungen, welche durch ihre Vereinigung mit einem Fürſten von der reformirten Religion entſtehen könnten, zurück gehalten wurden. Demungeachtet gab ich noch die Hofnung nicht auf, ſie ſo weit zu bringen, daß ſie dieſen wichtigen Schritt thäten; und die nicht nur gnädige, ſondern auch freimüthige und offenherzige Art, mit der ſie ſich gegen mich betrugen, machte, daß ich mir ſchmeichelte, es würde mir endlich noch gelingen.

Ich verließ ſie in dieſen günſtigen Geſinnungen und gieng nach Paris, um mich mit den Schweitzern zu unterreden. Bey ihnen hatte ich nicht ſo viel Mühe, ſie zu meinen Abſichten zu bereden; es koſtete mir nichts als einigen Aufwand auf die Tafel und beſonders auf guten Wein, dafür verſprachen ſie mir ohne weitere Bedingung zwanzigtauſend Mann Hülfstruppen, von denen nur viertauſend in Dauphiné bleiben, die andern ſechszehntauſend aber zum Dienſt und nach dem Belieben der beyden Könige gebraucht werden ſollten. Der König ließ mich noch durch die Herren von Lenoncourt, Poigny und Brulart verſichern, daß er ſeine Geſinnung

nicht

nicht geändert hätte, sondern immer die Vereinigung eifrigst wünschte. Mein Herr wünschte sie nicht weniger. In den Depeschen, die ich fast täglich erhielt, ermahnte er mich, alles anzuwenden, um sie zu Stande zu bringen, und selbst, wenn es seyn mußte, dazu etwas von seinen Vortheilen aufzuopfern.

So bald ich nach Saint-Maur zurückgekommen war, und dem Könige von meiner Reise Rechenschaft gegeben hatte, warf ich die Frage auf, wie man sich dieser 16000 Schweitzer bedienen, und welchen Weg man sie nehmen lassen wollte. Der König verlangte, daß sie alle in die Gegenden um Paris verlegt werden sollten, damit er im Fall der Noth sich ihrer gegen die Ligue bedienen könnte. Ich fühlte den Nachtheil, der aus dieser Einrichtung entstehen könnte, und gab daher über diesen Punkt nicht eher nach, als bis es mir der König von Navarra ausdrücklich befohlen hatte, der es nicht für rathsam hielt, um einer solchen Kleinigkeit willen den Vergleich aufzugeben. Man wird bald sehen, ob es eine solche Kleinigkeit war, als er glaubte, und was diese unzeitige Gefälligkeit für Folgen hatte.

Da der Vergleich zwischen den beyden Königen nur unter den Bedingungen, welche ich angezeigt habe, geschlossen war, so dachte ich wieder darauf, den Hof zu verlassen. Ich ließ Niemanden als Marsilliere zu Paris, unter dem Vorwand, die angefangne Unterhandlung fortzusetzen; eigentlich aber war er mir blos gefolgt, um bey der ersten günstigen Gelegenheit, mit Hülfe der Herren von Clairvaut und Guitry nach Deutschland zu gehen. Er richtete dort seinen Auftrag, die Absendung eines Korps deutscher Truppen zu befördern, welche die dortigen Protestanten dem Könige von Navarra versprochen hatten, glücklich aus. Ich selbst blieb nur acht Tage bey meiner Gemahlin zu Rosny,

und kehrte dann zu dem Könige von Navarra zurück, der mit dem Erfolg meiner Unterhandlung sehr zufrieden war.

Er konnte sich durchaus nicht entschließen, in Rochelle eingeschlossen und unthätig zu bleiben, und gab sich so viele Mühe, daß er endlich von dieser Stadt zwölfhundert Mann zu Fuß, zweyhundert zu Pferde und drey Kanonen erhielt. Diese gab er dem Herzog von la Trimouille, um damit Talmont wegzunehmen, welches er den Feinden nicht lassen wollte. Ich folgte dem Herzog nebst Mignonville, Fouquerolles, Bois-dulys, und einigen andern Offizieren, und man übertrug mir das Commando über die Artillerie. Wir nahmen die Stadt, welche nicht befestigt ist, im ersten Anlauf weg, und griffen sogleich das Schloß an. Obgleich Maroniere, der Gouverneur desselben, nicht erwartet hatte, belagert zu werden, so rechnete er doch auf einen schnellen Entsatz, den ihm Malicorne versprochen hatte; dieß bewog uns, den Platz auf das lebhafteste zuzusetzen. Man braucht zur See nur sechs Stunden, um von Talmont nach Rochelle zu kommen; ich gieng daher zu Schiffe, um Pulver zu holen, wovon wir nur einen kleinen Vorrath hatten, und nun zugleich dem Könige Nachricht zu geben, daß wir mit unsrer wenigen Mannschaft schwerlich unsern Zweck erreichen würden. Er warb in größter Eil in der umliegenden Gegend zweytausend Mann, welche er auf drey Fahrzeugen einschiffte. Zween Tage lang waren wir in großer Gefahr, zu ersauffen; endlich langten wir zu Talmont an, wo die drey Schiffe, eins nach dem andern, vor Anker kamen, und die Belagerten ergaben sich, da sie erfuhren, daß der König von Navarra in Person den Angriff kommandirte.

Mali-

Malicorne hatte blos aus Mangel an Gelde den versprochnen Entsatz nicht nach Talmont führen können. Da der König von Navarra von dieser Furcht befreiet war, führte er seine Truppen gegen Chizay. Fayolle vertheidigte diesen Ort vortrefflich, und bediente sich vorzüglich einer Feldschlange, welches das einzige Stück Geschütz war, das er besaß, mit vieler Wirkung. Er ergab sich nicht eher, als bis er an allem möglichen Mangel litt. Ich kann nicht umhin, einer sonderbaren Begebenheit, die sich dabey zutrug, zu erwähnen. Die Prinzessin von Navarra hatte ihren Haushofmeister mit einem Briefe an den König, ihren Bruder geschickt; eine Kugel aus der Feldschlange traf das Pferd dieses Mannes in den Hinterleib, und kam am Bug wieder heraus, ohne das Pferd umzuwerfen, welches noch länger als eine halbe Viertelstunde stehen blieb. 1577.

Ein Büchsenschuß richtete ein weit größeres Unglück an. Ein Edelmann, der einen wichtigen mündlichen Auftrag hatte, näherte sich dem König von Navarra; kaum hatte er so viel Zeit gehabt, ihm zu sagen, daß er von Heidelberg im Namen der Herren von Clairvant und Guitry käme, so traf ihn eine Kugel vor den Kopf, und streckte ihn todt zu den Füssen des Königs hin. Dieser Offizier sollte, wie man nachher erfahren hat, ihm die Nachricht bringen, daß die Reiter und die andern protestantischen Truppen aus Deutschland bereit wären, nach Frankreich zu kommen, und ihn zugleich fragen, welchen Weg er ihnen zu nehmen befehle. Einige hatten gewollt, sie sollten durch Lothringen marschieren, wo die Ligue am stärksten war. Andre behaupteten, sie müßten ihren Weg durch Bourbonnais, und von da durch Berry und Poitou, die Loire entlang, nehmen. Die Herren von Montmorency und Chatillon woll-

wollten sie in Languedoc an den Ufern der Rhone hin ziehen lassen. Nie waren noch die Meinungen so sehr getheilt gewesen, und zum Unglück befolgte man grade die schlechtste von allen. Man ließ sie nehmlich durch Beauce herein dringen, ohne Zweifel, weil der König von Frankreich sie in der Nähe haben wollte, um sich ihrer im Nothfall gegen die Ligue bedienen, oder wenigstens diese damit in Furcht erhalten zu können. Der König von Navarra würde dieses wahrscheinlich nicht zugegeben haben, aber der eben erwähnte Zufall machte, daß er von allen diesen Streitigkeiten gar nichts erfuhr.

Er nahm mit immer gleichem Glücke Fanzay und Saint-Maixant weg. Der Lermen von fünf oder sechs Kanonen, deren man sich bisher bey Belagerungen nur selten bedient hatte, brachte diese Wirkung hervor. Um diese günstigen Augenblicke zu nützen, da ihm überdem der Prinz von Conde, und la Rochefoucault, den er zum Colonel-General seiner Infanterie ernannte, zweyhundert Mann zu Pferde und funfzehnhundert zu Fuß geführt hatten, entschloß er sich, Fontenai, den zweiten Platz in Poitou zu belagern, ob er gleich wußte, daß er einen tapfern Befehlshaber und eine zahlreiche Besatzung darin finden würde. La Roußiere, so hieß dieser Gouverneur, wollte nicht nur die Stadt, sondern auch die Krämer-Vorstadt vertheidigen. Diese leztere war größer und reicher, als die Stadt selbst, und rings umher durch einen breiten Graben eingeschlossen; die Zugänge ließ er tüchtig verrammeln. Der König von Navarra ließ in einer sehr finstern Nacht die Spitze der Vorstadt durch la Rochefoucault mit vierzig Edelleuten angreifen. Ich vereinigte mich mit den Herren von Dangeau, Vanbrot, Avantigny, Challandeau, Jeuquieres, de Praslins, le Chêne und noch einigen An-

Andern, und wir machten uns an die eine Seite der Barrikaden, um sie entweder einzureissen, oder, die Pique in der Hand und die Pistolen im Gürtel, darüber wegzusteigen. Dreimal wurden wir zurück getrieben, da Vaubrot, Avantigny und ich schon oben waren. Im herabstürzen rissen wir fünf oder sechs Fässer voll Mist über uns her, unter welchen wir beinahe wären stecken geblieben. Da aber die, welche uns zur Seite waren, in demselben Augenblick die Verramlung einrissen, so bekamen wir dadurch Luft, und die Feinde, so bald sie sahen, daß wir Meister von der Barrikade waren, dachten nur auf die Flucht, nachdem sie erst Feuer hinein geworfen hatten, um uns zu hindern, ihnen zu nahe an den Fersen zu bleiben, und zugleich mit ihnen in die Stadt zu dringen.

Wir nahmen nun alle unsre Quartiere in den schönsten Häusern der Vorstadt, wo wir in Bequemlichkeit und Ueberfluß leben konnten. Blos das Musketenfeuer aus der Stadt war uns sehr lästig, weil es von der Terrasse des großen Thors die ganze Straße bestreichen konnte, und daher den Eingang in das Haus des Königs und in die unsrigen gefährlich machte. Ueberdem beherrschten auch die Batterien der Wälle alle Zugänge zu der Vorstadt, so daß nichts hinein konnte, ohne einem beständigen Feuer ausgesetzt zu seyn. Als ich eines Tages quer durch die Straße nach dem Hause des Königs gieng, welches das schönste in der ganzen Vorstadt war, traf eine Kugel meinen Helm, so, daß sie ganz platt wurde, in dem Augenblick, da mein Kammerdiener hinzu kam, um mir denselben fest zu binden. Ich ließ sogleich ein Seil quer über die Straße ziehen, und entzog durch die Tücher, die ich daran aufhängen ließ, den Feinden wenigstens den Anblick derer, welche hin und her giengen. Man fieng nun an, un-

abläßig an den Laufgräben und der Untergrabung der Mauer zu arbeiten. Der König gab sich dabey außerordentliche Mühe, und führte selbst die Minirer an, so bald er Einmal alle mögliche Maasregeln gegen einen Entsatz, der von außen kommen könnte, genommen hatte. Die Brücken, die Zugänge und alle Wege, die nach der Stadt führten, wurden bis weit in das Feld hinein auf das sorgfältigste bewacht. In einer Nacht, da ich mit zwanzig Reitern an einem Furth des Flusses auf der Feldwacht stand, hörte ich in der Ferne ein Geräusch von Pferden und ein Geklirre von Eisen, welches mich vermuthen ließ, daß ich bald würde angegriffen werden. Auf einige Augenblicke hörte das Geräusch auf, fieng aber bald noch stärker wieder an, und ich hörte es jezt so nahe, daß ich mich in Vertheidigungsstand setzte. Ich ließ den Trupp ganz nahe heran kommen, damit kein Schuß fehl gienge; indem ich aber im Begriff war, zu feuern, sah ich, daß der Haufen, der uns so sehr in Allarm gesetzt hatte, weiter nichts war, als eine Heerde Pferde und Stuten, welche in der ganzen Ebne herum irrten, und eine Tränke an dem Fluß suchten. Ich war der erste, der über dieses Abentheuer lachte, im Herzen aber war ich sehr froh, daß ich dem Reiter, welcher uns Hülfe holen sollte, befohlen hatte, sich nicht eher zu entfernen, als bis er sehen würde, daß das Gefecht angegangen wäre.

Meine vornehmste Beschäftigung bey dieser Belagerung war die Aufsicht über das Geschütz. Man war mit dem Sappiren endlich so weit gekommen, daß man die Stimmen der Soldaten, welche die Brustwehr bewachten, in den Logen der Minirer hören konnte. Der König von Navarra selbst machte zuerst diese Entdeckung. Er rufte den Belagerten zu, und gab sich ihnen zu erkennen, und sie waren so erstaunt, als sie ihn aus dem unter-

unterirdischen Gänge herauf seinen Namen nennen hören, daß sie sogleich verlangten zu kapituliren. Die Vorschläge dazu geschahen blos durch diesen sonderbaren Weg, und der König legte, oder vielmehr schrieb von hieraus ihnen die Bedingungen mündlich vor. Man wußte so gewiß, wie heilig ihm sein Wort war, daß die Belagerten gar nichts schriftliches haben wollten. Sie hatten keine Ursach, dieses zu bereuen. Der König, über ein so edelmüthiges Betragen entzückt, räumte der Besatzung alle mögliche Ehrenzeichen ein, und schützte die Stadt vor der Plünderung. Eine Frau, welche an demselben Tage ein festes Schwein hatte schlachten lassen, bediente sich einer sonderbaren List, um ihren Schatz vor der Gefräßigkeit der Soldaten zu schützen, da sie erfuhr, daß die Stadt sich ergeben hätte. Sie ließ ihren Mann sich verstecken, wickelte das todte Schwein in Leichentücher, legte es mit Hülfe einiger Freundinnen in einen Sarg, und zog durch ihr Geschrey alle Nachbarn herbey. Die traurigen Anstalten ließen sie gleich die Ursach der Wehklagen der vorgeblichen Wittwe errathen. Die Geistlichen wurden dadurch so gut betrogen, als die andern; einer von ihnen führte mit Erlaubniß des Königs den Leichenzug durch die Vorstädte nach einem Kirchhofe außer der Stadt. Nachdem die Gebräuche zu Ende, und die Nacht heran gekommen war, giengen einige von der Frau abgeschickte Leute hin, um den Todten auszugraben, und ihn wieder in die Stadt zu bringen. Einige Soldaten, die sie von dem Kirchhofe verjagen wollten, entdeckten den Betrug, und bemächtigten sich der Beute. Man kann leicht denken, daß sie nicht schwiegen; auch in der Stadt war die Sache schon kein Geheimniß mehr. Einer von den Priestern, dem diese Frau, durch ihre Gewissensbisse getrieben, es entdeckte, hatte es schon überall ausgebreitet.

Der König machte den Herrn von la-Boulaye zum Gouverneur dieser Stadt, und verließ sie, um sich der Abtey Mailezais zu bemächtigen. Er fand die Lage derselben so vortheilhaft, daß er beschloß, eine regelmäßige Vestung daraus zu machen. Ich mußte den Plan dazu entwerfen, und er vertraute den Platz dem Davailles, einem Verwandten la-Boulayes an. Seine Truppen eroberten nachher noch Mauleon und das Schloß la-Garnache, aus welchem der Herr von Genevois seine eigne Mutter vertrieb. Sie floh nach Beauvois, einer kleinen Stadt an der Küste; auch dahin verfolgte sie ihr Sohn, fiel aber dießmal in ihre Hände, und wurde der Kriegsgefangne seiner Mutter.

Ich war bey diesen Belagerungen nicht gegenwärtig. Die traurigen Nachrichten, die ich von Roßny erhielt, bewogen mich, eine Reise dahin zu machen. Während meines Aufenthalts zu Saint-Maur hatte ich eine Salvegarde für mein Schloß und meine Güter zu Roßny, und auch die nöthigen Pässe erhalten, um, so oft ich wollte, dahin gehen zu können. Dieß beruhigte mich wegen der Sicherheit meiner Gemahlin, zu einer Zeit, wo alle mögliche Gewaltthätigkeiten gegen die Protestanten erlaubt waren. Ich erfuhr jezt, daß das Städtchen beinahe völlig durch die Pest entvölkert wäre. Meine Frau hatte dabey den größten Theil ihrer Bedienten eingebüßt, und sie war aus Furcht in einen benachbarten Wald entflohen, und hatte zween Tage und zwo Nächte in ihrem Wagen zugebracht. Jezt hatte sie ihre Zuflucht nach dem Schlosse Huets genommen, welches der Frau von Champagnac, meiner Tante, zugehörte, und nicht weit von da entfernt war. Die Freude, welche sie über meine Gegenwart empfand, wurde durch die Angst erstickt, daß ich mich in dieselbe Gefahr stürzte, indem ich zu angesteckten Leuten käme. Sie

ließ

ließ die Schloßthore vor mir zuschließen, um mich dadurch zur Rückkehr zu bewegen; aber sie bedurfte zu sehr meiner Unterstützung, und meines Trostes, als daß ich sie in diesem Zustande hätte verlassen sollen. Ich gieng ungeachtet ihres Widerstandes hinein, und blieb vier Wochen in dem Schlosse, blos mit zween Edelleuten und zween Bedienten. Hier hatte ich Muße, der Landlust in voller Freiheit zu genießen, denn das Gerücht von der Pest entfernte alle ungelegnen Besuche von mir. Indessen brachte ich doch meine Zeit nicht unnützlich zu. Ich suchte die Zahlung von vier und zwanzigtausend Livres einzutreiben, welche meine Holzkäufer mir noch schuldig waren. Aber die Verfolgung, welche öffentlich gegen alle Reformirten verhängt war, machte, daß ich von ihrer Willkühr abhängen mußte; und die Furcht, daß sie dieses Geld nebst allen meinen Gütern zum besten der Ligue möchten einziehen lassen, zwang mich, mit zehntausend Livres zufrieden zu seyn.

So bald die Krankheit nachgelassen, und ich die nöthige Vorsicht gebraucht hatte, um mein Haus zu reinigen, führte ich meine Gemahlin wieder nach Roßny, und verließ sie daselbst, auf das Gerücht, daß der Herzog von Joyeuse, dessen Schritte und Verrichtungen bis dahin sehr langsam und unbeträchtlich gewesen waren, jezt mit starken Märschen vorwärts dränge, um den König von Navarra aus Poitou zu verjagen. Diesem Fürsten waren eben seine Unternehmungen auf Niort und Parthenay fehlgeschlagen, und in der Unmöglichkeit, worin er sich befand, alle seine Plätze gegen eine so überlegne Macht zu behaupten, ließ er die Vestungswerke der Meisten schleiffen, und behielt nur Fontenay, Talmont, Mailleçais und Saint-Maixant. Ich traf ihn in Rochelle, wohin er sich zurück gezogen hatte.

Das Bündniß zwischen den beiden Königen, von dem ich eben geredet habe, schien etwas ganz anders zu versprechen, und man wird gewiß ungeduldig seyn, den Erfolg desselben zu erfahren. Es war jezt schon nicht mehr die Rede davon; ein Augenblick hatte alles umgekehrt. Dieses Betragen des Hofes scheint in der That sehr sonderbar. Es würde ein durchaus unauflösbares Räthsel seyn, wenn man nicht wüßte, welchen seltsamen Veränderungen ein Fürst unterworfen ist, den Unentschlossenheit, Furchtsamkeit und Trägheit wechselsweise beherrschen. In Staatssachen ist nichts so schlimm, als eine solche Unbestimmtheit. Man muß in so gefährlichen Lagen dem Zufall nicht alles überlassen, es ist aber auch ein Fehler, gar nichts von ihm zu erwarten; und so bald man durch weise und kaltblütige Ueberlegungen sich ein Ziel vorgesezt hat, so müssen auch alle unsre Handlungen nur dahin abzwecken, es zu erreichen. Einen nothwendigen Frieden, kann man nicht zu theuer erkaufen, noch zu sehr beschleunigen; aber nichts muß man bey kritischen Umständen so sorgfältig vermeiden, als den Geist der Völker lange in der Ungewißheit zwischen Krieg und Frieden zu lassen. Katherinens Staatsrath handelte nicht nach diesen Grundsätzen. Wenn man in demselben einen Entschluß faßte, so war es nur für den Augenblick; nie hatte man einen entschiednen Zweck; und was man that, geschah immer auf eine so furchtsame Art, daß man selbst dem gegenwärtigen Uebel nur sehr unvollkommen abhalf. Der Fehler eines Geistes, der sich immer nur mit kleinlichen und unbedeutenden Intriguen beschäftigt hat, und überhaupt aller derer, die mehr Lebhaftigkeit als Beurtheilung besitzen, ist stets, sich das Gegenwärtige so vorzustellen, daß sie dadurch geblendet werden, und das Entferntere nur wie durch einen Nebel sehen. Einige Augenblicke, einige Tage machen für sie die ganze Zukunft aus.

Mit diesem Fehler der ewigen Unentschlossenheit verband der König, oder vielmehr seine Mutter noch einen andern, welcher vollends alles verderbte. Sie bediente sich stets einer gewissen kleinlichen, angenommenen Verstellung, oder vielmehr, sie studirte recht darauf, auf eine erbärmliche Art falsch und betrügerisch zu seyn, denn darin allein glaubte sie, bestände die wahre Staatskunst. Der erste dieser Fehler verbirgt uns das Uebel, welches uns drohet, der andre bindet denen die Hände, welche uns helfen könnten, es abzuwenden. Was läßt sich dabey anders erwarten, als früh oder spät selbst das Schlachtopfer derselben zu werden? Dieß war der Fall Heinrichs III. weil er sich nicht hatte entschließen können, das ihm dargebothne Mittel, die Vereinigung der Truppen des Königs von Navarra mit den Seinigen, zu ergreiffen, um den Feinden seines Ansehns mit Nachdruck seine Macht fühlen zu lassen. Um sich dazu zu bequemen, denn endlich that er es doch, mußte er erst in eine solche äußerste Noth kommen, die der königlichen Würde selbst hätte eben so gefährlich werden können, als sie dem Andenken dieses Fürsten schimpflich war.

Katherine nahm zu ihren gewöhnlichen Kunstgriffen ihre Zuflucht, und glaubte sehr viel ausgerichtet zu haben, weil sie eine Menge Schritte gethan hatte. Sie gieng nach Poitou, und unterredete sich verschiedne male mit dem König von Navarra. Bald suchte sie ihn zu verführen, bald ihn durch den Anblick der furchtbaren Macht zu erschrecken, welche auf ihn losbrechen würde, und deren Streiche, wie sie sagte, sie bisher abgewendet hätte. Mit einem Worte, sie sparte nichts, wovon sie glaubte, daß es ihn zur Religionsveränderung bewegen könnte. Es läßt sich wohl glauben, daß sie es nicht gern gesehn hätte, wenn er von der Ligue unterdrückt

drückt worden wäre, denn das war nicht ihr Vortheil; aber welche Sicherheit konnte sie ihm bey dem verwegnen und unzeitigen Schritte geben, zu welchem sie ihn bereden wollte? Mußte er nicht glauben, daß das Ansinnen, seine Religion abzuschwören, welches sie immer wieder vorbrachte, im Grunde blos eine künstliche Falle war, wo sie ihn hinein locken wollte, um ihn des Beistandes der Protestanten zu berauben; die Truppen, welche er aus Deutschland erhalten sollte, durch ihn selbst zurück zu schicken; ihn an den Hof zu ziehen, und ihm mit allen seinen Anhängern den Untergang zu bereiten? Ich habe noch besondre Beweise, welche diese Gedanken rechtfertigen. Um meinen Verdacht noch auf eine andre Art, als durch die Unterhandlungen, zu denen mich der König mitnahm, aufzuhellen, fieng ich auf seinen Befehl eine eigne Unterhandlung mit der Frau von Uzès und der Frau von Sauves an, welche die Gesinnungen der Königin besser als irgend Jemand kannten, und mich so lieb hatten, daß sie mich stets nur ihren Sohn nannten. Um ihre Gedanken desto sicherer zu erfahren, stellte ich mich, als ob ich das, was ich nur noch vermuthete, schon ganz gewiß wüßte, und beklagte mich, daß die Königin Mutter auf alle Art suchte, den König von Navarra der Ligue aufzuopfern. Die beiden Damen gestanden mir im Vertrauen, sie glaubten, Katherine brauche die Religion blos zum Vorwande, und die Sachen seyen jezt so weit gekommen, daß der König von Navarra sich nicht einbilden müßte, anders, als mit den Waffen in der Hand sich heraus zu helfen. Sie versicherten mich, diese bösen Gesinnungen des Staatraths gegen meinen Herrn, verursachten ihnen vielen Kummer; und ob man gleich an diesem Hofe, nächst der Galanterie hauptsächlich die Kunst zu lügen studirte, so glaube ich doch, daß sie bey diesen Worten aufrichtig waren.

Was aber auch Katherinens Absichten mögen gewesen seyn, so mußte sie 1587 zurück gehen, ohne etwas ausgerichtet zu haben, und Joyeuse kam mit einer Armee, um ihre Stelle einzunehmen. Daß man ihm das Commando der Armee gegeben hatte, war ein zweites Geheimniß. Geschah es, um die Anführer der Ligue, die darauf hätten Anspruch machen können, zu kränken, oder gar, um sie ganz zu Grunde zu richten, wenn der neue Feldherr glücklich gewesen wäre? War es im Gegentheil die Entdeckung heimlicher Verbindungen zwischen ihm und der Ligue, welche den König bewogen hatte, ihm einen Auftrag zu geben, von welchem er voraussah, daß dieser Undankbare dabey umkommen, oder doch wenigstens scheitern würde? Oder geschah es blos, um einen Günstling zu entfernen, den ein Neuangekommner um die Gnade seines Herrn gebracht hatte? Denn oft bringt eine wahre Kleinigkeit, ein Nichts, die Wirkungen hervor, die man immer den wichtigsten Bewegungsgründen zuschreiben will. — Wars nicht vielmehr auch, um durch diesen ehrenvollen Posten den Glanz seiner Gunst erst recht zu heben? — — Dieß war der Geist des damaligen Hofes. Auch die widersprechendsten Vermuthungen fanden immer einen gleichen Grund der Wahrscheinlichkeit. Ein Umstand indessen schien für die lezte zu entscheiden; der nehmlich, daß Joyeusen's Armee aus der vorzüglichsten Macht des Königreiches bestand, hauptsächlich, daß der Kern des Adels sich bey ihr aufhielt, und daß sie überflüßig mit allem versehen war, was ihr den Sieg hätte verschaffen können.

Der König von Navarra suchte vor allem andern Saint-Maixant in guten Vertheidigungsstand zu setzen. Er that dahin eine Reise mit solcher Eil, daß er auf dem Rückwege vor Müdigkeit und Entkräftung nicht

mehr

mehr fort konnte, und sich auf einen mit Ochsen bespannten Karrn legen mußte, wo er so sanft schlief, als in dem weichsten Bette. Um nicht die Vorräthe in Saint-Maixant zu verzehren, hatte er den beiden Regimentern Charbonnieres und Des-Bories, welche diesen Platz vertheidigen sollten, befohlen, sich bey la Motte-Saint-Cloi so lange zu postiren, bis der Feind heran kommen würde. Das alles konnte doch nicht verhindern, daß sowohl dieser Ort und sein Schloß, als auch Saint-Maixant, Mailleçais und noch verschiedne andre erobert, und einige Kompagnien geschlagen wurden, unter andern die des Herrn von Despeuilles, welche fast im Angesicht von Rochelle aufgehoben wurde. Die Grausamkeit der Sieger machte diese Unglücksfälle noch weit empfindlicher. Die einzige Rache, die man dafür nehmen konnte, war, daß man während der Märsche dieser Armee zu weilen die, welche sich von ihr entfernt hatten, oder auch die Plünderer überfiel.

Eines Tages, da der Herzog von Joyeuse von Saintes nach Niort marschirte, stellte ich mich mit funfzig Pferden in dem Walde von Benon an die Heerstraße, und lauerte auf Gelegenheit irgend einen Streich auszuführen. Ein Soldat, den ich auf einen Baum hatte steigen lassen, um die Ordnung und die Bewegungen der feindlichen Armee zu beobachten, sagte uns, er sähe einen abgesonderten Haufen in einiger Entfernung von den vordersten Bataillonen heran kommen. Meine Begleiter wollten diesen Trupp angreiffen, in der Hofnung, ihn vielleicht aufzuheben, ehe die andern ihm zu Hülfe kommen könnten. Aber dieser Vorschlag gefiel mir nicht. Ich erinnerte mich an die Maxime des Königs von Navarra, daß es selten glückt, wenn man einem Haufen, der an der Spitze eines ganzen Heers ist, anfällt, und hielt die Hitze meiner Leute zurück, die

vor

vor Begierde brannten, das Gefecht anzufangen. Wir ließen daher diesen Trupp, und nach ihm die ganze Armee vorüber ziehen, deren Bataillone wir ganz bequem zählen konnten. Die lezten Reihen marschirten so dicht hinter einander, daß ich selbst urtheilte, es sey jezt nichts auszurichten. Indem wir aber im Begriff waren, wieder zurück zu kehren, meldete uns unsre Schildwache, daß zwo kleine Schwadronen, von etwa funfzig bis sechszig Pferden, in weiter Entfernung von einander, nachkämen. Ich bestand noch darauf, die Erste vorbey zu lassen; aber jezt war es mir nicht mehr möglich, meine Leute zurück zu halten. Wir rannten auf die Ersten los, und warfen sie über den Haufen; zwölfe bis funfzehn blieben auf dem Platze, eben so viele machten wir zu Gefangnen, und die Uebrigen retteten sich, so gut sie konnten. Aber wie sehr bedauerte ich nicht, daß ich nicht meinem Kopfe gefolgt war, als ich erfuhr, daß der andre Haufen aus funfzig der vornehmsten Offizier von der katholischen Armee bestand, mit dem Herzog von Joyeuse selbst an ihrer Spitze, welche sich zu Surgéres aufgehalten hatte, um zu frühstücken. Der König von Navarra sagte mir lachend, da ich es ihm erzählte, er sähe wohl, ich hätte den Haufen des Herzogs nur darum verschont, weil meine beiden Brüder darunter gewesen wären. Als nachher einer von diesen Lust bekam, Rochelle zu sehn, so wirkte ich ihm einen Paß aus, und führte ihn überall herum. Ich selbst hatte Gelegenheit nach Niort zu gehen, wo die feindliche Armee stand, um die Bedingungen eines Zweikampfs zwischen den Albanischen Soldaten von der Compagnie des Kapitän Mercüre, und einer gleichen Anzahl Schotten, von Ouïmes Kompagnie festzusetzen, aber der Herzog von Joyeuse wollte seine Erlaubniß nicht dazu geben.

Ich traf diesen General in einer düstern und unruhigen Laune. Die Ursach seines Mißvergnügens konnte

konnte ich leicht errathen, da er mir sagte, er sey im Begriff, bis Montresor in Touraine zu gehen. Ich antwortete ihm ohne mich zu besinnen, und mit einer Art, die seinen Argwohn vermehren konnte, er könnte vielleicht von da bis ganz nach Hofe gehen. Bey diesen Worten wendete er sich gegen meinen Bruder, als ob er ihm vorwerfen wollte, er habe mir entdeckt, was dort vorgienge. Als er aber erfuhr, daß dieser Verdacht ungegründet sey, bildete er sich ein, sein Fall sey entschieden, weil die Nachricht davon schon bis Rochelle gekommen wäre; und ich glaube, dieser Gedanke brachte ihn völlig zu dem Entschluß, durch seine Gegenwart die Kabalen seiner Neider zu vernichten. Er ließ sich nichts davon merken, im Gegentheil antwortete er mir ganz gleichgültig, ich ließe mich durch meinen zu großen Scharfsinn irre führen, und suchte mich zu überreden, daß er gar nicht die Absicht hätte, nach Paris zurück zu kehren. Ich war aber so gewiß vom Gegentheil überzeugt, daß ich sogleich zurück eilte, mit dem Könige von Navarra die nöthigen Maasregeln zu nehmen, um aus der Abwesenheit des Herzogs, die die katholische Armee ihrer Anführer berauben würde, Vortheil zu ziehen, denn ich zweifelte nicht, daß ein Theil der Generale ihm begleiten würde. In der That war auch Joyeuse kaum abgereiset, so fieng seine ganze Armee, die ohnedem keine strenge Kriegszucht kannte, nun völlig an, ohne alle Ordnung und Gehorsam zu leben.

Der König von Navarra, der in aller Stille zwölfhundert Mann aus seinen verschiednen Besatzungen an sich gezogen hatte, that so zur rechten Zeit einen Angriff auf die Kompagnien der Herren von Vic, v. Bellemaniere, des Marquis von Resnel, Rousoy's, Piennes, und des Herzogs von Joyeuse selbst, daß er einen Theil im Bette, die andern bey Tische überfiel, und sie

in die Pfanne hieb. Er beunruhigte mehr als einmal die ganze Armee, welche unter Lavardins Befehlen geblieben war, und verfolgte sie bis la Haye in Touraine, wo er Mittel fand, sie vier oder fünf Tage lang gleichsam belagert zu halten. Wäre er bey dieser Gelegenheit stark genug gewesen, um seiner Posten länger behaupten zu können, so glaube ich, der Hunger würde sie gezwungen haben, sich ihm zu ergeben. Die Soldaten zerstreuten sich in den Dörfern, und wagten das äußerste, um nur Lebensmittel zu erhalten, so daß wir alle Augenblicke über den Fluß gehen und sie überfallen konnten.

In dieser kurzen Zeit wurden mehr als sechshundert von ihnen niedergehauen oder gefangen genommen. Ich sprengte, nur mit sechs Reutern, in ein Dorf, das ganz voll von Soldaten war; aber sie waren es so gewohnt, überwunden zu werden, daß sie mich ihre Gewehre, welche sie auf die Tische und Betten gelegt hatten, wegnehmen und die Lunten auslöschen ließen, ohne sich zur Wehr zu setzen, ob ihrer gleich mehr als vierzig waren. Ich brachte sie alle zu dem König von Navarra, unter dessen Truppen sie Dienste nahmen.

Schon seit langer Zeit war der Graf von Soissons unzufrieden mit dem Hofe, und machte dem König von Navarra Hofnung, daß er zu seiner Partey übergehen würde, welcher dagegen ihn auf alle Art in dieser Gesinnung zu bestärken suchte. Da die Nachläßigkeit der katholischen Armee eine Gelegenheit darbot, so wie beide sie wünschten, so näherte sich der Graf der Loire, und der König schickte alle seine Truppen nach Rosiers, um ihm den Uebergang über den Fluß zu erleichtern. Wir nahmen bey dieser Gelegenheit das Gepäck des Herzogs von Mercoeur weg. Die starke Bedeckung desselben wurde auf dem Damme so unvermuthet über-

fallen

fallen, daß sie ohne Schwerdtstreich die Flucht ergreiffen mußte, und das sehr reiche Gepäck den Soldaten zu Theil wurde. Mein Antheil an der Beute belief sich auf zweytausend Thaler. Meine Brüder waren jezt nicht mehr bey der Armee; ich hatte ihnen Pässe verschafft, um von la-Haye zurück gehen zu können.

Dieser Dienst blieb nicht unbelohnt; sie wirkten mir wieder einen Paß vom Hofe aus, daß ich nach Paris kommen durfte, wohin mich ein dringendes Bedürfniß rufte. Man war damals in dem größten Eifer der Verfolgung gegen die Reformirten. Wohin sie sich auch wenden mochten, sahen sie nichts, als drohende Abgründe. Auf dem Lande, wo Jedermann Soldat wurde, um zu plündern, waren ihre Häuser nicht mehr hinreichend, sie gegen die Wuth ihrer Verfolger zu sichern. In Paris und den großen Städten waren sie den strengen Untersuchungen ausgesetzt, welche der Religionseifer eingab; und die Begierde, sich durch ihren Raub zu bereichern, machte, daß sie nur gar zu grausam ausgeübt wurden. So lange die Fürsten nicht einsehen werden, wie weit ihre Rechte und ihre Pflichten in diesem Betracht sich erstrecken, so lange werden sie immer ähnlichen Drangsalen, den traurigsten, die eine Nation betreffen können, sich ausgesetzt sehen. Sie können nie strenge genug gegen alle Arten von Handlungen verfahren, welche das Recht der Natur, und der Gesellschaft, oder die Gesetze beleidigen; und eine Religion, die solche Handlungen gut hieße, müßte nothwendig mit der äußersten Schärfe der Gerechtigkeit verfolgt werden. Aber dieses ist auch der einzige Punkt, wo die Religion der Macht gekrönter Häupter unterworfen ist; über das Innere der Gewissen erstreckt sich ihre Gerichtsbarkeit nicht. Bey dem Gebot der Liebe Gottes und des Nächsten, dessen verschiedne Auslegung den Unterschied

der

der Religion macht, behält Gott allein sich alles das vor, was nicht über die Grenze der speculativen Lehrsätze hinaus geht, und überläßt den Fürsten dasjenige, was die Moralität öffentlicher Handlungen betrifft. Daß man diesen Grundsatz nicht kannte, oder ihn verachtete, das war es, was die Reformirten so elend machte. — Diejenigen unter ihnen, welche Vermögen genug hatten, um in Paris leben zu können, ergriffen diese Partie, als die am wenigsten gefährliche, weil es noch am ehesten möglich war, in einer so verwirrten und so tumultuarischen Stadt verborgen zu bleiben. 1578.

Meine Gemahlin hatte sich schon seit einiger Zeit dahin begeben, und dabey die Vorsicht gebraucht, einen fremden Namen anzunehmen. Sie war damals hochschwanger, und litt also doppelt bey dem allgemeinen Unglück, da es ihr an allen Nothwendigkeiten fehlte. Da ich glaubte, daß sie jezt ihrer Niederkunft nahe wäre, so machte die Furcht vor allem dem, was ihr in diesem Zustande begegnen könnte, daß ich mich zu einer Reise nach Paris entschloß. Sie hatte schon einen Sohn gebohren, als ich dort ankam. Ich gab ihm den Herrn von Rueres zum Pathen, der aber in der Conciergerie gefangen saß, weswegen ein Bürger, Namens Chaufaille nebst seiner Frau, die Stelle desselben bey der Taufe in unserer Versammlung vertreten mußte; denn trotz der strengen Untersuchungen, die man dagegen anstellte, wurden doch die Predigten und gottesdienstlichen Versammlungen der Reformirten immer noch gehalten. Grade um diese Zeit wurden verschiedne Weiber deswegen verbrannt. Ich selbst lief dabey die größte Gefahr, und es war ein ganz besonders Glück, daß man mich nicht erkannte. Da aber die Spione in der Stadt überall noch immer vermehrt, und die Nachsuchungen

mit einer Sorgfalt angestellt wurden, der nichts entgehen konnte; so glaubte ich ohne augenscheinliche Gefahr nicht länger in Paris bleiben zu können. Ich gieng daher ganz allein, und verkleidet zum Thor hinaus, und entfloh nach Villepreux, von wo ich durch Umwege glücklich nach Roßny kam.

Der Herzog von Joyeuse wurde zu Paris mit Freudengeschrey und Lobeserhebungen empfangen, über die er in Geheim erröthen mußte, sie nicht besser verdient zu haben. Auch hinderten sie ihn nicht, über die Nachricht, die er bald nachher erhielt, daß der König von Navarra seine Armee in Unordnung gebracht hätte, den lebhaftesten Verdruß zu empfinden. Er wendete alles an, um diesen Verlust zu ersetzen; und bey den Gesinnungen des Königs gegen ihn, wurde ihm dieses auch nicht schwer. Seine Gegenwart hatte alle die heimlichen Schliche seiner Neider unnütz gemacht, und da Heinrichs Vorliebe zu ihm jezt ihren höchsten Gipfel erreichte, so konnte man ihm nichts abschlagen. Alle Hofleute drängten sich zu ihm, und die Blüthe des französischen Adels folgte ihm, da er den Weg nach Guyenne zurück nahm, unterdeß verschiedne andre Corps auf den ihnen angewiesnen Sammelplätzen zusammen kamen.

Diese verschiednen Märsche der Kriegsleute machten die Wege so unsicher, daß ich kein anders Mittel sah, wieder nach Rochelle zu kommen, als indem ich das Datum meines Pasports, dessen Zeit verstrichen war, änderte. Durch diesen Betrug kam ich glücklich bey dem Könige von Navarra an, den ich beschäftigt fand, dem fürchterlichen Ungewitter, welches jezt über ihm losbrach, zuvor zu kommen. Er zog alle Soldaten, die er in Poitou, Anjou, Touraine und Berry aufbringen konnte, zusammen. Er schrieb dem Prinzen von Conde, dem Grafen von Soissons, den Herren von Turenne, la Tri-

Trimouille und la Rochefoucault, sie sollten mit allen ihren Kriegsleuten zu ihm stoßen. Dennoch fehlte sehr viel daran, daß seine Macht so stark gewesen wäre, als die Armee des Herzogs von Joyeuse. Sie konnte ihm höchstens in den Stand setzen, sich durch Guyenne, Languedoc und Lionnais einen Weg bis zu den Quellen der Loire zu eröffnen, wo er die deutschen Hülfstruppen anzutreffen hoffte. Diese Vereinigung war sein einziger Zweck, denn er zu erreichen suchte, solange der Herzog noch nicht alle seine Truppen beysammen hatte. Er marschirte deshalb mit seiner Armee nach Montlieu, Montguyon, und la Roche-Chalais. Der feindliche General blieb ihm stets zur Seite, und beobachtete ihn, und da er die Absicht des Königs errieth, so beschloß er die Ankunft des Marschalls von Matignon und verschiedner andern Regimenter, die noch zu ihm stoßen sollten, nicht erst zu erwarten, um nicht eine Gelegenheit sich entgehen zu lassen, die er vielleicht sobald nicht wieder finden möchte. Er war schon mit den Truppen, die er damals hatte, uns so weit überlegen, daß man diesen Entschluß keine Verwegenheit nennen kann, und der König von Navarra, der bey einem entscheidenden Schritt nie etwas aufs Spiel setzte, als wenn die Nothwendigkeit ihn dazu zwang, suchte die Schlacht zu vermeiden. Er bemühte sich, den Fluß zwischen beide Armeen zu bringen, damit er seinen Marsch ohne Hinderniß fortsetzen, und die Dordogne erreichen könnte, wo er einige veste Plätze hatte, durch die er die Verfolgung der Feinde aufzuhalten hoffte.

Dieß waren die Absichten beider Heerführer, als der König von Navarra bey den Furthen von Chalais und Aubelerre ankam. Der Posten von Coutras schien ihm sehr wichtig, um den Uebergang über den Fluß zu begünstigen; dem Herzog von Joyeuse schien er eben so

wichtig, dieſes zu verhindern. Er ſchickte Lavardin ab, um ſich deſſelben zu bemächtigen; aber la Trimouille war ſchneller als er, kam ihm zuvor, und behauptete auch den Poſten nach einem ziemlich lebhaften Scharmützel. Durch den Vortheil, den er dadurch erlangt hatte, glaubte der König, den Uebergang verſuchen zu können, und ließ die ganze Nacht an den Vorbereitungen dazu arbeiten. Er ſelbſt behielt ſich vor, die Truppen über zu führen; mir aber, nebſt Clermont, Bois-du-Lys, und Mignonville trug er die Sorge auf, das Gepäck und beſonders die Artillerie über zu ſetzen. Da die äußerſte Schnelligkeit dabey nothwendig war, ſo machten wir uns unverzüglich an die Arbeit, wobey uns das Waſſer bis an die Knie gieng. Die eine Hälfte war ſchon am andern Ufer, als die Patrouillen, welche der König in der Nacht ausgeſchickt hatte, um den Feind zu beobachten, mit einigen Gefangnen zurück kamen. Wir erfuhren von ihnen, daß Joyeuſe, entſchloſſen, es koſte auch was es wolle, den König zur Schlacht zu zwingen, Abends um 10 Uhr habe General Marſch ſchlagen laſſen, und daß wir ihn ſpätſtens den Morgen um 7 oder 8 Uhr vor uns haben würden.

Aus dieſer Nachricht ſchloß der König von Navarra, daß unſre Arbeit nicht nur unnütz, ſondern auch gefährlich wäre, weil die feindliche Armee, wenn ſie uns mit dem Uebergang beſchäftigt fände, den Theil der Unſrigen, welcher ſie noch dieſſeits des Fluſſes träfe unvermeidlich ſchlagen müßte, da er von denen, die ſchon hinüber wären, keine Hülfe erhalten könnte. Er gab daher Befehl, man ſollte alle die, welche jenſeits wären, ſchnell wieder herüber hohlen; und indem er ſolchergeſtalt unſre Mühe verdoppelte, nahm er uns noch Mignonville weg, welchen er anderswo brauchen wollte. Ob er gleich ſah, daß wir kaum der Arbeit,

die

die er uns gegeben hatte, gewachsen waren, so zeigte er mir doch eine Höhe, worauf er wohl wünschen mögte, sein Geschütz zu stellen, ob er gleich kaum hoffen dürfte, daß wir noch Zeit haben würden, sie zu erreichen. In der That entdeckte man schon die Spitze des feindlichen Heers. Zum großen Glück für uns hatte Joyeuse, weil er ohne Zweifel das Terrain nicht genug kannte, oder vielleicht auch, weil er sich von seiner Hitze zu sehr hinreißen ließ, seine Artillerie in eine Vertiefung gestellt, wo er bald sah, daß sie ihm völlig unnütz war; er ließ sie daher an einen andern Ort bringen, dieß verschaffte uns auf einige Zeit Luft, und wir bedienten uns dieser Augenblicke, um die unsrige auf den rechten Platz zu schaffen und zu richten. Ueberhaupt muß ich sagen, daß der Herzog, er mogte auch machen, was er wollte, fast gar keinen Vortheil von seinem Geschütz zog, welches eine von den vornehmsten Ursachen war, warum er die Schlacht verlohr. Dieß ist ein Beweis, daß einem Feldherrn nichts so nothwendig ist, als jene richtige Uebersicht des Ganzen mit Einem Blick, welche die Umwege erspart, und die Verwirrung vermeidet. Ich habe keinen General gekannt, der diesen Scharfblick in so hohem Grade besessen hätte, als der König von Navarra.

Das Gefecht war schon angegangen, als unsre Artillerie, die doch nur aus drey Stücken bestand, gerichtet war; und es war Zeit, sich ihrer zu bedienen. Die Quartiere des Herrn von Türenne, dessen Truppen sich sehr schlecht hielten, und des Herrn von la Trimouille waren beym ersten Angriff über den Haufen geworfen worden, und schon begann der Rest der Armee dadurch in Unordnung zu gerathen. Die Katholiken schrien: Victoria! und es fehlte wenig, so hätten sie auch in der That gesiegt. In diesem Augenblick fieng

unser Geschütz ein so fürchterliches Feuer an, daß jeder Schuß zwölf, funfzehn, ja bis fünf und zwanzig Mann wegnahm. Sie hemmte sogleich den Ungestüm der Feinde, und wurde ihnen so beschwerlich, daß, um sich dagegen zu sichern, sie sich ausbreiten und trennen mußten, und nun den Angriffen des Königs, des Prinzen von Conde, und des Grafen von Soissons, die an der Spitze von drey Schwadronen herbey geeilt waren, nur noch einen übel zusammenhängenden und schlecht unterstützten Körper entgegenstellten. Diese drey Prinzen fochten mit bewunderungswürdiger Tapferkeit. Sie warfen alles nieder, was ihnen widerstand, und traten die Sieger zu Boden. Ihre Harnische waren über und über voll Beulen. In einem Augenblicke hatte sich die ganze Schlacht geändert, und der Tod des katholischen Feldherrn gab den Reformirten einen vollkommenen Sieg.

So bald ich sah, daß die Feinde die Flucht ergriffen, verließ ich das Geschütz, welches jezt unbrauchbar wurde. Ich ließ mir mein Pferd geben, welches Bois-Praul hinter den Kanonen hielt, und eilte, von meinen Brüdern Nachricht einzuziehen. Ich hatte den Trost, zu erfahren, daß keiner von ihnen in der Schlacht geblieben war. Den König von Navarra traf ich an, beschäftigt, die Flüchtlinge zu zerstreuen, und seinen Sieg zu vollenden, dessen er sich nicht eher gewiß hielt, als bis er nichts mehr sahe, daß ihm hätte Widerstand thun können. Die Körper des Herzogs von Joyeuse und seines Bruders Saint-Sauveur wurden unter einem Haufen Leichname hervorgezogen, und in einen Saal des Schlosses Coutras getragen, wo sie auf einem Tische, nur mit einem schlechten Tuch, das man über sie herwarf, bedeckt, liegen blieben.

Drittes Buch.

Es iſt unläugbar, daß die Proteſtanten aus dem Siege bey Coutras ſehr groſſe Vortheile hätten ziehen können; aber es iſt leider eben ſo wahr, daß man ganz und gar keinen daraus zog. Ich geſtehe, daß der König von Navarra bey dieſer Gelegenheit nicht alles that, was er hätte thun können. Wäre man mit einer ſiegreichen Armee, die des Feldes Meiſter war, den fremden Hülfsvölkern entgegen gegangen, ſo hätte nichts mehr die Vereinigung mit ihnen verhindern können; und dadurch wären wir ſehr mächtig, und zum wenigſten den Katholiken gleich geworden. Man mag ſagen, was man will; man kennt nie ganz den Werth des Augenblicks, auch die Geſchickteſten können ſich dabey betrügen. — Die Billigkeit erfordert aber auch, zu ſagen, was nur Wenige wiſſen, daß nehmlich die eigennützigen und ehrgeitzigen Abſichten verſchiedner Anführer unter dem ſiegreichen Heer die vornehmſten Urſachen waren, welche dem Könige von Navarra die Früchte ſeines Sieges aus den Händen riſſen. 1587.

Der Prinz von Conde, durch la Trimouille's Eingebungen verführt, glaubte endlich den Augenblick gefunden zu haben, und den kühnen Entwurf, mit dem er ſchon lange ſchwanger gieng, auszuführen, und Anjou, Poitou, das Land Aunis, Saintonge und Angoumois von der Krone Frankreich loszureißen, um ſich ein unabhängiges Fürſtenthum daraus zu machen. In dieſer Abſicht zog er in gröſter Eil alle die Truppen, welche er der Hauptarmee zugeführt hatte, wieder zurück, und dachte nur darauf, ſich der Städte Saintes und Brouages zu bemächtigen, welche er ohne Mühe in

dem ersten Schrecken wegzunehmen hoffte. Nachher sah er nichts mehr, das ihm widerstehen könnte; denn der Ehrgeiz gleicht jenem Vogel in der Fabel, welcher starke Flügel und einen unersättlichen Hunger hat.

Der Vikomte von Turenne, welcher gleiche Absichten auf Limosin und Penigard hatte, wo er schon große Güter besaß, betrug sich eben so. Er nahm alle die Truppen, welche unter seinen Befehlen standen, und allein den dritten Theil der Armee ausmachten, mit sich, und belagerte Sarlat, dessen Eroberung, wie er sich schmeichelte, alle, bis auf den geringsten Soldaten, reich machen sollte. Er machte blos das Sprüchwort wahr, daß, wer viel verspricht, wenig hält. Er bekam vor diesem geringen Orte einen Stos, der ihn endlich von der Eitelkeit seiner Ansprüche hätte überzeugen sollen, und hatte dabey das Unglück, von Niemanden bedauert zu werden; am allerwenigsten von dem Könige, weil er alles gegen den Rath desselben unternommen hatte.

Der Graf von Soissons wußte seine Absichten feiner zu verbergen. Doch ist es gewiß, daß seine neue Anhänglichkeit an den König von Navarra darum eben auch nicht aufrichtiger, sondern blos durch seinen Eigennutz eingegeben war. Er hatte gewußt, das Herz der Madame Katherine, einer Schwester des Königs zu gewinnen, und unterhielt ihn immer von seinem Wunsch, sich durch diese Heirath noch enger mit ihm zu verbinden. Aber hinter dieser Absicht steckte ein Plan, der zu schändlich war, als daß er ihn hätte dürfen merken lassen. Er wollte durch diese Verbindung sich in alle Rechte des Königs von Navarra einschieben lassen. Da er gar keine Wahrscheinlichkeit sah, daß dieser Fürst, der den Pabst, die Spanier, und das Katholische Frankreich zu erklärten Feinden hatte, jemals seine Zwecke

würde

würde erreichen können, so dachte er, sich durch die Beute desselben zu bereichern, und doch wenigstens dabey die großen Güter diesseits der Loire, welche das Erbtheil des Hauses Albret ausmachten, zu gewinnen. Bey solchen Absichten hütete er sich wohl, ihm weder mit Rath noch mit der That beyzustehen, um seinen Sieg weiter zu verfolgen. Im Gegentheil nahm er grade diesen Augenblick, um ihm so heftig anzuliegen, daß er ihn nach Bearn, zu der Prinzessin führen mögte, daß der König, der sich ohnedem von allen so verlassen sahe, als ob Er die Schlacht verlohren hätte, am Ende glaubte, die Dankbarkeit für den Beystand, den ihm der Graf geleistet hatte, erlaube ihm nicht, ihm diese Bitte abzuschlagen. Ihn selbst zog eine Leidenschaft, die stets die schwache Seite dieses Fürsten gewesen ist, auch ohne dieß nur gar zu sehr dahin, und das hatte auch der Graf von Soissons sehr gut gewußt. Die Liebe rufte ihn zu der Gräfin von Guiche zurück, um die von den Feinden eroberten Fahnen, die er blos dazu hatte aufheben lassen, ihr zu Füßen zu legen.

Sie machten sich beide auf den Weg nach Bearn, zum Glück aber brachte diese so zur Unzeit unternommene Reise nicht alles das Unheil hervor, welches man davon hätte erwarten können. Sie hatte sogar wenigstens den Nutzen, daß der König von Navarra den Mann, den er zu seinem Schwager machen wollte, etwas besser kennen lernte. Der Graf von Soissons konnte sich doch nicht genug verstellen, daß der König nicht einen Theil seiner Gesinnungen hätte errathen sollen, und ein Brief aus Paris enthüllte sie ihm völlig. Man schrieb ihm darin: der Graf habe diesen Schritt bey ihm blos auf Anstiften der Geistlichen gethan, welche diese List ausgedacht hätten, um ihn aller seiner Güter zu berauben. Der Graf habe ihnen geschworen, daß,

sobald er die Prinzessin würde geheirathet haben, er sie nach Paris führen und die Partey seines Wohlthäters verlassen wolle, damit man alsdenn die nothwendigen Maasregeln nehmen könne, um das übrige zu Stande zu bringen. Der König erhielt diesen Brief, da er eben von einer Jagd zurück kam, und im Begriff war, in die Falle zu gehen, welche man ihm gestellt hatte; er bekam dadurch eine Abneigung gegen den Grafen, die er nie hat überwinden können. Er brach sogleich mit ihm, und bereuete zu spät, daß er sich von ihm hatte leiten lassen.

Ich habe nicht den Verdruß gehabt, ein Zeuge von allen diesen Entschließungen zu seyn, die nach der Schlacht bey Coutras gefaßt wurden, und denen ich mich doch nur vergebens widersezt haben würde. Gleich ein Paar Tage darauf, und ehe noch diese sonderbare Einfälle alle Köpfe verwirrt hatten, nahm mich der König von Navarra in einem Garten bey Seite, und fragte mich um meine Meinung über die gegenwärtige Lage der Sachen. Ich antwortete ihm, man müsse ohne Zeitverlust mit der ganzen Macht nach den Quellen der Loire zu marschiren, um dort mit den fremden Hülfsvölkern sich zu vereinigen; oder, welches denselben Nutzen haben würde, ihnen dadurch den Uebergang erleichtern, daß man sich aller Städte diesseits dieses Flußes bemächtigte, welche auch, Poitiers und Angoulesme ausgenommen, die man aber seitwärts könne liegen lassen, nicht schwer zu erobern seyn würden. Dadurch versicherte er sich wenigstens auf alle Fälle der besten und schönsten Provinzen, und es würde eine ansehnliche Macht und viel Zeit dazu gehört haben, um ihn daraus wieder zu vertreiben.

Der König von Navarra gab dieser Meinung den Vorzug, und schien mir Willens zu seyn, sie genau zu befol-

befolgen. Er sagte mir, er hätte Montglat den fremden Truppen entgegen geschickt, und da er selbst jezt sich nicht an ihre Spitze setzen könnte, so wünschte er, daß der Prinz von Conti diesen Auftrag übernehmen mögte. Er hatte damals Briefe von diesem Prinzen erhalten, worinn er ihm seine Dienste anboth. Unter dem Vorwande, sich zu dem Ueberrest der geschlagnen Armee zu verfügen, konnte er ohne Gefahr bis zu den Hülfstruppen durchkommen. Ihn völlig zu diesem Schritt zu bewegen, war der Auftrag, welchen der König mir gab, wobey er mir befahl, den Prinzen überall zu begleiten.

Ich reisete von der Armee ab, ohne weiter etwas schriftliches, als einen Brief von drey Zeilen bey mir zu haben. Meine Equipage schickte ich nach Pons, ich selbst aber gieng nach Maine, wo ich durch Hülfe meiner Bekanntschaft mit den Gouverneurs der Plätze, die an meinem Wege lagen, den Prinzen von Conti aufzufinden hoffte. Ich erfuhr aber bey meiner Ankunft, daß er schon von selbst zween Tage vorher abgereiset sey; daß aber doch der Weg, den er genommen habe, kein solches Geheimniß sey, daß man nicht sein Verständniß mit den Fremden hätte merken sollen, und daß man daher verschiedne Parteien nach ihm ausgeschickt habe, von welchen noch jezt alle Straßen voll wären. Diß nöthigte mich einen Umweg zu nehmen, um zu ihm zu kommen. Ich gieng über Roßny, von da nach Meaufle, hier aber erfuhr ich, daß die Deutschen, welche sich ohne Anführer und ohne Wegweiser tief in unbekannten Provinzen gewagt hatten, durch große Ströhme aufgehalten, und unaufhörlich von den Truppen der Ligue auf ihren Märschen angefallen, endlich zu Auneau völlig geschlagen worden wären; daß 12000 Schweitzer, um einem ähnlichen Unglück zu entgehen, bey der Armee

der

der Ligue Dienſte genommen hätten; und daß der König von Navarra unterdeſſen in Bearn, ſeine Truppen aber unthätig und nach allen Seiten zerſtreut wären.

1588. Da dieſe traurigen Nachrichten meine Reiſe abkürzten und meinen Auftrag unnütz machten, ſo blieb mir nichts übrig, als umzukehren und nach Roßny zurückzueilen. Indem ich hier in meinem Herzen die Folgen einer ſo verkehrten Aufführung bejammerte, mußte ich mich meiner Sicherheit wegen ſtellen, als ob ich an den öffentlichen Freudenbezeugungen wegen der Niederlage von Auneau lebhaften Antheil nähme. Ich beſuchte meine Güter in der Normandie, und erwartete inzwiſchen, was die Zeit und die Rückkehr des König von Navarra zur Linderung unſers Unglücks beytragen würden. Sobald ich erfuhr, daß er aus Bearn zurück gekommen wäre, eilte ich zu ihm nach Bergerac, wo die Nachricht von der Eroberung von Caſtillon ihm bey ſo mancherley Unglück einigen Troſt gab. Die Belagerung dieſes Orts hatte dem Herzog von Mayenne mehr als eine Millionen gekoſtet, und die Wiedereroberung koſtete dem Vikomte von Türenne nicht zwey Thaler.

Nicht lange nachher erhielten wir dort Nachricht von zwo andern Begebenheiten, welche hinlänglich im Stande waren, der ganzen Lage der Sachen eine andre Geſtalt zu geben. Die Erſte war der Tod des Prinzen von Conde'. Sein eben ſo ſchnelles als trauriges Ende, die Gefangenſetzung verſchiedner Perſonen, die am meiſten um ihn waren, und die Hinrichtung eines ſeiner Bedienten, der mit vier Pferden zerriſſen wurde, ließen keinen Zweifel über, daß er nicht vergiftet worden ſey. Die Nachricht von den berühmten Barrikaden, und daß der König Paris verlaſſen habe, folgte kurz auf jene, und wurde durch einen Kurier, der ſie dem Herzog von Epernon überbringen ſollte, verbreitet.

Sol-

Solchen entſetzlichen Demüthigungen ſah ſich ein König ausgeſetzt, der den Factionen weder zuvorzukommen, noch ſie zu erſticken, oder zu zertheilen wußte; der ſich mit Muthmaßungen aufhielt, wo er handeln ſollte; der weder mit Klugheit noch mit Nachdruck zu verfahren verſtand; ja, der niemals, weder ſeine Unterthanen, noch die, die am meiſten um ihn waren, kennen lernte. Die Staatsveränderungen großer Reiche, ſind nicht Wirkungen des Zufalls, oder des Eigenſinns der Völker. Nichts reizt die Großen eines Staats ſo ſehr zum Aufruhr, als eine ſchwache unordentliche Regierung. Das Volk aber empört ſich nicht aus Luſt, der angreifende Theil zu ſeyn, ſondern nur, um eine unerträgliche Laſt abzuwerfen.

Das Andenken an die Ungerechtigkeiten Heinrichs III. wurde in dem Herzen des Königs von Navarra durch den gerechten Zorn über die empfindliche Beleidigung, die man einem König, der ſein Verwandter war, zugefügt hatte, und die gewiſſermaaßen alle gekrönte Häupter mit betraf, ſogleich überwunden. Er äußerte in dem Staatsrath den Schmerz, den er darüber empfand, und da der Entſchluß, dem Könige von Frankreich beyzuſtehen und ihn zu vertheidigen, einſtimmig gefaßt wurde, ſo ließ er auf der Stelle ſeinen Sekretair abgehen, um dieſem Fürſten zu verſichern, daß ſeine Perſon und ſeine Soldaten ihm völlig zu Geboth ſtehen ſollten.

Der Graf von Soiſſons ſtets mit ſeinen Chimären beſchäftigt, ſah dieſe Begebenheit als einen Glücksfall an, der ihn von allen ſeinen Nebenbuhlern befreiete, und ihn dadurch in dem Staatsrath und am Hofe Heinrichs III. allmächtig machen würde. Er ſattelte daher den Augenblick um, und both demſelben ſeine Dienſte an; und um dieſer Handlung ein noch größeres Gewicht

zu

zu geben, wollte er vor dem Könige mit einem großen Gefolge von Anhängern erscheinen, welche er sich an dem Hofe des Königs von Navarra zu verschaffen suchte, wo er sich kein Gewissen daraus machte, die Treue der eifrigsten und ergebensten Diener desselben in Versuchung zu führen. Der König von Navarra empfand die Unwürdigkeit dieses Betragens in ihrem vollen Maaße. Aber er verbarg seine Empfindlichkeit, und weil er überlegte, daß es sein Vortheil seyn würde, eine vertraute Person um diesen Prinzen zu haben, sowohl um die Schritte desselben zu beobachten, als auch um das neue System, das man von nun an bey Hofe befolgen würde, zu studiren; so befahl er mir, die Vorschläge des Grafen anzuhören, und einen Eifer gegen ihn zu zeigen, der freilich nicht in meinem Herzen war. Er ließ sich leicht betrügen, und war froh, mich gewonnen zu haben; ja die vorzügliche Achtung, womit er mich behandelte, erweckte mir eine Menge Neider. Ich reisete mit ihm ab, nachdem ich von dem Könige geheime Verhaltungsbefehle erhalten, und alles mit ihm abgeredet hatte, was ich zum besten seiner Angelegenheiten bey diesem Anlaß thun sollte.

Der Graf von Soissons unterhielt mich auf dem ganzen Wege von nichts, als von der Gunst, den Ehrenämtern und dem Glanz, die ihn bey Hofe erwarteten. Er glaubte gar nicht, daß es dem Könige von Navarra nur einfallen könnte, ihm dieselben streitig zu machen. Aus allen den Zügen, wo er seine unerträgliche Eitelkeit und seinen Hochmuth merken ließ, leuchtete zugleich, ohne daß er es wußte, eine Bitterkeit und eine Galle gegen den König von Navarra hervor, die seine Abneigung, und seinen Haß gegen denselben deutlich genug an den Tag legten. Ich konnte mich nicht überwinden, weder seinen Neigungen zu schmeicheln, noch

auch

auch seinen thörichten Einbildungen Beyfall zu geben. Ich antwortete ihm blos, ich sähe voraus, daß die Uneinigkeit der königlichen Familie, welche schon so viel Unglück gestiftet hätte, am Ende noch, wenn sich die Prinzen selbst einer den andern aufgerieben hätten, Frankreich dem Hause Oestreich in die Hände liefern würde. Eine schmeichelhaftere Antwort würde mehr nach dem Geschmack des Prinzen gewesen seyn, aber die meinige enthielt doch immer ein Zeichen von aufrichtiger Anhänglichkeit, wofür er nicht umhin konnte, mir dankbar zu seyn.

Wir giengen über Nogent le Rotrou nach Mante zu dem Könige, welchen wir in jener heftigen Bewegung in die nur der äußerste Zorn uns versetzen kann, und zugleich voller Schaam über die erlittne Beleidigung fanden. Bey allen dem aber war er durch sein Glück so wenig klüger geworden, daß er grade zu der Zeit den Herzog von Epernon zum Admiral machte, und ihm die Stadthalterschaft von Normandie, die durch den Tod des Herzogs von Joyeuse erledigt war, noch obendrein gab. Den Grafen von Soissons empfieng er so schlecht, daß dieser sogleich das Lächerliche seiner großen Entwürfe hätte einsehen können; nachher redete er mich an, und fragte mich, ob ich den König von Navarra verlassen hätte. Ich half mir aus der Verwirrung, worin ich durch diese Frage gerieth, indem ich ihm sagte, ich glaubte nicht dadurch daß ich jezt gekommen wäre Seiner Majestät meine Dienste anzubiethen, mich von dem Könige von Navarra getrennt zu haben, weil ich überzeugt wäre, daß dieser, dessen Vortheile so genau mit den seinigen verbunden wären, in kurzem dasselbe thun würde. Ich sah, daß diese Antwort ihm nicht mißfiel; aber er ließ sich nichts davon merken, weil er von einer Menge Personen umgeben, und beobachtet wurde, auf

deren

deren Gesichtern er, so gut als ich, den Verdruß merkte, welchen meine Rede ihnen verursachte. Die Schwachheit des Königs war unbegreiflich. Seine wirklichen Feinde konnten ihm nicht mehr unbekannt seyn, nachdem sie auf eine so blutige Art die Larve abgezogen hatten; dennoch stellte er sich immer noch, als ob er sie nicht kennte. Er ließ sich von neuem durch die Königin Mutter beherrschen, und durch sie von seinen Verfolgern, mit welchen sie ihn aussöhnte. Vielleicht war aber auch dieser lezte Schritt bey ihm nichts, als die tiefste Verstellung; den der kühne Streich, den er bey der Versammlung der Stände zu Blois ausführte, ist ein Grund, zu glauben, daß er seine Rache nicht einen Augenblick aus dem Gesichte verlohr. Wenn man aber von dieser Versammlung selbst ein Urtheil fällen kann; so ist es wahrscheinlich, daß jeder dabey einen verborgenen Zweck hatte, den er auf Wegen zu erreichen suchte, welche bey Einigen durch den glücklichen Erfolg an den Tag gekommen, bey Andern aber, die darüber verunglückten, mit ihren Urhebern in Vergessenheit begraben worden sind.

1589. Obgleich Katherine kurz nach der Ermordung des Herzogs von Guise starb, so bekam doch Heinrich III. dadurch nicht mehr Freiheit, seiner Neigung zu folgen und sich mit dem König von Navarra zu vereinigen. Die Ligue dauerte auch nach dem Tode des Herzogs fort, und Heinrich mußte das Volk zu beruhigen, die Großen wieder zu gewinnen, den Pabst zu besänftigen, Spanien im Zaum zu halten, und alle Katholiken zu schonen suchen, welche nach dieser That sehr geneigt waren, seine Religion in Zweifel zu ziehen. Gleich allen schwachen Leuten vergrößerte sich auch Heinrich durch die Furcht noch alle Gegenstände. Er legte der Welt sein Recht und seine Gründe vor, und gab eine Menge Erklärun-

rungen, um sich zu entschuldigen. Gegen eine Partey, die längst alle Achtung gegen das königliche Ansehn abgelegt hatte, war kein anders Mittel, als die Waffen; und anstatt die Kühnheit des gemeinen Volks, das stets, wenn es sich mächtig fühlt, eben so übermüthig, als kriechend in seiner Unterwerfung ist, durch eine Mäßigung, die man nur der Schwäche zuschreiben konnte, noch zu vermehren, hätte er sich jezt öffentlich als den angreifenden Theil erklären, und seine Rache als ein König nehmen sollen. Hätte er in Verbindung mit dem Könige von Navarra diesen Weg eingeschlagen, so würde man ihm vielleicht nicht haben Orleans und eine Menge andrer Plätze entreißen können, so daß am Ende Blois, Beaugency, Amboise, Tours und Saumur die einzigen Städte waren, die ihm übrig blieben. 1579.

Ich war theils Zeuge von allen diesen Begebenheiten, theils erfuhr ich sie zu Roßny, wohin ich mich begeben hatte, weil dieser Ort eine bequeme Lage hatte, um von da aus alles, was bey Hofe vorgieng, zu beobachten. Ich blieb dort solange, bis ich es für nöthig hielt, selber zu dem Könige von Navarra zu gehen, und ihm Bericht abzustatten. Er war während dieser Zeit in keiner geringen Verlegenheit gewesen, um die Absichten des Vikomte von Turenne zu entdecken, und zu vereiteln, welcher, indem er sich an die Stelle des Prinzen von Conde setzte, für sich allein alle seine Plane fortführte, und, mit einem Wort, sich gegen den König von Navarra eben so betrug wie der Herzog von Guise vorher gegen Heinrich III. Er hatte bey einer Versammlung der Protestanten zu Rochelle öffentlich behauptet, Frankreich könne bey der gegenwärtigen Lage der Sachen eine Zergliederung nicht vermeiden, und er gab deutlich genug zu verstehen, daß er sich selbst dabey nicht vergessen würde. Der König von Navarra beklagte sich dar-

darüber in derselben Versammlung, und unterstützte seine Worte durch Thaten, um die Reformirten noch fester an sich zu knüpfen. Er bemächtigte sich von la Garnache, und nahm nach einem blutigen Gefechte Niort mit Sturm ein. Auf der Rückkehr von dieser Unternehmung wurde er zu la Mothe-Frilon gefährlich krank.

Ich nahm meinen Weg über Blois, um durch Beobachtung der gegenwärtigen Lage des Hofes meine Vermuthungen zu berichtigen. Ob ich gleich alle mögliche Vorsicht gebrauchte, um von Niemanden erkannt zu werden, so bemerkte mich doch der Marquis von Rambouillet, da ich in meinen Mantel gehüllt über die Straße gieng, und schickte mir nach, um zu erfahren, wo ich abgetreten wäre. Rambouillet war ein rechtschaffner Mann, der ohne eigennützige Nebenabsichten stets das beste des Staats zu befördern suchte. Er glaubte sich dieses Zufalls bedienen zu müssen, um einen lezten Versuch bey dem Könige zu machen, und ihn endlich dahin zu bringen, sich in die Arme des Königs von Navarra zu werfen. Zum Glück fand er ihn in den Gesinnungen, die er wünschte, und bewog ihn um so leichter, sich meiner bey dieser Gelegenheit zu bedienen, da der König sich erinnerte, daß ich schon einmal deshalb war an ihn abgeschickt worden.

Rambouillet kam daher auf seinen Befehl, mich zu holen, und nachdem wir alles, was bey diesem Vorfall zu thun war, mit einander überlegt hatten, stellte er mich dem Könige vor, welcher mir mündlich seine Absicht bekräftigte. Nach allen den Versprechungen, welche man dem König von Navarra gethan hatte, ohne eine einzige zu halten, glaubte ich ein an diesen Fürsten gerichtetes Beglaubigungsschreiben fordern zu dürfen; aber der König schlug es mir ab, aus Furcht, daß es dem Nun-

Nunzius Morosini in die Hände gerathen mögte, ja, er gestand mir, daß er mit allen seinem guten Willen es doch nicht würde ändern können, mich diesem, oder dem Herzog von Nevero auszuliefern, wenn man erführe, daß ich zu Blois wäre. Auf den Brief mußte ich also Verzicht thun. Ich forderte nun, daß man dem König von Navarra, wenn er sich mitten in ein Land, das voll von seinen Feinden wäre, hinein wagen sollte, zu seiner Sicherheit eine Stadt einräumen mögte, die ihm einen freien Uebergang über die Loire verschaffte; doch dieses wurde auch aus demselben Grunde abgeschlagen. Ich konnte diese Weigerungen keiner bösen Absicht des Königs, sondern blos seiner Furcht vor diesen beiden Männern, in deren Gewalt er sich freiwillig begeben hatte, beymessen. Dennoch glaubte ich nicht, daß, besonders ohne die lezte Bedingung, der König von Navarra mit seinen Truppen bis Blois vorrücken dürfe; doch diese lezte Schwierigkeit wurde gewisser Maaßen durch Brigneux, den Gouverneur von Beaugency, den ich vor meiner Abreise besuchte, gehoben. Dieser Offizier kam mir zuvor. Er sagte mir, er sähe mit vielem Verdruß, daß der König unfehlbar durch sein Betragen sich um diesen Ort sowohl, als noch um alle die Andere bringen würde, und erboth sich, ihn mir, oder Rebours, oder irgend einem andern Offizier, den der König von Navarra dahin schicken würde, abzutreten; indem er lieber seine Stelle verliehren und diesem Fürsten blos als Freiwilliger folgen wolle, als länger in Beaugency bleiben, wo Niemand auf seinen Rath achtete.

Mit dieser Versicherung eilte ich zu dem König von Navarra zurück. Er hörte mir sehr aufmerksam zu, doch konnte er noch das Mißtrauen, welches die vorigen Begebenheiten ihm eingeflößt hatten, nicht über-

winden. Verschiedne male fragte er mich mit unruhigem Ton, und indem er sich die Stirne rieb, ob auch der König dießmal aufrichtig sey. Ich versicherte es ihm, und stützte mich auf Rambouillet's Zeugniß. „Nun denn," sagte er endlich, „so mag ich auch jezt keine „Städte erobern, da er endlich mit mir handelt." Er hatte demselben Tage erst Chatelleraud eingenommen. „Kehrt wieder zurück" fuhr er fort, „und bringt ihm „meine Briefe; ich fürchte weder Morosini noch Nie„vers." Er ließ mir auf der Stelle ein Frühstück in sein Kabinet bringen, und ich gieng mit Post nach Blois ab.

Heinrich III. der gar nicht zweifelte, daß die Antwort des Königs von Navarra so ausfallen würde, wie er sie verlangte, war aus Ungeduld mit seinem ganzen Gefolge bis Montrichard vorgerückt. Ich fand alle Quartiere in diesem kleinen Orte entweder schon eingenommen, oder doch bezeichnet, so daß ich glaubte, ich würde die Nacht auf der Straße zubringen müssen, denn ich kam sehr spät an. Zum Glück entdeckte Maignan die Wohnung des Marquis von Rambouillet, welcher mir das Quartier eines meiner Brüder, der damals zu Tours war, einräumen ließ. Ich gieng um Mitternacht zu dem Könige, der mich in einer Dachstube des Schlosses empfing. Er billigte und unterzeichnete alles, bis auf den Uebergang über die Loire, und wollte, daß ich noch dieselbe Nacht wieder abreisen sollte. Das Gerücht von dem Vertrage zwischen den beiden Königen hatte sich schon zu Chatelleraud verbreitet, als ich daselbst ankam, und man wünschte es so eifrig, daß man mir tausend Seegen zurief, sobald man mich erblickte.

Der König von Navarra war schon nicht mehr dort. Er verließ sich allein auf seinen Degen, und da er erfahren hatte, daß die Ligue durch ein Verständniß

in

in Argenton gedrungen war, so eilte er dahin, und kam so zur rechten Zeit an, daß er die Feinde wieder vertrieb, ehe noch die Unterstützung, durch die sie sich darin zu behaupten hofften, ankommen konnte. Er machte Beaupré zum Gouverneur dieses Orts, nachdem ich das Schloß besichtigt, und ein Verzeichniß von den darin enthaltnen Kriegsvorräthen aufgesetzt hatte.

Die Ermüdung von diesen häufigen und so schnellen Reisen zog mir bey meiner Zurückkunft ein Fieber zu, welches mich zwölf volle Tage im Bette hielt. Du-Pleßis-Mornay wußte sich diesen Zufall so gut zu Nutze zu machen, daß er mir die Ehre eines Vertrags raubte, wobey er weiter keine Mühe gehabt hatte, als ihn aufzusetzen, und woran der Marquis von Rambouillet weit mehr Antheil hatte, als er. Er wurde zu Plessis-les-Tours, zur größten Zufriedenheit beider Könige völlig zu Stande gebracht. Zum Sicherheits-Platz wurde Saumur bestimmt, und du-Pleßis ermangelte nicht, sich zur wohlverdienten Belohnung, den Vertrag geschlossen zu haben, zum Gouverneur dieses Orts machen zu lassen. Dieß Verfahren schien mir so unregelmäßig, daß ich mich nicht enthalten konnte, ziemlich laute Klagen über ihn und den König von Navarra zu führen, der einen andern mit der Frucht meiner Mühen belohnte. Der Graf von Soissons, der nie, weder an dem allgemeinen Besten, noch an der öffentlichen Freude Gefallen hatte, bediente sich dieser Gelegenheit, um zu versuchen, ob er mich in seine neuen Entwürfe verflechten könnte; auf der andern Seite lagen mir meine Brüder an, bey dem König Dienste zu nehmen. Ich verwarf aber selbst einen solchen Gedanken; und meine Treue gegen meinen Herrn erhielt sich in dieser Versuchung, die manches verführerische hatte. Wenn ich jezt bedenke, daß die Stelle eines Gouverneurs von Saumur

mich an einen beständigen Wohnplatz würde gebunden, und folglich auf immer von der Person des Königs entfernt haben; so finde ich, daß das, was mir damals eine Ungerechtigkeit schien, vielmehr eine Gunst war, wofür ich ihm hätte danken sollen.

Die beiden Könige hatten jezt weiter nichts nöthig, als zusammen zu kommen, und ihre Unternehmungen mit einander abzureden. Der König von Navarra gieng zu dem Ende nach Pleßis-les-Tours. Ich besinne mich, daß er, durch ein Ueberbleibsel von dem Mißtrauen, welches er nur mit Mühe überwunden hatte, bekämpft, zwo Meilen von diesem Schlosse bey einer Mühle stille hielt, und noch einmal von Jedem der Edelleute, die sein Gefolge ausmachten, wissen wollte, was er von diesem Schritte dächte. Ich war mit dabey, und die Empfindlichkeit über das, was ich eine Ungerechtigkeit nannte, verschloß mir den Mund. Der König kehrte sich gegen mich, „Ihr seyd ganz still!" sagte er, „Was ist eure Meinung?" Ich antwortete ihm ganz kurz, daß, ob gleich der Schritt, den er thäte, vielleicht nicht ganz ohne Gefahr wäre, weil der König den Vortheil der Menge über ihn habe, so glaubte ich doch, dieses sey eine von den Gelegenheiten, wo man etwas auf den Zufall ankommen lassen, und sich begnügen müsse, übrigens alle mögliche Vorsicht, welche die Klugheit eingeben könne, zu gebrauchen. Er schwieg noch einige Augenblicke in tiefem Nachdenken; dann wandte er sich schnell gegen uns und rief: Fort! Fort! der Entschluß ist gefaßt. Man muß nicht mehr daran denken.

Heinrich III. war ihm bis ins Feld entgegen gekommen, und die Freude über diese so sehnlich gewünschte Vereinigung hatte eine so erstaunliche Menge Volks dahin gezogen, daß die beiden Könige über eine halbe Viertelstunde nur funfzig Schritte aus einander waren, ohne

ehre deswegen zusammen kommen zu können. Sie umarmten sich mit gleicher Zufriedenheit von beiden Seiten, und nahmen mit einander den Weg nach Tours, wo der König von Navarra doch nur eine Nacht schlief, und dann in sein Quartier nach Maillé zurück kehrte. Ich vor meine Person blieb in Tours, wo die große Menge meiner Verwandten und Freunde, die ich daselbst antraf, mich zurück hielt; meine Wohnung hatte ich in der Vorstadt Saint-Symphorien.

Der Herzog von Mayenne, welcher die Waffen ergriffen hatte, um den Tod seiner Brüder zu rächen, und die Vortheile der Ligue zu unterstützen, wollte uns hier nicht in Ruhe lassen. Er rückte mit seinem ganzen Heer gegen Tours. Es fehlte nicht viel, so wäre der König, der unbewaffnet, und nur von 20 Pferden begleitet, nach Marmoutier geritten war, gefangen worden; er mußte in größter Eil nach der Stadt zurück fliehen. Die Vorstädte hatten keine andre Befestigung, als elende Verramlungen, welche die sechs oder sieben königlichen Regimenter, die sie vertheidigten, in der Eil zusammen geschleppt hatten; dieß bewog mich Saint-Symphorien zu verlassen, und mein ganzes Gepäck und meine Pferde in die Stadt zu schicken. Meine Vorsicht wurde von den Offizieren für Furchtsamkeit gehalten, aber der Erfolg rechtfertigte sie bald. Der Herzog von Mayenne grif die Vorstadt an; einige Augenblicke wurde er durch einen Posten, den man in fünf oder sechs Häusern eben auf dem Berge genommen hatte, aufgehalten. Es war aber nicht möglich ihn zu behaupten, und man mußte die Häuser verlassen, um sich hinter den Barrikaden zu verschanzen. Weil man erwartete, daß sie bald würden angegriffen werden, so nahm jedermann diese Zwischenzeit wahr, um in der Eil einige Bissen zu essen.

Ich fand den König am Stadtthor; er rufte mich zurück und sagte mir, man würde vergebens darauf bestehen, die Vorstädte zu vertheidigen. Auch hielten die Versammlungen das Feuer der feindlichen Artillerie nicht aus. Sie wurden im ersten Anlauf weggenommen, und weil die Belagerer durch keinen Graben aufgehalten wurden, so war der Rückzug in die Stadt so unsicher, und geschah auch mit so viel Verwirrung, daß ich mich immer gewundert habe, daß die Feinde nicht alle Truppen, die in den Vorstädten waren, niedermachten, oder gefangen nahmen; ja selbst, daß sie nicht zugleich mit ihnen in die Stadt drangen. Mit zwey Kanonen hätten sie das alles ausrichten können. Ich sah dieser Flucht aus dem Dominikaner Kloster zu, welches an die Stadtmauer stößt. Aus Furcht, das Uebel mögte noch größer werden, eilte ich mit meinen Brüdern an das Thor, durch welches Alle in der größten Verwirrung hereindrangen. Durch einige kleine Verschanzungen, die wir machen ließen, verminderten wir die Gefahr; in kurzem kamen durch die bessere Ordnung alle glücklich in die Stadt, und man dachte nun nur darauf, das Thor zu verschütten, und gute Wache zu halten.

Da Niemand mehr zweifelte, daß die Stadt förmlich würde belagert werden, so gieng ich nebst Chatillon und einigen andern zum Könige, um ihn zu bitten, uns die Vertheidigung irgend eines wichtigen Postens anzuvertrauen. Er gab uns das Quartier der Insel, wo wir von dem Augenblick an bis zum andern Morgen ohne Unterlaß arbeiten ließen, so daß der König, als er früh selber kam, um unsre Arbeit anzusehen, besonders gegen mich unsern Fleiß sehr erhob. Er war aber dießmal unnütz; bey der ersten Nachricht, die er davon erhielt, eilte der König von Navarra mit allen

seinen

seinen Truppen herbey, und erschien nach drey Stunden vor der Stadt. Der Herzog von Mayenne erwartete ihn nicht; er zog sich zurück, nachdem er die Vorstädte und die umliegende Gegend verwüstet hatte. Ein so wichtiger Dienst machte, daß man große Hofnungen von der Verbindung dieser beiden Fürsten schöpfte, und daß besonders die Bürger von Tours den König von Navarra als ihren Retter ansahen.

Beyde Könige blieben nun acht bis zehn Tage beysammen; dann trennten sie sich wegen der verabredeten Unternehmung auf Poitiers. Unterdessen man die Vorbereitungen dazu machte, schickte mich der König von Navarra mit 300 Pferden, und eben so vielen Büchsenschützen, die man auch beritten machte, ab, um Chartres getreu zu erhalten, weil man entdeckt hatte, daß Maintenon in der Stille sich dieser Stadt für die Ligue zu bemächtigen suchte. Ich versah mich mit Sturmleitern, Petarden und andern Werkzeugen, und wir marschierten dann grade nach Bonneval, ohne uns aufzuhalten, so daß wir den ganzen Tag nichts gegessen hatten, als wir ankamen. Einige Gefangne, die wir von einem Trupp von 25 Reitern machten, berichteten uns, daß die Feinde einen Haufen von 400 Pferden, unter der Anführung der Herren von Broße und Saveuse, in dieser Gegend hätten; und daß Reclainville, der die 25 Reiter führte, uns für den Haufen von etwa 120 Pferden gehalten habe, mit welchen Lorges so eben Chateaudun überrumpelt hatte. Wir urtheilten daraus, daß Broße und Saveuse uns aufsuchen würden, und das war auch, was wir wünschten. Wir ließen unsre Büchsenschützen langsam nach Chartres zu marschiren, und nahmen unsern Weg über die Anhöhen, um die feindliche Schwadron desto eher zu erreichen. Wir begegneten einander oben auf einem Hügel, den beide

beide Haufen, jeder von seiner Seite, zu gleicher Zeit hinauf gekommen waren; so daß wir einander nicht eher kennten, als bis wir kaum noch zweyhundert Schritte aus einander waren.

Wir wurden sogleich und mit solcher Wuth handgemein, daß in dem ersten Augenblick vierzig von uns zu Boden stürzten, worunter ich selbst, nebst den Herren von Chatillon, Mouy, Montbazon, Avantigni und Pressaigni war. Zum Glück war ich nicht verwundet, und mein Pferd, dem ein Lanzenstos die Kinnlade zerschmettert hatte, sprang wieder auf, und nahm mich mit in die Höhe. Vielleicht ist nie in dieser Art ein hitzigeres, hartnäckigeres, und mörderischeres Gefecht vorgefallen. Wir erneuerten vier bis fünfmal den Angriff, weil die Feinde sich immer schnell wieder schlossen, so oft wir ihre Reihen gebrochen hatten. Ich zerbrach zweimal den Degen dabey, und bediente mich zwo großer Pistolen, welche mit gehacktem Stahl geladen waren, der auch den stärksten Harnisch durchbohrte. Unsre Gegner überließen uns endlich das Schlachtfeld, nachdem sie zweyhundert von den ihrigen verlohren hatten.

Wir waren aber auch sehr wenig im Stande die Früchte unsers Sieges zu genießen. Unsre Wunden und die Entkräftung machten uns fast ganz unbeweglich. Ein wenig Ruhe war unser einziger Wunsch; aber es brach ein heftiger Regen ein, der uns, die wir schon von der Erhitzung ganz naß waren, in einem Augenblick völlig durchweichte, weil wir unter unsern Waffen keine Röcke angezogen hatten. Um unser Unglück voll zu machen, hörten wir, daß der Herzog von Mayenne uns auf dem Fuße nachfolgte. In dieser gefährlichen Lage hielten wir Rath, und beschlossen, ungeachtet unsers elenden Zustandes die ganze Nacht zu marschiren, um, wo möglich, Beaugency wieder zu erreichen. Wir kamen

auch endlich so von Müdigkeit und Durst erschöpft daselbst an, daß mir die Kräfte entgiengen, und ich unbeweglich auf ein Bette fiel, wo es unmöglich war, mich zu erwecken um einige Nahrung zu mir zu nehmen.

Das Gerücht von unserm Gefecht verbreitete sich schnell, und der König von Navarra besuchte uns zu Beaugency und lobte uns ungemein. Man stellte ihm Saveuse, der unter den Gefangnen war, vor. Der König, eben so geneigt tapfern Leuten lieb zu kosen, als Unglückliche zu beklagen, suchte ihn durch alle Arten von Lobsprüchen und guten Begegnungen zu trösten. Aber es war vergebens; Saveuse hatte erfahren, daß eine Menge seiner Verwandten und fast alle seine Freunde in dem Gefecht umgekommen waren; der Schmerz, den er darüber empfand, vereinigte sich mit der Scham, überwunden zu seyn, und stürzte ihn, da er ohnedem schwer verwundet war, in eine solche Verzweiflung, daß er wüthend wurde. Er starb in der Raserey eines Fieberanfalls hin, und wollte nicht leiden, daß man den geringsten Verband auf seine Wunden legte. Uns andere ließ der König von Navarra alle nach Chateaudun gehen, wo acht Tage Ruhe uns unsre Leiden vergessen machten.

Ich war im Begriff wieder von da abzureisen, als ich durch einen Kurier die Nachricht erhielt, daß meine Gemahlin tödlich krank sey. Ich flog sogleich nach Rosny, wohin mir der König seinen ersten Arzt, Orthoman, mitgab. Diese ganze Gegend hielt es mit der Ligue, und einer meiner Brüder, der sich meines Schlosses, grade desjenigen, wo meine Gemahlin krank lag, bemächtigt hatte, war so grausam, die Brücke aufzuziehen und mir den Eingang zu verwehren. Ein so unnatürliches Betragen schmerzte mich bis tief in die Seele; ich schwur, ich wollte hinein, oder umkommen.

In

In der That machte ich auch gleich Anstalten, mein eignes Haus mit Gewalt zu erobern, und schon war die Sturmleiter angelegt, als mein Bruder, der soviel Unerschrockenheit vielleicht nicht erwartete, mir die Thür aufmachen ließ.

Der einzige Trost, den ich hatte, war, meine Gemahlin noch am Leben zu finden, und ihre lezte Umarmung zu empfangen. Alle Mittel waren vergebens; sie starb nach vier Tagen. Ich gestehe, daß der Verlust einer so geliebten Gattin, die in ihrem Leben so viele Leiden hatte erdulden müssen, mein Herz einen ganzen Monath lang gegen jedes andre Gefühl verschloß. Ich erfuhr mit größter Unempfindlichkeit das Glück der Waffen beider Könige, welches mich zu jeder andern Zeit mit dem lebhaftesten Verlangen, Antheil daran zu nehmen, würde durchdrungen haben. Sie hatten unter der Zeit Gergeau, Pluviers, Estampes, Chartres, Poissi, Ponteise, l' Isle-Adam, Beaumont und Creil erobert. Jedes elende Nest machte sich eine Ehre daraus, seinen König aufzuhalten; er fand überal Empörung und Ungehorsam. Jezt sah er ein, wie vortheilhaft ihm die Verbindung mit dem Könige von Navarra war; der sein Leben so wenig zu achten schien, als ob er desselben überdrüßig wäre. Man war gewiß, ihn stets da, wo die Gefahr am größten war, an der Spitze der Soldaten zu sehen. In einem der häufigen Gefechte, denen er beywohnte, tödtete eine Kugel den Mestre-de-Camp Carbonniere, in dem Augenblick, da er sich auf ihn lehnte, um auszuruhen.

Ich erwachte wie aus einem tiefen Schlummer, als ich erfuhr, daß die beiden Könige Paris belagert hielten. Ich entriß mich den Orten, wo alles mir meinen Schmerz zurück rief, und eilte zu der Armee. Es schien mir Linderung des Grams, von dem mein Herz

noch

noch voll war, wenn ich mich in allen kleinen Gefechten bindlings der Gefahr aussetzte; und diese waren häufiger als jemals, besonders in der Ebne, welche man die Priesterwiese nennt. Der König von Navarra merkte es, und da er zugleich sahe, daß mein Stallmeister Maignan, den er verschiedne male erinnert hatte, mich zurück zu holen, sich nicht unterstand, es vor sich zu thun, so befahl er ihm schlechtweg, mir zu sagen, ich sollte zu ihm kommen, er wolle mit mir reden.

Kaum hatte er die ersten Worte ausgesprochen, so wurde er durch einen Edelmann unterbrochen, der auf ihn zukam, ihm ein Wort ins Ohr sagte, und ihn schnell wieder verließ. Der König von Navarra, bestürzt über das, was er gehört hatte, rufte mich gleich wieder zurück, und sagte mir, der König wäre so eben durch einen Messerstich gefährlich verwundet worden. Zu gleicher Zeit eilte er nebst mir und fünf und zwanzig Edelleuten, die grade um ihn waren, mit verhängtem Zügel nach Saint-Cloud in das Hauptquartier des Königs. Als er in das Zimmer desselben trat, erfuhr er, man könne aus sichern Zeichen abnehmen, daß die Eingeweide nicht verletzt wären. Er trat an das Bette, mit aller der Unruhe, die nur die lebhafteste Freundschaft einflößen kann. Der Verwundete sprach ihm selbst Muth ein, und sagte ihm, er hoffte, seine Wunde werde keine gefährlichen Folgen haben, und Gott werde ihm das Leben erhalten, und ihn in den Stand setzen, ihm neue Beweise von seiner Zuneigung zu geben. Die Art, womit der Kranke diese Worte aussprach, vertrieb einen Theil der Besorgnisse des Königs von Navarra, und da er ohnedem kein Anzeichen von Todesgefahr sahe, so überließ er ihn der Ruhe, und kehrte in sein Quartier nach Meudon zurück.

Ich

Ich blieb bey dem Könige von Navarra, bis er vom Pferde gestiegen war, und gieng dann in mein Quartier am Fuß des Schlosses zurück, um zu Abend zu essen. Kaum aber hatte ich mich zu Tische gesetzt, so trat Feret, der Sekretair des Königs, meines Herrn, herein und rufte: „Herr Baron von Roßny, der Kö„nig von Navarra, und vielleicht auch von Frankreich, „will den Augenblick mit ihnen reden.“ Ich zitterte bey dieser Rede, und ohne mich aufzuhalten gieng ich mit ihm nach dem Schlosse hinauf. Unterweges sagte er mir, Orthoman habe dem Könige von Navarra so eben einen Bothen geschickt, mit der Nachricht, er hätte keinen Augenblick zu verliehren, wenn er den König noch am Leben finden wollte.

Ich gieng grade zu ihm in sein Zimmer, und indessen man uns die Pferde sattelte, erzeigte er mir die Ehre, mich über die jetzigen Umstände zu Rath zu ziehen. Die verschiednen Betrachtungen, welche sich in diesem Augenblick meinem Geist darstellten, hinderten mich einige Zeit zu reden. Der König war nicht weniger bewegt. Es kam jezt nicht mehr auf den glücklichen Ausgang einer unbedeutenden Unterhandlung, oder auf den Gewinst einer Schlacht, oder auch auf ein kleines Königreich, so wie Navarra, an; die schönste Monarchie in Europa stand auf dem Spiel. Aber welche Hindernisse waren nicht noch erst zu überwinden, um dahin zu kommen? Durch welche Mühe mußte man sie nicht erst noch erkaufen? Im Vergleich damit war alles, was der König von Navarra bis jezt ausgestanden hatte, vor nichts zu rechnen. Wie sollte man eine so mächtige und so angesehene Partey stürzen, die einen König, der auf seinem Thron fest saß, zittern gemacht, und beynahe genöthigt hatte, herabzusteigen? Diese Schwierigkeit, schon an sich selbst so groß, schien beynahe

nahe unübersteiglich, wenn man erwog, daß der König von Navarra durch den Tod Heinrichs III. den größten und ansehnlichsten Theil seiner Macht verliehren würde. Er konnte weder auf die Prinzen vom Geblüt, noch auf die Großen rechnen, und befand sich in der traurigen Lage, daß grade da, wo er die meiste Hülfe nöthig hatte, er Niemanden trauen durfte. Ich zitterte, wenn es mir einfiel, daß vielleicht eine so erstaunliche und unerwartete Neuigkeit eine Veränderung hervorbringen könnte, die den König von Navarra mit einer Handvoll treuer Diener der Willkühr seiner alten Feinde überlassen würde, und das in einem Lande, wo Hülfsquellen ihm fehlten.

Dem ungeachtet wird jedermann eingestehen, daß hier nur Ein Rath zu geben, nur Eine Partie zu ergreifen war: sich die Gelegenheit zu Nutze zu machen; aber mit aller der Behutsamkeit, von der so oft der gute oder der unglückliche Erfolg abhängt. In der That muß man bey großen und schweren Unternehmungen, sich es nicht einkommen lassen, die Zukunft, die von zu vielen Nebenursachen abhängt, weder voraussehen, noch auch nach unsern übereilten Entwürfen modeln zu wollen. Man bestrebe sich blos die Hindernisse, eins nach dem andern, zu überwinden, und lasse sich weder durch die Größe noch durch die Menge derselben abschrecken. Nie muß man an etwas verzweifeln, was irgend einem Menschen möglich gewesen ist. Wie manche Dinge, die zu den Unmöglichkeiten zu gehören scheinen, würden uns nicht leicht werden, wenn wir immer wüßten, uns der Zeit, der Gelegenheiten, der Fehler Andrer, der glücklichen Momente, der verschiednen Gesinnungen und einer Menge andrer Umstände, geschickt zu unserm Vortheil zu bedienen!

Nach

Nach diesen Grundsätzen richtete ich die Antwort ein, die ich dem Könige gab, und er selbst dachte eben so. Wir beschlossen daher, daß er, statt sich nach den entfernten Provinzen zu begeben, mitten in der königlichen Armee bleiben sollte, um seine Recht- geitend zu machen. Jezt aber war er willens, sogleich nach Saint- Cloud zu eilen, doch auf alle Fälle wolbewafnet; wobey wir indessen die Vorsicht gebrauchten, unsre außerordentlichen Waffen sorgfältig zu verbergen, um nicht selbst den ersten Anlaß zu Furcht und Argwohn zu geben. Als wir dort ankamen, sagte man uns, der König befinde sich besser, und ließ uns unsre Degen ablegen. Der König von Navarra gieng nun auf das Schloß zu, und ich folgte ihm; auf einmal hörten wir einen Menschen schreien: „Ach mein Gott! wir sind verlohren.“ Der König von Navarra ließ ihn näher kommen; er fuhr immer fort zu klagen, und schrie: „Ach! der König ist todt!“ Auf unsere ferneren Fragen antwortete er durch eine Erzählung von dem Tode des Königs, die zu umständlich war, um einigen Zweifel übrig zu lassen. Heinrich wurde noch gewisser davon überzeugt, als er einige Schritte weiter gegangen war, und die Schottische Garde auf sich zukommen sahe, welche sich ihm zu Füßen warf, und ausrief: Ach! Sire, jezt sind Sie unser König und unser Herr. Einige Augenblicke später kamen die Herren von Biron, von Bellegarde, von O, von Chateauvieux, von Dampierre und mehrere Andre, und thaten dasselbe.

Der König von Navarra fühlte, daß dieß einer von den kritischen Augenblicken sey, von deren guten oder schlechten Anwendung das ganze künftige Schicksal seines Lebens abhienge. Ohne sich durch die Aussicht auf den Thron, auf den dieser Augenblick ihn erhob, blenden, oder sich durch Muthlosigkeit und einen unnützen

Schmerz

Schmerz niederschlagen zu lassen, gab er ruhig seine Befehle, um alles in der Ordnung zu erhalten, und den Empörungen zuvor zu kommen. Er wendete sich mit der vertraulichen Art, womit er die, deren Treue ihm bekannt war, immer behandelte, zu mir, und befahl mir in das Quartier des Marschalls von Aumont zu gehen, und dort unter den Truppen die Nachricht von dem Tode des Königs auszubreiten, doch mit aller der Schonung, welche nöthig war, um sie noch mehr auf seine Seite zu bringen; alsdann durch diesen Marschall mit den französischen Garden reden zu lassen, um ihre Offiziere zu bewegen, daß sie ihm den Nachmittag den Eid der Treue leisteten, und auch den Adel dahin zu bringen, dasselbe zu thun. Er setzte hinzu, ich mögte ein Auge auf meine eignen Truppen haben, damit sie im Gehorsam blieben. Er dachte sodann darauf, sich durch diejenigen unter den auswärtigen Mächten, auf deren Hülfe er rechnen zu können glaubte, zu verstärken. Er schrieb und schickte Abgeordnete nach Deutschland, nach England, nach Flandern, an die Schweitzer und an die Republik Venedig, um ihnen die neue Begebenheit bekannt zu machen, und ihnen die Rechte vorzulegen, die er dadurch auf die Krone von Frankreich erlangte. 1580.

Ich stellte ihm vor, eine von den Sachen, die mir jezt am dringendsten schienen, wäre, sich Meister von Meulan zu machen. Dieser Ort war bey den jetzigen Umständen von der äußersten Wichtigkeit, und man kannte den Gouverneur desselben, Saint-Marc, als einen eifrigen Anhänger der Ligue. Ich sagte ihm mit wenig Worten, wie ich dieses auszuführen dächte; er billigte meinen Plan, und ich gieng nach Meulan, und verlangte mit Saint-Marc über Sachen, die für ihn von der äußersten Wichtigkeit wären, zu

reden. Er kam heraus, und indeß ich ihn mit einer verstellten Vertraulichkeit aufhielt, zeigte sich der Marschall von Aumont mit einigen Truppen, um über die Brücke zu gehen, und machte sich den ersten Augenblick des Schreckens zu Nuße, um bis in das Schloß zu dringen, dessen wir uns bemächtigten, und den zu leichtgläubigen Saint-Marc daraus verjagten.

Der König wollte mich zum Gouverneur dieses Orts machen; verschiedne Gründe aber hielten mich ab, sein Anerbiethen anzunehmen. Ein Theil von dem, was er befürchtet hatte, war schon eingetroffen. Es war unmöglich gewesen, den Herzog von Epernon und eine Menge andrer übelgesinnter Katholiken bey ihm aufzuhalten, besonders die, welche dem vorigen Könige ihr Glück zu danken hatten. Ihr Abfall ließ ihm fast nur allein noch die Truppen übrig, welche er mitgebracht hatte, und machte es ihm unmöglich, die Belagerung von Paris fortzusetzen, ja nur in der umliegenden Gegend sich zu behaupten. Von den fremden Mächten erhielt er entweder nur schöne Worte, oder die Hülfe, die sie ihm anbothen, war doch kein schnelles Mittel gegen die gegenwärtigen Uebel. Er mußte sich also bald genöthigt sehen, sich nach dem Mittelpunkt des Königreichs zurückzuziehen, und schon hatte er unter den Kriegsleuten, doch ohne ihnen die wahre Ursach zu entdecken, das Gerücht ausgebreitet, daß er nach Tours gehen wollte. Die Erhaltung seiner Person machte diesen Rückzug eben so nothwendig, als die Lage der Sachen. Tausend Gefahren droheten ihm in der Nähe einer Stadt, wo sein Vorgänger, ob er gleich katholisch und an der Spitze eines mächtigen Heeres war, dennoch einem traurigen Ende nicht hatte entgehen können. Man faßte daselbst in diesem Augenblick den lezten Entschluß, ihn aus dem Wege zu räumen; und es ist schau-

der-

derhaft, wenn man bedenkt, daß dieſe grauſamen Rathſchlagungen ſelbſt mitten in ſeiner Armee gehalten wurden, und daß ſeine Mörder vielleicht an ſeiner Seite waren. In dieſen gefährlichen Verhältniſſen mußte man durchaus nach Meulan einen Mann ſetzen, der jezt gleich ein Regiment bereit hatte, um einen Platz zu vertheidigen, nach deſſen Eroberung die Ligue, die durch den Tod Heinrichs III. übermüthig geworden war, dürſtete. Ich hatte keins, und auch nicht Zeit genug, um eins zu errichten. Berengueville erhielt daher dieſe Stelle.

Auf dem Rückzuge nahm der König Clermont in Beauvaiſis und einige andre kleine Orte weg. Seine Macht war zu geringe, um wichtigere Unternehmungen zu machen; dieſelbe Urſach war auch Schuld, daß mein Plan auf Louviers in der Normandie fehlſchlug, der nach allem Anſchein hätte gelingen ſollen. Ich legte ihn dem Könige vor, und bath ihn um Truppen zur Ausführung. Er konnte mir blos ſeine Kompagnie leichter Pferde unter D' Aramburs Anführung geben, und die war nicht hinreichend; aber er gab mir die Verſicherung, daß ein Regiment von zwölfhundert Mann, daß eben zu Nogent war, bey Louviers zu mir ſtoßen ſollte, und ſchrieb deswegen an Couronneau, den Obriſten deſſelben.

In dieſer Hofnung war ich vor Louviers angekommen, aber ich wartete vergebens auf die verſprochne Hülfe. Der Fluß Eure, welcher die Gräben von Louviers mit ſeinem Waſſer anfüllt, war abgeleitet worden, und dadurch war eine große Waſſerleitung, welche in die Stadt geht, trocken geblieben. Ich hatte dieſes bemerkt, und hoffte, durch dieſen Kanal hinein zu kommen. Weil es aber nicht wahrſcheinlich war, daß die Herren von Aumale, la Londe, Fontaine-Martel, Médavy, Contenant und mehrere Offiziere von der Ligue,

welche in der Stadt waren, sich ohne Schwertstreich ergeben, oder gefangen nehmen lassen würden; so hielt ich es für eine Tollkühnheit, sie mit einer Handvoll Soldaten dazu nöthigen zu wollen. Ich begnügte mich daher blos, zur Rechtfertigung dessen, was ich behauptet hatte, verschiedne Personen in die Wasserleitung hinein gehen zu lassen, deren Oefnung man nur, durch Wegsprengung des Gitters mit einer Petarde, hätte erweitern dürfen. Sie kamen verschiedne male unbemerkt bis in die Stadt, und wieder zurück, wodurch sie überzeugt wurden, daß die Unternehmung nur aus Mangel an Truppen fehlschlagen könnte.

Ich gieng über Pont-de-l'Arche zu dem Könige nach Ecouy zurück. Seine Absicht war, sogleich von dort nach Touraine sich zu begeben, aber er fand bey den Normanden so viel guten Willen, daß er auf ihre Anerbietungen sich entschloß, die wichtige Belagerung von Rouen zu unternehmen. Während der Vorbereitungen dazu eroberten wir Gournay, Neuf-Chatel, Eu, Treport und Darnetal, wo der König erfuhr, daß der Herzog von Mayenne ihn aufsuchte, um ihm eine Schlacht zu liefern. Er schickte mich mit funfzig Pferden ab, um die Armee desselben zu recognosciren, welche ich in der Gegend von Mante und auf meinen Gütern verbreitet, antraf. Ich stellte mich in einen Wald, um sie von daraus zu beobachten, und berichtete den König, daß sie aus fünf und zwanzig tausend Mann zu Fuß, und acht tausend zu Pferde bestehe. Der König, der einer so furchtbaren Armee nichts als ein kleines fliegendes Kerps entgegen zu setzen hatte, wollte keine Vorsicht ungebraucht lassen. Er hatte sich schon bey dem Commenthur von Chastes, der Gouverneur von Dieppe war, von weitem erkundigen lassen, ob er ihn im Fall eines Unglücks, in seiner Stadt aufnehmen wollte, und er

hatte

hatte alle Ursach, mit der Antwort desselben zufrieden zu seyn. Er wollte sich aber selbst von den Gesinnungen des Kommenthurs überzeugen, und hatte deshalb eine Unterredung mit ihm, von der er sehr vergnügt zurück kam. Da er nun wußte, daß er auf einen so sichern Zufluchtsort, als Dieppe, rechnen könnte, so fürchtete er desto weniger, das Feld im Angesicht der Feinde zu behaupten; und fest entschlossen, bis auf den lezten Mann die Spitze zu bieten, nahm er seinen Posten vor Arques.

An dem Ende des Dammes von Arques zieht sich eine lange krumlaufende Hügelreihe hin, welche mit niedrigem Holz bedeckt ist. Unterhalb derselben liegt eine Strecke Ackerfeld; und mitten durch dieß Feld geht die Heerstraße von Arques, die an beiden Seiten mit dichten Hecken eingefaßt ist. Linker Hand, noch etwas tiefer als das Ackerfeld, ist eine Art von großem Morast, oder sumpfigter Erde. Die Hügel hören etwa eine halbe Meile von dem Damme bey dem Dorfe Martinglise auf. In diesem Dorfe und der umliegenden Gegend hatte sich die ganze Armee des Herzogs von Mayenne gelagert.

Der König sah wohl ein, daß man ihn der Verwegenheit beschuldigen könnte, wenn er mit seinen drey tausend Mann einem Heer von mehr als dreißig tausend widerstehen wollte. Aber theils hätte er schwerlich einen Ort finden können, der für seine kleine Anzahl vortheilhafter gewesen wäre, theils war der Rückzug beynahe eben so gefährlich; mehr als das alles aber entschied ihn die Ueberzeugung, die Schwäche seiner Partey erfordere, daß er gleich im Anfang durch einen kühnen und in die Augen fallenden Streich ihr Ansehn verschaffe. Er unterließ nichts, was nur auf irgend eine Art den Abgang der Menge ersetzen konnte. Er ließ

tiefe Gräben unterhalb des Dammes, und oberhalb so wohl als unterhalb der Heerstraße machen. Auf beide Seiten dieser sehr tiefen Straße stellte er zwölfhundert Schweitzer. Den oberhalb gemachten Einschnitt ließ er durch sechshundert Landsknechte vertheidigen, und ungefehr zwölfhundert warf er in eine Kapelle, welche sich zwischen den beiden Gräben befand. Das war seine ganze Infanterie. Seine Reiterey, die im ganzen etwa sechshundert Pferde ausmachte, theilte er in zwey gleiche Theile. Mit der einen Hälfte stellte er sich zwischen das Holz und die Straße; die andre Hälfte ließ er, in kleine Trupps zertheilt, sich zwischen der Straße und dem Morast ausbreiten, um diesen Zwischenraum einiger Maaßen auszufüllen. Er legte sich die ganze Nacht nicht nieder, weil er immer fürchtete, die Feinde mögten sich des Dammes bemeistern, und deswegen hielt er hier auch selbst die Wache. Am Morgen ließ er sich in einer tiefen Grube etwas zu essen bringen, und lud seine vornehmsten Offiziere zum Frühstück ein. Er glaubte nachher vielleicht einige Augenblicke ruhen zu können, als die abgeschickten Parteien mit der Nachricht zurück kamen, die Armee der Ligue rücke in Schlachtordnung an.

Auf diese Nachricht ließ er den Vikomte von Chartres, Palcheux, Praßeuse, Avantigny und noch drey oder vier andre in das Holz vorrücken, um wo möglich einige Gefangne zu machen. Sie kamen bald wieder, und brachten den Grafen von Belin mit zurück, den sie aufgefangen hatten. Der König gieng ihm entgegen, und umarmte ihn lächlend. Belin sah sich überall um, und suchte mit den Augen die Armee; da er fast garnichts erblickte, gab er dem Könige seine Verwunderung zu erkennen, daß er so wenig Truppen bey ihm sähe. „Sie sehen sie nicht alle," antwortete der König mit

gleicher

gleicher Munterkeit; „sie rechnen Gott nicht mit, und „die gerechte Sache, die mich unterstützen.“ So sehr ich auch gewohnt war, diesen Fürsten zu sehen, so konnte ich doch nicht müde werden, seine ruhige und heitere Miene zu bewundern, welche, in einer Lage, die um desto niederschlagender war, weil sie alle mögliche Zeit zum Nachdenken ließ, zugleich die größte Kaltblütigkeit und ein gemäßigtes Feuer zeigte, und die den Soldaten etwas übermenschliches zu seyn schien, und sie auch mit der ganzen Unerschrockenheit ihres Anführers beseelte.

Der Herzog von Mayenne ließ gleich zuerst den obern Graben durch einen Theil von seinen Landsknechten angreiffen, welche sich zu weigern schienen, zu fechten, weil sie unsre Landsknechte gegen sich hatten. Sie thaten sogar, als wollten sie das Gewehr strecken, und die Unsrigen wurden dadurch so hinter das Licht geführt, daß sie sie ganz nahe herankommen ließen. Kaum waren sie aber in die Verschanzung hinein, so jagten sie unsre Truppen heraus, und thaten uns von diesem vortheilhaften Posten großen Schaden. Alles dieß, welches in der Gegend des Holzes vorgieng, verlohr ich bald aus dem Gesichte, weil fast zu gleicher Zeit eine Schwadron von acht bis neunhundert Pferden uns von der Seite des Morastes angriff. Ich befand mich grade mit zehn von meinen Leuten daselbst; bey der Annäherung eines so überlegnen Hausens zogen wir uns, ungefehr hundert und funfzig Pferde, zusammen, und trieben sie zurück bis dahin, wo das Thal sich wendet. Hier stießen wir auf vier andre Schwadronen, welches uns nöthigte, kurz um zu kehren, bis wir unsrer Seits den Grafen von Auvergne trafen, der uns mit den andern hundert und funfzig Pferden zu Hülfe kam. Jetzt jagten wir wieder die Feinde zurück; dieses son-

derbare Gefecht konnte aber nicht lange dauern. Die Feinde wurden noch durch dreyhundert Pferde verstärkt, welche uns zum Weichen zwangen. Wir erreichten in ziemlicher Unordnung die Kapelle, wo zum großen Glück unsere Fußvölker, die sie besetzt hatten, die feindliche Reiterey aufhielten, und ein Gefecht anfingen, in welchem Sagonne und verschiedne andre Offiziere getödet wurden.

Der Herzog von Mayenne ließ nun durch alle seine übrigen Landsknechte die Kapelle angreiffen, und vertrieb uns aus diesem Posten. Durch die Menge überwältigt, mußten wir selbst den ganzen Hohlweg verlassen. Dieß geschah mit einer Unordnung, die ziemlich einer Flucht ähnlich sahe, und welche gefährliche Folgen hätte haben können. Zum Glück stießen wir auf unser Bataillon Schweitzer, dieses hielt die Feinde auf, und gab uns dadurch Zeit, uns wieder zu sammlen, und in den Stand zu setzen, das Treffen zu erneuern. Für mich war es die höchste Zeit, denn mein Pferd, welches schwer verwundet war, stürzte in diesem Augenblick nieder, und ich bestieg ein frisches. Um den tapfern Widerstand unsrer Schweitzer zu überwinden, ließen die Feinde fünfhundert Pferde sich an dem Morast entlang hinziehen. Sie würden uns in den Rücken gekommen seyn, und uns nebst den Schweitzern und unserm ganzen Korps umringt haben, wenn sie nicht zum größten Glücke für uns sich zu nahe an den Morast gehalten hätten; ihre Pferde blieben in dem Sumpfe stecken und die Reiter konnten sich mit genauer Noth heraus arbeiten, indem sie ihre Lanzen im Stiche ließen.

Noch einige Zeit, das heißt, so lange unsre Kräfte es vermochten, erhielt sich die Schlacht in diesem Zustande; aber nun fieng die Müdigkeit an, uns zu überwältigen. Von unsrer Seite waren stets dieselben

Mann-

Mannschaften im Gefecht, statt daß die Feinde sich jeden Augenblick durch frische Truppen verstärkten. Ein großer Theil von unsrer Brigade hatte seine Waffen und seine Pferde verloren. In dieser Noth schickte mich der ganze Haufen an den König ab, ihm unsern Zustand vorzustellen, und um Unterstützung zu bitten. Ich begegnete ihm, da er eben zu unserm Flügel herüber kam; „Mein Freund" antwortete er mir, „ich „habe niemand, euch zu schicken; aber man muß des„wegen den Muth nicht verliehren." In der That war er selber nicht besser daran, als wir. Er wendete sich jedoch gegen den Oberstallmeister Bellegarde und befahl ihm, so viele Mannschaft, als er könnte, oberhalb der Straße zusammen zu ziehen, und mir zu folgen. Ich kehrte unterdeß zu meinem Haufen zurück, und versprach ihnen mit anscheinender Freude eine Unterstützung, auf die ich selbst nicht rechnete. Jedermann faßte nun wieder Muth, und es ist wahr, daß in diesem Augenblick unglaubliche Thaten geschahen. In einem dichten Nebel eingehüllt, der uns unsre Feinde verbarg, kannten wir nur einen kleinen Theil der Gefahr. Der Nebel zertheilte sich, die Sonnenstrahlen zeigten uns dem Feinde, und ließen uns zugleich jetzt seine ganze Armee sehen, die heran kam, uns völlig über den Haufen zu werfen. Sie war schon so nahe, daß Niemand mehr sich schmeicheln durfte, nur das Ende des Dammes zu erreichen, der uns zur letzten Brustwehre hätte dienen können; jeder hielt seinen Tod für unvermeidlich, und dachte nur darauf, sein Leben theuer zu verkaufen.

Was wir für unser größtes Unglück gehalten hatten das rettete uns. Das grobe Geschütz auf dem Schloß, Arques war durch den dichten Nebel unbrauchbar geworden. So bald man jetzt den Feind sehen konnte, gab

es Feuer; und das so im rechten Augenblick, daß, ob wir gleich daselbst nur vier Stücke hatten, die Wirkung derselben fürchterlich war, und der Feind dadurch in Unordnung gerieth. Vier andre Lagen, die ziemlich schnell darauf folgten, giengen grade mitten durch die dicksten Haufen der feindlichen Armee. Sie konnten dieß Feuer nicht aushalten, und zog sich in ziemlicher Verwirrung nach der Seite des Thals zurück; und wenige Augenblicke nachher verlohr sich diese ganze furchtbare Menge hinter den Hügeln, bestürzt über die Größe ihres Verlusts, und durch einen Widerstand, den der Herzog von Mayenne nicht erwartet hatte, abgeschreckt.

Der König zog sich nach diesen glorreichen Treffen nach Arques zurück, und von da nach Dieppe. Die Feinde beunruhigten ihn unaufhörlich auf diesem Marsch, der eigentlich ein langes Scharmützel war; ich unterdrücke aber die besondern Umstände, weil sie nach der Schlacht bey Arques nicht interessant genug seyn können. Dennoch lief der König bey einer von diesen Gelegenheiten eine sehr große Gefahr; er glaubte die Feinde weit entfernt, und übte sich mit uns in einer Art von kriegerischem Spiel, welches man le saut de l' Allemand nennt, als auf einmal zwey hundert Füselier Feuer auf uns gaben, welche kaum ein Paar hundert Schritte von uns, sich zwischen zwo Hecken, platt auf der Erde liegend, in einem Hinterhalt versteckt hatten.

So viel ist gewiß, jeder andre als Heinrich hätte unterliegen müssen, ehe noch die ihm zugedachte Hülfe ankommen könnte; aber durch seinen Muth und seine Geschicklichkeit, jeden Fuß breit Landes zu vertheidigen, gab er vier tausend Engländern und Schotten, welche die Königin Elisabeth ihm schickte, Zeit, über das Meer zu gehen. Kurz auf diese folgte noch eine weit größere

Ver-

Verſtärkung, welche ihm der Graf von Soiſſons, Heinrich von Orleans, Herzog von Longueville, Aumont und Biron zuführten. Es war eigentlich blos der Fehler des Grafen von Soiſſons, daß wir bey Dieppe in ſo große Gefahr kamen, weil er, ſtatt ſeinem König zu Hülfe zu eilen, ſich um den Oberbefehl ſtritt.

Mayenne wagte es nicht, die Vereinigung aller dieſer Truppen zu erwarten; er verſchwand und überließ ihm das Feld. Heinrich dachte nun nicht mehr daran, in der Normandie zu bleiben; er zog ſich wieder nach der Gegend von Paris, die er nur ungern verlaſſen hatte. Er berührte unterwegs Meulan und Poiſſy, und ſchickte mich von dem letztern Orte mit dem Herzog von Montpenſier ab, um zu verſuchen, ob wir uns der Stadt Vernon entweder durch Hülfe eines Verſtandniſſes, welches er ſchon ſeit langer Zeit darin unterhielt, oder durch den Schrecken, den ſeine Annäherung daſelbſt vertreiben würde, bemächtigen könnten. Wir fanden eins ſo unwahrſcheinlich als das andre. Der Herzog von Montpenſier kehrte nun nach der Normandie zurück, und ich gieng zu dem Könige nach Villepreux.

Heinrichs Abſicht war, Paris in Schrecken zu ſetzen, es vielleicht anzugreiffen, und, nachdem er die Umſtände finden würde, zu verſuchen, ſich Meiſter davon zu machen. Er hatte die Vorſicht gebraucht, eine Parthey abzuſchicken, um die Brücke zu Saint-Maixance abzubrechen, über welche der Herzog von Mayenne der Stadt hätte zu Hülfe kommen können; denn dieſer hatte ſich, durch die Bewegung des Königs beunruhigt, auch gegen Paris gezogen, doch von der entgegengeſetzten Seite, um ihm nicht zu begegnen. Heinreich gab die nöthigen Befehle, um alle Vorſtädte zugleich angreiffen zu laſſen. Die Vorſtadt Saint Germain wurde den Herrn von Aumont, Chatillon und

mir

mir bestimmt. So bald das Zeichen gegeben war, thaten wir den Angriff, und da wir es nur mit einer zwar unzähligen, aber verwirrten und erschrocknen Menge zu thun hatten, so schlossen wir zween beträchtliche Hauffen Soldaten auf dem Markte ein, und tödteten in einem Umfange von weniger als zwey hundert Schritten in einem Augenblick mehr als vier hundert derselben. Ich gestehe, daß es mir weh that, diese Unglücklichen, die von Furcht schon mehr todt als lebendig waren, nieder zu hauen. So bald wir sie ausser Stand gesetzt hatten, uns zu widerstehen, giengen wir vorwärts, und kamen bis an das Thor von Nesle. Unsrer funfzehn bis zwanzig drangen sogar in die Stadt, bis ganz nahe an die neue Brücke, da wir aber sahen, daß uns niemand folgte, so kehrten wir wieder um. Die Ursach, warum man uns verlassen hatte, war ein Befehl des Königs, mit dem Angriff inne zu halten. Derjenige, den er abgeschickt hatte, die Brücke von Sainte Mairance abzubrechen, hatte diesen Befehl so schlecht ausgerichtet, daß der Herzog von Mayenne mit seinem ganzen Heer fast in demselben Augenblick, da wir hineindrangen, im Angesicht von Paris erschien.

Der König urtheilte nun, daß die Unternehmung nicht nur unmöglich wäre, sondern daß auch, selbst wenn wir uns der Stadt bemächtigt hätten, (welches unfehlbar, wenigstens an unsrer Seite, geschehen seyn würde) eine, in einer so ungeheuren Stadt, als Paris, zerstreute Armee, die größte Gefahr laufen müsse, darin überwältigt zu werden; indem wir zu gleicher Zeit, von innen mit einem unzähligen Volke, und von aussen mit einer Armee, die nach uns hineindringen, oder uns darin belagern würde, zu kämpfen gehabt hätten. So ließ dieser Fürst, durch das Feuer, welches ihn in seinen Schlachten beseelte, sich nie so weit hinreissen, daß er den Rath der Klugheit

heit vergessen hätte. Er hielt es für genug, Schrecken in dem Herzen dieser Stadt, die es wagte ihn zu verachten, verbreitet, und ihr gezeigt zu haben, was sie von ihm zu fürchten hätte. Ein Theil der Vorstädte wurde geplündert; unsre Soldaten giengen nicht aus Saint-Germain zurück, bis sie alles, was ihnen anstand, mitgenommen hatten.

Zwey Tage nach dieser Begebenheit nahm der König Estampes in Beauce weg, und entschloß sich von neuem, sich, wenigstens mit einem Theil seiner Truppen, im Mittelpunkte des Königreichs zu zeigen. Er marschirte nach Tours zu, und nahm in kurzer Zeit eine Menge kleiner Städte in Touraine, Anjou, 1590. Maine und Nieder-Normandie weg. Der Marschal von Biron eroberte mit einigen Truppen, die er ihm gelassen hatte, Evreux, ohne Kanonen dabey zu haben. Ich jagte die katholischen Truppen von Anfreville weg. Der König hatte mir aufgetragen, mit einem kleinen Corps die ganze Gegend um Mante und Rosny zu decken, und beynahe hätte ich den Herzog von Aumale gefangen bekommen, da er durch Rosny gieng. Ich vereinigte mich nachher bey der Belagerung von Evreux mit dem Marschall von Biron. Es ist unmöglich bey der Erzählung dieser unbeträchtlichen Vorfälle umständlich zu seyn; ich übergehe sie so gar gröstentheils ganz mit Stillschweigen, weil es mir weder passend noch bequem scheint, mich über kleine Begebenheiten weitläuftig auszubreiten.

Ich sage dieß gleich voraus, damit der Leser nicht erwarte, in diesen Memoiren umständliche Nachricht von andern, als den wichtigsten Vorfällen, und zwar nur von denen, wo ich selbst Augenzeuge gewesen bin, oder die den König in Person betreffen, zu finden. Wenn ich ja andre hinzufüge, so sind es doch noch nur solche,

che, für deren Gewißheit ich wegen der zuverläßigen Berichte, die mir davon in die Hände gekommen sind, Bürge seyn kann. Bey den übrigen werde ich mich begnügen, sie bloß anzuzeigen, damit der Leser für sich selbst darnach den Zustand und die Angelegenheiten Heinrichs des Großen in jedem Jahre berichtigen könne. Der Wunsch, meinem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, bewog mich anfangs, einige Züge, die mir auffallend waren, besonders die Unterredungen, die der König mit mir gehabt hatte, oder was ich ihn sonst über Krieg, oder Staatskunst hatte sagen hören, schriftlich zu entwerfen, weil ich einsah, daß ich sehr viel daraus lernen könnte. Der König merkte es, weil ich ihm öfters Wort vor Wort widerholte, was er gesagt hatte, und befahl mir, meine Arbeit in Ordnung zu bringen, und sie auszudehnen. Ich fand große Schwierigkeiten dabey, und mein Stil war keine der geringsten. Auf einen wiederholten Befehl aber, und da der König mir versprach, daß er meine Arbeit selbst durchsehen und verbessern wollte, nahm ich sie wieder vor, und setzte sie nun noch emsiger fort. — Das ist der Ursprung dieses Werks. Ich komme nun wieder zu meiner Geschichte.

Die Armee der Ligue hatte unterdessen Pontoise in Isle de France erobert, und belagerte Mieulan. Da ich urtheilte, daß dieser Platz dem König äußerst wichtig wäre, so wendete ich alles an, um ihn mit Pulver zu versehen, und einen sichern Mann hinein zu bringen, und die Belagerten zu ermahnen, bis zur Ankunft eines nahen Entsatzes Stand zu halten. Es gelang mir, indem ich einen Mann durch Schwimmen sich hinein schleichen ließ; zugleich gab ich dem König Nachricht davon, und bath ihn um Hülfe. Auf meine wiederholten Bitten entschloß er sich, selbst hin zu gehen, aber er that es mit vielen Verdruß, weil er sich dadurch

von

von andern Orten entfernen mußte, wo seine Gegenwart eben auch nöthig war. „Wegen eures Plagens," schrieb er mir darüber, „gehe ich nach Meulan. Stöße „mir etwas unangenehmes darüber zu, so werde ich es „euch zeitlebens vorwerfen." Es war, wie mich dünkt, beynahe unmöglich, daß dieß nicht hätte geschehen sollen, denn er hatte seine ganze Infanterie vor Honfleur zurück gelassen, und brachte nur so wenige Mannschaft mit, daß er unmöglich der ganzen Armee, die vor Meulan lag, und die über ihn herfallen mußte, sobald sie erfuhr, daß er in so schlechter Begleitung gekommen wäre, hätte wiederstehen können.

Ich nahm mir die Freiheit, ihm dieses vorzustellen. In der That war er auch kaum von Verneuil in Perche nach Ivry abgegangen, so sah ich beym rekognosziren die ganze Armee der Ligue, die, ohne Zweifel von seinem Marsch unterrichtet, grade auf ihn loß kam. Er mußte nun umkehren, und nach Verneuil zurück eilen. Es war nicht seine Art, von seinen Feinden zu weichen, auch that er es nicht ohne den gröſten Verdruß. Er beſchuldigte mich in der ersten Anwandlung seines Zorns, ihm diesen Schimpf zugezogen und seinen Ruf auf das Spiel geſetzt zu haben, um meine Güter vor der Plünderung zu schützen. Es war mir leicht, mich zu rechtfertigen, und da er die Wichtigkeit eines Platzes wie Meulan einsah, so befahl er seiner Armee zu ihm zu stoßen, welches denn auch die gehoffte Wirkung hatte. So bald die Feinde sie sahen, zogen sie ihr Geschütz über den Fluß zurück, und ohne die Belagerung ganz aufzuheben, setzten sie sie doch nur schläfrig fort, und suchten hauptsächlich nur sich vor einem Ueberfall zu sichern.

Da ich dieß dem König hinterbrachte, entschloß er sich, seinen Marsch zu beschleunigen, um jeden Zufall,

der

der den Verluſt von Meulan hätte nach ſich ziehen können, zu vermeiden. Mir gab er den Vortrab, um unterdeſſen, bis er ſelbſt ankäme, die Belagerer zu beunruhigen. Er langte bald nachher an, und gieng in die Veſtung, wo er mit einigen von uns auf den Kirchthurm ſtieg, um die feindliche Armee zu beobachten. Die Belagerer richteten in demſelben Augenblick eine Batterie gegen dieſen Thurm, und ſchoßen die Treppe ſo in Stücken daß wir alle mit einander uns an einem Seil auf einem Knebel herunter laſſen mußten. Er ließ ſogleich, und zwar wieder gegen meinen Rath, hier vier Stücke aufpflanzen, um ihrem Geſchütz zu antworten. Ich hatte vorher geſehn, daß die Feinde ſie bald würden unbrauchbar machen, und dieß geſchah auch, ehe wir noch den geringſten Vortheil davon hatten ziehen können; ſie fuhren den ganzen Tag fort ſo heftig dahin zu feuern, daß wir die vier Stücke erſt in der Nacht zurück nehmen konnten. Sie thaten nachher von jener Seite des Fluſſes noch einen heftigen Anfall auf die Brücke; dieß war aber auch der lezte. Der König nahm ſeinen Poſten bey Orgreux; ſie fürchteten nun, abgeſchnitten zu werden, und zogen ſich ganz und gar zurück.

Der Marquis von Allegre war glücklicher bey Rouen, welches er für die Ligue eroberte. Ich erhielt dieſe Nachricht zu Roſny. Der König hatte alles verſucht, um es zu hindern, und war ſogleich dahin aufgebrochen; aber ſchon zu Gaillon erfuhr er, daß die Sache nicht mehr zu ändern wäre. Er fieng nun ſtat deſſen die Belagerung von Dreux an, und legte mich nach Paſſy in Beſatzung. Der Herzog von Mayenne, der durch die ganze Armee der Spanier verſtärkt war, gieng über den Fluß und breitete ſich in der Gegend von Mauta und Roſny aus, feſt entſchloſſen, Dreux zu entſetzen.

Einer

Einer von meinen Verwandten, der mit mir Einen Namen hatte, führte den Vortrab dieses Heers; er erhielt Befehl von seinem General, im Vorbeygehn Paßy wegzunehmen. Ich gab dem König von seiner Annäherung Nachricht, der in seiner Antwort mir überließ, zu thun was ich gut fände. Ich beschloß daher, mich zu wehren; und obgleich der Herr von Roßny mir selber schrieb, um mir vorzustellen, daß es eine Verwegenheit wäre, mich in einem Platze belagern zu lassen, der nicht einmal Mauern hätte, und mir dabey sehr vortheilhafte Bedingungen anboth, so ließ ich mich doch dadurch nicht bewegen. Ich dankte ihm für seine Höflichkeit, und ließ gleich in der Nacht an einem Graben arbeiten, der wenigstens die Besatzung decken konnte. Zum Glück hatte der Feind nicht Lust, bey einem so unbeträchtlichen Orte, den er bloß im Vorbeygehn hatte wegnehmen wollen, seine Zeit zu verliehren. Am andern Morgen merkte ich an dem Lerm der Wägen und des Gepäckes, daß die Armee ihren Marsch fortgesetzt hatte, welches mich aus einer großen Unruhe zog. Wehrend dieser Nacht, die ich ganz unter freiem Himmel zubrachte, um an der Vevestigung von Paßy zu arbeiten, glaubte ich ganz deutlich zwo Armeen am Himmel zu sehen, welche einander eine Schlacht lieferten. Ich weiß nicht, ob es Wirklichkeit oder Täuschung war, aber dieser Gegenstand drückte sich meiner Seele so tief ein, daß der Inhalt eines Briefes, den ich am folgenden Tage von dem Könige erhielt, mich gar nicht befreindete. Er schrieb mir darin, daß die Armee des Herzogs von Mayenne, mit den Spaniern vereinigt, herangerückt sey, um ihm eine Schlacht zu liefern; daß er sich gleich an dem Tage, wo er mir schrieb, darauf gefaßt gemacht habe, die Zeit sey aber mit kleinen Scharmützeln, Lagerplätze zu wählen, und vortheilhafte Stellungen zu nehmen, hingegangen, und das 1581.

Treffen auf morgen verschoben. „Ich bitte euch also,“ so schloß er seinen Brief, „kommt, und bringt mit, was „ihr könnet, besonders eure Kompagnie, und die zwo „Kompagnien reitender Büchsenschützen, Badet und „James, welches ich euch gelassen habe; denn ich kenne „sie, und will mich ihrer bedienen.“

Ich sah wohl, daß ich erstaunend eilen müßte, wenn ich mit diesen Kompagnien, die der König außerordentlich nöthig hatte, weil die Feinde ihm in Ansehung der Menge sehr überlegen waren, nicht zu spät kommen wollte. Ich verlohr also keinen Augenblick, und war so glücklich, noch anderthalb Stunden früher, als die Schlacht angieng, einzutreffen. Der König befahl mir, meine Kompagnie auf den rechten Flügel zu der Reiterey, die er persönlich anführte, zu schicken, zu welcher er sie stoßen ließ. Die zwo Kompagnien Büchsenschützen, welche den verlohrnen Haufen machen sollten, ließ er absitzen, und schickte ihre Pferde zu dem Gepäck. Nachher geboth er mir, ihm zu folgen, um die Schlachtordnung beider Heere zu sehen, damit, wie er sagte, ich mein Handwerk lernen könnte. Kaum war er an der Spitze seiner Kavallerie, so wurde zum Angriff geblasen.

Ich werde hier keinen Eingriff in die Rechte der Geschichtschreiber thun. Ihnen überlasse ich die umständliche Beschreibung dieser Schlacht, und schränke mich blos auf das ein, was ich selbst gesehen habe. Ich glaube, es ist hinreichend, wenn ich bemerke, daß die Tapferkeit des Marschall von Aumont, welcher die völlige Niederlage unsrer leichten Reiterey verhinderte; der mächtige Unterschied zwischen der Art, wie unser Geschütz, und wie das feindliche bedient wurde; mehr aber als das alles, die vorzüglichen Talente des Königs in Ansehung der Stellung seiner Truppen, der Art, die

Wei-

Weichenden zu sammlen, der Kriegszucht und des schnellen und genauen Gehorsams, welche nie sich in einem hellern Lichte zeigten, als auf dem Schlachtfelde, die Hauptursachen waren, welche bey dieser Gelegenheit der geringern Anzahl den Sieg über die größern verschafften.

Es ist ausgemacht, daß der Herzog von Mayenne und der Graf von Esmont, der die Spanier anführte, sich des Sieges versichert hielten, wenn der König es wagen würde, sie zu erwarten. Wenn er aber, so wie sie es erwarteten, sich zurück ziehen würde, so hofften sie nicht weniger, ihn, wohin er sich auch wenden mögte, zur Schlacht zu zwingen, und so mit Einem Streiche den Krieg zu endigen. Was kann aber die Folge von solchen Einbildungen seyn? Ohne von ihrem Einfluß auf die Feldherren selbst, die allein so wichtig sind, als viele Tausende, zu reden: so entsteht doch immer das daraus, daß das stärkere Heer nicht alle die Vorsicht gebraucht, die es gegen eine gleiche Macht anwenden würde; und daß hingegen das Schwächere, indem es den Entschluß faßt, sich gegen einen überlegnen Feind zu vertheidigen, zugleich sich vornimt, einen Muth und eine Geschicklichkeit zu zeigen, die ihm den Abgang der Menge ersetzt. Das Erstaunen über eine Kühnheit, die durch den Ruhm und die Schwierigkeiten erhöht wird, dient der kleinern Anzahl gegen die Größere, und dadurch wird am Ende alles wieder gleich.

Die Schwadron des Königs, wo ich mich befand, war dem Grafen von Egmont gegenüber, der sie mit der seinigen und einer andern von tausend bis 1200 deutschen Reitern angriff. Es ist wahr, daß die Deutschen, die von unsrer Religion waren, beinahe alle in die Luft schoßen. Dem Grafen Egmont aber muß ich die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er sich betrug, wie ein Mann, der entschlossen ist, zu siegen. Er fiel

uns mit solcher Wuth an, daß, ungeachtet die Deutschen ihn verlassen hatten, nach einem fürchterlichen Feuer, und einem Handgemenge von einer starken Viertelstunde, das die Erde mit Todten bedeckte, der linke Flügel unsrer Schwadron die Flucht nahm, und der rechte getrennt wurde und zu weichen begann. Beym ersten Angriff wurde mein Pferd an den Naslöchern verwundet; ein zweiter Schuß traf es am Halse, und gieng wieder heraus, wo der Sattel aufhört; ein Lanzenstos, welcher ihm einen zwey Fuß langen Streifen Haut und mir ein Stück von der Wade wegnahm, warf es endlich zu Boden. Ich bekam noch einen Hieb in die Hand, und ein Pistolschuß machte mir eine dritte Wunde, die weit beträchtlicher war, weil die Kugel durch die Hüfte drang, und aus dem Unterleibe wieder herausgieng. Wenn mein Stallmeister mir nicht zu Hülfe geeilt wäre, und mir ein anders Pferd gebracht hätte, auf welches ich, obgleich sehr mühsam, stieg, so hätte ich unfehlbar umkommen müssen. Diese Treue zog dem armen Maignan verschiedne Wunden zu, und hätte ihm beynahe das Leben gekostet. Bey einem zweiten Angriff wurde mein Pferd todtgeschossen, und ich bekam zu gleicher Zeit noch einen Pistolschuß in die Hüfte und einen Hieb in den Kopf. Ich blieb ohne Bewußtseyn liegen, und erfuhr also weiter nichts von dem Erfolg des Treffens, von dem ich mir wegen des Glücks des Grafen von Egmont nicht viel Gutes für uns versprach. Gewiß wäre auch der König geschlagen worden, wenn der Rest der feindlichen Armee sich eben so betragen hätte. So viel erinnere ich mich, daß, als ich mich nach einer ziemlich langen Zeit wieder besann, ich weder einen Feind, noch irgend einen von meinen Bedienten, welche die Furcht oder die Verwirrung zerstreut hatte, um mich erblickte; — ein Anzeichen, das mir eben auch nicht günstig schien.

Ich

Ich ſchleppte mich ohne Helm, und faſt ohne Waffen, weil mein Küraß zerbrochen war, fort. In dieſem Zuſtande ſah ich einen feindlichen Reiter auf mich zukommen, der mich niederhauen wollte. Zum guten Glück befand ich mich nicht weit von einem Birnbaum, den ich auch noch erreichte; mit der wenigen Kraft, die ich noch hatte, mich zu bewegen, bediente ich mich der Aeſte dieſes Baumes, die ſehr niedrig waren, um den Hieben meines Gegners auszuweichen, und ihn mir nicht auf den Leib kommen zu laſſen. Er verließ mich endlich, müde, ſich unaufhörlich um den Baum herum zu drehen. Feuquieres war nicht ſo glücklich; ich ſah ihn in demſelben Augenblick vor meinen Augen niederhauen. La-Rocheforet, welcher nachher in meine Dienſte getreten iſt, kam gleich darauf vorbey; ich bath ihn um einen kleinen Klepper, den er führte, und gab ihm ſogleich dreißig Thaler dafür. Ich habe es immer für rathſam gehalten, bey ſolchen Gelegenheiten etwas Geld bey mir zu tragen.

So beritten ſuchte ich Nachrichten von der Schlacht, die ich verlohren glaubte, zu erhalten, als ich ſieben feindliche Reiter, von denen Einer die weiße Standarte der Leibkompagnie des Herzogs von Mayenne trug, grade auf mich zukommen ſah. Eine neue Gefahr, der ich jezt zu entkommen kein Mittel ſahe. Sie ruften mich an, und ich nannte mich, um mich ihnen gefangen zu geben. Wie groß war mein Erſtaunen, als ich ſahe, daß, anſtat mich anzugreiffen, viere von dieſen Perſonen mich baten, ſie ſelbſt zu meinen Gefangnen anzunehmen, und ihnen das Leben zu retten, und daß ſie mich umringten, ſehr froh, mich angetroffen zu haben. Ich ließ es geſchehen. Es ſchien mir ſo ſonderbar, daß vier unverſehrte und wohlbewafnete Leute ſich von ſelbſt an einen einzigen Mann ergaben, der ohne Waffen und

ganz mit Blut bedeckt war, sich nur mit groſser Mühe aufrecht erhalten konnte, und ein elendes Pferd ritt daß ich in Versuchung gerieth, alles was ich sah, für eine Fantasey und für die Wirkung meiner Wunden zu halten. Ich bekam aber bald Erläuterung. Meine Gefangnen gaben sich für die Herren von la-Chataigneraie, Sigogne, Chanteloup und Auſreville zu erkennen. Sie sagten mir, der Herzog von Mayenne habe die Schlacht verlohren, und der König sey jezt im Nachsetzen begriffen, welches sie bewogen habe, sich mir zu ergeben, aus Furcht, in schlimmere Hände zu fallen, weil ihre Pferde nicht mehr im Stande wären, sie zu retten. Sigogne überreichte mir zu gleicher Zeit, zum Zeichen der Ergebung, die weiſse Standarte. Die drey andern, welches der Herzog von Nemours, der Ritter von Aumale und Tremoi.i waren, hatten keine Lust dazu. Ich wollte ihnen aus guten Gründen beweisen, daß es besser für sie seyn würde, es auch zu thun, aber ich konnte sie nicht überreden. Sie empfohlen mir ihre vier Gefährten, und da sie einen starken Trupp von den Siegern auf uns zukommen sahen, jagten sie davon, und zeigten mir dodurch, daß ihre Pferde noch frisch genug waren, um sie aus den Händen ihrer Feinde zu retten.

Ich näherte mich mit meinen Gefangnen dem einen Bataillon Schweitzer, und da ich einem von den groſsen Edelknaben des Königs begegnete, so gab ich ihm die Standarte zu tragen, die mir zu schwer wurde. Bey der Gelegenheit sah ich noch deutlichere Zeichen unsers Sieges. Das Feld war voller Flüchtlinge von den Armeen der Ligue und der Spanier, und die siegreiche Armee des Königs verfolgte und zerstreute die noch übrigen Haufen, die sich hier und da zu sammlen suchten. Die Schweitzer in beiden Heeren waren auf einander

ander getroffen; sie sahen aber mit gesenkten Piken sich starr an, ohne einen Streich zu thun, oder auch die geringste Bewegung zu machen.

Die weiß- und schwarze Standarte, welche jedermann für das Feldzeichen der Guisen erkannte, die sie zum Andenken der zu Blois Ermordeten trugen, war ein Gegenstand, der alle Welt anlockte, als eine eben so reiche als ehrenvolle Beute. Die Waffenröcke meiner Gefangnen, die von schwarzem Sammt mit silbernen Kreutzen waren, schienen von Weitem ins Feld. Die ersten, die heran kamen sich ihrer zu bemächtigen, waren die Herren von Cambray, l' Archant, Rolet, Crevecoeur, Palcheux und Braßeuses, zu welchen nachher noch der Graf von Thorigny hinzu kam. Ich ritt ihnen entgegen, und da ich nicht gewiß war, ob sie mich kennen würden, weil das Blut und der Staub mich gänzlich entstellt hatten, so nannte ich mich. Sobald der Graf von Thorigny den la-Chataigueraye, der sein Verwandter war, erkannt hatte, und aus dem Zustande, worin er mich sah, urtheilte, daß ich meine Gefangnen nicht vor Beleidigungen würde schützen können, so bat er mich, ihm diesen zu überlassen, und versprach mir, für ihn zu stehen. Ich that es mit Vergnügen, doch war mir es leid, da er sich entfernte. Wirklich hatte auch das, was Thorigny aus Freundschaft that, eine sehr traurige Folge für den unglücklichen la Chataigneraye. Wenige Augenblicke nachher erblickten ihn drey Soldaten von der Kompagnie des Herrn von O, die vorher unter Heinrich III. Leibwache gewesen waren. Kaum hatten sie ihn erkannt, so schoßen sie auf ihn, und streckten ihn todt zur Erde, indem sie schrien: Wart, du Verräther! du hast dich über den Mord deines Königs gefreut, und nach seinem Tode eine grüne Scherpe getragen. — Ich hätte von dem Grafen von

Thorigny das Lösegeld für ihn verlangen können, und Viele riethen mir auch, es zu thun, aber ich wollte nicht noch dadurch seinen Schmerz über den Tod eines Mannes, den ich selber genau gekannt hatte, vermehren.

Es währte nicht lange, so sammleten sich eine ganze Menge Menschen um mich, die mir all: mein gutes Glück beneideten. D' Andelot kam noch nach den Andern, drang durch die Menge, und erblickte Sigogne und den Edelknaben, der die Standarte trug. Er wollte sich eben derselben bemächtigen, indem er glaubte, daß das Schicksal ihm diese Beute zugedacht hätte, als auf einmal sich ein Gerücht verbreitete, daß die Feinde sich wieder sammleten. Dieß zwang ihn fortzueilen, ehe ich Zeit gehabt hatte, ihn aus seinem Irthum zu reißen, denn er verschwand wie ein Pfeil, nachdem er dem Edelknaben befohlen hatte, ihm die Standarte aufzubewahren. Die Nachricht war falsch, und bloß daher entstanden, weil zweyhundert Mann, die die Herren von Humieres, Mouy und la Boissiere dem Herzog von Mayenne aus der Picardie zuführten eben angekommen waren.

Da ich von dem Gedränge befreit war, und Ruhe sehr nöthig hatte, besonders wegen meiner Wunde an der Hüfte, durch die ich viel Blut verlohr, so suchte ich die Spitze des Regiments Vignelles zu erreichen, welches sich in der Schlacht großen Ruhm erworben hatte. Hier ließ ich, weil ich nun keinen Ueberfall mehr befürchtete, einen Feldscheer kommen, um meine Wunden zu verbinden, und forderte ein wenig Wein, um mich für einer Ohnmacht zu bewahren, der ich mich nahe fühlte. Sobald ich mich nur etwas erholt hatte, begab ich mich nach Anet, wo mir der Schloßvogt ein Zimmer einräumte und wo man in Gegenwart des Marschalls von Biron, der einige Minuten nach mir ankam, und sich eine kleine Mahlzeit in mein Zimmer

ner holen ließ, den ersten Verband auf meine Wunden legte. Biron führte das Hintertreffen, welches er kommandirt hatte, dem Könige nach, der, ohne sich nach seinem Siege aufzuhalten, im Nachsetzen über den Fluß Eure gegangen war, und, wie ich nachher erfuhr, seinen Weg über Rosny genommen und daselbst grade diese Nacht geschlafen hatte.

Kaum war der Marschall von Byron fort, so kam d' Andelot nach Anet, voll Zorn, daß ich, wie er glaubte, ihm seine Beute weggenommen hätte. Er kam mit fünf bis sechs bewafneten Leuten grade auf mein Zimmer, und forderte mit einer eben so stolzen als beleidigenden Art eine Erklärung darüber; oder vielmehr, er suchte sich gleich selbst Genugthuung zu verschaffen, indem er die weiße Standarte, die er mit der Standarte von meiner Kompagnie oben an meinem Bette erblickte, sogleich mit Gewalt wegnehmen wollte, ohne auf das, was ich ihm sagte, zu achten. Ich änderte nun auch schnell meinen Ton, und wir wurden von beiden Seiten hitzig. Mehr konnte ich in dem Zustande, worin ich mich befand, nicht thun; aber weil er mit drohendem, ungestümen Tone sprach, so zog der Lerm funfzehn bis zwanzig von meinen Reitern, bewafnet, in das Zimmer, deren Anblick d' Andelot's Wuth mäßigte. Er gieng hinaus, indem er Sigogne befahl, ihm zu folgen; dieser schlug es ihm aber ab, und bemühte sich, wiewohl vergebens, ihm die Ungerechtigkeit seiner Forderung begreiflich zu machen.

Gleich am andern Morgen ließ ich mich zu Wasser nach Pasy bringen, um von da weiter nach Rosny zu gehen, wo ich mich wollte heilen lassen. Bey meiner Ankunft zu Pasy erfuhr ich, daß ein Theil von meinen Soldaten und meine Bedienten mit meinem ganzen Gepäcke sich dahin geflüchtet hatten, da sie nicht

wußten, was aus mir geworden war, und durch ein falsches Gerücht, daß der König die Schlacht verlohren habe, in Schrecken gesetzt worden waren. Sie fürchteten meine Vorwürfe, und hielten sich versteckt. Ich ließ sie suchen, aber sie schämten sich so sehr ihrer Feigheit, daß sie die folgende Nacht zu Fuß davonliefen, ohne daß ich jemals habe erfahren können, was aus ihnen geworden ist. Sie ließen nebst meinem ganzen Gepäck auch vier Pferde zurück, die ihr eigen waren; ich ließ sie an den Meistbietenden verkaufen, und das Geld an diejenigen von ihren Cameraden, welche verwundet waren, austheilen.

Weil ich noch immer nicht im Stande war, die Bewegung eines Pferdes auszuhalten, so ließ ich mir in der Eil eine Art von Tragsessel aus Baumästen, die ihre Rinde noch hatten, und durch Tonnenreife verbunden waren, zurecht machen, und gieng über Beurons, um das Auf- und Absteigen von la Rougevoie und bey Chatillon zu vermeiden. Maignan, der ein munterer Kerl war, und eine lebhafte Einbildungskraft hatte, kam auf den Einfall, diesem Zuge das Ansehn eines kleinen Triumphs zu geben. Zween Stallknechte machten den Anfang, und führten zwey von meinen schönsten Pferden an der Hand. Dann folgten meine Edelknaben, von denen der ein. mein Pferd ritte, dasselbe, das in der Schlacht drey Wunden bekommen hatte, und von der lezten niederstürzte, nachher aber ohne Sattel wieder aufgesprungen, und zum Glück von dreien meiner Büchsenschützen erkannt worden war, da es auf dem Schlachtfelde herum lief. Dieser Edelknabe trug meinen Küraß und die Standarte des Herzogs von Mayenne; der Andre, meine Armschienen und meinen Helm, alles so voller Schüße und Hiebe, daß es völlig unbrauchbar geworden war. Mein Stallmeister, der Urheber

heber dieſes luſtigen Einfalls, ritt hinter dieſen, mit verbundnem Kopf, und einen Arm in der Binde; dann kam auf meinem Engliſchen Zelter mein Kammerdiener Moreines, welcher meinen Orangeſamtnen Waffenrock mit Silberblättchen beſetzt trug und als ein Siegeszeichen die Stücken von meinen zerbrochnen Piſtolen und Degen, und die Ueberbleibſel meines Federbuſches in der Hand führte. Nachher folgte ich, auf meinem Tragbette liegend, welches bloß mit einem Tuch bedeckt war, und woran man an den vier Ecken die ſchwarze ſamtnen Waffenröcke meiner Gefangnen, nebſt ihren Federbüſchen, ihren zerbrochnen Piſtolen und ihren Degen aufgehangen hatte. Die Gefangnen ſelbſt ritten hinter meinen Tragebette, dann folgten meine übrigen Bedienten, und meine Kompagnie Gensd'armes in Marſchordnung. Den Zug beſchloßen endlich die beiden Kompagnien Büchſenſchützen James und Badet. Sie waren ſo übel zugerichtet, daß man nichts als verbundne Köpfe und Arme bey ihnen ſahe. Ein Theil dieſer tapfern Leute mußte ſogar getragen werden.

So wie wir auf den Hügeln von Beurons ankamen, ſahen wir die Ebne mit Reitern und Hunden bedeckt, und erblickten bald nachher den König ſelbſt, der nach einer leichten Mahlzeit von Roßny nach Mante zurück kehrte, und unterwege in meinem Kaninchengehäge jagte. Der Anblick unſers Zuges machte ihm Vergnügen. Er fand die Anordnung gut ausgedacht, und lachte über Maignans Eitelkeit, der die Ehre hatte, ihm bekannt zu ſeyn, ſeitdem ſein Vater, ein ſehr tapfrer Mann, ſich bey der Eroberung von Cauſe ausgezeichnet hatte. Der König näherte ſich meinem Tragbette, und war ſo gnädig, ſich im Angeſicht ſeines ganzen Gefolges zu allen den Bezeugungen ſeines Mitleids herabzulaſſen, wie, wenn ich ſo ſagen darf, ein Freund ge-

gegen den andern thun würde. Da ich mich nicht zu seinen Füßen werfen konnte, um meine Dankbarkeit auszudrücken; so mußte ich mich begnügen, ihm, so gut ich konnte, zu versichern, daß ich mit Vergnügen tausendmal mehr für ihn leiden würde. Er hatte sich von allen Gefahren, die ich in der Schlacht ausgestanden hatte, unterrichten lassen, und fragte mich mit einer verbindlichen Unruhe, ob auch alle meine Wunden so wären, daß ich hoffen dürfte geheilt zu werden, ohne an irgend einem Theile meines Körpers verstümmelt zu bleiben? Dieß schiene ihm fast unmöglich, da er wüßte, daß ich niedergeworfen, zerstoßen und von den Pferden getreten worden wäre. Da er erfuhr, daß ich das nicht zu befürchten hätte, fiel er mir um den Hals, wendete sich gegen die Prinzen und Großen seines Gefolges, und sagte laut, daß er mich mit dem Titel eines ächten und tapfern Ritters beehrte; ein Titel, setzte er hinzu, der er weit höher schätzte, als den, eines Ritters von seinen Orden. Er fürchtete, daß es mir schaden mögte, wenn ich zu viel redete, und endigte diese Unterredung mit seiner gewöhnlichen Versicherung, daß ich an allen dem Glück, welches der Himmel ihm zuschicken würde, Theil haben sollte. Ohne mir Zeit zu lassen, ihm zu antworten, entfernte er sich, indem er mir zurief: „Lebt wohl, mein Freund, sorgt daß ihr „besser werdet, und seyd gewiß, daß ihr einen Herrn „habt, der euch liebt.“ Es giebt Fürsten, die der Erkenntlichkeit und Dankbarkeit fähig sind; aber wie selten ist es, daß diese Gesinnungen im Glücke sich erhalten, oder gar noch vermehren!

Viertes Buch.

An demselben Tage, da der König die Schlacht bey Ivry gewann, erfocht seine Partey auch einen Sieg in Auvergne, wo Randon die Truppen der Ligue kommandirte. Dennoch schien es, als ob das Glück, indem es ihm Vortheile zuwarf, die ihm mehr als Eine Krone hätten erringen können, zu gleicher Zeit Gefallen daran fände, stets wieder Umstände entstehen zu lassen, die die Wirkungen seiner Siege hinderten, und ihm nichts als den Ruhm, überwunden zu haben, übrig ließen. Nach der Schlacht bey Ivry war der Schrecken und die Bestürzung in der ganzen Partey der Ligue so groß, daß der König, dießmal gewiß aufmerksam, sich alle seine Vortheile zu Nutze zu machen, dadurch dem Anschein nach erstaunend viel hätte gewinnen müssen. Er erwartete nicht, daß eine allgemeine Meuterey unter seinem Heer ihm allen Nutzen dieser Schlacht rauben würde. Dennoch geschah es, und besonders weigerten sich die Schweitzer grade zu, einen Schritt vorwärts zu thun, bis er ihnen die ganze Summe bezahlt hätte, die er ihnen schuldig war. 1590.

Er hatte aber damals weder Geld, noch Mittel, sich schnell welches zu verschaffen; er eilte nach Mante, um es von dem Oberaufseher der Finanzen zu fordern. Dieser, der den König in geheim tödtlich haßte, und sein Glück nur mit Verdruß sahe, machte sich ein Vergnügen daraus, seine Verlegenheit zu vermehren, und hatte auf alle sein Mahnen immer dieselbe Antwort. In diesen Zeiten der Verwirrung, wo die königlichen Einkünfte immer eine Beute des ersten, der sich ihrer bemäch-

mächtigte, wurden, war es schwer, die Finanzen zu verwalten. Die Gelder, welche eingetrieben wurden, reichten kaum für die Habsucht der Bedienten hin, die man dabey gebrauchte, und die das allgemeine Elend immer nur noch unersättlicher macht. Heinrich hatte keine unumschränkte Gewalt, die allein ihrer Raubgier hätte einen Zaum anlegen können, und noch mehr fehlte es ihm an Mitteln, sie der Veruntreuung zu überzeugen, weil er damals auch noch nicht die allergeringsten Begriffe von Finanzsachen hatte. Dennoch ließ er sich jezt, ganz wieder seine Neigung, auf das Nachrechnen ein, und nöthigte den Herren von O, ihm gewisse Summen auszuliefern, welche dieser nicht leugnen konnte empfangen zu haben. Er stillte damit die Empörung der Soldaten; aber unterdeß waren wenigstens vierzehn Tage hingegangen, während welcher er nicht aus Mante gehen, und folglich auch seinen Sieg nicht verfolgen konnte.

Ich erinnere mich, daß ich ihn oft habe sagen hören, er habe sich damals zum ersten Mahl in seinem Leben im Stande gesehn, seine Wünsche in Entwürfe zu verwandeln. „Ich habe oft Wünsche gehabt," sagte er, „aber nie hatte ich noch Zeit gefunden, Plane zu „machen." Er verstand dieß lezte Wort in dem Sinn, den jeder weise Mann ihm geben muß, für einen Entwurf dessen Erfolg Klugheit und Ueberlegung sichern. In diesem Sinn ist es wahr, daß jeder wünschen kann, was ihm beliebt, ohne dadurch andern zu schaden; daß aber nur ein Thor sich in Entwürfe stürzt, ohne die Leichtigkeit oder Wahrscheinlichkeit, sie auszuführen, vorher zu sehen.

Während des Aufenthalts des Königs zu Mante trug ihm d' Andelot seine Klage gegen mich vor, und er gab sich die Mühe, selbst nach Roßny zu kommen,

um

um uns gegen einander zu verhören. Mein Gegner verlohr seinen Prozeß, und die Spöttereien, die er von den vornehmsten Offizieren über seine lächerliche Anmaßung aushalten mußte, thaten ihm so weh, daß er deswegen zur Ligue übergieng. Es schien mir, als ob der König mir bey der Vergebung der Gouverneurstelle von Mante nicht soviel Gerechtigkeit widerfahren ließe. Die Eroberung dieses Orts war beynahe die einzige Frucht der Schlacht bey Ivry. Ich wünschte Gouverneur davon zu werden, und hatte auch den König darum gebeten, aber er zog mir einen Katholiken vor. Dieß verdroß mich so sehr, daß ich in laute Klagen ausbrach. Ich gestehe zu meiner Schande, daß wenn ich die damalige Lage des Königs ernstlich überlegt hätte, der sich jeden Augenblick auf dem Punkt sah, von Allen verlassen zu werden, weil er die Fremden nicht mehr bezahlen konnte, und die Katholiken von seiner Partey nur auf die geringste Veranlassung lauerten, um sich zu entfernen: so würde ich nicht haben murren können, daß er einem seiner Person wenig zugethanen Katholiken das zugestand, was er einem treuen Diener abschlug. Es war edler, sich mit der bloßen Freundschaft dieses Fürsten zu begnügen, als Gunstbezeugungen von ihm zu erhalten, die Staatskunst und Nothwendigkeit von ihm erzwangen.

Da nun die Hindernisse gehoben waren, brach der König mit seinen Truppen auf, nahm Dreux weg, und marschirte gegen Sens, das er durch ein Verständniß unter den Bürgern zur Uebergabe zu bewegen hoffte. Die Sache schlug fehl, und Heinrich, der nicht vergebens soweit vorgerückt seyn wollte, und dem man außerdem auch versichert hatte, daß die Stadt nicht mit den gehörigen Vorräthen versehen sey unternahm die Belagerung derselben. Es währte aber nicht lange, so

sah er, durch die Bosheit seiner heimlichen Feinde, sich selbst so völlig von allem, was ihm zur Beendigung dieser Unternehmung nöthig war, entblößt, daß er gezwungen war, sie aufzuheben. Um aber diesen Schimpf nicht zu haben, machte er bekannt, daß er blos darum Sens verließe, um Paris selber einzuschließen; er marschirte auch dahin, und nahm unterwegs Corbeil, Meulan, Lagny und Saint Denis weg.

Ich befand mich bey keiner von diesen Belagerungen; und meine Wunden waren auch noch lange nicht geheilt, als ich erfuhr, daß der König vor Paris wäre. Es war mir unmöglich, einer so wichtigen Unternehmung nicht beyzuwohnen; und ich machte mich auf den Weg, ob ich gleich den einen Arm in der Binde trug und an zwo Krücken gieng. Der König, der schon an meine Klagen nicht mehr dachte, empfieng mich mit seiner gewöhnlichen Güte, und befahl mir, mich nicht von seiner Person zu entfernen. Er theilte mir seinen Belagerungs Plan mit. Er wollte sich aller Vorstädte auf einmal bemächtigen, um dadurch der Stadt die Nahrungsmittel die sie daraus zog, als Früchte, Zugemüse ꝛc. abzuschneiden. Die Armee wurde nach der Anzahl der Vorstädte in zehn kleine Korps getheilt, und der Angriff sollte in der Nacht geschehen. Er selbst stellte sich auf den Berg bey Montmartre, um im Stande zu seyn, denen, die es nöthig haben würden, Unterstützung zu schicken. Er hatte seinen Posten in der Abtey genommen, wohin ihn die Verwundeten, die an dem Ruhm dieser Nacht keinen Antheil nehmen konnten, sowohl, als alle Greise und die Herren von der Feder begleitet hatten. Er gab mir einen Platz an dem Fenster, durch welches er der Unternehmung zusah, und unterhielt sich während derselben mit Du-Plessis, Rusé, de Fresne, d' Aubour und mir.

Der

Der Angriff begann um Mitternacht mit einem fürchterlichen Lermen der Artillerie; die Stadt beantwortete es von ihrer Seite, und es war Niemand, der nicht hätte glauben müssen, diese ungeheure Stadt würde durch das Feuer des Geschützes und eine Menge in ihren Eingeweiden angezündeter Minen untergehen. Vielleicht, hat man nie ein schauderhafteres Schauspiel gesehen. Dichte wogende Rauchgewölke, durch welche hier und da die Funken oder ein langer Flammenstreif durchschien, bedeckten die Oberfläche dieser kleinen Welt, die nach den Abwechslungen der Schatten und des Lichtes in die schwärzesten Finsternisse verhüllt, oder in einem Feuermeer versunken zu seyn schien. Das Gekrach des Geschützes, das Geräusch der Waffen und das Schreien der Fechtenden, vermehrten durch alles was sie schreckliches haben, diesen Gegenstand; dessen Gräßliches durch die natürlichen Schauer der Nacht noch verdoppelt wurde. Diese Szene dauerte zwo volle Stunden, und endigte mit der Eroberung aller Vorstädte, auch der von Saint-Antoine, ob man gleich wegen ihres großen Umfangs den Angriff sehr von weitem hatte anfangen müssen. Man bewachte nun die Thore der Stadt so genau, daß nichts ohne Erlaubniß der Belagerer hinein kommen konnte, und der Hunger und das Elend des Volks bald zu einem so fürchterlichen Grade stieg, daß ich noch ohne zu schaudern nicht daran denken kann. 1582.

Man wird mir erlauben, diese Gegenstände nur flüchtig zu berühren; sie sind zu gräßlich, um sich lange dabey aufzuhalten. Das natürlich mitleidige Herz des Königs wurde dadurch gerührt. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, diese Stadt, über die ihm die Vorsehung die Herrschaft bestimmt hatte, in einen weiten Kirchhof verwandelt zu sehen. Er both selbst heimlich

die Hände zu allem, was ihr Elend lindern konnte; und schloß die Augen bey allen den Zufuhren an Lebensmitteln, die die Offiziere und Soldaten häufig hinein ließen, theils aus Mitleid gegen ihre Verwandten und Freunde, und theils, um sich von den Bürgern theuer genug dafür bezahlen zu lassen. Ohne Zweifel hofte er dadurch am Ende das Herz der Pariser zu gewinnen; aber er irrte sich. Man genoß seiner Wohlthaten, aber man sah ihn deshalb nicht weniger für den Urheber des allgemeinen Elends an; und als der Prinz von Parma angekommen war, spottete man seiner, da er doch nicht würde nöthig gehabt haben, die Belagerung aufzuheben, wenn er sich weniger empfindlich bey den Leiden der Belagerten gezeigt hätte.

Um eine Handlung, die an und vor sich selbst eben so sehr von den Kriegsleuten getadelt worden ist, als sie stets durch ihre Ursachen der Menschheit zur Ehre gereichen wird zu rechtfertigen, breitete der König das Gerücht aus, daß er die Belagerung von Paris blos aufhöbe, um dem Prinzen von Parma entgegen zu gehen, und durch einen entscheidenden Streich, diesen Krieg, der schon zu lange gedauert hatte, auf einmal zu endigen. Er gebrauchte die größte Vorsicht, da er sich von einer so volkreichen Stadt, als Paris zurück ziehen mußte. Er gab Befehl, daß jedermann bereit seyn sollte, ein allgemeines Zeichen zu erwarten, damit alle Vorstädte in demselben Augenblick geräumt würden, und Niemand der Wuth des Pöbels ausgesetzt bliebe. Dieser Rückzug erforderte die größte Klugheit und gute Ausführug. Er kam am 1sten oder 2ten September dieses Jahres glücklich zu Stande, und die ganze Armee langte, ohne den geringsten Schaden dabey gelitten zu haben, auf dem Sammelplatz an.

Da der König wußte, daß der Prinz von Parma in der Gegend von Meaux stünde; so nahm er seine Stellung zwischen dieser Stadt und Paris, und ließ seine leichte Reiterey bis nach Claye vorrücken, wo die beiden Lager einander so nahe waren, daß eine Menge der lebhaftesten Scharmützel fast täglich vorfielen. Auf die Vorstellung des Marschalls von Biron und gegen seine eigne Meinung verließ der König diesen Posten, und nahm den bey Chelles; weil man glaubte, daß er an sich vortheilhafter, und auch bequemer wäre, um dem feindlichen General den Weg nach Paris abzuschneiden; denn man hatte noch immer Absichten auf diese Stadt, und unterhielt Verständnisse darin, die freilich hätten fehlschlagen müssen, wenn der Prinz von Parma würde hinein gekommen seyn, die aber auch ohne das nicht gelangen. Der König stellte sich daher auf eine Anhöhe, die aber, weil sie auf der einen Seite durch ein tiefes Thal und einen Morast eingeschlossen war, ihn auch außer Stand setzte, an diesem Orte etwas zu unternehmen. Auch hatte es der Prinz von Parma kaum gesehn, so nahm er sein Lager auf der gegenüber liegenden Anhöhe. Es war weder seine Absicht, noch sein Vortheil, eine Schlacht zu wagen, sondern nur, uns immer in der Unruhe zu erhalten, und dazu war sein Lager vortreflich gewählt. Er war gegen jeden Angrif darin gedeckt, und konnte durch unsre Kanonen nicht erreicht werden. Der König sah bald den Fehler, zu welchem ihn seine zu große Gefälligkeit verleitet hatte, da die Feinde in den drey oder vier Tagen, die er in dieser Stellung blieb, Lagny unter seinen Augen wegnahmen, ohne daß er es hindern konnte.

Diese Begebenheit so wohl, als die Aufhebung der Belagerung von Paris schmerzte ihn empfindlich, weil er fühlte, daß man den Schluß daraus ziehen würde,

sein Gegner sey ihm an Geschicklichkeit überlegen; und er hielt eine solche Meinung für einen äußerst wichtigen Umstand im Kriege. Was ihn noch mehr kränkte, war, daß niemand geneigter war, diesem nachtheiligen Gerücht zu glauben, und selbst, es weiter auszubreiten, als die Katholiken seiner eignen Armee. Man kann nie mit Sicherheit auf den Arm der Leute rechnen, deren Herz man nicht besitzt. Er erfuhr noch überdem, daß der Ungehorsam seiner Soldaten, und der Geldmangel, den er litt, das Werk eben dieser Herren war; und er schloß nun, daß ihre Gesinnungen gegen ihn ein unheilbares Uebel wären, welches eben so sehr durch die glücklichen als durch die unglücklichen Zufälle, die ihn betrafen, verschlimmert würde. In der That ist dieß immer der Fall einer Abneigung, die aus der Religion entsteht, und er machte davon in der Folge noch eine Menge traurige Erfahrungen.

Jezt ergrif er den klügsten, und den einzigen Entschluß der ihm übrig blieb. Er bestand nicht mehr hartnäckig darauf, Paris erobern zu wollen, da so manche Umstände zusammen trafen, die es verhinderten. Er verließ sein Lager bey Chelles, wo er mit einen Heere, das durch seinen Vorteil so wenig mit seinem Anführer zusammenhieng, in so großer Gefahr war, und selbst diese ganze Gegend, zog sich gegen die Oise zurück, und nahm sein Lager bey Creil. Von hier aus erhielt er stets den Prinzen von Parma in Unruhe, und ließ ihn langsam sich selbst aufzehren. Während dieser ganzen Zeit machte er bloß die nöthigen Bewegungen, um seine Armee nicht durch die Unthätigkeit verderben zu lassen. Er belagerte Clermont in Beauvaisis, und hielt sie durch häufige abgeschickte Haufen im Athem. Meine Kompagnie schickte er in die Gegend von Mante, um die Landschaft Chartrain und einen Theil von Isle de France im Zaum zu halten. Ich erhielt die Erlaubniß bey seiner

ner Person zu bleiben, ob ich gleich nicht im Stande war ihm wichtige Dienste zu leisten. Wegen meiner Wunde an der Hüfte konnte ich nur sehr unbequem und in der queer zu Pferde sitzen, und die am Ellenbogen raubte mir den Gebrauch meiner einen Hand.

Was der König vorausgesehen hatte, geschah. Der Prinz von Parma machte anfangs viel Wesens aus dem Vortheil, daß er Herr des Feldes geblieben war, und um ihn zu nutzen belagerte er Corbeil. Der König hatte sowol diese Stadt als alle andern, die ihm anhiengen, reichlich mit allem versehen, was sie bedurften um eine lange Belagerung auszuhalten. Das hatte der feindliche General nicht erwartet, und er wunderte sich sehr, da Rigaut, der Gouverneur von Corbeil ihm so tapfern Widerstand that, daß er lange zweifelte ihn zu überwältigen. Er glaubte nun seine Ehre beruhe darauf, und endlich gelang es ihm auch. Mit dieser Belagerung endigte er aber auch den Feldzug; sie hatte ihm zu viel gekostet, als daß er noch eine andre um den Preis hätte unternehmen sollen. Da er also weder die Armee des Königs, noch seine Städte angreifen konnte, so blieb ihm weiter nichts übrig, als den Weg nach den Niederlanden zurück zu nehmen; und das that er auch, zum großen Verdruß der Ligue, die durch seine Gegenwart sich sehr erleichtert fühlte.

Als ein geschickter Feldherr schloß er, daß der König, der, so zu sagen, über seine Unternehmungen die Augen geschlossen hatte, sie bey seinem Rückzuge, öffnen würde; und daß er ihn nicht so ruhig, als das Uebrige, würde zu Stande bringen können. Er irrte nicht; aber er betrug sich dabey mit so viel Klugheit, daß man sagen kann, nur Er entgieng den äussersten Unglücksfällen, die jedem Andern hätten begegnen müssen. Dennoch konnte er nicht ganz vermeiden, daß der König nicht durch unzählige Angriffe und kleine Ge-

fechte ihm zuweilen ganze Quartiere aufgehoben, und ihn in die äusserste Gefahr gebracht hätte. Das wichtigste dieser Gefechte fiel bey dem Uebergang über die Aine vor. Bey der Gelegenheit war es, daß der Baron von Biron so völlig von den feindlichen Batallionen umringt wurde, daß er nothwendig das Leben, oder doch die Freiheit hätte verliehren müssen, wenn der König, der in Person mit uns allen, die bey ihm waren, hineilte, nicht das äusserste gethan hätte, um ihn los zumachen.

Ich befand mich während dieses ganzen Marsches gut genug, um mit den Andern in der Linie bleiben zu können: und ich fand bey dieser Gelegenheit eine vortrefliche Schule, das Kriegshandwerk zu studiren. Der Rückzug des Prinzen von Parma und der Marsch des Königs rechtfertigten nicht nur die Maasregeln, nach denen Heinrich bis auf diesen Augenblick gehandelt hatte, sondern die Art wie er sie ausführte, gereichte ihm auch zur größten Ehre; nur muß man die Benennungen von Schimpf und Schande weglassen, die die Hofleute, um dem Könige zu schmeicheln, dem Rückzug des Prinzen von Parma beilegten. Es ist gewiß, daß die Art, mit der Heinrich eine Armee, die sich die Eroberung von ganz Frankreich versprach, unnütz machte; seine Kühnheit, einen mächtigen Feind, der sich nicht aus Schwäche zurück zieht, anzugreifen; und seine Geschicklichkeit, sich aller seiner Vortheile zu bedienen, ein Gegenstand der Bewunderung für die Erfahrensten in der Kunst waren, und auch den Unwissendsten dabey eben so sehr in die Augen leuchten muſten. Auch bekamen seine Anhänger dadurch wieder Muth. Eine Menge Städte unterwarfen sich, und verschiedene Katholiken giengen zu ihm über. Unter diesen war der Herzog von Nevers, der ihm alle seine Truppen zuführ-

zuführte, es sey nun, daß er anfieng ihn zu fürchten, oder daß er der Ligue überdrüssig war.

Doch waren es nicht solche Anhänger, die ich dem König wünschte. Es schien mir daß er theuer genug durch seine Gefälligkeiten die Hülfe eines Mannes erkauffen mußte, der zwar in der That ihn nützlich seyn konnte, der aber im Grunde nur die Anzahl seiner heimlichen Feinde im Staatsrath vermehrte. Denn so nenne ich alle die eigennützigen Katholiken, die darin oben an saßen, und sich berechtigt glaubten, Heinrichen Gesetze zu geben. Während seines Aufenthalts in der Gegend von Mante bemächtigte ich mich der Stadt Gisors in Vexin durch ein Verständniß, welches de Fourges, ein Soldat von meiner Kompagnie, mit seinem Vater, der in der Stadt war, unterhielt. Jetzt dachte ich, würde man mir es doch nicht abschlagen, mich zum Gouverneur davon zu machen, aber es gieng mir, wie schon bey so manchem andern Orte geschehen war. Die Herrn von Nevers, von O und andre Katholiken setzten jene niedrigen Kunstgriffe in Bewegung, durch welche sie alle die Gnadenbezeugungen weg zu schnappen wußten, welche doch nur Belohnungen geleisteter Dienste seyn sollten, und ließen auch diesen Ort Einem von ihrer Religion geben.

Ich war zu aufrichtig, um meine Gedanken über diese Ungerechtigkeit zu verbergen. Um mit dem König eine Erklärung darüber zu haben, wählte ich einen Augenblick, wo diese Herren alle versammlet waren und hören konnten was ich ihm sagte; und ich verschwieg nichts von dem, was ich auf dem Herzen hatte. Dieser Fürst aber, der weit feiner als ich war, that, als ob er meine Bitterkeiten gegen die katholische Partey gar nicht hörte, ob er gleich insgeheim einräumte, daß ich nicht Unrecht hätte. Er antwortete mir aber blos

ganz kalt: „Wir wollen ein andermal davon reden, „wenn ihr werdet bey kaltem Blute seyn.“ — „Man „muß ihn reden lassen,“ fuhr er fort, nachdem ich hinaus gegangen war, „er ist hastig, und er hat auch nicht „so ganz Unrecht. Indessen bin ich gewiß, daß er nie „etwas böses oder unanständiges thun wird. Er ist „ein rechtschaffner Mann, und hält auf Ehre.“ In meinem ersten Verdruß gab ich meinem Leutnant den Oberbefehl über meine Kompagnie, und machte, blos mit sechs Edelleuten und meinen Bedienten, eine Reise auf die Güter meiner Frau, nach dem Thal von Aillans und nach Combrailles. Ich hätte nicht gedacht, auf dieser Reise irgend eine kriegerische Beschäftigung zu finden. Aber der Graf von Tonnerre überredete mich, da ich zu Bontin war, ihn bey einer Unternehmung auf Foigny, an der Yonne in Champagne, zu unterstützen. Es kam darauf an, durch eine Petarde ein Ausfallthor, das man schon seit langer Zeit nicht mehr öfnete, auf zu sprengen, und dadurch in die Stadt zu dringen. Tonnerre hatte dazu in der Eil etwa zwey hundert Büchsenschützen zusammen gebracht. Sie folgten ihm bis ungefehr drei hundert Schritte in der Stadt, da aber hier ihr Anführer durch einen Büchsenschuß niedergestürzt wurde, so überfiel sie die Furcht, und sie zogen sich in größter Eil vor dem Ausfall zurück, indem sie den Verwundeten mit fort trugen. Die Gefahr oder vielmehr ihre Furcht nahm immer zu, und sie waren so niederträchtig, ihren Anführer dreißig Schritte von dem Ausfall auf dem Pflaster liegen zu lassen, wo ihn die Bürger gewiß würden in Stücken gehauen haben, wenn ich nicht, nur mit zwanzig Mann, ihm schnell zu Hülfe geeilt wäre; denn ich mogte auch machen was ich wollte, so war es mir unmöglich, diese elenden Soldaten wieder zum Umkehren zu bewegen. Dennoch rettete ich den Grafen von Tonnerre, der sich

nach

nach Gien, wo er in Orleannais an der Loire Gouverneur war, zurückbringen ließ, unterdeß ich seinen schönen Hauffen sammlete, und nachher wieder nach Bontin gieng.

Das Andenken an die Gnade, die der König für mich hatte, und eine unüberwindliche Neigung zogen mich wieder zu ihm hin. Ich fand ihn beschäftigt, Chartres zu belagern, welches vorzüglich durch Chatillons Tapferkeit und Geschicklichkeit erobert wurde. Ich war nicht dabey. Eine Begebenheit, die ich unter die gefährlichsten in meinem Leben rechnen muß, hinderte mich daran, ohne daß ich jemals weder die Absicht der Urheber derselben, noch auch nur ihre Namen habe erfahren können.

Der König, der bey einem Angriff, wo Chatillon gegen die Hauptbefestigungen der Stadt, durch eine Brücke von ganz neuer und sinnreicher Bauart hatte Sturm laufen lassen, bemerkt hatte, daß mich mein alter Eifer für seinen Dienst noch ganz wie ehemals beseelte, rufte mich gleich nachher zu sich und befahl mir meine Kompagnie zu den Belagerern kommen zu lassen. Um zu gleicher Zeit das Geld zu ihrer Unterhaltung mit zu bringen, sah ich mich genöthigt, sie selber zu holen. Unterwegs, bey dem Städtchen Louvery, drey Meilen von Mante, sah ich einen Hauffen von zwanzig Pferden über das Feld herkommen, und schickte sogleich Tilly ab, um Kundschaft von ihnen einzuziehen. Auf seinen Bericht daß sie weiße Scherpen trügen, setzte ich ohne Furcht und auch ohne weitere Vorsicht meinen Weg fort. Sie selbst blieben auf dem ihrigen, als ob sie uns gar nicht gesehn hätten, und da dieser sie in ein Holz führte, so erwartete ich nicht, sie wieder aus demselben hervor kommen zu sehn. Ich ritt mit Tilly, la Poterie und la Rue eine kurze Strecke vor den übrigen voraus, noch sechs andre Edelleute, und vier Bedienten folgten uns

in einer kleinen Entfernung und auf dem Wege zerstreut. Jene Reuter, oder Straßenräuber, denn ich weiß nicht, welchen Namen ich ihnen geben soll, kannten aber den Wald vollkommen, und hatten ihre Maasregeln so gut genommen, daß wir grade mit ihnen zusammen stießen, da wo beym Ausgang aus dem Holze ihr Weg den unsrigen durchkreuzte. Da wir auf ihren Anruf antworteten: Es lebe der König! nahmen die beiden Vordersten den Hut ab; zugleich aber, indem sie sich unser Zutrauen zu Nutze machten, gaben sie plötzlich Feuer auf uns, da sie kaum ein paar Schritte entfernt waren, und ich sah deutlich, daß drey von den Nächsten auf mich anschlugen. Nach aller Wahrscheinlichkeit hätte kein einziger von uns entkommen müssen; aber ohne Zweifel machten die Eilfertigkeit, die Furcht und das böse Gewissen, daß diesen Niederträchtigen die Hand zitterte. Von drey Schüssen, die auf mich gerichtet waren, traf nur einer. Er schlug mir durch die Lippe, und kam im Nacken wieder heraus; die beiden andern bekamen, wie es mir vorkam, la Poterie und Tilly in ihre Kleider, la Rue war der einzige, welcher stürzte.

Auf den Lerm eilten meine übrigen Begleiter herzu, umgaben mich, und schrien: Es lebe Rosny! Wir griffen nun alle zusammen unsre Feinde an, welche, nachdem sie noch einige Schüße gethan hatten, ein mit Zäunen bedecktes Dorf erreichten, wo wir sie verlohren. Doch wurde aus den Häusern noch einigemal auf uns geschossen, wovon ich das ganze Gesicht voll Schrot bekam. Aus diesem Umstand schloß ich, daß unsre Gegner hier bekannt seyn müßten, daß das Dorf voll bewafneter Leute wäre, und daß man vielleicht uns nur gern heranlocken wollte. Ich hielt daher nachdem ich diesen Verräthern einige Male zugerufen hatte

sie sollten umkehren, und unsre Ausforderungen annehmen, es für das Beste, sie, weil sie nicht kommen wollten, im Stiche zu lassen, und darauf zu denken, meine Wunden zu verbinden, besonders die am Halse, welche die beträchtlichste war, und durch die ich viel Blut verlohr. Zu dem Ende gieng ich nach Touvery, zu dem Herrn von Anteuil, wo ich mir den ersten Verband auflegen ließ, und begab mich von da nach Mante; hier aber mußte ich sechs volle Wochen in den Händen der Wundärzte bleiben. Während dieser Zeit eroberte die Armee des Königs nicht nur Chartres, sondern auch Corbie. Parabere führte diese Belagerung in der Abwesenheit des Königs, den seine neue Leidenschaft für das Fräulein von Etrées zu Saint Quentin zurück hielt.

Nach der Eroberung von Corbie wurde Noyon belagert. Von keiner Belagerung hätte ich mehr gewünscht, einen umständlichen Bericht zu geben, als von dieser, wenn ich derselben beygewohnt hätte. Es geschahen von den Belagerten tausend schöne Thaten dabey. Der Herzog von Mayenne, der die Wichtigkeit dieses Platzes kannte, gab dem Herzog von Aumale, welcher General Leutenant war, und damals mit einem Theil der Ligistischen Truppen zu Ham an der Somme stand, Befehl, alles anzuwenden, um Noyan zu unterstützen, bis er selbst dahin aufbrechen könnte. D'Aumale versuchte zweymal Hülfstruppen hinein zu bringen; aber la Chantellerie und Tremblecourt, welche sie anführten, wurden einer nach dem andern in die Pfanne gehauen. Der Marschall de Camp, Vikomte von Tavannes, hoffte glücklicher zu seyn, und rückte mit vier hundert Büchsenschützen an. Sie stießen aber auf einen Hauffen von unsrer Armee, der etwa funfzig bis sechszig Pferde stark war; diese griffen nach dem An-

ruf

ruf sie unerschrocken an, und jagten sie in die Flucht. Die Officiere und Tavannes selbst, welche Wiederstand thun wollten, wurden alle verwundet und gefangen genommen. Aumale schmeichelte sich nun seiner Seits, zwey Posten von leichter Reiterey aufzuheben, welche er durch Bellanglise hatte rekognosciren lassen. Er traf sie aber zu Pferde, weil sie dem König entgegen giengen; er griff sie dennoch an, aber ungeachtet der Ueberlegenheit ihrer Feinde vertheidigten sie sich so gut und so lange, daß der Baron von Biron und die Herren von la Hargerie und la Boissiere Zeit hatten, ihnen zu Hülfe zu kommen. Mit einander vereint schlugen sie nun den ganzen abgeschickten Haufen des Herzogs von Aumale, der nicht weniger 500 Reiter und eben so viel Büchsenschützen zu Pferde stark war. Nur wenige kamen ohne Wunden nach Ham zurück, und ein großer Theil wurde gefangen genommen.

Der Herzog von Mayenne traf fast zu gleicher Zeit mit dem übel zugerichteten Reste zu Ham ein. Er war ein Zeuge seines Verlustes, und vermaß sich hoch, diesen Schandfleck durch eine Schlacht abzuwaschen. Er zog seine ganze Macht zusammen, ließ sich durch den Baron von Rosne die Spanischen Truppen zuführen, welche der Prinz Ascoli in Champagne kommandirte, und gieng nun, da er sich an der Spitze von neun tausend Mann zu Fuß und 200 zu Pferde befand, auf Noyon los. Da er aber Leute daselbst fand, die gar nicht einmal thaten, als ob sie seine Ankunft bemerkt hätten, so vergaß er seinen Schwur. Vergebens ließ ihm der Kommendant von Noyon durch einen Edelmann, dem der König einen freien Durchgang durch seine Armee gestattet hatte, vorstellen, er habe sich anheischig gemacht, den Platz in sechs Tagen zu übergeben, wenn er keine Hülfe erhielte; der Her-

zog von Mayenne, der Prinz von Ascoli und der Herzog von Aumale ließen Noyon unter ihren Augen wegnehmen. Der Kommandant verdiente in der That, beſſer unterſtützt zu werden. Sein Name war Rieux, er hatte ſich durch ſeine Tapferkeit und ſein Genie vom gemeinen Soldaten bis zum Gouverneur von Pierrefond aufgeſchwungen. Auf das Gerücht, daß Noyon angegriffen wäre, hatte er Mittel gefunden, ſich mit 50 Pferden und eben ſo viel Büchſenſchützen hinein zu werfen, den Einwohnern, die alle in der äuſſerſten Beſtürzung und Niedergeſchlagenheit waren, Muth zu machen, und ſich bis auf das äuſſerſte zu wehren.

Der Herzog von Mayenne, der jetzt ſah, daß ihm ſeine Armee zu nichts nützlich wäre, ſchickte ſie in ihre Quartiere zurück, und näherte ſich langſam der Hauptſtadt. Schon ſeit langer Zeit hatte er ein Verſtändniß in Mante unterhalten; jetzt glaubte er, wäre der Augenblick, ſeinen Plan auszuführen. Er zog insgeheim die Beſatzungen von Paris, Dreux und Pontoiſe zuſammen, und erſchien plötzlich vor Tages Anbruch einen Flintenſchuß weit von der Stadt. Mein Bruder war Gouverneur daſelbſt, und auch ich war grade bey ihm, weil meine Wunde mir noch nicht erlaubte, mich in das Feld zu wagen. Sobald ich die Annäherung der Feinde erfuhr, rannte ich mit verbundenem Kopf auf den Wall und kam noch früh genug um einige Male auf die Feinde feuern zu laſſen, und ſie dadurch zum Rückzug zu nöthigen.

Der Herzog von Mayenne war nicht glücklicher vor Houdan, auf welches er im Vorbeygehen einen flüchtigen Angriff thun ließ. Mein andrer Bruder, der ſich grade mit ſeinem Regiment und einigen Kompagnien dort befand, empfieng ihn ſo, daß er mit Schimpf umkehren mußte.

Das,

Das, was sich eben zugetragen hatte, verbunden mit verschiednen Warnungen, welche mein Bruder erhielt, ließ uns nicht zweifeln, daß der Feind ein Verständniß in Mante haben müsse. Wir überlegten, was bey dieser Gelegenheit zu thun wäre, und folgendes schien uns das beste. Ich hatte noch 6 von jenen braven Soldaten in meinem Dienst, die bey Ivry den verlohrnen Haufen gemacht hatten, und denen ich über ihren Sold monathlich noch 8 Livres Zuschuß gab. Auf ihre Treue konnte ich mich verlassen, und sie waren damals unter meines Bruders Besatzung, dem ich sie nicht hatte abschlagen können. Sie mußten sich stellen, als ob sie mit dem Gouverneur von Mante unzufrieden wären, und sich nach Pontoise begeben, wo sie mit Freuden unter die Besatzung aufgenommen wurden. Kurze Zeit nachher thaten sie dem Gouverneur d' Alincourt den Vorschlag, ihm durch die Verbindungen, welche sie noch in Mante hätten, diesen Ort in die Hände zu liefern. Um ihn von der Möglichkeit ihres Vorhabens zu überzeugen, forderten sie vier Soldaten von ihm, welche sie durch meine Nachsicht in Mante hineinbrachten, und sie mit einigen Bürgern, die zu jeder Art von Komplott geneigt waren, bekannt machten; in kurzer Zeit war die Abrede getroffen, und der Tag angesetzt wo Mante an die Ligue sollte überliefert werden. Die vier Soldaten fanden überall so viel Leichtigkeit, daß Mayenne den Erfolg für unfehlbar hielt, und die Ehre der Ausführung für sich allein behalten wollte. Meine Soldaten gaben unterdeß genaue Nachricht von allem, was zu Pontoise geschmiedet wurde, und besonders von der Freude, die man dort über eine so gut angelegte Unternehmung habe. Der große Rath der Ligue, mit dem Kardinal von Bourbon an seiner Spitze, hielt sich in dieser Stadt auf.

Un-

Unterdessen nahm ich meine Maasregeln von weitem, damit nachher in meinem Betragen nichts gezwungen scheinen mögte. Ich ließ unvermerkt Pulversäcke auf den Wall schaffen, da, wo man Sturm laufen wollte; alle Häuser, welche nach dieser Gegend hin einen Ausgang hatten, ließ ich verschließen. Die besten Soldaten aus den Besatzungen von Nogent, Meulan und Vernon brachte ich in kleinen Haufen in die Stadt. Nachdem alles im Stande war, hielt ich es für meine Schuldigkeit, nach Compiegne zu schicken, und dem Könige von allem Nachricht zu geben; dieß war aber die Ursach, warum mein ganzer Entwurf scheiterte. Heinrich konnte der Begierde nicht widerstehen, den Herzog von Mayenne selbst in Mante zu empfangen; er glaubte hinlängliche Vorsicht gebraucht zu haben, um unserm Plane nicht zu schaden, wenn er nicht eher, als in der Nacht der Ausführung selbst nach Mante käme, und nicht mehr als 50 Reiter und eben so viel Knechte mitnähme. So wie ich ihn kommen sah, war ich so überzeugt, daß alle unsre Maasregeln vernichtet wären, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihm mit einigem Unwillen den Vorwurf zu machen, daß er käme unser Werk zu zerstöhren, und vielleicht noch obendrein, die sechs Soldaten, welche die Haupttriebräder desselben gewesen wären, auf die Schlachtbank zu liefern, wegen der Beweise, die man daraus gegen sie ziehen könnte. Er versicherte mich, es würde nichts von allen dem geschehen, was ich befürchtete, und gieng zu dem Gouverneur, wo er zu Nacht speisete, und dann, von seinem starken Marsch ermüdet, sich völlig angekleidet und mit seinen großen Stiefeln auf ein Bette warf.

Die Nacht gieng vorüber und der Tag brach an, ohne daß wir Feinde erblickten. Ich hatte sie erwartet, indem ich die ganze Nacht mit meinem einen Bruder

der auf den Wällen Wache hielt, unterdeß der Andre bey der Person des Königs blieb. Ich gieng nachher ein wenig zur Ruhe, bis Bellengreville, den ich abgeschickt hatte, um außerhalb der Stadt die Bewegungen der Feinde zu beobachten, zu mir kam, und mir die Nachricht brachte, daß der Herzog von Mayenne, so bald er erfahren hätte, daß gestern Abends ein Korps Truppen unter Anführung des Königs selbst nach Mante gekommen sey, so gleich geurtheilt habe, seine Absicht sey entdeckt und daher, nachdem er schon bis Bourgenville gekommen war, wieder umgekehrt wäre. Ich führte ihn zu dem Könige, dem er dasselbe bekräftigte, und um die Wahrheit seiner Aussage zu beweisen, zwey Karren voll Seile und andre ähnliche Werkzeuge vorzeigte, welche die Ligeurs im Felde hatten liegen lassen, um sich desto eiliger zurück zu ziehen, weil sie schon glaubten den König an ihren Fersen zu haben. Die Sache wurde nun ruchtbar, und man konnte die verlohrne Gelegenheit nicht wieder ersetzen, weil die Soldaten, die von beiden Seiten entkamen, nicht schweigen konnten.

Zu Louviers in Ober-Normandie war der König glücklicher. Diese Stadt hatte einen Priester in ihrem Sold, welcher von dem höchsten Kirchthurm, den er nie verließ, die genauste Wache hielt. So bald er irgend Jemanden im Felde entdeckte, und wär es auch nur eine einzige Person gewesen, so zog er gleich eine gewisse Glocke und steckte an der Seite, wo er ihn kommen sah, eine große Fahne heraus. Man hatte Hofnung seine Treue in Versuchung zu führen, und in der That ließ er sich auch durch 200 Sonnenthaler und das Versprechen einer Pfründe von 3000 livres Einkünften bestechen. Man mußte nun noch Jemanden von der Besatzung gewinnen. Dieß unternahm der Herr

du Rollet, und es glückte ihm auch. Er wendete sich an einen Korporal und zwey Soldaten; diese gewöhnten leicht die übrige Besatzung daran, ihnen die Wache des Einen Thors anzuvertrauen, und sie da allein zu lassen. Nachdem auf diese Art alles abgeredet war, erschien der König eines Abends um 11 Uhr vor Louviers; Niemand zog die Glocke, und von der Besatzung rührte sich keine Seele. Du-Rollet gieng hinein und ließ das Thor aufmachen, durch welches der König ohne den geringsten Widerstand bis mitten in die Stadt drang. Fontaine Martel machte einige vergebne Versuche, die Besatzung zu versammlen. Die Bürger dachten an weiter nichts, als ihre Weiber und Töchter zu verstecken. Die Stadt, deren größter Reichthum in ihren Leinwand- und Leder-Niederlagen besteht, wurde rein ausgeplündert. Ich hatte einen Edelmann, Namens Beauguard bey mir, welcher aus Louviers selbst gebürtig war. Dieser war uns von dem größten Nutzen, um alle die verborgnen Winkel aufzufinden, wohin die Bürger ihre Waaren versteckt hatten. Er ließ eine ungeheure Menge davon zusammen tragen, wovon, nachdem sie verkauft waren, der Gewinn auf meinen Theil 3000 livres betrug. Der König setzte du Rollet nach Louviers, um diesen Ort zu behaupten. 1583.

Gleiches Glück hatte auch der Herzog von Montpensier bey allen seinen Unternehmungen in der Normandie. Es gehörte aber auch nicht weniger dazu, um den König zu trösten, da er die Nachricht erhielt, daß der Herzog von Guise, den er als seinen vornehmsten Feind ansehen mußte, sich aus dem Schlosse zu Tours gerettet hatte, wo er seit der Ermordung seines Vaters zu Blois gefangen gehalten wurde. Er kam nun zu seinem ersten Plan zurück, alles zu versuchen um sich Meister von Rouen zu machen. Von dem guten Wil-

len des größten Theils der Städte in Normandie versichert, verließ er Mante, welches er seit einiger Zeit zu seinem Aufenthalt gewählt, und zu einer kleinen Hauptstadt gemacht hatte, wo sein Hof und sein Staatsrath sich aufhielt, und ließ die Truppen nach Rouen zu abmarschiren. Während der Zeit, daß die Vorbereitungen zu dieser wichtigen Belagerung fertig gemacht wurden, that Heinrich in geheim eine Reise nach Compiegne, deren wahre Ursach die Liebe war, ob er gleich die Welt überreden wollte, es geschehe blos, um von dort aus nach Deutschland zu schicken und Reiter werben zu lassen. Der Vikomte von Turenne übernahm dieses Geschäft, aus Dankbarkeit, weil der König seine Vermählung mit Mademoiselle de Sedan, der einzigen Tochter und Erben des verstorbnen Herzogs von Bouillon zu Stande gebracht, und, da sie in diesem Jahre vollzogen wurde, mit seiner Gegenwart beehrt hatte. Ich für mein Theil war es ganz zufrieden, daß diese Abwesenheit des Königs mich noch einige Zeit zu Mante den Umgang der Frau von Chateaupers genießen ließ, die ich vor kurzem durch einen Zufall hatte kennen lernen, und zu welcher ich mich immer mehr und mehr durch eine so starke Neigung hingezogen fühlte, daß ich anfieng auf eine zweite Heirath zu denken.

Da Paris und Rouen für aufrührische Städte erklärt worden waren, so hatte der König ausdrücklich verbothen, mit ihnen Handel zu treiben, oder ihnen Waaren und alle Arten von Lebensmitteln zuzuführen; aber wie in allen Dingen, so auch hierin, wurden seine Befehle sehr schlecht befolgt. Die Befehlshaber der Päße, besonders an der Seine herunter, ließen sich durch die ungeheuren Summen, die ihre Nachsicht ihnen einbrachte, gewinnen, und gaben fast ganz öffentlich den Kaufleuten und Schiffern die nöthigen Paßporte.

te. De-Fourges, derſelbe, von dem ich ſchon Gelegenheit gehabt habe zu reden, gab mir eines Tages Nachricht, daß ein großes Fahrzeug, deſſen Ladung auf 50,000 Thaler in Golde geſchätzt würde, vor wenig Tagen den Strohm hinauf nach Paris zugegangen wäre, und daß ein anders kleineres Schiff in kurzem den Werth dafür an Gelde von Rouen zurück bringen ſollte. Er konnte es recht gut wiſſen, weil ſein eigner Vater das Geldſchiff führte. Ich ließ ihm ſo gut aufpaſſen, daß er in meine Hände fiel, aber ich ſah mit nicht geringer Verwunderung, daß er Paßports von Bellengreville dem Gouverneur von Meulan, und von meinem Bruder zu Mante hatte. Beide hüteten ſich indeſſen, mir Etwas davon zu ſagen, und ich ließ auch ohne ſie zu fragen das Schiff mit ſeinem Führer nach Mante bringen. Hier öfnete ich zwey große Ballen, worin ich die 50,000 Thaler baar zu finden hoffte; da ich aber nichts darin fand, als einige Stücken Golds und Silberdrat, und Spaniſche Seide, ſo drohete ich dem Schiffsherrn, ihn ins Gefängniß ſetzen zu laſſen. Dieß wirkte ſo viel bey dem alten de Fourges, daß er mir für 36,000 Thaler Wechſelbriefe überreichte. Er wollte mich überreden, daß nicht mehr aus den Waaren gelöſet worden ſey, indem er ſich aber mit heftigen Geſtikulationen vertheidigte, zerr.ß das Gewicht des Geldes ſeine Taſchen. Alles rollte nun heraus, und der Fusboden war in einem Augenblick mit Sonnenthalern bedeckt. Vielleicht hatte er gehoft, dieſe Summe zu ſeinem Vorteil auf die Seite zu bringen, vielleicht glaubte er ſie auch nirgends ſo ſicher verwahrt, als in ſeinen Taſchen; aber man denke ſich ſeine Verwirrung. Ich machte mich noch einige Augenblicke darüber luſtig, indem ich ihn nöthigte, im Zimmer auf und ab zu gehen, dann aber ließ ich ihn durchſuchen, und es fanden ſich noch 7,000, Thaler in Golde in ſeinen Kleidern ver-

nähe. Ich brauchte sehr nothwendig Geld, bis ich mein Getreide von Bontin und mein Holz und Heu von Roßny verkauffen konnte. Der König schenkte mir diese Summe und fand ein besonders Vergnügen an der Erzählung der Begebenheit des armen de Fourges; Bellengreville aber und mein Bruder wußten mir desto schlechtern Dank dafür. — Ich komme jezt zu der Belagerung von Rouen.

Der König hatte sich noch nie an der Spitze einer so ansehnlichen Macht gesehn. 4,000 Engländer, unter der Anführung Roger Williams, waren schon zu ihm gekommen, und man erwartete in kurzem ein zweites Korps aus dieser Insel, welches auch während der Belagerung, unter den Befehlen des Grafen von Esser, Ministers und Günstlings der Königin Elisabeth, anlandete. Die vereinigten Niederlande unterhielten dem König zwey Regimenter, und hatten außerdem auch noch eine wohl ausgerüstete Flotte von 50 Seegeln an die Küste der Normandie geschickt, auf welcher 2500 Soldaten waren, die Graf Philipp von Nassau kommandirte. Dem Herzog von Bouillon, diesen Namen führte der Vikomte von Turenne seit seiner Vermählung, waren seine Unterhandlungen in Deutschland so gut gelungen, daß er 5 bis 6,000 Mann Reiter und einige Kompagnien Landsknechte mitgebracht hatte, welche alle der Prinz von Anhalt anführte. Diese fremden Hülfsvölker nebst 6,000 Schweitzern, die der König in seinem Sold hatte, den verschiednen Verstärkungen, welche aus einigen Orten in der Normandie und auch aus andern Provinzen zu ihm stießen, und den katholischen und protestantischen Truppen, über die er gebieten konnte, machten ein Heer von 40,000 Mann aus. Caen und die andern vornehmsten Städte der Provinz übernahmen es, alle Lebensmittel und

die

die nöthigen Vorräthe zu einer Belagerung anzuschaffen, die so wohl wegen der Festigkeit des Orts als auch wegen der Stärke der Besatzung nicht anders als lange dauren konnte. Der Marquis von Villars, durch seine Geschicklichkeit und durch seine Tapferkeit gleich bekannt, hatte sich mit dem Sohn des Herzogs von Mayenne in der Stadt eingeschlossen, vest entschlossen, sich unter ihren Trümmern zu begraben. In der That vergiengen auch von dem Tage, wo wir vor ihren Mauren ankamen, bis uns der Prinz von Parma nöthigte, die Belagerung aufzuheben, beynahe sechs Monathe, und, was das schlimste war, sechs Wintermonathe; denn in den ersten Tagen des Octobers wurde die Stadt eingeschlossen, und wir verließen sie am folgenden zwanzigsten März, nach Anstrengungen von Seiten der Belagerer, und einem Widerstand der Belagerten, von welchen ich einige Proben anführen will.

Die Belagerer wurden in verschiedne Quartiere vertheilt. Der König hatte das seinige zu Darnetal; meine Kompagnie stand zu Fresne-l' Esplen, ich kam aber selten dahin, weil der König mir die Ehre erzeigt hatte, mir eine Wohnung in seinem eignen Quartier anweisen zu lassen, wo ich auch gleich mich einrichtete, um ziemlich lange da zu bleiben. Ich war fast immer entweder um ihn selbst oder bey dem Marschall von Biron. Es zeigte sich gleich von Anfang ein solcher Wetteifer unter den Offizieren, um angestellt zu werden, daß der König, um allen Streit zu vermeiden, die Zeit und Dauer des Dienstes eines Jeden bestimte, und dabey erklärte, er würde selbst allemahl den vierten Tag mit den 2 bis 300 Edelleuten, die stets um seine Person waren, in den Laufgräben aufziehen. Ich hatte mir vorher Mühe gegeben, einen Posten bey dem Geschütz zu erhalten, wohin mich meine Neigung so heftig

zog, daß ich mir wollte gefallen lassen, nicht nur unter dem Marschall von Biron, sondern auch unter dem Herren von la Guiche, Born und Fayolles zu dienen. Aber Biron, der mir nicht gut war, brachte seine Generale auf seine Seite, und ließ mich ausschließen; in der Folge war mir dieß sehr lieb, weil die Stücke, die mir würden zugefallen seyn, von den Feinden weggenommen wurden.

Der Haß des Marschalls gegen mich kam daher, daß eines Tages, da im Kriegsrath gestritten wurde, von welcher Seite man Rouen angreiffen sollte, und Biron gestimmt hatte, daß dieses von der Seite des Schlosses geschehen müsse, ich mir die Freiheit nahm zu behaupten, man müsse im Gegentheil zu erst die Stadt angreiffen, weil diese am Ende die Uebergabe des Forts Sankt Katharine noch sich ziehen würde. Dieser Streitpunkt war lange Zeit der Gegenstand aller Unterredungen, so gut bey Tische als im Kriegsrath, und Biron vergaß den Ausdruck nicht, dessen ich mich gewöhnlich bediente: Stadt erobert, Schloß bezwungen. In der That war es mir unbegreiflich, wie ein so erfahrner Mann sich für den Angriff auf das Schloß erklären konnte. Denn ohne weder von dem Kommandanten noch von der Besatzung zu sprechen, obgleich beide nicht von der gewöhnlichen Art waren, noch auch von seiner vortreflichen Befestigung, so hatte es noch durch die Lage des Orts den besondern Vortheil, daß man bey einem Angriff von außen nur halb so viel Leute brauchen konnte, als die Belagerten im Stande waren, zu ihrer Vertheidigung anzuwenden, und dieß ist ziemlich das Gegentheil von allen andern Kriegsplätzen.

Indessen drang die Meinung des Marschalls durch, weil sein Ansehn und die Abhängigkeit, wozu er die andern Generale gewöhnt hatte, alle Stimmen mit Gewalt

walt fortrissen. Ohne Zweifel schmeichelte er sich, daß einer so starken Armee nichts widerstehen könnte, und wollte daher den Weg nehmen, der ihm der glorreichste und zugleich der kürzeste schien; und unstreitig hatte der König, der fest entschlossen war, sich nicht zu schonen, dieselbe Idee, da er auf die Seite des Marschalls trat. Es gieng zwar unter der Hand eine Rede in der Armee daß seitdem Biron den König um die Statthalterschaft von Rouen gebeten, dieser sie ihm aber verweigert habe, weil er sie schon auf Empfehlung des Herzogs von Montpensier an du Hallet versprochen hätte, der Marschall auf alle Weise die Unternehmung zu hindern suche und blos aus Neid einen Rath gegeben habe, von dem er wohl wüßte, daß dadurch alle unsre Bemühungen von der Stadt fruchtlos gemacht werden würden; ich halte aber dieses Gerücht für eine bloße Verläumdung, welche durch seine Feinde ausgestreut war. Gewisser ist es, daß seine ewigen Zänkereien mit dem Herzog von Bouillon mehr als einmal beynahe alles zu Grunde gerichtet hätten, weil dieser sich dafür an dem König rächte, indem er die Reiter und die übrigen Deutschen, die er mitgebracht hatte, aufwiegelte. — Die Batterien wurden unterdeß, so wie man es beschlossen hatte, gegen das Fort gerichtet, und man begnügte sich, um den Fluß unterhalb der Stadt zu hüten, einige Kompagnien Landsknechte dahin zu stellen, welche aber, da sie bey verschiednen Ausfällen, die nach der Seite hin geschahen, viel gelitten hatten, diesen Posten den Holländern überließen, welche den Belagerungskrieg besser gewohnt waren. In der That behaupteten sie sich hier gut und hinderten sogar die Ausfälle nach dieser Seite. — Der König sah bald ein, daß er ein Werk von unendlicher Schwierigkeit unternommen hatte, er glaubte aber, daß man durch hartnäckige Arbeitsamkeit am Ende alles überwinden könne. Villars begnügte sich nicht, blos

die Stadt zu verteidigen. Er gieng so gar zu dem Schlosse heraus und ließ an dem Abhang des Hügels, der dem Fort gegenüber liegt, einen langen und tiefen Laufgraben ziehen, der mit dem einen Ende an das Fort stieß, und in welchen er in der Nacht eine Wache von 6 bis 700 Mann stellte.

Da dieses neue Werk sich bis weit in das Feld hinein erstreckte, und den Belagerern nicht nur bey ihren Angriffen auf das Schloß vielen Schaden that, sondern sie auch in Gefahr setzte, daß die Feinde ihnen in den Rücken kommen könnten, während daß sie die Besatzung vor sich hatten; so beschloß der König, sich desselben zu bemächtigen und es unnütz zu machen. Er wählte dazu die Nacht, wo er und seine dreyhundert Edelleute in voller Rüstung die Laufgräben bezogen hatten. Außer unsern gewöhnlichen Waffen ließ er uns noch Alle eine Hellebarde in die Hand und ein Paar Pistolen in den Gürtel nehmen, und vierhundert Musketier oder Pikonier zu uns stoßen. Es war um Mitternacht in einer der kältesten Decembernächte, da wir diesen Laufgraben an verschiednen Orten zugleich angriffen. Eine halbe Stunde lang wurde das Gefecht sehr hartnäckig und mit gleicher Hitze von beiden Seiten geführt. Wir strengten unsre äußersten Kräfte an, um auf den Rand des Grabens zu kommen, und die Feinde trieben uns verschiedne male zurück. Ich wurde zweimal niedergeworfen, meine Hellebarde zerbrochen und meine Waffen mir vom Leibe gerissen oder in Stücken gehauen. Maignan, den ich mit mir zu nehmen die Erlaubniß erhalten hatte, hob mich auf, machte meinen Küraß wieder zurecht und gab mir seine Hellebarde. Endlich nahmen wir den Laufgraben mit stürmender Hand ein und reinigten ihn von mehr als 50 Todten oder Sterbenden, welche wir auf den Abhang des

Hügels

hügels hinaus warfen. Dieser Laufgraben konnte durch as Geschütz des Forts bestrichen werden; der König atte aber die Vorsicht gebraucht, eine Menge Schanzörbe, Fässer und Stücken Holz herzu schaffen zu lassen, elche die Engländer, denen er ihn zu bewachen gab, inlänglich deckten.

Villars hatte nicht erwartet, daß sein Außenwerk schnell würde erobert werden. Als er erfuhr, daß er König in Person den Angriff kommandirt hätte, ief er aus: „Bey Gott! dieser Fürst verdient tausend Kronen wegen seiner Tapferkeit. Wie schade ist es, daß er nicht durch einen bessern Glauben uns Lust macht ihm neue zu erwerben, statt uns durch seine Ketzereyen zu zwingen, ihm seinen Thron streitig zu machen! Aber es soll nicht gesagt werden, daß ich unterlassen habe, das in Person zu wagen, wobey ein so großer König die seinige ausgesetzt hat.“ In der That stellte r sich an die Spitze von 400 Mann, die eben so bewaffnet waren als die Begleiter des Königs, und von 800 unter seinen ganzen Truppen auserlesnen Pikeniern, griff die Engländer an und verjagte sie aus dem Laufgraben. Der König, durch Villars Eitelkeit gereitzt, beschloß nicht nachzulassen und machte Anstalten zu einem neuen Versuch. Die Engländer, welche einen Vorwurf fürchteten, den sie in der That nicht verdient hatten, baten ihn, hundert Englische Edelleute zu seinem Haufen stoßen zu lassen, und alles Fußvolk, welches er dabey gebrauchen würde, von ihrer Nation zu nehmen. Sie ersuchten ihn noch über dieß, sie an die Spitze zu stellen, und betrugen sich so brav bey dem Angriff, daß ungeachtet des Widerstandes der Belagerten, die ihre Anzahl verdoppelt hatten, der Laufgraben zum zweiten Male erobert wurde. Jezt behaupteten sich die Engländer darin, und benahmen den Feinden die Lust sich ihnen zu nähern.

Aus den Anſtrengungen, die um eines bloßen entfernten Werks willen geſchahen, läßt ſich ein Schluß auf die ganze Belagerung machen, von der dieſer Angriff nur ein Bild im kleinen war. Auch ſah der König wohl ein, daß ungeachtet aller ſeiner Vorſorge und der unglaublichen Mühe, die er ſich gab, es ihm doch ſchwerlich gelingen würde. Frankreichs glückliches Schickſal allein erhielt dieſen Fürſten bey Gelegenheiten, wo er ſich oft dergeſtalt wagte, daß wir alle ihn ſchon verlohren gaben. Ich hatte Gelegenheit ihm darüber die allgemeine Klage vorzubringen, da er mich am folgenden Tage nach der Wiedereroberung des Laufgrabens in Gegenwart der Katholiken und allen Hofleuten bey Seite nahm, um mich von den gegenwärtigen Zuſtande ſeiner Angelegenheiten zu unterhalten. „Lieber Freund," ſagte er mir, ſo bald ich angefangen hatte ihm Vorſtellungen zu thun, „ich kann nicht anders. „Da ich um meinen Ruhm und um meine Krone ſtrei„te, ſo muß um den Preis mir mein Leben und jede an„dre Sache nichts ſcheinen."

In der That war auch ſeine Lage ſo, daß er nicht weniger thun konnte, um die Welt zu überzeugen, daß wenn er bey dieſer Belagerung ſcheiterte, es nicht ſeine Schuld ſey. Es bedurfte ſo auffallende Beweiſe von Tapferkeit, um die Schande zu vermeiden, die eine fehlgeſchlagne Unternehmung auf ihn geworfen hätte, deren Gelingen die Hälfte ſeiner Armee eben ſo ſehr fürchtete, als die Feinde ſelbſt. Eben dieſe Katholiken, von denen ich oben geſprochen habe, nicht zufrieden ihn dahin gebracht zu haben, daß er die Belagerung auf einem Fleck anfangen mußte, wo der Ort unmöglich eingenommen werden konnte, wälzten nun auch noch alle Mühe auf, gehorchten ihm nur halb und mit Widerwillen, ließen ein Hinderniß nach dem andern entſtehen

und

und sagten laut, er habe nichts von ihnen zu erwarten, so lange er noch von einer andern Religion sey als sie.

Um über so manche Ursachen des Kummers und der Unruhe sein Herz gegen mich auszugießen, hatte er eben jezt mit mir reden wollen. Ich konnte ihm aber nichts sagen, was er nicht eben so gut schon wußte als ich, so wenig Mühe gaben sich seine häuslichen Feinde, ihre Gesinnungen zu verbergen. Er sagte mir, er merkte seit einiger Zeit, daß ihm noch ein weit grösseres Unglück drohete: alle Katholiken in seiner Armee würden ihn verlassen. „Dieß würde," so waren seine eignen Worte, „den Untergang des Staats und des Hauses „Bourbon nach sich ziehen, denn wenn sie einmal zu „einem so öffentlichen Bruch mit ihm kömen, so würden sie nachher keinen Prinzen aus dieser Familie mehr „zu ihrem König machen wollen." Dieser Ungehorsam, setzte er hinzu, sey ein Uebel, wogegen es kein Mittel gebe, und worüber er die Augen zuschließen müßte. Er ließ mich in dem Augenblick, da er mit mir redete, die Herren von Nevers, Longueville, la Guiche, O und Chateauvieux bemerken, welche, eifersüchtig, daß er sich so vertraulich mit einem Hugenotten unterhielt, uns boshaft aus einem Winkel des Saals beobachteten, wo sie unaufhörlich mit einander flüsterten. Wir müßten uns deswegen trennen, sagte er, und er würde sich genöthigt sehen ihnen zu sagen, unsre Unterredung habe blos von einer Unterhandlung mit dem Marquis von Villars gehandelt, wovon er in der That mir jezt gleich auch die Idee mitgetheilt hatte.

Nichts hätte vortheilhafter für ihn seyn können, als die Belagerung von Rouen durch einen Vergleich mit Villars zu endigen, wodurch er ihn der Ligue entrissen und auf seine Seite gezogen hätte. Des Königs eifrigster Wunsch war es, weniger noch wegen der Ehre

eines

eines solchen Ausgangs, als um einen Mann, wie Villars, an sich zu ziehen. Er hatte die Idee, daß dieß vielleicht durch la Font könnte zu Stande gebracht werden, der, obgleich nur Haushofmeister des Gouverneurs, dennoch bey ihm im großen Ansehn stand. Er wußte, daß dieser Bediente erst in meinen Diensten gestanden hatte, ehe er zu Villars gekommen war, und daß er mir für die Gunst seines neuen Herrn Verbindlichkeiten hatte, weil sie eine Folge meiner guten Zeugnisse war. Ich selbst hatte schon diesen Gedanken gehabt, ehe noch der König mit mir davon sprach. Ich hatte noch mehr gethan, und Mittel gefunden, mit la Font darüber reden zu lassen, hatte aber die Antwort erhalten, die ich jezt dem Könige wieder sagte: daß er vor jezt keine Wahrscheinlichkeit sähe meinen Vorschlag auszuführen; und daß er, weit entfernt mit mir zusammen zu kommen, wie ich gern wollte, sich vielmehr verbunden glaubte, mit mir gar kein Verkehr zu haben, um seinem Herrn keinen Verdacht gegen seine Treue einzuflößen. Alles was er thun könnte, wäre, Acht zu geben, ob der Herr von Villars nicht etwa andre Gesinnungen gegen den König faßte; ihn, wenn dieß geschehen sollte, darin zu bestärken, und zu versprechen, daß er alsdenn mir Nachricht davon geben wollte.

Heinrich gab die Sache auf; ehe wir aber auseinander giengen, fragte er mich noch um meine Meinung, was so wohl wegen der Belagerung als auch wegen des Prinzen von Parma zu thun wäre, der, wie man jezt erfahren hatte, über die Somme gegangen war, um seine Truppen mit dem Heer des Herzogs von Mayenne zu vereinigen. Der König zweifelte nicht, daß seine Absicht wäre, grade nach Rouen zu kommen, und eben so wenig, daß Villars nicht noch leicht sich so lange halten sollte. Ich antwortete ihm, ich glaubte,

hier

hier seyen zwey Dinge zu thun; und es hienge von ihm ab, sich für das eine oder das andre zu entscheiden. Das erste wäre, den Ort und die Art des Angriffs völlig zu verändern, ihn gegen die Stadt zu richten, und so heftig alle Kräfte anzustrengen, daß man sich noch vor der Erscheinung der Feinde derselben bemeisterte; das Andre, ohne Zeitverlust auf den Prinzen von Parma loszugehen, ihn anzugreifen und über die Somme zurück zu treiben, und dann ohne Furcht die Belagerung fort zu setzen.

Heinrich zog die lezte Meinung vor, da er aber dennoch nicht Lust hatte die Belagerung deshalb aufzuheben, aus Furcht, der Prinz von Parma, der blos diesen Zweck hatte, möchte nachher die Schlacht vermeiden, so sagte er mir, daß er ihn blos mit 7. bis 8,000 Pferden aufsuchen wolle, die so gut als er selbst bey der Belagerung unnütz wären. Mit dieser Reiterey wollte er ihn entweder angreifen, oder, wenn er noch nicht über die Somme gegangen wäre, ihm den Uebergang streitig machen. Er verließ mich indem er noch hinzusetzte, ich sollte mich bereit halten ihm zu folgen, aber nur mit 15 bis 20 Reitern, die ich in meiner ganzen Kompagnie auswählen sollte.

Zwey Tage nachher, bey meiner Rückkehr von Fresne l' Esplen nach Darnetal, erfuhr ich, daß Villars an der Spitze von 100 Pferden einen Ausfall gethan, und die Wache über den Haufen geworfen habe, und daß er noch weit größern Schaden würde angerichtet haben, wenn der König nicht, blos mit seinem Küraß bewafnet, nebst dem Baron von Biron, einem Englischen Offizier dessen Namen ich vergessen habe, Grillon und nach einigen andern, die grade in der Nähe waren, herbey geeilt wäre. Jene drey hatten besonders dabey sich mit Ruhm bedeckt. Grillon wurde durch

einen

einen Büchsenschuß der Arm zerschmettert. Der König, der sich fast in einer eben solchen Gefahr befand, als man von Alexander dem Großen in der Stadt der Oxidraker erzählt, zog sich mit gleicher Gegenwart des Geistes und Unerschrockenheit heraus; der einzige Unterschied besteht vielleicht darin, daß jene Geschichte ziemlich das Ansehn einer Fabel trägt, statt daß Heinrichs That zwey große Armeen zu Zeugen hatte.

Der Prinz von Parma stand mit seinen Truppen an den Ufern der Somme, und, zufrieden sich dieses Flußes versichert zu haben, machte er fast gar keine Bewegung. Der Gouverneur von Rouen hatte ihm sagen lassen, er könne noch eine ganze Zeit seiner Hülfe entbehren, und weil er die Absicht hatte, einen Hauptstreich auszuführen, so wollte er erst Sfondrate's Ankunft, der ihm die Völker Pabst Gregors XIV. seines Oheims, zuführte, und den Herzog von Mayenne erwarten, welcher aber so bald noch nicht kam. Er war gezwungen worden, mit seinen besten Truppen nach Paris zu gehen, um den Trotz der Sechszehn zu bestrafen, die die Gewalt, welche man ihnen gelassen hatte, gemißbraucht und sich unterstanden hatten, den Presidenten Prißon und noch einige Parlaments Räthe, die eben so ehrwürdig durch ihre Tugenden als durch ihr Alter waren, aufhängen zu lassen. Sie würden ohne Zweifel noch viel weiter gegangen seyn, wenn der Herzog, der vielleicht selbst den Eigensinn und die Einfälle dieser Meuter fürchtete, sie nicht durch die Wiedervergeltung bestraft hätte. Weil er aber doch bey dieser Handlung der Gerechtigkeit einige Maasregeln beobachten mußte, so konnte er nicht so geschwind, als er geglaubt hatte, sich mit dem Prinzen von Parma vereinigen.

So bald der König diese Umstände erfuhr, glaubte er nicht länger anstehen zu müssen, sich 1592.

in

in Bewegung zu ſetzen. Er überließ dem Marſchall von Biron die Fortſetzung der Belagerung, und nahm ihm nur 7. bis 8,000 Pferde weg. Dieſe beſtanden aus 3 — 4,000 Franzöſiſchen, eben ſo viel deutſchen Reitern, und 1,000 Büchſenſchützen zu Pferde; an der Spitze dieſer Truppen brach er von Darnetal auf, und marſchirte nach der Somme zu. Den erſten Tag kam er durch Boiſſiere und Neuf-Chatel; den zweiten durch Blangy, Londinieres, Longueville, Senerpon und Gamaches; am dritten rückte er mit einem abgeſonderten Haufen bis Folleville vor, und ließ das Hauptkorps unter der Anführung des Herzogs von Nevers.

Wir trafen auf einen ſtarken Trupp, unter den Herren von Roſne, Balagny, Vitry, dem Baron de la Chatre, Saint-Pol, la Motte und andern, die wahrſcheinlich in derſelben Abſicht, als wir, vorwärts gegangen waren, nehmlich um die Stellung und die Stärke des Feindes zu beobachten. Der König ſchickte den Baron von Biron und die Herren von Lavardin, Givry, Saint-Geran, Marivaut, Chanlivaut, la Curee, Arambures und noch einige ab, um ſie anzugreifſen; ſie wurden aber zurück getrieben und übel zugerichtet, ein Theil wurde zur Erde geworfen, unter dieſen war Lavardin. Heinrich eilte mit 200 Pferden ihnen zu Hülfe, und weil er glaubte, daß dieſer kleine Angriff vielleicht ein ernſthafters Gefecht, wenigſtens unter der Reiterey, nach ſich ziehen könnte, ſo ſchickte er dem Herzog von Nevers Befehl, zu eilen. Aber der Prinz von Parma, der ganz entgegengeſetzte Abſichten hatte, hielt ſeine Schwadronen zurück, die von ſelbſt umgekehrt waren, da ſie die unſrigen hatten vorrücken ſehen. Da der König jezt keine Wahrſcheinlichkeit mehr ſah, mitten zwiſchen ihren Bataillons etwas gegen ſie unternehmen zu können, und der Tag ſich auch

ſchon.

ſchon neigte, ſo begnügte er ſich, dadurch, daß er ſein Nachtquartier zu Breteuil nahm, die Feinde ſo viel als möglich einzuſchränken und ihnen immer zur Seite zu bleiben; hier aber mußten ſeine Reiter, aus Furcht vor einem Ueberfall, ſehr enge beyſammen ſtehn. Ein Theil ſogar mußte die Nacht auf der Feldwache bleiben, obgleich der Erdboden mit Schnee bedeckt war.

Die Hitze, mit welcher der König einem ihm an Stärke weit überlegnen Feind entgegen gieng, erweckte von neuem unſre Furcht, über die Gefahren, denen er ſich ausſetzte, und bewog uns ihm mit Nachdruck die Folgen davon vorzuſtellen. Aber er, der jetzt nichts mehr von der Schonung wußte, um die wir ihn baten, änderte deshalb nichts in ſeinem Betragen. Er begnügte ſich blos, dreißigen von uns die er nannte, zu befehlen, bey keiner Gelegenheit von ſeiner Seite zu weichen; ein in der That ſehr ehrenvoller Auftrag, wonach jedoch die Begierde durch die damit verknüpfte Gefahr ziemlich gedämpft wurde. Mit dieſer Vorſicht, die nichts weniger als hinreichend war, ſetzte er ſich von nun an nur noch mehr aus.

Er erfuhr, daß der Herzog von Guiſe, der den Vortrab des Prinzen von Parma führte, ſich an die Spitze ſeiner Schwadronen geſetzt hatte, um die Einquartierung ſeines Fußvolks in dem großen Flecken Bures zu erleichtern. Sogleich faßte er den Entſchluß, dieſe Schwadronen aufzuheben, und führte ihn mit auſſerſtem Nachdruck mit 1200 Reutern und 1000 Büchſenſchützen zu Pferde aus. Eine große Anzahl der Feinde blieb auf dem Platze, die übrigen ergriffen die Flucht. Die grüne Standarte des Herzogs von Guiſe wurde erobert, und das ganze Gepäck geplündert. Heinrich, der keinen dieſer Reiter wollte entkommen laſſen, und der beſonders

gern

gern ihren Anführer in seiner Gewalt gehabt hätte, schickte eiligst dem Herzog von Nevers Befehl, so schnell als möglich nach Bully vorzurücken, sich des Weges zu bemächtigen, auf welchen, wie er vermuthete, der Herzog von Guise und die Flüchtlinge zu der Hauptarmee zurückkehren würden, und sie alle zu Gefangenen zu machen. Mir befahl er, den Herzog von Nevers mit 60 Pferden zu unterstützen. Ich gehorchte ungern, denn ich dachte wohl vorher, daß diese Sache, da sie solchen Händen anvertraut war, ein ihres Anfangs wenig würdiges Ende nehmen würde.

Der Herzog von Nevers war der langsamste Mensch unter der Sonne; er schickte erst voraus, um die besten Wege auszusuchen, und marschirte dann im Schritt nach Bully zu, die Hände und die Nase in seinem Muff vergraben, und seine ganze Person wohl eingepackt in einer Kutsche. Dießmal indessen wäre ihm sein großes Phlegma beynahe übel bekommen. Er hatte sich so lange aufgehalten, daß der Prinz von Parma, der weit rascher war als er, Zeit gewonnen hatte, ein Regiment von 1500 Mann nach Bully zu schicken, welche mit solcher Eil marschirten, daß sie mit dem Anfang der Nacht dort anlangten. Die aufgehende Sonne des folgenden Tages fand endlich den Herzog von Nevers auf der Höhe des Berges, an dessen Fuße Bully liegt, umgeben von einer Menge Trupps, die er aus übergroßer Vorsicht gegen einen fliehenden Feind heute noch verdoppelt hatte. Die ersten, 50 Mann stark, marschirten 2 bis 3000 Schritte voraus, und 100 Mann dicht vor seinem Wagen. Unglücklicher weise hatte er aber mit aller seiner Vorsicht vergessen, sich dieses Weges zu versichern, und selbst nur einen einzigen Soldaten dahin zu stellen, um die Gegend zu beobachten. Er fieng an ganz gemächlich den Hügel

herabzufahren, und ruhiger in der That, als wenn er gewußt hatte, was für Leute er unten antreffen würde. Seine vorderſten Trupps, die in das Städchen hinein kamen, wunderten ſich nicht wenig, ſo gute Geſellſchaft daſelbſt zu finden. Weil aber die Kälte ſehr heftig war, ſo hatten die Feinde ihre Waffen und ihre Piken abgelegt, und ſich um ein groſſes Feuer herumgelagert, dieß gab den 50 Reitern Zeit mit verhängtem Zügel davon zu eilen. Sie flohen aber nicht nach der Seite zurück, wo ihr Anführer herkam, ſondern ſie ſprengten durch den ganzen Flecken durch und eilten zu der entgegengeſetzten Gaße hinaus, und bekümmerten ſich wenig darum, was aus dem Herzog werden würde, der grade damals mit ſeinem Wagen in dem tiefſten Orte des holprichten und ſteilen Weges am Abhang des Hügels ſteckte. Hier hörte er die Flintenſchüſſe, die die Feinde ſeinem Vortrab nachſchickten: der zweite Haufen kam zu gleicher Zeit, ihm Nachricht von dem Feinde zu geben, dieß geſchah aber mit ſo vieler Beſtürzung, daß Nevers vor Schrecken erſtarrte, und dießmal ſich entſchloß zu eilen. Er warf Muff und Pelz von ſich, wobey er nicht unterließ alle Augenblicke der Henker! zu rufen, und mit ſeinen Leuten zu zanken, die nicht geſchwind genug kamen um ihn aus dem Wagen zu helfen. Durch das alles aber wurde die Kutſche noch nicht wieder los, welche man endlich rückwärts bis oben auf den Berg wieder heraufſchieben mußte, wo ſich der Herzog abermals hineinſetzte, und etwas geſchwinder als im Schritt ſein letztes Nachtquartier wieder erreichte. So gut unterſtützten wir den König bey dieſer Gelegenheit; ein lächerlicher Streich, wobey die Furcht weit gröſſer war als die Gefahr, denn es wurde kein einziger Mann dabey verlohren.

Der Prinz von Parma hatte aber durch dieſe wichtige Unternehmung gelernt, mit was für einem

Fein-

Feinde er zu thun habe und wagte hinfort nicht mehr, seinen Vortrab von der Armee zu trennen. Er verdoppelte sein Mißtrauen so sehr, da er sahe, daß ihn der König fast nicht aus dem Gesicht verlohr, daß dieß wahrscheinlich ihn hinderte, aus dem Gefecht bey Aumale allen den Nutzen zu ziehen, den es ihm hätte bringen können. Diese ausserordentlich kühne That des Königs verdient, daß man sich dabey aufhalte.

Einige Tage nach dem eben erzählten Vorfall, war der König, der dem Prinzen von Parma in einer weiten Entfernung immer zur Seite blieb, mit 6000 Pferden bis Aumale vorgerückt. Givry, den er mit einigen Pferden auf Kundschaft ausgeschickt hatte, brachte die Nachricht, daß die feindliche Armee in bester Ordnung in der Ebene grade auf ihn zu käme, wahrscheinlich um ihn zum Rückzug zu zwingen, und alsdann anzugreifen. Der König versammlete den Kriegsrath, und da er fand, daß er, wie er sich ausdrückte, zu stark und zu schwach wäre, so ließ er sein ganzes Korps Kavallerie auf den Wegen nach Ophy, Blangy und Neuf-Chatel zurück gehen, und behielt blos 400 Reuter und 500 Büchsenschützen zu Pferde bey sich. Mit diesen beschloß er in die Ebene vorzurücken, um genau den Zustand und die Anzahl der Feinde zu beobachten, und, indem er um sie herumschwärmte, vielleicht eine Schwadron aufzuheben oder nieder zu hauen.

Er ritt mit seinen 900 Pferden auf den Hügeln von Aumale hin, und marschierte 2 Meilen, ohne etwas gewahr zu werden. Unterdeß war das bisher sehr dunkle Wetter ausserordentlich hell geworden, und Givry kam zum andernmal zurück, um ihm genauen Bescheid von allem, was er von den Feinden wußte, zu bringen. Sie waren so nahe, daß man die Trompeten und Trommeln derselben hören konnte; Heinrich

wollte sie aber selbst sehen. Er beobachtete sie genau, und fand, daß sie 17 bis 18000 Mann Fußvolk und 7 bis 8000 Reiter stark seyn konnten. Sie marschierten in einer geschloßnen Kolonne, die Kavallerie in der Mitte zwischen den Bataillons, und die Flanken so gut durch Wagen und Gepäcke bedeckt, daß es unmöglich war heran zu kommen. Er glaubte nun, nachdem er die Stellung des Feindes gesehn hatte, noch zu stark zu seyn, behielt nur 100 Pferde in allem bey sich, und befahl den Andern, sich hinter die Chaußee und den Flecken Aumale zurück zu ziehen. Den 300 Pferden von seiner Schwadron gab er ausserdem noch Befehl, am Abhang des Berges halten zu bleiben, damit sie im Fall der Noth bey der Hand wären, ihm zu Hülfe zu kommen; die 500 Büschenschützen aber, über die er Lavardin das Kommando gab, sollten sich an die Gräben, Hecken und kleinen Anhöhen stellen, die sich an dem Eingang zu dem Städtchen hin strecken, von wo aus sie denjenigen von den Feinden, die sich etwa zu weit vorwagten, sehr beschwerlich werden konnten. Er selbst mit seinen 100 Pferden erwartete nicht nur die feindliche Armee, sondern gieng ihn sogar noch entgegen.

Wir sahen einander jetzt alle an, voll Erstaunen über einen Entschluß, wo wir nichts als Verwegenheit sahen, und der den König fast einem gewissen Tod aussetzen mußte. Niemand wagte es zu reden, und Niemand glaubte doch schweigen zu dürfen. Endlich wurde ich im Namen aller Uebrigen abgeschickt, um dem Könige vorzustellen, was er wagte, und ihn wo möglich auf einen andern Entschluß zu bringen Ich that es, indem ich dabey äusserst vorsichtig in meinen Ausdrücken war. „Das ist eine Rede von Leuten, die sich fürchten, „antwortete er mir. „Niemals hätte ich „das von euch allen erwartet.“ Ich bat ihn, uns nicht

so

ſo ſehr unrecht zu thun, um dieſen Gedanken von Einem von uns zu hegen. Die einzige Bitte, die wir an ihn thäten, wäre, uns zu befehlen, was ihm beliebte, wenn nur Er ſich zurück zöge. Er hat mir nachher geſtanden, daß durch dieſe Worte innigſt gerührt, ihm die ſeinigen gleich gereuten. Er antwortete mir, ich könnte ihm von unſrer Treue nie ſo viel ſagen, daß er ihr doch nicht noch mehr zutraute. „Aber" ſetzte er ganz kalt und mit einer Mine hinzu, aus der ich wohl ſah, daß es vergebens wäre mehr mit ihm davon zu reden, „aber „glaubt auch, daß ich nicht ſo unbeſonnen bin, als ihr „euch einbildet. Meine Haut iſt mir ſo lieb, als jedem „Andern die ſeinige, und ich werde mich ſchon ſo zur „rechten Zeit zurück ziehen, daß kein Schaden daraus „entſtehen ſoll."

Der Prinz von Parma konnte nicht anders glauben, als daß hinter dieſer kühnen Bewegung irgend eine Liſt verborgen wäre, vielleicht um ſeine Reiterey in das ebne Feld hinaus zu locken, wo ſie von der königlichen würde angegriffen werden, die, wie er ſich vorſtellte, den ſeinigen überlegen und irgendwo verſteckt wäre. Er vermuthete ſelbſt einige Zeit lang, daß unſre ganze Armee in der Nähe ſeyn könnte, und da er gar nicht die Abſicht hatte, eine Schlacht zu liefern, ſo verließ er ſeinen Poſten im Mittelpunkt der Armee nicht, wo er auf einem ofnen Wagen ſaß, ohne Waffen und ohne Stiefel, und ſich Mühe gab, die Wuth der Soldaten zu dämpfen, die es ungeduldig litten, daß 100 Mann 30,000 ungeſtraft trotzen wollten. Da er aber durch den Bericht ſeiner leichten Reiter und ſeiner Karabiners verſichert war, daß er wenigſtens in dieſem Augenblick nicht mehr als 100 Pferde vor ſich hatte, und daß die übrige Kavallerie des Königs, wenn ſie auch dabey wäre, doch nicht näher als jenſeits des Thals ſeyn könn-

te, ſo glaubte er, er könne uns ohne Gefahr angreiſſen. Diß that er ſo plötzlich und an ſo vielen Orten auf Einmal, daß wir bis in das Thal zurück gejagt und geſchlagen wurden. Hier war es, wo unſre Büchſenſchützen hätten ſtehen ſollen. So wie wir heran kamen, rief der König: Feuer! nachdem er uns vorher befohlen hatte, nicht zu feuern, damit die Feinde hier einen Hinterhalt vermuthen, und anhalten ſollten. In der That blieben ſie auch auf der Stelle halten, da ſie aber ſahen, daß auf dieß Kommando nur 50 oder 60 Schüſſe erfolgten, die wir thaten, ſo kamen ſie nun deſto heftiger wieder auf uns los.

Unſre Büchſenſchützen hatten — entweder aus Furcht, oder auch um eine vortheilhafte Stellung zu nehmen — ſich bis an einen Ort zurück gezogen, der viel tiefer war, als der ihnen beſtimmte; ſie waren vorzüglich Schuld an dem Unglück, welches uns begegnete. Die feindlichen Schwadronen, aufgemuntert, da ſie nur ſo wenig Widerſtand fanden, ſetzten uns immer heftiger zu, und wir konnten nicht verhindern, daß ſie mit uns handgemein wurden. Man ſtelle ſich die Gefahr vor, in der wir ſchwebten, da wir jezt gezwungen waren uns gegen dieſe Menge mit dem Piſtol, ja gar mit dem Degen zu ſchlagen. Sie konnte meines Erachtens nicht größer ſeyn, denn von Hunderten waren wir nun nur noch Vierzig. Da Heinrich jezt ſahe, daß Niemand kam, um ihn aus dieſer üblen Lage zu ziehen, ſo ſuchte er ſich zurück zu ziehen, ob dieß jezt gleich faſt ſo gefährlich war, als die Vertheidigung, weil wir eine Brücke paſſiren mußten, die noch ziemlich weit entfernt war. Mit einer bewundernswürdigen Kaltblütigkeit ſtellte er ſich hinter den ganzen Haufen, und ließ ihn ſich einzeln nach der Brücke von Aumale zurückziehen, worüber er, durch des Königs gute Anordnung, ohne alle Verwirrung

rung kam. Heinrich gieng zu allerletzt herüber, und hielt Stand, bis daß keiner von uns mehr auf der feindlichen Seite der Brücke war. In diesem Augenblick bekam er einen Schuß in die Seite, und es war ein außerordentliches Glück, daß er nur diesen bekam Seine Wunde hinderte ihn jedoch nicht, noch auf der andern Seite der Brücke zu fechten, indem er sich immer nach den Hügeln zurück zog, wo unsre 400 Pferde dem Feinde so gut die Stirne bothen, daß der Prinz von Parma, mehr als jemals überzeugt, daß man ihn blos in ein Treffen ziehen wollte, seinen Leuten verboth, weiter vorzudringen, und sie alle nach Aumale zurück rief.

Der König erreichte Neuf-Chatel, wo seine Wunde ihn zwang, sich zu Bette zu legen. Die Bestürzung, welche darüber auf allen unsern Gesichtern zu lesen war, verschwand, als die Wundärzte uns versicherten, daß sie nicht beträchtlich wäre. Er ließ uns alle vor sein Bette kommen, und unterredete sich vertraulich mit uns über die Gefahren dieses Tages. Hierbey muß ich als etwas sonderbares anmerken, daß von uns Allen, die wir in dem Zimmer des Königs waren, nicht zween über die genauern und besondern Umstände des Gefechts einig waren. Das ganze war indessen so, wie ich es erzählt habe; alles, was mir zweifelhaft schien, habe ich unterdrückt. Die ganze Handlung sey vorgegangen, wie sie wolle, so viel ist gewiß, die Lebensgeschichte weniger Monarchen wird eine ähnliche darbieten. Dem Prinzen von Parma schadete bey dieser Gelegenheit seine gar zu große Klugheit; sie hinderte ihn, dieß ganze Geschwader nieder zu hauen, oder welches eben so viel ist, an diesem Tage durch den Tod oder die Gefangennehmung des Königs dem ganzen Krieg ein Ende zu machen. Eins oder das andre war unvermeidlich. Aber der Prinz war fest entschlossen, nicht eher etwas zu un-

ternehmen, als bis der Herzog von Mayenne würde sich mit ihm vereinigt haben, denn er hatte keineswegs Lust, allein die ganze Last eines Krieges zu tragen, wovon die Früchte blos für diesen seyn würden. Das Zögern des Oberhaupts der Ligue war ihm unbegreiflich. Der Verdacht, den er daraus schöpfte, machte, daß er auf einmal den Marsch seiner Armee veränderte, und wieder gegen die Somme zurück kehrte. Diese Handlung war bey einem Fremden zu entschuldigen, der sich mitten in einem Lande befindet, wo er den Krieg nicht für sich selbst führt. Heinrich, der alles, was das lezte Gefecht ruhmvolles für ihn gehabt hatte, nicht in Betrachtung zog und es blos den Irthum von Aumale nannte, suchte diesen heldenmüthigen Irthum zu verbessern, und konnte sich nicht entschließen, den Spanischen Feldherrn ruhig seinen Rückweg nehmen zu lassen. Er verschob die Heilung seiner Wunde auf eine andre Zeit, stieg zu Pferde und verfolgte den Feind mit beständigen Scharmützeln, voll Verdruß, daß er nicht noch mehr thun konnte. Aber er hatte einen geschickten General vor sich, der, was er auch thun mogte, ihm stets eine Fronte von Infanterie entgegen stellte, in welche es unmöglich war einzudringen, und der sich mit so vieler Klugheit betrug, daß man ihm nie beykommen konnte, selbst da nicht, als er über den Fluß gieng. Der König verließ ihn endlich zu Pontdormy oder Pont de Remy an der Somme, kehrte nach Neuf-Chatel zurück und ließ sich bey dem Herrn von Clair von seiner Wunde heilen, der auch mich als einen Freund und Verwandten aufnahm. Ich behielt blos einen Kammerdiener, einen Pagen und einen Lakaien bey mir, meine übrigen Leute schickte ich in mein Quartier von Rouen zurück.

Der Erfolg dieser Belagerung wurde täglich zweifelhafter. Der König erhielt einen Kurier zu Clair, welcher

welcher ihm berichtete, daß Villars an der Spitze von 200 Pikeniern und 3 — 400 Reitern bey Nacht einen wütenden Ausfall gegen Darnetal gethan, die Deutschen Fusvölker niedergehauen habe, bis in das Quartier des Königs gedrungen sey, und dort 6 Kanonen und den ganzen Vorrath von Pulver weggenommen habe. Damit noch nicht zufrieden habe er sich nunmehr gegen die Laufgräben gewendet, diese im Rücken angegriffen, 3— 400 Mann daselbst in die Pfanne gehauen, die übrigen aber in die Flucht geschlagen, und sey nicht ehe zurück gegangen, als bis er die Belagerer aus allen ihren Werken verjagt, und diese gänzlich zerstöhrt hätte.

Diese traurige Nachricht rufte den König schnell nach Rouen zurück. Hier überzeugte er sich, daß das ganze Uebel blos durch den Fehler des Marschalls von Biron entstanden sey; aber ob er es gleich unwiederbringlich schätzte, und gegen diesen General deswegen sehr aufgebracht war, so hütete er sich doch sehr, dieß im geringsten merken zu lassen. Der natürliche Haß der Katholiken von seiner Partey gegen die Protestanten hatte diese Gelegenheit ergriffen, den Marschall zu beschimpfen, den sie, nächst dem Könige für die vornehmste Stütze der Hugenotten hielten. Sie sagten ganz laut, der Himmel würde nie Heinrichs Sache begünstigen, so lange er der Ketzerey anhienge; eine sehr vernünftige Behauptung, besonders nach allen dem Glück, welches bisher seine Unternehmungen gekrönt hatte. Sie setzten sich selbst dem göttlichen Fluch aus, fügten sie hinzu, indem sie mit diesem verworfnen Haufen Gemeinschaft hielten. So fochten sie ihren blinden Eifer an, und waren gar so weit gegangen, daß sie sich vornahmen, alle Hugenotten, die ohne Unterschied mit den Katholiken begraben waren, wieder auszugraben, und ihre Leichname den Raubvögeln zur Beute hinzu werfen.

Zwey Urſachen hinderten jedoch die Ausführung dieſes Vorſatzes, der der Religion eben ſo zu wieder als unnatürlich war, — die Schwierigkeit alle dieſe Körper wieder zu erkennen, und die Furcht, daß die Proteſtanten, welche zwey Drittheile der Armee ausmachten, glauben mögten, ihre Ehre beruhe darauf, an den Lebenden eine Beleidigung zu rächen, welche der Religionseifer für die größte von allen hält.

Der König, der dieſe gegenſeitigen Geſinnungen beider Parteien wohl merkte, tadelte Niemanden, und unterdrückte ſeine Unzufriedenheit, die nur der allgemeinen Wuth neue Kräfte gegeben haben würde; im Gegentheil ſagte er abſichtlich vor aller Welt, das Uebel ſey nicht ſo groß, als man ſichs einbildete. In der That auch mogte es ſo groß ſeyn, als es wollte, ſo ſchien es ihm doch bey weitem noch nicht ſo gefährlich, als eine Trennung, die ohne eine außerordentliche Mäßigung von ſeiner Seite alle Katholiken von ſeiner Armee entfernen, oder bey der erſten Gelegenheit die eine Hälfte ſeiner Anhänger gegen die andre bewafnen konnte. Es war ſehr hart für ihn, bey ſo mancherley und ſo empfindlichem Kummer gezwungen zu ſeyn, ihn in ſein Herz zu verſchließen, und ſtatt unumſchränkt zu befehlen ſich ſtets zum Nachgeben und zur Gefälligkeit herablaſſen zu müſſen. Aber er wußte wohl, daß wenn die Sprache des Befehls von einem Mann, deſſen überlegne Talente bewährt ſind, alle Menſchen zum Gehorſam treibt, ſie doch nichts über Herzen vermag, welche der Religionseifer beſeelt und entzweiet.

Eben ſo gut ſah er aber auch ein, daß nach dem Unglück, welches durch eine ſo üble Aufführung entſtanden war, ihm nichts übrig blieb, als die Belagerung von Rouen aufzuheben, und er ſuchte nur einen ſchicklichen Vorwand zu finden, um nicht bey dieſer Gelegenheit

heit den allgemeinen Geist der Uneinigkeit wieder zu erwecken. Aus diesem Grunde machte ihm die Nachricht viel Freude, daß der Prinz von Parma, durch Sfrondate und Mayenne verstärkt, jezt mit großen Märschen zurück käme, um ihm eine Schlacht zu liefern. Diese Gelegenheit schien ihm sehr günstig, um den Schimpf der aufgehobnen Belagerung zu mindern, und die Wuth beider Partien, die sein Heer trennten, gegen den gemeinschaftlichen Feind zu lenken.

Um Zeit zu gewinnen, daß er seine Linien ohne Verwirrung verlassen und die Ordnung des Marsches bestimmen könnte, schickte er Givry ab, um sich in Neuf-Chatel zu werfen, welches der Feind wegnehmen mußte, ehe er sich Rouen nähern konnte. Dieser Platz, obgleich ziemlich gut bevestigt, hielt sich bey weitem nicht so lange, als er gehofft hatte; an wem die Schuld lag, ist schwer zu entscheiden. Sie wurde ganz und gar auf Palcheux geschoben, der, obgleich ein alter und durch seine Thaten so wohl als durch seine Wunden ausgezeichneter Offizier, nicht so mächtig war und weniger Beschützer hatte, als Givry, und daher das ganze Ungewitter tragen mußte, und, wie mich dünkt ziemlich ungerechter Weise, zu Dieppe in Arrest gesetzt wurde. Die Verwandten und Freunde, welche die Besatzung von Neuf-Chatel in der Armee der Ligue hatte, scheinen mir die wahre Ursach gewesen zu seyn, daß dieser Ort, der sich schon in der Mitte des Märzes ergab, so wenig Widerstand that. Die Vorsicht und die Schnelligkeit des Königs verbesserte diesen unangenehmen Umstand. Er zog alle seine Truppen von Rouen zurück, ohne den mindesten Schaden zu leiden; setzte sich an ihre Spitze und marschirte ohne Zeitverlust nach der Seite zu, von welcher der Prinz von Parma sich dieser Stadt näherte.

Er

Er war bis in eine Ebne gekommen, welche der Feind poſtiren mußte; er erwartete ihn hier, und ſo bald er erſchien ließ er dem Prinzen von Parma die Schlacht anbieten. Dieſer nahm ſie dem Anſchein nach mit Freuden an, ob er gleich innerlich weit davon entfernt war. Er fürchtete ſich, gegen einen ſolchen Feldherrn, wie er Heinrichen hatte kennen lernen, ſeinen Ruf, als der geſchickteſte Kriegsmann in ganz Europa, den ihm eine Reihe ſchöner Handlungen unter ſeinen Anhängern erworben hatte, aufs Spiel zu ſetzen. Da er ſich in einer Lage befand, wo er zum Treffen gezwungen werden konnte, ſo wendete er, um es zu vermeiden, ſeine ganze Kunſt in den geſchickteſten Bewegungen an. Er ließ die beſten Truppen aus ſeinem Fusvolk vorrücken, und bildete aus ihnen eine Fronte in Schlachtordnung, hinter welcher er ſeine Reiterey ſtellte. Hinter dieſer Infanterie aber, die völlig in der Verfaſſung zum Treffen da ſtand, und die nur das Zeichen zum Angriff zu erwarten ſchien, marſchirte die ganze Kavallerie, der Reſt des Fusvolks und alles Gepäck nach den engen Päſſen ab, die ſeinem Lager zum Ausgang dienten. Durch Hügel und lange Anhöhen bedeckt, welche der Prinz von Parma ſich treflich zu Nutze zu machen wußte, waren ſie bald der königlichen Armee unerreichbar, wo man kein Wort von dem wußte, was hinten im feindlichen Lager vorgieng. Die Fronte von Infanterie, die gar keine Tiefe hatte, nahm zulezt denſelben Weg, als die andern, und in 24 Stunden war alles verſchwunden, ohne daß es wegen des unebnen von engen Päſſen und tiefen Thälern durchſchnittnen Bodens möglich geweſen wäre, den Feind auf ſeinem Rückzuge zu beunruhigen oder nur ſeinem Nachtrab bey zu kommen.

Der Prinz von Parma war ſehr zufrieden, ſo ohne den geringſten Verluſt bis vor die Thore von Rouen ge-

gekommen zu seyn. Er wußte wohl daß niemand kühn genug seyn würde, ihn unter den Mauern dieser Stadt angreifen zu wollen. Seine Absicht war, etwa sechs Wochen daselbst zu verweilen, um seine Armee in dieser Zeit zu erfrischen, und dann über Neuf-Chatel, Aumale, Saint-Valery und Pontdormy nach der Somme zurück zu kehren. Er schränkte alle Unternehmungen dieses Feldzugs darauf ein, die Hauptstadt der Normandie und die übrigen ligistischen Städte in den Stand gesetzt zu haben, daß sie die Armee des Königs nicht zu fürchten brauchten. Heinrich merkte seine Absicht, aber er bestand nicht eigensinnig darauf, einer so gut postirten Armee die Spitze bieten zu wollen, sondern ließ den Prinzen von Parma seines Triumfs sich freuen, und suchte ihm eine andre Falle zu bereiten. Er ließ seine ganze Armee auseinander gehen, als ob er sie jezt nicht mehr brauchen könnte, oder als ob ihn die Nothwendigkeit dazu zwänge. Ein Theil derselben wurde in Arques, Dieppe, Gournay, Andely, Gisors, Magny und andre entferntere Orte verlegt; ein andrer Theil bekam Mante, Meulan und die umliegende Gegend zu seinen Quartieren. Der Ueberrest wurde um Pont-de-l' Arche, Evreux, Passy, Vernon, Conches und Breteuil zerstreut; er selbst nahm seinen Standpunkt zu Louviers. Der Anschein rechtfertigte dieß Betragen. Es wäre unmöglich gewesen, länger einer so zahlreichen Armee Unterhalt zu verschaffen, wenn sie beysammen blieb. Aber durch die Vertheilung seiner Quartiere, besonders der lezten, wohin er seine besten Truppen gelegt hatte, und vermittelst des Versprechens, das er von den Offizieren genommen hatte, sich auf den ersten Befehl zu Pont de l' Arche zu versammlen, war es ihm leicht, seine ganze Armee in kurzer Zeit beysammen zu haben, und er hoffte durch seine Entfernung den Spanischen Feldherrn so sicher zu machen, daß er ihm

hier

hier oder da eine Blöße geben würde, um ihn zu überfallen, wenigstens bey seinem Rückzuge.

In der That ließ der Prinz von Parma, welcher befürchtete, daß Rouen, von einer solchen Menge Menschen umgeben, bald Mangel an Lebensmitteln leiden mögte, und dem man täglich vorstellte, daß gar keine Gefahr dabey wäre sich auszubreiten, einen Theil seiner Truppen nach Pont-Audemer vorrücken: d' Hacqueville überlieferte ihm auf eine ziemlich feige Art diese Stadt; der König schien sich gar nicht darum zu bekümmern. Er that auch, als ob er die Absichten des Feindes auf Andebec an der Seine unterhalb Rouen, welches dieser Stadt vielen Abbruch that, nicht merkte, und ließ es ruhig wegnehmen, indem er versäumte dem Gouverneur desselben, la-Garde, Hülfe zu schicken. Er sah mit Vergnügen, daß die Feinde nach diesen beiden Eroberungen, durch die Bequemlichkeit der Quartiere und der Lebensmittel angelockt, sich so weit als möglich unterhalb Rouen an dem Flusse ausbreiteten. Zwar argwöhnte der Spanische General immer irgend eine geheime Absicht unter dieser Unthätigkeit, von der er Heinrichen stets so entfernt gefunden hatte, und es ist außer Zweifel, daß er nicht so viel gewagt haben würde, wenn er der einzige Anführer dieser Armee gewesen wäre. Aber er verließ sich auf die Versicherung seines Kollegen, des Herzogs von Mayenne, der damals in Rouen krank lag, daß ihm durchaus kein Schaden daraus entstehen könnte. Er mußte freilich voraussetzen, daß diesem die Lage und das Innere des Landes besser bekannt wäre.

Der König beschloß jezt, da er sah, daß der Feind gleichsam selbst seinen Absichten entgegen kam, die Ausführung derselben zu beschleunigen. In weniger als acht Tagen hatte er 20,000 Mann zu Fuß und 8,000 zu

Pfer-

Pferde verſammlet, mit welchen er ohne Zeitverluſt über Varicarville und Fontaine-le-Bourg vorrückte, ſich aller Zugänge, zwiſchen Rouen und Andebec bemächtigte, und dadurch begann ſich für die Wegnahme von dieſem Ort und von Pont-Audemer zu rächen, daß er den Truppen, die daſelbſt ſtanden, alle Gemeinſchaft mit der Hauptarmee abſchnitt, welches ſie faſt ganz in ſeine Hände lieferte. Gleich nachher grif er in Perſon mit 3,000 Pferden und 10,000 Mann Infanterie den Vortrab der Feinde an, welchen der Herzog von Guiſe anführte. Die Beſtürzung über ſeine plötzliche Ankunft machte ihm die Niederlage dieſes Korps ſehr leicht. Der Herzog wurde im erſten Angriff geſchlagen, und gezwungen in größter Eil zu der Infanterie zurück zu eilen, wobey er eine große Anzahl Todte auf dem Platz, und das ganze beträchtliche Gepäck in den Händen der Sieger ließ.

Bey dieſer Neuigkeit wie vom Donner gerührt, richtete der Prinz von Parma jezt ſeine ganze Sorge dahin, ſeine übrigen Quartiere ſicher zu ſtellen. Er bewirkte dieß, indem er den Herzog von Guiſe zu Yvetot poſtirte, ſeine zerſtreuten Truppen aber näher um ſein verſchanztes Lager zuſammen zog. Er hätte ſie lieber alle darin eingeſchloſſen, aber es war zu klein, um ſie zu faſſen, er befahl ihnen daher, ſich nicht davon zu entfernen, ihre Poſten genau zu behalten und dicht, bey einander zu bleiben. Dieſe Vorſicht ſchien ihm aber doch noch nicht hinreichend; er ſtellte noch drey tauſend Mann in ein Holz, welches an dem Ende der verſchiednen Quartiere lag, die ſein Lager umgaben, um dadurch ſeine Flanken zu decken. Dieß Holz ließ er beveſtigen und mit Verſchanzungen umgeben, welche durch eine Linie mit ſeinem Lager zuſammen hiengen. Der lezte Schritt des Königs hatte ihn dem Prinzen von Parma

ma außerordentlich furchtbar gemacht. Mit vieler Vorsicht und einer großen Aufmerksamkeit, immer gleich in Person dahin zu eilen, wo seine Gegenwart nöthig seyn könnte, hoffte er jedoch Heinrichs Absichten zu vereiteln. Er irrte sich abermals. Gleich am folgenden Tage gab der König dem Baron von Biron Befehl, mit 8,000 Mann Infanterie, welche in gleichen Anzahlen aus Teutschen, Engländern und Holländern bestanden, um sie durch den Wetteifer anzuspornen, das Holz anzugreifen. Er ließ sie durch 600 Mann schwer bewafneter Reiter unterstützen. Der Angriff dauerte drey Stunden, am Ende derselben wurde das Holz erobert. Da die, welche es vertheidigten, sich übermannt sahen, zogen sie sich in Unordnung zu dem befestigten Lager zurück, nachdem sie über 800 Mann verlohren hatten. Ihre Flucht entblößte den größten Theil der Quartiere, besonders das zu Yvetot, wo der Prinz den Herzog von Guise mit demselben Vortrab, der schon einmal so viel gelitten hatte, gleichsam als in einem Zufluchtsort hatte einschließen wollen.

Heinrich, als ob er es persönlich auf den Herzog von Guise angelegt hätte, eilte das Quartier von Yvetot zu beobachten; und da er aus dem Lermschlagen und „zu Pferde!" schreien schloß, daß man sich dort noch nicht recht sicher glaubte, so stürzte er mit 400 Musketiern und Pikeniern, und 1,000 Mann Infanterie, die mit Pistolen und Hellebarden bewafnet waren, sich auf dieß Quartier, und grif es von verschiednen Seiten auf einmal an. Der Prinz von Parma hatte so schleunig auf einander folgende Unternehmungen nicht erwartet, er sah den Augenblick kommen, wo seine ganze Avant-Garde würde in die Pfanne gehauen werden. Jezt dachte er blos auf das, was die Nothwendigkeit erforderte, eilte in Person hin, und hielt mit Nachdruck alle

volle unsre Anfälle aus, bis alle Truppen aus diesem Quartier das verschanzte Lager erreicht hatten. Er verlohr 6 bis 700 Mann dabey, fast alles regulirte Truppen. Das größte Unglück war aber, daß in dem Augenblick, wo er mit seiner Person bezahlte, und zeigte, daß er eben so gut sich zu schlagen als zu befehlen verstand, er eine gefährliche Wunde am Arm bekam.

Dieß Gefecht hatte bis in die Nacht gedauert. Statt nach einem so schön vollbrachten Tagewerk auf Ruhe zu denken, wendete der König die nächtlichen Stunden nur dazu an, sich noch größere Vortheile vorzubereiten. Er urtheilte, daß die feindliche Armee, obgleich zahlreich und durch Verschanzungen bedeckt, dennoch durch den Schrecken schon halb überwunden und in ihrem Lager so eng zusammen gepreßt wäre, daß die Anzahl ihm mehr schädlich als nutzbar seyn müßte; er bedachte sich daher keinen Augenblick, sie in ihren Linien zu überwinden zu suchen. Diese Schnelligkeit, womit er zu Werke gieng, war bey ihm nicht nur die Wirkung seines Naturels sondern auch die Frucht des Lesens. Vorzüglich studirte er die Lebensgeschichten Scipios und Caesars, die er über alle Helden des Alterthums schätzte. — Noch während der Nacht läßt er sechs Kanonen vorrücken und auf die Verschanzung des Lagers richten, um mit Anbruch des Tages sich ihrer bedienen zu können. Er besucht seine ganze Armee, und richtet alles ein, damit sie sich zu eben der Stunde und auf demselben Platz in Schlachtordnung versammlet finde. Seine Befehle werden auf das pünktlichste befolgt, und das Glück seiner letzten Unternehmungen giebt jedem seiner Worte ein Gewicht, welches auch die aufrührischsten Köpfe gelehrig macht.

Hier aber kann ich dem Prinzen von Parma die größten Lobsprüche nicht versagen, wegen einer

That, die nach meiner Meinung nie genug bewundert werden kann. Er hatte sein Lager zwischen Rouen und Caudebec in einiger Entfernung von der Seine, über die in dieser ganzen Gegend keine Brücke war. — Am folgenden Morgen war keine Seele mehr in diesem Lager. Alle die Truppen, welche darin so zu sagen über einander gehäuft waren, die Mannschaften, die in Caudebec standen, mit einem Wort alle Soldaten, die in der ganzen Gegend zerstreut lagen, fanden sich auf das entgegengesetzte Ufer versetzt. War es Täuschung oder Einbildung? Kaum wollte der König und sein ganzes Heer dem Zeugniß ihrer Augen trauen.

Der Prinz von Parma hatte die Absicht des Königs, ihn am folgenden Morgen in seinem Lager anzugreifen, geahndet. Nach allen dem, was den Tag über vorgefallen war, mußte er befürchten, daß er darin würde überwältigt und seine ganze Armee der Willkühr des Siegers Preis gegeben werden. Eine Aussicht, die jedem Andern, dem die Klugheit nicht schon seit langer Zeit ein Hülfsmittel vorbereitet hätte, unmiß gewesen seyn und ihn nur der Verzweiflung blos gegeben haben würde. Was aber auch der Herzog von Mayenne ihm sagen konnte, so hatte Alexander Farnese sich nicht so ganz in die Sicherheit stürzen lassen, die man ihm einflößen wollte, daß er nicht Maasregeln sollte genommen haben, sich aus einer üblen Lage zu ziehen, wenn es ja geschehen sollte, daß er sich eines Tages in einem Lande eingeschlossen fände, das so wenig Hülfsmittel darbot, als die Ufer der Seine unterhalb Rouen. Deswegen hatte er in der Gegend von Caudebec alle Fahrzeuge, die er nur finden konnte, in geheim zusammen bringen lassen. Dieser Voraussicht, der so wenig Feldherren fähig gewesen wären, dankte er die Rettung seiner Armee und die Erhaltung seiner Ehre,

seines

seines Rufs und vielleicht seines Lebens. Er ließ die ganze Nacht durch diese Fahrzeuge den Strohm herauf führen; und unerachtet der Verwirrung seines Lagers, ungeachtet er selbst verwundet war, gab er so gute Befehle, daß noch in derselben Nacht eine Schiffbrücke daraus gemacht wurde, über welche er noch vor Anbruch des Tages seine ganze Armee und das Gepäck gehen ließ. Alle diese Umstände erfuhr man erst den folgenden Tag genauer zu Caudebec, welches sich gleich bey unserer Annäherung ergab. Nur der verdient den Namen eines großen Feldherrn, den man in der Schlacht sich betragen sieht, als wäre er des Sieges gewiß, der aber vorher alles voraus ordnet, als wäre er versichert, überwunden zu werden.

Nur den ersten Augenblick gab der König dem Erstaunen, alle folgende wurden zu schnellen Maasregeln angewendet, um dem Spanischen General einen Theil der Früchte seiner Geschicklichkeit zu entreissen. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß es gelingen könnte, rufte er den Kriegsrath zusammen und trug ihm seinen Plan vor, die ganze Armee zu Pont de l' Arche oder Vernon über den Fluß zu führen, und ohne Zeitverlust den Feind zu verfolgen. Einige von uns, freilich nur wenige, unterstützten diesen Plan, wie ers verdiente. Hätte man ihn befolgt, so wäre dieser Feldzug vielleicht der lezte des Krieges gewesen; aber man mögte fast sagen, der Prinz von Parma habe endlich, nachdem er mehr gethan hatte, als beinahe in eines Menschen Kräften war, das Glück gezwungen auf seine Seite zu treten. Auf den Vorschlag, unsre Armee nach Pont de l' Arche zu marschiren zu lassen, entstand ein Geschrey und eine Art von allgemeiner Empörung im Kriegsrath, als hätte der König die unvernünftigste Sache von der Welt verlangt. Katholische, Protestanten, Fremde, Alle

ſchienen wetteifernd Schwierigkeiten dagegen aufzuſuchen. Man ſchrie, der Feind befände ſich in einem ebnen Lande, und könne in vier bis fünf Tagen vor den Thoren von Paris ſeyn; eben ſo viel Zeit wenigſtens gehöre dazu, ehe wir nur Pont de l'Arche erreichen könnten. Man ſtellte dem König vor, dieſer Weg ſey von Wäldern, Bergen, engen Päſſen und Klüften ſo durchſchnitten, daß die Armee nur in kleinen Abtheilungen auf dem Sammelplatz würde ankommen können; daß aber, wenn ſie ſelbſt auch noch früh genug anlangte, um die Ligiſten zu erreichen, die Ermüdung eines ſo beſchwerlichen Marſches es ihr doch unmöglich machen würde, ſie anzugreifen. Kurz, es war nicht die Schuld dieſer ganzen Verſammlung, wenn dieſer ſo weiſe Entwurf nicht für ein lächerliches und chimäriſches Project gehalten worden iſt.

Der König, noch mehr über die Abſicht derer, die ſolche Reden gegen ihn führten, als über die Reden ſelbſt aufgebracht, konnte es nicht laſſen, ihnen mit einiger Bitterkeit zu antworten, dieſe Hinderniſſe wären nur unüberſteiglich für Leute, denen Muthloſigkeit oder Furcht vor ein wenig Mühe ſie als ſolche darſtellten. Er zeigte deutlich, daß man in zwey Tagen zu Pont de l'Arche und in Vieren zu Vernon ſeyn könnte; daß man nur unterdeß 4 bis 500 Pferde voraus ſchicken müſſe, um den Prinzen von Parma in ſeinem Marſch aufzuhalten; daß er auch ohne das durch eine Menge Hinderniſſe, die ſich auf ſeinem Wege fänden, aufgehalten werden würde, wäre es auch nur beym Uebergang über die Eure; daß Louviers, Paſſy, Maintenon, Nogent-le-Roi, und Chartres im Stande wären, ihn zu einem langen Umweg zu nöthigen; daß ihm keine Brücken frey ſtänden, als die zu Aquigny, Cocherel und Se.i y, oder noch zwey oder drey andre, die ihn aber alle von ſeinem Wege abführen müßten; daß es

end-

endlich selbst nicht unmöglich wäre, einige derselben abzubrechen oder verbrennen zu lassen, ehe der Feind sie noch erreichte.

Diese Gründe machten die Sache nicht nur wahrscheinlich, sondern auch einleuchtend, und man kann mit Recht behaupten, daß alle die vornehmen Offiziere, die sich dagegen erklärten, wider besser Wissen sich der gesunden Vernunft widersetzten. Dieß bringt natürlich auf zwey Vorstellungen; wie es möglich gewesen ist, daß ein Fürst, der zu allen seinen Unternehmungen nur aus allen Ländern zusammen geraffte Lohntruppen, von verschiednen Sitten, Religionen und Interesse, und oft nur in kleiner Anzahl, hatte, die noch dazu täglich bereit waren, ungehorsam zu werden, wie er mit solchen Truppen das hat ausführen können, was man in seiner Geschichte liest; und zweitens, was ein solcher Fürst würde ausgerichtet haben, wenn er an ihrer Stelle eine beträchtliche Anzahl folgsamer, einträchtiger disciplinirter Soldaten gehabt hätte, die seiner Person ergeben und bereit gewesen wären, sich für ihn aufzuopfern, solche mit einem Wort, wie sie jene so sehr gepriesnen Eroberer hatten. Wenn man diese Betrachtung nicht jedesmal macht, da sie sich natürlich darstellt, so geschieht es darum nicht, weil man sie auf jeder Seite machen müßte, und weil übrigens Jedermann weiß, daß man Verdienst und Talente nur sehr schlecht durch den Erfolg beurtheilen würde, wenn man nicht zu gleicher Zeit den Erfolg nach den Schwierigkeiten beurtheilte.

Schwer ist es, die unüberwindliche Hartnäckigkeit zu begreifen, mit welcher bey dieser Gelegenheit die vornehmsten Offiziere von des Königs Armee sich einem so klugen Anschlag widersetzten. Man darf ihre Gründe nirgend anders als in den Gesinnungen suchen, die ich schon vorher angezeigt habe. Mit Ausnahme einer geringen Anzahl Französischer Protestanten, deren Treue

erprobt war, und höchstens noch der Englischen Truppen, welche es redlich zu meinen schienen, so diente der ganze Rest der königlichen Armee, Reformirte, Katholische und Fremde, ihm ohne Zuneigung und oft mit Widerwillen. Die Meisten wünschten mehr als sie es fürchteten, ihn einen beträchtlichen Verlust leiden zu sehn. Trotz dieser schlechten Gesinnungen gegen ihr Oberhaupt gab es Gelegenheiten, wo alle diese Leute sich gleichsam gezwungen fühlten, ihn zu unterstützen und ihre Schuldigkeit zu thun. So gieng es bey dem Angriff auf den Herzog von Guise, bey dem Scharmützel des Holzes und dem Gefecht, das darauf folgte. Dasselbe würde bey dem Angriff des Lagers erfolgt seyn, wenn der Prinz von Parma uns darin erwartet hätte, denn in solchen Augenblicken ließ die Schnelligkeit dieser Unternehmungen, welche der König alle an einander zu ketten wußte, weder ihrem einmal erhitzten Muth die Zeit sich abzukühlen, noch ihrem Geist die Muße, zu seiner ersten Denkungsart zurück zu kommen; überdem ist auch das Betragen einer kleinen Anzahl tapfrer Leute allein fähig, überall Wetteifer zu verbreiten und ein ganzes Heer mit fort zu reissen, wenn es nur Einmal die Waffen in der Hand hat. Aber wenn auch dieser Rausch und diese Hitze einmal vorüber sind, dann erwachen die ersten Ideen mit verdoppelter Stärke wieder; und freilich mußten sie hier alle Köpfe verkehren, weil diese Leute jezt alle fühlten, daß sie grade das Engegengesetzte von dem gethan hatten, was sie hatten thun wollen.

Diese schlimme Ueberlegung beschäftigte unglücklicher Weise die Häupter der Armee, als der König darauf antrug, den Prinzen von Parma zu verfolgen. Die Katholiken hatten vor kurzem öffentlich erklärt, daß wenn der König nicht binnen einer gewissen Zeit, die man ihm vorschrieb, die reformirte Religion abschwö-

ſchwöre, ſo wären ſie entſchloſſen, die Hülfe, welche ſie ihm zugeführt hatten, zurück zu nehmen, und ſich mit dem übrigen Frankreich zu vereinigen, um einen König von ihrer Religion darin einzuſetzen. Sie konnten daher freilich einen Vorſchlag nicht gut finden, der dem König ſeine Feinde in die Hände lieferte, und ihn dadurch in den Stand ſetzte, ihnen ſelbſt Geſetze zu geben, anſtatt ſie von ihnen zu empfangen.

Die Hugenotten fürchteten dieſe Religionsveränderungen um ſo mehr, als die Katholiken ihre Nothwendigkeit zu zeigen ſuchten. Alles ſetzte ſie in Schrecken. Sie betrachteten ſich als ſtets im Begriff aufgeopfert zu werden, ſo lange der König nicht ihnen zu gefallen den Vortheil aufgäbe um deſſentwillen er die Freundſchaft der Katholiſchen ſuchte. In der Furcht, daß ſie durch Unterdrückung der Ligue nur für die Papiſten und gegen ſich ſelbſt gearbeitet haben würden, war ihnen ein Zuſtand lieber, wo die Wage noch gleich ſtand, und der daher ſie nothwendig machte. Müßte es ja ſeyn, daß der König ihrer Religion entriſſen würde, ſo wünſchten ſie wenigſtens dieſen Zeitpunkt ſo weit hinaus zu ſchieben, bis ſie hinlängliche Maasregeln genommen hätten, um ſich den Katholiken und ihrem neuen Herrn furchtbar zu machen. Ihre größte Vorſicht ſollte darin beſtehen, ſich eine ſo große Anzahl Städte einräumen zu laſſen, ſo günſtige Edicte zu erlangen, und ſo viel andre Sicherheiten zu nehmen, daß der König, ſo katholiſch er immer ſeyn mögte, durch ſeine eigne Politik und ſeinen Vortheil gezwungen würde, ſie zu ſchonen. Nach dieſem Ziel richtete der Herzog von Bouillan, der die Seele aller Bewegungen der Hugenotten war, alle ſeine Abſichten, und dazu bediente er ſich der 5 oder 600 deutſchen Reiter, die ihm zu Gebothe ſtunden. Bey dem geringſten Anlaß zur Unzufriedenheit, oder vielmehr, ſo oft es ihnen einfiel, ſah

man sie in Klagen ausbrechen; und, so wie sie auch jetzt thaten, drohen, daß sie nach Deutschland zurück kehren wollten. Der König mußte sich dabey auf eine Art betragen, die beide so entgegengesetzte Parteien zufrieden stellte, und war oft in der äussersten Verlegenheit, alle diese Samen der Uneinigkeit zu ersticken. Er wollte gern auf immer einen völligen Bruch vermeiden, oder wenn er ja diesen Schritt thun mußte, ihn doch so lange verschieben, bis er es ohne große Gefahr thun könnte. Diese Verlegenheit zwang ihn oft zu einem Nachgeben und zu Schonungen, die im ganzen seinen Angelegenheiten den größten Schaden thaten.

Es giebt kein so verworrenes Labyrinth als diese Verwickelung des Interesse unter den verschiednen Parteien in des Königs Armee. Ich habe nur den kleinsten Theil davon berührt. Die Katholischen sahen ausser ihrem gemeinschaftlichen Zweck noch jeder auf seinen besondern Vortheil, nehmlich ihm ihre persönlichen Dienste so theuer als möglich zu verkaufen. Ohne das durfte man nicht darauf rechnen, daß sie die Sachen zu einem völligen Beschluß würden kommen lassen. Die Französischen Kalvinisten hatten wieder ein andres Interesse, als die auswärtigen Reformirten. Es gab Augenblicke, wo die Engländer, die Einzigen, die unter sich eins waren, einstimmig behaupteten, daß sie bey allen den Gefahren, welchen sie sich aussetzten, blos von einer Großmuth getrieben würden, welche, es mögte auch gehen wie es wollte, ihnen nie Vortheil bringen könnte. In solchen Momenten betrachteten sie sich als Unsinnige, die sich um nichts und wieder nichts aufopferten, um fremden Leidenschaften zu dienen; und dann wollten sie entlassen seyn, so wie jetzt, da sie sich durchaus weigerten, sich jenseits der Seine auf etwas einzulassen, weil sie weder Sicherheit noch Hülfsmittel in einem von der See

zu

zu weit entfernten Lande finden könnten. Um ſie noch mehr zu erbittern und in ihrem Argwohn zu beſtärken, ergriffen die Katholiken ſolche Augenblicke, um ihnen die Abſchwörung des Königs als einen durchaus nothwendigen Punkt vorzuſtellen.

In Anſehung der andern Fremden, die nur ſo lange Dienſte thaten, als man ſie bezahlte, hatten d' O und die katholiſchen Herren ein eben ſo kurzes als untrügliches Mittel, deſſen ſie ſich fleißig bedienten: ſie ließen es dem Könige an Geld fehlen. Als man die Schweitzer und die Deutſchen fragte, ob ſie bereit wären, den Feind zu verfolgen, ſo war die Antwort, daß ſie ihren Sold forderten und verſicherten, daß wenn man ſie nicht auf der Stelle befriedigte, ſo würden ſie blos über den Fluß gehn, um nach ihrer Heimath zurück zu kehren oder bey der Ligue Dienſte zu nehmen.

Sogar die Spanier, des Königs erklärte Feinde, ſuchten durch ihn ihre Abſichten zu befördern, und miſchten ſich in ſeine Angelegenheiten. Sie ließen ihm grade in dieſer Zeit die Anerbietung thun, nicht nur ihre Truppen zurück zu ziehen, ſondern ſie ihm gegen die Ligue ſelbſt zu leihen, mit einem Wort; ihn auf den Thron zu ſetzen, wenn er ihnen auf ewig Bourgogne und Bretagne abtreten wollte. Um ſeine Gewiſſenszweifel wegen einer ſolchen Freigebigkeit zu heben, ſtellten ſie ihm das Beyſpiel Franz des erſten vor, der ihnen, wie ſie ſagten, in einem weniger dringenden Fall die Oberherrſchaft von Flandern und Artois abgetreten hätte; und Heinrichs des zweiten, der mehr Städte an Spanien überlaſſen hätte, als in dieſen zwey Provinzen lägen. Der König hatte alle Urſach zu glauben, daß eine ſo zur Unzeit angefangene Unterhandlung eine Spaniſche Liſt wäre, ſo wie die von Hagenau, und daß ſie blos darauf abzweckte, die Karten noch bunter zu miſchen, und ihn den Katholiken und den Proteſtan-

ten zugleich verdächtig zu machen. Wären die Spanier aber auch aufrichtig dabey gewesen, so hatte er doch noch einen ungleich stärkern Grund, sich nicht ein zu lassen, seinen unversöhnlichen Haß gegen Spanien und das Haus Oestreich.

Diese Ligue selbst hatte einigen Einfluß auf die Entschließungen, die im Staatsrath des Königs genommen wurden. Villeroy, Jeannin, Zamet und einige andre ließen dem König im Namen der Ligue anbieten, ihm die Krone auf zu setzen, jedoch unter gewissen Bedingungen. Es ist schwer zu entscheiden, was für eine Ursach sie zu diesem Schritt bringen konnte. Ob es Ueberdruß des Hochmuths und der Aufgeblasenheit der Spanier, oder ein Kunstgrif war, von ihnen neue Unterstützungen zu erlangen, oder gar die Absicht, die Hugenotten von dem König abwendig zu machen. Die harten Bedingungen, welche sie vorschlugen, sind das einzige Zeichen, woraus sich schließen läßt, daß sie aufrichtig waren. Ich werde bald Gelegenheit haben, mich weiter darüber auszubreiten.

Die geringste Wirkung dieses Chaos von verschiednen Absichten und Vortheilen war, eine undurchdringliche Dunkelheit über alle Angelegenheiten zu verbreiten, und den Gemüthern Mißtrauen und Eifersucht einzuflößen. Es ist zu bewundern, daß die Katholiken und Protestanten dabey noch in Einem Lager bleiben konnten, ohne dem König täglich das Schauspiel zu geben, daß er sie unter einander kämpfen und sich ermorden sahe. Diejenigen, welche in einem Fürsten das suchen, was man Politik nennt, werden hier Stof genug finden, die Klugheit des Königs zu loben, womit er so viel unvereinbare Sachen zusammen hielt, und seinen Scharfsinn, um die zu unterscheiden, die es ehrlich mit ihm meinten; denn ich darf nicht vergessen noch eine Hauptsache anzumerken, daß nehmlich alle diese

gehei-

geheimen Bewegungen doch ein ruhiges und einfaches Aeuſſeres ſehn ließen. Die Falſchheit nahm die Merkzeichen der Wahrheit an, der Feind bedeckte ſich mit der Larve des Freundes. Mancher, der dem König ganz ergeben ſchien, verrieth ihn entweder im geheim oder arbeitete doch nur für ſich.

Er wäre unnütz, nicht grade heraus ſagen zu wollen, daß der Marſchall von Biron oft diese Rolle ſpielte. War's Verdruß, daß man ihm das Gouvernement von Rouen verweigert hatte, oder war's Temperaments Fehler, genug, er ſuchte überall Verwirrung und Uneinigkeit zu verbreiten. Nie pflichtete er den allgemein gefaßten Schlüſſen bey, nie wollte er was der König wollte. Stets widerſprach er, entweder um das Vergnügen zu haben, zu widerſprechen, oder um alle Welt zu zwingen ſeine Meinung anzunehmen. In dem Kriegsrath, bey Gelegenheit deſſen ich dieſe einzelnen Umſtände anführe, war ſein Rath, weder die Feinde zu verfolgen, noch auch in der Normandie zu bleiben. Er wollte, man ſollte voraus gehn, um den Prinzen von Parma an den Grenzen der Picardie zu erwarten, wo er durch mußte, um nach Flandern zu gehen. Ein äuſſerſt chimäriſcher Einfall, dem aber die Proteſtanten, in allem dem Willen des Marſchalls unterworfen, ſogleich ihren Beifall gaben.

Der König ſah wohl, daß er vergebens ſich bemühen würde, ſo übel geſinnte Truppen bey ſich zu behalten. Der Feldzug neigte ſich zum Ende. Nach einer ſo langen und ſo ſcharfen Belagerung, als die von Rouen, ſeufzte der Soldat nach Ruhe. Heinrich wollte ſie ihnen nicht länger weigern. Er folgte dem Grundſatz, daß ein Fürſt ſich aus allem, was er thut, ein Verdienſt zu machen verſtehen muß, ſelbſt wenn es auch wider ſeinen Willen geſchähe. Er ſprach ſelbſt mit den Fremden, die in ihre Heimath zurückkehren wollten,

und gab ihnen die Erlaubniß dazu. Alles Geld, das er hatte, vertheilte er unter sie, ob es ihm gleich zu weilen zu den nothwendigsten Bedürfnissen daran fehlte. Wenn sie auch in diesem Punkt nicht völlig befriedigt wurden, so hatten sie doch Ursach mit der edlen und auszeichnenden Art zufrieden zu seyn, wie er ihre Dienste lobte, und ihnen dafür dankte. Weil die ganze Normandie, bis auf Rouen und noch einige wenige andre Städte, ruhig und ihm unterworfen war, man auch keine Ursach hatte zu befürchten, daß die Ligue vors erste einen Versuch auf der Seite machen würde, so erlaubte er allen Offizieren von seiner Armee, sowol Katholiken als Protestanten, auf ihre Güter zurück zu gehen. Um den Marschall von Biron mit seinen Reformirten, die, wie er wohl einsah, nach dieser Erlaubniß ihm allein übrig bleiben würden, in die Nothwendigkeit zu versetzen, daß sie ihn nicht verlassen dürften, so erklärte er sich, daß er seinem Rath folgen und in wenig Tagen den Weg nach der Picardie nehmen würde; nicht, daß er deswegen die Absichten des Marschalls genehmigt hätte, aber er hielt es für gut, sich in dieser Provinz erkennen zu lassen und sich ihre Liebe zu erwerben, weil er sich bisher weder hier noch in Champagne gezeigt hatte. Eine geheime Ursache begünstigte und bestärkte diesen Entschluß; und Biron, der die Schwachheiten des Königs kannte und ihnen schmeichelte, wußte daraus seinen besten Bewegungsgrund herzunehmen.

Ende des ersten Bandes.

Anmerkungen
zum erſten Buche
der Memoiren des Herzogs von Süllv.

1.

Ludwig I. Prinz von Conde', ein Bruder Antons, Königs von Navarra, und ein Sohn Karls von Bourbon, Herzogs von Vendome. Er wurde 1569 in der Schlacht bey Jarnac gefangen, und nachher von dem Baron von Montesquiou umgebracht, der ihn von hinten mit einem Piſtol durch den Kopf ſchoß. Montesquiou war Kapitän bey der Leibwacht des Herzogs von Anjou, und man beſchuldigte dieſen, daß er den Mord veranlaßt habe.

2.

Bey Jarnac und Moncontour.

3.

Philip Strozzy, Herr von Epernay, der Sohn des Marſchalls Peter Strozzy. — Johann von Negaret, der Vater des Herzogs von Epernon. — Gaſpard von Saula von Tavannes, Marſchall von Frankreich. Er war Page bey Franz I. geweſen, und jezt einer der Rathgeber und Vertrauten der Königin Mutter. Voltaire erzählt von ihm in ſeinen Noten zur Henriade: „Er rannte in der Bartholomäus Nacht durch die Straßen von Paris und rief: Laßt Blut! Es iſt ſo gut Aderlaſſen im Monath Auguſt als im May. Sein Sohn erzählt in ſeinen Memoiren, daß der Beichtvater des Marſchalls von Tavannes ihn auf dem Todbette mit Verwunderung fragte, warum er gar nichts von

der

der Bluthochzeit erwähnte? Ich betrachte sie, antwortete der Marschall, als ein verdienstliches Werk, das meine andern Sunden gut machen soll.“

4.

Dem Anscheine nach hätte der Marschall von Coße' die hugenottische Armee schlagen, oder sie wenigstens verhindern müssen, sich Paris zu nähern. Er that weder des eine noch das andre; im Gegentheil mußte er sich nach einem sehr lebhaften Scharmützel zurück ziehn; und nachher begnügte er sich, blos den Feinden immer zur Seite zu bleiben. Der Prinz von Navarra und der Prinz von Condé, der eine sechszehn, der andre siebenzehn Jahre alt, kommandirten mit dem Admiral von Coligny die reformirte Armee. Matthieu hat uns N. 1. L. 5. p. 327, folgende Worte des Königs über das Gefecht bey Arnay aufbehalten: „Mein erster Versuch in den Waffen war bey Arnay-le-Duc, wo es darauf ankam, zu schlagen oder mich zurück zu ziehen. Im leztern Fall fand ich nicht näher, als 40 Meilen weit, einen sichern Ort, und blieb doch noch in Gefahr wegen der Bauren. Wenn ich schlug konnte ich freilich auch gefangen werden oder umkommen, denn ich hatte kein Geschüz, woran es den Feinden nicht mangelte, und ein Reiter wurde auf zehn Schritte von mir durch die Kugel einer Feldschlange niedergestürzt. Aber ich befahl dem Himmel den Erfolg dieses Tages, und er ließ ihn glücklich und günstig ausfallen.“ In eben diesem Jahre gewannen die Hugenotten die Schlacht bey Luzon und eroberten Marennes, die Insel Oleron, Brouages, Xaintes ꝛc.

5.

Durch diesen Frieden bekamen sie verschiedne Privilegien wieder, die man ihnen genommen hatte. Die Anzahl ihrer Bethäuser wurde vermehrt, und sie erhielten die vier Sicherheits Plätze, Rochelle, Montauban, Cognac und la Charité. Man nannte diesen Frieden, welcher den 11ten August geschlossen wurde, la paix boiteuse et malassise, weil er von Seiten des Königs durch Biron, welcher hinkte, und den Herrn von Malassise geschlossen wurde.

6.

Franz von Bethune, Baron von Rosny, starb 1575. Seine erste Gemahlin war Charlotte Dauvet, eine Tochter

des

des Präſidenten der Rechnungskammer Robert Douvet, Herrn von Rieux, und Annens Brinzonnet. Von ihr waren alle Kinder. Die zweite hieß Margaretha von Louvigny.

7.

Die Erläuterungen über das Haus Bethüne ſind aus allen den verſchiednen Stücken der alten Memoiren hier zuſammen gezogen. Wo die neuern Genealogiſten davon abgehen, werden wir es anzeigen.

8.

Man hat es lange für gewiß gehalten, daß das Haus Oeſtreich von den Grafen von Habsburg oder Thierſtein abſtammte. Aber aus Dokumenten, die man ehmals mißverſtanden, und jezt beſſer unterſucht hat, zeigt ſichs, daß es eigentlich aus dem Brisgau und zwar von den alten Grafen von Elſaß herſtammt, und alſo bis auf Gontram den Reichen, Grafen von Altenburg, im Anfang des zehnten Jahrhunderts, und ſo gar noch viel weiter hinauf geht. Außer dieſem Irthum fehlt es auch der Familie Bethüne an Beweiſen, ihre Verwandſchaft mit dem alten Hauſe Oeſtreich, welches 1248 mit Herzog Friedrich ausſtarb, zu belegen. Wenn er auch darin Recht hat, daß Rudolf von Habsburg, der erſte Kaiſer aus dieſem Hauſe, Majordom des Königs Ottokar von Böhmen geweſen iſt, ſo läßt er doch im Ganzen dem Alterthum dieſes Stammes nicht Gerechtigkeit wiederfahren.

9.

Auch Du Cheſne beweiſet, daß Robert, der Stammvater des Hauſes Bethüne, der im zehnten Jahrhundert lebte, von einer jüngern Linie der alten Grafen von Flandern abſtammte, und die Herrſchaft Bethüne, die erſte Baronie der Grafſchaft Artois zu ſeinem Erbtheil bekam. Auf dieſe Weiſe erhielt aber die Familie ihren Namen von der Stadt Bethune, und nicht die Stadt von ihr.

10.

Wahrſcheinlich waren es dieſe beiden Brüder, die Söhne Roberts V. Herrn von Bethüne, von denen Wilhelm von

Tyrus

Tyrus ſagt, daß Graf Philip von Flandern ſie mit den beiden Töchtern Königs Balduins von Jeruſalem vermählen wollte. — Nach dem Tode des Konſtantinopolitaniſchen Kaiſers Peter von Courtenay wurde dieſer Coëne oder Conon von Bethune zum Regenten des Reichs während der Minderjährigkeit des jungen Philips von Courtenay erklärt.

Philip war nicht mehr minderjährig; er ſchlug die ihm angetragne Kaiſerwürde aus, und ſein zweiter Bruder Robert wurde gewählt. Wahrſcheinlich war Coëne von Bethune Regent während der Gefangenſchaft Peters von Courtenay, und ehe zu der neuen Wahl geſchritten werden konnte.

11.

Der Pater Anſelme, und A. du Cheſne geben weitläuftigere Nachrichten von allen dieſen Verbindungen des Hauſes Bethune.

12.

Durch Johannen von Coucy, welche Johann von Bethune heirathete. Man bemerke, daß, ſo oft hier das Haus Coucy genannt wird, dieß nicht eigentlich mehr das Haus Coucy, ſondern das Haus Guines iſt. Der älteſte Zweig des erſtern ſtarb mit Enguerrand von Coucy aus. Enguerrand von Guines, welcher Alix von Coucy, die aus einer jüngern Linie abſtammte, geheirathet hatte, nahm das Wappen und den Namen von Coucy an. Uebrigens war das Haus Guines eben ſo berühmt und alt als die Coucy's.

13.

Durch die Häuſer Châtillon, Montmorency, Luxemburg und Melun. Anne von Melun, die Gemahlin Johanns IV. von Bethune rechnete mehr als zehn Prinzen vom königlich Franzöſiſchen Geblüt, und alle Fürſtenhäuſer in Europa unter ihre Vorfahren.

14.

Johann von Bethune, der ſiebente Vorfahre des Herzogs von Sülly, hinterließ zwey Söhne, Robert und Johann.

hann. Robert hatte von seinen drey Gemahlinnen nur Töchter. Johann ist der jüngere Bruder, von dem der Verfasser hier spricht; er war Herr von Locres und Aurreche. Matthaeus, ein andrer von seinen Vorfahren, hinterließ auch nur drey Töchter.

15.

Johann von Bethune, Baron von Baye. Seine Gemahlin war Anne von Melun, Erbin von Roßny, die Tochter Hugo's von Melun, Vikomte von Gent, und Johannes von Horn. Nach ihrem Tode verheirathete er sich wieder mit Johanna du Pré, einem bloßen Fräulein ohne Titel. Er verkaufte die Herrschaften Hauts-Bois-d'Avraincourt, Movion, Caumartin, Baye, Banay, Talur, Loches, Villeregnard, Chatillon, Broucy, u. s. w. Man sehe du Chesne.

16.

Franz von Bethune, Baron von Roßny hatte sechs Söhne, aber der Verfasser rechnet seine beiden Brüder Johann und Karl nicht mit, weil sie jung starben. Die vier andern waren Ludwig, Maximilian, Salomon und Philip.

17.

Ludwig; er ersoff, da er 20 Jahre alt war, in einem reissenden Strohme

18.

Voltaire sagt: das Haus Bourbon wurde von Ludwig IX. bis auf Heinrich den 4ten so sehr vernachläßigt und war so arm geworden, daß der berühmte Prinz von Condé, der Bruder des Konigs Anton von Navarra, nur 600 Livres Einkünfte von seinen väterlichen Erbgütern hatte. „Diese Worte könnten zu Irthümern Anlaß geben, wenn man ihnen nicht das Zeugniß eines wohl unterrichteten Schriftstellers an die Seite setzte. Matthieu, Hist: de Henri. IV. t. 2. p. 1. 2. versichert uns, daß die unbeweglichen Güter des Hauses Bourbon damals allein über 800,000 Livres jährlich einbrachten; welches für jenes Zeitalter ein reiches Erbtheil heißen konnte. Es ist aber auch wahr, daß es seine alten Stammgüter, und die Güter des Hauses Moncade — seines mütterlichen Ursprungs — alle veräußert hatte, um die Vikomté von Narbonne zu kaufen. Seine reichen und ansehnlichen

Verbindungen hatten ihm die großen Güter verschaft. Ueber diese sehe man nach die Chronologie Noveunaire de Pierre Victor Caget. T. 1. l. 1. f. 237. u. a. m.

19.

Er wurde den 13ten December 1553. zu Pau in Bearn gebohren. Pereſixe, (Hiſt. de Henri le Gran, p. 1) erzählt. „Heinrich von Albret, Heinrichs des 4ten Großvater, ließ „sich von seiner Tochter versprechen, daß sie in der Geburtsstunde ihm ein Lied singen wollte, „damit, sagte er, du nicht ein „weinerliches oder mürrisches Kind auf die Welt bringest.“ Die Prinzessin versprach es ihm, und hatte auch die Standhaftigkeit, ungeachtet ihrer großen Schmerzen ihm Wort zu halten, und ein Lied in Bearnischer Sprache zu singen, so bald sie ihn in ihr Zimmer kommen hörte. — Das Kind kam ohne zu schreien oder zu weinen auf die Welt — der Großvater trug es in sein Zimmer, rieb ihm die kleinen Lippen mit Knoblauch, und goß ihm aus seinem goldnen Kelch einen Tropfen Wein ein, um sein Temperament männlich und stark zu machen. — Caget. t. 2. l. 1. pag. 241.

20.

In dem Alter von 13 Jahren war er schon so klug, die Fehler des Prinzen von Condé und des Admirals von Coligny zu bemerken; den er urtheilte sehr richtig bey dem grosen Scharmützel von Loudne, daß, wenn der Herzog von Anjou Truppen bey der Hand gehabt hätte, er sie gewiß angegriffen haben würde, daß er folglich in schlechtem Zustande seyn müsse, weil er es nicht thäte, und man ihn also schnell anfallen solle; es geschah nicht, und darüber bekamen die übrigen feindlichen Truppen Zeit heran zu kommen. — Bey der Schlacht von Jarnac that er ihnen wider die sehr vernünftige Vorstellung, es sey jezt gar nicht Zeit zu schlagen, weil die protestantischen Truppen zerstreut wären, der Herzog von Anjou aber die Seinigen alle beysammen hätte. Sie hatten sich aber schon zu weit eingelassen, um noch zurück zu können — Bey der Schlacht von Montcontour rief er: Wir verlieren unsre Vortheile, und darüber wird die ganze Schlacht verlohren gehn! — damals war er 16 Jahre alt. Peref. l. c.

21. Er

21.

Er wurde in dem Schloſſe Coarase in Bearn, mitten
piſchen Felſen und Bergen erzogen. — Heinrich von Albret
ß ihm dieſelben Speiſen und eben die Erziehung, als den
dern Kindern in dieſem Lande geben. Er mußte ſich ge-
ohnen zwiſchen den Felſen zu klettern und zu laufen. —
lan ſagt, daß er gemeiniglich nichts als ſchwarzes Brod,
indfleiſch, Käſe und Knoblauch zu eſſen bekam, und daß
ſehr oft im bloßen Kopfe und baarfuß gehen mußte.
eref. ibid.

In der Wiege wurde er Prinz von Viane genannt; bald
achher bekam er den Titel eines Herzogs von Beaumont,
nd in der Folge, eines Prinzen von Navarra. Seine Mut-
r, die Königin von Navarra erzog ihn ſehr ſorgfältig. Sie
ab ihm la Gaucherie, einen ſehr geſchickten Mann und eifrigen
alviniſten zum Lehrer. Da er noch in der Kindheit Hein-
ch dem 2ten vorgeſtellt wurde, ſagte dieſer zu ihm: Willſt
u mein Sohn ſeyn? Der kleine Prinz antwortete im Bear-
iſchen Dialect, indem er auf den König von Navarra zeigte:
ieſer hier iſt mein Vater. — Gut, fuhr der König fort,
illſt du aber mein Schwiegerſohn werden? — O ja, recht
ern, erwiederte er. — Die Heirath wurde damals gleich be-
chloſſen. — — Der Herzog von Medina ſagte, als er ihn
u Bayonne ſah, ich halte dafür, dieſer Prinz wird Kaiſer,
der ſollte es werden. — Cayet. T. 1. l. 1. p. 241 k. In den
Memoires de Nevers finden ſich einige Briefe von den vor-
ehmſten Magiſtratsperſonen in Bordeaux, welche 1567. ge-
chrieben ſind, und einige intereſſante Umſtände von der Per-
on des jungen Heinrichs enthalten. „Der Prinz von Bearn
iſt jezt hier. Man muß geſtehn, daß es ein liebenswürdiges
Geſchöpf iſt. In dem Alter von 13 Jahren beſizt er alle
Eigenſchaften eines Jünglings von 18 bis 19 Jahren. Er
iſt angenehm, höflich, verbindlich. — Er geht mit aller Welt
ſo ungezwungen um, daß man ſich überall zu ihm drängt. In
allen Stücken iſt ſein Betragen ſo edel, daß es ſtets einen
großen Fürſten verräth. Im Geſpräch zeigt er ſich als einen
rechtſchaffnen Mann. Er ſpricht immer zur rechten Zeit, und
wenn die Rede von Hofe iſt, ſieht man deutlich, daß er gut
unterrichtet iſt, und nie etwas ſagt, als was er an ſeiner
Stelle ſagen muß. Ich werde es der neuen Religion nie

vergeben, daß sie uns einen so viel versprechenden Jüngling raubt." In einem andern Briefe heißt es: „Ob er gleich ein wenig hochblond ist, so finden ihn doch die Damen darum nicht weniger angenehm. Sein Gesicht ist sehr wohl gebildet, die Nase weder zu groß noch zu klein; er hat sanfte Augen und eine bräunliche aber sehr feine Farbe; das alles wird von einer so wenig gemeinen Munterkeit belebt, daß er sehr unglücklich seyn muß, wenn er bey dem andern Geschlechte nicht gut steht." — „Er liebt den Wein und eine gute Tafel," sagt ein Andrer, wenn er kein Geld hat, so weiß er sich welches zu verschaffen, und das auf eine ganz neue Art, die für die Andern und für ihn selbst gleich verbindlich ist. Er schickt denen, die er für seine Freunde hält, ein schriftliches von ihm selbst unterzeichnetes Versprechen, und bittet, ihm dieß Billet, oder die Summe, die darauf steht, zu schicken. Urtheilen Sie, ob irgend ein Haus es ihm abschlagen wird. Man macht sich eine große Ehre daraus, von diesem Prinzen ein Billet zu haben. — T. 2. p. 586.

22.

Mein Lam, sagte Heinrich von Albret; hat einen Löwen geboren. — Aus einer geheimen Ahndung setzte er hinzu, dieß Kind sollte der Rächer der Beleidigungen werden, die Spanien ihm angethan hätte. Peref. l. c.

23.

Welche die Türken in diesem Jahre gegen Dom Juan von Oestreich, den natürlichen Sohn Karls des 5ten, und Generalissimus der Spanischen Truppen und der Venetianer, verlohren.

24.

Anton von Bourbon, der Gemahl Johannes von Albret, der Königin von Navarra. Er war katholisch geworden. Der Herr von Thou rührt einen Zug von ihm an, den Voltaire mit folgenden Worten erzählt: „Franz von Guise wollte ihn in dem Zimmer Franz des 2ten ermorden lassen. Anton besaß unerschrockenen Muth, ob er gleich nur einen schwachen Geist hatte. Er erhielt Nachricht von dem Anschlage, aber er gieng doch in das Zimmer, wo er ermordet werden sollte. Wenn sie mich umbringen, sagte er zu Oberst, einem Corsmann in seinen Diensten, so nehme mein einziges Kind,

und

und bringt es meinem Sohn und meiner Gemahlin. Sie werden in meinem Blut schon lesen, was sie zu meiner Rache thun sollen. Franz II. wagte es nicht, sich mit diesem Verbrechen zu belasten, und der Herzog von Guise rief, indem er aus dem Zimmer gieng: das ist doch ein armseeliger König!

25.

Anne, Connetable von Montmorency, welcher an den Wunden starb, die er den 10ten October 1567. in der Schlacht von Saint Denys erhalten hatte.

26.

Claudius von Lothringen, der Stammvater des Hauses Guise in Frankreich, hatte sechs Söhne: Franz, Herzog von Guise; Carl, Erzbischof von Rheims, der Kardinal von Lothringen genannt; Claudius, Herzog von Aumale; Ludwig, Kardinal von Guise; Franz, Groß Prior, und Renat, Marquis von Elboeuf. Franz, der älteste, von dem hier die Rede ist, vermählte sich mit Annen von Este, und wurde 1563 durch Johann Poltrot von Mere, einem Edelmann aus Angoulesme, mit drey vergifteten Kugeln meuchelmörderisch erschossen. Poltrot zog den Admiral, den Herzog von la Rochefoucault und Theodor von Beze in seinen Prozeß; er blieb sich aber in seinen Aussagen nicht gleich, und der Admiral wurde für unschuldig erklärt. Die Titel des Herzogs waren: Herzog von Guise und Aumale, Prinz von Joinville, Ritter des königlichen Ordens, Pair, Obristhofmeister, Ober Kammerherr und Ober Jägermeister von Frankreich.

Seine Witwe, Anne von Este, heirathete nach seinem Tode Jacob von Savoyen Herzog von Nemours; ihr ältester Sohn ist der Herzog von Nemours, der in dieser Geschichte vorkömmt, der Halbbruder der Herzoge von Guise und von Mayenne.

27.

Paul von la Barthe, Herr von Thermes, Marschall von Frankreich.

28.

Er wurde in einem Turnier, da er gegen den Grafen von Montgomery rannte, durch einen Lanzensplitter am Auge verwundet. Den 10 Julius 1559.

37.

Bernhard Prévôt, Herr von Morsan.

38.

Karl IX. haßte den Herzog von Guise. Er nahm es ihm so übel, daß er seine Schwester, die Prinzessin Margarethe zur Gemahlin verlangt hatte, daß er eines Tages, als die Rede davon war, zu dem Groß Prior von Frankreich, einem natürlichen Sohn Heinrich des 2ten sagte: „Siehst „du diese zwey Degen? Mit dem einen sollst du umgebracht „werden, wenn du morgen, indem ich auf die Jagd gehe, „mit dem andern den Herzog von Guise nicht umbringst.“ Der Herzog erfuhr dieses wieder, und hielt nicht weiter um die Prinzessin an. Matthieu, l. 6. p. 333. Ein andermal verfolgte Karl den Herzog von Guise mit einem Spieß, den er in die Thür stieß, in dem Augenblick, wo der Herzog hinaus eilte, weil dieser ihn im Scherz mit einer Pile ohne Eisen berührt hatte. ibid. p. 376.

39.

Karl, Herr von Téligny in Roverague, von Montreuil u. s. w. Er hatte kürzlich Luisen von Coligny geheirathet. Seine Gesichtsbildung hatte etwas so sanftes und angenehmes, daß die Ersten, die man in der Bartholomäus Nacht abschickte, ihn umzubringen, dadurch gerührt wurden, und nicht im Stande waren, den Streich auszuführen. — Johann von Lasin, den man Beauvais-la-Nocle nannte, um ihn von seinem ältern Bruder, Philip von Lasin zu unterscheiden. — Statt Tavannes, wie der Verfasser schreibt, muß hier Cavagne gelesen werden. Arnold von Cavagne war Parlements Rath in Toulouse.

40.

Heinrich I. Prinz von Condé; — Marie von Cleves, Marquisin von Isle, eine Verwandte der Guisen, welche bey der Königin von Navarra erzogen war. Er hatte keine Kinder mit ihr, und heirathete nachher Charlotten Katharinen von la Trimouille.

41.

Jaqueline von Monthel, die einzige Tochter Sebastians Grafen von Lutremont, und Wittwe Claudius von Catarmai,

nai, Herrn von Anton, welcher in der Schlacht bey Saint Denis geblieben war. Der Herzog von Savoyen hatte sie in seinem Lande zurück gehalten, sie entwischte aber und vermählte sich mit dem Admiral zu Rochelle. Er war Wittwer von Charlotten von Laval.

42.

Odet von Châtillon, Kardinal, Bischof von Beauvais, Abt von St. Benoit an der Loire, ꝛc. Er war mit sechszehn Jahren Kardinal geworden; und obgleich Pabst Pius IV. ihn von dieser Würde entsetzt hatte, so vermählte er sich doch öffentlich im Kardinals Habit mit Elisabeth von Hanteville, einem Fräulein aus der Normandie. Er ließ sie Gräfin von Beauvais nennen und den öffentlichen Ceremonien beywohnen. 1569 machte ihm das Parlement zu Paris den Prozeß wegen Hochverraths, und verdammte ihn als schuldig, weil er sich nicht gestellt hatte. Er war im Anfang des Jahrs 1571 zu Southampton in England gestorben, wohin er sich während des Krieges begeben hatte, um die Vortheile der Calvinisten bey der Königin Elisabeth zu unterstützen. Seit dem Frieden aber war er dort geblieben, um im Namen des Königs die Unterhandlungen wegen der Heirath des Herzogs von Anjou mit Elisabeth fortzusetzen. Es ist gewiß, obgleich Aubigné nichts davon sagt, daß er von seinem Kammerdiener durch einen Apfel vergiftet wurde, als er im Begriff war, auf den Ruf seines Bruders, des Admirals, wieder nach Frankreich zurück zu kehren. de Thou l. 50.

Aubigné setzt hinzu, daß der Admiral in der That in den Besitz eines großen Theils dieser Pfründen gesetzt wurde, und ein Jahr lang den Genuß davon hatte, und daß ihm Karl IX. nachher noch 100,000 Franken gab, um sein Haus zu Chatillon dafür zu möbliren. Aubigné T. 2. l. 1. Cap. 1.

43.

Armand von Gontaud von Biron, Marschall von Frankreich.

44.

Die älteste Tochter Heinrichs des 2ten und Katharinens von Medicis. Die meisten Französischen Schriftsteller sind dieser Meinung. Die Spanier schreiben ihren Tod den Aerzten

lassen

lässen zu, welche die Aerzte verordneten, weil sie nicht wußten, daß sie schwanger war. Sie starb 1568 kurze Zeit nach Dom Carlos, dem Prinzen von Spanien, den Philip II. auch durch einen gewaltsamen Tod aus dem Wege räumte.

45.

Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien.

46.

Beauvais, Hofmeister des Prinzen von Navarra. — Gervasius Barbier, Herr von Franconrt, Kanzler des Königs von Navarra.

47.

1565 gieng die Königin Mutter, nachdem sie einen großen Theil von Frankreich durchreiset hatte, bis Bayonne, und hielt verschiedne geheime Zusammenkünfte mit dem Herzog von Alba, der die Königin von Spanien dahin begleitet hatte. Wahrscheinlich war wohl dabey die Rede von einem Bündniß zwischen dem Pabst, Frankreich, und dem Oestreichischen Hause, und von den Mitteln, die Protestanten zu unterdrücken; es ist aber nicht glaublich und noch weniger zu erweisen, daß das Blutbad der Bartholomäus Nacht hier sollte beschlossen worden seyn, welches erst sieben Jahre nachher erfolgte. Matthieu (T. 1. pag. 283.) erzählt bey dieser Gelegenheit, der Prinz von Navarra, der damals noch ein Kind war, und den Katharine fast beständig bey sich hatte, habe etwas von einem Komplott, alle Häupter der protestantischen Partey zu vertilgen, gehört, und es seiner Mutter erzählt. Diese aber habe es dem Prinzen von Condé und dem Admiral wider gesagt und aus Rache dafür hätten diese den Anschlag auf Meaux gemacht.

48.

Honoratus, Bastard von Savoyen, Marquis von Villars.

49.

Philip Strozzy, — der Baron von la Garde, der Kapitän Polin genannt, — der jüngere Lansac, der Bruder Ludwigs von Saint-Gelais, Herrn von Lansac, — und Karl Rouhault, Herr von Landereau. Sie kommandirten diese Flotte.

50.

Michael de l' Hôpital, Kanzler von Frankreich; man nahm das große Siegel und gab es Johann von Morvillier. Er ſtarb 1573.

51.

Der Herzog von Sully führt in den alten Memoiren zween Gründe aus den Kanons der Kirchenverſammlungen zu Koſtnitz und zu Trident an, woraus er beweiſet, daß der Pabſt, die Biſchöfe u. ſ. w. ſich nicht verbunden glauben, den Ketzern Wort zu halten.

52.

1567 machten der Prinz von Conde und der Admiral einen Anſchlag, ſich der Perſon des Königs zu Meaux, wo er damals war, zu bemächtigen. Die Königin Mutter ließ ihn in der Nacht abreiſen, um ihn wieder nach Paris zu bringen; der Anſchlag würde doch geglückt ſeyn, wenn 3,000 Schweitzer, die ſehr zur rechten Zeit ankamen, den König nicht ſo gut auf dem ganzen Wege gedeckt hätten, daß die Calviniſtiſche Armee es nicht wagte ſie anzugreifen.

53.

De Thou (l. 50 beym Jahre 1571.) erzählt dieſe Geſchichte. Philip Gatine, ein reicher Kaufmann in der Straße Saint Denis, war wenige Jahre vorher überführt worden, daß er ſein Haus zu dem hugenottiſchen Gottesdienſt hergegeben hätte; er wurde deshalb von dem Parlamente verdammt, den 30. Julius gehangen (oder verbrannt) zu werden. Auf dem Platze ſeines Hauſes, welches geſchleift wurde, errichtete man eine Pyramide in Geſtalt eines Kreuzes, welche den Namen des Gatiniſchen Kreuzes erhielt. Bey dem Pacifikations-Edict von 1570 wurde den Proteſtanten verſprochen, daß das Kreuz weggenommen werden ſollte; es geſchah auch am Ende, aber der Pöbel empörte ſich ſo ſehr dabey, daß der Staatsrath den Herzog von Montmorency mit ſeinen Truppen dahin ſchicken mußte. Felibien ſagt im zweiten Theile ſeiner Geſchichte der Stadt Paris, daß dieſes Kreuz beym Eingang des Kirchhofes des Innocens wieder aufgerichtet wurde, nachdem man die eiſerne Tafel davon abgenommen hatte, auf welcher das Arret des Parlaments ſtand. Man ſieht es noch jezt auf dieſer Stelle. Sauval (t. 2.

s. des antiqu. de Paris) bestimmt den Platz dieses Hauses
n der Straße St. Denis der Straße des Lombards gegen
ber, wo in der That noch jetzt eine Vertiefung ist, die sehr
ut der Grund des Gatinischen Hauses seyn könnte.

54.

Franz von Bethune, der Vater des Verfassers, folgte
em Prinzen von Conde in die Schlacht bey Jarnac, und
wurde daselbst zum Gefangnen gemacht. Man machte ihm
den Prozeß, weil er die Waffen gegen den König geführt hat-
te, und nahm ihm seine Güter, die er aber beym Frieden
wieder bekam. Du Chesne.

55.

Ludwig von Nassau, der Bruder des Prinzen Wilhelm
von Oranien. — Franz, Graf von la Rochefoucault und
Prinz von Marsillac; er wurde bey dem Pariser Blutbade
umgebracht.

56.

Anton von Clermont, Marquis von Resnel; — Galiot
von Crussol, Herr von Beaudisner, Bruder des Herzogs von
Usez; — Armand von Clermont, Baron von Piles in Pe-
rigord; — Pluviaut Clayeau aus Poitou; — Franz von
Briequeville von Colombieres; — Anton von Grammont,
Vikomte von Astey; — Johann von Durefort, Vikomte
von Duras; — Bavancourt, Herr von Bouchavanes; —
Nikolaus Rouhaut, Herr von Gamache.

57.

Villandry hatte die Verwegenheit gehabt, den König
im Spiel zu beleidigen, weswegen er zum Tode verurtheilt
war. Davila l. 5. Man sehe die nähern Umstände in
d' Aubigné T. 2. l. 1. Cap. 2.

58.

Er hieß Nikolaus von Louviers, Herr von Maurevert,
in Brie. „Muß es denn alle Tage neue Händel geben?“
rief Karl IX, indem er vor Zorn das Ballholz auf den
Boden warf, „und ich niemals Ruhe haben?“ Es wird
Vielen noch nicht ausgemacht scheinen, ob nicht vielleicht
diese

diese heftigen Ausbrüche Karls aufrichtig waren; ob nicht, wenn er gleich Anfangs alle Anschläge der Königin Mutter zu billigen schien, er doch vielleicht am Ende durch die Privatunterredungen mit dem Admiral gewonnen wurde, wo dieser ihm unaufhörlich die Folgen der schlechten Regierung Katharinens vorstellte und ihn aufmahnte, sich von ihr unabhängig zu machen. Villeroy's Staatsmemoiren (t. 2. pag. 55 und 66) und andre Schriften aus dieser Zeit führen dafür so starke Thatsachen an, daß man sich schwer entschließt zu entscheiden. Wenn man den Mémoires de Tavannes glauben soll, so war Karl so wenig mit seiner Mutter eins, daß dieser kein ander Mittel wußte, ihr wankendes Ansehen zu erhalten, als die Ermordung des Admirals. Er versichert, daß Maurevert ohne Karls Vorwissen dazu angestellt wurde. Von der andern Seite glaubt Matthieu (t. 1. l. 6) guten Grund zu haben, zu behaupten, daß der König den Admiral vom Anfang bis zulezt betrog. Er erzählt, wie dieser Fürst, da einige seiner Räthe sich dem Vorschlag, die Hugenotten zu vertilgen, widersetzten, ihnen mit Hitze zeigte, daß das Reich zu Grunde gehen müsse, wenn dieses nicht geschähe, und zwar noch in derselben Nacht, weil es nachher unmöglich seyn würde, die Absichten der Rebellen zu hintertreiben, von welchen er sehr gut unterrichtet zu seyn vorgab. Alle die, welche diesen Entschluß nicht billigen würden, setzte er hinzu, wären nicht seine treuen Diener. — Dieser Schriftsteller muß jedoch übersehen haben, daß er kurz nachher (p. 369) seinen eignen Beweis zerstöhrt, indem er gewisse Reden anführt, die Heinrich III. als er in Pohlen war, gegen seinen Arzt Miron führte. Heinrich, damals noch Duc d' Anjou, als er wenige Tage vor der Bartholomäus Nacht in das Zimmer seines Bruders trat, bemerkte, daß dieser ihn mit so zornigen Augen und so wüthenden Blicken ansah, daß er Furcht zu schöpfen begann, und sich leise nach der Thür zurück zog, um seiner Mutter Nachricht davon zu geben. Diese war durch das, was ihr selber begegnet war, nur zu geneigt ihm zu glauben, und sie beschloß, den Admiral unverzüglich aus der Welt zu schaffen. Maurevat hatte ihn nur verwundet, da Katharina und der Herzog von Anjou daher nicht hindern konnten, daß der König ihn besuchte, so beschlossen sie ihn zu begleiten. Unter dem Vorwand, Coligny's Kräfte zu schonen, unterbrachen sie seine geheime Unterredung mit Karln, so oft es anging; und Katharine, die

von

von lauter Calviniſten umgeben war, bemerkte während derſelben, daß dieſe ſehr leiſe mit einander redeten und ſie ſehr ſcheel anſahen. Sie glaubte in dieſem Augenblick die größte Gefahr in ihrem Leben ausgeſtanden zu haben. Auf dem Rückwege drang ſie ſo ſehr in den König, zu erfahren wovon die Rede geweſen wäre, daß er nicht umhin konnte, es ihr mit ſeinen gewöhnlichen Flüchen zu verſtehn zu geben, indem er ſagte, ſie verdürbe alle Angelegenheiten, und dergleichen Worte mehr. Katharine, deren Furcht immer zunahm, erſann eine andere Liſt, welche ihr glückte. Sie ſtellte ihrem Sohn ſo nachdrücklich vor, er wäre auf dem Punkt in die Schlingen zu fallen, welche, wie ſie glaubte, der Admiral ihm ſtellte. Er würde nächſtens den Hugenotten, die ſich mit dem Fremden vereinigt hätten, ausgeliefert werden, ohne ets was von ſeinen katholiſchen Unterthanen hoffen zu dürfen, welche aus Verdruß, ſich verrathen zu ſehn, ein anders Oberhaupt erwählt hätten. Sie wurde hierin von den andern Räthen, den Marſchall von Retz allein ausgenommen, ſo gut unterſtützt, daß Karl ſelbſt von Beſorgniß ergriffen zu dem äußerſten Gegentheil überaieng, und der erſte war, der dahin ſtimmte und ſelbſt heftig darauf drang, man ſollte nicht nur den Admiral, ſondern alle Hugenetten ermorden, damit, ſagte er, kein Einziger übrig bliebe, der es ihm verwerfen könnte. Daran wurde nun auch den ganzen Tag, den Abend und die ganze Nacht gearbeitet. Mit Tages Anbruch traten Karl IX. ſeine Mutter und der Herzog von Anjou auf den Balkon des Louvres heraus. Bey dem erſten Piſtolenſchuß, den ſie hörten, überfiel ſie Schrecken und Reue. Der König ſchickte dem Herzog von Guiſe einen Befehl, die Sache aufzuſchieben; dieſer aber antwortete, der Befehl käme zu ſpät. Sie ſchöpften nach und nach ſelbſt wieder Muth, und bothen nun die Hände zu allem was nachher noch vorgieng.

Es ſcheint, daß man dieſe verſchiednen Meinungen beybehalten könnte, ohne die Beweiſe beider Parteien zu entkräften. Vielleicht ließ Karl IX. der in der That den Admiral nur nach Paris gerufen hatte, um ihn ins Verderben zu ziehen, ſich in der Folge durch die Reden deſſelben erſchüttern. Vielleicht gieng er mehr als einmal von einer der entgegengeſetzten Meinungen zur andern über, und wurde durch alle dieſe Reden beider Parteien in eine Unentſchloſſenheit

heit gestürzt, aus der er nur durch einen Anfall von Heftigkeit, den die Königin Mutter geschickt zu nützen wußte, herausgerissen wurde. Coligny's Sicherheit kam daher, daß er auf eine Art, die keinen Zweifel übrig ließ, fühlte, seine Gründe träfen grade das Herz des Königs. Ohne das hätte Karl unmöglich so lange einen so geübten Kenner täuschen können. Ein junger König von 23 Jahren, der bisher immer unter Vormundschaft gewesen war, ist der feinen Verstellung nicht fähig, die man ihm beylegen will. Dennoch ist es auch nicht zu leugnen, daß er diese schon sehr weit trieb. Die Geheimnisse seines Staatsrathe, und die des Admirals, über die er sich nie gegen irgend jemand entdeckte, sind ein unwidersprechlicher Beweis davon.

59.

Der König hatte beschlossen, sagt le Grain, daß die Vermählung auf eine Art gefeiert werden sollte, die weder der einen noch der andern Religion den Vorzug gäbe: nicht der Reformirten, weil ein katholischer Priester, der Kardinal von Bourbon, ihre Gelübde empfangen; und nicht der Katholischen, weil die Gelübde ohne die sakramentlichen Gebräuche der Römischen Kirche abgelegt werden sollten. — Man baute ein großes Gerüst in dem Vorhof vor dem großen Haupteingang der Kirche von Paris, auf welchem, Montags den 18. August 1572. an Einem Tage und durch Eine Handlung verlobt und vermählt wurden, der ꝛc. — — Nachdem dieses geschehn war gieng der Vermählte in die Predigt (oder in den Säulengang, nachdem man Greche oder Porche lieset) die Braut aber in den Tempel, um die heilige Messe zu hören, so wie man in den Ehestiftungs Artikeln übereingekommen war. Von da begaben sich beide zu dem Gastmahl, welches in dem großen Saal des Pallastes bereitet war. — Baptista le Grain, Décade du Roi Henri le Grand, l. 2. — Karl IX. gab seiner Schwester 300,000 Thaler zum Heirathsgut, und die Königin von Navarra trat ihrem Sohn wegen dieser Vermählung die obere und niedere Grafschaft Armagnac ꝛc. ab. Matthieu t. 1. l. 6.

60.

Karl von Bourbon, Kardinal, Heinrichs des 4ten Oheim.

61.

Johann von Angest von Jvoy, aus dem alten Hause Genlis; — Franz von La-Noue, einer von den berühmtesten

testen Edelleuten unter den Protestanten, den selbst die Katholiken schätzten. Der Admiral schob dieses Unglück, indem er davon mit dem König sprach, der wenigen Verschwiegenheit des Staatsraths zu. Karl IX. ließ durch Mondoucet, seinen Residenten in den Niederlanden, von dem Herzog von Alba die Französisch protestantischen Edelleute zurückfordern, welche zu Gefangnen gemacht waren. De Thou, 1572. l. 51.

62.

Renat von Birague, Bischof von Lavaur, in der Folge Kardinal. Er war damals nur noch Siegelbewahrer, und wurde erst in dem folgenden Jahre Kanzler, nachdem der Kanzler von l' Hôpital gestorben war.

63.

Sie hatte ihr Quartier bey Karl Gaillart, dem Bischof von Chartres, einem Mann, dem man wegen des Calvinismus in großem Verdacht hatte. Hier bekam sie einige Tage nach ihrer Rückkehr von Blois, wohin sie dem Hofe gefolgt war, ein heftiges anhaltendes Fieber, und starb daran den fünften Tag. Ueber die Ursach ihres Todes sind die Meinungen sehr verschieden. Etoile, Aubigné und alle Calviniſten entscheiden für das Gift, und sagen, daß sie es von einem Florentiner Namens Renat, dem Parfümeur der Königin Mutter, durch ein Paar Handschuh bekam. De Serres giebt zu verstehen, daß bey der Oefnung ihrer Leiche die Aerzte Befehl hatten, das Gehirn, wohin das Gift sich geworfen hatte, unberührt zu lassen. Le Grain widerspricht ihnen, und behauptet mit vielen andern, daß sie am Seitenstechen starb, weil sie sich bey den Vorbereitungen zu dem Beilager ihres Sohns erhitzt und nachher geärgert hatte, weil man sie nöthigte am frohnleichnamstage, als das Sakrament vorbey getragen wurde, Tapeten auszuhängen. La Popeliniere hebt allen Verdacht des Giftes; Perefixe ist seiner Meinung. De Thou versichert, daß Karl IX. befohlen habe, man solle den Kopf so gut als den übrigen Körper öfnen, und daß, wenn die Aerzte es nicht thaten, dieses deswegen geschah, weil sie sogleich die wahre Ursach ihres Todes in einem Geschwür, das sie im Leibe hatte, entdeckten. Das sagt auch Matthieu.

64.

Peter Pite von Villemur.

65. Dieß

65.

Dieß alles iſt wahr, und beweiſet, daß dieß ein angeleiter Handel von Katharinen, und nicht von dem König war. Der Admiral wohnte in der Straße Betiſy in einem Wirthshauſe, welches jezt das Hotel de St. Pierre iſt. Man zeigt noch das Zimmer, wo er getödtet wurde.

66.

Nu — — von Mortferrand, Baron von Langoiran — Johann von Rohan, Herr von Frontenay. — Jovann von Ferrieres, Vikomte oder Vidame von Chartres. — Loncaunay ein Edelmann aus Normandie. Er blieb in ſeinem ſiebenzigſten Jahre in der Schlacht bey Ivry. — Nu — von Rabodanges. — Nu — von Ségur von Pardaillan. — Guido von Saint-Gelais, ſein Vater war Ludwig, Herr von Lanſac. — Johann von La Fin, Herr von Beauvais-la-Nocle. — Peter von Grandny, ordentlicher Haushofmeiſter des Königs. Alle dieſe Perſonen drangen in den Admiral, Paris zu verlaſſen. „Wenn ich es thue," antwortete er ihnen, „ſo zeige ich entweder Furcht oder Mißtrauen. „Eins würde „meine Ehre, das andre den König beleidigen, und ich wür„de mich genöthigt ſehn, den Bürgerkrieg wieder anzufangen, „und ich will lieber ſterben, als das Elend, das ich geſehn, „und die Drangſale, die ich erlebt habe, noch einmal erfah„ren." Matth. t. 1. l. 6. p. 343.

67.

Nikolaus von Pelleve', Kardinal, Erzbiſchof von Rheims, ein leidenſchaftlicher Ligiſt. — Karl, Kardinal von Lothringen.

68.

Alle Geſchichtſchreiber ſind darin eins, daß Coligny einer der größten Staatsmänner und Krieger geweſen iſt, die je gelebt haben. Man hat es für eine Folge der Rathſchläge gehalten, die er dem Prinzen von Oranien gegeben hatte, daß die Niederlande ſich gegen Spanien empörten, den Krieg zehn Jahre lang aushielten, und den Plan zu einem Freiſtaate entworfen, der wenigſtens zum Theil ausgeführt worden iſt. Man glaubt aber auch mit viel Wahrſcheinlichkeit, daß er daſſelbe in Frankreich würde ausgeführt haben. Villeroy macht ihn in ſeinen Memoiren große Vorwürfe. (t. 4.

p. 322

p. 322 — 340). Er vertheidigte sich immer mit Nachdruck, besonders in seinem Testament, gegen die Beschuldigung, daß er dem Leben des Königs nachgestellt habe. Man sehe sein Lob, und von dem Zweck seiner Staatskunst bey Brantome t. 3. de Thou. u. a.

69).

Was der Verfasser hier von dem Bluthade sagt, ist nicht zu hart. „Eine verabscheuungswürdige Handlung," ruft Perefixe, „die ihres gleichen nie gehabt hat, und auch mit Gottes Hülfe nie haben wird." Pius V. wurde so betrubt darüber, daß er Thränen vergoß; aber Gregor XIII. sein Nachfolger, ließ daruber in Rom ein offentliches Dankfest halten, und schickte einen Legaten an Karl den 9ten ihm Gluck zu wünschen, und ihn zum fortfahren zu ermahnen. Hier ist mit wenig Worten die Geschichte dieser Nacht.

Alle Maaßregeln waren genommen, und der Ton der Glocke zu den Frühmetten von Saint-Germain-l'Auxerrois zum Signal bestimmt, das Gemetzel anzufangen. Der Admiral von Coligny wurde gleich zuerst mitten unter seinen leuten von Besmes, einem Deutschen in Diensten des Herzogs von Guise, und andern ermordet. Der Herzog und der Ritter von Guise waren unten im Hofe. Man warf die Leiche aus dem Fenster, und schnitt ihr den Kopf ab, den man nebst einem Kasten voll Papiere der Königin Mutter brachte. Unter den letztern sollen sich, sagt man, Denkwürdigkeiten seiner Zeit gefunden haben, welche er selber schrieb. Man that ihm alle mögliche schändliche Behandlungen an; zuletzt hieng man ihn an dem Galgen zu Montfaucon auf, von welchem ihn der Marschall von Montmorency in der Nacht abnehmen und zu Chantilly begraben ließ. Das ganze Haus Guise war persönlich gegen den Admiral aufgebracht, seit der Ermordung des letzten Herzogs Claudius von Guise durch Poltrot von Mere. Man glaubte, Coligny sey Schuld daran, und die Wahrheit zu sagen, er hat auch nie von dieser Beschuldigung sich völlig reinigen konnen. Wenn dieses ganze Gemetzel, wie viele Leute geglaubt haben, blos eine Wirkung der Rache der Guisen war, die es Katharinen anriethen, um ihre eigne Beleidigung zu rächen, so kann man sagen, daß nie ein Unterthan eine grausamere Rache genommen hat. Man hieb nun alle Bedienten des Admirals nieder,

und zu gleicher Zeit fiengen die Abgeſchickten des Königs das Morden in allen Quartieren der Stadt an. Die vornehmſten Calviniſten, die dabey ums Leben kamen, waren Franz von la Rochefoucault; er hatte die ganze Nacht durch mit dem König geſpielt, und da er ſich in ſeinem Bette durch einen Haufen verlarvter Leute überfallen ſah, glaubte er, es wäre der König und die Hofleute, die ihn aus Scherz zu plagen kämen; Anton von Clermont Marquis von Reſnel: er wurde von ſeinem eignen Verwandten Ludwig von Clermont von Buſſy d'Amboiſe getödtet, mit welchem er wegen des Marquiſats Reſnel einen Prozeß führte; Karl von Quellenec, Baron von Pont in Bretagne: ſein todter Körper erregte die Neugier der Hofdamen, weil grade ſeine Gemahlin einen Prozeß gegen ihn führte; Franz Nompart von Caumont: er lag zwiſchen ſeinen beiden Söhnen, der eine wurde an ſeiner Seite erſtochen, der andre rettete ſich, ob er gleich verwundet war, indem er ſich todt ſtellte, und unter den Leichnamen ſeines Vaters und Bruders verbarg; Teligny, der Schwiegerſohn des Admirals; — Karl von Beaumanoir von Lavardin; — Anton von Moraſin, Herr von Guerchy; — Beaudiſner; — Pluviaut; — Herny; — Du — Brion, der Hofmeiſter des Marquis von Conty; — Beauvais, Hofmeiſter des Königs von Navarra; — Colombiers; — Francourt u. a. m. Der Graf von Montgommery wurde von dem Herzog von Guiſe bis Montfort-l'Amaury verfolgt. Der König ſchenkte den Vikomtes von Gramment und Duras, und den Herren von Gamaches und Bauchavannes das Leben. Man verſchonte die drey Brüder des Marſchal von Montmorency aus Furcht, er möchte ihren Tod rächen.

70.

Jacob von Ségur, Baron von Bardaillac, ein Gaſcognier; Armand von Clermont, Baron von Piles, aus Perigord; u. a. Gaſto von Levis Herr von Leyran rettete ſich unter das Bette der Königin von Navarra, welche ihm das Leben erhielt. Man ſchickte nach Chatillon, um Franz von Chatillon, den Sohn des Admirals, und Guido von Laval, Dandelots Sohn, aufzuheben, aber ſie waren nach Genf entflohen. Armand von Gontauld von Biron rettete ſich, indem er ſich im Arſenal vertheidigte.

71.

„Als Heinrich zu dem König gieng, gab Katharine Befehl, man sollte ihn unter den Gewölben hin zwischen den Wachen durchführen, welche in der Stellung da standen, ihn zu durchbohren. Er schauderte und trat zwey bis dreymal zurück. Nanzai — La châtre, Kapitän von der Leibwache, sprach ihm Muth ein, und schwur ihm, es solle ihm nichts geschehen. Endlich mußte er, ob er gleich diesen Worten nicht recht traute, doch mitten durch die Karabiner und Hellebarden hingehen.“ Perefixe Hist. de Henry le Grand, l. 1.

72.

Es ist gewiß, daß man ihn während des Mordens mit einer Büchse in der Hand am Fenster stehen sah, und man versichert, daß er damit nach den fliehenden Calvinisten schoß. Der letzte Marschall von Teße hatte in seiner Jugend einen neunzigjährigen Greis gekannt, welcher Page bey Karl dem 9ten gewesen war, und dem Marschall oft erzählt hat, er selbst habe die Büchse geladen. Es ist auch ausgemacht, daß Karl mit seinem Hofe hingieng, den Leichnam des Admirals zu sehn, welcher mit einer Kette bey den Beinen an dem Galgen von Montfaucon aufgehangen war. Einer der Hofleute sagte, daß er übel rieche, Karl antwortete wie Vitellius: der Leichnam eines todten Feindes riecht immer gut. — Noten zur Henriade, p. 32. 37.

73.

Claudius von Savoyen, Graf von Tende, rettete den Protestanten in Dauphiné das Leben. Als er des Königs Brief erhielt, sagte er, das könne nicht der Befehl Sr. Majestät seyn. — Eleonor von Chabot, Graf von Charny, königlicher Verweser in Burgund; es wurde nur ein einziger Calvinist zu Dijon getödtet. — Franz von Mandelot, Gouverneur von Lion; er wollte die Reformirten retten, sie wurden aber dennoch alle in den Gefängnissen ermordet, wo er sie hatte zusammen bringen lassen. De Thou sagt, er habe sich blos gestellt, als ob er nicht darum wisse. — Bertrand von Simiane, Herr von Gordes, ein Mann, der sehr geschätzt wurde. Ru — von Saint — Herau von Montmorin, Gouverneur von Auvergne; er sagte, er würde nicht eher gehorchen, als bis der König in Person gegenwärtig

wäre. — Tanneguy le-Veneur, Unter-Stadthalter in Normandie, ein rechtschaffner, menschenfreundlicher Mann; er that, was er konnte, die Protestanten in Rouen zu retten, konnte es aber doch nicht durchsetzen. — der Vikomte von Hertes oder Ortes, Statthalter an der Spanischen Grenze. Er gab dem König zur Antwort: „Sire, ich habe den Befehl Eurer Majestät Ihren treuen Bürgern und den Kriegsleuten der Besatzung mitgetheilt. Ich habe unter ihnen lauter gute Bürger und tapfere Soldaten gefunden, aber nicht einen einzigen Scharfrichter" ꝛc. De Thou l. 52. 53. D' Aubigné t. 2. l. 4.

74.

Hier ist ein Irrthum im Original. Vesins selbst, ein Mann von einem rauhen aber redlichen Character, rettete Reniers das Leben, ob er gleich schon seit langer Zeit sein Feind war, und es auch blieb. Man sehe diese sonderbare Geschichte in De Thou, l. 52.

75.

Der Marschall von Montluc sagt in seinen Memoiren, daß man bey dieser Belagerung große Fehler begieng. Man schickte so wenig Truppen hin, wagte zu viel und zur Unzeit bey den Stürmen, und ließ von der Seeseite Lebensmittel in die Stadt kommen; dennoch glaubt er, man würde sie am Ende eingenommen haben. Er rieth der Königin Mutter schon bey ihrer Reise nach Bayonne, sich in den Besitz von Rochelle zu setzen. — Man sehe von diesen Belagerungen, Aubigné t. 2. l. 1. La Popeliniere l. 33. Matth. t. 1. l. 6. p. 340. etc.

76.

Fontenay, Lusignan, Melle, Pons, Tonnay — Cherante, Talmont, Rochefort, Oriol, Livron, Orange und andre Plätze in Poitou, Languedoc, Dauphiné ꝛc.

77.

Gabriel, Graf von Montgommery, derselbe, der Heinrich den 2ten verwundet hatte.

78.

Johann von Chaumont, Marquis von Guitry. Peter von Mornay, Herr von Buſy, der Bruder von Dupleſsis Mornay. S. la vie de Dupleſsis Mornay l. 1. p. 26.

79.

Joſeph Bonifaz von la Mole. Hannibal Graf von Loconnas, ein Piemonteſer. „Liebe und Eiferſucht koſteten la Mole und Loconnas, welche von zwo großen Fürſtinnen geliebt wurden, das Leben" heißt es in den Mem. de Nevers. t. 1. p. 75.

80.

Johann von Matignon, Marſchall von Frankreich; ſtarb 1597. Er verdiente das Lob, das der Herr von Thou ihm (l. 66) beylegt, durch ſeine großen Eigenſchaften, und beſonders durch ſeine unverbrüchliche Anhänglichkeit an den König, eine damals ſeltne Sache.

81.

Carantan, Valogne, Saint-Lo, Domfront. In dieſem lezten Orte, wo er ſich als ein Verzweifelnder wehrte, wurde Montgommery gefangen genommen. „Man verſprach allen das Leben, ausgenommen dem Grafen, der nur verfängliche Verſprechungen erhielt, als, daß er keinem andern als dem König ausgeliefert werden ſollte, u. dgl. Aubigné t. 2. l. 2. cap. 7.

82.

Franz von Bourbon. Dieſer Zweig von Montpenſier ſtammt von einem Ludwig von Bourbon ab, welcher der zweite Sohn Johanns des 1ten von Bourbon war.

83.

Renat, Vikomte von Rohan, ſtarb 1568.

84.

Dieſen Titel führte Franz von Bourbon, der Sohn des Herzogs von Montpenſier. Mem. de Brantome, t. 1. pag. 301.

85.

Er ließ den König von Navarra holen, den er allein als einen Mann von Ehre und Redlichkeit hatte kennen lernen, und empfahl ihm dringend seine Gemahlin und seine Tochter., Peref. — Er sagte sterbend, er wäre froh keine Kinder zu hinterlassen, weil sie zu jung seyn würden, um in so schweren Zeiten zu herrschen. Er besaß Muth, Klugheit, Beredtsamkeit, Scharfsinn, war wirthschaftlich und mäßig. Er liebte die Gelehrten und die schönen Wissenschaften, aber er war jachzornig und fluchte erschrecklich. Bey seinem Tode war er noch nicht 25 Jahre alt. Man fand verschiedne Quetschungen in seinem Körper. De Thou. — Dennoch findet sich kein Beweis, daß er vergiftet worden sey, was auch der Verfasser der Legende von dem Herzog Claudius von Guise sagen mag. Die heftige Bewegung, die er sich machte, und vielmehr noch wohl der Ueberfluß an Galle, die ihm oft ganz gelbe Augen machte, war die Ursach seines Todes. Er war lang, aber er trug sich nicht grade, hatte gebogne Schultern, schwache und dünne Beine, ein blaßes Gesicht, stiere Augen, und eine verwilderte Bildung. Matth. am Ende des 6ten Buchs im 1ten Theil. — Papirius Maßons Leben Karls des 9ten.

86.

Karl, Kardinal von Lothringen, Erzbischof von Rheims. Brantome t. 3. p. 138. sagt: Er starb zu Avignon, und an Gift, wenn man der Legende von Saint Ricaise glaubt.

87.

Ueber Heinrichs Entweichung aus Pohlen und seine Reise sehe man Matthieu, t. 1. im Anfang des 7ten Buchs.

88.

Heinrich von Montmorency, Herzog von Damville, zweiter Sohn des Connetable, Anne von Montmorency.

89.

Louise von Lothringen, die Tochter Nicolaus Herzogs von Mercoeur und Grafen von Vaudemont, und Margarethens von Egmont, seiner ersten Gemahlin. Matthieu giebt

ihren

ihrer Tugend und Zärtlichkeit für ihren Gemahl groſses Lob. t. 2. l. 3. p. 438.

90.

Dieß iſt der jedesmalige Titel des älteſten Bruders des Königs; ſo wie Madame, der älteſten Schweſter deſſelben.

91.

Heinrich III. haßte ſeinen Bruder, weil er Gift von ihm bekommen zu haben glaubte. Er wollte den König von Navarra bewegen, ihn umzubringen, dieſer aber verabſcheute einen ſolchen Vorſchlag. Bey einer Krankheit Heinrichs III. die von einem Schmerz am Ohre herkam, und in dieſe Zeit trift, ſagte Heinrich IV. eines Tages zu dem Herzog von Guiſe, den er liebte: „Unſer Mann iſt ſehr ſchlecht.“ Der Herzog antwortete, „Es wird nichts zu bedeuten haben.“ Auf die Wiederholung dieſer Worte ſagte er: „Man muß darauf denken.“ Und zum dritten male: „Ich verſtehe Sie, „und dieß hier iſt zu Ihren Dienſten,“ wobey er auf ſeinen Degen ſchlug. Matthieu t. 5. l. 7. p. 418.

92.

Der Sohn des Churfürſten von der Pfalz.

93.

Sie kamen zu Chamoigny-ſur-Vede zuſammen, einem Schloß des Herzogs von Montpenſier an der Grenze von Touraine.

94.

Man ſehe die nähern Umſtände in d'Aubigne' t. 2. l. 2. cap. 18. Matthieu t. 1. l. 7. p. 420 etc.

95.

Renat von Saint-Denis von Hertray.

96.

Wilhelm von Hautemer, Graf von Grancey, Herr von Fervaques, Marſchall von Frankreich, Lieutenant-General in Normandie. Er ſtarb 75 Jahre alt Anno 1613. — — Madame Catharine von Bourbon, nachherige Herzogin von Bar.

97.

Nach andern hatten sie nur fünftausend.

98.

Durch ein Edikt von drey und sechszig Artikeln, welches in dem Kloster Beaulieu bey Loches in Touraine zwischen der Königin Mutter und den Prinzen abgeredet wurde, um das ehrenvolle Andenken des Admirals von Coligny und der übrigen protestantischen Häupter herzustellen. Man gesteht ihnen darin die Hälfte der Stellen in den vornehmsten Parlamenstern und verschiedne Sicherheits Plätze zu. ꝛc. Monsieur ließ sich besonders reiche Güter geben, und der Prinz Casimir erhielt eine ansehnliche Summe an Geld und Edelsteinen. De Thou, d' Aubigné ꝛc.

99.

Um richtiger zu reden, Monsieur opferte bey dieser Gelegenheit den König von Navarra und die Hugenotten seinem Vortheil oder seiner Politik auf. Man sehe die Schritte und Verhandlungen beider Theile in den Mem. de Nevers, t. 1. p. 90. etc.

100.

Johann Ludwig von Negaret von la Valette, Herzog von Epernon.

101.

Johann von Beaumanoir von Lavardin. Marschall von Frankreich.

102.

Ludwig von Saint-Gelais von Lusignan.

103.

Heinrich von Albret, Baron von Miossens.

104.

Ludwig von Clermont von Pußy d' Amboise, sehr berühmt wegen seines guten Ansehns und seiner Tapferkeit. Er wurde kurze Zeit nachher bey einer verliebten Zusammenkunft mit der Frau von Montsoreau durch den Gemahl dieser Dame mit Hülfe seiner Leute umgebracht.

105.

Dieſes Fräulein war eine Tochter der Frau von Tignonville, der Hofmeiſterin von des Königs Schweſter. Man nannte ſie gewöhnlich an dieſem Hofe das Fräulein von Navarra; ſie heirathete nachher den Baron von Pangeas.

106.

Man ſehe d'Aubigne l. 3. c. 2. darüber nach.

107.

Beaumont de Lomagne in Armagnac.

108.

Sanct Nikolaus von la Grave. — Le Mas-de-Verdun, oder Mas-Garnier, eine Stadt in Armagnac.

109.

Hier iſt ein Irrthum. Die drey Abgeordneten der Stände an den König von Navarra waren: Peter von Villars, Erzbiſchof von Vienne, von Seiten der Geiſtlichkeit; Andreas von Bourbon, Herr von Rubempré, von dem Adel; und von dem dritten Stande Menager, Director der Finanzen in Touraine. — Man ſehe d'Aubigné, de Thou u. a. auch über die Verſammlung der Stände Matthieu t. 1. l. 7. p. 488. Mem. de Nevers T. 1. p. 166. ſq.

110.

Der Marquis von Villars war zwar ſchon bey Colignys Lebzeiten zum Admiral ernannt worden, erhielt aber dieſe Würde eigentlich erſt nach dem Tode deſſelben.

111.

Caſtel Jalaux oder Caſtel Gelour, bey Auch.

112.

In Guienne, die Hauptſtadt des Herzogthums Albret.

113.

Stadt und Hafen in Saintonge. — Karl von Lothringen, Herzog von Mayenne, der zweite Sohn Franzens, Herzogs von Guiſe. In der Folge Generaliſſimus der Ligue.

114.

„Ihr König," ſagte Sixtus V. zum Kardinal von Joyeuſe, „hat alles gethan und thut alles, um ein Mönch „zu ſeyn, ſo wie ich alles thue, um es nicht zu ſeyn." — Er hatte bis auf 150 Kammerdiener, Miniſtros cubicularios ſagt Busbecq.

115

Durch den Tractat, der zwiſchen dem König von Navarra und dem Marſchall von Biron zu Bergerac geſchloſſen wurde, und durch das Edict, welches in den lezten Tagen des Septembers erſchien, wurde die Anzahl der reformirten Bethäuſer vermindert, die Uebung dieſer Religion auf zehn Meilen rings um Paris verbothen; den Calviniſten ihre Gottesäcker in dieſer Stadt genommen; die Freiheit der Heirathen aufgehoben; ihre Hälfte der Parlaments Stellen zu Paris, Rouen, Dijon und Rennes ihnen entriſſen ꝛc. Heinrich III nannte dieß ſeinen Tractat. Er wurde von beiden Theilen nicht genau beobachtet.

116.

„Katharine hatte zu Nérac eine Zuſammenkunft mit „ihrem Schwiegerſohn," ſagt le Grain, „bey welcher einige „Artikel erläutert wurden, aber nicht alle; denn die gute „Dame wollte immer gern ihren Zelter ſo lange am Zügel „führen, als es möglich wäre. Sie liebkoſete dem König „von Navarra außerordentlich, und es fielen ſelbſt ziemlich „freie Reden unter ihnen vor." — „Die Königin Mutter," „ſagt er ein andermal, machte ihm zu Saint-Bris außer„ordentliche Liebkoſungen, ſo, daß ſie ihn gar in der Seite „kitzelte. Er merkte ihre Abſicht, daß ſie fühlen wollte, ob „er einen Küraß trüge, riß die Knöpfe ſeines Wamſes auf „und zeigte ihr ſeine bloße Bruſt. Sehn Sie, gnädige Frau, „ſagte er, ich handle ſtets offen. — Als ſie ihm zuredete, „nicht mehr den Bürgermeiſtern von Rochelle den Hof zu „machen, weil es unter ſeiner Würde wäre, ſich ſo dem Pöbel „zu unterwerfen, der ihn doch oft abweiſen könnte; antwor„tete er: Ich kann dort thun was ich will, denn ich will „nichts, als was ich ſoll." le Grain Decade de Henri le Gr. l. 3. u. 4. Heinrich verliebte ſich hier in die Fräuleins von Agelle und Foſſeuſe.

117.

La Reole an der Garonne in Bazadois. —

118.

Philibert von Grammont. — Johann von Durefort von Duras.

119.

Die beiden Brüder, Durefort von Duras und Durefort von Rohan ſchlugen ſich mit dem Vikomte von Turenne und ſeinem Sekundanten, Johann von Gontaut von Biron, Baron von Salignac, zu Agen auf einem öffentlichen Platz. Obgleich die beiden Dureforts Küraſſe hatten, zogen ſie doch den kürzern. Turenne erlaubte Roſan, wieder aufzuſtehen, und Salignac gab zu, daß Duras einen andern Degen nahm. In dieſem Augenblick fielen neun bis zehn bewafnete Leute über den Vikomte her, und ließen ihn mit zwey und zwanzig Wunden auf dem Platze, woran er jedoch nicht ſtarb. Er war ſelbſt ſo großmüthig, bey der Königin Mutter für die Dureforts zu bitten. Der Marſchall von Damville, der ſeit ſeines Oheims Tode, welcher damals erfolgt war, Marſchall von Montmorency hieß, und über dieſe Handlung befragt wurde, that nebſt verſchiednen andern den Ausſpruch, daß dem Vikomte von Turenne alle Arten ſich zu rächen erlaubt wären, ohne daß er ſelbſt weiter ſein Leben dabey wagte. — Mem. du Duc de Bouillon. Sein Leben von Marſolier. De Thou. Brantome (t. 10. p. 114) ſcheint zu zweifeln, daß das Duell ſo zugegangen ſeyn ſollte, weil die beiden Brüder in dem Ruf als Männer von Ehre und Tapferkeit ſtanden.

120.

Man ſehe die nähern Umſtände bey d'Aubigné t. 2. l. 4.

121.

Der Fluß Lot fließt an ihren Mauren hin.

122.

Derſelbe, von dem ſchon einmal die Rede geweſen iſt. Man glaubt, daß wenn er nicht im Hemde an der Spitze ſeiner Leute getödtet worden wäre, der König von Navarra den Ort nicht würde eingenommen haben.

123. Städ:

123.

Städte in Quercy.

124.

Sie waren alſo ungefehr 2200 Mann, und nicht 1500 ſtark, wie oben angegeben iſt.

125.

Andre Geſchichtſchreiber ſagen auch, daß dieſer Angrif fünf volle Tage dauerte, und daß Heinrich eine Menge Verwundete aber nur ſiebenzig Todte hatte.

126.

Ueber alle dieſe Unternehmungen ſehe man d'Aubigné t. 2. p. 4.

127.

Dieſer Ort wurde ſogleich durch den Marſchall von Matignon wieder erobert. Man findet in den Memoiren der Ligue einen Brief der Königin Katharine an den Prinzen von Condé, worin ſie ihm dankt, daß er die Waffen gegen den Hof ergriffen habe.

128.

Eine Kanonkugel traf eins der Stadthore, hinter welchem die Königin von Navarra war. Sie ließ dafür dem Marſchall bey dem Frieden die Stadthalterſchaft von Guienne nehmen.

129.

Sie grif die Nieren, den Kopf und hauptſächlich die Bruſt an. Blutlaſſen und abführende Mittel waren dabey tödtlich. Herr von Thou bemerkt, daß ſie ſo zu ſagen die Vorläuferin einer Peſt war, welche 40,000 Menſchen in Paris wegraffte. l. 73.

Anmerkungen
zu dem
zweiten Buche.

1.

Man findet in de Thon (l. 12) daß, ehe der Herzog von Anjou auf den Polniſchen Thron gerufen worden war, die Königin Mutter, die ihn durchaus auf irgend eine Art zum Souverain machen wollte, Franz von Nevilles an den Türkiſchen Kaiſer Selim geſchickt hatte, um für ihren Sohn um das Königreich Algier anzuhalten. Man wollte Sardinien damit vereinigen, welches die Spanier gegen Navarra, deſſen Beſitz man ihnen verſicherte, abtreten ſollten; und dem König von Navarra hätte man für ſeine Anſprüche Güter in Frankreich gegeben.

2.

Die Empörung der vereinigten Provinzen gegen Spanien, wovon in dieſen Memoiren noch vieles vorkommen wird, ſcheint durch einen Aufruhr und eine enge Verbindung entſtanden zu ſeyn, welche die Einführung der Inquiſition in dieſem Lande verhindern ſollten. 1566. — Manuſcripte der königlichen Bibliothek.

3.

Anton von Sully, Herr von la Rochepot.

4.

(pag. 68. endlich wurden alle Hinderniſſe gehoben).

Durch den Frieden, der zu Fleix, einem Schloß an der Dordogne zwiſchen dem König von Navarra und dem Herzog von Anjou geſchloſſen wurde. Die Proteſtanten, die im letzten Kriege nicht glücklich geweſen waren, willigten gern ein, und der Herzog von Anjou wünſchte ihn dringend wegen ſeiner Abſichten auf die Niederlande. Er wurde im November geſchloſſen, die Artikel blieben geheim, und waren dem Anſchein

ſchein nach nicht von Wichtigkeit. Die Proteſtanten behielten ihre Sicherheits Plätze noch auf ſechs Jahre.

5.

(p. 70. bey der Frau von Sauves ꝛc.)

Fräulein von Beaune von Samblanzay, vermählt an Simon von Fixes, Baron von Sauves, Staats Rath und erſter Kabinets Sekretair; er ſtarb den 27ten November 1579. Sie hat dieſen Namen durch ihre Galanterien ſehr berühmt gemacht; nachher heirathete ſie wieder den Marquis von Noirmoûtier. „Eines Abends, ſagt Matthieu, (t. 1. l. 7. p. 409) da der Herzog von Alenzon bey ihr war, ſpielte der König von Navarra ihm einen Poſſen, indem er etwas ſo ſtellte, daß jener beym Weggehn ſich ſo gewaltig ſtieß, daß er ein ganz geſchwollnes Auge bekam. So wie Heinrich ihn am folgenden Tage nur von weitem ſah, ſchrie er: Ach was iſt das? und, mein Gott! am Auge! gar am Auge! welch ein Zufall! — der Herzog antwortete kurz: Es iſt nichts. Sie machen viel Aufhebens um eine Kleinigkeit. Jener fuhr aber immer fort ihn zu beklagen, bis der Herzog am Ende, ohne dieß ſchon aufgebracht, dem Anſchein nach lachend ihm ins Ohr ſagte: Wer etwa glaubt, daß ichs geholt habe, wo Sie denken, den werde ich einen Lügner heißen. — Souvray und Du Guaſt hinderten ſie, ſich zu ſchlagen.

6.

(p. 72. des Herrn von Raubais ꝛc.)

Robert von Melun, Marquis von Roubais oder Robeck, General der Spaniſchen Cavallerie. Die Abſicht des Vikomte von Turenne war, ſich in Cambrai zu werfen. Man ſ. ſeine Memoiren p. 311 ꝛc. Er wollte ſich lieber an den Herrn von Robeck als an den König von Spanien gefangen geben, und das machte, daß er erſt nach zwey Jahren und zehn Monathen wieder loß kam, weil man befürchtete, Robeck würde den Spaniſchen Dienſt verlaſſen, ſobald er das Löſegeld des Vikomte, welches 53,000 Thaler betrug, würde erhalten haben.

7. (p.

7.

(p. 72. Vautadour ꝛc.)

Anne von Levis, nachher Herzog von Vautadour, Ritter der königlichen Orden, Stadthalter von Limoſin, und General Lieutenant in Languedoc. Er ſtarb 1622.

8.

(pag. 75. Balagny das Commando gab.)

Johann von Montluc, natürlicher Sohn des Biſchofs von Valence, Johanns von Montluc. Er wird in der Folge mehr vorkommen.

9.

(p. 75. wie ihn die Königin Eliſabeth aufnahm ꝛc.)

Man weiß, daß Eliſabeth auf dieſe Art verſchiedne Prinzen in Europa ſich mit der Hofnung ſchmeicheln ließ, ſie zu heirathen, daß ſie aber niemals zum Schluß kam; ob aus Politik oder blos natürlichen Urſachen, das iſt nicht entſchieden. — Monſieur brachte den Winter von 1581 in England zu, und kam im Frühjahr 1582. nach Flandern zurück. Man ſieht dieß alles am ausführlichſten in den Mem. de Nevers t. 1. p. 474. 603.

10.

(p. 76. in ſeinem Zimmer zu Antwerpen durch einen Piſtolſchuß ꝛc.)

Den 18ten März 1582. durch Jean de Jauregny einen Biscayer. Die Kugel zerſchmetterte ihm die Kinnlade. Der Mörder wurde durch die Leute des Prinzen von Oranien umgebracht, in dem Augenblick, da er einen Dolch zog, um ihn vollends zu tödten. Chron. Pieſecki.

11.

(p. 76. Nachdem die wahre Urſach dieſes Meuchelmordes bekannt geworden war ꝛc.)

Man ſah aus den Papieren, die er in der Taſche hatte, daß er ein Spanier war. Dieß beſänftigte das Volk, welches

im

im Begrif war, über die Franzoſen herzufallen. Mem. d'Auberq du Maurier. — Der Pöbel ſchrie in den Gaſſen: das giebt eine Pariſer Bluthochzeit! laßt uns die Schlächter umbringen! Matth. t. 1. Am Ende des 7ten Buchs.

12.

(p. 77. der Prinz von Epinoy ꝛc.)

Robert von Melun, Prinz von Epinoy, Sohn des Marquis von Richebourg.

13.

(p. 77. die doppelte Schande einer fehlgeſchlagnen Verrätherey ꝛc.)

Man machte zu gleicher Zeit auf ſeinen Befehl denſelben Verſuch auf die vornehmſten Städte in Flandern. Er gelang auf Dünkirchen, Dixmüden, und Dendermonde, und ſchlug fehl zu Brügge, Oſtende, Nieuport ꝛc. de Thou l. 77. Der Herzog von Montpenſier und der Marſchall von Biron gaben ſich vergebens alle Mühe, ihm dieſe Unternehmung abzurathen. Matth. t. 1. l. 7.

14.

(p. 82. die Gräfin von Guiche ꝛc.)

Diane Dandouis, Vikomteſſin von Louvigny, Gemahlin und nachher Wittwe Philiberts Grafen von Grammont. In den Anmerkungen zu den Liebſchaften des großen Alexander ſteht, daß dieſe Dame dem König Verſtärkungen von 23 — bis 24,000 Gasconiern ſchickte, die ſie auf ihre Koſten geworben hatte. Man ſieht auch darin, daß ſie einen Sohn hatte, Namens Antonin, welchen der König für den ſeinigen anerkennen wollte, daß aber der junge Menſch antwortete, er möchte lieber ein Edelmann als der Baſtard eines Königs ſeyn. Journal du Regne d'Henri III. p. 270.

15.

(p. 83. hatte ihn abermals verlaſſen um an den Franzöſiſchen Hof zuruck zu kehren)

Von dieſer Zeit an lebten ſie ſtets von einander getrennt, ungeachtet der Vorwurfe, die Heinrich III. dem König

von Navarra oft darüber machte. Eines Tages, da dieſer ziemlich empfindliche Briefe vom Hofe erhalten hatte, rief er: Der König thut mir in allen ſeinen Briefen gar zu viel Ehre an. In den erſten nennt er mich Hahurey, und in den letzten, den Sohn eines ſolchen.

16.

(p. 84. welche einige Zeit nachher ſeinen ehrgeizigen Entwürfen mit ſeinem Leben ein Ende machte.

Faſt alle Geſchichtſchreiber ſind darüber einig, daß er vergiftet wurde. Das Blut drang ihm durch die Schweislocher, als ob alle ſeine Adern geſprungen wären. De Thou. l. 78. — die Mem. de Nevers. verſichern, (p. 163) ein Frauenzimmer, mit dem er in der größten Vertraulichkeit gelebt, habe ihn durch einen vergifteten Blumenſtrauß, an dem er gerochen hätte, umgebracht. Busbeq. Epiſt. 33. 35.

17.

(p. 84. die Gunſt, worin meine beiden jüngern Brüder bey Hofe ſtanden ꝛc.)

Salomon und Philipp von Bethune. Der erſte hieß, wie ſein älteſter Bruder, Baron von Roſny, und wurde nachher Gouverneur von Mante. Von dem zweiten ſtammt der Zweig der Grafen von Selles und Charoſt ab. Sie hatten beide, da ſie in des Königs Dienſte traten, die katholiſche Religion angenommen.

18.

(p. 85. Sie gehört zu den Dingen, die man am beſten mit Stillſchweigen übergeht ꝛc.)

Man findet ſie im ſiebenten Kapitel der Confeſſion de Sancy.

19.

(p. 85. — La Fond ſchlug mir vor ꝛc.)

La Fond war ſein Kammerdiener. Er ſpielt nachher eine Rolle in dieſen Memoiren.

20.

(p. 85. — das Fräulein von Courtenay zu beſuchen ꝛc.)

Anne von Courtenay, eine jüngere Tochter Franzens von Courtenay, Herrn von Bontin.

21.

(p. 88. gegen das Ende des Jahrs riß mich ein Brief ꝛc.)

Da der Friede erſt in dem folgenden Jahre gebrochen wurde, ſo ſagen uns die Urkunden dieſes und des vorigen Jahrs wenig von dem König von Navarra. Le Grain erzält ein Abentheuer, das er mit dem Kapitän Michau hatte, welcher den Spaniſchen Dienſt zum Schein verlaſſen, und zu dem König von Navarra gekommen war, in der Abſicht ihn zu tödten. „Eines Tages, ſagt er, da Heinrich in dem Walde von Atlas jagte, ſah er den Kapitän Michau hinter ihm herkommen, der ſehr gut beritten war, und ein Paar Piſtolen mit Zündkraut und Lunte am Sattel hatte. Der König war von ſeinem Gefolge entfernt, wie dieß auf der Jagd leicht möglich iſt. Als er den Kapitän erblickte, rief er ihm mit einem dreiſten und ſichern Ton zu: Steig ab, Michau, ich will verſuchen, ob dein Pferd wirklich ſo gut iſt, als du ſagſt. Michau gehorchte, und ſtieg ab. Heinrich ſetzte ſich auf das Pferd und nahm die beiden Piſtolen," Willſt du hier Jemanden tödten? ſagte er. Man hat mir geſagt, du willſt mich ermorden, aber jezt kann ich dich ſelbſt todt ſchießen, wenn ich will. „Mit dieſen Worten ſchoß er die beiden Piſtolen in die Luft ab, und befahl dem Kapitän, ihm zu folgen. Dieſer machte große Entſchuldigungen, nahm zwey Tage nachher Abſchied, und man hat ihn nie wieder geſehn." Decade d'Henri le Gr. l. 8. — Busbec, der damals als Geſandter Kaiſer Rudolfs des 2ten in Paris war, verſichert uns in ſeinen Briefen, daß ein dazu (von Wem, ſagte er nicht) angeſtellter Menſch um dieſe Zeit dem König von Navarra Gift beybrachte, welches aber ihm nichts ſchadete, entweder wegen der Stärke ſeiner Leibesbeſchaffenheit, oder weil es zu ſchwach war; daß derſelbe Menſch nachher mit einem Piſtol nach ihm ſchoß und ihn fehlte; daß man ihn ergrif und auf die Folter brachte, aus Heinrichs des 3ten Betragen bey dieſer Ge-

Gelegenheit aber ſah, daß er gar keinen Antheil daran gehabt hatte. Epiſt. 46.

22.

(p. 88. In der That kamen in dieſem Jahre 1585. die kühnen Unternehmungen der Ligue ꝛc.)

Der erſte Schritt, welcher zu der Ligue Anlaß gegeben hat, war eine Verbindung der Prinzen, der Prälaten und des Adels von Picardie, welche zu Peronne zuſammen kamen, und beſchloſſen, dem Edikt von 63 Artikeln, welches 1576 zum Vortheil der Proteſtanten gegeben war, nicht zu gehorchen. Das Manifeſt, welches hier aufgeſetzt wurde, nahmen alle andre Provinzen, und ſelbſt die Generalſtaaten ſich zum Muſter, welche gegen das Ende deſſelben Jahrs nach Blois zuſammen berufen wurden, und durch ihre Entſchlüſſe Heinrich den 3ten zwangen, ſich zum Haupt der Katholiken gegen die Hugenotten zu erklären, damit nicht der Herzog von Guiſe dieſe Stelle erhielte. Im Anfang war blos die Rede davon, die katholiſche Religion als die einzige in dem Königreich zu erhalten; nachher aber miſchte man die Frage wegen der Thronfolge hinein, und zog auch den Pabſt und den König von Spanien dazu. Man ſehe darüber die Manuſcripte der königlichen Bibliothek, den Band, welcher 8826 bezeichnet iſt, p. 168. Ueber die Konföderation des Adels von Normandie, und den Eid, die katholiſche Religion in Frankreich und die Krone bey dem Hauſe Valois zu erhalten; Vol. 8832. p. 5. Dieſer ganze Band enthält Memoiren über die Ligue und die Staaten zu Blois. Ueber den Traktat zwiſchen der Ligue und dem König von Spanien ſehe man Vol. 8866. Man findet auch dieſe Stücke zerſtreut in den Mem. de Nevers, t. 1. Mem. de la Ligue t. 1. Mem. d'etat de Villeroy t. 2. De Thou l. 63. u. 81. D'Aubigné t. 2. l. 3. cap. 3. Matth. t. 1. l. 7. u. 8. Le novennaire de Cayet t. 1. im Anfang u. a. m. Viele wollen die Ligue weit alter machen, und leiten ihren Urſprung von der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung und dem erſten Kardinal von Lothringen her. Zu gleicher Zeit ſoll der Herzog Franz von Guiſe den Entwurf dazu in Frankreich gemacht, ſein Tod aber die Ausführung gehindert haben. Noch andre wollen,

daß Don Juan von Oeſtreich auf ſeiner Durchreiſe durch Frankreich nach Flandern den Plan dazu mit dem Herzog von Guiſe verabredet habe. Das Kollegium von Jortet hielt man für die Wiege der Ligue; ein Advokat, Nameus David ſoll die Aufſätze darüber nach Rom gebracht haben. Aus eben dieſen Aufſätzen, die man in den Memoires de la Ligue, t. 1. findet, und welche die Hugenotten auffiengen, erhielten ſie die erſte Gewißheit davon. Es iſt unwahrſcheinlich, daß, wie einige geglaubt haben, dieſer Advokat, welcher unterwegs ſtarb, bloß aus eignem Antrieb gehandelt habe. Heinrich III. verdient gewiß alle Vorwürfe, die ihm der Herzog von Sully macht. Er hatte überzeugende Beweiſe von den Abſichten der Feinde des königlichen Anſehns. Indem er das Pazifikations Edikt von 1577 brach, ſagte er laut: „ich fürchte „ſehr, daß wir die Meſſe aufs Spiel ſetzen, indem wir die „reformirten Predigten abſchaffen wollen.“ Man verſichert, daß er alle Geheimniſſe der Ligue von einem Edelmann Namens la Rocette erfuhr, dem ſie anvertraut waren, und der ſich gutwillig auffangen ließ, um alles ohne Gefahr entdecken zu können. Endlich iſt es auch gewiß, daß, als der Herzog von Guiſe 1584 und 1585 ſeine Parten die Larve abnehmen ließ, er noch ſo ſchwach war, daß er höchſtens auf 4000 Mann Infanterie und 1000 Pferde rechnen konnte. Auch antwortete er, als Beauvais-Nangis ihn eines Tages fragte, was er zu thun gedächte, wenn der König ihn angriffe: „Mich ſo „ſchnell als möglich nach Deutſchland zu retten, und eine beſſere Gelegenheit abzuwarten.“ Dieß erzählt Nangis ſelbſt in ſeinen Memoiren.

23.

(p. 88. Er ſchickte den Herzog von Joyeuſe ꝛc.)

Anne, Herzog von Joyeuſe, der älteſte der ſieben Söhne Wolfgangs von Joyeuſe.

24.

(p. 88. Das berühmte Edikt vom Julius ꝛc.)

Dieß war der Traktat von Nemours, der Triumph der Ligue und die Schande Heinrichs des 3ten. Heinrich IV. ſagte in Gegenwart Matthieus, der es l. 2. erzählt, zu dem Marquis von la Force, in dem Augenblick, wo er dieſe unwürdige

Schwach-

Schwachheit des Königs erfahren hätte, wäre sein Knebelbart auf einmal an der Seite, wo er seinen Kopf auf die Hand stützte, weiß geworden. Sixtus V. selbst schien darüber aufgebracht. In eben der Bulle, durch welche er alle, die den Hugenotten beystehen würden, in den Bann that, sprach er ihn auch über die, welche etwas gegen den König oder das Königreich unternehmen würden. — Man sehe über alles dieses die Mem. de Nevers. p. 661 ꝛc.

25.

(p. 89. — Chicot ꝛc.)

Chicot war ein Gascogner, brav, reich und ein Possenmacher. Während der Belagerung von Rouen verwundete er den Grafen von Chaligny (Heinrich von Lothringen) an der Hüfte, nahm ihn gefangen und stellte ihn Heinrich dem 4ten mit diesen Worten vor: Da, sieh was ich dir bringe. Der Graf, in Wuth durch einen Narren zum Gefangnen gemacht worden zu seyn, schlug ihn mit seinem Degengefäß so auf den Kopf, daß er daran starb. Er sagte dem König, was ihm in den Mund kam, ohne daß dieser es übel nahm. Als der Prinz von Parma nach Frankreich kam, sagte Chicot vor aller Welt zu dem Könige: Mein allergnädigster Freund, ich sehe wohl, alles was du thust, wird dir nichts helfen, wenn du nicht katholisch wirst, oder dich wenigstens so stellst. In den Mem. pour l'hist. de France, t. 2. p. 27. stehn mehr dergleichen Züge von ihm.

26.

(p. 89. — jetzt gegen diesen Fürsten selbst zu führen.)

Die zu Chalons versammelten Ligeurs zwangen den König dazu, welcher sich ins Geheim gegen den König von Navarra mit der Nothwendigkeit entschuldigte. Heinrich III und seine Mutter ließen sich zur Unzeit durch die Drohungen der Ligue erschrecken, deren Macht man ihnen weit größer vorstellte, ob es gleich sehr leicht gewesen wäre, sie im Anfang zu vernichten. Man versehlte damals auch im Staatsrath die Gelegenheit, die Niederlande mit der Krone zu vereinigen, indem man die Abgeordneten der Provinzen, welche gekommen waren, dem König die Souverainität anzubieten, ohne

Antwort zurück schickte. Sie verlangten blos, er solle seine Truppen nach dieser Seite hin marschiren lassen, und schienen sehr zu wünschen, daß er ihren Antrag annähme. — Zwey große Fehler auf einmal. De Thou l. 81.

27.

(p. 91. — ein neues Regierungssystem entworfen x.)

Der Geschichtschreiber des Lebens des Herzogs von Sully läugnet nicht, daß dieß die Absicht seines Helden war. Er war ein sehr geschickter Staatsmann, sehr ehrgeizig, wünschte mit Leidenschaft das Haupt der Kalvinisten in Frankreich zu werden, und besaß auch alle Fähigkeiten dazu. Dieß ist alles was man sagen kann, um die etwas zu starken Ausdrücke zu mildern, mit denen Sully oft von ihm spricht.

28.

(p. 92. der Herzog von Montmorency x.)

Dieß ist Heinrich, Marschall von Damville, der jetzt Herzog von Montmorency geworden war.

29.

(p. 94. der Kardinal von Lenoncourt x.)

Philip von Lenoncourt, Kardinal, und Erzbischof von Rheims. — Nikolaus Brulart, Marquis von Sillery, nachher Kanzler. — Johann von Angennes, Herr von Poigny.

30.

(p. 94. — und die Religion zu verändern x.)

In den Memoiren des Lebens von J. A. de Thou, l. 3. liest man eine Unterredung, die er mit Michael von Montagne hatte. „Als sie von den Ursachen der Unruhen sprachen, sagte Montagne zu ihm, (dem Präsidenten von Thou) er sey als Mittelsmann zwischen dem König von Navarra und dem Herzog von Guise gebraucht worden, als beide noch am Hofe waren. Der letztere habe immer durch Dienstleistungen und Aufmerksamkeiten die ersten Schritte gethan, um Heinrichs

Freund-

Freundschaft zu gewinnen; da er aber gesehn habe, daß dieser ihn täuschte, und nach allem, was er gethan, doch sein unversöhnlicher Feind bliebe, habe er sich zum Kriege entschlossen, als seiner lezten Zuflucht, um die Ehre seines Hauses zu retten. Die Verbitterung dieser beiden Köpfe wäre die wahre Ursach des jetzigen Krieges, und nur durch den Tod des Einen oder des Andern könne der Friede hergestellt werden. Der Herzog und sein ganzes Haus würden sich nie sicher glauben, so lange der König von Navarra lebte; und dieser wäre gewiß, daß Er bey des Herzogs Leben nie seine Ansprüche auf die Thronfolge durchsetzen würde. Die Religion, sezte er hinzu, mit der beide sich brüsten, ist ein schöner Vorwand, um sich seiner Anhänger zu versichern; im Grunde aber macht weder der Eine noch der Andere sich etwas daraus. Nur die Furcht, von den Protestanten verlassen zu werden, hält den König von Navarra ab, zu der Religion seiner Väter zurück zu kehren; und der Herzog von Guise würde der Augsburgischen Confession, an welcher ihm sein Oheim, der Kardinal von Lothringen, Geschmack beygebracht hat, gar nicht abgeneigt seyn, wenn er ohne seinen Schaden sich dazu bekennen dürfte. — Diese Gesinnungen, sagte er, habe er bey den beiden Prinzen gefunden, als er mit ihnen Angelegenheiten sich abgab."

31.

(p. 95. den Herren von Rambouillet x.)

Nikolaus von Angennes, Marquis von Rambouillet; — Ludwig von Rohan, welcher 1588. Herzog von Montbazon wurde; — An - - von Selly, Graf von la Rocheguion; — Ludwig du Bois, Herr des Argentis, des Königs Maitre de la Garderobe, und Statthalter von Touraine.

32.

(p. 95. ich bestärkte sie x.)

Von diesen Anträgen des Herrn von Rohan an Heinrich den 3ten ist die Rede bey de Thou, l. 81.

33.

(p. 96. daß er sich hatte betrügen lassen.)

Heinrich III. fürchtete die Ligue so sehr, daß er öffentlich Du-Halletz Unternehmung tadelte.

34.

(p. 97. die Herren von Mouy ꝛc.)

Iſaak Taubré, Herr von Mouy, — N . . . de Pas de Jeuquieres.

35.

(p. 98. Beuchart ꝛc.)

Jakob von Mailly von Beuchart, Gouverneur von Dambme.

36.

(p. 99. einige Kompagnien Argoulets ꝛc.)

Sie hatten dieſen Namen von den Bogen, mit denen ſie anfangs bewafnet waren. Sie dienten zu Pferde und zu Fuß, wie nachher die Dragoner. Als die Büchſen gebräuchlich wurden, erhielten ſie ſolche ſtatt der Bogen, und man nannte ſie Büchſenſchützen zu Pferde, ob gleich die alte Benennung auch blieb. Unter der lezteren kommen ſie in dieſem Werke öfter vor.

37.

(p. 100. Herren von Clermont und ꝛc.)

Georg von Clermont d'Amboiſe, Marquis von Gallemande.

38.

(p. 102. der Tod, der den Herrn von Montbazon)

Er blieb in der Schlacht bey Arques.

39.

(p. 103. des Herrn von Neufve ꝛc.)

Es war der Jüngſte, Bertrand von Melet von Jarolet von Neufve, der ältere Bruder. Magdelene von Melet von Jarolet, Herr von Neufve, war auf der Seite der Ligue.

40.

(p. 106. um ſich einen Durchgang zu verſchaffen ꝛc.)

Dieſes, und die kriegeriſchen Unternehmungen von beiden Seiten findet man weitläuftiger bey d'Aubigné, tom. 3. Mathieu t. 1. l. 18. Coyet l. 1. n. 6.

41. (p.

41.

(p. 108. — ſich an ihr zu rächen.)

In ſolchen Augenblicken rief er, wie l'Etoile erzählt: de inimicis meis vindicabo inimicos meos! indem er von den Hugenotten und der Ligue ſprach.

42.

(p. 114. la Rochefoucault.)

Franz von la Rochefoucault, Prinz von Marſſac, er wurde 1591 getödtet. Sein Vater war in der Bartholomäus Nacht ermordet worden.

43.

(p. 118. der Herr von Genevois.)

D'Aubigné erklärt dieſes deutlicher t. 3. l. 1. cap. 19. „die Frau von la Garnache, die Schweſter des Herzogs von Rohan, erhielt die Stadt la Garnache, und das Schloß Beauvois am Meer, in der Neutralität. Ihr Sohn (den man, der Anſprüche wegen, die ihm die Heirath ſeiner Mutter mit dem Herzog von Nemours, den Prinzen von Genevois nannte) hatte ſich durch ein Verſtändniß mit dem Hausgeſinde der Stadt bemächtigt. — — Er wollte einen ähnlichen Verſuch auf Beauvois machen, wurde aber ſelbſt der Gefangne ſeiner Mutter. Am Ende miſchte ſich der König von Navarra hinein, und erhielt für den Prinzen von Genevois die Freiheit und für ſich das Schloß.

44.

(p. 121. welcher vollends alles verderbte.

Man hat behaupten wollen, daß der Vortheil der katholiſchen Religion bey der Staatskunſt dieſer Prinzeſſin blos Vorwand war. — Als ſie die Schlacht bey Dreux verlohren glaubte, entfuhren ihr die Worte: Auch gut. Wir werden alſo künftig auf Franzöſiſch beten.

45.

(p. 121. Bald ſuchte ſie ihn zu verführen ꝛc.)

Auf die Frage der Königin: Was er denn eigentlich wolle? antwortete er ihr, indem er einen Blick auf die hüb-

schen Mädchen warf, die sie mitgebracht hatte: Ich will hier gar nichts. Peref. — — Ein anders mal drang die Königin in ihn, de faire quelque ouverture. „Madame, gab er zur Antwort, il n'y a point ici d'ouverture pour moi.“ Matthieu t. 1. l. 5. p. 518. — Zu Saint Brix, wo sie sich den 25ten September sahen, that er auf der Jagd einen gefährlichen Sturz mit dem Pferde, so daß man ihn für todt aufhob; nach drey Tagen aber sah man ihm nichts mehr an. Mem. de Nevers t. 2 p. 588.

46.

(p. 123. ohne etwas ausgerichtet zu haben ꝛc.)

Als die Königin nach einer langen Unterredung ihn fragte, ob denn alle ihre Mühe vergebens gewesen wäre, da sie doch nichts als Ruhe wünschte, antwortete er ihr: Meine Schuld ist es nicht: ich hindre Sie nicht, ruhig in Ihrem Bette zu schlafen, aber Sie lassen mir keinen Frieden. Die Mühe die dieß Ihnen verursacht, ist Ihnen eine Lust, und nährt Sie. Ruhe ist der größte Feind Ihres Ehrgeiz. Peref. pars I.

47.

(p. 127. der Graf von Soissons.)

Karl von Bourbon, der vierte Sohn Ludwigs I. Prinzen von Condé, seine Mutter war Franziska von Orleans von Longueville. Seine drey Stiefbrüder hießen: Heinrich I. Prinz von Condé, Prinz von Conti, und Karl, der jüngere Kardinal von Bourbon.

48.

(p. 130. da Heinrichs Verliebe zu ihm jetzt ihren höchsten Gipfel erreichte ꝛc.)

Bey seiner Gesandschaft zu Rom hatte man ihm als einem Bruder des Königs begegnet. Sein Herz war seines großen Glückes würdig. Eines Tages, da er die beiden Staatssekretäre ein wenig zu lange in dem königlichen Vorzimmer hatte warten lassen, entschuldigte er sich dadurch, daß er ihnen ein Geschenk von 100,000 Thalern überließ, welches er so eben von dem König erhalten hatte. S. Mem. sur Henriade.

49.

(p. 131. Montlieu ꝛc.)

Dieſe Städte, desgleichen auch Chalais und Aubeterre liegen an den Grenzen von Saintonge, Guyenne und Perigord.

50.

(p. 131. der Poſten von Couras ꝛc.)

Eine Stadt in Guyenne an der Grenze von Perigord; die Fluſſe Isle und Dronne kommen hier zuſammen.

51.

(p. 133. als der König von Navarra.)

Le Grain (Decade de Henri le Grand, l. 4.) läßt ihn folgende Rede an ſeine Truppen halten: „Meine Freunde, „hier haben wir eine Bute vor uns, die alle vorigen weit „übertrift. Es iſt ein Neuvermählter, der das Heirathsgut „noch im Kaſten hat. Alle die ausſtehenden Hoſleute ſind „bey ihm.

52.

(p. 133. Das Gefecht war ſchon angegangen ꝛc.)

Es fieng den 20ten October früh um 9 Uhr an, und war um 10 Uhr zu Ende. Der Sieg war vollkommen; die Feinde ließen 5000 Todte auf dem Platze, und 500 wurden zu Gefangnen gemacht. Die Armee des Königs von Navarra verlohr nur ſehr wenig Todte, und keinen einzigen Gefangnen von Stande. De Thou l. 87. Mem. de Du Pleſsis l. 1. D'Aubigné t. 3. l. 1. Matth. t. 1. l. 8. p. 533. P. Daniel Hiſt. de France, t. 9. edit. in 4to macht eine ſurze Beſchreibung von dieſer Schlacht.

53.

(p. 134. fieng unſer Geſchüz ein ſo fürchterliches Feuer an ꝛc.)

Der erſte Schuß der Artillerie nahm ſieben Kapitains vom Regiment Picardie weg, welches das beſte und gröſteſte in der Armee des Herzogs war. le Grain. l. 4.

54. (p.

54.

(p. 134. Dieſe drey Prinzen ꝛc.)

„Ich ſage Euch weiter nichts, rief ihnen der König „von Navarra zu, als daß Ihr aus dem Hauſe Bourbon „ſeyd; und bey Gott! ich will zeigen, daß ich der Erſtge„bohrne bin.“ — Er zeichnete ſich an dieſem Tage vor allen Andern aus. Um geſehn zu werden hatte er einen weißen Federbuſch auf ſeinen Helm geſteckt. — Einige von ſeinen Freunden traten vor ihn, um ſeine Perſon zu decken, und ihn zu beſchützen. „Ein wenig auf die Seite, rief er, „ich bitte Euch! Ich will mich ſehn laſſen.“ — Er drang in die erſten Reihen der Feinde ein, machte eigenhändig Gefangne, und packte einen gewiſſen Chateau-Renard, der die Standarte einer Compagnie Gens-d'armes führte, bey der Gurgel, indem er ihm zu ſchrie: Ergieb dich, Philiſter! — Peref.

55.

(p. 134. der Tod des katholiſchen Feldherrn ꝛc.)

La Motte-Saint-Herai brachte ihr bey kaltem Blute um. Nach andern wurde er von zween Hauptleuten der Infanterie, Bordeaux und Descentiers, getödtet.

56.

(p. 134. Das ihm hätte Widerſtand thun können.)

Es hatte Jemand die Flüchtlinge ſich ſammeln und halt machen ſehen. Er kam zu dem König und ſagte ihm, die Armee des Marſchalls von Matignon käme heran. Er empfieng dieſe Nachricht als eine neue Gelegenheit, Ruhm zu erlangen, wendete ſich gegen ſeine Leute und rief: Vorwärts, meine Freunde! das wird etwas werden, das man noch nie geſehn hat. Zwo Schlachten in Einem Tage. Peref.

57.

(p. 134. und ſeines Bruders Saint-Sauveur ꝛc.)

Claudius von Joyeuſe, der jüngſte von den ſieben Söhnen Wilhelms, Herzogs von Joyeuſe.

Anmerkungen
zu dem
dritten Buche.

1.

(p. 135. die Früchte ſeines Sieges aus den Händen riſſen.)

Die beſten Geſchichtſchreiber geſtehen ein, daß der König von Navarra ſich ſeinen Sieg nicht genug zu Nutze zu machen wußte, daß es aber auch nicht ganz in ſeiner Gewalt war, zu handeln wie er wollte. D'Aubigné iſt faſt der einzige, der die Schuld allein auf den König ſchiebt, und alle die andern Anführer rechtfertigt. t. 3. l. 1. cap. 15.

2.

(p. 136. und einen unerſättlichen Hunger hat.)

Der Herzog von Sully iſt hier mit D'Aubigné, du Pleſſis Mornay und dem Biographen des Herzogs von Bouillon wieder nicht einig. Es kann ſeyn, daß er beſſre Quellen gehabt hat, als ſie alle, aber etwas vorgefaßte Meinung kann doch auch bey ihm ſich mit eingeſchlichen haben. De Thou iſt wohl am fähigſten, dieſe Frage zu entſcheiden. Er ſagt, daß in der Rathsverſammlung, die nach der Schlacht bey Coutras gehalten wurde, der Prinz von Condé der Meinung war, man ſollte an der Loire hin den fremden Truppen entgegen gehen, und ihnen, dadurch daß man Saumur wegnähme, einen Uebergang über dieſen Fluß verſichern; daß aber dieſer Rath nicht befolgt wurde. Man habe bloß beſchloſſen, der Prinz von Condé ſollte mit ſo viel Truppen, als man ihm geben könnte, ſich mit den Deutſchen an den Quellen der Loire vereinigen. Der König von Navarra ſey, da ihn der größte Theil des Adels nach der Schlacht verlaſſen habe, nach Pau gegangen, und habe die An-

Anführung ſeines kleinen Heers dem Vikomte von Turenne, überlaſſen.

Wenn man zu dieſem Zeugniß des Herrn von Thou hinzuſetzt, was keiner der Vertheidiger des Herzogs von Bouillon läugnen kann, daß er ſelber Schuld daran war, daß der Rath des Prinzen von Condé verworfen wurde; ſo ſcheint dieſer den Vorwurf, der ihm hier gemacht wird, nicht zu verdienen. Uebrigens hat kein Geſchichtſchreiber gezweifelt, daß er nicht ſollte die Abſicht gehabt haben, ſich bey Gelegenheit unabhängig zu machen.

Der Vikomte von Turenne würde ſchwerer zu entſchuldigen ſeyn, ob er ſich gleich hier künftig mit dem Ausſpruch der ganzen Rathsverſammlung zu decken weiß. Was hier von dem Grafen von Soiſſons geſagt ward, beweiſet der Herzog von Sully in der Folge noch durch Thatſachen, gegen die ſich nichts einwenden läßt. — V. De Thou l. 87. Mem. de Du Pleſsis l. 1. D'Aubigné t. 3. l. 1. cap. 15. Martolier Hiſt. de Henri Duc de Bouillon t. 1. l. 3.

3.

(p. 139. zu Ameau völlig geſchlagen worden wären.)

Man ſehe die näheren Umſtände bey De Thou l. 87. D'Aubigné t. 3. l. 1. Matthieu t. 1. l. 1. p. 537. Chronologie novenaire t. 1. Fol. 39. Mem. de la Ligue t. 1. Zu dieſen letztern heißt es: Als die Armee lange am Fluß Yonne gelagert war, kam Montglat im Namen des Königs von Navarra zu den Anführern, um ihnen zu ſagen, ſie möchten nach den Quellen der Loire zu marſchiren, wo er ſich an ihre Spitze ſtellen wollte; ſie hatten aber nicht Luſt es zu thun. — Die Anführer waren der Baron von Dohna, Gaitry, Clervant, Beauvais-la-Nocle und andre. Wären ſie dieſem Befehl gefolget, ſo hätte der König von Navarra, der aus Bearn zurück war, Zeit gehabt mit ſeinen Truppen zu ihnen zu ſtoßen, und ſie wären nicht geſchlagen worden. — Davila erzählt (lib. 8.) die Antwort, die der Herzog von Guiſe dem Herzog von Nagenne gab, der es für gewagt hielt, einem ſo überlegnen Feind anzugreifen. „Wer nicht „Luſt hat, ſich zu ſchlagen, ſagte er, der mag hier bleiben. „Wozu ich mich in einer Viertelſtunde nicht entſchließen kann,

„das

„dazu würde ich mich auch in meinem ganzen Leben nicht „entſchlieſſen.“

4.

(p. 140. der Tod des Prinzen von Condé.)

Obgleich zwiſchen dem Prinzen von Condé und dem König von Navarra eine heimliche Eiferſucht herrſchte, ſo empfand Heinrich doch groſſe Betrübniß bey dieſem Verluſt. Er ſchloß ſich mit dem Grafen von Soiſſons in ſein Kabinet ein, und man hörte, daß er laut weinte, und ausrief, er hätte ſeinen rechten Arm verlohren.

Heinrich von Condé, der Sohn Ludwigs, des erſten Prinzen von Condé, hatte keine Kinder von ſeiner erſten Gemahlin. Er heirathete nachher Charlotten Katharinen von la Trimouille, welche er im dritten Monath ihrer Schwangerſchaft hinterließ. Daß Heinrich II. Prinz von Condé erſt 13 Monathe nach ſeines Vaters Tode zur Welt gekommen ſey, iſt ein plumper Irthum, der nur unter dem Pöbel Glauben gefunden hat; er wurde am folgenden 1ten September gebohren.

5.

(p. 140. die Hinrichtung eines ſeiner Bedienten ꝛc.)

Dieſer Bediente hieß Brillant. Einer von ſeinen Pagen wurde in Effigie hingerichtet. Auch die Prinzeſſin von Condé wurde in dieſen Prozeß verwickelt. Renat Lumont, königlicher Verweſer in Saint-Jean, fieng eine Unterſuchung gegen ſie an, die durch die Geburth des jungen Prinzen von Condé aufgeſchoben wurde. Nach einem ſechsjährigen Gefängniß appellirte die Prinzeſſin an das Parlament von Paris, welches ſie von dem Verbrechen, an dem man ſie zur Mitſchuldigen hatte machen wollen, losſprach. Der Prinz von Condé ſtarb zu Saint-Jean-d'Angely den 5ten März 1588. da er 35 Jahr alt war. Mezeray ſagt, ohne ſeine Quelle anzuführen, der Tod deſſelben ſey die Folge einer Wunde geweſen, welche er in der Schlacht von Contras durch einen Lanzenſtoß erhalten habe. Henr. magn. cap. 12. pag. 27.

6. (p.

6.

(p. 140. die Nachricht von den berühmten Barrikaden ꝛc.

Die näheren Umſtände findet man in einer Menge Büchern. Heinrich III. hatte, um den gefährlichen Abſichten der Ligue zuvorzukommen, 6000 Mann, größtentheils Schweitzer, in die Stadt rücken laſſen, und ſie in die verſchiednen Quartiere vertheilt. Das Volk empörte ſich, durch einige Häupter der Ligue aufgehetzt, verrammelte die Straßen, trieb die Soldaten zurück, entwafnete die Schweitzer, ſchlug die königliche Leibwache, und machte Barrikaden bis auf 50 Schritte vom Louvre ꝛc. Heinrich III. der im Louvre belagert zu werden fürchtete, und ſich nicht der Wuth des tobenden Pöbels ausſetzen wollte, entfloh heimlich durch die Tuilerien und die Vorſtadt Montmartre nach Chartres. Nachher wurde eine Unterhandlung zwiſchen der Königin Mutter und dem Herzog von Guiſe daraus, und man verſchob die gänzliche Entſcheidung auf die Staatenverſammlung zu Blois.

Es war ein großes Glück für den König, bemerkt D' Aubigné, daß ſeine Truppen ſich der Vorſtadt Sainte Honoré und der Gegenden hinter den Tuilerien bemächtigt hatten, und ſich daran hingen; und daß Niemand bey der Ligue gleich anfangs daran dachte, ſich dieſer Quartiere zu bemeiſtern. Die Wachen des Thors von Nesle feuerten von weitem auf Heinrichs Hufen, und da ſie das Schiff der Tuilerien kommen ſahen, und vermutheten, daß er das auf ſeyn könnte, hieben ſie das Seil ab. Chronol. Novenaire t. 1.

Heinrich III. begieng ſeiner Seits noch einen größern Fehler, da er dem Obriſten der franzöſiſchen Garden, Crillon, verbeth, ſich des Platzes Maubert und des Quartieres der Univerſität zu bemächtigen, und ſeine Soldaten hinderte, das Volk anzugreifen, welches ein dreiſter Schritt zur rechten Zeit vielleicht im Gehorſam erhalten hätte. Der Herzog von Guiſe wartete ſechs ganze Tage zu Soiſſons, weil er es nicht wagte, gegen den königlichen Befehl nach Paris zu kommen, den ihm Bellievre in zween Briefen, oder ihm nach einander mit der Poſt zuſchickte, bekannt machte. Matthieu bemerkt (t. 1. l. 8.) daß es abermals ein Fehler war, daß

man dieſe Briefe nicht durch einen Expreſſen überbringen ließ, denn der Herzog wich dieſem Befehl aus, indem er den Abend vor den Barrikaden der Königin Mutter, in Gegenwart des Königs und Bellievre's, mit großen Schwüren verſicherte, er habe die Briefe nicht erhalten. Dieſer Fehler wurde nicht aus Nachläßigkeit begangen, ſondern weil man in der Kaſſe nicht einmal 25 Thaler fand, um den Kurier zu bezahlen.

Der Herzog von Epernon rieth Heinrich dem III. den Herzog von Guiſe durch ſeine Wache umbringen zu laſſen, als er in das Louvre kam. Man ſagt, daß der König la Gueſle und Villequier dazu bewegen wollte, die es ihm aber ausredeten. Man erzählt auch, daß an dem Tage der Barrikaden ſelbſt Alphons von Ornano ſich vermeſſen habe, ihm den Kopf des Herzogs von Guiſe zu bringen, wenn er ihm freie Hand laſſen wollte. Ueberhaupt urtheilte man, daß der König bey weitem nicht die nöthige Vorſicht gebraucht hätte, da er doch von den Abſichten der Ligue gut unterrichtet war.

Es bleibt immer eine große, noch unerörterte Frage, was eigentlich bey dieſer Unternehmung der Herzog von Guiſe für einen Zweck hatte? Diejenigen, welche behaupten, es ſey ſeine Abſicht geweſen, die Sache durch das Volk bis aufs äußerſte bringen zu laſſen, ſich der Perſon des Königs zu bemächtigen, und ſich ſelbſt die Krone aufzuſetzen, ſtützen ſich auf wichtige Beweiſe. Man ſ. Mem. de la ligue t. 1. und Manuſcripte der königlichen Bibliothek Seite 8966. die wichtigſten Zeugniſſe ſind: Ein Brief, den ihm nach dem Siege bey Auneau die Herzogin von Lothringen ſchrieb, wo ſie ihn auffordert, ſich der gegenwärtigen Gelegenheit zu bedienen, um ſich zum König ausrufen zu laſſen ꝛc. Ein Brief von ihm ſelbſt, den er den Tag nach den Barrikaden an den Gouverneur von Orleans ſchrieb, worin folgende Worte vorkommen: „ich habe die Schweitzer geſchlagen, einen Theil „der königlichen Leibwache niedergehauen, und halte das „Louvre ſo enge eingeſchloſſen, daß ich für alles, was darin„nen iſt, gut ſage. Dieß iſt ein ſo großer Sieg, daß man „ſeiner ewig gedenken wird ꝛc. Verſchiedne andre Briefe, worin ſehr unehrerbietig von dem König und mit äußerſter Verachtung von den Prinzen vom Geblüt geſprochen wird. Man rechnet dahin ſeinen Schmerz, als der König entflohen

war, und die Vorwürfe, die er Katharinen machte, daß, unterdeß sie ihn mit vorläufigen Unterhandlungen aufhielte, seine Beute ihm entgienge ꝛc. Eine Menge Schriften wurden, sagt man, auf seinen Befehl ausgestreut, worin das vorgebliche Recht des Hauses Lothringen auf die Krone dargethan war. ꝛc. ꝛc.

Andre rechtfertigen den Herzog von Guise durch alle die Gründe, die er in einer Art von Manifest anführt, welches er an demselben Tage, den 13ten May, schrieb. Er zeigt hier, daß das Pariser Volk, auf die Nachricht, der König wolle die Stadt mit Fremden anfüllen, und die Bürger niederhauen lassen, von selbst in Wuth gerathen sey. Anstatt sie aufzuhetzen, habe er sich bis um 2 Uhr nach Mitternacht die größte Mühe gegeben, sie zu beruhigen. Er habe die Schweitzer gerettet, das Blutbad verhindert und die Aufrührer beschworen, des königlichen Ansehens zu schonen, weit entfernt, gegen Heinrichs Person etwas unternehmen zu wollen, „den ich, sagt er, tausendmal hätte gefangen nehmen können, wenn ich gewollt hätte.“ In seinen Unterhandlungen mit Katharinen verlangte er nie etwas mehr, als daß man die Protestanten ausrotten und die Religion sichern sollte. Bey allen diesen Gelegenheiten sprach er nie für sich selbst, sondern für den ältern Kardinal von Bourbon, dessen Vortheile er gegen den König von Navarra und die andern Prinzen vom Geblüt vertheidigte.

Man kann aus allem diesem weiter nichts gegen ihn beweisen, als daß er die Absicht hatte, sich nach dem Tode Heinrichs III. und des ältern Kardinals von Bourbon auf den Thron zu setzen. Freilich ist dieß nicht wenig; aber welcher Ehrgeitzige würde an seiner Stelle den Eingebungen des Königs von Spanien, des Pabstes, und eines großen Theils von Europa, der sich zu seiner Erhebung zusammen verschworen hatte, wohl widerstanden haben!

Des Herzogs von Parma Urtheil über diese Begebenheit war, „der Herzog von Guise hätte zu viel geäußert und „zu wenig gethan. Er hätte bedenken sollen, daß, wer Eins „mal den Degen gegen seinen Fürsten zieht, die Scheide „gleich wegwerfen muß. Davila l. 9. Sixtus V. rief, als er diese Nachricht erhielt: O der verwegne Herzog! o welch ein

ein feiger König! — Als man dem Englischen Gesandten Stafford rieth, sich sichres Geleit von dem Herzog von Guise auszubitten, antwortete er dem, der es ihm sagte: „ich mag „keine andre Versicherung, als das Völkerrecht und den Schutz „des Königs, an den ich geschickt bin, und dessen Unterthanen und Diener Sie und der Herzog von Guise sind.“ Der erste Presidente von Harlay sagte dem Herzog mit gleicher Standhaftigkeit, in des Königs Abwesenheit würde er die Befehle der Königin Mutter erwarten.

Ein lesenswürdiges Stück über die Schritte der Ligue und des Staatsraths vor und an dem Tage der Barrikaden ist der Procès-verbal de Nicolas Poulain, Lieutenant de la prévôté de l'Isle de France, sur la Ligue, depuis 1585. jusqu'en 1588. Man findet es im 1ten Theil des Journals du regne d'Henri III. pag. 132 etc.

7.

(p. 143. war er durch sein Unglück so wenig klüger geworden ꝛc.)

Man glaubt, daß Heinrich III. durch Standhaftigkeit und kluges Betragen seinen Angelegenheiten noch hätte wieder aufhelfen können. Es ist gewiß, daß die Pariser, über seine Entfernung aus ihren Mauern bestürzt, ihm Abgeordnete nach Chartres schickten, um ihn durch jede Art der Unterwerfung zur Rückkehr zu bewegen. Um diese Gesandschaft noch rührender zu machen, zogen die Kapuziner in Prozession voraus, giengen in die Hauptkirche, wo sie die Werkzeuge der Passion trugen, und Barmherzigkeit! riefen. Der König nahm sie mit der Majestät und dem Stolz an, die sich zu dieser Gelegenheit schickten. Den Abgeordneten des Parlaments begegnete er sehr gnädig, weil es an den Barrikaden gar keinen Antheil genommen hatte. Den andern aber drohete er, nie wieder einen Fuß in die Stadt zu setzen, und alle Gesandschaften und die höchsten Gerichtshöfe daraus wegzunehmen. Diese Drohung setzte die Pariser in ein solches Schrecken, daß der Herzog von Guise seine ganze Geschicklichkeit und allen seinen Einfluß anwenden mußte, um sie zu beruhigen.

8.

(p. 144. er ließ ſich von neuem durch die Königin Mutter beherrſchen ꝛc.)

In dem Circular-Schreiben, welches er nach den Barrikaden in die Provinzen ſchickte, und das ſich mit den Worten anfängt: „Theure und Vielgeliebte, Wir erachten, daß ihr „die Urſachen werdet erfahren haben, durch welche Wir bewogen werden ſind, am 13ten dieſes Monaths aus der „Stadt Paris abzureiſen ꝛc.“ ſpricht er als ein Bittender, und nicht als ein König. Er läugnet, daß er habe eine fremde Beſatzung nach Paris bringen wollen, oder an der Treue der Bürger gezweifelt habe. Seiner Entweichung giebt er eine falſche und ſchlechte Geſtalt. Er bezeugt, daß er im Begriff ſey, den Krieg gegen die Hugenotten an der Spitze der Ligue wieder anzufangen. Mſſ. de la Bibl. royale n. 8866, 8911.

Sully ſpricht hier zugleich von den Unterredungen, welche die Königin Mutter auf Heinrichs Befehl mit dem Kardinal von Bourbon und dem Herzog von Guiſe hatte. Nach den Mſſ. de la Bibl. roy. Vol. 8906 waren dabey die Herren von Lanſac, Lenoncourt, Des-Chatelliers und Miron, des Königs erſter Leibarzt, zugegen. Sie wurden zu Chalons, zu Serry, einem Gut des Biſchofs von Chalons, zu Reims u. ſ. w. gehalten. Die Ligue machte ungeheure Forderungen, als die gänzliche Abſchaffung der reformirten Religion, Ausſchließung der Calviniſten von allen Aemtern, auch wenn ſie abſchwören, die Einführung der Schlüſſe des Tridentiniſchen Conciliums, der Inquiſition ꝛc. Am Ende erhielt ſie beynahe alles was ſie forderte durch das Edikt vom 21 Julius, das dem zu folge gegeben wurde. Mem. de la Ligue t. 1. Mem. de Nevers t. 1. Matth. t. 1. l. 3. Chronol. novenn. t. 1. a. a. m.

9.

(p. 144. der kühne Streich ꝛc.)

Nehmlich der Tod der beiden Brüder, des Herzogs und des Kardinals von Guiſe, welche er zwey Tage vor Weihnachten während der Verſammlung der Staaten zu Blois,

durch

durch seine Leibwache in seinen Vorzimmern ermorden ließ. Der Kardinal von Bourbon wurde gefangen genommen. Die Brüder des Herzogs von Guise ergriffen die Flucht. Er wollte auf keine von den vielen Warnungen hören, die er erhalten hatte. Man sagt, daß die Marquisin von Noirmoutier, die unter dem Namen Frau von Sauves so viel Lermen gemacht hatte, blos deswegen kam, die Nacht bey ihm zuzubringen, daß sie aber weder durch Bitten noch durch Gründe ihn abhalten konnte, den folgenden Tag in den Staatsrath zu gehen.

Der Herzog von Guise war den Katholiken lieb, und besonders dem Volk, das ihn beynahe anbetete. Es nannte ihn nicht anders, als Notre Grand. Er hatte auf der linken Wange unter dem Auge eine Narbe, die ihn den Katholischen nur noch ehrwürdiger machte, denn er hatte sie in einem Treffen gegen die Hugenotten erhalten, bey Chateau-Thierry, wo ein deutscher Reiter ihm mit dem Pistol ins Gesicht schoß. Seine Verwandten hingegen, die er mit unerträglichem Stolz und Härte behandelte, haßten ihn so sehr, daß sie, aus Furcht in die Hände eines Tirannen zu fallen, Heinrich dem III. die sichersten Nachrichten von seinen Schritten und Absichten geben ließen. Aber der König glaubte ihnen nicht, eben so wenig als der Herzog den Warnungen, die er von den Hofleuten erhielt. Beide dachten, man wolle sie nur dadurch bewegen, ihre Unternehmungen aufzugeben, und der Versammlung zu Blois ein Ende machen, wo jeder von ihnen noch viel zu gewinnen hoffte. Heinrich III wollte den Herzog Anfangs blos gefangen nehmen, aber fand soviel Gefahr dabey, und noch mehr bey der nachherigen Verwahrung seines Gefangnen, daß er sich entschloß, ihn ermorden zu lassen. Die beiden Leichen wurden mit frischem Kalk bedeckt, die Knochen in einem Zimmer des Schlosses verbrannt und die Asche in den Wind gestreuet.

Unstreitig gewann der König von Navarra, der an diesem Verbrechen keinen Antheil hatte, am meisten dadurch. Es ist sehr wahrscheinlich, daß, so lange der Herzog von Guise gelebt hätte, ihm alle Wege zum Thron wären versperrt geblieben. „Ich habe es lange voraus gesehen, sagte er, daß „die Herren von Guise nicht im Stande seyn würden, die Unternehmung, die sie sich in den Kopf gesetzt hatten, ohne

„Gefahr ihres Lebens, fort zu führen und zu Ende zu brin„gen.“ Cayet tom. 1. fol. 114. Mem. d'etat de Villeroi t. 1. p. 25. 2. t. 2. p. 175.

10.

(p. 144. Obgleich Katharine kurz nach der Ermordung des Herzogs von Guiſe ſtarb.)

In den Augen derjenigen, die dieſer Fürſtin ein ſo großes Lob beygelegt haben, muß wahrſcheinlich die ächte Politik weiter nichts ſeyn, als die Kunſt, alles auf ſich ſelbſt zurück zu führen, und ſich in dem Beſitz der Gewalt zu behaupten. Wenn man aber erwägt, daß dieſe ſogenannte Geſchicklichkeit, die doch in weiter nichts als in der Anwendung niedriger Mittel und verächtlicher Kunſtgriffe beſtand, endlich alles ſoweit brachte, daß weder ſie, noch irgend ſonſt jemand ſich mehr zu helfen wußte, ſo muß man geſtehen, daß Katharine nicht einmal durch die Politik ihre unzähligen andern Fehler erſetzte. Sie ſtarb den 5ten Januar 1589. und ſobald ſie todt war wurde nicht mehr an ſie gedacht. — De Thou l. 94. — Der lezte Rath, den ſie ihrem Sohn gab, war, die Verfolgung gegen die Calviniſten aufzuheben, und völlige Religionsfreiheit in Frankreich einzuführen. — Chronol. novenn. t. 1. f. 132. Brantome iſt ſichtlich von Vorurtheilen für Katharinen eingenommen, wenn er ſo ſehr zu ihrem Vortheil ſpricht. Mem. de Brant. t. 7. pag. 31 ꝛc. Varillas verdient eben ſo wenig Glauben, wenn er erzählt, ſie ſey aus Kummer über den Tod des Herzogs von Guiſe, den ſie ſehr liebte, geſtorben. Siri lobt ſie als ein Fremder, der von den Angelegenheiten des Franzöſiſchen Hofes in dieſem Zeitpunkt ſchlecht unterrichtet war, wohin er erſt lange Zeit nach ihrem Tode gekommen iſt. Memorie. recond. di Vittorio Siri, vol. 1. pag. 26.

11.

(p. 145. eine Menge andrer Plätze entreißen können ꝛc.)

Es iſt ein Windſtoß, ſagte Heinrich III, indem er von dieſen Städten ſprach, der ein Spiel Karten auf die Erde geworfen hat.

12. (p.

12.

(p. 146. wurde er zu la Mothe-Frélon gefährlich krank —)

Er war im Januar von Sainte-Hermine in Unter Poitou aufgebrochen, um la Garnache zu Hülfe zu kommen, wo.....es der Herzog von Nevers belagert hatte. Du-Pleßis-Mornay führte seinen Haufen, unterdessen er zu Fuß gieng und jagte. Er erhitzte sich und bekam ein Fieber mit Seitenstechen, welches ihn zwang in dem ersten besten Hause einzukehren. Es gehörte einem Edelmann mit Namen la-Mothe-Frélon. Du-Pleßis nahm es auf sich, ihm eine Ader öfnen zu lassen, und half ihm dadurch. Vie de Du Plessis Mornay l. 1. p. 125.

13.

(p. 147. diesem oder dem Herzog von Nevers auszuliefern.)

Johann Franz Morosini, Bischoff von Brescia. — Ludwig von Gonzaga, Herzog von Nevers. — Sixtus V. hatte den Bann gegen Heinrich III. gesprochen, und dieser wendete alles an, um die Aufhebung desselben zu erlangen. Der Pabst soll insgeheim die Rache gebilligt haben, die Heinrich an dem Herzog von Guise ausgeübt hatte, aber den Tod des Kardinals verzieh er ihm nicht. Er sagte voraus, daß die Ligue den König von Frankreich in die Nothwendigkeit versetzen würde, bey den Hugenotten Hülfe zu suchen.

14.

(p. 149. weit mehr Antheil hatte, als er.)

Die Billigkeit erfordert anzuzeigen, daß diese Umstände in du-Pleßis-Mornay's Leben ganz anders erzählt sind. liv. 1. p. 131.

15.

(p. 150. durch ein Ueberbleibsel von Mißtrauen x.)

Seine alten Hugenottischen Anführer sagten, sie fürchteten, Heinrich III. möchte zu einer Zeit, wo ihm eine Verräthe-

sey so nothwendig wäre, um ihn aus dem Labrinth zu helfen, in das die That zu Blois ihn gestürzt hätte (dem päbstlichen Bann) seine Losſprechung wohl gar mit dem Leben des Königs von Navarra erkaufen wollen. (Peref.) Dieſer hatte ſelbſt oft geſagt, wie de Thou erzählt, es würde ihm nie einfallen, in das Kabinet des Königs zu gehen, als zwiſchen zwey Armeen, welche eine Gaſſe machten.

16.

(p. 150. Man muß nicht mehr dran denken.)

Er ſchrieb an du-Pleßis-Mornay: das Eis iſt gebrochen, aber nicht ohne eine Menge Warnungen, daß ich des Todes ſeyn würde, wenn ich mich dahin wagte. Ich habe mich Gott empfohlen, und ſo bin ich über das Waſſer gegangen ꝛc.

17.

(p. 151. ſie umarmten ſich mit gleicher Zufriedenheit ꝛc.)

Auf der Brücke von la Mette, eine Viertelſtunde von Tours. „Muthig, gnädigſter Herr, ſagte der König von Na„varra, Zwey Heinrichs ſind beſſer als Ein Carolus. Matth. t. 1. p. 752. Eine Anſpielung auf Münzen und des Herzogs von Mayenne Namen, Karl.

18.

(p. 153. Reclainville ꝛc.)

Karl von Savoyſe und Anne von Breße, ſein Bruder, aus dem Hauſe Tiercelin. — Ludwig von Alonville, Herr von Reclainville oder Arclainville, Commendant in Chartres für den Herzog von Mayenne.

19.

(p. 154. Chatillon ꝛc.)

Franz von Chatillon, der Sohn des Admirals und Anführer dieſes Haufens. — Iſaac Vaudré von Mouy. — Ludwig von Rohan, Herzog von Montbazon.

20.

(p. 155. und einer meiner Brüder ꝛc.)

Ohne Zweifel der älteſte nach dem Herzog von Sully, welcher ſich auch Baron von Roſny nennen ließ.

21.

(p. 156. und Creil erobert.)

Städte in der Nähe von Paris in Isle de France, Beauce und Orleannois.

22.

(p. 156. Paris belagert hielten.)

Nach Matthieu (t. 2. pag. 3.) waren die beiden Könige nicht recht mit einander zufrieden. Heinrich III konnte ſeine Eiferſucht gegen Heinrich IV. nicht verbergen, der, weit entfernt nach der Herrſchaft zu ſtreben, nur den Augenblick erwartete, wo er den König wieder wurde auf dem Thron befeſtigt haben, um ſich alsdann zu entfernen.

23.

(p. 157. gefährlich verwundet worden.)

Von Jacob Clement, einem Jacobiter Mönch, aus Sorbonne, einem Dorf in Burgund, gebürtig. Er wurde von dem General Prokurator la Guesle in das Zimmer des Königs geführt, weil er einen wichtigen Brief mitgebracht zu haben vorgab. In dem Augenblick, wo Heinrich, der immer die Mönche liebkoſete, von ſeinem Nachtſtuhl aufſtand, und ſchon einen Theil des Briefes geleſen hatte, ſtieß ihm der Mörder in den Unterleib, und ließ das Meſſer ſtecken. Der König zog es heraus, und gab dem Mönch damit einen Stoß vor die Stirne, und La Guesle durchbohrte ihn ſogleich mit ſeinem Degen. Sein Körper wurde verbrannt, und die Aſche in die Seine geworfen.

Heinrich III ſtarb in der Nacht vom 2ten auf den 3ten Auguſt, 38 Jahre alt. „Als Jacob Clement ſchon zu Saint-„Cloud war, belauſchten ihn einige Perſonen, die ihm nicht

„trauerten, in der Nacht. Sie fanden ihn im tiefſten Schlaf, „ſein Breviarium lag neben ihm, und die Stelle von der „Judith war aufgeſchlagen. — Er faſtete, beichtete und nahm „das Abendmal, ehe er zu dem Morde des Königs aus„ging. — Man pries ſeine That zu Rom auf derſelben Kan„zel, wo Heinrichs Leichenrede hätte gehalten werden ſollen. „In Paris wurde ſein Bildnis neben dem Heiligſten auf den „Altar geſtellt. Der Kardinal von Retz erzählt, daß er an „dem Tage der Barrikaden unter Ludwigs XIV. Minderjäh„rigkeit einen Ring tragen ſah, auf dem dieſer Mönch vorge„ſtellt war, mit der Umſchrift: Sanct Jacob Clement.“ Notes ſur la Henriade. — „Der König von Navarra, ſagt „Victor Cavet (Chronol. nevennaire t. 2. fol. 223) warf „ſich mit heißen Thränen und ſchluchzend auf die Knie. „Er „konnte kein Wort ſprechen, faßte die Hand des Königs und „küßte ſie. Heinrich der Dritte umarmte und küßte ihn, und „gab ihm ſeinen Seegen, da er ſah, daß er vor Thränen ihm „nicht antworten konnte. — Das Meſſer war vergiftet ge„weſen, ſonſt würde er nicht geſtorben ſeyn, denn die Wunde „war nicht tief, und hatte die Eingeweide nicht verletzt. „(f. 227.) — Bourgoin, der Prior der Jacobiten, wurde „mit vier Pferden zerriſſen. Man konnte nie weiter etwas „aus ihm bringen, als dieſe Worte: „Wir haben wohl ge„than, was wir konnten, aber nicht, was wir wollten.“ Man „hat daher geglaubt, ſie hätten Heinrich IV zu gleicher Zeit „ermorden wollen. Der Herr von Rougemont wurde in Ver„haft genommen, weil man ihn beſchuldigte, daß er dieſen „Streich hätte ausführen wollen, fol. 228. — Heinrich III „ſtarb mit ſehr chriſtlichen Geſinnungen. Er vergab ſeinen „Feinden, und ſelbſt dem Mörder“ ſagt Matthieu ꝛc.

Man ſehe die näheren Umſtände in den Schriftſtellern. Seinen Character lernt man durch dieſe Memoiren kennen. Er wurde von ſeinen Räthen, den Königen Eduard IV. von England und Anton von Navarra, bey der Taufe Eduard, Alexander genannt; aber Katharine ließ ihn in der Folge den Namen ſeines Vaters annehmen.

24.

(p. 160. die Herren von Biron ꝛc.)

Armand von Gontaut von Biron, Marſchall von Frankreich. — Roger von Saint-Larry von Bellegarde, Oberſtallmeiſter

meiſter von Frankreich. — Franz von O, Gouverneur von Paris und Oberaufſeher über die Finanzen. — Joachim von Châteauvieux.

25.

(p. 161. des Marſchalls von Aumont ꝛc.)

Johann, Herzog von Aumont, Marſchall von Frankreich.

26.

(p. 162. den Herzog von Epernon ꝛc.)

Sein Lebensbeſchreiber giebt ſo ſchlechte Gründe zu der Entfernung des Herzogs an, daß man wohl ſieht, er weiß ihn nicht zu entſchuldigen. Es zeigte ſich bey dieſer Gelegenheit, daß man, auch ohne die Proteſtanten, unter den Katholiken ſelbſt drey verſchiedne Parteien zählen konnte: die, welche Heinrich IV. ſogleich nach der Ermordung des Königs verließen, machten die erſte. Die zweite beſtand aus denen, die, da ſie nicht von ihm erlangen konnten, daß er auf der Stelle ſich erklärte die katholiſche Religion anzunehmen, zwar bey ihm blieben, aber ohne wahre Zuneigung zu ihm zu haben. Dieſer war eine große Menge. Dahin gehörten die Herzoge von Longueville und von Nevers, der Herr von O, der im Namen Aller das Wort geführt hatte, und viele andre. Zur dritten Partey rechnete man die, welche laut ſagten „man „müſſe dem König dienen, ohne d e n n oder w e n n" wie ſich d'Aubigné ausdrückt. Sie waren nur in kleiner Anzahl. Die vornehmſten waren die Marſchälle von Aumont und von Biron, Givri und einige wenige.

Heinrich IV. gerieth durch dieſen plötzlichen Antrag der Katholiken, und die hinzugefügte Erklärung, daß ſie ihn verlaſſen würden, wenn er ſie nicht befriedigte, in große Verlegenheit. Er antwortete aber mit Standhaftigkeit, man ſolle ihm nie den Vorwurf machen können, daß er einen ſolchen Schritt blos aus Zwang gethan habe, und forderte ſechs Monathe Bedenkzeit. Man ſehe darüber die Geſchichtſchreiber nach, beſonders D'Aubigné t. 3. l. 2. cap. 2?. — die Dienſte, die der Marſchall von Biron bey dieſer Gelegenheit Heinrich dem IV. leiſtete, waren ſo wichtig, daß man ſagte, er habe es einſt ihm vorgeworfen, und ſich dabey deſſelben Ausdrucks bedient. Mem. de Brant. t. 3. p. 356.

27. (p.

27.

(p. 163. daß die Herren von Aumale ꝛc.)

Karl von Lothringen, Herzog von Aumale. — N -- de la Lende, Maire der Stadt Rouen. — Franz von Fontaine-Martel, Gouverneur von Neuf-Châtel. — Karl Franz von Rouxel von Medavy.

28.

(p. 164. dem Commenthur von Chastes ꝛc.)

Aimar von Chastes, Commenthur des Ordens von St. Lazarus, Gouverneur von Dieppe.

29.

(p. 165. — als Dieppe ꝛc.)

Man hat gesagt, daß Heinrich in der äußersten Noth, in die er unter den Mauern dieser Stadt gerieth, im Begrif war, nach England überzugehen; daß aber der Marschall von Biren es ihm ausredete, und ihm rieth, bey Arques sich zu wehren. Er sagte den Tag vor der Schlacht, er wäre ein König ohne Land, ein Mann ohne Frau, und ein Krieger ohne Geld.

30.

(p. 166. den Grafen von Belin ꝛc.)

Franz von Faudoas von Averton von Serillac, Graf von Belin, Untergouverneur von Paris von Seiten des Herzogs von Mayenne.

31.

(p. 167. den Grafen von Auvergne trafen ꝛc.)

Karl von Valois, der natürliche Sohn Karls IX. nachheriger Herzog von Angoulême. Nach seinem Bericht hat der Pater Daniel seine Beschreibung der Schlacht bey Arques gemacht. Sie ist nur wenig von der verschieden, die der Herzog von Sully giebt. Man sehe auch P. Matthieu t. 2. p. 14 etc. Cayet t. 1. liv. 2. fol. 263. etc. Mem. de Nevers t. 2. p. 597. Relation du Medecin de Chesne etc.

Das

Das Treffen fieng Mittwochs den 20ten September früh um 10 Uhr an, und war um 11 Uhr zu Ende. Der Herzog von Mayenne hatte den Tag vorher verschiedne male versucht, sich zum Meister von Dieppe zu machen. Heinrich sagte zu dem Obristen des Regiments von Solothurn, Arreguer: „Ich „komme mit Euch zu sterben, Gevatter, oder Ehre einzulegen.“ le Grain, l. 5. — „Vater, sagte er zu dem Obristen Galati,“ „hebt mir hier eine Pike auf, denn ich will an der Spitze „Eures Bataillons fechten.“ Matth. t. 2. p. 14. — Nach der Schlacht schrieb er an Grillon: „Häng' dich, braver „Grillon, wir haben bey Arques geschlagen, und du warst „nicht dabey.“

32.

(p. 168. und verschiedne andre Offiziere getödtet wurden.)

Johann Babou, Graf von Sagonne. — Ludwig von Rohan Graf von Montbazon und Josias von la Rochefoucault Graf von Rouzy verlohren auch dabey das Leben.

33.

(p. 170. aber durch seinen Muth ꝛc.)

Sixtus V. sagte vorher, der Bearner würde siegen, denn er brächte nicht mehr Zeit im Bette zu, als der Herzog von Mayenne an der Tafel. — Dieser war sehr langsam. Wenn er es nicht anders anfängt, sagte der König, so bin ich sicher, ihn jedesmal im Felde zu schlagen. Peref. pars. 2. Der Pabst wendete nach der Schlacht bey Arques auf Heinrich IV. die Worte der Schrift an: super aspidem et basiliscum ambulabis, et conculcabis leonem et draconem; unter der Otter verstand er den Herzog von Mayenne, unter dem Basilisken den Herzog von Savoyen, unter dem Löwen den König von Spanien, und unter dem Drachen sich selbst.

34.

(p. 171. dem Herzog von Montpensier,)

Heinrich von Bourbon Montpensier, Prinz vom Geblüt, der einzige Sohn des Herzogs von Montpensier und Renatus von Anjou. Er war damals 27 Jahre alt. Heinrich

rich III. hatte ihm ohne alle Urſach des Gouvernement von Bretagne genommen, um es dem Herzog von Mercoeur zu geben; welches er hernach ſehr bereuen mußte.

35.

(p. 172. die Brücke von Sainte-Mairance ꝛc.)

De-Thou erzählt, daß dieſe Brücke dem Herrn von Thoré (Wilhelm von Montmorency) anvertrauet war, daß er ſie aber nicht vertheidigen konnte, weil er zu Senlis krank geblieben war. l. 97. — der Angrif auf Paris geſchah am Tage Aller Heiligen auf eine Nachricht, die ein Florentiniſcher Edelmann, Jacob Corbinelli, dem König gegeben hatte. Er hatte die drey Worte: Kommt, kommt, kommt! auf ein kleines Röllchen Papier geſchrieben, welches in einer Federſpuhle ſteckte, die der Ueberbringer im Munde hatte. Die Unternehmung mißlang, weil es an Kanonen fehlte, die Thore einzuſchießen. Matth. t. 2. l. 1. p. 17. Cayet t. 1. 170.

36.

(p. 174. dieſer Platz dem König äußerſt wichtig wäre.)

Man ſ. De Thou l. 98. und Matth. t. 2. pag. 22. Beide gedenken bey dieſer Belagerung des Herzogs von Sully mit vielem Lobe.

37.

(p. 176. auf den Kirchthurm ſtieg ꝛc.)

„Indem Heinrich IV. auf den Kirchthurm von St. Nicaiſe „ſtieg, gieng ihm eine Kanonkugel zwiſchen den Beinen durch.“ Matth. t. 2. p. 24.

38.

(p. 177. ich dankte ihm für ſeine Höflichkeit ꝛc.)

Matthieu (t. 2. l. 1. p. 25.) nennt dieſen feindlichen Anführer den Baron von Roßne, der freilich ein angeſehner Offizier bey der Ligue war; aber nach den hier angeführten Umſtänden iſt es nicht wahrſcheinlich, daß der Herzog von Sully ſollte den Irrthum begangen haben. Uebrigens erzählt Matthieu den ganzen Vorgang völlig ſo, wie er hier ſteht,

und führt auch die eignen Ausdrücke von Sullys Antwort an: „Dort ſteht der König, im Begrif eine Schlacht zu „liefern; ſagen Sie dem Herzog von Mayenne, er ſolle ſehen „ſie zu gewinnen, und dann werde ich ſehen, ob ich mich ins „Verderben ſtürzen ſoll.“

39.

(p. 177. zwo Armeen am Himmel zu ſehen ꝛc.)

Davila beſchreibt dieſe Luſterſcheinung im 11ten Buche umſtändlich. — Es ſcheint, daß es weiter nichts als ein heftiges Gewitter in einer ſehr finſtern Nacht war. Die geſpannte Erwartung machte, daß die Einbildungskraft überall nichts als Schlachten ſahe.

40.

(p. 178. ſo wurde zum Angrif geblaſen.)

Er ſagte zu ſeiner Schwadron: „Kameraden, wenn ihr „heute meine Gefahren theilt, ſo theile ich auch die Eurigen; „denn ich will mit euch ſiegen oder ſterben. Haltet Eure „Glieder, darum bitte ich Euch; wenn Ihr ja in der Hitze „des Gefechts auseinander kommt, denkt ſogleich wieder drauf, „Euch zu ſammlen, denn dadurch wollen wir die Schlacht ge„winnen. Zwiſchen den drey Bäumen, die ihr da oben rech„ter Hand ſehet, iſt Euer Sammelplatz; und wenn Ihr Eure „Standarten verliehrt, ſo laßt nur meinen weißen Feder„buſch nicht aus dem Geſicht; Ihr werdet ihn immer auf „dem Wege der Ehre und des Sieges finden.“ Peref. 2. — „Man verlohr ihn in dem Gedränge aus den Augen, da er „mit zwölf oder dreizehn Andern mitten zwiſchen die Feinde „gerathen. — Er tödtete mit eigner Hand den Stallmeiſter „des Grafen von Egmont. — „Man muß die Piſtolen „brauchen“ rief er ſeinem Haufen zu. „Je mehr Feinde, je „mehr Ruhm!“ Matth. t. 2. l. 1. p. 26 ꝛc.

41.

(p. 179. die Schwadron des Königs ꝛc.)

Man ſehe über dieſe Schlacht, De Thou l. 98. D'Aubigné t. 3. l. 3. cap. 2. Le-Grain l. 5. Mem. de la Ligue.

Ligue. Matthieu t. 2. l. 1. Cayet Chron. novenn. t. 2. fol. 327. Relation imprimée en 1590 etc. etc. De Thou und Cayet bemerken, daß das Geschütz des Königs schon neunmal gefeuert hatte, ehe das feindliche den ersten Schuß that. — Man tadelte den Herzog von Mayenne, daß er sein Centrum zurück gezogen hatte, und dadurch Heinrichs Stellung nachahmte, statt daß er bey seiner Ueberlegenheit die Stellung eines Dreiecks hätte annehmen sollen. Nach Matthieu begieng auch Heinrich einen großen Fehler, daß er vor der Schlacht die leichte Reuterey, welche Du-Terrail anführte, und den Haufen des Herzogs von Mayenne nicht angreifen ließ, welcher zu weit vorgerückt war, und sich eine halbe Meile zurück ziehen mußte. — Es scheint daß fast nur allein die Reuterey zum Treffen kam; und le Grain versichert, daß 120.000 Mann schlugen. Dieß ist aber übertrieben. Des Königs Heer bestand aus ungefehr 2000 Mann zu Pferde, und 6 — bis 7000 zu Fuß; die Feinde hatten 5000 Mann Cavallerie und 8000 Fußvolk. Der Graf von Egmont hatte sich gerühmt, seine Schwadron allein wäre hinreichend, die königliche Armee zu schlagen; er wurde in dem Handgemenge getödtet. Sein Vater war Heinrich Lamoral, Graf von Egmont, und Prinz von Gäure, welcher mit dem Grafen von Horn zu Brüssel enthauptet wurde. Man erzählt, daß, als der Redner, der den Grafen von Egmont zu Paris bewillkommte, in seiner Rede vieles zum Lobe seines Vaters einfließen ließ, er ihm antwortete: „Reden Sie nicht von dem; er hatte den Tod „verdient; er war ein Rebell."

42.

(p. 182. die Herren von la Chataigneraie ꝛc.)

Johann von Vivonne, Herr von la Chataigneraie; — Karl von Beauforde, Herr von Sigogne; Standartenträger der Compagnie des Herzogs von Mayenne. Die Geschichtschreiber reden von den Gefangnen, die der Herr von Rosny in dieser Schlacht machte, und daß er sieben Wunden empfieng. — Man glaubte eine Zeitlang, Heinrich wäre geblieben. Dieser Irrthum entstand wahrscheinlich daher, daß der Marquis von Nesle, der eben so gekleidet war als der König, von den Feinden umringt wurde und verschiedne Wunden erhielt, an denen er starb. Matth. l. c.

43. (p.

43.

(p. 182. die siegreiche Armee des Königs verfolgte ꝛc.)

Der König ließ den Soldaten zurufen: Rettet die Franzosen, haut die Fremden nieder! Peref. l. c. Heinrich, sagt Voltaire, hatte den Sieg der Ueberlegenheit seiner Kenntniſſe und seiner Tapferkeit zu danken, aber er gesteht, daß Mayenne alle Pflichten eines großen Feldherrn erfüllt habe. Er hat in nichts gefehlt, sagt er, als in der Sache, die er vertheidigte. — Er wäre gefangen worden, wenn er nicht die Vorsicht gebraucht hätte, auf der Flucht die Brücke von Ivry abbrechen zu laſſen. Aber dadurch lieferte er die Deutſchen Reiter und die Landsknechte auf die Schlachtbank, von denen 1200 auf der Stelle blieben. Von den Franzoſen blieben 1000 Reiter und 1200 Mann Infanterie. Der König verlohr nur 500 Mann, und etwa 20 Edelleute. Das Schlachtfeld war zwiſchen Dreux und Nonancourt bey den Dörfern Saint-André und Foucrainville.

44.

(p. 184. d'Andelot kam ꝛc.

Karl von Coligny, Marquis von Andelot, einer der Söhne des Admirals von Coligny.

45.

(p. 184. die Herren von Humieres ꝛc.)

Karl von Humieres; der Band 8930 der Mſſ. der königl. Bibliothek iſt voll von den ſchönen Handlungen deſſelben. — Iſaak von Vaudré von Meuy. — Chriſtoph von Lanoy von la Boiſſiere, Gouverneur von Corbie.

46.

(p. 185. und daſelbſt grade dieſe Nacht geſchlafen hatte.)

Als er den Abend auf dem Schloſſe Roſny ſpeiſete, und man ihm ſagte, der Marſchall von Aumont käme, ihm zu berichten, was er gethan hätte, ſtand er auf und gieng ihm entgegen. Er umarmte ihn zärtlich, bath ihn zum Eſſen,

und ließ ihn sich an seinen Tisch setzen, indem er ihm sehr verbindlich sagte, es sey billig, daß er das Gastmal mit genösse, weil er ihm bey der Hochzeit so gut gedient hätte. Peref. l. c. — Heinrich erinnerte sich daß er den Abend vor der Schlacht den Obristen Theodorich Schomberg, welcher Geld von ihm forderte hart angelassen und im Zorn zu ihm gesagt hatte, es schicke sich nicht für einen Mann von Ehre, Geld zu verlangen, wenn es darauf ankäme, die Befehle zur Schlacht zu holen. Nachdem er die Truppen in Schlachtordnung gestellt hatte, suchte er ihn auf. „Schomberg, „sagte er zu ihm, wir sind jezt der Gefahr nahe, und es „kann seyn, daß ich bleibe. Aber es wäre unrecht, wenn ich „die Ehre eines braven Edelmanns, wie Ihr seyd, mit aus „der Welt nähme. Ich erkläre also, daß ich Euch für einen „rechtschaffnen Mann halte, der nicht fähig ist, etwas schlechtes zu thun.“ Mit diesen Worten umarmte er ihn herzlich. Der Obriste, dem die Thränen in die Augen kamen, antwortete ihm: „Ach Sire! indem Sie mir die Ehre wiedergeben, die Sie mir genommen hatten, nehmen Sie mir das „Leben. Ich wäre dessen unwürdig, wenn ich es nicht heute „für Sie aufs Spiel sehte. Und hätt' ich tausend Leben, „ich wollte sie alle zu Ihren Füßen aufopfern.“ Er wurde auch wirklich in der Schlacht getödtet. Peref. ibid.

Der Marschall von Biron, der an der Spitze des Corps de Reserve viel zu dem Siege beygetragen hatte, sagte zu Heinrich IV. Sire, Sie haben gethan, was Biron, und Biron, was der König thun sollte.

Anmerkungen
zu dem
vierten Buche.

1.

(p. 189. einen Sieg in Auvergne ꝛc.)

Zu Iſſoire. Man ſ. Cayet p. 329. De Thou und andre. — Johann Ludwig von la Rochefoucault, Graf von Randau.

2.

(p. 190. den Herrn von O.)

Franz von O, Herr von O, Mailleboiſ und Freßne, — Maitre de la Garderobe unter Heinrich III. erſter Kammerjunker, Oberaufſeher über die Finanzen, und Gouverneur von Paris und Isle de France.

3.

(p. 191. er zog mir einen Katholiken vor.)

Der Bruder des Herrn von Roßny, welcher auf ihn folgte, erhielt dieß Gouvernement.

4.

(p. 192. Ruſe ꝛc.)

Martin Ruſe', Herr von Beaulieu; Peter Forget, Herr von Freßne, des Königs Sekretaire, und Aubour, ſein Leibarzt.

5.

(p. 194. empfindlich bey den Leiden der Belagerten ꝛc.)

Pereſixe, Cayet und verſchiedne Andre ſind auch der Meinung, daß es nur auf den König ankam, Paris mit Ge-

walt wegzunehmen, und daß er verschiedne male den Bitten und dem Geschrey seiner Soldaten widerstand, die ihn darum plagten, besonders die Hugenotten, die bey dieser Gelegenheit für die Bartholomäus-Nacht Rache nehmen wollten.

„Als der Herzog von Nemours alle unnütze Verzehrer aus Paris trieb, erzählt Perefixe, wollte der königliche Kriegsrath, man sollte ihnen keinen Durchzug gestatten. Aber Heinrich befahl, man sollte sie durchlassen, sobald er erfahren hatte, zu welchem fürchterlichen Elend diese Unglücklichen gebracht wären. „Ich wundre mich nicht, sagte er, daß die „Häupter der Ligue und die Spanier mit diesen armen Leuten so wenig Mitleid haben, sie sind nur ihre Tyrannen; „aber ich, der ich ihr König und ihr Vater bin, ich kann von „ihrem Elend nicht erzählen hören, ohne daß es mich tief „in der Seele rührt, und daß ich brennend wünsche, ihm abzuhelfen.

Der Kardinal von Gondy, Bischof von Paris, wurde während der Belagerung mit Friedensvorschlägen an Heinrichs IV. geschickt. Er antwortete ihm: „Verstellung ist „meine Sache nicht. Ich rede rund heraus, wie mirs ums „Herz ist. Ich will den Frieden, ich wünsche ihn. Um „eine Schlacht zu gewinnen, gäbe ich Einen Finger, für den „allgemeinen Frieden, zwey. Ich liebe meine Stadt Paris, „sie ist meine älteste Tochter, ich bin eifersüchtig auf sie, ich „will ihr mehr Gutes thun, mehr Gnaden erzeigen, und „sanfter mit ihr umgehen, als sie es verlangt; aber ich will, „daß sie es mir Dank wisse, und nicht dem Herzog von „Mayenne oder dem König von Spanien."

Außerdem hoffte auch Heinrich, die Pariser würden noch vor der Ankunft des Prinzen von Parma mit ihm kapitulieren. Das Elend, wozu diese Stadt gebracht war, erregt zugleich Abscheu und Mitleiden. In Einem Monathe starben 30,000 Menschen vor Hunger. Mütter nährten sich mit dem Fleisch ihrer Kinder. Auf den Rath des Spanischen Gesandten grub man die Leichname aus, und machte aus den zerkochten Knochen eine Art von Teig. Dieß abscheuliche Gericht kostete den Meisten, die davon aßen, das Leben. — s. Mem. d'etat de Villeroi t. 2 p. 358 ꝛc. — Die schöne Vertheidigung des Herzogs von Nemours erhielt Paris

der

der Ligue. Das Volk unterſtützte ihn mit einer Erbitterung, welche mehr Wuth als Tapferkeit war. Man ſah Regimenter von Prieſtern und Mönchen. Kapuziner, Barfüſſer, Karthäuſer u. a. m. erſchienen, lächerlich gepanzert über ihren Kutten. Als dieß ungeſchickte Regiment den Legaten begrüſſen wollte, erſchoß es ſeinen Sekretair ihm zur Seite, Cayet Chron. Novenn. 360.

6.

(p. 194. dem Prinzen von Parma ꝛc.)

Alexander Farneſe, Herzog von Parma und Piacenza, ein Sohn von Octavio Farneſe und Margarethen von Oeſterreich, einer natürlichen Tochter Karls V. Er heirathete Marien von Portugal und hinterließ zween Söhne: Ranucio Farneſe, der Herzog von Parma wurde, und den Kardinal Odoardo Farneſe.

7.

(p. 195. Da der König wußte ꝛc.)

De-Thou ſagt, Heinrich habe ſich ſtellen müſſen, als wolle er nicht die Belagerung von Paris aufheben, ſondern dem Prinzen von Parma entgegen gehn, um ihm eine Schlacht zu liefern; aus Furcht ſeine Soldaten, die allein die Hofnung die Stadt zu plündern, bey ihm erhielt, möchten ihn verlaſſen. l. 99.

8.

(p. 195. ohne daß er es hindern konnte.)

Der Herzog von Sully iſt aufrichtiger als die meiſten Geſchichtſchreiber, welche nicht eingeſtehen, daß Heinrich bey dieſer Gelegenheit einen Fehler begangen habe. Sie ſtimmen auch über die Aufhebung der Belagerung von Paris, und über dieſe verſchiednen Poſtirungen mit einander nicht überein. Villeroy ſpricht davon eben ſo wie Sully, Mem. d'etat t. 2. p. 466. Man ſehe Matth. und die übrigen Schriftſteller aus dieſer Periode. Der Prinz von Parma gieng unerkannt nach Paris, um dieſe Stadt zu ſehen. „Ich „habe gemerkt, ſagte er zu dem Herzog von Mayenne, daß „der König von Navarra mehr Stiefel als Schuhe braucht,

„und daß man ihn eher durch Aufschub und Zaudern, als „durch Gewalt wird zu Grunde richten können. Capet. 39°.

9.

(p. 198. der Baron von Biron.)

Karl von Gontaut, der Sohn des Marschalls, und in der Folge selbst Marschall von Frankreich.

10.

(p. 198. in die Augen leuchten mußten.)

Matthieu erzählt (t. 2. p. 59.) daß Heinrich, als er den Herzog von Parma verfolgte, insgeheim von Artichy abreiſete, um zum erſtenmal die ſchöne Gabriele zu Coeuvres zu beſuchen. Er ließ ſich blos ein wenig Butter und Brodt an der Thür geben, um keinen Verdacht bey dem Vater zu erregen. Dann ſtieg er wieder zu Pferde, und ſagte, er gienge jezt auf den Feind los, und die ſchöne Gabriele ſollte bald erfahren, was er um ihrentwillen thun würde.

11.

(p. 199 — ſeiner heimlichen Feinde im Staatsrath vermehrte.)

In den Mem. de Nevers ſieht man aus den Briefen, die der Herzog mit Heinrich III. gewechſelt hatte, daß er dieſem gegen die Ligue gute Dienſte that, aber ohne alle Zuneigung zu dem König von Navarra. Als er zu dieſem übergetreten war, ſcheint es wieder aus ihren gegenſeitigen Briefen, die im zweiten Bande der Memoiren ſtehn, daß er ihm eben auch wichtige Dienſte leiſtete, daß er aber in der That auf dieſe Dienſte einen ſehr hohen Preis ſezte, und daß Heinrich IV. viel von ſeinem Eigenſinn, ſeiner Eiferſucht und ſeiner üblen Laune ausſtehen mußte.

(p. 201. Chartres zu belagern.)

Der Magiſtrat dieſer Stadt hielt eine lange Rede an ihn, worin unter andern vorkam, Chartres wäre ihm unter-

wor-

werfen durch das göttliche Recht, durch das menſchliche Recht — — und durch das kanoniſche Recht, unterbrach der König den Redner, indem er ungeduldig ſein Pferd antrieb, und in die Stadt ritte. (Im franzöſiſchen iſt das Wortſpiel richtiger: auſsi par le droit Canon) S. Hiſt. de France par le pere de Chalons t. 3. p. 227. Matth. t. 2. p. 63. Cayet t. 2. p. 415. u. a. m.

13.

(p. 201. durch Chatillons Tapferkeit ꝛc.)

Franz von Coligny, Sohn des Admirals, und ſelbſt Admiral von Guyenne. Er ſtarb noch in dieſem Jahre 1591. auf ſeinem Schloß Louve, da er erſt 30 Jahre alt war. Er hinterließ von Margarethen von Ailly von Pequigny drey Söhne. Sein Tod war für die Calviniſten ein großer Verluſt; man glaubte, er würde ſelbſt ſeinen Vater übertroffen haben, wenn er das Leben behalten hätte. De-Thou l. 102. Drey Söhne von dem Bruder des Admirals, d'Andelot, waren auch zu gleicher Zeit 1586 geſtorben. Sie hießen Laval, Sailly und Rieux, ihre Mutter war Claudia von Rieux, die einzige Erbin des Hauſes Laval. — L. 85.

14.

(p. 203. für das Fräulein von Estrées ꝛc.)

Sie hieß Gabriele und war die Tochter Johann Antons von Estrées und der Franziska Babou von la Bourdaiſiere. Sie führte nach und nach die Namen; die ſchöne Gabriele, die Frau von Liancourt, die Marquiſin von Monceaux und die Herzogin von Beaufort.

15.

(p. 203. zu Saint Quentin zurück hielt.)

In dieſe Zeit trift der Brief ohne Datum, den der König an den Herrn von Roſny ſchrieb, und den man in den Mſſ. de la Bibl. royale findet. Alle Worte dieſes Briefes ſtimmen mit unſern Memoiren überein: „Alle Nachrichten, „welche ich von Mante erhalte, ſagen, daß Ihr von der „vielen Arbeit danieder lieget und ganz mager werdet. Habt „Ihr Luſt, Euch zu erholen und wieder fett zu werden, ſo

„rufe ich Euch, kommt hieher. Euer Bruder mag unterdessen dort bleiben und uns Neuigkeiten von der Belagerung von Chartres überschicken.“ ꝛc. Die verschiedenen Stellen in diesen Memoiren, wo von dem Antheil die Rede ist, den Heinrich den Herrn von Rosny an allen seinen Unternehmungen, und besonders an dem Entschluß, die Religion zu verändern, nehmen ließ, zeigen, daß der König immer ein besonderes Zutrauen zu ihm hatte. Man sieht aus jenem Briefe, den wir als ein fernes Zeugniß angeführt haben, daß der Herzog von Sully seinem Herrn keine Unwahrheit sagt. Die Geschichtschreiber reden nicht eher von ihm, als bis er eine öffentliche Rolle zu spielen angefangen hatte. Es scheint demungeachtet aber, daß er schon lange vorher die Seele aller Entschlüsse und Handlungen des Königs gewesen ist. Man könnte diesen Zeitpunkt leicht bis zu seiner frühen Jugend hinaufführen; aber vielmehr, die Handlungen des Herren von Rosny, die man hier sieht, machen ein Leben aus, in welchem man keine Jugend findet. Dieß ist der Vorzug der ernsten und stillen Gemüther vor den lebhaften und feurigen.

16.

(p. 203. dem Herzog von Aumale,)

Karl von Lothringen, Herzog von Aumale, der Sohn Claudius von Aumale, welcher 1573 vor Rochelle geblieben war.

17.

(p. 203. Vikomte von Tavannes ꝛc.)

Johann von Saint. Vikomte von Tavannes, einer von den Marschällen der Ligue.

18.

(p. 204. Baron von Roßne ꝛc.)

Christian von Savigny, Baron von Roßne, im Herzogthum Bar.

19.

(p. 206. dem Gouverneur d' Alincourt ꝛc.)

Karl von Neufville, Marquis von Alincourt, sein Vater war der Staatssekretair Nikolaus von Neufville von Villeroi.

20. (p.

20.

(p. 206. den Kardinal von Bourbon ꝛc.)

Dieß war nicht der alte Kardinal von Bourbon, der Sohn Karls von Bourbon Herzogs von Vendôme, und der Bruder König Antons von Navarra, welcher von der Ligue zum König ausgerufen worden war. Er war schon 1590 in seinem 67ten Jahre am Stein zu Fontenay in Poitou gestorben, wohin ihn Heinrich IV. von Chinon hatte bringen lassen. Er verdient um so mehr Mitleiden, weil der Thron, auf den man ihn zu steigen zwang, keine Reize für ihn hatte. Ueber Heinrichs Sieg bey Coutras konnte er seine Freude nicht verbergen, „und er nahm die Krone nur darum an, sagt Cayet," daß er sie diesem Neffen, den er liebte, erhalten möchte." Chron. nov. c. 1. l. 2. p. 357.

Der Kardinal von Bourbon, von dem hier die Rede ist, war der Neffe des ältern. Er hieß auch Karl, und war der dritte Sohn Ludwigs I. Prinzen von Condé, der zu Jarnac blieb, und der Bruder des Prinzen von Condé, der zu Saint-Jean d'Angely starb, des Prinzen von Conti und des Grafen von Soissons.

21.

(p. 208. einen Priester in ihrem Sold ꝛc.)

Er hieß Johann de la Tour.

22.

(p. 209. Unternehmungen in der Normandie.

Die beträchtlichste war das Gefecht, welches gegen das Ende des Aprils 1589 in dem Felde von Argentan zwischen Pierrefitte, Villers und Commeaux vorfiel, wo der Herzog von Montpensier 5 — bis 6000 Ligeurs aus diesen Gegenden, welche man die Gautiers nannte, aufs Haupt schlug. Sie hatten den Grafen von Brissac, Pierrecourt, Louchan, den Baron von Echaufour und den Baron von Tubeuf an ihrer Spitze. Es blieben 3000 auf dem Platze, und 1000 wurden zu Gefangnen gemacht. Die Uebrigen entflohen nach Argentan. Commeaux, welches jezt kaum ein Dorf ist,

konnte nur mit Mühe erobert werden. In der Folge vernichtete der Herzog von Montpensier gänzlich diese Partey. Der Graf von Torigny, Emery, Louvannay und andere unterstützten ihn dabey. Man s. Mem. de ligue t. 3.

23.

(p. 209. daß der Herzog von Guise ꝛc.)

Karl von Lothringen, der Sohn Heinrichs, Herzogs von Guise, der zu Blois umgebracht wurde, und Katharinens von Cleve. Er war 1571. gebohren. „Es that der „Liga den größten Schaden, daß der Herzog von Guise aus „seinem Gefängniß entkam" sagt Heinrich IV. bey le Grain. — Der Kammerdiener des Herzogs hatte Mittel gefunden, Rouvrai und die Wachen beym Spiel und Trunk zu beschäftigen; unterdeß ließ er ihn am hellen Mittage an einem Seil aus dem höchsten Fenster des Schlosses herab, und stieg nach ihm daran herunter. Dann fuhren sie in einem Kahn über den Fluß, und am andern Ufer standen schon zwey Pferde bereit ꝛc. Matth. t. 2. p. 81. Cayet t. 2. l. 3. p. 465. etc.

24.

(p. 210. Mademoiselle de Sedan ꝛc.)

Charlotte von la Mark, die Tochter Roberts von la Mark, souverainen Fürstens von Sedan, und Franziskas von Bourbon-Montpensier. Sie war durch den Tod ihres Bruders Wilhelm Robert von la Mark, Herzogs von Bouillon, der 1588 zu Genf starb, Erbin dieses Fürstenthums geworden. Er hatte durch sein Testament seiner Schwester verbothen, einen Katholiken zu heirathen. Dieser Umstand, die Freundschaft des Königs für den Vikomte von Turenne, der Wunsch, diese reiche Erbin den Herzogen von Lothringen, von Montpensier und von Nevers, die für ihre Söhne um sie anhielten, zu entziehen; die Politik, welche ihm rieth, dem Herzog von Lothringen einen ehrgeizigen Nachbar zu geben; vielleicht auch der Gedanke, daß diese Heirath den Vikomte abhalten würde, sich zum Haupt der Calvinisten in Frankreich zu machen, weil sie ihn von ihnen entfernte: alle diese Gründe bewogen Heinrich IV. den Herrn von Turenne mit der Erbin von Sedan zu vermählen.

25. (p.

25.

(p. 213. der Marquis von Villars ꝛc.)

Andreas von Brancas-Villars, aus dem alten Neapolitaniſchen Hauſe Brancatio. Er muß nicht mit den andern Marquiſen von Villars verwechſelt werden, welche von Honorat, dem Baſtard von Savoyen, abſtammten.

26.

(p. 215. da er auf die Seite des Marſchalls trat.)

Vielleicht hofte man auch das Fort Sankt Katharina durch eine Mine, welche aber entdeckt wurde, in die Luft zu ſprengen. Mem. de la Lig. t. 5. die Schriftſteller, welche der Meinung des Marſchalls von Biron gegen Sully beytreten, behaupten, es würde ſehr ſchwer, und zugleich für die Belagerer äußerſt gefährlich geweſen ſeyn, das Fort hinter ſich zu laſſen, da der Berg worauf es lag, ſo nahe bey der Stadt wäre. Man ſ. über dieſe Belagerung P. Matthieu t. 2. p. 96. Cayet Chron. nov. t. 2. l. 4. Dieſer iſt auf Sullys Seite gegen Biron.

27.

(p. 215. du Hallot verſprochen hätte.)

Franz von Montmorency-du-Hallot, königlicher Verweſer in Normandie. Er wurde bey der Belagerung von Rouen verwundet, und nachher von dem Marquis von Allegre getödtet.

28.

(p. 222. Pabſt Gregors XIV ꝛc.)

Sixtus V war im Auguſt 1590. geſtorben. Als Heinrich IV ſeinen Tod erfuhr, rief er: das iſt wieder ein Streich der Spaniſchen Politik. Ich habe einen Pabſt verlohren, der ganz auf meiner Seite war.

29.

(p. 222. den Preſident Briſſon ꝛc.)

Barnabas Briſſon, Klaudius Larcher, und Johann Tardif Herr du Ru, Parlements Rath. „Ein unwürdiges Ende

„für

„für einen so gelehrten und vortrefflichen Mann, sagt Mezeray vom Präsident Brisson, „aber ein gewöhnliches Schicksal derer, die zwischen zwo Partein zu schwimmen denken.“ Als das Parlament von dem Könige nach Tours versetzt wurde, war Brisson der einzige von den sechs Presidenten, welcher zu Paris blieb. Er hielt es der Ehre Heinrichs III, der ihm seine Presidentenstelle ganz umsonst geschenkt hatte. Uebrigens war er einer der größten Männer unter den Magistrats Personen. Der Herzog von Mayenne rächte seinen Tod, indem er in einem Zimmer des Louvre Vier von den Sechszehnern aufhängen ließ, den Louchard, Ameline, Hemonet und Anroux.

30.

(p. 222. die Einfälle dieser Menge fürchtete ꝛc.)

Einer von den Sechzehnern, mit Namen Normand, sagte in dem Zimmer des Herzogs von Mayenne: „die, welche ihn „gemacht haben, könnten ihn auch wohl wieder vernichten.“ Hamilton, der Pfarrer von Saint Come, ein wüthender Ligeur, holte selbst den Parlaments Rath Tardif aus seinem Hause, und hatte Priester bey sich, welche die Stelle der Gerichtsdiener vertraten.

31.

(p. 225. schickte eiligst dem Herzog von Nevers Befehl ꝛc.)

Ludwig von Gonzaga von Mantua; Herzog von Nevers durch seine Vermählung mit Henrietten von Cleve, Herzogin von Nevers. Sülly spricht fast immer nachtheilig von ihm, dennoch hat er verschiedne Thaten gethan, welche ihm einen Platz unter den berühmten Kriegern seiner Zeit verdient haben. — Braut. vies des Hommes illustres t. 3. p. 259 etc.

32.

(p. 231. besondern Umstände des Gefechts einig waren.)

Es hat fast kein Gefecht und keine Schlacht gegeben, wovon man nicht dasselbe sagen könnte. Obgleich eine große Men-

Einige Schriftsteller, wovon noch dazu viele Zeitgenossen sind, von den kriegerischen Vorfällen gehandelt haben, die in diesen Memoiren vorkommen, so sind doch auch nicht Zween völlig mit einander übereinstimmend in ihren Beschreibungen. D'Aubigné spricht bey Gelegenheit des Gefechts von Aumale gar nicht einmal von der Wunde des Königs, welche doch die einzige ist, die er jemals erhalten hat. Matthieu und die besten Geschichtschreiber weichen nur sehr wenig von dem Herzog von Sully ab.

33.

(p. 231. wird eine ähnliche vorkommen.)

Heinrich schickte zu dem Prinzen von Parma, und ließ ihn fragen, was er von diesem Rückzuge dächte? Er antwortete, der Rückzug wäre in der That schon gewesen; er war seine Person aber versetzte sich nicht gern in die Nothwendigkeit, sich zurück ziehen zu müssen. Peref. pars 2.

Du Pleſſis-Mornay schrieb bey dieſer Gelegenheit jenen schönen Brief an den König. Sire, Sie haben genug den Alexander gemacht; es iſt Zeit, Auguſtus zu ſeyn. Uns kommt es zu für Sie zu ſterben, und das iſt unſer Ruhm; Ihnen aber, Sire, für Frankreich zu leben, und ich unterſtehe mich zu ſagen, daß dieß Ihre Pflicht iſt ꝛc. Notes ſur la Henriade.

34.

(p. 233. dieß im geringſten merken zu laſſen.)

Nichts beweiſet deutlicher, wie ſehr der König ſich verbunden glaubte, dem Marſchall von Biron Achtung und Gefälligkeit zu zeigen, als die Antwort, die er dem jungen Chatillon gab, als dieſer eine Meinung eröfnete, die an ſich ſehr gut, aber dem Rath des Marſchalls zuwider war. „Die „Eier wollen klüger ſeyn, als die Hennen, ſagte er. Wenn „Sie einen weißen Bart haben werden, dann werden Sie „vielleicht etwas davon verſtehen, aber izt finde ichs nicht „ſchicklich, daß Sie ſo dreiſt darüber reden. Das ſchickt ſich „nur für meinen Vater hier," fuhr er fort, indem er auf

Biron

Heron zeigte, welcher gerochet hatte ſich zu entfernen, und dem er die Hand reichte. „Wir müſſen noch alle mit einander bey ihm in die Schule gehn.“ Matth. t. 2. p. 16.

35.

(p. 235. ohne den mindeſten Schaden zu leiden;)

Dieſe Belagerung koſtete dem König viel Menſchen. Man ſagte damals, er habe 3000 Mann dabey verlohren, und die Belagerten nur 120. Der Graf von Eſſex ließ dem Admiral von Villars einen Zweykampf anbiethen, aber dieſer antwortete, als Gouverneur eines ihm anvertrauten Ortes könne er ihn nicht annehmen. Chron. univers. d. Mezeri.

36.

(p. 238. d'Hacqueville ꝛc.)

N. von Vieur-Pont von Hacqueville. Man ſagt, er wurde durch eine Summe Geldes beſtochen.

37.

(p. 241. eine gefährliche Wunde am Arm bekam.)

Hier findet ſich bey den Geſchichtſchreibern eine unendliche Verſchiedenheit, und eine Menge Widerſprüche in Anſehung der Poſtirungen und der Anzahl und Zeit der Gefechte. Der Herzog von Sülly erzählt alle dieſe Begebenheiten ſo gedrängt, als ob ſie in drey oder vier Tagen vorgefallen wären. Es giengen aber drey Wochen darüber hin. Er hat blos nur einen allgemeinen Begrif von dieſem Feldzuge geben wollen. D'Aubigné giebt zu denſelben Irrthum Anlaß. t. 3. l. 3. cap. 15. Man muß die nähern Nachrichten in De Thou, Davila, Matthieu, Cayet und Mem. de la Ligue, année 1592. ſuchen. Nach den leztern ſchlug der König am 28. April den Herzog von Guiſe, und ein anders Korps den 1. May. Den 5. May griff er die Verſchanzungen vor dem befeſtigten Lager an, und den 10 früh um 5 Uhr begann der große Angriff, wobey der Herzog von Parma verwundet wurde. T. 5. — Nach de Thou empfieng er dieſe

Wunde

Maude bey der Eroberung von Candebec, und ging erſt den 22. May über die Seine. l. 103. — Cayet iſt derſelben Meinung. l. 2. l. 4. p. 28. x — Matthieu wirft Heinrich IV vor, daß er den Fehler begangen habe, den Herzog von Mayenne bey dem Gefecht von Pretot nicht zum Gefangnen gemacht, und eine entſcheidende Schlacht vermieden zu haben; beides ohne Grund p. 109. — Einige andre rechnen es ihm als einen noch größern Fehler an, daß er die Zurüſtungen des Prinzen von Parma, um unter den Fluß zu gehen, nicht gemerkt, und ihn nicht daran zu verhindern gewußt hätte.

38.

(p. 244. ehe wir zur Pont de l'Arche erreichen können.)

De Thou geſteht, daß der König die feindliche Armee hätte aufhalten können, wenn er einige Cavallerie abgeſchickt hätte um ihn den Uebergang über Pont-de l'Arche zu verwehren. Man ſieht hier, daß man ſehr mit Unrecht dieſen Fehler dem König zugerechnet hat.

39.

(p. 249. von Flandern und Artois abgetreten hätte;)

Durch den Traktat, den er den 25 Februar 1526 während ſeiner Gefangenſchaft zu Madrid ſchloß. Franz I. entſagte darin den Herzogthümern Burgund und Mailand, dem Königreich Neapolis ꝛc. Aber dieſer Traktat wurde durch die zu Coignac verſammleten Staaten von Frankreich für nichtig erklärt.

40.

(p. 249. der mehr Städte an Spanien überlaſſen hätte, ꝛc.)

Durch den Traktat von Chateau-Cambreſis im Januar 1559 nach der Schlacht von Saint-Quentin. Blos für die drey Städte Ham, Catelet und Saint-Quentin gab Frankreich den Spaniern und ihren Bundsgenoſſen mehr als 150 beveſtigte Orte zurück. Die Eiferſucht des Connetable von Mont-

Montmorency gegen den Herzog von Guiſe, und der Wunſch des erſtern, ſich aus der Gefangenſchaft zu befreien, vermochten ihn dieſen Traktat zu ſchlieſſen, über den ganz Frankreich jammerte.

41.

(p. 251. oft dieſe Rolle ſpielte.)

„Was, Schurke! willſt du uns nach Biron ſchicken, „um Kohl zu pflanzen!“ ſagte der Marſchall zu ſeinem Sohn, der ihm ein Mittel zeigte, durch einen einzigen Streich dem Kriege ein Ende zu machen. Pareſ. 2. Th.

Druckfehler im erſten Bande.

S. 2. L. 4. la Chetre — l. le Chetre.
— 3. — 9. Ceury — l. Coucy.
— 4. — 8. von unten ſoß — l. ſaß.
— 9. — 4. von unten den Admiral — l. dem Admiral.
— 13. — 2. zu beſiegen — l. zu beſiegen.
— 17. — 1. Eine — l. Ein.
— 18. — 5. Von-diner — l. Vom-diner.
— 6. Plorians — l. Plorians.
— 10. dem Prinzen — l. den Prinzen.
— 29. — 14. und in der Folge. Reinerd — l. Reinerd.
— 30. — 9. moren — l. moren.
— 31. — 5. fochte — l. ſuchte.
— 42. — 13. von unten. Den Herrn — l. dem.
— 43. — 12. mur — l. mir.
— 15. Quens — l. Quelle.
— 56. — 5. Pennsforde — l. Peterde.
— 8. von unten, Chourdon — l. Gourdon.
— 58. — 1. la Berlichere. — l. Berrichere.
— 70. — 8. von unten, von — l. vor.
— 73 — 2. von unten, Roulais } — l. Roubaic.
— 74. — 1. Roubois }
— 75. — 4. remd. — l. fremd.
— 78. — 12. der dadurch. — l. den.
— 81. — 1. von unten, und ſo oft es ſonſt vorkömmt, Roſny — l. Roſny.
— 90 — 15. Feycuſe — l. Joycuſe.
— 91. — 1. v unten u. vorher, Groc — l. Grec.
— 96. — 9. u ſo oft es vorkömmt, Freßne — l. Freéne.
— 99 — 6. Vorſtellung — l. Verſtellung.
— 106. — 15. Kaſtel Gelaur. — l. Geloux.
— 10. von unten, Normande. — l. Marmande.
— 4. v. unten, eintreffen. — l. eintrafen.
— 118. — 11. v. unten, nun — l. um.

HENRICH II

von Frankreich

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Profeſſor der Philoſophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Zweyter Band.

Jena,

bey Johann Michael Mauke, 1792.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1930 W 1748

Fortgeſetzte Einleitung

zu den

Denkwürdigkeiten

des

Herzogs von Sully.

Fortgeſetzte Geſchichte

der franzöſiſchen Unruhen, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangiengen.

Der Tod ihres Erſtgebohrnen und Karls IX. zartes Alter führte die Königin Mutter, Katharina von Medicis, auf den politiſchen Schauplatz, eine neue Staatskunſt und neue Scenen des Elends mit ihr. Dieſe Fürſtin, geitzig nach Herrſchaft, zur Intrigue gebohren, ausgelernt im Betrug, Meiſterin in allen Künſten der Verſtellung, hatte mit Ungeduld die Feſſeln ertragen, welche der alles verdrängende Despotismus der Guiſen ihrer herrſchenden Leidenſchaft anlegte. Unterwürfig und einſchmeichelnd gegen ſie, ſo lange ſie des Beyſtands der Königin wider Montmorency und die Prinzen von Bourbon bedurften, vernachläßigten ſie dieſelbe, ſobald ſie ſich nur in

ihrer usurpirten Würde befestigt sahen. Durch Fremdlinge sich aus dem Vertrauen ihres Sohnes verdrängt und die wichtigsten Staatsgeschäfte ohne sie verhandelt zu sehen, war eine zu empfindliche Kränkung ihrer Herrschbegierde, um mit Gelassenheit ertragen zu werden. Wichtig zu seyn war ihre herrschende Neigung, ihre Glückseligkeit, jeder Partey nothwendig sich zu wissen. Nichts gab es, was sie nicht dieser Neigung aufopferte, aber alle ihre Thätigkeit war auf das Feld der Intrigue eingeschränkt, wo sie ihre Talente glänzend entwickeln konnte. Die Intrigue allein war ihr wichtig, gleichgültig die Menschen. Als Regentin des Reichs und Mutter von drey Königen, mit der mißlichen Pflicht beladen, die angefochtene Autorität ihres Hauses gegen wüthende Parteyen zu behaupten, hatte sie dem Trotz der Grossen nur Verschlagenheit, der Gewalt nur List entgegen zu setzen. In der Mitte zwischen den streitenden Faktionen der Guisen und der Prinzen von Bourbon beobachtete sie lange Zeit eine unsichere Staatskunst, unfähig nach einem festen und unwiderruflichen Plane zu handeln. Heute, wenn der Verdruß über die Guisen ihr Gemüth beherrschte, der reformirten Partey hingegeben, erröthete sie morgen nicht, wenn ihr Vortheil es heischte, sich eben diesen Guisen, die ihrer Neigung zu schmeicheln gewußt hatten, zu einem Werkzeug dazu zu

borgen.

sorgen. Dann ſtand ſie keinen Augenblick an, alle Geheimniſſe Preiß zu geben, die ein unvorſichtiges Vertrauen bey ihr niedergelegt hatte. Nur ein einziges Laſter beherrſchte ſie, aber welches die Mutter iſt von allen: zwiſchen Bös und Gut keinen Unterſchied zu kennen. Die Zeitumſtände ſpielten mit ihrer Moralität, und der Augenblick fand ſie gleich geneigt zur Unmenſchlichkeit und zur Milde, zur Demuth und zum Stolz, zur Wahrheit und zur Lüge. Unter der Herrſchaft ihres Eigennutzes ſtand jede andre Leidenſchaft, und ſelbſt die Rachſucht, wenn das Intereſſe es foderte, mußte ſchweigen. Ein fürchterlicher Karakter; nicht weniger empörend, als jene verrufenen Scheuſale der Geſchichte, welche ein plumper Pinſel ins Ungeheure mahlt.

Aber indem ihr alle ſittlichen Tugenden fehlten, vereinigte ſie alle Talente ihres Standes, alle Tugenden der Verhältniſſe, alle Vorzüge des Geiſtes, welche ſich mit einem ſolchen Karakter vertragen; aber ſie entweihte alle, indem ſie ſie zu Werkzeugen dieſes Karakters erniedrigte. Majeſtät und königlicher Anſtand ſprach aus ihr; glänzend und geſchmackvoll war alles, was ſie anordnete; hingeriſſen jeder Blick, der nur nicht in ihre Seele fiel, alles was ſich ihr nahte, von der Anmuth ihres Umgangs, von dem geiſtreichen Inhalt ihres Geſprächs, von ihrer zuvorkommenden

Güte bezaubert. Nie war der franzöſiſche Hof ſo glanzvoll geweſen, als ſeitdem Katharina Königin dieſes Hofes war. Alle verfeinerten Sitten Italiens verpflanzte ſie auf franzöſiſchen Boden, und ein fröhlicher Leichtſinn herrſchte an ihrem Hofe, ſelbſt unter den Schreckniſſen des Fanatismus und mitten im Jammer des bürgerlichen Kriegs. Jede Kunſt fand Aufmunterung bey ihr, jedes andre Verdienſt, als um die gute Sache, Bewunderung. Aber im Gefolge der Wohlthaten, die ſie ihrem neuen Vaterland brachte, verbargen ſich gefährliche Gifte, welche die Sitten der Nation anſteckten und in den Köpfen einen unglücklichen Schwindel erregten. Die Jugend des Hofes, durch ſie von dem Zwange der alten Sitte befreyt, und zur Ungebundenheit eingeweiht, überließ ſich bald ohne Rückhalt ihrem Hange zum Vergnügen, mit dem Putze der Ahnen lernte man nur zu bald ihre Schamhaftigkeit und Tugend ablegen. Betrug und Falſchheit verdrängten aus dem geſellſchaftlichen Umgang die edle Wahrheit der Ritterzeiten, und das koſtbarſte Palladium des Staats, Treu und Glaube verlohr ſich wie aus dem Innern der Familien, ſo aus dem öffentlichen Leben. Durch den Geſchmack an aſtrologiſchen Träumereyen, welchen ſie mit ſich aus ihrem Vaterlande brachte, führte ſie dem Aberglauben eine mächtige Verſtärkung zu; dieſe Thorheit des

Hofes

Hofes ſtieg ſchnell zu den unterſten Klaſſen herab, um zuletzt ein verderbliches Inſtrument in der Hand des Fanatismus zu werden. Aber das traurigſte Geſchenk, was ſie Frankreich machte, waren drey Könige, ihre Söhne, die ſie in ihrem Geiſte erzog und mit ihren Grundſätzen auf den Thron ſetzte.

Die Geſetze der Natur und des Staates riefen die Königin Katharina, während der Minderjährigkeit ihres Sohns, zur Regentſchaft, aber die Umſtände, unter welchen ſie davon Beſitz nehmen ſollte, ſchlugen ihren Muth ſehr darnieder. Die Stände waren in Orleans verſammelt, der Geiſt der Unabhängigkeit erwacht und zwey mächtige Parteyen gegen einander zum Kampfe gerüſtet. Nach Herrſchaft ſtrebten die Häupter beyder Faktionen; keine königliche Gewalt war da, um dazwiſchen zu treten, und ihren Ehrgeitz zu beſchränken; und die Anordnung der vormundſchaftlichen Regierung, die jenen Mangel erſetzen ſollte, konnte nun das Werk ihrer beiderſeitiger Uebereinſtimmung werden. Der König war noch nicht todt, als ſich Katharina von beiden Theilen heftig angegangen und zu den entgegengeſetzteſten Maaßregeln aufgefordert ſah. Die Guiſen und ihr Anhang pochend auf die Hülfe der Stände, deren größter Theil von ihnen gewonnen war, geſtützt auf den Beyſtand der ganzen katholiſchen Par-

Partey, lagen ihr dringend an, die Sentenz gegen den Prinzen von Conde vollſtrecken zu laſſen, und mit dieſem einzigen Streiche das Bourboniſche Haus zu zerſchmettern, deſſen furchtbares Aufſtreben ihr eignes bedrohte. Auf der andern Seite beſtürmte ſie Anton von Navarra, die ihr zufallende Macht zur Rettung ſeines Bruders anzuwenden, und ſich dadurch der Unterwürfigkeit ſeiner ganzen Partey zu verſichern. Keinen von beyden Theilen fiel es ein, die Anſprüche der Königin auf die Regentſchaft anzufechten. Das nachtheilige Verhältniß, in welchem der Tod des Königs die Prinzen von Bourbon überraſchte, mochte ſie abſchrecken, für ſich ſelbſt, wie ſie ſonſt wohl gethan hätten, nach dieſem Ziele zu ſtreben; deswegen verhielten ſie ſich lieber ſtumm, um nicht durch die Zweifel, die ſie gegen die Rechte Katharinens erregt haben würden, dem Ehrgeiz der Guiſen eine Ermunterung zu geben. Auch die Guiſen wollten durch ihren Widerſpruch nicht gern Gefahr laufen, der Nation die nähern Rechte der Bourbons in Erinnerung zu bringen. Durch ſchweigende Anerkennung der Rechte Katharinens ſchloſſen beyde Parteyen einander gegenſeitig von der Competenz aus, und jede hoffte unter dem Nahmen der Königin, ihre ehrgeizigen Abſichten leichter erreichen zu können.

Katha-

Katharina, durch die weisen Rathschläge des Kanzlers von Hopital geleitet, erwählte den staatskugen Ausweg, sich keiner von beyden Parteyen zum Werkzeug gegen die andre herzugeben, und durch ein wohlgewähltes Mittel zwischen beyden, den Meister über sie zu spielen. Indem sie den Prinzen von Conde der ungestümen Rachsucht seiner Gegner entriß, machte sie diesen wichtigen Dienst bey dem König von Navarra geltend, und versicherte die Lothringischen Prinzen ihres mächtigsten Beystands, wenn sich die Bourbons unter der neuen Regierung an die Mißhandlungen, welche sie unter der vorigen erlitten, thätlich erinnern sollten. Mit Hülfe dieser Staatskunst sah sie sich, unmittelbar nach dem Absterben des Monarchen, ohne Jemands Widerspruch, und selbst ohne Zuthun der in Orleans versammelten Stände, die unthätig dieser wichtigen Begebenheit zusahen, im Besitz der Regentschaft und der erste Gebrauch, den sie davon machte, war, durch Emporhebung der Bourbonne das Gleichgewicht zwischen beiden Parteyen wieder herzustellen. Conde verließ unter ehrenvollen Bedingungen sein Gefängniß, um auf den Gütern seines Bruders die Zeit seiner Rechtfertigung abzuwarten; dem König von Navarra wurde mit dem Posten eines Generallieutenant des Königreichs ein wichtiger Zweig der höchsten Gewalt übergeben. Die Guisen retteten wenigstens

nigstens ihre künftigen Hofnungen, indem sie sich bey Hofe behaupteten, und konnten der Königin wider den Ehrgeiz der Bourbons zu einer mächtigen Stütze dienen.

Ein Schein von Ruhe kehrte jetzt zwar zurück, aber viel fehlte noch, ein aufrichtiges Vertrauen zwischen so schwer verwundeten Gemüthern zu begründen. Um dies zu bewerkstelligen, warf man die Augen auf den Connetable von Montmorency, den der Despotismus der Guisen unter der vorigen Regierung entfernt gehalten hatte, und die Thronveränderung jetzt auf seinen alten Schauplatz zurückführte. Voll redlichen Eifers für das Beste des Vaterlands, seinem König treu wie seinem Glauben, war Montmorency just der Mann, der zwischen die Regentin und ihren Minister in die Mitte treten, ihre Aussöhnung verbürgen, und die Privatzwecke beyder dem Besten des Staats unterwerfen konnte. Die Stadt Orleans, von Soldaten angefüllt, wodurch die Guisen ihre Gegner geschreckt und den Reichstag beherrscht hatten, zeigte überall noch Spuren des Kriegs, als der Connetable davor anlangte, und sogleich die Wache an den Thoren verabschiedete. „Mein Herr und König, sagte er, wird fortan in voller Sicherheit und ohne Leibwache in seinem ganzen Königreich hin und herwandeln.“ — Fürchteten sie nichts Sire, redete er den jungen Monarchen

chen an, ein Knie vor ihm beugend und ſeine Hand küſſend, auf die er Thränen fallen ließ. Laſſen ſie ſich von den gegenwärtigen Unruhen nicht in Schrecken ſetzen. Mein Leben geb ich hin und alle ihre guten Unterthanen mit mir, Ihnen die Krone zu erhalten." — Auch hielt er in ſofern unverzüglich Wort, daß er die künftige Reichsverwaltung auf einen geſetzmäßigen Fuß ſetzte und die Grenzen der Gewalt zwiſchen der Königin Mutter und dem König von Navarra beſtimmen half. Der Reichstag von Orleans, in keiner andern Abſicht zuſammen berufen, als um die Prinzen von Bourbon in die Falle zu locken, und müßig ſobald jene Abſicht vereitelt war, wurde jetzt nach dem theatraliſchen Gepräng einiger unnützen Berathſchlagungen aufgehoben, um ſich im May deſſelben Jahrs aufs neue zu verſammeln. Gerechtfertigt und im vollen Glanze ſeines vorigen Anſehns erſchien der Prinz von Conde wieder am Hof, um über ſeine Feinde zu triumphieren. Seine Partey erhielt an dem Connetable eine mächtige Verſtärkung. Jede Gelegenheit wurde nunmehr hervorgeſucht um die alten Miniſter zu kränken, und alles ſchien ſich zu ihrem Untergang vereinigen zu wollen. Ja, wenig fehlte daß die nun herrſchende Partey die Regentin nicht in die Nothwendigkeit geſetzt hätte, zwiſchen Vertreibung der Lothringer und dem Verluſt ihrer Regentſchaft zu wählen.

Die

Die Staatsklugheit der Königin hielt in dieſem Sturme zwar die Guiſen noch aufrecht, weil für ſie ſelbſt, für die Monarchie, vielleicht auch für die Religion alles zu fürchten war, ſobald ſie jene durch die Bourboniſche Faktion unterdrücken ließ. Aber eine ſo ſchwache und wandelbare Stütze konnte die Guiſen nicht beruhigen, und noch weniger konnte die untergeordnete Rolle, mit welcher ſie jetzt vorlieb nehmen mußten, ihre Ehrſucht befriedigen. Auch hatten ſie es nicht an Thätigkeit fehlen laſſen, die Protektion der Königin ſich künftig entbehrlich zu machen, und der voreilige Triumph ihrer Gegner mußte ihnen ſelbſt dazu helfen, ihre Partey zu verſtärken. Der Haß ihrer Feinde, nicht zufrieden, ſie vom Ruder der Regierung verdrängt zu haben, ſtreckte nun auch die Hand nach ihren Reichthümern aus, und foderte Rechenſchaft von den Geſchenken und Gnadengeldern, welche die Lothringiſchen Prinzen und ihre Anhänger unter den vorhergehenden Regierungen zu erpreſſen gewußt hatten. Durch dieſe Foderung war auſſer den Guiſen noch die Herzogin von Valentinois, der Marſchall von St. Andre, ein Günſtling Heinrichs II., und zum Unglück der Connetable ſelbſt angegriffen, welcher ſich die Freygebigkeit Heinrichs aufs beſte zu nutze gemacht hatte, und noch auſſerdem durch ſeinen Sohn mit dem Hauſe der Herzogin in Verwandſchaft ſtand. Religions-

gionseifer war die einzige Schwäche, und Habſucht das einzige Laſter, welches die Tugenden des Montmorency beſleckte und wodurch er den hinterliſtigen Intriguen der Guiſen eine Blöße gab. Die Guiſen, mit dem Marſchall und der Herzogin durch gemeinſchaftliches Intereſſe verknüpft, benutzten dieſen Umſtand, um den Connetable zu ihrer Partey zu ziehen, und es gelang ihnen nach Wunſch, indem ſie die doppelte Triebfeder des Geizes und des Religionseifers bey ihm in Bewegung ſetzten. Mit argliſtiger Kunſt ſchilderten ſie ihm den Angriff der Kalviniſten auf ihre Beſitzungen als einen Schritt ab, der zum Untergang des katholiſchen Glaubens abziele, und der bethörte Greis gieng um ſo leichter in dieſe Schlinge, je mehr ihm die Begünſtigungen ſchon mißfallen hatten, welche die Regentin ſeit einiger Zeit den Kalviniſten öffentlich angedeihen ließ. Zu dieſem Betragen der Königin, welches ſo wenig mit ihrer übrigen Denkungsart übereinſtimmte, hatten die Guiſen ſelbſt durch ihr verdächtiges Einverſtändniß mit Philipp dem Zweyten, König von Spanien die Veranlaſſung gegeben. Dieſer furchtbare Nachbar Frankreichs, deſſen unerſättliche Herrſchſucht und Vergrößerungsbegierde fremde Staaten mit lüſternem Auge verſchlang, indem er ſeine eignen Beſitzungen nicht zu behaupten wußte, hatte auf die innern Angelegenheiten dieſes

Reichs

Reichs ſchon längſt ſeine Blicke geheftet, mit Wohlgefallen den Strömen zugeſehn, die es erſchütterten, und durch die erkauften Werkzeuge ſeiner Abſichten den Haß der Faktionen voll Argliſt unterhalten. Unter dem Titel eines Beſchützers despotiſirte er Frankreich. Ein ſpaniſcher Ambaſſadeur ſchrieb in den Mauern von Paris den Katholiken das Betragen vor, welches ſie in Abſicht ihrer Gegner zu beobachten hatten, verwarf oder billigte ihre Maasregeln, je nachdem ſie mit dem Vortheile ſeines Herrn übereinſtimmten, und ſpielte öffentlich und ohne Scheu den Miniſter. Die Prinzen von Lothringen hielten ſich aufs engſte an denſelben angeſchloſſen, und keine wichtige Entſchließung wurde von ihnen gefaßt, an welcher der ſpaniſche Hof nicht Theil genommen hätte. Sobald die Verbindung der Guiſen und des Marſchalls von St. Andre mit Montmorency, welche unter dem Nahmen des Triumvirats bekannt iſt, zu Stande gekommen war, ſo erkannten ſie, wie man ihnen Schuld giebt, den König von Spanien als ihr Oberhaupt, der ſie im Nothfall mit einer Armee unterſtützen ſollte. So erhub ſich aus dem Zuſammenfluſſe zweyer ſonſt ſtreitenden Faktionen eine neue furchtbare Macht in dem Königreich, die, von dem ganzen katholiſchen Theil der Nation unterſtützt, das Gleichgewicht in Gefahr ſetzte, welches zwiſchen beyden

beyden Religionsparteyen hervor zu bringen Katharina ſo bemüht geweſen war. Sie nahm daher auch jetzt zu ihrem gewöhnlichen Mittel, zu Unterhandlungen ihre Zuflucht, um die getrennten Gemüther wenigſtens in der Abhängigkeit von ihr ſelbſt zu erhalten. Zu allen Streitigkeiten der Parteyen mußte die Religion gewöhnlich den Nahmen geben, weil dieſe allein es war, was die Katholiken des Königreichs an die Guiſen, und die Reformirten an die Bourbons feſſelte. Die Ueberlegenheit, welche das Triumvirat zu erlangen ſchien, bedrohte den reformirten Theil mit einer neuen Unterdrückung, die Widerſetzlichkeit des letztern das ganze Königreich mit einem innerlichen Krieg, und einzelne kleine Gefechte zwiſchen beyden Religionsparteyen, einzelne Empörungen in der Hauptſtadt wie in mehrern Provinzen, waren ſchon Vorläufer deſſelben. Katharina that alles um die ausbrechende Flamme zu erſticken, und es gelang endlich ihren fortgeſetzten Bemühungen, ein Edikt zu Stande zu bringen, welches die Reformirten zwar von der Furcht befreyte, ihre Ueberzeugungen mit dem Tode zu büßen, aber ihnen nichts deſtoweniger jede Ausübung ihres Gottesdienſtes und beſonders die Verſammlungen unterſagte, um welche ſie ſo dringend gebeten hatten. Dadurch ward freylich für die reformirte Partey nur ſehr wenig gewonnen, aber doch fürs

erſte

erſte der gefährliche Ausbruch ihrer Verzweiflung gehemmt, und zwiſchen den Häuptern der Parteyen am Hofe eine ſcheinbare Verſöhnung vorbereitet, welche freylich bewies, wie wenig das Schickſal ihrer Glaubensgenoſſen, welches ſie doch beſtändig im Munde führten, den Anführern der Hugenotten wirklich zu Herzen gieng. Die meiſte Mühe koſtete die Ausgleichung, welche zwiſchen dem Prinzen von Conde und dem Herzog von Guiſe unternommen ward, und der König ſelbſt wurde angewieſen, ſich ins Mittel zu ſchlagen. Nachdem man zuvor über Worte, Geberden und Handlungen übereingekommen war, wurde dieſe Comödie in Beyſeyn des Monarchen eröfnet. „Erzählt uns, ſagte dieſer zum Herzog von Guiſe, wie es in Orleans eigentlich zugegangen iſt? Und nun machte der Herzog von dem damaligen Verfahren gegen den Prinzen eine ſolche künſtliche Schilderung, welche ihn ſelbſt von jedem Antheil daran reinigte, und alle Schuld auf den verſtorbnen König wälzte. — " Wer es auch ſey, der mir dieſe Beſchimpfung zufügte, antwortete Conde, gegen den Herzog gewendet, ſo erkläre ich ihn für einen Frevler, und einen Niederträchtigen." — „Ich auch erwiederte der Herzog; aber mich trifft das nicht."

Die Regentſchaft der Königin Katharina war die Periode der Unterhandlungen. Was dieſe

nicht

nicht ausrichteten, ſollte der Reichstag zu Pontoiſe und das Colloquium zu Poißy zu Stande bringen, beyde in der Abſicht gehalten, um ſowohl die politiſchen Beſchwerden der Nation beyzulegen, als eine wechſelſeitige Annäherung der Religionen zu verſuchen. Der Reichstag zu Pontoiſe war nur die Fortſetzung deſſen, der zu Orleans ohne Wirkung geweſen und auf den May dieſes Jahres 1561. ausgeſetzt worden war. Auch dieſer Reichstag iſt bloß durch einen heftigen Angriff der Stände auf die Geiſtlichkeit merkwürdig, welche ſich zu einem freywilligen Geſchenke (Don gratuit) entſchloß, um nicht zwey Drittheile ihrer Güter zu verliehren.

Das gütliche Religionsgeſpräch, welches zu Poißy, einen kleinen Städtgen ohnweit St. Germain, zwiſchen den Lehrern der drey Kirchen gehalten wurde, erregte eben ſo vergebliche Erwartungen. In Frankreich ſowohl als in Deutſchland hatte man ſchon längſt, um die Spaltungen in der Kirche beyzulegen, ein allgemeines Concilium gefodert, welches ſich mit Abſtellung der Mißbräuche, mit der Sittenverbeſſerung des Klerus und mit Feſtſetzung der beſtrittenen Dogmen beſchäftigen ſollte. Dieſe Kirchenverſammlung war auch wirklich im J. 1542. nach Trient zuſammen berufen und mehrere Jahre fortgeſetzt, aber, ohne die Hofnung, welche man von ihr

geſchöpft hatte, zu erfüllen, durch die Kriegsunruhen in Deutſchland im J. 1552. auseinander geſcheucht worden. Seit dieſer Zeit war kein Papſt mehr zu bewegen geweſen, ſie, dem allgemeinen Wunſch gemäß, zu erneuern, bis endlich das Uebermaaß des Elendes, welches die fortdaurenden Irrungen in der Religion auf die Völker Europens häuften, Frankreich beſonders vermochte, nachdrücklich darauf zu dringen, und die Wiederherſtellung deſſelben dem Papſt Pius IV. durch Drohungen abzunöthigen. Die Zögerungen des Papſtes hatten indeſſen dem franzöſiſchen Miniſterium den Gedanken eingegeben, durch eine gütliche Beſprechung zwiſchen den Lehrern der drey Religionen über die beſtrittenen Punkte die Gemüther einander näher zu bringen, und in Widerlegung der ketzeriſchen Behauptungen die Kraft der Wahrheit zu zeigen. Eine Hauptabſicht dabey war, die große Verſchiedenheit bey dieſer Gelegenheit an den Tag zu bringen, welche zwiſchen dem Lutherthum und Kalvinismus obwaltete, und dadurch den Anhängern des letztern den Schutz der Deutſchen Lutheraner zu entreiſſen, durch den ſie ſo furchtbar waren. Dieſem Beweggrunde vorzüglich ſchreibt man es zu, daß ſich der Kardinal von Lothringen mit dem größten Nachdruck des Colloquiums annahm, bey welchem er zugleich durch ſeine Theologiſche Wiſſenſchaft und ſeine

Bered-

Beredſamkeit ſchimmern wollte. Um den Triumph der wahren Kirche über die falſche deſto glänzender zu machen, ſollten die Sitzungen öffentlich vor ſich gehen. Die Regentin erſchien ſelbſt mit ihrem Sohne, mit den Prinzen des Geblüts, den Staatsminiſtern und allen großen Bedienten der Krone, um die Sitzung zu eröfnen. Fünf Kardinäle, vierzig Biſchöfe, mehrere Doktoren unter welchen Claude D. Eſpenſa durch ſeine Gelehrſamkeit und Scharfſinn hervorragte, ſtellten ſich für die römiſche Kirche; zwölf auserleſene Theologen führten das Wort für die Proteſtantiſche. Der ausgezeichnetſte unter dieſen war Theodor Beza, Prediger aus Genf, ein eben ſo feiner als feuriger Kopf, ein mächtiger Redner, furchtbarer Dialektiker und der geſchickteſte Kämpfer in dieſem Streite.

Aufgefodert, die Lehrſätze ſeiner Partey zuerſt vorzutragen, erhub ſich Beza in der Mitte des Saals, kniete hier nieder und ſprach mit aufgehabnen Händen ein Gebet. Auf dieſes ließ er ſein Glaubensbekenntniß folgen, mit allen Gründen unterſtüzt, welche die Kürze der Zeit ihm erlaubte, und endigte mit einem rührenden Blick auf die ſtrenge Begegnung, welche man ſeinen Glaubensbrüdern bis jezt in dem Königreich wiederfahren ließ. Schweigend hörte man ihm zu, nur als er auf die Gegenwart des Leibes Chriſti im

Abendmahl zu reden kam, entſtand ein unwilliges Gemurmel in der Verſammlung. Nachdem Beza geendigt, fragte man bey einander erſt herum, ob man ihn einer Antwort würdigen ſollte, und es koſtete dem Kardinal von Lothringen nicht wenig Mühe, die Einwilligung der Biſchöffe dazu zu erlangen. Endlich trat er auf, und widerlegte in einer Rede voll Kunſt und Beredſamkeit die wichtigſten Lehrſätze ſeines Gegners, diejenigen beſonders, wodurch die Autorität der Kirche und die katholiſche Lehre vom Abendmahl angegriffen war. Man hatte es ſchon bereut, den jungen König zum Zeugen einer Unterredung gemacht zu haben, wobey die heiligſten Artikel der Kirche mit ſo viel Freyheit behandelt wurden. Sobald daher der Kardinal ſeinen Vortrag geendigt hatte, ſtanden alle Biſchöffe auf, umringten den König und riefen: „Sire! das iſt der wahre Glaube! das iſt die reine Lehre der Kirche! dieſe ſind wir bereit mit unſerm Blute zu verſiegeln.“

In den darauf folgenden Sitzungen von denen man aber rathſamer gefunden, den König wegzulaſſen, wurden die übrigen Streitpunkte der Reihe nach vorgenommen, und die Artikel vom Abendmahl beſonders in Bewegung gebracht, um dem Genfiſchen Prediger ſeine eigentliche und poſitive Meinung davon zu entreiſſen. Da das Dogma der Lutheraner über dieſen Punkt ſich von dem

der Reformirten bekanntlich noch weiter als von der Lehrmeinung der katholiſchen Kirche entfernt, ſo hoſte man, jene beyden Kirchen dadurch mit einander in Streit zu bringen. Aber nun wurde aus einem ernſthaften Geſpräche, welches Ueberzeugung zum Zweck haben ſollte, ein ſpitzfindiges Wortgefechte, wobey man ſich mehr der Schlingen und Fechterkünſte als der Waffen der Vernunft bediente. Ein engerer Ausſchuß von fünf Doktoren auf jeder Seite, dem man zuletzt die Vollendung der ganzen Streitigkeit übergab, ließ ſie eben ſo unentſchieden, und jeder Theil erklärte ſich, als man auseinander gieng, für den Sieger.

So erfüllte alſo auch dieſes Colloquium in Frankreich die Erwartung nicht beſſer, als ein ähnliches in Deutſchland, und man kam wieder zu den alten politiſchen Intriguen zurück, welche ſich bisher immer am wirkſamſten bewieſen. Beſonders zeigte ſich der römiſche Hof durch ſeine Legaten ſehr geſchäftig, die Macht des Triumvirats zu erheben, als auf welchem das Heil der katholiſchen Kirche zu beruhen ſchien. Zu dieſem Ende ſuchte man den König von Navarra für daſſelbe zu gewinnen, und der reformierten Partey ungetreu zu machen; ein Entwurf, der auf den unſtäten Karakter dieſes Prinzen ſehr gut berechnet war. Anton von Navarra, merkwürdiger durch ſeinen

großen Sohn Heinrich IV. als durch eigne Thaten,
verkündigte durch nichts als durch ſeine Galante-
rien, und ſeine kriegeriſche Tapferkeit den Vater
Heinrichs des Vierten. Ungewiß, ohne Selbſt-
ſtändigkeit wie ſein kleiner Erbthron zwiſchen zwey
furchtbaren Nachbarn erzitterte, ſchwankte ſeine
verzagte Politik von einer Partey zur andern,
ſein Glaube von einer Kirche zur andern, ſein
Karakter zwiſchen Laſter und Tugend umher.
Sein ganzes Lebenlang das Spiel fremder Leiden-
ſchaften, verfolgte er mit ſtets betrogner Hofnung
ein lügneriſches Phantom, welches ihm die Arg-
liſt ſeiner Nebenbuhler vorzuhalten wußte. Spa-
nien durch päyſtliche Ränke unterſtützt hatte dem
Hauſe Navarra einen beträchtlichen Theil dieſes
Königreichs entriſſen, und Philipp II., nicht da-
zu gemacht, eine Ungerechtigkeit, die ihm Nutz-
brachte, wieder gut zu machen, fuhr fort, dieſen
Raub ſeiner Ahnen dem rechtmäßigen Erben zu-
rück zu halten. Einem ſo mächtigen Feinde hat-
Anton von Navarra nichts als die Waffen der
Unmacht entgegen zu ſetzen. Bald ſchmeichelte er
ſich der Billigkeit und Großmuth ſeines Gegners
durch Geſchmeidigkeit abzugewinnen, was er von
der Furcht deſſelben zu ertrotzen aufgab; da-
wenn dieſe Hofnung ihn betrog, nahm er in
Frankreich ſeine Zuflucht, und hofte, mit Hil-
dieſer Macht in den Beſitz ſeines Eigenthu-
wie

wieder eingesetzt zu werden. Von beiden Erwartungen getäuscht widmete er sich im Unmuth seines Herzens der protestantischen Sache, die er kein Bedenken trug zu verlassen, sobald nur ein Strahl von Hofnung ihm leuchtete, daß derselbe Zweck durch ihre Gegner zu erreichen sey. Sklave seiner eigennützigen furchtsamen Staatskunst, in seinen Entschlüssen wie in seinen Hofnungen wandelbar, gehörte er nie ganz der Partey, deren Nahmen er führte, und erkaufte sich, mit seinem Blute selbst, den Dank keiner einzigen, weil er es für beide versprützte.

Auf diesen Fürsten richteten jetzt die Guisen ihr Augenmerk, um durch seinen Beytritt die Macht des Triumvirats zu verstärken; aber das Versprechen einer Zurückgabe von Navarra war bereits zu verbraucht, um bey dem oft getäuschten Fürsten noch einigen Eindruck machen zu können. Sie nahmen deßfalls ihre Zuflucht zu einer neuen Erfindung, welche, obgleich nicht weniger grundlos als die vorigen, die Absicht ihrer Urheber aufs vollkommenste erfüllte. Nachdem es ihnen fehlgeschlagen war, den mißtrauischen Prinzen durch das Anerbieten einer Vermählung mit der verwittweten Königin, Maria Stuart und der daran haftenden Aussicht auf die Königreiche Schottland und England, zu blenden, mußte ihm Philipp II. von Spanien zum Ersatz für das entrissene

Navarra die Insel Sardinien anbieten. Zugleich unterließ man nicht, um sein Verlangen darnach zu reitzen, die prächtigsten Schilderungen von den Vorzügen dieses Königreichs auszubreiten. Man zeigte ihm die nicht sehr entfernten Aussichten auf den französischen Thron, wenn der regierende Stamm, in den schwächlichen Söhnen Heinrichs II. erlöschen sollte; eine Aussicht, die er sich durch sein längeres Beharren auf protestantischer Seite unausbleiblich verschließen würde. Endlich reitzte man seine Eitelkeit durch die Betrachtung, daß er durch Aufopferung so großer Vortheile nicht einmal gewinne, die erste Rolle bey einer Partey zu spielen, die der Geist des Prinzen von Conde unumschränkt leite. So nachdrücklichen Vorstellungen konnte das schwache Gemüth des Königs von Navarra nicht lange widerstehen. Um bey der reformierten Partey nicht der zweyte zu seyn, überließ er sich unbedingt der Katholischen, um dort noch viel weniger zu bedeuten; und an dem Prinzen von Conde keinen Nebenbuhler zu haben, gab er sich an dem Herzog von Guise einen Herrn und Gebieter. Die Pomeranzenwälder von Sardinien, in deren Schatten er sich schon im voraus ein paradiesisches Leben träumte, umgaukelten seine Einbildungskraft, und blind warf er sich in die ihm gelegte Schlinge. Die Königin Katharina selbst wurde von ihm verlassen, um sich

ganz

dem Triumvirat hinzugeben, und die refor-
te Partey sah einen Freund, der ihr nicht viel
ützt hatte, in einen offenbaren Feind verwan-
, der ihr noch weniger schadete.

Zwischen den Anführern beyder Religions-
teyen hatten die Bemühungen der Königin
harina einen Schein des Friedens bewirkt,
r nicht eben so bey den Parteyen, welche
führen einander mit dem grimmigsten Hasse zu
folgen. Jede unterdrückte, oder neckte, wo sie
mächtigere war, die andre, und die beiderlei-
en Oberhäupter sahen, ohne sich selbst einzu-
schen, diesem Schauspiele zu, zufrieden wann
der Eifer nicht verglimmte, und der Partey-
ist dadurch in der Uebung blieb. Obgleich das
tere Edikt der Königin Katharina den Refor-
rten alle öffentlichen Versammlungen untersagte,
kehrte man sich dennoch nirgends daran, wo
an sich stark genug fühlte, ihm zu trotzen. In
aris sowohl als in den Provinzstädten wurden,
eses Edikts ungeachtet, öffentlich Predigten ge-
alten, und die Versuche sich zu stören, liefen
cht immer glücklich ab. Die Königin bemerkte
iesen Zustand der Anarchie mit Furcht, indem
e voraussah, daß durch diesen Krieg im kleinen
ur die Schwerter zu einem größern geschliffen
ürden. Es war daher dem staatsklugen und

duldsamen Kanzler von Hopital, ihrem vornehmsten Rathgeber, nicht schwer, sie zu Aufhebung eines Edikts geneigt zu machen, welches, da es nicht konnte behauptet werden, nur das Ansehen der gesetzgebenden Macht entkräftete, die reformierte Partey mit Ungehorsam und Widersetzlichkeit vertraut machte, und durch die Bestrebungen der katholischen es geltend zu machen, einen unglücklichen Verfolgungsgeist zwischen beyden Theilen unterhielt. Auf Veranlassung dieses weisen Patrioten ließ die Regentin einen Ausschuß von allen Parlamentern sich in St. Germain versammeln, welcher berathschlagen sollte: „Was in Absicht der Reformierten und ihrer Versammlungen (den innern Werth oder Unwerth ihrer Religion durchaus bey Seite gelegt) zum Besten des Staats zu verfügen sey?" — Die Antwort war in der Frage schon enthalten, und ein den Reformierten sehr günstiges Edikt die Folge dieser Berathschlagung. In demselben gestattete man ihnen förmlich, sich, wiewohl ausserhalb der Mauern und unbewaffnet, zu gottesdienstlichen Handlungen zu versammeln, und legte allen Obrigkeiten auf, diese Zusammenkünfte in ihren Schutz zu nehmen. Dagegen sollten sie gehalten seyn, den Katholischen alle denselben entzogene Kirchen und Kirchengeräthe zurückzustellen, der katholischen Geistlichkeit gleich den Katholiken selbst die Gebühren zu entrichten, übrigens

s die Fest und Feiertage und die Verwand-
ftsgrade bey ihren Heirathen nach den Vor-
iften der herrschenden Kirche zu beobachten.
cht ohne großen Widerspruch des Pariser Par-
ents wurde dieses Edikt, vom Jänner 1562.
es bekannt gemacht wurde, das Edikt des
mers genannt, registrirt, und von den strengen
tholiken und der spanischen Partey mit eben
o großem Unwillen als von den Reformierten mit tri-
umphierender Freude aufgenommen. Der schlim-
me Wille ihrer Feinde schien durch dasselbe ent-
waffnet, und fürs erste zu einer gesetzmäßigen Exi-
stenz in dem Königreich ein wichtiger Schritt ge-
than. Auch die Regentin schmeichelte sich durch
dieses Edikt zwischen beyden Kirchen eine unüber-
schreitbare Grenze gezogen, dem Ehrgeitz der Gro-
ßen heilsame Fesseln angelegt und den Zunder des
Bürgerkriegs auf lange erstickt zu haben. Doch
war es eben dieses Edikt des Friedens, welches
durch die Verletzung, die es erlitt, die Reformier-
ten zu den gewaltsamsten Entschließungen brachte,
und den Krieg herbey führte, welchen zu verhüten
es gegeben war.

Dieses Edikt vom Jänner 1562. also, weit
entfernt, die Absichten seiner Urheberin zu erfüllen
und beide Religionsparteyen in den Schranken
der Ordnung zu halten, ermunterte die Feinde der
Letztern nur, desto verdecktere und schlimmere Pla-

ne

ne zu entwerfen. Die Begünstigungen, welche dieses Edikt den Reformierten ertheilt hatte, und der bedeutende Vorzug, den ihre Anführer, Conde und die Chatillons, bey der Königin genossen, verwundete tief den bigotten Geist und die Ehrsucht des alten Montmorency, der beyden Guisen und der mit ihnen verbundenen Spanier. Schweigend zwar, aber nicht müßig, beobachteten sich die Anführer wechselsweise unter einander, und schienen nur das Moment zu erwarten, das dem Ausbruch ihrer verhaltenen Leidenschaft günstig war. Jeder Theil, fest entschlossen, Feindseligkeit mit Feindseligkeit zu erwiedern, vermied sorgfältig, sie zu eröfnen, um in den Augen der Welt nicht als der Schuldige zu erscheinen. Ein Zufall leistete endlich, was beide in gleichem Grade wünschten und fürchteten.

Der Herzog von Guise und der Kardinal von Lothringen hatten seit einiger Zeit den Hof der Regentin verlassen, und sich nach den deutschen Grenzen gezogen, wo sie den gefürchteten Eintritt der deutschen Protestanten in das Königreich desto leichter verhindern konnten. Bald aber fieng die katholische Partey an ihre Anführer zu vermissen, und der zunehmende Kredit der Reformierten bey der Königin machte den Wunsch nach ihrer Wiederkunft dringend. Der Herzog trat also den Weg nach Paris an, begleitet von einem starken Gefolge,

folge, welches ſich, ſo wie er fortſchritt, vergröſſerte. Der Weg führte ihn durch Baſſy, an der Grenze von Champagne, wo zufälliger weiſe die reformirte Gemeine bey einer öffentlichen Predigt verſammelt war. Das Gefolge des Herzogs, trotzig wie ſein Gebieter, gerieth mit dieſer ſchwärmeriſchen Menge in Streit, welcher ſich bald in Gewaltthätigkeiten endigte; im unordentlichen Gewühl dieſes Kampfes wurde der Herzog ſelbſt, der herbey geeilt war, Frieden zu ſtiften, mit einem Steinwurf im Geſichte verwundet. Der Anblick ſeiner blutigen Wange ſetzte ſeine Begleiter in Wuth, die jetzt gleich raſenden Thieren über die Wehrloſen herſtürzen, ohne Anſehen des Geſchlechts noch des Alters, was ihnen vorkommt, erwürgen und an den gottesdienſtlichen Geräthſchaften, die ſie finden, die gröſten Entweihungen begehen. Das ganze reformierte Frankreich gerieth über dieſe Gewaltthätigkeit in Bewegung, und an dem Thron der Regentin wurden durch den Mund des Prinzen von Conde und einer eigenen Deputation die heftigſten Klagen dagegen erhoben. Katharina that alles, um den Frieden zu erhalten, und weil ſie überzeugt war, daß es nur auf die Häupter ankäme, um die Parteyen zu beruhigen, ſo rief ſie den Herzog von Guiſe dringend an den Hof, der ſich damals zu Monceaux auf-

aufhielt, wo ſie die Sache zwiſchen ihm und dem Prinzen von Conde zu vermitteln hoffte.

Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Der Herzog wagte es, ihr ungehorſam zu ſeyn und ſeine Reiſe nach Paris fortzuſetzen, wo er, von einem zahlreichen Anhang begleitet, und von einer ihm ganz ergebenen Menge tumultuariſch empfangen, einen triumphirenden Einzug hielt. Umſonſt ſuchte Conde, der ſich kurz zuvor in Paris geworfen, das Volk auf ſeine Seite zu neigen. Die fanatiſchen Pariſer ſahen in ihm nichts als den Hugenotten, den ſie verabſcheuten, und in dem Herzog nur den heldenmüthigen Verfechter ihrer Kirche. Der Prinz mußte ſich zurückziehn, und den Schauplatz dem Ueberwinder einräumen. Nunmehr galt es, welcher von beiden Theilen es dem andern an Geſchwindigkeit, an Macht, an Kühnheit zuvor thäte. Indeß der Prinz in aller Eile zu Meaux, wohin er entwichen war, Truppen zuſammenzog, und mit den Chatillons ſich vereinigte, um den Triumvirn die Spitze zu bieten, waren dieſe ſchon mit einer ſtarken Reiterey nach Fontainebleau aufgebrochen, um durch Beſitznehmung von des jungen Königs Perſon ihre Gegner in die Nothwendigkeit zu ſetzen, als Rebellen gegen ihren Monarchen zu erſcheinen.

Schre-

Schrecken und Verwirrung hatten ſich gleich
uf die erſte Nachricht von dem Einzug des Her-
gs in Paris der Regentin bemächtigt; in ſeiner
eigenden Gewalt ſah ſie den Umſturz der ihrigen
oraus. Das Gleichgewicht der Faktionen, wo-
urch allein ſie bisher geherrſcht hatte, war zer-
ört, und nur ihr offenbarer Beytritt konnte die
formierte Partey in den Stand ſetzen, es wie-
er herzuſtellen. Die Furcht, unter die Tyran-
ey der Guiſen und ihres Anhangs zu gerathen,
urcht für das Leben des Königs, für ihr eigenes
eben ſiegte über jede Bedenklichkeit. Jetzt unbe-
rgt vor dem ſonſt ſo gefürchteten Ehrgeitz der
roteſtantiſchen Häupter ſuchte ſie ſich nur vor
em Ehrgeitz der Guiſen in Sicherheit zu ſetzen.
Die Macht der Proteſtanten, welche allein ihr
ieſe Sicherheit verſchaffen konnte, bot ſich ihrer
rſten Beſtürzung dar; vor der drohenden Gefahr
ußte jetzt jede andere Rückſicht ſchweigen. Be-
eitwillig nahm ſie den Beyſtand an, der ihr von
ieſer Partey angeboten wurde, und der Prinz
on Conde ward, welche Folgen auch dieſer
Schritt haben mochte, aufs dringendſte auf-
efordert, Sohn und Mutter zu vertheidigen.
ugleich flüchtete ſie ſich, um von ihren Gegnern
icht überfallen zu werden, mit dem Könige nach
Melün und von da nach Fontainebleau, welche
Vorſicht aber die Schnelligkeit der Triumvirn
ereitelte.

Sogleich

Sogleich bemächtigen ſich dieſe des Königs, und der Mutter wird freygeſtellt, ihn zu begleiten, oder ſich nach Belieben einen andern Aufenthalt zu wählen. Ehe ſie Zeit hat, einen Entſchluß zu faſſen, ſetzt man ſich in Marſch und unwillkührlich wird ſie mit fortgeriſſen. Schreckniſſe zeigen ſich ihr, wohin ſie blickt, überall gleiche Gefahr, auf welche Seite ſie ſich neige. Sie erwählt endlich die gewiſſe, um ſich nicht in den größern Bedrängniſſen einer ungewiſſen zu verſtricken, und iſt entſchloſſen, ſich an das Glück der Guiſen anzuſchließen. Man führt den König im Triumphe nach Paris, wo ſeine Gegenwart dem fanatiſchen Eifer der Katholicken die Loſung giebt, ſich gegen die Reformierten alles zu erlauben. Alle ihre Verſammlungsplätze werden von dem wüthenden Pöbel geſtürmt, die Thüren eingeſprengt, Kanzeln und Kirchenſtühle zerbrochen, und in Aſche gelegt; der Kronfeldherr von Frankreich, der ehrwürdige Greis Montmorency war es, der dieſe Heldenthat vollführte. Aber dieſe lächerliche Schlacht war das Vorſpiel eines deſto ernſthaftern Krieges.

Nur um wenige Stunden hätte der Prinz von Conde den König in Fontainebleau verfehlt. Mit einem zahlreichen Gefolge war er, dem Wunſch der Regentin gemäß, ſogleich aufgebrochen, ſie und ihren Sohn unter ſeine Obhut zu nehmen,

ehmen, aber er langte nur an, um zu erfahren, aß die Gegenpartey ihm zuvorgekommen, und der roße Augenblick verloren sey. Dieser erste Fehl- reich schlug jedoch seinen Muth nicht nieder. Da ir einmal so weit sind, sagte er zu dem Admiral oligny, so müssen wir durchwaten oder wir sinken nter. Er flog mit seinen Truppen nach Orleans, o er eben noch recht kam, dem Obristen von ndelot, der hier mit großem Nachtheil gegen die katholischen focht, den Sieg zu verschaffen. Aus ieser Stadt beschloß er seinen Waffenplatz zu ma- en, seine Partey in derselben zu versammeln, nd seiner Familie, so wie ihm selbst nach einem nglücksfall eine Zuflucht darin offen zu halten.

Von beiden Seiten fieng nun der Krieg mit Manifesten und Gegenmanifesten an, worin alle Bitterkeit des Parteyhasses ausgegossen war, und ichts als die Aufrichtigkeit vermißt wurde. Der Prinz von Conde foderte in den seinigen alle red- chdenkenden Franzosen auf, ihren König und ih- es Königs Mutter aus der Gefangenschaft be- reyen zu helfen, in welcher sie von den Guisen nd deren Anhang gehalten würden. Durch eben iesen Besitz von des Königs Person suchten Letz- re die Gerechtigkeit ihrer Sache zu erweisen, nd alle getreuen Unterthanen zu bewegen, sich nter die Fahnen ihres Königs zu versammeln. Er lbst, der minderjährige Monarch, mußte in sei-

nem Staatsrath erklären, daß er frey ſey, ſo wie auch ſeine Mutter, und das Edict des Januers beſtätigen. Dieſelbe Vorſtellung wurde von beiden Seiten auch gegen auswärtige Mächte gebraucht. Um die deutſchen Proteſtanten einzuſchläfern, erklärten die Guiſen, daß die Religion nicht im Spiele ſey, und der Krieg bloß den Aufrührern gelte. Der nehmliche Kunſtgriff ward auch von dem Prinzen von Conde angewendet, um die auswärtigen katholiſchen Mächte von dem Intereſſe ſeiner Feinde abzuziehen. In dieſem Wettſtreit des Betruges verläugnete Katharina ihren Karakter und ihre Staatskunſt nicht, und von den Umſtänden gezwungen, eine doppelte Perſon zu ſpielen, verſtand ſie es meiſterlich, die widerſprechendſten Rollen in ſich zu vereinigen. Sie läugnete öffentlich die Bewilligungen welche ſie dem Prinzen von Conde ertheilt hatte, und empfahl ihm ernſtlich den Frieden, während daß ſie im Stillen, wie man ſagt, ſeine Werbungen begünſtigte und ihn zu lebhafter Führung des Kriegs ermunterte. Wenn die Ordres des Herzogs von Guiſe an die Befehlshaber der Provinzen alles, was reformiert ſey, zu erwürgen befahlen, ſo enthielten die Briefe der Regentin ganz entgegengeſetzte Befehle zur Schonung.

Bey dieſen Maaßregeln der Politik verlor man die Hauptſache, den Krieg ſelbſt, nicht aus

den

den Augen, und dieſe ſcheinbaren Bemühungen zu Erhaltung des Friedens verſchaften dem Prinzen von Conde nur deſto mehr Zeit, ſich in wehrhaften Stand zu ſetzen. Alle reformierten Kirchen wurden von ihm aufgefordert, zu einem Kriege, der ſie ſo nahe betraf, die nöthigen Koſten herzuſchieſſen, und der Religionseifer dieſer Partey öfnete ihm ihre Schätze. Die Werbungen wurden aufs fleißigſte betrieben, ein tapfrer getreuer Adel bewaffnete ſich für den Prinzen, und eine ſolenne ausführliche Akte ward aufgeſetzt, die ganze zerſtreute Partey in Eins zu verbinden und den Zweck dieſer Konföderation zu beſtimmen. Man erklärte in derſelben, daß man die Waffen ergriffen habe, um die Geſetze des Reichs, das Anſehen und ſelbſt die Perſon des Königs gegen die gewaltthätigen Anſchläge gewiſſer Ehrſüchtiger Köpfe in Schutz zu nehmen, die den ganzen Staat in Verwirrung ſtürzten. Man verpflichtete ſich durch ein heiliges Gelübde, allen Gotteslästerungen, allen Entweyhungen der Religion, allen abergläubiſchen Meinungen und Gebräuchen, allen Ausſchweifungen u. d. gl. nach Vermögen ſich zu widerſetzen, welches eben ſo viel war, als der katholiſchen Kirche förmlich den Krieg ankündigen. Endlich und ſchließlich erkannte man den Prinzen von Conde als das Haupt der ganzen Verbindung und verſprach ihm Gut und Blut und den ſtreng-

ſten Gehorſam. Die Rebellion bekam von jetzt an eine mehr regelmäßige Geſtalt, die einzelnen Unternehmungen mehr Beziehung aufs Ganze, mehr Zuſammenhang; jetzt erſt wurde die Partey zu einem organiſchen Körper, den ein denkender Geiſt beſeelte. Zwar hatten ſich Katholiſche und Reformierte ſchon lange vorher in einzelnen kleinen Kämpfen gegen einander verſucht, einzelne Edelleute hatten in verſchiedenen Provinzen zu den Waffen gegriffen, Soldaten geworben, Städte durch Ueberfall gewonnen, das platte Land verheert, kleine Schlachten geliefert, aber dieſe einzelnen Operationen, ſoviel Drangſale ſie auch auf die Gegenden häuften, die der Schauplatz derſelben waren, blieben für das Ganze ohne Folgen, weil es ſowohl an einem bedeutenden Platz als an einer Hauptarmee fehlte, die nach einer Niederlage den flüchtigen Truppen eine Zuflucht gewähren konnte.

Im ganzen Königreiche waffnete man ſich jetzt, hier zum Angriffe und dort zur Gegenwehr; beſonders erklärten ſich die vornehmſten Städte der Normandie, und Rouen zuerſt, zu Gunſten der Reformierten. Ein ſchrecklicher Geiſt der Zwietracht, der auch die heiligſten Bande der Natur und der politiſchen Geſellſchaft auflößte, durchlief die Provinzen. Raub, Mord und mörderiſche Gefechte bezeichneten jeden Tag; der grauſenvolle

Anblick

nblick rauchender Städte verkündigte das allge-
eine Elend. Brüder trennten sich von Brüdern,
äter von ihren Söhnen, Freunde von Freun-
en, um sich zu verschiedenen Führern zu schlagen,
nd im blutigen Gemenge der Bürgerschaft sich
recklich wieder zu finden. Unterdessen zog sich
ne regelmäßige Armee unter den Augen des Prin-
n von Conde in Orleans, eine andre in Paris
ter Anführung des Connetable von Montmoren-
und die Guisen zusammen, beide gleich unge-
ldig, das große Schicksal der Religion und
s Vaterlands zu entscheiden.

Ehe es dazu kam, versuchte Katharina,
ich verlegen über jeden möglichen Ausschlag des
ieges, der ihr, welchen von beiden Theilen er
ch begünstige, einen Herrn zu geben drohte,
ch einmal den Weg der Vermittlung. Auf ih-
Veranstaltung unterhandelten die Anführer zu
ury in Person, und als dadurch nichts ausge-
tet ward, wurde zu Talsy zwischen Chateau-
n und Orleans eine neue Conferenz angefangen.
r Prinz von Conde drang auf Entfernung des
rzogs von Guise, des Marschalls von Saint-
dre und des Konnetable, und die Königin hat-
auch wirklich soviel von diesen erhalten, daß sie
, während der Conferenz auf einige Meilen
n dem königlichen Lager entfernten. Nachdem
f diese Art der hauptsächlichste Grund des Miß-

trauens aus dem Wege geräumt war, wußte diese verschlagene Fürstin, der es eigentlich nur darum zu thun war, sich der Tyranney sowohl des Einen, als des andern Theils zu entledigen, den Prinzen von Conde, durch den Bischoff von Valence ihren Unterhändler, mit arglistiger Kunst dahin zu vermögen, daß er sich erbot, mit seinem ganzen Anhange das Königreich zu verlassen, wenn nur seine Gegner das nehmliche thäten. Sie nahm ihn sogleich beym Worte, und war im Begriff, über seine Unbesonnenheit zu triumphiren, als die allgemeine Unzufriedenheit der Protestantischen Armee und eine reifere Erwägung des übereilten Schrittes, den Prinzen bestimmte, die Conferenz schleunig abzubrechen, und der Königin Betrug mit Betrug zu bezahlen. So mißlang auch der letzte Versuch zu einer gütlichen Beylegung, und der Ausschlag beruhte nun auf den Waffen.

Die Geschichtschreiber sind unerschöpflich in Beschreibung der Grausamkeiten, welche diesen Krieg bezeichneten. Ein einziger Blick in das Menschenherz und in die Geschichte wird hinreichen, uns alle diese Unthaten begreiflich zu machen. Die Bemerkung ist nichts weniger als neu, daß keine Kriege zugleich so ehrlos und so unmenschlich geführt werden, als die, welche Religionsfanatismus und Parteyhaß im Innern eines Staats entzünden. Antriebe, welche in Ertödung

alles

essen, was den Menschen sonst das heilig-
bereits ihre Kraft bewiesen, welche das
dige Verhältniß zwischen dem Souverain
m Unterthan und den noch stärkern Trieb
atur übermeisterten, finden an den Pflichten
nschlichkeit keinen Zügel mehr; und die Ge-
lbst, welche Menschen anwenden müssen,
e starken Bande zu sprengen, reißt sie
gs und unaufhaltsam zu jedem Aeußersten
Die Gefühle für Gerechtigkeit, Anständig-
Treue, welche sich auf anerkannte Gleich-
Rechte gründen, verlieren in Bürgerkrie-
Kraft, wo jeder Theil in dem andern ei-
erbrecher sieht, und sich selbst das Straf-
er ihn zueignet. Wenn ein Staat mit
dern kriegt, und nur der Wille des Sou-
seine Völker bewaffnet, nur der Antrieb
sie zur Tapferkeit spornt, so bleibt sie ihnen
lig gegen den Feind, und eine edelmüthi-
erkeit weiß selbst ihre Opfer zu schonen.
der Gegenstand der Begierden des Krie-
as ganz verschiedenes von dem Gegenstan-
Tapferkeit, und es ist fremde Leidenschaft,
seinen Arm streitet. In Bürgerkriegen
ie Leidenschaft des Volks und der Feind
egenstand derselben. Jeder einzelne Mann
Beleidiger, weil jeder einzelne aus
Wahl die Parten ergriff, für die er

ſtreitet. Jeder einzelne Mann iſt hier Beleidigter, weil man verachtet, was er ſchätzt, weil man anfeindet, was er liebt, weil man verdammt, was er erwählte. Hier, wo Leidenſchaft und Noth dem friedlichen Ackermann, dem Handwerker, dem Künſtler das ungewohnte Schwert in die Hände zwingen, kann nur Erbitterung und Wuth den Mangel an Kriegskunſt nur Verzweiflung den Mangel wahrer Tapferkeit erſetzen. Hier, wo man Heerd, Heimat, Familie, Eigenthum verließ, wirft man mit ſchadenfrohen Wohlgefallen den Feuerbrand in fremdes, und achtet nicht auf fremden Lippen die Stimme der Natur, die zu Hauſe vergeblich erſchallte. Hier endlich, wo die Quellen ſelbſt ſich trüben, aus denen dem gemeinen Volk alle Sittlichkeit fließt, wo das ehrwürdige geſchändet, das heilige entweyht, das unwandelbare aus ſeinen Fugen gerückt iſt, wo die Lebensorgane der allgemeinen Ordnung erkranken, ſteckt das verderbliche Beiſpiel des Ganzen jeden einzelnen Buſen an, und in jedem Gehirne tobt der Sturm, der die Grundfeſten des Staats erſchüttert. Dreymal ſchrecklicheres Loos, wo ſich religiöſe Schwärmerey mit Parteyhaß gattet, und die Fackel des Bürgerkrieges ſich an der unreinen Flamme des prieſterlichen Eifers entzündet.

Und dies war der Karakter dieſes Kriegs, der
ſrankreich verwüſtete. Aus dem Schooße der
nierten Religion gieng der finſtre grauſame
hervor, der ihm dieſe unglückliche Richtung
der alle dieſe Unthaten erzeugte. Im Lager
Partey erblickte man nichts lachendes, nichts
liches; alle Spiele, alle geſelligen Lieder hat-
r finſtre Eifer verbannt. Pſalmen und Ge-
ertönten an deren Stelle, und die Prediger
n ohne Aufhören beſchäftigt, dem Soldaten
Pflichten gegen ſeine Religion einzuſchärfen,
ſeinen fanatiſchen Eifer zu ſchüren. Eine Re-
n, welche der Sinnlichkeit ſolche Martern
gte, konnte die Gemüther nicht zur Menſch-
eit einladen; der Karakter der ganzen Partey
te mit dieſem düſtern und knechtiſchen Glauben
ildern. Jede Spur des Papſtthums ſetzte den
wärmergeiſt des Kalviniſten in Wuth; Altä-
nd Menſchen wurden ohne Unterſchied ſeinem
uldſamen Stolz aufgeopfert. Wohin ihn der
atismus allein nicht gebracht hatte, dazu zwan-
ihn Mangel und Noth. Der Prinz von Con-
ſelbſt gab das Beyſpiel einer Plünderung,
ches bald durch das ganze Königreich nachge-
t wurde. Von den Hülfsmitteln verlaſſen,
mit er die Unkoſten des Kriegs bisher beſtritten
te, legte er ſeine Hand an die katholiſchen Kir-
ngeräthe, deren er habhaft werden konnte,

und ließ die heiligen Gefäße und Zierrathen einschmelzen. Der Reichthum der Kirchen war eine zu große Lockung für die Habsucht der Protestanten und die Entweyhung der Heiligthümer für ihre Rachbegierde ein viel zu süßer Genuß, um der Versuchung zu widerstehen. Alle Kirchen, deren sie sich bemeistern konnten, die Klöster besonders, mußten den doppelten Ausbruch ihres Geizes und ihres frommen Eifers erfahren. Mit dem Raub allein nicht zufrieden, entweihten sie die Heiligthümer ihrer Feinde durch den bittersten Spott, und beflissen sich mit absichtlicher Grausamkeit die Gegenstände ihrer Anbetung durch einen barbarischen Muthwillen zu entehren. Sie rissen die Kirchen ein, schleiften die Altäre, verstümmelten die Bilder der Heiligen, traten die Reliquien mit Füßen, oder schändeten sie durch den niedrigsten Gebrauch, durchwühlten sogar die Gräber, und ließen die Gebeine der Todten den Glauben der Lebenden entgelten. Kein Wunder, daß so empfindliche Kränkungen zu der schrecklichsten Widervergeltung reitzten, daß alle katholische Kanzeln von Verwünschungen gegen die ruchlosen Schänder des

Glau-

ubens ertönten, daß der ergriffene Hugenot-
bei dem Papisten keine Barmherzigkeit fand,
Greuelthaten gegen die vermeynliche Gottheit
ch Greuelthaten gegen Natur und Menschheit
hndet wurden!

Von den Anführern selbst gieng das Bey-
l dieser barbarischen Thaten aus, aber die
sschweifungen, zu welchen der Pöbel beider
rteyen dadurch hingerissen ward, ließen sie
d ihre leidenschaftliche Uebereilung bereuen.
de Partey wetteiferte, es der andern an er-
derischer Grausamkeit zuvor zu thun. Nicht
rieden mit der blutig befriedigten Rache suchte
n noch durch neue Künste der Tortur diese
reckliche Lust zu verlängern. Menschenleben war
einem Spiel geworden, und das Hohnlachen
s Mörders schärfte noch die Stacheln eines
merzhaften Todes. Keine Freystätte, kein be-
worner Vertrag, kein Menschen- und Völker-
ht schützte gegen die blinde thierische Wuth;
eu und Glaube war dahin, und durch Eid-
würe lockte man nur die Opfer. Ein Schluß

des

des Pariſer Parlements, welcher der reformierten Lehre förmlich und feierlich das Verdammungsurtheil ſprach, und alle Anhänger derſelben dem Tode weyhte, ein andrer nachdrücklicherer Urtheilsſpruch, der aus dem Conſeil des Königs ausgieng, und alle Anhänger des Prinzen von Conde, ihn ſelbſt ausgenommen, als Beleidiger der Majeſtät in die Acht erklärte, konnte nicht wohl dazu beytragen, die erbitterten Gemüther zu beſänftigen, denn nun feuerte der Nahme ihres Königs und die gewiſſe Abſicht der Beute den Verfolgungseifer der Papiſten an und den Muth der Hugenotten ſtärkte Verzweiflung.

Die Fortſetzung im nächſten Bande.

Inhalt des
fünften Buchs.

Von 1592 bis 1593. Angelegenheiten der Provinzen
n 1591 und 92. Plane des Grafen von Soissons, sein
rakter. Kurze Geschichte und Karakter des Herzogs
n Epernon. Parteyen und Vorfälle in den südlichen
ovinzen. Tod des Marschall von Biron, des Prinzen
n Parma. Rosny's zweite Heirath. Ursachen seines
isvergnügens mit dem Hofe, von dem er sich zurück
ht. Er fängt die Aufsätze der Unterhandlungen zwischen
panien und der Ligue auf. Auszüge daraus. Die dritte
rtey in Frankreich; ihre Absichten. Heinrich erholt sich
ths bey Rosny; ihre Vorsicht und kluge Aufführung;
e Unterredungen, wo Rosny ihn zu der Religionsver-
derung beredet. Seine Zusammenkünfte mit Bellozane,
n beiden Durets und du Perron. Vorschläge der Li-
e, welche Heinrich verwirft. Generalstaaten zu Paris.
einigkeit der vornehmsten Katholiken daselbst, und ihre
nstgriffe sich einander zu verdrängen. Parlementsschluß
d Eifer desselben für die Ehre der Krone. Waffenstill-
nd. Heinrichs Geschicklichkeit, sich die Uneinigkeit der
upter der Ligue zu Nutzen zu machen. Heinrich hebt
Schwierigkeiten gegen seine Religionsveränderung.
zelne Umstände seiner Abschwörung.

Inhalt

Inhalt des sechsten Buchs.

Von 1593 — 1594. Heinrichs Betragen gegen den Papst, gegen Spanien, die Ligue und die Hugenotten, nach seiner Abschwörung. Barrieres Versuch auf das Leben des Königs. Rosny's Unterhandlungen mit dem Admiral von Villars. Sonderbare Eroberung von Jescamp Rosny's Reise nach Rouen; Villars Karakter. Heinrich trägt Rosny auf, den Herzog von Montpensier mit dem Grafen von Soissons auszusöhnen, und die Verbindung des letztern mit der Prinzessin von Navarra zu hintertreiben. Der Vergleich mit Villars wird nach manchem Hinderniß geschlossen. Heinrich wird in Paris aufgenommen. Züge von seiner Großmuth. Rosny's letzte Reise nach Rouen, welches sich dem König feierlich ergiebt. Rosnys Bedingung bey den Geschenken die er von dem König erhält. Villars kömmt zu dem König, Züge von seiner Großmuth. Lion unterwirft sich; Flucht des Herzogs von Nemours. Belagerung von Laon. Rosny's Geschäfte zu Paris. Seine Unterredungen mit dem Kardinal von Bourbon. Er unterstützt die Jesuiten gegen die Universität und die Pfarrherren von Paris; geht zur Armee zurück. Vorfälle bey der Belagerung von Laon, welches die Spanier vergebens zu entsetzen suchen.

Inhalt des siebenten Buchs.

Von 1594 — 1596. Heinrichs Misvergnügen über den Herzog von Bouillon; Rosny's Reise zu ihm. Eroberung von Laon. Kriegsbegebenheiten in verschiednen Gegen-

enden von Frankreich. Absichten des Herzogs von
penne auf Bourgogne. Tod des Kardinals von Bour-
und des Oberaufsehers von O. Der Herzog von Guise
ßt sc nen Vergleich mit dem König. Dienste, die er
leistet. Sancy's Karakter. Veränderungen im Fi-
rath. Grundsätze und Betrachtungen über die Finanz
Heinrich erklärt Spanien den Krieg; wird durch
n Chatel verwundet. Verbannung der Jesuiten. Der
g marschirt nach Bourgogne. Rosny vereinigt sich
dem Finanzrath. Abfall des Grafen von Soissons.
lücklicher Feldzug in Picardie; Niederlage bey Dour-
; Tod des Admirals von Villars. Rühmlicher Feld-
in Bourgogne; Gefecht bey Fontaine-Françoise. Be-
ungen unter welchen der Papst Heinrichen die Absolu-
ertheilt. Komplot der Großen des Reichs, worüber
Herzog von Montpensier mit dem König spricht.
aillon wird nach London gesandt. Haß und Eifersucht
Finanzraths gegen Rosny.

Inhalt des achten Buchs.

Von 1596 — 1597. Belagerung von la Fere; Krank-
des Königs. Tod der Herzoge von Nemours und
ers. Treulose Verwaltung der Finanzen. Rosny geht
em König nach Amiens; Gefahr der Frau von Lien-
t auf dieser Reise. Rosny's Reise nach Rouen. Er
zu der Prinzessin von Navarra geschickt, um sie zu
Heirath mit dem Herzog von Montpensier zu bewegen.
läuft Gefahr, bey dieser Gelegenheit in Ungnade zu
n. Söhnt sich mit der Prinzessin aus. Widersetzung
Finanzräthe, Rosny nicht unter sich aufzunehmen.
Unschlüs-

Unschlüßigkeit des Königs, der aber doch endlich durchdringt. Vergleich mit dem Herzog von Mayenne, welcher nach Monceaux zu dem König kömmt. Rosny's Reise in die Generalämter. Verläumdungen seiner Feinde bey dieser Gelegenheit. Nutzbarkeit dieser Reise mit dem König. Rosny's Zweck mit Sancy. Er entdeckt die Betrügereyen des Finanzraths. Versammlung der Notablen zu Rouen. Guter Rath, den Rosny dem König giebt. Einrichtung des Vernunft-Raths, den man bald wieder abschaffen muß. Rosny's Arbeiten in den Finanzen.

Fünftes Buch.

Unterdeß der König mit einer kleinen Anzahl Protestanten den Weg nach der Picardie 1592.
nahm, verlohr der Prinz von Parma keinen Augenblick, um nach Paris zu kommen; von wo er ohne die geringste Schwierigkeit, aber schlecht zufrieden mit seinem Feldzuge, äußerst mißvergnügt über die Ligue und ihre Häupter, und sehr verdrießlich über seine Wunde, von der er nie ganz geheilt zu werden fürchtete, nach Flandern zurück kehrte.

Die umständliche Erzählung von allen den Begebenheiten, die sich in diesem und dem vorigen Jahre in den verschiednen Gegenden des Königreichs zugetragen haben, muß man in den Geschichten dieser Zeit suchen. Der Angrif auf Saint-Denis, wo der Ritter von Aumale ums Leben kam; die Eroberung von Stenay und von Dun in Lothringen, die Niederlage des Herrn von Ambliſe und die andern Thaten des Herzogs von Bouillon, vor und nach seiner Vermählung; der Verlust der Schlacht bey Craon; die Niederlage des Herrn von Guerche und die Blokade von Poitiers sind die vornehmsten Begebenheiten, zu welchen man noch eine Menge andrer rechnen kann, die in Provence, Dauphine und Poitou vorgiengen. Man würde auch noch nach dem Rückzuge des Prinzen von Parma, bis zu den Unterhandlungen, die vor der Krö-

nung des Königs voraus giengen, manchen merkwürdigen Vorfall antreffen. Ich habe schon weiter oben mein Stillschweigen über alle diese Punkte gerechtfertiget; und überdem bediene ich mich der hergebrachten Freiheit, in Memoiren nur das anzuführen, was uns am auffallendsten geschienen hat. Dahin gehören die Begebenheiten des Grafen von Soissons und des Herzogs von Epernon, die ich bisher noch nicht habe berühren können.

Der Graf von Soissons, ob er gleich die Parcey des Königs verlassen, und sich mit ihm in Bearn verzürnt hatte, wie wir schon gesehn haben, gab deswegen doch die Hofnung nicht auf, die Prinzessin von Navarra, deren ganze Zärtlichkeit er besaß, noch zu heirathen. Nach dem Tod Heinrichs des III. dessen Anhänger er zuletzt gewesen war, war er in der Armee des Königs zurück geblieben, und diente ihm, wie so viele andre, ohne Zuneigung, und nur so lange, bis er neue Entwürfe gemacht haben würde, oder bis sich eine Gelegenheit darböthe, die seiner Liebe günstig wäre. Bey der Belagerung von Rouen glaubte er diese gefunden zu haben. Er hielt diese Unternehmung für zu wichtig, als daß der König noch an etwas anders denken könnte, gab eine Reise nach Nogent vor, schlich sich aus dem Lager, und gieng in größter Eil heimlich nach Bearn, um seine Heirath ohne Vorwissen des Königs zu vollziehen. Aber er war einer von denen, deren geringste Bewegung Heinrich beobachtete; er errieth daher auch gleich seine Absicht und nahm die besten Maasregeln, so, daß der Graf bey seiner Ankunft in Bearn zwar die Prinzessin in den günstigsten Gesinnungen gegen ihn fand (ja man hat gar behaupten wollen, daß sie ihn zu dieser Reise vermocht hätte); aber der Staatsrath, dem der König in dieser Provinz

die

e Regierung während seiner Abwesenheit übertragen
tte, war andrer Meinung. Der Herr von Pan-
as, der ihn dirigirte, both dem Grafen die Spitze,
igte die Befehle des Königs vor, empörte das Land
gen ihn, und zwang ihn endlich, mit dem Schimpf,
rgebens solch Aufsehn gemacht zu haben, nach Frank-
ich zurück zu kehren. Die einzige Rache, die der
raf von Soissons dafür nehmen konnte, war, daß er
n die Treppe hinunter stieß, da er ihm eines Tages
y dem König zu Pontoise begegnete.

Aus allen diesen Zügen lernt man den Charakter
s Grafen von Soissons kennen. Um ihn völlig so
schildern wie er war, setzen wir hinzu, nie gab es
ien grenzenlosern und dabey blindern Ehrgeiz, als
n seinigen. Jede Begebenheit schien ihm blos eine
tufe, um darüber weg, nach seinen Zwecken zu
igen, und schleuderte ihn immer wieder auf neue
ege, die ihn immer mehr von seinem Ziel entfernten,
mehr er sich demselben zu nähern glaubte. Er wußte
ost niemals, was genau seine Absicht war. Unruhig,
drießlich, eifersüchtig, nährte er alles durch seinen Ehr-
ß, und aus nichts zog er Vortheil. Die Natur hatte
n nicht geschaffen, um mit dem Könige übereinstim-
nd zu denken und zu handeln. Sie waren sich in
chts ähnlich, weder in der Gemüthsart, noch in dem
ßern Betragen. Der König war freimüthig und
en; der Graf von Soissons von Natur kalt und
nig zuvorkommend, damit verband er nun noch ein
genommnes Phlegma, und die Kunst der niedrigsten
erstellung. In einer erkünstelten Ernsthaftigkeit
hte er jenes Ansehn von Größe, welches Ehrfurcht
präge. Er befliß sich darauf, nicht gekannt zu
n, und nahm die eiskalte Miene, womit wir die fal-
e Gravität beantworten, für Ehrfurcht. Pracht und

Pomp waren ganz nach ſeinem Geſchmack. Mit einem Wort, der Ehrgeitz hatte von ſeinem Herzen Beſitz genommen, und ſein ganzes Betragen war nichts als Ceremonial und Förmlichkeit; die Aehnlichkeit dieſes Charakters mit dem Spaniſchen National-Charakter war vielleicht mit Schuld an dem unbezwinglichen Widerwillen des Königs gegen ihn.

Der Herzog von Epernon beſaß nicht nur Ehrgeitz; ſondern auch einen ungezähmten Hochmuth und einen natürlichen Stolz, oder vielmehr eine Rauhigkeit, die man beym erſten Anblick fühlte. Der Ehrgeitz, ſagt man, bedient ſich aller Wege, um zu ſeinem Ziel zu kommen. Auf dieſe Art wäre d'Epernon nicht ehrgeitzig geweſen; er kannte nur Einen Weg, die hochfahrende Art, womit er alles fortreißen wollte. Der Ehrgeitz war bey ihm nur angebohrne Liebe zur Unabhängigkeit, die aus Härte des Herzens, Menſchenfeindſchaft und einer Einbildung von ſich ſelbſt entſprang, nach welcher er alle Achtung und alle Belohnungen noch zu ſchlecht für ſich hielt. Er haßte den König, weil er alle Menſchen haßte, und ſicher gab es oft Augenblicke, wo er nicht gar zu gut mit ſich ſelbſt eins war. Ein ſteter Ungehorſam gegen Obere, ein rauher Umgang mit ſeines Gleichen, und ein grauſames und unausſtehliches Betragen gegen Geringere, ſind die natürlichen Wirkungen eines ſolchen Charakters.

Da indeſſen der Erfolg ſeiner Unternehmungen nicht immer der war, den ſein Stolz ſich verſprochen hatte, ſo mußte er ſein Betragen ändern, und zuweilen, jedoch ſehr ſelten, war er artig gegen die, die er nöthig hatte. Aber ſelbſt ſeine Schmeicheleien, wenn man ſich dieſes Worts bey ihm bedienen kann, behielten immer einen Anſtrich von Galle und Verachtung, woher es denn kam, daß, wenn Er Niemanden liebte, alle

Welt

Welt es ihm auch redlich vergalt. Mit ziemlich großen Anlagen zum Kriege, und in einer Lage, wo er sie hätte geltend machen können, verdarb er selbst seine Angelegenheiten, weil ihm Niemand anders als aus Furcht diente. Durch sich selbst und durch seinen Bruder la Valette war er Meister von Provence und Dauphine'. Die Provenzalen, die vor ihm den Groß-Prior, einen natürlichen Bruder der lezten drey Könige zum Gouverneur gehabt hatten, verachteten ihn wegen seiner niedrigen Abkunft, und haßten ihn bald auch wegen seiner Grausamkeit. Deswegen waren sie sehr froh, daß er bey Heinrichs des dritten Lebzeiten sich nicht vom Hofe entfernen wollte, und ihnen la Valette an seiner Stelle schickte, der sich in der Provinz beliebt machte, und dem König gut diente. Heinrich III. lernte endlich d'Epernons wahren Charakter kennen, und fieng nun selbst an, ihn zu fürchten; er ließ seinen bisherigen Günstling in Ungnade fallen, und hätte ihn beynahe zu Angouleme in Arrest nehmen lassen. La Valette verlohr bey dieser Gelegenheit seine Stadthalterschaft; sie bekamen aber alles nach der Ermordung des Herzogs von Guise wieder, durch welche Heinrich III. sich in die Nothwendigkeit versetzt hatte, sich auf alle, die er, um welchen Preis es auch seyn mögte, auf seine Seite ziehen konnte, zu stützen. Nachdem Tode dieses Fürsten beleidigte es d'Epernon's Eitelkeit, dem König von Navarra zu gehorchen, und er verließ ihn zu Pontoise ungeachtet alles Zuredens und aller Bitten, die Heinrich durch die Herren von Bellegarde und Roquelaure, und auch persönlich an ihn verschwendete. Es war ihm viel zu schmeichelhaft, einem König Widerstand zu thun, und er versaumte dazu nichts in seiner Stadthalterschaft Provence. Er war der erste, die Acte zu unterzeichnen, wodurch die Großen des Reichs den König von Navarra von der

Krone ausschlossen. Man wird nichts dabey wagen, wenn man von dem Herzog von Epernon auf die Aufrichtigkeit jenes Religions Grundes schließt, den man damals gewöhnlich immer zum Vorwand nahm, um sich der rechtmäßigen Gewalt zu entziehen.

Seine Geschichte wird uns in der Folge zugleich einen kurzen Abriß von den Begebenheiten in den mittäglichen Provinzen Frankreichs geben. Es trafen ihn große Unglücksfälle. Beide Brüder, die sich wechselseitig unterstützten, zogen oft den kürzern, und konnten nicht verhindern, daß in Dauphine' und Provence drey oder vier Hauptparteien entstanden, die ihnen die Spitze bothen, ohne noch beinahe alle große Städte zu rechnen, welche ihren eignen Plan hatten, sich unabhängig zu machen. Der Herzog von Savoyen und sein Bruder, der Herzog von Nemours, hatten einen starken Anhang daselbst, und gaben sich viel Mühe. Ihre Partey wurde sehr mächtig, nachdem der König von Spanien eingewilligt hatte, daß der Erste, der sein Schwiegersohn war und den er mit Truppen unterstützte, Graf von Provence werden, und dieß Land von ihm zur Lehn nehmen sollte. Aber mitten in ihrem Glück stießen diese beiden Fürsten auf einen furchtbaren Gegner, der sie in ihrem Lauf aufhielt, und ihre Partey zu Grunde richtete; Lesdiguieres war es, der durch seine Tapferkeit und sein Glück gegen den Herzog von Savoyen so bekannt ist. Er blieb stets ein treuer Anhänger des Königs, und man kann ihm nicht vorwerfen, daß er sein Glück für sich selbst zu nützen gesucht, oder nach der Souverainität von Dauphine gestrebt habe. Vielleicht wünschte er blos, daß der König seiner Hülfe lange möchte nöthig haben, und nie selbst in diese Provinz käme. Die Herren von Montmorency und Ornano verstärkten diese Partey an-

anſehnlich. Der Herzog von Joyeuſe, die Gräfin von Sault, und der Graf von Carees mit dem Herrn von Vins hatten die andern Parteien formirt. Ludwig von Aix, Caſaux, Ligny, Martinengue und verſchiedne Andre thaten ſich dabey hervor, und erfüllten das Land mit Uneinigkeit und Blutvergießen; ſelten aber erſtreckte ſich eine Faction weiter als auf eine einzige Stadt. La Valette konnte ſich ſchon kaum mehr in Dauphiné halten, als er bey der Belagerung eines unbedeutenden Orts blieb. So gleich ſuchte der Herzog von Epernon ſich dieſer Stadthalterſchaft zu bemächtigen. Zum Schein bath er den König um das Patent dazu, welches dieſer auch nicht wagte, ihm abzuſchlagen. Aber anſtatt über alle dieſe Parteien das Uebergewicht zu erlangen, brachte er blos nur noch eine neue zu Stande, auf welche der König nicht mehr rechnen konnte, als auf die andern. Man kann davon nach den Begebenheiten bey der Belagerung von Villemur urtheilen. Dieſe einzige Handlung will ich aus Nachrichten, für deren Wahrheit ich bürge, umſtändlicher erzählen.

Der Herzog von Joyeuſe, ein eifriger Anhänger der Ligue, hatte 5 bis 6,000 Mann zu Fuß und 8 bis 900 Pferde in der Gegend von Toulouſe verſammelt. Mit dieſen rückte er am 15. Junius dieſes Jahrs 1592 gegen Montauban vor, plünderte die Flecken und das Land, und belagerte endlich Villemur, nachdem er alle die Grauſamkeiten ausgeübt hatte, die in jener unglücklichen Zeit zur Gewohnheit geworden waren. Der Herr von Ariat, von dem ich dieſe Nachrichten habe, und die Bürger von Villemur wendeten ſich an Thémines, der an der Spitze der königlichen Partey in Languedoc ſtand, und bothen ihn um eine ſchleunige und mächtige Hülfe. Thémines, der ſich nicht ſtark genug fühlte, ſchickte an den Herzog von

Epernon, und bis die Unterstützung, die dieser ihm versprach, ankommen würde, sandte er verschiedne kleine Haufen Fußvolk und Reiteren ab, welche mit großer Mühe in die Stadt kamen, die Reiter zu Fuß, denn der Ort war so enge eingeschlossen, daß sie sich ihrer Pferde nicht bedienen konnten. Joyeuse hatte einen Fehler gemacht, wofür er, wie wir sehen werden, hart bestraft wurde. Er hatte Villemur von Seiten der Stadt angegriffen, statt daß er hätte bey dem Schloß anfangen sollen, welches in der That weit weniger bevestigt war, ob es gleich sehr stark aussah. Ohne Zweifel kannte er den Ort nicht genug, oder er wollte sich die Magazine von Getraide und andrer Munition zu Nutze machen, wovon die Stadt voll war.

D' Epernon schickte ein ganz ansehnliches Korps ab; aber weil er ihnen befohlen hatte, nicht mit Nachdruck zu handeln, und besonders kein Treffen zu wagen, so giengen diese Truppen, die anfangs großen Lerm gemacht hatten, aus einander, verließen ihren Posten, und schadeten den königlichen Soldaten mehr durch ihr übles Beyspiel, als sie ihnen halfen. Joyeuse, dem es nicht an Muth fehlte, besonders wo es auf schnelle Ausführung ankam, hielt die Gelegenheit für günstig, — vielleicht hatte er auch einigen Verdacht von der Absicht des Herzogs, — grif seine Truppen an, überraschte sie, und würde sie alle niedergehauen haben, wenn Themines nicht noch zu rechter Zeit herbey geeilt wäre, um den Ueberrest zu retten. Dennoch waren 7 bis 800 Mann auf dem Platze geblieben, und das war genug für d' Epernon, um die Uebrigen ganz und gar zurück zu rufen. Vergebens plagte Theimines nachher sowohl ihn als den Marschall von Matignon, keiner von beiden wollte ihn anhören, und es blieb ihm weiter nichts übrig, als sich selbst mit

d' Ar-

d'Arcat, und 250 Büchsenschützen und etwa 100 bis 120 Pferden in Villemur zu werfen, um den Belagerten beyzustehen, denen Joyeuse jezt stärker als vorher zusetzte. Er schickte Renier, der durch einen Vertrag Herr in Villemur war, hinaus, weil er zu kränklich geworden war, um bey dieser Gelegenheit das Amt eines Gouverneurs zu verwalten, und beschloß, sich bis aufs äußerste zu wehren, indem er darauf rechnete, daß der König, dem er seine Lage hatte wissen lassen, ihn nicht umkommen lassen würde.

In der That schrieb dieser auch gleich an die Herzoge von Montmorency und Epernon, daß sie Truppen nach Villemur schicken sollten. Der leztere, der nie gehorchte, achtete auch diesen Befehl nicht; Montmorency aber schickte Lecques und Chambaut mit sehr guten protestantischen Hülfsvölkern ab. Sie waren indessen noch zu schwach gegen Joyeuse, dessen Armee kürzlich durch die Einwohner von Toulouse verstärkt worden war. Lecques und Chambaut wendeten sich nun an Messilac, den Lieutenant du Roi in Auvergne, und an den Vikomte von Gonedon, der durch seine Tapferkeit und Treue eben so bekannt war, als durch seine Häßlichkeit. Diese beiden Offiziere bedachten sich keinen Augenblick, mit 500 Büchsenschützen und 280 Pferden Villemur zu Hülfe zu kommen. Joyeuse schickte zu ihnen, und ließ ihnen ein Treffen anbiethen, sie schlugen es aber aus, weil sie sich an dem Unglück der Epernonschen Truppen spiegelten, und blos mit ihrem Hauptzweck beschäftigt waren. Nach dieser Weigerung bath die Kavallerie der Belagerer, die in den Linien zu enge eingeschlossen war, den Herzog von Joyeuse um Erlaubniß, sich in den umliegenden Dörfern ausbreiten zu dürfen. Er erlaubte es ungern, und gegen den Rath der Herren von Oncus und Mont-

beraut, nachdem er sich von den Offizieren ihr Wort hatte geben lassen, daß sie auf das erste Zeichen ohne Zeitverlust in sein Lager eilen wollten.

Messillac, Lecques und Chambaut, da sie sahen, daß die Belagerer durch die Entfernung ihrer Reiterey sehr geschwächt waren, theilten ihre ganze Infanterie in vier Haufen, denen jedem sie 50 Gensd'armes zugaben, welche bey dieser Gelegenheit absitzen mußten. Ein Regiment von 500 Mann ließen sie in Schlachtordnung den Verschanzungen gegen über, mit Befehl, auf ein gewisses Zeichen den Angrif zu thun. 400 Mann griffen die erste Verschanzung an, und wurden von den vier Haufen unterstützt. Gewöhnlich war diese Verschanzung nur mit 200 Mann besetzt; aber Joyeuse, der durch die Spione, die er bey unsrer Armee hatte, wenige Augenblicke vorher gewarnt worden war, schickte noch 400 Mann zur Verstärkung dahin, und ließ zugleich drey Kanonenschüsse thun, welches das abgeredete Zeichen für seine Kavallerie war. Diese aber kam erst, da das Gefecht schon angegangen war, es sey nun, daß sie den Befehl zu träge befolgte, oder daß die Protestanten zu schnell waren. Die Unsrigen rückten mit Aufgang der Sonne aus, hielten sich an die erste Schanze, und streckten 100 von denen, die sie vertheidigten, zu Boden. Die Uebrigen nahmen die Flucht nach der zweiten Schanze; weil sie aber nichts als ihre Furcht mit dahin brachten, so wurde auch diese, obgleich in weit besserm Stande als die erste, mit einem ansehnlichen Verlust erobert.

Themines, der dieß alles aus der Stadt sahe, unterstützte die Angreifenden, und that einen Ausfall so zur rechten Zeit, daß die Belagerer völlig den Kopf verlohren. In diesem Augenblick erschien ihre Kavallerie an der Spitze des Lagers; aber anstatt der Unord-

nung

nung Einhalt zu thun, sah sie nicht so bald, daß die 800 Mann vom Korps de Reserve sich mit 300 Pferden in Bewegung setzten, um auf sie loszukommen, so folgte sie dem Beyspiel des ganzen übrigen Heers, und suchte ihr Heil in der Flucht. Die Furcht wuchs mit jedem Augenblick, und bald wurde die Flucht so allgemein, daß Joyeuse nicht mehr im Stande war, ihr Einhalt zu thun. Von den Flüchtigen selbst mit fortgerissen erreichte er eine Brücke von Brettern und Seilen, die er über den Tarn hatte schlagen lassen. Weil aber die Menge derer, die sich nach dieser Seite hinstürzten, der Brücke zu schwer wurde, so brach sie unter Joyeuse ein, und er wurde von dem Wasser verschlungen, ohne daß einer von denen, die bey ihm waren, davon gekommen wäre. Der Schrecken verblendete die Folgenden so sehr, daß sie noch immer glaubten eine Brücke zu sehen, wo keine mehr war, und sich wie unsinnig in den Fluß stürzten. Es kamen an diesem Tage in dem Gefecht und im Wasser über 3,000 Mann Infanterie und über 400 Pferde um; ein ungeheurer Verlust für eine so kleine Armee, stat daß die Königlichen nicht 30 Mann verlohren. Die Bürger von Villemur sahen von ihren Wällen mit einer Freude, die mit Erstaunen und Schauder vermischt war, diesem Schauspiel zu, und verglichen eine Wirkung der Furcht, die einem Wunder ähnlich sah, mit dem, was uns die heilige Geschichte von den Egyptern beym Uebergang über das rothe Meer erzählt. — Doch es ist Zeit zu dem König zurück zu kommen.

Er war nach Picardie gegangen, um aber seinen Truppen Beschäftigung zu geben, hatte er den Marschall von Biron in Champagne abgeschickt Epernai zu belagern. Diese Belagerung war langwierig und hartnäckig; Biron verlohr dabey sein Leben durch eine Kanonkugel, und wenn der König, der diese Zeit über sich zu Com-

pieg-

piegne aufhielt, ſich nicht entſchloſſen hätte, ſelbſt vor der Stadt zu erſcheinen, ſo würde man ſie ſchwerlich erobert haben. Er ſchlug ein anſehnliches Hülfskorps, welches ſich hinein werfen wollte, und zwang am Ende den Ort zur Uebergabe.

Da es ihm völlig an Gelde fehlte, ſo ſah er ſich genöthigt, nach dieſer Unternehmung alle die fremden Truppen, die er noch behalten hatte, abzudanken. Auf das Gerücht, daß der Prinz von Parma zum dritten mal nach Frankreich kommen wollte, um die großen Entwürfe, die er gegen den König gemacht hatte auszuführen, blieb er noch einige Zeit in den lezten Quartieren. Der Tod dieſes großen Generals erfolgte ſehr zur rechten Zeit, um Heinrichen aus der Unruhe zu reißen, da er ſich jezt nicht im Stande ſah, einem ſolchen Gegner zu widerſtehen. Die Spaniſche Armee zerſtreute ſich, da ſie ihren Anführer verlohren hatte; bis man ihm einen Nachfolger ernannte, hatte der König Zeit, ſich zu erholen. Er näherte ſich jezt ſeiner Hauptſtadt, und ſuchte aus der Entfernung der Spanier Vortheil zu ziehen. Ich begleitete ihn nicht bey dieſer ganzen Reiſe in die Picardie. Ich war nach Mante gegangen, und da ich die Frau von Chateaupers mit ſehr günſtigen Geſinnungen für meine Liebe wiederfand, ſo vermählte ich mich mit ihr zu Mante denſelben Tag, da der Prinz von Parma mit ſeiner Armee durch Meudan marſchirte.

Um alles zu ſagen, die Politik des Königs gefiel mir nicht. Ich ſah mit Verdruß, daß die Nothwendigkeit dieſer Zeitläufe ihn dem Willen aller Katholiken von ſeiner Partey unterwarf, und daß alle Proteſtanten unbelohnt blieben und für nichts gerechnet wurden, vorzüglich ſeitdem der Abmarſch der fremden Truppen ihren Gegnern alle mögliche Vortheile über

ſie

gegeben hatte. Ich insbesondre hatte so oft die
kungen ihres Hasses und ihrer Eifersucht empfun-
daß ich mir einbildete, alle Wege zum Glück wür-
mir auf immer verschlossen seyn. Außerdem hatte
auch das Betragen des Königs gegen mich ver-
ßlich gemacht. Zwar wußte ich, daß seine Kälte
Verstellung war, aber sie sah einer gänzlichen Ver-
läßigung so ähnlich, daß ich mich entschloß, den
g zu verlassen, und fern vom Geräusch und den
tlichen Angelegenheiten auf meinen Gütern zu
n.

Der Erfolg hat die Weisheit des Königs gerecht-
gt, und ich bin in der Folge einer von den ersten
esen, der seine Meinung annahm, und ihm Rath-
ge gab, die meinen frühern Begriffen völlig zuwider
en. Aber damals sah ich alles noch mit ganz an-
Augen an. Das Gefühl von allem, was ich und
re Protestanten auszustehen hatten, das geringe
hn, worin ich mir zu stehen schien, etwas weniges
dem allgemeinen Geiste, den das Religions Inter-
stets eingiebt; darauf gründete ich meine Ent-
isse, darauf bauete ich ein System für den König,
es mir zu der Zeit das einzige vernünftige schien.
wünschte, daß er denen, die ihm mit Eifer und
eigung dienten, Gerechtigkeit wiederfahren lassen,
andern Beystand verschmähen, und sich blos in
Arme werfen möchte. Ich war fast überzeugt,
nach einem so auffallenden Schritt England, Hol-
und alle protestantische Mächte Europas zu seinem
theil so große Dinge thun würden, daß dieß allein
chen müßte, ihn auf den Thron zu erheben, ohne
er den Katholiken die geringste Verbindlichkeit hät-
Hierin, so wie in allen andern Dingen waren die
sichten des Königs den meinigen weit überlegen.

Er

Er begrif gleich im erſten Augenblick, daß man ein Königreich wie Frankreich nicht mit fremden Händen erobert; hätte er es aber auch für möglich gehalten, ſo war es doch mehr das Herz der Franzoſen als ihre Krone, nach deſſen Eroberung dieſer gute Fürſt ſtrebte, und er ſah alle die Belohnungen, die er auf dieſen Fall zu ihrem Nachtheil denen, die ihn erhöht hätten, würde geben müſſen, für das rechtmäßige Gut ſeiner Unterthanen an.

Der lezte Grund, der mich völlig bewog mich zurück zu ziehen, war, daß kurze Zeit nach meiner Ankunft zu Mante meine Wunde am Munde, welche ich bey dem unglücklichen Vorfall bey Chartres empfangen hatte, wieder aufbrach. Dieß nöthigte mich, mich nach Roſny bringen zu laſſen, um dort eine gründliche Kur auszuhalten und dadurch den beinahe immer gefährlichen Folgen der Wunden dieſer Art vorzubeugen. Ich hielt mich einige Zeit daſelbſt auf. Nach einem ſo geräuſchvollen Leben, als ich bisher geführt hatte, ſchmeckte ich hier das reine Vergnügen, welches ein eingezognes Leben denen gewährt, die ihr Herz vom Ehrgeiz losgeriſſen haben. Eine meiner Beſchäftigungen dieſe Zeit hindurch war, daß ich die verſchiednen Begebenheiten des guten und böſen Glücks aufzeichnete, denen mich das Schickſal zwanzig Jahre hindurch ausgeſetzt hatte.

Eines Tages kam Bußy, der Lieutenant du Roi in Berin nach Roſny mich zu beſuchen. Er erzählte mir, der König habe an alle Gouverneurs geſchrieben, ſie ſollten ſo viel Truppen zuſammen raffen, als ſie könnten, und ihm ſchleunig zu Hülfe kommen. Dieß war in der Zeit, wo man am gewiſſeſten glaubte, daß der Prinz von Parma wieder nach Frankreich kommen würde, und Bußy fragte mich, ob ich bey dieſer Gele-

gen-

eit nicht auch thun würde, wie die andern. Diese
e erweckte in mir die Erinnerung an so manches
vernement, welches mir verweigert worden war,
an die Stelle eines Lieutenant du Roi, die noch
ürzem der Herzog von Nevers und die Katholi-
uf eine stolze und beleidigende Art stat meiner zu
ten gewußt hatten. Ich antwortete also mit einiger
findlichkeit, daß wenn der König meine Dienste
ste, so würde er mir die Ehre gethan haben, an
zu schreiben. Bußy fand meine Antwort stolz,
als er sie dem König hinterbrachte, ermangelte er
ihr eine üble Wendung, zu geben, wie jeder gute
mann es macht, und gab ihm zu verstehen, er dür-
ner nicht mehr auf mich rechnen, weil ich den
chluß gefaßt hätte, den Rest meiner Tage auf dem
zu zu bringen. Dieser Zusatz war ganz sein
; ich schätzte ihn nicht genug, um ihn zum Ver-
n meiner Geheimnisse zu machen. „Er muß sich
sehr verändert haben," gab der König schnell zur
ort, „denn sonst hat er nie bey Gelegenheiten ge-
wie die, welche uns jezt bevorsteht. Ob er sich
h mit seinen Wunden entschuldigt, so weiß ich
besser was ihn abhält; er ist bös auf mich, und
at nicht ganz Unrecht. Künftig wird er den Phi-
hen machen wollen, aber wenn ich ihn zu sehen
e, werde ich das schon alles beyzulegen wissen,
ich kenne ihn." Diese Unterredung fiel in Ge-
rt des Presidenten Seguier vor, der sie mir wie-
zählte, als er einige Zeit nachher bey mir speise-
Da ich mein Herz in dem Busen dieser trefflichen
tratsperson ausschüttete, denn ich kannte ihn als
gleich rechtschafnen Freund, redlichen Mann und
lichen Politiker, so sagte er mir diese Worte dar-
ie ich nicht vergessen habe, weil sie anfingen
Augen zu öfnen, und mich von meiner ersten

Art

Art zu denken zurück zu bringen: „Es scheint, daß „Sie noch ein wenig aufgebracht sind. Jezt ist eine „Zeit, wo die Ruhe ein schwer zu erlangendes Gut „ist. Die Klügsten schweigen, und haben Geduld in „der Hofnung auf eine bessere Zukunft, und der König „ist so gut und so weise, daß ihn Gott bestimmt haben „muß, alles wieder herzustellen.

Da mir jezt von meiner Wunde keine weitere Unbequemlichkeit geblieben war, als daß ich noch nicht deutlich sprechen konnte, so fieng ich von diesem Augenblick wieder an auszureiten, und mit etwa 50 Pferden Streifereien auf den Landstraßen von Berneuil und Dreux nach Paris zu machen, um mein altes Handwerk wieder gewohnt zu werden, weil ich wohl sah, daß ich es von neuem wieder anfangen würde. Eines Tages, es war bey meiner zweiten Streiferey, da ich in der Gegend von Dreux, zwischen den Dorfern Nacroles und Coussainville spazieren ritt, begegnete ich 10 bis 12 Leuten zu Fuß, die, so bald sie uns erblickten, sich in das Gehölz warfen, womit dieß ganze Land bedeckt ist. Ich eilte auf sie zu, und ließ ihrer zween auffangen, die Einzigen, die die Landstraße nicht verlassen hatten. Es waren zwey Bauren, die von Paris kamen, wo sie Geflügel verkauft hatten. Ich befragte sie, und sie antworteten mir sehr freimüthig, sie giengen gewöhnlich die ganze Nacht, um die unangenehmen Begegnungen zu vermeiden, denen man den Tag über auf diesem Wege ausgesezt wäre, dießmal aber seyen sie dreuster gewesen, weil sie sich in Gesellschaft von 9 bis 10 Personen befunden hätten, wovon Drey Bedienten bey den Herren von Mercoeur, Medavy und Vieuxpont wären.

Mehr brauchte ich nicht, um diesen drey Leuten nachsezen zu lassen, deren geheimnisvolle Reise meine nach-

erregte. Es war aber unmöglich, ſie einzu-
och erhaſchten meine Leute zwey Andre von
Geſellſchaft, von denen aber durch Drohungen
raus zu bringen war. Ich ſchlug nun einen
Weg ein, gab einem jeden vier Goldthaler, und
ihnen noch mehr, wenn ſie mir alles ſagen
was ſie von den drey Bedienten wüßten. Sie
ich nun ihnen folgen, und führten mich an
e hohle Eiche, die mit dichtem Gebüſch umge-
. Hier, ſagten ſie, hätten die Bedienten ſtill
n, und ihre Papiere in den hohlen Stamm
. In der That fand ich darin zwey blecherne
eln und einen Sack, die davon ganz voll zu
nen. Jezt tröſtete ich mich, daß die Bothen
viſcht waren, beſchenkte die beiden Leute und
ch Roßny zurück, voller Ungeduld, meine Pa-
ſnen.

ie waren ſo, wie ich es gewünſcht hatte. Gleich
nd ich eine Menge Patente von dem Herzog
ayenne, um Soldaten anzuwerben, und zwey
dige Briefe von ihm an den Herzog von Mer-
aber in Chiffern. Wichtigere Stücke zogen
n bald meine Aufmerkſamkeit ab. Sie betra-
dritte Partey, von der man damals anfieng
machen; und unter dieſen fand ich zwey Auf-
e mir von der äuſſerſten Wichtigkeit ſchienen.
e enthielt die Forderungen, welche der Preſi-
annin im Namen des Herzogs von Mayenne
Spaniſchen Hof gethan; der andre die Antwort,
er Erzherzog Ernſt im Namen des Königs von
n darauf gegeben hatte. Die weitläuftigſte Ab-
g würde nicht ſo gut über die Abſichten des
von Mayenne, den Geiſt der Ligue und die
che Politik, Licht verbreiten, als der Inhalt

dieſer beiden Stücke. Man wird einen Auszug daraus nicht ungern leſen.

Der Herzog von Mayenne unterwarf die Ligue dem Pabſt, und erkannte den König von Spanien als Schutzherrn derſelben mit folgenden Bedingungen. Der König von Spanien giebt und unterhält zum Dienſt der Ligue eine Armee von 16,000 Mann Infanterie und 3,000 zu Pferde, unter welchen 2,000 zu Fuß und 500 Reiter blos aus Franzoſen beſtehen, über die der Herzog von Mayenne nach Willkühr gebiethen kann. Außerdem beſoldet Spanien noch andre 4,000 Mann Fusvolk und 500 Reiter, auch alle Franzoſen, welche blos zum Dienſt für die Perſon des Herzogs von Mayenne beſtimmt ſind. Die Anzahl dieſer Truppen ſoll nach Bedürfniß vermehrt werden, doch wird hierüber nichts feſtgeſetzt, und kommt es allein auf den guten Willen des Königs von Spanien an. Der Herzog von Mayenne hat das höchſte Commando über dieſe Truppen ſowohl, als über alle Truppen der Ligue mit dem Titel eines Verweſers der Krone, bis daß die Königswahl zu Stande kömmt. Dieſe Wahl ſoll in einer allgemeinen Berathſchlagung geſchehen — wahrſcheinlich ſoll dieſer Ausdruck die General Staaten des Landes anzeigen). Bis daß dieſe Wahl zu Stande gebracht und angenommen worden iſt, verdoppelt Spanien die Penſion, welche es bis jezt dem General der Ligue gegeben hat, ſo, daß er, ſtatt 30,000 Livres des Monaths, künftig ihrer 60,000 erhält. Ueberdies bekömmt er 100,000 Thaler, welche ihm ſogleich, und 100,000 Livres, die ihm nach Genehmigung dieſes Vertrags ausgezahlt werden, und unterdeſſen wird man ihn ſogleich in den wirklichen Beſitz von Bourgogne ſetzen. Nach der Ernennung des künftigen Königs wird dem Herzog von Mayenne die Verwaltung des

Staats

taats mit dem Titel eines Verwesers (Lieutenant
eneral) auch noch ferner bestätigt, und erst alsdann
rd er den Spaniern die Stadt Soissons übergeben;
kann dieses nicht eher geschehen, weil es der einzige
icherheitsort ist, den er selbst in Frankreich besitzt.
ollten sich — vielleicht von Seiten des Königs von
avarra — unübersteigliche Hindernisse gegen die
ahl eines künftigen Königs, oder gegen die Einnah-
und Erhaltung der Provinz Bourgogne für den
erzog von Mayenne finden, so wird der König von
panien diesem Leztern zur Entschädigung eine jähr-
he Pension von 300,000 Livres geben, welche ihm
Güter ersetzt, die er in Frankreich zu verliehren Ge-
r läuft; und diese Pension kann weder eingezogen
ch vermindert werden, sondern erbt auf ewig bis auf
spätsten Nachkommen des Herzogs fort, was auch
ischen dem König von Spanien und dem alsdann
annten König von Frankreich für Vergleiche möch-
geschlossen werden. Es wird ferner noch festgesetzt,
ß Spanien alle Schulden des Herzogs von Mayen-
, oder des mit Genehmigung dieser Krone erwählten
önigs, wenn er ein Franzose ist, tilgt, und gleichfalls
n vornehmsten Offiziers der Ligue angemeßne Beloh-
ungen giebt. — — Hierüber war nichts deutlich be-
mmt, vielleicht, weil der Herzog von Mayenne nicht
thätig für die andern besorgt war, als für sich, oder
ch, weil er glaubte, dieser Artikel werde keine Schwie-
gkeit machen indem es leicht wäre, diese Herren, auch
enn es an Gelde fehlte, durch Pensionen, Würden
d Stadthalterschaften zu vergnügen.

Dieß waren die Forderungen des Hauptes der Li-
e, wobey er wenigstens sich nicht vergessen hatte,
ie man sieht. Für das alles both er dem König von
panien, außer der Krone, die, obgleich nichts davon

gesagt war, doch nur einem Oestreichischen Prinzen bestimmt seyn konnte, weil der Herzog von Mayenne sich selbst davon auszuschließen schien; — dafür also both er eine gewisse Anzahl Städte an, zu deren Namen sowohl als zu dem Namen des künftigen Königs Platz gelassen war. Diejenigen, welche Spanien im Kriege erobern würde, sollten unter dem Schutz Philips des zweiten und des Herzogs von Mayenne den Französischen Katholiken übergeben werden; das alles, um Spanien bis zur Wahl des Königs zur Sicherheit und Bürgschaft zu dienen, und ohne sich weitläufiger darüber zu erklären. Dieß scheint ein Beweis mehr zu seyn, daß man darauf rechnete, diese Wahl würde für Spanien hinreichender Ersatz aller seiner Mühen seyn; es sey denn, daß man durch diesen günstigen Doppelsinn gesucht habe, dem Spanischen Hofe blos damit zu schmeicheln, um desto schnellere und thätigere Unterstützung von ihm zu erhalten. Was zu diesem Verdacht Anlaß giebt ist, die Vorsicht auf folgender Klausel zu bestehen und stets darauf zurück zu kommen; Spanien möchte doch unterdeß, daß man sich in Madrid wegen aller dieser Artikel entschiede, (und dazu gab man vier Wochen Zeit) immer ein starkes Hülfskorps nach Bourgogne schicken, welches, wie man vorgab, in großer Gefahr wäre. Um diesen Hof noch schneller zu einem Entschluß zu bringen, versicherte der Herzog von Mayenne, der bey diesem ganzen Vertrage sich als ein treuer, obgleich etwas eigennütziger Diener des Oestreichschen Hauses zeigt, ganz kalt, daß wenn Spanien diese Bedingungen nicht vortheilhaft genug fände, es sich an einen Andern wenden möchte, und daß er für seine Person, müde diese Last länger zu tragen, es sehr gern zufrieden wäre, sie von sich abzuwälzen.

Aber seine Verstellung half ihm nichts, er hatte mit einem Kabinet zu thun, das sich so leicht nicht betrügen ließ, und das seine Vortheile noch besser verstand. Der Erzherzog Ernst antwortete ihm im Namen des Königs: Seine Majestät nähme den Titel eines Beschützers der Ligue an, und wolle selbst zugeben, daß man sie als das Haupt dieser ganzen Partey ansähe. Man würde den König stets bereit finden, alle die Unterstützung an Truppen zu geben, welche man gegen den König von Navarra forderte, und selbst noch mehr, als man begehrt hätte, denn er wolle allein in die Picardie die oben erwehnten 19,000 Mann schicken, — (man sieht leicht aus welcher Absicht, da diese Provinz an die Niederlande gränzt) — ohne die, welche er nach verschiednen andern Gegenden des Reichs marschiren zu lassen sich erböthe. Wegen Bourgogne schien er nicht so viel zu besorgen, als der Herzog von Mayenne; — wahrscheinlich, weil man zu Madrid einsah, daß dieser General gern die ganzen Kriegsvölker in dieser Provinz, die er für sich verlangte, gebraucht hätte. Auf diesen Artikel gestand man blos eine Summe zu, welche hinreichen sollte, um 1,000 Mann Deutsche Infanterie zu werben, und 300 Reiter zu besolden. Doch setzte man hinzu, daß wenn diese Provinz, der Hauptschauplatz des Krieges werden sollte, so sey Ihro Katholische Majestät nicht abgeneigt, eine ansehnliche Kriegsmacht dahin zu schicken; — und ohne Zweifel war dieses auch völliger Ernst.

In Ansehung des Herzogs von Mayenne selbst zeigte sich der König von Spanien auch bey weitem nicht so sehr freigebig; von allen Artikeln war dieser am meisten beschnitten. Man wollte zu der monathlichen Pension von 30,000 livres nichts hinzu thun; und gestand ihm für seine Person, und zwar nur so lange,

als er ſelbſt bey der Armee ſeyn würde, 2,000 Mann Infanterie und 500 zu Pferde zu. Alles übrige wurde mit Stillſchweigen übergangen. In Anſehung der Plätze, welche man erobern würde, war der König es zufrieden, daß der Herzog diejenigen behielte, deren er ſich ſelbſt bemächtigte; von Spaniſcher Seite ſollte es aber dagegen eben ſo gehalten werden. Von der Forderung wegen Soiſſons gieng man nicht ab, ſondern wollte dieſe Stadt durchaus haben, als Sicherheit wegen der Vorſchüſſe, die Spanien in dieſem Kriege thäte; man verſprach blos, ſie nach der Erwählung eines Königs zurück zu geben. Dem Spaniſchen Hofe ſchien dieſe Wahl noch zweifelhaft zu ſeyn, und er gab zu verſtehen, wenn ſie ſo ausfiele, daß er damit zufrieden ſeyn könne, ſo würde man alles von ſeiner Erkenntlichkeit erwarten können; bis dahin aber wollte man nichts aufs Spiel ſetzen. Aus dieſer Urſach ließ man auch alle andern Artikel unbeantwortet, und ſetzte noch einen neuen hinzu; daß nehmlich der Herzog von Mayenne gewiſſe Leute von ſich entfernen ſollte, wahrſcheinlich, weil ſie die Vortheile von Spanien nicht genug bey ihm unterſtützten. Dieſe Namen aber könnten dem Papier nicht anvertraut werden; man hätte ſie, ſo hieß es, dem Vermittler dieſes Traktats mündlich bezeichnet. — Dieß waren die Geſinnungen ſeiner Katholiſchen Majeſtät, die dem Herzog von Mayenne darin recht gut nachahmte, daß ſie mehr für ſich als für ihn ſorgte, und ihm ihre Dienſte ziemlich theuer verkaufte.

Alle meine Empfindlichkeit verſchwand, indem ich dieſe Schriften las. Sie waren zu wichtig für den König, als daß ich hätte einen Augenblick verweilen ſollen, um nach Compiegne zu eilen. Hier fand ich, daß weder Zeit noch Entfernung Heinrichs Geſinnungen

gegen

gen mich hatten ändern können. Ich hatte eine ge-
me Unterredung von einer halben Stunde mit ihm,
ich ihm nur im allgemeinen die Urſache meiner Reiſe
te; die Durchleſung der Papiere wurde bis auf den
end verſchoben. Nachdem Jedermann das Zimmer
s Königs verlaſſen hatte, wurde ich wieder hineinge-
ert, er ſchloß ſich mit mir ein, rufte Beringhen und
oirin, um die Charaktere der meiſten dieſer Stücke
entziffern.

Wir erfuhren nun, was eigentlich dieſe dritte Par-
wäre, von der man immer ſchon unter der Hand
ach. Sie entſtand am Hofe ſelbſt unter den Flü-
n und nach den Ideen des Abts von Bellozane, der
den Durets und, ich glaube, des Abts du Perron,
es Kreaturen des Grafen von Soiſſons und des Kar-
nals von Bourbon, und beſonders Anhänger des lez-
n. Wenigſtens iſt aller Anſchein da, daß dieſe Per-
en die Urheber, und ſelbſt im Anfang die einzigen
eförderer derſelben waren. In der Folge aber ver-
igten ſich mit dieſer Partey die Herren von Nevers,
nguеville, Villeroy, O, und alle Katholiken, die ſich
n Hofe befanden, und zu gute Franzoſen ſeyn woll-
n, um das Spaniſche Joch zu leiden, und doch auch
eifrige Katholiken, um einen proteſtantiſchen König
zunehmen. Seit einiger Zeit hatte ſich der Graf
n Soiſſons mit dieſen Herren vereinigt. Man ſagte
bſt, daß er, ſeiner vorigen Geliebten ungetreu, ver-
iedne male im Begrif war, ſich mit Mademoiſelle
n Longueville zu verbinden. Sie hatten den Namen,
olitiker, angenommen, um ſich von den Royaliſten
d von den Ligeurs zu unterſcheiden, und anzudeuten,
ß über jede andre Betrachtung das Wohl des Staats
d die Erhaltung der Rechte der Krone ihr Zweck ſey.
hre Hauptabſicht war, ſowohl jeden fremden Fürſten,

als auch den Herzog von Mayenne und den König von Navarra von dem Thron auszuschließen. Weiter wußte der große Haufen dieser Partey nichts, die Häupter aber, die das Geheimniß besaßen, suchten mit dem Schwert oder durch Gift die beiden Leztern aus dem Wege zu räumen, und nachher, weil sie nun nichts mehr hinderten, den Kardinal von Bourbon zum König zu machen, und ihm Dispensation zu verschaffen, sich mit der Infantin zu vermählen, um doch den Spanischen Hof nicht ganz vor den Kopf zu stoßen.

Wenn man diesen Entwurf mit Jeannins Plan vergleicht, den wir den Lesern im Auszuge vorgelegt haben, so wird man sich wundern, wie zwey einander so grade entgegen laufende Stücke sich in demselben Paket befinden konnten. Ohne die Ursach davon in der geheimen Fügung der Vorsehung zu suchen, die dem König die wahren Maasregeln anzeigen zu wollen schien, die er gegen diese beiden Projecte, die wider ihn geschmiedet wurden, nehmen sollte, indem sie sie ihm alle auf Einmal vorlegte; so glaube ich, man kann sie in dem verschiednen Interesse aller dieser Personen finden, die ohne eine andre gemeinschaftliche Ursache, als ihren Haß gegen den König, sich mit einander berathschlagten, wovon einige, so wie der Herzog von Mercoeur, sehr weit entfernt waren, und dabey eine Menge chimärischer Ideen an den Tag brachten, und sich jedem Irrlicht überließen, das in ihren Köpfen glänzte, ohne einen andern gewissen und entschiednen Zweck zu haben, als den, den König von Navarra auszuschließen. In dieser Verwirrung der Gesinnungen ist es kein Wunder, daß sich so entgegengesetzte Meinungen in Ansehung der Mittel fanden.

Ich blieb drey Tage zu Compiegne und hatte öftere Unterredungen mit dem Könige, der sich von der Bes-

osheit, die man gegen ihn im Sinne führte empfind-
h betroffen zeigte, weil er ſich geſchmeichelt hatte, daß
n Betragen auch die Gedanken daran hätte erſticken
llen. Er ſchickte mich nach Mante zurück, weil er
merkte, daß durch die Mühe, die ich mir bey unſern
eſprächen gab zu reden, meine Wunden wieder auf-
echen könnten. Aber ich erhielt von dieſem guten
ürſten die deutlichſten Beweiſe eines gänzlichen und
bevollen Zutrauens. Das lezte, was er mir bey
einer Abreiſe ſagte, war, alle Bewegungen ſeiner Fein-
genau zu beobachten, und mich unterdeſſen, bis er
lbſt nach Mante käme, vorzubereiten, ihm guten Rath
zu geben, denn er wollte nach meiner Anweiſung das
betragen einrichten, welches er in einer ſo kitzlichen Lage
unehmen müßte. Er blieb nur ſo lange in der Picar-
e, als nöthig war, um einige Einrichtungen zu Stan-
e zu bringen, und nahm dann ſeinen Weg nach Man-
. Dieſen Ort hatte er vorzüglich vor allen andern
wählt, weil er durch ſeine Lage ihm der bequemſte
luſenthalt zu ſeyn ſchien, um zu einer Zeit, wo es
ahrſcheinlich war, daß die Schleichwege des Kabinets
uf die kriegeriſchen Beſchäftigungen folgen würden,
ie verſchiednen Kabalen ſeiner Gegner zu entdecken und
u zerſtöhren. Sein Staatsrath hielt ſich ſchon da-
lbſt auf, und er hatte auch ſeine Schweſter dahin kom-
nen laſſen. Nach der Entdeckung der Anſchläge, die
nan gegen ſein Leben machte, wäre es äußerſt unbeſon-
nen geweſen, irgend eine Vorſicht zu ſeiner Sicherheit
u verſäumen. Er verſtärkte ſeine Leibwache, legte ein
Korps Engliſcher Truppen, die ihm ſehr zugethan wa-
en, nach Limay, welches gleichſam eine Vorſtadt von
Mante iſt, und ergrif nun die Partey, Jedermann für
verdächtig zu halten, weil er in der That beinahe Nie-
manden ſah, dem er nicht hätte mißtrauen müſſen, ſeit-
dem er ſich überzeugt hatte, daß Leute, die er zu ſeinen

Berathſchlagungen, an ſeine Tafel und zu ſeinen Vergnügungen zog, im Stande waren, die heftigſten Entſchließungen gegen ihn zu faſſen.

Wenn von allen Gunſtbezeugungen, die ein Fürſt uns erzeigen kann, der durch die Eigenſchaften ſeines Geiſtes eben ſo achtungswürdig iſt, als durch ſeine großen Thaten, keine einen Mann von Ehre ſo ſehr rühren kann, als die Geſinnungen des Herzens, was bin ich denn nicht dieſem Fürſten ſchuldig, der mich ganz beſonders mit ſeinem Vertrauen beehrte, zu einer Zeit, wo Treuloſigkeit, Bosheit, Verrätherey und alles, was der Eigennutz Unterthanen eingeben kann, die dieſen Götzen an die Stelle der Liebe zu ihrem König geſetzt haben, ihm beinahe keinen andern Weg übrig ließen, als ſich mit allgemeiner Zurückhaltung und Mißtrauen zu waffnen? Ich muß noch mehr ſagen, denn warum ſollte ich verſchweigen, was mir in meinem ganzen Leben grade der Fleck zu ſeyn ſcheint, der mir am ſicherſten die Achtung wirklich tugendhafter Perſonen zuziehen kann? Das nehmlich, daß in dieſem gefährlichen Verhältniß der König ſich mir ganz überließ, und mir das Schickſal ſeiner Krone und ſein Eignes anvertraute, (denn es kam hier auf nichts geringers an) weil er ohne Zweifel überzeugt war, daß der Rath eines Menſchen voll von aufrichtiger Anhänglichkeit, und — wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf — von wahrer Freundſchaft, hier mehr als Scharfſinn des Geiſtes und Geſchicklichkeit, wenn ſie nur von zweifelhafter Treue begleitet ſind, gelten müſſe. Nie hat mir je etwas eine ſo reine und ſo edle Freude gewährt, als die Ehre, die mir durch dieſe Wahl wiederfuhr. Aber kaum hatte ich mich dieſer Freude einige Augenblicke überlaſſen, ſo fühlte ich auch die ganze Schwere der Laſt, die ich auf mich genommen hatte, und mitten in meinem

Vergnügen zitterte ich, daß meine Schwäche oder
Unfähigkeit mich zu einem Schritt verleiten
ten, der — nicht mir, denn bey ſolchen Gelegen-
, glaube ich, denkt man wohl am wenigſten an
elbſt, ſondern dem Fürſten, der ſich auf mich ver-
Schaden bringen könnte.

Von dieſem Augenblick an gebrauchte ich eben ſo
Vorſicht bey meinen Rathſchlägen, als der König
ine Perſon anwendete. Ich bereitete mich durch
iefſte Nachdenken über den Zuſtand der benachbar-
Königreiche im allgemeinen, über Frankreichs Lage,
die Parteien, welche es zertheilten und über das
ältniß des Königs insbeſondre, dazu vor. Ich
hte, daß wenn man bey Aufträgen, wie der Mei-
nie, ſelbſt ohne ſeine Schuld, einen Fehler begehen
ohne einen Vorwurf deswegen zu verdienen, man
gen jeden Tadel ſich zuzieht, wenn die Irrthümer,
e man verfällt, daher kommen, daß man ſich mit
nſchaft betragen hat. Dieſe Betrachtung bewog
zuerſt meine eignen Neigungen und Geſinnungen
Fleiß zu ſtudiren, und überführte mich von der
wendigkeit, daß ich damit anfangen müſſe, mein
s Herz zu zwingen, ſich zu überwinden und ſich
zu vergeſſen. Ein ernſthafter Rückblick auf meine
e Aufführung ließ mich die Ungerechtigkeit der häuf-
Klagen einſehen, die ich mir gegen das Betragen
Königs gegen mich und gegen die Proteſtanten er-
hatte. Ich ſuchte die Urſache davon, und fand
ld in dem gewöhnlichen Vorurtheil, daß man ſich
dadurch der Religion, die man bekennt, würdig
e, wenn man Grauſamkeit, Treuloſigkeit und
neid für nichts rechnete, ſo bald es darauf ankäme,
en Sieg zu verſchaffen. Ich legte dieſe Idee ab,
ür den Urheber der Religion eben ſo beleidigend,

als der Religion selbst, die sich so unwürdiger Mittel bedient, nachtheilig ist, und man wird mir leicht glauben, wenn ich versichre, daß ich gegen nichts so sehr auf meiner Hut war, als gegen trügerischen Religionseifer, wenn man über den Rath nachdenkt, den ich wagte, dem König zu geben.

Nachdem ich so mich meiner selbst versichert hatte, blickte ich dreister in dieß undurchdringliche Chaos der verschiednen Vortheile hinaus, und versuchte es, eine Zukunft zu prüfen, die von allen Seiten die fürchterlichsten Abgründe zeigte. Sollten Frankreichs Drangsale bis auf die Ewigkeit ausgedehnt werden, indem man zwey damals ziemlich gleiche Religionsparteien gegen einander bewaffnete? Sollte ein Fürst, der so sehr verdiente, glücklich zu seyn, sein ganzes Leben in den Greueln des Krieges hinbringen, der ihn bis jezt noch keinen Augenblick hatte zu Athem kommen lassen, und der ihm, wenn ich ihn auf diese Seite lenkte, noch unendlich größere Beschwerden vorbereitete, als alles, was er bisher ausgestanden hatte? Sollte ich auf der andern Seite die ganze Partey der Reformirten in Frankreich, die den Frieden und was billig war wünschten der Gefahr aussetzen, die Schlachtopfer einer blos menschlichen Politik und unter die Füße ihrer grausamsten Feinde getreten zu werden? Sollte ich, in der Ungewißheit des Schicksals der Waffen, und in der Furcht eines Augenblickes, der schnell dem Leben des Königs hätte ein Ziel setzen können, die Sachen dahin bringen, daß Frankreich, vielleicht eine Beute Spaniens und aller seiner Nachbarn, oder von tausend kleinen Tyrannen zerrissen, in einem Augenblick den Ruhm seines Namens, den Glanz seiner Monarchie und die Erbfolge seiner Könige verlöhre? Welche Gefahren im Kriege! Welche Schlingen im Frieden! Welche Ursachen

zur

urcht von allen Seiten! Und wie einen Entschluß
, da so viele fast unvermeidliche Uebel überall
ten!

Und doch war Unentschlossenheit von allen das ge-
chste. Ich glaubte am Ende, daß, alles genau
en, der Weg der beste wäre, der dem Bürgerkriege
lt thäte, Frankreich die Ruhe wiedergäbe, es
guten König unterwürfe und es in den Stand
sich an seinen auswärtigen Feinden zu rächen;
eißt, derjenige Weg, der die meisten der gegen-
gen Uebel abwendete, und denen, welche noch
chten waren, abzuhelfen, der Zeit über ließe.
einem Worte, ich entschloß mich, den König zu
en, die katholische Religion anzunehmen, und
ach und nach dazu vorzubereiten. Ich wußte
daß ich dadurch zwey Parteien unzufrieden
n würde, die Protestanten unter Frankreichs
barn und die Französischen Calvinisten. Aber
nsehung der Ersten, kann Frankreich, wenn es
al vereinigt ist, nicht jeder fremden Hülfe entbeh-
Und den Andern konnte man ja Vortheile ein-
en, welche sie diese Veränderung ohne Murren er-
n ließen. Und in Ansehung beider rechnete ich auf
Dankbarkeit, die ein Fürst wie Heinrich unfehlbar
Leute hegen mußte, denen er die größte Erkennt-
t schuldig war.

Dieß war es, was mich seit dem Augenblick mei-
lbreise von Compiegne einzig und allein beschäf-
und ich war noch ganz in diese Betrachtungen
st, als der König zu Mante ankam. Das erste,
er that, war, mir sagen zu lassen, ich sollte mit
ewöhnlichen Vorsicht zu ihm kommen. Jacqui-
führte mich noch vor Tage in sein Zimmer, und
amen sogleich auf die Hauptsache. Heinrich, der
seiner

ſeiner Seits auch tauſend Betrachtungen über ſeine verwirrte Lage angeſtellt hatte, fieng damit an, mir ein natürliches Gemählde davon zu machen. Nicht zu vereinigendes Intereſſe unter den Prinzen und den Groſſen des Reichs, Haß zwiſchen ihnen ſelbſt und Meuterey und Ungehorſam gegen den König in aller Herzen, Trägheit bey den auswärtigen Bundsgenoſſen, Erbitterung und Streben nach Gewalt von Seiten der Feinde, Verrätherey im Innern, Gewaltthätigkeiten von außen, Abgründe und Klippen von allen Seiten! Er beſchloß dieſe pathetiſche Rede, indem er mich fragte, welch Mittel ich gegen das alles wüßte?

Ich antwortete ihm, daß, ohne es wagen zu wollen, ihm zu irgend etwas zu rathen, ich ſchlechthin nur drey Wege ſähe, unter welchen er ſich einen wählen möchte. Der erſte wäre, aller Welt auf ſeine eigne Unkoſten, oder vielmehr auf Unkoſten des Staats ihren Willen zu thun; der andre, ſich an keinen Menſchen zu kehren, und alles mit offenbahrer Gewalt zu erringen zu ſuchen; der dritte hielte das Mittel zwiſchen dieſen beiden, alle Hinderniſſe nehmlich, die man ſeiner Thronbeſteigung entgegenſetzte, dadurch weg zu räumen, daß er katholiſch würde. Hier nahm der König das Wort, und rief, was ich ihm da ſagte, wäre noch gar kein Rath. Er befahl mir, ihm grade zu ſagen, was ich an ſeiner Stelle thun würde. Ich ſuchte es ihm zu verſtehn zu geben, indem ich die drey Vorſchläge, die ich ihm gethan hatte, nach einander wieder durchgieng. Ich zeigte ihm, daß, wenn er den erſten befolgte, er ſich ſelbſt bis auf nichts herab bringen würde, und daß, wenn er die Habſucht der Spanier und der Franzöſiſchen Ligiſten befriedigen wollte, ſo würden ihm von ein m ſo groſſe: Königreiche kaum einige wenige Provinzen übrig bleiben. In Anſehung des zweiten ſtellte ich

hm vor, daß, ſo bald er würde Gelegenheit gegeben
n zu glauben, daß er blos ſeinem Geburtsrecht die
ne danken wolle, ſo würde der Abfall aller Katholi-
und die Wuth eines Heers von Feinden innerhalb
außerhalb des Reichs ihm ein fürchterliches Unge-
r zuziehen. Der Unbeſtand des Glücks und die
ewöhnlichen Unfälle des Kriegs, ob gleich er ſie
nicht erfahren hatte, fanden ihre Stelle bey dieſer
achtung. Den dritten Vorſchlag berührte ich nur,
em König zu verſichern, ich könnte ihm, weil ich
Proteſtant wäre, hierüber nichts ſagen.

So wie ich fortredete, ſah ich, wie der Geiſt des
gs immer mehr von der Verlegenheit, worin ihn
jetzige Lage ſtürzte, betroffen wurde, und ich hoffte,
der Anblick aller dieſer Hinderniſſe ihn endlich auf
Fleck führen würde, wo ich ihn gern haben wollte.
war gewiß, daß Heinrich den erſten meiner drey
chläge gar nicht einmal in Betrachtung zog. Ich
e ihn zu gut, um ihn fähig zu glauben, ſich je zu
Vergleich zu verſtehen, der ihm nur die Geſtalt
Königs laſſen und ihn entweder von Spanien ab-
g machen, oder nur auf den kleinſten Theil von
kreich einſchränken würde. Auch war er nur we-
der beiden leztern zweifelhaft. Von der einen
, ſagte er, wenn er bey ſeiner Religion bliebe,
er alle Prinzen von ſeinem Geblüt, alle Großen
Reichs, und die, welche an der Spitze der Staats-
altung und der Finanzen ſtünden, gegen ſich ver-
t, als die Herren von Epernon, Nevers, Lon-
lle, Biron, O, Rieux, Villeroy, Manou, Cha-
ieux, Vitri, Entragues, Sourdis, und andre,
Herrechnung zu weitläuftig ſeyn würde. Er
oraus, daß ſie entweder eine von der Ligue unab-
ge Partey gegen ihn machen, oder, was wahr-
ſchein-

ſcheinlicher und auch gefährlicher war, ſich mit den Ligiſten vereinigen und mit ihnen die ſicherſten Maasregeln nehmen würden, ihm alle Wege zum Throne zu verſperren. Auf der andern Seite warf er ſich die Klagen der Herzoge von Bouillon und la Trimouille vor, und das Geſchrey ſo vieler Proteſtanten, die er verlaſſen ſollte, die er ſo ſehr geliebt hatte, und die ſo lange Zeit ſeine einzige Stütze geweſen waren. Er dachte ſie ſich, wie ſie von der Unzufriedenheit zu Entſchlüſſen übergiengen die nur die Verzweiflung, von einem undankbaren Fürſten aufgeopfert zu ſeyn, eingeben kann, wie ſie ſich ein Oberhaupt erwählten, ſich in einem Theil von Frankreich in Vertheidigungs-Stand ſetzten und ihn zwängen, ſeine Waffen gegen ſie zu kehren. „Nein," rief er zulezt, nein, ich könnte ſie nicht hart behandeln, noch ihnen den Krieg erklären; ich werde ſie immer lieben.

Ich fühlte mich von dieſen Worten gerührt, die eine bey Fürſten ſo ſeltne Gutherzigkeit und Erkenntlichkeit zeigten. Ich dankte ihm dafür im Namen aller Proteſtanten, indem ich mich auf ein Knie niederwarf und ihm die Hand küßte. Was er ſeiner Religionsveränderung entgegenſetzte, und die Art, wie ers that, trugen grade am meiſten dazu bey, meine Furcht zu zerſtreuen, und mich in der Meinung zu beſtärken, daß für die gegenwärtigen Uebel es kein anders Mittel gäbe. Ich nahm das Wort wieder, und ſagte ihm, die Herren von Bouillon und la Trimouille, und alle Perſonen von Verdienſt und Vorzügen unter den Calviniſten, würden nicht ſo unklug ſeyn, wegen eines Schrittes, zu dem die Nothwendigkeit allein ihn gezwungen hätte die Waffen gegen ihn zu ergreifen, wenn man fortführe, ihnen mit aller der Auszeichnung zu begegnen, die man ihrer Perſon und ihren Dienſten

ſchul-

huldig wäre. Indem ich fortfuhr dem König alles, as ich darüber gedacht hatte, zu erklären, setzte ich inzu, da das Wesentliche aller Religionen, die an hriſtum glauben, doch im Grunde daſſelbe ſey, nehm- ch der Glaube an dieſelben Geheimniſſe und derſelbe hrbegriff von der Gottheit, ſo ſchiene mirs, daß der ebergang vom Proteſtantismus zum Katholicismus, er umgekehrt, weniger eine Religionsveränderung ißen könne, als vielmehr, um des Vortheils der Re- gion ſelber willen den Unterſchied befolgen, den die olitik für gut befunden habe, hinein zu bringen. Soll- ich mich aber auch in dieſer Idee irren, ſo wäre es ch unſtreitig gewiß, daß die Annehmung der katho- chen Religion keinesweges die Nothwendigkeit auflege, die andern alle zu verfolgen; daß im Gegentheil elleicht Gott den König zu dieſer Veränderung brächte, um dadurch dem ganzen Europa ein neues und r ganzen Religion ſelbſt würdigeres Schauſpiel zu ben. Lange genug habe die Verſchiedenheit der Secten in Frankreich die traurigſten Scenen hervorgebracht; ſey eine Quelle des Elends und der Unordnungen, gen des Abſcheus, den man dem Volk gegen alle, von einer verſchiednen Glaubensweiſe wären, beyächte; dieß geſchehe ſo wohl von Seiten der Protenten als der Katholiken; Er allein würde einem ſo ährlichen Uebel abhelfen können, indem er die Beken- beider Religionen durch die Bande der Freundaft und der chriſtlichen Liebe vereinigte, oder, wenn ß ein unmögliches Unternehmen ſeyn ſollte, indem er en wenigſtens ſo richtige Vorſchriften gäbe, daß beiParteien mit dem, was ihnen zugeſtanden wäre, zuden ſeyn müßten. Er wurde gerührt durch den Geken, ſein Andenken dadurch zu verewigen, daß er einem zerrütteten Lande Ruhe, Sicherheit und Ueberfluß wieder herſtellte; und durch die Anwendung der

Talente, die er vom Himmel erhalten den Ruhm zu verdienen, Frankreich glücklich gemacht zu haben, nachdem man an der Rettung dieses Landes verzweifelt und seine Wunden für unheilbar gehalten hatte. Ich bin gewiß, daß dieser Grund ihm mehr am Herzen lag, als der, seiner eignen Ruhe. Dennoch vergaß ich auch diesen nicht; und Heinrich mußte mir stillschweigend zugeben, daß, nachdem er so zu sagen den Krieg erschöpft hatte, sein Herz nun von selbst eine weniger geräuschvolle und ruhigere Lage wieder forderte.

Der stärkste Beweis, daß ich bey dieser Gelegenheit für die Sache der Vernunft und der Gerechtigkeit sprach, ist, daß der König, der durch eine glückliche Eigenheit seines Geistes schnell das wahre und falsche von dem, was man ihm sagte, begrif, mir gestand daß alle meine Worte ihn im Innern seines Herzens träfen. Er setzte hinzu, er wolle es noch Einmal ganz durchdenken, aber er glaubte, er würde keinen andern Rath befolgen. In der That war auch in drey Tagen sein Entschluß gefaßt, und er bemühte sich, die noch übrigen Schwierigkeiten beyzulegen. Einige betrafen ihn selbst, denn da Offenheit und Aufrichtigkeit im Grunde seines Herzens so wie in allen seinen Reden waren, so bin ich überzeugt, es wäre nichts im Stande gewesen ihn zu Annehmung einer Religion zu bewegen, die er innerlich verachtet oder an der er nur gezweifelt hatte. Ein Fürst, der nie die Menschen betrogen hatte, war weit entfernt, Gott betrügen zu wollen.

Die andern Hindernisse betrafen die vornehmsten Häupter der protestantischen Partey, die unfehlbar so wohl aus Furcht, als weil sie es als eine Kränkung ihrer Ehre ansahen, durch diesen bloßen Vorschlag würden aufgebracht werden. Er ließ sie alle zusammen kommen und richtete seine Worte an die Angesehensten unter

unter ihnen, die Herren von Bouillon, Sancy, du Pleſſis, Salignac, Morlas, Conſtans und Salettes; ich war auch gegenwärtig. Er ſagte ihnen, in der Abſicht, ſie von weitem zu prüfen, er hätte ſie verſammlet, um ihre Meinung über etwas, das er ihnen mittheilen wollte, zu vernehmen. Er hätte ſichre Nachrichten erhalten, daß Bellozane und die beiden Durets, die Agenten der dritten Partey eine Unterredung mit Villeroy und Jeannin gehabt und daß ſie beſchloſſen hätten, gegen ihn die ganze Macht der Ligue und der andern Katholiken zu vereinigen. Er ſey dem Augenblick nahe, womit ihm die Katholiſchen ſo oft bedrohet hätten; ſie wollten ihn jezt alle mit einander verlaſſen. Der gemeinſchaftliche Plan ſey, den Kardinal von Bourbon auf den Thron zu ſetzen, ihm die Infantin von Spanien zur Gemahlin zu geben, und ihn ſelbſt, Heinrichen, auf alle Art aus dem Wege zu räumen zu ſuchen. In der That habe ſich zwar der Kardinal von dieſem lezten Vorſchlag ſehr abgeneigt bewieſen, es ſey aber aller Anſchein da, daß er endlich die Hände dazu würde bieten müſſen, wenn man ihm würde begreiflich gemacht haben, daß dieß das einzige Mittel ſey, ſich der Krone zu verſichern. Er erſuchte ſie daher, ihm frey heraus zu ſagen, was ſie dächten, daß bey dem allen, und beſonders bey dem Abfall der Katholiken, der ſeine Partey in den elendeſten Zuſtand bringen würde, zu thun ſey.

Aus dem Geräuſch und der Unruhe, welche dieſe Erklärung in der Verſammlung verbreitete, ſah man wohl, daß alle, aus denen ſie beſtand, bisher ohne an die Zukunft zu denken, noch für etwas zu ſorgen, ohne einen feſten Zweck, und ſelbſt ohne wahre Zuneigung zu dem König nur ſo in den Tag hinein gelebt, und nur die Zeit hin zu bringen und ſich die kriegeriſchen Talente ihres Herrn zu Nutze zu machen geſucht hat-

ten. Sie konnten durchaus nicht mit einander eins werden, noch einen zusammenhängenden Entschluß fassen. Man wußte nicht, sollte man den Frieden wünschen, oder den Krieg fortsetzen. Der eine sagte, es sey nichts zu thun, als wieder in das Feld zu rücken, und alles um alles zu wagen. Ein andrer glaubte, man könnte den ganzen Anschlag vernichten, wenn man acht oder zehn der vornehmsten Katholiken, die noch nicht auf ihrer Hut wären, und besonders die Urheber des Komplots gefangen nähme. Andre, etwas gemäßigter oder vielleicht nur ihrer Sachen weniger gewiß, sagten blos, man müsse unterhandeln und einen Vergleich suchen; ohne dabey angeben zu können, wie das geschehen sollte. Ich ergrif diese Aeußerung, und indem ich sie an etwas vernünftigeres kettete, machte ich, daß der Rath zur Unterhandlung die Oberhand behielt. Man wußte, daß ich einigen Einfluß auf den Grafen von Soissons, und freien Zutritt bey dem Kardinal von Bourbon hatte. Dieser lezte sagte mehrmals öffentlich, ob ich gleich ein Hugenot wäre, so kennte er doch Niemanden, zu dem er so viel Zuneigung hätte, als zu mir. Ich both mich zur Mittelsperson bey diesen beiden Prinzen an, um sie dahin zu bringen, den Ueberredungen der Feinde des Königs kein Gehör zu geben. Um noch sichrer zu gehen, versprach ich, mir Mühe zu geben, ihre Kreaturen und Rathgeber zu gewinnen, vorzüglich den Abt von Bellozane und die Durets, die Vertrauten des Grafen von Soissons, und Madame des Rosieres, eine gute Freundin des Kardinals.

Niemand widersprach dieser Meinung; ohne Zweifel, weil die Versammlung, die die Erklärung gehört hatte, sich jezt zu schwach fühlte, um sogleich die Feindseligkeiten wieder anzufangen, und also in dem Augen-

nblick Niemand etwas beſſers zu thun wußte. Der
önig ſeiner Seits ſah es ganz gerne, daß er nach
m einmüthigen Rath der Proteſtanten den Prinzen
m Geblüt entgegen kommen, und mit den Ka holiken
n der Ligue in Unterhandlung treten ſollte. Ich be-
nn ſogleich, nach meinem Plan zu arbeiten, und
achte den Anfang mit dem Abt von Bellozane. Ich
ußte, daß Eiferſucht ihn zum heimlichen Feinde der
urets machte. Wenn ich ihn von dieſer Seite faßte,
nen Haß beſtärkte, und ihm mit einer erſten Rolle
Staatsſachen ſchmeichelte, hoffte ich am erſten mit
n fertig zu werden. Ich fieng damit an, daß ich
n ſagte, ich käme im Namen des Königs ihm Dank
ſagen, daß er ſich zum Vortheil deſſelben ſo groß-
uthig den Unternehmungen der Durets widerſetzt hät-

Da dieß nichts anders als die Frucht eines graden
d mit gutem Willen für den König erfüllten Herzens
n könne, ſo würde Seine Majeſtät, ob ſie ihn gleich
r wenig kennte, ſich doch wie billig ſo lange für ſei-
n Schuldner halten, bis ſie im Stande wäre, ihm
rklichere Proben ihrer Zuneigung zu geben. Der
nig werde dieß gewiß thun, indem er ihm den Kar-
alshut, oder doch eine der reichſten Pfründen des
nigreichs verſch ffte, ſo bald nur durch ſeine jezt ganz
ge Religionsveränderung die Austheilung dieſer Gna-
n in ſeiner Gewalt ſeyn würde.

Dieſer Anfang, der der Eitelkeit des Abts nicht
nig ſchmeichelte, gab mir Gelegenheit, gleichſam ohne
ſicht auf die geheimen Unternehmungen der Durets
kommen, welche ich mich ſehr genau zu wiſſen ſtell-
um ſie von ihm zu erfahren, und ihn zu bewegen,
ihnen noch ſtärker zu widerſetzen. Kaum hatte ich
ch nur einige Worte darüber fallen laſſen, ſo ließ er
ner Neigung freien Lauf, ſchimpfte auf die Durets

und ſagte ſo viel böſes von ihnen, daß ich jezt ganz das Gegentheil denken, und glauben mußte, ſein Haß mache, daß er ſie falſch beſchuldige. Der Kardinalshut und das Bißthum thaten ihre Wirkung, Bellozane ſtellte ſich nun wirklich, für den König allen den Eifer zu fühlen den ich ihm vorher angedichtet hatte. Es war nicht ſeine Schuld, wenn ich nicht glaubte, er habe ſich immer den heftigen Entſchließungen der Katholiken widerſetzt, deren Zweck und ihre ganze Intrigue ich beyläufig von ihm erfuhr. Ich ſchmeichelte mir einige Zeit, dieſen Menſchen für den König gewonnen zu haben; aber Betrüger kommen bald zu ihrem Character zurück. Kaum hatte er mir ſeine Verſicherung gegeben, ſo lief er hin, um dem Kardinal von Bourbon und nachher Villeroy und Jeannin das Gegentheil zu verſichern, denen er zugleich die ganze Unterredung, die er mit mir gehabt hatte, von einem Ende bis zum andern erzählte. Wenn ihm ſeine Verrätherey durch den höhern Grad von Gunſt, den ſie ihm verſchafte, Vortheil brachte, ſo fand ich auf der andern Seite, daß dem König vielleicht dadurch beſſer gedient wurde, als wenn Bellozane verſchwiegen geweſen wäre. Außerdem, daß ich dadurch Mittel gefunden hatte, dieſen Herren von der Neigung des Königs, ihre Religion anzunehmen, einen Wink zu geben, welches ſie im Herzen ihm näher brachte, beſonders den Kardinal, der die Religion noch mehr als die Krone liebte, ſo hatte Bellozanens Plauderhaftigkeit noch eine andre Wirkung, daß nehmlich die Begierde bey ihnen erregt wurde, einer den andern in Erlangung der Gnade des Königs auszuſtechen. Ich verzieh daher dem Abt ſeine Falſchheit ſehr gern, und zog in Rückſicht auf die Durets noch einen dritten Vortheil daraus.

Dieſe, da ſie ſahen, daß Bellozane durch die Geheimniſſe, die er ſeinen Gönnern entdeckt hatte, in der

Gunſt

Gunſt derſelben geſtiegen war, waren deshalb nur deſto geneigter, die Vorſchläge anzuhören, die ich ihnen nachher machte. Ich ſagte ihnen, daß der König, durch Bellozanens Betrügerey aufgebracht, (dieß war die Wahrheit, denn er hatte es ſo weit getrieben, daß ſchon die Proteſtanten anfiengen Verdacht zu ſchöpfen) gar nichts mehr mit einem ſolchen Menſchen ohne Treu und Glauben zu thun haben wollte, und entſchloſſen ſey, bey allen ſeinen künftigen Schriften ſich blos ihrer Vermittelung zu bedienen. Ich hatte für ſie noch ein Stück aufgehoben, von deſſen Mittheilung ich der beſten Wirkung ganz gewiß war; dieß war der Entwurf des Vertrags zwiſchen der Ligue und Spanien, und die Antwort darauf, wovon ſie noch gar nichts wußten, und die ich ihnen jezt zeigte. Dieſer Zug warf ſie zu Boden. Sie glaubeen ſich verachtet. Sie fanden den Entwurf vernünftig genug, um zu fürchten daß er zu Stande kommen, und die Entſcheidung der ganzen Angelegenheiten nach ſich ziehen könnte, ohne daß ſie etwas dazu beygetragen hätten; welches für ſolche Leute immer das Schlimmſte von allem iſt. Sie bedachten ſich daher keinen Augenblick, mir mit Wärme ihre Dienſte für den König anzubiethen. Die Religionsveränderung, wovon ich ihnen auch etwas hatte merken laſſen, ſchien ihnen hinlänglich, allen Chikanen, die man ihm entgegen ſetzte, ein Ende zu machen, und ſie waren froh, die Vermittler eines Entwurfs zu werden, deſſen ganze Anlage ſie glücklicher fanden, als die Vorſchläge des Herzogs von Mayenne an den König von Spanien. Im Grunde blieb ihnen nach dem Siege, den Bellozane über ſie davon getragen hatte, weiter nichts übrig, deswegen waren ſie auch verſchwiegener, und ihre Verwendung war nicht ohne Nutzen.

Ich wendete mich nunmehr an den Abt du Perron, der durch ſeinen Charakter, ſeinen Ruf und ſeine

Beredtsamkeit, wenn es darauf ankam, einen Entschluß zu fassen oder aufzugeben, mehr über den Kardinal von Bourbon vermochte, als Bellozane und die Durets mit aller ihrer List. Wir kannten uns schon seit langer Zeit, und er war mir einige Verbindlichkeit schuldig. Ich überdachte meine Anrede vorher, weil ich mit einem Mann zu thun hatte, für den Beredtsamkeit, große Ideen und tiefe Schlüße einen großen Reitz hatten. Ich mischte eben so viel und noch mehr Staatskunst und menschliche Aussichten, als Religion hinein. Mein Bruder, der Gouverneur von Mante, war bey unsrer Unterredung gegenwärtig, worin, nachdem ich wie gewöhnlich ihm Winke von der künftigen Religionsveränderung des Königs gegeben hatte, ich es unternahm ihm zu beweisen, daß, Spanien und einige unruhige Köpfe in Frankreich ausgenommen, es der Vortheil und das Interesse nicht nur allen Franzosen sondern auch des ganzen Europa wäre, daß der König von Navarra auf den Thron erhoben würde, und das Königreich in demselben Umfang und mit derselben Macht besäße, die seine Vorgänger gehabt hätten.

Ich fieng bey dem Pabst an. Ich sagte zu du Perron, Er, der eine so vollkommne Kenntniß des Römischen Hofes besäße, wisse besser als Jemand, daß Clemens VIII. der jezt regierte, weder so ungestüm als Sixtus V. noch so veränderlich als Gregor XIV. sey. Dieser Pabst würde mit unbefangnem und unparteiischem Geiste die gegenwärtigen Angelegenheiten Europas und der Christenheit betrachten; seine Absicht wäre nicht, Frankreich von Spanien abhängig werden zu lassen, indem er das nothwendige Gleichgewicht zwischen den Häusern Bourbon und Oestreich vernichtete, da ihm keine der Absichten des leztern auf die Universalmonarchie unbekannt sey, daß der Pabst hierin, außer seinem

Inter-

Intereſſe als allgemeiner Vater der Katholiken, auch noch insbeſondre ſeinen zeitlichen Vortheil fände, weil Italien und das Erbtheil Petrus ſehr geſchwind dem Schickſal Frankreichs und der übrigen Königreiche folgen würden; und daß der Heilige Vater Gefahr lieſe, ſich eines Tages blos zu der Würde eines Kapellans der Könige von Spanien herabgebracht zu ſehen. Seine Heiligkeit dächte auch überdem zu weiſe, um ſich an den mächtigen Ausdruck: der Abtrünnige, zu kehren, womit man die Schwachen zu verblenden ſuchte, und nicht dem König ihre Arme zu öfnen, ſo bald er das Verlangen, ſich ihr zu nähern, an den Tag legen würde.

In Anſehung der andern gekrönten Häupter in Europa litt mein Vortrag weit weniger Schwierigkeiten; auch hielt ich mich dabey nur wenig auf, um die Rede auf Spanien zu bringen. Ich fragte den Abt du Perron, ob er nicht ſo gut als ich glaubte, daß dieſe ſeinen Politiker, die die einzigen Urheber der Unruhen in Frankreich wären, jezt an dem glücklichen Erfolg ihres glänzenden Plans, ganz Frankreich zu erobern, zu verzweifeln anfiengen? und das, weil ſie jezt ſo wohl den König und die ihm ergebnen Proteſtanten, als auch die Katholiken in Frankreich kennten. Hatte der König von Spanien es je ſich ernſtlich in den Kopf ſetzen können, aus Frankreich eine Spaniſche Provinz zu machen? Hatte er je ſich ſchmeicheln können, daß Sein Joch nach dem Geſchmack eines Volks ſeyn würde, daß von jeher der Nebenbuhler und der Feind von Spanien geweſen war? Ueber dieß alles hatte man jezt mehr, als bloßen Verdacht. Philip II. handelte deutlich, als ob er vollkommen wüßte, daß die Herzoge von Mayenne, Guiſe und Mercoeur ihn betrügen und blos zu Beförderung ihrer Privatabſichten gebrauchen wollten. Er dachte nichts anders von den Herzogen

von Savoyen und Lothringen, die er ſich ſeines Geldes und ſeiner Truppen bedienen ſah, ohne deshalb mehr Achtung für ihn zu bezeigen. Ein überzeugender Beweis, daß Philipp in allen Stücken dieſe Geſinnungen hegte, wovon die geheimen Vorſchläge, die er durch Don Bernardin von Mendoza, den Kommenthur Moreau, und den Grafen von Taxis dem König ſo oft hatte thun, und wieder erneuern laſſen. Im Grunde ſah er ſehr gut, daß aller Vortheil, den er aus den Franzöſiſchen Unruhen ſchöpfen könnte, höchſtens auf zwey oder drey Provinzen hinaus laufen würde, und es war ihm einerley, ob er ſie durch den König oder durch die Ligue erhielte. Es iſt wahr, daß wenn er Frankreich mit den Häuptern der Ligue theilte, ihm alsdann groſſe Hofnung blieb, eines Tages alles an ſich zu ziehen, indem er dieſe kleinen Könige einzeln und einen nach dem andern angriffe. Aber er kaufte gegenwärtig dieſe Hofnung ſchon ſehr theuer, indem die Habſucht der Ligue ſeine Truppen und ſein Geld erſchöpfte, ſo, daß wenn Heinrich nur den Krieg in die Länge zu ziehen vermöchte, der König von Spanien vorausſähe, daß er bald alle ſeine Hülfstruppen von Frankreich würde abziehen müſſen, weil er ſelbſt in Flandern deren nicht zu viel hätte, wo der Krieg von Tage zu Tage heftiger zu wüthen anfienge.

Da ich bemerkte, daß du Perron mir aufmerkſam zuhörte, und innerlich mit allem was ich ſagte eins zu ſeyn ſchien, ſo hielt ich mich noch länger bey dem Kapitel von Spanien auf. Ich ſagte ihm, es ſey gar nicht wahrſcheinlich, daß ſo viel tapfre Leute, die ihre Freiheit, ihre Regierungsform, ihre Geſetze und ihre Gewohnheiten ſo ſehr liebten, jemals ſich unter ein fremdes Joch würden bequemen, und ſich entſchlieſſen können, zum Preis für ihre ſchönſten Handlungen

wei-

weiter nichts davon zu tragen, als die Ehre, Unterge-
bene der Spaniſchen Granden zu ſeyn, oder höchſtens
ihren Sold von einem König zu erwarten, der, ob er
gleich gegen Niemanden ſo große Verbindlichkeiten ge-
habt hätte, als gegen den Prinz von Parma, ihm
dennoch bis an ſein Ende den Lohn ſeiner Dienſte ver-
gebens habe erwarten laſſen. Daß der ganze Zweck
der Franzöſiſchen Großen, indem ſie ſich zu Anhängern
des Königs von Spanien zu machen ſchienen, nur der
ſey, dadurch größere Belohnungen von Heinrichen zu
erpreſſen, ſo lange er noch bey der Proteſtantiſchen Re-
ligion bliebe. Alsdann würden ſie den ſo abgedroſch-
nen Vorwurf, daß der König ein Abtrünniger ſey, ſo
wohl als den Plan, Einen von ihnen zum König zu
machen, die Heirath der Infantin, und alle die andern
eben ſo unſichern Entwürfe ſehr leicht aufgeben.

Zum Beweiſe deſſen, was ich ihm geſagt hatte,
zeigte ich dem Abt den Tractat, den die Ligue gleich
nach Aufhebung der Belagerung von Rouen dem König
durch Villeroy und Jeannin hatte vorſchlagen laſſen,
und von dem ich hier im kurzen Nachricht geben will,
weil ich, zu jener Zeit noch nicht gründlich davon re-
den konnte. Nachdem er ihn geleſen hatte, wendete
ich mich lebhaft gegen du Perron und fragte ihn, ob
es nicht der Vortheil aller guten Franzoſen, und ſein
eigner am erſten wäre, zu verhindern, das ſolche Ent-
würfe nicht zu Stande kämen? Ob das wahre Wohl
des Staats es erfordere, daß man ein Gebäude, wel-
ches den Königen von Frankreich ſo viel gekoſtet und
welches einige von ihnen mit ihrem Blut beſiegelt hät-
ten, in einem Augenblick zertrümmerte, und das ganze
Land wieder von jenen kleinern aber grauſamen und
ehrgeitzigen Tyrannen erfüllt ſähe, die ihrem Fürſten
Geſetze vorzuſchreiben wagten, und das Reich der im-

mer-

merwährenden Gefahr ausſetzten, von dem erſten Feind, der es angriffe, über den Haufen geworfen zu werden? Ob er nicht ſelbſt zugäbe, daß die monarchiſche Regierungsform, wodurch alle Glieder vereinigt und einem einzigen Oberhaupt unterworfen werden, die rühmlichſte und vortheilhafteſte von allen, beſonders für die Franzöſiſche Nation ſey?

Bey der dritten Partey, der Politiker, hielt ich mich nur ſehr kurz auf. Ich ſtellte ihm vor, daß nothwendig einer von dieſen zween Fällen eintreffen müſſte: entweder, daß die dritte Partey ſich mit der Ligue vereinigte, und dadurch würde dieſe den Beyſtand Spaniens verliehren; oder daß ſie von der Ligue getrennt handle, welches ſie aber mit dieſer in Streit verwickeln und dahin bringen würde, entweder von ihr zu Grunde gerichtet zu werden, oder ſie zu Grunde zu richten. Aus allen dieſen Fällen könne nichts entſtehen, was nicht zum Vortheil des Königs gereichen müſſe.

Um mit dem, was die Perſon des Königs ſelbſt betraf, zu ſchlieſſen, ſo war es mir gar nicht ſchwer, den Abt zu dem Geſtändniß zu bringen, daß dieſer Fürſt grade ſo wäre, wie er ſeyn müſſe, um über die Franzoſen zu herrſchen. Ich ließ ihn bemerken, daß der Ruf deſſelben allenthalben ſo gut und ſicher ſey, daß es für die Ligue und noch mehr für dieſe noch ſo wenig beglaubigte dritte Partey ſehr zu befürchten ſey, daß die Provinzen, wo man ſich nicht ſo blindlings als in Paris dem Eigenſinn der Ligiſten überließe, ſich ganz und gar in die Arme des Königs werfen möchten, ſo bald nur der Schwindel verraucht ſeyn würde, und der Liebe zur Ruhe, die allen denen welche gelitten haben, ſo natürlich iſt, Platz gemacht hätte. Die Provinzen fiengen ſchon an, öffentlich ihre Unzufriedenheit zu zeigen. Und über das alles, wie lange könnte der König,

bey

bey ſeiner Tapferkeit und Erfahrung, und wenn er vor häuslicher Bosheit auf ſeiner Huth wäre, nicht blos mit Hülfe der Proteſtanten in Frankreich und im Auslande noch den Krieg aushalten? Man hätte ihn zu einer Zeit, da weniger als zehn Städte auf ſeiner Seite wären, mit einer Handvoll Truppen der ganzen Macht des Königreichs Widerſtand leiſten ſehen. Ich ſchloß damit, daß, anſtat den Feinden Frankreichs das Vergnügen zu machen, daß ſie es ſich ſelbſt verzehren und zu Grunde richten ſähen, es der Vortheil Aller wäre, einen Fürſten zu begünſtigen, der ſich ſo fähig zeigte, ihm ſeine erſte Ruhe wieder zu geben, und es auf eine neue Stufe des Glanzes zu erheben.

Auf alle dieſe Gründe wuſte der Abt du Perron nichts zu antworten. Er war von ihrer Stärke überzeugt, und wie ich es erwartet hatte, wußte er den Kardinal von Bourbon davon zu überführen, indem er alle die noch hinzuſetzte, welche ſein Scharfſinn ihm eingab, und nicht unterließ ſie mit allem glänzenden Schmuck ſeiner Beredſamkeit auszuzieren. Der Reſt dieſes Jahrs und der Anfang des folgenden verfloſſen ihm und mir mit Gehen und Kommen und vorläufigen Abreden über dieſe Materie. So bald es zur Unterhandlung kam, fanden ſich mehr Mittelsperſonen, als man haben wollte.

Es iſt wahr, daß Villeroy und Jeannin dem König ſchon vor langer Zeit den Entwurf eines Vergleichs mit der Ligue vorgelegt hatten, und daß ſie ſich erboth, den König auf verſchiedne Bedingungen anzuerkennen. Das Stück iſt ſonderbar genug, um den Inhalt deſſelben anzuzeigen. Der wahre Geiſt, der die Ligue beſeelte, zeigt ſich darin ganz. Die Abſchwörung des Königs ſtand an der Spitze, als die erſte und vornehmſte Bedingung. Er ſollte ſich verbinden, die katholiſche Religion binnen drey Monathen öffentlich

lich zu bekennen. Er ſollte ſie in allen Städten wieder einführen, woraus die Uebermacht der Reformirten ſie verbannet hatte; ſich von aller Verbindung mit dieſen losmachen; ſie von allen Würden, Aemtern, Geſandſchaften und Staatsbedienungen, welchen Namen ſie auch haben möchten, ausſchließen, ſo, daß ſie in Frankreich blos unter dem Namen einer geduldeten Religion, und zwar nur auf eine gewiſſe Zeit, bleiben könnten, doch dürfte, wenn es die Noth erforderte, der Termin verlängert werden. Verſchiedne andre Artikel ſchienen blos hinein geſetzt zu ſeyn, um das Volk zu überreden, daß der Dienſt des Staats und der Religion der einzige Zweck der Ligue bey ihrer Unterhandlung mit dem Könige wären. Dahin gehörte die Klauſel, blos nach Vorſchrift der Kanons bey Beſetzung der Pfründen zu verfahren, alle ſechs Jahre die Stände zuſammen zu berufen, und andre mehr.

Alle dieſe Bedingungen hatten einen guten Schein, aber man ſetzte hinzu, und dieß war der Hauptpunkt für die Urheber dieſes Projects, der König ſollte nach allen ſeinen Kräften die Ligue beſtätigen und unterſtützen; eine gewiſſe Anzahl Städte in ihrer Gewalt laſſen, worin er nicht einmal Beſatzung legen könnte, — oder mit einem Worte, blos unter ihr herrſchen; — er ſollte alle Statthalterſchaften in Frankreich unter die vornehmſten Offiziere derſelben, welche man ihm anzeigen würde, vertheilen; noch mehr, er ſollte in jeder dieſer Statthalterſchaften hinlängliche Truppen unterhalten, um darin die Römiſche Religion zu beſchützen. Er ſolle darin nicht über die Steuern, Auflagen und andre königliche Einkünfte gebiethen können, welche alle, in Folge einer richtigen Vertheidigung nach Verhältniß der Beſchaffenheit und der Bedürfniſſe dieſer Statthalterſchaften zu dieſem Zweck angewendet werden

den ſollten. Eben ſo ſolle es mit allen Beſatzungen, welche man in die verſchiednen Plätze des Reichs legen würde, gehalten werden. Alsdann folgte die Beſtimmung dieſer Statthalterſchaften: Provence dem Herzog von Nemours; Languedoc dem Herzog von Joyeuſe; Bourbonnais und la Marche dem Herzog von Elboeuf; Bretagne dem Herzog von Mercoeur; die beiden Vexins als eine Statthalterſchaft dem Herrn von Alincourt; ein Theil der Normandie dem Herrn von Villars; Isle de France dem Baron von Roſne; Orleannois und Berry dem la Châtre; Picardie dem Herzog von Aumale; Champagne dem Herzog von Guiſe nebſt der Würde des Grand-Maitre und allen geiſtlichen und weltlichen Ehrenämtern, welche vorher bey ſeinem Hauſe geweſen waren.

Der Herzog von Mayenne war, wie billig, am reichſten verſorgt. Mit der Statthalterſchaft von Bourgogne vereinigte man für ihn noch die von Lionnois, Forez und Beaujolois; und in allen dieſen Provinzen gab man ihm eine Gewalt, die die Macht des Königs vernichtet haben würde; das Recht, nach ſeinem Gutbefinden die Stellen der Gouverneurs und königlichen Verweſer und alle andern Aemter nicht nur beym Kriegsſtande, ſondern auch bey den Finanzen und den Gerichten, ja noch mehr, alle Pfründen und geiſtlichen Würden und Plätze zu vergeben. Um dieſen ſo außerordentlichen Vortheilen die Krone aufzuſetzen, fügte man noch das Amt eines Konnétable, oder eines höchſten Verweſers der Krone hinzu; denn nur dieſes allein ſchien des Herzogs von Mayenne würdig. Ueberdem behielt man noch vier Marſchallsſtäbe von Frankreich in petto, wozu die Ligue zur gehörigen Zeit die Perſonen nennen wollte, und anſehnliche Penſionen für die vornehmſten unter ihnen. Man hatte ſich ſo weit

ver-

vergessen, dem König vorzuschreiben, die Schulden von zwanzig der angesehnsten Personen von der Ligue, welche man ihm nennen würde, zu bezahlen. Am Ende, um ihm völlig die Hände zu binden, war noch hinzugesetzt, er müsse sich gefallen lassen, daß fremde Fürsten, nach der Wahl der Katholiken dem Vergleich beiträten, und sich zu Bürgen desselben machten. Der Papst allein war genannt; ohne Zweifel sollte der Name des Königs von Spanien einen Platz auf der weisgelassnen Stelle erhalten. — Man sieht hier nur zu deutlich die Absicht Spaniens. Karl V. wünschte weiter nichts; er sagte, man habe Unrecht ihn zu beschuldigen, daß er den König von Frankreich hasse, er wollte, daß, statt Eines, es ihrer zwanzig gäbe.

Niemand wird glauben, daß die Ligue, da sie dem König so beleidigende Vorschläge that, sich einbilden konnte, daß er sie sich würde gefallen lassen. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß sie sie blos that, um ihm durch seine Weigerung in den Augen des niedrigsten Pöbels eine Art von Unrecht zu geben. Auch überlieferte der König so gleich diese Schrift den Protestanten, ohne sie nur als etwas ernsthaftes zu behandeln, oder in der Stille darauf zu antworten, wie er gethan haben würde, wenn er geglaubt hätte, daß sie zu einem Vergleich führen könnte. Sie gaben diesem Stück alle die Namen, die es verdiente; selbst die Katholiken in seinem Gefolge wurden dadurch beleidigt. Diese fanden, daß alles darin schlecht geordnet wäre; daß sie Artikel enthielte, die nicht klar wären, und daher eine unerschöpfliche Quelle von Schwierigkeiten werden würden; daß von einigen sogar die Ausführung schlechterdings unmöglich wäre. Sie verschwiegen was den meisten Eindruck auf sie gemacht hatte; daß durch die Austheilung der Gnaden und Vorzüge für sie gar nichts mehr übrig geblieben war.

Da

Der König, der von dieſer Schrift keinen andern
rauch machen wollte, als ſich diejenigen, die ihm
en, noch feſter zu verbinden, gab dem Präſident
nnin eine ſehr kurze und trockne Antwort. Sie
aus dem Lager vor Caudebec datirt, und es wird
r nicht nöthig ſeyn, den Inhalt derſelben anzu-
n.

Bürgerkriege, hauptſächlich die, wo die Religion
n gemiſcht wird, verbreiten eine Art von ungeregel-
ſtreiheit und von Unverſchämtheit, die bey jeder an-
Gelegenheit Erſtaunen erregen würden. Jeannin,
es verdroß, daß man ſeinen Vergleich lächerlich
nnt hatte, antwortete ſchriftlich, und wendete ſich
den König ſelbſt. Er müſſe, ſagte er, über den
, den man gegen ihn annähme, ſich ſehr wundern.
n man ſeinen Entwurf recht unterſuchte, ſo würde
finden, daß darin für die Ligue noch lange nicht
g geſorgt wäre. Die einzige Furcht, die er bey der
faſſung deſſelben gehabt hätte, wäre geweſen, daß
ihn nicht gut heißen würde, beſonders der Herzog
Nemours, der anſtatt einer Statthalterſchaft ſich
der Bewilligung Spaniens ſchon ein Fürſtenthum
emnois errichtet hätte, und noch mehr der Herzog
Mayenne, deſſen Vortheile darin ziemlich vernach-
t wären. — Iſt Jeannins Mäßigung nicht zu der
zu bewundern? — Er glaube darin die Vortheile
Königs ſehr gut in Acht genommen zu haben, da
r nicht davon geredet hätte, daß Heinrich, um für
ächte Ausführung ſeines Worts zu bürgen, der
Städte einräumen ſollte. — Als ob die, welche
den Statthaltern gab, nicht dieſen Zweck ſchon er-
hätten! — Er habe, blos dem König zu gefallen,
Frage wegen der Erblichkeit der Statthalterſtellen
erwerfen gewußt. — Das iſt wahr; aber was

konnte die Statthalter, bey allen Vorrechten, die man ihnen einräumte, hindern, sich erblich zu machen?

Jeannin stellte ferner mit einer Freiheit, die man übertriebne Unbesonnenheit nennen kann, dem König vor, daß da die Waffen der Katholiken gegen ihn gerecht wären, so müsse nicht nur Er der Ausdrücke, Verbrechen und Verzeihung, sich enthalten, sondern Sie wären auch alle berechtigt, mit ihm als seines Gleichen zu unterhandlen, denn sie könnten weder als überwundne Feinde, noch Er als König betrachtet werden, so lange der Kardinal von Bourbon lebte, welcher der einzige in Frankreich anerkannte König sey, noch auch nach dem Tode desselben, weil alsdann wegen des Unterschiedes der Religion sie die ganze Monarchie vorstellten, die mit einem fremden Fürsten einen Vergleich schlösse. Aus demselben Grunde könne man, wenn Heinrich die Vorschläge annähme, dieses nicht ein Pacifikations-Edikt nennen, das ein König seinen Unterthanen zugestände, sondern einen friedlichen Vertrag mit einem Volke, daß sich aus freier Wahl einen König nähme, nachdem die Gründe, ihn abzuweisen, gehoben wären. — Alle die andern Albernheiten dieses Briefes verdienen gar nicht erwähnt zu werden. Jeannin schloß ihn damit, daß er förmlich alle Vermittlung der Herren von Bouillon, du Plessis und der andern Reformirten, die der König in seiner Antwort genannt hatte, verwarf, und deutlich erklärte, er wolle auf keine Weise etwas mit ihnen zu thun haben.

1593. Unterdessen der König über die Parthey, die er ergreifen sollte, sich berathschlagte, wurde zu Paris die Versammlung der Stände gehalten. Den Einfall, sie zusammen zu berufen, hatte der Prinz von Parma gehabt; und man muß gestehn, daß auf die Art, wie er es dabey anfangen wollte, um seine Zwecke zu

eichen, unmöglich ein für die Sache des Königs
lücklicher Entschluß gefaßt werden konnte. Der
wollte sie nach Rheims berufen; und indem er
lle seine Kräfte angestrengt hätte, um sich zum
er der Berathschlagungen zu machen, unterdeß
überlegne Armee das Volk auf seiner Seite und
reßen in Furcht erhalten würde, war er sicher
Wohl zu Stande zu bringen, die völlig den Ab-
Spaniens gemäß gewesen wäre, und den er-
n König sogleich salben zu lassen. Etwas
ligkeit, große Freigebigkeit, eine wohl gemäßte
nheit, und über das alles ein Heer, das un
e war, Ehrfurcht einzuprägen, dieß waren die
Mittel, alles zum Ende zu bringen, und den
auf ewig vom Thron auszuschließen.

Aber da der Prinz von Parma in dem Augen-
wo es ausgeführt werden sollte, starb, sanken auch
Entwürfe mit ihm ins Grab, oder wurden wenig-
nicht mit der Ordnung, dem Nachdruck und den
nöthigen Hülfsmitteln ausgeführt. Zwar über-
sein Nachfolger, der Graf von Mannsfeld, mit
Heer endlich bis Reyen, aber da war man schon
panien nicht mehr so gehorsam als vorher, ehe
die Hoffnung hatte, daß der König den Lehenseid
schwören würde; und Mannsfeld scheute weiter
ohne etwas ausgerichtet zu haben. Außerdem
man auch einen Umstand geändert, der dem Prin-
n Parma ein höchst wesentlicher Punkt geschie-
te; nehmlich, anstatt die Gelder nach Rheims
men zu bringen, hatte der Herzog von Mayenne
m Pabst und den Spanischen Bevollmächtigten,
Diego d'Ibarra, dem Herzog von Feria, Inigo
landova, und dem Grafen Johann Baptista von
die Einwilligung erhalten, sie zu Paris zu ver-

ſammeln. Alle dieſe Perſonen hatten ſich geſchmeichelt, daß ſie in einer Stadt, wo ſie durch ihre Verbindungen, ihre verſteckten Unterhandlungen, und ihre Geſchenke den Meiſter ſpielten, tauſend Maſchinen würden in Bewegung ſetzen können, womit ſie alle Stimmen gewinnen wollten. Aber kaum war dieß mächtige Korps ohne Oberhaupt verſammlet, ſo fieng auch das verſchiedne Intereſſe dergeſtalt an ſich zu kreuzen, daß die Spanier, die blos eine Stimme wie die Andern hatten, und übrigens von allen Mitteln, ſich mit Gewalt Gehör zu ſchaffen, entblößt waren, bald merkten, daß ſie mehr Schwierigkeiten antreffen würden, als ſie vorausgeſehn hatten. Von dieſem Augenblick an begannen ſie zu fürchten, daß ſie aus allen ihren Mühen und geheimen Unterhandlungen weiter keinen Vortheil ziehen würden, als die Sachen noch länger in der Verwirrung zu erhalten, bis endlich die Verwicklung ſo vieler Abſichten und die Unmöglichkeit ſie jemals zu vereinigen, von ſelbſt die Wirkung hervorbrächten, den vernünftigſten Entſchluß heran zu führen und annehmlich zu machen.

Wie war es auch möglich, den Pabſt, oder vielmehr ſeine Legaten, die ihre beſondern Zwecke hatten, den König von Spanien, die Herzoge von Savoyen und Lothringen, von Mayenne, Nemours, Mercoeur und Guiſe, und die Prinzen vom Geblüt, die auch jeder eine beſondre Abſicht hatten und nicht weniger veſt darauf beſtunden, unter einen Hut zu bringen? Sobald die Verſammlung eröfnet war, ſezten alle dieſe Partieen, die dieß jezt als den entſcheidenden Punkt anſahen, jede vor ſich, tauſend geheime Maſchinen in Bewegung, die ſich immer einander wechſelsweiſe vernichteten. Nach ihrem Begriffen von dem, was man feine Staatskunſt nennt, verhüllten ſie ſich und ſuchten hinter einer Menge falſcher Bewegungen zu entſchlüpfen,

um die Andern zu Ihrem Zweck zu führen; zu der
ſo groſſen Verwirrung der verſchiednen Anſchläge
ten ſie nun noch eine ſolche Ebbe und Fluth der
ung hinzu, daß ſie alle in ein Labyrinth geſtürzt
n, wo Niemand ſich mehr kannte. Keiner ſagte
ſeine Gedanken rein heraus. Es ſchien, man
ſich das Wort gegeben, ſich um die Wette zu ver-
, und ſeine Abſichten blos errathen zu laſſen.

Die Spanier folgten darin entweder nur ihrem
nlichen Grundſatz und ihrem beſondern Charakter,
ie ſuchten vielleicht auch die Gemüther zu erfor-
um zu entdecken, ob die Franzoſen auch gutwil-
en fremden Fürſten über ſich herrſchen laſſen wür-
Da ſie ſahen, daß ſie durch Zaudern ſich nur
mehr von ihrem Zweck entfernten, ſchlugen ſie
das vor, was von ihrer Seite noch das ver-
gſte war, die Vermählung der Infantin mit dem
nal von Bourbon. Alle Franzöſiſche Groſſen,
en Guiſen an ihrer Seite, erwarteten nur, daß
panier dieſen Schritt thäten, und vereinigten ſich
u Einem Zweck, ſich dieſes Vorſchlags zu bedie-
um zwiſchen dem König und dem Kardinal allen
aß zu ſetzen, der zwey entſchiedne Nebenbuhler
ngen kann; und folglich auch zwiſchen dem Kö-
und den Häuptern der Gegenparten, dem Grafen
Soiſſons, den Herzogen von Nevers Longueville
Andern. Man ließ dieſen Plan ſo weit gedeihen,
ie Artikel aufgeſetzt, und durch Bellozanens Ko-
em Kardinal zugeſchickt wurden. Da aber bald
er alle die Groſſen ſich dagegen vereinigten, muß-
e den ganzen Entwurf leicht zu vernichten. Zu
em Ende, ſieht man leicht; damit das, was ſie
Kardinal und den Prinzen vom Geblüt entzogen,
ie ſelber zurückhalten möchte, ſo wie auf der an-

dern Seite die Prinzen vom Geblüt, indem sie sich um des Kardinalswillen zu vergessen schienen, es doch blos in Rücksicht auf sich selbst thaten, indem sie bedachten, daß nach ihm die Krone doch noch leichter an sie kommen könnte, als wenn ein fremdes Haupt sie trüge. Die Spanier durchschauten diesen ganzen Kunstgriff der Prinzen aus dem Hause Lothringen, und man erwartet wohl, daß sie ihn ihnen nicht verziehen.

Dieses gemeinschaftliche Interesse der Großen, welches sie gegen Spanien und die Prinzen vom Geblüt vereinigte, hieng nun an sich in so viel Zweige zu theilen, als Köpfe da waren. Jeder hielt den seinigen für fähig, das Diadem zu tragen. Verdruß und Eifersucht gesellten sich bald hinzu, und man stritt sich um die Krone, bloß um das Vergnügen zu haben, sie einem andern zu entreissen; dieß war der Trost derer, die sich davon ausgeschlossen sahen. Mancher war blos gegen eine einzige Person erbittert, und war zufrieden, daß es ihm selbst nicht gelang, wenn er nur die ehrgeizigen Plane des andern vereiteln konnte. Hieher gehörte die Geistlichkeit, die, ohne Jemanden ausdrücklich nennen zu können, sich blos aus allen Kräften der Wahl des Königs von Navarra widersetzte. Mancher andre unternahm es, zwey, drey oder Mehrere der Streitenden auszustechen; und alle diese Ursachen verhinderten, daß kein Einziger im Stande war eine Partey zu machen, die Uebermacht genug gehabt hätte, alle seine Gegner mit fortzureissen. Das Volk, obgleich sonst Stoff genug seiner Vorliebe für einen Einzelnen, entschied sich nicht, wegen der Menge der Bewerber; und es wiederfuhr ihm bey dieser Gelegenheit, was man schon oft erfahren hat, daß es den Ton jener gleichgültigen und unbefangnen Leute, die sich stets um Parteyen stoßen, annahm, und eine Sache von solcher Wichtigkeit zum

Chan-

chauſpiel machte, und blos über die, die das Un-
ck gehabt hatten ausgeſtochen zu werden, lachte.

Im Ende aber konnte doch dieß Spiel, dieſer
ettkampf von Betrügereien nicht ewig dauren. Die
denſchaften bemächtigen ſich bey ſolchen Gelegenheiten
erſten Berathſchlagungen und der erſten Bewegun-
. Wenn das Zuſammentreffen mehrerer Urſachen
hindert, den Sieg davon zu tragen, dann läßt die
rnunft, die bey tumultuariſchen Verſammlungen
langſam hervortritt, ſich doch endlich erblicken, und
chdem man ſie lange Zeit bejtritten hat, folgt man
endlich aus Nothwendigkeit. Den erſten Schritt
t ſie dießmal durch das Organ des Parlaments, wel-
s die verſchiednen Vorſchläge, die man hervorgebracht
te, einen Spaniſchen oder einen Lothringiſchen König
haben, reiflicher erwog, und fühlte, daß man ihm
en ewigen Vorwurf machen würde, wenn es einem
wichtigen Artikel in den Grundgeſetzen des Reichs,
die Erblichkeit der Krone iſt, zuwider handeln ließe.
fieng damit an, daß es, ohne recht zu wiſſen was
raus entſtehen würde, ein Arrêt gab, welches ver-
ih, die Krone aus der königlichen Familie gehen zu
ſen. Dieß war nichts weniger als ein neuer Ge-
ſe; jedermann hatte ihn, jedermann fühlte, wie un-
recht es wäre, anders zu handeln; aber es ſchien,
ß es nur darum gefehlt hatte, daß er mit Nachdruck
d Ernſt vorgetragen würde, um alle Gemüther fort-
reiſſen. Das Arrêt that groſſe Wirkung. Die Rech-
der Königlichen Familie ſchienen nun tauſend Ver-
rn geheiligt, die einen Augenblick vorher nicht daran
dacht hatten. Spanien, welches dadurch in ſeiner
nzen Erwartung getäuſcht wurde, konnte den Streich
lichten, wenn es ſich mit dem Lothringer vereinigte,
e er eben ſo gut war; aber zuviele es geglaubt hatte,

auf ihre Stimmen rechnen zu können, um so unversöhnlicher wurde es gegen sie, sobald es sich von ihnen verlassen sahe. Sie kannten sich wieder einander nahe kommen, und ihr ewiges Mißverständniß bereitete unvermerkt ihrem gemeinschaftlichen Widersacher den Sieg.

Nur noch Ein Schritt gehörte dazu, aber dem widersetzte die Geistlichkeit sich aus aller Macht. Die Sachen blieben also noch einige Zeit im Stillstand. Man nahm, wie aus langer Weile, einige der abgenutzten Plane wieder vor. Die verschiednen Hofnungen wurden wieder belebt, um bald auf immer zu verlöschen; denn jedermann gestand stillschweigend zu, daß aller Streit aufhören würde, sobald der König die Religion veränderte, und der Rath, ihn dahin zu bringen, riß am Ende alle Stimmen mit sich fort. Man beschäftigte sich jezt damit, nicht mehr so leichtsinnig wie vorher, sondern mit einer lautereren und deutlichern Aussicht auf das wahre Beste des Staats; eine Aussicht, die von diesem Augenblick an das Ziel des Parlaments und des ganzen Volks wurde, und weiter keine Widersezung fand, als von Seiten verschiedner Grossen, die durch ihren persönlichen Vortheil dazu angereizet wurden.

Die Herzoge von Mayenne, Nemours und Mercoeur zeigten die meiste Hartnäckigkeit, wie dieses auch von Leuten, die sich mit den größten Hofnungen geschmeichelt hatten, natürlich war. Aber mit allem ihrem tollen Wüten konnten sie doch nicht hindern, daß in der Versammlung der Vorschlag gethan und durch die Mehrheit der Stimmen durchgesezt wurde, eine Unterhandlung mit dem König anzufangen. Wenigstens war es aber doch noch in ihrer Gewalt, die Wirkung derselben zu vernichten oder aufzuschieben; und das unterließen sie auch nicht. Sie bewegten dazu Himmel und

Erde.

ſte. Sie ſetzten ihre Abgeſchickten in Bewegung, nd machten ſich den fehlgeſchlagnen Verſuch des Kö- igs auf Selles zu Nutze. Sie lieſen den Grafen von Mannsfeld vorrücken, der Neyon eroberte. Sie legten viel Nachdruck, als nur möglich war, darauf, daß er Papſt den Abgeordneten des Königs, dem Kardinal on Gondy und dem Marquis von Piſany, verbothen atte, nach Rom zu kommen, oder nur einen Fuß in as Gebieth ſeiner Heiligkeit zu ſetzen. Konnten ſie ch ſchmeicheln, daß man nicht das Unſchickliche eines lchen Verfahrens bemerken würde, nachdem ſie oft fei- lich verſichert hatten, ſie handelten blos für die Re- gion, und wären bereit ſich Heinrichen zu unterwerfen, bald er ſeine Irthümer verlaſſen würde? Auch wurde Niemand dadurch getäuſcht, und ob ſie gleich alles das ute dadurch vereitelten, welches die Zuſammenkunft, e im Monath April zu Surène gehalten wurde, hät- hervorbringen können, ſo urtheilte man doch, daß eß die lezte Anſtrengung einer hinſterbenden Macht n. Man ſah deutlich, daß, wenn der König, nach- m er zugegeben hatte, daß zu dieſer Verſammlung in Abgeordneter von der reformirten Religion käme, h doch noch nicht ergeben hätte, dieſes blos geſchehen n, weil die Ligiſten ſelber weit mehr Schwierigkeiten er das Zeitliche gemacht hatten, als er über das Geiſt- he. Das Volk hauptſächlich ließ ihm völlig Ge- chtigkeit wiederfahren, und die Einſichten des Still- andes, welcher die einzige Frucht dieſer Zuſammen- unft war, brachte es ganz auf ſeine Seite. — Ich mme jezt wieder auf den König ſelbſt zurück.

Er hielt ſich noch immer zu Mante auf, wo ſeine anze Klugheit kaum zureichte, ihm eine Partey, die us Leuten von ſo verſchiednen Geſinnungen beſtand, ngetheilt zu erhalten. Die Verſammlung der Staa-

ten hatte ihn Anfangs beunruhigt, und dieſes um ſo mehr mit Recht, weil die erſte Idee, die ihm dabey einfiel, war, daß eine dem Anſchein nach ſo edle und ſo ehrwürdige Verſammlung ſchnell ein Mittel gegen die Mängel des Staats finden würde. In dieſer Furcht fieng er an, den Katholiken noch mehr als gewöhnlich zu ſchmeicheln. Er that ſelbſt, wie man geſehn hat, einige Schritte, um den Pabſt auszuſöhnen, um nicht bey dem Einen ſowohl als bey dem Andern die einzige Hofnung zu vernichten, die ſie abhalten konnte, öffentlich mit ihm zu brechen. Man wird ſich leicht vorſtellen, daß dieſes nicht geſchehen konnte, ohne die Unzufriedenheit der Hugenotten in ihrem ganzen Umfange wieder zu erwecken; aber er war ihnen weislich zuvorgekommen, und es hatte den Anſchein, als ob dieß alles blos in Folge jener allgemeinen Berathſchlagung der Proteſtanten geſchähe, wo, wie man ſich noch erinnern wird, der Schluß gefaßt wurde, den Weg der Schonung und der Unterhandlung einzuſchlagen. Wenn aber die Klagen zu heftig wurden, und der König ſahe, es ſey zu fürchten, daß ſie ſich zu einem für ihn unangenehmen Ausbruch könnten hinreißen laſſen, dann wußte er ſie durch irgend eine kriegeriſche Unternehmung zu beſänftigen, welche die Völker nur noch mehr überführte, daß derſelbe Fürſt, der ihnen ſo gut und ſo ſanft ſchien, durch ſeine Tapferkeit und ſeine Fähigkeiten im Kriege nicht weniger verdiente, über ſie zu herrſchen.

Sobald er von der wenigen Einigkeit der verſammleten Staaten, von den Unruhen und Streitigkeiten, die bey jedem Worte entſtanden, Nachricht bekommen hatte, hielt er dieſe Verſammlung für das glücklichſte Mittel, ihn ſeinem Ziel näher zu bringen. Er war jezt um nichts mehr verlegen, als wie er ſein Betragen gegen die große Menge von Vermittlern, die ſich in

ſeine

eine Angelegenheiten miſchten, ſobald man in der Verſammlung der Stände vorgeſchlagen hatte, mit ihm zu unterhandeln, behutſam genug einrichten ſollte. Er hätte von dieſem Augenblick an weiter kein Hinderniß gefunden, den Thron zu beſteigen, wenn er ſich willig bezeigt hätte, die ungeheuren Forderungen zu befriedigen, welche die Großen und andre Mitglieder der Ligue jezt an ihn zu thun begannen. Aber er wollte nicht, daß die Nachwelt ihm einſt ſollte vorwerfen können, er habe die Königliche Würde durch unwürdiges Nachgeben gegen die Habſucht und die Launen ſeiner Unterthanen erkauft. Er konnte ſich des Throns nicht werther zeigen, als indem er ſo gut die natürliche Neigung und Ungeduld ihn zu beſiegen, zu bekämpfen wußte.

Einigen von ſeinen bisherigen Gegnern muß ich jedoch hier Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Ihre Anzahl iſt nicht groß, aber ich wollte wohl dafür ſtehen, daß die Herren von Bellievre, von Belin und Zamet zum Beyſpiel, bey den Schritten, die ſie bey dem König thaten, keine Rückſicht auf ihr Intereſſe nahmen. Es kann auch ſo noch einige andre gegeben haben, von denen ich aber nichts vermuthen noch verſichern kann. In Anſehung der Uebrigen werde ich mich begnügen die vornehmſten Unterhändler bey dem König, ſowohl von Seiten der Ligue und der General-Staaten, als auch der Geiſtlichkeit und der Großen zu nennen. Die ſchon angezeigten Namen will ich nicht wiederholen; ich füge blos den Kardinal von Gondy, die Marſchalls von Aumont und Bouillon, den Admiral Biron, die Herren von O, Vitry, Luz, du Pleſſis, la Vermiere, Fleury und den Abt von Cheſy an; viele andre ſind unter dem großen Haufen vermengt geblieben, ob gleich nicht ein Einziger dabey war, der nicht ſicher glaubte, die Geſchichte werde einſt von ihm, als von dem, der

den entſcheidenden Streich geführt hätte, reden. Ich rechnete einſt dem König über hundert von dieſen Leuten bey ihren Namen her. Es würde ein ſchönes Gemälde geben, wenn man nur auf einen Augenblick das Herz dieſer hitzigen Rathgeber öfnen und der Welt vorlegen könnte; Eitelkeit, Begierde nach Gunſt, niedrige Vortheile, ſchimpfliche Kunſtgriffe, Eiferſucht, Betrug, Verrätherey, das wäre alles, was man darin finden würde.

Einige legten ſelbſt in dem lezten Augenblick die Maske nicht ab, mit welcher ſie das Vorrecht, ſich dem König zu nähern, mißbrauchten, um ihn deſto ſicherer zu verrathen, und ihm Fallſtricke zu legen, denen kein Andrer entgangen ſeyn würde. Ungern nenne ich hier Villeroy und Jeannin, aber die Sache iſt zu bekannt, und ihre nachherige Scham, als der König ihnen zu Fontainebleau öffentlich darüber gerechte Vorwürfe machte, iſt hinreichend, ſie zu überführen, ſo wie auch die eigennüzige Art, mit der ſich Villeroy nachher betrug. Nur noch erſt zwey Tage vor der Abſchwörung des Königs wußten dieſe beiden Herren ſich ſo glücklich Mühe zu geben, daß ſie eine geheime Verſammlung zu Stande brachten, welche aus den Päbſtlichen und Spaniſchen Miniſtern, den vornehmſten Häuptern der Ligue, die gegenwärtig waren, und den Bevollmächtigten der abweſenden Herzoge von Nemours und Mercoeur beſtand. Hier ließ der Legat ſie alle auf das Kreuz, das Evangelium und ſelbſt auf die Hoſtie ſchwören, daß ſie die Ligue ſo lange unterhalten wollten, bis man — es wird mir ſchwer, es zu ſagen — auf dem Throne von Frankreich einen König ſähe, der Spanien angenehm wäre, hauptſächlich aber den König von Navarra nie dafür zu erkennen, ſelbſt wenn er auch ſein Geburtsrecht durch eine aufrichtige Abſchwörung unter-

terſtützte. Dieſer Schwur, ſo voll Religion und riſtlicher Liebe, wurde in ein Paket, das die ganze Verſammlung unterzeichnet hatte, eingeſchloſſen und ch Rom geſchickt. Durch einen Brief, den der Kardi- l von Placentia an einige Parlamentsglieder ſchrieb, d deſſen Ueberbringer zu Lion durch die Soldaten des önigs gefangen genommen wurde, erhielt man Nach- ht von dieſem Stück. — Iſt es möglich, ärger mit eu und Glauben, mit Tugend und Religion Spott treiben? — Ich glaube, daß dieſer Zug, obgleich Sache ſelbſt erſt ſpäter geſchah, hier an ſeinem hten Orte ſteht.

Unter dieſer Menge von Unterhändlern und Rath- bern waren viele, die den König zu betrügen glaub- n, und blos ſich ſelbſt betrogen. Er ließ ſie bey die- guten Meinung, um das Volk dadurch zu überreden, ß es ſehr leicht ſey, ihn dahin zu bringen, wohin an wollte. Ich habe dieß von dem König ſelbſt ge- rt. Eines Abends beſinne ich mich noch, ich glaube war der 15. Februar, wo, nachdem alle Welt ſein mmer verlaſſen hatte, der Sekretair Fèret ganz in rheim mich zu ihm zu holen kam. Er führte mich das Schlafzimmer, wo ich ihn ſchon im Bette an- f. Der König geſtand mir, er müßte dieſe Vorſicht brauchen, ſo oft er mit mir reden wollte, um weder Katholiken, noch auch die Proteſtanten aufzubrin- n, die mich aus Eiferſucht vielleicht noch mehr haßten jene aus natürlichem Widerwillen. Nachdem er mit Ausdrücken, die für mich ſehr ſchmeichelhaft ren, über dieſen Zwang beklagt hatte, redete er mit von den Angelegenheiten, die man damals grade hatte, und von den künſtlichen Bewegungen der ſtreute, um die Ehre der Entſcheidung zu haben. an hatte ihm wieder erzählt, daß ich geſagt hätte,

ich fürchtete, er möchte nach seiner Gutheit mehr einräumen, als er nöthig hätte. Ich sah aber aus der Art, wie er mir den Zustand der Sachen darstellte, und die verschiedne Charaktere derer, die etwas forderten, zeichnete, daß ich mich geirrt hatte. Wenn ich über die Richtigkeit erstaunte, womit er auf den ersten Blick die Wahrheit zwischen allen den Schleiern, die sie verdunkelten, zu erkennen wußte, so schmeichelte mir es um desto mehr, als er seine Kenntnisse den meinigen unterwerfen wollte, und verlangte, ich sollte ihm den Weg vorzeichnen, auf dem er eine Sache zu Ende brächte, welche, die Wahrheit zu gestehen, bis auf den lezten Augenblick mit großen Gefahren verknüpft war. Vergebens suchte ich dieß abzulehnen, ich erhielt blos einen Aufschub von drey Tagen, um einen Entschluß zu fassen. Bey dieser Gelegenheit war es, daß der König zum ersten mal von seiner Absicht, mir künftig einmal die Finanzen anzuvertrauen, mit mir sprach.

Nach dreitägiger reifer Ueberlegung gieng ich eben so ins Geheim zu dem König zurück. Ich war mit keinem der Anschläge zufrieden, die man ihm gegeben hatte, und die nur darin von einander abgiengen, daß der eine mehr Belohnungen für die vornehmsten Ligisten und andre interessirte Personen enthielt, als der andre. Meine Meinung war, die Sachen seyen noch nicht auf dem Punkt, um zum Schluß zu kommen, und das bewies ich aus folgenden Gründen: Der König sey von der einzigen Furcht befreit, die ihm hätte bewegen können, zum Ende zu eilen; von der Furcht nehmlich, daß so viel Mitbewerber um den Thron sich nicht alle zum Vortheil eines Einzigen vereinigten, weil die Verachtung zwischen den Prinzen, den Großen, und den Spanischen Ministern täglich neue Kraft bekome; so daß man erwarten könne, sie werden in kurzem einander

der

wechſelsweiſe zu ſtürzen ſuchen. Dieſen weſent-
en Punkt vorausgeſetzt, könne nichts anders daraus
ſtehen, als daß die Gleichgültigen und die beſſer Ge-
nten ſich um deſto ſtärker an die Partey des Königs
ſchließen würden; dieſe Wirkung ſey bey denen Städ-
, die von der Ligue und den Kabalen zu weit ent-
t wären, um den Eindruck und die Hitze derſelben
unehmen, ſchon außer Zweifel. Die Anführer der
ue ſelbſt würden aus Haß, aus Eiferſucht und auch
s Rückſicht auf ihren eignen Vortheil einer nach
n andern kommen, ſich ihm in die Arme zu werfen.
oſſe Hofnungen, die er jezt ſchöpfen lieſſe, würden
n in voraus den beſten Theil der Früchte der Ausfüh-
ng gewähren, ohne daß er die Gefahr derſelben wag-
Dieſe Gefahr einer zu ſchnellen Ausführung
re: gleich zuerſt eine auffallende Trennung der Pro-
anten, welche zu dieſer Veränderung noch nicht ge-
g vorbereitet wären; und daraus würden die aller
ngenehmſten Folgen entſtehen, weil der König der
rlichen Katholiken noch zu wenig verſichert ſey, um
ihnen entgegen zu ſtellen, und daher der Willkühr
Einen und der Andern überlaſſen bleiben würde.
ner würde er, wenn er ſich ganz in die Arme der Ka-
liken würfe, ſich in die Nothwendigkeit verſetzen, alle
e Forderungen, ſo ungeheuer ſie auch ſeyn möchten,
en zuzugeſtehen, welches ſowohl für jezt als für die
kunft die gefährlichſten Folgen haben würde. Man
ſte allen dieſen liſtigen Unterhändlern und den Häup-
n der Ligue Zeit laſſen, ihren Forderungen eine feſte
ſtalt zu geben; dann würden ſie merken, daß faſt
mer einer in die Fußſtapfen des andern träte, dieß
rde ſie zwingen, von ſelbſt von ihren unmäßigen An-
ſuchen nachzulaſſen, einzuſehen, daß wenn ſie geringe
enſte zu hoch erhöben, ſie es dem König unmöglich
chten, ſie zu befriedigen, und alſo ſich endlich damit

zu

zu begnügen, ihren Nutzen blos in dem allgemeinen Nutzen des Staats zu ſuchen. Die erſten, welche dieſe Partey ergreifen würden, würden die ſeyn, die nur durch fremde Mächte, welche vielleicht gern mit ihnen theilen möchten, angetrieben würden, Genugthuung zu ſuchen, weil ſie die Ungerechtigkeit ihres Betragens einſehen müßten, ſo wie ihr Haß gegen die Fremden zunähme. Hingegen würden dieſe Fremden ſelbſt, ſobald ſie ſähen, daß der König ſo leicht nachgäbe, durch Andre das fordern laſſen, was ſie vielleicht für ſich ſelbſt nicht erhalten zu können glaubten.

Ich ließ den König bemerken, daß, was auch für Veränderungen in ſeinen Angelegenheiten erfolgen möchten, ſie doch nicht ſo plözlich geſchehen könnten, daß es nicht in ſeiner Gewalt bliebe, ſie zu verhindern, weil wenig Worte dazu hinreichten; daß hingegen durch Zaudern man die Schritte der Einen und der Andern deutlicher ſehen und insgeheim die Verbindung trennen könnte, die unter ihnen ſeyn möchte, bis daß es zum völligen Schluß nur noch darauf ankäme, denen Genugthuung zu geben, die wirklich das Recht hätten, welche zu fordern. Um alles glücklich zu dieſem Ziel zu leiten, ſah ich nichts beſſers zu thun, als das Betragen, welches der König bis auf dieſen Augenblick beobachtet hatte, ſtandhaft zu befolgen; Jedermann gut aufzunehmen, wenig zu verſprechen, das Ende zu wünſchen zu ſcheinen, die Schuld der Verzögerung auf die Hinderniſſe zu ſchieben, und fleißig daran zu arbeiten, ſie zu heben. Mit einer ähnlichen Aufführung, dünkt mich, ſollten beinahe alle mit Schwierigkeiten verknüpfte Staatsſachen behandelt werden. Man weiß ſchon, daß der Unterſchied zwiſchen Uebereilung und kluger Eil darin beſteht, daß dieſe lezte, eine Feindin der Unthätigkeit und Trägheit ſo gut als die andre, doch keinen

tt thut, worüber sie nicht den Verstand zu Rathe
n hat, und dennoch werden sie in der Ausübung
le Augenblicke verwechselt.

Indem ich so mit dem König sprach, bauete ich
auf seine künftige Religionsveränderung, die ich
ßetzte, und da er nichts darwider sagte, zeigte
diese Ceremonie ihn nicht aufhalten würde. Ich
ur noch Eins hinzu, man müßte, um diese Un-
dlung nicht in einen bloßen Zank und Gerede
en zu lassen, so wie seine Gegner thaten, einige
ische Unternehmungen damit verbinden. Da hie-
h eine Menge andrer Gründe waren, so erboth
ch, sie dem König schriftlich zu geben. Er ant-
e mir, das sey nicht nöthig; er glaube alles ein-
, was ich ihm noch könnte zu sagen haben, und
r selber Zeit hätte, so wolle er mir ein System
len, nach welchem er für möglich hielte, die Ka-
n selbst, wenn er sich mit ihnen vereinigt hätte,
n Reformirten auszusöhnen.

Um diesen Entschluß von Punkt zu Punkt auszu-
ließ der König nach seiner Rückkehr nach Man-
die Zusammenkunft zu Surêne abgebrochen war,
, wo blos über Religion disputirt wurde, zwi-
en katholischen Doktoren und protestantischen
chen anstellen, bey welchen er gewöhnlich zugegen
und zugleich machte er seine Vorbereitungen um
n Monath April den Feldzug durch irgend einen
en Streich zu eröfnen; mehr in der Absicht,
Ruf bey den Völkern zu behaupten, als einen
rnstlich fortzusetzen, wozu es ihm durchaus an
fehlte.

Diese Unternehmung war die Belagerung von
wozu er ein beträchtliches Anleyn auf die Stadt
gemacht hatte. Er brach von hier im Anfang

des Aprils auf und gieng zu Serisy über die Eure, unterdeß ich die nöthige Artillerie zusammenbrachte und nachführte. Der Admiral Biron schloß auf des Königs Befehl die Stadt ein, welche keinen großen Widerstand that. Die ganze Schwierigkeit bestand in dem Schloß und besonders in dem Grauen Thurm, welcher bombenvest war. Ich versprach dem König, ihn einzunehmen, wenn er mir vier Englische und Schottische Mineurs und eine gewisse Anzahl Arbeiter geben wollte. Diese Unternehmung wurde sehr getadelt, und meine Neider ergriffen diese Gelegenheit begierig, um mich zu demüthigen. Der König selbst zweifelte an dem Erfolg, indessen gab er mir alles, was ich gefordert hatte. Ich führte meine Minirer und Pionniers an den Fuß des Thurms, und um sie vor dem Feuer und den Anfällen der Belagerten zu schützen, bedeckte ich sie mit Blendungen und starken Stücken Holz. Darauf ließ ich sie mit solcher Anstrengung sich an das Werk machen, daß von 36 Pionniers, die ich hatte, nur immer viere auf einmal arbeiten konnten, weil die Härte des Steins ihre Kräfte erschöpfte, so daß sie fast in dem Augenblick, wo sie die Arbeit anfiengen, mit Schweiß bedeckt waren. Ich ließ sie fleißig ablösen, und das Werk gieng ununterbrochen fort, obgleich die von innen es zu vernichten suchten, indem sie große Quadersteine herabstürzten und ein heftiges Feuer machten. Da ich sah, daß ich den ersten Tag ungeachtet dieses tapfern Widerstandes eine Oefnung von fünf Fuß in der Höhe drey Fuß in der Breite und viere tief gemacht hatte, hielt ich den Erfolg beinahe für unfehlbar. Sechs Tage giengen mit derselben Arbeit hin. Ich schloß gegen 400 Pfund vortreffliches Pulver in verschiedne Kammern von sechs bis sieben Fuß ins gevierte, welche ich in der Dicke der Mauer gemacht hatte, und verschloß sie nachher durch feste Steine die mit Mörtel verbunden waren. Nur

zu

vey dicken Schläuchen von trocknem Leder, mit gu-
Pulver gefüllt, ließ ich Raum; ſie berührten mit
einem Ende das eingeſchloſſne Pulver, und kamen
rhalb des Thurms zuſammen bey einer Pulverrin-
wo die Mine angezündet werden ſollte. Der Her-
von Montpenſier, der dieſe Maſchine wollte ein-
en ſehen, bekam dabey einen Büchſenſchuß ins
ht.

Alle Welt erwartete nun ungeduldig, wie dieſe
Arbeit zu meiner Verwirrung ausſchlagen würde;
als man den Augenblick wußte, wo ich es losbren-
wollte, kamen ſie alle zuſammen, um die Wirkung
zu ſehen. Sie erfolgte nicht ſchnell; es entſtand
Anfang nur ein dumpfes Getöſe und viel Rauch,
ich mußte ſchon eine Menge verächtlicher Blicke
Spottreden über meine Mine aushalten. Aber
urde ſchnell gerächt. Nach einer halben viertel
nde ſtieg eine weit dichtere Rauchwolke von dem
m auf, und in demſelben Augenblick ſah man ihn
in der Mitte auseinander berſten. Die eine Hälf-
irzte ein, und begrub eine Menge Männer und
ber unter ihren Trümmern; der andre Theil blieb
n, ſo daß man auf ſeinen Böden alle die, welche
arin eingeſchloſſen hatten, ganz unbedeckt ſehen
te. Vor Schrecken über einen ſo fürchterlichen Zu-
wozu noch das Feuer kam, welches unſre Solda-
ogleich und ohne einen Fehlſchuß zu thun auf ſie
ten, erhuben ſie ein jämmerliches Geſchrey. Der
g hatte Mitleid mit ihnen, und verboth, ferner
uern. Er ließ dieſe Unglücklichen herunter holen,
ſchenkte jedem einen Thaler. Das Schloß ergab
ogleich, und dießmal dachte ich, würde man mir
Gouvernement einer Stadt nicht verweigern, die
llein durch mich eingenommen worden war; aber

der Herr von O machte ſich eine Ehre daraus, auch dießmal den Vorzug vor mir zu behalten, und ich gab nach, da der König mir vorſtellte, daß, bey dem Fuß, worauf er jezt mit der katholiſchen Partey ſtünde, die Politik es erfordere, ſie über eine ſolche Kleinigkeit nicht aufzubringen.

Heinrich begnügte ſich mit noch einigen ſolchen kleinen Unternehmungen, und kam dann gleich nach Mante zurück, um die Zuſammenkünfte wieder anzufangen. Dieſe Abwechslung von Krieg und Unterhandlungen dauerte fort, ſo lange die Stände beyſammen waren, und bis zum Tage ſeiner Abſchwörung. Ich würde die Wahrheit verletzen, wenn ich nur zu dem Verdacht Gelegenheit gäbe, daß Politik, die Drohungen der Katholiken, Ueberdruß ſeiner Mühſeligkeiten, Liebe zur Ruhe, der Wunſch ſich von der Tiranney der Fremden zu befreien, und ſelbſt die Liebe zu ſeinem Volk, ſo lobenswürdig ſie an ſich iſt, die einzigen Gründe zu der lezten Entſchließung des Königs geweſen wären. So viel ich von den innerſten Geſinnungen eines Fürſten urtheilen kann, den ich beſſer als irgend Jemand gekannt zu haben glaube, ſo waren es zwar freilich wohl dieſe Gründe, welche ihm die erſte Idee gaben die Religion zu verändern, und ich geſtehe, daß ich ſelbſt ihm keine andre angab, weil ich, obgleich ein Calviniſt, nach dem Geſtändniß, das ich einſt einigen der gelehrteſten reformierten Geiſtlichen entriß, immer feſt überzeugt geweſen bin, daß Gott in der katholiſchen Kirche nicht weniger verehrt wird, als in der proteſtantiſchen: in der Folge aber kam der König dahin, daß er die katholiſche Religion für die ſicherſte hielt. Der Charakter von Offenheit und Aufrichtigkeit, den ich ſtets an ihm bemerkt habe, läßt mich glauben, daß er eine ſolche Verſtellung ſein ganzes übriges Leben hindurch nur ſchlecht behauptet haben würde.

Uebri-

Uebrigens beurtheile man das Geſtändniß, das
hier ablege, nicht falſch. Es iſt kein Wunder, daß
einrich, der nie anders als in dieſen unabläſſigen Zu-
mmenkünften und Controverſen hatte von Religion
den hören, ſich auf die Seite hinziehen ließ, die man
orge getragen hatte, ſtets zur ſiegenden zu machen,
nn man muß hier als eine Frucht der weiſen Erwar-
ng des Königs bemerken, daß am Ende Alle bis auf
e Proteſtanten, ja noch mehr, ſelbſt bis auf die refor-
irten Geiſtlichen, die bey dieſen Zuſammenkünften ge-
aucht wurden, dahin kamen, daß ſie faſt überzeugt
aren, die Religionsveränderung Heinrichs ſey eine zum
Wohl des Staats, zum Frieden und ſelbſt zum Vor-
eil beider Religionen durchaus nothwendige Sache.
urch dieſe Geſinnung entſtand eine Art von allgemei-
r Zuſammenverſchwörung in allen Gemüthern, ihn
hin zu lenken. Die reformirten Geiſtlichen vertheid-
gten ſich entweder nicht mehr, oder thaten es doch nur
ſchwach, daß der Vortheil ſtets auf der Seite ihrer
egner blieb. Sie murrten nicht, wenn man auch
anchmal bey den Zuſammenkünften ohne ſie fertig
erden konnte. Der Abt du Perron, der hier in ſei-
em völligen Glanze erſchien, war nicht der Mann der
ch die Frucht ſeines Sieges hätte entreißen laſſen,
nſt und einſchmeichelnd in der Unterredung, mit einer
arken und überredeten Beredtſamkeit, einem uner-
hopflichen Vorrath von Gelehrſamkeit, der durch ein
uſſerordentliches Gedächtniß ſtets auf das genauſte un-
erſtützt wurde, den man weder beſiegen noch eines Ir-
hums überführen konnte, wenn man nicht eine ganze
Bibliothek zur Hand hatte, welches doch nur eine ſchläf-
ige Art der Vertheidigung wird. Von der Gefällig-
eit gegen einen Fürſten bis zur Schmeicheley iſt nur
in kurzer Schritt. Einige von den reformirten Geiſt-
chen, die am meiſten um die Perſon des Königs wa-

ren und die er wegen seiner Zweifel zu Rathe zog, verriethen ihren Glauben völlig, oder schmeichelten durch eine angenommne Verwirrung der Lehre, die man schon als die Religion des Fürsten betrachtete.

Die Häupter der protestantischen Parten waren nicht so leicht dahin zu bringen. Es gab Augenblicke, wo durchaus gar nichts bey ihnen auszurichten war. Vergebens stellte man ihnen vor, sie könnten durch ihre Hartnäckigkeit schuld seyn, daß der König die Krone nicht bekäme; daß bey der Nothwendigkeit, daß ein katholischer Fürst auf dem Französischen Thron säße, es doch ihr größter Vortheil sey, wenn dieses grade einen solchen träfe, der ihnen seit so langer Zeit schon zugethan gewesen wäre, und auf dessen Achtung sie sicher rechnen könnten. Sie hatten sich einmal geschmeichelt, einen Prinzen von ihrer Religion auf dem Thron, und ihre Lehre als die herrschende im Königreiche zu sehen; es schien ihnen sehr hart, dieser Vortheile beraubt zu werden, die freilich die Eigenliebe in jeder Religion für unersetzlich ansehen muß.

Sie ließen den König einen solchen Anfall von übler Laune empfinden, als einige der vornehmsten Städte im Lande, müde, unter dem Druck der unendlichen Menge kleiner Tyrannen zu seufzen, dem König entgegen kamen, und den Grafen von Belin an ihn abschickten, ihn um die Freiheit des Handels zu bitten. Heinrich war zu Mante oder zu Vernon, als Belin kam, ihm diesen Vorschlag zu thun, den er in der allgemeinen Rathsversammlung annahm. Kein einziger Protestant war der Meinung, daß man das Gesuch zugestehen sollte. Noch sonderbarer ist es, daß sich die Katholiken alle eben so darwidersetzten, ohne einen einzigen triftigen, oder nur scheinbaren Grund angeben zu können. Alle mit einander verwirrten sich in ihren Berath-

hſchlagungen, ſie fühlten wohl, daß ihre Meinung
ne Grund war, aber ſie änderten ſie deswegen nicht.
er König, der in dieſem Augenblick mich erblickte, rief
r zu: „Und ihr, Herr von Roßny, was ſteht ihr da
nd ſinnet? Wißt ihr uns auch nichts entſcheidendes
u ſagen, ſo wenig wie die Andern?“ Ich nahm nun
s Wort, und ſcheuete mich nicht, mich gegen alle die
dern zu erklären, indem ich behauptete, man müſſe
r gar nicht beſinnen, das Volk durch einen Zug von
üte, den man leicht widerrufen könnte, wenn man
ge, daß er gemißbraucht würde, völlig auf die Seite
s Königs zu bringen. Alle Stimmenden faßten meine
einung ſogleich mit einem Schrey der Mißbilligung
f, welches ich immer für eine Rache wegen der Ein-
lligung angeſehn habe, die ich in dem Staatsrath,
n dem oben die Rede geweſen iſt, ihnen abgezwungen
tte. Der König mußte ihrem Ungeſtüm nachgeben,
d den Grafen von Belin unverrichteter Sachen zu-
k kehren laſſen.

Heinrich unterließ nicht, ſeine Betrachtungen über
ſe Verweigerung anzuſtellen, und da er urtheilte, es
hörten nicht viele von der Art dazu, um die Völker
ne Wiederkehr von ihm zu entfernen, und ſeine Fein-
zu einem äuſſerſten Entſchluß zu bringen, ſo beſchloß
ſeine Religionsveränderung nicht länger aufzuſchie-
n. Er merkte wohl, daß er ſich keine Hofnung
achen dürfte, den Widerwillen gewiſſer Proteſtanten
beſiegen, oder jemals von ihnen eine völlige Einwil-
ung zu dieſem Schritt zu erhalten, daß er ſie viel-
ehr ein wenig zwingen müſſe, ohne auf einige Klagen,
e zu nichts führen würden, zu achten. In Anſehung
r Katholiken von ſeiner Partey kam es nur darauf
, ihnen die Furcht zu benehmen, daß er ſie als Leute
nſähe, deren er gewiß wäre, und alſo nur darauf

dächte, durch alle die Belohnungen, die er geben könnte, sich der Uebrigen zu versichern. Er erklärte daher öffentlich, daß er, wie mich dünkt, den 20. Julius zum Tage seiner Abschwörung angesetzt hatte, und bestimmte die Kirche von Saint-Denis zu dieser Feierlichkeit.

Diese Erklärung setzte die Ligue eben so in Verlegenheit, als sie das Volk und die royalistischen Katholiken mit Freude erfüllte. Die Protestanten, ob sie sie gleich erwartet hatten, murrten, zuckten die Schultern und thaten zum Schein alles, was sie bey diesen Umständen thun mußten, doch traten sie nicht aus den Grenzen des Gehorsams hinaus. Alle katholischen Geistlichen eilten herzu, mit dem Abt du Perron an ihrer Spitze, der von seinem Triumph berauscht war. Man drängte sich zu; alle Welt wollte an diesem Werke Theil haben. Du Perron, für den ich das Bißthum Evreux erhalten hatte, glaubte mir seine Dankbarkeit nicht besser bezeigen zu können, als wenn er sein Bekehrungsamt an mir übte. Er redete mich mit dem vollen Selbstvertrauen eines Siegers an, und that mir den Vorschlag, bey einer Feierlichkeit gegenwärtig zu seyn, wo er sich mit so vielem Lichte zu zeigen schmeichelte, daß keine Finsterniß ihm würde widerstehen können. Ich antwortete ihm: „Ihren Streitigkeiten, mein Herr, brauche „ich nicht erst beyzuwohnen, um zu wissen, auf welcher „Seite die stärksten und wichtigsten Gründe sind. Die „Lage der Sachen, Ihre Anzahl und Ihr Reichthum „erfordern es, daß Ihre Entscheidungen den Vorzug „behalten." Auch behielten sie ihn in der That. Der Hof fand sich zu Saint Denis sehr zahlreich ein, und alles gieng mit großem Gepränge und Pomp zu. Ich habe nicht nöthig, mich bey einer Beschreibung aufzuhalten, welche die katholischen Geschichtschreiber mit eben

en so viel Umständlichkeit als Wohlgefallen geben
rden.

Daß man in diesem Augenblick meiner noch würde
thig haben, hatte ich nicht gedacht. Ich hielt mich
s ein Mensch, der bey dem Schauspiel, das man
bt, gar nicht interessirt ist, in der Entfernung, als ich
f einmal den Abt du Perron kommen sah, den der
ardinal von Bourbon an mich schickte, um einen lez-
n Streit beyzulegen, der über die Ausdrücke entstan-
n war, worin die Formel der Abschwörung des Kö-
gs abgefaßt seyn sollte. Die Priester und die katho-
chen Doctoren beluden sie um die Wette mit allen
n Kleinigkeiten, wovon sie selber die Köpfe voll hat-
n, und hätten bald diese so sehr ernsthafte Schrift
durch ganz lächerlich gemacht. Die protestantischen
eistlichen und der König selbst wollten nicht, daß die
rmel mit solchen kindischen Nichtigkeiten angefüllt
yn sollte, und es war darüber ein Zank entstanden,
t beinahe alles abgebrochen hätte.

Ich gieng sogleich mit du Perron zu dem Kardi-
al von Bourbon, und wir kamen mit ihm überein,
ß man bey dieser Handlung keinen einzigen von den
ischen beiden Religionen streitigen Punkten auslas-
n, dagegen aber auch alles andre als unnütz unter-
ücken müsse. Beide Theile waren damit zufrieden,
nd die Formel wurde so aufgesetzt, daß der König da-
n alle Römische Lehrsätze über die heilige Schrift, die
irche, die Anzahl und Gebräuche der Sakramente,
s Opfer der Messe, die Transsubstantiation, die Lehre
n der Rechtfertigung, die Anrufung der Heiligen, die
Verehrung der Bilder und Reliquien, das Fegfeuer, den
blaß und endlich das Ansehn des Pabstes anerkannte,
elches auch zur allgemeinen Zufriedenheit geschah.

Sechstes Buch.

1593. Gleich nach der feierlichen Abſchwörung des Königs wurde der Herzog von Nevers nach Rom abgeſandt, um gemeinſchaftlich mit dem Kardinal von Gondy und dem Marquis von Piſany dem Pabſt die bey ſolchen Gelegenheiten gewöhnliche Unterwerfung zu bezeigen. Obgleich dieſe Veränderung ein tödlicher Streich für die Ligue war, ſo wollten doch die Spanier, und der Herzog von Mayenne ſich noch nicht ergeben. Sie ſuchten ihre Anhänger zu überreden, daß ſie noch Hülfsquellen übrig hätten, um ſelbſt dieſen Schritt des Königs unnütz zu machen. Aber ſie ſprachen alle gegen ihr beſſeres Wiſſen, und dieſe verſtellte Zuverſicht zielte blos darauf ab, von dem König noch beträchtlichere Vortheile zu erlangen, ehe er ſich auf dem Throne befeſtigt hätte.

Dieß iſt nicht eine bloße Vermuthung, wenigſtens nicht in Anſehung des Königs von Spanien, weil es gewiß iſt, daß dieſer durch Taxis und Stuniga dem König anbiethen ließ, ihm eine ſo anſehnliche Hülfe zu ſchicken, daß er damit alle Häupter der Ligue ſowohl als auch die proteſtantiſche Partey unterwerfen könnte, ohne eine andre Bedingung zu machen, als daß beide Reiche ein genaues Bündniß mit einander ſchließen, und Heinrich verſprechen ſollte, die Rebellen in den Niederlanden auf keine Weiſe zu unterſtützen. Philipp II beurtheilte ſeinen Gegner nach ſich ſelbſt, er ſah die Bekehrung deſſelben blos als den Anfang eines neuen politiſchen Syſtems an, nach welchem er alle ſeine alten Freunde verrathen müßte. Es wird vielleicht nicht ohne

Nutzen

ßen ſeyn, hier eine Anmerkung über Spanien zu
chen; daß nehmlich dieſer Hof, ob er gleich, ſowohl
Lebzeiten als auch nach dem Tode Katharinens von
dicis, tauſend verſchiedne Maſchinen in Bewegung
e, ob er gleich jedesmal, ſo oft er es für gut hielt
von den Trennungen, die Frankreich beunruhigten,
rtheil zu ſchöpfen, ſich zu einer andern Partey ſchlug
ein neues Intereſſe annahm, doch nie ſich zu den
formirten gewendet hat. Er hat oft und laut die
rſicherung gegeben, daß er nie den entfernteſten Ge-
ken gehabt habe, ein Bündniß mit ihnen zu ſuchen
r nur zu dulden. Aus eben dieſem Widerwillen
en die Spanier ſtets der neuen Religion ſtandhaft
Eingang in ihre Staaten verwehrt; und der Grund
u läßt ſich blos in den republikaniſchen Grundſätzen
en, die man den Hugenotten Schuld giebt.

Der König, der ſich immer mehr überzeugte, daß,
allen Saamen der Trennung in ſeinem Reiche zu
icken, er keiner der verſchiednen Factionen Urſach
en dürfe, ſich zu rühmen, daß ſie über ſeine Gewalt
iethen könnte, und daß er, um alle Parteien zu un-
ochen, ſich mit keiner vereinigen müſſe, verwarf
ndhaft die Anerbiethungen Spaniens und die, welche
n der Herzog von Mayenne zu demſelben Ende thun
i. Zu gleicher Zeit aber zeigte er ſich bereit, ſich
t jedem der Anführer, und jeder Stadt von der Ligue,
lche ſich ihm ergeben würde, zu vergleichen, und ſie
chdem Verhältniß ihres Zuvorkommens und ihrer
enſte zu belohnen. Bey dieſem klugen Mittelwege
chloß er zu bleiben. Obgleich ſeine lezte Handlung
zum Religionsverwandten der Ligue gemacht hatte,
dauerte doch ſein Widerwille gegen den Geiſt dieſer
ction und die Maximen, nach der ſie jederzeit ge-
ndelt hatte, mit gleicher Stärke fort. Der bloße

Name

Name der Ligue ſetzte ihn in Zorn. Die ligiſtiſchen Katholiken hatten ſich eingebildet, daß ſeine Abſchwörung ſie berechtigte, in verſchiednen von ihnen abhängigen Städten die den Reformirten günſtigen Edicte aufzuheben; aber der König ließ ſie wieder einführen, und obgleich jene an einigen Orten dazu die Einwilligung der Hugenotten ſelbſt erhalten hatten, weil dieſe entſchloſſen waren, um jeden Preis den Frieden zu erkaufen, ſo kaſſirte Heinrich doch, weil die proteſtantiſche Partey darüber unzufrieden war, dieß ganze Verfahren, und bezeugte, daß ſeine Abſicht ſey, die Waage durchaus gleich zu erhalten.

Da der Herzog von Mayenne ſah, daß ſeine lezte Hülfsquelle, die er für unfehlbar gehalten hatte, ihm ſo wie alle andern fehlgeſchlagen war, ſo ſetzte er bey ſeinen alten Freunden, den Pariſern, ſeinen Reſt aufs Spiel, und ſuchte auf alle Art ihren aufrühreriſchen Geiſt zu erwecken. Aber weit entfernt, daß es ihm geglückt wäre, konnte er die Ausbrüche ihrer Freude über das, was zu Saint Denis geſchehen war, nicht einmal verhindern. Sie ſprachen öffentlich, und ſogar in ſeiner Gegenwart vom Frieden. Er hatte den Verdruß zu hören, daß man darauf antrug, Abgeordnete an den König zu ſchicken und um einen Stillſtand von ſechs Monathen anzuhalten, und er wurde gezwungen, ſeine Einwilligung dazu zu geben. Der Stillſtand auf drey Monathe, den ſie zu Surène erhalten hatten, machte ihnen blos zu einem längeren Luſt.

Der König gab den Abgeordneten in vollem Staatsrath Gehör. Die Meiſten derer, die gegenwärtig waren, dachten nur an ihre Eiferſucht gegen den Herzog von Mayenne, den ſie als den Mann fürchteten, welcher es in ſeiner Macht hätte, die höchſte Gunſt und alle Gnadenbezeugungen zu erkaufen. Ihre Meinung

ung war daher, man ſollte auf das Verlangen der Abordneten gar nicht achten, weil der, welcher ſie ſchickte, auch noch nach der Religionsveränderung des Königs in ſeiner Empörung beharrte. Ungeachtet es billig war, den Herzog von Mayenne nicht mit den Parisern zu verwechſeln, ſo ſah ich doch den Augenblick, wo dieſe Meinung durchgehen würde, und ſie konnte nicht anders als viel böſes ſtiften. Ich nahm alſo das Wort, und beſtand ſo feſt darauf, daß es der größte Vortheil des Königs ſey, das Volk, das ſchon von ſeinen erſten Verirrungen zurück gekommen ſey, die Süßigkeit eines Friedens genießen zu laſſen, welcher es noch immer mehr für ihn einnehmen würde; daß er erklärte, er gebe ihnen den gebetnen Stillſtand, doch nur auf die Monathe Auguſt, September und October.

Gleich am folgenden Tage ſtröhmte der Pariſer Pöbel nach Saint Denis. Der König zeigte ſich verſchiedne male dem verſammleten Volk. Er wohnte öffentlich der Meſſe bey. Ueberall, wohin er ſich wendete, war das Gedränge ſo groß, daß es zuweilen ganz unmöglich war durch zu kommen. Alle Augenblicke hörte man von einer Million Stimmen auf Einmal das Geſchrey: Es lebe der König! Alle Welt kehrte durch ſein gutes Anſehn, ſeine Freundlichkeit und das ihm natürliche leutſeelige Weſen bezaubert zurück. „Gott begne ihn!“ ruften ſie, mit Thränen in den Augen, und gebe, daß er bald in unſrer Kirche zur lieben Frauen daſſelbe thun möge.“ Ich ließ den König dieſe Geſinnung des Volks gegen ihn bemerken; bey ſeinem zärtlichen Gefühl konnte er dieſe Auftritte nicht ohne lebhafte Bewegung mit anſehen.

Die Spanier nahmen zu ihren gewöhnlichen Feinheiten ihre Zuflucht. D'Entragues kam eines Morgens zu mir, und ſagte mir, es wäre ſo eben zu St. Denis

Denis ein Spanier angekommen, der wichtige Aufträge von Mendoza, und Befehl von demſelben hätte, ſich grade zu an mich, als an den einzigen Mann zu wenden, dem die Vorſchläge bekannt wären, welche er ſchon vor langer Zeit in Bearn dem Könige durch den Kommenthur Moreau und den Vikomte von Chaux gethan hätte. Dieſer Spanier, welcher Ordognès oder Rugnès hieß, war Bedienter bey d'Entragues geweſen, und von ihm zu Mendoza gekommen. D'Entragues ſtand durch ihn mit dem Spaniſchen Geſandten bey der Ligue in Verkehr. Dieß alles erfuhr ich von dieſem Menſchen durch d'Entragues wahre oder falſche Erzählung. Ich traute dieſem Spaniſchen Abgeſchickten nicht ſehr, und d'Entragues, deſſen Verwirrungſtiftenden Geiſt ich kannte, nicht viel beſſer. Ich empfieng ihn daher ziemlich kalt, weil ich nicht zweifelte, daß dieß ein Spaniſcher Kunſtgriff ſey. Aber d'Entragues ſchien es ſo übel zu nehmen, daß ich in ſeine Treue einen Verdacht ſetzte, und ſprach ſoviel von der Redlichkeit ſeines Rugnès, daß ich endlich einwilligte, ihn noch denſelben Abend zu ſehen. Der König, dem ich davon Nachricht gab, dachte eben ſo darüber, doch befahl er mir, den Abgeſchickten anzuhören.

D'Entragues ermangelte nicht, in Begleitung ſeines Spaniers ſich einzuſtellen, welcher, nach langen weitſchweifigen Vorreden von der Freude des Spaniſchen Hofes über die Abſchwörung des Königs, und einer Menge Verſicherungen von gutem Willen, die ich eben nicht Urſach hatte, für ſehr aufrichtig zu halten, endlich damit herausrückte, er hätte den Auftrag, eine Heirath zwiſchen dem König und der Infantin, und noch andre Artikel vorzuſchlagen, die er aber nur allein dem König ſelbſt entdecken könnte, weswegen er mich bäthe, ihn demſelben vorzuſtellen. Da Heinrich ihn

hören

ren wollte, ſo ſagte ich ihm ohne Umſchweif, weil er
n einem ſehr verdächtigen Orte käme, ſo würde er die
hre, bey Seiner Majeſtät zur Audienz gelaſſen zu
erden, dadurch erkauffen müſſen, daß er ſich einige,
elleicht ein wenig demüthigende Vorſichten gegen ſeine
erſon gefallen ließe. Er fand nichts zu hart. Ich
gann alſo erſt ſelbſt, ihn zu durchſuchen; ſodann ließ
) dieß noch einmal durch zwey von meinen Kammer-
enern verrichten, von denen beſonders der Eine, der
n Schneider war, ſeine Sachen vortreflich machte.
So wie er in das Zimmer des Königs getreten war, ließ
) ihn niederknien, und hielt ſeine beiden Hände in den
einigen. Er ſetzte zu den Vorſchlägen, die er ſchon
y mir gethan hatte, nichts hinzu; aber er ſprach in ſo
heinbaren und prächtigen Ausdrücken von dem Bünd-
ß beider Höfe, daß der König, der ihm Anfangs kaum
hörte, ſich doch hinreißen ließ, den Vorſchlag zu bil-
gen, den er ihm that, einen ſichern Mann an Don
ernardin von Mendoza ſelbſt zu ſchicken, um von dem-
lben zu erfahren, ob er auf die Wahrheit von allem,
as Rugnés ihm geſagt hatte, rechnen könnte.

Dieſe Geſandſchaft, der man ein geheimnißvolles
nſehn geben konnte, wollte mir nicht recht gefallen;
och weniger aber die Wahl des Königs, der la Baren-
e dazu beſtimmte, einen von Eitelkeit aufgeblaſnen
Menſchen. Ich trug Heinrichen mein Bedenken vor,
ber er glaubte allen Anſchein einer Verbindung und
nterhandlung mit Spanien dadurch zu vermeiden,
aß er la Varenne gar nichts ſchriftliches mitgab, und
ie Berichtigung einiger Grenzen an der Spaniſchen
Seite zum Vorwand der Reiſe deſſelben dienen ließ.
lber kaum war la Varenne abgefertigt, ſo fieng er an
it ſeinem Auftrag ſich zu brüſten, ſpielte den Ambaſ-
deur, und ließ ſich auch ſo von Mendoza empfangen,

welcher seiner Seits ihn noch mit mehr Ehrenbezeugungen überhäufte, als er verlangt hatte. Dieß hatte völlig die Wirkung, welche die Spanier gewollt hatten; man glaubte auf einige Zeit in England und in Deutschland, daß Heinrich die Freundschaft des Königs von Spanien gesucht, und sein Bündniß mit den protestantischen Mächten gebrochen hätte. Dieß hätte in der That einen öffentlichen Bruch nach sich ziehen können, wenn nicht der König schnell zuvor gekommen wäre und sie von dem Gegentheil überzeugt hätte.

Ein leztes Hülfsmittel, worauf man bey der Ligue rechnete, und weswegen man immer den Vergleich und die Entfernung der Spanier verschob, war der schreckliche Entschluß, den König zu ermorden, welchen sie einer kleinen Anzahl tollkühner Menschen hatte einzuflößen gewußt, nachdem sie ihnen durch die Lockung eines großen Gewinstes, wenn es glückte, und durch die Hofnung einer Märtyrerkrone zum Lohn einer so verdienstlichen Handlung, wenn sie dabey unglücklich wären, den Kopf verdreht hatte. Die Natur empört sich so heftig, wenn sie die, die sich rühmten, die Stützen der Religion zu seyn, von dem, was bey ihr das Heiligste ist, einen so abscheulichen Mißbrauch machen sieht, daß man diesen Zug aus allen Geschichtbüchern auslöschen müßte, wenn man nicht gewiß wäre, daß es Lästerung seyn würde, einer von denen Religionen, die sich Christliche nennen, Schuld zu geben, sie könne eine solche Absicht gut heißen. Man kann ohne Verbrechen weder eine ganze Gesellschaft, noch einen einzelnen Mann derselben beschuldigen, wenn man nicht die deutlichsten Proben hat.

Der König erhielt deren nur zu viel auf den Reisen die er, nachdem er St Denis verlassen hatte, nach Chalons an der Marne, der Vestung Gournay, Brie-

Com-

te-Robert, Melun, und zulezt nach Meulan und
ainebleau machte. Die Mönche hauptsächlich
n sich hier einen Schandfleck zugezogen, den sie so
nicht abwaschen werden. Zu Melun wäre Hein-
bald durch die Hand der Wüthenden umgekommen,
e die Jesuiten und Kapuziner allenthalben anstell-
Unter andern Warnungen, die er darüber erhielt,
r er auch, daß einer dieser Bösewichter, in der Ab-
ihn aufzusuchen und zu ermorden, von Lion abge-
sey. Zum Glück entdeckte er vorher noch seine
ht einem Priester in der Beichte, der, erschrocken
diesen Wahnsinn, einem Edelmann zu Lion da-
Nachricht gab. Dieser reisete in gröster Eil ab,
dem Mörder zuvorzukommen, und beschrieb ihn
Könige so gut nach dem Gemählde, das ihm der
r Priester von ihm gemacht hatte, das er zu Me-
mitten unter seinem Haufen erkannt wurde; er ge-
sein Verbrechen, und empfing die Strafe dafür.
König schämte sich für seine Feinde über eine Bos-
die den Grund ihres Herzens so deutlich entdeckte.
war natürlich über alle diese Unternehmungen gegen
Person beunruhigt und die Vorsicht, die er des-
n gebrauchen mußte, legte ihn einen unangenehmen
ng auf; über beides beklagte er sich oft gegen mich.

Er würde sich glücklich geschätzt haben, wenn die
führung der Katholiken an seinem Hofe ihn wenig-
über das Betragen der Ligue hätte trösten kön-
aber die Religionsveränderung des Königs hatte
sie nicht mehr Einfluß gehabt als auf die andern,
sie glaubten sich darum nicht weniger berechtigt, ihn
allen ihren Launen zu beherrschen. Sie nahmen
hr übel, daß er nicht alles Verkehr mit seinen al-
protestantischen Dienern abgebrochen hatte, und leg-
hre Unzufriedenheit öffentlich an den Tag, wenn er

nur mit Einem von uns, besonders mit mir, sprach. Die Furcht, ich möchte ihn zu seinem ersten Glauben zurück ziehen, rührte sie weit weniger als ihre Einbildung, daß ich ihn in diesen Unterredungen zu bewegen suchte, ein Mittel gegen die Mißbräuche der Staatsverwaltung, und vorzüglich gegen die Unordnung der Finanzen ausfindig zu machen. Heinrich, der sich noch nicht auf dem Fleck sah, wo er als Herr hätte sprechen können, war so nachgebend, jede besondre Unterredung mit den Hugenotten zu vermeiden. Er fieng seine Conferenzen über die Religion mit den Katholiken allein wieder an, und setzte sie zu Andresy und Milly fort. Ich ergriff diese Gelegenheit, ihn um Erlaubniß zu einer Reise nach Bontin zu bitten, wo ich für 5 bis 6,000 Thaler Getreide zu verkaufen hatte. Der König gestand sie mir zu und sagte mir zugleich, bey meiner Rückkunft würde er vielleicht in seinen eignen Angelegenheiten heller sehen, und mir alsdann mehr davon sagen können.

Ich kam mit meiner Gemahlin zu einer Zeit nach Bontin, wo alle Lebensmittel sich sehr gut verkauften. Alle große Städte eilten, sich den Waffenstillstand zu Nutze zu machen, um auf alle Fälle ihre Magazine anzufüllen, und bezahlten mit dem Gelde, welches die Spanier überall ausgetheilt hatten. Die Spanischen Pistolen waren damals so gemein, daß sie die gewöhnlichste Münzsorte im Handel wurden.

Kaum hatte ich nur die Hälfte meines Getreides verkauft, so rufte ein Brief des Königs von Fontainebleau mich wieder zu ihm. Er hatte in meiner Abwesenheit drey Briefe, die an mich eingelaufen waren, erbrochen, ohne daraus etwas verstehen zu können. Zwey derselben, der eine von der Frau von Simiers, Vitry's Schwester, und einer großen Freundin des Admirals

von

von Villars, und der andre von Lafont, waren in Chiffern geſchrieben. Der dritte, von Einem Nahmens Desvortes aus Verneuil, enthielt weiter nichts, als daß dieſer Menſch mit mir über einen Vorſchlag zu reden hätte, den ich ihm in meiner Abtey Saint-Taurin von Evreux gethan hatte. Der König, der von den Katholiken belagert war, konnte im erſten Augenblick weiter nichts thun, als mir die drey Briefe geben, von denen ich ihm nachher den Inhalt ſagte. Desportes war der Agent, deſſen der Baron von Medavy ſich bedienen wollte, um wegen ſeines Vergleichs und der Uebergabe von Verneuil in Unterhandlung zu treten. Die Briefe der Frau von Simiers und Lafont's handelten blos von verſchiednen Umſtänden, die es jezt leicht machen würden, Villars auf die Seite des Königs zu ziehen. Aber die Sachen nahmen durch den Verluſt des Hafens Feſcamp in Caux eine ganz andre Geſtalt an, denn dieß ſchmerzte den Admiral ſo ſehr, daß er vor dießmal den Vergleich gänzlich abbrach. Ich erfuhr dieſes durch andre Briefe von der Frau von Simiers und Lafont, die ſie mir zur Antwort auf die Meinigen ſchrieben, in dem Augenblick, da ich mich bereitete, auf Befehl des Königs abzureiſen, um Villars in ſeinen guten Geſinnungen zu erhalten. — Der Vorgang zu Feſcamp war ein kühner Streich, der hier eine Stelle verdient.

Als Biron dieſes Fort der Ligue wegnahm, war unter der Beſatzung, die es verlaſſen mußte, ein Edelmann mit Namen Bois-Roſe, ein Mann von Herz und von Kopf; dieſer beobachtete genau den Platz, aus dem man ihn verjagte, und nahm ſeine Maaßregeln von weitem, indem er es dahin zu bringen wußte, daß zwey Soldaten, die er gewonnen hatte, unter der neuen Beſatzung, die die Königlichen Truppen hineinlegten, auf-

genommen wurden. Die Seite des Forts, die nach dem Meer geht, ist ein 600 Fuß hoher Felsen, der sich senkrecht ist, und dessen Fuß das Meer beständig in einer Höhe von ungefehr zwölf Fuß bespült, ausgenommen vier oder fünf Tage des Jahrs, wo während der Zeit der Ebbe die See den Fuß dieses Felsenwalls nebst einer Sandbank von funfzehn bis zwanzig Klaftern etwa drey oder vier Stunden blos läßt. Bois-Rose, der jeden andern Weg, eine Besatzung zu überfallen, die bey der Bewachung eines neu eroberten Platzes sehr auf ihrer Hut war, verzweifelt sah, zweifelte nicht, daß er seinen Zweck dennoch erreichen würde, wenn er es möglich machen könnte, ihn von diesem Ort, den Jedermann für unzugänglich hielt, anzugreifen. Es kam jetzt nur darauf an, dieses ins Werk zu richten, und wir werden sehen, wie er es anfing.

Er hatte ein Signal mit den zwey Soldaten abgeredet, und einer von ihnen erwartete ihn beständig auf der Spitze des Felsen, wo er die ganze Zeit der Ebbe sich aufhielt. Bois-Rose machte sich eine sehr finstere Nacht zu Nutze, kam mit 50 entschlossenen und unter den Seeleuten ausgesuchten Soldaten, und landete mit zwey Schaluppen am Fuß des Felsens. Er hatte sich mit einem starken Tau versehen, welches so lang war als die Höhe des Felsen, und worein er in gewisser Entfernung starke Knoten schlingen und kurze Querhölzer durchstecken ließ, um sich mit Händen und Füßen anhalten zu können. Der Soldat, der eben Wache hielt, und wie sechs Monathen das Signal erwartete, warf, so bald er es erhalten hatte, von der Höhe des jähen Absturzes ein Seil herunter, an welches Bois-Rose's Leute das Tau sest banden; die Oberen zogen es darauf hinauf und befestigten es in einer Schießscharte an einem starken Querbaum, den sie durch

den

eisernen Ring steckten, der zu dem Ende an dem
a befestigemacht war. Bois-Rose sah nun zwey
gamten, deren Entschlossenheit er kannte, voraus
rn, und befahl seinen funfzig Soldaten, sich in die-
ntenbare Linie hinter Mann vor Mann nachzuzie-
ihre Waffen hatten sie auf den Rücken gebunden.
elbst blieb der Letzte von allen, um den Seinen alle
nung zur Rettung abzuschneiden. Diese wurde
auch ohne das bald unmöglich, denn ehe sie noch
hinaus waren, wuchs die Flut über sechs Fuß hoch
ch die Cheminées los, und bewegte das Floß,
es unten im Wasser hieng, hin und her. Die
Verwegenen, sich aus einer gefährlichen Lage zu
n, schützt nicht immer vor der Furcht, wenn man
rke Ursach dazu hat. Man stelle sich einmal diese
ig Menschen lebhaft vor, wie sie mitten in der Fin-
ß so zwischen Himmel und Erde hiengen, blos
einer so wenig sichere Maschine gehalten, daß die
gste Unvorsichtigkeit, die Verwirrung eines der be-
den Soldaten, oder die mindeste Furcht sie alle
n Abgrund des Meers jagen, oder an den Felsen
schmettern konnte. Man denke sich das Geräusch
Wogen, das Heulen der Felsen, die Wuthgeister und
Verwirrung der Kräfte dazu. Das alles war ge-
gen dem beherztesten des ganzen Haufens den Kopf
wirrlich zu machen, wie es auch in der That dem
manten, der ihn anführte, geschah. Dieser sagte
, die hinter ihm waren, ihm sinke das Herz, und
nne nicht weiter fliegen. Bois-Rose zu dem
Rate von Mund zu Mund herab kam, und der es
chon daran merkte, daß es nicht weiter vorwärts
, faßte seinen Entschluß auf der Stelle. Er
allen den Hauptigen, die vor ihm sind, über die
ten weg, indem er sie warnt, sich fest zu halten,
kommt bis zu dem Letzten, den er erst durch gute

Werke wieder Muth zu machen suchte. Wie er sahe, daß er durch Bitte nichts vermag, setzt er ihm den Dolch in den Nacken und zwingt ihn, weiter zu steigen; hätte er nicht gehorcht, er würde ihn erstochen und ins Meer gestürzt haben. Mit aller der Mühe und der Arbeit, die man nur ersinnen kann, erreichte endlich der Haufen kurz vor Tags Anbruch die Höhe des Felsen, wurde durch die beiden Soldaten in das Schloß gelassen, und fing sogleich an, die Posten und die Wache ohne Barmherzigkeit nieder zu machen. Der Schloß überreste sah die ganze Besatzung in die Hände der Feinde, welche alles, was Widerstand thun wollte, niederhieben, und sich des Forts bemächtigten.

Bois-Roté gab sogleich dem Admiral von Villars von diesem beinahe unglaublichen Erfolg Nachricht, und glaubte, daß die geringste Belohnung, die er erwarten könnte, doch wenigstens [illegible] Gouvernement dieser Citadelle seyn würde, das er [illegible] verdient hatte. Aber er ersahe, daß Villars, [illegible] Neid der Kommandantur Grillen willens wäre, [illegible] zu nehmen. In der ersten Aufwallung des Zorn[illegible] über diese Ungerechtigkeit überlieferte er das Schloß Hyeres dem Könige, dessen Befehlshaber ihm eben bekannt geworden war. So bald Villars das ersahe, brach er die Unterhandlung ab, welche er der Frau von Simiers und Lafont erlaubt hatte, in seinem Namen anzufangen, und ließ Hyeres einschließen. Bois-Roté, der sich zu schwach fühlte, rufte den König zu Hülfe, welcher auch sogleich gegen Dieppe zu marschirte, und bey Saint-Valery in Caux seinen Posten nahm. Die drey Monathe des Waffenstillstandes waren zu Ende, als diese Feindseligkeiten geschahen, aber der König hatte eingewilligt, ihn auf zwey Monathe zu verlängern, weil der Herzog von Mayenne ihm vorstellen ließ, daß er mehr Zeit bedürfe

um eine so wichtige Sache, als sich selbst und
mit Heinrich zu vergleichen, zu Stande zu
Er ermangelte nicht, über Friedensbruch zu
und schickte den Gouverneur von Paris, Gra-
Belin, an den König, sich darüber zu beschwe-
rlin kam nach Saint-Valery, richtete seinen
aus, und forderte noch eine Verlängerung des
des auf drey Monathe; weil Mayenne diese
ig hätte, um seine letzte Meinung zu Rom und
bekannt zu machen, wohin er zu dem Ende den
von Joyeuse und Montpezat abgeschickt hätte.
König, der wohl sah, daß man ihn blos hin-
elte, vermarf Belin's Vorschläge, und ohne
eine Verlegung des Stillstandes, deren erste
ine Feinde gewesen wären, weiter anhören zu
ließ er grade nach Toscana, zwang die Trup-
Admirals sich zurück zu ziehen, und versorgte
ung reichlich mit allem was zu ihrer Sicher-
ig war. Als er nach Mante zurück
te er, daß der Marquis von Vitry ge- 1594.
e, ihn in Meaux aufzunehmen. Um die
Unterhandlungen desselben zu unterstützen ging der
h Lagny, wo alles zu Stande gebracht wur-
h er den ersten Tag des Jahrs 1594 seinen
Einzug zu Meaux halten konnte. Le Clerc
h nachher diesem Beyspiel in den Städten
und Bourges.

Stillstand war nun zu Ende, und Heinrich
n die Belagerung von la Ferte-Milon, zwi-
ux und Soissons. Ich wollte mir diese Zeit
machen, um die Angelegenheiten, die mich
ten gerufen hatten, zu berichtigen, aber der
fiel mir, einige Bataillons Schweizer zu
n zu machen. Ich schrieb daher der Frau

von Nesle, nach diesem Ort zu kommen, weil ich sie von da nach Mante zurück führen wollte. Sie erwartete mich vergebens. Zwey Tage vorher, ehe ich diese Musterung halten sollte, bekam ich neue Briefe von der Frau von Simiers und Lafont, welche mir schrieben, unser Mann (nehmlich Villars) sey beschäftigt, und es hindere uns nun nichts, den vorher abgebrochnen Plan wieder aufzunehmen. Dem König schien diese Sache wichtig genug, um sie seinem Angedenken zu verschreiben. Der Graf von Chaligny war mit einem Paquet nach Paris bey der Armee angekommen, und hatte den König gebeten, ihm einen seiner Edelmänner mitzugeben, um ihn nach dieser Stadt zu führen. Seine Majestät hielt es für gut, daß ich mit dieser Gelegenheit bereits zu Nacht machen sollte, um die Gesinnungen des Herzogs von Mayenne und der Stadt genauer kennen zu lernen, und um sicher nach Neuers zu kommen.

Ich begleitete also den Grafen von Chaligny bis nach Paris, wo ich eine Unterredung mit dem Herzog von Maynne hatte, und mich dann über Louviers zu dem Herrn von Saint-Bonnet, zwey Meilen von Neuers begab. Von hier aus gab ich unsern Mitverbundenen Nachricht von meiner Ankunft, und wurde darauf in der Nacht nach dem folgenden Tage abgeholt und in das Schloß Sainte-Catherine geführet, wo der Kapitän Bruneau in Erwartung des Admirals von Villars mich empfing und prächtig bewirthete. Villars selbst kam den Abend in Begleitung einer einzigen Galeere, so wie auch ich nur einen Kammerdiener bey mir hatte. Wir giengen erst nach einer zweystündigen Unterredung auseinander, wobey ich über seine Gesinnungen völlig unterrichtet zu seyn glaubte. Diese Unterredung ging mit dem größten Geheimniß zu.

Nach

…rm, daß die Gouverneurs der vornehmsten Lö-
…chen Städte in der Gegend von Krawn nicht
… ermangelt haben, aus Eifersucht und Eigen-
…ie Unterhandlung zu stören und vielleicht es
…schlimmer gemacht hätten (wie sie wirklich thaten,
… sie nur etwas davon vermuthen konnten); so
… auch in dieser Gegend verschiedne Englische und
… Truppen, denen Villars nicht ganz Herr war,
… mehr ihnen leicht gewesen, sich in kurzer Zeit in
… Monat vereinigten, daß sie ihm seinen Entschluß
… theuren herum machen.

Ich brachte fünf ganzer Tage eben so peinlich
… Saints Catherine zu, und hatte stündige Un-
…ungen mit Villars. Wir berichteten die vornehm-
…Punkte, worauf er sich verlassen wollte. Der
… machte hier nicht die geringste Schwierigkeit.
…hte weniger, beständige Klagen zu erheben,
… zu überzeugen, daß der König, indem er mit
… Unterhandlung trat, nicht sowohl die Gewalt
…Waffen gebrauchen, als vielmehr sich einen Frie-
…den wollte, der ihm so viel Neigung als Ruhm,
…gut zu thun, bey sich spüre. Man hat schon
…gesehen, was Villars von dem König dachte. So-
…bald meine Reise ihn in diese Gesinnung versetzt
…, konnte ich den Vergleich, als schon fast ver-
… geschrieben, betrachten; noch weiter konnte ich da-
… nicht gehen, weil ich nicht schriftlich die nöthigen
…machungen hatte, um ganz abzuschließen.

Um aber meine Reise völlig mit dem Charakter
… Mannes bekannt zu machen, muß ich noch einige
… hinzu thun. Alles, was man an ihm sehe, hat
…wieder Beziehung auf die eine oder die andere der
… vorherrschenden Eigenschaften seines Charakters,
… wurde durch ihre Mischung hervorgebracht; und

diese wahren Tapferkeit und grade Ritterschaftlichkeit. Die erste giebt dem Herzen Hoheit, Großmuth und einen edlen und natürlichen Stolz, der nichts anders ist, als das Gefühl eigenen Werths, welches eben so weit von eitler Eitelkeit als von der Affektation, sich in einer spöttischen Bewunderung seiner selbst zu verlieren, entfernt ist. Die andre macht aufrichtig und wahr, neigt zu Kunstgriffen und zur List, und bereit der Vernunft und Billigkeit nachzugeben. Wer beide vereinigt, hat selten einen andern Fehler als die Schnelligkeit einer ersten Aufwallung des Zorns. So war Villars, und man wird dies in allem, was ich noch von ihm zu sagen habe, bestätigt finden. Die Natur hatte ihn nicht geschaffen, um lange der Feind eines Fürsten zu seyn, mit dem er so viele Gleichförmigkeit des Gemüths hatte. Der einzige Unterschied zwischen ihnen bestand darin, daß Heinrich durch beständiges Nachdenken über die Wirkungen des Zorns, durch die Erfahrung langer Widerwärtigkeiten, durch die Nothwendigkeit, sich Anhänger zu machen, und endlich durch die Natur eines weichen Herzens diese ersten aufbrausenden Ausbrüche in blosse Bewegungen verwandelt hatte, die sich auf seinem Gesicht, in seinen Gebärden, und seltner in seinen Reden ausdrückten.

Ich kam zu dem Könige, um ihm Bericht von meiner Reise zu geben, und ihm um Vollmacht zu bitten, als er eben zu Chartres eingetroffen war, welchen Ort er zu seiner Sammlung bestimmt hatte. Meine Absicht war, gleich wieder abzureisen, und ich erwartete gar nicht, daß ich jetzt bis zwölf Tage bey ihm würde aufgehalten werden. Dies geschah wegen einer Anstiftung zwischen dem Grafen von Soissons und dem Herzog von Montpensier, deren Feindschaft über ihre Nangstreitigkeiten als Prinzen von Geblüt entstanden und

wie-

ch durch ihre Mitschuldigkeit um dieselben Wür-
derselben Statthalterschaften und auch um dieselbe
ur, die Schwester des Königs, noch verwirret
e war. Der Herzog von Montpensier war ohne
el der, den der König am liebsten, und den auch
Glück am meisten begünstigt hatte. Seine Gü-
tern unermeßlich. Er erschien bey der Salbung
einem Gefolge von 4 bis 5 o Edelleuten; unter-
n Nebenbuhler kaum zehn bis zwölfe unterhalten
. Aber dieser hatte in einem Punkt den Vorzug
n; darin nehmlich, daß, so arm er war, ohne
ohne Statthalterschaft, und von dem König un-
gesetzt, hauptsächlich seit seiner Ausflucht von
n, er doch das Herz der Prinzessin besaß, die nichts
ihm hatte verändern können. Die Gräfin von
e war ihre Vertraute und ihre gemeinschaftliche
Schwestern, wenn sie einander nicht sehen konnten.
hatte diese Verbindung so zu erhalten gewußt, daß
ein Staatsverbrechen unternehmen hatten, an
Ausführung sie allein durch die Schwierigkeiten
nur gehindert wurden.

Seine Majestät wünschte so sehnlich diese beiden
ge von seinem Gebiet ausschließen zu können, daß
Aussicht sie auf den Vorschlag mit Villars über-
Wieder meine Vorstellungen, und die Gefahr,
ch ihm bey der Verfolgung entweichen daß, wurde
ert; und ich mußte mich entschließen, diese schwere
tigung gemeinschaftlich mit dem Bischof von Ce-
zu unternehmen, den der König gleich Anfangs
bestimmt hatte, den er aber nicht tüchtig fand,
so wichtige Sache allein zu Stande zu bringen.
ß wohl, daß ich mir immer einen großen Antheil
em Vertrauen der Gräfin erhalten hatte, aber ich
e seinen hochmüthigen und verächtlichen Geist, der
ihn

ihn bewegen würde, nicht allein noch steifer auf seinen Aufsetzchen zu bestehen, sondern auch wohl gar noch mehr zu machen, blos aus Furcht, daß er scheinen möchte, einem Nebenbuhler, der ihm überlegen war, nachzugeben. Ich will nicht die langweilige Erzählung unserer Streitigkeiten, und aller der abscheulichen Antworten und bösen Launen, die wir uns mußten gefallen lassen, hieher setzen. Mehr als Einmal waren wir im Begriff, die ganze Sache aufzugeben. Endlich aber brachten wir es doch durch wiederholte Gründe von dem Willen und dem Wunsche des Königs, mit viel Geduld, Bitten und unabläßigen Anlagen, dahin, daß die beiden Prinzen einwilligten, sich zu sehen und zu umarmen. Ob das Herz gegen Antipan diesen Schritt hatte, dafür mag ich nicht stehen; ich glaube auch wohl, auf den Antrieb der Liebe und der Heirath einzulassen, welcher zwar, weil er unentschieden blieb, den verwegenen Saamen der Uneinigkeit zwischen ihnen immer noch zurückläßt, der mir aber ein durchaus unüberspringliches Hinderniß schien.

Ich war sehr froh, daß es mir geglückt war, ohne diesen Punkt zu berühren, und ich glaubte, daß nun mehr mein Weg nach Rom im Wege stünde; aber ich war noch nicht so weit, als ich dachte. Denn König hatte nur deswegen so viel an der Aussöhnung der beiden Prinzen gelegen, damit er auf einen gewissen Artikel kommen möchte, den er doch heftiger wünschte; und dieß war gerade der, den ich so vorsichtig bey Seite setzen zu müssen geglaubt hatte, der Heirath seiner Schwester. Zum größten Unglück war ich es wieder auf den er sein Argument gegründet hatte, um diese Sache seiner Absicht gemäß durchzusetzen. Ich bekam also von neuem den Auftrag, das Heirathsversprechen, von dem ich schon gesagt habe,

zu-

zu erhalten zu ſuchen; damit der König, ſobald Schwierigkeit gehoben wäre, ſeinen Entſchluß, Herzog von Montpenſier in Allem zu willfahren, ſetzen und all ſein Anſehn anwenden könnte, ihm rinzeſſin in die Arme zu liefern. Er wünſchte da- ſich endlich einmal von der Furcht befreiet zu ſehn, ihre Heirath mit dem Grafen von Soiſſons dem- zu Stande käme, welche, wenn ſie auch gleich nur rſprüne Verbindung wäre, ihm doch nicht weniger rlegenheit geſetzt haben würde, weil der Graf, im- r ſich wieder ſeinen Willen zu ſeinem Leben mach- d ſeiner eignen Güter gegen ihn ſelbſt hätte be- können. Wenn in dieſer Ehe Kinder erzeugt n, wie man doch gar nicht daran zweifeln konnte, r dieſes ein andrer Grund zur Unruhe für den , da er ſelber keine hatte.

Es überfiel mich ein Zittern, da er mir dieſen Be- ab. Ich wollte ihm noch daran erinnern, daß s ſo wohl, als Mitarn und verſchiedne andre ermeurs in der Normandie ſich auf immer mit den en verbinden würden, wenn ich nicht ſchnell nach Orten eilte. Aber es war einmal beſchloſſen. König hörte mich gar nicht an, und geſtand mir nichts zu, als was ich verlangen mußte, wenn end heißen wollte, mein Geſchick glücklich auszu- ; daß er nehmlich nicht den geringſten Anlaß zu Verdacht geben wollte, als hätte Er mir dieſen ag gegeben, und daß die Wahl der Mittel von bhängen ſollte.

Sobald ich allein war, und überdachte, was mir ragen war, ſo geſtehe ich, daß ich mich in der en Verlegenheit befand. Wie ich die Gemüths- r Madame Catherine kannte, der ich dieſe Schrift an ſollte, ſagte ich wohl, daß alle menſchliche Be-

redt-

erbsamkeit nicht im Stande wäre, ihr die Absichten des Königs mit ihrer Person angenehm zu machen. Mit welchem Anschein kann man einer Frau, und einer Prinzessin den Vorschlag thun, einem geliebten Liebhaber zu entsagen, um sich einem Andern hinzugeben, den sie haßt? Es blieb mir also nichts übrig, als sie zu hintergehen. Darüber sagte ich nun zu mir selbst, daß wenn mein Betrug auch ihrem Herzen wehe thun müßte, so geschehe er doch wenigstens zu ihrem Vortheil, und um die Unglücksfälle abzuwenden, welche die Unregelmäßigkeit ihres Betragens dem Reiche und der Person des Königs selbst zuziehen könnte: daß ich durch eine unschuldige List sie nur hinderte, ihr Glück und die Freundschaft ihres königlichen Bruders zu verscherzen. Ungeachtet alles des Scheinbaren dieser Gründe konnte ich aber doch nicht umhin, zu gestehen, daß ich nicht recht redlich handelte, und diese Idee bekümmerte mich. Wenn ich mich dazu entschloß, so war es blos wegen der Unmöglichkeit auf eine andre Art zu meinem Zweck zu kommen, und weil ich hoffte, daß ich eines Tages von ihr selbst Verzeihung dafür erhalten würde, indem ich sie überzeugte, daß ich ihr dadurch einen wesentlichen Dienst geleistet hätte. In Ansehung des Grafen war die Achtung, die ich seiner Person schuldig war, für nichts zu rechnen, sobald sie mit dem öffentlichen Nutzen und mit dem, was der Dienst des Königs von mir forderte, im Widerspruch stand; auserdem auch hatte ich nicht grade zu mir ihm zu thun, und meine Anhänglichkeit an ihn war auch nicht besonders stark. Diese ganze Sache hat mir in der Folge vielen Verdruß zugezogen, dessen ich doch, dünkt mich, durch meinen Widerwillen und meine Skrupel, sie zu unternehmen, hätte sollen überhoben seyn.

Eine andre Schwierigkeit stellte sich mir nachher noch vor. Bis jetzt war ich nur selten zu der Prinzessin

emmen, weil meine beſtändigen Geſchäfte mich
n, und ich konnte ſie genug um voraus zu ſehen,
f welche Art ich es auch anlegte, meine Reiſigern
tungen bey ihr ohnfehlbar in ihrem von Natur
niſchen Geiſte ſogleich einen Verdacht erwecken
, der ſie gegen alles, was ich ihr ſagen oder an
ngen laſſen könnte, mißtrauiſch machen würde.
hte es daher ſo einzurichten, daß ſie mir ſelbſt
kommen mußte. Dazu bediente ich mich der
du Perron, welche beide, und beſonders der jünge-
e ich wußte, ſich kein Gewiſſen daraus machten,
koſten eines Geheimniſſes bey den Großen ſich
meicheln. Ich ſtand mit dem Jüngern nicht
nauer Verbindung als mit dem Biſchof von Ev-
aber man wagt nichts, wenn man auf die gute
ng rechnet, die Jedermann von ſeinen eignen
nſten hat; in dieſem Punkte ſind die Menſchen
neigt, ſich durch ihre Einbildung hinter das Licht
zu laſſen. Ich ſuchte alſo den jungen du Per-
f; ich ſchmeichelte ihm, und zog ihn durch falſche
ulichkeiten ganz auf meine Seite; Er ſah ſich
en Mann von Wichtigkeit an, und glaubte aus
t alles, was ich ihm ſagte. Sobald ich ihn von
Eigenliebe berauſcht ſah, ſagte ich ihm mit allen
der vollkommenſten Aufrichtigkeit, und unter
lichen Siegel einer Verſchwiegenheit, die ich
ht wollte, daß er ſie mir halten ſollte, daß der
mir ſeine Abſichten wegen der Prinzeſſin anver-
hätte. Er wäre nehmlich entſchloſſen ſie mit dem
zu vermählen, daß aber einige kleine Schwie-
n, die noch erſt beygelegt werden müßten, ihn
lten hätten, ſeinen Willen darüber öffentlich be-
zu machen. Nach meiner Rechnung gab ich ihm
nur zwey Tage, um ſich einer ſo ſchweren Bür-
entledigen, und meine Neugierde bis an die Prin-

zeſſin

zessin Catherine zu bringen. Er entdeckte sie auch wirklich fast in demselben Augenblick dem Herrn von Courtenay und noch Zween von den Vertrauten des Grafen von Soissons; diese liefen sogleich hin, sie ihrem Gönner zu erzählen, der sie denn eben so eilig der Prinzessin und der Gräfin von Guiche mittheilte.

Ich hatte darauf gerechnet, daß Madame, durch eine so angenehme Hoffnung geschmeichelt, die ersten Schritte gegen mich thun würde, und ich betrog mich nicht. Als ich zu ihr ging, um Abschied zu einer langen Reise zu nehmen, erblickte ich einen vollkommnen Wunsch von der Prinzessin Verschwiegenheit. Madame empfing mich mit noch weit mehr Auszeichnung als gewöhnlich; und die Gräfin von Guiche, die von einer so günstigen Gelegenheit nichts verlieren wollte, eilte, nach einigen gleichgültigen Reden von meiner Seite, die Materie von der Liebe der Prinzessin und des Grafen, welcher gegenwärtig war, auf die Bahn zu bringen. „Das ist der Mann," sagte sie zu den beiden Verliebten, indem sie mich in einem Anfall von Freundschaft umarmte. „Das ist der Mann, der Ihnen zu ihren Absichten behülflich seyn konnte." Madame nahm darauf das Wort und sagte mir, ich wüßte wohl, daß der Graf und sie selbst jederzeit viel Freundschaft für mich gehabt hätten; sie würde sich mir außerordentlich verbunden schätzen, wenn ich ihm helfen könnte, die Gunst des Königs, ihres Bruders, wieder zu gewinnen. Sie sprach nichts, als diese wenigen Worte, aber sie überließ es dem freundlichen und einnehmenden Wesen, welches sie besser als irgend eine Frau auf der Welt anzunehmen wußte, wenn sie wollte, mir mehr zu sagen. Ich stellte mich, als ob ich ganz dadurch gewonnen wäre. Nachdem ich ihr, wie sichs gehörte, gedankt hatte, setzte ich hinzu, daß wenn ich auf die Verschwie-

egenheit der Perſonen, die mir zuhörten, rechnen
te, ſo wollte ich ihnen verſchiedne Sachen ſagen,
hnen nicht gleichgültig ſeyn würden. Es koſtet
Weibern nichts, Verſchwiegenheit zu verſprechen,
an ſie gleich beſchuldigt, daß ſie ſie ſchlecht halten.
verſprach alſo alles, und mit tauſend Betheurungen;
ich hatte nicht Luſt, mich diesmal weiter heraus
ſen, und bath um einen Aufſchub von drey Tagen,
ihnen das Uebrige entdecken könnte. Man half
inen Vorwand finden, um meine Reiſe noch
n ſo lange zu verſchieben, und ich beurlaubte mich
er Geſellſchaft, welche ungeduldig den Zeitpunkt,
h beſtimmt hatte, erwartete.

Nach Ablauf von drey Tagen erſchien ich pünkt-
ieder. Noch ließ ich erſt eine Weile in mich drin-
ndlich ſtellte ich mich, als ob ich den anhaltenden
der beiden Damen nachgäbe, und ſagte ihnen,
verſchiedne male geſucht hätte, den König über
Heirath auszuforſchen, daß er mir aber Anfangs
Abneigung darein zu willigen gezeigt habe, ohne
ſich näher darüber erklären zu wollen. Ich hätte
ſehr in ihn gedrungen, mir ſein Herz darüber
nen, daß er mir endlich geſtanden hätte, weit
einen Widerwillen gegen dieſe Verbindung zu
fände er ſie vielmehr ſehr paſſend; er würde froh
enn er ſelbſt kinderlos bliebe, Nachkommen von
Schweſter und einem Prinzen von ſeinem Ge-
ſehen, die er als die Seinigen betrachten kön-
ſanfte und friedliebende Charakter des Grafen
oiſſons und der Prinzeſſin ſey völlig, was er
ete: aber er fühlte immer, es würde ihm ſchwer
zu vergeſſen, daß ihre Graf geſucht hätte ihn zu
hen und die Prinzeſſin ohne ſeine Einwilligung
ien. Dieſe Rede, in welcher kein Wort war,

das ich nicht vorher überdacht hätte, that ihre Wirkung. Alle drey fiengen an einzuräumen, daß sie hätten anders handeln können, und sich unter einander über den Rath, daß man diese Sache so ganz ohne zu fragen hätte durchsetzen wollen, Vorwürfe zu machen. Ich hatte auf diesen Augenblick gewartet, und ergrif ihn, um ihnen zu erkennen zu geben, ich glaubte, dieß Uebel sey leicht zu verbessern. Der König sey von Natur gütig und vergesse leicht das Vergangne, es käme also nur darauf an, ein ganz entgegengesetztes Betragen gegen ihn anzunehmen. Sie müßten ihn aufsuchen, den Anschein haben, als ob sie ganz allein von ihm abhiengen, und ihn völlig über ihre Personen gebieten liessen. Sie müßten endlich, und dieß wäre der Hauptpunkt, ihm die schriftliche Eheversicherung aufopfern, die sie einander gegeben hätten, weil diese ihn am meisten aufgebracht hätte, und sich kein Bedenken daraus machen, ihm die Erklärung, und selbst schriftlich, zu thun, daß sie versprächen, einander nie ohne seine Einwilligung zu heirathen. Ich glaubte ihnen versichern zu können, daß, wenn sie von ihrer Seite diese Gefälligkeit gegen ihn hätten, nicht drey Monathe hingehen würden, ehe daß sie ihn selbst ihren Wünschen zuvorkommen, und ihre Verbindung beschließen sehen würden.

Sie glaubten mir leicht, und die Aufopferung des Eheversprechens wurde sogleich beschlossen, vielleicht weil sie diese Schrift für unnütz hielten, solange der König, der jezt unumschränkt in seinem Reiche wurde, sie nicht gut hieße. Die Gräfin von Guise sagte, sie habe sie in Bearn gelassen, und übernahm es, sie unverzüglich herzuschaffen. Aber mit der Erklärung, die ich nachher verlangte, hielt es schwerer, und ohne sie half es im Grunde zu nichts, wenn ich die Schrift zurück nahm, weil sie sie nach ihrem Gefallen wieder aufsetzen konn-

Diesen Grund selbst machte ich geltend, und sie
ten selbst zugeben, daß Seine Majestät ohne das
er in ihre Aufrichtigkeit groſſes Vertrauen setzen, noch
von ihrem Gehorsam überzeugt seyn könnte. Ueber
n Artikel wurde viel gestritten, und als ich endlich
h wiederholte Vorstellungen diese Erklärung erhal-
hatte, wodurch Madame und der Graf alle ihre ver-
egebnen Versprechungen vernichteten, sich wechsel-
von aller Verbindlichkeit losſagten und sich dem
en des Königs allein unterwarfen, so schien ihnen
Wichtigkeit dieser Schrift, und die Folgen die sie
n könnte, zu groß, und es mußte ein Mittelweg
ht werden, ohne welchen wahrscheinlich aus der
n Sache nichts geworden wäre. Ich sollte nehm-
versprechen, diese Schrift aufzuheben, und sie nie
meinen Händen lassen, selbst nicht um sie dem Kö-
u geben. Zum Glück wurde nicht hinzugesetzt,
ch sie der Prinzessin wiedergeben sollte, wenn die
e anders ausfiele, als sie erwartete. Ich gab mein
nwort, womit sie sich begnügten, und erhielt die
rung in besser Form von Madame und dem Gra-
terzeichnet und mit ihren Wappen besiegelt. Der
, der es nicht gewagt hatte sich mit dem glück-
Erfolg meines Auftrags zu schmeicheln, fand doch,
ch etwas zu seiner Freude fehlte, so lange er die-
chrift nicht in seiner Gewalt hätte. Er drang
gen einige male heftig in mich, und hörte nicht
uf sie zu fordern, als bis er aus meinen Weige-
n gesehn hatte, daß ich mein Ehrenwort noch
Gehorsam, den ich ihm schuldig war, verzöge.
r Erfolg nicht den schönen Hofnungen entsprach,
Den beiden Verliebten gegeben hatte, so wird
wohl erwarten, daß sie mir den Betrug, den ich
gespielt hatte, nicht vergaben. Die Folge dieser
uren wird dieß zeigen.

Nachdem endlich diese Sache, deren Erinnerung mir stets unangenehm gewesen ist, zu Stande gebracht war, beschäftigte ich mich nur noch blos mit meiner Reise nach Rouen. Ich fürchtete mit Recht, daß ein so langer Aufschub alle meine ersten Maaßregeln mit Villars möchte vernichtet haben. Der König gab mir unbeschränkte Vollmacht, nicht nur mit diesem, sondern auch mit allen andern Gouverneurs und Offizieren in Normandie abzuschließen. Desportes kam, als ich im Begriff war abzureisen, und hielt mich auch noch auf. Der Baron von Méderay hatte ihn abgeschickt, um den Bischof von Evreux zu bitten, ihm auf einige Augenblicke sein Haus zu Conde zu leihen, und um mich zu bewegen, über diesen Ort zu gehen, um mit ihm wegen seines Vergleichs und der Uebergabe von Verneuil mündliche Abrede zu nehmen. Ich gieng von Chartres ab und nahm mein Nachtquartier zu Anet, weil die Frau von Aumale schon seit langer Zeit mich hatte inständigst bitten lassen, sie daselbst zu besuchen.

Diese Dame, welche gescheuter war als ihr Gemahl, beschwor ihn unaufhörlich, die Ligue zu verlassen, und zu dem König überzugehen. Außer der Pflicht und der Sicherheit fand sie auch in diesem Schritt seinen eignen Vortheil. Die häuslichen Angelegenheiten des Herzogs von Aumale waren so zerrüttet, daß ihm ein naher Umsturz drohete, dem er nicht anders entgehen konnte, als wenn er sich die Vortheile einräumen ließ, die bey solchen Gelegenheiten denen zu Theil werden, welche am ersten zu ihrer Pflicht zurück kehren. Ich trat zu Anet in einem Wirthshause ab, und unterdessen man mein Abendessen zurecht machte, besuchte ich in Begleitung eines einzigen Pagen die Frau von Aumale. Die Freude blitzte auf dem Gesicht dieser Dame, sobald sie mich erblickte. Sie vereinigte damit alle die

Ab-

ch einer schmeichelhaften Aufnahme, und um die
e Zeit nicht zu verlieren, nahm sie mich bey der
, und führte mich durch die Gallerien und die
n Garten, die Acer zu einem bezaubernden Orte
n. Sie unterhielt mich dabey von nichts, als
rem heftigen Wunsch, ihren Gemahl in dem sei-
Herrn schuldigen Gehorsam zu sehen, und von den
gungen, die sie dazu forderte. Ich übergehe alle
ter uns beiden gerüstigten und verwornen Vor-
. Bisher hatte ich noch nichts gesehn, als was
Herrn dieses wirklich königlichen Hauses Ehre
, und ich würde den traurigen Zustand, worin
, gar nicht bemerkt haben, hätte mich nicht die
gin gebeten, und so zu sagen gezwungen, zum
essen und die Nacht bey ihr zu bleiben. Nach
Mahlzeit, auf die wir lange warten mußten, und
en so schlecht war, als die Bedienung dabey, wur-
in ein weitläuftiges Zimmer geführet, das ganz
Marmor glänzte, aber so leer und so kalt war, daß
meinem Bette nicht warm werden und nicht ein-
n konnte. Man hätte bey den kurzen und engen
n Vorhängen, einer bloßen Decke, die sehr leicht
und den feuchten Betttüchern mitten im Sommer
ren können, ich stand also lieber auf, und hoffte
bey einem guten Feuer zu entschädigen, aber das
Brennholz bestand aus grünem Strauch und
holder, welches man gar nicht in Brand bringen
e. Ich mußte also die ganze Nacht in meinem
ufrock zubringen, welches mich denn bey frühem
gen wach machte. Mit Vergnügen verließ ich ein
lechtes Lager und suchte meine Leute auf, von de-
er geringste ein besseres Abendessen gehabt und die
t weit bequemer zugebracht hatte, als sein Herr.
Zu Conde, wo ich alle die Bequemlichkeiten fand,
u dem Wesentlichen einer guten Aufnahme gehören,

ruhte ich von diesen Beschwerden aus; so bald ich ankam legte ich mich in ein sehr gutes Bette, und erwartete Medavy, welcher erst um Mittag eintreffen sollte. Er betrug sich Anfangs nach der gewöhnlichen Idee, daß bey solchen Gelegenheiten der Kleinste das Recht hat, sich zehnmal so wichtig zu machen, als er ist. Medavy spielte seine Rolle vortreflich, mit der Mine des falschen Mistrauens und einer angenommnen Ueberlegenheit, womit er sehr weit zu kommen glaubte. Ich machte das Gegenstück zu seiner Eitelkeit durch eine Freimüthigkeit, die ihn aus der Fassung brachte. Ich sagte ihm grade zu, wenn er wartete bis die Städte ihren Vergleich gemacht hätten, so würde sein Opfer mehr als die Hälfte von seinem Werth verlieren, da er nichts als Verneuil anzubiethen hätte, und vielleicht würde man ihn nachher gar nicht mehr anhören wollen, noch ihm irgend etwas zugestehen. Meine Aufrichtigkeit zwang ihn es auch zu seyn, er zeigte sich billiger und wir wurden bald eins. Er bath mich nur, die Sache nicht eher als mit dem Ende des März bekannt zu machen, weil er dem Herrn von Villars versprochen hätte, nichts ohne seine Theilnehmung zu thun. Desportes mußte auf sein Geheis mit mir nach Rouen gehen, um dem Gouverneur diese Achtung zu bezeigen, und zugleich zu sehen, ob ich mit Villars zu Ende kommen würde, weil der Uebergang desselben den seinigen gewisser Maaßen nothwendig nach sich zog.

Den folgenden Tag nahm ich mein Nachtquartier zu Louviers, und ließ dem Admiral von Villars meine Ankunft wissen, welcher den Kapitän seiner Leibwache, d'Isencourt, abschickte, mich am Thore zu empfangen. Ich gieng jezt nicht mehr in Geheim, sondern öffentlich und mit einer Art von Pomp in die Stadt. Das Volk erfüllte die Straßen, und die Hofnung eines Friedens,

ns, der die Ruhe und den Handel wieder herſtellen
ürde, ließ es alle Augenblicke ein freudengeſchrey aus-
ßen ſo wie ich vorbey kam. Villars hatte den ſchön-
n Gaſthof in Rouen in Stand ſetzen laſſen, mich mit
einem Gefolge, das aus 12 bis 15 Edelleuten be-
nd, aufzunehmen, und die nöthigen Befehle gegeben,
ß wir prächtig bewirthet würden. La Feut dem er
fgetragen hatte mich zu empfangen, erwartete mich,
n mich dahin zu begleiten. Er ſann darauf, ſeinen
ern noch zu übertreffen. Den Abend gab er mir
uſik und ein Schauſpiel von Springern und Becher-
elern, die durchaus weder Geld noch Geſchenke an-
hmen wollten. Ich ſchickte du Perat ab, um in
einem Namen den Admiral, die Frau von Simiers
d den Abt von Tiron, der an dieſer ganzen Sache
ßen Antheil hatte, zu begrüßen. Sie erwiederten
gleich meine Höflichkeit durch den Herrn von Perdriel,
d ließen mir ſagen, daß wenn ich dieſen Tag würde
sgeruhet haben, ſo wollte man Morgen von der
auptſache reden. Dieß verhinderte nicht, daß der Abt
ch den Abend mich ohne Umſtände beſuchte, und in
inem ganzen Betragen bey dieſer Gelegenheit herrſchte
e Redlichkeit und eine Aufrichtigkeit, die bey ſolchen
nſtänden nicht ſehr gewöhnlich ſind.

Aus ſeinen Reden erfuhr ich, daß nur wenig da-
n gefehlt hatte, daß Villars auf immer für den König
rloren geweſen wäre. Vor kurzem war zu Rouen
n Spaniſcher Abgeſchickter, mit Namen Don Si-
on Antonio, und ein gewiſſer la Chapelle Marteau
n dem Herzog von Mayenne angekommen, welche
n Gouverneur die ſchönſten Anerbietungen gethan
tten. Außerdem erhielt er noch täglich Briefe von
n Katholiken, und ſelbſt von denen, die auf des Kö-
gs Seite waren, welche ihm alles verdächtig zu

machen ſtrebten, was Seine Majeſtät ihm hoffen ließ, und hauptſächlich ihn gegen eine Unterhandlung einzunehmen ſuchten, welche man einem Proteſtanten zu führen gäbe, ein ſehr wichtiger Grund bey dem für ſeine Religion eifrigen Villars, und der ihn unfehlbar den Feinden des Königs würde in die Arme geliefert haben, hätten ihn in dieſer Verlegenheit nicht andre Briefe von dem Kardinal von Bourbon, dem Biſchof von Evreux und dem Marquis von Vitry unterſtützt. Dieſe ſchrieben ihm, er könne auf das Wort des Königs bauen und von meiner Aufrichtigkeit verſichert ſeyn. Tiron zeigte mir einen Theil von dieſen Briefen, und glaubte mir vorher ſagen zu müſſen, wie ich den Admiral finden würde, welcher, beſtändig von den Abgeſchickten der Ligue belagert, und überdem durch die Langſamkeit, womit man gegen ihn handelte, beleidigt, ſeiner Unentſchloſſenheit nicht entſagen würde, ohne daß ich von ihm einige von jenen Ausbrüchen und den natürlichen Anfällen eines vorübergehenden Zornes würde einſtecken müſſen, von welchen es ſo leicht iſt, mit ein wenig Geduld die Leute zurück zu bringen.

Ich hatte mich gut vorbereitet, alle dieſe kleinen Anfälle auszuhalten, als ich zu Villars gieng, und ich bemerkte gleich ſehr deutlich, daß mein Anblick eine kleine Bewegung von Mißtrauen und Stolz in ſeiner Seele, erweckte. Ich ſuchte es daher ſo einzurichten, daß Villars, nachdem dieß Gewölk zerſtreut war, mir mit ruhigem Sinn ſeine Bedingungen vortrug. Sie beſtanden in folgenden Hauptartikeln: daß er die Admiralſtelle, die er von der Ligue erhalten hatte, behielte; daß er in ſeinem Gouvernement von Rouen einer, von dem Statthalter der Provinz, dem Herzog von Montpenſier, unabhängigen Gewalt genöſſe, wenigſtens noch auf drey Jahre, und daß dieſe ſich über die Aemter Rouen und

Caux

ſ erſtrecken ſollte; daß weder in dieſer Hauptſtadt
in einem Umkreis von ſechs Meilen keine Uebung
reformirten Religion geſtattet würde; daß alle von
Ligue in denen von ſeinem Gouvernement abhängi-
Städten angeſetzten Offiziere ſollten beybehalten
den, nebſt 1,500 Mann Infanterie, und 300 Ca-
erie, welche der König zur Sicherheit deſſelben
dte unterhalten würde; daß Seine Majeſtät ihm
,000 livres, um ſeine Schulden zu bezahlen, und
Penſion von 60,000 geben möchte; daß man ihm
kamp wieder ausliefere; und endlich daß man ihm
Vergebung der Abteien Jumieges, Tiron, Bonport,
Valaſe, Saint-Taurin und Montivilliers überließe,
he leztere er einer Schweſter der Frau von Simiers
mmte.

Hätten alle dieſe Artikel ſo gut von mir abge-
gen, als der, welcher die Abtey Saint-Taurin be-
welche mir eigenthümlich gehörte, und welche ich
Admiral ſogleich abtrat, ſo würde der Vergleich
ſernern Aufſchub beſchloſſen worden ſeyn. Von
Punkten, welche blos in der Gewalt des Königs
den, kann ich daſſelbe ſagen; aber ſo ausgedehnt
die Vollmachten waren, die er mir gegeben hatte,
urde ich doch durch die Forderungen, bey denen der
zog von Montpenſier und Biron intereſſirt waren,
aufgehalten, denn der leztere war mit der Admi-
Würde bekleidet und im Beſitz von Fescamp, wel-
er unter dem Verſprechen einer Entſchädigung, die
ch noch nicht gegeben worden war, ſich von Bo ge-
ſe hatte einräumen laſſen. Ich glaubte hier nicht wei-
gehen zu können ohne dem König vorher Bericht ab-
attet zu haben, und ich hoffte daß Villars um ſo eher
dieſen Aufſchub würde gefallen laſſen, da ich we-
der Bedingungen, die von dem König unmittelbar

abhiengen, gar keine Schwierigkeiten machte. Aber er hatte eben die Abgeordneten der Ligue verlaſſen, als ich ihm meine Gründe vorbrachte, und er wieß mich unhöflich ab, indem er mit einem ſehr aufgebrachten Ton nur dieſe wenigen Worte ſagte, „ich könnte mir „die Mühe erſparen ihm weiter davon vorzureden, er „wolle jezt gleich entweder über Alles eins werden, oder „auch gleich Alles abbrechen.“

Dieſer unerwartete Streich brachte mich zwar ein wenig aus der Faſſung, dennoch antwortete ich ihm noch ganz ruhig: ich glaubte ganz gewiß, der König würde ihm dieſe drey Artikel ſowohl als die andern alle zugeſtehn (der wegen Fescamp machte zween aus, weil Bois-Roſé darein gemiſcht war). Dieſes müſſe uns nicht abhalten, den Vergleich aufzuſetzen, und ſelbſt, ihn auf der Stelle zu unterzeichnen, als ob alles zugegeben wäre, nur müſſe man auf dem Rande neben dieſen drey Artikeln die Bedingung hinzuſetzen, daß man darüber die Antwort des Königs erwartete. Um ihm zu zeigen, daß ich nicht etwa nur Zeit zu gewinnen ſuchte um ihn nachher zu betrügen, wollte ich ſolange in ſeiner Gewalt bleiben, bis die Antwort von Seiner Majeſtät anlangte. Villars fand noch immer Schwierigkeiten, aber er konnte der Frau von Siniers, dem Abt von Tiron und Lafont nicht widerſtehen, die Alle eben ſo wie ich ſprachen. Ich eilte daher den Vergleich aufzuſetzen, wir unterzeichneten ihn, und ich ſchickte dem König ſogleich eine Abſchrift davon mit einem langen Briefe, der ihn von Allem was vorgefallen war, unterrichtete. Ehe aber noch die Antwort nach Rouen kam, trug ſich ein andrer Zwiſchenfall zu, der ſie beinahe hätte unnütz gemacht.

Der gröſte Theil der Gouverneurs in den kleinen Städten rings um Rouen, ſuchte dieſe, anſtat ſie zu dem

em dem König ſchuldigen Gehorſam zu bewegen, in
ßrem Aufruhr zu erhalten; weil ſie während der Un-
uhen ſich eine Menge Vortheile machen konnten, die,
ie ſie wohl vorausſahen, mit dem Frieden aufhören
nüßten. Die Geſchickteſten machten ſich beiden Theilen
othwendig, und ſchmeichelten beiden um von ihnen
Geld zu ziehen. Du-Rollet, der Gouverneur von
Pont-de-l'Arche, war einer von denen, die dieß Hand-
werk am feinſten trieben. Er hatte vor einem Jahre
em König geſchmeichelt, daß er Mittel finden würde
ihm die Stadt Rouen und den Gouverneur in die Hän-
e zu liefern, wenn man ihm dafür das Gouvernement
ieſes Orts geben wollte, welches auch Se. Majeſtät
hm auf gerathe wohl verſprochen hatte. Da dieſe
Unternehmung, welche Durollets Kräfte überſtieg, ihm
icht geglückt war, ſo nahm er ſich vor, meine Unter-
andlung ſcheitern zu machen, und wir wollen ſehen
ie er es anfieng.

Er befahl einem Kapitän, Namens Dupré, ſich
n mein Gefolge anzuſchließen, als ich durch Pont de
Arche gieng, und mit mir in Rouen hinein zu kom-
men zu ſuchen. Ich hatte Nachricht, daß Durollet
icht gut geſinnt wäre; aber ich konnte auf dieſen Ka-
itän keinen Verdacht werfen noch ihn hindern mir zu
olgen, und ich wußte kein Wort davon, daß Dupré
erſelbe Menſch war, deſſen Durollet ſich vorher bedient
atte, um in Rouen gegen Villars zu kabaliren. Kaum
ar er jezt wieder in der Stadt, ſo erneuerte er ſeine
lten Bekanntſchaften, ſetzte ſich an die Spitze eines
haufens unbeſonnener Leute, und machte mit ihnen den
Entwurf, ſich des alten Schloſſes zu bemächtigen und
en Gouverneur feſt zu nehmen, wobey er ſie überrede-
, daß dieß auf meinem Befehl geſchähe. Da er wei-
r keinen Zweck hatte, als Villars gegen mich zu den

äußer-

äußerſten Beleidigungen zu reitzen, ſo bekümmerte er ſich nicht ſehr darum, daß die Sache geheim bliebe; ſie wurde auch in der That dem Gouverneur beynahe ſogleich hinterbracht.

Man denke ſich in welche Wuth er bey dieſer Nachricht gerieth, und welche Gedanken ihm dieß gegen den König und beſonders gegen mich in den Kopf ſetzen mußte. Er unterſuchte weiter nicht, er glaubte einen unumſtöslichen Beweis von meiner Unredlichkeit zu haben, und ſchickte ſogleich d'Iſencourt ab, mich zu ihm zu holen. Ich ſpeiſete eben zu Mittag bey la Pile, den General Prokurator der Rechnungs Kammer, und ich hatte Briefe bekommen, die mich ſehr aufgeräumt machten. Der König räumte Villars die drey unentſchieden gelaßnen Artikel ein, und verband ſich, die Einwilligung der dabey intereſſirten Perſonen zu ſchaffen. Ich hatte alſo auf den Rand neben den drey Artikeln in das Original des Vergleichs, das ich bey mir trug, geſchrieben: Auf Befehl des Königs zugeſtanden. — Es war mir ein wahres Vergnügen, Villars zu überraſchen, der eine ſo ſchnelle Entſcheidung nicht hätte erwarten können. Ich verließ la Pile's Haus indem ich den Vergleich in der einen Hand, und in der andern eine weiße Scherpe trug, welche ich zu mir geſteckt hatte, um ſie Villars um den Hals zu werfen, ihn dabey zu umarmen und mit dem Titel, Admiral und Statthalter der Diſtricte Rouen und Caux, zu begrüßen. Der Kontraſt der Gedanken, womit wir einander entgegen giengen, war ſonderbar genug.

Ich behielt meine lachende Mine nicht lange. So wie mich Villars nur von weitem erblickte, eilte er mit großen Schritten auf mich zu, ſein Geſicht war aufgetrieben und erhitzt, ſeine Augen ſprühten Feuer, und alle ſeine Züge drückten den lebhafteſten Zorn aus.

Das

as erſte war, daß er mir das Papier aus den Hän-
n riß ohne daß ich nur Zeit hatte, den Mund auf-
thun, und mit einer Veränderung der Stimme, die
n zittern und ſtamlen machte, rief er mir dieſe Wor-
zu, die zu ſonderbar ſind, um ſie nicht im Original
rzuſetzen: „Ach, bey allen Teufeln, Herr, wo gehen
Sie ſo luſtig und vergnügt hin? Donner und Wet-
er! Sie ſind noch nicht ſo weit als Sie glauben,
nd ehe der Spas noch ein Ende nimmt, wird er für
Sie wohl nicht ſo ſehr lächerlich mehr ſeyn, wenig-
ens wenn ich Sie behandle wie Sies verdienen. Sie
aben ſich in Ihrer Rechnung verdammt geirrt, und
Ihr König von Navarra dazu. Jezt, zum Teufel,
at er dem Faß den Boden ausgeſchlagen, und wenn
er keinen andern Diener hat, als Villars, ſo wird
r verflucht ſchlecht bedient ſeyn.“ Dieß ſagen, den
ergleich in tauſend Stücken reiſſen und ins Feuer
erfen, das war alles Eins. Nachdem er nun einmal
nem Zorn hatte den Zügel ſchießen laſſen, ſo kamen
ch eine Menge Vorwürfe in eben dem Ton hinter-
r, alle eben ſo umherſchweifend und eben ſo treflich
it Flüchen unterſtüzt, von denen ihm ſeine Wuth eine
nerſchöpfliche Quelle eröfnet hatte.

Ich ließ ihn ganz ausreden, erſt aus Erſtaunen,
nn aus der Unmöglichkeit es zu hindern, und zulezt
s Ueberlegung. Dieſe Art von Leuten erträgt keinen
Widerſpruch. Er ſchwieg endlich von ſelbſt ſtill und
mnte im Zimmer hin und her wie ein Menſch der
nz außer ſich iſt. „Nun,“ ſagte ich endlich, nachdem
aufgehört hatte zu reden, und ohne daß ich ſchien
n allem, was ich gehört hatte, ſehr gerührt zu ſeyn,
haben Sie denn nun genug in den Tag hinein ge-
ſchwazt? Sie müſſen ſehr mit ſich ſelbſt zufrieden
ſeyn, daß Sie ſo den Raſenden gemacht haben, ohne

„daß

„daß ein Menſch Ihrem Unſinn widerſprochen hätte.“ Da ich ſah, daß der kalte Ton mit dem ich redete ihn wider ſeinen Willen zwang, mir zuzuhören, ſo fuhr ich fort, indem ich ihm ſagte, ich könnte das alles, was er da in meiner Gegenwart vorgenommen hätte, für nichts anders anſehen, als für einen vorher ausgeſonnenen Kunſtgrif, um ſich von einem feierlich gegebnen Worte loszuſagen; daß aber dieſer Umweg ihm zu allen Zeiten wenig Ehre bringen würde, und mich ſelbſt zwänge, ſehr viel von der Idee, die ich von ſeiner Klugheit und Rechtſchaffenheit gehabt hätte, nachzulaſſen. „Ach zum Teufel!“ ſchrie er, indem er kurz umkehrte, „ſagen Sie das nicht. Das iſt mir nie begegnet und „wird mir nie begegnen. Ich bin ein Mann von Ehre, „ſolche Unredlichkeit iſt nur für die gut, die ihre Freun„de verrathen, und ſie meuchelmörderiſch wollen um„bringen laſſen.“ Noch hatte er nichts ſo beſtimmtes geſagt, als dieſes Wort, und obgleich ich es nicht verſtand, ſo fieng ich doch wenigſtens an zu ahnden, woher ein ſo wüthender Zorn entſtehen könnte.

Ich verlangte nun, daß er ſich erklären ſollte, und verſicherte ihm mit jenem Anſtande der Wahrheit und Zuverſicht, welcher auch auf die alier Eingenommenſten wirkt, daß ich ganz und gar nicht wüßte, wovon er ſpräche, und daß, wenn man mich der mindeſten Falſchheit überführen könnte, ich mich in ſeine Gewalt begäbe und weder Gunſt noch Gnade verlangte. Er ſah ſich alſo genöthigt, mir deutlicher zu ſagen, weſſen er mich beſchuldigte. Er warf mir vor, daß ich ihn hätte wollen durch Dupré umbringen laſſen und mich des alten Schloſſes bemächtigen; aber ſeine Hitze war Schuld, daß dieß ſo unzuſammenhängend heraus kam, daß die Sache mir von aller Wahrſcheinlichkeit entblößt ſchien. Ich konnte daher nicht umhin, zu argwöhnen, und es

ihm

m auch' zu ſagen, daß er ſich hätte von den Spani-
hen Piſtolen blenden laſſen, um einen ſo eitlen Vor-
and, um mit mir zu brechen, zu erſinnen. „Ich, zum
eufel!" rief er wieder, indem ihm das Blut von neuem
s Geſicht ſtieg, „ich ſoll wohl gar geſtehn, daß ich
unredlich gehandelt und meinen Eid verlezt habe? Lie-
ber wollt' ich ſterben, als eine ſolche Niederträchtigkeit
begehen." „Zum Teufel auch!" antwortete ich ihm,
denn Sie haben mich fluchen gelehrt; Eins muß
doch geſchehen, entweder Sie halten den Vergleich,
oder Sie brechen ihn, und beweiſen dadurch, ob man
Sie für einen ehrlichen Mann oder für einen Mein-
ndigen anſehen ſoll."

Unſre Erklärung zog ſich in die Länge, und wir
ſſernten uns davon, ſtatt ihr näher zu kommen, ſo
ie der Zorn von beiden Seiten uns übermeiſterte.
s war Zeit, daß der Abt von Tiron der während des
anks herein gekommen war, ſich hinein miſchte und
ns einander näher brachte. „Es iſt auſſer Zweifel"
gte er zu Villars, „daß der Herr von Roßny unſchul-
ig an den Entwürfen iſt, die man gegen Sie ge-
macht hat. Er iſt ein zu ehrlicher Mann; und auch
u geſcheut, um ſich Ihnen in die Hände zu liefern,
wenn das wäre." Dieſe Worte öfneten mir völlig
e Augen. Ich wendete mich ruhig zu Villars und
gte ihm, ich ſähe wohl, der Zorn habe ihm alles ein-
gegeben, was er mir geſagt hätte, und ich erwartete,
ß ſo bald ſeine Hitze ſich gelegt haben würde, er mir
ber wegen alles des Beleidigenden, das ihm entfah-
n wäre, Gerechtigkeit angedeihen laſſen, und unterdeß
n erſtes Wort halten werde. „Nun ja!" ſagte er,
en halb beſänftigt, „ja! ich will es halten. Aber
ehen Sie auch zu, daß Sie mir über die drey Punkte,
o wir noch auseinander ſind, Wort halten." Hier

hatte

hatte ich ihn erwartet; ich antwortete ihm, wenn er in der Wuth nicht den Vergleich ins Feuer geworfen hätte, so würde er gesehn haben, daß der König sie alle drey zu gestände.

Grade so weit waren wir, als man die Frau von Simiers anmeldete. Villars lief ihr mit einem heitern und selbst lachenden Gesicht entgegen; „Schreien Sie „nicht, gnädige Frau," ruste er, „all unser Zorn ist be„sänftigt. Aber bey Gott! der Schurke, der Ursach „daran gewesen ist, soll sterben, ehe noch ein Tropfen „über meine Zunge geht." Er hielt Wort; Dupre wurde geholt, und nachdem er alles gestanden hatte, ohne weitern Prozeß an einem Fenster aufgehenkt.

Villars bath mich nunmehr, ihm den Brief des Königs zu zeigen. Ich sagte ihm dreist heraus, die Geheimnisse Sr. Majestät dürften Niemand anders, als seinen erklärten Dienern mitgetheilt werden. Um ihn darunter zu rechnen bedurfte es weiter nichts, als den Tractat noch einmal aufzusetzen, wir unterschrieben ihn, und jeder behielt ein Exemplar davon. Wir kamen blos überein, daß die Sache noch einige Zeit sollte geheim gehalten werden, so wohl wegen der Ligue als wegen der Spanier; der Gouverneur nahm auch noch neue Maaßregeln gegen diese, indem er die Truppen, die er in Rouen hatte, verstärkte. Ich stand nun nicht länger an, ihm meine Briefe zu zeigen, so wohl die, welche ich an den König geschrieben und von demselben erhalten hatte, als auch den, wo ich Sr. Majestät von der Bestätigung des Vergleichs Nachricht gab, und Heinrichs Antwort darauf. Der Kourier, der diese lezte Depeche überbrachte, blieb nicht länger als vier Tage aus.

Villars war mit diesen Briefen außerordentlich zufrieden, vorzüglich mit dem lezten, der von des Königs eigner Hand war. Sr. Majestät dankte mir darin

für

e den Dienſt, den ich ihm geleiſtet hatte, weniger mit
n Worten eines Fürſten als eines Freundes; beym
chluß ſagte er: „Kommt den 20 März zu mir nach
Senlis, oder den 21 nach St. Denis, damit ihr
elfen könnet, in Paris Es lebe der König zu
ufen, hernach wollen wir nach Rouen gehn, und daſ-
elbe thun.“ Ich hatte ihm nehmlich geſchrieben,
ß ich ſeine Gegenwart daſelbſt nothwendig glaubte.
Zeigt dieſen Brief“ fuhr er fort, „dem neuen Diener,
en ihr mir erworben habt, damit er ſieht, daß ich
hm meine Sache empfehle, und damit er wiſſe, daß
h ihn recht lieb habe, und daß ich ſo tapfre Leute,
ie Er, zu ſchätzen und zu lieben weiß.“ „Bey
ott,“ ſchrie Villars bey dieſer Stelle, „dieſer Fürſt
ſt zu gütig und zu verbindlich, ſich meiner zu erin-
ern, und in ſo guten Ausdrücken von mir zu reden.“
eit dieſem Augenblick auch hat er ſich nie von den
eſinnungen des Gehorſams und der Anhänglichkeit,
e. für ſeinen König gefaßt hatte, im geringſten ent-
nt. und Heinrich konnte gewiß ſeyn, daß er unter ſei-
n älteſten Dienern keinen hatte, der ihm mehr zuge-
an war. Er bat mich, wegen der Ausführung der
dem Vergleich enthaltnen Artikel, mich mit ſeinem
orte zu begnügen, welches ich auch, als die beſte
ürgſchaft die er mir geben konnte, annahm.

Die übrige Zeit, die ich noch zu Rouen bleiben
ußte, wandte ich dazu an, einige ähnliche Sachen zu
tande zu bringen. Die Tage brachte ich mit Vil-
s zu, und des Nachts ſchloß ich mich ein, um den
rnehmſten Offizieren und den angeſehenſten Bedienten
y der Stadt und dem Parlement Gehör zu geben,
lche in der Provinz zerſt eut waren, und in geheim
mir kamen, um über die Mittel, wie man das Volk
n der Ligue abwendig machen könnte, uns zu be-

rathſchlagen: Medavy war einer von dieſen. Ich beſchloß den Vergleich mit ihm völlig; und da Verneuil nicht eine ſo wichtige Stadt war, um ihrenthalben dieſelbe Vorſicht zu gebrauchen als wegen Rouen, ſo befahl der König, daß Medavy ſeinen Vertrag öffentlich bekannt machen ſollte, um den übrigen Gouverneurs ein Exempel zu geben.

Da ich an dem Orte, den der König mir beſtimmt hatte, auf keine Weiſe fehlen wollte, ſo eilte ich nun Rouen zu verlaſſen. Ich wurde noch mit Dankſagungen und Höflichkeiten von dem Gouverneur überhäuft, und ich trennte mich mit gleicher Zufriedenheit von der Frau von Simiers und dem Abt von Tiron. Ich verſprach ihnen bald wieder zu kommen, und der Frau von Simiers den Marquis von Vitry, ihren Bruder, mit zu bringen, nebſt einem Korps Truppen, das Villars in den Stand ſetzen könnte, ſich ohne Furcht zu erklären. Auch wenn es nicht zugleich der Vortheil des Königs geweſen wäre, hatte ich ihnen Verbindlichkeit genug um ihnen dieſen Dienſt zu erzeigen.

Der König gründete ſeine Hofnung, bald in Paris aufgenommen zu werden, auf die Verſtändniſſe, die er in dieſer Stadt hatte, und er näherte ſich ihr eben von St. Denis, als ich bey ihm ankam. Die Sache war ſo gut angelegt, und ſo viele eben ſo tapfre als treue Leute hatten ſich darein gemiſcht, daß es beynahe unmöglich war, daß ſie nicht gelingen ſollte. Seit der Schlacht bey Arques, wo der Graf von Belin, der damals zum Gefangnen gemacht wurde, durch ſich ſelbſt ſich von den großen Eigenſchaften des Königs und von der Schwäche der Feinde deſſelben überzeugt hatte, hatte der Herzog von Mayenne gemerkt, daß Belin heimlich eine große Zuneigung zu dem König trug.

Auf

dieſen Verdacht nahm er ihm ohne weiteres Be-
en das Gouvernement einer ſo wichtigen Stadt,
Paris, und ſuchte nun einen Mann, deſſen Erge-
eit gegen ihn ſelbſt und die Ligue bekannt wäre,
hm die Sorge für dieſe groſſe Stadt zu übertragen,
ner Zeit, wo ihn ſeine Angelegenheiten zwangen,
nach den Gränzen von Picardie zu wenden. Briſ-
chien ihm der Mann dazu, und er übertrug ihm
Gouvernement von Paris.

Im Anfang entſprach dieſer vortreflich ſeinen Er-
ungen. Das Leſen der römiſchen Geſchichte hatte
n Offizier, der auf Verſtand und Scharfſinn An-
h machte, einen ſonderbaren Plan eingegeben.
achte darauf, Frankreich zu einer Republik, und
s zur Hauptſtadt dieſes neuen Staats zu machen,
n er in ſeiner Einbildung ſchon den Grund nach
Modell des alten Roms legte. Hätte Briſſac ſich
dieſer erhabnen Spekulation nur ein wenig zu ein-
n Anwendungen herabgelaſſen, auf welche man
bey den gröſten Entwürfen nothwendig Rückſicht
nen muß; ſo würde er geſehn haben, daß es Um-
e giebt, wo ſelbſt der glücklichſte Entwurf, durch
Natur der Hinderniſſe, durch die Verſchiedenheit
Genies und des Charakters der Völker, durch die
der Geſetze, die bey ihnen eingeführet ſind, und
den langen Gebrauch, der ſo zu ſagen das letzte
gel darauf gedrückt hat, eben ſo ſchimäriſch als un-
ich wird. Nur Zeit und eine lange Erfahrung
en dem Fehlerhaften in dem Herkommen und Ge-
nheiten eines Staats, deſſen Geſtalt ſchon entſchie-
ſt, abhelfen, und doch muß dieß ſtets nach dem
n ſeiner erſten Verfaſſung geſchehen. Dieß iſt ſo
, daß jedesmal, wo man ſehen wird, daß ein
at einen Weg, der dem, auf welchem er ſeine erſte

Einrichtung angenommen hat, zuwider iſt, einſchlagen will, man gewiß verſichert ſeyn kann, daß irgend eine große Revolution ihm bevorſteht. Ueberdem auch wirkt die Anwendung der beſten Arzneymittel nicht bey Kranken, die ihnen widerſtehen.

Briſſac gieng nicht ſo weit. Lange Zeit konnte er nicht begreifen, woher die allgemeine Widerſetzung gegen ſeine Abſichten kam, die er überall fand; denn er entdeckte ſich einigen Groſſen und allen den vornehmſten Anhängern der Ligue. Am Ende fürchtete er für ſich ſelbſt, daß, indeß er ſo ohne Unterſtützung arbeitete, ſeinen Plan zur Vollkommenheit zu bringen, der König ihn ganz vernichten und ſich der Hauptſtadt bemächtigen möchte. Dieſe Furcht ſtürzte ihn ſchnell von ſeinen blos römiſchen Ideen zu dem Geiſt der Franzoſen der damaligen Zeit zurück, nur für ſich allein zu arbeiten. Wenn der Grund des Eigennutzes noch durch einige Gefahr auf der andern Seite unterſtützt wird, dann iſt faſt Niemand, der nicht ſeinen beſten Freund zu verrathen ſich entſchlieſſe. Briſſac machte es eben ſo. Er nahm die Abſicht des Grafen von Belin wieder vor, aber aus einer weit weniger edlen Abſicht; und er ſuchte nur den Preis, wofür er dem König die Verrätherey verkauffen wollte, die er an dem Herzog von Mayenne während der Abweſenheit deſſelben begieng, ſo hoch als möglich hinauf zu treiben. Saint-Luc, ſein Schwager, bekam den Auftrag, mit dem König die Unterhandlung anzufangen, und ſobald er Bedingungen erhalten hatte, mit denen Briſſac zufrieden ſeyn konnte, willigte dieſer ein, trotz den Spaniern, Heinrichen mit ſeiner Armee in Paris hinein zu laſſen. Er konnte über die Truppen der Ligue gebieten, und dem Volk brauchte man wegen dieſer Sache keine Gewalt anzuthun.

Der

Der Surintendant, Herr von O, eilte gleich al-
n zuvor zu kommen und ließ sich die Bestallung der
tatthalterschaft von Paris und Isle de France geben.
s kreuzten sich hier seine Vortheile auf eine Art, die
n sehr in Verlegenheit setzte, und so, daß er ungeach-
t seiner neuen Würde nicht so sehr fürchtete, als die
bergabe von Paris. Wie er sagte, so hatte diese
rche keinen andern Grund, als den, die Finanzen
e Beute der Militär- und Civil-Personen werden
sehen, welche dem König, sobald er Herr von Paris
n würde, wegen der Bezahlung der Pensionen, der
esoldungen und der Geschenke auf den Hals fallen
rden. Aber diese Rede täuschte nur diejenigen, wel-
e nicht wußten, was es ihm für einen Vortheil brach-
, die Sache in ihrer ersten Verwirrung zu erhalten,
d mit welchem Nutzen er bisher daran gearbeitet hatte.

Der König setzte alle Freunde des Grafen von
elin in Bewegung, auf welchen er eben so viel rech-
te als auf Beaufac, und kam früh um 5 Uhr an der
pitze von ungefehr 8,000 Mann vor den neuen Thor
, wo er den Prevôt des marchands und die
chevins *) der Stadt fand, die ihn feierlich empfin-
n. Er bemächtigte sich sogleich des Louvres, des
allastes des großen und des kleinen Chatelets, und
er nirgends einigen Widerstand fand, so kam er bis
der Kirche Notre-Dame, wo er hinein gieng um
ott zu danken. Seine Soldaten befolgten von ihrer
eite so gut den Befehl und die Absicht ihres Herrn,
ß man in dieser ganzen großen Stadt nicht die ge-
ßte Klage über Gewaltthätigkeit hörte. Sie be-
ten die vornehmsten Plätze und Kreutzwege, mar-
irten auf und blieben in Schlachtordnung stehen.

*) Vorsteher der Kaufleute und Gerichtsbeysitzer; die französischen Namen sind uns jetzt so geläufig geworden, daß die Deutschen es kaum so verständlich machen würden.

Nicht die geringste Veränderung wurde geführt, und noch an demselben Tage sah man mit eben der Sicherheit, als wenn man den dauerhaftesten Frieden genösse, alle Kaufmannsgewölbe eröfnet.

Den Spaniern war weiter nichts mehr übrig, als die Bastille, der Temple und die Quartiere St. Antoine und St. Martin. Hier hatten sie sich, ungefehr 4.000 Mann stark, mit dem Herzog von Feria und Dom Diego d'Evora an ihrer Spitze, festgesetzt; alle über eine so unerwartete Neuigkeit voll Erstaunen, und entschlossen, sich bis auf den lezten Mann zu wehren, wenn man sie in diesen gefährlichen Orten angreifen würde. Der König zog sie aus dieser Verlegenheit, indem er ihnen sagen ließ, sie könnten in völliger Sicherheit die Stadt verlassen und sich zurück ziehen. Eben so gütig behandelte er die Kardinäle von Placentia und von Pellevé, so sehr er Ursach gehabt hätte, wegen ihrer vorigen Aufführung erbittert gegen sie zu seyn. Soissons war der Ort, wohin sie alle mit einer guten Bedeckung sich zurück zogen. Der König ließ jezt einen General Pardon für alle Franzosen bekannt machen, welche die Waffen gegen ihn getragen hätten. Wenn dieses Opfer nicht durch die Nothwendigkeit erzwungen wird, sondern im Gegentheil zu einer Zeit geschieht, wo alles die Rache erleichtert, dann kann man mit Recht sagen, daß es keinen sichrern Beweis eines warhaftig königlichen Herzens giebt. Als die Herzogin von Montpensier kam, ihm ihre Aufwartung zu machen, unterhielt er sie so höflich und so freundschaftlich, als ob er die gröste Ursach gehabt hätte, ihr eine Verwirrung zu ersparen, welche jeder andre an seiner Stelle ihr mit Vergnügen gegönnt haben würde.

Noch hatte der König keinen Augenblick finden können, um mit mir von meinen Unterhandlungen zu Rouen zu sprechen. Demselben Abend, nachdem das

Ge-

Gedränge ein wenig nachgelaſſen hatte, that er es noch, indem er mich im Louvre an ein Fenſter zog. Ich mußte ihm alles, bis auf die kleinſten Umſtände erzählen, welche er ſehr aufmerkſam anhörte. Er warf ſich vor, daß er Schuld an dem Verdruß wäre, den du Rollet mir zugezogen hatte, weil er vergeſſen hätte mich von den Vorſchlägen deſſelben zu unterrichten, welche mich gegen alles, was von ihm kommen könnte, würden vorſichtig gemacht haben.

Noch hatte er weder dem Herzog von Montpenſier noch dem Baron von Biron etwas von den Artikeln geſagt, die er dem Admiral Villars auf ihre Unkoſten zugeſtanden hatte. Dieſe einzige Verlegenheit war noch übrig, denn Heinrich beſaß nicht die Art ſo mancher Fürſten, die, anſtat bey ſolchen Gelegenheiten ſich zu einiger Nachſicht herab zu laſſen, gleich damit anfangen, daß ſie die Klage übertauben und durch den Ton der Gewalt, den ſie annehmen, Gehorſam erzwingen. Er redete mit mir ab, daß ich ihm in Gegenwart dieſer beiden Herren denſelben Bericht abſtatten ſollte, als ob es zum erſten male geſchähe, und zugleich ihnen zu verſtehen geben, daß die Volziehung des Vertrags mit Villars blos davon abhienge, daß beide ihre Rechte hierin aufopferten. Die Sache geſchah ſo wie es verabredet war, bey dem zweifelhaften Punkt aber kehrte ſich der König zu ihnen und rief, er wollte lieber Villars und Roüen verliehren, als ſie durch eine Ungerechtigkeit gegen zwey Perſonen, die er hochſchätzte, erlangen. Montpenſier und Biron wurden von dieſem Betragen gerührt, und verſicherten, daß ſie mit Freuden allen ihren Anſprüchen entſagten. Heinrich dankte ihnen, und gab dem Erſtern zum Erſatz die Statthalterſchaften von Berche und Maine, welche mit der von Normandie vereinigt bleiben ſollten, wenn er dieſes wieder in ſeinem ganzen Umfange

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20190 / 148

10.

Hippolite von Montmorency, die Wittwe Roberts von Melun, Prinzen von Epinci, welcher 1594 gestorben war. Die Prinzen von Ligne, von denen hier die Rede ist, waren der Admiral und Gouverneur von Artois, welcher Marien von Melun, Frau von Roubais d' Antoing geheirathet hatte, und seine Brüder.

11.

Der König machte sie um Sully's willen zur Kronbedienung. Der Herzog verwaltete sie mit Ruhm. Brant. vie des hommes illustres art. M. de Rosny. t. 1. pag. 227. 228.

12.

Nach P. Matthieu (t. 2. l. 2. p. 223.) geschah es auf Befehl des Königs, daß die Domherren zu Lion sich weigerten, dem Herzog die Stelle eines Ehrenmitgliedes in ihrem Stifte zu geben, welche sein Vater gehabt hatte; und dieses aus dem sehr einfachen Grunde, weil die Grafschaft Villars seitdem von dem Hause Savoyen veräußert war. Diese Ceremonie bestand darin, daß man ihm bey seinem Eintritt in das Kloster den Chorrock und die Kappe überreichte, ihm in der Kirche einen Platz zwischen den Domherren gab, ꝛc.

13.

Ungeachtet dieser prächtigen Aufnahme fühlte der Herzog doch gleich, nachdem er das erstemal mit dem König gesprochen hatte, daß er das, was er forderte, nicht erhalten würde. „Ich habe meine Botschaft ausgerichtet, sagte er, „nun kann ich wieder gehn, wenn ich Lust habe." Matth. t. 2. l. 2.

14.

„Der Herzog schickte dem König zum Neujahrsgeschenk „zwey große Becken und zwey Vasen von Krystall, und die„ser ihm dagegen einen Schmuck von Diamanten, in deren „einem Heinrichs Bild war. Es war ein sehr schönes „Stück, welches der Herzog sehr hoch schätzte. — — — Kei„nen von denen, die ihm an diesem Tage ihre Aufwartung „machten, ließ er unbeschenkt von sich." Chron. Septen. ann. 1600. Man sagt, daß er die Herzogin von Beaufort auf seine Seite gezogen hatte, und daß er wahrscheinlich Saluzzo nicht würde haben herausgeben dürfen, wenn sie

nicht

nicht geſtorben wäre. In einem Kartenſpiel mit dem König gewann er in einem Wurf 4000 Piſtolen. Heinrich glaubte das Spiel gewonnen zu haben, und legte die Karten nieder. Der Herzog, der das gewonnene Spiel in der Hand hatte, begnügte ſich, dem Herzog von Guiſe und d'Aubigné, die ihm zur Seite ſtanden, ſeine Karten zu zeigen, und warf ſie dann unter die übrigen. d'Aubigne erzählt dieſen Zug von der Großmuth oder Politik des Herzogs.

15.

Renat von Lucinge des Allymes, der Savoyiſche Geſandte in Frankreich.

16.

Der Pater Bonaventura von Calatagironne, General der Franciſkaner und päbſtlicher Nuntius.

17.

Es wurde nach dieſem Plan eine Art von Vergleich zwiſchen den Kommiſſarien geſchloſſen; man ſchloß aber aus allem dem Aufſchub, den der Herzog von Savoyen verlangte, daß er den Vertrag nicht halten würde. Bey dieſer Gelegenheit wurde, wie le Grain ſagt, dem König der Vorſchlag gethan, den Herzog gefangen nehmen zu laſſen, um ihn dazu zu zwingen, aber Heinrich verwarf dieſen Rath. Man ſehe die nähern Umſtände dieſer Unterhandlung im De Thou und der Chron. ſept. ann. 1599 und 1600.

18.

Sie wollte dies Bubenſtück ausführen, indem ſie ihren Mann, der ein Koch war, durch den Grafen von Soiſſons, als Obriſthofmeiſter des königlichen Hauſes, bey dem König in Dienſten brächte. Die Prinzen und ſelbſt Heinrich IV hatten ſie zu St. Denis gekannt, wo ſie während des Krieges einen der vornehmſten Gaſthöfe hielt. Sie ſagte zu dem Grafen von Soiſſons, es käme nur auf ihn an, der mächtigſte Fürſt der Erde zu werden; er argwohnte daraus, daß ſie böſe Abſichten haben müßte, und entdeckte glücklich die Mittel, wodurch ſie ſie auszuführen dachte. Chron. ſept. ann. 1600.

19.

Man ſehe dieſe Briefe in der Original-Ausgabe t. 2. part. 1. p. 52.

20.

„Mein Herr,“ sagte du Plessis zu dem Herrn von Rosny, „mein Buch ist mein Kind. Ich werde es schon „zu vertheidigen wissen, und ich bitte Sie, mir meinen Wil„len zu lassen und sich nicht darin zu mengen, denn Sie „haben es nicht aufgezogen.“ Matth. t. 2. l. 2. p. 340.

21.

Sie kam in der That zu Saint-Andre' de la Coste zu ihm. Bassompiere, der den König begleitete, erzählt, daß die beyden Liebenden sich bey der ersten Zusammenkunft zankten. Dann aber söhnten sie sich wieder aus, und Heinrich führte die Marquisin nach Grenoble, wo er 7 bis 8 Tage mit ihr zubrachte, und nachher nach Chambery. t. 1. p. 86. ꝛc.

22.

Matthieu giebt bey dieser Gelegenheit dem Herzog von Sully großes Lob, und schreibt ihm größtentheils den glücklichen Erfolg dieses Feldzuges zu. t. 2. l. 2. p. 351. 361. 365. ꝛc.

23.

Marie reisete den 17ten October von Florenz ab, gieng zu Livorno zur See, kam mit einer Begleitung von 17 Galeeren nach Toulon und reiste von da über Marseille nach Lion. Am 9ten November kam der König mit der Post in dieser Stadt an. „Die Königin war grade bey der Abendtafel, und Heinrich wollte sie bey Tische sehn und betrachten ohne gekannt zu seyn. Er gieng bis in den kleinen Saal, der sehr voll war; kaum aber war er hineingetreten, so erkannten ihn die, welche am nächsten bey der Thür standen. Sie drängten sich, um ihn durchzulassen; das machte, daß der König gleich umkehrte, ohne weiter vorzudringen. Die Königin merkte diese Bewegung, ohne aber sonst ein Zeichen davon zu geben, als daß sie, so wie sie bedient wurde, die Schüssel zurückschob, und so wenig aß, daß sie mehr um des Wohlstandes als um des Abendessens willen sitzen blieb. Nachdem die Tafel aufgehoben war, gieng sie sogleich hinaus und in ihr Zimmer. Der König, der nur darauf gewartet hatte, kam an die Thür, und der Obristhofmeister, der vor ihm hergieng, klopfte so stark, daß die Königin urtheilte, wer es seyn müsse. Sie gieng sogleich, wie der Obristhofmeister hineintrat, auf den König zu, und warf

sich

ſich ihm zu Füßen. Heinrich hob ſie auf, umarmte ſie, und nun war es nichts als Küſſe, Liebkoſungen und Ehrenbezeugungen von beyden Seiten. Nachher nahm der König ſie bey der Hand, führte ſie an den Kamin, und ſprach eine gute halbe Stunde mit ihr. Dann gieng er zum Abendeſſen, wo er aber nicht viel genoß. Unterdeſſen ließ er der Frau von Nemours wiſſen, ſie möchte der Königin ſagen, er ſey ohne Bett gekommen, und erwarte, daß ſie ihm einen Theil des ihrigen überlaſſen würde, weil ſie künftig nur Eins haben ſollten. Die Frau von Nemours richtete der Königin dieſen Auftrag aus, welche zur Antwort gab, ſie ſey bloß gekommen, um den Willen des Königs als ſeine gehorſame Dienerin zu erfüllen. Heinrich ließ ſich nun auskleiden, und fand die Königin ſchon im Bett." Chron ſept. ann. 1600. Man ſ. auch De Thou l. 125. Matthieu t. 2. l. 2. p. 378. etc.

24.

Ebendaſſelbe ſagen De Thou. Matthieu und Chron. ſepten. ann. 1601. auch Mem. de Nevers t. 2. p. 773. etc.

25.

Er reißte, ſagt Baſſompiere, des Nachts mit der Poſt von Lion ab, um nach Paris zurückzukehren. Zu Rouanne beſtieg er ein Schiff, gieng zu Briare ans Land, kam den Abend nach Fontainebleau, den folgenden Mittag nach Villeneuve, gieng hier über die Seine unterhalb der Tuillerien, und ſchlief zu Verneuil. Hier blieben wir 3 Tage, dann kehrten wir nach Paris zurück. — — Darauf kam die Königin nach Nemours, und der König, der mit 60 Poſtpferden reiſete, empfieng ſie hier und führte ſie nach Fontainebleau, wo ſie ſechs Tage blieb und dann nach Paris gieng ꝛc. Mem. de Baſſomp. t. 1. p. 89. 90.

26.

Es ſcheint nicht, daß man ſie einen öffentlichen Einzug in Paris halten ließ. „Der König wollte, daß die Koſten, welche die Pariſer dazu beſtimmt hatten, zu etwas nützlicherm angewendet werden ſollten;" ſagt die Chron. ſept. „Der Herr Marquis von Rosny, heißt es weiter unten, ließ dreymal das ganze Geſchütz des Arſenals abfeuern, als ſie am Thor ankam. ꝛc."

27.

Die Schlacht bey Nieuport. im Monat Julius. Die Spanier verlohren 8000 Mann. Der Prinz von Oranien mußte demungeachtet die Belagerung aufheben, und ſich nach Holland zurückziehen.

28.

Man rechnet, daß aus Frankreich 300,000 Menſchen beyderley Geſchlechts nach Rom giengen, den Ablaß des Jubiläums zu holen. M. ſ. Chron. ſept. ann. 1600.

29.

Carl von Breauté aus Laux, Kapitain einer Kompagnie Reiter im Dienſt der Staaten. Zwanzig Franzoſen ſchlugen ſich gegen zwanzig Flamänder. Breauté tödtete im erſten Angrif ſeinen Gegner, beym zweyten aber wurde er gefangen und auf Befehl des Gouverneurs von Bolduc umgebracht. Die Chron. Sept. ſagt, er habe um ſeiner Schlägereien willen vorher den Franzöſiſchen Hof meiden müſſen.

Anmerkungen

zu dem

Zwölften Buche.

1.

Matthieu (t. 2. l. 3. p. 446) bemerkt, daß dieſes Verbot dem Handel groſſen Schaden that, und Sully geſteht auch weiter unten ſelbſt, daß er ſich genöthigt ſah, zu einem andern Hülfsmittel ſeine Zuflucht zu nehmen.

2.

„Er gab ſelbſt das Beyſpiel, den überflüßigen Kleiderſtaat einzuſchränken. Gewöhnlich gieng er in graues „Tuch gekleidet, mit einem Oberkleide von Atlaß oder Taffent, ohne alle Beſetzung oder Stickerey. Wer ſich auf „dieſe Art kleidete, den lobte er, und hielt ſich über die „andern auf, die, wie er ſagte, ihre Mühlen und ihr Holz „auf dem Rücken trugen.“ Peref. 3 part.

3.

3.

Sie hieß auch die königliche Kammer und bestand aus einem Presidenten des Parlaments von Paris, zwey Räthen, zwey Requetenmeistern, einem Presidenten und vier Räthen der Rechnungs Kammer, einem Presidenten und drey Räthen der Cour des-aydes, einem General-Advokaten des Parlaments, u. s. w. — Man schickte Kommissarien in die Provinzen, um Untersuchungen gegen die, welche Unterschleif gemacht hatten, anzustellen.

4.

Von dieser Belagerung, welche drey Jahre dauerte, wird noch oft die Rede seyn; die einzelnen Umstände sehe man bey de Thou, der Chronol. septénaire und andere Geschichtschreibern.

5.

Anton von Sülly, Graf von la Rochepot. Sein Nesse wurde, da er mit noch einigen französischen Cavaliers sich badete, durch einige Spanier beleidigt, welche seine Kleider in den Fluß warfen. Sie rächten sich, indem sie verschiedne von diesen Spaniern tödteten oder verwundeten; diese drangen nun mit Gewalt in das Haus des Bothschafters, und schleppten seinen Messen und die andern Franzosen ins Gefängniß. Der Pabst legte den Streit bey, ließ die Gefangnen nach Rom bringen, und lieferte sie dem französischen Bothschafter an seinem Hofe, dem Grafen von Bethune, einem Bruder des Herrn von Rosny, aus.

6.

Bartholomäus Coeur, ein Renegat von Marseille.

7.

„Dem glorreichsten, großmüthigsten, und größten Herrn „von dem Glauben Jesus — — dem Beendiger der Streitig„keiten unter dem christlichen Fürsten, dem Herrn der Größe, „der Majestät und des Reichthums, dem ruhmvollen Füh„rer der Allergrößten, Heinrich dem Vierten, dem Kaiser „(Padischah) von Frankreich ꝛc.“ diesen Titel findet man in den Mss. de la Bibl. du Roi. Vol. 9592.

8.

Diese Briefe und alle die hier angeführten Umstände widerlegen das Urtheil mancher nicht so gut unterrichteten Schriftsteller, und die Meynung, als ob Elisabeth, durch den Frieden zu Vervins erbittert, dem König von Frankreich persönlich nachgestellt hätte. — Man s. unter andern Vittorio Siri memorie recondite Vol. 1. pag. 130. 150. etc.

9.

Heinrich von Coligny, Herr von Chatillon, sein Vater war Franz, ein Sohn des Admirals.

10.

Bayle sagt in der Republ. des Lettr. Jan. 1686, „Wir „lesen von Luisen Bourgois, einer sehr geschickten Hebam„me, daß Heinrich ihr empfahl, ihre Schuldigkeit so gut „bey der Königin Maria zu thun, daß man nicht nöthig „hätte, einen Mann bey der Entbindung zu gebrauchen; „denn, setzte er hinzu, die Schamhaftigkeit würde zu sehr „dabey leiden.

11.

Perefixe im Gegentheil sagt, „die Niederkunft war sehr „schwer, und das Kind so mitgenommen, daß es ganz vio„let aussahe, wodurch vielleicht schon seine Gesundheit und „Leibesbeschaffenheit von Anfang an zu Grunde gerichtet „wurden. Der König bat den Himmel um seinen Seegen „für dasselbe, gab ihm den seinigen, und legte ihm seinen „Degen in die Hand, indem er Gott anrief, er möge dem „Kinde die Gnade erzeigen, das Schwerdt einst nur zu „Seiner Ehre und zur Vertheidigung seines Volks zu füh„ren. —" Matthieu sagt dasselbe. „Mein Kind, sagte „Heinrich zu der Königin, freuen sie sich. Gott hat uns „gegeben, was wir wünschten." — Matth. t. 2. l. 3. pag. 441.

12.

Er folgte auf d'Aliboux in der Stelle eines ersten Leibarztes bey dem Könige, welcher ihn von dem Herzog von Bouillon erhalten hatte.

13.

13.

Das Original dieſes Briefes, der aus Fontainebleau den 27ten Auguſt datirt iſt, befindet ſich noch jezt im Kabinet des Herzogs von Sully. Der König ſagt darin ganz treuherzig: Elle va même jusqu'à ſa garderobe.

14.

Anna Maria Mauriceta, nachherige Königin von Frankreich, gebohren den 22ten September.

15.

Ungeachtet der Entſchuldigungen, welche man in der Sammlung der Briefe des Kardinals von Oſsat (lett. au Roi, du 5 May 1598 und à M. de Villeroy du 4 Aout 1598) findet, ſcheinen die Gründe des Herzogs von Sully doch wichtig.

16.

Die erſte Gemahlin des Prinzen von Conty war Johanna von Coeme, Frau von Bonnétable, eine Wittwe Ludwigs Grafen von Montaffié in Piemont, geweſen: und die Tochter dieſer beyden, Annen von Montaffié hatte der Graf von Soiſſons geheyrathet.

17.

Philip Canaye de Fresne. — Philip von Bethune, Graf von Selles und Charoſt.

18.

Alphons von Ornano. Sein Vater war San-Pietro de Baſtelica.

19.

Heinrich II war ein groſſer Liebhaber von Pferden, und ſeine Stutereien in dem vortreflichſten Stande. Die Unruhen der darauf folgenden Regierungen hatten aber auch die Pferdezucht zu Grunde gerichtet, und allein zu Mehun oder Meun in Berry erzog man noch Pferde zum Gebrauch des Königs; doch auch dieſe Stuterey war in ſchlechten Umſtänden. Der Oberſtallmeiſter Herzog von Bellegarde

verlegte

verlegte ſie 1604 nach Saint-Leger, einem dem Könige gehörigen Walde; 1618 wurde ſie anſehnlich verbeſſert, und 1665 durch den Miniſter Colbert wieder in einen ſehr guten Stand geſetzt. 1715 errichtete endlich der damalige Oberſtallmeiſter, Graf von Armagnac die königliche Stuterey in Normandin, welche ſeit der Zeit immer zugenommen hat.

20.

Der Marſchall von Biron ſollte die dritte Tochter des Herzogs von Savoyen heirathen, und von dieſem und dem König von Spanien, Bourgogne, Franche-Comté und die Grafſchaft Charolois als ein ſouveraines Fürſtenthum erhalten. Dies gehörte in den großen Plan dieſer beiden Höfe, welche Frankreich zerſtücken, und es unter die Statthalter der Provinzen vertheilen wollten. Man ſ. darüber Vittorio Siri (mem. rec. V. 1. p. 103. 127. etc.) welcher auch den Bruder des Herzogs von Sully, den Grafen von Bethune, wegen der Dienſte, die er bey dieſer Gelegenheit dem König während ſeiner Geſandſchaft zu Rom leiſtete, ein Lob beylegt.

21.

Alles, was hier ſteht, wird durch die gleichzeitigen Schriftſteller beſtätigt. Matthieu, t. 2. l. 2. p. 333. erzählt, Biron habe ſich der unſinnigen Worte bedient: „Der König mag ſich hüten, mich zu beleidigen, ich weiß „mich an Königen und Kaiſern zu rächen.“

22.

Man ſehe über dieſe Geſandtſchaft Matth. t. 2. l. 2. p. 246. etc. nach.

23.

Johann von Sudrie, Baron von Calvairac.

24.

Jacob la Fin war aus dem Hauſe Beauvais-la-Nocle in Bourgogne, „der gefährlichſte und treuloſeſte Menſch in „ganz Frankreich, ſagt Perefixe. Der König, der ihn recht

„gut

„gut kannte, sagte oft zu dem Marschall von Biron, lassen „Sie sich den Menschen nicht nahe kommen, er ist eine „Pest und wird Sie unglücklich machen.“ Er ward der Ankläger des Marschalls aus Eifersucht, weil der Baron von Lux ihn in der Gunst desselben ausgestochen hatte, und aus Rache, weil der Graf von Fuentes, da er merkte, daß la Fin sie verrieth, seinen Sekretair hatte in Verhaft nehmen lassen. Aber um den Marschall desto gewisser zu stürzen stellte er sich als ob er noch immer ihm eben so sehr ergeben wäre.

25.

Pregent von la Fin, Vidome von Chartres.

26.

So sonderbar auch alle Umstände in der Geschichte des falschen Dom Sebastian sind, so muß doch auch der Haß der Portugiesen gegen die Spanier mit in Rechnung gebracht werden, und von diesem Haß war auch der Herzog von Sully nicht frey. Viele Schriftsteller, unter andern die Chronol. septen. sind dem Dom Sebastian sehr günstig. (ann. 1601. p. 247.) Die Spanier hingegen glaubten den Betrüger so gut entlarvt zu haben, daß sie, nachdem der Großherzog Ferdinand von Toscana ihn dem Vizekönig von Neapel ausgeliefert hatte, es wagten, ihn auf einem Esel reitend dem öffentlichen Spott darzubieten. Nachher wurde er auf die Galeeren geschickt. Matth. t. 2. l. 3. pag. 451.

27.

Man s. De Thou. Chronol. sept. année 1601 und andre mehr.

28.

Der Herzog von Mercoeur erwarb sich durch seine Thaten den Ruf eines der ersten Helden seiner Zeit. Man lese darüber die Geschichtschreiber seines Jahrhunderts nach.

MARIA

von Medici

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Profeſſor der Philoſophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Vierter Band.

Jena,

bey Johann Michael Mauke, 1792.

Fortgeſetzte
Ueberſicht
der
bürgerlichen Unruhen in Frankreich,
welche
der Regierung Heinrichs IV
vorangiengen.

Bürgerliche Unruhen in Frankreich

in den Jahren 1568 und 1569.

Die Kalviniſten zogen ſich nach ihrer Niederlage bey Saint-Denys eilfertig gegen die Lothringiſchen Grenzen des Königreichs, um die Deutſchen Hülfsvölker an ſich zu ziehen, und die Königliche Armee ſetzte ihnen unter dem jungen Herzog von Anjou nach. Sie litten Mangel an dem Nothwendigſten, indem es den Königlichen an keiner Bequemlichkeit fehlte, und die feindſelige Jahrszeit erſchwerte ihnen ihre Flucht und ihren Unterhalt noch mehr. Nachdem ſie endlich unter einem unausgeſetzten Kampf mit Hunger und rauher Witterung das jenſeitige Ufer der Maas erreicht hatten, zeigte ſich keine Spur eines deutſchen Heeres, und man war nach einem ſo langwierigen beſchwerdenvollen Marſche nicht weiter, als man im Angeſicht von Paris geweſen war. Die Geduld war erſchöpft, der gemeine Mann wie der Adel murrte; kaum vermochte der Ernſt des Admirals und die Jovialität des Prinzen von

Conde eine gefährliche Trennung zu verhindern. Der Prinz bestand darauf, daß kein Heil sey, als in der Vereinigung mit den Deutschen Völkern, und daß man sie schlechterdings bis zum bezeichneten Ort der Zusammenkunft aufsuchen müsse. „Aber, fragte man ihn nachher, wenn sie nun auch dort nicht wären zu finden gewesen — was würden die Hugenotten alsdann vorgenommen haben?“ — „In die Hände gehaucht und die Finger gerieben,“ vermuthe ich, erwiederte der Prinz; denn es war eine schneidende Kälte.

Endlich näherte sich der Pfalzgraf Kasimir mit der sehnlich erwarteten Deutschen Reiterey; aber nun befand man sich in einer neuen und größern Verlegenheit. Die Deutschen standen in dem Ruf, daß sie nicht eher zu fechten pflegten, als bis sie Geld sähen; und anstatt der hunderttausend Thaler, worauf sie sich Rechnung machten, hatte man ihnen kaum einige tausend anzubieten. Man lief Gefahr, im Augenblicke der Vereinigung aufs schimpflichste von ihnen verlassen zu werden, und alle auf diesen Succurs gegründete Hoffnungen auf einmal scheitern zu sehen. Hier in diesem kritischen Moment nahm der Anführer der Franzosen seine Zuflucht zu der Eitelkeit seiner Landsleute, und ihrer zarten Empfindlichkeit für die Nationalehre; und seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Er gestand

den Offizieren sein Unvermögen, die Foderungen der Deutschen zu befriedigen, und sprach sie um Unterstützung an. Diese beriefen die Gemeinen zusammen, entdeckten denselben die Noth des Generals, und strengten alle ihre Beredsamkeit an, sie zu einer Beysteuer zu ermuntern. Sie wurden dabey aufs nachdrücklichste von den Predigern unterstützt, die mit dreister Stirn zu beweisen suchten, daß es die Sache Gottes sey, die sie durch ihre Mildthätigkeit beförderten. Der Versuch glückte; der geschmeichelte Soldat beraubte sich freywillig seines Putzes, seiner Ringe, und aller seiner Kostbarkeiten; ein allgemeiner Wetteifer stellte sich ein, und es brachte Schande, von seinen Kameraden an Großmuth übertroffen zu werden. Man verwandelte alles in Geld, und brachte eine Summe von fast hunderttausend Livres zusammen, mit der sich die Deutschen einstweilen abfinden ließen. Gewiß das einzige Beyspiel seiner Art in der Geschichte, daß eine Armee die andere besoldete! Aber der Hauptzweck war doch nun erreicht, und beyde vereinigten Heere erschienen nunmehr am Anfang des Jahrs 1568 wieder auf französischem Boden.

Ihre Macht war jetzt beträchtlich, und wuchs noch mehr durch die Verstärkungen an, welche sie aus allen Enden des Königreichs an sich zogen.

Sie belagerten Chartres und ängstigten die Hauptstadt selbst durch ihre angedrohte Erscheinung. Aber Conde zeigte bloß die Stärke seiner Partey, um dem Hof einen desto günstigern Vergleich abzulocken. Mit Widerwillen hatte er sich den Lasten des Kriegs unterzogen, und wünschte sehnlich den Frieden, der seinem Hang zum Vergnügen weit mehr Befriedigung versprach. Er ließ sich deswegen auch zu den Unterhandlungen bereitwillig finden, welche Katharina von Medizis, um Zeit zu gewinnen, eingeleitet hatte. Wie viel Ursache auch die Reformirten hatten, ein Mißtrauen in die Anerbietungen dieser Fürstin „u setzen, und wie wenig sie durch die bisherigen Verträge gebessert waren', so begaben sie sich doch zum zweytenmal ihres Vortheils, und ließen unter fruchtlosen Negotiationen die kostbare Zeit zu kriegerischen Unternehmungen verstreichen. Das zu rechter Zeit ausgestreute Geld der Königin verminderte mit jedem Tage die Armee; und die Unzufriedenheit der Truppen, welche Katharina geschickt zu nähren wußte, nöthigte die Anführer am 10ten Merz 1568 zu einem unreifen Frieden. Der König versprach eine allgemeine Amnestie, und bestätigte das Edikt des Jenners 1562, das die Reformirten begünstigte. Zugleich machte er sich anheischig, die Deutschen Völker zu befriedigen, die noch beträchtliche Rückstände zu fodern hatten; aber

bald

bald entdeckte ſich, daß er mehr verſprochen hatte, als er halten konnte. Man glaubte, ſich dieſer fremden Gäſte nicht ſchnell genug entledigen zu können, und doch wollten ſie ohne Geld nicht von dannen ziehen. Ja, ſie drohten alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, wenn man ihnen den ſchuldigen Sold nicht entrichtete. Endlich, nachdem man ihnen einen Theil der verlangten Summe auf Abſchlag bezahlt, und den Ueberreſt noch während ihres Marſches nachzuliefern verſprochen hatte, traten ſie ihren Rückzug an, und der Hof ſchöpfte Muth, je mehr ſie ſich von dem Centrum des Reichs entfernten. Kaum aber fanden ſie, daß die verſprochenen Zahlungen unterblieben, ſo erwachte ihre Wuth aufs neue, und alle Landſtriche, durch welche ſie kamen, mußten die Wortbrüchigkeit des Hofes entgelten. Die Gewaltthätigkeiten, die ſie ſich bey dieſem Durchzug erlaubten, zwangen die Königin, ſich mit ihnen abzufinden, und mit ſchwerer Beute beladen räumten ſie endlich das Reich. Auch die Anführer der Reformirten zerſtreuten ſich nach abgeſchloſſenem Frieden; jeder in ſeine Provinz auf ſeine Schlöſſer, und gerade dieſe Trennung, welche man als gefährlich und unklug beurtheilte, rettete ſie vom Verderben. Bey allen noch ſo ſchlimmen Anſchlägen, die man gegen ſie gefaßt hatte, durfte man ſich an keinem einzigen unter ihnen vergrei-

sen, wenn man nicht alle zugleich zu Grund rich
ten konnte. Um aber alle zugleich aufzuheben
hätte man, wie Laboureur sagt, das Netz übe
ganz Frankreich ausbreiten müssen.

Die Waffen ruhten jetzt auf eine Zeitlang
aber nicht so die Leidenschaften; es war bloß di
bedenkliche Stille vor dem heranziehenden Stur
me. Die Königin, von dem Joch eines mürrischer
Montmorency und eines gebieterischen Herzog
von Guise befreyt, regierte mit dem überlegene
Ansehen der Mutter und Staatsverständige
beynahe unumschränkt unter ihrem zwar mündigen
aber der Führung noch so bedürftigen Sohn, un
sie selbst wurde von den verderblichen Rathschläge
des Kardinals von Lothringen geleitet. Der über
wiegende Einfluß dieses unduldsamen Priester
unterdrückte bey ihr allen Geist der Mäßigung
nach dem sie bisher gehandelt hatte. Zugleic
mit den Umständen hatte sich auch ihre ganz
Staatskunst verändert. Voll Schonung gege
die Reformirten, so lange sie noch ihrer Hülfe be
durfte, um dem Ehrgeize eines Guise und Mont
morency ein Gegengewicht zu geben, überließ si
sich nunmehr ganz ihrem natürlichen Abscheu gege
diese aufstrebende Sekte, sobald ihre Herrschaf
befestigt war. Sie gab sich keine Mühe, dies
Gesinnungen zu verbergen, und die Instruktionen

die sie den Gouverneurs der Provinzen ertheilte, athmeten diesen Geist. Sie selbst verfolgte jetzt diejenige Partey unter den Katholischen, die für Duldung und Frieden gestimmt, und deren Grundsätze sie in den vorhergehenden Jahren selbst zu den ihrigen gemacht hatte. Der Kanzler wurde von dem Antheil an der Regierung entfernt, und endlich gar auf seine Güter verwiesen. Man bezeichnete seine Anhänger mit dem zweydeutigen Namen der Politiker, der auf ihre Gleichgültigkeit gegen das Interesse der Kirche anspielte, und den Vorwurf enthielt, als ob sie die Sache Gottes bloß weltlichen Rücksichten aufopferten. Dem Fanatismus der Geistlichkeit wurde vollkommene Freyheit gegeben, von Kanzeln, Beichtstühlen und Altären auf die Sektirer loszustürmen; und jedem tollkühnen Schwärmer aus der katholischen Klerisey war erlaubt, in öffentlichen Reden der Frieden anzugreifen, und die verabscheuungswürdige Maxime zu predigen, daß man Ketzern keine Treue noch Glauben schuldig sey. Es konnte nicht fehlen, daß bey solchen Auffoderungen der blutdürstige Geist des Fanatismus bey dem so leicht entzündbaren Volk der Franzosen nur allzu schnell Feuer fieng, und in die wildesten Bewegungen ausbrach. Mißtrauen und Argwohn zerrissen die heiligsten Bande; der Meuchelmord schliff seinen Dolch im Innern der Häuser, und auf den

Land

Lande wie in den Städten, in den Provinzen wie in Paris wurde die Fackel der Empörung geschwungen.

Die Kalviniſten ließen es ihrer Seits nicht an den bitterſten Repreſſalien fehlen; doch, an Anzahl zu ſchwach, hatten ſie dem Dolch der Katholiſchen bloß ihre Federn entgegen zu ſetzen. Vor allem ſahen ſie ſich nach feſten Zufluchtsörtern um, wenn der Kriegsſturm aufs neue ausbrechen ſollte. Zu dieſem Zweck war ihnen die Stadt Rochelle am weſtlichen Ozean ſehr gelegen; eine mächtige Seeſtadt, welche ſich ſeit ihrer freywilligen Unterwerfung unter franzöſiſche Herrſchaft der wichtigſten Privilegien erfreute, und beſeelt mit republikaniſchem Geiſte, durch einen ausgebreiteten Handel bereichert, durch eine gute Flotte vertheidigt, durch das Meer mit England und Holland verbunden, ganz vorzüglich dazu gemacht war, der Sitz eines Freyſtaats zu ſeyn, und der verfolgten Partey der Hugenotten zum Mittelpunkt zu dienen. Hieher verpflanzten ſie die Hauptſtärke ihrer Macht, und es gelang ihnen viele Jahre lang, hinter den Wällen dieſer Veſtung der ganzen Macht Frankreichs zu trotzen.

Nicht lange ſtand es an, ſo mußte der Prinz von Conde ſelbſt ſeine Zuflucht in Rochelles Mauern ſuchen. Katharina, um demſelben alle

Mittel

Mittel zum Krieg zu rauben, foderte von ihm die Wiedererſtattung der beträchtlichen Geldſummen, die ſie in ſeinem Namen den deutſchen Hülfsvölkern vorgeſtreckt hatte, und für die er mit den übrigen Anführern Bürge geworden war. Der Prinz konnte nicht Wort halten, ohne zum Bettler zu werden, und Katharina, die ihn aufs äuſſerſte bringen wollte, beſtand auf der Zahlung. Das Unvermögen des Prinzen, dieſe Schuld zu entrichten, berechtigte ſie zu einem Bruch der Traktaten, und der Marſchall von Tavannes erhielt Befehl, den Prinzen auf ſeinem Schloß Noyers in Burgund aufzuheben. Schon war die ganze Provinz von den Soldaten der Königin erfüllt, alle Zugänge zu dem Landſitz des Prinzen verſperrt, alle Wege zur Flucht abgeſchnitten, als Tavannes ſelbſt, der zu dem Untergang des Prinzen nicht gern die Hand bieten wollte, Mittel fand, ihn von der nahen Gefahr zu belehren und ſeine Flucht zu befördern. Conde entwiſchte durch die offen gelaſſenen Päſſe glücklich mit dem Admiral Coligny und ſeiner ganzen Familie, und erreichte Rochelle am 18ten Sept. 1568. Auch die verwittwete Königin von Navarra, Mutter Heinrichs IV, welche Montlüc hatte aufheben ſollen, rettete ſich mit ihrem Sohn, ihren Truppen, und ihren Schätzen in dieſe Stadt, welche ſich in kurzer Zeit mit einer kriegeriſchen und zahlreichen

Mann-

Mannschaft anfüllte. Der Kardinal von Chatillon entfloh in Matrosenkleidern nach England, wo er seiner Partey durch Unterhandlungen nützlich wurde, und die übrigen Häupter derselben säumten nicht, ihre Anhänger zu bewaffnen, und die Deutschen aufs eilfertigste zurück zu berufen. Beyde Theile greifen zum Gewehre, und der Krieg kehrt in seiner ganzen Furchtbarkeit zurück. Das Edikt des Jenners wird förmlich widerrufen, die Verfolgungen mit größerer Wuth gegen die Reformirten erneuert, jede Ausübung der neuen Religion bey Todesstrafe untersagt. Alle Schonung, alle Mäßigung hört auf, und Katharina, ihrer wahren Stärke vergessen, wagt an die ungewissen Entscheidungen der blinden Gewalt die gewissen Vortheile, welche ihr die Intrigue verschaffte.

Ein kriegerischer Eifer beseelt die ganze reformirte Partey, und die Wortbrüchigkeit des Hofs, die unerwartete Aufhebung aller, ihnen günstigen Verordnungen ruft mehr Soldaten ins Feld, als alle Ermahnungen ihrer Anführer und alle Predigten ihrer Geistlichkeit nicht vermocht haben würden. Alles wird Bewegung und Leben, sobald die Trommel ertönt. Fahnen wehen auf allen Straßen; aus allen Enden des Königreichs sieht man bewaffnete Schaaren gegen den Mittelpunkt zusammen strömen. Mit der Menge der erlittnen und erwiesenen

ſenen Kränkungen iſt die Wuth der Streiter geſtiegen; ſo viele zerriſſene Verträge, ſo viele getäuſchte Erwartungen hatten die Gemüther unverſöhnlich gemacht, und längſt ſchon war der Charakter der Nation in der langen Anarchie des bürgerlichen Krieges verwildert. Daher keine Mäßigung, keine Menſchlichkeit, keine Achtung gegen das Völkerrecht, wenn man einen Vortheil über den Feind erlangte; noch Stand, noch Alter wird geſchont, und der Marſch der Truppen überall durch verwüſtete Felder und eingeäſcherte Dörfer bezeichnet. Schrecklich empfindet die katholiſche Geiſtlichkeit die Rache des Hugenottenpöbels, und nur das Blut dieſer unglücklichen Schlachtopfer kann die finſtre Grauſamkeit dieſer rohen Schaaren erſättigen. An Klöſtern und Kirchen rächen ſie die Unterdrückungen, welche ſie von der herrſchenden Kirche erlitten hatten. Das Ehrwürdige iſt ihrer blinden Wuth nicht ehrwürdig, das Heilige nicht heilig; mit barbariſcher Schadenfreude entkleiden ſie die Altäre ihres Schmuckes, zerbrechen und entweyhen ſie die heiligen Gefäße, zerſchmettern ſie die Bildſäulen der Apoſtel und Heiligen, und ſtürzen die herrlichſten Tempel in Trümmer. Ihre Mordgier öffnet ſich die Zellen der Mönche und Nonnen, und ihre Schwerter werden mit dem Blut dieſer Unſchuldigen befleckt. Mit erfinderiſcher Wuth ſchärften ſie durch den

bittersten Hohn noch die Qualen des Todes, und oft konnte der Tod selbst ihre thierische Lust nicht stillen. Sie verstümmelten selbst noch die Leichname, und einer unter ihnen hatte den rasenden Geschmack, sich aus den Ohren der Mönche, die er niedergemacht hatte, ein Halsband zu verfertigen, und es öffentlich als ein Ehrenzeichen zu tragen. Ein andrer ließ eine Hydra auf seine Fahnen mahlen, deren Köpfe mit Kardinalshüten, Bischoffsmützen und Mönchskaputzen auf das seltsamste ausstaffirt waren. Er selbst war darneben als ein Herkules abgebildet, der alle diese Köpfe mit starken Fäusten herunterschlug. Kein Wunder, wenn so handgreifliche Symbole die Leidenschaften eines fanatischem rohen Haufens noch heftiger entflammten, und dem Geist der Grausamkeit eine immerwährende Nahrung gaben. Die Ausschweifungen der Hugenotten wurden von den Papisten durch schreckliche Repressalien erwiedert, und wehe dem Unglücklichen, der lebendig in ihre Hände fiel. Sein Urtheil war einmal für immer gesprochen, und eine freywillige Unterwerfung konnte sein Verderben höchstens nur wenige Stunden verzögern.

Mitten im Winter brachen beyde Armeen, die Königliche unter dem jungen Herzog von Anjou, dem der kriegserfahrene Tavannes an die Seite gegeben war, und die Protestantische unter Conde

und

und Coligny auf, und ſtießen bey Loudún ſo nahe aneinander, daß weder Fluß noch Graben ihre Schlachtordnungen trennte. Vier Tage blieben ſie in dieſer Stellung einander gegenüber ſtehen, ohne etwas entſcheidendes zu wagen, weil die Kälte zu ſtreng war. Der zunehmende Froſt zwang endlich die Königlichen zuerſt zum Aufbruch; die Hugenotten folgten ihrem Beyſpiel, und der ganze Feldzug endigte ſich ohne Entſcheidung.

Unterdeſſen verſäumten die letztern nicht in der Ruhe der Winterquartiere neue Kräfte zu dem folgenden Feldzug zu ſammeln. Sie hatten die eroberten Provinzen glücklich behauptet, und viele andere Städte des Königreichs erwarteten bloß einen günſtigen Augenblick, um ſich laut für ſie zu erklären. Anſehnliche Summen wurden aus dem Verkauf der Kirchengüter und den Konfiſkationen gezogen, und von den Provinzen beträchtliche Steuern erhoben. Mit Hülfe derſelben ſahe ſich der Prinz von Conde in den Stand geſetzt, ſeine Armee zu verſtärken, und in eine blühende Verfaſſung zu ſetzen. Fähige Generale kommandirten unter ihm und ein tapfrer Adel hatten ſich unter ſeinen Fahnen verſammelt. Zugleich waren ſeine Agenten in England ſowohl als in Deutſchland geſchäftig, ſeine dortigen Bundsgenoſſen zu bewaffnen, und ſeine Gegner neutral zu erhalten. Es

gelang ihm, Truppen, Geld und Geschütz aus E
land zu ziehen, und aus Deutschland führten i
der Markgraf von Baden und der Herzog v
Zweybrücken beträchtliche Hülfsvölker zu, so
er sich mit dem Antritt des Jahrs 1569 an
Spitze einer furchtbaren Macht erblickte, die ei
merkwürdigen Feldzug versprach.

Er hatte sich eben aus den Winterquarti
hervorgemacht, um den Deutschen Truppen
Eintritt in das Königreich zu öffnen, als ihn
Königliche Armee am 13. Merz dieses Jahrs
weit Jarnac an der Grenze von Limousin u
sehr nachtheiligen Umständen zum Treffen nöth
Abgeschnitten von dem Ueberrest seiner Armee
de er von der ganzen Königlichen Macht ange
fen, und sein kleiner Hause, des tapfersten
derstands ungeachtet, von der überlegenen
überwältigt. Er selbst, ob ihm gleich der S
eines Pferdes einige Augenblicke vor der Sch
das Bein zerschmetterte, kämpfte mit der helde
thigsten Tapferkeit, und von seinem Pferde h
gerissen, setzte er noch eine Zeitlang auf der
knieend das Gefecht fort, bis ihn endlich der
lust seiner Kräfte zwang sich zu ergeben. Ab
diesem Augenblick nähert sich ihm Montesq
ein Kapitain von der Garde des Herzogs von

jou, von hinten, und tödtet ihn meuchelmörderiſch mit einer Piſtole.

Und ſo hatte auch Conde mit allen damaligen Häuptern der Parteyen das Schickſal gemein, daß ein gewaltſamer Tod ihn dahinraffte. Franz von Guiſe war durch Meuchelmörders Hände vor Orleans gefallen, Anton von Navarra bey der Belagerung von Rouen, der Marſchall von Saint-Andre in der Schlacht bey Dreux, und der Konnetable bey Saint-Denys geblieben. Den Admiral erwartete ein ſchrecklicheres Loos in der Bartholomäus-Nacht, und Heinrich von Guiſe ſank wie ſein Vater unter dem Dolch der Verrätherey.

Der Tod ihres Anführers war ein empfindlicher Schlag für die Proteſtantiſche Partey, aber bald zeigte ſichs, daß die Katholiſche zu früh triumphirt hatte. Conde hatte ſeiner Partey große Dienſte geleiſtet, aber ſein Verluſt war nicht unerſetzlich. Noch lebte das heldenreiche Geſchlecht der Chatillons, und der ſtandhafte, unternehmende, an Hülfsquellen unerſchöpfliche Geiſt des Admirals von Coligny riß ſie bald wieder aus ihrer Erniedrigung empor. Es war mehr ein Name als ein Oberhaupt, was die Hugenotten durch den Tod des Prinzen Ludwig von Conde verloren; aber auch ſchon ein Name war ihnen wichtig und un-

entbehrlich, um den Muth der Partey zu beleben, und sich ein Ansehen in dem Königreich zu erwerben. Der nach Unabhängigkeit strebende Geist des Adels ertrug mit Widerwillen das Joch eines Führers, der nur seines Gleichen war, und schwer, ja unmöglich ward es einem Privatmann, diese stolze Soldateske im Zaum zu erhalten. Dazu gehörte ein Fürst, den seine Geburt schon über jede Konkurrenz hinwegrückte, und der eine erbliche und unbestrittene Gewalt über die Gemüther ausübte. Und auch dieser fand sich nun in der Person des jungen Heinrichs von Bourbon, des Helden dieses Werks, den wir jetzt zum erstenmal auf die politische Schaubühne führen.

Heinrich der Vierte, der Sohn Antons von Navarra und Johannens von Albret war im Jahr 1553 zu Pau in der Provinz Bearn gebohren. Schon von den frühesten Jahren einer harten Lebensart unterworfen, stählte sich sein Körper zu seinen künftigen Kriegesthaten. Eine einfache Erziehung und ein zweckmäßiger Unterricht entwickelten schnell die Keime seines lebhaften Geistes. Sein junges Herz sog schon mit der Muttermilch den Haß gegen das Pabstthum und gegen den Spanischen Despotismus ein; der Zwang der Umstände machte ihn schon in den Jahren der Unschuld zum Anführer von Rebellen. Ein früher Gebrauch der Waffen

bildete

bildete ihn zum künftigen Held, und frühes Unglück zum vortrefflichen König. Das Haus Valois, welches Jahrhunderte lang über Frankreich geherrscht hatte, neigte sich unter den schwächlichen Söhnen Heinrichs des Zweyten zum Untergang, und wenn diese drey Brüder dem Reich keinen Erben gaben, so rief die Verwandtschaft mit dem regierenden Hause, ob sie gleich nur im ein und zwanzigsten Grade statt hatte, das Haus von Navarra auf den Thron. Die Aussicht auf den glänzendsten Thron Europens umschimmerte schon Heinrich des Vierten Wiege, aber sie war es auch, die ihn schon in der frühesten Jugend den Nachstellungen mächtiger Feinde bloß stellte. Philipp der Zweyte, König von Spanien, der unversöhnlichste aller Feinde des Protestantischen Glaubens, konnte nicht mit Gelassenheit zusehen, daß die verhaßte Sekte der Neuerer von dem herrlichsten aller christlichen Throne Besitz nahm, und durch denselben ein entscheidendes Uebergewicht der Macht in Europa erlangte. Und er war um so weniger geneigt, die Französische Krone dem ketzerischen Geschlecht von Navarra zu gönnen, da ihm selbst nach dieser kostbaren Erwerbung gelüstete. Der junge Heinrich stand seinen ehrgeizigen Hoffnungen im Wege, und seine Beichtväter überzeugten ihn, daß es verdienstlich sey, einen Ketzer zu berauben, um ein so großes Königreich im Gehorsam gegen den

apostolischen Stuhl zu erhalten. Ein schwarzes Komplot ward nun mit Zuziehung des berüchtigten Herzogs von Alba und des Kardinals von Lothringen geschmiedet, den jungen Heinrich mit seiner Mutter aus ihren Staaten zu entführen, und in Spanische Hände zu liefern. Ein schreckliches Schicksal erwartete diese Unglücklichen in den Händen dieses blutgierigen Feindes, und schon jauchzte die Spanische Inquisition diesem wichtigen Schlachtopfer entgegen. Aber Johanna ward noch zu rechter Zeit, und zwar wie man behauptet, durch Philipps eigne Gemahlin Elisabeth gewarnt, und der Anschlag noch in der Entstehung vereitelt. Eine so schwere Gefahr umschwebte das Haupt des Knaben, und weyhte ihn schon frühe zu den harten Kämpfen und Leiden ein, die er in der Folge bestehen sollte.

Jetzt als die Nachricht von dem Tode des Prinzen von Conde die Anführer der Protestanten in Bestürzung und Verlegenheit setzte, die ganze Partey sich ohne Oberhaupt, die Armee ohne Führer sah, erschien die heldenmüthige Johanna mit dem sechszehnjährigen Heinrich und dem ältesten Sohn des Ermordeten Conde, der um einige Jahre jünger war, zu Cognac in Angoumois, wo die Armee und die Anführer versammelt waren. Beyde Knaben an den Händen führend

trat

trat sie vor die Truppen, und machte schnell ihrer Unentschlossenheit ein Ende: „Die gute Sache, hub sie an, hat an dem Prinzen von Conde einen trefflichen Beschützer verloren, aber sie ist nicht mit ihm untergegangen. Gott wacht über seine Verehrer. Er gab dem Prinzen von Conde tapfre Streitgefährten an die Seite, da er noch lebend unter uns wandelte; er giebt ihm heldenmüthige Offiziere zu Nachfolgern, die seinen Verlust uns vergessen machen werden. Hier ist der junge Bearner, mein Sohn. Ich biete ihn euch an, zum Fürsten. Hier ist der Sohn des Mannes, dessen Verlust ihr betrauert. Euch übergeb ich beyde. Möchten sie ihrer Ahnherrn werth seyn durch ihre künftigen Thaten! Möchte der Anblick dieser heiligen Pfänder euch Einigkeit lehren, und begeistern zum Kampf für die Religion."

Ein lautes Geschrey des Beyfalls antwortete der Königlichen Rednerin, worauf der junge Heinrich mit edlem Anstand das Wort nahm. „Freunde, rief er aus, ich gelobe euch an, für die Religion und die gemeine Sache zu streiten, bis uns Sieg oder Tod die Freyheit verschafft haben, um die es uns allen zu thun ist." Sogleich wurde er zum Oberhaupt der Partey, und zum Führer der Armee ausgerufen, und empfieng als solcher

die Huldigung. Die Eifersucht der übrigen Anführer verstummte, und bereitwillig unterwarf man sich jetzt der Führung des Admirals von Coligny, der dem jungen Helden seine Erfahrung lieh, und unter dem Namen seines Pupillen das Ganze beherrschte.

(Die Fortsetzung im nächsten Band.)

Inhalt

des vierten Bandes der Merkwürdigkeiten von Süllly.

Dreyzehntes Buch.

Begebenheiten des Jahrs 1602. Fremde Fürsten zu Paris. Heinrich IV geht nach Blois; Beweggrund zu dieser Reise. Fernerer Gang der Verschwörung des Marschalls von Biron. Geheimer Rath deswegen zu Blois. Man beschließt, die Herzoge von Epernon und Bouillon gefangen zu nehmen. Der erstere rechtfertigt sich. Künstliche Wendung des Letztern. Mißverständniß zwischen dem König und der Königin. Heinrichs Unterredung mit Rosny darüber. Nutzen der Reise des Königs nach den Provinzen. Er entschließt sich, Biron einziehn zu lassen. Besondre Umstände bey seiner und des Grafen von Auvergne Gefangennehmung, und bey seinem Prozeß. Er wird enthauptet.

Antheil, den Rosny an dieser Sache hat. Heinrich begnadigt den Baron von Lüx und den Grafen von Auvergne, der noch einmal an ihm zum Verräther wird. Gründe, die ihn bewegen, den Grafen von Auvergne so zu behandeln. Der Prinz von Joinville wird eingezogen. Der König verzeiht ihm ebenfalls, und behält ihn gefangen. Der Herzog von Bouillon weigert sich mit vieler List nach Hof zu kommen. Verdacht, den die Hofleute dem König gegen Rosny beybringen. Merkwürdige Unterredung zwischen ihnen. Prozeß der Advokaten. Sigogne's Witz darüber. Edikte und Verordnungen über die Münze, den Handel, die Finanzen, u. s. w. Minen, die man in Frankreich entdeckt. Edikt gegen den Zweykampf. Erneuerung des Bündnisses mit den Schweitzern. Heinrichs Reise nach Calais. Verfolg des Kriegs zwischen den Spaniern und Niederländern. Andere auswärtige Begebenheiten.

Vierzehntes Buch.

Begebenheiten des Jahrs 1603. Unruhen zu Metz. Heinrich geht dahin und verjagt die Sobole. Andre Geschäfte auf dieser Reise. Denkschriften des Cardinal d' Ossat. Untersuchung über die Gesinnungen und das Betragen dieses Cardinals. Verfolg des Niederländischen Kriegs. Ränke des Herzogs von Bouillon. Neue Meutereyen der Calvinisten. Tod der Königin Elisabeth. Jakob I wird König von Großbrittanien. Heinrichs Zurückkunft und Unterredungen mit Rosny über den Tod der Elisabeth. Er entschließt sich denselben als Gesandten nach London zu schicken. Berathschlagung in dem Staatsrath, und Ränke der Hofleute

Hofleute über dieſe Geſandſchaft. Krankheit des Königs. Geheime und öffentliche Inſtruktionen, die Rosny bekömmt. Er reiſt mit einem zahlreichen Gefolge ab. Charakter des jüngern Servin. Rosny ſchifft ſich zu Calais ein. Der Engliſche Viceadmiral inſultiert ihn. Sein Empfang zu Dover, Canterbury u. ſ. w. Er wird zu London mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen. Seine Strenge in der Sache des jungen Combaut. Zuſtand der Staatsgeſchäfte in Großbrittanien. Charakter der Engländer, des Königs, der Königin, u. ſ. w. Verſchiedene Parteyen am Engliſchen Hofe. Rosnys Conferenzen mit den Engliſchen Miniſtern, den Deputirten der Generalſtaaten, dem Venetianiſchen Reſidenten, u. ſ. w. Seine erſte Audienz. Verdruß, den er darüber empfindet, daß er dieſe nicht in Trauerkleidung ablegen kann.

Funfzehntes Buch.

Verfolg der Begebenheiten des Jahrs 1603. Fortgang der Geſandtſchaft Rosnys zu London. Umſtände bey der erſten Audienz. Oeffentliche Unterredung des Königs von England mit ihm über verſchiedne Gegenſtände. Begebenheiten am Engliſchen Hofe, die ſeinen Unterhandlungen theils günſtig, theils zuwider ſind. Geſinnungen der verſchiednen europäiſchen Höfe. Rosnys erſte Conferenz mit den Engliſchen Miniſtern. Ränke der Spanier. Zweyte Audienz. Beſondre Unterredung Jakobs mit Rosny, der ihn beredet, die vereinigten Provinzen zu unterſtützen. Andre Materien, die ſie in dieſer Audienz behandeln. Zweyte Conferenz mit den Miniſtern Sr Großbritanniſchen Majeſtät

Majestät. Diese suchen die Unterhandlungen zu vereiteln. Unvorsichtiges Betragen des Grafen von Aremberg. Dritte Audienz; Rosny wird zur Königlichen Tafel gezogen; Oeffentliche Unterredung über verschiedene Gegenstände. Dritte Conferenz mit den Englischen Ministern, und den Niederländischen Deputierten. Ränke und Treulosigkeit des Staatssekretairs Cecil. Vierte Audienz. Geheime Unterredung mit König Jakob, in welcher ihm Rosny die politischen Entwürfe Heinrichs IV. und der Königin Elisabeth entdeckt und beliebt macht. Kurze Beschreibung dieser Entwürfe. Jakob erklärt sich öffentlich für Rosny.

Sechszehntes Buch.

Verfolg der Denkwürdigkeiten von 1603. Fortsetzung der Gesandtschaft und der Unterhandlungen Rosny's am Londner Hof. Aufsatz des Vertrags mit Sr Britannischen Majestät. Das Wesentliche daraus. Aufgefangene Depesche Rosnys. Seine Abschieds-Audienz und letzte Unterhaltung mit dem König Jakob. Seine Rückreise, und Gefahr auf dem Wasser. Wie ihn Heinrich empfängt. Oeffentliche Unterredung zwischen ihnen über seine Unterhandlung. Verfolg von dem Zustand der Englischen Angelegenheiten. Unruhen und besondre Zwistigkeiten an diesem Hof. Schluß des von Rosny zu Stand gebrachten Traktats. Fortsetzung von den Englischen, Spanischen, Niederländischen und andern auswärtigen Angelegenheiten. Rosny tritt seine Arbeiten in dem Finanzkollegium wieder an. Heinrich unterstützt ihn öffentlich in einer Streitigkeit mit dem Grafen von Soissons. Er bewillkommt den König auf Rosny. Heinrichs Reise

Reiſe in die Normandie, was ſich darauf zuträgt. Meuterey der Proteſtanten, und Verſammlung von Gap. Rosny wird Statthalter von Poitou. Anpflanzung der Seide in Frankreich; Unterredung hierüber, worin Rosny ſucht, es Heinrich abzurathen. Bemerkungen über ſeine Meynung von der Seide und dem Luxus. Colonie in Canada.

Siebenzehntes Buch.

Denkwürdigkeiten vom Jahr 1604. Denkmünzen, welche Rosny Sr Majeſtät überreicht. Tod der Herzogin von Bar, Umſtände dieſes Tods, und Folgen. Berathſchlagungen des Staatsraths, über die Wiederaufnahme der Jeſuiten. Rosnys Unterhaltung mit Heinrich, und Gründe, die er gegen dieſe Aufnahme vorbringt. Auf welche Bedingungen ſie aufgenommen werden; Schutz, den ihnen Heinrich zugeſichert. Der Pater Cotton bewirbt ſich um Rosnys Gunſt. Aufſatz gegen den Kardinal von Oſſat. Wenig günſtige Geſinnungen Rosnys von dieſem Kardinal, und der Politik der Katholiſchen. Verrätherey des Nikolaus l'Hote; wie ſie entdeckt wurde, etwas beſonderes hievon. Villeroys Betragen geprüft. Memoire von Rosny, die Religionen betreffend. Kardinalsbeförderung und Römiſche Angelegenheiten. Merkwürdige Unterhaltung Heinrichs mit Rosny, von den häuslichen Verdrüßlichkeiten, welche ihm die Königin und die Marquiſe von Verneuil verurſachen.

Achtzehntes Buch.

Verfolg der Denkwürdigkeiten vom Jahr 1604. Fortſezung des vorhergehenden Artikels über die häuslichen

lichen Verdrüßlichkeiten und Uneinigkeiten Heinrichs. Rosny übernimmt es, sie zu heben. Gefahr, die er bey dieser Gelegenheit bey der Königin und der Marquise von Verneuil läuft. Bosheit der letzten. Weises und uneigennütziges Betragen der Königin Margarethe. Cabale der Protestanten und Aufrührer im Reich. Heinrichs Reise in die Provinzen verabredet und wieder rückgängig. Rosny besucht seine Statthalterschaft; seine Aufnahme zu Rochelle, Poitiers, ꝛc. Haß der Protestanten gegen ihn. Andere besondre Umstände und Früchte dieser Reise. Sein Empfang bey Heinrich bey seiner Zurückkunft. Rechtfertigung des fälschlich angeklagten Herzogs von Epernon. Neue Unruhen des Grafen von Auvergne. Mittel, die Rosny anwendet, ihn zu arretiren. Briefe, die er von ihm erhält und ihm schreibt; wie der Graf von Auvergne gefangen genommen wird. Man fängt seinen Prozeß an. Die Marquise von Verneuil wird ebenfalls festgesetzt. Rosny bekömmt den Auftrag, sie zu verhören. Er kann Heinrich weder durch Rath noch Bitten bewegen, sie aus Frankreich zu entfernen. Schwachheit dieses Herrn gegen seine Mätresse.

Dreyzehntes Buch.

1602.

Die Gährung in den Gemüthern bey den einheimiſchen Unruhen, von welchen ich in meinem letzten Buch ſchrieb, hinderte den Hof nicht, ſich dieſen Winter über mit den gewöhnlichen Luſtbarkeiten und Schauſpielen zu unterhalten. Man arbeitete auf Befehl und zum Vergnügen der Königin an der Anordnung eines ſehr prächtigen Ballets. Das Arſenal war der Ort, den der König zur Vorſtellung dieſer Schauſpiele auserſehen hatte, weil daſſelbe wegen ſeiner geräumigen Zimmer für Schauſpieler ſowohl, als Zuſchauer ſehr bequem war. Da ich außer Stand war, in dieſer meiner Wohnung die dazu nöthigen Befehle zu ertheilen, weil gerade zu der Zeit, da die Luſtbarkeit vorgehen ſollte, die Wunde, welche ich während der Belagerung von Charters an dem Munde bekommen hatte,

sich wieder öffnete, so hatte man bereits sich um einen andern Ort umgesehen. Allein der König wollte sie lieber aufschieben, bis ich geheilt wäre. Das Ballet wurde dadurch um acht Tage verzögert.

Ungefehr in der Mitte der Fasten kam der Reichsgroßmarschall, Graf von Schomburg, als Gesandter des Wiener Hofs, nach Paris, wo er mit einem Gefolge von vierzig oder funfzig Pferden seinen Einzug hielt. Se. Majestät ließen ihm genau die gleichen Ehrenbezeugungen erweisen, die man dem Marschall von Bois-Dauphin zu Wien erwiesen hatte. Der Prinz des Markgrafen von Brandenburg hielt sich ebenfalls einige Zeit zu Paris auf. Ungeachtet es nun eben nicht gewöhnlich ist, Personen von diesem Range kostenfrey zu halten, besonders, wie der König bemerkte, wenn sie sich nicht bey Hofe aufhalten; so befahl der König dennoch, diesem Prinzen alle mögliche Achtung zu erweisen, dessen Haus, überdies eines der vornehmsten in Deutschland, immer eine besondere Zuneigung gegen Frankreich gezeigt hatte. Ich erhielt von Sr. Majestät Befehl, ihm alle Tage in Ihrem Namen von den seltensten Weinen und Gerichten Geschenke zu machen.

Da alles zur Abreise des Königs fertig war, und dieser bey den verschiedenen Reisen, die er nach Paris machte, die nöthigen Befehle zur Unterhaltung des Friedens und Ruhe in dieser Stadt und in den Provinzen, von denen er sich entfernen wollte sowohl, als in denjenigen, in welche er hinreiste, ertheilt hatte, so verließ er ungefehr den zwanzigsten May Paris. Er kam nach Fontainebleau und nahm von da den Weg nach Blois. Die Königin begleitete ihn mit ihrem ganzen Hof auf dieser Reise. Ich ebenfalls.

Ich reiſte aber erſt einige Tage nach dem König ab, da er mir ſeine Ankunft zu Blois und ſein Vorhaben, ſich acht oder zehn Tage daſelbſt aufzuhalten, überſchrieb. Dieſe Zeit brauchte er zu einer Kur, welche ihm die Aerzte wegen eines Fluſſes vorgeſchrieben hatten, der ihm auf den einen Schenkel gefallen war, und ſich mit der Zeit, wie er mir meldete, in das Podagra verwandeln konnte. Blois war überdieß zur Entdeckung der Geheimniſſe des Marſchalls von Biron überaus bequem gelegen. Heinrich hatte in dieſer ganzen Provinz vertraute Leute, die ſich alle Mühe deswegen gaben und beynahe alle Augenblicke Eilboten mit neuen Entdeckungen an den König ſandten. Ihnen hatte man die Nachricht zu verdanken, daß Birons Projekte Anjou, Ober Poitou, Saintonge, Mirebalais, Chatelleraudois, Angoumois, Perigord, Limoſin, la Marche und Auvergne umfaſſen; daß ſie ſich ſogar auf Obergüyenne und Oberlanguedok erſtrecken; daß ſie durch drey oder vier Herrn am Hofe unterſtützt werden, deren Namen ſie gleichwohl nicht ausgedruckt hatten, um nichts zweifelhaftes zu ſagen. Noch waren unter dieſen Nachrichten auch die von ſeiner Verbindung mit Spanien, von ſeinen Abſichten auf die Grenzſtädte und von den Gründen, deren man ſich bediente, um das Volk gegen die jetzige Regierung aufzuwiegeln. Es waren die ſchon oben angeführte. Ueberdieß ſie noch folgende neue:

Die Aufrührer ſagten, um dem Volk einen Verdacht gegen die Reiſe des Königs nach Blois beyzubringen, die ihnen ohne Zweifel nicht wenig Unruhe verurſachte, überall aus: Heinrich habe ſie nur deswegen unternommen, um die ſtrengſte Gerechtigkeit an denen auszuüben, welche ſich gegen Jambeville, d'Amours, und die übrigen, zu Eintreibung der neuen

Auflage auf Brücken und Straßen ausgeschickten Commissarien aesetzt hätten. Er wolle nun diese Auflage selbst einführen und zwar so, daß sie durch eine neue Schatzung auf den dreyfachen Werth erhöht werden solite. Er wolle überall die Salzsteuer einführen, und zu dem Ende sich der Salzteiche bemächtigen, deren Eigenthümer zur Schadloshaltung nur schlechte Rentenanweisungen auf das Rathhaus zu Paris bekommen sollten. Endlich wolle er das Murren über den doppelten Zehnten unterdrücken, welchen einzutreiben Heinrich, ihrem Vorgeben nach, sich von dem Pabste die Erlaubniß verschafft hätte, auch suche er der Unzufriedenheit zuvorzukommen, welche über die Wiederrufung der Erlassung der Gütersteuer von den Jahren 1594, 1595 und 1596 entstehen würde. Ich habe diese letztere Sache bey meiner Reise in die Finanzdistrikte erklärt.

Mit solchen Farben mahlte man, beynahe durch das ganze Königreich, einen so gütigen Prinzen, als einen wütenden und unversöhnlichen Tyrannen ab. Man hatte immer andre Gründe bereit, um den Catholischen Adel von ihm abzuziehen, und andre, um die Protestantischen Edelleute und Offiziere aufzuwiegeln. Den ersteren gab man zu verstehen, dieser Schatz und diese furchtbare Artillerie, welche der König sammle, habe keine andere Absicht, als ihre Privilegien zu vernichten und sie zu Sklaven zu machen. Die letztern überredete man: die Verfolgung gegen sie sey schon erklärt, die Bezahlung ihrer Besatzungen, die zur Unterhaltung ihrer Sicherheitsplätze bestimmten Summen, die Jahrgelder ihrer Oberhäupter, Kriegsbedienten und Prediger werden noch in diesem Jahre um einen, und in dem folgenden um zween Drittheile vermindert werden. Darauf werde es desto weniger Schwierigkeit haben, ihnen ihre Sicherheitsplätze zu

nehmen,

nehmen, da es bereits bey dem Staatsrathe ausgemacht sey, den Reformirten allen Zugang zu Würden und öffentlichen Bedienungen durch Versagung der Bestallungsbriefe zu verschließen.

Wenn die Beweise gegen die Personen der Verschwornen so deutlich gewesen wären, als es die Beweise von ihren Vergehungen waren, so hätte der König seiner Gerechtigkeit sogleich den freyen Lauf lassen können. Allein z. B. mit den Herzogen von Bouillon und la Trenouille hatte es nicht die Beschaffenheit, wie mit dem Marschall von Biron und dem Grafen von Auvergne. Die ganze Sache beruhte auf einem, freylich äußerst starken, Verdacht gegen dieselbe. Was die übrigen Herren von Hofe, acht an der Zahl, betrifft, deren Namen ebenfalls auf dem Verzeichnisse standen, so konnte man daraus eine dritte Klasse machen, unter der Rubrik von Leuten, deren Betragen einer Untersuchung bedurfte. Die Herzoge von Bouillon und Epernon begleiteten den König auf der Reise. Der König glaubte von ihnen selbst eine überzeugende Gewißheit über ihre Gesinnungen zu erlangen, wenn er ihr Betragen und ihre Miene während der Erzählung, die er ihnen von den empfangenen Nachrichten machen wollte, aufmerksam beobachtete. D'Epernon war der erste, den er vor sich kommen ließ. Die Wahrheit hat mich so vielmal genöthigt, nachtheilige Nachrichten von diesem Herzog zu geben, daß ich mit wahrem Vergnügen diesen Anlaß ergreife, um seine Unschuld zu zeigen und ihm öffentlich die verdienten Lobsprüche zu ertheilen.

Da der Herzog von Epernon bey Hof unter der Hand von Ränken und Cabalen reden hörte, so begriff er leicht, daß sein Name, weil man gemeiniglich aus dem Vergangnen auf das Gegenwärtige

ſchließt, unfehlbar auch einen Platz unter denen finden würde, die man für Feinde des Staats hielt. Dieß bewog ihn zur Vorſicht. Sr. Majeſtät, da ſie ſich noch zu Fontainebleau befanden, neue Verſicherungen ſeiner Treue zu geben. Anders konnte er ſie nicht beweiſen, und zum Unglück ſetzte Heinrich, der ſeit langer Zeit gegen den Herzog eingenommen war, kein großes Vertrauen auf dieſe Worte. Dennoch wußte er ihm für dieſen Schritt Dank, und weil der Herzog, da er mit ihm redete, ſich wegen eines Umſtands auf mich berufen hatte, ſo meldete mir der König, da er mir nach Paris ſchrieb, was ſich kürzlich zugetragen hätte, und zugleich: daß es ihm geſchienen habe als ob D'Epernon die Abſicht hätte, ſich um meine Freundſchaft zu bemühen Er befahl mir deswegen, ihm in allem zuvorzukommen, damit man ſich nicht etwa, wenn das Verbrechen, das man ihm Schuld gab, noch nicht ausgeführt wäre, den Vorwurf machen müßte, man habe ihn blindlings hineinrennen laſſen, da doch vielleicht weiter nichts, als gute Rathſchläge und eine freundſchaftliche Hand nöthig geweſen ſeyn mochten, um ihn zurückzuhalten.

Ich that, was mir der König befohlen hatte. In dem erſten Augenblick war ich auch für meine Perſon, von der Unſchuld des Herzens von Epernon hinreichend überzeugt. Zu Blois redete er mit dem König aus eben dem Ton, wie mit mir; er läugnete es nicht, daß er von geheimen Bewegungen und Intriguen gehört habe. Allein immer ſo unbeſtimmt und bisweilen ſo widerſprechend, daß es ihm nicht einmal in den Sinn gekommen ſey, ob man dieſe Gerüchte nur einigermaßen glaubwürdig finden können möchte. Diejenigen, welche man für die Urheber oder für Begünſtiger dieſer Bewegungen ausgegeben hatte, haben ihn nie etwas

davon merken lassen, noch weniger etwas entdeckt. Deswegen hab' er dieses Projekt, welches er übrigens höchst ungereimt gefunden hätte, für ein Mährchen angesehen, weil die gegenwärtigen Umstände die Ausführung desselben augenscheinlich unmöglich machten. Doch, wie auch dieses seyn möge, so mache er sich gegen Se. Majestät anheischig, ein halbes Jahr lang immer bey Hof zu bleiben, um für sein Betragen selbst Bürge zu seyn. Wenn diese Zeit nicht hinreichend seyn sollte, so schwöre er dem König, ihn nicht eher zu verlassen, bis der Verdacht schlechterdings gehoben wäre. Der König hatte wider diese Anerbietungen nichts einzuwenden, und fieng nun an, den Herzog von Epernon weit weniger strafbar zu finden, als er einst selbst gedacht hatte.

Ganz anders betrug sich der Herzog von Bouillon bey dieser Sache. Er zeigte in seinen Reden bey weitem nicht gleiche Aufrichtigkeit. Bey der ersten Eröffnung, die ihm Se. Majestät davon machten, behandelte er alle diese Nachrichten als Verläumdungen, die von Spionen und Angebern gegen die Großen des Reichs erdacht worden wären, um sich wichtig zu machen, und, wenigstens dem Schein nach, das Geld zu verdienen, welches man ihnen für die Ausübung dieses Handwerks gäbe.

Mit diesem Vorwurf, welcher stillschweigend den König selbst angriff, verband er eine Stelle des Neuen Testaments, die er hierauf anwendete: „es sey nothwendig, daß Aergernisse kommen und wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kömmt.“ Eine Stelle, die man, nach ihrem natürlichen Sinn, mit weit mehr Recht gegen Bouillon und seine Anhänger kehren konnte. Der Herzog sagte ferner: er habe freylich gehört, daß die Catholiken sowohl als die Protestanten sich be-

klagen, weil man sie mit Angaben überhäufe, und sie, je mehr der Reichthum und das Glück des Königs zunehme, desto elender und ärmer würden. Neben diesen allgemeinen Beschwerden habe er an einem gewissen Ort von den Protestanten sagen gehört, man würde sie früh oder spät als die Pest und den Auswurf des Staats betrachten, sie würden für sich und ihre Kinder gehaßt, verfolgt, vogelfrey erklärt werden; man würde sie von allen Ehrenstellen und Bedienungen ausschließen, und endlich nicht eher ruhen, als bis man sie vertilgt hätte. Alle diese Gerüchte kämen nur daher und erlangten nur deswegen so viele Stärke, weil die vornehmsten Personen des Reiche von dem Staatsrathe ausgeschlossen wären, in welchem die Geschäffte entschieden würden, welche sowohl die Verschiedenheit der Religionen, als auch die Auflagen betreffen. Diese seyen demnach immer außer Stande, dem Volke von den Beweggründen zu den dort gefaßten Entschlüssen Aufschlüsse zu geben. Deswegen könne auch das Volk nichts anders glauben, als daß man wirklich Absichten gegen seine Freyheit habe.

Unstreitig hatte der Herzog von Bouillon bey diesen Reden die Absicht, den König glauben zu machen, daß alle diese Gerüchte von Empörungen keine andre Quelle haben, als das Geschrey des unter der Last der Auflagen seufzenden Volks. Das verstellte Mißvergnügen, wovon er die Miene annahm, war die Maske, unter welcher er seine wahren Gesinnungen zu verbergen suchte. Allein die ganze Bitterkeit und Kühnheit seiner Worte zeigt zugleich deutlich, daß seine schlimme Laune diese Gelegenheit, seinen Gift auszuschütten, nicht vorbeylassen konnte. Mit gleich großer Feinheit und Bitterkeit setzte er hinzu: man habe ihn selbst bereden wollen, Se. Majestät hätten sich vorgenommen,

nommen, die Privilegien der Vicomterie Türenne aufzuheben, und die Anſprüche des Hauſes de la Mark auf Sedan an ſich zu kaufen. Er habe ſich aber begnügt, auf dieſes Vorgeben, ſo wie auf alles übrige, die Antwort zu geben: er glaube überzeugt zu ſeyn, daß der König, wegen der Verbindlichkeiten, die er zu allen Zeiten gegen die Reformirten gehabt hätte, dieſes nicht thun werde. Er endigte damit, daß er den König verſicherte, wenn auch alles, was man ihm von Empörung und böſen Unternehmungen hinterbracht hätte, ſo wahr ſeyn ſollte, als er es für falſch halte, ſo habe doch er, für ſeine Perſon, ſich nie irgend in einem Punkt von ſeiner Pflicht entfernt.

Der König verbarg dem Herzog ſeine Gedanken über dieſe Reden, und machte ihm dagegen einen Vorſchlag, der mit demjenigen überein kam, welchen ihm der Herzog von Epernon von ſelbſt gemacht hatte, weil er ihn dadurch in eine große Verlegenheit zu ſetzen gewiß erwartete. Er ſagte dem Herzog, daß Er mit dieſer Verſicherung zufrieden ſeyn und kein Mißtrauen haben würde, wenn derſelbe, wie Epernon, die Gefälligkeit gegen ihn haben würde, ſich ſo lange, als dieſes Geſchäfft dauern würde, nicht von Hofe zu entfernen. Uebrigens würde er ihn nicht bey ſich behalten, ohne ihm alle ſeine Anſchläge mitzutheilen, und ihn, wie er es zu wünſchen ſcheine, zu allen Berathſchlagungen zu berufen. Er ſolle ſelbſt ſehen, wie ſehr der König dem Volk die Laſt der Abgaben zu erleichtern ſuche, und den Proteſtanten ſowohl, als den Catholiken für die Lauterkeit ſeiner Abſichten ein unverdächtiges Zeugniß ablegen können. Bouillon hielt dieſen Streich des Königs mit einer ſeltenen Gegenwart des Geiſtes aus. Er ſchrie vor Freude und Bewunderung der Geſinnungen, die Se. Majeſtät gegen ihn äußere, laut auf,

und gab auf den ganzen Hauptpunkt des Vorschlags die Antwort: er wolle sich fähig zu machen suchen, dieses Begehren Sr. Majestät. nicht nur für ein halbes Jahr, sondern für seine ganze übrige Lebenszeit zu erfüllen. Zu diesem Ende wolle er eine Reise nach allen seinen Gütern machen. damit der lange Aufenthalt, den er am Hofe zu machen gedenke, durch nichts unterbrochen würde. Auf diese Art behielt er, unter dem Schein der größten Bereitwilligkeit, den ganzen Willen Sr. Majestät zu erfüllen, dennoch freye Macht, nur das zu thun, was er gerne thun wollte. Er konnte noch überdieß Sr. Majestät auf eine geschickte Art die plötzliche Abreise eröffnen, auf die er sich rüstete.

Heinrich verstund dieß alles. Dieses bewog ihn, einen geheimen Rath zu halten, um zu überlegen, was er bey diesen Umständen zu thun hätte. Zu dieser Berathschlagung wurde niemand, als der Graf von Soissons, der Kanzler, Villeroi, Maisse und ich gezogen. Vor allem hörte man in derselben den Desküres (2) ab welcher von Sr. Majestät an den Marschall von Biron abgeschickt worden war, um denselben an den Hof einzuladen. Der Bericht desselben lautete so: daß man den Marschall und den Grafen von Auvergne sogleich bey ihrer Ankunft festzusetzen, einstimmig war. Hierauf fragte der König, ob es nicht rathsam wäre, eben dieses gegen die Herzoge von Bouillon und Epernon zu thun, da sie sich gerade bey Hof befanden? Beynahe alle Anwesenden stimmten auch hierin überein, und der Vornehmste darunter setzte nur noch die Milderung hinzu: daß man in der Folge den einzigen Biron begnadigen müsse, weil man ihn, da er nichts aus eignem Antrieb gethan hätte, leicht zur Vernunft würde zurück leiten können, sobald man nur diejenigen von ihm entfernte, deren Umgang ihn

verführt

verführt hätte. Ich führe diese Meynung wegen ihrer Sonderbarkeit an.

Die Meinige war gerade das Gegentheil davon. Ich konnte nicht dazu einstimmen, daß man den Herzog von Epernon, ja nicht einmal, daß man den Herzog von Bouillon festsetzen sollte. Wenn in dergleichen Fällen Verdacht statt der Beweise gelten sollte, so würde man auch alle diejenige beym Korse nehmen, welche Lasn angegeben hätte; mich selbst also zuerst. Ueberdieß, gesetzt, man fände sie nach der Hand unschuldig, so würde man erstlich durch die übereilte Handlung die Gefangennehmung der eigentlichen Schuldigen, Biron und Auvergne, unmöglich machen, weil man diese nicht in dem gleichen Augenblicke festsetzen könnte. Die Flucht derselben würde zweytens die Hoffnung vereiteln gegen die Gefangne etwas erweisen zu können Drittens würde man zum Unglück, sie möchten nun schuldig oder unschuldig gefunden werden, nach der Hand nichts anders thun können, als sie wie eigentliche Verbrecher behandeln, aus Furcht vor den Schritten zu denen die Empfindlichkeit über eine so offenbare Beschimpfung allein schon sie verleiten müßte. Der König trat dieser Meynung bey, und hob die Sitzung auf, weil es Zeit war, zur Mittagsmahlzeit zu gehn. Da er sich mit mir noch allein über dieses Geschäfft unterreden wollte, so befahl er mir, auf gut soldatisch zu speisen und wieder zu ihm zu kommen, ehe noch der Schwarm von Leuten sich versammeln würde.

Da ich in den Hof herunter kam, wo mich eine Menge Leute erwartete, die den Ministern immer nachlauffen, so sah ich den Herzog von Epernon auf mich zukommen. Mit eben der Zuversichtlichkeit, die ich bereits von ihm angemerkt habe, sagte er mir: Diese unge-

ungewöhnlich langen und geheimen Berathschlagungen setzen eine groſse Menge von Leuten in Bestürzung. Allein Er befinde sich nicht unter dieser Zahl, weil er sich nichts vorzuwerfen hätte. — Ich antwortete ihm, er habe in diesem Fall nichts zu fürchten, weil der König weit geneigter sey, den wirklich Schuldigen zu vergeben, wenn sie ihre Fehltritte eingestehen wurden, als auf einen bloſsen Verdacht hin Unschuldige zu bestrafen.

„Ich sehe eine Menge Leute sich vom Hofe entfer„nen, fuhr ich fort; allein wer ein gutes Gewissen „hat, darf dieses nicht thun.“ „Ich bin einer von die„sen, versetzte der Herzog, und will den Hof nicht „verlassen, so lange dieser Verdacht dauert.“ „Dies „ist daſs beste, was Sie thun können, erwiederte ich, „und ich gebe Ihnen mein Wort, daſs ich diesen „Ihren Entschluſs bey Gelegenheit nach Verdienst „erheben werde.“

Als ich nach Hause kam, befahl ich meinem Haushofmeister, einen ganzen Gang von der Tafel wegzulassen, und nur das zu geben, was schon zubereitet wäre. Da ich mich eben zu Tische setzte, kam Nicolas (3) „Waschen sie geschwind die Hände! rief „ich ihm zu, ohne ihm von den in der Küche ertheil„ten Befehlen Nachricht zu geben und setzen Sie sich.“ Er erstaunte nicht wenig, als er mich sogleich, nachdem ich ein paarmal getrunken und in der Eile einen Bissen gegessen hatte, das Obs und zugleich das Pferd fordern hörte, auf welchem ich mich wieder nach dem Schlosse verfügen wollte. Dieser Befehl gefiel ihm sehr schlecht. Denn er war von einer guten Tafel ein eben so groſser Freund, als vom Scherzen. „Herr, „ich wundre mich, bey Gott! nun nicht länger, daſs „Sie für einen der gewandetsten unter den groſsen Herrn „in

„in Frankreich gehalten werden; während Ihrer Mahl„zeit kann man ja nicht einmal zu drey Schlücken „Wein kommen.“ „Nun, nun, Herr Nikolas, ver„ſetzte ich, fahren Sie immer fort, für mich zu ſpeiſen; „Ich habe Geſchäffte, die mich an einen andern Ort „rufen.“

Ich hinterbrachte dem König, was der Herzog von Epernon mir geſagt hatte. Er war mit mir einſtimmig: es ſey möglich, daß ſich derſelbe nicht in eine Sache eingelaſſen hätte, welche Leute von ſo verſchiedner Gemüthsart und Religion unternommen hätten, und wo ſo wenig für ihn zu gewinnen, im Gegentheil die Gefahr war, ſeine Güter und Bedienung zu verlieren. D' Epernon hätte Verſtand genug, es einzuſehen, daß die Projekte der Anführer ſie ins Verderben ſtürzen müßten. „Nicht, daß er in ſeinem Herzen, ſetzte „der König hinzu, nicht vielleicht ſehr froh darüber wä„re, daß jemand mir Hinderniſſe in den Weg legt, da„mit er mir deſto unentbehrlicher würde; allein er „weiß aus eigner Erfahrung, wie leicht dergleichen „Projecte mißlingen können.“ Sr. Majeſtät gab mir den Auftrag, ihn in dieſen Geſinnungen zu beſtärken und noch einmal einen Verſuch bey den Herzogen von Bouillon und la Tremouille zu machen, um ſie zu überreden, daß ſie bey Hofe bleiben möchten. Doch ſollte ich gegen den letztern warten, bis man nach Poitiers gekommen wäre, weil er vielleicht bis dahin Nachrichten, die ihn zu einem entſcheidenden Entſchluße führen könnten, bekommen möchte. Ich vollzog dieſen Befehl, ſo gut ich immer konnte, in Gegenwart der Herren von la Noue, Conſtant, Aubigny und Preaux; allein alle meine Reden waren umſonſt.

Während ſich Ihre Majeſtäten zu Blois aufhielten, war bey Hofe eine Sache von ganz verſchiedner

Art

Art im Umlauf, welche zu erzählen ich mich in einiger Verlegenheit sehe und die doch so viel Aufsehen machte, daß ich sie nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Auf der andern Seite ist mir, sie hier ins Licht zu setzen nicht erlaubt aus Furcht, ein Geheimniß zu verrathen, dessen Verschweigung ich dem König und der Königin, welche es persönlich betrifft und das sie niemand, als mir entdeckten, angelobt habe. Ich werde mich des Mittelwegs bedienen, daß ich weiter nichts erzähle, als was davon durch das Gerücht auch zur Kenntniß der Hofleute gekommen ist.

Es verbreitete sich ein Gerücht: der König und die Königin haben einen Zwist mit einander gehabt. Dieses bestätigte sich, da der König mich eines Tags durch seinen ersten Kammerdiener, Armagnak, morgens so frühe zu sich fordern ließ, daß er sowohl, als die Königin noch im Bette, und zwar, wider ihre Gewohnheit, beyde in ihren eigenen Zimmern sich befanden. Man bemerkte, daß ich verschiedene Male zwischen beyden ab und zuging. Man wußte, daß ich mich drey oder viermal vor dem König und der Königin auf die Knie geworfen hätte, als wenn ich eine große Gnade von ihnen begehrte. Da bey dergleichen Anlässen der Neugierde der Hofleute nichts entgeht, so zogen sie, jeder seine besondern Vermuthungen daraus, daß man zwischen den Namen des Königs und der Königin auch die Namen des Herzogs und der Herzogin von Florenz und Mantua, des Virgilio Ursini, Don Juan, der Herren von Bellegarde und Trounel, des Vinti, Joannini, Couchini, der Leonor, Gondy, Catherini Selvage, nebst dem Namen der Marquisin von Verneuil nennen gehört hatte. Andre Personen, sagte man ferner, seyen mit dem geheimnißvollen Namen der rothbraunen Far-

be

be bezeichnet worden. Man ſuchte meine Gattin zum Reden zu bringen, weil man die Entdeckung gemacht hatte, daß Couchini, welcher oft Geſchäffte bey ihr hatte, und ihr öffentlich die Aufmerkſamkeiten eines Liebhabers gegen ſeine Gebieterin bewies, (er nannte ſie ſogar öfters bey dieſem Namen) einigemal von der Königin zu ihr gekommen war; mit welcher ſie, bald allein, bald in Geſellſchaft der Leonor einige ganze Nachmittage in der größten Stille und eingeſchloſſen zugebracht hatte.

Am meiſten Gerede entſtund dadurch, daß la Varenne, gerade da der Zwiſt am heftigſten war, an einem Morgen mir die Nachricht überbrachte: Der König erwarte mich in der neuen Gallerie, die er zu Blois, gerade über denen Bogengängen hatte bauen laſſen, welche ſich längſt der Gärten bis an das Ende derſelben erſtrecken. In dieſer ſieht man die ſeltſame Vorſtellung einer Hirſchkuh mit einem Geweihe. Man bemerkte, daß Sr. Majeſtät an das Ende dieſer Gallerie, welches noch nicht verſchloſſen war, zwey Schweizer, welche kein Wort franzöſiſch verſtunden, als Schildwache ſtellen ließ, und daß uns mehr als zwey Stunden lang, die wir daſelbſt zubrachten, mit vieler Wärme reden ſah. Ungeachtet der Entfernung konnte man doch einige von unſern Worten hören, die aber kein Licht gaben. Allein deſto deutlicher waren die Worte, die man den König beym Herausgehen ſagen hörte und welche man ſorgfältig ſammelte. „Wir wollen kein Wort mehr davon reden; ich wer„de mich in allem nach Ihrem Rathe betragen, da„mit man mir nicht länger vorwerfe, ich thue alles „nach meinem Kopfe. Allein erinnern Sie ſich, daß „wir vielleicht einſt beyde dies bereuen werden. Denn „wenn ich in den Regen komme, ſo kommen Sie in

„die

„die Trauſe. Ich kenne die Denkart der Leute, die „ſich hier einmiſchen; ſie werden groſſen Schaden ſtif„ten. Ich läugne freylich nicht, daß Sanftmuth „und Nachſicht ſehr lobenswerthe Tugenden ſind; allein „Sie werden es auch nicht läugnen, daß das Ueber„maaß derſelben verderblich iſt.“ Man hörte ebenfalls die Worte deutlich, die ich dem König hierauf erwiederte: es ſey in der That der Klugheit gemäß, ſchlimme Ereigniſſe durch Vorſicht zu verhüten; allein man müſſe ſich eben ſo ſtark dafür hüten, daß man ſie nicht durch allzu neugierige Nachforſchungen beſchleunige. Aus dieſen Reden zog man die Vermuthung: der König ſey geſonnen geweſen, irgend einen heftigen Schritt gegen gewiſſe Perſonen von dem Hofſtaat der Königin und gegen gewiſſe Rathgeber derſelben zu thun (4). Mehr kann ich nicht von dieſer Sache ſagen.

Von Blois ging der König nach Poitiers. Hierauf zeigte er ſich in Limoſin und Guyenne, und ſeine Gegenwart hatte ſo vielen Nachdruck, daß er nirgends einige Widerſetzlichkeit gegen ſeinen Willen fand, ſelbſt nicht einmal gegen die Einführung der Auflage eines Sol vom Livre (5). Er hätte dieſe Auflage bleibend machen können; keine Seele würde ſich gegen die Hebung derſelben geſetzt haben. Allein er war mit dem Gehorſam ſeiner Unterthanen zufrieden, und ergriff dieſen Augenblick, ſie für jetzt in eine geringe Beyſteuer zu verwandeln, und kurz hernach gänzlich aufzuheben. Das Wiederrufungsedikt ſagt: Se. Majeſtät haben ſich einzig durch den willigen Gehorſam Ihrer Unterthanen hiezu bewegen laſſen. Zufrieden mit dem Erfolg ſeiner Reiſe, nahm Heinrich nun den Weg nach Fontainebleau (5), wo nicht lange nach ihm ebenfalls der Marſchall von Biron eintraf.

Die

Die Bestürzung, welche die Reise Sr. Majestät unter den Anhängern desselben verbreitet hatte, zeigte ihm, daß seine Entwürfe bey weitem noch nicht so reif wären, als er sich geschmeichelt hatte; und dies bewog ihn, diesen Schritt zu thun. In dem Entschluß dazu bestärkten ihn noch verschiedene andre Gründe. Sein Traktat mit Spanien und Savoyen war noch nicht so weit in Richtigkeit gebracht, daß er von ihnen sogleich die Unterstützung an Truppen und Geld hätte erwarten dürfen, die er nöthig hatte. Eine allzusichtbare Widersetzlichkeit gegen die Befehle des Königs konnte Verdacht von seiner Verrätherey erwecken. Denn daß man bereits einen Verdacht auf ihn geworfen hätte, wußte er nicht. Es konnte sogar geschehen, wie ihm der Baron von Lux, sein Freund und Vertrauter, vorstellte, daß Se. Majestät, auf seine wiederholte Weigerung, bey Hofe zu erscheinen, den Entschluß faßte, gerade mit bewaffneter Hand auf ihn, als einen Rebellen, loszugehn, welches dem Marschall den tödtlichen Streich versetzen würde, weil er weder im Stande sey, sich zu vertheidigen, noch ihn, in einer Festung eingeschlossen, zu erwarten, da alle seine Plätze von allem, besonders von Artillerie, entblößt wären.

Dies war eine Folge der Maßregeln, welche ich, da ich bereits einige Monate vorher ihm diesen Streich zugedacht hatte, einschlug. Ich hatte ihm nämlich melden lassen: es müssen alle Canonen, die sich in den Festungen von Bourgogne befänden, nothwendig umgegossen, und frisches Pulver dahin geschafft werden. Die Aufmerksamkeit mit welcher man mich über alles, was meine Generalfeldzeugmeisterstelle betraf, wachen sah, war schon allein hinreichend, diesen Antrag zu decken. Allein um dem Marschall ganz keinen Anlaß zum Verdacht zu geben, hatte ich mich gegen ihn aus-

eigner Bewegung anheiſchig gemacht, dieſe Lücke wieder dadurch auszufüllen, daß ich ihm zu gleicher Zeit und im Ueberfluß aus dem Arſenal zu Lyon, welches ich neulich mit großer Sorgfalt angefüllt hatte, alles zufertigen laſſen wollte, was er nöthig hätte. Ich gab meine Einwilligung dazu, daß Biron einige von ſeinen Leuten nach Lyon zur Bedeckung der Schiffe ſenden dürfte, welche mit dem Geſchütz beladen werden mußten, das ich ihm ſchickte, und daß er das Seinige nicht eher wegſchicken ſollte, bis dieſes angekommen wäre. Er wußte nicht, wie ganz gemeſſene Ordre ich gegeben hatte, daß die Lyoner Fahrzeuge, welche äußerſt langſam die Saone hinauffuhren, auf dem Wege aufgehalten werden ſollten, bis die, welche aus Bourgogne kamen, ſich außerhalb ſeines Gebiets befänden. Sobald ich beyde in meiner Gewalt ſah, ſo ſetzten die Lyoner Fahrzeuge ihren Weg nicht weiter fort.

Biron merkte den Betrug, den ich ihm ſpielte, nicht eher, als da es zu ſpät war, der Sache abzuhelfen. Er ward entſetzlich aufgebracht, und prahlte öffentlich: er wolle mich ermorden; ſo daß der König mir ſchrieb, ich ſollte nicht anders, als mit einer guten Bedeckung ausgehn. Ich hatte ferner, gleichſam ohne Abſicht, die leichte Cavallerie an die Päſſe vom Loinfluß verlegt. Dieſes alles aber war nicht im Stande, dem Marſchall die Augen zu öffnen, weil er es vielleicht nur für die Wirkung einer Begierde, ihm Verdruß zu machen, anſah. Der Baron von Lux und er zogen keine andere Folgerung aus der Unmöglichkeit, ſich zu vertheidigen, als daß man dieſelbe dem Könige zu verbergen ſuchen müſſe, bis ſie dieſem Mangel durch fremde Unterſtützungen abgeholfen haben würden. Desküres und Jeannin beſtärkten ſie durch ihr Betragen in dieſer Sicherheit. Von ſeiner Seite hatte

Lafin

Lafin ebenfalls die heiligſten Verſicherungen gegeben: er habe ihn nicht nur nicht verrathen, ſondern auch den König, mit dem er ſich in keiner andern Abſicht unterredet hätte, als um ihn auszuforſchen, von allem Verdacht wegen ſeines eigentlichen Zwecks frey gefunden (7). Dieſes beſtätigte er ihm zu Fontainebleau noch, wo er ihm im Vorbeygehn ſagte: „Muth, mein Gebieter, und ein gutes Spiel!“ Ueberdieß hatte der königliche Staatsrath das Stillſchweigen ſo getreu beobachtet, daß man bey Hofe nicht das geringſte von dem vermuthete, was man gegen Biron im Sinne hatte, und daß Epernon, da er von des Marſchalls Reiſe nach Fontainebleau hörte, ihm jemand entgegen ſchickte, und ihm die zwiſchen vornehmen Herren gebräuchlichen Dienſterbietungen machen ließ (8); welches nach dem, was zu Blois vorgefallen, eine große Unbeſonnenheit von ihm war, wie er in der Folge öfters ſelbſt zugab.

Ich hatte eben eine kleine Reiſe nach Moret gemacht, da Biron bey Hofe ankam. Der König gab mir davon in folgendem Billet Nachricht: „Mein „Freund! Unſer Mann iſt gekommen; er thut entſetz„lich weiſe und zurückhaltend. Kommen Sie ge„ſchwind, damit wir Abrede treffen können, was wir „zu thun haben. Leben Sie wohl, ich bin Ihr ge„neigter König.“ Ich eilte hierauf ſogleich, ſo geſchwind, als mein Pferd nur laufen konnte, zurück, und fand den König vor meiner Wohnung mit dem Marquis von Praslin ſpatzieren (9). Er verließ dieſen, um zu mir zu kommen, nahm mich bey der Hand, und ſagte mir im Fortgehn: er habe auf alle möglichſe Weiſe dem Marſchall (10) das Geſtändniß ſeiner Vergehungen zu entreißen geſucht, allein umſonſt; ungeachtet derſelbe alles, was in ſeiner Seele vorgehe, ſo

schlecht zu verbergen wisse, daß man es auf seinem Gesicht lese. Der König entdeckte mir hierauf seine geheimsten Gesinnungen über den Marschall. Er hatte noch seine ehmalige Zärtlichkeit für ihn, und sah ihn nicht anders als mit Mitleiden an. Er wünschte sehr, daß man ihm hätte Mittel zeigen können, denselben, ohne Gefahr, nicht als einen Staatsverbrecher behandeln zu müssen. Allein dieses war bey dem Charakter, welchen Biron, wie jedermann wußte, besaß, nichts leichtes. Auf der einen Seite war es gefährlich, ihn sich nun entgehen zu lassen, da er nicht die geringste Reue über irgend etwas bezeugte; auf der andern Seite war die Gefahr nicht weniger groß, wenn man ihn, aus Zutrauen gegen seine Ergebenheit, wieder auf freyen Fuß stellen wollte, nachdem man ihm zuvor gezeigt hätte, daß man die Beweise seiner Verrätherey in Händen habe.

Der König kehrte hierauf noch zum letztenmale zu dem Entschlusse zurück, den ihm seine natürliche Gelindigkeit immer eingegeben hatte, daß man versuchen sollte, den Marschall zum Nachdenken über sich zu bringen. Da dieses ihm selbst nicht gelungen war, so gab er mir den Auftrag dazu, und versprach mir, alles zu genehmigen, was ich dem Marschall sagen würde, um ihn zu bewegen, daß er sich Sr. Majestät zu Füßen werfe. Nur davon sollte ich ihn nichts merken lassen, was la Fin gesagt hatte, um das Vorhaben, ihn beym Kopfe zu nehmen, dadurch nicht zu vereiteln, zu welchem man sich doch im Fall einer beharrlichen Halsstarrigkeit entschließen müßte. „Wenn er," sagte Heinrich, „auf das Zutrauen, das Sie ihm zu meiner geneigten Gesinnung gegen ihn einzuflößen suchen „werden, sich Ihnen entdeckt; so versichern Sie ihn, „daß er ohne Furcht zu mir kommen, und mir alles „bekennen dürfe. Wenn er mir nichts verbirgt, so

„gebe

„gebe ich Ihnen mein königliches Wort, daß ich ihm „von ganzen Herzen vergebe.“

Ich ging nun zu dem Marschall ins Schloß, wo ich ihn in dem Schlafzimmer Sr. Majestät, auf dem Kopfküssen des Betts sitzend, in einer Unterredung mit a Curee antraf. Es folgten mir ziemlich viele Leute. Da er hörte, daß man mir Platz mache, ging er mir entgegen, um mich zu begrüßen, that aber dieß mit der größten Kälte. Ich glaubte, den Anfang damit machen zu müssen, daß ich ihm den Zorn zu benehmen suchte, den er, wie ich wohl wußte, in seinem Herzen gegen mich trug. „Ey, was ist das? mein Herr!“ sprach ich zu ihm, indem ich ihn feurig umarmte, „Sie begrüßen mich wie ein Senator, wider ihre Gewohnheit: o! Sie dürfen keine so kalte Miene machen: umarmen Sie mich noch einmal, und dann „wollen wir ein wenig zusammen plaudern.“ Da wir auf dem Bette Sr. Majestät saßen, und niemand nahe genug war, um uns zu verstehn, sagte ich zu ihm, in dem Ton, den ich, um ihn zu gewinnen, für den beßten hielt: „Ey, mein Gott, was Sie doch auch für „ein seltsamer Mann sind! Haben Sie den König „begrüßt? Wie hat er Sie aufgenommen? Was „haben Sie ihm gesagt? Sie kennen ihn; er ist freymüthig und offenherzig, und will, daß man es auch „gegen ihn sey. Man hat mir gesagt, Sie seyen zurückhaltend gegen ihn gewesen; dieß schickt sich weder „für seine, noch für Ihre Denkart. Ich bin Ihr Verwandter, Diener und Freund; folgen Sie meinem „Rath, Sie werden sich gut dabey finden. Sagen „Sie mir frey heraus, was Sie auf dem Herzen haben, und seyen Sie versichert, daß ich der Sache helfen werde; befürchten Sie nicht, daß ich Sie bekriege.“

Auf alles dieß begnügte ſich Biron zuletzt ganz gleichgültig zu antworten: „Ich habe dem König mit „aller ihm ſchuldigen Ehrfurcht meine Achtung ge„macht. Ich habe ihm auf alles, was er mich fragte, „Antwort gegeben. Allein es waren nichts, als alltäg„liche Reden und allgemeine Fragen, auch hatte ich „ihm wirklich nichts anders zu ſagen.“ „Ey, mein „Herr!“ verſetzte ich, „dieß iſt nicht die Art, wie „Sie mit dem Könige umgehen müſſen; Sie kennen „ſein gütiges Herz: öffnen Sie ihm das Ihrige, und „ſagen Sie ihm, oder mir, wenn Sie lieber wol„len, alles, ſo verſpreche ich Ihnen, daß Sie beyde, „noch vor der Nacht miteinander zufrieden ſeyn ſollen.“ „Ich weiß weder dem König, noch Ihnen etwas zu ſa„gen, das ich gethan habe,“ erwiederte der Marſchall; „allein wenn der König irgend ein Mißtrauen in mich „ſetzt, oder mit mir über etwas unzufrieden iſt, ſo dür„fen Sie oder Er es mir frey heraus ſagen, was es „auch immer betreffen mag, und ich werde eben ſo of„fenherzig antworten.“ „Ihr Kaltſinn iſt gerade das, „was den König am ſtärkſten beleidigt,“ ſagte ich zu ihm, voll Begierde, ihn zu retten: „denn andre Par„tikularitäten,“ ſetzte ich ſogleich hinzu, „weiß er nicht: „allein laſſen Sie Ihr Gewiſſen ſelbſt Richter über „Ihr Betragen ſeyn, und handeln Sie ſo, als wenn „Sie wüßten, wir ſeyen von allen Ihren auch den „geheimſten Handlungen, Reden und Gedanken unter„richtet. Denn ich ſchwöre Ihnen bey meiner Ehre, „daß dieſes das rechte Mittel iſt, von dem König alles „zu erlangen, was Sie nur immer begehren können. „Ich gebe Ihnen nur den Rath, den ich gemeiniglich „ſelbſt befolge; wenn ich etwa ein Fehlerchen begangen „habe, ſo klage ich mich ſelbſt vor dem König an, wie „wenn ich ein großes Verbrechen begangen hätte, und „dann thut er, was ich nur will. Nun, bey Gott!“

fuhr

fuhr ich äußerſt lebhaft fort, „wenn Sie mir glauben „wollen, ſo können wir beyde den Hof und die Staats„geſchäffte regieren.“ „Ich glaube Ihnen gerne,“ antwortete Biron wieder mit der nehmlichen Gleichgültigkeit; „allein ich habe weder große noch kleine „Sünden zu geſtehen: ich fühle mein Gewiſſen ganz rein, „ſeitdem ich dem König zu Lyon gebeichtet habe“ (11). Ich hatte vielleicht bereits ſchon zu viel geſagt; dennoch konnte ich mich nicht enthalten, noch einigemal in ihn zu drängen, aber eben ſo vergeblich. Nach dieſer Unterredung begab er ſich auf ſein Zimmer.

In eben dem Augenblick trat der König herein. Ich erzählte ihm, ohne ein Wort zu vergeſſen, alles, was ich zu Biron geſagt, und was er mir geantwortet hatte. „Sie ſind ein wenig weit gegangen,“ ſagte er zu mir, „ſo weit, daß er leicht hätte Unrath merken, „und davon gehen können;—gehn Sie in dieſe Gallerie,“ ſetzten Se. Majeſtät, nach einigem Nachdenken über die Verhärtung und den Starrſinn, mit welchem der Marſchall von Biron in ſein Verderben rannte, hinzu, „und erwarten Sie mich da; ich will mit meiner Ge„mahlin und Ihnen zugleich reden, und es ſoll niemand „zugegen ſeyn, als wir drey.“ Wirklich kam er nach einigen Augenblicken mit der Königin allein wieder zurück, und nachdem er die Thüre der Gallerie verriegelt hatte, ſagte er zu uns: da ihm ſeine Pflicht, als König und als Vater für die Sicherheit des Staats zu wachen, der vielleicht in Gefahr ſey, wieder in das vorige Elend zu verſinken, kein anders Mittel übrig laſſen, als den Marſchall von Biron und den Grafen von Auvergne feſtzuſetzen; ſo müſſe man ſich jetzt nur über die Mittel berathſchlagen, wie man ſich derſelben bemächtigen könne, ohne daß die Sache mißlinge (12). Se. Majeſtät waren der Meynung, man ſollte warten

bis sie beyde zu Bette gegangen wären, und' alsdann mit gewaffneter Hand sie in ihren Zimmern aufheben. Ich hingegen gab den Rath, beyde in dem Cabinet des Königs bis in die späte Nacht aufzuhalten, und sie, wenn die übrigen Hofleute nicht länger auf das Schlafengehn Sr. Majestät warten und sich fast alle entfernt haben würden, beym Weggehen festzunehmen. „Ich sehe nicht, wie das, was Sie sagen, möglich sey," versetzte Heinrich, „wenn ich nicht mein Zimmer und „mein Cabinet voll Blut sehen will. Unfehlbar wer„den sie den Degen ziehen und sich zur Wehre setzen. „Und wenn das ja seyn soll, so sey es doch nur nicht „in meiner Gegenwart und in meinem Zimmer, sog„dern in dem Ihrigen." Ich stellte ihm vor, es sey durchaus nothwendig, bey dieser Gelegenheit allen Lerm und alles Aufsehn zu vermeiden. Allein Heinrich blieb immer bey seinen ersten Gedanken. „Gehn Sie nach „Hause," sprach er, indem er mich beurlaubte, „und „speisen Sie zu Nacht. Legen Sie alsdann die „Stiefeln an, lassen Sie alle Ihre Leute eben dieß „thun, und befehlen Sie ihnen, die Pferde auf neun „Uhr bereit zu halten, damit Sie gleich auf den ersten „Wink von mir verreisen können."

Ich begab mich nun nach dem Flügel des Schlosses, den ich bewohnte, und sobald ich nach den eben erhaltenen Befehlen Sr. Majestät die meinigen ertheilt hatte, verfügte ich mich in mein Cabinet, welches die Bequemlichkeit hatte, daß ich aus demselben alles bemerken konnte, was in der Gegend um Birons Wohnzimmer geschah, welches in dem gegenüberstehenden Flügel war. Abwechselnd las und ging ich in dem Zimmer umher, warf aber unaufhörlich meine Augen auf die andre Seite, weil ich jeden Augenblick einen Angriff zu sehen, und von dem König neue Verhal-

tungs-

fungsbefehle zu empfangen erwartete. Es ſchlug neun, zehn, ſogar eilf und endlich zwölf Uhr, ohne daß ich irgend etwas ſich rühren ſah. Nun glaubte ich gewiß, irgend ein widriger Zufall habe die Sache vereitelt. „Ich fürchte ſehr," ſagte ich, indem ich wieder in mein Zimmer trat, in welchem meine Leute alle, einige ſpielend oder ſchwatzend, andere ſchlafend, den Auftritt, welcher vorgehen ſollte, erwarteten; „ich fürchte ſehr, „man habe dieſe Vögel, die ſo leicht zu fangen waren, „aus Mangel an Vorſicht, fliegen laſſen. So leicht „kriegt man ſie nicht wieder. Zäumet die Pferde und „bindet das Gepäcke auf; ich will inzwiſchen ein paar „Worte in meinem Cabinet ſchreiben."

Ich blieb noch wohl eine halbe Stunde hier. Nun hörte ich ein Geräuſch an der Thüre des Flügels, welche nach den großen Gärten führt, und eine Stimme, welche ſchrie: „Mein Herr, der König begehrt Sie!" Ich ſah zum Fenſter hinaus, und erkannte la Varenne, welcher mir weiter ſagte: „Kommen Sie geſchwind, „mein Herr, der König will mit Ihnen reden, und „Sie nach Paris ſchicken, um alles dort anzuordnen. „Denn die Herren von Biron und Auvergne ſind ge„fangen." „Wo iſt dieſes geſchehen?" fragte ich (13). „In dem Cabinet des Königs," verſetzte er. „Gott „ſey geprieſen, daß der König dieſen Rath befolget „hat," erwiederte ich. Hierauf eilte ich in das Zimmer des Königs, der mir ſagte: „Unſre Leute ſind „gefangen, eilen Sie nach Paris, um ihnen ihre „Wohnungen in der Baſtille zu bereiten. Ich werde „ſie zu Schiffe an das Thor des Arſenals ſchicken, das „nach dem Fluſſe führt; dort laſſen Sie, ohne daß „jemand ſie ſieht, ſie ausſteigen, und bringen ſie ohne „Geräuſch durch Ihre Höfe und Gärten an die Be„hörde. Wenn Sie auf dieſe Art, noch ehe ſie an-

„langen, wenn es möglich iſt, (und das wird gerade „nach Ihnen geſchehn,) alles in Ordnung gebracht ha„ben, ſo gehen Sie ins Parlament und aufs Rath„haus; melden Sie dort das Geſchehene und ſagen „Sie, die Gründe werde man bey meiner Ankunft „vernehmen, und wie Ich hoffe, rechtmäßig finden.“ Alles dieſes ward Stück für Stück ſehr glücklich ausgeführt. In dem Augenblick, da die Gefangnen beym Arſenal ans Land ſtiegen, gebahr meine Gattin diejenige von meinen Töchtern, welche nach der Hand den Namen Fräulein von Sülly führte.

Die Bewachung meiner zween Gefangnen vertraute ich Soldaten, die theils von der Leibwache des Königs, theils von meinen eignen waren. Ich vertheilte die Poſten unter beyde ſo, daß ſie gewiſſermaßen einander ſelbſt bewachten. Ueberdieß ſtellte ich auf die Baſtion, welche den Zimmern der Gefangnen gerade gegenüber ſtand, eine Wache, und eine andre auf das platte Dach des Donjon. Auf dieſe Art konnten die Gefangnen unmöglich entkommen, wenn ſich nicht die Engel ins Spiel miſchten. Dieß waren die Ausdrücke, deren ich mich in einem Schreiben an den König bediente. Seine wiederholte Warnungen bewogen mich, ſo viele Vorſicht zu gebrauchen. Er hatte mir nehmlich einige Tage nach der Feſtſetzung der zwey Gefangnen geſagt: er habe Nachricht erhalten, daß ein Plan, ſie aus dem Gefängniß zu befreyen, gemacht worden. Ich ſollte deswegen gute Sorge tragen, weil ich ihm von meinen Gefangnen Rechenſchaft geben müßte. Hierzu war ich ganz bereit, weil ich mich auf die Treue meiner Soldaten verließ, die man alle ohne Ausnahme hätte beſtechen müſſen. Ein andermal benachrichtigte mich der König, das Projekt zur Befreyung des Biron und Auvergne, gehe zugleich auch auf meine Perſon.

en. Ein Schiff voll Soldaten ſolle nehmlich in der Nacht den Fluß hinunter fahren, an der Treppe bey er Hinterthüre meiner Wohnung, welche nach dem Fluſſe ſieht, anländen, dieſe mit einer Petarde, wie auch die zweyte aufſprengen, ſogleich auf mein Zimmer losgehen, um mich noch im Bette zu finden, und dann mit mir nach Franche Comte eilen, wozu man alle zehn Meilen friſche Vorſpann beſtellt hätte, um mich zur Rache ſo zu behandeln, wie Biron behandelt werden würde. Dieſe letzte Nachricht ſchien mir, ungeachtet ihrer Umſtändlichkeit, eben ſo grundlos, als die erſtere. Doch dankte ich dem König dafür, daß er, bey Ertheilung derſelben, die Güte hatte, mir zu befehlen: ich ſollte mit der größten Sorgfalt für meine Sicherheit wachen; und mich zu verſichern, daß, wenn der gegen meine Perſon geſchmiedete Plan zum Unglück ausgeführt werden ſollte, er ohne einiges Bedenken, um mich wieder zu bekommen, die zween Gefangnen, und wenn es nöthig wäre, noch andre Sachen von weit größerm Werthe hingeben würde. Um den König zu befriedigen, ſtellte ich nun zu dieſer Hinterthüre noch einen andern Poſten zur Bewachung.

Der erſte Präſident, der Präſident von Blantmesnil, und die zween Parlamentsräthe (14) von Fleury und von Thürin wurden von dem Parlament zu Inquiſitoren der Gefangnen ernannt. Ich ließ ſie deswegen in den kleinen Pavillon, der mitten in der groſſen Allee des Arſenals ſteht, führen.

Da jene in der Folge nothwendig vor dem ganzen Parlamente verhört werden mußten, ſo ließ ich ein bedecktes Schiff verfertigen, in welchem ſie hin- und hergeführt wurden, ohne von jemand geſehn zu werden. Der ganze Hergang dieſes Prozeſſes und die beſondern Umſtände der Begebenheit, von welcher ich rede, ſind

jeder-

jedermann bekannt. Das Publikum weiß, daß der Marschall von Biron, als er den Civillieutnant Miron an dem Fuße des Schaffots erblickte, denselben ermahnte, dem Lafin nicht zu trauen (15), daß er den alten Rümigny beym Abschiednehmen bat, der Fräulein von Rümigny in seinem Namen die Hände zu küssen, welches das einzige Geschenk sey, das er ihr machen könnte, und verschiedne andre Züge dieser Art. Die Anfälle von Wut und Schrecken, die Zaghaftigkeit und Muthlosigkeit, die er bey der Execution sehen ließ — Er, der den Namen des Unerschrocknen in den größten Kriegsgefahren erlangt hatte (16) — haben zu tausenderley Gerede Anlaß gegeben, und werden ohne Zweifel von den Geschichtschreibern nicht übergangen werden. Ich weiß also nichts neues hierüber zu melden, einiges vielleicht ausgenommen, das mich persönlich betrift.

Während daß man die Verbrechen der zween Staatsgefangnen untersuchte, begehrten sie einigemal mit mir zu sprechen (17). Allein ein doppelter Grund hinderte mich, in dieses Begehren zu willigen. Erstlich wäre alles Bitten und Flehen für den Marschall umsonst gewesen, indem die Sicherheit des Staats allzu sehr von seinem Tode abhieng, und der König allzu fest dazu entschlossen war, als daß man mit Erfolg um seine Begnadigung hätte bitten dürfen. Zweytens wollte ich, als ein in die Anklage des Lafin mitverwickelter, schlechterdings nichts thun, was boshaften oder schwachen Gemüthern auch nur einen entfernten Verdacht hätte beybringen können: ich habe den zween Gefangnen ein gelinderes Urtheil auszuwirken gesucht, oder auch nur mit ihnen zu reden nöthig zu finden. Vielmehr wollte ich die Leute auf die Gedanken führen, wenn es auch gegründet wäre, daß ich in der kleinsten Verbindung mit Biron gestanden, so würde die Weigerung,

gerung, ihn zu sprechen, denselben unfehlbar bewegen, einen Mann, den er bereits aus verschiednen andern Gründen als einen Verräther von ihm ansehn müßte, auf keine Weise mehr zu schonen. Allein er respektirte meine Unschuld, und wenn er von mir redete, welches einigemale geschah, so that er es mit der größten Erhebung der guten Rathschläge, die ich ihm gegeben, und mit Klagen über sich selbst, daß er diese nicht befolgt hätte.

Der Großprevot von Isle de France, Desfünktis, schrieb alle Reden desselben, in welchen mein Name vorkam, auf ein Papier zusammen, und überreichte mir dieß einige Zeit hernach. Nur aus diesem Aufsatz erfuhr ich, daß Biron, da er die Capelle verließ, in welcher er den Herrn Garnier und Maignan, Doktoren der Sorbonne, gebeichtet hatte, gefragt habe: ob niemand von dem Herrn von Rosny zugegen sey? Da man ihm antwortete, der jüngere Arnaud sey hier, habe er ihn zu sich gerufen und ihm gesagt: „Herr „Arnaud, ich ersuche Sie, dem Herrn von Rosny in „meinem Namen die Hände zu küssen, und ihm zu „melden, daß er heute einen der treusten und ergebens„ten Freunde, Anverwandten und Diener verliere, „die er je gehabt hätte. Ich habe seine Verdienste „und seine Freundschaft immer sehr hoch geschätzt.“ „O!“ sagte er hierauf mit erhabner Stimme und so vielen Thränen, daß er sein Gesicht mit seinem Schnupftuche bedecken mußte, „o! hätte ich ihm geglaubt, ich „wäre nicht hier. Ich bitte Sie, ihm zu sagen, ich „lasse ihm meine Brüder empfehlen, besonders meinen „Bruder Sanct Blancard, der sein Neffe ist. Er „sollte doch dafür sorgen, daß mein jüngster Bruder „eine Bedienung bey dem Dauphin bekomme. Sagen „Sie ihnen, wenn ich gleich böse gewesen, so sollen sie „nichts destoweniger rechtschaffne Männer seyn und

„dem

„dem König immer treu dienen, aber nicht sogleich an „den Hof kommen, damit man ihnen nicht meinetwe„gen irgend einen Vorwurf mache.“ Ein andermal sagte Biron: „O! welch ein guter und getreuer Die„ner des Königs und des Staats ist Herr von Rosny, „welch ein weiser Minister! wie weislich handelt der „König, daß er ihn braucht. So lange sich Se. Maje„stät seiner bedienen werden, kann Frankreich nicht an„ders als glücklich seyn. Hätt' ich ihm geglaubt, ich „wär es ebenfalls.“ Bey jeder andern Gelegenheit würde ich mich äußerst hüten, dergleichen Reden zu meinem Lobe hieher zu setzen. Allein dießmal glaubte ich, sey es mir nicht erlaubt, den Sinn der Worte des Marschalls auch nur einigermaßen zu entstellen. Ich wußte von diesen öffentlichen Beweisen seiner Achtung für mich noch nichts, da ich mich mit allen seinen Anverwandten vereinigte (19), um für ihn eine, in der That unbedeutende Gnade zu erbitten, nehmlich, daß der König den Ort der Execution abändern möchte. Wirklich gestatteten auch Se Majestät, daß Biron, anstatt auf dem Greveplatz, wie das Todesurtheil lautete, in dem Hof der Bastille enthauptet werden sollte.

Durch diesen Streich, welcher den Aufrührern ihren Anführer entriß, war ihr ganzer Plan zernichtet. Lavardin, den der König zu gleicher Zeit an der Spitze einiger Truppen nach Bourgogne geschickt hatte, bemächtigte sich aller Plätze, die der Marschall von Biron besetzt hatte, ohne Schwerdtstreich, und ließ hierauf Sr. Majestät durch Senece sagen, diese Provinz sey bezwungen. Der Dauphin bekam dieses Gouvernement, und Herr le Grand war zu seinem Lieutenant bestellt. Heinrich begnügte sich an diesem Opfer der Gerechtigkeit, und ließ den übrigen Verschwornen alle Gnade wiederfahren, Fontenelles ausgenommen, an dem

dem er ein Exempel zu statuiren für nöthig fand, wenn gleich viele Leute ihn nicht für einen der Strafbarsten hielten (20). Die Anzahl der Mitschuldigen war sehr groß, und wenn man die Sache genauer untersucht hätte, so würde man gefunden haben, daß eine Menge der vornehmsten Herrn bey Hofe ziemlich tief darein verwickelt gewesen sind (21). Ich bestärkte den König aus allen Kräften in der Neigung zur Gelindigkeit, die er bezeigte. Ich redete mit denen, von welchen ich wußte, daß sie einigen Antheil an Birons Projekten gehabt hatten, und war so glücklich, sie zu überreden, daß ihnen kein andres Rettungsmittel übrig wäre, als sich dem König zu Füßen zu werfen. Dieses Mittel ergriffen, außer wenigen, alle. Die Verschwiegenheit, die ich ihnen angelobt hatte, heißt mich, ihre Namen geheim halten. Anstatt diesen Schritt zu bereuen, von welchem niemand nichts wußte, als der König und ich, sahen sie bald augenscheinlich, daß der König nicht nur keinen Groll deswegen auf sie warf, sondern sie noch herzlicher zu lieben schien. Hebert war ebenfalls festgesetzt. Er war der Sekretär der Verschwornen gewesen, und hatte im Namen des Marschalls von Biron, wie man wohl wußte, verschiedene Reisen nach Mayland und durch ganz Italien gemacht. Ich bekam den Auftrag, ihn in Gegenwart des Grafen von Auvergne zu befragen, und seine Aussagen anzuhören. Der König hatte ihm Pardon versprochen, wenn er alles, was ihm bekannt wäre, aufrichtig anzeigen würde. Die vornehmste Sache, die er entdeckte, und welche den König noch stärker von der Treulosigkeit des Spanischen Hofes überzeugte, betraf die Absendung des Ronkas und des Alphons Cazal, beyder zugleich oder auch jedes derselben einzeln, an den Marschall von Biron, um ihm beträchtliche Summen zu überbringen, oder in einigen Malen zu übermachen. Um Hebert

hert zu überzeugen, daß Se. Majestät ihn nicht täuschen wolle, legte ich gleich im Anfang des Verhörs den königlichen Begnadigungsbrief in die Hände des Grafen von Auvergne.

Der Graf von Lux hatte ebenfalls an der Amnestie Antheil. Er war in die äußerste Verlegenheit gerathen, als er die Gefangennehmung seines Freundes vernahm, weil er beydes beynahe gleich gefährlich fand, das Königreich zu verlassen oder in demselben zu bleiben. Er befand sich gerade in dieser Verlegenheit, als la Plume zu ihm kam, um ihm in Sr Majestät Namen zu befehlen, nach Hofe zu kommen, zugleich aber ihm Vergebung zusicherte, wenn er dieselbe durch seinen Gehorsam und seine Reue verdienen würde. Der Baron, der jetzt noch verlegner war, als vorher, weil ihm sein Gewissen sagte, wie sehr er gefehlt hätte, antwortete doch: er sey bereit, zu thun, was der König von ihm foderte, wenn er ihm nur verspreche, daß er nicht der Beschimpfung eines öffentlichen Verhörs oder einer Confrontation ausgesetzt, bey seiner Bedienung gelassen (22), und ihm nach abgelegtem Geständniß sich wieder zu entfernen erlaubt werden sollte. Er fürchtete nehmlich, man möchte ihn unter dem Vorwand, dasselbe sey nicht vollständig oder aufrichtig gewesen, zurückhalten. Weil der Bote kein schriftliches Versprechen von Sr. Majestät hatte, so schien sich Lux mit einer Versicherung von meiner Hand zu begnügen, daß ihm kein Leid widerfahren solle.

Da der König dem Baron alle seine Foderungen bewilligt hatte, so kam er nach Paris. Er traf den König, da er eben auf die Jagd gehen wollte, warf sich ihm zu Füßen und wollte eine lange Rede anfangen. „Gehn Sie zum Herrn von Rosny," sagte Heinrich, indem er ihn sogleich unterbrach, weil er

nicht

nicht Zeit hatte, ihn anzuhören, „und dann will ich „auch mit Ihnen reden.“ Dieser Befehl, der Ton, in welchem derselbe gegeben ward, wie Lux zu bemerken glaubte, und der Ort, wohin er ihn schickte, dieß alles fieng an ihn zu beunruhigen, so daß er in Versuchung kam, sich mit der Flucht retten zu wollen. Allein er kam doch ins Arsenal, aber so voll Schreckens, daß er, anstatt zu hören, was ich ihm sagte, unaufhörlich seine Augen auf alle Seiten warf. Seine Furcht ward noch größer, als er die Wache des Königs in dem Hofe des Arsenals aufmarschiren sah. Der König hatte sie dahin beordert, weil er auf dem Rückwege von der Jagd hier durchzukommen gedachte. „Ey, mein Herr,“ sagte Lux, der sich für verloren hielt, zu mir, „ich bin auf des Königs und Ihr Wort „hieher gekommen; wollen Sie mir denn dasselbe nicht halten?“ — „Warum fragen Sie mich das? mein „Herr!“ versetzte ich. — „O, mein Herr!“ antwortete er, „die Wache, die ich aufmarschieren sehe, „bringt mich auf die Gedanken, daß es nicht des Königs, sondern meinetwillen geschieht.“ Er hat mich, ohne mir Zeit zu lassen, ihn aus seinem Irrthume zu reißen, ich sollte ihn doch, eh ich ihn einsperrte, mit dem König reden lassen, und versprach mit der größten Aufrichtigkeit, wie ich gewiß glaube, ihm nichts zu verhelen. „Ich sehe schon lange,“ sagte ich zu ihm, „daß „Sie sehr unruhig sind; allein Sie dürfen sich nicht „fürchten. Ich habe keinen Befehl, Sie festzusetzen; „reden Sie aufrichtig mit dem König; schwören Sie „ihm treu zu bleiben, und halten Sie es, so haben Sie „nichts zu besorgen. Hätte der Herzog von Biron „dieses thun wollen, so würde er noch jetzt leben.“ In diesem Augenblick brachte man uns die Nachricht, daß der König im Louvre sey und mit mir reden wollte. Die Jagd hatte ihn bis in die Nacht beschäftigt, so

daß er, statt ins Arsenal zu kommen, sich entschlossen hatte, gerade nach dem Louvre zu gehn. Dieses stillte die Unruhe des Barons von Lux.

Er unterredete sich den folgenden Tag mit Sr. Majestät mehr als vier Stunden lang. Man hatte keine Ursache, ihn einer allzugroßen Verschwiegenheit zu beschuldigen. Er beschuldigte eine so ungeheure Menge von Personen, daß Heinrich froh darüber war, in der Allgemeinheit dieser Beschuldigungen einen Vorwand zu finden, daß er nichts davon zu glauben habe. Er beruhigte sich und fuhr fort die Beschuldigten alle, welche größtentheils immer an seiner Seite waren, nicht weniger gütig zu behandeln. Nicht, daß nicht viele darunter seyn mochten, welche um die verderblichen Entwürfe des Marschalls von Biron gewußt hatten. Allein die Hoffnung, unter der Menge verborgen zu bleiben, bewog sie, ungeachtet der Schritte, die ich gegen sie that, und der Versprechungen, die ich jedermann ertheilte, sich dennoch nicht selbst anzuklagen. Ganz anders verhielt sich der Connetable. Er war mit dem Herzog von Biron, ich weiß nicht, in was für Verbindungen gestanden, welche die Klugheit ihm gewiß nicht eingegeben hatte. Da ich versichert war, daß diese sich nicht weiter, als auf ihre Personen erstreckt hatten; so hielt ich es für meine Pflicht, den Connetable wegen seiner Gesinnungen bey dem König zu rechtfertigen, weil derselbe ihn, ungeachtet der Versicherungen von Treue, die er Sr. Majestät gegeben hatte, scheel anzusehen sich nicht enthalten konnte. Ich kann wohl sagen, daß ich nicht wenig dazu beytrug, ihn wieder bey dem König in Gnade zu bringen. Die Sache mochte nun wahr oder falsch seyn, so hatte doch dieser Prinz keine Ursache, die Nachsicht, die er jedem erwies, zu bereuen (23). Den Grafen von Auvergne ausgenommen, auf welchen ich nun wieder kommen will.

Die

Die Art des Verbrechens, das er mit dem Herzog von Biron gemein hatte, und die Gleichheit der Beweise gegen beyde, drohten dem Schein nach beyden eine ähnliche Strafe; und doch war ihr Schicksal sehr verschieden. Der König schenkte nicht nur dem Grafen das Leben, und ließ ihm dieses durch den Connetable ankündigen; er versüßte ihm auch seinen Aufenthalt in dem Gefängniß sehr. Er erlaubte ihm, mit dem Lieutenant der Bastille einen Akkord wegen der Tafel zu schließen, nahm ihm die Bezahlung der Unkosten für die ihm zur Bewachung zugegebnen Offiziere und Soldaten ab, und setzte die Zahl derselben endlich, den Gefreyten mit eingeschlossen, auf fünfe herab. Dieß that Er auf meine Vorstellung, daß eine größre Anzahl in der That unnütz sey. Nur die Erlaubniß, auf den Terrassen herum zu spatzieren, konnte er anfänglich nicht erhalten. Ich sage anfänglich; denn in der Folge erlaubte man ihm alles, und er wurde sogar nach Verfluß einiger Monate ganz frey (24). Man hatte ihn so wenig daran gewöhnt, als ein Verbrecher behandelt zu werden, daß er, als man ihm die Nachricht brachte: „der König schenke ihm das Leben," zur Antwort gab: damit sey ihm nicht gedient, wenn man ihn nicht zugleich freylasse.

Die, welche überhaupt alle Handlungen der Könige, sie mögen nun gut oder böse seyn, mit ihrem Beyfall beehren, werden wohl auch einige Gründe verräthig haben, um dieses so verschiedne Betragen Heinrichs gegen zwey gleich strafbare Männer zu rechtfertigen. Sie werden sagen, was man bey Hofe damals auch sagte: die Dienste, welche der Graf von Auvergne Sr Majestät in der Folge dadurch würde leisten können, daß er ihm von allem Nachricht ertheilte, was die Spanische Faktion etwa zu Frankreichs Schaden

anſpinnen möchte, haben den König vollkommen berechtigt, denſelben um ſeiner ſelbſt willen zu ſchonen. Ich hingegen bin allzu aufrichtig, als daß ich hier nicht frey heraus geſtehn ſollte, der König verdiene wegen dieſer Handlung keine Lobſprüche ſeiner gnädigen Geſinnungen; ſeine Leidenſchaft für die Marquiſin von Verneuil, des Grafen von Auvergne Schweſter, ſey vielmehr der einzige Grund geweſen, welchem dieſer jene Nachſicht zu danken hatte. Ich begnügte mich damals dieſes zu denken, und verlor zwey Jahre lang kein Wort hierüber gegen den König, in der Ueberzeugung, daß meine Worte gegen die Bitten und die Thränen einer Geliebten allzu unmächtig ſeyn würden, und daß es, wenn einmal eine Sache geſchehn iſt, nichts helfe, immer an begangne Fehler zu erinnern. Erſt da der Graf von Auvergne ſeinen Wohlthäter durch neuen Undank nöthigte, zu den nehmlichen Maaßregeln wieder zu ſchreiten, berührte ich dieſen Punkt ein wenig gegen den König. Er ſelbſt nöthigte mich durch ſeine Fragen dazu.

Eines Tags nehmlich, da die Unterredung zwiſchen uns auf dieſen Gegenſtand gefallen war, ſagte Heinrich, nachdem er mich eine Zeit lang, ohne ein Wort zu reden, angeſehn hatte, endlich zu mir: er habe ſich immer ſehr darüber gewundert, daß ich ihn nie über die Gründe befragt habe, die ihn, dem Grafen von Auvergne das Leben zu ſchenken, bewogen hätten. Ich antwortete, daß ich geglaubt hätte, mich in Anſehung dieſer Gründe auf meine eigne Vermuthungen einſchränken zu müſſen. Ich habe hauptſächlich zwey gefunden, mich aber geſcheuet, ſie ihm zu entdecken, weil ich dieſes vielleicht nicht ohne Gefahr, Sr Majeſtät zu mißfallen, hätte thun können. Mit ſeiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit verſetzte Heinrich ſogleich: er merke wohl, daß

daß der eine von diesen Gründen die Marquisin von Verneuil betreffe. Allein er versichre mich, daß dieser Grund allein nicht im Stande gewesen wäre, dem Grafen eine andre Gnade zu verschaffen, als höchstens etwa ewige Gefangenschaft, statt des Todes. Den zweyten Grund hingegen, welchem ich seine Loslassung zuschreibe, könne er schlechterdings nicht errathen. Und nun nöthigte er mich, ihm denselben zu sagen, und befahl mir dieses sogar einige male sehr nachdrücklich. Ich gestand ihm: ich hätte gedacht, der König würde einen Mann nicht zu einem schimpflichen Tode verurtheilen, welcher immer doch der Oheim seiner Kinder, im Fall, daß er von der Marquisin welche bekäme, gewesen seyn würde. Heinrich schwur mir, daran nicht gedacht zu haben. Doch würde dieser Grund, wenn er ihm beygefallen wäre, sehr viel Gewalt über ihn gehabt haben. Nun wollte er, daß ich ebenfalls den wahren Grund zu errathen suchen sollte, der ihn, den Grafen aus dem Gefängnisse zu entlassen, bestimmt habe. Er wiederholte es noch einmal, daß weder die Bitten seiner Maitresse, noch des Connetable und der drey Töchter desselben, noch Ventadours, die sich ihm zu Füßen geworfen hatten, so vielen Antheil hieran gehabt haben, als ich mir einbilde. Denn alle diese Personen hätten um nichts anders, als um das Leben des Verbrechers gebeten. Endlich sagte er mir, nach langem Umschweif: er habe sich vorzüglich durch die großen Versprechungen des Grafen von Auvergne und durch den Anschein von Aufrichtigkeit, mit welchem er diese vorgebracht hätte, dazu bewegen lassen. Hierauf erzählte er mir alles, was zwischen ihm und Auvergne damalen vorgegangen sey, als dieser die Gnade, mit Sr Majestät zu sprechen, erlangt hatte. Der Graf habe nach einer Menge von Versicherungen, wie sehr er seine Verbrechen bereue, und von Betheurun-

gen seiner zukünftigen Treue, mit den stärksten Eydschwüren versprochen: wenn Se Majestät ihm die Freyheit zu schenken geruhten, so wolle er immer die geheimsten Entwürfe des Spanisches Hofes entdecken. Er dürfe zu diesem Ende nur gegen diesen Hof die Miene annehmen, wieder in seine alten Verirrungen verfallen zu seyn, und demselben also das für wahr zu halten bewegen, was er nur aus Verstellung zu seyn scheinen werde. Damit aber diese List ihm nicht in Spanien die Strafe eines Verräthers zuziehen könnte, so müsse der König keinem einzigen von seinen Ministern das geringste von dem, was er jetzt sage, entdecken, und eben so wenig selbst aus seinen Reisen nach Spanien, oder aus den Briefschaften, die er von dorther empfangen werde, Verdacht schöpfen.

Nach dieser Erzählung setzte der König hinzu: anfangs habe Er den Worten des Grafen nicht glauben können, und sogar einen Widerwillen gegen den Gedanken gehabt, daß er sich so weit erniedrigen sollte, das Werk eines Spions und Verräthers zu treiben. Nachdem aber der Graf ihm seine Bedenklichkeiten hierüber benommen; so habe er sich doch, ungeachtet ihm derselbe dadurch noch verhaßter geworden, endlich entschlossen, den Erfolg seiner Versprechungen zu erwarten, und sich derselben zur Aufklärung der geheimen Schritte des Spanischen Hofes zu bedienen, weil er dieses durch kein anderes Mittel erhalten konnte. In dieser Absicht habe er dem Grafen die Verschwiegenheit und die Erfüllung aller übrigen Punkte, um die er ihm gebeten hätte, zugesagt.

Aus allem, was ich bisher von dem König gehört hatte, konnte ich so viel schließen, daß der Graf von Auvergne ihn in allen Absichten betrogen, oder vielmehr, ich wiederhole dieß noch einmal, daß ihm selbst

seine

seine Schwachheit gegen seine Maitresse hinter das Licht geführt habe. Blos diese bezauberte seine Augen gegen Auvergne so sehr, daß er, nachdem diese Schwachheit ihn bereits bewogen hatte, dem Verbrecher das Leben zu schenken, sich durch eben dieselbe die Loslassung des Grafen, und zwar durch einen so schwachen Beweggrund entreissen ließ. Den Einsichten Heinrichs würde es schlechte Ehre machen, wenn man sich blos an das halten wollte, was er mir hierüber sagte. Freylich kann man hierbey auch die Frage aufwerfen, ob der Graf von Auvergne nicht damals wirklich im Sinne gehabt, sein Wort zu halten? und ob er nicht deswegen zum Verräther an seinem König worden sey, weil er sich zum zweytenmal verführen ließ?

Uebrigens kann man es nicht läugnen, daß er ein verschmitzter, listiger, tiefblickender, erfindungsreicher und von Natur beredter Mann war. Alles Eigenschaften, die zu der Rolle sehr taugten, welche er spielen zu müssen glaubte. Allein, ohne seines Ehrgeizes, seines Hangs zu Wollust und seiner übrigen Leidenschaften zu gedenken, hatte er auch eine so natürliche Neigung zur Bosheit und Treulosigkeit, daß man ohne Mühe auf seine Rückkehr zu seiner alten Denkart rathen konnte. Und diese nahm er mit so vieler Kunst, daß der König nicht einmal bemerkte, zu welcher Zeit er wieder an ihm treulos ward, vorausgesetzt, daß er nicht von dem ersten Augenblick an dies schon gewesen sey. Er unterredete sich öfters mit Sr. Majestät von dem König in Spanien und sagte allemal, um seine Rolle desto besser zu spielen, recht viel Böses von demselben. Allein alles was er sagte, war im Grunde unbedeutend, da er hingegen dem Spanischen Hofe weit bessre Nachrichten von allem gab, was an dem Französischen vorgieng. Wir werden in der Folge genöthigt werden, seiner noch einmal zu erwähnen.

Der Prinz von Joinville, (25) welchen Heinrich ebenfalls begnadigte, war ein Jüngling von einem andern Charakter. Einen leichtsinnigern, unbedachtsamern Menschen habe ich nie gesehen. Er ward in jene schlechte Gesellschaft verwickelt, in welcher er sich, um nach der Mode zu seyn, und die Miene eines wichtigen Mannes zu haben, den Schein geben mußte, ausserhalb des Königsreichs Briefe zu wechseln. Dieses war hinreichend, ihn zu verführen. Auf die Nachrichten hin, welche Se. Majestät erhielten, daß er durch den Spanischen Gouverneur von Franche Comte, und den Minister, Grafen von Chamite, ein Verständniß mit dem spanischen Hof unterhalte, ließ ihn der König fest setzen. Da er sich gefangen sah, sagte er, wie die andern alle, er sey bereit, alles zu entdecken, allein gegen niemand, als den König selbst und gegen mich. Ich war einen Tag vorher nach Sülly gereißt, um diese neulich angekaufte Herrschaft zu besichtigen und den Entwurf zu neuen Gebäuden zu machen, welche mehr Bequemlichkeit als die damals stehenden haben sollten. Ich war kaum angelangt, und hatte mich zum Abendessen niedergesetzt, als ich das Horn des Königlichen Postillions hörte. Sogleich fiel es mir ein, mein Aufenthalt zu Sülly würde nicht lange dauern. Das Briefchen, das mir der Bote überreichte, enthielt nichts, als einen kurzen Befehl, mich sogleich zu Sr. Majestät zu verfügen, ohne weitere Erklärung. Ich schloß hieraus, daß es eine wichtige und dringende Sache seyn müsse und reiste deswegen des Morgens so frühe ab, daß ich Sülly nur beym Schein der Fackeln sah. Sobald ich wußte, wovon die Rede war, glaubte ich für einen unerfahrnen jungen Menschen bitten zu müssen, der aus bloßem jugendlichen Leichtsinn gesündigt hatte. Als man den Prinzen vor uns führte, gestand er, was man nur wollte. Der

Kö-

König erkannte ihn gleich für das, was er war, und behandelte ihn nach Verdienst. Er ließ die Mutter deſſelben, die verwittwete Herzogin von Guiſe, und ſeinen Bruder, den Herzog von Guiſe kommen und ſagte ihnen in ſeinem Cabinet: „Hier ſehen Sie den verlohr„nen Sohn in Lebensgröße. Er hat ſich Narrens„poſſen in den Kopf kommen laſſen; ich behandle ihn „als ein Kind und verzeih ihm aus Achtung für Sie, „und den Herrn von Rosny, der mich mit aufgehob„nen Händen gebeten hat. Aber mit der Bedingung, „daß Sie ihm alle drey einen derben Verweis geben, „und daß Sie, mein Neffe, fügte er hinzu, indem „er ſich gegen den Herzog von Guiſe wandte, mir in „Zukunft für ihn gut ſtehn. Ich gebe Ihnen die Auf„ſicht über ihn, damit Sie ihn, wo möglich, klüger „machen.“

Dieſe Veränderung bey einem lebhaften, ungelehrigen Kopfe, der bereits eine falſche Richtung bekommen hatte, war eben nicht leicht hervorzubringen. Man ließ ihn einige Monate im Gefängniß, wo er fluchte, wetterte, und aus Langerweile verſprach, ſich zu beſſern, wenn man ihn frey ließe. Der König bewilligte dieſes und ließ ihm befehlen ſeinen Aufenthalt auf dem Schloß Dampierre zu nehmen. Allein Joinville fand den Aufenthalt in dieſem Schloſſe nicht angenehmer, als ſein Gefängniß. Er ließ alſo dem König vorſtellen, er könne nicht in einem Hauſe wohnen, welches nicht mit Meubeln verſehen ſey. Zum Unglück für ihn wußte der König das Gegentheil, weil er ſich der Jagd wegen öfters in dieſer Gegend, und der Schloßvogt ihm Zimmer und Betten in beyden Schlöſſern angeboten hatte. Er erinnerte ſich ſogar, daß er einmal zu Chevreuſe übernachtet hatte, und daß ſich daſelbſt nrun oder zehn herrſchaftliche Betten

befanden. Auch die Frau von Guise hatte ihm gesagt, Dampierre sey eben so meubliert als Chevreuse. Dieses brachte ihn gegen Joinville so auf, daß er mir darüber Vorwürfe machte, weil ich mich dieser ganzen Familie so sehr annehme, und mir befahl, in Zukunft mich nicht mehr darein zu mischen. Anstatt seinen Ausspruch zu ändern, fügten Se Majestät noch den Befehl hinzu, den Gefangnen aufs neue zu verhören, eh man ihn aus dem Gefängniß ließe. Der Jüngling, welcher dadurch wieder in den vorigen Schrecken versiel, versprach eine neue, noch umständlichere Beichte als das erste mal; allein, da er den Zorn des Königs fürchtete, so bat er überdies, man sollte ihn doch durch mich verhören lassen.

Der Herzog von Bouillon hütete sich sehr, von seinen Gütern wieder an den Hof zu kommen, wie er doch dem König versprochen hatte. Dieser fand daher für gut, nach der Gefangennehmung des Marschalls von Biron an den Herzog zu schreiben, um zu sehen, ob Bouillon bey dieser Gelegenheit nicht einige Beweise von seinen Verbindungen mit dem Gefangenen geben würde. Er meldete ihm, der Marschall sey überwiesen, daß er sich wider den Staat in eine Verschwörung eingelassen. Er wolle ihm das erstemal, da er bey Hof erscheinen würde die Beweise davon zeigen, und die nähern Umstände erzählen. Wirklich begnügte sich der König dieses blos auf diese Weise zu verstehen zu geben, ohne einen Befehl beyzufügen. Der Herzog von Bouillon sah sogleich die Absicht des Schreibens ein, und beantwortete dasselbe so, daß er auf der Stelle einen Edelmann mit dem Auftrage, ihm Glück zu wünschen, weil er, wie er sich ausdrückte, der Gefahr entgangen wäre, nebst einem Brief an mich abschickte: Er hütete sich in diesem sorgfältig, sich irgend bloß zu

geben,

geben, entweder weil er bereits von der Gefangennehmung seines Verbündeten Wind bekommen hatte, oder weil er überhaupt als ein listiger Kopf im Augenblicke sich zu entschließen wußte. Er schrieb mir: nie sey eine Bestürzung der seinigen gleich gewesen, da er vernommen habe, daß der Staat und die Person des Königs sich in Gefahr befinde. Seine Treue und sein bereitwilliger Gehorsam, überall hin zu kommen, wohin ihn seine Pflicht rufe, würden den König je länger, je stärker überzeugen, daß er nie etwas von dieser Art von ihm zu besorgen haben werde. Er erwarte die Befehle des Königs, und meinen freundschaftlichen Rath, um beyde zu befolgen. In diesem Ton war der ganze Brief. Gleichwohl konnte er sich nicht enthalten, ein Wort zum Vortheil des Gefangnen einfließen zu lassen, allein in so allgemeinen Ausdrücken, daß ihm dieses unmöglich zum Nachtheil gereichen konnte. Er fügte nehmlich, dem Wunsche, daß dieser Vorfall die Ruhe Sr Majestät nicht stöhren möchte, die Worte bey: „und daß derselbe seine gütige Denkart nicht verändre."

Als ich den Brief dem König zeigte, so glaubte dieser, man würde sich desselben bedienen können, um den Herzog an den Hof zu bringen. Er durfte sein Ansehn nicht gebrauchen, ihm dieses zu befehlen, weil er, bey einer Weigerung, gleichsam gezwungen gewesen wäre, ihn mit bewafneter Hand über seinen Ungehorsam zu bestrafen, welches er weder thun durfte, noch wollte. Er sagte also mir, weil doch Bouillon einen Rath von mir begehre, wie er sich bey dieser Gelegenheit zu verhalten hätte, so sollte ich ihm folgendes antworten: freylich sey dem König zu verstehn gegeben worden, daß auch er von den Schritten des Herzogs von Biron Kenntniß gehabt habe. Allein dieses sollte ihn nur desto mehr bewegen, zu dem König zu kommen,

men, entweder um ihn von seiner Unschuld zu überzeugen, oder sich dadurch Verzeihung für einen Fehler zu verschaffen, daß er Ihm denselben gestünde. Ich versichre ihn, gebe ihm sogar mein Ehrenwort darauf, und, wenn es nöthig wäre, wollte ich ihm Bürge dafür seyn, daß er von Sr Majestät nicht nur nichts zu befürchten habe, sondern auch mit ofnen Armen empfangen werden würde. Da der König, als er mir dieses auftrug, sich erinnerte, wie zart meine Denkart über dergleichen Versprechungen sey, die er mich hier geben lassen wollte, so kam er meinen Einwendungen zuvor, und gab mir sein königliches Wort, daß der Herzog von Bouillon gerade so behandelt werden sollte, wie ich ihm schreiben würde. Nicht zufrieden mit diesem mündlichen Versprechen, gab er mir noch ein schriftliches in folgenden Ausdrücken: „Ich verspreche „dem Herrn von Rosny, daß ich dem Herzog von Bouil„lon, wenn er auf den Brief, den ihm jener schrei„ben, auf die Versicherungen, die er ihm geben, und „die Versprechungen, die er ihm machen wird, zu mir „kömmt, diese alle treulich halten, oder ihm erlauben „werde, sich in völliger Freyheit wegzubegeben, wohin „es ihm gut dünkt, so daß ihm weder beym Kommen „noch beym Weggehn irgend etwas Widriges begegnen, „oder ein Hinderniß in den Weg gelegt werden soll. „Worüber ich besagtem Herrn von Rosny mein Eh„renwort und königliche Versicherung ertheile. Geschehn „zu Paris. Den 24. Junius 1602.

Ich schrieb an den Herzog, und ohne ihm von dem Vertrage, welchen Heinrich seinetwegen mit mir eingegangen hatte, Nachricht zu geben, drang ich in den stärksten Ausdrücken und mit den mächtigsten Bewegungsgründen in ihn, seinen Aufenthalt bey dem König zu nehmen. Er erhielt diesen Brief ungefehr zu glei-

gleicher Zeit mit der mündlichen Antwort, die Heinrich ihm durch seinen Abgeordneten zurückschickte. Weil dieser jetzt nicht mehr selbst auf seiner Ankunft bestand, so nahm er daher einen Vorwand mir zu antworten: er habe, so sehr er es auch gewünscht hätte, meinen Rath nicht befolgen können, weil er mit den Befehlen des Königs nicht übereinstimmte, er begnüge sich daher, wie Se Majestät es wünschte, einen Mann, auf dessen Aussage man sich so gut verlassen könnte, als ob er es selbst wäre, an den Hof zu schicken. — Dieses war ein Edelmann mit Namen Rignac, welcher mit Bouillons Briefe an mich zu gleicher Zeit anlangte, und den man noch dazu frey halten mußte, als ob seine Reise, wer weiß wie wichtig, gewesen wäre, weil es den Anschein hatte, als sey er auf Befehl des Königs gekommen. Bouillon selbst, anstatt zu kommen, entfernte sich noch weiter, und ging nach Castres.

Es war kein Wunder, daß meine Gründe keinen Eindruck auf ihn gemacht hatten; denn er betrachtete mich als seinen Todfeind. So hatte er mich öffentlich genannt, und Heinrich selbst wußte es, denn Er hat mir es in einem Briefe vom 28. December dieses Jahres geschrieben. Ich habe mich eben so wenig über Bouillons Betragen gegen den König bey allen diesen Gelegenheiten gewundert. So bald er merkte, daß Heinrich sich stellen wollte, als wüßte er um seine Schuld nichts — und dies konnte er leicht entdecken — so sah er auch ein, daß er sehr leicht und ohne alle Gefahr den König und seinen ganzen Staatsrath täuschen könnte. Er durfte nur (26) immer äußerlich mit vieler Unterwerfung antworten, und brauchte doch nie etwas zu thun, was man nicht ausdrücklich von ihm zu fordern wagte. Er befand sich sehr gut bey diesem Betragen, und behielt es lange bey. Man kann nichts be-

bescheideners, nichts unterwürfigers sehn, als den Brief, welchen er über diese Sache an Du Maurier schrieb, und den ich aus den Händen des Königs erhielt, um ihn dem Kanzler und dem Herzog von Epernon mitzutheilen, mit welchen ich auf Heinrichs Befehl diese Sache sehr methodisch abhandelte. Er selbst nahm in Person großen Antheil daran, und gab sich die Mühe, — welche aber ganz unnütz blieb — sich mit Constant und Saint Aubin einen ganzen Nachmittag über den Herzog von Bouillon zu unterhalten.

Ein noch sonderbareres Spiel spielten bey dieser Gelegenheit der König von Spanien und der Herzog von Savoyen. Da alle Mächte, welche mit Frankreich in Freundschaft lebten, besonders England und Schottland, deren Gesandten noch zu Paris waren, dem König ihre Glückwünsche abstatten ließen, daß er eine gefährliche Verschwörung so glücklich unterdrückt hätte, zeigten sich Philipp und Carl Emmanuel als die eifrigsten. Ich weiß nicht ob Furcht oder eine andre Ursach sie bewog, zu einer so plumpen Verstellung ihre Zuflucht zu nehmen. Heinrich war aufrichtiger gegen sie. Er sagte ihnen grade heraus, er wäre von dem Antheil, den sie an diesem ganzen Komplot genommen hätten, und welchen sie so dreist auf die Rechnung des Grafen von Fuentes schrieben, als ob es möglich gewesen wäre, uns glauben zu machen, daß dieser aus eigner Bewegung mit den Verschwornen gemeinschaftlich gehandelt habe, sehr gut unterrichtet.

Er kam einige Tage nach Birons Hinrichtung zu mir in das Arsenal, und bey dieser Gelegenheit hatte ich eine Unterredung mit ihm, welche aufbewahrt zu werden verdient. Er begann mit verschiednen Betrachtungen, die er gewöhnlich über die Undankbarkeit Birons, Bouillons, des Grafen von Auvergne und noch

dreyer

dreyer andern von den vornehmſten Männern ſeines Hofes, denen er verziehen hatte, zu machen pflegte, und fuhr denn fort: „Sie ſehen, daß gerade diejenigen, denen ich die meiſte Gunſt erzeigt habe, durch ihre Habſucht, ihren Eigenſinn und ihren Ehrgeiz mir den größten Verdruß gemacht haben.“ Er zeigte mir nun, daß dieſe ſechs Männer von ihm zu verſchiednen Malen beträchtlichere Summen erhalten hätten, als ſeine fünf Vorgänger in der Regierung, welche man für ſo große Verſchwender ausgäbe, den einzigen Heinrich III ausgenommen, ihren Günſtlingen gegeben hätten. Um diejenigen, ſezte er hinzu, welche bey jeder Gelegenheit die Dienſte dieſer ſechs Perſonen ſo hoch erhöben, zum Stillſchweigen zu bringen, ſollte ich einen genauen Aufſatz von den Geſchenken und Gnadenbezeigungen, die er ihnen, ſo lange ſie ihm dienten, zugeſtanden hätte, verfertigen. Dieſer Aufſatz ſolle blos enthalten, was er ihnen aus Freigebigkeit geſchenkt hätte; alles, was ſeine Hülfe und ſein Schutz ihnen bey mehr als einer Gelegenheit eingebracht hätten, ſollte nicht darunter begriffen ſeyn. Dahin gehörte zum Beyſpiel das Fürſtenthum Sedan, für welches Bouillon dem König doppelt verbunden war, weil er es ihm erſt verſchaft, und dann ihn, wie ich oben ſchon erwähnt habe, in einem ſehr gefährlichen Verhältniß wieder in dem Beſitz deſſelben erhalten hatte.

Heinrich hatte dieſe Unterredung blos angefangen, um ſie auf mich ſelbſt zurück zu bringen. Er ſagte mir, er habe nicht etwa die Abſicht, mir dadurch, weil ſie doch einige Beziehung auf den jetzigen Zuſtand meines Glücks haben könnten, eine Lehre zu geben, denn er kenne meine Treue hinlänglich um zu wiſſen, daß ich dergleichen nicht bedürfte; aber nach reifen Ueberlegungen über die Art, wie er ſich gegen mich betragen müſſe,

müſſe, damit das Vertrauen, welches er in mich ſetzte, nie geſchwächt werden könne, glaube er in Anſehung der Belohnungen, welche meine Dienſte und mein Haus (dies waren ſeine eignen Worte) verdienten, eine zwiefache Vorſicht gebrauchen zu müſſen, die eine in Anſehung des Publikums und die andre wegen meiner ſelbſt. Die erſte beſtünde darin, daß ſeine Wohlthaten weder ſo häufig noch ſo groß ſeyn dürften, daß ſie mich dem öffentlichen Haß, der ohnedem ſtets gegen die erſten Miniſter auszubrechen bereit wäre, ausſetzen könnten; die andre aber wäre, daß dieſe Güter und Würden ſo beſchaffen ſeyn müßten, daß, wenn ich jemals aus Gründen der Religion oder andern Urſachen fähig ſeyn ſollte, von meiner Pflicht abzuweichen, ich dadurch nicht in den Stand geſetzt würde, ihm ſelbſt oder ſeinem Nachfolger zu ſchaden, oder den Staat in Gefahr zu bringen. „Mit Einem Worte," ſagte er — nachdem er im Voraus mich verſichert hatte, er wolle, ich ſollte ihm eben ſo frey meine Gedanken ſagen, als er ohne Umſchweif mit mir reden würde — „ich will mir ſelbſt „auch die Gelegenheit zum fernſten Verdacht gegen Sie „benehmen, damit nie etwas meine Freundſchaft gegen „Sie untergraben könne. Täglich muß ich ſo viele ganz „unerwartete Treuloſigkeiten erfahren, daß ich fühle, „ich werde dadurch wieder meinen Willen mißtrauiſch. „Erwarten Sie daher nicht, daß ich Ihnen große „Städte oder feſte Plätze ſchenke, welche Sie bey Ih„rem Credit und Ihren Fähigkeiten in den Stand „ſetzen würden, mich entbehren, und den Frieden des „Königreichs ſtöhren zu können, ſo bald es Ihnen eins „fiele. Ich will für Sie nicht mehr thun, als ein Kö„nig, dem ſeine Ehre, ſein Ruf und das Wohl ſeiner „Völker lieb iſt, für einen Diener, ſo treu er auch „ſeyn möge, thun muß.

Ehe ich noch Zeit hatte zu antworten, ſetzte Heinrich hinzu, er wolle von dieſem Augenblick an, und bis ſich Gelegenheit fände, das, was noch an meinem Vermögen fehlte, zu ergänzen, zu meinem Gehalt, welches kaum zu den Ausgaben meines Hausweſens hinreiche, eine außerordentliche Einnahme von 50 bis 60000 livres jährlich hinzufügen, damit ich, wenn ich meine eignen Einkünfte dazu nähme, mir noch einige Güter kaufen, ſie ausbauen, einrichten und verſchönern, vorzüglich aber meine Kinder vortheilhaft verſorgen könnte. Für dieſe aber, ſetzte er mit vieler Güte hinzu, behalte er ſich vor, mir noch mehrere Zeugen ſeiner Gute und ſeines Wohlwollens zu geben. „Dies „thue ich um ſo lieber," fuhr er fort; „da ich weiß, daß Sie dieſes Geld nicht thörichter Weiſe mit Maitreſſen, Pferden, Hunden und Spielen verſchwenden werden."

Eine Menge verſchiedner Gedanken, die mich während dieſer ziemlich langen Rede beunruhigten, machten, daß ich ſtillſchweigend zuhörte. Seine Freymüthigkeit und ſein Zutrauen rührten mich zu ſehr, um durch eine Aengſtlichkeit, die tauſend Andre an meiner Stelle übertrieben genannt haben würden, beleidigt zu werden. Da er durchaus meine Antwort hören wollte, ſagte ich ihm endlich mit aller meiner Aufrichtigkeit: ich wäre zwar ſehr überzeugt, daß weder er, noch ſeine Nachfolger, noch der Staat jemals das von mir zu befürchten haben würden, was ſeine Weisheit ihm als möglich vorſtellte, aber dennoch fände ich ſelbſt, daß er auch hierin nicht zu weit gienge. Denn nach meiner Meinung wäre es einer von den vornehmſten Grundſätzen der Regierungskunſt, daß ein Fürſt ſich nie einem einzelnen Mann, ſo große Dienſte er auch von ihm erhalten haben möchte, blindlings in die Hän-

de liefern müſſe, weil es unmöglich ſey, daß irge
Jemand für ſeine künftigen Geſinnungen haften könn
Weit entfernt alſo, mich zu beklagen, fände ich
allem, was er mir geſagt hätte, bloß eine Urſache, ſei
Klugheit zu bewundern, und ihm zu danken, weil ſei
Belohnungen, ſo ſehr er ſie auch einſchränken möch
dennoch immer bey weitem meine Erwartungen u
mein Verdienſt übertrafen.

Da ich aber nicht zweifeln konnte, daß boshaft
Einblaſen der über mein Glück eiferſüchtigen Hofleu
an der Furcht, welche mir der König gezeigt hat
Antheil haben könnte, ſo ergriff ich dieſen Augenbli
um ihn zu einer Erklärung zu bringen, zu welch
wie ich damals gleich vorausſah, ich mehr als einm
würde zurückkommen müſſen. Ich bat ihn daher u
Erlaubniß ihm vorzuſtellen, daß er nicht ohne Ungere
tigkeit den giftigen Nachrichten der Angeber Glaub
beymeſſen könnte, wenn er ſich nicht vorher genau v
meinem Unrecht überzeugt und mich ſelbſt gehört hätt
Meine Aufrichtigkeit, ihm meine Fehltritte zu geſt
hen, die er ſtets unverändert finden würde, verdien
daß er ſo mit mir verfahre. Er würde gewiß ſehe
daß die ſtrafbaren Abſichten, welche meine Feinde m
beylegten, höchſtens in dem einen Fehler beſtünde
den ich auch jetzt gleich ohne Schwierigkeit einräum
wollte, und für welchen ich ihn freylich um Nachſic
bitten müßte, daß nehmlich zuweilen, wenn Hinderni
oder Aufſchub bey Einrichtungen, die ich für nöth
hielte, mich ungeduldig machten, mir ein Wort v
Verdruß oder Klage über ſeine eigne zu große Nac
giebigkeit entwiſchen könnte, aus welchem dann glei
meine Feinde mir ein Verbrechen machten, da m
doch im Grunde in dieſer Handlung ſelbſt, auf weld

sie ihre Verläumdungen gründeten, die Reinigkeit meiner Absichten am besten müßte sehen können.

Was ich damals den König sagte, sage ich auch jetzt meinen Lesern, nicht etwa um mich durch eine angenommne Bescheidenheit zu rechtfertigen — denn ich glaube zu fühlen, daß ich dieser Entschuldigung nicht bedarf — sondern weil, so tadellos meine Aufführung auch gewesen ist, ich doch oft genöthigt worden bin, mich gegen den Fürsten, dem ich diente, zu rechtfertigen. Wenn man ungeachtet dieses Geständnisses mir die Gerechtigkeit, die mir gebührt, wiederfahren läßt, so wird man deshalb auch nicht weniger günstig von dem König urtheilen, wenn man auf die Verhältnisse und die herrschenden Grundsätze der Zeit, in welcher wir mit einander lebten, nur einige Rücksicht nehmen will. Zu allen Zeiten ist nichts schwerer, als sich gegen fein gesponnene Verläumdungen eines Hofmanns zu vertheidigen. Welchen Eindruck mußten diese nicht oft auf den Geist eines Fürsten machen, dem sich tausend Beyspiele von Ungehorsam, Verrath und Treulosigkeit, und kaum Eines von wahrer Anhänglichkeit darstellte? Um Heinrichs Gesinnungen gegen mich von Grund aus zu kennen, muß man ihn, das darf ich mit Recht sagen, nicht in solchen Augenblicken beobachten, wo die Erinnerung an so häufigen Undank, durch schlaue Züge erweckt, sein Herz gegen seinen eignen Willen dem Verdacht und Mißtrauen öffnete; sondern dann, wenn der Eindruck, den jene Verschwörungen und heimlichen Bündnisse, in welche man mich so gern verflechten wollte, auf ihn gemacht hatten, in seiner Seele verloschen war, und er mir die unzweydeutigsten Proben seiner Zärtlichkeit gab. Uebrigens mag man von diesen kleinen Augenblicken der Ungnade, welche ich in der Zeit, die man die Epoche meines Ruhms und meines

Glücks nennen wird, ausstehen mußte, und welche jede
andre vielleicht verschweigen würde, um sich rühmen z
können, er habe alle Neigungen seines Herrn nach sei
ner Willkühr zu drehen gewußt, urtheilen, wie ma
will; ich habe bloß Wahrheit und Unterricht vor Au
gen, jene ist meine Führerin, und dieser mein Zweck.

Der Herzog von Luxemburg hatte dieß Jahr eine
Prozeß vor dem Parlamente geführt, und seine Adv
katen waren so dreist, 1500 Thaler für ihre Bemühun
zu fodern. Er beschwerte sich darüber bey dem Köni
und dieser befahl nun dem Parlament, ein Arret
geben, nach welchem die Bezahlung der Advokat
herab und auf einen gewissen Fuß festgesetzt, auch
selbst angehalten würden, über die Gelder, die sie
hielten, Quittungen und Empfangscheine über alle A
tenstücke, welche man ihnen gegeben hätte, auszust
len, damit man sie zwingen könnte, die Dokume
zurück zu geben, die sie sonst immer zu behalt
pflegten, bis ihre ausschweifenden Foderungen befried
waren. Es hatte jederzeit so nothwendig geschien
der Habsucht dieser Herren Schranken zu setzen, d
die Stände schon dieselbe Verordnung gemacht hatte
nur war sie nicht befolgt worden. Das Parlam
gab das verlangte Arret, aber statt sich ihm zu unt
werfen, gingen die Advokaten, drey bis vierhund
an der Zahl, in die Kanzley, legten dort i
Sammtmützen, die Zeichen ihres Amtes, nieder,
nun hörten sogleich alle Sitzungen der Richter auf.
entstand ein allgemeines Murren in ganz Paris, v
züglich von jenen Pedanten und unnützen Müssigg
gern, welche man überall antrifft, und die sich für
ger hielten, als den König, das Parlament und
Versammlung der Pairs und der General-Staa

Sie nahmen die Partey der Sachwalter, und diese fanden überhaupt so viele Vertheidiger, selbst am Hofe, die ein an sich selbst so geringes und leicht zu hebendes Uebel dergestalt zu vergrößern wußten, daß der König, durch ihr Geschrey betäubt, anfieng wegen der Folgen sehr besorgt zu werden.

Während der Zeit, da diese Sache in Bewegung war, unterhielt sich der König darüber eines Tages in seinem Cabinet mit den Hofleuten. Er erzählte ihnen, wie sehr man sich bemüht habe, ihn für die Sachwalter zu gewinnen, als auf einmal Sigogne ihn unterbrach, und mit der Miene eines Mannes, der sich beleidigt fühlt, und mit erhabner Stimme ausrief: „Das „wundert mich nicht, Sire, so wahr ich lebe, nicht. „Die Leute zeigen, daß sie die Zeit mit nichts hinzu„bringen wissen, weil sie sich mit einer solchen Kleinig„keit beschäfftigen. Wenn man sie schreyen hört, sollte „man glauben, es wäre um den Staat geschehn, wenn „man diese Schwätzer daraus verbannte, als ob das „Königreich unter Carl dem Großen und so vielen „mächtigen Königen, wo man weder von Advokaten „noch von Prokuratoren etwas wußte, nicht eben so „blühend gewesen wäre, als jetzt, da dieß Geschmeiß „uns beynahe auffrißt.“ Er führte nun das Protokoll der königlichen Kanzley, dessen erster Brief den Titel führt: Erlaubniß-Brief, um durch einen Bevollmächtigten den Prozeß zu führen, als einen Beweis an, daß die Sachwalter in Frankreich nicht alt wären. Da er merkte, daß man ihm mit Vergnügen zuhörte, setzte er hinzu, diese Kunst sey nur zum Untergang des Adels und des Volks, und zum Verderb des Ackerbaus und Handels eingeführt worden. „Es giebt,“ sagte er, „keinen Handwerker, kei„nen Hirten und keinen Bauer, ja nicht einmal einen

„bloßen Handlanger, der nicht nützlicher wäre, als je„ner Schwarm von Menschen, die durch unsre Thor„heiten und die feinen Kunstgriffe, die sie erfunden „haben, um Wahrheit, Recht und gesunde Vernunft „über den Haufen zu stürzen, reich werden. Wenn „wir so blind sind," fuhr er mit ächt komischer Lebhaftigkeit fort, „daß wir sie nicht ganz entbehren wollen, „oder so unglücklich, daß wir es nicht können; so darf „man ihnen nur befehlen, entweder binnen acht Tagen „nach den vorgeschriebnen Bedingungen, ihre Geschäfte fortzusetzen, bey Strafe wieder zu dem Pfluge „oder dem Handwerksladen, welche sie verlassen haben, „zurückgeschickt zu werden, oder aber mit der Musquete „auf der Schulter dem Staat in Flandern zu dienen. „Ich bin gut dafür, wir werden sie bald wieder zu „ihren prächtigen Sammtmützgen laufen sehn, wie das „Ungeziefer nach dem Waizen."

Es war Niemand in der Gesellschaft, der nicht über Sigogne's Einfall hätte lachen müssen. Der König belustigte sich am meisten darüber, und räumte ein, daß diese Gründe gut wären; aber, es sey nun, daß er sich durch Fürbitten hinreißen ließ, oder daß er befürchtete, die Unruhen, welche im Innern des Königreichs ausgebrochen waren, zu vermehren, oder daß er, wie er selbst sagte, sich vorbehielt, eines Tages darüber eine allgemeine Anordnung zu machen, welche sich nicht nur auf die Advokaten, sondern auch auf die Prokuratoren und den ganzen Stand der Rechtsgelehrten beziehen sollte; genug, er ließ für dießmal das Arret ohne Wirkung bleiben, und diese lächerliche Streitsache war damit beendigt, über welche ich keine weitere Anmerkungen mache, sondern den Leser auf Sigogne's Reden verweise. Im Publikum glaubte man ohnehin, er habe auf meine Veranlassung gesprochen (16).

Diese

Dieſe Geſchichte führt mich auf den Prozeß, welchen der dritte Stand in Dauphiné dieß Jahr gegen den Adel und die Geiſtlichkeit über die Art der Erhebung und Vertheilung der Abgaben anfieng. Ich wurde nebſt dreyzehn andern Commiſſarien, welche aus den erſten Männern des Königreichs erwählt waren, ernannt, um dieſe Sache zu unterſuchen, aber es gingen ſechs Jahre hin, ehe ſie beendigt werden konnte, denn die Erbitterung der Parteyen war ſo groß, daß man zum zweytenmale hinſchicken mußte, um Unterſuchungen in der Provinz ſelbſt anzuſtellen. Ich übte eine ſchnellere Gerechtigkeit gegen den General-Einnehmer Jouſſeaume, der bankrott gemacht und die königlichen Gelder entwendet hatte, aus. Er war nach Mailand entwichen. Ich ließ ihn dort gefangen nehmen und aufhängen. Man kann nicht mit zu viel Strenge eine Handlung ahnden, welche den Untergang vieler Familien nach ſich ziehen kann. — In dem Streit mit den General-Einnehmern und Schatzmeiſtern von Bourgogne nahm der König ſich ſeiner Finanzen an. Dieſe Leute hatten Anweiſungen erhalten, um die Beſatzungen und die Arbeiter an den neuen Veſtungswerken zu bezahlen; aber entweder aus Bosheit oder aus Nachläſſigkeit hatten ſie's nicht gethan. Heinrich ſchickte auf meinen Rath einen rechtſchaffnen Mann als Commiſſar dahin, welcher ſogleich dieſe Finanzbeamten ſuſpendirte, das Schatzmeiſter-Amt ſelbſt übernahm, und einem andern die General-Einnahme übertrug. Alle dabey nothwendigen Unkoſten wurden von dem Gehalt der Einnehmer und Schatzmeiſter genommen, „damit ich nicht ſelbſt," ſagte der König, „die Schuld „des Verbrechens bezahlen muß, welches ſie gegen mei„nen Dienſt und ihre Schuldigkeit begangen haben."

Gegen die Ausfuhr der Gold- und Silber-Münzen aus dem Königreiche fand ich ein kürzeres und weniger gewaltsames Mittel, als Strafe und Confiscation; ich erhöhte den Preis der Münzsorten. Der Mißbrauch der Ausfuhr konnte aus keiner andern Ursach, als aus dem zu ungleichen Verhältniß unserer Münzen zu dem Gelde unsrer Nachbarn, entstehen. Zu gleicher Zeit führte ich anstatt der bisher gewöhnlichen Rechnung nach Thalern im ganzen Königreich die Rechnung nach Livres ein. Vielleicht wird man diese Einrichtung zu gesucht finden, da im Grunde beyde Arten zu rechnen auf eins hinauslaufen. Aber Erfahrungen, die ich ge macht zu haben glaube, bewogen mich, anders darüber zu urtheilen. Die Gewohnheit, einen Thaler zu nen nen, weil man keinen bequemen Ausdruck zu geringen Sorten hat, treibt unvermerkt im Einkauf und Ver kauf alle Theile des Handels über ihren wahren Werth hinaus.

Die Nachricht, welche der König von verschiedn Orten erhielt, daß die dazu angestellten Leute beträch liche Gold- und Silberminen entdeckt hätten, wirkte auch auf den Handel. Das Gerücht davon hatte sich mit so vielem Anschein der Wahrheit bey Hofe verbrei tet, daß Jedermann sich die Aufsicht über diese neue Arbeit als eine Quelle unendlicher Reichthümer vorstell te, und fast keiner übrig blieb, der nicht allen sein Einfluß angewendet hatte sie zu erhalten. Der Obris hofmeister bekam die Oberaufsicht darüber, und Bo ringhen wurde General-Kontrolleur. Dieß gab Ar laß zu einem witzigen Einfall des la Regnardiere, d ein eben so beißender als glücklicher Witzling war, „m „alle Niemanden besser zum Aufseher über die Gru „ben machen können, als einen Mann, der zeitlebe „andern Gruben gegraben hat.“ — Der Seidenba

von welchem ich in der Folge reden werde, nahm auch in diesem Jahre seinen Anfang. Es wurde sogar schon ein Edict über die Anpflanzung der Maulbeerbäume gegeben.

Von allen diesen Verordnungen machte keine so viel Aufsehen, als die über den Zweykampf. Der König ging so weit, daß er den Schuldigen mit der Todesstrafe drohete (17), und darin handelte er gegen meinen Rath. Ich habe oft genug meine Meynung über diesen grausamen und barbarischen Mißbrauch gesagt, um gegen den Vorwurf gesichert zu seyn, als hätte ich gesucht, den Zweykämpfen Duldung zu verschaffen. Im Gegentheil; ich sah voraus, daß die zu große Strenge des Gesetzes gerade das vornehmste Hinderniß bey der Ausübung werden würde. Wenn ein Souverain den Unterthanen seinen Willen bekannt macht, so scheint es mir äußerst wichtig, vorher wohl zu untersuchen, ob das, was er verbietet, auch von der Art ist daß die Todesgefahr dem Ungehorsam vorbeugen könne. Denn sonst, dünkt mich, werden die schärfsten Ahndungen immer weit weniger wirksam bleiben, als Entehrung oder nur hohe Geldstrafen. Wenn man die Natur des Zweykampfs genau untersucht, so wird man finden, daß er von dieser Art ist. Er betrifft gewöhnlich nur Personen von Stande, oft selbst vom höchsten Range. Ihre Bitten werden daher um so lebhafter und wirksamer seyn, als die angedrohte Strafe groß und entehrend ist; unausbleiblich wird daher mancher Schuldige Verzeihung erhalten. Solche Beyspiele, und die Hoffnung ungestraft zu bleiben, sind hinlänglich um die Uebrigen aufzumuntern, dem Gesetze ungehorsam zu werden. Oft thun solche Strafen die größte Wirkung, wegen welcher man weder um Gnade bitten kann noch darf.

Außer den Gesandtschaften, von welchen ich beym Anfang dieses Jahrs geredet habe, bekam der König noch eine sehr feyerliche von den 13 Schweizer Cantons. Zwey und vierzig Deputirte von dieser Nation kamen nach Paris, um die Erneuerung des Bündnisses zu vollenden, welches der Zweck von Birons Reise in die Schweiz gewesen war. Ich wurde nebst Sillery, de Vic und Caumartin ernannt, diese Unterhandlung zu führen. Meine Beschäfftigungen erlaubten mir aber nicht den Zusammenkünften täglich beyzuwohnen; ich ließ mir bloß von Sillery einen genauen Bericht von allem, was dabey vorging, abstatten. Die einzige Schwierigkeit, die ich machte, war über die 3 Millionen, die ihnen noch außer dem gewöhnlichen Jahrgeld von 40,000 Thalern zugestanden wurden. Ich hätte gewünscht, davon wenigstens einige während des Savoyischen Kriegs und bey andern Gelegenheiten bezahlte Summen abzuziehn. Uebrigens ist es immer ein wesentliches Stück bey der Aufnahme dieser Herren gewesen, ihnen eine gute Tafel zu halten und tüchtig mit ihnen zu zechen. Der König schenkte ihnen goldne Ketten und Medaillen. Eben so schickte er auch den Kämmerling, der ihn im Namen des Pabstes besucht hatte, mit reichen Geschenken wieder zurück, und gab seine Einwilligung zu dem Bündniß der Venetianer mit dem Graubündtnern gegen Spanien.

Die Ausrüstungen und andre große Vorbereitungen, welche diese Macht auf das künftige Jahr machte, erhielten immer das französische Cabinet in großer Aufmerksamkeit. Sie waren schuld, daß Heinrich, der stets dafür gehalten hat, daß die Kriegesmacht allein einen Staat blühend erhält, meinen Vorschlag einen Theil der Truppen abzudanken, und vorzüglich die Com-

Compagnien ſeiner Leibwache um 12 bis 1500 Mann zu vermindern, nicht nur verwarf, ſondern ſogar beſchloß von neuem 6000 Schweizer anzuwerben. Nur mit Mühe erhielt ich, daß dieſes bis zum September verſchoben wurde. Er ſorgte noch genauer, als vorher für die Bezahlung ſeiner Truppen, und der Connetable war ſo freundſchaftlich ſich für meine Compagnie Gensd'armen zu verwenden. Heinrich beſchloß endlich eine Reiſe nach Calais zu machen, welche nach der in die Provinzen die beträchtlichſte war, welche er in dieſem Jahre unternahm.

Er ging gegen das Ende des Auguſts über Verneuil (18) und hinterließ die Königin in demſelben Zuſtande, als das vorige Jahr, da er eben die Reiſe machte. Sie war ſchwanger und gebahr im folgenden November ihre älteſte Tochter (19). Er hatte mir dringend befohlen, fleißig zu ihr zu gehen, damit ſie mit der Reiſe zufrieden wäre, und ihr alle mögliche Vergnügungen zu verſchaffen, um ihr während der erſten Tage ſeiner Abweſenheit die Langeweile zu vertreiben. Während der ganzen Reiſe erkundigte er ſich in jedem Briefe an mich nach ihrer Geſundheit und der Art, wie ſie ihre Zeit hinbrächte. Von der Seite der Achtung und kleiner Aufmerkſamkeiten verſäumte er gewiß nichts, welches ihren Verdruß über ſeine andern Liebesgeſchichten vermindern konnte. Ich glaube, daß die Legitimation des Sohns (20), den er von der Marquiſe von Verneuil hatte, ihr gerade um dieſe Zeit den empfindlichſten Kummer machte — Heinrich zog ſich durch eine Erkältung bey einem nächtlichen Spatziergang, und da er den Arbeiten ſeiner Maurer zuſah, ein Fieber zu, welches ihn zwang zu Monceaux zu verweilen. Er brauchte aber kein andres Mittel um ſich zu heilen, als die Jagd. So bald ich ihm geſchrieben hatte, daß die

Königin

Königin sich in der Fassung befände, die er wünschte, befahl er mir mit dem Präsidenten Jeannin zu ihm nach Boulogne zu kommen.

In dieser Stadt war er Zeuge von einem Theil der Begebenheiten des Kriegs zwischen Spanien und den Niederländern; aber er blieb immer selbst gerüstet, was auch Philipp ihm für Versicherungen geben mochte, bis er gesehn hatte, welche Wendung die Angelegenheiten der Flamänder nehmen würden. Alles blieb hier ungefehr wie im vorigen Jahre. Die Belagerung von Ostende dauerte fort, aber die Belagerten waren thätiger dabey als die Belagerer. Moriz von Nassau war einige Zeit zu Berg geblieben; ungewiß, was er unternehmen sollte, rückte er den 19. September vor Grave und verschanzte sich, weil er während der Belagerung gestört zu werden vermuthete. In der That versuchte auch der Admirant von Arragonien in Abwesenheit des Erzherzogs Albert, der zu Brüssel krank geblieben war, eine Brücke über den Fluß zu schlagen, und der Stadt zu Hülfe zu kommen; aber der Anschlag gelang nicht. Er hatte im Gegentheil den Verdruß, zu sehen, daß verschiedne von seinen Spanischen Compagnien aufrührisch wurden, die Hauptarmee verließen, und Hochstraaten und Deel besetzten. Durch falsches Benehmen zwang er sie, sich an den Prinzen von Oranien zu wenden, welcher ihnen die eben eroberte Stadt Grave zur Zuflucht gab.

Das Spanische Kabinet entschloß sich, noch größere Anstrengungen zu machen, um endlich diesen Krieg zu endigen. Es war zu dem Ende in Sicilien eine Flotte von zwölf großen Galeeren und andern Fahrzeugen mit vieler Sorgfalt ausgerüstet, stark bemannt, und mit allen nöthigen Vorräthen versehen worden. Diese lief

jetzt

jetzt aus den Spaniſchen Häfen aus, um im Kanal zu kreuzen, und Friedrich Spinola, ein Verwandter des Marquis Spinola, welcher die Belagerung von Oſtende kommandirte, bekam den Befehl über die Flotte. Er hoffte, ſich zum Herrn der See zu machen, und dadurch den Flamändern den letzten Stoß zu geben. Vergebliche Hoffnung! Von ſeinen zwölf Schiffen gingen zwey verloren, ehe er noch die Küſten von Spanien verlaſſen hatte. Die zehn andern begegneten nachher einem holländiſchen Geſchwader welches ſie beynahe alle wegnahm oder in den Grund bohrte. Das letzte, auf welchem Spinola ſelber entkam, ſcheiterte im Angeſicht von Calais. Es war von den Kanonen dergeſtalt zu Grunde gerichtet, und die Mannſchaft in ſo elenden Umſtänden, daß die Galeeren-Sklaven ſich empörten und die Flucht nahmen, und Spinola ſelbſt mit großer Mühe zu Calais ans Land kommen mußte. Er ging von da nach Brüſſel, um ſich bey dem Erzherzog über das Meer und die Stürme zu beklagen.

Spanien ſuchte ſich für dieſe Unglücksfälle ſchadlos zu halten, indem es durch den Grafen von Fuentes das Marquiſat Final in Beſitz nehmen ließ. Es war unmöglich durch irgend einen Vorwand dieſe Uſurpation zu entſchuldigen, da dieſer kleine Staat, der an der Küſte von Genua liegt, unſtreitig ein Reichslehn iſt (21). Dem ungeachtet wurde die Anerbietung des Kaiſers, der, um wenigſtens zum Schein die Rechte des Reichs zu behaupten, den Vorſchlag that, Bevollmächtigte an Ort und Stelle zu ſchicken, um über die Sache Unterhandlungen anzuſtellen, von dem König von Spanien mit Verachtung abgewieſen. Eben ſo gewaltthätig verfuhr dieſer mit Piombino, einem andern Reichslehn, welches ihm einen bequemen Hafen verſchaffte. Er

hatte

hatte ohne Zweifel gleiche Absichten auf Emden, da er es unternahm, den Grafen von Oſt-Frieſland, ungeachtet er ein Proteſtant war, gegen die Bürger dieſer Stadt zu unterſtützen, aber es gelang ihm nicht. Die Emdner behaupteten ſich gegen den Grafen und ſeinen Beſchützer in Freyheit, und vereinigten ſich mit den Niederländern.

Der Herzog von Savoyen hatte eben ſo wenig Glück bey einer Unternehmung auf Genf, die er durch d'Albigny ausführen laſſen wollte. Sie lief ſehr unglücklich für die Angreifenden ab. Sie hatten die Mauern erſtiegen, und es waren ihrer ſchon über zwey hundert in die Stadt gedrungen; eine Schildwacht, die ſie nachher ermordeten, mußte ihnen das Feldgeſchrey geben, wodurch ſie glücklich die Ronde hintergingen, ſie hieben die erſte Wache nieder, und alles ſchien ihnen den Beſitz der Stadt zu verſichern; aber die äußerſte Gefahr gab den Bürgern neue Kräfte, ſie griffen die Eindringenden mit ſolcher Wuth an, daß ſie gezwungen wurden, die Flucht zu nehmen und die Stadt zu verlaſſen. Ein Theil von ihnen ſtürzte ſich von den Mauern herab, um den Geweſern zu entfliehen, die übrigen wurden gefangen, und ohne Barmherzigkeit aufgeknüpft. Spanien hatte großen Antheil an dieſem ſchwarzen Anſchlag; im folgenden Jahre machte der Herzog Frieden mit der Republik Genf.

Die Empörung Battoni's gegen den Kaiſer verlängerte den Krieg in Ungarn. Der Herzog von Nevers (22) ging dorthin, und hoffte die Stelle und den Ruhm des Herzogs von Mercoeur zu erlangen. Er belagerte Buda, nachdem die Kaiſerlichen Peſt erobert hatten, aber die Türken, welche ſich endlich zu Herren von Weiſſenburg gemacht hatten, eilten mit einer

einer so großen Macht hinzu, daß die Belagerung aufgehoben werden mußte. Nevers kam verwundet zurück. Man hat bey dieser Gelegenheit einen Zug des Kaiserlichen Generals Georg Basta sehr gelobt. Die Empörer von Bartoni's Partey hatten eine Stadt in Siebenbürgen erobert, welche Basta durch Capitulation wieder einnahm. Einige teutsche Soldaten brachen den Vertrag während seiner Abwesenheit. So bald er es erfuhr, kam er zurück, ließ die Soldaten aufhängen, und bezahlte den Einwohnern den Schaden von seinem eigneu Vermögen. Diese Handlung machte so großen Eindruck auf die Rebellen, daß sie sich alle dem Kaiser unterwarfen, ohne eine andre Bürgschaft als Basta's Wort zu verlangen.

Vierzehntes Buch.

Innerliche Gährungen welche die Stadt Metz seit einiger Zeit beunruhigt hatten, hatten zu Anfang dieses Jahrs zum völligen Ausbruch. Der Herzog von Epernon, Befehlshaber dieser Stadt und ihres ganzen Gebiets, hatte darinn Sobole (1) und dessen Bruder als seine Lieutenants angestellt. Diese machten so schlimmen Gebrauch von der verliehenen Gewalt, daß sie sich bald den Haß der ganzen Bürgerschaft zuzogen. Da noch dazu die Religionsverschiedenheit diese Abneigung verstärkte, so entstand sowohl von Seiten der Bürger als der Landleute ein allgemeines Geschrei über die Brüder. Dies nöthigte den Herzog sich selbst an den Ort zu begeben, um sich die Beschwerden beyder Theile vortragen zu lassen, und ihre Aussöhnung zu versuchen. Sobole beklagte sich, daß ihm die Stadt die für die Soldaten nöthigen Lieferungen an Mundvorrath verweigerte, und die Stadt schob die Schuld davon auf ihn selbst zurück. Noch war auch die Rede von einem gewissen Mann aus der Provinz, der in Vitry gefangen saß; Rachsucht und Erbitterung hatten noch eine Menge anderer minder beträchtlicher Gegenstände herbeygebracht, wodurch die Sache so weit verschlimmert wurde, daß man eine Empörung zu befürchten anfieng. 1603.

Der Herzog von Epernon begrif leicht, daß die Gerechtigkeit nicht auf Seiten der Brüder (2) war, we-

wenigſtens nicht in Anſehung des erſten und Hauptpunkts, und daß ſie dieſe Klage nur in der Abſicht vorbrachten um dadurch einen Vorwand zu Eröffnung der Magazine in der Citadelle zu bekommen und ſich ihrer zu bemächtigen, da ſie ſonſt nur im Fall eines Kriegs oder einer Belagerung angegriffen werden dürfen. Er hätte gern alles beygelegt, ohne in die Nothwendigkeit verſetzt zu werden, ſeine zwo Creaturen abzuſetzen, beſonders da er wohl einſah, daß dieſer Gewaltsſtreich ſeine Kräfte überſteigen würde, indem ſich die beyden Brüder an der Spitze einer Parthey befanden, welche fähig war dem Statthalter ſowohl als der Stadt ſich entgegenzuſetzen.

So war die Lage der Sache, als der König Nachricht davon erhielt. Er ließ mich wiſſen, daß er ſich mit mir darüber im Zeughaus beſprechen wolle, wo ich daher für ihn und ſechs Perſonen, die er mitbringen wollte, ein Abendeſſen fertig halten ſollte. Er führte mich allein in die großen Gänge, wo die Kanonen und andere Waffen, nahe bey der Baſtille ſtehen, und beſprach ſich mit mir von den Nachrichten, die er kürzlich von Metz erhalten hätte, nachdem er wie gewöhnlich von der Lage der Sachen in Anſehung der Aufwiegler im Königreich angefangen hatte. Heinrich faßte ohne Mühe den Entſchluß, ſich ſelbſt dahin zu begeben, weil er bedachte, daß wenn man Metz, eine noch nicht lange vom Reich abgeriſſene Stadt, unglücklicherweiſe ſo weit kommen ließe, ſich unter den jetzigen Umſtänden wieder von Frankreich zu trennen, man ſehr in Verlegenheit ſeyn würde, ſie wieder zu bekommen. Auſſer dem Intereſſe, das er hatte, dem Herzog von Epernon eine Citadelle abzunehmen, die er mißbrauchen konnte, und eine beträchtliche

liche Landschaft, in welcher er unter Heinrich III. mehr den unumschränkten Herrn als den Statthalter gemacht hatte, rieth dem König die Staatsklugheit diese Reise auch noch aus andern Gründen. Wenn einst seine großen Entwürfen zur Reife kommen sollten, so hatte er in dieser durch ihre Lage wichtigen Landschaft einen Statthalter nöthig, von dem er alle mögliche Unterstützung erwarten konnte, was mit Epernon der Fall nicht war. Es konnte sich überdieß eine günstige Gelegenheit zeigen, Lothringen mit Frankreich zu vereinigen, auf welchen Fall sich der König selbst genauere Bekanntschaft mit diesem Staat erwerben, und einen vertrauten Mann in einer der nächst angrenzenden Provinzen haben mußte. Endlich würde ihm diese Reise auch dazu dienen, einen Theil der teutschen Fürsten kennen zu lernen, und ihre Gesinnungen gegen das Haus Oestreich zu erforschen, um zu sehen, wessen er sich vielleicht in einem günstigen Zeitpunkt von ihnen zu versehen hätte, und sie sich vorläufig durch die Beylegung verschiedener ihm wohlbekannter Streitigkeiten unter ihnen, verbindlich zu machen.

Wir verabredeten, daß der König sich ohne Zeitverlust auf den Weg machen sollte, damit, wenn er sich mit seinem ganzen Hof — die Königinn sollte auch mit reisen — zu einer Zeit in Metz zeigte, da die beyden Parteyen noch nicht so weit gekommen wären, sich selbst gegen den König zu erklären, man dort nur auf Rechtfertigung des bisherigen Betragens und auf Unterwerfung denken möchte. Er wollte nicht einmal so lange warten, bis die neuen Waffenröcke seiner Wachen fertig wären. Ich blieb in Paris um den Briefwechsel zu führen. Von den Staatssekretairen

nahm

nahm der König Villeroy mit, und ohne längern Verzug reißte er, ungeachtet der unbequemen Jahrszeit, welche die Wege für eine Reise mit Damen sehr beschwerlich machten, zu Anfang des Februars ab, und nahm seinen Weg über Ferté an der Jouarre, Dorecans an der Marne, Epernai, Chalons an der Marne, und Clermont. Der Hof langte zu Verdun, und von da nach fünf Tagen durch das Verdünsche in Metz an.

Heinrichs Ankunft brachte alles zum Stillschweigen, und es war nur von Unterwerfung die Rede. Nicht als ob Sobole, der voraussah, daß diese Sache nur mit seiner Absetzung sich endige würde, nicht Ehrgeitz und Entschlossenheit genug besessen hätte, um zu versuchen, ob er sich in der Festung gegen den König halten könnte. Er entdeckte sich hierüber seinen vertrauten Freunden. Allein die klügsten darunter stellten ihm alle vor, daß dieß sein gänzlicher Untergang seyn würde. Er unterwarf sich also dem Urtheil seiner Verbannung, übergab die Festung ohne Akkord und zog aus Metz und der ganzen Landschaft ab. Der König ernannte an seine Stelle Montigny 3) zu seinem Statthalter in dieser Provinz und dessen Bruder Arquien zum Lieutenant des Statthalters in Metz und dem Schloß. Montigny legte deswegen seine Statthalterschaft von Paris nieder, wovon er jedoch den Gehalt für das laufende Jahr noch bezog. Die alte Besatzung ward von einer andern abgelöst, die selbst aus der Leibwache gezogen wurde. Die Sage ging, daß Epernon diese Veränderung nicht allzugern gesehen habe; was leicht zu glauben ist, da ihm die beyden Lieutenants nichts von ihrer Erhebung zu danken hatten. Allein er konnte nichts dagegen einwenden. Denn da er selbst nothgedrungen die Verjagung der Sobole verlangt hatte, so schienen alle darauf folgen-

de Veränderungen mit seiner Einwilligung geschehen zu seyn.

Diese näheren Umstände sind mir alle aus den eigenen Briefen des Königs bekannt, womit Se Majestät mich beehrte. Er verbreitete sich darinn noch mehr über seinen Empfang zu Metz, über diese Stadt selbst, die er schön, gut gelegen und dreymal größer als Orleans, das Schloß aber untauglich fand. Er schrieb mir auch, daß er mich in diesem Lande wünschte, um durch mich die ganze Grenze untersuchen zu lassen, und daß er in weniger als sechs Tagen alles wieder so in Ordnung zu bringen gedächte, um Metz wieder verlassen zu können. Wirklich brauchte er auch nicht mehr Zeit dazu, und nur eine Unpäßlichkeit hielt ihn noch hin, welche ihn nöthigte, eine Arznei zu nehmen, worauf er sich besser befand, wiewohl ein Anfall von Fieber darauf folgte, den er dem Schnupfen zuschrieb. Am 16. März besuchte ihn seine Frau Schwester, die Herzogin von Bar, und drey Tage hernach, kam auch der Herzog von Zweibrücken mit seiner Gemahlin und seinen Kindern dahin. Die übrige Zeit des Aufenthalts Sr. Majestät wurde darauf verwendet, die Verbindung der Prinzessin von Rohan mit dem jungen Herzog von Zweibrücken (4) festzusetzen; die Zwistigkeit zwischen dem Cardinal von Lothringen und dem Prinzen von Brandenburg über das Bißthum Strasburg (5) auszugleichen, was durch eine gleiche Theilung der Einkünfte dieses Bißthums unter sie, ohne Rücksicht auf ihre Titel und Ansprüche geschah; diese Stadt und einige andere zu beruhigen, und allen Fürsten, die ihn darum ersuchten, Gefälligkeiten zu erzeigen. Der Name Heinrichs kam dadurch so sehr in Achtung in dieser Gegend, daß mehrere Fürsten Teutschlands sich entschlossen, ihn zu besuchen, ihm ihre

ihre Dienſte anzubieten, und ihn um ſeinen Schutz zu bitten, was ſie freylich erſt nachher und durch Geſandſchaften thun konnten, da die Zeit, die zu den Zurüſtungen zur Reiſe erfordert wurde, länger war, als die, welche der König für ſeinen Aufenthalt zu Metz beſtimmt hatte. Nur der Cardinal von Lothringen, der Herzog von Zweibrücken, der Markgraf von Brandenburg und Pommern, der Landgrav von Heſſen und drey oder vier andere, die zunächſt an den Rhein grenzen, kamen perſönlich. —

Die Jeſuiten, welche ſeit ihrer Vertreibung unaufhörlich alles in Bewegung geſetzt hatten, um in Frankreich wieder hergeſtellt zu werden, wären nicht die letzten und läſſigſten, dem König ihre Aufwartung zu machen. Sie ließen ihre Angelegenheiten ſehr eifrig durch ihre Väter von Verdun (6) betreiben, welche von la Varenne unterſtützt wurden, der ſich zu ihrem Beſchützer erklärte, damit ſie einſt die ſeinigen werden, und ſeinen Eifer durch Erhebung ſeiner Kinder vergelten möchten, denen er bereits die glänzendſten und höchſten Würden in der Kirche zudachte. — Von Oſſat arbeitete, ſeiner Entfernung von Frankreich ohnerachtet, darum mit nicht geringerer Thätigkeit noch mindern Erfolg zu ihrem Vortheil. Die Ehrſucht, den Schiedsrichter der Angelegenheiten Europens zu machen, verleitete dieſen Menſchen oft, ſich in Dinge zu miſchen, die ganz auſſer dem Umfang ſeiner Aufträge lagen. Die angezeigten Schwierigkeiten, die man von Rom aus der Verbindung von Madame, der Schweſter des Königs entgegenſetzte, ſind ein Beweis davon; die Sollicitationen zu Gunſten der Jeſuiten geben einen zweyten, vermuthlich, weil die Wiederherſtellung dieſer Geſellſchaft von ihm ſo wohl als von Jeannin, Villeroy und andern Creaturen des Römiſchen Hofs

in Frankreich, als der wesentlichste Theil des neuen politischen Systems betrachtet wurde, dem sie sich bestrebten, die Oberhand über dasjenige zu verschaffen, das sie in dem Staatsrath befolgt sahen.

Da Ossat seine Briefe drucken ließ, (7) welche beweisen, daß ich ihm hierinn nichts ohne Grund zuschreibe, so scheint es, daß er also dem Publikum kein Geheimniß aus seinen eigentlichen Gesinnungen habe machen wollen. Wenn er schon darüber nicht zu entschuldigen ist, daß er beynahe durchgängig Wege einschlug, welche denen zuwider waren, die ihm Dankbarkeit gegen den König, seinen Herrn und Wohlthäter vorzeichnen mußte, so verdient er gewiß noch stärkere Vorwürfe über sein Bestreben das aus allen seinen Worten und Schriften hervorleuchtet, einen nachtheiligen Schatten auf den König und seine Minister zu werfen, zu einer Zeit, da er, entfernt aus dem Mittelpunkt der Geschäfte, seine Kenntniß davon nur aus Quellen schöpfen konnte, die einem Mann von Einsicht nicht anders als verdächtig seyn mußten. Man wird wohl sehen, daß diese Digression meine eigene Apologie zur Absicht hat. Dieser Kardinal schrieb um diese Zeit einen Brief an Villeroi; worinn er kein Bedenken trägt, die Schuld von der Empörung des Marschalls von Biron und die Unzufriedenheit der andern französischen Herrn der wenigen Befriedigung zuzuschreiben, welche der Adel von Heinrich erhielt, und dem Druck des Staatsraths, unter dem das arme Volk seufzte. Um nichts halb zu thun, gibt dieser Mensch, der sich schmeichelt, eine feine Beurtheilungskraft in Geschäften zu besitzen, in dem Briefe, den er dem König vorzuzeigen bittet, den Rath, sein Vertrauen und sein Ansehen würdigern Personen anzuvertrauen als bisher. Vielleicht fände sich, wenn man

man der Sache mehr auf den Grund nachſpüren wollte, daß hier etwas mehr als bloß Irrthum und Uebereilung auf Seiten Oſſats war. Konnte einem durchaus ſo gut berichteten Mann als er es durch Villeroi war, wohl unbekannt ſeyn daß das, was er als eine allgemeine Verſchwörung aller Theile des Staats vorgibt, nur wenige durch Ehrſucht und durch die Zügelloſigkeit der letztverfloſſenen Jahre verderbte Köpfe betraf? daß der ganze übrige franzöſiſche Adel ſeinen Ruhm und ſein Glück offenkundig in ſeiner Ergebenheit gegen ſeinen Fürſten ſuchte? daß ihrerſeits die Geiſtlichkeit ſich eben deſſen rühmte, und auch in der That nicht wenig Urſache dazu hatte, weil ſie erſt kürzlich eine beträchtliche Schenkung erhalten hatte, und daß dem Volk, auſſer dem Sous vom Livre, den der König aufhob, noch um zwo Millionen Erleichterung an den Steuern verſchafft worden war? —

Keins dieſer Gewerbe d'Oſſats blieb mir unbekannt, ſo wenig als die Klagen, die er namentlich über mich in ſeinen Briefen führte, weil ſeine Gelder nicht immer richtig genug ausbezahlt würden. Villeroi übernahm es, mir dieſe Zahlungen zu empfehlen, und that dies wie gewöhnlich mit einer Lobrede auf die Fähigkeiten und Dienſte dieſer Eminenz. Einige Tage nach dieſer Empfehlung wurde ich von einem Wechsler angegangen, der von mir die Berichtigung verſchiedener von dem König nach Rom beſtimmter Penſionen, unter denen auch die für d'Oſſat war, verlangte, und dies in dem unhöflichen ſelbſt trotzigen Ton, den ſich die Cabale meiner Gegner gegen mich heraus zu nehmen anfangen wollte. Man braucht nur auf gewiſſen Stellen zu ſeyn, um ſchon bloß deswegen die Blicke auf ſich zu ziehen. Ich wollte es den Banquier empfinden laſſen; er wurde ziemlich kalt abgewieſen. D'Oſſat

sah sich vier Monate darauf genöthigt, selbst an mich zu schreiben. Ich erhielt seinen Brief mit einem von meinem Bruder, dem Gesandten an diesem Hof; und sicher verdiente er keine bessere Behandlung, als die der Banquier erfahren hatte, in Ansehung der Art, womit sich Ossat darin auszudrücken beliebte. Indessen glaubte ich über den Stil wegsehen zu müssen, und arbeitete an der Ausfertigung der Anweisung, als ich auf einem Wege, der mir keine Zweifel übrig ließ, erfuhr, welche äußerst beleidigende Reden sich Ossat öffentlich über mich erlaubte. Hier, gestehe ich, hielt ich sogleich die sehr gute Anweisung zurück, und gab dafür eine andere, deren Zahlung ungleich zweifelhafter war; nachher aber beschloß ich, ihm gar keine mehr anders als auf ausdrücklichen Befehl des Königs auszufertigen. Dieß schrieb ich auch Villeroi nach Metz, indem ich ihm eine Beylage von Briefen und Ausdrücken Ossats, die mich betrafen, beyfügte. In meinem gerechten Unwillen gab ich dem Kardinal gegen seinen Freund die Benennung eines Undankbaren und Unverschämten, die er auf den Fall verdiene, wenn alles das wirklich so von ihm wäre. Wäre es aber eine falsche Beschuldigung, so schrieb ich Villeroi, daß ich Rücksicht auf die Bitten nehmen würde, die er bey mir in den Angelegenheiten seines Freundes einlegte. Mehr wirkte auf ihn die beygefügte Drohung, daß ich Sr Majestät den Uebermuth ihres Agenten bekannt machen wolle. Er beschwor mich, dieß nicht zu thun; ich unterließ es, und begnügte mich mit der Rache, Ossats Bemühungen in Rom zu vereiteln; in Ansehung dessen, was die Jesuiten betraf, gelang es mir jedoch nur für dieses Jahr, denn in dem folgenden wurden sie wieder zurückberufen.

Davon zu seiner Zeit. Von Ossat wird auch noch einmal, bey Gelegenheit einer Schrift gegen ihn, die

mir

mir von Rom aus zugeſchickt wurde, zu reden ſeyn. Was ich hier noch davon zu ſagen habe, betrifft die Coadjutorie von Bayeux und die Abtei Coulon, wenn anders die Sache verdient, daß man ſich darüber verbreitet. Es kann genug ſeyn, hier zu melden, daß, nachdem Oſſat ſich zum Coadjutor von Bayeux machen laſſen und wegen ſeiner Abtei zu Coulon mit den Maintenons einen Akkord geſchloſſen hatte, der meiner Meynung nach eben nicht ſehr vortheilhaft für dieſe war, der König mir dieſe Abtei ſchenkte, nachdem er das den Maintenons gegebene Wort zurückgenommen hatte. Sie haben nichts dabey verloren, weil ihnen eine Schadloshaltung dafür auf das Bißthum Evreux angewieſen wurde. Villeroi lag dem König für Oſſat ſehr an, wollte auch mich für ſeinen Freund ſtimmen: Maintenon hingegen ſah ihn nur ſehr ungern dieſe Gnade erhalten.

Der päbſtliche Nuntius führte in Abweſenheit des Königs eine andere Klage bey mir, über deſſen eben angetretene Reiſe. Se Heiligkeit bekümmerte ſich nur auf Veranlaſſung der Höfe von Spanien und Savoyen und ihrer Anhänger darum, welche durch ihre Muthmaßung über den Zweck dieſer Reiſe, verbunden mit ihren Begriffen von den Zurüſtungen und den, durch das Gerücht ſehr vergrößerten Schätzen Sr. Majeſtät beunruhigt, ihre Beſorgniſſe dem heiligen Vater mitgetheilt hatten. Heinrich, dem ich von der Unruhe des Nuntius geſchrieben hatte, trug mir auf, ihn zu beruhigen, übrigens aber Spanien und Savoyen bey ihrer Meynung zu laſſen.

Eben ſo verhandelten wir, der König und ich, verſchiedene andere Angelegenheiten ſchriftlich, unter andern auch die Flandriſche. Man berechnete, daß die Spanier bis zum letzten Februar dieſes Jahrs 18000

Mann verloren, und über 250 000 Kanonenschüsse vor Ostende gethan, und doch damit bey dieser Belagerung so wenig ausgerichtet hatten, daß ein Generalsturm, den sie im April darauf unternommen hatten, mit großem Verlust abgeschlagen worden war. Dieß brachte den Erzherzog zur Einsicht, daß alle seine Anstrengung, den Platz zu erobern vergebens seyn würde, bis ihn Länge der Zeit und Abgang an allen Kriegs- und Mundbedürfnissen in seine Gewalt liefern müßte. Nach Grave belagerte Nassau Rheinsberg. Von da wollte er Bolduc einschließen, ohne gehörig überlegt zu haben, daß diese Unternehmung seine Kräfte übersteige, da diese Stadt, wie ich schon bemerkt habe, mit so wenigen Truppen nicht weggenommen werden kann; beynahe hätte er daher auch vor derselben seinen ganzen Ruhm und seine Armee eingebüßt. Dafür hatte er aber das Vergnügen, die Spanier aus dem Schloß Wachtendonk zu verjagen. Sie waren schon so zu sagen Meister davon. Die Besatzung des Platzes, zu schwach, um ihnen zu widerstehen, war nur auf ihren Abzug bedacht, und hatte ihnen bereits Stadt und Schloß überlassen müssen, als einige Holländische Trupps, welche dort vorbey zu der Armee des Prinzen Moritz marschiren wollten, zu ihnen stießen, mit deren Hülfe sie die Spanier angriffen und aus dem Schlosse warfen.

Es ist leicht begreiflich, daß dieser ganze Krieg, auch von Seiten der vereinigten Provinzen, nicht ohne großen Aufwand von Mannschaft und Paarschaft geführt werden konnte, wozu auch Frankreich das Seinige ferner beyzutragen hatte. Nur allein die Belagerung von Ostende hatte ihnen 100,000 Kanonenschüsse und 7000 Mann gekostet. Zum Dienst beyder Mächte hielt der König in diesen Provinzen Buzenval, der

der damals im Begriff war nach Frankreich zurückzukehren; die Staaten hatten beym König einen Aerſens (8) zum Agenten. Aerſens kam zu mir und ſtellte mir vor, daß ſeine Landsleute ſich außer Stand ſehen würden, wieder im Feld zu erſcheinen, wenn Se. Majeſtät ihnen nicht erlaubte, die franzöſiſchen Truppen in ihren Dienſten mit Franzoſen zu rekrutiren. Der König antwortete mir hierauf von Chalons an der Marne, daß er dieß bewilligen wollte, jedoch mit der Bedingung, daß, um den Schein eines öffentlichen Bruchs mit Spanien zu vermeiden nur Aerſens ſelbſt das Werbgeſchäfft übernehmen, und ſo heimlich als möglich betreiben wollte, nicht aber die Officiers, die es mit zu vielem Geräuſch gethan haben würden, was dem König ſchon einmal von Seiten Spaniens Vorwürfe zugezogen hatte; daß ferner die Sache ſchnell gienge, daß die geworbene Mannſchaft, deren Anzahl er zu wiſſen verlangte, ohne Aufſehen zu erregen, höchſtens zu ſechs Mann an den Ort, wo ſie zu Schiff gehen würden, ohne Waffen, außer dem Seitengewehr, und ohne Geld, außer dem nöthigen Reiſegeld, abgehen ſollte; daß die Einſchiffung in Dieppe und nicht zu Calais geſchehen ſollte, weil dieſes zu voll von Fremden ſey; und daß man dem Commandeur von Chaſtes dem daſigen Gouverneur und dem Viceadmiral von Vic Nachricht davon gäbe, welcher dazu mitwirken ſollte. Für dieſe legte mir der König ein offengeſiegelten Brief bey.

Dieſe Sache litt jedoch in der Ausführung einige Abänderungen. Aerſens war dieſem Geſchäfft allein nicht gewachſen; und da ich dafür hielt, daß ich mich nicht damit befaſſen dürfte, ſo wurde es den Officiers übertragen, die es ſo geheim als möglich ausführten. Se. Maj. überlegte, daß es nicht übel wäre, die aus

Metz

Metz gezogene Besatzung nach Flandern übergehen zu lassen, und warf die Augen auf meinen Vetter Bethune, um sie zu führen, aus Furcht, daß sie zu den Erzherzogen übergehen möchte. Die Resolution in Betreff der Pension, wegen welcher mich Aerssens sehr überlief, verschob Heinrich bis zu seiner Rücklunft.

Der Herzog von Bouillon brachte ebenfalls seine Angelegenheiten während des Aufenthalts Sr. Majestät zu Metz in Bewegung. Er lebte damals in Deutschland bey dem Churfürsten von der Pfalz, mit dem er durch die Churfürstin verwandt war. Er brachte diesen Churfürsten dahin, seine Rechtfertigung zu übernehmen, oder vielmehr Heinrichen von neuem durch einen Brief zu betrügen, den Se. Maj. mir sogleich zuschickte, und mich um meine Meynung darüber befragte. Der Inhalt des Briefs, worin sich der Churfürst von der Pfalz, sehr am unrechten Ort, herausnahm, mit dem König von Frankreich wie mit seinesgleichen zu verhandeln, war: daß der Herzog von Bouillon untröstlich darüber wäre, seine Treue bey Sr Majestät in Verdacht zu sehn, und daß er ihn, den Churfürsten, durch Beweise, die ihm unverwerflich schienen, von seiner Unschuld überzeugt habe. Um den Herzog wegen seines Ungehorsams gegen die königlichen Befehle — daß er zu Heinrich, um sich zu erklären, kommen, und nachher gegen die Ordre, welche er ihm durch la Tremouille hatte sagen lassen, daß er wenigstens in Sedan warten sollte — zu entschuldigen, führte der Pfalzgraf in Ansehung des ersten Punkts die Rücksicht auf seine Ankläger an, denen sich der Herzog der Klugheit gemäß, nicht in die Hände liefern durfte. Auf den andern sagte er: daß der Edelmann mit dem Brief von Sr. Majestät Bouillon in Genf getroffen hätte, von wo er ganz aufrichtig Willens gewesen

ſen wäre, nach Sedan zu gehen, um ihn dort zu
rwarten. Da er aber, um die Spaniſche und Loth-
ingiſche Staaten zu vermeiden, ſeinen Weg über
Deutſchland nehmen zu müſſen geglaubt habe, ſo hätte
hn dieſer Umweg, auf dem er zugleich den Churfür-
ten, ſeinen Anverwandten und die Churfürſtin, die
noch gar nicht geſehen habe, beſucht hätte, ſo lange
ufgehalten, daß er darüber die Gelegenheit, Se Ma-
ſtät in Sedan zu empfangen, habe verſäumen müſſen.
Der Brief ſchloß mit neuen Verſicherungen von der
reue des Herzogs, zu deren Beweis der Churfürſt die
Verwandtſchaft, in welcher ſie miteinander ſtünden,
nführte.

Heinrich antwortete auf dieſen Brief höflicher, als
r Churfürſt erwarten durfte, und verſprach, wie er
mmer gethan hatte, den Herzog von Bouillon wieder
begnadigen, allein unter Bedingungen, zu deren
nnahme ſich Bouillon zu ſtrafbar fühlte. Wirklich
hielt auch der König zu eben der Zeit, als ihm Bouil-
n dieſe neue Verſicherungen thun ließ, zu Metz eine
Nachricht von Heidelberg, welche er mir mittheilte,
ß nehmlich ein gewiſſer du Pleſſis - Bellay, Bru-
r von dem Hofmeiſter des jungen Chatillon — von
Trimouille an den Herzog von Bouillon mit Schrif-
abgeſchickt worden ſey, welche für Se Majeſtät
chſt wichtig ſeyn müßten; daß dieſer Eilbote, der
n Longjumeau abgegangen wäre, Befehl hätte, durch
edan zu gehen, ohne ſich bey jemand zu erkennen zu
ben, ſelbſt nicht bey du Maurier; daß er den Rück-
g wieder über Sedan und dann über Paris nehmen,
d die Antwort auf ſeine Aufträge nach Comblat brin-
n ſollte, wo er den la Trimouille finden würde. Se
ajeſtät ſchrieb mir dieß alles ſo umſtändlich, in der
ſicht, daß ich, was jedoch nicht mehr möglich war,
t Rapin dieſen Eilboten aufheben laſſen ſollte, nicht

vor

vor seinem Durchgang durch Paris, sondern auf dem Wege vor Paris nach Thouars, wenn er in dieser Stadt erst noch andere Briefschaften aufbekommen hätte, welche völliges Licht über die Beschaffenheit seines Auftrags geben müßten.

Nicht als ob der König erst noch neue Beweise gegen den Herzog von Bouillon nöthig gehabt hätte. Man kann, ohne Furcht sich in seinen Urtheil zu übereilen, versichern daß all die anscheinende Unterwürfigkeit in dem Schritt, den er durch den Kurfürsten thun ließ, nur zweyerlei zum Zweck haben konnte: den König in Ansehung seiner sicher zu machen, und ferner das Geld von ihm zu ziehen, das er seit geraumer Zeit zu Unterhaltung seiner Plätze von ihm erhalten hatte. Er erneuerte diese Bitte durch Saint Germain, welchem Heinrich schlechten Dank dafür wußte. Se Majestät befahl mir ausdrücklich, taub zu allen den Ansuchungen des Herzogs von Bouillon hierüber zu seyn, ohne ihn übrigens merken zu lassen, daß mir etwas von dem eben Erzählten bekannt sey. Ich bedurfte hiezu keines Befehls. Mir genügte an den Entdeckungen die ich erst von den neuen Unruhen gemacht hatte, welche Bouillon und la Trimouille in den Provinzen unter den Protestanten erregt hatten, und an dem Schluß meiner Unterredung mit Heinrich im Zeughaus, vor seiner Reise nach Metz, wovon ich oben nur das was diese Reise angeht, erzählt habe.

Was ich hier noch dazuzusetzen habe, ist, daß ich nach manchen Betrachtungen über den Geist der Cabale, welche einen tödlichen Streich auf das Herz Heinrichs führten, es endlich doch noch dahin brachte ihn zu beruhigen, indem ich ihm zeigte, daß sie, so fürchterlich auch itzt die Zurüstungen wären, mit denen sie erschienen, dennoch nach einigen vergeblichen Versuchen wieder verschwin-

ſchwinden müßte. Denn ſo leichtſinnig und unbedachtſam man uns auch das Volk vorzuſtellen pflegt, habe ich doch erfahren daß es oft in der That ein gewiſſes Augenmerk faßt, auf welches es mit Wärme oder vielmehr mit Wuth hinſtürzt; daß aber dieſe gefaßten Geſichtspunkte immer ein gewiſſes Gemeinbeſtes für das Ganze, nie blos einen Privatnutzen zum Gegenſtand haben, wie z. B. die Rachgier und andre Leidenſchaften eines Einzelnen oder einer geringen Anzahl von Menſchen. Ich wage ſogar, zu behaupten, daß hierinn der am meiſten untrügliche Richter eben die Stimme des Volks iſt. Zufolge dieſes Grundſatzes war die aufrühreriſche Partey eigentlich nur durch die nachtheiligen Eindrücke furchtbar, die ſie in den Provinzen gegen den König und die Regierung zu verbreiten ſuchten, und durch ihre Bemühungen Furcht vor Unterdrückung und Sklaverey zu erregen. Da nun dieſe Eindrücke und Beſorgniſſe durch die offenbare Erfahrung des Gegentheils täglich geſchwächt wurden, und ſelbſt nicht einmal in die bedeutendſten Statthalterſchaften und großen Städte gedrungen waren, ſo hatte mans höchſtens mit einer unbedeutenden ſchlechten Rotte von Janhagel und mit unbeträchtlichen Plätzen zu thun, die ſich gegen eine königliche Armee nicht 14 Tage würden halten können.

Die erſte Nachricht von der Krankheit der Königin von Engelland traf den König noch zu Metz. Er erhielt ſie durch den Grafen von Beaumont unſern Geſandten am londner Hof, und beſchleunigte deswegen ſeine Abreiſe. Auf wiederholte Bitten ſeiner Frau Schweſter kam er von Metz nach Nancy, wo ſie ein prächtiges Ballet für ihn veranſtaltet hatte. Er verweilte daſelbſt einige Tage und erwartete in großer Unruhe Nachrichten von dem Befinden der Eliſabeth, und

erhielt

erhielt endlich die von dem Tod dieser großen Königin. Ein unersetzlicher Verlust für Europa, und besonders für Heinrich, der nicht hoffen durfte in Elisabeths Nachfolger eben so günstige Gesinnungen für alle seine Entwürfe zu finden, als in dieser Fürstin, „der unversöhnlichen Feindin seiner unversöhnlichen Feinde, und seinem andern Ich.“ Dies sind Heinrichs eigene Worte in seinem Brief hierüber an mich, voll von Beweisen seines Schmerzens und von Lobeserhebungen dieser königlichen Frau.

Der König sah sogleich ein, welchen mächtigen Einfluß dieser wichtige Todesfall auf das politische System von Europa haben mußte, und beschloß daher, mich als ausserordentlichen Gesandten nach London zu schicken. Er schrieb mir schon in dem erstgedachten Brief vorläufig von dieser Reise; und weil er vielleicht dieselben Einwürfe befürchtete, die ich sonst schon dagegen vorgebracht hatte, bediente er sich der dringendsten Beweggründe, von denen er sich die sicherste Wirkung auf mich versprach. Ich war der einzige, den Heinrich hiezu gebrauchen konnte. Ich sage dies aus seinem Mund, und weil es in der That bey diesem Geschäft auf Dinge ankam, welche in ganz Frankreich mir allein bekannt seyn konnten. Meine Religion hatte den neuen König bereits zu meinem Vortheil eingenommen, und bahnte mir freyen Zutritt zu ihm. Ich wage nicht auch noch das herzusetzen, was Se Majestät von dem Credit hinzufügte, in welchen ich mich auswärts als einen Mann von Wort und Ehre gesetzt hätte. Heinrich folgte bald auf seinen Brief, und kam, nach einer Abwesenheit von einigen Tagen weniger als zween Monaten, von Nancy über Touly Vitry, Rheims, Villers-Cotterets und Saint-Germain-en-laye zurück nach Fontainebleau.

Ich

Ich hatte in einem zweyten Brief, welcher ſchnell auf den erſten folgte, Befehl bekommen, dem König 15 — 20 Meilen vor Paris entgegen zu kommen. Das Gerücht hatte ſich verbreitet, daß Eliſabeth kaum die Augen geſchloſſen gehabt habe, als die Spanier ſchon alles in Bewegung geſetzt hätten, um den neuen König auf ihre Seite zu ziehen. Man wird in der Folge ſehen, daß dies Gerücht nur zu wohl gegründet war. Heinrich hatte mir hierüber tauſenderley zu ſagen, weswegen er wünſchte ſich frey mit mir unterhalten zu können. Ich traf ihn in dem Schloß zu Montglat, wo er beynahe keine einzige Perſon um ſich hatte, mit welcher er zufrieden geſchienen hätte. Innig umarmte er mich dreymal, ſagte mir öffentlich einige Worte über den Erfolg ſeiner Reiſe, und erkundigte ſich ſorgfältig nach dem Bauweſen in Saint-Germain und Paris 11). Man war damals damit beſchäftigt für den Bau der großen Gallerie im Louvre, des Zeughauſes und der andern Arbeiten, die ich dort fortſetzen ließ, Erde zuzuführen; alles Dinge, von denen zum Theil in ſeinen Briefen an mich die Rede geweſen war. Er hatte mir auch noch aufgetragen, an dem Saal im Louvre, den man den Antikenſaal nennt, arbeiten zu laſſen.

Nachdem ich ihm über alle dieſe Dinge kurz befriedigende Auskunft gegeben hatte, nahm er mich bey der Hand und führte mich in den Garten, deſſen Eingang er durch Trabanten von ſeiner Wache beſetzen ließ. Die Geſandſchaft nach England war der einzige Gegenſtand unſrer Unterhaltung. Se Majeſtät hatte ſich ſchon in Gegenwart der Höflinge über dieß Vorhaben erklärt, ohne noch die Perſon zu nennen, welcher ſie aufgetragen werden ſollte. Dieß Vorhaben hatte das Murren der Anhänger des Papſts und Spaniens er-

regt, und den Vorwurf veranlaßt, daß Heinrich nur mit Prinzen andrer Religion Bündnisse zu suchen scheine. Noch ärger aber wurde es, als der König ungeachtet dieser Bewegungen erklärte, daß ich es wäre, dessen er sich zu diesem Geschäft bedienen wollte. Diese ganze Cabale, die mir nie Ursache gegeben hatte, sie anders als meine erklärte Feindin zu betrachten, wagte es, dem König laut vorzustellen, daß dies das allgemeine Beste aufs Spiel setzen heisse, wenn man einen Hugenotten absende, und noch dazu mit voller Gewalt, um über wichtige Staatsangelegenheiten mit einem fremden König von seiner Religion, zu verhandeln. Da diese Leutchen sahen, daß sie meine Ernennung nicht mehr rückgängig machen konnten, so thaten sie wenigstens alles, um zu machen, daß mein Auftrag auf Condolenzen wegen dem Tode der verstorbenen Königin und Complimente für den neuen König beschränkt wurde, höchstens sich auf eine Erforschung des Zustands der Brittischen Angelegenheiten erstreckte, ohne alle Bevollmächtigung, in Ansehung dieses Punkts zu reden und zu handeln.

Nachdem mich der König mit diesen mir noch unbekannten Hofränken bekannt gemacht hatte, versicherte er mich, daß sie ihn dennoch nicht andern Sinnes gemacht haben, weder in Ansehung der Gesandtschaft, noch meiner Wahl, noch überhaupt in Ansehung des besondern Gegenstandes, den er von Anfang an dabey beabsichtet hätte; welches er durch die treffende Bemerkung rechtfertigte, daß eine Gesandschaft, die man auf bloße Ceremonieläufträge beschränke, ein beynahe ganz unnützer Schritt wäre, und daß, wenn ja zu hoffen sey, den neuen König von England in Ansehung der politischen Verbindungen in den Fußstapfen der Elisabeth zu sehen, dieß ganz ungezweifelt davon abhängen müsse,

müſſe, wie man ihn ſogleich Anfangs gegen das Haus Oeſtreich und für das Bündniß mit Frankreich und ſeinen alten Bundsgenoſſen einzunehmen wüßte. Dann verbarg er mir aber auch nicht, daß ihm dieß Geſchäft ſo voll Schwierigkeiten von allen Seiten ſcheine, daß es vielleicht beſſer wäre, gar nicht daran gedacht zu haben, wenn es nicht, ſowohl von Seiten des franzöſiſchen Staatsraths als am Engliſchen Hof mit der äuſſerſten Geſchicklichkeit geführt würde. Es komme dabey hauptſächlich darauf an, meine Feinde am Hof und im Staatsrath ſo gut hinter das Licht zu führen, daß ſie keinen Auftrag weiter bey mir vermutheten, als was mir in ihrer Gegenwart und ſelbſt mit ihrer Bewilligung erklärt worden wäre. Der König führte dabey den witzigen Einfall von la Riviere an, den er oft im Mund zu führen pflegte: daß Frankreich einer Materialiſtenbude gleiche, wo man die vortreflichſten Heilmittel und die feinſten Gifte beyſammen antrift, und wo es darauf ankommt daß der König von beyden Nutzen, wie ein Kunſtverſtändiger durch zweckdienliche Miſchung, zu ziehen wüßte. Ferner komme es darauf an, bey den Eröfnungen die ich allenfalls dem Brittiſchen Miniſterium machen möchte, alle mögliche Behutſamkeit anzuwenden, um den Beherrſcher des erſten Reichs von Europa nicht der Beſchimpfung, verſchmähte Anträge gemacht zu haben, und der Nothwendigkeit, dieß zu rächen, auszuſetzen. Dies war noch unendlich ſchwieriger, in Anſehung der noch geheimern Vorſchläge, worüber ich mich in der Folge gegen Se Brittiſche Majeſtät ſelbſt zu eröfnen haben würde, um nicht unvorſichtiger weiſe eine bis dahin noch ungewiſſe oder wenigſtens noch ſehr entfernte Verbindung mit Spanien zu befördern. Der König glaubte, ſo viel möglich alles gehörig gethan zu haben, indem er den Plan entwarf, daß ich im vollen Staatsrath

und schriftlich eine blos allgemeine, nur Ceremonielsachen betreffende Instruktion für meine Gesandschaft erhalten sollte, die ich in England sowohl, als in Frankreich vorweisen könnte, daß ich aber darum nicht weniger bey schicklichen Gelegenheiten jedesmal darauf bedacht seyn sollte, die besondern Absichten Sr Majestät bey dem König von Engelland zu unterstützen, jedoch so, als wenn ich es ganz für mich thäte, und ohne ihn merken zu lassen, daß ich dazu von dem König, meinem Herrn, bevollmächtigt sey.

Diese Eröffnungen des Königs schienen mir von so großer Wichtigkeit, daß ich mir vier Tage Bedenkzeit zu meiner Antwort darauf ausbat. Ich kehrte mit der Post nach Paris zurück, um dort die Sache zu überlegen, während der König seinen Weg über Juilly nahm. Ich erhielt es leicht über mich, mich in allem, was er mir gesagt hatte, nach seinem Willen zu bequemen, nur glaubte ich die Vorsicht gebrauchen zu müssen, den König sich zu allem dem schriftlich bekennen zu lassen, was ich dem König von England, wie für mich selbst, vorschlagen sollte; denn ohne diese Vorsicht lief ich augenscheinlich allzugroße Gefahr. Um mir günstiges Gehör bey Sr Brittischen Majestät zu verschaffen, mußte ich damit anfangen, mir erst Ihr Zutrauen zu erwerben; meine Religion war der beste Grund, aus dem ich mir Hoffnung auf dessen Erwerbung machen konnte. Allein ich sah wohl ein, daß ich mich zu dem Ende würde entschließen müssen, die Grenzen der Vorsicht zu überschreiten, die ich in Frankreich hiebey aus Achtung für die Religion des Königs beobachtete. Ich konnte mit Zuverläßigkeit voraussetzen, daß jedes nur etwas freye Wort hierüber eben so sorgfältig, als in Frankreich selbst, von den Feinden, die ich an diesem Hof hätte, aufgefangen werden würde.

Ich

Ich mußte befürchten, solche Reden möchten hernach verdreht und mir bey dem König zu einem Verbrechen gemacht werden, der, wie die besten Fürsten, seine Augenblicke von Argwohn und übler Laune hatte. Es bedarf bisweilen nur einen dieser Augenblicke, um den noch so fest stehenden Minister zu stürzen; eine Erfahrung die ich beynahe auf meine eigene Kosten gemacht hätte. —

Alle diese Betrachtungen befestigten mich in den Entschluß, nicht abzureisen, ohne einen nur uns beyden bekannten schriftlichen und unterzeichneten Aufsatz, wodurch ich im äussersten Nothfall mich rechtfertigen könnte, nichts als zum Behuf meines Auftrags und auf ausdrücklichen Befehl des Königs gethan zu haben, wie ich auch mein Betragen am Londner Hof und meine Reden gegen den König von England einzurichten für gut finden würde. Dieß erklärte ich gegen Heinrich, als er nach vier Tagen selbst kam, meine Antwort im Zeughaus abzuholen. Ich sagte es ihm geradezu, ohne es erst in ein anderes Gewand zu verhüllen. Nur versicherte ich ihn, daß in allem, was mich mit dem Unglück seine Gnade zu verlieren, bedrohen könnte, meine Aengstlichkeit aufs höchste steige.

Wir waren in diesem Augenblick allein. Nachdem Heinrich unter den Arbeitern, die er lobte, in der großen Allee einige Schritte spazieren gegangen war, hatte er mich gerufen, und, wie gewöhnlich bis ans Ende dieser Allee geführt, die in Form eines Balcons ausläuft, von wo man die Aussicht auf Paris hat. Mein Vortrag machte ihn einige Augenblicke nachdenkend; doch gab er zu, daß er ganz billig wäre, und einige Tage darauf brachte er mir selbst die Schrift, um die ich ihn gebeten hatte, und stellte sie mir zu, nachdem er mir sie vorgelesen hatte. Sie war stark genug

um ihn zu vermögen, mich eben nicht zu deren Bekanntmachung zu verbinden. Es wurde mir darin erlaubt, mich gegen den König von England und seine Miniſter als einen ſo eifrigen Reformirten zu zeigen, daß ich ſie ſogar verſichern dürfte: ich ſchätze meine Religion über mein Vaterland und meinen König und ſey eben deswegen nicht weniger dem König von England als meinem eigenen ergeben. Hierauf waren die Vorſchläge, die ich dieſem König machen konnte, auseinandergeſetzt. Es ſind dieſelben, die ich, wie man oben geſehen hat, der Königin Eliſabeth zu Dover machte, und die ich hier nicht anführe, weil ſie ihre Stelle beſſer unten finden, wo ich auf die großen Entwürfe Heinrichs kommen werde. Es wurde mir darin angegeben, Se Brittiſche Majeſtät zu bitten, in Frankreich nichts von dem zu entdecken, was ich eröffnet hatte, wenn Sie es nicht annehmlich fänden; denn ich hätte es ohne ausdrücklichen Auftrag gethan; und ferner, mich bey dem König von England zu ſtellen, als ob ich das zwiſchen uns verabredete Projekt, vorausgeſetzt, daß er ſich darauf einließe, erſt dem König meinem Herrn vorlegen müßte, ſo lange, bis ich mich erſt verſichert hätte, ob es die Nordiſchen Mächte und die Generalſtaaten der vereinigten Provinzen eben ſo günſtig als Se Brittiſche Majeſtät aufnehmen würden.

Dies war mein Beglaubigungsſchreiben. Ich fand, für den erſten Augenblick, daß dies ſehr viel erhalten, und der König ohne Zweifel eben ſo, daß dieß viel anvertrauen heiſſe; und doch iſt gewiß, daß wir damit beyde noch nicht genug thaten. Auch der Fall einer gänzlichen Einwilligung des Königs von England in die Abſichten Sr Majeſtät hätte mit in Rechnung gebracht werden ſollen; und auf dieſen Fall mußte man ſich gefaßt halten, einen Augenblick zu nützen,

der vielleicht nie wieder kommen konnte; kurz, ich mußte ein königliches Blanket zu einem Vertrag mitbekommen. Die Furcht vor der Parthei, die wir im Staatsrath zu bekämpfen hatten, ließ uns dieß ganz übersehen.

Die Ausfertigung der General-Instruktion, von welcher ich gesprochen habe, verschob der König bis nach seiner Ankunft zu Fontainebleau, wohin er mit seinem ganzen Hof abgieng und wohin ihm drey Tage hernach sein ganzer Staatsrath folgen sollte; welches aber wieder abgesagt wurde, weil den König, sogleich nach seiner Ankunft in Fontainebleau, ungefehr den 20. May, eine heftige Krankheit befiel 12). Es war eine Harnverstopfung, mit solchen Schmerzen verknüpft, daß die Aerzte anfangs an seinem Aufkommen zweifelten. Der König selbst fest überzeugt, daß seine letzte Stunde nicht mehr fern sey, und entschlossen, die wenigen Augenblicke, die er noch übrig zu haben glaubte, unter die Sorge für seine Seele und für sein Reich zu theilen, wendete sich mit Inbrunst zu Gott, und diktirte alsdann folgenden Brief, der mir eilig nach Paris zugeschickt wurde, wo ich geblieben war, um die Zurüstungen zu meiner Reise zu machen, und nichts weniger als eine so traurige Botschaft erwartete:

„Mein Freund, ich befinde mich so schlimm, daß „es das Anscheinen hat, Gott wolle über mich gebie„ten. Da es nun meine Pflicht ist, nach der Sor„ge für mein Seelenheil, auf die nöthigen Vor„kehrungen zu denken, meinen Kindern die Thron„folge und eine glückliche Regierung zu versichern, „und auf den Nutzen meiner Gemahlin, meines „Staats, meiner getreuen Diener, und meiner ar„men Unterthanen, die ich wie meine lieben Kinder „liebe; so kommt eilig hieher zu mir, ohne jemand

„etwas davon zu sagen; thut nur als wenn Ihr in „die Predigt nach Ablon wolltet, nehmt dort ganz „geheim Posipferde, und begebt Euch heute noch „hieher.“

Ich reiste plötzlich ab; voll tiefen Kummers. Beym Eintritt in das Zimmer des Königs fand ich ihn im Bette; die Königin saß oben neben seinem Bett, und hielt eine seiner Hände in den ihrigen. Er reichte mir die andere und sagte: „Kommt umarmt mich, mein „Freund; Eure Ankunft erfreut mich ganz ausseror„deutlich. Es ist ganz besonders, daß ich zwo Stun„den nachdem ich an Euch geschrieben hatte, schon „einige Linderung meiner großen Schmerzen zu fühlen „anfieng; sie verlieren sich vollends nach und nach. Denn „ich habe schon dreymal geharnt, und das letztemal „beynahe ganz vollströmend, und ohne sonderlichen „Schmerz. Sehen Sie hier, sagte er hierauf, indem er sich gegen die Königin wendete, „den Mann, der „unter allen meinen Dienern die meiste Sorgfalt für „die innern Angelegenheiten meines Reichs beweißt, „und auch die beste Kenntniß derselben besitzt; „der auch Ihnen und meinen Kindern am besten ge„dient haben würde, wenn ich von Euch genommen „worden wäre. Ich weiß wohl, daß er etwas finstrer „Laune, und bisweilen für einen Geist, wie der Ihrige, „etwas zu frey ist, und daß ihn deßwegen eine Menge „Leute bey Ihnen und meinen Kindern anzuschwärzen „gesucht haben würden, um ihn zu entfernen. Allein, „wenn je dieser Fall eintritt, und Sie sich der — (er „raunte ihr die Namen ins Ohr) bedienen, und ih„ren Rathschlägen durchaus glauben, statt die von die„sem Mann hier zu befolgen; so werden Sie das all„gemeine Beste, und vielleicht selbst das Königreich, „meine Kinder und Sich zu Grund richten. Ich habe

„ihn

„ihn ausdrücklich herberufen, um mit Ihnen und ihm „auf die Mittel zu sinnen, diesem Elend vorzubeugen. „Ich sehe aber itzt, Gottlob, daß meine Vorsorge dies„mal noch nicht nöthig seyn wird.

Man fertigte am folgenden Tag sogleich Eilboten auf Eilboten ab, um die unangenehmen Gerüchte zu zerstreuen, die sich bereits überall verbreitet hatten. Ich selbst kehrte nicht nach Paris zurück, bis ich den König hatte harnen gesehen. Er selbst wollte es so, und that es zweymal so ungehindert, daß ich wohl einsah, die ganze Gefahr sey vorüber. Drey Tage hernach am 24 May, erhielt ich einen andern Brief von ihm, worin er mir schreibt, daß er sich auf die Oeffnung einer Ader am linken Arm, die ihm la Rivier gestern habe machen lassen, ganz wohl befunden habe, und, nach einer ganz ruhigen Nacht, itzt jeden Augenblick Besserung empfinde. Er dankte mir für den Antheil, den ich an seinem Zustand zu nehmen geschienen, und für den Rath, den ich ihm bey dieser Gelegenheit zu ertheilen mir die Freiheit genommen hatte, seine Leidenschaft für die Jagd zu mäßigen; er versprach mir, ihn zu befolgen. Er war bereits wieder im Stand, sich über verschiedene Gegenstände wie sonst, in seinen Briefen zu verbreiten. Er trug mir in diesen auf, zweyhundert Thaler für jeden von den Kropfigen zu senden, die er wegen seiner eigenen Krankheit nicht hatte berühren können, und doch nicht zurückschicken lassen wollte. Er dankte mir auch für die Abbildungen des Königs und der Königin von England, die ich ihm überschickt hatte. Die königl. Leibärzte vereinten sich alle bey dieser Gelegenheit, um ihm eben die Vorstellungen wie ich, über den Schaden zu thun, den die allzustarke Uebung der Jagd seiner Gesundheit zufügte. Er nahm sie an, und befand sich dadurch gebessert.

Auch das Wasser von Pougues that ihm gute Dienste, welches ihm dieß Jahr verordnet wurde. In eben diesem Jahr war auch seine kleine Prinzessin Tochter so krank, daß man glaubte, sie würde sterben. Der König besuchte sie und seinen Sohn den Dauphin oft.

Mit dem ebengedachten Brief des Königs erhielt ich noch einen andern ungleich gröſſern, den Villeroi mir auf seinen Befehl in den Englischen Angelegenheiten schrieb. Er that mir zu wissen, daß Se Majestät so eben dem Grafen von Beaumont Nachricht von Ihrer Wiederherstellung gegeben hätten, um sie dem König von England mitzutheilen; daß ich von Sr Brittischen Majestät erwartet würde, welche mein Aussenbleiben der Unpäßlichkeit des Königs, und dem Umstand zugeschrieben hätte, daß der Baron Du Tour dem König den Tod der Königin Elisabeth und die Thronbesteigung Jakobs 13) (so heißt der neue König,) noch nicht officiel notificirt hätte. Dieser Baron Du Tour war derjenige, den Jakob in dieser Absicht an Se allerchristlichste Majestät hatte abgehen lassen. Er hatte von London am Tag nach dem Einzug Jakobs in diese Stadt, also am 18. May, abgehen sollen. Wenige Tage hernach kam er in Fontainebleau an, wo er sich seines Auftrags entledigte. Villeroi schrieb mir ferner, daß, da meine Abreise nach England nun deßwegen nicht länger aufgeschoben werden dürfte, der König mich zu sich berufe, um aus seinem Munde den Tag derselben zu vernehmen; er änderte aber seinen Entschluß hierin, und kam selbst nach Paris, weil er die Sandwüste um Fontainebleau zu unerträglich für einen erst Wiedergenesenden fand. Die Hitze war sehr drückend, und dieß Jahr frühe eingefallen.

Zween Tage nach seiner Ankunft ließ der König, wegen meiner Abreise, den Kanzler Bellievre, Villeroy,

rey, Maiſſe und Sillery zuſammen berufen, damit ich meine öffentliche Inſtruktion in ihrer Gegenwart empfangen möchte. Als ich in das Cabinet des Königs kam, wo ſich dieſer Staatsrath befand, ſagte ich Sr Majeſtät, daß ich ſo eben den Herrn Grafen von Soiſſons im Zimmer erblickt habe, und daß es mir ſchicklich ſchiene, daß auch er hereingelaſſen würde, um Zeuge meiner Abſendung zu ſeyn. Heinrich antwortete, daß er nichts von der Anweſenheit des Grafen wiſſe, und daß er ſich meiner jetzigen Aeußerung bedienen wolle, um uns mit einander zu verſöhnen; denn noch dauerte ſeine Empfindlichkeit immer fort. In der That ſagte mir der Herr Graf auch zween Tage darauf, als er mir begegnete, da ich zu dem König ging: daß er von ſichrer Hand wiſſe, ich habe ihm einen Dienſt gethan, den er von mir nicht erwartet hätte; daß er mir danke, das Vergangene vergeſſen und in Zukunft mein Freund ſeyn wolle. Er blieb aber nicht lange bey dieſen Geſinnungen.

Der Gegenſtand der öffentlichen Inſtruktion war immer ein enges Bündniß zwiſchen Frankreich und England gegen Spanien, ungeachtet der Gegenbemühungen von Seiten der Anhänger dieſer Krone in Frankreich. Ihr ganzer Unterſchied von der geheimen Inſtruktion, die ich von dem König erhielt, beſtand darin, daß Se Majeſtät in jener den wahren Beweggrund dieſes Bündniſſes geheim hielt. Ich will ſie hier nicht anführen; es war darin alles zu umſtändlich auseinander geſetzt. Hier nur das Hauptſächlichſte daraus: den König von England von allen ungerechten und gewaltſamen Schritten Spaniens zu unterhalten, um ihm einen Widerwillen gegen dieſe Krone einzuflößen; vorzuſtellen, was ſie alles ſchon gethan habe, um Europa in Aufruhr zu bringen; ihre neuen

unge-

ungerechten Anmaßungen in Italien; ihre Verständnisse in England durch die Jesuiten; ihre Meutereyen in Irrland und Schottland, unterstützt durch die vorgeblichen Rechte des Pabsts auf diese Königreiche; ihre Absichten auf Straßburg, indem sie den Cardinal von Lothringen einzuwilligen nöthigte, daß der Pabst dem Schwager des Catholischen Königs die Coadjutorie daselbst übertrug; kurz alle ihre nur allzu erweislichen Schritte, für den Zweck, zur Universalmonarchie zu gelangen.

Auf diese Vorstellungen konnte der König von England nur einen der folgenden Entschlüsse fassen: Frieden oder erklärten oder versteckten Krieg mit Spanien. Im ersten Fall müßte man Jakob begreiflich machen, daß der Friede Spanien in Stand setzen würde, sich der Niederlande zu versichern, worauf es nicht unterlassen würde, die Waffen gegen einen oder den andern von ihnen beeden zu kehren, hauptsächlich aber zuerst gegen den König von England, den der Pabst seit langer Zeit hasse. Man müsse diesem Herrn die Augen öffnen über den Ungrund des Gerüchts, das Spanien in Umlauf gebracht hatte, als ob es die Niederlande nicht für sich zu behaupten, sondern ein besonderes Reich, wie ehemals das Burgundische, daraus zu stiften vorhabe, welches der Erzherzog dann bekommen sollte. Im äußersten Nothfall müßte man wenigstens zu erhalten suchen, daß Spanien diesen Frieden so theuer als möglich erkaufen, oder beyden Kronen dafür verbindlich seyn müsse; besonders aber daß es Ostende fahren lasse.

Im Fall eines offenbaren Kriegs sollte ich zu entdecken suchen, in welcher Absicht der König von England hiezu schreite, ihn abwenden, und immer vor allen

allen Dingen auf eine kräftige Unterſtützung der Staaten antragen.

Endlich im Fall eines geheimen Kriegs, worin ich den König beſtärken, oder wozu ich ihn zu vermögen ſuchen ſollte, ihn bedenken laſſen, daß die Klugheit fodre, fürs erſte ſich auf dem Thron zu beſeſtigen, ihn ſeinen Nachkommen zu ſichern, auch Europa in ſein Intereſſe zu verflechten, um einſt Spanien ſo angreifen zu können, daß es nicht widerſtehen könnte; daß man ſich bis dahin begnügen müſſe, dieſe Macht immer im Schach zu halten, und ſie ihre Kräfte fruchtlos gegen Flandern aufzehren zu laſſen; daß man ſich indeſſen ſchon jetzt über die Bedingungen der Union bereden, ſie durch eine Doppelheirath zwiſchen beyden Häuſern, die aber erſt dann bekannt gemacht werden dürfte, wenn beyde Monarchen Hand an die Ausführung ihrer Entwürfe legten, noch enger ſchließen könnte; vor allem die Art der vorläufig den Staaten zu reichenden Hülfsleiſtung feſtzuſetzen; den Staatsrath von England abzuhalten, daß er die dreymal hunderttauſend Pfund nicht fodre, welche dieſe Krone den vereinigten Provinzen dargeliehen hatte, damit ſich dieſe nicht Spanien in die Arme werfen möchten; vielmehr Se Britiſche Majeſtät zu vermögen, zu Gunſten dieſes Volks neue Auslagen zur Hälfte mit Sr allerchriſtlichſten Majeſtät zu machen, und ihnen mit eben den Schiffen, wie die Königin Eliſabeth, beyzuſtehen; zu erhalten, daß die viermal hundert und funfzigtauſend Pfund, welche dieſe Königin Frankreich geliehen hatte, auf die Bedürfniſſe Flanderns verwendet würden; daß man von Seiten Englands noch andre dreymal hunderttauſend dazu ſchöſſe, um zuſammen mit den ſiebenmalhundert und funfzig tauſend Pfunden, zu denen ſich Heinrich verbindlich machte, einen Fond von anderthalb Millionen Pfund; für die gegenwärtigen Bedürfniſſe

der

der Generalstaaten zu errichten; im Fall diese Artikel abgeschlagen würden, den Staaten ihre Schuldenlast von 300.000 Pfund an England abzunehmen wofür Frankreich die Verbindlichkeit übernehmen wollte; zu verhüten, daß sich der König von England von den Holländern nicht ihre Seeplätze zur Sicherheit für diese Hülfsleistungen ausliefern ließe; seine Absichten in Ansehung derer, die er bereits in Seeland besäße, auszuforschen; hierüber mit Barnevelt und den Abgeordneten der Staaten in London zu kommuniciren und zu agiren; sie an sich zu ziehen, mit guten Hoffnungen hin zu halten, ihnen zu zeigen, daß man im Brittischen Staatsrath ihre Partey halte, ohne jedoch diesen Verdacht schöpfen zu lassen; sich zu Nutzen zu machen, was sie etwa in Ansehung des Königs und des neuen Hofs bemerkt haben möchten.

Dieß waren die hauptsächlichsten Punkte der Instruktion. Sie enthielt auch noch einige andere, die sich nicht, oder doch nur entfernt, auf dieß Geschäft bezogen. Z. B. der Punkt, die Seeräubereyen der Engländer betreffend. Ich sollte mich darüber beschweren, daß sie, seit dem Frieden von Vervins Frankreich mehr als eine Million weggenommen hätten und versuchen die Aufhebung des Commerztraktats Karls IX, vom Jahr 1572 zwischen beyden Kronen, wegen seines Nachtheils für Frankreich, zu bewirken, indem die Franzosen dadurch nicht eben die Vorrechte und Freyheiten in England genießen, als die Engländer in Frankreich. Bey der engen Verbindung zwischen Elisabeth und Heinrich war unter der Regierung dieser Königin von beyden Seiten alles gleich gehalten und dieser Vertrag als nicht vorhanden angesehen worden, ob er gleich nicht förmlich vernichtet worden war. Ich müßte aber mit großer Vorsicht hierin zu Werk gehen,

und

nd lieber die Sache ganz unberührt laſſen, wenn ich
ähe, daß ich dabey Gefahr liefe in dem neuen König
Verdacht, wovon ſelbſt Eliſabeth nicht ganz frey ge-
eſen war, zu erwecken, als ob der König von Frank-
eich nur England in einen Krieg mit Spanien zu ver-
ickeln ſuche, aus dem er ſelbſt ſich alsdann geſchickt
urückziehen würde. Wäre der Bericht des Baron du
our gegründet, daß Se Brittanniſche Majeſtät ent-
loſſen wäre, Oſtende zu Hülfe zu kommen, ſo könnte
h mir einen Theil dieſer Vorſicht erſparen. Die Art,
ie ich mit den Geſandten des Königs von Spanien
nd der Erzherzoge verhandeln, die Aufmerkſamkeit,
e ich auf die Angelegenheiten von Schottland und
rland verwenden ſollte, und die Rechtfertigung
Beaumonts, gegen welchen man den König Jakob ein-
nommen hatte, und dem ich bey dieſem zu eben den
echten behülflich ſeyn ſollte, die ſein Agent in Frank-
ich genoß, waren die übrigen Artikel der Inſtruktion.
och einer betraf den Herzog von Bouillon, in Anſe-
ung deſſen mir Stillſchweigen anbefohlen wurde, wenn
r König von England nicht, auf Verwendung des
hurfürſten von der Pfalz, ſelbſt davon anfangen ſoll-
; In dieſem Fall hätte ich Bouillon in ſeiner ganzen
nwürdigkeit darzuſtellen, und den König von Frank-
ich in Anſehung ſeiner zu nichts verbindlich zu
achen.

Man ſieht aus dem bisherigen, daß mein Geſchäffe
r vielumfaſſend war, indem es darauf ankam, die
eſinnungen nicht nur des Engliſchen Königs und
olks in Anſehung Spaniens und Flanderns, ſon-
rn auch die der nordiſchen Mächte zu kennen. Ei-
ntlich war die politiſche Lage von ganz Europa bey
m Schritt intereſſirt, den ich zu thun im Begriff
ar. Sie hing von den Folgen deſſelben ab.

Dieſe

Diese Instruktion (14), worin Se Majestät zu allen meinen übrigen Titeln auch den eines Marquis hinzufügte, wurde mir laut vorgelesen, und dann, gesiegelt von Sr Majestät und von Villeroi, in Gegenwart des Grafen von Soissons und der Herren Sillery und Jeannin zugestellt. Heinrich gab mir dazu noch sechs Briefe; einen von Sr Majestät an den König von England, neben dem andern des Ceremoniels wegen mit der Canzleyunterschrift versehenen Schreiben an eben denselben; zween ähnliche von dem König an die Königin von England, und zween von der Königin von Frankreich an den König und die Königin von England. Se Majestät gab mir eine Chiffreschrift, die auch der Staatsrath entziffern konnte; ausser dieser aber insgeheim noch ein Alphabet, wozu nur wir beyde den Schlüssel hatten. Als ich mich bey ihm beurlaubte, gab er mir seine Hand zu küssen, umarmte mich, wünschte mir eine glückliche Reise, und wiederholte mir, daß er sich ganz auf mich verlasse, und eines glücklichen Erfolgs von mir sich versehe.

Zu Anfang des Junius machte ich mich auf den Weg nach Calais, wo ich eingeschifft werden sollte. Ich hatte in meinem Gefolg mehr als zweyhundert Edelleute, oder solche, die sich wenigstens dafür ausgaben, worunter wirklich zum Theil Leute vom ersten Rang waren. Der alte Servin brachte mir seinen Sohn, und bat mich, zu versuchen, ob nicht noch ein rechtschaffner Mann aus ihm zu machen wäre, wiewohl er selbst wenig zu hoffen wage, nicht als ob es dem jungen Menschen an Geist und Stoff fehlte, sondern wegen seines natürlichen Hangs zu Lastern aller Art. Er hatte recht. Da mich dieß, was mir sein eigner Vater von ihm gesagt hatte, begierig machte, den jungen Servin gründlich kennen zu lernen, so entdeckte ich

bald

bald in ihm beydes, ein Wunder und ein Ungeheuer. Ich weiß keinen andern Ausdruck, um eine solche Sammlung der vortrefflichsten und der schändlichsten Eigenschaften zu bezeichnen. Man denke sich einen lebhaften Geist, dem beynahe nichts von allem menschlichen Wissen unbekannt war; eine schnelle Fassungskraft, die sich alles sogleich aufs erstemal zu eigen macht, und ein erstaunliches Gedächtniß, das nichts wieder vergißt. Er hatte alle Theile der Philosophie innen, die mathematischen Wissenschaften, besonders Kriegsbaukunst und Zeichenkunst, bis auf die Theologie, in welcher er so bewandert war, daß er, so oft es ihm einfiel, einen vortrefflichen Prediger und geschickten Polemiker nach Belieben für oder gegen die reformirte Religion machte. Er hatte nicht nur Griechisch, Hebräisch und alle gelehrte Sprachen gelernt, sondern auch alle verschiedene Dialekte derselben. Er traf so genau die Aussprache und den Accent, daß, dieß verbunden mit der täuschendsten Nachahmung der Gebehrden und übrigen Manieren der Europäischen Nationen sowohl als der Bewohner der einzelnen französischen Provinzen ihn überall fähig gemacht hatte, sich für einen Einheimischen ansehen zu lassen. Diese Fähigkeiten wendete er dazu an, alle Arten von Menschen mit außerordentlicher Geschicklichkeit nachzuäffen. Er war der vollkommenste Possenspieler und Comödiant, den man nur sehen kann. Er machte gut Verse; verstand die Musik aus dem Grund, spielte beynahe jedes Instrument, und sang eben so angenehm, als kunstmäßig. Er konnte sogar Messe halten; denn er wollte alles thun und alles wissen. Sein Körper paßte vollkommen zu einem solchen Geist. Er war fertig, geschmeidig, leicht und zu allen Uebungen geschickt. Er war ein ziemlich guter Reiter; im Tanzen, Ringen und Springen mußte man ihn bewundern. Es

giebt kein Erholungsſpiel, das er nicht ſo wie auch beynahe alle mechaniſchen Künſte verſtanden hätte. Und nun, dieſe ſchöne Schaumünze umgewendet: Er war Lügner, falſch, verrätheriſch, grauſam, niederträchtig, ein Betrüger, Säufer, Freſſer, Falſchſpieler; jeder Art von Ausſchweifungen ergeben; ein Gotteslästerer und ein Atheiſt, wie er wollte. Kurz er vereinigte in ſich alle der Natur, der Ehre, der Religion und der Geſellſchaft zuwider laufende Laſter. So betrug er ſich bis er endlich im öffentlichen Hurenhaus in der Blüthe ſeines Lebens, von Ausſchweifungen zu Grund gerichtet, das Glas in der Hand, unter Fluchen und Gotteslеugnen verſchied.

Von meiner Abreiſe an bis zu meiner Rückkehr ſchrieb ich regelmäßig an Se Majeſtät, und erſtattete genauen Bericht von allem, was mir begegnete. Meine Briefe waren von dreyerley Art. Ich bediente mich der gewöhnlichen Schrift bey gleichgültigen Dingen; meiner geheimen bey Sachen, die nur der Staatsrath wiſſen durfte, und der geheimſten bey dem was ich an den König ſelbſt ſchrieb, und was nur er allein ſehen ſollte. Er hätte freylich gern geſehen, wenn ich den größten Theil meiner Briefe ſo geſchrieben hätte, ob ſchon ihm das Deſchiffriren ſo beſchwerlich fiel, daß er endlich Lomenia den Schlüſſel mittheilte und ihn von Zeit zu Zeit antrieb, ſich eine Fertigkeit darin zu erwerben. Allein ich ſelbſt fühlte die Beſchwerlichkeit davon noch viel mehr, wenn ich oft Dinge umſtändlich zu berichten hatte, die mich weit über die gewöhnliche Brieflänge hinaus führten. Indeſſen bequemte ich mich doch, beſonders von dem Unfall an, da eine Depeſche verloren gegangen war, ſo viel immer möglich nach dem Willen Sr Majeſtät. Um das Publicum ganz genau von meiner Reiſe nach London und mei-

nem

em Gewerbe bey dem König Jakob zu unterrichten, arf ich nur alle dieſe Briefe, die ich aufbewahre habe, eine zuſammenhängende Erzählung verwandeln.

Den ganzen 14. Jun. lag ich in Calais ſtill, und wartete Saint Luc und einige andere, die mich mit rer Begleitung beehrten. Ich fand die Schiffe des ice-Admirals (15) von Frankreich zu meinem Em- ang bereit; zu gleicher Zeit kamen aber auch die Eng- ſchen und Holländiſchen Vice Admirale, und baten ich, bey ihnen an Bord zu gehen. Das Gerücht n dem guten Einverſtändniß der Engländer mit den panieren, das ſich in Calais verbreitet hatte, und nen Grund wahrſcheinlich in dem Vorgang bey der inſchiffung des Erzherzoglichen Geſandten, Grafen n Aremberg, haben mochte, auch die Beſchwerden er die Frechheiten der Engliſchen Seeräuber an der anzöſiſchen Küſte, von denen ich Zeuge war, mach- n mich zuerſt ſchlüſſig ihr Anerbieten auszuſchlagen. llein da ich in den Briefen, die ich in Calais von eaumont erhielt, nichts von allen dem fand, was an nur gegen den neuen Londner Hof hatte beybrin- n wollen; ſo änderte ich meinen Entſchluß und hm die zwey großen Eilſchiffe an, welche der Eng- he Vice-Admiral für mich mitgebracht hatte, in- m ich dieſen nicht gleich zum Anfang Anlaß Un- friedenheit geben wollte.

Ich ſchiffte mich alſo am 15. Jun früh um ſechs r ein, und fand bey den Engländern, die mich be- nten, eine Ehrerbietung, die mir in Niederträchtig- t auszuarten ſchien. Sie ließen mich aber nicht ge bey dieſer Meynung. In dem nehmlichen Au- blick, da ſie mich baten, ihnen ſo wie wenn ſie anzoſen wären, zu befehlen, näherte ſich de Vic, der

eine Gelegenheit suchte, den Engländern seine Empfindlichkeit über alle Gewaltthätigkeiten ihrer Seeräuber zu zeigen, mit der großen französischen Flagge an seinem großen Mast. Plötzlich geriethen alle diese so höflichen Engländer in Wuth über eine Beleidigung, die ihrer Meynung nach den König von England und den von Frankreich, an dessen Stelle ich hier wäre, gleich stark betreffe. Noch toller war es, daß in einem Augenblick, ohne mich darum zu befragen, funfzig Kanonen auf das Schiff des de Vic gerichtet waren (16). Ich hatte viele Mühe, mir Gehör zu verschaffen, und erhielt dieß nur durch meine Vorstellung, daß de Vic einzig in der Absicht so handle, um mir mehr Ehre zu bezeugen, und zugleich um mir einen größern Beweis von Ergebenheit zu geben, wenn er auf meinen Wink sogleich die Flagge streichen werde. Diese Wendung glaubte ich der Sache geben zu müssen. Ich erhielt dadurch, daß sie ihre Ladung in die Luft schossen, und gab nun de Vic ein Signal, das er vollkommen verstand, und seine Flagge abnahm, den Engländern aber dafür bey einer andern Gelegenheit, wie er mir hernach erzählte, Rache schwur. Ich zweifle sehr, ob er sich bey dieser Gelegenheit mit Vortheil herausgezogen haben würde. Doch dem sey wie ihm wolle; der Zwist wurde auf diese Art beygelegt, und unsre Ueberfahrt ging ruhig vorbey.

Ich langte im Dover um 3 Uhr nach Mittag an. Beaumont erwartete mich mit dem Herrn von Lucnau, der in England eben das Amt bekleidet, welches Gondoy in Frankreich hat. Es ist der Theil des Empfangs der Gesandten, welcher im Quartiermachen und in der Herbeyschaffung der Lebensmittel, Pferde und Wagen und d. gl. besteht. Der Maire von Dover machte mir auch sein Bewillkommnungskompliment, und der Zuru-

ruf des Volks war ſo ſtark, als, wie man ſagte,
weitem noch bey keinem Geſandten. Ich ließ mich
dem Pröbchen, das ich ſo eben erſt von der Eng-
en Höflichkeit erhalten hatte, nicht mehr täuſchen.
ch ehe ich Dover verließ, erhielt ich noch ein
ytes.

Der Gouverneur der Stadt ſchickte mir ſeinen
ffen, um mich zu bitten, daß ich zu ihm kommen
das Schloß in Augenſchein nehmen möchte, da
elbſt nicht zu mir kommen könne, weil ihn das Po-
ra im Bett gefangen halte. Auf dieſe Einladung
te eine zwote, die mir einen vortheilhaften Begriff
der Lebensart deſſen erweckte, von dem ſie kam.
hätte geglaubt einen unverzeihlichen Verſtoß gegen
Höflichkeit zu machen, wenn ich hierauf von Dover
dieſen Gouverneur beſucht zu haben, abgereiſt
e. Ich nahm am folgenden Tag alle meine Leute
dahin, ſah aber bald, daß man uns in keiner an-
Abſicht ſo höflich dahin genöthigt hatte, als um
Geld von uns zu ziehen, das man denen abfodert,
he die Neugierde haben, das Schloß von Dover
zu wollen. Man foderte es von allen meinen
en auf eine ſehr unhöfliche Art, und ließ dann alle,
ausgenommen, den Degen abgeben. Da wir
Gouverneur, Thomas Wimes, vorgeſtellt wur-
der uns ſitzend in ſeinem Armſtuhl empfieng, ſchnitt
häßliche Geſichter, ſo bald nur einer ſeine Thürme
Mauern anſehen wollte, daß ich mich ſogleich ohne
r ſehen zu wollen, unter den Vorwand ihn nicht
iigen zu wollen, zurückbegab. Ich hatte meine
leiter ermahnt, die Regeln der franzöſiſchen Höf-
it wohl zu beobachten, was ſie auch immer hören
ſehen möchten, und es ſchien mir, daß dieſe Er-
nung nicht zur Unzeit angebracht war.

Als es dazu kam, mich auf den Weg nach London zu begeben, war Lucnau nicht mehr der höfliche und dienstfertige Mann, der einen Augenblick zuvor mich um die Liste meines Gefolgs gebeten hatte, um, wie er sagte, ihnen Pferde und Wagen geben zu können. Ich mußte nun glauben, daß er dadurch nur diese Liste von mir herauszulocken gesucht habe, um sie nach London zu schicken, weil er alle meine Leute mit Pferden, so gut sie konnten, sich selbst und auf ihre Kosten versehen ließ. Das sanfte Volk vermiethete sie so theuer, und war dabey so trotzig, daß es schien, als erzeigte man uns noch eine Gnade dadurch. Unsre Franzosen thaten alle, als bemerkten sie das Unhöfliche dieses Verfahrens gar nicht. Ich selbst bediente mich des Wagens des Grafen von Beaumont.

Mit dem Adel in der Gegend von Canterbury hatte ich mehr Ursache zufrieden zu seyn. Er eilte herbey, als ich durchpassirte, und um mir alle mögliche Ehre zu bezeugen, that er, als geschehe es auf Befehl des Königs von England. Canterbury ist eine kleine außerordentlich volkreiche Stadt, und so höflich, daß ich nirgends so ausgezeichnet behandelt wurde. Einige umarmten meine Knie, andere küßten mir die Hände, noch andre brachten mir Blumen. Dieß ist aber nicht auf Rechnung der Engländer in dieser Gegend zu setzen. Diese behalten überall ihre angeborne Abneigung vor den Franzosen. Es kam von Walonen und Flammändern, die sich zu allen Zeiten in diese Stadt der Religion wegen geflüchtet, und sie nach und nach aber endlich doch ganz umgeändert haben, da sie jetzt zwey Drittheil der Einwohner ausmachen. Ich besuchte die Kirche zu Canterbury und blieb bey dem Gottesdienst. Die Kirche ist sehr schön. Ich hörte in derselben eine vortreffliche Musik. Die Stiftsherren waren

noch

och viel freundlicher gegen mich, als ſie hörten, daß
ch von ihrer Religion wäre. Einer von ihnen zeigte
ch ſo eingenommen für Frankreich, daß er mir eine
Eröffnung machte, die hernach dem König ſelbſt durch
urch Aerſens beſtätigt wurde. Dieſer Kanonikus hat-
Arnaud genau gekannt, den Vater deſſen, welchen
h bey mir unter meinen Sekretären hatte. Er beſuch-
dieſen, als er hörte, daß er ein Sohn ſeines Freun-
s ſey, und ſagte ihn, daß er von dem Sekretär des
rafen von Arenberg, des Erzherzoglichen Geſandten,
elcher erſt vor einigen Tagen durch Canterbury ge-
mmen ſey, erfahren habe; ſein Herr ſolle dem König
on England, um ihn in ein Bündniß mit Spanien
ziehen, vorſtellen, daß Heinrich große Entwürfe
ber England habe, die in den nächſten zwey Jahren
r Ausführung kommen ſollten. Er ſollte daher Sr
ritanniſchen Majeſtät mächtige Hülfe von Spanien
bieten, um dieſen Abſichten durch Wegnehmung ge-
ſſer franzöſiſcher Provinzen, auf die er gerechte An-
rüche hätte, zuvor zu kommen.

Mylord Sidney bekomplimentirte mich hier im
amen des Königs von England, und machte mir
uſend angenehme Anerbietungen. Da ich wußte,
ß derjenige, welcher eben dieſen Auftrag bey dem
rafen von Arenberg gehabt hatte, Mylord Howard,
mlich ein Neffe des Herzogs von Nordfolk, Onkel
s Obriſtkammerers, Mitglied des Geheimen Conſeils,
ſo von weit höhern Range war, ſo befürchtete ich
nfangs deswegen eine Geringſchätzung von Seiten
s Königs von England. Da ich aber hernach über-
gte, daß der, welcher den Geſandten von Spanien
ſt empfangen hatte, noch geringern Standes als
idney war, ſo ſchloß ich daraus, daß dies alles wohl
r von ungefehr ſo gekommen ſeyn konnte; beſonders

da wirklich die Ehrenbezeugungen, welche Sidney mir erwies und durch den Adel erweisen ließ, so groß waren, daß ich selbst nicht mehr hätte wünschen können. Ich eröffnete mich hierüber gegen Beaumont, und empfahl ihm diese Erklärung so geschickt anzubringen, daß es keine Veranlassung geben könnte, Mißverständnisse zu sehen, wo niemand welche sonst erblickt haben möchte. Beaumont wendete sich an Sidny selbst, und wußte der Sache eine so gute Wendung zu geben, daß er selbst zuerst an den Hof nach London schrieb, man müsse mir einen Grafen, aus dem geheimen Rath, entgegenschicken; was auch geschah. Der Graf von Southampton, einer der Minister und Vertrauten Jakobs, kam zu mir nach Gravesand, im Nahmen des Königs mit einem zahlreichen Gefolge von Edelleuten. Wir waren dahin durch Rochester gekommen, wo wir in Ansehung der Aufnahme einen großen Unterschied von Canterbury bemerkten. Die Bürger dieser Stadt löschten die Zeichen wieder aus, welche die königlich Englischen Fouriers an ihre Häuser geschrieben hatten, wo wir einquartiert werden sollten. Ich fuhr in Gravesand auf den Barken des Königs ein. Dies sind bedeckte, sehr prächtig verzierte Fahrzeuge. So fuhr ich die Themse hinauf bis London, wo uns bey unsrer Ankunft der Tower allein mit mehr als dreitausend Kanonenschüssen begrüßte, ohne die Abfeurungen verschiedener kleiner Schiffstücke, und ohne das Musketenfeuer auf dem Damm und den Platz vor dem Tower. Ich habe noch nie ein schöneres Feuer gesehen. Ich stieg unter dem Tower ans Land, wo eine Menge Wagen, bey denen Southampton und Sidney die Honneurs machten, mich erwarteten, um mich mit meinem ganzen Gefolge zum Hotel des Graven von Beaumont zu führen, das ich für diesen Tag angenommen hatte.

Das

s Zuſtrömen des Volks war ſo groß, daß wir kaum Mühe durchkommen konnten.

Ich hatte ſogleich dieſen Abend Gelegenheit, die en Engländer, die man mir zugegeben hatte, ken- zu lernen. Als wir bey Beaumont abgetreten en, nahm mich Mylord Southampton bey Seite. ſagte mir, daß der König welcher ſich in Windſor, n Schloß zwanzig Meilen von da, befände, ihm hlen habe, heute noch, ſo ſpat es auch ſeyn möge, in zu ihm zu kommen, um ihm von meiner An- ſt und den nähern Umſtänden derſelben Nachricht eben. Hierauf bat er mich dringendſt und mit vie- Anrühmung ſeines Eifers, ihm doch etwas beſonders Se. Majeſtät auf zu tragen; ohne Zweifel in der Ab- , ſich eine Ehre daraus zu machen. Nach ihm Mylord Sidney mit dem nemlichen Geſuch zu , indem er mir ſehr freundlich zu erkennen gab, die e, welche er gehabt habe, mir zuerſt entgegenge- kt zu werden, und ſeine Ergebenheit gegen Se al- riſtlichſte Majeſtät würde wohl verdienen, daß ich ihn wenigſtens einige der verbindlichen Aufträge ehielte, die ich hätte, und — ſetzte er hinzu, — gegen Southampton nicht ganz entdeckte. Ich wohl, daß ſie untereinander eiferſüchtig darauf wa- , dem König die erſte Eröffnung von mir zu brin- , dankte beyden höflich und gab Sidney den Vor- ; das heißt, der erſte bekam nur falſche, dieſer nur emeine Eröffnungen, an deren Geheimhaltung mir es gelegen, oder deren Bekanntwerdung mir viel- r lieb war.

Sie machten beyde nach ihrem Gutdünken Gebrauch on. — Ich ſpeiſte dieſen Abend und übernachtete Beaumont, aß auch den folgenden Mittag da, die kurze Zeit nicht hinreichte, mir eine Wohnung

indeß zurecht zu machen, bis die in dem Arondelschen Palast einem der schönsten in London fertig war, welcher die Bequemlichkeit vieler in einander gehender Zimmer hat. Diesen bereitete man wirklich für mich. — Inzwischen war mein ganzes Gefolge in großer Verlegenheit, da sie nicht bey Beaumont einquartiert werden konnten. Man suchte Häuser in dem ganzen Viertel. Es hielt aber schwer, welche zu bekommen. Alle Bürger weigerten sich Franzosen einzunehmen, weil ihnen die Behandlung, die sie von den Leuten des Marschalls von Biron erlitten hatten, noch in frischem Andenken war. Der größte Theil mußte beynahe auf der Straße übernachten.

Man muß gestehen, daß wenn alles, was ich in diesem ganzen Viertel hievon gehört habe, wahr ist, Biron nicht übel daran gearbeitet hatte, die Erbitterung der Englischen Nation gegen die unsrige durch die Ausschweifungen zu rechtfertigen, die er seiner ganzen Dienerschaft zugelassen hatte. Ich will nichts halb sagen, besonders, da, was ich sage, vielleicht für die Verbesserung unsrer Sitten nützlich werden kann. Unsre jungen Franzosen haben das unbesonnene leichtsinnige Wesen, dieß freye und selbst unverschämte Betragen noch nicht abgelegt das man uns zu allen Zeiten vorgeworfen hat. Unglücklicherweise sind sie unter Fremden eben so wenig einer Ueberlegung fähig, als zu Hause, wo sie gewohnt sind, ganz zügellos in Spielhäusern und andern schändlichen Oertern herum zu rennen.

Ich für mich konnte nur dafür stehen, daß, wenn mein Betragen Frankreich nicht ganz von diesem Vorwurf befreyen sollte, ich ihn doch wenigstens nicht in Ansehung derer verdienen würde, über die ich zu befehlen hätte. Ich beschloß, mein Ansehen so zu gebrau-

brauchen, daß ich mein ganzes Haus in einer strengen Ordnung hielt. Ich erklärte dies öffentlich, und da Ermahnungen allein, hier beynahe immer unfruchtbar sind, ergriff ich eine Gelegenheit — die sich beynahe in eben dem Augenblick ereignete, und die ich erzählen will, — um ein Exempel zu statuiren.

Da ich am folgenden Tag in ein schönes Haus einquartiert worden war, das auf einen großen Platz stieß, um welchen die Quartiere meines ganzen Gefolgs umher lagen, gingen einige von diesen zu schlechten Weibsbildern. Sie fanden einige Engländer dort, mit denen sie Händel bekamen, sich schlugen, und einen todt niederstreckten. Das Volk war schon zum voraus nicht gut auf uns zu sprechen. Durch die Familie des Erstochenen, der ein guter Bürger war, wurde es noch mehr aufgehetzt, rottirte sich zusammen und fieng an, laut zu drohen, daß man alle Franzosen selbst in ihren Wohnungen niedermachen wolle. Die Sache bekam bald ein äusserst ernsthaftes Ansehen, da der Haufen bis über Dreytausend Köpfe anwuchs. Unsre Franzosen suchten deswegen eine Freystadt in dem Hause des Gesandten. Ich bemerkte es anfangs nicht. Es fieng an Nacht zu werden, und ich spielte mit dem Marquis D'Oraison, mit Saint-Luc, und Vlerancourt eine Partie Prime. Da ich sie aber truppweise, zu drey und vieren in großer Bewegung herein kommen sah, so schloß ich endlich, daß etwas besonderes vorgefallen seyn müsse; und erfuhr zulezt von Du Terrail und Gadancour die Ursache dieser Unruhe.

Die Ehre der Nation, meine eigene Würde und der Erfolg meiner Unterhandlung stellten sich sogleich meinem Geiste dar. Ich empfand einen lebhaften Unwillen darüber, daß meine Anwesenheit in London sich sogleich

sogleich durch einen so verdrüßlichen Vorfall auszeichnen sollte. Mein ganzes Aeusserliche muß in diesem Augenblick ein getreuer Ausdruck dessen gewesen seyn, was in mir vorging. Ich stand in der ersten Bewegung auf, ergrif ein Licht von Tisch, und befahl allen, welche im Zimmer waren — es waren wohl hundert — sich längs der Wände in eine Reihe zu stellen, indem ich hoffte, daß so der Mörder meiner Nachsuchung nicht entgehen würde. Wirklich erkannte ich ihn auch sehr leicht an seiner Bewegung und Furcht. Erst wollte er läugnen; ich brachte ihn aber bald zum Geständniß. Es war ein junger Mensch, der einzige Sohn des Großauditors bey der Canzley, Herrn von Combaut, sehr reich und noch dazu mit Beaumont verwandt. Dieser kam in diesem Augenblick herein und bat mich ihn ihm zu überlassen, damit er ihn zu retten versuchen könnte.

„Ich wundre mich nicht, antwortete ich Beaumont „ernst und unwillig, daß es Mißverständnisse zwischen „Ihnen und den Engländern giebt, da Sie fähig sind, „Ihr und Ihrer Anverwandten Interesse dem Nutzen „des Königs und des Staats vorzuziehen. Ich werde nicht zugeben, daß der Dienst meines Herrn und „so vieler Edelleute von gutem Hause wegen einem al„bernen hirnlosen bürgerlichen Gecken leide.“ So erklärte ich Beaumont rein heraus, daß Combaut sogleich den Kopf verlieren müsse. „Was, rief Beau„mont, einem meiner Verwandten, der zweymalhun„derttausend Thaler hat, einem einzigen Sohn, den „Kopf abschlagen lassen! Ist dieß der Dank für die „Mühe und Kosten, die er sich nicht dauern ließ, Sie „zu begleiten?“ — Schade für solche Gesellschafter, antwortete ich ihm abermals ganz bestimmt, und — um die Sache kurz zu machen, befahl ich Beaumont mein Zimmer zu verlassen, weil ich ihn nicht bey dem

Blut-

lutrath haben wollte, den ich itzt gleich über Com-
ut halten zu laſſen im Sinn hatte, um das Todes-
theil gegen ihn zu fällen.

Ich berief nur die älteſten und verſtändigſten dazu.
a der Schluß ſogleich gefaßt war, ſchickte ich Ar-
ud ab, dem Maire von London die Anzeige davon
machen, und ihn zu bitten, daß er morgen ſechs
erichtsſchergen bereit halten möchte, um den Delin-
enten auf den Richtplatz zu führen, und den Diener
r Gerechtigkeit dahin beordern. Der Maire ließ
ir wieder ſagen, daß er bereits den aufgebrachten
aufen zur Ruhe gebracht hätte, indem er ſich wohl
mir verſehen habe, daß ich Genugthuung geben
ürde. So eben ſey er im Begriff geweſen mich dar-
n zu bitten, als er den Brief und das Urtheil em-
angen habe. Er ermahnte mich, es zu mildern. Meine
trenge mochte ihn nun entwafnet haben, oder er moch-
, wie es wahrſcheinlich war, durch Geſchenke von
r Familie des Schuldigen gewonnen worden ſeyn.
ch ließ den Maire wieder antworten, daß ich einen
usſpruch nicht widerrufen würde, welchen zu geben
ich keine höhere Macht noch irgend eine menſchliche
ückſicht hätte vermögen, von welchem aber auch nichts
ich hätte abhalten können, daß er mir bey dem König
einem Herrn und bey der ganzen Brittiſchen Nation
as Zeugniß verſchaffen müſſe, meine Pflicht bey die-
r Gelegenheit erfüllt zu haben. Ich könne hierin nichts
eiter thun, als ſie ganz von mir wegzuſchieben, ihn
amit zu beladen, und ihm den Gefangenen zur Be-
rafung zu überlaſſen, wie er ſelbſt nach den Engliſchen
eſetzen thun zu müſſen glauben würde. Wirklich
hickte ich ihn ihm zu. Die Sache ward dadurch eine
eſondere Angelegenheit zwiſchen dem Maire und Com-
ut, oder vielmehr Beaumont, welchem es leicht

wurde,

wurde, jenen vollends zu gewinnen, und die Loslassung seines Vetters von ihm zu erhalten, ohne daß man mich beschuldigen konnte, ihm die Hand dazu geboten zu haben. Ich sah vielmehr, daß die Franzosen sowohl als die Engländer überzeugt blieben, die Sache würde unter meinen Händen nicht so gelind abgelaufen seyn; welches dann zwo verschiedene Wirkungen hervorbrachte, indem diese mich mehr zu lieben, jene mehr zu fürchten anfiengen.

Ich hatte dadurch schon ein Hinderniß weniger für meine Unterhandlung. Doch blieben noch eine Menge übrig, sowohl von Seiten der Nation überhaupt, als von Seiten des Königs und andrer einzelner Personen, welche alle ihr verschiedenes Interesse hatten, sie zu verhindern. Es ist sicher, daß die Engländer uns hassen, und zwar so sehr und durchgängig, daß man in Versuchung geräth diesen Haß unter die natürlichen Anlagen dieses Volks zu zählen. Eigentlich ist er die Folge ihres Stolzes und Uebermuths, indem kein Volk in Europa hochmüthiger, höhnischer und mehr von hohen Begriffen über seine eigne Vortreflichkeit berauscht ist. Wollte man ihnen glauben, so sind Geist und Verstand nirgends zu Haus als bey ihnen. Sie vergöttern alle ihre, verschmähen alle fremde Meinungen, und lassen sich nie einfallen, andre zu hören, oder ein Mißtrauen in sich selbst zu setzen. Uebrigens schaden sie durch diese Denkungsart mehr sich selbst als uns. Sie sind dabey die Sklaven aller ihrer eigensinnigen Einfälle. Rund von den Wogen des Meeres umgeben, könnte man sagen, haben sie dessen ganze Unbeständigkeit angenommen. Alles wird bey ihnen nach der Laune ihrer augenblicklichen Stimmung verändert. Der einzige Unterschied zwischen ihnen und den Völkerschaften Europens, welche für die veränderlichsten gelten, be-

beſteht darin, daß bey ihnen die Veränderlichkeit nicht eine Folge von Leichtſinn, ſondern von einer ewig unter tauſend verſchiedenen Geſtalten wiederkehrenden Eitelkeit iſt. Da ſie aus Eigenliebe Sklaven aller ihrer Launen ſind, ſo wird oft, was ſie ſehr weislich angeordnet, oder feſt beſchloſſen zu haben glauben, im nächſten Augenblick zernichtet, ohne daß ſie einen Grund davon ſich ſelbſt oder andern anzugeben vermögen. Auch ſind ſie ſo wenig mit ſich ſelbſt einig, daß man ſie oft nicht für dieſelben Leute halten möchte, und daß ſie bisweilen ſelbſt erſtaunt ſcheinen, ſich beſtändig unſchlüſſig zu finden. Man prüfe einmal, was bey ihnen Staatsgrundſätze heißt; man wird nichts finden als die Geſetze des Stolzes, angenommen aus Uebermuth oder aus Trägheit.

Nach dieſer Skizze könnte es auf den erſten Blick ſcheinen, daß einem Geſandten es nicht ſehr ſchwer fallen dürfte, ihnen neue Entſchlüſſe beyzubringen. Dies iſt auch wahr, aber nur auf den Augenblick. Nachher erinnern ſie ſich deſſen nicht mehr, wovon ihr ſie noch ſo feſt überzeugt zu haben glaubt, ſo daß wohl gar der König von Frankreich bey ihnen beſtändig einen Mann von Geiſt und Anſehen halten ſollte, der ſich wider ihren Willen Gehör bey ihnen verſchaffen und ſie gleichſam zwingen könnte vernünftig zu ſeyn. Dennoch würde auch in dieſem Fall täglich ihr Hochmuth zu bekämpfen ſeyn, der ſie verleitet, ſich für unendlich über alle Völker Europens erhaben zu halten. 18)

Frankreich darf alſo nicht mehr auf England als auf ſeine andern Nachbarn zählen. Die wahre ächte Politik, welche es zu befolgen hat, iſt, hier im Vorbeygehen geſagt, dieſe: ſich von innen ſelbſt in eine ſolche Verfaſſung zu ſetzen, daß es nicht nur keines Fremden bedarf, ſondern auch ganz Europa ſeine Wichtigkeit

tigkeit und Unentbehrlichkeit fühlen lassen kann. Eine Sache, die nur für Staatsdiener ihre Schwierigkeiten hat, welche blos Macht und Krieg für die Mittel halten, zu diesem Zweck zu gelangen. Aber weit gefehlt! Der Monarch darf sich nur als Freund der Ruhe, uneigennützig für sich selbst und voll Billigkeitsgefühl gegen andre zeigen, so kann er sicher seine Nachbarn in jener Abhängigkeit erhalten, die einzig von Bestand ist, weil sie die Herzen gewinnt, statt nur Maschinen zu unterwerfen.

Ich gehe noch weiter, und behaupte, daß der Friede das große und allgemeine Interesse Europens ist. Die kleinern Fürsten müssen sich unaufhörlich bemühen, die Mächtigern durch die gelindesten Mittel dabey zu erhalten, diese aber müssen wenn es nöthig ist, jene durch Unterstützung der Schwächern und Unterdrückten zu demselben zwingen. Dies ist der einzige Gebrauch, den sie von ihrer Ueberlegenheit machen sollten. Ich wundre mich, wie in dem, doch aus so vielen gesitteten Nationen bestehenden Europa noch so wilde und kurzsichtige Grundsätze befolgt werden können. Worauf läuft die tiefe Politik, welche es zu besitzen sich schmeichelt, hinaus, als auf unaufhörliches Wüthen in seinen eigenen Eingeweiden. Immer und überall kommt sie auf den Krieg zurück, kennt kein anderes Mittel, und sinnt auf keine andere Auseinandersetzung. Dazu allein greift der kleinste Fürst wie der größte Potentat. Der einzige Unterschied zwischen beyden ist, daß jener es mit weniger Geräusch und mit fremder Hülfe thut, dieser mit großen Zurüstungen und oft allein, um mit seiner Größe zu prahlen. Warlich ein großer Unverstand! Warum müssen wir uns denn selbst die Nothwendigkeit auferlegen, immer erst durch den Krieg zum Frieden zu gelangen? Dieser ist doch wohl

r Zweck bey jedem Krieg; und dieſes ſelbſt iſt der ganz
türliche Beweis, daß man zum Krieg nur aus Man-
l eines beſſern Auskunftmittels, greife. Indeſſen
ewirren wir dieſe Wahrheit ſo ſehr, daß es ſcheint,
machten wir nur Frieden, um Krieg zu bekommen.
och! wir kommen wieder auf unſre Engländer!

Am Londner Hof konnte man vier Arten von Leu-
zählen, die eben ſo viel verſchiedene Faktionen bil-
en. Schon hieraus kann man, was auch wahr
, ſchließen, daß dort alles voll Verdacht, Mißtrauen,
ferſucht und heimlicher, ſelbſt öffentlicher Unzufrie-
n ſeyn mußte. Ich kann übrigens verſichern, daß
nichts ſagen werde, wovon ich nicht, durch eigne
tdeckungen oder durch die Reden der wirklich oder
geblich Franzöſiſchgeſinnten und der Mißvergnügten
e auf irgend eine Weiſe ganz genaue Kenntniß er-
gt zu haben glaube. Die erſte dieſer Faktionen
r die Schottiſche, die hauptſächlich aus dem Grafen
Mare, Mylord Mountjoye, Ritter Aſtins, Ken-
und andern Kammerherrn (oder wie man ſie hier
nt, — Bettjunkern) beſtand. Sie hielten es mit
nkreich, und konnten den König auf dieſe Seite
gen, welcher dazu aufgelegt ſchien, ſich ganz beherr-
n zu laſſen. Einige von ihnen waren brave Degen,
r ganz unerfahren im Cabinet. Ich habe den Gra-
Lenox nicht mit darunter gezählt, weil er zwar auch
franzöſiſcher Seite war, aber doch unter den Schott-
dern einen von dem des Grafen von Mare verſchie-
en und ſelbſt dieſem entgegengeſetzten Anhang hatte.
es geſchah nicht ſowohl nach der Politik als wegen
Vortheils, das Ohr des Herrn zu haben, worüber
einander haßten. Die Schottiſche Partei zerfiel
wieder in zwo Unterabtheilungen.

Die zwote derselben ganz entgegengesetzte war die Spanische. Alle Howards waren unter dieser, an der Spitze stand der Admiral dieses Namens, der Obristkämmerer, der Oberstallmeister, die Hume, und andre minder angesehene.

Die Dritte bestand aus einer Anzahl alter Engländer denen Spanien und Frankreich gleich galten, oder die gleich eifersüchtig auf beyde Nationen, keiner von beyden anhiengen, Flandern von beyden unabhängig machen und das alte Burgundische Reich wieder aufrichten wollten. Die Häupter dieser Faktion waren der Kanzler, der Oberschatzmeister, und der Staats-Sekretär Cecil, so viel sich wenigstens von einem Mann vermuthen ließ, welcher ganz Geheimniß war. Er trat bey den Parteyen zu und ab, je nachdem es ihm seine besondern Vortheile zu fordern schienen. Er hatte bey der alten Regierung die Hauptrolle gespielt, und legte mit eben der Feinheit es darauf an, auch die neue Regierung zu lenken. Seine Erfahrung sowohl als seine Geschicklichkeit machten ihn schon in den Augen des Königs und der Königin zu einem unentbehrlichen Mann.

Endlich rechnete man zu einer vierten alle, welche sich in die Geschäfte mengten, ohne in irgend einer Verbindung mit denen zu stehen, die hier aufgezählt worden sind, selbst ohne bestimmte Uebereinkunft unter sich selbst, diese ausgenommen, sich nicht zu trennen, und sich zu keiner Partey zu schlagen. Unruhige Köpfe, ächt brittischen Charakters, und bereit alles für Neuerungen zu unternehmen, wär's auch gegen den König selbst. An ihrer Spitze hatten sie die Grafen von Northumberland, Southampton, Cumberland, Mylords Cobham, Raleigh, Greffin, und andere.

Noch war bey allen diesen Faktionen nichts hell zu sehen als Eifersucht und wechselseitiger Haß. Es war unmöglich zu errathen, welche die Oberhand behalten, und den König auf ihre Seite ziehen würde. Dem Anschein nach konnten nur Cabinetsmänner und die Günstlinge der Kammer sich seine Gunst streitig machen. Die erstere, weil sie es bey ihrer Feinheit und Einsicht meistens besser anzugreifen wissen, um ihren Herrn zu gewinnen; die andern weil sie den Vortheil, des vertrauten Umgangs und des Antheils an den Lustpartien haben. Allein die Stimmung und die Neigungen des Königs waren selbst schon an sich noch nicht bekannt genug. Eine Krone, wie die Englische, konnte noch überdieß allzustarke Veränderungen in jenen bewirkt haben. Noch konnte man richtig gerathen zu haben nicht sicher seyn.

Was ich zu befürchten hatte, war, daß von allen Gesinnungen, die man dem König Jakob beyzubringen suchte, die für Frankreich am schwersten Eingang finden möchte. Er hatte bisher wie die nordischen Mächte gedacht, welche Oestreich als drey verschiedene Häuser betrachten, und es in das Spanische, Teutsche und Burgundische theilen. Das erste war ihnen als zu übermächtig und allzu unternehmend verhaßt. Das andere verachteten sie; doch hätten sie gerne gesehen, wenn sie es von der Verbindung mit dem Papst, Spanien und den Jesuiten hätten abziehen können. Das dritte, das für sie nur in der Einbildung vorhanden war, war so sehr nach ihrem Geschmack, daß sie nichts gespart haben würden, um es wieder herzustellen, wenn sie es nur auch von dem Spanischen und Teutschen Interesse hätten trennen können, oder wenn wenigstens diese Mächte Verzicht darauf gethan hätten, irgend etwas von einander zu fordern.

Jakob war bey weitem nicht so für Heinrich eingenommen, als Elisabeth. Man hatte ihm hinterbracht, daß er ihn spöttisch capitaine ès arts, clerc aux armes zu nennen pflege. Es hielt schwer, zu bewirken, daß nicht im Anfang die Vorstellung von den alten Ansprüchen Englands an Frankreich, von denen man ihn sehr ernstlich unterhalten hatte, einigen Eindruck auf ihn machten. Von mir hatte man ihm gesagt, daß mein Bruder und ich sehr unehrerbietige Reden von Seiner Person geführt hätten. Setzen wir noch, um diesen Fürsten genauer zu schildern, dazu, daß er rechtschaffen und gewissenhaft war, daß er Beredsamkeit und selbst Gelehrsamkeit besas, doch minder als Scharfsinn und Anlage ein Gelehrter zu werden. Er hörte es gern, wenn man von Staatsangelegenheiten sprach, und ihn von großen Unternehmungen unterhielt, die er selbst mit methodischem und systematischem Blick abwog, sich aber nicht weiter darauf einließ. Denn er haßte von Natur den Krieg, und noch mehr, selbst Krieg zu führen. Er blieb kalt in seinen Handlungen, ausgenommen auf der Jagd. Er war ohne Aufmerksamkeit in Geschäften. Alles Zeichen eines stillen, furchtsamen Geistes, welcher fremder Leitung bedarf und folgen wird. Dieß war schon aus seinem Verfahren gegen seine Gemahlin leicht zu schließen.

Diese Prinzessin (20) hatte in ihrem Charakter keinen Zug von der Gemüthsart ihres Gemahls. Sie war von Natur kühn und unternehmend. Sie liebte Prunk und Glanz, Geräusch und Intriken. Sie hatte sich sehr weit in alle bürgerliche Faktionen eingelassen, nicht nur in Schottland, wegen der Katholiken, die sie unterstützte und selbst aufgesucht hatte, sondern auch in England, wo die Mißvergnügten, deren nicht wenige waren, es nicht ungern sahen, daß sie sich an eine

Prin-

Prinzeſſin anſchlieſſen konnten, die einſt ihre Königin werden ſollte. Man weiß, daß die Weiber, die nur allzu ſchwache Werkzeuge in ernſtlichern Angelegenheiten ſind, oft eine gefährliche Rolle in verwirrten Händeln ſpielen. Dem König konnte jenes alles nicht unbekannt ſeyn. Er hatte aber die Schwachheit, ſeiner Gemahlin ſich nie widerſetzen oder ihr ins Angeſicht widerſprechen zu können, da doch ſie ohne Scheu öffentlich bezeugte, daß ſie nicht immer mit ihm übereinſtimme. Er kam lange vor ihr nach London. Als ich hier ankam, war ſie noch in Schottland, und wenn es nach Jakobs Abſichten ging, ſo ſollte ſie ſobald nicht dahin kommen, weil er überzeugt war, daß ihre Gegenwart nur den Gang der Geſchäfte hindern würde. Er ließ ihr dieß bedeuten, und zwar mit einer Miene von Autorität, die freylich gegen Abweſende nichts koſtet, woran ſie ſich aber auch nicht ſehr kehrte.

Statt zu gehorchen, rüſtete ſie ſich vielmehr Schottland zu verlaſſen, nachdem ſie eigenmächtig und gegen den Willen des Königs, einen Oberhofmeiſter angenommen hatte. Die Grafen von Ortenay und Liſcois, zween Schottländer, gaben ihr das Ehrengeleite. Sie führte die Leiche des kleinen Prinzen, den ſie in Schottland gebohren hatte, mit, weil man das Publikum hatte bereden wollen, daß ſein Tod nur vorgeblich ſey. Auch ihren erſtgebohrnen Prinzen brachte ſie mit, den ſie öffentlich ganz zu regieren ſcheinen wollte, und dem ſie, wie man ſagte, lauter Spaniſche Geſinnungen einflöſte. Man zweifelte gar nicht, daß ihre Neigung ganz erklärt für dieſe Seite ſey. Uebrigens gab ihr dieſer Prinz keine Gelegenheit, ihn wegen ſeiner Gelehrigkeit hierin zu loben. Er haßte von Natur Spanien und liebte Frankreich; eine deſto glücklichere Ausſicht, da die Miſchung von Ehrgeiz, erhabner Den-

fungsart und Edelmuth, die man schon jetzt in ihm bemerkte, in ihm einen von den Prinzen zu versprechen schien, die viel von sich zu sprechen geben. Er kannte durch den Ruf den König von Frankreich, und nahm sich vor, ihn zu seinem Muster zu nehmen. Eine Plage für seine Mutter, die, wie man sagte, beschlossen hatte, ihm seinen französischen Anstrich zu verwischen, indem sie ihn nach Spanien bringen und dort erziehen lassen würde.

So fand ich den Hof in London, als ich mein Gewerbe dort begann. Der Charakter der übrigen Hauptpersonen, welche Theil daran hatten, wird sich in der Folge zeigen, soviel davon für diese Memoiren nöthig ist. Ich setze nur noch hinzu, daß man außer dem Grafen von Aremberg von Seiten der Erzherzoge und dem Prinz Heinrich von Nassau, nebst den andern Abgeordneten der Generalstaaten, noch stündlich den Ambassadeur Sr katholischen Majestät, und die Envoyes von Schweden und Dänemark erwartete. Diese letzten langten einen Tag nach mir an. Es waren zwar noch einige da, sie figurirten aber nicht genug, um hier eine Erwähnung zu verdienen. Es schien, als ob alle Haupter in der Christenheit den König von England sich zu gewinnen, für einen entscheidenden Meisterzug angesehen hätten.

Die ersten, welche ich sah, waren die Botschafter des Churfürsten von der Pfalz, welche beynahe unmittelbar nach meiner Ankunft mir einen Abschiedsbesuch machten, da sie dem neuen König bereits ihr Compliment gemacht hatten, und nun bald wieder zurückreisen wollten. Es fiel nichts besonders unter uns vor Einige Zeit, nachdem sie weggegangen waren, schickte Cecil seinen ersten Commis, um sich bey Beaumont zu erkundigen, um welche Stunde er mich am bequemsten

besuchen

besuchen könnte. Er kam nach Mittag. So lange wir vor Zeugen sprachen, unterhielt er mich von nichts als der Zuneigung des Königs von England gegen den König von Frankreich, von dem Verlangen das er trüge, ihm Beweise davon zu geben, und von andern Dingen dieser Art, die man nur als Compliment annehmen darf. Ich that indessen doch, als nähme ich sie für Ernst auf, als er nebst Beaumont allein bey mir im Zimmer war, um eine ungezwungene Gelegenheit zu haben, ihm alle die Vortheile zu schildern, die für beyde Kronen aus einer Verbindung unsrer Könige entspringen müßten, und ihre Dienste und bereits geschlossene Verbindungen herauszustreichen.

Da mir dieser allgemeine Anfang wenigstens dazu dienen mußte, einigermaßen die Neigungen des Manns zu erforschen, mit welchem ich sprach, so sah ich aus seiner Antwort, daß sie für meine Absichten nicht günstig seyen. Er hielt mir eine lange Rede, die mir beweisen sollte, daß sein Herr sich ganz nicht in die Angelegenheiten seiner Nachbarn mischen, sondern Holland sich selbst, so gut es könnte, aus seinen Händeln mit Spanien ziehen lassen müsse. Er sprach von Ostende als einer Stadt, die aller Mühe um ihre Erhaltung gar nicht werth sey, und von der Handlung nach beyden Indien als einem Vortheil, den man nach allen Grundsätzen der Staatsklugheit den Niederländern abnehmen müsse. Ich bestritt seine Meynung. Er schien mit meinen Gründe zufrieden, aber sehr wenig geneigt, sie bey dem König, seinem Herrn, zu unterstützen. Um von der jetzigen Materie abzuspringen, sagte er mir, Se Brittanische Majestät wären von Greenwich abgereist, um die Sollicitationen zu vermeiden, die der Graf von Aremberg ohne Zweifel versucht haben würde, um vor mir eine Audienz zu erhalten.

ten. Der König hätte ihm diese nicht abschlagen können, da er vor mir angelangt sey, und doch würde er sie ihm auch nicht gern zugestanden haben. Cecil fügte zu dieser Gunst, die er mir sehr zu erheben wußte, noch das Anerbieten hinzu, mir meine Audienz zu verschaffen, welches nicht weniger werth war, da es sonst gebräuchlich ist, daß die Gesandten den König darum bitten müssen. An ihm fehlte es nicht, wenn ich nicht auch das noch als eine besondere Gnade ansah, daß man einen Mann wie Er an mich abgeschickt hatte. Ich dankte dem Herrn Abgeordneten vielmals, und bat ihn, meine Dankbarkeit dafür dem König zu hinterbringen.

Durch alles, was dieser Staatssekretär versucht hatte, um mir zu verstehen zu geben, daß nach dem König niemand so viel vermöge als Er, und daß er selbst den stärksten Einfluß auf die Rathschlüsse des Königs habe, glaubte ich doch das Gegentheil zu erblicken. Ich muthmaßte sogar, daß er aus Furcht, einer seiner Mitwerber möchte ihm diese glänzende Verrichtung entreißen, sich bemüht, und zwar recht angelegentlich bemüht habe, von dem König den Auftrag zu erhalten, mit mir zu unterhandeln, wovon er jedoch so sprach, als wenn es Herablassung von ihm, und unter seiner Würde wäre.

La Fontaine und die Abgeordneten der Generalstaaten kamen, als Cecil wegging. Sie urtheilten eben so von seinem Benehmen, und es schien uns keine üble Vorbedeutung, eben so wenig als die Bemerkung, welche sie gemacht hatten, daß, seit Jakob meine Abreise von Frankreich nach London erfahren habe, er angefangen hätte, sie günstiger zu behandeln. Er hatte sogar öffentlich die Staaten Empörer und Aufrührer genannt. Sie wollten mich hernach bereden, daß der

König

König von Frankreich nicht dabey stehen bleiben müsse, dem König von England gemäßigte Gesinnungen für sie beyzubringen. Er müsse viel mehr sich öffentlich zu ihrem Beschützer aufwerfen. Hierüber war viel zu sagen; es war spät und die Tafeln besetzt. . . . Ich beurlaubte sie mit einer allgemeinen Versicherung, daß sie zufrieden gestellt werden sollten.

Am 21. gab ich ihnen eine bestimmtere Antwort, als Barneveld zu mir in den Arondelschen Palast kam, den ich so eben in Besitz genommen hatte. Er fieng, wie seine Collegen, damit an, daß er mir eine übertriebene Beschreibung von dem Elend der vereinigten Provinzen, von den Ausgaben, die sie seit dem Frieden von Vervies zu bestreiten gehabt hätten, von ihren Schulden und ihrer Erschöpfung, machte. Er versicherte, daß die Staaten nicht mehr weder Ostende behaupten noch den Spaniern Widerstand leisten könnten, wenn der König von Frankreich nicht ohne Verzug ein mächtiges Heer vorrücken ließe, um zu Land durch die Grenzen der Picardie oder die Länder des Erzherzogs in Flandern einzurücken. Kein Mittel wäre übrig, als die Spanier mit bewaffneter Hand vor Ostende zu verjagen, da, sagte er, die Erfahrung gezeigt habe, daß es den Spaniern leicht wäre, alle diese kleinen Hülfsleistungen, welche man ihnen zu Wasser schickte, einzeln nacheinander, so wie sie ans Land kämen, zu zernichten. Nach all diesen Klagen, schloß er, wie seine Kollegen vor ihm, damit, daß Heinrich sich zu ihrem Beschützer erklären und ein Schutz- und Trutz-Bündniß mit ihnen schließen müsse.

Ich antwortete Barneweld geradezu, daß sie diese Hoffnung ganz aufgeben müßten, da Heinrich gar keine Lust hätte, sich ihnen zu Gefallen die ganze Spanische

Macht auf den Hals zu ziehen, und allein die ganze Last eines Kriegs zu tragen, von dem er ganz keinen Nutzen zu gewarten hätte. Dieß sey ganz außer Zweifel, wenn sich der König von England nicht, für nichts, in diese Händel mischen wolle. Ich sagte ihm, was auch wahr war, daß ich deswegen weder einen Entschluß fassen, noch ihnen eine bestimmte Antwort ertheilen könnte, bis ich wenigstens vorläufig die Gesinnungen des Königs in Ansehung ihrer Angelegenheiten erforscht hätte. Ich fragte ihn, was denn er davon entdeckt habe, da er bey seinem langen Aufenthalt in London den König besser kennen müsse. Er wiederholte mir, daß dieser Herr ihm lange Zeit alle Hoffnung gänzlich benommen habe, da ihn seine Räthe und seine eigene Neigung anfangs auf Friedensgedanken gebracht hätten. Da er aber wahrscheinlich nachher überlegt habe, daß dieser Frieden England theuer zu stehen kommen würde, wenn sich die Flammänder durch seine Unthätigkeit genöthigt sehen sollten, unter die Herrschaft Spaniens zurück zu kehren, oder wenn sie sich derselben nicht anders als durch eine Ergebung an Frankreich erwehren könnten, da er überdieß vielleicht gefühlt habe, was England selbst von einer Macht, die sich ohne Recht noch Grund an alles mache, was ihr anstände, zu befürchten hätte, wenn ihrer Habsucht andere Gegenstände fehlen sollten: so hätte es geschienen, daß diese Betrachtung ihn in eine Unschlüssigkeit versetzt habe. Aus dieser scheine er sich noch jetzt nicht herausgearbeitet zu haben, vermuthlich weil er ihnen bis jetzt noch nichts anders habe sagen können, als daß er sich nicht von Frankreich trennen würde; daß er vielmehr nur die Ankunft des Französischen Gesandten erwarte, um sich enger mit Heinrich zu verbinden, und das Band durch eine Doppelheurath in ihren Familien fester zu knüpfen.

Was

Was mir Barneveld hier sagte, hätte einen Theil meiner Besorgnisse zerstreuen können, wenn der König von England einer von den Herrn gewesen wäre, auf welche man sich verlassen darf. Allein ich konnte in diesem allem von seiner Seite nichts als Verstellung oder wenigstens Unschlüssigkeit sehen, indem diejenigen von seinen Ministern, denen ich die genaueste Bekanntschaft mit den innern Angelegenheiten seines Cabinets zutraute, mir bey jeder Gelegenheit bezeugten, daß man vergebens sie vor Spanien in Furcht zu setzen suche, da schon die Lage ihrer Insel allein sie gegen jede Unternehmung eines jeden auswärtigen Feindes sicher stelle. Es würde selbst die äußerste Unvorsichtigkeit von den Staaten und von Barneveld gewesen seyn, anders davon zu urtheilen, und mit Maaßregeln zu Abwendung ihres gänzlichen Verderbens, bis Jakob seinen Entschluß gefaßt haben würde, zu warten. Ich hielt die Staaten für feinere Politiker, als daß sie diesen groben Fehler hätten machen sollen. In dieser Voraussetzung, die ich Barneveld mittheilte, beschwor ich ihn bey dem Wohl seines Vaterlands, mir nichts von den allergeheimsten Entschlüssen zu verhelen, die man von Seiten der Staaten gefaßt hätte, im Fall England sie im Stich lassen, oder, was nur allzu leicht möglich war, ihre Verlegenheit unter den jetzigen Umständen noch durch Abfoderung jener der Königin Elisabeth versprochenen Einlagerungsplätze vermehren würde.

Barneveld in die Enge getrieben, und in der Ueberzeugung, daß er in mir den Vertrauten eines Königs vor sich habe, welcher der einzige wahre Freund seines Vaterlands war, nahm nicht länger Anstand, mir alles zu gestehen. Er entdeckte mir, nachdem er sich nur erst bey mir ein Verdienst aus diesem wichtigen Geheimniß gemacht hatte, daß der Rath der vereinig-

ten

ten Provinzen beſchloſſen hätte, die Uebergabe dieſer Plätze auf alle Art zu vereiteln. Der Termin ihres Vertrags mit Eliſabeth biete ihnen, durch die Zeit, die man haben müßte, deſſen Inhalt zu unterſuchen, die Mittel dazu an. Würden ſie von England oder Spanien zu ſehr in die Enge getrieben werden, ſo würden ſie ſuchen den Braunſchweig-Vanderlepſchen Traktat wieder aufs Tapet zu bringen und Oſtende bis zu Erfüllung deſſelben zur Sequeſtration anbieten. Unterdeſſen würde ſich vielleicht ein günſtiger Umſtand ereignen, und auf alle Fälle würde man wenigſtens ſo viel dadurch gewinnen, daß für jetzt die mächtige Verſtärkung zurückgehalten würde, die man in Spanien gegen Oſtende rüſte.

Zum Verſtändniß deſſen, was hier von den Verträgen mit Eliſabeth und Spanien vorkommt, muß man wiſſen, daß die verſtorbene Königin von England von den Staaten gewiſſe Städte (Fliſſingen und la Brille) zum Unterpfand für die von ihr angeliehene Summen verlangt hatte, mit der für jene günſtigen Clauſel, daß dieſelbe ihr nicht ausgeliefert werden dürften, außer wenn ſie ohne die Königin ſich mit Spanien vergleichen würden. Was den andern Vertrag betrifft, ſo war zur Zeit der ſtärkſten Feindſeligkeiten zwiſchen Spanien und den vereinigten Niederlanden in Vorſchlag gebracht worden, die ſtrittigen Länder an das Haus Oeſtreich, alſo nicht an die regierende Spaniſche Linie, ſondern an die, welche den teutſchen Kaiſerthron beſitzt, heraus zu geben. Dieſer Traktat, angefangen von dem Herzog von Braunſchweig und fortgeſetzt durch den Grafen von Vanderley blieb ohne Erfolg, es mag nun an den Staaten, oder an Spanien, oder wahrſcheinlich an beyden gelegen haben. Die erſten verlangten, daß in dieſem Traktat alle Provinzen und

Städte

Städte begriffen ſeyn ſollen, in deren Beſitz Spanien in Flandern geſetzt worden oder verblieben war; weil ſie, wie ſie ſagten, zu viel wagen würden, wenn ſie ſo nahe Nachbarn von Spanien blieben, welches unter Begünſtigung eines falſchen Friedens ſich leicht deſſen wieder bemächtigen könnte, was es aufzugeben ſchiene. Spanien hingegen hätte nur ungerne ein ſo ſchönes Kleinod aus ſeiner Krone verloren.

Nachmittags machte mir der Venetianiſche Reſident Viſite, welcher Sekretär dieſer Republik war. Er ſprach eben ſo offenherzig mit mir, wie Barneveld, weil ſein Staat ſich eben ſo ſehr über Spanien zu beklagen hatte, eben ſo eiferſüchtig auf dieſe Macht war, und mit Frankreich in Verbindung ſtand. Er beſtätigte mir noch alles, was ich mir von der Unſchlüſſigkeit Jakobs vorgeſtellt hatte. Er ſagte mir, daß dieſer Herr, der ſo oft und ſo laut das große Wort: Europens Politik im Mund führe, im Grund ſich doch um nichts weniger bekümmere. Daß die ganze Verſtellung, aus welcher man ihm ein Verdienſt machte, noch nie in etwas anderm als darin beſtanden habe, daß er jedermann Hoffnung mache, ohne ſie je zu erfüllen. Daß Er dieſe Maxime nicht verlaſſen würde, da man oft von ihm die Aeußerung gehört habe, nur durch dieſen Kunſtgriff die Gefahren, welche ihn als König von Schottland bedroht hätten, abgewendet zu haben. Er werde davon jetzt nur deſto mehr Gebrauch machen, am Anfang einer Regierung, und an der Spitze eines großen Reichs, von dem er zur Zeit noch weder die Einwohner, noch die Geſchäfte, noch die Nachbarn kennte. Alles Dinge, die ihm ſeinen Grundſatz noch mehr empfehlen mußten.

Dieſe Bemerkungen des Venetianers zeugten von Einſicht. Er entdeckte mir hierauf das Verfahren des

Her-

Herzogs von Bouillon in Ansehungs des neuen Königs; daß er ihn durch die Envoyes des Churfürsten von der Pfalz zu bewegen gesucht habe, sich für ihn zu verwenden. Jakob aber habe ihnen kurz geantwortet, daß es einem großen Fürsten unanständig sey, sich eines empöreriſchen Unterthanen anzunehmen. Ich weiß nicht, was hierauf Bouillon von einem Einfall sich ersonnen haben mag, den er, la Trimouille, d'Entragues und du Plessis für sehr glücklich gehalten hatten: nehmlich den König von England zum Protektor der Calviniſtiſchen Partey in Frankreich und den Churfürsten von der Pfalz zu seinem Stellvertreter (Lieutenant) zu machen. Zum Agenten in London hatte Bouillon einen Engländer, Willem, der in seine Dienſte getreten war, nachdem er den Dienſt, welchen er bey St Majeſtät, als Waldhorniſte gehabt, verlaſſen hatte, auch einen von seinen Kammerdienern, welcher unter dem Namen Franz le Blanc bekannt iſt. Der Agent von d'Entragues war ein gewiſſer du Panni. Er kam oft zu Beaumont, und seine Hauptcorreſpondenz war mit dem Herzog von Lenox und seinem Bruder. Heinrich selbſt gab mir alle dieſe Nachrichten in seinen Briefen; und nach den Nachforſchungen, die ich darüber auf seinen Befehl anſtellte, fand sich alles ganz gegründet. Zuverläßig gewann d'Entragues dabey, daß er durch andere negotiiren ließ. Sonſt würde er in London bald für das erkannt worden seyn, was er war, für einen Menſchen von vielen Worten und wenig Geiſt. Das Zeugniß, das ich ihm hierüber überall gab, war seinen Angelegenheiten eben nicht förderlich.

Der Graf von Aremberg ließ mich an eben dem Tage auch beſuchen, und entſchuldigte sich, daß er nicht ſelbſt käme, damit, daß es wider die Gewohnheit wäre, Viſite zu machen, ehe man die erſte Audienz beym Kö-

nig

ig gehabt habe. Der Beſuch ging unter lauter Höf-
chkeiten, mit Verſicherungen von Dienſten, Friede
nd Freundſchaft, denen nichts als die Aufrichtigkeit
hlte, vorbey.

Der König von England, der mich ſchon hatte
iſſen laſſen, daß er mir am zwey und zwanzigſten,
nem Sonntage, Audienz geben würde, ſchickte mir
nen von Adel, um mir dieſe Verſicherung zu bekräf-
gen, und mir zu ſagen, daß ich mir die Zeit nicht lang
erden laſſen ſolle, auch um ſich in ſeinem Namen
u erkundigen, ob ich bequem wohne, und ob mir nichts
bgehe. Dieſe Gnade wurde durch ein Geſchenk von
nem halben Hirſch begleitet, dem erſten, wie mir der
König ſagen ließ, den er als ein groſſer Jäger in ſeinem
eben erlegt habe, da es in Schottland keine gäbe. Er
ahm davon Gelegenheit, mir ein Kompliment für
Heinrich zu machen, indem er ſagte, daß er dieß Weid-
manns-Glück der Ankunft eines Mannes zuſchreibe,
elcher von einem Fürſten käme, den man als den
König der Jäger anſehen könne. Ich antwortete, daß
ieſe Uebereinſtimmung der Neigungen zwiſchen Ihren
Majeſtäten mir Bürge für Ihre gänzliche Vereinigung
ey, wenn anders die Eiferſucht über die Jagd kein
Hinderniß verurſachte; daß ich mir aber auf dieſem Fall
ie Freyheit nähme, mich zum Schiedsrichter zwiſchen
Ihren Majeſtäten zu erbieten, indem ich hierin ſo un-
igennützig und ſo kalt wäre, daß der König, mein
Herr, wenn er auf die Jagd ritte, — weit entfernt zu
glauben, wie der König von England, meine Gegen-
wart könne Glück bringen, — mir gewöhnlich andere
Geſchäfte in meinem Cabinet auftrüge, wo ich, wie Er
ſage, glücklicher ſey. Obſchon nichts ernſtliches in die-
en Worten war, ſo war es mir doch lieb, daß ſie dazu
ienen konnten, mir einigen Credit bey Sr Brittiſchen
Majeſtät zu verſchaffen. Ich gab noch vorſätzlich mei-

nem

nem Compliment die Wendung, daß es der Eigenliebe Jakobs schmeicheln konnte, der sich, wie ich wohl wußte, durch jede Vergleichung mit dem König von Frankreich äußerst geschmeichelt fühlte. Ich schickte die Hälfte meines Geschenks dem Grafen von Aremberg, um seine Höflichkeit zu erwiedern.

Einer von den Befehlen, die ich zu Veranstaltung der Ceremonien meiner Audienz gegeben hatte, war Trauerkleidung für mein ganzes Gefolge, um den ersten Theil meines Auftrags, die Condolenz über das Absterben der Elisabeth, zu erfüllen, ob ich gleich in Calais schon erfahren hatte, daß niemand, weder Ambassadeur, noch Fremde, noch selbst Engländer schwarz vor dem neuen König erschienen sey, und obschon Beaumont mir hernach noch vorgestellt hatte, daß mein Vorhaben mit ungünstigen Augen an einem Hof angesehen werden würde, wo man alles so sehr darauf angelegt zu haben scheine, die große Königin in Vergessenheit zu bringen, daß man ihrer gar nie erwähne, und selbst ihren Namen zu nennen vermeide.

Gern hätte ich mir die Nothwendigkeit verborgen, in welcher ich mich befand, in einem Kleid, das dem König und ganz England einen Vorwurf zu machen schien, zu erscheinen.

Allein meine Befehle hierüber waren bestimmt, und übrigens ganz gerecht. Ich nahm daher keine Rücksicht auf Beaumonts Bitte, diese Ausgabe noch anstehen zu lassen, bis er deswegen an den Ritter Askins und einige andere, die am besten mit dem Hof-Ceremoniel bekannt wären, geschrieben hätte, was er auch that. Er erhielt Donnerstags, Freytags und selbst am Sonnabend den ganzen Tag keine Antwort, und ich beharrte auf meinem Entschluß, ungeachtet der Gründe, die er

mir

mir dagegen anführte. Sonnabend am Abend vor dem Audienztage, und so spät, daß ich mich eben niederlegte, kam Beaumont, mir zu sagen, daß Askins ihm geschrieben habe, alle Hofleute würden meine Handlung als eine Beschimpfung für sie ansehen. Der König würde mir es so wenig Dank wissen, daß es nur dieses Schritts bedürfe, um sogleich mein ganzes Gewerbe zum Scheitern zu bringen. Da dieß ganz mit dem übereinstimmt, was ich von Mylord Sidney, Vicomte Sarlot, la Fontaine und den Abgeordneten der Staaten gehört hatte, so konnte ich nicht wohl daran zweifeln. Um größeres Uebel zu verhüten, ließ ich mein ganzes Haus die Kleidung ändern. Meine Leute besorgten sich, so gut sie konnten. Da Lucnau am andern Morgen mir die Nachricht brachte, daß ich dem König um drey Uhr nach Mittag vorgestellt werden sollte, sah ich aus der Freude, die er über meinen abgeänderten Befehl bezeugte, daß es unumgänglich gewesen war, auf meiner Seite nachzugeben. Da man übrigens im Publikum wußte, daß ich nur der unvermeidlichen Nothwendigkeit nachgegeben hatte, so brachte mir die Sache so viel Ehre, als wenn ich meinen Vorsatz durchgesetzt hätte.

Funfzehntes Buch.

1603.

Die Garde des Königs von England, an deren Spitze sich der Graf von Derby befand, holte mich im Arondelschen Palast ab, und deckte meinen Zug bis zur Temse, deren Ufer sie besetzte, während ich mich nach Greenwich begab. Ich fuhr dahin auf königlichen Fahrzeugen. Hundert und zwanzig Edelleute waren bey mir, die ich aus allen meinen Leuten herausgezogen hatte. Der Graf von Northumberlond empfing mich am Lande und führte mich durch eine unzählbare Menge Menschen in den königlichen Palast.

Ich kam in ein Zimmer, wo man uns eine Collation vorsetzte, ganz gegen die sonstige Gewohnheit in England, wo die Gesandten nicht traktirt, ihnen nicht einmal ein Glas Wasser angeboten wird. Da Se Majestät mir sagen ließen, daß ich hineinkommen möchte, konnte ich über eine Viertelstunde nicht zum Fuß des Throns gelangen, theils wegen der Menge derer, die schon darinn waren, theils weil ich alle meine Leute vor mir her treten ließ. Kaum hatte mich dieser Herr erblickt, so trat er zwo Stuffen herunter, und wäre beynahe, aus Ungeduld mich zu umarmen, ganz heruntergekommen, wenn ihm einer der Minister, die ihm zur Seite standen, nicht ganz leise gesagt hätte, daß er nicht weiter gehen dürfe: „Wenn ich, sagte er hier„auf ganz laut, diesem Gesandten hier mehr als gewöhn-

„wöhnliche Ehre erzeigte, so wollte ich darum nicht, „daß sich andere darauf als eine Observanz sollten be„rufen können. Ich schätze und liebe ihn ganz beson„ders, wegen seiner mir wohl bekannten Liebe zu mir, „seiner Festigkeit in unsrer Religion, und Treue gegen „seinen Herrn.“ Ich wage es nicht, was er sonst noch zu meinem Lobe sagte, herzusetzen. Mit aller geziemenden Ehrfurcht nahm ich eine so verbindliche Erklärung auf, und beantwortete sie, nicht mit einer zierlich gesetzten Rede, wie man sie vielleicht hier erwartet, und wie sie vielleicht die Hofpedanten mehr nach ihrem Geschmack finden würden, sondern mit einen bloßen Compliment, das eben soviel sagte, und sich besser für mein Verhältniß schickte. Heinrichs Schmerz über Elisabeths Absterben, seine Freude über die Thronbesteigung des regierenden Königs, Lobeserhebungen für beyde Könige, alles war mit zwey Worten abgethan. Ich entschuldigte mich mit meinem Unvermögen und damit, daß Se Allerchristlichste Majestät Ihre Gesinnungen selbst ausgedrückt hätten. Damit übergab ich die Schreiben von Ihren Majestäten, unter welchen ich Se Britannische Majestät auf das Handschreiben Heinrichs aufmerksam machte. Der König las sie selbst und gab sie dann an Cecil. Er bezeugte, wie gerührt er über ihren Innhalt sey, indem er sagte: daß er die Leidenschaft, mit welcher er den König von Frankreich stets geliebt und seiner Regierung allen Seegen gewünscht habe, nicht in Schottland zurück gelassen hätte.

Ich fuhr fort, diesen Herrn zu bekomplimentiren, aber in dem gewöhnlichen Konversationston; der Ton der Harangue war mir äusserst lästig. Ich sagte ihm, daß Heinrich seine Freude öffentlich bezeugt hätte, auf dem Throne Englands einen Nachfolger zu sehen, wel-

cher deſſelben ſo würdig wäre, und dies durch eine ſo ſchnelle und einſtimmige Anerkennung. Wenn die Gegenwart Se. allerchriſtlichſten Majeſtät nöthig geweſen wäre, ſo würde er ſich mit Vergnügen überall hinbegeben haben, wo er hätte nützlich werden können, um Ihm Beweiſe von ſeiner aufrichtigen Wachſamkeit für ſein beſtes, und von ſeiner Anhänglichkeit an Seine Perſon zu geben. Ich hatte nicht Urſache, dies Kompliment zu bereuen. Jakob antwortete, ſelbſt wenn er England mit Frankreich in Krieg verwickelt gefunden hätte, ſo würde doch ſeine erſte Sorge dahin gegangen ſeyn, mit einem Fürſten in Frieden zu leben, welcher auf eine mit ſeinem Schickſal ſehr ähnliche Weiſe von dem Thron von Navarra auf den Franzöſiſchen gerufen worden ſey. Es ſey, ſetzte er hinzu, billig, immer dem Guten den Sieg über das Schlimme zu verſchaffen; er habe aber eine doppelte Freude darüber empfunden, ein gegen Frankreich freundſchaftlich geſinntes Reich zu verlaſſen, um ein andres nicht minder gutdenkendes anzutreten. Die verewigte Königin ward hier gelegentlich aber ohne ein einziges Wort zu ihrem Lobe genannt.

Da dieſer Herr hierauf länger und vertrauter mit mir ſprechen wollte, ließ er mich auf die höchſte Stuffe ſeines Throns treten. Ich ergriff dieſen Augenblick um ihn mein beſonderes Kompliment zu machen, worauf er mir ſehr gnädig dankte. Er machte mir kein Geheimniß daraus, was ihm von Paris aus von den Reden gemeldet worden ſey, die der König, ich und mein Bruder nach ſeiner Rückkunft aus Schottland von ihm geführt haben ſollten. Er geſtand mir, daß er ſie erſt einige Zeit für wahr gehalten, endlich aber entdeckt habe, daß dies alles weiter nichts als ein Kunſtgriff unſrer gemeinſchaftlichen Feinde ſey, der

e ihm diejenigen nur noch verhaßter mache, welche
h ſolche Mittel erlaubten, um ſich einen Weg zur
leinherrſchaft zu bahnen. Er that hier einen heftı-
n Ausfall auf die Spanier, was Naſſau, der nahe
nug dabey ſtand, um manches hören zu können,
ßes Vergnügen machen mußte, ſo wie auch den
ndriſchen Abgeordneten, die ſich in dem Haufen in-
gnito aufhielten, weil ſie bis dahin noch nicht hatten
dienz erhalten können. Mit aller Strenge brand-
rkte er ihre ſchlechte Art, alle Staaten in ihrer Nach-
ſchaft in Flammen zu ſetzen. Er bezeugte, daß er
ihren ungerechten Anſchlägen widerſetzen würde,
ach vom König von Spanien als einem an Geiſt
Körper allzuſchwachen Regenten, welcher nicht
ig wäre, die groſſen Entwürfe ſeiner Vorfahren zu
en. Ich fand zu viel Vergnügen an dieſen Reden,
daß ich nicht hätte ſuchen ſollen, ſie zu verlängern.
ſagte dem König, daß er ſich glücklich ſchätzen könne,
e treffende Schilderung von den Spaniern, nur
Koſten anderer gelernt zu haben, daß der König
Frankreich nicht ein Gleiches rühmen könne. Ich
rte zum Beweis an, was ſie nach einem ſo feierli-
n Frieden, als der von Vervins, gethan hatten,
Bironſche Empörung, den Savoyiſchen Krieg und
ge andre Beſchwerden. Ich ſetzte hinzu, daß es
gewöhnliche Kunſtgriff des ſpaniſchen Staatsraths
, ſich jedesmal ſelbſt zuerſt zu beklagen, um Euro-
s Aufmerkſamkeit vor ſeinen eigenen Ungerechtigkei-
abzuziehen, dieſes Benehmen ſey eben ſo gefährlich,
der andere Kunſtgriff Spaniens nur in der Ab-
e Verträge mit ſeinen Nachbarn zu ſchließen, um
ſelbſt durch die Sicherheit zu Grund zu richten,
che das Vertrauen auf die Heiligkeit eines Vertrags
t. Jakob erwiederte, daß er dies alles wohl wiſſe.
rz, ich konnte nicht weiter zweifeln, daß die Em-

pfindlichkeit gegen Spanien, die er vor so vielen Zeugen zeigte, eben so aufrichtig als heftig sey. Von diesem Augenblick an begann der erste Stral von Hoffnung für mich zu leuchten.

Von diesem Gegenstand gieng der König auf die Jagd über, für welche er mir eine ausserordentliche Leidenschaft zeigte. Er sagte mir, er wisse wohl, daß ich kein starker Jäger sey; der Antheil, den er mir von seinem Fang geschickt habe, gelte mir nicht als Herrn von Rosny, sondern als dem Gesandten eines Königs, der nicht weniger der größte Jäger, als der größte König der Welt sey. Dazu setzte er noch mit der äußersten Verbindlichkeit: Heinrich thue wohl daran, daß er mich nicht auf die Jagd nehme, da ich ihm sonstwo nützlicher sey. Wenn ich Jagdliebhaber wäre, so würde es der König nicht so leicht seyn können. Ich antwortete ihm: Heinrich liebe alle Leibesübungen, aber ohne über einer derselben je die Sorge für sein Reich zu vernachläßigen, noch sich darum weniger genaue Rechenschaft von seinen Ministern geben zu lassen. So weit entfernt sey er von der blinden Leichtgläubigkeit des Königs von Spanien gegen den Herzog von Lerma. Hierüber sagte Jakob zu mir: ich möge wohl viele Mühe gehabt haben, die Finanzen in Ordnung zu bringen, und den Zudringlichkeiten der Großen im Königreich zu widerstehen. Er führte davon Beyspiele an, die ich selbst schon wieder vergessen hatte. Er fragte mich hierauf rasch, und sich selbst unterbrechend, wie sich der König von Frankreich befinde? An der Mine, womit diese Frage an mich gethan wurde, konnte ich leicht sehen, daß man diesen Herrn hatte überreden wollen: Heinrich könne nach der letzten Krankheit nicht mehr lange leben, daß er es geglaubt habe, und daß diese vorgefaßte Meinung der stärkste Grund ihn von einem

einem Bündniß mit Frankreich abzuhalten seyn würde, da er sich nicht sehr auf einen König, der noch Kind wäre, würde verlassen können. Ich bemühte mich ihm den Ungrund dieser falschen Gerüchte zu zeigen, und es gelang mir. Er sagte mir nur noch, daß man ihm noch etwas von Heinrich erzählt habe, was ihm sehr unangenehm sey, daß nehmlich die Physiker (so nannte er seine Aerzte) dieses Herrn ihm die Jagd untersagt hätten. Ich erwiederte Sr Majestät, daß dies nur ein Rath wäre, dessen Befolgung auch ihm nützlich seyn möchte. Wirklich hatte er auch beynahe einen Arm auf der Jagd gebrochen. Er erzählte mir die nähern Umstände dieses Verfalls.

Als ich dem König von diesem Theil unsrer Unterhaltung über die Jagd und Seine Gesundheit Nachricht gab, schrieb er mir: ich sollte dem König von England sagen, daß er auf das Gutachten seiner Aerzte gemäßigter als zuvor jage; und daß er seit meiner Abreise fünf oder sechs Hirsche ohne die mindeste Unbequemlichkeit davon zu empfinden erlegt habe. „Wohlan, fuhr der König von England gegen mich immer noch im Gespräch von der Jagd, fort: — Sie haben „den Grafen von Arenberg von meinem Wildpret geschickt; wie denken Sie wohl, daß er diese Höflichkeit aufgenommen hat? sie war ihm ganz nicht angenehm; er sagt, Sie haben es aus keiner andern „Absicht gethan, als um zu zeigen, daß man sich mehr „aus Ihnen als aus ihm mache; und darinn hat er „Recht. Denn ich weiß wohl einen Unterschied zwischen dem König meinem Bruder, und seinen Herren „zu machen, die mir einen Gesandten geschickt haben, „der weder reden noch gehen kann. Er hat mich bitten lassen, ihm in einen Garten Audienz zu geben, „weil er keine Treppen steigen kann. — Jakob fragte

mich, ob der Spaniſche Geſandte den man ihm ſchickte, durch Frankreich gegangen ſey, und als ich es bejahte, ſagte er: „Spanien ſchickt mir einen Poſtillon als Ge„ſandten, damit er deſto geſchwinder reiſen, und unſre „Angelegenheiten auf der Poſt abthun möge.“ So zog er bey jeder Gelegenheit auf Spanien los. Taxis, Oberpoſtmeiſter Sr katholiſchen Majeſtät, hatte in der That den Weg von Flandern über Frankreich genommen, um ſich von da nach London zu begeben, und hatte dieſe Reiſe mit vieler Eile gemacht. Er hatte aber nur den Auftrag, die Abſichten des Königs von England zu erforſchen. Der eigentliche Geſandte war Velaſco, Connetable von Caſtilien, welcher nach ihm ausreiſte.

Jakob wollte hierauf auch noch wiſſen (denn er blieb nicht lange bey einer Materie) ob ich in London in die Predigt gehe. Als ich es bejahte, ſagte er zu mir: „Sie ſind alſo nicht Willens, wie Sancy, die „Religion zu verlaſſen, wie man mir hinterbracht hat, „dieſer glaubte dadurch ſein Glück recht ſicher zu machen, „und ſich nach einer beſondern göttlichen Fügung gerade „dadurch geſchadet.“ Ich erklarte dieſes Gerüchte für eine Verläumdung, und ſagte, was etwa dazu Veranlaſſung gegeben habe, möchte der Umſtand ſeyn, daß man mich in Frankreich, als den Freund verſchiedener Geiſtlichen kenne, und oft von dem päpſtlichen Nuntius beſucht ſehe. Geben Sie, fragte er, dem Papſt den Titel Heiligkeit? Ja, erwiederte ich, um mich nach dem franzöſiſchen Herkommen zu richten. Er wollte mir beweiſen, daß dieſe Gewohnheit Gott beleidige, dem allein dieſe Eigenſchaft zukomme. Ich antwortete aber, daß ich dadurch keine gröſſere Sünde zu begehen glaubte, als wenn man Fürſten, wie oft geſchieht, Eigenſchaften beylegt, von denen man weiß, daß ſie ſie nicht beſitzen.

Er

Er sprach mit mir von Dú Plessis und schien einigen Antheil an seinem Glück und Zustand zu nehmen. Er sagte mir, ich sollte ihn nicht ganz vergessen; er habe zwar wirklich sehr gefehlt, daß er sein letztes Buch unter seinen Namen herausgegeben habe, weil er durch die Titel, die er sich darinn beylege, den König von Frankreich sich gegen dieses Buch zu entrüsten nöthige; man müsse aber dessen ungeachtet sich doch der Dienste erinnern, die er der reformirten Kirche geleistet habe. Er sprach nichts, weder von Holland noch von dem Herzog von Bouillon. Er fand nur, daß Heinrich wohl gethan habe, den Herzog von Savoyen zu züchtigen, der, wie er sagte, ein unruhiger ehrsüchtiger Mensch sey.

Ich glaube von allem was der König von England in meiner ersten Audienz mit mir sprach, nichts Wichtiges vergessen zu haben. Als er sie endigen wollte, sagte er zu mir, daß es Zeit sey, daß ich zur Tafel und zur Ruhe gehe, und gieng in sein Cabinet. Im Herausgehen von seinem Zimmer ward ich von dem Admiral Howard, Milords Montjoye und Staffort und dem Oberstkämmerer begrüßt und angeredet. Der Ritter Asfins, sprach mir, indem er mich aus dem Schloß begleitete, viel von seiner Ergebenheit gegen Se allerchristlichste Majestät, und seinem heißen Wunsche, unter meine Freunde gezählt zu werden. Der Graf von Northumberland sagte mir eben so viel, indem er mich bis an den Fluß brachte. Keiner von allen Englischen Herrn besitzt mehr Geist, Fähigkeit, Muth und selbst Ansehen. Er bezeigte mir sein großes Verlangen, sich mit mir allein über die itzige Lage der Dinge zu besprechen, und gab mir hinlänglich, obschon in versteckten Ausdrücken zu verstehen, daß er nicht mit der Regierung zufrieden sey, daß er den größten Theil der Schrit-

te des Königs table, kurz, daß er, um es ganz zu sagen, keine sonderliche Treue, nicht einmal Achtung für Jakob habe. Es ist unnöthig zu sagen, mit welcher Zurückhaltung und Behutsamkeit ich dergleichen Reden anhörte.

Die so ganz bestimmte Erklärung des Königs von England gegen Spanien hatte mir einige Hoffnung gemacht, daß man sich an diesem Hof unmerklich wider diese Krone kehren würde. Zwischen meiner ersten und andern Audienz gieng noch verschiedenes vor, was meine Hoffnung verstärkte. Ein Englischer Katholicke und Jesuite (so wurde anfangs diese Geschichte erzählt) wurde in England in einem Transportschiff angehalten. Er gestand beym Verhör, daß er sich so verkleidet habe, um die katholische Kirche von der Bedrückung des neuen Königs zu retten, wenn derselbe nicht in seinen Staaten die Römische Religion wieder entweder ausschließlich einführen oder wenigstens mit gleichen Vorrechten wie die, deren die Reformirte Kirche genösse, begaben und wenn er sich nicht gegen die Protestanten in Holland erklären würde. Acht andre Jesuiten haben sich mit ihm zu eben dem Vorhaben verschworen und sich itzt in der Nähe von London vertheilt, um auf eine Gelegenheit zu lauern, sich diesen Herrn vom Hals zu schaffen. Es ist sicher, daß dies Gerücht in Ansehung der Person dieses so verdächtigen Engländers, falsch war. Denn er war kein Jesuite, (1) sondern ein bloßer Priester aus einem Seminarium. Hätte man eben so gründlich alle andre Umstände untersucht, so würde wohl wenig an der ganzen Sache geblieben seyn. Allein dies that man nicht. Jakob der sogleich, nach der Stimmung seines Geistes, Verdacht schöpfte, bildete sich ein: da der Graf von Aremberg nicht um seine Audienz anhalte, so sey dies nicht Schuld seiner Krankheit, sondern Verstellung, in

er Erwartung, daß die vorgeblich Verschwornen
n Streich ausführen, oder wenigstens durch ihre
viegelungen im Königreiche eine Revolution bewir-
würden, die ihn der Mühe überhöbe, dem Könige
Worte zu geben.

Man kann sich nicht vorstellen, wie weit bey Hof
r Verdacht getrieben wurde, so nichtig er auch war.
Königin näherte sich zu gleicher Zeit London; in
Absicht, sagte man, um die Spanische Meuterey
unterstützen. Der König schien darüber so beunru-
, daß er schleunigst den Grafen Lenox abgehen ließ,
einem ausdrücklichen Verbot an die Königin, ihre
se weiter fort zu setzen. Der Graf mochte nichts
richten können oder wollen. Die Königin gehorch-
icht. Lenox wurde zurück berufen, und der König
darum in einer nur noch mehr verwickelten Lage.
ch seinem Beyspiel fiengen die Hofleute, die Mini-
, besonders der alte Hof, voll von den Maximen
vorhergehenden Regierung an, sich stark gegen die
nigin und gegen Spanien zu rühren. Man suchte
Politik Elisabeths wieder hervor, die in einem be-
digen Mißtrauen gegen den Madriter Hof gelebt
te. Man verschwendete itzt Lobsprüche auf sie, mit
en man erst so karg gewesen war. Man murrte
r die Gleichgültigkeit, die man gegen ihr Andenken
bliesen hatte; ohne zu vergessen, daß man mir bey-
he hatte Gewalt anthun müssen, um mich zu nöthi-
, dem allgemeinen Beyspiel zu folgen.

Ich glaube, daß die Anhänger Spaniens indeß
nicht geringer Verlegenheit gesteckt haben mögen;
et, daß man vorher von nichts als Frieden und
utralität mit aller Welt sprach, war itzt nichts ge-
hnlicher, als zu hören, daß man nicht mit der min-
sten Sicherheit mit Spanien Verträge errichten, und

sich

sich ganz nicht auf das verlassen könne, was es seine Freundschaft und Bundsgenossenschaft nenne; daß der Gesandte von diesem Hofe sich nicht getraut habe, in London zu erscheinen, und sicher nie dahin kommen würde, weil er befürchte, daselbst der Gegenstand und vielleicht das Opfer der öffentlichen allgemeinen Erbitterung zu werden. Man hielt das Betragen Sr allerchristlichsten Majestät gegen das der katholischen Majestät, und fand, bey dieser Vergleichung, von Seiten Heinrichs ein so offnes von aller Falschheit so weit entferntes Benehmen, daß es jedermann von selbst in die Augen springe. Er würde, sagte man, nicht den Mann, der ihm in seinem ganzen Königreich der nothwendigste wäre, nach England geschickt haben, um einen beyder unwürdigen Schurkenstreich durch ihn anlegen zu lassen. Ich selbst würde nicht den Hof verlassen und der Bosheit meiner Neider freyes Feld gelassen haben, um eine Rolle zu übernehmen, deren gewöhnliche Folge ist, sich entehrt und dem öffentlichen Haß aufgeopfert zu sehen. Ueberhaupt, wenn die von mir vorgeschlagene Vereinigung beyder Kronen auch nicht gerade das Beste wäre, was man thun könnte, so wäre sie wenigstens das sicherste, denn was vermochte Spanien, so lange die beyden verbündete Könige alle Gefahren mit einander theilten?

So sprach man einigemal im Staatsrathe und in Gegenwart des Königs von England, zu großem Vergnügen derjenigen von seinen Räthen, die auf unsrer Seite waren, und keine Gelegenheit ihren Herrn ebenfalls herüber zu ziehen, versäumten. Mylord Montjoye, den ich zu meinem vertrautesten Freund machte, weil er sich beynahe ganz öffentlich für einen Anhänger Frankreichs erklärte, gab sich aus allen Kräften deswegen Mühe.

Allein

Allein dieß alles zerſtreute nur einen Theil meiner Beſorgniſſe. Ich fand noch ſo viele andre Hinderniſſe, daß ich beynahe eben ſo bald wieder in gänzliche Muthloſigkeit verfiel. Schon die Königin allein ſchien mir ein beynahe unüberſteiglicher Fels auf meinem Wege. Nicht weniger fürchtete ich von dem Sekretär Cecil. Er hatte ſich damals von ſeinen alten Freunden getrennt, und wieder zu den Schottländern geſchlagen. Ich ſuchte in den wahren Grund dieſer Veränderung einzudringen, feſt überzeugt, daß man von dieſem ränkevollen Menſchen nichts aufrichtiges erwarten dürfe. Vielleicht hoffte er, ſich in kurzer Zeit der Schottiſchen Parthey zu verſichern, um ſie dann mit der Engliſchen zu vereinigen, die er nur zum Schein verlaſſen hätte. Allein dieſe Schottiſchen Herren waren ſo ſchwer zu lenken und ſo ſehr auf ihrer Hut gegen die Engländer, daß er nothwendig mit ſeiner Unternehmung ſcheitern mußte. Er ſelbſt war zu ſcharfſichtig, um dieß nicht beſſer, als irgend jemand, einzuſehen. Auch ſagte man, und ich war gleichfalls dieſer Meynung, nachdem ich beſſer mit den Gängen dieſes Staatsmanns bekannt wurde, daß er die Schotten, als die jetzigen Vertraute und Günſtlinge Sr Majeſtät nur geſucht habe, um ſich dieſem Herrn bekannt und nothwendig zu machen. Hätte er erſt dies erreicht, ſo würde er ſchon alles an ſich zu ziehen wiſſen, und ſich des Namens und Anſehens des Königs bedienen, um die Königin, die Engländer und die Schottländer ſelbſt zum Stillſchweigen zu bringen, oder wenigſtens denen, die er brauchen zu können glauben würde, nur einigen Schatten von Gunſt zu laſſen, und denn ſeinen wahren Charakter wieder anzunehmen. Das Sonderbarſte hiebey iſt, daß es nicht unwahrſcheinlich war, dieſer ſo verſchlagene Mann, der die Schotten zu hintergehen gedachte, werde von dieſen ſelbſt hinter das Licht geführt,

geführt, indem sie sich stellten, ihm treuherzig zu glauben. War es möglich, daß Cecil, der in ganz England für den ehrgeizigsten und herrschsüchtigsten Geist galt, von ihnen allein mißkannt worden wäre? Sie wußten aber auch, daß das Ohr des Fürsten zu besitzen nicht allein hinreichend ist, um einen an der Spitze der Geschäfte zu erhalten. Sie hatten noch nicht die mindeste Bekanntschaft mit dem Gang derselben und nur Cecil konnte sie ihnen mittheilen.

Gegen die Voraussetzung, daß die Schottische Partei sicher für Frankreich wäre, war noch ein starker Zweifel übrig: ob nehmlich die stolzen Britten sich in ihrem eignen Lande von Fremden würden Gesetze geben lassen wollen? noch dazu von Schottländern, die zu allen Zeiten der Gegenstand ihres Abscheues waren. Man hätte noch überdieß versichert seyn müssen, daß diese immer im Besitz der Person des Königs bleiben würden, da doch vielmehr die Freundschaft, die er dem Grafen von Esser und Southampton und dem Mylord Montjoye bezeugte, hinlänglich bewies, daß er ihnen wieder entgehen könne. Unglücklicherweise thaten auch die Könige von Schweden und Dänemark, deren Vorstellungen vielleicht von großem Gewicht bey dem König von England seyn konnten, um ihn fest zu bestimmen, sie die sonst, (man hatte sie allen seinen Entwürfen behülflich gesehen) so treu verbunden mit Heinrich gewesen waren, jetzt gar nichts für ihn, oder thaten es so schwach, daß ihr Beyspiel einen großen Entschluß zu erwecken unfähig war. In den häufigen Konferenzen, die ich mit ihren Gesandten in Gegenwart des Grafen von Mark, des Mylord Montjoye und des Ritters Askins hatte, die sich dabey dreymal, nur in der Eigenschaft gemeinschaftlicher Freunde befanden, gaben sie mir die besten Werte von der Welt. Sie giengen

so

ſo weit, eine Art von Entwurf zu machen, in welchem ſie alles feſtſetzten, was Heinrich für ſie alle thun ſollte, und ſelbſt eine Theilung der Eroberungen zu verabreden, die man, wie ſie zugaben, bey einer dauerhaften feſten Verbindung leicht machen könnte. Allein auſſer der Konferenz erinnerten ſie ſich nicht mehr, was ſie verſprochen hatten. Sie ſahen weiter nichts als Hinderniſſe, über welche ſie in meiner Gegenwart ein tiefes Stillſchweigen beobachteten. Ein wunderliches Betragen, das mir zeigte, mit was für Geiſtern ich es zu thun hatte.

Mylord Montjoye ſagte mir eines Tags im Vertrauen, daß er ſich bey einer Verſammlung dieſer Geſandten befunden hätte, wobey nur Räthe Sr Majeſtät, und die Abgeordneten der Staaten zugelaſſen worden wären; daß dabey, ſtatt daran zu arbeiten, ſich untereinander in dem guten Entſchluſſe zu beſtärken, jeder nur geſucht habe, ſich aus dem Spiel zu ziehen. Er machte mir einen Abriß von ihren Berathſchlagungen. Der Däniſche Deputirte ſtellte vor, daß ſein Herr zwar eine weite Strecke Lands beſitze, es ſey aber dies größtentheils unfruchtbar, und bey ſeiner eignen Lage mehr läſtig als einträglich; die Unterwürfigkeit und Lenkſamkeit der verſchiedenen Völker die unter ſeinem Scepter ſtehen, ſeyen ein Vortheil, den er nicht benutzen könne, weil die erſtaunliche Verſchiedenheit ihrer Sitten und Gewohnheiten verurſache, daß weder er ſie, noch ſie ſich untereinander verſtehen könnten. Er ſey gegenwärtig damit beſchäftigt, Mittel zu erfinden, um ein allgemeines gleichförmiges Reglement einzuführen. Dieſe Beſchäftigung geſtatte ihm nicht, ſich in irgend eine andere Unternehmung einzulaſſen. Der Schwediſche entſchuldigte ſeinen Herrn damit, daß ſein Neffe, der König von Polen, ſeine Anſprüche auf

die

die Schwedische Krone noch nicht vergessen zu haben, sondern vielmehr Willens zu seyn scheine, sie lebhafter als je zu erneuern, so daß sich also der König, sein Herr, nicht ohne die äusserste Unvorsichtigkeit in einen fremden Krieg verwickeln könne, während er selbst in seinen eignen Staaten alles zu befürchten hätte. Barneveld im Namen aller seiner Kollegen erklärte sich diesmal auf eine von seinem gewöhnlichen Klageton so sehr verschiedene Art, daß ich die Absicht, die er bey diesem sonderbaren Benehmen haben konnte, nicht zu errathen gestehe. Er sprach ganz verächtlich von Spanien; fand in den Meutereyen der Spanier und den Kräften der Staaten hinreichende Hülfsquellen, um sie der Unterdrückung zu entreissen. Er schien nicht mehr wie zuvor zu zweifeln, daß man Ostende behaupten könne, und gab zu verstehen, daß seine Herren einen Plan entworfen hätten, der im Stand wäre, sie für diesen Verlust, gesetzt auch, daß er erfolgte, schadlos zu halten. Die Englischen Minister hatten zu ihren Textesworten die Maxime des Königs von England genommen, daß jeder neue König, wenn er auch noch so wenig Klugheit besitze, wenigstens doch Jahr und Tag dahingehen lassen müsse, ehe er eine Neuerung unternehme, und machten einstimmig die Nutzanwendung daraus, daß man warten müsse; und bey diesem Schluß blieb es denn. Einen nur ein wenig aufmerksamen Blick auf diese Boreaischen Köpfe, 2) und man wird finden, daß sie jederzeit einigen Anstrich von ihrem Clima haben; wenig Lebhaftigkeit des Geistes, wenig Ergiebigkeit der Einbildungskraft, wenig Beständigkeit in ihren Entschlüssen, und keinen Funken gesunder Politik. Elisabeth macht allein von dieser Regel eine Ausnahme, die eben deswegen desto mehr zum Ruhm dieser großen Königin gereicht.

Mir fehlte nun nichts weiter als eine eben so vollkommene Kenntniß des Spaniſchen Staatsraths, als die war, welche ich von dem Großbrittaniſchen und den Nordiſchen erlangt hatte, d. h. genau zu wiſſen, was die eigentliche Abſicht dieſer Krone wäre, welche Vorſchläge ſie dem König von England bereits gethan hätte, und wie ſie aufgenommen worden wären? kurz welche Wendungen ſie nehmen würde, um ihre Endzwecke zu erreichen. Denn damit, daß ich wußte, daß der König von Spanien England von Frankreich und den Niederlanden abzuziehen ſuche, wußte ich eigentlich noch nichts oder doch ſehr wenig. Man argwohnte, daß etwas ungleich wichtigers angezettelt würde. Die Nachricht des Kanonikus von Canterbury ließ ſchon etwas davon errathen, und war um ſo weniger zu vernachläſſigen, da Aerſens und Barneveld zugleich die Wahrheit derſelben verſicherten, jener zu Paris, dieſer in London. Ich ſtellte darüber alle nur mögliche Nachforſchungen an. Die Mylords Cobham und Raleigh ſtimmten in ihren Reden damit überein; und, was noch mehr Eindruck auf mich machen mußte: der Graf von Northumberland, den ich durch das Anbieten einer beträchtlichen Summe unter dem Namen eines Geſchenks gewonnen hatte, ließ mir ganz heimlich und als ich mich eben niederlegen wollte, durch ſeinen Sekretär folgende Nachricht bringen.

Seit Jakob den Engliſchen Thron beſtieg, verſäumte der König von Spanien bis jetzt keinen Augenblick, ihn durch ſeine eignen Geſchäftsträger, die der Erzherzoge, und die Katholiken in England, zu einem Schutz- und Trutzbündniß gegen Frankreich und die vereinigten Provinzen, die er ihre gemeinſchaftliche Feinde nannte, einladen und bewegen zu laſſen. Er unterließ nichts, um ihn zu überreden, daß ſie beyde,

besonders aber Se Brittische Majestät, ganz unzweifelhafte Rechte auf verschiedene Provinzen Franreichs hätten, so daß es ihm Schande brächte, sie zu einer Zeit nicht gelten zu mache, wo die Erschöpfung dieser Krone ihm so leichtes Spiel gebe. Hier kurz die Vereinigungs Punkte, die er ihm sogleich vorlegte: Vereint und zu gleicher Zeit von Frankreich die Normandie, Guyenne, Poitou für den König von England, Bretagne aber und Bourgogne für den König von Spanien zurückzufodern, und im Verweigerungsfall mit ihrer ganzen Macht in diese Provinzen einzubrechen. Se katholische Majestät erbot sich sogar alle ihre Truppen, die in den Niederlanden stehen, zu dieser Unternehmung heraus zu ziehen, noch mehr, ihren Rechten auf die vereinigten Provinzen zu entsagen, und ihnen die Freyheit zuzugestehen, nach welcher sie seufzen, in der sichern Erwartung, daß sie nach dieser Gnade durch ihren Beytritt die Ligue verstärken und zu allen ihren Entwürfen mitwirken würden. Da der König von England auf diese glänzende Vorschläge nichts geantwortet hatte, als daß sie zu früh kämen, und daß er erst seine neuen Unterthanen kennen lernen und seinen Thron befestigen wolle, so sah Spanien wohl ein, daß dieß im Grund weiter nichts als eine bescheidene abschlägige Antwort sey. Er suchte nun wenigstens das von ihm zu erhalten, daß er, da er einmal nicht Lust hätte, mit voller Macht seine alten Besitzungen wieder an sich zu reißen, doch wenigstens die französischen Provinzen in ihrem Vorhaben begünstigen möchte, das sie, wie Spanien sagte, gefaßt hätte, sich wie die Schweitzer zu einem unabhängigen Freystaat zu machen. Man stellte ihm die Sache ganz leicht vor. Die Provinzen, sagte man, erwarten mit Ungeduld nur eine bequeme Gelegenheit, ein unerträgliches Joch abzuschütteln. Die Spanischen

Emissars

Emiſſärs haben nach dieſen Veranſtaltungen unter ihnen überall zu verſtehen gegeben, daß es nur auf ſie ankomme, eine ungeſtörte Ruhe zu genießen, ohne Steuer, Trankſteuer und Einquartirungen, unter dem Schirm der beyden Kronen, ihrer Beſchützerinnen, zu leben; daß ſie weder die Rache Heinrichs noch die Gewaltthätigkeiten ſeiner Truppen zu befürchten hätten, weil man ihm ſonſt noch von allen Seiten ſo viel zu ſchaffen machen wolle, daß er es wohl werde leiden müſſen, wenn ſie ſich ſelbſt ihre Geſetze gäben. Man weiß nicht, ſetzte der Sekretär des Grafen von Northumberland hinzu, was Jakob auf dieſen zweyten Vorſchlag antwortete; vermuthet aber, daß er nicht beſſer als der erſte aufgenommen wurde weil die Spaniſchen Emiſſärs ſich verſchiedenemal ſchon genöthigt ſahen, ihr Syſtem umzugeſtalten, wenn ſie mit Sr Brittaniſchen Majeſtät ſprachen, oder daſſelbe nur nach und nach mit verſchiedenen Modificationen von neuem vorzubringen. Bald boten ſie ihm die ganze Macht und alle Schätze Spaniens an, um ſich derer auf jede ſelbſtbeliebige Art und zu jeder ihm gefälligen Unternehmung gegen Frankreich, und zwar ganz unentgeldlich, zu bedienen; nur unter der einzigen Bedingung, keinen Frieden ohne Zuziehung Spaniens zu ſchließen, und ſich nicht in deſſen Angelegenheiten in Flandern zu miſchen. Bald ſchränkten ſie ſich einzig auf die Gefälligkeit ein, daß er den vereinigten Provinzen keinen Beyſtand leiſten möchte.

Wenn dieſe Nachrichten und die ganze Erzählung wahr waren, ſo müßte man daraus ſchließen, daß Frankreich, ohne es zu wiſſen, ſehr große Gefahr gelaufen ſey; weil auf ein einziges Wort der Einwilligung von Jakob das fürchterlichſte Ungewitter über dieß Reich losbrechen konnte. Ich geſtehe aber, meines Theils, daß mir die Sache ausſchweifend und von

aller Wahrscheinlichkeit entfernt vorkam, so daß, die Sache mochte mir bestätigt werden, von welchen Seiten sie wollte, ich nicht glauben kann, daß Spanien dem König Jakob je etwas ähnliches wie die ersten Vorschläge, angetragen haben sollte. Setzen wir auch, daß alle Schwierigkeiten zwischen Spanien und England in Ansehung der Kriegsrüstungen und Theilungen gehoben gewesen wären, was doch wirklich keine so leichte Sache war; so begreift man doch wohl, was für eine Menge Schwierigkeiten aus der Verschiedenheit der Religion, des Interesse, der Grundsätze und Sitten sowohl zwischen ihnen selbst, als zwischen den französischen Provinzen entstehen mußten, die man hier als mit ihnen einverstanden voraussetzte.

Der Artikel, welcher die vereinigten Provinzen betrifft, stößt schon allein das ganze Projekt um. Will Spanien mit ihrer Unterjochung den Anfang machen, so konnte es dieser und der Englischen Krone nicht unbekannt seyn, daß diese Unternehmung allein schon fähig war, die Ausführung ihrer gemeinschaftlichen Entwürfe zu vereiteln, oder doch auf beträchtliche Zeit hinaus zu schieben. Da Frankreich nun einmal sich überzeugt hatte, daß die Verzögerung dieser Eroberung sein Glück sey, so würde es die Sache der Staaten zu seiner eigenen machen. Wollte Spanien darauf rechnen, daß es diese Provinzen selbst in sein Interesse ziehen könnte, so würde es sich nicht weniger irren. Kein Preis, nicht einmal die Freyheit selbst, konnte ihnen von Spanien geboten werden, um den sie sich wieder mit ihren ärgsten Todfeind vereinigt hätten, oder gar ihm zu Eroberungen behülflich gewesen wären. Und zu welchen Eroberungen? von ihren alten und einzigen Bundsgenossen! Ich weiß, wie die Abgeordneten der Staaten jederzeit gedacht haben. Immer sagten sie:

ſie: Spanien betrüge ſie; England halte ſie mit leeren Hoffnungen hin, und nur Frankreich allein meyne es redlich mit ihnen. Wenn ſie ein paarmal anders ſprachen, wie z. B. in der jetzt gedachten Conferenz, ſo geſchah es in der Abſicht, um entweder die Franzoſen noch zu größern Anſtrengungen für ihr Beſtes zu bewegen, oder nur die Engländer zu gleichen Geſinnungen für ſie zu bringen. Glaubt man übrigens, daß Spanien ſelbſt ſich hätte entſchließen können, Länder wieder fahren zu laſſen, die es einmal erworben hatte? —

In Anſehung der Nachrichten, welche Heinrich und ich hiervon erhalten hatten, waren weder der Kanonikus von Kanterbury noch Barneveld, der mit Aerſens hier nur für Einen gezählt werden darf, da dieſer alle Nachricht von jenem hatte, hinreichende Bürgen. Der erſte konnte wohl betrogen worden ſeyn, der andre uns zu betrügen geſucht haben Dieſer Betrug war zu Förderung ihrer Angelegenheiten nicht undienlich. Was die drey Mylords betrifft, ſo baue ich ſo wenig auf ihre Erzählung, daß ich ſie vielmehr in Verdacht habe: ſie möchten wohl die einzigen wahren Urheber des ganzen Stückchens geweſen ſeyn; es mit einander verabredet, und dann mit verſchiedenen Veränderungen dem König von England, mir, den Abgeordneten der Staaten und dem Publikum vorgetragen haben, um auch einmal die Wichtigen zu ſpielen. Dieß iſt ganz in ihrem Charakter. Spanien würde, wie ich wohl glauben will, dieſe Gerüchte nicht ungern im Umlauf geſehen und ſelbſt gern daran gearbeitet haben, ihnen Eingang zu verſchaffen, nicht in der Abſicht, daß ſie bis zu den Ohren Sr Brittaniſchen Majeſtät gelangen ſollten, und weit entfernt, ſie ernſtlich zu unterhalten, ſondern nur um die Funken der Zwietracht zur Flamme anzublaſen, und die Anzahl der Aufrühreriſchen in den

Provinzen Frankreichs, von welchen dabey die Rede war, zu vermehren. So schrieb ich hierüber an Heinrich, der dieß alles bald für eine Betrügerey der Staaten hielt, welche den Bruch zwischen ihm nnd Spanien beschleunigen sollte; bald alles von Seiten Spaniens für wahr annahm, weil dieser Hof alles zu unternehmen fähig sey, aus Begierde, ihn zu Grund zu richten, und in der Hoffnung, die Unerfahrenheit des Königs von England zu benutzen. Ich schrieb ihm wieder, daß er zwar alle diese Complots als Luftschlösser behandeln, darum aber nichts desto weniger aufmerksam auf alles seyn sollte, was auf der Seite von Poitou, Auvergne, Limoges, Aunis, kurz von ganz Guyenne vorginge, wo sie eben so schlimme Wirkungen hervorbringen konnten, als wenn sie ächt gewesen wären.

Am Tage nach meiner Audienz, den 23 Jun. da Se Brittische Majestät einen Ritterschlag vornahmen, ließen sie mir sagen, daß mir die zwote Audienz auf den Tag, wie ich sie gebeten hätte, Mittwochs den 25. zugestanden seyn sollte. Ich sollte mich um 2 Uhr nach Mittag einfinden, mit wenigen Leuten, um das Gedränge zu vermeiden, und damit sie, wie sie sagten, sich desto freyer mit mir allein unterhalten könnten. Ich hatte dießmal von London bis Greenwich den Mylord Hume, Oberstallmeister von Schottland zur Begleitung, der die Ehre gehabt hatte, in Frankreich Se allerchristliche Majestät zu sehen und zu unterhalten. Ich nahm einige Erfrischungen in einem Zimmer, bis man mich zum König hineinführen würde, und wurde hier von dem kleinen (3) Edmont angeredet, der sehr viel zu reden und zu klagen hatte, daß er nicht so behandelt würde, als es seine geleisteten Dienste und seine Einsichten in die französische Angelegenheiten verdienten. Der Graf von Northumberland holte mich

ab

ob in das Zimmer des Königs, und machte dadurch dieſer Konverſation ein Ende.

Kaum war ich darin, ſo ſtand dieſer Herr auf, und führte mich, nachdem er befohlen hatte, daß ihm niemand folgen ſolle, durch verſchiedene Kabinette und verſteckte Gemächer in eine kleine Galerie von ziemlich ſchlechtem Geſchmack. Hier hielten wir unſre Unterredung. Ich eröffnete ſie mit Dankſagungen, daß er mir hier eine Gelegenheit verſchaffe, mich ihm über den Zweck meines Auftrags ohne Zurückhaltung und ohne Zeugen zu entdecken. „Nicht," ſetzte ich hinzu, „als „hätte mich der König, mein Herr, geſandt, um etwas „von ihm zu verlangen, ſondern um ſeine Abſichten in „Angelegenheiten zu erfahren, bey denen Ihre Majeſtäten gleiches Intereſſe haben könnten, und um ſich „darnach wie ein guter Bruder nach den Wünſchen „ſeines Bruders zu richten." Der König von England antwortete mir: die Art mit der, wie er wohl ſehe, der König von Frankreich und ich mit ihm handelten, verdiene wohl, daß er keine Heimlichkeiten vor mir habe. Er wolle daher wirklich mir die geheimſten Geheimniſſe ſeines Herzens entdecken. Hierauf ſchilderte er mit drey Worten ſehr treffend die Lage der politiſchen Angelegenheiten von Europa, wobey alles darauf ankäme, das Gleichgewicht zwiſchen drey beynahe ganz gleichen Mächten zu erhalten (Er verſtand darunter die Häuſer Bourbon Oeſtreich und Stuart. Er ſagte, daß unter dieſen drey Mächten das Haus Oeſtreich in Spanien die einzige ſey, welche den Ausſchlag auf ihre Seite zu ziehen ſuche, nach der Herrſchſucht, von welcher es geleitet werde. Die Kenntniß von dieſem ungerechten Vorhaben verurſache, daß der König von Frankreich und Er, ob ſie ſchon dem Anſchein nach im Frieden mit dieſer Krone leben, dennoch

eigentlich, obschon verdeckt, im Krieg mit ihr seyen; daß sie sich aber nicht darüber beschwören könne, da sie ihnen beyden hierin mit ihrem Beyspiel voran gegangen sey; und zwar dem König von Frankreich durch ihre Verbindung mit dem Marschall von Biron und den Uebelgesinnten in Frankreich, durch die Unterstützung, die sie dem Herzog von Savoyen in seinem Krieg mit Sr allerchristlichsten Majestät habe zufließen lassen, durch die Unternehmung auf Genf, kurz durch verschiedene andre ähnliche Schritte, Ihm selbst aber durch Verhetzung der Jesuiten und der katholischen Partey in England. (Der Vorfall mit dem Jesuiten hatte also, wie man hieraus sieht, nur zu sehr Glauben bey ihm gefunden.) Von beyden Theilen sehe man dieß alles als unzureichende Ursachen zum offnen Krieg an, die man daher am besten mit Stillschweigen übergehe, da beyde Parteyen gleich stehen. Man müsse, wie zuvor, fortfahren, die Feinde Spaniens unter der Hand zu begünstigen, da man ja immer noch die freye Wahl habe, kräftigere Maaßregeln zu ergreifen, wenn jenes sich einfallen lassen sollte, den ersten Schritt zu einem offenbaren Bruch zu thun.

Ich lobte, wie es auch wirklich verdiente, eine so einsichtsvolle Aeußerung. Ich würde selbst nichts dagegen einzuwenden gehabt haben, wenn ich nicht zugleich an dem, von welchem sie kam, einen Hang zum Frieden, oder vielmehr zur Trägheit und Unthätigkeit bemerkt hätte, die mir seine Worte verdächtig machten, und mir zu sagen schienen, daß er mir zwar wenig versprochen habe, aber gar nichts halten würde. Dieß bewog mich Sr Brittanischen Majestät zu antworten, daß der so eben angegebene Entwurf zum Verhalten gegen Spanien ganz nach dem Geschmack Sr allerchristlichsten Majestät sey. Nur befürchte Heinrich,

es

es möchte dieß alles sie nicht hinreichend sichern, einst die Wirkungen der grausamen Rache dieser Krone empfinden zu müssen. Ich bemühte mich dabey, ihm ihren Charakter mit den natürlichsten Farben zu schildern. Ich stellte ihm alles vor, was sie seit hundert Jahren verschlungen hätte; die Grafschaften Flandern und Burgund; die Königreiche Granada, Navarra und Portugall, das teutsche Kaiserthum, die Staaten von Neapel und Mailand, beyde Indien und dazu noch beynahe Frankreich und England ꝛc., indem diese beede Kronen ihre Erhaltung, außer der Festigkeit Elisabeths und Heinrichs einzig der glücklichen Dazwischenkunft der Empörung der Niederlande zu danken haben. Ich schloß, daß, da es für Jakob sowohl als für Heinrich unvermeidlich wäre, einst zur Kriegserklärung mit Spanien zu kommen, um die Grundpfeiler einer so ungeheuren Herrschaft zu untergraben, es ganz nothwendig sey, schon jetzt die Maaßregeln dazu zu verabreden, um bis dahin nichts zu thun, was diesem Vorhaben entgegen wäre. Dieß sey alles, was ich von Sr Majestät zu bitten hätte, nebst einem Mittel, das vorläufig die Erhaltung der vereinigten Provinzen sicher stelle. „Aber," sagte der König, „welchen bessern Beystand verlangen Sie „denn von dem König von Frankreich und mir für die „Staaten, als der ist, daß wir sie mit zu einem Friedens- und Theilungstraktat zwischen ihnen und Spanien ziehen, und zwar auf Bedingungen, über welche „wir uns Gewähr leisten; damit uns, wenn Spanien „ihn zuerst brechen sollte, dieser gerechte Vorwand die „Waffen in die Hand gäbe, um es ganz daraus zu „verjagen. Ich bin es zufrieden," setzte er hinzu, „für diesen Fall schon jetzt mit Ihnen zu verabreden, „welche Mittel wir zur Ausführung ergreifen wollen."

Jakob fühlte nicht alle Schwierigkeiten, die der vorgeschlagene Theilungstraktat zwischen Spanien und den Staaten finden würde, oder vielmehr, er suchte sich auf eine gute Art von mir loszumachen. Der Spanische Staatsrath würde nicht unterlassen haben, sich zu stellen, als ob es diesem Vorschlag Gehör gäbe. Allein während sich die Unterhandlungen in die Länge gespielt hätten, besonders an einem Hof, der aus der äußersten Langsamkeit einen der Hauptpunkte seiner Politik machte, mußte Ostende, das ohnehin schon in den letzten Zügen lag, in die Hände seines Feindes fallen, und einen Theil von Flandern nach sich ziehen. Holland und Seeland trennten sich unterdessen von den übrigen; Spanien befestigte sich in seinen Besitzungen, und setzte sich in Verfassung, um desto unfehlbarer den Rest dieses Landes zu verschlingen.

Ich bat Se Brittanische Majestät, diese Betrachtungen reiflich in Erwägung zu ziehen. Dieser Herr verfiel einige Augenblicke in ein Stillschweigen, wie ein Mensch, welcher tief über etwas nachsinnt, und sagte mir dann mit schwacher stockender Stimme: er gebe zu, daß ich recht habe; die Sache sey von großer Wichtigkeit; er habe selbst schon öfters darüber nachgedacht. Indessen habe er doch noch nicht genug darüber nachgesonnen, und habe deswegen mich erwartet, damit ich ihm zu einem Entschluß behülflich seyn möchte. Ich fühlte in diesem Augenblick alles, was mir dieser Herr nicht gern sagen wollte, und glaubte, daß ich nicht lange zögern dürfte, ihn in seiner letzten Verschanzung anzugreifen. Ich sagte ihm also, indem ich vielmehr auf seine Gedanken als auf seine Worte antwortete, daß er fest überzeugt seyn dürfe, seine Minister werden von irgend einem persönlichen Interesse getrieben, so oft sie im Staatsrath über diese Materie

eine

eine andere Sprache geführt hätten, als ich hier thue. Dieß sey gar keine Sache zur Unschlüssigkeit. Nach wendlich vielen Untersuchungen könne es nicht klärer als nach einer einzigen werden. Daß es unumgänglich nöthig sey, Spanien an der Unterjochung des Rests der Niederlande zu verhindern, weil es alsdann bloß mit der Macht, die es jetzt auf diese Eroberung verwende, über Frankreich und England herfallen könnte. Ohne den Englischen Räthen alle ihre schlimmen Dienste zu vergelten, wie ich durch Entdeckung eines Theils ihrer Ränke hier füglich hätte thun können, sagte ich doch dem König genug davon, um ihn fühlen zu lassen, mir sey nicht unbekannt, daß sie ihn zu bewegen gesucht hatten, eben die Kräfte gegen Frankreich anzuwenden, die ich ihn gegen Spanien zu kehren bereden wollte.

Jakob kam selbst auf das, was ich ihn gern von diesem Staatsrath urtheilen lassen wollte. Er sagte mir, daß er weit entfernt sey in Ansehung jener alten Ansprüche Englands an Frankreich eben so zu denken, wie einige seiner Höflinge. Außerdem daß die Zeitumstände und die gegenwärtige Politik nicht gestatteten, sich ernstlich damit abzugeben, betrachte er auch diese vorgeblichen Rechte als durch die göttliche Vorsehung vernichtet, die nach ihrem Gefallen Kronen giebt und nimmt. Die Zeit setze ihnen eine mehr als hundertjährige Verjährung entgegen. Diese Worte wiederholte er mehrmals. Da ihn nun diese Betrachtung nicht abhalte, so könne er mich einstweilen voraus versichern, daß er, seine Entschließung möge ausfallen wie sie wolle, wenigstens nicht die vereinigten Provinzen, und nicht einmal Ostende in der Gewalt der Spanier lassen werde; daß ich für jetzt nichts weiter von ihm verlangen, noch ihn drängen könne, einen Schluß zu fassen, ehe er mit zween oder dreyen von seinen Ministern,

ſtern, deren Einſichten und Uneigennützigkeit ihm bekannt ſeyen, in der Sache geſprochen habe; daß er übrigens nach den Betrachtungen, zu denen ich ihn veranlaßt habe, im Stand ſey, ſich nicht mehr durch Leidenſchaft und Vorurtheil hinreißen zu laſſen, und endlich daß er mich in kurzem alles wiſſen laſſen wolle, was mir noch von ſeinen Geſinnungen und ſeinem letzten Entſchluß etwa zu wiſſen übrig ſeyn möchte.

Ich hätte ſehr gewünſcht, dieſe Materie nicht ſo bald geendigt zu ſehen. Allein Jakob brach kurz ab, und ſagte noch einmal, daß wir das Uebrige ein andermal abmachen wollten, und daß er mit mir jetzt von dem Herzog von Bouillon ſprechen wolle. Er ſagte mir, daß ihm die Abgeordneten des Churfürſten von der Pfalz ſehr für ihn angelegen hätten. Da er aber nicht ganz genau von der Sache unterrichtet ſey, ſo habe er ſich zu nichts verbindlich machen wollen, um nicht einen Rebellen zu begünſtigen. Er ließ ſich von mir alles, was vorgefallen war, erzählen. Ich that es kurz. Denn die Sache ſprach für ſich ſelbſt. Er gab mir hierauf ſein Wort, daß er ſich nie mit dieſer Sache befaſſen wolle, ſo ſehr ihm auch der Pfälzer darum anliegen würde; ſo wenig als er ſelbſt wünſche, daß man ſich zur ungelegenen Zeit in die Angelegenheiten der Katholiken in England miſchen möchte. Aus dem Ton, womit dieſe letzten Worte vorgebracht wurden, konnte ich leicht ſchließen, daß ſie eine Art von Vorwurf enthalten ſollten.

Um zu verſtehen, wovon hier die Rede iſt, muß man wiſſen, daß die Anhänger Spaniens wie gewöhnlich unter der Fahne der Jeſuiten, einige Zeit vor dem Tode der Eliſabeth in den drey Großbrittaniſchen Reichen Unruhen erregt hatten. Die Religion diente ihnen

ihm dabey zum Deckmantel, obschon die Politik der wahre Grund davon war. Es sey nun, daß der König von Spanien nach den Vorstellungen seiner Schmeichler, hinlänglich gegründete Rechte auf die Englische Krone zu haben vermeynte, um sich nach dem Tod dieser Königin als Prätendent dazu aufzuwerfen; oder daß er weiter nichts darunter suchte, als dem Nachfolger Elisabeths verwirrte Händel zu verursachen, damit er sich nicht auf andre Unternehmungen einlassen könnte. Die Jesuiten fiengen sehr zur Unzeit, wie es scheint, Streitigkeiten mit den Englischen katholischen Weltpriestern an. Die hauptsächlichste betraf die Anstellung eines gewissen Erzpriesters (4), womit diese nicht zufrieden seyn wollten. Die Sache kam vor den Pabst, der aus Gründen, die mir nicht bekannt sind, dießmal weder die Jesuiten noch Spanien begünstigte, sondern die Weltgeistlichen sehr gnädig anhörte, welche drey aus ihrem Mittel mit einem von Cecil selbst eigenhändig ausgestellten Paß, nach Rom geschickt hatten. Ein Beweis, daß Elisabeth die Weltpriester unterstützen zu müssen glaubte, und die andern als ihre wahren Feinde ansah. Heinrich dachte hierüber wie Elisabeth, und der gemeinschaftliche Vortheil hieß ihn die Englischen Priester gegen die Spanische Kabale bey dem Pabst unterstützen.

Diesen Umstand hatten die Feinde Frankreichs mißbraucht, um Jakob beyzubringen, daß Heinrich den Englischen Priestern nur in der Absicht seine Unterstützung geschenkt habe, um sie zu eben dem Endzweck wie Spanien an sich zu ziehen. Es war mir nicht schwer, den König von England aus diesem Irrthum zu ziehen. Ich ließ ihn einsehen, daß Heinrich nicht anhin gekonnt habe, sie dem Schein nach in verschiedenen Punkten selbst zu bevollmächtigen, da er es als

eine

eine Sache von der äußersten Wichtigkeit angesehn habe, nicht den ganzen Körper der Katholiken in Großbrittanien auf die Spanische Seite ziehen zu lassen; daß er aber, weit entfernt, die Sache bis zu Verbindungen mit ihnen zu treiben, die seinem Ansehen nachtheilig werden könnten, vielmehr nichts anders dabey zur Absicht gehabt habe, als sich ihrem gemeinschaftlichen Feind zu widersetzen, und daß er diese Katholiken verlassen haben würde, sobald er irgend gemerkt hätt, daß sie selbst sich von ihrer Pflicht entfernten.

Jakob bezeugte sich so zufrieden mit dieser Erklärung, daß er mich von den Verfügungen unterhielt, die er in Sachen der Römischkatholischen in seinem Königreich zu machen gedächte, „nach meinem Gutachten und dem Wohlgefallen Heinrichs," sagte er. Er hatte in der Folge mehrere Gelegenheiten sich noch stärker zu überzeugen, daß ich ihm nichts aufgeheftet hätte, besonders aus einem Brief, den ihm der päbstliche Nuntius von Paris in diesen Angelegenheiten schrieb. Jakob antwortete darauf verbindlicher, als der Londner Hof sonst nicht auf Briefe von dem Römischen zu thun pflegte, und ergriff in der eben gedachten Sache nicht nur eben die Partie, welche die gesunde Politik Heinrichen angerathen hatte, vielleicht durch die Gründe bestimmt, die ich ihm dazu anführte, sondern es scheint auch, daß er, um sich der katholischen Partey in England zu versichern, sich lieber an den Pabst und seine Minister, als an irgend einen auswärtigen Fürsten wenden wollte. Der Pabst war seiner Seits auch nicht unerkenntlich für diesen ersten Schritt (6). Ein gewisser Colvile hatte ihm ein Buch dedicirt, das gegen diesen Herrn, als er noch König von Schottland war, gerichtet war. Se Heiligkeit wollte aber das Werk nicht annehmen, noch erlauben, daß der Verfas-

ser

ſie ſich in Rom aufhielte. Ich habe dieß von Heinrich ſelbſt, der es mir ſchrieb, um davon Gebrauch bey dem König von England zu machen. Se Majeſtät hatten es aus Briefen meines Bruders von Rom.

Ich erfuhr, als ich von dem König ging, daß er am folgenden Montag der Königin entgegen reiſen wollte. Da ich vermuthete, daß dieſe Reiſe bey Sr Majeſtät verurſachen könnte, daß die mir auf den Sonntag den 29. verſprochene Audienz meine letzte ſeyn möchte, und befürchtete, mein Geſchäft nicht in einer einzigen vollends abmachen zu können, ſo entſchloß ich mich um eine andre noch vor der am Sonntag bitten zu laſſen. Jakob ließ mir aber ſagen, daß ihm dieß nicht möglich ſey, indem ſeine ganze Zeit bis zum Sonntag bereits beſetzt wäre, daß er aber Freytag den 27. ſeine Miniſter zu mir ſchicken würde, um mit mir zu konferiren und die Materien einzuleiten.

In der That kamen auch am Freytag um drey Uhr nach Mittag der Admiral Howard, die Grafen von Northumberland und Mare, Mylord Montjoye, Generalſtatthalter von Irrland, und Cecil, der das Wort führte, zu mir Nach den erſten Complimenten ſagte er mir, daß der König von England glaube, Se allerchriſtlichſten Majeſtät nicht beſſer zeigen zu können, wie vollkommen er von Ihrer Aufrichtigkeit in den Verhandlungen mit ihm und zugleich von ihren Fähigkeiten in Behandlung großer Geſchäfte überzeugt ſey, als indem er Ihrem Gutbefinden ganz überließ, was zur Unterſtützung des bedrängten Eſtende und der Staaten zu thun ſeyn möchte.

Ich ſah ſogleich, wohin dieſer Kunſtgriff des Staatsſekretärs abzielte: meinen Worten nehmlich, die ich dem König von England für mich ſelbſt geſagt hatte,

einen

einen Sinn und eine Ausdehnung zu geben, die ich nicht darein hatte legen wollen. Ich antwortete ihm, daß der König, mein Herr, zwar in der That sehr gewünscht hätte, daß man in Europa einige Maaßregeln ergriffe, um den Spanischen Einbruch in Flandern zu verhindern; daß er aber, weit entfernt, mich zu senden, um Sr Brittanischen Majestät Gesetze vorzuschreiben, selbst nicht recht wisse, wie man sich in Ansehung dieser Provinzen zu verhalten haben möchte, deren wirklicher Zustand ihm nicht einmal hinreichend bekannt sey. Man könne sich also die Mühe ersparen, ergründen zu wollen, was Heinrich etwa hierin bey sich beschlossen haben mochte, weil er eigentlich noch nichts beschlossen hätte; aus dem, was ich Sr Brittanischen Majestät gesagt hätte, sey nichts anders zu schließen, als daß wenn Sie sich damit befassen wollten, ich dafür stehen zu können glaubte, daß Sie Sr allerchristlichste Majestät ihren Absichten nicht entgegen finden würden. Mit Einem Wort; ich sey in keiner andern Absicht gekommen, als um die Entschlüsse des Königs und des Parlaments von England zu erfahren.

Cecil erwiederte, daß er bey dem, was er mir gesagt habe, gar nicht die Absicht gehabt habe, mich zu überraschen und auszuforschen, sondern nur mich über die jetzige Lage der Dinge reden zu hören, und zu sehen, ob man nicht in dem französischen Staatsrath ein dienliches Mittel ausfindig gemacht habe, die Schwierigkeiten zu heben, mit denen man in London die ganze Unternehmung so durchflochten sähe, daß sie unmöglich scheine. Er gab zu indem er diese vorgebliche Schwierigkeiten auseinander setzte, daß ein gütlicher Vergleich der vereinigten Provinzen mit Spanien unter den gegenwärtigen Umständen so gut sey, als sie verloren gehen. Hierauf zeigte er in der falschen Voraussetzung,

daß

aß es zwiſchen dieſem Vergleich und einem erklärten
Krieg mit Spanien kein Mittel gebe, wie ein offenba-
er Bruch für das ſo ſehr erſchöpfte England noch weit
eniger zuträglich ſey, als dieſer Vergleich ſelbſt, be-
nders da itzt die Krönung ſo viele Koſten verurſacht
ätte. Er ſchloß endlich noch deutlicher als das erſtemal,
aß Frankreich ſich allein in die Ausführung ſeiner
Entwürfe einlaſſen müſſe. Nur ſetzte er noch hinzu,
aß England etwa nach einem Jahr im Stand ſeyn
ürde, zu Hülfe zu kommen. Er tummelte ſich wacker
uf dem Gemeinplatz von den Reichthümern und der
Macht Frankreichs herum, ſuchte mich bey der Eitel-
it zu faſſen; kurz benahm ſich dabey mit aller mögli-
en Geſchicklichkeit, um mich zu den Schluß zu brin-
n, daß der König von Frankreich, entſchloſſen aus
r Sache der Staaten ſeine eigene zu machen, von
ngland keine andre Gefälligkeit als die Neutralität
rlangen möchte, die er ohne Zweifel mit Freuden zuge-
anden haben würde.

Ich zeigte Cecil, indem ich über dieſe letzten Wor-
lächelte, daß er mir dieſe Schlinge vergebens ge-
legt hätte. Ich ſagte ihm, daß ich ohne im Ernſt
Vorſchläge zu beantworten, die er wohl nur gethan
ben könne, um mich zum Reden zu bringen, mich
gnüge, ihn auf einen einzigen Umſtand aufmerkſam
machen, den er ſo gut als ich einſehen muſte. Eng-
nd nemlich, wenn es Frankreich eine Zeit lang allein
iren ließ, ehe es ſich damit vereinigt, würde ſtatt
n Grund zur Eintracht zu legen, nur Zwietracht
ſten, weil ein Theil allein ſich die Eroberungen wür-
zu Nutzen machen wollen, welche er unterdeſſen
macht haben würde, indem andre ohne Zweifel ſie
theilen verlangen würde. Ich ſagte, indem ich mich
Cecil perſönlich wendete, daß ich darum nicht min-

der mit ihm einstimme, wenn sein Vorschlag sich mit Frankreich nach Jahresfrist zu vereinigen aufrichtig gemeint sey, weil der König von Frankreich gleichfalls die Kriegs Erklärung gegen Spanien auf diese Zeit hinaus zu schieben wünsche, indem ein offenbarer Krieg für Frankreich in der itzigen Lage seinen Angelegenheiten eben so wenig zuträglich wäre als für England.

Ich glaubte, hier noch einmal, und aufs deutlichste erklären zu müssen, daß ich nicht gekommen sey, um dem Englischen Staatsrath eine Kriegserklärung der beyden Könige von Frankreich und England gegen Spanien vorzuschlagen, sondern nur um vorzustellen, daß die gesunde Politik nicht gestatte, die vereinigten Provinzen aus Mangel einer Hülfe unterdrückt werden zu lassen, die man ihnen zufließen lassen könnte, ohne die Ruhe des übrigen Europa dadurch zu stören. Dazu möchte ich mit Se Brittischen Majestät nur über die Beschaffenheit dieses Beystandes und über andere Mittel konferiren, die man für itzt und künftig zum Besten der Flamänder anwenden könnte. Die Räthe des Königs dankten mir hierauf für die Aufrichtigkeit womit ich mit ihnen gesprochen hätte, und Cecil, weil er mir nichts zu erwiedern hatte, sagte mir: daß er sogleich mit Se Majestät hierüber konferiren, und dann mit den Abgeordneten der Staaten davon sprechen wolle, und zwar in meinem Beyseyn, wenn ich es wünschte. Ich hütete mich wohl, dies zu verbitten, und wir schieden dann von einander.

Nachdem es der Graf von Aremberg langel genug von Tag zu Tag aufgeschoben hatte, um seine Audienz zu bitten, so ließ er den König endlich gar bitten, es ihm wegen seiner Ungemächlichkeit ganz zu erlassen, und ihn nur jemand aus seinen Staatsrath zu schicken, mit dem er konferiren könn-

te.

n. Jakob bezeugte ſich mit dieſem Betragen nicht zufrieden. Indeß willigte er doch in das Begehren, und Cecil war es, dem er dieſen Auftrag ertheilte. Dieſer, wohl bekannt mit den Gerüchten die bereits von ihm umher getragen wurden, wollte bey dieſer Gelegenheit der Verläumdung keine Blöße geben, ſuchte ſich ihm zu entziehen, und bat, daß man ihm wenigſtens einen Gehülfen das heißt, einen Zeugen ſeiner Handlungen zugeben möchte, ob er gleich nicht that, als ob er ihn unter dieſer Modification annehme. Dieſe einzige Thatſache beweiſt unwiderſtehlich gegen Cecil, daß er nichts weniger als der Gnade ſicher war, die er unbeſchränkt zu beſitzen ſich öffentlich die Miene gab. Man gab ihm Kainlos zu, einen Schottländer.

Aus Aremberg waren nichts als Komplimente und die allgemeinſten Reden herbey zu bringen. Als man in ihn drang zur Sache zu kommen, antwortete er: er ſey ein Mann von der Klinge, verſtehe ſich nicht aufs Unterhandeln; er ſey nur gekommen um zu hören, was ihn der König von England wiſſen laſſen wollte. Sein Herr werde nach ihn einen andern ſchicken, einen Mann vom Handwerk ꝛc. Reden, welche aufgefaßt und in London mit dem ganzen Gelächter und der Verachtung, die ſie verdienten, umhergetragen wurden. Nie hat vielleicht ein Geſandter etwas ſo Unvernünftiges geſagt. Man hat Mühe, es von Leuten zu glauben, die ſo frey ſeyn wollen, wie die Spanier. Dieſe Dummheit brachte ihnen im Engliſchen Staatsrath großen Nachtheil, und machte daß ein Theil deſſelben auf meine Seite übertrat. Wenn ſie nicht alle die Entwürfe Spaniens auf einmal ſcheitern machte, wie dies leicht möglich geweſen wäre, ſo geſchah dies nur, weil ſie durch die Geſchicklichkeit der andern Anhänger dieſer Krone wieder gut gemacht wurde, an deren Spitze Ce-

cil selbst stand, so sehr er sich auch das Gegentheil glaublich zu machen bemühte. Man vergaß sie sogar ganz, als man hörte: daß der Spanische Gesandte, den man bereits nicht mehr erwartet hatte, doch noch ankommen würde. Cecil erwartete ohne Zweifel diese Ankunft, um an der Entwicklung zu arbeiten, die er mir bereitete. Die andern Räthe schienen wieder in ihre alte Unschlüssigkeit zu verfallen. Ich erfuhr selbst aus einer sehr guten Quelle, daß, da man nicht zweifelte, daß dieser Gesandte Se. Britannischen Majestät Vorschläge mit unwiderstehlichen Anerbietungen bringen würde, ein Theil dieser Räthe bereits an der Liquidation der Schulden Frankreichs und der Staaten an England zu arbeiten, damit einerseits gegen die in diesem Aufsatz enthaltene Summen, andrerseits gegen die in London ausgetheilten Spanischen Schätze nicht Stand halten könnte.

Das Besondere bey meinem Empfang am Sonntag, den 29. Junius, war, daß alle Edelleute von meinem Gefolge die Ehre hatten, von dem König zu Mittag traktirt, ich aber, an seine Tafel gezogen zu werden. Da mich Se Majestät zuvor davon hatten benachrichtigen lasse, so kam ich um zehn Uhr in Greenwich an. Ich wohnte mit diesem Herrn dem Gottesdienst bey, wo eine Predigt gehalten wurde. Bis zur Tafel sprach er nichts besonders mit mir, die Unterhaltung betraf immer nur die Jagd nnd das Wetter. Die Hitze war schwül, und weit größer als sonst gewöhnlich in London in diesem Monat. Jakob ließ nur Beaumont und mich an seine Tafel sitzen, wo ich nicht weniger staunte zu sehen, daß man ihn nur kniend bediente. Die Mitte der Tafel nahm ein ganzer Aufsatze in Form einer Piramide ein, der mit reichen Gefässen besetzt, und selbst reich an kostbaren Steinen war.

Wir sprachen bey Tafel geraume Zeit noch über dieselben Gegenstände, wie zuvor, bis endlich der König bey einer Gelegenheit auf die verewigte Königin zu sprechen kam; zu meinem nicht geringen Verdruß mit einer Art von Verachtung. Er gieng so weit, zu sagen, daß er schon lange Zeit vor ihrem Tode von Schottland aus ihren ganzen Staatsrath gelenkt und über alle ihre Minister disponirt habe, die ihn besser bedient und ihm besser gehorcht hätten, als ihr selbst. Er forderte hierauf Wein, den er lauter trinkt, hielt sein Glas gegen Beaumont und mich, und trank auf die Gesundheit des Königs, der Königin und der königlichen Familie von Frankreich. Ich erwiederte seine Gesundheit und vergas dabey seine Kinder nicht. Er näherte sich meinem Ohr, als er sie nennen hörte, und sagte mir ganz leise, daß das nächstemal, da ich ihn trinken sehen würde, der doppelten Verbindung gelte, die er zwischen den beyden königlichen Häusern zu stiften gedächte. Er hatte mir bis dahin nicht ein Wort davon gesagt, und es schien nicht, als ob der Augenblick, da er mit mir davon sprach, gut gewählt wäre. Ich vergaß übrigens nicht, diese Aeusserung mit allen möglichen Zeichen der Freude aufzunehmen, und antwortete ebenfalls ganz leise, daß ich sicher sey, Heinrich würde nicht lange unschlüssig seyn, die Wahl zwischen seinem guten Bruder und Bundsgenossen und zwischen den König von Spanien zu treffen, der ihn bereits ebenfalls in dieser Angelegenheit habe angehen lassen. Jakob, betreten über das, was ich ihn sagte, erwiederte es mit der Nachricht, daß Spanien ihm für seinem Prinzen eben so wie den König von Frankreich für den Dauphin die Infantin antragen lasse. Er schien mir noch ganz bey den Gesinnungen zu seyn, mit denen ich ihn verlassen hatte, ob er mir gleich keine Gelegenheit gab, mit ihm besonders davon zu reden.

Er sagte mir nur vor allen Anwesenden, daß er alles billige, was in der letzten Konferenz zwischen seinen Ministern und mir verhandelt worden sey; daß er die Staaten nicht unterdrücken lassen und daß man morgen die Art ihnen Beystand zu leisten, festsetzen werde. Er gab daher seinen Räthen Befehl, morgen nach Mittag nach London zu kommen, um diese Sache bey mir daselbst zu beschließen. Ich glaubte, daß dies mich hinreichend berechtige, Sr Brittischen Majestät sogleich einen Entwurf zu dem Vertrag zu zu stellen, den ich ganz ausgefertigt mitgebracht hatte. Ich that es auch, in Gegenwart seiner Minister. Da ich im Gespräch einige Klagen über die Englische Seeräubereien gegen Frankreich einzustreuen gewußt hatte, so bezeugte mir der König, daß dies gegen seine Absicht geschehen sey. Er wurde sogar unwillig über den Englischen Admiral, als dieser das Geschehene vertheidigen wollte. Er verlies endlich die Gesellschaft, um sich zu Bette zu legen, wo er gewöhnlich einen Theil des nach Mittags, bisweilen sogar bis auf den Abend, zubrachte.

Da die Reise, welche Jakob machen wollte, rückgängig oder aufgeschoben worden war, so hoffte ich, daß ich leicht einen Augenblick finden würde, wo ich ihm was ich noch zu sagen hatte, würde beybringen können, und tröstete mich damit darüber, daß ich an diesem Tag so wenig zu thun vermocht hatte. Ungeachtet alles dessen, was von Entschluß und Hülfe für die Staaten gesagt worden war, verhehlte ich mir nehmlich nicht, daß die Sachen noch gar nicht so weit seyen, als ich sie gern gehabt hätte, weil mich der König zu deren Beendigung abermals an dieselbe Personen verwies, von denen ich wohl wußte, daß sie nichts weniger als gutgesinnt waren. Barneveld und die Deputir-

tirten hielten es eben so wenig für eine gute Vorbe-
utung, und waren weit entfernt zu glauben, daß sie
schon zu dem Schutz- und Trutzbündniß Frankreichs
d Englands mit ihnen gebracht hätten, womit sie
h geschmeichelt hatten. Sie beschlossen einen letzten
ersuch bey mir zu machen, um sich wenigstens Frank-
ichs zu versichern.

Barneveld begab sich in dieser Absicht vor allen an-
rn zu mir. Nachdem er mir seine Unruhe über die
genwärtige Lage der Sachen und über die Wirkun-
n bezeugt hatte, welche die Ankunft des Spanischen
esandten, die man immer für ganz nahe ausgab, her-
rbringen würde, sagte er mir, daß die Holländer
fs Aeusserste getrieben, alles verlassen, und ausser
rem Vaterland eine Freistatt suchen wollten. Er
nnte aus meiner Antwort wohl sehen, daß ich mich
rch seine Uebertreibungen nicht hintergehen ließe. Ich
gte ihm, daß es darauf ankomme, den Englischen
taatsrath und nicht mich zu überreden; weil ich im
runde wohl selbst fühle, daß die Lage der Staaten
hr drückend seyn müsse. Er wollte mir beweisen, daß,
enn man nichts von dem König von England erhalten
nnte, die Politik erfordere, daß Frankreich allein
nd öffentlich die Sache der Provinzen auf sich nehme,
lang ihre Kräfte noch nicht ganz erschöpft wären.
ch antwortete ihm aber, daß er eine Sache von mir
erlange, die nicht in meiner Macht stehe, indem ich
ur nach London gekommen sey, um wo möglich ein
ündniß mit England zu schließen, oder die Ursachen
iner Weigerung zu erforschen.

Wir sprachen hierauf von den bestimmten Einlage-
ungsplätzen. Barneveld erzählte mir, daß Cecil in
iner Konferenz mit Katon, einem der Flandrischen
bgeordneten, ihm zu verstehen gegeben habe: Eng-

land ſey entſchloſſen, Frieden mit Spanien zu halten, und verlangte daher daß die Holländer dieſe Plätze zu ſeiner Sicherheit abträten, und daß alles, was er ihm zugestanden hätte, in Neutralität dieſer Plätze bis nach geleiſteter Zahlung beſtünde. Barneveld ſah, daß dieſe Sache mir ſo wichtig ſchien, als ſie in der That war. Er gab mir aber mit aller geziemenden Zurückhaltung eines Mannes, der unter dem Siegel des Eides die Geheimniſſe ſeines Staats auf ſich hat, zu verſtehen, daß die Staaten hierüber ſo gute Vorkehrungen getroffen hätten, daß der Staatsrath von London viele Schwierigkeiten zu heben bekommen würde, ehe er ſich in den Beſitz dieſer Städte ſetzen könnte, ſchloß aber eben daraus, um mich zu ſeinem Zweck zu bringen, daß, da ein neuer Krieg zwiſchen England und den vereinigten Provinzen entſtehen müßte, er mich deswegen inſtändig bitten müſſe, Frankreichs Macht mit der ihrigen zu vereinigen, indem ſonſt ganz keine Gleichheit zwiſchen den Parteyen wäre. Ich geſtand ihm, daß ich den Entſchluß ſeiner Herrn nicht tadeln könnte, daß aber der König von Frankreich in dieſem Fall nichts weiter als ſie beklagen könnte, indem er nicht im Stand wäre, ſie mit Macht gegen Spanien und England zu unterſtützen.

Alle Flandriſche Abgeordneten kamen nach Mittag mit einander, um der Konferenz beyzuwohnen. Wenige Augenblicke nach ihnen kamen auch die von Sr Majeſtät dazu ernannten Räthe. Cecil führte, wie gewöhnlich, im Namen aller das Wort, und ſagte ſehr kurz, daß der König von England ſich wohl zum Beſten der Staaten verwenden wolle, wendete ſich denn gegen mich, und fragte, ob dies nicht gerade das wäre, was ich wünſchte, der eigentliche Gegenſtand meines Auftrags? Ich verbarg, was die trotzige Miene dieſes

Sekre-

Sekretärs mich bereis nur allzu gut errathen ließ, und wendete mich, ſtatt ihn geradezu zu antworten an die Deputirten. Dieſen ſagte ich, daß, da zween groſſe Könige Antheil an ihren Angelegenheiten nehmen wollten, es nun ihnen zukomme, die Lage derſelben genau anzugeben, damit man mit vollſtändiger Sachkenntniß die Hülfe nach dem Bedürfniß derſelben einrichten könnte. Barneveld entwarf nach ſeiner Gewohnheit ſo rührend als möglich ein Gemählde von dem Elend, worein Spanien ſie geſtürzt habe. Um zu etwas Beſtimmterem zu kommen, ſagte er, daß nun alles darauf ankäme, die Spanier aus Flandern ganz zu verjagen. Daß die Staaten ſich verſichert halten, dies in Jahresfriſt durch die Mittel zu bewürken, die er ſo angab, daß ihm zufolge die ganze Macht der vereinigten Provinzen ſich auf zwölf bis funfzehntauſend Mann Fußvolk, ohne die Beſatzungen, und dreytauſend Mann Reiterey belief; auſſer funfzig wirklich dienſtfähigen Schiffen, und verhältnißmäßigem Geſchütz und Munition Es werde weiter nichts erfordert, als daß die zween Könige von allen eben benannten eine gleiche Anzahl hergäben, um dieſe Mächte zu verdoppeln.

Ich zweifelte ſehr, daß ſolche Anträge günſtig aufgenommen werden möchten, und um nicht den Schein zu haben, als ob ich die Deputirte in wirklich ausſchweifenden Forderungen beſtärkte, ſagte ich Barneveld, daß er ſich beſſer hätte vorſehen ſollen, nichts zu verlangen, was man ihm nicht zugeſtehen könnte. Ich bat hierauf Cecil in einem Ton der die Sache ins Kurze faſſen zu wollen zeigte: er möchte mir den Willen ſeines Herrn in Anſehung des Vorgetragenen, rein herausſagen. Cecil antwortete mir: Se Britaniſche Majeſtät hätte gerne geſehen, wenn Sie mit allen Ihren Nachbarn in einem vollkommenen und aufrichtigen Frieden hätten leben können. So viel man vom

äuſſerlichen Zuſtand Frankreichs beurtheilen könnte, hätten Se. allerchriſtlichſte Majeſtät wohl eben dieſe Geſinnungen. Indeſſen habe ſich der König, ſein Herr, auf die Vorſtellungen, die ich gethan habe, doch entſchloſſen, das Mittel zwiſchen den Wünſchen der Staaten und ſeinen eigenen zu halten. Er verwillige alſo den Staaten eine Unterſtützung unter der Hand. Vielleicht käme eine Zeit, da man mehr thun könnte, aber für itzt ſey nichts weiter zu erwarten.

Da die Abgeordneten nicht zweifeln durften, daß dieſe Reſolution ganz ernſtlich gemeint ſey, ſo zogen ſie ſich zurück, um unter ſich Cecils Vortrag zu erwägen, der unterdeſſen fortfuhr, und mir ſagte: daß der König in der That einwillige, die Staaten zu begünſtigen, daß er aber nicht Luſt habe, ſich für ſie zu Grund zu richten. Er vermied ſich in irgend eine beſtimmte Angabe der Beſchaffenheit dieſer vorgeblichen Hülfe einzulaſſen, damit man ihn in der Folge nicht an ſein Verſprechen und einige poſitive Verbindlichkeit erinnern könnte. Er ſagte nur, daß im Fall Spanien ſeine Empfindlichkeit ſo weit gehen laſſen ſollte, um die Könige, die Beſchützer der flandriſchen Freyheit, perſönlich anzugreifen, Frankreich, um eine durchgängige Gleichheit zu beobachten, acht tauſend Mann zu Fuß, und zweytauſend zu Roß, England aber für ſeinen Antheil nur die Hälfte davon, ſo wie auch zu einem Geſchwader hergeben ſollte, das man nothwendiger Weiſe an der Spaniſchen Küſte halten müßte, nebſt einem andern in Indien. Er erklärte noch dazu, daß England zu Unterhaltung dieſer Macht keinen andern Fond hätte, als das Geld, welches Frankreich ihm ſchuldig wäre. Dies ſolle in zwey Jahren zurück gezahlt, und dann gerne der gemeinen Sache aufgeopfert werden.

Mit

Mit großem Mißvergnügen ſah ich hieraus, daß der Engliſche Sekretär auf dieſe Art den ganzen Vergleich abzubrechen ſuchte, indem er ſich vorſätzlich von der Hauptfrage entfernte, und lauter voreilige Schwierigkeiten machte. Ich verbarg meinen Unwillen ſo gut ich konnte, und ſagte ihm, daß es hier auf ganz etwas anders, als ſo unbeſtimmte Aeuſſerungen ankomme. Man müſſe vor allem ohne Doppelſinn verabreden, was man itzt für die vereinigten Provinzen und Oſtende thun wolle. Hierauf erſt habe man, der Staatsrath Sr Brittiſchen Majeſtät möge ſich ſelbſt zum Krieg entſchließen, oder ſich durch Spanien dazu genöthigt ſehen, noch ganz andre Betrachtungen über folgende Vorausſetzungen anzuſtellen: wenn dieſe Krone nur Einen von beyden Königen, oder beyde angreiffen, wenn ſie ſelbſt ſich als angreifende Theile erklären würden, und wenn ſie Eroberungen von den Spaniern in den Niederlanden machen würden.

Um Cecil noch mehr zu zeigen, daß er die Sache nicht einmal oberflächlich erwogen habe, ſtellte ich ihm vor, daß auf den Fall des von ihm erwähnten Bruchs mit Spanien der König von Frankreich, um die Uebermacht auf Seiten der beyden Könige zu erhalten, außer zwanzigtauſend Mann, die er in Flandern werfen müßte, eben ſoviel an die Grenzen von Guyenne, Languedoc, Provence, Dauphiné, und Breſſé zu ſchicken habe, ohne die Galeerengeſchwader, die er zu Behauptung des mittelländiſchen Meers nöthig hätte. Nothwendig ſey es ſchon itzt dieß alles genau abzumachen, theils um hernach alle dieſe Maasregeln deſto ſichrer zu ergreifen, theils um ſich einer Menge nachheriger Unterſuchungen zu überheben, welche das gute Vernehmen zwiſchen beyden hohen Verbündeten leicht ſtören könnten.

Ich beantwortete hierauf seine Reden mehr geradezu, und sagte ihm, daß ich nicht einsehen könne, aus welchem Grund er den König von Frankreich die ganzen oder doch den größten Theil der Kosten eines Kriegs aufbürden wolle, den er mit den König von England gemeinschaftlich führe. Wenn der Englische Staatsrath durch solche Zumuthungen Heinrich zu Grund zu richten gedenke, so verstehe er seinen eigenen Vortheil sehr schlecht. Dieser Staatsrath bringe noch nicht in Anschlag, daß, wenn gleich ausgemacht werde, alle Kosten zu beyden Theilen gleich getragen werden sollen, Frankreich darum doch noch besondre Auslagen nicht vermeiden könne, die sich vielleicht höher belaufen könnten, z. B. zur Vertheidigung seiner Grenzen und Küsten, wodurch ein Theil der feindlichen Macht von dieser Seite zurückgehalten würde, was also England nicht weniger als Frankreich selbst zum Vortheil gereichte. Aus allen diesen Gründen scheine es mir, der Englische Staatsrath wähle seine Zeit zur Zurückforderung der Frankreich geborgten Summen sehr übel. Heinrich habe sich diß gar nicht einfallen lassen, und mir deswegen gar keinen Verhaltungsbefehl hierüber gegeben. Ich wisse nur, vermöge meiner Stelle, im Finanzkollegium, daß seine Absicht sey, von Jahr zu Jahr hierin zu bezahlen, so wie er darüber mit der höchstseeligen Königin übereingekommen sey, und in dem itztlaufenden Jahr noch zweymal hunderttausend Pfund zurück zu geben. Der Grosbritannische Staatsrath schlage aber, wie gesagt, einen sehr übeln Weg ein, diese Heimzalung zu erhalten, indem er durch Mißtrauen und grundlose Schwierigkeiten zeige, daß er nur darauf ausgehe, Frankreich immer mehr zu erschöpfen. Ein gehässiges Verfahren, welches sehr gegen Heinrichs Betragen absteche, der in allen seinen Handlungen Aufrichtigkeit zeigte, und nur für das allgemeine Beste arbeitete.

Meine

Meine Reden machten keinen Eindruck auf die An-
ſende. Ich ſah vielmehr, daß meine Engländer
uer fiengen, und erklärten, daß die Staaten ganz
n England verlaſſen werden würden, wenn man noch
ehr forderte. Cecil beſonders zeigte ſich mir in dieſer
onferenz vollends in ſeinem wahren Licht. Er führte
r doppelſinnige Reden, unbeſtimmte Erklärungen,
d falſche Winke, weil er wohl fühlte, daß das Recht
cht auf ſeiner Seite wäre. Die Mäſigung und Auf-
chtigkeit, die ich ſeinen ſchlechten Spitzfindigkeiten ent-
genſetzte, nöthigten ihn, ſich in Widerſprüche zu ver-
ickeln, über welche er ſelbſt erröthen mußte, als ich
m mit einem Wort das Lächerliche ſeiner geführten
eden fühlen ließ. Bald vergröſſerte er mir die Macht
nglands, um mich in Furcht zu ſetzen, bald prahlte er
it Anerbietungen, welche Spanien ſeiner Nation ge-
an haben ſollte. Bisweilen legte er es darauf an,
en Deputirten und mir ein Geſtändniß abzulocken, aus
em er Vortheil ziehen konnte. Er ſchob uns ſelbſt
isweilen Aeuſſerungen unter, an die wir nie gedacht
atten. Er verſuchte es ſogar, die Abgeordnete und mich
u veruneinigen, indem er mir allein die Verſagung
ines offenbaren Beyſtands für die Staaten zur Laſt le-
en wollte. Er ließ ſich einfallen, ſelbſt und durch ſeine
Kollegen zu fordern, daß Frankreich ſogleich an Eng-
and von ſeinen Schulden vierzig bis funfzig tauſend
Pfund Sterling bezahlen ſolle, und ſagte dann zu den
Abgeordneten, daß dieſe Summe für ihre dringendſten
Bedürfniſſe verwendet werden ſollte, wobey ſie noch
hinzuſetzten, daß meine Verweigerung einzig meine
Schuld ſey, da ich, wie ſie ſagten, über alles Geld
Frankreichs zu ſchalten hätte. Wenn das ganze Ver-
dienſt derer, die man gewöhnlich feine Politiker nennt,
darinn beſteht, daß ſie auf ſolche Art geradherzige Män-
uer zu betrügen ſuchen und den Haß, den ihre eigne

Schlech-

Schlechtheit verdient, auf diese wälzen, während sie selbst den ganzen Nutzen davon ziehen, so ist es warlich um einen Politiker ein sehr verächtliches Geschöpf. Was mich noch mehr verdroß, war, daß ich sehen mußte, wie diese Minister, die nur da waren, um die Absichten ihres Königs zu erklären, dafür unverschämter Weise ihre eignen unterschoben. Denn ich wußte es wohl, und schon allein die Art, wie dieser Herr mit ihnen in meiner Gegenwart gesprochen hatte, überzeugte mich, daß er ihnen ganz das Gegentheil von dem aufgetragen hätte, was sie thaten.

Da die Abgeordneten, welche unterdessen wieder hereinkamen, sehr unzufrieden, wie man leicht denken kann, und verwirrter als sie kamen, fortgegangen waren, änderte Cecil noch zum letztenmal die Batterie. Er sagte mir: da die Sachen so stünden, daß der König von Frankreich sich nicht anders als in Verbindung mit England, dieß selbst aber wieder sich nicht anders in Krieg einlassen könne, als wenn es von Frankreich und den Staaten bezahlt würde, beyde aber dieß jetzt nicht zu leisten vermöchten; so möchte es wohl das Beste seyn, wenn beyde Könige ferner in Freundschaft lebten, sich aber in keine fremde Händel einließen. Dieß war wahrscheinlich der wahre Zweck des Sekretärs, und so lang er bisher gesprochen hatte, waren wohl diese zwey Worte das einzige Aufrichtige, was er mir sagte.

Da ich nicht für gut fand darauf zu antworten, so sagten die Engländer, vielleicht in der Meynung, mich da zu haben, wo sie mich wollten: daß sie den König von allem, was i. der Konferenz vorgefallen sey, Rapport erstatten, und um eine Audienz für mich bitten wollten, wo alles mit zwey Worten auf diesen Fuß abgethan werden könnte. Daß diese Audienz wahrscheinlich die letzte seye, und ich darin meinen Abschied erhalten

n werde, indem alsdann nichts mehr zu thun übrig
yn würde. Daß ich dazu ſtille ſchwieg, geſchah ſicher
che deßwegen, weil ich mit ihren Gründen zufrieden
er. Im Gegentheil hatte mir die Art, wie ſie ſich
zt ſelbſt erklärt und einigermoſſen als Lügner und Be-
üger bekannt hatten, die äuſſerſte Verachtung gegen
eingeflößt. Ich dachte aber, wenn ich ihnen wider-
räche und mich ereiferte, würde ich ſie nicht nur von
m Plan, den ſie zuſammengeſchmiedet hatten, nicht
bringen, ſondern vielleicht gar einen völligen Bruch
ranlaſſen, ſtatt daß wenigſtens die beyden Könige,
wie die Sachen jetzt ſtanden, noch Freunde waren,
d dieß Band durch eine Doppelheirath (wovon man
zt öffentlich ſprach) noch feſter geknüpft werden, und
h ſo in der Folge vielleicht noch eine günſtigere Gele-
nheit ereignen konnte. Indeſſen verzweifelte ich noch
cht ganz an einem glücklichen Erfolg meines Geſchäfts,
eil ich zu ſehen glaubte, daß der König ſich gar nicht
f die Abſichten einließe, welche ſeine Räthe ſich durch-
ſetzen bemühten.

Darüber wollte ich in meiner dritten Audienz Ge-
ißheit erhalten. Denn meiner Unterhaltung vom Sonn-
g, kann ich dieſen Namen nicht geben. Ich hatte
n König durch Cecil darum bitten laſſen. Er ließ
ir durch den Ritter Aſtins ſagen, daß ich ſie gleich
n Tag nach der Konferenz haben, und nur wenig Ge-
lge mit mir nehmen ſollte, weil er ſich mit mir allein
nterhalten wolle; dieß ließ er mir auch noch durch
Mylord Oreladoux einen Schottländer verſichern, der
n vertrauter Freund des Grafen Mare, ſo wie die-
r der meinige war. Mylord Hume und Dr. Vicomte
Cavar holten mich in London gegen Mittag ab; und
eym Ausſteigen in Greenwich wurde ich von dem
Grafen Derby, Befehlshaber der königlichen Leibwache
empfan-

empfangen, der mich in das Zimmer des Königs führte. Ich hatte nur vier Edelleute und zween Sekretäre bey mir.

Der König nahm mich bey der Hand, befahl, daß niemand folgen solle, und führte mich durch sein Kabinet in seine Galerie, die er hinter uns abschloß. Er umarmte mich zweymal, mit Ausdrücken, welche mir bezeugten, wie sehr zufrieden er mit dem König von Frankreich und mir sey, und wie sehr er sich geehret fühlte, daß Se. allerchristlichste Majestät ihnen den Mann geschickt hätte, der für sie in ihrem ganzen Königreich der unentbehrlichste sey. Er verlange, daß ich die jetzige Gelegenheit benutzen, und ganz ohne Zurückhaltung mit ihm reden solle. Dieser Augenblick schien mir günstig zu seyn, um mich bey Sr Majestät über ihre Minister zu beschweren. Ich sagte ihm, nach den gewöhnlichen Danksagungen, daß es mir auf alle Art vortheilhafter sey, mit ihm als mit seinen Räthen zu verhandeln, welche nicht nur seine Befehle in der letzten Konferenz schlecht ausgerichtet hätten, sondern auch ohne Zweifel nicht unterlassen haben würden, ihm einen ungetreuen Bericht von dem zu erstatten, was zwischen uns vorgefallen wäre. Ich versprach ihm daher, ihm vom allem, wenn Er es erlauben wollte, eine getreue Erzählung zu machen.

Der König nahm mein Anerbieten an, und ich übergieng nichts, was gestern gesprochen worden war. Besonders hielt ich mich bey dem Ansinnen auf, an England jetzt das geliehene Geld wieder zurück zu bezahlen, und bey der Verläumdung gegen Se allerchristlichste Majestät und mich, womit man es begleitet hatte. Ich hatte, setzte ich hinzu, meine Briefe an Heinrich stets mit Lobeserhebungen auf die Großmuth, Klugheit und vollkommenen Freundschaft des Fürsten angefüllt, mit

dem ich die Gnade hätte zu reden, und dieß alles,
l er mich durch seine Handlungen und Reden dazu
echtigt habe. Nun müsse ich plötzlich eine ganz an-
e Sprache führen, ohne etwas anders als ganz nichtige
hwierigkeiten anführen zu können, so daß der König,
in Herr, nicht anders würde denken können, als ich
chte die wichtigen mir anvertrauten Gegenstände
ein schmeichlerischer und vielleicht ungetreuer Diener
andelt haben. Eine solche Erklärung könne für nichts
ers als für die Wirkung eines erklärten Einverständnis-
mit Spanien angesehen werden, woraus vielleicht ein
uch zwischen beyden Königen entstehen dürfte, welche
t weniger Reizung als Interesse hätte, immer voll-
nen vereinigt zu bleiben. Ueberdieß glaubte ich
) nicht Anstand nehmen zu dürfen, dem König von Eng-
) zu eröffnen, daß von denen, die er in seinen Staats-
) zuließe, verschiedene seyen, die weder gut gesinnt,
) seiner Person gehörig zugethan wären. Ich wolle
nicht nennen, er könne aber alle diejenige dafür hal-
, welche so wenig Eifer für den Ruhm und die Ehre
er Krone bezeugten, um ihm zu rathen, sich unter
n Namen eines Bundsgenossen, zum Sklaven Spa-
ns zu machen. Das sicherste für ihm wäre, miß-
uisch gegen alle zu seyn, die er nicht willkommen
ne, und dabey lieber seinen eigenen Einsichten als
Reden seiner Minister zu glauben.

Es war eben keine schwere Sache, den König von
gland auf seine Minister argwöhnisch zu machen.
war von Natur schon nur allzu geneigt dazu. Die
änderung, die ich auf seinem Gesicht bey Anhö-
g meiner letzten Worte bemerkte, einige Mienen,
ge abgebrochene Worte, die ihm entfielen, über-
ten mich hinreichend davon. Ich glaubte unzwei-
aft zu bemerken, daß er, es sey nun Wirkung die-

ses Mißtrauens oder der Lobeserhebungen gewesen, die ich an ihm verschwendet hatte, endlich in der günstigsten Stimmung für mich war, in der ich ihn nur wünschen konnte.

Ich ergriff diesen Augenblick, um in unsrer Unterredung einige allgemeine Worte von einem Projekt fallen zu lassen, wodurch Se Brittanische Majestät Stifter der Ruhe von ganz Europa werden könnte, sowohl was die Politik als die Religionsangelegenheiten betrifft. Plötzlich hielt ich inne, als wenn ich befürchtete, diesen Herrn durch eine allzu lange Unterredung zu ermüden. Ich sah aber wohl ein, daß seine Neugierde nothwendig durch das Wenige gereizt werden müßte, was ich hingeworfen hatte. Er sagte mir auch wirklich, daß ich ihm keine Langeweile machen würde, und daß man wissen müsse, wie viel Uhr es wäre. Er ging hinaus, und fragte seine Hofleute darnach, die er am Ende der Galerie fand. Man sagte ihm, daß es noch nicht ganz drey Uhr sey. „Herr Ambassadeur," sagte er zu mir, „ich will eine Jagdpartie einstellen, „die ich auf heute angesetzt hatte, und will Sie ganz „anhören: ich bin überzeugt, daß diese Beschäftigung „nützlicher für mich seyn wird, als jene."

Was mich zu einem so kühnen Schritt bestimmte, dem König Jakob die großen Entwürfe mitzutheilen, welche Heinrich und Elisabeth auf Spanien und ganz Europa verabredet hatten, war der Umstand: daß ich überzeugt war, dieser Herr sey schon von selbst zu einem Bündniß mit Frankreich geneigt. Zur Befestigung in diesem Entschluß habe er nichts weiter nöthig, als dazu durch einen großen und edlen Beweggrund veranlaßt zu werden. Auf der andern Seite wußte ich: daß ihn seine Minister immer zu ihrer Denkungsart zurückziehen würden, so lange er sich nicht gegen sie

durch

urch die Ueberzeugung hielte, daß sie seine Meynung
ß deswegen bestritten, weil sie sie nicht wüßten.
ennoch aber hielt ich eine Vorsicht, die ich wesentlich
aubte, und die man bald sehen wird, nicht für über-
ssig.

Ich nahm also das Wort wieder auf, sobald der
önig wieder bey mir war, und sagte ihm: er werde
ne Zweifel, und zwar mit Recht, gedacht haben,
ß ein Mann, welcher die Aemter und Würden be-
e, mit denen ich, wie er wisse, bekleidet sey, seinen
sten nur einer äußerst wichtigen Ursache wegen ver-
se. Obschon mein Auftrag sich darauf einschränke,
Vereinigung des Königs von England mit dem
nig von Frankreich zu suchen, hätte ich mir doch
genommen, Sr Brittanischen Majestät vor meiner
reise aus dem Königreich von einer Sache zu unter-
ten, die, nach den Begriffen, welche mir der Ruf
seinen Fähigkeiten und Einsichten gemacht habe,
ndlich wichtiger für ihn seyn müsse. Was ich ihm
röffnen hätte, sey von der Beschaffenheit, daß ich
ihm nicht entdecken könnte, bis er sich durch den
rlichsten Eyd verbindlich gemacht hätte, es geheim
halten. Jakob war zwar unbeschreiblich aufmerk-
, nahm aber doch Anstand den Eyd sogleich zu
ören, den ich von ihm verlangte; und suchte, um
zu umgehen, selbst zu errathen, was ich ihm so
chtiges mitzutheilen haben könnte. Als er aber
ich sah, daß ihm die verschiedene Fragen, die er
lag auf Schlag an mich that, nicht zum Ziel führ-
leistete er mir endlich den fürchterlichsten aller Ey-
en bey dem Sakrament des heiligen Abendmahls.

Auch da ich nichts mehr von Indiskretion zu le-
ten hatte, weg ich dennoch alle meine Worte ab,
fieng mit einem Punkt an, von dem ich wußte,

daß er den König von England am meisten interessiere, nehmlich mit der Religion. Ich sagte ihm, so sehr ich ihm auch ganz mit bloß weltlichen Geschäften und Herrlichkeiten beschäftigt scheine, und so kalt er mich vielleicht in Ansehung der Religion sich gedacht haben möchte, so sey es nichts desto weniger wahr, daß ich fest an der meinigen hänge, so fest, daß ich ihr mein Glück, meine Familie, mein Vaterland und selbst meinen König nachsetzen würde. Ich habe nichts vernachlässigt, um den König, meinen Herrn, zu bewegen, sie in Frankreich auf feste Gründe zu stützen, weil ich sehr befürchte, daß sie einst den Bemühungen einer so mächtigen Partey unterliegen möchte, als die ist, in welcher sich der Pabst, der Kaiser, Spanien, die Erzherzoge, die katholischen teutschen Fürsten und so manche andre bey dieser Sache interessirte Korporationen und Gemeinheiten befinden. Es sey mir zwar bis jetzt wohl gelungen; dieß aber habe ich vielleicht bloß politischen Konjunkturen zu danken, welche Heinrichen mit den Gegnern des Hauses Oesterreich verbunden haben. Auf den Fall, da diese Umstände sich änderten, oder ich, als der einzige, der ihn bey diesem politischen Plan erhielte, meine Stelle oder seine Gunst verlöre, sehe ich nicht, wie der König von Frankreich einer Partey würde widerstehen können, deren Beytritt ihm alle Welt und seine eigene Religion empfohle. Diese Betrachtung habe mich seit geraumer Zeit veranlaßt, mich zur Ausführung dieses Plans nach einer Person umzusehen, welche durch ihren Rang und ihre Macht geschickter als ich wäre, ihn auszuführen, und Heinrich in seinen Gesinnungen zu befestigen. Da ich nun in dem Herrn, mit welchem ich die Ehre hätte zu reden, alles finde, was ich suche, so hätte mir die Wahl nicht schwer fallen können. Kurz es komme nur auf den König von Großbrittanien an, sich zum Oberherrn

über

er das Schickſal von ganz Europa empor zu ſchwin-
n und ſeinen Namen zu verewigen — durch einen
ntwurf, an den er immer die letzte Hand gelegt zu
ben ſcheinen würde, obſchon die Ausführung nicht
hr durch ihn, als durch den König von Frankreich
chehen ſollte.

Es war nun weiter nichts mehr übrig, als zu ſa-
n, worin denn dieſer Entwurf beſtände. Erſt gab
dem König einen allgemeinen Begriff davon, als
n einem Vereinigungs-Projekt aller Staaten, denen
der Erniedrigung des Hauſes Oeſtreich gelegen
n müſſe, und wobey ein Schutz- und Trutz-Bünd-
zwiſchen Frankreich, England und Holland, beſe-
t durch die engste Verbindung der Häuſer Bourbon
d Stuart die Grundlage ausmache. Ich ließ ihm
den erſten Blick bemerken, daß dieſe Verbindung
r leicht zu bewerkſtelligen ſeyn würde. Von Seiten
nemarks, Schwedens, kurz aller Proteſtantiſchen
rſten würde ſie keine Schwierigkeiten finden. Man
nte ſie auch für katholiſche Herrn vortheilhaft genug
chen, um ſie zum Beytritt zu bewegen — dem
rzog von Savoyen, wenn man ſeinem unruhigen,
ſüchtigen Kopf mit der Hoffnung ſchmeichle, ſeinen
rzogshut in eine Krone verwandelt zu ſehen — den
tſchen Fürſten, wenn man alles unter ſie austheilte,
s das Haus Oeſtreich in Teutſchland beſitze, Boh-
n, Oeſtreich, Ungarn, Mähren, Schleſien u. ſ. w.
d ihnen ihre alten Rechte wieder gäbe — dem Pabſt
ſt, indem man ihm das volle Eigenthum an allen
ndern zugeſtände, die er bisher nur als Lehen beſaße.
Anſehung des Königs von Frankreich, ob ich ſchon
e Majeſtät zu überreden ſuchte, daß er bis dahin
nen Antheil an dem Projekt gehabt habe, das ich
ein ausgeſonnen zu haben vorgab, getraute ich mir

dafür zu stehen, daß er, wenn ich es ihm eröffnete, weder etwas von den Eroberungen für sich zurückzuhalten, noch irgend einen Vortheil davon zu ziehen suchen würde, ob schon aller Wahrscheinlichkeit nach der größte Theil der Last auf ihn zurückfallen werde, sowohl in Betracht der zu dieser Unternehmung erforderlichen baaren Auslagen, als der persönlichen Dienste, die er dabey leisten würde. Diese Wendung glaubte ich der Sache in Ansehung Heinrichs geben zu müssen, um ihm nicht zu sehr zu kompromittiren.

Der König von England brachte erst einige Schwierigkeiten gegen die mögliche Vereinigung so verschiedener und so verschieden gesinnter Köpfe vor, ungefehr dieselben, welche Heinrich selbst dagegen eingewendet hatte, wenn wir davon, zuletzt in Montglat bey seiner Rückkunft von Metz, sprachen. Er fand aber doch schon auf die bloße Eröffnung, die ich ihn davon machte, viel Geschmack daran, und verlangte, daß ich es ihm bis auf die geringsten Theile auseinander setzen sollte. Das Folgende enthält ungefehr das Wesentlichste von dem, was ich Sr Brittanischen Majestät sagte.

Europa ist in zwo Faktionen getheilt, welche nicht so wohl durch ihre verschiedene Religion, da Katholiken und Protestanten sich beynahe überall vermischt untereinander befinden, als durch politisches Interesse von einander unterschieden sind. Die erste bestehe aus dem Pabst, dem Kaiser, Spanien, Spanisch-Flandern, einem Theil der teutschen und Schweitzer Fürsten und Städte, Savoyen, die katholischen Staaten in Italien, nehmlich Florenz, Ferrara, Mantua, Modena, Parma, Genua, Lucca u. s. f. Dabey muß man nicht vergessen, die in andern Gegenden Europens zerstreuten Katholiken in Anschlag zu bringen, unter

…er der ſo unruhige Jeſuiter-Orden vorne an ſtehe, …n dem es außer Zweifel iſt, daß ſeine Abſicht dahin …ht, der Spaniſchen Monarchie alles zu unterwerfen. …ie zwote Partie begriff die Könige von Frankreich, …gland, Schottland, Irrland, Dänemark, Schwe…n, die Republik Venedig, die vereinigten Provinzen, …d die übrigen Fürſten und Städte in Teutſchland …d der Schweitz. Ich gebe hier Polen, Preuſſen, …ſland, Moskau und Siebenbürgen keine Rolle, ob …gleich der chriſtlichen Religion zugethan ſind. Denn …r Krieg, den ſie beynahe unaufhörlich mit den Tür…n und Tatarn führen, macht ſie in Anſehung der …ſtlichen Bewohner von Europa beynahe zu ganz …nden Völkern.

Mißt man die Macht nach prächtigen Titeln, weit…ſtigen Ländereyen und Anzahl von Menſchen, ſo iſt …glich der erſte Anblick für die zwote dieſer Faktionen …ht günſtig. Man wird ſich nicht erwehren können, …Anſehung der Ueberlegenheit zu Gunſten der erſten …ſprechen. Dennoch wäre dieſe Vorſtellung grund…ſch. Hier der Beweis davon! Spanien, das hier, …es gleich nach Rang und Würden nur die dritte …telle hat, zuerſt genannt werden muß, weil es in der …at die Seele davon iſt, Spanien beſitzt wirklich, …ne Beſitzungen in beyden Indien mitgerechnet, eine …trecke Landes ſo groß als die Türkey und Perſien zu…ammen; wenn es aber wahr iſt, wie man denn nicht …eifeln kann, daß die neue Welt für das Gold und …Reichthümer, die es daraus zieht, dieß Land von …chiffen und Menſchen entblößt, ſo iſt ihm dieſe uner…ßliche Strecke mehr läſtig als vortheilhaft.

Gehen wir eben ſo die andern Mächte dieſer Par… durch, und man wird überall die gewöhnlichen Be…ffe ſehr herab zu ſtimmen finden. Der Pabſt ſcheint

ganz an Spanien zu hängen. Es ist auch in der That das Beste, was er, umgeben auf allen Seiten von dieser fürchterlichen Macht, thun kann, ohne von den andern katholischen Mächten Beystand erwarten zu können. Da er aber seinen Zustand im Grund als wenig verschieden von dem einer wahren Sklaverey ansieht, und wohl weiß, daß der König von Spanien und die Jesuiten die Erhaltung seiner Autorität nur zur Maske annehmen, so ist die Versicherung nicht zu gewagt, daß er nur Gelegenheit suche, das Spanische Joch abzuschütteln, und gern eine Partie ergreifen werde, welche sich ihm anbiete, ohne daß er dabey zu viel zu wagen hätte. Spanien selbst hat keine andere Meynung von ihm.

Kommen wir auf den Kaiser. Er hat mit Spanien nichts als den Namen gemein. Dieß scheint nur dazu zu dienen, um die Eifersucht und die Klagen, die sich so oft unter beyden Linien der östreichischen Macht erheben desto lebhafter zu erregen. Was ist übrigens seine Macht? Sie besteht einzig in seinem Titel. Ungarn, Böhmen, Oestreich und andre benachbarte Länder sind beynahe nichts als leere Namen, und er von einer Seite in Gefahr, seine Staaten von den fürchterlichen Heeren des Groß-Herrn angefallen, von der andern die Länder seiner Herrschaft sich selbst untereinander wegen der Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der darin üblichen Religionen zerfleischen zu sehen; beständig geängstet durch die Besorgniß, die Churfürsten möchten sich empören, um ihre alten Freyheiten wieder zu fodern. So kann der Kaiser heut zu Tag nach einer richtigen Schätzung unter die mindermächtigen Europäischen Fürsten gezählt werden. Ich sehe überdieß diese Oestreichische Linie, so arm an guten Köpfen, daß, wenn sie nicht bald einen Prinzen aufstellen

llen kann, welcher brav oder politisch genug ist, um
e verschiedenen Glieder, aus denen Teutschland zu-
mmen gesetzt ist, bey einander zu halten, sie alles
n den Fürsten dieser Kreise zu fürchten hat, die stets
rnach trachten, ihre alte Religions- und Wahl-Frey-
it wieder zu erlangen. Ich nehme davon selbst den
hurfürsten von Sachsen nicht aus, ob er schon dem
aiser am aufrichtigsten zugethan scheint, von dem er
in Fürstenthum hat. Denn es ist unzweifelhaft, daß
n seine Religion bald oder spät mit seinem Wohlthä-
r entzweyen werde. Setzen wir aber auch, daß der
aiser ganz auf die Dankbarkeit dieses Fürsten rechnen
ürfe; so wird dieser doch nichts oder nur sehr wenig
thun im Stande seyn, so lange er noch die Linie
ohann Friedrichs, dem er dieß Churfürstenthum ent-
ß, zu Widersachern hat.

So findet man bey genauer Prüfung, daß beynahe
lle Mächte, welche Spanien zu verstärken scheinen, ihm
ntweder schlecht ergeben, oder schwache Helfer sind.
edermann weiß, daß der allgemeine Gegenstand des
Bestrebens aller Städte und Fürsten, sowohl in der
Schweitz als in Teutschland ihre Befreyung von der
Herrschaft des Kaisers ist, selbst ihre Vergrösserung auf
ine Kosten. Er kann nicht sichrer auf die Geistlichen
ürsten als auf die andern rechnen. Ein fremder
aiser ist alles, was sie am lebhaftsten wünschen, wenn
r nur nicht von der andern Religion ist. Nichts wür-
e den Erzherzogen, so gut sie auch Spanier sind, mehr
Vergnügen machen, als eine Verfügung, wodurch sie
n Flandern souverain und unabhängig von Spanien
ürden. Sie sind es endlich müde, immer nur dessen
Rechte zu seyn. Welches Band knüpft den Herzog
on Savoyen an die Spanier? Einzig die Furcht
or Frankreich. Von Natur haßt er sie, und hat es

dem König von Spanien noch nicht vergeben, daß er diejenige seiner Töchter, die er ihm gab, so sehr anders als die jüngste bedacht hat. Von Italien überhaupt läßt sich weiter nichts sagen, als daß es das Gesetz des Stärkern befolgen muß.

Es ist also wahr, daß die zwote der so eben bemerkten Faktionen eigentlich nichts zu fürchten hat, wenn sie nur ihre Vortheile hinlänglich versteht, um allezeit einig zu bleiben. Nun ist es gewiß, daß jene so natürlichen Gründe der Veruneinigung hier nicht Statt finden, oder daß sie doch — selbst der, welcher in der Religionsverschiedenheit liegt, und gewissermaßen der einzige ist — den Haß gegen Spanien, dem großen Triebrad, das sie alle in Bewegung setzt, nachstehen müssen. Wo ist der Fürst, der, er sey auch noch so wenig auf seinen Ruhm eifersüchtig, sich weigern würde, einer Verbindung beyzutreten, in welcher vier Könige, wie die von Frankreich, England, Dänemark, Schweden, Hand an Hand stehen? Elisabeth pflegte zu sagen, nichts könne diesen vier Köpfen widerstehen, wenn sie unter Einen Hut gebracht seyen.

Diese Wahrheiten vorausgesetzt, hat man nur noch die Mittel zu wählen, um das Haus Oestreich auf die Spanische Monarchie, und diese selbst nur auf Spanien einzuschränken. Diese Mittel sind entweder List oder Gewalt. Von beyden sehe ich eine doppelte Art.

Das erste der geheimen Mittel ist, zu arbeiten, um dem Haus Oestreich Indien zu entreißen. Da Spanien so wenig Recht hat, den übrigen Europäern diese Gegenden zu verbieten, als die natürlichen Bewohner derselben auszurotten; und es übrigens allen Europäischen Völkern frey steht, sich in neu entdeckten Ländern Niederlassungen zu errichten, sobald sie über die

die Linie sind: so wäre diese Unternehmung leicht auszuführen, wenn man nur drey Flotten, jede mit achttausend Mann unter Seegel gehen ließe, gut ausrüstete, und alle sechs Monate gut verproviantirte. England gäbe die Schiffe dazu, Flandern die Artillerie und Munition, und Frankreich, als das mächtigste, Geld und Soldaten. Die einzige zu treffende Verabredung wäre eine gleiche Theilung der eroberten Länder.

Unterdessen bereitete man ganz geheim das zweyte der geheimen Mittel, auf die Clevische Erbfolge und den Tod des Kaisers, der nicht mehr weit entfernt seyn kann; so daß man unter Begünstigung der durch diese Vorfälle zu veranlassenden Konjunkturen leicht Ursachen machen könnte, um dem Haus Oestreich das Reich und seine andern Besitzungen in Teutschland abzunehmen, und die Form eines freyen Wahlreichs, wie es von Alters her war, darin wieder herzustellen.

Das erste der zwey öffentlichen Mittel ist, allgemein zu den Waffen zu greifen, um die Spanier aus Flandern zu jagen, und diesen Staat zu einer freyen unabhängigen Republik zu machen, welche bloß dem Namen nach zum Reich gehörte. Die Sache ist für die Macht der Verbündeten nicht sehr schwer. Die vereinigten Provinzen, Lüttich, Cleve, Jülich u. s. mit gerechnet, machen sie ein Dreyeck, dessen eine Seite von Calais bis Emden ganz am Meer liegt. Die zweyte gränzt an Frankreich, nehmlich die Picardie, bis zur Somme, und das Metzer Gebiet bis Mezieres; die dritte erstreckt sich von Metz durch Trier, Cöln und Mainz bis Düsseldorf. Es kömmt also nur darauf an, daß man diese Seiten so besetzt halte, daß sie für Spanien unzugänglich werden, und das kann man ohne Mühe, wenn England die erste, Frankreich die

die zweyte, und die Chur- und andere dabey interessirte Fürsten die dritte übernehmen. Alle Städte, die sich auf der Linie befinden, ausgenommen vielleicht Diedenhofen, das man mit Gewalt wegnehmen müßte, würden sich sogleich ergeben, sobald man ihnen mit Kontribution drohte.

Das zweyte aus dieser Art von Mitteln besteht darin, daß alle Glieder der angezeigten Ligue zu gleicher Zeit einstimmig und von allen Seiten Spanien und dem ganzen Haus Oestreich den Krieg erklären. Das Detail dieser Unternehmung geht freylich ins Unendliche, und hier ist nicht der Ort es auseinander zu setzen. Dieß wird sich noch anders wo finden. Das Wesentlichste, was in Ansehung dieses Kriegs zu bemerken wäre, ist: daß Frankreich und England allem Antheil an den Eroberungen entsagen müßten, um sie den Mächten zu überlassen, welche für sich den andern nicht im Licht stehen, oder Verdacht erwecken könnten. So würde schon der Lage nach die Franche-Comté, Elsas und Tirol den Schweitzern, das Königreich Neapel den Pabst zufallen, der es am besten brauchen kann. Sicilien den Venetianern, nebst dem, was ihnen in Istrien und Friaul bequem gelegen ist. Die sicherste Grundlage dieser Konföderation ist, wie man leicht sieht, diese: daß alle Verbündeten davon Vortheile zu erwarten haben. Das übrige Italien unter seinen kleinen Fürsten kann bey seiner jetzigen Verfassung gelassen werden, nur daß diese kleinen Staaten nicht anders angesehen werden, als wie ein einziger Körper, dessen Glieder sie zusammen ausmachen.

So ungefehr setzte ich dem König von England dieses Projekt auseinander, für das ich ihn gewinnen wollte. Ich vergaß dabey nichts, was ich für tauglich hielt, seine Zweifel zu heben und ihn zu überreden. Ich

sagte

ſagte ihm: ich geſtehe, daß dieſer Gegenſtand das Maaß meiner Geiſteskräfte überſteige; daß ich mich nicht wundre, wenn Se Majeſtat Anfangs große Schwierigkeiten daran fänden; Heinrich werde es eben ſo gehen; daß ſie aber bloß von meiner eigenen Schwachheit herrühren, und von meinem Unvermögen, das ganz verſtändlich zu machen, zu deſſen gehöriger Auseinanderſetzung vieles Reden und Zeit erfodert werde. Ich ſey innerlich überzeugt, daß die Ausführung nicht nur möglich, ſondern der gute Erfolg davon auch ganz unfehlbar ſey. Läge etwas Mangelhaftes in der Art, wie ich den Plan entworfen hätte, ſo würde ſich das leicht durch die Weisheit vier großer Könige und die Einſichten der berühmteſten Feldherrn Europens verbeſſern laſſen, denen die Ausführung anvertraut werden würde.

Ich kam noch einmal auf das Bündniß zwiſchen den beyden Königen von Frankreich und England, und ſagte Sr Britaniſchen Majeſtät: da dieß die erſte und nothwendige Grundlage der ſo eben vorgeſchlagenen allgemeinen Verbindung ſey; ſo müßte natürlich damit der Anfang gemacht werden ohne ſich durch die Reden voreingenommener Leute abhalten zu laſſen, oder ſolcher nichtigen Rückſichten, als die Schulden Frankreichs an England ſind, Eingang zu verſtatten. Ich verſicherte, daß England nichts bey Frankreich verlieren würde, indem Heinrich nur darum ſo vielen Waffen- und andern Vorrath anſchaffte, und ſo große Summen aufhäufe, um ſich einſt im Stand zu ſehen, alle zu befriedigen, und für ſich ſelbſt den größten Theil dieſes wichtigen Projekts auszuführen. Zum wenigſten nehmlich ſchmeichle ich mir, ihn dazu durch Beweggründe des Ruhms und des allgemeinen Beſten, die ſo viel über ſeinen Geiſt vermögen, für dieß zu gewinnen. Ich

griff Jakob auf seiner schwächsten Seite an, bey dem ehrgeizigen Wunsch, sein Andenken zu verewigen, Heinrich ähnlich zu scheinen, und an seinem Ruhm Antheil zu haben.

Kurz mein Wunsch, die Sache durchzusetzen, ließ mich diesem Herrn die Sache in einem so gefälligen Licht vorstellen, daß er mich, fast außer sich, theils aus Freundschaft für mich, theils aus Empfindlichkeit darüber, daß man ihn bisher mit so üblem Rath hätte irre führen wollen, umarmte. „Mein Herr Ambassa„deur," sagte er mir, „fürchten Sie nicht, daß ich „jemals nicht halten möchte, was wir miteinander aus„gemacht haben." Er versicherte mir eben so, daß er um vieles nicht das nicht gehört haben wollte, was ich ihm gesagt hätte. Er werde die gute Meynung nicht täuschen, die der König von Frankreich und ich von ihm gefaßt hätten. Er sey der, für welchen ich ihn gehalten habe. Die Ueberlegungen, welche er über alles anstellen wolle, was ich ihm gesagt habe, würden ihn nur noch mehr in den Gesinnungen bestärken, die ich ihm mitgetheilt habe. Er verspreche mir zum voraus, den Entwurf eines Allianztraktats, den ich ihm am Sonntag überreiche, und woran er nur einige kleine Aenderungen eigenhändig gemacht habe, zu unterzeichnen. Ich selbst könne ihn im Namen des Königs von Frankreich unterzeichnen, wenn ich ihn nicht lieber unterzeichnet mit mir nehmen wolle, um ihn Sr allerchristlichsten Majestät zu zeigen. Auf welchen Fall er mir sein königliches Wort gebe, daß er ohne allen Anstand seinen Namen darunter setzen wolle, wenn ich ihn nach vier oder sechs Wochen von Heinrich selbst approbirt und unterzeichnet wieder schicken oder bringen würde. Er schloß mit der verbindlichen Versicherung, daß er künftig nicht anders als einstimmig mit dem König von Frankreich handeln wolle. Von mir ließ er

sich

ſich eben ſo, wie ich die Kühnheit gehabt hatte, dieß von ihm zu fodern, verſprechen: alles vor jedermann, außer meinem Herrn, geheim zu halten. Noch dazu verlangte er, daß ich eine gewiſſe Sache, die er mir vertraute, nie zu Papier bringen ſollte, die ich auch wegen dieſem Eyd bey mir behalte.

Unſre Unterredung hatte ungefehr um Ein Uhr angefangen, und über vier Stunden gedauert. Der König rief den Admiral Howard, die Grafen von Northumberland, Southampton und Mare, Mylord Montjoye und Cecil, und erklärte ihnen, nach reiflicher Erwägung meiner Gründe ſey er entſchloſſen, ein enges Bündniß mit Frankreich gegen Spanien zu ſchließen. Er verwies es Cecil ernſtlich, daß er ſich unterſtanden habe, ganz dem zuwider zu reden und zu handeln, was er ihm befohlen habe. Ein Vorwurf, gegen den ſich der Staatsſekretär nur jämmerlich zu vertheidigen wußte. „Ich befehle Euch, Herr Cecil," ſagte ſein Herr zu ihm, „ohne Ausflucht und Widerrede hiernach alle „gehörige Ausfertigungen machen zu laſſen, vermöge „deren ich den Geſandten der Herren Staaten meine „Rechte reiche (7) und alle Verſicherungen gebe." Dieß war das erſtemal, daß er ſie mit dieſer Auszeichnung behandelt hatte. Hierauf wendete er ſich zu mir, ergriff meine Hand, und ſagte: „Nun, Herr Ambaſ„ſadeur, ſind Sie wohl jetzt mit mir zufrieden?"

Ich antwortete mit einer tiefen Verbeugung, und verſicherte Se. Majeſtät ſo ſehr meiner Treue und Ergebenheit, als ich gegen meinen Herrn und König ſelbſt hätte thun können. Ich bat ihn, zu erlauben, daß ich dieß durch einen Handkuß bekräftige. Er umarmte mich, und bat mich um meine Freundſchaft mit einer Miene voll Güte und Zutrauens, was mehreren der anwe-

anwesenden Räthe mißfiel. Er beurlaubte mich nun, und befahl den Grafen von Northumberland bis an die Themse und Sidney bis London mich zu begleiten.

Sechzehntes Buch.

1603.

Es war nun weiter nichts übrig, als die zwischen dem König von England und mir getroffene, und von ihm seinen Ministern erklärte Verabredungen in einen ordentlichen Aufsatz zu bringen, und einen Vertrag oder eigentlicher einen Entwurf eines Vertrags zwischen beyden Königen daraus zu machen. Man konnte in der That einen Aufsatz nicht anders benennen, der seine letzte und volle Gültigkeit erst durch die erklärte Annahme Sr allerchristlichsten Majestät, welcher derselben erst vorgelegt werden mußte, erhalten konnte. Hier fühlte ich den Nachtheil, den die unglückliche Vorsichtigkeit meinem Geschäft brachte, die wir, Heinrich und ich, im französischen Staatsrath hatten beobachten müssen, dem König von England alles nur wie für mich selbst zu proponiren.

Dieser Herr, fester überzeugt, als ich es gewünscht hätte, daß ich alle ihm gemachten Anträge ganz aus eigner Bewegung und in der Absicht gethan habe, die protestantische Religion gegen allen Einfluß politischer Veränderungen zu sichern, ließ sich gar nicht einfallen, noch bey allem, was ich ihm in Geheim eröffnet hatte, als

als den Mund des Königs, meines Herrn, anzusehen, und glaubte recht viel zu thun, indem er sich an die, in der That starke Wahrscheinlichkeit von dem, noch dazu freudigen, Beytritt des Königs von Frankreich, zuerst dazu verband. Allein welcher Unterschied zwischen einer solchen allgemeinen tausend verschiedenen Auslegungen unterworfenen Zusage, und einer vertragsmäßigen, wobey ich, mit königlicher Vollmacht versehen, mit aller möglichen Aufmerksamkeit und Genauigkeit alle Klauseln und Bedingungen hätte einschalten und mich auf alle nähern Bestimmungen einlassen können, welche die Unverletzlichkeit eines politischen Vertrags sichern. Ich würde die kühne Behauptung nicht wagen, daß ich wohl in diesem Fall berechtigt gewesen wäre, von Sr Britannischen Majestät statt eines bloßen Entwurfs von einem Traktat die Unterzeichnung eines gänzlich geschlossenen Vertrags zu erwarten, von dem er selbst nicht mehr hätte abgehen können, wenn nicht alle Briefe des Grafen von Beaumont an den König, worin er diesen Mangel eines Blankets bedauert, das unverwerflichste Zeugniß enthielten, daß die Eigenliebe mich hier nicht zu viel sagen läßt.

Ich würde mir übrigens dennoch einen Vorwurf machen, wenn ich die Aufrichtigkeit des Königs Jakob in Zweifel zu ziehen schiene. Ich gestehe vielmehr, daß kein Herr in Europa mehr auf diesen guten Ruf zu halten scheint. Ein besonderes aber unglückliches Verhängniß scheint darüber zu walten, daß ein Staatsvertrag das Werk eines freywirkenden und überlegenden Geistes, also eine Sache, die unter allen irdischen Dingen am wenigsten dem Eigensinn des Zufalls unterworfen seyn sollte, dennoch das gebrechlichste Ding ist, was ich kenne. Die, welche ihn schließen, würden bey keiner andern Gelegenheit sich den Schimpf zuziehen wol-

len, ihr Wort nicht gehalten zu haben; und doch wird es meistens gebrochen, wenn sich irgend ein Anstrich für den Meineyd ersinnen läßt. Wie wenn es nicht einerley wäre, ob eine feyerliche Zusage mit oder ohne nichtigen Vorwand unerfüllt bliebe. Ich konnte nicht zweifeln, daß sich die Räthe des Königs von England sogleich nach meiner Abreise alle Mühe geben würden, ein Werk zu zerstören, das sie nicht hatten hindern können. Cecil, erwartete ich, würde dabey einer der eifrigsten seyn. Der Sieg, den ich jetzt über ihn erhalten, der Verdruß, den er wegen mir bey dem König bekommen, die Schande, die ihm meine Unterredung mit ihm verursacht hatte, als sie öffentlich bekannt worden war, waren so viele schmerzliche Wunden, welche in seinem Geiste eitern mußten.

Man wird mir übrigens leicht zugeben, daß ich Ursache hatte, mit dem Erfolg meiner Unterhandlung zufrieden zu seyn (1). Wollte ich dabey nur auf mich sehen, so war der Ausgang derselben der vortheilhafteste, den ich mir wünschen konnte. Ich trug den Ruhm davon, eine für äußerst schwer gehaltene Unternehmung glücklich durchgesetzt zu haben, und lief nicht Gefahr einer Ueberschreitung meines Auftrags beschuldigt zu werden. Dem König und seinem Staatsrath blieb es frey, an einer Verabredung, für die ich weder sie noch mich verbürgt hatte, nach Gefallen zu ändern. Ich hatte also alles Mögliche wirklich geleistet. Was den Vortheil aus der Sache selbst betrift, so konnte ich nach den Absichten des Königs — denen ich ohne Anstand jede andere Rücksicht aufgeopfert haben würde, wenn ich nicht durchgedrungen hätte — weiter nicht gehen, ohne nicht nur meine öffentliche, sondern selbst die geheime Instruktion zu übertreten. Indessen entsprang dennoch aus der Unterhandlung ein wesentlicher sichtba-

er Vortheil, daß nehmlich unter Umſtänden, wo man ſo viele gegründete Urſachen hatte, eine innige Vereinigung zwiſchen Spanien und England zu befürchten, dieß Projekt dadurch ganz vereitelt und der König von England in eine andere Verbindung gezogen wurde, aus der er ſich nicht ſobald loswickeln noch leicht zu der erſten zurückkehren konnte.

Ich machte mich alſo unverzüglich an die Aufſetzung des Vertrags, den ich dann zur letzten Durchſicht und Prüfung dem König und Staatsrath von England zuſtellte, welche ihn verſchiedenemal durchlaſen, alles einzeln durchgingen, und einige unbedeutende Aenderungen daran machten, bis es endlich bey folgenden Punkten blieb.

Nach großen Dankſagungen gegen den König von Frankreich für die Art, mit welcher er England entgegen gekommen war, und den Stand und die Eigenſchaften des Geſandten, dem er dieß Geſchäft aufgetragen hatte, erneuerte und beſtätigte der König von England alle alten Bunds-Verträge, ſowohl zwiſchen Eliſabeth und Heinrich als zwiſchen Schottland und Frankreich, alſo daß ſie auf ſeine eigene Perſon übergehen ſollten, kraft des Gegenwärtigen, der ſie alle in ſich begreifen, und noch zum beſondern Gegenſtand die gemeinſchaftliche Vertheidigung ihrer Perſonen, Staaten, Unterthanen und wechſelſeitigen jetzigen und jeder ſelbſtgefälligen künftigen Verbündeten gegen Spanien haben ſollte. Die vereinigten Provinzen ſollten beſonders dieſen Vortheil zu genießen haben. Sie waren die einzigen ausdrücklich darin benannte. Es war in Anſehung ihrer feyerlich feſtgeſetzt, daß man dienliche Mittel ergreifen würde, entweder ihre völlige Freyheit zu verſichern oder wenigſtens ſolche Vorkehrungen zu machen, daß, wenn ſie auch wieder unter die Herrſchaft

Spaniens oder des Reichs zurückkehren müßten, dieß doch nur unter Bedingungen geschähe, die ihnen eine vollkommene Ruhe sicherten, und die verbündeten Könige von der Furcht vor einer allzu unumschränkten Herrschaft des Hauses Oestreich in diesen Provinzen befreyten.

Man kam daher, ausser dem, daß beyde Herrn sich anheischig machten, sich auf Verlangen eines von ihnen öffentlich zu erklären, um sich nicht durch die Ränke des Hofs von Madrid überlisten zu lassen, darinn überein, von jezt an den Generalstaaten hinreichende Hülfe zufließen zu lassen, um sie aus ihrem bedrängten Zustand zu reissen. Die Zahl der Mannschaft dazu war nicht bestimmt, nur sollte sie blos aus England gezogen, alle Kosten dabey aber von Frankreich bestritten werden, eine Hälfte blos von französischem Geld, die andre aber auf Abrechnung an der Schuld Frankreichs an England. Es war dabey ausgemacht, daß dieser Schritt beyder Kronen zu Gunsten der Niederlande ohne alles Geräusch, so geheim als möglich, geschehen sollte, um nicht geradezu den mit Spanien geschlossenen Frieden zu brechen. Auf den Fall aber, daß diese Macht diese Handlung als einen förmlichen Bruch ansehen, und sich deswegen an beyde Könige halten wollte, ward folgendes beschlossen.

Würde der König von England allein angegriffen, so sollte ihm der König von Frankreich ein Heer von sechstausend Franzosen stellen, so lange der Krieg währen würde, besolden und unterhalten, und dann an England binnen vier Jahren in gleichen Summen den Rest seiner Schuld bezahlen. Eben dies sollte England leisten, wenn das Ungewitter über Frankreich ausbräche. Es sollte bey dem angegriffenen Theil stehen, zu bestimmen, ob die Hülfe zu Land oder zur

See

Ere geleiſtet werden ſolle, und England dann nichts von ſeinen Schulden fordern. Fände aber Spanien für gut, beyden verbündeten Königen zugleich den Krieg zu erklären, ſo ſollte Frankreich zur Gegenrache und zum Beſten Flanderns, an der Grenze von Guyenne, Provence, Languedoc, Dauphiné, Bourgogne und Breſſe ein Heer von zwanzig tauſend Mann halten, und ein andres eben ſo ſtarkes gegen Flandern, auch, um die Macht Spaniens zu vertheilen, mit ſeinen Galeeren im Mittelländiſchen Meere kreuzen. England hingegen ſolle eine Land-Armee von wenigſtens ſechstauſend Mann auf den Beinen halten, eine Flotte nach Weſt-Indien ſchicken, und mit einer andern an der ſpaniſchen Küſte kreuzen. Die ganze Schuldenzahlung ſollte ausgeſetzt bleiben, und jeder Theil ſeine Auslagen ſelbſt beſtreiten. Das bis dahin geheim gehaltene Bündniß ſollte alsdann durch ein Schutz und Trutz-Bündniß der beyden dabey intereſſirten Könige öffentlich kund gemacht werden. Kein Theil ſollte einſeitig die verabredete Macht entwaffnen oder vermindern, noch einen Vergleich anfangen können.

Dies war dem Weſentlichen nach der Entwurf des Vertrags, der mir ſo viel Unruhe und Mühe verurſacht hatte. Der König Jakob unterzeichnete ihn, und ich nach ihm. Ich dachte dann nur darauf, nach Frankreich zurück zu kehren, wo er in einem feierlichen Vertrag verwandelt werden ſollte. Ich vergaß nicht, Heinrich Nachricht davon zu geben, dem ich jedoch einen Theil dieſer wichtigen Neuigkeit verbarg oder verſteckte, ſo wie auch z. B. die ausführliche Erzählung von dem, was mir zuletzt bey dem König von England in Gegenwart ſeiner Räthe begegnet war. Meine Depeſchen waren ohnehin ſchon ſo lang, ſo häufig, ſo unterbrochen und ſo eilig geſchrieben, daß es vielleicht nicht

unrecht gethan war, dem König diese Mühe zu ersparen, dem ihre Durchlesung viel Geduld kosten mußte. Diß war jedoch nicht der wahre Grund meines Stillschweigens. Die Pünktlichkeit, womit mir Heinrich selbst schrieb, sowohl um mich von wichtigen Vorgängen im französischen Staatsrath zu benachrichtigen, theils um mir neue nach den verschiedenen auf mein Geschäft Bezug habenden Veränderungen eingerichtete Befehle und Verhaltungsregeln zu geben, überzeugte mich hinreichend, daß nichts von dieser Art ihm zu ermüdend oder sonst zuwider wäre. Allein ausserdem, daß es ein guter politischer Kunstgriff ist, bey solchen Gelegenheiten immer etwas neues für seine Ankunft übrig zu behalten, um von seinem Herrn desto besser aufgenommen zu werden, wollte ich das wichtigste Geheimniß meiner Unterhandlung nicht der Gefahr aussetzen, entdeckt oder auf irgend eine Art bekannt zu werden. Ein neuerlicher Vorfall war eine Warnung für mich, hiebey die äußerste Behutsamkeit anzuwenden. Ich habe desselben oben zu seiner Zeit nicht erwähnt, um wichtigere Nachrichten nicht dadurch zu unterbrechen.

Unter der großen Anzahl von Briefen, die ich von London, theils an Villeroy und den Staatsrath, theils nur unmittelbar für den König selbst abgehen ließ, war einer der letztern Art vom 20 Jul., den Heinrich nicht erhielt, wie er an der folgenden Depesche merkte, und mir sogleich schrieb. Dieser Brief war von der äußersten Wichtigkeit. Ich kannte den Eilboten genau, den ich ihm mitgegeben hatte. Es war einer von meinen Leuten, ein ehrlicher und getreuer Cammerdiener von mir. Ich setzte ihn darüber zu Rede, und er antwortete mir: Da der König bey seiner Ankunft auf der Jagd gewesen sey, so habe er das Päcktchen zu Herrn von Villeroy getragen, und es einem von dessen Com-

mis

mir gegeben, den er nicht kenne, und um seinen Namen zu befragen vergessen habe, weil zu gleicher Zeit auch Louver mit demselben gesprochen und ihm verschiedene andere Päckchen an seinen Herrn zugestellt hätte. Ich schrieb dieß dem König, und bat ihn, seinerseits alle erforderliche Nachforschungen anzustellen. Nach vielen Bewegungen und Untersuchungen erhielt ich keine andere Auskunft darüber, als, man habe ihm sehr glaublich gemacht, daß der Fehler von dem Postmeister von Cenan herkomme.

Ich war schon vorher mistrauisch, und dieß Stückchen von dem Commis, dessen Schelmerey mir schon besonders bekannt war, öffnete mir vollends die Augen, und bestärkte mich in dem Argwohn, daß ein Verräther in der Canzley des Königs angestellt, und selbst einer von denen seyn müsse, die unter Villeroy arbeiteten. Ich schrieb Heinrichen zurück: er möchte mir sagen was er wollte, so könne diese Unterschlagung nur dort geschehen seyn, und zwar weder aus Nachlässigkeit noch unabsichtlich. Dieser Commis, er möchte seyn wer er wollte, sey von den Feinden des Staats bestochen gewesen, den Innhalt der Briefe zu entdecken, die ich von London an Se Majestät schrieb, und, da auf diesem gestanden hätte: „uneröffnet zu höchst eignen Händen Sr Majestät," so hätte diese Aufschrift vermuthlich seine Neugierde gereizt, welcher er nicht hätte widerstehen können. Vermuthlich habe er es bereut, da er sah, daß er keinen Gebrauch davon machen könne, indem das wichtigste darin mit Ziffern geschrieben war, die schlechterdings für jeden andern unerklärbar waren, was mich bey diesem Unglück allein noch tröstete. Allein da der Fehler einmal gemacht gewesen sey, so habe er den Brief wahrscheinlich lieber verbrennen, als entsiegelt wieder herausgeben wollen. Man wird aus den

Denkwürdigkeiten vom folgenden Jahr ſehen, daß ich ganz richtig gerathen hatte.

Heinrich hätte gewünſcht, daß ich auch die Königin von England und ihren Prinzen gewinnen möchte, wie den König Jakob, um die Geſinnungen und Neigungen beyder kennen zu lernen. Allein, da dieſe Dame, ungeachtet aller Gerüchte von ihrer Annäherung, noch immer jenſeits in Schottland war, und noch nicht ſobald kommen konnte, ſo hielt der König dieſe Abſicht nicht für wichtig genug, mich länger in London hinzuhalten, während mehrere andere, beynahe eben ſo wichtige Angelegenheiten meine Gegenwart in Paris erforderten. Er drang deßwegen zuerſt darauf, daß ich ſobald als möglich zurückkommen ſollte. Dieſer Befehl kam mir ganz erwünſcht. Der Neid ſiegt immer über die Abweſenden. Ich trug meinem Schwager Vauceles (2) auf, der Königin von England die Briefe Ihrer Majeſtäten, die ich für ſie mitgebracht hatte, zu überbringen, und unterrichtete ihn in allem, was er thun und ſagen ſollte, um zu erfahren, was der König, dieſe Prinzeſſin betreffend, wiſſen wollte.

Meine Wunde am Mund brach wieder auf, als ich alles zu meiner Abreiſe rüſtete. Das Fieber, das ſie mir verurſachte, hielt mich einige Tage zurück, und verhinderte mich ſelbſt, dem König wie gewöhnlich zu ſchreiben. Sobald ich mich wieder ſtark genug fühlte, ließ ich den König um meine Abſchiedsaudienz bitten, der mir dießmal die Mühe erſparte, bis nach Greenwich zu gehen. Er ließ mir durch Mylord Orleadour ſagen, daß er ſelbſt nach London kommen, und mich in Weſtmünſter erwarten wolle. Ich möge ſo früh kommen als ich wolle, ſo werde ich ihm bereit finden, mir Audienz zu geben, weil er an dem Tage früher auf die Jagd zu gehen gedenke, um, wie er ſehr verbindlich hin-

hinzusetzte, die Betrübniß zu zerstreuen, welche ihm meine Abreise verursachen werde.

Ich verfügte mich so früh dahin, daß der König noch nicht angekleidet war. Ich wartete beynahe eine Stunde, und benutzte diese Zeit dazu, die prächtigen Grabmäler und andere Seltenheiten zu besehen, welche die Westmünster Abtey berühmt machen. Ich wurde von Sr Britannischen Majestät mit allen möglichen Liebkosungen empfangen. Auf mein Kompliment, daß ich in einer traurigen Angelegenheit zu ihm komme, um mich von ihm zu entfernen, antwortete er mir: daß ich das, was er mir habe sagen lassen, für aufrichtig halten dürfe, um so mehr, da er bey meinen Geschäften in Frankreich nicht hoffen könne, mich wieder diſſeits des Meers zu sehen. Er schwur aber bey allem, was die Religion Heiliges hat, daß er ohne weiters den Traktat unterzeichnen wolle, von dem ich den Entwurf mit mir nähme. Der König, mein Herr, möge ihn zurück senden, durch wen er wolle. Er sprach von seiner neuen Verbindung mit Heinrich sehr rührend, sagte, daß er diesen Herrn einzig zu seinem Muster und Freund wähle, und alle Feinde desselben als seine eigenen ansehn wolle. Er machte eine Art von Rekapitulation aller seiner Versprechungen, um mir das Vergnügen zu machen, zu sehen, daß er keines davon vergessen habe. Er verband sich, keinem der Unterthanen des Königs von Frankreich, über die er sich im mindesten zu beklagen Ursache hätte, Zutritt zu gestatten, noch sich für ihn zu verwenden, und verlangte ein Gleiches von ihm, besonders in Ansehung jedes Jesuiten, der sich in seinen Staaten oder auf seinen Schiffen versteckt betreten ließe. Er lobte Heinrich ausnehmend, daß er diesen Orden aus seinem Reich vertrieben hätte, und sagte: daß er ihm recht herzlich rathen wollte, nicht den Fehler zu begehen, sie

zu rufen. Hierbey hielt er sich am längsten auf. Auch haßte er diesen Orden mit dem ganzen Haß, den er gegen Spanien trug, und noch dazu mit dem Haß, den man gegen diejenige fühlt, die man als seine persönlichen Feinde betrachtet. Er gab sich nicht zufrieden, bis ich ihm versprach, ihm, wenn es mir möglich wäre, Versicherungen hierüber von Sr allerchristlichsten Majestät schriftlich zu verschaffen. Er gab mir zween Briefe an den König und die Königin, blos Komplimente als Antwort auf die, welche er empfangen hatte. Der Punkt, welcher den französischen Ambassadeur selbst betraf, war darinn nicht bloß obenhin berührt.

Ich vergaß, die Geschenke anzuzeigen, die ich im Namen Sr allerchr. Maj. machte. Das für den König bestund aus sechs vollkommen schönen gut zugerittenen und mit reichen Decken behängten Pferden. Heinrich fügte noch ein andres Geschenk hinzu, nämlich den Saint Antoine, den vortreflichsten Bereuter. Das für die Königin von England war eins der größten und schönsten Venetianischen Spiegelgläser, dessen goldner Rahmen ganz mit Diamanten besetzt war; für den Prinzen von Wallis Lanze und Helm von Gold, reich mit Diamanten besetzt, und ein Fecht- und Tanzmeister. Der Herzog von Lenox, der Grav von Northumberland, kurz alle, welche ich Gelegenheit hatte zu nennen, und noch einige andre, bekamen Dosen, Ringe, Knöpfe, Aigretten, Ring- und Gold- und Diamantketten, auch verschiedene Damen erhielten Ringe und Perlenschnüre. Der Werth aller dieser Geschenke, mit Inbegriff von zwölfhundert Thalern, die ich Beaumont zum Austheilen an verschiedene Orte hinterließ, belief sich auf sechzigtausend Thaler. Die Absicht des Königs bey so vielen reichen Geschenken, von denen selbst ein guter Theil an Englische Herren unter dem Namen

von Penſionen fortgeſetzt wurden, war: ſie auf ſeiner Seite zu erhalten, oder immer mehr und mehr an ſich zu ziehen. Ich theilte ſie nach meiner eignen Bekanntſchaft oder auf Empfehlung von Beaumont aus, und ſah dabey hauptſächlich darauf, ſie ſo zu vertheilen, daß darüber kein Neid unter den Engliſchen Herren entſtünde, und der König ſelbſt keinen Verdacht daraus ſchöpfen möchte. Die Vorſicht, der ich mich dabey bediente, beſtand darin, daß ich ihn um die Erlaubniß bat, durch einige kleine Geſchenke meine Dankbarkeit für die mir an ſeinem Hof geleiſteten Dienſte zu bezeugen.

Zu Dover erhielt ich einen Brief von Heinrich, worinn er mich benachrichtigte, daß er am 9ten Jul. zu Villers Coterets angekommen ſey, wo er mich mit Ungeduld erwarte. Er hielt ſich daſelbſt einige Tage auf, während die Königin eine Reiſe nach Dieſſe machte. Ich wollte daher in Dover nicht ausruhen, und gab Befehl zur Einſchiffung auf den folgenden Tag. Die Nacht war ein ſo heftiger Sturm, daß der Engliſche Viceadmiral mir ſehr ernſtlich rieth, meinen Entſchluß zu ändern. Allein der geringſte Aufſchub ſchien mir ſo unerträglich als meinem ganzen Gefolg, beſonders den ſüſſen Stadt-Herrchen, die ſich auſſer ihrem Element befinden, ſobald ſie das Pariſer Pflaſter nicht mehr betreten. Sie baten mich alle ſo inſtändig, Dover noch dieſen Tag zu verlaſſen, und der Brief Sr Majeſtät ſchmeichelte mir ſelbſt mit der Hoffnung eines ſo günſtigen Empfangs, daß ich die Anker lichten ließ. Die Reue folgte dieſer großen Uebereilung auf dem Fuße nach. Wir wurden von einem ſo heftigen Sturm überfallen, daß wir dadurch in die äußerſte Gefahr geriethen. Den ganzen Tag brachten wir mit der Ueberfarth über den Canal zu, und waren von der Seekrankheit ſo übel zugerichtet, daß, wenn wir dreyhundert

nur

nur von zwanzig Mann angegriffen werden wären, uns hätten ergeben müssen.

Ein zweytes Billet, das ich von dem König zu Boulogne erhielt, machte mirs zur Pflicht, keinen Augenblick zu verlieren. Ich entließ hier meine Begleiter, nachdem ich ihnen für die Ehre ihrer Begleitung gedankt hatte, und überließ es ihnen hinzugehen, wo sie wollten. Ich für mich benutzte die Gnade, welche der König gehabt hatte, Postpferde für mich auf allen Stationen meiner Durchreise bereit halten zu lassen, falls meine Gesundheit gestattete, mich deren zu bedienen. Ich nahm zu Abbeville nach Mittag um drey Uhr die Post, und kam am folgenden Tag gegen acht Uhr Morgens in Villers Coterets an.

Ich wollte nicht ausruhen, ehe ich die Ehre gehabt hätte, dem König aufzuwarten. Ich fand ihn im Park in der Allee, die auf das Wäldchen stößt, wo er auf Pferden, die er sich bringen ließ, spatzieren ritt. Die Herrn von Bellievre, Villeroy, Maisses und Sillery ritten mit ihm, und in einer nahegelegenen Allee der Graf von Soissons, mit Roquelaure, und Frontenac. Sobald er mich in der Ferne erblickte, sagte er, wie Maisses mir erzählte: „da kömmt der Mann, den ich „so sehr gewünscht habe, und der endlich doch angekom„men ist. Ich muß meinen Vetter Soissons rufen „lassen, damit er die ausführliche Erzählung mit an„hören, die er uns von dem machen soll, was er ge„sehen, gehört, gesagt und gethan, und mir noch nicht „geschrieben hat. Man bringe meine Pferde zurück, „ich will nicht in den Wald."

Der König hob mich auf, ehe ich noch niederknien konnte, um ihm die Hand zu küſſen, und umarmte mich zweymal ſehr feſt. Seine erſten Reden waren: er ſey ſo zufrieden als möglich mit der Art, womit ich ihm gedient habe; meine Briefe haben ihm keine lange Weile gemacht, und er werde ein Vergnügen daran finden, vollends alles mündlich von mir zu hören, was ich noch nicht geſchrieben habe. Ich antwortete dem König, dieſe Erzählung wäre etwas lang, und könnte nicht wohl anders gemacht werden, als ſo wie ſich einzeln Gelegenheit darböte, von dieſen verſchiedenen Dingen zu ſprechen. Ich fieng von der Perſon des Königs von England an, den ich ihm ungefähr eben ſo beſchrieb, als ich in dieſen Denkwürdigkeiten gethan habe. Ich vergaß dabey weder die Bewunderung, welche dieſer Herr für Se Majeſtät bezeugt, noch ſeine Freude, wenn man ihn mit Ihnen vergleiche, noch ſein Beſtreben, ſich dieſer Vergleichung würdig zu machen. Ich erzählte die Beweiſe, die er mir gegeben hatte von ſeiner Anhänglichkeit an Frankreich, ſeiner Verachtung für die Hirngeſpinſte, für die ihn Spanien einzunehmen geſucht hatte, und von ſeiner Abneigung, jemals die Partey der unruhigen Calviniſten in Frankreich zu nehmen. Dieſer Herr fühle an ſeiner eigenen Lage, wie fehlerhaft dieſer letzte Schritt ſeyn würde, da es in ſeinem eignen Staate eine Menge aufrühriſche Unterthanen gebe. Ich müßte mich ſehr betrügen, wenn ſie ihm nicht einſt ſelbſt genug zu ſchaffen machen ſollten. Ich ſetzte hinzu, wenn ich ſelbſt Luſt gehabt hätte, ihnen Gehör zu geben, ſo hätten mir es die Vornehmſten dieſer Faktion ganz leicht gemacht, mich mit ihnen in ſehr ernſtliche Unternehmungen einzulaſſen. Ich erinnerte mich der verlohrnen Depeſchen, und ſagte ganz unverholen meine Gedanken davon. Ich kam wieder auf den König von England und erzählte Heinrich, was er von meiner letz-

ten

ten Audienz noch nicht wußte; überreichte ihm dabey den von uns beyden unterzeichneten Entwurf des Vertrags, die zween Briefe von Sr Britanniſchen Majeſtät, und einen andern von Beaumont, den er erſt ſeit meiner Abreiſe von London geſchrieben, und den ich auf der Reiſe empfangen hatte. Heinrich ließ ſich alle dieſe Briefe von Villeroy vorleſen.

Beaumont ſchrieb dem König, daß man noch an demſelben Tage die Königin mit ihren Kindern in London erwarte. Sie werden in Windſor abſteigen, und ſich daſelbſt mit dem König aufhalten. Man ſey nicht ganz außer Furcht, daß ihre Ankunft große Verwirrung in dem Gang der Geſchäfte verurſachen, und den Aufrührern wieder Muth machen möchte. Glücklicherweiſe befinde ſich aber kein Mann von Kopf unter ihnen. Der ſpaniſche Geſandte ſey endlich in England ans Land getreten, und befinde ſich gegenwärtig, wie man ſage, mit dem des Herzogs von Braunſchweig zu Gravesand, von wo ſie unverzüglich nach London abreiſen würden. Der König habe ihm Schiffe geſchickt, um ſeine Ueberfahrt gegen die Schiffe der Staaten zu decken. Der Graf von Aremberg rechne ſo ſicher auf die Veränderung, welche dieſer Geſandte in den Geſchäften bewirken würde, daß er, da er ſeine Ankunft erfahren habe, bereits nach Windſor vorausgegangen ſey; um ihn da zu erwarten. Beaumont ſelbſt verbarg nicht, was er von dieſer Dazwiſchenkunft bey einem Herrn befürchte, der für neue Eindrücke ſo ſehr empfänglich wäre, nicht ſowohl aus Eigennutz bey blendenden Anerbietungen, als aus natürlicher Aengſtlichkeit, Schwachheit und ſelbſt aus Gewiſſenhaftigkeit, eine Rotte von Rebellen, durch die Unterſtützung der Niederländer, zu begünſtigen.

Beaumont ſprach auch von einem ihm mitgetheilten Entwurf zu einem Vergleich zwiſchen Spanien und

den

den vereinigten Provinzen, der aus Teutschland herrühren sollte, und wovon er in diesem Brief den Inhalt mittheilte. Er schien aber überzeugt, daß die Abgeordneten der Niederlande nie darein willigen würden, selbst wenn der Kaiser die Garantie davon übernehmen wollte, weil sie ihn weder für stark genug hielten, um Spanien zu dessen Beobachtung zu zwingen, noch selbst für unparteyisch genug, um sich auf diese Art einen guten Frieden mit dieser Krone zu versprechen. Sie würden überhaupt keinen Vorschlägen trauen, wobey sich Frankreich und England nicht verwendeten. Diese Abgeordneten wären ebenfalls im Begriff, nach Hause zu gehen, in dem festen Entschluß, ihren Freystaat zu einer tapfern Vertheidigung durch die Versicherung zu ermuntern, welche sie aus meinen Verabredungen mit dem König von England schöpften, daß sie von den beyden Königen nicht im Stich gelassen werden sollten, und auf die Erlaubniß, die ihnen dieser Herr kürzlich ertheilt habe, in Schottland Soldaten zu werben, die unter dem Befehle des Mylord Bucloud stehen sollten, den sie zum Obersten dieser neuen Truppen angenommen hatten. Beaumont schrieb am Schluß dieses Briefs noch, daß er sich selbst nach Windsor begeben wolle, um noch genauere Nachricht von allen Vorfällen zu erhalten, und den König von England im Nothfall durch seine Gegenwart an sein Versprechen zu erinnern. Ich übergehe hier die Stellen dieses Briefs, wo Beaumont sich in Lobeserhebungen meines Benehmens und meiner Unterhandlung einläßt.

„Nun, Vetter," sagte Heinrich, indem er sich an den Grafen von Soissons wendete, nachdem Villeroy den Entwurf des Traktats abgelesen hatte, „was hal„ten Sie hievon? Sagen Sie mir Ihre Meynung „frey heraus." Ich konnte seine Antwort leicht vor-

her

ſehen, und der Herr Graf täuſchte auch meine Erwartung nicht. „Da Sie es ſo wollen, Sire," antwortete er, „ſo will ich Ihnen ſagen, daß es mir ſcheint, „der Herr Marquis von Rosny ſtehe in ſehr gutem „Credit bey dem König von England, und in einem „ganz außerordentlich gutem Vernehmen mit den Eng„ländern, wenigſtens wenn die Relationen, und was „man Ihnen ſonſt davon ſchreibt, ihre Richtigkeit „haben; daß er Ihnen aber eben deswegen ungleich „vortheilhaftere Bedingungen hätte mitbringen ſollen, „und einen Vertrag in beſſerer Form, als dieſer da, „den er Ihnen überreicht hat, und der eigentlich nichts „als ein bloßes Projekt von Hoffnungen und ſchönen „Worten iſt, ohne die mindeſte Verſicherung, daß der „Erfolg ſie beſtätigen werde." — „Alles was Sie „da ſagen," erwiederte Heinrich, „iſt ſchön und gut, „es iſt nichts leichter, als an den Handlungen anderer „etwas zu tadeln finden." So fuhr der König fort zu reden, als wenn er meine Apologie und eine Lobrede auf mich zugleich hätte machen wollen. Er ſagte, daß in ganz Frankreich ich allein bey einer ſo ſehr beſchränkten Macht zu bewirken vermocht hätte, was ich that; daß man mir in London nicht einmal mein Beglaubigungsſchreiben abgefodert hätte, ein unerhörtes Beyſpiel; daß er die Schwierigkeiten, die ich gefunden hätte, ſelbſt erwartet, und nicht gehofft habe, daß ich ſo leicht im Stand ſeyn würde, ſie zu heben. Er ſey vollkommen zufrieden, und bereue nur Eines, mir nehmlich kein Blanket mitgegeben zu haben. „Ich „erkenne hieraus," ſagte er, „die Wahrheit eines latei„niſchen Sprichworts, das ich tauſendmal gehört ha„be, ich weiß aber nicht, ob ich es noch recht werde „vorbringen können: mitte ſapientem et nihil dicas. „Auf jeden Fall bin ich ſicher, daß, wenn ſeine Gegen„wart noch ferner dabey nöthig ſeyn ſollte, er keinen

„An-

„Anſtand nehmen wird, die Reiſe noch einmal zu „machen, und mir mit eben der Geſchicklichkeit zu die„nen, wie er bereits gethan hat.“ Ich ſage hier bey weitem nicht alles, was das gute Herz Heinrichs ihm hier zu meiner Vertheidigung eingab. Was mir am meiſten und weit mehr noch als die Lobſprüche, mit denen er mich überhäufte, ſchmeichelte, war ſein Zuſatz, daß er kein Bedenken trage, mich hier ſo ins Angeſicht zu loben, weil er wiſſe, daß dieß alles, ſtatt mich eitler und unaufmerkſamer zu machen, nur meinen Eifer noch mehr anfeuern werde. Dieſe Worte verſchloſſen den Herrn Grafen den Mund —

Ich beantwortete hierauf verſchiedene Fragen, die der König nachher über die Beſchaffenheit und Macht der drey Königreiche von Großbrittanien, über den Charakter der Engländer, und ihren neuen König betreffend, an mich that. Die Unterredung fiel nachher auch auf den Vorfall mit Combaut. Heinrich ließ ſich alles von mir ausführlich erzählen, und gab der Art, wie ich mich dabey verhalten hatte, ſeinen ganzen Beyfall, indem er es gleich unthunlich fand, das Entkommen des Schuldigen zu begünſtigen, oder dabey ein Auge zuzudrücken, als ihn zu entſchuldigen oder laut zu unterſtützen. Ich führte Sr Majeſtät Züge von dem jungen Servin (4) an, die der Schilderung gemäß waren, welche ich oben von ihm gemacht habe.

Der König hatte ſchon zweymal gefragt, ob aufgetragen ſey. Er ging ins Schloß zur Tafel, ſagte zu Villeroy: er ſolle mir zu Mittag zu eſſen geben; und zu mir: ich ſolle gehen und bis morgen ausruhen, was ich nach einer Poſtreiſe und einem darauf folgenden ſo langen Spatziergang wohl nöthig haben würde. Er werde morgen früh weiter mit mir reden, und Fron-

tenac und Pärfait, meinen guten Freunden, den Auftrag geben, mich aus seiner Küche bedienen zu lassen, bis mein Gepäck nachgekommen seyn werde.

Nach Mittag machte der König in dem Gehölze den Spatzierritt, den er vor Mittag hatte machen wollen. Abends schickte er mir zwo köstliche Melonen und vier Rebhüner, und ließ mir sagen: ich solle morgen recht früh zu ihm kommen, ehe noch einer von seinen Räthen aufs Schloß käme, was ich auch that. Dennoch war er schon angekleidet, und hatte bereits sein Frühstück zu sich genommen, als ich in das Zimmer trat. Er sah einem Ballspiel zu, das in dem kleinen dazu bestimmten Schloßhof gespielt wurde. „Wir „wollen spatzieren gehen, so lange es noch kühl ist," sagte er zu mir. „Ich habe Fragen an Sie zu thun, „und möchte gern noch verschiedenes umständlicher wis„sen, worüber ich die ganze Nacht nachgesonnen habe. „Ich bin schon seit vier Uhr auf, weil mich die Gedan„ken, die ich mir darüber machte, nicht schlafen ließen." Er nahm mich bey der Hand und führte mich in den Park, wo wir gegen zwo Stunden allein waren. Bellievre, Villeroy und Sillery kamen endlich, und der König ging noch eine Stunde mit uns Vieren spatzieren. Dieß war unsre Morgenbeschäftigung noch an den drey folgenden Tagen, welche der König sich zu Villers-Coterets aufhielt. In diesen Gesprächen legte ich ihm Rechenschaft von dem geheimsten ab, was ich ihm zu eröffnen hatte.

Ich erhielt mehrere Briefe von Beaumont, deren Inhalt zu Ergänzung dessen dienen wird, was ich bereits von den Englischen Angelegenheiten gesagt habe. Die Ankunft der Königin in London brachte dort nicht die Veränderungen hervor, die man davon erwartet hatte.

hatte. Die Mißvergnügten fanden sie nicht so, wie man sie sich gedacht hatte. Es scheint, daß sie mit Lage und Land zugleich auch die Neigungen und Denkungsart verändert habe, und die Vergnügungen Englands oder des Throns stimmten ihren Geist ganz für Ergötzlichkeit und Wollüste, so daß sie sich einzig damit zu beschäftigen schien. Sie vergaß so ganz die spanische Politik, daß sie Anlaß zu der Vermuthung gab: nur die Umstände haben sie bestimmt, eine Anhängerin derselben zu scheinen. Kainles, der sie hergebracht hatte, fuhr fort seine Neigung für Frankreich öffentlich an den Tag zu legen. Einige der vertrautesten Damen dieser Fürstin sagten Beaumont im Vertrauen, daß sie nicht so spanisch gesinnt wäre, als man wohl glaubte. Er ließ sich ihr vorstellen und entschuldigte mich bey ihr, daß ich sie nicht hätte erwarten, noch selöst die Briefe Ihrer Majestäten ihr überbringen können.

Indessen kam der Spanische Gesandte, dessen Ankunft in England man bereits für so ganz gewiß angesagt hatte, noch immer nicht. Der Graf von Aremberg, welcher durch diese Erwartung ganz zuerst soweit betrogen worden war, daß er sich deswegen schon zu Windsor aufhielt, sah sich endlich genöthigt, den König ohne ihn um seine Audienz zu bitten. Ich weiß nicht, wie sie ablief. Ich weiß nur, daß er um eine zwote anhielt, mit welcher der König sehr zögerte, was jedoch nur seiner wenigen Lust zu arbeiten und seinem Hang zur Jagd zuzuschreiben ist, über welcher er alles zu vergessen schien; denn in seinen Reden und Handlungen fanden die Spanier zu der Zeit keine Ursache ihre Hoffnungen in Ansehung seiner aufzugeben. Er schien im Gegentheil in seine alte Unschlüssigkeit zurück zu fallen. Beaumont wußte nicht, wem er diese Veränderung zuzuschreiben hätte, seinem Temperament,

oder den Eingebungen Cecils, der durch alles mögliche ihn zu bewegen suchte, sein Wort zu brechen. Glücklicherweise kamen tausend Dinge dazwischen, welche diesen Herrn gegen diese Versuchung bewahrten, und die Spanier waren unvorsichtig oder ungeschickt genug, um an dem meisten hievon selbst Schuld zu seyn.

Der spanische Gesandte war kaum in London angelangt, — denn endlich kam er doch — so erfüllten heimliche Verständnisse, schändliche Ränke, Verdacht und Mistrauen Hof und Stadt. Dieß versetzte alle Angelegenheiten in einen gewaltsamen Zustand. Er vermehrte die Zahl seiner Kreaturen durch ausserordentliche Geschenke an alle, deren er benöthigt zu seyn glaubte. Er suchte mit den Schottischen Truppen zu unterhandeln, um sie für die Spanische Armee statt der Staaten zu werben. Ein entscheidender Streich, den Holland nur dadurch abwenden konnte, daß es dieselbe mit Hülfe seiner Beschützer für sich behielt. Alle diese Schritte des Spaniers, begleitet mit einer Miene von Hoheit und Unabhängigkeit, erbitterten den König um so mehr, da seine natürliche Schwachheit ihm nicht erlaubte, ihnen dadurch Einhalt zu thun, daß er als Herr darein gesprochen hätte. Er hätte alles darum gegeben, aus dieser Verlegenheit durch die Abreise des Gesandten herausgesetzt zu werden. Es ging noch weiter. Man murmelte von einer Verschwörung der Katholiken (5) in England gegen seine Person. Beaumont hielt diese Beschuldigung immer für Verläumdung, und jeder, dem die Verhältnisse dieses Religionstheils zu der Zeit in England genauer bekannt sind, wird in der niederträchtigen Denkungsart und Schwachheit desselben Gründe genug finden, ihn von dieser Beschuldigung frey zu sprechen.

Mehr

Mehr war an einer andern Verschwörung einiger
iſchen Herrn, welch ein Complot, den König zu
hen, machten. Die Häupter derſelben — denn
anze Sache kam an Tag, und man wurde über-
überzeugt, daß die Erzherzoge und Spanien mit
Spiel wären (6) — waren die Lords Cobham,
igh, Grey, Markham und mehrere andre der vor-
ſten Diener und ſogar geheimſten Vertrauten der
rbenen Königin, wiewohl ſie die eifrigſten ihrem
folger zu huldigen, geſchienen hatten. Man
te jedoch Cecil nicht bey dieſer Cabale. Die
e machte alles Aufſehen, das man ſich denken
. Ein Religionsſtreit, der ſich in den Konferen-
er Proteſtanten und Puritaner erhob, vermehrte
die Unordnung. Man hörte bey Hof von nichts
Privatſtreitigkeiten. Der Graf von Northumber-
ſpie dem Oberſten Vere ins Geſicht, in Gegen-
des ganzen Hofs, und wurde auf Befehl des Kö-
der mit Recht über dieſe Beſchimpfung aufge-
t war, nach Lambec geſetzt. Der Graf von
thampton und Lord Grey beſchuldigten einander
den Augen der Königin verſchiedener Lügen, und
n ſich grobe Beleidigungen. Dieſe kamen bey
König damit davon, daß ſie die Königin wegen
Unverſchämtheit um Verzeihung bitten mußten,
unter ſich ſelbſt ein königliches Verbot gegen alle
lichkeiten, worauf man ſie von Freundſchaft ſpre-
ſah, ohne andere Genugthuung genommen zu
n. Dieſe Herrn ſind der Meynung, daß der
ne des Königs dem die Ehre rettet, der ſie ſich
ſelbſt retten kann.

Als ich nach den Umſtänden, die mir Beaumont
allen dieſen öffentlichen und Privatſtreitigkeiten
eb, die Sache in der erwünſchten Lage für mich

sah, so ergriff ich diesen Zeitpunkt, um die letzte Hand an das Werk zu legen, das ich in London angefangen hatte. Ich gab mir die Ehre an Se Brittische Majestät zu schreiben. Ich sagte in diesem Brief, der König von Frankreich habe mit Vergnügen das von Sr Majestät und mir entworfene Projekt des Vertrags bestätigt, und sende den Grafen von Beaumont die nöthige Vollmacht, um es in diejenige Form zu bringen, welche Se Majestät für dienlich erachten würden. Ich wiederholte ihm meine schon gemachte Versicherungen von Gehorsam und Ergebenheit, und versicherte, daß ich dadurch nicht nur den König, meinen Herrn, nicht beleidige, sondern daß es ihm zum Wohlgefallen gereiche und auf seinen Befehl geschehe.

Ich schrieb zugleich auch an Beaumont, und gab ihm erst Nachricht, was mir seit meiner Rücklunft in Frankreich begegnet sey, von meinen Unterredungen mit dem König, und daß er willens zu seyn scheine, mich mit der Zeit noch einmal nach England zu schicken. Da ich ihm zugleich den von Sr Majestät unterzeichneten Vertrag überschickte, so gab ich ihm deshalb die nöthigen Anweisungen, um das gute Vernehmen zu erhalten, das dadurch zwischen beyden Kronen begründet wurde. Es hieng einigermaßen von dem Benehmen des Französischen Gesandten in London und des Englischen zu Paris ab. Dieser hatte sich durch die Unterzeichnung eines Briefs, wo man ihn einen Titel gab, der ihn nicht gefiel, sehr beleidigt gefunden. Ich nahm die Schuld von dem Versehn auf mich, und machte die Sache wieder gut.

Da Beaumont den Vertrag erhalten hatte, gab er den König von England Nachricht davon, der ihn an Cecil wies. Er wunderte sich sehr, diesen Sekre-

tär

plötzlich so geschmeidig und bereit zu sehen, sehr
llig, ohne alle Schwierigkeit die Hände dazu zu
en. Er hörte nur Lobeserhebungen Sr. allerchrist-
sten Majestät und meiner. Da alles einstimmig
r, so wurde der Traktat angenommen, unterzeichnet
mit der gültigsten Form versehen. Ich dankte
Brittanischen Majestät dafür in einem zweyten
ief, als Duval mit dieser guten Nachricht von
aumont nach Frankreich kam, und um alle Arten
Gegen-Batterien gegen die Spanier aufzuführen,
che mit vollen Händen Geschenke austheilten, mach-
nan deren gleichfalls, und selbst Pensionen an alle
gländer von Bedeutung am Hofe Jakobs. Man
immer wieder die schönsten Pferde, die man auf-
ben konnte, für ihn aufkaufen, und schickte sie ihm
prächtigem Zeug, nachdem sie in Frankreich zuge-
n waren.

So sah sich Spanien um seine glänzende Hoffnun-
, die es gegen uns bey der Thronbesteigung des
nigs von Schottland in England gefaßt hatte, und
vielleicht der Grund der unermeßlichen Zurüstungen
ren, die es in diesem Jahr machte. Ein Geschwa-
von zwölf Spanischen Galeeren, mit dreytausend
ann am Bord und allem ausgerüstet, war erst am
May durch vier einzige Holländische Schiffe ge-
lagen worden. Dieß war der zweyte Stoß, den es
bekam. Friedrich Spinola, Commandant dieses
schwaders, verlor dabey das Leben. Spanien, um
e Scharten auszuwetzen, machte von allen Seiten
iegsrüstungen, welche fähig waren Schrecken zu
breiten. Es machte sich durch Galeeren, welche
rl Doria daselbst kommandirte, Meister vom Mit-
ländischen Meer, und ließ zugleich im Hafen von
abon Schiffe für zwanzigtausend Mann so unermü-

der rüsten, daß die Arbeit nicht einmal an Sonn- und Festtagen ausgesetzt wurde.

Jeder urtheilte nach seiner Art über so fürchterliche Zurüstungen. Einige behaupteten, sie gehen auf Flandern, besonders auf Ostende, andre bestimmten sie zur Eroberung der Barbarey, weil der König von Gusco dem Staatsrath von Madrid versprochen hatte, die Eroberung der wichtigen Stadt Algier zu erleichtern, wenn man ihm mit Mannschaft und Geld unterstützte. Diese schwarze Majestät aber behielt es für sich, ohne sich weiter um die Erfüllung seines Worts zu bekümmern. Manche waren auch überzeugt, daß Spanien damit Frankreich selbst zu Leibe gehen wolle. Die erste Warnung deshalb, nebst dem Wink auf das Schloß von If und die Inseln an der Küste von Marseille Acht zu haben, erhielt der König, als ich noch in England war, wohin er mir davon schrieb, ohne übrigens der Sache vielen Glauben beyzumessen, wiewohl er wußte, daß der Herzog von Savoyen nichts unterließ, um ihm schlimme Dienste zu erzeigen. Er wußte aber auch, daß Spanien diesen Rath des Herzogs für selbstsüchtig hielt, und überdieß gab ihm der Pabst unaufhörlich Versicherungen vom Gegentheil, die man mit aller Wahrscheinlichkeit für so ächt halten konnte, als kämen sie geradezu aus dem Spanischen Staatsrath selbst, da Se Heiligkeit ihre guten Ursachen hatten, es mit diesem Herrn nicht zu verderben.

Eigentlich hieng die Entwicklung des bisher Angeführten von dem Ausgang der doppelten Unterhandlungen Frankreichs und Spaniens bey dem König Jakob ab, und Se Majestät ergriff dabey die weiseste Partey, neue Verhaltungsbefehle nach Languedoc, Dauphiné und Provence zu schicken. Herr le Grand, welcher

her erſt erhalten hatte, daß das Geſchütz in Beau-
icht daraus abgeführt werden ſollte, wurde in ſeine
atthalterſchaft Bourgogne geſchickt, mit dem Be-
nſchaftlich mit Lesdiguieres zu handeln, und
in Genf zu werfen, wenn der Herzog von Savo-
Miene machen ſollte, wieder etwas gegen dieſe
adt zu unternehmen. Doch ertheilte der franzöſi-
Staatsrath dieſem kleinen Freyſtaat zu gleicher
den Rath, die Vermittlung anzunehmen, welche
einige Schweitzerkantons angeboten hatten, um
lich durch einen guten Vergleich dieſer Art von lah-
n ſchläfrigem Krieg ein Ende zu machen, den ſie
langer Zeit mit Savoyen führten. Indeſſen wurde
boten keine Art von Waffen von Frankreich nach
anien oder Spaniſch-Flandern auszuführen; und
nrich Gobier von) Barault ließ wirklich zu St.
n de Luz fünfthalbtauſend Biſcayiſche Piken anhal-
, welche ein franzöſiſcher Kaufmann von Dieppe,
er Verordnung zuwider, nach den Niederlanden
ſchiffte.

Ein andres Räthſel war der lange Aufenthalt Do-
s mit den gedachten Galeeren an der Genueſiſchen
ſte. Er rückte auf der Seite von Villafranca vor,
wenn er die drey Prinzen des Herzogs von Sa-
yen an Bord nehmen wollte, welche zu Nizza nur
Gelegenheit warteten, nach Spanien zu kommen.
r Vater ſchickte ſie dahin, wie man ſagte, um da-
ſt erzogen und zu den höchſten Ehrenſtellen erhoben
werden. Für ſich ſelbſt trachtete er eifrig nach dem
ſten eines Statthalters von Mayland und Vicekö-
s von Neapel und Sicilien, vielleicht weil er ſich
t der Hoffnung ſchmeichelte, daß ihm dieſe Titel Ge-
enheit verſchaffen würden, einige Stücke davon für
h abzureißen. — Jedermann hatte ſich betrogen.
oria ſeegelte weiter, ohne zu landen, noch zu Vill-

franca anzuhalten. Einige befunden dem ungeachtet darauf, daß jene Vermuthung ihren guten Grund gehabt, er aber diese Absicht aus Rache nicht habe erfüllen wollen, weil Savoyen nicht so viel aus ihm gemacht, noch ihm alle die Ehre erzeigt habe, die er zu verdienen geglaubt hatte. Andre behaupten, daß er im Einverständniß mit dem Herzog von Savoyen selbst dieß thue, damit dieser Fürst einen Vorwand hätte, länger zu Nizza zu verweilen, wo er, wie diese Schlaulöpfe zuverlässig wußten, nur auf eine Gelegenheit warte, eine Unternehmung auf Provence auszuführen. Andre endlich glaubten den Grund seiner Abfarth in einen Befehl zu finden, den er erhalten haben müsse, mit seinem Geschwader zu dem Rest der großen Spanischen Seemacht zu stoßen. Wer weiß, ob der Zweck des Spanischen Staatsraths nicht bloß darin bestand, die Augen an Bewegungen zu gewöhnen, von denen sich keine Ursache errathen ließ. Die Reise der Savoyischen Prinzen unterblieb darum nicht. Nachdem sie sich noch einige Zeit in Nizza hingehalten hatten, seegelten sie am 20. Jun. vor Marseille vorüber, ohne das Schloß If zu grüßen. Ihr Gefolge bestand aus neun Galeeren, vier Maltheſischen, drey päbstlichen und zwo Savoyischen.

Andre Spanische Landtruppen waren unterdessen auf dem Marsch von Italien nach Flandern. Der König war auf alle ihre Bewegungen um so aufmerksamer, da er Nachricht hatte, daß Hebert, der sich aus Frankreich nach Mayland begeben hatte, sein voriges Verhältniß mit dem Grafen von Fuentes noch unterhielt. Dieß wurde durch einen Brief entdeckt, den er an seinen Bruder, OberEinnehmer in Languedoc, schrieb. Diese Truppen, wie ich in London von Sr Majestät selbst erfuhr, kamen aus Savoyen und passir-

ten

n am erſten Julius die Brücke von Greſin; es wa-
n zehn Neapolitaniſche Compagnien unter Dom
migo de Borgia. Dom Sancho de Luna blieb allein
rück, mit einer kleinen Anzahl von Truppen, ohne
weifel um den Vergleich zwiſchen Savoyen und Genf
beſchleunigen, der auch wirklich am 15. dieſes Mo-
ats noch geſchloſſen wurde. Die andern Spaniſchen
ruppen, die man aus Italien zog, beſtanden in vier-
auſend Mayländern, unter dem Grafen von St.
eorg, der denſelben Weg nahm.

Unerachtet dieſer Verſtärkung, welche den Erz-
erzogen ſehr zu gut kommen mußte, urtheilte Heinrich
och, daß die Spanier in dieſem Jahr ihre Unterneh-
ung auf Oſtende noch nicht würden vollenden können.
Sie ſchienen ſelbſt dieß nicht mehr anders als von der
Zeit zu erwarten, da ihre Kräfte beträchtlich ge-
chwächt waren. Die tauſend Pferde, welche der Her-
og von Aumale führte, waren durch das Ausreißen
nter die Hälfte geſchmolzen, und der Reſt war ſeinen
igenen Anführern ſo ſehr zur Laſt, daß ſie ſich bald ge-
öthigt ſahen, ſie abzudanken. So war die Lage der
ereinigten Provinzen in dieſem Jahr, in welchem ſie
och einen andern Vortheil über ihre Feinde erhielten.
Einige Holländiſche Schiffe in geringer Anzahl, welche
ach Spezerey-Waaren ausfuhren, begegneten vier-
zehn Portugieſiſchen Galeeren von Goa, machten Jagd
uf ſie, nahmen fünf davon weg, auf denen ſie große
Reichthümer fanden. Die übrigen zerſtreuten ſie.

Europa war übrigens dieſes Jahr in Oſten nicht
ruhiger als in Weſten. Mahomet III. hatte ſich des
Throns recht gut zu verſichern geglaubt, indem er
zwanzig von ſeinen Brüdern erdroſſeln ließ. Ver-
ſchloſſen ins Innre ſeines Serails ſah er nicht, daß ſei-

ne

ne Mutter, welcher er die Sorge der Regierung ganz überlassen hatte, sein Ansehn mißbrauche. Er erfuhr es durch die Janitscharen, welche eines Tags alle kamen, und mit einer Miene, die weder Verweigerung noch Aufschub gestattete, die Köpfe von zween Kapigi Aga's den Räthen der Sultanin Mutter, auch die Verbannung dieser Sultanin selbst von ihm foderten; welches beydes er in ihrer Gegenwart vollziehen lassen mußte. Er ließ hernach noch seinen eigenen Sohn und seine Gemahlin umbringen, und starb endlich selbst an der Pest.

Doch wieder zu den Angelegenheiten des Königreichs. Von Villers Coterets kam der König wieder nach Fontainebleau, wo ich ihn ließ und nach Paris ging, um meine gewöhnlichen Geschäfte anzutreten, um nehmlich den Haupt-Einnehmern der Generalitäten und andern Beamten genaue Rechnung abzunehmen, einige, von denen Veruntreuung erwiesen war, abzusetzen, — was Palot dem Einnehmer in Languedoc und Guyenne wiederfuhr — für die Summen zu sorgen, welche nöthig waren, um die alten Bundsverwandte der Krone zu erhalten, neue zu erwerben, und die, welche deswegen an auswärtigen Höfen waren, zu unterhalten, endlich durch Oekonomie Mittel zu finden, um die Kammer zu bereichern, und die Schulden, welche der König während der Ligue gemacht hatte, nebst andern Staatsverbindlichkeiten abzutragen. Der König setzte dabey gewöhnlich die Bezahlungen an die Schweitzer-Kantons zuerst, und erkundigte sich sehr sorgfältig: ob sie bezahlt wären? Je weniger wir Bundsgenossen auf der Seite gegen Italien hatten, desto wichtiger glaubte er ihre Beybehaltung. Er machte dem Venetianischen Residenten zu Paris ein Geschenk mit einem Paar von seinen Waffen, die er einst im Gefecht getragen hatte. Dieser Staat hatte ihn

inständig

ändig darum gebeten, und schätzte dieß Geschenk so
h, daß er diese Waffen mit einer Art von feyerlichem
pränge an einen öffentlichen Ort aufhieng, zum Denk-
l für die Nachwelt von seiner Verehrung für einen
ch Kriegstugenden so berühmten König.

Da die neue Oekonomie, die sich über alle Theile
Finanzen erstreckte, den größten Theil der Vor-
ile abschnitt, welche die Hofleute und andre Perso-
, die um den König waren, aus verschiedenen Or-
bezogen hatten, auch die Geschenke verminderte,
er ihnen aus seinen eigenen Beutel machte, so san-
sie auf Mittel, diese Lücke auszufüllen, zu denen
König, den es freute sie befriedigen zu können, seine
willigung um so lieber gab, da sie ihn nichts kos-
. Sie bestunden darin, daß sie sich von dem König
e Menge Befehle ausstellen ließen, welche tausend
ne Rechte und Auflagen auf verschiedene Theile des
ndels aufbrachten, wovon er ihnen den Genuß ü-
. Dieser Gebrauch war kaum aufgekommen, so
e nichts der Art mehr zu ersinnen, was diese Leute
ht angebracht hätten, und sie ein Recht zu haben
ubten, von Sr. Majestät irgend ein Geschenk zu er-
rten. Der Eigennutz machte alle erfinderisch, und
d war alles voll von diesen Monopolien, welche, ob-
n an sich unbeträchtlich, dennoch zusammen dem
aat gewiß sehr nachtheilig waren; besonders dem
ndel, welchem man nicht ungestraft auch nur die
htsten Hindernisse in den Weg legen kann. Ich
ubte Sr Majestät häufige und starke Gegenvorstel-
gen thun zu müssen, und trug kein Bedenken, mich
wegen der ganzen Empfindlichkeit des Herrn Grafen
Soissens auszusetzen, mit dem ich, wie ich schon
nerkt habe, nie auch nur drey Monate ohne einige
reitigkeit leben konnte.

Der

Der Herr Graf überreichte zu Fontainebleau dem König eine Bittschrift, für ihn auf jedem Ballen Kaufmannsgut, das aus dem Reich geht, eine Auflage von funfzehn Sous zu machen. Diesen Einfall hatte der Herr Graf sicher nur durch fremde Eingebung bekommen. Er kannte nicht alle Folgen davon; wenigstens versicherte er dem König, daß diese Auflage ihm jährlich nicht über dreyßigtausend Pfund einbringen würde, und wußte ihn so gut zu überreden, daß er, indem er ihm ein Geschenk von diesem Werth schuldig zu seyn glaubte, und auf unaufhörliches Bestürmen, ihm seine Bitte zugestand, ohne mir — ich war damals in Paris — ein Wort davon zu sagen. Um die Sache ganz los zu seyn, ließ er ihm das Edikt ausfertigen, siegelte und unterschrieb es. Ein Rest von Zweifel in Ansehung des Handels, dessen Wichtigkeit er innerlich fühlte, machte, daß er doch bey Ertheilung dieser Gnade, noch mündlich die Bedingung hinzu fügte, wenn sie nicht über funfzigtausend Pfund betrüge, und der Nation und dem Handel nicht zu sehr zur Last fiele.

Noch an demselben Abend dachte der König dieser Sache nach, und fieng an einigen Verdacht zu schöpfen, daß man ihn wohl hintergangen haben könnte. Er schrieb mir sogleich selbst davon, trug mir die Sache vor, wie man eine gleichgültige Frage vorlegt, ohne mir zu sagen, was vorgegangen war, noch jemand zu nennen. Ich wußte nicht, was ich von einem solchen Antrag denken sollte. Ich fieng an zu rechnen, und brachte mit Hülfe der Ein- und Ausfuhr Register und Auflage auf Lebensmittel heraus, daß der jährliche Ertrag dieser Auflage nicht weniger als dreymalhunderttausend Thaler abwerfen konnte. Da ich diese Sache noch für unendlich ernstlicher ansah, in Rücksicht auf den Flachs- und Hanf-Handel, der dadurch in Bretagne,

gne, Normandie und einen großen Theil der Picardie
Grund gerichtet werden konnte, ſo zögerte ich nicht
ich auf den Weg nach Fontainebleau zu machen, um
n König darüber Bericht zu erſtatten.

Er geſtand mir alles, was vorgegangen wäre, und
ſtaunte ſehr, daß man ſeinen Mangel an Mißtrauen
mißbraucht hatte. Das eigentliche Mittel der Sache
zuhelfen wäre geweſen, ſich das Edikt bringen zu laſ-
, und es, als erſchlichen, zu unterdrücken. Um mich
er nicht mit dem Herrn Grafen von Soiſſons zu-
nmen zu bringen, welcher nothwendig hätte errathen
üſſen, daß ich dem König die Augen darüber geöffnet
be, wollten wir lieber die gerichtliche Beſtättigung
s Edikts im Parlament hintertreiben. Dazu war
nug, wenn bey der Ueberſendung an dieſen Gerichts-
f ein Buchſtabe von dem König oder mir darauf fehlte,
s ſchon lange ſo zwiſchen dem König und den ober-
n Stellen verabredet war. Ohne dieß Zeichen mochte
bracht werden, welcher Befehl nur wollte, ſo wußte
s Parlament ſchon, was es zu thun hatte, und re-
ſtirte nichts. Ich ſah indeſſen wohl, und ſagte es
ch Sr Majeſtät, daß mich dieß Mittel nicht vor der
mpfindlichkeit des Herrn Grafen nach der Marquiſe
n Verneuil ſchützen würde, welche, wie ich entdeckte,
e den fünften Theil dabey intereſſirt war. Ich zeigte
ch ihm aber entſchloſſen, gegen den Herrn Grafen
tand zu halten, wenn er nur ein Gleiches gegen die
itten ſeiner Maitreſſe thun würde; was er mir nebſt
entlicher Unterſtützung verſprach.

Als ich wieder im Paris war, kam nach zween oder
ey Tagen der Herr Graf von Soiſſons zu mir, und
meichelte mir ſehr, um, wie er ſagte, einen Maximi-
n von Bethune ganz für ſich zu haben, deſſen er
ürfte. Er glaubte, daß er mit Liebkoſungen, und

durch

durch die Erlaubniß auf einen vertrauten Fuß mit ihm zu seyn, die Signatur erhalten würde, ohne mir nur einmal sagen zu dürfen, wozu er sie haben wollte. Ich antwortete kalt, und indem ich mich stellte, von nichts zu wissen, daß ich nie etwas unterzeichnet habe, ohne zu wissen, was es wäre. Er versuchte daher ein anders Mittel, und sagte mir, was Se Majestät für ihn gethan hätten, und da er wohl die Losung zwischen dem König, den höchsten Gerichtshöfen und mir wisse, so verlange er nur die Unterzeichnung eines Briefs an das Parlament von Bretagne und an den Steuerhof in Rouen.

Ich nahm noch eine ernsthaftere Miene bey dieser Erklärung, und schien sehr erstaunt, daß mich der König ganz nichts von dieser Sache hätte wissen lassen, und daß keine Erwähnung davon im Staatsrath geschehen sey, wo Resolution von dieser Wichtigkeit vorgetragen werden sollten. Davon nahm ich Gelegenheit, den Herrn Grafen zu antworten, daß ein Edikt dieser Art, welches das allgemeine Beste so nahe betreffe, eine Ausnahme von der gemeinen Regel machen müsse, und ich es also nicht allein über mich nehmen könnte; er müsse sich geradezu an Se Majestät wenden, oder wenigstens mir einen eigenhändigen Befehl bringen, womit ich mich gegen die Vorwürfe rechtfertigen könnte, die mir eine solche Gefälligkeit nothwendig einst zuziehen müsse.

Der Herr Graf bestand weiter nicht darauf, sondern sagte mir mit empfindlichem bittern Ton: er sehe wohl, ich affektire diese Vorsichtigkeit, um sein Vorhaben zu vereiteln und mit ihm zu brechen. Da mich dieß in meinem Entschluß nicht wankend machte, so gieng er brummend fort. Ich hörte ihn etwas von unsern alten Händeln zwischen den Zähnen murmeln,

und

nd er gieng hin, ſeine ganze Galle bey der Marquiſe
on Verneuil auszuſchütten.

Dieſe Dame, obſchon ſo aufgebracht als der Herr
raf, redete mich dennoch an, als ich aus meinem
abinet kam, um zu dem König zu gehen, der ins
ouvre zurückgekommen war. Sie konnte es nicht ſchlim-
er treffen. Der allzugütige König hatte ſich eben
ieder ein und zwanzig Edikte im Geſchmack des erſten
blocken laſſen, alle eigentlich von geringer Bedeutung.
ch hielt aber ſchon das Memoire, um meine Fin-
er gerollt, und wollte ſo eben einen andern Verſuch
ey dem König zu Gunſten des Volks machen, das vor
eſen Plackereyen die Steuer nicht zu bezahlen vermochte.
ie fragte mich, was ich da für ein Papier hätte. „Es
nd ſchöne Sachen, Madame, antwortete ich ihr zor-
ig, und indem ich mich ſtellte, es noch mehr zu ſeyn,
s ich es wirklich war, worunter Sie nicht die letzte
artie ſind.“ Ihr Name war in der That der ſechſte
rtikel. Ich rollte das Memoire auf, und las ihr alle
eſe Namen ab, nebſt der Ueberſchrift der Edikte.
Und was wollen Sie mit dieſem allen anfangen? fragte
e mich. „Ich will, antwortete ich, dem König Vor-
ſtellungen dagegen machen.“ Warlich, ſagte ſie, denn
e konnte ſich nicht mehr halten, es verlohnte ſich ſchon
er Mühe, ſie anzuhören, und ſo viele Leute von Stand
nißvergnügt zu machen, um ihren Eigenſinn zu befriedi-
en. Für wen ſoll denn der König etwas thun, als
ür die, welche auf dieſem Papier ſtehen, und alle ſeine
Vettern, Verwandte und Mätreſſen ſind? „Alles,
as Sie ſagen, Madam, erwiederte ich, wär gut,
enn Se Majeſtät das Geld aus Ihrem Beutel näh-
nen. Allein dazu neue Auflagen auf Kaufleute, Hand-
erker, Ackerleute und Hirten zu machen, geht nicht.
Denn dieß ſind die, welche den König und uns alle er-

nähren; sie haben genug an Einem Herrn, ohne so viele Vettern, Verwandte und Maitressen noch dazu erhalten zu müssen.

Madame von Verneuil ließ meine Worte, besonders die letzten, nicht auf den Boden fallen. Sie bediente sich derselben zu tausend schändlichen Erzählungen. In der Wuth lief sie zu dem Grafen von Soissons und sagte ihm: ich habe gesagt, der König habe nur zu viele Verwandte. Er und sein Volk würden glücklich seyn, wenn er derselben los wäre. Der Herr Graf gerieth ausser sich. Gleich am folgenden Tag bat er sich Gehör bey dem König aus, und sagte ihm, nach einer langen Aufzählung seiner Dienste, ich habe ihn so grausam an seiner Ehre angegriffen, daß er mir nothwendig ans Leben müßte, wenn Se Majestät ihm nicht selbst Gerechtigkeit verschafften. Heinrich zeigte sich um so ruhiger, je mehr er ihn ausser sich sah, und fragte ihn: was ich denn gesagt und gethan habe, und ob er es von mir selbst oder sonst woher wisse? Der Herr Grav antwortete hierauf, ohne sich bestimmter einlassen zu wollen, daß, wenn wir beyde sogar in Gegenwart Sr Majestät gewesen wären, er sich bey aller Achtung für einen Herrn, den er liebte, dennoch nicht würde haben zurückhalten können, sich nicht selbst Genugthuung zu nehmen. Was er sage, sey wahr, man müsse es ihm auf sein Wort glauben, da er nicht gewohnt sey zu lügen. „Wenn das wäre, Vetter, sagte ihm darauf der König in einem Ton, der ihn aus der Fassung „bringen mußte, so müßten Sie ja ganz aus der Art „geschlagen seyn. Denn wir alle könren treflich lügen, „besonders war Ihr ältester Bruder Meister hierinn. „Da Sie es aber nur durch einen Dritten wissen, so „sagen Sie mir doch, wer der ist, und was er Ihnen „gesagt hat; dann will ich sehen, was zu thun ist, und

Sie

„Sie zufrieden ſtellen, wenn Sie Vernunft annehmen „wollen.“ Der Herr Graf erwiederte: er habe mit einem Eyd verſprochen, die Perſon nicht zu nennen, er glaube ihr aber, wie ſich ſelbſt. „Gut, Vetter, Sie „wollen mir unter dem Vorwand eines Eydes nicht ſagen, was ich Sie frage; ſo ſchwöre denn auch ich, von allem, worüber Sie ſich beſchweren, nichts zu glauben, als was mir der Herr von Rosny ſelbſt davon ſagen wird. Denn ich halte ihn für eben ſo wahrhaft, als Sie den irgend halten können, der Ihnen dieſe ſchönen Mährchen erzählt hat.“

Der Herr Graf von Soiſſons ließ beym Weggehen einen ſo heftigen Zorn blicken, daß der König für gut fand, mich deßwegen durch Zamet und la Varenne warnen zu laſſen, denen er zugleich auftrug, ſich bey mir zu erkundigen, ob ich etwa wirklich beleidigende Reden von dem Herrn Grafen geführt habe. Ich antwortete, daß ich ſeit dem Beſuch, den er mir im Zeughaus gemacht habe, weder ihn noch jemand von ſeinen Leuten geſprochen habe, alſo ſeit länger als vierzehn Tagen, daß zwar Frau von Verneuil zu mir gekommen, der Herr Graf aber dabey weder von ihr noch mir genannt worden ſey. „Oho, ſagte der König, als man ihm dieß hinterbrachte, nun brauchen wir nicht weiter zu fragen, woher die Verhetzung kömmt, da man die Frau von Verneuil nennt; die hat ein gutes Mundwerk. Sie iſt ſo voller Tücke und Ränke, daß ſie zu Einem Wort, das ihr Rosny geſagt haben mag, hundert, ja tauſend aus ihrem eigenen Vorrath gethan haben wird. Indeſſen muß man darum die Sache nicht vernachläßigen.“

Der Zuſtand, in welchem der König den Herrn Grafen geſehen hatte, gab ihm wirklich Urſache zu fürchten, er möchte das Aeuſſerſte gegen mich unter-

nehmen. Er ließ mir daher durch la Varenne sagen: ich solle nicht anders als mit guter Bedeckung ausgehen, und nichts sparen, was zu meiner Sicherheit dienen könnte, indem setzte er gnädig hinzu, alles, was er darauf verwende, würde immer noch unbeträchtlicher werden, als das, was er durch mich verlöre. (8)

Ehe ich diesen Artikel von den neuen Auflagedikten verlasse, will ich noch ein Wort von der noch ältern Verfügung des Staatsraths sagen, welche die Erhebung des Ackerzolls von allen fremden Schiffen befiehlt, die in unsern Häfen Anker werfen. Es ist im Grund das nehmliche, was unsre Schiffe bey den Fremden bezahlen. Indessen ließ ich sie doch nur ungern und auf ausdrücklichen Befehl Sr Majestät vollziehen, weil diese Auflage vor andern fähig ist, unserm Handel seine Lebhaftigkeit zu benehmen. Die Parlamenter von Rouen und Rennes versuchten alles, um sie nicht zu registriren, und der Marschall von Oreano gab sich viele Mühe deßwegen. Auch war er dabey in Ansehung der Summen interessirt, welche der Staat ihm schuldig war, und die ihm hierauf angewiesen waren. Die Anstellung der Untersuchungskommissarien, der Unterstatthalter, der peinlichen Gerichtsbeysitzer, und anderer Gerichtspersonen fand bey eben dem Gerichtshof zu Rouen nicht weniger Schwierigkeiten, der am meisten Widersetzlichkeit gegen alle diese neuen Verordnungen zeigte. Diese letzten waren dazu bestimmt, die Obristen und Hauptleute der Compagnien zu befriedigen und abzufertigen, welche schon lange in Paris, von dem Ertrag dieser Einrichtungen bezahlt zu werden erwarteten. Vielleicht liegt in diesem Hinderniße, die sich der Vollziehung seines Willens entgegen setzte, der Grund, daß Heinrich sich lange und ernsthaft mit dem Projekt beschäftigte, die Requetenkammer bey allen

Parla-

Parlamentern aufzuheben, was er auch in der That noch in dieſem Jahr mit der bey dem Parlament von Toulouſe anfieng, welche eingezogen blieb; unerachtet aller Schwierigkeiten, welche er in ſeinem eigenen Staatsrath fand, deſſen Berathſchlagungen ihm alle entgegen waren.

Der Streit, den ich mit dem Herrn Grafen von Soiſſons gehabt hatte, hatte großes Aufſehen erregt. Der König ließ mir, zum Beweis, daß dadurch ſeine Freundſchaft für mich nicht gelitten habe, einige Tage hernach durch Beringhen ſagen, daß er vorhabe, auf ſeiner vorſeyendem Reiſe nach der Normandie durch Rosny zu gehen, und daß ich ihn nebſt ſeinem Hofe da bewirthen ſolle. Dieß ſollte in vier Tagen geſchehen, und niemand dabey ſeyn, als die Prinzen und Prinzeſſinen und der Herr Connetable. Ich machte einen der Höflichkeit deſſen, der mich mit ſeiner Gegenwart beehrte, würdigen Aufwand. Allein das Feſt wurde durch einen Zufall geſtört. Ein plötzliches Ungewitter ſchwellte das Waſſer ſo erſtaunlich an, daß es in Rosny in Küche und Keller lief, (9) und die Früchte und Arbeiten meiner Leute ganz verderbte. Schrecken ergriff das Herz der Damen, die ſich die Gefahr noch unendlich größer vorſtellten. Ich hob ihre Furcht, indem ich einen Waſſergang wieder auswerfen ließ, wodurch das Waſſer gewöhnlich ablief und den ich hatte zuwerfen laſſen, um den Uebergang deſto bequemer für Se Majeſtät und richter für das Fuhrwerk zu machen. Ich hatte damals ſchon den Bau der Straße und Brücke angefangen, die man gleich bey der Anſicht von Rosny erblickt; beyde waren aber noch unvollendet. Das Waſſer richtete ſehr große Verwüſtungen auf zehn Meilen in die Runde an; ich für mich kam noch mit einem Schaden von zwey bis dreyhundert Thalern weg.

Der König gieng bis in die Nieder-Normandie, kam aber nicht nach Caen. Er nahm Crevecoeur-Montmorency diese Statthalterschaft, welcher eines Verständnisses mit dem Herrn Bouillon und Auvergne und besonders la Tremouille, dessen Verwandter er war, beschuldigt wurde, und gab sie an (Bernardin Gigault von) Bellefonds. Von Caen gieng er durch Rouen (10) wo er die Angelegenheiten der Provinz vollends in Ordnung brachte. Er erklärte sich in dieser Stadt über die Verbindung meiner Tochter, welche Madame (die Schwester des Königs) wie man oben gesehen hat, mit dem Herzog von Rohan vermählen wollte, und um welche unterdessen Herr und Frau von Fervaqeus für ihren Sohn den Herrn von Laval geworben hatten. Der König befahl mir in Rouen, Laval vorzuziehen, änderte aber seine Gesinnung hierüber noch einmal.

Die Religionsangelegenheiten hatten den meisten Antheil an dieser Reise des Königs, und der Herzog von Bouillon wird hier auch noch eine Stelle finden (11) Seine mißlungenen Versuche bey dem König von England hatten ihm den Muth noch nicht benommen. Er hielt sich noch immer am Hof des Kurfürsten von der Pfalz auf, dem er anrieth, auf seiner Grenze gegen Frankreich eine Festung zur Vertheidigung der wahren Religion, wie er sagte, anlegen zu lassen. Er wagte es ohne Bewilligung Se. Majestät, Erard, den ersten Ingenieur des Königs zu ersuchen, dahin zu kommen, um ihm einen Riß zu dem Festungsbau zu entwerfen. Um sich von Seiten des Geistlichen so wie des Weltlichen nichts vorwerfen zu dürfen, brachte er in diesem Jahr eine Schrift in Umlauf, worinn man zügellos und mit Wuth über den ganzen Protestantischen Religionstheil herfiel. Er hatte sich schon einmal mit Erfolg dieses Kunstgriffs bedient, den

er seinerseits dadurch unterstützte, daß er sich bis zur Täuschung erschrocken über die Unfälle stellte, welche die Reformirten durch die neuen Maasregeln des französischen Staatsraths, von wo diese Libelle herkommen sollten, treffen müßten. Es war übrigens nicht schwer, zu beweisen, daß sie durch seine Freunde geschmiedet und bis nach England verbreitet worden waren, in der Absicht, die Versuche des Königs bey dem König Jakob dadurch zu vereiteln. Uebrigens war dennoch seine Mühe dabey nicht ganz verlohren. Er hinterging dadurch immer wenigstens die einfältigsten und hitzigsten. Die Protestanten hielten bey Gelegenheit der letzten Krankheit des Königs Versammlungen zu Saumür und in Poitou, wobey dü Plessis, diesen Herzog nicht nur auf eine höchst gezwungene, sondern auch ganz unbesonnene und unverschämte Art herausstrich, weil er seinen Helden nur auf Unkosten des Königs zu erheben schien, den er ohne alle Rücksicht und Achtung verläumdete.

Von allen diesen Versammlungen machte keine mehr Aufsehen, als die, welche gegen das Ende dieses Jahrs zu Gap gehalten wurde. Der Kurfürst von der Pfalz und der Herzog von Bouillon brachten auf derselben durch ihre Briefe und ihre Kreaturen Fragen auf, welche ganz das Kriegsfeuer wieder anzufachen fähig waren. Der Prediger Ferrier gab sich auf ihren Befehl dabey alle Mühe, die Protestanten dahin zu bringen, daß sie unter ihre Konfessions-Artikel auch den setzen sollten: der Papst sey der Antichrist. Ist dies Geist der Religion? ist es nicht vielmehr sichtbar Kabale und Zwietracht, welche bey der Festsetzung dieses lächerlichen Dogma herrschte, das man noch dazu gedruckt auf alle Europäische Universitäten schicken wollte? dies Aergerniß war kaum dem König zu Ohren gekommen,

als er mir von Fontainebleau, wohin er sich bey seiner Rückkunft aus der Normandie begeben hatte, auftrug, dieser Frechheit der Reformirten Einhalt zu thun, und hauptsächlich zu verhindern, daß man den neuen Glaubens-Artikel nicht fest setze. (12) Auch Villeroi empfahl mir es sehr dringend auf seinen Befehl. Ich schrieb darüber an Saint Germain (13) und Des Bordes, und entweder schämten sie sich nach den Gründen, die ich anführte, dieses Einfalls, oder um Heinrich nicht aufzubringen, den sie entschlossen sahen, sie nicht zu schonen, unterdrückten sie gedachten Artikel. Ich glaube, daß der Papst sich sehr dafür fürchtete. Er entrüstete sich so sehr darüber, daß der König nicht wenig Mühe hatte, ihn zu besänftigen. Diesem Vorfall haben vielleicht die Jesuiter hauptsächlich ihre Wiederaufnahme in Frankreich zu danken. Der h. Vater hatte in dieser Zeit den Trost, seine Heerde mit neuen Mönchen aller Art verstärkt zu sehen, mit reformirten Augustinern, Franziscanern, Barfüßern, unbeschuhten Carmelitern, unwissenden Brüdern; und vom andern Geschlecht mit Benediktinerinnen, Carmeliterinnen, Kapuzinerinnen. Noch nie hatte man so viele geistliche Orden zu gleicher Zeit errichtet gesehen, als in diesem Jahr.

Man wird sich über die Kühnheit der Protestanten bey dieser Gelegenheit weniger wundern, wenn man hört, daß sie sogar so weit giengen, dem König ihre Vermittlung in Ansehung gewisser auswärtigen Fürsten anzubieten, mit denen er nicht Ursache hatte zufrieden zu seyn. Ich wiederholte ihnen unaufhörlich, daß diese Unbothmäßigkeit einst auf sie selbst zurückfallen werde, und daß sie die Folgen davon lange nicht verschmerzen würden. Sie hatten ihre andern Propheten, deren Stimme ihnen angenehmer klang.

Bouillon

Bouillon, la Tremouille, Lesdiguieres und du Pleſſis ſtreuten, um ihre Ohren vor meinen Vorſtellungen zu verſchließen und mich zum Gegenſtand ihres Abſcheu's zu machen, überall aus, daß ich bey jeder Gelegenheit die Religion aufopfre, für die ich mich ſo eifrig ſtelle, und daß ich mich dadurch mit allen Gütern und Würden bereichere, welche andre beſſer verdient hätten. Eben ſo wenig wußten auch die Katholiken, einige ſehr wenige ausgenommen, das zu ſchätzen und mir zu danken, was ich aus einem Grundſatz der Billigkeit that. Und ſo, ich geſtehe es frey, war durch das Unglück meines Geſtirns oder meines Poſtens meine Mühe auf allen Seiten verlohren.

Als dieſe Klagen der Proteſtanten über mich in ihrer ſtärkſten Gährung waren, gieng ich eines Tags zum König, in der Abſicht, ihn vorläufig von den Wirkungen ihres böſen Willens zu benachrichtigen. Der König befand ſich in der erſten Galerie, die auf ſein Zimmer ſtößt, und gieng an der Seite des Balcons mit dem Herrn Herzog von Montpenſier, dem Kardinal von Joyeuſe und dem Herzog von Epernon ſpazieren. Er winkte mir, näher zu kommen, und fragte mich: ob ich wohl errathen könnte, wovon er ſich mit dieſem drey Herrn unterhielte. Ich antwortete nur durch ein Kompliment. „Wir ſprachen, ſagte der König zu mir von der Statthalterſchaft in Poitou, und ſie riethen mir, ſie ihnen zu geben. Hätten Sie das wohl geglaubt, Sie hartnäckigter Hugenotte von dieſen ſo guten Katholiken.“ Ich wußte nicht einmal, daß dieſe Statthalterſchaft zu vergeben war. Der König hatte ſo eben erſt Nachricht davon erhalten. Lavardin, welcher Statthalter von Perche und Maine war, hatte die Anwartſchaft darauf nach Abſterben des Malicorne, der ſehr alt und ſchwächlich war. Er wollte alsdann

die seinige abgeben. Allein da er überlegte, daß alle seine Güter darinn gelegen waren, gab er Malicorne sein Wort wieder zurück, und beyde hatten nun dem König diese Statthalterschaft zurück gegeben, um sie zum Vortheil eines seiner natürlichen Söhne zu vergeben.

Ich sollte nun auch noch errathen, warum Heinrich mich zu dieser Stelle allen andern Personen und noch dazu solchen, die ihn so nahe angiengen, vorzöge. Ich konnte nichts angeben, als die Versicherung Se Majestät von meiner Treue und meinem Diensteifer. Der König sagte, daß es darum geschehe, weil ich Hugenote sey, aber Hugenote mit Vernunft und Vaterlandsliebe; daß daher die Protestanten nothwendig sehr zufrieden mit meiner Wahl seyn müßten; daß er aber erwarte, das ganze Königreich werde es nicht weniger seyn, weil ich meinerseits ihnen bessere Gesinnungen beyzubringen wissen, sie den König kennen, verehren, lieben und ihm vertrauen lehren werde. Dadurch, daß man die Gnadenbezeugungen, welche der König den vornehmsten Gliedern dieses Religionstheils zugestände, durch meine Hände gehen ließe, würde das Ansehen zernichtet, das sich der Herzog von Bouillon noch unter ihnen erhalten hätte. Er setzte auch, ohne Zweifel aus Rücksicht auf die Anwesenheit dieser drey Herrn, zu denen noch Brissac, Ornano und Roquelaure kamen, hinzu: ob er schon so eifrig für seine Religion eingenommen sey, daß er ein recht heisses Verlangen trage, sie von allen Hugenotten, besonders von mir, angenommen zu sehen, so werde er darum doch nie vergessen, daß Gott sich dieses Religionstheils besonders der Städte Rochelle, Bergerac, und Montauban bedient habe, um ihn von dem Spanischen Druck zu befreyen, ihm zu Erlangung seiner Rechte behülflich zu seyn, und sein Leben selbst vor

der

der Wuth der Ligue zu retten. Er sey daher zwar äusserst mißvergnügt darüber, sehen zu müssen, daß diese Städte sogar nichts von ihren ehemaligen ehrenvollen Gesinnungen gegen ihn beybehalten haben, glaube aber dennoch ihnen gleiche Geschenke schuldig zu seyn, wie er sie ihnen immer zu ihren Festungswerken und Kollegien habe zufließen lassen. Er führte verschiedene Züge an, von der unerschütterlichen Treue der Provinz Poitou gegen ihren rechtmäßigen Herrn aus jener Zeit, wovon er sagte, „als man dort weder Bouillens noch „Brouillens hörte." Er konnte nicht verbergen, daß er noch itzt überzeugt sey, das Wohl des Reichs hänge von der Unterhaltung eines guten Vernehmens mit den Protestanten ab.

Der König sagte mir hierauf, daß ich mit dem Herrn Lavardin und Malicorne unterhandeln könne, und wiederhohlte noch einmal: er gebe zum Besten seines Dienstes diese Statthalterschaft lieber mir als seinen eigenen Kindern. Jeder der Anwesenden sagte ein Wort zum Zeichen seines Beyfalls oder Lobes. Ich dankte allen mit Worten oder Gebehrden, und ging, um an der Berichtigung dieser Angelegenheit zu arbeiten. Ich schickte Montmartin an die Herrn von Lavardin und von Malicorne ab, und er verfuhr dabey so geschickt, daß ich, durch Ein Tausend bey ihren Rathgebern gut angebrachter Thaler diese Statthalterschaft von ihnen für zwanzig tausend Thaler erhielt. Nach ihrer die Niederlegung schickte mir Düfresne am 16 Dezember Bestallung als Statthalter von Poitou, Chatelleraud, Loudun e wodurch ich also von Statthalterschaften dreyßig tausend Pfund Einkünfte erhielt; nemlich zwölftausend Pfund von Nantes und Gergeau, die ich bereits hatte, und welche als Unterstatthalterschaften beyde sehr einträglich waren, besonders die von Gergeau wegen der

Be-

Besatzungen, und achtzehntausend Pfund von Poitou. Doch sind darunter immer auch die Einkünfte von meinen zwo Bedienungen, als Oberaufseher über das Festungs- und Bauwesen, mit begriffen.

Ich will hier nicht mit Stillschweigen übergehen, was in diesem Jahr in Frankreich in Ansehung der Anlegung von Zeug- besonders Seiden-Zeug-Manufakturen geschah. Heinrich, der mit Wärme nach allem griff, was ihm zu dem Ruhm und Nutzen des Königreichs beytragen zu können schien, ließ sich durch die Bourgs und Cumans bereden, daß nichts so leicht sey, als nicht nur das Ausland zu der Verarbeitung der Seidenstoffe, welche in Frankreich verbraucht werden, und die man gewohnt war, weit her zu holen, zu entbehren, sondern auch diese Waare als einen beträchtlichen Handlungszweig auszuführen. Dazu würde, wie man sagte, weiter nichts erfodert, als Seidenarbeiter herbey zu ziehen, die Seidenwürmerzucht zu vermehren, Maulbeerbäume zu pflanzen, und große für diese Art von Manufakturen eingerichtete Häuser zu bauen. Ich setzte mich sehr gegen dieses Projekt, das mir nie gefallen wollte. Allein der König war bereits dafür eingenommen; alles was ich sagen konnte, war verloren.

Ich erinnre mich, daß wir einst, als mir der König die Ehre erzeigte, mich im Zeughaus zu besuchen, um mit mir die Mittel zu dieser neuen Einrichtung zu verabreden, welche große Auslagen erfoderte, sehr lebhaft darüber mit einander stritten. „Ich weiß nicht," sagte er zu mir, als er sah, daß ich alle seine Vorschläge hierüber mit kalter zurückhaltender Miene anhörte, wie sie mir gewöhnlich war, wenn ich nicht seiner Meynung seyn konnte, „ich weiß nicht, was das für ein „Eigensinn von Ihnen ist, sich einem Vorhaben zu

„wider-

berſetzen, welches das Königreich verſchönern und
reichern, den Müſſiggang unter dem Volk vertrei-
n muß, und an dem ich überhaupt Vergnügen fin-
." Ich antwortete ihm daß der letzte Grund, den
ngeführt habe, ſo wichtig für mein Herz ſey, daß
mich, wenn ich ſonſt eine Möglichkeit bey dem Sei-
Projekt geſehn hätte, begnügt haben würde, ihm
zuſtellen, er erkaufe dieß Vergnügen ein wenig
uer. Es werde dasjenige, welches er ſich vor der
sführung ſeiner großen Entwürfe verſpräche, die ich
dem König von England auf ſeinen Befehl be-
s näher eingeleitet habe, ſehr ſchwächen. Ich bitte
aber, darum nicht unwillig über mich zu werden,
ich es wage, in Anſehung dieſes Ruhms und
tzens, der aus dieſer Unternehmung entſpringen
, entgegengeſetzter Meynung zu ſeyn. Endlich
gte ich, ob es ihm wohl gefällig wäre, wenn ich ihm
ne Gründe auseinander zu ſetzen verſuche. „Gut,
t," ſagte er, „das will ich; aber mit der Bedin-
ung, daß Sie dann auch die meinigen hören. Denn
bin ſicher, daß ſie mehr taugen werden, als die
hrigen." Ich ſtellte daher dem König ungefehr
gendes vor.

Ein weiſe Einrichtung des Himmels will, daß
Völker der Erde, oder eines Erdſtrichs, unter ein-
er durch ihre wechſelſeitigen Bedürfniſſe verbunden
den; daß Eine Gegend geſchickt ſey, dieß, eine
ere etwas anders vor allen andern hervorzubringen.
nkreich hat das Glück, ſich bey dieſer Gütervertei-
g auszeichnend gut bedacht zu ſehen, ſo daß es,
leicht außer Aegypten, das einzige Land iſt, das ſo
emein Ueberfluß an allem hat, was zu den Noth-
digkeiten oder bloßen Bequemlichkeiten des Lebens
ört. Sein Getraide, Korn- und Hülſenfrüchte,
ſeine

seine Weine, Mest, Flachs, Hanf, Salze, Wolle, Oel, Farben, diese unzählbare Menge von großem und kleinem Vieh, womit der Mensch sich größtentheils nährt, setzen es in Stand, nicht nur seine Nachbarn um keins dieser Lebensmittel beneiden zu dürfen, sondern selbst denen, welche mit einigen derselben einzig Handlung treiben, wie Italien, Spanien und Sicilien den Vorzug streitig zu machen.

Es ist wahr, daß sein Clima ihm die Seide versagt. Der Frühling fängt zu spät an, und ist beynahe immer außerordentlich naß. Dieser Umstand, welchem durchaus nicht abzuhelfen ist, betrifft nicht nur die Seidenwürmer, die deswegen sehr schwer auskriechen, sondern auch die Maulbeerbäume, von denen diese Insekten sich nähren, und welche zu der Zeit, da sie ihre Blätter treiben, eine sehr gelinde Luft erfodern. Die Mühe, diese Bäume in einer Gegend zu vermehren, wo jetzt keine wachsen, muß sehr groß seyn. Fünf Jahre hindurch, die sie haben müssen, ehe ihr Fortkommen gesichert ist, wagt man seine Zeit, seine Arbeit und den Ertrag des Landes, das man damit besetzt hat. Doch sollten uns diese Schwierigkeiten, welche uns durch die beynahe unbedingte Unmöglichkeit von dieser Unternehmung abschrecken sollte, so sehr verdrießen? Darauf kömmt es an.

Es ist ausgemacht, daß die Arbeiten und Beschäftigungen des Landlebens in Frankreich nur diejenigen müssig lassen, welche es durchaus seyn wollen. Man muß also damit anfangen, daß man den Grund wegräumt, welcher von dem Müssiggang des Volks hergenommen ist, und allein Aufmerksamkeit verdiente, wenn er gegründet wäre. Was thut man denn, indem man dem Volk den Seidenbau zur Beschäftigung giebt?

Erſtlich läßt man es eine Handthierung, die
ein ſichres und reichliches Auskommen verſchafft,
en eine andre vertauſchen, deren Ertrag zufällig und
ſelhaft, und die es ohnehin, ohne daß man ſich
e Mühe darum zu geben braucht, der erſten vorzie-
wird, weil man von Natur nur allzu geneigt iſt,
harte mühevolle Lebensart, wie der Ackerbau in
r Rückſicht iſt, gegen eine andre zu verlaſſen, welche
ch keine heftige Bewegung ermüdet, wie die Sei-
arbeiten. Allein eben dieß iſt ein zweyter Grund,
cher beweiſt, wie gefährlich es iſt, dem Landvolk
e Beſchäftigung zu geben. Man hat zu allen
ten bemerkt, daß die beſten Soldaten aus dieſen Fa-
ien von unterſetzten Bauern und nervigten Hand-
kern kommen. Dafür nehme man nun Leute, die
ne Arbeit kennen, als ſolche, welche ſelbſt Kinder ver-
ten können. Man wird ſie zum Kriegsdienſt gar
ht mehr tauglich finden, der, nach einer Bemerkung,
ich oft von Sr Majeſtät ſelbſt, einem vollgültigen
chter hierin, hörte, eine ſtarke Leibesbeſchaffenheit
odert, die durch eine Arbeit unterhalten werden muß,
lche alle Kräfte des Körpers in Thätigkeit ſetzen und
sbilden kann. Die Lage Frankreichs und alle ſeine
itiſchen Verhältniſſe legen ihm die unerläßliche Pflicht
f, mit der äußerſten Sorgfalt zu verhüten, daß dieſe
iegskunſt nicht abſterbe oder ausarte.

So wie Sie das Landvolk, in jeder Rückſicht die
hren Stützen des Staats, entnerven, werden Sie
gleich bey den Städtern dem Luxus mit ſeinem ganzen
efolge Wolluſt, Weichlichkeit, Müſſiggang und der
amilienzerrüttung die Thore öffnen, welche für Leute
cht zu befürchten iſt, welche wenig haben, und ſich
ch mit Wenigem zu behelfen wiſſen. Haben wir
nn nicht ſchon jetzt in Frankreich genug ſolcher un-

nützer

nützer Bürger, welche unter einem Gold- und Schwarzrock alle wahrhaft weibliche Sitten verbergen?

Der Einwurf von den unermeßlichen Geldsummen, welche für diesen Luxus aus Frankreich ins Ausland gehen, ist ein Beweis von dem, was ich so eben gesagt habe, und enthält nicht alles, was man daraus folgern will. Will man über die Nachtheile, die aus dem Ankauf und der Einfuhr dieser theuren Waaren entspringen, recht urtheilen, so wird man sehen, daß das Beste eigentlich wäre, sie ganz abzustellen, und die Einfuhr in Frankreich ganz und ernstlich zu verwehren, durch gute und scharfe Gesetze Kleider und Ausmöblirung zu bestimmen, und in dieser Rücksicht alles auf den Fuß zu setzen, auf welchem es zur Zeit Ludwigs X, Karls VIII. und Ludwigs XII. war (14). Die Nothwendigkeit, die man sich auflegt, sich lieber in solche Zeuche als in andere zu kleiden, ist nur ein Fehler der Einbildung, und der Werth, den man darauf setzt, ein Uebel, das man sich selbst wissentlich zufügt. Wer nur ein wenig der Quelle dessen, was man Moden nennt, nachspüren wollte, würde zu unsrer Schande entdecken, daß eine kleine Anzahl von Leuten der verächtlichsten Art, die es in einer Stadt, welche alles ohne Unterschied umfaßt, geben kann, Leute, gegen die wir, wenn wir sie kennen, alle Verachtung, die man für sittenlose Geschöpfe, oder alles Mitleiden, das man für Narren hat, empfinden, dennoch über unsre Beutel schalten, und uns unter der Herrschaft aller ihrer närrischen Einfälle erhalten.

Die seidnen Kleider sind es aber nicht allein, gegen die sich die Hand des Fürsten erheben müßte. Noch eine andere Aenderung müßte die Diamanten, andere Edelsteine, Bildsäulen, Gemälde u. s. w. betreffen. Wenn man sich beklagt, daß die Ausländer alles

Gold

old und Silber aus dem Lande ziehen, wenn man
Equipagen, Gefäßen, Hausrath und andern
Stücken, wozu dieſe Materien verarbeitet werden, den
ngeheuren Aufwand berechnet, welcher damit in Frank-
ch gemacht wird, wenn man überlegt, was man thö-
hter Weiſe an Gärten, Gebäude, koſtſpielige Werke,
ſtins, Liquers, Parfüms und was weiß ich alles,
übertrieben theuer erkaufte Stellen, an Ehen, wie
ch der Verſteigerung geſchloſſen werden, verſchwendet;
findet ſich leicht, daß die fremden Manufakturen
ht den zehnten Theil des Goldes wegnehmen, das
Frankreich verſchleudert oder ganz unnöthiger Weiſe
rpraßt wird. Die Verbeſſerungen allein ſchon, die
h in Anſehung der Parlamenter und des Finanzhofs
achen ließen, würden uns unabſehbar weit abführen.
ieſe zwey Kollegien, von denen das eine über die
te Ordnung, das andre über die Erſparniß wachen
l, ſcheinen jetzt nur zu Zerſtörung beyder Zwecke
rhanden zu ſeyn. Nur ſie kennen den Reichthum,
d nur durch den Gebrauch, den ſie davon machen,
kennt man, wie ſie dazu gekommen ſind. Wenn die
ten Kanzler, erſte Präſidenten und andere Vorſteher
e Gerechtigkeitspflege und Finanzverwaltung jetzt
ieder auf der Erde erſchienen, ſo würden ſie vergebens
jenigen ſuchen, die ihre Stellen heut zu Tage ein-
hmen. Ihr Name iſt alles, was ſie mit ihnen ge-
ein haben (15).

Ich verbreitete mich ſo gut als möglich über dieſe
Materie, um dem König meine Meynung einleuchtend
machen. Ich konnte ihn aber nicht überreden.
Sind dieß," ſagte er zu mir, „die guten Gründe alle,
die Sie mir anzuführen haben? Lieber wollte ich den
König von Spanien in drey ordentlichen Treffen
ſchlagen, als alle dieſe Herren von der Juſtiz, von

„der Jeder und von der Stadt, besonders mit ihren „Weibern und Töchtern, welche Sie mir mit allen Ih„ren wunderlichen Verordnungen da über den Hals „schicken würden."

„Sie wollen es durchaus, Sir," antwortete ich ihm, „ich will also weiter nicht davon mit Ihnen reden. „Zeit und Erfahrung werden Sie lehren, daß Frank„reich nicht für diese Lumpereyen gemacht ist." Ich bemühte mich nun nur noch ihm von seinem Vorsatz abzubringen, den er gefaßt hatte, die Tournelles und den ganzen Platz dort herum zu neuen Gebäuden für seine Seidenarbeiter zu nehmen. Ich stellte ihm vor, daß er einst wieder einreißen lassen würde, was er mit so großen Kosten aufgebauet hätte. Ich erinnerte ihn sogar daran, daß wir bey der Entwerfung eines richtigern edlern Plans die Tournelles für ein anderes, davon sehr verschiedenes, Gebäude (16) bestimmt hatten. „Eine andere Zeit bringt wieder andere Mittel," dieß war alles, was ich aus ihm hervorbringen konnte. Er folgte Zamet, der gekommen war, ihn zu benachrichtigen, daß alles zur Mittagstafel, die er bey ihm halten wollte, bereit sey.

Ich gestehe es, daß ich mit tiefem Widerwillen eine Summe verschleudern sah, welche so nützlich hätte verwendet werden können. Ich habe berechnet, was Heinrich jährlich für seine Gebäude, sein Spiel, Pferde, Mätressen und Jagd-Hunde gewöhnlich verschwendete, daß dafür nicht weniger als eine Million und zweymalhunderttausend Thaler fortgingen. Eine Summe, welche hinreichend wäre, funfzehntausend Mann Infanterie zu unterhalten. Er befahl mir, der Frau von Verneuil sechstausend Pfund zu bezahlen, und mußte noch froh seyn, für diesen Preis den Haus-

friedey

r zwiſchen ſeiner Gemahlin und ſeiner Mätreſſe
alten, der in dieſem Jahr glücklicherweiſe nicht
warde. Man glaubte lange Zeit, und es war
gemeine Sage, die Königin ſey wieder ſchwan-
Es fand ſich aber nicht ſo; der König erzeigte
e Ehre, mich davon zu benachrichtigen.

nter die gegen mein Gutachten vorgenommenen
ſetze ich auch die Colonie, die in dieſem Jahr
Canada geſchickt wurde. Von allen Ländern der
Welt, die über dem vierzigſten Grad der Breite
laſſen ſich keine Reichthümer hoffen. Der Kö-
ertrug das Kommando bey dieſer Unternehmung
errn du Mont (17).

Siebenzehntes Buch.

1604.

Ich fieng dieses Jahr, wie alle andern, mit Erfüllung einer Pflicht an, zu der mich mein Amt verband; ich hatte nehmlich Ihren Majestäten, bey Ablegung der gewöhnlichen Wünsche zum neuen Jahr, zween Beutel mit silbernen Denkmünzen zu überreichen. Ich kam so früh in Ihr Zimmer, daß ich sie noch zu Bette traf. Außer den Silberbeuteln hatte ich auch noch zween mit goldnen Schaumünzen machen lassen, welche Sie mit Vergnügen annahmen. Da jetzt Roquelaure, Frontenac und la Varenne hereingetreten waren, so sprach man von nichts als diesen goldnen Schaumünzen, auf denen zum Sinnbild eine offene Granate war, mit einer Umschrift, die auf einen aus der alten Geschichte bekannten Zug von Darius und Zopir anspielte (1). Diese Idee war um so mehr nach dem Geschmack des Königs, da er darin den Seitenblick auf die Aufrührer in Frankreich fand, den er mir einige Tage zuvor befohlen hatte, darin anzubringen. Se Majestät machten mir am folgenden Tage ein Geschenk mit Ihrem Bildniß in einem mit Diamanten besetzten Kästchen, und die Königin schickte meiner Gemahlin aus eignen gnädigem Antrieb eine Demantkette und Armbänder von großem Werth.

Der Tod der Frau Herzogin von Bar, der einzigen Schwester Sr Majestät, war zu Anfang dieses Jahrs

ers die erſte Begebenheit, woran der Hof Antheil
m. Heinrich ſchien darüber empfindlich gerührt,
rug deswegen die tiefe Trauer, und ließ ſie nicht
von ſeinem ganzen Hof, ſondern auch ſeinem erſten
nmerherrn, Obermarſchall, dem ganzen Kammer-
Garderobe-Perſonale, den Pagen, kurz allen, wel-
die Aufwartung hatten, ebenfalls anlegen. Eben
wurde von der ganzen Hofhaltung der Königin
achtet.

Die Frau Herzogin von Bar hatte, als ſie Frank-
verließ, Schulden in Paris hinterlaſſen, welche
nicht bezahlt waren, ohne Zweifel, weil ſie durch
Tod übereilt wurde, denn ſie hatte von Lothringen
Schmuck zur Sicherheit und Befriedigung ihrer
ubiger geſchickt, welche ſowohl auf ihre Häuſer als
ubles und andre Habſeligkeiten Beſchlag gelegt hat-
Dieſe Häuſer waren ihr Palaſt in Paris, ein
s zu Fontainebleau und ein andres zu St. Ger-
n, womit ihr der König ein Geſchenk gemacht hatte;
unter andern beweglichen Gütern waren in ihrer
erie, ihrem Zimmer und Cabinettern Gemälde,
he verdienten in den königlichen Häuſern aufgeſtellt
erden, und welche der König auch dazu zu haben
ſchte. Allein man hatte ihm die Schulden der Her-
n ſo groß vorgeſtellt, daß er glaubte, von ihren Meu-
nichts erwarten zu dürfen, bis jene bezahlt wären,
ey ſich aber zeigte, daß ſie nicht über zwanzigtau-
Pfund betrugen.

Ich arbeitete hierauf auf Befehl Sr Majeſtät an
n Inventarium von den Mobilien und Koſtbarkei-
ieſer Fürſtin. Außer der verſchiedenen Beſchaffen-
der Schulden und Effekten wurde dieſe Unterſuchung
durch die Erfoderniß erſchwert, beſonders anzuge-
was an letztern dem Könige von Frankreich und

dem Herzog von Bar gehören möchte, und durch die Aufgrübe, welche sie beyde an die Ringe machten, die die Prinzessin in Paris versetzt hatte. Ein ganz genauer Aufsatz, den uns Frau von Pangeas von den Ringen und den Schmuck der Herzogin vor und nach ihrer Ankunft in Lothringen, und von dem Bestand ihrer Mobilien in Frankreich mittheilte, diente uns zum Leitfaden bey dieser Auseinandersetzung. Alles wurde in Beyseyn von zwo oder drey Personen aus dem Staatsrath, die von Sr Majestät dazu ernannt waren, und der Kommissarien des Herrn Herzogs von Lothringen genau und urkundlich abgethan, worauf jeder dieser zween Herrn sich in Besitz dessen setzte, was ihm von diesen Effekten gehörte, oder zukam.

Se Majestät bestimmten das Hotel zu Paris, worauf noch ein Theil des Kaufpreises stand, zum Verkauf; der Erlös, in drey Theile getheilt, war hinreichend zu Befriedigung des ersten Verkäufers und aller andern Gläubiger. Das Haus zu Fontainebleau schenkte der König der Königin, und das zu St. Germain der Marquisin von Verneuil. Allein da dieser Verkauf nicht so bald geschehen konnte, und die Gläubiger Sicherheit verlangten, so wurde mit ihrer Einwilligung unter beyden Prinzen die Verabredung getroffen, daß die Ringe und Kostbarkeiten bey mir, ohne eine andere Caution als mein Wort, niedergelegt werden sollten. Da blieben sie auch bis aufs folgende Jahr, da die Königin sie übernahm, und ich davon durch eine Akte, welche vom 28. Jun. 1605 datirt und von des Marquets und Bon-temps unterschrieben war, frey wurde.

Meinem Versprechen gemäß rede ich nun von der Wiederherstellung der Jesuiten. Unerachtet des Parlamentsschlusses, der ihnen alle Hoffnung dazu benehmen

en zu müssen schien, hatten sie Mittel gefunden, sich
m Hofe wieder zu nähern, und sich daselbst in dem
Staatsrathe Sr Majestät eine große Anzahl von Gön-
ern und Anhängern zu machen, deren Stimme, ver-
nt mit dem dringenden und unaufhörlichen Anhalten
s Pabsts, des ganzen Hauses Lothringen und einer
ahlbaren Menge anderer Personen in und außer
m Königreich, endlich so stark war, daß es Heinrich
cht mehr möglich war, zu widerstehen. Man muß
gar gestehen, daß es ihm selbst eben keine so große
eberwindung kostete. Einige Jesuiten, welchen das,
as im vorhergehenden Jahr während der Reise nach
ieß vorgefallen war, Zutritt bey ihm verschafft hatte,
tten diesen so geschickt und mit so gutem Erfolg zu
nutzen gewußt, daß sie gern bey ihm gesehen wurden,
d sich ihm sogar endlich ganz vertraut nähern durften.
iejenige, welche man so abschickte, um ihr Glück zu
rsuchen, und von denen man sich leicht vorstellen kann,
aß sie von einer Gesellschaft, welche sich so gut auf ihre
ute versteht, mit der sorgfältigsten Auswahl dazu erle-
n worden sind, waren die Väter Ignaz, Majus, Cot-
n, Armand und Alexander. Denn der Pater Gon-
ier, dessen mehr feuriger als geschmeidiger Geist nicht
r Zeit und Umstände paßte, trat nicht sogleich auf.

Als sich die Jesuiten auf diese Art eines großen
heils vom Hof versichert hatten, und glaubten, sich
hmeicheln zu dürfen, daß ihre noch übrigen Feinde im
Staatsrath entweder der schwächste Theil wären, oder
och einem Vorschlag nicht widersprechen könnten, von
em man wußte, daß er dem König angenehm sey, so
berreichten sie förmlich ihre Bittschrift bey dem König,
er in der That schon ganz günstig für sie gesinnt war,
nd eines Tags dem Herren Connetable befahl, einen
Rath bey sich zu versammeln, der aus dem Canzler,

den Herren von Chateau-neuf, Poncarré, Villeroy, Maisses, dem Präsidenten de Thou, Callignon, Jeannin, Sillery, de Vic und Caumartin bestehen sollte. Hier sollte man von la Varenne, dem eifrigsten Beförderer der Sache der Jesuiten, die Vorschläge der Gesellschaft und die Gründe, auf welche sie sich stützte, vernehmen, darüber berathschlagen und ihm Bericht davon erstatten (4).

Der König hatte zwar bey dieser vorhabenden Berathschlagung wohl an mich gedacht, und hatte mich dem Herrn Connetable mit jenen andern Herren nur deswegen nicht genannt, weil er dachte, daß diese Ernennung mir kein Vergnügen machen würde. Er äusserte dieß nachher gegen seinen ersten Cammerdiener d'Oseray, der es mir wieder sagte. Allein Sillery spielte mir hier wieder einen Streich nach seiner Art. Er stellte sich, indem er mit dem König sprach, auf eine so natürliche Art erstaunt darüber, daß dieser Rath ohne mich gehalten werden sollte, und brachte alle die treulosen Lobeserhebungen, deren sich der Neid und Bosheit bedienen, so geschickt an, daß er diesen Herrn in die Nothwendigkeit versetzte, zu sagen, ich solle auch dabey seyn. Der Zweck dieses listigen Hofmanns war, auf mich allein alle die verdrüßlichen Folgen fallen zu lassen, welche man, die Bitte der Jesuiten mochte abgeschlagen oder zugestanden werden, voraussah. Denn jedermann merkte wohl, daß der Schritt sehr schlüpferig wäre. Ich errieth den Beweggrund von diesem Benehmen Sillerys, und hatte bald Gelegenheit ihn noch deutlicher gewahr zu werden.

Als man bey dieser Versammlung seine Meynung sagen sollte, richteten Bellievre, Villeroy und Sillery die Augen auf mich, und Sillery nahm das Wort. Er sagte mir, daß diese Herrn mir die Ehre überließen,

meine

e Meynung zuerſt zu ſagen, weil ich unter der Ge-
haft die meiſte Einſicht in die Angelegenheiten und
eſte Kenntniß von dem Willen des Königs hätte.
er letzte Zug von Sillery, auf den ich ohnehin nicht
u ſprechen war, machte mich vollends mißlauniſch.
t des Compliments, womit ein Höfling ſeine
meicheley erwiedert hätte, antwortete ich freymüthig
ſeinen Gedanken. Ich ſagte ihm, ich könne nicht
hen, warum man die hergebrachte Gewohnheit,
dem Rang zu ſtimmen, verändern ſollte, beſon-
in einer Angelegenheit, wo meine Religion den
dacht der Partheylichkeit gegen meine Meynung er-
en müßte, wenn man nicht dabey die Abſicht hätte
Publikum eine eben nicht vortheilhafte Auslegung
meinen Reden zu machen. Ich wüßte, daß meh-
der Anweſenden dieß zu thun willens wären, und
r zum voraus ſchon durch ſehr ungegründte Beſchul-
ngen in Anſehung eines Gegenſtandes, von dem
n mich noch nicht einmal hätte reden hören, gethan
ten. Ich ſetzte noch deutlicher hinzu, daß, wenn
auch mein Gutachten zuerſt ſagen ſollte, ich dennoch
jenigen, der mit mir ſpreche, keine ſo große Blöſe
en würde, als er wohl gehofft hätte; daß ich aber
igene gar nicht ſtimmen wolle, ohne vorher mein
kel darüber gefragt zu haben, das heißt, ich wolle
mit Sr Majeſtät ſprechen, ehe ich etwas in der
getragenen Sache äußerte. „Wie ich ſehe," erwie-
te Sillery mit einem boshaften Lächeln, und indem
ſich ſtellte den Sinn meiner letztern Worte nicht zu
ſtehen, „werden wir wohl auf Ihre Meynung war-
n müſſen, bis Sie erſt eine Reiſe an das Ufer der
Seine, vier Meilen von hier, gemacht haben werden."
meynte damit Ablon, wo die Verſammlungen der
oteſtanten gehalten wurden. „Ihr Räthſel iſt nicht
erſteckt genug," antwortete ich ihm, „und um Sie

„zu befriedigen, sage ich Ihnen, daß ich, so wie in „Religionssachen die Menschen nicht meine Orakel sind, „sondern einzig das Wort Gottes, in Staatssachen „kein anderes habe, als die Stimme und den Willen „des Königs, von dem ich erst genau unterrichtet seyn „muß, ehe ich irgend etwas in einer so wichtigen Ange„legenheit beschließe.“ Ich stimmte hierauf meinen Ton etwas niedriger, indem ich mich gegen die ganze Gesellschaft wendete, und sagte, daß in der That die Uebereilung hier sehr unangenehme Folgen haben könnte.

Nach diesem Gespräch, das wohl für diese erste Berathschlagung gelten konnte, bey der ich nicht hatte mitstimmen wollen, nahm der Connetable das Wort, benutzte die Bahn, die ich ihm gebrochen hatte, und sahe es übrigens gern, daß er mir einen Dienst erweisen konnte; denn seit demjenigen, den ich ihm bey der Sache des Marschalls von Biron erzeigt hatte, hatte er sein Vorurtheil gegen mich in eine aufrichtige Zuneigung verwandelt. Er sagte, er stimme darin mit mir überein, daß man vor allem die besondere Gesinnung Sr Majestät wissen müsse, und setzte hinzu, daß es selbst nicht unrecht wäre, wenn man den König bäte, den Berathschlagungen selbst beyzuwohnen, wäre es auch nur um die kleinen Ausbrüche von Empfindlichkeit zu verhindern, wovon man so eben eine Probe bey der Eröffnung der ersten Sitzung gesehen habe. Villeroy zeigte eine Ungeduld, das Geschäft vorzunehmen, über die sich alle, welche seinen Charakter kannten, wunderten, und sagte, da sich diese Sache nicht anders, als mit der Wiederaufnahme der Jesuiten endigen könne, so wäre es unnütz, sie in die Länge zu ziehen. Nachdem er aus allen Kräften die Wichtigkeit der Verwendung Sr Heiligkeit vorgestellt, und die Aufrichtigkeit der Versprechungen, welche die Gesellschaft machte, verbürgt

bürgt hatte, setzte er die Gründe von dem Betragen des Königs auseinander, der, wie er sagte, die Sache einem Rath, dessen Mitglieder er alle selbst ernannte, nicht in der Absicht vorgelegt hätte, um sich widersprechen zu lassen, sondern um nicht sich selbst den Vorwurf zuzuziehen, durch die Macht seines Ansehens einen so feyerlichen Parlamentsschluß vernichtet zu haben, als der gegen die Jesuiten ist. Er schloß mit der äußersten Gefälligkeit, daß man Sr Majestät die Verlegenheit ersparen müsse, über diesen Punkt allein und aus eigner Bewegung zu entscheiden. Villeroy erzeigte uns allen viele Ehre, und der Rath war ihm eine Danksagung schuldig. Dethou widersetzte sich diesem Gutachten, so wie es Villeroy mit dem unsrigen gemacht hatte. Er sagte mit Kopfschütteln, wenn die Absicht Sr Majestät die gewesen wäre, wie Villeroy da angegeben hätte, sich nicht mit dieser Sache zu befassen, so hätte er sie und alle Vorschläge der Jesuiten zur Prüfung und Entscheidung an das Parlement verwiesen, welches von Sr Majestät selbst übergeben gewesen wäre. Diese Worte ließ er für seine Stimme gelten, und setzte hinzu, daß der König keine andere Partie ergreifen könnte, wenn er sowohl den Tadel, dem er sich durch ein anderes Benehmen aussetzte, als die Gefahr vermeiden wollte, welche daraus sowohl für den Staat, als selbst für seine Person erwachsen würde. Das war nun freylich nicht als Hofmann gesprochen; allein weder seine Meynung noch die Villeroys wurde befolgt. Denn die übrigen Räthe verlangten einstimmig, daß erst mit Sr Majestät davon gesprochen werden müßte, ehe man der Sache weiter auf den Grund ginge. So endigte sich diese Sitzung.

Am folgenden Tage gieng ich hinein, den König allein zu sprechen, und nachdem ich sogleich von der gestri-

gen

gen Berathschlagung zu reden angefangen hatte, merkte ich, daß er erwarte, meine Meynung darüber zu hören. Ich war nicht zweifelhaft, was ich zu thun hätte, und die Wahrheit verband mich zu sagen, daß sie nicht günstig für die Jesuiten wäre. (5) Ich sagte Sr Majestät, daß ich nicht begreifen könne, wie er nach einem Parlementsschluß, den er selbst wegen einer so wichtigen und gerechten Sache veranlaßt habe, sich dennoch für einen Orden habe einnehmen lassen können, von dem er nichts als Böses für den Staat und für sich selbst zu erwarten hätte. Ich konnte nicht umhin, ihn an den König von England zu erinnern. Da meine Absicht nicht war, mich weitläuftig darüber zu verbreiten, so begnügte ich mich, ihn inständigst zu bitten, mich von den Berathschlagungen in einer so verdrüßlichen Sache frey zu sprechen oder mir so ernstlich und gemessen zu befehlen, was ich zu thun hätte, daß ich meine Entschuldigung in der Nothwendigkeit meines Gehorsams finden könnte. „Gut, gut, sagte Heinrich zu mir; da „wir Zeit haben, davon zu reden, und hier ganz allein „sind, so sagen Sie mir ganz frey, was Sie von die„ser Wiederherstellung befürchten, und dann will ich Ih„nen auch sagen, was ich davon hoffe, damit wir sehen „können, auf welcher Seite der Ausschlag ist.“ Ich suchte es noch von mir abzulehnen, und sagte, daß das, was Se Majestät da von mir verlangten, ganz vergeblich wäre, indem Sie ja bereits Ihren Entschluß gefaßt hätten. Er erwiederte, daß er dennoch Rücksicht auf meine Gründe nehmen würde, und endlich befahl er mir so bestimmt, es zu thun, daß ich mich nicht länger weigern konnte.

Es ist kein Vortheil für den Staat von der Widerherstellung der Jesuiten (6) in Frankreich zu erwarten, den man sich nicht eben so gut von allen andern geistlichen Or-

den

en verſprechen könnte, und für die Ausſchließung der Jeſuiten liegen noch überdieß beſondere Gründe in den Nachtheilen, welche aus ihrer Wiederherſtellung in diesem Königreich erfolgen. Dieſe Gründe und dieſe Nachtheile laſſen ſich auf vier Hauptgegenſtände zurückführen, deren ganzes Gewicht man ſogleich fühlen wird; ie ſind die Religion, die auswärtige Politik, die einheimiſche Politik oder die Regierung des Königreichs von innen, und endlich die Perſon des Königs.

In Anſehung der erſten läßt ſich etwa folgendes ſagen: da Einigkeit und Friede zwiſchen den beyden herrſchenden Religionen in Frankreich gegenwärtig in jeder Rückſicht der einzige wahre Grund zu ſeyn ſcheinen, auf welchem das Syſtem beruhen muß, das man im Staatsrath zu befolgen hat, ſo müßte man zu Gunſten der Jeſuiten vorausſetzen, daß ſie damit übereinſtimmen würden; allein dieß darf man noch vielweniger von ihnen erwarten, als ſonſt irgend von jemand. Ihr erſtes Grundgeſetz unterwirft ſie ſo blindlings ihrem General oder vielmehr dem Papſt, (7) daß, wenn ſie auch für ſich hierin die aufrichtigſten und friedlichſten Geſinnungen hätten, ſie doch keinen Schritt anders thun dürfen, als nach der Abſicht dieſer zween Obern, von denen der eine, der Pabſt, uns viel übles zufügen kann, und der andere, ihr General, immer ein gebohrner Spanier oder eine Creatur Spaniens iſt. Nun kann man nicht annehmen, daß der Pabſt und der General der Jeſuiten es jemals mit günſtigen Augen anſehen werde, daß die proteſtantiſche Religion in Frankreich für ſich ſelbſt beſtehe. Die Jeſuiten ſind von ultramontaniſchen Grundſätzen erfüllt, liſtig und verſchlagen, und noch überdieß darauf erpicht, ihrer Partey den Sieg zu verſchaffen. Es kann alſo nicht fehlen, ſie müſſen durch ihre Confeſſionen, Predigten, Bücher und

Reden,

Reden, ein beſtändiges Schiſma unter dem Volke erhalten, woraus eine Erbitterung zwiſchen den verſchiedenen Gliedern des Staatskörpers erwachſen wird, welche bald oder ſpät die Kriege wieder anflammen muß, welche kaum geendiget ſind.

Eben ſo fähig ſind ſie auswärtige Kriege zu erregen, und dieß iſt der zweyte Grund, aus dem ſich eine gute Politik ihrer Zurückrufung widerſetzt. Der Pabſt iſt entweder aus Neigung oder auch wider ſeinen Willen von Spanien abhängig, beſonders ſeit dem letztern Einfällen, welche es in Italien gethan hat; die Spanier, einzig voll von den Planen die franzöſiſche Monarchie zu Grunde zu richten; die Jeſuiten, verbunden mit beyden durch Grundſätze, Gewohnheit, Religion; was folgt aus dieſem allem, als daß Frankreich in dieſer Geſellſchaft einen Feind hat, der mit ſeinen Feinden zu ſeinem Verderben übereinſtimmt. Auch hier greift wieder die Religion ein, denn da die großen Entwürfe Heinrichs für den Ruhm und die Ruhe des ganzen Europa, fodern, daß man einſt in Italien eine Armee einrücken laſſe, mit der man den Pabſt, ſelbſt wider ſeinen Willen, aus der ſpaniſchen Sklaverey reiſſen könne, und daß Heinrich ſich zu dieſem Vorhaben proteſtantiſcher Mächte bediene, ohne welche man nichts gegen Spanien vermag, ſo werden die Jeſuiten niemals einen Plan einer Univerſal-Politik gut finden, der die Proteſtanten nothwendig machen und in Europa befeſtigen wird.

Ehe ſie, und dieß iſt der dritte Grund, die Ausführung eines ſolchen Entwurfs zugeben, ehe ſie ſich zu dem Haß entſchließen, den ſie in dieſem Fall gegen Spanien annehmen müßten, würden ſie ſuchen die Macht des Königs gegen ſeine eigene Unterthanen aufzureiben. Ein beynahe eben ſo großes Uebel in dem Innern des

Königs

Königreichs beſteht darinn, daß ihr Zutritt bey den Fürſten, und die Leichtigkeit, mit der ſie ſich den Gebrauch ſeines Anſehns würden zu verſchaffen wiſſen, ihnen Gelegenheit geben wird, eine andere Art von Krieg gegen die Miniſter, und alle öffentliche angeſtellte Perſonen anzufangen, ſobald ſie Verdacht gegen ſie ſchöpfen, daß ſie ſich nicht nach ihren Geſinnungen richten würden. Ich rechne mich ſelbſt unter die erſten Opfer dieſer neuen Günſtlinge.

Endlich, hatte der König nicht bereits ſelbſt einen ſchrecklichen Beweis von ihrem Haß erhalten, ohne ihnen noch einen neuen Weg zu Dolch und Gift zu eröfnen, und ſollte er die Gründe nicht kennen, welche die Jeſuiten haben, ſtatt ſeiner, auf den Thron Frankreichs einen andern Herrn zu ſetzen, den ſie eher hoffen dürften, in ihre allgemeinen und beſondern Entwürfe zu ziehen? Wenn er noch daran zweifeln ſollte, ſo erbot ich mich, ihm den Beweis davon, aus einer Schrift gegen den Cardinal von Oſſat, zu führen, die mir von Rom aus zugeſchickt worden war, von der ich unten noch einen Augenblick reden, und mich begnügen würde, einige Bemerkungen, zu denen ſie mich veranlaßt, beyzubringen.

Der König antwortete mir, daß er dieſe Schrift gerne ſehen würde, und befahl mir ſelbſt, ſie ihm mitzutheilen; er beharrte aber feſt bey ſeinem Entſchluß, aller Gründe ohngeachtet, die ich ihm anführen konnte. Er ſagte mir, daß er auf eine Rede, wovon ich, wie er ſehe, alle Theile ſchon lange überdacht hätte, nur zweyerley entgegen zu ſetzen habe; Erſtlich, daß es nicht befremden dürfe, wenn die Jeſuiten Spanien ganz ergeben ſeyen, da dieß die einzige Macht wäre, welche ſie an ſich zu ziehen geſucht und ihnen geſchmeichelt hätte, da ſie ſonſt überall verachtet und verabſcheuet wurden; und daß ſie, wenn ſie in Frankreich eben die gute Behand-

handlung gefunden hätten, oder, wenn man sie ihnen jetzt noch verschafte, Spanien bald vergessen würden. (8) Der König hatte zum Gewährs-Mann, wie er mir sagte, den Pater Majus, der es ihm im Vertrauen entdeckt, und zu gleicher Zeit im Namen der ganzen Gesellschaft, durch die fürchterlichsten Schwüre, versichert habe, indem er sich für sich und alle seine Mitbrüder erbot, wenn es nicht geschehen würde, für die schändlichsten Verräther erklärt zu werden.

Heinrich setzte hinzu, daß mir alle diese Schwüre und Versprechungen wahrscheinlich den Mund nicht so schließen würden, daß ich nicht noch etwas gegen diesen ersten Beweggrund einzuwenden haben sollte; dieß würde aber der zweyte desto sicherer. Er nahm diesen von seinem eigenen Vortheil und der Erhaltung seiner Person her, (9) welche es ihm rathsam machten, wie er sagte, die Jesuiten zu Gnaden anzunehmen, und selbst sie gut zu behandeln. Denn, wenn er sie zur Verzweiflung brächte, und ihnen alle Mittel ihre Zurückberufung nach Frankreich, zu erlangen, abschnitte, so könnten sie sich zu allem gegen ihn entschließen. Das Ansehen, die Feinheit, die Hülfsquellen dieser Väter waren Punkte, von denen der König sehr ausführlich sprach, um mich zu überzeugen, so wie er es selbst zu seyn schien, daß, ungeachtet seiner Vorsicht, und ungeachtet ihrer Verbannung und Entfernung, dieser Gesellschaft tausend Mittel zu Gebot stehen würden, seinem Leben nachzustellen, was ihn in ewiger Furcht erhalten würde, die er sich nun zu ersparen gedächte Er schloß mit diesen Worten Julius Cäsars: Es ist besser, sich plötzlich in einen Hinterhalt stürzen, als sich mit steter Bangigkeit davor hüten müssen. (10)

Ich sahe aus diesen Worten des Königs, und aus dem Ton, womit er sie vorbrachte, daß er fest entschlos-

loſſen ſey, die Jeſuiten zurück zu berufen, und daß ihn
hts davon würde abbringen können. Statt einer
lenge neuer und gründlicher Einwürfe alſo, welche ich
n hätte machen können, begnügte ich mich, ihm zu
gen, es ſey mir hinlänglich zu wiſſen, daß ihm die
icherheit ſeiner Perſon, und das Glück ſeines Lebens
n der Zurückberufung abzuhängen ſcheine, um mich
bewegen, mit eben ſo großem und noch größerem Ei-
, als la Varenne ſelbſt daran zu arbeiten, und daß
Beweiſe davon haben ſollte, ſobald ſich das Conſeil
eder verſammlete. Die Freude glänzte auf dem Ge-
t dieſes Herrn, als er mich ſo reden hörte; und da-
t dieß Opfer, das ich ihm brachte, nicht unbelohnt
ebe; ſo verſprach er mir, ſtatt die Schuld auf mich
wälzen, wie ich es zu befürchten geſchienen hatte, in die-
n Augenblick zwey Dinge auf ſein königliches Wort:
ſtlich, daß weder die Jeſuiten, noch irgend jemand
ſt, ihn vermögen ſollten, den Proteſtanten den Krieg
erklären, wenn ich ihm nicht ſelbſt dazu riethe: zwey-
s, daß nichts im Stand ſeyn ſollte, ihn zu bewe-
n, einen Miniſter von ſich zu entfernen, mit dem er
frieden wäre, er möchte von einer Religion ſeyn, von
lcher er wollte, und beſonders ſetzte er mit äuſſerſt
bindlicher Herablaſſung hinzu, "einen Mann, von
em ich herzlich gern ſagen wollte, was Darius, wie Sie
r neulich erzählt haben von ſeinem Zopir ſagte. (11)
: verſicherte mir auch, daß er daran arbeiten wolle,
n Jeſuiten alle die Geſinnungen beyzubringen, die Er
bſt für mich habe. Bald ſollte ich erfahren, welches
etragen gegen mich er ſie lehren wolle.

Ich weiß nicht, ob er nicht noch an dem nämli-
en Tag daran arbeitete, denn ich erhielt am andern
Morgen einen Beſuch von la Varenne, der mich um
e Erlaubniß bat, daß ein Jeſuite, von dem er ver-

ſicherte, daß er noch mehr der Neigung als dem Namen nach Franzoſe ſey, käme, mir die Hände zu küßen. Ich antwortete La Varenne, er wiße wohl, daß jedermann gut bey mir aufgenommen würde, und daß die Geiſtlichen beſonders noch nie meine Religion zu fühlen gehabt hätten, außer in ſo fern ich glaube, daß ſie mir die Pflicht auflege, ihnen noch beßer zu begegnen; und ſchon ohne dieß könne ihm der Carakter dieſes Jeſuiten, ſo wie er mir ihn ſchildere, Bürge dafür ſeyn, daß er nicht an meiner Thüre abgewieſen werden würde. Dieſer franzöſiſche Jeſuite war der Pater, Cotton (12), den er am folgenden Tag zu mir brachte als ich ausgieng, um nach der Mittagstafel meine gewöhnliche Audienz zu geben. Ich wurde von ihm mit allen möglichen Bezeugungen von Hochachtung und Ehrfurcht angeredet. Er überhäufte mich mit allen Arten von Lobeserhebungen und Schmeicheleyen über meinen Geiſt, meine Dienſte und den Schuß, den ich, wie man ihn verſichert hätte, geneigt wäre, der Geſellſchaft angedeihen zu laßen. Er begleitete ſeine wiederholten Verſicherungen von Dankbarkeit, Ergebenheit und Gehorſam mit häufigen und tiefen Verbeugungen. Ich blieb ihm an Komplimenten und Höflichkeiten nichts ſchuldig, und ſtudierte recht darauf, nichts zu unterlaßen, was ich ſeiner Perſon, und den gegenwärtigen Umſtänden angemeßen glaubte.

Auf folgenden Tag verſammelte ſich das Conſeil, das immer aus denſelben Perſonen beſtand, wieder. Noch nie wurde eine Sache ſo geſchwind abgethan. Ohne mich auf eine weitläuftige Auskramung nichtiger Gründe einzulaſſen, ſagte ich kurz, daß die gegenwärtige Lage der Dinge die Zurückberufung der Jeſuiten nothwendig mache. Man verlangte von ihnen einen Eyd, daß ſie alle Geſinnungen guter Patrioten annehmen,

nén; und nie einen andern Provinzial (13) als einen
ranzoſen wählen wollten. Sie ſchwuren, und alles
ergangene wurde in Vergeſſenheit geſtellt. Ich will
ichts weiter hinzuſetzen, als daß ich mich dieſe ganze
eit über eingeſchloſſen hielt, und mich mit der äuſſer-
en Behutſamkeit betrug, nicht nur in Anſehung die-
r Sache, ſondern auch bey der Meynung des Pater
Roline über die Gnade, die noch in dieſem Jahr öffent-
ch bekannt gemacht wurde, als auch endlich in Anſe-
ung einiger Sätze dreyer Jeſuiten, für und gegen welche
hr hitzig geſtritten wurde, beſonders den, es gehöre
cht zu den Glaubensartikeln, daß der Papſt der Nach-
lger des heil. Peters ſey; und: die Beichte könne
riſtlich abgelegt werden. Die Jeſuiten fühlten bey
eſer Gelegenheit ſchon das Bedürfniß der Dazwiſchen-
unft des königlichen Anſehens für ſie. Hätte man ſie
m Parlament, der Sorbonne, den Univerſitäten,
m gröſten Theil der Biſchöfe und Städte des König-
ichs, (14) Preis gegeben, ſo würde ihre Lehre da nicht
eſe Wurzel geſchlagen haben; allein der König ließ
ine neuen Kreaturen nicht im Stich. Er gab ihnen
gar auf La Varennes Anhalten ſein Schloß la Fleche,
o ſie bald ein ſchönes Kollegium anlegten.

Die Wiederherſtellung der Jeſuiten war ein wah-
r Triumph für Villeroy, Jeannin, du Perron, und
ſonders für Oſſat, der ſie in Rom nicht vergeſſen hatte,
o er ſich beſtändig zum Dienſt des Königs aufhielt.
ier iſt der Ort, von dem Memoire zu ſprechen, das
ir gegen dieſen geiſtlichen Herrn aus Italien zuge-
ickt wurde, und von dem ich, wie man ſo eben ge-
hen hat, bey Sr Majeſtät bereits Erwähnung ge-
an hatte.

Dieſer Herr war auf einige Apriltage nach Chan-
lly gegangen, weil die dortige reine Luft, der ange-

nehme Aufenthalt, die bequeme Jagd, nebst andern ländlichen Ergötzlichkeiten seinen Aerzten sehr dienlich für seine Gesundheit schienen. Auf einige Briefe, die ich ihm schrieb, und worinn ich mich nicht enthalten konnte, ihm zu bezeugen, daß seine Abwesenheit eine große Menge von Sachen unausgemacht lasse, kam er unverzüglich nach Paris zurück, so sehr ihn auch seine Aerzte dort zu behalten suchten. Er erinnerte sich am ersten Abend seiner Zurückkunft, der gedachten Schrift, und verlangte sie von mir; er kam mir zuvor, denn ich war selbst schon willens gewesen, sie ihm an diesem Tag zu zeigen. Ich zog sie zwischen meinem Rock und Kamisol hervor, und ließ ihn sie ganz nach Musse durchsehen. Ich hatte nichts daran verändert noch zugesetzt, ausser vielleicht einige Bemerkungen, deren diese Schrift nicht einmal bedurfte, um dem, von dem sie handelte, den ganzen Unwillen Se. Majestät zu zuziehen.

Der Verfasser dieses Aufsatzes, der seine guten Gründe hatte, ihm weder seinen noch den Nahmen dessen, an den er gerichtet war, vorzusetzen, geht darauf aus, Ossat zu zeigen, habe in allen Punkten seiner Kommission treulos gehandelt, und sie nur in der Absicht übernommen, um die Sachen einzuleiten, daß der König sich genöthigt sähe, die Absichten der aufrührischen Katholiken in seinem Staatsrath, deren Werkzeug er war, zu begünstigen, und einen politischen Plan anzunehmen, der von seinem jetzigen ganz verschieden war. Dieser neue Plan, in dem man noch den Geist der Ligue erblickte, die ihm sein Daseyn gegeben hatte, bestund darinn, Frankreich durch Interesse und Freundschaft mit Spanien, dem Papst, den Erzherzogen und Savoien gegen die Protestantischen Mächte in Europa überhaupt, und gegen die Reformirten in Frankreich ins-

nsbeſondre, zu verbinden, Heinrich zu bewegen, aß er dem Papſt hülfe, einen katholiſchen Herrn auf en Thron zu ſetzen; ihn von der Partey der vereinig- en Provinzen abzubringen; ſein Anſehen zu verwenden, m alles dem Tridentiniſchen Koncilium zu unterwer- en, kurz ihn die ganze Oeſtreichiſche Politik und alle ltramontaniſche Grundſätze annehmen zu laſſen. Die eſuiten ſollten den Knoten dieſer Verbindung ſchürzen, eren Grundlage die Vermälung des Dauphins mit er Infantin, und die erſte Frucht die Entthronung akobs ſeyn ſollte. (15).

. Um zu beweiſen, daß er ſo wichtige Beſchuldigun- en nicht als leerer Schwätzer vorbringe, belegt der Verfaſſer ſie mit den eignen Briefen Oſſats, ſo wohl mit denen, von welchen ich oben geredet habe, als mit ndern, die er geſammelt hatte; und mit ſeinen Re- en, die er theils öffentlich, theils gegen meinen Bruder, den franzöſiſchen Geſandten in Rom, heils ſonſt geführt hatte. Er enthüllt das Geheimniß, warum die Abſolution des Königs, und die Vermä- lung ſeiner Schweſter beynahe unüberſteigliche Hin- derniſſe bey dem heiligen Vater fanden, und zeigt, daß ſie von Oſſat ſelbſt herrührten, der unter dieſer Zeit, um deſto ungeſtrafter das Vertrauen ſeines Herrn zu mißbrauchen, und den Vorwürfen zuvor zu kommen, die er deswegen zu befürchten hatte, ihm ſagte, er ſey unumgänglich genöthigt, zu Rom glauben zu machen, daß Se Majeſtät ſo geſinnt wä- ren, und er befinde ſich in nicht geringer Verlegen- heit, die Gerüchte zu unterdrücken, die ſich daſelbſt von Zeit zu Zeit vom Gegentheil verbreiteten.

In allem dieſem bewies Oſſat offenbar viel Scharf- ſinn. Nicht weniger in der Art, wie er dem König un- ter der Hand ſtreckte, daß Spanien gegen ihn ganz

friedliche Absichten hege, und der Papst bereit sey, dies zu verbürgen. Dies alles ist so bestimmt, und von dem Verfasser mit so starken Beweisgründen unterstützt, daß man es glauben muß, obschon überall Leidenschaft und Haß gegen Ossat in dieser Schrift hervorblicken. Man wirft ihm vor, daß er sich für einen großen Politiker und Staatsmann ausgebe, da er doch über seine Unwissenheit und Unfähigkeit erröthen sollte; und man will in diesem Geistlichen, ehe er zum Purpur erhoben wurde, nichts als einen Schulfuchs und Bedienten, (16) erblicken, der alle die verschiedenen Stuffen seines Glücks, seiner Niederträchtigkeit dankt, mit der er vor Villeroy kroch, und sklavisch dem Haß der andern katholischen Aufrührer gegen die Reformirten diente. Der Verfasser beschwört am Schluß dieses Aufsatzes den, in dessen Hände er kommen sollte, ihn vor den König zu bringen.

Bey Seite gesetzt, was in dieser Schrift übertrieben seyn kann, und was augenscheinlich von einem erklärten Feind herrührt, bleibt doch immer wahr, daß Ossat den Vorwurf der Undankbarkeit und Verläumdung gegen seinen Herrn und Wohlthäter nicht von sich ablehnen kann, und daß er selbst, ohne es gedacht zu haben, in den Briefen, die seine Eitelkeit drucken ließ, der Nachkommenschaft alle Mittel hinterläßt, ihn dieser zwey Laster zu überführen, indem er von Heinrich IV darinn als einem Fürsten spricht, der die Geistlichkeit unterdrücke, den Adel zerstöre, den Bürgerstand zu Grunde richte, und sich zum Tyrannen seines Volks mache.

Nicht weniger leidet die Wahrheit bey allem, was seine Galle gegen die Protestanten aushaucht. Was soll man von seinen Beywörtern: Gottlose, Schreckliche, Abscheuliche, Gotteslästerer, u. s. w. denken, die

die man bey ihm aufgehäuft findet, um eine Gesellschaft zu brandmarken, welche sich bekennt, mit ihm selbst in allen Hauptpunkten der Lehre Jesu Christi übereinzukommen, und keine geringere Ehrfurcht gegen alle göttliche Denkmäler, in denen sie enthalten sind, den Dekalogus, das Gebet des Herrn und das Apostolische Glaubens Bekenntniß, zu hegen. (17).

Die bloß politischen Fehler können bey Offat nicht wohl von etwas anderm herkommen, als von seiner zu beschränkten Einsicht. Sie sind aber nicht weniger handgreiflich. Zu einer Zeit da die ehrsüchtigen Entwürfe des Hauses Oestreich in ganz Europa so gut als öffentlich angeschlagen sind, setzt er Frankreich der Gefahr aus, das erste Opfer derselben zu werden, indem er alle Bundsgenossen, die noch im Stand wären, es gegen diese stolze Monarchie zu unterstützen, unwiderbringlich davon trennt. Was noch mehr befremdet, ist das, daß diese verderbliche Politik, wie durch Ansteckung, sich dem größten Theil derer, die in öffentlichen Geschäften stehen, mitgetheilt hat, und das traurigste dabey ist, daß sie endlich über den vernünftigern aber kleinsten Theil den Sieg davon getragen hat (18).

Sie zog Villeroy im April dieses Jahrs eine für einen öffentlich angestellten Mann äusserst empfindliche Verdrüßlichkeit zu. Vor seiner Abreise nach Fontainebleau, wo er gewöhnlich Ostern hielt, und dies Fest feierlich begieng, während dessen alle Geschäfte im Staatsrath ruhten, beurlaubte der König seine Räthe bis zum Sonntag Quasimodogeniti; allein schon am Charfreitage berief er mich schriftlich zu sich, wobey er mir schrieb, daß er itzt eine Verrätherey an seinem Hof entdeckt habe, über die er mit mir sprechen wolle; er wolle deswegen auf das Osterfest Postpferde in Ablon

bereit halten lassen, damit ich sicher sogleich noch den Abend nach Fontainebleau käme; was ich auch pünktlich that. Die Sache war folgende.

Villeroy hatte eine Commis, Namens Nikolaus l'Hote; vom Vater auf den Sohn war diese Familie den Villeroy's ergeben gewesen; allein der von dem hier die Rede ist, war erst Sekretär des Grafen von Rochepot als dieser französischer Gesandter in Spanien war. L'Hote, welcher aber einen zu Ränken geneigten Geist hatte, machte, während seines Aufenthalts in Spanien Verständnisse mit den spanischen Staats-Sekretären, Dom Juan Idiaques Francheses und Preda, denen er die Geheimnisse seines Herrn, des Gesandten verrieth. Da Rochepot nach Frankreich zurück gezogen war, sah sich l'Hote ohne Dienst, und bat Villeroy, dessen Pathe er war, um eine Stelle in seiner Expedition, der ihn auch annahm und ihm die Entzifferung seiner Depeschen auftrug, was l'Hote sehr gern sah, da es ihm Mittel gab, sein erstes Gewerbe noch sichrer fort zu setzen.

Barrault (19) der auf Rochepot in Spanien gefolgt war, gewahrte nach einiger Zeit, daß die Geheimnisse seines Herrn in Madrid verrathen wären, und gab sich alle Mühe, um zu entdecken, woher das käme. Da er niemand bestimmt wußte, auf den er hätte Verdacht werfen können, so bat er den König durch ein bloßes Billet, das an ihn selbst gerichtet war, alle Schreiber in seinen Expeditionen, besonders die bey Villeroy für verdächtig zu halten. Die Sache erstreckte sich sogar auf alle Gesandte an den verschiedenen Europäischen Höfen, die äusserst erstaunt waren, und sich bey dem König, so wie Barrault beschwerten, daß der Innhalt ihrer Depeschen an diesen Höfen so bald

und

und oft noch eher, als sie selbst sie aus Frankreich erhielten, bekannt wäre.

Allein weder sie noch Barrault konnten der Sache auf den Grund kommen, bis letzter sich eines Tags von einem Franzosen aus Bordeaux angeredet sah, der sich nach Spanien geflüchtet hatte, Johann von Leyré hieß, und besser unter den Namen Rafis bekannt ist, den er zur Zeit, als er der Ligue diente, geführt hatte. Er war einer von ihren Mordbrennern gewesen und da er nicht in der Amnestie mit begriffen werden konnte, hatte er sich genöthigt gesehen, nach Spanien zu gehen, wo seine Dienste, die in einigen Nachrichten bestanden, die er noch durch seine Gesellen in Frankreich erhielt, von diesem Hof mit einer guten Pension belohnt wurden; dies dauerte bis der spanische Staatsrath anders woher sichere Nachrichten zu ziehen wußte, und Rafis an der Verachtung, die man in Madrid anfieng, ihm zu bezeugen, und an der Verkürzung seiner Geschenke zu mercken anfieng, daß sein Credit plötzlich gesunken wäre. Er errieth den wahren Grund davon, und sogleich änderte er die Batterie, und gieng einzig darauf aus, zu entdecken, wer der Verräther in Frankreich wäre, der sich da mit seinem Gut bereicherte. Er zweifelte nicht, daß ihm diese Entdeckung seine Wiederkehr ins Vaterland, das er nicht aus den Augen verlohren hatte, und vielleicht noch mehr als man ihm in Spanien nahm, eintragen würde.

Die Leute, welche in Ränken erzogen sind, haben Talente für dergleichen Dinge, welche andre nicht haben. Rafis machte sich an einen andern Franzosen, der sich in Spanien niedergelassen hatte. Jean Blas erfuhr von ihm, wie l' Hoste das Vertrauen seines ersten Herrn mißbraucht habe. Rafis, dem dies auffiel, hielt sich sogleich, wie aus Instinkt an diesen Menschen,

und nachdem er sonst woher herausgebracht hatte, daß er gegenwärtig einer der Geheimschreiber Villeroy's sey, so enthüllte ihm, bey aller seiner Entfernung sein bloßer Scharfsinn, was so vielen andern, die an Ort und Stelle waren, Geheimniß blieb.

Nachdem sich sein Verdacht in Gewißheit verwandelt hatte, gieng er zu Barrault, und erbot sich, ihm den Verräther, über den er sich beklagte, und den er sich übrigens wohl hütete, ihn nur muthmaßen zu lassen, bekannt zu machen, doch unter der Bedingung einer gänzlichen Abolition und eines anständigen Gehalts für ihn, wenn sich seine Nachricht wahr befinde. Die Wichtigkeit der Sache machte, daß Barrault ihm ohne Anstand beydes versprach. Rasis verlangte noch von ihm, und das seiner eigenen Sicherheit wegen, daß er sich seines Wagens bedienen dürfte, und daß er sich, wenn er im Betreff dieser Eröffnung nach Frankreich schriebe, nur an den König unmittelbar wenden sollte; allein Barrault, hielt dieß blos für eine übertriebene Vorsicht, welche die Kommunikation mit den vornehmsten Ministern Sr Majestät nicht ausschlösse, und er eröffnete sich daher just gegen Villeroy selbst über das Anerbieten und die Bedingungen Rasis. Villeroy, der nicht muthmaßte, daß der Verräther in seiner eigenen Expedition sey, beförderte die Depesche eilig zum Könige. L'Hote, der die Sache sogleich durchschaute, als er mit seinem Herrn dieß Paquet von Barrault eröffnete, machte seine Betrachtungen über diese wichtige Nachricht, und ergrif die Partey, die Rasis eben befürchtet hatte, auf der Stelle an seine Korrespondenten in Spanien zu schreiben, damit sie ohne Zeitverlust die nöthigen Maasregeln ergreifen möchten, um Rasis zu verhindern, daß er nicht mehr sagte; dieß hielt er für das sicherste für sich und das dienlichste, um den Folgen

gen dieſer Sache zuvor zu kommen; und vielleicht wäre es ihm mit jedem andern als einem Raſis gelungen.

Dieſer, als er ſeine Abolition, die ihm der König nebſt der Annahme ſeiner andern Vorſchläge ſchicken ließ, erhielt, bemerkte, daß ſie nicht von Remenie unterzeichnet war, dem ſie der König doch natürlich zugeſtellt haben würde, wenn ihm die Sache nicht durch einen andern Canal vorgetragen worden wäre: er ſchloß daher, daß ſie durch Villeroy's Expedition gelaufen ſeyn müſſe, und lief unverzüglich zu dem Geſandten, bey dem er ſich beſchwerte, daß er ihn betrogen habe. Er entdeckte ihm nun alles, und zeigte ihm, warum er darauf gedrungen habe, ſich geradezu an Se Majeſtät, und am wenigſten an Villeroy zu wenden. Er gab ihm alle Aufklärungen, die er über die heimlichen Verſtändniſſe des l'Hote verſprochen hatte. Hierauf ſagte er Barrault kurz, daß er, um der Gefahr, die in Madrid über ihm ſchwebe, wo möglich noch zu entgehen, kein anders Mittel ſehe, als ſich aufs baldigſte nach Frankreich zu flüchten, und er ſtieg auch wirklich ſogleich zu Pferd, was ihm wohl gerathen war, denn am folgenden Morgen wurde das Haus, wo er wohnte, von Häſchern umringt, und als man ihn da nicht fand, ließ man ihm eiligſt nachſetzen, um ihn einzuholen, ehe er die Grenze erreichte. Allein Raſis entgieng glücklich, oder vielmehr durch die Geſchwindigkeit, mit der er ſich mit Descartes, dem Sekretär Barraults, den ihm dieſer mitgab, um ihn zu begleiten, und in Frankreich vorzuſtellen, aus dem Staube machte. Sie raſteten nicht, bis ſie ſich in Bayonne ſahen, wo ſie ihre Reiſe ohne Zeitverluſt fortſetzten, und nach Paris und von da nach Fontainebleau kamen, wo der König ſich aufhielt, wie ſie gehört hatten.

Sie begegneten Villeroy unterwegs, der ſich ebenfalls nach Fontainebleau in ſein Haus von Juviſy begab,

gab, und glaubten, ihm nichts geheim halten zu dürfen. Sie baten ihn sogar, seinen Schreiber immer zur Vorsicht fest setzen zu lassen; und um allein die Ehre von dieser Sache zu haben, erboten sie sich, nach Paris zurück zu gehen, und ihn selbst gefangen zu nehmen. Villeroy nahm weder ihren Vorschlag, noch ihr Anerbieten an, selbst dafür zu haften. Man muß gestehen, daß dieß höchst unvorsichtig war; allein er bildete sich ohne Zweifel ein, daß l'Hote doch nicht entgehen könnte. Er sagte den beyden Kourieren, er habe diesen Schreiber in Paris zurückgelassen, er werde aber morgen nachkommen, und dann sey es noch Zeit, sich seiner zu versichern; auch glaube er, sey es nöthig, zuvor mit Sr Majestät davon zu sprechen; sie waaten ja doch nichts dabey, wenn sie nur selbst ganz stille von der Sache schwiegen. Dieß Verfahren befremdete sie, und machte sie äußerst unzufrieden; allein sie mußten gehorchen. Sie gaben ihm ihre mitgebrachte Briefschaften, damit er sie dem König überbringen möchte, was er am folgenden Tag that.

Der König hatte diese Briefschaften am Osterfest noch nicht erhalten, als ich in Fontainebleau ankam, folglich auch noch nichts von der Ankunft der beyden Eilooten und dem Namen des Verräthers erfahren. Man wußte noch nichts bestimmtes als die Warnung, den Leuten Villeroys nicht zu trauen. Da ich sehr spät und äußerst ermüdet nach Fontainebleau kam, so machte ich den König erst am folgenden Morgen meine Aufwartung. Ich traf ihn angekleidet, obschon die Sonne kaum herauf war. Die Nachricht von Barrault beunruhigte ihn. Er nahm mich bey der Hand, gieng in die Galerie neben seinem Zimmer, und unterhielt mich sehr weitläuftig von den Neuigkeiten, die er von seinen Gesandten erhalten hatte. Die verlohrne Lond-

nit

ner Depeſche fiel ihn wieder ein, was ich ihm bey dieſer Gelegenheit geſagt hatte, indem ich dieſen Streich den Leuten Villeroys Schuld gab, und was er damals für Würkung der Eiferſucht und Freundſchaft gehalten hatte, ſchien ihm in dieſem Augenblick ſo ſtark, daß er mir geſtand, er fange an, es zu glauben, und tauſend nachtheilige Dinge von dem Staatsſekretär zu argwöhnen. Da er die Ankunft des Descartes und Rafis nicht ſo nahe vermuthete, ſo befahl er mir an der Entdeckung dieſer Sache, auf welche Art es ſey, zu arbeiten.

Schon drey Tage hatten wir, der König und ich, uns damit beſchäftigt, als Villeroy mit den gedachten Briefſchaften ankam. Ich gieng juſt mit dem König in der langen Galerie (Ulyſſes Galerie) des Fichtengartens ſpatzieren, wo ich Abſchied von ihm nahm, um wieder nach Paris zu gehen, als Villeroy ihn anredete. Auf ſeinem Geſicht lag alle Traurigkeit, die man empfinden muß, wenn man ſeinem Herrn ſolche Neuigkeiten zu bringen hat, und ich kann ſagen, daß ich als ein Mann, der Urſache hatte, die Demüthigung eines Nebenbuhlers zu ſuchen, oder mich wenigſtens derſelben zu freuen, durch meine Gegenwart ebenfalls Antheil an ſeinem Verdruß haben mochte. Während er dieſe Briefſchaften las, blickte mich der König an, und drückte mir drey bis viermal die Hand. Er ließ ihn nicht enden, ſondern unterbrach ihn ſehr lebhaft, als er auf l'Hote gekommen war: „und wo iſt er denn dieſer Hote Ihr Schreiber? Haben Sie ihn nicht feſtſetzen laſſen?" Ich glaube, Sire, antwortete Villeroy ganz beſtürzt, er iſt zu Hauß, aber noch nicht arretirt. „Was, ſagte Heinrich aufgebracht, Sie glauben, er „ſey bey Ihnen, uud laſſen ihn doch nicht arretiren? „Bey Gott! das iſt zu nachläßig; womit haben Sie „ſich denn amuſirt, ſeit Sie ſeine Verrätherey wiſſen?

„das

„das mußte sogleich auf der Stelle besorgt werden. Hur„tig zurück, und bemächtigen Sie sich seiner.“

Villeroy gieng mit allen möglichen Zeichen des Schmerzens und der Verwirrung. Ich verschob darum meine Abreise nach Paris nicht um einen Augenblick, wo ich am folgenden Tag einen Brief vom König erhielt, der Descartes, der mir ihn überbrachte, aufgetragen hatte, mir in seinem Namen alles, was vorgefallen war, zu erzählen. Da ich das Publikum davon unterrichten muß, so will ich, um den Vorwurf zu vermeiden, daß ich die Erzählungen der Feinde Villeroys davon unterstütze, bey dem, was ich noch zu sagen habe, die Darstellung zu Grund legen, die davon in der Apologie seines Betragens enthalten ist, die er öffentlich bekannt machen zu müssen glaubte. (21) Folgendes ist der Verfolg dieser Sache, nachdem er erst alles, was von dem Augenblick, da er mit beyden Eilboten sprach, bis zu seiner Aufwartung bey dem König vorgefallen war, auf der vortheilhaftesten Seite für sich dargestellt hatte.

Bey seiner Nachhausekunft vom König fand Villeroy den Bischof von Chartres, und einige andere Standespersonen, die auf ihn gewartet hatten, und ihn sehr lange in seinem Kabinet aufhielten, weil da die Rede von den bevorstehenden Ceremonien bey Anlegung des Ordens vom blauen Hosenband war, weßwegen Descartes, der ihm hatte sagen wollen, daß l'Hote so eben mit Desnots von Paris angekommen sey, aus Achtung für diese Gesellschaft nicht wagte hinein zu gehen. L'Hote, dem sogleich die Neuigkeit von der Ankunft der zween spanischen Eilboten entgegen kam, behielt genug Geistes-Gegenwart, um nur mäßig betreten über diese verdrüßliche Dazwischenkunft zu scheinen. Er stellte sich, als habe er etwas zu essen aus der Küche nöthig, gieng

aber

r nur dadurch. Er betrog den Hausmeiſter, in-
n er ihm ſagte, er wolle ſich im Gaſthof erfriſchen,
da zugleich die Stiefeln abzulegen, und ſich in Stand
ſetzen, vor ſeinem Herrn zu erſcheinen. Da Villeroy,
hdem ihn endlich ſeine Geſellſchaft verlaſſen hatte,
ch l'Hote fragte, und man ihm geantwortet hatte,
i er, wie jedermann glaubte, in der Küche ſey, ſo
ubte er nicht beſſer thun zu können, als wenn er ei-
n Bedienten ſchickte, und dem Haushofmeiſter ſagen
ß, er ſolle l'Hote aufhalten und nicht aus den Augen
ſen, und ſelbſt unterdeſſen zu Lomenie gienge, um
du Broc, Lieutenant des Bannrichters, von ihm
szubitten, durch den er ihn gefangen nehmen wollte.
brachte Lomenie ſelbſt mit, und ſtellte ſich mit ihm
ein Fenſter, das auf den Hof gieng, wo dieſer Streich
sgeführt werden ſollte. Zu ſpat! l'Hote war weg! —

Wer auch günſtig genug für Villeroy geſinnt iſt,
n ihm hiebey auf ſein Wort zu glauben, wird ſich
ch wenigſtens über die Langſamkeit ärgern, womit er
ſen Staatsſekretär Befehle ins Werk ſetzen ſieht,
e er aus dem Mund des Königs unmittelbar, und in
nem ſo ernſtlichen und dringenden Ton empfangen
t. Er wäre noch viel ſchuldiger, wenn tauſend Um-
inde von den Entkommen des l'Hote, die Descartes
d Raſis bekannt machten, und nicht in ſeiner Apologie
geführt ſind, wahr wären. Sicher wäre es unge-
cht, alles zu glauben, was gegen Villeroy bey dieſer
elegenheit ausgeſagt wurde. (22) Seine Feinde hat-
n zu gutes Spiel, als daß ſie die Gelegenheit nicht
itten benutzen ſollen; die Proteſtanten beſonders ſchil-
rten ihn mit den gehäſſigſten Farben, eine Rache,
e ſie ſich nicht verſagen konnten, weil er ehemals mehr
s jemand dazu beygetragen hatte, den König von ih-
r Religion abzubringen. Allein auf der andern Seite

muß

muß man in seiner Entschuldigung, wie seine ganz ergebene Anhänger thaten, auch nicht so weit gehen, ganz nichts tadelwürdiges in seinem Betragen finden zu wollen. Alle meine Freunde sagten laut, wenn dergleichen in meinem Hause vorgegangen wäre, so würde die Verläumdung wohl ganz anders gegen mich losgezogen haben. Die fremden Gesandten am französischen Hof, und der päbstliche Nuntius selbst, kamen in Paris zu mir, und erklärten, wenn nach einer solchen Entdeckung ihre Briefschaften noch durch die Hände Villeroys laufen müßten, so würden sich ihre Herrn wohl hüten müssen, etwas von Bedeutung zu schreiben.

Was nun noch den Verräther betrifft, so bestand alles, was man thun konnte, darin, daß man ihm die Häscher nachschickte. Er war mit einem Spanier, der ihn begleitete, bis an die Marne, nahe bey der Furth von Jay gekommen, wo er, weil ihm die Häscher ganz nahe auf dem Hals waren, kein andres Mittel sah, ihnen zu entkommen, als daß er sich in den Fluß stürzte, über den er vielleicht zu schwimmen hoffte; allein er ertrank. Der Spanier wollte sich lieber gefangen geben, und wurde mit dem aus dem Wasser gezogenen todten Körper des l'Hote nach Paris geschaft. Villeroy schien es im Ernst zu verdrießen, daß man seinen Schreiber nicht lebendig hatte bekommen können; Er hatte recht; es war das einzige Mittel, den Verläumdern den Mund zu schließen. Er war der erste, der darauf antrug, als er mir von dieser Sache schrieb, dem Kadaver (23) alle Schande anzuthun, und an dem Spanier ein Exempel zu statuiren.

Dieß war aber nicht im Stand, den Zorn des Königs zu besänftigen, der lange nicht wußte, mit was für Augen er Villeroi nach diesem Vorfall ansehen sollte. Er war drey Tage unschlüssig, ob er ihn nicht

von

von ſich jagen ſollte, allein Villeroy warf ſich mit ſo viel Zeichen eines tiefen Schmerzens zu den Füſſen des Königs, vergoß ſo viele Thränen, und ſchluchzte ſo viele Betheurungen ſeiner Unſchuld, daß Heinrich ihm glaubte, (das Publikum hielt ſich immer überzeugt, daß er ſich nur geſtellt habe, ihm zu glauben) und mit ſeiner gewöhnlichen Güte ihm die Verzeihung angedeihen ließ, um die er ihm ſo inſtändig angefleht hatte.

In dieſer Lage fand ich die Sachen, als ich wieder nach Fontainebleau kam, um Sr Majeſtät zu ſagen, wie ich das nicht vermeiden konnte, welche Vorſtellungen die fremden Geſandten bey mir gemacht hätten. Die Geheimſchrift aber der unſrigen wurde verändert, und der König legte es nun nur noch darauf an, dieſe Gelegenheit zu benutzen, um Villeroy ſorgfältiger und vorſichtiger bey der Wahl ſeiner Leute, und weniger hochmüthig als er ſonſt war, zu machen. Er verabredete mit mir einen Brief, den er dazu dienlich glaubte, weil ich ihn öffentlich bekannt machen ſollte. Dieſer Brief wurde mir von dem König durch Perroton von Paris gebracht, wie, wenn er mir darinn von der Gnade Nachricht ertheilen wollte, die er gegen Villeroy bey ſich vorwalten zu laſſen für gut befunden habe. Es hieß darinn, der König habe den Thränen und den Flehen Villeroys die Verzeihung nicht verſagen können; ich ſolle daher nach dieſer Verzeihung nicht mehr Mißtrauen, als Er ſelbſt, gegen ihn beybehalten, und in dem Zuſtand, in welchem er ſich gegenwärtig befinde, wäre es ein Liebeswerk, wenn ich ihm einen Troſtbrief ſchriebe, und ihn dabey meiner Freundſchaft verſichern wollte; Er, der König, bitte mich ſelbſt um dieſe Gefälligkeit.

Ich unterſtützte die Abſicht des Königs ohne Widerwillen; ich könnte ſelbſt ſagen, mit einer Aufrichtigkeit, die er nicht von mir verlangte, auſſer daß ich mich nicht

entschließen konnte, Villeroy zu schreiben, daß ich ihn ganz schuldlos glaube, was, wie ich glaube, eine lächerliche Schmeicheley gewesen wäre; ich sagte übrigens genug davon, um das Publikum zu seinem Vortheil durch meinen Brief zu überzeugen, daß ich ihn wenigstens des Hauptverbrechens, dessen er beschuldigt wurde, nicht für schuldig hielte. Ich brachte ihn einige Tage hernach auf den Gedanken, sein Manifest herauszugeben. Ich stellte ihm vor, daß er sich hauptsächlich bemühen müsse, den Protestanten, denen er eine Blöße gegeben hatte, den Mund zu schließen; dieß würde er nicht besser bewerkstelligen können, als wenn er seine etwas heftige Denkungsart, die er gegen sie bewiesen habe, mäßigte, und den Katholiken menschlichere Gesinnungen gegen sie einflößte, dabey auch sich öffentlich als Beförderer der von mir so oft vorgeschlagenen Ordnung zu Begründung einer vollkommenen Eintracht zwischen beyden Religionstheilen, zeigte. Wenn ich in diesem Brief noch hinzusetzte, daß seine gänzliche Rechtfertigung von seinem künftigen Betragen abhangen werde, und wenn ich mich dabey auf das Beyspiel des Marschalls von Biron berief, so geschah das einzig zu Folgeleistung des Befehls von dem König, der wohl für nachsichtig, aber nicht für schwach gelten wollte.

Villeroy dankte mir in seiner Antwort auf diesen Brief, für meine gute Rathschläge, die er genau befolgen wolle, und für meine ihm geleisteten guten Dienste, die er nie vergessen würde. Er gesteht dabey, daß er freylich einem jungen Menschen, wie l'Hote, nicht so blindlings hätte trauen sollen, und läugnet nicht, daß, ob er gleich sich in seinem Gewissen vorwurfsfrey fühle, so habe er doch einen Fehler begangen, der einen Flecken auf seine Ehre werfen könne, den alle Dienste, die er Sr Majestät sein ganzes Leben hindurch vollends zu

leisten

leiſten geſonnen ſey, nie ganz zu verwiſchen im Stand ſeyn möchten. Er entſchuldigt ſich damit, daß er nie gedacht hätte, daß l'Hote bey den weſentlichen Verbindlichkeiten, die er gegen ihn gehabt habe, je einer Untreue gegen ihn fähig ſeyn könnte. Lange nachher noch ſprach Villeroy oft, wenn er an mich ſchrieb, von ſeinem Verſehen, ſeinem Unglück und ſeiner Unſchuld, und beynahe immer von der Verbindlichkeit, die er nur von dieſer Gelegenheit her zu haben glaubte.

Es ſcheint, auch Barrault habe den Verläumdungen der Feinde Villeroys keinen Glauben beygemeſſen, indem er ihm bald darauf ſchrieb, was in einer Unterredung zwiſchen ihm und Prada, von dieſer Sache geſprochen wurde. Raſis hatte keine Urſache ſich zu beſchweren. Auſſer den funfzehnhundert und ſechszig Pfund, die er von Barrault zu ſeiner Abreiſe aus Spanien erhalten hatte, erhielt er noch ein Geſchenk von tauſend Thalern, auſſer den Bedingungen, die ihm der Geſandte zugeſtanden hatte. Auch Barrault hatte keinen Schaden hievon, denn er erhielt das rückſtändige letzte Quartal ſeines Gehalts. Deſcartes ſtellte dem König vor, wie viel es koſte, um in Spanien anſtändig zu leben; und daß, ungeachtet meiner Briefe, ſein Herr nichts von dieſem Quartal habe erhalten können.

Das ſo eben gedachte Memoire, die Religion betreffend, beſtand in einigen Artikeln, deren Annahme von den Katholiken und Proteſtanten, meiner Meynung nach, die Wiedervereinigung beyder Religionen, oder wenigſtens die Erhaltung des Friedens unter denſelben bewirken mußte, durch Zerſtörung der gehäſſigen Vorurtheile, womit ein Theil den andern als ketzeriſch und Peſt für den Staat behandelt, und dafür wieder als gottlos und abgöttiſch behandelt wird. Ich hatte es mit Genehmigung des Königs aufgeſetzt, und es ihm mehr-

mals in Gegenwart des Biſchofs von Evreux, der Herren von Bellievre, Villeroy, Sillery und des Pater Cotton gezeigt.

Wenn die Proteſtanten nicht alles glauben, was die Katholiken glauben, ſo glauben ſie doch wenigſtens nichts, was dieſe, wie ſie nicht läugnen können, nicht eben ſo gut als wir glaubten, und glauben alles, was Weſentlich in der chriſtlichen Religion iſt; da der Dekalogus, das Apoſtoliſche Glaubensbekenntniß, und das Gebet des Herrn der große und allgemeine Grund unſers gemeinſchaftlichen Glaubens ſind. (24) Das wäre genug. Warum das übrige nicht einem jeden ſelbſt überlaſſen, als problematiſche Punkte, von denen das Für und Wider einer völligen Freyheit heimgeſtellt bleiben muß? Wir ſind überzeugt, daß es unnüß, daß es ſogar frech iſt, die Gott ſelbſt vorbehaltenen Geheimniſſe ergrübeln zu wollen; hier wollen wir ſie nicht nur ergründen, ſondern werfen uns ſogar zu Richtern derſelben auf, indem wir einander aus Verſchiedenheit der Meynungen und Einſichten, die wir von ihm in blos ſpekulativen Warheiten empfangen haben, ein Verbrechen machen. Laſſen wir die Erkenntniß derſelben, ſo wie die Erlaſſung in Anſehung derſelben, einzig ihm, und geben wir nur den Herrſchern, um des allgemeinen Beſten willen, die Macht, in der Geſellſchaft zu beſtrafen, was die Liebe verletzt. Es gehört nicht vor die menſchliche Gerechtigkeitspflege, ſich zu Rächern deſſen aufzuwerfen, was die Sache Gottes iſt.

Noch eine andre Betrachtung. Wenn, unglücklicherweiſe für uns, wir der irrende Theil ſind, können ſich die Katholiken einbilden, daß ſie uns durch Schimpfen und Verfolgen dahin bringen werden, ihre Geſinnungen anzunehmen? Mitleiden und Sanftmuth ſind die einzigen Mittel, welche der Religion förderlich ſind,

und die ſie lehrt. Der Feuereifer iſt nichts als Rechthaberey oder Ungeſtüm unter einem ſchönen Namen verſteckt. —

Dieß war der Beſtand dieſes Aufſatzes. Nichts iſt wahrer und einfacher; allein unglücklicherweiſe erſtrecken ſich die Rechte, welche die Menſchen der Wahrheit über ſich ſelbſt einräumen, nur über ſehr wenige Dinge, und was ſie Vernunft und Religion zu nennen übereingekommen ſind, iſt, wenn man es recht betrachtet, beynahe durchgängig nichts als die Richtung ihrer Selbſtſucht. —

Wenn die Vereinigung beyder Religionen in moraliſcher Rückſicht ſo gut als unmöglich iſt, ſo iſt ſie es nicht weniger in politiſcher, indem ſie nicht ohne Mitwirkung des Pabſts, die ſich gar nicht erwarten läßt, zu Stande kommen kann. Denn ſelbſt unter der Regierung Klemens VIII, der unter allen Päbſten, die ſeit langer Zeit auf dem Römiſchen Stuhl geſeſſen haben, am meiſten unparteyiſch und am geneigteſten zu jener zärtlichen Duldung war, welche das Evangelium ſeinen Jüngern zur Pflicht macht, kam ſie nicht zu Stande. Dieſer heilige Vater war damals ſo alt und ſchwächlich, daß jedermann ſein Ende ſehr nahe glaubte, und der König deswegen für dienlich hielt, die Kardinäle Joyeuſe und Sourdis nach Rom abgehen zu laſſen, um bey dem bevorſtehenden Konklave das Beſte der Nation zu wahren. Auf Anrathen des erſten gab er dem andern neuntauſend Pfund zu ſeiner Ausrüſtung und den Reiſekoſten, nebſt zweytauſend vierhundert Thalern Gehalt auf ſo lang, als er ſich im Dienſt zu Rom aufhalten würde.

Eine der letzten Handlungen Klemens des VIII. war eine Promotion von achtzehn Kardinälen auf Ein-

mal. Diese Anzahl schien so stark, daß man in der Welt dafür hielt, er habe, weil er sein Ende heran nahen fühlte, seinem Nepoten, dem Kardinal Aldobrandini, dadurch einen letzten Beweis seiner Liebe geben wollen, der nach aller Wahrscheinlichkeit bey der großen Anzahl von Kreaturen seines Hauses im Konklave ihn selbst, oder doch wenigstens ein Subjekt, unter dem der Kardinal regieren könnte, auf den päbstlichen Thron erheben müßte. Da von diesen achtzehn Hüten zween auf Frankreich kommen mußten, so war die Wahl der zwo Personen, welche der König dem Pabst zur Annahme ernennen sollte, der Gegenstand einer eifrigen Bewerbung am Hof zwischen dem Bischoff von Evreux und Seraphin Olivary auf einer — und den Herrn von Villars, Erzbischoff von Vienne und von Marquemont auf der andern Seite (25). Diese letzten hatten für sich Bellievre, Sillery, Villeroy und alle deren Freunde. Ich glaubte auf der Seite des Herrn du Perron, der mein Bischoff und mein Freund war, und des Olivary seyn zu müssen, der durch vorzügliche Frömmigkeit bekannt war. Diese beyde erhielten auch, ungeachtet aller Bewegungen der Gegenpartey, den Vorzug. Du Perron unterließ übrigens auf mein Anrathen nicht, Villeroy ein so verbindliches Danksagungsschreiben zu schicken, als wenn er ihm wirklich gedient hätte. Dieß ist Hofsitte! —

Die so dringende Angelegenheiten, wegen denen der König Chantilly im Anfang eines schönen Frühjahrs verlassen mußte, waren die Berichtigung und Unterzeichnung der verschiedenen Rechnungen von den Ausgaben für seine Gebäude, Jagd, Taschengelder, außer denen für die Festungswerke, das Geschütz und den Straßenbau. An dem dazu angesetzten Tage schickte der König, um das Zudringen der Sollicitanten,

ten, die nur auf den Augenblick lauerten, da wir, Se Majeſtät und ich, beyſammen waren, den jungen Lomenie zu mir, und ließ mir ſagen, ich ſolle nicht ins Louvre kommen, ſondern Er ſelbſt wolle am folgenden Tag ins Zeughaus kommen, wohin Er auch wirklich ſo früh kam, daß er noch eher da war, als ein großer Theil der zu den vorzunehmenden Geſchäften gehörigen und von mir hinbeſtellten Officianten. Es waren ihrer nicht wenige, Befehlshaber in Feſtungen, Ingenieurs, Bauintendanten und Controleurs, die verſchiedene bey den Geſchütz angeſtellte Perſonen, Aufſeher über die Brücken, Straßen, und andre.

Heinrich mußte mir ſehr wichtige Dinge in geheim zu ſagen haben. Ich ſchloß es aus einer düſtern Verdrüßlichkeit, die er nicht ſo gut in ſein Herz zurückpreſſen konnte, daß ich ſie nicht aus ſeinem Geſicht und allen ſeinen Worten hätte merken ſollen; noch mehr aber ſchloß ich es daraus, daß er mich in die große Waffenhalle führte, den Ort, wo er mir gewöhnlich Dinge von Wichtigkeit vertraute. Man darf hier eins von den ſonderbaren Geſprächen erwarten, dergleichen man ſchon einige in dieſen Memoiren geleſen hat.

Unſre Unterhaltung fiel nicht ſogleich auf das, was ihm den hauptſächlichſten Kummer verurſachte. Das Herz, in ſeine eigne Bitterkeit verhüllt, bedarf in dieſen erſten Augenblicken fremder Gegenſtände, um ſich heraus zu heben, beſonders, wenn ſich bey der Urſache derſelben auch ein wenig Beſchämung mit einmiſcht. Es war daher im Anfang nur die Rede von dem Herzog von Bouillon und la Tremouille und den andern Theilhabern dieſer Kabale, welchen ihre Bosheit neuerlich wieder eingegeben hatte, ihr Intereſſe mit dem des Prinzen von Conde, der Marquiſin von Verneuil und

der d'Entragues zu verbinden, was man Sr Majestät durch ihre eigne Briefe und unverwerfliche Zeugen zu beweisen erbötig war.

Da ich ihm um einen ganzen Tag Bedenkzeit zu dem Rath, den ich ihm in Ansehung dieser neuen Verständnisse geben sollte, bat, so kam er auf seinen Aufenthalt in Chantilly, seine Jagd, die Summen, die er im Spiel verloren, das Geld, das er zu Geschenken für seine Mätressen verwendet hatte, und auf andre überflüssige Ausgaben, die in die Ausgabenrechnung des laufenden Jahrs kommen mußten, so wie auch die für die Manufaktur- und andre Gebäude, die es nicht weniger waren. Alles dieß zusammen machte eine so beträchtliche Summe, daß Heinrich, der sich innerlich Vorwürfe darüber machte, kein besseres Mittel fand, der Beschämung, die ihm meine Antwort verursachen würde, auszuweichen, als indem er, ehe ich noch Zeit hatte zu antworten, hinzusetzte, ich könne dazu auch noch ein Geschenk von sechstausend Thalern setzen, das er mir hiemit mache.

Da dieser Vorsicht unerachtet mein Gesicht großes Erstaunen und grosien Verdruß über eine so starke Vermehrung unnützer Ausgaben verrieth, so wollte Heinrich noch einmal einer Erklärung ausweichen, und sagte, daß er nach allen den häufigen Arbeiten und Mühseligkeiten seines Lebens wohl einige Nachsicht für seine Vergnügungen zu verdienen glaube. Ich antwortete ihm mit meiner gewöhnlichen Freymüthigkeit und Festigkeit, daß er Recht habe, vorausgesetzt, daß er die Entwürfe, die er mir, und ich auf seinen Befehl dem König von England mitgetheilt habe, mit dem, sein Leben in Wollüsten und Weichlichkeit zuzubringen, vertauscht hätte; wenn er sich aber noch seiner alten Entwürfe

würfe erinnere, so wäre es ein starker Selbstbetrug, zu glauben, daß sie mit so kostspieligen Vergnügungen bestehen könnten; er müsse daher eins oder das andre wählen.

Ich hielt hier inne, nachdem mich Heinrich ohne Antwort, voll innrer Bewegung, und gleich einem, der jetzt tief nachsinnt, angehört hatte; allein die augenblickliche Stimmung des Herzens, die so starken Einfluß auf unsere Gemüthsbewegungen hat, lenkte das seinige zum Unwillen und Zorn. Er begnügte sich jedoch, mir zu sagen, er sehe wohl, daß ich sehr ungünstige Gesinnungen von ihm annehme, und mir befahl, die angezeigten Summen in Rechnung zu bringen, ohne mich weiter darum zu bekümmern.

Ich ließ mich das nicht verdrießen, denn ich kannte ihn beynahe so gut, als mich selbst. Nie hatte ich ihn weder gegen den Ruhm, noch gegen die Wahrheit unempfindlich gefunden, und konnte nicht glauben, daß er es in so kurzer Zeit erst geworden seyn sollte. Statt also zu den gewöhnlichen Palliativmitteln meine Zuflucht zu nehmen, sagte ich ihm, ich sehe wohl, daß die Freyheit, die ich mir bey meinen Vorstellungen genommen habe, ihm mißfällig gewesen sey, und brachte ihn doch wieder von neuem auf dieselbe Materie. Ich sagte ihm von den Mitteln, die man in Teutschland und Italien ins Werk setze, um die rühmlichen Thaten vorzubereiten, die er einst thun wollte, und von dem Erfolg derjenigen, welche daselbst auf seinen Befehl daran arbeiteten. Ich wiederholte ihm, daß alle diese Mühe verloren seyn würde, wenn das Geld, das unverletzlich dazu bestimmt seyn sollte, auf eitle unnütze Verschwendungen wegginge. Ich bewies ihm durch eine sehr ausführliche Berechnung ganz klar, daß man dieß große Werk nicht beginnen könne, ohne fünf und

vierzig Millionen baar vor sich zu haben, d. h. die Einkünfte von zwey Jahren aufs genaueste zusammengespart: daß man dabey dennoch noch voraussetzen müsse, daß der Krieg nur drey Jahre währe, indem man sonst die königlichen Einkünfte voraus erheben, oder das Volk durch außerordentliche Auflagen drücken müßte. Hier die Berechnung und der Beweis davon.

Ein Heer von funfzigtausend Mann Fußvolk, das geringste, das man dazu brauchen kann, kostet monatlich neunmalhunderttausend Pfund zu unterhalten, also, das Jahr nur zu zehn Monaten angeschlagen, jährlich neun Millionen. Sechstausend Pferde, die auf dieses Fußvolk gerechnet werden müssen, kommen monatlich auf dreymalhundert vierzig tausend Pfund, und jährlich auf drey Millionen und viermalhunderttausend. Funfzig Stück groben Geschützes können unter hundert und funfzigtausend Pfund monatlich, und jährlich einer Million und fünfmalhunderttausend nicht im gehörigen Stand erhalten werden. Diese drey Artikel allein machen jährlich beynahe vierzehn Millionen, und folglich nahe an zwey und vierzig Millionen in den drey Jahren, welche der Krieg währen darf. Die Kosten zur Werbung, Ankauf, Proviantführwesen, u. s. w., die beym Anfang des Kriegs unvermeidlich sind, können nicht unter hundert und funfzigtausend Pfund, und der Abgang von eben diesen Lebensmitteln, nebst andern nicht vorherzusehenden Kosten beym Munitionswesen eben so hoch, angeschlagen werden. Der Rest von den fünf und vierzig Millionen geht leicht auf außerordentliche Ausgaben, deren Angabe hier zu weitläuftig wäre.

Der König erwiederte, ehe man noch mit allem zur Ausführung fertig wäre, würden sich so viele Hindernisse hervorthun, daß man umsonst gearbeitet haben werde;

werde; allein in dem Augenblick, da er so sprach, las ich schon auf seinem Gesicht, daß sein erster Zorn verraucht sey, und er alles, was ich ihm sagte, vollkommen billigte. Er gab mir es bald zu, und gestand zugleich mit einer an einem unumschränkten Herrn ganz löblichen Aufrichtigkeit, daß die Schwierigkeiten, die er mir gemacht, und was er mir Hartes gesagt habe, eigentlich nur aus einem von einer größern Last, als über die er sich anfangs beklagte, da er von der Aufrührerbande sprach, niedergedrückten Herzen herkomme, und diese größere Last wären die häuslichen Verdrüßlichkeiten, welche ihm die Königin und die Marquise von Verneuil verursachten. Diese Worte, die mir unglücklicherweise nur allzu wahr schienen, gaben unsrer Unterredung eine andre Richtung.

Die Liebe Heinrichs zu Fräulein von Entragues war einer von den Unfällen, die ein schleichendes Gift über das ganze Leben verbreiten, weil das Herz, in seinem Innersten angegriffen, in der That sein ganzes Unglück fühlte, aber durch ein grausames Verhängniß weder Kraft noch Willen hat, davon zu genesen. Er erfuhr all den Uebermuth, Wankelmuth und die eigensinnige Launen (26), deren ein stolzes, ehrsüchtiges Weib fähig ist. Die Marquise von Verneuil besaß Geist genug, um ihre ganze Macht über den König zu kennen, und bediente sich derselben nur, um ihn zur Verzweiflung zu bringen. Sie unterhielt ihn nur von den Gewissenszweifeln, die sie sich über die Leichtigkeit mache, womit sie sich seinen Wünschen ergeben habe; Zweifel, über die er um so mehr ungeduldig werden mußte, da ihm nicht unbekannt war, daß sie sie ganz leicht bey Personen von sehr mittelmäßigen Umständen vergaß: bald wohnten sie einander nicht mehr bey, ohne sich zu zanken. Heinrich kaufte Gunstbezeugungen

gungen sehr theuer, welche nichts, was das Glück zärtlicher Herzen macht, versüßten, und noch überdieß ihn und die Königin, seine Gemahlin, beynahe unaussöhnlich von einander schieden.

Diese Prinzessin ihrerseits, die schon von Natur sehr wenig zuvorkommendes, und von ihrer Nation einen heftigen Hang zur Eifersucht hatte, ließ an ihrem Gemahl ihren Haß aus, dessen Wirkungen sie ihrer Nebenbuhlerin nicht ganz empfinden lassen konnte, und so war dieser unglückliche Herr zwey Weibern ausgesetzt, die nichts mit einander gemein hatten, als die besondere Absicht, ihm alle Art von Zufriedenheit zu rauben. Alle Mühe, die man sich gab, sie einander zu nähern, war beynahe in demselben Augenblick verloren. Die Königin verfiel sogleich wieder darauf, von dem König ein Opfer zu verlangen, das er ihr nicht zugestehen konnte, und seine Weigerung darüber, welche mit Liebkosungen begleitet, und mit allen möglichen Gefälligkeiten gewürzt, fiel ihr so empfindlich, daß sie darüber alles vergaß, und selbst daran arbeitete, die Ursache ihres Verdrusses zu unterhalten, indem sie von den Gartenrechten alles abschnitt, was das Herz zärtliches und zuvorkommendes darein legen sollte.

Sie bekam bald Nachricht von dem Eheversprechen, das Heinrich dem Fräulein d'Entragues gethan hatte, wovon ich, wie man oben gesehen hat, die Urkunde zerriß, die er wieder schrieb; und sie hatte keine Ruhe, bis er ihr versprochen hatte, seiner Mätresse diese Schrift wieder zu nehmen, von der ihr ohnehin alle Geistliche versicherten, daß sie nach allen Rechten ganz ungültig sey; und Heinrich nahm es endlich aus bloßer Gefälligkeit auf sich, sie der Marquise wieder abzufodern, und zwar in einem Ton, der ihr deutlich genug zeigte,

daß

ß er keine abſchlägige Antwort erwarte. Er kam
n von dieſem Wageſtück her ins Zeughaus. Die
ewolt, die er ſich angethan, der wenige Nutzen, den
davon geärndtet, und die Reden, womit ſeine Mä-
ſſe ihre Verweigerung in ſeiner geſtrigen Unterredung
t ihr begleitet hatte, waren es, was ſeinem Herzen
e ſo tiefe Wunde verſetzt hatte.

Die Marquiſe von Verneuil gerieth in eine wil-
nde Entrüſtung, als ſie von dem gedachten Ver-
echen reden hörte, und ſagte Heinrichen in gar unge-
den Ausdrücken, daß er ſie — ſonſt wo ſuchen könne.
n ihr die unangenehmen Dinge, die er ihr zu ſagen
ette, nicht auf zweymal ſagen zu müſſen, fing er an,
ihre Verbindungen mit dem Grafen von Auvergne
d den Empörern im Königreich vorzuwerfen. Sie
ürdigte ihn nicht einmal einer Antwort auf dieſe Be-
uldigungen, ſondern nahm ſelbſt einen vorwerfenden
n an, und ſagte ihm, daß es ihr unmöglich ſey, län-
r mit ihm zu leben; da er alt werde, ſo werde er jetzt
ßtrauiſch und argwöhniſch; ſie werde mit Freuden
en Umgang abbrechen, der nicht gut genug belohnt
rde, um ihr angenehm ſeyn zu können, ihr im Gan-
n nichts eintrage, als den allgemeinen Neid und Un-
llen. Sie erſtrechte ſich, gegen die Königin in ſo
rächtlichen Ausdrücken zu reden, daß Heinrich ver-
hert, er ſey auf dem Punkt geweſen, ihr Maulſchel-
n dafür zu geben. Er ſey plötzlich weggegangen, um
cht ſo weit zu kommen, aber voll bittern Unwillens,
n er eben nicht vor ihr zu verbergen ſuchte, und mit
r Betheurung, daß ſie ihm wohl noch die Verſchrei-
ung herausgeben ſollte, welche dieſes Wetter veran-
ßt hatte.

Nach dieſer ganzen Erzählung, welche den Zorn
einrichs wieder entflammte, mußte er doch geſehen,

was

was ich auch ohne dieß schon voraus gesehen hätte, daß er sich schwerlich entschließen könnte, alles zu halten, was er in seinem Zorn versprochen hätte, und nach der Weise der Verliebten, welche nie so viel Drang fühlen, den Gegenstand ihrer Liebe zu loben, als wenn sie alles mögliche Uebles von ihm gesagt haben, zog er nun wieder das andre Register von den guten Eigenschaften seiner Mätresse, wenn sie nur erst einmal aus einem solchen Anfall von schneller Hitze und Eigensinn heraus wäre. Er lobte entzückt die Reize ihres Umgangs, den fröhlichen Anstrich ihres Geistes, ihre Antworten voll Lebhaftigkeit und Witz. Was er sagte, war nicht ohne Grund, und die Vergleichung, die er dabey mit der Stimmung der Königin anstellte, machte ihm jene Vorzüge nur desto fühlbarer. „Das alles finde ich „nicht zu Haus," sagte er; „ich finde bey meiner Ge„mahlin weder Gesellschaft, noch Unterhaltung, noch „Vergnügen; sie hat weder einen gefälligen Geist, noch „einen angenehmen Umgang, und richtet sich in keinem „Stück nach meiner Laune, noch nach meinem Tempe„rament. Wenn ich nach Haus komme, und anfan„gen will traulich mit ihr zu kosen, und mich ihr nä„here, um sie zu umarmen u. d. gl., so macht sie mir „ein so eiskaltes Gesicht, daß mich friert und mir alle „Lust vergeht, und ich suchen muß, mich sonst einiger„maßen schadlos zu halten. Mein armes Mühmchen, „Guise, ist dann meine einzige Zuflucht, wiewohl sie „mir auch manchmal meine Wahrheiten sagt; sie thut „das aber mit einer so guten Art, daß ich gar nicht „darüber böse werden kann, und mit ihr lachen muß." Dieß war in der That die Art dieses Herrn, und vielleicht hat es die Königin nur sich selbst zuzuschreiben, daß sie ihn nicht aus dem Netz ihrer Nebenbuhlerin zog, und von jeder andern Galanterie abhielt; wenigstens scheint es mir, daß es sein voller Ernst damit

und seine wahre redlichste Absicht war, als er beym Schluß dieser Unterredung mir recht angelegentlich auftrug, seine Gemahlin dahin zu vermögen, daß sie sich besser in seine Art und in seinen Charakter schicken lernen möchte.

Ich wollte so eben antworten, wie sich denn wirklich auf dieß alles viel sagen ließ, als wir durch die Herren de Vic, Trigny, Pilles, Fortia und andre unterbrochen wurden, welche hereinkamen und sagten, daß alles schon seit länger, als einer Stunde, warte, und daß es schon so spät sey, daß man diesen Vormittag nicht alles abthun könne. Der König ging, nachdem er mir empfohlen hatte, reinen Mund zu halten, in den Saal, wo der Rest des Tages und zween ganze folgende mit dem Geschäfte zugebracht wurden, wegen dem man sich versammelt hatte. Die Oberaufsicht über die hohe Gerichtsbarkeit Guyenne erhielt auf mein Vorwort Biscose (27), der schon in Diensten war. Man ernannte einen Kommissär zu Abtragung des Forts Craon. Ich übergehe andre ähnliche kleine Einrichtungen.

Sobald wir ein wenig Luft hatten, knüpfte der König den abgerissenen Faden unsrer Unterredung wieder an. Der Gegenstand derselben lag ihm so sehr am Herzen, daß er mir Billets auf Billets schrieb, um mich zu bewegen, die mir vorgeschlagene Wiederannäherung zwischen ihm und der Königin zu unternehmen. Ich sah wohl, daß die Sache ihre Gefahren hatte. Ein allzu hitziger und freyer Eifer bey zwo Personen von diesem Rang zieht oft den Unwillen Einer, und bisweilen beyder Partien zu; überdieß beurtheilte ich mich richtig genug, um einzusehen, daß sich dieser Auftrag für niemand weniger als für mich schicke, weil ich

gar keine Anlage zu all den kleinen dazu erfoderlichen Künsteleyen habe.

Ich beschloß daher nichts zu unterlassen, was Heinrich bewegen könnte, selbst die einzige richtige Partey zu ergreifen; Vernunftgründe, Ermahnungen, Beyspiele, alles wurde von mir angewendet, um ihm zu beweisen, daß es bloß von ihm abhänge, sich auf Einmal und für immer Ruhe zu verschaffen, es käme nur darauf an, daß er den Ton des Herrn gegen alle annähme, die Königin zwänge ihre üble Laune, ihre Vorwürfe, und besonders ihre öffentlichen Klagen in sich zu verschließen, welche immer auf ärgerliche Klätscherenen ausliefen, und daß er besonders in Ansehung derer, welche den Geist der Königin vergiften, das kleinste Wort, das sie ihr zu hinterbringen, oder gegen Se Majestät zu sprechen wagten, mit aller Strenge bestrafte. Ich stellte ihm vor, daß es ihn, um sich seiner Ruhe zu versichern, nur den tausendsten Theil des Muths und der Geistesstärke kosten würde, wovon er so schöne Proben bey Gelegenheiten von ganz andrer Wichtigkeit gegeben habe; und daß seine Ehre unter einer von einem so großen König beynahe unbegreiflichen Schwachheit leiden müsse. Ich bewies ihm, daß jeder Oberherr ohne Tyranney, und bloß vermöge der Rechte seines Standes von seinen Unterthanen und Hofleuten sowohl für seine Person, als den Staat den nöthigen Gehorsam, um alles in Unterwürfigkeit und Respekt zu erhalten, fodern, und daß es ihm nicht zum Vorwurf gereichen kann, wenn er die, welche sich erfrechen, die Ruhe seines Hauses zu stören, mit aller Strenge bestraft. Zu den Vorstellungen fügte ich Bitten, und beschwor Heinrich, mit gefalteten Händen und Thränen in den Augen, den Gebrauch seines Ansehens zu versuchen. Der Zustand, in dem ich ihn erblickte, erregte mein ganzes Gefühl.

Es

Es iſt ſicher, daß er nur da zugreifen durfte, und
h konnte nie recht begreifen, warum er ſich ſo ſehr da-
gen ſträubte. Er erinnerte ſich der Anſchläge, die
h ihm zu Blois darüber gegeben hatte, und die Ver-
hiedenheit derſelben von denen, die ich ihm jetzt em-
fehlen wollte, gab ihm eine Art von Triumph über
ich, und er gab mir mit einer Art von Selbſtberuhi-
ung zu verſtehen, daß ich vielleicht ſo gut als er
n dem allem Schuld wäre. Allein dieſe Verſchie-
nheit, genau betrachtet, war nur ſcheinbar, und in-
m ich ihm die Ergreifung von Mitteln ausredete,
ren Folgen ſehr gefährlich ſeyn konnten, (mehr darf
h davon nicht ſagen, ohne die Geheimhaltung zu ver-
tzen, die ich verſprochen hatte,) war ich weit entfernt,
Mittel auszuſchlieſſen, die ſo leicht und ſo wenig ge-
hrlich ſind, daß man ſie nicht einmal an einem blo-
n Hausvater, der ſie zur Ruhe ſeiner Familie ergriffe,
deln könnte. Auch mußte mir Heinrich darauf ſa-
n, wenn ich ihn kennte, ſo würde ich einſehen, daß
ihm unmöglich wäre, die mindeſte Strenge gegen
erſonen zu gebrauchen, die er gewöhnt hätte, auf
en vertrauten Fuß mit ihm zu leben, am wenigſten
gen eine Frau.

Ich hatte ihm hierauf nichts zu ſagen, als daß er
o ſeine Mätreſſe fortjagen, und ſeiner Gemahlin alle
nugthuung geben müſſe. Er kam mir darin zuvor,
d ſagte, daß er bereit wäre, wenn es ſeyn müßte,
es was ſeiner Gemahlin anſtößig wäre, abzuſchaffen,
nn er nur verſichert ſeyn könnte, ſie nach dieſem
ſer ſo zu finden, wie er ſie wünſchte; er ſehe aber
aus, daß er ſich den Reſt ſeines Lebens hindurch
ang auflegen würde, ohne ſie zu beſſern, weil ſie,
em ſie bloß den Eingebungen ihrer Galle folge, den

Der Schluß dieses ganzen langen Gespräches war den der, wie bey den vorhergehenden, ich müsse durch die gelindesten Mittel suchen, die Königin dahin zu vermögen, daß sie sich nach dem Wunsche des Königs füge; doch so, daß ich sie nicht merken ließe, daß ich auf höhern Befehl handle. Heinrich bat mich darum, und legte mir die Sache aufs dringendst · angelegentlichste ans Herz, und sagte, daß er nicht zweifle, daß ich es zu Stande bringen würde. Er erinnerte sich einer ähnlichen Gelegenheit, wo ich von ihr erhalten hatte, daß sie an ihren königlichen Gemahl einen Brief schrieb, wozu sie zuvor niemand von allen, die sich damit befaßt hatten, hatte vermögen können.

Achtzehntes Buch.

1604.

Der Zufall bot mir, juſt da dieſes alles vorging, eine Gelegenheit dar, die mir ſehr günſtig für die Ausführung des ſo eben erhaltenen Auftrags bey der Königin zu ſeyn ſchien. Die gewöhnlichſte Art, ihr Geſchenke zu machen, war die Ausfertigung ſolcher Edikte, wovon oben die Rede war, zu Ihrem Vortheil, oder daß man ſie Weinkauf von dem Waarenhandel und den Verträgen beziehen ließ, die ſie durch ihren Schutz beförderte, und dieſe Edikte oder Kaufhandlungen mußten immer erſt durch meine Hand gehen, ehe ſie ihre Gültigkeit erhielten, die Theilhaber mochten nun erſt ernannt, examinirt oder autoriſirt werden müſſen.

Man bot eines Tags der Königin vierzigtauſend Pfund für die Auswirkung eines Edikts, das die Salzſteuer-Beamte in Languedoc betraf. Sie ſchickte d'Argouges (1) zu mir, um mir das Edikt zu bringen, und mir den Vorſchlag zu wiſſen zu thun. Ich antwortete ihm, der König könnte ohne groſſen Nachtheil des allgemeinen Beſten die verlangte Gnade zugeſtehen; ich glaube aber nicht, daß die Königin ihre Zeit zu dieſer Bitte gut gewählt hätte, da mir der König ſo unzufrieden über einige ihrer letzten Schritte zu ſeyn ſcheine, daß ich ſehr fürchte, er möchte dieſe Gefälligkeit nicht für ſie haben, wenn ſie nicht wenigſtens damit anfinge,

fenge, ihn zu beſänftigen. Ich wäre ſo frey mich zu erbieten, Ihr hierin mit Rath und That an die Hand zu gehen, wenn ſie anders ſich von beyden noch eben den Nutzen verſpreche, den ſie wohl ſonſt ſchon einigemal gehabt hätten. Die Königin nahm es an, und verſprach alles aus Begierde nach der angebotenen beträchtlichen Summe. Sie glaubte, daß ſie wie zuvor durch einen ſehr demüthigen Brief ihre Abſicht erreichen könnte; ſie ſchrieb einen, und ſchickte mir ihn zur Durchſicht, mit dem Erbieten, daran zu ändern, ſo viel ich gut finden würde.

Nie hatte ihr ein Schritt ſo viele Ueberwindung gekoſtet. Sie hatte einen ſo großen Abſcheu vor der Marquiſe von Verneuil, daß ſie kaum ihren Namen auszuſprechen würdigte; allein wenn ſie durch etwas an ſie erinnert wurde, ſo drückten alle ihre Geberden, Bewegungen und ſelbſt ihr Stillſchweigen ganz zum Sprechen aus, was ſie nicht ſagen wollte. Da ſie daran gewöhnt werden mußte, von ihrer Widerſacherin reden zu hören, ſo brachte ich ſie geradezu auf dieſes Kapitel, da ſie ſich dann durch tauſend der ſtärkſten Beywörter, mit denen ſie die Marquiſe beehrte, Luft machte. Sie ſagte, ſie würde ſich nie dazu entſchließen können, ein Weibsbild mit günſtigen Augen anzuſehen, die ſich unterſtünde, ſich mit Ihr zu meſſen; die ihre Kinder zu eben dem Stolz und zu eben dem reſpektwidrigen Betragen gegen Sie erziehe; die den Staat verwirre, indem ſie die Aufrührer unterſtütze, ohne daß der König, von ſeiner Leidenſchaft verblendet, ſich einfallen laſſe, ſie in ihre Schranken zurückzuweiſen.

Ich fieng damit an, daß ich Theilnahme an ihren Leiden bezeugte, zeigte ihr aber, daß ſie Folgen von ihrem Betragen gegen den König wären, und ließ ſie dadurch ihren Fehler ſo wohl fühlen, daß ſie einen zweyten

Brief ſchrieb, ſo wie ich ihn ihr angab. Sie ſchickte ihn dem König, der nach Paris gegangen war, und ſie zu Fontainebleau gelaſſen hatte. In ſeiner Freude darüber ſchrieb er eine ſo zärtliche und artige Antwort, daß er natürlich erwarten konnte, eine Replik in demſelben Ton dagegen zu erhalten; allein unglücklicherweiſe hinterbrachten der Königin ihre Kundſchafter zu gleicher Zeit, da ſie die Antwort erhielt, daß der König nichts deſto weniger wie ſonſt zu der Marquiſe gegangen ſey, daß man ſich da über ihre Leichgläubigkeit luſtig gemacht habe, u. ſ. w. Dieß machte, daß ſie alles wieder vergaß, was ſie verſprochen hatte. Sie ſagte, der König betrüge ſie, und, ſtatt zu ſchreiben, ſagte ſie dem Ueberbringer bloß mit trockenem und verächtlichem Ton: ſie ſchreibe nicht, weil ſie den König morgen bey ſich erwarte, wie er Ihr geſchrieben habe. Der König war billig aufgebracht über dieſes Benehmen. Er konnte es nicht verſchweigen, und da die, welche ihn hörten, eben nicht die Leute dazu waren, die Sache geheim zu halten, wie ich, dem er in der erſten Bewegung ſchrieb, ſo wurde alles von beyden Seiten wieder geſagt, und der Handel noch verwirrter als zuvor.

Ich mußte alſo wieder zu Feld ziehen, um dieſen neuen Kampf zu ſchlichten; allein was konnte ich erwarten? höchſtens einen Waffenſtillſtand von nicht längerer Dauer als alle andern, ſo lang der König nicht das einzig wirkſame Mittel ergriff. Ich ſchlug es ihm noch einmal vor, als er mich durch la Varenne hatte holen laſſen, um mit einander zu verſuchen, ſeinen Kummer zu zerſtreuen, der immer heftiger in ſeinem Innern kochte. Ich fand ihn im Gewächshauſe der Tuillerien, in das ihn ein heftiger Platzregen getrieben hatte. Da er unaufhörlich verlangte, ich ſolle ihm ſagen, was ich ihm zu thun riethe, und da er mir es auf meine Weigerung

durchaus

durchaus befahl, ſo ſagte ich ihm endlich: „er ſolle von „ſeiner Seite vier oder fünf Perſonen übers Meer, von „der andern eben ſo viel übers Gebirge ſchaffen laſſen.“ Er antwortete mir, daß die Hälfte von dieſem Rath wohl ausführbar wäre, da ihn nichts hindere, gegen die Aufrührer, die an ſeinem Hof verrätheriſche Verſtändniſſe hätten, Strenge zu brauchen; mit den Italienern ginge das aber nicht ſo leicht, weil er dadurch, außer dem, daß er von dieſem rachſüchtigen Volk alles zu befürchten hätte, die Königin unverſöhnlich erbittern würde, wenn er ihr ihre Günſtlinge entriſſe. Als er über meinen Vorſchlag nachdachte, fiel ihm ein ſehr ſonderbares Auskunftsmittel ein, das ihm anwendbar ſchien, nehmlich zu dem, was ich vorgeſchlagen hatte, die Einwilligung der Königin ſelbſt zu erhalten. Er hielt ſich dabey auf, als wenn die Sache ausführbar geweſen wäre, und verlangte, daß ich mich mit allen meinen Kräften beſtreben ſollte, dieſes Wunder zu bewirken, indem er mir verſprach, ſogleich allen ſeinen Liebſchaften zu entſagen, wenn ich dieß zu Stande brächte. Alſo ein neuer Auftrag von dem König, der es mir überließ, über die dienlichſten Mittel dazu nachzuſinnen, und ſeinen Spatziergang im Garten allein fortſetzte, da der Regen während unſrer Unterredung aufgehört hatte.

Ich fieng bey der Königin nicht ſogleich mit der Bitte um eine Einwilligung an, zu der ſie mir gar nicht aufgelegt ſchien. Ich glaubte, daß der einzige günſtige Augenblick, dieſe zu erlangen, der ſeyn müßte, da ſie ſich völlig mit ihrem Gemahl ausſöhnte. Ich arbeitete ſo eifrig daran, daß ich endlich unter beyden hohen Perſonen das beſte Vernehmen herſtellte, in dem ſie je geſtanden hatten. Man verſprach das Vergangene zu vergeſſen, und für die Zukunft die Ohren vor jedem Klätſcher zu verſchließen. Die Ruhe dauerte drey

Wochen, und diese Zeit über war der Hof voll Freuden und Lustbarkeiten. Allein neue Ränke der Marquise von Verneuil hatten hierauf vermittelst nachtheiliger Erzählungen ihre gewöhnliche Wirkung bey der Königin. Alle diese guten Entschlüsse verrauchten abermals, und man mußte endlich doch noch, als das letzte Mittel, die Auskunft versuchen, welche der König vorgeschlagen hatte.

Man kann sich denken, mit welchem Gesicht die Königin den Vorschlag aufnahm, mit einer Art von Schande die liebsten ihrer Leute zurück zu schicken. Ich hatte mich darauf gefaßt gemacht, und alles einzig von meiner Beharrlichkeit gehofft, jeden abgeschlagenen Sturm so oft als möglich wieder zu erneuen. Allein sie blieb durchaus unerbittlich; und um alles zu sagen, Heinrich selbst hielt sein mir gegebenes Wort, dieses Opfer durch die Aufopferung jeder andern Liebschaft zu erwiedern, so schlecht, daß sie daher ihre besten Gründe nahm, den meinigen nicht nachzugeben.

Was ich voraus gesehen hatte, geschah. Die Königin erbittert durch die, die ich geradezu angegriffen hatte, fieng an mit mir selbst Händel zu suchen. Sie beschwerte sich, daß ich ihr nicht Wort gehalten habe, als wenn es in meiner Macht gestanden hätte, Heinrich von seiner Mätresse zu trennen; allein ich unterließ nicht, ihr dagegen vorzustellen, daß sie das übrige noch viel schlechter hielte, und daß sie durch ihre Kälte und Antipathie, die der König nach so vielen Rückfällen für unverbesserlich ansehen müsse, selbst Schuld an dem Uebel sey, das sie mir zur Last lege. Ich führte ihr die Frau von Guise als ein Beyspiel an, das sie hätte nachahmen sollen, um Herz und Geist Sr Majestät zu fesseln. Sie beschwerte sich darauf, daß ich nicht alle schuldige Achtung für ihre Briefe beweise. Ich hörte

das

das von der Frau des Conchini, der am wenigsten unvernünftigen unter allen, denen sie Macht über sich einräumte. Ich antwortete auf diesen Vorwurf, daß ich freylich nicht immer Rücksicht auf die Briefe nähme, die ich von der Hand eines Ihrer Schreiber geschrieben sähe, weil sie entweder ohne Ihr Zuthun auf Veranlassung unbilliger, ungestümer Bettler, die Ihren Namen mißbrauchten, oder einzig in der Absicht geschrieben wären, mir durch eine abgedrungene abschlägige Antwort Ihren Haß zuzuziehen; daß ich aber nicht glaube überführt werden zu können, daß ich auf diejenigen, die von Ihrer eigenen Hand wären, nicht mit allem möglichen Respekt und Ehrfurcht geantwortet habe.

Und, aufrichtig, ich mußte meine ganze Pflicht so fest als ich that, vor Augen haben, um sie nicht gegen die Königin zu vergessen. Es war gar kein Ende mit Bitten. Blos die laufenden Ausgaben für ihr Haus kosteten dem König jährlich dreymalhundert fünf und vierzigtausend Pfund. So viele Gratifikationen, Weinkaufe, und zu ihrem Vortheil erlassene Edikte reichten noch nicht zu für ihre andre Ausgaben. Sie versetzte einst zum Verdruß ihre, oder vielmehr der Königinnen von Frankreich, Ringe und ganzen Schmuck, und man war genöthigt, aus dem königl. Schatz das Geld zu ihrer Wiedereinlösung zu nehmen. Das Edikt, die Eximirten in jeder Pfarre betreffend, war zu ihrem Vortheil; da einige Einnehmer von Rouergue und Quercy mit ihren Bezahlungen im Rückstand geblieben waren, so ließ Sie sie zu ihrem Vortheil schlagen. Sie wollte die Hochzeit des Italieners Sandy, Ihres Gärtners ausrichten, und verlangte dazu von mir sechs hundert Pfund, freylich eine Kleinigkeit, aber eben hauptsächlich aus solchen Kleinigkeiten kann man die Anlagen der Großen zur Oekonomie beurtheilen. Was

konnte ich thun, da ich es gleich unthunlich fand Ihr alles zuzugestehen, und Ihr alles abzuschlagen? was anders, als daß ich ihr alles abschlug, was eigentlich und würklich der Gerechtigkeit und dem Besten des Staats Eintrag thun konnte, und bey dem, was man ihr nicht wohl abschlagen konnte, besonders in Ansehung dieser Edikte, alle Bedrückung bey Erhebung der Gelder zu verhindern suchte. Von den persönlichen Streitigkeiten Ihrer Majestäten kann man sagen, daß sich der König unbegreifliche Schwachheiten und die Königin unentschuldbare Thorheiten zu schulden kommen ließ.

Da ich sah, wie wenig ich ausgerichtet hatte, seit ich mich mit allen diesem häuslichem Wirrwarr abgab, so begriff ich endlich, daß dies unter die Dinge gehöre, deren Auseinandersetzung man blos den Parteien selbst überlassen muß. Ich zog mich also ganz sachte aus dem Spiel, und überließ großmüthig Silley das Feld, dessen der König sich ebenfalls bediente. Er fand bisweilen, daß er den Geist dieser zwo Damen sanfter zu lenken wußte als ich, was ich ohne Mühe glaube. Ich kann weder schmeicheln, noch meine Gedanken verstellen, und zu diesem Geschäft braucht man nichts als Gefälligkeit und Verstellung, ohne diese hat man nichts zu hoffen und alles zu fürchten; doppelt zu fürchten, wegen des Antheils, den hieran die Gemahlin und die Maitresse haben. Von der ersten hat man so eben einen Beweis hievon gesehen; auch was diese betrift, kann ich mit voller Kenntniß davon sagen: Hätte ich meine Maasregeln nicht so gut genommen, so wäre ich erst vor einigen Tagen beynahe das Opfer des Liebhabers und der Geliebten geworden. Es war bey folgender Gelegenheit.

Zur Zeit da sich von Tag zu Tag die Beschwerden zwischen Heinrich und der Marquise von Verneuil häuften, wurde ich von dem König abgeschickt, um ihr in seinem Namen die bittersten Vorwürfe zu machen. Statt nachzugeben, und ihr Unrecht zu gestehen, nahm sie einen so übermüthigen Ton an, daß ich nicht zweifelte, das Stück möchte sich diesmal mit einem gänzlichen Bruch endigen, was ich von ganzem Herzen wünschte. Nicht nur verweigerte sie die Befriedigung, die der König von ihr verlangte, sondern schien auch so entschlossen, den ganzen Umgang mit dem König abzubrechen, daß sie mich sogar aufs nachdrücklichste bat, mir Mühe zu geben, ihn zur Einwilligung in diesen für beyde gleich vortheilhaften Entschluß zu bewegen, und sobald ich nach Haas käme, einen Brief, dessen Inhalt wir mit einander verabredeten, an ihn zu schreiben, worinn sie sich so starker Ausdrücke bediente, daß ich denken mußte, es sey ihr völliger Ernst. Da ich indessen bey meiner Kenntniß von dem Charakter dieser Frau befürchtete, sie möchte wieder läugnen, was ich dem König schrieb, und mir zur Last legen, ich habe durch heimliche Ränke gesucht, sie mit ihm zu veruneinigen, was er mir bey aller seiner Gnade nie vergeben haben würde, weil in Herzens-Angelegenheiten seine Empfindlichkeit sehr weit gieng: so brauchte ich die Vorsicht, diesen Brief der Marquise zu senden, ehe ich ihn dem König zustellte, und ließ ihr dabey sagen, sie möchte ihn aufmerksam lesen und prüfen, um zu sehen, daß ich in diesen sehr langen Brief nichts gesetzt habe, als was sie selbst mir anbefohlen hätte; und möchte mir wieder sagen lassen, ob ich nicht genau den Inhalt ihrer Worte befolgt habe. Ich trug überdieß dem Ueberbringer auf, mir nichts mündlich zu bringen, sondern sie zu veranlassen, mir

schriftlich

schriftlich anzuzeigen, was sie daran zu ändern und überhaupt mir zu sagen hätte.

Sie hatte bereits von der Strenge ihres ersten Entschlusses sehr nachgelassen. Mein Diener schloß dies aus ihren Wortklaubereien und aus ihrer Aeusserung, daß sie damit nicht zufrieden sey, wiewohl sie nicht davon sprach, daß der Brief unterbleiben sollte. Als er sah, daß sie ihn nach dieser ganz unbestimmten Erklärung ohne etwas positives zurück schicken wollte, fiel ihm mein Befehl wieder ein, und er sagte zu ihr, er habe ein schwaches Gedächtniß, und bäte sie daher, ihm schriftlich mitzugeben, was sie ihm da gesagt habe, damit er nicht Gezanktes bekomme, wenn er ihre Rede nicht alle, oder nicht recht ausrichte. Sie verstand vollkommen, was man ihr nicht gern sagen wollte, allein sie war schon zu weit gegangen um wieder umkehren zu können, ergriff daher die Feder und schrieb mir, sie billige den Brief, bis auf ein Wort, das, wie sie sagte, den König zu sehr ärgern würde. Ich hatte ihm nehmlich geschrieben, sie bäte, ihr noch bisweilen die Ehre Seines Besuchs zu schenken, aber übrigens keine vertrauliche Gemeinschaft mit ihr zu haben; das milderte sie, indem sie dafür setzte: keine vertraute Gemeinschaft, die ihr nachtheilig werden könnte, was im Grund nicht sehr vom ersten verschieden war.

Ich verschloß den Brief der Marquise sorgfältig, und schickte den meinigen dem König mit einiger Hoffnung daß er wenigstens aus Trotz, wenn nicht aus Vernunft, die Hände zu dem Entschluß seiner Mätresse bieten, und es endlich müde seyn würde, sich von einem Weibe Gesetze geben zu lassen. Wirklich las er meinen Brief zweymal durch, mit allem Unwillen und Aerger, den er darüber empfinden mußte. „Gut also, sie will

„es,

„es, ich wünsche es noch mehr; sie soll in ihrem eignen „Netz gefangen werden!“ So sprach er bey sich selbst leise zwischen seinen Zähnen murmelnd; allein mein Bote ließ kein Wort zur Erde fallen. Der König foderte Feder und Dinte, und schrieb mir durch den Ueberbringer sogleich wieder zurück, daß die Marquise von Verneuil nächsten Montag einen Brief von ihm bekommen werde, der zeigen solle, daß er noch Herr seiner Leidenschaften sey.

Dieser Brief ist vom 16. April; allein der verheissene Montagsbrief soll noch kommen! — Vielmehr kam er selbst nach Paris und rannte sogleich zu seiner Mätresse, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, sie wenigstens zu beschämen, und ihr tausend Geständnisse ihrer Reue zu entreißen, und — spielte selbst diese Rolle! — Er läugnete alles, was in seinem Namen gesagt worden war, und verurtheilte sich selbst, kurz er gab sich nun der wieder ganz Preis, die er erst mit der äußersten Verachtung behandelt hatte. Da schätzte ich mich denn sehr glücklich mich eines Briefs versichert zu haben, der die Rache der Marquise im Zaum halten mußte. Sie ließ sich aber doch dadurch nicht von dem Versuch abhalten, mich für einen Betrüger und Verläumder auszugeben, und ich wollte nicht dafür stehn, daß Heinrich ihr nicht in diesem Augenblick glaubte. Der Brief, den ich ihm im Zeughaus zeigte, öffnete ihm die Augen hierüber, aber nicht über die Treulosigkeit seiner Mätresse. Er sagte zu mir im Weggehen, er wolle ihr den Kopf derb waschen; ich glaubte ihm nicht, und konnte ich es, nach dem was vorgefallen war? —

Nach der Aussöhnung zwischen dem König und der Königin, die, wie man gesehen hat, auf Kosten der Marquise von Verneuil geschah, unternahm es dieses Weib, die sich dießmal aufgegeben glaubte, den Frieden

zu

zu ſtören, und erreichte dieſe Abſicht nur zu gut. Es iſt zum Erſtaunen, wie viele Maſchinen ſie ſpielen ließ, um die Liebe des Königs wieder zu erwecken, um ſeine Eiferſucht zu erregen, um zu machen, daß er ſich nach ihr ſehnte, und ſogar, daß er ſie fürchtete. Alles, heiliges und unheiliges, ſetzte ſie dazu in Bewegung. Sie ſpielte die Andächtige, und miſchte ſich dann wieder mit zurückgeworfenem Nacken unter die Rotte der Aufrührer. Sie ſuchte alle die Mädchen auf, mit denen Heinrich einigen anhaltenden Umgang gehabt hatte, und ließ ſie Eheverſtrechungen wie die ihrige unterſchieben. Sie mißbrauchte die ihrige ſo weit, daß ſie daraus ein eingebildetes Recht herleiten und die Ehe der Königin dadurch kaſſiren laſſen wollte; und, wird man es glauben? fand Geiſtliche, welche ſie in ihren ausſchweifenden Einfällen beſtärkten, und ſich erdreiſteten, öffentlich die Aufgebote zu der Ehe zu verkünden, zu der ſie ſich rühmte, den König mit ihr zu zwingen. Zu gleicher Zeit verbreitete man im Publikum eine Menge von Briefen und Aufſätzen, in denen man die lächerlichen Anſprüche dieſes Weibes mit Gründen auszuführen ſuchte. (2) Heinrich hätte viel dafür gegeben, wenn er die Urheber hätte entdecken können; er brauchte zu dieſer Unterſuchung beynahe ſeinen ganzen Hof, und auch ich bekam den Auftrag dazu, wie die andern.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle mit dieſer Sache in Verbindung ſtehende Nebenbegebenheiten erſchöpfen wollte, die ſo unbedeutend ſie meiſtens ſind, dennoch einigen, die, ſie betrafen, ſehr ernſtliche Händel zuzogen. Ich bin es aber ſelbſt ſchon überdrüßig, einen ſolchen Gegenſtand auszuführen, und zum Nachtheil eines Herrn zu reden, der mir ſonſt ſo viele Gelegenheiten gab, den unerſchütterlichen Heldenmuth ſeines Herzens zu rühmen. Dieſer ganze Lärm, der nichts

als

als verliebte Zänkerey zum Grund hatte, endigte sich gewöhnlich damit, daß der König mit verstärkter Leidenschaft in die Arme seiner unwürdigen Buhlerin zurückkehrte, welche das Mißverständniß zwischen ihm und der Königin auf den höchsten Grad trieb. (3) Es war Verhängniß, daß dieser Herr, nach einem sehr sonderbaren Widerspruch, sein ganzes Leben hindurch Lust und Vergnügen nur auf Kosten seiner Ruhe und Gesundheit suchen sollte. Ich bekümmerte mich blos aus diesen beyden Gründen darum. Konnte ich, ohne das lebhafteste Misgefühl, die Gesundheit eines mir so theuren Königs zusehends welken sehen? Zwar hatte er in diesem Jahr keine tödliche Krankheit; aber nie hatten noch la Riviere und Du Laurens so viel mit ihm zu thun gehabt. Er mußte oft aderlassen, Diät halten, Kraftbrühen trinken, um den schlimmen Wirkungen eines schwarzen brandigen Geblüts zuvor zu kommen, das in seinen häufigen Unpäßlichkeiten von ihm gelassen wurde. Zorn, Aerger, Ungeduld setzten ihn in so heftige Bewegung, daß einst nach einem heftigen Aerger über ein Verfahren der Marquise von Verneuil die Ader am Arm, die er sich hatte öffnen lassen, wieder aufbrach, als er sich zur Mittagstafel setzen wollte. Er machte die Reise nach Monceaux mit der Königin, um bequem die Gesundbrunnen von Pouges und Spaa (4) trinken zu können.

Nichts fehlte noch, um diese häusliche Unruhen aufs höchste zu treiben, als daß sich die Königin Margaretha auch noch darein gemischt hätte. Dieß ist das einzige Unglück, das Heinrich nicht begegnete. Man kann, im Gegentheil die Sanftmuth dieser Dame, ihre Unterthänigkeit, und besonders ihre Uneigennützigkeit, in einer Lage nicht genug loben, in der es ihr nicht an Beweggründen gefehlt hätte, sich alles zugestehen zu

lassen

lassen, was sie verlangte. Sie forderte selten, und nur unbeträchtliche und billige Dinge, die Erfüllung der mit ihr eingegangenen Verträge, und einige Freyheiten für ihren Flecken Usson. Ihre Hauptangelegenheit, worinn sie sollicitirte, war bey der Erbschaft ihrer Mutter, der Königin Katharine. Diese hatte, vermöge ihres Ehevertrags, was sie an Effekten besaß, in Ermanglung männlicher Erben ihren Töchtern vermacht, mit Uebergehung der natürlichen Kinder ihres Gemahls. Das war alles ganz billig; dennoch wollte Karl von Valois, Grav von Auvergne, Margarethen darum bringen. Ihr fehlte das Hauptdokument zur Darthuung ihres Rechts. Der König trat mit seinem Ansehen für sie dazwischen, um es ihr mittheilen, und die schuldige Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Margarethe beobachtete dieß gerade uneigennützige Betragen ihr ganzes Leben hindurch. Nun hatte man Veranlassung, ihre nahe Verbindung mit dem König zu bemerken. Ich würde sie noch mehr loben, wenn ich nicht den Verwurf einer Parteilchkeit gegen sie befürchten müßte. Der Antheil ist bekannt, den die Güte dieser Dame sie stets an meinen Umständen und an meinem Glück nehmen ließ. Ihre Briefe an mich reden die Sprache, die man gegen einen wahren erprobten Freund spricht. „Ihr seyd immer, so drückt sie „sich darinn aus, meine Zuflucht, und nach Gott die „Stütze, auf die ich mich am meisten verlasse."

Kommen wir nun auf andre Beunruhigungen, die eine aufrührerische Kabale dem König in diesem Jahr erweckte; Frau von Verneuil wird auch hier wieder vorkommen. Ohne daß ich ewig die Namen der Herzoge von Bouillon, la Tremouille und Rohan, des Grafen von Auvergne, d'Entragues und seiner Frau, du

Dies-

Pleſſis ꝛc. zu wiederholen brauche, wird man wohl einſehen, daß ich ſie alle zuſammen unter dieſer Benennung begreife. Derſelbe Geiſt, der ſie bey ihren Einflüſſen auf die Verſammlung der Proteſtanten zu Gap beherrſcht hatte, leitete noch jetzt alle ihre Unternehmungen, und ließ ſie noch alles ins Werk ſetzen, was dazu dienlich ſchien, die Unterthanen des Königs aufzuwiegeln, oder ihm neue Feinde von auſſen zu erwecken. Es iſt unglaublich, wie ſehr Lüge und Verläumdung nachtheilige Gerüchte von dieſem Herrn in Umlauf brachte, und wie viele böſe Anſchläge gegen die Regierung unter dieſen Anführern angeſponnen wurden.

Der König ſchickte mir durch d'Eſcure nach Paris eine Nachricht, die er zu St. Germain-en-Laye erhalten hatte, und ſchrieb mir dabey, ob ich gleich ſchon jetzt keine gute Meynung von dieſer ganzen Rotte habe, ſo würde ich doch Mühe haben zu glauben, was er mir davon ſchriebe. Ich kann nicht umhin zu ſagen, daß ſich die Proteſtanten in Frankreich ſo betrugen, daß ſie nicht hoffen dürften, beklagt zu werden, wenn ſie einſt eine etwas ſtrenge Züchtigung dafür erhielten. Sie rühmten ſich beynahe ganz öffentlich, daß ſie den König ſchon noch zwingen wollten, den Herzog von Bouillon nicht nur in ſeinem Reich aufzunehmen, ſondern auch mit ſolchen Aemtern und Ehrenſtellen zu bekleiden, die eines Herrn, der an der Spitze einer Religionspartey ſtünde, würdig wären. Du Pleſſis, die Seele dieſes Körpers, flößte ihnen keinen andern Gedanken ein. Tremouille hatte ſeine Kreaturen gefaßt gemacht, alles zu unternehmen, indem er ſie beredete, daß man auf dem Punkt ſey, in Frankreich die erſtaunlichſte Umwälzung ausbrechen zu ſehen, während der Herzog von Rohan übernahm, dieß Gerücht auswärts, beſonders in England durch einen Vertrauten, Namens Durand,

zu verbreiten, der sorgfältig alle Mittel versuchte, den König Jakob wieder von Heinrich abzuziehen. Dieser Mensch, der sich in London Herr von Haute-Fontaine nennen ließ, war so thätig, daß der König und jedermann sich überzeugt hielten, er habe noch vielmehr gethan, als ihm aufgetragen war: denn es kam an den Tag, daß er bereits über die Bedingungen der Anstellung seines Herrn in England, wo er ihn naturalisiren lassen wollte, verhandelt habe. Wenn dieser Einfall Durand nicht eigen ist, so kann er wenigstens nur von der Herzogin von Rohan, der Mutter, gekommen seyn. Auch ist noch gewiß, daß der Herzog von Rohan in seinem Namen, dem König von England durch eben diesen Durand ein kostbares Pferd zum Geschenk machen ließ; was ihm unter den jetzigen Umständen ohne Genehmhaltung Sr Majestät durchaus nicht erlaubt war.

Unter allen aber verdient der Graf von Auvergne am meisten geschildert zu werden, dessen Verbindungen mit Spanien beynahe alle Welt wußte. Er hielt sich damals in Auvergne auf, wo er weder für die allgemeine, noch seine besondere Sache unthätig war. Er hatte die Eheversprechung, welche der König der Marquise von Verneuil, seiner Schwester gegeben hatte, mit in seinen Plan gezogen, und durch Hinzufügung eines Mährchens von sich selbst, das noch lächerlicher als jenes erste Stück war, dennoch aber in Spanien Leute gefunden hatte, die beydes ganz ernstlich glaubten, hatte er sich daselbst ein großes Zutrauen erworben. Wir werden bald sehen, wohin ihn dieß brachte.

Die Mittel, die der König gegen alle diese Meutereyen anwendete, bestanden darinn, daß er mit seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit über die innern und äussern Angelegenheiten des Reichs wachte, und die Intendan-

ten und andre öffentliche Stellen nur mit Männern beſetzte, deren Rechtſchaffenheit, Verdienſt und zugleich Ergebenheit gegen ihn bekannt war. Ein Beyſpiel davon ſah man an Bouccault, der aus einem bloßen Advokaten, Steuerraths-Präſident in Montpellier wurde, weil er Sr Majeſtät in Languedoc gut gedient hatte. Heinrich befahl mir auch noch, den Kanzler, Villeroy und Sillery verſammeln zu laſſen, die mit mir eine Art von Rath ausmachen ſollten, um über dieſe Angelegenheit beſonders zu berathſchlagen. Ich unterhielt auch, ſtets auf ſeinen Befehl, einen Briefwechſel mit den vornehmſten Proteſtanten, wovon ich freylich, der Meinung des Königs ungeachtet, geſtehe, daß er eben nicht von großem Nutzen war; er verſprach ſich aber, und das mit Recht, das meiſte von einer Reiſe, die er in dieſem Jahr gegen Provence und Languedoc machen wollte, während ich meinerſeits mich nach Poitou begeben und die Weſtſeite von Frankreich viſitiren ſollte.

Ich billigte dieſe Idee, als Heinrich ſie mir mittheilte, auſſerordentlich, und wir beſchäftigten uns lange mit den Zurüſtungen zu dieſer doppelten Reiſe. Die Beſitzergreifung von meiner Statthalterſchaft, die ich nothwendig vornehmen mußte, ſollte der meinigen zum Vorwand dienen. Der König hatte für die ſeinige keinen nöthig, im Gegentheil mußte er vielmehr ganz wohl unterrichtet von dem Gegenſtand ſcheinen, der ſeine Gegenwart in den mittäglichen Provinzen ſeines Reichs erforderte, und ſich öffentlich die ganze Wirkung davon verſprechen, die ſie haben mußte. Ich ſollte unterwegs, oder unter einigem Vorwand auſſer meinem Wege das Orleaniſche, Touraine, Anjou, Poitou, Saintonge, Angouleme, und Guyenne viſitiren, der König aber ebenfalls einen Abſprung nach Berry, Bourbonnois, Lyonnois und Dauphine machen, (7) ſo daß wir beyde zuſammen beynahe ganz Frankreich beſuchen

würden. Wir ſetzten die Zeit unſrer Abreiſe, unſres Aufenthalts und ſelbſt den Ort feſt, wo wir uns wieder treffen könnten, nämlich Toulouſe, und ich hielt die Reiſe des Königs für ſo ſicher, daß ich meine einzige Sorge ſeyn ließ, eilig von Fontainebleau nach Paris zurück zu gehen, um die Regierungs-Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, damit nichts unſre Abreiſe aufhalten möchte, die ſpäteſtens im Monat Junius vor ſich gehen ſollte. Die Privatperſonen, welche beym Conſeil des Königs Rechtsſachen anhängig hatten, betrieben die Beendigung derſelben aus allen Kräften, ſobald das Vorhaben Sr Majeſtät öffentlich bekannt worden war, und die Räthe waren über dieſe Betreibung erfreut, weil ein großer Theil von ihnen, der dem König auf der Reiſe folgen ſollte, die Entſcheidung der unter ihnen anhängig gemachten Rechtsſachen nicht gern dem neuen Conſeil überlaſſen wollte, das der König für die Zeit ſeiner Abweſenheit ernennen würde.

Dieſer ſo gut angelegte Entwurf blieb jedoch, was die Reiſe des Königs betrift, unausgeführt. Die Erklärung dieſes Vorhabens gegen ſeine Höflinge verurſachte allgemein große Bewegungen am Hof, wie gewöhnlich, und ſetzte alles in Unruhe. Da war auch beynahe nicht Einer, der das nicht ungern von dem König hörte, und ſich alle mögliche Mühe gab, ihn von dieſer Reiſe abzubringen. Einige, wie die Miniſter, und andere nahe bey der Perſon des Königs Angeſtellte, um ſich die Koſten einer theuren Reiſe zu erſparen, und alle höfiſche Weichlinge, um der Abmattung und den andern bey dergleichen Expeditionen gewöhnlichen Unbequemlichkeiten zu entgehen; ſo daß, als der König die Sache ſeinen Staatsräthen, die er dazu ausdrücklich nach Fontainebleau kommen ließ, und ſeinen vornehmſten Hofleuten, die er alle deßwegen verſammelte, förm-

förmlich vortrug, man ihm nur Schwierigkeiten entgegenſetzte, ohne den eigentlichen Punkt zu berühren.

Man führte die Unſicherheit der Belagerungen von Oſtende und Ecluſe an, die Furcht vor einem Bündniß zwiſchen Spanien und England, die Handlungsangelegenheit mit Spanien, die Sache des Grafen von Auvergne und der Marquiſe von Verneuil, die neuerlich entſtandene Streitigkeit zwiſchen den Graubündern und den Grafen von Fuentes über Veltlin, wobey Frankreich wegen Venedig und der Schweitz nicht gleichgültig bleiben könnte, alles Sachen, wovon ich ſchon geſprochen habe, oder bald ſprechen werde; kurz, man ſtellte ſo große Unbequemlichkeiten von dieſer Reiſe vor, und wußte ſie noch ſo zu vergrößern, daß der König ſich bewegen ließ, ſie einzuſtellen.

Man fand ſelbſt Mittel, ihn auch ſeine Meynung in Anſehung der meinigen ändern zu laſſen. Angelegenheiten, die beym Staatsrath verhandelt wurden, fiengen an, ihm von ſo großer Wichtigkeit zu ſcheinen, daß er, damit ich ſie, während einer gar zu langen Zwiſchenzeit, nicht aus dem Geſicht verlieren möchte, verlangte, ich ſollte mich dießmal blos auf das einſchränken, was ich thun könnte, ohne aus Poitou zu gehen, und ſollte die Beſuchung der Seeküſten auf ein andermal ausgeſetzt ſeyn laſſen. Ich bin nicht in Abrede, daß nicht ein Theil der bey dieſer Gelegenheit angeführten Gründe, den König von ſeinem Vorhaben abzubringen, von großem Gewicht war, allein ich glaube doch den hauptſächlichſten und ächten angegeben zu haben, und beſtehe noch auf meiner erſten Meynung, daß ſie dem Staat hätte ſehr nützlich werden können.

Wer durch die Nachricht von dieſer Reiſe des Königs in nicht geringe Verlegenheit geſetzt worden ſeyn

mußte, und deſſen Namen man wohl hier nicht erwartete, iſt Lesdiguieres, und das um ſo mehr, da man ſich im Publikum noch mit einer andern trug, daß der Herr Graf von Soiſſons die Statthalterſchaft in denen Lesdiguieres gegebenen Sicherheitsplätzen erhalten ſollte. Er konnte ſogar glauben, daß dieſer nicht ſehr friedliche Schritt des Königs gegen ihn perſönlich gerichtet ſeyn möchte. Man hatte neuerlich ſeinen Briefwechſel mit Bouillon entdeckt. Morgens, der heimlich davon aus Dauphine' Nachricht gegeben hatte, führte Beweiſe davon an, als er nach Paris gekommen war, dieſe Thatſache um ſo mehr außer Zweifel ſetzten, als ſie auch noch durch gedachten du Bourg beſtätigt wurden.

Ich reiſte im Monat Junius ab, und ſchlug den kürzeſten Weg nach Poitou ein, begleitet von mehrern Standesperſonen aus der Provinz, die ſich auf das Gerücht von meiner Reiſe bey mir einfanden. Einige davon hatten dabey weiter keine Abſicht, als mir alle die Ehre zu erzeigen, die man einem Statthalter ſchuldig zu ſeyn glaubt. Allein einige andre, worunter ich ohne Anſtand Richelieu und Pont-Courlay (8) zähle, giengen nur mit, um deſto eher meine Abſichten dabey zu ergründen, entweder durch meine eigne Reden, oder durch Ausforſchung meiner Leute nach allem, was bey mir geſprochen und gethan würde, um alsdann die Häupter der proteſtantiſchen Partey davon zu unterrichten, damit ſie ihre Maasregeln gegen alles nehmen könnten, was ich, wie ſie vorausſetzten, gegen ſie zu Gunſten der Katholiſchen zu unternehmen Befehl hätte, überhaupt, um meine kleinſte Unvorſichtigkeiten, wenn ich mir deren zu Schulden kommen laſſen ſollte, aufzufangen, und zu verſuchen, mich bey dem König ſtrafbar oder verdächtig zu machen. Wenn meinen Feinden einige ihrer ſchlimmen Abſichten gelangen, ſo ſchlug ihnen

doch

doch wenigſtens dieſe letzte fehl. Der regelmäßige Briefwechſel, den der König mit mir unterhielt, ſobald ich mich von ſeiner Perſon entfernen mußte, wurde, wie gewöhnlich, fortgeſetzt, und verſchafte mir nur noch mehr Gelegenheiten, mir ſein Vertrauen zu erwerben, und zu erkennen, wie ſehr er für meine Perſon beſorgt war indem er mich ſehr gnädig erinnerte, daß ich in einem Lande ſey, wo man mir, man möge ſich noch ſo gut verſtellen, ſehr übel wolle, weßwegen ich ſtets auf meiner Hut ſeyn ſollte.

Es iſt wahr, daß die Feinde des Königs und die meinigen Vorkehrungen getroffen hatten, alle meine Bemühung fruchtlos zu machen, und das Volk gegen mich aufzubringen. Die ſicherſte Wirkung verſprachen ſie ſich von der Ausſprengung des Gerüchts, daß ich nur deßwegen nach Poitou käme, um die Eigenthümer der Salzwerke (9) zu zwingen, ſie abzutreten, und um ſie alle für den König zu kaufen. Nirgends ſahe ich mehr böſen Willen gegen mich, als bey denen, die ihn am wenigſten hätten haben ſollen, bey meinen Glaubensgenoſſen, den Reformirten; ich rede jederzeit nur von den Vornehmſten, wiewol ſie ſich äußerlich beſtrebten, mir alle mögliche Ehre anzuthun. Wenn ſie mir die Entdeckung der Geheimniße in ihren Berathſchlagungen verſagten, ſo geſchah es immer unter ſo gut bemäntelten Vorwänden, daß ich mich ſtellen mußte, als wär ich gar nicht unzufrieden darüber. Sie fürchteten Parabre, der ſich vorzüglicher an mich angeſchloſſen hatte, als die andern, wiewol ſie ihn als ſehr eifrig für ſeine Religion kannten, blos weil er von Natur aufrichtig war, und redlichere Abſichten hatte. Sie trugen d'Aubigné und Conſtant auf, ihn nicht zu verlaſſen, ſo lang er ſich bey mir aufhalten würde.

Allein alle dieſe böſe Geſinnungen gegen mich waren auf dieſen engen Kreis dieſer wenigen eingeſchränkt, oder wurden ſehr ſorgfältig verborgen gehalten. Ich wurde mit allen Zeichen der vorzüglichſten Achtung überall empfangen, wo ich mich einige Zeit aufhielt; und wo ich nur durchgieng, kam man mir entgegen, begleitete mich mit Pomp, und hielt Reden an mich. Die Geiſtlichen ſogar zeigten ſich am eifrigſten, und nie hörte ich eine Stichelen auf meine Religion. Die von Poitiers, die in dem Ruf ſtehen, hart und ungeſellig zu ſeyn, machten mir einen ganz andern Begriff von ihrem Charakter, durch ihre ehrerbietige und höfliche Sitten.

Noch mehr überraſchten mich die von la Rochelle. Dieſe hochmüthige Stadt, die ſich gewöhnlich rühmt, nur den König ſelbſt zum Gouverneur zu haben, und nach ihm unter einem ſo wichtigen Maire, der nothwendig aus denen ernannt werden muß, den ſie dem König vorſchlägt, konnte dieſe ſchöne Vorzüge um ſo mehr gegen mich behaupten, da ſie der Strenge nach nicht in meiner Statthalterſchaft begriffen war. Indeſſen fand ich doch da einen Empfang, wie ich ihn kaum hätte erwarten können, wenn ſie mich ſelbſt zu ihrem Befehlshaber erwählt hätte. Ich zog mit einem Gefolge von zwölfhundert Pferden ein. Mit einer ſolchen Bedeckung fürchtet man die Nachſtellungen nicht, vor denen mich der König gewarnt hatte. Die Rocheller öffneten dieſem ganzen Zug ihre Thore, ohne Unterſchied der Perſonen oder Religion, verſchaften für alle, und beynahe in lauter Bürgerhäuſern, Quartier. Bey einem öffentlichen Gaſtmahl, das ſie mir zu Ehren gaben, und zu dem ich mit Prunk eingeladen wurde, ſagten ſie, als auf die Geſundheit des Königs getrunken wurde, wenn Se Majeſtät ihnen die Ehre angethan hätten, vor ihren Thoren zu erſcheinen, wärs auch mit dreyſſig tauſend

Mann

Mann geweſen, ſo hätten ſie ſie ihm geöffnet, und wenn ſie nicht groß genug geweſen wären, ſo hätten ſie dreyhundert Toiſen von ihrer Mauer niederreiſſen wollen, um ihn einzulaſſen. Ich ſah nichts als Verehrung, und hörte nichts als Lobeserhebungen dieſes Herrn. Sie verſicherte mir ebenfalls mit den ſchmeichelhafteſten Lobpreiſungen, wenn ich auch zwey und dreymal mehr Leute bey mir gehabt hätte, würden ſie doch nicht andres verfahren ſeyn.

Die gedachte Gaſterey beſtand aus ſiebenzehn Tafeln, jede wenigſtens von zwanzig Gedecken, und am folgenden Tag gab man mir eine Kollation ſo prächtig als die Malzeit geweſen war. Man veranſtaltete dabey auch Vorſtellung eines Seetreffens, zwiſchen Coreilles und Chef-de-Baye, wobey zwanzig Franzöſiſche Schiffe eine gleiche Anzahl Spaniſcher angriffen. Die Spanier wurden beſiegt, und, an Händen und Füßen geſchloſſen, vor ein öffentlich ausgeſtelltes Gemälde des Königs gebracht, und dann auch mir, als ſeinem Generalſtatthalter, vorgeſtellt. Nichts war dabey vergeſſen, was dieſes Schauſpiel vollkommen machen konnte, Kleider, Waffenfarben, Flaggen und Wimpel. Ich vergalt dieſe gute Aufnahme in Rochelle damit, daß ich ihnen im Namen des Königs, deſſen Lobrede ich öffentlich machte, die Befreyung ihrer Gefangenen zugeſtand. Dieſe und den Herrn von Luſſan ausgenommen, beſtrafte ich alle diejenige, die den Handlungsverträgen zuwider gehandelt hatten, mit Strenge. Der König war zufrieden, die Stadt Rochelle vermocht zu haben, dieſe Gnade von ihm zu erbitten, die er ihr übrigens gut zu verkaufen wußte. Ich erfuhr zu Poitiers Umſtände, die mich den Grafen von Auvergne noch ungleich ſchuldiger finden ließen, als ich gedacht hatte.

Die wenige Zeit, die mir der König gestattet hatte, die Angelegenheiten in der Provinz in Ordnung zu bringen, machte, daß ich die Bereisung von Hoch- und Nieder-Poitu auf eine andere Zeit aussetzen mußte; ich konnte nicht mehr von ihm erhalten, als die Erlaubniß nach St. Jean d'Angely und nach Brouage zu gehen, indem ich ihm vorgestellt hatte, daß diese Reise nothwendig sey, wäre es auch nur um dem Volk dieser Gegend den Wahn zu benehmen, daß der König ihre Salzwerke an sich ziehen wolle. Ich ging von la Rochelle an diese beyde Oerte, wo ich von den Herren von Rohan und St. Luc besser empfangen wurde, als ich erwartet hatte. Ich that mein Möglichstes, um Rohan zu seiner Pflicht zurück zu bringen. Ich sprach mit ihm von seinen Verständnissen in England, und rieth ihm Durand aufs bäldeste von dort abzurufen. Er bezeugte sich darüber, wahr oder verstellt, äußerst erstaunt; beklagte sich über die Verläumdungen seiner Feinde; wollte nichts von Durand wissen, und bekannte sich, um mich von seiner Aufrichtigkeit zu überzeugen, zu einigen Dingen, z. B. zu dem Pferd, das er dem König von England zum Geschenk gemacht habe, wobey er jedoch versicherte, daß er die Erlaubniß dazu vom König gehabt habe, deren er sich leicht wieder erinnern würde.

Von St. Jean nahm ich den Weg nach Paris über Thouars, wo ich den Herzog von la Tremouille sprechen wollte. Ich versah mich bey ihm keiner so gefälligen Aufnahme, als ich fand, da ich wußte, wie sehr wehe es ihm that, mich in dem Besitz einer Statthalterschaft und in Ehrenstellen zu sehen, die er so sehr gewünscht hatte, daß er sich öffentlich darum bewarb. Ich unterhielt ihn verschiedenemal von allen den Ursachen, welche die Reformirten dem König gaben, sich über sie zu beschweren, und das that ich selbst in Beyseyn

ſeyn der Herren Parabère, St. Germain de Clan, Beſſes, la Valliere, Conſtant, d' Aubigné, (dieſe verlieſſen einander nie) und Preaux, la Ferriere und la Sauſſaye. Alle dieſe Perſonen entrüſteten ſich ſehr über die Falſchheit der Beſchuldigungen, die man gegen ſie bey dem König vorgebracht habe, und verſicherten dreuſt ihre Treue und Ergebenheit gegen den König; und, um mich deſto beſſer zu hintergehen, begleiteten ſie alle dieſe Verſicherungen mit ſo vielen Höflichkeiten und ſogar niederträchtigen Schmeicheleyen gegen mich, daß ſie auf der entgegengeſetzten Seite ausſchweiften.

Durch alle ihre Verſtellungen entdeckte ich aber dennoch ihre Entwürfe, und da ich in ihrer Gegenwart das Geſpräch auf die Lage der Sachen in Spanien und England lenkte, ſo verriethen ſie ſich ſelbſt unvermerkt, und ich konnte nicht länger zweifeln, daß dieſer ganz kleine Hof von Anhängern der Herzoge von Rohan und la Tremouille die unzufriedenen und unbothmäßigen Geſinnungen hegte, deren ſie bey dem König beſchuldigt worden waren. Allein ich entdeckte zugleich, und die Nachrichten, die mir meine Stelle in der Provinz verſchaffte, gaben mir in der Folge alle mögliche Gewißheit darüber, daß dieſe Herrn zum Glück weiter nichts über die übrigen Proteſtanten vermochten. Es waren nicht mehr, wie ehmals, dieſe unbeſchränkten Oberhäupter, die mit Einem Wort alle Stimmen lenkten; man floh ſie vielmehr wie Verpeſtete, wenn ſie zu den Berathſchlagungen in die Verſammlungen kamen; ſie hatten ſich ſelbſt das Spiel durch ihre eigne Unvorſichtigkeit verderbt, indem ſie den ganzen Körper zu ſo gewagten und gefährlichen Schritten verleiteten, daß auch dem kurzſichtigſten die Augen endlich darüber aufgehen mußten; und das Vortheilhafteſte, was man noch von ihnen ſagen kann, iſt, daß ſie noch in der beſ-

ſondern

ſondern Partey ſelbſt wieder eine abgeſonderte Partey ausmachten. Aber dieſe war ſo ſchwach, daß ſie ſich nur noch durch eine leere Behauptung eines Anſehens erhielt, von der ihr nichts als ein Schatten mehr übrig war.

Ich verſäumte nicht aus dieſer ſo günſtigen Lage Vortheil zu ziehen. Ich zog das Volk vollends aus ſeinem Irrthum, zerſtörte die gefährlichen Gerüchte in Anſehung der Salzwerke, Salzſteuer und andrer Monopolien, deren man ſich bedient hatte, um es aufzubringen. Man fing an, den König beſſer kennen zu lernen. Alle Ideen von Bedrückung und Sklaverey verſchwanden. Den Proteſtanten insbeſondere machte ich begreiflich, es ſey falſch, daß Heinrich je daran gedacht habe, ſie von Aemtern und Würden im Staat auszuſchließen; ſein groſſer Grundſatz ſey vielmehr immer geweſen, genau das Gleichgewicht zwiſchen beyden Religionstheilen zu halten. Ich zeigte ihnen auch noch, wie ſehr das Vorurtheil ſie gegen Clemens VIII. verblendet habe, der jederzeit den Krieg gegen die Reformirten ausgeredet habe, alſo weit entfernt geweſen ſey, nur auf ihre Ausrottung zu denken und auszugehen.

Thaten vollendeten, was ich mit meinen Worten nur angefangen hatte. Ich theilte Penſionen an diejenigen von der reformirten Partey aus, welche zum Frieden gerathen und dem König gut gedient hatten; und um ſie vollends ganz zu überzeugen, daß ſie ſich in ihrer guten Meynung von den rechtſchaffenen und billigen Abſichten ihres Herrn nicht geirrt hätten, zeigte ich ihnen das Verzeichniß von den Verbeſſerungen, die er im Staat vorzunehmen geſonnen ſey, ſo wie man es oben geſehen hat, und ſie waren ſehr erfreut darüber. Ich kann ſagen, daß ich durch alle dieſe Mittel die Partey des Herzogs von Tremouille ſo ſehr erſchütterte, daß

ſie

ſie nach dieſem nicht mehr auf ſechs Perſonen von Bedeutung rechnen konnte. Dem Herzog von Bouillon fiel es ſo empfindlich, ſehen zu müſſen, daß er den Reſt von Anſehen, den er bis dahin in dieſer Gegend von Frankreich noch zu erhalten gewußt hatte, vollends verloren habe, daß er ſich entſchloß, ſeine übrigen Tage vollends in der Art von Verbannung zuzubringen, die ihn wider ſeinen Willen ruhig an dem Hofe des Churfürſten von der Pfalz aufhielt. Dieſe Behauptung iſt nicht gewagt. St. Germain, dem keines der Geheimniſſe des Herzogs verſchloſſen war, ſchrieb es an la Sauſſaye, dem er ſo gut trauen zu dürfen glaubte, als ſich ſelbſt; aber la Sauſſeye gab mir den Brief von St. Germain, und ich zeigte ihn dem König.

Nachdem ich auf dieſe Art alles gethan hatte, was mir die Lage der Umſtände und die Kürze der Zeit erlaubten, ſo gehorchte ich dem dringenden Verlangen des Königs, das er mir in allen ſeinen Briefen wiederholt hatte, aufs ſchleunigſte zurück zu kommen, und folgte kurz nach meinem letzten Brief von Thouars vom 16. Jul. Ich reiſte von da ab, nachdem ich noch einen Beſuch bey dem Herzog von Tremouille gemacht hatte. Er befand ſich ſchon bey meiner Ankunft nicht allzu wohl; ich verließ ihn bey meiner Abreiſe todtkrank; und er ſtarb (10), ohne daß er je wäre dahin zu bringen geweſen, den König zu beſuchen. Mit ſeinem Tod fiel eins der Häupter der Aufrührer.

Ich kam am 22. nach Paris, wo ich ein Billet vom König vom 18. fand, worin er mir auftrug, in alle Gegenden der Normandie, Bretagne und Poitou, die ich hatte bereiſen wollen, zwo vertraute Perſonen (ich wählte Nicolai und Bois) zu ſchicken, und ſelbſt zu ihm nach Monceaux zu kommen, wo er ſeine Brunnenkur

nenkur vollends brauchte, und mich erwartete. Aus dem gnädigen und liebreichen Empfang sah ich, daß ich das Glück gehabt hatte, seine Erwartungen zu befriedigen (11). Ich unterhielt ihn drey Tage nach einander von den Angelegenheiten, die den Gegenstand meiner Reise ausgemacht hatten, und erzählte vollends mündlich, was in den Berichten in meinen Briefen an ihn oder Villeroy mangelhaft geblieben seyn mochte.

Man wollte sagen, der Herzog von Epernon habe sich damals in Guyenne so betragen, daß er sich dadurch in den Augen des Königs mehr als je verdächtig gemacht habe, ich hätte die Sache bestätigt und dem Herzog bey dieser Gelegenheit alle schlimme Dienste eines Todtfeindes gethan. Ich erkläre mich hier aufs nachdrücklichste gegen diese Sage, so fern sie mich betrifft; ich erkläre sie für falsch in Ansehung der darin angegebnen Thatsache gegen die Ehre Epernons, und halte sie für eben so ungegründet in Ansehung der Gesinnungen die man dadurch dem König gegen ihn zuschreibt. Es scheint, daß der Brief, den er an den Herzog wegen dem Streit du Plessis mit dem Bischoff von Evreux schrieb, hinreichen möchte diese Gesinnungen zu beweisen, denn er nennt ihn darin seinen Freund, eine Benennung, die er nicht gern denen gab, die er derselben nicht würdig glaubte.

Hiezu setzen wir noch eine Wahrheit, von der ich genaue Kenntniß habe, die nehmlich, daß der König seit dieser Zeit Epernon bey einer Menge Sachen verbindlich zuvorkam, und mir oft sagte, ich sollte ihm Besuche machen, und andre Freundschaftsdienste erzeigen, ehe ich welche von ihm erhielte. Ob man Heinrich etwas zum Nachtheil des Herzogs während seines Aufenthalts in Guyenne vorgebracht habe, kann ich weder verneinen noch

noch behaupten; das einzige was ich noch weiß, iſt, daß der König nach dem Briefe Epernons an ihn und mich durch Perronne keinen Verdacht mehr gegen ihn hatte. Die Aufrichtigkeit und das Zeugniß eines guten Gewiſſens leuchten aus ſeiner Unterwerfung und dem Erbieten, ſich auf den erſten Befehl des Königs ſelbſt zu ſtellen, um mit ſeiner Perſon für ſeine Geſinnungen zu haften, ſo unverkennbar hervor, daß nichts dagegen einzuwenden bleibt. Jedermann wurde bekannt, was zwiſchen dem König und dem Herzog zu Lebzeiten und ſelbſt nach dem Tod Heinrichs III. vorgieng, und wie ſehr ſich Heinrich IV. deswegen über ihn aufgebracht zeigte. Mehr braucht es nicht. Vergeſſenheit der Beleidigung iſt eine ſeltne, und gewöhnlich noch ſeltner geglaubte Tugend bey großen Herrn. Man hat die auffallende Beweiſe außer Acht gelaſſen, die Heinrich bey mehr als Einer Gelegenheit von dieſer ächten Seelengröße gegeben hat, welche verzeihen lehrt; und alles, was er in der Folge für Epernon gethan hat, führt den Beweis noch vollſtändiger, daß er ſie gegen ihn ausübte.

Was mich betrifft, ſo könnte ich, ſtatt daß ich in der angegebenen Zeit ein Feind Epernons geweſen ſeyn ſollte, tauſend Beweiſe von einem guten Vernehmen unter uns anführen; ich denke aber, mein Wort ſoll hinlänglich zu meiner Beglaubigung und ſeiner Rechtfertigung ſeyn. Man hat mich bis jetzt noch immer ſo unfähig gefunden, meinen Haß und meine Freundſchaft zu verbergen, als einen Unſchuldigen zu unterdrücken und einen Staatsverbrecher in Schutz zu nehmen. —

Epernon that in Guyenne einen ſo unglücklichen Fall, daß er das Schenkelbein und den Daumen brach, und an der Schulter und dem Ellenbogen ſtark verwundet wurde, was ihn nöthigte, vierzig Tage im Bett auf dem

dem Rücken zu liegen. Ich schrieb ihm wegen dieses verdrüßlichen Vorfall, und er dankte mir darauf mit eben der Gewogenheit, wovon alle seine Briefe gewöhnlich voll waren, denn er behandelte mich damals als Freund, und ich war auch sein Vertrauter in allem, was die Person des Königs betraf (12). Ein andrer meiner Freunde, der aber nie aufgehört hatte es zu seyn, von dem ich auch in diesem Jahr vertraute, freundschaftliche und höfliche Briefe erhielt, ist Bellegarde. Sie sind von Dijon datirt; er befand sich damals in seiner Statthalterschaft Bourgogne. Ich komme nun auf den Grafen von Auvergne zurück, um diese Angelegenheit umständlicher vorzunehmen.

Es hatte nur von dem König abgehangen, diesem unruhigen Kopf alle Mittel, Anschläge gegen den Staat zu machen, zu benehmen. Die Gelindigkeit, mit der Er ihn so übelangebracht behandelte, da Er den Marschall von Biron bestrafen ließ, war die Ursache seines Rückfalls, so wie die Schwachheit, die Er wegen der Marquise von Verneuil stets gegen dieses ganze Haus gezeigt hatte, nur zu dessen Bestärkung in seiner ersten Empörung diente. Es wäre vielleicht noch jetzt nicht schwer gewesen, die Gelassenheit, die Er hatte empfinden lassen, wieder zu finden, als er die Nachrichten von den neuen Verrichtungen des Grafen von Auvergne in Spanien erhielt, und man von der Gefangennehmung Morgans (13), den er bey seinen heimlichen Ränken brauchte, die um diese Zeit erschah, mehr Aufklärung in der Sache erwarten konnte. Allein der König begnügte sich, den Escures durch mich nach Auvergne, wo sich der Graf damals aufhielt, abschicken zu lassen, um das ganze Complot zu entdecken, und ihn in Güte zu überreden, daß er sich Sr Majestät zu Füßen werfen sollte.

Auvergne

…vergne begriff, daß er keine andere Wahl hätte. …Gefangennehmung Morgans hatte ihm seinen …n Plan verrückt. Seine Maaßregeln waren …gut genug genommen, um hoffen zu dürfen, daß …Absichten verborgen bleiben könnten, und seine …rse noch nicht weit genug vorgerückt, daß er die …e abnehmen durfte. Er fürchtete den Grafen …e Gräfin von Entragues und sein ganzes Haus …eine Flucht einer schimpflichen Behandlung aus…. Er gab also d'Escures Gründen nach, und …ch, sich von ihm an den Hof führen zu lassen, …dem König seine geheimsten Geheimnisse und …einen gewissen Brief von seiner Schwester von …ersten Wichtigkeit mitzutheilen, wenn ihm der …versprüche, ihn wieder zu Gnaden anzunehmen. …Original dieses Briefs von der Marquise von …al fiel mir erst im folgenden Jahr in die Hände, …an wußte nicht recht, was man darauf bauen …weil der Bruder und die Schwester bald einig, …gespannt waren, daß sie einander nicht ausste…nten. Das Merkwürdigste daraus ist, daß sie …Bruder ermahnte, auf einen guten Zufluchtsort …ends bedacht zu seyn, worauf sie selbst umgieng.

… Umstand, der die Aufrichtigkeit des Grafen …Versprechungen, die er d'Escures machte, sehr …el setzen muß, ist, daß er zu gleicher Zeit, da …n nach Paris abreiste, Perrne nach Spanien …. Der Bischoff von Montpellier entdeckte …schrieb es dem König; dieser wollte sich aber …einmal um seinen schönen Versprechungen …lassen. Er befahl nur, daß das Parlement …dem Rechten Morgans Proceß einleiten und …te, damit die Entdeckung des Verbrechens …de, die er der ganzen darein verwickelten Ge…

vergnischen Familie wiederfahren lassen wollte, desto mehr Gewicht geben möchte. Alles, was er dabey gewann, war die endliche Zurückerhaltung des berufenen Eheversprechens (14), deren Zurückgabe er so lange vergeblich von seiner Mätresse gesucht hatte; sie geschah in Gegenwart der Herren Graf von Soissons, Herzogs von Montpensier, des Kanzlers, Sillerey, la Gueute, Jeannin, Gevres Villeroy, damit man diese Zurückgabe in der Folge weder durch eine Einschränkung, noch durch Wegläugnung entkräften könnte. Es wurde sogar eine Urkunde ausgefertigt, daß dieß die ächte und einzige Verschreibung des Königs hierüber sey, und Entragues Erklärung dieser Aussage gleichlautend beygebogen.

Dieses Benehmen Heinrichs war nicht darnach eingerichtet, daß es den Grafen hätte klüger machen können. Auch fieng er wirklich seine Verständnisse wieder beynahe unter den Augen des Königs an. Die einzige Vorsicht, die er anwendete, war darauf gerichtet, den König zu betrügen, der sich auch lange durch seine verstellte Aufrichtigkeit täuschen ließ. Endlich aber wurde das ganze Geheimniß noch einmal entdeckt durch Briefe von und an Auvergne, die Lomenie in die Hände fielen, und die dieser sogleich dem König brachte. Dieser gestand nun freylich seinen ganzen Fehler, aber zu spät. Denn, mag ihn sein eigner Scharfsinn, oder mögen ihn andre gewarnt haben, er hatte Zeit sich vom Hofe wegzumachen, ehe man das Vorhaben, ihn gefangen zu nehmen, ausführen konnte, und er mochte sich wohl, nach der Gefahr, die er da gelaufen war, vorgenommen haben, nie wieder dahin zurück zu kehren, und sogar, auf das erste Zeichen, daß etwas gegen ihn im Werk sey, Frankreich ganz zu verlassen.

Der König theilte mir die Verlegenheit mit, in die man durch seinen Fehler gerathen war. Man ließ

d'Esw-

d'Escures wieder nach Auvergne abgehen, er machte so-
gar zwo Reisen dahin schnell auf einander; allein die
Mittel, die erst so gut angeschlagen hatten, blieben
dießmal fruchtlos. D'Auvergne wußte immer die ver-
langte Rückkehr an den Hof abzulehnen, und das auf
eine so unbefangene Art, daß man selbst nicht einmal
aus seiner Weigerung einen Beweis für seine Schuld
nehmen konnte, wie man die Absicht gehabt hatte. Er
machte die schönsten Versprechungen, und schien immer
auf dem Sprung, abzureisen. Man mußte sich also
endlich entschließen, das einzige noch übrige Mittel,
seine Gefangennehmung zu versuchen, was nicht gar
nicht auszuführen zu seyn schien.

Ich warf die Augen auf einen Mann, der mir sehr
geschickt dazu zu seyn schien, diesen Streich glücklich
durchzusetzen; es ist der Schatzmeister Murat. Sein
persönlicher Haß gegen den Grafen von Auvergne, sei-
ne Verständnisse im Land, die Leichtigkeit, sich lange im
Land aufhalten zu können, ohne Verdacht zu erregen,
eine Entschlossenheit zu einem Gewaltstreich, und
eine Begierde dem König gut zu dienen, waren so viele
vortreffliche Anlagen, die es zu verbürgen schienen, daß
er sich mit Ehre aus der Sache ziehen würde. Ich
nannte ihn dem König, als er mit mir von dieser Sa-
che sprach, und Er genehmigte ihn. Ich ließ Murat
kommen, mit dem ich anfangs mit aller Vorsicht zu
Werk ging, die eine solche Eröffnung fodert. Als ich
sah, daß er, statt Gründe vorzubringen, um den Vor-
schlag abzulehnen, meinem Antrag selbst zuvor kam,
so erklärte ich mich deutlich, und sah, daß ihm der
Vorschlag nicht mißfiel. Er verlangte weiter nichts
als eine Vollmacht dazu unter dem großen Siegel.
Sie wurde ihm ausgefertigt und sehr geheim gehalten.
Da man noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hatte,

daß d'Escures den Grafen vielleicht noch an Hof bringen könnte, in welchem Fall Murat nichts zu thun hatte, so befahl ich ihm, indem ich ihm seine Verhaltungsbefehle gab, nicht anders als mit d'Escures zu handeln, und vor jedermann die Rolle, die man ihm bey dieser Sache habe geben wollen, zu halten, wenn man seiner weiter nicht nöthig haben sollte. D'Escures reiste am 17. August nach Auvergne ab; dieß war schon seine dritte oder vierte Reise dahin. Murat folgte ihm einige Tage darauf mit Vollmachten an die Städte und Landrichter, welche nur an Ort und Stelle ausgefüllt werden sollten. Unterdessen hatte man Briefe des Grafen mitgetheilt bekommen, worin seine Furcht und Scham so ausgedrückt waren, daß der König wohl urtheilen konnte, er würde sich nie entschließen, wieder bey Hof zu erscheinen, und daher für dienlicher hielt, daß d'Escures sich hüten sollte, im Namen des Königs weiter in ihn zu dringen, um ihn nicht noch schüchterner zu machen. Murat erhielt Befehl, allein zu agiren, und d'Escures, wachsam zu seyn, um noch vollständigere Aufklärungen über Auvergnes Gewerbe in Spanien einzuziehen, und wo möglich den Vertrag aufzufangen, den er bereits mit dem Spanischen Staatsrath gemacht haben mußte. D'Escures führte dieß mit solcher Geschicklichkeit aus, daß der Graf gar nichts davon merkte, so fein und wachsam er auf die Schritte des Staatsraths war.

Ein kleines Geldgeschäft, das ein Bruder des Murat mit dem Grafen hatte, war der ganz schicklichen Vorwand für diesen, um zu ihm zu gehen. Nachdem dieß abgethan war, fieng der Graf von selbst an, Murat von der Lage seiner Angelegenheiten im Verhältniß zu dem Hof zu unterhalten. Der Agent des Königs schien also in seinen eigenen Worten Veranlassung gefun-

den

n zu haben, den Rath, den er ihm unter den jetzigen
mſtänden ertheilte, darnach einzurichten. Auvergne
ündete ſtarken Verdacht auf die Anträge, die er im
amen des Königs erhalten hatte, ſich wieder an den
of zu zeigen; und darauf, daß d'Escures, indem er
n zu dieſer Reiſe zu bereden ſuche, ihm doch den An-
eil, den der König daran habe, nicht zu kennen ſchie-
, verſicherte er, daß er dieſe Reiſe nicht machen, und
ber ins Ausland gehen, als ſich ſo in die Hände ſei-
r Feinde liefern würde. Er führte das Beyſpiel des
arſchalls von Biron an, das ihn abzuſchrecken ſchien.
r ſagte, da er ehmals das Unglück gehabt habe, ſei-
n König zu beleidigen, ſo könne er ſich nicht entſchlie-
n, wieder vor ihm zu erſcheinen, ehe er durch ſeine
ienſte das Andenken daran, das noch übrig geblieben
n könnte, vertilgt hätte, und ohne mit einer neuen
undlichen Beſtätigung die Abolition erhalten zu ha-
, die ihm der König zugeſtanden habe. Endlich
b er zu verſtehen, er habe nicht Luſt, ſich dem Hof
zuvertrauen, weil er die Nachrichten von der Gefahr,
ihn da erwarte, von Perſonen am Hofe ſelbſt ha-
, Leuten vom erſten Rang, die genau um die Sache
ßten, und auf die er ſich ſicher verlaſſen könne.

Murat, der ſich auf dieſe Art zum Vertrauten ge-
cht ſah, antwortete mit angenommener Einfalt, er
ſich könne eben nicht ſehen, wiefern es für den Gra
unthunlich ſeyn ſollte, wieder bey Hof zu erſcheinen,
er ſeinen Fehler dem König geſtanden und von ihm
rzeihung erhalten habe, was einen groſſen Unter-
ied zwiſchen ihm und dem Marſchall von Biron mac
; nur ein Rückfall von ſeiner Seite könnte ihn zu
eifeln berechtigen, indem Heinrich noch nie jemand
n Wort gebrochen habe; ſein eignes Gewiſſen müſſe
n daher am beſten rathen können. D'Escures und

er arbeiteten mit dem nehmlichen Anschein von Aufrichtigkeit, um ihn sicher und gegen seine Warner mißtrauisch zu machen.

Auf dieß alles antwortete der Graf nichts, als er wolle nichts wagen, wo sein Kopf aufs Spiel gesetzt werden könnte; er werde weder von dem König, noch von der Königin, noch den Prinzen vom Geblüt geliebt; der Oberstallmeister sey sein Todfeind; das Stillschweigen seiner Freunde bey dieser Gelegenheit sey ein sichrer Beweis, daß sein Untergang beschlossen sey; niemand rede für ihn beym König; er erhalte keine Briefe von Villeroy, Sillery oder mir, weil wir den Verwurf verhüten wollten, die Werkzeuge seines Untergangs gewesen zu seyn; auch der Connetable schreibe ihm nicht, aus Furcht, sich selbst verdächtig zu machen. Die Marquise von Verneuil war die, über die er am meisten unzufrieden schien. Er sagte, in Ermanglung eines wirklichen Verbrechens wäre seine Schwester fähig, ihm welche anzudichten, um nur auf seine Unkosten sich mit dem König wieder auszusöhnen. Er schloß mit neuen Schwüren, daß er sich nicht aus seinem sichern Aufenthalt locken lassen würde. Da er nicht argwohnte, daß Escures und Murat in der Absicht gekommen seyen, ihn dazu zu bereden, so sagte er ihnen, er habe geträumt, Vitry werde in drey Tagen ankommen, um ihn durch glatte Worte einzunehmen, er würde es aber vergeblich versuchen.

Dieser Zufluchtsort war Vic, ein elendes Haus, ohne alle Bequemlichkeit, allein mitten im Wald, wo Auvergne den ganzen Tag zubrachte, unter dem Vorwand zu jagen. Hätte man auch keine Beweise von seinem Verbrechen gehabt, so zeugten doch seine Furcht, seine Unruhe, seine heftige Gemüthsbewegung, die so hoch stieg, daß sie seinen Verstand zum Theil verrückte,

sein

ſein ganzes Anſehn, ſeine Geſichtszüge, ſeine ganze Perſon laut genug gegen ihn. Er führte das elendeſte Leben von der Welt. Seine innerliche Leiden rächten ſchon zum voraus den König und den Staat. Er wagte weder zu Haus zu bleiben, noch ſich davon zu entfernen. Man ſah ihn in keiner der benachbarten Städte mehr. Er ging nicht mehr zu ſeinen beſten Freunden unter dem benachbarten Adel, und traute ſeiner eignen Mätreſſe nicht mehr, welches eine gewiſſe Frau von Chateau Gay war. Er beſuchte ſie nicht in ihrem Hauſe; wenn er ſie ſehen wollte, ſo hielt er ſeine Rendesvous in einem abgelegenen Dorf, oder wohl auch im freyen Felde, immer bey Nacht, und nie zweymal nach einander auf derſelben Stelle. Bediente mußten auf den Anhöhen umher Wache halten, und ihm, wenn ſie jemand kommen ſahen, mit einem beſonders dazu beſtimmten Horn ein Zeichen geben; bisweilen waren es auch Hunde, die er zur Wache brauchte.

Mit dieſen Vorſichtsanſtalten bot er allen ſeinen Feinden Trotz, und rühmte ſich mit Uebermuth und noch mehr Unvorſichtigkeit, ſie alle anzuführen, und ihnen auf jeden Fall zu entkommen. Allein bey dieſem allem war nichts feſtes in ſeinen Entſchlüſſen. Er wollte nie zween Augenblicke nach einander daſſelbe; und dieſer ſo gut berichtete Menſch kannte ſelbſt die, die gerade zu ſeinem Verderben gekommen waren, ſo wenig, daß er aus ihnen ſeine Freunde machte, ſie zu ſeinen Rathgebern nahm, und tauſendmal bereit war, ſich ihnen ganz anzuvertrauen; Klugheit iſt freylich keine Eigenſchaft, die ſich gern mit einem böſen Gewiſſen paart. Hätte Auvergne nur ein wenig Gebrauch von ihr machen können, ſo hätte er geſehen, daß da keine Sicherheit mehr für ihn ſey, wenn er ſich nicht eiligſt nach Spanien machte, und dieß iſt vielleicht das

Einzige, woran er nicht dachte. In dem Augenblicke, als er d'Escures und Murat entschlossen schien, sich nicht in Gefahr zu begeben, führte er eine ganz verschiedene Sprache gegen sie. Er bestellte sie einst drey Meilen von seiner Wohnung. Dieser Befehl setzte sie erst in Unruhe; sie gingen jedoch hin, und er sagte ihnen, er sey entschlossen vor dem König zu erscheinen. Der König, dem sie sogleich Nachricht davon gaben, und der es noch mehr glaubte, weil noch ein falsches Gerücht dazu gekommen war, schrieb mir am 19. November, Auvergne sey in Moret, im Begriff nach Paris zu kommen. Sie waren hierinn nicht von dem Grafen betrogen worden; er selbst war es durch seine eigne Unbeständigkeit; denn er war der erste, der sie bey sich zurück hielt, als sie ihm sagten, daß sie wieder fort wollten, und er beschied sie zur letzten Antwort auf Fougers Ankunft, von dem er sich grose Aufklärungen versprach, und sie schienen aus bloßer Gefälligkeit darein zu willigen.

Ich habe alle diese Umstände aus den Briefen Murats. Ich erhielt deren sogar vom Grafen selbst um diese Zeit. Er hatte sich bey den beyden Geschäftsträgern beklagt, daß er auf vier Briefe, die er mir geschrieben haben wollte, keine Antwort erhalten habe. Ich erhielt auch wirklich vier von ihm, allein auf Einmal, und von so gleicher Schrift, obschon sehr weit auseinander datirt, daß ich gleich sah, was ich davon zu halten hätte. Es scheint, er habe im Anfang nicht auf mich gedacht, aber seine Gründe zu haben geglaubt, um sich nicht an mich zu wenden; in der Folge aber dieß Mittel für dienlich zu seiner Wiederaussöhnung gehalten, denn er sprach oft mit ihnen von mir. Er bediente sich also des abgenutzten Kunstgriffes, seine Briefe zu antedatiren, um mir zu beweisen, daß er immer diesen Gedanken gehabt habe.

Wenn

Wenn die Abſicht des Grafen war, von mir ein
erſprechen heraus zu bringen, das er hernach als Cau-
n brauchen könnte, ſo betrog er ſich ſtark. Ich ant-
rtete ihm zwar, allein ſo, als wenn ich ihm nichts
ſeres noch ſichereres zu ſagen hätte, als was ich auch
n Marſchall von Biron in einem mit dem ſeinigen
nlichen Fall geſagt hatte. Er ſah ſich als Staats-
brecher behandelt, ohne daß dieß ſein Mißtrauen ver-
ren konnte; und überhaupt war dieſe Antwort eine
ſchrift von eben dem Brief, den ich an dieſen Mar-
ll geſchrieben hatte; er konnte es auch nicht lüg-
en, da ich es ihm geradezu ſagte. Durch dieſen
nrpcamp von wirklich ganz neuer Erfindung gab ich
vergne zu verſtehen, daß er weder dem König wi-
ge Geſinnungen gegen ſich beymeſſen, noch die
chſchläge, die ich ihm wegen der Einrichtung ſeines
ragnus ſchen oft zuvor gegeben hatte, vernachläſſigen,
andre Thatſachen und Gerüchte vorausſetzen dürfe,
die er in ſeinen eignen unruhigen und aufgejagten
wiſſen gegründet fände. Dieß war alles, was ich
Strafbaren ſchrieb; und er fand es in ſeinem Unfall
ugloß, daß er äußerſt zufrieden damit war.

D'Eſcures und Murat fanden endlich eine Gelegen-
wie ſie ſie längſt ſuchten. Man hielt Muſterung
die Schwadron von Chevauxlegers des Herrn von
dome. Sie eröffneten dem Herrn von Eure (beſſer
), dem Commandeur derſelben, den Entwurf, den
rauf bauten, und da die Staabsofficiers die Hän-
zu boten, ſo wurde die Sache folgendermaßen vor-
nmen. Von Eure ging zu dem Grafen, und ſagte
da er General über die ganze leichte Reiterey ſey,
ürde er ſich ohne Zweifel bey dieſer Muſterung ein-
n, Auvergne ſah keine Gefahr dabey, denn auf-
n, daß er ein Pferd ritt, das, wie er ſagte, den

Wind überhohlte, und das er wirklich gewöhnt hätte, zehn Meilen in einem Rennen zu machen, hatte er sich auch vorgenommen, in keinen geschlossenen noch engen Ort zu gehen und noch viel weniger abzusteigen. Er kam also; (Philibert von) Nerestan ritt vor, um ihn an der Fronte seines ganzen Corps zu bewillkommen, auf einer elenden Mähre, und nur mit vier Bedienten; allein diese Bedienten waren vier starke entschlossene Soldaten, die man in die Livree gesteckt hatte. In dem Augenblick da Nerestan sein Kompliment machte, fallen zween von diesen Soldaten dem Grafen in den Zügel und die zween andern ergreiffen ihn bey einem Bein, werfen ihn auf der andern Seite vom Pferd, und fallen dann so rasch über ihn her, daß er keine Zeit hatte, weder seine Pistolen noch seinen Degen zu ziehen, und noch weniger zu entfliehen. Er wurde in guter Verwahrung nach Paris gebracht, und in die Bastille gesetzt (15).

D'Entragues wurde zu gleicher Zeit gefangen genommen, und die Marquise von Verneuil beyden Schuldigen einigermassen zugesellt, weil sie auf Befehl des Königs Hausarrest bekam, wo (16) sie unter der Verwahrung des Chevalier du Guet blieb. Diese Beygesellung rettete dem Stiefvater und Bruder das Leben. Sie wagten es anfangs nicht, dies zu hoffen, und nach so vielen Rückfällen erwartete es das Publikum noch weniger, besonders da man ihren Proceß nach aller Strenge anfing. Der Graf von Auvergne eröffnete den König alle seine Verständnisse in und ausser dem Königreiche. Man brachte auch das oben gedachte Versprechen einer Verbindung zwischen ihm und den Herrn Bouillon und Biron heraus, das der König nie von ihm hatte erhalten können.

Die Kommunikatien zwischen dem König und der Marquise von Verneuil, fing um diese Zeit ebenfalls wie-

der

ter ſtark an; zwar nicht eben über denſelben Gegenſtand, denn ich glaube wohl, daß man keine große Strenge von ihm gegen ſie erwartet. Er konnte ſich nicht entſchließen, ſie einen einzigen Augenblick an ſeiner Begnadigung zweifeln zu laſſen. Mit Mühe beobachtete er noch einigermaßen den äußerlichen Wohlſtand, indem er ihr durch verſchiedene Abgeſchickte ſagen ließ, daß ſie dieſe Gnade nur durch eine gänzliche Unterwerfung unter die Bedingungen, die er vorſchriebe, erhalten würde. La Varenne, Sigogne und der ganze Hof wurde zu dieſen Bothſchaften gebraucht, welche, ſo wie ſie gingen, im Grund nichts anders waren, als das Entgegenkommen eines Liebhabers, der ungeachtet ſeines Zorns fürchtet, ſeiner Wiederausſöhnung mit ſeiner Geliebten ein zu ſtarkes Hinderniß in den Weg gelegt zu haben. Der Marquiſe entging dieß nicht, und ſie wußte ſichs zu Nutz zu machen. Ich diente bey dieſer Gelegenheit Heinrich ebenfalls zum Dollmetſcher, wiewohl ich ſah, daß er ſich nicht zu ſeiner Ehre aus der Sache ziehen würde; allein er wollte es durchaus, und ich gehorchte ihm in der Abſicht, wo möglich die Entwicklung der Farce deſto minder ſchimpflich für ihn ausfallen zu laſſen.

Der erſte Befehl, den ich von ihm erhielt, war, zu der Marquiſe von Verneuil zu gehen, um ſie über alle die Punkte, deren man ſie beſchuldigte, zu vernehmen, ſie dahin zu bringen, daß ſie ihres Fehlers geſtändig wäre, und ſie die Größe deſſelben fühlen zu laſſen. Ich kann nicht ſagen, daß mein Auftrag ſich weiter erſtreckte, wenn man dazu nicht noch bittre Vorwürfe und, wohl ſehr unnütze, Rathgebungen ſetzt, wie ſie ſich gegen einen Herrn hätte aufführen ſollen, dem ſie ſo viele Verbindlichkeiten hatte. Das erſtemal, daß ich zu ihr ging, bekam ich ſie nicht zu ſehen. Sie

ließ

ließ mir ſagen, ein Fluß, den ſie im Geſicht habe, verhindre ſie, jemand zu ſprechen. Ich ſchickte zum zweytenmal einen Adlichen zu ihr, und ließ fragen, welche Stunde ſie mir beſtimmen wolle. Ehe mein Abgeſchickter zurück war, erhielt ich einen von ihr, den ſie unterdeſſen fortgeſchickt hatte, um mir zu ſagen, daß ſie mich um zwey Uhr nach Mittag erwarte.

Ich fand eine Frau, der ihre Erniedrigung noch nichts von ihrem erſten Trotz genommen hatte, (17) und die, weit entfernt ſich bis zur Bitte um Gnade und bis zur Entſchuldigung ihres Vergehens herabzulaſſen, als ein raſendes Weib ſprach, und ſelöſt ihre Bedingungen machen wollte; Klagen und Entrüſtung gegen den König, neue Bitten, das wars, womit ſie anfing, indem ſie eine wohlweiſe und ſelbſt ſcheinheilige Mine annahm. Dies war bey mir ſehr übel angebracht. Ich ſchmeichelte ihr nicht, ich ſchonte ſie nicht. Ich fing mit dem an was die größte Schuld auf ſie häufte, und warf ihr ihre Verbindungen mit den Feinden des Staats vor. Ich ſagte ihr, daß ſie ſich noch ſehr glücklich ſchätzen könnte, wenn man ihre Züchtigung bey der Erlaubniß bewenden ließe, ſich ſelbſt aus dem Reich zu verbannen, und ihre Tage überall nur nicht in Spanien zu beſchließen, und daß ihr dieſe Gnade nicht zugeſtanden werden würde, bis ſie im Criminalverhör geweſen wäre, und den König um Vergebung ihres Ungehorſams gebeten hätte.

Ich kam dann auf ihr unanſtändiges Betragen gegen die Königin. Ich zeigte ihr, daß das den König ſelbſt angreifen heiße, und ſich einer ſtrengen Züchtigung ausſetzen, wenn man, ſo wie ſie eine Fürſtin, die ihre Gebieterin ſey, (18) mit einer ganzen Menge Schimpfreden angreife. Ich warf ihr ihre lächerliche Sucht vor, ſich der Königin gleich zu ſtellen, und ihre

re Kinder den königlichen Prinzen gleich zu ſetzen; ihr ſtolzes verächtliches Betragen, und beſonders ihre teufliſche Bosheit, Zwietracht unter Ihren Majeſtäten zu ſtiften; und ſetzte hinzu, daß man es ihr nicht nachlaſſen würde, ſich der Königin zu Füſſen zu werfen, um ſie um Vergeſſenheit und Vergebung aller ihrer Beleidigungen anzuflehen.

Eben ſo wenig ſchonte ich ſie in Anſehung der ſcheinbaren Andacht, hinter die ſie ſich zu verſchanzen ſuche, während ſie ihre erſten Pflichten gegen den König, die Königin und das Vaterland, aus den Augen ſetze. Ich fuhr geradezu damit heraus, daß dieſe anſcheinende Frömmigkeit nichts als Grimaſſe ſey, und bewies ihr dies durch ihren ganzen Lebenswandel, woraus ſie ſehen konnte, daß ich von ihren Galanterien wohl unterrichtet ſey. Ich ließ mich ſehr umſtändlich auf alle ein, um ihr ihre gewöhnliche Ausflucht abzuſchneiden, daß ſie nur in der eiferſüchtigen Einbildungskraft des Königs beſtünden, und daraus zog ich einen neuen Grund zu ihrer Beſchämung, in Anſehung des Herrn, dem ſie ſo unwürdig mitſpielte. Ich zeigte ihr, was ſie hätte thun müſſen, wenn ihre Frömmigkeit eine wahre Rückkehr zu Gott geweſen wäre, und verſicherte, daß der König ſich nicht widerſetzt hätte, wenn er bey ihr alle Zeichen, die eine wahre Andacht begleite, gefunden hätte.

Ich gab ihr endlich alle Arten von gutem Rath, um den ſie mich nicht bat, und den ſie nicht zu befolgen geſonnen war. Sie hätte wenigſtens ſuchen ſollen den Schein davon anzunehmen; allein ſie begnügte ſich, mit froſtig zu antworten, nach dem ſie mich hatte ausreden laſſen: ſie dankte mir dafür, und wolle ſichs überlegen. Als ich ſie fragte, ob ſie einige Urſache zu Klagen hätte, die der Verletzung ihrer Pflicht gegen

gen

gen den König zum Vorwand dienen könnte, so antwortete sie, wenn der König diese Frage an sie thun lasse, so habe er unrecht, da ihm diese Ursache besser als irgend jemand bekannt seyen; thue ich sie aber nur für mich, so hätte ich nicht minder Unrecht, da ich kein Mittel hätte, sie zu befriedigen.

Ich fuhr fort, und fragte, was sie von dem König verlange. Sie antwortete, ob sie schon wisse, daß hierinn die Wünsche des Königs nicht mit den ihrigen übereinstimmen, so bestehe sie doch darauf, daß man ihr erlauben möchte, so wie auch ihrem Vater, ihrer Mutter und ihren Kindern, sich irgendwo außer Frankreich nieder zu lassen. Bey dem Namen ihres Bruders setzte sie hinzu, sie wisse wohl, daß er nur wegen seiner Freundschaft für sie leide. — Ich hatte Mühe diesen Entschluß für aufrichtig zu halten. Ich ließ mirs vier und fünfmal wiederholen; sie änderte nichts daran. Der Verdruß über die Gefangenschaft ihrer Familie, und die Behandlung, die ihr widerfahren war, konnte sie wohl zu diesem Entschluß gebracht haben, und die Bedingungen, die sie dabey machte, bestärkten mich in dieser Meynung. Indem ich sie auf eine nähere Erklärung über diese Niederlassung außer dem Königreich brachte, sagte sie, sie wolle darum nicht ins Ausland gehen, um da Hungers zu sterben, noch der Königin die Freude machen, sie ein elendes Leben führen zu sehen; Sie müßte wenigstens ein liegendes sichres Gut von hundert tausend Franken habe, das sey noch sehr wenig Lumperey gegen das, was sie sich von rechtswegen von dem König zu versprechen gehabt hätte. Diese Worte, die sie mit Aerger aussprach, gingen ohne Zweifel auf die Eheverschreibung, deren Verlust sie tief kränkte. Sie suchte vergebens mir ihren Zorn zu verbergen.

Ich hatte nie gedacht, großen Nutzen von meiner Zusammenkunft mit der Marquise von Verneuil zu ziehen. Indessen verursachte mir doch das, was sie von einer Niederlassung außer Frankreich sagte und wiederholte, Nachdenken, und je mehr ich darüber sann, desto mehr kam ich auf das wahre und einzige Mittel, die ganze Verwicklung zu entwickeln. (19) Es kam nur darauf an, Heinrich stark genug zu machen, um in den Vorschlag der Marquise zu willigen; dadurch brachte er sich eine ewige Veranlassung zu Schwachheiten aus den Augen, und um seine Ruhe und den Hausfrieden zu erkaufen, kostete es ihn auf diese Art wenigstens nichts als Geld. War dieß so schwer? Ich nahm mir vor, alle meine Kräfte dazu zu versuchen.

Ich gieng zum König, um ihm Bericht von dem Erfolg meines Auftrags zu erstatten, und legte ihm das Mittel zur Auskunft vor, das sich darbot. Es befremdete mich nicht, daß er es nicht eben so glücklich finden wollte als ich: allein ich hatte mich mit den stärksten Gründen aller Art gewaffnet, um es ihm wenigstens erträglich zu machen. Was stellte ich ihm nicht alles vor! Politik, Vortheil, Ruhe, Vernunft, alle Beweggründe wurden erschöpft. Ich erinnerte ihn an seine eigne Meinung von dieser Frau und ihrer Familie. Ich führte Züge an, die um so fähiger seyn mußten, ihn zu bewegen, da sie wohl sonst schon diese Wirkung hervorgebracht hatten; die Namen, die er der d'Entragues und ihren Töchtern gegeben hatte; die erwiesenen Abenteuer, die die Veranlassung dazu gewesen waren, diese Geldsummen, die auf seinen Befehl, für, ich weiß nicht, welche köstliche erste Gunst akkordirt wurde, von der er doch selbst sagte, daß sie in der Macht seiner Geliebten stehe. Das Kind, welches sie unter Donnerschlägen zur Welt gebohren hatte — und andre Anekdötchen dieser Art,

die ein edles Herz hätten heilen sollen. Nie habe ich so rührend noch, wie ich glaube, überzeugend gesprochen. Die Schande, die ich auf Heinrich für jetzt und künftig zurückfallen sah, durchdrang mich mit der lebhaftesten Empfindung. Ich bat, ich flehte, ich drang in ihn auf alle Art. Ich ließ mich durch einen fehlgeschlagenen Versuch nicht abschrecken; ich erneuerte den Angriff öfters. Mein Eifer gieng bis zur Verfolgung, und riß mich einigemal aus mir selbst, wie in der Unterredung in dem Garten der Conciergerie zu Fontainebleau, wo wir so laut sprachen, daß wir von Bastien und Brunault gehört wurden.

Ich weiß nicht, ob es je etwas so Unbegreifliches gegeben hat. Ein Fürst, dessen seltne Eigenschaften Königen zum Muster dienten, bringt uns dahin, entweder den Augen eine Hälfte dieses Heldenherzens verbergen, oder gestehen zu müssen, daß sie nur die andre schändet. Thränen im Auge, über die Gebrechlichkeit sterblicher Größe, ergreife ich ohne Bedenken das letztere, weil ich mich dazu verbunden glaube. Ich würde mir sogar einbilden, meinen Zweck, die Menschen, besonders die Fürsten durch Beyspiel zu belehren, nur halb erfüllt zu haben, wenn ich etwas aus diesem Gemälde verwischte. Ich lege es ihnen dar, dieß Herz, wo so viele Größe mit so vieler Schwäche vermischt ist, damit ihnen eine durch die andre desto auffallender werde, und zur Warnung dienen möge, gegen eine gefährliche Leidenschaft, von der sie sehen, daß sie in ihnen tausend schimpfliche Bewegungen erzeugen kann, deren man sie nicht fähig hielte; Furchtsamkeit, Feigheit, Niederträchtigkeit, Eifersucht, Wuth, Falschheit und Lüge; ja, Lüge und Falschheit. Heinrich, dieser gerade, wahre, offne Mann, Heinrich lernte sie kennen, sobald er sich der Liebe überließ. Oft gewahrte ich, daß er mich durch

sal-

falſche Eröffnungen ſogar betrog, wo nichts ihn nöthigte, mir wahre zu machen; daß er Rückkehr zu Vernunft, daß er Entſchlüſſe heuchelte, von denen ſein Herz nichts wußte; daß er ſich ſeiner Ketten zu ſchämen log, in dem Augenblick, da er ſich im Herzen zuſchwur, ſie nie zu zerbrechen, vielmehr ihre Glieder noch zu ſtählen! —

Was die Eiferſucht betrift, die ihm ſeine Maitreſſe öffentlich vorwarf, ſo war er wirklich nur zu ſehr damit behaftet. An ſeinen Bemühungen, Nebenbuhler auszuſtechen, konnte man leicht erkennen, daß er ſchwach genug war, nicht verachten, und furchtſam genug, nicht ſtrafen zu können. Aut Caelar, aut nihil! ſchrieb er mir in einem ſeiner Briefe. Wie viele befremdende wunderliche Widerſprüche! Er war überzeugt, daß die Marquiſe von Verneuil die Andacht nur zum Deckmantel ihrer Ausſchweifungen brauchte, und dieſe Ueberzeugung verwundete ſein Herz mit tauſend Dolchſtichen; allein er fühlte darum nicht minder lebhaft den Kützel, der ein verderbtes Herz nach dem Sieg über eine ungeheuchelte Andacht lüſtern macht.

Eine dieſer Unbegreiflichkeiten, die mich immer am meiſten befremdete, und am meiſten an ſeiner Heilung verzweifeln ließ, iſt die, daß ich ſehen mußte, wie in dieſen Augenblicken, wo er ganz keine Schonung mehr in allem, was er von ſeiner Maitreſſe ſagte, zu beobachten ſchien, das, was er ſchrieb, um ihr vorgewieſen zu werden, immer in einem andern Ton war. Ich habe eben dieß bey der Marquiſe bemerkt, wo es mich aber weniger befremdete; es ſey nun, daß dieſe Liebende, ſelbſt in ihrem ſtärkſten Zorn ſich nicht erwehren konnten, immer noch ein wenig auf das Herz des andern Theils zu rechnen, und daß ihr Verſtändniß, ihnen ſelbſt unmerklich, einigermaßen fortdauerte, oder daß dieſer Herr,

sinnreich sich selbst wegzuwerfen, schon lange zuvor se
ner Maitresse Waffen gegen sich in die Hände gegeb
hatte, und sie nicht so weit treiben wollte, daß sich s
deren hätte bedienen müssen; oder endlich, und dieß i
das für ihn am wenigsten nachtheilige Urtheil, das s
davon fällen läßt, daß etwas Geheimes unter ihn
vorgefallen war, worüber sich Heinrich, aus Schme
oder Schaam nicht entschließen konnte, sich mir oder so
jemand zu entdecken.

Ich habe hier alles zusammengestellt, was zu d
ser Sache gehört, wiewol ein Theil der erzählten Th
sachen, wie die Gefangennehmung des Grafen von A
vergne, und der über seine Familie verhängte Proc
erst in das Ende dieses Jahrs fällt. Ich that die
um die Erzählung nicht zu sehr zerstückeln zu müs
(20). Wir werden sie im folgenden Jahr fortsetzen u
schließen, erst aber noch aus dem jetzigen einige and
hievon ganz verschiedene Merkwürdigkeiten nachhol

Anmerkungen

zum

dreyzehnten bis achtzehnten Buch

der Denkwürdigkeiten

Süllys.

Vierter Band.

Anmerkungen zum Dreyzehnten Buch.

1) Urban von Laval, Marquis von Sable ſtarb im Jahr 1629.

2) Pierre Fongeuſe, Sieur Descures.

3) Simon Nicolas war ein königlicher Secretair. "Ein „Dichter, ein Bonmotiſte und ein alter Sünder, ſagt „das Journal d'Henry IV. der an Gott glaubte, weil er dies „ſen Glauben unter andern Sachen in ſeiner Erbſchaft ges „funden hatte, (ex beneficio Inventarii) der aber nichts „deſto weniger in allen Geſellſchaften, nach dem verdorbe„nen Geſchmacke dieſes elenden Zeitalters willkommen war. „Er ſtarb zwey Jahre nachher, in einem Alter von ſieben„zig Jahren; da man von Gott, von dem Tod und einem „ewigen Leben mit ihm redete, verſetzte er: ſeinen Antheil „am Paradies würde er gern für eine funfzigjährige Ver„längerung ſeines Lebens jedem abgetreten haben".

4) Dies heißt, die Sache deutlich genug ſagen, und da die andern gleichzeitigen Schriftſteller alle hierüber einſtimmig ſind, ſo kann man kaum noch zweifeln, daß Heinrich IV. nicht nur den Entſchluß gefaßt, den Hof von dieſen Angebern zu reinigen, welche das Gemüth der Königin gegen ihn aufbrachten, ſondern auch dieſe Prinzeſſin ihre Unbeſcheidenheit dadurch ein wenig ſtark empfinden zu laſſen, daß er ſie zu beſuchen aufhörte und ſie nöthigen wollte in einem ſeiner Schlöſſer von ihm entfernt zu leben, vielleicht auch ſie nach Florenz zurück zu ſchicken dachte. Man ſieht aus der Hiſtoire de la mère et du Fils: Tome I. S. 9. daß der König ihr mit beydem drohte. Rosny fand ohne Zweifel dieſen letztern Entſchluß ein wenig zu heftig, wie er auch in Betracht der Umſtände dies wirklich war.

5) Die Chron. Septennaire meldet, der Herr von Rosny ſey von Sr. Majeſtät deswegen nach Rochelle geſchickt worden, und die Einwohner dieſer Stadt haben ihm aufgetragen, dem König in ihrem Namen Vorſtellungen gegen die Taxierung oder den Tarif dieſer Auflage zu machen.

6) „Während dieſer Reiſe nach Poitiers, ſagt die Chron. „Septenn., welche beynahe zwey Jahre dauerte, ſchien der

„Hof traurig, der König nachdenkend; es wurde kein „Staatsrath gehalten, keine Geschäfte verrichtet, keine Me„ceſſe entschieden, als zu Blois". Dieſes kam von den öffentlichen und häuslichen Verdrießlichkeiten Heinrichs her, von welchen der Verfaſſer Nachricht gegeben hat.

Zu S. 17 f. f. Zur Einleitung in die Hauptbegebenheit, welche Sülly im XIII Buch nach ſeinem Geſichtspunkt beſchreibt und zur Beleuchtung deſſen, was ſchon im XII Buch von Birons Aufführung während des Kriegs mit Savoyen geleſen worden iſt, wird eine umſtändlichere Schilderung der damals gegen Heinrich IV. intriguirenden Partie und ihrer Anführer nöthig. Ohne dieſe Ergänzung würde das Detail von Umſtänden, welches S. geben wollte, wobey er aber öfters über Zwiſchengeſchichten von großem Einfluß, weil ſie nicht auf ihn ſelbſt Beziehung gehabt hatten, wegeilt, unzuſammenhängend bleiben. Nirgends aber würden bloße Bruchſtücke unangenehmer ſeyn, als wenn man eine Intrigue merkwürdiger Perſonen gegen einen König wie Heinrich der IV. durch ſie mehr nur ahnden als durchſchauen lernen ſollte. — . . . . . .

Karl von Gontaud, Herzog von Biron, Sohn des berühmten Marſchalls dieſes Namens, einer der Generale, denen Heinrich ſeine Krone zu verdanken hatte, war, ſo zu ſagen, der Repräſentant der Mißvergnügten. Der Sohn erbte von ſeinem Vater die Tugenden eines großen Generals. Klugheit in Entſchließungen, Lebhaftigkeit in der Ausführung, gütige Herablaſſung zu den Soldaten, und Unerſchrockenheit im Gefechte. Keiner, ſagte der König, hat ein helleres Auge, den Feind zu recognoſciren, und eine fertigere Hand, ein Heer in Schlachtordnung zu ſtellen. Auch ließ ihn Heinrich, der eben ſo geſchickt, ſchätzbare Eigenſchaften zu beurtheilen, als ſorgfältig war, Dienſte zu belohnen, ſchnell alle Ehrenſtufen beſteigen. Nachdem Biron vom vierzehnten Jahre an Oberſter der Schweizer in Flandren, nachher Feldmarſchall, Generallieutenant und Admiral geweſen war, ſah er ſich im vierzigjährigen Alter als Marſchall von Frankreich, Gouverneur von Burgund, zu allen Konſeils gelaſſen, mit Reichthümern überhäuft, als Herrn der Truppen durch ihre Achtung, und als Freund ſeines Fürſten. Birons ſchönſte Tage waren die, da er beſcheiden, mäßig, ein Muſter der Aufführung für den Officier und Soldaten, und nur darauf bedacht war, ſich

durch

durch ſeinen Eifer für ſeinen Fürſten und durch ſeine Tha-
ten gegen die Feinde des Staats auszuzeichnen. Es ſcheint,
daß dieſe ſchönen Tage bald durch einige Wolken verfin-
ſtert wurden, weil ſein Vater, der bey der Belagerung
von Eſpernay 1592, zu früh für ſeinen Sohn, blieb, zu ihm
ſagte: Biron, ich rathe dir, geh, wenn es Friede ſeyn
wird, auf dein Landgut, und pflanze Kohl in deinem Gar-
ten; ſonſt wirſt du deinen Kopf auf den Greveplatz brin-
gen. — Beauvais la Nocle Herr von La Fin, hatte immer
die größte Herrſchaft über Birons Geiſt. Sonſt hatte ihn
der Herzog von Alençon, Bruder Heinrichs II, zu der Zeit
bey den Spaniern gebraucht, als dieſer Prinz dahin arbei-
tete, ſich zum Souverain von Flandern zu machen. La
Fin unterhielt beſtändig eine Verbindung mit dieſen Feind-
den des Reichs, und bediente ſich deſſen auch beym Her-
zog von Savoyen, da er der Agent einiger Mißvergnügten
in Provence ward, mit vieler Klugheit. Dieſe Verſtänd-
niſſe machten ihn zum Vertrauten der Liguiſten, die aus
Frankreich vertrieben und nach Italien, nach den Niederlanden und Spanien geflüchtet waren. La Fin war unter-
nehmend, thätig, einſchmeichelnd und überaus geſchickt ſich
der ſchwachen Seite derer zu bemächtigen, die er gewin-
nen wollte, ſ. Mathieu S. 489. Verwegen mit den Ver-
wegnen, vorſichtig mit den Klugen, ſchien er ſich ganz ſei-
nen Genoſſen zu übergeben, um ſich auf ihre Koſten zu
retten. Der König, der ihn kannte, und über die Freund-
ſchaft, die er zwiſchen ihm und Biron errichtet ſah, unru-
hig war, konnte ſich nicht entbrechen, den letztern zu war-
nen. Schaffen Sie ihn, ſagte er, von ſich, wo er ſie
nicht zu Grunde richten ſoll. Unglücklicherweiſe fehlte es
dem Marſchall, der La Fins vergifteten Schmeicheleyen aus-
geſetzt war, an Gegengift zur Verwahrung davor. Er war
ſchlecht erzogen. Erſt Kalviniſt durch Erziehung, nachher
aus Wohlſtand Katholik, hatte er ſchon, da er ſechzehn
Jahr alt war, zweymal die Religion verändert, und war
in ganzes Leben hindurch gleichgültig gegen die Lehren der
einen ſowohl als der andern. Die Grundſätze der Moral,
welche die Subordination ehrwürdig und die Pflichten ge-
gen den Fürſten und das Vaterland heilig machen, kannte
Biron entweder nicht oder verachtete ſie, als ſeiner un-
würdig. Man gewöhnte ihn früh, die Regel nach ſeinem
Geſchmack und Intereſſe zu modeln. Stets ſiegreich im

Kriege, beſtändig glücklich in ſeinen andren Unternehmungen gefürchtet in ſeiner Geſellſchaft und niemahls einem Widerſpruch ausgeſetzt, bey ſeinen Fehlern entſchuldigt, bey ſeinem Glücke mit lautem Beyfall beehrt, ward er ungeſtümm, eigenſinnig und ſtolz. Er hätte ſich gern zum Mittelpunkt von allem gemacht, und, wie er zum Könige ſagte, zu dem Mann, außer welchem niemand etwas gethan haben ſollte. Seine Zunge war wie bey allen eitelu Leuten ſehr leicht. Der König entſchuldigte ihn lange Zeit, und wenn man ihm die unbeſonnenen Reden des Marſchalls hinterbrachte, die zuweilen den Monarchen, ſein Betragen, und ſeine Regierung gradezu betrafen, ſo antwortete Heinrich: Ich glaube zwar, daß der Marſchall alles dies geſagt hat, allein man muß ſeine Prahlereyen, ſeine Ruhmredigkeit und Eitelkeit nicht immer im buchſtäblichen Sinne nehmen. Man muß dies von ihm, als von einem Menſchen, ertragen, dem es eben ſo unmöglich iſt, von andern nicht ſchlecht zu ſprechen und ſich ſelbſt nicht äußerſt zu rühmen, als mit dem Pferde unterm Leibe und dem Degen in der Hand nicht gut zu handeln, wenn ſich eine Gelegenheit dazu findet. Biron hätte müſſen ununterbrochne Beſchäftigungen haben, die ſo anziehend für ihn geweſen wären, als ſie der Krieg darbietet. Weil es ihm daran fehlte, ſo fand er ein Vergnügen an allen Arten von Aufwand. Seine außerordentlich großen Verluſte im Spiel erſchreckten ihn ſelbſt. Ich weiß nicht, ſagte er, ob ich auf einem Schaffotte ſterben werde; das aber weiß ich, daß es nicht in einem Spitale geſchehen wird. Traurige Alternative, die in der That zuweilen zügelloſer Spieler wartet! — Biron bewies, daß von großem Spielen zum Verbrechen oft nur ein Schritt ſey. Nach großen Verluſten ſeinen Betrachtungen überlaſſen, ward er auf den König zornig, der es ihm an Geld fehlen ließe. Er beſchuldigte ihn des Geizes und der Undankbarkeit. Wenn man ihm glaubte, ſo hatte der König ſeine Dienſte nie hinlänglich bezahlt. Er wünſchte die unruhigen Zeiten zurück, da der Raub die Leeren ſeiner Verſchwendung ausfüllte. Um dieſe beſtreiten zu können, hielt er ſich alles erlaubt, ſollte er auch das Reich wieder in einen ſchrecklichen bürgerlichen Krieg ſtürzen, woraus er es durch ſeine Tapferkeit hatte ziehen helfen. Die Spanier wußten dieſe ſeine Geſinnung zu ihrem Vortheil anzuwenden. Matthieu. S. 488. Wir haben geſehn, daß ſie ſich vor dem

Ver-

Vervinsſchen Frieden nur durch Ränke gegen Heinrich IV. behaupteten, daß ſie ſeine Generale zu beſtechen ſuchten, da ſie ſie nicht beſiegen konnten. Von damalen an verſuchten ſie Birons Treue; erhielten aber nichts, als unbeſtimmte Gefälligkeiten. Während der Belagerung von Amiens faßten ihre Spione Hofnung. Sie wußten ohne Zweifel, daß der Marſchall einer von denen war, die es gern geſehen hätten, wenn Frankreich in große Lehen getheilt worden wäre. Ueberdies bemerkten ſie, daß Biron, der bis itzt gegen die Religion ſehr gleichgültig geweſen, viel Eifer für ſie affectirte, daß er einen Roſenkranz trug, die Kirchen fleißig beſuchte, mit Lob von den eifrigen Liguiſten ſprach, und ſich für einen ſtandhaften Vertheidiger der Katholiken ausgab, wenn ſie einmal ſeiner Hülfe benöthigt ſeyn ſollten. Die ſpaniſchen Agenten richteten ihren Verführungsplan nach dieſen Kenntniſſen ein. Sie verbreiteten Leute um ihn her, die ihm unaufhörlich vorſagten, daß er die einzige Stütze der Religion und Freyheit ſey. Die Spanier, ſagten ſie zu ihm, werden zum Frieden genöthigt; der König wird allmächtig werden. Wer wird die Katholiken und die Großen vertheidigen, wenn er ſie unterdrücken will? Wird der Friede zu Stande gekommen ſeyn, antwortete Biron, ſo weiß ich, daß die Liebſchaften des Königs, das Mißvergnügen vieler Großen, und der Mangel ſeiner Geſchenke viele Zwiſtigkeiten erregen werden, und zwar mehr, als nöthig ſind, den friedlichſten Staat von der Welt in Verwirrung zu bringen. Sollte es aber hieran fehlen, ſo werden wir in der Religion ſo viele finden, als wir nur wollen, die kälteſten Hugenotten in Zorn, und die reuigſten Liguiſten in Wuth zu ſetzen. Zum Unglück wählte ihn der König, der ſich dieſer Veränderung im Herzen des Marſchalls gar nicht verſah, ihn nach Brüſſel zu ſchicken, um den Erzherzog den Vervinsſchen Frieden beſchwören zu laſſen. Biron ward hier nicht nur als ein Deputirter eines großen Königs, ſondern auch als ein Mann aufgenommen, deſſen perſönliches Verdienſt dieſe ſeine Qualität unendlich übertraf. Man befliß ſich, ausfindig zu machen, was ſeinem Geſchmack ſchmeicheln konnte. Spiel, Schauſpiele, glänzende Einzüge, Freudengeſchrey des Volks, prächtige Feſte, achtungsvolle Ehrenbezeugungen, nichts ward vergeſſen. Mannsperſonen und Frauenzimmer redeten mit ihm von ſeinen Schlachten, in

einer Art von Begeiſtrung, und die Bewundrung der Hofleute ging bis zur Verehrung. Von allen Generalen des Königs, ſagten ſie, hätten ſie nie einen gefürchtet, außer ihn: Er hätte dem Monarchen die Krone aufgeſetzt. Es müſſe ihm aber allerdings verdrüſſen, daß ihm ſeine Thaten mit einigen elenden Vorzügen bezahlt würden. Gewiß, ſetzten diejenigen hinzu, die um das Geheimniß wußten, iſt der König auf ihren Ruhm eiferſüchtig. Sie müſſen daher von ihm nichts anders als kaltſinniges Betragen erwarten. Wir hingegen würden Ihre Dienſte beſſer zu erkennen wiſſen, wenn Sie ſich zu uns halten wollten. Mit dieſen Bemühungen verband Emanuel, Herzog von Savoyen, die ſeinigen. Er kam am Ende dieſes Jahrs nach Frankreich, um wo möglich, vom Könige die Abtretung des Marquisats von Saluzzo zu erhalten, welches er während der Ligue weggenommen hatte. Seiner unangenehmen Geſtalt unerachtet war er doch liebenswürdig, und verband mit einer geiſtvollen Phyſiognomie ein feines und einnehmendes Betragen. Er ſprach gut, und auf ſeinen Lippen wohnte Aufrichtigkeit; in ſeinem Herzen aber Verſtellung. Er hatte geſchickte Miniſter; Er verführte ſie zuerſt, damit ſie andre deſto beſſer verführen könnten, Emanuel miſchte ſich in alle Unterhandlungen. Der Augenblick, da er einen Vertrag mit einem Hofe unterzeichnete, war derjenige, wo dieſer das gröſſeſte Mißtrauen gegen ihn haben mußte, weil er mit dem feindlichen Fürſten einen entgegengeſetzten ſchloß. Man fürchtete ihn, weil er fruchtbar an allen Auskunftsmitteln, wenig bedenklich bey der Gerechtigkeit derſelben, ſtets bewafnet, und ein guter Feldherr war. Schien ſich auch Emmanuel nur mit dem Spiele, der Jagd, Schauſpielen und andern Luſtbarkeiten, die man ihm darbot, zu beſchäftigen; ſo verlor Er dabey doch ſeinen Gegenſtand nie aus dem Auge, und bediente ſich des Vertrauens, welches das Vergnügen oft unter den Menſchen ſtiftet, die Geſinnungen der Vornehmſten gegen den König zu erforſchen. Viele von ihnen waren, und zwar aus verſchiedenen Gründen, nicht vortheilhaft. Epernon, zum Beyſpiel, der unter Heinrich III. ein ſehr mächtiger Günſtling geweſen war, konnte es nicht gewohnt werden, daß er unter Heinrich IV. nur geſchätzt und vielleicht gefürchtet ward. Die Herzoge von Bouillon und de la Tremouille, denen der König und das Vertrauen der Hugenottiſchen Partey ſonſt ſo viel Anſehn gaben, ſahn

ſich

sich zu ihrem Verdruß durch den Anwachs der königlichen Macht bedroht, ferner hin nichts weiter, als bloße Hofleute zu seyn. Der Graf von Auvergne war äußerst ungehalten darüber, daß der König, der sich gegen seine Schweiker, die Marquise von Verneuil, stets schwach zeigte, nicht schwach genug seyn wollte, sich mit ihr zu vermählen, und Biron, der unglückliche Biron, ließ sich in eitle Klagen aus, die er für wichtig angesehn wissen wollte, und die mehr Unordnung seines Kopfs als Verdorbenheit seines Herzens zu erkennen gaben. Keiner als Biron, der Verstellung und Furcht unfähig, gab sich zu allem her. Sein Abfall war das Werk giftiger Nachrichten, die seinen Zorn gegen den König entflammten. Der Herzog von Savoyen sagte ihm: Heinrich liebe den Adel seines Reichs nicht, und fürchte, er möchte sich erheben. Ich will Ihnen, ließ sich der ränkevolle Emanuel eines Tages gegen ihn heraus, davon einen unverwerflichen Beweis geben. Sie wissen, ich habe eine zahlreiche Familie. Ich hätte gewünscht, eine meiner Töchter in Frankreich anbringen zu können, und habe dem Könige vorgestellt, Ihnen eine zu geben, wenn er Sie anständig setzen wolle. — Was für eine Wahl treffen Sie? antwortete nur Heinrich. Diese Familie ist keine der angesehensten in meinem Reiche. — Ein Vertrauen ist das andre werth, erwiederte der schäumende Marschall. Der König hat zu mir gesagt: Sie wären ein Betrüger; zu eben der Zeit, da Sie sich für ihn gegen die Spanier erklären wollten, haben Sie einen Allianztraktat mit ihnen unterzeichnet. Ein geschickter Staatsmann lächelt zu dergleichen Vorwürfen. Emanuel ward darüber nicht empfindlich, außer deswegen, daß sie ihm zeigten, man sehe seine Untreue ein. Er fing nun an, für seine Sicherheit in Frankreich besorgt zu seyn. Wirklich sprach man auch im Staatsrathe von seiner Verhaftnehmung, und nur des Königs Güte rettete ihn. Er verdoppelte seine Schmeicheleyen gegen Biron, sie vereinigten beyde ihren Unwillen. Um die Vereinigung fester zu machen, nahm Emanuel den bekannten Grafen von Fuentes zu Hülfe, dessen Anschläge und Anerbietungen im Stande waren, Birons letzte Bedenklichkeiten zu besiegen, wenn ihm deren noch einige übrig blieben. Don Pedro Henriquez de Azevedo, Graf von Fuentes, der blutgierigste persönliche Feind, den Heinrich jemals hatte, war des Königs von Spanien,

Phi-

Philipps III. Gouverneur von Mailand. Voll von der Größe seiner Nation konnte er nicht ertragen, daß sie eine Nebenbuhlerin hatte. Die Venezianer, der Pabst, die Schweizer, (doch diese wohl mit weniger Geduld) alle seine Nachbaren erfuhren seinen Unternehmungsgeist. Griff er sie nicht an, so drohte er ihnen doch; zerstörte er ihre Festungen nicht, so baute er deren doch auf ihrem Grund und Boden. Spanien, welches bey diesem Verfahren gewann, ließ ihm freye Hand, außer daß es dasselbe nicht billigte, wenn die Klagen zu groß würden. Indessen behielt es doch stets etwas von des Grafen unrechtmäßigen Besitznehmungen zurück. Der Herzog von Savoyen und der Graf von Fuentes waren keine Freunde, sondern fürchteten sich vor einander, und dienten sich gegenseitig zum Damme. Wenn sie sich nicht Abbruch thun konnten, vereinigten sie sich zuweilen wieder. Emanuel war versichert, an ihm einen guten Beystand zu finden, wenn es darauf ankam, wider Heinrich IV etwas zu unternehmen. Es ist mit dem Hasse, wie mit der Zuneigung; oft würde man vergebens dem Grunde davon nachspüren. Die Abneigung eines bloßen Gouverneurs von Mailand gegen einen König von Frankreich, von dem er nie weder Unterthan, noch Gefangener gewesen war, läßt sich nicht leicht erklären. Indessen war sie doch da. Es mochte nun Nationaleifersucht oder Verdruß seyn, Frankreich blühend und sein Vaterland herabgesetzt zu sehen; genug Don Pedro sprach von Heinrich IV. nie anders, als in beleidigenden Ausdrücken, und hörte gerne Böses von ihm sprechen. Alle aus Frankreich Verbannte fanden einen Zufluchtsort bey ihm, und die Geschichte beschuldigt ihn, daß er Anstifter einiger Unternehmungen gegen des Monarchen Leben gewesen sey. La Fin, der stets um Biron, und des Grafen von Fuentes Vertrauter war, führte das aus, was bisher nur Projekte gewesen waren. Man versprach dem Marschall die Souveränetät über Burgund, und Emanuel verband mit dieser Lockspeise das gewöhnliche Anerbieten der Vermählung mit einer von seinen Prinzessinnen. Vermittelst dieser Reizungsmittel überließ sich Biron den Feinden des Staats gänzlich. Noch ward man nicht eins; der Herzog von Savoyen sollte, um auf eine gute Art aus Frankreich zu kommen, alle Bedingungen genehmigen, die ihm der König machen würde; fände er es aber nach der Zurückkunft

in seine Staaten für besser, Krieg zu führen, als sein Wort zu halten, so sollte der Marschall die Mißvergnügten des Reichs aufwiegeln, und sich an ihre Spitze stellen. Kraft dieser Anordnungen unterzeichnete Emanuel die Austauschung des Marquisats Saluzzo, welches er gegen Bresse und Bügey, welches ihm der König abtrat, an Frankreich zurückzugeben versprach. Er nahm darauf den Weg nach seinen Staaten durch Burgund, und hielt seine Freyheit nicht eher für gesichert, als bis er sich in dieser Provinz befand, deren Gouverneur Biron war. Sobald er die Gränzen derselben erreicht hatte, säumte er, die Austauschung zu Stande zu bringen. Heinrich, der sich seines Zauderns versehen hatte, erklärte ihm den Krieg und trug dem Marschall das Kommando über eins seiner Heere an, indessen er selbst den Herzog mit einem andren angreifen wollte. Der Marschall befand sich in einer großen Verlegenheit. Uebernahm er das Kommando, so benahm er sich die Mittel, in den Provinzen heimliche Händel anzurichten, während der König mit dem Kriege beschäftigt seyn würde. Uebernahm er es nicht, da man doch seine übergroße Neigung zu dergleichen Geschäften kannte, so setzte er sich dem Verdacht aus. Die Meynungen seiner Rathgeber waren sehr getheilt. La Fin wollte: er sollte das Kommando ausschlagen; der Herzog von Savoyen hingegen: er möchte es übernehmen; weil er glaubte, sein Genosse würde an der Spitze der französischen Truppen behutsam mit ihm verfahren müssen. In der That lag es nicht am Marschall, wenn er nicht die Schande erfuhr, in den Unternehmungen, die ihm anvertraut waren, unglücklich zu seyn. Er konnte sich nur nicht ohne die Gefahr zurückschlagen lassen, daß das heimliche Verständniß zu sichtbar geworden wäre. Es mochte nun aus Mangel am Vermögen, oder aus Vertrauen zur Schwäche der Angriffe geschehen, genug, Emmanuel hatte seine festen Plätze nicht mit Kriegs- und Mundprovision versehen und sie schwachen Besatzungen und schlechten Kommendanten überlassen, so daß sich der Marschall vergebens alle Mühe gab, sie zu ihrer Rettung nöthig war. Er verschafte den Gouverneuren Kenntniß seiner Transcheen, ließ Hülfsvölker in die Oerter hinein, grif sie nur da an, wo sie am festesten waren, und munterte sie auf, sich wenigstens einige Tage zu halten. Dem ohngeachtet nahm er alle feste Plätze

des Herzogs ein, vor welchen er sich zeigte. Kurz, Emanuel sah sich der Gefahr ausgesetzt, seine Staaten zu verlieren, oder zu einem nachtheiligen Frieden genöthigt; Eine Lage, die Biron in sehr große Verlegenheit setzte, und ihm sein eignes Glück verwünschenswerth machte. Der Ueberbringer seiner Nachrichten an die feindlichen Befehlshaber war Renaze, La Fins Sekretair. Zuweilen ertheilte sie der Marschall schriftlich. Dann faßte er sie aber so ab, daß sie, wenn sie ja aufgefangen würden, ein günstige Erklärung litten. Unterdeß nun der Sekretär hierzu gebraucht ward, gieng sein Herr eiligst aus Birons Lager nach Piemont, und von da nach Mayland, von wo aus er dem Biron neue Verläumdungen gegen den König zubrachte. Doch waren sie nur von Seiten der Art, wie sie vorgestellt wurden, neu; denn sonst waren es immer die alten Beschuldigungen: daß den Monarchen der niederträchtigste Neid gegen den Marschall plage; daß er ihm nie seine Siege verzeihen, und ihre Trophäen früh oder spät in Leichengepräng verwandlen würde. Man brachte dies als einen Vorwurf für Biron an, weil er, obgleich wider seinen Willen, die Staaten des Herzogs von Savoyen zu erobern fortfuhr. Es schien, als ob er sich gegen seine Mitverschworne schuldig mache, weil er gegen den König die Auskunftsmittel nicht ergrif, die sie ihm unter den Fuß gaben. Er beklagt sich, sagte der Graf von Fuentes, daß er gezwungen sey, zu schlagen, und doch hat er ein ganz einfaches Mittel in seiner Gewalt, zum Vortheile seiner Alliirten Frieden zu machen. Er braucht nur den König, wenn er zu seiner Armee kömmt, aufzuhalten. Dann wollen wir ihn nach Spanien schicken, wo er gut bewirthet werden wird, und wir ihm mit Tanzen und Frauenzimmern die Zeit vertreiben wollen.

Wenn diese Reden Biron keine Einwilligung zu einer schwarzen Verrätherey abnöthigten, so machten sie ihn wenigstens mit der Idee einer Verbrechens bekannt, und es fehlte wenig, daß nicht die Geschicklichkeit der Ruchlosen, die der Marschall hörte, ihn eines schrecklichen Meuchelmordes schuldig machten. Sie ließen nicht ab, ihn gegen den König zu verhetzen; sie flößten ihm ein, übermäßige Geschenke, neue Gouverneurschaften und Vergrößerungen seiner Macht zu fordern, die ihm der König nach einer gesunden Politik nicht zugestehn konnte. Biron ward also abgewiesen, und nun waren sein Zorn, sein Haß, seine

Wuth

Wuth unbegränzt. Da er eben einen Anstoß von diesem Unsinn hatte, bekam der König, dessen Heer nicht weit davon, stand, Lust, des Marschalls Armee zu besuchen, welche eine feindliche Vestung belagerte. Der Marschall vermuthete, Heinrich würde die Laufgräben besichtigen. Er beorderte also den Renaze, dem Kommendanten zu sagen, daß er auf den und den Ort eine Kanone richten, und an einem andern eine Kompagnie Büchsenschützen postieren sollte, die auf ein gewisses Zeichen auf die, welche sich sehn lassen würden, Feuer gäben. La Fin, der zugegen war, ließ, entweder aus wahrem Abscheu vor dem Verbrechen, oder um den Marschall auf die Probe zu stellen, Erstaunen blicken, und gab ein körperliches Zeichen der Mißbilligung von sich. Wie? schrie der ungestümme Biron, hab ich nicht das Recht, mich an einem Menschen zu rächen, der mich zu Grunde richten, der mich ums Leben bringen will? Diese Worte geben zu erkennen, welche verhaßten Vorurtheile man ihm eingeflößt hatte. Da er wieder zu sich selbst kam, schämte er sich seiner Hitze, und hinderte den König, sich an den fatalen Ort zu begeben, wohin ihn sein gewöhnlicher Muth hätte führen können. La Fin, der den Marschall studirte, hielt ihn nach diesem Vorfalle für einen Mann, der zu Erreichung seines Endzwecks nicht alles wagen würde. Von diesem Augenblick an nahm er Maßregeln, gegen Birons Reue, wenn er ja welche fühlen sollte, oder gegen seine Geständnisse, wenn ihm Unbesonnenheit oder Nothwendigkeit deren einige entführen würden. Er fing an, alle Papiere, Briefschaften, Antworten und Aufsätze, die zu seiner Lossprechung beytragen konnten, zu verwahren, und als der Marschall ihm befahl, sie in seiner Gegenwart zu verbrennen, so wußten er es so geschickt zu machen, daß er andre an ihrer Stelle ins Feuer warf. La Fin trat deswegen nicht von Birons Unterhandlungen ab; er blieb beständig das vornehmste Werkzeug derselben. Im November kam zu Mailand ein neuer Vertrag zu Stande, den er nach des Marschalls Befehl nicht unterzeichnen sollte. Man vereinigte sich in demselben dahin, daß der Herzog von Savoyen Friede machen könnte, weil ihn der schnelle Lauf der Eroberungen durch die französischen Heere dazu nöthigte; daß er aber, sobald die Armeen zurückgezogen seyn würden, diesen Frieden brechen sollte; daß alsdann die Spanier sich bey dem Kriege ins Mittel schlagen

gen, dem Herzog von Biron den Titel und die Gewalt eines Generallieutenants ihrer Krone ertheilen, und ihm den eigenthümlichen Besitz von Burgund nebst der Vermählung mit einer Prinzessin von Savoyen versichern sollten; daß, wenn der Krieg eine üble Wendung nähme, Spanien Friede machen und dem Marschall drey Millionen Livres baar, und sechshundert tausend Thaler jährlich geben sollte, die er allenthalben, wo er wollte, in Empfang nehmen könnte. Mit Heinrichs IV. Vermählung mit Maria von Medicis kam zugleich der Friede mit Savoyen zu Stande. Auch erfuhr Biron des Königs Nachsicht. So viele Unterhandlungen, Zusammenkünfte und heimliche Reisen konnten des Monarchen Kenntniß nicht ganz entgangen seyn. Eines Tags nahm er im Franziskanerkloster zu Lyon den Marschall auf die Seite, und fragte ihn unter dem Versprechen der Begnadigung: was die geheimen Verständnisse, welche er mit den Fremden des Staats unterhalten, auf sich hätten, und was ihr Zweck und ihr Grund wäre? Von diesen seinen heimlichen Verständnissen verheelte nun der Schuldige, als ein Mann, der sich schämte, sich an Dinge zu erinnern, die er sich nicht vorwerfen zu müssen wünschte, die besondern Umstände, und that nur unvollkommne Geständnisse. Was den Zweck und die Veranlassungen zu den heimlichen Verständnissen anbetraf, so gestand er, die Idee, eine Prinzessin von Savoyen zur Gemahlin zu bekommen, habe ihn geschmeichelt; doch würde er sich von seiner Pflicht nicht entfernt haben, hätte ihm der König nicht das Gouvernement der Bourgschen Citadelle in Bresse abgeschlagen. Heinrich umarmte ihn voll Güte, und sagte zu ihm: Nun wohlan, Marschall, denken Sie nie wieder an Bourg, auch ich will nie wieder an das Vergangne, auch ich will nur wieder an Bourg denken. Indem er ihm seinen Fehler vergab, gab er ihm zugleich zu erkennen, daß ein Rückfall tödtlich seyn würde. Der Herzog von Ehernon gab dem Biron einen ebenfalls heilsamen Rath, da er ihm von der Unterredung erzählte, die er so eben mit dem Könige gehabt hätte, und wie zufrieden er damit wäre. Ich freue mich darüber, sagte der alte Hofmann zu ihm; allein sie sollten ein Begnadigungsschreiben suchen; denn Vergehungen dieser Art vergeben sich nicht soleicht. Wird denn, erwiederte der Marschall, eine schriftliche Begnadigung zuverläßiger seyn, als des Königs Wort?

und

und hat der Herzog von Biron dergleichen nöthig, was werden nicht erſt andre nöthig haben? Er vergaß, daß die Königliche Macht die Oberſtelle einzunehmen anfing, und daß ſie bey Staatsverbrechen keinen Unterſchied unter den Schuldigen macht. Das größte Unglück für ihn war, daß der König nicht auf den Grund der Intrigue zu dringen ſuchte. Dies hätte ihn vielleicht der Verführung entriſſen, weil der Marſchall, wenn von ihm ins Detail gehende Geſtändniſſe gefordert worden wären, gewiß ſeyn konnte, man würde von nun an auf ſeine Handlungen acht haben. Er hätte ſich demnach das Geſetz auferlegen müſſen, dieſe ordentlicher einzurichten. Auch iſt es möglich, daß wenn er gewußt hätte: der Monarch ſey von Grund aus unterrichtet, er den Werth der Begnadigung beſſer eingeſehn, und, aus Empfindung der Güte ſeines Oberherrn Verbindungen entſagt hätte, die ihn zum Undankbaren gemacht haben. So aber befand er ſich nach ſeiner Begnadigung, ſtatt daß ihm dadurch geholfen worden ſeyn ſollte, wie zwiſchen zwey Feuern. Peinigend beunruhigte es ihn, daß der König von einer Zeit zur andern ſeinen Plan nach allen Umſtänden erfahren, und ihm aus ſeinen Verſchweigen ein Hauptverbrechen machen könnte, und in großer Verlegenheit war er in Abſicht des Herzogs von Savoyen und des Grafen von Fuentes, die aus Beleidigung, ſich von ihm vernachläßigt zu ſehn, dem Könige Beweiſe ſeiner Verrätherey übergeben und ihn ſtürzen konnten. Vorzüglich fürchtete er den Renaze und die andern geringern Mitverbundenen, die er gebraucht hatte. Dieſe hatten ſein Schickſal in ihren Händen; es bedurfte von ihrer Seite zu ſeinem Untergang nur einer übereilten oder veranlaßten Unbeſonnenheit. Gegen dieſe Leute entſchloß er ſich alſo, ſich hauptſächlich im voraus zu verwahren. Er ſetzte ſeine Verbindungen mit den Feinden des Staats, die ihm beſtändig ſchmeichelten, fort, nahm aber andre Unterhändler, in der feſten Verſichrung, daß, wenn man auch die böſen Händel, welche dieſe Art von Leuten unter ſeinen Verfehlen angeſponnen, entdeckte, die Begnadigung zu Lyon doch alles zudecken würde. Biron hielt ſich zu einer Rotte, die er am Hofe gemacht fand, und deren Häupter dem Könige nie hätten Kummer verurſachen ſollen. Der erſte, Heinrich de la Tour d'Auvergun, Herzog von Bouillon, hatte dem Könige alles zu verdanken. Dieſer hätte ihn

unter allen Herren seines Hofs gewählt, ihm Charlotten de la Mark, Oberherrin von Sedan, über deren Hand er disponiren konnte, zur Gemahlin zu geben. Der zweyte, Karl von Valois, Graf von Auvergne und Herzog von Angouleme, war vom Könige sowohl wegen Karls IX, dessen Sohn er war, als wegen Henriette von Entragues, Marquise von Verneuil, seiner Maitresse, deren Bruder er war, beständig mit Gunstbezeugungen überhäuft worden. Beyde vergaßen, was sie hatten, und durch wen sie es besaßen. Sie dachten nur darauf, sich immer mehr zu erwerben. Der Herzog von Bouillon brannte vor Begierde, seine Herrschaft zu vergrößern, und glaubte hierzu nur durch Erneurung der Unruhen gelangen zu können. Der Graf von Auvergne hatte das Projekt gemacht, die Krone auf seine Familie zu bringen, und der Königin Fruchtbarkeit schien ihm kein Hinderniß, welches ihm hiebey im Wege stünde. Maria von Medicis hatte noch im ersten Jahre ihrer Vermählung den König zum Vater eines Dauphins gemacht. Dies Glück hielt den Monarchen nicht ab, sich dem Eigensinn einer flüchtigen Liebe zu überlassen. Seine vielfachen und wenig geheimen Untreuen verursachten der Königin Kummer; sie verheimlichte ihm auch ihren Unwillen nicht. Von der Zeit an entstunden Kaltsinn und Sticheleyen, die in einem Privathause ohne solche Folgen geblieben wären, am Hofe eines Königs aber auf das Schicksal des Reichs Einfluß hatten. Henriette von Entragues hatte dem Könige auch, und noch eher als die Königin, einen Sohn gegeben. Sie behauptete nur unter der Treue eines Eheversprechens, welches älter als Mariens Beylager wäre, Mutter geworden zu seyn. Eben da die Vermählung gefeiert ward, hatte sie zu Lyon Einspruch gethan, worauf man aber nicht achtete. Indeß glaubte sie nichts desto weniger ihrem Sohne die Rechte, die sie geltend machen könnte, versichert zu haben. Vor allen Dingen mußte des Königs Vermählung für ungültig und der Dauphin für unrechtmäßig erklärt werden; ein schimärisches Projekt; aber was macht die Begierde zu regieren und eine Nebenbuhlerin zu stürzen nicht glaublich? Henriette wandte zu ihrer Befriedigung die Waffen des schwächern Geschlechts, Reitze und Bosheit an. Durch die erstern erhielt sie den König tyrannisch unter ihrer Herrschaft, und die letztere diente ihr, ihn von seiner Gemahlin

in zu entfernen. Die Favoritin beſaß die Gabe der Nach-
ahmung in vorzüglichem Grade, und ahmte in den Augen-
licken der Luſtigkeit, der Königin Ton, Manieren, Aus-
prache, und ihren aus Italiäniſchem und Franzöſiſchem
emiſchten Ausdruck drolligt nach. Der König lachte über
ieſe Poſſen, die Königin aber, welcher man ſie hinter-
rachte, ward wüthend und forderte Rache. Heinrich
achte die Sache anders vorzuſtellen, und verlangte: ſie
llte Poſſen, die, wie er behauptete, nur zu ſeinem Zeit-
rtreib vorgenommen wären, nicht ſo ernſtlich nehmen.
Maria beſtand auf ihrem Korfe, und da ſie ſah, daß der
önig ſie mit Ausflüchten abfinden wolle; ſo glaubte ſie
re Nebenbuhlerin vorgezogen, brach in Vorwürfe aus,
nd es gab öffentlich luſtige Auftritte des Verdruſſes und
nwillens, die auf des Monarchen empfindſames Herz
bhaften Eindruck machten. Henriette ſchmeichelte ſich,
ß dieſe Auftritte, wenn ſie oft vorfielen, den Gemahl
n Ende erbittern, und ihn zu einem gewaltſamen Ent-
luß: zum Beyſpiel, die Königin nach Florenz zurückzu-
icken — bringen könnten. Sie fand es ganz leicht, daß
r König ſie, Kraft des Eheverſprechens, nachher für
rkliche Königin erkennen und ihrem Sohn den Namen
auphin geben würde. Dies war die Rolle, welche die
arquiſe von Verneuil bey dieſer Gelegenheit ſpielte. Sie
r nicht die leichteſte; wenn die Natur dies Frauenzim-
r nicht eben ſo geſchickt gemacht hätte, eine empfindſame
mahlin zu quälen, als einen lenkſamen Fürſten zu feſſeln.
r Herzog von Bouillon, der fruchtbarſte und geſchickteſte
nderer ſeiner Zeit, ſpielte die zweyte Rolle. Er machte
ne, unterſuchte die Schwierigkeiten genau, verabredete
Mittel, und ermunterte die, welche die Gefahr hätte
hrocken machen können. Er ſchien weiter Fortſchritte
machen, als die übrigen von Complott, war aber be-
t, weder Schriften, noch Spuren hinter ſich zurück
laſſen, die ihn hätten verrathen können. Der Graf
Auvergne, ein unternehmender und verwegner Mann,
te die Fahne der Empörung dreiſt auf. Er durchſtrich
Provinzen jenſeit der Loire, wo er ſeinen Aufenthalt
immer nehmen zu wollen ſchien. Hier gewann er
Adel durch Beweiſe der Hochachtung, die Geiſtlichkeit
ch große Affektation des Katholizismus und das Volk
ch ein verſtelltes Mitleid mit dem Elend, welches es

unter der nächtlichen Hülle der Wolken hält. Den Fürsten bestimmte man zum Kommando der Truppen, die theils von Spanien gebracht theils in Frankreich errichtet werden sollten. Aber, sagten seine Schmeichler zu ihm, möchte man dem Könige entgegen stellen. Eine Zeit, die allein ihnen fähig war, seine Endelkeit zu rächen, und ihn seine Blöße vergessen zu machen. Auch brachten sie ihm bey, daß ein Mann, der den König gedemüthigt haben würde, die rechtmäßige Gemahlin auf den Thron zu setzen und den wahren Erben anzuerkennen, daß wenigstens ein Oberherrschaft oder jeder andern Benennung, die er verlangte, verrücken halten müsse. Der Herzog von Bouillon war demnach die Seele der Verschwörung, der Graf von Auvergne, so zu sagen, die Trompete, und Biron der Arm derselben. Einzeln genommen, würde jeder wenig Furcht erweckt haben. Aber vereint mit vielen andern, die sich noch nicht zeigten, konnten sie, wenn sie den König der eine am Hofe, der andre in den Provinzen, und wieder andre auf den Gränzen angriffen, im Staate sehr gefährliche Bewegungen veranlassen. Diese Bosheit erhielt sich am Hofe beständig wie in einem Vulkan, dessen wahrer Zund verborgen blieb. Der König, der gewiß war, daß Projekte gemacht würden, ohne genau ihren Zweck und ihre Urheber zu kennen, lebte in Unruhe. Dufresne Canaye, sein Gesandter zu Venedig, ein scharfsichtiger und unermüdeter Mann, dessen Briefwechsel sich über ganz Italien erstreckte, schrieb ihm: man sähe oft zu Mayland und Turin Franzosen; diese verhüllten sich in den Schatten des Geheimnisses, und hätten des Nachts häufige Unterredungen mit den Ministern der beyden angeführten Höfe. Dufresne nannte einige, andre bezeichnete er, bemerkte Stunde für Stunde ihre Schritte, beschrieb sie bis auf ihre Kleidung Stellung und Geberden. Auch berichtete er, man verläumde den König in Italien von seiten seiner Aufführung; verschreie seine Regierung, um über ihn eine Art von Verachtung zu verbreiten; setze seine Macht herab, um seine Alliirten zu überreden, daß er nicht im Stande sey, ihnen im Nothfalle zu helfen, und selbst die Venezianer fingen an, ihrer Anhänglichkeit an Heinrich ohnerachtet, diesen verläumdrischen Reden Gehör zu geben und ein Mißtrauen in Frankreich zu setzen. Doch dem Könige ward durch Birons Unbesonnenheit besser, als durch seine eigne Minister,

gera

…en. Der Marschall erschien bey seiner Abkehr aus …und wenig bey Hofe. Er war mißvergnügt, verachte… …tadelte alles, war zu weiten in seinen Gedanken un… …ig und ernst, wie Leute sind, die ein böser Handel …niedergedrückt hält, und die doch Standhaftigkeit affekti… …und sich gegen die laute Stimme ihres Gewissens ver… …. Seine Sorgen waren nicht ungegründet. Seine …Vertraulichkeit mit La Fin fing sich an zu ändern, …die Herzoglichen, die auf ein strafbares Interesse ge… …sind. Es hatte sich zwischen diesen Mißtrauen ein… …chen, und der Graf von Fuentes, der mehr Kenner …als der Marschall, kam zuerst durch einige Worte, …in La Fin entdecken, auf die Gedanken: daß dieser …ihr Verräther werden könnte. Ohne ihm das min… …dasten zu erkennen zu geben, suchte er ihn nach …reich zurück, und brachte ihn unter einigem Vorwan… …in, daß er seinen Weg durch Savoyen nehmen wolls… …em Emanuel ward Nachricht gegeben, und La Fin …hier wenigstens seine Freyheit verlohren haben. Aber …e durch ein für ihn glückliches Ohngefähr, oder aus …t, durch die Schweitz, und trug seinem Sekretär, …; die Savoyische Kommission auf, welcher in Verhaft …nen und in das Schloß von Chiari eingesperrt ward. …hatte sich nach Auvergne, seinem Vaterlande gemacht, …) seine Lage mit unruhigen Augen an. Er erblickte …en in Frankreich, welches er verrieth, und ohne ei… …luchtsort bey den Auswärtigen, denen er verdächtig …Vergebens brachte er beym Herzoge von Biron Kla… …r seines Sekretärs Gefangenschaft an; er erhielt …ichts, als beunruhigende Antworten. Biron drück… …egen ihn von dem unglücklichen Renaze als von …enschen aus, den man der gemeinschaftlichen Sicher… …e aufopfern und dessen Stimme man durchs Grab …ticken müssen. Er rieth ihm, wegen dieses Ge… …eder Ansuchungen noch Drohungen zu thun; sons… …so grausam ist die Furcht! — diejenige in der …s dem Wege zu räumen, von denen er auf seinen …egleitet worden, und welche Einsicht in seinen …en könnten. Eine schreckliche Vorsichtigkeit, die …in zu erkennen gab, was er selbst, besonders da …mehr nöthig war, für sich zu fürchten hatte. Der …der seiner gefaßten Entschließung, seine Unter…

hänbler zu verändern, getrau blieb, hatte sich des La Fin, sei der Begnadigung zu lenen, fast gar nicht bedient. Sein ganzes Vertrauen hatte itzt der Baron von Käz. Seine Reisen nach Mailand und Turin ließ er durch seinen Sekretär Hebert verrichten, der eine Wallfahrt zu thun, oder Waffen und Zeuge in Italien zu verkaufen, oder junge Cavaliere, die man reisen lassen wollte, dahin zu bringen vorgab. La Fin, der sich gleicher Vorwände bedient hatte, traute sich in ihrem Zwecke nicht. Er zog daraus die Folge, daß der Herzog von Biron die nemlichen Intriguen unterhalte; aber itzt andere Leute dazu brauche. Durch die genaue Bekanntschaft, die er noch immer in des Marschalls Hause hatte, erfuhr er auch dessen persönliches Betragen. Man benachrichtigte ihn, daß sich Biron vom Könige entferne; daß er seine Wohlgewogenheit zu verachten und ihm verächtlich zu begegnen suche; daß er dabey doch keine Vorsichtigkeit weder zu seiner Vertheidigung, noch wenigstens zu seiner Rettung, wenn man etwas entdecken sollte, anwende. Aus allen diesen Umständen schloß La Fin: Biron renne in sein Verderben. Er für sein Theil aber nahm die gehörigen Maßregeln, und bat um Audienz beym Könige. Zu bewundern war es, das zu einer Zeit, wo die Augen und Ohren des Königs und seiner Minister stets hätten geöfnet seyn sollen, La Fins Ansuchen vernachläßigt ward. Vielleicht hätte man es ganz vergessen wäre nicht eben ein Flüchtling von Piemont gekommen, der dem Könige genug sagte, das ihm Neugier nach demjenigen einflößen konnte, was La Fin zu entdecken hatte. (S. La Guesle, S. 51.) Man schickte also einen Expressen an ihn ab, der mit ihm über die Belohnung, die man ihm zugestehn würde und über das Verfahren einig werden sollte, welches er, um den Marschall nicht in Unruhe zu setzen, zu beobachten hätte. Was die Belohnung anlangte, so forderte La Fin weiter nichts als seine Begnadigung, und diese versprach man ihm. In Absicht der zu beobachtenden Vorsichtigkeit aber, um sein Verständniß mit dem Könige Birons Aufmerksamkeit zu entziehn, ersann er folgendes. Er schrieb an den Marschall, er habe eine Familienangelegenheit, die seine Gegenwart bey Hof erfordre. Begäbe er sich bey einem so wichtigen Umstande nicht an denselben, so könne man ein böses Urtheil über die Ursachen fällen, die ihn in der Provinz zurückhielten. Indessen

trüge

trüge er aus Besorgniß, bey ihm Verdacht zu erregen, Bedenken, am Hofe zu erscheinen; daher überließe er die Sache seiner Entscheidung. Biron, der immer noch Vertrauen hatte, ließ dem La Fin völlige Freyheit, und dieser kam mit des Marschalls Bewilligung und ohne einigen Verdacht desselben nach Fontainebleau. Der König hörte ihn selbst ab. (S. la Gastle S. 53. Sully. T. 2. S. 15. 31.) Als ihm La Fin die Papiere zeigte, schrieb Heinrich, nur zu sehr überzeugt, an Sülly. Das Resultat ihrer Zusammenkunft war: man müsse den Marschall von Biron an den Hof kommen lassen, und es wären Beweise genug wider ihn vorhanden, um ihn in Verhaft zu nehmen. Dieß selbst war jedoch eine Unternehmung, deren Leichtigkeit zwar der Ausgang bewies; die aber damals bedenklich scheinen konnte. Denn La Fin entdeckte zwar das, was, so lange er des Marschalls Vertrauen gehabt, also bis zur Begnadigung zu Lyon vorgefallen war. Bis dahin war demnach alles bekannt und nichts zu fürchten. Konnten aber seit dieser Zeit nicht furchtbarere Verschwörungen gestiftet worden seyn? und wäre es nicht möglich, daß die Theilnehmer derselben viel zahlreicher und angesehner wären? daß man beßre Maaßregeln genommen hatte, und vielleicht nur ein Funke nöthig war, Minen zu sprengen, die an mehrern Orten des Reichs angelegt waren? Biron mußte also nicht in Schrecken gesetzt werden; er hätte sonst entweder flüchten, und sein Geheimniß mit sich nehmen, folglich den König stets in der nämlichen Verlegenheit lassen, oder augenblicklich Hand ans Werk legen und ganz Frankreich in Brand setzen können. Biron hatte, den Boden zu untersuchen, den Baron von Lüz nach Hofe geschickt. (S. Mathieu, S. 494.) Gegen diesen bediente sich der König vom Grafen von Biron verbindlicher Ausdrücke. Wirklich konnte sich auch Heinrich, der Verbrechen des Marschalls ohnerachtet, einer wiederkehrenden Zärtlichkeit gegen ihn und die übrigen Schuldigen nicht erwehren. Weinen sie, sagte er, so werd' ich mit ihnen weinen; erinnern sie sich dessen, was sie mir schuldig sind, so werde auch ich das nicht vergessen, was ich ihnen schuldig bin. Sie sollen mich so nachsichtsvoll finden, als sie mir an Zuneigung gegen mich sind. Ich wünschte nicht, daß der Marschall von Biron das erste Beyspiel der Strenge meiner Gerechtigkeit würde, und mein Reich, welches

lieber einer stillen und heitern Luft glich, auf einmal voll Wolken, Blitze und Donner werden möchte. Hätte doch der unglückliche Marschall die günstigen Gesinnungen seines Herrn gekannt! Aber durch La Fin und seine Freunde getäuscht, die den La Fin für aufrichtig hielten, glaubte er, sich nur durch Stillschweigen retten zu können. Er kam am dreyzehnten Junius zu Fontainebleau an. Soweit ein kurzer Auszug aus Mr. Anquetils L'intrigue du Cabinet sous Henri IV. Mehreres von dem Ausgang der Cabale s. unten Note 15 angemerkt.

7) Der Marschall glaubte, er habe den kaum von mit Spanien geschlossenen Tractat mit eignen Augen ins Feuer werfen gesehen: allein dieser hatte ihn betrogen, indem er, statt des Tractats, ein unbedeutendes Stück Papier verbrannt hatte.

8) Der Herzog von Epernon läugnete nicht, dem Marschall von Biron bey dieser Gelegenheit alle Dienste geleistet zu haben, welche dieser von einem Freunde erwarten konnte. „Als er mit ihm über die Sache redete, „sagt sein Biograph, so that er es nicht in zweydeutigen „Ausdrücken, wie die übrigen, sondern sehr ernstlich. Er „meldete ihm Lafins Verrätherey, gab ihm die allerstärk„sten Beweise dafür, und ermahnte ihn, zu der Güte des „Königs seine Zuflucht zu nehmen. Dies rechtfertigt den „Herzog von Epernon. Dûpleſſis-Boſſonniere, einer von „seinen Gesellschaftskavalieren, der ihm sehr ergeben war, „eben derjenige, welchen er dem Marschall entgegen schick„te, hatte vornemlich den Auftrag, ihn durch alle mög„liche Gründe zu bereden, daß er von dem König Verge„bung für sein Verbrechen zu erhalten suchen sollte. Man „konnte auch würklich diesen Edelmann, der von seiner „eignen und seines Herrn Unschuld überzeugt war, bere„den, sich aus Frankreich zu entfernen, nachdem der König, „dem dieser Schritt nicht bekannt war, den Marschall von „Biron hatte fest setzen lassen. Dadurch erwies er dem „Herzog von Epernon einen großen Dienst. Er gab dem„selben nach der Hand einen zweyten Rath, bey welchem „sich der Herzog ebenfalls nicht übel befand; nemlich er „sollte Sr. Majestät diesen Schritt gegen den Marschall „aufrichtig gestehen, und zugleich entdecken, in welcher „Absicht er denselben gethan hätte." Eben dieser Geschichtschreiber mischt in seine Erzählung einige Züge, welche

die eigentlichen Gesinnungen des Herzogs von Epernon
decken und zugleich seinen Charakter kennen lehren. „Da
r Herzog von Epernon und der Marschall von Biron
t einander nach dem Louvre gingen, sagte er, um
) der Mittagstafel ihre Hofaufwartung zu ma-
en, so begab sich der König, der von ihrer Ankunft
achricht erhalten hatte, in ein Fenster, um ihren
ang und ihre Geberden durch die Fensterscheiben zu
obachten. Ein Freund des Herzogs von Epernon, wel-
r bey dem König war, ließ ihm dieses melden, damit
seine Handlungen darnach einrichten könnte. — — Er
at gerade das Gegentheil von dem, wozu man ihn
reden wollte: und da ihm das Zeugniß seines Gewissens
n Muth je länger je größer machte, ging er, voll ge-
chten und großmüthigen Unwillens darüber, daß man
ie Treue in Zweifel zog, mit aufrechtem Haupt und auf
n dieses Fenster gerichteten Augen, in welchem der
nig, wie er wußte, stand, weiter. Der König be-
rkte es, und machte die Umstehenden darauf aufmerk-
n. — — Hierauf spielte der König eine Partie Ball.
r Graf von Soissons war auf des Königs Seite, ge-
den Herzog von Epernon, und den Marschall. Bey
sem Anlaß soll der Herzog, nach der Erzehlung der
ichzeitigen Schriftsteller folgenden Einfall zu dem Mar-
all gesagt haben: er spiele gut, allein er wähle seine
rtieen übel" u. s. w. Hist. de la Vie du Duc
pernon, An. 1602. S. 205. u. f.

9) Karl von Choiseul, Marquis von Praslin, Kapitän
erſten Compagnie der Leibwache. Er starb als Mar-
l von Frankreich.

10) „Der König, der seiner Pralereien und seiner
lsstarrigkeit müde war, verließ ihn, indem er mit
sen Worten von ihm Abschied nahm: Gut! man wird
) anderswo die Wahrheit sagen lehren; Adieu, Baron
Biron. Dieses Wort war gleichsam ein Blitz, der den
nnerschlag vorher sagte, welcher ihn vernichtete, indem
König ihn dadurch alle der hohen Ehrenstellen ent-
e, die er ihm ertheilt hatte. — An eben diesem Tag
ahnte ihn der Graf von Soissons nach dem Mittags
n gleichfalls im Nahme des Königs: er solle diesem
Wahrheit gestehen, und schloß seine Vorstellungen
jenem Ausspruche des weisen Königs: Erinnern Sie

„ich, mein Herr, daß der Zorn des Königs ein Verbote „des Todes ist.“ Peref. „Nach dem Mittagessen, mel„det die Chron. Septenn. machte er dem König, welcher „gerade in dem Saal spazierte, die Aufwartung. Der „König zeigte ihm seine im halb erhobner Arbeit verfertigte „Bildsäule in triumphierender Stellung, unter welcher „seine Siege abgebildet waren, und fragte ihn: Hören Sie, „mein Vetter, wenn der König von Spanien mich in die„ser Stellung erblickte, was würde er wohl dazu sa„gen? — Sire, versetzte er, er würde Sie nicht fürch„ten. Diese Antwort wurde von allen anwesenden Herrn „bemerkt. Da ihm der König einen zornigen Blick zu„warf, welchen er bemerkte, setzte er sogleich, um seine „Unbesonnenheit zu verbessern, hinzu: ich meine nehmlich „in dieser Bildsäule, Sire, nicht in Ihrer Person.“

11) „Er hatte es versäumt, sagt Perefixe, Mittel da„für zu nehmen, gegen den Rath des Herzogs von Eper„non, welcher klüger und gescheiter war, als er.“

12) Sie wäre mißlungen, wenn der Marschall den Warnungen gefolgt hätte, die er erhielt. „Ein gewisser „brachte ihm einen kleinen Brief, da er nach dem Mit„tagessen zum König gieng, wie wenn derselbe von seiner „Schwester, der Gräfin von Roussy käme. Da er jenen „um das Befinden derselben fragte, und sah, daß er nichts „antwortete, so merkte er, daß etwas dahinter stecke und „öfnete den Brief, in welchem er die Nachricht fand: wenn „er sich nicht in zwo Stunden entfernte, so würde er an„gehalten werden. Sogleich zeigte er den Brief einem von „seinem Anhängern, Carbonnierns, der ihm sagte: Gott „sey mit Ihnen; ich wollte, ich hätte einen Dolch im Leib, „und sie wären in Bourgogne. Er antwortete: wenn ich „dort wäre und der König mich hieher fordern ließe, soll„te ich zehn Dolche in den Leib kriegen, so käme ich doch. „Hierauf trat er in des Königs Zimmer, wo er mit der „Königin Prime spielte. Während dieses Spiels bemerkte „man, daß der Herr von Merge, ein Edelmann aus Bour„gogne, ihm etwas ins Ohr sagte, und da er dasselbe „nicht verstehn konnte, so kam der Graf von Auvergne eben„falls, stieß ihn zweymal mit der Hand in die Seite und sag„te, hier ists nicht gut für uns, zu bleiben.“ Chron. Sept.

13) Vitry nahm den Marschall von Biron gefangen, da derselbe aus dem königl. Vorzimmer trat. „Mein

„Herr

„Herr, ſagte er zu ihm, der König hat mir befohlen, ihn „für Ihre Perſon gut zu ſtehen; geben Sie mir Ihren Degen. — Du treibſt Spaß, verſetzte Biron. — Mein „Herr, erwiederte Vitry, der hat es mir befohlen. Ich „bitte dich, fuhr der Marſchall fort, laß mich mit dem „König reden. Nein, antwortete Vitry, der König hat „ſich entfernt.“ — Inzwiſchen erwartete Praslin den Grafen von Auvergne an dem Schloßthore, und ſagte zu ihm: Nicht weiter, mein Herr, Sie ſind des Königs Gefangener. Ich, ich! ſprach der Graf, ganz beſtürzt. Ja, Sie, mein Herr, verſetzte Praslin, ich nehme Sie im Nahmen des Königs gefangen: geben Sie Ihren Degen. Da haſt Du ihn, erwiederte der Graf, er hat nur wilde Schweine getödtet, wenn Du mir dieſes vorhergeſagt hätteſt, ſo wäre ich ſchon zwey Stunden lang zu Bett und eingeſchlafen.

14) Achilles von Harley, erſter Präſident. Nikolaus von Poliers, Herr von Blankmesnil, Präſident. Stephan von Fleury, älteſter Parlamentsrath, Philibert von Thürin, Rath bey der großen Kammer.

15) Auch über manche Hauptumſtände der letzten Geſchichte des Marſchalls von Biron iſt Süllh ganz kurz, ſeine Verbrechen berührt er gar nicht im Einzelnen. Wir ſupplieren dieß in einer abgekürzten Erzählung nach der Schrift: L'intrigue du Cabinet ſous Henri IV. et Louis XIII. terminée par la Fronde, par Mr Anquetil . . . Auteur de l'Esprit de la ligue. (Maſtricht 4. Tomes in 12.) „Das Intereſſe, welches die Königin bey dieſer Sache hatte, erlaubte dem Könige nicht, ihr deren Wichtigkeit unbekannt bleiben zu laſſen. Er berief ſie zu den Rathsverſammlungen, die über dieſen Gegenſtand gehalten wurden, und vielleicht nöthigten ihre große Furcht, und ihre Thränen der Gerechtigkeit des Monarchen die letzten Verordnungen gegen den unglücklichen Biron ab. Zuvor aber, ſagte der König, will ich ihm noch ſagen: daß, wenn er ſich dem Gange der Gerechtigkeit überließe, er ſich weiter ſeiner Gnade von mir gewärtig ſeyn ſolle. Voll von dieſer Idee folgte Heinrich dem Verbrecher mit ſeinen Augen, ſah Ihn ſcherzen und ſchwätzen, ohne daß er beſtürzt und unruhig ſchien. (Mathieu, S. 503.) Endlich, da ſich die Nacht näherte, rief er ihn in ſein Zimmer, that den letzten Verſuch und ſagte zu ihm: Aus Ihrem Munde, Marſchall, will

will ich das wissen, wovon ich, zu meinem großen Leidwesen nur zu sehr unterrichtet bin. Ich verspräche Ihnen Verzeihung, was sie auch wider mich begangen haben mögen. Gestehn sie es frey, so soll sie mein Schutz decken und ich werde es auf immer vergessen. Das heißt erwiederte der hartnäckige Biron, einem rechtschaffnen Mann, der keine andre Absicht gehabt hat, als die er Ihnen sagte, allzuhart zusetzen. Wollte Gott! antwortete der König; es wäre so — aber ich sehe wohl, daß ich von Ihnen nichts erfahren werde. Ich gehe und will sehen, ob mir der Graf von Auvergne mehr sagen wird. Unter diesem Vorwande gieng er hinaus und erkundigte sich selbst, ob, was er befohlen, in Bereitschaft gesetzt worden sey. Als er wieder auf sein Zimmer kam, ließ er jedermann abtreten, wandte sich zum Marschall und sagte zu ihm: Gott befohlen, Baron von Biron! Sie wissen, was ich Ihnen gesagt habe. Noch war es Zeit. Biron hätte, wenn er sich dem gerührten Monarchen zu Füßen geworfen, Begnadigung erhalten; aber zu stolz, das Knie zu beugen, ging er hinweg. Wie er aus der Thür trat, nahm ihn Vitry, Hauptmann der Leibwache, beym Arm und forderte seinen Degen — der Marschall brachte die Nacht in seinem Mantel zu und war äusserst unruhig. Er ging mit großen Schritten auf und nieder, schlug mit der Faust gegen die Mauern, redete die Wache an, sprach mit sich selbst und machte sich Vorwürfe darüber, daß er den ihm ertheilten Rath zum Fliehen nicht befolgt hätte. Er bat, man möchte seinen Sekretären sagen, daß sie seine Papiere verbrennten. Nachher unterbrach er sich, da er daran dachte: daß er ein Gefangner sey, und ihm keiner mehr zu Gebot stehe. Den folgenden Tag wurden der Marschall und der Graf von Auvergne zu Wasser von Fontainebleau nach der Bastille gebracht. Der König erließ am achtzehnten ein Schreiben an das Parlament, worinn er demselben den Prozeß übergab. Der Geschichtschreiber Mathieu bemerkt, daß man unter den von la Fin ausgelieferten Papieren sieben und zwanzig auslas, nicht die das meiste gegen Biron bewiesen, sondern die nur von ihm handelten. In der That giebt auch unter den Dokumenten, die man in den verschiedenen Berichten findet, keines die Mitschuld des Grafen von Auvergne, und des Herzogs von Bouillon zu erkennen; alle betreffen lediglich den Marschall.

ſchaft. Die Anklage enthielt folgende vier Hauptpunkte: daß er durch den Picote, deſſen Reiſen er bezahlt, ein geheimes Verſtändniß mit dem Erzherzog gehabt; daß er ſich unmittelbar, oder durch la Fin mittelbar mit dem Herzoge von Savoyen und dem Grafen von Fuentes in einen Vertrag eingelaſſen; daß er ſich mit dem Feinde einverſtanden, die Einnahme der beſten Plätze in Breſſe aufzuhalten und der königlichen Armee Schaden zufügen zu laſſen; endlich, daß er dem Gouverneur des Forts St. Katharina habe ſagen laſſen, er möchte auf einen gewiſſen Ort, wo er den König hinführen wolle, eine Kanone richten und einen Hinterhalt von Büchſenſchützen gegen ihn anlegen. Zuerſt legte man ihm ſeine Briefe und Aufſätze vor, die er für die ſeinigen erkannte. Da ſie zweydeutig abgefaßt waren, ſo gab er ihnen den Sinn, der ſeiner Sache günſtig war. So benahm er für jetzt dieſem Beweiſe alle ſeine Stärke. Die Richter fragten ihn nachher, ob er etwas wider la Fin vorzubringen hätte. Weit davon entfernt, antwortete er, er halte ihn für einen ehrlichen Mann. Sogleich las man ihm la Fins Ausſage vor, welche die nämlichen Schriften in dem natürlichſten Sinne erklärte, der von Biron gegebnen Erklärung gerade entgegen. Nun ereiferte ſich der Gefangne gegen la Fin und nannte ihn einen Betrüger und Böſewicht, der ſich von ſeinen Feinden, um ihn ins Verderben zu bringen, hätte gewinnen laſſen. Indeſſen blieb der Sinn dieſer Papiere ungewiß, weil ihnen la Fin dieſen, Biron aber einen andren beylegte. Um daraus einen bündigen Beweis herzunehmen, war ein neuer Zeuge nöthig, den der Beklagte ſelbſt gelten ließ, der durch den Beytritt zu einer der beyden Erklärungen den wahren Sinn beſtimmen muſte. Dieß geſchah auf eine den Marſchall gravirende Art. Wäre, ſchrie er, Renaze hier, dieſer würde den la Fin Lügen ſtrafen. Kaum hatte er dieß geſagt, ſo erſchien Renaze. An dem nehmlichen Tage, da Biron in Verhaft genommen wurde, entwiſchte dieſer Gefangne aus dem Schloſſe Chiari, nachdem er ſeine Wache wahrſcheinlich durch Geld gewonnen hatte, welches er von Frankreich erhalten. Er nahm ſie mit ſich, entging allen Nachſtellungen des Herzogs von Savoyen und kam unverzüglich, la Fins Zeugnis zu beſtätigen. Seine Gegenwart war für den Beklagten ein Donnerſchlag; kaum wollte er ſeine Augen glauben, und

konnte

konnte nicht begreifen, durch welch einen Unfall dieser Mensch, den er für todt gehalten hatte, ihn zu überführen, aus dem Grabe hervorkam. Er dachte, Emanuel selbst würde zum Verräther an ihm und beobachtete in den ersten Augenblicken seines Erstaunens ein tiefes Stillschweigen. Indessen faßte er sich wieder, und da er sich in Absicht des Sinns der Schriften überführt sah, berief er sich auf die Begnadigung, welche ihm der König zu Lyon hatte wiederfahren lassen. Allein er machte selbst dieß Rettungsmittel dadurch unzureichend, daß ihm gewisse andere Geständnisse entfuhren. Als er über die Umstände dieser Begnadigung befragt ward, gab er zur Antwort: Ich kann nicht läugnen, daß ich dem Könige nicht alles, was vorgegangen war, gestanden habe. Allein, da ich ihm sagte, daß die Abweisung, die Bourgsche Citadelle betreffend, mich fähig gemacht hätte, alles zu sagen und zu thun, glaubte ich, nicht alles spezifiziren zu müssen, welches unternommen zu haben, ich mich schämte. Ein Grund, der anderswo recht gut war, als vor einem Gerichte, welches bestimmt worden war, ein Staatsverbrechen zu beurtheilen. Ein Verbrechen, welches eine unbestimmte und mündliche Begnadigung nicht gelten läßt, sondern einen förmlichen Begnadigungsbrief erfordert. Der Marschall setzte hinzu: er habe seit der Begnadigung nichts seiner Pflicht entgegenlaufendes vorgenommen. Zum Unglück diente der Beweis, den er von seiner Unschuld anführte, wider ihn. Dieß war ein Brief, der ohne Zweifel an La Fin gerichtet war. Er schrieb ihm in demselben, daß er sich nicht mehr mit Intriguen abgeben wolle, und des Dauphins Geburt seinen Argwohn und seine Eitelkeit verbannt habe. Nun war die Begnadigung im Anfange des Jahrs 1601 vorgefallen; der Dauphin aber erst am Ende des Septembers in dem nehmlichen Jahre gebohren. Es waren also seit der Begnadigung mehrere Monate verflossen, in welchen Biron bey seinem Argwohn und seiner Eitelkeit geblieben war. Mathieu, S. 510, § 2. Es ist wahrscheinlich, daß der Marschall die Begnadigung zu Lyon zur Endzeit seines Verständnisses mit den Feinden ansetzte, weil er sich seit dieser Zeit des La Fin nicht mehr bedient hatte und sich dennoch schmeichelte, daß man keine überzeugende Beweise gegen ihn habe. Er irrte sich auch hierin nicht. Seine Vertraute in dieser letzten Zeit waren sein Freund, der Ba-

um von Luz und Hebert, sein Sekretär. Der erste war nach Burgund entflohen und konnte nicht mit Gewalt aus diesem Lande herbeygebracht werden; Hebert ward zwar auf die Tortur gebracht, gestand aber nichts. Indeß war es nicht möglich, sich in den Bewegungsgründen zu irren, aus welchen er nach Mailand geschickt worden war, noch zu glauben, daß ein vertrauter Sekretär seinen Herrn aus so fahlen Gründen, als die angeführten waren, verlassen und in fremde Länder reisen würde, unterdeß seine Dienste bey seinem Herrn nothwendig wären. Rettete nun gleich dem Hebert seine Standhaftigkeit das Leben, so sicherte sie doch für Heberts Herrn das das seinige nicht. Am 23ten Jul. begab sich der Kanzler ins Parlament. Die zusammenberufnen Pairs fanden sich nicht ein; aber es waren hundert und zwölf Richter da. Man verwendete drey Sitzungen, um sich von dem Prozesse zu unterrichten, und am sieben und zwanzigsten ward der Marschall aus der Bastille ins Gericht geführt. Er zeigte sich bey dieser Gelegenheit groß und legte alle Bescheidenheit der Reue und alle Stärke des Schmerzens in seine Vertheidigung. Die Anzahl der Richter, ihre Ernsthaftigkeit, ihre Stille, so ansehnliche Gegenstände machten ihn nicht bestürzt. Er fing seine Apologie mit Erzählung der zu seiner Verführung angewandten Mittel an. Hierunter rechnete er vermeinte Zauberey, wobey zu erstaunen ist, daß sich La Fin derselben bediente, und noch mehr, daß ein Mann, der eben nicht schwach war, dadurch sich verführen ließ. Ein sichrer Beweis, daß, wenn man sein Herz der Schmeicheley einmal geöfnet hat, jede Art von Waffen in des Schmeichlers Händen siegt. Der Marschall gab nachher die Gründe an, die ihn verhindert hätten, nach seiner Ankunft zu Fontainebleau dem Könige die verlangten Geständnisse zu thun. La Fin und ich, sagte er, hatten uns verschworen, nie etwas zu entdecken, und ich hielt mein Gewissen durch diesen Schwur für gebunden. Ueberdieß sagte mir La Fin selbst, bey meiner Ankunft: er habe nichts gestanden, und da ich fest entschlossen war, von dem, was wir mit einander projektirt hatten, nie das geringste auszuführen, so hielt ich es für unnütz, Sachen auszusagen, die keine Folgen haben sollten, und die uns beyde verunehren konnten. Er gestand nichts weniger ein, als daß er die Absicht gehabt habe, des Königs Leben in Gefahr zu setzen; hingegen sagte

er,

er, wäre la Fin dieſes Anſchlags ſchuldig, den er voll
willen verworfen hätte. Mathieu, S. 116. Was die
ſchuldigung anbetraf, als habe er ſich mit den Feinden
Schonung ihrer Truppen und Veſtungen einverſtand
ſo ſetzte er eine ſchnelle und heftige Aufzählung von Din
entgegen, die er bey Geſandtſchaften, an der Spitze der
meen, im Staatsrath und anderswo gegen den Dienſt
Königs hätte ausführen können, ohne daß er ſich da
dem Verdachte der Verrätherey ausgeſetzt haben wür
Konnt ich mich nicht, ſagte er, in Burgund wehren, Ge
Truppen und Kriegsvorrath ſammeln und mich weige
zu kommen, zumal, da ich gewarnt worden war? eine ſch
dige und von Schrecken des Gewiſſens gequälte Seele wür
vor Furcht und Zittern zertrümmert worden ſeyn; aber d
innre Bewußtſeyn meiner Treue, die Unſchuld meiner A
ſichten konnte in mir gar keine Vorſtellung von Untreue
erwecken. Ich habe dem Könige zu gut gedient, ſagte i
ſtets bey mir ſelbſt, als daß ich denken ſollte, er möch
mich nicht für ſeinen treuen Diener halten. Ueberdieß wa
ich verſichert, daß der König mich begnadigt, und ich ih
ſeit der Begnadigung nicht beleidigt hatte. Er wiederholte
was er den Referenten während der Einleitung des Pro
zeſſes geſagt hatte. Der König ſollte mir damals das Le
ben gegeben haben, um es mir jetzt zu nehmen? Gefäll
es ihm nicht, meine Dienſte und die Verſicherungen zu er
wägen, die er mir von ſeinem Mitleiden ertheilt hat, ſo
bekenne ich mich des Todes werth. Ich hoffe meine Ret
tung nicht von ſeiner Gerechtigkeit; ſondern von der Ih
rigen, meine Herrn, die Sie ſich beſſer der Gefahren er
innern werden, die ich bey der Wuth der Ligue übernahm,
und daß Sie ohne die Dienſte, welche ich damals leiſtete,
jetzt nicht meine Richter ſeyn würden. Ich flehe des Kö
nigs Mitleiden an, und — ſagte ich auch nicht ein Wort,
ſo fordern es die Wunden für mich, mit welchen ich be
bedeckt bin. Mein Vergehn, meine Herren iſt groß, ſetzte
er ſeufzend hinzu; aber große Beleidigungen verlangen
große Gnade. Wie es auch kommen mag, ſo verlaſſe ich
mich mehr auf Sie, meine Herrn, als auf den König, der
mich ſonſt mit Augen ſeiner Liebe anſah, jetzt aber nur mit
zornigen Augen betrachtet, und es für Tugend hält, grau-
ſam gegen mich zu ſeyn und für Beſchimpfung gegen mich,
eine Handlung der Gnade auszuüben. Ach! es wäre beſ-

ser für mich, wenn er mich das erstemal nicht begnadigt hätte, als daß er mir das Leben gegeben hat, um mich schimpflich sterben zu lassen! Biron hörte auf zu reden; er hatte den Trotz, seine Richter gerührt zu sehn, und ging nicht ohne einige Hofnung hinweg. Am neun und zwanzigsten versammlete sich das Gericht wieder. Man schritt zum Stimmgeben, das Gesetz war wider den Beklagten. Er gestand, daß er mit den Feinden des Staats in Verbindung gewesen sey. Die Begnadigung, die er zu Lyon auf ein unvollkommnes Geständniß erhalten hatte, war nicht mit den gesetzlichen Formalien versehen und es waren starke Vermuthungen da, daß er seit dieser Begnadigung in den nemlichen Intriguen fortgefahren war. Endlich läugnete er, daß er des Königs Leben habe in Gefahr bringen wollen; aber zwey unverwerfne Zeugen sagten in diesem Stücke gegen ihn aus. Er ward also einstimmig verurtheilt, daß er wegen der, gegen des Königs Person, angelegten Verschwörungen, wegen Unternehmungen gegen seinen Staat, und wegen seiner mit den Feinden des Staats geschloßnen Traktaten des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig sey, und auf dem Greveplatze enthauptet werden sollte. Einige von den Richtern brachten in Vorschlag, La Fin und Renaze in Untersuchung zu ziehen. Allein der Kanzler that die Gegenvorstellung, daß die, welche Verschwörungen entdeckten, in welche sie mitverflochten gewesen, nicht nur der Begnadigung werth wären, sondern auch eine Belohnung verdienten. Vielleicht, setzte er hinzu, wird diese ganze Empörung nicht mit des Marschalls Kopfe weggehauen werden; es kann daraus eine andre erwachsen, die man alsdenn mit vieler Mühe entdecken wird, wenn nicht die gute Behandlung, welche man den Mitschuldigen der gegenwärtigen angedeihen läßt, andre künftig zur Sprache bringt. Man ließ zwischen der Verurtheilung, die am zwanzigsten Julius geschah, und der Hinrichtung einen Tag verfließen. In dieser Zwischenzeit brachten es die Verwandten dahin, daß der Ort der Execution verändert ward, und man sie in der Bastille, nicht aber auf dem Greveplatze, vornahm. Einige glaubten, daß diese Aendrung mehr aus Vorsichtigkeit, als Achtung beliebt worden sey, weil man von Seiten seiner Freunde einige Bewegungen befürchtet habe. Der König verwilligte ihm auch die Gnade, daß er sein Testament machen konnte, und gar keine Fesseln trug. Welch eine Gnade! Welche eine

Gnade! rief der unglückliche Biron mit einer durch Schlu
zen unterbrochnen Stimme aus, konnte man mich hier nic
mit Fesseln an den Händen bewachen, um sich meiner a
einem Tage von Wichtigkeit zu bedienen? Mein Herr
sagte er zum Kanzler, Sie haben meinen Vater so sehr g
liebt; noch können Sie dem Könige das, was ich Ihne
sage, vorstellen. Nie, nie habe ich etwas wider des Kö
nigs Leben vorgenommen. Als man ihm die Worte de
Urtheils: weil er wider des Königs Person etwas unter
nommen, vorlas, rief er von Wuth ergriffen aus: Keines
weas! das ist falsch! man streiche es aus! Noch auf der
Schaffote sagte er: es ist wahr, ich habe mich vergangen
aber nie gegen des Königs Person. Man versammlete s
diesem traurigen Schauspiele einige Personen aus dem
Staatsrath, aus dem Parlament, aus der Bürger- un
Kaufmannschaft. Diese waren Zeugen der heftigen Ge
müthsbewegungen des Marschall und der Art von Wahn
witz, die seinen Kopf nicht, wie er sagte, wegen des To
des, dem er in den Schlachten tausendmal getrozt hätte
sondern wegen der Schimpflichkeit der Strafe verwirrte
Ach, wie sehr wünschte ich, sagte er zu den Soldaten, di
er in den Waffen sah, wie sehr wünschte ich, daß mic
einer von euch mitten durch den Leib schösse! Dieser Wunsc
wird niemanden befremden, der sich Biron denkt und sic
in den Zustand seine durch eine Menge niederschlagende
Betrachtungen zerrissenen Seele versezt Er hatte ein über
aus feuriges Temperament, ein lebhaftes Blut wallte i
seinen Adern, er war von Natur ungeduldig und hatt
nie Wiederwärtigkeiten erfahren. Er war Herzog, Pair
Marschall; aber mit einemmale sah er sich von dieser Höh
herabgestürzt Er rief seine Siege, seine Thaten, sein
Triumphe in seine Seele zurück und verglich seinen vorige
Glanz mit dem erniedrigenden Zustande, in welchem er sic
jezt befand, und mit dem schimpflichen Tode, der ihn er
wartete. Er erinnerte sich seiner schimärischen Projekte
ihres traurigen Ausgangs, seiner treulosen Freunde, di
ihn in diesen Abgrund gestürzt hatten und ihn verliessen
er dachte daran, daß es zu seiner Rettung nur eines Ge
ständnisses, eines Worts bedurft hatte, und er dies nich
habe von sich geben wollen. Nun kam seine Wache, küßte
ihm bestürzt die Hände und sagte ihm das lezte Lebewohl
Die Diener einer von ihm zu sehr vernachläßigten Religion
boten ihm Trostgründe dar, die vor seiner Verwirrung nich
zu

zu seinem Herzen dringen konnten. Er war unruhig, ihn schauderte; drauf faßte er wieder Muth und näherte sich dem Schafotte mit dem nehmlichen Schritte, mit welchem er sonst ins Treffen ging. Er erstieg es und sah unruhig um sich her. Er suchte des Scharfrichters Schwerdt, welches man seinen Augen entzog; Ein Zittern an allen Gliedern ergriff ihn, er warf sich auf die Knie nieder und band sich selbst die Augen zu; Aber, da man ihn berühren und ihm die Haare abschneiden wollte, schrie er mit donnernder Stimme: man nähere sich mir nicht; ich kann es nicht leiden. Werd ich zornig, so erwürge ich die Hälfte von denen, die hier sind. Sein funkelndes Auge, seine Geberden, seine Drohung machten die beherztesten vor Schrecken starr. Endlich kniete er wieder nieder, und schneller als ein Augenblick schlug ihm der Nachrichter mit einem Hiebe den Kopf ab. —

16) Ich kann mich nicht enthalten, zum Vortheil der Wissenschaften diese Anmerkung hieher zu ziehen. So viel Belesenheit und Gelehrsamkeit der ältere Marschall von Biron hatte, so wenig besaß sein Sohn. Kaum konnte er lesen. Um meine Leser mit dem Charakter dieses Mannes vollends bekannt zu machen, entlehne ich folgende Stelle aus der Chron. Sept. Nachdem der Verfasser angemerkt hat, Biron habe beynahe alle Eigenschaften besessen, die zu einem großen Feldherrn erfordert werden, Tapferkeit, Glück, Unermüdlichkeit, Nüchternheit, Mäßigkeit, u. s. w. so setzt er hinzu: „Besonders war er ein Freund der Eitelkeit und Ehrsucht: man sah ihn sogar das Essen verachten und sich mit wenigem begnügen, nur um seine thörigte Ruhmsucht und Eitelkeit zu nähren. Im Kriege war „er ein Waghals, übermäßig und ehrgeizig. Er war „zuletzt so aufgeblasen, daß er glaubte, der König und „ganz Frankreich würden ohne ihn nicht bestehen können. „Auch ward er so sehr zur Verläumdung geneigt, daß er „von allen gekrönten Häuptern Uebels redete. . . . Man „hörte ihn auch oft über die Messe, und über die sogenannte „reformirte Religion spotten: es werden eine unendliche „Menge Sachen erzählt, welche zeigen, wie wenig Religion er hatte. . . Er setzte viel Vertrauen auf Astrologie „und Wahrsager.“ Hierauf erzählt der Autor das Abentheuer: welches dem Marschall begegnete, da er unter einem falschen Namen den alten Sterngucker la Picrre zu Rath zog, ebendenselben, von welchem Sully in seinen Memoiren so viel redet. „Dieser gute Mann, sagt er,

„welcher sich eben in einem kleinen Zimmerchen, oben auf „dem Dache befand, das ihm zum Studierzimmer diente, „sprach zu ihm: Ich muß Ihnen sagen, mein Sohn, daß der, „welcher unter dieser Constellation geboren worden, durch „seine Thätigkeit und Tapferkeit zu großen Ehren gelangen „wird und wol gar König werden könnte: allein es ist „ein Caput algol da, welches dies hindert. Was ist das „fragte der Baron von Biron? Fragen Sie mich nicht, „mein Kind — Nein, versetzte der Baron, das muß ich „wissen Nach langem Zanken zwischen ihnen, sagte end„lich la Brosse: er wird solche Sachen thun, mein Sohn, „daß man ihm den Kopf wegschlagen wird. Hierauf prä„gelte ihn Biron entsetzlich, ließ ihn halb todt liegen, lief „die Treppe hinunter, und nahm den Schlüssel zu der Thüre „mit, u. s. w." Man erzählt eine ungeheure Menge von ähnlichen Prophezeiungen, die ihm gemacht wurden, bey denen sich aber, wie ich hoffe, kein vernünftiger Mensch aufhalten wird.

17) „Er bat den Herrn von Baromton, des Mar„quis von Praslin Lieutenant, in seinem Namen zum Herrn „von Rosny zu gehn, und ihm zu sagen, er wünsche ihn „zu sehn, oder ihn zu bitten, daß er bey dem König für die „Erhaltung seines Lebens ein Fürwort einlegen möchte; „er verspreche sich dieses von ihm; er habe ihn immer ge„ehret, und als einen Freund erfahren, so daß er nicht „hier wäre, wenn er ihm geglaubt hätte: es gebe schlimmre „Leute, als er sey, aber keine unglücklichere; er wollte sich „gerne zwischen vier Mauren einschließen und mit Ketten „fesseln lassen. Kurz, die dringenden Bitten, die er durch „den Herrn von Baromton an den Herrn von Rosny und „seine Gemahlin bringen ließ, bewegten diese, nebst dem „Herrn Zamet und einigen andern Personen so stark, daß „alle die Augen voll Thränen hatten und keiner ein Wort „reden konnte. Endlich sagte der Herr von Rosny: Ich „kann ihn nicht sprechen, noch für ihn bitten; es ist zu „spät, hätt' er mir geglaubt, so wär er nicht, wo er ist: „er hätte Sr. Majestät gerade bey seiner Ankunft zu Fon„tainebleau die Wahrheit gestehn sollen: und weil er das „nicht gethan hat, so hat er dem König selbst die Macht „benommen, ihm das Leben zu schenken, und alle seine „Freunde ausser Stand gesetzt, Gnade für ihn zu begehren: u. s. w." Chro. Sept. 1603. Den ganzen Prozeß muß man bey Matthieu, Tom. 2. Liv. 3. S. 482 — 543 aufsuchen

ſuchen, wo dasjenige, was den Herzog von Süly betrift, mit unſern Denkwürdigkeiten übereinſtimmend erzählet wird.

18) Johann von Gontaud, Herr von Saint Blankard, hatte ſich mit der Fräulein von Saint Genies, der Nichte des Herzogs von Sully vermählt. Der Marſchall von Biron hatte keinen andern Bruder am Leben, als dieſen. Ohne Zweifel begreift der Verfaſſer ſeine Stiefbrüder unter dieſem Namen.

19) Die Herrn von Saint Blankard und la Force, der Graf von Rouſſo, die Herrn von Chateauneuf, Themines, Salignak und Saint Angel warfen ſich drey Tage nach der Gefangennehmung des Marſchalls von Biron, zu Saint Maur des Foſſes S. Majeſtät zu Füßen; allein ſie konnten weiter nichts erhalten, als die Gnade, von welcher oben der Verfaſſer redet. Heinrich IV tröſtete ſie mit dem Beyſpiel des mit dem Hauſe Bourbon in Verwandtſchaft geſtandenen Connetable von Saint Paul, der wegen eines ähnlichen Verbrechens enthauptet ward, und des Prinzen von Conde, den nur der Tod Franz II. rettete, u. ſ. w. S. die Handſchriften der königlichen Bibliothek, Vol. 9129, wo man auch ein Verzeichniß, der den Prozes des Marſchalls von Biron betreffende Schriften findet.

20) Guy Eder von Beaumanoir, Baron von Fontenelles, ein Edelmann aus Bretagne. Er ward überwieſen, daß er den Spaniern die Feſtung Donarnenes habe überliefern wollen. Dafür ward er nach dem Greveplatz „geſchleift und lebendig gerädert. Der König bewilligte „den Anverwandten, ſagt Perefixe, aus Achtung für ihre „ſehr erlauchte Familie, daß er in dem Todesurtheil nicht „mit ſeinem wahren Namen genannt werden ſollte: allein „die Geſchichte hat ihn nicht verſchweigen können.“ Herr von Thou, im 128 Buche, redet von ihm, als einem Räuber, deſſen ſich die Ligue in Bretagne bedienet habe.

21) Nach Siri hat man etwas mehr, als bloßen Verdacht gegen den Connetable von Montmorency, und ſelbſt gegen den Herzog von Montpenſier. Mem. Vol. 2. Part. 1. p. 103.

22) Er war Gouverneur der Citadelle von Dijon, und der Stadt Beaune.

23) Es iſt nicht ſo erwieſen, daß Heinrich keine Urſache hatte, dieſe Nachſicht zu bereuen. Es ſind in Abſicht auf die Ermordung dieſes Prinzen viele Zweifel zurückgeblieben, deren Aufklärung je länger je ſchwieriger wird:

mord: allein, wenn wir auch annehmen (und dieſes iſt ſehr wahrſcheinlich), daß der Mord Henrichs auf keine Weiſe von dieſer Verſchwörung herrührte, von welcher im Texte die Rede iſt, ſo kann man doch immer glauben, daß dieſe ſchändliche That nicht begangen worden wäre, wenn man jene mit mehr Aufmerkſamkeit und größerm Ernſte zu unterſuchen fortgefahren hätte. In dieſem Fall muß man geſtehen, daß Heinrich IV und Rosny durch ihre allzugroße Nachſicht verleitet waren, und daß der König ein Opfer derſelben ward. Was der Verfaſſer einige Linien vorher von denen ſagt, welche ſich kühn unter dem großen Haufen verſteckten, wenn [illegible] hinlänglich, daß der Empörungsgeiſt ſich nicht ganz mit dem Tode ihres Anführers verlor.

24) Im Anfange des Oktobers: „allein das geſchah „nicht eher, ſagt die Chron. S pt., als bis er dem Kanzler „und den Herrn von Sillery und Rosny alle ſeine Sünden „gebeichtet hatte.“

25) Claudius von Lothringen, der vierte Sohn des zu Blois ermordeten Herzogs von Guiſe: er führte nach der Hand den Titel, Herzog von Chevreuſe, und ſtarb 1657.

26) Die Briefe des Herzogs von Bouillon an den König werden in dem 3 Theil der Mem. d' etat de Villeroi S. 158 u. f. angeführt. Die Gründe, ſeinen Biographen von der Beſchuldigung zu reinigen, daß er an der Verſchwörung des Marſchalls von Biron Antheil gehabt, ſo wegen ſeiner Weigerung, an den Hof zu kommen, und wegen ſeiner Flucht nach Caſtres u. ſ. w. findet man im 5 Buch S. 22. u. f.

16) Im Journal Heinrichs IV ſteht eine Geſchichte, welche auf dieſe Begebenheiten Beziehung hat. Heinrich war in der Gegend von Gros-bois auf der Jagd; er entfernte ſich, wie er oft zu thun pflegte, von ſeiner Geſellſchaft und kam ganz allein nach Creteil, welches eine halbe Stunde jenſeits der Brücke von Charenton liegt. Es war gerade Mittag, und er hungrig wie ein Jäger. Auf die Frage, ob er etwas zu eſſen bekommen könnte, antwortete die Wirthin, die ihn für einen bloßen Edelmann hielt, er ſey zu ſpät gekommen, und ſie habe nichts mehr. Heinrich ſah einen Braten am Feuer; „für wen iſt denn der beſtimmt, fragte er. Für einige Herren dort oben, verſetzte die Wirthin, ich halte ſie für Prokuratoren. Sogleich ſchickte der König hinauf, und ließ ſie ſehr höflich erſuchen, ihm entweder ein Stückchen von dem Braten für ſein Geld zu überlaſſen, oder ihm gegen Bezahlung

ſeines

ſeines Antheils einen Platz am Tiſche zu vergönnen; beydes wurde abgeſchlagen. Er ließ nun ganz in der Stille Vitry und einige andre von ſeiner Geſellſchaft holen, und befahl ihnen, die Prokuratoren nach Metz zu bringen und ſie tüchtig peitſchen zu laſſen, damit ſie lernten, wie ſie ſich gegen Edelleute betragen müßten. „Welches, fährt der Geſchichtſchreiber fort, der Herr von Vitry, ungeachtet aller Gründe, „Bitten, Supplikationen, Einwendungen und Wiederſprüche der Herren Prokuratoren, ſehr pünktlich und ſchnell „ausführete.“

Ein ſonderbarer Beweis von der Grobheit der Rechtsgelehrten und dem Deſpotismus des Adels in der damaligen Zeit.

17) Das Edikt, worin der Zweykampf für ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät erklärt wird, kam zu Blois im Monat Junius heraus. Es iſt ſehr ſtrenge, und räumt zuerſt dem Connetable und den Marſchällen von Frankreich das Recht ein, die Selbſthülfe zu verbiethen, und auf Genugthuung für die Beleidigung zu erkennen. Das Parlement ſchränkte dieſes bey der Beſtätigung des Edikts auf bloße Ehrenſachen ein, und nahm alle andre Beleidigungen, Gewaltthätigkeiten u. ſ. davon aus.

18) Verneuil bey Senlis, ein Schloß, welches er der Mademoiſelle d'Entragues, ſeiner Geliebten, die davon den Namen, Marquiſe von Verneuil annahm, geſchenkt hatte.

19) Eliſabeth von Frankreich, gebohren den 22 Nov. 1602, und 1615 mit dem Konig von Spanien, Philipp IV. vermählt.

20) Heinrich von Bourbon, Herzog von Verneuil, er war erſt Biſchof von Metz, vermählte ſich aber nachher mit Charlotten Seguier.

21) Der Marquis von Final erhielt endlich nach langen Beſchwerden blos eine Penſion auf ſeine Lebenszeit.

22) Carl von Gonzaga, Herzog von Mantua, Revers, Cleve und Rhetel. Er ſtarb 1637. Die Chronologie Septenaire ſpricht ſehr rühmlich von ſeinen Thaten, die der Herzog von Sully ſo verächtlich behandelt.

Anmerkungen zum vierzehnten Buch.

1) Raimond von Comminge, Herr von Sobole und ſein Bruder, Gascogniſche Edelleute

2) Sobole beſchuldigte die Stadt Metz eines Verſtändniſſes mit dem Grafen von Mannsfeld, um ſich an den König von Spanien zu ergeben. Der Ungrund dieſer Beſchuldigung wurde entdeckt. Vie du duc d'Epernon pag. 217.

3) Franz de la Grange, Herr von Montigny, Sery ꝛc. Er war Oberhausbofmeiſter Heinrichs III. Gouverneur von Berry, Blois ꝛc. Ritter vom heiligen Geiſt, Generalfeldzeugmeiſter der leichten Reuterey, Statthalter von Paris, hernach von Metz und deſſen Gebiet, Toul und Verdün, endlich Marſchall von Frankreich, und ſtarb 1617. Sein Bruder iſt Anton, Herr von Arquien, Befehlshaber in der Citadelle von Metz, Statthalter von Calais, Sancerre ꝛc. Er wird ſehr unrecht von einigen, Johann Jakob von Arquien, genannt, und von Arcy von dem Vater Daniel, Johann Jakob von Arquien, war Neffe des Marſchalls von Montigny.

4) Johann II. Herzog von Zweybrücken, einer Linie des Hauſes Baiern, heirathete Catharine, Tochter Herzogs Heinrich von Rohan.

5) Johann von Manderſcheid, katholiſcher Biſchof von Strasburg war 1594 geſtorben, und der Kardinal Karl von Lothringen erhielt dieß Bisthum vom Pabſt. Die Proteſtanten hingegen ließen Johann Georg, Bruder des Kurfürſten von Brandenburg erwählen, woraus ein Krieg entſtand, der bis in dieß Jahr dauerte. ſ. die Geſchichtſchreiber. Baſſompierre mem. T. I. Septen. etc.

6) Die Väter Ignaz, Armand, Provincial, Chatiller, Broſſard, und la Tour, geführt durch la Varenne, kamen am Aſchermittwoch, ſich dem König zu Füßen zu werfen, und ihn um ihre Wiederherſtellung in Frankreich anzuflehen. Heinrich IV gab nicht zu, daß der Provincial, der für den ganzen Orden das Wort führte, auf den Knien mit ihm ſpräche. Als ſeine Rede zu Ende war, ſagte der König zu ihnen, daß er für ſich den Jeſuiten gar nicht übel wolle. Er verlangte das ſchriftlich von ihnen, was ſie geſprochen hätten, und behielt ſie den ganzen Tag bey ſich. Sie kehrten am Oſtermontag zurück, und der König verſprach ihnen ihre Wiedereinſetzung. Er hieß ſelbſt den Pater Provincial zu ſich nach Paris kommen und den Pater Cotton mitbringen. „Ich will euch wieder haben," ſetzte er hinzu, „ich halte euch dem Publikum und meinem „Staat für nützlich." Er beurlaubte ſie, nachdem er ſie alle vier umarmt hatte. De Thou L. 129. Chron. Septen.

Septen. ad an. 1703. Mſſ. d. l. Bibl. roy. Vol. 9129. Matthieu T. 2. L. 3. p. 556.

7) Um ſeine Beſchuldigungen gegen den Cardinal von Oſſat zu beweiſen, beruft ſich der Verfaſſer auf 14 Briefe aus der 1627 gedruckten Sammlung dieſer Briefe, achte an den König und ſechs an H. von Villeroy, und von dieſen ſechs letzten hält er ſich vorzüglich an zween, aus denen er ſelbſt einen Auszug beybringt. Es laufen bey dieſen Citaten einige Fehler mit unter, die man auf Rechnung der Druckerey ſetzen kann; allein die Warheit nöthigt uns zu geſtehen, daß hier den vorgeblichen Verfaſſer dieſes Memoirs von Rom, ein Vorwurf trifft, der etwas läſtiger iſt, als bloße Druckfehler, und daß, obſchon der Auszug dieſer Briefe den Worten im Text gleich lautet, man dennoch ſagen kann, daß er darum noch nicht getreu iſt, weil daraus unverkennbar ein Beſtreben hervorleuchtet, alle Ausdrücke und Verbeſſerungen zu unterdrücken, welche den erſt darein gelegten nachtheiligen Sinn mildern und oft ganz aufheben könnten. Ich halte es für nöthig, hier einige kurze Anmerkungen über jeden dieſer Briefe zu machen, ſowol um an die Stelle einer mehr ſatiriſchen als hiſtoriſchen Auseinanderſetzung zu treten, die ich auslaſſen zu müſſen glaubte, als um Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, wenn ſie gebührt, und die wahren Geſinnungen eines Mannes vollends an den Tag zu bringen, der unter uns in dem Anſehen eines ſehr großen Geſchäftsmannes und geſchickten Politikers ſteht.

Der erſte der acht Briefe an den König (der Verfaſſer zählt übrigens deren nur ſieben) iſt vom 19 Febr. 1600. Er enthält nur einige Beſchwerden des Pabſts, wovon der Kardinal d'Oſſat Sr. Majeſtät Nachricht giebt, darüber nämlich, daß der König den Herrn Dela Trimouille, als einen Proteſtanten, zum Herzog und Pair gemacht habe, und noch ſogar, wie ihm zu Ohren gekommen ſey, zum Admiral machen wolle. D'Oſſat ſetzt bey dieſem allem nichts von dem Seinigen hinzu, und bemüht ſich ſogar, Heinrich zu rechtfertigen.

Der zweyte iſt vom 25 April. Der Pabſt beſchwert ſich über der Publication des Tridentiniſchen Conciliums, und über der Zurückberufung der Jeſuiten nach Frankreich, und beſchwert ſich zugleich über einige Mißbräuche in der franzöſiſchen Kirche: worauf der Kardinal nichts erwiedert, als

daß Se. Majestät aufrichtig daran arbeiteten, Sr. Heilig keuzufrieden zu stellen.

Der dritte vom 22 Mai.

Der vierte vom 17 Jun. und

Der fünfte vom 30 dieses Monats betreffen die Dispensationssache des Herzogs und der Herzogin von Bar. Er unterhält darin den König von den Schwierigkeiten, die diese Angelegenheit in Rom finde, und setzt seine Meinung davon hinzu, die nun freilich der Absicht Sr. Majestät nicht günstig ist, deren ungeachtet er jedoch sich rüstet, sie mit allen ihm ersinnlichen Gründen zu unterstützen, und sich äusserst empfindlich über die Schande bezeugt, die das Haus Frankreich betreffen würde, wenn, wie der Herr Herzog von Bar sich einigemal verlauten ließ, man sich am Lothringischen Hof entschließen sollte, die französische Prinzessin zurückzuschicken. Wir haben schon oben angemerkt, daß der Kardinal sehr die Bekehrung dieser Prinzessin gewünscht hätte.

Der sechste vom 26 Nov. 1601 wirft ganz keine Schuld auf den Kardinal, ausser höchstens etwa die, daß er Heinrichen vielleicht mit etwas zu viel Gefälligkeit den Entwurf auseinandersetzt, den Se. Heiligkeit gemacht hatte, nach Elisabeths Tode die Englische Krone auf das Haus Parma zu bringen.

Der siebente ist vom 22 Nov. desselben Jahrs. Vielleicht ist in diesem der Eifer ein wenig übertrieben, womit d'Ossat hier gewisse Rechte des Pabsts bey den Wahlen behauptet. Seine Meinung, die in Frankreich etwas sonderbar scheinen kann, nöthigt mich, einige von seinen eigenen Ausdrücken herzusetzen. Wenn die Päbste, sagt er, Eingriffe in die Freiheiten der Kirche gethan haben, so sind ihrer Seits die Könige, (ich sage dieß nur Ihnen, Sire, und glaube selbst hierdurch meine hohen Begriffe von Ihrem Edelmuth und Ihrer Gnade zu beweisen) den Gerechtsamen ihrer Reiche und ihrer Kirchen sogar, nicht minder zu nahe getreten; und sollte man die Sachen in ihren ersten Zustand wieder herstellen, wie hier den Pabst in Ansehung der Wahlen, so würden die Könige dabey noch mehr verlieren als die Päbste.

Der erste von den sechs Briefen an den Herrn von Villeroy ist vom 23 Jul. 1601. Was den Verfasser in diesem Brief mag verdrossen haben, ist, daß d'Ossat darinn

sehr

ſehr hitzig behauptet, daß die Proteſtanten in den dem König durch den Savoyiſchen Vertrag eingeräumten Italieniſchen Städten nicht zu dulden ſeyen.

Der zweyte vom 13 Sept. iſt falſch datirt. Iſt es der vom 3 Sept. wovon der Verfaſſer reden wollte, ſo hat er um ſo mehr unrecht, da die Spanier darinn ſehr ſchlimm wegkommen; es ſcheint aber, daß er den vom 17. d. M. meynt, weil darinn noch die Rede von der vorgeblich reformirten Religion und den Savoyiſchen Städten iſt.

Der dritte vom 16 Dec. 1602. über die Angelegenheiten der Frau Herzogin von Bar iſt darinn für Oſſat, daß er darinn den Verdacht äußert, der Herzog von Lothringen möge in dieſer Sache ſchlechte Abſichten haben.

Eben dieß gilt vom vierten vom 30 Dec., wo der Kardinal überzeugt ſcheint, daß Spanien ſich in Anſehung der engliſchen Thronfolge nur darum ſo weit mit dem Papſt einzulaſſen ſcheine, um ſeine eignen Abſichten mit dem Mantel der Religion bedecken zu können.

Was den fünften vom 7 oder vielmehr 27 Jenner 1603. betrifft, welcher einer von den zween iſt, welche der Verfaſſer ganz beſonders aufmerkſam durchgeht, weil er, wiewohl in ſehr allgemeinen Ausdrücken, die Mißbräuche der franzöſiſchen Regierung enthält: ſo hat der Verf. doppelt unrecht, uns vorzuenthalten, daß d' Oſſat zugleich hinzufügt, daß die Weisheit Heinrichs bereits einen Theil derſelben weggeräumt habe, weil dieſe Worte den eigentlichen Sinn und die Erklärung der Meynung des Kardinals, und zugleich ein Lob enthalten, das auch auf Herrn von Roſny zurückfallen konnte.

Der ſechste vom 10 Febr. wird uns als der heftigſte angegeben. In der That läßt er ſich auch in dieſem ganz frey aus über die Uebel, die das Reich von innen zerrütten, über die Ungerechtigkeit des Kriegs, den man in Flandern gegen Spanien unterhalten und über die Vortheile einer Vereinigung des Intereſſe und der Politik beyder Reiche von Frankreich und Spanien durch eine Vermählung des Dauphin mit der Infantin. Wenn man indeſſen wie der Verfaſſer gethan hat, auch alle dieſe Züge unter einen ſo ungünſtigen Geſichtspunkt verſammeln wollte ſo erfoderte doch die Billigkeit, anzuzeigen, daß Oſſat in dieſem Brief das für und wider beyder Meynungen auseinanderſetzt; daß er darinn ſagt, daß die Spa-

nier

rier bey dem Verlangen das sie nach einem Bündniß mit uns bezeugen, seiner Ueberzeugung nach keine andere Absicht haben, als Zeit zu gewinnen, um ihre Schaafe aufs Trockne zu bringen und den König durch einen Vertrag einzuschläfern, um ihn dann desto besser überfallen zu können, daß er vielleicht eben so heftig auf die Raubsucht, Ehrsucht, Treulosigkeit und den Uebermuth des spanischen Staatsraths losziehet. Nicht da, als der Kardinal so die Gründe von beyden Seiten abwog, mußte ihn der Verfasser darstellen, sondern da, wo er alles, was er in diesem sehr langen Brief gesagt hatte, zusammenfaßt und nun ganz in seinem eigenen Nahmen spricht. Hier ist es: „Ich halte „dafür, man müsse Sr. Heiligkeit die ungegründete Mey„nungen von uns benehmen, unsrer Seits aufrichtig und „redlich den mit Spanien u. den Erzherzogen gemachten „und beschwornen Frieden halten, vorausgesetzt, daß auch „sie ihn halten, wozu sie sich durch S. Heiligkeit erbieten; „diesen Frieden noch durch alle Art anständiger und nütz„licher Bande befestigen, ohne sich jedoch zu sehr darauf zu „verlassen, noch weniger wachsam und vorsichtig zu seyn; „übrigens aber den König von Spanien und die Erzherzo„ge in ihren Verhältnissen zu andern lassen wie sie sind, „nicht aus bösem Willen oder schlechter Absicht, sondern zu „dieser eignen Erhaltung und um dem, der den Willen da„zu gezeigt hat, nicht Mittel an die Hand zu geben, alle „seine Macht gegen Frankreich zu kehren; endlich, wäh„rend die übrigen Mächte sich unter einander bekrie„gen, den von Gott uns verliehenen Frieden und die Ru„he anwenden, um das Gute im Königreich wieder herzu„stellen und zu pflanzen, das Böse aber auszurotten."

Dieß bestärkt mich in der Meynung, die ich oben schon von den Gesinnungen d'Ossats gegen Spanien vorgebracht habe. Man vergleiche mit den angeführten Briefen noch das, was er davon S. 51. 504. 540. 692. 705. ꝛc. sagt, und von der Publication des Tridentinischen Conciliums S. 217. 256. 354. 396. 400. 443. 466. 613. 615. und mehrere andere Stellen. Von den Jesuiten S. 69. 287. 302. 303. 309. 351. f. 613. ff.

Hätte selbst der Kardinal so gedacht, wie sein Gegner vorgiebt, so liegt es doch wahrhaftig nicht in dem Charakter eines so klugen und vorsichtigen Unterhändlers, als d'Ossat unstreitig war, solche verantwortliche Gesinnungen

ſo laut werden zu laſſen. Seine kluge Vorſicht zeigt ſich in ſeinen Briefen, unter andern da, wo er ohne Zweifel gegen ſeine eigne Ueberzeugung, bey dem Pabſt das Edikt von Nantes vertheidigt, S. 391. 393. 400. Die Gefangenſetzung des Marſchalls von Biron billigt; 705. und die Partie der Königin Eliſabeth ergreift. 243.

Was endlich vollends beweiſt, daß der Kardinal den Herrn v. Rosny nicht perſönlich angreifen wollte, wie man vorgegeben hat, iſt der Umſtand, daß nirgends ſein Namen im Böſen genennt wird. Er kömmt vor S. 377. 400. 723. Dieſe letzte Stelle iſt die einzige, wo er ſich, aber mit aller möglichen Mäßigung, darüber beklagt, daß er ihm die Auszahlung ſeines Gehalts verzögere.

8. Franz Aerſens, Reſident und nachher Geſandter der Staaten von Holland in Frankreich. Die Memoiren aus dieſem Zeitraum ſchildern ihn als einen äußerſt feinen, fähigen und ſelbſt gefährlichen Kopf. Der Kardinal von Richelieu ſpricht von ihm, dem ſchwediſchen Kanzler von Oxenſtierna und von Guiſcardi, Kanzler von Montferrat, als den drey einzigen ihm bekannten Staatsmännern in Europa. „Es war damals die gemeine Meynung," ſagt Amelot de la Houſſaye, „daß Heinrich IV. mit Aerſens Frau „zuſammenliege, und daß es ihr Mann wohl zufrieden ſey, „weil es ihm großen Nutzen bringe." Dieß war die Grundlage ſeines groſſen Vermögens. Er hinterließ ſeinem Sohn, genannt Sommerdyk, hundert tauſend Pfund jährl. Einkünfte.

9. Chriſtoph von Harlay, Gouverneur von Orleans ſtarb 1615.

10. Eliſabeth ſtarb am 4 April nicht ganz ſiebenzig Jahre alt. Die öffentliche Sage zu dieſer Zeit, und die allgemeine Meynung der Geſchichtſchreiber, ſind, daß die Urſache ihres Todes von einer Traurigkeit und geheimen Schwermuth herrühre, deren ſie ſich nicht habe erwehren können, und die ihren Grund in den Gewiſſensbiſſen und in den Vorwürfen habe, die ſie ſich ſelbſt über die Hinrichtung des Grafen von Eſſex gemacht habe, desjenigen unter ihren Günſtlingen, den ſie am meiſten geliebt zu haben ſchien. Dieſer Meynung iſt Matthieu T. II. l. 3. p. 570. De Thou und einige andere wiſſen nichts von dieſer vorgeblichen Verzweiflung, und ſagen im Gegentheil, daß ſie,

wie Auguſt, ohne Schmerzen, ohne Furcht und einzig am Nachlaß der Natur geſtorben ſey. Die Grauſamkeit womit ſie die Königin Marie, ihr Geſchwiſterkind, hinrichten ließ, iſt ein Flecken in ihrer Regierung; dieß würde mich aber nicht hindern, von ganzem Herzen das Lob zu unterſchreiben, das ihr de Thou beylegt, indem er die Aufzählung ihrer großen Eigenſchaften damit endigt, daß ſie alle rühmlichen Eigenſchaften eines Königs, und zwar eines ſehr großen Königs beſeſſen habe. Sie ſprach Latein, Griechiſch, Franzöſiſch, Italieniſch u. Spaniſch. Sie beſaß große Kenntniſſe in der Mathematik, Geſchichte, Staatskunſt, ꝛc. M. ſ. außer den beſondern Geſchichtſchreibern ihres Lebens, de Thou, Pereſix, das Tagebuch Heinrichs IV. die chron. ſcept. J. 1603. die memoires d'etat de Villeroy t. III. p. 209. u. andere franzöſ. Geſchichtſchreiber.

11. Heinrich IV. ließ das neue Schloß von Saint Germain bauen, erweiterte die Gärten bis ans Ufer der Seine, und legte die ſchönen Terraſſen darinn an.

12. Der König, ſagt der Marſchall von Baſſompierre bekam am Pfingſtheiligen Abend eine Harnverſtopfung, die ihm große Schmerzen verurſachte, er wurde aber bald wieder davon befreyt. Der Schluß der verſammelten Aerzte, (dieß ſind die Worte die man in dem Tagebuch des Etoile lieſt,) fiel wörtlich dahin aus: abſtineat a quavis muliere, etiam regina; ſin minus, periculum eſt ne ante tres menſes elaſpos vitam cum morte commutet. Heinrich befolgte dieſe Verordnung nicht, und befand ſich darum doch nicht ſchlimmer darauf.

13. Heinrich Stuart, Baron von Darnley, Herzog von Rothway ꝛc. vermalte ſich mit Maria Stuart, Wittwe Franz II. als ſie ſich nach Schottland begeben hatte. Dadurch wurde er König von Schottland. Im Jahr 1567. wurde er in ſeinem Bett erdroſſelt. Jakob Stuart, erſt König von Schottland, dann auch von England iſt ſein Sohn. Er ſtarb 1625. Herr von Roſny ſchrieb bey dieſer Gelegenheit folgenden Höflichkeitsbrief an den Erzbiſchof von Glasgow, wovon ſich die Urſchrift in dem Cabinet des Herrn Herzogs von Sully befindet.

An

An den Herrn Ambaſſadeur von Schottland.

Mein Herr!

Das Intereſſe das Sie bey der glücklichen Wendung der Angelegenheiten des Königs von Schottland haben, und mein Verlangen, Ihnen irgend einen Dienſt zu erweiſen, veranlaſſen mich, Ihnen zu ſchreiben, um Sie zu bitten, aus Seinem eigenen Briefe, den ich gegenwärtig von dem Gouverneur von Dieppe erhalten habe, zu erſehen, daß die Königin von England geſtorben, und der König von Schottland als ihr Nachfolger im Reich angenommen und anerkannt worden, und alles dort ruhig iſt, worüber ich mich mit Ihnen erfreue, da dieß uns allen nützlich, und allen Rechtſchaffenen erwünſcht iſt.

Mein Herr

Ihr

unterthäniger Vetter und Diener

(Unterzeichnet) Rosny.

14. Die Urſchrift dieſer Inſtruktion, eigenhändig von Heinrich unterſchrieben, iſt noch itzt vorhanden, ſo wie auch eine andere Schrift, deren Titel, von der Hand des Herrn von Rosny, lautet: Promemoria aufgeſetzt von mir, und dem Herrn von Villeroy eingereicht, wie er verlangt hat, um ihm bey Abfaſſung meiner Inſtruktion zu dienen. Dieſe Schrift iſt in der That nichts, als eine Rekapitulation aller der Punkte, die den Gegenſtand ſeiner Geſandſchaft nach London ausmachen. S. Cabinet de M. le Duc de Sully.

15. Dominicus de Vic, Herr von Ermenonville, Statthalter von Saint-Denis, Calais u. Amiens, Vice-Admiral von Frankreich. Er ſtarb 1610.

16. De Thou, und die Chronologie ſeptenaire, deren Zeugniß viel Beweiskraft hat, beſonders wo ſie mit einander übereinſtimmen, verſichern, daß der engliſche Kapitain des Schiffes an deſſen Bord ſich Herr von Rosny befand, wirklich auf das franzöſiſche Schiff des Viceadmirals Feuer geben ließ. Da ich unſre Denkwürdigkeiten im Verdacht habe, daß ſie die Thatſache ein wenig gemildert vortrage, wegen der Ehre der Nation, oder vielleicht aus

Eitel-

Eitelkeit, ſo will ich ſie ſo erzählen, wie man ſie in der Septen. findet. „De Vic, Viceadmiral von Frankreich, „gieng, bald nachdem er vor Dover, wo er einen Theil von „dem Gefolge des Herrn von Rosny ans Land geſetzt hatte, vor Anker gelegen war, wieder unter Seegel, um „nach Calais zurückzukehren; und da er nahe an dem „Jagdſchiffe vorbeykam, ließ er, weil ſich Herr von „Rosny noch darauf befand, die Flagge ſtreichen, und „mit einem Kanonenſchuß grüßen, worauf die Flagge ſo„gleich wieder aufgeſteckt wurde. Als der engliſche Kapi„tän auf dem Jagdſchiffe die franzöſiſche Flagge wehen ſah, befahl er ſeinen Leuten, auf den franzöſiſchen „Viceadmiral zu ſchießen, indem er ſchwur, keine andre „Flagge als die engliſche im Ocean zu leiden. Sogleich „wurde eine Kanone auf das Schiff losgebrannt, auf dem „ſich der Herr de Vic befand, der nach der Urſache fragte; nachdem er ſie erfahren hatte, rüſtete er ſich zur „Gegenwehr. Herr von Rosny beſchwerte ſich darüber bey „dem engliſchen Schiffshauptmann, und hielt ſich dadurch „für beleidigt, daß er hatte ſchießen laſſen: allein er ſprach „mit einem unverſtändigen Menſchen, der ihm nur mit Zorn „und Wuth antwortete. Er mußte daher itzt dem Stärkern „nachgeben, und gab dem franzöſiſchen Vice-Admiral ein „Zeichen ſeine Flagge zu ſtreichen, was er auch that. Als „der Herr de Vic nach der Urſache fragte, antwortete ihm „der engliſche Admiral, daß ſein Herr der König von England das nicht guthieſſe, was der Schiffshauptmann ſich „herausgenommen hätte, bat ihn, ſeine Unbeſonnenheit zu „entſchuldigen ꝛc. und verſicherte, daß es nicht wieder geſchehen ſolle. Dieſe Antwort hob die Empfindlichkeit über „dieſen Vorfall.“ Chron. Sept. u. De Thou An. 1603. Der Kardinal von Richelieu bedient ſich in ſeinem politiſchen Teſtament dieſes Beyſpiels, um Ludwig dem Dreyzehnten zu beweiſen, daß er eine ſtarke Seemacht haben müſſe. „Die Kanonen„kugeln, ſagt er, trafen mit dem Schiff zugleich auch die Her„zen der guten Franzoſen. Wenn die Worte des Königs Ja„kob höflicher waren, ſo hatten ſie doch keine andere Wir„kung, als den Herzog zu vermögen, aus ſeiner Klugheit Be„friedigung zu ziehen, indem er ſich ſtellte, als ob er geheilt „wäre, da ſeine Wunde noch ſchmerzte und unheilbar war. „Der König, Ihr Vater, mußte ſich bey dieſer Gelegenheit „ebenfalls der Verſtellung bedienen, doch mit dem Vorſatz,

„ſah, ein andermal die Rechte ſeiner Krone mit der „Macht zu behaupten, die er mit der Zeit auf dem Meer „zu erwerben Mittel finden würde.“ part. II. chap. 9. ſect. ... Die Thatſache ſelbſt die ebenfalls in dieſem Teſtament erzählt wird, iſt darin beynahe in allen einzelnen Umſtänden euriſelit. Ich bemerke auch, daß Herr von Sully, vermuthlich um nicht das Anſehen zu haben, daß er ſogar empfindlich beleidigt worden ſey, in ſeinen Denkwürdigkeiten ganz leicht darüber wegſchlüpft, wo er von der Genugthuung ſpricht, die er ſich von dem König von England deßwegen erbet.

17) Sehaum von Ligne, Fürſt von Barbançon, Graf von Fremberg.

18) Von ganzem Herzen hätte ich gewünſcht, aus dieſem Gemählde und aus dieſer ganzen Relation alles wegwiſchen zu können, was darinn Nachtheiliges für eine Nation enthalten iſt, die ſich nicht weniger achtungswürdig durch ihre Tugenden als ſchätzbar durch ihre Talente gemacht hat. Alles was man ſagen kan, um die Wahrheit mit der Glaubwürdigkeit des Verfaſſers zuſammen zu ſtimmen iſt, daß er die Engländer ſo geſchildert habe, wie er ſie damals fand. Es iſt eine der glücklichſten Wirkungen der Ausbildung der Künſte, und der Fortſchritte der Wiſſenſchaften, daß durch ſie dieſe Vorurtheile und dieſe Parteiſchkeiten, Kinder des Haſſes und der Eiferſucht, zerſtreut wurden. Man ſehe unſre Erinnerungen hierüber in der Vorrede zu dieſem Werk.

19) In unſern Tagen, wo man geſundere Begriffe über Staatskunſt und Krieg angenommen und wo Frankreich einen ſo hohen Grad von Ruhm erreicht hat, daß Eroberungen ihn nicht, oder nur ſehr unbeträchtlich erhöhen können, iſt ein ſolches Raiſonnement nichts Beſonderes mehr; allein welche hohe Meynung muß es uns nicht von den Einſichten und dem durchdringenden Geiſt des Herrn von Sully erwecken, wenn wir ihn, Grundſätze aufſtellen ſehen, die dem Anſchein nach ſo wenig für den elenden erſchöpften Zuſtand paſſen, worinn das Königreich ſich damals befand, oder aus dem es ſich wenigſtens erſt herausgewunden hatte? Solche wahre, gründliche und weiſe Grundſätze machten die Denkwürdigkeiten Sullys zu einer Quelle, aus der alle beſſere Miniſter, die wir ſeither ge-

Habt hatten, mit Nutzen geschöpft haben. M. ſ. die Re
rede.

20) Anna Tochter König Friedrichs II. von Dänemar
Königin von Schottland, hernach von Großbritanie
ſtarb 1619.

21) Johann von Olden Barenveld, Herr von Tem

Anmerkungen zum funfzehnten Buch.

1. Herr de Thou ſchreibt ſo wenig als Herr von Sully d
Jeſuiten einigen Antheil an dieſer Verſchwörung zu, w
che eben dieſelbe iſt, von welcher weiter unten die Re
ſeyn wird. —

2) Die Zeiten haben ſich geändert, und ich zwei
nicht, daß der Verfaſſer, wenn er itzt lebte, der Wei
heit und Staatsklugheit einiger nordiſchen Höfe Gere
tigkeit widerfahren laſſen würde.

3) Dieſer Edmond, oder eigentlich Egmont war e
Agent, hernach Geſandter der Königinn Eliſabeth bey Hei
rich IV. während der Kriege der Ligue geweſen, und beſ
in der That eine vollſtändige Kenntniſſe der Angelegenh
ten Frankreichs.

4) „Der Kardinal von Oſſat ſagt in ſeinem Brief vo
28 May 1601. an den Herrn von Villeroy: „Daß auf A
ſtiften eines gewiſſen engliſchen Jeſuiten, Pater Perſon
oder Parſons, welcher Rektor des engliſchen Kollegiun
in Rom und dem König von Spanien ganz ergeben wa
der Pabſt in England einen gewiſſen Erzprieſter creir
dem alle Geiſtlichen und alle andere Katholiken in En
land gehorchen und glauben ſollten. Dadurch, ſetzt er hi
zu, hofft man mit dem gröſten Theil der katholiſchen En
länder machen zu können, was man will.“

5) Der König von England hatte nicht unrecht, wen
er deßwegen nicht zum beſten auf Frankreich zu ſprechen wa
Eben der Kardinal giebt zu verſtehen, daß der Gegenſta
der Politik der Spaniſchen Partey war, ſich dieſes Un
ſtands zu bedienen, um den Pabſt, den König von Fran
reich, den König von Spanien und die Engliſchen Katholik
zu vereinigen, und einen katholiſchen König auf den En
liſchen Thron zu ſetzen. Allein es iſt ebenfalls wahr, da
Heinrich IV nicht nur davon nichts wußte, ſondern au

mit Elisabeth zu ganz andern Absichten einverstanden war. Diese Thatsache wird erzählt in Septen. 1604.

6) Man muß glauben, daß der Pabst entweder ganz keinen Antheil an dem erstgedachten politischen Entwurf gehabt habe, oder daß er, als er sah, daß jener scheiterte, den anlegte, wo möglich den König von England zu gewinnen, der im Anfang soviel Gunst gegen die Katholiken zeigte, daß sich das Gerücht verbreitete, daß er im Begriff sey, es selbst zu werden, und daß er sich nur in der Absicht und ohne Hinderniß den Thron zu besteigen, gestellt habe, als ob er von der vorgeblich reformirten Religion wäre.

7) Dieser Ausdruck bezeichnet den Schwur oder das Versprechen eines Bündnisses durch Darreichung der rechten Hand.

Anmerkungen zum sechszehnten Buch.

1. Dieser Gesandschaft des Herrn von Rosny nach England ist in beynahe allen Geschichten und Memoiren dieser Zeit rühmlich gedacht, ohne von verschiedenen neuern Schriftstellern zu reden, welche jenen bestimmen, und von denen einige, wie der Verfasser der Staatsdenkwürdigkeiten von Villeroy und der Geschichte des Herzogs von Bouillon kein Interesse dabey haben, den Ruhm dieses Ministers zu erheben. Die Erzählung des Pater Matthieu davon stimmt mit der obigen bis auf die kleinsten Umstände überein. Tome II. l. 3. p. 577. f. m. s. auch die Handschriften der Königl. Bibliothek vol. 9590. und der erste Band von Sti. (mem. recond.) Außer der ausführlichen Erzählung von der Gesandschaft des Marquis von Rosny nach London, welche sich durchgängig mit der obigen zusammentrift. (p. 226. fgg.) findet man bey diesem Geschichtschreiber überall sehr merkwürdige besondre Umstände von dem Staatsrath und der Person des Königs Jakob; so wie auch von dem Englischen Hof.

2) Andres von Cochefilet, Baron von Vaucelas, Graf von Vauvineux ꝛc. Er wurde hernach Staatsrath, Gesandter nach Spanien und Savoien; er war ein Bruder von der zwoten Gemahlin des Herrn von Sully. Das

Haus Cocheſilet wird in du Chesne als eines der älteſten in Perche angegeben; es iſt urſprünglich Schottiſch, und verwandt mit den Schottiſchen Königen von dem Hauſe Tailleul in der Normandie.

3) Der Geſchichtſchreiber Matthieu ſagt ebend. Der König von England habe den Marquis von Rosny mit einer Kette von Edelſteinen von großem Werth beſchenkt.

4) L'Etoile erwähnt deſſelben. „Man verwunderte ſich, „wie die Peſt dazu kommen konnte, ihren Zahn in eine ſo „große Peſt, als dieſer Menſch da, zu ſchlagen."

5) Sie verurſachte das Edikt, wodurch der König Jakob die Jeſuiten aus allen ſeinen Staaten jagte. Dies Edikt ſteht in dem dritten Band der mém d' etat de Villeroy pag. 217.

6) De Thou und die Cronol. ſept. ſind dieſer Meynung. Der König Jakob begnügte ſich an der Hinrichtung des Mylord Georg Brak und zweyer Prieſter, Namens Wartſon und Clarke, und ſchickte den andern Begnadigung auf dem Blutgerüſte; eine Gnade die ihm großes Lob brachte. i. J. 1603. Siri l. p. 243.

7) Der zweyte dieſer Prinzen wurde Vicekönig von Portugall, und der dritte Erzbiſchof von Toledo und Cardinal.

8) Das Tagebuch des Etoile handelt ausführlich von dieſer Streitigkeit, welche der König dadurch endigte, daß er den Herrn Grafen von Soiſſons nöthigte, mit einer ſchriftlichen Genugthuung vom Herrn von Rosny zufrieden zu ſeyn, und, nach Matthieu, ließ Heinrich den Grafen von Soiſſons und den Marquis von Rosny in ſein Zimmer kommen, und verſöhnte ſie mit einander. a. a. O. S. 502. De Thou ſpricht gleichfalls davon im 129 Buch. Dieſe Feſtigkeit des Herrn von Rosny hat ihm bey den Geſchichtſchreibern großes Lob erworben. „Er ſah ſtets eifrig auf den Vortheil Sr Majeſtät, ſagt der Pater Cha„lons, und keine Rückſicht auf irgend eine Perſon von „Stand noch auf Prinzen, noch ſelbſt auf die Köni„gin war vermögend, ihn zu der geringſten Gefälligkeit zu „bewegen, wenn er glaubte, daß der Vortheil oder der „Ruhm des Königs dabey leiden könnten; dies zog ihm Feinde zu, und war Urſache, daß ihn die Königin nach den „Tod des Königs das Ruder der Geſchäfte nahm." Hiſt. „de France T. III. p. 255.

9) Ich glaube, daß Etoile die Sache ein wenig vergrößert, wenn er ſagt, daß man Ihre Majeſtäten kaum noch haben retten können. „Der König, ſetzt er hinzu, „ſagte lachend zum Herrn von Rosny, Himmel „und Erde haben ſich gegen ihn verſchworen, und er ſey „ſo kühn geweſen, für ſich ſelbſt zu ſorgen.

10) „Der König war zu Rouen krank an einem heftigen Durchfall bis aufs Blut, welchen die Aerzte allzu „vielen Auſtern zuſchrieben, die er gegeſſen hatte.“ Etoile Jahr 1603.

11) Man darf ſich nicht bemühen, Entſchuldigungen für den Herzog von Bouillon aufzuſuchen, ſein Geſchichtſchreiber ſelbſt giebt ſeit der Ausſage des Grafen von Auvergne ſeine Vertheidigung auf. 5 B.

12) M. ſ. la vie de du Pleſſis Mornay l. 2 p. 296. wo man die Bemühungen des Mornay's findet, die Annahme dieſer abgeſchmackten Glaubenslehre bey dieſer Kirchenverſammlung zu bewirken.

13) Abgeordnete der Calviniſtiſchen Parten, die ſich nach damaliger Sitte bey Hof aufhalten mußten.

14) Es wurden unter der Regierung Heinrichs einige mal verſchiedene dieſer Edikte erlaſſen, gegen welche die Seidenhändler in Paris ohne Erfolg mehrere Vorſtellungen bey dem König und dem Herrn von Rosny machten. Die Mem. hiſt. de la France erzählen die Art, womit dieſer Miniſter den Herr Henriot empfieng, der das Wort führte, einem guten alten Handelsmann, deſſen Weiſe und Kleid den Stempel der Geradheit und Biederkeit jener Kaufleute aus den vergangnen Zeiten trugen. Am folgenden Tag, da dieſer Schriftſteller, gingen ſie zu Herrn von Sülly, da ihnen lauter verächtliche und ſpöttiſche Antworten gab; und als dieſer gute Mite vor dieſem Herrn ein Knie auf den Boden geſetzt hatte, hob er ihn ſogleich auf, wendete ihn auf alle Seiten, um ſein Kleid mit den altmodiſchen deſto beſſer zu betrachten, (denn er hatte ſeinen kurzen Rock an, mit Taft gefüttert, ſein Leibrock, und die übrigen Kleidungsſtücke waren ein buntes Gemiſche von verſchiedenen Arten von Seide, wie das ſonſt die Kaufleute zu tragen pflegten) und ſagte zu ihm: „Wie, mein guter Herr, kommt Ihr denn mit Eurer Geſellſchaft zu mir, um

Euch zu beklagen, da Ihr doch viel geputzter seyd, als ich. Hier ist Damast, da ist Taft ꝛc." Und da er alles lächerlich machte, konnten sie nichts erhalten, so daß sie beym Weggehen sagten: „Der Knecht ist gestrenger und hochmüthiger, denn der Herr." T. II. p. 278.

15. Obschon Seide und andere Werkzeuge des Luxus eigentlich nur durch den bösen oder guten Gebrauch, den man davon macht, böse oder gut heißen können: so kann man dennoch, da man wirklich gewöhnlicher einen schlimmen als guten Gebrauch davon machen sieht, der guten Absicht und der Sittenreinigkeit des Verfassers nicht zu viel Lob widerfahren lassen. Die strengen Vertheidiger der christlichen Moral sind und werden immer seiner Meynung bleiben. Man muß indessen dennoch gestehen, daß die Politiker, selbst die ernsthaftesten, jetzt anders darüber denken. Sie finden keine Beweiskraft in den Beyspielen, die man aus dem Alterthum gegen den Luxus anführt, für die Zeiten, in denen man sich darauf beruft; und noch weniger für die jetzigen. Andre Ursachen, sagen sie, haben die Umwälzungen hervorgebracht, die man dem Luxus Schuld giebt: und da diese Ursachen heut zu Tage nicht mehr Statt finden, so können folglich auch diese Umwälzungen, wie auch wirklich die Erfahrung lehrt, nicht mehr erfolgen. Die Vermehrung des Gold- und Silbervorraths in Europa durch die in der neuen Welt entdeckte reiche Minen, woraus es sich seit zwey Jahrhunderten bereichert hat, brachte auf einem ganz natürlichen Wege den Luxus oder Ueberfluß herein, der nur ein nothwendiger Tausch für das Geld ist, das ohne ihn für die Menschen unnütz bliebe. Ganz Europa hat dadurch eine andre Gestalt gewonnen; sie hatte einen unvermeidlichen Einfluß auf die Regierungen, und sogar einem Staat, um sich blühend zu machen, kein andres Mittel übrig gelassen, als die Handlung, welche dem Luxus alle Thore öffnet. Dieser wird nicht eher zum Mißbrauch, bis er nicht mehr im Verhältniß mit dem Vermögen und dem Erwerb der Handlung steht. Die Erfahrung hat übrigens, besser als alle Vernunftschlüsse, gezeigt, daß er weder mit der Ordnung, noch mit der Subordination, noch mit dem kriegerischen Geist unverträglich sey.

Was die Seide betrifft, so ist, wenn man dem Herrn von Sully auch darin beypflichten wollte, daß Frankreich

nicht

nicht dazu geſchickt iſt, ſein Raiſonnement dennoch mangelhaft, weil er dabey nicht zu wiſſen ſcheint, was die Verarbeitung zu dem Werthe der rohen Materie hinzuſetzt, und wie einträglich ſie für dieß Königreich iſt. Wenn dieſe Wahrheit noch einen Zweifler fände, ſo dürfte man ihn nur auf unſre Seidenzeugfabrikanten zu Lyon, Tours ꝛc. verweiſen; und unerachtet deſſen, was hier der Verfaſſer ſagt, wird dieſe Anlegung der Manufakturen von Seidenzeugen aller Art, welche unter ſeiner Regierung begann, immer höchſt rühmlich für Heinrich bleiben. Man ſehe hiervon Eſſai polit. ſur le commerce chap. 9. p. 105. II. ed. 1756.

16) Dieß Gebäude war die Anlegung eines prächtigen Platzes von zwey und ſiebenzig Quadrat-Toiſen, den man la Place de France nennen kann. Man wäre dahin auf acht, ſechs Toiſen breiten Straßen gekommen, welche die Namen von ſo viel Provinzen geführt hätten. Man entwarf dieſen Plan 1608. Der Tod Heinrichs des Großen hinderte die Ausführung oder verurſachte wenigſtens, daß er nur zum Theil unter der folgenden Regierung durch den Place royale ausgeführt wurde.

17) Man ſehe in der Chron Sept. die Beſchreibung von der Reiſe des Herrn du Mont nach Canada. Man findet daſelbſt auch eine Nachricht von den Sitten der Bewohner dieſes Theils der neuen Welt; ſie iſt aber nicht ſehr getreu und voll Mährchen. — Herr von Süllo irrt ſich auch hierin; unſre neuen Colonien beweiſen dieß. Wir verweiſen wegen dieſer ganzen Materie auf den Eſſai polit. ſ. l. commerce.

Freyheit und Schutz! Dieſe zwey Worte, welche die einzigen wahren Mittel, die innere Handlung eines Landes blühend zu machen, enthalten, können in einem andern Sinn auf den Handel in beyden Indien angewendet werden; d. h. wie der Verfaſſer dieſer Denkwürdigkeiten an verſchiedenen Stellen bemerkt, keine der handelnden Nationen in Europa darf davon ausgeſchloſſen werden, ſondern alle ohne Unterſchied müſſen Antheil daran haben; und das Mittel den möglich größten Nutzen davon zu ziehen, iſt, ihn mit ausſchließenden Privilegien treiben zu laſſen, die aber nicht bloßen Privatperſonen, ſondern nur ganzen Geſellſchaften verliehen werden dürfen, welche unter dem Namen und Anſehen des Königs handeln.

Ich darf hier nicht vergessen anzumerken, daß unter Heinrich dem Großen, in dem nächstfolgenden Jahr die erste ostindische Handlungsgesellschaft errichtet wurde. Sie erhielt ihre erste Einrichtung durch einen Flammänder, Gerhard le Roi. Das Edikt vom 1 Jun. 1604 ertheilt dieser Gesellschaft verschiedene Rechte und Freiheiten. Der fünfte und sechste Artikel sind dadurch merkwürdig, daß sie besagen, daß die Edelleute in diese Gesellschaft ohne ihrem Adel zu präjudiciren, treten können. Die Schwierigkeit, die erforderlichen Fonds zusammenzubringen, die Uneinigkeit der Mitglieder, und alle andern Ursachen, an denen sich nachher diese Einrichtung so oft zerschlug, machten von dieser Zeit an, daß sie nicht den beabsichteten Erfolg hatte. Es war dem berühmten Herrn Colbert aufbehalten, sie gründlicher und dauerhafter zu machen. Die Geschichte dieser Gesellschaft, deren Vortheile heut zu Tage besser als je anerkannt sind, würde mich zu weit führen, und ist übrigens in mehrern guten Werken zu finden.

Anmerkungen zum siebenzehnten Buch.

1) Ich mache hier keine Erklärung von diesen Jettons, da sie weiter nichts Interessantes haben, weswegen ich auch bey dem Anfang der andern Jahre keine Erwähnung davon thue. Diejenigen, denen diese Sache Vergnügen machen könnte, können die Folge dieser Schaumünzen auf der sechsten Seite des zweyten Bandes von den alten Memoiren sehen, wo der Verfasser sie beysammen aufgestellt hat.

2) Ganz ohne Grund wollte man diesen Tod einer Vergiftung zuschreiben; andre schreiben sie Arzneyränken zu, welche die Prinzessin nahm, um Mutter zu werden; die Schuld davon liegt vielmehr darin, daß die Aerzte von Nancy sie als schwanger behandelten, da sie es doch nicht war. Andre du Laurens, den der König zu ihr schickte, betrog sich darinn nicht, wie jene; allein die Prinzessin hielt sich selbst so fest davon überzeugt, daß sie es wäre, weil sie es so äußerst sehnsuchtsvoll wünschte, daß sie sich allen Mitteln widersetzte, in der Einbildung, der Arzt suche nur ihr Leben auf Unkosten ihrer Leibesfrucht zu erhalten, da sie es doch gar nicht ungern verlohren hätte, wenn nur

ß vermeinte Kind erhalten werden konnte. Sie bes
bey diesem Gedanken und diesen Gesinnungen bis
n letzten Augenblick, da sie den Geist aufgab, und
mmer: Rettet meine Frucht! — Bey der Leichenöf-
ah man ganz deutlich, daß Du Laurens sehr geschickt
eilt hatte, daß statt einer wahren Schwangerschaft
ankheit nur von einer Geschwulst herkäme, woraus
ntzündung erfolgt, weil man nicht die gehörigen Mit-
zu zertheilen angewendet hatte.

iese Fürstin war ein seltnes Beyspiel ehlicher Liebe.
sie Neuverehlichte sah, oder davon reden hörte, so
te sie ihnen, daß sie ihren Gatten so lieben möchte,
den übrigen. Sie wiederholte oft folgenden Vers
m Properz, in dem sie nur Deus statt Venus setzte:

nnis amor magnus, sed aperte in conjuge major;
Hanc Venus, ut vivat, ventilat ipsa facem.

chuam wurde nach Vendome gebracht, und neben
Königin Johanna von Albret, ihrer Mutter, beys
Der Pabst hatte endlich diese Dispensation noch
um die man ihm so lange angelegen hatte; sie war
h nicht in Lothringen, als die Herzogin starb. —
inrich nahm es sehr übel, daß der päbstliche Nun-
att der Condolenz, die er von allen Europäischen
wegen diesem Todesfall erhielt, ihm von nichts
ls von der Furcht Sr. Heiligkeit wegen der See-
ieser Prinzessin, da sie ausser dem Schoos der Kirche
i wäre; und er antwortete ihm mit einer Regung
illen, aber sehr richtig, wenn man würdige Be-
n Gott habe, so müsse man glauben, daß der Aus
wo man den letzten Seufzer aushaucht, seiner
enügt, jeden Sünder in den Stand zu setzen, ins
eich einzugehen. „Ich sagte, er setze gar keinen
n die Seeligkeit meiner Schwester.“ De Thou
on. Sept. an. 1604.

en die Meinung dieser Geschichtschreiber behauptet
e la Houssaye in seinen Anmerkungen zu den Brie
Kardinals von Ossat, an mehr als einer Stelle,
me habe ihren Gemahl so wenig geliebt, als es
treicher ist seine Vermuthung, der Zweck der Reise
ogs von Bar nach Rom sey weniger die Betrei-
die Verhinderung seiner Ehedispensation gewe-

ſen; der Pabſt habe ſich aber wohl gehütet, in dieſes Garn zu gehen. Der Palaſt, von dem hier die Rede iſt, iſt das Hotel de Soiſſons, ſonſt der Palaſt der Königin Catharina von Medicis genannt, die ihn ihrer Enkelin, Chriſtina von Lothringen vermachte; er wurde aber wegen den Schulden Catharinens 1601 verkauft, und von der Frau Herzogin von Bar erſtanden. 1604 wurde er wieder für ungefähr hunderttauſend Pfund verkauft an den Herrn Grafen von Soiſſons, deſſen Tochter, Marie von Bourbon ihn 1624 dem Prinzen Thomas Franz von Savoien Carignan, Großvater des Prinzen Eugen, zubrachte.

3) Hauptſächlich ihr Predigertalent machte die Jeſuiten bey Hof und in Paris ſo gern geſehen. Die hier genannten waren alle vortrefliche Subjekte. Wir werden bald, von dem Pater Cotton reden. Der Pater Lorenz Meynus oder Mayo war ein Provencale von vielem Geiſt und Lebensart, und einer von denen, die am wirkſamſten mit dem päbſtlichen Nuntius an der Wiederherſtellung der Jeſuiten arbeiteten. Heinrich hatte verſprochen, ſie mit der Zeit wieder zurückzurufen; Mayo wollte ihn daran erinnern, und ſagte: Sire, es iſt Zeit, denn es ſind jetzt neun Monate, ſeit Sie es uns verſprochen haben. Die Weiber gebären nach neun Monaten! — Wie, Vater Mayo, antwortete ihm Heinrich, wiſſen Sie denn nicht, daß die Könige länger gehen als die Weiber? Septen. ann. 1604.

4) Auf die Nachricht von dem Entſchluß des Königs die Wiederherſtellung der Jeſuiten betreffend, ſchickte das Parlament den erſten Präſidenten Harlay an ihn ab, um ihm Vorſtellungen dagegen zu machen. Der Präſident ſprach ſehr heftig, man kann das Weſentliche davon bey de Thou ſehen, der als Augenzeuge erzählt, was bey dieſer Gelegenheit zwiſchen dem König und ſeinem Parlament vorgieng, und ſich dann über eine Schrift beklagt, die damals unter dem Titel: Antwort des Königs auf die Gegenvorſtellungen des Parlaments, verbreitete, und nichts als ein Gewebe von Vorwürfen, die der König dem erſten Präſidenten macht, und von Lobeserhebungen gegen die Jeſuiten iſt; da doch der König den Abgeordneten des Parlaments weiter nichts geantwortet habe, als daß er ihnen für die Sorgfalt danke, die ſie für ſein Leben zu tragen ſcheinen, und daß er alle dienliche Maasregeln zu ergreifen wiſſen werde, um keine Gefahr zu laufen. Die Länge und Manier dieſer Schrift

zugen

ugen für Herrn de Thou; auf der andern Seite aber ſteht
eſe wahre oder vorgebliche Antwort Heinrichs in dem vier-
t Band der mem. d'et. de Villeroy p. 400. Sie wird
ſtärkt durch Matthieu, dem Heinrich ſelbſt Data zu ſeiner
ſchichte gab, T. II. Lib. 3. und auf dieſe Autorität, die
n großem Gewicht iſt, hat ſich der P. Daniel in ſeiner
ſtoire de France (fol.) T. III. p. 1939 darauf berufen.
as die Aechtheit dieſer Antwort Heinrichs, wenigſtens
Hauptſache nach, ſehr wahrſcheinlich macht, iſt, daß
rr de Thou zugeſteht, nach der Antwort des Königs mit
n Befehl ſein Edikt zu regiſtriren, habe das Parlament
h Mittel geſucht, die Regiſtrirung zu umgehen, worauf
König die Gens dú Roi (Oberfiſkal und deſſen Nach-
rdnete), noch einmal habe kommen laſſen, und ihnen
en Willen mit Ernſt und ſelbſt zornig erklärt, und dann
dreas Hurault de Maiſſes, einen ſeiner Staatsſekretärs,
Parlament geſchickt habe, um ſein Edikt ohne alle
derung eintragen zu laſſen.

5) In den Handſchriften der königlichen Bibliothek,
wir ſchon angeführt haben, wird angemerkt, daß die
rn von Süllv, Bouillon, Meaupeau ꝛc. ihr Aeuſſerſtes
ten, um den König von ſeinem Entſchluß abzubringen.

6) Was der Verfaſſer da ſagt, iſt nicht ſtärker, nicht
nal ſo ſtark als das, was der Präſident Harlay hierüber
, wie man bey de Thou finden kann: noch als alles
, wovon alle damaligen und ſeither erſchienenen Schrif-
gegen die Jeſuiten voll ſind. Ich ſetze ſie darum mit
t mindern Widerwillen her, worüber ich mich in der
rede zu dieſem Werk erklärt habe. Allein der Leſer
hier leicht merken, daß man ihm bloße Muthmaſun-
für Thatſachen und bloße Möglichkeiten für wirkliche
ne geben will. Zehn Seiten leere Deklamation werden
ſoviel beweiſen als die kleinſte Thatſache in vier Wor-
erwieſen, und eigentlich beweiſt Herr von Süllv hier
s, als ſeinen Haß und ſeine Erbitterung gegen die
iten. Was er von Dolch und Gift ſpricht iſt ſchau-
eſt zu ſagen, und nur zu denken, und konnte nur aus
Mund eines Calviniſten und Todfeindes kommen; es
uns aber um ſo weniger befremden, da Herr von
n dem König von England feyerlich verſprochen hatte,
ieben und zu handeln, wenn die Rede von der Wie-
rtuellung der Jeſuiten ſeyn würde, um der gemeinen

Sache

Sache der Ketzerey willen, von deren eifrigſten Anhängern er einer war, ſo wie der König von Großbrittanien einer der erklärteſten Feinde der Kirche.

7. Bey dem Artikel des Jeſuitenordens, der ihre blinde Unterwürfigkeit unter ihren General betrift, iſt zu bemerken, daß man durch dieſe blinde Unterwürfigkeit oder blinden Gehorſam verſteht 1.) das Gelübde, das ſie nach einem zweyjährigen Novitiat thun. Dieß Gelübde iſt aber genau daſſelbe, wie bey allen andern geiſtlichen Orden. Es iſt ganz von derſelben Beſchaffenheit, und man empfiehlt den Jeſuiten nur die Unterwürfigkeit und den Gehorſam, welchen die heiligen Väter den Gläubigen predigten, die ſich noch eigentlicher und ganz beſonders dem Dienſt des Herrn widmeten. Uebrigens braucht dieſer Gehorſam nur in Punkten der geiſtlichen Vervollkommnung und Obſervanz blind zu ſeyn, und kann nie den Geſetzen der Natur, der göttlichen Einſetzung, und den kirchlichen und bürgerlichen Einrichtungen zur Erhaltung der guten Ordnung im Staat zuwider laufen. — Unter dieſer Unterwerfung oder dieſem Gehorſam verſteht man aber auch ferner: 2.) das vierte Gelübde, das die Profeßbrüder der Geſellſchaft ablegen, und das ſie zu den vier gewöhnlichen Religionsgelübden noch hinzufügen. Nun legt ihnen aber dieß vierte Gelübde keine andere Verbindlichkeit in Anſehung des höchſten Oberhaupts der Kirche auf, als die ihm zu gehorchen, wenn er ihnen befehlen wird, hin zu gehen, um in den Miſſionen am Heil der Seelen zu arbeiten. Dieß iſt es alles, was auch eine Menge von Leuten davon ſagen mögen, welche täglich dieß Gelübde in dem gehäßigſten Licht darſtellen, und davon immer Anlaß nehmen, auf die Geſellſchaft zu ſchimpfen. Inſuper promitto ſpecialem obedientiam ſummo pontifici circa miſſiones. „Ueberdieß „verſpreche ich dem Pabſt, einen beſondern Gehor„ſam in Anſehung der Miſſionen.“ So wird das Gelübde ausgedruckt und abgelegt. Es ſchließt vier Punkte in ſich, welche ſeinen ganzen Umfang ausmachen, und die man in dem Buch de l'inſtitut de Jeſuites oder in dem Auszug daraus, Brüſſel 1690. P. III. ch. 3. ſect. 3. ſehen kann. Dieſe Punkte ſind: 1.) iſt den Jeſuiten verboten, ſelbſt oder durch andere dem Pabſt anzuliegen, daß er ſie eher in eine beſtimmte als in eine andre Gegend ſende. 2.) Müſſen ſie gehorchen, man mag ſie zu den Türken oder unter andere

Ungläu-

ubige, selbst nach Indien schicken, oder ihnen auflegen
an der Bekehrung der Ketzer, Schismatiker, oder an
Vervollkommnung der Glaubigen zu arbeiten. 3.) Sie
n schleunig, so weit es von ihnen abhängt, ohne Ent-
igung und ohne Aufschub abreisen. 4.) Sie können
Reisegeld verlangen, sondern müssen bereit seyn, zu
oder zu Pferd, mit oder ohne Geld zu gehen, so wie
. Heiligkeit für gut finden werden, und einzig auf
Dienst des Herrn sehen. Was liegt in einem solchen
de, das alle die Schmähungen rechtfertigen könnte,
an sich seit zwey Jahrhunderten darüber schriftlich und
lich gegen die Gesellschaft erlaubt hat?

3) Ohne den französischen Jesuiten dieser Zeit etwas
ast legen zu wollen, bemerke ich nur, daß Heinrich
chtig von den Gesinnungen urtheilte, die sie künftig
men würden. Ihre Frankreich geleistete Dienste
gänzlich den Vorwurf vertilgt, den man so oft aus
Mund ihrer damaligen Feinde hörte, daß sie Spanien
e Trümmer der französischen Monarchie zu erheben
t haben. Uebrigens war es nicht ihre enge Verbin-
n der sie mit den Ausländern stunden, was sie zu
en macht, sondern die damalige Lage der Religions-
genheiten. Wenn sie zufolge eines Irrthums der ihs
it der Sorbonne und dem größten Theil der besten
ofen gemein war, glaubten auswärtige Unterstützung
zu müssen, so geschah dieß nicht, weil sie Feinde des
, des Vaterlands, des Staats waren, sondern sie
dieſe Verhältnisse für unentbehrlich für das Beste
ligion, sie bildeten sich, gleich mehrern Katholiken,
em übertriebener Eifer verblendet, irrig ein, daß es
sey, alles zur Vertheidigung des Glaubens zu unter-
n; auch giengen sie dennoch bedachtsamer dabey zu
ls viele andere, denn sie erschienen am Tag der Barri-
nicht in Paris, und machten auch die lächerliche und
Prozession 1590 nicht mit. Daniel hist. de Fl. T. III.
ne andre Bemerkung hiebey ist die, daß man die
n in Spanien als allzueifrige Anhänger Frank-
u eben der Zeit verfolgte, als man ihnen in Frank-
s ihren allzuengen Verbindungen mit Spanien ein
hen machte. In der That war es ein spanischer
der Kardinal Tolet, der am wirksamsten daran ar-
die Absolution Heinrichs IV. und seine Aussöhnung

mit dem Pabſt zu erhalten; was durch die Briefe des Kardinals von Oſſat von 1595 bis 1603. erwieſen iſt. Das verdroß Spanien und Philipp II. auf die Jeſuiten, beſonders ihren General den Paten Aquaviva, dem Spanien deßwegen alle Arten von Verdrüßlichkeiten verurſachte.

9) „entre saint-grie!" ſagte Heinrich zu denen, die ihm die Zurückrufung der Jeſuiten abzurathen ſuchten, „ſieht ihr mir für mein Leben? dieſe Worte ſchloſſen männiglich den Mund." Hdſchr. der königl. Biblioth. Bd. 9033.

10) Inſidias undique imminentes ſubire ſemel confeſtim ſatius eſſe, quam cavere ſemper. ſagt Sueton, was nicht ganz ſo viel heißt, als daß der unverſehenſte Tod der beſte ſey, wie in dem Text der alten Memoiren ſteht, und was ſich beſſer zum Vorhergehenden ſchickt.

11) Zopir, Perſiſcher Satrape, hatte ſich Ohren Naſe und Lippen wegſchneiden laſſen, um eine Kriegsliſt auszuführen, welche den Darius in Beſitz der Stadt Babylon ſetzte, daher dieſer nachher zu ſagen pflegte, er hätte zwanzig Babylon für einen einzigen Zopir gegeben. Herodot B. 5.

12) Peter Cotton geboren 1564 zu Neuvede aus einem der angeſehenſten Häuſer in Forez. Der Begriff, den uns der Verfaſſer hier und ſonſt noch von ihm beyzubringen ſucht, leidet ſtarke Berichtigungen. Er war ein Mann von ſehr großem Geiſt, beſonders ein guter Redner, und beſaß die Gabe überall zu gefallen. „Der König ſagt die „chron. ſept. gewann ihn auf den erſten Anblick ſogleich „ſo lieb, daß er zu allem gerufen wurde. Er predigte zu „Fontainebleau, und denn auch in Paris, wo keine Ge„meine von Bedeutung war, die ihn nicht zu hören verlangt „hätte, auch hat er wirklich ein ſo einnehmendes Weſen, „daß man nicht müde wird, ihn zu hören."

Er wurde um dieſe Zeit von einigen königlichen Pagen beynahe ermordet, die ihm, als er in den Louvre fuhr, verſchiedene Degenſtiche gaben, weil einige Herrn ſich bey dem König beſchwert hatten, daß die Pagen, wenn er vorbeygienge, vieille laine vieil coton (ein Pariſer Gaſſengeſchrey) riefen, worüber er einige von ihnen hatte mit Ruthen ſtreichen laſſen. Er wurde auch dieſen meuchelmörderiſchen Anfall mit aller Strenge beſtraft haben, wenn ihn der Pater Cotton nicht inſtändig gebeten hätte, ihnen zu vergeben. Sie wurden daher nur vom Hof gejagt. Der König,

ónig, ſagt eben der Schriftſteller, erhöhte daher noch die
unſt, die er den Jeſuiten erzeigte. „Er wollte ſogar den
Pater Cotton ein Bißthum geben, der ſo politiſch war es
bzulehnen, was ſeinem Orden zu gut kam.“ Die chron.
ot. würde beſtimmter geſprochen haben, wenn ſie geſagt
tte, daß der Pater Cotton das vom König angebotene
ßthum ausſchlagen mußte, und daß er es wirklich ver-
ge dieſer ihm obliegenden Verbindlichkeit ausſchlug, denn
Jeſuiten thun ein ausdrückliches Gelübde, dieſen kirch-
en Würden zu entſagen, von welchem ſie nur durch den
bſt ſelbſt diſpenſirt werden können. Der Pater Cotton,
ch ſeinem Leben zu urtheilen, das der Pater von Orleans
ſchrieben hat, war zu gottesfürchtig, als daß ihn bey
ſer Ablehnung andere Gründe als die der Uneigennützig-
t und Beſcheidenheit hätten leiten ſollen. Pater Matthieu
icht ebenfalls von Cotton mit großen Lobeserhebungen,
II. l. 3. Heinrich nahm ihn in dieſem Jahr zu ſeinem
ichtvater beym Abgang Renats Benoit, Pfarrers zu St.
ſtach, und verlangte auch noch, wie man ſagt, daß die
mit verbundene Oberaufſicht über das Kollegium von
varra davon getrennt werden ſollte.

13) Ich finde nicht, daß in den Briefen für die Wie-
herſtellung der Jeſuiten dieſer Wahl eines franzöſiſchen
ovinzials, wenigſtens nicht, daß ihrer ausdrücklich er-
hnt wäre. Die darinn ausgedrückte Bedingungen ſind
gende: die Jeſuiten ſollen in Frankreich kein Kollegium
egen können, ohne Erlaubniß des Königs; ſie ſollen
ter gebohrne Franzoſen ſeyn, und kein andrer im Kö-
h geduldet werden; es ſoll ſich beſtändig einer am Hof
Königs aufhalten, um ihm für die Aufführung der
gen zu ſtehen; ſie ſollen beym Eintritt in die Geſell-
ft gewiſſe Eide in die Hände der Officiale ablegen, ihm
t nach dem Leben zu ſtehen; ſich in nichts zum Nach-
l des Staats zu miſchen u. ſ. w. ſie ſollen nie weder
Reichsgeſetzen, noch der Gerichtsbarkeit der Biſchöfe
nach den Rechten der Geiſtlichkeit, der Univer-
en, ꝛc. zu nahe treten; ohne die Erlaubniß des
ceſenbiſchofs ſollen ſie in keiner Diöces weder predigen
) die Sakramente reichen; man werde ihnen zurückge-
was ihnen genommen worden war, mehr aber ſollen
ohne königliche ausdrückliche Erlaubniß nicht erwerben,
) auf Familienerbfolge Anſpruch machen können. Die

Städte

Städte Lyon und la Fleche waren die einzigen, worinn ihnen neue Niederlassungen gestattet wurden. Diejenigen, worinn sie schon zuvor welche gehabt hatten, waren darum benannt, und sind folgende eilf: Toulouse, Auch, Agen, Rhodes, Bourdeaux, Perigueux, Limoges, Tournon, le Puy-en-Velai, Aubenas und Bezieres. Herr de Thou mag sich, wenn er will, beklagen, daß ein Theil dieser Verbingungen hernach vernichtet wurde, nur soll er darum nicht den Jesuiten gerade zu Schuld geben, daß sie sie nicht gehalten hätten.

Was die Wahl ihres auswärtigen Bischoffs betrifft, die dem Herrn von Sully soviel zu schaffen macht, so ließ sich nicht von ihnen fordern, daß sie keinen andern als einen Franzosen haben sollten, da die Wahl dieses Generals durch verschiedene zu dem abgeordneten Gliedern der Gesellschaft geschieht, die aus allen Nationen genommen werden, so hätte dieß eine Unmöglichkeit fordern heißen. In Ansehung dieser Wahl ist weder durch Gesetz noch Observanz der Gesellschaft wegen der Wahlfähigkeit etwas bestimmt, d. h. jedes Mitglied, es sey Franzose oder aus einer andern Nation, kann dazu gelangen, weil dieß von einer ganz freyen Wahl abhängt. Wenn bey der vorletzten Wahl der Pater d'Aubenton, ein Franzose, Beichtvater Sr. katholischen Majestät, nicht General wurde, so war es bloß deßwegen, weil die französischen Jesuiten selbst sich widersetzten. Der Pater Karl de Noyelle der es 1765 wurde, war ein Adelicher aus Artois, ein Unterthan des Königs von Frankreich.

14) Der Septenaire lehrt uns im Gegentheil, daß die Jesuiten gleich nach ihrer Zurückberufung von mehrern Städten, zu Bischöffen verlangt wurden. ꝛc. chron. sept. p. 438. Es war, sagt auch der Geschichtschreiber Matthien, S. 606. „Der allgemeine Wunsch der Katholiken, sie wieder zu sehen, indem ihre Abwesenheit gezeigt hatte, wie gut und nützlich ihr Daseyn für die Unterweisung der Jugend und die Leitung der Gewissen war.... Ihre Feinde hatten weder ihren Sitten noch ihren Handlungen mit Grund etwas vorzuwerfen, welche so gut mit ihrer Lehre übereinstimmen, daß auch nicht ein einziger falscher Akkord diese Harmonie stört, indem ihr Herz und Zunge auf Einerley Ton gestimmt sind ꝛc." T. II. l. 2. p. 270. Hatte dieser Schriftsteller schon vor ihnen in

den

rühmlichſten Ausdrücken geſprochen, und was ſein
gniß deſto weniger verdächtig macht, iſt, daß er ſelbſt
n eine Privatſtreitigkeit mit dieſem Orden gehabt hatte,
man aus demſelben Buch 3. 681. ſieht.

15. Ich weiß hierüber nichts zu ſagen, was nicht ſchon
en obigen Anmerkungen geſagt wäre.

16. Leidenſchaft, Ungerechtigkeit und Falſchheit leuchten
ell aus dieſen letzten Zügen hervor, als daß nicht als
Glaube vollends verſchwinden ſollte, den man ſonſt viels
an die Aechtheit dieſes vorgeblichen von Rom gekom-
n Memoire gegen den Kardinal Oſſat hätte haben
en. Dankbarkeit verbindet ihn, an mehrern Stellen
Herrn von Villeroy zu nennen, ſeinen Beſchützer, und
ahe ganz offen ſeine Anhänglichkeit für ihn zu erklä-
Was läßt ſich daraus ſchließen? Sicher nichts ges
einen Geiſt, und alles für ſein Herz. — Die Bemer-
drängt ſich von ſelbſt hiebey auf, daß der Verfaſſer ein
uffallenden Mißbrauch von dem Grundſatz der Denk
it macht. Er geht überall darauf aus, ſeine unbe-
kte Anwendbarkeit auch in Religionsſachen, beynahe
inzigen, wo er unzuläßlich iſt, zu behaupten, und
ihn dagegen von der Politik ganz ausſchließen zu
, die doch ein Gegenſtand iſt, über den das Für und
am freyeſten ſollte dargeſtellt werden dürfen, weil
ungewiſſer, zufälliger und veränderlicher ſeyn kann.
Was die Perſon des Kardinals Oſſat betrifft, ſo giebt
, daß er vom niedrigſten Stande war. Einige ma-
n zum Sohn eines Operateurs, andere zu einem Ba-
s Herrn von Caſſanabere, und andere, was am meiſten
zu haben ſcheint, zum Sohn eines Hufſchmidts aus
ceſe Auch. Er war Lehrmeiſter des jungen Herrn von
n-Magnoac, hernach gieng er nach Rom als Se-
Paul de Foix, und wurde daſelbſt Sekretär
rdinals Ludwig von Eſte Protektors von Franks
Er wurde auch von Sr. Majeſtät nach Florenz, als
er nach Venedig, Rom ꝛc. geſchickt. Das Biß-
emnes erhielt er 1596. und 1600 das von Ba-
lches niederlegen zu dürfen ihm Herr von Rosny-
rich die Erlaubniß auswirkte.

war Willens, den Reſt ſeiner Tage in Rom zu ver-
o er auch wirklich am 13 März 1604 einen Monat
Herzogin von Bar, in ſeinem 68 Jahr ſtarb. Sein

letzter Brief iſt der an Herrn von Villeroy, den er ſechs Tage vor ſeinem Ende ſchrieb.

Die andern Beſonderheiten von ſeinen Leben kann man bey Amelot de la Houſſaye vor deſſen Ausgabe von den Briefen Oſſats finden. Er trug kein Bedenken, in den kleinen Mißverſtändniſſen, die Oſſat mit dem Herzog von Sully hatte, ſeine Partey zu nehmen, und behauptet, ich weiß nicht woher, daß dieſer Miniſter wahrſcheinlich bloß deßwegen nicht an ihn ſchrieb, um ihn nicht gnädiger Herr, (monſeigneur) nennen zu müſſen. Anm. zum 329 Brief.

17. Dieſer Grund des Verfaſſers iſt ſehr ſchwach; man weiß aber, daß es einer der Punkte der neuen Lehre iſt, weder die heiligen Väter, noch die Kirchenverſammlungen, noch die andern Quellen der Tradition und des Glaubens anzuerkennen.

18. Es erfolgten daraus nicht alle die Uebel, die der Herr von Sully davon befürchtete; im Gegentheil war der Erfolg ſo günſtig als möglich für dieſes Syſtem. Es iſt wahr, und dieſer Grund mag dem Raiſonnement des Verfaſſers zur Rechtfertigung dienen, wenn man vorausſetzt, daß die Ausführung dieſer Entwürfe, von denen die Vertilgung des Proteſtantismus in Frankreich der hauptſächlichſte iſt, in ganz andre Hände als die des Kardinals von Richelieu gerieth, ſo wird es ſehr zweifelhaft, nicht nur ob ſie gelungen wäre, ſondern auch, ob eine Unternehmung von dieſer Wichtigkeit wenn ſie fehlſchlug, Frankreich nicht wieder in alle die Greuel der Regierung der Sohne Heinrichs II. geſtürzt hätte.

Indeſſen befolgte doch der Kardinal von Richelieu nicht durchaus die Abſichten, die man dem Oſſat, Villeroy u. ſ. w. beylegt; denn ſein ganzes Leben hindurch führte er Krieg mit Spanien. Die vollkommene Kenntniß, die er von den Hülfsquellen, die Frankreich eigen ſind, beſaß, und die er nach aller Wahrſcheinlichkeit großentheils aus den Memoiren Sülly's ſchöpfte, machte, daß dieſer beyde entgegengeſetzten Syſteme annahm, und gewiſſermaßen vereinigte, indem er aus dem einen das Projekt, das Haus Oeſtreich zu erniedrigen, und aus dem andern das den Calvinismus in Frankreich zu zerſtören, ausführte. Kein Beyſpiel glaube ich beweiſt einleuchtender was Ein Mann vermag. Die Hugenotten in Frankreich, die ſich nach einer dreyßigjäh-

rigen

igen Verfolgung ihre Duldung ertrotzt hatten, werden
ach dreyßig Jahren Ruhe unterjocht, und zwar plötzlich und
uf Einmal. Warum? auf der einen Seite ſtand itzt ein
ardinal Richelieu und auf der andern kein — Heinrich
on Navarra mehr.

19. Emerich Gobier von Barrault. Man erzält von
eſem Geſandten: als er einſt in einem Schauſpiel in
panien, worinn man die Schlacht von Pavia vorſtellte,
h, daß ein ſpaniſcher Schauſpieler den, welcher Franz I.
rſtellte, zu Boden warf, ihm auf den Hals trat, und
t zwang, in den ſchimpflichſten Ausdrücken um Quartier
bitten: ſo ſey er aufs Theater geſprungen, und habe
ſen Schauſpieler vor den Augen aller Anweſenden ſeinen
gen durch den Leib geſtoßen. Amelot Anm. z. Oſſat.

20. Etoile ſagt, er ſey einer von den Sechszehnern
weſen.

21. M. ſ. das Original von dieſer Apologie in den
m. d'Etat de Villeroy T. I. p. 522. ſie iſt vom dritten
ay datirt. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß ſie
z getreu die Beſtimmungen und Schritte dieſes Staats-
etärs enthält, da die Erzählung ganz mit der des Herrn
Thou, der chronologie ſept. Matthieu, und aller glaub-
rdigen Geſchichtſchreiber aus dieſem Zeitraum, über-
timmt.

22. De Thou merkt an, daß Herr von Villeroy in der
t nicht frey vom Verdacht war; er ſagt aber zugleich,
ihn Heinrich vielmehr in dieſem Unglück getröſtet habe,
ſich gegen ihn einnehmen zu laſſen. B. 132. Mat-
u verſichert ebenfalls, daß Heinrich die Treue dieſes
ſters zu gut gekannt habe, um den mindeſten Ver-
t gegen ihn zu ſchöpfen. T. II. l. 3. p. 637.

23. Die Chirurgen, welche den Körper unterſuchten,
ſen alle, wenn wir Etoile glauben wollen, daß er nicht
unken war; und da man ebenfalls nicht entdecken konn-
daß er erſtochen worden wäre, oder erdroſſelt, ſo ver-
eten ſie, daß man ihn erſtickt und dann in den Fluß
rfen habe. In den ſept. iſt dieſer Unterſuchung der
rgen nicht gedacht, allein die beſondern Umſtände von
Entweichung des l'Hote und von der Art, wie er ge-
n wurde, die daſelbſt ſehr weitläuftig angeführt ſind,
äften dieſe Erzählung Etoiles, der auch ſonſt ſehr übel
Herrn von Villeroy geſinnt iſt, und doch nicht um-

hin kann zu gestehen, daß Heinrich dem Herrn von Villeroy darum kein böseres Gesicht gemacht habe. „Er bemühte sich, sagt er, selbst zu ihm zu gehen, um ihn zu „trösten, und ihn in seinem Kummer aufzurichten, und „ließ gar keinen Verdacht wegen des Geschehenen gegen ihn „blicken, so wenig als zuvor, ꝛc. noch weniger; so daß man „bey Hof sagt, es sey ein großes Glück für ihn, daß er „einen so guten Herrn habe, da die Könige und Fürsten „bey einer so wichtigen Staatssache gewöhnlich verlangen, „daß die Herrn für ihre Diener haften." Année 1604. p. 24.

24. Es ist nicht nöthig, sich auf eine ernstliche Antwort gegen die Beweisgründe des Verfassers einzulassen. Man kann ihm die Eigenschaften eines Staatsmanns zugestehen, dabey aber ihm ohne Ungerechtigkeit die eines gründlichen Theologen absprechen. Alles was er hier sagt, heißt die Religion politisch behandeln.

25. Seraphin Olivary Cazailla, Italienischer Abkunft aber geboren zu Lyon, Patriarch von Alexandrien.

Hieronymus von Villar.

Dionysius von Marquemont, Erzbischoff von Lyon; er wurde in der Folge auch Kardinal und französischer Gesandter in Rom.

26. Er macht ihm darüber Vorwürfe in einigen von den Briefen, die unter den Handschriften der königl. Bibliothek auf uns kamen, wo sie eigenhändig von diesem Herrn stehen. „Aus Ihrem Brief," schreibt er an Frau von Verneuil, „habe ich wohl gesehen, daß Sie die Augen „nicht recht offen hatten, und den Verstand dazu; denn „Sie haben den meinigen anders verstanden, als ich ihn „verstanden hatte. Diese Maulereyen müssen künftig wegbleiben, wenn sie meine Liebe ganz besitzen wollen; denn „als König und als Goscomer kann ich sie in die Länge „nicht wol vertragen; Auch wollen die, welche so heiß lieben wie ich, geschmeichelt und nicht angeschnaupt seyn ꝛc." Und in einem andern heißt es: „Sie haben mir versprochen, gescheut zu werden, weil Sie nicht zweifeln konnten, „daß mich der Stil Ihres Briefes beleidigt haben müsse ꝛc." Journal du regne de Henri. IV. T. II. p. 290. Unter andern Originalbriefen von Heinrich IV. welche der H.

Hes

Herzog von Sully noch itzt beſitzt, ſind auch zween an ſeine Geliebte. M. ſ. recueil de lettres de Henri le Grand.

27) Von Biſcoſe, oder Biſſouſe war Finanz-Sekretär.

Anmerkungen zum achtzehnten Buch.

1) Florens von Argoues Hausſchatzmeiſter der Königin, ſein Sohn war erſter Parlamentspräſident in Bretagne, und ſtirb als Staatsrath, und Beyſitzer vor dem Conſeil des Königs.

2) Man ſehe die Beſchwerden, die der Kardinal Oſſat bey dieſer Gelegenheit gegen Spanien, Savoyen, und beſonders gegen einen gewiſſen Kapuziner führt, der Pater Hilar von Grenoble hieß, und zu Rom zu Gunſten der Anhänger der Marquiſe von Verneuil kabalirte. Br. vom 22 Febr. und 15 Okt. 1601. 1 Apr. 1602. Nie ſtieg die Zügelloſigkeit der Pasquille höher als zu dieſer Zeit.

3) „Der Herzog von Sully hat mir oft erzählt, (Worte „des Verfaſſers der Mém. de la mere et du fils. T. I. pag. „8, daß er ſie nie acht Tage ohne Zänkerey geſehen habe. „Er erzählte mir auch, daß unter andern einmal der Zorn „die Königin ſo weit hinriß, daß der König, bey dem ſie „nahe ſtund und den Arm erhob, befürchtete, ſie möchte weiter gehen, und deßwegen dieſen Arm mit weniger Reſpekt, „als er gewünſcht hätte, und ſo heftig niederſchlug, daß „ſie nachher ſagte, er habe ſie geſchlagen" u. ſ. w.

4) Der Geſundbrunnen von Spaa in dem Biſtum Lüttich.

5) Kraft einer Schenkung, die ihm Heinrich mit dieſen Gütern gemacht hatte. Das Parlament beſtättigte 1606 das Teſtament der Katharine von Medicis, und erkannte ſie der Margarethe von Valois zu. Brantome im ſiebenten Band ſeiner Memoire S. 38. zählt dieſe Güter auf, die in den Grafſchaften Auvergne, Lauragois, Leverous, Douzenac, Chauſſac, Gorreges, Hondocourt u. ſ. w. beſtehn, und die, er auf hundert und zwanzigtauſend Pfund Einkunfte anſchlägt:

ſchlägt: auſſer der Mitgift dieſer Prinzeſſin von mehr als zweymal hunderttauſend Scudi oder Dukaten, „die jetzt wol „über viermalhunderttauſend betrugen, nebſt einer groſſen „Menge Mobilien, Koſtbarkeiten, Edelſteine, Schmuck" ꝛc.

6) Die Geſchichtſchreiber ſagen uns nichts ganz beſtimmtes von dem Inhalt des Vertrags zwiſchen dem Grafen von Auvergne und dem Spaniſchen Staatsrath. Allein Amelot de la Houſſaye füllt dieſe Lücke aus. Er verdient um ſo mehr Glauben, da der Graf von Auvergne und die Marquiſe von Verneuil das Original von dieſem Traktat ſeinem Groſsvater mütterlicher Seits, Namens Anton Eugen Chevillart, wie er uns erzält, welcher Oberzahlmeiſter der königlichen Leibkompagnien, als ihrem Anverwandten und vertrauteſten Freund vertrauten. Er erzält uns auch noch, daß Chevillard, als er in die Ungnade des Grafen von Auvergne gezogen und in die Baſtille geſetzt wurde, dieſe Urkunde in ſeinen Wamsſchöſſen ſo gut verborgen hielt, daß niemand etwas davon gemerkt habe, und daß er, da er ſah, daß man ihn als Staatsverbrecher behandelt, ſich entſchloß, den Traktat und die angehängte Ratifikation Spaniens nach und nach mit der Suppe und dem Gemüß, das er erhielt, zu verzehren. Der König von Spanien verſprach darin dem Grafen von Auvergne, ihm mit Geld und Truppen beyzuſtehen, um Heinrich von Bourbon, ſeinen Neffen, auf den Thron zu ſetzen; den Sohn Heinrichs des IV mit der Marquiſe von Verneuil, der in dieſer Schrift Dauphin von Frankreich und rechtmäſſiger Kronerbe genannt wird. Artikel: Entragues, Balſac, Touchet. Amelot verſichert ferner in der erſt angeführten Anmerkung zu den Briefen des Kardinals Oſſat, daß zween Kapuziner, Namens Pater Hilar von Grenoble und Pater Archange, jener zu Rom, dieſer zu Paris dieſe Verrätherey leiteten.

Herr von Süly ſcheint noch etwas mehr zum Vortheil des Grafen von Auvergne für ſeine Perſon beyzubringen. Sollte dieſer Graf eine Schrift oder irgend eine Verfügung ſeines Vaters, Karls IX unterſchoben haben, kraft deren er ſelbſt Anſprüche auf die Krone machte? Man ſehe auch hierüber die Mem. de la vie du Pref. de Thou, und beſonders deſſen hiſt. ann. 1605. Siri mem. rec. Vol. I. pag. 297.

7) Man

7) Man ſehe die Urſchrift eines Briefs von Heinrich an Herrn von Rosny wegen dieſer Reiſe nach Poitou vom 20 Jul. 1604, wie die meiſten, mit einem Zuſatz auf der Rückſeite von der Hand Sullys. Cabinet de M. le Duc de Sully.

8) Franz du Pleſſis de Richelieu, Vater des Kardinals von Richelieu.

Franz von Vignerod de Pont-Courlay.

9) Preſire zweifelt nicht, daß Heinrich nicht wirklich dieſe Abſicht gehabt habe, und er lobt ſie ſehr, als das wahre Mittel, das Volk von der Salzſteuer zu befreyen, welche, wie er verſichert, der König ſo wie auch die Vermögenſteuer aufzuheben ernſtlich geſonnen war. pag. 369.

10) Claudius von la Tremouille, Herzog von Thouars ſtarb an der Gicht, da er noch nicht älter als vier und dreyßig Jahre war. Man ſehe ſein Leben De Thou Lib. 31. Matthieu T. II. Lib. 3. pag. 663.

11) De Thou ſagt, daß dieſe Reiſe des Marquis von Rosny den König von großen Sorgen befreyt habe. Lib. 31.

12) Das Original dieſer Briefe ſehe man in den alten Memoiren; ſie ſcheinen ſich in dem Artikel von Epernon ein wenig zu widerſprechen.

13) Thomas Morgan, ein Engländer. De Thou eben.

14) Heinrich mußte für die Auslieferung dieſer Verſprechung der Marquiſe von Verneuil zwanzigtauſend Thaler baar geben, und dem Grafen von Entraques, der noch nie im Krieg geweſen war, den Marſchallsſtab von Frankreich verſprechen. De Thou Lib. 132.

15) „Die Gräfin von Auvergne, ſo ſanft und demüthig, als die Marquiſe trotzig, warf ſich ganz in Thränen „dem König zu Füßen, um ihn um die Begnadigung ihres „Gemahls zu bitten; er hob ſie ſehr höflich auf, begrüßte „ſie, und ſagte zu ihr dieſe Worte: ich habe Mitleiden mit „Ihrem Unglück, mich jammern Ihre Thränen, allein, wenn „ich Ihnen ihre Bitte gewähren ſollte, ſo müßte, (er faßte „die Königin beym Arm,) meine Frau da für ein H.... mein „Sohn für einen Baſtard erklärt und mein Reich preisgegeben werden. — Da ſie von dem König die Erlaubniß „erhalten hatte, ihren Gemahl in ihrem Namen beſuchen „laſſen zu dürfen, und ihn fragen ließ, was er von ihr ver-

„lange

Furcht vor den Folgen, die Verabredung wieder auf, und brauchte noch andre Vorſicht gegen die Gefahren, denen Heinrich ſich wegen ihr ausſetzte. Da ihn ſo viele Hinderniſſe verdroſſen, entflammte er wieder für die Marquiſe von Verneuil, und nach Siris Bericht, lief er da oft eben ſo große Gefahr. Eines Tags unter andern als er von Fontainebleau verkleidet zu ſeiner Verneuil ging, wäre er beynahe funfzehn oder ſechzehn von den Verwandten des Entragues in die Hände gefallen, die ihm im Feld auflauerten, um ihn zu ermorden, und er entkam nur durch ein außerordentlich Glück. Allein dieſe Umſtände, die man in keinen der guten Memoiren aus dieſer Zeit findet, gleichen ſehr den Anekdoten, welche Reiſende aufzuhaſchen pflegen, um damit ihre Erzählung auszuſtaffiren und lebhafter zu machen.

Diejenige von den Geliebten Heinrichs, die er unter dem Namen Lieschen beſungen hat, iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach eben dieß Fräulein von Entragues, von der jetzt die Rede war. Wir haben noch das Original einiger von den Gedichtchen, die er ihr ſchickte, unter andern von einem Sonnet, wovon ich nur die vier erſten Verſe herſetzen will:

Je ne ſais, par où commencer,
A louer votre grande beauté;
Car il n'eſt rien, ni n'a été
Que vous ne puiſſiez effacer etc.

in dieſem Ton geht es fort. Obſchon vor dieſem Sonnet, das von Heinrichs eigener Hand geſchrieben iſt, angemerkt iſt, daß es von Collin ſey, welchen Dichter der König in der That ſehr gern zu dergleichen Dingen brauchte, ſo ſind dieſe Stücke alle doch zu wenig korrekt und poetiſch, als daß man nicht glauben ſollte, Heinrich ſelbſt habe ſie gemacht, oder wenigſtens daran geflickt. Cabinet de M. le duc de Sully.

SIXTUS V.

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Profeſſor der Philoſophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Fünfter Band.

Jena,

bey Johann Michael Mauke, 1793.

1748

Fortgeſetzte
Ueberſicht
der
bürgerlichen Unruhen in Frankreich
die dem
Regierungsantritt Heinrichs IV
vorangingen.

Bürgerliche Unruhen in Frankreich

in den Jahren 1569 bis 1572.

Die Deutſchen Proteſtanten, immer die vornehmſte Stütze und die letzte Zuflucht ihrer Glaubensbrüder in Frankreich, waren es auch ietzt, die nach dem unglücklichen Tage bey Jarnac das Gleichgewicht der Waffen zwiſchen den Hugenotten und Katholiſchen wieder herſtellen halfen. Der Herzog Wolfgang von Zweybrücken brach mit einem Dreyzehntauſend Mann ſtarken Heere in das Königreich ein, durchzog mitten unter Feinden, nicht ohne große Hinderniſſe, faſt den ganzen Strich zwiſchen dem Rhein und dem Weltmeer, und hatte die Armee der Reformirten beynahe erreicht, als der Tod ihn dahinraffte. Wenige Tage nachher vereinigte ſich der Graf von Mansfeld, ein Nachfolger im Kommando, (im Junius 1569) in der Provinz Guienne mit dem Admiral von Coligny, der ſich nach einer ſo beträchtlichen Verſtärkung wieder im Stande ſah, den Königlichen die Spitze zu bieten. Aber mißtrauiſch

trauisch gegen das Glück, dessen Unbeständigkeit er so oft erfahren hatte, und seines Unvermögens sich bewußt, bey so geringen Hülfsmitteln einen erschöpfenden Krieg auszuhalten, versuchte er noch vorher, auf einem friedlichen Weg zu erhalten, was er allzu mißlich fand, mit den Waffen in der Hand zu erzwingen. Der Admiral liebte aufrichtig den Frieden; ganz gegen die Sinnesart der Anführer von Partheyen, die die Ruhe als das Grab ihrer Macht betrachten, und in der allgemeinen Verwirrung ihre Vortheile finden. Mit Widerwillen übte er die Bedrückungen aus, die sein Posten, die Noth und die Pflicht der Selbstvertheidigung erheischten, und gern hätte er sich überhoben gesehen, mit dem Degen in der Faust eine Sache zu verfechten, die ihm gerecht genug schien, um durch Vernunftgründe vertheidigt zu werden. Er machte jetzt dem Hofe die dringendsten Vorstellungen, sich des allgemeinen Elendes zu erbarmen, und den Reformirten, die nichts als die Bestätigung der ehmaligen, ihnen günstigen, Edikte verlangten, ein so billiges Gesuch zu gewähren. Diesen Vorschlägen glaubte er um so eher eine günstige Aufnahme versprechen zu können, da sie nicht Werk der Verlegenheit waren, sondern durch eine ansehnliche Macht unterstützt wurden. Aber das Selbstvertrauen der Katholiken war mit ihrem Glücke gestiegen. Man forderte eine unbedingte

bedingte Unterwerfung, und ſo blieb es denn bey der Entſcheidung des Schwerts.

Um die Stadt Rochelle und die Beſitzungen der Proteſtanten längs der dortigen Seeküſte vor einem Angriffe ſicher zu ſtellen, rückte der Admiral mit ſeiner ganzen Macht vor Poitiers, welche Stadt er ihres großes Umfanges wegen keines langen Widerſtandes fähig glaubte. Aber auf die erſte Nachricht der ſie bedrohenden Gefahr hatten ſich die Herzoge von Guiſe und von Mayenne, würdige Söhne des verſtorbenen Franz von Guiſe, nebſt einem zahlreichen Adel in dieſe Stadt geworfen, entſchloſſen, ſie bis aufs äußerſte zu vertheidigen. Fanatismus und Erbitterung machten dieſe Belagerung zu einer der blutigſten Handlungen im ganzen Laufe des Krieges, und die Hartnäckigkeit des Angriffs konnte gegen den beharrlichen Widerſtand der Beſatzung nichts ausrichten.

Trotz der Ueberſchwemmungen, die die Aufſenwerke unter Waſſer ſetzten, trotz des feindlichen Feuers und des ſiedenden Oels, das von den Wällen herab auf ſie regnete, trotz des unüberwindlichen Widerſtandes, den der ſchroffe Abhang der Werke und die heroiſche Tapferkeit der Beſatzung ihnen entgegenſetzte, wiederholten die Belagerer ihre Stürme, ohne jedoch mit allen

diesen Anstrengungen einen einzigen Vortheil erkaufen, oder die Standhaftigkeit der Belagerten ermüden zu können. Vielmehr zeigten diese durch wiederholte Ausfälle, wie wenig ihr Muth zu erschöpfen sey. Ein reicher Vorrath von Kriegs- und Mundbedürfnissen, den man Zeit gehabt hatte, in der Stadt aufzuhäufen, setzte sie in Stand, auch der langwürigsten Belagerung zu trotzen, da im Gegentheil Mangel, üble Witterung und Seuchen im Lager der Reformirten bald große Verwüstungen anrichteten. Die Ruhr raffte einen großen Theil der Deutschen Kriegsvölker dahin, und warf endlich selbst den Admiral von Coligny darnieder, nachdem die meisten unter ihm stehenden Befehlshaber zum Dienst unbrauchbar gemacht waren. Da bald darauf auch der Herzog von Anjou im Feld erschien, und Chatellerault, einen festen Ort in der Nachbarschaft, wohin man die Kranken geflüchtet hatte, mit einer Belagerung bedrohte, so ergriff der Admiral diesen Vorwand, seiner unglücklichen Unternehmung noch mit einigem Schein von Ehre zu entsagen. Es gelang ihm auch, den Versuch des Herzogs auf Chatellerault zu vereiteln, aber die immer mehr anwachsende Macht des Feindes nöthigte ihn bald, auf seinen Rückzug zu denken.

Alles vereinigte sich, die Standhaftigkeit dieses großen Mannes zu erschüttern. Er hatte we-

nig

nigen Wochen nach dem Unglück bey Jarnac seinen Bruder d'Andelot durch den Tod verloren; den treusten Theilnehmer seiner Unternehmungen, und seinen rechten Arm im Felde. Jetzt erfuhr er, daß das Pariser Parlament, — dieser Gerichtshof, der zuweilen ein wohlthätiger Damm gegen die Unterdrückung, oft aber auch ein verächtliches Werkzeug derselben war — ihm als einem Aufrührer und Beleidiger der Majestät das Todesurtheil gesprochen und einen Preis von funfzigtausend Goldstücken auf seinen Kopf gesetzt habe. Abschriften dieses Urtheils wurden nicht nur in ganz Frankreich, sondern auch durch Uebersetzungen in ganz Europa zerstreut, um durch den Schimmer der versprochenen Belohnung Mörder aus andern Ländern anzulocken, wenn sich etwa in dem Königreich selbst zu Vollziehung dieses Bubenstücks keine entschlossene Faust finden sollte. Aber sie fand sich, selbst im Gefolge des Admirals, und sein eigner Kammerdiener war es, der einen Anschlag gegen sein Leben schmiedete. Diese nahe Gefahr wurde zwar durch eine zeitige Entdeckung noch von ihm abgewandt, aber der unsichtbare Dolch der Verrätherey verscheuchte von jetzt an seine Ruhe auf immer.

Diese Widerwärtigkeiten, die ihn selbst betrafen, wurden durch die Last seines Heerführer-

Amtes, und durch die öffentlichen Unfälle sein
Partey noch drückender gemacht. Durch Dese
tion, Krankheiten und das Schwert des Feind
war seine Armee sehr geschmolzen, während d
die Königliche immer mehr anwuchs und imm
hitziger ihn verfolgte. Die Ueberlegenheit d
Feinde war viel zu groß, als daß er es auf d
bedenklichen Ausschlag eines Treffens durfte a
kommen lassen, und doch verlangten dieses d
Soldaten, besonders die Deutschen, mit Ung
stüm. Sie ließen ihm die Wahl, entweder
schlagen oder ihnen den rückständigen Sold
bezahlen; und da ihm das letztere unmöglich wa
so mußte er ihnen nothgedrungen in dem erste
willfahren.

Die Armee des Herzogs von Anjou übe
raschte ihn (am dritten Oktober des Jahrs 156
bey Moncontour in einer sehr ungünstige
Stellung, und besiegte ihn in einer entscheidend
Schlacht. Alle Entschlossenheit des protestant
schen Adels, alle Tapferkeit der Deutschen, al
Geistesgegenwart des Generals konnte die völlig
Niederlage seines Heers nicht verhindern. Be
nahe die ganze Deutsche Infanterie ward nieder
gehauen, der Admiral selbst verwundet, der Re
der Armee zerstreut, der größte Theil des Ge
päckes verloren. Keinen unglücklichern Tag ha
ten die Hugenotten während dieses ganzen Kriege
erleb

erlebt. Die Prinzen von Bourbon rettete man noch während der Schlacht nach Saint Jean d'Angely, wo sich auch der geschlagene Coligny mit dem kleinen Ueberrest der Truppen einfand. Von einem fünf und zwanzigtausend Mann starken Heere konnte er kaum sechstausend Mann wieder sammeln; dennoch hatte der Feind wenig Gefangene gemacht. Die Wuth des Bürgerkrieges machte alle Gefühle der Menschlichkeit schweigen, und die Rachbegier der Katholischen konnte nur durch das Blut ihrer Gegner gesättigt werden. Mit kalter Grausamkeit stieß man den, der die Waffen streckte und um Quartier bat, nieder; die Erinnerung an eine ähnliche Barbarey, welche die Hugenotten gegen die Papisten bewiesen hatten, machten die letztern unversöhnlich.

Die Muthlosigkeit war jetzt allgemein, und man hielt alles für verloren. Viele sprachen schon von einer gänzlichen Flucht aus dem Königreich, und wollten sich in Holland, in England, in den nordischen Reichen ein neues Vaterland suchen. Ein großer Theil des Adels verließ den Admiral, dem es an Geld, an Mannschaft, an Ansehen, an allem, nur nicht an Heldenmuth fehlte. Sein schönes Schloß und die anliegende Stadt Chatillon waren ungefähr um eben diese Zei von den Königlichen überfallen, und mit allem,

was darin niedergelegt war, ein Raub des Feuers geworden. Dennoch war er der Einzige von allen, der in dieser drangvollen Lage die Hoffnung nicht sinken ließ. Seinem durchdringenden Blicke entgingen die Rettungsmittel nicht, die der reformirten Partey noch immer geöffnet waren, und er wußte sie mit großem Erfolg bey seinen Anhängern geltend zu machen. Ein Hugenottischer Anführer, Montgommery, hatte in der Provinz Bearn glücklich gefochten, und war bereit, ihm sein siegreiches Heer zuzuführen. Deutschland war noch immer ein reiches Magazin von Soldaten, und auch von England durfte man Beystand erwarten. Dazu kam, daß die Königlichen, anstatt ihren Sieg mit rascher Thätigkeit zu benutzen, und den geschlagenen Feind bis zu seinen letzten Schlupfwinkeln zu verfolgen, mit unnützen Belagerungen eine kostbare Zeit verloren, und dem Admiral die gewünschte Frist zur Erholung vergönnten.

Das schlechte Einverständniß unter den Katholiken selbst trug nicht wenig zu seiner Rettung bey. Nicht alle Provinzstatthalter thaten ihre Schuldigkeit; vorzüglich wurde Damville, Gouverneur von Languedoc, ein Sohn des berühmten Connetable von Montmorency, beschuldigt, die Flucht des Admirals durch sein Gouvernement begünstigt zu haben. Dieser stolze Vasall der Kro-

ne, ſonſt ein erbitterter Feind der Hugenotten, glaubte ſich von dem Höfe vernachläßigt, und ſein Ehrgeiz war empfindlich gereizt, daß andre in dieſem Krieg ſich Lorbeern ſammelten und andre den Kommandoſtab führten, den er doch als ein Erbſtück ſeines Hauſes betrachtete. Selbſt in der Bruſt des jungen Königs und der ihn zunächſt umgebenden Großen hatten die glänzenden Succeſſe des Herzogs von Anjou, die doch gar nicht auf Rechnung des Prinzen geſetzt werden konnten, Neid und Eiferſucht angefacht. Der ruhmbegierige Monarch erinnerte ſich mit Verdruß, daß er ſelbſt noch nichts für ſeinen Ruhm gethan habe; die Vorliebe der Königin Mutter für den Herzog von Anjou, und das Lob dieſes begünſtigten Lieblings auf den Lippen der Hofleute beleidigte ſeinen Stolz. Da er den Herzog von Anjou mit guter Art von der Armee nicht entfernen konnte, ſo ſtellte er ſich ſelbſt an die Spitze derſelben, um ſich gemeinſchaftlich mit demſelben den Ruhm der Siege zuzueignen, an welchen beyde gleich wenig Anſprüche hatten. Die ſchlechte Maaßregeln, welche dieſer Geiſt der Eiferſucht und Intrigue die katholiſchen Anführer ergreifen ließ, vereitelte alle Früchte der erfochtenen Siege. Vergebens beſtand der Marſchall von Tavannes, deſſen Kriegserfahrung man das bisherige Glück allein zu verdanken hatte, auf Verfolgung des Feindes. Sein

Rath

Rath war, dem flüchtigen Admiral mit dem gröſsern Theil der Armee so lange nachzusetzen, bis man ihn entweder aus Frankreich herausgejagt, oder genöthigt hätte, irgend in einen festen Ort sich zu werfen, der alsdann unvermeidlich das Grab der ganzen Partey werden müßte. Da diese Vorstellungen keinen Eingang fanden, so legte Tavannes sein Kommando nieder, und zog sich in sein Gouvernement Burgund zurück.

Jetzt säumte man nicht, die Städte anzugreifen, die den Hugenotten ergeben waren. Der erste Anfang war glücklich, und schon schmeichelte man sich alle Vormauern von Rochelle mit gleich wenig Mühe zu zertrümmern, und alsdann diesen Mittelpunkt der ganzen Bourbonischen Macht desto leichter zu überwältigen. Aber der tapfre Widerstand, den Saint-Jean d'Angely leistete, stimmte diese stolzen Erwartungen sehr herunter. Zwey Monate lang hielt sich diese Stadt, von ihrem unerschrockenen Kommandanten de Piles vertheidigt; und als endlich die höchste Noth sie zwang, sich zu ergeben, war der Winter herbey gerückt, und der Feldzug geendigt. Der Besitz einiger Städte war also die ganze Frucht eines Sieges, dessen weise Benutzung den Bürgerkrieg vielleicht auf immer hätte endigen können.

Unter-

Unterdeſſen hatte Coligny nichts verſäumt, die ſchlechte Politik des Feindes zu ſeinem Vortheil zu kehren. Sein Fußvolk war im Treffen bey Moncontour beynahe gänzlich aufgerieben worden, und dreytauſend Pferde machten ſeine ganze Kriegsmacht aus, die es kaum mit dem nachſetzenden Landvolk aufnehmen konnte. Aber dieſer kleine Hauſe verſtärkte ſich in Languedoc und Dauphiné mit neu geworbenen Völkern, und mit dem ſiegreichen Heer des Montgommery, das er an ſich zog. Die vielen Anhänger, welche die Reformation in dieſem Theil Frankreichs zählte, begünſtigten ſowohl die Rekrutirung als den Unterhalt der Truppen, und die Leutſeligkeit der Bourboniſchen Prinzen, die alle Beſchwerden dieſes Feldzuges theilten, und frühzeitige Proben des Heldenmuths ablegten, lockte manchen Freywilligen unter ihre Fahnen. Wie ſparſam auch die Geldbeyträge einfloſſen, ſo wurde dieſer Mangel einigermaßen durch die Stadt Rochelle erſetzt. Aus dem Hafen derſelben liefen zahlreiche Kaperſchiffe aus, die viele glückliche Priſen machten, und dem Admiral den Zehenten von jeder Beute entrichten mußten. Mit Hülfe aller dieſer Vorkehrungen erholten ſich die Hugenotten während des Winters ſo vollkommen von ihrer Niederlage, daß ſie im Frühjahr des 1570ſten Jahrs gleich einem reißenden Strom aus Languedoc hervor-

vorbrachen, und furchtbarer als jemals im Feld erscheinen konnten.

Sie hatten keine Schonung erfahren, und übten auch keine aus. Gereizt durch so viele erlittne Mißhandlungen, und durch eine lange Reihe von Unglücksfällen verwildert, ließen sie das Blut ihrer Feinde in Strömen fließen, drückten mit schweren Brandschatzungen alle Distrikte durch die sie zogen, oder verwüsteten sie mit Feuer und Schwert. Ihr Marsch war gegen die Hauptstadt des Reichs gerichtet, wo sie mit dem Schwert in der Hand einen billigen Frieden zu ertrotzen hofften. Eine königliche Armee, die sich ihnen in dem Herzogthum Burgund unter dem Marschall von Coßé, dreyzehntausend Mann stark, entgegen stellte, konnte ihren Lauf nicht aufhalten. Es kam zu einem Gefecht, worin die Protestanten über einen weit überlegeneren Feind verschiedene Vortheile davon trugen. Längs der Loire verbreitet bedrohten sie Orleanois und Isle-de-France mit ihrer nahen Erscheinung, und die Schnelligkeit ihres Zuges ängstigte schon Paris.

Diese Entschlossenheit that Wirkung, und der Hof fieng endlich an, vom Frieden zu sprechen. Man scheute den Kampf mit einer, wenn gleich nicht zahlreichen, doch von Verzweiflung beseelten

Schaar

Schaar, die nichts mehr zu verlieren hatte, und bereit war, ihr Leben um einen theuren Preis zu verkaufen. Der königliche Schatz war erschöpft, die Armee durch den Abzug der Italienischen, Deutschen und Spanischen Hülfsvölker sehr vermindert, und in den Provinzen hatte sich das Glück fast überall zum Vortheil der Rebellen erklärt. Wie hart es auch die Katholischen ankam, dem Trotz der Sektierer nachgeben zu müssen, wie ungern sich sogar viele der Letztern dazu verstanden, die Waffen aus den Händen zu legen, und ihren Hoffnungen auf Beute, ihrer gesetzlosen Freyheit zu entsagen, so machte doch die überhandnehmende Noth jeden Widerspruch schweigen, und die Neigung der Anführer entschied so ernstlich für den Frieden, daß er endlich im August dieses Jahrs unter folgenden Bedingungen wirklich erfolgte.

Den Reformirten wurde von Seiten des Hofes eine allgemeine Vergessenheit des Vergangenen, eine freye Ausübung ihrer Religion in jedem Theile des Reichs, nur den Hof ausgenommen, die Zurückgabe aller, der Religion wegen, eingezogenen Güter, und ein gleiches Recht zu allen öffentlichen Bedienungen zugestanden. Außer dem überließ man ihnen noch auf zwey Jahre lang vier Sicherheitsplätze, die sie mit ihren eigenen Truppen zu besetzen, und Befehlshabern ihres

Glaubens zu untergeben, berechtigt seyn sollten. Die Prinzen von Bourbon nebst zwanzig aus dem vornehmsten Adel mußten sich durch einen Eid verbindlich machen, diese vier Plätze (man hatte Rochelle, Montauban, Cognac und la Charite' gewählt) nach Ablauf der gesetzten Zeit wieder zu räumen. So war es abermals der Hof, welcher nachgab, und weit entfernt, durch Bewilligungen, die ihm nicht von Herzen gehen konnten, bey den Religionsverbesserern Dank zu verdienen, bloß ein erniedrigendes Geständniß seiner Ohnmacht ablegte.

Alles trat jetzt wieder in seine Ordnung zurück, und die Reformierten überließen sich mit der vorigen Sorglosigkeit dem Genuß ihrer schwer errungenen Glaubensfreyheit. Je mehr sie überzeugt seyn mußten, daß sie die eben erhaltenen Vortheile nicht dem guten Willen, sondern der Schwäche ihrer Feinde und ihrer eignen Furchtbarkeit verdankten, desto nothwendiger war es, sich in diesem Verhältniß der Macht zu erhalten, und die Schritte des Hofs zu bewachen. Die Nachgiebigkeit des Letztern war auch wirklich viel zu groß, als daß man Vertrauen dazu fassen konnte, und ohne gerade aus dem Erfolg zu argumentiren, kann man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten, daß der erste Entwurf zu der

Grund-

Greuelthat, welche zwey Jahre darauf in Ausübung gebracht wurde, in dieſe Zeit zu ſetzen iſt.

So viele Fehlſchläge, ſo viele überraſchende Wendungen des Kriegsglücks, ſo viele unerwartete Hülfsquellen der Hugenotten hatten endlich den Hof überzeugen müſſen, daß es ein vergebliches Unternehmen ſey, dieſe immer friſch auflebende und immer mehr ſich verſtärkende Partey durch offenbare Gewalt zu beſiegen, und auf dem bisher betretnen Wege einen entſcheidenden Vortheil über ſie zu erlangen. Durch ganz Frankreich ausgebreitet war ſie ſicher, nie eine totale Niederlage zu erleiden, und die Erfahrung hatte gelehrt, daß alle Wunden, die man ihr theilweiſe ſchlug, ihrem Leben ſelbſt nie gefährlich werden konnten. An einer Gränze des Königreichs unterdrückt, erhob ſie ſich nur deſto furchtbarer an der andern, und jeder neuerlittene Verluſt ſchien bloß ihren Muth anzufeuern und ihren Anhang zu vermehren. Was ihr an innern Kräften gebrach, das erſetzte die Standhaftigkeit, Klugheit und Tapferkeit ihrer Anführer, die durch keine Unfälle zu ermüden, durch keine Liſt einzuwiegen, durch keine Gefahr zu erſchüttern waren. Schon der einzige Coligny galt für eine ganze Armee. „Wenn der Admiral heute ſterben ſollte, erklärten die Abgeordnete Hofs, als ſie des Friedens

wegen mit den Hugenotten in Unterhandlung traten, so werden wir euch morgen nicht ein Glas Wasser anbieten. Glaubet sicher, daß sein einziger Name euch mehr Ansehen giebt, als eure ganze Armee, doppelt genommen." So lange die Sache der Reformierten in solchen Händen war, mußten alle Versuche zu ihrer Unterdrückung fehlschlagen. Er allein hielt die zerstreute Partey in ein Ganzes zusammen, lehrte sie ihre innern Kräfte kennen und benutzen, verschaffte ihr Ansehen und Unterstützung von außen, richtete sie von jedem Falle wieder auf, und hielt sie mit festem Arm am Rand des Verderbens.

Ueberzeugt, daß auf dem Untergang dieses Mannes das Schicksal der ganzen Partey beruhe, hatte man schon im vorhergehenden Jahre das Pariser Parlament jene schimpfliche Achtserklärung gegen ihn aussprechen lassen, die den Dolch der Meuchelmörder gegen sein Leben bewaffnen sollte. Da aber dieser Zweck nicht erreicht wurde, vielmehr der jetzt geschlossene Friede jenen Parlamentsspruch wieder vernichtete, so mußte man dasselbe Ziel auf einem andern Wege verfolgen. Ermüdet von den Hindernissen, die der Freyheitssinn der Hugenotten der Befestigung des Königlichen Ansehens schon so lange entgegengesetzt hatte, zugleich aufgefodert von dem römischen Hof,

Hof, der keine Rettung für die Kirche sah, als in dem gänzlichen Untergang dieser Sekte, von einem finstern und grausamen Fanatismus erhitzt, der alle Gefühle der Menschlichkeit schweigen machte, beschloß man endlich sich dieser gefährlichen Partey durch einen einzigen entscheidenden Schlag zu entledigen. Gelang es nehmlich, sie auf einmal aller ihrer Anführer zu berauben, und durch ein allgemeines Blutbad ihre Anzahl schnell und beträchtlich zu vermindern, so hatte man sie — wie man sich schmeichelte — auf immer in ihr Nichts zurückgestürzet, von einem gesunden Körper ein brandiges Glied abgesondert, die Flamme des Kriegs auf ewige Zeiten erstickt, und Staat und Kirche durch ein einziges hartes Opfer gerettet. Durch solche betrügliche Gründe fanden sich Religionshaß, Herrschsucht und Rachbegierde mit der Stimme des Gewissens und der Menschlichkeit ab, und ließen die Religion eine That verantworten, für welche selbst die rohe Natur keine Entschuldigung hat.

Aber um diesen entscheidenden Streich zu führen, mußte man sich der Opfer, die er treffen sollte, vorher versichert haben, und hier zeigte sich eine kaum zu überwindende Schwierigkeit. Eine lange Kette von Treulosigkeiten hatte das wechselseitige Vertrauen erstickt, und von katholischer

Seite hatte man zu viele und zu unzweydeutige Proben der Maxime gegeben, daß „gegen Ketzer kein Eid bindend, keine Zusage heilig sey.“ Die Anführer der Hugenotten erwarteten keine andre Sicherheit, als welche ihnen ihre Entfernung und die Festigkeit ihrer Schlösser verschaffte. Selbst nach geschlossenem Frieden vermehrten sie die Besatzungen in ihren Städten, und zeigten durch schleunige Ausbesserung ihrer Vestungswerke, wie wenig sie dem königlichen Worte vertrauten. Welche Möglichkeit, sie aus diesen Verschanzungen hervorzulocken, und dem Schlachtmesser entgegen zu führen? Welche Wahrscheinlichkeit, sich aller zugleich zu bemächtigen, gesetzt, daß auch Einzelne sich überlisten ließen? Längst schon gebrauchten sie die Vorsicht, sich zu trennen, und wenn auch einer unter ihnen sich der Redlichkeit des Hofs anvertraute, so blieb der andre desto gewisser zurück, um seinem Freund einen Rächer zu erhalten. Und doch hatte man gar nichts gethan, wenn man nicht alles thun konnte; der Streich mußte schlechterdings tödlich, allgemein und entscheidend seyn, oder ganz und gar unterlassen werden.

Es kam also darauf an, den Eindruck der vorigen Treulosigkeiten gänzlich auszulöschen, und das verlorene Vertrauen der Reformirten, welchen

Preis

Preis es auch kosten möchte, wieder zu gewinnen. Dieses ins Werk zu richten, änderte der Hof sein ganzes bisheriges System. Anstatt der Parteylichkeit in den Gerichten, über welche die Reformirten auch mitten im Frieden so viel Ursache gehabt hatten, sich zu beklagen, wurde von jetzt an die gleichförmigste Gerechtigkeit beobachtet, alle Beeinträchtigungen, die man sich von Katholischer Seite bisher ungestraft gegen sie erlaubte, eingestellt, alle Friedensstörungen auf das strengste geahndet, alle billigen Foderungen derselben ohne Anstand erfüllt. In kurzem schien aller Unterschied des Glaubens vergessen und die ganze Monarchie gleich einer ruhigen Familie, deren sämmtliche Glieder Karl der Neunte als gemeinschaftlicher Vater mit gleicher Gerechtigkeit regierte, und mit gleicher Liebe umfaßte. Mitten unter den Stürmen, welche die benachbarten Reiche erschütterten, welche Deutschland beunruhigten, die Spanische Macht in den Niederlanden umzustürzen drohten, Schottland verheerten, und in England den Thron der Königinn Elisabeth wankend machten, genoß Frankreich einer ungewohnten tiefen Ruhe, die von einer gänzlichen Revolution in den Gesinnungen, und einer allgemeinen Umänderung der Maximen zu zeugen schien, da keine Entscheidung der Waffen vorhergegangen war, auf die sie gegründet werden konnte.

Margaretha von Valois, die jüngste Tochter Heinrichs des Zweyten, war noch unverheurathet, und der Ehrgeiz des jungen Herzogs von Guise vermaß sich, seine Hoffnungen zu dieser Schwester seines Monarchen zu erheben. Um die Hand dieser Prinzessinn hatte schon der König von Portugall geworben, aber ohne Erfolg, da der noch immer mächtige Kardinal von Lothringen sie keinem andern als seinem Neffen gönnte. „Der älteste Prinz meines Hauses, erklärte sich der stolze Prälat gegen den Gesandten Sebastians, hat die ältere Schwester davon getragen; dem jüngern gebührt die jüngere.“ Da aber Karl der Neunte, dieser auf seine Hoheit eifersüchtige Monarch, die dreiste Anmaßung seines Vasallen mit Unwillen aufnahm, so eilte der Herzog von Guise durch eine geschwinde Heurath mit der Prinzessinn von Cleves seinen Zorn zu besänftigen. Aber einen Feind und Nebenbuhler im Besitz derjenigen zu sehen, zu der ihm nicht erlaubt worden war, die Augen zu erheben, mußte den Stolz des Herzogs desto empfindlicher kränken, da er sich schmeicheln konnte, das Herz der Prinzessinn zu besitzen.

Der junge Heinrich, Prinz von Bearn, war es, auf den die Wahl des Königs fiel; sey es, daß letzterer wirklich die Absicht hatte, durch diese Heurath eine enge Verbindung zwischen dem

Hause

Hauſe Valois und Bourbon zu ſtiften, und dadurch den Saamen der Zwietracht auf ewige Zeiten zu erſticken, oder daß er dem Argwohn der Hugenotten nur dieſes Blendwerk vormachte, um ſie deſto gewiſſer in die Schlinge zu locken. Genug, man erwähnte dieſer Heurath ſchon bey den Friedenstraktäten, und ſo groß auch das Mißtrauen der Königinn von Navarra ſeyn mochte, ſo war der Antrag doch viel zu ſchmeichelhaft, als daß ſie ihn ohne Beleidigung hätte zurückweiſen können. Da aber dieſer ehrenvolle Antrag nicht mit der Lebhaftigkeit erwiedert ward, die man wünſchte, und die ſeiner Wichtigkeit angemeſſen ſchien, ſo zögerte man nicht lang, ihn zu erneuern, und die furchtſamen Bedenklichkeiten der Königin Johanna durch wiederholte Beweiſe der aufrichtigſten Verſöhnung zu zerſtreuen.

Um dieſelbe Zeit hatte ſich Graf Ludwig von Naſſau, Bruder des Prinzen Wilhelm von Oranien, in Frankreich eingefunden, um die Hugenotten zum Beyſtand ihrer niederländiſchen Brüder gegen Philipp von Spanien in Bewegung zu ſetzen. Er fand den Admiral von Coligny in der günſtigſten Stimmung, dieſe Aufforderung anzunehmen. Neigung ſowohl als Staatsgründe vermochten dieſen ehrwürdigen Held, die Religion und Freyheit, die er in ſeinem Vaterland

mit so viel Heldenmuth verfochten, auch im Ausland nicht sinken zu lassen. Leidenschaftlich hieng er an seinen Grundsätzen und an seinem Glauben, und sein großes Herz hatte der Unterdrückung, wo und gegen wen sie auch statt finden möchte, einen ewigen Krieg geschworen. Dieser Gesinnung gemäß betrachtete er jede Angelegenheit, sobald sie Sache des Glaubens und der Freyheit war, als die seinige, und jedes Schlachtopfer des geistlichen oder weltlichen Despotismus konnte auf seinen Weltbürgersinn und seinen thätigen Eifer zählen. Es ist ein charakteristischer Zug der vernünftigen Freyheitsliebe, daß sie Geist und Herz weiter macht, und im Denken wie im Handeln ihre Sphäre ausbreitet. Gegründet auf ein lebhaftes Gefühl der menschlichen Würde, kann sie Rechte, die sie an sich selbst respektirt, an andern nicht gleichgültig zu Boden treten sehen.

Aber dieses leidenschaftliche Interesse des Admirals für die Freyheit der Niederländer, und der Entschluß, sich an der Spitze der Hugenotten zum Beystand dieser Republikaner zu bewaffnen, wurde zugleich durch die wichtigsten Staatsgründe gerechtfertigt. Er kannte und fürchtete den leicht zu entzündenden und gesetzlosen Geist seiner Partey, der, wund durch so viele erlittne Beleidigungen, schnell aufgeschreckt von jedem vermeyntlichen

Angriff

Angriff und mit tumultuariſchen Scenen vertraut
er Ordnung ſchon zu lange entwohnt war, um
ohne Rückfälle darinn verharren zu können. Dem
nach Unabhängigkeit ſtrebenden und kriegeriſchen
Adel konnte die Unthätigkeit auf ſeinen Schlöſſern
und der Zwang nicht willkommen ſeyn, den der
Friede ihm auflegte. Auch war nicht zu erwar-
ten, daß der Feuereifer der kalviniſtiſchen Prediger
ſich in den engen Schranken der Mäßigung hal-
ten würde, welche die Zeitumſtände erforderten.
Um alſo den Uebeln zuvorzukommen, die ein miß-
verſtandener Religionseifer, und das immer noch
unter der Aſche glimmende Mißtrauen der Par-
teyen früher oder ſpäter herbeyzuführen drohte,
mußte man darauf denken, dieſe müßige Tapfer-
keit zu beſchäfftigen, und einen Muth, welchen
ganz zu unterdrücken man weder hoffen noch wün-
ſchen durfte, ſo lange in ein anderes Reich abzu-
leiten, bis man in dem Vaterland ſeiner bedürfen
würde. Dazu nun kam der Niederländiſche
Krieg wie gerufen; und ſelbſt das Intereſſe und
die Ehre der Franzöſiſchen Krone ſchien einen nä-
hern Antheil an demſelben nothwendig zu machen.
Frankreich hatte den verderblichen Einfluß der
Spaniſchen Intriguen bereits auf das empfind-
lichſte gefühlt, und es hatte noch weit mehr in
der Zukunft davon zu befürchten, wenn man die-
ſen gefährlichen Nachbar nicht innerhalb ſeiner
eigenen

eigenen Gränzen beschäfftigte. Die Aufmunterung und Unterstützung, die er den mißvergnügten Unterthanen des Königs von Frankreich hatte angedeihen lassen, schien zu Repressalien zu berechtigen, wozu sich jetzt die günstigste Veranlassung darbot. Die Niederländer erwarteten Hülfe von Frankreich, die man ihnen nicht verweigern konnte, ohne sie in eine Abhängigkeit von England zu setzen, die für das Interesse des Französischen Reichs nicht anders als nachtheilig ausschlagen konnte. Warum sollte man einem gefährlichen Nebenbuhler einen Einfluß gönnen, den man sich selbst verschaffen konnte, und der noch dazu gar nichts kostete? Denn es waren die Hugenotten, die ihren Arm dazu anboten, und bereit waren, ihre der Ruhe der Monarchie so gefährliche Kräfte in einem ausländischen Krieg zu verzehren.

Karl der Neunte schien das Gewicht dieser Gründe zu empfinden, und bezeugte großes Verlangen, sich mit dem Admiral ausführlich und mündlich darüber zu berathschlagen. Diesem Beweise des Königlichen Vertrauens konnte Coligny um so weniger widerstehen, da es eine Sache zum Gegenstand hatte, die ihm nächst seinem Vaterlande am meisten am Herzen lag. Man hatte die einzige Schwachheit ausgekundschaftet, an der er zu fassen war; der Wunsch, seine Lieb-

lings-

ingsangelegenheit bald befördert zu ſehen, half ihm jede Bedenklichkeit überwinden. Seine eigne, über jeden Verdacht erhabene Denkart, ja ſeine Klugheit ſelbſt lockte ihn in die Schlinge. Wenn andre ſeiner Partey das veränderte Betragen des Hofs einem verdeckten Anſchlage zuſchrieben, ſo fand er in den Vorſchriften einer weiſeren Politik, die ſich nach ſo vielen unglücklichen Erfahrungen endlich der Regierung aufdringen mußten, einen viel natürlichern Schlüſſel zur Erklärung deſſelben. Es gibt Unthaten, die der Rechtſchaffene kaum eher für möglich halten darf, als bis er die Erfahrung davon gemacht hat; und einem Mann von Colignys Charakter war es zu verzeihen, wenn er ſeinem Monarchen lieber eine Mäßigung zutraute, von der dieſer Prinz bisher noch keine Beweiſe gegeben hatte, als ihn einer Niederträchtigkeit fähig glaubte, welche die Menſchheit überhaupt, und noch weit mehr die Würde des Fürſten ſchändet. So viele zuvorkommende Schritte von Seiten des Hofes foderten überdieß auch von dem proteſtantiſchen Theil eine Probe des Zutrauens; und wie leicht konnte man einen empfindlichen Feind durch längeres Mißtrauen reizen, die ſchlechte Meynung wirklich zu verdienen, welche zu widerlegen man ihm unmöglich machte?

Der Admiral beſchloß demnach am Hofe zu erſcheinen, der damals nach Touraine vorgerückt war, um die Zuſammenkunft mit der Königinn von Navarra zu erleichtern. Mit widerſtrebendem Herzen that Johanna dieſen Schritt, dem ſie nicht länger ausweichen konnte, und überlieferte dem König ihren Sohn Heinrich und den Prinzen von Conde. Coligny wollte ſich dem Monarchen zu Füßen werfen, aber dieſer empfieng ihn in ſeinen Armen. „Endlich habe ich Sie, rief der König. Ich habe Sie, und es ſoll Ihnen nicht ſo leicht werden, wieder von mir zu gehen. Ja, meine Freunde, ſetzte er mit triumphirendem Blick hinzu, das iſt der glücklichſte Tag in meinem Leben.“ Dieſelbe gütige Aufnahme widerfuhr dem Admiral von der Königinn, von den Prinzen, von allen anweſenden Großen; der Ausdruck der höchſten Freude und Bewunderung war auf allen Geſichtern zu leſen. Man feierte dieſe glückliche Begebenheit mehrere Tage lang mit den glänzendſten Feſten, und keine Spur des vorigen Mißtrauens durfte die allgemeine Fröhlichkeit trüben. Man beſprach ſich über die Vermählung des Prinzen von Bearn mit Margarethen von Valois; alle Schwierigkeiten, die der Glaubensunterſchied und das Zeremoniell der Vollziehung derſelben in den Weg legten, mußten der Ungeduld des Königs weichen. Die Angelegenheiten

genheiten Flanderns veranlaßten mehrere lange Konferenzen zwischen dem Letzten und Coligny, und mit jeder schien die gute Meynung des Königs von seinem ausgesöhnten Diener zu steigen. Einige Zeit darauf erlaubte er ihm sogar, eine kleine Reise auf sein Schloß Chatillon zu machen, und als sich der Admiral auf den ersten Rappell sogleich wieder stellte, ließ er ihn diese Reise noch in demselben Jahr wiederholen. So stellte sich das wechselseitige Vertrauen unvermerkt wieder her, und Coligny fieng an, in eine tiefe Sicherheit zu versinken.

Der Eifer, mit welchem Karl die Vermählung des Prinzen von Navarra betrieb, und die außerordentlichen Gunstbezeugungen, die er an den Admiral und seine Anhänger verschwendete, erregten nicht weniger Unzufriedenheit bey den Katholischen, als Mißtrauen und Argwohn bey den Protestanten. Man mag entweder mit einigen Protestantischen und Italienischen Schriftstellern annehmen, daß jenes Betragen des Königs bloße Maske gewesen, oder mit de Thou und den Verfassern der Memoires glauben, daß Er für **seine** Person es **damals** aufrichtig meynte, so blieb seine Stellung zwischen den Reformirten und Katholischen in jedem Fall gleich bedenklich, weil er, um das Geheimniß zu bewahren, diese so gut wie jene betrügen mußte. Und

wer

wer bürgte selbst denjenigen, die um das Geheimniß wußten, dafür, daß die persönlichen Vorzüge des Admirals nicht zuletzt Eindruck auf einen Fürsten machten, dem es gar nicht an Fähigkeit gebrach, das Verdienst zu beurtheilen? daß ihm dieser bewährte Staatsmann nicht zuletzt unentbehrlich wurde, daß nicht endlich seine Rathschläge, seine Grundsätze, seine Warnungen bey ihm Eingang fanden? Kein Wunder, wenn die katholischen Eiferer daran Aergerniß nahmen, wenn sich der Pabst in dieses neue Betragen des Königs gar nicht zu finden wußte, wenn selbst die Königinn Katharina unruhig wurde, und die Guisen anfiengen, für ihren Einfluß zu zittern. Ein desto engers Bündniß zwischen diesen letztern und der Königinn war die Folge dieser Befürchtungen, und man beschloß, diese gefährlichen Verbindungen zu zerreißen, wieviel es auch kosten möchte.

Der Widerspruch der Geschichtschreiber, und das Geheimnißvolle dieser ganzen Begebenheit verschafft uns über die damaligen Gesinnungen des Königs und über die eigentliche Beschaffenheit des Complotts, welches nachher so fürchterlich ausbrach, kein befriedigendes Licht. Könnte man dem Capi-lupi, einem römischen Scribenten und Lobredner der Bartholomäusnacht, Glauben zustellen, so würde Karln dem Neunten durch den

schwär-

ſchwärzeſten Verdacht nicht zuviel geſchehen; aber obgleich die hiſtoriſche Kritik das Böſe glauben darf, was ein Freund berichtet, ſo kann dieſes doch alsdann nicht der Fall ſeyn, wenn der Freund (wie hier wirklich geſchehen iſt) ſeinen Helden dadurch zu verherrlichen glaubt, und als Schmeichler verläumdet. „Ein päbſtlicher Legat," berichtet uns dieſer Schriftſteller in der Vorrede zu ſeinem Werk *), „kam nach Frankreich mit dem Auftrag, den Allerchriſtlichſten König von ſeinen Verbindungen mit den Sektirern abzumahnen. Nachdem er dem Monarchen die nachdrücklichſten Vorſtellungen gethan, und ihn aufs äußerſte gebracht hatte, rief dieſer mit bedeutender Miene: „„Daß ich doch Eurer Eminenz alles ſagen dürfte! Bald würden Sie und auch der heilige Vater mir bekennen müſſen, daß dieſe Verheurathung meiner Tochter das ausgeſuchteſte Mittel ſey, die wahre Religion in Frankreich aufrecht zu erhalten, und ihre Widerſacher zu vertilgen. Aber (fuhr er in großer Bewegung fort,

*) Le Stratagême ou la Ruſe de Charles IX roi de France contre les Huguenots, rebelles à Dieu et à lui, ecrit par le Seigneur Camille Capi-Lupi etc. 1574.

fort, indem er dem Kardinal die Hand drückt und zugleich einen Demant an seinem Finger be festigte) vertrauen Sie auf mein königliche Wort. Noch eine kleine Geduld, und der heilig Vater selbst soll meine Anschläge, und meine Glaubenseifer rühmen." " Der Kardinal ver schmähte den Demant, und versicherte, daß er sic mit der Zusage des Königs begnüge." — Aber gesetzt auch, daß kein blinder Schwärmereifer die sen Geschichtschreiber die Feder geführt hätte, s kann er seine Nachricht aus sehr unreinen Quelle geschöpft haben. Die Vermuthung ist nich ohne Wahrscheinlichkeit, daß der Kardinal vo Lothringen, der sich eben damals zu Rom aufhiel dergleichen Erfindungen, wo nicht selbst ausg streut, doch begünstigt haben könnte, um de Fluch des Pariser Blutbads, den er nicht von si abwälzen konnte, mit dem König wenigstens theilen *).

Das wirkliche Betragen Karls des Neunte bey dem Ausbruch des Blutbades selbst, zeugt un streitig stärker gegen ihn, als diese unerwiesene Gerüchte; aber wenn er sich auch von der Hefti keit seines Temperaments hinreißen ließ, dem vo

*) Esprit de la Ligue. Tom. II. p. 13.

lig reifen Komplott ſeinen Beyfall zu geben, und die Ausführung deſſelben zu begünſtigen, ſo kann dieſes für ſeine frühere Mitſchuldigkeit nichts beweiſen. Das Ungeheure und Gräßliche des Verbrechens vermindert ſeine Wahrſcheinlichkeit, und die Achtung für die menſchliche Natur muß ihm zur Vertheidigung dienen. Eine ſo zuſammengeſetzte und lange Kette von Betrug, eine ſo undurchdringliche ſo gehaltene Verſtellung, ein ſo tiefes Stillſchweigen aller Menſchengefühle, ein ſo freches Spiel mit den heiligſten Pfändern des Vertrauens ſcheint einen vollendeten Böſewicht zu erfodern, der durch eine lange Uebung verhärtet, und ſeiner Leidenſchaften vollkommen Herr geworden iſt. Karl der Neunte war ein Jüngling, den ſein brauſendes Temperament übermeiſterte, und deſſen Leidenſchaften ein früher Beſitz der höchſten Gewalt von jedem Zügel der Mäßigung befreyte. Ein ſolcher Charakter verträgt ſich mit keiner ſo künſtlichen Rolle, und ein ſo hoher Grad der Verderbniß mit keiner Jünglingsſeele — ſelbſt dann nicht, wenn der Jüngling ein König, und Katharinens Sohn iſt.

Wie aufrichtig oder nicht aber das Betragen des Königs auch gemeynt ſeyn mochte, ſo

konnten die Häupter der katholischen Partey keine gleichgültigen Zuschauer davon bleiben. Sie verließen wirklich mit Geräusche den Hof, sobald die Hugenotten festen Fuß an demselben zu fassen schienen, und Karl der Neunte ließ sie unbekümmert ziehen. Die Letztern häuften sich nun mit jedem Tage mehr in der Hauptstadt an, je näher die Vermählungsfeyer des Prinzen von Bearn heranrückte. Diese erlitt indessen einen unerwarteten Aufschub durch den Tod der Königin Johanna, die wenige Wochen nach ihrem Eintritt in Paris schnell dahinstarb. Das ganze vorige Mißtrauen der Kalvinisten erwachte aufs neue bey diesem Todesfall, und es fehlte nicht an Vermuthungen, daß sie vergiftet worden sey. Aber da auch die sorgfältigsten Nachforschungen diesen Verdacht nicht bestätigten, und der König sich in seinem Betragen völlig gleich blieb, so legte sich der Sturm in kurzer Zeit wieder.

Coligny befand sich eben damals auf seinem Schloß zu Chatillon, ganz mit seinen Lieblingsentwürfen wegen des Niederländischen Kriegs beschäfftigt. Man sparte keine Winke, ihn von der nahen Gefahr zu unterrichten, und kein Tag verging, wo er sich nicht von einer Menge warne

der Briefe verfolgt sah, die ihn abhalten sollten, am Hofe zu erscheinen. Aber dieser gutgemeynte Eifer seiner Freunde ermüdete nur seine Geduld, ohne seine Ueberzeugungen wankend zu machen. Umsonst sprach man ihm von den Truppen, die der Hof in Poitou versammelte, und die, wie man behauptete, gegen Rochelle bestimmt seyn sollten; er wußte besser, wozu sie bestimmt waren, und versicherte seinen Freunden, daß diese Rüstung auf seinen eigenen Rath vorgenommen werde. Umsonst suchte man ihn auf die Geldanleihen des Königs aufmerksam zu machen, die auf eine große Unternehmung zu deuten schienen; er versicherte, daß diese Unternehmung keine andere sey als der Krieg in den Niederlanden, dessen Ausbruch herannahe, und worüber er bereits alle Maaßregeln mit dem König getroffen habe. - Es war wirklich an dem, daß Karl der Neunte den Vorstellungen des Admirals nachgegeben, und — war es entweder Wahrheit oder Maske — sich mit England und den protestantischen Fürsten Deutschlands in eine förmliche Verbindung gegen Spanien eingelassen hatte. Alle dergleichen Warnungen verfehlten daher ihren Zweck, und so fest vertraute der Admiral auf die Redlichkeit des Königs, daß er seine Anhänger ernstlich bat, ihn fortan mit allen solchen Hinterbringungen zu verschonen.

Er reiste also zurück an den Hof, wo bald darauf im August 1572 das Beylager Heinrichs — jetzt Königs von Navarra — mit Margarethen von Valois, unter einem großen Zufluß von Hugenotten, und mit königlichem Pompe gefeyert ward. Sein Eidam Teligny, Rohan, Rochefoucauld, alle Häupter der Kalviniſten waren dabey zugegen; alle in gleicher Sicherheit mit Coligny, und ohne alle Ahndung der nahe ſchwebenden Gefahr. Wenige nur erriethen den kommenden Sturm, und ſuchten in einer zeitigen Flucht ihre Rettung. Ein Edelmann, Namens Langoiran kam zum Admiral, um Urlaub bey ihm zu nehmen. Warum denn aber jetzt?" fragte ihn Coligny voll Verwunderung. „Weil man Ihnen zu ſchön thut, verſetzte Langoiran, und weil ich mich lieber retten will mit den Thoren, als mit den Verſtändigen umkommen."

Wenn gleich der Ausgang dieſe Vorherſagungen auf das ſchrecklichſte gerechtfertigt hat, ſo bleibt es dennoch unentſchieden, in wie weit ſie damals gegründet waren. Nach dem Berichte glaubwürdiger Zeugen, war die Gefahr damals größer für die Guiſen und für die Königin, als für die Reformirten. Coligny, erzählen uns

jene-

jene, hatte unvermerkt eine ſolche Macht über den jungen König erlangt, daß er es wagen durfte, ihm Mißtrauen gegen ſeine Mutter einzuflößen, und ihn ihrer noch immer fortdaurenden Vormundſchaft zu entreißen. Er hatte ihn überredet, dem Flandriſchen Krieg in Perſon beyzuwohnen, und ſelbſt die Viktorien zu erkämpfen, welche Katharina nur allzugern ihrem Liebling, dem Herzog von Anjou gönnte. Bey dem eiferſüchtigen und ehrgeizigen Monarchen war dieſer Wink nicht verloren, und Katharina überzeugte ſich bald, daß ihre Herrſchaft über den König zu wanken beginne.

Die Gefahr war dringend, und nur die ſchnellſte Entſchloſſenheit konnte den drohenden Streich abwenden. Ein Eilbote mußte die Guiſen und ihren Anhang ſchleunig an den Hof zurück rufen, um im Nothfall von ihnen Hülfe zu haben. Sie ſelbſt ergriff den nächſten Augenblick, wo ihr Sohn auf der Jagd mit ihr allein war, und lockte ihn in ein Schloß, wo ſie ſich in ein Kabinet mit ihm einſchloß, mit aller Gewalt mütterlicher Beredſamkeit über ihn herfiel, und ihm über ſeinen Abfall von ihr, ſeinen Undank, ſeine Unbeſonnenheit die bitterſten Vor-

würfe machte. Ihr Schmerz, ihre Klagen erschütterten ihn; einige drohende Winke, die sie fallen ließ, thaten Wirkung. Sie spielte ihre Rolle mit aller Schauspielerkunst, worin sie Meisterin war, und es gelang ihr, ihn zu einem Geständniß seiner Uebereilung zu bringen. Damit noch nicht zufrieden, riß sie sich von ihm los, spielte die Unversöhnliche, nahm eine abgesonderte Wohnung, und ließ einen völligen Bruch befürchten. Der junge König war noch nicht so ganz Herr seiner selbst geworden, um sie beym Wort zu nehmen, und sich der jetzt erlangten Freyheit zu erfreun. Er kannte den großen Anhang der Königin, und seine Furcht mahlte ihm denselben noch größer ab, als er wirklich seyn mochte. Er fürchtete — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — ihre Vorliebe für den Herzog von Anjou, und zitterte für Leben und Thron. Von Rathgebern verlassen, und für sich selbst zu schwach einen kühnen Entschluß zu fassen, eilte er seiner Mutter nach, brach in ihre Zimmer und fand sie von seinem Bruder, von ihren Höflingen, von den abgesagtesten Feinden der Reformirten umgeben. Er will wissen, was denn das neue Verbrechen sey, dessen man die Hugenotten beschuldige; er will alle Verbindungen mit ihnen zerreißen, sobald man ihn nur

überführt

überführt haben werde, daß ihren Gesinnungen zu mißtrauen sey. Man entwirft ihm das schwärzeste Gemählde von ihren Anmaaßungen, ihren Gewaltthätigkeiten, ihren Anschlägen, ihren Drohungen. Er wird überrascht, hingerissen, zum Stillschweigen gebracht, und verläßt seine Mutter mit der Versicherung, ins künftige behutsamer zu verfahren.

Aber mit dieser schwankenden Erklärung konnte sich Katharina noch nicht beruhigen. Dieselbe Schwäche, welche ihr jetzt ein so leichtes Spiel bey dem Könige machte, konnte eben so schnell und noch glücklicher von den Hugenotten benutzt werden, ihn ganz von ihren Fesseln zu befreyen. Sie sah ein, daß sie diese gefährlichen Verbindungen auf eine gewaltsame und unheilbare Weise zertrennen müsse, und dazu brauchte es weiter nichts, als den Empörungsgeist der Hugenotten durch irgend eine schwere Beleidigung aufzuwecken. Vier Tage nach der Vermählungsfeyer Heinrichs von Navarra geschah

aus einem Fenster ein Schuß auf Coligny, als er eben vom Louvre nach seinem Haus zurückkehrte. Eine Kugel zerschmetterte ihm den Zeigefinger der rechten Hand, und eine andre verwundete ihn am linken Arm. Er wies auf das Haus hin, woraus der Schuß geschehen war, man sprengte die Pforten auf, aber der Mörder war schon entsprungen.

(Die Fortsetzung im nächsten Band.)

Inhalt
des fünften Bandes
von
Sülly's Denkwürdigkeiten.

Neunzehntes Buch.

Fortsetzung der Begebenheiten im Jahr 1604. Niederlage zu einem königlichen Schatz in der Baſtille. Rosny's Grundsätze und Betrachtungen über Staatswirthſchaft. Seine Mittel, um Geld zu bekommen. Berichtigung mancher Einkünfte; andere Finanzarbeiten; Polizey- Militair- Verordnungen. Soldatenhoſpital.

Heinrichs IV Regenteneigenſchaften und Talente. Urſache des Verfalls der Staaten. Streit wegen des Handels zwiſchen Frankreich und Spanien. Beendigung deſſelben durch einen Traktat. Deſſen Inhalt.

Begebenheiten in den Vereinigten Niederlanden, Spanien und England. Traktaten zwiſchen England und Spanien. Beſchwerden der Vereinigten Provinzen über England. Der Connetable von Caſtilien geht durch Paris, unterredet ſich mit dem König. Heinrich IV und Rosny unterreden ſich darüber. Rosny's Begriff vom Saliſchen Geſetz. Glückliche Ausſichten für die großen Entwürfe des Königs. Begebenheiten in Graubünden wegen der Veſte Fuentes. Frankreichs Betragen bey

bey dieſer Gelegenheit. Rückſichten der Schweizer. Das Recht über die Brücke zu Avignon, zwiſchen dem Pabſt und Frankreich ſtrittig, wird entſchieden. Erkaufung der Grafſchaft Saint Paul. Einführung neuer Religioſen in Frankreich.

Zwanzigſtes Buch.

Denkwürdigkeiten, vom Jahr 1605. Ausgang des Prozeſſes der Grafen von Auvergne und Entragues. Gefälligkeit und Schwachheit Heinrichs gegen die Marquiſe von Verneuil. Die Jeſuiten erhalten die Zerſtörung der Piramide. Große Streitigkeit Rosnys mit dem Pater Cotton über das Collegium von Poitiers. Er rechtfertigt ſich gegen die Verläumdungen ſeiner Feinde; man ſöhnt ihn wieder mit dem Pater Cotton aus. Seine Streitigkeiten und Ausſöhnung mit dem Herzog von Epernon und Grillon. Züge von der fantaſtiſchen Gemüthsart Grillons. Neue Verläumdungen über Rosny, die ihn beynahe ſtürzen. Rührende Unterredung Heinrichs mit ihm, wobey ſie ſich wieder verſöhnen. Intereſſante Darlegung dieſer ganzen Sache. Andrer Verſuch der Feinde Rosnys, ihn zu Grund zu richten. Vermählung ſeiner Tochter mit dem Herzog von Rohan. Heinrich ſchlägt dem Herzog von Rohan die Lieutenance de Roi de St. Jeans d'Angely ab. Andre Gnadenbezeugungen und Geſchenke, welche der König Rosny macht oder abſchlägt. Vorhaben Heinrichs, Fräulein von Melen mit dem Marquis von Coeuvres zu vermählen.

Ein und zwanzigſtes Buch.

Verfolg der Denkwürdigkeiten vom Jahr 1605. — Einzelheiten von den Finanzen und der Regierung. Betrachtungen des Verfaſſers über die Salz- und Ver-

Vermögensteuer ꝛc. Abgezahlte Schulden; blühender Zustand des Reichs. Heinrichs Eifer in Staatsgeschäfften. Seine Briefe an Rosny. Tod Clemens VII. Leo XI hat seine Erhebung dem Vorschub Heinrichs zu danken; sein Tod. Paul V Pabst. Lob der Gesandtschaftsführung des Grafen von Bethune. Breve Pauls V an Rosny; Achtung, die man für diesen Minister zu Rom hat. Verfolg der Spanischen, Flandrischen und Englischen Angelegenheiten. Mißvergnügen der Könige von Frankreich und England über Spanien. Angelegenheiten der Calvinisten; Nachrichten, die Heinrich von ihren bösen Absichten erhält; Urtheil Rosnys über den jetzigen Zustand dieses Religionskörpers. Unpäßlichkeiten Heinrichs. Versammlung der Protestanten zu Chatelleraut; Absicht Heinrichs und der Hugenotten dabey. Rosny wird von Seiten des Königs dazu abgeordnet. Oeffentliche und besondre Instruktionen, die er dabey erhält. Er spricht unterwegs die Königin Margaretha. Neue Nachrichten von der Aufführung der Häupter der Reformirten. Bewegungen des Herzogs von Bouillon und seiner Anhänger gegen Rosny; dessen weises Benehmen; Rede bey der Eröffnung, voll Festigkeit; er schlägt den Vorsitz in dieser Versammlung aus u. s. w.

Zwey und zwanzigstes Buch.

Verfolg der Denkwürdigkeiten von 1605. Fortsetzung der nähern Umstände von der Versammlung von Chatelleraut. — Neue Ränke des Herzogs von Bouillon. — Schreiben von ihm an den König und an die Versammlung. — Luguisses Verhaftnehmung. — Verschiedene Nachrichten, die Heinrich in Ansehung der Aufrührer erhält; Rosnys Rath

Rath hierüber. — Rosny vereitelt die Entwürfe der Häupter der Proteſtanten zu Chatellerant. — Beendigt daſelbſt zum Vortheil und zur Zufriedenheit des Königs die Sache in Betreff der Generaldeputirten, Sicherheitsplätze ꝛc.; wird in der Oranischen Angelegenheit nicht gehört; macht der Verſammlung ein Ende; erklärt ihr die Willensmeynungen des Königs, und kommt zurück um Ihn Rechenſchaft abzulegen. — Reiſe Heinrichs nach Limoſin. Rosny begleitet ihn dahin. Turenne und die andern Plätze des Herzogs von Bouillon ergeben ſich an den König; Rückreiſe des Königs. — Rosny hält die Grands Jours. Meyrargues und Luguiſſes Strafe. Tod des Theodor Beza; Beweiſe von Achtung und Freundſchaft die er Rosny giebt. — Streitigkeit Rosnys mit dem Grafen von Soiſſons, wegen der Generalfeldzeugmeiſterſtelle, und mit dem Herzog von Epernon über die Stadt la Rochelle. Aufnahme welche die Abgeordneten dieſer Stadt bey Heinrich finden; Rosnys Rückkehr nach Paris, wo er dem König Rechnung ablegt. Ankunft der Königin Margarethe zu Paris; ihr Empfang bey dem König und der Königin. Rosnys Aufſatz über den Zweykampf, wo er deſſen Urſprung und verſchiedene Gewohnheiten zeigt. Heinrichs tadelnswürdige Nachſicht in dieſem Punkt. Glücksfälle und Gefahren dieſes Herrn.

Drey und zwanzigſtes Buch.

Denkwürdigkeiten vom Jahr 1606. — Dem König von Rosny überreichte Schaumünzen. Unterredung zwiſchen dem König, der Königin und ihm von ihren Zwiſtigkeiten; — zwiſchen Heinrich und Rosny von der Politik, worin ſie die Mittel verabreden, das Haus Oeſtreich zu erniedrigen. Rosny wird

wird Herzog und Pair. Expedition von Sedan; Intrike des Hofs bey dieſer Gelegenheit. Briefe des Herzogs von Sully an den Herzog von Bouillon; Rath, den er Heinrich giebt; Bouillon ſtellt Sedan dem König wieder zu; Mißvergnügen, das Sully bey dem Traktat von Sedan verurſacht wird, und ſeine Klagen über Villeroy. Sully räth den König ſich der Plätze in der Grafſchaft St. Paul zu bemächtigen, und wird nicht gehört. Zorn Heinrichs über ihn aus Gelegenheit ſeines Einzugs in Paris. Streitigkeit Pauls V mit den Venetianern; guter Rath, den Sully beyden Theilen giebt. Streit der Stadt Metz mit den Jeſuiten; neue Begünſtigungen, die ſie von dem König erhalten. Begebenheit des Pater Cotton mit Adrinna de Fresne. — Andere Religionsangelegenheiten mit der Geiſtlichkeit wegen dem Tridentiniſchen Concilium, zwiſchen den Katholiken und den Calviniſten von la Rochelle. Ceremonie der Kindtaufe in Frankreich. Verordnung wegen der Salzſteuer und der Steuerkreiſe; andre Finanzoperationen und Verordnungen; Privatleben Heinrichs, ſeine Beluſtigungen; Geſpräche zwiſchen ihm und den Höflingen. Verfolg der Spaniſchen und Flandriſchen Kriegsangelegenheiten; Betrachtung über dieſen Krieg. Andre auswärtige Angelegenheiten. Verſchwörung gegen den König von England.

Vier und zwanzigſtes Buch.

Denkwürdigkeiten vom J. 1607. Beſchäftigungen und Briefe Heinrichs. Tod des Canzlers zu Bellievre. Geburt eines zweyten Franzöſiſchen Prinzen. Beweiſe von Heinrichs Zutrauen und Freundſchaft gegen Sully; Zänkerey unter ihnen, wobey Heinrich Sully wieder ſucht. Dienſte, welche Sully dem König in der Verſammlung der Calviniſten zu la Rochelle

chelle, in der Sache des Pater Seguiran mit den Rochellern leiſtet. Neue den Jeſuiten von Heinrich zugeſtandene Gnadenbeweiſe. Verſtändniſſe Spaniens am Hof und im Staatsrath gegen Heinrich und Sully. Unterredung zwiſchen ihnen hierüber, und Sullys Rath; andre Dienſte, die er dem König in den Hofzänkereyen leiſtet. — Verfolg der Spaniſchen und Niederländiſchen Angelegenheiten. Sullys Urtheil von dem den König von den Flamändern gethanen Erbietungen. Darüber gehaltene Berathſchlagung. Sieg der Flamänder zur See über die Spanier. Konferenzen wegen Einſtellung der Feindſeligkeiten, und wegen eines Waffenſtillſtands. Verfolg der Veltliniſchen Sache zwiſchen den Spaniern und den Graubündtern. Deutſche, Engliſche uud andre auswärtige Angelegenheiten. Der Streit zwiſchen dem Pabſt und den Venetianern durch Heinrichs Vermittlung beygelegt. Breve Pauls V an Sully. — Sullys Arbeiten in den Finanzen, der Polizey und andern Theilen der Regierung. Ränke der Höflinge, ihn zu ſtürzen. Er macht das Projekt eines neuen Conſeils, das aber unausgeführt bleibt. — Andre Finanz- Regierungs- Polizey ꝛc. - Sachen. — Heinrichs Verſchwendung im Spiel, bey ſeinen Manufakturen ꝛc. Sein Privatleben und ſeine Hauszänkereyen. Er giebt den Herzog von Bouillon Sedan zurück.

Denk

Denkwürdigkeiten
von
Sulli.

Neunzehntes Buch.

Seit dem Jahr 1602 ſah ſich der König nach einem ſichern und bequemen Ort um, zu einer Niederlage für Finanzgelder und den Schatz, den er zu Ausführung ſeiner Entwürfe beſtimmte. Er hatte ſeine Augen auf die Baſtille geworfen, wo er Kiſten und alle andre Bequemlichkeiten anbringen ließ. Er glaubte ſogar, hierüber eine Verordnung ergehen laſſen zu müſſen, um Ordnung in dieſe neue Anſtalt zu bringen, und Verwirrungen zwiſchen den verſchiedenen dabey angeſtellten Perſonen, auch zwiſchen den Einnehmern und der Rechnungskammer zu verhüten. Der Inhalt dieſer Verordnung war: 1604.

In die Baſtille ſollte nichts gebracht werden, als was dem König nach allen ordentlichen und außerordentlichen auf das Quartal, worinn ſie fällig waren, vorher abgezogenen Ausgaben, rein im Ueberſchuß verbliebe. Das Geld ſollte dem dienſthabenden Schatzmeiſter überliefert werden, in Gegenwart des Oberaufſehers der Finanzen und des General-Controleurs. Dieſer war damals Johann von Vienne. Wir ſollten

beide, er und ich, einen Schlüſſel dazu bekommen; einen dritten der Schatzmeiſter. Nach Ablauf ſeines Dienſtjahrs erhielt dieſer ein Certifikat, von mir und Vienne unterzeichnet, über die Summen, welche während ſeiner Amtsführung in die königliche Kaſſen gekommen waren; dieß ſtellte er ſeinem ablöſenden Nachfolger zu, und erhielt von dieſem eine Quittung, durch deren Vorzeigung er frey wurde. Der angehende Schatzmeiſter konnte die Berichtigung des Inhalts von dem Certifikat, durch Augenſchein der im Schatz enthaltenen Summen, verlangen. Auf ſeine bloſſe, itzt-[illegible]achte Quittung war der Schatzmeiſter berechtigt, ſeine Rechnung zu ſtellen, und die Rechnungskammer konnte ihm die Annahme derſelben ohne weitere Unterſuchung, nicht verweigern.

Der König hielt auch dafür, daß er ſeinen Willen bekannt machen und ſein Verfahren ſowohl in Anſehung dieſer Geldanhäufung, als der Veränderungen rechtfertigen müſſe, die man in dem Finanzweſen ſchon geſehen hatte, und noch zu ſehen bekommen würde. Er that dieß in einem auſſerordentlich dazu verſammelten Rath. Der Kanzler empfieng vom König und notificirte die Liſte derer, aus denen dieſe Rathsverſammlung beſtehen ſollte. — Es waren Abgeordnete von den höchſten Gerichtshöfen in Paris, die ebenfalls ſeine Majeſtät benannten, die vorzüglichſten Mitglieder ſeines Staatsraths, und die erſten Verwalter der Gerechtigkeit, Finanzen und Polizey. Am beſtimmten Tag fanden ſie ſich in dem groſſen Cabinet im Louvre ein, das am Ende des Gardeſaals neben dem Zimmer des Königs iſt.

Der König kam, da alle verſammelt waren, herein, und nachdem er befohlen hatte, ſich zu ſetzen, erklärte er die Gründe ſeines Verfahrens, in einer Re-

de von dieſem Inhalt. Da die bürgerl. Kriege die Finanzen des Königreichs in einen Zuſtand verſetzt hätten, wo ſeine Einkünfte kaum zur jährlichen Schuldentilgung hinreichten, ſo ſey es unumgänglich, nicht nur in Verbeſſerung der Angelegenheiten durch Unterſuchungen und Beytreibungen fortzufahren, denen man bereits die Tilgung eines Theils der Staatsſchulden danke, ſondern auch neue Fonds anzulegen, damit der König ſich auf den Fall eines bedeutenden Kriegs, oder einer unruhigen Minderjährigkeit nicht ſich genöthigt ſehen könnte, entweder Banquerout zu machen, oder die Regierungs-Angelegenheiten in ihre alte Verwirrung zurück zu ſtürzen, um Ausgaben beſtreiten zu können, die er anders nicht aufzutreiben wüßte. Es ſey zuträglicher, die Friedenszeit dazu zu nützen, um ſich in eine Verfaſſung zu ſetzen, in der man nichts dergleichen zu fürchten hätte. Die hiezu erforderlichen Operationen, wobey man jedoch nichts durch Uebereilung verderben müſſe, ſeyen: Aufhebung der unter verſchiedenen Titeln vom Staat errichteten Renten, Rückzahlung der verkauften Stellen, und Herbeyſchaffung der veräuſſerten Krongüter.

Da der König mit der Unterſuchung der Renten den Anfang machen wollte, welche noch in dieſem Jahr vorgenommen werden ſollte, ſo ließ Er davon vorläufig ein Wort fallen, um die Gemüther auf die gerechte Strenge dieſer Operation vorzubereiten. Er ſagte, daß man ſich vorzüglich bemühen werde, einen genauen Unterſchied zwiſchen denen zu machen, welche wirklich baar das Capital von denen aus dem Schatz ihnen nun entrichteten Zinſen dargeſchoſſen hatten, und denen, welche nur falſche königliche Verſchreibungen hatten. Heinrich ſetzte hinzu: er verſpreche ſich ſo viel von der Oekonomie, mit welcher

von nun an Er ſeine Finanzen führen wolle, daß ein Vorhaben, das ihm die Anhäufung groſſer Summen nothwendig mache, ihm doch nicht unverträglich mit dem Entſchluß ſcheine, ſeinem Volk durch Verringerung der Abgaben, Erleichterung zu verſchaffen: dieſen werde er nie aus den Augen verlieren. Er ermahnte die Verſammlung, ſo gute und aufrichtige Geſinnungen zu unterſtützen, und befahl, man ſolle ſich zu dem Ende, acht Tage lang, täglich zweymal hier verſammeln, um die Sache reiflicher zu erwägen, und ihm alsdann von den gehaltenen Berathſchlagungen Bericht erſtatten, worauf er die guten Rathſchläge, die man ihm geben würde, eben ſo aufrichtig befolgen, als ihnen die ſeinigen mittheilen, und nie die Männer vergeſſen würde, die ſich bey dieſer Gelegenheit für das allgemeine Beſte eifrig bewieſen haben würden.

Mir ſcheint der Tadel ungerecht, den man gegen dergleichen Verſammlungen vorbringt, ſelbſt alsdann ungerecht, wenn man ſie auch nur für eine bloſſe in gewiſſem Sinn ſehr unnütze Förmlichkeit hält. Sie können, ſagt man, nur dazu dienen, den Männern, die zum Antheil an den Sorgen für die Regierung berufen ſind, auf eine etwas weniger eigenmächtig ſcheinende Art Reſolutionen des Herrn zu eröfnen, die bereits in einem noch engern Ausſchuß feſtgeſetzt ſind. Die gegenwärtige blieb nicht frey von dieſem Vorwurf, und der Zweck, den Heinrich ſich dabey vorſetzte, ob ſchon an ſich ganz gewiß gut, löblich und ſelbſt nothwendig, wurde nicht gebilligt. Ich weiß nicht, was hierzu die Verfechter der Volkswürde ſagen werden. Allein mir ſcheint es eine durch eine unendliche Menge ähnlicher Beyſpiele erwieſene Wahrheit, daß die Abſichten eines guten und weiſen Königs nicht durchaus mit denen des Volks übereinſtimmen dürfen. Die

Betrachtungen, welche das Volk beſtimmen, ſind ſelten ohne einigen Eigennutz oder einige Leidenſchaft. Nie, oder höchſt ſelten gehen ſie über den gegenwärtigen Augenblick hinaus. Selbſt die vernünftigſten Leute, mißleitet durch ihr eignes Gefühl, ſcheinen, obſchon nicht ausdrücklich, ja ſogar ihnen ſelbſt unmerklich, mit einander im Bund zu ſtehen, um nur für ſich ſelbſt zu ſorgen, ohne ſich um das Weitere zu kümmern.

Dieſe böſe Gewohnheit liegt tief in der Natur des menſchlichen Begehrungsvermögens. Man will genieſen und glücklich ſeyn; dieß iſt Sache der Gegenwart. Unglücklicher weiſe fordert aber unter manchen Umſtänden die Staatsklugheit einer weiſen Regierung, dieſen Genuß und die Vollendung dieſes Glücks noch um zehn, zwanzig, funfzig und mehr Jahre zu verſchieben. Wie will man nun dieſe Entſagung dem großen Haufen, wie will man ſie ſogar der kleinen Zahl derer angenehm machen, die ſich durch ihren Geiſt über jene erheben könnten, durch ihre Begierden aber wieder zu ihnen herabſinken? Ganz anders verhält es ſich mit einem guten und weiſen König, oder einem Miniſter, der ſeine Stelle vertritt und ſeine Pflichten ausübt. Freylich muß er für das Glück ſeiner Unterthanen arbeiten. Er weiß aber auch, daß man dieß Glück beynahe immer verfehlt, ſo oft man es zu eilfertig herbeyführen will, und daß, wenn man es ſo verfehlt hat, das wahre Uebel, worein dieſer Irrthum ſtürzt, den blos eingebildeten Schaden weit überſteigt, über welchen die Menſchen ſich, ſobald ihnen irgend etwas fehlt, beklagen. Welches Glück für einen Staat, nach Grundſätzen regiert zu werden, die ihn auf den Weg zum Glück leiten! Er ſtößt jeden vorübergehenden und blos individuellen Vortheil von ſich, um zu dieſem allge-

meinen Besten hinzuſtreben. Der König muß nicht weniger Vater für die Unterthanen ſeyn, die erſt noch drey oder vier Zeugungen leben werden, als für die, welche ſchon itzt leben. Dieſe Eigenſchaft zeigt ihm eine falſche Zärtlichkeit gegen dieſe auf Koſten der andern in eben dem Licht, in welchem die Vorliebe eines Hausvaters für einige ſeiner Kinder erſcheinen müßte, wenn er von dieſer wüßte, daß ſie ſeine ganze Familie zu Grund richten würde.

Da der Plan, den ſich Heinrich zum Beſten ſeines Staats entworfen hatte, nun erforderte, die Erhöhung ſeiner Finanzen auf alle Art zu verſuchen; ſo fragte er mich, ſtatt die Einſchränkungen vorzunehmen, die ihm unaufhörlich von den vergeblich eifrigen Dienern vorgeſchlagen wurden, um meine beſondere Meinung über die Mittel hiezu. Die Fortſchritte, die ich in dieſem Fach gemacht hatte, ließen mich welche entdecken, die, ohne dem Volk allzu läſtig zu werden, mir dennoch viel abwerfen zu müſſen ſchienen. Ich ſtellte davon neun der vorzüglichſten in einen Aufſatz zuſammen, den ich dem König überreichte. Es ſind folgende.

1) Die Pächter, welche zuletzt die beträchtlichſten Finanz-Pachtungen gehabt hatten, hatten unter dem Vorwand verſchiedener anſcheinend nöthiger Verwendungen die Einkünfte davon verſchleudert, und dieſe alsdann zum Nachtheil des königlichen Schatzes in Rechnung gebracht, der ſie empfangen zu haben ſchien, ohne jedoch etwas erhalten zu haben. Dieſer Artikel hatte der Krone mehrere Millionen Schulden zugezogen. Ich trug auf eine Reviſion aller dieſer Rechnungen und Regiſter an, um ſich an dieſe Pachter halten zu können, die unter den verſchiedenen Benennungen, deren ſie ſich zu dieſen Dieberein bedient hatten,

nicht so sehr versteckt waren, daß ich sie nicht hätte spüren können.

2) Die französische Geistlichkeit hatte durch ihre mäle, Erzbischöffe und Bischöffe ihren Generalehmer Castille wegen Veruntreuung angegeben. on mich gerichtete Schrift war mit einer so klaren estimmten Beylage belegt, daß der König sich ie unermeßliche Summen wieder erstatten lasrste, die dieser Einnehmer unterschlagen hatte.

3) Alle Finanz- und Geschäfts Männer, besendie Schatzmeister von Frankreich als grosse Ere der Finanzen kennten mit Castille gleich behandlund hiezu eine Gerichtskammer errichtet werden, e grosse Vortheile bringen mußte, wenn man nur len und Bestechungen daraus zu entfernen wußte, e solche Kammern gewöhnlich unwirksam machen.

4) Die Betrügereien in Veräusserung der Krenwaren so handgreiflich, daß mehrere von den n Besitzern sie ohne Rechtstitel und durch bloße assung benutzten. Andre hatten sie um einen so nien Preis erworben, daß sie nur im ersten Jahr den damals laufenden sechszehnten Pfennig schon als ihre Auslage davon wieder gezogen hatten. machte ich dem König ganz klar, und verhinderdurch eine förmliche gerichtliche Bestätigung die Veräusserungen. Ich bewog ihn, vielmehr einzugen, daß alle diese Güter wieder eingezogen oder ihre Erwerber zu Erlegung des mehrern Werths halten werden sollten.

5) Alles dieß galt auch bey den verschiedenen ern und Bedienungen, denen Besitzer man zwingmußte, eben die Summen, die ihnen diese Stelgesetzet hatten, entweder nach ihren Finanzen zu nzen oder zurück zu empfangen.

6) Die ſchlechte Regie hatte gemacht, daß bis itzt die Schulden der Krone an die Schweizerkantons, ſtatt abzunehmen, immer höher angewachſen waren. Ich hatte dieß bereits ſo gut umgändert, daß Eine zur rechten Zeit angewandte Million acht andre, halb an Zinſen halb am Capital getilgt hatte. Wenn man mit dem übrigen eben ſo verfuhr, ſo konnte ſich der Staat in kurzem von dieſer Schuld befreit ſehen.

7) So leicht es war, dem König den Beſitz ſeiner Krongüter wieder zu verſchaffen, ſo vortheilhaft mußte es für ihn ſeyn, davon eine Menge einzelner kleiner Theile zu veräuſſern, die in Grundſtücken und Rechten beſtunden, wovon die Koſten für Reparaturen, Verpachtung, Einzug, unter dem Vorwand von Erlaſſungen, Verbeſſerungen und andre dergleichen Dinge ſich durch die Zulaſſung der Herrn Finanzzahlmeiſter ſo erſtaunlich hoch beliefen, daß nach meiner Berechnung darüber im Durchſchnitt von zehn Jahren mehr als ein Fünftheil fehlte, wovon der König nicht den erſten Heller erhielt. Dieß war die große Betrügerey der Finanzkollegien. — Durch Veräuſſerung aller dieſer Theile nach dem vorgeſchriebenen Preis, mußte der König dabey mehr als doppelt gewinnen, weil er nur für den Kaufſchilling wieder andre auf den zehnten Pfennig angelegte Theile ſeine Renten an ſich kaufen durfte.

8) Noch mehr war bey dieſen Wiedereinlöſungen veräuſſerter königl. Einkünfte zu gewinnen. Ein Theil der Pächter hatte ſich mir erboten, dem König davon für mehr als vierzig Millionen wieder zu verſchaffen, ohne daß er etwas dafür zurück zu bezahlen haben ſollte, wenn man ihnen die Wahl unter dieſen Stücken und den Gebrauch derſelben auf beſtimmte Jahre überließe, nach deren Verfluß ſie dieſelbe dem König unent-

ntgeltlich und ſchuldenfrey wieder zuſtellen wollten. Statt dieſen Vorſchlag anzunehmen, durfte der König nur ſelbſt dieſe Vortheile für ſich beziehen, die ſie wahrſcheinlich davon haben würden.

9) Frankreich hatte ein ſichres Mittel die ganze Handlung im Ocean und Mittelländiſchen Meer an ſich, und ſogar auf Einmal und ohne groſſe Koſten in ſeinen Mittelpunkt zu ziehen. Man durfte nur durch Kanäle die Seine mit der Loire, dieſe mit der Saone und dieſe mit der Maas verbinden, (1) wofür auch der erſte Blick auf dieſes Projekt einen Vortheil von nicht weniger als zwo Millionen zeigte, die wir gegen Sooricn allein gewinnen würden. Wahre und gründliche Reichthümer, wie alle, die man durch Handel erwirbt.

Ich ließ mich in meinem Berichte hierüber an den König noch mehr ins Einzelne jedes dieſer Punkte ein, und fügte den Vorſchlag einer gerichtlichen Beſtätigung der Renten bey, der noch nicht darinn enthalten war. Da Er ohne Zweifel ganz andre Dinge erwartet hatte, und ſeine natürliche Lebhaftigkeit ihn verhinderte, mich mit aller erforderlichen Aufmerkſamkeit anzuhören, ſo machte er mir erſt eine Menge Einwürfe gegen alle dieſe Vorſchläge, die er zwar groß, einige aber zu unbeſtimmt, andre zu wenig einträglich, zu ſchwürig in der Ausführung oder in der Verbindung miteinander fand. Alles, weil er ſie noch nicht gehörig überſah. Ich wußte wohl, was er wollte, und was ihm am liebſten geweſen wäre. Erhöhung der Auflagen, Errichtung neuer Bedienungen, neue Veräuſſerungen der Krongüter. Ich konnte ihm, durch Verzeigung eines Projekts das ich über dieſe Mittel entworfen hatte, achtzig bare Millionen in ſeine Kaſſen bringen, und mehr als ſechzig andre Millionen durch einen Pacht von fünf jähre-

jährlichen Millionen, um die ich sechs von seinen Pachtungen vermehrt hatte. Allein ich brachte ihn leicht dahin, daß er mir zugab, die Mittel würden zwar von schneller Wirkung aber doch für das Volk zu drückend seyn; man müßte also ausser dem äussersten Nothfall nicht dazu greifen, und den Frieden dazu nutzen, sich derjenigen zu bedienen, welche mehr Zeit und Sorgfalt erfordern; wie die neun welche ich ihm da vorgeschlagen hatte. Ich versicherte jedoch, daß diese Stücke, die er für so gering zu halten geschienen hätte, durch zweckmäßige Behandlung und Verbindung derselben unter und nach einander ihn mit der Zeit um zweyhundert Millionen reicher machen könnten.

Der König wurde endlich meiner Meinung, und wir beschlossen, daß man mit der Bestättigung der Staats-Renten den Anfang machen sollte, nachdem ich ihm durch gute Auszüge und andre glaubhafte Urkunden von der Rechenbank, dem Steuerhof, und andern Büreau's dargethan hatte, daß diese Operation dem königl. Schatz, ohne die mindeste Ungerechtigkeit, sechs Millionen einbringen könnte. Er war in der Folge so sehr dafür eingenommen, daß er am ungeduldigsten war, den Anfang davon zu sehen und mir nie schieb, ohne auch dessen zu gedenken.

Um die Sache desto sicherer auszuführen, glaubte ich, wäre es nöthig, daß der König ein eignes Conseil oder Bureau bestellte. Die Rechenbank widersetzte sich zwar, es ward aber keine Rücksicht auf ihre Einwendungen genommen. Dieß Conseil bestand aus den Mitgliedern Chateauneuf, Colignon und Jeannin, den Präsidenten de Thou, und Tambonneau, welche wechselten, und Rebours, ferner einem Rentmeister und einem Schreiber, le Gras und Regnouard. Ich war an der Spitze desselben, und wohnte den Sitzun-

ngen bey, wenn es meine andern Geſchäfte zulie-
n. Wenn ich aber auch nicht dabey ſeyn konnte,
ng dennoch alles ſeinen Gang nach dem Plan (2)
en ich dabey als Richtſchnur zum Grunde gelegt hatte.
s würde zu langweilig für den Leſer ſeyn, wenn ich
n auch hier einſchalten wollte. Es ſey hier genug
avon, wenn ich ſage, daß ich darinn einen ganz be-
immten und genauen Unterſchied zwiſchen den Renten
ach ihren verſchiedenen Entſtehungsarten und Fonds
eſtgeſetzt hatte. Denn es gab unter dieſen welche, die
ür ein Drittel, andere die für die Hälfte, und noch andre
ie ganz für baares Geld erhalten worden waren; eini-
e hatten den Inhaber wenig gekoſtet, andre waren ganz
urch Erſchleichung erhalten, andere endlich ächt. Mit
ieſen nahm man keine Veränderung vor, auſſer um
ie ferner auf den Fuß ihrer erſten Errichtung zu ſichern.
Alle andern aber wurden nach Maasgabe des dabey
erwaltenden Betrugs oder Unrechts entweder ganz
ufgehoben, oder nach dem Capital zurück bezahlt,
oder auf den achtzehnden, zwanzigſten und einige ſogar
auf den fünf und zwanzigſten Pfenning geſetzt. Die
Beſitzer von einigen wurden verurtheilt, die mit Un-
recht bezogene Zinſen wieder heraus zu geben. An-
dern wurden die gezogenen Zinſen zum Capital geſchla-
gen, und dies dadurch abgethan. Der Staat ge-
wann dabey noch durch die Entübrigung einer Menge
unnützer und läſtiger Renteinnehmer und Ausgeber.
Ich ließ nur einen einzigen in dieſem Poſten.

Die von mir vorgeſchlagene Unterſuchung gegen
die Finanzleute und Monopoliſten, geſchah hierauf
durch Errichtung einer Juſtizkammer. Da man aber
hier Sollicitationen und Verwendungen nicht gerade
abwies, ſo waren ihre Folgen keine andern, als die
gewöhnlichen: Ungeſtraftheit der Hauptverbrecher, und

ſtra-

ſtrenge Beſtrafung der unbedeutendern. Man hatte dieß Mittel in den Zeiten, die unmittelbar auf meine Verwaltung folgten, weniger nöthig, da ich ſelbſt ſehr dafür geſorgt hatte, daß die Schuldigen auf der Stelle für ihre Betrügereien geſtraft wurden. Betrügereien, welche zu Rouen begangen worden waren, wurden genau unterſucht. Man fieng an, alle dieſe Kunſtſtückchen bey ihrem wahren Namen zu nennen, und dieſe unrechtmäßigen Vortheile, welche ſo lange Frankreich ausgeſaugt und die Finanzpächter fett gemacht hatten, wurden ohne Umſtände als Entwendung und Veruntreuung behandelt. Redlichkeit fieng an in einem Heiligthum Platz zu nehmen, das ſie bis itzt noch nie hatte bewohnen können.

Da mir die Schatzmeiſter in dieſem Jahr ihre eingereichte Rechnungen mit nichtsſälligen Einnahmen angefüllt hatten, ſo wies ich ihnen, um ſie von einer Methode abzubringen die mir äuſſerſt verdächtig war, ihre Beſoldungen fürs künftige Jahr alle auf dieſe vorgeblichen Caducitäten an. Die Abſetzung Drouarts, für welchen Montauban angeſtellt wurde, nebſt einigen andern ähnlichen Verfügungen, warnten die vornehmſten Geſchäftsverwalter, um ihre Pflicht, und zwar gut, zu thun. Durch einen Parlamentsſchluß gegen einen gewiſſen le Rei wurde, bey hunderttauſend Pfund Geldbuße, verboten einen Ausländer bey den Pachtungen des Königs mit anſtehen zu laſſen. Dieſer Schluß wurde im Namen des Generalpachters der fünf groſſen Pachtungen, Karl du Han, allen die in Paris und den vorzüglichſten Städten des Königreichs mit den Finanzen und andern königl. Pachtungen vorzüglich zuthun hatten, bekannt gemacht.

Ich brachte vor den König meine Klage über ein Attentat gegen ſein Anſehen, welches das Parlement

von Toulouſe dadurch begangen hatte, daß es eigenmächtig und gegen die Edikte Se. Majeſtät die Gemaidesausfuhr aus Languedoc verbot. Ich wurde durch den Schatzmeiſter der Provinz von dieſer Unternehmung benachrichtigt, weil ſie auf den Umſturz der Traitesforaines (der Abgaben von 5 vom 100 aller ein und ausgehender Waaren) abzielte, weßwegen die Pächter einen beträchtlichen Nachlaß verlangten. Auch die Feſtungen und Galeeren litten ſehr darunter, weil ihre Unterhaltung darauf angewieſen waren.

Die viermal hunderttauſend Livres Erhöhung der Steuern, worein eine Hälfte des Sou vom Livre verwandelt worden war, wurden, wie auch die andre Hälfte eben der Summen, die auf die Handelswaaren gelegt war, immer noch eingetrieben, obſchon das Edikt worinn dieſe Rechte aufgebracht wurden, nur auf zwei Jahre beſtätigt worden war. Die Finanzkammern machten deswegen bey dem König Vorſtellungen dagegen. Sie beklagten ſich über den Verfall des Kredits einiger Pachtungen, welche in beſonderm Verhältniß mit dem Handel nach Spanien geſtanden hatten, der nun unterſagt worden war, und über die Menge von Edikten, die täglich in dem Conſeil des Königs ausgefertigt wurden, und für das Volk weit drückender waren, als die Steuer ſelbſt. Ich läugne es nicht; dieſe Klagen waren ſo gegründet, daß ich ſelbſt bereits ſchon deswegen dem König Vorſtellungen gemacht hatte. Er ſchrieb hierüber zween Briefe. Einen an ſein Conſeil, dem er darinn zu wiſſen that, daß die gegenwärtigen Umſtände, vorzüglich aber die Kriegsrüſtungen Spaniens, nicht geſtatteten, von allen dieſen Stücken für das laufende Jahr etwas nachzulaſſen; den andern an mich, um mir zu befehlen, daß ich des Conſeil nach ſeinen Abſichten ſtimmen möchte.

Die

Dieſe unterſtützte ich denn auch ſo viel möglich in dem, was meine Stelle als Generalfeldzeugmeiſter betraf. Das Zeughaus wurde mit hundert Stück Geſchütz verſehen; in den Gallerien deſſelben waren Waffen für funfzehntauſend Mann zu Fuß, und dreytauſend zu Pferd, zwo Millionen Pfund Pulver im Temple und in der Baſtille und hundert tauſend Kugeln. Ich erinnere mich, daß einſt Heinrich, als er mit mir in den großen Waffenhallen des Zeughauſes umher gieng, über die große Menge von Feinden die ihn bedrohten, und über ihre Macht unruhig ſchien. Ich zeigte ihm dieſe fürchterlichen Rüſtungen, welche ſie alle zur Ordnung bringen könnten. Er verlangte ein Verzeichniß von ſeinen Waffen, ſeinem Kriegsvorrath und ſeinem ganzen Geſchütz, nebſt einem ungefehren Ueberſchlag von ſeinem ganzen Vorrath an baarem Geld und dem, was in den Jahren 1605 u. 1606 noch hinzukommen könnte. Endlich ging er in mein Kabinet, und ließ ſich dieſes Verzeichniß durch mein Schreiber aufſetzen, um es beſtändig bey ſich zu tragen.

Die Einrichtung und Kriegszucht des Soldatenſtandes war eine der Regierungsangelegenheiten, die am meiſten einer ſorgfältigen Verbeſſerung bedurften. Es iſt kaum begreiflich, wie man bey einer Nation, die ſeit ihrer Gründung beynahe nie die Waffen aus den Händen gelegt hat, und ſelbſt gewiſſermaßen daraus ihr einziges Gewerbe macht, ſo lange warten konnte, dieſen wichtigen Gegenſtand auf einen feſten regelmäßigen Fuß zu ſetzen. Der franzöſiſche Dienſt war durchaus abſcheulich. Man nahm die Soldaten für das Fußvolk mit Gewalt weg, und zwang ſie durch Prügel zum Marſch. Man hielt ihnen mit Unrecht ihren Sold zurück, drohte ihnen öfters mit Gefängniß, der Galgen ſchwebte ihnen unaufhörlich vor

Augen. Man brachte es durch dieß alles dahin, daß ſie alles verſuchten, um durchzugehen. Um dies Uebel zu verhüten, mußten die Profoſen ſie beſtändig wie belagert halten. Die Officiere, ſelbſt ſchlecht beſoldet, waren gewiſſermaßen zu Gewaltthätigkeiten und Räubereien berechtigt. Heinrich ſagte oft, und konnte hier aus eigner Erfahrung ſprechen: der Staat kann unmöglich gut bedient werden, ſo lange man mit den Truppen keine andre Einrichtung treffe.

Der Grund zur beſſern Einrichtung mußte vorzüglich durch eine richtige Bezahlung gelegt werden. Der König fieng damit an, daß er dieſe für die Zukunft ſicher ſtellte, ſo daß ſie durch nichts abgehalten werden konnte, noch die dazu beſtimmten Fonds zu andern Dingen verwendet werden durften. Auf dieſe Verordnung folgte eine andere, die nicht minder fähig war, den Soldatenſtand beliebt zu machen: wodurch nämlich für die Bedürfniſſe der Soldaten auf den Fall geſorgt wurde, da Wunden oder Krankheiten, die ſie ſich im Dienſt des Königs zugezogen hatten, ſie auſſer Stand ferner zu dienen oder zu arbeiten ſetzen würden. Man traf ſolche Verfügungen, daß ihnen in dieſer betrübten Lage weder an den nothwendigen Lebensbedürfniſſen, noch zu Erleichterung ihres Zuſtandes etwas abgehen (3) ſollte.

Die Freyheit, mit der ich von den Fehlern des Königs geſprochen habe, hat mir wohl das Recht erworben, ihn dafür auch wegen ſeinen guten Eigenſchaften zu rühmen. Ordnung und Oekonomie waren ihm angebohren, und koſteten ihm beynahe gar nichts. Nie hätte ein Herr beſſer als er ohne Miniſter ſeyn können. Sich genauer auf Geſchäfte einzulaſſen war Luſt für ihn, keine Arbeit. Große Herren, die ſich

ſelbſt

ſelbſt in Regierungsgeſchäfte einlaſſen, verfallen ſonſt dabey gewöhnlich in einen von dieſen beyden Fehlern, daß ſie ſich entweder nicht zu mittelmäßigen Gegenſtänden herablaſſen, oder ſich nicht über das Kleinliche erheben können. Heinrichs Geiſt hingegen umfaßte mit gleicher Leichtigkeit das Kleine und das Groſſe. Alle ſeine Briefe ſind Belege hievon, und die Gewohnheit, ſich, oft wegen unbedeutender Kleinigkeiten, unmittelbar an ihn zu wenden, beweißt es noch deutlicher. Ein Weinhändler von Giſers, der ſonſt die Lieferung an Hof hatte, hatte ſchon ſeit geraumer Zeit zweymalhunderttauſend Thaler zu fordern. Der König ſchickte ihn zu mir, um ihn zu bezahlen und für die Verzögerung zu entſchädigen. „Mein Gewiſſen, ſchrieb er mir dabey, macht mirs „zur Pflicht, Mitleiden mit dieſem armen Mann zu ha„ben" — Ich habe vielleicht ſchon zu viel ſolche Züge eingeflochten. Noch ganz anders aber würde es ſein, wenn ich dem Publikum alle die Briefe vorlegen wollte, die er mir geſchrieben hat.

Was die andern Ideen betrift, deren erhabener Gegenſtand Beziehung auf den Vortheil, Ruhm, oder Wohlſtand des Staats hat, ſo verlor er ſie nie aus den Augen, weder im Vergnügen noch unter ſeinen Verdrüßlichkeiten. Um zu ſehen, ob unſre Ideen mit einander übereinſtimmten, verlangte er ſeit geraumer Zeit einen Aufſatz über alles, was nach meinen Gedanken den Ruhm eines mächtigen Reichs zerſtören oder auch nur beflecken könnte. Ich glaubte ſeiner Abſicht nicht beſſer entſprechen zu können, als wenn ich ihm eine ſo einfache mit allen unnützen Verzierungen des Stils ſo wenig überladene Darſtellung überreichte, daß er ſie mit Einem Blick überſehen könnte. Es war nur eine Aufzählung der Mißbräuche, die

die ſich gewöhnlich in einen Staat einſchleichen, ohne weitere Erklärungen oder Beweiſe. Ich lege es hier meinen Leſern vor, denen es wenigſtens als Inbegriff der Staatsgrundſätze dienen kann, die ſie in dieſen Memoiren ſchon geſehen oder noch zu erwarten haben.

Dieſe Urſachen des Untergangs oder Verfalls der Monarchien ſind übertriebene Subſidien, Alleinhandel, beſonders mit Getraid, Vernachläſſigung des Handels und Gewerbs, des Ackerbaus, der Künſte und Handwerker, die große Anzahl der Bedienungen, die Auslagen für Aemter, das übertriebene Anſehen derer, die ſie verwalten, die Koſten, Langſamkeit und Unbilligkeit der Rechtspflege, Müſſiggang, Luxus und was dieſem anhängt, Liederlichkeit und Sittenverderbniß, Vermiſchung der Stände, veränderlicher Münzfuß, ungerechte und unvorſichtige Kriege, Deſpotismus der Regenten, ihre blinde Neigung für gewiſſe Perſonen, ihr Vorurtheil für gewiſſe Gewerbe oder Stände, Habſucht der Miniſter und Günſtlinge, Erniedrigung der Standesperſonen, Verachtung oder Vernachläſſigung der Gelehrten, Duldung ſchändlicher Gewohnheiten und Verletzung guter Geſetze, eigenſinnige Anhänglichkeit an gleichgültige Gebräuche oder Mißbräuche, Vermehrung drückender Edikte und unnützer Verordnungen.

Hätte ich unter allen Regierungsarten zu wählen, von denen man in der Geſchichte dieſer Monarchie Beyſpiele findet, ſo würde ich Clodwig, Carl den Großen, Philipp Auguſt, und Karl den Weiſen vorſchlagen 4 und wünſchen, daß man über die ganze Zeit ſeit Karl dem achten bis itzt, wegſehen möchte. Hätte ich einen Grundſatz aufzuſtellen, ſo wäre es dieſer: gute Geſetze und gute Sitten bilden ſich gegenſeitig. Unglücklicherweiſe aber wird uns dieſe vortref-

liche Verbindung nicht eher ſichtbar, als bis Sittenverderbniß und alle Mißbräuche bey uns aufs höchſte geſtiegen ſind, ſo daß bey den Menſchen immer erſt das höchſte Uebel dazu gehört, um ihnen über das Gute die Augen zu öffnen.

Da die Verordnungen zu Erweiterung und zur Sicherheit des Handels Heinrich eine der erſten Stellen im Staat einnehmen zu müſſen ſchienen, ſo ließ er auch auf dieſen Gegenſtand ſeine meiſten Sorgen gerichtet ſeyn. Da das Projekt des Kanals zu Verbindung der Seine mit der Loire (5) genehmigt worden war, ſo verfügte ich mich auf den Platz, damit man ſich bey den Zurüſtungen, die vor der Ausführung gemacht werden mußten, beym Höhemeſſen, Nivelliren, und Benutzen aller möglichen Vortheile nicht verrechnen möchte. Ich konnte nicht viel Zeit auf dieſe Reiſe verwenden, da mich der König, beynahe unmittelbar nach meiner Abreiſe, wieder zu ſich berief. Eben ſo brachte ich bey meiner angezeigten Reiſe nach Poitou verſchiedne Handelsangelegenheiten in Ordnung.

Die wichtigſte und ſchwürigſte war die, welche in dieſem Jahr mit Spanien vorfiel, und den Handel beyder Nationen mit einander betraf. Der König von Spanien hatte im vorigen Jahr eine Abgabe von Dreyßig vom Hundert auf alle Waaren gelegt, die aus Frankreich nach Spanien und Flandern, oder aus dieſen Ländern nach Frankreich giengen. Eine ſchreiende Auflage, die ſo gut die Unterthanen des Königs von Spanien in dieſen beyden Ländern empörte, als ſie den Franzoſen wehe that. Der König erwiederte ſie durch ein ausdrückliches Verbot alles Handels mit den Unterthanen des Königs von Spanien und der Erzherzoge, und durch eine noch

ſtär-

ſtärkere Auflage auf alle in Calais eingebrachte ſpaniſche Waaren. Dies Verbot war aber nicht im Stand, den Schleichhandel mit unſern Lebensmitteln in das feindliche Land zu verhindern. Die franzöſiſchen Kaufleute fanden, ungeachtet des neuen Monopols, an unſerm Getraid, unſern Tüchern und andern Waaren, bey dem Mangel den Spanien an allen dieſen Artikeln litt, noch ſo große Vortheile, daß ſie ſich gegen die ganze Strenge der Geſetze daran wagten. Es kam ſogar darüber in Marſeille zu einer Art von Empörung, wovon der Präſident du Vair nach Hof berichtete. Die Kaufleute dieſer Stadt waren ungeduldig darüber, daß ſie, während ſie gezwungen waren mit untergeſchlagenen Armen unthätig zu bleiben, zuſehen mußten, wie ihnen die Italiäner ihr Brod vor dem Mund wegholten, und ſie um ihre Vortheile brachten. Dieſe von dem König den Italiänern zugeſtandene Freyheit war, dünkt mich, nicht gut verſtanden.

Die Engländer, froh über dieſen Zwiſchenfall, waren ſo weit entfernt, eine Annäherung der Gemüther zu verſuchen, daß ſie vielmehr unter der Hand die Uneinigkeit nährten, weil ſie durch Schleichhandel dabey eben das gewannen, was die Italiäner kraft einer Erlaubniß zogen. Man erfuhr, daß acht bis neun Engliſche Schiffe Korn zu Sables d'Olonne geladen, und in San Sebaſtian wieder abgeſetzt hätten. Die Spanier mußten wohl auf dieſen geheimen Zufluß gerechnet haben, ohne welchen ihr Verbot nothwendig ihnen ſelbſt den meiſten Nachtheil gebracht haben müßte. Heinrich hatte dies anfangs erwartet, und dieſe Hoffnung, daß Spanien ſich ſelbſt mehr Schaden zufügen würde als uns, nebſt der Vorſtellung von der Schande, die es ihm nach ſeiner Meynung verurſachen würde, wenn ſein Feind auf ſolche

Art über ſeine Handlung ſchalten zu können ſchiene, machte, daß er noch ſehr ſtreng über der Beobachtung ſeines Verbots hielt. Er befahl mir, einen vertrauten Mann abzuſchicken, mit ſeiner Vollmacht verſehen, um die Uebertretung ſeines Befehls, von der Mündung der Loire bis zur Garonne und längs dieſer Flüſſe hin, zu beſtrafen, wo am meiſten dagegen geſündigt wurde. La Fond erhielt dieſen Auftrag von mir, der ihn ſo gut ausführte, daß ihn der König nachher in ſeinem Dienſte näher an ſich zog.

Zu gleicher Zeit ließ ſich der König bey dem König von England über deſſen Unterthanen beſchweren. Er ließ ihm ſagen, wenn er, in der Hoffnung, unſern ganzen franiſchen Handel an ſich zu ziehen, für gut finden ſollte, mit dieſer Krone Frieden zu ſchließen, (die Sache konnte ihm wirklich wichtig genug ſcheinen, um ihn zu dieſem Schritt zu verleiten) ſo würde Er, der König von Frankreich, ſolche Maaßregeln zu ergreifen wiſſen, daß der Schaden davon ſicher nicht auf ſeiner Seite ſeyn würde, und daß England dabey vielleicht mehr Verluſt haben ſollte, als Er. Dies hieß auf gewiſſe Art ſo viel, als er ſollte dieſe Mißhelligkeiten zwiſchen beyden Kronen zu vermitteln ſuchen. Denn Heinrich hatte bald den Nachtheil eingeſehen, den er ſich ſelbſt dadurch zugezogen hatte, und daß alle Schlüſſe ſeines Staatsraths ihn falſch geleitet hätten; welches ihn in große Verlegenheit ſetzte. Villeroy und Sillery wurden von ihm ernannt, dieſe Sache näher vorzunehmen, und auch ich erhielt Befehl, darüber mit dem Connetable, dem Canzler, dem Commandeur von Chaſtes und dem Viceadmiral de Vic zu konferiren.

Man fand Schwierigkeiten auf beyden Seiten. Großen Nachtheil für den Handel, wenn das Verbot

beſtehen, Beſchämung, wenn es aufgehoben werden ſollte. Heinrich konnte ſich nicht zu dieſem letzten entſchließen, weil es ihm Furcht vor Spanien anzuzeigen ſchien, da dieſe Krone deswegen bey Sr. allerchriſtlichſten Majeſtät noch nicht den geringſten Schritt gethan hatte. Alles, was man von Ihm erwarten konnte, war ohnehin nur: daß man, ohne das Verbot zu widerrufen, den Uebertretungen der Kaufleute durch die Finger ſehen, und ſich dabey frey behalten ſolle es zu widerholen, wenn ſie es allzu öffentlich und zum Nachtheil des königlichen Anſehens treiben würden. Ich für mich ſah hierinn beynahe einzig auf den Stoſſ, den die Handlung dabey litt, und ſo waren mir Britte und Spanier gleich. Ich ſtellte dem König vor, wenn er blos auf den Schaden ſehen wollte, der daraus für uns erwachſe, ſo müſſe er gegen einen ſo ſtreng verfahren, als gegen den andern.

Der König von England verſagte ſeine Vermittlung hiebey nicht. Er erbot ſich ſogar zur Bürgſchaft für die bey dieſer Gelegenheit zwiſchen beyden Kronen zu erwartende Verſprechungen, wollte aber dabey als Schiedsrichter verfahren, da ihm hingegen der König, den dieſe Eitelkeit verdroß, blos als gemeinſchaftlichen Freund anerkennen wollte. Der Papſt fing ebenfalls an, vielen Antheil an dieſer Angelegenheit zu nehmen, weil er davon wirklich einen noch gefährlichern Bruch zwiſchen Frankreich und Spanien befürchtete. Er ſchrieb an ſeinen Nuntius an unſerm Hof, den Kardinal Buſalo: nichts unverſucht zu laſſen, um dies zu verhüten; und dieſer fand bald darauf eine günſtige Gelegenheit daran zu arbeiten.

Der Graf von Beaumont, immer noch unſer Geſandter am Londner Hof, hatte öfters, in Gegen-

wart der Grafen von Villa Mediana und von Arenberg, der Gesandten von Spanien und den Erzherzogen, die neue Handelsangelegenheit zur Sprache gebracht. Er hatte sogar vorläufig mit ihnen, dem Präsidenten Richardot und Ludwig Verreyken eine Art von Vergleich entworfen, der dem Connetable von Castilien, welcher sich ebenfalls in London befand, vorgelegt wurde. Allein die plötzliche Abreise des Connetable und einige andre Hindernisse hatten sie nicht bis zur Unterzeichnung dieser Präliminarien kommen lassen. Der Connetable von Castilien kam durch Paris und sprach daselbst den Kardinal Busalo, der wegen dieser Sache von so vielen Seiten in ihn drang, bis er endlich von ihm soviel erhielt: das Geschäft sollte eignen Commissarien zur Untersuchung aufgetragen werden, die er im Namen seines Herrn ernannte. Der Französische Staatsrath ernannte ebenfalls welche dazu von seiner Seite. Dies war aber noch nicht der wahre Weg zur Auskunft. Die Sache, so vielen Köpfen überlassen, zog sich unausstehlich in die Länge. Busalo erhielt von Don Balthasar Stuniga, spanischem Gesandten in Frankreich, und von Alexander Rovidius, Rathsglied von Mailand, welcher hierinn für eine der Parteien interessirt war, daß sie diese ganze Unterhandlung ihm überlassen wollten. Hierauf bat er den König, um auf der andern Seite ebenfalls nur mit Einem Mann zu thun zu haben: Er möchte mir ebenfalls ohne einen Gehülfen eine Vollmacht, wie die seinige, ertheilen, und sah dann blos dadurch schon die Sache für sehr gefördert an. Ich gieng zu ihm, und belebte seine Ungeduld durch einen neuen Stachel, indem ich ihm den Krieg als seinem Ausbruch nahe vorstellte, und zwar mit Rüstungen von unsrer Seite, die ihn wohl noch weit ernstlicher machen dürften als man sich vorstellte. In we-

nigen

nigen Tagen war er mit mir über die Artikel einig, die ich darüber aufgesetzt hatte, und welche eine völlige Handelsfreyheit sicherten. Es waren ungefähr dieselben, welche in London vorgeschlagen und verhandelt worden waren.

Dieser Traktat — denn es wurde wirklich einer daraus, obschon alles nur zwischen dem Kardinal Bufalo und mir abgethan wurde — ging seinem wesentlichen Inhalt nach dahin, daß das Edikt wegen der dreyßig vom Hundert, und das, welches den Handel zwischen beyden Kronen verbot, aufgehoben werden und vernichtet bleiben sollte. Dieß war der Hauptpunkt. Allein da beyde Herrn ihr Verfahren rechtfertigen wollten, indem sie gegenseitig verschiedene Beschwerden vorbrachten, die auch auf die Handlung Beziehung hatten, so gab es noch verschiedene Artikel außer diesem, die alle darauf gingen, diesen Beschwerden abzuhelfen.

Der König von Frankreich sollte durch ein Edikt verbieten, daß keiner seiner Unterthanen den Transport von Waaren aus Holland nach Spanien und dessen andre Landschaften durch Schiffe, Wagen oder andres Fuhrwerk selbst übernähme oder denselben auf irgend eine Art begünstigte. Die wirklich französischen Waaren sollten mit dem Siegel der Stadt, woher sie kämen, gestempelt, und auch da in ein Register eingetragen werden, um den Verwirrungen, die aus der Aehnlichkeit der Waaren entstehen könnten, zuvor zu kommen. Im Ermanglungsfall sollten sie der Konfiskation unterworfen seyn, doch so, daß man nicht auf bloßen Verdacht von Unterschleif den Lauf der Waaren anhalten oder aufhalten könnte. Alle Holländer, welche in französischen Fahrzeugen betreten würden, sollten weggenommen werden können. Die

Franzoſen ſollten keine Waare von Spanien n
Holland, noch an andre Orte in den Niederland
bringen, außer denen, welche in den Affichen ange
ben wären. Zur Sicherheit für das Wort, das
vielleicht geben möchten, ohne es je halten zu woll
ſollten ſie ſich vor den Magiſtrat der Spaniſch
Stadt, wo ſie abgingen, ſchriftlich verbindlich mach
dieſe dreyßig Procent zu bezahlen, welche Verſch
bung ihnen zurückgegeben werden ſollte, wenn ſie
Jahresfriſt ein Beglaubigungsſchreiben vom Rich
des Orts brächten, wo ſie ihre Waaren abgeſetzt h
ten, es ſey nun dieſer in Frankreich oder an den
laubten Oertern in Flandern. Der König von Fra
reich ſollte dieſe von ſeinen Unterthanen in Spani
geladene und nach den verbotenen Oertern geher
Waaren wegnehmen laſſen, und nach Abzug der dr
ſig vom Hundert ſollte die Hälfte dem Angeber zu
theilt werden. Eine franzöſiſche Obrigkeit, wel
falſche Abſatzſcheine geben würde, ſollte ebenfalls
richtlich verfolgt und beſtraft werden. Beyde Kön
ſollten ſich wechſelsweiſe die Wege frey halten. D
der Artikel wegen der ſeit dem Frieden von Vervi
gemachten Auflagen auf die Waaren, die aus Sp
nien nach Flandern oder aus Flandern nach Spani
durch Calais gingen, und in dieſen Hafen einlief
ſchon vorher durch eben dieſen Kardinal abgethan w
wurde darüber nichts neues ausgemacht. Es wa
ſtipulirt, daß der Traktat vierzig Tage nach der U
terzeichnung in beyden Staaten auf Einen Tag b
kannt gemacht werden ſollte. Das Datum iſt vo
12. Oktober. Er wurde anfangs nur vom Kardin
Buſalo und mir unterzeichnet (6).

Ich war ſicher, daß Heinrich ihn gutheißen würd
da ich nichts hineingeſetzt hatte, ohne erſt ſeine G
ſinnu

ſinnungen darüber zu hören. Mehr fürchtete ich den Tadel Sillery's und der andern drey Räthe, ohne deren Vorwiſſen die Sache vor ſich gegangen war. Die Auskunft, die ich traf, war: daß ich den ältern Arnaud mit dieſen Artikeln zu Sillery ſchickte, und ihn ſehr höflich um ſeine Meynung darüber bitten ließ. Sillery antwortete kurz und ohne ſie anſehen zu wollen, das Geſchäfft ſey in guten Händen, und wer allein daran gearbeitet habe, möge es auch allein zu Stand bringen. Ich war mit dieſer Antwort nicht zufrieden, ſondern ſchickte Arnaud zurück und ließ ſagen: da es mir nöthig ſcheine, daß der Traktat von ihm und den andern anfangs dazu ernannten Kommiſſarien unterzeichnet würde, ſo bitte ich ihn, zu mir zu kommen und dieſe Unterzeichnung bey mir zu vollziehen. Im Weigerungsfall würde ich nicht umhin können, Sr Majeſtät bey Ueberbringung des Traktats durch Arnaud ſagen zu laſſen, daß die Schwierigkeit, die er deswegen machte, den Schluß um zween Tage aufgehalten habe, wie es auch wahr wäre. Sillery fürchtete, es möchte unterdeſſen etwas widriges dazwiſchen kommen, das den Handelstraktat rückgängig machen, und ihm dann zur Laſt gelegt werden könnte. Er kam daher zu Buſalo und that was man von ihm verlangt hatte, ſo wie Villeroi ebenfalls unterzeichnete.

Als der König eine Abſchrift von dieſen Artikeln mit dieſen fünf Unterſchriften erhielt, bezeugte er große Zufriedenheit über den Kardinal-Nuncius, und machte ihm ein Geſchenk mit einem Demantkreuz. Er empfahl ihn dem Pabſt durch ein äuſſerſt vortheilhaftes Schreiben, und erwies ihm die vorzügliche Gnade, ihn an ſeine Tafel zu ziehen. Die Bekanntmachung des Kommerztraktats verſchob er bis die

Ratifikation deſſelben von Spanien angekommen war; ließ aber dennoch vorläufig die Getraideſperre unter der Hand aufgehen, wie dieß das Volk ſehnlich wünſchte.

In dieſer Zeit wurde zu London ein andrer Vertrag zwiſchen Spanien und England geſchloſſen, welcher nach dem, was im vorigen Jahr mit England vorgegangen war, nothwendig Frankreichs ganze Aufmerkſamkeit erregen mußte. Um die Sache beſſer zu überſehen, müſſen wir den Verfolg der Staats und Kriegsangelegenheiten zwiſchen Spanien und Flandern nachholen, mit denen die Engliſchen in dieſer Rückſicht genau zuſammenhängen.

Die Belagerung von Oſtende wurde noch immer mit gleicher Hitze fortgeſetzt. Während die Spanier davor lagen, machte ſich der Prinz von Oranien bey Eröffnung des dießjährigen Feldzugs an die Inſel Cadſan, die er auch am zehnten May, ſo wie nachher alle umliegende Forts wegnahm, in der Abſicht, ſich dadurch einen Weg bis an die Grenze gegen Calais zu machen. Er belagerte endlich l'Ecluſe (Sluys). Man gab dem König von Brügge aus Nachricht: Der Erzherzog, welcher dieſe Unternehmung ſehr ungern ſah, ziehe funfzehn bis ſechzehntauſend Mann zuſammen, mit denen er dieſen Platz durch Wegnehmung von Ardenburg, das ihn deckte, entſetzen wolle; Moritz habe ſich aber davor ſo gut verſchanzt, daß man glaube, er könne nicht wohl vertrieben werden, wenn es ihm nur nicht an Mannſchaft, ſeine Verſchanzungen gehörig zu beſetzen, fehle. Der Flandriſche General traf auch noch die Vorſicht, ſeine Linien bis Ardenburg auszudehnen, und war, wenn er gleich ſeine Truppen zum Theil von der Belagerung wegnehmen mußte, doch im Stand den Platz auszuhungern, wenn

wenn er nicht durch Gewalt überging. Ecluſe ging auch wirklich am 20 Auguſt über.

Die Spanier, gereizt durch den lebhaften Widerſtand ihrer Feinde, und durch den Gedanken an den unermeßlichen Verluſt, den ſie ſchon vor Oſtende erlitten hatten, glaubten, ihr Glück hänge nun, nach dieſen glücklichen Unternehmungen des Prinzen von Oranien, noch mehr davon ab, daß auch ſie eine Unternehmung, auf die ſie ſo viele Zeit verwendet hätten, nicht wieder aufgeben müßten. De Vic berichtete den König durch d'Auval, der aus England zurück kam, daß ſie dort drey Minen hätten ſpringen laſſen, jedoch, wie man hinzu ſetzte, ohne Wirkung. Indeſſen iſt es doch wahr, daß Oſtende wirklich in den letzten Zügen lag. Die Spanier hatten ſich laut gerühmt, daß ſie noch vor Ende des Julius darinnen ſeyn wollten, und dann noch zeitig genug mit vereinter Macht zum Entſatz von Ecluſe kommen würden. Niemand glaubte dieſe Pralerey, beſonders ſeit der reiche Perſi, Rittmeiſter vom Regiment Nereſian, der erſt aus dieſem Platz kam, in Paris verſichert hatte, daß er ſich noch ſechs Wochen, vielleicht auch zween Monate würde halten können. Ecluſe ging in der That vor Oſtende über, allein die Flandrer wehrten ſich auch mit einem Beyſpielloſen Eifer. Da ſie eine Verſtärkung von eilf Kompagnien (gegen zwölfhundert Mann), lauter friſche Leute unter dem General Marquette, von den Staaten erhielten, beſchloſſen ſie noch eine innre Verſchanzung aufzuwerfen, wodurch ſie ſich eine beſſere Kapitulation zu verſchaffen hofften, wenn ſie auf den Fall, daß ſie ſo weit gebracht werden ſollten, ſich hinter derſelben halten würden. Sie fanden, ſo bedrängt ſie waren, doch Mittel, Munition und Geld hineinzubringen.

Es war ein neues und für ganz Europa befremdendes Schauspiel, daß ein kleiner Staat, der auf der Karte einen beynahe unmerklichen Punkt einnimmt, es wagen konnte, sein Haupt aus seinen Sümpfen emporzuheben, und so lange Zeit dem so gefürchteten Spanien zu trotzen. Woher nahm er die Kräfte dazu? Woher das Geld? Denn man schätzte die Kriegskosten der Staaten auf tägliche zwanzigtausend Gulden. Man wußte nicht, in welcher Verlegenheit sie sich oft befunden hatten, indem sie bisweilen sich gar nicht mehr zu wenden wußten, und alle Thüren aufstoßen mußten. Der Herzog von Bouillon hatte ihnen eine Summe Gelds versprochen. Sie schickten deswegen den Hauptmann Sarroque dahin, um sie zu heben. Er brachte aber nichts, als den Verdruß, seinen Herrn vier bis fünftausend Gulden verschwendet zu haben, welche ihr Kompliment bey der Prinzessin von Oranien kosteten.

Ihre gewöhnliche Zuflucht war Heinrich. Bald verlangten sie ein Hundert Tausend Thaler, bald zweymal hundert tausend Pfund Pulver, dessen sie in der That sehr viel verbrauchten. Ihre Bitten nahmen gar kein Ende. Buzenval, den der König in dieser Gegend hielt, um Nachricht von allem einzuziehen, war ihnen zu Unterstützung ihrer Bitten bey diesem Herrn sehr nützlich, welcher ihnen endlich allein noch übrig blieb, nachdem sie von allen Seiten verlassen waren. Sie wußten auch Buzenval gut bey Laune zu erhalten, und hielten ihn gleichsam mit Gewalt zurück, als er seinen Urlaub erhalten hatte, nach Frankreich zurückzugehen. Und wen suchten sie auch nicht für sich zu gewinnen? Sie hatten beschlossen mir ein beträchtliches Geschenk zu machen. Buzenval, den sie darüber befragten, versicherte, daß ich

nichts

nichts nehmen würde. Sie begnügten ſich alſo mir ihre Erkenntlichkeit dadurch zu bezeugen, daß ſie mir durch Aerſens einige ſeltene Muſcheln, und für meine Gemahlin einige Kutſchpferde aus ihrem Land, anbieten lieſſen. Heinrich erzeigte ihnen ſeine Gefälligkeiten mit einer Leichtigkeit, die nicht bloß ſeinen Eigennutz zum Grund haben konnte, und ihn dieſem Volk als einen Stifter ſeiner Freyheit zeigen muß. Sie werden ſehr tadelnswürdig ſeyn, wenn ſie je die Verbindlichkeiten gegen dieſe Krone, ihre Wohlthäterin, aus den Augen ſetzen ſollten (-). Der König ſchrieb mir in dieſem Jahr nach Poitou: Buzenval habe neue Bitten für die Staaten bey ihm angebracht, die er vielleicht nicht hätte bewilligen ſollen; er könne ſich aber ungeachtet der Gerüchte, die ſich von England verbreiteten, und der Drohungen, die ihm Spanien mache, nicht entſchließen ſie ſtecken zu laſſen.

Was dieſer Krieg Spanien als den angreifenden Theil koſten mußte, kann man leicht aus dem ſchließen, was ich von den vereinigten Provinzen geſagt habe, die doch bloß vertheidigungsweiſe handelten, ohne aus ihren Pfählen zu kommen. Die Erbitterung dieſer Krone gegen uns mußte daher groß ſeyn. In dem lebhaften Verdruß, welchen dem Spaniſchen Staatsrath ein ſo erſchöpfender Krieg verurſachte, (was man jedoch daſelbſt äußerſt ſorgfältig verbarg) drohte er oft, den Franzoſen dieſe Behandlung nie zu vergeſſen. Heinrich that, als wüßte er nichts davon, und er that recht daran. Jener leere Unwille zeigte die Ohnmacht dieſes Staatsraths, und man wußte in Frankreich wohl, daß die Finanzen Sr katholiſchen Majeſtät erſchöpft ſeyen.

Oſtende wurde endlich am 22. September eingenommen (8), und Heinrich hatte den Troſt, zu ſehen, daß

daß er für fünf bis ſechsmal hunderttauſend Thaler, die es ihn ſeit dem Anfang dieſer Expedition jährlich koſtete, den Verfall Spaniens, ſeines Feindes, beträchtlich befördert hatte.

Es wird ohne Zweifel ſcheinen, daß man von dem Vertrag, den ich im vorigen Jahr in England verhandelt hatte, etwas beſſeres hätte erwarten ſollen. Allein man höre, was ſich unterdeſſen zugetragen hatte. Spanien fühlte wohl, daß es Flandern ganz verloren geben müßte, wenn es nicht Mittel fände, einige Veränderung in den Geſinnungen zu bewirken, in denen ich den König von Großbrittannien verlaſſen hatte. Es erneuerte alſo nach meiner Abreiſe von London alle ſeine Bewerbungen und Bemühungen, um wenigſtens eine Neutralität in Anſehung der niederländiſchen Angelegenheiten zu erhalten, wenn es ihm auch nicht gelingen ſollte, Se Britanniſche Majeſtät ganz auf ſeine Seite zu ziehen. Anfangs glaubten die Spanier viel fodern und wenig bieten zu müſſen, um wenigſtens Etwas zu erhalten. Die erſten Anträge wurden gethan und unbeſehen verworfen. Sie thaten hierauf einen, von welchem ſie hofften, daß er ſicher die Losſagung von den Holländern bey den Engländern bewirken würde, weil ſie wußten, daß dieſen nichts näher am Herzen lag. Er war dieſer: den Handel nach Indien unter beyden Nationen gemeinſchaftlich gleich frey zu machen. Auch dieſe Mine ſprang vergebens, weil Spanien, in der Vorausſetzung, daß man von ſeinen Foderungen immer ſehr viel abbrechen würde, dabey ein Schutz- und Trutzbindniß mit England zur Bedingung gemacht hatte, und der Staatsrath des Königs von England, dem die Gründe dagegen noch zu lebhaft vorſchwebten, kein Geheimniß daraus machte, daß ſein Vortheil verlange,

lange, Holland zu unterſtützen, und alſo nichts weniger als dieß rechtfertigen würde, ſogar öffentlich ſich wider dieſen Staat zu erklären.

Man hielt nun die Sache für ganz zerſchlagen. Nur Beaumont ließ ſich dadurch nicht täuſchen, und ſagte vorher, ohngeachtet dieſer anſcheinenden Hinderniſſe könnte es doch kommen, daß man ſich einander wieder näherte, und ſich wirklich zuſammen verſtände. Einige Zeit darauf erneuerten die Spanier ihren Anlauf. Um immer nach und nach etwas von den erſten Weigerungen aus dem Wege zu räumen, brachten ſie es durch ihre feine Politik dahin, daß von beyden Theilen Kommiſſarien ernannt wurden. Die Zänkereyen dabey wurden ſo lebhaft, daß man hundertmal auf dem Punkt war, alles umſchlagen zu ſehen. Unmerklich aber neigte ſich die Sache zu einer ruhigern Unterhandlung. Die Kommiſſarien beſänftigten ſich. Die Spaniſchen bezeugten nicht nur keine Abneigung gegen Frankreich, ſondern traten ſogar zuerſt mit dem Vorſchlag auf, daß man dieß Reich von nichts ausſchließen müſſe. Man ſprach nie von den beyden Königen, ohne auch den dritten mit einzuſchließen. Man behandelte alles mit Anſtändigkeit, ſogar die Staaten ſelbſt, und ſchien zu allen Arten von Vergleich mit ihnen geneigt, alles in der Abſicht, dem König von England zu verbergen, wie ſehr dieſe Unterhandlung der erſten in ihrem Zweck zuwider laufe, und um ſeinen Zweifel dagegen einzuſchläfern.

Neben dieſer Batterie ließ man noch kleine anonymiſche Schriften ſpielen, in denen man ſich bemühte, darzuthun, daß der Friede das einzige ſey, was die drey Könige gleich ſehr zu wünſchen hätten. In einer dieſer Schriften, die von einem Engländer herrühren ſollte,

ſollte, — denn man erhob darin ſehr die Macht des Kö-
nigs von England, welcher, wie man ſagte, jedermann,
und welchen niemand entbehren könnte — wie wenn die
Spanier nicht einer Schmeicheley hätten fähig ſeyn
können, durch die ſie ihren Zweck erreichen konnten — —
in dieſer Schrift alſo wollte man behaupten, daß die-
ſer Friede von allen drey Königen gleich ſehr gewünſcht
werde, daß aber Ihre allerchriſtlichſte und Britanni-
ſche Majeſtäten beyde ganz geheim für ſich wünſchten,
daß er ihnen den Beſitz von Flandern einbringen
möchte. — Der Streich war boshaft.

Ein ganzes Jahr lang, d. h. bis zum 21. Julius
dieſes Jahrs, war man noch über nichts übereins ge-
kommen. Allein zu Anfang des Julius machten die
Unterhandlungen reißend Fortſchritte. Sie gedieben
ſo weit, daß man in England nicht zweifelte, der
Schluß werde nur bis zur Ankunft des Connetable
von Caſtilien verſchoben, welcher nächſtens als außer-
ordentlicher Geſandter mit einer ungewöhnlichen Voll-
macht von Sr katholiſchen Majeſtät nach London
kommen ſollte. Man ſtand in eben dieſer Meynung
zu Paris, und war ſogar überzeugt, daß nicht nur
England, ſondern die vereinigten Provinzen ſelbſt ins-
geheim die Bedingungen ihres Vertrags mit Spanien
gemacht, und die Staaten durch Vermittlung und
nach dem ſchiedsrichterlichen Ausſpruch Sr Britanni-
ſchen Majeſtät die Punkte in Anſehung der Pfand-
plätze, der Indiſchen Schiffarth, der Befreyung von
der Abgabe der dreyßig von Hundert und andres der-
gleichen abgethan hätten. Allein, wenn dieß ſich ſo
verhielt, warum ſah man weder die Belagerungen
aufheben, noch die Feindſeligkeiten unter einander
aufhören?

Wirklich

Wirklich war auch dieß Gerücht falſch, wenigſtens in Anſehung dieſes vorgeblichen Vergleichs und Schiedsrichter-Amts. Die Staaten merkten es nur zu bald, und ſahen zugleich, daß ſie im Gegentheil gar nichts mehr von Sr Britanniſchen Majeſtät zu hoffen hätten. Dieſer Herr hatte endlich die Geduld verloren, ſo lange gegen ſeine Neigung anzukämpfen. Er wollte mit jedermann in Fried und Freundſchaft leben. Erſt kürzlich hatte er ſeinen vereinigten Staaten den Namen Großbritannien gegeben, und ſeinen feyerlichen Einzug in London gehalten, wo er eine Verſammlung veranſtaltete, um die Anglikaner und Puritaner zu vereinigen. Denn er erſtreckte ſein Friedeſtiften über alles. Er dachte nicht daran, daß er durch dieß Benehmen eben die davon ausſchlieſſen würde, welche deſſelben am meiſten bedürftig waren, die Flammänder, die er ſo ihren Feinden Preis gab. Die Engländer fingen bereits an, diejenigen von dieſer Nation, die ſich in ihren Häfen befanden, übermüthig zu behandeln, und als dieſe wie gewöhnlich verlangten, daß ſich die Engländer nicht in gewiſſe Gewerbe auf ihren Küſten miſchen ſollten, antworteten ihnen dieſe trotzig, daß ſie die Erlaubniß dazu von dem König von Spanien, ihrem Herrn, hatten. Nichts brachte die Holländer ſo ſehr auf, als ſolche Reden, und wenn man die Vlieſſinger hätte machen laſſen, ſo hätten ſie wahrſcheinlich aller Engländer ſich entledigt, die ſich bey ihnen befanden. Man ſtellte ihnen alle Folgen dieſes Schritts vor, und ſo hielten ſie noch an ſich.

Dieß war den Staaten unerwartet, daß Se Britanniſche Majeſtät bey Eröffnung der öffentlichen Konferenzen zwiſchen den Kommiſſarien, wollte, daß man dabey auch den Herrn le Caron, ihren Agenten,

zulaſſen und anhören ſollte. Dieſer geſtand, daß er anfangs alle Urſache gehabt habe, mit den Engliſchen Kommiſſarien zufrieden zu ſeyn. Als die Spanier ſie wegen der Holländiſchen Pfandſtädte ausforſchen wollten, die ſie gerne ſelbſt in die Hände bekommen hätten, ſagten ihnen die Engländer: ſie könnten nichts weiter thun, als dieſe Städte dem Rath der vereinigten Provinzen zurückgeben, wenn ſie von ihm das geliehene Geld empfingen. Da die Spanier, unzufrieden, darauf äußerten: man müßte ſie denen wieder zuſtellen, die ſie verpfändet hätten, ſagten die Engliſchen Räthe nichts darauf, als daß ſie ſich, im Fall die Staaten die Rückzahlung der geliehenen Summen verweigerten, mit eben dem Antrag an Spanien wenden würden. Auch war man für ſie in dem Artikel, die Handlung betreffend, der ſie ſehr lange aufhielt, weil die Spanier darauf beſtanden, daß Holland ihnen den Handel an der ganzen Flandriſchen Küſte frey geben ſollte, beſonders die Stadt Antwerpen, die ſie durch Anlegung mehrerer Forts an der Schelde, unter andern bey Iſlot, gleichſam geſchloſſen hielten. Allein dieſe günſtige Geſinnungen waren von keiner Dauer bey den Engländern gegen ihre Nachbarn. Das Urtheil Buzenvals, aus deſſen Briefen ich einen Theil dieſer einzelnen Umſtände habe, über dieſen Ausgang der Engliſchen Konferenzen war dieſes: die Engländer hätten die Folgen, welche dieſe neuen politiſchen Operationen haben könnten, wohl eingeſehen, allein eine ſtarke Eiferſucht gegen uns, und ein wenig Unbeſonnenheit hätten bey dieſer Gelegenheit alles gethan.

Dieß war die Lage der Sachen, als der König von England für gut fand, Sr allerchriſtlichſte Majeſtät durch ſeinen Geſandten am franzöſiſchen Hof von

ſeiner

ſeiner Neigung zu einem Vertrag mit Spanien Nachricht zu ertheilen. Der Engliſche Geſandte überreichte dem König dabey den Entwurf davon. König Jakob beſtand darin auf der ſonderbaren Meynung, daß dieſer Vertrag gar wohl mit dem vorjährigen beſtehen könne, was er auch Beaumont hatte bereden wollen. Er verſprach Heinrich den Schluß bis zu Endigung der Angelegenheit, die damals Frankreich und Spanien beſchäfftigten, zu verſchieben. Dies war die Handlungsſache, die damals ſehr betrieben wurde. Indeſſen unterzeichneten die Kommiſſarien dennoch den Vertrag zwiſchen Spanien und England (9), und verwieſen dabey Beaumont wegen der Handlungsſache auf die Ankunft des Connetable von Caſtilien. Man beſprach ſich mit dieſem darüber, als er durch Paris nach London ging. Er veranlaßte aber vorſätzlich Mißverſtändniſſe, um mit dem Kardinal Vuſalo, der bereits daran arbeitete, nichts beſchlieſſen zu dürfen. Noch ſonderbarer war es, daß dieſe Kommiſſarien, ohne Beaumont eine befriedigende Auskunft in dieſer Sache gegeben zu haben, ſich dennoch erlaubten, von ihm die vorläufige Aufhebung der Abgaben im Hafen zu Calais zu verlangen. Beaumont, welcher wußte, daß der König gar nicht geſonnen wäre, jene, ſelbſt nach Abſtellung der dreyßig vom Hundert, womit ſie gar nicht zuſammen hing, je aufzuheben, wich ihrem Vorſchlag aus, indem er ihnen gleiches mit gleichem vergalt.

Der Connetable von Caſtilien kam wieder über Frankreich in den letzten Novembertagen auf ſeiner Rückreiſe nach Spanien, wohin er den geſchloſſenen Traktat mitbrachte. Er kam nach Paris eben, als gleichfalls der Handelstraktat hier geſchloſſen wurde. Er ließ am Tag nach ſeiner Ankunft um Erlaubniß

bitten, dem König aufzuwarten, vor welchem er mit einem Geſicht voll Zufriedenheit und Freude erſchien. Er machte ihm ein ſehr geſuchtes Kompliment, das eben daher vielleicht deſto weniger aufrichtig war. Den Stoff dazu gaben ihm die erſt geſchloſſenen zween Verträge, und er bemühte ſich dabey, ihn zu überreden: da die Könige von Frankreich und Spanien die zween mächtigſten Potentaten in der Chriſtenheit wären, ſo ſey ihre enge Vereinigung ein nothwendiges und unfehlbares Mittel zur glücklichen Ausführung alles deſſen, was ſie vereint unternehmen würden, wobey er viel Aufhebens von dem Bündniß machte, das jederzeit zwiſchen Frankreich und Caſtilien beſtanden hätte. Er verbreitete ſich über die Vortheile dieſer Aſſociation, welche für beyde Kronen einerley Freunde und Feinde machen würde, und über die Mittel, ſie unzertrennlich zu machen. Dieſe beſtanden darin, daß ſie alle Parteylichkeit und Eiferſucht wegen Rang und Vorzug unter ſich verbannen und ihre Anſprüche auf gewiſſe Ländereyen und Städte in Europa gütlich und freundſchaftlich ins klare und aus einander ſetzen ſollten. Er vergaß dabey nicht, dem König vorzuſtellen, daß die Proteſtanten Feinde wären, deren Erniedrigung die gute Politik verlange, und ſchloß ſeine Rede mit einer Darſtellung der Vortheile einer Doppelheurath zwiſchen beyden Häuſern, welche nach den Zeitumſtänden bereits im Himmel beſchloſſen zu ſeyn ſcheine. Als guter Politiker ſetzte er noch hinzu, daß er zu dem allem keinen Auftrag von ſeinem Herrn habe, bat aber um Eröffnung der Gedanken des Königs hierüber, weil er, wenn er ſehen ſollte, daß dieſe obſchon bloß einſeitige Eröffnungen das Glück hätten, Sr Majeſtät Beyfall zu erhalten, dadurch deſto eher Muth bekommen dürfte, ſie auch dem König, ſeinem Herrn, vorzutragen.

Ich war bey dieſer Rede nicht gegenwärtig. Allein es gefiel dem König ſelbſt in das Zeughaus zu kommen, bloß um mir Nachricht davon zu geben. Nachdem er mir die Worte des Spaniers erzählt hatte, hielt er inne, und ſagte mir, er wolle nun erſt wiſſen, was ich darauf geantwortet hätte, und wolle mir alsdann ſagen, was Er darauf geantwortet habe. Ich antwortete Heinrich in einem eben ſo wenig ernſthaften Ton: ich wollte ihm dieß wohl auf der Stelle ſagen, wünſchte es aber bis Morgen zu verſchieben, um reiflicher darüber nachzudenken, damit Er mich keiner Uebereilung beſchuldigen möchte, wie Er dieß oft, wenn meine Reden das Unglück hätten, ihm nicht zu gefallen, zu thun pflege. Er lächelte, und willigte ein, indem er mir einen ſanften Backenſtreich gab, wie er dieß bisweilen bey guter Laune that.

Ich ging am folgenden Tag ins Louvre, um mein Wort zu erfüllen, und fand den König auf der Kapuzinerterraſſe ſpazieren gehend. Wenn er ſich noch eines Worts erinnere, ſagte ich zu ihm, das ich ihm einſt von den Spaniern geſagt, und das Er ſehr artig gefunden habe, daß ſie nehmlich die Werke dem Glauben vorziehen (10); ſo würde Er nicht lange zweifeln, was ich dem Abgeſandten dieſer Krone zu Antwort gegeben haben würde. Nach all den Wort- und Eidbrüchen, durch welche ſich Spanien im Angeſicht von ganz Europa gebrandtmarkt habe, hätte ich die Reden des Connetable von Caſtilien für nichts als einen neuen Kunſtgriff ſeines Königs gehalten, Se Majeſtät mit den vereinigten Provinzen und allen Ihren Proteſtantiſchen Bundsgenoſſen zu entzweyen, um dann dieß Königreich bey einer noch günſtigern Gelegenheit, als ſein Vater gehabt hatte, anzufallen. Da dieſer Streich eine von jenen Schändlichkeiten

war, die man nicht einmal zu bemänteln wagt, ſo rief ich ihn dem König ins Gedächtniß zurück, und ſtellte ihm dabey vor, daß Spanien jetzt vielleicht als Herr mit Ihm reden würde, wenn Ihm nicht England, Holland, und die franzöſiſchen und fremden Proteſtanten geholfen, und wenn ihn ſeine eigne unglaubliche Anſtrengungen und Arbeiten nicht gerettet hätten; der Staatsrath von Madrid gewohnt, auch das Heiligſte in der Religion zu verletzen, mißbrauche den Namen der Eheverbindung, deren Bande nicht fähig wären, ihn abzuhalten — und dabey ließ ich Heinrich noch eine beſondre Bemerkung machen, die mir treffend ſcheint.

Es iſt kein Zeichen einer allzu guten Politik, wie man es gewöhnlich dafür hält, wenn man die Prinzen aus dem franzöſiſchen Haus in andre ungefähr gleiche Häuſer, wie Spanien (11), heurathen läßt. Außerdem, daß auch die engſte Familienverbindung dem Haß weichen muß, welchen die Ehrſucht gegen einen Nebenbuhler einflößt, wird der Vortheil, den man bey ſolchen Verbindungen beabſichtigen könnte, ſchon ſelbſt durch die Betrachtung vernichtet, weil er allzu groß werden könnte. Anders verhält es ſich mit denen, die man mit geringern Häuſern eingeht; bey dieſen kann man wenigſtens ſicher auf alle die Dienſte rechnen, die in ihrem Vermögen ſtehen. Die Ehre einer Verbindung mit dem erſten Haus der Welt macht, daß ſie ſich noch glücklich ſchätzen, auch etwas zu deſſen Verherrlichung und Gröſſe beytragen zu können. Spanien hat in dieſer Methode das Geheimniß gefunden, ſeine Macht beträchtlich auf eine zwar minder ſchnelle, aber auch minder gewagte Art, als mit den Waffen, zu vermehren (12).

Ich denke, um dieß hier im Vorbeygehen zu sagen, nicht wie gewöhnlich über das Salische Gesetz, dieses so berühmte Gesetz, das gleichwohl nirgends geschrieben vorhanden ist, dessen Ursprung aber hinlänglich aus dem Namen erhellt, den es führt, so wie sein Alter selbst aus der Ungewißheit seines Ursprungs (13). Gewöhnlich betrachtet man es als die festeste Grundsäule des Reichs und der königlichen Würde. Was mich betrifft, so haben mich alle meine Betrachtungen darüber veranlaßt zu glauben, daß schon allein die Lage Frankreichs und die andern Vortheile, die es von der Natur empfangen hat, hinreichende Gründe des Vorzugs sind, den es vor allen andern Europäischen Staaten behauptet, und daß das Salische Gesetz, weit entfernt, dazu beyzutragen, vielmehr oft der Möglichkeit, diese Vorzüge durch solche zu erhöhen, welche noch dazu kommen könnten, im Wege stand. Man lasse auch einen auswärtigen Herrn durch Vermählung mit der Thronerbin König von Frankreich werden. Dem ersten König aus diesem Geschlecht wird man vielleicht noch den Teutschen, Italiener, Spanier oder Engländer anmerken. Allein da man durchaus nicht zu fürchten hat, daß er je in Versuchung gerathen sollte, den Sitz seines Reichs aus einer Stadt weg zu verlegen, welche alle Könige der Welt zu ihrer Residenz wählen würden, wenn es in ihrer Willkühr stünde, so wird dieser erste König oder ausländische Fürst bald völlig einheimisch werden, und von der ersten Generation an wird ohnehin seine Nachkommenschaft ganz französisch seyn. Das Haus Oestreich auf Spaniens Thron, und das Haus Stuart auf dem Englischen sind auffallende Beyspiele hievon. Dieser Fürst, der erste ausländische König, wird inzwischen unzertrennlich alles mit unsrer Krone vereinigt haben, was er zuvor für sich besaß. Indem also das

Salische Gesetz verbietet, daß das Königreich Frankreich, um mich seines Ausdrucks zu bedienen, nicht auf die Kunkel fallen solle, benimmt es ihm ein Mittel sich zu vergrößern, und zwar ein Mittel das um so weniger zu verachten wäre, da es, so ganz von Gewaltthätigkeit entfernt, keinen Grund noch Vorwand zum Krieg veranlaßt. — —

Meine Antwort für den spanischen Connetable war sehr nach Heinrichs Geschmack. Er versicherte mich, daß ihn derselbe Geist bey der seinigen beseele, daß er sie aber nur in schön und prächtig klingende Ausdrücke eingekleidet habe, um den Castilianer seine Entwürfe nicht argwöhnen zu lassen (14).

Diese hinderte zwar das sehr, was itzt in London zwischen England und Spanien vorgegangen war; doch ohne alle Hoffnung zur Ausführung derselben ganz abzuschneiden. Sie waren noch nicht so weit, daß man ernstlich hätte Hand anlegen können. In politischen Dingen kömmt alles auf Zeit und Geduld an. In dem Kardinal Busalo fand ich alles, was ich schon lange von Rom gesucht hatte. Ich trug auch kein Bedenken, ihn merken zu lassen, was einst kommen könnte; überzeugt, daß das Königreich Neapel, womit ich dabey den heiligen Stuhl bedachte, ein hinreichender Beweggrund wäre, diese Eminenz in Ansehung des anvertrauten Geheimnisses verschwiegen zu machen, und selbst zur Beyhülfe zu bewegen. Er schien mir übrigens auch mit dem Geist der ächten Politik begabt. Spanien öffnete durch die erst kürzlich vorgenommene Besitzergreifung der Festungen Porto Ercole, Orbitello, Talamone, Piombino, Final und Monaco wider Willen den Pabst die Augen. Hätten die Römer in allen diesen Erweiterungsversuchen nicht die Vorbothen ihrer eignen nahen Unterjochung

jochung geſehen, ſo hätten ſie wirklich ganz blind und fühllos ſeyn müſſen. Es erhellt hinlänglich aus den Schritten, die man von Clemens VIII ſah, daß er ſehr dieſer Meynung war. Dies war ein Papſt, wie ihn Heinrich brauchte. Der König beſtrebte ſich aber auch dafür, ſich ihm bey jeder Gelegenheit gefällig zu zeigen, und hatte ihm einen ſchönen Beweis davon dadurch gegeben, daß er den Prinzen Condé zu ſich nahm, um ihn in der römiſchen Religion erziehen und unterrichten zu laſſen.

Auf die teutſchen Fürſten machte man nicht weniger günſtige Eindrücke. Der König befahl mir, den Geſandten des Herzogs von Wirtemberg gut zu behandeln, um ihn zum Freund zu machen. Wiewohl er wegen des Herzogs von Bouillon nicht Urſach hatte, mit dem Kurfürſten von der Pfalz zufrieden zu ſeyn, machte er ihm doch keine Schwierigkeiten über die Auszahlung einiger Gelder, welche man dieſem Kurfürſten noch ſchuldig geblieben war, und um welche deſſen Miniſter nachſuchten. Heinrich machte dabey keine andre Bedingung, als daß der Kurfürſt ſeinen Sohn von Sedan wegnehmen möchte. Was die vereinigten Provinzen betrifft, ſo waren ſie zwar von England verlaſſen, doch wenigſtens nicht angefeindet, ſo daß wie es beynahe nichts in ihrer Lage veränderte, da ihnen dieſe Krone faſt nie einigen Beyſtand geleiſtet hatte. Wenn man die Staaten ſo wie Spanien, nach der Eroberung von Oſtende und l' Ecluſe ausruhn ſah, ſo war dies blos Folge der Ermüdung und Erſchöpfung, und nicht von langer Dauer. Folglich blieb dies Mittel zur Kräftevertheilung der feindlichen Macht immer noch auf lange Zeit ſicher, wenn Frankreich nicht Spanien angreifen wollte.

Ich habe etwas von einem Streit zwischen Stoa und den Graubündtern (15) einfliessen lassen, der in diesem Jahr Aufsehen genug erregt, und verschiedene Schriften darüber veranlaßt. Ich will die Sache hier vorlegen.

Die Schweitzer haben zu Nachbarn und Bundesverwandten die drey Stämme der Graubündter, die dreyzehn Gemeinheiten des obern und untern Wallisser Landes, die aus vier und sechzig Pfarreien bestehen, worein der Bischoff, den sie selbst ernennen, Herr ist; dazu kommen St. Gallen, Genf, Neufchatel, Baden und andere Reichs- und Nicht-Reichsstädte, die sich an die Schweitzer anschliessen, unter der Bedingung, sie bey ihren Gerechtsamen zu erhalten. Sie sind unter neun Landvogteyen begriffen.

Die Graubündter, von denen hier allein die Rede ist, bewohnen die Alpen, und das was man das Veltlin nennt, ein Thal, oder eigentlicher eine Art von breiter Gruben, zwischen dem Fuß der Italienischen und dem der deutschen Alpen. Es hat in seiner größten Breite nicht über eine kleine französische Meile, und ungefähr dreyßig in der Länge, von Tirol bis auf den Comer See. Der ganze Grund wird von der Adda bewässert, die ihn durchströmt, und, angeschwellt durch alle die Bäche, welche vom Gebirge fließen, da wo sie in den Comersee fällt, nicht schmächer ist als die Marne. Dies Thal begreift ungefähr hunderttausend Einwohner, beynahe alle Römischkatholischer Religion, und ist sehr fruchtbar an Korn, Wein, Fruchtbäumen und Weide. Seine Grenzen sind gegen Morgen die Grafschaft Tirol, an die es stößt, wie wohl die Zugänge von dieser Seite, sehr enge und beschwerlich sind; gegen Mittag Bergamo und Bergamo im Venetianischen Gebiet. Die Gebirge

gestatte die es kaum nennt, ist hier ebenfalls sehr
il, und das Erdreich so rauh, daß es an vielen Stel-
n Stunde hin unzugänglich ist, die beiden Ausgän-
von Tirol in das Bergamaskische Gebiet und von
Lerben in das von Bergamo ausgenommen. Eine
iche Kette von Alpen, die von den Graubündtnern
ißt bewohnt werden, schließt die mittägliche Sei-
. Die ganze Gegend ist so beschaffen, daß wer von
Mitternacht herunter nach Italien will, keinen Weg
ehin findet, außer denen, welche durch das Thal
ab gegen Untergang durch eine Ebene, wo der
Lecco See liegt, zwischen dem Mailändischen und
Veltlin gegen das Mailändische wieder herausgehen.

Dicht nun ist dann die Stelle, wo der hier die
Adda ist. Sechshundert Schritte vom Lecco See
zum Spanien möglich ein Fort aufführen lassen, das
nach dem Namen dessen, der den Auftrag zu diesem
Gebäude bekommen hatte, das Fort Fuentes hieß.
Es war auf einem zweyhundert Fuß hohen Felsen,
der die ganze Gegend beherrscht, welche das Mai-
ländische von Veltlin scheidet, und eigentlich durch
Abreißung und sammtige Mauer dergestalt ganz unweg
sam gemacht wird. An Ufer des Sees, der hier
nicht über zwey bis dreyhundert Schritte breit ist,
ließ Spanien noch eines, dem andern gegen über,
aber etwas kleiner, anlegen, und um diesen Paß vol-
lends ganz zu sperren, hatte es zwischen beyden, vom
Fuß des Berges bis an den See tiefe Gräben ziehen
lassen. Die Festungswerke dieses Schlosses waren
mit Sorgfalt und Wissenschaft angelegt, nach Beschaffen-
heit des Felsen, welcher übrigens vergnügsam in der
ganzen Gegend bestritten werden konnte.

Unmöglich können die Graubündter eine solche
Unternehmung mit freundlichen Augen ansehen; denn
ob-

wissen die Spanier bezeigten, oder sich stellten, daß sie bey Anlegung dieses neuen Werks an sie keinen Gedanken hätten, und, um zu zeigen daß sie keine Absicht auf das hätten, was ihnen nicht gehörte, einige zu weit vorgerückte [illegible] Werke wieder zuwerfen liessen, so war es doch nur allzu sichtbar, daß ihre Absicht keine andre sey, als durch das Veltlin einzubrechen, um die Italienischen Staaten mit den Teutschen zusammen zu hängen, und unterdessen den Italienern den Durchgang nach Italien durch diesen Paß zu sperren, für Schweitzer Graubündten und ihre Bundsgenossen, die Franzosen, alle Kommunikation mit Venedig zu hemmen, und die Graubündter dahin zu bringen, daß sie mit ihnen kapitulieren und sie für ihre Herrn erkennen mußten.

Spanien hatte ihnen bereits Proben von diesem letztern Verhalten gegeben. Die protestantische Parey war bis dahin die herrschende in den drey Einungen gewesen, weil sie aus den besten Gegenden bestanden, und ihre Mitglieder die mächtigsten Leute waren. Diese nun hingen sehr an Frankreich, und waren Todfeinde von Spanien; ohne daß übrigens die Religionsverschiedenheit die Ruhe unter ihnen selbst gestört hätte, weil sie einsahen, daß ihre Stärke auf dieser Einigkeit beruhte. Die Spanier fanden Mittel diese zu trennen, indem sie in diese Gegenden ihre geistlichen Emissare, Jesuiten und Kapuziner schickten, welchen es durch Überredung, Geld, Versprechungen leicht gelang, beyde Theile an einander zu hetzen, und die Katholischen über die Regierungsart ihrer Landsleute bewegte eben so sehr mißvnügt zu machen, als sie ihnen Haß gegen den Glauben derselben beybrachten.

Die

Die Entfernung der Gemüther zeigte sich zuerst darinn, daß der Schluß der Berathschlagungen in der Versammlung der Katholiken zu Baden zum erstenmal verschieden von dem der Protestanten ausfiel, die sich zu gleicher Zeit in Aarau versammelt hatten. Die einen forderten, daß man diejenige verfolgen solle, welche das Geld des jenseitigen Weines angegriffen hatten und erklärten Vorstellschreiben gegen sie; die andern unterstützten sie öffentlich. Die Katholiken sahen sich endlich am stärksten, und brachen gegen die Reformirten los, so daß sie diese ganz aus einigen kleinen Kantons verjagen wollten, unter dem Vorwand, daß sie das Land den Franzosen hätten in die Hände spielen wollen, was ihnen doch gar nicht in den Sinn gekommen war; wiewohl den Franzosen übrigens was hier vorging nicht gleichgültig seyn konnte, weil sie eben so wie Venedig dabey sehr interessirt waren. Wir hatten lange Zeit den Sieur Pakel als Gesandten bey ihnen gehabt. Mit ihm hatten die Graubündner sich so zufrieden bezeugt, daß sie um einen, der ihm gleiche, baten; und da sie zu einer Zeit, wo sie gute Gesinnungen hegten, verlangten, daß er sie auch in der Kriegskunst zu unterrichten Fähigkeit haben möchte, so schickte man ihnen de Vic mit dem Befehl für ihn und Lamare der denselben Posten in Venedig bekleidete, nichts ohne einander zu thun.

Das beste und klügste wäre gewesen, den Eidgenossen mit gemeinsamer Hand beyzuspringen, um die Erbauung des Forts Fuentes zu verhindern, oder wenigstens sie mit Mitteln zu unterstützen, um auf ihrer Seite ebenfalls eines anzulegen, durch welches jenes unnütz gemacht worden könnte. Man fühlte dies wohl und es wäre nicht das erstemal gewesen, daß der König in diesem Lande Geld ausgetheilt hätte.

Mein

Allein die Graubünder hatten alle diejenigen kaltsinnig gemacht, welche Antheil an ihnen genommen hatten. Statt dem König für alle die Summen Dank zu wissen, die er unter sie ausgetheilt hatte, erhielt man von ihnen nichts als Klagen, daß sie so übel vertheilt würden, und daß man dies Geschäft nicht ihren Staatsdienern überlasse. Die Venetianer waren aus andern Gründen, welche Canaye dem de Vic eröffnete, eben so wenig mit ihnen zufrieden, und die Schweizer hielten es ihnen bey weitem nicht mit ihrem gewöhnlichen Eifer. Diese hatten sich durch eine freundliche Aufnahme können lassen, die ihren Gesandten in Mailand widerfahren war, und man gab selbst wenigstens nicht, daß die fünf Cantone von Luzern, Schweiz, Zug, Uri und Unterwalden ihr Bündniß mit Mailand würden erneuern.

Indessen schien doch bey dem allem die Freyheit der Graubünder auf dem Spiel zu stehen. Ein Punkt, der gar nicht zu vernachlässigen war. Noch konnten die Spanier gar nicht darauf pochen, daß es ihnen gelungen würde, dem Schweizer Rath die Augen zu verblenden, so schiefe Begriffe sie auch von dieser Staatsklugheit haben mochten. Eigentlich kam alles darauf an, was man auf dem großen auf den 1.. Januar nach Chur ausgeschriebenen Landtag ausrichten würde, und keiner der respektiven Theile, die darum die Entwicklung der ganzen Sache erwarteten, ermangelte einen vertrauten Mann dahin abzuschicken. Antonio Capol kam von Seiten des Grafen von Fuentes dahin. Ihn lief durch Memartin und de Vic die Schreiben Sr Majestät dahin bringen, welche noch nicht öffentlich bekannt gemacht waren, weil Canaye berichtete, daß die Majestät Vertrag in Ansehung der Graubünder ganz

andre Gesinnungen hege, als Se Majestät, und es ein Hauptpunkt in der Instruktion unsrer Gesandten war, in allen Forderungen einstimmig zu Werk zu gehen. Die Französischen und Venetianischen Gesandten begnügten sich also, unter der Hand zu wirken, und erschienen beynahe gar nicht. Ihre Unthätigkeit mußte eigentlich dem Grafen von Fuentes freyes Spiel geben. Dennoch konnte Alphonso Lazul mit allem diesem und allen seinen Bestrebungen und Bewegungen nicht verhindern, daß seine Partey durchfiel. Der Schluß des Landtags fiel dahin aus, daß die Einungen nichts von einem Vergleich mit Spanien hören wollten, so lange nicht erst das Schloß Fuentes geschleift, die Handlung und der Paß frey und alles überhaupt wieder in seinem vorigen Zustand versetzt wäre. Der Bund mit Frankreich erhielt dabey eine neue Bestärkung. Freylich war noch ein großer Schritt von diesen Entschließungen zur Sache selbst; und die Spanier hatten noch Mittel genug, den Graubündnern zu schaffen zu machen. Montmartin kam nicht zurück, ohne zuvor aufmerksam alles was den Streit veranlaßt hatte, untersucht und auf meinen Befehl das Herz und die innigste Gegend aufgenommen zu haben. Auf seinem Bericht und seine Erzählung gründet sich was ich hier davon beygebracht habe.

Eine, dieser gänzlich ähnliche Streitigkeit, nur daß sie Se Majestät selbst anging, erhob sich in diesem Jahr in Ansehung der Brücke von Avignon. Die berühmte Brücke wurde baufällig und war nahe am Einstürzen, weil man schon lange die nöthigen Ausbesserungen daran unterlassen hatte. Der Grund hievon lag darin, daß die Zirkumstände Frankreich nicht gestatteten, einen Streitpunkt zwischen dem König und dem Papst zu erörtern, ohne dessen Entscheidung

ſcheidung nicht Hand an das Werk gelegt werden konnte. Der Pabſt behauptete nehmlich als Eigenthumsherr von Avignon auch von dieſer Brücke, der Furth an der Rhone und der Schiffarth darauf zwiſchen Avignon und Villeneuve, folglich von allem dazu gehörigen Rechten Herr zu ſeyn (16). Da die Ausbeſſerung der Brücke nicht geſtattete, die Unterſuchung, wem, Sr Majeſtät oder dem Pabſt? ſie zuſtehe, weiter zu verſchieben, ſo wollte der König, daß die Frage endlich einmal für allemal ausgemacht würde, und da ſie ganz in mein Fach einſchlug, ſo wurde ſie mir aufgetragen. Ich bin daher im Stand, dem Publikum genaue Rechenſchaft davon zu geben.

Das in Frankreich angenommene Geſetz hat zu keiner Zeit den Uferbewohnern der Rhone, ſelbſt wenn ſie Souverains waren, wie z. B. der Dauphin, der Herzog von Savoyen, der Graf von Provence und der Fürſt von Oranien darunter ſind, irgend ein Recht über das Gewäſſer und den Lauf dieſes Fluſſes zugeſtanden. Die Frage iſt alſo nur, ob der Pabſt, welcher ebenfalls einer von den Uferbewohnern der Rhone iſt, ſich in dem Beſitz eines Rechts befinde, ſie ſich, vermöge einer beſondern Verleihung, eine Ausnahme von dieſer Regel zu verſchaffen.

Dieß zu entſcheiden, ließ ich die Reichsarchive, die alten Urkunden von den Kreuzherrn, die Regiſter der Seneſchauſſee von Nimes und alle Urkunden der Provinz nachſchlagen. Ich ließ durch verſtändige und rechtſchaffene Kommiſſarien eine Lokalinſpektion vornehmen. Es blieb nach allen dieſen Bemühungen ausgemacht, daß die Regel, nach welcher Flüſſe unter den Uferbewohnern in gleiche Theile gehen, gegen den König von Frankreich nicht anwendbar ſey, daß

er

er vielmehr hierin bey der Rhone eine doppeltes Recht genieße, und als Souverain das Bette, den alten und neuen Kanal derſelben nebſt allen zugehörigen Gerechtſamen ausſchließlich beſitze. Unter den Provinzen, durch welche dieſer Strom fließt, iſt Languedoc diejenige, wo dieß Recht am wenigſtens zur Anwendung kommt, weil ſie ein altes Kronlehen iſt, das nie von Frankreich getrennet wurde, und das die Grafen von Toulouſe jederzeit in dieſer Eigenſchaft beſaßen. Hierin iſt Languedoc von Dauphine und Provence, als neuen Erwerbungen, verſchieden; wie nicht übrigens weder dieſer Grund, noch der, daß dieſe zwo Provinzen als Apanage oder Mitgabe verlaßen werden können, hindern kann, Provence und Dauphine, vermöge des unſern Königen unveräußerlichen Hoheitsrechtes unter derſelben Regel, wie die Rhone, zu begreifen. Eine Menge zu Gunſten der Könige gegen die Uferbewohner der Rhone ergangener Parlamentsſchlüſſe beſtätigen es ihnen noch, und der mit dem Herzog von Savoyen nach dem letzten Krieg errichtete Vertrag ſetzt es förmlich feſt. Was die Sache für den Pabſt in Anſehung Avignons zweifelhaft machen konnte, war folgender Umſtand:

Ein Kapital von viertauſend Pfund war ehemals von den Königen von Frankreich für die Ausbeſſerungen dieſer Brücke beſtimmt. Dieß Kapital wurde nachher an Hoſpitaliter Ordensleute überlaßen, welche ſich die Brückenhoſpitalbrüderſchaft von Avignon (Frères deſſervans l'hôpital du pont d'Avignon) nannten, weil wirklich dieß Spital auf die Brücke ſtößt, und man ſie zugleich mit allen Gerechtſamen, die dem König davon zukommen könnten, gegen das Verſprechen belehnte, daß ſie nichts unterlaßen würden, die Brücke im Stand zu erhalten.

Sie genossen diese Einkünfte und diese Rechte sehr lange, allein ohne daß die Brückenaufseher an die Erfüllung ihrer eingegangenen Verbindlichkeit dachten. Endlich war dieser erste Fond zerstreut und verlohren, ohne daß man wußte: wie? und während dieser Zeit machten die päbstlichen Beamten mehrere Versuche, sich in den Besitz der Brücke und der Gerechtsame zu setzen. Am geschicktesten dazu schien ihnen die freywillige Uebernahme der darum nöthigen Ausbesserungen. Sie wollten von Zeit zu Zeit daran arbeiten; allein obschon das Conseil Sr Majestät gegen diesen anmaßenden Schritt nicht alles verfügte, was es sollte, so wurde den Unternehmern doch jedesmal widersprochen, und sie mit ihrem Gesuch ab- und zur Ruhe verwiesen. Lauter Beweise für das unläugbare Recht Sr Majestät.

Ich ließ zu Beendigung dieses ganzen Streits einen endlichen Beschluß abfassen, in Gemäßheit dessen die Rhone samt ihren Inseln, Furthen, Wasserfall und Geleite, Gerechtsamen und Zubehörden einig und allein dem König seyn und verbleiben sollen, vermöge aller Hoheits- Domainen- und Eigenthumsrechte der Krone. Dem zu Folge ließ der König die Brückenverbesserung und die Untersuchungen zur Entdeckung des ersten verlohrnen Fonds anfangen, und so wurde diese Angelegenheit beendigt, welche bequem so wichtig in Ansehung des Herzogs von Savoyen als des Pabsts war.

Der König brachte auch die Grafschaft St. Paul an sich, eins von den Gütern, womit der Herr Graf von Soissons abgefunden worden war. Da dieser Herr sich in einem Abgrund von Schulden sah, entschloß er sich diese Grafschaft zu verkaufen, um seine Gläubiger zu befriedigen, die ihn sehr drängten.

Er

Er hielt ohne Zweifel dafür, daß es ſich, nachdem ihm ſeine Gemahlin einen Erben gebohren hatte, jetzt nicht mehr für ihn ſchicke, einen unordentlichen Lebenswandel fortzuſetzen. Er empfieng mit ſeiner ernſten ſpaniſchen Miene das Glückwunſchungskompliment des Königs wegen dieſer Geburt, und ſchickte dann Guilloumire an ihn, um ihm ſeine Grafſchaft St. Paul antragen zu laſſen. Heinrich ſah bey dieſer Erwerbung zuerſt auf ſeine Luſt dazu, und dann auf die Unſchicklichkeit in Anſehung der Huldigung, wenn ſie in die Hände eines fremden Fürſten kommen ſollte. Er nahm alſo den Antrag des Herrn Grafen wohl auf, und machte ihm darauf, um ihn mit ſeinen Gläubigern aus einander zu ſetzen, einen beträchtlichen Vorſchuß, bis man wegen des Preiſes mit ihm übereingekommen ſeyn würde.

Da der König nachher der Sache ernſtlicher nachdachte, ſo ſchrieb er, ohne mir bis dahin etwas von dieſem Kauf geſagt zu haben, an den Herrn Grafen von Soiſſons, er möchte zu Caumartin und mir kommen, denen er die Sache übertragen habe. Mir ſchrieb er zu gleicher Zeit, und befragte mich um meine Meynung davon. Ich war nicht ganz gegen den Kauf, von dem mir Villeroy ſchrieb, daß er dem König ſehr am Herzen liege; im Gegentheil diente ich dem Herrn Grafen ſo gut ich konnte. Allein ich fand, daß dabey in Anſehung der Form mancherley zu beobachten wäre. Da die Sache das Anſehen gewann, daß ſie ſobald nicht zu Ende kommen würde, trat ich unterdeſſen meine Reiſe nach Poitou an, während welcher Heinrich, der nur ſeiner Ungeduld folgte, überzeugt, daß dabey nie viel gewagt würde, den Handel durch die Herrn von Bellievre, Villeroy, Silleri und Maiſſes vornehmen ließ, welche durch einen

Tauſchkontrakt den Kauf mit dem Herrn Grafen abſchloſſen. Bey meiner Rückkunft ſagte mir der König dieß, und ich bezeugte ihm mein Befremden, daß man ſo eilig in der Sache geweſen war. Er wollte meine Gründe wiſſen, und machte mir ſogar eine Art von Vorwurf darüber, daß ich mich gegen die Erwerbung eines Guts erklärte, das aus den Händen meiner Ahnen an die Vorfahren des Herrn Grafen gekommen war. Aus eben dieſem Grund hatte ich genauere Kenntniß davon als ſonſt jemand, und ſtellte dem König folgendes vor:

Zur Zeit als dieſe Grafſchaft noch bey den Grafen dieſes Namens war, waren große Streitigkeiten darüber entſtanden, ob ſie von der Grafſchaft Boulogne oder Artois, d. h. von Frankreich oder Spanien zu Lehen gehe. Da dieß eine von den Sachen war, deren Auseinanderſetzung nicht ſehr leicht iſt, ſo wurde in den letzten Verträgen Franz I und Heinrichs II mit Spanien ausgemacht, daß bis auf anderweite Uebereinkunft den Herrn von St. Paul freyſtehen ſolle, nach eigenem Gefallen von einer der beyden Grafſchaften die Lehn zu empfangen. Die folgenden Grafen von St. Paul zogen den Lehnhof der Grafſchaft Artois vor, und gaben durch dieſen Vorzug Spanien eine Art von Recht, worüber der Krieg wieder ausbrechen konnte, ſobald der König von Frankreich als Beſitzer dieſes Lehns, erklärte, nur von der Grafſchaft Boulogne, alſo bey ihm ſelbſt, das Lehn zu empfangen, wie er doch ohne eine Art von Erniedrigung nicht anders konnte. Es war traurig, den Krieg über eine ſo unbedeutende Kleinigkeit wieder anzufangen, und ſchimpflich ihn dadurch zu vermeiden, daß man ſich darein ergab, einer Krone zu huldigen, die ſelbſt Frankreich

sich huldigen sollte. Der König gab zu, daß ich Recht habe. Der Ausweg, den man einschlug, war, daß man den ersten Kontrakt kassirte, und einen andern unter dem Namen eines dritten aufsetzte, und eine Erklärung verschob, bis die Sachen dahin gediehen seyn würden, daß man sie ohne Nachtheil zu befürchten machen könnte.

Die Sache wurde in Fontainebleau abgemacht, wo sich Heinrich in diesem Jahr lange aufhielt. Er ließ den Dauphin und seine andre Kinder von St. Germain dahin kommen. Erst sollte der Dauphin nicht über Paris kommen; allein ich ließ ihn seine Meynung ändern. Die französischen Prinzen übernachteten in St. Cloud, gingen mit ihrer Hofmeisterin, Madame de Montglat, durch Paris, und begaben sich über Savigny nach Fontainebleau.

Der König ließ denjenigen von seinen natürlichen Söhnen, welcher Alexander Monsieur hieß, in den Malteser-Orden aufnehmen (17). — Von Fontainebleau aus ertheilte er seine Befehle für sein Bauwesen. Man verschwendete daran eben so viel als in den vorigen Jahren und noch mehr, weil jetzt die für die neuen Fabriken bestimmten Gebäude dazu kamen. Ich mußte gehorchen, und gehorchte ungern, ohne ein Wort zu sagen. Ich erinnre mich nur noch, daß, als zu eben der Zeit eine Menge geistlicher Orden in Frankreich eingeführt wurden (18), ich dem König in Ansehung der Einen das Beyspiel Karls des Großen, in Ansehung der Andern das der Römer anführte.

Da Mahomet III an der Pest gestorben war, so ernannte Achmet sein vierzehnjähriger Sohn und Nachfolger, seine Großmutter, um das Murren über die schlechte Regierung, woran sie Schuld war, zu

ſtillen. Sinan Baſcha, der dieſer Fürſtin zum Rathgeber gedient hatte, wurde vorgeladen, um von ſeinen Betragen Rechenſchaft zu geben, entfloh aber, ſtatt zu erſcheinen. — Perſien, das mit dieſer Macht im Krieg war, benutzte dieſe Verwirrung, um ſich einiger Städte zu bemächtigen. — Unſer Geſandter bey der Pforte war Herr von Saligna.

Zwanzigſtes Buch.

1605.

In der beym Parlament anhängigen Rechtsſache gegen die Grafen von Auvergne, Entragues und die Marquiſe von Verneuil erfolgte zu Anfang dieſes Jahres ein Endurtheil, wodurch den beyden Grafen das Schwert, der Marquiſe lebenslängliche Verwahrung in einem Kloſter zuerkannt wurde. Die erſte Nachricht davon erhielt ich aus dem Munde des Königs, der deswegen nach mir geſchickt hatte. Er zog mich gegen den Balcon der erſten Gallerie im Louvre beyſeite, und fragte mich, was ich wohl glaube, daß dieſe Behandlung für einen Eindruck auf ſeine Geliebte machen werde? Ich fragte ihn dagegen, ob er bey dieſer Frage wünſche, daß ich ihm frey die Wahrheit darauf ſagen möchte. Ja, ja, antwortete Heinrich, fürchten Sie nicht, daß ich darüber verdrüßlich werde, ich bin nicht erſt ſeit heute Ihre Freyheiten gewohnt. — Ich ſagte ihm denn, daß er ſelbſt ſich beſſer als ſonſt jemand ſeine Frage beantworten könnte. Er ſehe gewiß ein, daß die Marquiſe ihre

Zuflucht

Zuflucht zu Unterwerfungen, Bitten, Thränen nehmen werde, wenn Er ihr Urſache gegeben hätte, zu glauben, daß Er durch einen gerechten Unwillen von ſeiner Leidenſchaft geheilt ſey; daß ſie hingegen nichts von ihrem erſten Trotz nachlaſſen werde, wenn ſie muthmaßen könnte, daß Ihn bloß Verdruß und Empfindlichkeit eines Verliebten ſo habe handeln laſſen.

Ich geſtand ihm hierauf frey, ich ſey überzeugt, die Frau von Verneuil möchte ſich entſchließen zu welchem von dieſen beyden Wegen ſie wollte, ſo würde es immer auf Eines hinauslaufen. Dieß aus verſchiedenen Gründen, unter denen mir ſeine natürliche Geneigtheit zum Vergeben und die Rückſicht auf die mit ihr gezeugten Kinder nur die geringſten ſchienen. Ich wünſchte, ſagte er, daß Sie zu ihr gingen, um zu ſehen, was ſie Ihnen ſagen, und ob ſie Sie nicht bitten wird, bey mir für ſie Fürbitter zu werden. Ich bat Ihn inſtändigſt und ernſtlichſt mich mit dem Beſuch und mit der Fürbitte zu verſchonen. Ich war wirklich müde, ſo oft eine immer unnütze Rolle zu ſpielen, und wollte es nicht vollends ganz mit der Königin verderben, welcher man mich, obſchon ich jederzeit ihren Vortheil gegen ihre Nebenbuhlerin unterſtützte, dennoch als einen verſchmitzten Betrüger und ſchmeichleriſchen feilen Kundſchafter Heinrichs geſchildert hatte. Ich hatte Beweiſe, daß man der Königin ſeit einem Monat ſolche Reden hinterbracht hatte. Ich ſagte es dem König, und nannte ihm drey Perſonen, die ſie geführt hatten. Dadurch machte ich ihm begreiflich, daß es nur noch eines ſolchen Schrittes bedürfe, wie der, welchen er von mir verlangte, um mir künftig alle Mittel zu benehmen, ihm bey die er Dame in Gelegenheiten zu dienen, von denen er wiſſe, daß ſie nur zu oft vorkämen. Wir ſtritten

uns, Heinrich und ich; allein ich drang durch, und überließ einem andern, ſich bey dem Herrn durch Mittel einzuſchmeicheln, die zwar unfehlbar waren, gegen die ich aber ſtets Widerwillen empfunden hatte. Daß ich noch einigen Antheil an dieſer Sache nahm, geſchah bloß um zu verhüten, daß ſie nicht ſo ſchimpflich für den König ausfallen möchte, als ich vorausſah, daß es kommen dürfte.

Es fehlte Ihm nicht an Höflingen, die ihn nach ſeinem Geſchmack bedienten. Die Hofſitte zeigte ſich dabey in ihrem ſchönſten Lichte. Sobald man hier bemerkt hatte, daß der König ſich weder von ſeiner Geliebten losmachen, noch über die Königin wegſetzen konnte, ſo wußte dieſe Rotte freywilliger Sklaven aller Begierden und Leidenſchaften des Herrn ihre Schritte, Worte, ſelbſt ihre Mienen darnach einzurichten. Niemand wagte, weder der Königin, noch der Marquiſin zu widerſprechen. Man gab ſich alle Mühe, die eine oder die andre bey dem König zu entſchuldigen, je nachdem der Auftrag beſchaffen war, den man von ihm erhalten hatte. Man diente ſeinem Zorn nur halb, um von beyden Seiten auf alle Fälle eine Rechtfertigung bereit zu haben. Sigogne war von dem König an mich geſchickt worden, um mir einen ſehr ſtrengen, in äußerſt harten Ausdrücken abgefaßten, Befehl, die Marquiſin betreffend, zu bringen. Er trug kein Bedenken, mir die Hälfte davon zu unterſchlagen. Und, was das ſonderbarſte iſt, Heinrich wußte dieß, ſagte mir es ſelbſt, und bediente ſich nichts deſto weniger ſolcher Perſonen. Wenn die Schwäche von ſeiner Seite weit ging, ſo wurde er auf der andern Seite durch die Schmeicheley ſeiner Höflinge noch weiter geführt. Nie konnte man beſſer ſehen, bis zu welchem Grade dieſe ſinnreich und zugleich kriechend, niederträchtig und armſelig iſt. —

Niemand

Niemand wurde durch das Verfahren Heinrichs gegen die Marquiſin von Verneuil irre geführt. Man war aber darum nicht weniger darüber erſtaunt, daß ihre Begnadigung ſich auch auf die beyden Schuldigen erſtreckte, die von der allgemeinen Stimme bereits zur Strafe des Marſchalls von Biron verurtheilt waren. Die Strafe des Grafen von Auvergne (1) wurde in ein ewiges Gefängniß in der Baſtille verwandelt, wo er freylich dießmal Zeit hatte, Langeweile zu empfinden (2). Die des Vaters der Dame war Verweiſung auf ſeine Güter; ſie ſelbſt erhielt völlige Begnadigung und ſchrieb noch die Bedingungen dabey vor (3).

Dieſer Prozeß konnte zwiſchen dem König und ſeiner Geliebten nicht abgethan werden, ohne einen andern zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlin zu verurſachen, welche in dieſer neuen Gefälligkeit des Königs, ihres Gemahls, eine ſchöne Gelegenheit zu ſchreyen und ſich zu entrüſten fand. Man mußte ſie zu beſänftigen ſuchen, und der König wußte abermals bey dieſer Gelegenheit ſich an mich zu wenden. Alle andren mühſamen Aufträge waren Spielwerk gegen einen ſolchen. Alle Augenblicke gab es dabey bald dieſe Reden zu rechtfertigen, bald jene Schritte von ihrer unſchuldigſten Seite darzuſtellen, bald neue Vortheile zu vereinigen. Tag und Nacht, alles wurde dazu genommen. Kaum glaubte man die Ruhe hergeſtellt zu haben, ſo erhob ſich plötzlich wieder ein Sturm, der alles niederriß. Ich fand bey meiner Zurückkunft von Limoſin gegen das Ende des Jahres mehr Zwiſt und Verwirrung in Fontainebleau als je. Was zu thun gegen ein unheilbares Uebel, als — es bemeinen und ſchweigen? Dieß that ich. Ich nahm ſogar alle Briefe beyſeite, welche mir der König in dieſer Angelegenheit geſchrieben hatte, und ließ keinen in den Hän-

den meiner Sekretäre, vor denen ich auch, aller ihrer Bitten unerachtet, alles geheim hielt, was mir der König in diesem ganzen Zeitraum vertraut hatte. Einen von ihnen, den ich in mein kleines grünes Kabinet geschickt hatte, um mir einige Papiere zu holen, traf ich über einem solchen königlichen Brief, und zwar einem der wichtigsten an, den ich ihm wegriß. Ich verfahre jetzt in demselben Geist, indem ich dem Publikum die Kenntniß aller dieser Verworrenheiten entziehe. Was würde man auch daran sehen, als eine unnütze Aufzählung von Zuträgereyen und Vorwürfen, von Eifersucht und gewaltsamen Entwürfen? Alles Dinge, von denen ich glaube, daß der Leser ihrer herzlich müde seyn müsse.

So wie man den Grafen von Auvergne kennt, wird man leicht glauben, daß ihm der Aufenthalt in der Bastille nicht sehr behagt haben mag; eben so wenig dem Entragues die Muße, die man ihn wider seinen Willen genießen ließ. Man entdeckte sechs Monate darauf, daß der Graf von Auvergne mit seinem Stiefvater, der wahrscheinlich Mittel gefunden hatte, bis in sein Gefängniß zu dringen, Mittel zu seiner Flucht aus der Bastille verabredet hatte. Die Nachricht wurde durch den, welcher sie brachte, einen gewissen le Cordier, so genau gegeben, daß der Grand-Prevot wirklich in dem Holz von Malesherbes die Stricke, Rollen, und andre Werkzeuge zu einem Flaschenzug fand, dessen man sich dabey bedienen wollte. Man nahm nun den Entragues aufs neue gefangen, und verhörte ihn in seinem Hause. Dieser behauptete, daß er nicht schuldig sey, dem Grand-Prevot Rede zu stehen, und man mußte ihn dazu durch eine besondre Commission zwingen, welche ihm der König ferner aus den Provinzen zuschickte, wo Er sich damals befand.

Entra-

Entragues ſetzte unterdeſſen eine Art von Species Facti auf, eigenhändig geſchrieben und unterzeichnet, um ſein Betragen zu rechtfertigen, womit er für dieſsmal wegzukommen glaubte. Dieſe Schrift war ganz ihres Verfaſſers würdig. Die Wendung, der Anſtrich, den er darin ſeinem Betragen gab, war fein und ſcheinbar; wiewohl es ihm bey aller Feinheit nicht ſo recht in Anſehung des Hauptpunkts gelingen wollte, der die im Malesherber Gehölz verſteckte Stricke und Maſchinen betraf. Noch viel ſchlechter aber fiel ſeine Verantwortung aus, als er ſich, unerachtet dieſer Schrift, dem Verhör unterwerfen mußte. Er behauptete feſt, man könne ihm keine böſe Abſicht mit dieſen Stricken und Rollen beweiſen. Der Grand-Prevot unterließ dabey nichts, was ſeines Amts war. Er trug ſogleich Sorge, die Leute des Entragues von einander abſondern zu laſſen, damit ſie weder unter ſich, noch mit ihrem Herrn etwas verabreden konnten. Allein unerachtet des Zorns, den Heinrich blicken ließ, blickt doch aus dieſem ganzen Verfahren eine gewiſſe Begünſtigung hervor, welche dem Schuldigen Muth einflößen mußte. Olivier Cordier alle nöthige Aufklärungen an die Hand gab, und unter andern einen gewiſſen Giez ſchwer beſchuldigte, fand doch dieſer Beklagte ſelbſt, auf ſein bloßes Wort, daß er von nichts wiſſe, mehr Glauben, und wurde ſogar nicht einmal ins Gefängniß geſetzt. Ich ſchickte aus meiner Statthalterſchaft, wo ich mich damals aufhielt, meinem Verweſer in der Baſtille Befehle zu, den Grafen von Auvergne noch feſter zu verwahren. Und dieß war das Ende von dieſer ganzen Geſchichte.

An dieſe wollen wir den Ausgang einer andern Angelegenheit anreihen, die im vorhergehenden Jahr anfieng, und auch ebenfalls beendigt wurde, die glänzlichte

liche Wiederherstellung der Jesuiten. Diese V
glaubten, sie wäre bey allen Gnadenbezeugungen
Majestät immer noch unvollkommen, so lange die
dem Hausplatz Chatels errichtete Spitzsäule ste
bliebe (4). Der König deswegen bestürmt, gebe
und verfolgt, bewilligte endlich, daß die Sache in
nem Conseil erwogen werden sollte. Ich, und mit
viele andre, waren der Meynung, daß es just k
feindselige Begegnung gegen die Gesellschaft w
wenn man bloß beschlösse, die — freylich etwas st
Inschrift an dieser Säule auszulöschen. Sie h
sich aber der Mehrheit im Staatsrath so gut zu v
sichern gewußt, daß sie einen Schluß ganz n
Wunsch erhielt.

Ich glaube nicht, daß mein Verhalten bey di
Gelegenheit das ganze Gewicht des Unwillens
Jesuiten verdient habe; und doch schien ihnen, bes
ders den dreyen, welche die wichtigste Rolle bey
spielten, von Stund an mein Sturz für die Religi
die gemeine Sache und ihr besonderes Beste so wi
tig, daß man ganz eifrig daran zu arbeiten beschl
Den drey Jesuiten wurden eben so viele der vorzügli
sten Herrn vom Hofe, die ich eben so wenig nennen w
zugesellt, in denen man nur alte Ideen der Lig
wieder zu erwecken brauchte, deren Name zwar, ni
aber ihr Geist, und ihre Politik, vom Hof verban
war. Es wurde ihnen nicht schwer, ihre Partey
kurzer Zeit beträchtlich zu verstärken, indem sie a
die wollüstigen Höflinge hineinzogen, deren weichlich
und weibisches Leben ich nicht so wohl mit Unrec
wie man zugeben mußte, als ohne Schonung u
Vorsicht tadelte. Indem die Jesuiten ihren Verbi
deten nützlich wurden, bedienten sie sich ihrer ebenfa
so gut zu ihrem Vortheil, daß sie in kurzem eine M

ge Kollegien in mehrern Hauptſtädten des Reichs anlegten, und mit beträchtlichen Einkünften ausſtatteten.

Sie fanden jedoch die Ausführung ihres Vorhabens nicht überall gleich leicht. Die von Troyes, zum Beyſpiel, Rheims und Langres nahmen die Dienſterbietungen der Geſellſchaft nicht günſtig auf. Man mußte ſeine Zuflucht zu königlichen Schreiben nehmen. Die Väter Cotton und Gauthier bekamen den Auftrag den König darum zu bitten, welchem ſo viele Bittſchriften nach einander doch bisweilen bedenklich wurden. Er antwortete ihnen, daß er von Herzen wünſchte, ihnen in allem gnädig willfahren zu können, daß er aber fürchte, das königliche Anſehen möchte endlich dadurch ſich ausſetzen. Dabey berief er ſich auf das Beyſpiel von Poitiers (5) wo ſie es, ungeachtet der von ihm ausgewirkten Befehle, dennoch in zwey Jahren noch nicht hätten dahin bringen können, ruhig aufgenommen zu werden, wie wohl ihm die Stadt zu gleicher Zeit um die Gründung eines königlichen Kollegiums anlag. Der Pater Cotton verſetzte, daß der Vorgang zu Poitiers nicht auf andre Städte bezogen werden dürfte, weil ſie nicht das Unglück haben würden, überall ſo mächtige angeſehne und von Sr. Majeſtät ſelbſt ſo ſehr begünſtigte Perſonen in ihrem Wege zu finden, wie bey der Sache zu Poitiers.

Der König brauchte hier eben nicht den ganzen Scharfblick, deſſen er ſich bisweilen rühmte, die Gedanken derer, mit denen er ſprach, auf ihrer Stirne und in ihrem Geſicht zu leſen (6). Er antwortete dem Pater Cotton: Er verſtehe alles, was er noch auf der Zunge habe, ſey aber verſichert, daß es bloße Verläumdung wäre, die ſich von Seiten des Paters auf fremde Nachrichten gründe. Denn Er habe ſelbſt

mit

mit mir davon gesprochen, und nicht nur die Gesinnungen nicht bey mir gefunden, die der Pater bey mir voraussetzte, sondern auch die Versicherung von mir erhalten, daß ich diese Sache nicht hintertreiben, sondern sogar fördern wolle. „Ach, Sire! sagte der Pater, Gott bewahre mich davor, Leute zu beleidigen, zu betrüben, oder in üblen Ruf zu bringen, welche Sie lieben, und von denen Sie glauben so gut bedient zu werden. Ich werde nie unterlassen sie zu ehren, und ihnen selbst zu dienen; allein wenn Ew Majestät sich die Wahrheit, mit guten Gründen unterstützt, darthun lassen wollten, so wäre nichts leichter, als Ihnen deutlich zu beweisen, daß alles, was ich die Gnade hatte, Ihnen zu sagen, ganz unverfälscht ist." Der König fragte ihn hierauf noch ernstlicher, ob er sich wirklich getraue, das zu beweisen, was er jetzt behauptet habe, und der Pater versicherte es von neuem. „Wohl denn, sagte der König, indem Er ihn beurlaubte, ich werde darauf denken." Auf der Stelle schickte Er nach mir.

Als ich in die Thuillerien kam, nahm mich Heinrich bey der Hand, und führte mich in die Orangerie, wo er mich im Spatzierengehen wie von ungefehr fragte, wie es mit dem Jesuiter-Kollegium in Poitiers stünde. Ich antwortete ihm: ich wisse nichts davon, indem ich mich aus Rücksichten, die ich ihm angegeben habe, nie mit dieser Angelegenheit befaßt hätte. „Sehen Sie wohl zu, was Sie sagen, sagte der König, denn man hat mich versichern wollen, daß Sie allein dieser Einrichtung hinderlich wären." — Ich betheuerte Ihm, daß ich mich weder mittelbar noch unmittelbar nur im geringsten dagegen gesetzt, nicht einmal den mindesten Widerwillen dagegen bezeugt hätte. „O gut, erwiederte Er, da dieß ist, so thun Sie nur

als

als wüßten Sie von nichts, und ſagen Sie niemand etwas davon.“ Er ging wieder ins Louvre, nahm eben ſo den Pater Cotton beſonders, und ſagte zu ihm: „nun, Herr Pater, wer hat Ihnen denn dieß ſchöne „Mährchen von Herrn von Rosny erzählt? Denn „falſch iſt doch alles, wie ich ſogleich und immer ge„dacht habe.“ — „Es wird ſich nicht ſo befinden,“ antwortete Cotton, und um den König über die Wahrheit ſeiner Reden keinen Zweifel übrig zu laſſen, berief er ſich deswegen auf Briefe, die ich an (Gottfried von St. Belin) den Biſchoff von Poitiers, den Kronkaſſirer daſelbſt, an die Herrn St. Marthe und andre geſchrieben hätte, über die ich, wie er ſagte, alles vermöge, und denen ich ausdrücklich befehle, ſich der Einnehmung der Geſellſchaft zu widerſetzen. Er habe dieſe Briefe mit eignen Augen geſehen, und zwar in den Händen eines Mannes von Ehre und Rechtſchaffenheit, der ſie ihm zu leſen gegeben habe. „Wollten Sie wohl dieſe Briefe mir zeigen?“ fragte der König. „Ja, Sire, antwortete der Jeſuite, ſo bald es Ihnen gefällig iſt.“ Der König, der bis jetzt noch zwiſchen dem Pater und mir unſchlüſſig geweſen war, konnte ſich nun nicht mehr erwehren, ihm gegen mich zu glauben. „Ich will Morgen mit Ihnen ſprechen, ſagte Er, und Ihnen alle nöthige Befehle ertheilen.

Am folgenden Morgen gegen 8 Uhr kam ich noch einmal in die Thuillerien, indem der König ſehr frühe nach mir geſchickt hatte. Er ſprach mit mir von den gewöhnlichen Depeſchen, und den laufenden Geſchäfften; dann führte Er mich, wie Tags zuvor, in die Orangerie wo ich ſchon an ſeiner Miene einen Theil deſſen errieth, was Er mir zu ſagen hätte. „Sie „wiſſen, Rosny, ſagte Er zu mir, wie ſehr ich Sie „liebe; wiſſen aber auch, wie ſehr ich die Wahrheit

„liebe,

„liebe, und die Verſtellung haſſe. Und doch haben
„Sie ſich dieſe gegen mich zu Schulden kommen laſſen.
„Obſchon ich kein Geheimniß vor Ihnen habe, haben
„Sie ſich doch gegen mich verſtellt, als ich Sie wegen
„den Angelegenheiten der Jeſuiten befragte. Es iſt
„nicht, als ob ich über die Sache an ſich unwillig
„wäre. Da ſie Ihnen nicht viel Freundſchaft beweiſ-
„ſen, befremdet es mich nicht, daß Sie ſich eben nicht
„viel Mühe geben, ſie zu fördern. Allein es verdrießt
„mich, daß Sie nicht offenherzig davon mit mir ge-
„ſprochen haben, da Sie doch ſonſt ſo wahrhaft und
„aufrichtig ſeyn wollen.“

Ganz erſtaunt hörte ich den König an, ohne etwas
darauf erwiedern zu können. „Nun wahrhaftig, Sire,
ſagte ich endlich, „das iſt doch die ſchändlichſte Betrü-
„gerey von der Welt. Ich erbitte mir von Ihnen
„nur die Gnade, daß Sie der Sache ganz auf den
„Grund nachſpüren möchten. Befindet ſich die Be-
„ſchuldigung der Jeſuiten wahr, ſo verhängen Sie
„über mich jede Strafe, und ich will nicht darüber
„klagen. Iſt ſie aber falſch, ſo — ich flehe Sie
„darum an, Sire, — ſo erlauben Sie mir dann
„auch, mir exemplariſche Genugthuung zu verſchaffen,
„um für die Folge ähnliche Verſuche zu verhüten.
„Denn ſollte ich immer nur Apologien für mein Be-
„tragen zu machen haben, ſo würde mirs unmöglich,
„für alle die Staatsgeſchäffte Zeit übrig zu behalten,
„deren Menge und Gewicht ohnehin ſchon jetzt meine
„Kräfte überſteigt.“ „Wie, unterbrach Er mich,
Sie hätten alſo nichts, an niemand, weder nahe noch
fern, gegen die Jeſuiten geſchrieben? — Beſinnen
Sie ſich wohl, um ſich nicht zu etwas anheiſchig zu
machen, wovon man Ihnen dann doch das Gegentheil
darthun könnte!“ — „Nein, Sire, antwortete ich
ich

ich ſchwöre es Ihnen bey Gott und Seligkeit!“ „Wirklich?“ ſagte der König darauf mit ſteigendem Unwillen. „Dieß ſind doch teufliſche Seelen, die nie müde werden, die Tugend anzufeinden, und meine getreuen Diener zu verfolgen! Laſſen Sie mich nur machen; ich will dieſer Schelmerey auf den Grund gehen, und Quelle und Urheber entdecken.

Er verließ mich, um bey den Kapuzinern zur Meſſe zu gehen, wo er den Pater Cotton wußte. Er rief ihn, und nachdem er das Geſpräch wieder auf dieſen Gegenſtand gebracht hatte, fragte Er ihn nach den Briefen, die er geſehen zu haben behauptet hätte. „Sire, ſagte der Pater, ſie befinden ſich in den Händen eines Mannes von Ehre, und ich ſtehe für die Wahrheit deſſen, was dieſe Perſon mir davon geſagt und gezeigt hat.“ „Schon gut, verſetzte der König, aber gehen Sie doch hin und bringen Sie mir dieſe Briefe, damit ich ſie auch ſehen kann. Ich kenne ſeine Schrift und Hand wie meine eigne. Denn ich habe in meinem Leben ſchon wohl über ein paar tauſend Briefe von ihm erhalten.“

Das war nun freylich ein ſehr ungelegener Befehl für den Pater, welcher dadurch nicht wenig in Verlegenheit geſetzt wurde. Er ſuchte durch Berufung auf ſeine Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe, die Se Majeſtät ſelbſt hinlänglich bekannt ſeyen, auszuweichen. Allein der König ſagte: „Ich will Ihnen wohl glauben, will aber auch andre durch den Augenſchein davon überzeugen. Ermangeln Sie daher, fuhr er fort, indem er in einem ſchneidenden Tone abbrach, ermangeln Sie daher nicht, ſie mir zu bringen. Denn, noch einmal; ich will ſie ſehen, und die, welche es verdienen, der Bosheit und des Betrugs überführen. Gehn Sie, und kommen Sie ſogleich wieder!“ —

Dagegen ließ ſich nun nichts mehr ſagen. D
Herr Pater machte alſo ſeinen Bückling und entfer
ſich. Der König aber wartete den ganzen Tag ver
bens auf ihn, worüber er ſich am folgenden Tag
der Abweſenheit der Perſon entſchuldigte, welche
Briefe in Verwahrung hätte. Doch man mußte n
eine andre Ausflucht haben, die dem Pater nicht
leicht wurde, dafür nehmlich, warum er die B
ſe überhaupt nicht verſchaffen konnte. Er ſa
dem König: der Kammerdiener dieſes Herrn habe
glücklicherweiſe dieſe Briefe mit andern unnützen
pieren ins Feuer geworfen. In deren Ermangl
nun brachte er tauſend neue Verſicherungen vor. A
der König war nicht aufgelegt, ſich mit ſolcher Mü
bezahlen zu laſſen. „Was, unterbrach Er ihn zor
man hat dieſe Briefe verbrannt? Das iſt nicht gl
lich!“ Und als Er ſah, daß der Pater, der n
merkte, daß die Sache ſchon zu weit hinein wäre,
nicht noch weiter getrieben zu werden, in ſeinen
worten nichts als leere Ausflüchte machte, und
wünſchen ſchien, man möchte des Geſchehenen
weiter gedenken, wendete Er ſich unwillig von
ging auf mich zu, zog mich beyſeite, und ſagte: „
wiſſen es nicht, Rosny, Ihre Briefe— ſind verbra

Ich kam nachher wieder zu Ihm, um Ihm
Auskunft vorzuſchlagen, die mir ſehr geſchickt ſc
meinem Ankläger den Mund zu ſchließen. Der
nig ſollte nehmlich an den Biſchoff von Poitiers
die andern Beamten in dieſer Stadt ſchreiben,
ſich von ihnen alle Briefe vorlegen laſſen, die ſie
mir erhalten hätten. Ich ſelbſt wollte ebenfalls
die unverdächtigſte Art dahin ſchreiben. Ich br
alle Concepte zu dieſen Briefen mit, woran der
nig nichts zu ändern fand. Er ließ ſogleich dieje
ſo

ſchreiben, die unter ſeinem Namen abgehen ſollten, packte alle zuſammen, und gab ſie dem Eilboten Conſtant. Der Biſchoff und die Beamten in der Stadt fertigten den Sieur de la Pariſiere ab, um dem König befriedigende Auskunft über alles zu geben, was Er zu wiſſen verlangte. La Pariſiere verſicherte von mir, im Namen aller ſeiner Mitbürger, daß ſie in meinen Briefen ſtets viel zuviele Vorliebe für die Jeſuiten zu finden geglaubt hätten, und überreichte dabey dem König alle die, welche man hatte auftreiben können.

Es waren ihrer ſehr viele, unter denen die meiſten Angelegenheiten der Provinz betrafen. Nur in vieren davon war die Rede von den Jeſuiten, und ſelbſt von dieſen vieren waren drey, an den Lieutenant-General Sainte Marthe, deſſen Bruder und das Finanz-Büreau; bloß gleichlautende Abſchriften von einander. Darin hieß es, nachdem von andern Dingen die Rede geweſen war: „Was das Jeſuitenkollegium betrifft, ſo weiß ich nicht, warum ihr ſo viele Schwierigkeiten dagegen macht, und ſo oft euer Anhalten um das College royal wiederholt, von dem ihr mir geſchrieben habt, da euch doch begreiflich ſeyn muß, was ich euch auch durch Herrn de la Pariſiere wiederholt zu wiſſen gethan habe, daß ihr von dem König nie die nöthige Unterſtützung zu dem letzten erhalten werdet, und daß er durchaus das erſte verlangt. Es iſt alſo eure Sache, klug zu ſeyn, und willig und zu Dank zu thun, was ihr am Ende dennoch auch wider euren Willen thun müßtet. Seyd nur darauf bedacht, ſolche Vorkehrungen bey ihrer Aufnahme zu treffen, daß ſie weder in der Stadt noch auf dem Lande die Ruhe ſtören, noch der Einigkeit und dem guten Vernehmen ſchaden können, welches zwiſchen den Bekennern beyder Religionen

beſteht, damit der König von allen gleich gut bedient werde."

Der vierte von dieſen Briefen, an den Herrn Biſchoff von Poitiers, drückt ſich noch ſtärker aus. Nach einigen Höflichkeiten und Geſchäfftspunkten kam darinn folgende Stelle vor: „Die Jeſuiten betreffend, dachte ich immer gar wohl, daß ſie nicht ſo viele Freunde in der That als mit Worten finden würden. Wenn die Provinz ſie aufnehmen will, und ſie geſonnen ſind, dort friedlich zu leben, ohne die Gemüther zu erbittern und das gute Vernehmen unter den beyden Religionen zu ſtören; ſo bin ich für mich es wohl zufrieden, ſie in meiner Statthalterſchaft zu haben, und werde ſie, wo ich kann, begünſtigen. Sollten ſie aber Zwietracht, Unruhe und Argwohn dahin mitbringen, ſo wollte ich lieber, daß ſie ſonſtwo blieben."

Der Eilbote, der bey ſeiner Rückkunft den König, welcher nach Fontainebleau gegangen war, nicht mehr in Paris traf, gab die beſondre Antwort des Herrn Biſchoffs von Poitiers bey mir ab, welche beſagte, daß der Pater Mouſſy, ein Jeſuite, ihnn einen Brief von dem Pater Cotton gebracht habe, worin dieſer ihn auf die Nachricht von gewiſſen vorgeblich von mir an den Biſchoff gegen die Aufnahme und Ehre der Geſellſchaft geſchriebenen Briefe und von Beſchwerden vorbereiten zu wollen ſchien, welche Cotton, in der Vorausſetzung, daß jene Briefe ächt ſeyen, gegen mich darüber bey dem König geführt habe. Er habe nach Durchleſung dieſes Briefs dem Pater Mouſſy überzeugend vorgeſtellt: ſein Confrater, Cotton, hätte ſehr unrecht gethan, eine ſo wichtige Sache ſo leicht zu glauben, und ſogar ſie zu ſchreiben und dem König zu Ohren zu bringen. Dem Pater habe er dann alle ſeine Briefe von mir gezeigt, und dieſer

dieſer nichts dergleichen darinn gefunden. Es habe derſelbe deswegen auf ſich genommen, dem Pater Cotton, als Augenzeuge, ſeinen Irthum zu benehmen.

Der Biſchoff von Poitiers, der ganz treuherzig das Daſeyn dieſes vorgeblichen Klagebriefs über mich glaubte, welchen der Pater Cotton aus Poitiers erhalten haben wollte, und wahrſcheinlich überzeugt, daß er mit der Entdeckung des Verfaſſers mir und Cotton einen gleich großen Gefallen erzeigen könne, ſchrieb mir, daß er ſich ſorgfältig Mühe darum geben wolle, und daß er ſchon geſtern gehört habe, die Unterſchrift ſey: Guillaume. Niemand könne übrigens die Sache beſſer wiſſen, als Cotton ſelbſt, der zwar den Brief, wie er ihm ſchreibe, ſelbſt ins Feuer geworfen habe, ſich aber doch wohl noch auf die Unterſchrift beſinnen müſſe.

Der Brief des Biſchoffs iſt vom 23. März 1605. Ich zeigte ihn Sillery, der nach Panſou abging, von wo er ſich nach Fontainebleau begab, damit er dem König davon Bericht erſtatten möchte. Dieſer aber verlangte, daß ich ihn, nebſt den Abſchriften von denen, die mir von Poitiers zurückgeſchickt worden waren, ſelbſt nach Fontainebleau bringen ſollte. Ich ſah, daß der neue Beweis, den Er bey dieſer Gelegenheit von meiner Aufrichtigkeit erhalten hatte, Seine Zuneigung zu mir erhöhte.

Er ließ am folgenden Tag Richelieu und Pont-Courlay holen, und fragte ſie: ob ſie nicht wüßten, wer den Pater Cotton die Beſchwerden an die Hand gegeben hätte, die er über mich geführt habe, und ob nicht ſie ſelbſt einigen Antheil dabey hätten? Sie antworteten, daß ſie, weit entfernt, ſich damit einzulaſſen, dem Pater Cotton ſehr zugeredet hätten, dieſer

Briefe, ſie möchten nun erdichtet oder durch einen Betrüger untergeſchoben ſeyn, nie gegen den König zu erwähnen. Denn wenn Er mir in Dingen traute, wo meine Religion mich verdächtig machen könnte, würde Er dieß um ſo mehr gegen ſolche unverbürgte Angaben thun. Heinrich antwortete: ſie müßten ſuchen mich zu eben der Mäßigung zu vermögen, die ſie dem Pater Cotton angerathen hätten, und, ſetzte er hinzu, „nur darauf ſehen, alle Gelegenheit zu Mißverſtändniſſen zwiſchen meinen guten getreuen Dienern in Staats- und Kirchenſachen aus dem Wege zu räumen". Er erlaubte ihnen dabey, einen Theil der Schuld auf Ihn zu ſchieben, wenn ſie unſre Ausſöhnung nicht anders zu Stand bringen könnten.

Ich ließ mich zur Ausgleichung willig finden. Nachdem mir die beyden Agenten verſichert hatten, daß der Pater Cotton nicht die Abſicht gehabt habe mich zu beleidigen, baten ſie mich zu erlauben, daß er ſelbſt komme, und es mir mit einem Handkuß verſichern dörfte. Auch dieß bewilligte ich, und ſie brachten ihn am andern Tage zu mir. Hier ſagte er mir: er habe ſich zwar beſchwert, daß er in der Angelegenheit, das Collegium zu Poitiers betreffend, einen heimlichen Gegner haben müſſe, ſey jedoch weit entfernt geweſen, mich dafür zu halten. Der König aber habe ihn falſch verſtanden, und es auch mir ſo vorgetragen, ſo daß alſo die ganze Sache auf einem bloßen Mißverſtändniß beruhe, welches ihn übrigens zur Verzweiflung bringe, ihn aber auch um ſo dringender auffordre, mir ſeine unterthänige Dienſtbefliſſenheit zu beweiſen. — So endigte ſich dieſe Sache, die von beyden Seiten viele Schritte veranlaßt hatte.

Vielleicht iſt es eine Folge dieſer Ausſöhnung, daß mir der Pater Richeome von Bordeaux gegen das

Ende dieſes Jahrs durch den Pater Cotton ſelbſt eine ſeiner Schriften mit einer äußerſt ſchmeichelhaften Zueignungsſchrift überreichen ließ. Er ſagte darinn: obſchon dieß Buch unter meinen Religionsverwandten nicht ſonderlichen Beyfall finden würde (es handelte von der Wallfarth nach Loretto), ſo habe er dennoch kein Bedenken getragen, es mir zu überreichen, und ſogar nicht einmal gezweifelt, daß ich es günſtig aufnehmen würde, indem er ſich dabey auf meine Ergebenheit gegen den König verlaſſen habe, welcher darinn in den prächtigſten Ausdrücken geprieſen wurde. Zu dieſem Grund ſetzte er einen andern, ganz von ſeiner eignen Erfindung; dieſen nehmlich: daß ich, wie man ihm verſichert habe, den Römiſchen Glauben anzunehmen, eine Neigung fühle, welche von Tag zu Tag neue Kräfte gewinne. Er erinnerte mich an ein andres ähnliches kleines Geſchenk, das er mir im vorigen Jahr durch Ueberſendung ſeiner Plainte apologétique des Jeſuites, au roi (7), gemacht hatte. Ich ſagte ihm in meiner Antwort: da ich mich ſtark genug fühle, ſelbſt meine Feinde zu lieben, ſo könne ſeine Geſellſchaft daraus um ſo mehr ſchließen, was ich für ſie fühlen müſſe, da ſie ſich meine Freunde nennten. Ich gab ihm Höflichkeit für Höflichkeit, Wünſche für Wünſche, und ſelbſt Buch für Buch; denn ich ſchickte ihm die Reiſe nach Jeruſalem für die nach Loretto.

Wenn jemand an der Aufrichtigkeit dieſer Geſinnungen der Jeſuiten gegen mich zweifeln ſollte, ſo warte er ein wenig. Man wird bald ſehen, was man davon zu halten hat.

Ich werde keinen Umſtand von der Geſchichte auslaſſen, die ich jetzt erzählen will, in der Vorausſetzung, daß man ſie nicht zu langweilig finden wird, da ſie zwo am Hof ſo bekannte Perſonen

betrifft, als der Herzog von Epernon und Grillon
Oberſter beym Garden-Regiment, ſind.

Dieſer letzte hatte anfangs gegen mich eben ſo
Geſinnungen gehegt, wie beynahe alle Hofleute.
ſehr er mich aber gehaßt hatte, ſo liebte er mich
endlich noch ſtärker, nach einem kleinen Abenthe
das wir mit einander in dem Savoyiſchen Krieg
Charbonnieres gehabt hatten. Grillon war in Ai
belle einquartiert worden, einem kleinen Städt
unter dem Fort, wo er unſer Fußvolk kommandi
Er kam oft in den Artilleriepark herüber, wo ich
Eines Tags befand er ſich an meiner Seite auf ei
Wieſe, wo ich ein Ravelin rekognoſcirte, das ich
nehmen wollte, und wo wir, ich und meine Begle
auf Schußweite von einer Batterie waren, d
Feuer ſo ſtark und lebhaft zu werden anfieng, daß
um nicht unnützerweiſe das Leben ſo vieler Perſo
der Gefahr auszuſetzen, was ich noch zu thun ha
auf trübere Witterung verſchieben wollte. „Was
Schwerenoth, Feldzeugmeiſter, ſagte Grillon mit
nem bekannten Geſicht und Ton, „fürchten Sie d
„Pillen, wenn Grillon dabey iſt? Gott ſtraf m
„wo ich bin, werden ſie ſich nicht unterſtehen hin
„kommen. Friſch, vorwärts bis unter die Bäu
„dort; wir werden da beſſer rekognoſciren!“ „G
gut, kommen Sie, antwortete ich ihm mit Lach
„Wir gehen darauf aus, zu ſehen, wer von uns
„kollſte ſey. Sie ſind aber der älteſte, ich will
„gen, daß Sie auch noch der vernünftigſte ſin
Ich hätte vielleicht beſſer gethan, wenn ich gar n
auf ihn gehört hätte. Doch ich nahm ihn bey
Hand und führte ihn ſo weit, noch über ſeine Bäu
hinaus, daß die Kugeln uns ganz toll um die Oh
zu pfeifen anfiengen. „Donner! ſagte Grillon,

Schel

„Schelme da haben auch gar keinen Reſpekt vor dem „Kommandoſtab und dem Heiligengeiſtkreuz, und „könnten uns gar zu Krüppeln ſchießen. Laſſen Sie „uns dieſe Reihe von Bäumen und die Hecken gewin„den, hinter denen wir beſſer gedeckt ſind. Denn bey „allen Teufeln, ich ſehe nun ſchon, daß Sie ein gu„ter Geſelle ſind, und Feldzeugmeiſter zu ſeyn verdie„nen. Ich will all mein Lebtage Ihr Diener ſeyn, „laſſen Sie uns hier unzertrennliche Freundſchaft ma„chen. Wollen Sie mirs verſprechen?" Er bot mir die Hand den Bund zu ſchließen, und ich ſchlug ein. Von dieſem Augenblick an hielt er getreulich bey mir aus, wie noch bey niemand, ſelbſt nicht beym Könige, ſagte man. Den Vorfall konnte er nicht verſchweigen, der uns ſo genau verbunden hatte.

Man hat auch geſehen, daß ich die Freundſchaft des Herzogs von Epernon wieder gewann. Er kam beym Anfang des Jahres zu mir, und bat mich, ihm ſeinen Gehalt und ſeine Gelder, als Oberſten vom Gardenregiment, baar auszahlen zu laſſen. Ich wollte ihm begreiflich machen, daß ihm alles, was er zu beziehen habe, in dem Sold dieſes Regiments bezahlt worden ſey; daß das, was er weiter fodre, nichts als ein Beſitz ohne Titel, oder eigentlicher eine Anmaßung ſey, die er während ſeiner Gunſt bey Heinrich III (wie ich erſt entdeckt hatte) an ſich geriſſen habe, und daß ich geſonnen wäre, ſie ihm künftig nicht mehr auszuzahlen, wenn er mir nicht einen Befehl vom König brächte, daß ihm dieſer Nachſchuß als Gnadengeſchenk verabfolgt werden ſolle. Epernon war empfindlich darüber, und beklagte ſich deswegen beym König, den er überreden wollte, daß ich ſein Feind worden ſey. Um ihm dieſen Irthum auszureden, erinnerte ihn der König an das Conſeil von

Blois, wo ich mich dem Antrag des Herrn Grafen von Soiſſons, ihn mit dem Marſchall von Biron gefangen nehmen zu laſſen, widerſetzt hatte. Dieſer Umſtand, welcher Epernon bis jetzt unbekannt geblieben war, machte einen ſtarken Eindruck auf ihn. „Wirklich, Sire, ſagte er zu dem König, iſt es gewiß, daß Herr von Rosny mir dieſen wichtigen Dienſt gethan hat?" — „Ja, antwortete dieſer, ich verſichre es Ihnen, und Sie können mir glauben; denn ich lüge nicht, beſonders in Sachen von Wichtigkeit."

Epernon ging noch an demſelben Tage von Fontainebleau nach Paris ab, mit Vorſpann-Pferden, indem er welche von den ſeinigen zum Wechſeln voraus nach Eſſonne geſchickt hatte. Ich hatte eben dieß gethan, um von Paris nach Fontainebleau zu gehen, wohin mich der König jetzt verlangt hatte. Wir begegneten uns bey einer Kapelle über Eſſonne. „Er ließ ſeinen Kutſcher halten, und rief mir zu: er bäte mich, auf ein Wort. Wir ſtiegen aus. „Ich wollte Ihnen nur ſagen, ſagte er, daß ich allzulange Ihr großer Schuldner geweſen bin, ohne es zu wiſſen, und ohne Ihnen den gebührenden Dank dafür abſtatten zu können." Hierauf erzählte er mir, was er ſo eben aus dem Munde des Königs gehört habe, und hingeriſſen von Dankbarkeit, gab er mir alle Arten von Lob und Verſicherungen ſeiner Zuneigung. Ich antwortete ihm, wie ich dachte: der Umſtand, deſſen er gegen mich erwähne, verbinde ihn ganz zu nichts, indem ein rechtſchaffener Mann ohne alle Rückſicht der Unſchuld ſeine Stimme ſchuldig ſey. Er werde aber künftig noch mehr Gelegenheit haben, zu ſehen, daß ich es durchaus gut, und beſſer mit ihm meyne, als er wohl bisweilen geglaubt haben möge. Wir wurden dadurch ſo vollkommen wieder einig mit einander,

ber, daß Epernon acht Tage darauf, als er eben nach Guyenne abreiſen wollte, mich beſuchte, um von mir eine jener Gefälligkeiten zu verlangen, die man ſeinen Freunden mit Vergnügen erzeigt.

Er hatte erfahren, daß Grillon ſtark angegangen wurde, ſeine Stelle als Meſtre-de Camp niederzulegen, und zwar von Leuten, die ihn nicht liebten, für andre, die er eben ſo wenig Urſache hatte zu lieben. Da ihm nicht unbekannt war, daß ich alles von Grillon erhalten konnte, ſo wünſchte er, daß Grillon die Abdankung wenigſtens bis zu ſeiner Zurückkunft aus der Provinz anſtehen laſſen möchte. Dieß verſprach ich ihm. Während Epernons Reiſe nach Guyenne aber brachte man dem König allerley Nachtheiliges von ihm vor, und bewog ihn zum Meſtre de Camp einen Mann zu ernennen, welcher Epernon weniger ergeben war, als Grillon. An Grillon aber brachte man dieſe Sache vom Könige nicht auf dieſe Weiſe. Da er wirklich ſeinem Poſten eben nicht ſonderlich eifrig vorſtand, und nächſtens eine lange Reiſe nach Provence zu machen hatte, gab man ihm zu verſtehen, daß der König aus dieſen beyden Gründen wünſchte, er möchte für ſeine Stelle Geld nehmen, und daß Er ihm einen guten Käufer dazu ſchaffen wollte.

Grillon, wunderlich und eigenſinnig, wie nicht leicht jemand war, und ſchon ein wenig gegen den Hof eingenommen, that die drey erſtenmale, als man ihm die Abſicht des Königs vortrug, nichts, als daß er den Kopf ſchüttelte, ohne etwas zu antworten. Er bildete ſich endlich ein, daß vielleicht ich es wäre, den der König dabey zu ſeinem Nachfolger beſtimmt hätte, und fragte mich deswegen darum bey einem Abſchiedsbeſuch, den er mir machte, und bey welchem er mir

zugleich

zugleich seine guten Dienste anbot. Ich hatte Mühe, ihm diesen Einfall auszureden, und mußte ihm endlich sagen, daß ich die Stelle nicht annehmen würde, wenn man mir sie auch umsonst anböte. Was zum Teufel, fuhr er heraus, Sie halten die Stelle Grillons Ihrer nicht würdig? Schwerenoth, Herr Generalfeldzeugmeister, Sie sind ein Prahlhans; da ich sie einmal bekleidet habe, müssen Sie wissen, darf sich der hochnasigste Hofschranz ihrer nicht mehr schämen! — Ich weiß wohl, antwortete ich ihm, daß ein Grillon tausend Rosny aufwiegt; allein andre Gründe halten mich ab, daran zu denken. — Nun, das ist gut, sagte er, und gelobte ganz von selbst, sie nicht niederzulegen, ausser wenn ich es ihm rathen würde, und nur in Hände, die mir angenehm wären. Von nun an machte er sich nur über alle Vorschläge lustig, die man ihm ferner darüber machte.

Der König mußte endlich selbst mit ihm sprechen. Er ließ ihn kommen und wiederholte ihm dann alles wieder von der Unverträglichkeit seiner Stelle mit dem langen Aufenthalt in seinem Vaterland den er vorhätte, nur so daß Er ihm dabey noch eine Menge verbindliche und höfliche Dinge über seine Tapferkeit und gute Dienste sagte. Ich sehe wol, Sire, antwortete Grillon, Sie wollen daß ich Ihre Dienste verlasse und ganz päbstlich werde. Denn Sie wissen, ich bin ein gebohrner Unterthan des Pabsts. — Ach nein, Grillon, so ist es nicht gemeint, erwiederte der König, brachte aber doch wieder neue von der Beschaffenheit der Stelle Grillons hergenommene Gründe vor, so daß dieser endlich sagte: das heißt also, Sire, kurz und ohne Umschweife: Sie wollen ich soll meine Stelle niederlegen; und ich — hol mich der Teufel, weil Sie es wollen, so will ich es just nicht, ausser

auſſer zum Vortheil deſſen, mit dem ich davon geſprochen habe. —

Dieſe Worte waren nicht ſehr klug überlegt. Er gieng ganz zornig fort. Der König, welcher ſeine Art kannte, lachte nur darüber, und nahm ſich ſogar vor, ihm nichts mehr darüber zu ſagen. So entfernt war er, von allem was den Schein von Zwang haben konnte, bey Leuten die ihm gut gedient hatten. Da Er aber dieſe Haſtigkeit Grillons vor Roquelaure, Zamet, Piles, Fortia, und einigen andern Hauptleuten vom Gardenregiment erzählte, ſagte einer: es gebe nur zwey Mittel, Grillon zu bereden, wenn man nehmlich Epernon dazu vermöge, und wenn man ihm ſagte, daß man ſeine Stelle für mich und in meinem Namen von ihm verlange. Der König ſagte, daß er nie nach der Bitte Epernons dieſe Stelle vergeben würde, und daß ich ihm eben ſo wenig Vergnügen machen würde, ſie anzunehmen. Er glaubte aber, ich würde Ihm nicht abſchlagen, Grillon zu bitten, daß er ſie demjenigen abtreten möchte, dem Er ſie zugedacht habe. Er nannte ihn nicht, ſondern ſagte nur, daß er es ſowol durch ſeine Fähigkeiten verdiene, als nach ſeinem Reichthum Grillon gut dafür zu bezahlen im Stande ſey, und Epernon die Stange halten könne. Er ſagte dann zu Zamet, Piles und Fortia: ſie ſollten mir dieß als eine Sache eröffnen, die Ihn ſehr angenehm wäre, ohne jedoch mir zu ſagen, daß ſie den Auftrag dazu von Ihm hätten.

Ich antwortete erſt dieſen Herren nichts, als daß ich Gründe habe, mich nicht in dieſe Sache zu miſchen, und da ſie in mich drangen, ſie ihnen zu ſagen, ſo eröffnete ich ihnen, mit meiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit, daß ich dem Herzog von Epernon, gleich-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20189 / 147

zurück erhalten würde, aber Villars Großmuth veränderte nachher diese Einrichtung. Biron wurde durch den Stab eines Marschalls von Frankreich und 420,000 Livres an Gelde für seinen Verlust entschädigt.

Die Einnahme von Paris stürzte den König in neue Verwirrungen, die ihn nöthigten seine Reise nach Rouen noch aufzuschieben. Er mußte die Bezeugungen des Gehorsams der verschiednen Gerichtshöfe, des Parlaments und der übrigen Gemeinschaften und Zünfte in Paris annehmen, die er nicht besser für ihre Unterwerfung belohnen zu können glaubte, als indem er suchte unter ihnen die Uebereinstimmung und die gute Ordnung wieder herzustellen, welche die Kriege unterbrochen hatten. Außerdem mußte er noch einer Menge von Gouverneurs der Städte, besonders in Isle-de-France antworten, welche mit der Hauptstadt wetteiferten, ihm zu huldigen.

Villeroy war keiner von den Ersten; die Nothwendigkeit allein bestimmte seine Unentschlossenheit, oder zwang ihn gegen seine Neigung zu handeln. Er und sein Sohn besaßen nur einige unbeträchtliche Plätze, mit welchen er doch, durch den Vorschub seines Freundes du Plessis, und Sancy's, der der Schwiegervater seines Sohnes war, sich theuer genug erkaufen ließ. Nachdem er durch ungestühmes Anhalten zweimal für sich allein einen Stillstand, zuerst von zwey und nachher von drey Monathen, erhalten hatte, welche er durch den Herzog von Mayenne bestätigen ließ; nachdem er lange Zeit sich neutral gestellt, und alles in Bewegung gesetzt hatte, um sich nur aufs äußerste von seinen alten Freunden zu trennen: so machte er doch endlich noch, beynahe später als alle andre, seinen Vergleich und erhielt die Stelle eines Sekretairs des Königs zur Belohnung für die, welche er aufgab.

Hein-

Heinrich hielt für gut, mich gleich den Tag nach seinem Einzuge in Paris nach Rouen zu schicken, weil er selbst nicht hingehen konnte. Ich kam den 25 März daselbst an, und brachte Vitry nebst 300 Mann mit. La-Font empfieng mich am Stadtthor und führte mich mit meiner ganzen Begleitung in das für mich zubereitete Haus. Es gehörte dem Herrn von Martinbault, war das schönste in der ganzen Stadt, und Villars hatte noch prächtiges Geräth dahin bringen lassen. Simon-Antonio und la Chapelle, die Abgesandten Spaniens und der Ligue, billigten einen so auszeichnenden Vorzug nicht. Sie wusten noch nichts von dem Tractat, aber meine erste Reise hatte ihnen so viel Furcht eingejagt, daß sie ihr ganzes Ansehn anwendeten, den Admiral zu bewegen, daß er mir den Eingang in die Stadt verböthe. La Font, da er sah, daß ich von allen ihren Kunstgriffen unterrichtet war, sagte mir, sie hätten sich diesen Abend selbst bey dem Gouverneur zum Abendessen gebeten, wo der Abt von Tiron, der President von Boquemare, Medavy, d'Hacqueville zwey Parlaments Räthe und noch einige Andre auch seyn sollten. Ich wählte diesen Zeitpunkt um die Sache bekannt zu machen, und da la Font mir versicherte, daß Villars von mir nichts übel-nehmen würde, so wollte ich mir aus der Verwirrung des Spanischen und Ligistischen Abgeordneten ein Vergnügen machen, wenn ich ihnen erzählte, was zu Paris vorgefallen wäre.

Ich gieng sogleich nach Saint Ouen, wo Villars mit seiner Gesellschaft war. Er unterhielt sich mit den Deputirten am Ende der Gallerie, als ich hinein trat. Sogleich eilte ich ihn zu umarmen, ohne mich daran zu kehren, daß ich ihre Unterhaltung unterbrach, und sagte dabey, ich bäte um ein Abendessen, um ihm viele

Neuigkeiten zu erzählen. Villars beantwortete meine Höflichkeiten, und zugleich, als ob wir uns über die beiden Abgeordneten beredet hätten, setzte er ganz kalt hinzu, indem er sie mir zeigte, er fürchtete, ich möchte die Gesellschaft nicht recht passend finden, die er grade diesen Abend bey sich hätte. Ich antwortete, ich vertrüge mich mit aller Welt, und ich wäre überzeugt, daß, den Parteyhaß bey Seite gesetzt, diese beiden Herren mit Vergnügen hören würden, was ich zu erzählen hätte. Der Gouverneur warf einen Blick auf Simon Antonio, welcher die Sache als ein Mann von Welt nahm, und mir sagte, es würde ihm lieb seyn zu erfahren, wie der König die Spanier und die beiden Kardinäle behandelt hätte, zugleich fügte er mit aller Feinheit und mit der besten Art von der Welt eine Menge Lobeserhebungen dieses Fürsten und Höflichkeiten für mich hinzu. „Ich sehe nun wohl," rief Vil„lars, „ich werde Sie alle bewirthen müssen," und zugleich machte er einige Entschuldigungen über das schlechte Abendessen, das wir finden würden. Die übrige Gesellschaft trat jezt zu uns, so sehr mich aber auch der Präsident von Boquemare bat, so wollte ich doch nicht eher etwas sagen, als bis wir bey Tische säßen. Man meldete endlich, daß angerichtet wäre, der Admiral setzte sich gleich in der Mitte an den Tisch, und sagte: „Ich bin ein sehr schlechter Ceremonienmeister." Ich wollte gar keine mit Dom Simon machen, dem es nicht an Ehrgeiz fehlte, und der auch, da er überdem von einem Range war, daß er ihn behaupten konnte, sich vielleicht auf ein bloßes Kompliment an die Oberstelle gesetzt hätte, welches doch bey einer Gelegenheit, wo ich die Person des Königs vorstellte, nicht ganz gleichgültig gewesen wäre. Ich nahm sie also ohne Umstände für mich, und sagte blos dem Spanischen Abgeordneten, wenn es blos auf unsre beiden

Per-

Perſonen ankäme, ſo würde ich ihm einräumen, was einen Fremden von Verdienſt gehörte. Er nahm dieſes ſehr gut auf, und als La Chapelle zu ihm ſagte, ich thäte bey Tiſche was mein Herr zu Paris gethan hätte, und das wäre folglich ganz in der Ordnung; ſo antwortete er ihm: „Ich ſehe es wohl, und ich „fürchte, daß dieſer Vorzug eine üble Vorbedeutung „für uns ſeyn wird; indeſſen wollen wir deswegen „nicht weniger luſtig ſeyn und auf die Geſundheit unſrer „Herren trinken, die keine Feinde ſind, weil kein erklär„ter Krieg zwiſchen ihnen geführt wird.“ Dieſe Antwort war eben ſo weiſe als politiſch; und während der ganzen Mahlzeit nahm er als ein Mann von Verſtand an der Unterredung Antheil und ſchien nicht unempfindlich gegen die guten Eigenſchaften des Königs, beſonders über die Proben von Güte, die er allen ſeinen Feinden, ſo wohl Franzoſen als Fremden, gegeben hatte. Ich bemerkte blos, daß Tiron und ein Doctor, mit Namen Dadre, während dieſer ganzen Erzählung das Stillſchweigen beobachteten.

So gieng das Abendeſſen hin, und alle Gäſte waren oder ſchienen wenigſtens ſehr vergnügt. Nachdem es zu Ende war ſagte mir Villars, indem er mich begleitete, er bäte mich, den ganzen folgenden Tag nicht zu ihm zu kommen, weil er ihn anwenden wollte, ſich auf eine oder die andre Art von den Deputirten loszumachen. Er wußte nicht recht, wie dieſe beiden Leute es aufnehmen würden, wenn ſie ihren Abſchied erhielten; wenn ich aber neugierig wäre, es zu wiſſen, ſezte er hinzu, ſo ſollte ich nur den Nachmittag zu der Frau von Simiers kommen. Ich erfuhr bey ihr, daß Villars drey ganze Stunden mit den beiden Deputirten wäre eingeſchloſſen geweſen. Sie hatten geſtritten; es war zu Vorwürfen und zu ſtarken Ausdrücken gekommen;

men; aber er war nicht der Mann, der sich leicht in Furcht jagen oder herum wenden ließ. Er sagte ihnen rein heraus, sein Vergleich mit dem König wäre geschlossen, und es bliebe ihnen weiter nichts übrig, als sich unverzüglich entweder nach Soissons oder zu dem Herzog von Mayenne zu verfügen; er wolle ihnen sichres Geleit geben, das sey das Einzige was er für sie thun könne. Sie musten sichs gefallen lassen, und Villars nahm seine Maasregeln gegen die Wirkungen ihrer Rache, indem er neue Truppen nach Rouen kommen ließ, welche den Pallast, die Vestung und das Schloß besetzten. Nachdem dieses geschehen war ließ er mir durch la Font sagen, daß er morgen, so bald ich ihn dazu auffordern würde sich in Gegenwart der ganzen Stadt, die er zu dem Ende mit allen den Umständen und Ceremonien, welche diese Handlung feierlich machen konnten, zusammen berufen ließ, für den König erklären wollte.

Nie habe ich eine vollkommnere Zufriedenheit gefühlt, als damals da ich dem König und dem ganzen Reiche einen so wichtigen Dienst geleistet hatte, und nie habe ich ruhiger geschlafen, als die Nacht, die auf diesen Tag folgte. Den Tag darauf eilte ich Villars in Saint-Ouen aufzusuchen, obgleich es aber noch sehr früh war, so fand ich ihn doch schon auf dem grossen Platze, wo er seit einer Stunde spazieren gieng. Der Platz so wohl als die vornehmsten Strassen waren von einer solchen Menge Volks erfüllt, welches das Gerücht von der Abreise der Deputirten und der neuen Ceremonie herbey gezogen hatte, daß Perdriel, d'Issencourt, la Font und die Soldaten, die mir der Gouverneur entgegen geschickt hatte, nur mit grosser Mühe mir Platz zum Durchkommen verschaffen konnten. Die Freude war allgemein, und leuchtete deutlich auf allen Gesichtern.

Ich trat zu dem Admiral, der den Baron von Medavy und den Presidenten von Broquemare bey sich hatte, und sagte ihm nach den gewöhnlichen Höflichkeiten, da der König jezt ein guter Katholik wäre, so sey es billig, daß Villars ihm Beweise seines Eifers gäbe. Er antwortete mir, er wäre schon im Herzen der treuste Diener seiner Majestät; es fehlte nichts mehr, um dieses auf die auffallenste Art bekannt zu machen, als daß er die weiße Scherpe trüge, und er sey bereit sie von mir zu empfangen. Ich zog eine aus meiner Tasche, und Villars hatte sie kaum umgehangen, als er vergaß, daß er seine Worte hatte abmessen wollen, und mit einem Ausbruch von Enthusiasmus, der ganz in seinem Character war, schrie: „Fort, zum „Teufel! die Ligue ist jezt, daß Jedermann schreie:" Es „lebe der König!" Das tiefe Stillschweigen, welches bey unsern ersten Reden in der ganzen Versammlung geherrscht hatte wurde bey diesen Worten durch einen allgemeinen Zuruf, Es lebe der König! unterbrochen; und in dem Augenblick entstand aus diesem Geschrey, aus dem Geläut der großen Glocke und aller Uebrigen, und der Abfeurung der ganzen Artillerie sowohl auf dem Fort als an verschiednen Orten der Stadt, ein solches Getöse, daß es wohl hätte Furcht einjagen können, wenn das Gefühl der Freude das überall herrschte, erlaubt hätte zu bemerken, daß in der ganzen Stadt kein Haus war, welches nicht zitterte. „Dieser Ton der Glocken," sagte ich zu dem Gouverneur, „erinnert uns, daß wir in der Kirche unsrer Frau „Gott Dank sagen sollen." Das Te Deum wurde feierlich darin gesungen, und nachher eine Messe gelesen, bey deren Anfang ich mich entfernte. Sobald sie zu Ende war holte mich Villars in seinem Wagen ab und führte mich zu einem prächtigen Gastmahl, zu welchem die höchsten Gerichtshöfe, die Offiziere und die Beam-

ten

ten der Stadt geladen waren. — Nach Verneuil, Pont-Audemer, nach Havre wo der Ritter von Oiſe Commandant war, und an alle Plätze, die unter dem Admiral von Villars ſtanden, wurde Befehl geſchickt, ſich nach der Hauptſtadt zu richten.

Meine erſte Sorge, ſo bald ich Muße hatte, war, dem König von Allem Nachricht zu geben, und ihn zu bitten, Jemanden aus ſeinem Staatsrath zu ſchicken, um das Parlament wieder einzuſetzen. Den folgenden Tag kamen die Stadtobrigkeiten, mir für meine Mühe zu danken, und mir das Geſchenk der Bürgerſchaft zu überreichen. Es war ein Schenktiſch mit vergoldetem Silberzeug, das treflich gearbeitet und über 3,000 Thaler werth war. Vergebens gab ich mir alle mögliche Mühe, es auszuſchlagen. Mein Kurier kam mit den Depeſchen des Königs geſchwind zurück. Es war ein Brief dabey für den Admiral von Villars, worin ihn Heinrich ſeinen Vetter, Admiral, höchſten Statthalter von Rouen, Havre ꝛc. nannte, und ihn mit einer Art, die ihm die günſtigſte Aufnahme verſprach, einlud nach Hofe zu kommen. Der Brief, der an mich gerichtet war, enthielt den Befehl, ſobald ich könnte, mich daſelbſt einzufinden.

Der Admiral, der nicht anders, als mit einem ſeinem Rang und ſeiner Würden angemeßnen Aufzuge, erſcheinen wollte, nahm ſich Zeit, daran arbeiten zu laſſen; ich aber eilte voraus und blieb die Nacht zu Louviers, wo ich mit Bois-Roſé, den ich noch nicht kannte, folgenden kleinen Auftritt hatte.

Da ihm durch das öffentliche Gerücht zu Ohren gekommen war, daß der König dem Admiral das Schloß Fescamp zurück gäbe, er aber dabey von keiner Entſchädigung für ihn ſelbſt etwas hörte, ſo beſchloß er, ſich deshalb bey Hofe zu beſchweren. Um ſich auf

den

den Kredit irgend eines Gouverneurs, der Sr. Majestät bekannt wäre, ſtützen zu können, war er einen Augenblick nach mir nach Louviers gekommen, um du Rollet um ein Empfehlungsſchreiben zu bitten. Er trat in demſelben Gaſthofe ab, und man erzählte ihm gleich, daß ſo eben ein Herr angekommen wäre, der, nach ſeinem Gefolge, und nach den Reden ſeiner Leute zu urtheilen, bey Hofe etwas bedeuten müſſe. Man ſagte meinen Namen nicht dazu, und Bois-Roſé, der mich noch zu Rouen glaubte, war weit entfernt ihn zu errathen. Er beſann ſich aber nicht lange, lieber dieſen Herrn als du Rollet um ſeinen Schutz anzuſprechen, kam zu mir herein und ſagte mir ſeinen Namen und daß er große Urſache hätte, über einen Herrn vom Hofe, welcher der Herr von Roßny hieße, ſich zu beſchweren, weil dieſer die Gunſt ſeines Herrn mißbrauchte, und nicht nur ihn, der mit mir ſpräche, ſondern auch den Herzog von Montpenſier und den Marſchall von Byron, ſeinem alten Freunde, den Admiral von Villars aufgeopfert hätte. Er erklärte mir darauf ſeine Forderungen, und das alles mit einer ſo lebhaften und leidenſchaftlichen Art, und mit ſo viel Drohungen und Flüchen gegen dieſen Herrn von Roßny, daß ich die Rolle, die ich dabey ſpielte, äußerſt lächerlich fand.

Nachdem er alle ſein Feuer ausgeworfen hatte, nahm ich das Wort, und ſagte ihm, ich wäre mit der Sache wovon er ſpräche, bekannt genug um ihn verſichern zu können, daß der Herr von Roßny nicht gewagt haben würde das geringſte ohne ausdrücklichen Befehl des Königs zu thun, und daß Sr. Majeſtät ernſtlich darauf dächte, ihm eine Belohnung zu geben, mit der er zufrieden ſeyn würde. Ich hielt es nicht für nöthig die Höflichkeit ſo weit zu treiben, daß ich

ihm

ihm versprochen hätte, seiner Rache gegen den, über den er sich so schmerzlich beklagte, zu dienen; ich sagte ihm in Gegentheil, wenn er ihn kennte, so würde er eingestehen, daß ein Mann, der zum besten des Staats freiwillig seine Abtey St. Taurin aufgeopfert hätte, auch wohl vielleicht aus Nothwendigkeit das hätte thun müssen, was Er nur einem bösen Willen zuschriebe. Zulezt fügte ich noch beym Abschied hinzu, er möchte zu mir kommen, wenn ich wieder würde bey Hofe eingetroffen seyn, und ich verspräche ihm, daß ich mit dem König reden wollte, um ihm die Schadloshaltung, die er forderte, zu verschaffen. Er verließ mich, eben so zufrieden mit mir, als unzufrieden mit dem Herrn von Roßny; als er aber unten an der Treppe einem von meinen Pagen nach meinem Namen fragte, wurde er so bestürzt, grade den nennen zu hören, dessen er so wenig geschont hatte da er mit ihm selbst sprach, daß er, aus Furcht vor dem Zorn, den ich, wie er glaubte, gegen ihn haben müßte, sich sogleich zu Pferde setzte, ein andres Wirtshaus bezog, und nur drauf dachte, im vollen Lauf seine Reise nach Paris fortzusetzen, um vor mir dort anzukommen, und Beschützer gegen den Schaden, den ich ihm dort thun würde, zu suchen.

Das Abendtheuer war damit noch nicht zu Ende. Unterdeß Bois-Rose' seine Maaßregeln gegen mich, als gegen einen unversöhnlichen Feind nahm, setzte ich meinen Weg gan; ruhig über Mante fort, von wo ich meine Gemahlin nach Paris führen wollte. Mein erstes nach meiner Ankunft in der Hauptstadt war, zu dem Könige zu gehn, und ihm Rechenschaft von meiner Reise zu geben. Nach seiner Gewohnheit wollte er, daß ich nichts auslassen sollte, und nachdem ich alles ernsthafte erschöpft hatte, erzählte ich ihm den Auftritt zu Louviers als etwas lustiges. Bois-Rose' hatte sich wohl gehütet, ihm etwas davon zu sa-

gen;

gen; er hatte blos Sr. Majestät gebeten, nichts zu glauben, was ich wieder ihn sagen würde, weil ich einen alten Hass gegen ihn hätte. Der König lachte von ganzem Herzen über diese Geschichte. Ich liess nachher Vois-Rose zu mir kommen; er glaubte alles verlohren, weil er das Unglück hatte, an mich gewiesen zu werden. Ich genoß einige Zeit das Schauspiel seines Verdrußes und seiner Verwirrung, dann aber machte ich ihnen auf eine Art ein Ende, über die er noch mehr erstaunte. Durch den Eifer, womit ich mich für ihn verwendete, brachte ich ihm ein Gehalt von 12,000 livres, eine Kompagnie mit Besoldung und 2,000 Thaler baar Geld zu Wege. Auf so viel hatte er sich nicht Rechnung gemacht, aber, diese Zänkerey abgerechnet, hielt ich ihn für einen sehr tapfern Offizier. In der Folge verband ich ihn mir noch näher und hielt ihn der General-Lieutenants Stelle über die Artillerie in der Normandie würdig, als mich der König zum General-Feldzeugmeister gemacht hatte.

Ich hatte diesem von Allem, was mir zu Rouen begegnet war, nichts verschwiegen, als das Geschenk des Schenktisches von vergoldetem Silber. Er erstaunte als er eines Morgens Träger mit Silbergeschirr in sein Zimmer kommen sah. Ich sagte ihm, da es mir unmöglich gewesen wäre, die Bürger von Rouen abzuhalten, mir dieß Geschenk zu machen, so brächte ich es ihm, als eine Sache, die ihm gehörte; weil ich ein feierliches Gelübd gethan hätte, nie unter diesem Vorwand etwas von Einem seiner Unterthanen anzunehmen, so lange ich in seinen Diensten stünde.

Ich bin der Welt Rechenschaft schuldig von dem Gefühl, welches mich zu dieser Aufführung bewog. Dessen bin ich schon voraus überzeugt, daß man es nicht für einen geschickten Kunstgriff halten wird, um

mir noch mehr Reichthümer zu zu ziehen; denn obgleich der Herr, dem ich gedient habe, mir ansehnliche Geschenke gemacht hat, und die selbst meine Erwartung überstiegen, so wird man doch leicht einräumen, daß ein Mann, der so lange Zeit und fast ganz allein den Fächern der Finanzen und des Krieges vorgestanden hat, weit kürzere Mittel hatte, sich zu bereichern. Ich brauche sie nicht zu nennen: die Vergangenheit ist zu reich an Beyspielen davon, als daß man sie nicht kennen sollte; und trotz allem, was ich gethan habe, um das Gegentheil einzuführen, wird auch die Zukunft ohne Zweifel deren nur noch zu viele geben.

Man könnte aber vielleicht, wenn man mich von Eigennutz frey spricht, es für Eitelkeit halten, Niemanden etwas schuldig seyn zu wollen. Gegen diese Beschuldigung habe ich nur eine einzige, aber sehr aufrichtige Versicherung, daß ich nehmlich, indem ich so handelte, keinen andern Grund gehabt habe, als denen, welche nach mir an der Spitze der Geschäfte stehen werden, zu zeigen, daß in diesem Betracht ihre Lage von denen, welche das Richteramt verwalten, im geringsten nicht verschieden ist; und daß, so wie man mit Abscheu einen Richter ansehn würde, der seine Hand, selbst auch ohne die Absicht, die Waage darnach zu lenken, den Geschenken öfnete, so auch ein Minister, und jeder der ein Amt bekleidet, sich einer eben so auffallenden Ungerechtigkeit schuldig macht, wenn er mit Wohlgefallen solche Geschenke nimmt; denn es findet sich doch immer, entweder in dem Augenblick selbst, oder auch in der Folge, daß die, welche sie gegeben hatten, glauben, es auf Unkosten des Königs oder des Volkes gethan zu haben. Wenn wir nicht ganz auf die Redlichkeit der Gesinnungen derer die uns geben (ich richte hier meine Worte an meine Nachfolger) rechnen dür-

dürfen; so wollen wir nur noch weniger auf uns selbst rechnen, die wir Geschenke annehmen. Wir müssen uns gewöhnen, den Vortheil unsers Herrn und den Unsrigen, als zwey Sachen anzusehen, die sich durchaus nicht vereinigen lassen; es sey denn, wie ich schon bemerkt habe, daß er es selbst ist, der uns giebt, und seine Freigebigkeit wird immer sich weit genug erstrecken, um uns keinen Grund zur Klage zu lassen, so bald wir ihn nur zu überzeugen gewußt haben, daß wir nicht auf andre Art etwas gewinnen. Aber es ist ein Unglück, daß die Gewohnheit, ungeheure Summen zu berechnen und durch unsre Hände gehen zu lassen, uns immer beinahe unvermerkt dahin bringt, daß wir Kapitale, die zum Wohlstand und dem Glück eines Privatmannes hinreichen, für so viel als nichts ansehen.

Der König gestand mir, daß er an solche Reden nicht gewöhnt wäre, und daß dieß System, so einfach es ist, wenn es einmal in den Finanzen festgesetzt werden könnte, das Mittel wäre den König und den Staat zu bereichern, welches man suchte; und das man auch noch nachher so sehr gesucht hat, ohne es finden zu können. Er war weit entfernt, den Schenktisch anzunehmen; aber um meiner Denkungsart nachzugeben, wollte er, daß ich ihn von seiner Hand empfangen sollte. Diese Schenkung wurde öffentlich bekannt, weil er mir darüber eine Schrift ausfertigen ließ, worin ausdrücklich gesagt war, daß dieses Silberzeug ein Geschenk wäre, welches die Stadt Rouen dem König gemacht, und womit dieser wieder mich begnadigt hätte. Den folgenden Tag nahm er 3,000 Thaler in Golde aus seiner Chatulle, und schickte sie mir durch Beringhen, um zu zeigen, daß eine solche Handlung von einem Minister ihren Lohn nicht verfehlt. Ich befolge noch jezt seine Absichten, indem ich der Welt dieses doppelte Geschenk bekannt mache.

Kurze Zeit darauf erschien der Admiral von Villars bey Hofe mit einem Gefolge von mehr als hundert Edelleuten, worunter einige von dem ersten Adel in Frankreich waren, und ließ alle die andern Großen weit hinter sich zurück. Aber man vergaß bald die Pracht seines Hauses und den Glanz seines Aufzuges, um nur seine Großmuth und seine Bescheidenheit zu bewundern, welche in der That die wahren Reichthümer eines Mannes sind, ob sie gleich nur selten sich mit dem erstern zusammen finden. Er trat mit einem zu gleicher Zeit edlen und ehrerbietigen Anstand zu dem König, und warf sich ihm zu Füßen. Heinrich, durch diese Stellung in Verwirrung gesetzt, hob ihn schnell wieder auf; „Herr Admiral," rief er, „diese Demü„thigung kömmt nur Gott allein zu." Um ihn zugleich eben so hoch zu heben, als er sich selbst erniedrigte, fieng er an die Hofleute mit Villars großen Thaten zu unterhalten, und dieß mit einer feinen Unterscheidung, welche ihnen noch einen neuen Werth zu geben schien. Der Admiral suchte den Strohm dieser Lobeserhebungen durch die Versicherungen seiner Ehrfurcht und Ergebenheit zu unterbrechen; und als er den Herzog von Montpensier in der Versammlung erblickte, eilte er auf ihn zu, faßte seine Hand, küßte sie und nannte ihn seinen Vorgesetzten, indem er zugleich seine Stelle als unmittelbarer Statthalter von Rouen niederlegte. Er that dieß mit einer so guten Art, daß der Herzog, der ihn erst etwas frostig empfangen hatte, von seiner Großmuth gerührt, ihn verschiedne male nach einander umarmte und von dem Augenblick an ihn unter seine innigsten Freunde aufnahm.

Auch die Monathe April und May giengen noch damit hin, daß der König und sein Staatsrath die Abgeordneten der verschiednen Städte, und die Gou-

ver-

verneurs aufnahm, welche über die Bedingungen ihrer Unterwerfung sich zu vergleichen kamen. Lion und Poitiers waren die vornehmsten unter den Städten. Ein sonderbarer Abfall für den Herzog von Nemours! Erst läßt dieser ehrgeizige Mann sich das chimärische Project einfallen, König von Frankreich zu werden und sich mit der Infantin von Spanien zu vermählen. Der öffentliche Haß, und die Widersetzung seines eignen Stiefbruders, des Herzogs von Mayenne zwingen ihn, diese thörichten Ansprüche aufzugeben. Er entschädigt sich dafür, indem er in seiner Phantasie aus den Provinzen Lionnois, Forez, Beaujolois, Maconnois, und Dombes, sich ein von Spanien zur Lehn gehendes Fürstenthum errichtet. Er macht damit den Anfang, daß er sich der Hauptstadt seines neuen Reichs versichert; aber die Lionner, klüger als er, versichern sich selbst der Person ihres vorgeblichen Souverains, der sie schon als ein Tyrann behandelte, und beobachten ihn auf das schärfste ohne deswegen im mindesten die Absicht zu haben, mit seiner Partey zu brechen. Die Ligue empfindet diese Behandlung eines ihrer Häupter als eine Beschimpfung. Saint Sorlin, der jüngere Bruder des Herzogs von Nemours, zieht Spanien mit in seinen Streit, und erhält von dem Herzog von Savoyen und dem Statthalter von Meiland, Herzog von Terra-Nova, eine mächtige Unterstützung, mit der er über die Lionner herfällt. Diese, durch eine solche Gewaltthätigkeit bewogen, sich öffentlich von der Ligue zu trennen, rufen den Obristen Ornano, und erklären sich, sobald dieser zu ihnen gekommen ist und sie die Stärksten sind, laut für den König. Sie reißen die Wappen von Spanien, Savoyen und Nemours herab, und werfen sie in den Koth; sie lassen auf dem öffentlichen Markt, mit einer Art von beleidigendem Possenspiel, das Bild eines als Hexe angekleideten

Weibes verbrennen, welches vor der Stirne die Worte: die Ligue, trägt, und geben allen den kleinern von ihnen abhängigen Städten nur einen Monath Zeit, um zu ihrer Pflicht zurück zu kehren.

Dem Herzog von Nemours wird bey diesem gewaltigen Lermen nicht gar zu wohl zu Muthe, er fürchtet noch etwas schlimmeres von Seiten seiner vorgeblichen Unterthanen und hält es für das beste, zu entfliehen. Er zieht das Kleid seines Kammerdieners an, der ungefehr von seiner Größe war, tritt aus seinem Zimmer, indem er das Becken aus seinem Leibstuhl in der Hand trägt; so kömmt er glücklich mitten durch die Soldaten, die ihn im Vorzimmer bewachen, ohne erkannt zu werden, weil er das Gesicht abwendet, als geschähe es um den üblen Geruch zu vermeiden, schlüpft zum Hause hinaus und entkömmt bis auf das Feld; noch zu glücklich, nach so viel eingebildeter Größe als Flüchtling eine Stadt zu verlassen, welche er zum Sitz seines Ruhms bestimmt hatte, und durch die traurige Erfahrung einer Eitelkeit, über welche man stets sich täuschen wird, überzeugt, daß nichts so schwer ist, als den Erfolg so zu lenken, daß er unsern Wünschen entspricht.

Der Ehrgeitz verdrehte noch einem den Kopf. Balagny, der sich als Gouverneur von Cambray im Besitz eines Platzes sah, den seine Lage für den König so äußerst wichtig machte, hatte die Dreistigkeit zu verlangen, daß man seinen Titel als Gouverneur in den, eines souverainen Fürsten, verwandeln sollte. Zu seinem Unglück erhielt er, was er forderte. Schon schmeichelte er sich, die Liste der gekrönten Häupter durch seinen Namen vermehrt zu sehen, aber er vergaß, daß ihm die Mittel fehlten, einen so hohen Rang zu behaupten. Er that es, oder vielmehr, er glaubte es zu

thun,

thun, indem er ſich erſchöpfte, um an dem Hofe des Königs zu glänzen und 2,000 Büchſenſchützen und 300 Pferden zu der Belagerung von Laon zu führen. Aber die Glorie dieſes neuen Potentaten dauerte nur kurze Zeit. Er ſcheiterte, ſo wie Nemours, an dem Felſen, der allen Ehrgeitzigen ſo gefährlich iſt, weil ſie ſich nicht überzeugen können, daß die beſten Entwürfe diejenigen ſind, welche zwar nur mittelmäßige, aber auch ſolche Vortheile geben, die keinen Unfällen ausgeſetzt und vor dem Zufall geſichert ſind.

Da die Spanier ſahen, daß im Herzen des Reichs alles ihnen entgieng, ſuchten ſie den Strohm durch einen auffallenden Streich zu hemmen, und belagerten la Capelle. Der König beſann ſich keinen Augenblick, alle innern Angelegenheiten liegen zu laſſen, um ſich der Einnahme dieſes Orts zu widerſetzen. Die Soldaten waren gar nicht von derſelben Geſinnung. Des Krieges müde ſuchten ſie nur ihn zu vergeſſen und hinaus zu ſchieben. Es währte ſo lange ehe der König ſeine Armee zuſammen ziehen konnte, daß, ob er gleich mit einem kleinem Korps vorausgieng, er dennoch zu ſpät kam. Er fand die Belagerung ſchon ſo weit gekommen, und den Grafen von Mannsfeld, welcher ſie kommandirte, in einer ſo vortheilhaften Stellung, daß er bey der Schwäche ſeiner Mannſchaften es nicht wagen durfte, ihn anzugreifen. Man hoffte immer noch, daß der Gouverneur durch die Veſtigkeit des Platzes ſo viel Zeit gewinnen würde, daß die übrigen Truppen heran kommen könnten, und daß man hernach im Stande ſeyn würde, entweder eine Verſtärkung in die Stadt zu werfen, oder die Belagerer zu einem Treffen zu zwingen. Aber dieſer, der nach dem Geiſt ſeiner Zeit nur geſorgt hatte, aus Allem für ſich Vortheil zu ziehen, war bey dem Proviant, den Kriegsbedürfniſ-

sen und der Anzahl der Soldaten, die seine Besatzung ausmachen sollten, so karg gewesen, daß er gezwungen wurde, den Platz weit eher, als er gesollt hätte, zu übergeben, und sich also durch seinen Geiz zu Grunde gerichtet sahe.

Um das Widervergeltungs-Recht auszuüben, rückte der König nun vor Laon. Er wußte wohl, daß die Ligue diesen durch seine Lage und seine Vestungswerke schon so starken Ort so in Stand gesetzt hatte, daß er jedem, der es wagen würde ihn anzugreifen, trotzen könnte. Ein gewisser du-Bourg, einer der besten und erfahrensten Offiziere unter den Feinden war Gouverneur desselben, und der zweite Sohn des Herzogs von Mayenne, der Graf von Sommerive hatte sich an der Spitze eines zahlreichen Adels darin eingeschlossen. Aber Heinrich bedachte, daß er bey dieser Gelegenheit seinen Kriegsruhm, dem er schon so manchen glücklichen Erfolg schuldig war, zu behaupten hätte, und versäumte an seiner Seite keine Sorge und keine Vorsicht, um seine Unternehmung durchzusetzen.

Ich begleitete ihn mit Vergnügen zu dieser Belagerung, und wurde dabey nach meinem Geschmack angestellt; denn ich bekam zugleich mit dem alten de Born, der als General-Lieutenant von der Artillerie in Abwesenheit des Feldzeugmeisters, Grafen von Guiche, den Oberbefehl darüber hatte, und der es zufrieden war, mich zum Gehülfen anzunehmen, die Aufsicht über eine Batterie von sechs Kanonen. Kaum aber hatte ich mein neues Amt angetreten, so mußte ich es schon wieder verlassen. Der König erfuhr durch die Briefe, die er von Paris erhielt, daß der Graf von Auvergne mit seinem Stiefvater d'Entragues jene Intriguen angefangen hätte, die ihn nachher beynahe auf das Schafot führten, und daß Paris sich mit Uebelgesinnten und heim-

heimlichen Aufrührern erfüllte. Außerdem begann auch noch zwischen der Universität und den Pfarrherren zu Paris auf der einen, und den Jesuiten auf der andern Seite, ein Streit, der im Anfang einer noch schlecht bevestigten Herrschaft sehr zu fürchten war.

Der König urtheilte aus diesen Nachrichten, daß er eines treuen und wachsamen Agenten in dieser großen Stadt nöthig haben würde. Er zögerte, mit mir davon zu reden, blos, weil er glaubte, daß ein Auftrag, der mich von der Belagerung entfernte, mir nicht angenehm seyn würde. Ein Brief des Kardinals von Bourbon, den ich nicht umhin konnte, ihm zu zeigen, brachte ihn völlig zur Entscheidung, der Kardinal schrieb mir blos, ohne sich auf nähere Umstände einzulassen, er wünschte sehnlich mich bey sich zu sehen, und zwar wegen so wichtiger Angelegenheiten, daß ich allein, sagte er, damit zu Stande kommen könnte. Obgleich dieß blos aussah, wie ein Kompliment, so glaubte doch der König, daß dieser Wink nicht zu vernachlässigen sey; und wäre es auch allein um des Kardinals willen, so hatte der König so große Ursachen, ihn beym Guten zu erhalten, daß er, sobald er den Brief gelesen hatte, mir befahl, mich fertig zu machen, nach Paris zurück zu kehren, so leid es mir auch that, die Belagerung zu verlassen. Um den Platz, der durch mich erledigt wurde, zu besetzen, bedurfte es eines sichern Mannes. Ich nannte ihm Vignole, Parabere, und Trigny, und der König entschied sich für Parabere. Wenn die Angelegenheiten, die mich nach Paris riefen, zu Ende wären, hoffte ich wieder zu dem Heer zurück kehren zu können, und ich nahm mir vor, sie so eilig als möglich zu betreiben; aber es folgte immer eine Sache so schnell auf die andere, daß ich so lange die Belagerung dauerte, vom Ende des Mays bis zum Anfang des Au-

gusts, sie nur auf flüchtige Augenblicke sehen konnte. Was ich davon sagen werde, wird aus dieser Ursach ziemlich große Lücken haben.

Ich empfieng die gehörigen Anweisungen von seiner Majestät, und gieng bis Crepy, wo ich die Nacht blieb. Den folgenden Tag kam ich nach Paris und gieng sogleich zu dem Kardinal von Bourbon. Ich fand ihn krank, und seinen Geist eben so niedergeschlagen als seinen Körper. Er umarmte mich heftig und bezeugte eine unendliche Freude, mich zu sehen. Jedermann mußte sein Zimmer verlassen, und ich mich an sein Bette setzen, um tausend Dinge, die von der äussersten Wichtigkeit wären, von ihm zu erfahren. Das, womit er den Anfang machte, konnte mir keine große Meinung von den übrigen geben. Es war die Sache, die ihm am meisten am Herzen lag, ob sie gleich nur häuslichen Verdruß und Weibergezänk betraf, mit denen ich mich fast schäme, das Publikum zu unterhalten. Eine gewisse Frau von Rosieres verursachte ihm diesen Kummer. War's Eifersucht oder Schwärmerey, genug, er hatte sich in den Kopf gesetzt, sie brächte ihn durch Zauberey ums Leben, um sich dafür zu rächen, daß er sie mit dem Abt von Bellozanne, seinem Liebling, entzweiet hatte. Sein Trost war, daß seine Verfolgerin sterben müßte, wenn Er nicht stürbe. Meine Gemahlin hatte ihm vor drey Tagen gesagt, die Frau von Rosieres sey gefährlich krank, und wahrscheinlich hatte er darauf sein ganzes Hirngespinnst von Magie und Tod gebauet.

Er machte mir alle diese Entdeckungen mit einer solchen Beklemmung des Herzens, daß ich gewiß glaube, diese Einbildungen haben viel beygetragen, sein Leben zu verkürzen. Ich bestrebte mich, ihn zurecht zu bringen, damit er endlich von den andern Angelegenheiten

heiten mit mir reden konnte, die er fast ganz vergessen hatte. Nächst der Frau von Rosieres beklagte er sich am meisten über den König, denn sein Geist hatte die sonderbare Stimmung angenommen, daß er nur über diejenigen klagte, die er liebte. Er hatte den König gebeten, ihm die Anordnung über seine Pfründen zu überlassen; und wenn Sr. Majestät ihn nicht günstig angehört hätte, sagte er, so könne dieß keinen andern Grund haben, als daß entweder der König ihn nicht liebte, oder daß er noch nicht aufrichtig der katholischen Religion anhienge; (denn wie kann man ein guter Katholik, und doch einem Kardinal nicht in allen Stücken gefällig seyn?) Gleich darauf, ohne zu bedenken, mit wem er sprach, bat er mich, mich zum Vertheidiger der Römischen Religion bey dem Könige aufzuwerfen, ihn darin zu bestärken und ihn zu einer genauen Unterhandlung mit dem Pabst zu bewegen, daß er den Heiligen Vater um seinen Seegen bäte, damit dieser in der Folge seine Ehe mit der Königin Margaretha von Valois aufheben und ihm die Erlaubniß geben möchte, eine andre Prinzessin zu heirathen, mit welcher er Kinder zeugen könnte, die dem Hause Bourbon die Krone, und Frankreich den Frieden und die Ruhe versicherten. Das Ende dieser Rede war verständiger, als ich es erwarten konnte. Ich fand nichts dagegen einzuwenden, selbst nicht gegen das Lob des Pabstes, das er hinzufügte; denn ich gestehe, daß Clemens VIII. nicht nur Weisheit und eine richtige Unterscheidung besaß, sondern auch ein so feiner Staatsmann war, daß der Spanische Hof sich nicht rühmen kann, ihn je durch seine Verstellung getäuscht zu haben.

Der Kardinal kam nun auf die Jesuiten; und ob er gleich, als ein Mann, der dem römischen Hofe ergeben war, sie offenbar begünstigte, so führte er doch

um

um mich zu bewegen, sie zu unterstützen, blos solche Gründe an, die aus der gesunden Politik und dem Vortheil des Königs hergenommen, und so wichtig waren, daß ich nicht umhin konnte, zu gestehen, die Krankheit habe seine Geisteskräfte nur da geschwächt, wo von seiner eignen Person die Rede war. Alles, was ich in dieser Sache gethan habe, war eine Folge der sehr vernünftigen Betrachtungen, über die Gefahr, in den jetzigen Umständen diese ganze Gesellschaft aus Frankreich zu verbannen, auf welche der Kardinal mich führte. Man wird bald sehen, daß nichts geringeres als das im Werke war.

Noch eine vierte Sache, die er mir empfahl, war, den alten Erzbischof von Glasgow in Schottland, den er so sehr liebte und verehrte, daß er ihn seinen Verwandten nannte, gegen den Ober-Aufseher der Finanzen, Herr von O. zu unterstützen. Dieser Erzbischof führte den Namen Bethune. Da er sahe, daß seine Wolthäterin, die Königin von Schottland, todt war, so wünschte er weiter nichts, als die wenigen Tage, die er noch zu leben hatte, fern von seinem Vaterlande in Ruhe hinzubringen, aber er hatte an dem Oberaufseher einen Feind, der ihn unaufhörlich verfolgte, und es darauf angesetzt zu haben schien, ihn aus Frankreich zu verjagen. Ich habe nie die Ursach genau erfahren können; vielleicht war es die Anhänglichkeit, die dieser Prälat jederzeit dem Guisischen Hause bezeigt hatte, weil die Königin von Schottland aus dieser Familie war. Der Kardinal von Bourbon sagte, seine Freundschaft für den Erzbischof wäre der einzige Grund, warum der Herr von O ihn haßte; und es ist auch wahr, daß, so oft er sich für den alten Prälaten bey dem Oberaufseher verwendet hatte, dieser immer nur um desto eifriger zu dem Verderben desselben bemüht schien. Er

hat

bat mich daher, den König zu bewegen, daß er den Erzbischof schützte, welcher sich weiter in keine Angelegenheit, weder in, noch außerhalb des Reichs zu mischen versprach; auch war er nicht mehr im Stande, es zu thun, und überhaupt konnte man ihm nichts vorwerfen. Um mich noch mehr für ihn einzunehmen sagte mir der Kardinal, der alte Mann hätte mich so lieb, daß er fast beständig darüber weinte, daß ich das Unglück hätte, ein Protestant zu seyn.

Der Kardinal endigte damit, daß er noch einmal auf seine Pfründen zurück kam. Er empfahl mir dringend, ihm von dem König die Erlaubniß auszuwirken, daß er sie abtreten dürfte. Er gestand mir, daß ihr Besitz seinem Oheim, dem verstorbnen Kardinal von Bourbon, von dem sie auf ihn gekommen waren, oft schreckliche Gewissensbisse gemacht hätten, und ihm jezt nicht geringere verursachten. Es waren einige darunter, die man den Familien, welche rechtmäßige Besitzer derselben waren, entrissen hatte, und er glaubte so wohl seine Schuldigkeit gegen diese, als auch die Vorwürfe seines Gewissens, in Ansehung seiner selbst und seines Oheims zu befriedigen, wenn er sie ihnen nach seinem Tode zurück gäbe. Er hatte mir nichts neues mehr zu sagen, als sein Arzt, Duret, in das Zimmer trat. Dieser empfahl seinem Herrn das Stillschweigen und übernahm es mich von den Geheimnissen desselben zu unterhalten, weil er sein Vertrauen besaß. Er that es auch als ein sehr beredter Mann, das heißt er machte mir viel lange Weile. Ich beantwortete seine weitläuftigen Reden blos mit dem wiederholten Versprechen, daß ich Sr. Eminenz zu dienen mich bemühen wollte.

Drey Tage, die ich in Paris zubrachte, waren hinreichend, mich von den gefahrlichen Verbindungen des Grafen von Auvergne, des Herrn von Entragues

und

und seiner Frau zu unterrichten. Ihr Haus war der Sammelplatz aller Feinde des Königs, so wohl derer die zu der Ligue, als derer die zu der spanischen Partey gehörten. Es vergieng keine Nacht, ohne daß hier geheime Berathschlagungen gegen den Vortheil und den Dienst des Königs gehalten wurden. Unterdessen, bis ich mit ihm über die Mittel, diese häßliche Kabale zu zerstören, Abrede nehmen konnte, stellte ich den Herren von Chiverny, Pont-carré, Bellievre und Maiße vor, sie könnten nicht sorgfältig genug alle Bewegungen dieser unruhigen Köpfe auszuforschen suchen, und ich trug dieses noch besonders dem Letztern auf, dessen Thätigkeit mir bekannt war.

Ich wendete mich mit vorzüglicher Aufmerksamkeit zu der Sache der Jesuiten, deren Prozeß jezt vor dem Parlamente geführt und von der Universität und den Pfarrern zu Paris lebhaft betrieben wurde, welche ihnen Schuld gaben, daß sie den Unterricht der Jugend und die Leitung der Gewissen ganz an sich gezogen hätten, sie als eine dem Staat gefährliche Gesellschaft vorstellten, und verlangten, daß sie als solche aus allen Französischen Landen verbannt werden sollten. Es war nichts weniger als gewiß, daß alle diese Gegner der Gesellschaft den Sieg über sie, womit sie sich schmeichelten, davon tragen würden, selbst wenn auch das Ansehn des Königs nicht dazwischen getreten wäre. Die Jesuiten hatten sich bey dieser Gelegenheit gewaltige Mühe gegeben, und die Sache war so gut eingerichtet, daß auch ohne den Pabst, ohne Spanien und ihre Gönner bey der Ligue zu rechnen, deren Anzahl nicht geringe waren, sie die Hälfte der Parlementsglieder auf ihrer Seite hatten, welche öffentlich sich für sie bewarben. Die Sache war den angesehensten Sachwaltern übergeben, Duret und Versoris sprachen für

die

Jesuiten, Arnaud und Dolle für ihre Gegner, und
n sprach in ganz Paris, das durch zwey so mächtige
ctionen zertheilt war, von nichts Anderm.

Ich stellte mir alles vor, worauf der Kardinal von
urbon mich aufmerksam gemacht hatte, daß es kein
ittel gäbe, und wäre es auch das Aeußerste, das die-
Orden nicht ergreifen würde, entweder um sich zu
hen, oder in der Hofnung den König zu zwingen,
e Verbannung zu widerrufen. Daß sie durch ihre
triguen einen Theil von Europa empören könnten;
ß sie es leicht dahin würden zu bringen wissen, daß
Verfolgung ihrer Gesellschaft als eine Beleidigung
Religion selbst erschiene, und daß sie auf den Kö-
den Verdacht werfen würden, er hänge noch inner-
an der Religion, welche er verlassen hatte, welches
den gegenwärtigen Umständen eine sehr üble Wir-
g thun konnte. Noch hatte Clemens VIII sich
t entschliessen können, die Absolution zu ertheilen,
man zu Rom suchte; der König befand sich grade
eine von denen Unternehmungen verwickelt, deren
sgang stets so zweifelhaft und oft so entscheidend ist;
die mächtigsten Katholiken in Frankreich, so wohl
welche zu Paris waren, als auch selbst die, welche
Hof erfüllten, fürchteten noch immer, oder stellten
wenigstens um ihrer eignen Vortheile willen, als
sie fürchteten, man habe für die Sicherheit der Rö-
chen Religion in dem Königreiche noch nicht hin-
glich gesorgt. Das alles mußte mich behutsam
chen. Ich wußte, daß die Herren von Longueville,
vers und Biron öffentlich mit diesen Ausdrücken
on gesprochen und sich die größte Mühe gegeben
ten, durch Entragues, Humieres, Sourdis und
ge andre, ihre Furcht dem Kardinal von Bourbon
zutheilen. Ich will hier Niemandem eine böse

Ab-

Absicht beylegen; aber wie viele gab es wohl unter diesen so eifrigen Katholiken, welche nicht einen ähnlichen Grund hatten, als Biron, der nur, seitdem er die Hofnung verlohren hatte, Gouverneur von Laon zu werden, diese Reden ausstreuete?

Dem sey wie ihm wolle, so glaubte ich, es sey klüger, das Ansehn des Königs nicht so wegen eines Hasses zwischen Predigern und Theologen in seiner Abwesenheit auszusetzen, und ich zweifelte nicht, daß er selbst bey einer solchen Gelegenheit den Weg der Mäßigung würde vorgezogen haben. Ich sagte daher den Herren vom Conseil, daß der König die gegen die Jesuiten eingegebnen Klagpunkte nicht stark genug fände, um so strenge gegen sie zu verfahren. Er sey entschlossen, um die Gesellschaft in Frankreich zu behalten oder nicht, erst abzuwarten, wie sie sich in der Folge so wohl gegen den Staat, als auch gegen ihn selbst betragen würde. Hauptsächlich verböt er durchaus, daß man, so lange er nicht ausdrücklichere Befehle darüber gegeben hätte, zu irgend einem gewaltthätigen Verfahren gegen den Orden schritte, ihn in den Klagreden auf eine beleidigende Art angriffe, und selbst daß die Sache bis dahin völlig entschieden würde. Niemand erwartete, in mir einen Beschützer der Jesuiten zu finden, und ich bin gewiß, daß blos aus diesem Grunde meine Empfehlung ihnen nicht unnütz gewesen seyn würde, wenn ich auch nicht im Namen des Königs gesprochen hätte. Vor diesmal wurde auch wirklich die Sache nicht weiter getrieben.

Ich glaubte aus Achtung für die Bitte des Kardinals von Bourbon bey dem Oberaufseher für den Erzbischof von Glasgow reden zu müssen. Ob ich gleich wohl wußte, was ich von einem Mann zu erwarten hatte, der sich wenig Mühe gab, seinen Haß

gegen

gegen meine ganze Familie, der noch neuerlich durch eine Streitigkeit mit meinem jüngern Bruder vermehrt worden war, zu verbergen; so hoffte ich doch desto mehr von der Gerechtigkeit des Königs. Ich eilte, ihn vor Laon wieder zu treffen, nachdem ich von dem Kardinal, den ich wieder merklich geschwächt fand, Abschied genommen hatte.

Zu Bruyeres, wo ich meine Feldequipage gelassen hatte, erfuhr ich, daß der Herzog von Mayenne in Erwartung der großen Armee, welche ihm der Graf Karl von Mannsfeld unverzüglich zuführen sollte, mit einigen Truppen bis la Fere vorgerückt wäre, und zweimal versucht hätte, eine Verstärkung von 100 Pferden und 100 Büchsenschützen in Laon zu werfen; daß aber die erste durch Givry und die zweite durch den Grafen von Soissons, der diesen Tag die Wache in den Laufgräben gehabt hatte, geschlagen wäre; und daß der König in allen Stücken den Prinzen und Offizieren das Beyspiel gäbe und in seiner Reihe selbst in den Laufgräben aufziehe.

Er hatte sich niedergelegt, als ich zu ihm kam, ob es gleich Nachmittags um drey Uhr war. So wie er mich hereintreten sah, fragte er, ob ich mich nicht wunderte ihn zu einer solchen Stunde im Bette zu finden; zwey Matratzen auf der harten Erde machten sein ganzes Bette aus. Die ganze Nacht und den Tag vorher hatte er stehend zugebracht, entweder in den Laufgräben, oder bey den Arbeiten die er an dem Berge, an dessen Abhange Laon liegt, machen ließ, so wohl um einige Batterien auf andre Stellen zu bringen, als auch um die Arbeiter durch Brustwehren zu bedecken. Er hatte sich auf diesem Boden, der außerordentlich rauh ist, so ermüdet, daß er verschiedne Quetschungen an den Füßen bekam; weil er sich aber doch

nicht abhalten ließ mit der Arbeit unter seinen Augen fortfahren zu lassen, bis daß alle diese Quetschungen aufgiengen, so wurden seine beiden Füße bald nur eine einzige Wunde. Er mußte sich also niederlegen und die Füße verbinden lassen; jezt befahl er, man sollte in meiner Gegenwart den Verband abnehmen, „damit ich sähe," sagte er, „daß er nicht zur Unzeit „den Weichling machte." Ich war weit entfernt von diesem Gedanken, und wenn ich ihm etwas Schuld gab, so war es, daß er das Gegentheil zu weit getrieben hatte. Er schien meine Meinung zu errathen; denn er sagte mir, um sich zu entschuldigen, er hätte es nöthig geglaubt, diese Arbeit zu unternehmen, und selbst zu betreiben, weil sie ihm einen Vorsprung von zwey Tagen vor der Stadt gäbe; ich sollte ihn nicht eher verdammen, als bis ich das Werk gesehen oder wenigstens das Urtheil der Kenner gehört hätte, die auf seinen Befehl es jezt besichtigten, und um fünf Uhr zurück kommen würden.

Ich nutzte diesen Augenblick, wo ich mit dem König allein war, um ihm von meiner Reise Rechenschaft abzulegen; er hatte mir einen Polster herein bringen lassen, auf dem ich neben seinem Lager kniete, und um das, was ich gethan hatte, zu bestätigen, ließ er sogleich durch Beaulieu-Kuse drey Briefe schreiben. Der erste war an den Kanzler gerichtet, und betraf die Jesuiten; er enthielt weiter nichts, als was ich ihm schon vorher gesagt hatte. In dem zweiten schrieb er dem Herrn von O, er wolle, daß man dem Erzbischof von Glasgou den ruhigen Genuß der beiden einzigen Abteien, die er in Frankreich hatte, lassen sollte, und zugleich rechtfertigte er die bisherige Aufführung desselben durch die Dankbarkeit gegen seine Wolthäterin. Der dritte Brief wurde im Namen des Staats-Sekretairs

lomenie an den Kardinal von Bourbon geschrieben, welcher darin Sr. Eminenz die Nachricht gab, daß der König jede Verordnung, die er über seine Pfründen machen würde, billigte, und bereit wäre sie durch seine eigenhändige Unterschrift zu bestätigen, wenn er ihm die Liste davon schicken würde, vorausgesetzt, daß darin nichts enthalten wäre, welches den Kanons, den Freiheiten und Gewohnheiten des Reichs zuwider liefe. Das übrige des Briefes waren Versicherungen seines Schutzes und seiner Freundschaft, und er gab ihm einen Beweis seines Zutrauens, indem er die beiden andern Briefe an ihn einlegte und zugleich die Gefälligkeit hatte, ihm den Inhalt derselben mitzutheilen. Ich gab Dupeirat, den der König mit diesen drey Briefen nach Paris schickte, einen von mir an den Kardinal mit, worin ich ihn bey allem, was nur Eindruck auf seinen Geist machen konnte, beschwor, sich seines häuslichen Kummers zu entschlagen.

Kaum waren diese Sachen abgethan, so traten die Herren von Biron, Givry, Saint-Luc, Marivault, Parabere, Vignoles, Fouqueroles und einige Andre herein, welche der König abgeschickt hatte, seine Werke von dem vorigen Tage, und besonders zwey Minen, die er hatte eröfnen lassen, zu untersuchen. Jeder sagte seine Meinung davon, und suchte seinen Kenntnissen Ehre zu machen. Man stimmte nicht ganz überein, und unvermerkt entstand ein Streit. Der Marschall von Biron, welcher die Fähigkeiten zum Kriege, die er besaß, durch ein entscheidendes Wesen und einen Ton des Uebergewichts, verdarb, wodurch er sich stets der Unterredung bemächtigte, konnte es gar nicht ertragen, wenn Jemand andrer Meinung war als er.

Da die Herren anfiengen, sich zu erhitzen, so legte ihnen der König Stillschweigen auf, und sagte ihnen,

er hätte durch drey Spione, die einer nach dem andern von drey verschiednen Orten gekommen wären, erfahren, daß der Herzog von Mayenne und der Graf von Mannsfeld beschlossen hätten, alles zu versuchen, um einen beträchtlichen Convoi in die Stadt zu bringen, damit sie nicht nöthig hätten, eine Schlacht zu liefern. Der Convoi würde sich unverzüglich in Marsch setzen, und hätte eine mächtige Bedeckung bey sich, deren Absicht wäre, die sämtlichen Korps de Garde über den Haufen zu werfen, sich mit Gewalt einen Durchgang zu verschaffen und in den belagerten Platz zu bringen. Das gab neuen Stoff zum streiten, worin endlich Biron die Oberhand behielt. Er wurde ernannt, um mit einem ansehnlichen Detaschement sich in den Wald zwischen Laon und la Fère zu stellen, und so wohl die Bedeckung als den Convoi anzugreifen. Die Truppen dazu wählte er selbst, 1,200 Mann französische Infanterie, und alles ausgesuchte Leute, 800 Schweitzer, 300 Mann leichte Cavallerie, 200 Gensd'armes, und 100 Edelleute, beinahe alle aus des Königs Begleitung. Erst nach langem Bitten erhielt ich die Erlaubniß, mit zu gehen; zweimal hatte mir der König sie verweigert, weil er, wie er sagte, noch verschiedne Dinge von mir wissen wollte.

Wir setzten uns den Abend um 6 Uhr in Marsch, und kamen um 1 Uhr nach Mitternacht in dem Walde an. Hier rückten wir in aller Stille bis an den Rand des Holzes gegen la Fère vor, wo der zu unserm Hinterhalt bestimmte Ort war. Biron ließ auf der Heerstraße alle Vorübergehenden auffangen, welche in la Fere seine Absicht hätten bekannt machen können, und stellte an dem Rand des Waldes Vedetten aus, die ihm genaue Nachricht von Allem, was aus der Stadt kam, gaben. Wir warteten mit großer Unge-

bald vergebens bis den Nachmittag um vier Uhr: endlich kamen die Vedetten, und berichteten, die Straße von la Fére nach Laon sey mit einer so langen Reihe von Menschen und Kriegsgeräthe aller Art bedeckt, daß sie nichts anders vermuthen könnten als daß die ganze feindliche Armee heran käme. In diesem Augenblick sah ich mehr als einen von den Entschlossensten blaß werden, und sich ins Ohr sagen, man müsse an nichts denken, als wie man sich zurück ziehen könnte. Einige von uns widersetzten sich dieser Meinung, und da der Marschall von Biron auf unsre Seite trat, so wurde durch die Mehrheit der Stimmen ausgemacht, daß man einen von uns abschicken wollte, um die Sache genauer zu untersuchen. Fouquenolles, dessen Muth und Kaltblütigkeit bekannt war, wurde nebst zwey oder drey andern dazu ernannt. Er brachte kurz nachher die Nachricht, daß dieses, dem Anschein nach so fürchterliche Heer, aus 300 Wagen mit Kriegsbedürfnissen bestünde, welche vier Schwadronen, jede von 100 Pferden, die an der Spitze marschirten, zur Bedeckung hätte; auf diese folgten 8- bis 900 Musketier oder Pikenier, Wallonen, Deutsche und Lütticher, eine gleiche Anzahl Spanischer Infanterie machte den Nachtrab.

Es wurde nun einmüthig beschlossen, den Feind anzugreifen, da er schwächer war als wir. Nur über einen andern Gegenstand waren die Meinungen getheilt. Ich hielt es für das beste, den Zug erst in den Wald hinein zu lassen, und ihm dann in den Rücken zu fallen, und viele Andre stimmten darin mit mir überein. Givry, Montigny und Marivault, welche unsre Reiterey anführten, waren für das Gegentheil; sie behaupteten so vest, es sey weniger Gefahr dabey, die vier Schwadronen im freien Felde von vorne anzugreifen, daß sie den Marschall von Biron hinrissen. Im

Anfang gieng es auch gut. Die feindliche Reiterey wich auf den ersten Anfall, ob sie gleich erst viel Entschlossenheit gezeigt hatte, und zog sich auf die Flanken der Wagens zurück. Aber man fand bald mehr zu thun; die feindliche Infanterie, die an der Spitze war erwartete unsre Reiter, durch die sie Biron angreifen ließ, festen Fußes, und machte ihr Feuer mit solcher Ordnung, daß sie in der Entfernung bleiben mußten. Biron befahl ihnen, auf der linken Flanque einen neuen Angrif zu thun, unterdeß er selbst den Feind auf der rechten Seite, wo augenscheinlich die wenigste Gefahr war, anfallen wollte. Unsre Cavallerie rannte mit solcher Heftigkeit an, daß die Feinde gezwungen wurden, zu weichen, und wie ihre vier Schwadronen zwischen den Wagen Schutz zu suchen, von wo aus sie doch noch immer sich vertheidigten. Unter der Zeit war das Spanische Bataillon von dem Nachtrab bis an die Spitze vorgerückt, und hatte sich in Schlachordnung gestellt, so daß es auf beiden Seiten durch die Wagen und die Cavallerie bedeckt war, und doch auch von dem Feuer des ersten Bataillons unterstützt wurde. Sie machten eine so nachdrückliche Vertheidigung, daß Biron weder durch Bitten noch Drohungen unsre 600 Reiter, welche erstaunend gelitten hatten, abhalten konnte, sich aus dem Treffen zurück zu ziehen. Das französische Fußvolk und die Schweitzer, welche ihre Stelle einnahmen, fanden eben so kräftigen Widerstand. Das Treffen zog sich in die Länge, und Biron bedachte, daß wenn das Gefecht, welches so nahe bey la Fère vor gieng, noch ein wenig länger dauerte, die Hauptarmee Zeit gewinnen könnte, dem Convoi eine mächtige Hülfe zu schicken. Er schritt also zu seinem lezten Hülfsmittel, und befahl den hundert Edelleuten, abzusitzen, außer dem Pistol und dem Degen, die sie führten, noch jeder eine Pike zu nehmen, wovon er eine ganze Menge

hatte

hatte mitbringen lassen, und unsre Französischen und Schweitzerischen Fußvölker, die mit dem Feinde noch nicht hatten handgemein werden können, noch Einmal zum Angrif zu führen. Guitry, Montigny, Marivault, Trigny, Arambure, La Curée, Lorec, Heures und noch mehrere rückten auf diese Art an der Spitze von 300 Mann vor, und Biron folgte mit einer gleichen Anzahl; ich selbst war bey dieten zweiten Haufen. Wir traten mit solcher Heftigkeit auf den Feind, daß die Pike und Flinte ganz unnüz wurden, und Mann gegen Mann kämpfte oder vielmehr rang.

Die Spanier gaben endlich nach, und retteten sich in das Holz oder hinter die Wagen, nachdem sie ihre schwersten Waffen von sich geworfen hatten. Diese lezte Zuflucht war nicht mehr sicher für sie. Wir verfolgten sie dahin, und in Betracht der Anzahl war das Gemetzel schrecklich; es blieben nicht weniger als 1,200 auf dem Platze. Der Gefangnen waren nur wenige. Die Personen von Ansehn, welche unter der Cavallerie gewesen waren, hatten Zeit la Fere wieder zu erreichen, und wir hüteten uns sie zu verfolgen, so wohl als die, welche sich in das Holz vertieft hatten, aus Furcht, durch neue Truppen, welche aus la Fere ihnen zu Hülfe kommen konnten, in Unordnung überfallen zu werden. Im Gegentheil waren wir nur darauf bedacht, uns zu sammlen, und während der Zeit, die wir nöthig hatten, um auszuruhen, und uns mit dem gekochten Fleisch zu erquicken, das wir im Ueberfluß auf den Wagens fanden, gut auf unsrer Hut zu seyn. Nachher marschirten wir die Nacht durch nach dem Lager zu, wo wir ohne irgend ein Hinderniß zu finden das ganze Gepäck der Feinde hinbrachten, aber die Soldaten hatten es so geplündert und ungeachtet der Befehle des Marschalls so grausam behandelt, daß

mehr als 400 Pferde so wohl von der Cavallerie als von den Wagens zu Grunde gerichtet wareh.

Mit derselben stolzen Mine, welche der Marschall von Biron angenommen hatte, um sich das Kommando bey dieser Unternehmung geben zu lassen, erschien er jezt vor dem König, um das ihm gebührende Lob zu empfangen. Da er einen so schönen Stof hatte, von sich selbst zu reden, so wird man sich leicht alles denken können, was ein Mann, der nie das Verdienst des Stillschweigens bey solchen Gelegenheiten kannte, jezt zum Preis seines Sieges vorbrachte. Nach seinen Reden hätte man glauben sollen, er habe diesen Augenblick dem König die Krone aufs Haupt gesetzt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß dieser ein wenig prahlhafte Stolz, der an sich ziemlich französisch ist, einem General, der Franzosen zu kommandiren hat, meistens gelingt. Bey ihnen scheint man schon viel für den Sieg gethan zu haben, wenn man sich das Ansehn giebt, seiner gewiß zu seyn. Heinrich wußte dies recht gut; er hatte bey jenen mißlichen Unternehmungen, wo es scheint, daß der Soldat auf dem Gesicht und in den Worten seines Anführers die Vorstellung sucht, die er sich von der gegenwärtigen Gefahr machen soll, so oft die glücklichen Wirkungen davon erfahren, daß er es sich zur Gewohnheit gemacht hatte. Nach seinem Beyspiel hatten alle vornehme Offiziere sich dieses Ansehn eigen gemacht; aber wie es immer zu gehen pflegt, verschiedne unter ihnen, und besonders der Marschall von Biron übertrieben es auf eine Art, die sie den andern, und selbst dem König, der doch einer von den nachsichtigsten war, unerträglich machte.

Die Schmeicheleien, womit Sr. Majestät ihn und die, welche ihn begleitet hatten, überhäufte, erregte große Eifersucht bey den Hofleuten, die nicht mit dabey

bey gewesen waren, und trugen vieles zu Birons Untergang bey. Er konnte doch immer das Gouvernement von Laon nicht erhalten, ob er gleich deswegen bey jeder Gelegenheit seine lezte That erhob, und sich allein die ganze Ehre davon zuschrieb, als ob die andern nichts dabey gethan hätten. Der König entdeckte sich darüber gegen mich und schien mir in allen Stücken sehr mißvergnügt über ihn zu seyn. Er sagte mir, nach allen den Ursachen zur Unzufriedenheit, die Biron ihm gegeben, nachdem er sich noch neuerlich unterstanden hätte ihm zu drohen, daß er zu den Feinden übergehen wollte, und nach der Entdeckung seiner noch gegenwärtig fortdauernden Verbindungen mit d'Epernon und dem Grafen von Auvergne, würde er sich wohl hüten, ihm einen Platz, der so nahe bey den Niederlanden läge, als Laon, anzuvertrauen, den man nur einem Manne von der bewährtesten Treue geben könnte: er befürchtete aber, daß Biron nach dieser Weigerung gar keine Schranken mehr kennen würde; daß er vielleicht öffentlich sich gegen ihn auflehnen, oder, was noch gefährlicher wäre, bey seiner Person bleiben möchte, unterdeß er in geheim mit seinen Feinden eins wäre. Heinrich, der von diesem Augenblick an überzeugt war, daß er eines Tages alles von Biron würde zu fürchten haben, setzte noch hinzu, es schiene ihm, daß er seit einiger Zeit meine Freundschaft suchte. Wahrscheinlich geschah dies in der Absicht, die Heirath seines Bruders mit dem Fräulein von Saint-Genies, meiner Nichte und einem der reichsten Mädchen in Frankreich, zu Stande zu bringen. Der König befahl mir daher, mich dieser neuen Freundschaft zu bedienen, um ihn zum Reden zu bringen und seine Absichten zu erforschen.

Da der groß: Convoi aufgefangen war, so setzte Heinrich die Belagerung ohne weiteres Hindeniß fort,

bis er neue Nachrichten erhielt, daß Mayenne und Mannsfeld, weit entfernt, durch diese mißlungnen Versuche abgeschreckt zu seyn, nur darauf dächten, daß sie die Linien der Belagerer angreifen wollten, so bald nur noch einige Truppen, die sie erwarteten, zu ihnen gestoßen seyn würden. Der Marschall von Biron lachte über diese Nachrichten, der König aber, der nichts in den Wind schlug, beruhigte sich nicht eher, als bis Givry, den er mit 300 Pferden auf Entdeckung ausgeschickt, und ihm ausdrücklich befohlen hatte, ohne eine vollkommne Kenntniß von der Stellung und der Stärke der Feinde nicht zurück zu kommen, ihm nach drey Tagen den Bericht abgestattet hatte, es sey noch nicht eine einzige Kompagnie diesseits der Oise, und die Spanier dächten eher daran nach Flandern, als nach Laon zu marschieren. Der König verließ sich auf die Treue dieses Berichtes, und redete noch denselben Abend mit uns ab, den folgenden Tag in Saint-Lambert, einem Landhause, welches mitten im Walde lag und zu den Kammergütern von Navarra gehörte, zu Mittag zu speisen. Er erinnerte sich, daß er in seiner Jugend, während seines Aufenthalts auf dem Schloß Marle, oft dahin gegangen war, um Obst, Milch und frischen Käse zu essen, und machte sich eine große Freude daraus, diesen Ort wieder zu sehen.

Wir waren unserer dreißig, die ihn nach Saint-Lambert begleiteten. Weil er nach seiner Gewohnheit einen Theil der vorigen Nacht damit zugebracht hatte, die Laufgräben, die Batterien und die Minen zu visitiren, so schlief er gleich nach dem Mittagessen ein. Seine gute Leibesbeschaffenheit und die Gewohnheit der heftigsten Ermüdungen machten, daß er überall, und wenn er wollte, schlafen und wieder aufwachen konnte. Es war damals grade sehr heiß, und wir waren zu

Ach-

Achten oder Zehnen in das Dickigt des Waldes Folambray nicht weit von der Heerstraße zwischen la Fère und Laon gegangen, um Kühle zu suchen. Kaum waren wir 12- bis 1,500 Schritte entfernt, so hörten wir ein Geräusch auf der Seite von la Fère, welches uns aufmerksam zu horchen bewog. Es war ein verwirrtes Gemisch von Menschenstimmen, Peitschengeklatsch, Pferdegewieher, und einem Gesummse, als wenn man Trompeten und Trommeln in weiter Ferne hört. Wir giengen an den Weg, um genauer zu hören, und da sahen wir denn ganz deutlich ungefehr 300 Schritte vor uns eine Colonne Infanterie; wie es uns schien, war sie fremd, und marschirte in guter Ordnung und ohne Geräusch. Das Lermen, das wir gehört hatten, kam von den Führern einer ansehnlichen Begleitung von Artillerie, und den Knechten und Troß, welche nachfolgten. Wir strengten unsre Augen an, so weit sie reichen konnten, und da glaubten wir hinter den Artilleriewagen eine so grose Menge Truppen her marschiren zu sehen, daß wir nicht mehr zweifelten, es müsse die ganze feindliche Armee seyn.

Wir kehrten nun schnell um, und fanden den König, welcher erwacht war, und einen Pflaumenbaum schüttelte, dessen Frucht uns vortreflich geschienen hatte. „So wahr wie ich lebe, Sire," riefen wir ihm zu, „wir haben Leute vorbey kommen sehn, die Ihnen andre „Pflaumen zubereiten, die etwas schwerer zu verdauen „seyn werden." — Die Erklärung geschah mit zwey Worten; die Sache war dringend, und der König glaubte uns um desto leichter, da er, wie er uns sagte, schon selbst seit einer Viertelstunde etwas gehört hatte; ehe er aber hätte glauben sollen, daß Givry seinen Auftrag so schlecht ausgerichtet hätte, wäre er lieber bey dem Gedanken geblieben, das Geräusch käme aus seinem

nem eignen Lager. Er gab gleich Zwölfen von uns, die ihm grade vorkamen, Befehl, nach den verschiednen Quartieren der Kavallerie, deren Liste er stets in der Tasche trug, zu jagen, daselbst Lerm zu machen, und sie anzutreiben, alle nach dem Hauptquartier zu eilen. Ein Theil von uns mußte zu gleicher Zeit zu der Infanterie reiten, um sie in Bataillons aufmarschiren und zwischen dem Hauptquartier und den Laufgräben ihre Stellung nehmen zu lassen. Er stieg zu Pferde indem er diese Befehle gab, und ob er gleich mit verhängtem Zügel jagte, so gab er Jedem, dem er begegnete, seine Ordre mit derselben Genauigkeit und auch eben so weitläuftig, als hätte er sich schon seit langer Zeit zu einer Schlacht vorbereitet. Dieser außerordentlichen Schnelligkeit und seiner bewundernswürdigen Gegenwart des Geistes, der auch nicht der geringste Umstand entgieng, wo jeder andre an seiner Stelle, stat einen zusammenhängenden Plan zu entwerfen, kaum fähig gewesen wäre irgend einen vernünftigen Entschluß zu fassen, hatten wir es auch zu danken, daß die Feinde Niemanden überraschten. Dies rettete vielleicht die ganze Armee von dem äußersten Unglück, denn es ist nicht zu leugnen, daß, wenn die feindliche Kavallerie, welche in demselben Augenblick (da Heinrich ankam) an der Spitze des Lagers erschien, und mit außerordentlicher Geschwindigkeit in Schwadronen aufmarschirte, einmal Schrecken unter den Soldaten verbreitet hätte, — und dies würde beinahe unausbleiblich haben erfolgen müssen, wenn sie sie in Abwesenheit des Königs und eines Theils der Offiziere überfallen hätte, — so würde es ihr leicht geworden seyn, in dem ersten Augenblick der Verwirrung mehrere Quartiere aufzuheben, und vielleicht hätte die Furcht ihr den Rest der Armee in die Hände geliefert.

Dies einzige Beyspiel würde hinreichend seyn, wenn man beweisen wollte, wie nützlich es für einen Feldherrn ist, — ich will nicht einmal sagen, diesen Geist der alle, auch noch so unendlich verschiednen Fälle umfaßt, zu besitzen, sondern auch die Namen, die Fähigkeiten, die guten und schlechten Eigenschaften der Offiziere und der einzelnen Korps seiner Armee zu kennen; von ihnen aber auch hingegen gekannt zu seyn, als derjenige von allen ihren hohen Offizieren, dessen Anordnungen sie, auch seinen Rang als Befehlshaber abgerechnet, als die weisesten in allen gefährlichsten Lagen am liebsten befolgen möchten; ihnen seine Ordre ohne Prahlerey, aber mit der Bestigkeit zu geben, welche die Gewißheit, das beste was zu thun ist gefunden zu haben, einflößt; ihnen Geschmack an ihrem Beruf beyzubringen und ihnen den Gehorsam zu erleichtern, indem man sie nie mit Befehlen überhäuft; auf der andern Seite aber auch sie gewöhnen, nie, es sey nun aus welchem Grunde es wolle, zu unterlassen, die einmal gegebne Ordre zu befolgen, und auch ohne das geringste daran zu verändern; endlich sich zu allen Zeiten, und den schnellsten Gehorsam von ihnen zu verschaffen zu wissen, ohne ihnen jedoch jene zu große Furchtsamkeit einzuprägen, die ihnen den Mund schließt, wenn sie durch eine nützliche Meldung ihren Befehlshabern über Manches Licht geben könnten, eine Sache, die zu allen Zeiten Schuld an dem Unglück so mancher Armeen und Anführer gewesen ist.

Hätte bey dieser Gelegenheit der feindliche General jeden Augenblick zu nutzen gewußt, so glaube ich doch, er hätte ungeachtet der Schnelligkeit des Königs uns einen ansehnlichen Verlust bey bringen können. Aber da er wußte, mit was für einem Gegner er zu thun hatte, so wagte ers nicht, die Spitze seiner Armee her-

hervorkommen zu lassen, ehe nicht der ganze Ueberrest aus dem Walde heraus war, damit nicht der eine Theil der Unterstützung des andern beraubt würde, wenn etwa der König von seiner Annäherung Nachricht hätte, und ihm mit seiner ganzen Armee entgegen käme. Außerdem wurde er noch in seinem Marsch dadurch aufgehalten, daß die Axe einer Feldschlange mitten auf dem Wege brach, und eine große Verhinderung machte. Die bey der Niederlage des Convois zerbrochnen Wagen, und die Leichen der Menschen und Pferde verursachten bey seiner Armee eine andre und noch weit größere Verwirrung, und endlich hatte auch der, den er abgeschickt hatte, einen bequemen Ort zu seinem Lager auszusuchen, sich länger aufgehalten als nöthig war.

Alle diese Verzögerungen machte sich der König sorgfältig zu Nutze. Er zog aus seinen Laufgräben so viel Mannschaft, als nöthig war sie zu decken, ohne sie gegen die Stadt zu sehr zu entblößen; den Rest seiner Armee ließ er vor denselben aufmarschiren, da die Feinde, als sie nicht mehr hofften ihn zu überfallen, ihm Zeit dazu gaben. Man brachte von beiden Seiten die übrige Zeit des Tages damit zu, seine Vortheile zu einer Schlacht zu nehmen. Doch war es nicht die Absicht der beiden feindlichen Generale, sie zu liefern. Sie fürchteten das Uebergewicht des Königs, und unsre Cavallerie, die fast aus lauter Edelleuten bestand. Ihr ganzes Maneuvre hatte blos darauf abgezweckt, den König zu bewegen, die Belagerung aufzuheben und ihnen entgegen zu gehen. Alsdann wollten sie die Schlacht vermeiden, oder doch wenigstens in der Verwirrung, welche ihre Ankunft erregen mußte 3,000 Mann zu Fuß und 300 Pferde in die Stadt werfen. Weil man aber ihre Absicht nur durch die Gefangnen erfuhr, die erst nachher gemacht wurden, so zweifelte

Nie-

Niemand bey uns, daß es den folgenden Tag zu einer Hauptschlacht kommen würde. Die beiden Lager waren so nahe bey einander, daß wir in dem unsrigen ihre Trompeten und den Anruf ihrer Soldaten hören konnten.

In der Mitte des Feldes, das uns von den Feinden trennte, war ein einziger, beinahe runder Hügel, der mir, wenn sie sich desselben bemächtigten, von der äußersten Wichtigkeit in Ansehung der belagerten Stadt schien. Der König schickte mich ab, ihn zu rekognoscíren, und gab mir zwey Achtpfünder mit, um damit ein Regiment, welches auf seinen Befehl sich daselbst verschanzen mußte, zu unterstützen. Ich ließ eine Hütte für mich machen, und Heinrich fand alles im Stande, als er diesen Posten besuchte. Am andern Morgen nahmen die Feinde ein noch trotzigeres Ansehn an als gestern, begonnen mit allen ihren Musketiern ein Scharmützel, und suchten sich eines kleinen Gehölzes zwischen beiden Lagern zu bemächtigen. Es geschahen mehr als 50,000 Schüsse aus dem kleinen Gewehr bey der Gelegenheit, aber mit so wenig Wirkung, daß Parabere, der den Abend auf meinem Hügel bey mir speisete, mir versicherte, es wären nicht zwanzig Mann getödtet, und etwa zweimal so viel verwundet. Die Nacht brach über allen dem Gelärme ein, und die feindlichen Generale, die gar nicht Lust hatten, sich weiter einzulassen, nutzten sie, um in der Stille ihren Rückzug nach la Fere zu machen. Der König ließ sie entfliehen, um nicht von seinem Hauptzweck abzukommen; er begnügte sich mit dem Schimpf, womit diese lächerlichen, vergebens gemachten großen Anstalten sie bedeckten.

Siebentes Buch.

1594. Nach dieſer Begebenheit bin ich wenig mehr in dem Lager vor Laon geweſen. Es entſtanden Schwierigkeiten bey den Verträgen, beſonders bey dem mit dem Baron von Medery welche mich nöthigten, auf Befehl des Königs eine Reiſe nach Rouen zu machen; dann gieng ich wieder nach Paris, und endlich noch weiter nach Sedan.

Der Herzog von Bouillon gab mit jedem Tage dem König neue Urſachen zur Unzufriedenheit. Er hatte ſich, als Heinrich ihn zu der Heirath mit der Erbin von Sedan verhalf, verbindlich gemacht, ihm eine gewiſſe Anzahl Truppen zuzuführen. Aber er hatte nicht nur ſeine Verpflichtung nicht erfüllt, ſondern auch ſogar die Mannſchaften zurück behalten, welche ihm der König gegeben hatte, um ſeine Gränze zu bedecken, bis er im ruhigen Beſitz ſeines neuen Fürſtenthums wäre; und er hatte deswegen bey Sr. Majeſtät gar nicht um Erlaubniß angehalten, ja, nicht einmal ſich entſchuldigt, daß er ſie nicht wiederſchickte, und auch von der Lage ſeiner Angelegenheiten nicht die geringſte Nachricht gegeben. Seine neue Würde hatte ihn ſo eitel gemacht, daß er in Europa als ein anſehnlicher Potentat wollte betrachtet ſeyn. Was er von einem ſo ſchwachen und eingeſchränkten Staat, als der ſeinige, nicht erwarten konnte, das ſuchte er durch alle Arten von heimlichen Schlichen und Intriguen an den benachbarten Höfen zu erlangen. Alle unruhigen Köpfe und Mißvergnügte in ganz Europa waren ſicher, in

ihm

ihm einen Beschützer zu finden; und er war der Hauptbeförderer der Kabale des Auvergne und Entragues.

Eines Tages liess mich der König so früh holen, daß ich ihn noch im Bette antraf. Es war Niemand bey ihm, als l'Ozerai und Armagnac, und wir sannen mit einander auf Mittel, den Verschwörungen so vieler geheimen Feinde zuvorzukommen. Sr. Majestät hielt sich besonders bey dem Herzog von Bouillon auf, und schien mir von der Undankbarkeit desselben für eine Wohlthat, die ihn auf immer hätte fesseln sollen, äußerst gekränkt. In der That hatte der König dem Herzog, indem er ihn mit Mademoiselle de Bouillon vermählte, einen um desto auffallendern Beweis seiner Zuneigung gegeben, weil er darin gegen seine eigne Meinung und gegen den Rath fast aller, mit denen er darüber redete, gehandelt hatte. Den Tag nach diesem Gespräch brachte Beringhen am Abend einen Edelmann zu dem König, welcher einen Brief von Bouillon überreichte. Der Herzog berichtete ihm darin den Tod seiner Gemahlin, und entschuldigte seine Zögerung mit dem Schmerz und der Verwirrung, worin ihn dieser Fall gestürzt hätte. Er machte ihm ferner bekannt, daß die Frau von Bouillon vor ihrem Tode ein Testament gemacht hätte, worin sie ihrem Gemahl das Fürstenthum Sedan und alle ihre Güter vermachte, und sie unter den Schutz der Krone Frankreich stellte, weil man nicht zweifelte, daß die Seitenverwandten den Herzog über diese Schenkung angreifen würden. „Das heißt also," sagte der König zu mir, nachdem er den Brief gelesen hatte, „der Herzog von Bouillon braucht „mich jezt sehr nothwendig. — Der Mann ist doch „außerordentlich höflich."

Um ihn zu demüthigen und zu strafen, hatte Heinrich große Lust, ihn diesen Streit allein ausfech-

ten zu lassen; aber sein gutes Herz und die Erinnerung an die alten Dienste des Herzogs behielten wieder die Oberhand. Er antwortete ihm, um ihm sein Beileid über den Tod der Herzogin zu bezeugen und ihn seines Wohlwollens zu versichern. Hätte er gewiß seyn können, daß diese lezte Probe seiner Freundschaft den Herzog von Bouillon auf immer zu seiner Pflicht zurückführen würde, so hätte er den ersten besten nach Sedan schicken können, und der ganze Auftrag hätte darin bestanden, den Brief in die Hände des Herzogs abzuliefern. Aber Heinrich war gewohnt, nur einem Undankbaren Gefälligkeiten zu erzeigen und er wollte sich dieser Gesandschaft zu verschiednen Zwecken bedienen. Er wendete sich zu mir, und sagte mir, er hielte es für gut, daß ich das Schreiben überbrächte; denn wenn auch dieses nicht hinreichte, um Bouillon bey seiner Pflicht zu erhalten, so könnten es vielleicht die Worte eines Mannes, der das Recht hätte, sie ihm nachdrücklich vorzustellen, und wenn beides fehlschlüge, so wäre es doch nothwendig, die geheimen Gesinnungen des Herzogs auszuforschen, und das Testament und die vorgebliche Schenkung der Frau von Bouillon genauer zu untersuchen.

Diese Gesandschaft kam mir grade so vor, als jene, die mir den Haß der Prinzessin von Navarra und des Grafen von Soissons zugezogen hatte; und meine erste Bewegung, indem ich sie erhielt, war Verdruß, daß der Dienst des Königs mir immer so widrige Aufträge zuzöge. Heinrich errieth einen Theil von dem was in meiner Seele vorgieng, und er unterließ nichts, wovon er glaubte, daß es das bittre dieses Auftrags vermindern könnte. Er sagte mir, der glückliche Erfolg, den das Schicksal mit allen Sachen, die ich unternähme, gleichsam als einen Lohn meiner Treue verknüpfe

knüpft zu haben schiene, bewöge ihn, sich meiner vorzüglich vor allen Andern zu bedienen. Es gienge in seiner Seele nichts von dem, was ich für ihn thäte, verloren; und er wüßte mir besonders für meine Aufmerksamkeit Dank, alle Verbindungen zu vermeiden oder abzubrechen, welche im Stande wären, meinen Eifer für ihn kälter zu machen. Er umarmte mich zärtlich indem er diese Worte sagte, und setzte mit einer Gutheit, die mich äußerst rührte, hinzu, er bäthe mich, für meine Sicherheit zu sorgen, weil ich durch Orte gehen müßte, die in der Gewalt des Hauses Guise wären; und mich sorgfältig für einen Fürsten, der mich liebte, zu erhalten. Große Herren, die es so anfangen, können nicht anders als gut bedient werden.

Ich war zum Glück eben ganz gut mit Gelde versehen, das ich von Rosny und Meret, wo meine Gemahlin war, hatte kommen lassen, und daher im Stande, ohne Verzug die Ungeduld des Königs, mich unterweges zu sehn, zu befriedigen. Drey Stunden, nachdem ich seinen Befehl erhalten hatte, holte ich meine Leute von Bruyeres, und kam in Begleitung von 25 wolbewehrten Reutern in vier Tagen ohne irgend einen übelen Vorfall im Angesicht von Sedan an. Der Herzog, der meine Ankunft erfahren hatte, kam mir bis an das Dorf Terey, welches die Gränze zwischen diesem kleinen Staat und Frankreich macht, entgegen. Er stieg vom Pferde, und nahm einen traurigen Anstand an, um mein Kompliment zu empfangen, und den Brief des Königs zu lesen. Alsdann überhäufte er mich vor meine Person mit Höflichkeiten, schien entzückt, daß der König mich gewählt hatte, und bestand ungeachtet meiner Bitten darauf, mich als einen wirklichen Gesandten zu behandeln. Ich wurde prächtig logirt und mein ganzes Haus frey gehalten. Er

zeigte mir mit großer Gefälligkeit die Vestungswerke, die er bey seinem Schloß Sedan anlegen ließ, und durch die er sich versichert hielt, daß es unüberwindlich seyn würde. Ich urtheilte anders davon; aller Aufwand, den der Herzog dabey machte, konnte nicht hindern, daß der Ort nicht durch seine Lage viele Blößen gab.

Die Belagerung von Laon, nach der der Herzog von Bouillon mich fragte, gab uns Gelegenheit, auf genauere Umstände zu kommen. Nach wiederholten Versicherungen seiner Anhänglichkeit an den König, fragte er mich, ob Sr. Majestät sich nicht entschließen würde, die Niederlande mit Krieg zu überziehen, da sie ihm so manche Ursach dazu gegeben hätten. Er sprach von diesem Projekt als von einer Idee, deren Ausführung er sehnlich wünschte. Er breitete sich über die Vortheile dieses Krieges aus, über die Art, wie man Luxenburg, Lüttich und Namür angreifen könnte, über die Verständnisse, die er zu diesem Ende mit den vornehmsten Flandrischen Städten unterhielte, und über die mächtigen Hülfstruppen, die er dahin zu führen sich erboth. Es war mir gar nicht schwer zu glauben, daß er mit allen Kräften daran würde gearbeitet haben, einen Krieg glücklich führen zu helfen, dessen Früchte er allein genossen hätte. Für den König konnte er bey weitem nicht so vortheilhaft seyn; vielmehr war, in Betracht seiner, dieser schöne Plan eine bloße Chimäre. Auch fürchtete der Herzog, man möchte ihn bey Hofe lächerlich finden, und deshalb gab er sich so große Mühe, ihn mir in den Kopf zu setzen, indem er ihm den schönsten Anstrich gab, und das alles mit einem Anschein von Uneigennützigkeit, die mich hätte täuschen können. Nachdem er viel über Flandern geredet hatte, vertiefte er sich in die Politik. Er kramte alle seine Beredtsamkeit

keit aus, um mir zu beweiſen, daß da die Erniedrigung des Hauſes Oeſterreich das Hauptintereſſe des Königs wäre, er dieſen Zweck nicht anders, als durch die Proteſtanten erreichen könne, mit welchen er ſtets auf das genauſte vereinigt ſeyn müſſe. Er ſetzte voraus, daß die Abſchwörung des Königs nur ein nothwendiges Ceremoniel wäre, welches an ihm blos das Aeußere verändert hätte; und er glaubte dies durch ein Paar luſtige Einfälle über einige abergläubiſche Gebräuche der katholiſchen Andächtler, über die Bettelmönche, und den jeſuitiſchen Doppelſin, hinlänglich bewieſen zu haben.

Er hielt hier inne, als fürchtete er, ſich zu frey zu erklären, und ſah mich mit einer verſtellten Unruhe ſtarr an. Ich hatte ihm zugehört, ohne ihn zu unterbrechen; unvermerkt entdeckte ich ſo alle die Einfälle, die durch dieſen ehrgeitzigen Kopf fuhren. Aber es blieb mir noch viel zu wiſſen übrig, und dazu, glaubte ich, käme es nur darauf an ihn dahin zu bringen, daß er lange redete, denn es iſt unmöglich, daß ein Menſch, der zu gleicher Zeit eitel und ein großer Sprecher iſt, nicht am Ende alle ſeine Geheimniſſe verrathen ſollte. Ich lächelte daher, und nahm die Mine an, als ob ich von ſinem Geiſt, ſeiner Politik und ſeiner Beredtſamkeit zur Bewundrung hingeriſſen würde. Dies ſchmeichelte ihm auf eine angenehme Art, er ließ ſich nicht drängen und nahm das Wort wieder; jezt kam er auf das wahre Intereſſe der Reformirten bey dem dermaligen Zuſtand der Sachen in Frankreich, womit er mich bekannt machen wollte. Hier mußte ich mehr errathen, als er mir ſagte; es ſey nun, daß, weil er aus Furcht ſich zu vergeſſen immer auf ſich Acht gab, ſein Ausdruck durch den innern Zwang litte; oder daß er glaubte, die Affectation eines geheimnisvollen Ausdrucks mache ſeiner Partey und ihm ſelbſt Ehre; oder endlich, daß das,

was er sagte, auf so abgezogne Begriffe und ein so erhabnes System sich bezog, daß er vielleicht so gut als ich sich darin verlohr.

Ich zog ihn von diesem zu hohen Fluge herab, und er sagte mir jezt deutlicher, die Reformirten wären durch die Religionsveränderung des Königs so scheu geworden, daß dieser ihre Furcht nicht anders zerstreuen könnte, als wenn er mit ihnen zugleich gemeinschaftlich Spanien den Krieg erklärte. Ohne das würde nichts sie davon abbringen können, daß sie sich als den aufgeopferten Theil ansähen, und sich künftig den Gewaltthätigkeiten der Französischen Katholiken, die mit den Spaniern und dem Pabst nach Einem Plan handelten, bios gestellt glaubten. Der Beweis, den der Herzog mir davon anführte, war eine Nachricht, die er vielleicht für eben so falsch hielt, als sie es war. Villeroy, sagte er, habe dem König zu Fontainebleau im Namen der Herzoge von Lothringen Mayenne und Mercoeur diese Vereinigung Frankreichs mit Spanien vorgeschlagen; und der Pabst verweigere Heinrichen seinen apostolischen Seegen, und die Bulle, wodurch er ihn als König von Frankreich anerkannte, bios deswegen, weil er wolle, daß diese vorgebliche Vereinigung vorhergehen sollte. Zu diesem Beweise fügte er noch einige andre hinzu, die auch nicht besser gegründet waren, und durch welche er darzuthun glaubte, daß die Katholiken das Herz des Königs gegen die Protestanten ganz geändert, und ihn zu tausend Ungerechtigkeiten gegen sie bewogen hätten. Nachdem er so festgesetzt hatte, daß die Reformirten beleidigt wären, wollte er mir nun auch das Mittel sagen, welches sie für gut befänden, dagegen anzuwenden. Sie würden unverzüglich ihre Plätze bevestigen; sich ein Oberhaupt außerhalb des Königreichs erwählen; und in dem Lande

einen

einen allgemeinen Staatsrath der Angelegenheiten ihrer Religion errichten, an welchen die verſchiednen Kirchen ſich nur wenden dürften; den Ort dazu nannte er nicht. Dieſer Gerichtshof ſollte in höchſter Inſtanz die Sachen entſcheiden, die von den zehn andern Provinzial-Gerichten an ihn gelangen würden, nach welchen man das ganze calviniſtiſche Frankreich eintheilen wollte. Damit die Macht dieſes höchſten Raths unumſchränkt und unwiderſprechlich wäre, ſo ſtellten ſie einen fremden Fürſten als Beſchützer an die Spitze deſſelben, der im Stande wäre, ihm Ehrfurcht zu verſchaffen.

Indem der Herzog ſo mit mir ſprach, nahm er, je nachdem er nöthig zu haben glaubte, mich zu blenden, mich zu überführen oder mich zu betrügen, bald die Geſtalt eines Freundes und Bundsgenoſſen des Königs, bald die eines guten Proteſtanten, oder auch nur eines bloßen Erzählers an; ſtets aber ſpielte er dabey die Rolle, eines in der Staatskunſt ausgelernten, und von den tiefſten Geheimniſſen der Proteſtanten unterrichteten Mannes. Er konnte ſich aber doch nicht ſo gut verhüllen, daß ich nicht hätte deutlich merken ſollen, daß alle dieſe Entwürfe von großen und kleinen Rathsverſammlungen, und dieſe ſo genau im Einzelnen beſchriebnen Anordnungen, wohl nur blos in dem Gehirn des Herzoges, und nicht auf den Synoden zu Saint-Maixant und Sainte-Foi entſtanden wären, wie er mir wollte glauben machen. Vorzüglich ſchien mir der auswärtige Fürſt von ſeiner Erfindung, und am Ende wohl Niemand anders, als Er ſelbſt zu ſeyn, der ſeine eignen Abſichten für veſtbeſchloßne Punkte ausgab. Die Maſchinen, welche der Ehrgeiz in Bewegung ſetzt, ſind mannigfaltig. Vielleicht hatte er dabey keinen andern Zweck, als daß ich dieſe Entwürfe

bey Hofe ausbreiten sollte, als hätten die Calviniſten ſie wirklich gemacht und wären im Begrif ſie auszuführen; dadurch ſollte der König bewogen werden, gegen ſie loszubrechen, und Bouillon wollte alſo durch dieſe Liſt die Hugenotten zu dem Entſchluß bringen, den er wünſchte aber ihnen nicht öffentlich anzurathen wagte, denjenigen zu ihren Anführer zu wählen, dem die Klagen und der Haß der Katholiken ſie, als ihrem Vertheidiger, in die Arme liefern würden. Alles, was ſeitdem vorgefallen iſt, hat mich in dieſem Gedanken beſtärkt.

Nachdem der Herzog mich ſeiner Meinung nach ſo zum Werkzeug ſeiner Abſichten gebraucht hatte, ſo fiel ihm ein, daß er dabey mehr verliehren als gewinnen würde, wenn jezt, da er des Königs Hülfe nöthig hatte, dieſer daraus einigen Verdacht zu ſeinem Nachtheil ſchöpfte. Den feinſten Zug ſeiner Politik hatte er mir bis zulezt aufbewahrt: die Verſicherung nehmlich, daß zwar in der That alle dieſe Vorſchläge ihm gethan wären, daß er aber, weit entfernt ſie anzunehmen und ſeine Unterſtützung dazu anzubiethen, ſich die äußerſte Mühe gegeben hätte, die Gemüther zu beſänftigen, aber er wäre nicht ſo glücklich geweſen, dies zu Stande zu bringen. Ich weiß nicht, ob es möglich iſt, ſich mehr Falſchheit und Argliſt zu denken. Wenn der Herzog von Bouillon ſich ſchmeicheln konnte, daß ich hinter dieſen Verhüllungen nichts von den Angelegenheiten der Proteſtanten, und den Geſinnungen der Aufrühriſchen entdecken würde: ſo konnte er doch wenigſtens nicht vermeiden, daß ich nicht etwas von ſeinen eignen Geſinnungen gegen den Fürſten, den er verrieth, gemerkt hätte.

Ich beantwortete eine Rede, die ſo durch Umwege gieng, mit weiter nichts, als indem ich genau die Wahr-

Wahrheit ſagte, denn dieſes iſt das beſte Mittel ſolche liſtig verlarvte Politiker aus der Faſſung zu bringen. Ich verſicherte ihm mit wenig Worten, der König wäre immer derſelbe gegen die Reformirten; er ſey bereit, ihnen alle die Vortheile einzuräumen, welche ſie vernünftiger Weiſe verlangen könnten, nur nöthigten ihn die jetzigen Verhältniſſe, dies Zeugniß ſeines Wohlwollens noch einige Zeit aufzuſchieben. Er habe keine von den Beleidigungen vergeſſen, welche er von Spanien empfangen hätte, und ſey darüber äußerſt empfindlich, wenn er auch nicht noch außerdem an dem allgemeinen Intereſſe von Europa, die Abſichten des Oeſterreichſchen Hauſes auf die Univerſal-Monarchie zu hindern, Antheil nähme. Aber um des Erfolges ſicher zu ſeyn, müſſe vorher darauf gedacht werden, dem Reiche innerlichen Frieden zu verſchaffen, denn man müſſe erwarten, daß Spanien ſich ganz anders benehmen würde, ſo bald es ſich gradezu angegriffen ſähe, als jezt, da es nur als Bundsgenoß ſich in den Krieg gemiſcht hätte.

Was ſeine eigne Perſon anbeträfe, ſagte ich zu dem Herzog von Bouillon, ſo wollte ich alles glauben, was er mir von ſich ſelbſt geſagt hätte; denn er müſſe ſelbſt einſehen, daß die Gefühle der Ehre, der Gerechtigkeit und der Dankbarkeit, ihm das Verhalten, das er gegen den König zu beobachten habe, zu deutlich vorzeichneten, als daß er darin irren könnte. — Er weigerte mir doch die Truppen, die ich für Sr. Majeſtät von ihm verlangte, und gab mir auch das Teſtament der Frau von Bouillon nicht zu leſen. Sie hätte es, ſagte er, ſelbſt in einer Kapſel verſiegelt, und ſich das Verſprechen geben laſſen, daß es nur vor Gericht eröfnet werden ſollte; ja ſogar, mit einem bloßen Verſprechen nicht zufrieden, ihm einen Eid darüber abge-

nommen, im Fall es jemand bestritte. Aus allen dem sah ich leicht, daß ich nur vergebliche Vorstellungen gethan hatte, aber mein Auftrag war ausgerichtet, und ich dachte nur daran, nach Laon zurück zu kehren. Ich erstaunte, als ich bey meiner Ankunft im Lager dem König begegnete, welcher auf die Jagd gieng, u d dabey so nahe an den Mauren der Stadt vorbey kam, daß er kaum einen Flintenschuß weit davon entfernt war. Man hatte von beiden Seiten die Feindseeligkeiten eingestellt, weil die Stadt mit der Bedingung kapitulirt hatte, sich in zehn Tagen zu ergeben, wenn ihr vor dieser Zeit nicht eine Armee zu Hülfe käme, oder wenigstens eine Verstärkung von 8 bis 900 Mann hinein dränge. Ich mußte während der ganzen Jagd dem König zur Seite bleiben, damit er auch die geringsten einzelnen Umstände meiner Reise erführe. Als ich ihm sagte, man habe mir das Testament der Herzogin nicht zeigen wollen, so antwortete er, er sähe nun wohl, was er von der ganzen Schenkung denken sollte. Von dem Herzog von Bouillon fällte er dasselbe Urtheil als ich; er böt sich, sagte er, zum Vermittler der Unruhen an, die er selber verursacht hätte. Er war eben so wenig damit zufrieden, daß der Herzog die Truppen zurück behielt, die er ihm versprochen hatte; weil aber die gegenwärtigen Umstände erforderten, daß er alle diese Ursachen zur Unzufriedenheit verbärge, so stellte er sich öffentlich mit dem Betragen des Herzogs sehr zufrieden, und beschloß ihn im Besitz von Sedan zu unterstützen. In Ansehung des Krieges gegen Spanien, den ich ihm vorschlagen sollte, beschloß er nichts, und verschob es bis auf eine andre Zeit darüber im öffentlichen Conseil sich zu berathschlagen.

Der Graf von Sommerive, du Bourg und Jeannin, die nicht mehr im Stande waren, die Empö-

rung

rung der Bürger und der Besatzung von Laon zu unterdrücken, welche sich gegen sie, als gegen Tyrannen, deren Herrschaft unerträglich wäre, aufgelehnt hatten, entschlossen sich den Ort dem König noch vor der bestimmten Zeit zu übergeben. Sie konnten auf keine Unterstützung mehr rechnen seit dem Unglück, das den lezten Truppen, die der Herzog von Mayenne hinein werfen wollte, begegnet war. Dies Korps war zu spät in der Nähe von Laon angekommen, um hoffen zu dürfen, die Belagerer zu überfallen, und glaubte daher die Nacht in dem Walde, wo es sich den Tag über verborgen hielt, erwarten zu müssen. Weil aber der König denselben Tag in eben der Gegend des Waldes auf die Jagd gegangen war, so entdeckten die Hunde den Hinterhalt. Die Feinde, die doch 8 bis 900 Mann stark waren, hätten sogleich hervorkommen, und den König angreifen sollen, der nur 300 Pferde bey sich hatte, stat dessen glaubten sie der Entdeckung entgehen zu können, wenn sie sich trennten, um sich desto besser zu verbergen. Aber die Hunde hörten nicht auf sie zu verfolgen, und die Bedeckung des Königs, die in diesem Augenblick hinzu kam, überfiel sie in einer solchen Verwirrung, daß sie gar nicht einmal nöthig hatte weiter etwas dabey zu thun; die Knechte allein waren ihnen gewachsen, und plünderten sie.

Nach der Eroberung von Laon machte der König eine Reise an die Gränzen von Flandern; die Hauptursach war, weil er durch seine Verständnisse in verschiednen dieser Städte hoffte, daß sie bey seiner Annäherung sich ihm ergeben würden. Der Erfolg bestätigte diese Erwartung nicht, und Heinrich kam von seiner Reise zurück, ohne einen andern Vortheil daran zu haben, als daß er Amiens, Abbeville, Montreuil, Peronne und noch einige Städte, wo er einen feierlichen

chen Einzug hielt, in ihrer Pflicht bestärkt hatte. Ich kann weiter nichts davon erzählen, weil der Dienst des Königs mich damals nach Paris gerufen hatte, doch waren meine jetzigen Geschäfte nicht so wichtig als die vorigen, ich werde sie daher auch nicht weitläuftig erzählen, eben so wenig als das, was diese Zeit über in den andern Provinzen des Reichs vorfiel. Der Marschall von Aument eroberte mit Hülfe der Englischen Truppen Morlaix und Quimper, und der Herzog von Mercoeur bauete an der Spitze seiner Spanier das Fort Croisic, um Brest einzuschließen; das ist ungefehr das vorzüglichste, was zwischen beiden Parteien in Bretagne vorgieng. Savoyen, Piemont, Provence und Dauphine waren noch immer der Schauplatz des Krieges zwischen Lesdiguieres und dem Herzog von Savoyen, und der Vortheil war stets auf der Seite des Erstern, obgleich Créqui geschlagen und gefangen wurde.

Da jezt Laon erobert, die ganze Picardie auf der Seite des Königs, und die vornehmsten Offiziere der Ligue, selbst der Herzog von Guise geneigt waren, in kurzem sich mit dem König zu vergleichen: so beschloß endlich der Herzog von Mayenne dem Rath des Presidenten Jeannin zu folgen, welcher ihm schon lange anlag, sich auf eine einzige Provinz einzuschränken, und solange es noch Zeit wäre, seine äußersten Kräfte anzustrengen, um sich darin unabhängig zu machen, damit nachher, wenn das Schicksal, wie nicht mehr zu zweifeln wäre, dem König alles wieder zugeführt hätte, Ihm doch noch einige Trümmer seines Glücks übrig blieben.

Bourgogne war die Provinz, auf die der Herzog von Mayenne sein Augenmerk richtete, und er wendete sich jezt mit seiner ganzen Macht dahin, nachdem er starke Besatzungen in Dourlens, la Fere und Soissons gelas-

gelaſſen hatte. Außerdem, daß er ſchon einen groſſen Theil dieſer Provinz inne hatte, ſo war die Nähe von Savoyen, Franche-Comte', Lothringen, der Schweitz und Deutſchland, von wo er große Unterſtützung zu erhalten hoffte, ein neuer Bewegungsgrund für ihn, bey dieſem Lande ſtehen zu bleiben. Der Pabſt und der Kaiſer ſchienen ſeine Abſichten zu genehmigen. Er konnte das Recht der Eroberung noch durch eine förmliche Abtretung von Seiten Spaniens unterſtützen, welche dieſer Hof ihm um ſo leichter würde zugeſtanden haben, weil er dadurch ein altes Recht auf Bourgogne erneuert hätte, das zwar ſeit langer Zeit abgethan iſt, dem er aber noch immer nicht entſagt haben will. Alle dieſe Wahrſcheinlichkeiten machten, daß viele ſchon glaubten, man würde das alte Königreich Burgund wieder aufleben ſehen. Die Art, wie ſich der Herzog von Mayenne ſo wohl den Reſt dieſes Jahrs als auch bis zum April des folgenden in dieſen Gegenden betrug, unterſtützte dieſe Meinung, und nach den Briefen, die ich zu Paris in den Händen des Kardinals von Bourbon geſehn habe, kann ich weniger als ein andrer über ſeine Abſichten in dieſem Punkt zweifeln.

Zum Unglück für ihn aber hatten die Einwohner von Bourgogne keine Luſt, einen Unterthanen zu ihrem Herrn zu machen. Nie haben ſie auffallendere Proben von ihrer Treue gegen ihren Fürſten gegeben. Der Herzog wollte gleich Anfangs ſich der Stadt Beaune verſichern, indem er eine zahlreiche Beſatzung hinein legte, aber die Bürger lehnten ſich gegen ſie auf, ſchlugen ſie, und zwangen ſie, ſich in das Schloß zu flüchten. Weil ſie aber von hier aus ihnen viel Schaden thun konnte, ſo ſicherten ſie ſich mit Barrikaden gegen das Schloß, und ruften den Marſchall von Biron zu Hülfe, welchem ſie erlaubten, ſich mit ſeiner kleinen Armee

ſechs

sechs Wochen innerhalb ihrer Mauern einzuquartieren. Nachher griffen sie mit einer Batterie von zwölf Kanonen das Schloß förmlich an, und trieben die Belagerung so lebhaft, daß sie am Ende die ligistische Besatzung ganz hinaus jagten. Ich werde bald auf die Begebenheiten in Bourgogne kommen, die ich jezt nur verlasse, um die Angelegenheiten in der Hauptstadt zu erzählen.

Ich sah, daß die Kräfte des Kardinals von Bourbon von Tage zu Tage so gewaltig abnahmen, daß ich sein Ende nahe glaubte und daher in Paris blieb, um dem König sogleich Nachricht davon zu geben. Er starb, ohne über seine Pfründen die Anordnung gemacht zu haben, die ihm so sehr am Herzen zu liegen schien. Den König rührte sein Verlust; er war ein guter Verwandter, und ein ihm eifrig zugethaner Diener gewesen. Heinrich schrieb mir, er würde von den Leuten, die nach der Beute des Kardinals begierig wären, so geplagt, daß er, um ihrer los zu werden, gesagt hätte, er hätte sie schon vergeben. Seine Absichten mit diesen Pfründen waren folgende. Weil man bey dem Vergleich mit dem Abt von Tiron ihm verschiedne Abteien gegeben hatte, die dem Kanzler und dem Gouverneur von Pont-de-l'Arche gehörten, diese aber von dem Nachlaß des Kardinals eine Entschädigung verlangten, die doppelt so viel werth war; so wollte der König, man sollte den Abt von Tiron bewegen, diese Abteien zurück zu geben, und dagegen das Erzbisthum von Rouen anzunehmen, welches wenigstens 30,000 Livres Einkünfte hatte, das aber der König mit einer Pension von 4,000 Thalern beschwerte, welche dem Ritter von Oise versprochen war; das Lust-Schloß Goillon behielt der König für sich, doch so, daß er es dem Abt abkaufte, und mir gab er den Auftrag, ihn zu diesem

Tausche

Tauſche zu vermögen. Die Abtey Saint-Ouen, eines der ſchönſten Stücke aus der Verlaſſenſchaft des Kardinals, hatte er noch nicht vergeben, und er hatte die Gütigkeit mir zu ſchreiben, daß er es auch nicht thun würde, ohne mir einen Gehalt von 10,000 livres darauf zu verſichern.

Die gröſte Schwierigkeit, die ich fand indem ich zu Paris über die Angelegenheiten des Königs wachte, beſtand darin, die Finanzbedienten, und vorzüglich den Oberaufſeher zu einer vernünftigen Sparſamkeit zu bewegen. Der Mißbrauch, die Gelder den Günſtlingen zur Beute zu laſſen (ein Uebel, deſſen erſten Quellen man ſchon bis zu Carl VIII. hinauf nachſpühren kann) war unter der lezten Regierung ſo weit gegangen, daß der arbeitſamſte, der einſichtigſte und redlichſte Mann an der Spitze der Finanzen vielleicht nicht den üblen Wirkungen einer ſo ungeheuren Verſchwendung hätte abhelfen können; unglücklicher Weiſe aber war O nichts weniger als das. Seine von Natur zu Ausſchweifungen zur Weichlichkeit und zur Trägheit geneigte Gemüthsart, war noch durch alle die Laſter, aus denen man ſich an Heinrichs des dritten Hofe eine Ehre machte, verdorben worden, durch hohes Spiel, unmäßige Schwelgerey, albernes Geldverſchleudern, häusliche Unordnung und Verſchwendungen aller Art. Um alles mit Einem Worte auszudrücken, O hatte eine Stelle in der Liſte der Bellegarde, Souvrai des Aeltern, Villequier, Quélus, Saint-Luc, Maugiron, Saint-Mégrin, Livarrot, Joyeuſe, Epernon, La-Valette, Du-Bouchage, Thermes und einer Menge anderer weniger eſſentlichen Günſtlinge gehabt; und dieſer Titel war auch ſeine ganze Empfehlung zu einer Stelle geweſen, welche die Fürſten, die ſich am wenigſten um die Regierung bekümmern, doch um ihres eignen Vortheils willen von

denen

denen ausnehmen, womit ſie dieſe Art von Dienern belohnen.

Das war alſo der Mann der die Führung der Finanzen zu einer Zeit hatte, wo es ſcheint, daß ſie eine ganz andre Geſtalt hätten annehmen ſollen, weil Maitreſſen und Günſtlinge aus dem Kabinet verbannt waren. Aber was man am meiſten bewundern wird, iſt, daß der König bey ſeinen dringendſten Bedürfniſſen, nicht einmal wenigſtens den Vorzug genießen konnte, ſeine eignen Einkünfte mit dem Oberaufſeher zu theilen. d'O bekümmerte ſich wenig darum, ob Heinrich oft um einer geringen Summe willen eine Stadt oder einen Gouverneur verlohr, unterdeſſen Er ſeinen eignen Vergnügungen nicht das geringſte entziehen wollte. Lieramont, der Gouverneur von Catelet, wendete ſich an mich, um bey dem Herrn von O um die Bezahlung ſeiner Beſatzung nachzuſuchen. Ich fand die Sache ſo wichtig, daß ich meinen Widerwillen überwand, und meinen Auftrag ausrichtete; aber vergebens. Der Oberaufſeher ſagte, nachdem ich ihn verlaſſen hatte, zu Edouville und Mouſſy, er wollte eben ſo gern dieſen Ort in den Händen der Spanier als der Proteſtanten ſehn (Lieramont war reformirt). Mouſſy, der mein Verwandter war, ſagte mir es wieder, und ich erklärte dem Oberaufſeher, daß ich ihn zur Rechenſchaft ziehen würde, wenn der Ort wegen dieſer nicht erfolgten Auszahlung verlohren gienge; er machte ſich aber nicht viel aus meiner Drohung.

Des Königs gutes Glück befreite ihn wenige Tage nachher durch eine Krankheit von dieſem ſchlechten Diener. Das ſonderbare bey dieſem Tode war, daß dieſer Mann, deſſen Reichthum das ganze Geld des Landes war, mit dem er faſt unumſchränkt ſchaltete, und der in der Pracht ſeines Aufzuges, ſeiner Möblen und

ſeines Tiſches den König ſelbſt weit übertraf, noch ehe ihn die Aerzte verlaſſen hatten, von denjenigen unter ſeinen Verwandten, die er ſtets am meiſten geliebt hatte, von ſeinen Bedienten, und einigen andern, die es unter dem Titel Schuldner thaten, gleichſam um die Wette ſo rein ausgeplündert wurde, daß lange vorher ehe er ſtarb in dem Zimmer, worin er lag, nur noch die nackten Mauern waren, als hätte das Schickſal wenigſtens durch eine Handlung der Gerechtigkeit mit ihm endigen wollen.

Der König kam nach Paris zurück, um wegen des Stillſtandes, um den ihn der Herzog von Lothringen inſtändigſt bat, und wegen des Vergleichs des Herzogs von Guiſe, der ihn durch ſeine Mutter die Herzogin, welche Geſchwiſterkind mit dem Könige war, und durch ſeine Schweſter, Mademoiſelle de Guiſe, darum erſuchen ließ, in Unterhandlung zu treten. Man kann ſagen, daß von allen denen, die die Waffen gegen den König getragen hatten, der Herzog von Guiſe die meiſte Nachſicht verdiente. Zu den gemeinſchaftlichen Gründen der Religion und Unabhängigkeit, nach welchen alles erlaubt zu ſeyn ſchien, kam bey ihm noch der hinzu, daß ſein Vater durch Heinrichs Vorgänger meuchelmörderiſch ums Leben gebracht war. Die Frau von Guiſe that das meiſte, um ihren Sohn zur Ausſöhnung zu bewegen. Sie ſtellte ihm unaufhörlich vor, daß die Empörung der Prinzen und Großen des Reichs, welche die Religion vielleicht im Anfang gerechtfertigt hätte, ſtrafbar würde, ſeitdem Heinrich das einzige Hinderniß weggeräumt hätte, welches dem Genuß ſeiner unbezweifelten Rechte auf die Krone entgegen ſtehen konnte.

In jedem andern Jahrhundert, wo man nicht, ſo wie in dieſem, die wahren Begriffe von Tugend und

Laster verlohren gehabt hätte, wäre diese Frau durch den Charakter ihres Herzens und ihres Geistes die Zierde ihres Geschlechts gewesen. Sie besaß eine so natürliche und so wahre Redlichkeit, daß man gleich sah, sie habe gar nicht einmal eine Idee von dem Bösen, weder um es zu befolgen, noch andern anzurathen, und damit vereinigte sie eine solche Sanftmuth, daß sie eben so wenig auch nur das kleinste Gefühl von Haß, Bosheit, Neid, oder selbst nur von übler Laune kannte. Ich glaube nicht, daß je eine Frau im Umgange mehr Anmuth besessen, oder mehr feinen und leichten Witz mit so viel angenehmer Naivetät und einem so einfachen Wesen vereinigt hat. Ihre Antworten hatten eben so viel Salz als Ungezwungenheit. Man fand sie zu gleicher Zeit sanft und lebhaft, ruhig und lustig: der König lernte sie bald ganz kennen und von dem Augenblick an vergaß er nicht nur alle seine Empfindlichkeit, sondern er nahm auch in seinem Betragen ganz die Freimüthigkeit und die Vertraulichkeit eines aufrichtigen Freundes an. Er gestand den Herrn von la Rochette, Pericard und Bigot, welche der Herzog von Guise schickte, um seine Vorschläge zu thun, die nöthigen Passports zu; und ernannte sogar, durch die Bitten dieser beiden Damen überwunden, von seiner Seite drey Agenten, um mit denen, die der Herzog geschickt hatte, zu unterhandeln, den Kanzler von Chiverny, den Herzog von Retz, und den Staats Sekretair Beaulieu Ruſé.

Diese Drey, welche sich als seine Staatsmänner zeigen wollten, fingen gleich an, alle die Umschweife anzuwenden, welche die Politik der Gesandschafts-Angelegenheiten so sehr unpassend an die Stelle jenes ofnen und freimüthigen Betragens gesetzt hat, welches, ohne Jemanden zu betrügen, dieselbe Wirkung hervorbrin-

bringen würde. Zehn Tage nach einander hatten die Konferenzen gedauert, ohne daß man auch nur über den geringsten vorläufigen Artikel wäre einig geworden. Die Frau von Guise, für die alle diese affectirte Langsamkeit die größte Marter war, kam zu dem König, da Er. Majestät mir grade die Ehre erzeigte, sich mit mir zu unterhalten, und mich bey der Hand gefaßt hatte. Sie lenkte die Unterredung auf den Vergleich ihres Sohns, und beklagte sich mit ihrer gewöhnlichen Munterkeit, die doch mit einer kleinen Bewegung von Ungeduld vermischt war, darüber, daß man ihr drey Leute entgegen gesetzt hätte, „welche," wie sie sagte, „auf drey ganz verschiednen Wegen darauf los „giengen nichts zu beschließen. Der Erste, weil er „nie etwas bestimmteres sagte, als die Worte: man „muß sehen, man muß sich besinnen, wir „wollen's noch besser machen; der Andre, weil „er sich selbst nicht verstünde, ob er gleich beynahe un„aufhörlich spräche; und der Dritte, weil er nichts thäte, „als schelten." — In der That war auch dies der wahre Charakter der drey Abgeordneten. — Von ihrem Eifer für den König und ihrer Zärtlichkeit für ihren Sohn hingerissen, faßte diese würdige Frau nunmehr die Hände des Königs und küßte sie ihm ungeachtet seines Widerstrebens, und beschwor ihn, seine Arme dem Herzog von Guise zu öfnen, und ihr selbst den Trost zu gewähren, daß sie ihre Familie wieder in seine Gunst aufgenommen sähe. Sie sprach mit einer so lebhaften Ergießung des Herzens, daß Heinrich, selbst bis zu Thränen gerührt nicht umhin konnte, ihr zu antworten: „Nun gut, Kusine, was verlan„gen Sie denn von mir? Ich will ihnen nichts abschla„gen." „Weiter nichts" antwortete sie, „als daß Ew. Majestät den Mann, den Sie bey der Hand „halten ernennen, um mit meinem Sohn zu unterhan-

„dein.“ „Was!“ rief der König, „dieſen gottloſen „Hugenotten? In Wahrheit, ich gebe ihn Ihnen „recht gern; ob ich gleich weiß, daß er mit Ihnen ver„wandt, und Ihnen unendlich zugethan iſt.“ Er nahm auch ſogleich dem drey Kommiſſarien die Führung dieſer Sache ab, und ließ mir deswegen ein Patent mit dem großen Siegel ausfertigen, ſo wohl über das, was dem Herzog von Guiſe, als auch das, was die ganze Provinz Champagne betraf. Man wird leicht denken, daß der Kanzler ſich mir dafür nicht ſehr verbunden glaubte; aber es iſt die Art eines alten und feinen Hofmanns, denen, die in Gunſt ſtehen, um ſo mehr Schmeicheleien zu machen, jemehr man im Herzen eine lebhafte Rachbegierde gegen ſie hegt, und Chiverny verſtand ſich beſſer als irgend Jemand auf die Künſte eines Hofmanns.

Der Herzog von Guiſe hatte Anfangs wirklich ungeheure Bedingungen vorgeſchlagen, welche den Vergleich würden unmöglich gemacht haben. Wahrſcheinlich hatte er geglaubt, da er die Leute, an die er gewieſen war, kannte, er müſſe fordern, wenn er etwas erhalten wollte. Er verlangte nichts weniger, als die Würde eines Obriſthofmeiſters des Königlichen Hauſes, welche man dem Grafe von Soiſſons hätte nehmen müſſen, der ſie nach der Ermordung des lezten Herzogs von Guiſe bekommen hatte; die Statthalterſchaft von Champagne, die man auch ſchon an den Herzog von Nevers vergeben hatte; und den Genuß aller Pfründen des Kardinals von Guiſe, ſeines Oheims, beſonders des Erzbißthums Reims, welches jezt der Herr du Bee, ein Verwandter der Frau von Liancourt, der Maitreſſe des Königs, beſaß. Es waren noch einige andre Artikel, aber dieſe drey machten die größte Schwierigkeit. So bald aber der Herzog von

Guiſe

Guiſe erfuhr, daß er mit andern Kommiſſarien ſollte zu thun haben, ſo entſchloß er ſich leicht, alles übertriebene in ſeinen Forderungen nach zu laſſen, und ſchrieb an ſeine Frau Mutter und an ſeine Bevollmächtigten ſie möchten mit mir auf billige Bedingungen, und ſelbſt um welchen Preis es wäre abſchließen. Er hatte ſeit kurzem einen neuem Grund, bald zu endigen, der mir gänzlich unbekannt war. Er hatte nehmlich erfahren, daß die Stadt Reims, welche das ſchönſte Geſchenk war, das er dem König bringen konnte, ſich das Verdienſt erwerben wollte, aus eigener Bewegung zum Gehorſam zurückgekehrt zu ſeyn und daher die ganze Provinz aufmahnen ließe, ſich mit ihr zu vereinigen, auch ſchon einen Theil derſelben dazu bewogen habe. Der Herzog hatte dieſem ihm unangenehmen Fall zuvorkommen und eine Beſatzung hineinlegen wollen, aber die Einwohner gaben ihm zu verſtehn, daß ſie ihre Stadt ſelber zu bewachen dächten; über dieſe Weigerungen war ein Streit entſtanden, und ſie beantworteten ſeine Drohungen mit Drohungen von ihrer Seite.

Gleich in der zweyten Zuſammenkunft, die ich mit den Bevollmächtigten des Herzogs hatte, war ſchon nicht mehr, weder von der Obriſthofmeiſter-Stelle, noch von der Statthalterſchaft von Champagne, noch von den Pfründen die Rede. Da dieſe drey Hinderniſſe gehoben waren, ſo ſah ich keine große Schwierigkeiten mehr vor mir. Ich hatte dem König eine Idee, die mir eingefallen war vorgeſchlagen, den Herzog von Guiſe aus Champagne nach Provence zu verſetzen, und ihm dieſe Statthalterſchaft zur Belohnung zu geben, damit ſein eigner Vortheil ihn mit Lesdiguières und Ornano, welche die Partey des Königs gegen Epernon hielten, verbände, und man dadurch

endlich einmal die Gewalt dieses so furchtbaren Unterthanen stürzte. Der König willigte um so eher ein, und befahl mir, nach diesem Plan abzuschließen, weil er nach der Art, wie sich das Haus Guise gegen ihn betrug, urtheilte, daß er auf die Treue desselben würde bauen können. Ich that den Agenten des Herzogs diesen Vorschlag, und gab mir auf einem wiederhohlten Befehl des Königs so viel Mühe, auch in den andern Punkten mit ihnen überein zu kommen, daß noch am folgenden Abend der Vergleich geschlossen, von mir im Namen des Königs, und von der Frau von Guise und den drey Bevollmächtigten im Namen des Herzogs unterzeichnet wurde.

Den Tag darauf trafen sechs Abgeordnete der Stadt Reims zu Paris ein, welche an mich gewiesen waren. Sie sagten mir, der König könne die Mühe sparen, dem Herzog von Guise große Belohnungen zu geben, denn nicht allein stehe es nicht mehr in seiner Gewalt, Reims zu übergeben, sondern die Einwohner dieser Stadt erböten sich sogar, ihn selbst dem König aus zu liefern. Sie verlangten nicht mit Sr. Majestät zu reden; es sey ihnen genug, sagten sie, von ihm oder auch nur blos von mir eine schriftliche Versicherung zu haben, daß er ihre Unternehmung gut hieße; die Belohnung dafür überließen sie ganz seinem guten Willen. Alles dies wurde, nach dem Gebrauch, mit der Anerbiethung eines Geschenks von 10,000 Thalern für mich begleitet. Ich schlug das Geschenk aus, welches ich nicht annehmen wollte, und auch nicht mehr konnte, dankte ihnen im Namen des Königs für ihre gute Absicht und versicherte ihnen, daß Sr. Majestät den Beweis derselben mit Vergnügen annehmen würde. Die Antwort verschob ich aber, bis ich über ihre Sache würde mit dem König gesprochen

chen haben, und ich gieng auch gleich hin, ihm alles zu melden. Er war grade in seinem kleinen Kabinet, ließ alle Welt bis auf Béringhen hinausgehen, und hörte mir zu indem er auf und ab gieng, sich die Stirne rieb, und bey der Betrachtung des natürlichen Unbestandes und Leichtsinnes des Volks lächelte. Nachher zog er mich ans Fenster, und fragte mich, wie weit ich mit dem Herzog von Guise wäre. So bald ich ihm gesagt hatte, daß der Vergleich geschlossen wäre, so bedachte er sich nicht einen Augenblick, ob er ihn halten wollte; aber zugleich wollte er sich auch gegen die Zuneigung der Stadt Reims nicht unempfindlich bezeigen. Ich führte die Abgeordneten zu ihm, denn er königlich dankte. Er gestand ihnen sehr ansehnliche Gnaden zu, und das mit einer so einnehmenden Art, daß sie voll Freude und Bewunderung zurückkehrten.

Nachdem der Vertrag des Herzogs von Guise in der gewöhnlichen Form von Gévres an des Königs Stelle unterzeichnet war, so baten die Herzogin und Madem oiselle de Guise für ihn um die Erlaubniß, daß er selber kommen dürfte, Sr. Majestät seines Gehorsams zu versichern. Ich schrieb ihm, er möchte keine andere Sicherheit, als blos diese Erlaubniß verlangen, und er machte auch gar keine Schwierigkeit darüber. Er versammlete so viele von seinen Freunden als er konnte, und warf sich dem König mit so aufrichtigen Zeichen seiner Reue zu Füßen, daß dieser, der in dem Grunde seines Herzens las, anstatt ihm Vorwürfe zu machen oder ein Stillschweigen zu beobachten, das bey solchen Gelegenheiten oft noch niederschlagender ist, sich nur Mühe gab, ihn zu beruhigen. Er umarmte ihn dreymal, nannte ihn seinen Neffen, machte ihm tausend Liebkosungen, und sprach ohne die

Erinnerung an das Vergangne zu vermeiden noch auf eine gezwungne Art aufzusuchen, mit Lobeserhebungen von dem verstorbnen Herzog von Guise. Er sagte, sie wären in ihrer Jugend warme Freunde gewesen, obgleich oft Nebenbuhler bey den Damen. Die guten Eigenschaften des Herzogs, und eine große Aehnlichkeit der Neigungen hätte ihnen beiden einen gleichen Widerwillen gegen den Herzog von Alenzon eingeflößt. Ein Freund der sich nach einem leichten Zwist mit seinem Freunde auszusöhnen sucht, hätte nicht mehr thun können, und alle, die bey dieser Aufnahme gegenwärtig waren, konnten nicht genug bewundern, daß ein König, der so viel Eigenschaften besaß, durch die er sich furchtbar zu machen vermochte, immer nur die, die ihm Liebe erweckten, anwendete.

Der Herzog von Guise, der durch diese Anrede völlig gewonnen war, antwortete darauf, er würde nichts vergessen, was ihn der Ehre, die der König dem Andenken seines Vaters wiederfahren ließe, und den Gesinnungen, die er ihm selbst bezeugte, würdig machen könnte. Er wußte ihn so gut zu überzeugen, daß er hinfort mit unverletzlicher Ehrfurcht an ihm hängen würde, daß Heinrich von dem Augenblick alles vergaß, was ein andrer von dem Sprößling eines Hauses befürchtet haben würde, vor dem so oft die Könige hatten zittern müssen, mit ihm vertraulich umgieng und ihn wie die andern Hofleute, an seinen Vergnügungen Theil nehmen ließ. Es war ein Hauptzug in Heinrichs Charakter, daß der ernste äussere Anstand, den die königliche Majestät nothwendig zu machen scheint, ihn doch nicht abhielt sich den Freuden zu überlassen, welche die Gleichheit der Stände in der Gesellschaft gewährt. Der wirklich große

Mann

Mann weiß, ſo wie es die Gelegenheit erfordert, alles zu ſeyn, was er ſeyn muß, bald Herr der Andern, bald ihres Gleichen, bald König und bald Bürger. Er verliert nichts dadurch, ſich im engern Kreiſe ſo herabzulaſſen, wenn er nur auſſerhalb deſſelben ſich gleich fähig zu Staatsſachen und zum Kriege zeigt; der Höfling wird doch nie vergeſſen, daß er, bey ſeinem Herrn iſt.

Die Frau von Guiſe trat einige Tage nachher in das Zimmer des Königs, als eben ihr Sohn ihm zu einer leichten Mahlzeit, die er den Nachmittag hielt, die Serviette reichte; ſie nahm daher noch Gelegenheit, Sr Majeſtät ihre Dankbarkeit zu bezeigen, und ſagte mit Lebhaftigkeit, wenn je der Herzog ſeine Pflicht vergeſſen könnte, ſo würde ſie ihn nicht für ihren Sohn erkennen, und ihn enterben. Der König lief auf ſie zu und umarmte ſie, indem er ihr verſicherte, daß er von ſeiner Seite für den Herzog von Guiſe die zärtlichſten Geſinnungen eines Vaters hegte.

Man unterließ nicht, über den Vergleich den ich mit ihm gemacht hatte, mächtig zu ſchreien. Die beſondern Feinde des Herzogs, und jene andre Art von Menſchen, von denen es an den Höfen wimmelt, und die keine andere Beſchäftigung haben, als die Aufführung der Perſonen, die die Geſchäfte verwalten zu beläſtern, vereinigten ſich wider mich, in geheim durch die, denen man die Verſorgung dieſer Sache abgenommen hatte, angehetzt, und verbreiteten überall, ich hätte blos dieſen Auftrag übernommen, um mich der Frau von Guiſe gefällig zu machen. Der Herzog von Epernon vergaß ſich dabey nicht. Er wiederhohlte unaufhörlich, indem er von dem Herzog von Guiſe und von ſich ſelbſt ſprach, ich hätte dem Einen ohne einige Urſache Gefälligkeiten erzeigt, und dem Andern

wider alle Vernunft geſchadet. Dieſe Reden wurden ſo oft vor die Ohren des Königs gebracht, daß er am Ende auch anfieng zu glauben, ich möchte mich wohl ein wenig übereilt haben, doch ohne deswegen darüber unzufrieden zu ſeyn.

Es war mir nicht ſchwer, mich zu rechtfertigen, und ich that es in einer ſchriftlichen Vertheidigung, die ich dem König überreichte. Ich ſtützte ſie auf folgende Gründe: Er hätte dem Herzog die oben erwähnten drey Punkte nicht zugeſtehn können, ohne eine Menge Mißvergnügte zu machen; dies würde aber dennoch haben geſchehen müſſen, wenn man ihm nicht eine Statthalterſchaft hätte geben können; und es ſey auch die geringſte Belohnung die er hätte erwarten dürfen, da er die Statthalterſchaft von Champagne aufgab, und ſo manchen andern Forderungen entſagte; in Anſehung des Gouvernements, das man ihm als Schadloshaltung gab, ſo würde man keins finden, welches ſo wenig gefährlich werden könnte, im Fall der Herzog ja in der Folge fähig ſeyn ſollte, ſeine neuen Schwüre zu brechen, als das von Provence, denn man würde von ihm wenig in einer Provinz zu befürchten haben, die gar keine Gemeinſchaft mit Lothringen, den Niederlanden, und beſonders mit Bourgogne hätte. Wenn man von der andern Seite von allen ſeinen Forderungen ihm weiter keine hatte zugeſtehn wollen, als ihn in der Statthalterſchaft von Champagne zu beſtätigen, ſo wäre zu befürchten geweſen, daß dieſes den Krieg in der Gegend verewigt haben würde. Es ſey der Vortheil des Königs einen Mann nach Champagne zu ſetzen, der nicht nur im Herzen ſeinem Dienſt ergeben, ſondern auch ſo gut bekannt wäre, daß die Rebellen in Bourgogne alle Hoffnung aufgeben müßten, jemals mit ihm in einige Verbindung treten zu können.

In

In Anſehung von Provence ſetzte ich noch den Grund wegen des Herzogs von Epernon, wovon ich ſchon etwas berührt habe, hinzu. Ich erinnerte den König mit wenig Worten, an alle die Urſachen zum Mißvergnügen die er von demſelben erhalten hätte, an ſeine beinahe immerwährende Empörung, ſeine heimlichen Bemühungen, alle Katholiken von Sr. Majeſtät abwendig zu machen, die Art mit der er ſich öffentlich berühmt hatte, daß er in ſeiner Statthalterſchaft nie Jemanden über ſich erkennen würde, ſein letztes Betragen bey der Belagerung von Villemac, und an ſo viel andre Punkte, die gewiß einſt in der Geſchichte dieſes hochmüthigen Unterthanen ſich ſchlecht ausnehmen werden. Es war ein Oberhaupt der Ligue, dem man ein anderes entgegenſtellte; aber den Herzog von Guiſe gegen tauſend Bewegungsgründe auch noch auſſer ſeinem perſönlichen Vortheil, den man doch immer als den mächtigſten anſehen kann, in ein Syſtem, das ſeinen erſten Ausſichten gerade zuwieder war.

Ich gieng nun zu der Perſon dieſes letztern über, ohne mich bey den Befehlen, die mir der König in dieſer Sache gegeben hatte, noch bey der Gefahr eines längern Aufſchubs aufzuhalten. Selbſt wenn der von ihm geſchloſſene Vertrag auch nicht ſo vortheilhaft für Sr. Majeſtät geweſen wäre, als man doch leicht darthun konnte, daß er es war; hätte denn der König nach aller Strenge einen Mann behandeln ſollen, der ſtandhaft die ſchmeichelhafteſten Anerbietungen und Verſprechungen von Seiten Spaniens, der Herzoge von Savoyen und Lothringen und aller Feinde des Staats, ausgeſchlagen hatte, welche ihn bewegen ſollten, einen Krieg fortzuſetzen, der, wenn er auch noch ſo kurze Zeit gedauert hätte, doch dem Könige würde beſchwerlicher gefallen ſeyn, als alles, was er dem Her-

Herzog von Guiſe zugeſtanden hatte? Ich will es ſogar noch vor eine geringe Sache rechnen, einen Mann gewonnen zu haben, den blos ſein Name und ſeine Geburt an die Spitze einer mächtigen Partey ſtellen könnten, was auch ſeine und meine Feinde davon ſagen mögen. Ich will ihnen, wenn ſie es verlangen, ſelbſt noch das einräumen, daß dieſer Prinz am Ende nur ein eitles Opfer ungerechter und unſichrer Anſprüche gebracht hatte. Mit Einem Worte, wir wollen alles ſo gering anſchlagen, als möglich und hier nichts, als eine bloße Großmuth des Königs in Betrachtung ziehen: ſo verband er ſich doch dadurch nicht nur einen einzelnen Mann, ſondern ein ganzes Haus, das durch ſeine Verwandtſchaft, ſeine Güter und ſeinen Kredit wichtig war. Kann man das übel angewendete Großmuth nennen?

Meine Gründe fielen dem König auf, und er ſchien mir verwundert, daß ich von Epernon ſo gute Nachrichten hatte. Er hielt nicht für rathſam, meine Schrift öffentlich bekannt zu machen, denn ſie enthielt Wahrheiten, zu deren Entdeckung die Zeit noch nicht gekommen war. Ich ließ mir dies ſehr leicht gefallen; ich habe mir jederzeit aus den Bemühungen des Neides, welches eine Art von unheilbarer Krankheit iſt, wenig gemacht. Das Betragen des Herzogs von Guiſe hat in der That mich am beſten entſchuldigt. Er trat ſeine Statthalterſchaft mit einer ſo deutlichen und ſo beſtimmten Erklärung ſeiner Geſinnungen an, daß er den Aufwieglern alle Hoffnung benahm, ihn je in Verſuchung führen zu können. Bey allen Gelegenheiten beförderte er mit eben ſo viel Veſtigkeit als Klugheit den Dienſt des Königs und das Wohl des Staats. Die Eroberung von Marſeille, die mit Recht für eine von den Unternehmungen in dieſer Art, die mit der

gröſ-

gröſsten Geſchicklichkeit ausgeführt wurde, gehalten wird, war ſein Werk. Mit Lesdiguieres und der Gräfin von Sault, die ihm Hülfe leiſteten, ſchlug er den hochmüthigen Epernon, und brachte ihn ſo in die Enge, daß er endlich ſeinem aufrühriſchen Gemüthe einen Zaum anlegte; und man ſah dieſen unbiegſamen Geiſt gezwungen, ſich der Gnade des Königs zu ergeben und einer ſeiner aufmerkſamſten Höflinge zu werden.

Ich bin bereit dem Herzog von Epernon Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, und thue es auch gern. Man wird immer finden, daß ich der Erſte bin, auf die Dienſte, die er entweder in Perſon, oder durch ſeine Truppen, in Limoges, Saint-Germain, Ville-Bois, Chartres, Boulogne, Montauron, und ſelbſt, wenn man will, zu Villemur leiſtete, ein Gewicht zu legen. Es iſt mir unangenehm, daß mein Gegenſtand mich oft zu einer genauern Unterſuchung zwingt, die nicht immer vortheilhaft für ihn ausfällt; aber was läßt ſich auch von ſeinem Betragen in Provence denken? und dies iſt grade ein Umſtand, der weder übergangen noch verſtellt werden kann. Gewiß iſt es ſehr gelinde mit ihm verfahren, und Schonung ſeines Rufs, wenn man alles auf die Rechnung ſeines Eifers für die katholiſche Religion ſchreibt. Seine Lobredner, die überall den Preis ſeiner geringſten Thaten ausposaunt haben, ſollten ein wenig gemäßigter bey vielen ſo beſtimmten Zeugniſſen von Ungehorſam und Empörung ſeyn; oder ſie müſſen erſt den Satz feſtſetzen, daß ein Unterthan, ohne Vorwürfe zu verdienen, gegen ſeinen König und ſein Vaterland ſich vergehn, ſeinem Ehrgeiz zu gefallen alles verwirren und unter einander werfen, und durch Gewaltthätigkeit das Recht verdrängen kann. Wenn Jemand hier ein Lob verdient, ſo iſt es ohne Zweifel der König, der nach allem dieſem noch Epernon mit ofnen Armen aufnimmt, und

ihn

ihn sogar von Belohnungen nicht ausschließt, die jetzt, nach beider Lage, nichts als bloße Gnade von Heinrichs Seite waren.

Nach dem Tode des Herrn von O erschien unter den Bewerbern um die Oberaufseherstelle ein Mann, von dem man glaubte, daß er sie bald erhalten würde. Es war Nikolaus von Sancy, dem es in diesem Fach weder an Fähigkeit noch an Erfahrung fehlte. Sancy war das, was man im gemeinen Leben einen Mann von Verstande nennt, das heißt in der Bedeutung, die man gewöhnlich diesem Ausdruck giebt, er besaß Lebhaftigkeit, Scharfsinn und eine leichte Fassungskraft; weil aber diese Eigenschaften gar nicht unzertrennlich von einer vortreflichen Beurtheilungskraft sind, so verdarb er sie durch eine Eitelkeit, einen Eigensinn und eine Heftigkeit, die ihn zuweilen beinahe unerträglich machten. Mein Urtheil von diesen mit einer lebhaften und starken Einbildungskraft begabten Köpfen ist im allgemeinen dieses, ob sie gleich gemeiniglich zwey groſsen Fehlern unterworfen sind, einer zu groſsen Spitzfindigkeit in ihren Ideen, und zu weniger Ordnung in ihren Entwürfen, durch die sie sich gewöhnlich hinreiſsen lassen, so muß man sie doch gar nicht für ganz unfähig zu Geschäften halten, denn sehr oft finden sie Hülfsmittel, die den kältern Pflegmatikern nicht eingefallen wären; aber es muß nothwendig immer Jemand über sie wachen und sie zurecht weisen, wenn sie abschweifen.

Sancy hatte Heinrich dem dritten und dem jetzigen Könige lange und mit Nutzen in Deutschland und in der Schweitz gedient. Er hatte sich durch eine groſse Nachgiebigkeit, ungezwungene Manieren, und die Kunst, ihm auf die feinste Art bey seinen Vergnügungen zu schmeicheln und bey seinen Liebeshändeln angenehm

genehm zu unterhalten, bey Heinrichen in Gunst gesetzt, und war dadurch mit ihm auf den Fuß der engsten Vertraulichkeit gekommen. Theils aus Eifersucht, theils um auf alle Art ihm den Hof zu machen, schrie er unaufhörlich über die Verschwendung der Finanzen, und weil ein Schmeichler immer mehr sagt als er will, so hatte er, indem er den Oberaufseher tadelte, es nicht lassen können, auch auf die Oberaufseherstelle loszuziehen, als ein Amt das dem Staat verderblich wäre. Hierin hatte er sich nun eben nicht als ein Mann von Verstande gezeigt. Ein sehr wesentliches Hinderniß stand seiner Erhebung zu dieser Würde noch entgegen: nicht allein hatte er sich noch nicht bestrebt, der Frau von Liancourt, die jezt bey dem König in Gunst war, zu gefallen sondern er hatte auch, weil er, wie das bey seines Gleichen gewöhnlich der Fall ist, seine Zunge nicht zähmen konnte, diese Dame an der empfindlichsten Stelle beleidigt.

Ich weiß nicht, ob die Geschichte, die ich hier erzählen werde, jemals mehr als eine bloße Geschichte gewesen ist; in dem Fall aber hätte Sancy nur noch größeres Unrecht, sie ausgebreitet zu haben. Doch dem sey wie ihm wolle, ich erzähle sie so, wie sie in Paris herum gieng. Der König schickte seinen ersten Leibarzt Alibour zu der Frau von Liancourt, welche eine unruhige Nacht gehabt hatte; es war noch im Anfang seiner verliebten Bemühungen bey dieser Dame. Alibour kam zurück und sagte, er habe freilich einige Erhitzung bey der Kranken gefunden, aber Sr. Majestät möchte deshalb nicht in Sorgen seyn, es werde gewiß ein gutes Ende nehmen. „Aber wollt ihr sie denn nicht zur „Aderlassen und ihr Arzney geben?" fragte der König. „Ich werde mich wohl hüten, antwortete der alte Mann „eben so treuherzig," sie hat noch nicht die Hälfte ihrer Zeit

Zeit erreicht. „Was!" rief der König in der äußersten Bewegung und Erstaunen, „was redet ihr alter „Narr? ich glaube, ihr träumt, oder seyd nicht recht „bey Verstande." Alibour unterstützte seine Meinung mit guten Gründen, welche der König zu widerlegen glaubte, indem er ihn genauer unterrichtete, wie er mit der Dame stünde. „Ich weiß nicht, was Sie gethan „oder nicht gethan haben" antwortete der alte Doktor mit vieler Kälte, und verwies ihn auf einen vollkommenen Beweis in sechs oder sieben Monathen. Der König verließ ihn im äußersten Zorn, und gieng stehendes Fußes hin, die schöne Kranke auszuschelten; aber diese wußte alles, was der ehrliche Mann in der Unwissenheit geschwatzt hatte, so gut wieder gleich zu machen, daß man nicht das geringste Mißverständniß zwischen ihr und ihrem Liebhaber sah. Wahr ist es indessen, daß der Erfolg Alibour's Weissagungen pünktlich wahr machte. Man glaubt aber, daß Heinrich nach einer bessern Untersuchung dahin gebracht wurde zu glauben, er allein habe sich verrechnet. Anstat das Kind, womit die Frau von Liancourt zu Coussy während der Belagerung von Laon niederkam, nicht anzuerkennen, erklärte er sich vielmehr öffentlich darüber, und befahl, daß man ihm den Namen Cesar geben sollte.

Sancy ließ seinem Witz freien Lauf, wenn er diese Geschichte erzählte, und vergaß dabey nie die Anekdote von la-Regnardiere, der, wie er sagte, sich die Freiheit hatte nehmen wollen, dem König einige Aufklärungen zu geben, die aber so wenig gefielen, daß er einige Tage nachher vom Hofe weggejagt wurde. Man nahm zum Vorwand, er habe sich gegen den Admiral vergangen. Sancy hatte immer was zu reden, bis der ehrliche Alibour starb, dessen Tod er natürlicher gefunden haben würde, wenn er nicht grade mit der Erfüllung jener Pro-

Prophezeihung zusammen getroffen hätte. Wenn er solche Anmerkungen über die Geburt des Sohnes machte, so erlaubte er sich nicht geringere über den ganzen Lebenslauf der Mutter; aber er erfuhr auf seine Unkosten, was der Haß einer Frau, und besonders der Maitresse eines Königs vermag. Heinrich liebte ihn und wollte ihm wohl, und ob er gleich geneigt war, die Stelle eines Oberaufsehers der Finanzen eingehn zu lassen, so würde er sie doch blos, um sie Sancy zu geben, beybehalten haben; aber die Frau von Liancourt wußte ihn schon daran zu verhindern.

Statt des Oberaufsehers errichtete der König jezt ein Kollegium, welches aus acht Räthen bestand, dem Kanzler von Chiverny, dem Herzog von Retz, den Herren von Bellièvre, dessen Platz nachher Matignon erhielt, von Schombery, Maisse, Freßne, den die Frau von Liancourt beschützte, la Grange-le-Roi und Sancy, welcher sich noch sehr glücklich schätzen mußte, blos einen Platz in diesem Kollegio zu bekommen. Der König gab diesem Rath noch ein Oberhaupt, aber blos dem Titel nach und ohne einigen Einfluß, und dies war der Herzog von Nevers. Diese neue Art der Verwaltung der Finanzen dauerte mit einigen kleinen Veränderungen, eine Weile fort. Ich werde sie zu ihrer Zeit bemerken, denn man wird in diesen Memoiren alles, was die Finanzen betrift, mit der Weitläuftigkeit abgehandelt finden, die ein Mann der so lange Zeit sein einziges Studium und seine einzige Beschäftigung daraus gemacht hat, diesem Gegenstand widmen kann.

Der Erfolg zeigte dem König deutlich, daß diese neue Veränderung im Staatsrath noch lange nicht das Mittel war, welches man gegen das Uebel suchte. Ich sah es ein, ungeachtet meiner wenigen Erfahrung in diesen Sachen. Es ist nicht die Verwaltung durch

einen einzigen Mann, welche Schuld ist, daß die Finanzen in Verfall gerathen; weil es einmal nothwendig ist, daß sie durch Jemandes Hände gehen, so bleiben die Einkünfte um desto mehr beysammen, je weniger Hände man dabey gebraucht. Der Mißbrauch liegt in der Wahl dieses Mannes, und in der Verfassung des Finanzwesens; und in diesen beiden Rücksichten wird das Uebel nur verewigt, wenn man diese Geschäfte unter viel Köpfe zertheilt. Wenn es schwer ist, in dem ganzen Königreiche einen einzigen Mann, so wie man ihn zu diesem Amte braucht, zu finden, wie wird man sich schmeicheln dürfen, ihrer eine so große Anzahl zu bekommen? Eben so auffallend ist der Irrthum sich einzubilden, daß, wenn jeder von diesen Männern eine andre gute Eigenschaft hinzubrächte, dadurch dieselbe Wirkung hervorgebracht werden könne, als ob Ein Mensch sie alle besäße; denn da müßte man voraussetzen, daß diese Eine gute Eigenschaft eines jeden nie durch seine eignen oder seiner Kollegen Fehler unnütz gemacht werden werde. Die herrschende Neigung fast Aller, die Aemter antreten, ist der unüberwindliche Hang, sich und ihre Verwandte zu erheben und zu bereichern. Wenn sie auch diesen Durst nach Reichthum nicht gleich im Anfang empfinden, so entsteht er doch bald, wächst und wird durch das Geld, das sie unter Händen haben stets gereizt. In der Abhängigkeit und der gegenseitigen Furcht, worin einer durch den andern erhalten wird, stellt jeder von ihnen sich die strenge Redlichkeit als eine Eigenschaft vor, die ihm unnütz, ja schädlich seyn müsse, weil die Unbequemlichkeit allein ihn, der Ruhm aber alle seine Mitbediente mit treffe. Auch in der Wahl der Mitglieder dieses neuen Kollegiums war der König nicht glücklich. Ein Theil von ihnen war, außer dem natürlichen Hang zum Laster, auch noch in einer Lage, die sie leicht dazu hin-

hinreiſſen konnte. Sie hatten alle eine Menge Schulden zu bezahlen und ihre eignen Angelegenheiten wieder in Ordnung zu bringen.

Heinrich hatte mir auch einen Platz darin beſtimmt, und in ſeinen Unterredungen mit mir ſprach er ſchon ſeit langer Zeit davon, daß er wünſchte, ich möchte anfangen mich mit den Finanzen bekannt zu machen. Mir ſtanden aber die befehlenden Manieren des Herzogs von Nevers gar nicht an, der mit jeder Gelegenheit uns ſeinen Stolz auf ſeinen Rang eines Prinzen empfinden ließ, und das an einem Orte, wo dieſer Rang grade vor nichts zu rechnen war. Eines Tages, da er mich aufs äußerſte gebracht hatte, nahm ich mir die Freiheit ihn zu bitten, er möchte bemerken, daß der Graf von Nevers aus dem Hauſe Bethune hergekommen wäre, ehe er ein Glied des Hauſes Gonzaga ward. Man konnte dieſen von Eitelkeit aufgeblaſnen Menſchen keine empfindlichere Beleidigung antun. Er ſagte und wiederholte gegen alle, die ihn anhören wollten, ich wäre ein Hugenot vom Vater auf den Sohn; und um auf meine Anmerkung zu antworten, ſetzte er hinzu, er habe meinen Großvater zu Nevers eine traurige Figur machen ſehn. Ich ließ ihn ſeine Rache ausüben, die doch nicht weiter gehen konnte, als mich aus einer Rathsverſammlung zu entfernen, in welcher ich gar keine Luſt hatte, mich mit ihm zuſammen zu befinden. Er erhielt Genugthuung. Der König, der noch auf tauſend Dinge Rückſicht nehmen mußte, fand nicht für gut uns beyſammen zu laſſen. Er ſagte mir ſehr verbindlich, er wäre gezwungen, das Zeugniß ſeines Wohlwollens für mich noch auf eine entferntere Zeit zu verſchieben. In dieſer Erwartung war ich mit der Stelle eines Staats-Sekretairs mit 2,000 Livres Gehalt, und mit einer Penſion von 3600 Livres, welche ſeine Majeſtät mir gab, zufrieden.

Da die Nothwendigkeit eine Veränderung im Finanzwesen zu machen, auch den am wenigsten Hellsehenden auffiel, so wollte der neue Rath im Anfang sich diese Ehre verdienen, und ließ von denen seiner Mitglieder, welche sich einbildeten den meisten Scharfsinn und Geist der Ordnung zu besitzen, von Freßne und la Grange-le-Roi einen Entwurf dazu machen. Nachdem sie aber über diese Materie einen mächtigen Band zur Welt gebracht hatten, gieng es damit wie mit den meisten Systemen, die man erfunden hat und noch erfinden wird. Nichts war erhabner in der Spekulacion, nichts holprichter in der Ausführung, und der König, den sie erst mit den prächtigsten Hofnungen unterhalten hatten, fand sich am Ende des Jahrs, das er zu Paris zugebracht hatte, indem er von einem Tage zum andern die Wirkung ihrer Versprechungen erwartete, um nichts weiter gekommen.

Er wurde durch den Vertrag mit Lothringen, welches sich endlich von Spanien trennte, und ein Bündniß zur Vertheidigung und Angrif mit Frankreich schloß, auf eine nützlichere Art in der Hauptstadt zurück gehalten. Sancy verwendete sich dabey mit vielem Nutzen und hatte beinahe allein die Ehre davon. So bald nachher der Herzog von Bouillon nach Paris kam, fehlte es dem König nicht mehr an Beschäftigung. Er kam, um in Person die Ausführung der Plane zu befördern, von denen er mich zu Sedan unterhalten hatte, besonders die Erklärung des Krieges gegen Spanien, denn auf den bauete er den Grund seiner Vergrößerung an der Seite der Niederlande. Er sprach davon mit so anscheinenden Gründen, daß, nachdem er den König schon halb gewonnen und den größten Theil der Hofleute auf seine Seite gezogen hatte, er nicht länger anstand den Vorschlag im öffentlichen Staats-

rath

rath zu thun. Aus zwey verſchiednen Gründen erhielt er nicht den Beifall aller Gegenwärtigen. Diejenigen, welche noch einen kleinen Reſt von Anhänglichkeit an die Ligue und an Spanien hatten, und dieſe waren nicht in geringer Anzahl; und diejenigen, welche urtheilten, daß bey dem jetzigen Zuſtande der Schwäche und Erſchöpfung des Reichs gar keine Zeit wäre an den Krieg zu denken, erklärten ſich dawider. Dieſe lezte Meynung hatte nur wenige Anhänger, aber deſto ſtärkere Gründe, wenn man ſie hätte anhören wollen.

Ich wollte den Vorwurf nicht auf mich laden, bey dieſer Gelegenheit geſchwiegen zu haben; ich ſuchte durch alle mögliche Mittel den König von dieſem Krieg abzurathen, aber, ſchon durch ſeine eigne Neigung heimlich nach dieſer Seite hingezogen, glaubte er die lang geſuchte Gelegenheit gefunden zu haben, ſich an einem Nachbar zu rächen, der auf alle Art geſtrebt hatte das Feuer zu erhalten, welches das Innere des Reichs verzehrte. Man war der Lothringiſchen Truppen gewiß; England und Holland ließen uns durch ihre Geſandten hoffen, daß ſie durch eine mächtige Unternehmung die Gewalt der Feinde theilen wollten. Nach den Reden des Herzogs von Bouillon durfte er nur ein einziges Wort ſprechen, und ganz Luxemburg würde ſich uns ergeben. Lancy machte die ſchönſten Verſprechungen von Seiten der dreyzehn Kantons; ſie ſollten ſich über die ganze Franche-Comte verbreiten und ſie verheeren. Alle dieſe ſchönen Ausſichten entſchieden den Entſchluß des Königs, und der Krieg wurde im Januar des folgenden Jahres erklärt.

Der ſpaniſche Hof ſchien ſich wenig daraus zu machen, und zeigte in ſeiner Antwort viel Verachtung gegen Heinrichs Kabinet und gegen ihn ſelbſt, dem er keinen andern Titl, als den eines 1595.

Prinzen von Bearn, gab. Indem er Anſtalten zu ſeiner Vertheidigung machte, arbeiteten ſeine Unterhändler in Frankreich daran, ihm dieſe Sorge zu erſparen; dieſer Plan war ſo ſchwarz, daß man Mühe haben wird zu glauben, daß er zu einer ſo niederträchtigen Hinterliſt ſeine Zuflucht nehmen konnte.

Am 26. December (1594) war der König in ſeinem Zimmer im Louvre, wo ihm die Herren von Montigny und Nagny vorgeſtellt wurden, mit welchen eine große Menge Menſchen hereingedrungen war. In dem Augenblick, wo der König ſich bückte, um den einen von dieſen beiden zu umarmen, bekam er ins Geſicht einen Stos mit einem Meſſer, welches der Mörder ſogleich fallen ließ, um ſich in dem Gedränge zu retten. Ich war gegenwärtig. Mehr todt als lebendig drang ich hinzu, da ich den König ganz mit Blut bedeckt ſah, und mit Recht fürchtete, der Stoß möchte durch die Kehle gegangen ſeyn. Heinrich tröſtete uns ſelber mit einer ruhigen und ſanften Mine; und wir ſahen auch bald, daß er weiter keinen Schaden hatte, als eine geſpaltne Lippe. Der Stoß war zu hoch geführt worden, und ein Zahn, der dadurch zerſprengt war, hatte ihn aufgehalten. Der Mörder wurde ohne Mühe entdeckt, ob er ſich gleich unter der Menge verborgen hatte; es war ein Schüler mit Namen Jean Chatel. Auf die erſten Fragen, die man an ihn that, ſagte er, er wär vor kurzem aus dem Jeſuiter Kollegio gekommen, und legte dieſen Vätern wichtige Sachen zur Laſt. Der König, der es hörte, ſagte mit einer Munterkeit, deren wenige Perſonen bey dieſer Gelegenheit würden fähig geweſen ſeyn: er wüßte ſchon aus dem Munde vieler rechtſchaffnen Leute, daß dieſe Geſellſchaft ihn nicht liebte; jezt aber ſey er durch ſeinen eignen davon überführt worden. — Chatel wurde

der

der Gerechtigkeit überliefert, und die Untersuchungen gegen die Jesuiten, welche man bisher aufgehoben hatte, wurden schärfer als vorher wieder angefangen. Sie endigten sich blos mit der gänzlichen Vertreibung dieses Ordens aus dem Königreiche. Der Pater Johan Guignard wurde gehangen, wegen der verbrecherischen Sätze gegen das Ansehn und das Leben gekrönter Häupter, die er behauptet hatte. Johan Guéret, Peter Barade, Alexander Magus, Franz Jacob und Johan Lebel, lauter Mitglieder der Gesellschaft, welche den Verdacht eines Antheils an dem Verbrechen auf sich gezogen hatten, mußten öffentliche Buße thun und wurden auf ewig des Landes verwiesen.

Der König wurde dadurch nur noch mehr zum Kriege gegen Spanien aufgemuntert. Er zog eine günstige Vorbedeutung aus dem glücklichen Erfolg der ersten Feindseeligkeiten. Die Lothringischen Truppen hatten sich gleich nach ihrem Vertrage mit Frankreich von selbst unter der Anführung der Herren von Tremblecourt und Saint-George über Bourgogne verbreitet, und dort alles in Schrecken gesetzt. Die Besatzung von Seissons, einem der Ligue völlig ergebnen Platze, wurde von Conan und Bellefond an ihrer Spitze, durch Monsiz. d'Edouville, Veyne und Gadancourt, dem Lieutenant von meiner Kompagnie, fast gänzlich geschlagen. Der Herzog von Montmorency hatte, um sich der Würde eines Connetable, mit welcher er vor kurzem bekleidet worden war, würdig zu machen, mit einem Korps von 4,000 Mann zu Fuß und 400 Pferden, alles zum Krieg gut abgerichtete Truppen, einen Einfall in Dauphiné, Lionnois und Bresse gethan; was noch von Truppen der Herzoge von Savoyen und Nemours darinne war, hinaus gejagt; Vienne durch Kapitulation mit Dixmieux, der darin für den Herzog von Nemours

kommandirte, und nachher Montluel eingenommen. Der Marschall von Biron hatte sich nachdem er Beaune gesichert hatte, zum Meister von Nuits, Autun und Dijon gemacht. Der Herzog von Bouillon, der sich gleich nach der Kriegserklärung an die Spitze der Truppen von Sedan gesetzt hatte, war in das Luxemburgsche eingedrungen, und hatte hier mit Hülfe des Grafen Philipp von Nassau acht bis zehn Trupps Cavallerie, welche Mannsfeld anführte, geschlagen.

Heinrich zweifelte nicht, daß, wenn er alle diese kleinen Korps in Eine Armee zusammen zöge, er damit im Stande seyn würde, jede Provinz, wohin er sie führte, zittern zu machen. Freilich konnte man nachher nicht mehr überall die Spitze bieten, so wie zuvor; aber der Vortheil, den er aus diesem Plan zu ziehen hoffte, bestimmte ihn dazu. Da er unter Picardie, Champagne und Bourgogne zu wählen hatte, so entschloß er sich zu der leztern, wo Montmorency, Biron und Sancy ihm zu dem glücklichsten Erfolg Hofnung machten. — Wir wollen sehn, was diese drey Männer für geheime Ursachen dabey hatten.

Der Connetable von Montmorency war durch die großen Zurüstungen aufmerksam gemacht worden, die er die Spanier in der Lombardey machen sah. Der Connetable von Castilien hatte Ordre bekommen, das Mayländische zu verlassen, so nothwendig auch seine Gegenwart sonst daselbst seyn möchte, in Frankreich zu dringen, sich mit dem Grafen von Fuentes, dem General der spanischen Truppen in den Niederlanden, zu vereinigen, und alsdann irgend eine große Unternehmung zu wagen. — Montmorency fürchtete, daß ihm diese ganze Macht auf den Hals fallen möchte. Der Marschall von Biron, der in derselben Gegend war, wo er sich der Stadt Dijon bemächtigt hatte, und jezt

das Schloß dieses Orts und das von Talon, welche beide sehr vest waren, belagerte, fürchtete auch, daß er die Belagerung würde aufheben müssen, wenn man ihm nicht zu Hülfe käme.

Was Sancy anbetraf, so wollte er blos aus der Eroberung von Franche-Comte, zu der er den König unaufhörlich antrieb, sich eine Ehre machen. Durch seine Erfahrung von der Gewalt der Frau von Liancourt überzeugt, suchte er ihn diesen Plan in den Kopf zu setzen. Er stand nicht gut genug bey ihm, um dies selbst zu unternehmen; aber er verstand recht gut, wie man am Hofe durch einen Stoß den man auf eine geschickte Art abprellen läßt, den rechten Fleck treffen, und doch verborgen bleiben kann. Er ließ dem Kanzler von Chiverny, und durch diesen einer Dame, von der er gewiß wußte, daß sie damit sich bey der Frau von Liancourt ein Verdienst machen würde, hinterbringen, der König könnte ohne Mühe seinem Sohn Cäsar ein reiches Erbtheil verschaffen. Es käme nur darauf an, die Spanier aus Franche-Comté zu verjagen, und ihm diese Provinz unter der Souveränetät der dreyzehn Kantons zu geben, welche ihr eigner Vortheil bewegen würde, diese Unternehmung zu begünstigen. Ich bin überzeugt, daß die Frau von Liancourt sich nicht schmeichelte, den König zu einem so lächerlichen Entwurf bewegen zu können, und daß sie es auch gar nicht einmal wagte, ihn ihm vorzuschlagen; aber es gehörte nun auch weiter nichts dazu, um diese Dame auf die Seite derjenigen zu bringen, die Sr. Majestät die Reise nach Bourgogne anriethen. So sind die Höfe, und so betrügt man die Könige. Sie mögen daraus lernen, daß, einen so großen Begrif sie sich auch von der Geschicklichkeit oder der Weisheit ihrer Minister mögen gemacht haben, es doch noch weit sicherer ist, bey jeder

wichtigen Angelegenheit den Hang, den Vortheil und die geheimen Neigungen derer, die sie umgeben, auszuforschen.

Um gewisser Maßen dem gefährlichen Umstande vorzubauen, daß man die Gränze von Picardie den Einfällen der spanischen Truppen in Flandern blos stellte, ließ der König, der sich nicht so wie die andern mit der mächtigen Unterstützung die England und Holland versprochen hatten, täuschte, an dieser Gränze die Herren von Nevers, Bouillon, Villars und Saint-Paul, jeden an der Spitze eines kleinen Korps, befahl ihnen, im Nothfall einander zu Hülfe zu kommen, und empfohl ihnen nichts so sehr, als ein gutes Verständniß. Im Fall sie sich vereinigten, sollte der Herzog von Nevers den Oberbefehl haben. Mit gleicher Aufmerksamkeit sorgte er für die innern Angelegenheiten. Er errichtete einen Staatsrath, welcher, außer den Finanzen, auch noch die Vergleiche, welche man mit den Provinzen, Gouverneurs und Städten machen könnte, die Kriegsangelegenheiten, und die Staatsverwaltung des Königreichs besorgen sollte.

So bald Sr. Majestät sich öffentlich über die Errichtung dieses Staatsraths erklärt hatte, so wünschte der Graf von Soissons zum Presidenten desselben ernannt zu werden, und fieng an sich etwas davon in des Königs Gegenwart merken zu lassen. Um ihm vergessen zu machen, was ich gethan hatte, seine Heirath zu verhindern, suchte ich für ihn um diesen Titel an, der mehr ehrenvoll war, als daß er wirkliche Gewalt gegeben hätte, und der auch nach allem Anschein nur kurze Zeit dauren konnte: aber der König, dessen Widerwille gegen den Grafen mit jedem Tage zunahm, hatte schon den Prinzen von Conty dazu ausersehn. Er machte diesen Entschluß den Mittag vor dem gan-

zen

zen Hofe bekannt; nachher kehrte er sich zu dem Grafen von Soissons, da er wüßte, sagte er, daß seine Gemüthsart ihn ganz zu dem Kriege hinzöge, so würde er ihn in diesem Feldzuge bey seiner Person behalten, und zugleich befahl er ihm, seine Kompagnie Gensd'armen in Stand zu setzen. Der Prinz von Conty antwortete durch eine tiefe Verbeugung, weil er nicht die Gabe hatte, sich leicht auszudrücken; der Graf von Soissons that dasselbe, weil der Aerger ihm den Mund schloß. Alles was seine Majestät zu ihm sagte, war mit so vielem Lob seiner Tapferkeit und mit einer so auszeichnenden Art begleitet, daß er noch thun mußte, als ob er sehr zufrieden wäre.

Die Mitglieder des neuen Staatsraths wurden beynahe alle aus dem alten genommen. Man vermehrte ihn durch drey Intendanten Heudicourt, Marcel und Guibert; zu diesen kamen in der Folge noch fünf andere, Incarville, des Barreaux, Atichy, Santeny und Vienne, und Meillant als Sekretair hinzu. Obgleich der Herzog von Nevers jezt nicht mehr darinne war, so fand doch der König nicht weniger Schwierigkeit mich hinein zu bringen, als das erstemal. Anfangs wagte er es gar nicht, aus großer Achtung vor den Katholiken, die keinem Protestanten ein Amt gönnen wollten. Drey Tage nachher that er doch diesen Schritt, und die Ursach, die er den übrigen Räthen angab, war, daß das Vertrauen, welches der Prinz von Conty auf mich sezte, es ihnen um ihrer selbst willen nöthig machte, daß ich zu ihnen gehörte.

Da der Weg des Königs über Moret gieng, so begleitete ich ihn bis dahin, weniger, um ihn daselbst zu empfangen, welches die Frau von Roßny auch ohne mich hätte thun können, als um Zeit zu finden, mich mit ihm ohne Zeugen zu unterreden und seine geheimen Anweisungen, die in seiner Abwesenheit in dem Staatsrath

rath abgehandelt werden ſollten, zu erhalten. Das gute Einverſtändniß herrſchte nicht lange in demſelben. Meine Kollegen verbanden ſich alle aus Eiferſucht gegen mich, da ſie aus den geheimen Depeſchen, welche ich erhielt, ſahen, daß ich das Ohr des Königs hatte, und ſich einbildeten, daß ich allein den Ruhm von allem haben würde, was das Conſeil löbliches thun könnte. Sie glaubten mich abzuſchrecken, oder zum Stillſchweigen zu zwingen, indem ſie ſich alle ſtandhaft gegen meine Meinung vereinigten. Da ſie aber ſahen, daß ich dem ungeachtet meinen Weg fortgieng, ſo gebrauchten ſie das Mittel, ſich in den Rathsverſammlungen von ganz andern Dingen als den Finanzen zu unterhalten, und nachher bey dem Kanzler oder bey Sancy in geheim darüber zu Rathe zu gehen. Hier wurde alles ohne meine Theilnehmung eingerichtet. Ich verbarg ihnen nicht, was ich von dieſem pflichtwidrigen Verfahren hielte. Ich ſagte ihnen gradezu, daß ich mit ihren Beſchließungen nichts mehr wollte zu thun haben, und ſtatt ſie zu unterzeichnen, proteſtirte ich dagegen und entfernte mich nach Moret. Die Herren des Raths, die von dem Mißvergnügen, das ſie mir verurſacht hatten, nicht einen ſo guten Vorwand anzugeben wußten, fürchteten die Vorwürfe des Königs, und ließen mich durch den Prinzen von Conty ſelber bitten, meinen Platz bey ihnen wieder einzunehmen. Es iſt mir ſtets von Natur unmöglich geweſen, Jemanden zu ſchmeicheln, oder etwas gegen meine Empfindung zu ſagen. Ich antwortete ihnen: weil man keinem der Mißbräuche, die ſich bey den Finanzen eingeſchlichen hätten, abhülfe, ungeachtet man ſie kennte; ſo wollte ich mir wenigſtens nicht den Vorwurf zuziehen, daß ich daran Theil genommen hätte; ich blieb lieber in Moret, als daß ich Zeuge von allen dem ſchlechten Verhalten hätte ſeyn ſollen, das ich ſo ungeſtraft hingehen ſah.

Der

Der König fand so viel Aehnlichkeit zwischen seiner Lage und der Meinigen, als ich ihm schrieb was mir begegnet war, daß er mich nicht besser trösten zu können glaubte, als wenn er mir wieder erzählte, wie es ihm gienge. Er hatte mit ganz unbiegsamen Köpfen zu thun. Der Graf von Soissons, der ihm nur mit Widerwillen gefolgt war, rächte sich dafür, indem er ihn seinen ganzen Eigensinn und üble Laune empfinden ließ. Er mochte aber thun, was er wollte, so konnte er doch den König, so aufgebracht dieser auch war, nie dahin bringen, daß er ihm befohlen hätte zurück zu kehren, welches doch sein einziger Zweck war. Er mußte am Ende von selbst, und unter einem so nichtigen Vorwand, daß man es kaum einen Vorwand nennen kann, die Armee verlassen. Auf das Gerücht von der Annäherung des Connetable von Castilien hatte der König den Connetable von Montmorency und dem Marschall von Biron Befehl gegeben, mit ihren beiden Korps zu ihm zu stoßen. Der Graf von Soissons behauptete, seine Würde als Obristhofmeister des königlichen Hauses gäbe ihm das Recht, alle diese Truppen in Abwesenheit des Königs zu kommandiren; und er sagte dies ihm selber. Dieser mochte gar nicht einmal mit den Connetable oder dem Marschall davon sprechen, daß sie ein solches Unrecht sich sollten gefallen lassen, sondern bemühte sich, dem Grafen diese lächerliche Idee auszureden. Er bat ihn, er ersuchte ihn darum, wie er gegen seinen Sohn oder seinen Bruder hätte thun können, (dies sind seine Ausdrücke, als er mir diese Sache schrieb) aber vergebens. Soissons, der gar nicht aus Unwissenheit fehlte, verließ ihn mit verstellten Mißvergnügen, und bewog einen Theil der Truppen, die er anführte, dasselbe zu thun. Der König schickte sogleich einen Kurier mit Briefen an seinen Staatsrath, und erinnerte ihn, richtige Maaßregeln

wegen

wegen der Flucht des Grafen von Soissons zu nehmen. Derselbe Kurier gab in Moret einen Brief an mich ab. Heinrich wußte noch nicht, daß ich mich dahin begeben hatte, aber wir hatten dieses so abgeredet, um meinen Briefwechsel mit Sr. Majestät vor meinen Feinden geheim zu halten.

Drey oder vier Tage nachher meldeten mir meine Bedienten, daß Kriegsleute angekommen wären, welche in Saint Mamert, einem Dorfe am Zusammenfluß der Seine und des Loin, welches unter Moret gehört und nur eine Viertelmeile davon entfernt ist, ihr Quartier zu nehmen verlangten. Ich schickte Camord ab, um zu wissen, wer sie wären, und was für Absichten sie hatten. Sie erzeigten diesem Edelmann nicht nur die bey solchen Gelegenheiten gebräuchliche Höflichkeit nicht; sondern gaben ihm noch die grobe Antwort, sie hätten das Recht sich da einzuquartieren, wo ihre Pferde müde würden, und man könne weiter nichts von ihnen verlangen, als daß sie keinen Schaden thäten. Sie wollten durchaus ihre Kapitäns nicht nennen, und sagten blos, sie gehörten zu dem Grafen von Soissons. Um das Unrecht völlig auf die Seite dieser Offiziere zu schieben, glaubte ich noch einmal an sie schreiben zu müssen, daß weil sie dem Grafen von Soissons angehörten, der mich mit seiner Freundschaft beehrte, so möchten sie doch nach Moret kommen; ich wollte ihnen in den Wirtshäusern und bey den Bürgern Quartiere schaffen, wo sie bequemer seyn würden. Ich ließ nur beyläufig ein Wort mit einfließen, um ihnen zu zeigen, daß ich die Art, wie sie meinen Abgeschickten aufgenommen hätten, recht gut fühlte. Camord, dem ich diese zweite Bothschaft auftragen wollte, sagte mir aber, dies würde zu nichts helfen, als sie nur noch unartiger zu machen, sie wären vorsätzlich in der Absicht mich zu be-

beleidigen gekommen. Er bestätigte mir dies durch verschiedne Umstände bey seinem Empfang, die er mir erst verschwiegen hatte, um gröſsers Unheil zu vermeiden. Meine Frau, die bey diesem Bericht gegenwärtig war, fieng an, sich ihrem weiblichen Schrecken zu überlassen. Sie beschuldigte Camord einer Unbesonnenheit, und sagte, sie wollte lieber, daſs das ganze Dorf Saint-Mamert von Grund aus zerstöhrt würde, als daſs ich um einer solchen Kleinigkeitwillen mit dem Grafen von Soissons zerfiele, und Händeln mit diesen Offizieren ausgesetzt würde.

Ich bat sie, sich dahinein nicht zu mischen; alsdann lieſs ich fünfe oder sechse von diesen Reitern, die nach Moret gekommen waren, um etwas an ihrem Zeuge ausbessern zu lassen und Lebensmitteln zu kaufen, gefangen nehmen, und schickte Camord zu diesen unhöflichen Offizieren zurück. Dieſsmal wurde er noch übler empfangen; es fehlte nicht viel, so hätte man Hand an ihn gelegt. Man beschwerte sich mit groſsen Drohungen, daſs ich die Soldaten angehalten hätte. Jetzt war es nicht mehr Zeit zu thun, als ob ich die beleidigende Absicht nicht merkte. Es blieb mir nichts mehr übrig, als mir selber Recht zu schaffen, indem ich jedoch immer mit äuſserster Mäſsigung verfuhre. Ich lieſs noch zwölf andre Reiter fest halten, die so eben nach Moret gekommen waren, und versammlete in zwey Stunden 150 Büchsenschützen und 30 Pferde. Die 30 Pferde, 50 von den Büchsenschützen und 30 Pikenier nahm ich mit mir, und marschirte auf einem sehr bedeckten Wege mit ihnen nach Saint-Mamert, unterdeſs der Ueberrest meines Hausens auf einem flachen mit Brettern bedeckten Schiffe auch dahin gieng, und fast zugleich mit mir bey den Häusern des Dorfes, die am Ufer liegen, ankam. Da meine Beleidiger diese

bei-

beiden Truppe sahen, schickten sie einige von den ihrigen an mich ab, und ließen fragen, was das bedeutete. „Weiter nichts," antwortete ich ihnen ganz kalt, „als „daß ich in dies Dorf, welches mir gehört, meine In„fanterie bringe, welche hier ihr Quartier hat." Die Offiziere sahen aus diesen Worten, daß ich nicht Lust hatte, ihnen nachzugeben. Sie schickten gleich wieder, ließen mir Entschuldigungen machen, und mir sagen, daß sie sogleich sich wieder entfernen würden; es wäre gar nicht ihre Absicht gewesen, wider meinen Willen sich auf meinen Gütern einzuquartieren, welches auch der Graf von Soissons ihnen niemals verzeihen würde. In der That bezahlten sie auch alles, was sie gekauft hatten, und stiegen wieder zu Pferde, ohne nur ihre Gefangnen zurück zu fordern, die ich ihnen aber nachschickte, als sie auf den Hügeln von Dormeilles waren. Sie dankten mir dafür und thaten mir Anerbietungen, die mich völlig besänftigten; ich schickte sogar an die Offiziere ein Dutzend Flaschen Wein und zwey Pasteten. Nachher setzte ich mich zu Pferde, um dem Befehl zu Folge, den ich eben erhalten hatte, mit dem Prinzen von Conty Maaßregeln gegen die Entweichung des Grafen von Soissons zu nehmen.

Dies Unglück war indessen noch nichts gegen das, was in Picardie geschah. Die Eifersucht wegen des höchsten Commandos machte gleich Anfangs die Herzoge von Nevers und Bouillon zu Feinden. Die Befehlshaber der spanischen Truppen, der Graf von Fuentes und Roßne, welche ohne Zweifel davon Nachricht hatten, machten sich diese Uneinigkeit zu Nutze, und rückten vor Catelet und la Capelle. Dem ersten dieser beiden Orte fehlte es an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen, und der Gouverneur des andern war ein Mensch ohne Ehre; die Haupturſach ihres Verlusts

aber kam von den beiden französischen Feldherren, die aus gegenseitigem Haß keinen Schritt thaten, ihnen zu Hülfe zu kommen.

So stunden die Sachen, als der Gouverneur von Ham, einem spanischen Platze, mit seiner Besatzung unzufrieden, sich entschloß, dem König das Schloß Ham, auf welches die Uebergabe der Stadt nothwendig folgen mußte, zu überliefern. Er wendete sich an den Herzog von Longueville, und bat ihn um Mannschaft, weil er mit einer zahlreichen Besatzung zu thun hätte. Longueville theilte den kommandirenden Generalen, und besonders dem Herzog von Bouillon, diese Sache mit, welcher ihm auch eine schnelle Unterstützung versprach. Auf diese Versicherung eilte der Herzog von Longueville sogleich nach der Gegend von Ham, um nicht durch zu langen Aufschub eine so günstige Gelegenheit zu verliehren; d'Humieres nebst einigen Picardischen Truppen begleiteten ihn, von denen er einen Theil in das Schloß warf, die andern in der Nähe zerstreute, und zugleich durch Sturmleitern und Petarden die Stadt zu erobern suchte. Die feindliche Besatzung wehrte sich mit Löwenmuth. Sie trieb sie verschiedne male zurück. Vielleicht hat es nie in der Art etwas so heftiges gegeben. Endlich warfen die Franzosen, von ihren tapfern Anführern aufgemuntert, welche jetzt wohl sahen, daß sie den Herzog von Bouillon vergebens erwarteten, sich auf die Verschanzungen des Schlosses, bemächtigten sich ihrer und drangen in die Stadt. Hier erwartete sie die Spanische Besatzung festen Fußes. Gezwungen zu weichen, sammlete sie sich verschiedne male wieder, und lieferte eine Menge kleine Gefechte auf dem Marktplatz, an den Ecken der Hauptstraßen und in den Häusern selbst, bis die ganzen 1000 bis 1200 Mann, woraus sie bestand, in die Pfanne gehauen wa-

ren. Aber die Franzoſen erkauften dieſen Sieg ſehr theuer. Er koſtete ihnen dreißig ihrer beſten Offiziere, worunter die Meſtres de Camp Cluſeau und la Croix waren, und d' Humieres ſelbſt, der tapferſte und fähigſte Offizier in ganz Picardie.

Die Herren von Saint-Paul, Bouillon und Villars, die unterdeſſen ihre Truppen vereinigt hatten, glaubten ſie nicht beſſer anwenden zu können, als wenn ſie Fuentes und Roßne zwängen, die Belagerung von Dourlens aufzuheben, welches dieſe nach Catelet und la Capelle angegriffen hatten. Der Herzog von Bouillon hatte 400 Pferde, Villars eben ſo viel, und Saint-Paul 500; ihre ganze Infanterie konnte etwa 2000 Mann ſtark ſeyn, welche ſie in die Stadt zu werfen dachten, wenn es ihnen nicht gelänge, die Belagerer zu vertreiben.

Eine halbe Meile von Dourlens ließ Bouillon 50 von ſeinen Reitern 500 Schritte voraus gehen, um den Gipfel eines Berges zu erreichen, von wo man die Stadt und das feindliche Lager bequem überſehen konnte. Viere von dieſen 50 Reitern, welche die Spitze machten, entdeckten einen Haufen Feinde, welche zwiſchen dem Lager und den Hügeln grade auf ſie zu kamen. Es war die ganze Armee in Schlachtordnung, welche von dem Plan der Unſrigen Nachricht gehabt hatte. Die vier Reiter aber, die aus Angſt nicht deutlich geſehn hatten, ſtatteten dem Herzog von Bouillon einen falſchen Bericht ab; ſo, daß er glaubte, nur einen abgeſchickten Haufen vor ſich zu haben, und mit ſeiner Schwadron deſto ſchneller nach dieſer Seite hin eilte. So bald er auf den Gipfel des Berges kam, ſah er deutlich ſeinen Irrthum. Ein Haufen von 100 Pferden gieng voraus, dann kamen, etwa 1000 Schritte zurück, zwey Schwadronen, jede von 600 Pferden; und drey

drey andre Schwadronen, die eben so stark waren, und 7 bis 8,000 Mann Infanterie unterstützten sie. Kaum hatten die 100 Pferde Bouillon erblickt, so kamen sie im Trab auf ihn zu, die beiden ersten Schwadronen folgten im stärksten Schritt, alle mit völligen Waffen und eingelegter Lanze. Er zweifelte nun nicht mehr, daß seine Leute entdeckt wären, und daß er, ungeachtet der Ueberlegenheit der Spanier, die wenigstens um zwey Drittel stärker waren, das Gefecht nicht würde vermeiden können, wenn er nicht ein Mittel ausfindig machte, ihnen zu verbergen, daß er nur so schwach wäre.

Er ließ sogleich durch einen Edelmann dem Admiral sagen, er möchte ihm zu Hülfe kommen. Villars, der die Tapferkeit selbst war, antwortete kein Wort, sondern streckte blos die Arme mitten zwischen seinen Reitern in die Höhe, ließ sie alle den Helm aufsetzen, und rief ihnen statt aller ander Ermunterung blos zu, sie sollten nur bedacht seyn, ihm zu folgen, und in dem Augenblick sah Bouillon ihn an seiner Seite. Da er ihn so bereitwillig fand, sagte er zu ihm, man müsse die Feinde hindern zu sehen, daß sie keinen Rückhalt hätten, und deshalb den wüthendsten Angrif auf sie thun. Der Admiral ließ sich das nicht zweimal sagen. Er glaubte, daß Bouillon ihn auf das beste unterstützen würde, eilte wetteifernd mit seinem Haufen voraus, gieng unerschrocken im starken Trab auf den Feind los, fiel plötzlich den linken Flügel desselben an, und stürzte sich mit dem Pistol in der Hand in diesen Wald von Lanzen. Er brachte die ersten 60 Pferde in Unordnung, und er würde sie niedergehauen, und vielleicht noch mehr gethan haben, wäre er gehörig unterstützt worden. Aber Bouillon machte blos einen verstellten Angrif, schwenkte und zog sich zurück. — Er hat nachher immer behauptet, er hätte bloß dies mit dem Admiral

miral abgeredet; aber alle, die bey dem Leztern gewesen waren, haben ausgesagt, man habe einen wirklichen Angrif beschlossen gehabt.

Dieser Irthum, wenn es ja einer war, hatte alle die traurigen Folgen, die sich davon erwarten ließen. Die feindliche Schwadron, welche Bouillon Mine gemacht hatte, anzugreifen, fiel, so bald dieser davon geeilt war, über Villars her, der die andre geschlagen hatte; und in dem Augenblick kamen noch mehr frische Truppen in solcher Menge hinzu, daß sein Haufen überwältigt wurde, und weiter kein Mittel sah, als die Flucht. Villars, gleich unfähig zu fliehen oder zu zittern, that mit einer kleinen Anzahl tapfrer Leute, die ihn nicht verließen, unglaubliche Dinge. Endlich aber, von allen Seiten angefallen und umringt, wurden sie alle zur Erde gestürzt, und kamen um durch ihre Wunden oder durch die kalte Mordlust der Feinde.

Es half dem Herzog von Bouillon nichts, seinen Mitbefehlshaber so auf die Schlachtbank geliefert zu haben. Der siegreiche Feind fiel nun über seinen und Saint-Paul's Haufen, und über die Infanterie her. Ihr Anführer hatte ihnen Einmal nicht das Beispiel einer tapfern Gegenwehr gegeben; jezt that er auch nichts weniger als das. Bouillon und Saint-Paul ergriffen die Flucht, ihre Reiter mit ihnen, und das Fußvolk blieb ohne einige Hofnung sich zu retten zurück; auch wurde es völlig niedergehauen. Vergebens verlangte nun die belagerte Stadt zu kapituliren. Der Feind, von seinem Glück berauscht, hörte auf nichts, überwältigte den Platz während des hin und her Redens, und ließ mit unmenschlicher Grausamkeit alles niedermezeln. Ich habe diese einzelnen Umstände von la Font, der, nach seines Herren Tode wieder in meine Dienste trat, und man kann von der Wahrheit derselben

den desto sicherer überzeugt seyn, da dieser Gewährsmann allen den Glauben verdient, den man einem Manne von Ehre, und einem Augenzeugen von Allem was er erzählt, schuldig ist. Er bemerkte, daß bey dieser Gelegenheit mehr als 3,000 Franzosen ums Leben kamen, und was noch weit betrübter ist, mehr tapfre Männer, als die drey großen Schlachten des Königs, bey Coutras, Arques und Ivry, nicht gekostet hatten. An dem einzigen Villars erlitt Frankreich einen unersetzlichen Verlust. Zu der allgemeinen Trauer des ganzen Königreichs kömmt auch bey mir noch die hinzu, einen wahren und seltnen Freund verloren zu haben.

Ein andrer eben so getreuer Bericht von dem Herrn Belthazard, dem ich ausdrücklich anbefohlen hatte, nichts von dem, was bey der Armee des Königs vorfallen würde, zu übergehen, setzt mich in den Stand, das Publikum davon zu unterrichten. Man wird mit Vergnügen in dieser Erzählung einen König finden, der die Süßigkeiten eines Throns geschmeckt hatte, und doch ganz derselbe geblieben war, der er zuvor war. Wo er glücklich war, sieht man aus allen Umständen deutlich, daß er dies allein seiner Tapferkeit und klugen Leitung zu danken hatte; und das Gegenstück der Unglücksfälle, die überall erfolgten, wo er nicht war, erhebt noch den Ruhm seiner glücklichen Begebenheiten. — Heinrichs jetziger Feldzug in Franche-Comte' übertrift, nach dem Urtheil vieler Kenner, alles was er bisher gethan hatte.

Ich habe schon oben bemerkt, daß der Marschall von Biron beschäftigt war, die Bürger von Dijon zu unterstützen, welche die feindliche Besatzung in dem Schloß belagert hielten. Er kam sehr zur rechten Zeit. Der Vikomte von Tavannes hatte den Feinden

eine beträchtliche Verstärkung zugeführt, und aus Belagerten waren sie nun Belagerer geworden. Die Bürgerschaft, von allen Seiten gedrängt und aufs äusserste gebracht, vertheidigte sich nur noch an den Enden einiger Straßen, wo sie sich angelehnt hatte, und nur noch ein Stadtthor war in ihrer Gewalt. Biron's Ankunft gab ihr wieder Muth. Vereint jagten sie nun den Vikomte von Tavannes wieder zurück, und schlossen ihn in den Schlößern Dijon und Talan ein. In dieser Zeit ungefehr erfuhr Biron, daß der Herzog von Mayenne, durch das Glück der königlichen Waffen in Bourgogne äusserst niedergeschlagen, dem Connetable von Castilien so dringend angelegen hatte, daß dieser endlich im Begriff war, an der Spitze einer Arme über die Gebürge zu gehen und in diese Provinz zu dringen. Biron verbarg dem König diese Nachricht, und begnügte sich blos ihn zu bitten, er möchte so bald als möglich kommen und ihm das Schloß Dijon erobern helfen. Heinrich erhielt die Depeschen des Marschalls, als er zu Troye ankam, und errieth durch bloße Vermuthung, was Biron aus seinen Nachrichten wußte; daß nehmlich der Connetable von Castilien, der, wie er glaubte, bald nach Flandern würde marschiren müssen, seinen Weg über Dijon nehmen würde, um mit dem Herzog von Mayenne im Vorbeygehn hier die Angelegenheiten der Ligue wieder herzustellen. Er richtete daher selbst seinen Marsch eilig nach diesem Orte und wendete alles an, damit sie bey ihrer Ankunft nichts mehr zu thun finden möchten.

Es ist unstreitig, daß diese beiden Generale dem König hätten zuvorkommen und sich die Schlößer von Dijon erhalten können, hätten sie sich nicht zur Unzeit auf ihrem Wege aufgehalten, um Vesoul und einige an-

dern

re kleine Plätze in Franche-Comté wegzunehmen, de-
n sich die lothringischen Truppen bemächtigt hatten.
ach dieser willkührlichen Zögerung wurden sie nach-
r wider ihren Willen zu Gray aufgehalten, wo sie
e Saone ausgetreten und daher den Uebergang darüber
möglich fanden. Der Connetable von Castilien ließ,
n diese Schwierigkeit zu heben, unterhalb der Stadt
ne Brücke schlagen; aber er gieng dabey so langsam
Werke, als ob er sich fürchtete, sich bis in die
litte von Frankreich zu wagen und so viel Flüsse hin-
sich zu lassen. Die Wahrheit ist, daß dieser Ge-
ral schon wußte, daß er den König selbst gegen sich
ben würde.

Bey seinem Abmarsch von Troye ließ der König
n Grafen von Torigny mit 8 bis 900 Pferden vor-
sgehen, welche dem Marschall von Biron eine gro-
Freude verursachten. Heinrich kam nachher zu Di-
n an, und ohne vom Pferde zu steigen nahm er so-
ich die Aussenwerke und die ganze umliegende Ge-
nd in Augenschein, besonders an der Seite, wo er
ubte daß der Feind herkommen könnte. Er ließ gute
erschanzungen machen und schnitt die Gemeinschaft
ischen beiden Schlössern ab. Nachdem dieses ge-
ehen war, und er sah, daß sie sich trotz aller seiner
strengungen noch einige Zeit würden halten können;
ng er, wie gewöhnlich, mit einem bloßen Detasche-
nt den Feinden auf ihrem Wege entgegen, um sie
ihrem Marsch aufzuhalten, und seinen übrigen Trup-
n Zeit zu lassen, ihre Unternehmungen zu Stande
bringen. Er urtheilte, daß es immer ein ansehnli-
r Vortheil für ihn seyn würde, wenn er sie noch mit
n Uebergang über die Saone beschäftigt finden könn-
hätte er auch nur eine Handvoll Leute bey sich.
bestimmte daher den ganzen Haufen Lua und Fon-
ne-Françoise zum Sammelplatz, gieng blos mit

mit 300 Reitern, wovon die Hälfte Büchsenschützen waren, voraus, und kam mit dieser Bedeckung bis an die Vigenne, nahe bey dem Flecken Saint-Seine. Hier schickte er den Marquis von Mirebeau mit 50 - bis 60 Pferden voraus, um Erkundigung einzuziehen; und gieng unterdessen selbst mit 100 bis 120 Pferden über die Vigenne, blos in der Absicht den Boden und die Gestalt des Landes zu untersuchen, wo er vielleicht ein Gefecht nicht würde vermeiden können.

Er war kaum weiter als eine Meile vorwärts gegangen, als Mirebeau ziemlich in Unordnung zu ihm zurückkam, und ihm sagte, er wäre von 3 bis 400 Pferden angegriffen worden, die ihn gehindert hätten den Feind gehörig zu rekognoscîren. Er glaubte jedoch, diese 400 Pferde möchten ausgeschickt seyn, um sich des Postens von Saint-Seine zu bemächtigen, und die ganze feindliche Armee würde dicht hinter ihnen folgen. Biron, der in diesem Augenblick bey dem König ankam, erbot sich, genauere Nachrichten einzuziehen. Ungefehr 1000 Schritte von da traf er auf einem Hügel einen Vorposten von ungefehr 60 Pferden; er grif sie an, bemächtigte sich des Hügels und sah nun deutlich die ganze Spanische Armee in Schlachtordnung heran kommen, und besonders 400 Pferde, die vor dem übrigen Heer voraus waren, und 150 Französische verfolgten. Es war d' Aussonville, den der König auf einer andern Seite auf Entdeckung ausgeschickt hatte. Durch seine Flucht zog er das Ungewitter auf den Marschall von Biron. Das feindliche Detaschement theilte sich in zwey Haufen und griff ihn von beiden Seiten an, wahrscheinlich in derselben Absicht, die er vorher gehabt hatte, um zu sehen was hinter ihm wäre. Der Unterschied bestand darin, daß der Feind, der noch durch einen andern

Hau-

Haufen von beinahe 600 Pferden unterſtützt wurde, mehr als dreimal ſo ſtark war, als Biron und Mirebeau zuſammen, die im ganzen etwa nur 300 Pferde bey ſich hatten.

Trotz dieſer Ungleichheit bot Biron doch die Spitze. Er theilte ſein Detaſchement in drey gleiche Haufen. Mirebeau mit dem erſten wurde auf die rechte Seite geſtellt, der Baron von Lux mit dem zweiten auf die Linke, und der Marſchall ſelbſt blieb mit dem dritten in der Mitte. Die Feinde griffen zu gleicher Zeit, mit 150 Mann von jeder Seite, an. Lux litt viel, und wurde ſelbſt nebſt verſchiednen andern niedergeworfen. Biron, der auf ſeiner Seite den Vortheil gehabt hatte, eilte ihm zu Hüle und brachte ſeine Abtheilung wieder in Ordnung. Gleich nachher aber wurde er von allen den feindlichen Geſchwadern, welche ſich vereinigt hatten, wüthend angegriffen, und zu gleicher Zeit ſah er noch andre von der großen Armee abgehn um zu dieſen zu ſtoßen; er hielt es daher für das beſte ſich zurück zu ziehen. Aber dieſer Rückzug artete in eine wirkliche Flucht aus, ſobald die feindliche Cavallerie anfieng ihnen nachzuſetzen. So kam er im Angeſicht des Königs an, welcher ſogleich hundert Pferde ihm zu Hülfe ſchickte. Nichts iſt ſchwerer, als einen Haufen, der auf der Flucht iſt, aufzuhalten, vorzüglich wenn der Feind ihm an den Ferſen iſt. Die hundert Mann wurden ſelbſt von der Bewegung derer, die ſie unterſtützen ſollten, hingeriſſen, und kamen fliehend zurück.

Der König ſah, daß ihm kein Hülfsmittel übrig blieb, als in ihm ſelbſt; er reitet gegen die Flüchtlinge ohne ſich Zeit zu nehmen, ſeinen Helm aufzuſetzen; wagt es drauf, den ſiegenden Schwadronen, die über 800 Mann ſtark waren, zu begegnen, ruft ſeine vornehmſten Offiziere bey ihren Namen, iſt, ohne die ge-

ringste Schonung seiner Person, überall selbst gegenwärtig, und bringt es endlich so weit, daß er einen Theil der Flüchtlinge aufhält. Er theilt sie in zwey Haufen; mit 150 Mann kehrt er nun von der einen Seite zum Angrif zurück, indeß la Trimouille auf seinen Befehl mit einer gleichen Anzahl dasselbe auf der andern Seite thut. Ohne diese Unerschrockenheit wäre vielleicht nicht ein einziger von diesen Reitern davon gekommen, die so, einen Fluß hinter sich, mit einem siegreichen Feinde im Gefecht waren. Der König, der immer seinen Soldaten das Beyspiel giebt, stürzt sich nun, ohne Helm, mitten in diese sechs Schwadronen, bringt sie in Unordnung und zum Weichen. Biron nutzt den Augenblick, bringt etwa 120 von den Flüchtlingen zusammen, unterstützt damit den König, und alle zusammen verfolgen mit immerwährenden Scharmützeln die feindliche Cavallerie bis an die Hauptarmee des Herzogs von Mayenne.

Heinrich ließ sich jedoch nicht so hinreißen, daß er nicht gesehn hätte, daß rechts und links die Gehölze mit Füseliern besetzt waren, deren Feuer er aushalten, und nachher noch Gefahr laufen mußte, umringt zu werden, wenn er sich in der Hitze der Schlacht vergessen und die Spanische Armee angefallen hätte. Er hält an, und ist auf seiner Hut. In dem Augenblick sieht er zwey andre Haufen Cavallerie, welche mitten aus diesen Hölzern hervorkommen, um den geschlagnen Vortrab zu verstärken. Dies war noch einer von den kritischen Augenblicken, wo unvermeidliches Unglück auf den geringsten Mangel an Vorsicht folgt. Der König, der die Bewegungen der beiden feindlichen Trupps beobachtet, läßt die seinigen halt machen und sich näher zusammen ziehn, um desto besser im Stande zu seyn, sie zu empfangen. Hierauf allein kam es an; denn in dem Feuer des Siegs hatten die Franzosen alles, was ihnen entgegen

gegen kam, über den Haufen geworfen, und ſtanden ausgebreitet vor allen den Bataillonen, die über die Wunder, welche ſie ſahen, erſtaunten. Heinrich ſah aber wohl ein, daß dies erſte Erſtaunen nicht lange dauren, und daß alle dieſe Truppen, über ihn herfallen würden, durch den Anblick ſeiner geringen Anzahl aufgemuntert die Schande ihrer faſt unbegreiflichen Niederlage abzuwiſchen. Er nutzte die Unthätigkeit des Feindes, um wenigſtens ohne verfolgt zu werden den erſten Kampfplatz wieder zu erreichen, und nicht ſo mitten zwiſchen der feindlichen Armee zu ſtecken. Dies richtete er mit einer ſolchen Ordnung und Ueberlegenheit aus, daß der Feind auf keine Art ſich für ſeinen Verluſt rächen konnte, und er ſelbſt an Einem Tage und faſt in demſelben Augenblicke die Ehre des ſchönſten Sieges und des ſchönſten Rückzuges, wovon man in der Geſchichte nur ein Beyſpiel hat, davon trug.

Bey ſeiner Ankunft auf ſeinem erſten Poſten fand er den Grafen von Chiverny, den Ritter von Oiſe, Vitry, Clermont, Riſe, Arambure, la Curee, Hures, Saint-Geran und la Boulaye, welche auch mit ihren Compagnien heran kamen. Mit ihnen hatte der König nun 300 Pferde, und die Feinde wagten es nicht, ihn ſo verſtärkt noch anzugreifen. Ueberzeugt, daß ſeine ganze Armee hinter ihm wäre, und noch beſtürzt, daß eine Handvoll von dieſen Leuten ſechsmal ſo viele geſchlagen hatte, kehrten ſie um, und ſchickten ihre Cavallerie an die Spitze, damit ſie durch die Infanterie bedeckt würde; der König verfolgte ſie und hörte nicht auf ſie zu necken, als bis ſie auf ihrer Brücke unterhalb Gray wieder über die Saone gegangen waren. Da ſie nachher dieſen Uebergang nicht noch einmal wagen wollten, ſo blieb Bourgogne den Waffen des Königs bloßgeſtellt, welcher ſich auch in wenig Tagen,

bis

bis auf Seure, der ganzen Provinz bemeiſterte. Er nahm noch eine Menge kleiner Städte in Franche-Comte weg, die er aber auf Bitten der Schweitzer alle in Freiheit ſetzte. Alle dieſe Vortheile waren die Frucht des Sieges bey Fontaine-Françoiſe.

Heinrich geſtand, daß ſie bey weitem ſeinem Verluſt nicht gleich kämen, als er die Nachrichten von der Niederlage in Picardie erhielt. Er verließ eilig Bourgogne und Lionnois und kam nach Paris. Indem er durch Moret gieng, erzählte ich ihm weitläuftiger die Gründe, warum ich den Staatsrath verlaſſen hätte; er ließ mir Gerechtigkeit wiederfahren, und urtheilte ſelbſt, daß die Zeichen ſeines Zutrauens zu mir, welche er hätte merken laſſen, und mein Wunſch mich ihrer immer würdiger zu machen, die wahren Urſachen wären, welche mir ſo viel Feinde zugezogen hätten. Er war ſo gütig mich darüber zu tröſten, indem er mir verſicherte, daß dieſer Haß nur ſein Wolwollen für mich vermehrte. Zugleich muß ich geſtehen, daß Heinrich, der zu einer Zeit, wo der bey Dourlens erlittne Verluſt eine Revolution verurſachen konnte, Jedermann ſchonen mußte, auch jezt genöthigt war ſich zu verſtellen und Niemanden Vorwürfe zu machen. Nur gegen mich klagte er über die Urheber dieſer traurigen Begebenheit, mit mir beweinte er die gefährlichen Wirkungen der Feindſchaft unter den Oberhäuptern, welche beinahe die einzige Urſach der gröſten Unglücksfälle im Kriege iſt. Er ſchien mir empfindlich über Villars Verluſt betrübt, und ſprach nicht anders, als mit tauſend Lobeserhebungen von ihm. Er hatte die Wahrheit recht gut erkannt, troz allem, was die dabey intereſſirten Perſonen auch vorbrachten, um alle Schuld des geſchehnen Unglücks auf den Todten zu wälzen.

Hein-

Heinrich ſah jezt ein und geſtand mir auch, er habe ſich zur Unzeit zu einem Kriege hinreiſſen laſſen, deſſen glücklichen Ausgang man ihm als untrüglich vorgeſtellt hätte. Er war ſelbſt ſo aufrichtig, dies einen Hauptfehler zu nennen, der Frankreich in noch größeres Elend ſtürzen könnte, als das, dem es entgangen war. Indem er ſo ſprach hatte er nur die Größe ſeines Verluſtes vor Augen: Catelet, la Capelle, Dourlens, Ardes, Cambray, von wo Balagny vertrieben worden war, und Calais vor allen andern, das man ſchon verlohren gab, ob es gleich noch nicht eingenommen war. Ich für meine Perſon fand, daß Frankreich noch mehr bey ſolchen Gelegenheiten gewagt hatte, als die war, wo der König nur die Bourgogne und ſein eignes Leben durch ein Wunder der Tapferkeit und des Glücks rettete. Von dieſer Zeit an pflegte Heinrich zu ſagen, von allen Dingen auf der Welt müßte eine Kriegserklärung am reiflichſten überlegt werden, und ſie könne es niemals genug ſeyn, welche Aufmerkſamkeit man auch darauf verwendet zu haben glaube. Die Fürſten können aus dieſem Beyſpiel auch noch eine andre, nicht weniger nützliche Lehre ziehn: daß ſie niemals einen eingewurzelten Haß gegen ihre Nachbarn nähren müſſen; und daß die Klugheit oft erfordert, daß ſie, ungeachtet der heftigſten und ſelbſt der gerechteſten Empfindlichkeit, ſtets zur Ausſöhnung geneigt ſcheinen.

Heinrich hütete ſich wohl, öffentlich im geringſten merken zu laſſen, was er dachte. Im Gegentheil ſuchte er den niedergeſchlagnen Muth wieder zu heben und ſagte den Pariſern, als ſie über ſeinen Verluſt ihm ihr Beileid zu bezeigen kamen, er würde leicht wieder zu verbeſſern ſeyn, wenn ſie ihrer Seits ihre Worte mit Thaten unterſtützen wollten. Sie thaten ihm recht ſchöne Anerbietungen, da er aber ſchon mehrmals erfah-

fahren hatte, wie wenig er sich darauf verlassen dürfte, so nahm er andre Maaßregeln. Ohne die Erfüllung der Versprechungen der Pariser abzuwarten, reisete er schon den folgenden Tag wieder ab, nachdem er noch die Freude gehabt hatte, durch einen Kurier von Rom zu erfahren, daß der Pabst ihm endlich die Absolution, um die er schon so lange anhalten ließ, ertheilen wollte; eine Neuigkeit die bey den gegenwärtigen Umständen nichts weniger als gleichgültig war.

Der heilige Vater machte folgende Bedingungen dabey: der König sollte die Protestanten von allen Aemtern und Würden ausschließen; aus aller Macht daran arbeiten, sie völlig zu unterdrücken; die Messe in Bearn wieder herstellen; den Katholiken alle Kirchengüter wieder geben lassen, welche die Hugenotten ihnen genommen hätten; den Prinzen von Conde zur Annehmung der katholischen Religion bewegen; das Tridentinische Concilium bekannt machen und annehmen lassen; und endlich die Jesuiten in Frankreich wieder einführen. Die Bedingungen, welche die Protestanten und das Tridentinische Concilium angiengen, blieben ohne Wirkung, die übrigen erfüllte der König. Diejenigen welche finden, daß Heinrich bey dieser Gelegenheit von dem Pabst Gesetze annahm, mögen die Schuld Du Perron und Arnold von Ossat beymessen, der damals diese Sache zu Rom unmittelbar betrieb. Weit entfernt, diese Bedingungen zu verwerfen, hätten die beiden Prälaten es sehr ungern gesehn wenn die Sache anders geendigt wäre. Wenn ein Aufsatz, der mir einige Jahre nachher von Rom zugeschickt wurde, und von dem ich zu seiner Zeit weitläuftiger reden werde, Glauben verdient; so wird man darin einen hinlänglichen Beweis dessen was ich sage, wenigstens in Betracht des Kardinals von Ossat finden.

Die-

Dieſer Aufſatz behauptet zwey Dinge bey Gelegenheit der Abſolution des Königs, welche einen der Hauptartikel deſſelben ausmacht: Erſtlich, daß der Pabſt und das ganze heilige Kollegium ſo ſehnlich wünſchten, der König möchte ſich wegen dieſer Formalität an ſie wenden, daß ſie die Furcht nicht verbergen konnten, die ſie einigemal bey der ausgeſtreuten Nachricht überfiel, Heinrich möchte die ganze Ceremonie vielleicht verachten oder ſie für unnütz anſehen. Der Beweis davon iſt aus ihren eignen Briefen hergenommen. Zweitens, daß d'Oſſat, weit entfernt, den König von dieſer Stimmung des Römiſchen Hofes Nachricht zu geben, wie es ſeine Pflicht geweſen wäre, wenn ihm die Ehre des Königs und der Krone nur ein wenig am Herzen gelegen hätte, im Gegentheil ſeinem Herrn zu verſtehen gab, er würde ſeine Ausſöhnung mit dem heiligen Vater nicht anders zu Stande bringen können, als wenn er zugäbe, daß die Freiheiten der Gallikaniſchen Kirche verletzt würden, und ſie mit allen den angeführten Bedingungen erkaufte. Heinrich belohnte dem ungeachtet ſeine beiden Abgeordneten mit den erhabenſten geiſtlichen Würden.

In drey Tagen kam der König nach Peronne, wo Balagny ſogleich ihm entgegen kam. Dieſer Mann, den eine närriſche Eitelkeit um Stadthalterſchaft, Güter, Weib und Ehre gebracht hatte, ſuchte noch immer ſtatt vor Schaam ſich zu verbergen, ſich vielmehr vorzudrängen, ſprach laut, und wollte, daß man in dieſem, eigentlich ſeinem natürlichen Zuſtande, für ihn eben die Achtung haben ſollte, die man immer noch unglücklichen Souverains beweiſet. Der König der entſchloſſen war, alles zu wagen um Calais zu Hülfe zu kommen, zugleich aber ſich ganz von Truppen entblößt ſah, mit denen er das Lager der Feinde hätte angreifen können,

nen,

nen, faßte den einzigen Entschluß, der ihm übrig blieb, sich selbst mit einer ansehnlichen Partey in die Stadt zu werfen. Er schiffte sich zu dem Ende zweimal ein, aber der widrige Wind trieb ihn ans Land zurück. Er verzweifelte jezt an seiner Unternehmung, als Matelet, der Gouverneur von Foix, sich erbot, zum drittenmal zu versuchen, in den belagerten Ort zu kommen. Er versprach, wenn der König ihm 4 — bis 500 Edelleute mitgeben wollte, so viel Versuche zu machen, daß es ihm endlich zu Wasser oder zu Lande gelingen müsse. Heinrich lobte seinen Entschluß, und gab ihm die Bedeckung, die er forderte, mit welcher er auch glücklich sein Vorhaben durchsetzte, und nach tausend überwundnen Schwierigkeiten in Calais hinein drang. Aber er brachte sich bald um den Ruhm einer so schönen Handlung, da er sich blos mit der Besatzung dieses Orts vereinigt zu haben schien, um sich von ihrer Furcht anstecken zu lassen und in die Kapitulation zu willigen. Heinrich hatte den Verdruß, nur darum gegen Calais vorgerückt zu seyn, damit er unter seinen Augen es sich an die Feinde ergeben sähe.

Einem jeden wird die Frage einfallen, wo denn unterdeß die Großen Frankreichs, und die Generale waren, die den Krieg so eifrig angerathen hatten; und warum sie den König beynahe allein die ganze Last tragen und Verlust auf Verlust erleiden ließen? Zur Schande des Französischen Namens sey's gesagt, sie suchten für sich selbst Vortheil aus dem Unglück zu ziehen, welches ihre Unbesonnenheit angerichtet, und ihre Gleichgültigkeit vermehrt hatte. Sie schmiedeten unter dieser Zeit Anschläge, die dem königlichen Ansehn weit verderblicher waren, als der grausamste auswärtige Krieg. — Man wird sogleich Nachricht davon erhalten.

Der

Der König, über sein widriges Schicksal eben so erhaben, als über sein Glück, tröstete die, welche Calais hatten verlassen müssen, sorgte für die Sicherheit von Boulogne, Abbeville, Montreuil, Monthulin u. s. w. und marschirte gegen Saint-Quentin, aus Furcht, daß die Feinde, die von diesen Gegenden nicht weit entfernt waren, nicht einen von den Generalen und Großen, die einer nach dem andern sich endlich dahin verfügten, aufheben möchten. Sie wählten diesen Augenblick, um bey dem König an der Ausführung des Plans zu arbeiten, den sie mit einander vor ihrer Abreise von Paris abgeredet hatten. Der Herzog von Montpensier hatte diesen Auftrag übernommen, nicht etwa, daß er der übelgesinnteste gewesen wäre, sondern weil er leicht zu lenken und schwach war. Er redete den König zu Saint-Quentin an, und that ihm im Namen der Ersten unter den Großen von Frankreich, als das einzige Mittel seinen Feinden zu widerstehen, den Vorschlag, die Provinzen ihren Statthaltern eigenthümlich und erblich zu überlassen, und ohne daß sie dafür außer der Lehnspflicht zu etwas gegen den König verbunden wären.

Es ist unbegreiflich, wie ein Vorschlag, der so sichtlich dahin abzweckte, Frankreich in jene Anarchie zurück zu schleudern, welche es in den ersten Jahrhunderten mit Blut und Abscheulichkeiten erfüllt hatten, aus dem Munde eines Franzosen, eines Prinzen, und über das alles, eines Prinzen vom Geblüt kommen konnte. Heinrich blieb den erst n Augenblick sprachlos, so sehr war er erstaunt und betroffen über die Beleidigung, die man der königlichen Würde zufügte. Montpensier fuhr in seiner Rede, auf die er lange vorher sich vorbereitet hatte, fort, und wollte dem König beweisen, daß, indem alle diese Statthalter, oder viel-

mehr diese kleinen Fürsten ihm zu allen seinen Bedürfnissen allezeit Truppen bereit hielten, er nie in eine solche Lage würde kommen können, als jezt, wo er ohne Soldaten vor seinen Feinden erscheinen müßte. — Von allen den Empfindungen, die jezt in seiner Seele stürmten, zeigte der König dem Herzog von Montpensier keine als das größte Mitleiden, daß er ihn eine seiner so unwürdige Figur spielen sähe. Er machte seinem Vortrag ein Ende, indem er ihm ohne alle Bitterkeit sagte, er hätte schon mehr als zu viel gehört; er sähe wohl, man habe die Lenksamkeit des Herzogs gemißbraucht, um ihm eine Rolle aufzubürden, deren ganze Niedrigkeit er nicht gefühlt hätte; Er, ein Prinz vom Geblüt, und der Krone weit näher, als ehedem Heinrich es selbst gewesen wäre. Er setzte noch viel in diesem Ton hinzu; aber er war so weit entfernt zu fürchten, daß er jemals könnte genöthigt werden, zu einem solchen Vorschlag die Hände zu bieten, und auch so entschlossen, lieber tausendmal umzukommen, als seine Familie und die königliche Würde je mit einer solchen Schande zu bedecken, daß er auch gar nicht einmal einen Gedanken hatte, sich darüber in irgend eine genauere Untersuchung einzulassen, oder auf die Sache selbst nur ein einzigs Wort zu antworten.

Der Herzog von Montpensier merkte seinen Fehler an der Mine und dem Ton, welche der König gegen ihn annahm. Er schämte sich, bat um Verzeihung, und beschwor Sr. Majestät zu vergessen, daß er jemals im Stande gewesen wäre, seinen eignen Rang so herab zu setzen. Der König zeigte ihm auch, so bald er ihm nur sein Unrecht ganz hatte erkennen lassen, das Mittel, es bey denen, die ihn dazu bewogen hätten, auf einige Art wieder gut zu machen; was ihn selbst anbeträfe, so versicherte er dem Herzog, daß

er

er es vergessen, und ihn auch künftig als seinen Blutsfreund betrachten wollte. Er redete nachher mit ihm ab, daß bey der ersten Gelegenheit, wo die Urheber dieses Anschlags den Herzog von Montpensier wieder darauf bringen würden, dieser ihnen grade zu sagen sollte, er habe über das, was sie von ihm forderten, nachgedacht; sie möchten einem andern den Auftrag geben, diese Sache, die er durchaus mißbilligte, vorzutragen; wenn Er jemals mit dem König davon spräche, so würde es nur geschehn, um diesen davon abzurathen, und sie könnten darauf rechnen, daß er selbst durch alle nur ersinnliche Mittel der Ausführung sich entgegen setzen würde. Er richtete dies so pünktlich aus, und mit einer Art, die so natürlich schien, daß er alle diese Herren dadurch aus der Fassung brachte, und ihnen auf immer die Lust benahm, seine Treue in Versuchung zu führen.

Blos um den König in die Nothwendigkeit zu versetzen, sie zu seines Gleichen zu machen, unterstützten die Prinzen und die Statthalter ihn so schlecht mit der Hülfe, die sie ihm versprochen hatten. Der Herzog von Bouillon war einer von denen, die sich am theuersten erkaufen ließen. Da der König nicht zweifelte, daß er an dem Komplot Antheil hätte, so wünschte er sich davon durch die Verwirrung desselben zu überzeugen, ohne ihm jedoch merken zu lassen, daß er anders woher etwas erfahren hätte. Bouillon besaß Verstellungskunst und Geschwätz genug, um recht gut zu verbergen, was er nicht entdeckt wissen wollte; aber außerdem, daß Heinrich nicht weniger die Gabe hatte, denen, mit welchen er redete, tief ins Herz zu sehen, so ist auch die Gegenwart des Fürsten selbst eine Last, die den der sich schuldig weiß, zu Boden drücken kann. Der König suchte erst sich Gewißheit zu verschaffen,

daß Montpensier nicht auch ihn wieder an den Herzog von Bouillon verrathen hätte. Denn brachte er ihn auf die Niederlage von Dourlens, und fragte ihn ohne Umschweif und mit einer Art von Vertraulichkeit, wie aber doch die so sichern Verständnisse hätten fehlschlagen können, die der Herzog in Lüttich, Namur und noch vielen andern Plätzen in Luxemburg und Hennegau unterhielte und welche, wie er wußte, der Hauptgrund gewesen wären, der ihn selbst zu dem Kriege bewogen hätte.

Bouillon, durch die Frage selbst, und die einfache Art, womit sie vorgebracht wurde, in Verlegenheit gesetzt, fieng, anstatt über seine vorgeblichen Verständnisse eine richtige Antwort zu geben, eine Menge Reden an, die keinen rechten Zusammenhang hatten, und ihn noch mehr verriethen, als gradezu ein Geständniß hätte thun können. Er beschuldigte alle Welt; den Herzog von Nevers, der, wie er sagte, ihm seine Offiziere verführt, und seine Werbungen gehindert hätte; die Engländer, die den versprochnen Einfall nicht gethan, und die Holländer, die sich diesen Zeitpunkt zu Nutze gemacht hätten, um sich selbst an der Seite von Over-Issel und Friesland auszubreiten. Weil er nichts so sehr suchte, als die Unterredung immer mehr und mehr auf Nebensachen zu lenken, so sagte er bey dieser Gelegenheit, die erste Ursach alles Unglücks käme daher, daß der König keinen Mann von Gewicht, und auf den er bauen könne, in London hätte, um die versprochne Hülfe von daher zu beschleunigen; zu gleicher Zeit erbot er sich zu dieser Gesandtschaft, ja sogar er bat dringend darum. Heinrich sah wohl, daß es vergebens seyn würde, weiter wegen seines Fehltritts in den Herzog zu dringen, er schwieg also davon; und in die Englische Gesandtschaft willigte er auch am Ende,

de, da er bedachte, daß er an der Gegenwart des Herzogs nur sehr wenig verlöhre. Er ließ ihm seine Beglaubigungsschreiben ausfertigen, und Bouillon gieng auch in wenigen Tagen nach England ab.

Alle einzelne Umstände dieser Unterredung und der vorher erwähnten mit dem Herzog von Montpensier, habe ich von dem König selbst. Kaum hatte er Bouillon verlassen, so fiel ihm ein, daß dieser vielleicht, anstatt ihm am Londner Hofe nützlich zu dienen, wohl nur diesen Auftrag suchte, um dort das Betragen des Königs von einer widrigen Seite zu schildern, oder doch wenigstens nur für sich selbst zu arbeiten. Er ließ mich des Morgens sehr frühe durch Jacquinot rufen, um mir seine Furcht mit zu theilen. Ich mußte auf einem Polster an der Seite seines Bettes knien, und er fieng damit an, daß er mich fragte, was ich selbst von seiner langen Unterhaltung mit dem Herzog von Bouillon dächte. Ich antwortete, jeder hätte seine eigenen Muthmaßungen darüber; wahrscheinlich würde doch wohl von dem Vorgang bey Ham und Dourlens, und von des Herzogs von Montpensier Vorschlag am meisten die Rede gewesen seyn. Der König sagte mir, ich irrte mich; er kenne den Herzog von Bouillon genug, um gewiß zu seyn, daß die Vorwürfe, die er ihm über alle diese Gegenstände hätte machen können, weit entfernt ihn zu bessern, ihn blos völlig zur Empörung würden gebracht haben. Nachher wiederholte er mir fast Wort vor Wort, was wegen der Englischen Gesandtschaft zwischen ihnen geredet worden war; und schlug mir vor, den Herzog dahin zu begleiten, um seine Schritte genauer zu beobachten.

Alles geschieht durch verdeckte Wege am Hofe. Als der König nach seiner Unterredung mit Bouillon

den Herren vom Finanzrath gesagt hatte, er würde ihn nach England schicken, so fanden diese, nachdem sie es mit einander überlegt hatten, nichts so bequem, ihrer Eifersucht gegen mich genug zu thun, als den König zu überreden, daß er mich mit dem Herzog schicken möchte. Meine Geschicklichkeit in Unterhandlungen erhielt von ihnen das größte Lob; sie hofften schon sich dafür schadlos zu halten, so bald es ihnen nur würde gelungen seyn, mich von Sr. Majestät zu entfernen. Heinrich, der ihre Absicht nicht einsah, fand diesen Einfall nach seinem Geschmack, aber ich ließ mich nicht fangen. Ich zeigte ihm die wahre Ursach der verstellten Großmuth dieser Herren gegen mich. Von dem Augenblick an, wo der Herzog von Bouillon würde den geringsten Verdacht geschöpft haben, daß ich ihn beobachtete und vielleicht sein Werk vernichtete, würde es sicherlich zum Bruch zwischen uns gekommen seyn, und, so wie er gesinnt war, würde sein erfinderischer Haß gewiß Mittel gefunden haben, alles das Uebel, das er gestiftet, und das Gute, das er mit Willen unterlassen hätte, mir zur Last zu legen. Das hatten meine Neider eben so gut gefühlt als ich; der König sah es ein, er ließ sich durch meine Gründe überreden, und drang nicht weiter in mich.

Aber die Herren vom Rath waren damit noch nicht zu frieden. So bald sie den König wiedersahen, waren sie die Ersten zu gestehen, sie hätten Unrecht gehabt, mich dem Herzog von Bouillon zugesellen zu wollen; weil aber dieser nur kurze Zeit in London bleiben sollte, so hatten sie ausgedacht, mich mit demselben Rang und Titel nachher an seine Stelle zu schicken. Alles war ihnen einerley, wenn sie mich nur los wurden. Der König ließ sich noch einmal zu ihrer Meinung hinreißen, und machte mir einige Tage nachher

seine

ſeine Geſinnung bekannt, mit dem Befehl, gleich jezt alle meine Zurüſtungen zu dieſer Reiſe zu machen, mich mit Gelde zu verſehen, auch mit meiner Gemahlin Abrede zu nehmen, wenn ich ſie mit mir führen wollte, welches er jedoch nicht für nöthig hielte, da, wie er ſagte, meine Abweſenheit nicht länger, als höchſtens ſieben bis acht Monathe dauren ſollte. Er merkte ſogleich meinen Widerwillen, und begleitete daher dieſen Befehl mit allem, was ſich nur verbindliches denken läßt. Da der Zwang der Umſtände, ſagte er, ihn hinderte, mir allein ſeine Finanzen aufzutragen, ſo würde er ſich einen Vorwurf daraus machen, den einzigen Mann in ſeinem Reiche, den er dieſes wichtigen Platzes würdig hielte, den Gefahren einer langen und harten Belagerung auszuſetzen. — Er hatte ſich ſo eben laut erklärt, daß er la Fere belagern wollte.

Ich bewunderte, indem der König ſo mit mir redete, die verſteckte Bosheit meiner Widerſacher, und ihre Hartnäckigkeit, mich zu verfolgen. Unter der blendenden Auſſenſeite eines eitlen und Koſtenſpieligen Ehrentitels, ſchnitten ſie mir, vielleicht auf immer, die Gelegenheit ab, weiter zu kommen; denn wer würde in meiner Abweſenheit für mich geſprochen haben? Wer ſie verhindert haben, nach ihrem Gefallen meinen Aufenthalt außer dem Reiche zu verlängern, bis die Einrichtungen in Frankreich eine veſte und dauerhafte Geſtalt angenommen, und ſie dann einen Mann davon ausgeſchloſſen hätten, der nach einer ſo langen Abweſenheit nur als ein Fremder erſchienen wäre? Alle dieſe Betrachtungen machten, daß ich ſtandhaft blieb. Ich bat den König, mich nicht zu einer Reiſe zu zwingen, gegen die ich die aller unüberwindlichſte Abneigung fühlte; und ich war auch ſo glücklich, daß Heinrich, ſchon von ſelbſt geneigt zu glauben, ich würde ihm,

während der Belagerung die er vor hatte, in Paris nützlicher seyn konnen, als in London, mich an den ersten dieser Orte zurückschickte, um die Erhebung des Geldes und die Nachsendung der zu dieser Belagerung nöthigen Bedürfnisse zu erleichtern; seine Befehle daselbst zu erhalten, sie dem Staatsrath mit zu theilen, und weise Entschlüsse daselbst fassen zu lassen. Hätte ich selbst die Wahl gehabt, ich hätte keine vollkommnere Rache für mich ersinnen können.

Achtes Buch.

Verſchiedne Gründe bewogen den König, eine ſo ſchwere Belagerung als die von la Fere zu unternehmen. 1596. Die Feinde hatten nach jenen glücklichen Unternehmungen ihre Truppen ausgebreitet, er wollte die Seinigen, die ſich nun endlich verſammlet hatten, nicht ganz ungebraucht laſſen, auch war es nöthig den Einwohnern von Picardie wieder Muth zu geben, die durch eine ſolche Reihe von Unglücksfällen beynahe wankend gemacht waren. Mir wäre es am liebſten geweſen, wenn ich während dieſer Belagerung hätte bey dem König bleiben können, deſſen Schonung meiner Perſon mir gar nicht anſtund; aber ich durfte den Auftrag, der mich in Paris feſthalten ſollte, nicht ausſchlagen, und um mir ihn zu verſüßen verſicherte mich Heinrich, es werde vors Erſte noch lange nichts wichtiges vor la Fere geſchehn, und ich könnte ja zu Zeiten eine Reiſe dahin machen. Ich bin auch wirklich zwey oder dreimal dort geweſen, aber ich war immer kaum angekommen, ſo zwang mich auch die Nothwendigkeit, für den Unterhalt der Truppen zu ſorgen, ſchnell wieder zur Rückreiſe. Mein Troſt iſt, daß ich mich doch ſchmeicheln darf, ein wenig zu dem glücklichen Erfolg beygetragen zu haben, weil durch meine Sorge nie in der Armee an etwas Mangel geweſen iſt. Die Belagerung dauerte ſechs Monathe; es iſt die längſte, die Heinrich gemacht hat. Aber dieſer Ort hatte auch, außer ſeinen vortreflichen Veſtungswerken, noch eine ſehr zahlreiche Beſatzung, welche aus lauter auserleſnen Truppen beſtand, und von zwey ſehr

geschickten Offizieren kommandirt wurde: dem Seneschall von Montelimart einem Franzosen, und von einem Spanier mit Namen Osonie.

Beringhen hatte sich durch einen Ingenieur, der sein Freund oder gar sein Verwandter, und bloß deswegen aus Flandern, wo er sich aufhielt, hergekommen war, in den Kopf setzen lassen, man könne la Fere überschwemmen; und auf die Bürgschaft seines Ingenieurs machte er den Erfolg so sicher, daß Heinrich gegen seine eigne Meinung sich hinreissen ließ zu erlauben, daß man es versuchte. Freilich hätte das die Belagerung sehr verkürzt, aber man weiß aus der Erfahrung, daß die meisten Entwürfe dieser Art nur gar zu leicht mißlingen; wenn man sich nur in der geringsten Sache verrechnet hat, so ist alles vergebens, und ohne einen solchen Fehler geht es doch selten ab. So war einst die Idee, den Ticino abzuleiten, Schuld, daß Franz I. die Schlacht und seine Freiheit verlohr. Bey einer von meinen Reisen ins Lager fand ich grade diesen Vorschlag im Werke. Ich hielt die Ausführung desselben für unmöglich und bestritt ihn aus allen Kräften; aber es fehlte dem Ingenieur nicht an wahrscheinlichen Gründen den unsrigen entgegen zu setzen. So wie er es vorstellte, war das Ganze eine Sache, die nur wenig Zeit und Mühe erforderte; es kam bloß darauf an, einen Damm zu machen. Er wurde auch gemacht, und zwar wohl dreimal, weil ihn das Wasser so oft wegriß. Der lezte war endlich stark genug; aber was wurde draus? das Wasser konnte nicht bis zu der Höhe steigen, die man sich versprochen hatte. Es ist wahr, daß nur etwa sechs Fuß daran fehlten, aber man war doch nicht weniger genöthigt, die Sache aufzugeben, nachdem man viel Zeit und Geld dabey verschwendet hatte.

Die Krankheit, welche der König zu Travecy, wo sein Quartier war, bekam, hinderte auch den Fortgang

der

der Belagerung. Auf die erste Nachricht, die ich davon erhielt, flog ich zu ihm, und verließ ihn nicht eher, als bis ich ihn völlig hergestellt sah. Die Krankheit war wichtig genug, um mich den größten Verlust, den Frankreich hätte thun können, befürchten zu lassen. Da es dem Gouverneur von la Fere am Ende an Allem fehlte, so übergab er die Stadt. Der König ließ sie ausbessern, und machte auf Bitten der Frau von Liancourt seinen Sohn Cäsar zum Gouverneur derselben; Manicamp, ein Verwandter dieser Dame, versah die Stelle des jungen Gouverneurs als sein Verweser.

Der König rückte nun gegen die Gränze von Artois, nahm das Schloß Imbercourt mit Sturm ein, und dachte die Stadt Arras auch durch Petarden weg zu nehmen. Der Marschall von Biron war Schuld, daß diese lezte Unternehmung fehlschlug, weil er nicht genug Petarden mitgenommen hatte. Die drey ersten sprangen mit ziemlich gutem Erfolg; die vierte aber fiel mit dem, der sie anschrob, ohne Wirkung in den Graben, und tödtete und verwundete verschiedne von den Unsrigen. Es ist traurig, daß eine so wichtige Eroberung, welche Amiens vor dem Unglück, daß kurz nachher geschah, gesichert haben würde, verfehlt werden mußte, weil man nicht noch zwey oder drey Petarden mehr mitgenommen hatte. Biron entfernte sich, um die gerechten Vorwürfe, die man ihm machen konnte, zu vermeiden, und ließ seinen Zorn an der Gegend von Bapaume aus, welche er fürchterlich verheerte.

Die mißlungne Unternehmung auf Arras wurde durch verschiedne günstige Begebenheiten gegen das Ende des vorigen und im Anfang des jetzigen Jahres wieder gut gemacht, welche ich nach meiner Art nur bloß anzeigen werde: die Einnahme von Toulouse, das Glück

der

der königlichen Waffen in Provence, und die Vereinigung der Häupter der Ligue mit Heinrichs Partey. Joyeuse, der die Mönchskutte weggeworfen hatte, um den Küraß anzuziehen, und sich für die Kasteiungen des Klosters reichlich schadlos hielt, schloß um diese Zeit seinen Vergleich mit dem König. Ihm folgte der Herzog von Nemours, als er aber im Begrif war, zu schließen, starb er; aus Kummer, glaubt man, so große Entwürfe zu so wenig herab gebracht zu sehn. Saint-Sorlin, sein Bruder, beendigte für sich den Vergleich. Der Tod des Herzogs von Nevers befreite den König auch noch von einem eben so unnützen als beschwerlichen Diener. Und endlich fieng auch der Herzog von Mayenne, der spanischen Unredlichkeit überdrüßig, um diese Zeit ernstlich an, auf Mittel zu denken, sich mit dem Könige auszusöhnen.

Heinrich hatte die Eroberung von Arras für so wichtig gehalten, daß er, nach jenem fehlgeschlagnen Versuch, es zu überrumpeln, den Anschlag machte, es förmlich zu belagern. Ich glaube, ich bin der einzige gewesen, dem er sich darüber entdeckte. Das Geheimniß war bey dieser Gelegenheit von so äußerster Wichtigkeit, daß er es nicht wagte, durch Jemand andern die Stadt beobachten zu lassen, sondern dies Geschäft selbst übernahm. Ich war diesen ganzen Winter, durch den Dienst Sr. Majestät beschäftigt, zu Paris geblieben; nur zuweilen machte ich einmal eine kleine Streiferey nach Moret, wo es mir sehr gefiel. Eines Tages, da ich mich dort beschäftigte die Anhöhen zu nivelliren, welche 2000 Schritt von dem Wohnhause liegen, um die zwey Bäche von da ableiten zu lassen, die jezt die beiden Wasserflächen an jeder Seite der großen Allee machen, sah ich einen Kurier von der Frau von Liancourt ankommen. Er brachte mir einen Brief

von

von dieſer Dame und einen andern von dem König, worin er mich von ſeinen Abſichten auf Arras und den Mitteln, ſie auszuführen, unterrichtete. Nie habe ich ihn in einem ſolchen Zorn geſehn, als er es in dieſem Briefe über die „Erpreſſungen und Spitzbübereien von „acht Freſſern war, die er ſich aufgeladen hätte, ſtatt „eines, den er vorher hatte.“ Dies ſind alles ſeine Worte. „Dieſe Schurken“ ſetzte er hinzu, „und die „ungeheure Menge von Intendanten, die alle mit ihnen „Vetter und Gevatter ſind, verzehren den Braten mit „einander. Sie haben mehr als hundert tauſend Tha„ler durchgebracht; eine Summe, mit der ich Spa„nien hätte aus Frankreich hinaus jagen können.“ Dies alles war buchſtäblich wahr. Ich werde es Jedermann deutlich machen, wenn ich auf das Einzelne der Finanzen komme; jezt will ich nur im voraus zwey oder drey Züge anführen.

Die Herren vom Finanzkollegio bildeten ſich ein, es käme ihnen zu, die Rechnungen wegen der Anſchaffungen zu der Belagerung von la Fere zu berichtigen, worin ſie aber irre waren, denn der König hatte mir dieſe Sache ganz allein übertragen. Sie ließen ſie ſich daher von Deſcüres, la Corbinieres und andern Unternehmern geben, mit denen ſie ſich ſo gut verſtanden, daß dieſe ihnen blos ihre Namen liehen, oder höchſtens nur mit kleinen Summen dabey intereſſirt waren. Alsdann handelten ſie, immer noch unter den erborgten Namen mit den Kaufleuten und Lieferanten, die ſie gewöhnlich verſorgten, um die niedrigſten Preiſe, um nachher in den Rechnungen, (die ſie machen würden wie ſie glaubten) doppelt und dreifach ſo viel anzuſetzen, als es in der That gekoſtet hatte.

Eine andre Thatſache weiß ich vor dem König ſelbſt. Der königliche Schatz war den Schweitzern, den

den deutschen Reitern, und andern Fremden in französischem Solde, ansehnliche Rückstände schuldig. Das Finanzkollegium stellte einen Menschen mit Namen Otoplete an, der den Agenten dieser Fremden zu verstehen geben mußte, sie dürften nicht hoffen, jemals die Bezahlung zu erhalten, wenn sie nicht von selbst so viel nachließen, daß man sie, ohne die Kasse zu erschöpfen, befriedigen könnte. Man kam überein, wie viel abgezogen werden sollte; aber die Herren vom Finanzrath brachten die ganze Schuldsumme in Rechnung, und bestahlen also den König, oder vielmehr die rechtmäßigen Schuldner um den Ueberschuß. Man könnte noch eine Menge solcher Züge anführen. Auch schwammen diese Herren im Ueberfluß, unterdessen es dem Könige selbst und in seinem Hause an allem mangelte. Wenige Tage vorher, ehe er mir diesen Brief schickte, hatte er ihnen geschrieben, er brauche zu einer wichtigen Unternehmung (der Belagerung von Arras) 500 Thaler; er bat sie, er beschwor sie, ihm diese Summe zu verschaffen; aber sie waren taub. Ihre ganze Antwort war, weit entfernt ihm übermachen zu können, was er verlangte, wüßten sie kaum mehr, wie sie sein Haus erhalten sollten. Es ist der Mühe werth, zu sehen wie sie es unterhielten, dies königliche Haus. „Ich bin ganz nahe „bey meinen Feinden" schrieb mir dieser gute Fürst, „und habe kaum einmal ein Pferd, auf dem ich fech„ten, oder eine vollkommne Rüstung, die ich anlegen „kann. Meine Hemden sind ganz zerrissen, meine Röcke „haben Löcher an den Ellenbogen; meine Kessel ruhen „sehr fleißig, und seit zwey Tagen bitte ich mich hier „und da zu Gaste, denn meine Lieferanten sagen, sie „können mir nichts mehr auf meine Tafel schaffen." Desto besser war der Tisch bey den Herren Finanzräthen besorgt. Heinrich beklagte in seinen Briefen diese schreienden Mißbräuche noch weniger um seiner selbstwillen,

als

als wegen seiner Unterthanen, die er, so sagte er, alle als seine Kinder ansähe, da ihm der Himmel keine andern gegeben hätte. Er theilte mir seinen Einfall mit, die Stände des Reichs zu versammlen, um ein Mittel gegen diese üble Verwaltung auszufinden.

Er hatte mir befohlen, diesen Brief zu verbrennen, ich gehorchte auch, doch nahm ich mir vorher eine Abschrift davon. Jezt, da dieselben Ursachen ihn geheim zu halten nicht mehr vorhanden sind, mache ich mirs zur Pflicht, den Inhalt desselben als ein Zeugniß von der Weisheit und Güte dieses Fürsten anzuführen. Heinrich schloß mit dem Befehl, zu ihm nach Picardie zu kommen, und ihm seine Geliebte mit zu bringen. Wir waren die einzigen, gegen die er sein Herz eröfnen konnte. Das Billet der Frau von Liancourt enthielt nur zwey Worte, sie würde den nächsten Mittwoch abreisen, und die Nacht in Maubuisson bey ihrer Schwester, der Aebtisin, bleiben, bis dahin wolle sie mich in Paris erwarten.

Ich gieng den Sonnabend Abend bis Corbeil, und dachte einen Theil des Sonntags und den ganzen Montag in Paris zu zu bringen, wo ich allerley im Palais zu kaufen hatte. In der Straße der Messerschmiede aber begegnete ich einem Bothen von der Frau von Liancourt, welche mir sagen ließ, sie hätte auf einen neuen Brief des Königs, und auf die Nachricht von einer Krankheit der Aebtissin von Maubuisson, sich entschlossen vor dem bestimmten Tage abzureisen; ich könnte sie in Pontoise einholen. Es kam mir vor, als ob diese Dame vielleicht Lust hätte, auf Unkosten meiner Trägheit dem Könige ein Kompliment zu machen. Ich änderte daher meinen Entschluß und sagte meinen Leuten, ich wolle noch den Abend bis Maubuisson gehen, ohne mich weiter in Paris aufzuhalten, als so lange es nöthig

wäre,

wäre, um einen Biſſen zu eſſen und die Pferde in dem erſten Wirtshauſe, das uns vorkommen würde, zu füttern. Es hatte das Zeichen zu den drey Tauben, deſſen ich mich nicht mehr erinnern würde, wäre mir nicht ein lächerliches kleines Abendtheuer hier aufgeſtoßen.

Indem ich allein in ein ſehr weitläuftiges Zimmer trat, fand ich einen Mann, der mit großen Schritten hin und her gieng, und in ſeine Gedanken ſo vertieft war, daß er mich nicht grüßte, ja, wie ich glaube, gar nicht einmal ſah. Je genauer ich ihn betrachtete, je ſonderbarer ſchien mir alles an ſeiner Perſon, ſeiner Stellung, ſeiner Geſichtsbildung, und ſeinem Anzug; ein langer äußerſt ſchmächtiger Körper, ein magres abgezehrtes Geſicht, ein dünner und in zwey Theile getheilter Bart, ein mächtiger Hut, der ihm das ganze Geſicht beſchattete, ein bis an den Kragen zugeknöpfter Mantel, ungeheure Stiefeln, ein Degen, der auf dem Boden nachſchleppte, und in ſeiner Hand eine groſſe doppelte Patrontaſche, ſo wie man ſie am Sattelknopf trägt. Ich fragte ihn ziemlich laut, ob er in dieſem Zimmer logirte und warum er ſo tief in Gedanken wäre. Er verachtete meine Frage und antwortete mir kurz, ohne mich zu grüßen oder nur anzuſehen, er wäre in ſeinem Zimmer und dächte an ſeine Angelegenheiten ſo wie ich an die meinigen. Obgleich ich über die Grobheit dieſes ſeltſamen Geſchöpfs ein wenig betroffen war, bat ich ihn doch mit aller möglichen Artigkeit, mir einen Aufenthalt in ſeinem Zimmer zu erlauben, welches er aber murrend und auf die unhöflichſte Art abſchlug. In dem Augenblick traten drey von meinen Edelleuten, meine Pagen und einige von meinen Bedienten herein; dies bewog ihn, ſeinem Geſicht und ſeinen Worten eine ſanftere Stimmung zu geben. Er nahm ſeinen Hut ab und bot mir alles an, was in ſeinem Vermögen

ſtün-

ſtunde, dann ſah er mich plözlich ſtarr an, und fragte mich mit einer verſtöhrten Mine, wohin ich gienge. Zum Könige, gab ich zur Antwort. „Was," rief er, „der König hat Sie rufen laſſen! Ich bitte Sie, ſagen „Sie mir, welchen Tag und um welche Stunde Sie „ſeinen Brief erhalten haben, und auch in welcher „Stunde Sie abgereiſet ſind."

Es war leicht, an dieſen Fragen, die er mit einer ſo feierlichen Art that, daß nichts ihn aus ſeiner Ernſthaftigkeit bringen konnte, einen Sterndeuter zu erkennen. Ich mußte ihm noch mein Alter ſagen und in meine beiden Hände ſehen laſſen. „In Wahrheit, mein Herr" rief er, nachdem das Ceremonial vorbey war, mit einer Art von Erſtaunen und Ehrfurcht, „ich „trete Ihnen ſehr gern mein Zimmer ab. In kurzem wer„den viele Andre Ihnen ihre Stellen überlaſſen müſſen, „die es mehr ſchmerzen wird als mich." Je mehr ich mich über ſeine Geſchicklichkeit erſtaunt anſtellte, deſto größere Beweiſe ſuchte er mir davon zu geben. Er verſprach mir Reichthümer, Ehre, Anſehn, die Wahrſager pflegen damit nicht geizig zu ſeyn, und bat mich, ihm meine Geburtsſtunde wiſſen zu laſſen, ſo wollte er mir alles ſagen, was mir begegnet wäre und noch begegnen würde, und das, ohne daß er meinen noch ich ſeinen Namen wiſſen ſollte. Nach dieſen Worten gieng er ziemlich eilig zur Thür hinaus, und entſchuldigte ſich, daß er mich nicht länger unterhielte, weil er ſeinem Advokaten und Prokurator nothwendig Papiere zu überbringen hätte. Ich ſuchte ihn nicht aufzuhalten, aber meine Leute hätten es gern gethan. Bey jedem Worte dieſes Thoren ſah ich, wie ſie von Ehrerbietung und Furcht durchdrungen wurden. Ich machte meiner Gemahlin in dem erſten Briefe, den ich an ſie ſchrieb ein Vergnügen mit dieſer kleinen Szene.

Ich kam den Abend nach Maubuiſſon, welches gewiſſermaßen eine Vorſtadt von Pontoiſe macht. Frau von Liancourt war noch hier, und ich nahm den folgenden Tag mit ihr den Weg nach Clermont. Sie ſaß in einer Sänfte, ich ritt etwa 7 bis 800 Schritte voraus, und kurz hinter ihr folgte eine große, ſchwere Kutſche, worin ihre Kammerfrauen ſaßen; vor und hinter der Kutſche giengen Mauleſel, die das Gepäck trugen. Eine Meile von Clermont, da wir uns eben auf einer Stelle befanden, wo der Weg durch eine ſteile Erdwand auf der einen, und einen jähen Abſturz in ein tiefes Thal auf der andern Seite, ſo verengert wurde, daß genau etwa zwey Wagen neben einander Platz hatten, war der Kutſcher um irgend einer Nothwendigkeit willen abgeſtiegen. Einer von den Mauleſeln, der neben der ſtillſtehenden Kutſche vorbey gieng, erſchreckte durch ſein Wiehern und ſeine Schellen die Pferde, die zum Unglück jung und ſcheu waren, dergeſtalt, daß ſie durchgiengen. Sie riſſen den Wagen und ſeine ganze Ladung mit einer ſolchen Gewalt fort, daß ſie zwey Maulthiere, welche ſie faßten, gleich über und über ſtürzten. Die Weiber in der Kutſche die jezt ihre Gefahr begriffen, da ſie tauſend offne Abgründe unter ihren Füſſen ſahen, erhoben ein Zetergeſchrey. Vergebens ruften, ſchrien und zerarbeiteten ſich der Kutſcher und die Eſeltreiber, die Pferde waren nicht aufzuhalten. Schon waren ſie nur noch etwa 50 Schritte von der Sänfte entfernt, als die Frau von Liancourt, durch den Lermen erſchreckt, den Kopf hinaus ſteckte. Sie that einen fürchterlichen Schrey, da ſie gar kein Mittel ſah, zu verhindern, daß die Sänfte nicht hinab geſtürzt würde. Ich drehte mich auch um, und erblickte mit Schaudern die Gefahr dieſer Frau und ihres ganzen Haufens; und doch ſah ich nicht ab, wie ich ihr helfen könnte, weil ich gar zu weit entfernt war.

„Ach

„Ach Freund" sagte ich zu la Font, „was sollen wir „anfangen? Unsre Dame wird den Hals brechen; was „soll aus uns werden? Was wird der König sagen?" Zugleich rannte ich mit verhängtem Zügel darauf zu; aber alles war vergebens, und ich würde zu spät gekommen seyn.

Durch einen von jenen Glücksfällen, die einem Wunder ähnlich sehen, waren, im Augenblick der höchsten Gefahr, durch einen gewaltsamen Stos die Vorstecker an den Vorderrädern gesprungen; die Räder fuhren daher von der Achse ab und flogen auf beide Seiten, der Wagen schmiß auf die Erde und blieb fest. Eins von den Deichselpferden wurde durch den Stoß zu Boden geworfen, und hielt das Andre auf. Die Vorderpferde zerrissen die Stränge und streiften so nahe an der Sänfte hin, welche sich hart an dem Abgrunde hielt, daß man deutlich sahe, hätten sie die Kutsche nachgeschleppt, sie würden sie gefaßt und hinunter gestürzt haben. Ich hielt die Pferde auf und ließ sie durch meine Bedienten zurück bringen, und eilte dann zu der Frau von Liancourt, die vor Schrecken halb todt war. Nachher gieng ich zu dem Wagen und zog die Weiber heraus, deren Furcht nicht geringer war. Sie hätten ihren Kutscher gern ums Leben gebracht, und aus Gefälligkeit gab ich ihm eine Tracht Prügel. Endlich, da die Furcht völlig vorüber und der Wagen wieder in Stand gesetzt war, traten wir unsre Reise bis Clermont wieder an, und ich verließ keinen Augenblick mehr die Sänfte der Frau von Liancourt.

Der König war seiner Geliebten bis hieher entgegen gegangen. Eine halbe Stunde nach uns traf er ein. Während der Erzählung des überstandnen Abendtheuers, wovon man nicht unterließ ihn gleich zu unterrichten, beobachtete ich ihn, und sah ihn unruhig

werden und erblassen. Aus diesen Bewegungen, die ich nie, auch in der grösten Gefahr, an ihm bemerkt hatte, war mir es leicht, die Stärke seiner Leidenschaft für diese Frau zu beurtheilen.

Nachdem die ersten Augenblicke der Zärtlichkeit vorüber waren, brachte mich der König auf seine Angelegenheiten. Die dringendste war die Nachricht, welche man ihm in einem Briefe von Rouen schrieb, daß der Herzog von Montpensier, inniger als jemals mit den unruhigen Köpfen verbunden, einen wichtigen Anschlag, den man aber nicht entdeckte, gegen seine königliche Person schmiedete, und auf alle Art seine Anhänger zu vermehren suchte. Den König schmerzte dies um desto mehr, weil er aus Neigung den Herzog liebte, und auch, da die Politik ihm verbot sich durch die Vermahlung seiner Schwester mit dem Grafen von Soissons oder einem von den Lothringischen Prinzen zu verbinden, sich gewöhnt hatte, ihn als seinen künftigen Schwager zu betrachten. Er wollte, ich sollte alles andre liegen lassen und nach Rouen gehen, um den Herzog von Montpensier zu seiner Pflicht zurück zu bringen, oder seine heimlichen Bemühungen zu vereiteln.

Ich brachte sechs Tage daselbst zu, und während dieser Zeit überzeugte ich mich völlig, daß die Beschuldigung gegen diesen Prinzen durchaus falsch und ein Kunstgrif von denen war, die so gern Verwirrung in der Regierung stifteten. Weit entfernt von den Gesinnungen, welche man ihm beymaß, ließ der Herzog von Montpensier in allen seinen Handlungen und Reden nichts sehen, das nicht seine Anhänglichkeit an die Person des Königs bezeugt hätte. Diejenigen, mit denen er einst über diesen Punkt in den genausten Verbindungen gestanden hatte, durften nicht mehr anders in seiner Gegenwart reden, und verzweifelten, ihn jemals

nals wieder zu gewinnen. Den einen Tag, da er mir ie Ehre erzeigt hatte, mich zu Tiſche zu bitten, ſprach r gegen mich mit einer Ehrlichkeit und Freimüthigkeit on ſeinen Geſinnungen, deren er, wie jeder der ihn ennet ſehr gut weiß, nicht fähig geweſen wäre, wenn r ſich ſchuldig gefühlt hätte. Ob er gleich nicht daran achte, ſich zu rechtfertigen, ſo giebt es doch gewiſſe umme Beweiſe der Unſchuld, in denen man ſich ſo icht nicht betrügt. Er umarmte mich verſchiedne male, ls einen Mann, den er wegen ſeiner Ergebenheit für en König liebte; um dieſer Eigenſchaft willen verſprach r mir ſeine Freundſchaft, von der ich in der Folge anchen Beweis erhalten habe. Ich ſprach mit ihm on ſeiner Heirath mit der Prinzeſſin, als von einer Sache, worin der König eben ſo eifrig als er ſelbſt ſein Glück ſuchte. Er geſtand mir, er hätte nie etwas ſo rennend gewünſcht, als dieſes, aber er dürfte ſich nicht ehr damit ſchmeicheln, ſagte er, da er nichts an ſich he, das im Stande wäre, ihm das Herz der Prinzeſ- n zu gewinnen, oder das Uebergewicht des Grafen von Soiſſons zu überwinden. Ich war ganz mit den Ge- nnungen des Herzogs von Montpenſier zufrieden, und ſchloß dem König die vortheilhafteſte Rechenſchaft da- n abzulegen. Die übrige Zeit meines Aufenthalts Rouen wendete ich an, meine alten Freundſchaften it dem Erſten Preſidenten von Boquemare, den Her- n von Lanquetot, Gremonuille, Bouterode, und Ber- ere, welche alle Parlaments Glieder waren, mit den ebten von Tiron und Martimbault, mit Motteville, es Hameaux, dem Kapitän des alten Pallaſtes du Neſnil, mit Menencourt, Meſnilbaſil und Andern zu neuern. Sie bewirtheten mich und ich bewirthete ſie ieder; ich war bey la Pile, einen von meinen beſon- ern Freunden abgetreten.

Ich fand den König noch zu Amiens, und wenige Tage nachher kamen die Deputirten der vornehmsten Städte von Provence und Languedoc an. Heinrich nahm ihre Komplimente und Reden mit seiner gewöhnlichen Güte auf. Der Abgeordnete von Marseille, der für eine so alte und zu jeder Zeit ihren Fürsten so treue Stadt sprach, wurde mit dem größten Vergnügen gehört.

Mein Bericht hatte dem König nicht nur seinen Irthum wegen alles dessen, was man dem Herzog von Montpensier hatte aufbürden wollen, benommen, sondern ihn auch mehr als jemals von der Liebe desselben überführt. Er beschloß nun, einen lezten Versuch zu seinem Besten zu machen, und ich hatte das Unglück, daß er mir wieder diesen neuen Auftrag gab. Eines Abends ließ er mich vor sein Bette kommen, und sagte mir, ich müßte zu der Prinzessin Katharina reisen, unter dem Vorwande, daß ich blos in seinem Namen ihr einen Besuch abstattete; in der That aber, um sie zu bewegen, daß sie für den Herzog von Montpensier die Gesinnungen annähme, die sie, seit der Rückgabe des Heirathsversprechens, noch immer für den Grafen von Soissons hegte. Nach dem, was über diese Sache schon zu Chartres vorgefallen war, hielt ichs für Verwegenheit, mich noch darein zu mengen, und für durchaus unmöglich, sie glücklich durchzusetzen. Ich beschwor den König, mir bey der Prinzessin und dem Grafen diesen lezten Grund, mich ewig zu hassen, zu ersparen. Aber alle meine Bitten, so dringend ich sie auch wiederholte, waren vergebens. Er antwortete mir blos mit dem Sprichwort: gute Herren machen dreiste Bediente; und es blieb mir nichts übrig, als zu gehorchen.

Meine

Meine lezte Zuflucht war noch, den Auftrag schriftlich zu verlangen, damit ich mich einst damit vor dem Schicksal so vieler Höflinge schützen könnte, die in Ungnade gefallen waren, weil sie ihren Herren zu blindlings gegen Personen von solchem Range gedient hatten. Ich verlangte daher, daß der König mir außer dem bloßen Höflichkeits Briefe für die Prinzessin, den er mir mitgeben wollte, auch noch einen andern anvertrauen sollte, worin die Ursach meiner Reise, die Befehle, die er mir gab, die Art, wie ich sie ausführen, und die Gründe, womit ich sie unterstützen sollte, angezeigt wäre. Heinrich, immer etwas lebhaft, so bald vom Point d' Honneur die Rede war, antwortete mir auf diesen Antrag, seine ärgsten Feinde hätten nie eine andre Sicherheit, als sein Wort verlangt. Ich antwortete ihm, ich verspräche, nicht anders als im äußersten Fall Gebrauch davon zu machen; übrigens könnte mir diese Schrift bey der Prinzessin nöthig seyn, im Fall sie etwa sich geneigt zeigen sollte, seinem Willen zu gehorchen, wenn ich ihr deutlich beweisen könnte, worin er bestünde. Durch diesen lezten Grund ließ er sich bewegen, und ich begab mich, mit diesem authentischen Stücke zwar versehn, aber ohne zu wissen was für eine Figur ich machen sollte, auf den Weg nach Fontainebleau, wo die Prinzessin sich damals aufhielt.

In Paris hielt ich mich nur vier und zwanzig Stunden auf, und kam dann bey der Prinzessin an, die mich mit einiger Ungeduld erwartete, weil der König ihr schon einige Tage vorher durch Lomenie von meiner Reise hatte vorläuffige Nachricht geben lassen, doch ohne ihr die Ursach davon zu sagen. Sie schmeichelte sich, (denn wie man in der Liebe alles fürchtet, so hofft man auch alles) ich käme vielleicht, um den Grafen von Soissons glücklich zu machen. Dieser Gedanke

machte mich selber glücklich, so lange er dauerte, das heißt, die beiden ersten Tage, welche ich blos mit Höflichkeiten und Komplimenten hingehen ließ. Am dritten Tage änderte sie schon ihren Ton, da die sah, daß ich blos aus der Ursach auf ihre Liebe kam, um ihr zu sagen, der Graf von Soissons hätte sich durch alle seine Unbesonnenheiten den Haß des Königs dergestalt zugezogen, daß sie gar nicht mehr darauf denken dürfte, ihn zu ihrem Gemahl zu machen. — Ich glaubte, erst den Einen entfernen zu müssen, ehe ich es unternähme, dem Andern günstige Aufnahme zu bewirken.

Ob ich gleich, indem ich von dem Grafen sprach, mich immer der gelindesten Ausdrücke, die mir nur einfallen wollten, bediente, so hatte er doch in der Prinzessin eine heftige Verfechterin. Ihre ganze Antwort bestand blos aus den stärksten Beinamen, mit denen sie mich beehrte, und der Drohung, mich um die Gunst ihres Bruders zu bringen. Ueber ein so heftiges und so plötzliches Auffahren erschrocken, suchte ich nur sie zu besänftigen, denn sonst hätte mein Auftrag gleich ein Ende gehabt. Ich bat sie nur, mich anzuhören, und fieng eine lange Rede an, ob ich gleich selbst nicht recht wußte, was ich darin sagen wollte. Vor allem andern begann ich mit einer langen und beredten Versicherung meiner Ehrfurcht, meiner Ergebenheit, meines eifrigen Wunsches ihr zu dienen. Vergebens rufte ich während der Zeit meine Einbildungskraft zu Hülfe, mir etwas einzugeben, das sie beruhigen könnte, denn der vernünftigste Grund, den ich ihr anzuführen wußte, die Beleidigungen die der König von ihrem Geliebten empfangen hatte, war grade das, was sie am mehrsten aufbrachte. Dennoch wagte ich es, und bat sie, ernstlich zu erwegen, ob dieser Prinz durch seine Aufführung es verdient hätte, daß Heinrich sein Glück zu machen

sich

ſich bemühte. Nur die Hofnung, daß eine Rede, die ihr ſo wenig gefiel, vielleicht auf eine für ihre Liebe angenehmere Art endigen möchte, zwang die Prinzeſſin beynahe wieder ihren Willen, zuzuhören. Ich ſah es deutlich an der abwechſelnden Bläße und Röthe, die auf ihrem Geſicht die vorübergehenden Zornwolken anzeigten.

Indeſſen fuhr ich fort, ihr mit der möglichſten Schonung alle die Urſachen zur Unzufriedenheit vorzuſtellen, welche der Graf dem König gegeben hatte, und beſonders ſeine Entweichung in Bourgogne, die ſelbſt eine Geliebte nicht würde entſchuldigen können. Dabey unterließ ich ſorgfältig nicht, ſehr oft zu widerholen, ich für meine Perſon hielte den Grafen weit entfernt von den Geſinnungen, die man, ſeines Betragens wegen, ihm vielleicht beymeſſen könnte. Ich ließ ſie bemerken, was dieſes für Folgen grade jezt in Anſehung des gegen die Prinzeſſin von Conde angefangnen Prozeſſes haben müßte, weswegen der junge Prinz, der noch ein Hugenot war, ungewiß über ſein Schickſal in einer Art von Verbannung zu Rochelle lebte. Die Sache war eine von denen, wo das Recht allein nicht hinreichend iſt, und es würde den Anhängern des jungen Prinzen ſchwer geworden ſeyn, alle die Beſchuldigungen gegen die Mutter zu widerlegen, und dem Sohn ſeinen Rang als erſten Prinzen vom Geblüt und wahrſcheinlichen Kroneröben zu verſichern, wenn nicht der König in der Folge den Prozeß unterdrückt und dadurch die Rechtfertigung der Einen und die Vertheidigung des Andern ſelbſt übernommen hätte. Ich gab der Prinzeſſin zu verſtehen, daß der Graf von Soiſſons jezt ſein Schickſal in Händen hätte; daß er aber die gute Abſicht des Königs ſich ſo ſchlecht zu Nutze machte, daß er, bey einer Gelegenheit, wo es für ihn auf nichts ge-

ringeres ankäme, als an die Stelle des Prinzen von Conde zu treten, wahrscheinlich Seine Majestät dahin bringen würde, seinen Gegner zu unterstützen. — Mit einem Wort, ich gab mir so viele Mühe, daß ich glaube, jeder Andre würde das Unrecht des Grafen eingesehn haben.

Die Prinzessin, die während dieser ganzen Rede in tiefes Nachdenken versunken war, das aber mehr aus bittern Kummer als aus weiser Ueberlegung entstand, unterbrach mich hier, um mich zum Schluß zu bringen, den ich ihr als vortheilhaft vorgestellt hatte, und der sich immer weiter entfernte, je länger ich redete. Da sie aber Einmal das Wort genommen hatte, so war sie nicht im Stande wieder aufzuhören; ihr Verdruß gewann wieder die Oberhand, und sie brach zum zweiten male gegen mich und gegen den König los. Ich suchte blos sie zu betrügen, sagte sie, und ihr Bruder, setzte sie spöttisch hinzu, liebte sie so sehr, daß er sich gar nicht entschließen könnte, sie weg zu geben. Zum Beweis machte sie mir ein weitläuftiges Verzeichniß aller derer, die für sie geseufzt hätten. Bey einigen von diesen wäre mir es leicht gewesen, ihr zu zeigen, daß sie durch ihre eigne Schuld vortheilhafte Heirathen verfehlt hatte; zum Beyspiel, als sie den König von Schottland ausschlug. Sie verschonte weder ihre Mutter noch Heinrich den dritten, welche alle das ihrige beygetragen hätten, um sie im ehlosen Stande zu erhalten. Ihr Herz, das nach so vielen Schmähungen endlich auch gern einmal loben wollte, brachte natürlich alles Lob auf den Grafen von Soissons, und dieser Artikel wurde im entgegengesetzten Stil nun noch weitläuftiger ausgeführt.

Endlich besann sie sich, daß sie mich blos unterbrochen hatte, um desto eher den guten Rath zu hören,

ren, durch welchen, wie ich ihr gesagt hatte, das Vergangne wieder verbessert werden könnte. Sie verlangte jezt so gleich ihn bestimmt zu wissen, aber sie that dieses mit eben dem boshaften und spöttischen Ton, so daß ich immer deutlicher sah, keine menschliche Beredtsamkeit würde im Stande seyn auf ihre Gesinnungen zu wirken. Da sie aber die Frage dringend wiederholte, antwortete ich ihr: das Vergangne kann nur dadurch gut gemacht werden, wenn Sie grade das Gegentheil von dem thun, was der Graf von Soissons bisher gethan hat. Die kurze Zeit, die ich brauchte, um diese Worte zu sagen, war hinreichend mich zu überzeugen, daß ich vergebens den Herzog von Montpensier in Vorschlag bringen würde. Ich betrachtete daher meinen Auftrag als beendigt, oder vielmehr, als völlig fehlgeschlagen; und suchte nur noch, mit so unbestimmten und allgemeinen Ausdrücken, daß ich ihr dadurch gar keinen Vortheil über mich einräumte, noch Anlaß gäbe zu behaupten, ich hätte ihr mein Versprechen nicht gehalten, mich aus dieser unbequemen Lage zu ziehen. Unter allen Arten des Stofs zum Reden findet man diesen am leichtsten. Ich warf mich gleich auf die Pflichten der Könige, und breitete mich weitläuftig darüber aus, ob ich gleich weiter keinen Schluß daraus ziehen wollte, als daß man von dieser Seite dem König gar keinen Vorwurf machen könnte. Aus der Folgerung selbst wurde wieder eine neue förmliche Abhandlung in mehreren Abtheilungen, wo ich sehr gründlich über Heinrichs Langmuth redete. Um endlich doch mit etwas bestimmtern zu endigen, weil gegen meine Erwartung die Prinzessin die Gütigkeit hatte, bey dieser langen Predigt keine lange Weile zu zeigen, so gab ich ihr die pünktliche Versicherung, daß man bey Heinrichs bekanntem Charakter alles billige, was man von ihm forderte, gewiß erlangen würde.

Die

Die Prinzessin, über einen so plötzlichen Abfall erstaunt, fragte mich nicht ohne Grund, ob ich ihr weiter nichts zu sagen hätte; denn es ist wahr, daß ich mir viele Mühe gegeben hatte ohne eben weiter zu kommen. Ich antwortete ihr, es bliebe mir noch manches übrig. Es war über unsrer langen Unterredung Abend geworden, und ich hoffte, sie so ermüdet zu haben, daß sie mich völlig abfertigen würde. Aber ich hatte mich geirrt; sie entließ mich nur bis auf den folgenden Tag, und das mit einem zugleich schalkhaften und mürrischen Wesen, welches, nebst einem Wink mit den Augen, und einigen abgebrochnen Worten über den Streich, den ich ihr zu Chartres gespielt hatte, die ich beym Hinausgehn hörte, mir von sehr übler Vorbedeutung schien.

Nur der Eingebildetste von allen Menschen hätte nun noch sich schmeicheln können, sie zu überreden; auch war ich weit entfernt von diesem Gedanken, und ich würde sehr froh gewesen seyn, hätte sie, als ich sie verließ, mir befohlen, nicht wieder vor ihre Augen zu kommen. Den folgenden Tag zu der mir bestimmten Stunde, gleich nach ihrer Mittagstafel, gieng ich wieder hin. Sie hatte sich früher als gewöhnlich in ihr Kabinet begeben, und daselbst mit der Frauen von Rohan, von la Guiche, la Barre und von Neufvy eingeschlossen, von welchen Allen ich keine guten Dienste erwarten konnte. Ich blieb im Vorzimmer und unterredete mich mit den Frauen von Gratain und Paugeac und zwey andere Fräuleins, die eben so gut, als die andern übelgesinnt waren. Ich gestand ihnen, daß ich es nicht würde ungern gesehn haben, wenn sie die Stelle der andern Damen in dem Kabinet der Prinzessin eingenommen hätten, welche, wie ich gewiß wäre, ihr in diesem Augenblick sehr schlecht riethen. Sie suchten

mir

mir es auszureden, aber ihr Ton bestärkte mich nur mehr in meiner Meinung.

Die Prinzessin brauchte wenigstens eine Stunde um sich vorzubereiten, dann kam sie heraus, und sagte mir, als sie mich erblickte, sie wollte mir jezt ihre Antwort geben. Aus der studirten, kalten und verachtenden Mine, womit sie diese Worte sprach, konnte ich leicht errathen, wie sie ausfallen würde. Ich folgte ihr in der unangenehmsten Fassung, die sich denken läßt. Sie ersparte mir die Mühe zu reden, indem sie gleich damit anfieng, „sie spräche mich von allem, was ich versprochen hätte ihr zu sagen, los; ich sollte weiter nichts thun, als sie selbst anhören. Dann gab sie ihrem Anstand noch einen stärkern Grad von Verachtung und Hoheit, und begegnete mir, ich muß es gestehn, in Gegenwart so vieler Zeugen, als dem elendesten Menschen;" und der sichs doch einfallen ließe, sagte sie, den Mann von Wichtigkeit und den geschickten Politiker zu machen, da ich doch im Grunde nichts wäre, als ein niederträchtiger Schmeichler, der blos ihr das Geständniß von Fehlern, die sie und der Graf von Soissons nicht begangen hätten, entreißen wollte, um mich dadurch bey dem Könige beliebt zu machen, der selbst über die Rolle, die ich spielte, äußerst aufgebracht wäre. Sie konnte nicht umhin zu zeigen, daß sie ein Weib war, die Menge ihrer Worte paßte schlecht zu ihrem angenommnen Anstande. Es fiel ihr ein, daß ich den Abend vorher etwas von ihrer und des Grafen Aufführung in Bearn gesagt hatte. Sie machte jezt eine gar nicht passende Vertheidigung derselben; Pangeac nannte sie einen groben Kerl, der noch nicht alles hätte, was er verdiente. Sie nahm es sehr übel, daß ich von den Pflichten der Könige gesprochen hatte. Von dieser Abschweifung kam sie zurück, und sagte mir, um alles in

zwey

zwey Worte zu faſſen und mir die Luſt zu benehmen, mich mit meinem Auftrage zu brüſten, es wäre ſehr unklug und ſehr unbeſonnen von mir, mich in die Angelegenheiten einer Perſon zu miſchen, die ſo weit über mich erhaben wäre; ich wäre nichts, als ein kleiner Landjunker, deſſen gröſßte Ehre darin beſtünde, daß er jung in ihrem Hauſe ernährt worden wäre; weder ich noch meine ganze Familie hätten leben können, wenn wir nicht den Prinzen von Navarra den Hof gemacht hätten. Meines Gleichen aber, wenn ſie ſich vergäſſen und ſich zwiſchen hohen Perſonen einmiſchen wollten, hätten immer das Schickſal, früh oder ſpät aufgeopfert zu werden, ohne daß ihnen die Ehre zu Theil würde, Aufſehn erregt zu haben. Dieſe ganze Stelle war treflich ausgearbeitet, und von Weiberhand. Und da ſie wohl wußte, daß Niemand, ſelbſt der Graf von Soiſſons nicht, wenn er gleich Prinz vom Geblüt war, ſolche Reden hätte gegen mich führen dürfen, ſo ſetzte ſie noch hinzu, als das beleidigendſte, was ſie hatte erſinnen können, es wäre nicht allein in ihrem, ſondern auch in des Grafen Namen, daß ſie ſo mit mir ſpräche. Der Schluß war dem Ganzen angemeſſen. Er beſtand in einer ſehr heftigen Drohung, mich mit einem einzigen Worte bey dem König zu ſtürzen, und einem Verbot, mich niemals, wo ſie auch ſeyn möchte, vor ihren Augen ſehen zu laſſen.

Ich glaube nicht, daß irgend ein Unterſchied des Standes oder Geſchlechts das Recht geben kann, eine Reihe ſo beleidigender Ausdrücke zu gebrauchen. Es geſchieht warhaftig nicht aus Eitelkeit, daß ich ſie herſetze. Aber weil die Prinzeſſin von den Worten zu Thaten ſchritt, und mich zwang, zu meiner Vertheidigung zum erſten male die Ehrfurcht aus den Augen zu ſetzen, die ich der Schweſter meines Herrn ſchuldig war;

ſo

habe ich geglaubt, die Nothwendigkeit die mich dazu
rachte nicht beſſer rechtfertigen zu können, als wenn ich
nſre Unterredungen mit denſelben Worten, die dazu
nlaß gaben, treulich herſetzte. Obgleich meine Eigen-
ebe durch eine ſo unwürdige Behandlung tief verwun-
et wurde, ſo hatte ich doch in dem Augenblick genug
errſchaft über mich ſelbſt, und genug Liſt um nichts
avon merken zu laſſen. Ich ſage Liſt, denn hätte ich
ur die geringſte Veränderung auf meinem Geſichte,
der Bitterkeit in meinem Ton gezeigt, ſo würde die
rinzeſſin ohne mich anzuhören ſich entfernt, und einen
riumph davon getragen haben, den ich natürlicher
eiſe wenigſtens in Gegenwart der Perſonen, die da-
n Antheil hatten, oder auch nur Zeugen waren, et-
as nieder zu ſchlagen wünſchte.

Ich nahm daher das Wort mit einer angenommnen
chlichternheit, wie ein Menſch, der ſich gern entſchul-
gen möchte. Um ſie zu bewegen, mich bis zu Ende
zuhören, ſagte ich ihr gleich zu erſt, es thäte mir un-
dlich leid, daß ſie durch böſe Rathſchläge bewogen
orden wäre, in meinen Worten etwas zu finden, was
gar nicht hätte hinein legen wollen, und daß mir
eſes von ihr eine Behandlung zugezogen hätte, die
nicht verdiente. Es wäre mir leicht, ſie von meiner
nſchuld in Anſehung aller der Vorwürfe, die ſie mir
achte, zu überzeugen. Um mit dem anzufangen, was
n Grafen beträfe, ſo wüßte ſie ſelber, daß ich bey al-
n, was ich von ihm geſagt, ſtets hinzugefügt hätte,
vor meine Perſon wäre von der Rechtſchaffenheit
ner Geſinnungen überzeugt. Durch dieſen Eingang
elt ich die Prinzeſſin auf, ſie glaubte gewiß noch das
ergnügen zu genießen, mich zu ihren Füßen um Ver-
hung flehen zu ſehen.

Mit demselben kalten Blute fuhr ich fort: Um den Vorwurf zu heben, den sie darauf zu gründen schiene, daß man einen geringen Edelmann, der nicht werth wäre sich ihr zu nähern, an sie geschickt hätte; so wollte ich nur sagen, daß, ob ich gleich wegen der schlechten Wirthschaft meiner Vorfahren weder die Güter noch die Würden, auf die ich Anspruch machen könnte, besäße, dennoch zu verschiednen Zeiten die Töchter aus meiner Familie mehr als Hunderttausende zum Brautschatz in die Häuser Bourbon und Oestreich gebracht hätten; und ich führte diese Probe blos statt tausend anderer an, welche ich hinzu fügen könnte. Weit entfernt, dem König, seitdem ich in seinen Diensten stünde, beschwerlich zu fallen, hätte er vielmehr einige mal mich so glücklich gemacht, in seinen Bedürfnissen seine Zuflucht zu mir zu nehmen. Indessen gestünde ich, daß kein Grund in der Welt mich würde entschuldigen können die Befehle Seiner Majestät überschritten zu haben, wenn ich in der That dazu fähig gewesen wäre. Zu gleicher Zeit zog ich die zweite Schrift des Königs aus der Tasche, welche auch in Form eines Briefes an die Prinzessin gerichtet war, und indem ich mir die Verwunderung, in die ich sie gestürzt hatte, zu Nutze machte, sagte ich ihr, um meine Botschaft zu endigen ehe ich sie auf immer verließe, müßte ich mit der tiefsten Ehrfurcht ihr doch vorstellen, daß, da der König Vaterstelle bey ihr verträte und auch über das ihr Herr und König wäre, ihr weiter nichts übrig bliebe, als sich dem Willen desselben zu unterwerfen. Ohne darauf zu hören, was der Graf von Soissons ihr eingeben könnte, müsse sie sich entschließen, entweder einen Gemahl von der Hand ihres Bruders anzunehmen, oder sich seine Ungnade zuzuziehen. Es würde ihr aber in diesem lezten Fall sehr empfindlich fallen, nachdem sie mit dem Aufwand einer Königin gelebt hätte, sich auf ein

sehr

ſehr mittelmäßiges Vermögen eingeſchränkt zu ſehen; denn es könne ihr nicht unbekannt ſeyn, daß der König, auch außer ſeinen anſehnlichen Geſchenken, indem er ihr die Güter, welche ſie genöſſe, überlaſſen hätte, mehr mit ſeinem Herzen, als mit den Geſetzen und Gebräuchen von Navarra, nach denen ſie nur ſehr wenig würde bekommen haben, zu Rathe gegangen wäre.

Dieſe lezten Worte riſſen ſie wieder ihren Willen aus der Kälte und dem höhniſchen Weſen, welches ſie zu zeigen ſich beſtrebte, um ſie in die heftigſte Wuth, der eine Frau fähig iſt, zu ſtürzen. Nachdem ſie ihr durch alles was der Zorn eingeben kann (dieſe Erzählung iſt ſchon zu lang, um es noch her zu ſetzen) Luft gemacht hatte, gieng ſie in ihr Kabinet und ich zog mich ſachte nach der Treppe zurück. Als ich herunter gieng, kam die Frau von Neufvy gelaufen, und ſagte mir, die Prinzeſſin wollte den Brief haben, den ich ihr gezeigt hätte. Dies war eine neue Liſt von dieſen vier Frauen, welche ſie überredet hatten, daß ſie wirkſamer meine Ungnade bey dem König würde befördern können, wenn ich ſeinen Brief aufgeopfert zu haben ſchiene. Ich merkte die Schlinge, und antwortete der Frau von Neufvy, es ſchiene mir wunderbar, daß die Prinzeſſin mir jezt den Brief abfordern ließe, da ſie doch vorher ſich geweigert hätte, den Inhalt deſſelben zu hören. Ich könnte ihn Niemanden, als der Prinzeſſin allein mittheilen, und ihn ihr auch nur blos vorleſen, weil ich ſelbſt ihn behalten müßte. Dies war nicht, was die Botſchafterin gewollt hatte; ſie kehrte zurück ohne ein Wort zu antworten.

Ich gieng den Abend bis Moret, wo meine Gemahlin war, hielt mich aber hier nur vier und zwanzig Stunden auf, und eilte dann nach Paris dem Kurier entgegen, den ich von Fontainebleau an den König abgeſer-

gefertigt hatte. Ich erstaunte nicht wenig, statt desselben nur den jungen Bosse, den Haushofmeister der Prinzessin ankommen zu sehn, welcher mir einen Brief mitbrachte, über den ich noch mehr erstaunte, als ich erkannte, daß er von dem König war. Es war mir bekannt daß Bosse derjenige war, den die Prinzessin ihrer Seits an ihren Bruder gesandt hatte, und ich sah, daß dieser Brief offen an sie geschickt worden war, und daß ich ihn nicht eher erhielt, als bis sie ihn in Händen gehabt, und mit ihrem Siegel besiegelt hatte. Alle diese Zeichen ließen mich an meinem Unglück nicht mehr zweifeln; eine traurige Ahndung sagte mir es vorher, und ich erbrach den Brief mit Zittern. Sie wurde nur zu gut erfüllt. Anstatt des Lobes und der Beweise von Güte und Zutrauen, womit Heinrichs Briefe an mich gewöhnlich erfüllt waren, trafen meine Augen blos auf einen herben Befehl, der Prinzessin Genugthuung zu geben. „Seine Majestät," so hieß es," „könne nicht zugeben, daß ein Unterthan eine Prinzes„sin, und seine Schwester, beleidigte, ohne ihn so gleich „dafür zu bestrafen. wenn er nicht durch Unterwerfung „seinen Fehler wieder gut machte.

Dieser Streich, ich gesteh' es, schlug mich zu Boden, und das um so mehr, da ich gar nicht denken konnte, daß mein Bote dem König meinen Brief nicht sollte überbracht haben, und ich daher sahe, daß, selbst nachdem er ihn gelesen hatte, er mich so behandelte. Welche Betrachtungen stellte ich damals nicht über das Unglück an, zu Ausgleichungen unter Großen gebraucht zu werden, und über die Gefahr, Königen zu dienen? In Hinsicht auf Heinrichen warf ich mir nichts vor. Ich hatte ihm vier und zwanzig Jahre mit einer Unverdrossenheit und einem Eifer gedient, den nichts erkalten konnte. Wider meinen Willen hatte ich einen

so

ſo unangenehmen Auftrag übernommen. Das Schreiben, das ich mir hatte geben laſſen, enthielt tauſend Dinge, die weit härter waren, als alles, was ich der Prinzeſſin geſagt hatte; und ich hatte ſie ihr in einem Augenblick erſpart, wo ich vielleicht zu entſchuldigen geweſen wäre, wenn ich ſie noch vergröſert hätte. Mein ganzes Verbrechen war höchſtens, zu treulich gehorcht zu haben, und dennoch opferte mich der König ſo grauſam auf, und ohne die geringſte Rückſicht weder auf die Gründe, die ich anführte, noch auf ſeine eignen Befehle. Dieſe Undankbarkeit durchdrang mich, und alle meine Gedanken ſtrebten nach dem feſten Entſchluß hin, auf ewig den Hof zu verlaſſen.

Kaum aber hatte ich dieſen Entſchluß gefaßt, ſo fand ich ſchon wieder tauſend Urſachen, die ihn beſtritten. Schon oft hatte ich die Erfahrung gemacht, daß Heinrich eine ſolche Gewalt über meinen Willen erlangt hatte, daß nach tauſend Schwüren von meiner Seite, ein einzigs ſeiner Worte hinreichte, mich, wie durch Bezauberung wieder zu ihm zurück zu ziehn. Zu dieſer Betrachtung geſellte ſich die Hinſicht auf meinen Vortheil. Sollte ich mich ausſetzen, den gerechten Lohn meiner Dienſte, in dem Augenblick wo ich ihn beynahe erreicht hatte, zu verliehren? Und jezt, wo ich durch die Enterbung von dem Vikomte von Gent um 50,000 Livres Einkünfte gebracht, durch einen langen und koſtbaren Dienſt erſchöpft war, mein Haus wieder einrichten mußte, und durch die Fruchtbarkeit meiner [illegible]lin mit einer zahlreichen Familie bedroht wurde; jezt war dieſer Lohn meine einzige Hülfsquelle, das einzige Kapital, das ich nicht vernachläßigt hatte. Wie aber konnte ich auf der andern Seite mich überwinden, hinzugehn und die ſtolzen Begegnungen einer Prinzeſſin als ein Verbrecher über mich ergehen laſſen, gegen die

ich kurz vorher eine so ganz verschiedne Rolle gespielt hatte? Und daß sie mir den Kelch so bitter als nur möglich machen würde, deß konnte ich sehr gewiß seyn. Ich glaube, daß Jedermann sich hier an meine Stelle setzen, und sich die Bewegung und die Beklemmung meines Herzens vorstellen wird.

Am Ende ergriff ich noch ein ganz gescheutes Mittel, ob es gleich nicht im Stande war, den Kummer, der mich nagte, zu vertreiben. Ich stellte mich krank; und es überfiel mich auch eine so finstre Schwermuth, die wohl fähig gewesen wäre, einen Theil von den üblen Zustande meiner Seele dem Körper mitzutheilen. Die Ursach meines Verdrusses entdeckte ich Niemanden. Ich ließ einen Arzt holen, der mir die Folgen eines Uebels, welches doch blos meine Erfindung war, auf die fürchterlichste Art vorstellte, mir aber doch versprach, durch Aderlässe und Arzneien mich davon zu heilen.

Um vier Uhr Nachmittags erschien ein andrer Arzt, welcher die Kunst verstand, mir meine Gesundheit wieder zu geben. Es war Picaut, mein Kurier, welchen ich mit Ungeduld erwartete, um auf seinen Bericht meinen lezten Entschluß zu fassen. Er erzählte mir, daß er das Unglück gehabt hätte, sich unterweges den Fuß zu verrenken, wodurch ihm der Kurier der Prinzessin zuvorgekommen wäre, und überreichte mir einen eigenhändigen Brief von dem Könige, der alle meine Schmerzen heilte. Er schrieb mir, ich würde jezt über seinen ersten Brief wohl sehr aufgebracht seyn; er hätte ihn in einer ersten Aufwallung von Hitze, wie ich sie an ihm kennte, auf übertriebne Klagen und die dringendsten Bitten seiner Schwester geschrieben. Um mich aber zu trösten, gäbe er mir sein Wort, daß er alles, was ich gethan hätte, billigen wollte, und mir so gar auf diesen Fall erlaubte, mich seines eignen Brie-

fes

ſes gegen ihn zu bedienen. Er endigte mit dieſen Worten: „Kommt zu mir, damit Ihr mich noch genauer „von allem, was vorgefallen iſt, unterrichten, und Euch „überzeugen könnt, daß ich Euch noch eben ſo lieb habe, „als jemals, ſollte ich auch den alten Wahlſpruch der „Bourbons, mag drüber knurren, (Qui qu'en „grogne — buchſtäblich: wer auch drüber grunzt) wer „will, wieder annehmen. Lebe wohl, mein Freund.“ An dieſem herzlichen und vertraulichen Ton erkannte ich meinen alten Herrn wieder. Dieſer Brief war vom 17ten, der erſte vom 15ten May, beide von Amiens, wohin ich mit Tages Anbruch mich auf den Weg machte, und den folgenden Tag ankam. Ich verhehlte und verſtellte nichts von allen dem, was zwiſchen der Prinzeſſin und mir zu Fontainebleau vorgefallen war, und der König bezeugte mir durch ſeine vermehrten Liebkoſungen, daß er meine ganze Aufführung billigte.

Um nicht zu oft durch eine Erzählung, die überall ihren Platz finden kann, den Faden der Geſchichte zu unterbrechen, will ich hier mit wenig Worten alles, was dieſe Sache angeht, beendigen. La Varenne, der bey Hofe den Auftrag hatte, den Vortheil der Prinzeſſin zu beſorgen, unterließ nicht, ihr von der guten Aufnahme, die ich bey dem König gefunden hätte, und von der Neuigkeit, welche ſich auszubreiten anfieng, daß ich das Haupt des ganzen Finanzweſens werden würde, Nachricht zu geben. Sie ſah daraus leicht ein, daß ſie nicht allein ihre Rache aufgeben müßte, ſondern daß es auch ihr Nutzen ſeyn würde, in der Folge mit einem Manne gut zu ſtehen, durch deſſen Hände künftig alle Verordnungen wegen der Unterhaltung ihres Hauſes gehen würden. Vielleicht fühlte ſie ihr Unrecht, oder wenn ſie es noch immer auf meiner Seite glaubte, ſo hatte ſie die Großmuth es mir zu verzeihen.

Dem sey wie ihm wolle, so muß ich zum Lobe dieser Prinzessin gestehen, daß dies ein Zeichen von Seelengröße war, dessen wenige andre würden fähig gewesen seyn. Hatte man aus ihrem Charakter ein Uebermaaß von Lebhaftigkeit wegnehmen können, welche sie nicht im Stande war zu überwinden, und zu der in dieser Sache noch die Gewalt der unbändigsten aller Leidenschaften sich gesellte, so würde nur ein von Natur gutes und biegsames Herz, das selbst der Freundschaft und der Dankbarkeit fähig war, übrig geblieben seyn.

Sie wählte die Frau von Pangeac, welche eine von meinen Freundinnen war, um ihr ihre veränderten Gesinnungen gegen mich mitzutheilen. Sie that selbst bey meiner Gemahlin die ersten Schritte. Ich hatte diese zu Moret im Kindbette gelassen. Nachdem sie wieder hergestellt war gieng sie eines Tages nach Fontainebleau in die Predigt, und kehrte zurück ohne der Prinzessin ihre Aufwartung gemacht zu haben, indem sie eine leichte Unpäßlichkeit derselben, welche sie im Bette hielt, zum Vorwand nahm. Frau von Pangeac machte ihr Vorwürfe darüber, im Grunde auf Anstiften der Prinzessin, ob sie gleich sich stellte, als ob sie es für sich selbst thäte. Meine Gemahlin sah sich genöthigt zu antworten, der Fuß, auf dem Madame mit mir stünde, erlaubte ihr diese Ehre nicht. Bey einer zweiten Reise nach Fontainebleau ließ ihr die Prinzessin sagen, die Ursach, die sie der Frau von Pangeac angegeben hätte, dürfe sie nicht abhalten, zu ihr zu kommen, und nahm sie mit der gnädigsten Art auf. Sie gestand ihr freimüthig, sie sey noch nicht ganz mit mir ausgesöhnt, weil sie nach allen den Beweisen ihrer Freundschaft, die sie mir in ihrer Jugend gegeben hätte, ganz was anders von mir erwarten zu können sich berechtigt hielte. Sie erzählte nachher meiner Gemahlin

lin von einer Menge Lustbarkeiten so wohl zu Pau als bey dem Baron von Mieſſens, wo sie mir die Ehre erzeigt hatte, mich zu ihrem Begleiter zu nehmen, und insbesondre von einem Ringelrennen, wo ich den Preis, einen Ring von mittelmäßigem Werth, davon getragen, sie aber, als ich ihn aus ihren Händen empfangen sollte, ihn ausgetauscht, und mir einen Andern der 2000 Thaler werth war, dafür gegeben hatte. Sie vergaß nicht, daß mein Vater oft die Königin, ihre Mutter, auf seinen Armen getragen hätte. Bey dem Allen, sagte sie sehr verbindlich zu meiner Gemahlin, hätte sich doch nie ihre Empfindlichkeit bis auf sie erstreckt; sondern sie liebte ihre Gemüthsart und ihren Charakter. Ueber den Oheim meiner Frau, den Herrn von Saint-Martin, welcher erster Kammerjunker des Königs gewesen war, sprach sie sehr gnädig mit ihr, und auch über die Frau von Saint-Martin, welche eine Schweſter des Herrn von Mieſſens, und folglich eine ziemlich nahe Verwandte der Prinzeſſin war.

Meine Gemahlin kehrte sehr vergnügt, und mit dem festen Entschluß zurück, alles anzuwenden, um mich wieder bey Madame in Gunst zu setzen. Dies erste mal ließ sie sich davon nichts merken, aber nachher gab sie sich mit gutem Erfolg Mühe darum. Eines Tages, da sie meine Aufmerksamkeit, die Anweisungen wegen der Bezahlung ihrer Hofleute auszufertigen, anführte und ihr vorstellte, daß nur die wiederholten Befehle Sr. Majestät mich hätten bewegen können, den Widerwillen zu überwinden, den ich gegen den Auftrag fühlte, der sie so sehr beleidigt hatte, vereinigte sich Frau von la Force, die grade neben dem Bette der Prinzeſſin saß, mit meiner Gemahlin. Die Frau von Pangeac unterstützte sie, und, was mich sehr gewundert hat, auch Frau von Rohan und Frau von la-Barre.

Alle dieſe Damen bewogen die Prinzeſſin, mich auf der Stelle holen zu laſſen. Von dieſem Augenblick an, wo ſie meine Unſchuld erkannte, beehrte ſie mich mit einer ſolchen Zuneigung, daß ſie keinen andern Vertrauten aller ihrer Geheimniſſe mehr hatte. Sie war es, die die Heirath meiner älteſten Tochter mit dem Herzog von Rohan, ihrem nächſten Verwandten von der Seite der verſtorbnen Königin, ihrer Mutter, und dem Erben ihrer Güter in Navarra, in Vorſchlag brachte und aus allen Kräften begünſtigte. Damals war dem König dieſe Heirath nicht recht; nachher aber kam er von ſelbſt darauf zurück. Als endlich die Prinzeſſin nach Lothringen abreiſete, und, wie man weiß, über den franzöſiſchen Hof ziemlich mißvergnügt war, ſagte ſie laut, ſie habe nur Urſach mit drey Perſonen zufrieden zu ſeyn, und ich war eine von den dreyen.

Die Feindſeeligkeiten zwiſchen der Partey des Königs und der Ligue dauerten die Jahre 1595 und 1596 hindurch in eben den Gegenden des Königreichs fort, die in den vorhergehenden der Schauplatz des Kriegs geweſen waren. In Bretagne ſtanden die Herren von Aumont und Saint-Luc gegen den Herzog von Mercoeur. In den mittäglichen Provinzen fielen eine Menge kleine Gefechte zwiſchen den Herren von Ventadour, la Rochefoucault Chateauneuf, Saint-Angel, Loſtange, Chambaret und andern königlichen Offizieren auf der Einen, und den Herren von Pompadour, Raſtignac, Saint-Chamant, Montpezat, la-Capelle Biron und mehreren Ligiſten auf der andern Seite vor. Die Niederlage bey Crocans, die Belagerung von Blaye, die Eroberung von Agen, und der Tod des Herzogs von la Rochefoucault, ſind die merkwürdigſten Begebenheiten, welche im Limoſiniſchen und der umliegenden Gegend vorfielen. Lesdiguieres ſetzte mit eben

n so glücklichem Erfolg, bald gegen den Herzog von voyen bald gegen Epernon, den Krieg in Dauphi- Provence und Piémont fort. Alle diese Bege- heiten endigten sich mit der gänzlichen Niederlage Feinde des Königs. Der Herzog von Savoyen, cher sich die Uneinigkeit der Herzoge von Guise und rnon zu Nutze machen wollte, und bis in Proven- vorgedrungen war, wurde schimpflich wieder zurück gt; und Epernon, der seinem Nebenbuhler, dem zog von Guise, welchem Lesdiguieres, Ornano und Gräfin von Sault beystanden, unterlag, wurde e Rettung überwältigt, und dahin gebracht, daß er h sehr demüthige Briefe, welche der König zu Gail- erhielt, um Gnade bitten mußte. Er folgte selbst hinter seinen Briefen und warf sich zu Heinrichs en. Dies war eine Art von Triumph für den Kö- der die Demüthigung der Herzoge von Epernon, illon und la Trimouille unter seine eifrigsten Wün- rechnete.

Während seines Aufenthalts zu Amiens that er er verschiedne Schritte, um mich in den Finanzrath ringen. Seine eigne natürliche Redlichkeit hin- ihn, sich die Menschen so verderbt vorzustellen, als sind, und seine Gelindigkeit hielt ihn ab, zu schar- Mitteln zu schreiten, so lange noch irgend ein an- unversucht war. Deswegen bildete er sich lange ein, er würde endlich den ganzen Stand der Fi- bedienten noch dahin bringen können, daß sie die arseinkünfte mit Sparsamkeit verwalteten, und die- eform sey nicht so schwer, daß sie nicht blos durch Rath eines rechtschaffnen und arbeitsamen Man- den er den Uebrigen zugesellen wollte, könnte her- bracht werden. In dieser Absicht sprach er öffent- nd auch insbesondre mit den Herren des Finanz-

raths darüber, daß sie mich unter sich aufnehmen möchten. So groß auch ihr Widerwille war, so durften sie doch einen Vorschlag, der, auf diese Art gethan, mehr einer Bitte als einem Befehl ähnlich sah, nicht gradezu verwerfen.

Ich gestehe aufrichtig, daß ich mich nicht so gelehrig finden ließ, um den Mittelweg, den der König suchte, einzuschlagen. Er sagte mir in einer geheimen Unterredung, es wäre sein Wille, daß ich gegen die Mitglieder des Finanzraths zuvorkommend thun; durch einige Gefälligkeit ihnen den Verdacht benehmen, daß ich blos in ihre Gesellschaft träte um ihnen zu schaden; und endlich sie dahin bringen sollte, daß sie selbst ihn bäten, mich zu ihnen zu versetzen. Ich antwortete ohne Bedenken, der schlechteste Weg um in den Finanzrath zu kommen schiene mir der, wenn ich denen, die jezt darin säßen, dafür verbunden wäre, und da ich den Geist dieses Kollegiums kennte, so wäre mirs unmöglich zugleich dem Finanzrath und dem Staate zu dienen. Heinrich, der den Widerspruch nicht liebte, und dem zugleich meine Zwistigkeiten mit dem Herzog von Nevers wieder einfielen, bildete sich ein, ich könnte wohl noch eine alte Empfindlichkeit gegen diese Herren haben, und glaubte in meiner Antwort Stolz, oder wenigstens steifes Beharren auf meinem Sinn zu finden. Er antwortete mir ziemlich lebhaft, er hätte nicht Lust sich allein um meinetwillen alle Welt über den Hals zu ziehen. Er wolle daher nicht weiter darauf denken, mich bey den Finanzen anzubringen, sondern irgend ein anderes Amt aussuchen, um meinen Geist zu beschäftigen, der, wie er sagte, nicht müßig bleiben könnte.

Er war noch halb verdrießlich, als er nach dieser Unterredung zu der Frau von Liancourt gieng. Diese aber, als sie die Ursach seines Aergers erfuhr, stellte ihm

vor, er würde niemals gut bedient werden, wenn
ht einen Mann fände, der, ohne einen andern
d als allein den öffentlichen Nutzen, den Muth
sich den Haß der Finanzbedienten zuzuziehn. —
ielt unterdessen, nach dem was vorgefallen war, mei-
sicht auf eine Stelle bey den Finanzen entfernter
mals; und da ich mir vorstellte, daß meine Bedie-
sich auf Verträge und auswärtige Unterhandlun-
inschränken würde, — ein Amt, das jeden, der
seinen Rang mit Würde und seinen Ruf mit
behaupten will, fast unausbleiblich zu Grunde
n muß: so beschloß ich, mich dem König darüber
decken und ihn um seine Genehmigung zu einem
urf zu bitten, der mir wenigstens die Wiederbe-
ng meiner Vorschüsse zugesichert hätte. Aber er
nir nicht Zeit, ihm meinen Vorschlag zu thun.
ld ich mich ihm näherte, gestand er mir, er sey
ie Vorstellung der Frau von Liancourt zu meiner
ung zurück gekommen, und werde ohne weitern
ub seinen Willen öffentlich bekannt machen, so-
r zum Schein mit dem Connetable und Villeroy
r darüber geredet hätte, weil es ihnen zukäme, mir
Bestallung auszufertigen. Beide traten grade
chten Zeit in das Zimmer, und empfiengen diesen
l, der erste mit einer Kopfneigung, und Villeroy,
er sagte, er würde mir meine Bestallung einhän-
, sobald er nur ein Modell dazu gefunden hätte.

Den Nachmittag, unterdeß der König auf der
war, stattete ich bey der Marquise von Mon-
denn diesen Namen hatte die Frau von Liancourt
rzem angenommen, meinen Dank ab. Ich glaub-
h Villeroy einen Besuch machen zu müssen, und
n, wenn die Bestallung fehlte, mir ein Patent
fertigen, welches dieselbe Wirkung thäte. Er

suchte Ausflüchte in seiner Antwort, und während drey oder vier Tagen, da ich in ihn drang, verschob er unter mancherley Vorwänden die Sache immer bis auf den Folgenden. Nachher verließ der König Amiens und gieng nach Monceaux; unterwegs kam er durch Liancourt, wo der Herr von Liancourt, sein erster Stallmeister, ihn prächtig bewirthete. Hier war es, wo man beschlossen hatte, die lezten Kräfte gegen mich anzustrengen.

Liancourt hatte, auf Villeroy's Veranlassung, den Kanzler, der sein vertrauter Freund war, zu sich holen lassen, die andern Mitglieder des Finanzraths waren auf Befehl des Königs hingekommen, und sie machten sich jezt die Freiheit, welche diese Gelegenheit ihnen bey Heinrichen gab, zu Nutze, um auf die wirksamste Art an meiner Ausschließung zu arbeiten. Das Mittel, dessen sie sich jezt bedienten, war nicht, mich gradezu anzugreifen, sondern dem König zu verstehn zu geben, daß ich zu dieser Stelle mich nicht schickte, wo man, wie sie sagten, aus Mangel der Erfahrung, die nur die lange Uebung geben kann, nicht im Stande ist tausend Fehler zu vermeiden, von denen der geringste hinreicht, den Kredit unwiederbringlich zu vernichten, und folglich den Staat ins Verderben zu stürzen. Diese Reden wurden so oft in Heinrichs Gegenwart widerholt, denn man lenkte absichtlich die Unterredung auf diese Materie, und mit einem solchen Anschein von Aufrichtigkeit vorgebracht, daß sie endlich Eindruck auf ihn machten. Indem er nun zu gleicher Zeit diese Herren mit größter Leichtigkeit die prächtigsten Entwürfe machen, mit vieler Klarheit über die Kräfte und Vortheile des Staats sprechen, und mit äußerster Genauigkeit die Einkünfte desselben berechnen sah; indem sie die Kenntniß des Handels und der andern Mittel, die einen Staat blühend machen, in ihrem ganzen Umfang zu besitzen schienen,

und

über das alles sich untereinander einer Sprache be-
en, die fast für jeden andern unverständlich war: so
e Heinrich immer mehr und mehr überzeugt, daß
ange Vorbereitung durchaus nothwendig sey um
n Finanzen zu arbeiten. Er verfiel nun wieder
ne erste Unentschlossenheit, und glaubte, das ge-
ärtige Uebel möchte wohl noch nicht das größte
das dem Finanzwesen begegnen könnte. Zugleich
er alles, was diese Herren ihm sagten, für Zeichen
Reue, und rechnete gewiß auf eine merkliche Ver-
ung bey ihnen, wegen der Furcht, die er ihnen
ygebracht hatte; das alles machte ihn in Betracht
r völlig kalt.

Villeroy, der diese Zeit über zu Amiens geblieben,
lb aber doch vollkommen von den Schritten einer
lschaft, die durch ihn beseelt wurde, unterrichtet
nahm diesen Augenblick wahr, um dem König
Bestallung zu überschicken, die er ohne Ungehor-
ch nicht entbrechen konnte auszufertigen, nachdem
n förmlichen Befehl darüber erhalten hatte. Hein-
atte sich nur einen Tag zu Liancourt aufgehalten,
ar schon zu Monceaux als er die Bestallung em-
. Voll von dem, was er gehört hatte, gab er
ringhen mit dem Befehl, sie aufzuheben und mir
her etwas davon zu sagen, als bis er es ihm hei-
ürde. Beringhen, der mein Freund war, ent-
mir das Geheimniß, welches ich aber treulich ver-
g. Vierzehn Tage verstrichen, ohne daß der Kö-
was sagte, und die Herren Finanzbedienten ließen
rch ihr Glück so verblenden, daß, anstatt der so
tigen Reue, die er von ihnen erwartete, sie ihm
roben ihrer Untreue gaben, und diesmal so deut-
daß sie ihn so zu sagen selber zwangen, sie mit
Streich, den sie so leicht hätten abwenden können,

zu

zu Boden zu schlagen. Er entdeckte, daß das Kollegium so eben die Steuern von Normandie für 30,000 Thaler verpachtet, und um die Kasse auch noch um diese Summe zu bringen, die so tief unter dem wahren Ertrag der Steuern stand, sie ganz und gar auf alte Schulden des königlichen Schatzes angerechnet hatten. Mit ein wenig Aufmerksamkeit überzeugte er sich noch über dieß, daß die fünf großen Pachtungen eben auch für den vierten Theil ihres Werthes weggegeben waren, weil Zamet, Gondy und die andern Pächter, die sie durch die Nachsicht des Finanzraths übernommen hatten, mit diesen Herren den ungeheuren Profit theilten, den sie daraus zogen. Aber auch das reichte noch nicht hin, um ihre Habsucht zu befriedigen, und sie hatten unter dem Vorwand des Verlusts von Calais, Cambrai, Andres ꝛc. auf die übrigen königlichen Einkünfte so unmäßige Abzüge gestattet, daß sie sichtlich anstatt zuzunehmen immer geringer werden mußten.

In dem gerechten Unwillen über diese Entdeckung ließ der König mich rufen, und befahl mir, nach Paris zu gehen, um zu fragen, woher eine so große Verschwendung der Gelder entstünde, wegen welcher er sich allein an den Finanzrath halten könnte? Ich antwortete ihm, da er wahrscheinlich den Befehl an Villeroi, meine Bestallung auszufertigen, widerrufen haben müßte, weil ich sie noch nicht erhalten hätte, so hätte ich auch kein Recht in das Kollegium zu gehen, und zu verlangen, daß man mich anhörte. „Was!" rief Heinrich, um den Vorwurf zu verbergen, den er sich innerlich machte, „was! hat Beringhen Euch nicht schon „vor vierzehn Tagen Eure Bestallung und einen Brief „von Villeroy gegeben? Ich wette, der Tropf hat es „vergessen." Unterdeß ich auf seinen Befehl mich zur Abreise anschickte, um noch den Abend bis Clayе zu gehen,

, bekam Beringhen einen Wink, und war es zufrie-
, die ganze Schuld auf sich zu nehmen. In der
ischenzeit fiel mir ein Gedanke ein, den ich dem Kö-
mittheilte, als ich zurück kam, um seine Befehle zu
en. Ich sagte ihm, es schiene mir rathsam, wenn
, noch vor dem zur Eröfnung der Staatenversamm-
g bestimmten Tage, eine Reise in einige der vor-
mſten General-Aemter machte, um mich daselbst
h genauer von den gegenwärtigen königlichen Ein-
ften, von den Verringerungen die sie erlitten hätten
von den Vermehrungen, die man dabey anbringen
nte, zu unterrichten; damit Er nachher auf diesen
und die Forderungen, die er an die Generalstaaten
n wollte, bauen könnte, welcher doch, so unvollkom-
n er auch Anfangs wäre, über die Kräfte der andern
fernteren General-Aemter, und folglich des ganzen
nigreichs, ihm Licht geben könnte. Auſserdem hätte
auch gute Hofnung, blos in den Distrikten, die ich
uchen würde, die drey oder viermal hunderttausend
aler zu finden, die er vergebens von dem Finanzkol-
o verlangt hätte. Ich glaubte aber, daß ich umsonst
vielleicht unbesonnener Weise dieser Untersuchung
h selbst unterziehn würde, wenn ich nicht ein Stück
ße, welches ich für das wahre Mittel hielt, nicht
ogen zu werden, nehmlich eine Vollmacht von Sr.
ajestät, um den widerspenstigen Einnehmern und
rstehern auf eine Zeitlang die Führung ihres Amts
untersagen, oder sie gar abzusetzen, und die Ehrlich-
der Bessergesinnten zu belohnen.

Heinrich billigte den Vorschlag an sich selbst völ-
aber er änderte etwas an der Art, wie er im Fi-
zrath vorgetragen werden sollte, und wollte, ich soll-
n hier so anbringen, daß diejenigen Mitglieder, wel-
sich für die geschreckten hielten, als Sancy, Schom-
berg,

berg, Freßne und la Grange-le-Roi, selbst auf den Einfall kämen, und, wenigstens zum Theil, für die Urheber desselben angesehn werden könnten; und daß jeder in der Versammlung sich schmeichelte, dieser Auftrag könne nur ihnen selbst, oder durch ihre Vermittlung ihnen ergebnen Intendanten und Requetenmeistern gegeben werden. Dieser Mittelweg war sehr klug ausgedacht; er schmeichelte der Eitelkeit Einiger und der Habsucht Aller. Ich nahm meinen Platz in dem Finanzrath, und durch ein Wunder, das man nur an Höfen sieht, ließen meine Kollegen, deren Herzen der brennendste Verdruß zernagte, in ihren Minen, ihren Worten, und in ihrem Thun und Wesen nichts als Freude blicken. Fast hätte ich durch die Lobeserhebungen aller Art, mit denen mich der Kanzler überhäufte, und durch den Ton, mit dem ich sagen hörte, man hätte mich lange mit der lebhaftesten Ungeduld erwartet, mich selber täuschen lassen. Das ist aber die Kunst der Hofleute; sie sind mit einander übereingekommen, daß, auch mit der plumpsten Larve bedeckt, sie nie einer den andern lächerlich finden wollen.

Während Heinrichs Aufenthalt zu Monceaux wurde der vorher schon bestimmte Vergleich mit dem Herzog von Mayenne zu Stande gebracht. Schon, als der König noch zu Amiens war, hatte der Herzog einen gewissen d'Estienne an ihn geschickt, um anzufragen, wohin es ihm gefiele, daß er ihm seine Unterwerfung zu bezeigen käme. Der König hatte ihm Monceaux genannt, weil die Kränklichkeit des Herzogs keine so lange Reise, als von Soissons, wo er sich damals aufhielt, bis Amiens erlaubte. Er näherte sich dem König, welcher in den Sternalleen des Parks ganz allein mit mir spazieren gieng und mich bey der Hand hielt, warf sich auf ein Knie vor ihm nieder, umarmte

seine

seine Hüfte, und setzte zu der Versicherung seiner Treue
auch noch einen Dank hinzu, „daß Seine Majestät ihn
„von der spanischen Aufgeblasenheit und den italieni-
schen Ränken befreiet hätte.“ Heinrich, der, sobald er
ihn erblickt hatte, ihm entgegen gegangen war, umarm-
te ihn dreimal, hob ihn eilig auf und umarmte ihn noch-
mals mit jener Güte, die nie der Reue hat widerstehn
können. Alsdenn nahm er ihn bey der Hand, führte
ihn in seinem Park herum, und unterhielt sich vertrau-
lich mit ihm von den Verschönerungen, die er darin
anbringen wollte. Er gieng dabey so schnell, daß der
Herzog von Mayenne, dem sein Hüftweh, sein Fett
und die gewaltige Hitze des Tages gleich beschwerlich
fiel, und der seine Hüfte kaum mehr schleppen konnte,
entsetzlich ausstand, ohne doch das Herz zu haben, es
zu sagen. Heinrich merkte es, da er ihn roth und mit
Schweis bedeckt sah; er bog sich zu mir und sagte mir
ins Ohr: „Wenn ich den dicken Wanst hier noch lange
so spazieren führe, so werde ich ohne große Mühe für
alles Böse, das er uns angethan hat, gerächt seyn.“
„Nicht wahr, Vetter,“ fuhr er fort, indem er sich ge-
gen ihn wendete, „ich gehe Ihnen ein wenig zu ge-
schwind.“ Der Herzog antwortete, er müsse beynahe
ersticken, und wenn Sr. Majestät nur noch kurze Zeit
so fortgegangen wären, so würden Sie ihn umgebracht
haben ohne dran zu denken. „Geben Sie mir die Hand,
„Vetter“ rief der König, indem er ihn wieder umarmte
und ihm auf die Achsel klopfte, „denn beym Himmel!
das ist meine ganze Rache, die ich an Ihnen nehmen
werde.“ Der Herzog von Mayenne, durch das frei-
müthige Betragen innigst gerührt, wollte von neuem
sich auf die Knie werfen und die Hand küssen, die ihm
Heinrich reichte, wobey er schwur, daß er ihm künftig
gegen seine eignen Kinder dienen wollte. „Ich glaubs
Ihnen,“ antwortete der König, „und damit Sie desto

„länger mir dienen und mich lieben können, so gehn „Sie ins Schloß, ruhn Sie aus und kühlen Sie sich „ab, denn Sie habens nöthig. Ich will Ihnen zwey „Bouteillen Wein von Artois schicken, dem Sie nicht „Feind sind, wie ich weiß. Hier ist Roßny, den ich „Ihnen mitgebe, Sie zu begleiten, den Wirth in mei„nem Hause zu machen und Sie in Ihr Zimmer zu „führen. Er ist einer von meinen ältesten Dienern „und von denen, welche sich am meisten darüber gefreut „haben zu sehn, daß Sie aus gutem Herzen mir die„nen und mich lieben wollen.“ Er setzte darauf seinen Spaziergang tief in den Park fort und ließ mich mit dem Herzog von Mayenne zurück, welchen ich in eine Laube führte, um auszuruhen, und dann zu Pferde nach dem Schlosse zurück bringen ließ, eben so zufrieden mit dem König und mit mir, als wir beide es mit ihm waren.

Monceaux schien dem König ein so angenehmer Aufenthalt, daß er länger da blieb, als er erst gewollt hatte. Er ließ den Connetable und Villeroi von Amiens kommen, und befahl dem Finanzrath sich in Meaux einzurichten, um mehr in der Nähe zu seyn seine Befehle zu erhalten. Ich hatte den Plan, die General-Aemter zu besuchen, noch nicht darin vorgeschlagen. Der König, der sich immer mehr von der Nützlichkeit desselben überzeugte, übernahm es, selbst davon zu sprechen. Bey der ersten Erwähnung, die er davon that, gaben die Räthe, welche sich einbildeten, daß dieser Auftrag Niemand anders als sie selber treffen könnte, und welche dabey jeder seinen besondern Vortheil sahen ohne doch dem allgemeinen Vortheil des Kollegiums zu schaden, alle ihre Stimmen dazu. Sie erstaunten nicht wenig, als sie sahen, daß Heinrich von ihnen allen nur la Grange-le-Roi ernannte, welcher zwey Generalämter besuchen sollte. Zu den übrigen Stellen wählte

r die Herren Caumartin und Bizouze, jeden zu zwey, und zwey andre Requetenmeister, jeden zu einem Di-ſtrict. Die vier gröſsten und weitläuftigſten Aemter wurden mir zu Theil. Jetzt bereuten meine Herren Kollegen, daſs ſie nicht die Ausführung eines Plans, der ihre Unredlichkeit an den Tag bringen konnte, ver-hindert hatten. Sie vereinigten alle ihre Kräfte, um ihn unnütz zu machen, oder wenigſtens ihm entgegen zu arbeiten. Mich nahmen ſie zum Ziel aller ihrer Streiche, weil das Zutrauen des Königs und die Haupt-rolle die ich dabey ſpielte, ſie einen Theil der Wahrheit errathen lieſsen. Mit den Beſchuldigungen von Un-wiſſenheit, Härte, Unbeſonnenheit, und einigen noch ſtärkern Eigenſchaften waren ſie nicht geitzig gegen mich. Kaum hatte ich angefangen meinen Auftrag auszurich-ten, ſo ſah ich, daſs ſie die Vorſicht gehabt hatten, mir bey den Schatzmeiſtern des Reichs, den Ober und Un-ter Einnehmern, den Kontrolleurs, den Schreibern und bis auf die geringſten Unterbedienten, zuvorzukommen. Alle dieſe Leute, welche gröſstentheils entweder an ſie ver-kauft oder ihnen blindlings ergeben waren, thaten alles was man von ihnen verlangt hatte. Einige entfernten ſich und lieſsen ihre Büreaus verſchloſſen; andre über-reichten mir Verzeichniſſe, die mit aller der Schlauheit aufgeſetzt waren, welche man von Leuten erwarten konn-te, die die Spitzbüberey als eine Kunſt ſtudirt hätten; noch andre begnügten ſich, mir eine Ordre von den Her-ren de Freſsne, d'Incarville oder des Barreaux vorzu-zeigen, welche ihnen verbothen, ihre Regiſtraturen und Verzeichniſſe, es ſey wem es wolle, vorzuzeigen.

Im Anfang ſuchte ich alle dieſe Bosheit blos auf dem Wege der Güte zu überwinden; ich ermahnte ſie, ich ſuchte ihre Ehre, ihre Rechtſchaffenheit rege zu machen, aber die Leute kannten die eine ſo wenig als die andre. Ich breitete nun das Gerücht aus, die Staaten des

Reichs würden sich versammlen blos um die ungeheure Menge von Büreaus und Beamten abzuschaffen, besonders die Schatzmeister von Frankreich, welches die unnützeste und zugleich die widersprennstigste von allen Gemeinschaften im Lande wäre. Man würde nur denjenigen ihre Stellen lassen, die sich durch eine Aufrichtigkeit, welche bey dieser Gelegenheit für ihre Anhänglichkeit am gemeinen Besten bürgen würde, derselben würdig machten. Aber diese Drohung richtete bey Leuten, welche insgeheim von dem Finanzrath selbst aufgemuntert und unterstützt wurden, gar nichts aus; und ich sah mich genöthigt, die Gewalt, die ich bekommen hatte, zu gebrauchen. Ich untersagte den meisten von diesen Arbeitern die Ausübung ihres Amts, und ließ ihre Geschäfte durch Zween von jeder Ordnung verwalten, welche mir die vernünftigsten Grundsätze und das reinste Gewissen zu haben schienen. So bemächtigte ich mich aller Register, Verzeichnisse und Rechnungen, welche mir zum Faden dienten, um in dies Labyrinth der Ungerechtigkeit und Spitzbübereien zu dringen.

Was entdeckte ich da nicht? Wie ist es möglich, alle die Ränke und Verfeinerungen einer so gefährlichen Kunst, die Verstellungen, Unterdrückungen, Verfälschungen und doppelte Anwendungen auseinander zu setzen, ohne noch von jener anscheinenden Verwirrung zu reden, hinter welchen diese versteckten Uebelthäter sehr hell sahen, ob sie gleich Fremden nichts als Dunkelheit und Finsternisse zeigten? Es sey genug, anzuführen, daß ich blos von den alten Schuldresten, die ich aufs Reine bringen ließ, und aus den bezahlten Posten und Wechselbriefen dieses und der drey lezten Jahre, ohne Mühe mehr als 500,000 Thaler zusammen brachte, welche für den König wären verlohren gewesen. Wie hoch würde nicht die Summe gestiegen seyn, wenn man von allen diesen Beamten die gerechten Wiedererstat-

stattungen einer so langen Veruntreuung, und hauptsächlich der verschiednen Gelder, die durch ihre Hände gegangen waren, hätte wiederfordern wollen, da allein die Anweisungen wegen alter Schulden, die Wiederbezahlung ausgeliehner Gelder, die Rückstände, und die auf Sicht zahlbaren Papiere eine so mächtige Summe einbrachten?

Die andern Komissarien hatten nicht so viel Glück, vielleicht auch nicht so viel Standhaftigkeit als ich. Außer Caumartin, der dem König 200,000 Livres zurück brachte, bezahlten die Uebrigen ihn blos mit großen Aufsätzen über Verbesserungen, die bey den Pachten zu machen wären. Dennoch hatte Heinrich sie mit großer Ueberlegung gewählt. Mich wunderte es nicht. Um es zu wagen, sich dem Haß eines in solcher Achtung stehenden und so furchtbaren Standes, als die Finanzbedienten in Frankreich sind, auszusetzen, um den Geschenken und Schmeicheleien, den Umwegen und Kunstgriffen aller ihrer Kreaturen zu widerstehen, denen es größtentheils nicht an Verstande fehlt, und die sich desselben geschickt zu bedienen wissen, um Andre zu verblenden, zu bestechen oder zu betrügen, muß man gewiß eine Geistesstärke besitzen, deren wenige fähig sind.

Unterdessen befanden sich die Herren des Raths, denen nichts von dem, was ich in den Provinzen vornahm; verborgen blieb, in einer Lage, die man sich leicht vorstellen kann. Wenn sie kein Mittel fanden, mein Werk, oder mich selbst noch vor meiner Rückkehr zu Grunde zu richten, so standen ihr Ruf und alle ihre Vortheile auf dem Spiel. Meine Abwesenheit erleichterte ihnen dieses so sehr als sie es wünschen konnten. Was sagten und was thaten sie nicht alles bey dem Könige, unmittelbar oder durch ihre Abgeschickte? Man sprach von mir als von einem Tyrannen, der das Blut des Volks durch die schrecklichsten Erpressungen, und

ohne einigen Vortheil für den Könige ausföge. Die Summen, hieß es, mit welchen ich mit so großer Mühe seinen Schatz anfüllte, wären blos die Kapitale, auf welche die Gehalte der Prinzen vom Geblüt und die Besoldungen der höchsten Kronbedienten angewiesen wären, sie würden folglich nur in seine Kasse kommen um auf der Stelle wieder ausgegeben zu werden. Ungeachtet des Geschreis und der Verläumdungen einer so furchtbaren Kabale, deren Bewegungen mir nicht unbekannt blieben, gieng ich meinen Weg fort, und war blos bedacht, meine Schuldigkeit auf das strengste zu erfüllen. Nur suchte ich mit äußerster Schnelligkeit mein Werk zu Stande zu bringen, und die möglichste Vorsicht anzuwenden, um einst meine Ankläger zum Schweigen bringen zu können.

Heinrich achtete nicht gleich auf ihre falschen Berichte, in der Folge aber begann er doch zu fürchten, ich möchte aus Mangel der Erfahrung Schaden anrichten; er lud mich daher blos durch Briefe ein, nur bald zurück zu kommen. Als aber endlich meine Gegner mit ihren Freunden ihre Zusammenverschwörung so gut angelegt hatten, daß jezt bey Hofe ein allgemeines Geschrey gegen mich erhoben wurde: so fieng er an zu besorgen, ich möchte meine Gewalt mit einer Härte, die ihn selbst verhaßt machen könnte, ausüben. Ich bekam nun anstatt der bloßen Einladung einen strengen Befehl, nach Paris zurück zu kommen. Ich gehorchte ohne Widerrede, so sehr es mich auch verdroß, mich so mitten in meinen Nachsuchungen gehemmt zu sehn. Es mußten sogleich vier Berechnungen für meine vier Generalämter gemacht werden, welche ich von den acht General-Einnehmern unterzeichnen ließ. Weil ich nicht Zeit hatte, meine 500,000 Thaler in Gold umzusetzen, so ließ ich sie auf siebenzig Karren laden, und die acht General-Einnehmer mußten sie begleiten unter der Bedeckung

deckung eines Anführers und dreißig Mann von der Mareschaußee. So brachte ich sie nach Rouen, wohin der König gegangen war, um die Versammlung der Staaten zu eröfnen.

Von allen den Verläumdungen, welche die Herren des Raths erfunden hatten, um meinen Fall zu bewirken, hatte ihnen keine so wirksam geschienen, als dem König zu hinterbringen, ich hätte die Gefängnisse mit den Offizianten und Beamten seiner Finanzen erfüllt. Ja, sie befanden für gut hinzusetzen, ich schleppe gleichsam im Triumph funfzig der vornehmsten von ihnen gefesselt mit mir. Der König, der bey einer so ausdrücklichen und deutlichen Anschuldigung keine Lüge vermuthete, empfieng mich, als ich in Rouen zu ihm kam, mit einer Art, die mich urtheilen ließ, meine Neider müßten sonderbare Minen haben spielen lassen. Er erzeigte mir die Ehre mich zu umarmen, aber mit einer Gleichgültigkeit und einer Kälte, die ihm nicht gewöhnlich waren. Dann fragte er mich, warum ich mich unnützer Weise mit einem Gelde beladen hätte, welches Personen, die, wie ich wohl wüßte, er nicht Lust hätte zu beleidigen, selbst in Empfang zu nehmen pflegten? Mit großem Erstaunen vernahm er, daß er von allen dem Gelde, welches ich mitbrachte, weder den Prinzen vom Geblüt, noch irgend einem von denen, die der Staat bezahlte, einen Pfennig schuldig sey; daß sie alle bis mit dem April bezahlt wären, und die Quartale des Julius und Octobers eben so richtig erhalten würden, weil ich von der jezt laufenden Pacht nichts voraus genommen hätte. „Bey Gott!" rief er, nachdem er mich diese Worte verschiedne male hatte wiederholen, ja sogar darauf schwören lassen, „das sind doch gottlose Leute und unverschämte Lästerungen! — Aber," setzte er hinzu, „was denkt Ihr denn aus allen den Einnehmern und Offizianten zu machen, die Ihr ge-

„fangen in Eurem Gefolge mitschleppt?" Mein Erstaunen bey seiner Frage war allein hinlänglich, ihn von der Falschheit dieser Anklage zu überzeugen. In diesem Augenblick sah ich leicht, daß die ganze Tücke der Herren Finanzräthe auf sie selbst zurückfiel, und dem König ihre geheimen Absichten besser enthüllte, als alles was ich ihm hätte sagen können. Er verlangte weiter gar keine Erklärung von mir, sondern überhäufte mich im Gegentheil mit Lobeserhebungen und Liebkosungen.

Man hatte ihm gesagt, die Summe, die ich erhoben hätte, könne nur sehr mittelmäßig seyn. Auf sein Befragen gab ich ihm zur Antwort, da ich eigenmächtig nichts hätte zurück behalten wollen, weder für die Unkosten, noch zu meinem Gehalt und meinen Reisekosten, damit die General-Einnehmer dieselbe Summe wieder fänden, wie sie auf den Verzeichnissen stünde, und daraus lernten, nie etwas von den königlichen Einkünften zu nehmen; so möchte Sr. Majestät dieses alles selber von den 1,500,000 Livres abrechnen. Eine so beträchtliche Summe machte dem König, der sie nothwendig brauchte, das lebhafteste Vergnügen. Er sagte mir, er würde Sorge tragen, daß ich alle meine Reisekosten wieder erhielte; und außer meinem Gehalt von 10,000 Livres, welches er auf 18,000 erhöhte, schenkte er mir noch 6,000 Thaler zur Belohnung für diesen Dienst. Zugleich verboth er mir, irgend etwas von dem zusagen, was jezt zwischen uns vorgefallen war; sodann befahl er mir, gleich von dem mitgebrachten Gelde so viel bey Seite zu tragen, als zur Löhnung von sechs Compagnien Schweitzer gehörte, so daß jede 1800 Thaler bekam, weil er morgen diese dringende Schuld bezahlen wollte.

Ich gieng wieder zu meinen Wagen, welche die Leute von der Mareschaußee in zwey Höfen des Herrn von Martimbault bewachten. Hier ließ ich die Fässer

abla-

abladen und nach der Ordnung in Zimmer stellen; die Thürschlösser wurden geändert, und überdem auch noch große Vorhangschlösser vorgelegt, von denen jedes mit drey Schlüsseln geschlossen wurde; jeder der beiden Einnehmer bekam einen davon, und den dritten behielt ich selbst. Am andern Morgen schickte ich ganz früh durch drey Faktoren unter Begleitung von Zehn Straßenbereutern den Offizieren der Schweitzer die 10,000 Thaler, die sie zu fordern hatten.

Kaum hatte ich das Geld abgeschickt, so erhielt ich von Sancy, dem der König gesagt hatte, die Schweitzer müßten bezahlt werden, und der dieses Geschäft gewöhnlich verrichtete, ein Billet, worin er mir schrieb, ich sollte dem Ueberbringer, Herrn von Charren 90,000 Livres (im Text steht zwar Thaler, es erhellt aber in der Folge daß es Livres nach dem alten Fuß, wo 3 einen Thaler machen, waren) zur Löhnung der Schweitzer überliefern lassen. Anders drückte sich dieser Finanzrath nicht aus; er hätte geglaubt sich etwas zu vergeben, wenn er sich zu einer Höflichkeit oder Erläuterung gegen seinen Kollegen herab gelassen hätte. Der trockne Brief verdroß mich, noch mehr aber die Unverschämtheit, womit er eine dreimal so große Summe forderte, als er verlangen konnte. Ich antwortete also dem Ueberbringer auch verächtlich, kannte weder Sancy, noch seine Handschrift noch seine Befehle. Was! Sie kennen den Herrn von Sancy nicht? rief Charron, indem er mit meiner Verblendung Mitleid hatte, denn bey Sancys Namen zitterte alles im ganzen Finanzrath, und er hatte ein Ansehn darin, als ob er Oberaufseher wäre. Da ich aber meine Antwort nicht änderte, so mußte sie Charron ausrichten, welches er auch mit der Furchtsamkeit eines Bedienten that, der die üble Laune seines Herrn fürchtet. Zum Unglück für Sancy geschah dies in Gegenwart verschiedner Zeugen, die dann auch seine

Wuth sahen. „Nun, bey meiner Seele" rief er, „wir „wollen sehn, ob er nicht weiß, wer ich bin!" Nachdem er auf mich losgezogen hatte, so wie es ihm einfiel, gieng er sogleich nach Saint-Ouen zu dem Könige, welcher ihm entgegen rief: „Nun, Sancy! wer„det Ihr unsern Schweitzern die Löhnung nicht auszahlen?" „Nein Sire," antwortete Sancy mürrisch, „ich werde es nicht thun, denn es ist Ihrem Herrn von „Rosny nicht gefällig, der den Groß-Sultan in sei„nem Hause macht, und auf seinen Geldtonnen sitzt, „wie der Affe auf der Stange. Er sagt, daß er Nie„mand kennet, und ich weiß nicht, ob Ew. Majestät „selber mehr Kredit bey ihm haben werden als die An„dern." „Was heißt das wieder? sagte der König, „aber ich kann mirs schon vorstellen, man wird niemals „müde werden, den Mann anzuschwärzen, weil ich ihm „traue und er mir dient." Er setzte hinzu, meine Weigerung schiene ihm desto unwahrscheinlicher, weil ich mit ihm selbst davon geredet hätte, dies Geld den Schweitzern zu geben. Sancy berief sich auf Charrons Zeugniß, den er mitgebracht hatte. Der König welcher irgend einen neuen Zug von Bosheit ahndete, wendete sich gegen seine Kammerdiener, und befahl Biart mich zu holen.

So wie er mich nur von ferne kommen sah, rufte er mir entgegen, was ich mit Sancy hätte? Ich will es sagen, Sire, antwortete ich dreist; und ohne die Rache meines furchtbaren Gegners zu scheuen, erzählte ich das, was vorgegangen war, auf eine Art, die seine Eitelkeit beleidigen mußte. Er war nicht der Mann um nachzugeben, vielmehr vermehrte er sein hochmüthiges Betragen, und nahm einen so gebieterischen Ton an, daß es bald ungeachtet der Gegenwart des Königs, zu einem so heftigen Zanke zwischen uns kam, daß Sr. Majestät selber uns Stillschweigen auflegen mußte. Ich

sagte

sagte von dem Augenblick an kein Wort mehr zu meinem Widersacher, sondern wendete mich zu dem König, und bat ihn, mir in Sachen, wo ich auf seinen Befehl handelte, keinen Vorgesetzten zu geben. Die Gallerie zu Saint-Ouen, wo diese Scene vorgieng, war voller Menschen, die größtentheils Sancy's stolzes Betragen überdrüßig waren, und es recht gern sahen, daß er diese kleine Demüthigung erfuhr. „Es wird sehr „schwer halten," sagten sie, wie ich nachher erfahren habe, „daß zwey solche Köpfe lange dasselbe Amt mit „einander verwalten, ohne daß einer den andern ver„dränge; aber so wie der König deakt, wird der beste „Wirthschafter sein Mann seyn." Andre beneideten meine wachsende Gunst, noch andre endlich, die sich vermuthlich aus uns beiden nicht viel machten, riefen, indem sie über die Neuheit dieses Schauspiels lachten: „da hat einmal ein Tollkopf den andern gefunden, der „ihn so bald nicht wieder loslassen wird."

Das Gerücht von den großen Summen, welche ich in die königliche Kasse gebracht hatte, war kaum erschollen, so wurde ich von einer ungeheuren Menge Schuldner des Königs überfallen, welche mir größten Theils von den Finanzräthen über den Hals geschickt wurden; welche, außer dem, daß sie wünschten dieses Geld bald verschwinden zu sehn, auch noch mit allen diesen Leuten übereingekommen waren, daß sie von den Schuldforderungen derselben den gewöhnlichen Profit ziehen sollten. Meine Hauptabsicht bey Erhebung dieses Geldes war gewesen, dem König eine Kasse zu den kriegerischen Unternehmungen, welche bald ihren Anfang nehmen sollten, zu verschaffen, ohne daß man nöthig hätte, das Volk mit neuen Auflagen zu bedrücken. Ich hütete mich daher wohl, es verschleudern zu lassen, und widerstand den dringenden Bitten so wie den Drohungen und Grobheiten. Da ich aber überlegte, daß

ich

ich unumgänglich die acht General-Einnehmer wieder in ihre Heimath schaffen müßte, welche doch allein um die Anwendung dieser Gelder wußten: so fürchtete ich, der Verläumdung zu viel Blöße zu geben, wenn ich nach ihrer Abreise eine so starke Summe allein in Verwahrung behielte: ich beschloß daher, sie in den königlichen Schatz zu legen. Der König, der sein Geld nur unter meinen Händen sicher glaubte, versuchte einige male, aber umsonst, meine Zweifel zu heben. Ich war entschlossen über diesen Gegenstand auch dem fernsten Verdacht vorzubeugen, und ich bestand darauf, das Geld den beiden Schatzmeistern Mor-Fontaine und Gobelin zu übergeben. Den König sprach ich gewisser Massen zufrieden, indem ich ihm versicherte, ich wollte so sorgfältig über die Anwendung desselben wachen, daß nichts davon verloren gehn sollte. In Gegenwart der Einnehmer nahm ich so viel davon, als nöthig war, den gegenwärtigen Dienst der Truppen zu bezahlen, die Unkosten einer Artillerie von 20 Gestücken, mit doppelten Gespann, und 3000 Schüssen zu bestreiten, und einen Vorrath von anderm Belagerungs Geräthe, als Hacken, Schaufeln ꝛc. anzuschaffen und nach Amiens zu fahren. Außerdem nahm ich noch 50,000 Thaler zum besondern Gebrauch und den kleinen Ausgaben des Königs welche blos darin bestanden, ohne Vorwissen der Katholiken verschiedne alte Protestantische Offiziere und Soldaten, die ihm so nützlich gedient hatten, zu beschenken. Den Ueberrest, welcher sich noch auf 450,000 Thaler belief, berechnete ich genau, und behielt sorgfältig so wohl meine alten Verzeichnisse, als auch die, welche die von dem Ganzen weggenommnen Summen bezeichneten. Weil ich aber zum zweiten mal eine Probe machen wollte, wessen die Herren Finanzräthe und ihre General-Einnehmer wohl fähig seyn möchten, so stellte ich mich, als ob ich wegen dieser Ausgaben

gaben ſehr nachläßig und gleichgültig wäre. Als die leztern, im Begrif wieder nach ihren Diſtricten abzureiſen, mich um eine Abſchrift meiner Verzeichniſſe baten, antwortete ich ihnen, da das Geld jezt in andre Hände gekommen wäre, und ich alſo gar keinen Antheil mehr daran nähme, überdem auch ſie bey jeder Ausgabe von dieſen Geldern zugegen geweſen wären, ſo hätte ich alle dieſe Papiere zerriſſen, weil ſie nichts mehr nüze wären. Die Einnehmer ermangelten nicht, dies ihre Vorgeſezten wiſſen zu laſſen.

Ein Monat verſtrich, während deſſen man aus der Summe, die ich in den königlichen Schaz gelegt hatte, das Geld zu einigen Zahlungen nahm. Ich ſtellte mich wieder, als ob ich keine Rechnung darüber hielte; aber es war hier kein Irrthum möglich, weil alles blos auf die Reſcripte des Finanzkollegiums ausgezahlt wurde, welche man nicht unterdrücken konnte, es war alſo hinlänglich, ſie, ſo wie ich that, genau anzuzeichnen. Dieſe auf Befehl des Kollegiums ausgezahlten Summen betrugen ungefehr 50,000 Thaler, folglich ſollten in der Kaſſe noch 400,000 übrig ſeyn. Als aber der König einige Tage nachher 200,000 Thaler forderte um ſie nach Amiens zu ſchicken, wo man ſchon die entwerfnen Vorbereitungen, hauptſächlich um Hédin zu erobern, machte; ſo verſicherten Sancy und die andern alle, ſie glaubten wohl, daß dieſe Summe ſich noch in dem Schaz finden möchte, nachher aber würde er auch leer ſeyn. Sie ließen d'Incarville rufen, der am beſten unterrichtet ſeyn ſollte, weil er die Regiſter und Rechnungen führte, und dieſer verſicherte, es würden ſchwerlich noch 200,000 Thaler in der Kaſſe ſeyn. Der König, dem ich noch vor drey Tagen verſichert hatte, es wären 400,000 darin, wunderte ſich nicht wenig; da er aber die Zuverſicht ſah, mit der ſie ſprachen, ſo glaubte er ihnen und ſagte mir, ich müßte

mich

mich irren. Ich war des Gegentheils so gewiß, daß ich in Gegenwart aller meiner Kollegen, die der König hatte rufen lassen, d'Incarville ins Gesicht behauptete, er betrüge sich um die Hälfte. Er antwortete, seine Rechnungen wären sicherer als mein Gedächtniß, und erbot sich den folgenden Tag einen Auszug von der ganzen Ausgabe zu bringen. Ich sah wohl, woher ihre große Zuversicht kam, und ich wollte sie bis auf den lezten Augenblick sich mit der gewissen Hofnung des Sieges schmeicheln lassen. Ja, ich hatte den Muth, dem König meine List zu verschweigen, und ohne ein Wort zu sagen, seine Vorwürfe darüber einzustecken, daß ich gegen seine Meinung die ganze Summe aus den Händen gelassen hätte.

Den folgenden Tag wurden die Regiſter gebracht und genau durchgesehn. In der Ausgabe fand sich nicht die geringste Unrichtigkeit, sie wäre gar zu leicht zu entdecken gewesen; sie steckte ganz allein in der Einnahme und gründete sich darauf, daß man glaubte, ich hätte in der That die Verzeichnisse verlohren, in welchen die Anzahl und die Art der Münzsorten, die ich zu verschiednen malen hatte in den Schatz tragen lassen bestätigt war. Ich bewunderte im Geheim die Feinheit womit man über das ganze Kapitel der Einnahme eine Dunkelheit verbreitet hatte, die für jeden, der nicht den Beweis in Händen gehabt hätte, undurchdringlich gewesen wäre, und zugleich die Kunst, womit man dieser Dunkelheit einen Anschein von Wahrheit und selbst von augenscheinlicher Klarheit gegeben hatte. Ich verlangte nun mit einer angenommnen üblen Laune, welche diesen Herren ein Beweis meiner Niederlage zu seyn schien, die Rezipiſſen zu sehn. Das Kollegium erbot sich, die General-Einnehmer über die Anzahl und Beschaffenheit der Ladungen, die in den Schatz geliefert wären, vernehmen zu lassen. Ich antwortete, diese Un-

ter-

erſuchung würde zu langweilig ſeyn. So ſollte ich elbſt mit ihm hingehn, verſetzte d'Incarville, dem meine verſtellte Verwirrung gewonnen Spiel gab, und die Finanzregiſter durchſehn, weil ſie nicht aus den Büreaus könnten weggegeben werden. Ob ich gleich wohl einſah, daß dieſe Regiſter, ſo öffentlich und beglaubigt ſie auch ſind, dennoch ſo gut als das übrige verfälſcht ſeyn könnten, ſo konnte ich mir doch nicht denken, wie ſie es gemacht hätten, da jeder der Wagen ſein von Arnaud und dem Hauswirth, deſſen Handſchrift ich kannte, unterzeichnetes Rezipiſſe haben mußte. Dies machte mich neugierig, die Regiſter zu ſehen. Alles ſchien mir darin in der gewöhnlichen Form und Ordnung zu ſeyn. — Nun fiengen die Herren Räthe an, beleidigend zu werden, und ſich ihres eingebildeten Vortheils auf eine ſehr unedle Art zu bedienen.

Ich glaubte daher, es wäre Zeit ihnen den Mund zu ſtopfen, und nun ſie mit wirklicher Schaam zu bedecken, und brachte daher erſt die Verzeichniſſe und Regiſter, welche von den General-Einnehmern unterzeichnet waren, und dann eine genaue Liſte ihrer Zahlungs-Reſcripte zum Vorſchein. Dies machte auf einmal ihren ganzen ſtolzen Trotz ein Ende, und ſie waren dahin gebracht, daß ſie ihre Betrügerey hätten eingeſtehen müſſen, wenn ſie nicht noch auf eine ſo plumpe Ausflucht gefallen wären, daß ſie nach meiner Meinung ihnen nur noch mehr Schande machte. Ein Unterbedienter, den d'Incarville abgerichtet hatte, gieng zu dem König, und ſagte ihm, da der Hauswirth, der den Schlüſſel zu dem Zimmer mit den Regiſtern hätte, eines Tages grade bey der Ankunft des größten dieſer Wagen abweſend, und die Einnehmer, welche ſie begleiteten ſehr eilig geweſen wären, zurück zu kehren, ſo hätte er unterdeß die auf dem Wagen überbrachte Summe nur auf ein fliegendes Blatt angezeichnet, um ſie nachher von

d'In-

d'Incarville nachsehn, unterschreiben und in die Register eintragen zu lassen: er hätte aber selbst, da er nachher zu d'Heudicourt gegangen wäre, die ganze Sache vergessen, und käme deshalb Seine Majestät um Verzeihung zu bitten. Der König begnügte sich, nebst einem leichten Verweis, künftig mehr Sorge für die Register anzubefehlen; alsdann gieng er dem Connetable entgegen, der in dem Augenblick in die Gallerie, wo dieses vorgieng, hineintrat, und der sich in dem ganzen Streit den Herren Finanzräthen weit geneigter als mir bezeigt hatte, und rief ihm noch von Weitem und in Gegenwart einer Menge Personen zu, sein Geld hätte sich wiedergefunden, und er wolle ihm ein vor alle mal die Leute kennen lehren, denen er trauen sollte.

Mitten zwischen diesen Streitigkeiten kam der Tag heran, der zur Eröfnung der General-Staaten, oder vielmehr der Versammlung der Notablen bestimmt war. Man hatte ihnen jezt, statt dessen den sie eigentlich haben sollten, diesen Namen gegeben, und dieses kam allein von den Magistrats-Personen und Finanziers her, welche fühlten, daß ihre Reichthümer und ihr Ansehn ihnen bey dieser Gelegenheit ein Uebergewicht über die andern Stände geben könnten, welches sie nur mit der Geistlichkeit theilen wollten, und es daher für schimpflich hielten, zu der Klasse des Volks sich herab gesetzt zu sehen; dieses würde aber geschehn seyn, wenn die bey den Generalstaaten übliche Form, und hauptsächlich die Unterscheidung der drey Stände beibehalten worden wäre. Auch erschienen sie dabey in der That mit einem Pomp und einer Pracht, welche Ursach waren, daß man den Adel, die Kriegsleute und die übrigen Glieder des Staats für nichts rechnete, denn diese hatten nicht um die Augen zu verblenden die glänzenden Equipagen, die prächtigen Vergoldungen und den Aufzug eines zahlreichen Gefolges, jene ewigen Gegenstände

de

de des Neides, der Ehrfurcht und der Anbetung des Volks, oder vielmehr der immerwährende Beweis unserer Ausartung und unserer Thorheit.

Ueberhaupt muß man sich einen ganz andern Begrif von diesen großen Versammlungen machen, welche man erhabene nennt. Die Menschen, von denen man sich einbildet, daß sie einen Geist, voll von der Weisheit, der Liebe zum gemeinen Besten und dem Eifer, welcher die alten Gesetzgeber beseelte, dahin bringen, beschäftigen sich größten Theils nur auf eine lächerliche Art, ihren Aufwand und eine Weichlichkeit zur Schau zu stellen, die minder eingenommenen Augen als den unsrigen, der höchste Grad der Schande scheinen würden. Die Absonderung der verschiedenen Gemeinschaften, aus welchen diese Versammlungen bestehen, die Uneinigkeit, die einander entgegen stehenden Vortheile, die Begierde sich zu verdrängen, alle Ränke und die Verwirrung, welche uns vollends einen richtigen Begrif davon geben, entstehen aus dieser unreinen Quelle, so wohl als die Niederträchtigkeit, mit der man daselbst die Beredsamkeit entehrt. Welch Verhängniß ist doch Schuld daran, daß das Maas der Aufklärung, welches ein Jahrhundert vor dem Vorigen voraus erlangt, niemals zum Vortheil der Tugend gereicht, sondern nur das Laster zu verfeinern dient!

Dies hindert nicht, daß nicht eine kleine Anzahl gleich tugendhafter und fähiger Personen auf diesen Versammlungen sich finden, und daß man sie selbst als solche kennet; aber statt sie ungeachtet ihrer Bescheidenheit hervorzuziehen, nimmt man vielmehr gegen sie eine Vergessenheit und Verachtung an, wodurch mit ihrer Stimmen auch die des gemeinen Besten unterdrückt wird. Eine lange Erfahrung hat auch gelehrt, daß selten die Zusammenberufung der Staaten eines Reichs das Gu-

te, was man davon erwartete, hervor gebracht hat. Dazu würde erfordert werden, daß die Glieder derselben gleiche Kenntniße von der guten und wahren Staatskunst beſäßen, oder daß wenigstens Unwiſſenheit und Bosheit vor dieſen wenigen Rechtſchaffnen und Aufgeklärten ſchwiegen. Zum Unglück aber kann man unter der Menge auf jeden Weiſen eine ungeheure Anzahl Narren rechnen, und Einbildung von ſich ſelbſt iſt noch dazu die erſte Eigenſchaft der Narrheit. Mehr als ſonſt irgendwo, trift es hier ein, daß große Tugenden nicht Ehrfurcht und Nacheiferung, ſondern nur Haß und Neid erwecken.

Iſt obendrein der Fürſt, welcher die Verſammlung hält, mächtig und von ſeiner Gewalt eingenommen, ſo wird er ſie bald zum Stillſchweigen zu bringen, oder ihre Entwürfe unnütz zu machen wiſſen. Iſt er ſchwach und kennt er die Rechte ſeines Standes nicht, ſo wird die Ungezähmtheit hier den kürzeſten Weg nehmen, um das Land in all das Unglück zu ſtürzen, welches eine Folge der Herabſetzung der monarchiſchen Gewalt iſt. Es würde alſo nothwendig ſeyn, daß ſowohl der Souverain, als die Unterthanen, gleich gut von ihren Rechten und ihren gegenſeitigen Verbindungen unterrichtet wären. Das erſte Geſetz für den Fürſten iſt, ſie alle zu beobachten. Er ſelbſt hat zwey Oberherrn, Gott und das Geſetz. Gerechtigkeit muß auf ſeinem Throne den Vorſitz haben, Güte die veſteſte Stütze deſſelben ſeyn. Gott iſt der wahre Beſitzer aller Königreiche, die Könige ſind nur die Verwalter derſelben, ſie müſſen daher durch ihm ähnliche Eigenſchaften und Vollkommenheiten den Völkern denjenigen darſtellen, deſſen Platz ſie einnehmen. Nie aber werden ſie ſeine Herrſchaft nachahmen, wenn ſie nicht als Väter herrſchen. Es giebt in den erblichen Monarchiſchen Staaten einen Irrthum, den man auch erblich nennen möchte: der

nehmlich

nehmlich: daß der Souverain Herr über das Leben und die Güter der Unterthanen sey, und daß er mit den paar Worten: dies ist unser Wille, sich der Pflicht überheben könne, die Gründe seines Betragens anzugeben, oder gar nur Gründe zu haben. Wenn das wäre, giebt es denn wohl eine größere Unbesonnenheit, als die, sich Leuten verhaßt zu machen, denen man jeden Augenblick sein Leben anvertrauen muß? Und fällt man nicht in dieses Unglück, wenn man sich mit Gewalt eine Sache einräumen läßt, und dabey zu verstehen giebt, daß man sie mißbrauchen werde?

Was die Unterthanen anbetrift, so ist das erste Gesetz, welches ihnen Religion, Vernunft und Natur auflegen, unstreitig der Gehorsam. Sie sollen ihre Fürsten achten, ehren und fürchten, als die Ebenbilder des höchsten Herrschers, der sich gleichsam dadurch ihnen auf Erden hat sichtbar machen wollen, wie er es am Himmel durch die glänzenden Meisterstücke des Lichts ist. Sie sind ihnen diese Empfindungen auch noch aus Dankbarkeit schuldig, für die Ruhe und die Güter, die sie unter den Schirm des königlichen Namens genießen. Dem Unglück, einen ungerechten, ehrgeizigen gewaltthätigen König zu haben, können sie nur Ein Gegenmittel entgegen setzen, ihn durch ihre Unterwerfung zu besänftigen, und Gott um Hülfe anzurufen. Alle die gerechten Gründe, welche man zur Widersetzung zu haben glaubt, sind, wenn man sie recht untersucht, nur eben so viel Vorwände zur Untreue, denen spitzfindige Sophisterey einen Anstrich gegeben hat. Nie hat man noch durch ein solches Betragen die Fürsten gebessert, oder die Auflagen vermindert. Man hat nur die Uebel, über welche man klagte, durch einen neuen Grad des Elendes vermehrt, über welchen man nur das gemeine Volk und vorzüglich den Landmann befragen darf.

Dies ſind die Grundlagen, auf welche man leicht das gegenſeitige Glück der Völker und derer, die ſie beherrſchen, bauen könnte, wenn beyde Theile bey den allgemeinen Verſammlungen der Nation von dieſen Maximen beſeelt wären. Aber in dieſer Vorausſetzung würde die Zuſammenberufung der Stände noch unnützer ſeyn, weil man nur in dem Falle eines Mißverſtändniſſes zwiſchen dem Haupt und den Gliedern ſeine Zuflucht dazu nimmt. Man kann hieraus den Schluß ziehen, daß, ſo ſehr die Generalverſammlung der Staaten, wegen des Gegenſtandes, den man ihnen giebt, und der Form, die man dabey beobachtet, ein vergebliches Hülfsmittel ſind, man ſie doch zur Unterhaltung der Zucht und der guten Sitten mit großem Nutzen veranſtalten könnte. Nur muß der Fürſt, alsdann wirklich das Haupt aller vereinigten Glieder, dabey blos die Abſicht haben, ſich im Angeſicht des ganzen Königreichs von denen, die die Aemter des Staats bisher verwaltet haben, Rechenſchaft ablegen zu laſſen; mit Unterſcheidung und Weisheit diejenigen, mit welchen er ſie wieder beſetzen will, zu wählen; und ſie durch ſeine Reden, und durch eine öffentliche Austheilung des Lobes und des Tadels, der Belohnungen und der Strafen anzufeuern, ſich des allgemeinen Vertrauens würdig zu machen.

In der Erwartung des zur Eröfnung der Verſammlung des Notablen beſtimmten Tages machte der König eine Reiſe nach Arques, Dieppe, Caudebec, um die Orte, wo ſo viel merkwürdige Begebenheiten vorgegangen waren, wieder zu ſehen. Ich war dabey ſein beſtändiger Begleiter.

Er kam nach Rouen zurück, und eröfnete die Verſammlung mit einer Rede, die die ganze Würde eines großen Fürſten und zugleich eine Aufrichtigkeit zeigte, welche ſonſt die Fürſten nicht kennen. Er erklärte

klärte sich daß er, um allen Anschein von Gewalt oder Zwang zu vermeiden, nicht gewollt hätte, daß die Versammlung aus Abgeordneten bestehen sollte, die von dem Souverain ernannt werden, und stets seinen Willen blindlings ergeben sind; sondern daß im Gegentheil Personen aller Art, von welcher Ordnung und welchem Stande sie auch immer seyn möchten, dabey mit völliger Freiheit zugelassen würden, damit Leute von Kenntniß und Verdienst Gelegenheit hätten, ohne Furcht vorzutragen, was sie zum gemeinen Besten für nothwendig hielten. Auch in diesem Augenblick wolle er sie noch im Geringsten nicht einschränken Er befehle ihnen blos an, diese Erlaubniß nicht zur Erniedrigung des königlichen Ansehens, welches die Kernkraft des Staats sey, zu mißbrauchen, die Einigkeit unter den Gliedern desselben wieder herzustellen, die Völker zu erleichtern, den königlichen Schatz von der Schuldenlast, die er auf dem Halse hätte, ohne sie gemacht zu haben, zu befreien, mit Billigkeit die unmäßigen Pensionen einzuschränken, jedoch ohne die nöthigen anzugreifen, und endlich für die Zukunft eine hinreichende und sichere Quelle zur Unterhaltung der Kriegsleute zu bestimmen.

Er setzte hinzu, es würde ihm gar nichtentgegen seyn, sich Mitteln zu unterwerfen, die er nicht selbst erfunden hätte, so bald er nur fühlte, daß der Geist der Billigkeit und Uneigennützigkeit sie eingegeben hätte. Man sollte nicht sehen, daß er aus seinem Alter, seiner Erfahrung und seinen persönlichen Eigenschaften einen Vorwand hernähme, der vielleicht weniger eitel wäre, als die, deren die Fürsten sich sonst zu bedienen pflegten, um den Verordnungen auszuweichen. Im Gegentheil wolle er durch sein Beyspiel zeigen, daß sie die Könige eben sowohl angiengen, um darüber zu halten, als die Unterthanen, um sich ihnen zu unterwerfen. Nachdem er diese Rede geendiget hatte, stand er auf und

ſagte: er wolle weder in Perſon, noch durch ſeine Staatsräthe, bey Berathſchlagungen zugegen ſeyn, denen nichts Zwang auflegen müſſe. In der That gieng er auch mit ſeinen Räthen hinaus, und lieſs mich allein zurück, um der Verſammlung die Verzeichniſſe, Aufſätze und alle die Staatspapiere, die man nöthig haben könnte, mit zu theilen.

Da ich bey Gelegenheit der letztern zu Paris gehaltenen Verſammlung der Stände mich über die heimlichen Wege und die verſchiedenen Kunſtgriffe, die man bey dieſen groſsen und zahlreichen Zuſammenkünften anwendet, weitläuftiger ausgebreitet habe, ſo begnüge ich mich hier zu ſagen, daſs es, den Zweck ausgenommen, zu Rouen daſſelbe war. Als man endlich nothwendig zum Schluſs kommen mußte, welcher hauptſächlich auf die Natur der Subſidien und auf die Art, ſowohl ſie zu vertheilen, als ſie einzuheben, ſich bezog; ſo glaubte man, es ſey nichts beſſers zu thun, als ſie aus einem Stoſs alter unnützer Verordnungen zuſammen zu ſchreiben, die ſelbſt zum Theil den gegenwärtigen Verhältniſsen gerade zuwider waren. Statt zu bedenken, daſs man den Staat als einen Körper behandeln ſoll, bey dem auſserordentliche Mittel gegen neue und ungewohnte Krankheiten angewendet, oder das ganze Verfahren geändert werden muſs, ſo wie man gröſsere Fortſchritte in der Kenntniſs ſeines Mechanismus macht, iſt die Gewalt des Vorurtheils ſo groſs, daſs man immer darauf beſteht, die Heilung gegenwärtiger Uebel durch eben die Mittel bewirken zu wollen, deren Unzulänglichkeit ſchon dadurch bewieſen iſt, daſs ſie dem Uebel weder haben zuvorkommen, noch den Fortgang deſſelben hemmen können. Eine unüberlegte Ehrfurcht vor dem Alterthum, eine falſche Vorſtellung von den Urſachen, welche durch die Entfernung der Zeit entſteht, ein wenig überdachtes Urtheil über die Vergan-

gen-

genheit, und der Mangel klärerer und richtigerer Aussichten in die Zukunft, welchen die Eigenliebe uns einzugestehen hindert, — das ist es, wodurch die alten Mißbräuche verewiget werden. Man muß, sagt man, an den Gesetzen und Gebräuchen nichts ändern. Ich bin ein großer Anhänger dieses Grundsatzes, nur die Fälle ausgenommen, wo die Nützlichkeit, und noch mehr, die Nothwendigkeit erfordern, daß man davon abgehe.

Man beschäftigte sich also, die alten Verordnungen aus dem Staube zu ziehen, und war im Begrif, eine schon so fruchtlose Sammlung noch zu vermehren; aber eine wirkliche Unmöglichkeit stellte sich diesem Entwurf entgegen, und vernichtete ihn. Der größte Theil dieser alten Constitutionen hatte blos eine Regierungsform zum Gegenstande, wo das königliche Ansehn, mit einem eitlen Titel beehrt, im Grunde nur eine wahre Sklaverey war. Sie konnten also auf eine Zeit nicht mehr passen, wo der allgemeine Vortheil die Gewalt, welche vorher unter einer Menge von Köpfen vertheilt war, zur Grundlage der gemeinschaftlichen Sicherheit gemacht, und in einem Einzigen vereiniget hat.

Man kam also von diesem Einfall auf einen andern, bey welchem man stehen blieb, weil er, ich weiß nicht wodurch, irgend etwas scheinbares hatte, obgleich im Grunde sich nicht geringere Unbequemlichkeiten dabey fanden. Man errichtete ein Rathskollegium, welches man den Vernunftrath (Conseil de raison) zu nennen beliebte, und dessen Glieder jezt von der Versammlung, und in der Folge von den höchsten Gerichtshöfen ernannt werden sollten. Aber hatte man denn nicht schon ein Rathskollegium? Und war dieses nicht selbst unvermeidlich Schuld an der Verwirrung der Finanzen und dem Elend des Volks? Das schadete nichts. Die ganze Menge ließ sich durch den schönen

Namen und die neue Wahl so sehr verblenden, daß man den Vorschlag that und billigte, das Uebel durch das Uebel selbst zu heilen. Es wurde beschlossen, daß der neue Rath alle königlichen Einkünfte, die man ohne genaue Untersuchung auf dreyßig Millionen anschlug, in zwey gleiche Theile theilen sollte. Den einen sollte er in Händen behalten, und davon die Pensionen, die Besoldungen, die Rückstände, und die andern Schulden und Verbindlichkeiten des Staats bezahlen. Es sollten ferner von dieser Summe noch die Gelder zur Ausbesserung der Städte, der Gebäude, der Straßen und andern öffentlichen Werke genommen werden, ohne daß weder der König, noch die höchsten Gerichtshöfe Rechenschaft davon fodern, noch die Anwendung derselben untersuchen könnten. Eine herrliche Gelegenheit der Habsucht der Mitglieder dieses Raths zu schmeicheln, war diese unumschränkte Gewalt über die Hälfte der Einkünfte des Staats. Und wenn man sich nur einen Augenblick untreue Verwaltung denke: wie viel Theile mußten nicht leiden! Welche Verwirrung, welcher Verderb mußte nicht entstehen!

Mit gleicher Unabhängigkeit überließ man die andre Hälfte den König, um sie durch sich selbst, oder durch seine Minister anzuwenden. Es sollten davon alle Kriegskosten mit Inbegrif der Befestigungen und des Geschützes, die auswärtigen Angelegenheiten, Unterhandlungen und Gesandschaften, die Unterhaltung des königlichen Hofstaats, seiner Gebäude und Equipagen, die Gnadengeschenke an seine Offiziere, und seine kleinen Ausgaben bestritten werden. Ueber die Erhebung und Verwaltung dieser beiden Hälften wurde keinem Theile etwas vorgeschrieben, um die gegenseitige Unabhängigkeit nicht zu beeinträchtigen. Auf diese thaten sich die Erfinder sehr viel zu Gute, als ob die Stärke eines Reichs nicht darauf beruhete, daß man,

nach

nach der Erforderniß der verschiedenen Fälle, den leidenden Theilen die Unterstützung gewährt, welche sie nöthig haben, und so zu sagen das überflüßige Blut der Gesundern in ihre Adern rinnen läßt.

Weil die dreyßig Millionen, wozu man die königlichen Einkünfte angeschlagen hatte, eine etwas zu große Summe schienen, so wurde beschlossen eine neue Auflage zu machen. Diese bestand in der Erhebung eines Sous von jedem Livre auf alle Waaren und Lebensmittel, welche im Lande sowohl im Großen als im Einzelnen gekauft und verkauft würden. Man berechnete den Ertrag des Handels der Privatpersonen und die Ausgaben, welche zur Nothwendigkeit, zur Bequemlichkeit und selbst zum Luxus erfordert werden, und glaubte nun sehr sicher zu gehen, wenn man die neue Auflage auf fünf Millionen schätzte. Man segnete tausendmal einen so glücklichen Einfall, ob er gleich eben so schimärisch, als die neue Berechnung fehlerhaft war.

Nachdem die Versammlung ihr System dergestalt einzeln durchdacht und vervollkommnet hatte, schickte sie Abgeordnete an den König, um es ihm vorzuschlagen. Er empfing sie in seinem Staatsrath. Der Unwille, den das Project hier erregte, zeigte sich auf der Stelle durch ein so verwirrtes Schreyen und Gemurmel, daß er große Mühe hatte, die Glieder so weit zu bringen, daß sie einzeln ihre Stimmen gaben. Es war ein weites Feld, und Verdruß und Zorn machten Jedermann zum Redner. Als die Reihe an mich kam, sagte ich bloß ganz kalt, ich hätte zu allen diesen schönen Reden nichts hinzu zu setzen. Heinrich, der mich genau beobachtete, wunderte sich über meine Zurückhaltung. Er wollte erst mit mir reden, ehe er seine Stimme, welche für oder gegen das Projekt der Notablen entschieden haben würde, geben wollte; er verschob daher den

Schluß der Berathſchlagung auf den folgenden Tag in Gegenwart derſelben Perſonen. So bald wir allein waren, befragte er mich dringend um die Urſache meines Schweigens, und ich legte ihm folgende Betrachtungen vor.

Es iſt gewiß, daß man in der Verſammlung der Notablen ſo thöricht für den neuen Plan eingenommen war, daß der König, wenn er ihn nach der Meinung des Staatsraths verwürfe und vernichtete, Gefahr lief, ein Mißvergnügen zu erregen, welches um deſto wichtiger ſeyn würde, weil die verſammleten Staaten keinen Obern erkennen, der das Recht hätte, ſie zu reformiren, ſelbſt nicht den König. Es iſt eine der wichtigſten Maximen in der monarchiſchen Regierungsform, daß der Fürſt vor allen Dingen ſich hüten muß, ſeine Unterthanen dahin zu bringen, daß ſie ihm in der That, oder auch nur mit Worten ungehorſam werden. Außerdem hätte der König gerade zu gegen das Wort gehandelt, welches er der Verſammlung gegeben hatte, ſich nach ihren Entſchlüſſen zu richten. Endlich würden auch alle die, welche das Projekt in Vorſchlag gebracht, und die, welche es angenommen hätten, blos deswegen, weil es verworfen worden wäre, hartnäckig darauf beſtehen, es als das wahre und beſte Syſtem anzuſehn; und wenn nicht ein Anfang in der Ausübung ſie von dieſer Meinung zurückbrächte, ſo würde es immer heißen, es habe nur bey dem Könige geſtanden, die Ordnung, nach der man ſo lange ſeufzte, in Frankreich wieder herzuſtellen. Und man kennt die Neigung der Völker, beſonders derer, die einen lebhaften Geiſt haben, von den Handlungen ihrer Fürſten übel zu reden.

Von der andern Seite aber war es eben ſo ausmacht, daß das Projekt gleich verderblich und unmöglich in der Ausführung war. Die geringſte Kenntniß in

Fi-

Finanzsachen war hinreichend, um davon völlig überzeugt zu seyn. Außer den Hindernissen, welche ich angezeigt habe, mußten noch eine Menge anderer aus der Eifersucht entstehen, welche die Wahl der Glieder des neuen Raths, die aus allen Provinzen des Reichs genommen werden sollten, erregen würde. Diese anscheinende Gleichheit und Gerechtigkeit, welche nothwendig die Staatsverwaltung ungeübten und unerfahrnen Leuten in die Hände gab, mußte nothwendig eine Menge falscher Rechnungen und Irrthümer hervorbringen, so bald es darauf ankam, einen Plan, der nur noch so hingeworfen war, auf das Einzelne anzuwenden. Unfehlbar mußte das neue Kollegium gleich im Anfang verwirrt werden, und in seinen Unternehmungen einen falschen Schritt nach dem andern thun.

Aber selbst aus dieser Unmöglichkeit, irgend einen Vortheil aus dem Projekt der Notablen zu ziehn, nahm ich meine Gründe her, den König zu bewegen, daß er willig die Hände dazu böte. Dadurch erwarb er sich im Angesicht seines ganzen Volks den Ruhm, daß er mit Güte sich nach den Absichten bequemte, die es selbst ihm vortrug; und weit entfernt, daß diese Gefälligkeit zur Verminderung des königlichen Ansehns hätte führen sollen, konnte sie im Gegentheil nicht fehlen, ihm in Zukunft den Vortheil zu verschaffen, daß er nur noch unabhängiger in allen Theilen der Finanzen würde, so bald der neue Rath die traurige Erfahrung seiner Schwäche würde gemacht haben. Da die Versammlung selbst, und das Kollegium, welches aus ihr genommen werden sollte, den Anschlag der königlichen Einkünfte gemacht hatte, und man voraus setzen mußte, daß sie mit möglichster Sorgfalt auf diejenigen Gelder, deren Erhebung am schwersten und kostbarsten war, Rücksicht genommen haben würden, so konnten sie es auch nicht unbillig finden, daß der König zu seinen

funfzehn Millionen diejenigen Posten wählte, welche ihm am bequemsten schienen. Wenn er zu seinem Theil die Einkünfte der fünf großen Pachtungen, der zufälligen Einnahmen der Domainen und der Steuern nahm, so konnte er, ohne kühn zu seyn, hoffen, sie in kurzem auf das doppelte, ja auf das dreyfache zu bringen. Ich sprach davon mit Gewißheit, weil ich mich schon mit sichern Leuten bekannt gemacht hatte, welche sich erboten, die Pachtungen mit einer ansehnlichen Erhöhung zu übernehmen. Mit dem was dem Vernunftrath übrig blieb, verhielt es sich ganz anders, und ich hätte allenfalls dem König Bürgschaft leisten wollen, daß unter andern der Sous von Livre nach Abzug aller Unkosten, nicht mehr als höchstens 200,000 Thaler reinen Ertrag bringen konnte.

Die Ursach aber, warum ich in dem Staatsrath nicht hatte nach dieser Idee stimmen wollen, war, weil ich es für besser hielt, wenn sie von dem König allein zu kommen schiene. Er hörte mir aufmerksam zu, doch fürchtete er noch lange, ich möchte ihn durch diesen Rath zu einem falschen Schritte verleiten, welcher hernach durch kein Mittel würde zu verbessern seyn. Nachdem er aber meine Gründe reiflich überlegt hatte, beschloß er, mir zu folgen.

Am folgenden Tage stimmte der versammlete Staatsrath wie gestern, und ich, wie die Andern. Der König setzte sie in das gröste Erstaunen, da er erklärte, er könne die Meynung seiner Räthe nicht annehmen. Er gieng nun in die Versammlung der Notablen, und machte ihnen bekannt, daß er, nach seinem Entschluß aus allen Kräften die Neigungen einer so weisen Gesellschaft zu unterstützen, ohne einige Einschränkung oder Abänderung das Project annähme, welches in drey Artikel getheilt werden müsse, die Errichtung des neuen unabhängigen Raths, die Vertheilung

lung der Staatseinkünfte, und die Auflage des Sous auf den Livre. Die Versammlung möchte also nun binnen vier und zwanzig Stunden die Räthe ernennen, und einen Aufsatz von den 30 Millionen machen, den Ertrag der neuen Auflage zu 5 Millionen gerechnet, damit er seine Hälfte wählen könne; und sie werde aus seiner Ausführung sehen, ob er ein schlechterer Wirthschafter seyn würde, als der neue Rath. Man prieß die Güte und Gefälligkeit des Königs mit tausend Lobeserhebungen, und da die Versammlung durch eine so einstimmige Uebereinkunft, die weiter keinen Stof zum Streit übrig ließ, wenigstens nicht zwischen dem Herrn und den Unterthanen, gewisser Maaßen geendigt war, so dachte man nur darauf, nach Paris zurück zu kehren, und an dieses politische Meisterstück die letzte Hand zu legen.

Die Errichtung des neuen Raths gieng nicht so ruhig ab, als man gedacht hatte. Die Veränderung der Meinungen, welche die Ausführung des Plans aufhielt, war so groß, daß die Aufgeklärtesten in diesem Augenblick schon einräumten, die allgemeine Stimme wäre diesmal auf ein Hirngespinst verfallen. Endlich kam die Ernennung zu Stande, die Geistlichkeit mischte sich sehr darein, und der Kardinal von Gondy, der wegen seiner besondern Talente zur Sparsamkeit bekannt war, wurde an die Spitze des Kollegiums gestellt, — als ob der Staat nach eben den Grundsätzen verwaltet werden könnte, als das Hauswesen eines Einzelnen. Der Vernunftrath hielt seine Versammlungen in einem Zimmer des Bischöflichen Pallastes, welches der Kardinal dazu einräumte.

Sobald man aber anfieng zu den Ueberlegungen wegen der Erhebung der Gelder auf 1597 zu schreiten, so befanden unsre neuen Finanziers sich in solcher Verlegenheit, daß sie kaum mehr wußten, wie sie es anfan-

fangen sollten. Und je weiter sie vorwärts kamen, desto mehr nahm ihre Verwirrung zu. Sie fanden Niemanden, der sich mit der neuen Auflage abgeben wollte. Zu den andern Pachtungen fanden sich Liebhaber, aber mit so verringerten Geboten, daß die Räthe völlig bestürzt werden mußten. Und zum größten Unglück durfte die Sache gar nicht weiter aufgeschoben werden. Alle, die von dem Staat besoldet wurden, kamen ihnen auf den Hals, und sprachen nur von Millionen mit Leuten, die noch nicht den ersten Heller hatten. Verdruß und Aerger störten bald die Einigkeit des neuen Raths, und Streitigkeiten mit gegenseitigen Vorwürfen der Uebereilung und der Unwissenheit traten an ihre Stelle.

Nach einigen Wochen kam es so weit, daß der Vernunftrath nichts vernünftiges mehr zu thun wußte. Man wendete sich daher an d' Incarville und an mich, und ersuchte uns, wenigstens Einmal wöchentlich in ihre Versammlungen zu kommen, und hier dieselben Anschläge zu geben, nach welchen man den Antheil des Königs mit jedem Tage zunehmen und blühender werden sah. Ich entschuldigte mich mit meiner Bedienung, die meine ganze Zeit wegnähme. Man wendete sich nun an den König, der nach seiner gewöhnlichen Gutheit wollte, daß ich hingehen sollte; ich vergaß aber doch dabey nicht, was der Vortheil seines Dienstes von mir forderte. Ich beklagte den Zustand der Angelegenheiten des Kollegiums, fand zu nichts einen Ausweg, und machte nur die Schwierigkeiten geltend. Mit einem Wort, es waren kaum drey Monate vergangen, so befanden sich diese g schickten Leute am Ende ihres Scharfsinns; sie erlagen unter ihrer Last, und baten den König, sie ihnen abzunehmen. Heinrich, dem, wie ich glaube, die neue Ordnung, bey der er sich sehr wohl befand, zu gefallen anfieng, ermahnte sie,

Muth zu fassen, und den immer beschwerlichen Anfang zu überwinden. So schickte er sie, durch ihre eignen Gründe geschlagen, wieder nach Hause. Sie kamen wieder und wurden immer dringender in ihren Bitten. Sie gestanden jetzt ein, daß sie grosses Unrecht gehabt hätten, nach der Regierung eines Königreichs zu streben, und legten ihre Stellen mit weit größerer Freude nieder, als sie sie angenommen hatten.

Diese Last fiel nun auf mich, und machte mit der, die ich schon trug, meine Arbeit so überhäuft, daß ich Tag und Nacht dazu anwenden mußte. Aber die Wiederherstellung der Finanzen beschäftigte mich mit einer Art von Leidenschaft. Ich suchte überall mit größtem Fleiße nach, in den alten Registern des Staatsraths, der Parlementer, der Rechnungskammern, der Steuerämter, und selbst in den Privatnachrichten der ehemaligen Staatssekretaire; denn die Jetzigen wollten nie mir ihre Aufsätze zeigen. Dasselbe that ich in den Büreau's der Schatzmeister von Frankreich, in der Schatzkammer und in den Papieren des königlichen Schatzes. Ich krahmte sogar in dem ungeheuren Vorrath von Schriften, worin alle Verordnungen eingezeichnet und aufbewahrt werden. Da ich die Absicht hatte, an der Verfassung einer Darstellung des allgemeinen Zustandes der Finanzen auf das Jahr 1597 zu arbeiten, und auch bloß deswegen alle diese Nachsuchungen anstellte, so glaubte ich nichts vernachlässigen zu müssen, um gleich in diesem ersten Jahre meiner Verwaltung mich so viel als möglich der Genauigkeit zu nähern, zu welcher ich diese allgemeine Darstellung sehnlichst zu bringen wünschte. Was für Betrug und Irrthum sich auch in den Finanzen möchte eingeschlichen haben, so glaubte ich doch, daß weder der eine noch der andere so geheim und so allgemein seyn

könnte, daß man nicht endlich ihre Quelle und überzeugende Beweise derselben finden müßte; es sey nun durch die Vergleichung aller der Stücke, die ich benannt habe, oder durch die Folgerung die man daraus ziehen könnte. wenn man jedoch immer auf die Verhältnisse, welche Zeit und Umstände nöthig machen, dabey Rücksicht nähme. Die Herren von dem königlichen Rath erblaßten bey dem Anblick meines Entwurfs; und da sie nun anfiengen zu glauben, es würde, nichts unenthüllt bleiben, so warfen sie sich mehr als jemals vor, nicht alles gethan zu haben, was in ihrer Macht war, um zu verhindern, daß ich nicht in das Conseil käme. Maisses, dem ich die Gerechtigkeit muß wiederfahren lassen, daß er, sobald er meine Absicht eingesehen hatte, seine Bemühungen mit den meinigen verband, gab mir Nachricht von ihrer Furcht und ihrer Reue. Um sie noch mehr darin zu bestärken, sagte ich öffentlich, ich hätte so glückliche Aufklärungen über die Finanzen gefunden, daß man sie bald auf einem ganz andern Fuß sehen würde, und verlangte mit dem General Kontrolleur, den Intendanten der Finanzen, den Schatzmeistern von Frankreich und denen von dem königlichen Schatz, und den Generaleinnehmern an der Verfertigung dieser allgemeinen Darstellung, die ihnen so fürchterlich war, zu arbeiten. Ich gebrauchte aber die Vorsicht, sie immer unter meiner Feder zu behalten.

Dennoch konnte ich dies mal noch nicht vermeiden, einige beträchtliche Irrthümer zu begehen, und von allen diesen alten abgerichteten Betrügern hintergangen zu werden. Ich halte es für keine Schande dieses zu gestehn. Sie machten dies Jahr noch ein Fünftel zu ihrem Profit; dies ist ungeheuer, und war doch nur eine Kleinigkeit gegen ihre gewöhnlichen Vortheile. Ich setzte mir vor, dieses so wohl als eine andere Unachtsamkeit, die ich begangen hatte, im folgenden Jahre zu ver-

rbeſſern. Einer der Hauptkunſtgriffe der Finanzbe-
enten war, es ſo einzurichten, daß die Ausgabe des
ufenden Jahres immer die Einnahme weit zu über-
igen ſchien, und alsdann auf das folgende Jahr vor-
s zu nehmen. Dadurch verbreiteten ſie über die
usgabe dieſes nächſten, und ſo nacheinander aller
ern Jahre eine Verwirrung, aus der ſie mancher-
Vortheile zogen. Erſtlich ſchien es, als ob ſie nie-
ls Gelder in Caſſe hätten, die ſie nicht ſchon lan-
voraus ſchuldig wären. Mit dieſem Grunde be-
lten ſie den König und alle die, denen ſie nicht Luſt
ten Geld zu geben. Zweitens nutzten ſie unterdeſſen
ſes Geld für ſich; und endlich gab ihnen dies einen
rwand die alten Schulden mit großen Abzügen zu
ahlen, und doch die ganze Summe in ihre Rech-
ngen zu bringen. Dieſer Mangel an Aufmerkſam-
von meiner Seite koſtete dem König dies Jahr noch
ey Millionen.

Im folgenden Jahre, während meines Aufenthalts
Bretagne, verbeſſerte ich dieſen Fehler, ſo daß in der
lge die Einnahme genau mit der Ausgabe aufgieng.
aber das Loch zuzuſtopfen, welches durch jenen Irr-
m entſtanden war, nahm ich die zufälligen Einkünf-
die Zölle der Flüſſe, die Salzabgaben und die fünf
hen Pachtungen dem Herzog von Toscana wieder
der ſie unter den Namen Gondy, Senamy, Za-
, le Grand, Parent, l' Argentier und anderer al-
Unternehmer, die an den neuen Finanzen keinen
heil mehr behielten, in Pacht hatte. Dieſe Pach-
gen vermehrte ich glücklich um die zwey Millionen,
die ich mich geirrt hatte. Dieſer letzte Streich
ug die Pächter und ihre Verbündeten, die Herren
n Staathsrath zu Boden. Diesmal aber verrauchte
Zorn in der Luft, weil der König mich ſeit einiger Zeit
eine ſo auffallende Art unterſtützte, daß ihnen nichts

als eine unnütze Verzweiflung übrig blieb. Die Frucht seines Betragens gegen die Versammlung der Stände war, daß er jetzt nicht nur den so genannten Vernunftrath, sondern auch seinen eignen Staatsrath, dessen Ansehn im Sinken war, in seiner Gewalt hatte. Er durfte nun nicht mehr fürchten, durch diesen, so wie vorher, seine Entwürfe scheitern zu sehn.

Der Anschlag der ihn jetzt beschäftigte, war die Belagerung von Arras. Er war im Kriegsrath, der, den einzigen Sekretair ausgenommen, aus lauter Offizieren bestand, vorgeschlagen und einstimmig gebilliget worden; man hielt aber diesen Entschluß noch verborgen, weil man allein durch das Geheimniß ihn glücklich auszuführen hoffte. Um auch den Kaufleuten nichts davon merken zu lassen, mit denen ich einen Handel wegen der Anschaffung der nöthigen Bedürfnisse schloß, nannte ich ihnen eine Menge Städte in Picardie und hauptsächlich an dieser Gränze, worunter ich Arras mit begrif, und sie verbanden sich, nach welcher derselben es seyn möchte, während eines ganzen Feldzugs täglich 50.000 Brodte zu schaffen. Santeny, Rokin aus Tours, Mauleville und Lambert, der Hauptmann von der Stadtmiliz in Orleans übernahmen das ganze übrige Fuhrwesen, hauptsächlich das von 25 Kanonen. Der Accord wurde um einen so mäßigen Preis geschlossen, daß, wenn das Unglück, welches bald nachher zu Amiens geschah, den König nicht gezwungen hätte, die gegen Arras bestimmte Macht gegen diesen Ort zu kehren, sie beträchtlich hätten verlieren müssen; so aber machten sie sich noch einen billigen Vortheil dabey.

Anmerkungen
zu dem
zweyten Theil der
Denkwürdigkeiten
des
Herzogs von Sully

Anmerkungen
zu den
Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully.
Fünftes Buch.

1.

p. 1. Der Angrif auf Saint Denis).

Claudius von Lothringen, Ritter des Ordens St. Johann von Jeruſalem hatte mit einem Korps Ligiſtiſcher Truppen dieſe Stadt eingenommen, aber de Vic eilte herzu und verjagte ſie wieder. Bey dieſer Gelegenheit wurde der Ritter von Aumale getödtet.

2.

p. 1. vor und nach ſeiner Vermählung ꝛc.)

Der Herzog von Bouillon eroberte Stenay an ſeinem Hochzeitstage. African von Anglure von Ambliſe, der General der Lothringiſchen Truppen grif Beaumont in Argogne an, welches nur drey Meilen von Sedan entfernt iſt. Bouillon hatte es den Lothringern entriſſen, und ſchlug ſie auch jetzt unter den Mauern der Stadt. Ambliſe blieb auf der Stelle.

3.

p. 1. Schlacht bey Craon ꝛc.)

Dieſe Schlacht wurde vor der Stadt Craon in Anjou geliefert. Die königliche Armee, welche aus Franzoſen, Engländern und Landsknechten beſtand, und ungefehr 7 bis 8000 Mann ſtark war, hatte unter der Anführung des Her-

zogs von Montpensier, des Prinzen von Conty, des Herzogs von Damville, u. a. m. die Belagerung dieses Orts unternommen. Sie wurden durch den Herzog von Mercoeur, welcher die Truppen der Ligue und die Spanier commandirte, geschlagen. Zu gleicher Zeit erlitt Georg von Villequier Vicomte von la Guerche, als er mit einem kleinen Korps ligistischer Truppen über den Fluß Vienne in Poitou gehen wollte, eine Niederlage, und ersoff selbst in dem Flusse. Man sehe die nähern Umstände der Belagerung von Poitiers und die verschiedenen Gefechte vor dieser Stadt bey d'Aubigné t. 3. l. 5. cap. 11. desgl. bey den bisher immer angeführten Schriftstellern.

4.

(p. 2. Der Graf von Soissons ꝛc.)

Carl von Bourbon, ein Sohn Ludwigs I. Prinzen von Condé, der bey Jarnac blieb, und Franzieka's von Orleans-Longueville. Er starb 1612.

5.

(p. 4. Der Herzog von Epernon ꝛc.)

Johann Ludwig von Nogaret von la Valette, Herzog von Epernon, Colonel-General von Frankreich, Statthalter von Guyenne, Metz und dem Lande Messin. Er starb 1642 in einem Alter von 88 Jahren, und, wie sein Geschichtschreiber bemerkt, als der älteste Herzog und Pair von Frankreich, der älteste Besitzer eines Kronamts, der älteste Feldherr, der älteste Statthalter, der älteste Ordensritter, der älteste Staatsrath, und beynahe auch als der älteste Mann von Stande unter den Lebenden. Man nannte ihn die königliche Garderobe, wegen der Menge von Bedienungen, die er bey dem Hofstaat des Königs bekleidete. Er gab einst Heinrich dem vierten, der ihm vorwarf, daß er ihn nicht liebte, eine schöne Antwort. „Ohne über den Zorn des „Königs aus der Fassung zu kommen, sagt sein Geschicht„schreiber, versetzte er kalt, aber mit Würde: Sire, Ew. „Majestät haben keinen treuern Diener, als mich, in ihren „Landen; ich würde lieber sterben, als die geringste meiner „Pflichten übertreten. Aber, Sire, Sie wissen selbst, Freund„schaft kann nur durch Freundschaft erworben werden. — „Der König, der große Handlungen so gut, als Worte, wie „diese, zu schätzen wußte, verwandelte seinen ganzen Unwillen

in

„in Achtung ꝛc.“ Man ſ. Leben des Herzogs von Epernon, p. 225. Die Schilderung, welche Sully hier von Epernon macht, iſt ein wenig übertrieben. Dennoch würde es ſchwer ſeyn, einen von ſeinen Gründen umzuſtoßen. Alle Geſchichtſchreiber ſind in Anſehung des grenzenloſen Ehrgeizes des Herzogs von Epernon mit unſerm Autor einig; und verſchiedene Briefe des Cardinals von Oſſat beweiſen d'Epernon's Verſtändniß mit den Spaniern. Von ſeiner Herkunft ſagt Busbeq: Patrem habuit bello egregium, avum tabellionem ſive notarium. ep. 17. Nach dem Pater D. Vaiſſette ſtammt er im Gaxentheil von Wilhelm von Nogaret ab, der unter der Regierung Philipps des Schönen wegen ſeiner Streitigkeiten mit dem Pabſt berühmt war. Man ſehe die Franzöſiſche Genealogiſten.

6.

(p. 5. ſeinen Bruder la Valette ꝛc.)

Bernhard von Nogaret, Admiral von Frankreich.

7.

(p. 5. die vor ihm den Groß-Prior ꝛc.)

Heinrich, Graf von Angoulême, ein Sohn Heinrichs des Zweyten und N. N. von Leviſton, einer Schottländiſchen Dame.

8.

(p 6. der Herzog von Savoyen ꝛc.)

Carl Emmanuel; er ſtarb 1630.

9.

(p. 6. Lesdiguieres war es ꝛc.)

Franz von Bonne, Herzog von Lesdiguieres, Connetable von Frankreich.

10.

(p. 7. Der Herzog von Joyeuſe ꝛc.)

Anton Scipio, Maltheſer-Ritter, welcher nach dem Tode ſeiner Brüder den Titel eines Herzogs von Joyeuſe annahm. — Chriſtiane von Lorraine, Gräfin von Saulx, Baronin von Vienne. — Caſpar von Pontevez, Graf von Carces. — Hubert von la Garde, Herr von Vins. — Carl von Caſaux, u. ſ. w.

11.

(p. 7. Thémines ꝛc.)

Pontius von Lauſiere von Cardaillac, nachheriger Marſchall von Frankreich.

12.

(p. 8. Das war genug für d'Epernon ꝛc.)

Dies alles iſt ſo poſitiv, daß es dem Anſehn des Herrn von Thou, der bey dieſer Gelegenheit von dem Herzog von Epernon ſehr günſtig ſpricht, und des Geſchichtſchreibers des Herzogs, welcher behauptet, ſeine Soldaten hätten die Ligiſten vor Villemur zurückgetrieben, und dieſen Ort in den Stand geſetzt, ſich zu vertheidigen, (p. 134.) die Waage halten kann. Ueberdem ſtimmt die Chronologie novennaire hier in allen Stücken mit unſern Denkwürdigkeiten überein, l. 4. p. 36; desgl. auch die Memoires de la Ligue t. 5.

13.

(p. 11. Biron verlohr dabey ſein Leben durch eine Kanonkugel ꝛc.)

Sie nahm ihm den Kopf weg. Er war faſt eben ſo bewandert in den Wiſſenſchaften als in der Kriegskunſt. De Thou bedauert ſehr den Verluſt ſeiner Commentarien. Er hatte in ſieben Schlachten als höchſter Befehlshaber kommandirt, und trug die Narben eben ſo vieler Wunden, die er darin erhalten hatte. Er war Taufzeuge des Kardinals von Richelieu, und gab ihm ſeinen Namen Armand. Sein Haus führte den Namen von der Stadt Gontaud in Agenois. M. ſ. über ihn Brantome t. 3.

14.

(p. 12. Der Tod dieſes großen Generals ꝛc.

Er ſtarb zu Arras in der Abtey St. Vaaſt. Man beſchuldigte die Spanier, daß ſie ihn aus Eiferſucht vergiftet hätten. Aber die Wunde, die er im vorigen Jahre in Normandie bekommen hatte, und die fehlerhafte Bildung ſeines Körpers waren, wie man bey der Leichenöfnung fand, die einzigen Urſachen ſeines Todes. Cayet. ibid. 90. Man ſehe das Leb ſeiner großen Eigenſchaften bey de Thou, l. 104. Sein Körper wurde durch Lothringen nach Italien geführt, und

und 160 schwarz behangene Pferde begleiteten ihn. Er war nur 48 Jahre alt. D'Aubigne' versichert, er habe sich beklagt, daß die Spanier ihm zweymal Gift beygebracht hätten, und die Italiener wären davon so überzeugt gewesen, daß sie nachher sich nie wieder mit den Spaniern hätten vertragen können. T. 3. l. 3. cap. 28. Dies ist auch Bongarsius Meynung l. 49.

15.

(p. 12.' durch Houdan marschirte.)

Dies muß der 23ste oder 24ste May gewesen seyn, weil der Prinz von Parma in der Nacht vom 21sten auf den 22sten über die Seine gieng. Die zweyte Frau des Herrn von Rosny hieß: Rahel von Cochefilet, eine Tochter Jacobs Herrn von Vancelas und Mariens von Arbaleste; sie war in ihrer ersten Ehe mit Franz Hurault Herrn von Chateauperes und von Marais, welcher 1598 starb, vermählt gewesen. Sie starb nach dem Herzog von Sully in einem Alter von 93 Jahren, im J. 1659.

16.

(p. 14. Eines Tages kam Buhy ꝛc.)

Peter Mornay von Buhy, ein Bruder des Du Plessis Mornay.

17.

(p. 17. Der Presidենt Jeannin ꝛc.)

Renat Jeannin, Baron von Montjeu, Presidենt beym Parlament zu Dijon.

18.

(p. 23. Des Abts von Bellozane ꝛc.)

Johann Touchard, Abt von Bellozane. — Ludwig Duret, Herr von Chevry, Leibarzt, und Carl Duret, Staatsrath, Presidենt der Rechnungskammer, Intendant und Generalkontroleur der Finanzen.

19.

(p. 24. Die beiden Leztern aus dem Wege zu räumen ꝛc.)

Diese Beschuldigung findet sich bey keinem andern Schriftsteller, und gehört zu denen, womit der Herzog von Sully

nicht hätte hervortreten sollen, ohne den Beweis hinzu zu fügen.

20.

(p. 24. Den Kardinal von Bourbon zum König zu machen.)

Er hieß Carl, und war der dritte Sohn Ludwigs des Ersten, Prinzen von Conde'. Seine Brüder waren: Heinrich, Prinz von Conde'; Franz, Prinz von Conti; und Carl, Graf von Soissons.

21.

(p. 26. das Schicksal seiner Krone und sein Eignes anvertraute ꝛc.)

Nach dem Herrn de Thou hatten Kaspar von Schomberg, Herr von Nanteuil, der Staatssecretair Ludwig von Revol und er selbst großen Antheil an Heinrichs Entschluß, die Religion zu verändern. Kein Geschichtschreiber hat genau den Mann bezeichnen können, der endlich dies große Werk zu Stande brachte, und alle scheinen kaum an den Herrn von Sully gedacht zu haben. Aber dies nimmt den Beweisen, die in dieser ganzen Stelle darthun, daß größtentheils, und gewissermaßen ganz allein ihm diese Ehre gebührt, nichts von ihrer Stärke. Der Herzog von Sully besaß schon ganz das Wesentliche der Gunst seines Herrn, ehe man nur noch den leisesten Verdacht davon schöpfte; und, — welches man in der Geschichte des Königs und seines Freundes am allersonderbarsten finden wird, — auch schon lange Zeit, nachdem diese Gunst sich durch die höchsten Bedienungen und die ersten Stellen des Königreichs, welche der Minister bekleidete, gezeigt hatte, ja selbst bis an Heinrichs Tod, blieben sie beyde öffentlich in den Grenzen der strengsten Aufmerksamkeit, indeß in ihrem engeren Umgange seine gegenseitige Vertraulichkeit ein Zutrauen herrschten, die wol nie zwischen einem König und einem Unterthanen weiter getrieben worden sind. Daher kömmt es, daß bey einigen Geschichtschreibern Heinrich des Großen, die ohne jemals in das Kabinet zu dringen, sich begnügt haben, nur die äußere und öffentlich bekannte Gestalt der Angelegenheiten darzustellen, der Name Rosny gar nicht, und der Name Sully, den besser unterrichteten Personen so gut kennen, nur selten vorkömmt. —

Dieser

Dieſer Anſchein der Zurückhaltung und des Geheimniſſes muß jedem beym erſten Anblick unbegreiflich vorkommen; aber man erwöge nur genau die Verhältniſſe der damaligen Zeiten, und dabey Sully's Religion, ſo wird man leicht die Gründe einſehen, warum der König und der Miniſter dies Betragen annahmen, und ſelbſt bis ans Ende nicht davon abgiengen. Dies iſt keine von den geringſten Zügen der Geſchicklichkeit und Klugheit dieſer beyden großen Männer, und dieſe Anmerkung kann einmal für allemal gelten. „Schon „ſeit langer Zeit," ſagt der Geſchichtſchreiber Matthieu, (t. 2. p. 278.) „hatte Resny an den wichtigſten Angele„genheiten des Königs Antheil genommen. Zu den aller„geheimſten Geſchäften wurde er ſchon bey dem Leben Hein„richs des Dritten gebraucht ꝛc."

23.

(p. 31. Sourdis und andre ꝛc.)

Renat von Rieux, Herr von Sourdeac. Johann von O, Herr von Manou, ein Bruder des Oberaufſehers über die Finanzen. „Ludwig von l'Hoptial, Herr von Vitry. Franz von Balzac, Herr von Entragues. Franz von Escombleau, Marquis von Sourdis. Joachim von Chateauvieux.

24.

(p. 35. Villeroy und Jeannin ꝛc.)

Ueber dieſe beiden Männer, denen der Herzog von Sully nicht immer Gerechtigkeit wiederfahren läßt, leſe man nach: Matthieu t. 2. p. 66. 69. 86. ꝛc. — Chronologie novennaire l. 2. etc. — De Thou. — Mem. de Nevers. — Mem. de Villeroy. — u. a. m.

25.

(p. 39. Den Abt Du Perron ꝛc.)

Jakob Davy Du Perron, nachher Erzbiſchof von Evreux und endlich Kardinal. Es wird noch oft von ihm die Rede ſeyn.

26.

(p. 50. die Verſammlung der Stände gehalten ꝛc.)

Sie war auf den 25ſten Januar zuſammenberufen worden, konnte aber erſt am folgenden Tage im Louvre, wo man

dazu die nöthigen Einrichtungen gemacht hatte, eröfnet werden. Man ſehe über die Verhandlungen der Stände: De Thou l. 105. — Davila l. 13. Mem. de la Ligue t. 3. Mem. d'ètat de Villeroy. t. 4. Mem. de Nevers t. 2. Matth. t. 2. Chron. novenn. ad a. 1593. l. 5. Satyre Ménippée, u. a. m.

26.

(p. 51. ſalben zu laſſen. ꝛc.)

Man ſehe den Brief, den der Herzog von Parma über dieſe Sache an den König von Spanien ſchrieb. Chron. nov. l. 4. fol. 5.

27.

(p. 51. dem Herzog von Feria ꝛc.)

Lorenz Suarez de Figueroa y Cordoya, Herzog von Feria.

28.

(p. 53. mit dem Kardinal von Bourbon.)

Clara Eugenia von Oeſterreich, die zweyte Tochter Philips des Zweyten. Der Herzog von Savoyen hatte die älteſte, Katharinen geheirathet. Es geſchah nicht eher, als bis man umſonſt verſucht hatte, durch Hülfe des Kardinals von Plazenz, als Legaten, und des Kardinals von Pellevé, Frankreich vermittelſt einer Heirath dieſer Prinzeſſin mit dem älteſten Bruder des Kaiſers, dem Erzherzog Ernſt, einer völlig Spaniſchen Herrſchaft zu unterwerfen. Villeroys Staatsdenkwürdigkeiten beſchuldigen den Hof zu Madrid, daß er blos dadurch die Franzöſiſche Krone verfehlte, weil er die Infantin nicht eher wollte abreiſen laſſen, als bis der Prinz, den man ihr zum Gemahl beſtimmte, zum König erklärt, und überall anerkannt wäre; aber es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die Ankunft der Infantin alle Schwierigkeiten würde gehoben haben. De Thou erzählt: Eines Tages ſey die Parten, die den Herzog von Guiſe zum König machen wollte, durch die Vereinigung der Spanier mit der Franzöſiſchen Geiſtlichkeit ſo mächtig geworden, daß ohne die Widerſetzung ſeines eignen Oheims, des Herzogs von Mayenne, und die zur rechten Zeit ausgeſtreute Erklärung des Königs von Navarra, daß er die katholiſche Religion annehmen

nehmen wolle, nach aller Wahrscheinlichkeit der Herzog von Guise würde zum König ausgerufen worden seyn. Der Pater von Chalons sagt, nach Matthieu, in seiner Geschichte von Frankreich, t. 3. p. 257. „Man lobt den Herzog „von Guise, daß er bey dieser Gelegenheit eine so große Mäs„sigung bewies, und auch kein Zeichen von sich gab, als ob „er sich mit einer so angenehmen Hofnung schmeichelte, noch „auf irgend eine Art zu einem so erhabnen Glück sich „drängte.“

29.

(p. 56. sich aus aller Macht.)

Alle Schriften aus jener Zeit reden von dem gewaltthätigen Verfahren und den heftigen Reden des Kardinal Legaten von Plazenz, beynahe aller Französischen Bischöfe, der Pfarrherren von Paris, und der Sorbonne. Ein Prediger erklärte die Worte der heiligen Schrift: Eripe me, Domine, de luto foecis, das heißt so viel, sagte er, als: Debourbonnez-nous, Seigneur. — Eine unzählige Menge ähnlicher Züge können auf keine Weise durch den Religioneifer entschuldigt werden. De Thou bemerkt, daß die Geistlichkeit der einzige von den drey Ständen war, der hartnäckig darauf bestand, zum Kriege zu rathen.

30.

(p. 57. auf Selles zu Nutze.)

Man betrachtete damals die Reise des Königs in die Gegend von Tours, und die Nothwendigkeit, worin er sich versetzte, die Belagerung der Stadt Selles in Berry aufzuheben, als beträchtliche Fehler.

31.

(p. 57. dem Kardinal von Gondy ꝛc.)

Peter von Retz, Kardinal von Gondy. — Johann von Vivonne Marquis von Pisany.

32.

(p. 57. zu Surene gehalten wurde ꝛc.)

Gegen das Ende des Aprils und im Anfang des Mays. Man sehe die Verhandlungen derselben im 1886sten Bande der

der Mſs de la Bibliotheque Royale; desgl. Mem. d'état de Villeroy t. 4. Matthieu und Cayet ibid. u. a. m.

33.

(p. 60. nenne ich hier Villeroy ꝛc.)

Im ersten Theile seiner Staatsmemoiren, welche im Grunde blos eine Vertheidigung seines Betragens sind, gesteht Villeroy, daß nichts in der Welt ihn würde haben bewegen können, auf Heinrichs Seite zu treten, wenn dieser nicht die Religion verändert hätte. Eben so aufrichtig räumt er seine Verbindungen mit der Ligue und den Spaniern ein, und daß er den politischen Grundsatz gehabt habe, es sey vortheilhafter für den König, sich bey dem Frieden von England zu trennen und mit Spanien zu verbinden. Gegen alles übrige vertheidigt er sich mit Nachdruck. Er betheuert, daß er nie von Madrid Geld empfangen, nie den Versammlungen der Stände oder irgend einer andern Berathschlagung anders, als mit der aufrichtigen Absicht, für den König und für den Frieden zu arbeiten, beygewohnt habe. Ueber den Eid der Ligisten, von dem der Herzog von Sully hier spricht, und welcher die schwerste Beschuldigung ist, wird Villeroy beym Matthieu, t. 2. p. 153 ꝛc. und Chron. novenn. l. 5. fol. 229, gerechtfertigt. Der überzeugendste Beweis seiner Unschuld ist, daß der Herzog von Mayenne, da Villeroy ihm diesen strafbaren Schritt vorrückte, die Antwort gab: „Ich habe von diesem Eide wede„r Ihnen nach dem Presidenten Jeannin etwas sagen wollen, „weil ich dem Legaten und den Spaniern mein Wort gege„ben hatte, es nicht zu thun, und auch sehr gut wußte, „daß Sie dies Hülfsmittel nie würden gebilligt haben.“ Matth. l. c. p. 155.

34.

(p. 65. wo blos über Religion disputirt wurde ꝛc.)

Zu la Villette, zu Pontoise, zu Maute und an andern Orten.

35.

(p. 66. der Admiral von Biron ꝛc.)

Carl von Gontaut, der Sohn des Marschalls, der zum Admiral der Royalisten ernannt war.

36.

(p. 69. Zusammenkünften und Controversen ꝛc.)

Alle diese Reden der Kardinäle und der Französischen Prälaten findet man im 9214ten Bande der Mss. de la Bibl. du Roi.

37.

(p. 70. oder schmeichelten durch eine angenommene Verwirrung ꝛc.)

D'Aubigne' nennt einige von diesen Protestanten. Er sagt auch, daß des Königs Geliebte, die Marquisin von Monceaux großen Antheil daran hatte, weil sie sich schmeichelte, selbst Königin zu werden, wenn Heinrich gekrönt würde. D'Aub. t. 3. l. 3. cap. 22.

38.

(p. 70. für unersetzlich ansehen muß.)

Der Prediger von la Faye machte dem König Vorstellungen im Namen der Protestanten. Heinrich antwortete: Wenn ich euerm Rath folgte, so würde in kurzer Zeit kein König und kein Königreich mehr in Frankreich seyn. Ich wünsche allen meinen Unterthanen Frieden, und meiner Seele Ruhe zu verschaffen. Ueberlegt unter einander, was zu eurer Sicherheit nöthig ist, ich werde immer bereit seyn, euch zu befriedigen. Chron. nov. ibid.

39.

(p. 71. zu diesem Schritt zu erhalten ꝛc.)

Er fand immer, daß er bey seiner Abschwörung viel wagte. Deswegen schrieb er dem Fräulein von Estrées: „Den Sonntag werde ich den gefährlichen Schritt thun. „Jetzt, da ich Ihnen schreibe, habe ich hundert Ueberläufige auf dem Halse, welche mir Saint Denys eben so verhaßt machen werden, als Mante es Ihnen ist ꝛc." Recueil de lettres. Journal de Henri III. p. 281. T. 1.

40.

(p. 72. mich bey einer Beschreibung aufzuhalten ꝛc.)

Man sehe außer den oben angeführten Geschichtschreibern, noch Mezerai, und den 8935sten Band der Mss. de la Bibl. du Roi.

41.

41.

(p. 73. und der König selbst wollten nicht ꝛc.

„ Nichts von Requiem, schrie Heinrich, ich bin „ noch nicht todt. “

42.

(p. 73. und die Formel wurde so aufgesetzt ꝛc.)

Man sehe das Original davon in den alten Sullyschen Memoiren. Du Plessis-Murnay und nach ihm Mezeray werfen den Katholiken vor, daß dies erste Glaubensbekenntniß, welches man bey Seite gelegt hatte, dennoch dem Pabst überschickt wurde, und daß Lomenie die Hand des Königs nachmachte, als ob dieser die Formel geschrieben und unterzeichnet hätte. l. 1. p. 198. und l. 2. p. 107.

43.

(p. 73. zur allgemeinen Zufriedenheit geschah.)

Der König legte seine Abschwörung gegen Reinald oder Bernhard von Beaune von Samblanzat, den Erzbischof von Bourges, ab. Der Kardinal von Bourbon, der die Priesterweihe nicht empfangen hatte, und neun andere Bischöfe standen dem Erzbischof bey. Als Heinrich kam, um in die Kirche von Saint Denys zu gehen, fragte ihn der Prälat: „Wer sind Sie? Heinrich antwortete: Ich „bin der König. — Was verlangen Sie? Ich „verlange in den Schooß der katholischen, apostolischen, „Römischen Kirche aufgenommen zu werden. Wollen „Sie es? setzte der Erzbischof hinzu. Ja, ich will und „verlange es, erwiederte der König, warf sich auf die Knie „nieder, und fuhr fort: Ich betheure und schwöre im Angesicht Gottes des Allmächtigen, daß ich in der katholischen, apostolischen Römischen Religion leben und sterben, „sie beschützen, und gegen Jedermann mit Gefahr meines „Bluts und Lebens vertheidigen will, und daß ich allen Ketzereyen, die dieser katholischen, apostolischen und Römischen „Kirche zuwider sind, entsage.“ Darauf gab er eben diese Formel schriftlich dem Erzbischof in die Hände, welcher ihm seinen Ring zu küssen reichte, ihm mit lauter Stimme die Absolution gab, und während des Te Deum's seine Beichte hörte ꝛc. Man sehe alle diese Ceremonien bey den Geschichtschreibern. Cayet l. 5. p. 222. ꝛc. Matthieu. u. a. m.

Anmer-

Anmerkungen
zu dem
ſechſten Buche.

1.

74. der Herzog von Nevers nach Rom abgeſandt ꝛc.)

lemens VIII. weigerte ſich, den Herzog von Nevers als Bothſchafter anzuerkennen, und wollte die Franzöſiſchen ilaten nöthigen, ſich vor dem Großinquiſitor zu ſtellen, l er behauptete, die Biſchöfe von Frankreich hätten den ig nicht losſprechen können. De Thou lobt die Standigkeit, die Klugheit und das ganze Betragen des Her- von Nevers bey dieſer Gelegenheit. l. 108. Mem. de ers, t. 2. Mſſ. de la Bibl. du Roi. Bey dieſen chichtſchreibern findet man auch ausführliche Nachricht den Geſandtſchaften der Herzoge von Nevers und Luburg, und von den Unterhandlungen des Pater Olivieri der Aebte Du Perron und d'Oſſat. Der heilige Vater noch lange auf die Abſolution warten, die er doch gern eilen wollte, und empfieng den la Clielle, der ihm Heins s des Vierten Briefe überbrachte, ſehr übel. Der Pater ieri, der zugegen war, merkte, daß der Zorn des Pabs nur verſtellt war, und ſagte ſcherzend zu ihm: „Heiliger Vater, wenn der Teufel ſelbſt Ew. Heiligkeit um Gehör bäte, und es wäre Hofnung da, ihn zu bekehren, ſo nnten Sie mit gutem Gewiſſen ihn nicht abweiſen.“ Pabſt mußte über dieſen Einfall lächeln.

2.

76. den ſie zu Surene erhalten hatten ꝛc.)

Oder zu la Villette, zwiſchen Paris und Saint Denys, es in den Denkwürdigkeiten der Ligue ſteht. Der Stillſ gieng vom letzten Julius an, und wurde den folgenTag zu Paris bekannt gemacht.

3.

(p. 77. unmöglich war, durchzukommen ꝛc.)

„Sie dürften nach dem Anblick eines Königs," sagte Heinrich IV. l'Etoile, ibid. — „Mir ist ein lächerlicher „Streich in der Kirche begegnet, schrieb er dem Fräulein „von Estrées, eine achtzigjährige Frau kriegte mich beym „Kopfe und küßte mich. Ich war der letzte, der drüber lach„te. Morgen sollen Sie die Entweihung von meinem Mun„de nehmen ꝛc." Recueil des lettres de Henri IV. l. c.

4.

(p. 78. und der Infantin ꝛc.)

Clara Isabella Eugenia, Philips II. Tochter.

5.

(p. 79. la Varenne dazu bestimmte ꝛc.)

Er hieß Wilhelm Fouquet, aber er nannte sich la Varenne nach dem Marquisat la Varenne in Anjou, welches er gekauft hatte. Seine erste Bedienung war die eines Kochs bey der Schwester des Königs. Wenn es wahr ist, daß diese Prinzessin, da sie ihm in seinen glücklichen Umständen eines Tages begegnete, zu ihm gesagt hat: La Varenne, tu as plus gagné, à porter les poulets (Liebesbriefgen) de mon frere, qu'à puquer les miens (Hühner); so kann man daraus schließen, daß er sich eben nicht der ehrenvollsten Mittel bediente, um sein Glück bey dem König zu machen. Er wurde erst Mantelträger bey Heinrich dem Vierten, dann Staatsrath und General-Controlleur der Posten. Stets lebte er in der engsten Vertraulichkeit mit seinem Herrn, welcher ihn in den Adelstand erhob. La Varenne gab seinem Sohn einen Edelmann, ihn zu bedienen. „Was? sagte Heinrich, als er dies erfuhr, wenn „Du Deinen Sohn in die Dienste eines Edelmanns gegeben hättest, das hätte ich allenfalls noch mir denken kön„nen; aber daß Du einen Edelmann für ihn angenommen „hast, das ist mir unbegreiflich." — Man erzählt noch, daß La Varenne, da er einst ein Quadeñaschenk von dem König erhalten hatte, über welches ihm der Kanzler Bellievre einige Schwierigkeiten machte, zu diesem sagte: „Thun Sie nicht so wichtig, Herr Kanzler. Sie müs„sen wissen, wenn mein Herr fünf und zwanzig Jahr jün-

ger

„ger wäre, ſo gäbe ich mein Amt nicht für das Ihriae.“ — Man ſehe D'Aubigné Geneal. de Ste Marthe. Mem. de Mr. le Duc d'Angoulème. Mem. de Du Pleſſis. Menagiana, etc. etc. Cayet t. 5. p. 276. ſpricht hingegen auf eine ganz andre Art von der Geſandtſchaft nach Spanien.

6.

(p. 80. Der König erhielt deren nur zu viel ꝛc.)

Cayet, Chronol. Novenn. l. 5. p. 280 ſpricht noch deutlicher von dieſen Verſchwörungen gegen Heinrichs Leben. Moriſot ſagt, ein Flamänder, Avenius, ſey nach Saint Denis gekommen, um den König zu ermorden; da er aber geſehen hätte, mit welcher Andacht er der Meſſe beywohnte, ſey er ihm zu Füßen gefallen, und habe um Verzeihung gebeten; nachher aber im Jahr 1593, da er einen zweyten Verſuch gemacht hätte, ſey er gerädert worden. Cap. 33.

7.

(p. 81. von Lion abgereiſet ſey.)

Peter Barriere oder la Barre, ein Schiffer aus Orleans. Davila (l. 4.) erzählt dieſe Sache auf eine verſchiedne Art. Die Denkwürdigkeiten der Ligue geben in der That einem Jeſuiten zu Paris und einem Kapuziner zu Lion große Schuld, aber ohne weder den einen, noch den andern zu nennen. De Thou ſagt ausdrücklich (l. 107.) dieſer Jeſuit ſey der Pater Varade, Rector des Kollegiums zu Paris geweſen. Mezerai (l. 62.) ſpricht davon in denſelben Ausdrücken, da er blos De Thou ausgeſchrieben hat.

Was aber auch dieſe Schriftſteller ſagen mögen, ſo iſt doch gewiß, daß Barriere, als er auf die Folter geſpannt wurde, um diejenigen anzugeben, die ihn bewogen hätten, dem König nach dem Leben zu ſtehen, den Pater Varade nicht nannte; eben ſo iſt es auch gewiß, daß man keine Unterſuchung gegen dieſen anfieng, daß er in dem ganzen Lauf des Prozeſſes nicht angegriffen wurde, und daß er auch noch, nachdem der König ſchon in Paris war, in der Stadt blieb. Als in dem folgenden Jahre (1594) Anton Arnaud in ſeiner Klagſchrift für die Univerſität den Jeſuiten das Verbrechen des Pater Varade vorwarf, leugneten es ſeine Mitbrüder

brüder mit Nachdruck, und der Advocat konnte es nicht beweisen. Hist. de l'Univ. de Paris, t. 6. pag. 884.

Der Pater Seraphin Banchi entdeckte die Verschwörung, und der Edelmann, welcher von Lyon abreiſete, um den König zu warnen, und Barriere und Melün erkannte, hieß Brancaleon. Chronol. Nov. l. c. — Heinrich erzählte ſeinem Geſchichtſchreiber Matthieu, da er mit ihm von dieſer Frevelthat ſprach, der Böſewicht hätte dreymal Gelegenheit gehabt, ihn zu ermorden: auf der Jagd, da er Früchte von einem Baum gepflückt hätte, und in der Kirche zu Saint Denis; und Barriere hätte eben ſo, wie Clement mit ſeinen Mitverſchwornen ausgemacht gehabt, eine Menge unſchuldiger Perſonen und beſonders verſchiedene Prinzen und Große in ſeiner Anklage anzugeben. Matth. t. 2. l. 1. pag. 150.

8.

(p. 82. zu Andreſy und Milly fort ꝛc.)

Desgleichen zu Pontoiſe und zu Fleury, einem Schloß in Pontoiſe, welches dem Grand-maitre des eaux et forets, Heinrich Clauſſe, gehörte. Die Katholiken, welche ihnen beywohnten, waren, nach de Thou's Angabe, die Herren von Villeroy, Schomberg, Belin, Revol, Jeannin und de Thou ſelbſt, welcher auch zu verſtehen giebt, daß man mehr von Politik als von Religion geſprochen habe.

9.

(p. 82. von der Frau von Simiers ꝛc.)

Louiſe von l'Hopital-Vitry, Gemahlin Jakobs von Simiers, welcher Grand maître de la Garderobe des Herzogs von Alençon war.

10.

(p. 83. der Baron von Medavy ꝛc.)

Peter Roupel, Baron von Medavy, Graf von Grancey, Lieutenant-General der Normandie und Staatsrath, ſtarb 1617. Er beſaß eine ſeltene Stärke des Körpers.

11.

(p. 83. Bois-Roſé ꝛc.)

N. de la Gouſſiminil oder Gouſminil, Herr von Bois-Roſé. Man ſehe Chronol. nov. l. 5. p. 94.

12.

(p. 86. der Kommenthur Grillon ꝛc.)

Thomas Berton, Gouverneur von Honfleur, Grillons Bruder.

13.

(p. 87. Joyeuſe und Montpezat ꝛc.)

Franz, der zweyte von den ſieben Söhnen Wilhelms von Joyeuſe. — Heinrich Desprez, Herr von Montpezat.

14.

(p. 88. den Graf von Chaligny ꝛc.)

Heinrich von Lothringen, Graf von Chaligny, aus dem Hauſe Metz.

15.

(p. 90. einen edlen und natürlichen Stolz ꝛc.)

De Thou ſagt von dem Admiral von Villars, daß er einen rauhen und ſtolzen Geiſt hatte.

16.

(p. 90. in bloße Bewegungen verwandelt hatte ꝛc.)

Folgende Anecdote, welche aus den Denkwürdigkeiten des Lebens des Preſidenten de Thou gezogen iſt, beweiſet das Sully hier von Heinrichs Character ſagt: „Eines Tages kam Grillon in das Kabinet des Königs, um ſich wegen dieſer Sache (daß er nehmlich durch ſein öfters Hin- und Hergehen bey der Belagerung von Rouen, um mit Villars in Unterhandlung zu treten, dieſem Gelegenheit gegeben hätte, den würenden Ausfall zu thun, von dem oben die Rede geweſen iſt) zu entſchuldigen; von Entſchuldigungen kam er zum Streiten, und vom Streiten zu heftigen Reden und Fluchen. Der König, dem

„ es verdroß, daß Grillon so lange in diesem Ton fort-
„ fuhr, befahl ihm endlich, hinaus zu gehen; da jener aber
„ alle Augenblicke bey der Thür wieder umkehrte, und Hein-
„ rich vor Zorn und Ungeduld erblaßte, so geriethen die
„ Umstehenden in Furcht, er möchte einem von ihnen den
„ Degen wegreißen, und diesen Menschen für seine Unver-
„ schämtheit durchbohren. Endlich gieng Grillon fort, und
„ der König faßte sich wieder. Er wendete sich nun gegen
„ die Herren, die bey ihm waren, und mit de Thou seine
„ Geduld bey einer so strafbaren Brutalität bewundert hat-
„ ten, und sagte zu ihnen: Ich bin zornig von Natur, aber
„ seitdem ich mich kenne, bin ich stets gegen eine Leiden-
„ schaft auf meiner Hut gewesen, der es so gefährlich ist,
„ Gehör zu geben. Ich weiß aus Erfahrung, daß sie eine
„ schlechte Rathgeberin ist, und es ist mir lieb, gute Zeu-
„ gen meiner Mäßigung zu haben. — Es ist gewiß, daß
„ sein Temperament, die beständigen Mühseeligkeiten und
„ die verschiednen Verhältnisse seines Lebens ihm eine sol-
„ che Stärke der Seele gegeben hatten, daß er seines Zorns
„ weit mehr Meister war, als seiner Leidenschaft für die
„ Wollust. Man bemerkte, daß während des Zanks mit Gril-
„ lon, der Marschall von Biron, der bey dem König war,
„ und auf einem Koffer saß, sich stellte, als ob er schliefe,
„ und immer fester zu schlafen schien, je mehr sich der Streit
„ erhitzte, obgleich Grillon gleich anfangs sich ihm genähert
„ und mit gellender Stimme ihm in die Ohren geschrien
„ hatte, er wäre ein schäbigter, beißiger Hund. Die gan-
„ ze Gesellschaft war überzeugt, er hätte sich nur gestellt, so
„ fest zu schlafen, um sich nicht mit einem Wütenden ein-
„ lassen zu müssen, welches er nicht hätte vermeiden kön-
„ nen, wenn er gewacht hätte. Man glaubte auch, er ha-
„ be dem König die ganze Last dieser Unterredung über-
„ lassen wollen.“

17.

(p. 91. die Gräfin von Guiche ꝛc.)

Dieselbe, welche Heinrich IV geliebt hatte, aber sie war sehr dick, und in Bälde fett und roth geworden. Journal du Regne d'Henri III. t. 1. p. 270.

18.

18.

. 100. unbeſchränkte Vollmacht ꝛc.)'

Die Familie des Herzogs von Sully beſitzt die Origi-
le dieſer Vollmacht und verſchiedner Briefe des Herzogs
er dieſe Sache.

19.

. 100. des Herzogs von Aumale ꝛc.)

Carl von Lothringen, Herzog von Aumale ſtarb 1631
Brüſſel. Seine Gemahlin war Maria von Lothringen,
e Tochter Renats, Herzogs von Elbeuf.

20.

. 104. als ich zu Villars gieng ꝛc.)

Villars wird in den Geſchichten ſeiner Zeit als ein ſehr
tiger und ſtolzer Mann vorgeſtellt. Man hat bemerkt,
ß von allen denen, die es verſuchten, einen Vergleich zwi-
en ihm und dem König zu ſchließen, keiner es zu Stande
ngen konnte, als Roſny. Mem. pour l'hiſt. de France
2. Auch de Thou (l. 109.) ſpricht mit Lobeserhebungen
dieſer Unterhandlung des Herrn von Roſny.

21.

. 115. einer ſo wichtigen Stadt als Paris ꝛc.)

Das Parlament gab bey dieſer Gelegenheit ein Arret,
ſches für den Grafen von Belin ſehr ehrenvoll war. Es
nahnt darin die Bürger, ſich der Vertreibung deſſelben zu
erſetzen, und lieber ſelbſt mit ihm Paris zu verlaſſen.
m. pour l'hiſt. de France, t. 2. Mem. de la Li-
e, t. 6.

22.

. 115. Briſſac ꝛc.)

Carl von Coſſe', Graf von Briſſac, Marſchall von
nkreich.

23.

. 116. Briſſac machte es eben ſo ꝛc.)

Der Herzog von Mayenne wurde, wie de Thou er-
lt, durch ſeine Mutter, die Herzogin von Guiſe, vor

Briſſac's Verrätherey gewarnt, aber er wollte es nicht glauben. Man ſehe über die Einnahme von Paris Matth. t. 2. l. 1. p. 174. — Chron. novenn. l. 6. pag. 334. u. a. m.

24.

(p. 116. Saint Luc. ꝛc.)

Franz von Epinay, Herr von Saint Luc, General-Feld-Zeugmeiſter.

25.

(p. 177. Herr von O ꝛc.)

Die Ligue hatte ihm dies Gouvernement entriſſen, welches er von Heinrich III. hatte. Peref. p. 2.

26.

(p. 117. Die ihn feierlich empfiengen ꝛc.)

Der Prevôt des Marchands Johann l'Huillier antwortete dem Marſchall von Briſſac, welcher zu ihm ſagte: man muß dem Kaiſer geben, was des Kaiſers iſt; —, ja, man muß es ihm geben, aber nicht verkaufen. Mem. pour l'hiſt. de France. — Das Journal de l'Etoile legt dieſe Rede in den Mund des Königs. L'Huilier wurde mit der Stelle eines Preſidenten der Rechnungskammer und Staatsraths belohnt; der Echevin Martin Langlois wurde Prevot des Marchands. — le Grain. l. 6. — Man lieſt in einer Rede in dem Mſt. de la Bibl. du Roi, Vol. 9033, daß Heinrich, als er durch das Neue Thor, welches nachher das Conferenz-Thor genannt wurde, in die Stadt kam, verſchiedene Male umkehrte, und wie der hinein gieng, weil er ungeachtet der Verſicherungen des Prevot und der Echevins immer noch fürchtete, man möchte nur geſucht haben, ihn mit ſeinen Leuten nach Paris zu locken, um ſie nieder zu hauen und ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen.

27.

(p. 117. und die Abſicht ihres Herrn ꝛc.)

Der König bemerkte einen Soldaten, der einem Becker mit Gewalt ein Brodt entreiſſen wollte; ſogleich rannte er auf ihn zu, und wollte ihn umbringen. Journ. de l'Etoile. — La Nove war von Gerichtsdienern wegen einer Schuld, die ſein Vater in Heinrichs Dienſten gemacht hatte, angehalten worden. Er lief zu dem König, um ſich

über

über diese Grobheit zu beklagen; Heinrich antwortete öffentlich: „La Nove, man muß seine Schulden bezahlen; bezahle ich doch die Meinigen.“ Nachher aber zog er ihn auf die Seite, und gab ihm einen Theil seines Schmucks, um ihn den Schuldnern zum Pfande zu lassen, welche la Nove's Gepäcke mit Arrest belegt hatten. Péref. part. 2.

28.

(p. 118. über eine so unerwartete Neuigkeit voll Erstaunen ꝛc.)

Als die Spanier, welche Langlois grade mit Anecdoten aus der Römischen Geschichte unterhielt, die Nachricht erhielten, schrie der Herzog von Feria zu verschiedenen Malen: Ach! ein großer König, ein großer König! — Journ. de P. de l'Etoile.

29.

(p. 118. sich zurückzogen.)

Der König wollte sie abziehen sehen, und stand deswegen an einem Fenster über dem Thor Saint-Denis. Sie grüßten ihn alle, indem sie den Hut abzogen und sich sehr tief verneigten. Er erwiederte den Gruß aller Anführer mit großer Höflichkeit, indem er zugleich rief: „empfehlen „Sie mich Ihrem Herrn, und gehn Sie in Gottes Na„men, — aber versuchen Sie's nicht noch einmal.“ Peref. part. 2.

30.

(p. 118. General-Pardon ꝛc.)

Alle gleichzeitige Schriften sind voll von Zügen von Heinrichs Gnade, und zugleich von den lebhaften und witzigen Antworten, die er gab. Ein Ligeur kam eines Tages zu ihm, da er sich mit dem Spiel belustigte. „Kommen „Sie, rief Heinrich, seyn Sie willkommen. Wenn wir ge„winnen, werden Sie auf unsrer Seite seyn.“ le Grain l. 10.

31.

(p. 118. Die Herzogin von Montpensier ꝛc.

Catharina Maria von Lothringen, Wittwe Ludwigs von Bourbon, Herzogs von Montpensier.

32.

(p. 120. später als alle andre, seinen Vergleich ꝛc.)

De Thou sagt bey dieser Gelegenheit gerade das Gegentheil. Er behauptet (l. 108.) Villeroy habe sich schon lange mit dem König verglichen gehabt, aber er habe dieß geheim gehalten, weil der König es zum Nutzen seiner eignen Angelegenheiten so wollte, damit Villeroy sich noch der Gewalt, die er über den Herzog von Mayenne hatte, bedienen könnte, um diesen auch auf Heinrichs Seite zu ziehen. Matthieu ist derselben Meynung, und Cayet schwankt zwischen beiden.

Indessen gereicht es immer Villeroy zum Vorwurf, daß er nicht ein wenig mehr Großmuth bey einer Gelegenheit, wo sie so schön angebracht gewesen wäre, zeigte. Auch ausser den Vortheilen, wovon hier genannt sind, gewann er bey seinem Vergleich noch die Statthalterschaft von Lion für seinen Sohn, den Marquis von Alincourt. — P. de l'Etoile giebt auch Villeroy'n einen zu eigennützigen Character schuld. „Heinrich IV, sagt er in seinem Journal, „war einst mit zwölf oder funfzehn Personen seines Hofes „nach Villeroy gegangen, um da eine einfache Mahlzeit einzunehmen. Bey Tische sagte er zu ihnen: Wir speisen „hier alle im Wirthshause, meine Freunde; wir wollen uns „für unser Geld was zu Gute thun, denn wir haben einen „Wirth, der uns die Zeche theuer genug wird bezahlen „lassen."

33.

(p. 126. der Ritter von Oise ꝛc.)

Georg von Brancas - Villars, Ritter von Oise, der Bruder des Admirals.

34.

(p. 131. Diese Schenkung wurde öffentlich bekannt, ꝛc.)

„Die Gemüthsart des Herrn von Rosny stimmte vollkommen mit des Königs seiner überein. Als Heinrich ihm „die Finanzen anvertrauete, verlangte er von ihm, er möchte nie irgend ein Geschenk nehmen, ohne es ihm anzuzeigen. Wenn aber Rosny ihm Nachricht davon gab, so „willigte er stets darein, und war selbst so froh, daß ein „Minister, der ihm so gut diente, auch seinen Vortheil da-

„bey

„bey fand, daß er oft das Geschenk noch vermehrte, um „ihm Lust zu machen, seine Schuldigkeit immer besser zu „thun. Rosny nahm aber nie eine Schenkung an, wenn „sie nicht gehörig in der Rechnungskammer verificirt war, „damit alle Welt die Freygebigkeit seines Herrn erfahren „und Niemand ihm den Vorwurf machen könnte, daß er die „Gunst desselben anwendete, um seine Kassen zu erschöpfen.“ Peref. p. 225. — Dieser Schriftsteller wußte damals noch nicht, was Sully's Bescheidenheit verschwiegen hatte, daß die erste Idee einer so weisen und gut ausgedachten Einrichtung von dem Minister selbst hergekommen war.

35.

(p. 133. Den Herzog von Nemours)

Carl Emmanuel von Savoyen, Herzog von Nemours, ein Sohn Jacobs mit Annen von Este, deren erster Gemahl Franz von Lothringen Herzog von Guise gewesen war.

36.

(p. 133. seines neuen Reichs versichert. ꝛc.)

Nach Péréfixe war der Herzog von Mayenne selbst der Urheber dieses Aufruhrs zu Lion, weil er seinem Stiefbruder diese Stadt entreißen wollte. — Uebrigens geben alle gleichzeitige Schriftsteller dem Herzog von Nemours das Lob, daß er einer der liebenswürdigsten Männer unter den Großen Frankreichs war. Man sehe in den Mem. de Brantome, t. 3. Art. M. de Nemours, pag. 1. folg. die Lobrede auf ihn und seinen Bruder Heinrich von Savoyen-Nemours, Marquis von Saint-Sorlin. — Ueber die Begebenheiten zu Lion s. Cayet, l. 6. fol. 299.

37.

(p. 134. Balagny ꝛc.)

Johann von Montluc, natürlicher Sohn des Bischofs von Valence, Johann von Montluc.

38.

(p. 136. Ein gewisser Du-Bourg ꝛc.)

Er wollte lieber öffentlich und mit der schwarzen Schärpe die Bastille verlassen, als sie dem König für Geld übergeben. — P. de l'Etoile — Cayet, t. 2. pag. 691. Er hieß Anton du Maine genannt du Bourg oder l'Espinasse.

39.

(p. 136. Der Graf von Sommerive ꝛc.)

Carl Emmanuel von Lothringen, Graf von Sommerive.

40.

(p. 136. Grafen von Guiche, ꝛc.)

Philibert von La Guiche, Statthalter von Lion, wurde General-Feld-Zeugmeiſter 1578 als der Marſchall von Biron dieſe Stelle niederlegte.

41.

(p. 136. Der Graf von Auvergne ꝛc.)

Von dieſem wird noch oft die Rede ſeyn. Er hieß Carl von Valois, in der Folge Herzog von Angoule'me und Groß Prior von Frankreich; und war der natürliche Sohn Carls IX. mit Marie Touchet, Frau von Belleville, einer Tochter des Lieutenant-particulier von Orleans. Sie ſtarb 1638, in einem Alter von 89 Jahren, und der Herzog von Angoule'me 1639. Sein Stiefvater war Franz von Balzac, Herr von Entragues, welcher Marien Touchet heirathete, und mit ihr, Heinrichs Geliebte, Henrietten von Balzac, welche nachher Marquiſe von Verneuil hieß, erzeugte.

42.

(p. 140. Die Königin von Schottland ꝛc.)

Maria von Lothringen, eine Tochter des Herzogs Claudius von Guiſe, vermählte ſich 1530 mit Jacob Stuart dem König von Schottland.

43.

(p. 142. Den Herren von Chiverny ꝛc.)

Philipp Hurault von Chiverny, Kanzler von Frankreich. — N. von Pontcarré, Requeten Meiſter. — Pomponius von Bellievre. — Andreas Hurault, Herr von Maiſſe, dieſer wurde im folgenden Jahre als Botſchafter nach Venedig geſchickt.

44.

(p. 142. ihre Gönner bey der ligue ꝛc.)

Der Kardinal von Bourbon, der Sür-Intendant von O, der königliche Advokat Anton Seguier und viele andere verwendeten ſich öffentlich für die Jeſuiten.

45.

45.

(p. 142. Duret und Verſoris ꝛc.)

Der Prozeß wurde am 18 April 1594 bey verſchloßnen Thüren abgehandelt. Anton Arnaud ſprach für die Univerſität, Ludwig Dolle' für die Pfarrherren, und Claudius Duret nur mit wenigen Worten für die Jeſuiten. Der Jeſuit und Syndikus des Kollegiums von Clermont, welches nachher das Kollegium Ludwigs des Großen genannt wurde, Peter Barne vertheidigte ſie weitläuftig. Schon ſeit dreyßig Jahren war wegen ihrer Einführung in dem Königreiche ein Prozeß beym Parlament anhängig; und anſtatt ein Endurtheil zu ſprechen, entſchied das Parlament, daß die Klagen der Univerſität und der Pfarrherren von Paris zu den Actenſtücken jenes erſten Prozeſſes geſchlagen werden ſollten; welches man denn ſehr leicht verhindern konnte. De Thou l. 110. Hiſt. de l'Univ. de Paris t. 6. pag. 866. u. a. m.

46.

(p. 143. Herren von Longueville ꝛc.)

Heinrich von Orleans, Herzog von Longueville ꝛc.

47.

(p. 146. der beyden einzigen Abteien ꝛc.)

Notre Dame von Abſie in Poitou, und das Priorat von Saint-Pierre von Ponteiſe.

48.

(p. 149. Givry, Moutigny ꝛc.)

Anna von Anglure, Baron von Givry. Er wurde wenige Tage nachher vor Laon getödtet, und von dem König ſehr bedauert. — Franz von la Grange Herr von Montigny. — Claudius von Liſle, Herr von Marivault.

49.

(p. 151. Guitry ꝛc.)

Dieſer muß nicht mit Johann Chaumont von Guitry, von dem ſchon oft die Rede geweſen iſt, verwechſelt werden. Er war 1592 geſtorben. De Thou l. 103. Der Guitry, welcher hier genannt wird, führte den Namen, weil er die Erbin dieſes Hauſes geheirathet hatte. — Chronol. nov. l. 4 pag. 23.

50.

(p. 153. dem Fräulein von Saint-Genies ꝛc.)

Eine Tochter Elias von Gontauld, Herrn von Badefou und Saint-Genies, Gouverneurs von Béarn und Vizekönigs von Navarra, und Jaquelinens von Bethune, der Schweſter des Herrn von Rosny.

Anmerkungen zu dem siebenten Buche.

1.

(p. 165. mehr errathen, als er mir ſagte. ꝛc.)

Der Geſchichtſchreiber des Herzogs von Bouillon ſchildert den Charakter deſſelben eben ſo, wie hier geſchehen iſt. „Er drückte ſich, ſagt er, mit Willen ſo verwirrt und ſo „dunkel aus, daß er ſeinen Worten allemal den Sinn geben konnte, der ihm gut dünkte. Er behauptete, es gäbe Gelegenheiten, wo man nicht umhin könnte, entweder „ganz zu ſchweigen, oder dieſe Weiſe zu beobachten, wenn „man durchaus reden müßte.“ Ein andrer ſeiner Grundſätze war, nach eben dieſem Schriftſteller; „Man müßte ſich „vor ſchriftlichen Erklärungen hüten. Worte, ſagte er, kann „man auslegen, wie man will; man geſteht ſie auch nicht „weiter ein, als in ſo fern es gut iſt, dieſes zu thun; „man verſchanzt ſich hinter das Mehr oder Weniger; man „räumt ein oder läugnet, wie es der Vortheil erfordert; „aber mit dem, was man geſchrieben hat, verhält ſichs ganz „anders, u. ſ. w.“ Sully hatte ganz entgegengeſetzte Maximen. Manche Politiker werden vielleicht Bouillons Grundſätze nicht tadelnswürdig finden, aber gewiß iſt keiner, der den Herzog von Sully nicht loben wird.

2.

2.

(p. 172. der Marſchall von Aumont ꝛc.)

Er wurde im folgenden Jahre bey der Belagerung von Comper durch eine Kanonenkugel getödtet, welche ihm den Arm zerſchmetterte. Als er ſich verwundet fühlte, ſagte er weiter nichts, als: ich habe genug. Er wurde von Jedermann hochgeſchätzt und auch überall bedauert. Bey ſeinem Tode war er über ſiebenzig Jahre alt. Man ſehe das Lob ſeiner großen Eigenſchaften beym de Thou l. 113.

3.

(p. 172. und gefangen wurde.)

Carl von Crequi, les Diguieres Schwiegerſohn, wurde, da er Aiguebelle, welches der Herzog von Savoyen belagerte, entſetzen wollte, geſchlagen und gefangen genommen. Dieß geſchah aber erſt 1598. — Man ſehe überhaupt über die Begebenheiten des Kriegs, die hier ſehr zuſammen gezogen ſind, die ſchon oft angeführten Geſchichtſchreiber nach.

4.

(p. 172. des Präſidenten Jeannin ꝛc.)

Der Herzog von Sully beſchuldigt vielleicht den Präſidenten hier ohne hinreichende Gründe. Wenigſtens ſagt man, daß Jeannin ſchon zwey Jahre vorher bey ſeiner Rückkehr aus Spanien dem Herzog von Mayenne zu erſt den Rath gegeben habe, ſich zu vergleichen, weil er durch den Stolz und die Eitelkeit Philips II beleidigt worden war, der in den Unterhandlungen mit ihm ſich immer der Ausdrücke: Meine Stadt Paris, meine Stadt Orleans, bediente, als ob Frankreich wirklich ihm gehört hätte.

5.

(p. 172. Bourgogne war die Provinz ꝛc.)

Sie war die Statthalterſchaft des Herzogs von Mayenne.

6.

(p. 174. über ſeine Pfründen ꝛc.)

Er war Erzbiſchof von Rouen, Abt von Saint-Denis, von Saint-Germain-des-Prés, von Saint-Ouen, von Sainte-Catherine zu Rouen, von Orcamp u. ſ. w. De Thou ſchildert ihn als einen Prinzen, der die Wiſſenſchaften

ſchaften liebte, ein guter Redner, ſanft und von angenehmen Witze war, aber dabey ſehr ſchwach von Character. Er ſtarb den 28. Julius.

7.

(p. 175, war O nichts weniger als das.

Franz von O, Herr von Fresnes, Meilleboiſ ꝛc. erſter Kammerjunker, Gouverneur von Paris und Isle de France, Oberaufſeher über die Finanzen u. ſ. w. „In ſeinen Ausſchweifungen und Verſchwendungen übertraf er „die Könige und die Prinzen. Bey ſeinen Abendeſſen ließ „er ſich Paſteten vorlegen, die von Muskus und Ambra „gemacht waren, und ihm das Stück auf 25 Thaler koſteten.“ Journal de l'Etoile, ad a. 1594. pag. 37.

8.

(p. 175. in der Liſte der Bellegarde ꝛc.)

Roger von Saint-Larry von Bellegarde. — Aegidius von Souvrai. — Arnot von Villequier. — Jacob Leroy von Lavius, oder Lavins. — Franz von Epinay von Saint Luc. — Franz von Mangiron. — Paul Stuart von Cauſſade, Herr von Saint Mégrin. — Johann von Arces von Livarrot. — Anna von Joyeuſe. — Johann Ludwig, und Bernhard von Nogaret. — Heinrich von Joyeuſe Graf von Bouchage, nachher Kapuziner und Cardinal. — Johann von Saint-Larry von Thermes, oder Auguſt Baron von Thermes. — Obgleich Souvrai unter die Günſtlinge Heinrichs III gehört, ſo verdient er doch nicht unter die ſo genannten Mignons dieſes Fürſten gerechnet zu werden. Er war ein Mann von Verdienſt und anerkannter Rechtſchaffenheit. Heinrich III ſagte, wenn er kein König und kein Fürſt wäre, ſo möchte er Souvrai ſeyn. Er weigerte ſich, den Auftrag zu unterſchreiben, den Heinrich III ihm zumuthete, den Marſchall von Montmorency im Gefängniß umzubringen. De Thou l. 61.

9.

(p. 176. Lieramont, der Gouverneur von Calelet ꝛc.)

Franz von Dampierre, Herr von Lieramont.

10.

(p. 177. unter ſeinen Verwandten ꝛc.)

Er

Er hatte keine Kinder mit seiner Stiefschwester Charlotte Catharine von Villequier. — Heinrich IV zeigte ihm einst beym Ballspiel einen Marqueur, der ihre Kugeln auf die Seite brachte, und setzte dann laut hinzu: Sie sehen wol, Herr, daß alle Welt uns bestiehlt. Le Grain, l. 7.

11.

p. 177. des Herzogs von Guise, der durch seine Mutter ꝛc.)

Carl von Lothringen, Herzog von Guise. Seine Mutter war Catharina von Cleve, die Wittwe des zu Blois ermordeten Herzogs von Guise.

12.

p. 180. Provinz Champagne betraf. ꝛc.)

Man sehe de Thou l. 111; er will auch einigen Antheil an diesem Vergleich gehabt haben.

13.

p. 180. und Chiverny ꝛc.)

Philipp Hurault von Chiverny, Kanzler von Frankreich, starb 1599 in einem Alter von 72 Jahren.

14.

p. 183. von Gévres ꝛc.)

Der Staatssekretair Ludwig Potier von Gévres; von ihm stammt die Linie Gevres, und von seinem ältern Bruder, Nikolaus Potier von Blancmenil, die Linie Novion ab.

15.

p. 186. als das von Provence ꝛc.)

Er verlohr nachher diese Statthalterschaft unter dem Cardinal von Richelieu, welcher auch dem Herzog von Elbeuf die Picardie und dem Herzog von Bellegarde Burgund nahm.

16.

p. 187. und aller Feinde des Staats ꝛc.)

Der Herzog von Guise war der Ligue verhaßt, weil kurz vorher bey einem Aufruhr seinen Vermeier in Champagne, den Herrn von Saint-Paul, einen eifrigen Ligisten, mit eigner Hand getödtet hatte.

17.

17.

(p. 182. die Eroberung von Marſeille ꝛc.)

Zwey Bürger, Carl Caſault und Ludwig von Air waren im Begrif, dieſe Stadt den Spaniern zu überliefern, als der Herzog von Guiſe im Verſtändniß mit zwey andern Bürgern, den Gebrüdern Peter und Bartholomäus Libertat, Mittel fand, ſich derſelben zu bemächtigen. Sie tödteten den Caſault, ſchlugen die Truppen der Spaniſchen Partey und ließen den Herzog von Guiſe durch die Porte Reale hinein, welcher die Unternehmung mit vieler Klugheit zu Stande brachte. Man ſehe De Thou l. 116 — D'Aubigné, t. 3. l. 4. cap. 12. — Heinrich rief, als er die Unterwerfung von Marſeille erfuhr: „Jetzt erſt bin ich „König!" — In dem folgenden Feldzuge bewies der Herzog von Guiſe große Tapferkeit, da er die Spanier bey Gex verfolgte, und erlegte mit eigner Hand einen feindlichen Reuter, der ihn heraus gefordert hatte. Heinrich umarmte ihn und ſagte die ſchönen Worte zu ihm: „Diejenigen, welche alte Beyſpiele von Tugend vor ſich finden, „müſſen ſie nachahmen, und für die, welche nach ihnen „kommen werden, erneuern." P. Matth. t. 2. l. 1. p. 192.

18.

(p. 189. Ville-Vois ꝛc.)

Dieſe Stadt liegt in Angoumois, und heißt jetzt la Valette. — Man ſehe über die Handlungen des Herzogs von Epernon die Hiſtoire de la vie du Duc d'Epernon, imprimée à Paris en 1665. Es iſt unmöglich, ihn gegen alle Vorwürfe, die ihm hier gemacht werden, zu rechtfertigen; ſein Geſchichtſchreiber ſelbſt räumt vieles ein. Das einzige, was man ſagen kann, iſt, daß Sully vielleicht die Fehler, welche durch d'Epernons Betragen in ſeinen letzten Lebensjahren beynahe ganz wieder gut gemacht wurden, hier und da vergrößert hat.

19.

(p. 191. der Frau von Liancourt ꝛc.)

Dies iſt die ſchöne Gabriele, welche mit Nikolaus von Amerval, Herrn von Liancourt, vermählt war. Sie wurde, wie man ſagt, von ihrem Vater zu dieſer Heirath, die gar nicht nach ihrem Geſchmack war, gezwungen, aber Heinrich IV wußte die Vollziehung derſelben zu verhindern.

20.

(p. 192. la Regnardiere ꝛc.)

La Regnardiere war eine Art von Spaßmacher, „halb „Soldat, halb Advokat, und halb Edelmann, der alles, „was ihm in den Mund kam, herausſagte.“ So wird er in den Begebenheiten des Barons von Feneſte wo viele Geſchichten von ihm vorkommen, geſchildert. L. 4. Cap. 7.

21.

(p. 192. der ehrliche Alibour ſtarb ꝛc.)

Das Journal de l'Etoile, und die Confeſſion de Sancy beſtätigen dieſe luſtige Geſchichte, ſo wie auch den Verdacht, daß ſie für den alten Alibour ein trauriges Ende nahm. Er war des Königs erſter Leibarzt, und wurde, wie man glaubte, auf Befehl der Frau von Liancourt vergiftet. Aber dieß alles iſt ohne hinlängliche Beweiſe geſagt. — Man kann auch darüber nachleſen, was Sauval nach den öffentlichen Gerüchten und den ſatyriſchen Blättern von der heimlichen Liebesgeſchichte der ſchönen Gabriele mit dem Herzog von Bellegarde erzählt.

22.

(p. 193. und Sancy ꝛc.)

De Thou und Perefixe ſagen, Sancy ſey vor Roſny einige Zeit Oberaufſeher der Finanzen geweſen. Dieß muß aber wahrſcheinlich nur von dem Anleihen verſtanden werden, welches er von ſelbſt über alle ſeine Kollegen ſich anmaßte, wie Sully es auch in der Folge zu verſtehen giebt. Die gleichzeitigen Schriftſteller ſtimmen darin überein, daß man nicht eher etwas gewiſſes von dem Finanzrath ſagen kann, als bis Roſny das Oberhaupt deſſelben wurde. Man kann über ihm am ſicherſten allen, was er darüber ſagt, glauben.

23.

(p. 193. Veränderung im Staatsrath ꝛc.)

Perefixe (ad a. 1598. p. 224.) ſpricht von dieſer neuen Form des Finanz-Kollegiums eben ſo, wie der Herr von Sully.

24.

(p. 196. den Vorſchlag im öffentlichen Staatsrath zu thun.)

De Thou iſt ganz der Meinung, daß der Herzog von Bouillon der vornehmſte Urheber dieſes Kriegs geweſen ſey, und ſein eigner Geſchichtſchreiber geſteht aufrichtig, daß Bouillon, indem er dieſen Rath gab, weit weniger den Vortheil des Staats und den Ruhm des Königs, als ſeinen Privat-Nutzen und das Intereſſe der Calviniſten vor Augen hatte, denen der Krieg nöthig war, um die vortheilhaften Bedingungen, welche ihnen das Edict von Nantes gab, zu erlangen. Ungeachtet der Gründe zum Kriege, welche man in den Mſſ. de la Bibl. du Roi, vol. 8955. und in der Erklärung des Königs im 6ten Band der Denkwürdigkeiten der Ligue aus einander geſetzt findet, ſind doch alle guten Schriftſteller und alle ſcharfſichtigen Männer über die Voreiligkeit und Unbeſonnenheit, womit Heinrich dieſe Unternehmung anfieng, die noch weit ſchlimmere Folgen hätte haben können, als ſie in der That nach ſich zog, mit dem Herzog von Sully völlig einer Meinung.

25.

(p. 198. in ſeinem Zimmer im Louvre ꝛc.)

Nach andern in dem Zimmer der Marquiſin von Verneuil im Hotel de Schomberg hinter dem Louvre. Eigentlich war es aber an keinem von dieſen beyden Orten. Ein Regiſter des Pariſer Rathhauſes, welches Piganiole (im 2ten Bande der Beſchreibung von Paris) anführt, bezeugt, daß die ſchöne Gabriele damals im Hotel d'Eſtrées wohnte, und daß der König hier verwundet wurde.

26.

(p. 198. in dem Gedränge zu retten.)

„In dem Augenblick, wo der König ſich verwundet „fühlte, ſah er um ſich und erblickte ſeine Hofnärrin, Ma„thurine. Er rief: Hol der Teufel die Närrin! ſie hat „mich verwundet. Aber ſie leugnete es, lief ſo gleich hin „um die Thür zu verſchließen, und verſperrte dadurch dem „Mörder den Weg zur Flucht. Als man ihn ergriff und „durchſuchte, warf er ſein noch ganz blutiges Meſſer auf „den Boden.“ So erzählt l'Etoile dieſe Begebenheit. Die Mſſ. de la Bibl. du Roi im Gegentheil ſagen, (vol. 9033.) der König habe in dem Augenblick, wo er den Stoß fühlte, zu einem von den beyden Edelleuten geſagt: „Ach! „Baſſin, du haſt mich verwundet;“ dieſer aber habe ſich ihm

ihm zu Füßen geworfen und gerufen: „Sire, Gott bewahre „mich vor dem Gedanken, Ew. Majestät an zu rühren „oder zu verwunden! Ich habe nichts bey mir, als den Dol„gen hier an der Seite.“ — De Thou berichtet, der Graf von Soissons habe den Mörder angehalten, und laut gesagt, „Einer von uns muß den Streich versetzt haben;“ zu gleicher Zeit habe man bey dem Schein der Lichter den Dolch zu den Füßen des Mörders blinken sehn. Lib. 111.

27.

(p. 198. diesen Vätern wichtige Sachen zur Last.)

Bey einer so wichtigen Beschuldigung ist es billig, zu erwägen, daß die alten Memoiren des Herzogs von Sully, aus denen dieses Werk gezogen ist, nicht durchgehends von gleichem Gehalt sind. Höchst authentisch sind alle Originalstücke, Briefe, Aufsätze, Nachrichten von Unterredungen, Betrachtungen, Abhandlungen, u. s. w. die von dem Herzog selbst herrühren. Aber hier und da haben vielleicht seine Sekretaire die Erzählung ergänzt, und das könnte auch hier, bey der Anklage der Jesuiten, wohl der Fall seyn. Ueberhaupt ist der Herzog von Sully diesen Vätern nicht gewogen. Der französische Herausgeber der Memoires du Duc de Sully ist bey jeder Gelegenheit ein eifriger Verfechter der Jesuiten. L'Etoile in seinem Journal sagt bey dem Jahre 1595: „Chatel wurde den 28. verhört, und entlud „durch seine Aussage die Jesuiten, und selbst den Pater „Gueret, seinen Lehrer, aller Schuld. Er sagte, er habe „die That aus eigner Bewegung vollbracht ꝛc.“ De Thou; Matthieu t. 2. l. 1. p. 183; Cayet, l. 6. p. 432. und die Denkwürdigkeiten der Ligue sagen dasselbe. Nach allen diesen Schriftstellern gestand zwar Chatel, daß er bey den Jesuiten studirt habe, und daß nach ihren Grundsätzen es erlaubt sey, Könige zu ermorden, wie es auch der Schriften des P. Guignard, Bibliothekars des Kollegiums von Clermont, den man so gleich in Verhaft nahm, lehrten; aber zu gleicher Zeit leugnete er förmlich, daß weder sein Professor, noch alle Jesuiten ihm gerathen hätten, den König umzubringen, und selbst, daß so wenig sie, als sein Vater einiger Antheil von seinem Vorsatz gehabt hätten, obgleich nach L'Etoile der Lieutenant von der Maréchaussée Lucas sich als ein Beichtvater verkleidet hatte, um Chatel sein Geheimniß zu entreißen. Sully so wohl als d'Aubigné thun

also sehr unrecht, wenn sie durch die Art, wie sie sich ausdrücken, zu verstehen geben, die Jesuiten hätten diesen Menschen zu dem Meuchelmord angereizt. Der Pater von Chalons drückt sich im 3ten Theil seiner Hist. de France, p. 245, etwas zweydeutig aus, wenn er sagt, Chatel habe im Verhör gestanden, „die Grundsätze und Reden der „Jesuiten hätten ihn zu dieser strafbaren Handlung verleitet.“

28.

(p. 199. Johann Guéret, Peter Varade ꝛc.)

Der Herzog von Sully irrt hier abermals. Johann Guéret wurde durch ein besonders Arrêt auf ewig verbannt; aber Peter Varade, Alexander Mayus u. s. w. werden nirgend besonders genannt; sie wurden nur ohne eine eigne Erwähnung mit allen den andern in dem Arrêt begriffen, welches den ganzen Orden verbannte.

29.

(p. 199. Herren von Tremblecourt ꝛc.)

N. von Aussonville, Herr von Saint-George, und Ludwig von Beauveau, Herr von Tremblecourt, waren Lothringische Edelleute.

30.

(p. 199. durch Mouffy, ꝛc.)

Am funfzehnten Februar in der Ehe von Villers-Cotterets in Valois. De Thou nennt den Baron von Conan, Conas oder Conar, und statt Boys muß man Beyne lesen.

31.

(p. 199. der Herzog von Montmorency ꝛc.)

Heinrich II. der Sohn des Connetable Anna von Montmorency.

34.

(p. 200. und Dijon gemacht.)

Alle diese verschiedenen Begebenheiten des Kriegs in Bourgogne findet man bey De Thou und D'Aubigné, ad a. 1595.

35.

(p. 201. ihn ihm vorzuschlagen,)

Die

. Die groſse Schwachheit des Königs für die Frau von ncourt war für Niemand mehr ein Geheimniß. „Er hr an ihrer Seite durch Paris, nahm ſie mit auf die ad, und liebkoſete ſie vor aller Welt.“ Journ. de toile. l. c. Aus den Briefen, die Heinrich ihr ſchrieb, t ſich ſeine groſse Liebe zu ihr beurtheilen. Sie ſind dem Mſ. der königlichen Bibliothek gezogen und im erſten Theil des Journal du regne de Henri III, p. , folg. abgedruckt.

36.

202. und Saint-Paul, ꝛc.)

Franz von Orleans, Graf von Saint-Paul, Statthalter dieſer Provinz.

37.

209. von den beyden franzöſiſchen Feldherren, ꝛc.)

Brantome rechtfertigt den Herzog von Nevers wegen Verluſts, den die Franzoſen bey Dourlens erlitten, und , er ſey mit ſtarken Märſchen vorgerückt, und habe gebeten, man ſolle ihn erwarten; die andern Befehlhaber ten aber nicht für rathſam, dieſes zu thun. t. 3. p. 268.

38.

210. und d'Humieres ſelbſt, ꝛc.)

Man kann zu dem Lobe, welches De Thou dieſem n beylegt, nichts hinzu ſetzen. Im 112ten Buche ſagt daß der König und ganz Frankreich um ihn weinten. n Leben und ſeine ſchönen Thaten erfüllen den 8930ten d des Mſs. de la Bibl. du Roi.

39.

211. 212. mit dem Admiral abgeredet.)

De Thou entſchuldigt den Herzog von Bouillon. Er , auch der Graf von Saint-Paul habe den Admiral rnt, ſich zurück zu ziehn, aber Villars habe dieſe Nach- für eine Art von Befehl von dem Herzog von Bouil- gehalten, und aus Eitelkeit oder aus einer Tapferkeit, em Vorwurf der Verzagtheit nicht entgehen kann, ſich igert, zu folgen. L. 112. — D'aubigné ſagt daſ- , t. 3. l. 4. cap. 9. — Mem. de la Ligue t. 6. th. t. 2. l. 1. — Capet glaubt, der Admiral habe auf

die Nachricht, die ihm der Herzog von Bouillon geben lieſs, ſich zurückziehen wollen, aber es nicht mehr gekonnt, weil er ſich ſchon zu weit eingelaſſen hatte. Chronol. nov. l. 7. p. 504.

40.

(p. 212. Durch die kalte Mordluſt der Feinde.)

Unter dieſen leztern war der Admiral von Villars. Einige Neapolitaner hatten ihn zum Gefangnen gemacht, und ein ſpanischer Hauptmann, mit Namen Contrera, fieng mit Willen einen Streit mit ihnen an, um ihn zu haben, und bediente ſich ihrer Weigerung zum Vorwande, ihn zu tödten. L'Etoile ſagt, der Haſs, den die Spanier ſeit ſeinem Uebergang zum Könige gegen ihn gefaſst hätten, ſey die wahre Urſach ſeines Todes geweſen. Er giebt ihm daſſelbe Lob, welches ihm von dem Herrn von Rosny beygelegt wird. Journ. ann. 1595.

41.

(p. 213. Savarnes ꝛc.

Johann von Saule, er war von der Ligue zum Marſchall von Frankreich gemacht worden, und des Herzogs von Mayenne Verweſer in Bourgogne.

42.

(p. 214. und Talan ein.

Eine halbe Meile von Dijon, ein Italiener, Franciſco, kommandirte darin.

43.

(p 215. Grafen von Tonigny ꝛc.)

Odet von Matignon, Graf von Tonigny, älteſter Sohn des Marſchalls von Matignon.

44.

(p. 215. Lux und Fontaine-Françoiſe ꝛc.)

Auf der Grenze von Bourgogne und Franche-Comté. Dieſe Unternehmung wurde im Anfang des Junius gemacht.

45.

(p. 217. Der Baron von Lux ꝛc.)

Ewe von Malain, Baron von Lux oder Luz. Er wurde Staatsrath, Kapitain einer Kompagnie von 50 Gendarmen und Lieutenant du Roi in Bourgogne. Er nahm Antheil an der Verschwörung des Marschalls von Biron.

46.

(p. 218. seinen Soldaten das Beispiel giebt ꝛc.)

Er sagte oft, bey andern Gelegenheiten hätte er um den Sieg, hier aber um sein Leben gekämpft. Perefixe, Matthieu, Cayet, le Grain und d'Aubigné erzählen die Begebenheit, so wie sie hier steht: De Thou und der 8929: Band der Mss. de la Bibl. d. R. mit einigen Abweichungen. D'Aubigné sagt, Heinrich sey mit Niemanden vollkommen zufrieden gewesen, ausser mit den Herzogen von la Tremouille und Elbeuf, die sich mit guter Art vereinigten, um dem König den Weg zu bahnen. D'Aub. t. 3. l. 4. c. 8. Nach de Thou lobte er den Marquis von Mirabeau, la Carre und einige andre vor dem Parlament.

„Ich brauche keinen Rath, sondern Beystand, antwortete Heinrich, als man ihm rieth, auf einem trefflichen Türkischen Pferde, welches für ihn bereit gehalten wurde, zu entfliehen; es ist mehr Gefahr bey der Flucht als bey dem Jagen." Matth. t. 2. l. 1. p. 187. „Mainville, welcher nahe „bey ihm war, sparte seinen Pistolenschuß für den ersten, der „sich dem König nähern würde. Er faßte seinen Mann so „gut, daß die Kugel ihm durch den Kopf gieng und vor „Heinrichs Ohren vorbey pfiff. Dieser konnte nachher nie „von Pistolen sprechen, ohne sich an jenen Schuß zu erin„nern. Er sagte, es sey ihm nie ein so starker vorgekom„men; aber Mainville hatte auch statt der Kugel zwey „Stücken gehackten Stahl eingeladen." Matth. ibid. — Eben dieser Schriftsteller versichert, der Herzog von Mayenne habe den Spanischen General nur um hundert Pferde gebeten, um den König anzugreifen, aber vergebens, der Spanier war überzeugt, daß Heinrich ihn nur in einen Hinterhalt locken wollte. Dies Mißtrauen der Feinde rettete ihn zu Fontaine-Françoise, so wie ehemals zu Aumale. Das sonderbarste ist, daß er in einem so hitzigen Gefecht nur 6 Mann verlohr, da hingegen von den Spaniern 120 todt blieben, 200 verwundet und 60 zu Gefangnen gemacht wurden. Chronol. Nov. l. 7. p. 497.

47.

(p. 219. la Caré'e, ꝛc.)

Er war bey dem Gefecht gewesen, aber ohne Küraß und schlecht beritten. Eine Stimme, die er für des Königs seine erkannte, rufte ihm zu: Vorgesehn, Caré'e! er erblickte zugleich einen von den Feinden, der im Begriff war, ihn mit der Lanze zu durchbohren, und stieß ihn nieder. Vol. 89-9. Mſ. de la. B. d R.

48.

(p. 220. Seure. ꝛc.)

Seure, an der Saône, heißt jetzt Bellegarde.

49.

(p. 221. Ardes, ꝛc.)

Ardes wurde den Feinden fast ohne allen Widerstand von dem Grafen von Belin übergeben. Er fiel deswegen in Ungnade, verlohr seine Aemter und wurde auf seine Güter verwiesen. Bongars: ep. 75 ad Camer. — Marisot ep. 33.

50.

(p 222. Daß der Pabst ihm endlich die Absolution ꝛc.)

Der Pabst zögerte so lange, die Absolution zu ertheilen, weil er allein das Recht zu haben behauptet, die Abtrünnigen wieder aufzunehmen. Er war sehr erzürnt, daß die französischen Prälaten sich unterstanden hatten, den König loszusprechen, ob sie es gleich nur mit dem Vorbehalt, wenn der Pabst es genehmigen würde, (ad cautelam) gethan hatten.

51.

(p. 222. Folgende Bedingungen dabey: ꝛc.)

Die ganze Lossprechungs-Akte Heinrichs des Vierten findet man italienisch in den Mſs. de la B. d. R. Vol. 8778. Außer jenen Bedingungen legt der Pabst auch noch dem König als Buße auf: alle Sonn- und Festtage eine konventuelle Messe in der königlichen Kapelle, und alle Wochentage eine Privatmesse zu hören; alle Sonntage den Rosenkranz oder 150 Paternoster und Ave Maria, alle Sonnabende 50 Paternoster und Ave, und alle Mittwochen die Litaneyen herzusagen; alle Freytage zu fasten, und wenigstens

vier-

wirmal des Jahrs zu beichten und öffentlich zum Abendmahl zu gehn. Erſt nachdem der Pabſt in dieſer Akte Heinrichen die Abſolution ertheilt hat, nennt er ihn darin König von Frankreich und Navarra. Bey jedem Verſe des Miſerere gab der heilige Vater mit einem kleinen Stabe einen leichten Schlag auf die Schultern der Herren du Perron und von Oſſat, welche in der Akte Procuratori di Navarra genannt werden.

Dies iſt eine gewöhnliche Förmlichkeit, aber die Proteſtantiſchen Schriftſteller haben nicht unterlaſſen, boshafte Anmerkungen darüber zu machen, und ſagt. Heinrich hätte ſichs gefallen laſſen, durch Prokuration Schläge zu empfangen.

Der Kardinal von Oſſat hat bey den Franzoſen den Ruf eines geſchickten Politikers und eines Patrioten, der Herzog von Süly aber ſcheint gegen ihn eingenommen zu ſeyn. Aus allem, was man davon weiß, erhellet, daß D'Oſſat bey dieſer Gelegenheit große Schwierigkeiten bey dem Pabſt ſelbſt, und mächtige Hinderniſſe von Seiten der Kardinäle zu überwinden hatte, an denen der Herzog von Nevers, der Kardinal von Rez, der Marquis von Piſany und Candne geſcheitert waren; daß er weit entfernt war, die ſchlauen Winkelzüge zu billigen, zu denen der Römiſche Hof bey den Formalitäten oft ſeine Zuflucht nahm, und daß der Kardinal darüber und über den Betrug deſſen man ſich bey der Abſolutionsbulle bedient hatte, ungeduldig wurde. Bey all dem aber ſieht man auch, daß es ihm nicht unangenehm war, daß die Bedingungen, über welche ſich Süly ſo bitter beklagt, bey der Abſolution des Königs gemacht wurden, es ſey nun, daß d'Oſſat dabei keine Beleidigung der Ehre der Krone und keinen Antheil für die Rechte der Galikaniſchen Kirche ſahe, oder daß er dieſe Bedingungen für nothwendig zum Nutzen der katholiſchen Religion hielt, oder endlich, daß er für die Grundſätze der Ligue eingenommen war.

Auch der Abt du Perron und Villeroy leiſteten dem König bey dieſem Geſchäft wichtige Dienſte. Matth. t. 2. l. 2. p. 210. u. f. w.

52.

(p. 222. Valagny ſogleich zu ihm kam.)

Pe're'fixe ſagt, Cambrai ſey durch Hunger erobert worden; Matthieu und andre geben dem Mißverſtändniß zwi-

ſchen den Herzogen von Nevers und Boullon, und noch andre Balagnys Feigheit die Schuld. Die Mem. de la Ligue t. 6. bemerken, daß drey Compagnien Schweizer, denen er den Sold ſchuldig geblieben war, ihn nöthigten, die Stadt zu übergeben. Alle Geſchichtſchreiber ſprechen von dem Muth ſeiner Gemahlin Renata von Clermont, einer Schweſter des tapfern Buſſy d'Amboiſe, welche, nachdem ſie alles angewendet hatte, um ihren Mann und die Beſatzung zu einem entſchloßnen Betragen aufzumuntern, den Verluſt ihres Fürſtenthums nicht überleben wollte, und ſich zu Tode hungerte oder grämte. Bologny ſagte zu einem Spaniſchen Officier, der ſich wunderte, daß er ein Mädchen in ſeinem eignen Schiffe mitnahm: Die Liebe mildert die Schläge des Schickſals. „Sie haben Recht, antwortete der Spanier, hauptſächlich jetzt, da Sie weniger Geſchäfte haben werden, als vorher.“ Matth: t. 2. l. 2. p. 219.

D'Aubigné ſagt am Ende des 9ten Kapitels, des 4ten Buchs im dritten Bande ſeiner Geſchichte, wo er den Verluſt von Catelet, la Capelle, Ardes, Cambrai und Calais, und die Niederlage von Dourlens erzählt hat: Hier ſieht man in einem Kapitel die kurze Geſchichte der großen Mishandlungen, welche Frankreich ſeit Menſchengedenken von den Ausländern erlitten hat.

53.

(p. 224. in Calais hineindrang.)

Die Geſchichtſchreiber ſind über dieſe Begebenheit nicht einig. De Thou und d'Aubigné ſagen gar nichts davon, Andre ſchreiben ſie dem jüngern Herrn von Campagnole zu, ſo wie Davila und Sully dem Gouverneur von Foix, Matelet. Die Königin Eliſabeth erbot ſich, Calais gegen die Spanier zu vertheidigen, wenn man dieſen Platz den Engländern überlaſſen wollte; aber Sancy, der damals Geſandter in London war, antwortete ihr, der König würde Calais noch lieber in den Händen der Spanier als in den ihrigen ſehen. Heinrich ſelbſt ſagte: „Wenn ich gebiſſen werden muß, ſo iſt es einerley, ob es von einem Löwen oder einer Löwin geſchieht.“ — Dies war auch die Urſach, warum Eliſabeth ſich weigerte, dieſen Ort anzugreifen, unterdeß der König Amiens belagerte, ob man ſich gleich damals erbot, die Stadt zu verpfänden. Matth. l, c. p. 223.

54.

54.

(p. 226. ein einziges Wort zu antworten.)

„Wir sind alle Edelleute; sagte Heinrich oft vor den Prinzen vom Geblüt.

Anmerkungen
zu dem
achten Buche.

1.

(p. 234. Seneschall von Montelimart ꝛc.)

Er hieß Colas, die Spanier hatten ihm versprochen, ihn zum Grafen von la Fere zu machen.

2.

(p. 234. Beringhen, ꝛc.)

Peter von Beringhen war selbst ein Niederländer, und zu Brüssel gebohren.

3.

(p. 236. Der Tod des Herzogs von Nevers ꝛc.)

Ludwig von Gonzaga starb 1595 zu Nesle, aus Verdruß, sagt man, weil der König, dem er einen Rath wegen der Belagerung von Calais geben wollte, ihm antwortete: Sie sind der Rechte, mir darüber zu rathen, da Sie diesem Ort niemals näher als auf sieben Meilen gekommen sind. — Obgleich de Thou und Brantome viel zum Lobe des Herzogs sagen, so bestätigt sich doch das Urtheil Sülly's, daß er ein Diener war, der seinem Herrn sehr zur Last gereichte. Seine eignen Briefe, welche in dem Mem. de Nevers gesammlet sind, beweisen dieses. „Wenn Ew. „Majestät, schrieb er dem König, sich dieses wollen gefallen lass„sen, so werde ich mich dergestalt zurück ziehen, daß man weiter „keine Hülfe von mir wird erwarten dürfen. In Wahrheit, „Sire, Sie behandeln mich nicht so, wie ich Ihnen diene, „und alle Welt glaubt, daß Sie sich nicht viel aus mir ma„chen. — — — Nie haben mich die Könige, Ihre Vor„gänger so behandelt, wie Sie thun; und doch hatte ich „von jenen einige Wohlthaten erhalten, die mich verbin-

„den

„den, ihnen blindlings zu dienen, aber von Ew. Majeſtät „habe ich noch nichts empfangen, wenn nicht etwa blos „Aufträge, die mich zu Grunde richten, die Wohlthaten „und Gunſtbezeugungen ſind, die ich von Ihnen zu erwar„ten habe. Ich ſage es frey heraus, ich habe noch keine „andern erhalten, ſeitdem es Ew. Majeſtät gefallen hat, „mich bald hier, bald dorthin zu ſchicken, ꝛc.“ Mem. de Nev. t. 2. p. 207. 376. 348.; und in dieſem Ton findet man eine ganze Menge ſolcher Briefe.

4.

(p. 238. Löcher an den Einbogen, ꝛc.

„Ich habe ihn in einem Rock von ſchlichter weiſſer Lei„newand geſehn, der von dem Küraß ganz beſchmutzt, und „am Aermel zerriſſen war, und mit ſehr abgetragnen Hoſen, die „vom Degengehenk durchgeſcheuert waren;“ ſagt le Grain l. 8.

5.

(p. 246. ich fand den König noch zu Amiens ꝛc.)

Die Abgeordneten der Stadt Amiens ſprachen in ihrer Rede von der Gütigkeit Heinrichs des Dritten; „Ja, ja, ant„wortete der König, er war ein guter Fürſt, aber er fürchtete „euch; ich aber fürchte euch nicht und liebe euch nicht.“ le Grain decade de Henri le Grand l. 10.

6.

(p. 246. noch immer für den Grafen von Soiſſons hegte.)

Gewöhnlich antwortete ſie denen, welche mit ihr im Namen des Königs davon redeten: „Vor allem andern will ich erſt den Grafen ſehn.“ Matth. t. 2. l. p. 628.

7.

(p. 264. mit dem Herzog von Rohan ꝛc.)

Heinrich II Herzog von Rohan ꝛc. war ein Enkel Renats des Erſten, Vikomte's von Rohan, und Iſabellens von Albret, der Tochter des Königs Johann von Navarre. Er heirathete wirklich in der Folge Margarethen von Bethüne, wie man es in dieſen Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully ſehn wird.

8.

8.

(p. 264. eine Menge kleiner Gefechte ꝛc.)

Anna von Le'vis Herzog von Ventadour, Gouverneur von Limoſin und königlicher Verweſer in Languedoc; er ſtarb 1622. — Franz von la Rochefoucault, Prinz von Marſillac. — Renat von Sainte Marthe, Herr von Chateauneuf. — Carl von Rochefort von Saint-Angel. — Ludwig Franz von Loſtange. — Chambonet oder Chembert, Gouverneur von Limoſin. — Ludwig, Vikomte von Pompadour. — Johann von Saint-Chamant, oder ſein Bruder Anton; ſie traten nachher auf die Seite des Königs. — Heinrich des Pre's von Montpezat. — Charbonniere Herr von la Chapelle Biron.

9.

(p. 264. die merkwürdigſten Begebenheiten ꝛc.)

Die meiſten der hier angeführten Begebenheiten haben ſich vor dem Jahre 1595 zugetragen. Der Herzog von la Rochefoucault war ſchon 1595 in dem Gefecht bey Saint-Yrieix la Perche geblieben. — Auch der Vikomte von Pompadour war 1591 geſtorben. — Die Eroberung von Agen geſchah ebenfalls in dieſem Jahre durch den Grafen von la Roche, einem Sohn des Marſchalls von Matignon, welcher 1593 Blaye belagerte, aber, ungeachtet die ſpaniſche Flotte geſchlagen wurde, die Belagerung aufheben mußte. — Zu derſelben Zeit wurden die Crocans, welche von dem Dorfe Croc in Limoſin, wo ſie zuerſt zuſammen kamen, ihren Namen hatten, von dem Gouverneur der Provinz, Chambaret, geſchlagen, und nachher mehr durch Klugheit als durch Gewalt von dem Marſchall von Matignon in Languedoc völlig zerſtreuet. Man ſehe darüber die oft angeführten Schriftſtellen nach.

Bey dieſen und in der beſondern Geſchichte des Connetable von Leſdiguieres wird man auch die Unternehmungen dieſes durch die Siege bey Epernon, Pontcherra, Vizon, ꝛc. und die Eroberungen des Forts Exiles, Cahours, und vieler andern Orte, die ihn zum Meiſter von ganz Savoyen und einen Theil von Piemont machten, berühmten Mannes finden.

Zehnt

Auſer dem Kriege wurde auch Frankreich im Jahr 1596 noch durch Peſt und Hungersnoth heimgeſucht, welche durch die ungewöhnliche Witterung entſtanden. L'Etoile ſagt, man habe im April den Sommer, im May den Herbſt, und im Junius den Winter gehabt.

10.

(p. 272. Bis Amiens erlaubte.)

L'Etoile erzählt die Sache anders, aber Süly verdient hier den meiſten Glauben. Auch Péréfixe irrt, da er dieſe Zuſammenkunft in das Jahr 1596 ſetzt. Man ſ. die Chronol. nov. p. 599.

11.

(p. 275. Die Herren Caumartin ꝛc.)

Ludwig le Fèvre, Herr von Caumartin wurde nach Lionnois, Berry und Auvergne geſchickt. Er wird nachher noch vorkommen. 1622 wurde er Siegelbewahrer nach dem Tode des Herrn von Vic, ſtarb aber des Jahr darauf, in einem Alter von 72 Jahren. Die Geſchichtſchreiber geben ihm daſſelbe Lob, welches ihm der Herzog von Süly weiter unten beylegt.

12.

(p. 284. auf 450,000 Thaler belief, ꝛc.)

In dieſer Angabe rechnet Sully wahrſcheinlich die Summe, welche Caumartin gebracht hatte, zu der Seinigen.

13.

(p. 288. Dieſen Namen gegeben, ꝛc.)

Péréfixe ſagt, es ſey geſchehen, weil der König nicht Zeit gehabt hätte, die ganzen Stände zu verſammlen. — „Die Könige, ſagt d'Aubigné, bedienen ſich ſolcher Ver„ſammlungen, wenn eine Zuſammenkunft der Stände ihnen „langweilig, ſchwer, oder gefährlich ſcheint. Da der Zweck „dieſer kleinern Ständeverſammlung war, Geld zu dem „Kriege mit Spanien anzuſchaffen; ſo wurden verſchiedne „Erfindungen bewogen in Vortrag gebracht und auch angenommen. ꝛc.“ t. 3. l. 4. Cap. 14. — „De Thou (l. 117) und Davila ſchweigen faſt ganz von dieſem Landtage, und

nd was man in Sülly's Denkwürdigkeiten davon lieſt, fin-
et ſich ſonſt nirgends.

14.

(p. 293. um ſich ihnen zu unterwerfen.)

„Wenn ich meinen Ruhm darin ſuchte, für einen gu-
ten Redner zu gelten, ſagte er, ſo würde ich mehr ſchöne
Worte als guten Willen mit gebracht haben; aber mein
Ehrgeiz ſtrebt nach etwas erhabuern, als zierlich zu red.n;
ich ſtrebe nach den glorreichen Namen, eines Befreiers
und Wiederherſtellers von Frankreich. — — — Ich ha-
be euch nicht, ſo wie meine Vorgänger thaten, hier zu-
ſammen berufen, um euch zu nöthigen, meinen Willen
blindlings zu befolgen. Ich habe euch verſammlet, um
euern Rath anzuhören, ihn zu glauben und zu befolgen;
mit einem Wort, um mich unter eure Vormundſchaft zu
begeben. Dies iſt eine Luſt, die einem König, einem
Staatskopf, und einem Sieger, wie ich bin, ſelten an-
kömmt, aber die Liebe für meine Unterthanen, und mein
heißes Verlangen, den Staat zu retten, machen, daß ich
alles leicht und alles ehrenvoll finde.“ Peref. part. 2.

15.

(p. 395. daß man davon abgehe.)

Auch der Gemüthscharakter der Franzoſen, ſagt man,
trägt dazu bey, für ſie jede Veränderung, ſelbſt die nützlich-
ſte und nothwendigſte, äuſſerſt gefährlich zu machen. Ein
Syſtem, das, wie alle Welt jetzt überzeugt iſt, im Grunde
vortreflich war, und doch die unangenehmſten Folgen hatte,
macht dieſe Betrachtung jetzt wichtiger als jemals. Sülly
ebte zu ſeiner Zeit, wo es ihm nicht an Beweiſen von den
Fehlern, die man der Nation vorwirft, mangelte; aber er
würde auf jenen Einwurf geantwortet haben, es ſeyn bey
jeder Nation in der Welt zwey Dinge durchaus nothwendig,
um ſolche Unternehmungen zu Stande zu bringen: ein hin-
längliches Anſehen bey dem Geſetzgeber, damit er nicht aus
Furcht, aus Rückſicht auf ſich ſelbſt oder aus Nachgiebig-
keit genöthigt werden könne, etwas an ſeinem Plan zu än-
dern, oder ihn zu ſchwächen; und eine eben ſo große Weis-
heit, um ſich alle Mittel von weitem vorzubereiten. Man
wird in dieſem Buche eine Menge wirklicher Veränderungen
in der Staatsverfaſſung erzählt finden, aber noch weit mehr

unausgeführte Plane, zu denen jedoch der Entwurf schon lange gemacht war. Warum das? Weil Heinrich der Große und sein Minister genau die Zeit und die Umstände kannten, wo ihre Entwürfe gelingen mußten, und den günstigen Augenblick abwarteten.

16.

(p. 297. Waaren und Lebensmittel ꝛc.)

Das Getraide allein wurde davon ausgenommen.

17.

(p. 301. Der Kardinal von Gondy ꝛc.)

Peter von Gondy, Bischoff von Paris, ein Bruder Alberts von Gondy, Herzogs von Retz, Pairs und Marschalls von Frankreich.

18.

(p. 303. und in den Papieren des königlichen Schatzes.)

„Ehe Rosny das Amt eines Oberaufsehers über die „Finanzen annahm, hatte er alle die nöthigen Kenntniße, „um es gut zu verwalten, sich eigen gemacht. Er kannte „genau alle Einkünfte des Königreichs und alle Ausgaben, „die dabey gemacht werden mußten. Alles, was er davon wußte, theilte er dem König mit, der seiner Seits „auch alle diese Dinge mit Fleiß studirt hatte. ꝛc.“ Péréf. p. 225.

ELISABETH

Koningin van Engeland

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Profeſſor der Philoſophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Dritter Band.

Jena,

bey Johann Michael Mauke, 1792.

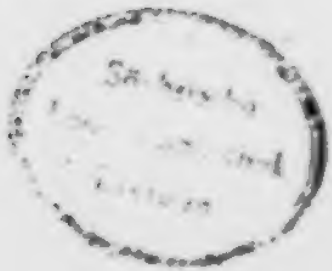

Fortgeſetzte

Ueberſicht

der

bürgerlichen Unruhen in Frankreich,

welche

der Regierung Heinrichs IV voran-

giengen.

Bürgerkriege in Frankreich

vom Jahr 1562 — 1569.

Umſonſt hatte Katharina von Medicis alle Künſte ihrer Politik aufgeboten, die Wut der Parteyen zu beſänftigen, umſonſt hatte ein Schluß des Conſeil alle Anhänger des Prinzen von Conde als Rebellen und Hochverräther erklärt, umſonſt das Pariſer Parlament die Partey gegen die Kalviniſten ergriffen, der Bürgerkrieg war da, und ganz Frankreich ſtand in Flammen. Wie groß aber auch das Zutrauen der Letztern zu ihren Kräften war, ſo entſprach der Erfolg doch keineswegs den Erwartungen, welche ihre Zurüſtung erweckt hatte. Der reformirte Adel, welcher die Hauptſtärke der Armee des Prinzen von Conde ausmachte, hatte in kurzer Zeit ſeinen kleinen Vorrath verzehrt, und außer Stande ſich, da nichts entſcheidendes geſchah und der Krieg in die Länge geſpielt wurde, forthin ſelbſt zu verköſtigen, gab er den dringenden Aufforderungen der Selbſtliebe nach, welche ihn heimrief, ſeinen eigenen Heerd zu ver-

theidigen. Zerronnen war in kurzer Zeit diese, so große Thaten versprechende, Armee, und dem Prinzen, jetzt viel zu schwach, um einem überlegenen Feind im Felde zu begegnen, blieb nichts übrig, als sich mit dem Ueberrest seiner Truppen in der Stadt Orleans einzuschließen.

Hier erwartete er nun die Hülfe, zu welcher einige auswärtige protestantische Mächte ihm Hofnung gemacht hatten. Deutschland und die Schweitz waren für beide kriegführende Parteyen eine Vorrathskammer von Soldaten, und ihre feile Tapferkeit, gleichgültig gegen die Sache, wofür gefochten werden sollte, stand dem Meistbietenden zu Gebot. Deutsche sowohl als schweitzerische Miethtruppen schlugen sich, je nachdem ihr eigener und ihrer Anführer Vortheil es erheischte, zu entgegengesetzten Fahnen, und das Interesse der Religion wurde wenig dabey in Betrachtung gezogen. Indem dort an den Ufern des Rheins ein deutsches Heer für den Prinzen geworben ward, kam zugleich ein sehr wichtiger Vertrag mit der Königin Elisabeth von England zu Stande. Die nehmliche Politik, welche diese Fürstinn in der Folge veranlaßte, sich zur Beschützerinn der Niederlande gegen ihren Unterdrücker, Philipp von Spanien aufzuwerfen, und diesen neu aufblühenden Staat in ihre Obhut zu nehmen, legte ihr gegen

die

die französischen Protestanten gleiche Pflichten auf, und das große Interesse der Religion erlaubte ihr nicht, dem Untergange ihrer Glaubensgenossen in einem benachbarten Königreich gleichgültig zuzusehen. Diese Antriebe ihres Gewissens wurden nicht wenig durch politische Gründe verstärkt. Ein bürgerlicher Krieg in Frankreich sicherte ihren eigenen noch wankenden Thron vor einem Angriff von dieser Seite, und eröfnete ihr zugleich eine erwünschte Gelegenheit, auf Kosten dieses Staats ihre eigne Besitzungen zu erweitern. Der Verlust von Calais war eine noch frische Wunde für England; mit diesem wichtigen Gränzplatz hatte es den freyen Eintritt in Frankreich verloren. Diesen Schaden zu ersetzen, und von einer andern Seite in dem Königreich festen Fuß zu fassen, beschäftigte schon längst die Politik der Elisabeth, und der Bürgerkrieg, der sich nunmehr in Frankreich entzündet hatte, zeigte ihr die Mittel, es zu bewerkstelligen. Sechstausend Mann englischer Hülfstruppen wurden dem Prinzen von Conde unter der Bedingung bewilligt, daß die eine Hälfte derselben die Stadt Havre-de-Grace, die andre die Städte Rouen und Dieppe in der Normandie als eine Zuflucht der verfolgten Religionsverwandten, besetzt halten sollte. So löschte ein wütender Parteygeist auf eine Zeitlang alle patriotischen Gefühle bey den französischen Protestanten

stinten aus, und der verjährte Nationalhaß gegen die Britten wich auf Augenblicke dem glühendern Sektenhaß und dem Verfolgungsgeist erbitterter Faktionen.

Der gefürchtete nahe Eintritt der Engländer in der Normandie zog die königliche Armee nach dieser Provinz, und die Stadt Rouen wurde belagert. Das Parlament und die vornehmsten Anführer hatten sich schon vorher aus dieser Stadt geflüchtet, und die Vertheidigung derselben blieb einer fanatischen Menge überlassen, die von schwärmerischen Prädikanten erhitzt, bloß ihrem blinden Religionseifer und dem Gesetz der Verzweiflung Gehör gab. Aber alles Widerstandes von Seiten der Bürgerschaft ungeachtet wurden die Wälle nach einer monatlangen Gegenwehr im Sturm erstiegen, und die Halsstarrigkeit ihrer Vertheidiger durch eine barbarische Behandlung geahndet, welche man zu Orleans auf protestantischer Seite nicht lang unvergolten ließ. Der Tod des Königs von Navarra, welcher auf eine vor dieser Stadt empfangenen Wunde erfolgte, macht die Belagerung von Rouen im Jahr 1562 berühmt, aber nicht eben merkwürdig; denn der Hintritt dieses Prinzen blieb gleichsam unbedeutend für beide kämpfende Parteyen.

Der Verluſt von Rouen und die ſiegreichen Fortſchritte der feindlichen Armee in der Normandie drohten dem Prinzen von Conde, der jetzt nur noch wenige große Städte unter ſeiner Botmäßigkeit ſah, den nahen Untergang ſeiner Partey, als die Erſcheinung der deutſchen Hülfstruppen, mit denen ſich ſein Obriſter Andelot, nach überſtandnen unſäglichen Schwierigkeiten, glücklich vereinigt hatte, aufs neue ſeine Hofnungen belebte. An der Spitze dieſer Truppen, welche in Verbindung mit ſeinen eigenen ein bedeutendes Heer ausmachten, fühlte er ſich ſtark genug, nach Paris aufzubrechen und dieſe Hauptſtadt durch ſeine unverhoffte gewaffnete Ankunft in Schrecken zu ſetzen. Ohne die politiſche Klugheit Katharinens wäre diesmal entweder Paris erobert, oder wenigſtens ein vortheilhafter Friede von den Proteſtanten errungen worden. Mit Hülfe der Unterhandlungen, ihrem gewöhnlichen Rettungsmittel, wußte ſie den Prinzen mitten im Lauf ſeiner Unternehmung zu feſſeln, und durch Vorſpiegelung günſtiger Tractaten Zeit zur Rettung zu gewinnen. Sie verſprach, das Edikt des Jenners, welches den Proteſtanten die freie Religionsübung zuſprach, zu beſtätigen, bloß mit Ausnahme derjenigen Städte, in welchen die ſouverainen Gerichtshöfe ihre Sitzung hätten. Da der Prinz die Religionsduldung auch auf dieſe letztern ausgedehnt wiſſen wollte, ſo wurden die

Unterhandlungen in die Länge gezogen, und Katharino erhielt die gewünschte Frist, ihre Maaßregeln zu ergreifen. Der Waffenstillstand, den sie während dieser Traktaten geschickt von ihm zu erhalten wußte, ward für die Konföderirten verderblich, und indem die Königlichen innerhalb der Mauren von Paris neue Kräfte schöpften und sich durch spanische Hülfstruppen verstärkten, schmolz die Armee des Prinzen durch Desertion und strenge Kälte dahin, daß er in kurzem zu einem schimpflichen Aufbruch gezwungen wurde. Er richtete seinen Marsch nach der Normandie, wo er Geld und Truppen aus England erwartete, sah sich aber ohnweit der Stadt Dreux von der nacheilenden Armee der Königinn eingeholt, und zu einem entscheidenden Treffen genöthigt. Bestürzt und unschlüssig, gleich als hätten die unterdrückten Gefühle der Natur auf einen Augenblick ihre Rechte zurückgefodert, staunten beide Heere einander an, ehe die Kanonen die Losung des Todes gaben; der Gedanke an das Bürger- und Bruderblut, das jetzt versprützt werden sollte, schien jeden einzelnen Kämpfer mit flüchtigem Entsetzen zu durchschauern. Nicht lange aber dauerte dieser Gewissenskampf; der wilde Ruf der Zwietracht übertäubte bald der Menschlichkeit leise Stimme. Ein desto wütenderer Sturm folgte auf diese bedeutungsvolle Stille. Sieben schreckliche Stunden fochten beide Theile

mit

mit gleich kühnem Muthe, mit gleich heftiger Erbitterung. Ungewiß schwankte der Sieg von einer Seite zur andern, bis die Entschlossenheit des Herzogs von Guise ihn endlich auf die Seite des Königs neigte. Unter den Verbundenen wurde der Prinz von Conde, unter den Königlichen der Konnetable von Montmorency zu Gefangenen gemacht, und von den letztern blieb noch der Marschall von Saint Andre auf dem Platze. Das Schlachtfeld blieb dem Herzog von Guise, welchen dieser entscheidende Sieg zugleich von einem furchtbaren öffentlichen Feind und von zwey Nebenbuhlern seiner Macht befreite.

Hatte Katharina mit Widerwillen die Abhängigkeit ertragen, in welche sie durch die Triumvirn versetzt war, so mußte ihr nunmehr die Alleinherrschaft des Herzogs, dessen Ehrgeitz keine Gränzen, dessen gebieterischer Stolz keine Mäßigung kannte, doppelt empfindlich fallen. Der Sieg bey Dreux, weit entfernt ihre Wünsche zu befördern, hatte ihr einen Herrn in ihm gegeben, der nicht lange säumte, sich der erlangten Ueberlegenheit zu bedienen, und die zuversichtlich stolze Sprache des Herrschers zu führen. Alles stand ihm zu Gebot, und die unumschränkte Macht, die er besaß, verschaffte ihm die Mittel, sich Freunde zu erkaufen, und den Hof sowohl als die Armee mit

seinen

seinen Geschöpfen anzufüllen. Katharina, so sehr ihr die Staatsklugheit anrieth, die gesunkene Partey der Protestanten wieder aufzurichten, und durch Wiederherstellung des Prinzen von Conde die Anmaßungen des Herzogs zu beschränken, wurde durch den überlegenen Einfluß des Letztern zu entgegengesetzten Maaßregeln fortgerissen. Der Herzog verfolgte seinen Sieg, und rückte vor die Stadt Orleans, um durch Ueberwältigung dieses Platzes, welcher die Hauptmacht der Protestanten einschloß, ihrer Partey auf einmal ein Ende zu machen. Der Verlust einer Schlacht und die Gefangenschaft ihres Anführers hatte den Muth derselben zwar erschüttern, aber nicht ganz niederbeugen können. Admiral Coligny stand an ihrer Spitze, dessen erfinderischer, an Hülfsmitteln unerschöpflicher Geist sich in der Widerwärtigkeit immer am glänzendsten zu entfalten pflegte. Er hatte die Trümmer der geschlagenen Armee in kurzem wieder unter seinen Fahnen versammelt, und ihr, was noch mehr war, in seiner Person einen Feldherrn gegeben. Durch englische Truppen verstärkt und mit englischem Gelde befriedigt führte er sie in die Normandie, um sich in dieser Provinz durch kleine Wagestücke zu einer größern Unternehmung zu stärken.

Unterdessen fuhr Franz von Guise fort, die Stadt Orleans zu ängstigen, um durch Eroberung derse-

derſelben ſeinen Triumphen die Krone aufzuſetzen. Andelot hatte ſich mit dem Kern der Armee und den verſuchteſten Anführern in dieſe Stadt geworfen, wo noch überdies der gefangene Konnetable in Verwahrung gehalten wurde. Die Einnahme eines ſo wichtigen Platzes hätte den Krieg auf einmal geendigt, und darum ſparte der Herzog keine Mühe, ſie in ſeine Gewalt zu bekommen. Aber anſtatt der gehofften Lorbeern fand er an ihren Mauern das Ziel ſeiner Größe. Ein Meuchelmörder Johann Poltrot de Mé'ré verwundete ihn mit vergifteten Kugeln, und machte mit dieſer blutigen That den Anfang des Trauerſpiels, welches der Fanatismus nachher in einer Reihe von ähnlichen Greuelthaten ſo ſchrecklich entwickelte. Unſtreitig wurde die kalviniſche Partey in ihm eines furchtbaren Gegners, Katharina eines gefährlichen Theilhabers ihrer Macht entledigt; aber Frankreich verlor mit ihm zugleich einen Helden und einen großen Mann. Wie hoch ſich auch die Anmaßungen dieſes Fürſten erſtiegen, ſo war er doch gewiß auch der Mann für ſeine Plane; wie viel Stürme auch ſein Ehrgeitz im Staate erregt hatte, ſo fehlte demſelben doch, ſelbſt nach dem Geſtändniß ſeiner Feinde, der Schwung der Geſinnungen nicht, welcher in großen Seelen jede Leidenſchaft adelt. Wie heilig ihm auch mitten unter den verwilderten Sitten des Bürgerkriegs, wo

die

die Gefühle der Menschlichkeit sonst so gerne verstummen, die Pflicht der Ehre war, beweißt die Behandlung, welche er dem Prinzen von Conde, seinem Gefangenen, nach der Schlacht bey Dreux widerfahren ließ. Mit nicht geringem Erstaunen sah man diese zwey erbitterten Gegner, so viele Jahre lang geschäftig, sich zu vertilgen, durch so viele erlittnen Beleidigungen zur Rache, so viele ausgeübte Feindseligkeiten zum Mißtrauen gereizt — an Einer Tafel vertraulich zusammen speisen, und, nach der Sitte jener Zeit, in demselbigen Bette schlafen.

Der Tod ihres Anführers hemmte schnell die Thätigkeit der katholischen Partey, und erleichterte Katharinens Bemühungen, die Ruhe wieder herzustellen. Frankreichs immer zunehmendes Elend erregte dringende Wünsche nach Frieden, wozu die Gefangenschaft der beiden Oberhäupter, Conde und Montmorency, gegründete Hofnung machten. Beide gleich ungeduldig nach Freiheit, von der Königinn Mutter unabläßig zur Versöhnung gemahnt, vereinigten sich endlich in dem Vergleiche von Amboise 1563, worinn das Edikt des Jenners mit wenigen Ausnahmen bestätigt, den Reformirten die öffentliche Religionsübung in denjenigen Städten, welche sie zur Zeit in Besitz hatten, zugestanden, auf dem Lande hingegen

gegen auf die Ländereyen der hohen Gerichtsherren und zu einem Privatgottesdienſt in den Häuſern des Adels eingeſchränkt, übrigens das Vergangene einer allgemeinen ewigen Vergeſſenheit überliefert ward.

So erheblich die Vortheile ſchienen, welche der Vergleich von Amboiſe den Reformirten verſchaffte, ſo hatte Coligny dennoch vollkommen recht, ihn als ein Werk der Uebereilung von Seiten des Prinzen, und von Seiten der Königinn als ein Werk des Betrugs zu verwünſchen. Dahin waren mit dieſem unzeitigen Frieden alle glänzende Hofnungen ſeiner Partey, die im ganzen Laufe dieſes Bürgerkriegs vielleicht noch nie ſo gegründet geweſen waren. Der Herzog von Guiſe, die Seele der katholiſchen Partey, der Marſchall von Saint Andre, der König von Navarra im Grabe, der Konnetable gefangen, die Armee ohne Anführer und ſchwürig wegen des ausbleibenden Soldes, die Finanzen erſchöpft; auf der andern Seite eine blühende Armee, Englands mächtige Hülfe, Freunde in Deutſchland, und in dem Religionseifer der franzöſiſchen Proteſtanten Hülfsquellen genug, den Krieg fortzuſetzen. Die wichtigen Waffenplätze Lyon und Orleans, mit ſo vielem Blute erworben und vertheidigt, giengen nunmehr durch einen Federzug verloren; die Armee mußte auseinander

ander, die Deutschen nach Hause gehn. Und für alle diese Aufopferungen hatte man, weit entfernt, einen Schritt vorwärts zu der bürgerlichen Gleichheit der Religionen zu thun, nicht einmal die vorigen Rechte zurück erhalten.

Die Auswechselung der gefangenen Anführer und die Verjagung der Engländer aus Havre-de-Grace, welche Montmorency durch die Ueberreste des abgedankten protestantischen Heeres bewerkstelligte, waren die erste Frucht dieses Friedens, und der gleiche Wetteifer beyder Parteyen, diese Unternehmung zu beschleunigen, bewies nicht sowohl den wieder auflebenden Gemeingeist der Franzosen, als die unvertilgbare Gewalt des Nationalhasses, den weder die Pflicht der Dankbarkeit noch das stärkste Interesse der Leidenschaft überwinden konnte. Nicht sobald war der gemeinschaftliche Feind von dem vaterländischen Boden vertrieben, als alle Leidenschaften, welche der Sektengeist entflammt, in ihrer vorigen Stärke zurückkehrten, und die traurigen Scenen der Zwietracht erneuerten. So gering der Gewinn auch war, den die Kalvinisten aus dem neuerrichteten Vergleiche schöpften, so wurde ihnen auch dieses Wenige mißgönnt, und unter dem Vorwand, die Vergleichspunkte zur Vollziehung zu bringen, maßte man sich an, ihnen durch eine willkührliche Auslegung

gung die engsten Gränzen zu setzen. Montmo-
ncys herrschbegierig Geist war geschäftig, den
rieden zu untergraben, wozu er doch selbst das
Werkzeug gewesen war, denn nur der Krieg konnte
n der Königinn unentbehrlich machen. Der un-
ldsame Glaubenseifer, welcher ihn selbst beseel-
theilte sich mehrern Befehlshabern in den Pro-
izen mit, und wehe den Protestanten in denjeni-
n Distrikten, wo sie die Mehrheit nicht auf ih-
Seite hatten! Umsonst reclamirten sie die Rech-
welche der ausdrückliche Buchstabe des Ver-
ges ihnen zugestand; der Prinz von Conde, ihr
eschützer, von dem Netze der Königinn umstrickt,
d der undankbaren Rolle eines Parteyführers
de, entschädigte sich in der wollüstigen Ruhe des
ostlebens für die langen Entbehrungen, welche
Krieg seiner herrschenden Neigung auferlegt
te. Er begnügte sich mit schriftlichen Gegen-
stellungen, welche, von keiner Armee unterstützt,
ürlicher Weise ohne Folgen blieben, während
ein Edikt auf das andre erschien, die gerin-
Freiheiten seiner Partey noch mehr zu be-
änken.

Mittlerweile führte Kathatina den jungen
nig, der im Jahr 1563 für volljährig erklärt
rd', in ganz Frankreich umher, um den U ter-
nen ihren Monarchen zu zeigen, die Empörungs-

sucht der Faktionen durch die königliche Gegenwart niederzuschlagen, und ihrem Sohne die Liebe der Nation zu erwerben. Der Anblick so vieler zerstörten Klöster und Kirchen, welche von der fanatischen Wut des protestantischen Pöbels furchtbare Zeugen abgaben, konnte schwerlich dazu dienen, diesem jungen Fürsten einen günstigen Begriff von der neuen Religion einzuflößen, und es ist wahrscheinlich genug, daß sich bey dieser Gelegenheit ein glühender Haß gegen die Anhänger Kalvins in seine Seele prägte.

Indem sich unter den mißvergnügten Parteyen der Zunder zu einem neuen Kriegsfeuer sammelte, zeigte sich Katharina am Hofe geschäftig, zwischen den nicht minder erbitterten Anführern ein Gaukelspiel verstellter Versöhnung aufzuführen. Ein schwerer Verdacht befleckte schon seit lange die Ehre des Admirals von Coligny. Franz von Guise war durch die Hände des Meuchelmords gefallen, und der Untergang eines solchen Feindes war für den Admiral eine zu glückliche Begebenheit, als daß die Erbitterung seiner Gegner sich hätte enthalten können, ihn eines Antheils daran zu beschuldigen. Die Aussagen des Mörders, der sich, um seine eigene Schuld zu verringern, hinter den Schirm eines großen Namens flüchtete, gaben diesem Verdacht einen Schein von Gerechtigkeit.

Nicht

ticht genug, daß die bekannte Ehrliebe des Ad-
irals dieſe Verläumdung widerlegte — es giebt
eitumſtände, wo man an keine Tugend glaubt.
)er verwilderte Geiſt des Jahrhunderts duldete
ine Stärke des Gemüths, die ſich über ihn hin-
egſchwingen wollte. Antoinette von Bourbon,
e Wittwe des Ermordeten, klagte den Admiral
ut und öffentlich als den Mörder an, und ſein
Sohn Heinrich von Guiſe, in deſſen jugendlicher
Bruſt ſchon die künftige Größe pochte, hatte ſchon
en furchtbaren Vorſatz der Rache gefaßt. Die-
n gefährlichen Zunder neuer Feindſeligkeiten er-
ickte Katharinens geſchäftige Politik; denn ſo
hr die Zwietracht der Parteyen ihren Trieb
ach Herrſchaft begünſtigte, ſo ſorgfältig unter-
rückte ſie jeden offenbaren Ausbruch derſelben,
er ſie in die Nothwendigkeit ſetzte, zwiſchen den
reitenden Faktionen Partey zu ergreifen, und
hrer Unabhängigkeit verluſtig zu werden. Ihrem
nermüdeten Beſtreben gelang es, von der Wittwe
nd dem Bruder des Entleibten eine Ehrenerklä-
ung gegen den Admiral zu erhalten, welche dieſen
on der angeſchuldigten Mordthat reinigte, und
wiſchen beiden Häuſern eine verſtellte Verſöhnung
ewürkte.

Aber unter dem Schleyer dieſer erkünſtelten
Eintracht entwickelten ſich die Keime zu einem neuen

und wütendern Bürgerkrieg. Jeder noch so geringe, den Reformirten bewilligte Vortheil dünkte den eifrigern Katholiken ein nie zu verzeihender Eingriff in die Hoheit ihrer Religion, eine Entweihung des Heiligthums, ein Raub an der Kirche begangen, die auch das kleinste von ihren Rechten sich nicht vergeben dürfe. Kein noch so feierlicher Vertrag, der diese unverletzbaren Rechte kränkte, konnte nach ihrem Systeme Anspruch auf Gültigkeit haben; und Pflicht war es jedem Rechtgläubigen, dieser fremden fluchwürdigen Religionspartey diese Vorrechte, gleich einem gestohlnen Gut, wieder zu entreissen. Indem man von Rom aus geschäftig war, diese widrigen Gesinnungen zu nähren und noch mehr zu erhitzen, indem die Anführer der Katholischen diesen fanatischen Eifer durch das Ansehen ihres Beyspiels bewaffneten, versäumte unglücklicher Weise die Gegenpartey nichts, den Haß der Papisten durch immer kühnere Foderungen noch mehr gegen sich zu reizen, und ihre Ansprüche in eben dem Verhältniß als sie jenen unerträglicher fielen, weiter auszudehnen. „Vor „kurzem," erklärte sich Karl IX gegen Coligny, „begnügtet ihr euch damit, von uns geduldet zu „werden; jetzt wollt ihr gleiche Rechte mit uns „haben; bald will ich erleben, daß ihr uns aus „dem Königreich treibt, um das Feld allein zu be„haupten."

Bey

Bey dieser widrigen Stimmung der Gemü-
her konnte ein Friede nicht bestehen, der beide
Parteyen gleich wenig befriedigt hatte. Katharina
elbst, durch die Drohungen der Kalviniſten aus
hrer Sicherheit aufgeſchreckt, dachte ernſtlich auf
inen öffentlichen Bruch, und die Frage war bloß,
ie die nöthige Kriegsmacht in Bewegung zu ſe-
en ſey, um einen argwöhniſchen und wachſamen
Feind nicht zu frühzeitig von ſeiner Gefahr zu be-
ehren. Der Marſch einer ſpaniſchen Armee nach
en Niederlanden unter der Anführung des Her-
ogs von Alba, welche bey ihrem Vorüberzug die
ranzöſiſche Grenze berührte, gab den erwünſchten
Vorwand zu der Kriegsrüſtung her, welche man
egen die innern Feinde des Königreichs machte.
Es ſchien der Klugheit gemäß, eine ſo gefährliche
Macht, als der ſpaniſche Generaliſſimus komman-
irte, nicht unbeobachtet und unbewacht an den
Pforten des Reichs vorüber ziehen zu laſſen, und
ſelbſt der argwöhniſche Geiſt der proteſtantiſchen
Anführer begriff die Nothwendigkeit, eine Obſer-
ationsarmee aufzuſtellen, welche dieſe gefährlichen
Gäſte im Zaum halten und die bedrohten Provin-
en gegen einen Ueberfall decken könnte. Um auch
hrerſeits von dieſem Umſtande Vortheil zu ziehen,
rboten ſie ſich voll Argliſt, ihre eigne Partey zum
Beiſtand des Königreichs zu bewaffnen; ein Stra-
tagem, wodurch ſie, wenn es gelungen wäre, das

nehmliche gegen den Hof zu erreichen hofften, was dieser gegen sie selbst beabsichtet hatte. In aller Eile ließ nun Katharina Soldaten werben und ein Heer von sechstausend Schweitzern bewaffnen, über welche sie, mit Uebergehung der Kalvinisten, lauter katholische Befehlshaber setzte. Diese Kriegsmacht blieb, so lange sein Zug dauerte, dem Herzog von Alba zur Seite, dem es nie in den Sinn gekommen war, etwas feindliches gegen Frankreich zu unternehmen. Anstatt aber nun nach Entfernung der Gefahr auseinander zu gehen, richteten die Schweitzer ihren Marsch nach dem Herzen des Königreichs, wo man die vornehmsten Anführer der Hugenotten unvorbereitet zu überfallen hoffte. Dieser verrätherische Anschlag wurde noch zu rechter Zeit laut, und mit Schrecken erkannten die Letztern die Nähe des Abgrunds, in welchen man sie stürzen wollte. Ihr Entschluß mußte schnell seyn. Man hielt Rath bey Coligny, in wenig Tagen sah man die ganze Partey in Bewegung. Der Plan war, dem Hofe den Vorsprung abzugewinnen und den König auf seinem Landsitz zu Monceaux aufzuheben, wo er sich bey geringer

geringer Bedeckung in tiefer Sicherheit glaubte. Das Gerücht von diesen Bewegungen verscheuchte ihn zwar nach Meaux, wohin man die Schweitzer aufs eilfertigste beorderte. Diese fanden sich zwar noch frühzeitig genug ein; aber die Reiterey des Prinzen von Conde rückte immer näher und näher, immer zahlreicher ward das Heer der Verbundenen, und drohte den König in seinem Zufluchtsort zu belagern. Die Entschlossenheit der Schweitzer riß den König aus dieser dringenden Gefahr. Sie erboten sich, ihn mitten durch den Feind nach Paris zu führen, und Katharina bedachte sich nicht, die Person des Königs ihrer Tapferkeit anzuvertrauen. Der Aufbruch geschah gegen Mitternacht; den Monarchen nebst seiner Mutter in ihrer Mitte, den sie in einem gedrängten Viereck umschloß, wandelte diese bewegliche Vestung fort, und bildete mit vorgestreckten Piken eine stachlichte Mauer, welche die feindliche Reiterei nicht durchbrechen konnte. Der herausfodernde Muth, mit dem die Schweitzer einherschritten, angefeuert durch das heilige Palladium der Majestät, das ihre Mitte beherbergte, schlug

die Herzhaftigkeit des Feindes darnieder, und die Ehrfurcht vor der Person des Königs, welche die Brust der Franzosen so spät verläßt, erlaubte dem Prinzen von Conde nicht, etwas mehr als einige unbedeutende Scharmützel zu wagen. Und so erreichte der König noch an demselben Abende Paris, und glaubte, dem Degen der Schweitzer nichts geringeres als Leben und Freiheit zu verdanken.

Der Krieg war nun erklärt, und zwar unter der gewöhnlichen Förmlichkeit, daß man nicht gegen den König, sondern gegen seine und des Staats Feinde die Waffen ergriffen habe. Unter diesen war der Kardinal von Lothringen der verhaßteste, und überzeugt, daß er der protestantischen Sache die schlimmsten Dienste zu leisten pflege, hatte man auf den Untergang dieses Mannes ein vorzügliches Abschen gerichtet. Glücklicher Weise entfloh er noch zu rechter Zeit dem Streich, welcher gegen ihn geführt werden sollte, indem er seinen Hausrath der Wut des Feindes überließ.

Die

Die Kavallerie des Prinzen ſtand zwar im Felde, aber durch die Zurüſtungen des Königs bereilt, hatte ſie nicht Zeit gehabt, ſich mit dem rwarteten deutſchen Fußvolk zu vereinigen und ei- e ordentliche Armee zu formiren. So muthig er franzöſiſche Adel war, der die Reiterei des Prinzen größtentheils ausmachte, ſo wenig taug- e er zu Belagerungen, auf welche es doch bey ieſem Kriege vorzüglich ankam. Nichts deſto- weniger unternahm dieſer kleine Haufe, Paris zu erennen, drang eilfertig gegen dieſe Hauptſtadt or, und machte Anſtalten ſie durch Hunger zu überwältigen. Die Verheerung, welche die Fein- e in der ganzen Nachbarſchaft von Paris an- richteten, erſchöpfte die Geduld der Bürger, wel- he den Ruin ihres Eigenthums nicht länger mü- ßig anſehen konnten. Einſtimmig drangen ſie arauf, gegen den Feind geführt zu werden, der ich mit jedem Tag an ihren Thoren verſtärkte. Man mußte eilen, etwas entſcheidendes zu thun, he es ihm gelang, die deutſchen Truppen an ſich u ziehen, und durch dieſen Zuwachs das Ueber- gewicht zu erlangen. So kam es am zehnten

November des Jahrs 1567 zu dem Treffen bey Saint Denis, in welchem die Kalvinisten nach einem hartnäckigem Widerstand zwar den Kürzern zogen, aber durch den Tod des Konnetable, der in dieser Schlacht seine merkwürdige Laufbahn beschloß, reichlich entschädigt wurde. Die Tapferkeit der Seinigen entriß diesen sterbenden General den Händen des Feindes, und verschaffte ihm noch den Trost, in Paris unter den Augen seines Herrn den Geist aufzugeben. Er war es, der seinen Beichtvater mit diesen lakonischen Worten von seinem Sterbebette wegschickte: Laßt es gut seyn, Herr Pater, es wäre Schande, wenn ich in achtzig Jahren nicht gelernt hätte eine Viertelstunde lang zu sterben.

(Fortsetzung im vierten Band.)

Inhalt

Inhalt
der Memoires von Sully.

Dritter Band.

Neuntes Buch.

596. Winterbeluſtigungen des Hofs zu Paris. Verheirathung der älteſten Tochter von Sully an Laval. Verluſt von Amiens. Neue Mitel die erſchöpfte Kriegscaſſen zu füllen. Sullys Superiorität über den übrigen Finanzrath. Proben von den Intriguen des letztern. Sully beſiegt ſie durch die Geradheit ſeines Charakters, durch Sachkenntniß und unermüdete Arbeitſamkeit.

597. Kabalen unruhiger Proteſtanten im Lager, beſonders des Herzogs von la Tre'mouille. Tod des Feldzeugmeiſter Saint, Luc. Sully erhält das Gouverne-

ment

ment von Mante. Neue Intrigue des Finanzcollegiums. Vergeblicher Succurs für Amiens unter dem Kardinal Erzherzog und dem Grafen von Mannsfeld. Wiedereroberung dieser Festung im September. Heinrich IV. Thätigkeit, selbst für das Detail der Geschäfte im Kriegs- und Finanzwesen. Seine persönliche Sparsamkeit. Die Belagerung von Dourjeus im October muß wieder aufgehoben werden.

Untersuchungen über die Reste an Abgaben von 1594 und 95. Marsch des Königs im Monat März gegen den Herzog von Mercoeur in Bretagne. Friedensunterhaltungen mit Spanien. Vermittelung zu Angers zwischen dem König und dem Herzog von Mercoeur durch zwei Damen. Versammlung der Staaten zu Rennes. Heinrich IV behauptet seine Souverainsrechte bei Einregistrirung des Traktats mit dem Herzog von Mercoeur gegen die Rechnungskammer zu Rennes. Verhandlungen mit den Protestanten zu Nantes. Truppenverminderung. Aufnahme einer englischen und holländischen Gesandtschaft. Ursachen der Friedfertigkeit nach Frankreichs damaligem Zustand. Edikt von Nantes. Züchtigung des Herzogs von Bouillon. Versuche der Frau von Monceaux, sich zur Königin von Frankreich erklären zu lassen. Unterhandlungen über die Trennung der Heirath Heinrichs IV mit Margarethe von Valois. Unterzeichnung des Friedens mit Spanien. Erhebung des Marschalls Biron zum Herzog und Pair von Frankreich.

Zehntes Buch.

ruppenverminderung. Neue Ausgaben nach dem Frieden. Policeiverordnungen. Ruf des Caſaubon mit einer Penſion nach Paris. Die Jeſuiten verſuchen umſonſt, nach dem Frieden von Vervins, wieder nach Frankreich zu kommen. Die Marquiſin von Monceaux wird Herzogin von Beaufort, affektirt ſchon das Anſehen einer wirklichen Königin, betreibt die Unterhandlungen dazu in Rom durch Sillery. Heinrich IV „ſpricht mit ihr als Herr" und mit dem Grundſatz: aus Gefälligkeit gegen eine Frau keinen ſeiner treuen Diener auch nur mißmuthig zu machen. Weiberthränen. Heftige Krankheit des Königs. Ehrenbezeugungen gegen den Kardinal von Florenz.

98. Sully beginnt die Finanzgeſchäfte feſt zu reguliren, ſchildert ſeine eigene Fähigkeiten dazu. Bild eines wahren Financiers. Sully legt von ſeinem Privatvermögen dem Publikum Rechenſchaft ab. Eintheilung ſeiner Geſchäfte. Seine Tagsordnung. Verwirrte Lage aller Staatsgeſchäfte. Schuldenverzeichniß von 32 Millionen livres, bloß um der ligue die Ruhe abzukaufen. Staatsſchulden von 330 Millionen. Jammer der erſchöpften Provinzen. Abſtellung der Erpreſſungen bei Erhebung der Abgaben. Wenn der König 30 Millionen zog, ſo hatte das Volk 150 Mill. an die Untertyrannen der Finanzen und ihre Pachter zu geben. Aufhebung der mittelbaren Schuldenbezahlungen durch Anweiſung auf Kroneinnahmen und durch Afterpachte. Lob Heinrichs IV auch in dieſen Angelegenheiten. Teſtament Philipps II von Spanien.

1599.

1599. Neues Heirathsband zwiſchen Spanien und Oeſterreich. Die Unruhen in Flandern ſteigen aufs höchſte. Vermählung des Prinzen von Bar. Religionsgeſpräch. Lection des Erzbiſchofs von Rouen. Feſtſetzung der Gnadengeſchenke. Der Teufel als Cavalier. Aſtrologiſche Seuche des Zeitalters. Die Herzogin von Beaufort radottirt als künftige Königin und ſtirbt. Ein Betbruder und eine Betſchweſter.

Eilftes Buch.

Unterhandlungen über das Marquiſat Saluzzo mit dem Herzog von Savoyen. Hofintriguen für die ſavoyiſch-ſpaniſche Parthie. Reiſe des Herzogs nach Paris. Scheidung von der bisherigen Königin. Liebe Heinrichs IV für das Fräulein von Entragues. Seine Heirath mit Marie von Medicis wird betrieben. Die Flamänder ſtürmen los. Ein Monopol mit Gold- und Silberſtoffen ſcheitert. Sully wird Generalfeldzeugmeiſter und bringt die Artillerie in Ordnung.

1600. letzte Unterhandlung mit Savoyen über Saluzzo. Bruch. Theologiſcher Streit zwiſchen du Pleſſis und du Perron. Marſch gegen Savoyen im Junius. Sully in voller Activität als Feldzeugmeiſter. Verrätherey des Marſchall Biron bey Bourg. Zufällige Eroberung von Bourg. Nach den Städten Montmelian und Chambery wird Conflans eingenommen. Die Schlöſſer von Charbonnieres und Montmelian erproben

proben Sullys Feldzeugmeiſtertalente. Das Fort Sainte Catherine bey Genf wird geſchleift. Friedensunterhandlungen durch den Cardinal Aldobrandini. Lesdiguieres der einzige treue General Heinrichs IV. Friede mit Savoyen. Würkliche Vermählung mit Marie von Medicis. Moritz von Oranien ſiegt gegen den Erzherzog Albert.

Zwölftes Buch.

601. Sully nutzt den Frieden zu Vollendung ſeiner Finanzanſtalten durch allgemeine Entwürfe von jedem Fach ſeines Departements, Verbeſſerung des Münzweſens, Herabſetzung der Zinſe, Verbote ausländiſcher Geldſorten, Manufakturwaaren und der Münzausfuhr, Strenge der Juſtizkammer gegen die Finanzbediente u. dergl. m. Sullys hohe Meinung vom Adel. Moriz von Oranien geheime Connexionen mit Heinrich IV. Reiſe nach Calais. Heinrichs Plane gegen Oeſterreich mit Eliſabeth von England concertirt. Geſandſchaften vom Großherrn und von Venedig. Correſpondenz zwiſchen Heinrich und Eliſabeth. Nur Etiquette hindert, daß Heinrich nicht „ſeine gute Schweſter" perſönlich kennen lernt. Sully an Eliſabeth abgeſchickt. Seine Bewunderung gegen ſie. Tod des jungen Chatillon-Coligny. Heinrichs Vorurtheile gegen Proteſtanten. Entbindung der Königin den 17ten Sept. von einem Dauphin. Dieſem wird die Nativität geſtellt. Die Königin erhält Monceaux als Geſchenk ins Wochenbett. Vertrag mit Florenz

über

über die kleinen Inseln bey Marseille. Sullys Bruder geht als Gesandter nach Rom. Streit darüber. Ueber den Marschall von Ornano. Staatenversammlung in Languedoc. Birons Verrätherei in Verbindung mit dem Herzog von Bouillon und dem Grafen von Auvergne nach allen Umständen entdeckt. Edelmuth des Königs gegen den Undankbaren.

Neuntes Buch.

Alle diese Kriegsrüstungen hinderten nichts daran, daß man sich zu Paris den Freu- 1597.
en überließ, welche gewöhnlich der Winter heran-
ringt. Da eine milde Regierung die öffentliche Ru-
e sicherte, so genoß man die Vergnügungen ohne ei-
ige Beymischung von der Bitterkeit, die sie so lange
ergiftet hatte. Galanterie, die Schaubühne und
Spiele nahmen die ganze Zeit des Hofes weg, und
er König, der aus Geschmack diese Lustbarkeiten lieb-
, beförderte sie aus Politik. Herr und Frau von
ervaques (1) baten mich, die Bewerbung des Herrn
on Laval, des Sohns dieser Dame aus ihrer ersten
he, um meine älteste Tochter zu genehmigen. Ich
erwies sie an den König, ohne dessen Einwilligung
h die Hand meiner Tochter nicht mehr vergeben konn-
, seitdem die Prinzessin Katharine den Vorschlag ge-
an hatte, sie an den Herzog von Rohan zu vermäh-
n. Heinrich, der damals mit diesem leztern unzu-
ieden war, gab Laval's Antrage seinen Beyfall.

Verschiedne ähnliche Verbindungen verschafften
glich dem Hofe das Vergnügen neuer Lustbarkeiten.
er Connetable gab ein prächtiges Fest bey Gelegen-
it der Taufe seines Sohns; man wußte aber recht
t, daß dieses nur der Vorwand war, und daß eine
n den schönsten jungen Damen des Hofes, die erst

seit kurzem einen alten Mann geheirathet hatte, der Gegenstand dieser Galanterie war. Montmorency suchte zu seinem Ball unter allen Hofleuten ihrer zwölfe aus, von welchen er glaubte, daß sie mit der meisten Pracht dabey erscheinen würden; und mir ließ er durch den König befehlen, einer von den Zwölfen zu seyn. Nie habe ich in dieser Art etwas so gut angeordnet gesehn, das zugleich durch jene passende Genauigkeit und dadurch, daß zu allem der rechte Augenblick gewählt war, welches diesen Arten von Lustbarkeiten den höchsten Werth giebt, mehr Vergnügen erweckt hätte. Dieses Fest hatte bey weitem den Vorzug vor allen den übrigen, aber es war auch das letzte, und wurde am Ende noch sonderbar gestört.

Um 2 Uhr nach Mitternacht war ich nach Hause gegangen und lag schon seit etwa anderthalb Stunden im Bette, als Beringhen auf einmal in meine Kammer trat, und so bestürzt war, daß er mir weiter nichts sagen konnte, als daß ich gleich zu dem Könige kommen sollte, und daß diesem nicht persönlich ein Unglück begegnet wäre. Dies war gleich meine erste Frage gewesen, und seine Antwort tröstete mich gewissermaßen im Voraus, denn ich sah kein durchaus unwiederbringliches Unglück, so lange sein Leben in Sicherheit war. Ich kleidete mich nun eiligst an, und rannte in der größten Unruhe nach dem Louvre. So wie ich in des Königs Zimmer trat, sah ich ihn mit großen Schritten hin und her gehen, im Nachtzeuge, die Hände auf dem Rücken gefaltet, den Kopf herabhängend, und auf seinem Gesicht die Zeichen des tiefsten Kummers. (2) Die Hofleute standen von beyden Seiten, an die Wand gelehnt, und keiner sprach ein Wort.

Der

Der König kam gleich auf mich zu und faßte mich veſt bey der Hand; „Ach mein Freund, rief er, welch „ein Unglück! Amiens iſt verlohren.“ Ich geſtehe, daß ich über dieſen unerwarteten Streich eben ſo ſtarr vor Schrecken blieb, als die Andern. Ein ſo veſter Ort, der ſo gut mit Allem verſehen war, ſo nahe bey Paris, der einzige Schlüſſel des Königreichs von der Seite der Picardie, — und in einem Augenblick weggenommen, ohne daß auch nur eine vorhergegangne Nachricht hätte ahnden laſſen, daß er in Gefahr wäre! Dies kam mir ganz unglaublich vor, und die allgemeine Beſtürzung ſchien mir ſehr gegründet. Doch beſann ich mich bald, und unterdeſſen der König, im Begriff zu Bette zu gehen, mir die näheren Umſtände (3) dieſer Eroberung erzählte, ſo wie ſie ihm berichtet worden waren, überzeugte ich mich, daß, anſtatt vergebens den Schrecken zu vermehren, es klüger wäre, den König zu tröſten, und allen andern Muth zu machen. Ich ſagte ihm, ich wäre gerade zur rechten Zeit ſo eben mit einem Plan fertig geworden, der ihm ſehr leicht nicht nur Amiens ſondern auch verſchiedne andre Plätze wieder verſchaffen könnte.

Dieſe Eröfnung ſchien allein ſchon die Hälfte des geſchehnen Unglücks zu heben, ob er gleich die Schwierigkeiten einer Unternehmung, die ſehr verdrüßliche Folgen haben konnte, deswegen nicht weniger einſah. Aber weil alle Hofleute den Kopf verlohren hatten, und dem König auf ſeine Fragen keine andre Antworten zu geben wußten, als die das Uebel nur noch ärger vorſtellten, ſo fand er ſich jetzt durch die Meinige ſehr erleichtert. Er befragte mich um die Mittel deren ich mich dazu bedienen wollte; ich antwortete, er ſollte ſie aus den Beweisſtücken ſelber ſehen; zugleich gieng ich hinaus, als ob ich ſie holen wollte, und ließ ihn da-

durch in einer etwas ruhigern Gemüthsfassung. Wäre er ein Zeuge der heftigen Bewegung gewesen, in der ich mich befand, als ich in mein Kabinet trat; er würde etwas von dem Lobe nachgelassen haben, das er mir nach meiner Entfernung gegen die Hofleute beylegte. Jetzt erst, da sich eine Menge verschiedner Betrachtungen meinem Geist vorstellten, fühlte ich ganz das Niederschlagende unsrer Verhältnisse. Die königlichen Kassen waren leer, er hatte nicht ein einziges Regiment, das im Stande war Dienste zu thun; und doch mußten wir Geld und Truppen haben, und zwar beyde in ansehnlicher Menge, und auf der Stelle. —

Ich durchsuchte meine Aufsätze. Ich überdachte die Mittel, Geld aufzubringen, mit denen ich mich oft in müssigen Stunden beschäftigt hatte, weil ich immer voraussah, daß der König es bald nöthig haben würde. Sie lassen sich alle in zwo Klassen bringen: die Einfachsten, wo es nur darauf ankömmt, die Steuern oder eine schon eingeführte Auflage zu vermehren; und die Schwereren, wo man neue Quellen ersinnen muß, aus welchen das Geld geschöpft werden kann. Es schien mir nicht politisch gehandelt zu seyn, zu der ersten Art meine Zuflucht zu nehmen. Denn nach allen den Geißeln, die das Landvolk schon getroffen hatten, es noch durch eine Vermehrung der Abgaben zu belästigen, von welcher es allein das Opfer würde, und dies zu einer Zeit, wo es kaum angefangen hatte Athem zu schöpfen, dies hieß, den Untergang des Staats vollenden, und auf die Zukunft dem König selbst seine fruchtbarsten und in einem gewissen Verstande seine einzigen wahren Hülfsquellen rauben.

Ich beschäftigte mich also bloß mit denen von der zweyten Art, und blieb endlich bey folgendem Entwurf stehen

ſtehen: Von der Geiſtlichkeit ein freywilliges Geſchenk
auf ein, oder ſelbſt auf zwey Jahre zu fodern, und
ſie zu bewegen, es voraus zu bezahlen; durch eine
Vermehrung der alten, neue Aemter zu ſchaffen, nehm-
lich vier Stellen bey jedem der höchſten Gerichtshöfe, vier
Maitres des Comptes in jeder Rechnungskammer, und
zween in jedem Büreau der Finanzen, zwey Räthe bey
jedem Preſidial- zwey Aſſeſſoren bey jedem königlichen
Gericht, und zwey Elü's (gewählte Richter) bey jedem
Untergericht (Election); bey allen Finanzbeamten noch
einen dritten, unter dem Namen des Triennal's (4) hin-
zu zu fügen; die Zahlung der Rückſtände, von denen
unter der vorigen Regierung bey den Generalpächtern
aufgenommnen Summen, um ein halbes Jahr auf-
zuſchieben; den Scheffel Salz um 15 Sols zu erhö-
hen, und ſelbſt es immer bey dieſem Preiſe zu laſſen,
weil man dadurch in der Folge einige Aemter, die den
Staat ſehr drückten, abſchaffen könnte; die Grenz-
und Fluß- Zölle blos durch eine neue Taxe um ein
Drittheil zu erhöhen; und, weil alle dieſe Einrich-
tungen größtentheils nur Geld in Hofnung gaben, zu
erſt ein Anleihen von 1,200,000 Livres bey den reich-
ſten Privatperſonen am Hofe und in den großen Städ-
ten zu machen, und ihnen zur Wiederbezahlung eine
dieſen erhöhten Auflagen bey der Gabelle oder in den
anf großen Pachtungen anzuweiſen. Außerdem aber,
um das übrige baare Geld, deſſen man jetzt bedurfte,
anzuſchaffen, die letzten Pachter, welche große Reich-
thümer gewonnen hatten, durch eine Gerichtskammer
Auflagen zu laſſen, und ſie dadurch zu zwingen, ſich
einer Taxe, auch in Form eines Darlehns, zu un-
terwerfen.

Dieſer Plan war, wie man ſieht, ſehr ausge-
dehnt; ich hatte aber nicht die Abſicht, daß man alle

diese Mittel auf Einmal gebrauchen sollte, sondern, weil es ungewiß war, wie lange der Krieg dauren würde, so könnte man Eins nach dem Andern anwenden, und mit den am wenigsten drückenden den Anfang machen. In Ansehung der Truppen glaubte ich, könne man nichts bessers thun, als sie aus denen Provinzen zu nehmen, die sie zu ihrer Vertheidigung nicht mehr brauchten. So schätzte ich Isle de France und Berry auf Ein vollständiges Regiment, Orleannois und Touraine auf ein zweytes und die Normandie allein auf ein drittes. Jedes dieser Regimenter sollte 1550 Mann stark seyn, und von dem Tage seiner Ankunft vor Amiens an auf Kosten seiner Provinz erhalten werden, wofür diese das Recht behielte, ihm ihren Namen zu geben und die Offiziers zu ernennen.

Nach fünf Tagen trug ich meinen ganzen Entwurf zu dem Könige, die Belege waren in bester Form in 13 Aufsätzen enthalten. Er schloß sich mit Frontenac, d'Arambure, Lomenie, Beringhen, l'Osenai und mir ein, um alles zu untersuchen. Nachdem ich es vorgelesen hatte, sagte ich ihm, mit diesen Hülfsmitteln müßte ihn nun nichts mehr von der Reise nach Amiens abhalten. Uebrigens wären schon alle Vorräthe zu einem Lager in Picardie angeschafft, so, daß ich ihm dafür stünde, daß seine Armee nicht nur Lebensmittel im Ueberfluß, sondern auch alle die Waaren, die man blos zur Bequemlichkeit braucht, daselbst eben so leicht und eben so wohlfeil als in einer Stadt finden würde. Ich setzte hinzu, so schnelle Hülfe mein Entwurf ihm auch bey seinen jetzigen Bedürfnissen bringen würde, so möchte er doch aber ja nicht denken, daß man so etwas ausführen könnte, ohne Frankreichs alte Wunden, die noch lange nicht geheilt wären, noch durch neue zu vermehren. Man dürfe nur einen Blick auf

die

die Schulden und die ungeheuren Verbindlichkeiten werfen, welche der Staat übernommen hätte; und jede neue Auflage, wie man sie auch zu verstecken suche, sey im Grunde für ein erschöpftes Land immer dasselbe; man müsse daher den Krieg blos in der Absicht wieder anfangen, um dadurch desto leichter einen vortheilhaften Frieden zu erlangen, welcher uns unumgänglich nothwendig geworden wäre. Wie groß aber auch das allgemeine Elend seyn möchte, so wollte ich doch dafür haften, daß 12 Jahre eines ununterbrochnen Friedens hinreichen würden, das Reich wieder blühender als jemals zu machen.

Ich zweifelte gar nicht, daß, so wie der König gesonnen schien sich zu betragen, die Feinde ihrer Vortheile ungeachtet bald die ersten seyn würden, welche das Ende des Krieges wünschten, und ich entdeckte gleich damals dem König einen Gedanken, dessen Richtigkeit der Erfolg gezeigt hat. Ich war nehmlich überzeugt, daß der König von Spanien die ersten Schritte zu dem Frieden thun würde, weil seine Politik ihm nicht erlaubte, in dem Zustande der Kränklichkeit und Schwäche, worein der natürliche Lauf der Dinge ihn versetzt hatte, seine Krone den Unfällen des Krieges blos zu stellen, die stets zu fürchten sind, am meisten aber in dem Anfang der Regierung eines noch unmündigen Fürsten. Dies machte mich so kühn, selbst zu behaupten, Spanien werde durch Zurückgebung aller Städte, die es uns abgenommen hatte, den Frieden erkaufen.

Der König fand meinen Einfall wegen der Erhebung neuer Gelder so glücklich, daß er selbst ihn im versammleten Staatsrath vortragen wollte. Vorher theilte er ihn dem kleinen Kriegsrath mit, welcher aus dem Herzog von Montpensier und den Herren von Mont-

merency, Mayenne, Auvergne, Biron, Ornano, Bellegarde, Saint-Luc, Fervaques, Roquelaure und Frontenac bestand. Alsdann berief er einen außerordentlichen Rath von allen den Personen in Paris, welche fähig waren dazu gezogen zu werden, und besonders von den Notablen der Versammlung zu Rouen, welche sich hier noch aufhielten, zusammen. Er konnte es nicht besser anfangen, um sein Ansehn auf die von ihr selbst anerkannte Ohnmacht dieser großen Versammlung zu gründen. Zuerst beklagte er den Verlust von Amiens, und zeigte die Nothwendigkeit, diesen Ort so schnell als möglich wieder zu erobern, und zugleich den völlig richtigen Anschlag alles dessen, was dazu erforderlich war. Dann fragte er die Zuhörer um ihren Rath über die Mittel, dieses auszuführen, und beklagte sich, um das, was er ihnen vorzuschlagen hatte, noch besser zu verbergen, daß er stets nur Hindernisse gegen die nützlichsten Unternehmungen fände.

Er schwieg nunmehr, als wollte er die Berathschlagungen der Versammlung abwarten; aber einer sah den andern an ohne ein Wort zu sprechen. Die Großen unterbrachen das Stillschweigen, um die Sache auf die Finanzbedienten zu schieben; diese aber gaben zur Antwort, sie erwarteten den Ausspruch der Großen. Heinrich drang auf eine Entscheidung; man warf einige unbedeutende Vorschläge wegen neuer Auflagen hin, welche aber von der andern Hälfte sogleich bestritten wurden; alle Räthe fanden die Sprache wieder, um ohne Unterschied zu tadeln, was von der einen oder der andern Partey vorgeschlagen wurde. Den Augenblick, wo man von beyden Seiten äußerst aufgebracht war, so daß kein Anschein mehr übrig blieb, daß sie sich vereinigen würden, ergrif der König, zog den Aufsatz aus seiner Tasche, und sagte, ob er gleich in

Finanz-

Finanzſachen nicht ſehr erfahren wäre, ſo wolle er doch auch ſeine Meinung vortragen, die er jedoch ſtets bereit wäre gegen eine beſſere aufzugeben. Zugleich fieng er an zu leſen, und erregte dadurch bey allen Anweſenden erſt die tiefſte Aufmerkſamkeit, und dann ein Erſtaunen, welches ſie unbeweglich und ſtumm machte. Heinrich wartete dieſes Stillſchweigen einige Minuten ab, und dann erklärte er, er nähme es für eine allgemeine Einwilligung. Er ſetzte hinzu, da er nicht alle dieſe Mittel auf einmal anwenden wollte, ſo würde er mit dem Anleihen von 1,200,000 Livres den Anfang machen. Zugleich ermahnte er die Großen und Reichen, von ſelbſt das gegenwärtige Bedürfniß ſich angelegen ſeyn zu laſſen, und auf ſein königliches Wort zu rechnen, daß ſie das Kapital in zwey Jahren wieder erhalten ſollten, ohne etwas an den Zinſen zu verliehren. — Alsdann ſollten in der Ordnung die 15 Sols auf das Salz, die Ernennung der Triennal's, und die Unterſuchung gegen die, welche in den Finanzen Unterſchleif gemacht hätten, folgen. Die ganze Sache wurde beſchloſſen, und das Arret nach dieſem Plan gemacht. In kurzer Zeit erhielt man 300,000 Thaler als freywilliges Darlehn. Die Ernennung der Triennals brachte 1,200,000 ein, und eben ſo viel zog man von den Finanzpächtern, wozu die Schatzmeiſter von Frankreich gerechnet wurden, welche jedoch ſich ſelbſt taxirten.

Der Finanz Rath, welcher im Beſitz war, in dem Elend des Volks ſeine Freude zu finden, tröſtete ſich bald über dieſe neuen Subſidien, wenn ſie nur durch ſeine Hände giengen. Sie legten dem Aufſatz des Königs die größten Lobenserhebungen bey, und ſtellten ihm zugleich vor, der Erfolg hinge davon ab, daß man Leute von großer Erfahrung dabey gebrauchte,

die in der Arbeit ſchnell und mit der vollkommenſten Macht ausgerüſtet wären. Er antwortete ihnen, derjenige, dem er den Auftrag geben würde, ſollte völlig mit der königlichen Gewalt handeln; in Anſehung der übrigen Eigenſchaften aber würde er keinen andern wählen, als mich, weil ich, obgleich der Jüngſte, doch der arbeitſamſte und ſorgfältigſte wäre. Dies ſagte er in meiner Gegenwart, nachher erklärte er ſich in noch ſtärkern Ausdrücken darüber gegen Schomberg, (5) den er, im Begriff abzureiſen, noch in ſeinem Hauſe beſuchte, weil er wegen ſeiner Unpäßlichkeit das Bett hüten mußte, und gegen die Räthe, die ſich in dem Zimmer des Kranken befanden. Er ſagte ihnen, ſo wie er ſich an mich allein halten würde, wenn es ihm an etwas fehlte, ſo lange er beſchäftigt wäre, ſich zu ſchlagen; ſo verlange er auch, daß in dem Finanzrath ſich alles nach meinem Willen richten ſollte. Vor ſeiner Abreiſe übertrug er mir feyerlich ſein ganzes Anſehn, welches Schomberg ſo ſehr verdroß, daß er lieber hingehen wollte, um bey der Belagerung zu dienen, als die Finanzen meinen Befehlen unterworfen zu ſehen. Sancy verſchwand auch aus dem Kollegio, und nahm ſeine Stelle als Obriſter der Schweitzer ein.

Ich hatte deswegen nur noch größere Urſach, den Finanzräthen nicht zu trauen, welches ich auch bey Gelegenheit der Triennal's erfuhr. Nachdem ich das Edict, wodurch ihre Ernennung befohlen wurde, hatte beſtätigen laſſen, dachte ich nur darauf, ſo viel Geld, als möglich war, aus dieſen Bedienungen zu ziehen. Um meinen Kollegen alle Gelegenheit abzuſchneiden, um geringe Preiſe damit ihre Verwandten und Freunde zu begünſtigen, führte ich ſelbſt dabey die Feder wie ein Schreiber oder Untereinnehmer. Auch mit dieſer Vorſicht noch nicht zufrieden, gab ich dem Käufer einen

Zettel

Zettel von meiner Hand, welchen er zu dem Schatzmeiſter tragen mußte, der ihm gegen ſein Geld eine Quittung ausſtellte; und beydes, Geld und Quittung mußte mir vorgezeigt werden.

Weil hier alle Ueberraſchung unnütz wurde, ſo nahmen die Käufer zu einem andern Mittel ihre Zuflucht, welches ihnen wahrſcheinlich bisher ſelten fehlgeſchlagen war: ſie verſuchten mich durch Geſchenke zu beſtechen. Der lahme Robin, ein reicher Unternehmer von Tours, gieng erſt mit dem ganzen Collegio, das er auf ſeine Seite zu ziehen gewußt hatte, zu Rath, kam dann zu mir, und bat einen von meinen Sekretären, ihn zu der Frau von Rosny zu führen. Dieſer both er einen Diamant von 6000 Thalern an Werth für mich, und einen andern von 2000 Thalern für ſie, an; wenn ich mich nicht widerſetzen wollte, daß der Finanzrath ihm alle Triennalſtellen der Generalämter Tours und Orleans für 72,000 Thaler zuſpräche. Er wurde mir durch meine Gemahlin vorgeſtellt, die das Uebel, wozu man ſie hatte gebrauchen wollen, erſt durch den ſcharfen Verweis erfuhr, den ich ihr in Robins Gegenwart gab. Ich ſchonte ihn ſelber auch nicht, um allen andern in der Folge die Luſt zu ähnlichen Verſuchen zu benehmen, und ſchickte ihn ſehr verwundert, wie ich glaube, und ſehr mivergnügt über mein Betragen zurück. Für die Hälfte von dem, was er für 72,000 Thaler haben wollte, waren mir ſchon 60,000 gebothen worden, die ich nicht angenommen hatte; und noch denſelben Abend brachte mir blos dieſe Hälfte 80,000 Thaler ein, weil ich ſie einzeln verhandelte.

Dies Geſchäft hielt mich dieſen und den ganzen folgenden Tag zu Hauſe, und ich glaubte es dem Verlangen

langen des Kanzlers vorsetzen zu müssen, welcher mich zweymal durch den Thürsteher hatte bitten lassen, in die Rathsversammlung zu kommen, um eine Sache zu beschließen, sagte er, wo es darauf ankäme, dem König 75,000 Thaler baar Geld zu verschaffen. So bald ich Zeit hatte, eilte ich hin und dachte nicht mehr an Robin. Der Kanzler wollte mir, indem ich in das Zimmer trat, einige kleine Vorwürfe über meine Nachlässigkeit machen, aber ich antwortete ihm ganz kurz, ich wäre dem König in meinem Kabinet noch nützlicher gewesen. „Wir sind es hier nicht weniger gewesen" antwortete der Kanzler, und legte einen grosen Nachdruck auf sein baares Geld, weil der König in zwey Briefen nach einander welches verlangt hatte. Als ich erfuhr, daß die Sache weiter nichts war, als dieselbe Summe, die Robin schon geboten hatte, blos um 3000 Thaler vermehrt, so ließ ich die Herren fühlen, daß, da sie gewußt hätten, daß der Käufer schon bey mir gewesen wäre, sie nicht ohne mich eine Sache hätten beschließen sollen, die ich nicht gut fände.

Sie wollten mich durch einen Ton des Uebergewichts, der mit Klagen untermischt war, niederschlagen; ich sagte ihnen aber nun ganz rein heraus, wenn ich der Mann wäre, der sich durch Geschenke gewinnen ließe, so hätte der Handel gar nicht an sie kommen sollen; weil aber der König sich auf meine Treue verließe, so wollte ich sie auch so weit erstrecken, als sie gehen müßte. Der Kanzler, Fresne und la-Grange-le-Roi, äußerst beleidiget durch den Vorwurf, den diese Worte enthielten, wollten mir erst einstreiten, ein Handel, durch welchen der König über die Hälfte verlöhre, wäre ihm doch vortheilhafter, wenn er baares Geld erhielte, als die Meinigen, wo ich gewöhnlich den Käufern zur Zahlung der zweiten Hälfte sechs

Mona-

Monate Zeit lieſi. Nachher machten ſie mir Vorwürfe, daß ich mich zum Verbeſſerer der Finanzen aufwerfen wollte, und erklärten mir verachtend, ſie würden ihren Kontract gegen den Meinigen zu behaupten wiſſen, ein einzelner Mann ſolle ſich nicht einbilden, umſtoßen zu wollen, was ein ganzes Collegium beſchloſſen hätte, und zugleich entſchied der ganze Finanzrath, die Beſetzung ſolle auf ihre Bedingungen Robin von Tours zugeſchlagen werden.

Ich hielt es nicht für rathſam, weder über dieſe Ungerechtigkeit, noch über die Verordnung, die deswegen gemacht wurde, daß man künftig im Finanzrath gar nicht mehr auf die Anweiſungen eines Einzelnen achten ſolle, weiter ein Wort zu verlieren; als aber der Sekretair Fayet mir dieſe ſchöne Verordnung zu unterzeichnen brachte, weigerte ich mich es zu thun, bis daß ich von dem König Antwort auf einen Brief würde erhalten haben, worinn, wie ich ihm ſagte, ich weder der Wahrheit noch der Perſonen ſchonte. Dieſer Brief machte Fayet Angſt, und in der Abſicht hatte ich es auch blos geſagt. Er bat mich ihn ihm zu zeigen, und ich ſtellte mich, als gäbe ich ſeinem Dringen nach. Der Brief ſelbſt handelte ganz allein von den geheimen Schleichwegen, durch welche Robin die Herren Finanzräthe gewonnen hatte, und die ich ſo glücklich geweſen war zu entdecken. Der König würde daraus geſehen haben, daß die Urſach, die das Kollegium ſo ſehr auf Robins Seite gebracht hatte, keine andre war, als daß dieſer der Marquiſin (6) von Sourdis, der Geliebten des Kanzlers dieſelben Anerbietungen gethan hatte, womit er bey mir ſo ſchlecht angekommen war, und auſſerdem auch die Frau von Deuilly, eine Verwandte des Kanzlers, in welche du Freſne verliebt war, beſchenkt hatte. Sie erfuhren den Inhalt meines

nes Briefes durch Fayet, und er kam geſchwind zurück, um mich zu bitten, ihn nicht abgehen zu laſſen. — Die Verordnung ſowohl als Robins Kontract wurden unterdrückt.

So theilte ich meine Arbeit zwiſchen die Sorge, die Gelder des Staats einzunehmen, und ſie wieder ſo nützlich zu den Bedürfniſſen der Armee zu verwenden, daß es dieſer während der ganzen Belagerung von Amiens an nichts fehlen durfte, weder zum Unterhalt noch zu dem Geſchütz. Gewöhnlich that ich alle Monate eine Reiſe ins Lager, und ließ 1,500,000 Thaler hinter mir her fahren, welches mir die Freundſchaft aller Obriſten zuzog, die an eine ſolche regelmäßige Auszahlung nicht gewöhnt waren. Meine Aufmerkſamkeit erſtreckte ſich bis auf die gemeinen Soldaten, für die ich in dem Lager ein Lazareth errichten ließ, wo ſie ſo gute Bedienung und ſo viel Bequemlichkeit fanden, daß verſchiedne Leute von Stande dahin giengen, um ſich von Krankheiten oder Wunden heilen zu laſſen (:).

Die beynahe übermäßige Sorge des Königs für meine Erhaltung bezahlte mir alle meine Mühe mit Wucher. Saint-Luc, dem der Graf von Guiche ſeine Stelle als Generalfeldzeugmeiſter abgetreten hatte, bat mich bey meiner dritten Reiſe ins Lager zu Gaſte, und wollte mir bey der Gelegenheit alle ſeine Werke zeigen, weil er meine Vorliebe zu dieſem Theil der Kriegskunſt kannte; dieſes führte uns etwas weit vorwärts in den Laufgräben, und noch an einige andre Orte, die nicht ganz vor der Gefahr geſichert waren. Man erzählte es dem König, der mir darüber einen ſcharfen Verweis gab, und mir ausdrücklich verbot, an irgend einen Ort zu gehen, wo ich die geringſte Gefahr laufen könnte.

könnte. Er ſagte bey dieſer Gelegenheit ganz laut, ich hätte Feinde auch im Lager, die meinen Untergang ſo brennend wünſchten, daß ſie ſich gern ſelber jeder Todesgefahr ausſetzen würden, wenn ſie nur machen könnten, daß ich ſie mit ihnen theilte. Es war ſchwer für einen, der ſelbſt Soldat geweſen war, das Feuer ſeiner erſten Leidenſchaft an der Seite eines Fürſten nicht wieder zu fühlen, der keine kriegeriſche Beſchäftigung unter ſeiner Würde glaubte, und ſie alle mit einer Emſigkeit und einem Muth erfüllte, die auch den Unempfindlichſten hätten erwärmen müſſen.

Dennoch that ſein Beyſpiel nicht auf Jedermann dieſe Wirkung. Mitten in dem Lager entſtand eine Kabale unruhiger Proteſtanten, an deren Spitze die Herren von la Tremouille, Bouillon und Du Pleſſis ſtanden, und die ihm den tödtlichſten Verdruß machte. Ich fand ihn, da ich vor meiner Rückreiſe nach Paris Abſchied von ihm zu nehmen kam, in der tiefſten Traurigkeit. Er hatte eben ſichere Nachricht erhalten, daß dieſe drey Herren nebſt noch etwa zwanzig Reformirten, worunter die beyden Saint-Germain's, Clan, Beaupr (8), d' Aubigne, la Caſe, la Valliere, la Sauſſaie, la Bertiehere, Preaux, Baſſignac, Regnac, Beſſais, Conſtant und einige andre waren, eine allgemeine Verſammlung aller Proteſtanten gehalten hätten. In dieſer hatten ſie den Vorſchlag gethan und aus allen ihren Kräften unterſtützt, daß man ſich des Umſtandes der Belagerung von Amiens (9), welche ohne ſie nicht beendigt werden könnte, zu Nutze machen ſollte, um dem König ein Edict zu entreißen, welches ihnen völlige Genugthuung gäbe, oder, im Weigerungsfall, die Waffen zu ergreifen. Zum Glück fand dieſer Rath großen Widerſpruch in der Verſammlung ſelbſt und von einem Theil der großen Städte, die man

hinein

hinein zu ziehen gesucht hatte. Dies beruhigte den König einigermaßen, indessen war doch immer zu befürchten, daß am Ende die Heftigsten durchdringen möchten. Er befahl mir daher, an einige der Vornehmsten zu schreiben, um sie, wo möglich, zu vernünftigern Gesinnungen zu bringen, besonders den Herzog von la Trémouille, von dem man wußte, daß er der vorzüglichste Beförderer des ganzen Komplots war.

Ich hatte bisher mit ihm immer in ziemlich genauer Verbindung gestanden; und er hatte selbst geglaubt mir von diesen Versammlungen Nachricht geben zu müssen. Aber die Absicht derselben hatte er mir verschwiegen; in seinen Briefen darüber bediente er sich so gesuchter Ausdrücke, daß ich leicht merken konnte, diese Herren sähen mich als einen Abtrünnigen von seiner Partey an, und la Trémouille wäre nahe dabey, sich zu empören. Dennoch suchte ich den Rest des Verhältnisses, in dem ich noch mit ihm stand, geltend zu machen, um wo möglich ihn wieder zu seiner Schuldigkeit zurückzubringen. Ich schrieb ihm, wenn es auch wahr wäre, daß der König so gegen sie dächte, als er es voraussetzte, so wäre es doch für ihn weder rühmlich noch groß, eine Erklärung zu erpressen, die sie blos der Nothwendigkeit zu danken haben würden. Aber Heinrich habe noch für alle Reformirte seine alten Gesinnungen beybehalten; er sey nicht schuld an der wenigen Gerechtigkeit, die die Katholiken ihnen wiederfahren ließen, denn er selber hätte nicht weniger von diesen auszustehen. Uebrigens möchten sie erwägen, daß ein so zur unrechten Zeit erlangtes Edict, ihnen nicht die Vortheile bringen würde, die sie davon erwarteten. Die Katholiken, welche doch immer die Stärksten wären, könnten dieses vor jetzt sehr leicht ver-

verhindern, und in der Folge würde der König, mit Recht über den Zwang, den man ihm angethan hätte, aufgebracht, die Lust verliehren, ihnen einst freywillig alles das zuzugestehen was sie jetzt so zur Unzeit vorausnehmen wollten. Sie würden weiter nichts ausrichten, als durch den Lerm einer fehlgeschlagnen Unternehmung die Katholiken nur noch mißtrauischer machen, damit sie desto mehr gegen sie auf ihrer Huth wären. — Ich führte ihm das Beyspiel jener erhabnen Protestanten zu Gemüthe, die bey jeder Gelegenheit sagten und durch ihre Aufführung bewiesen, daß ein Protestant, der nach seinem Glauben handelt, nie das Wohl des Staats und den wahren Vortheil seines Königs aus dem Gesichte verliehrt. La Trémouille wurde durch meinen Brief nur wenig gerührt, er zeigte ihn aller Welt, und hielt sich öffentlich darüber auf. Die Entwürfe der Häupter der Reformirten scheiterten aber, weil sie nicht genug Anhänger fanden.

Die Feldzeugmeisterstelle wurde erledigt, da ich gerade zum vierten male ins Lager gereist war. Saint-Luc (10) sah zwischen zwey Schanzkörben durch, wo fast nicht einmal Raum für eine Kanonenkugel war; dennoch führte sein Unglück eine hin, die ihn todt zur Erde streckte. Ich war gerade allein bey dem Könige, als Villeroy und Montigny (11) ihm diese Nachricht brachten, jeder that es insgeheim, weil sie sogleich wegen dieser Stelle auch schon eine Bitte anzubringen hatten. Ich näherte mich dem König wieder, nachdem sie weg waren, und erfuhr sowohl Saint-Luc's Tod von ihm, als auch daß Villeroy für seinen Sohn d' Alincourt oder seinen Neffen Chateauneuf-l' Aulepine; und Montigny für sich selbst angehalten hatten. Saint-Luc war ein Mann von Verstand und Einbildungskraft, schnell, erfindsam und

voll Herzhaftigkeit; man konnte ihm nichts vorwerfen, als den Fehler, sich zuweilen dem Ueberfluß seiner Ideen, die ihm Entwurf auf Entwurf eingaben, so zu überlassen, daß er einen Theil der Zeit, den die Ausführung erforderte, an die Erfindung und Einbildung wendete. Dem ungeachtet fand der König unter den vorgeschlagnen keinen einzigen, der fähig gewesen wäre, Saint-Luc zu ersetzen. D'Alincourt fehlte es an Bestigkeit, und er hatte, wie Heinrich sagte, „gar zu bloße Nägel." Chateauneuf verbarg einen wirklichen Mangel an Verstande unter einem von Affectation und Grimassen zusammengesetzten Aeußeren. Montigny war in der That tapfer und dem König zugethan; aber auch diese Eigenschaften sind zu einem so wichtigen Posten nicht hinlänglich, wenn sie nicht von einem Geist, der in sich selbst Hülfsmittel hat, und Ordnung mit vernünftiger Sparsamkeit zu verbinden weiß, begleitet werden.

Indem wir so mit einander redeten, schien es mir, daß den König nichts abhielte, mir selbst diesen Posten zu geben, als daß er glaubte, ich würde sie nicht mit dem Amt eines Oberaufsehers über die Finanzen verbinden können. Es wurde mir nicht schwer, ihm diesen Irrthum zu benehmen, und er gab mir nun auf der Stelle sein Wort; die Ausführung seines guten Willens verschob er aber bis nach der Belagerung, denn so lange wollte er keinen neuen Feldzeugmeister machen, weil ihm meine Gegenwart zu Paris nothwendig schien. Ich sah ihn den ganzen folgenden Tag nicht, zum Unglück für mich aber sah er die Frau von Monceaux, welche alles anwendete, um diesen Posten für den alten D'Estrées, ihren Vater, zu erhalten. Der König blieb standhaft bey ihren Thränen, aber er gab nach, als sie ihm drohte in ein Kloster zu gehen, wenn

er

er ihr diese Bitte abschlüge. Durch diese Vorstellung gelang es ihr so gut, Heinrichs ganze Leidenschaft für sie wieder zu entzünden, daß sie endlich ihre Absicht erreichte. Der König erzählte mir den folgenden Tag, was vorgegangen war, nicht ohne einige Verwirrung über seine Schwachheit. Er hatte doch noch wenigstens in Einem Stück für mich gesorgt, dadurch, daß er die Bedingung machte, daß der Herr von Estrées, der völlig (12) unfähig war, dieser Stelle durch sich selbst vorzustehen, sie gegen die erste Kronbedienung, welche erledigt werden würde, oder im Fall eines beträchtlichen Krieges ohne Widerrede an denjenigen abtreten sollte, den der König dazu ernennen würde; und zugleich gab er mir von neuem sein Wort, daß er keinen andern als mich ernennen wollte.

Mit dieser Versicherung zufrieden, nahm ich den Rückweg nach Paris, wo ich wenige Tage nachher aus dem Lager die Nachricht von dem Tode meines Bruders (13), des Gouverneurs von Mante erhielt, den ich ganz gesund verlassen hatte. Durch diesen zweyten Todesfall blieben nun von uns vier Brüdern nur noch zween übrig. Der König wies alle ab, die um das Gouvernement von Mante anhielten, um es mir zu geben, ohne daß ich ihn darum gebeten hatte. Durch den Brief, den er mir über diesen Tod schrieb, erhielt ich zugleich dieses Geschenk und die nöthigen Stücke, um in alle Rechte meines Bruders zu treten, welcher ohne Erben gestorben war. Ich schickte meinen Sekretair Baltazar nach Amiens, um meine Bestallung als Gouverneur zu holen, und gieng dann sogleich nach Mante um mich aufnehmen zu lassen. Ich wollte nur vier Tage abwesend seyn.

Meine Herrn Kollegen hatten darüber keine geringe Freude, weil sie sich einbildeten, daß ich weit länger

ger ausbleiben, und überhaupt künftig die Finanzsachen vernachläßigen würde. Um sogleich Vortheil daraus zu ziehen, nahmen sie ihre Maasregeln, um sich einen Theil der zu der Belagerung von Amiens bestimmten Gelder zuzueignen. Sie unterzeichneten alle einen, im Namen des ganzen Kollegiums, an den König geschriebenen Brief, worinn sie ihm voraussag'en, er möchte sich nicht wundern, nachdem es ihm fünf Monathe lang an nichts gefehlt hätte, wenn er erführe, daß seine Kassen gänzlich erschöpft wären; sie enthielten jetzt nichts mehr, als einige geringe Reste und Ueberschüsse von Auszahlungen. Heinrich, der nicht wußte, daß ich zu Mante war, und nach seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit die Unterschriften dieses Briefes nicht genau untersuchte, erstaunte um so mehr darüber, weil ich ihm ganz gewiß versichert hatte, ich wäre im Stande ihm noch vier Monathe lang, und länger konnte die Belagerung nicht dauern, die gewöhnlichen Summen zu schaffen. Er schalt in Gegenwart seiner vornehmsten Offiziere sehr auf das Finanzkollegium, und diesmal wurde ich eben so wenig verschont als die andern. Als er aber sich besonnen und die Unterschriften seines Briefes angesehen hatte, wo er meinen Namen nicht fand, und auch durch den Kurier erfuhr, daß ich in Mante wäre, verdammte er selbst seine Uebereilung. Damit es der Genugthuung, die er mir geben wollte, an nichts fehlte, las er meine Antwort auf seinen Brief in Gegenwart derselben Zeugen laut vor.

Es war sein Vortheil, ihnen den Muth nicht zu benehmen. Diese gewiß sehr beschwerliche Belagerung machte sie und ihre Soldaten zuweilen verdrüßlich. Hätten die Gelder aufgehört, sie würden ihn alle verlassen haben; schon wenn nur die Wagen unterweges aufgehalten worden waren, konnte er nicht hindern,

daß

daß hier und da einige fortgiengen. Indeſſen gieng alles gut bis zum Ende. Wenn die Belagerten ſich tapfer vertheidigten, und einen Ausfall nach dem andern thaten, ſo grif man ſie auch nachdrücklich an, und ſie wurden immer geſchlagen.

Man war mit dem Sappiren ſchon bis an die Wälle gekommen, und die Belagerer hatten ſich zweyer Caſematten bemächtigt, und dieſe dadurch den Feinden unnütz gemacht, als der Kardinal Erzherzog und der Graf von Mannsfeld, der unter ihm kommandirte, es für Zeit hielten einen Verſuch zum Entſatz der Stadt zu machen. Sie brachen mit 12 bis 13,000 Mann Infanterie, und drittehalb bis dreytauſend Pferden auf, und giengen über die Authie in der Abſicht, eine Schlacht zu liefern, oder wenigſtens eine anſehnliche Verſtärkung in die Stadt zu werfen. Aber alle die Haufen, welche er dazu abſchickte, wurden zurückgetrieben. (14) Der König rekognoſcirte ſelbſt die feindliche Armee. Er ſah ſie von vornen und auch im Rücken, und er würde ungeachtet ihrer überlegnen Anzahl nicht angeſtanden haben ſie anzugreifen, weil er blos einen verwirrten Haufen ohne Ordnung und Zucht entdeckte, wenn nicht bey ſeinen erſten Bewegungen gleich der Erzherzog ſich eilig zurückgezogen hätte. (15) Es wäre vielleicht nicht unmöglich geweſen, die Spanier zur Schlacht zu zwingen ohne deshalb die Belagerung aufzuheben; Heinrich wenigſtens hat dieſes immer geglaubt, dennoch gab er den meiſten Stimmen nach, welche riethen: man ſollte den Erzherzog ſich zurück ziehen laſſen. Nachher dachte man an weiter nichts als an die Belagerung. Das Ravelin wurde eingenommen, und die Mineurs machten ſich nun an den Hauptwall, als Amiens ſich am En-

de des Septembers dieses Jahrs ergab. Diese Belagerung hatte fast den ganzen Feldzug weggenommen.

Wenn ich die große Menge Briefe ansehe, die ich während dieser Zeit von dem Könige erhielt, so muß ich erstaunen, wie ein Fürst, der mit den Unternehmungen einer großen Belagerung, und den einzelnen Sorgen für ein ganzes Lager beladen war, sich deswegen nicht weniger um die innern Angelegenheiten des Königreichs bekümmerte, und mit gleicher Leichtigkeit so verschiedne Beschäftigungen umfassen konnte. Ich erspare dem Leser die Mühe, alle diese Briefe zu lesen, und eben so werde ich es auch mit denen machen, womit Sr. Majestät mich in der Folge beehrt hat. Ich habe deren über 3000, ohne die, welche ich vernachlässigt habe aufzuheben, oder die durch die Schuld meiner Sekretäre verloren gegangen sind. Es würde zu langweilig seyn, dem Publikum von jedem besonders Rechenschaft zu geben. Bey einigen derselben muß ich dem Befehl des Königs, sie zu vernichten, gehorchen, weil von Personen darin die Rede ist, die er nicht hat kränken wollen, und die ich um so mehr mich hüten muß zu beleidigen. Dieses aber würde unvermeidlich seyn, wenn ich manche politische Intriguen, oder auch nur Galanterien, welche verborgen geblieben sind, an den Tag bringen wollte. Die übrigen handeln hauptsächlich nur von der Anwendung der Gelder, von Rechnungen, Auszahlungen, Gehalten und andern Dingen der Art, und sind so trocken und wenig unterhaltend, daß sie dadurch selbst nur noch mehr zu Heinrichs Lobe gereichen.

Man würde zum Beyspiel daraus sehen, daß er über den Artikel der Finanzen die Genauigkeit so weit trieb, sich von mir alle acht Tage über die eingegang-

gegangnen Gelder und die Anwendung derſelben Rechnung ablegen zu laſſen (16). Es entgeht ihm nicht, daß man beym Schmelzen Eine Kanone hatte entwenden wollen. Bey Gelegenheit von 6 bis 7000 Thalern, die man aus Noth dem Volk auf die Steuern nachlaſſen mußte, berechnet er ſelber, wie viel von dieſem Gnadengeſchenk auf verſchiedne Kirchſpiele, die am meiſten gelitten hatten, kommen ſollte. Er bringt ſehr genau jedes verkaufte Amt und das daraus gelöſete Geld in Anſchlag. Er verliert keinen von denen aus den Augen, welchen der Staat Verbindlichkeiten hat, oder die in den entfernten Provinzen oder den benachbarten Reichen ihm Dienſte leiſten, und weiſet jedem mit trefflicher Unterſcheidung ein beſonderes Kapital an, wovon ſie ſollen bezahlt werden. Seine gröſte Sorge iſt, daß auf die Einkünfte, die allein zum Kriege beſtimmt ſind, nie eine Zahlung angewieſen werde, die damit nichts zu thun hat; dieſes zeigte ſich deutlich bey der Gelegenheit, wo der Herr von Vienne, der die Stadt Tours wieder zum Gehorſam gebracht hatte, eine Belohnung erhalten, und als die Frau von Beaufort die 4000 Thaler wieder bekommen ſollte, die er von ihr geborgt hatte.

In Anſehung des Kriegs ſind dieſe Briefe äuſſerſt umſtändlich. Das Geld, das zu den Laufgräben und den übrigen Werken ſowohl, als zum Sold der Truppen erfordert wird, iſt ſo genau darin berechnet, daß man nicht fürchten darf zu irren, wenn man ſich darnach richtet. Die Marſchordnung ſeiner Truppen iſt darinn mit eben ſoviel Klugheit beſtimmt als der Weg der Convois, die zu der Armee kamen, damit ſie nie aufgehalten oder weggenommen werden könnten.

Das alles machte nur noch einen Theil seiner Sorgen aus. Eine Menge seiner Briefe zeigen, daß er mit gleich geschickter Hand den Plan eines Angriffs zu entwerfen und die Angelegenheiten des Kabinets zu leiten wußte. Der zum Beyspiel, wo er von den Ausbesserungen von Montreuil, Boulogne und Abbeville spricht. Die andern, wo er bey Gelegenheit der Rechnungskammer, die es an Ehrfurcht gegen ihn hatte ermangeln lassen, sich über die Art und Weise, die Ordnung in den Provinzen, den Gehorsam in den Städten und die Subordination in den verschiednen Corps zu erhalten, ausbreitet. Jener, wo er sagt: „ich habe nicht Lust, Maskeradenaufzüge unter die Gelder „zu mischen, die für meine Armee bestimmt sind;" weil Portier, der Kleider zu einem Feste angeschafft hatte, sie auf einer Rechnung der Kriegskosten hatte eintragen lassen. Der endlich, wo er auf ein Anerbieten, das ihm die Stadt Paris durch ihren Prevot und die Echevins hatte thun lassen, auf ihre Unkosten 1200 Mann zu besolden antwortet, und in Betracht dieses Dienstes die Stadt von der Verdopplung der Accise lossspricht; und noch tausend andre in dieser Art.

Sein persönlicher Unterhalt war die einzige Sache, von der man sagen konnte, daß er sie vernachlässigte. Um ihn zu nöthigen daran zu denken, mußte Monglat, sein erster Haushofmeister ihn errinnern, daß sein Kessel bald ganz würde auf der Nase liegen, dies sind seine eignen Ausdrücke in einem seiner Briefe. Er erröthet nicht eine Sache zu gestehn, über die freylich auch nur seine häuslichen Feinde sich hätten schämen sollen, daß er nehmlich fast nackt, ohne Waffen und ohne Pferde war. In der Folge fand er jedoch Mittel, ein Kapital zu seinem Unterhalt auszusetzen, welches nicht zu etwas anderm konnte vergriffen werden. Er bestimmte dazu die Mark Goldes, welche

welche von dem Verkauf der Aemter gezogen wurde. Dies iſt der Inhalt eines Theils ſeiner Briefe von dieſem Jahre; von ihnen kann man auf die in den folgenden Jahren geſchriebnen ſchlieſſen die ich alle ſorgfältig in der Urſchrift aufhebe, ob ich gleich dem Publikum nur das wichtigſte daraus mittheilen werde. Eine Sache, die man nicht vergeſſen muß dabey zu bemerken, iſt, daß, ſo groß ihre Anzahl und ſo lang ſie auch größtentheils ſind, er doch beynahe alle eigenhändig geſchrieben hat, hauptſächlich die, welche gerade an das Finanzkollegium oder an mich gerichtet ſind. (17)

Ich war bey dem Kriegsrath zugegen, welcher kurze Zeit nach der Eroberung von Amiens über das, was man in dieſem Feldzuge noch unternehmen könnte, gehalten wurde. Man that drey Vorſchläge: der feindlichen Armee zu folgen; irgend eine Stadt in Artois zu überfallen; oder Dourlens in Picardie ordentlich zu belagern. Jeder ſagte ſeine Meinung darüber. Die Meinige war, es ſey nicht zu glauben, daß der Kardinal Infant, der, als ihm nur dies einzige Mittel übrig blieb, Amiens zu retten, die Schlacht ſo hartnäckig verweigert hatte, ſich jetzt dazu ſollte hinreißen laſſen, da er die ganze Macht des Königs gegen ſich haben würde, und da er alle Zeit gehabt hatte ſeine Maasregeln zu nehmen um ſie zu vermeiden. Es ſey eben ſo wenig wahrſcheinlich, daß eine Unternehmung auf die Städte in Artois in der Nachbarſchaft einer ſo zahlreichen Armee glücken würde. Dennoch gefielen mir dieſe beyden Vorſchläge immer noch beſſer, als die Belagerung von Dourlens, denn man brauchte doch nur etwa vierzehn Täge, um zu wiſſen, was man von dem einen und dem andern erwarten könnte, es wäre auch keine Schande dabey, wenn ſie fehlſchlügen, da

man hingegen bey der letztern den Verdruß haben würde, viel Zeit, Geld und Truppen unnütz aufgeopfert zu haben. — Es wurde beschlossen die beyden ersten Vorschläge schnell zu versuchen, ohne deswegen den letztern aufzugeben. Die Spanier waren auf ihrer Huth; und es blieb den Franzosen weiter kein Vortheil als die Ehre, daß sie gesucht hatten den Krieg durch eine Unternehmung zu endigen, die so viel als das übrige beytrug, dem König von Spanien den Frieden wünschenswerth zu machen.

Mit der Belagerung von Dourlens, auf der man durchaus bestand, gieng es ganz anders. Der König schrieb mir, als ich nach Paris zurückgekehrt war, seinen letzten Entschluß darüber. Ich wagte es ihm noch einmal und noch nachdrücklicher die Gründe vorzustellen, weswegen ich diesem Plan meinen Beyfall nicht hatte geben können; daß, da seine Armee so sehr vor Amiens gelitten hätte, er jetzt nicht im Stande wäre, eine andere und so schwere Belagerung, als die von Dourlens anzufangen, noch dazu im October, wo der Regen den von Natur fetten und schlüpfrigen Boden dieser Gegend ganz unzugänglich machte, und im Angesicht einer Armee, die auf nichts dächte, als ihren Schimpf wieder gut zu machen. Heinrich nahm mir diese Freyheit nicht übel, aber meine Gründe überführten ihn nicht. Er antwortete mir, der Besitz von Dourlens wäre ihm durchaus nothwendig, um Amiens und Abbeville zu behaupten. Dadurch, daß er die Picardie sicherte, würde der Verkauf der neuen Dienste erleichtert werden, und er würde es schon so einzurichten suchen, daß die Belagerung nicht so lange dauern sollte, als ich fürchtete.

Dour-

Dourlens wurde also den 9ten October einges schlossen, und schon am 13ten war der Boden von dem Regen dergestalt verdorben, und die Wege so grundlos geworden, daß die Unternehmung gar keinen Fortgang hatte. Villeroy schrieb mir, man bereue schon, sie angefangen zu haben. Auch gieng der König gleich nachher von seinem Quartiere zu Beauvai nach Belbat und schickte von da Befehl, die Belagerung aufzuheben. So kurze Zeit diese auch nur gedauert hatte, so hatten die Truppen doch schon so viel gelitten, daß sie im Begriff waren auseinander zu gehen. Der König ließ ihnen den Sold bezahlen, legte sie in die Winterquartiere an der Grenze, wo er auch seine leichte Reuterey ließ, und zog einen Theil der Besatzungen zurück, welche man nach dem Verlust von Amiens in die benachbarten Orte hatte legen müssen. Er selbst gieng über Rouen und Monzeaux, wo er sich acht Tage aufhielt, nach Paris zurück, um hier den Winter zuzubringen.

Von Monzeaux aus gab er mir seine Befehle, daß ich die Schwierigkeiten sollte heben lassen, welche der Kanzler von Chiverny im Parlement machte, die Grafschaft Armagnac und Lectoure zum Presidial zu erheben; und von dem Gelde, welches daraus gelöset werden würde, die Unkosten bezahlen sollte, wozu der König von dem Parlament in einem Prozeß gegen den Herrn von Fontrailles, Grafen von Armagnac verdammt war. Weil die Prinzessinn von Navarra in Kraft der Schenkung, welche der König ihr von allen seinen Gütern in dieser Provinz gemacht hatte, auf dieses Geld einiges Recht hätte haben können, so befahl mir Heinrich die Sache geheim zu halten, und gebrauchte dieselbe Vorsicht bey Fontrailles und dem Kanzler. Der letztere gehorchte sehr schlecht, aber seine

ne Schwatzhaftigkeit half zu nichts, weil die Prin
sin kurz nachher den französischen Hof verließ. D
König erinnerte mich in demselben Briefe, Demeur
seinen Prokurator zu Riom in Auvergne, und la C
biniac zu bezahlen, welcher den Unterhalt der in P
cardie gebliebnen Truppen zu besorgen hatte. In s
chen Augenblicken der Muße erstreckte er seine Aufme
samkeit bis auf die geringsten Gegenstände. Ich mu
te dem Herrn von Pices, einem alten und treuen D
ner, ein Geschenk von 3000 Thalern, und Gobeli
der sein Hauswesen unterhielt, eins von 8000 Liv
auszahlen, und diesem zugleich 16,000 Livres, die
vorgeschossen hatte, wieder erstatten. Es war kein N
me, bis auf den der armen Einnehmerin zu Gisor
der nicht das Recht gehabt hätte in seinen Briefen
ne Stelle einzunehmen.

Das in der That außerordentlich große Elend d
Volks (18) hatte bey der Einkassirung der Auflag
große Lücken verursacht. Die Herren vom Finanzra
waren sehr eifrig diese Lücken vorzustellen, und selb
zu vergrößern; dem König stieg daher ein Zweifel au
ob sie nicht, nachdem sie einen Nachlaß für das Vo
erhalten hätten, diesen etwa geheim halten, und in d
Folge von den Unterthanen beträchtliche Summen fü
sich selbst ziehen möchten. Er befahl mir daher zu u
ersuchen, erstlich, ob das Volk wirklich von den Ja
ren 1594 und 95 noch so viel schuldig wäre, als die
Herren ihn glauben machen wollten; dieses war leich
ich durfte nur die Listen der Einnahme und Ausgab
der Ober- und Unter-Einnehmer, und jedes Unte
gerichte in den General-Aemtern, wo ich schon gewe
sen war, genau untersuchen: und zweytens, ob dies
Lücke in den Abgaben nicht Faulheit oder Ungehorsam
von Seiten der Unterthanen zum Grunde hätte.

Ein

Eine andre, sehr wichtige Angelegenheit endlich, mit welcher der König zu Monçeaux sich zu beschäftigen anfieng, war die Bestimmung der Artikel, über welche er mit den Protestanten sich vergleichen wollte. Schon seit langer Zeit trieb er den Kanzler und Villeroi dazu an, und ich hatte den Auftrag daran zu arbeiten; aber er würde sich noch lange haben beklagen können, daß diese Herren seine Absicht so schlecht erfüllten, wenn er nicht selbst nach Paris gekommen wäre, seinen Entwurf auszuführen. (19).

Diese beyden letzten Angelegenheiten, der Finanzbedienten und der Protestanten, hätten eine Musse erfordert, die der König bey seiner Ankunft zu Paris nicht fand. Er mußte auf neue Zurüstungen denken, um das folgende Frühjahr nach Bretagne gehen zu können, wo die Rebellen, von dem Anblick ihres Oberherrn entfernt, ungestraft die Verwirrungen und den Ungehorsam verewigten. Der Herzog von Mercoeur, der an ihrer Spitze stand, wagte es doch nicht, öffentlich die Empörung zu begünstigen. Im Gegentheil waren seine Briefe an den König voll von anscheinenden Zeichen der Unterwerfung, und seit zwey Jahren studirte er darauf, ihn durch verstellte Vorschläge, deren Erfüllung er immer auszuweichen wußte, hinzuhalten. Der König hatte seiner Seits auch bisher sich gegen den Herzog verstellen müssen, und sich begnügt, die Officiere aus dieser Provinz gütig aufzunehmen, die, Mercoeurs Langsamkeit überdrüßig, sich gerade zu an ihn gewendet hatten. Jetzt aber hielt er es für Zeit, diesen aufrührischen Unterthanen in seiner Provinz anzugreifen. (20) Dies war den Winter über unsre Beschäftigung, die wir so viel als möglich geheim hielten.

Es würde unnütz gewesen seyn, dies ohne
Korps von 1200 Mann Infanterie und 2000 Cav
rie, und ohne eine Artillerie von wenigstens 12 Stü
zu unternehmen. Von den 6000 Mann zu Fuß
1200 zu Pferde, die der König zur Vertheidigung
Grenze von Picardie für nöthig gehalten hatte,
die dem Commando des Connetable untergeben
ren, der sich des Raths der Herren von Bellie
Villeroi und Sillery bedienen sollte, konnten diese Tr
pen nicht gezogen werden. Man mußte also wi
neue Quellen aufsuchen, um alle diese Soldaten zu
terhalten. Die Auflagen zu vermehren war kaum m
möglich; aber die Verminderung der Unkosten bey
hebung derselben ist immer, wenigstens für den Kö
eine ansehnliche Vermehrung. Ich richtete m
Sorgfalt dahin, zugleich suchte ich alle übrigen Sch
reste einzutreiben, das von der Hand gekommne wi
herbey zu schaffen, und machte einige neue Abgab
aber in geringer Anzahl, die nicht sehr drückend wa

Ohne diese Hülfe hätte der König sich zum F
den müssen bereitwillig finden lassen, und dieser ko
jetzt nicht anders, als sehr zu Spaniens Vortheil a
fallen. Clemens VIII wünschte ihn sehr. Schon
ge vor dem Feldzuge in Picardie hatte er den Kard
von Florenz, (21) seinen Neffen, als Legaten an
König geschickt, um Vorschläge dazu zu thun, un
deß der Patriarch von Constantinopel (22) auf Be
seiner Heiligkeit in derselben Absicht nach Spanien gi
Der Anfang der Unterhandlung war nicht glücklich
wesen. Durch den Verlust von Amiens mehr erzü
als niedergeschlagen, hatte der König dem Kard
von Florenz stolz geantwortet, er würde ihn anhö
wenn er erst diesen Platz wieder erobert hätte.
der andern Seite hatte der König von Spanien,

er gleich ungern den Krieg hatte wieder angehen sehen, doch auf sein Glück in Flandern, und besonders auf die Eroberung von Amiens, deren Besitz ihm das ganze Land von der Oyse bis an die Seine unterwerfen konnte, jetzt große Hofnungen gebauet.

Die Begebenheiten des Feldzuges, welcher für Frankreich glücklich war, machten beyde Theile geneigter zum Vergleich. Philipp kannte nun Heinrichen als einen Fürsten, gegen den es eben so schwer war, seine Vortheile zu behaupten, als neue hinzuzufügen. Ueberdem hatte er auch damals schon eine Ahndung, daß er von der Krankheit, die ihn befallen hatte, sich nicht erholen würde. Diese Aussicht stellte ihm das Unglück vor, bey seinem Tode seinen Sohn mit einem solchen Feinde, als der König von Frankreich, in einen Krieg verwickelt zu lassen. Er gab daher Calatagironnes Rathschlägen Gehör, welcher, sobald er nur Philipps Gesinnungen versichert war, nach Rom eilte, sie dem Papst zu hinterbringen. Dieser schickte ihn sogleich wieder nach Frankreich, um den Kardinal von Florenz von seinen Fortschritten Nachricht zu geben, und mit ihm gemeinschaftlich zu arbeiten.

Diese beiden Eminenzen erneuerten nun ihre Bemühungen bey Heinrich dem IV, und sagten ihm sehr oft, der Frieden hienge gewissermaßen nur noch von ihm ab. Der König, der seiner Seits auch von den großen und schmeichelhaften Ideen zurückgekommen war, mit welchen er sich auf das Wort der Höflinge berauscht hatte, sah sie mit Vergnügen wiederkommen, ob er sich gleich lange bitten ließ. Endlich erklärte er sich gegen sie, er würde sich dem Frieden eben nicht widersetzen, wenn die Spanier alles zurück gäben, was sie in seinem Lande besäßen. Die Legaten gaben darauf

zu verſtehen, dies würde wohl zu erlangen ſeyn, er erlaubte ihnen nun nach dieſem Plan mit den Miniſtern, die er in Picardie gelaſſen hatte, und a er ſie verwies, in Unterhandlung zu treten und ſchließen. Er ſelbſt aber gieng nach Bretagne un ne Zurüſtungen nicht vergebens gemacht zu haben, die koſtbare Zeit nicht blos mit vorläufigen U zuzubringen.

Es war im Anfang des März. Der K nahm ſeinen Weg über Angers und befahl der Ar ihm mit kleinen Märſchen zu folgen. Er erlaubt nen Räthen auch, ihm zu folgen, wenn ſie erſt die thigen Einrichtungen würden gemacht haben, da weder der Armee in Bretagne noch den Truppen Friedenskommiſſarien in Picardie an etwas fehlen k te. Da ich die unumſchränkte Aufſicht darüber h und nichts mich hinderte, ſo brachte ich alles in ku ſo weit, daß ich glaubte, ich könnte nun ohne Fu mich zu dem König begeben. Ich erwartete ihn ſ tief in Bretagne zu finden; mit deſto größerer Verw derung erfuhr ich, da ich mich Angers näherte, er noch nicht weiter als in dieſer Stadt war. Herzog von Mercoeur wäre ohne Rettung verlo geweſen, wenn ihm nicht ſeine Gemahlin (23) Schwiegermutter (24) bey dieſer Gelegenheit den ſentlichſten Dienſt geleiſtet hätten. Sie ſuchten erhielten durch die Marquiſin von Mongeaux e Paßport, um zu dem König nach Angers kom zu dürfen. (25) Sobald ſie daſelbſt waren, brac ſie ſeine Geliebte völlig auf ihre Seite. Die Herz von Mercoeur both ihr ihre einzige Tochter an, ſi verheyrathen, an wen der König es für gut befä unter der Hand aber gab ſie ihr zu verſtehen, daß nur von ihr abhängen würde, dieſe reiche Erbin

ih

ihrem Sohn Cäsar zu vermählen. (26) Diese Verbindung schmeichelte so sehr der Eitelkeit der Frau von Monçeaux, daß sie von diesem Augenblick an die Sache des Herzogs von Mercoeur als ihre eigne betrachtete, und sich mit Wärme dafür verwendete, unterdeß die beyden Herzoginnen von ihrer Seite alle mögliche Demüthigungen, Versprechungen und Thränen in Bewegung setzten, welche sie fähig glaubten, einen Fürsten zu rühren, dessen Gefälligkeit und Neigung für das andre Geschlecht bekannt waren. Heinrich ließ sich erweichen, und dachte nicht mehr daran den Herzog von Mercoeur zu züchtigen.

Ich war kaum abgestiegen, so gieng ich auch gleich zu dem Könige. Bey meinem ersten Worte, und schon blos aus meiner Mine, sah er, was ich im Kopfe hatte; er fiel mir um den Hals, drückte mit beiden Armen meinen Kopf gegen seine Brust, und rief: „Willkom„men mein Freund. Wie froh bin ich, Sie hier zu „sehen; ich habe Sie schon recht nöthig gehabt.“ „Sire“ antwortete ich ihm, denn es war mir unmöglich mich zu den Schonungen herab zu lassen, welche die Schmeicheley eingiebt, „und ich bin gar nicht froh, „Sie noch hier zu finden.“ „Wir kennen uns nun „schon so lange,“ erwiederte er, indem er mich unterbrach, „daß wir einander auch auf das halbe Wort „verstehen. Ich rathe schon, was Sie mir sagen „wollen, aber wenn Sie wüßten, was vorgeht, und „wie weit ich die Sache schon gebracht habe, Sie würden ihre Meinung ändern.“ Ich sagte ihm, die Vortheile, von welchen er spräche, möchten noch so groß seyn, so würde er doch alle diese und noch tausendmal wichtigere erlangt haben, wenn er statt zu Angers zu bleiben, sich an der Spitze einer Armee vor Nantes gezeigt hätte. Er suchte sich durch den Man-

gel an nöthigen Geräth zur Belagerung dieser Stadt zu entschuldigen. Ich antwortete darauf, er würde dergleichen gar nicht bedurft haben, weil Nantes durch eine freywillige Ergebung ihm würde zuvorgekommen seyn, und vielleicht gar den Herzog von Mercoeur (27) ausgeliefert hätte. Es war, hauptsächlich in Ansehung des ersten, mehr als wahrscheinlich, daß die Sache würde erfolgt seyn wie ich es sagte; und der König räumte es auch ein. „Ich erkenne hier," sagte ich nach diesem Geständniß zu ihm, „zwar meinen tapfern „König nicht; aber ich schweige, denn ich sehe wohl, „was ihn zurückgehalten hat." Bey diesem Fürsten durfte ich die Wirkungen einer zu großen Aufrichtigkeit nicht scheuen. Er gestand mir alles mit einiger Verwirrung und gab seinem natürlichen Mitleid mit denen, die sich demüthigen, und der Furcht seine Geliebte zu beleidigen, die Schuld.

Wir unterhielten uns nachher blos noch von Neuigkeiten. Er hatte Briefe von der Königin von England erhalten, worin sie ihm schrieb, daß sie ihm einen Gesandten schicken würde, um, wie man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit schloß, ihn zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen. Andre Briefe von Bellievre und Sillery gaben ihm Nachricht, daß die Legaten im Namen Philipps I: sich erböten, alle französische Städte, die in diesem Kriege weggenommen waren, ausser Cambrai, wieder zu geben. Daß Heinrich mit Truppen nach Bretagne marschirt war, ohne deshalb die Picardie zu entblößen, hatte in Spanien großes Erstaunen verursacht, und eben so große Freude am Londner Hofe, der immer darauf bedacht war, Philipps Größe zu erniedrigen. Mein Rath war, der König möchte um Einer Stadt willen nicht den Frieden verscherzen

und ſich begnügen, den Feind aus der Picardie und Bretagne vertrieben zu haben.

Dieſe letzte Provinz, die ſchon ſo lange nach Ruhe geſeufzt hatte, fühlte ganz, was ſie dem König ſchuldig war, deſſen Gegenwart an der Spitze eines Heers allein ihr dieſes Glück verſchaffen konnte. Mercoeurs Parthey wurde jetzt die königliche, und gegen dieſe beyden zuſammengenommen waren die Spanier nicht im Stande ſich lange zu halten. Blavet (28) und Douarnenes, die beyden Orte, wo ſie ſich in der größten Anzahl feſtgeſetzt hatten, mußten nothwendig bald dem allgemeinen Schickſal folgen, und einige Tage waren hinreichend um die Provinz völlig von ihren auswärtigen Feinden zu reinigen. Sie hatte beſchloſſen, ihre Staaten zu verſammlen, um dem König durch eine beträchtliche außerordentliche Steuer ihre Dankbarkeit zu erkennen zu geben. Er befahl mir meinen Weg nach Bretagne fortzuſetzen, und in der Zwiſchenzeit, bis er ſelbſt dahin käme, den Truppen den Sold auszuzahlen, und ſie in die Kaſernen in der Gegend von Rennes und Vitré zu verlegen, mit den ſtrengſten Befehlen, die äußerſte Kriegszucht zu beobachten. Alsdann ſollte ich nach Rennes gehen, ſeine Stelle in der Staatenverſammlung einnehmen, die Berathſchlagungen über die verſprochnen Summen befördern, und zur Erhebung derſelben ihnen mit den Truppen beyſtehen. Heinrich blieb mit Vergnügen noch ein paar Tage zu Angers, unter dem Vorwande, daß noch einiges an dem Vergleich des Herzogs von Mercoeur fehlte.

Ich konnte es der Herzogin nicht verdenken, daß ſie geſucht hatte gute Bedingungen zu erlangen; aber es kränkte mich ſo empfindlich, daß der König ſich durch ihre Schmeicheleyen hatte hintergehen laſſen, daß ich

von Angers würde abgereiſet ſeyn ohne ſie zu ſehen, wenn er mich nicht dazu genöthigt hätte, ob ich gleich ein Verwandter dieſer Dame bin, und zwar von derſelben Seite, wo ich die Ehre habe mit dem königlichen Hauſe verwandt zu ſeyn, nehmlich durch das Haus Luxemburg. (29)

Heinrich ſtellte mir vor, daß wenn auch dieſer Grund und die franzöſiſche Höflichkeit nicht hinreichend wären, mich zu dieſem Schritte zu bewegen, ſo verdiente die Herzogin es doch durch ihre Geſinnungen für mich, welche ſelbſt durch Kenntniß von den meinigen ſich nicht geändert hätten. In der That wurde ich auch von ihr und der Frau von Martiques mit der größten und auszeichnendſten Achtung aufgenommen. Die Herzogin machte mir einige ſanfte und verbindliche Vorwürfe, daß ich ihr und meiner Kuſine, ihrer Tochter, hätte ſchaden wollen; denn ſetzte ſie hinzu, ſie hätte nichts ſo ſehr gewünſcht, als die Angelegenheiten ihres Gemahls mir übergeben zu können, um ſeinen Vergleich mit dem König zu machen, ſo wie ich es für gut befände. Ich antwortete ihr: ſie ſollte jetzt da meine Ergebenheit gegen ſie nicht mehr durch den Dienſt meines Herrn gehindert würde, der mich gegen alle andre Rückſichten blind machte, erfahren, daß Niemand geneigter ſeyn könnte ihr zu dienen, als ich.

Denſelben Abend gieng ich noch bis Chateau Gontier, und den folgenden Tag bis Vitré. Ich ſah die Nothwendigkeit einer ſtrengen Ordnung bey den Quartieren der Soldaten zu gut ein, um etwas dabey zu verſäumen. Die beyden Marſchälle de Camp, Soulignac und Mony waren mir dabey eine große Hülfe. Die Ruhe wurde in dieſer Gegend ſo gut hergeſtellt, daß die Bauren, die ſich Anfangs in die Wälder ge-

flüch-

flüchtet und daselbst so festgesetzt hatten, daß sie jeden Augenblick im Begriff waren loszuschlagen, in ihre Dörfer zurückkehrten. Die Bürger von Rennes glaubten mir einen Dank dafür schuldig zu seyn. Sie ließen mir für die Zeit meines Aufenthalts in ihrer Stadt während der Generalstaaten sehr schöne Zimmer bey Mademoiselle de la Riviere zurecht machen. Dieses war ein geistreiches, munteres und mit der Welt bekanntes Frauenzimmer. Sie liebte das Vergnügen für sich selbst, und war darum nur desto fähiger zu dem Auftrag den sie übernommen hatte, mich alle die Annehmlichkeiten genießen zu lassen, welche man in so reichen und verfeinerten Städten als Rennes finden kann.

Wenn der Zustand eines Ministers stets so wäre, als die sechs Wochen, welche ich in dieser Stadt zubrachte, so würde er in der That alle das angenehme haben, welches man ihm fälschlich zuschreibt. Meine einzige Beschäftigung war, den Versammlungen der Staaten beyzuwohnen, welche mit der größten Dankbarkeit zu dem Dienste, den sie jetzt dem König erzeigen sollten, bereit waren. Sie gestanden ihm ohne Widerspruch 800,000 Thaler zu, wovon in den ersten zwey Monathen jedesmal 100,000, und dann bis zum Ende der Zahlung jeden Monath 200,000 sollten geliefert werden. Um diese Summe zu erhalten, machte man eine Auflage von 4 Thalern auf jede Pipe Wein. Die Stände wollten noch 6000 Thaler hinzufügen, um mir ein Geschenk zu machen. Ich untersuchte nicht, ob dieses eine von den Gelegenheiten wäre, wo ich es ohne Nachtheil annehmen könnte, sondern schlug es aus. Man vergrößerte diese sogenannte Großmuth gegen den König, und da auch er meiner Aufführung bey den Staaten weit mehr Lob

beylegte, als sie verdiente, so wollte er selbst mein Belohner seyn, und gab mir statt der 6000 Thaler, 10,000. Seit 26 Jahren, da ich in des Königs Diensten war, hatte ich noch nicht ein so beträchtliches Geschenk von ihm erhalten. Es entstand darüber zwischen ihm und der Provinz Bretagne eine Art von Ehrenstreit, und die letztere setzte es durch, daß diese 10,000 Thaler noch zu den 800,000 hinzugethan wurden, welche sie ihm anbot.

Da der Vergleich mit dem Herzog von Mercoeur jetzt geschlossen war, so schickte ihn der König an die Rechnungskammer zu Rennes um einregistrirt zu werden. Weil aber in dem Vergleich einige geheime Artikel waren, über die man sich nicht deutlich erklärt hätte, so glaubte die Kammer sich berechtigt, ihn nicht anders als mit einigen Einschränkungen in Ansehung dieser Artikel einzutragen. Heinrich, der besser als irgend ein Fürst den Umfang der Macht der höchsten Gerichtshöfe kannte, und sich stets weit entfernt bezeigt hatte, den geringsten Eingriff darein zu thun, nahm diese Weigerung sehr übel. Er schickte mir mit den Depeschen, die ich gewöhnlich alle Tage von ihm erhielt, eine Lettre de jussion für die Rechnungskammer. Er sagte ihr darin, sie hätte nicht vergessen sollen, daß in den Vergleichen oder Handlungen, welche blos den Krieg oder die Person des Königs betreffen, der Souverain von Frankreich keinen Menschen um Rath frägt, und die Einregistrirung seiner Briefe blos als eine unnöthige Formalität verlangt. Er nannte die Aufführung dieses Kollegiums Vermessenheit, und befahl ihm seinen Ungehorsam durch stille und unbedingte Unterwerfung wieder gut zu machen.

Nicht weniger Standhaftigkeit zeigte er bey einer andern Gelegenheit, welche auch die höchsten Gerichtshöfe

höfe betraf. Sie verlangten ſogleich nur die Hälfte des Geldes, wozu ſie von den Staaten taxirt worden waren, zu geben, und den Reſt ihres Beytrages in bequemen und entfernten Terminen zu bezahlen. Dieſelben Schwürigkeiten machten ſie wegen ihres Antheils an den zum Unterhalt der Truppen, die ſie doch ſelbſt verlangt hatten, nöthigen Beyſteuern. Heinrich merkte leicht, daß ſie blos dieſen Kunſtgriff gebrauchten, um gar nichts mehr zu geben, ſobald er die Provinz verlaſſen haben würde. Er ließ mich daher wiſſen, er wollte, daß ſie das ihrige auch ganz beytragen ſollten; und dies mußte auch geſchehen. Sie hörten auf über die Bezahlung der Truppen zu murren, ſo bald ſie eingeſehen hatten, daß die Ruhe der Provinz von der Richtigkeit dieſer Zahlung abhieng, und waren nachher die Erſten, die mein Verfahren billigten.

Ich erhielt dieſe Befehle von Nantes, wohin der König nach der Schließung des Vergleichs mit dem Herzog von Mercoeur gegangen war, um ſich mit zwey wichtigen Sachen zu beſchäftigen, dem Edikt für die Reformirten, und der Aufnahme der Engliſchen und Holländiſchen Geſandten. Er hielt ſeine Gegenwart in der Picardie für nothwendig um den Frieden zu Stande zu bringen, wozu die Unterhandlungen mit gleichem Erfolg fortgeſetzt wurden; er dachte daher von Nantes dahin zu gehen, ohne erſt nach Rennes zu kommen, welches ihm unnöthig ſchien, und er hatte ſchon Befehl gegeben, daß die fünf Regimenter Navarra, Piemont, Isle de France, Boniface und Bréauté, die er aus Bretagne zog, um die Flandriſche Grenze durch ſie zu verſtärken, dahin vorausgehen ſollten. Er theilte mir dieſen Plan mit, und ich ſtellte ihm in Anſehung dieſer Regimenter vor, daß, da der Anſchein des Friedens zur Gewißheit geworden ſey, er darauf denken

möchte, einen Theil der Soldaten zu verabschieden, und die Anzahl seiner Besatzungen, die dem Lande gar zu sehr zur Last fielen, zu vermindern; zwey von den fünf Regimentern würden daher für die Picardie hinreichend seyn. Er schickte auch blos die beyden ersten unter dem Marschall von Brissac dahin. Ich bestand zugleich auf der Nothwendigkeit, daß er sich in der Hauptstadt von Bretagne wenigstens zeigen müßte. Dieses bewog ihn, seinen Plan zu ändern, und auf einige Tage dahin zu gehen, ehe er nach Paris zurückkehren würde. Zu dem Ende suchte er die beyden Angelegenheiten, die ihn zu Nantes aufhielten, sobald als möglich abzuthun.

Es war mehr als jemals nothwendig geworden, die, welche die Protestanten betraf, in Ordnung zu bringen. Ihr kleiner Staat nahm sich in Frankreich solche Freyheiten heraus, daß der König selbst vor ihrem Ungestüm und ihrer Bosheit nicht immer sicher war. Seine Vorstellungen an die Urheber des Komplots, von dem ich geredet habe, schienen, anstatt sie zu ihrer Pflicht zurückzurufen, nur im Gegentheil dazu gedient zu haben, sie zu bewegen, daß sie das äusserste anwendeten, um auf ihren verschiednen Synoden die ganze protestantische Partey zu den gewaltsamsten Entschlüssen zu bewegen. Die Frau von Rohan hatte es nicht unter ihrer Würde gehalten, sich bey Allen die größte Mühe zu geben, um es dahin zu bringen, daß man durch die Mehrheit der Stimmen beschlösse, den König zur Annehmung der Bedingungen, die man ihm vorschreiben wollte, zu zwingen. Hierin hatte ihr d'Aubigné, der wegen seiner verläumderischen und satyrischen Zunge bekannt ist, treulich beygestanden. (30) Er war es, der in diesen Versammlungen gewagt hatte zu behaupten, man müsse weiter kein Ver-

trauen

trauen auf einen Fürsten setzen, der mit seiner Religion alles Gefühl von Zuneigung, guten Willen oder Dankbarkeit gegen die Calviniſten abgeſchworen hätte. Nur die Nothwendigkeit zwänge ihn noch, ſich an ſie zu wenden und ſie zu ſchonen; nachher aber würde er ſich wohl hüten, noch etwas für ihre Gewiſſen, ihr Leben und ihre Freyheit zu thun. Der Frieden, den man im Begriff wäre mit Spanien zu ſchließen, würde ihrer ganzen Partey das äußerſte Elend zuziehen, weil Heinrich ihn blos in der Abſicht machte, ſich nachher mit dieſer Krone und mit dem Pabſt zu vereinigen, um die Reformirten ihrer gemeinſchaftlichen Rache aufzuopfern. Es bliebe ihnen alſo nichts übrig, als ſich des Königs Verlegenheit während einer beſchwerlichen Belagerung, ſeinen Geldmangel, den Zeitpunkt, wo er ihrer noch bedürfe, und die Gewalt, die der Herzog von Mercoeur noch in Bretagne hätte, zu Nutze zu machen, um das mit Gewalt zu erlangen, was Heinrich ſonſt in der Folge ſich weigern würde, ihnen zuzugeſtehen.

Um dieſe Verſammlungen noch mehr zu empören erlaubte man ſich die ſchwärzeſten Verläumdungen. D'Aubigné ſchämte ſich nicht, Heinrich als einen Fürſten vorzuſtellen, dem alle Religionen gleichgültig wären, und der nur die mit Eifer liebte, welche ihm einen Thron verſicherte; (31) dieſen Begriff, wollte er, ſollte man ſich von des Königs Abſchwörung machen. Nach ſeiner Meinung zeigten die vorgeblichen Beleidigungen, die den Proteſtanten wiederfahren wären, deutlich das neue Staatsſyſtem, welches Heinrich ſich gemacht hätte. Dieſe Beleidigungen waren ein weites Feld für ihn. Die geringſte nannte er Schmach, unerhörte Treuloſigkeit; und alles, was blos von der Partey der Katholiken oder von dem Römiſchen Hofe kam, wurde höchſt unbillig dem Kö-

nig zur Last gelegt. Der Herzog von Bouillon überließ andern das Reden, und unterstützte D'Aubigné durch seine Geschicklichkeit, Zwietracht zwischen Heinrich und allen die um ihn waren, Protestanten und Katholiken, zu säen, und ihm Händel genug zuzuziehen, damit er sich noch lange nicht gegen ihn wenden könnte. Die Eroberung von Mende in Gevaudan, welches Fosseuse wegnahm, und die Ausflucht des Grafen von Auvergne waren Folgen seiner Anschläge.

Alle diese Personen vergaßen sich nicht bey den holländischen und englischen Gesandten, sobald sie sie in Nantes sahen. Sie rechneten desto sicherer darauf, sie in ihre Absichten zu verflechten, weil sie wußten, daß es den Bothschaftern besonders empfohlen war, den Frieden mit Spanien zu verhindern. Milord Cecil, (32) der Sekretair der Königin Elisabeth, und Justin von Nassau, der Admiral der Republik, waren die Gesandten. Sie baten den König um eine Audienz, wo sie ganz allein oder nur in meiner und Lomenie's Gegenwart mit Seiner Majestät sich unterhalten könnten. Ich konnte nicht dabey seyn, weil ich zu Rennes beschäftigt war.

Hätten die beyden Gesandten den Reformirten gefolgt, so würden sie nur gesucht haben, dem König Furcht einzuprägen, und ihn durch Drohungen zu nöthigen, ihre Absichten zu erfüllen. Aber vielleicht war dieses nicht in ihrer Macht, vielleicht auch hatten sie die Ungerechtigkeit der Protestanten eingesehen, und hielten es unter ihrer eignen Würde, Werkzeuge der Leidenschaft derselben zu seyn; genug, sie sagten dem König nichts von dem, was diese ihnen eingegeben hatten. Sie hatten übrigens Anerbietungen zu thun, die weit mehr fähig gewesen wären, einen Fürsten zu verfüh-

führen, deſſen Neigung zum Kriege man kannte. Der Engliſche Geſandte bot ihm im Namen ſeiner Königin 6000 Mann Infanterie und 500 zu Pferde an, welche pünktlich unterhalten und beſoldet werden ſollten; Naſſau verſprach ihm 4000 Mann zu Fuß, und eine zahlreiche Artillerie mit allem verſehen und völlig bedient. Außerdem ſollte noch eine beſondre Hülfe geleiſtet werden, und man gab zu verſtehen, daß ſie beträchtlich ſeyn würde, wenn Heinrich ſich bemühen wollte, Calais und Ardres wegzunehmen. Im Fall er durch dieſe Bedingungen gereitzt würde, hatten beyde Geſandten Befehl, auf der Stelle ein Bündniß zwiſchen England, Holland und Frankreich gegen Spanien zu ſchlieſſen, und dabey die Bedingung nicht zu vergeſſen, daß nie die eine der drey Mächte irgend einen Stillſtand oder Vertrag mit dem gemeinſchaftlichen Feinde anders, als mit Einwilligung der beyden andern ſollte eingehen können.

Zum Glück entgieng der König dieſer Schlinge; die Betrachtung des gegenwärtigen Zuſtandes ſeines Reichs wog alle andern bey ihm nieder. Er dankte den Geſandten auf die verbindlichſte Art, und verſicherte ſie, daß, wenn er gleich die Anerbietungen ihrer Souveraine nicht annähme, er doch von der Freundſchaft nicht abweichen würde, die ſie ſeit ſo langer Zeit mit ihm verbände. Der Frieden, den er im Begriff wäre mit Spanien zu ſchlieſſen, denn er verbarg ihnen nicht, wie er mit Philipp II ſtünde, würde ihn nicht hindern, in demſelben Verhältniſſe, wie ehmals mit ihnen zu bleiben, und in ihren Bedürfniſſen ihnen dieſelbe Unterſtützung an Gelde zu geben; nur mit der einzigen Vorſicht, daß dieſe Darlehne als bezahlte Schulden angegeben würden, um den Spaniern keine Urſache zum Friedensbruch zu geben.

Er

Er erklärte ihnen dann mit derselben Aufrichti
keit alle die Gründe, die ihn bewögen, den Fried
zu schließen. Sein Reich, sagte er ihnen, sey nic
so wie Holland oder England durch natürliche Schra
ken gegen die Anfälle seiner Nachbarn gesichert, so
dern von allen Seiten offen; seine Vestungen oh
Wälle und ohne Vorräthe; seine Seemacht schwac
seine Provinzen verheert und selbst zum Theil zur W
ste geworden. Er gieng dann zu einer genaueren B
schreibung der Mißbräuche und des Unglücks der Staat
verwaltung über. Die Ungezähmtheit der Bürge
kriege, mit den auswärtigen Kriegen verbunden, hat
alle Subordination aufgehoben. Seine eigne Mac
war noch ungewiß und schwankend, und für das k
nigliche Ansehen hatte man eben so wenig Ehrerbietun
als für die heiligsten Gesetze des Staats. Wenn ma
zu lange wartete gegen diese Uebel das Mittel anz
wenden, welches der Frieden allein gewähren könnte
so thäte Frankreich vielleicht die letzten Schritte z
seinem Untergang, ohne daß nachher eine menschlich
Hülfe im Stande wäre einen Schaden aufzuhalte
welches schon das Herz angegriffen hätte. Er verga
nicht jeden dieser Gründe dadurch zu verstärken, da
er bey allen diesen Betrachtungen eine Vergleichung se
ner gegenwärtigen Lage mit der von Holland und En
land anstellte, deren Ruhe und Vortheil sich eben se
wohl mit einem Kriege vertrugen, auf welchen ihre größ
Sicherheit beruhete. Heinrich stellte diesen Vergleic
mit so vieler Genauigkeit und Urtheil an, und zeigt
dabey eine so vollkommne Kenntniß der Angelegenheite
dieser Staaten, die seinen Vortrag so einleuchten
machte, daß die beyden Fremden nichts darauf zu an
worten wußten, und sich mit äußerstem Erstaunen ein
ander ansahen. Er gab ihnen zu verstehen, er würd
jetzt die Wiederherstellung der Angelegenheiten seine
Lan

Landes seine einzige Sorge seyn lassen, um nachher mit desto mehr Hoffnung eines guten Erfolgs seine ersten Entwürfe gegen das deutsche Reich und das Haus Oestreich wieder vorzunehmen. Beyde Vorhaben aber ließen sich nicht zu gleicher Zeit ausführen. Die Gesandten glaubten, wenigstens zum Schein seinen Entschluß bestreiten zu müssen; aber dies geschah nur so schwach, weil sie seine Wahrheiten gefühlt hatten, daß er sie noch in derselben Unterredung zur Annehmung seiner Gesinnungen und zu dem Geständniß brachte: der Frieden, den er schlösse, sey ein Glück für ganz Europa. Sie giengen gleich darauf wieder zu Schiffe, und erfüllten die fremden Länder mit der vortheilhaften Meinung, die sie von der Weisheit und Fähigkeit des Königs von Frankreich gefaßt hatten.

In der That aber, was für eine Fluth von Elend würde er seinem Lande nicht zugezogen haben, wenn er mehr dem Verdruß und der Rache als dem Rath der Vernunft Gehör gegeben, und den Krieg wieder angefangen hätte, da es in seiner Macht war, ihn zu ersticken? Wie schrecklich ist das Bild, daß sich dem Geist darstellt, wenn man denkt, daß das Schicksal, welches die Zufälle des Krieges lenkt, ihn für Frankreich hätte unglücklich können ausschlagen lassen? Gesetzt aber auch, er wäre sehr glücklich geführt worden; läßt sich was traurigers denken, als die Glücksfälle, die ein Fürst durch die Veräusserung seiner Domänen, durch Vorausnehmen und Verpfänden seiner Einkünfte, durch den Untergang seines Handels, durch die Abnahme des Ackerbaues und der Viehzucht, der beyden Brüste, die Frankreich säugen, und durch Erschöpfung und Verwüstung seiner Provinzen erkauft? Was kann man dagegen in die andre Schaale legen? Eroberungen deren gezwungner Besitz mit jedem Augenblicke die

Besorg-

Besorgnisse erneuert, und die gleichsam so viele v
te Denkmäler bleiben, welche den Feind an die
sucht und die Beleidigungen des Siegers erinner
Keim des Neides, des Mißtrauens und des
werden, und den Staat von neuem in all das
zurück stürzen, das er in seinem Innersten noch
verwunden hat. Aus dieser Ursache getraue ich
zu behaupten, daß es in dem jetzigen Zustand
Europa, für einen Fürsten fast gleich gefährli
in seinen Unternehmungen glücklich zu seyn, e
scheitern; und daß das wahre Mittel einen mä
Nachbar zu schwächen, nicht darinn besteht, si
seinem Raube zu beladen, sondern — andre sich
theilen zu lassen.

Die ganze Aufgeblasenheit der protestant
Kabale fiel, sobald sie sahen, daß die Gesandte
die sie so sehr rechneten, die Gesinnungen des K
angenommen hatten. Sie urtheilten, daß der
den bald auf diese Begebenheit folgen würde, und
ten nun nur darauf, wie sie selbst, auf anständig
dingungen, sich diese allgemeine Wohlthat zu Nutz
chen wollten. Es war ihr Glück, daß sie in
Augenblick, wo man sie sehr gut für ihr ungeziem
Betragen hätte züchtigen können, mit einem Fü
zu thun hatten, bey dem die Vernunft stets Mei
seiner Empfindlichkeit blieb. Man arbeitete nun
beyden Seiten an der Entwerfung dieses berüh
Vergleichs, welchen man das Edict von Nantes n
und wodurch die Rechte beyder Religionen in der
ge eben so dauerhaft gegründet als deutlich erklärt
den sollten. Schomberg, der Präsident de-
Jeannin und Calignon bekamen den Auftrag, es
zusetzen. Ich werde weiter nichts davon sagen,
daß die französischen Calviniſten, welche bisher

durch Stillstände, welche aufgehoben oder verlängert wurden, bestanden hatten, durch dieses Edict endlich einen vesten und dauerhaften Zustand erhielten. (33) Es war nun noch übrig, diesen Vergleich durch die Parlamenter und höchsten Gerichtshöfe, und zwar zuerst durch die Pariser bestätigen und aufnehmen zu lassen; dieses verschob der König bis nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt.

Heinrich glaubte nun, da er mit der strengsten Genauigkeit alles gethan hatte, was er den Protestanten schuldig war, nicht mehr nöthig zu haben, die unruhigen Köpfe unter denselben zu schonen, (34), und vorzüglich dem Herzog von Bouillon, der sich am meisten vorzuwerfen hatte. Er nahm sich vor, einmal als Herr mit ihm zu reden. Jetzt hatte er sich das Recht dazu erworben, wenn er es auch als König nicht schon besessen hätte; und es sollte zu Rennes geschehen, wohin er unverzüglich abreisete. Der Herzog wohnte in dieser Stadt bey l'Alloué, wo er wegen seiner Gicht das Bett nicht verlassen konnte. Heinrich gieng zu ihm, als wollte er ihm einen Besuch machen. Nach der ersten Bewillkommung aber ließ er Jedermann aus dem Zimmer des Kranken hinausgehen, und sagte ihm, er möchte, ohne ihn zu unterbrechen, alles anhören, was er mit ihm zu reden hätte. Zuerst rechnete er ihm alle seine einzelnen Unternehmungen her, um zu zeigen, daß ihm keine einzige derselben unbekannt wäre. Er hielt sich hauptsächlich bey einigen Schritten des Herzogs auf, die um so strafbarer waren, da er sie nach dem Edict von Nantes gethan hatte, welches ihm doch jeden Gedanken, sich gegen einen Fürsten aufzulehnen, der so großmüthig zu seiner Befriedigung beytrug, hätte verbieten sollen. Der Herzog wollte das Wort nehmen, um sich zu entschuldigen, aber Heinrich unter-

ter-

terbrach ihn kurz, indem er ihm sagte, von diesem
genblick an wäre ohne weitere Rechtfertigung alles
schehene vergessen; nachdem er alles, was die sch
zeste Bosheit seinen Feinden habe eingeben können,
ziehen hätte, sey er weit entfernt, einen alten Di
mit dem er lange zufrieden gewesen wäre, von
Gnade auszuschließen. Dann aber nahm er den
des Ansehns an, der ihm um so besser anstand, j
niger er ihn gebrauchte, und warnte den Herzog
möchte den Rath, den er als sein Freund ihm no
ben wollte, nützen, und sich seiner vorigen Aufführ
nicht anders erinnern, als um in Zukunft eine
entgegengesetzte anzunehmen. Wenn es ihm noch
mal begegnete, daß er sich hinreissen liesse, die
furcht gegen seinen König und seinen Herrn aus
Augen zu setzen, so sey Er entschlossen, alle die
walt, welche ihm die hergestellte Ruhe seines Kö
reichs gewährte, anzuwenden, um ihn dafür zu
strafen. Mit diesen Worten gieng er hinaus,
die Antwort des Herzogs hören zu wollen, und ü
ließ ihn seinem Nachdenken.

Die Bretagner waren über die Freundlichkeit
res Königs, und über die Gefälligkeit entzückt,
der er an allen den Festen theilnahm, womit die Da
sich um die Wette bemühten, ihn zu erfreuen.
theilte seine Zeit zwischen diese Gesellschaften der
men, das Ringelrennen, die Ballets und das B
spiel, ohne deshalb in seiner Aufmerksamkeit gegen
Frau von Monceaux etwas nachzulassen, welche sc
in ihrer Schwangerschaft sehr weit gekommen war.

Mitten zwischen allen diesen Lustbarkeiten sch
er mir doch in gewissen Augenblicken so tiefsinnig,
ich leicht einsah, er müsse durch irgend eine gehei

Empfindung, der er ſich überlieſſe, beunruhigt werden. Ich wurde in meiner Meinung beſtärkt, als Heinrich, der zuweilen auch ſich mit der Jagd beluſtigte, mir zweymal befahl ihn zu begleiten, weil er mit mir insgeheim reden wollte; — aber er ſprach von nichts, als die Gelegenheit da war. Es fiel mir ein, daß eben dieſes zu Saint-Germain und zu Angers geſchehen ſey, und ich ſchloß daraus, es müſſe von irgend einer Abſicht die Rede ſeyn, über welche es ihm ſchwer würde, ſich gegen mich zu erklären, weil er wußte, mit welcher Freymüthigkeit ich zuweilen ſeine Meinung zu beſtreiten wagte. Aber es war mir unmöglich, dieſe Abſicht zu errathen. Nach jenem Beſuch bey dem Herzog von Bouillon ſah der König, als er die Treppe herunter kam, mich in den Hof treten. Er rief mich, ließ ſich den groſſen und ſchönen Garten aufſchließen, und führte mich hinein, indem er mich bey der Hand hielt und ſeine Finger mit den meinigen verſchlungen hatte, wie es ſeine Gewohnheit war. Hinter uns ließ er die Thür wieder verſchlieſſen, und befahl, daß niemand hinein gelaſſen werden ſollte.

Dieſer Anfang ließ mich eine große Entdeckung erwarten, aber er kam nicht gleich dahin. Er fieng, um ſich ſelbſt erſt zu faſſen, damit an, daß er mir erzählte, was zwiſchen ihm und dem Herzog von Bouillon ſo eben vorgegangen war. Dann kam er auf Nachrichten von den Unterhandlungen zu Vervins, und der Faden des Geſprächs führte ihn unvermerkt auf die Vortheile, welche eine ruhige Staatsverwaltung dem Lande verſchaffen würde. Ein einziger Umſtand, ſagte er, mache ihm Sorgen, daß er keine Kinder von der Königin hätte, und alſo vergebens ſich ſo viel Mühe gäbe Frankreich zu beruhigen, denn nach ſeinem Tode würde der Streit um die Krone, zwiſchen den Prinzen von Condé und den übrigen Prinzen vom Geblüt

unfehlbar alles vergangne Elend erneuern. Er geſta
mir, daß es aus dieſer Urſach ſein heißeſter Wun
wäre, Söhne zu haben. Ohne die Trennung ſei
Heyrath mit Margarethen von Valois, war dieſe
ruhigung ihm auf immer verſagt. Seine Abgeord
ten zu Rom, der Erzbiſchof von Urbino; und die H
ren du Pernon, d'Oſſat und Marguemont, hatten i
indeſſen geſchrieben, ſie fänden den Pabſt über die
Punkt ſo nachgebend, daß er große Hofnungen ſchö
te, es durchzuſetzen. Clemens VIII war ein ſo gu
Staatsmann, als irgend ein Fürſt in Europa.
Frankreich und die übrigen Reiche der Chriſtenheit
einem Rückfall in die Verwirrung zu bewahren,
ſie kaum erſt entgangen waren, ſah er kein beſſe
Mittel, als die Thronfolge in Frankreich zu ſiche
indem er den König berechtigte eine neue Heyrath
ſchließen, aus welcher er männliche Erben haben könn

Unſre Unterredung blieb an dieſem Gegenſta
hängen, und ich merkte nun wohl, daß dies der Pu
war, der Heinrichs Unruhe erregte, aber dennoch wu
ich den wahren Grund derſelben noch nicht. Er fi
an mit mir zu überlegen, auf welche Prinzeſſin
Europa er wohl ſeine Augen richten könnte, um ſie
ſeiner Gemahlinn zu wählen, im Fall ſeine jetzige
getrennt würde. Aber die Wahrheit zu ſagen ſchi
er erſt eine Erklärung voraus, durch welche die ga
Unterſuchung ziemlich unnütz wurde. Um nicht ei
ſo gewagten Handel, als dieſen, nachher bereuen
müſſen, ſagte er, und um ſich nicht in das Unglück
ſtürzen, welches das größte von allen wäre, eine
Körper und Geiſt ungeſtalte Frau zu haben, verlan
er bey der, die er wählen würde, ſieben Eigenſchaf
Sie ſollte ſchön, von der beſten Aufführung, ſa
klug, fruchtbar, reich und von königlicher Abkunft ſe
Natürlich fand er in ganz Europa keine, welche
völ

völlig genug gethan hätte. „Ich wollte schon," setzte er nachher, sehr wenig mit den eben geäußerten Grundsätzen übereinstimmend, hinzu, „ich wollte schon mit „der Infantin von Spanien zufrieden seyn, so alt sie „auch ist, wenn ich mit ihr die Niederlande erheyra„then könnte, sollte es auch nur seyn, um Ihnen die „Grafschaft Bethune zu geben. Ich würde auch die „Prinzessin Reibelle 35) von England nicht ausschla„gen, da man sagt, daß diese Krone ihr zukömmt, „wenn sie nur wenigstens zur muthmaßlichen Erbin er„klärt wäre. Aber es läßt sich so wenig auf das Eine „als auf das Andre rechnen. Ausserdem habe ich auch „von verschiednen Prinzessinnen in Deutschland gehört, „deren Namen mir entfallen sind; aber die Weiber aus „diesem Lande sind gar nicht nach meinem Geschmack. „Ich würde mir immer einbilden, ein Faß Wein lä„ge an meiner Seite; auch habe ich gehört, daß einst „in Frankreich eine Königin von dieser Nation gewe„sen ist, die das Land beynahe zu Grunde gerichtet „hätte; das alles erregt mir einen Widerwillen gegen „die Deutschen. Man hat mir die Schwestern des „Prinzen Moriz genannt; aber sie sind alle Hugenot„ten, und das würde den Römischen Hof mißtrauisch „machen. Außerdem läuft auch ein gewisses Gerücht „unter den Katholiken, daß sie geistliches Blut in ih„ren Adern haben sollen, und das und noch ein Um„stand, den ich Ihnen ein andermal sagen will, schreckt „mich ab. Der Herzog von Florenz hat noch eine „Nichte, und man sagt, sie soll schön genug seyn; „aber sie ist aus einem der geringsten Häuser der Chri„stenheit, die den Fürstentitel führen. Vor 60 bis „80 Jahren gehörten ihre Vorfahren nur noch blos unter „die angesehensten Bürger ihrer Stadt. Und dann „ist sie von demselben Geschlecht als die Königin Mut-

„ter, die ganz Frankreich, und mir besonders so
„böses gethan hat.

„Das sind, fuhr er fort, da er sah, daß ich
„aufmerksam zuhörte, das sind alle die fremden P
„zessinnen, von denen ich etwas weiß. Unter den
„heimischen hier in Frankreich, wäre meine Nichte
„se (36) eine von denen, die mir an besten gefa
„würden; ungeachtet des Geredes, daß einige boßh
„Zungen von ihr ausgesprengt haben: sie sey den
„besbrieschen nicht gram; denn vors erste halte ich
„für Verläumdung, und nachher möchte ich im
„lieber eine Frau haben, die ein wenig galant w
„als eine, die einen Starrkopf hätte. Aber ich fü
„te, die zu große Vorliebe, die sie für ihr Haus,
„besonders für ihre Brüder zeigt." Er ließ nun, e
so vergebens, die andern Prinzessinnen die Muster
passiren. Einige fand er schön, groß, gut gewach
als die älteste der beyden Töchter des Herzogs
Mayenne, ob sie gleich ein wenig schwarz wäre,
beyden Aumale und die drey Longueville;— aber
waren entweder zu jung, oder sie gefielen ihm nicht:
die Tochter der Prinzessin von Conti aus dem Ha
Lucé, die Fräuleins von Luxemburg und von Gue
ne; — aber die eine war reformirt, die andre nicht
genug, und die übrigen nicht nach seinem Geschm
Mit einem Worte, er fand bey einer jeden besondre U
chen, sie auszuschließen, und er endigte die Muster
damit, daß er sagte, so vollkommen ihm auch alle
se Mädchen vorkämen, so könnte er doch nicht versich
seyn, daß er Söhne mit ihnen zeugen, und mit ih
Laune oder ihrem Geist sich vertragen würde. O
diese drey Bedingungen, von den sieben, die er
erst gemacht hätte, würde er sich aber nie zu einer ne
Verbindung entschließen; denn er nähme eine Frau

der Abſicht, daß ſie ſeine häuslichen Sorgen mit ihm theilen ſollte, und da er nach dem Lauf der Natur wahrſcheinlich vor ihr ſterben, und vielleicht ſeine Kinder noch ſehr jung hinterlaſſen würde, ſo wäre es nothwendig, daß ſie dieſe erziehen und den Staat während einer Minderjährigkeit regieren könnte.

„Aber wie!" ſagte ich endlich, müde, länger über den Zweck einer Rede nachzuſinnen, wo er zu gleicher Zeit zu wollen und nicht zu wollen ſchien, „Was mei„nen Sie eigentlich, Sire, mit allen dieſen für und „wider? Und was kann ich daraus für einen Schluß „ziehen, als daß Sie ſehr wünſchen, ſich wieder zu „vermählen, und doch auf der ganzen Erde kein Frauen„zimmer finden können, das ſich für Sie ſchickt? Nach „der Art, wie Sie von der Infantin Clara Eugenia „reden, ſcheint es, Sie hätten am liebſten eine reiche „Erbin. Aber erwarten Sie denn, daß der Himmel „die Margarethen von Flandern, die Marien von Bur„gund wieder auferwecken, oder wenigſtens die Köni„gin Eliſabeth wieder verjüngen ſoll?" Was die Proben anbeträfe, die er verlangte, ſetzte ich lachend hinzu, ſo wüßte ich keinen andern Rath, als daß er alle die ſchönſten Mädchen von ganz Frankreich, von 17 bis 25 Jahren zuſammenkommen ließe, um durch beſondre Unterhaltungen die Art ihres Herzens und ihres Geiſtes zu erforſchen. Wegen des übrigen müſſe man ſich auf den Bericht erfahrner Matronen verlaſſen, zu denen man in ähnlichen Fällen ſeine Zuflucht zu nehmen pflegte. Nach meiner Meinung indeſſen, fuhr ich ernſthafter fort, könnte er ſogleich die großen Reichthümer und die königliche Geburt von ſeinen Forderungen nachlaſſen. Es ſey genug, wenn ſeine Gemahlin liebenswürdig wäre, und ihm wohlgebildete Kinder geben könnte. Ueber dieſen Punkt aber müſſe man

sich mit dem bloßen Anschein begnügen, und sich erin-
nern, daß viel schöne Frauen unfruchtbar, und vie
berühmte Väter in ihren Kindern unglücklich wären.
Uebrigens aber, die Seinigen möchten seyn, wie sie
wollten so würde das Blut, aus dem sie entsprossen
wären, sie stets zum Gegenstande der Ehrfurcht und
des Gehorsams der Franzosen machen.

„Nun gut," unterbrach mich der König, „wir
„wollen einmal Ihren Vorschlag wegen der Versamm-
„lung von Mädchen, die doch nur was zu Lachen ge-
„ben würde, und Ihre schönen Herren, (37) die so
„übel gerathne Kinder haben, bey Seite setzen. denn
„ich hoffe die meinigen sollen besser seyn als ich, weil
„Sie mir doch zugeben daß meine Frau gefällig, hübsch
„und von einer Gestalt seyn soll, die Erben hoffen läßt;
„aber nun denken Sie einmal bey sich selbst nach, ob
„Sie nicht irgend Eine kennen, bey der dies alles zu-
„sammentrift." Ich antwortete, über eine Wahl,
die so viele Ueberlegung erforderte, und über die ich
noch gar nicht gedacht hätte, könnte ich so schnell nicht
entscheiden. „Und was würden Sie sagen, erwie-
„derte Heinrich, wenn ich Ihnen Eine nennte, von
„der ich in Ansehung dieser drey Punkte genaue Kennt-
„niß hätte?" — Ich würde sagen, Sire, antwortete
ich ganz natürlich, daß Sie mit ihr in größerer Ver-
traulichkeit gestanden haben müssen, als ich, und daß
es nur eine Witewe seyn kann; denn über den Artikel
der Kinder kann sonst nichts überzeugend seyn. „Sie
„mag seyn was Sie wollen," fiel er mir ein, „aber
„wenn Sie nicht rathen können, so muß ich sie nennen."
Nennen Sie sie immer, sagte ich, denn ich gestehe, daß
ich nicht fein genug dazu bin. „O über den feinen
„Vogel!" rief der König; wenn Sie wollten, Sie
„würden sie schon nennen. Sie machen nur so den

„Un-

„Unwiſſenden, um mich zu nöthigen, daß ich es thue. „Müſſen Sie nicht eingeſtehen, daß dieſe drey Bedin„gungen bey meiner Geliebten zuſammen treffen? — „Nicht daß ich damit ſagen wollte, fuhr er, über ſeine „eigne Schwachheit beſchämt, fort, daß ich den Ge„danken hätte, ſie zu heyrathen; ſondern nur um zu „hören, was Sie dazu ſagen würden, wenn ich mir, „in Ermanglung einer andern, es eines Tages in den „Kopf kommen ließe.

Es war ungeachtet dieſer ſchwachen Vorſicht leicht zu ſehen, daß er den Gedanken nur zu oft ſchon gehabt hatte, und nur zu ſehr zu dieſer unwürdigen Heyrath geneigt war, für die er mit allen ſeinen Worten um Gnade zu bitten ſchien. Mein Erſtaunen war ſo groß, als man es denken kann, aber ich glaubte es ſorgfältig verbergen zu müſſen. Ich ſtellte mich, als fände ich in Heinrichs letzten Worten einen Scherz, der gar nicht darinn war, und nahm daher Gelegenheit, durch eine auch blos ſcherzhafte Antwort ihn über dieſen ſeltſamen Einfall zu beſchämen. Aber meine Verſtellung gerieth nicht. Der König war nicht geſonnen es dabey bewenden zu laſſen, nachdem er ſich einmal den Zwang angethan hatte, ein ſo ſaures Geſtändniß abzulegen. „Ich befehle Ihnen" ſagte er, „frey mit mir zu reden. „Sie haben das Recht erlangt, mir Wahrheiten zu „ſagen. Fürchten Sie nicht, daß ich mich erzürnen „werde, ſo lange es nur unter vier Augen geſchieht. „Vor der Welt würde ich es ſehr übel nehmen."

Ich antwortete, ich würde nie ſo unbeſonnen ſeyn, ihm weder insgeheim noch öffentlich etwas zu ſagen, das ihm mißfallen könnte, den Fall allein ausgenommen, wenn es ſein Leben oder das Wohl des Staats beträfe. Dann aber zeigte ich ihm die Schan-

de, womit eine unanständige Verbindung ihn in den Augen der ganzen Welt bedecken, und die Vorwürfe, welche er einst sich selbst machen würde, wenn die Flamme der Leidenschaft erloschen wäre und er nun ruhiger über diesen Schritt urtheilte. Wenn er sich blos zu diesem Mittel entschlösse, um Frankreich vor dem Unglück einer ungewissen Nachfolge zu bewahren, so möchte er bedenken, daß er es dadurch gerade allen den Uebeln, die er vermeiden wollte, und noch weit größeren aussetzte. Er könnte zwar die Kinder, die er mit der Frau von Liancourt gehabt hätte, legitimiren, aber er würde doch dadurch nicht hindern, daß der älteste, der unstreitig die Frucht eines doppelten Ehebruchs wäre, aus diesem Grunde dem zweyten würde nachstehen müssen, dem nur der Flecken eines einfachen Ehebruchs anklebte. Beyde aber würden geringer geachtet werden, als die Kinder, die er nachher mit seiner Geliebten zeugen würde, wenn sie seine Gemahlin geworden wäre. Die Unmöglichkeit, jemals den gegenseitigen Stand dieser Kinder genau bestimmen zu können, würde eine unerschöpfliche Quelle von Streit und Krieg werden. „Ich überlasse dies alles Ihrer „Ueberlegung, Sire," fuhr ich fort, „ehe ich Ihnen „noch mehr darüber sage." „Das ist auch am besten," antwortete er, durch einen einzigen Blick auf das, was ich ihm vorgestellt hatte, betroffen, „denn wahrhaftig, „für das erste mal haben Sie mir genug gesagt." Aber wie weit geht nicht die Tyranney einer blinden Leidenschaft! Wider seinen eignen Willen kam er in demselben Augenblick wieder so weit zurück, mich zu fragen, ob, so wie mir die Gesinnungen der Franzosen und besonders der Großen bekannt wären, ich wohl glaubte, daß er bey seinen Lebzeiten eine Empörung von ihnen zu befürchten hätte, wenn er seine Geliebte heyrathete?

Diese

Dieſe Frage überzeugte mich vollends, daß Heinrich ein gefährlicher Kranker wäre, und als einen ſolchen behandelte ich ihn. Ich ließ mich in Erklärungen ein, die ich dem Leſer erſparen will; auch wird er ſich leicht vorſtellen können, was ich bey dieſer Gelegenheit ſagte, und überhaupt bin ich darüber faſt ſchon zu umſtändlich geweſen. — Wir blieben beynahe drey Stunden mit einander eingeſchloſſen, und ich hatte den Troſt, als wir uns trennten, ihn von allem dem, was ich ihm vorgeſtellt hatte, überzeugt zu ſehen.

Es war nicht leicht, Bande zu zerreißen, die zu ſtark geworden waren. Heinrich war ſo weit noch nicht gekommen, und es koſtete ihn vorher noch fürchterliche innere Kämpfe (38). Alles, was er in dem gegenwärtigen Augenblick fähig war zu thun, beſtand darinn, daß er es ſo lange verſchob einen letzten Entſchluß zu faſſen, bis die ſo mühſam geſuchte Erlaubniß des Pabſtes angekommen ſeyn würde; und bis dahin über alle ſeine Geſinnungen das tiefſte Stillſchweigen zu beobachten. Er verſprach mir von den meinigen ſeiner Geliebten nichts zu entdecken, um ſie nicht zu meiner Feindin zu machen. „Sie iſt Ihnen gut, „ſagte er, und ſchätzt Sie noch mehr; aber es bleibt „ihr immer einiges Mißtrauen, daß Sie bey dem, „was ich zu ihrem und ihrer Kinder Vortheil „thun möchte, ihr nicht günſtig ſind. Sie ſagt „mir oft, wenn man hörte, wie Sie immer nur von „dem Staat und meinem Ruhm redeten, ſo ſchiene „es, daß Sie den erſten meiner Perſon, und den letztern meiner Zufriedenheit vorzögen.“ Ich antwortete, daß ich in gewiſſer Rückſicht dieſes nicht läugnete. Der Staat und der Souverain dürften nicht aus zwey verſchiedenen Geſichtspunkten angeſehen werden. „Bedenken Sie, Sire, ſetzte ich hinzu, daß Ihre Tu-

„genden der Geist sind, der diesen großen Körper be„lebt, daß der blühende Zustand desselben Ihnen den „Ruhm und die Glückseeligkeit zurückgeben muß, die „er von Ihnen erhält, und daß Sie die Ihrige nir„gend anders suchen können.“ Mit diesen Worten verließen wir den Garten und trennten uns, um zum Abendessen zu gehen, unterdeß die Höflinge sich zermarterten um den Gegenstand einer so langen Unterredung zu errathen.

Wir hatten beyde einen Umstand ganz aus der Acht gelassen, dessen Ermanglung bey solchen Gelegenheiten oft ein Hinderniß gewesen ist. An die Einwilligung der Königin Margarethe zu der Ehescheidung hatten wir gar nicht gedacht. Ich glaubte diese Unterhandlung einleiten zu müssen, unterdeß die andre zu Rom ihren Weg gieng. Zuerst wünschte ich die Gesinnungen Margarethens zu erforschen. Ich schrieb ihr daher einen Brief des Inhalts, da ich nichts so sehr wünschte, als ihre Aussöhnung mit dem Könige, worauf Frankreich die Hoffnung eines Kronerben gründete, so hätte ich geglaubt sie ersuchen zu müssen, sich meiner zu diesem Werke zu bedienen. Wenn aber die Gesinnungen beyder Theile so beschaffen wären, daß sie zu diesem Schritt sich nicht entschließen, oder, daß er zu dem Zweck, von dem ich redete, nicht führen könnte; (und ich wußte wohl, daß sie wegen ihrer Unfruchtbarkeit diesen Punkt stillschweigend einräumen mußte) so möchte sie es nicht ungnädig nehmen, wenn ich in der Folge so dreist wäre, sie zu einem noch größern Opfer zu bereden, welches der Staat von ihr erwartete. Deutlicher erklärte ich mich noch nicht, aber nach dem, was ich über die Nothwendigkeit, dem französischen Geblüt rechtmäßige Kinder zu geben, gesagt hatte, war es nicht schwer zu errathen, worinn dieses Opfer bestehen sollte.

Die

Die Königin nahm ſich volle Zeit, einen ſo wichtigen Entſchluß zu überlegen, ehe ſie mir eine Antwort gab. Erſt fünf Monathe nachher erhielt ich ſie; ſie war von Uſſon (39) geſchrieben, wo Margarethe ſich gewöhnlich aufhielt, und ſo beſchaffen, wie man ſie wünſchen konnte, klug, beſcheiden und nachgebend. Ohne ſich deutlicher, als ich gethan hatte, über eine Scheidung zu erklären, wovon das Gerücht noch nicht erſchollen war, begnügte ſich die Königin zu verſichern, daß ſie ſich in allen Stücken dem Willen ihres Gemahls unterwerfen würde, und dankte mir für die Mühe, die ich mir genommen hatte.

Der König hielt ſich nur ſieben oder acht Tage zu Rennes auf; nachher eilte er nach Paris zurück, um im Anfang des May in Picardie ſeyn zu können. Er gieng über Vitré (40), und ſchickte von da aus mir einen Befehl, daß ich der Beſatzung von Rochefort ein Geſchenk geben, das Schloß aber ſchleifen laſſen ſollte. Von Vitré nahm er ſeinen Weg nach Tours an der Loire hin, und beſuchte unterweges la Fleche, einen Ort, wo er einen Theil ſeiner Jugend zugebracht hatte, und den er jetzt wieder zu ſehn ſich eine Freude machte.

Ich blieb noch 5 bis 6 Tage länger zu Rennes, um alles wegen der Finanzen und der Bezahlung der Truppen, bey ihrem Ausmarſch und auf ihrem Wege durch die Provinzen, in Ordnung zu bringen, und eilte dann nach Tours, wohin mich der König wegen einer wichtigen Angelegenheit beſchieden hatte. Von hier aus ließ ich ihn ſeinen Weg nach Paris fortſetzen, welches er, ſo ſehr er auch eilte, vor dem Ende des May nicht erreichen konnte. Ich war des Ceremonials der großen Städte und hauptſächlich der langen Reden ſo müde (41), daß ich einen Seitenweg durch Maine und Perche nahm, und ganz allein mein Gut Roſny beſu-

besuchte. Meine Gemahlin fand ich hier beschäftigt, das neue Haus, welches ich bauen ließ, anzufangen. Sie war beynahe von den Ruinen des alten Gebäudes, welches man einreißen mußte, erschlagen worden.

So kurze Zeit ich mich auch nur aufhielt, so fand ich doch den König schon nicht mehr zu Paris. Er war nur durchgereist, und hatte sogleich den Weg nach Amiens genommen. Dieser Ort schien ihm bequem, um die Gemeinschaft mit den Ministern zu Vervins zu erleichtern und zu gleicher Zeit die Grenzplätze besehen, die Räumung derer, welche ihm durch den Frieden zurückgegeben werden sollten, befördern, und auf die Zukunft für ihre Sicherheit sorgen zu können. Das alles geschah in acht Tagen, und, als Heinrich wieder nach Paris kam, war der Friede unterzeichnet. (42).

Der Tractat war äusserst einfach. Die Wiedergabe aller Plätze, welche Spanien in Frankreich besaß, war beynahe der einzige wichtige Artikel. Ueber das Marquisat Saluzzo wurde nichts darinn bestimmt. Der König wollte um dieses Artikels willen den Frieden nicht verfehlen. Die ganze Sache wurde für so wenig wichtig gehalten, daß er mit geringer Mühe sich des ganzen Marquisats bemächtigen könnte, hieß es, wenn Savoyen sich weigerte ihm sein Recht zuzugestehen, da jetzt von Seiten Spaniens kein Hinderniß mehr im Wege war; man nahm bloß den Pabst zum Schiedsrichter an. (43) Dies war ein Fehler, den die Minister begiengen, und der dem König gleich nach dem Frieden einen andern Krieg zuzog, den man hätte vermeiden können. Uebrigens schweige ich von all den Formalitäten, die unter den bevollmächtigten Gesandten gebräuchlich sind, (44) und überlasse es andern, die Feinheiten und Umwege zu loben, welche die

Po-

Politik gern für das Meiſterſtück des menſchlichen Verſtandes ausgeben möchte.

Der König unterzeichnete den Tractat zu Paris in Gegenwart des Herzogs von Arſchott und des Admirals von Arragonien. (45). Der Kardinal Erzherzog that im Namen des Königs von Spanien und in ſeinem eignen daſſelbe in Brüſſel im Beyſeyn des Marſchalls von Biron, den Heinrich, um ihn dieſes Auftrags würdiger zu machen, zum Herzog und Pair von Frankreich erhoben hatte. — Dieſe Würde verdrehete ihm vollends den Kopf. — Die Herren von Silleri und Bellievre waren auch dabey zugegen. Der Herzog von Savoyen erhielt den Frieden feyerlich zu Chambery in Gegenwart des Gouverneurs von Lion, Gadaigne Bothéon (46), den der König deshalb an ihn geſchickt hatte.

So erreichte der König ſeine Abſichten und krönte ſie mit einem glorreichen Frieden (47), ungeachtet ſo furchtbare Mächte, als der Pabſt, der Kaiſer, der König von Spanien, der Herzog von Savoyen, und alle Geiſtliche von ganz Europa ſind, ſich gegen ihn verbunden hatten. Alle, die daran gearbeitet hatten, belohnte er königlich; und damit die Republik Holland dadurch nicht von ihm abwendig gemacht werden möchte, ließ er ſogleich Buzenval nach Amſterdam abreiſen, mit dem Auftrag, das gute Verſtändniß mit den General-Staaten zu erhalten, und die Penſion, die er ihnen gab, auszuzahlen. Man kann gar nicht aufhören, dieſem vortreflichen Fürſten das Lob zu zollen, welches die Geſchicklichkeit und unermüdete Thätigkeit, womit er bey dem geringſten Bedürfniß nach allen Orten ſeines Königreichs eilte, ſo ſehr verdienten.

Unter verſchiednen Polizeyverordnungen, welche man für nöthig hielt, ſetzte der König auch der ungeheuren Kornausfuhr Schranken, welche Frankreich oft der Unbequemlichkeit ausſetzte, an ſeinen eignen Gütern Mangel zu leiden. Durch eine andre Verordnung wurde allen denen, welche kein Recht dazu hatten, bey großer Strafe verboten, Waffen zu tragen.

Auch die ſchönen Wiſſenſchaften fanden einen Platz unter den Beſchäftigungen des Königs Er hörte von Caſaubon reden, und auf den Ruf von der Gelehrſamkeit dieſes Mannes ließ er ihn einladen, ſich mit ſeiner Familie zu Paris niederzulaſſen. Durch einen Gehalt, welchen er ihm verſicherte, ſetzte er ihn in den Stand, hier leben zu können, wie es ſich für einen Mann von ſeinem Character ſchickt, der, wie Heinrich ſagte, nicht berufen iſt, den Staat zu regieren.

Ich muß hier die einzelnen Umſtände einer Menge weniger wichtiger Angelegenheiten unterdrücken. Es würde ins unendliche gehen, wenn ich alles herſetzen wollte, was mir der König ſagte, oder was er mir von Fontainebleau, von Monceaux und von Saint-Germain-en Laye ſchrieb, wo er den Reſt dieſes Jahres zubrachte, und mich oft zu ſich kommen ließ, um mit mir über die verſchiednen Geſchäfte, welche gerade vorfielen, ſich zu berathſchlagen. Ich werde mich auch hier an mein erſtes Verſprechen halten, alles, was nicht für ſich ſelbſt in Betrachtung zu kommen verdient, wegzulaſſen, und nur bloß das ſagen, daß vielleicht nie ein Staatsminiſter bey irgend einem Fürſten ſo viel eigne Hülfsquellen, und ſo viel Aufmerkſamkeit auf alles, was zum Nutzen oder auch nur zur Bequemlichkeit des Landes gereicht, gefunden haben wird, als ich ſtets bey meinem Herrn fand. Nie liezen ihn

der Frieden oder die innern Angelegenheiten das, was ausserhalb des Königreichs vorgieng, aus dem Gesichte verlieren. Die Frage über den wahren oder falschen Dom Sebastian machte damals in Spanien und in ganz Europa viel Aufsehen (1); er schickte deswegen la Trémouille (2) nach Portugal, um wo möglich hinter das Geheimniß zu kommen, damit er mit voller Kenntniß der Sache über das Verfahren des Spanischen Kabinets entscheiden könnte, welches damit angefangen hatte, daß es den vorgeblichen König von Portugal gefangen setzen ließ.

Heinrich hatte damals noch an die großen Entwürfe nicht gedacht, welche er in der Folge gegen das Haus Oestreich machte. Er wollte in diesem Jahre Vermittler zwischen Spanien und England werden, und schlug deshalb eine Zusammenkunft zu Boulogne vor, (3) wohin er von seiner Seite Caumartin und Jeannin schickte. Auch diesen Einfall bestritt ich vergebens, weil er mir mit der gesunden Politik sich nicht zu vertragen schien. Zum Glück brachte die Zusammenkunft nichts von dem, was man erwartete, zu Stande. Der eingewurzelte Haß beyder Nationen erhitzte gleich anfangs den Streit über den Vortritt so sehr, daß man sich wieder trennte, ohne auch nur den geringsten vorläufigen Artikel eingeleitet zu haben.

Die Jesuiten waren nicht glücklicher, als sie einen Punkt des Friedens von Vervins auf sich anwenden wollten, durch welchen es jedem vertriebnen Franzosen und jedem Fremden freygestellt worden war, wieder nach Frankreich zu kommen, und sich darinn niederzulassen. Ein Arret des Staatsraths versagte ihnen dieses Hülfsmittel, und sie mußten nun andre Wege einschlagen, auf denen es ihnen besser gelang.

Die

Die Verſammlung der Geiſtlichkeit, welche dieſes Jahr anfieng und einen Theil des folgenden dauerte, und die Ernennung der Kardinäle erforderte auch die Aufmerkſamkeit des Königs. Der Sohn der Frau von Sourdis (4) war unter den Franzoſen, welche ernannt wurden, obgleich Heinrich wegen ſeiner groſſen Jugend ihn nicht recht würdig dazu hielt. Die Frau von Sourdis erwarb ihrem Sohn den Purpur durch ihre Geſchicklichkeit, daß ſie ihre Bitte durch die Herzogin von Beaufort unterſtützen ließ.

Dies war der Titel, den die Marquiſin von Monceaux ſeit der Geburt ihres zweiten Sohnes angenommen hatte, welche die Zärtlichkeit des Königs und ſeine Freygebigkeit gegen ſie noch unendlich vermehrte. Schon ſeit langer Zeit ſchränkte der Ehrgeitz dieſer Frau ſich darauf nicht mehr ein. Sie ſtrebte nach nichts geringerem, als ſich zur Königin von Frankreich erklären zu laſſen, und Heinrichs Leidenſchaft, die mit jedem Tage zunahm, ließ ſie hoffen, es endlich noch dahin zu bringen. So bald ſie erfuhr, daß die Bevollmächtigten des Königs zu Rom den Auftrag hatten, die Trennung ſeiner Ehe mit Margarethen zu ſuchen, und daß er den Herzog von Luxemburg (5) mit dem Titel eines Botſchafters dahin ſchicken wollte, um dieſe Sache zum Schluß zu bringen, ſo glaubte ſie, daß dies der günſtige Augenblick ſey. Weil ſie aber den Bevollmächtigten und wahrſcheinlich auch dem neuen Botſchafter nicht trauete, ſo warf ſie die Augen auf Sillery, der ſchon ſehr auf ihrer Seite war, und welchen dieſer letzte Beweis ihres Zutrauens unfehlbar völlig gewinnen mußte. Sie ließ ihn kommen, erklärte ihm ihre Abſichten, und ſetzte den Belohnungen, womit ſie ſeine Dienſte und ſeine Ergebenheit bezahlen wollte, gar keine Grenzen. Da ſie recht gut wußte, was ihn lo-

den konnte, so versprach sie ihm das Reichssiegel, so bald er von Rom würde zurückgekehrt seyn, sollte sie auch dadurch die Frau von Sourdis, ihre Tante und vertraute Freundin beleidigen. Ueberdies versicherte sie ihm auch noch die Kanzlerstelle, so bald sie erledigt seyn würde. Sillery verband sich dagegen mit allen Schwüren, die sie nur verlangen konnte, nichts zu versäumen, um von dem Pabst die Legitimation der beyden Söhne, die sie von dem König hatte, zugleich mit der Trennung jener Ehe zu erlangen. Wenn dieser erste Schritt einmal gethan wäre, dann waren nur noch wenige und sehr leichte übrig, um bis auf den Thron zu steigen. Bey ihrem Liebhaber fehlte es ihr nicht an Gründen, um von ihm den Botschafter, den sie gewählt hatte, bestätigen zu lassen. Der Herzog von Luxemburg reisete nichts desto weniger ab; aber blos um wieder zurückberufen zu werden, so bald Sillery im Stande seyn würde, ihn abzulösen. Die Herzogin gab sich keine Mühe, dem Hofe den Titel zu verbergen, mit dem sie ihren Günstling bekleidet hatte. Sie arbeitete selbst an seiner Equipage und ließ durch den König die nöthigen Befehle ausfertigen, damit Sillery mit all dem Glanze und der Größe erscheinen möchte, welche ihm den glücklichen Erfolg seiner Unterhandlung versichern könnten.

Um zugleich die Franzosen auf die Standesveränderung ihrer Kinder welche sie im Sinne hatte, vorzubereiten, erlangte sie von dem König, der diese fast eben so zärtlich liebte als ihre Mutter, daß die Taufe ihres zweyten Sohnes zu Saint-Germain, wo Heinrich damals war, mit eben der Pracht und den Ehrenbezeugungen geschehen sollte, die allein bey der Taufe der königlichen Prinzen üblich sind. Man kann es dieser Frau verzeihen, daß sie durch die knechtische

Ehr-

Ehrerbietung der Hofleute für ihre Kinder, und durch die Art, wie sie sie selbst anbeteten, berauscht war. Aber Heinrich verdient nicht so viel Nachsicht, da er, weit entfernt ihr die Augen zu öfnen vielmehr die Befehle zu der Taufe dieses Kindes mit einer Gefälligkeit gab, die genug zeigte, daß die ganze Sache ihm nur zu gut anstand. Ich sagte meine Meinung ganz laut darüber. Oeffentlich bemühte ich mich hauptsächlich die Folgerung zu bestreiten welche die Hofleute wegen der Thronfolge aus der Begünstigung dieser Kinder zogen, die dem König so theuer waren. Er selbst sah gleich nachher ein, daß er viel zu viel erlaubt hatte, und sagte zu mir, man habe seine Befehle überschritten, welches ich auch sehr gern glaube. Das Kind wurde Alexander genannt (6), so wie das älteste Cäsar hieß. Die Hofleute aber tauften ihn noch inmal, und nannten ihn Monsieur, ein Titel, den doch in Frankreich nur der älteste Bruder des Königs oder der vermuthliche Kronerbe führen darf.

Die Herzogin war damit noch nicht zufrieden; sie fieng an in allen Stücken sich das Ansehn einer Königin zu geben. In der That geschah dies wohl weniger aus ihrem eignen Antrieb, (denn ich glaube, sie kannte sich zu gut, als daß sie von selbst diese Idee gehabt hätte: als durch das beständige Einblasen ihrer Creaturen und Verwandten, welche sie unaufhörlich anspornten diesen Schritt zu thun. Chiverny Fresne und die Frau von Sourdis unterstützten sie so gut von ihrer Seite, daß es bald die Neuigkeit des ganzen Hofes wurde, der König werde seine Geliebte heyrathen, und suche nur aus dieser Absicht zu Rom um die Ehescheidung an. Ein Gerücht das dem Ruhme dieses Fürsten so nachtheilig war, brachte mich auf; ich gieng zu ihm, und stellte ihm die Folgen davon vor.

vor. Er schien mir darüber betroffen, und selbst beleidigt. In der ersten Bewegung wollte er die Frau von Beaufort rechtfertigen; er versicherte mich sehr ernsthaft, sie habe gar nichts dazu beygetragen, und der einzige Beweis, den er darüber anführte, war, daß sie es ihm gesagt hatte. Die Frau von Sourdis und Fresne sollten allein Schuld daran seyn; er zeigte aber zugleich, daß er ihnen eine so wenig ehrerbietige Dreistigkeit gern verzeihe, denn ob er gleich wußte, wie sehr sie schuldig waren, so kamen sie doch ohne die geringste Ahndung davon.

Ein Umstand gab den Schritten, die ich in dieser Angelegenheit sowohl öffentlich als unter der Hand that, ein groſses Gewicht. Ich war genöthigt über den Punkt der nahen Ehescheidung einen Briefwechsel mit der Königin Margarethe zu unterhalten, welche endlich nach allen andern auch erfahren hatte, was bey Hofe geredet und gethan wurde. Sie schrieb mir, sie würde fortfahren zu ihrer Trennung von dem König die Hände zu bieten, aber sie fühlte sich empfindlich beleidigt, daß man darauf denken könnte, einer so übel berüchtigten Person, als die neue Herzogin es durch ihren Umgang mit dem König war, ihre Stelle zu geben. Da sie bey ihrer Einwilligung gar keine Bedingungen gemacht hätte, so müsse sie jetzt schlechterdings darauf bestehen, daß diese Frau ausgeschlossen würde, und sie sey über diesen Punkt so fest entschieden, daß man sich nur gar keine Hoffnung machen möchte, sie durch irgend eine gute oder üble Behandlung zur Veränderung ihrer Gesinnungen zu bewegen. Ich zeigte diesen Brief dem König, und er sah daraus nur noch deutlicher, wie sehr die Ausführung dieser Heyrath alle rechtschafne Leute aufbringen würde, auch

fing er jetzt an, seine Meinung und sein Betragen merklich zu ändern.

Ich bildete mir ein, daß dieser Brief vielleicht dieselbe Wirkung auf die Frau von Beaufort thun könnte, wenn sie den Inhalt desselben erführe. Aber ich wollte es nicht selbst übernehmen, sie damit bekannt zu machen, um mich nicht dem Uebermuth und dem Ungestüm einer Frau auszusetzen, die mich ohnedem als einen Stein des Anstoßes bey allen ihren Entwürfen betrachtete. Ich theilte daher meinen Brief Chiverny und Fresne mit, welche sogleich die Frau von Sourdis, und durch diese die Herzogin von Beaufort davon unterrichteten. Aber die Rathgeber dieser Dame waren so leicht nicht in Furcht zu setzen. Sie hatten vorausgesehn, daß ein solcher Schritt, als der, wozu sie den König verleiten wollten, nothwendig eine Menge Schwierigkeiten finden müßte, und sie hatten sich darauf vorbereitet. Das Resultat aller ihrer Berathschlagungen war gewesen, man müsse so viel als möglich eilen, die Sache zum Schluß zu bringen; überzeugt, daß wenn es einmal geschehen wäre, sie keine große Mühe haben würden, diese Handlung in einem Lichte zu zeigen, wo sie entschuldigt werden könnte, und wenn auch das schlimste erfolgte, so würde man doch nach einigen Unruhen sie als eine Sache, der nicht mehr abzuhelfen wäre, hingehen lassen. Sie kannten den Character der Franzosen und besonders der Höflinge, deren erstes Gesetz ist, zu wollen was der Fürst will, und die keine stärkere Leidenschaft haben, als die Begierde ihm zu gefallen. Mit einem Worte, sie glaubten von allem gewiß zu seyn, wenn nur der König selbst sie nicht im Stiche ließe.

Fresne hatte den Befehl zur Bezahlung der Herolde, Trompeter und der übrigen niedern Hofbedien-

ten, welche bey der Taufhandlung gebraucht worden waren, aufgesetzt. Er wurde mir so wie alle andern gebracht, um meine Anweisung zur Auszahlung darunter zu setzen. Kaum hatte ich die Augen darauf geworfen, so sah ich mit dem lebhaftesten Schmerz daß dieses nur ein Denkmal der Schande des Königs war, welches man der Nachwelt aufbewahren wollte. Ohne mich darüber lange zu bedenken, behielt ich diese Schrift zurück, und ließ eine andere aufsetzen, welche bescheidner war. so wie sichs gehörte, und wo die Namen: Monsieur, und Prinz von Frankreich so wie alles was denselben Sinn haben konnte', weggelassen waren. Zu gleicher Zeit ließ ich die Belohnung der Herolde auf die gewöhnliche Taxe herabsetzen, nomi sie aber nicht zufrieden waren. Sie kamen bald sehr misvergnügt zurück, und beriefen sich auf den Herrn von Fresne und das Gesetz, welches ihre Rechte bestimmte. Anfangs hielt ich an mich in Gegenwart dieser Leute, deren üble Gesinnung mir bekannt genug war; am Ende aber verließ mich die Geduld, und ich konnte mich nicht enthalten, ihnen mit Unwillen zu sagen: „Geht, geht! es wird nichts daraus. Wissen, daß es jetzt keine königliche Prinzen von Frankreich giebt."

Kaum war mir dieses Wort entfahren, so vermuthete ich auch schon, daß es mir Händel zuziehen würde Um ihnen vorzubeugen, gieng ich sogleich fort und suchte den König auf, der in seinen Zimmern zu Saint Germain mit dem Herzog von Epernon war und abgieng. Ich zeigte ihm den Befehl, und sagte ihm dabey, wenn dieser so ausgeführt werden sollte, so bliebe ihm nichts übrig, als bekannt zu machen, daß er mit der Herzogin von Beaufort vermählt wäre. „Das ist eine Bosheit von Fresne," sagte der K

nig, nachdem er die Schrift geleſen hatte, „aber ich „will ſie ſchon verhindern.“ Zugleich befahl er mir, das Papier zu zerreiſſen, und ſagte ganz laut, indem er ſich gegen einige Herren vom Hofe, welche die nächſten waren, kehrte: „Sehen Sie nur die Bosheit, und „wie man denen, welche mir gut dienen, immer etwas in den Weg zu legen ſucht. Da hat man dem „Herrn von Rosny einen Befehl gebracht, damit er „mich beleidigen ſollte, wenn er ihn annähme, oder „meine Geliebte, wenn er ſich weigerte.“ In der jetzigen Lage der Sachen war dieſes Wort gar nicht gleichgültig. Die Höflinge, welche ſchon über meine Einfalt gelacht hatten, fiengen an zu glauben, ſie möchten wohl ſelbſt betrogen, und dieſe vorgebliche Vermählung noch nicht ſo nahe ſeyn, als ſie geglaubt hatten. Der König fuhr fort ſich mit mir allein zu unterhalten, und ſagte mir, er zweifelte nicht, daß die Frau von Beaufort heftig gegen mich erzürnt ſeyn würde; er riethe mir daher zu ihr zu gehen, und zu verſuchen, ob ich ſie mit guten Gründen befriedigen könnte. „Und „wenn das nicht hilft“ ſetzte er hinzu, „ſo will ich „als Herr ſprechen.“

Die Herzogin hatte ihre Zimmer in dem Kloſter von Saint-Germain; ich gieng auf der Stelle zu ihr. Ich weiß nicht, was ſie von einem Beſuche denken mußte, den ich ſogleich mit einer Art von Erklärung anfieng. Sie ließ mir nicht Zeit, ſie zu Ende zu bringen. Der Zorn, in dem ſie war, erlaubte ihr nicht, ihre Ausdrücke abzumeſſen, ſie unterbrach mich und machte mir Vorwürfe, daß ich den König verführte, und ihm glauben machte: das ſchwarze ſey weiß. „Nun! Nun! „gnädige Frau,“ ſagte ich, indem ich ſie wieder unterbrach, aber dabey äußerſt kalt blieb, „wenn Sie den „Ton anſtimmen, ſo küſſe ich Ihnen die Hände, aber

„ich werde darum nicht weniger meine Schuldigkeit „thun.“ Mit den Worten verließ ich sie ohne länger warten zu wollen, damit ich nicht von meiner Seite ihr etwas härteres sagen möchte. Der König wurde sehr aufgebracht gegen seine Geliebte, da ich ihm den ganzen Vorgang erzählte. „Kommen Sie,“ sagte er mit einer Bewegung, die mir sehr angenehm war, „kommen Sie mit mir, ich will Ihnen zeigen, daß die „Weiber mich nicht beherrschen.“ Da seine Kutsche zu lange ausblieb, so stieg er in die meinige, und auf dem ganzen Wege bis in das Zimmer der Herzogin wiederholte er mir die Versicherung, man sollte ihm niemals verwerfen können, daß er aus Gefälligkeit gegen eine Frau solche Diener, wie ich, die nur seinen Ruhm und seinen Vortheil suchten, vertrieben oder auch nur misvergnügt gemacht hätte.

Die Frau von Beaufort hatte, so wie ich sie verließ, gleich erwartet, daß der König bald zu ihr kommen würde, und daher in der Zwischenzeit sich auf ihre Rolle vortrefflich vorbereitet. Sie sowohl als ich sahe den Sieg, den einer von uns davon tragen würde, als die glückliche oder unglückliche Vorbedeutung seines künftigen Schicksals an. So bald man ihr den König meldete kam sie ihm bis an die Thür des ersten Saals entgegen. Ohne sie zu umarmen, noch ihr die gewöhnlichen Liebkosungen zu machen, rief er, „Kommen Sie, „Madam, kommen Sie in Ihr Zimmer, und daß „Niemand mit hineingehe, als Sie, Rosny und ich; „denn ich will mit Ihnen beyden reden, und machen, „daß Sie in gutem Verständniß mit einander leben.“ Er ließ die Thür verschließen und sah selber nach, ob etwa Jemand in dem Zimmer, in der Garderobe oder in dem Kabinet wäre. Dann faßte er sie mit der einen Hand, indem er mit der andern mich hielt,

und

und sagte ihr mit einer Mine, die sie in der That befremden mußte: die wahre Ursache, die ihn bewogen hätte, sich mit ihr zu verbinden, wäre die Sanftmuth gewesen, die er in ihrem Character zu bemerken geglaubt hätte. Er sähe aber aus dem Betragen, welches sie seit einiger Zeit angenommen habe, daß das, was ihm Wahrheit geschienen hätte, nur Verstellung gewesen wäre, und daß sie ihn betrogen hätte. Er warf ihr die schlechten Rathschläge, denen sie Gehör gebe, und die wichtigen Fehltritte vor, die eine Folge derselben wären: Mich überhäufte er mit Lobsprüchen, um durch den Unterschied unsers Verfahrens die Herzogin fühlen zu lassen, daß ich allein seiner Person treu ergeben wäre. Er befahl ihr, ihren Widerwillen gegen mich zu überwinden, dergestalt, daß sie künftig sich durch meinen Rath leiten ließe; denn gewiß würde er mich um ihrentwillen nicht fortjagen.

Die Frau von Beaufort begann ihre Antwort mit Seufzern, Schluchzen und Thränen. Sie nahm eine schmeichelnde und unterwürfige Mine an, und wollte Heinrichs Hand küssen. Nichts von allem, was sie fähig glaubte, sein Herz zu rühren, unterließ sie. Nur erst nach allen diesen kleinen Kunstgriffen nahm sie das Wort, um sich schmerzlich zu beklagen, daß, anstatt der Gegenliebe, die sie von einem Fürsten erwarten könnte, dem sie ihre ganze Zärtlichkeit geschenkt hätte, sie nun sich einem von seinen Bedienten aufgeopfert sehen müßte. Sie wiederholte alles, was ich gegen ihre Kinder gesagt und gethan hatte, um dem König gegen mich aufzubringen; dann stellte sie sich, als ob sie unter ihrer Verzweiflung erläge, sank auf ein Bette nieder, und schwur, daß sie nach einer so schimpflichen Beleidigung hier den Tod erwarten wollte. Der Angriff war heftig, Heinrich hatte sich nicht darauf gefaßt

gemacht. Ich beobachtete ihn. Ich ſah, daß ſein Herz wankte, aber er ermannte ſich ſo ſchnell wieder, daß ſeine Geliebte es nicht wahrnahm. Er fuhr in demſelben Ton fort, und ſagte ihr, ſie hätte ſich die Mühe erſparen können, um einer ſo kleinen Urſach willen, ſo viel Kunſtgriffe anzuwenden. Dieſer Vorwurf beleidigte ſie empfindlich, ihre Thränen floſſen noch häufiger. Sie ſchrie, ſie ſähe wohl, daß ſie verlaſſen wäre, und ohne Zweifel nur um ihre Schande und meinen Triumph zu vergröſſern hätte der König mich zum Zeugen mitgebracht, da er ihr die härteſten Dinge ſagte, die man einer Frau nur ſagen könnte. Dieſer Gedanke ſchien ſie in eine wahre Verzweiflung zu ſtürzen. Heinrich verlohr endlich die Geduld.: „Beym Himmel! „Madam, rief er, das iſt zu viel. Ich ſehe wohl, „daß man Sie zu dieſer Spielerey abgerichtet hat, um „zu verſuchen ob man mich dahin bringen könnte, ei„nen Diener wegzujagen, ohne den ich nicht fertig wer„den kann. Ich erkläre Ihnen hiemit, daß, wenn „ich in die Nothwendigkeit verſetzt werden ſollte, zu „wählen, ob ich den einen oder die andre verlieren woll„te, ich eher zehnmal eine Geliebte, wie Sie, als Ei„nen Diener, wie er, aufopfern würde.“ Er ließ ihr auch den Ausdruck, Bedienter, den ſie gebraucht hatte, nicht hingehen, und fand es ſehr unſchicklich, daß ſie ihn auf einen Mann anwendete, deſſen Haus die Ehre hatte, mit dem ſeinigen verwandt zu ſeyn.

Nach dieſen niederſchlagenden Reden verließ er die Herzogin plötzlich und war im Begriff zum Zimmer hinaus zu gehen, ohne durch den Zuſtand, worinn er ſie ſahe, gerührt zu ſeyn. Wahrſcheinlich kannte er ſie genug um zu entdecken, wie viel angenommnes Weſen und Verſtellung in ihrem Betragen war. Ich für meinen Theil wurde dadurch betrogen, ſo, daß ſie mich

dauer-

dauerte, und ich kam nicht eher aus meinem Irrthum zurück, als bis die Frau von Beaufort, da sie sahe, daß der König im Begriff war, so erzürnt von ihr zu gehen, daß sie befürchten mußte, er möchte vielleicht gar nicht wiederkommen, auf einmal ihre Rolle veränderte. Sie lief hin, ihn aufzuhalten und warf sich ihm zu Füßen, nicht mehr um ihn dadurch zu überraschen, sondern wegen ihres Fehlers um Verzeihung zu bitten. Sie fieng an sich zu entschuldigen, und hatte dabey eine sanfte und heitre Mine. Sie schwur ihm, sie hätte nie einen andern Willen gehabt, als den seinigen, und würde auch nie einen andern haben. Eine schnellere Scenenveränderung läßt sich nicht denken. Ich sah jetzt nur ein angenehmes, gefälliges Weib vor mir, alles, was sie mir eben erst gesagt hatte, schien mir ein Traum zu seyn. Der Frieden unter uns beyden wurde von ganzem Herzen geschlossen, und wir trennten uns als die besten Freunde.

Gegen das Ende des Octobers empfand der König zu Monceaux einige geringe fieberhafte Bewegungen, woraus aber bald einer der heftigsten Anfälle wurde. (7) Man schrieb es einem Ueberfluß an schlechten Säften zu, wovon er sich durch eine Arzney befreyte. Da das Fieber am Ende nachließ, so glaubte er sich geheilt. Er schrieb mir dieses nach Paris, doch, setzte er hinzu, wäre ihm von seiner Unpäßlichkeit eine düstre Niedergeschlagenheit geblieben, die ihm nicht gewöhnlich wäre, er wollte aber suchen, sie durch Bewegung zu zerstreuen, wenn er Kräfte genug dazu hätte. Dies war der Vorläufer einer heftigen Krankheit, die ihn wenige Tage nachher befiel, und in die größte Gefahr stürzte. Ich hatte den Schmerz ihn in diesem Zustande zu finden, da ich auf seinen Befehl, der in jenem Briefe enthalten war, mit Chatillon und d'Incar-

Cärville nach Monceaux kam. Lange Zeit glaubte ich, ich sey nur gekommen, um meinen Herrn in meinen Armen sterben zu sehen; denn ich durfte Monceaux nicht verlassen, so lange seine Krankheit dauerte, und er rief mich fleißig an sein Bette. In einem dieser Augenblicke, wo das Uebel, das sich immer hartnäckig verdoppelte, uns alle Hoffnung benahm, daß die ganze Kunst der Aerzte es jemals überwinden würde, und wo er selbst überzeugt war, daß er sterben müßte, sagte er zu mir: „Lieber Freund, ich fürchte den Tod nicht; daß wissen „Sie besser als Jemand, da Sie mich in so mancher „Gefahr gesehen haben, der ich mich leicht hätte entziehen können; aber ich gestehe, daß es mir weh thut, „das Leben zu verlassen, ehe ich dies Reich zu dem „Glanz erhoben habe, den ich mir vorgesetzt hatte, und „ehe ich meinen Völkern dadurch daß ich sie von einem Theil der Abgaben befreye, und sie mit Milde „regiere, beweisen kann, daß ich sie wie meine Kinder liebe."

Heinrichs gute Leibesbeschaffenheit siegte endlich über das Uebel, es verschwand, (8) als ob es auf einmal weggenommen worden wäre, und die Freude über seine Genesung folgte schnell auf den Kummer, in den wir versunken waren. Er hatte nur noch einen kleinen Rückfall, aber ohne irgend einen gefährlichen Umstand. Ich erfuhr es schriftlich von ihm selber zu Paris, wohin ich gleich zurückgekehrt war, so bald ich ihn ausser Gefahr sahe. In einem andern Briefe vom 6ten November, den Schomberg, der von Monceaux zurückkam, mir mitbrachte, schrieb mir der König endlich, daß er völlig hergestellt sey; bis auf eine gewisse Schwermüthigkeit, die er nicht los werden könnte, ob er gleich die Vorschriften der Aerzte in allen Stücken genau befolgte. Die Herren Marescot, Martin und

Rosset

Roſſet waren auf die Nachricht von ſeiner Krankheit nach Monceaux gegangen, um ſeinen Leibärzten mit ihrem Rath beyzuſtehen. Er hatte die Aufmerkſamkeit, ihnen ihre Reiſe zu vergüten, und befahl mir, jedem von ihnen 100 Thaler, und ſeinem Wundarzt Regnault 50 auszuzahlen.

Der König war noch zu Monceaux als der Kardinal von Florenz, der an dem Frieden von Vervins ſo großen Antheil hatte, aus der Picardie nach Rom zurückkehrte, und durch Paris gieng, um von dem König Abſchied zu nehmen. Heinrich ſchickte mich in die Stadt, um ihn zu empfangen, und befahl, daß man ihm die größten Ehrenbezeugungen erweiſen ſollte. Er bedurfte bey dem Pabſt des Beyſtandes eines ſo mächtigen Kardinals, der hernach ſelbſt den Römiſchen Stuhl beſtieg. Ich unterließ daher nichts um die Abſichten des Königs zu erfüllen. Da der Legat Luſt bezeigte, Saint-Germain en Laye zu ſehen, ſo ließ ich dem Bettmeiſter Momier ſagen, er ſollte die ſchönſten Tapeten der Krone in den Zimmern und Sälen des Schloſſes aufhängen. Momier gehorchte ſo pünktlich aber mit ſo wenigem Verſtande, daß er um das Zimmer des Legaten zu putzen eine Tapete wählte, welche die Königin von Navarra hatte machen laſſen, die in der That ſehr prächtig war, aber nichts als eben ſo ſatyriſche als witzige Sinnbilder und Inſchriften gegen den Pabſt und den Römiſchen Hof vorſtellte. Der Prälat wollte durchaus, ich ſollte einen Platz in ſeinen Wagen nehmen um nach Saint-Germain zu fahren. Zum größten Glücke aber verbat ich es und gieng voraus, um zu ſehen, ob alles in Ordnung wäre. Hier entdeckte ich den Fehler des Bettmeiſters, und ließ ihn ſchnell verbeſſern. Der Kardinal würde gewiß einen ſolchen Irrthum für eine abſichtliche Beleidigung genommen,

men, und auch dem Pabst so vorgestellt haben. Da ich nachher erwog, daß kein Unterschied der Religionen zu solchen Ausfällen berechtigen kann, ließ ich alle diese Inschriften auslöschen.

Lange schon hatte ich gewünscht, des Friedens in Ruhe genießen zu können, um endlich die Finanzgeschäfte gründlich zu Stande zu bringen. Alles, was ich bisher hatte thun können, schränkte sich darauf ein, das Uebel zu lindern. Weit entfernt, ihm an die Wurzel zu kommen, und es einmal für allemal auszurotten, hieß es bey den verschiednen Bedürfnissen des Staats, welche während des Krieges immer eins auf das andre folgten, schon etwas großes, den Finanzen nur so vorzustehen, daß die Unordnung nicht noch vermehrt wurde. Es ist wahr, wenn man die Sache genau betrachtete, so schienen sie an völlig unheilbaren Wunden zu leiden, und es gehörte schon unüberwindliche Geduld und Muth dazu, diese nur zu untersuchen. Der erste Anblick zeigte nichts, als allgemeinen Miskredit, einige hundert Millionen, die der königliche Schatz schuldig war, ganz und gar keine Hülfsquellen, einen höchsten Grad des Elends und nahen gänzlichen Umsturz. Aber dieser verzweifelte Zustand selbst machte es um so dringender keinen Augenblick zu verlieren, um dies große Werk anzufangen, so lange die Bequemlichkeit der äussern Verhältnisse wenigstens noch den Schein eines möglichen guten Erfolgs übrig ließen. Alles war ruhig, die Truppen, welche unterhalten wurden, ansehnlich vermindert, und der größte Theil der übrigen Kriegsunkosten hatte aufgehört. Der Staatsrath hatte endlich die vergebliche Mühe, mir die Kenntniß der öffentlichen Angelegenheiten zu entziehen, aufgegeben, und ich behielt sie fast allein unter Händen. Diese Herren ließen sich kaum mehr herab zu den Versammlungen

zu kommen, wenn nicht Eigennutz oder der Vortheil irgend eines Verwandten oder Freundes sie dahin zog. Alles wurde darinn nach meinem Rath vorgetragen, und nichts ohne meinen Willen ausgeführt Der König hatte kein Geheimniß mehr vor mir, und bekleidete mich mit der ganzen Gewalt, die er vergeben konnte. Alle diese Betrachtungen ließen mich glauben, daß wenn jemals das Unglück, das durch so lange und grausame Bürgerkriege verursacht war, gehoben werden könnte, so müßte es jetzt oder nie geschehen.

Ich habe von dem Himmel ein ziemlich festes Temperament erhalten. Mein Körper ist fähig eine lange Arbeit und die größte Anstrengung des Geistes auszustehen, 2) ich habe eine natürliche Neigung zur Ordnung und Sparsamkeit, die ich in den 25 Jahren, da ich dem König diente, durch ein besonders Studium der Finanzwissenschaften noch vermehrt hatte, — und, wenn ich es sagen darf, eine noch größere Leidenschaft für Tugend und Ehre. Dies waren die Gesinnungen, mit denen ich die Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten angetreten habe Man ist dabey nicht darüber erhaben, Fehler, selbst wichtige Fehler zu begehen; aber — Erfahrung und der glückliche Erfolg meiner Arbeit berechtigen mich, es zu sagen — man kann versichert seyn, daß die Finanzen eines Staats in gute Hände gefallen sind, wenn der, der sie verwaltet, gesunde Beurtheilungskraft mit viel Arbeitsamkeit und Genauigkeit, und noch mehr Rechtschaffenheit verbindet. Ich wage es nicht, mir eine größere Aehnlichkeit mit dem Bilde eines wahren Financiers, das ich jetzt entwerfen will, zuzuschreiben, denn ob ich es mir gleich immer zur Nachahmung vorgestellt habe, so bin ich doch weit entfernt mir einzubilden, daß ich mich selbst für ein Muster ausgeben könnte.

Das

Das kürzeste wäre, zu sagen, der Mann, der an die Spitze der Staatsangelegenheiten gestellt wird, muß ganz ohne Leidenschaften seyn. Aber es hieße ihn zu gar nichts machen, wenn man ihm eine unmögliche, oder blos idealische Existenz gäbe; wir wollen also nur von ihm verlangen, daß er die ganze Niedrigkeit des Hochmuths, die ganze Thorheit des Ehrgeitzes, und die ganze Schwachheit des Hasses und der Rachsucht kenne. Weil ich mich hier auf nichts einlassen will, als was ihn geradezu und allein angeht, so rede ich nicht davon, wie niedrig es ist, irgend Jemanden thätlich oder nur mit Worten zu mishandlen, und den Unterbedienten die Befehle nicht anders zu geben, als im Zorn und übler Laune, und mit Flüchen begleitet. Der Finanzminister lebt für das Allgemeine; er muß freundlich seyn, und für Jedermann zugänglich, ausser für die nicht, die ihn zu bestechen suchen, und vor allen Dingen nie den Grundsatz aus den Augen verlieren, der einer der wichtigsten in dem Innern der Staatsverwaltung ist, daß ein großes Land nach allgemeinen Regeln beherrscht werden muß, und daß die Ausnahmen allein Klage und Unzufriedenheit hervorbringen.

Die Kenntniß des Ranges und des Unterschieds der Stände ist diesem Grundsatz gar nicht entgegen; sie ist einem Minister wesentlich nothwendig, damit er sowohl in seinen Behandlungen die Verhältnisse beobachte, welche die französische Höflichkeit unter den Ständen festgesetzt hat, als auch damit er sich vor dem Irrthum hüte, daß seine Reichthümer und sein Kredit ihn über alle andre erhebe. Die Neigung zu dem andern Geschlecht ist eine Quelle von Schwachheiten und Ungerechtigkeiten, welche ihn ohne Zweifel über die Grenzen seiner Pflicht hinausreissen müssen. Die Leidenschaft für das hohe Spiel wird ihn Versuchungen aus-

ſetzen, die für einen Mann, der das Geld des Königreichs in Händen hat, noch tauſendmal ſchwerer zu überwinden ſind. Damit er nicht in dieſen Fehler verfalle, ſehe ich mich genöthigt ihm vorzuſchreiben, daß er weder Karten noch Würfel kennen ſoll.

Alles was zur Wolluſt und Weichlichkeit führet, erregt gewöhnlich einen Ekel vor der Arbeit. Der Staatsmann muß daher in der Mäßigkeit ein Mittel gegen den Aufwand und die zu groſſe Lüſternheit der Tafel ſuchen, die nur dazu dienen, Geiſt und Körper zu entnerven. — Trunkenheit iſt ein Laſter, das kein ehrbarer Mann kennt. Eben ſowohl muß ein arbeitſamer Mann hochgewürzter Speiſen und ſtarker Getränke ſich enthalten. Er muß ſich zu jeder Stunde, es ſey wenn es wolle, ſein Kabinet nicht nur erträglich, ſondern ſogar angenehm machen; er kann ſich daher nicht genug hüten ſeinen Kopf nicht mit Ballen, Maskeraden und andern Luſtbarkeiten zu erfüllen. Alle dieſe Kleinigkeiten haben ſo etwas an ſich, welches das Herz eines Philoſophen und ſelbſt eines Menſchenfeindes weichlich machen kann.

Ich ſage eben das von der Jagd, von Equipagen, einer zahlreichen Livree, prächtigen Aufputz der Zimmer, von Gebäuden und allen andern Erfindungen des Luxus. Der Geſchmack, den man für eine von dieſen Sachen hat, artet bald in eine Sucht aus, deren geringſte Wirkung der Zeitverluſt iſt. Verſchwendung, Untergang und Schande ſind die gewöhnlichen Folgen davon. Nur ein Mann, der ſich nicht mit ſich ſelbſt unterhalten und für ſich leben kann, mag den ganzen Tag den Kopf blos von Säulen, Galleryen, und Vergoldungen voll haben, und zeitlebens hinter Statuen, Antiken und Medaillen herrennen. Seyd

mit einem mittelmäßigen Gemäh'de zufrieden! D
seine Geschmack, mit großen Kosten und eben so gr
ßer Geistesunruhe Originale und andre seltne Stü
zu sammlen, ist bloß Vorurtheil.

Bey allen diesen Grundsätzen bin ich jedoch we
entfernt, einem Staatsmann alle Rückkehr zu sich selb
und alle Arten des Vergnügens versagen zu wolle
Er soll sich Freuden machen, und auch für sein eigne
Vermögen sorgen, aber nur geschehe das Eine oh
daß er zu sehr sich zerstreue, und das Andre, ohne da
er sich beschimpfe und herabsetze. Es ist einer der Vo
theile des Geistes, der Ordnung und Mäßigung, da
wer ihn besitzt, wenn er nur lange genug lebt, si
unvermerkt im Ueberfluß befinden wird. Das Glü
machen, welches ein so verhaßter Ausdruck geworde
ist, weil es gewöhnlich nur Ungerechtigkeit, Dru
und Grausamkeit in den Bedienungen, oder niede
trächtige Kunstgriffe, unwürdige Schmeicheleien, kne
tische Wegwerfung, oder gar Betrug und Verrath be
Hofe andeutet, wird eine bloß natürliche Folge, selb
eine Tugend, wenn man darinn bloß den Preiß d
Arbeit und die rechtmäßige Belohnung guter Handlu
gen sieht. Um jeden Irrthum zu vermeiden, setze i
aber hinzu, man muß sie darinn so klar und deutli
sehen, daß sie von selbst in die Augen fallen, und u
sere größten Feinde zwingen, dies einzugestehen (10)

Zu dem Ende sollte man es zum Gesetz machen
daß wer die Verwaltung der Finanzen oder irgen
eines andern Zweiges der Regierung übernimmt, ein
Art eines öffentlichen Geständnisses ablegen und vo
Zeit zu Zeit wiederholen müßte. Er sollte nemli
bey der Antretung seines Amts gleich einen genaue
und umständlichen Aufsatz seines gegenwärtigen Ve
mögen

mögens geben, und, wenn er das Miniſterium verließe, einen ähnlichen; damit die Veränderung ſeiner Umſtände andern eben ſo gut bekannt würde, als ihm ſelbſt. Ich habe dem Publikum ſchon von allen den Vermehrungen meines Eigenthums und den erhöhten Würden, bey den verſchiednen Gelegenheiten, wo ſie mir zu Theil worden ſind, Rechenſchaft abgelegt. Bey dieſer Methode will ich auch ferner bleiben; weil mir aber dieſe Sache ſelbſt, ihrer Natur nach, eine Art von Berechnung zu erfordern ſcheint, ſo will ich Jedermann in den Stand ſetzen, dieſe ſelbſt zu machen, bis er am Ende dieſer Memoiren ſie völlig ſchließen kann.

Die Güter meines Vaters wurden zu gleichen Theilen zwiſchen mir und dem einzigen von uns vier Brüdern, der mir übrig blieb, getheilt. Meine Portion brachte mir, wenn ich das Heyrathsgut meiner Gemahlin, welches 10,000 Livres ausmachte, dazu rechne, ungefehr 15 bis 16,000 Livres jährlicher Einkünfte. In den erſten 20 Jahren, wo der König faſt gar keine Gelegenheit hatte, ſeine Diener zu belohnen, wurde auch mein Vermögen nicht gröſſer, und dies war alles was ich beſaß, als mir die Finanzen übergeben wurden. Ich weiß wohl, daß Mancher ſich eines ſolchen Geſtändniſſes ſchämen würde, aber ich habe ſchon geſagt, ich finde in dieſem Betracht nur eine Sache, über die man erröthen muß, — die Schande, ſchlecht erworbner oder zweifelhaft rechtmäßiger Güter. Mir kann man weder Erpreſſungen, noch Konfiskationen, noch zweydeutige Vortheile vorwerfen. Alles, was ich zu meinem erſten Kapital hinzugethan habe, ſind bloße Wohlthaten des Königs; ich kann ſagen, daß ich alles nur Einem Gott und Einem Herrn ſchuldig bin.

Bis zu dem jetztlaufenden Jahre 1598 hatte i
folgende Summen auſſer meinen eignen Einkünften
halten. 2000 Livres Beſoldung als Rath von N
varra, eben ſo viel als Staatsrath, und 3600 Liv
Penſion, die der König mit dieſer Stelle verbund
hatte. Mein Gehalt als Mitglied des geheimen Rat
hatte ſich Stufenweiſe und nach Verhältniß der Di
ſte, die der König von mir zu erhalten glaubte, v
mehrt; jetzt betrug es 20,000 Livres. Heinrich ſe
meine Compagnie Gens d'armes, die erſt nur 50 Ma
ſtark war, auf hundert; ſie wurde nachher mit
Compagnie der Königin zuſammen geſchmolzen, u
ich zum Kapitain-Lieutenant derſelben gemacht; die
trug mir jährlich 5000 Livres ein. Er ernannte m
noch zum Conſeiller d'honneur bey dem Parlam
zu Paris, aber ohne Beſoldung; und um dieſe Z
war es, daß die erſte Diſpenſation von der Regel
40 Tage ertheilt wurde; der junge Chauvelin erh
ſie, weil er 4000 Thaler gab. Ich werde nur ein
Artikel von dem Gouvernement von Mante, das
vor kurzem erhalten hatte, und dem von Gergeau n
chen, das ich nachher bekam. — Dies war dam
der Zuſtand meiner Glücksgüter; ſie hatten bisher n
langſam zugenommen, deſto ſchneller vermehrten ſie
in den folgenden Jahren durch die großen Bedien
gen mit denen der König mich beehrte, und durch
ne Geſchenke, die ſo beträchtlich waren, daß der A
kel, wo ich ſie alle zuſammenſtellen werde, einer v
den wichtigſten werden wird. Ich verſpreche d
inn alles, bis auf die kleinſten Beweiſe ſeiner Fr
gebigkeit, und auch die, welche ich von den andern
niglichen Perſonen erhielt, anzuführen. Ehe ich m
aber in eine Unterſuchung der Finanzen und des E
zelnen derſelben einlaſſe, wie ich es verſprochen ha
will ich erſt, weil ich einmal den Anfang gemacht

be das Publikum von meinen persönlichen Anlagen zu unterrichten, auch das Bild vollenden, indem ich meine täglichen Beschäftigungen, und meine ganze Lebensart, seitdem ich in öffentlichen Aemtern stehe, erzähle. Es ist hier der Ort, wo dieses am schicklichsten geschehen kann, ob ich gleich, um alles auf einmal zu sagen, mich so darstellen muß, als wäre ich schon mit allen den Würden bekleidet gewesen, die ich erst nachher erhielt. An jedem der sechs Werktage in der Woche wurde eine Rathsversammlung gehalten. Die erste und wichtigste von allen war die, welche der Staats- und Finanzrath hieß, dieser nahm allein den Dienstag, Donnerstag und Sonnabend weg, wo jedesmal zwey Sitzungen gehalten wurden, die eine den Vormittag, die andre den Nachmittag. Der König war das Haupt desselben, und wohnte ihm regelmäßig bey. Die Prinzen, die Herzoge und Pairs, die hohen Kronbedienten, die Ritter der königlichen Orden und die, welchen der König Anwartschaften gegeben hatte, hatten Sitz und Stimme darinn. Man nahm hier alle Arten von Bittschriften, über welchen Gegenstand sie auch seyn mochten, an und untersuchte sie; vorzüglich aber beschäftigte man sich mit denen, welche Staatspensionen betrafen, und man hatte angefangen, diese mit so viel Sorgfalt und Genauigkeit abzuzahlen, daß sie bald allen andern Arten von Gütern, und selbst liegenden Gründen vorgezogen wurden. An den drey übrigen Tagen der Woche wurden eben auch früh und Abends Rathsversammlungen gehalten, welche man Ausschüsse nannte, und die aus einer gewissen Anzahl besondrer Räthe bestanden. Hier untersuchte man, was für jedes dieser Kollegien gehörte; entstanden Streitigkeiten darinn, so wurden sie vor die Tribunäle gebracht, die das Recht hatten, darüber zu entscheiden, und man sorgte, daß sie schnell und unparteyisch Recht sprechen mußten.

Ich gehörte zu allen dieser Rathsversammlun
und hatte gewöhnlich den Vorsitz darinn, wenn
König nicht zugegen seyn konnte, und dieß es
oft, hauptsächlich bey den Ausschlüssen. Im Sta
rath, den ich fast ganz allein dirigirte, fehlte ich
mals. Alle Briefe und Bittschriften, die darin vo
schlagen werden sollten, waren an mich gerichtet;
weil nur wenige Fragen eine allgemeine Berathsc
gung erfordern, so gab ich immer bey dem Vor
zugleich auch mein Gutachten Oft auch brachte
gleich die Arrets schon aufgesetzt mit damit alle
einer Sitzung abgethan werden konnte, und s
wurde etwas darin verändert Ich habe immer
Grundsatz gehabt, daß die Antworten bey wich
Angelegenheiten, nie schnell und deutlich genug
können, alle Zeit, die man mit Streitigkeiten dar
hinbringt, ist verlohren.

Man sieht leicht ein, wie viel Zeit diese A
allein wegnahm; auch gewöhnte ich mich, Winter
Sommer des Morgens um vier Uhr aufzustehen,
wendete die beyden ersten Stunden des Tages blo
zu an, die Sachen, welche vorgenommen werden
ten, so viel als möglich aufs Reine zu bringen
Minister, der dieses nicht thut, wird in eine M
Verlegenheiten gerathen und alles in einer Verwi
und einer ewigen Unentschiedenheit lassen, die ihn
lich zu Boden drücken müssen. — Um halb
war ich stets angekleidet, und im Stande, mich
Rathsversamlung zu begeben, welche um sieben
angieng und gewöhnlich um neun aufhörte; wenn
tige Sachen vorkamen dauerte sie aber auch wo
zehen oder eilfe. Oft geschah es, daß der König
statt selber hinzukommen, um neun oder zehen
mich, entweder allein oder mit den beyden a

S

Staatsminiſtern (11) Villeroi und Sillery zu ſich holen ließ, im Spazierengehen uns ſeine Meinung mittheilte, und jedem in ſeinem beſondern Fach Aufträge gab. So bald ich von da zurück kam, ſpeiſete ich zu Mittage.

Meine Tafel war gewöhnlich nur für zehn Perſonen gedeckt, weil ſie aber mit einer Mäßigkeit bedient wurde, welche den Herren des Hofes, beſonders den Lüſternen, die ſich ſehr ernſthaft damit beſchäftigen die Kochkunſt zu verfeinern, hätte misfallen können, ſo lud ich ſelten jemanden dazu ein. Die meiſte Zeit waren dieſe Stellen durch meine Gemahlin, meine Kinder, und etwa einen Freund, der mit mir vorlieb nehmen wollte, ausgefüllt. Man hat mich oft bewegen wollen, darinn eine Aenderung zu machen. Ich antwortete aber auf alle dieſe Vorwürfe mit den Worten eines Alten: ſind die Gäſte weiſe, ſo iſt genug für ſie da; ſind ſie es nicht, ſo entbehre ich gern ihrer Geſellſchaft.

Nach der Tafel gieng ich in meinen großen Saal, der um dieſe Stunde allemal voll Menſchen war, weil man wußte, daß ich eine regelmäßige Audienz gab. Alle Welt wurde hier zugelaſſen, und wenn der Zutritt frey war, ſo war auch die Abfertigung prompt. Mein Geſchmack kam hier mit der Abſicht des Königs überein. Ich machte den Anfang mit den Geiſtlichen von beyden Religionen, und die Landleute, welche bis zuletzt blieben, verloren weiter nichts dabey, als daß ſie ein wenig warten mußten. Jedermann mußte abgefertigt ſeyn, ehe ich den Saal verließ, und ich ſchickte ſelbſt hin, und ließ die, welche ſich im Hofe oder im Garten verſpätet hatten, erinnern. War die Sache, die man mir vortrug, gerecht, und hieng ſie von mir

ab, so versprach ich mit zwey Worten die Ausführu
Wenn sie ungerecht war, so machte ich darüber ein
höfliche Vorwürfe und weigerte mich, mich damit
zugeben Schien sie mir aber zweifelhaft, so rief
einen Intendanten oder einen von meinen Sekretai
und übergab ihm die Papiere, worinn die Aufklär
enthalten war; ich versprach, daß sie binnen einer W
che untersucht seyn sollten, und sah auch darna
daß dies geschah. Eine Sache mochte so verm
ren seyn, als sie wollte, so durfte sie doch das Ko
gium, wohin sie gebracht wurde, nie über einen
nath behalten.

Den andern Rathsversammlungen, welche M
tags, Mittwochs und Freytags gehalten wurden, wo
te ich bey so lange ich konnte, ehe die überhäuften A
ter meine Geschäfte zu sehr vermehrt hatten und a
selbst noch nachher. Nachdem aber die Aufsicht
das Seewesen, das Geschütz, die Vestungen die
bäude, die Brücken und Straßen, mir allein au
tragen war und ich über das noch bey meinen G
vernements mich aufs einzelne einlassen mußte, so
ich mich genöthigt, diese Geschäfte an die Stelle
ersten zu setzen, und ihnen die Morgenstunden
drey Tage zu weihen. Der König hielt diese Aem
besonders die Oberaufsehersstellen über die Straßen,
über das Bauwesen und die Vestungswerke für n
tig genug, um bey der Ablegung der Rechnungen
der Belege in jedem von diesen Fächern, welches
mal in Gegenwort der Gouverneurs und aller an
dabey interessirten Beamten geschahe die dazu ber
wurden, selbst zugegen zu seyn. Dem ungeachtet
lor ich die andern Kollegia nicht aus dem Ges
ich ließ keine wichtige Berathschlagung, hauptsäc
n

wenn vom Kriege die Rede war, in meiner Abwesenheit daselbst vornehmen.

Ich suchte meine Stunden so einzutheilen, daß jede dieser Angelegenheiten mir noch Zeit für die andern übrig ließ, und auch für so viele andere, die ich noch nicht genannt habe. Denn welch eine Menge ausserordentlicher und unvorhergesehener Geschäfte fiel nicht vor? Wie viel Befehle, Rathfragungen und Briefe von dem König, die mit allen dem nichts zu thun hatten? Man wird sich einen Begriff davon machen, wenn ich im allgemeinen versichere, daß er nicht allein mir sogleich alles entdeckte, was ihm begegnet war, sondern daß auch in seiner Seele nichts vorgieng, welches er nicht in meinen Busen ausgeschüttet hätte. Geheimnisse, Entwürfe, Gedanken, verborgne Krankheiten, häuslicher Kummer und häusliche Freuden, Furcht und Hofnung, Liebe, Freundschaft, Haß — Alles mit einem Wort wurde meiner Treue und meiner Vorsichtigkeit anvertrauet; denn ich darf mich dieser Ausdrücke wohl bedienen. In solchen Augenblicken wo es darauf ankam, Heinrichs Verlangen oder Bedürfnisse zu erfüllen, mußte ich alles, auch die dringendsten Geschäfte liegen lassen, Mittel ausdenken, mich in Unternehmungen einlassen, Briefe beantworten und Reisen unternehmen. Alle andere Staatsangelegenheiten hätten dabey leiden müssen, wenn ich nicht zu diesen neuen Zwischenbeschäftigungen, die weder auf Monate noch auf Tage und Stunden festgesetzt waren, die Nacht so gut als den Tag angewendet, und durch einen ausserordentlichen Fleiß die unterbrochnen Geschäfte nachzuholen, alles wieder in seinen natürlichen Gang gebracht hätte.

Man wird sich wundern, wenn man dieses bedenkt, wie wenig Augenblicke, bey dieser großen Wirth-

schaft mit der Zeit, mir für meine häuslichen Ange
genheiten blieben. Die wenigen Momente, die
dazu anwendete, konnte ich nur zuweilen des Na
mittags an diesen drey Tagen stehlen, und meine G
mahlin mußte sich gewöhnen, alles zu verrichten, w
bey es nicht unumgänglich war, daß ich es sel
that, oder ich mußte mich auf Geschäftsleute u
Bediente verlassen.

Die Erholungen und die Stunden der Ru
welche nothwendig zwischen so drückenden Arbeiten Pl
finden müssen, waren eben so regelmäßig vorgesch
ben, als die Geschäfte, aber sie wurden auch eben
leicht gestört. Wenn ich so glücklich war, sie n
gewähren zu können, so verließ ich doch deswegen d
Arsenal nicht. Dies Schloß habe ich bewohnt, so la
ge ich die Feldzeugmeisterstelle besaß, bis auf die Z
wo der Tod des Königs mich der Ruhe des Priva
bens wiedergegeben hat. In Ansehung der Krieg
übungen war das Arsenal eine treffliche Schule für
Jugend, und bey ihnen erheiterte sich mein Geist,
sonders wenn ich meine Kinder, meinen Schweg
sohn, meine Verwandten und meine liebsten Freun
damit beschäftigt sahe. Die gute Gesellschaft, die
alle Nachmittage auf diesem Fleck versammelte,
kriegerische Musik, die man hier hörte, und die L
der männlichen Frölichkeit, und des von Weichli
keit entfernten Vergnügens, die man hier athmete,
von allem was ich kenne am fähigsten, einen Geist n
der zu stärken, dem Gewohnheit der Arbeit alle V
gnügungen des Müssiggangs und der Trägheit ab
schmackt vorkommen ließ.

Auf welche Art aber auch der Nachmittag verstrich
und die Stunde des Abendessens heran gekommen s
moch

mochte, so ließ ich, sobald sie geschlagen hatte, die Thüren verschließen, und verbot irgend Jemanden noch einzulassen, er müsse denn im Namen des Königs kommen. Von diesem Augenblick bis um zehn Uhr, wo ich zu Bette gieng, war nicht mehr die Rede von Geschäften, sondern blos von Zerstreuung, von Freude und von Herzensergießung mit einer kleinen Anzahl von Freunden, welche gute und vorzüglich angenehme Gesellschafter waren.

Die Stelle eines ersten Ministers erfordert zwar immer einen arbeitsamen Mann, aber es sind nicht zu allen Zeiten dieselben Schwierigkeiten dabey. Mit Recht sind diejenigen zu beneiden, die diesen Posten in einem Zeitpunkt erhalten, wo die Geschäfte schon seit mehreren Jahren in einen regelmäßigen und ruhigen Gang gebracht sind. Sie können, indem sie gelassen am Steuer sitzen, sich mit einer allgemeinen Aufsicht begnügen, und das ganze übrige Manöuvre der Menge von Handlangern überlassen, die unter ihren Befehlen arbeiten. So glücklich bin ich nicht gewesen. Man wird dies schon aus dem gesehen haben, welches ich bey verschiednen Gelegenheiten habe sagen können, ich will daher nicht noch einmal von den Finanzsachen anfangen, welche damals ein grund- und uferloses Meer waren; aber ich bitte den Leser nur einen Blick auf die gehäuften Hindernisse zu werfen, denen man blos im Innern des Königreichs begegnete. Da war eine Kabale von Aufrührern, über die man sehr genau wachen, und sie wo möglich ganz unterdrücken mußte; da gab es einen Religionsstreit zu endigen, eine mächtige Partey zu befriedigen und im Gehorsam zu erhalten; allgemeine Polizey und Subordination sollten erst eingeführt, und dann auch über ihre Beobachtung gehalten werden. Dies Uebel war so groß,

daß

daß man vor der ungeheuren Anzahl von Offizieren, von Beamten bey der Polizey, den Finanzen, den Gerichten und dem königlichen Hause, die entweder von dem Staat oder aus des Königs Kasse besoldet wurden, weiter nichts wußte, als daß ihre Anzahl in der That unendlich wäre; und daß man erst anfangen mußte, ihre Namen aufzusuchen und in ein großes Register einzutragen, um nachher eine Menge davon ausstreichen zu können.

Die Kriegsangelegenheiten waren noch weit ärger durch einander geworfen. Um hier Ordnung zu machen, war es nicht genug, einen Theil der Truppen abzudanken, wie man sich vielleicht einbildet. Es gehörte eine genaue Kenntniß aller Städte und festen Plätze dazu, von denen aber die meisten dem gänzlichen Verfall so nahe waren, daß sowohl aus dieser Ursach, als auch um die Menge der Besatzungen zu vermindern, die Frankreich unterhält, es nöthig war, die am wenigsten nutzbaren zu schleifen. Dieses konnte aber nicht eher geschehen als nach dem Tode ihrer Gouverneurs, die man ohne Gefahr ihrer Vestungen nicht hätte berauben dürfen.

Das Seewesen allein konnte einen Minister ganz allein viele Jahre hintereinander beschäftigen. Dieser Theil der Staatsverwaltung, der so großen und anhaltenden Fleiß erfordert, kann nie einen schleunigen Erfolg haben. Das Seewesen gedeihet nur durch den Wohlstand und den Glanz, die ein Land durch dauerhaften Frieden und eine gute Regierung erhält. Man macht sich keinen Begriff, wie sehr die Marine und der Handel, der davon abhängt, in Frankreich vergessen waren. Der König beschloß mit mir, daß man hierbey mit den allererſten Grundlagen den Anfang machen

den wollte. Zuerſt ſollten die Küſten beſehen und die Häfen unterſucht werden, um zu ihrer Ausbeſſerung Anſtalt zu machen. Damit wollte man ſich auch bey der kleinen Anzahl übel zugerichteter Schiffe und Galeeren, die ſich noch finden würden, vor jetzt begnügen, bis man im Stande wäre, neue zu bauen; alsdann die Offiziere ernennen, und Matroſen und Steuermänner ſuchen, deren Fleiß durch Belohnungen ermuntert werden ſollte. — Mit einem Wort, man wollte anfangen eine ganz neue Marine zu erſchaffen.

Dies alles konnte nur langſam und nach und nach geſchehen. Die Finanzen waren das krankeſte Glied an dem Staatskörper; hier mußte alſo auch am erſten Hülfe geſchafft werden. Man mag die Größe des Uebels beurtheilen, wenn man die Summen lieſt die der königliche Schatz hergeben mußte, um die Häupter und die vornehmſten Glieder und Städte der Ligue auf unſere Seite zu bringen. Dieſe Liſte iſt ſonderbar genug; ſie beträgt über 32 Millionen Livres:

Dem Herzog von Lothringen und andern, die in ſeinen Vergleich mit eingeſchloſſen waren	3,766,825 Livres
Dem Herzog von Mayenne, einigen andern und zwey Schweizerregimentern, die der König zu befriedigen übernahm	3,580,000 —
Dem Herzog von Guiſe und andern	388,000 —
Dem Herzog von Nemours	378,000 —
Dem Herzog von Mercoeur für Blavet und einige andre Städte in Bretagne	4,295,350 —
Summa	12,408,175 Livres

Dem

Dem Herzog von Elbeuf, für Poitiers ꝛc.	970,880	Livres
Dem Herrn von Villars und dem Ritter von Oiſe für Rouen und Havre, nebſt den Entſchädigungen, welche der Herzog von Montpenſier, der Marſchall von Biron, und der Kanzler erhielten ꝛc.	3,477,800	—
Dem Herzog von Epernon ꝛc.	496,000	—
Für die Unterwerfung von Marſeille	406,000	—
Dem Herzog von Briſac für Paris ꝛc.	1,695,400	—
Dem Herzog von Joyeuſe für Toulouſe ꝛc.	1,470,000	—
Dem Herrn von la Chaſtre für Orleans, Bourges ꝛc.	898,900	—
Den Herren von Villeroi und Alincourt für Pontoiſe ꝛc.	476,544	—
Dem Herrn von Vais Dauphin und andern	678,800	—
Dem Herrn von Balagni für Cambray ꝛc.	828,900	—
Den Herren von Vitry und Méhary	380,000	—
Dem Vikome von Amiens, den Herren von Eſtournelle, Marquis von Trenel, Seſſeval, du Pêche, Lamet ꝛc., und für die Städte Amiens, Abbeville, Peronne, Coucy, Pierefont ꝛc.	1,261,880	—
Summa	13,041,184	Livres

Den

Den Herren von Belan, Quienville, Joffreville, du Pêche ꝛc. und für Troyes, Nogent, Vitry, Chaumont, Nocroy, Chateau-Portien ꝛc.	830,048	Livres
Den Herren von Rochefort, und für Vezelay, Macon, Mailly ꝛc.	457,000	—
Den Herren von Canillac d'Achon, Lignerac, Monſan, Jumel ꝛc. und für die Stadt Puy	547,000	—
Den Herren von Monpezat und Monteſpan ꝛc. und für verſchiedne Städte in Guyenne	390,000	—
Für Lion, Vienne, Valence und andre Städte in Dauphiné	636,800	—
Den Herren Danadon, le Pardieu, Bourcanny, Saint-Offange, für Dinan ꝛc.	180,000	—
Den Herren von Leviſion, Baudoin und Beauvilliers	160,000	—
Summa	28,649,327	Livres

Meine Leſer würden erſchrecken, wenn ich ihnen bewieſe, daß dieſe Summe nur noch einen kleinen Theil von denen ausmacht, welche ſo wohl Franzoſen als Ausländer unter den Namen, Sold, Gehalte, Darlehn, Rückſtände, Intereſſen, Renten, u. ſ. w. von dem Königlichen Schatz forderten. Die Summe aller dieſer Forderungen, nachdem ich einige Einſchränkungen gemacht hatte, deren Gerechtigkeit man ohne große Unterſuchung einſah, belief ſich doch nach meinem allgemeinen Anſchlag auf beynahe 330 Millionen Livres. Ich würde die Berechnung hieher ſetzen, wenn ich nicht glaubte, ſie müſſe beſſer an ihrer Stelle

ſeyn,

seyn, wenn alle diese besondern Zweige abgehandelt werden.

Hier öfnete sich ein schönes Feld für die Arbeiten eines Oberaufsehers der Finanzen; aber wo sollte er anfangen? Die ungeheure Größe der Staatsschulden machte noch eine Vermehrung der Abgaben nothwendig. Noch dringender forderte das allgemeine Elend, eine Verminderung derselben; und alles genau überlegt fand ich, daß es selbst der Vortheil des Königs war, das Geschrey des öffentlichen Elendes zu ersticken. In der That ist es auch unmöglich sich einen Begrif von dem erbärmlichen Zustande der Provinzen zu machen, besonders von Provence, Dauphine, Languedoc und Guienne, welche völlig von den Kriegen und Gewaltthätigkeiten erschöpft waren, denen sie so lange zum blutigen Schauplatz gedient hatten. Ich erließ dem ganzen Königreich den Rest der noch nicht bezahlten Auflagen von 1596; eine Handlung, wozu mich die Noth eben so sehr, als Mitleid und Gerechtigkeit drang. Dieses Geschenk, durch welches das Volk zu Athem kommen konnte, kostete dem König 20 Millionen; aber es erleichterte auch die Bezahlung auf das folgende Jahr, welche sonst unmöglich gewesen wäre.

Außer dieser Erleichterung suchte ich das Landvolk noch auf alle Art zu unterstützen denn ich war fest überzeugt, daß es nicht durch die Summen von 30 Millionen, die man alle Jahre in einem so reichen und so ausgedehnten Lande als Frankreich erhob, in den elenden Zustand, worin ich es sahe, versetzt seyn konnte. Nothwendig mußten die Summen, welche durch die Art der Erhebung und die Unkosten erpreßt wurden, noch bey weitem die Gelder übersteigen, welche in die königlichen Kassen kamen. Ich unternahm diese ungeheure

greure Berechnung. Mit einem Abscheu, der meinen Eifer nur noch vermehrte, entdeckte ich, daß, für die 30 Millionen, welche der König bekam, die Unterthanen — fast schäme ich mich es zu sagen, — 150 Millionen geben mußten. Die Sache schien mir unglaublich, aber durch wiederholte Arbeiten überzeugte ich mich von der Wahrheit. Nun wunderte ich mich nicht mehr, woher das Elend des Volks kam, zu einer Zeit, wo man, ungeachtet der Handel lag, die Betriebsamkeit aufgehört hatte oder verfolgt wurde, die liegenden Gründe vernachläßigt und ohne Werth, und die übrigen Güter nach Verhältniß gefallen waren, dannoch dasselbe gezwungen hatte, eine Summe aufzubringen, die seine Kräfte so weit überstieg, weil man, um sie ihm zu entreißen, mit der äußersten Gewaltthätigkeit versahren war.

Ich griff die Urheber dieses unerhörten Drucks an, das heißt alle Gouverneurs und Offiziere, Obrigkeiten und Finanzbeamten, welche alle, bis auf die geringsten einen unerhörten Mißbrauch von dem Ansehn machten, das sie durch ihre Bedienungen über das Volk erhielten. Der Staatsrath mußte einen Befehl geben, wodurch unter großen Strafen verboten wurde, außer den Steuern und den übrigen von Sr. Majestät verordneten Abgaben, das geringste, unter welchen Namen es auch seyn möchte, ohne eine ausdrückliche Verordnung zu fordern. Den Schatzmeistern von Frankreich wurde aufgegeben, bey Strafe persönlicher Verantwortung jede Uebertretung dieses Gesetzes anzuzeigen.

Dieser Befehl legte der Habsucht aller dieser kleinen Tyrannen einen Zügel an, aber er erregte zugleich ihre ganze Wuth gegen mich. Ob es gleich schimpflich für sie war, es merken zu lassen, so wurden doch

Viele in ihren Klagen laut, als hätte ich sie eines rechtmäßigen Guts beraubt. Der Herzog von Epernon war der erste, welcher auftrat, und sogar wagte, mit mir zu Thätlichkeiten zu kommen. Seine letzte Demüthigung hatte ihn doch von seinem hochmüthigen und befehlenden Wesen nicht geheilt. Tausendmal hatten die Provenzalen den Augenblick gesegnet, wo er aus ihrer Provinz gegangen war. Jetzt gab es keine Unglückliche mehr darinn, als die, die entweder seine Unterthanen oder zu nahe Nachbarn seiner Güter waren. Alle Jahre mußte er sich auf ihre Unkosten über 60,000 Thaler Einkünfte zu verschaffen.

Durch die Mitglieder des Staatsraths selber, denen diese Verordnung eben so verdrüßlich war als ihm, erfuhr er den Tag, wo sie ausgefertigt werden sollte; und er dachte dieses schon zu hindern. Er nahm seinen Sitz in der Versammlung (13), wendete sich gegen mich, und machte eine hochmüthige und verachtende Vergleichung zwischen der Art, wie Er seinen Namen behauptete, und wie ich den meinigen erniedrigte, durch den neuen Stand, den ich erwählt hätte. Ich antwortete ohne alle Zweydeutigkeit auf eine so beleidigende Rede, daß ich mich in jedem Betracht wenigstens für seinesgleichen hielte. Bey diesen klaren Worten verließ ihn die spöttische Kälte, die er bisher angenommen hatte, und das Feuer stieg ihm ins Gesicht; er kam bis zu Drohungen, die ich nicht geduldiger anhörte, als das Uebrige. Ich erwiederte sie mit Lebhaftigkeit, er antwortete in demselben Ton, und ohne weitere Erklärung griffen wir beyde nach den Degen. Hätte man uns nicht auseinander gebracht und auf den beyden entgegengesetzten Seiten aus der Versammlung gehen lassen, so glaube ich würde ein Auftritt entstanden seyn, der wenigstens für den Schau-

platz

platz, wo er vorging, neu war. Unser Streit wurde dem König erzählt, der damals zu Fontainebleau war, und er billigte den Eifer, mit dem ich bey dieser Gelegenheit die gerechte Sache verfochten hatte, so sehr, daß er mir in dem Augenblick selbst eigenhändig schrieb, meine Aufführung lobte, „und," dies waren seine eignen Ausdrücke, „sich erbot, mir gegen d'Epernon zum Sekundanten zu dienen, mit dem er auf „eine Art reden wollte, daß ihm künftig die Lust zu „solchen Ausfällen vergehen sollte." Da der Herzog sah, daß Heinrich sein Betragen sehr übel genommen hatte, machte er mir in dessen Gegenwart Entschuldigungen darüber, und der König selber sohnte uns aus.

Außer diesen Einkünften, welche die Prinzen vom Geblüt, des Königs Schwester nicht ausgenommen, und die Kronbedienten sich so eigenmächtig verschafft hatten, wurde das Volk auch noch durch die Art gedrückt, wie sie ihre wirklichen Renten eintrieben. Unter allen diesen war keiner, der nicht wegen seiner Aemter, oder als Belohnung, als Gnadengeschenk, oder als Bedingung des Vergleichs, den er bey seiner Unterwerfung geschlossen hatte, von dem König besoldet worden wäre. Während der Zügellosigkeit der letzten Jahre war der Gebrauch eingerissen, daß diese Herren, anstatt die Zahlung dieser Pensionen von den königlichen Schatzmeister zu fordern, sich selbst durch die Gelder der Pachtungen, welche man ihnen zur Sicherheit gegeben hatte, bezalt machten. Einige waren auf die Steuern, andre auf das Salz, auf die Accise von Kaufmannsgütern, auf die Kammergüter, die fünf großen Pachtungen, die anfallenden Aemter, die Flußzölle, die Einkünfte von Bordeaux, die königlichen Gnadenbriefe von Languedoc, von Provence u. s. w. angewiesen. Durch eben dieses Mittel hatte der

König die Bezahlung noch wichtigerer Summen, die er auſſer Landes ſchuldig war, von ſich abgewälzt; dahin gehörten die Krone von England, der Churfürſt von der Pfalz, der Herzog von Wirtenberg, der Herzog von Florenz, die Schweizer, die Republik Venedig und die Stadt Straßburg. Auch die Subſidien, welche aus politiſchem Intereſſe an auswärtige Fürſten und Freyſtaaten gegeben werden mußten, trug der König auf dieſe Weiſe ab, denn zu allen Zeiten hat ſich Frankreich zum freywilligen Schuldner von ganz Europa gemacht. Alle dieſe verſchiednen Gläubiger hatten nun mitten zwiſchen den Pachtungen des Königs neue Pachten zu ihrem eignen Vortheil errichtet; ihre Einnehmer und Rechnungsführer waren mit denen des Königs vermengt, und verſtanden es eben ſo gut, das Volk zu plündern. Ich glaube nicht, daß man einen gefährlichern und zu gleicher Zeit ſchimpflichern Mißbrauch ſehen kann, als wenn alle Welt, und gar noch Fremde, in den Finanzen des Staats wühlen; wenn Monopoliſten von allen Nationen den Zinswucher und die Verfolgung auf die ſchreiendſte Art vermehren, und ungeſtraft ſich einen Theil des königlichen Anſehens anmaſſen.

Nichts ſchien mir ſo dringend nothwendig, als auf einmal die Wurzel dieſes Uebels abzuſchneiden, und ich that es durch eine zweyte Verordnung, welche allen Fremden und Einheimiſchen, Prinzen vom Geblüt und Kronbedienten verbot, welchen Vorwand oder Schuldforderung ſie auch haben möchten, von den Pachtungen und andern Staatseinkünften irgend etwas zu erheben, ſondern ſich deswegen blos und allein an den königlichen Schatz zu wenden. Ruhig ſah ich das Ungewitter ſich aufthuemen, welches dieſe Verordnung unfehlbar gegen mich erregen mußte. In der That war ſie

auch

auch kaum gegeben, so hörte man nichts als das Geschrey der Großen und der vornehmsten Unternehmer, als hätte ich sie an den Bettelstab gebracht (denn anders drückten sie sich nicht aus, da ich sie auf ihren ersten Accord verwies, und sie aus einer andern Quelle bezahlen wollte. Der König, von Natur gegen Klagen empfindlich, konnte sich nicht einbilden, daß sie so ganz unvernünftig wären, und glaubte, ich möchte vielleicht aus Eifer eine Unbesonnenheit begangen haben. Er ließ mich holen, und sagte weiter nichts, als: „Ach! mein Freund, was haben Sie gemacht?"

Es wurde mir nicht schwer, ihn zu überzeugen, daß Gerechtigkeit und Ordnung das, was ich gethan hatte, nothwendig machten. Ich bewies ihm, daß seine Finanzen nicht so viele Herren haben und so viele Hypotheken tragen dürften; daß seine Pachtungen ihm mehr als zweymal so viel einbringen würden, so bald er sie selber nutzte. Daß auch dieser Vortheil nicht einmal den verschiednen Personen, welche sie inne hätten, zu gut käme, sondern nur ihren Bevollmächtigten und Unterhändlern; daß aber auch, wenn sie ihn selbst genössen, man doch gar nicht ihr Eigenthum angriffe, wenn man ihnen Nutzungen entzöge, auf die sie gar kein Recht hätten. Der König sah das alles recht gut ein, aber er war nur in Verlegenheit, wie er es anfangen sollte, um nicht einen gewissen Edmund, den Agenten der Königin von England; einen deutschen, der des Herzogs von Wirtemberg Faktor war; Gondy, den Pachter des Herzogs von Florenz; den Connetable seinen Gevatter, die vornehmsten Herren des Hofes, und seine eigne Schwester zu beleidigen.

Ich bat den König, nur einen von ihnen holen zu lassen, mit dem ich in seiner Gegenwart reden könn-

te. „Der Connetable hatte ihn nur eben verlaſſen,
wurde zurückgerufen, und Heinrich ſagte zu ihm
„Nun, Gevatter, weswegen beklagen Sie ſich den
„über Rosny?“ „Sire,“ antwortete er, „ich beklag
„mich darüber, daß er mich mit allen in eine Klas
„geworfen, und mir eine armſelige kleine Anweiſun
„auf eine Abgabe in Languedoc, von der Sie niema
„etwas bekamen, entzogen hat.“ Ich antwortet
dem Connetable ſehr höflich, ich würde der erſte ſey
mich ſchuldig zu nennen, wenn ich je die Abſicht g
habt hätte, daß er etwas dabey verlieren ſollte. Z
gleich fragte ich ihn, wie viel ihm dieſe Abgabe ei
brächte, denn ich wußte wohl, daß er einer von den
war, welchen die Unterhändler ihre Dienſte am theue
ſten verkauften. Er ſagte es, und ich verſicherte ihn
er könne darauf rechnen, daß ihm dieſe Summe au
genaueſte ausgezahlt werden ſollte. „Das iſt rec
„gut,“ antwortete Montmorency, „aber wer ſteht m
„dafür, daß ich das Geld auf die Minute erhalte w
„bis jetzt.“ — „Ich ſtehe dafür,“ erwiederte ic
„Zum Bürgen ſetze ich Ihnen Se. Majeſtät, welc
„nicht bankrott machen wird. Dies verſpreche ich Ih
„nen, wenn mich der König ſeine Einkünfte nach me
„ner Einſicht ferner verwalten läßt, und ich ſelbſt w
„wieder für ihn Bürgſchaft machen, denn ich den
„wohl, daß mein gnädigſter Herr, wenn ich ihn rei
„mache, mir auch ſo viel Gutes thun wird, daß ic
„nicht werde betteln dürfen.“

Der Connetable, ein gerader und rechtſchaffene
Mann, war mit meiner Antwort zufrieden, und nahm
mit wahrem Wohlgefallen meine Meinung an. E
geſtand mir, daß er dieſe Auflage nur für 5000 Tha
ler des Jahres verpachtete, wovon er noch dem Schat
meiſter 2000 abgeben müßte. „Das habe ich rec
„ß

„gut gewußt,“ antwortete ich, „und mein Wille iſt, „Ihnen von Ihren 9000 Thalern nichts abzuziehen. „Es ſollen doch noch 18,000 für den König bleiben, „und ich will auch 4000 dabey gewinnen.“ Niemand war erſtaunter als der Connetable. Er wollte nicht einräumen, daß er bisher ſo ſehr angeführt worden wäre. Der König lachte unterdeſſen von ganzem Herzen. Den folgenden Tag brachte ich einen Mann zu ihm, der in ſeiner Gegenwart im Namen der Stände von Languedoc dieſe Pachtung für 50000 Thaler übernahm. Heinrich bot mir von dieſer Summe die 4000 Thaler an, von denen ich geſtern im Scherz geredet hatte; ich ſchlug ſie aber aus, und ſtellte ihm vor, daß das Uebel in den Finanzen, welches ich vernichten wollte, gröſtentheils daher entſtanden wäre, daß der vorige König die Pachtungen unmittelbar mit den Gnadengeſchenken beſchwert hätte, die er nur gar zu leicht an alle, die um ihn waren, austheilte; dieſelbe Unbequemlichkeit würde daher noch einmal entſtehen, wenn man nicht alle, die Seiner Majeſtät nützliche Dienſte geleiſtet hätten, gewöhnte, blos aus ſeiner Hand ihre Belohnungen zu empfangen. Heinrich gab mir Recht, und ich verlohr auch nichts dabey, denn da ich ihm auf dieſe Pachtung 12000 Thaler mußte vorſchießen laſſen, ſchickte er mir durch Beringhen 4000 davon.

Ich brachte alle die, welche in dem Fall des Connetable waren, leicht zur Vernunft. Und in der That, was iſt auch vernünftiger, als daß der König ſelbſt ſeine Einkünfte ziehe! Was die Uebrigen betraf, die ihr Vortheil gegen alle vernünftige Vorſtellungen taub machte, ſo bekümmerte ich mich nicht um ihren Beyfall. — Dieſer einzige Artikel vermehrte die königlichen Einkünfte um 60,000 Thaler.

Nichts läßt sich mit der Mühe vergleichen, d
es mir kostete, die Geheimnisse der Finanzbedienten
entdecken. Ich wußte kein besseres Mittel dazu, a
endlich einmal den allgemeinen Anschlag der Einkünf
von dem ich schon geredet habe, ohne Irrthum fert
zu haben; aber darinn lag eben die Schwierigkei
Mit dem, den ich 1596 auf das folgende Jahr g
macht hatte, war ich nicht zufrieden; auch nicht m
dem von 1597, ob er gleich schon weit genauer wa
Der Fehler lag darinn, daß ich keine andern Quell
hatte, nach denen ich ihn verfertigen konnte, als d
Angaben und Listen der Intendanten und Schatzme
ster, und daß bey allen diesen ohne Ausnahme,
sorgfältig ich auch in der Wahl war, ich doch imm
fürchten mußte, überrascht oder betrogen zu werde
Ich fieng also dieselbe Arbeit dies Jahr von neue
an. Zuerst machte ich ein Verzeichniß von all de
Steuerausschreibungen, welche man in die Genera
Aemter schickte, und den Edicten, nach welchen d
Gefälle in dem Königreich gehoben wurden. Dan
setzte ich die Tarifs hinzu, welche nach diesen Edicte
gemacht waren, und alle Kontracte, welche der Finan
rath mit den Haupt- und den Afterpächtern geschlos
hatte. Alle diese Stücke verglich ich mit einander na
den Einsichten, welche meine vorigen Arbeiten mir scho
in dieser Sache gegeben hatten. Diesmal glaubte i
nun endlich so weit gekommen zu seyn, daß ich de
Grund der Sache durchschauete. Bey dem gewöhn
lichen Ausschreiben der Steuer giengen einige Mißbrä
che vor, aber dies waren die geringsten. Weit beträch
lichere fand ich bey den außerordentlichen Ausschreibu
gen oder Befehlen zu Verschüssen auf das künftig
Jahr; und die allergrößten schienen mir von den Afte
pachten herzukommen. Die Pächter, welche von de
Finanzrath pachteten, und die Schatzmeister von Fran
reich

reich, welche sie zur Erhebung der Abgaben brauchten, zogen davon beynahe zweymal so viel, als die Summe, welche sie bezahlten. Weil aber diese Generalpächter wieder an andere verpachteten, so vermehrte diese Reihe von Afterpachten, die bis ins Unendliche gieng, auch die Unkosten bis ins Unendliche, und diente zu weiter nichts, als eine Menge Menschen, die es durch keine Arbeit verdienten, im grösten Ueberfluß zu erhalten. Von ihnen bereicherten sich erst die Mitglieder des Finanzraths, dann ihre Pächter, und dann nach Verhältniß die ganze Reihe der Uebrigen, welche über die Geheimnisse, in welche sie eingeweiht waren, das tiefste Stillschweigen beobachteten.

Ich war außer mir für Freude über diese Entdeckung, die ich dem König mittheilte. Mit seinem Ansehen ausgerüstet, legte ich Arrest auf alle die Gelder von den Steuern, die auf außerordentliche Ausschreiben bezahlt waren. Ohne auf diese zu achten, befahl ich den Einnehmern, von diesen Geldern so gut als von den andern Rechnung abzulegen, und sie sogleich baar einzuschicken. Alle Afterpachten hob ich für immer auf, und verordnete, daß künftig jeder Theil nur Einen Pachter und Einen Einnehmer haben sollte. Auch hierüber gab es noch großes Geschrey; aber die gescheidesten unter den Pächtern waren so klug zu bedenken, daß ihnen ihre Klagen weiter nichts helfen würden, als sich auszuzeichnen, und da die Stellen durch Abschaffung eines Theils der Kontrahirenden seltner werden mußten, so eilten sie zu mir, aus Furcht müssig übrig zu bleiben, begnügten sich mit einem mäßigern Gewinst, und nahmen auf eigene Rechnung ihre Pachtungen wieder, mit dem Unterschied, daß der König jetzt die Vortheile zog, die sie genossen hatten, weil die Pachtgelder verdoppelt wurden.

So wie ich durch Erfahrung in meiner Arbeit sicherer wurde, so gab ich auch meinen allgemeinen Anschlägen größere Vollkommenheit. Ich ließ es nicht mehr bey dem Schema der Rechnungen bewenden, das die Einnehmer sich selbst gemacht hatten, sondern ich schickte ihnen schon fertige Modelle zu, wo ich mich bemühet hatte, mit möglichster Deutlichkeit auch zugleich die größte Genauigkeit im Einzelnen zu verbinden. Nachher, wenn ich sie zurückbekam, untersuchte ich sie selbst, und war dabey so strenge selbst über Fehler der Unachtsamkeit, und wenn das geringste ausgelassen war, daß bald nichts mehr ausgelassen wurde, so unbeträchtlich und verborgen es auch seyn konnte. Alles mußte durch die Belege, welche ich hinzufügen ließ, und mit äußerster Aufmerksamkeit damit verglich, berichtigt werden. So zerstörte ich alle die geheimen Schlupfwinkel der Einnehmer. Es waren deren nicht wenige; Erdichtungen, vorgeblich nicht erhaltene Schulden, schlechte Münzsorten, Kosten bey den Kammergütern, Erlassungen, Geschenke, Rechte, Schätzungen, Kosten, Sporteln ꝛc. Alles dieses waren Hülfsmittel, welche die Unterbedienten zu ihrem Vortheil anwendeten, weil man sich nicht die Mühe gegeben hatte, alle diese Dinge einzeln nach ihrem wahren Werth zu schätzen, welche alsdann, alle zusammen und weit übertrieben einen großen Theil der Einnahme verzehrten. Die Herren vom Finanzrath, die eigentlich darüber hätten wachen sollen, kannten selbst die Nützlichkeit dieser Vorwände nur zu gut.

Man gab so wenig Achtung auf die Rechnungen der Einnehmer, daß diese oft, wenn sie ihre Stellen niederlegten, noch eine Menge Reste schuldig blieben, welche nachher vergessen wurden. Ich schafte diese Gewohnheit ab. Die, welche die Stellen bekom-

men, mußten ihre Vorgänger zur Bezahlung anhalten, und um sie durch das einzige wirksame Mittel zu zwingen, dabey sorgfältig zu seyn, so wieß ich ihnen ihre Besoldungen darauf an. Sie wußten nun sehr gut diese kleinen Bankrotte zu hindern, statt daß sie dieselbe vorher begünstigten.

Verschiedne von denen, welche Gelder auszuzahlen schuldig waren, und hauptsächlich die von der Rechnungskammer, auf welche die meißen Anweisungen gestellt waren, wußten die Ueberbringer derselben durch öftere Verzögerungen so zu ermüden, daß sie endlich sich gefallen lassen mußten nur einen Theil von dem, was die Anweisung betrug, zu nehmen und über das Ganze zu quittiren. Ich verbot die Zahlungen aufzuschieben, oder auch deswegen Gelder inne zu behalten. Dadurch wurden dem Betrug eine Menge Hülfsmittel abgeschnitten, mit welchen man den König auf eine unglaubliche Art bestahl; die Verwirrung verschwand nach und nach, und es wurde Tag in den Finanzen.

Nachdem der allgemeine Anschlag, von dem ich geredet habe, und diese Verordnungen und Modelle gemacht waren, las ich sie in Abwesenheit des Königs im Staatsrath vor. Der Verdruß meiner Kollegen über meinen Fleiß, und daß man sie nicht mit zu dieser Arbeit genommen hatte, war in die Augen fallend. Sie antworteten mir nur ganz trocken und gleichsam im Scherz: meine Sekretaire hätten gute Tage. In der That hatte ich auch alle diese Stücke eigenhändig geschrieben. Nachdem ich die Versammlung verlassen hatte, gestanden sie doch, daß meine Arbeit unendlich und doch sehr genau wäre, und daß man vergebens mir künftig noch etwas würde zu verbergen

bergen suchen. Zween Tage nachher, da der König im Staatsrath zugegen war, las ich meine Aufsätze abermals vor. Er fragte die Andern, was sie davon hielten. Sie gestanden, daß meine Angaben richtig wären, und daß ich für einen Mann vom Kriegsstande mich schnell genug in Staatssachen hätte finden lernen. Ich weiß nicht, ob sie an der Verläumdung schuld waren, welche damals ausgesprengt wurde, als ließe ich durch Du-Luat (14) ein Buch schreiben, worin ich, unter dem Vorwand, neue Ideen über die Finanzen zu geben, ohne Barmherzigkeit und Schonung übel von den besten Dienern des Königs redete. Er versicherte mich hingegen, meine Neider möchten thun, was sie wollten, so würden sie nie seine Freundschaft für mich ändern. In der That behandelte er mich auch von dieser Zeit an so, daß ich in ihm nicht einen Herrn sondern meinen Freund zu sehen glaubte. Es konnte mir keine Freude und kein Kummer begegnen, an dem er nicht lebhaften Antheil genommen hätte.

Es wäre zwiefache Undankbarkeit, wenn ich verschwiege, was ich dem König in Ansetzung der Finanzen schuldig bin. Nicht genug, daß er mich standhaft in allen meinen Handlungen unterstützte, — so wie bey der Gelegenheit, als der Prevôt und die Echevins von Paris sich weigerten mir ihre Register mitzutheilen, unter dem Vorwand, daß sie mit dem Finanzrath nichts gemein hätten, — daß er meinen Wünschen zuvorkam und mit Güte mich tröstete, wenn mich Widerwärtigkeiten hinderten, wobey er mir gewöhnlich sich selbst zum Beyspiel anführte; so sind auch seine Kenntnisse und sein Rath bey allem was auf die Finanzen Beziehung hatte, mir oft von so großen Nutzen gewesen, daß ich gern gestehe, ich würde ohne ihn vergebens

lens das ſchwere Werk dieſer Reform unternommen haben. Ein großer Theil meiner Ideen ſtammt von ihm her, und ich hebe verſchiedne Aufſätze über Gegenſtände, die uns beyde gleich emſig beſchäftigten, und die er, ſo lang ſie ſind, eigenhändig geſchrieben hatte, als einen koſtbaren Schatz auf.

Nach dieſem allen muß ich aufrichtig geſtehen, daß der gröſte Theil des Lobes, den die Staatsverwaltung unter Heinrich dem Großen verdient hat, ihm ſelbſt mit Recht gebührt. Andere würden unter ihm mit gleicher Treue und weit größerer Geſchicklichkeit als ich gearbeitet haben; denn einem König fehlt es nie an guten Dienern, aber den guten Dienern fehlt oft der König. Die große Schwierigkeit wird immer ſeyn, einen Fürſten zu finden, der in dem Mann, welcher ſeine Geſchäfte verwaltet, nicht auch den Diener ſeiner Laune und ſeiner Leidenſchaften ſuche; der mit eben ſo viel Weisheit als Scharfſinn es über ſich nehme, zu den erſten Aemtern nur Männer zu rufen, die Rechtſchaffenheit, Vernunft und Fähigkeiten im gleichen Grade beſitzen; und der endlich, ſelbſt voller Talente, nicht die Schwachheit habe, andere darum zu beneiden. Dieſe Eiferſucht des Verdienſtes bey einem großen Herrn, welche jedoch vorausſetzt, daß er ſelbſt nicht davon entblößt iſt, thut in gewiſſem Verſtande einem Staat mehr Schaden, als ſein Haß gegen manche Laſter Vortheil ſtiften kann.

Ehe ich aus Bretagne abreiſete, machte ich einige Verordnungen in Finanzſachen, welche nach Maasgabe der Natur und der Privilegien dieſer Provinz verſchieden waren. Nachher ſchickte ich den Rechnungsmeiſter Herrn von Maupeou dahin, ſowohl um über die Beobachtung meiner Einrichtungen zu halten,

als auch um die Pachtungen der Provinz zu einem gewissen Werth zu bringen und die Bezahlung der Gelder, welche ich zum Kapital bestimmt hatte, zu befördern. Zu demselben Ende ließ ich den Beysitzer der Rechnungen Cossnard nach Poitou und Bizouze nach Champagne abgehen. Chamigny setzte ich über die Flußzölle in Orleannois und Touraine. — Doch vorjetzt sey dieses genug von den Finanzen.

Wir wollen von Dingen andrer Art, die um ihrer Sonderbarkeit willen dies Jahr merkwürdig machten, noch etwas reden. — Man hat noch immer nicht ergründet, was jene Erscheinung seyn konnte, die so oft und von so vielen Leuten im Walde von Fontainebleau gesehn wurde. Es war ein Gespenst mit einer Kuppel Hunde umgeben, welche man von weiten sah, und toben hörte; so bald man sich aber näherte, verschwand alles. (15) An der Küste von Holland fieng man einen Wallfisch, der 80 Fuß lang war. Die Tiber trat so fürchterlich aus, daß sie eine Menge Häuser umriß und einen Theil der Stadt Rom überschwemmte. Ein Gerücht verbreitete sich in Europa, daß die Juden aus Haß gegen die Christenheit dem Großherrn 500,000 Dukaten geboten hätten, um das heilige Grab zu Jerusalem zu zerstören.

Aber die interessanteste aller Begebenheiten, und mit welcher dieses Jahr sich schloß, war der Tod Philipp des zweyten, (16) welcher nach acht oder neun Monathen so schrecklicher Leiden starb, daß die Religion allein ihm die Kraft geben konnte, sie mit so vieler Geduld zu ertragen. In den Augen der meisten Men-

Menſchen war aber dieſer Heldenmuth nicht einmal ein Verdienſt. Wenn man bedachte, daß ſein Geiz und ſeine Herrſchſucht die ganze neue Welt mit dem Blut ihrer unglücklichen Einwohner erfüllt, und über ſeine eignen Unterthanen, wenn er ihnen auch das Leben ließ, doch eben ſo barbariſche Gewaltthätigkeiten ausgeübt hatten; ſo ſah man in den faulen Geſchwüren, die ſeinen ganzen Leib bedeckten, nicht ſo wohl einen natürlichen Zufall, als vielmehr eine Wirkung der göttlichen Rache. Er hinterließ ein Teſtament, welches mir ein zu merkwürdiges Stück ſcheint, um es mit Stillſchweigen zu übergehn. Man weiß nicht genau, ob er es während ſeiner Krankheit dictirte, ob er es eigenhändig dem Kronprinzen übergab, oder ob man es nach ſeinem Tode nebſt andern geheimen Papieren in der Kiſte fand, welche er ſeinem Günſtling Dom Chriſtoph von Mora anvertraues hatte. Aber dieſer, an ſich gleichgültige Umſtand iſt auch in Anſehung der Aechtheit dieſes Stücks, welche durch eine Menge anderer Stellen bewieſen iſt, nicht von Wichtigkeit. Meine Abſchrift erhielt ich durch dieſelbe Hand, woher der König die ſeinige bekam. Jakob Bongars, unſer Agent bey den deutſchen Proteſtanten, ſchickte ſie mir; er hatte ſie von dem Landgrafen von Heſſen, und dieſer von den Städten Venedig und Genua. Sie ſtimmt in allen Stücken ſo genau mit den andern überein, die an verſchiednen Orten verbreitet wurden, daß dadurch jeder Zweifel wegfällt, als wäre ſie von den Feinden Sr. katholiſchen Majeſtät untergeſchoben (17).

Philipp fängt das Teſtament mit einem aufrichtigen Geſtändniß aller Fehler, die er begangen hat, an. Als den größten nennt er jene Chimäre einer allgemeinen Monarchie, wovon er ſeinen Nachfolger durch ſein

eignes

eignes und durch Karl des fünften Beyspiel, ernstlic
zurück zu bringen sucht. Er fügt die Lehren des Kai
sers seines Vaters zu den seinigen hinzu, ob er gleic
gesteht, sie selber nicht genug genutzt zu haben. E
hängt selbst die Aufsätze, die ihm jener hinterlasse
hatte, diesem Testament an, (18) damit Philipp III
sie nicht von einander trennen möge. Karl V, Kai
ser, Herr von Spanien und Deutschland, in der Kra
seines Alters, mit einer festen und gesunden Leibesb
schaffenheit ausgerüstet und mit Ruhm und Glück g
krönt, entwirft den Plan, die Ungläubigen zu bezwin
gen, alle Mächte Europas mit der seinigen, und al
Religionen mit seinem Glauben zu vereinigen. —
Nach einer langen Reihe von Jahren, mit vergebliche
Anstrengungen hingebracht, legt er alle diese schwin
delnden Ideen zugleich mit seinen Kronen ab. Ph
lipp II, sein Sohn, läßt sich durch dieselbe Lockung re
tzen, und es gelingt ihm nur noch schlechter. Dies i
es, was sein Nachfolger von ihm erfahren soll. D
Verschiedenheiten der Religionen, der Gesetze und d
Sitten bey den Völkern von Europa; die große A
zahl fester Städte, womit dieser Welttheil erfüllt i
und die eben so viel schwere Belagerungen erfordern
die fast gleiche Stufe, worauf diese Nationen in d
Kriegskunst stehen; ihr Leichtsinn, der sie stets bere
macht, sich dem ersten besten zu überlassen, der si
erbietet, sie von dem Joch einer Herrschaft, die m
ungeheurer Mühe gegründet ist, zu befreyen: de
alles sind eben so viel Hindernisse gegen diesen ve
führerischen Plan, die Philipp als durchaus unüb
steiglich betrachtet.

Er räumt ein, daß er ehmals anders gedacht h
be. Durch das Feuer seiner Jugend sey er zuerst g
hindert worden, diese weise Ueberlegung anzustelle
nac

nachher habe die glückliche Aussicht nach dem Gewinn zwo großer Schlachten, und die Unruhen, welche Frankreich zerrütteten, seine Verblendung verlängert, und ihn bewogen mit Stolz alle Anerbietungen eines vortheilhaften Friedens zu verwerfen. Er glaubt Ursach zu haben, zu fürchten, daß sein Sohn keinen bessern Gebrauch von seiner Vernunft machen werde, und er sucht ihn durch eine getreue Darstellung all der thörichten Unternehmungen, wozu ihn dieser lächerliche Anspruch verführt habe, selbst dafür zu bewahren.

Er klagt sich daher an, daß er gesucht habe, sich zum Kaiser der ganzen neuen Welt erklären zu lassen; Italien, unter dem Vorwand eitler Rechte, an sich zu reißen; die drey Brittischen Königreiche zu erobern; (ein Project, daß ihm allein in 6 Jahren 20 Millionen blos in Zurüstungen zu der Flotte gekostet habe, mit der er diese Macht zu Boden schmettern wollte, und die man die Unüberwindliche nannte; ob sie gleich 1588 bey ihrem ersten Auslaufen auf Einmal gleichsam vernichtet wurde;) die Niederlande zu unterjochen; die Französische Monarchie umzustürzen, indem er die Schwachheit des letzten Königs sich zu Nutze machte, und die Unterthanen desselben, hauptsächlich die Geistlichen gegen ihn empörte; und endlich seinen eignen Oheim dem Kaiser Ferdinand, und seinen Neffen, dem Römischen König Maximilian von den Thronen des Reichs zu stoßen. Die ungeheuren Summen, welche alle diese Versuche ihm gekostet hatten, sind dabey angemerkt. Sie belaufen sich auf mehr als 600 Millionen Dukaten, und er verweiset seinen Sohn auf den Beweis davon, den er in den Verzeichnissen finden werde, welche er eigenhändig aufgesetzt und in seinem Kabinet niedergelegt habe. Dennoch macht er sich über diese Verschwendung noch nicht so große Vorwürfe, als

über das vergossene Menschenblut; und in der That ist es schauervoll, wenn man sein Geständniß liest, daß er mehr als 20 Millionen Menschen seiner Leidenschaft geschlachtet, und mehr Land, als er in Europa besitze, zur Wüsteney gemacht habe.

Und was hatte er durch das alles erworben? — Diese Anmerkung läßt er seinen Sohn machen. Das Verhängniß, als hätte es seinen eignen Vortheil damit verbunden geglaubt, ließ alle seine schwarzen Entwürfe scheitern. Deutschland entgieng ihm durch die Eifersucht und den Haß eigner Blutsfreunde. England schützten Wogen und Stürme. Holland entriß ihm die Treulosigkeit seiner Unterthanen, welche die Entfernung vor seiner Rache schützte. Frankreich rettete die Unbeständigkeit der Einwohner, ihr Widerwillen gegen fremdes Joch, und die großen Eigenschaften des Königs, der es beherrschte. So richtete er also durch dieses fürchterliche Lermen und durch die Ströme von Blut nichts aus, als daß er seine Staaten durch das kleine Königreich Portugall vermehrte.

Philipp wendet nun diesen Unterricht genauer auf die Person und die Lage des Erben seiner Macht an. Die Staatsmaximen, von denen kein König von Spanien, und Philipp III. wegen seiner großen Jugend am allerwenigsten abweichen soll, schränkt er auf folgende Artikel ein. Um seines eignen Vortheils, um seiner Ruhe und um seiner Völker willen, solle der Nachfolger mit dem König von Frankreich den Frieden erhalten, den Er vor seinem Tode schließen zu müssen geglaubt habe. Nie von dem besten Einverständniß mit dem Pabst abgehen, und eine Menge Kardinäle in seinen Vortheil ziehen, um dessen immer desto sicherer zu seyn. Den Kaiser und seine Familie lieben;

doch aber das Geld zu den Besoldungen, welche er aus Staatsgründen den Churfürsten, Fürsten und Prälaten Deutschlands ferner geben müsse, nie durch seine Hände gehen lassen, damit sie stets durch diese Freygebigkeit ihm verbunden bleiben mögen. Zugleich solle er immer sorgen, sie untereinander uneinig zu erhalten; durch dieses doppelte Mittel würde er dereinst die Verhältnisse, welche die Zeit zur Erlangung der Kaiserwürde entstehen lassen könne, zu seinem Vortheil zu kehren im Stande seyn. Ueberhaupt möge er um so mehr seine ganze Aufmerksamkeit auf Deutschland richten, da mehr als sonst irgendwo in den Nordischen Ländern dort Verschiedenheit der Vortheile herrsche.

Polen, Dännemark und Schweden sind Staaten, von denen er nichts zu besorgen zu haben glaubt. Das erste, weil auch außer der Entfernung die Politik der benachbarten Fürsten, und Polens eigne schlecht verstandene Staatskunst, seinen König mehr zum Beamten als zum Herrn seiner Unterthanen mache; und die beyden andern eben auch wegen ihrer großen Entfernung, ihrer Armuth und ihrer schlechten Kenntniß der Kriegskunst. Ganz anders spricht er von Frankreich, England und Flandern. Diese betrachtet er als Mächte, die Spanien sehr furchtbar sind, und gegen die es stets auf seiner Hut seyn soll.

In Ansehung Englands giebt er die Vorschrift, alles zu thun um zu verhindern, daß die Kronen der drey Britischen Reiche nicht auf Einem Haupte vereinigt werden; und von dieser Begebenheit spricht der feine Staatsmann gleichsam im prophetischen Geiste, als ob sie schon ganz nahe wäre. Aus dieser Ursach solle man sich das Geld nicht gereuen lassen, welches

man in dieſen Inſeln verſchwenden müſſe, um ſich Anhänger zu machen und immerfort eine Menge Kundſchafter darinn zu halten; aber man müſſe ſich andere zu verſchaffen ſuchen, als die Jetzigen, deren Treue ihm aus mehreren Urſachen verdächtig ſey. Sorgfältig ſolle man alle die Uneinigkeiten zu nähren ſuchen, welche die Verſchiedenheit der Religionen in dieſem Lande ſowohl als in Frankreich hervorbringen könne. Die Verwirrungen, welche bey uns durch die Ligue entſtanden wären, hält er hinfort für ein unzulängliches und abgenutztes Mittel, weil jetzt ein König auf dem Thron ſich befeſtigt habe, der zu herrſchen verſtehe. Aber man könne immer noch in beyden Reichen zu tauſend andern bürgerlichen Trennungen Gelegenheit geben; hauptſächlich zu ſolchen, die ſie beyde mit einander in Krieg verwickeln oder doch in gegenſeitigen Argwohn erhalten müßten. Dies würde geſchehen, wenn man die Anſprüche des einen dieſer Staaten auf den andern begünſtigte, denn ihr natürlicher Haß mache ſie ſchon hinlänglich geneigt dazu. Das größte Unglück für Spanien würde es ſeyn, wenn dieſe beyden Mächte ſich mit den Niederlanden verbänden; denn alsdann, ſagt er, würden ſie eine Gewalt erlangen, die im Stande wäre, ſich Meer und Land zu unterwerfen. Man müſſe durchaus ein Mittel finden, alle Europäiſche Fürſten von der Schiffarth nach beyden Indien auszuſchließen, und dies könne auch keine andern Schwierigkeiten haben, als die von Seiten jener drey Mächte kämen, weniger indeſſen von Frankreich als den beyden andern, weil dieſes keine Seemacht habe. Dies ſey noch ein Grund mehr, ſich der Niederlande und vorzüglich Englands zu verſichern.

Unter allen dieſen Rathſchlägen Philipps iſt keiner, der ſeinen Sohn zum Kriege verleiten könnte, nicht

nicht einmal gegen die Niederländiſchen Rebellen. Im Gegentheil ſucht er ihn ſorgfältig davon abzuhalten. Das Verfahren, welches er gegen dieſe Provinzen zu beobachten empfiehlt, iſt, ihnen allgemeine Verzeihung angedeihen zu laſſen, und weiter nichts von dem Volke zu fordern, als daß es die Spaniſche Oberherrſchaft anerkenne, auf alle die Statthalter, Miniſter und Beamten, die man dort unterhalten werde, ein wachſames Auge zu haben; ſie weder zu lange noch mit einer zu unumſchränkten Gewalt im Beſitz ihrer Stellen zu laſſen, weil man von ihnen am meiſten zu fürchten haben würde, wenn ſie es ſich würden einfallen laſſen, ſich an die Spitze einer Partey zu ſtellen. Im Fall aber Spanien den Krieg nicht vermeiden könne, ſo ſolle Philipp II ſich von den Erfahrungen, die er ihm hier mittheilt, leiten laſſen. Um in einem Kriege glücklich zu ſeyn, müſſe er ihn nur in jenen vortheilhaften Verhältniſſen anfangen, die von Zeit zu Zeit ſich darbieten, als Veränderungen der Regierung, bürgerliche Uneinigkeit, Bedürfniſſe und Schwachheiten der Monarchen, u. ſ. w. Dieſe Maxime Philipps, daß ein großer Herr auf das genaueſte mit dem Character und den Neigungen der benachbarten Fürſten bekannt ſeyn müſſe, iſt ſo wahr, daß eigentlich in den angrenzenden Staaten nie eine Veränderung erfolgen ſollte, zu der er nicht ſchon vorbereitet wäre und in der Verfaſſung, ſie ſich in dem erſten Augenblick zu Nutzen zu machen. Er ſchließt dieſen Artikel, indem er den neuen König erinnert, daß ein Gott iſt, der die Kriege nicht nach den Grundſätzen der Eroberer richtet, und daß Er einſt vor dem Richterſtuhl dieſes Gottes werde Rechenſchaft ablegen müſſen.

Nach dieſen Maximen, die nur blos die auswärtigen Angelegenheiten angehen, kömmt Philipp auf

die innere Regierung des Reichs. Ein König von Spanien, sagt er, herrscht über Völker, die eben so unendlich weit in ihren Sitten von einander abstehen, als sie durch die Himmelsstriche entfernt sind, er beflissige sich daher, jedes nach seinem Character, und alle mit Mäßigung und Milde zu regieren. Er lerne seine Räthe und seine Sekretaire selbst kennen, und wähle sie auch selbst. Die Abfertigungen an seine Gesandten muß er selber machen können, und auch im Dechiffriren geschickt seyn, so wird er nicht Gefahr laufen, daß ein wichtiges Geheimniß durch einen Vertrauten entdeckt werde. Er suche mit Sorgfalt die Männer von Ehre und von Talenten auf, um ihnen Bedienungen zu geben. Er hüte sich, Jemanden schwer zu beleidigen, hauptsächlich Leute von hohem Range; sein ältester Sohn, merkt er hierbey an, habe darinn gefehlt und dies sey sein Unglück geworden. Der König, fährt er fort, mache einen Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Adel, und ziehe jenen vor, weil er gewöhnlich reinerer und uneigennützigerer Gesinnungen fähig ist; und so bald er kann vermindere er die zu große Anzahl der Justiz- und Finanzbedienten, und der königlichen Hofbeamten. Dieselbe Regel giebt er in Ansehung der Geistlichen und setzt hinzu, man solle diese bey den Bedürfnissen des Staats nicht mehr schonen, als die andern, und dies, weil sie eines großen Vermögens nicht nur entbehren können, sondern auch sollen; denn Ueppigkeit, Weichlichkeit und Gemächlichkeit, die gewöhnlichen Früchte ihrer Reichthümer und ihres Müssiggangs, werden sie sonst bald um die Ehrfurcht bringen, die ihrem Stande gebührt. — Kaufleute hingegen, Arbeiter, Handwerker und Soldaten suche er zu vermehren; ihr Fleiß, ihre Betriebsamkeit und ihre Arbeit erhalten allein den Staat gut

gen den Ruin, welchen ihm die Ausschweifungen der andern Stände bereiten. — Alle Grundsätze, die, so wie diese, zur Aufrechthaltung der Subordination und der guten Wirthschaft in einem Staate abzwecken, verdienen gelobt zu werden, aus weichem Munde sie auch kommen mögen.

Mit dem Artikel seiner häuslichen Anordnungen beschließt Philipp sein Testament. Er legt seinem Nachfolger auf, die Versprechungen und Heyrathsbedingungen der Infantin, seiner Schwester, zu erfüllen. Für den Prinzen selbst schlägt er eine Vermählung vor, zu der er schon die ersten Schritte gethan und insgeheim die Artikel angegeben habe; diese werde er in Loo's Händen finden. Er bemerkt, daß selten ein König den Günstling seines Vaters geliebt habe; dennoch schlägt er ihm Christoph von Mora zum Vertrauten vor, der auch der seinige gewesen war. — Philipp III folgte der Bemerkung und nicht der Empfehlung, und gab Mora's Platz dem Marquis von Denia. — Sein Vater verlangt auch, als einen Beweis kindlicher Achtung für sein Andenken, daß all denen Personen, welche er selbst eingesetzt habe, ihre Aemter gelassen werden mögen; die Art aber, womit er sich darüber ausdrückt, zeigt, daß er es mehr wünscht als hofft. Er empfiehlt seinem Sohn vorzüglich die Doctoren Olius und Vergius, die in seiner Krankheit ihm beygestanden hatten. Von Antonio Peres (19) spricht er als von einem gefährlichen Menschen, mit dem er sich aussöhnen müsse; man dürfe ihn weder in Frankreich, noch in Flandern, noch weniger in Spanien, wohl aber in dem unnützen Italien leiden. Er schließt das ganze Stück mit einigen kurzen Maximen, Gott zu lieben, der Tugend nachzustreben und sich die Vorschriften eines Vaters zu Nutze zu machen.

Uebrigens sind in dem ganzen Stück noch schöne Z
von Frömmigkeit und Ergebung in den Willen Got
welcher wie er hofft, ihn lieber in diesem als in jen
Leben züchtigen werde. (20).

Die erste von diesen Verordnungen, welche
neue König erfüllte, war seine Vermählung mit
Erzherzogin von Grätz (21) Er ließ sogleich nach
Tode seines Vaters um sie an alten, und im Anf
des folgenden Jahres gieng sie von dem Erzherzog
bert begleitet nach Spanien. Sie giengen an der
sie von Marseille vor Anker, um die Landluft zu
nießen. Der Herzog von Guise war Statthalter
ser Provinz; er hatte vorher Nachricht davon bek
men Bericht an den König abgestattet, und dar
den Befehl erhalten, diese Prinzessin mit den gröss
Ehrenbezeugungen aufzunehmen. Heinrich bestim
50,000 Thaler zu den Unkosten, und befahl mir,
nach Marseille zu schicken. Ich war schon im Beg
la Font oder einen Andern, der Bedienter bey mei
Gemahlin war, und ungeachtet seines schlechten A
ßern so viel Fähigkeit zeigte, daß ich für ihn zu sor
beschlossen hatte, dahin zu senden, um zu bestimm
wie das Geld angewendet werden sollte. Es war
nicht nöthig, und ich konnte alles durch einen Mensch
den ich dort hielt, besorgen lassen. Die Erzherzo
wollte, ungeachtet der Bitten des Herzogs von G
und der Stadt Marseille, durchaus in keine Stadt
hen, um das Ceremoniel zu vermeiden. Sie ließ
zelte am Ufer aufschlagen, wo sie ausruhen und
Messe hören konnte. Der Erzherzog besuchte aus
dacht die Kirchen von Marseille, aber er kam ohne
folge und incognito; und sobald er die Reliquien
küßt hatte, kehrte er zurück ohne sich einen Augenb
aufzuhalten.

D

Dieſe Vermählung verknüpfte die beyden Linien des Oeſtreichiſchen Hauſes durch ein zweytes Band; denn der vorige König von Spanien hatte ſchon am 5. May des lezten Jahres ſeine Tochter, die Infantin Iſabella, an den Erzherzog Albert verheyrathet, welcher deswegen den Kardinalshut ablegen mußte. Dem Anſchein nach hatte ſie eine reiche Ausſteuer bekommen, denn ſie erhielt die 17 Provinzen der Niederlande, die Franche-Comté und Charolois. Aber die ſonderbaren Bedingungen, die damit verknüpft, und ohne welche die Schenkung für ungültig erklärt war, daß der neue Souverain am Indiſchen Handel keinen Antheil nehmen und in ſeinen Ländern keine andere als die katholiſche Religion dulden ſollte, machten ſie im Grunde zu nichts; denn es war nicht leicht die Flamänder zur Annehmung ſo harter Bedingungen zu bewegen. 1599.

Unterdeſſen, bis der Erzherzog ſelbſt nach Flandern gehen könnte um alle Schwierigkeiten zu heben, ſchickte er den Amirante von Arragonien als ſeinen Verweſer dahin, welcher auch einige Thaten an der Grenze von Deutſchland verrichtete. (22) Dieſen ließ er durch ſeinen Vetter, den Kardinal Andreas von Oeſtreich, (23) ablöſen, welcher eine Menge Edicte machte, die alle unausgeführt blieben. Da endlich das Uebel ſo groß wurde, daß man glaubte, es könne keinen Aufſchub mehr leiden, ſo kam der Erzherzog ſelber mit ſeiner Gemahlin nach den Niederlanden. Er landete am fünften September dieſes Jahres an, deſſen Reſt er mit eben ſo unwirkſamen Drohungen hinbrachte. Endlich mußte zu offenbarer Gewalt geſchritten werden, und dies war der Anfang jenes langen und blutigen Krieges zwiſchen Spanien und den

Flamändern, deſſen Begebenheiten und Fortgang i
bey jedem Jahre anzeigen werde.

Zu gleicher Zeit mit dem Beylager ſeiner katho
ſchen Majeſtät in Spanien, feyerte man zu Paris d
Vermählung der Prinzeſſin Katharine mit dem Pri
zen von Bar. (24) Dadurch wurde endlich das
lange ungewiſſe Schickſal dieſer Dame entſchiede
Man hatte ſie noch bey Lebzeiten der Königin Mutt
mit dem Herzog von Alençon vermählen wollen, ab
der Haß Heinrichs des Dritten gegen ſeinen Brud
machte daß die Sache fehlſchlug. Nachher ſollte
den König ſelbſt heyrathen, aber darinn wollte Kath
rine von Medicis aus Abneigung gegen das Haus N
varra nicht willigen. Die Prinzeſſin ſchlug ihrer Sei
den alten Herzog von Lothringen aus, den man i
anbot, weil er Kinder aus der erſten Ehe hätte. D
König von Spanien hielt um ſie an, mit der Bedi
gung, eine genaue Verbindung mit dem König v
Navarra zu ſchließen, aber davon wollte dieſer nich
hören. Nachher warb der Herzog von Savoyen
ſie, aber dies hintertrieben die Proteſtanten, weil
den damaligen Verhältniſſen dieſe Heyrath der refo
mirten Religion hätte nachtheilig werden können. D
Prinzen von Condé wollte ſie nicht, weil er zu ar
wäre; eben ſo ſchlug ſie ohne irgend einen hinreichend
Grund den König von Schottland aus. Auch d
Prinz von Anhalt gehörte zu ihren Freyern; und
den Bewegungen des Zorns, worin ſie zuweilen g
gen den König ausbrach, warf ſie ihm vor, er hä
ſie gern zwey oder drey andern fremden Prinzen, od
wie ſie ſich ausdrückte, fremden Edelleuten in die A
me geliefert, um durch ſie den rückſtändigen Sold
bezahlen. Man hat noch kürzlich geſehn, wie ihr V
urtheil für den Grafen von Soiſſons ſie gegen alle V
we

werbungen des Herzogs von Montpensier taub machte, der sich sehr gut für sie schickte. Am Ende zwang sie die Nothwendigkeit, sich doch zu etwas zu entschließen, daß sie den Prinzen von Bar annahm (25).

Kaum war es bekannt geworden, daß diese Heyrath im Werke sey, so gab die Verschiedenheit der Religionen unter beyden Verlobten der ganzen Geistlichkeit und besonders den Bischöfen, die mit zu Paris versammlet waren, eine Gelegenheit zum Widerspruch, welche sie sich nicht entgehen ließen. Das erste Mittel, dessen sie sich bedienten, war, zu Rom aus allen Kräften die Ausfertigung der Dispensation zu hindern, ohne welche sie nicht glaubten, daß man zu der Vermählung schreiten würde. Zu dem Ende konnten sie sich unmöglich getreuern Händen anvertrauen, als dem Kardinal von Ossat, der zwar freylich nur an diesem Hofe war, um die Vortheile des Königs zu besorgen. Aber es ist dieses nicht die einzige Gelegenheit, wo ich diesen Prälaten beschuldige, nicht nur seine Aufträge überschritten, sondern grade das Gegentheil davon gethan zu haben. Wenn ich einer Nachricht aus Rom trauen soll, von der ich schon einmal geredet habe, so unterließ der Kardinal von Ossat im Namen der ganzen Partey, deren Werkzeug er war, nichts, um den Pabst von der Ertheilung der Dispensation abzuhalten, welche er doch von dem König Befehl hatte, zu suchen (26). Alle diese Leute gaben Seiner Heiligkeit zu verstehen; wenn er diese Gunst strenge weigerte, so müßte zweyerley erfolgen: erstlich, die Prinzeßin würde katholisch werden; zweytens, die Protestanten würden glauben, der König habe sie dazu gezwungen; dies müsse ihren Argwohn, den sie schon so deutlich zeigten, noch vermehren, und sie würden nun Heinrich den vierten für einen offenbaren Verfolger ihrer Reli-

Religion halten. Dies werde denn endlich den Bür-
gerkrieg veranlassen, welcher für die Vortheile des hei-
ligen Stuhls und der wahren Religion so sehr zu wün-
schen sey.

Das andre Mittel, dessen sich die Geistlichkeit
bediente, bestand in so lebhaften Vorstellungen, daß
man sie wohl Drohungen nennen könnte. Der König
hatte die Gefälligkeit, sie anzuhören; er erlaubte selbst
eine Zusammenkunft, wo der Doctor Du-Val von der
einen, und der Pastor Tillenus von der andern Seite
jeder seine Sache geltend zu machen suchte. Sie erhitz-
ten sich, wie mich dünkt, ziemlich unnützer Weise, aber
jeder rühmte sich nachher, wie gewöhnlich, seinen Wi-
dersacher überwunden zu haben. Ich rede davon als Au-
genzeuge, denn ich ließ mich durch die Menge, die sich
wie zu einem anziehenden Schauspiel dahin drängte, auch
mit fortreißen; doch kam ich nur erst gegen das Ende
dazu, als die Kämpfer schon der Bedrückung zu erlie-
gen begannen. Ich weiß nicht, warum man mir bey
dieser Gelegenheit die Entscheidung aufdringen wollte;
vielleicht geschah es, weil der König mir befohlen hatte,
den Heyrathskontrakt aufzusetzen. Schon fiengen sie
an, mir alle Punkte des Streits, der seit einigen
Stunden dauerte, zu wiederholen, aber ich bat sie sehr
ernstlich, mich mit dieser Verlegenheit oder dieser Ehre
zu verschonen. Ich sagte ihnen, wenn es zwey so ge-
lehrten Häuptern nicht möglich gewesen wäre, so viel
Kanons und päbstliche Dekrete mit der heiligen Schrift
zu vereinigen, oder die Unmöglichkeit dieser Vereini-
gung darzuthun, damit gar nicht mehr die Rede da-
von wäre; so dürfe man dieses von einem Unwissen-
den wie ich gar nicht erwarten; — und das ist auch
meine Meinung.

Da dieſe Unterredung nicht den Nutzen geſtiftet hatte, den die Geiſtlichen davon erwarteten (27), und da ſie ſahen, daß es ihnen zu Rom nicht beſſer glückte; ſo erklärten ſie endlich, nichts ſey im Stande ſie zu bewegen, ihre Einwilligung zu dieſer Heyrath zu geben. Man hätte ſie ihnen allenfalls erlaſſen; aber es mußte ein Biſchof gefunden werden, der die Trauung verrichtete, und da dieſe Herren alle zuſammen hielten, ſo entſtand hieraus noch eine Schwierigkeit, auf welche ſie ihre letzte Hofnung baueten.

In dieſer Verlegenheit fiel es dem König ein, ſich an den Erzbiſchof von Rouen zu wenden (28), von dem er mehr Gefälligkeit erwartete, weil er ſein unächter Bruder war, und ihm erſt noch ſeit kurzem ſein Erzbisthum zu danken hatte. Außerdem war auch dieſer Prälat überall dafür bekannt, daß er — nicht ſehr gewiſſenhaft ſey; um den gelindeſten Ausdruck zu gebrauchen. Dem ungeachtet fand Heinrich bey dem erſten Antrag einen Mann, der ihn in einem andächtig rebelliſchen Tone mit einer Menge gut oder ſchlecht angebrachter Citationen aus den Kirchenvätern, den Kanons, und der heiligen Schrift überſchüttete. Ueber eine ſo neue Sprache aus dem Munde eines Menſchen, der ſonſt gewöhnlich von etwas ganz anderm redete, erſtaunt, konnte der König ſich kaum enthalten ihm in's Geſicht zu lachen und ihn zu fragen, durch welches Wunderwerk er auf einmal ſo gelehrt und ſo gewiſſenhaft geworden wäre. Er hielt es indeſſen für beſſer, dem Prälaten durch vernünftige Gründe zu antworten; da aber dieſer taub dagegen blieb, ſo verlohr Heinrich endlich die Geduld. Er warf ihm ſeine Undankbarkeit vor, und ſetzte endlich, da er wieder auf ſeine erſte Idee zurück kam, hinzu: „Weil Sie „ſo ſehr den Geſcheiden machen, ſo will ich Ihnen

„einen

„einen großen Gelehrten, Ihren gewöhnlichen B
„vater schicken, der sich auf die Gewissensfälle
„vortreflich versteht.“ Dieser große Gelehrte un
wissensrath war Roquelaure, von Alters her und
jetzt der Geführte des Erzbischofs in allen
Schwelgereyen, und der ihm durch seine Verbin
Stuhl von Rouen verschaffte hatte. Der Erzb
verstand sehr gut, was diese kleine Drohung bed
und seine etwas verwirrte Mine war hinlänglich de
nig zu überführen, daß er die großen Vortheile für
welche der vertraute Umgang Roquelauren übe
geben konnte; ohne noch die zu rechnen, welc
durch seinen freymüthigen, schnellen und fruchtb
Witz erhielt, welchen der ganze Hof an ihm ka
und den der Prälat eben nicht an eine übertri
Ehrfurcht für den bischöfflichen Character gewöhnt

Der König ließ Roquelaure gleich kommen
kald er den Erzbischof verlassen hatte. „Wissen
„wohl,“ sagte er zu ihm, „daß Ihr Erzbischof
„einfallen läßt, den Prälaten und den Doctor zu
„chen, und daß er mir die heiligen Kanons anf
„von denen er doch, glaube ich, nicht mehr ve
„als Sie und ich. Bey dem allen aber bleibt
„durch seine Weigerung meine Schwester sitzen.
„Sie mir den Gefallen und reden Sie mit ihm,
„es Ihre Art ist, und erinnern Sie ihn ein wen
„die alten Zeiten.“ „Ach, beym Himmel! S
schrie Roquelaure, „Das ist nicht recht, denn so
„ich lebe, mich dünkt es ist Zeit, daß unsere Sc
„ster Käthchen auch die Süssigkeiten des Lebens se
„cke. Ich glaube nicht, daß sie künftig wegen zu
„ßer Jugend daran sterben wird. Aber, Sire,
„gen Sie mir nur, was giebt denn der saubre
„schof für Gründe an, denn bisweilen ist er eb
sch

„schlecht damit versehen als ich? Ich will ihn suchen „und ihn seine Schuldigkeit lehren.“

Er hielt Wort. So bald er zu ihm ins Zimmer trat, rief er: „Nun! Herr Erzbischof, was „soll denn dies heißen? Ich höre, Sie machen den „Jeck; bey Gott! das werde ich nicht leiden; meine „Ehre beruht sehr darauf, weil die Leute sagen, daß „ich Sie regiere. Wissen Sie nicht mehr, daß ich „auf Ihre Bitte mich dem König für Sie verbürgte, „als ich ihn angieng, um das Erzbisthum Rouen für „Sie zu erlangen? Werden Sie mich nicht zum Lüg„ner machen, wenn Sie sich so einfältig anstellen? So „was passirte allenfalls zwischen Ihnen und mir, dann „wir haben uns in kritischen Augenblicken gesehn; aber „man muß sich dafür hüten, wenn von dem Dienst „des Königs und seinen ausdrücklichen Befehlen die „Rede ist.“ — „Aber du lieber Gott, antwortete der „Erzbischof, wie soll ichs denn anfangen? Soll ich „mich denn vor der ganzen Welt lächerlich machen, „und mir von allen andern Prälaten eine Handlung „vorwerfen lassen, bey welcher jedermann sagt, daß das „Gewissen in große Gefahr kommt; denn unter allen „Bischöffen, mit denen der König davon geredet hat, „ist auch nicht einer gewesen, der es nicht gleich ab„geschlagen hätte?“ — „Was zum Teufel, un„terbrach ihn Roquelaure, was lassen Sie sich aber „auch einfallen, die Sache so zu nehmen! Zwischen „Ihnen und den Bischöffen ist ein großer Unterschied; „denn die Leute stopfen sich so viel griechisch und latei„nisch in den Kopf, daß sie alle närrisch davon werden. „Und überdem sind Sie des Königs Bruder und ver„bunden zu thun was er Ihnen befiehlt, ohne sie lan„ge zu besinnen. Er hat Sie nicht zum Erzbischof „gemacht, damit Sie ihm Predigten halten und die

„Ka-

„Kanons lehren sollen; sondern um ihm in allen, wo „durch sein Dienst befördert wird, zu gehorchen. Wenn „Sie nicht aufhören den Kindskopf zu machen, so wer„de ichs Hannchen von Condom schreiben, und der „lustigen Bernarde und Meister Julian, verstehn Sie „mich? — Lassen Sie sichs nicht zweymal sagen. „Wissen Sie, daß Ihnen über die Gunst des Königs „nichts gehen darf; sie hat Ihnen mit meiner Vorbitte „mehr geholfen, als den andern alle ihr Griechisches und „Lateinisches. Sie sind mir wahrlich der rechte Mann, „um von Kanons zu reden, wo Sie den Teufel davon „verstehen!" Der Erzbischof wollte wieder das Wort nehmen, um ihm zu sagen, er müsse diesen scherzhaften Ton jetzt ablegen, der sich wohl für ihre Jugendjahre geschickt hätte, und zugleich mischte er etwas vom Paradiese hinein. Dies Wort faßte Roquelaure auf „Was zum Teufel!" schrie er „Paradies! „Wie können Sie doch so unsinnig seyn (29) von einem Orte zu schwatzen, wo Sie in Ihrem Leben „nicht gewesen sind! Sie wissen nicht wie es darinn „aussieht, noch ob man Sie dort wird aufnehmen wol„len, wenn Sie einst hinreisen werden." — Ja, ja, rief der Erzbischof, ich werde aufgenommen werden; zweifeln Sie nicht daran. „Wohl gesprochen, antwortete sein Gegner, der ihn immer noch nicht los ließ, „bey meiner Seele, wohl gesprochen! ich glaube das „Paradies ist so wenig für Sie gemacht, als das Lou„vre für mich. — Aber setzen wir einmal Ihr Pa„radies, Ihre Kanons und Ihr Gewissen vors erste „bey Seite, und entschließen Sie sich die Prinzessin zu „trauen. Wenn Sie's nicht thun, so werde ich Ih„nen Ihre drey oder vier elenden Lateinischen Worte „nehmen, denn mehr weiß der Herr nicht, und dann — „adieu Krummstab und Mütze! und was noch schlim-

„mer

„mer iſt, ohne das ſchöne Schloß zu Soiſſon und „10,000 Thaler Einkünfte!

Es fielen noch eine Menge Reden zwiſchen dieſen beyden Menſchen vor, von denen man nach dieſer Probe urtheilen kann. Roquelaure hielt den Erzbiſchof ſo lange feſt, bis er ihm verſprochen hatte, die Prinzeſſin zu trauen, und in der That war er es auch, der dieſe Ceremonie verrichtete. (30) Ich bekam für die Bemühungen, die ich bey dieſer Sache gehabt hatte, von beyden Seiten ſehr reiche Geſchenke; unter andern ſchickte mir der Herzog von Lothringen ein koſtbares Spaniſches Pferd mit prächtigem Zeuge und der König, dem ich alle dieſe Sachen brachte, befahl mir ſie zu behalten.

Dies war nicht die einzige Gelegenheit, wo die Geiſtlichkeit dem König widerſtand. Weit ſtärker noch und auch weit nachdrücklicher ſtemmte ſie ſich gegen die Beſtätigung des Edicts von Nantes, welches ſie noch immer nicht verſchmerzen konnte. Beynahe ſeit einem Jahre wurde wegen dieſer Angelegenheit zu Paris eine Verſammlung gehalten. Unterdeſſen hatten die Geiſtlichen Zeit gehabt, das Parlament, die andern höchſten Gerichtshöfe und die Sorbonne gegen das Edict einzunehmen; und ſobald es öffentlich bekannt gemacht werden ſollte, empörten ſich alle Korps dagegen, und gaben ſich unglaubliche Mühe es zu hindern. Man ſprach von nichts anderem. Jedermann hatte an dem Edict etwas auszuſetzen und beſtritt es aus verſchiedenen Gründen. Sie waren bey weitem nicht alle gültig, eben ſo wenig als alle die Urſachen, welche das Parlament anführte, um es nicht einzuregiſtriren. Aber die Aufrichtigkeit, die ich bis jetzt, ſelbſt in Dingen, die mich am allernächſten angiengen, behauptet

habe, zwingt mich zu gestehen, daß alle diese Leute auch nicht in allen Stücken Unrecht hatten.

Es war zum Beyspiel durch einen der Artikel des Edicts den Reformirten erlaubt, zu welcher Zeit, an welchem Orte und so oft sie wollten, alle Arten von Synoden und anderen Versammlungen, ohne den König oder die Obrigkeit um Erlaubniß zu fragen, zusammen zu berufen und zu halten; ja sogar auch alle mögliche Fremde dabey zuzulassen, ohne bey irgend einem Tribunal es anzuzeigen; desgleichen auch ihrer Seits ohne Urlaub allen solchen Versammlungen im Auslande beyzuwohnen. Es ist in die Augen fallend, daß ein Punkt, der allen Gesetzen des Königreichs eben so schnurgerade zuwider, als dem königlichen Ansehen, den Rechten der Magistratur und dem Nutzen und der Ruhe des Staats nachtheilig war, nur durch Ueberraschung erlangt seyn konnte (31) Auch stützten sich die Feinde der Protestanten vorzüglich auf diesen Artikel in ihren Vorstellungen an den König, wobey jeder die Ursachen, die ihn am nächsten angiengen, geltend zu machen suchte. Das Parlament stellte vor, daß dieser Punkt den Rest seines Ansehens völlig vernichtete, welches sowohl als das königliche Ansehen, (denn es behauptet, daß diese beyden nur Eins sind) schon so sehr durch die Geistlichkeit eingeschränkt wäre. Ausser den Appellationen, die ihm allein noch übrig blieben, hätte es nur noch den Schatten seiner vorigen Gewalt. Die Geistlichen und die Sorbonne beklagten sich, daß diese Erlaubniß der reformirten Kirche in Frankreich einen Vorzug vor der katholischen gäbe, die in ihrer Gerichtsbarkeit nie eine so große Macht gehabt hätte; — und es ist nicht zu läugnen, daß dieses wahr war. — Endlich breitete man sich über alle die schlimmen Wirkungen aus, welche diese uneingeschränkte Unabhängigkeit

gkeit der Hugenotten, sowohl durch sie selbst als auch durch ihre Verbindung mit allen Feinden Frankreichs in Europa, hervorbringen könnte.

Heinrich hatte das Edict noch nicht selbst untersucht, er hatte sich es blos vorlesen lassen, und bey der Gelegenheit mochte man über diesen Punkt nur leicht hingeschlüpft seyn, oder ihn gar ausgelassen haben. Durch sein Erstaunen zeigte er denen, die ihm die Vorstellungen thaten, daß er hintergangen worden sey, und versprach dies zu ändern und ihnen Antwort zu geben. So bald sie auch nur hinaus waren, lies er mich holen und wies mir das Edict. Ich verhehlte ihm meine Meinung so wenig, als ich es hier gethan habe; ich setzte sogar hinzu, es schiene mir, man habe den Protestanten geschadet, indem man ihnen durch diesen Artikel gar zu grosse Vortheile habe verschaffen wollen, denn dadurch würden die Rechtschaffensten unter ihnen immer den Verläumdungen ausgesetzt seyn, daß sie mit den Fremden Ränke gegen den Staat schmiedeten oder sich von ihnen bestechen liessen. Der König wurde dadurch in seiner Meinung noch bestärkt, er entließ mich, indem er mir befahl mich zu bereiten, alle diese Gründe mit Nachdruck in der Versammlung der Protestanten zu unterstützen, welche auf der Stelle zusammen berufen werden sollten. Er selbst verlangte unterdessen darüber eine Erklärung von denen, die das Edict gemacht hatten.

Die Herren von Schomberg, von Thou, Calignon und Jeannin, (denn der König liess sie gleich alle Viere kommen) kamen ein wenig aus der Fassung als er ihnen vorwarf: sie hätten sein Vertrauen gemißbraucht. Schomberg und de Thou nahmen das Wort für alle, und sagten: sie wären gewissermaßen ge-

zwungen werden es zu thun; denn die Herrn von Bouillon und von la Tremouille hätten ihnen im Namen aller ihrer Religionsverwandten gedrohet, den Vergleich ganz abzubrechen, wenn man ihnen diesen Artikel verweigerte, und selbst gegen die Katholiken die Waffen zu ergreifen, welches damals äußerst gefährlich gewesen wäre, weil der Frieden mit Spanien noch große Schwierigkeiten gefunden hätte. Der König war mit der Entschuldigung zufrieden und gab dem Syndikus der Geistlichkeit, Berthier, den Auftrag, sie der Versammlung zu hinterbringen, und zugleich in seinem Namen hinzuzusetzen, daß, da bey den vier Personen, welchen er die Verfertigung des Edicts aufgetragen hätte, nur der einzige Calignon reformirt wäre, so habe Er nicht vermuthen können, daß die drey andern der protestantischen Religion einen so großen Vortheil über die katholische einräumen würden. Die Bischöffe zeigten durch ihre Antwort, daß sie von diesen drey Herren nicht dieselbe Meynung hegten. Man nannte sie in öffentlicher Versammlung falsche Katholicken, welche in einer Menge Sätzen mit den Calvinisten eins wären und von den andern gar nichts glaubten. Man kann dieser Beschuldigung den verdienten Tadel zukommen lassen; aber demungeachtet haftet noch mancher Verdacht auf den Commissarien, den ihre Antwort an den König nicht so gut aufhebt, als ihr erstes Stillschweigen ihn erregt hatte.

Dem Herzog von Bouillon hatten sie übrigens nicht zu viel gethan. Ich suchte die Wahrheit ihrer Beschuldigung zu erforschen, und ich fand, daß er eine unüberwindliche Hartnäckigkeit gezeigt hatte. Aber sie würden die andern Protestanten vernünftiger gefunden haben; und was hätte er allein alsdann thun können? Wenn alle Reformirte dem Herzog glichen, was dach-

ten

um denn die Commiſſarien durch ihre blinde Nachgiebigkeit auszurichten? Aus Nothwendigkeit den Staat und den König verrathen? Ein gröſſeres Uebel giebt es nicht in den Augen geſchickter und wohlgeſinnter Staatsmänner, und man kann auch vernünftigerweiſe ihnen dieſen Gedanken nicht zuſchreiben. Ich für meinen Theil glaube, daß Bouillon der einzige Beförderer des in dieſem Artikel enthaltnen Projectes war, ſo wie er ihn auch allein erfunden hatte. Es ſcheint mir nach meinen Vermuthungen, daß er dabey nicht ſowohl auf die andern als an ſich ſelbſt dachte, und folgendes kann ſein Abſehen ſeyn.

Um ſeinem Rangſtreit mit den Herzogen und Pairs von Frankreich, und den Marſchällen, welche älter waren als er, ein Ende zu machen, hatte er die Auskunft erſonnen, ſeine unabhängige Herrſchaft Sedan zu einem Reichslehn erklären zu laſſen (32). Aber dieſes Vorrecht ſollte ihn nicht um die Gemeinſchaft mit den reformirten Groſſen in Frankreich bringen, denn ſonſt würde er dadurch mehr verlohren als gewonnen haben. Er hatte daher einen Mittelweg geſucht, um ſeinen Vortheil mit ſeinem Ehrgeitz zu vereinigen: ſeine Kirche zu Sedan ſollte immer mit den reformirten Kirchen in Frankreich zuſammenhängen, welches auch nach jenem Artikel recht gut geſchehen konnte, unterdeſſen er ſich ſelber ſtets als ein fremder Fürſt behandeln ließ.

Berthier kam zurück und hinterbrachte dem König die Geſinnung der verſammelten Prälaten und das Reſultat ihrer Berathſchlagungen, welches darin beſtand, daß den vier Commiſſarien alle Unterſuchung von Religionsſachen genommen, und dieſer Artikel

nebst einigen andern weniger wichtigen in dem Edikt verändert werden sollte. Heinrich versprach es.

Da indessen die Versammlung der vornehmsten Protestanten, die sich damals zu Paris befanden gleich auf den folgenden Tag, nachdem der König die Erklärung von den Commissarien gefordert hatte, angesetzt war, so erhielt ich, wie gewöhnlich, ein Einladungsbillet dazu. Seit einiger Zeit hatte ich mich nicht mehr dabey eingefunden, weil ich sah, daß meine Gegenwart den drey oder vier Herren, die darinn den Ton angaben, Zwang anthat und zu weiter nichts half, als Streit zu veranlassen. Ich betrog ihre Erwartung, indem ich bey der jetzigen Versammlung erschien. Der Herzog von Bouillon merkte gleich die Absicht, welche mich jetzt gegen meine Gewohnheit dahin führte, und gab mir es mit einem bittern spöttischen Ton zu verstehen. Ich entschuldigte mich in meiner Antwort durch die Geschäfte des Ministeriums, und stellte mich, als ob ich die Ursach der gegenwärtigen Zusammenkunft nicht wüßte. Ohne auf die trotzige Mine und auf einige Worte zu achten, welche la Tremouille hinwarf, um anzuzeigen, daß sie meine Rede nicht für aufrichtig hielten, nahm ich meinen Platz zwischen den Herren von Mouy, von Clermont und von Sainte-Marie-du-Mont. Diese unterrichteten mich von der Sache, welche vorgenommen werden sollte, und versicherten mich zugleich, daß der Artikel, welcher so groſses Lermen erregte, beynahe von allen Protestanten gemißbilligt würde; nur die Herren von Bouillon, von la Tremouille, du Plessis und einige andere von der Kabale bestünden so hartnäckig darauf, um die Sachen bis zu einem Bürgerkriege zu bringen. Dies stand aber nicht in ihrer Gewalt, ungeachtet aller ihrer Bewegungen und ihres Geschreyes. So

bald

bald es zur Stimmensammlung kam, setzte unsre Partey ihre Meinung durch. Denn die besten Gründe waren auf unserer Seite (33).

Man machte noch einige Einschränkungen bey andern Artikeln, wobey das gemeine Beste nicht genug in Acht genommen zu seyn schien. Alle Welt wurde durch Heinrichs Betragen, das Gerechtigkeit mit Sanftmuth so glücklich zu paaren wußte, gerührt. Er ließ sich herab, seine Gründe dazu, nachdem die Sache einmal fest beschlossen war, der größern Menge zu erklären; bey den Uebrigen mußte er sich begnügen, sie zu hindern, daß sie nicht noch etwas schlimmeres anfingen.

Mit gleicher Klugheit betrug er sich gegen einige übelgesinnte Katholiken, welche, um sich selbst nicht zeigen zu dürfen, eine gewisse Martha Brossier ins Spiel brachten, die vom Teufel besessen seyn sollte, und der Gegenstand der öffentlichen Neugierde geworden war, welche sich immer von dem Wunderbaren einnehmen läßt, es mag nun wahr oder falsch seyn. Es ist zum Erstaunen, wie ein an sich so lächerliches Schauspiel, welches nicht verdiente die Blicke des niedrigsten Pöbels auf sich zu ziehen, sich anderthalb Jahre hat erhalten und eine Staatssache werden können. Aber die eine Hälfte ließ sich wirklich durch das Uebernatürliche blenden, welches doch nur im äußeren Anschein lag, und die andere fürchtete die Wirkungen, nicht des Wunders selbst, sondern der verborgnen Triebfedern, welche es spielen ließen. Martha Brossier fand Beschützer in Menge unter der Geistlichkeit, und bis zu Rom selbst, wohin sie sich bringen ließ (34). Heinrich ließ mit guter Art der Wahrheit Zeit, von selbst an den Tag zu kommen, und die ganze Geschichte endigte damit, daß die Urheber und die Schauspielerin

dieſer Comödie mit der gebührenden Verachtung beſtraft wurden.

Der Tod verſchiedner Perſonen von Wichtigkeit gab zu andern Reden Anlaß. Da der Kanzler Chiverny, Schomberg und Incarville ſtarben, die alle drey zu dem Finanzrath gehörten; ſo entſtand eine Veränderung in den Angelegenheiten des Staats. Bellievre bekam das groſſe Siegel; Incarville's Stelle als General-Controleur erhielt de Nienne auf meine Vorbitte, und für mich wurde das Amt eines Oberaufſehers der Finanzen wieder erneuert. Heinrich ließ mich in den Garten der Tuillerien rufen, wo er ſpazieren gieng, und ſagte mir, er hätte beſchloſſen, die Finanzen einer einzigen Perſon anzuvertrauen; und indem er einen ſehr ernſthaften Ton annahm, forderte er eine Verſicherung von mir, daß ich von dieſem Mann, ſobald er ihn würde genannt haben, ihm ganz frey meine Meinung ſagen wollte. Ich verſprach es, und er antwortete ſchnell, indem er mich lächelnd auf die Wange klopfte, ich müßte den Mann genau kennen, denn ich wäre es ſelber. Seine Majeſtät gab mir noch die Aemter eines Oberaufſehers über die Wege und über die Veſtungswerke, von denen ich die Beſtallungen auf einmal erhielt. Da Sancy, ſeinen gewöhnlichen ſchwindelnden Einfällen überlaſſen (35), für gut befand ſich aus dem Conſeil zurückzuziehen, und ſeine Stelle als Oberaufſeher über die Gebäude niederzulegen, fügte der König auch dieſe noch zu den übrigen Wohlthaten, womit er mich überhäufte, hinzu. Die Beſoldung des Chefs der Finanzen wurde feſtgeſetzt, und betrug 20,000 Livres; und die Stelle eines Oberaufſehers über die Landſtraßen und beſondere Aufſehers über die Pariſer Straßen brachte 10,000 Livres ein.

Der

Der König war mit dieſer feſten Beſtimmung des Gehalts ſo zufrieden, daß er auch die Gnadengeſchenke, welche er die Abſicht hatte mir zu geben, auf eine gewiſſe jährliche Summe ſetzen wollte. Es geſchähe, ſagte er, ſowohl, damit ich nicht für jeden großen Dienſt, den ich ihm leiſten würde, eine Belohnung verlangte, als auch um ſich die Mühe zu erſparen, jedes Geſchenk, das er mir machte, und ſelbſt die allerkleinſten, einregiſtriren zu laſſen, denn ohne das nahm ich ſie nicht an. Er kündigte mir daher an, alle dieſe Geſchenke und Begnadigungen ſollten künftig in einem einzigen feſtgeſetzten Geſchenk zuſammenfließen, wozu ich die Anweiſung jedesmal im Anfang des Jahres in der Form eines vom Parlament beſtätigten Patents erhalten ſollte. Zugleich fragte er mich, ob ich mit der Summe von 60,000 Livres zufrieden wäre, und ſetzte hinzu, es ſey ſeine Abſicht, daß ich von dieſem Gelde liegende Gründe kaufen ſollte, welche mir frey ſtünde denen von meinen Kindern zu hinterlaſſen, die ſich deren am würdigſten machen würden. — Es blieb mir nichts übrig, als dieſen großmüthigen Fürſten meinen Dank zu bezeugen. (Dies feſtgeſetzte Geſchenk, von dem ich hier im voraus geredet habe, wurde erſt im Jahr 1600 gemacht, und gieng von 1601 an).

Mademoiſelle von Bourbon (36) ſtarb auch um dieſe Zeit, desgleichen Espinac, der Erzbiſchof von Lion, (37) von dem man ſagen kann, daß er alle Arten von Schickſalen verſucht hatte; und endlich die Gemahlin des Connetable und die Frau von Beaufort. Dieſe beyden letztern Todesfälle erregten vorzüglich groſſes Aufſehen. Verſchiedene ähnliche und nicht gewöhnliche Umſtände in den letzten Tagen beyder Damen; eine heftige Krankheit nemlich, die aber nur drey oder vier Tage dauerte, ihr zu Berge ſtehendes Haar, die

ſcheußliche Entſtellung ſonſt ſo ſchöner Geſichter, und noch einige andere Symptomen, die man ſonſt jederzeit würde für natürlich oder höchſtens für Wirkungen von Gift gehalten haben, veranlaßten das Gerücht, welches ſich überall verbreitete, der Tod dieſer beyden jungen Frauenzimmer, ſey, eben ſowohl als ihre Erhebung, ein Werk des Teufels, welcher jetzt gekommen wäre, ſich für die kurzen Freuden, die er ſie hätte genießen laſſen, ſelbſt bezahlt zu machen. Die Seuche der Magie und der verborgnen Wiſſenſchaften war damals ſo ſtark, und der Haß und Neid gegen den hohen Rang, den dieſe beyden Frauen erreicht hatten, ſo groß, daß dieſe Sache nicht nur unter dem thörichten leichtgläubigen Volke ſondern auch unter den Hofleuten ſelbſt für eine gewiſſe Wahrheit galt.

Folgendes erzählte man von dem Tode der Gemahlin des Connetable (38), und zwar, wie es hieß, auf den Bericht der Damen ſelber, die damals bey ihr verſammlet waren. Indem ſie ſich ganz vergnügt mit dieſen in ihrem Kabinet unterhielt, trat auf einmal eine von ihren Kammerfrauen mit erſchrocknem Geſicht herein und meldete ihr, ein Gewiſſer, der ſich für einen Cavalier ausgäbe, auch von gutem Anſehen wäre, nur daß er etwas ſchwärzlich ausſähe und eine gigantiſche Figur hätte, ſey ſo eben in das Vorzimmer getreten, und verlange mit ihr über Sachen von der äuſſerſten Wichtigkeit, die er nur ihr allein entdecken könne, zu reden. Die Frau von Montmorency ließ ſich die ganze Geſtalt dieſes außerordentlichen Bothſchafters auf das genaueſte beſchreiben, und bey jedem Zuge ſah man ſie erblaſſen und in eine ſo ſchreckliche Herzensangſt gerathen, daß ſie kaum noch die Kraft hatte, zu ſagen, man möchte den Cavalier bitten, ſeinen Beſuch auf eine andere Zeit zu verſchieben. Aber er antwortete

mit

mit einem Ton, daß die Ueberbringerin der Bothſchaft beynahe vor Schrecken geſtorben wäre: weil denn die gnädige Frau nicht im guten kommen wolle, ſo müſſe er ſich die Mühe geben, ſie bis in ihrem Kabinette aufzuſuchen. Sie fürchtete denn doch die öffentliche Audienz noch mehr als die geheime, und entſchloß ſich endlich zu ihm zu gehen; aber ſie that es mit allen Zeichen der völligen Verzweiflung.

Nachdem die traurige Bothſchaft zu Ende war kam ſie zu der Geſellſchaft zurück, aber in Thränen ſchwimmend und halb todt. Sie hatte kaum noch Zeit einige Worte hervor zu bringen, um von den Damen Abſchied zu nehmen, und vorzüglich von dreyen unter ihnen, die ihre beſondern Freundinnen waren, und ihnen zu verſichern, daß ſie ſie nicht wieder ſehen würden. Indem ſie noch redet, wird ſie plötzlich von den heftigſten Schmerzen ergriffen, und ſtirbt nach drey Tagen, jedem, der ſie ſieht, durch die gräßliche Verſtellung ihrer Geſichtszüge ein Abſcheu. So lautet die Geſchichte. Kluge Leute mögen davon glauben, was zu glauben iſt.

Die Frau von Beaufort war über den Punkt der Aſtrologie die ſchwächſte von allen Perſonen ihres Geſchlechts. Sie machte kein Geheimnis draus, daß ſie die Wahrſager um Rath fragte. Stets hatte ſie ein Gefolge von ihnen, das ſie nie verließ. Sonderbar aber iſt es, daß, ob ſie ſie gleich ohne Zweifel gut bezahlte, ſie ihr doch immer nur unangenehme Sachen verkündigten. Der Eine ſagte ihr, ſie würde nur einmal verheyrathet werden; ein Andrer, ſie würde jung ſterben; dieſer, ſie möge ſich vor einem Kinde hüten; jener, ſie werde von einem ihrer Freunde verrathen werden, u. ſ. w. Dadurch gerieth ſie

in einen Tiefſinn, der ſie gar nicht mehr verließ. Eine von ihren Kammerfrauen, Gracienne, hat mir nachher geſagt, daß alle dieſe Reden einen ſo tiefen Eindruck auf ſie machten, daß ſie oft jedermann von ſich entfernte, und ganze Nächte allein zubrachte, um über alle dieſe Prophezeiungen bitterlich zu weinen.

Weil ſie damals hochſchwanger war, ſo werden manche die Urſach des Unglücks, welches zu ihrer Niederkunft hinzu kam, nicht weit ſuchen. Sie war in der That ſchon an Leib und Seele krank, als ſie gegen das Ende der Faſten den König auf der Luſtreiſe nach Fontainebleau begleiten wollte. Sie blieb nur wenige Tage daſelbſt. Heinrich, der nicht wollte, daß man ihm vorwerfen könnte, er habe dieſe Frau während der Oſterzeit bey ſich behalten, bath ſie, nach Paris zurück zu kehren, und ihn die Feſttage zu Fontainebleau zubringen zu laſſen. (39).

Die Frau von Beaufort empfieng dieſen Befehl mit Thränen in den Augen; als es zur Abreiſe kam, war es noch weit ärger. Heinrich, mehr als jemals von ſeiner Leidenſchaft für dieſe Dame erfüllt, von der er ſchon zween Söhne, und eine Tochter Namens Henriette, gehabt hatte, mußte ſich eben ſo ſehr zwingen. Er begleitete ſie bis auf den halben Weg nach Paris (40), und ob ſie gleich nur auf wenige Tage ſich zu trennen glaubten, ſo fürchteten ſie doch den Augenblick, als ſollte es auf wer weiß wie lange ſeyn. Wer gern an Ahndungen glaubt, wird dieſe einzelnen Umſtände nicht unwichtig finden. Die beyden Liebenden überhäuften ſich von neuem mit den zärtlichſten Liebkoſungen; und man hat in all den Worten, die ſie ſich in dieſem Augenblick ſagten, Beweiſe von jenem

nem Vorgefühl eines unvermeidlichen Schickſals ſinken wollen.

Die Herzogin ſprach mit dem König, als ſähe ſie ihn zum letzten male. (41.) Sie empfahl ihm ihre drey Kinder, ihr Haus zu Monceaux und ihre Bedienten. Heinrich hörte ihr zu, und ſtatt ſie zu tröſten, wurde er ſelbſt weich. Sie nahmen Abſchied, aber eine geheime Bewegung führte ſie ſchnell wieder zu einander zurück. Der König hätte ſich nicht aus ihren Armen reißen können, wären nicht der Marſchall von Ornano, Roquelaure und Frontenac gekommen, und ihn faſt mit Gewalt fortgezogen hätten. Sie brachten ihn wieder auf den Weg nach Fontainebleau, und ſein letztes Wort war, daß er la-Varenne ſeine Geliebte empfohl, und ihm gebot, es ihr an nichts mangeln zu laſſen, und ſie in Zamet's Haus zu bringen, welcher auserſehen war, um für dieſe ſo theure Perſon Sorge zu tragen.

Ich befand mich zu Paris, als die Herzogin von Beaufort ankam; aber ich war im Begrif abzureiſen, um mit meiner Gemahlin zu Rosny des Abendmal zu nehmen. Zugleich wollte ich den Prinzen und die Prinzeſſin von Oranien dahin begleiten, und ihnen die Gebäude zeigen, welche des Königs Freygebigkeit mich in den Stand ſetzte, aufzuführen. Vorher aber glaubte ich von der Frau von Beaufort Abſchied nehmen zu müſſen. Sie hatte ganz vergeſſen, was zu Saint-Germain vorgefallen war, und empfieng mich auf die ſchmeichelhafteſte Art. Noch wagte ſie es nicht, ſich deutlich über die Gefälligkeit gegen ihre Abſichten heraus zu laſſen, zu welcher ſie mich ſo ſehr gern gebracht hätte, aber ſie ſuchte mich auf alle Art zu gewinnen, indem ſie mit dem freundlichen Betragen,

gen, das sie eben nicht gegen Jedermann annahm, zugleich noch einige zweydeutige Worte verband, die mir ein gränzenloses Glück zeigen sollten, wenn ich in den Rathschlägen, die ich dem König in Ansehung ihrer gab, künftig nicht mehr so strenge seyn wollte. Mich rührten die Hirngespinste, wovon der Kopf dieser Frau voll war, eben so wenig als die, womit sie den meinigen zu erfüllen suchte; ich stellte mich, als verstünde ich nichts von einer so sehr verständlichen Rede, und bezahlte den Doppelsinn ihrer Worte mit allgemeinen Versicherungen von Ehrerbietung, Zuneigung und Ergebenheit, die weiter nichts bedeuten, als was man will.

Nach meiner Rückkehr ließ ich meine Gemahlin dieselbe Schuldigkeit beobachten. Sie wurde eben auch sehr freundlich empfangen. Die Herzogin bat sie, ihr gut zu seyn, und mit ihr als mit einer Freundin zu leben, und zugleich entdeckte sie ihr ihre Geheimnisse mit einer Art, welche den höchsten Grad vertraulicher Zuneigung zu verrathen schienen, wenn man, so wie meine Gemahlin, nicht wußte, daß die Frau von Beaufort, die im Grunde nur einen mittelmäßigen Verstand hatte, in der Wahl ihrer Vertrauten es nicht so genau nahm. Sie hatte keine größere Freude, als wenn sie dem ersten, der ihr vorkam, von ihren Entwürfen und Hofnungen vorreden konnte. Je tiefer die, mit welchen sie redete, unter ihr waren, je freier sprach sie; dann maß sie ihre Ausdrücke gar nicht ab, und erlaubte sich oft, sich schon Königin zu nennen.

Ueber die Geschichte ihres bisherigen Lebenslaufs war sie nicht zurückhaltender, als über das, was ihr in Zukunft begegnen sollte. Etwas zu viel Naivetät

vetät über dieſen Punkt mag vielleicht das Gerücht von einigen unregelmäßigen Schritten in ihrer Jugend, welches damals ausgebreitet wurde, veranlaßt haben. Es iſt indeſſen ſo höchſt unwahrſcheinlich, daß eine Frau ſo unbeſonnen oder ſo zerſtreut ſeyn ſollte, ohne Unterſchied gutes und böſes von ſich zu erzählen, daß ich jene ſatiriſchen Züge blos für eine Erfindung des Haſſes ihrer Feinde halte. Auch mache ich mir kein Gewiſſen daraus, eine von ihren Bedientinnen, welche la Rouſſe hieß, mit ihrem Mann ſechs Jahre in die Baſtille geſperrt zu haben, weil ſie nach dem Tode dieſer Dame ihr Andenken auf die ſchändlichſte Art verläſterten; denn wenn auch alles, was ſie ſagten, wahr geweſen wäre, ſo mußte doch die Achtung, die man ihrer Familie, der Liebe des Königs zu ihr, und den Kindern, die ſie von ihm hatte, ſchuldig iſt, der üblen Nachrede Stillſchweigen auflegen.

Die Frau von Rosny war über alles, was ihr die Herzogin geſagt hatte, ſehr erſtaunt; ſie wurde es aber noch mehr, als dieſe die Höflichkeiten, welche ſich Perſonen von gleichem Stande erzeigen, mit dem Ton einer Königin auf eine ſeltſame Art vermiſchte, und hinzu ſetzte: ſie könnte ſo oft es ihr beliebte zu ihrem Lever und des Abends zu ihr kommen, und mehr dergleichen Dinge. Natürlich mußte ſie, ſo wie alle Welt that, daraus auf eine nahe Veränderung in dem Zuſtande der Herzogin ſchließen, und ſie theilte mir dieſe Gedanken mit, als ſie ganz voll davon zu Hauſe gekommen war. Ich hatte auch ihr von allem, was über dieſe Sache zwiſchen dem König und mir vorgegangen war, ſo wie von dem Auftritt zu Saint-Germain ein Geheimniß gemacht. Jetzt verſprach ich ihr, ſie von dem wahren Verhältniß zu unterrichten, wenn ſie der Prinzeßin von Oranien kein Wort

von allen den Reden der Frau von Beaufort wiederſagen wollte; und wir machten uns auf den Weg nach Rosny.

Zwey Tage nachher, am Sonnabend vor Oſtern, hielt ich mein Wort. Ich hatte ihr eben die Abſicht der Herzogin, ſich zur Königin erklären zu laſſen, alle Mühe, die ſich ihre Verwandten und Kreaturen deshalb gaben, die innern Kämpfe des Königs, und den Entſchluß, den er jetzt gefaßt zu haben ſchien, ſich ſelbſt zu überwinden, erzählt, und hielt mich nur noch bey einigen Betrachtungen über die Unglücksfälle auf, welche eine entgegengeſetzte Aufführung dem Lande würde zugezogen haben, als ich auf einmal an dem äuſſerſten Schloßthore jenſeits des Grabens die Schelle ziehen hörte. Der Tag war noch nicht angebrochen und Niemand im Hauſe antwortete. Es wurde nun noch ſtärker geklingelt, und eine Stimme rief verſchiedne Male laut: Im Namen des Königs! Ich weckte nun ſelbſt einen Bedienten, und unterdeß er das Thor aufmachte, nahm ich meinen Schlafrock um und gieng hinunter, voll Unruhe, was man doch ſo früh von mir verlangte.

Der Kurier ſagte mir, er wäre die ganze Nacht geritten um mich im Namen des Königs den Augenblick nach Fontainebleau zu rufen. Der Menſch ſah ſo traurig aus, daß ich glaubte, der König müſſe krank ſeyn; „das nicht," antwortete er, „abermal in „der äuſſerſten Betrübniß. Die Herzogin iſt todt." Ich ließ mir die Worte mehrere Male wiederholen, ſo unwahrſcheinlich kamen ſie mir vor. Als ich endlich nicht mehr daran zweifeln konnte, fühlte ich mein Herz getheilt, durch den Kummer über die Betrübniß, die dieſer Tod dem König verurſachen müſſe, und die

Freude

Freude über das Gute, das für ganz Frankreich daraus entstand. Dies letzte Gefühl behielt indessen die Oberhand, indem ich überlegte, daß Heinrich durch einen vorübergehenden Schmerz tausend noch weit grausamern herzzerreissenden Scenen entgehen würde. Mit diesen Gedanken beschäftigt gieng ich in das Zimmer meiner Gemahlin zurück, und sagte ihr: „Sie „werden weder zum Lever noch Abends zur Herzogin „gehn, denn sie ist — todt." Ich nahm den Kurier mit mir hinauf, damit er frühstücken könnte, indem ich mich ankleidete, und uns zu gleicher Zeit von den nähern Umständen dieser grossen Begebenheit Nachricht gäbe, welche ich noch ausführlicher in dem Briefe sah, den la Varenne von Paris an den König geschrieben hatte, und den mir dieser, nebst noch einem andern von la Varenne an mich selbst, durch den Kurier überschickte.

Zamet (42.) war ein Hofmann, der sich einzuschmeicheln suchte; man kann also denken, daß er es bey dem Empfang der Herzogin an nichts hatte fehlen lassen, und daß er nichts versäumte um ihr die Zeit angenehm zu vertreiben. Am grünen Donnerstage hatte er ihr zu Mittage die köstlichsten Speisen, die alle nach ihrem Geschmack zugerichtet waren, vorgesetzt; nach der Tafel fiel es ihr ein, der Musik bey der Vesper im kleinen Saint. Antoine beyzuwohnen; hier aber hatte sie zuerst einen Anfall von Schwindel, der sie bewog schnell zurück zu kehren. Kaum war sie wieder in Zamet's Hause angekommen, und in den Garten gegangen um frische Luft zu schöpfen, so bekam sie einen Schlagfluß, der sie beynahe gleich erstickt hätte. Man kam ihr sogleich zu Hülfe und brachte sie wieder zu sich selbst; aber voll von der Idee, daß man sie vergiftet hätte, (43) wollte sie nicht län-

ger in diesem Hause bleiben, und befahl, sie in's das Kloster Saint-Germain zu ihrer Tante, der Frau von Sourdis zu bringen.

Kaum hatte man Zeit sie zu Bette zu bringen, so bekam sie die fürchterlichsten und schnell hintereinander wiederholten Anfälle von gräßlichen Convulsionen. La Varenne hatte die Feder ergriffen, um den König von dem ersten Zufall zu benachrichtigen, aber alle diese Anzeichen des Todes machten, daß er ihm weiter nichts sagen konnte, als daß alle Aerzte an dem Leben der Frau von Beaufort verzweifelten, weil das Uebel die heftigsten Gegenmittel erforderte, und daß ihrer Schwangerschaft alles, was man thun könnte ihr zu helfen, tödtlich werden würde. Kaum war dieser Brief abgegangen, so bekam die Kranke, welche schon im letzten Todeskampfe lag, noch einmal Verzuckungen, von denen sie ganz schwarz und so fürchterlich verstellt wurde, daß la Varenne, der voraus sah, daß der König gleich auf die erste Nachricht nach Paris eilen würde, es für das Beste hielt, ihm in einem zweyten Billet zu schreiben, sie sey schon todt, um ihn nicht einem so betrübten und zugleich so gräßlichen Anblick auszusetzen, als der, eine Frau, die man zärtlich geliebt hat, in Bewegungen und Verzuckungen, die ihr beynahe gar keine menschliche Gestalt mehr ließen, ihren Geist aufgeben zu sehen.

La Varenne schrieb mir zugleich durch diesen Kurier, die Herzogin sey zwar noch nicht todt, aber er glaube nicht, daß sie noch eine Stunde zu leben habe. (44) In der That starb sie auch wenige Augenblicke nachher in einer Abscheu und Schrecken erregenden Zerrüttung der Natur. Der König war sogleich beym Empfang des ersten Briefes zu Pferde gestiegen; auf halben

dem Wege empfieng er den zweyten. Er hörte nur die Stimme ſeiner Leidenſchaft, und was man ihm auch ſagen mochte, ſo wollte er noch den Troſt haben, ſeine Geliebte zu ſehen, ungeachtet er ſie todt glaubte. (45) Die drey Perſonen, die ihn ſchon das erſte mal nach Fontainebleau zurück geführt hatten, brachten es endlich durch ihre Vorſtellungen und Bitten ſo weit, daß er auch dieſesmal umkehrte, und von dort aus hatte er mir den Kurier geſchickt, der jetzt bey mir angekommen war.

Ich verlor keinen Augenblick; zum Frühſtück war ich ſchon zu Poiſſy und um Mittag zu Paris. Der Erzbiſchof von Glasgow mußte mich in ſeinem Wagen bis Eſſonne fahren laſſen, hier nahm ich Poſt und traf den Abend zu Fontainebleau ein. Der König gieng in ſeiner Gallerie auf und ab, und war in einen Schmerz verſunken, der ihm alle Geſellſchaft unerträglich machte. Als ich zu ihm trat, ſagte er mir, er hätte es wohl erwartet, daß mein Anblick ſeine Betrübniß vergrößern würde, und es träfe auch ein, aber dennoch fühlte er ſo ſehr, daß er in dem ſchrecklichen Zuſtande, worin ihn ſein jetziger Verluſt geſtürzt hätte, des Troſtes bedürftig wäre, daß er ſogleich beſchloſſen hätte, mich zu ſich zu rufen, um von mir eine Hülfe zu erhalten, die ich allein ihm geben könnte.

Ich wußte wohl, aus welchen Quellen ich die Troſtgründe ſchöpfen mußte, da ich einen Fürſten vor mir hatte, der gegen die Pflichten, die ihm die Religion und die Verwaltung des Staats auflegte, gleich empfindlich war. Ich erinnerte ihn an einige Stellen der heiligen Schrift, wo Gott als Vater und als Herr jenes Vertrauen und die gänzliche Ergebung for-

dert, welche dem Menſchen die Verachtung aller irrdiſchen Dinge einflößen. Dann ſetzte ich einige andere hinzu, welche uns von der göttlichen Verſehung jene vortrefliche Idee geben, wodurch wir ſie in den traurigen Begebenheiten ſowohl als in den glücklichen erkennen und anbeten lernen. Ich wagte es, ihm den Fall, der ſeinen Schmerz erregte, als eine Schickung vorzuſtellen, für die er einſt Gott am meiſten danken würde. Ich verſetzte mich mit ihm in die traurige und doch, wenn ſeine Geliebte das Leben behalten hätte, unvermeidliche Lage, wo er, auf der einen Seite von allem, was die zärtlichſte Liebe anziehendes hat, und auf der andern von der Stimme der Ehre und der Pflicht bekämpft, doch endlich über dieſe Feſſeln würde haben einen Entſchluß faſſen müſſen, die er nicht hätte zerbrechen können, ohne ſein eignes Herz zu zerreißen, noch fort tragen, ohne ſich mit Schande zu bedecken. Hier kam der Himmel ihm zu Hülfe, durch einen freylich ſchmerzhaften Schlag, aber der doch allein im Stande war zu einer Heyrath den Weg zu bahnen, von welcher die Ruhe Frankreichs, die Freude ſeines Volks, das Schickſal von Europa und des Königs eigne Zufriedenheit abhieng; denn er würde immer geglaubt haben, das Glück einer rechtmäßigen Verbindung ſey durch die Verſtoßung einer Frau, die durch tauſend gute Eigenſchaften ſeine Zärtlichkeit verdiente, zu theuer erkauft.

Ich merkte bald, daß dieſer letzte Grund, der auf eine für ſeine Geliebte, vortheilhafte Art vorgeſtellt war, indem er auf ſein Herz Eindruck machte, auch zugleich, durch das Vergnügen ſeine Wahl rechtfertigen zu hören, ihm wohlthat. Er geſtand mir, es ſey ihm angenehm zu hören, daß

ich

ich ſeine Empfindungen für die Frau von Beaufort zu denjenigen rechnete, welche durch wahre Sympathie entſtehen, und nicht blos auf Wolluſt gegründet ſind, und er habe gefürchtet, ich möchte ihm nur ſolche Troſtgründe ſagen, die ihn beſchämen würden. Unſre erſte Unterredung dauerte ſehr lange, und ich beſinne mich nicht mehr auf alles, was ich ihm ſagte. So viel weiß ich noch davon, daß, nachdem ich dem Schmerz die erſte Erleichterung gewährt hatte, die man ihm ſchuldig iſt, ſich nehmlich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen, ich nachher ihm mit gutem Erfolg die Verbindlichkeit zu Gemüthe führte, die jedem Fürſten und jedem Staatsmann obliegt, daß er auch bey der gerechteſten Betrübniß die nothwendige Freyheit des Geiſtes zu erhalten ſuchen müſſe, um die öffentlichen Geſchäfte nicht zu verſäumen. Heinrich hatte weder die Schwachheit, eigenſinnig an ſeinem Schmerze zu kleben, nach den Fehler, ſich durch Härte zu heilen; (46) er hörte noch mehr auf ſeine Vernunft, als auf ſein Herz. Schon jetzt ſchien er denen, die ihn in ſein Zimmer zurück gehen ſahen, weniger traurig. In der Folge, da Niemand ihn in ſeiner Traurigkeit beſtärkte, im Gegentheil die Geſchäfte ſie mit jedem Tage verminderten, erhob er ſich bald wieder zu dem Zuſtande, in dem jeder vernünftige Mann, der große Urſachen zur Betrübniß gehabt hat, ſich befindet. Er verdammte ſeinen Schmerz nicht, aber er ſchmeichelte ihm auch nicht, und er affectirte weder die Erinnerung daran bey jeder Gelegenheit zurück zu rufen, noch auch ſie ängſtlich zu vermeiden.

Der Herzog von Joyeuſe gab auch damals der Welt viel zu reden. (47) Aus einem Hofmann

und Soldaten hatte er ſich erſt zum Kapuziner gemacht; dann verließ er den Mönchsſtand, um wieder ein Krieger und ein vollkommner Weltmann zu werden, und hier gewann er wieder Geſchmack am Kloſter, von dem ihn der Pabſt nur auf ſo lange, als der Krieg währen würde, losgeſprochen haben ſoll; diesmal aber hielt er Wort bis an ſeinen Tod. Die Vermählung ſeiner Tochter, (48) der einzigen Erbin des Hauſes Joyeuſe mit dem Herzog von Montpenſier war die letzte Handlung die er that, ſo lange er noch dieſer Welt angehörte. Die Marquiſin von Bellisle (49) folgte ſeinem Beyſpiel, und wurde eine Barfüßerin.

Eilftes Buch.

Die in dem Kompromiß, welcher wegen des Marquiſats Saluzzo in die Hände des Pabſtes niedergelegt war, beſtimmte Zeit war verfloſſen, ohne daß ſeine Heiligkeit in dieſer Sache etwas entſchieden hätte. Der Herzog von Savoyen, der beſſer als irgend Jemand wußte, daß der Ausſpruch nicht günſtig für ihn ausfallen würde (1), hatte um das Urtheil aufzuſchieben alle die Kunſtgriffe gebraucht, die an dieſem kleinen Hofe gewöhnlich ſind, der zu ſeiner Erhaltung und Vergrößerung Hinterliſt, Wortbrüchigkeit, Unterwerfung und Anhänglichkeit an den Stärkern anwendet. Die erſte Idee des Herzogs war, einen Kompromiß zu wiederrufen, den er blos eingegangen hatte, um Zeit zu gewinnen und in der Hoffnung, daß Frankreich vielleicht mit dem heiligen Stuhl zerfallen würde. Weil aber dieſes doch zu auffallend geweſen wäre, ſo nahm er zu einem andern Kunſtgriff ſeine Zuflucht, um den Pabſt zu bewegen, daß er freywillig der Entſcheidung dieſer Sache ſich entzöge. Er ſchrieb ſeinem Geſandten zu Rom, er habe ſichere Nachrichten ſowohl aus Frankreich als aus Italien, daß Clemens VIII. von dem König gewonnen wäre, doch mit der geheimen Bedingung, daß Seine Majeſtät ſich verbände nachher dem Pabſt ſelbſt alle ihre Rechte auf das Marquiſat abzutreten. Der Geſandte, ſelbſt zuerſt durch ſeinen Herrn betrogen, erklärte ſich über dieſe Art, Richter und Partey zu ſeyn, auf eine Weiſe, daß Clemens, der die Entſcheidung nur um des Wohls beyder Thei- 1599.

le willen übernommen hatte, ſich ſogleich mit Unwillen davon losſagte.

Der Herzog von Savoyen, welcher ganz gewiß erwartete daß der Pabſt dieſe Parten ergreifen würde ließ demungeachtet dem König ſagen, er ſtellte die ganze Sache völlig ſeiner Willkühr anheim, und es wäre dazu kein fremder Schiedsrichter nöthig. Er hoffte von ihm das Land, über welches der Streit entſtanden war, am ſicherſten zu erhalten, indem er ihn von der Seite der Ehre reitzte, und zugleich ſtellte er es ihm als etwas ſo geringes vor, daß es die Aufmerkſamkeit eines ſo großen Königs gar nicht verdiente. So lautete die Anweiſung, welche die Herren von Jacob de la Kochette, von Lullins, von Bretons und von Roncas erhalten hatten, die als Agenten des Herzogs von Savoyen nach Paris gekommen waren.

Wenn man ſolche Abſichten hat, ſo ſucht man gewöhnlich zuerſt den Miniſter und Vertrauten des Fürſten auf ſeine Seite zu ziehen, oder, um die Sache bey ihrem wahren Namen zu nennen, man ſucht ihn zu beſtechen. Man giebt ſich kaum einmal die Mühe, ihm zu verbergen, daß man in dieſer Abſicht komme, ſo wenig ſie auch anſtändig iſt. Man iſt auch in ſeinen Ausdrücken nicht ſo vorſichtig, als bey einem Kongreſſ. Dieſe Herren ſagten mir daher: der Herzog von Savoyen verlange das Marquiſat Saluzzo von dem König blos als eine Gnade und als ein Geſchenk, und zugleich ſuchten ſie mir ziemlich deutlich zu verſtehen zu geben, daß dieſes Geſchenk auch nach Maasgabe der Wichtigkeit deſſelben und der Art, wie ich mich dabey verwenden würde, auf mich zurück ſtröhmen ſollte. Ich mochte den Sinn dieſer letzten Worte nicht verſtehen; auf die erſten antwortete

tete ich ſehr trocken, man könne nichts verſchenken, das man nicht wirklich ſelber beſäße. Der Herzog müſſe daher den Anfang damit machen, daß er Seiner Majeſtät das Marquiſat Saluzzo wieder einräumte; dann würde Heinrich, der, wie ich ihnen verſichern könnte, eine eben ſo groſſe Seele hätte, als ihr Herr, dieſen auch königlich behandeln; und ich erſuchte ſie daher ſehr ernſtlich, ſich unmittelbar an den König zu wenden. Sie thaten es, durch den Ton, mit dem ich ſprach, abgeſchreckt. Heinrich war äuſſerſt höflich gegen ſie, in allen Sachen aber, die den Staat angehen konnten, zeigte er eine ſolche Veſtigkeit, daß ſie nach verſchiedenen vergeblichen Verſuchen ſelbſt urtheilten, auf dieſem Wege ſey nichts auszurichten.

Sie ſahen ganz Frankreich und den Hof ſelbſt mit Unzufriednen und Meutern erfüllt, und dies brachte ſie auf den Gedanken, daß man dem König in ſeinem Lande genug zu thun geben könnte, um ſeine Aufmerkſamkeit von allen auswärtigen Angelegenheiten abzuziehen, wenn man dieſe Leute zu irgend einem gewaltthätigen Entſchluß reizte. Die perſönliche Gegenwart ihres Herrn ſchien ihnen aber nothwendig um diejenigen unter den Großen, welche ihren Verhetzungen Gehör geben würden, mit Nachdruck zur Entſcheidung zu bringen. Sie ſchrieben daher dem Herzog, ſein Vortheil erfordere, daß er ſelbſt nach Paris käme. Der ganze Plan paßte vortrefflich zu ſeinem Character (2); er genehmigte ihn auch ſogleich und bat den König um die Erlaubniß ihn zu beſuchen, welche dieſer gern abgelehnt hätte, wenn es mit guter Art möglich geweſen wäre. Aber der Herzog ließ ihm auch nicht den geringſten Vorwand dazu, indem er verſicherte, er unternehme blos dieſe Reiſe, um ſich ſelbſt mit Sr. Majeſtät zu vergleichen, oder vielmehr, ſich in allen Stücken ſeinem

Willen zu unterwerfen. Das alles begleitete er mit ſo viel Klagen über Spanien, daß es ſchien, er ſtehe auf dem Punkt, mit dieſem Hofe zu brechen, und künftig auf ſeine Verbindung mit Frankreich ſein ganzes Heil zu ſetzen. Nur vor kurzem hatte er eine vortheilhafte Anerbietung des König von Spanien, welcher ihm ſchrieb, er möchte ihm ſeinen älteſten Sohn und ſeine älteſte Tochter ſchicken, um ſie an dem Hofe zu Madrid als Prinzen vom königlich Spaniſchen Geblüt erſcheinen zu laſſen, ausgeſchlagen.

Dieſer Schritt des Herzogs von Savoyen bewog den Pabſt, ſich in die Angelegenheit von Saluzzo nicht mehr zu miſchen, aber der König verlohr die beyden Punkte, die ihm gleich anfangs die weſentlichſten ſchienen, keinen Augenblick aus dem Geſichte: von der Genugthuung, die der Herzog ihm ſchuldig war, nichts nachzulaſſen, und ſeine Schritte bey den unruhigen Köpfen des Hofes zu beleuchten.

Der Marſchall von Biron war immer noch der, welchen er an die Spitze derſelben ſetzte. Heinrich erfuhr, daß er bey ſeinem Aufenthalt in Guyenne ſich groſſe Mühe gegeben habe, den Adel dieſer Provinz zu bewegen, ſich mit ihm zu verbinden, und daß er ſelbſt bey Tiſche gegen alle dieſe Leute Reden geführt habe, die einen Feind des königlichen Anſehens verriethen. Das alles konnte indeſſen auch blos eine Wirkung ſeiner Prahlerey und ſeines Hochmuths ſeyn; aber die Sache erhielt mehr Gewicht, als man zugleich hinter ſeine Bewegungen am Savoyiſchen Hofe kam, ſo behutſam er auch dabey geweſen war. Der König gieng in der That dies Jahr beynahe blos deswegen nach Blois, weil er Birons Entwürfe vereiteln und die Völker im Gehorſam erhalten wollte, ob er gleich öffentlich

dieſe

dieſe Reiſe für eine Luſtbarkeit ausgab, um die ſchöne Luft dieſer Gegend im Sommer zu genieſſen, und do t, wie er ſagte, treſliche Melonen zu eſſen. Uebrigens war es ihm bey dem jetzigen Zuſtande der Sachen gleichgültig, ſich von Paris zu entfernen.

Ich begleitete ihn; der Aufenthalt zu Blois hatte aber nichts merkwürdiges, wobey ich mich aufhalten könnte. Die Zeit gieng hin mit den Sorgen, von denen ich eben geredet habe und mit der Nachſuchung um die ſo ſehr gewünſchte Trennung ſeiner Ehe mit Margarethen von Valois.

So lange die Herzogin von Beaufort lebte, hatten nur wenige den König getrieben, auf dieſe Scheidung zu denken. Viele hielt die Furcht ab, daß ihre Bemühungen nur der Maitreſſe zum Vortheil gereichen würden, welche allgemein gehaßt wurde; andere wollten ſich dem Zorn dieſer Frau nicht ausſetzen, der, auch wenn ihre Plane ſcheiterten, immer noch furchtbar blieb. Kaum hatte ſie die Augen geſchloſſen, ſo war es, als hätten ſich das Parlament, die übrigen Korps und das Volk über dieſe Sache zuſammen verſchworen. Der General-Prokurator kam, und bat den König, ſeinen Unterthanen dieſe Freude zu machen, und er verſprach die Wünſche ſeines Volks zu erfüllen, ob er gleich in Anſehung der Wahl noch ſehr unentſchieden war.

Ich fieng jetzt meinen Briefwechſel mit der Königin Margarethe noch weit ſtärker an. Bis jetzt war mir nichts daran gelegen geweſen, das Hinderniß zu heben, weswegen ſie ihre Einwilligung verweigerte, die Ausſchließung der Frau von Beaufort. Vielmehr ſah ich es als ein Hülfsmittel an, zu welchem alle Welt vielleicht noch würde ihre Zuflucht nehmen müſſen, wä-

re

re es auch nur um den Römiſchen Hofe die Hände zu binden, wenn der König ſich durch ſeine Geliebte hätte gewinnen laſſen; und übrigens war mir die Gefälligkeit, die ich bey Margarethen fand, Bürge, daß ſie es nicht als bloßen Vorwand einer völligen Weigerung gebrauchte. Die Antwort, welche ſie mir von Uſſon auf den Brief ſchickte, worinn ich von dem Opfer, das man von ihr erwartete, mit den ehrerbietigſten aber auch ſehr deutlichen Ausdrücken ſprach, wie es ſich bey ſolchen Unterhandlungen gehört, beſtärkte mich in dieſer Meynung. Um mir zu zeigen, daß ſie verſtände, worauf es ankäme, erklärte ſie ſich gerade zu über den Scheidebrief, und machte dabey ſo wenig beſchwerliche Bedingungen, daß die Sache nun beynahe keine Schwierigkeit mehr haben konnte. Sich mit ihr wegen einer anſtändigen Penſion zu vergleichen, und ihre Schulden zu bezahlen, das war alles was ſie verlangte, und um von ihrer Seite dieſe Sache, entweder mit dem König oder mit mir zu beendigen, wählte ſie einen Mann, der uns gar nicht unangenehm war, ob er gleich zu ihrem eifrigſten Anhängern gehörte. Es war derſelbe Langlois, der bey der Uebergabe von Paris ſo nützliche Dienſte geleiſtet, und deswegen das Amt eines Requetenmeiſters zur Belohnung erhalten hatte.

Schwerlich hätte man einen geſcheutern Mann zu ſolchen Angelegenheiten finden können. Er brachte dem König eine Antwort von Margarethen (3); denn Heinrich hatte es auch für ſchicklich gehalten, ihr zu ſchreiben, und ſein Brief war äuſſerſt gütig und höflich, aber freylich nicht ſo deutlich als der Meinige. Zu gleicher Zeit übergab Langlois einen Aufſatz von den Forderungen der Königin, über welche man ſogleich einig war. Um die Sache nun deſto ſicherer zu ma-

machen, übernahm er, ſie zu bewegen, daß ſie eigenhändig an den Pabſt ſchriebe, um ihn zu überzeugen, daß man ſie nicht nur in dieſer Sache gar nicht gezwungen habe, ſondern daß ſie ſelbſt ſie eben ſo dringend wünſchte, als ganz Frankreich; und er hielt auch Wort. So bald d' Oſſat dieſes Dokument hatte, fand er weiter keine groſſen Schwierigkeiten. Sillery, der die Schande ſeines erſtrn Auftrages auslöſchen wollte, unterſtützte ihn dabey. Der heilige Vater hielt die Bewilligung der Gunſt, die man von ihm verlangte, nur noch durch die gewöhnlichen Verzögerungen des Anſtandes und der Formalitäten auf, und gab dem Einblaſen der Neider kein Gehör; denn dieſe verhaßte Menſchenart findet ſich überall, und miſcht ſich in alles. Endlich bevollmächtigte er ſeinen Neffen, den Biſchof von Modena als Nuncius, die letzte Hand an das Werk zu legen, welches nur in Frankreich vollendet werden konnte, und gab ihm zwey franzöſiſche Beyſitzer, den Erzbiſchof von Arles und den Pater Angelus, welchem er den Purpur geſchickt hatte, und der jetzt der Kardinal von Joyeuſe (4) hieß. Man nahm den Ausweg, daß man die Ehe für unſtatthaft erklärte, und daher den König und die Königin von aller gegenſeitigen Verbindung freyſprach.

Unterdeſſen daß man an der Beendigung dieſer Sache arbeitete, hörte Heinrich, der nach Fontainebleau zurückgegangen war, und den gröſten Theil ſeiner Zeit mit Luſtbarkeiten und an der Tafel hinbrachte, von dem Fräulein von Entragues (5) reden. Auf die Schilderung, welche ihm die Hofleute von ihr machten, die immer ſich bemühten, ſeiner Neigung für das ſchöne Geſchlecht zu ſchmeicheln und ſie ihm als ein eben ſo ſchönes als munteres und geiſtreiches Mädchen vorſtellten, bekam er Luſt, ſie zu ſehen, und wurde auch

ſogleich heftig in ſie verliebt. Hätte er doch den Kummer vorausſehen können, den dieſe neue Leidenſchaft ihm in der Folge verurſachen würde! Aber es war einmal Heinrichs Schickſal, daß die Schwachheit, die ſeinen Ruhm verdunkelte, auch das Glück ſeines Lebens vergiften ſollte.

Das Mädchen war kein Neuling. Obgleich ſie nicht unempfindlich gegen das Vergnügen war, einen ſo großen König ſich um ſie bewerben zu ſehen, ſo hörte ſie doch noch mehr den Ehrgeiz, der ihr ſchmeichelte, daß es ihr in dem jetzigen Verhältniß vielleicht nicht unmöglich ſeyn würde, ihre Rolle ſo gut zu ſpielen, daß ſie aus ihrem Liebhaber einen Gemahl machen könnte. Sie übereilte ſich daher nicht, ſeine Wünſche zu erfüllen. Stolz und Schamhaftigkeit wurden wechſelsweiſe angewendet, und in der Folge der Eigennutz. Sie verlangte nicht weniger als hunderttauſend Thaler zum Preis für die letzte Gefälligkeit. So bald ſie ſah, daß ſie Heinrichs Leidenſchaft durch ein Hinderniß nur gereitzt hatte, welches mir ſo fähig ſchien ſie abzukühlen, daß er mir nur mit äußerſter Gewalt dieſe Summe abdringen konnte, ſo verzweifelte ſie weiter an nichts und ſann nur auf neue Liſt. Sie führte den Zwang an, worinn ihre Eltern ſie erhielten (6), und die Furcht vor ihrer Rache, wenn ſie in des Königs Verlangen willigte. Er antwortete darauf ſo gut es ihm möglich war, aber er konnte das Fräulein nicht befriedigen, und endlich wuſte ſie einen günſtigen Augenblick zu faſſen, und ſagte ihm rein heraus, ſie würde ihm nie etwas einräumen, wenn er ihr nicht ſchriftlich verſpräche, ſie binnen einem Jahre zu heyrathen. Es geſchähe nicht um ihrer ſelbſt willen, ſagte ſie, daß ſie dieſes Verſprechen forderte, und dabey begleitete ſie dieſen ſonderbaren Vorſchlag mit einem Anſchein von Beſcheidenheit, der den König nur noch verliebter machen muſte.

Sie

Sie würde mit einer mündlichen Verſicherung ſich begnügen, oder vielmehr gar keine verlangen; denn ſie wiſſe wohl, daß ihre Geburt ihr keine Anſprüche auf dieſe Ehre erlaubte, aber ſie habe dieſe Schrift nöthig, um ihr bey ihren Eltern als Entſchuldigung ihrer Schwachheit zu dienen. Da ſie merkte, daß Heinrich immer noch anſtand, ſo war ſie ſo fein, ihm zu verſtehen zu geben: ſie ſähe im Grunde dieſe Verſchreibung als ein Hirngeſpinnſt an; denn es ſey ihr wohl bekannt, daß Er nicht ſo wie ſeine Unterthanen vor Gericht könne belangt werden.

Heinrich gab bey dieſer Gelegenheit ein groſſes Beyſpiel von der Tyranney der Liebe. Er war nicht verblendet genug, um nicht deutlich einzuſehen, daß dies Mädchen ihn blos zu betrügen ſuchte. Der Urſachen gar nicht einmal zu gedenken, die er auch außer dem hatte, ſie für keine Veſtalin zu halten, noch der gegen den Staat geſchmiedeten Ränke, wovon ihr Vater, ihre Mutter, ihr Bruder und ſie ſelbſt überführt worden waren, und welche dieſer ganzen Familie einen Befehl zugezogen hatten, Paris zu verlaſſen, den ich noch ganz kurz vorher ihnen im Namen des Königs bekannt machen muſte, aller dieſer Dinge ungeachtet war er ſo ſchwach, in das Verlangen ſeiner Geliebten zu willigen und ihr ſein Wort darüber zu geben.

Eines Morgens, da er im Begriff war auf die Jagd zu gehen, ruſte er mich in die Galerie zu Fontainebleau und gab mir dies ſchimpfliche Papier in die Hände. Ich muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und dieſes um ſo mehr, da ich ſeine Fehler nicht zu verſtecken ſuche, daß, ſelbſt in den gröſten Ausſchweifungen, wozu ihn Leidenſchaft hinriß, er ſich doch ſtets überwand, ſeine Entſchlüſſe denenjenigen zu geſte-

gestehen, von denen er wußte, daß sie am meisten da
wider waren, und sie darüber um Rath zu fragen; —
ein Beyspiel von Geradsinnigkeit und Seelengröße, da
man bey wenig Fürsten finden wird. Unterdeß ich di
Schrift las, von der jedes Wort für mich ein Dolch
stich war, wendete Heinrich sich bald auf die Seite
um sein Erröthen zu verbergen, bald suchte er mic
wieder zu gewinnen, indem er sich wechselsweise anklag
te und vertheidigte. Ich hieng mit meiner ganzen
Aufmerksamkeit an dem unglücklichen Papier. Di
Bedingung, ein Mädchen zu heyrathen, wenn es bin
nen Jahresfrist einen Sohn gebähren würde, (denn
dies waren die eigentlichen Ausdrücke) schien mir in de
That lächerlich und augenscheinlich ungültig; aber di
Schande und Verachtung, welche den König bedecken
mußte, wenn dies Stück bekannt werden würde, sah
ich als unvermeidlich an. Noch mehr fürchtete ich di
unglaublichen Folgen davon bey den jetzigen Verhält
nissen wegen der Ehescheidung, an der man arbeite
te, und dieser Gedanke machte mich stumm und un
beweglich.

Heinrich sah meine heftige innere Gemüthsbewe
gung, ob ich gleich ihm das Papier kaltblütig zurück
gab. „Nun, nun," rief er, „nur heraus mit dem,
„was Sie sagen wollen! Machen Sie nicht so sehr
„den Bescheidnen." Aber ich konnte so bald noch die
Worte nicht finden, in die ich meine Gedanken kleiden
sollte, und es ist wohl nicht nöthig, daß ich die Ursa-
chen meiner Verlegenheit hier hererzähle. Wer es
weiß, was das heißt, der Vertraute eines Königs in
einer Sache zu seyn, wo es darauf ankömmt, seine
Entschlüsse zu bestreiten, — und bey Monarchen sind
diese stets unumstößlicher und vester Willen, — der
wird mich leicht entschuldigen. Heinrich versicherte
mich

mich von neuem, ich könnte alles ſagen, was ich im Kopfe hätte, ohne ihn zu erzürnen; denn daß wäre, ſagte er, eine Entſchädigung die mir gehörte, für die 300,000 Livres, welche er mir entriſſen hätte. Er mußte mir dieſe Verſicherung verſchiedenemal und mit einer Art von Schwur wiederholen, und nun ſtand ich nicht länger an, mich ſo zu zeigen, wie ich wirklich war; ich nahm ihm das Papier aus der Hand, und riß es in Stücken ohne ein Wort zu ſagen. „Was Teufel!“ ſchrie der König, über dieſe dreiſte Handlung äußerſt erſtaunt, „was haben Sie vor? Ich glaube, Sie „ſind verwirrt.“ „Es iſt wahr, Sire,“ antwortete ich, „ich bin verwirrt, aber wollte Gott, ich wäre es allein in „ganz Frankreich!“ Der Entſchluß war feſt in meiner Seele, eher alles zu wagen, als durch ein gefährliches Nachgeben meine Pflicht und die Wahrheit zu verrathen. Ohne mich an den Verdruß und den Zorn zu kehren, welche ich in dem Geſicht des Königs las, unterdeß er die zerriſſnen Stücke aufhob, um den Aufſatz noch einmal zu ſchreiben, nahm ich dieſen Augenblick wahr, ihm mit Nachdruck alles das vorzuſtellen, was ich ſagen konnte, und was der Leſer leicht von ſelbſt erräth. Heinrich hörte mich bis zum Ende, ſo aufgebracht er auch war, aber von ſeiner Leidenſchaft beherrſcht, konnte nichts ihn dahin bringen, ſeinen Entſchluß zu ändern. Alles, was er mit der höchſten Anſtrengung über ſich gewinnen konnte, war, einen zu aufrichtigen Vertrauten nicht von ſich zu ſtoßen. Er verließ die Galerie ohne mir ein einziges Wort zu ſagen, gieng in ſein Kabinet, ließ ſich von Lomenie ein anderes Schreibzeug geben, und kam nach einer halben Viertelſtunde wieder heraus, nachdem er ein anderes Verſprechen aufgeſetzt hatte. Ich ſtand unten an der Treppe als er herunter kam; er gieng bey mir vorbey, ohne zu thun, als ob er mich

sähe, stieg zu Pferde und gieng von der Jagd n
Malesherbes, wo er zwey Tage blieb.

Ich glaubte nicht, daß dieser Zwischenfall die
gel heit der Ehescheidung, und die Wahl einer
wa n für den König hindern müsse; im Gegen
schien mir beydes nun nur noch dringender. Die
vollmächtigten Sr. Majestät machten daher jetzt
Rom die erste Eröfnung wegen einer Heyrath zwis
ihm und der Prinzessin Marie von Medicis (7),
Tochter des Großherzogs von Florenz. Der K
ließ es geschehen, und ernannte selbst, aber blos
man ihn so lange plagte bis er es that, den Co
table, den Kanzler, den Herrn von Villeroi und m
um mit dem Gesandten, welchen der Großherzog
Paris schicken sollte, an dieser Sache zu arbei
Wir zogen sie nicht in die Länge. Kaum war Jo
nini, der Florentinische Bevollmächtigte, angek
men, so waren auch in einem Augenblick die Ar
aufgesetzt und von uns allen unterzeichnet.

Mir wurde der Auftrag gegeben, sie dem K
vorzulegen, der eine so schnelle Ausführung n
vermuthet hatte. Als ich auf seine Frage, was
brächte, ihm antwortete: „Ich bringe Ihnen eine
„mahlin, Sire;" blieb er eine Viertelstunde wie
Donner gerührt. Dann fieng er an mit großen Sc
ten im Zimmer auf und ab zu gehen, biß sich die
gel, rieb sich die Stirne, und überließ sich seinen
danken, die ihn so heftig bewegten, daß er lange
mir gar nichts sagen konnte. In diesem Augen
zweifelte ich nicht, daß alle meine Vorstellungen
kung thäten. Endlich kam er zu sich selbst, wie
Mensch, der einen letzten Entschluß gefaßt
„Nun dann," rief er, indem er seine Hände zus

men ſchlug, „nun dann, ſo ſey's! Es ſey, in Got„tes Namen! Wenn keine Hülfe iſt, wenn ich, wie „Sie ſagen, zum Wohl meines Reichs durchaus „mich vermählen muß, ſo geſchehe es!" — Er geſtand mir, die Furcht, nicht beſſer anzukommen als das erſte Mal, verurſache noch allein ſeine Unentſchloſſenheit. Sonderbarer Widerſpruch des menſchlichen Geiſtes! Ein Fürſt, der ſich mit Glück und Ruhm und tauſend grauſamen Zwiſtigkeiten gewickelt hatte, wie Krieg und Staatskunſt ſie ihm zuzogen zitterte bey der bloßen Ausſicht auf häuslichen Zank, und war viel unruhiger, als da man noch in demſelben Jahre auf die Angabe eines Kapuziners von Mayland (8), an ſeinem eignen Hofe einen Italiener entdeckt hatte, der nach Paris gekommen war, ihn zu ermorden. — Die beſchloßne Vermählung konnte erſt in dem folgenden Jahre vollzogen werden.

Noch einige auswärtige Begebenheiten muß ich bey dieſem Jahre anführen. Der Krieg brach mit Heftigkeit in den Niederlanden los, ſobald der Erzherzog dahin gegangen war. Auf wiederholte Klagen von Madrid ließ der König ſeinen Unterthanen verbieten, in die Dienſte der Provinzen zu treten; aber es geſchah nur zum Schein. Denn da die Staatskunſt erforderte, daß man die Flamänder nicht unterdrücken ließe, ſo beſtrafte Heinrich nicht nur die Uebertretungen ſeines Verbots nicht ſondern er begünſtigte auch unter der Hand dieſe Völker. In Ungarn war Krieg, von dem ich aber weiter nichts zu ſagen habe, als daß der Herzog von Mercoeur um die Erlaubniß bat und ſie auch erhielt, daſelbſt dem Kaiſer zu dienen. In Schweden wurde durch eine Staatsveränderung der regierende König, der zugleich zum König von Polen erwählt war, (9) von

seinen Unterthanen vom Thron gestoßen, und sein Oheim Karl, der Herzog von Südermannland, an seine Stelle gesetzt, welcher durch einen Sieg, den er über ihn erfocht, ihm alle Hofnung raubte, sein Königreich wieder zu erlangen.

Hier sind noch einige Begebenheiten, die mich persönlich angehen. Als ich zu Blois war, kam die Prinzessin von Epinoi (10) und ersuchte mich um meinen Beystand bey dem König gegen die Prinzen von Ligne, die ihre und ihrer Kinder Güter an sich reißen wollten: Sie hatte deren fünfe, und vier davon, drey Söhne und die älteste Tochter, brachte sie mit sich; die jüngste wurde bey der Frau von Neubais, der Wittwe des Vikomte von Gent, ihres und meines Oheims, erzogen. Sie sagte mir, da ich der nächste väterliche Verwandte wäre, den diese Kinder in Frankreich hätten, so komme die Vormundschaft über sie mir zu. Ich übernahm gern dies Amt, um ihnen Recht zu schaffen; und ich hatte auch die Freude, nach sechs oder sieben Jahren, während welcher ich für sie sorgte als für meine eignen, sie in dem Besitz aller ihrer Güter zu sehen, welche sich auf 120,000 livres Einkünfte beliefen. In der Folge werde ich Gelegenheit haben, von der Verbindlichkeit zu reden, die sie dem König schuldig sind.

Um dieselbe Zeit baten mich die Kaufleute von Tours, ihnen die Erlaubniß auszuwirken, Manufacturen von allen Arten von Gold- und Silberstoffen und seidnen Zeugen anzulegen, welche bisher in Frankreich noch nicht verfertiget wären; zugleich verlangten sie, daß die Einfuhr dieser Waaren aus fremden Ländern möchte verboten werden. Sie versicherten mich, sie hätten hinlängliche Vorräthe, um so viel als in Frankreich

reich von solchen Waaren gebraucht würde, zu liefern. Ich verlangte blos so lange Bedenkzeit, als ich nöthig hatte, um mich selbst zu überzeugen, ob ihre Angabe richtig wäre; es fand sich aber das Gegentheil, und ich bemühte mich nun sie von einer Unternehmung abzumahnen, welche grosen Schaden bringt, wenn sie fehlschlägt. Sie wollten sich aber nicht überreden lassen, sondern wendeten sich unmittelbar an den König, da ich mich weigerte, mich der Sache anzunehmen. Jezt glaubte ich, stillschweigend den Ausgang abwarten zu müssen; denn in der That konnte eine solche Einrichtung, wenn sie gut ausgeführt wurde, groſen Nuzen bringen. Der König, durch ihre dringenden Bitten hingerissen, gestand ihnen ihre Forderung zu. Kaum aber war ein halbes Jahr verflossen, so kamen sie schon, weil sie ihre Maasregeln nicht gut genommen hatten, und gaben ein Privilegium zurück, über welches die ganze Welt unzufrieden war, weil es nur diente, den Käufern noch gröſere Kosten zu verursachen.

Der König glaubte nicht, daß die Angelegenheit von Saluzzo ohne Schwerdtstreich würde beygelegt werden können; er dachte daher schon lange darauf das Amt eines Feldzeugmeisters einem Mann zu übergeben, welcher es gut und vorzüglich auch durch sich selbst verwalten könnte. Dies lezte war dem alten Crès unmöglich, und doch wollte Heinrich nicht gern einen Mann, der der Groſvater seiner Kinder war, dieser Stelle berauben. Er glaubte daher einen trefflichen Ausweg gefunden zu haben, da der alte de Born eine Bedienung als Feldzeugmeister Leutenannt niedergen wollte; ich sollte mit ihm darum hande'n, und nachher auch die Dienste des General Feldzeugmeisters zugleich verrichten. Die schon an sich sehr be-

trächtlichen Vorrechte der zweyten Stelle wollte der König mir zu gefallen noch vermehren, sie zur Kronbedienung erheben, die Gewalt über alle zweyte Befehlshaber in den Provinzen damit verknüpfen, die Besoldung erhöhen und mir die Bestallung umsonst ausfertigen lassen. Ich gestehe aber, daß keine von diesen Anerbietungen mich rührte; ich konnte mich durchaus nicht entschließen unter einem andern zu dienen, da ich die erste Stelle verfehlt hatte. Indessen brauchte ich blos die mir obliegenden Geschäfte zum Vorwand, um der Absicht des Königs auszuweichen, und damit sagte ich auch nichts als die Wahrheit. Er setzte mir aber lange mit Bitten zu, und weil ich immer unbeweglich blieb, gieng er endlich zornig von mir, und sagte, er wollte nicht mehr mit mir davon reden; weil ich aber durchaus blos meinem Eigensinn folgte, so wollte er seiner Seits auch seinen Willen haben.

Seine guten Gesinnungen für mich machten, daß er diese Drohung den Augenblick wieder vergaß. Er ließ dem alten d'Este es den Antrag thun, seine Stelle zu verkaufen. So wie ich dies erfuhr, ließ ich der Frau von Nery, die diesen Greis regierte, durch den Herrn Dupeche und seine Frau 3000 Thaler bieten, um die Sache zu Stande zu bringen. Der Feldzeugmeister, der von ihr gedrängt wurde, sagte zu dem König, daß er bereit wäre, eine andre Belohnung für seine Stelle anzunehmen. Heinrich sagte mir es sogleich wieder, und setzte hinzu: weil ich ihn erzürnt hätte, so verlange er von mir, in kurzer Zeit seine Artillerie so in Stand zu setzen, daß er das Marksat Saluzzo damit erobern könnte, denn man versicherte ihm täglich, er würde es nicht anders als mit Gewalt bekommen, das heißt durch eine Men-

e ziemlich ſchwerer Belagerungen. Denn dies iſt die
Art, wie man in Savoyen Krieg führt. Ich dankte
em König und ſchloß mit d'Eſtrées den Handel um
0,000 Thaler. Weil aber die kleinen Unkoſten ſich
uch noch auf eine anſehnliche Summe beliefen, ſo
ah ich mich genöthigt von Morand, Vienne und Vil-
mont.e 100 000 Thaler auf Zinſen zu nehmen.
Drey Tage nachher wurde ich feyerlich mit der Wür-
e eines General Feldzeugmeiſters bekleidet, und lei-
ete darüber den Eid. (11) Dies war das vierte
roße Amt, mit dem ich beehrt wurde. Die jährli-
en Einkünfte betrugen 24,000 Livres. Ich glaub-
, die Dankbarkeit, welches dieſe neue Wohlthat des
önigs erforderte, nicht beſſer an den Tag legen zu
nnen, als wenn ich alle meine Sorgen an die Ar-
llerie wendete. In dem Arſenal ſchien mir, als ich
beſah, alles in einem ſo traurigen Zuſtande zu ſeyn,
aß ich beſchloß meine Wohnung darinn zu nehmen,
m deſto beſſer für die Wiederherſtellung deſſelben
rgen zu können, ungeachtet dies Schloß damals ſehr
hlecht gebaut, von allem entblößt und ohne alle Be-
emlichkeit war.

Die Artillerie war in noch ſchlechtern Umſtän-
n. Ich fieng zuerſt damit an, daß ich die Offiziere
ntfernte, welche keine einzige von den nöthigen Kennt-
iſſen hatten, und daher im Grunde blos Bediente
r Civilbeamten waren. Ich dankte auf einmal un-
gefehr 500 von dieſen Offizieren ab. Alsdann kam ich mit
n Salpetercommiſſarien zuſammen, und ſchloß
it ihnen über einen anſehnlichen Vorrath von Pul-
r, welches ich dem König zeigte, einen Handel.
eben ſo ſchloß ich einen Akkord mit den Beſitzern der
iſenhämmer, wegen des nöthigen Eiſens zu den Ka-
ten, Bomben u. ſ. w.; mit auswärtigen Kaufleuten

wegen des Metalls; und mit Wagnern und Zimmerleuten wegen der Holzarbeiten, die ich zu meinen Planen brauchte. Der König besuchte selbst sein Zeughaus vierzehn Tage, nachdem ich mich darin eingerichtet hatte, und in der Folge wurde ihm dieses eine seiner angenehmsten Erholungen. Es machte ihm grosses Vergnügen, alle die Vorbereitungen, welche darin gemacht wurden, und den ausserordentlichen Fleiß zu sehen, den ich darauf verwendete.

Es war aber auch nöthig, fleißig zu seyn, da die Savoyischen Angelegenheiten immer dringender wurden. Die einzelnen Umstände derselben und der Krieg, den sie nach sich zogen wird das ganze folgende Jahr hindurch der Inhalt dieser Memoiren werden. Der Herzog von Savoyen reisete gegen das Ende von 1599 aus seinen Staaten ab um nach Frankreich zu kommen; er brachte die Gesinnungen mit, von denen ich schon geredet habe, aber er konnte sie nicht so geheim halten, daß er alle die Früchte, die er von seinen Betrügereyen hoffte, hätte erndten sollen. Die Untersuchung des ehemaligen Betragens dieses Fürsten und seiner Unterhändler, und die Kenntniß, die man von seinem Charakter hatte, waren ihm schon nicht sehr günstig. Bald nachher bekam man noch sichere Nachrichten von ihm. Lesdiguieres schrieb dem König, der Herzog ließe mit großem Fleiß an seinen Vestungen vorzüglich in Vieffe, arbeiten, und sie mit Kriegs- und Mundvorräthen versehen. Durch den Grafen Lareces und den Herrn du Passage erfuhr man, daß er sich an dem Spanischen Hofe große Mühe gegeben und auch den Pabst zu bereden gesucht habe, einen zweyten Kompromiß sich gefallen zu lassen, indem er ihm vorstellte, es sey der Vortheil von ganz Italien, nicht zuzugeben, daß der König von Frankreich jenseits

der

der Gebürge etwas beſäße. Die franzöſiſchen Reſidenten zu Florenz ſchrieben, der Herzog unternehme dieſe Reiſe aus keiner andern Abſicht, als um den König zu überliſten; dieſer aber glaubte, der Herzog ſelbſt könne in ſeinen Schlingen gefangen werden, und dies nicht nur durch ihn, ſondern auch durch den König von Spanien und die übrigen italieniſchen Fürſten; denn dieſe zeigten öffentlich ihren Widerwillen gegen das unruhige und ehrgeizige Gemüth des Herzogs, und Philipp III hatte noch nicht vergeſſen, wie laut er ſich darüber beſchwert hatte, daß, indem man die Niederlande und die Franche Comté, welche mehr werth wären als beyde Caſtilien und Portugall, der einen Infantin zum Heyrathsgut gäbe, die andre, welche er geheirathet hatte, nichts als ein Kruzifix und ein Bild der heiligen Jungfrau mitgebracht hätte. Eine Menge anderer ähnlicher Unbeſonnenheiten, und gegenſeitige Klagen und Nachrichten hatten ihr voriges gutes Verſtändniß völlig zu Grunde gerichtet.

Die Folge zeigte die Richtigkeit dieſer Bemerkungen, welche der König mir mittheilte, als er mir Desdiguiere's Brief zeigte; öffentlich ließ er ſich aber von ſeinem Unwillen über das, was er von dem Betragen des Herzogs erfuhr, nichts merken. Er befahl mir ſogar, von Seiten der Artillerie und der Finanzen nichts zu verſäumen, damit er zu Lion auf eben die Art, die bey dem Empfang fremder Fürſten gebräuchlich iſt, aufgenommen würde. Ich glaube auch nicht, daß er Urſach gehabt hat, ſich über mich zu beſchweren, aber die Gräfen von St. Jean verweigerten ihm gewiſſe Ehrenbezeugungen, welche, wie die Herzoge von Savoyen behaupten, das Kapitel zu Lion ſchuldig iſt, ihnen als Grafen von Villars zu erzeigen (12). Der größte Aufwand wurde zu Fontaine-

bleau und zu Paris gemacht, wo der Herzog seiner Seits auch sich mit einem Glanz zeigte, der völlig seines Ranges würdig war. (13).

Drey Tage nach seiner Ankunft zu Paris ließ der König, dem es ganz recht war, daß der Herzog die neue Ordnung sehen sollte, die man im Arsenal beobachtete, mir sagen, er würde mit ihm und den vornehmsten Herren und Damen seines Hofes das Abendessen darinn einnehmen. Der Herzog von Savoyen kam aber so zeitig, daß ich eine so große Eil nicht blos für zufällig halten konnte. Er verlangte die Magazine zu sehen; dies war aber gar nicht der Ort, wohin ich ihn führen wollte, denn ich schämte mich selbst der Armuth der alten Vorrathshäuser. Ohne ihm zu antworten brachte ich ihn in die neuen Werkstätten. Er gerieth in eine so große Verwunderung über zwanzig neu gegossene Kanonen, eben so viel, die man im Begrif war zu gießen, vierzig vollkommne Lavetten, und eine Menge anderer Werke, woran er mit großem Fleiß arbeiten sah, daß er sich nicht enthalten konnte mich zu fragen, was ich mit diesen großen Zurüstungen anfangen wollte. „Montmelian einnehmen;" antwortete ich lachend. Ohne sich merken zu lassen, daß diese Antwort ihn ein wenig aus der Fassung gebracht hatte, fragte er mich in einem scherzenden und diplomatischen Ton, ob ich dort gewesen wäre? Ich antwortete, nein; „nun, ich dachte es wol," fuhr er fort, „denn sonst würden Sie das nicht sagen. Mont„melian ist unüberwindlich." Ich blieb bey dem Ton, in welchem er mit mir redete, und sagte ihm, ich riethe ihm nicht den König zu zwingen, daß er einst diese Unternehmung versuchte; denn sonst glaubte ich sehr gewiß zu seyn, daß Montmelian den Titel unüberwindlich verlieren würde.

Dieß

Dieſe Worte machten ſogleich unſere Unterredung ſehr ernſthaft. Der Herzog nahm daher Gelegenheit, von der Urſach, die ihn nach Frankreich gebracht hatte zu reden, und gab mir auf eine höfliche Art zu verſtehen: er wiſſe, daß ich ihm bey dem König nicht günſtig wäre. Wir hatten aber nicht Zeit, mehr davon zu ſprechen; der König kam, und man dachte an nichts als Freude und Vergnügen. Dies hinderte jedoch nicht, daß noch denſelben Abend von beyden Theilen Kommiſſarien ernannt wurden, um den Grund des Streites zu unterſuchen. Von Seiten des Königs waren es der Connetable, der Kanzler, der Marſchall von Biron, Meiſſe, Villeroi und ich, und von dem Herzog von Savoyen, Bellij ſein Kanzler, der Marquis von Lullin, die Herren von Jacob, der Graf von Morette, der Ritter von Bretons und des Allymes.

Der Herzog von Savoyen hatte ſchon einige von unſern Kommiſſarien auf ſeine Seite zu ziehen gewußt, und er gewann die Uebrigen völlig durch ſeine große Freygebigkeit bey Gelegenheit der Neujahrsgeſchenke, womit er ſie und den ganzen Hof überhäufte. (14.) Ich war der, welcher ihm die meiſte Sorge machte, weil jedesmal, wenn die Sache vorgenommen wurde, ich feſt darauf beſtand, der Herzog ſolle entweder dem König das Marquiſat Saluzzo zurück geben, oder ihm das Land Breſſe und die ganzen Ufer der Rhone, von Genf bis Lion abtreten. Wenn es nicht gar zu unhöflich geweſen wäre, zu verlangen, daß ich aus den Verſammlungen ausgeſchloſſen würde, ſo hätte man gewiß dies Mittel ergriffen; ſo aber hielt man ſich an den erſten Plan, mich, um welchen Preis es auch ſeyn möchte, zu gewinnen. 1600.

Des

Des Allymes (15) kam den 5. Januar, um mir im Namen seiner Hoheit die gewöhnlichen Komplimente zu machen. Er bat mich auf die höflichste Art von der Welt, die Gründe seines Herrn in Erwägung zu ziehen, das heißt mit klaren Worten, sie anzunehmen, und er begleitete seine Bitte mit der Ueberreichung des Bildes des Herzogs, dessen mit Diamanten besetzte Kapsel 15 — bis 20,000 Thaler werth war. Um mir ein wenig zu Hülfe zu kommen, damit ich mit meinem Gewissen einig würde, sagte er mir, dies Bild käme von einer französischen Prinzessin her, und, da er mich mit der Bewunderung der Diamanten beschäftigt sahe, setzte er hinzu, der Fürst, der es mir schickte, sey dem König eben so ergeben als er mein Freund wäre. Ich fragte des Allymes, indem ich immer das Bild noch hielt, welches die Vorschläge wären, die er zu thun hätte. Er glaubte, der entscheidende Augenblick sey gekommen, und kramte daher sogleich seine ganze Beredtsamkeit aus. In Ermanglung besserer Ursachen setzte er einen hohen Werth auf den vergeblichen Bruch seines Herrn mit Spanien. Er erbot sich, sich mit dem König zu vereinigen, um ihm Neapel, Mayland, das deutsche Reich selbst erobern zu helfen; denn nichts war ihm zu theuer. Wenn man ihn reden hörte, hätte man glauben sollen, er könne mit allen diesen Staaten schalten, wie er wolle, um welcher willen er nicht zweifelte, setzte er hinzu, daß Sr. Majestät dem Herzog ein elendes Marquisat lassen würde, daß aus zusammen gebrachten Stücken bestünde.

Länger konnte ich mich nicht halten. Ich antwortete des Allymes, wenn der König Saluzzo wieder verlangte, so geschähe es nicht wegen des Werths dieses Ländchens, welches ein zu unbeträchtlicher Gegen-

genstand wäre, sondern weil die Ehre erfordere, daß man sich ein altes Krongut nicht nehmen lasse, welches der Herzog von Savoyen zu einer Zeit sich angemaßt habe, wo er, bey Heinrichs III Rückkehr aus Pohlen von demselben mit Geschenken überhäuft, auch aus Dankbarkeit sich eines solchen Unrechts hätte enthalten sollen. Ich dankte dem Abgeschickten für alles das Verbindliche, das er in seine Rede gelegt hatte, und seine Komplimente mit ähnlichen zu erwiedern, versicherte ich ihm, sobald der Herzog Saluzzo so wie es wäre herausgegeben hätte, würde ich mir alle Mühe geben, den König zu vermögen, daß er Seiner Hoheit die reichen Königreiche verschaffte, die er uns angeboten hätte, und die er noch besser würde brauchen können als Heinrich. Zu gleicher Zeit öfnete ich die Kapsel des Bildes, rühmte die Arbeit und die Einfassung desselben, sagte aber dabey, der zu hohe Werth desselben wäre für mich ein Grund es nicht anzunehmen. Wenn er mir aber erlauben wollte, die Einfassung und die Diamanten loczumachen, so würde ich gern das Bild zum Andenken eines so gütigen Fürsten behalten. In der That versuchte ich schon, es heraus zu nehmen, als des Allymes mir sagte, es käme ihm nicht zu, etwas an den Geschenken seines Herrn zu verändern. Ich bat ihn daher, es ganz wieder mitzunehmen, und er entfernte sich ohne einige Hofnung mich auf seine Seite zu ziehen, und, wie mir schien, mit meinem Verfahren sehr schlecht zufrieden.

Jetzt blieb nichts übrig, als zu versuchen, ob man mich aus den Versammlungen ausschließen könnte. Auf die Weigerung des Königs erdachte der Herzog ein anderes Mittel. Er bat, daß der Patriarch von Constantinopel (16) im Namen des Pabstes den Zusammenkünften beywohnen möchte. Heinrich bewilligte

ligte es, ohne an die Liſt zu denken, die hinter dieſem Vorſchlag verborgen war. Den folgenden Tag beſtimmte er das Haus des Connetable zum Verſammlungsort, weil er Luſt hatte, Ball zu ſpielen, und es ihm bequem war, gleich beym Herausgehen aus dem Hauſe, ſobald die Unterredung angegangen wäre, ſeine Partie anzufangen. Er verließ uns, nachdem er alle Commiſſarien ermahnt hatte, nur auf die Gerechtigkeit Rückſicht zu nehmen; mir beſonders ſagte er ins Ohr: „Geben Sie gut Achtung auf alles, und „ſehen Sie zu, daß ich nicht betrogen werde.“

So bald er hinaus war ſah ich, daß alle, anſtatt ſich niederzuſetzen, ſich trennten und immer zwey oder drey beyſammen blieben. Der Nunzius unterhielt ſich bald mit dem einen bald mit dem andern, er gab nicht zu, daß man etwas in der gehörigen Form abgehandelt hätte, und vorzüglich vermied er ſorgfältig, mich anzureden. Endlich kam Bellievre und ſagte mir: der ehrliche Mann, der Patriarch mache ſich ein Gewiſſen daraus mit einem Hugenotten umzugehen; er bäte mich daher im Namen der ganzen Verſammlung, ich möchte mich lieber entfernen, weil ſonſt nichts zu Stande kommen würde. Ich merkte gleich die Abſicht dieſes Kunſtgriffes, machte eine tiefe Verbeugung und gieng hinaus, aber blos um dem König auf der Stelle Bericht abzuſtatten. Er war noch in der Gallerie, wo er ſich aufgehalten hatte, um mit Bellengreville zu ſprechen; und er fragte mich erſtaunt, wo ich hingienge und ob ſchon alles vorbey wäre. Aber er wurde ſehr zornig, als er erfuhr, was vorgegangen war, und befahl mir in die Verſammlung zurück zu gehen, indem er ſagte, wenn Jemand dort wäre, dem meine Gegenwart mißfiele, ſo käme es ihm zu hinauszugehen, und nicht mir. Ich ſtörte ein we-

nig

nig die Freude der Verſammelten, als ich ihnen den neuen Befehl des Königs hinterbrachte. Man nahm nun zu einem andern Mittel die Zuflucht, man lieſs die Zeit damit hingehen, daſs man Auswege ſuchte, und, als die Mittagsſtunde heran rückte, verſchob man die Unterſuchung des Streitpunkts bis auf den Nachmittag. Aber alle Mühe, die man ſich bey dem König gab, war vergebens; ich blieb bey den Kommiſſarien und der Nunzius mußte am Ende ſeinen Widerwillen überwinden. Bretons und Roncas drehten und wendeten ſich, um nicht zur Rückgabe des Marquiſats gezwungen zu werden. Sie erboten ſich es von dem König zur Lehn zu empfangen, und, wenn das noch nicht genug wäre, ſich bey la Breſſe dieſelbe Bedingung gefallen zu laſſen. Es war mir leicht zu machen, daſs alle dieſe Vorſchläge durchfallen mußten, und ich vereinigte alle Stimmen dahin, daſs dem Herzog von Savoyen die Wahl gelaſſen wurde, entweder Saluzzo zurückzugeben, oder an deſſen Stelle das Land Breſſe bis an den Fluß Dain, das Vikoriat Barcelonette, das Thal Sture, das Thal Perouſe und Pignerol abzutreten. Im letzteren Fall hätte man alle von beyden Seiten weggenommene Plätze zurückgegeben (17).

Der Herzog von Savoyen hatte einen ganz andern Ausſpruch von den Kommiſſarien erwartet. Aber die Wahrheit iſt, daſs ſie es nicht wagen durf.en, öffentlich eine Meinung zu beſtreiten, auf deren Seite, wie ſie wohl ſahen, der König war. Ihr einziges Hülfsmittel war, ſich zum beſten des Herzogs mit allen Hofleuten zu vereinigen, welche dem König unaufhörlich vorſagten, er müſſe nicht ſo ſtrenge mit einem Fürſten verfahren, deſſen Bündniß, wenn er es durch eine unbeträchtliche Wohlthat erkaufte, ihm tauſendmal mehr Vortheil bringen würde, als ein ſchlechtes

Lehn,

Lehn, welches so schwer zu erhalten wäre. Die Wahl, welche man dem Herzog von Savoyen ließ, diente noch zum Vorwand, ihm sechs Monathe zuzugestehen, um sich zu entscheiden. Er verlangte anderthalb Jahr, ich hingegen behauptete, die Sache bedürfte gar keines Aufschubes. Ich theilte dem König diesen Schluß mit, den man wider meinen Willen gefaßt hatte, und zugleich stellte ich ihm vor, wie schädlich es wäre, dem Herzog von Savoyen eine so lange Zeit zu geben, um seine Verständnisse zu erneuern und sich zum Kriege vorzubereiten, da er doch nur einen Augenblick brauchte, um zu wählen, und ohnedem seinen Entschluß schon lange gefaßt hätte. Heinrich aber war durch die Reden der Hofleute für die Nothwendigkeit, dem Herzog einen Aufschub zuzugestehen, einmal eingenommen, er fragte mich daher, wie ich es denn sonst zu machen dächte. „Ich würde," antwortete ich, „der Herzog von Sa„voyen mit allen möglichen Ehrenbezeugungen durch „15000 Mann Infanterie, 2000 Reuter und 20 Ka„nonen bis Montmelian oder irgend einen andern Ort, „den er wählen könnte, zurückbegleiten lassen, und als„dann seine Erklärung wegen der Wahl fordern." Der König hatte schon sein Wort gegeben, er verwarf daher meinen Rath. Dies that mir sehr leid, und ich bin immer der Meinung gewesen, hätte Heinrich hierinn nicht nachgegeben, so würde er den Krieg vermieden und völlige Genugthuung erhalten haben. Alles, was ich erhalten konnte, war, daß die zugestandnen 6 Monathe auf drey eingeschränkt wurden.

Da der Herzog von Savoyen sah, daß der König, aller seiner Bemühungen überdrüßig, ihm am Ende keine andre Antwort mehr gab, als die wenigen Worte: Ich will mein Marquisat haben; so gieng er kurz darauf nach Chambery zurück, um sich

zur

zur Vertheidigung zu rüſten, und den Ablauf des Termins, welcher in den Junius fiel, zu erwarten. Er hätte es nicht nöthig gehabt, wenn die Abſicht einer gewiſſen Nicole Mignon nicht fehlgeſchlagen wäre (18). Sie hatte ſich vorgenommen, den König zu vergiften, und glaubte, ihr Vorhaben dem Grafen von Soiſſons mittheilen zu können, weil er bey allen Gelegenheiten ſein Mißvergnügen an den Tag legte. Dies Weib aber erregte einen ſolchen Abſcheu bey ihm, daß er ſogleich hingieng, ſie anzugeben; ſie geſtand ihr Verbrechen und wurde lebendig verbrannt.

Drey Monate lang fiel nichts merkwürdiges vor, als der Streit zwiſchen du Pleſſis und du Perron. Gegen das Ende des vorigen Jahres erſchien von dem erſtern ein Buch über das Abendmahl, welches die Proteſtanten für ein Meiſterſtück hielten, und daß ich ſogleich dem Letztern, der damals in ſeinem Biſthum Evreux war, zuſchickte. Der Unterſchied der Religion hat nie die Dankbarkeit und Freundſchaft dieſes Prälaten gegen mich, noch die Achtung, die Zuneigung und die Verehrung, welche ich jederzeit für ſeine Verdienſte, ſeine Talente, und ſelbſt für ſeinen Stand, als Biſchof des Sprengels unter den ich gehörte, gehabt habe, vernichten können. Unſere gegenſeitigen Briefe beweiſen dies. In ſeiner Antwort auf den, worin ich ihm von dem Buche geſchrieben hatte, las ich mit großer Verwunderung, daß Irrthümer und falſche Behauptungen darin ſo häufig wären, daß man es von einem Ende bis ans andre tadeln müßte. „Nicht daß ich den Herrn du Pleſſis „einer Unredlichkeit beſchuldigen wollte," ſetzte du Per„ron, mit eben ſo viel Mäßigung gegen ſeinen Gegner als Höflichkeit für mich, hinzu, „aber ich beklage, daß „er das Unglück gehabt hat, den Einfällen der Kom-

„vilatoren zu trauen, die ihm ſchlecht gedient haben.“ Der Reſt ſeines Briefes enthielt blos Komplimente über die Feldzeugmeiſterſtelle, die ich eben erhalten hatte, und Verſicherungen der Freude, die er darüber empfinden würde, wenn er ſähe, „daß ich ſo gut den „Kanons der Kirche gehorchte, als ich über die Kano„nen von Frankreich den Befehl führte.“

Ich habe nie ganz die gute Meinung von du Pleſſis gehabt, die alle meine Mitbrüder von ihm gefaßt hatten, und ich würde mich ſehr bedankt haben, für die Genauigkeit aller der dicken Bände gut zu ſagen, die er ſo ſchnell einen auf den andern folgen ließ; denn vor dem Werk über das Abendmahl hatte er ſchon eine Abhandlung über die Kirche herausgegeben. Um gut zu ſchreiben, und hauptſächlich über ſolche Gegenſtände, muß man lange denken. Dies war es auch, was ich dem Biſchof von Evreux antwortete, zugleich aber ſagte ich ihm: ich könnte nicht glauben, daß das ganze Buch, ſo wie er behauptete, aus Fehlern zuſammengeſetzt ſey. Schon damals ſagte ich ihm vorher, es würde zu einem großen Streit zwiſchen ihnen Anlaß geben, denn du Pleſſis würde weder ſeine Antwort noch ſeine Beſchuldigung ſo hingehen laſſen. Dies war aber auch alles, was mein Brief ernſthaftes enthielt. Der übrige Raum war mit Komplimenten, mit Lob, und einer Einladung meine Wohnung zu beſuchen, angefüllt, welches alles nicht erwähnt zu werden verdient (19).

Was ich vorausgeſehen hatte, geſchah, ausgenommen, daß ich einen Streit in Schriften, und keinen öffentlichen erwartet hatte. Ich wollte mich des königlichen Anſehens bedienen, um die beyden Kämpfer abzuhalten, ſo weit zu gehen. Du Pleſſis war

der

der hartnäckigste (20) und bestand darauf, sich mit dem Bischof von Evreux zu messen. Jedermann weiß, wie die Sache ablief. Du Plessis vertheidigte sich auf eine erbarmenswürdige Art, und zog sich mit Schimpf heraus. Der König, der diesen Kampf mit seiner Gegenwart hatte beehren wollen, gab dem Verstand und der Gelehrsamkeit des Herrn du Pernon das größte Lob. „Was halten Sie von Ihrem Pabst?" fragte er mich während des Streits; denn du Plessis war unter den Protestanten was der Pabst unter den Katholiken ist. „Ich halte, Sire," antwortete ich, „daß er mehr „Pabst ist, als Sie glauben, denn in diesem Augen„blick giebt er dem Bischof von Evreux den rothen „Hut. Wenn unsre Religion keinen bessern Grund „hätte, als seine gekreuzten Arme und Beine, so wür„de ich sie den Augenblick verlassen."

Bey dieser Gelegenheit schrieb der König dem Herzog von Epernon, die Diöcese von Evreux hätte die von Saumur überwunden; dies wäre einer der größten Vortheile, die die Kirche Gottes seit langer Zeit erhalten hätte; und durch ein solches Verfahren würde man mehr Protestanten zu der Kirche zurückführen, als in 50 Jahren nicht mit Gewalt geschehen würde. Dieser Brief, dessen Inhalt eben so sonderbar war, als Heinrichs Einfall, ihn an den Herzog von Epernon zu richten, erregte, als er bekannt geworden war, eben so viel Aufsehen, als der Streit selbst, und bekannt mußte er werden, da er in solchen Händen sich befand. Einige sagten, der König habe ihn blos geschrieben, um den Verdacht zu zerstören, den man ungeachtet seiner Religionsveränderung noch immer gegen seine Aufrichtigkeit im katholischen Glauben hegte, und welcher den Jesuiten Gelegenheit gab, in ihren Briefen nach Rom nachtheilig davon zu sprechen. Andere bil-

deten sich ein, es läge in Heinrichs Worten noch ein geheimerer Sinn, als der, welcher beym ersten Anblick sich darzubieten schiene. Sie behaupteten, der König habe dadurch, entweder den Spanischen Hof oder die Calvinisten überreden wollen, daß man sich nur vergebens bemühen würde, das französische Kabinet zu heftigen und blutigen Maasregeln gegen sie zu bewegen.

Der Monat Junius kam heran, ohne daß der Herzog von Savoyen Mine machte, sein Versprechen zu erfüllen, und der König fieng an einzusehen, daß er anders, als mit Gewalt, nichts erlangen würde. Aber auch außer den Ueberredungen der Hofleute, die alle dem Herzog ihre Stimme verkauft zu haben schienen, wurde Heinrich damals noch durch ein weit stärkeres Hinderniß abgehalten; nemlich seine Liebe zu der Fräulein von Entragues, welcher er jetzt den Titel: Marquisin von Verneuil, gegeben hatte. Er konnte nicht mehr daran denken, sie zu verlassen, und ich schäme mich fast, zu sagen, daß, nachdem ich endlich durch wiederholtes Bitten ihn bewogen hatte, nach Lion zu gehen, er erst überlegte, ob er sie nicht mitnehmen wollte, und dazu beredeten ihn noch die Schmeichler am Hofe (21). Sie war schwanger geworden, und wegen des schriftlichen Versprechens, das sie in Händen hatte, war dieser Umstand für den König doppelt interessant. Der Himmel kam ihm wieder zu Hülfe. Während eines heftigen Gewitters schlug der Blitz in das Zimmer der Marquisin; sie sah ihn unter ihr Bette fahren, und kam vor Schrecken mit einem todten Kinde nieder. Der König war bis Moulins vorgerückt, von wo er traurig seine Blicke nach dem Ort zurück warf, wo er seine Geliebte verlassen hatte; hier erfuhr er diesen Zufall. Er machte einige Betrachtungen,

durch

durch welche er wieder Herr über sich selbst wurde, und sezte seinen Weg nach Lion fort, wo die Truppen zu ihm stoßen sollten.

Ich sollte mich auch dort einfinden, so bald ich die Regierungsgeschäfte völlig in Ordnung gebracht, und die Gelder und übrigen Bedürfnisse des Krieges versichert haben würde. Dazu hatte ich den Augenblick der Ausführung nicht erwartet. Ich hatte schon allen Generaleinnehmern geschrieben, der König verbiete ihnen, auf andere Anweisungen Zahlung zu leisten, als die, welche für die Besatzungen an der Grenze und den Sold der Truppen ausgestellt wären; alle andern sollten unmittelbar aus dem königlichen Schatz bezahlt werden, wohin ich ihnen befahl, unverzüglich ihre Gelder abzuschicken. Denen welche die Renten auszahlten, verbot ich, bis auf weitern Befehl irgend eine zu bezahlen; und dies aus dem Grunde, damit sie nicht nach ihrer Gewohnheit auch solche fortbezahlten, welche entweder schon getilgt oder ohne baares Geld gemacht waren. Ich ließ Rekruten ausheben, und sie lieber den alten Korps einverleiben, als neue Regimenter daraus machen. Auf die Artillerie wendete ich noch besonders große Sorgfalt. Ich schickte den Befehlshabern derselben in Lionnois und Dauphiné, und den Artilleriecommissarien in Bourgogne, Provence und Languedoc Befehl, ihre besten Stücke zusammen zu bringen, eine verhältnißmäßige Anzahl von Lavetten und Kugeln verfertigen, und das alles nebst dem Pulver und den übrigen Vorräthen nach Lion und Grenoble bringen zu lassen. Ich war sogar selbst nach Lion gegangen, aus Furcht, meine Befehle möchten nicht gehörig befolgt seyn, und kam nach drey Tagen von da zurück.

Dieſelben Befehle gab ich auch in den andern Provinzen. Ich ſchloß einen Handel mit Fuhrleuten, um eine Laſt von 33,000 Centnern in vierzehn Tagen nach Lion zu ſchaffen, ohne mich über die Art der Waare zu erklären, und ſie machten ſich in Gegenwart eines Notarius dazu anheiſchig. Aber ſie wunderten ſich nicht wenig, als man ihnen die Ladung überlieferte, welche in 20 Kanonen, 6,000 Kugeln und einigen andern Artillerieſtücken beſtand, die eben nicht leicht fortzubringen ſind. Sie behaupteten, ſo ſchwere Stücke könnte nicht als Fuhrmannswaaren gelten; da ich ſie aber bedrohte, ihre Wagen, ihre Pferde und ſie ſelbſt in Beſchlag zu nehmen, und ſie auch die Koſten nicht verlieren wollten, die ſie ſchon im voraus aufgewendet hatten, ſo entſchloſſen ſie ſich, zu thun, was von ihnen verlangt wurde, und ich hatte die Freude, alles in 16 Tagen zu Lion ankommen zu ſehen, ſtatt daß nach der gewöhnlichen Art zwey bis drey Monate und ein ungeheurer Aufwand würde erfordert worden ſeyn, um dieſe Sachen hinzuſchaffen.

Man zweifelte immer noch, daß der König ſich im Ernſt entſchließen würde, den Krieg wieder anzufangen, bis daß man ſahe, daß er ſelbſt den Weg nach dem Gebirge nahm. Der Kanzler Bellievre, der aus allen Kräften den Krieg wiederrathen hatte, kam jetzt, da er ſah, daß meine Meinung die Oberhand behielt, zu mir, um, wo möglich, zu machen daß ich ſeinen Gründen meinen Beyfall gäbe. Ich hielt ihn nicht für einen von denen, mit welchen es unnütz iſt, ſich in eine Erklärung einzulaſſen; und ſeine Aufrichtigkeit zeigte ſich noch mehr aus der Art, wie er mit mir redete, und aus den Betrachtungen, von denen ſein Geiſt bewegt zu ſeyn ſchien. Der Zuſtand Frankreichs, für das jeder Krieg, wie er auch ſeyn mochte,

durch-

durchaus verderblich war; die Ehre des Königs, welcher daran läge, ein so festes Werk, als den Frieden von Vervins zu behaupten; der Vorwurf eines Friedensbruchs, dem er sich aussetzte; die Furcht, alle Bundsgenossen des Herzogs von Savoyen gegen sich zu bekommen, denen man nichts entgegen zu setzen hätte, als eine zwar mit Artillerie gut genug versehene Armee, die doch aber nicht stärker wäre, als 6 bis 7000 Mann Infanterie und 12 — 1500 Pferde (denn so stark glaubte er sie nur) und der es überdem an allen Lebensmitteln und nöthigen Vorräthen fehlte. — Dies waren die Einwürfe des Kanzlers.

Ich glaube, daß man weder in diesen Memoiren, noch in dem Betragen, das ich mein ganzes Leben hindurch und hauptsächlich seitdem ich zur Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten berufen bin, beobachtet habe, etwas finden wird, welches mir es nothwendig machte, mich wegen eines zu starken Hanges zum Kriege zu entschuldigen. Wenn es aber scheint, daß ich bey dieser Gelegenheit gegen meine Grundsätze gehandelt habe, so kommt dieses daher, daß es eigentlich keinen Grundsatz giebt, so allgemein er auch seyn mag, der auf alle mögliche Fälle paßt; und daß, wenn man auch, so wie ich thue, voraussetzt, der Krieg sey stets ein Uebel, er doch auch oft ein nothwendiges und selbst unumgängliches Uebel wird, wenn man Rechte, denen man ohne Niederträchtigkeit nicht entsagen darf, nicht anders, als mit dem Schwerdt geltend machen kann. Und eben so ist es auch wahr, daß Großmuth und Milde, zwey der schönsten Eigenschaften bey einem Souverain, wenn sie gegen die Regeln der Klugheit angewendet werden, nur als ein fehlerhaftes Betragen und wirkliche Schwachheit anzusehen sind.

Außer dieſen allgemeinen Gründen zeigte ich dem Herrn von Bellievre auch noch die beſondern Urſachen, die ich bey dieſem Kriege hätte. Zuerſt bewies ich ihm, daß er ſich vergebliche Sorgen machte. Der König von Spanien war der einzige mächtige Bundsgenoß, von dem zu befürchten war, daß er ſich mit dem Herzog vereinigen würde. Aber man bedenke, daß der damalige König von Spanien ein junger Fürſt ohne Erfahrung und ohne Talent zum Kriege war, der genug zu thun hatte, ſeine eignen Unterthanen zum Gehorſam zu bringen, und von einem Miniſter regiert wurde, welcher ſowohl wegen ſeines Characters, als auch aus Begierde ſich alles Geldes, welches der Krieg koſten könnte, zu bemächtigen, eben ſoweit davon entfernt war; daß endlich Philipp III ſelbſt mit dem Herzog unzufrieden und mit dem ganzen übrigen Europa überzeugt war, daß der König hier ſein Eigenthum zurück verlangte. Wenn man dies alles erwegt, ſo wird man ſich dieſen Krieg blos als eine Mißhelligkeit zwiſchen dem König von Frankreich und dem Herzog von Savoyen denken, oder vielmehr als einen hartnäckigen Eigenſinn des letztern, welcher auf eine falſche Einbildung von ſeiner Macht und auf die Ränke, die zu ſeinem Beſten in dem franzöſiſchen Kabinet geſchmiedet wurden, ſich gründete. Dies vorausgeſetzt, ſo hieng der Erfolg dieſes Krieges von der Schnelligkeit ab, mit welcher man ihn führen würde. Ich behauptete gegen den Kanzler, daß der König in dieſem Jahre mit 4000 Mann die Sachen weiter bringen würde, als in dem folgenden mit 30,000. Dabey zeigte ich ihm auch deutlich, daß wir nicht ſo von allem entblößt wären, als er ſich einbildete, und daß es wenigſtens der Armee an den zwey Artikeln, womit mir oblag, ſie zu verſehen, an Geld und an Geſchütz nie fehlen ſollte. Bellievre ließ ſich noch nicht über-

überzeugen, im Gegentheil ſchien er mich mit Verdruß zu verlaſſen. Der Ausgang hat gezeigt, auf welcher Seite die beſten Gründe waren.

Der Herzog von Savoyen, der gegen ſeine Erwartung eine Franzöſiſche Armee im Begrif ſah, ihm über den Hals zu kommen, nahm ſeine Zuflucht zu ſeinen gewöhnlichen Kunſtgriffen, um wenigſtens den Winter heran kommen zu laſſen, ehe die Feindſeligkeiten angefangen würden. Er ſchickte Abgeordnete über Abgeordnete an den König nach Lion. Bald ſchien er aufrichtig Willens zu ſeyn, den Vertrag zu erfüllen, bald ſuchte er durch die ſcheinbarſten Gründe den Bedingungen auszuweichen, und zuweilen ſetzte er neue Entwürfe an ihre Stelle, die dem König ſichtbare Vortheile verſchaffen ſollten. Dieſer ließ ſich auch ſo gut hintergehen, daß er wirklich glaubte, er würde nicht weiter als Lion vorzurücken brauchen, und daher ſich viel zu lange in dieſer Stadt aufhielt. So lange ich hier bey ihm war, warnte ich ihn vor den Kunſtgriffen ſeines Gegners, aber kaum war ich nach Paris zurückgekehrt, um die Zurüſtungen zu beſchleunigen, ſo nahm ihn der Herzog durch ſeine verſtellte Aufrichtigkeit dergeſtalt ein, daß er mir ſchrieb, ich ſollte meine Arbeit nur aufſchieben, denn alles wäre beygelegt.

In der That hatte auch der Herzog von Savoyen alles, was man von ihm verlangte, eingeräumt, aber nur mit dem Munde, um dadurch Zeit zu gewinnen. Er ſchlug vor, daß man einander Geißeln geben ſollte; ein geſchickter Vorwand, die Erfüllung eines Verſprechens aufzuhalten, weil doch Zeit dazu gehört, ſie zu beſtimmen und zu ſchicken. Ich ſchrieb dem König alles, was ich von dieſem vorgeblichen Vergleich dachte, und ließ, ohne Furcht ihm ungehorſam zu

werden, meine Vorräthe abgehen. (22) Von Montargis schickte ich mein Gepäck auf der Loire weiter, und wollte selbst mit der Post folgen, als ich von dem König einen Brief bekam, welcher nur diese wenigen Worte enthielt: „Sie hatten richtig errathen. Der „Savoyard spottet unserer. Kommen Sie geschwind „und vergessen Sie nichts von dem, was wir brauchen, „ihn für seine Treulosigkeit zu strafen.“

Ein andrer Brief, den Villeroy geschrieben hatte, unterrichtete mich genauer von allem, was zuletzt vorgefallen war. Heinrich hatte Roncas kommen lassen, der sich aber bey ihrer gegenseitigen Erklärung schlecht aus dem Handel zog. Der König verlangte, daß er sich auf eine Art verpflichten sollte, die zu keiner Ausflucht mehr Raum ließ, und da verrieth sich endlich der Savoyische Gesandte durch seine Zweydeutigkeiten. Heinrich gerieth darüber in einen solchen Zorn, daß er, ohne ihn weiter hören zu wollen, sogleich den Weg nach Chambery nahm; und von diesem Orte war auch der Brief geschrieben, den ich eben erhalten hatte. Der König glaubte, Chambery würde sich gleich bey seiner Annäherung ergeben, ohne ihm erst die Mühe zu machen, es zu belagern; darin hatte er sich aber geirrt.

Er arbeitete zu gleicher Zeit an seiner Heyrath mit Marien von Medicis, und diese Unterhandlung, die dem Pabst sehr angenehm seyn mußte, brachte dem König den Nutzen, daß sie den heiligen Vater abhielt, sich des Herzogs von Savoyen anzunehmen. D'Alincourt, den Heinrich deswegen nach Rom geschickt hatte, erhielt alles was er forderte. Die Heyrath wurde beschlossen, und es kam nur noch darauf an, Jemanden nach Florenz zu schicken, der im Na-

men

men des Königs mit der Prinzeſſin getrauet würde. Bellegarde bewarb ſich ſehr um dieſe Ehre, aber er erhielt weiter nichts, als daß er Ueberbringer des Auftrags an den Herzog von Florenz wurde.

Unterdeſſen, daß dieſe Ceremonie zu Florenz vor ſich gieng, glaubte Heinrich mit nichts, als Ballen, Schauſpielen und Feſten beſchäftigt ſcheinen zu müſſen; aber das hinderte ihn nicht, mit größter Sorgfalt den ganzen Plan des Feldzuges zu machen. Er gab Lesdiguieres den Auftrag, des Schloß Montmelian genau zu rekognosziren; und auf ſeinen Bericht, daß man mit 20 Kanonen, und etwa 20.000 Schüſſen ſich deſſelben bemeiſtern könnte, beſchloß er es anzugreifen. Vienne und Caſtenet, die ich mitgebracht hatte, mußten Bourg en-Breſſe in Augenſchein nehmen; ſie waren auch der Meynung, daß man es erobern könnte, und es wurde ausgemacht, daß man verſuchen ſollte, ſich der beyden Städte in Einer Nacht durch die Petarde zu bemächtigen, bis die bequeme Zeit zur Belagerung der beyden Citadellen heran käme. Der Marſchall von Biron bekam den Auftrag von dem Könige, und er wählte Bourg für ſich und ließ Montmelian durch Crequi angreifen.

Ohne es zu wiſſen hatte Heinrich unter allen ſeinen Generalen grade den gewählt, dem dieſe Unternehmung am wenigſten gelingen konnte. Biron hatte ſich um dieſe Zeit ſchon ſehr tief mit dem Herzog von Savoyen eingelaſſen; man glaubt ſogar, daß ſein Vertrag mit ihm damals wenigſtens ſchon entworfen war. Er ließ den Gouverneur von Bourg, Bouvens, warnen, auf ſeiner Hut zu ſeyn, und beſtimmte ihm die Nacht, und die Stunde, wo man ihn zu überfallen dächte. Dies alles iſt nachher bewieſen worden, aber

aber das sonderbarste ist, daß durch diese Verrätherey dennoch die Eroberung von Bourg, und zwar in derselben Nacht, wo man sie beschlossen hatte, nicht verhindert wurde.

Bouvens theilte der Besatzung und den Bürgern die erhaltene Nachricht mit. Er ermahnte sie, sich gut zu wehren, ließ große Feuer anzünden, verstärkte alle Wachen, und gebrauchte in der Nacht des Angriffs jede mögliche Vorsicht, so, daß er selbst auf der Schildwacht stand. Alle Welt erwartete mit großer Ungeduld die Mitternachtsstunde, welche, wie in dem Billet stand, zu dem Angrif bestimmt war. Biron aber, der seine Truppen selber anführte, nahm — es sey nun, daß er dem Gouverneur noch mehr Zeit lassen, oder dadurch die ganze Unternehmung rückgängig machen wollte, oder auch blos von ungefehr einen so weiten Umweg, daß er, anstatt um Mitternacht anzukommen, erst mit Tages Anbruch vor Bourg erschien. Er wollte daher die Offiziere überreden, man müsse die Sache auf ein andermal verschieben, weil diese Stunde zu solchen Ueberfällen nicht bequem wäre, und viele von den Offizieren waren auch seiner Meynung. Aber Saint-Angel, Chambanet Lostanges, Vienne, und vorzüglich Castenet, der sich gerühmt hatte, er wolle die Petarde am hellen Tage anschrauben, wenn auch alle Bastione besetzt wären, und auch Bösse, dem der König des Gouvernement von Bourg versprochen hatte, widersetzten sich so nachdrücklich, daß Biron endlich, um nicht furchtsam zu scheinen, einwilligte, da er überdem glaubte, daß die ganze Unternehmung scheitern würde.

Es erfolgte aber das Gegentheil. Die Besatzung und die Bürger hatten bis um 2, um 3, endlich bis

um

um 4 Uhr gewacht; sie glaubten nun, der Anschlag wäre mißlungen, oder auch die ganze Nachricht falsch gewesen. Wie sie den Tag anbrechen sahen, giengen sie zu frühstücken und sich niederzulegen, und überließen die Wache der Mauer einigen Schildwachten, die voll Schlafs waren, und ihr Amt sehr schlecht in Acht nahmen. Castenet und noch drey sichere Leute, die ich ihm gegeben hatte, giengen, jeder mit einer Petarde in der Hand, bis an die Contrescarpe vor, un: blos zwölf Mann, von gerüster Tapferkeit und wolbewafnet folgten ihnen. Die Schildwacht ruft: Wer da? Castenet antwortet, wie ich ihm gesagt hatte, es wären Freunde, welche dem Gouverneur Nachricht brächten, es hätten sich 2000 Schritte von der Stadt Soldaten blicken lassen, welche aber wieder zurückgegangen. Er setzte hinzu, er hätte dem Herrn von Bouvens verschiednes von dem Herzog von Savoyen zu sagen, und rief dem Soldaten zu, er möchte ihm diese Nachricht bringen, damit er das Thor aufmachen ließe. Die Schildwacht verläßt ihren Posten, und geht zum Gouverneur. Castenet verliert keinen Augenblick, geht bis an das Thor, schraubt seine Petarde an, welche die Zugbrücke wegreißt und eine Bresche macht, durch welche die 12 Mann schnell hinein dringen; sie setzen mit kurzen Leitern durch den Graben, der nicht tief ist, und das ganze Korps folgt ihnen. Alles dies geschah so plötzlich, daß die Stadt in einem Moment voll Feinde war, und Bouvens kaum Zeit hatte sich mit seiner Besatzung in gröster Eil in die Citadelle zu retten.

Auf eben die Art wurde auch die Stadt Montmelian erobert, und der König ließ nun Chambery einschließen. Die erschrocknen Burger dachten gar nicht daran, die Stadt zu vertheidigen, sondern verschanz-

ſchanzten ſich in dem Schloſſe, wo ſie anfangs gut
Widerſtand thun zu wollen ſchienen. Aber gleich d
folgenden Tag jagte ihnen eine Batterie von 8 S
cken, deren Wirkung ſie nicht abzuwarten wagte
Furcht ein, und ſie verlangten zu kapituliren. D
König hatte ſo gute Anſtalten gemacht, daß nicht
geringſte Gewaltthätigkeit dabey vorgieng. Die fra
zöſiſchen Damen, welche ihren Männern gefolgt w
ren, lieſſen ſich in Chambery häuslich nieder, u
gleich den Tag nach der Uebergabe gab meine Gema
lin bey ihrer Wirthin den vornehmſten Damen d
Stadt einen Ball, wobey alles ſo vergnügt zugien
als ob Chambery nicht in fremden Händen wäre.

Der König ſchickte mich darauf nach Lion zurü
um die Unterhaltung und den Transport der Artille
zu beſorgen, und befahl mir zugleich, auf dieſer Re
die Citadellen von Sainte-Caterine, Seiſſel, Pie
re-Chatel, Cluſe und die andern Plätze in Breſ
vorzüglich aber das Schloß von Bourg anzuſeh
Nachher ſchrieb er mir noch, ich ſollte einen Vorra
von Schanzkörben, jeden 3 Fuß hoch und 9 bre
machen laſſen, ich antwortete ihm aber, ſolche Schan
körbe würden zu nichts gut ſeyn, als daraus Hürde
für Schöpſe, die man in Tarantaiſe gekauft hätt
zu machen. Heinrich bemächtigte ſich unterdeſſen d
Orte Conflans, Miolens, Montiers, Saint-Jac
me, Saint-Jeande Maurienne und Saint Miche
keiner von dieſen Plätzen hielt ſich gegen die Kan
nen. Bey der Eroberung von Miolens wurde ei
Menſch in Freyheit geſetzt, der hier ſeit 15 Jahren g
fangen war. Feugeces brachte ihn zu mir, und ſo
dervar war es, daß dieſem Menſchen die Dauer ſein
Gefangenſchaft, und die Art ſeiner Befreyung grad
ſo war voraus geſagt worden, als es eintraf.

U

Um den Auftrag des Königs auszurichten, reiſete ich wieder von Lion ab. Ich kam den Mittag nach Villars und den Abend nach Bourg, wo der Marſchall von Biron mich ſehr gut aufnahm und bewirtete. Als er erfuhr, daß ich gekommen wäre, die Citadell in Augenſchein zu nehmen, ſo gab er ſich die gröſte Mühe, mich davon zurück zu halten, indem er mir vorſtellte, daß ich mich der augenſcheinlichſten Gefahr ausſetzte. Er hatte Recht; die Unternehmung war ſehr gefährlich, aber ſie wurde es blos dadurch, weil Biron ſelbſt, da er mir meinen Vorſatz nicht ausreden konnte, die Feinde ſo gut davon unterrichtet hatte, daß ich überall, wo ich mich blicken ließ, eine Batterie gegen mir überſtand. (Von dem Gegentheil wenigſtens kann ich mich nicht überzeugen.) Ich ließ mich indeſſen doch nicht abhalten, Tag und Nacht dazu anzuwenden, bis ich alle meine Beobachtungen gemacht hatte.

Biron, der vielleicht erwartete, daß mir meine Neugier theuer zu ſtehn kommen würde, legte mir andere Schlingen, da er ſah, daß mir nichts geſchehen war. Den Tag da ich von Bourg abgehen wollte, um nach Lion zurück zu kehren, erhielt ich Nachricht, daß ein feindlicher Haufen von 200 Mann bey einem Schloſſe angekommen wäre, das nicht weit von dem Orte lag, wo ich mein erſtes Nachtquartier nehmen mußte. Ich ſagte es dem Marſchall, aber weit entfernt von der freundſchaftlichen Furcht, die er mir kurz vorher gezeigt hatte, nannte er die ganze Nachricht lächerlich. Dies vermehrte meinen Verdacht, und ich bat ihm um eine Bedeckung. Er weigerte ſich erſt, endlich ſagte er, er wollte ſeiner eignen Leibwache dieſe Sorge auftragen; aber er gab ihnen in geheim Befehl, zurück zu kommen, und mich in Villars zu laſſen.

Dies

Dies thaten sie auch, so bald ich abgestiegen und m
Gepäck abgeladen war. Das gezwungne in die
Verfahren war zu auffallend. Ich ließ meine Ma
esel gleich wieder beladen, und hielt erst vier Me
weiter, zu Ring an, wo ich mich sicher glaubte. H
wurde der Zweifel, den ich gehabt hatte, daß Bi
mich dem Herzog von Savoyen in die Hände
fern wollte, zur Gewißheit. Drey Stunden n
dem ich Villars verlassen hatte, kamen die z
Mann, griffen das Haus an, wo sie mich gla
ten, und schienen sehr verdrießlich, ihren Streich
fehlt zu haben.

Zu Lion erwartete mich schon ein Kurier von
König, der Geschütz von mir forderte um Conf
zur Uebergabe zu zwingen, welches der einzige
allen diesen kleinen Orten war, der seinem Angrif
derstanden hatte. Er ergab sich aber auch, so
das Geschütz anrückte. Heinrich sagte mir, da
nach Saint-Pierre-d'Albigny zu ihm gekommen
er fürchtete, daß es ihm bey Charbonnieres und
Schloß zu Montmelian nicht so leicht werden wü
und er schien bey sich anzustehen, ob er auch gegen
Anfang des Winters diese Belagerungen unterneh
wollte. Ich versicherte ihm, daß, statt fünf Vie
ten, die er zu der Belagerung von Montmelian nö
hielte, die ganze Sache nicht länger als so viel
chen dauren sollte, wenn nehmlich diese ganze
über die Arbeiten mit gleichem Nachdruck fortge
würden. Der König glaubte meinen Worten u
und nachdem ich hinaus war, sagte er sogar zu
nem Bruder und zu La Varenne: meine Neider zi
Vortheil aus der stolzen Einbildung, die in me
Reden herrschte. Ich war indessen sicher, nichts
ne Grund versichert zu haben, denn ich hatte

äußerster Genauigkeit die schwachen Stellen dieses Schlosses beobachtet, die vielleicht andern entgangen waren.

Der König ließ den folgenden Tag seine Armee unter meinen Befehlen und machte eine Reise nach Grenoble. Diese Zeit wendete ich an, nicht mehr um Montmelian, unter dessen Kanonen wir standen, zu beobachten, sondern um den Plan von der umliegenden Gegend und der Art, wie ich die Batterien zu der Eroberung des Forts vertheilen wollte, zu machen. Alsdann gieng ich nach Grenoble, wo der König noch immer mit seinem Staatsrath diese Unternehmung überlegte, nachdem er mir ausdrücklich verboten hatte, sie in seiner Abwesenheit anzufangen. Ich bestand von neuem darauf, und fand stets dieselbe Widersetzung. Ob es aus Feindschaft gegen mich oder aus Zuneigung zu dem Herzog von Savoyen geschah, daß der Graf von Soissons, der Herzog von Epernon, la Guiche und viele andre so gegen alle Vernunft stritten, weiß ich nicht. In dem ganzen Staatsrath war Niemand als Lesdiguieres und Créqui meiner Meynung. Endlich warf ich den Plan, den ich gemacht hatte, auf den Tisch, und gieng hinaus indem ich sagte, unterdessen das man endlich über Montmelian einen Entschluß fassen würde, wollte ich alles vorbereiten, um es wegzunehmen, und zu gleicher Zeit inzwischen Charbonnieres angreifen.) Das Beyspiel dieses Forts, zu dessen Eroberung ich nur 8 Tage verlangte, würde vielleicht zeigen, was man mit Montmelian machen könnte. In der That fieng ich sogleich die Belagerung von Charbonnieres an, wo ich unerhörte Beschwerden ausstand. Die erste Schwierigkeit war, das Geschütz bis auf die Schußweite heran zu bringen. Der einzige Weg, der zu der Stadt

führt, iſt auſſerordentlich enge, und auf der einen Sei
te durch das ſenkrechte Ufer des Fluſſes Are, auf der
andern durch unzugängliche Felſen eingeſchloſſen. Man
konnte kaum des Tags eine Meile machen, denn alle
Augenblick mußten die Stückpferde ausgeſpannt wer
den, weil faſt immer eins von den Rädern der Kanonen
halb in der Luft über dem Abgrund ſchwebte. Man hatte
mir wenigſtens verſichert, daß ich gutes Wetter haben
würde, denn in dieſem Klima iſt der Herbſt beynahe im
mer ſchön; aber es fielen ſo heftige Regen ein, und die
Waſſer traten dergeſtalt aus, daß die 8 Tage, in de
nen ich den Ort zu erobern verſprochen hatte, beynahe
blos mit dem Fuhrwerk hingiengen. Dies war auch
meine Entſchuldigung im Staatsrath gegen die bos
hafte Anmerkung, die der Graf von Soiſſons und
die andern über meine Verſicherung machten. Der
König, der mich in dieſem Augenblick anſah, bemerk
te, daß ich im ganzen Geſicht ausgeſchlagen und voll
rother Flecken war. Er lief auf mich zu, riß mein
Kleid auf, und ſchrie, indem er meinen Hals und
meine Bruſt erblickte: „Ach Freund! Sie ſind verlo-
„ren." Zu gleicher Zeit ließ er ſeinen Arzt Laurens
rufen, welcher aber, nachdem er den Ausſchlag unter-
ſucht hatte, mir verſicherte, ein Aderlaß und Scho-
nung würde das Uebel heben. In der That war es
auch blos eine Erhitzung des Bluts, weil ich ſtark
gearbeitet und, wenn ich im Schweis oder vom Re-
gen durchnäßt war, mich erkältet hatte, und ich hatte
es nicht einmal bemerkt. Ich ließ zur Ader, ſo bald
ich in mein Quatier nach Semoy gekommen war; der
König nahm das ſeinige zu la Rochette und ſchickte
den folgenden Tag Thermes zu mir, um ſich nach
meinem Befinden zu erkundigen. Er war nicht wenig
verwundert als Thermes ihm ſagte, er habe mich zu

Pferde

Pferde und mit der Unterſuchung meiner Batterien beſchäftigt gefunden.

Ehe ich dieſe richtete, wollte ich den Ort noch genauer rekognoſciren. Ich machte den Anfang mit der kleinen Stadt, die am Fuß des Forts liegt und Aiguebelle heißt. Es war als ob man mich überall kennte, und alles ſich gegen mich verſchworen hätte; ſo wie ichs nur wagte mich blicken zu laſſen, wurde auf mich gefeuert. Der Felſen, auf dem Charbonnieres liegt, ſchien mir von allen Seiten unzugänglich, und auch von dem Geſchütz nicht zu beſchädigen. Dies machte mich ſehr betrübt, endlich aber nach langem Unterſuchen glaubte ich einen Ort zu bemerken, der zwar von auſſen natürlicher Fels zu ſeyn ſchien, im Grunde doch aber wohl nur mit Erde ausgefüllt ſeyn konnte, die man wieder mit Raſen bedeckt hatte. Ich mäſſigte indeſſen noch meine Freude über dieſe Entdeckung, bis daß ich in der Nacht würde Mittel gefunden haben, mich völlig davon zu überzeugen. In der Finſterniß ſchlich ich mich nachher bis dicht an die Mauer, und ich war auſſer mir vor Freuden, als ich den Boden mit meiner Pike unterſuchte, und fand, daß ich überall ſo tief ich wollte hinein ſtoßen konnte, und alſo das Baſtion ſo war, wie ich mir vorgeſtellt hatte. Nun war ich nicht mehr zweifelhaft, von welcher Seite ich das Fort angreifen wollte; es kam nur nach darauf an, im Felde einen Ort zu finden, wo man die Batterien errichten konnte. Zwar iſt Charbonnieres rings umher mit Bergen umgeben, die die Veſtung kommandiren, aber ſie ſind ſo ſteil, daß kaum ein Menſch zu Fuß hinauf ſteigen kann. Ich fieng nun an, an allen dieſen Bergen herum zu klettern, aber ſie ſchienen mir in der That fürchterlich, und für das Geſchütz ganz unzugänglich, einen einzi-

gen ausgenommen, an deſſen Abhang ich einen W
entdeckte, wo es allenfalls möglich zu machen w
durch Menſchen einige Stücken hinauf zu ſchlepp
Aber zum Unglück konnte man nicht anders in die
Weg kommen, als durch einen andern, der ſo na
unter dem Fort weg gieng, daß man mit Steinen h
ein werfen konnte.

Dies war ein Hinderniß mehr, aber ich ließ m
nicht abſchrecken. Ich ſuchte 100 Franzoſen und
Schweitzer aus, und verſprach jedem Mann ein
Thaler, wenn ſie es möglich machten durch dieſen A
ſechs Kanonen auf die Anhöhe zu bringen. Um d
ſen Plan auszuführen hatte ich eine ſehr dunkle Na
gewählt. Ich befahl meinen Leuten hauptſächlich,
wenig Lermen zu machen, als möglich; und um
Aufmerkſamkeit der Belagerten von ihnen abzulei
ließ ich auf der entgegengeſetzten Seite Pferde und Kä
ner heran führen; ihr Rufen und das Knallen
Peitſchen zog das ganze Feuer der Feinde dorthin, a
ohne alle Wirkung, weil meine Kärrner durch Wag
Schanzkörbe u d ſelbſt durch Mauern ſehr gut bede
waren. Unterdeſſen entgiengen meine Arbeiter d
Belagerten, die durch den Lerm ihres eignen Geſchü
betäubt waren. Ich hatte den Befehlshaber der A
tillerie in Bretagne la Vall e, und noch einige Of
ziere ernannt, um über dies ſonderbare Fuhrwerk
Aufſicht zu haben, und meine Leute aufzumunte
Es fiel aber ein ſtarker Regen ein, la Vall e und
Offiziere verließen ihren Poſten und giengen zu
Abendeſſen, und die Soldaten ließen ihre Kanon
auf halbem Wege im Stiche. Ich argwöhnte, w
vorfallen könnte, und gieng nach dem Orte zu; da
gegnete ich ihnen, wie ſie zurückkamen. Sie kri
ten einen derben Verweis, ich drohte ihnen, daß

in drey Monaten kein Geld bekommen ſollten, und führte ſie auf der Stelle an ihre Kanonen zurück. Sie ſpannten ſich vor, und brachten die Stücke wieder in Bewegung. Ich verließ ſie nicht eher, als bis ich ſie auſſer Gefahr ſah, welches doch nicht ohne einigen Verluſt abgieng. Ihre Verſäumniß machte, daß man ſie am Ende entdeckte, Sechſe wurden getödtet und Achte verwundet.

Ich kehrte noch im Dunkeln in mein Quartier zurück, ſo naß vom Regen und ſo voll Koth, daß ich nicht zu kennen war, übrigens aber ſehr zufrieden, meine 6 Kanonen über den gefährlichen Fleck hinausgebracht zu haben, wenn ſie gleich noch nicht oben auf dem Felſen waren. Nachdem ich eine Stunde geſchlafen hatte, frühſtückte ich und kehrte zurück, um die Arbeit vollends zu Stande zu bringen. La Vallée begegnete mir, und da er nicht wußte was ich gethan hatte, ſo brüſtete er ſich mit ihrer Arbeit in der Nacht. Die Entdeckung ſeiner Lüge und meine Vorwürfe hätten ihn mit Scham überhäufen ſollen, aber er war der unerſchrockenſte Lügner den ich je geſehn habe. „Was,“ rief er ohne aus der Faſſung zu kommen, „Sie wa„ren dabey? Warhaftig, ich bin ein Eſel.“ „Ja „das ſind Sie“ antwortete ich, „und noch mehr; „aber daß es das letzte Mal ſey! Und machen Sie „Ihren Fehler wieder gut.“ Es war kein Zweifel, daß die Belagerten ſuchen würden wieder zu gewinnen, was ſie durch unſre Liſt verlohren hatten; aber dem ungeachtet kamen früh um 9 Uhr, ohne Pferde zu gebrauchen blos durch die Kräfte meiner Arbeiter, die Kanonen glücklich auf die Höhe des Felſens, wo ich unterdeſſen einen Vorrath von Schanzkörben, von Bohlen um die Kanonen darauf zu ſtellen, und von

allen was man nöthig hat um eine Plateforme zu machen, angeschafft hatte.

Die letzte Unbequemlichkeit entstand noch, als man die Schanzkörbe füllen wollte. Es war auf eine Viertelmeile im Umfang keine Erde dazu da. Alles was der undankbare Boden darbot, war kleines Gestein, welches man nicht einmal bey den Oefnungen und zu dem Boden brauchen konnte, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, seine Leute zu Krippeln zu machen. Die Offiziere, die, aus Mangel eines so gewöhnlichen Hülfs mittels, sich dem ganzen Feuer der Vestung ausgesetzt sahen, benachrichtigten mich mit großen Schrecken von ihrer Lage. Ohne dadurch bewegt zu scheinen, sagte ich ihnen, sie sollten immer, so wie ich es befohlen hätte, anfangen die Palisaden rings um den Rand des Felsens machen zu lassen, um wenigstens den Feinden den Anblick der Kanonen zu entziehen, die sie sonst hätten demontiren können. Mein Befehl wurde sehr schnell ausgeführt, weil diese Berge beynahe ganz mit Holz bedeckt waren. Um den Mangel der Erde zu ersetzen, ließ ich durch die Zimmerleute und Pionniere der Armee 200 starke Buchen fällen und in Klötze hauen, die zum Theil rund waren, um die Schanzkörbe auszufüllen, zum Theil viereckt, um meine 6 Kanonen darauf feststellen zu können. Um die letzte Richtung des Geschützes, das schon durch die Pallisaden, an denen alle Zweige geblieben waren, sehr versteckt wurde, den Feinden noch besser zu verbergen, hatte ich an beyden Seiten eine Menge mit Schanzkörben besetzter Oefnungen machen lassen, auf welche auch unaufhörlich aus dem Fort gefeuert wurde. Den Ort aber, wo die Artillerie wirklich stand, konnten die Feinde nicht eher entdecken, als bis bey uns alles, um ihre Kanonen zum schweigen zu

bringen,

bringen, fertig ſeyn, und die Paliſaden, die unſere Batterie verſteckten, niedergeworfen werden würden.

Um 2 Uhr Nachmittags war dieſe ganze Arbeit vollbracht, und der König kam ſelbſt eine Stunde nachher, ſie in Augenſchein zu nehmen. Er umarmte mich, bezeigte mir ſeine Zufriedenheit darüber, und hatte Luſt, das Feuer den Augenblick anfangen zu laſſen; ich ſtellte ihm aber vor, es ſey nöthig die Belagerten zu täuſchen, bis die Nacht angegangen ſeyn würde. Er ließ es ſich auch gefallen, bis der Graf von Soiſſons, d'Epernon, la Guiche und Villeroi, die ihn begleiteten, ihm zeigten, ſeine Batterie hätte nichts gegen ſich über, als einen Felſen, an dem man vergebens die Zeit verſchwenden würde. Nun kam er zurück und verlangte, man ſollte einige Schüſſe auf das entgegengeſetzte Ravelin thun. Ich machte wieder Vorſtellungen, und vielleicht mit ein wenig zu viel Hitze. Es war mir äuſſerſt kränkend, eine Arbeit, die mir ſo viel gekoſtet hatte, der Gefahr ausgeſetzt zu ſehn, durch zu groſſe Uebereilung vernichtet zu werden. Heinrich erzürnte ſich über meinen Widerſtand, er befahl mir noch einmal und ſehr nachdrücklich, zu thun was er forderte, indem er ſelbſt hinzuſetzte, ich vergäſſe, daß er Herr wäre. Ich antwortete gleich, „ja Sire, „Sie ſind Herr, und Ihr Wille ſoll geſchehen, wenn „ich auch alles darüber verderben müßte.“ Zugleich ließ ich die Palliſaden niederreiſſen und befahl zu feuern, aber ich mochte nicht Zeuge davon ſeyn, und gieng voll Verdruß zurück.

Da die Kanonen noch nicht das Ziel genommen hatten, ſo gab ſich alle Welt damit ab und richteten ſie nach Gutdünken; keiner aber traf den rechten Fleck. Nachdem man etwa 100 Schüſſe verloren hatte, ſchick-

te der König la Gueste um mich zu ſuchen und ſich gegen mich über die ſchlechte Wirkung meiner Batterie zu beſchweren. Ich gab la Gueste zur Antwort, ich bäte Se. Majeſtät mich zu entſchuldigen, aber da die Sonne gleich untergehen würde, ſo ſey es zu ſpät noch etwas anzufangen. Der König ließ aufhören zu feuern, und nachdem alle Welt weggegangen war, nahm ich mein Nachtlager mitten zwiſchen den Kanonen, und brachte die ganze Nacht zu, meine Batterie vollends in Stand zu ſetzen, ob es gleich unaufhörlich regnete. Die Belagerten arbeiteten auch fleißig und waren nicht ohne Beſorgniß, man möchte endlich die ſchwache Stelle finden, auf die ſie alle ihre Aufmerkſamkeit richteten. Ich ſchloß dieſes aus den Feuern und Lichtern, die ich im Fort anzünden ſah, und begnügte mich, durch einige Schüſſe, die ich von Zeit zu Zeit auf ſie that, ihre Sicherheit zu ſtören.

Mit Tages Anbruch fiel ein ſo gewaltiger Nebel, daß man um 6 Uhr das Fort nicht ſehen konnte. Dieſer Umſtand war mir verdrießlich, weil alle meine Batterien fertig waren, und ich mich den Abend vorher gerühmt hatte, ich würde Charbonnieres dieſen Tag einnehmen. Es fiel mir ein, ob die durch das Feuern erregte Bewegung der Luft nicht vielleicht den Nebel zertheilen könnte, und ich ließ einige Schüſſe auf gerathewohl thun. War es Zufall oder natürliche Wirkung; genug, was ich im Scherz vorgeſchlagen hatte, gelang über alle Erwartung. Kaum hatte meine übrige Artillerie den Kanonen auf dem Berge geantwortet, ſo verſchwand der Nebel. Die Belagerten hatten ſich die ganze Nacht durch mit Errichtung einer Batterie von vier Stücken, meinen ſechſen, die die Unbeſonnenheit des vorigen Abends ihnen entdeckt hatte, gegen über, beſchäftigt. Sie ſuchten ſo-

gleich

gleich die Meinigen zu demontiren, und ich ſah, daß man ihnen dazu nicht Zeit laſſen dürfte. Ich ließ ſo viell eine Kanone dahin richten, welche gerade in eine Oefnung traf, zwey von ihren Stücken unbrauchbar machte, einen Kanonier tödtete und zwey andere verwundete. Aber dies geſchah doch nicht eher, als bis ihr erſtes Feuer uns 6 Kanoniere und 2 Pionniere getödtet, 2 Artilleriecommiſſarien und noch 12 Menſchen verwundet und zwey von unſern Stücken ſo lange unbrauchbar gemacht hatte, bis man ſie auf eine andere Stelle bringen konnte.

Der König, der den Lerm hörte, kam um 9 Uhr ſelbſt und ließ ſich ſeine Mittagsmahlzeit an einen Ort bringen, den ich für ihn ſo eingerichtet hatte, daß er ohne Gefahr alles ſehen konnte. Es war ein geräumiger Platz, mit groſſen Bäumen umzäunt, die ich völlig ganz auseinander hatte legen laſſen, ſo daß ſie einen Wall machten. Indem ich dem König die Leichen derer, die ſo eben getödtet waren, zeigte, ließ ich ihn merken, daß dies die Folge der üblen Rathſchläge von geſtern Abend wären. Dies ſagte ich nicht ohne Abſicht, denn ich ſah, daß dieſelben Perſonen noch immer meine Arbeit tadelten und den König gegen mich einzunehmen ſuchten. Ich achtete wenig auf alle ihre Reden, und ſagte ganz laut, da ich noch nüchtern wäre, ungeachtet ich die ganze Nacht gearbeitet hätte, ſo wollte ich jetzt allen denen, die den Feldzeugmeiſter zu machen Luſt hätten, freyes Feld laſſen, aber wenn ich zurück käme, und man mich nicht nach Gefallen über die Batterien ſchalten ließe, ſo würde ich die ganze Sache aufgeben. Mein Tiſch als Feldzeugmeiſter war von 4 Couverts in einer Art von halben Gewölbe, daß die Natur in dem Felſen gebildet und mit Epheu tapezirt hatte. Der König ſchickte mir eine

groſſe Forellenpaſtete, die er von Genf erhalten hatte. Meine Mahlzeit dauerte nicht lange. Ich gieng nun wieder zu dem König und wiederholte meine Bitte, er möchte erlauben, daß ich allein mein Amt verwaltete; zugleich erneuerte ich mein Verſprechen, daß der Tag nicht vorübergehen ſollte, ohne daß Er Herr von Charbonnieres wäre. Er antwortete, er wollte zufrieden ſeyn, wenn er es in drey Tagen würde. La Gueſle nahm das Wort, und ſagte, wenn er in der Veſtung wäre, ſo wollte er wohl hindern, daß ſie in einem Monat noch nicht eingenommen würde. „Nun," rief ich endlich, der vielen Reden überdrüſſig, „ſo gehe „doch alle hinein, und wenn ich Euch nicht noch die„ſen Abend hängen laſſe, ſo will ich ein Jeck heißen."

Der König gieng in ſeinen umzäunten Platz zurück, und ich wurde von der beſchwerlichen Gegenwart der Höflinge befreyet, weil er drey Stunden zubrachte, ſeine Mahlzeit zu erwarten, zu ſpeiſen, und den ganzen Artillerie Park anzuſehen. Nachher kam er mit dem Grafen von Soiſſons zurück, zu dem er, laut genug, daß ich es hören konnte, ſagte: Der Ort wird heute nicht eingenommen werden. Der Graf antwortete mit dem Ton eines gefälligen Hofmannes, da Se. Majeſtät mehr Kenntniß vom Kriege hätte als irgend Jemand, ſo ſollte er doch ſein Anſehn gebrauchen, um mich zum Gehorſam zu zwingen, ſtatt daß er ſeine Kräfte verſchwendete einen Felſen zu beſchießen, dem das Geſchütz nichts anhaben könnte. Ich erhielt meine Genugthuung noch in demſelben Augenblick. Gerade wie der König heran kam, ſchlugen die Feinde Chamade, und der Unterbefehlshaber der Veſtung kam heraus um mit mir zu kapituliren. Ich bat Seine Majeſtät, ſich nicht darauf einzulaſſen, und ſagte dem Befehlshaber, er möchte nur wieder zurückgehen, denn

der Ort müßte sich auf Discretion ergeben. Er kehrte mit angenommner Dreistigkeit zurück, und sagte, es wären ihrer noch 200 in dem Fort, die wohl noch 8 Tage sich würden zu vertheidigen wissen. Heinrich gieng nun fort und ließ Villeroi und Lesdiguieres bey mir, welche der Meynung war, man sollte die von den Belagerten vorgeschlagenen Bedingungen annehmen. Der letzte führte mich sogar gegen das Fort hin, indem der Abgeschickte hineingieng, um mir zu zeigen, daß die Feinde aufs äußerste gebracht wären. Ich hielt ihn auf, da wir nur noch etwa 300 Schritt von der Kurtine entfernt waren, indem ich sagte, es wäre Verwegenheit, sich im Angesicht der Kanonen so auszusetzen und nahm meinen Weg etwa hundert Schritte seitwärts hinter einen Felsen, der mich bedeckte, indessen die Herren ziemlich zur Unzeit meiner Vorsicht spotteten. Sie wurden aber bald anderes Sinnes; eine fürchterliche Salve zwang sie mir zu folgen.

Der Unterbefehlshaber kam zum andernmal, er änderte aber beynahe gar nichts in seinen Vorschlägen. Ich schickte ihn zurück ohne ihn hören zu wollen; da Villeroi dies sah, sagte er mir, wenn die Stadt heute nicht eingenommen würde, so könnte er sich nicht entbrechen, dem König zu hinterbringen, daß dieser Streich durch meine Schuld mißlungen wäre. Ich that, als ob ich ihn nicht hörte, gab den Belagerten meinen letzten Entschluß schriftlich, und ließ das Feuer der Batterien wieder anfangen. Die zweyte Lage zündete das Pulver der Belagerten an, tödtete etwa 25 Männer und 6 oder 7 Weiber; bey der dritten stürzte das ganze kleine Ravelin ein; und sie konnten nun die Bresche nicht mehr schützen, weil die Kanonen einen tiefen Weg, der dahin führte, bestrichen, und ihnen mit jedem Schuß ihre besten Leute tödteten. Dies

zwang

zwang sie, zum andernmal Chamade zu schlagen; ich stellte mich aber als ob ich es nicht merkte, ob ich gleich sah, daß ihr Trommelschläger durch eine Kugel, der gerade unter seinen Füßen in die Erde schlug, wenigstens zwey Klaftern hoch in die Luft geworfen wurde, doch ohne den geringsten Schaden zu nehmen. Die Belagerten steckten nun ein Tuch auf eine Pike und schrien, sie ergäben sich, man möchte aufhören zu schießen. Ich hielt aber doch nicht eher ein, als bis die Feinde von der Bresche herab unsern Soldaten die Hand reichten, und ich stürchten mußte, einige Franzosen mit ihnen zu tödten. Nun setzte ich mich zu Pferde und sprengte im Galop in Charbonnieres hinein. Man hätte den Ort wie eine im Sturm eroberte Stadt behandeln können, aber es hätte ein hartes Herz dazu gehört, um nicht durch einen so mitleidenswerthen Anblick, als den, welcher sich mir darbot, besänftigt zu werden. Es waren alle Weiber, die Verwundeten und die vom Feuer beschädigten, die sich mir zu Füßen warfen. Nie habe ich irgendwo die Frauenzimmer so schön gesehn, als in dieser Stadt; noch auch ein so vollkommen schönes Weib, als eine von denen, die mich um Gnade zu bitten kamen. Statt meine Drohung, daß ich sie alle wollte hängen lassen, auszuführen, ließ ich es bey den Bedingungen, die ich ihnen zuerst vorgeschrieben hatte, und befahl die Besatzung an einen Ort, den ich bestimmte, in Sicherheit zu bringen.

Ungeachtet des Erfolgs vor Charbonnieres fand ich doch noch große Schwierigkeiten, um den Kriegsrath dahin zu bringen, daß er sich zum Angriff des Schlosses Montmelian entschloß. Der Streit wurde außerordentlich lebhaft. Der König ließ sich durch die Menge hinreißen; „Sehen Sie wohl zu, was Sie

„thun,"

n," ſagte er zu mir, „denn wenn wir gezwun-
werden, die Belagerung aufzuheben, ſo wird
Welt über Sie ſchreien, und ich vielleicht am
n." Man wußte damals noch nicht, was eine
und gut bediente Artillerie bey einer Belagerung
ag. Das, was bey Charbonnieres vorgegangen
hätte meine Ideen über dieſen Punkt ſo ſehr
ſt, daß ich mich nicht ſcheuete, mich öffentlich zu
lichten Montmelian in fünf Wochen zu erobern,
e ich es ſchon im erſten Kriegsrath behauptet hat-
Ich machte nur eine Bedingung dabey, welche
König mir nicht abſchlagen konnte, weil er ſie mir
im voraus zugeſtanden hatte; die nemlich, daß
icht bey der Belagerung ſeyn ſollte, denn ich ſah
us, daß ſie ſehr mörderiſch ſeyn würde. Ich zeig-
e Plane der Stadt und des Angriffs, den ich ent-
n hatte; und da alle Welt übereinkam mir mei-
Willen zu laſſen, ſo fieng ich die Belagerung an.

Dies Schloß liegt auf einem faſt eben ſo harten
n, als der von Charbonnieres; er iſt ſo hoch, daß
e ganze Gegend kommandirt, jäh wie ein Abſturz
von allen Seiten unzugänglich, ausgenommen nach
Stadt zu. Hier iſt der Abhang einiger ſteil, aber
gen hat er einen breiten und tiefen Graben, der
n Felſen ſelbſt mit ſolcher Mühe gehauen iſt, daß
nicht anders als mit einem ſcharfen Meißel hat
ten können, und drey Baſtione, die man weder
ppiren noch zu miniren vermag, weil ihr Grund
ebendigem, faſt undurchdringlichem Felſen und über
rthalb Toiſen tief iſt. In dem Felde giebt es
hiedene Berge; aber einige ſind ſo entfernt, daß
llig außer der Schußweite liegen, und die näch-
haben einen ſo ſteilen und ſpitzen Gipfel, von ſo
m und nacktem Stein, daß, weil entfernt Kano-

nen

nen hinaufzubringen und gebrauchen zu können, es vielmehr faſt unglaublich scheint, daß ein Menſch hinauf klimmen könne. Der Platz ſelbſt war damals mit 30 Kanonen, mit Pulver wenigſtens zu 8000 Schüſſen, mit einer verhältnißmäßigen Beſatzung und mit Munition im Ueberfluß verſehen.

Die erſte Betrachtung, welche mich gegen dieſe dem Anſchein nach unüberwindlichen Schwierigkeiten unterſtützte, war, daß, ſo feſt und zuſammenhängend auch der Felſen ſchien, auf dem, oder vielmehr in welchem die Baſteien gearbeitet waren, er doch unmöglich überall von gleicher Dichtigkeit ſeyn könnte; hatte er aber nur eine einzige ſchwache Stelle, ſo war ich verſichert, mit dem Geſchütz, das ich hatte, einzudringen. Um deſſen gewiß zu werden, ließ ich die Laufgräben dem Baſtion Mauvoiſin gegen über eröfnen, denn ohne Laufgräben war es unmöglich nahe genug zu kommen, um unterſcheiden zu können, ob dieſe ganze Maſſe nur aus einer einzigen Klippe beſtände, die mit dem Meiſel bearbeitet war. Aber ein Felſen, der in der Erde ſteckte, erlaubte nicht, daß man die Laufgräben weiter vorwärts bringen konnte.

Ich nahm meine Zuflucht zur Liſt. In einer ſehr dunkeln Nacht ließ ich ganz nahe an dieſem Baſtion eine Hütte von Hürden und Moos machen, welche zwar genug war, daß die Kanonen ſie nicht von oben treffen konnten. So wie der Tag ſie den Belagerten entdeckte, durchlöcherten ſie ſie mit Flintenſchüſſen, aber ſie ſtürzte nicht um, und es war keiner von den Unſrigen darinn. Ich erlaubte den Feinden einige Tage ihren Zorn an dieſer Hütte auszulaſſen, bis ſie endlich von ſelbſt aufhörten darauf zu feuern, weil ſie glaubten, man habe ſie nur dahin gebauet, damit ſie ihr

Pul-

Pulver daran verſchwenden ſollten. Sobald ich merkte, daß die Belagerten ſie vernachläßigten, begab ich mich ſelbſt die Nacht dahin, ohne andre Schutzwaffen mit zunehmen, als ein großes rundes Schild, das im Nothfall mich ganz und gar gegen die Schüſſe bedecken konnte. Von hier aus betrachtete ich das Baſtion mit äuſſerſter Aufmerkſamkeit. Ich entdeckte unterwärts Licht darin, woraus ich ſchloß, daß es hohl ſeyn müßte und folglich nicht aus dem ganzen in den Felſen gehauen, weil man dieſen von inwendig nicht ſo tief hätte durchbohren können. Die Belagerten beſſerten wahrſcheinlich grade etwas darin aus. Da der Tag anbrach, bemerkte ich auch noch, daß die Flanke keine Schulterwehr hatte; ein neues Wahrzeichen, daß nicht beydes von rohem Felſen war, daß dieſe Flanke ſich beynahe ganz unbedeckt darſtellte, und leicht von den Kanonen könne beſchädigt werden. Dies war mir genug, und ich hatte nun weiter keine Sorge, als unbeſchädigt wieder aus der Hütte zu kommen. Dies hatte große Schwierigkeiten, da ich am hellen Tage, nicht über 100 Schritt von der Bruſtwehr, die mit Soldaten beſetzt war, einen Raum von 200 Schritten paſſiren mußte, ehe ich in Sicherheit kommen konnte. Ich wählte den Augenblick, wo die Wachen ſich ablöſen, und der Soldat nachläſſiger wird, ließ meinen Schild im Stiche und fieng an aus allen Kräften zu rennen. Vier Schildwachten erblickten mich, ſchrieen und gaben zu gleicher Zeit Feuer, die Kugeln flogen mir um die Ohren und bedeckten mich mit Staub und Kieſeln, aber ohne mich zu verwunden; ehe die andern Soldaten ſich fertig gemacht hatten, war ich ſchon bey unſerm erſten Poſten.

Ich hatte anfangs eine Anhöhe auf der Seite der Iſere erwählt um eine Batterie darauf zu errichten, weil

weil man Stufen hineinhauen und dadurch das Aufsteigen erleichtern konnte. Nachher aber rekognoscirte ich an den entgegengesetzten Ufer des Strohms einen Berg, der nach der Citadelle zu lag, und der noch den Vortheil hatte, daß man den Weg zu den Brunnen des Schlosses, den zu dem Magazin, den Eingang des Kommandantenhauses und die Hauptwacht sehen konnte. Dieser war mir noch lieber, ich sorgte also nur, wie ich 6 Kanonen hinaufbringen wollte. Auf allen Seiten war dieser Hügel steil wie eine Mauer, außer an der einen, wo auch der Weg hinaufgieng, der mit seinen Umschweifen eine Meile lang war. Aber dies war noch nicht die größte Unbequemlichkeit. Nachdem man die Stücke hinaufgebracht hatte, fand man oben nicht so viel Raum, um sie aufpflanzen zu können, und es mußten zu dem Ende so harte Felsen weggebrochen werden, daß die meisten Offiziere meine Arbeit lächerlich nannten.

Die Feinde dachten ganz anders darüber. Von dem Augenblick an, wo sie sahen, daß wir versuchten, uns auf dieser Spitze festzusetzen, richteten sie auch 6 Kanonen dahin und machten ein unaufhörliches Feuer. Sie fiengen gerade damit an, als ich oben war und arbeiten ließ. Ich hatte meinen Kommandostab in der Hand und trug eine grüne Uniform mit goldnen Borten und auf dem Kopf einen grün und weißen Federbusch. Die erste Lage gieng hoch über meinen Kopfe weg, die folgende hingegen kam viel zu tief. Da ich sah, daß man zum drittenmal losbrennen wollte, sagte ich zu Lesine, Maignan und Fougeres, die dritte Lage könnte doch wohl in die Mitte treffen, wahrscheinlich haben mich die Belagerten gesehen und zielen nach mir. Zu gleicher Zeit gieng ich einige Schritte zurück hinter eine Felsenbank, indem ich mit der Hand meine

Pike

Pike an dem Ort, wo ich erſt geſtanden hatte, feſt hielt. Die eine Kugel ſtreifte an meiner Pike hin, die andern tödteten drey Pionniere und zwey Kanoniere und zerſchmiſſen die Gläſer und Flaſchen, die man zum Frühſtück gebracht und in ein Loch im Felſen geſtellt hatte. Dieſer Zufall wurde dem König als eine Verwegenheit von meiner Seite vorgeſtellt, und er ſchrieb mir ſogleich, meine Perſon wäre ihm noch nöthiger zu Geſchäften als zum Kriege. Er verlangte, daß ich mich mehr in Acht nehmen ſollte, als ein gemeiner Soldat, der noch erſt ſich Glück und einen Namen erwerben muß: wenn ich ihm nicht hierin gehorchte, ſo würde er mich zurück rufen.

Heinrich konnte der Begierde, die Anordnung dieſer Belagerung zu ſehen, nicht widerſtehen. Er ſchrieb mir zum zweytenmal um mich zu bewegen, ihm ſein Wort zurück zu geben, und verſprach zugleich, nur an die Orte zu gehen, die ich ihm bezeichnen und blos mit dem Grafen von Soiſſons, mit d'Evernon, Bellegarde und mir. Ich bat ihn, wenigſtens die Stickerey ſeines Kleides unter einem ſchlechten Mantel zu verbergen und vorzüglich einen kleinen Umweg von einer halben Stunde zu machen, um ein gewiſſes mit Kieſeln bedecktes Feld zu vermeiden, weil die Feinde dieſem gegenüber immer 30 bis 40 Soldaten mit Musketen Wache halten ließen und 10 bis 12 Kanonen dahin gerichtet hatten, denn ſie wußten, daß man alle Augenblicke dies Feld durchſtrich, um zu der neu errichteten Batterie auf dem Felſen zu kommen. Ich hoffte, Heinrich würde dieſe Gefälligkeit für mich haben, aber ſo bald er zur Stelle kam, konnte er ſich nicht überwinden, eine Vorſicht zu gebrauchen. Alle meine Bitten waren vergebens, und wir ritten alle Fünfe hinter einander. Einige Salven aus dem klei-

nen Gewehr, die wir gleich anfangs bekamen, machten, daß einige von uns erblaßten. Aber es war ganz anders, wie wir auf das Feld kamen. Die Feinde machten auf Einmal ein so fürchterliches Feuer aus ihrem groben Geschütz und den Musketen, daß wir in einem Augenblick ganz mit Erde bedeckt und unsere Haut überall von einem Hagel kleiner Kiesel geschunden war. Heinrich machte das Zeichen des Kreuzes; dies bewog mich zu sagen: „Nun sehe ich, daß Sie ein guter Katholik sind.“ Er antwortete: „Vorwärts, es ist nicht gut hier.“ Wir verdoppelten unsere Schritte und sahen es als ein sonderbares Glück an, daß keiner von uns getödtet oder auch nur schwer verwundet war. Bey der Rückreise war von demselben Wege nicht mehr die Rede; man gieng über die Berge, wohin ich Pferde für die Gesellschaft schickte.

Der König schämte sich, so den Abentheurer gemacht zu haben. Als ich ihm einige Tage nachher schrieb, alle meine Batterien wären fertig, und er, da er von Tarantaise zurück kam abermals Lust hatte, sie zu sehen, war er vorsichtiger, und befahl mir auf einige Stunden einen Stillstand mit dem Gouverneur des Schlosses zu schließen. Nachdem Heinrichs Neugier befriedigt war, fiel es mir ein, mich des Rechts des Generalfeldzeugmeisters, wenn er sein Amt in Gegenwart des Königs verwaltet, zu bedienen. Weil dieses aber nicht ohne Abfeurung des ganzen Geschützes geschehen konnte, welche man als einen Bruch des noch nicht abgelaufenen Stillstandes würde angesehen haben; und um die Belagerten zu bewegen, daß sie ihn zuerst brächen, befahl ich einigen Kommissarien gewisse Vorräthe, deren man bedurfte, auf die Batterie des Felsens bringen zu lassen. Die Belagerten, welche noch nichts von ihrem Stolz verlohren hatten, und

es

s vielleicht ſchon bereueten, daß ſie ſich auf den Still-
ſtand eingelaſſen hatten, riefen, dies wäre gegen den
Vertrag und ſie würden ſchießen. In der That feuer-
ten ſie auch zwölf bis funfzehnmal. Ich hatte Befehl
egeben, daß man ſich auf dieſen Fall bereit halten ſoll-
te, ihnen mit einer ganzen Lage von allen Batterien
u antworten; es war die erſte, und die Belagerten
rſtaunten nicht wenig, als ſie ſahen, daß funfzig
Stücke ihre Werke beſtreichen. Sie waren nun die
erſten, welche um Verlängerung des Stillſtandes ba-
ten, hauptſächlich, als eine zweyte Lage ſchnell auf
ie erſte folgte. Von dieſem Augenblick an verlohren
e die Einbildung, daß ihre Citadelle unüberwind-
ch wäre, und ſuchten heimlich Mittel, ſich in der
Güte zu vertragen.

Zwey Frauen wurden von ungefähr mit dieſem
Vergleich beſchäftigt. Die Frau von Brandis, die
Gemahlin des Gouverneurs von Montmelian, die
mit ihm in dem Schloſſe war, beſchäftigte ſich zu ihrem
Vergnügen mit kleinen Arbeiten von Glas und Koral-
len. Sie ſchickte meiner Frau, welche in der Stadt
war, ſehr niedliche Ohrringe und zwey Glasketten, die
ſie ſelbſt gemacht hatte. Dieſe überſendete ihr dage-
gen Wildpret und Wein, und ließ ſie fragen, ob es
nicht möglich wäre, daß ſie ſich ſehen könnten. Sie
erhielten die Erlaubniß, und brachten drey Nachmit-
tage ſo vertraulich mit einander zu, daß ſie am Ende
anfiengen mit einander zu überlegen, wie man Mont-
melian mit Ehren übergeben könnte. Sie theilten die-
ſen Einfall ihren Männern mit, und, weit entfernt,
uns zu widerſetzen, berechtigten wir ſie vielmehr, ihre
Unterredungen, wo noch immer eine der andern ver-
barg, daß ſie Vollmacht hätte, fortzuſetzen. Die Frau
von Brandis bekam eine Unpäßlichkeit, welche es ihr

nöthig machte, die Landluft zu genießen. Ihr Mann glaubte, er könne mich durch meine Gemahlin um die Erlaubniß dazu bitten lassen, und diese ergrif die Gelegenheit, um dem Grafen von Brandis die Noth, in die er gerathen würde, ohne vielleicht nachher ehrenvolle Bedingungen erhalten zu können, so gut vorzustellen, daß er sich entschloß, mit mir in Unterhandlung zu treten, und mir zu dem Ende eine Deputation schickte. Ich gab dem König Nachricht davon, und dieser trug die Sache in seinem Conseil vor. Hier wurde beschlossen, daß man dem Gouverneur einen Monat Zeit lassen wollte, wenn er unterdessen nicht entsetzt würde, sollte er den Ort übergeben. Ich war sicher, daß er sich nicht so lange halten könnte, und überdem hieß dies auf eine Treue rechnen, die bey Feinden sehr zweydeutig zu seyn pflegt. Ich sagte auch meine Meinung darüber, aber es war vergebens einen Entschluß zu bestreiten, an dem der Neid so vielen Antheil hatte, als die Furcht.

Der König bereuete nicht eher, daß er dem Rath des Marschalls von Biron und des Herzogs von Epernon mehr gefolgt war, als dem meinigen, als bis sich kurz vor der den Belagerten zugestandnen Frist das Gerücht verbreitete, es käme von der andern Seite des Gebirges ihnen eine Armee von 25000 Mann zu Hülfe. Er gestand mir die Verwirrung, worinn diese Nachricht ihn stürzte. Zwar war er entschlossen, den Feinden entgegen zu gehen und ihnen ein Treffen zu liefern, aber er fühlte, wie viel es gewagt sey, einen Platz wie Montmelian hinter sich zu lassen. Er fragte mich deswegen, ob ich nicht auf eine oder die andere Art ein Mittel wüßte, mich des Orts noch vor dieser Zeit zu bemächtigen. Die Sache hatte große Schwierigkeiten, indessen gelang sie doch, und zwar auf folgende Art.

Seit-

Seitdem der Stillstand geschlossen war, ließ der Graf von Brandis alle Fremde in sein Schloß, welche Lebensmittel oder andere Bedürfnisse brachten, deren seine Verwundeten und die Frau von Brandis selbst nöthig hatten. Weil nur ein einziger Eingang da war, so entstand oft ein solcher Gedrang, daß es zu Prügeleyen kam, und der Gouverneur konnte oder wollte die Händel nicht schlichten, weil unter diesen Leuten, die größtentheils Soldaten waren, sich auch verschiedene Franzosen befanden. Er bat mich, dem Uebel selber abzuhelfen, und ich glaubte, daß dieses die Gelegenheit sey, welche ich suchte. Ich stellte eine Wache von 50 ausgesuchten Leuten an das Thor des Schlosses, und gab ihnen Offiziere, die, von meiner Absicht unterrichtet, die Wachen der Vestung gewöhnten, sie hereinkommen zu sehen. Anfangs giengen sie etwa nur zu dreyen oder vieren hinein, bald aber in größerer Anzahl, so daß die Besatzung es nicht mehr zu hindern, noch auf sie zu feuern wagte, und sie fast eben so gut Meister des Schlosses waren, als die Savoyarden, ohne daß diesen der geringste Vortheil daraus erwuchs; im Gegentheil vermehrten die Franzosen nur noch die Unordnungen, statt sie zu hindern.

Brandis hielt dies alles nur für Folgen von der Ungezogenheit der Soldaten, und beklagte sich darüber bey mir. Ich antwortete, er könne nur gegen diese Fremden, die, wie ich glaubte, vom Lande wären, Gewalt brauchen; aber er sagte, er würde dies gethan haben, wenn nicht eine große Anzahl von meinen Soldaten bey ihnen wären, und ehe er diese, selbst ohne Absicht sie zu beleidigen, angriffe, wollte er lieber mir allein die Sorge übertragen, die Verwirrung und Unruhen zu hemmen. Dies war gerade mein Wunsch, ich stellte mich aber, als ob ich blos nachgäbe, um die

Ruhe wieder herzustellen, und sagte dem Gouverneur, dies würde mir sehr leicht seyn, wenn ich innerhalb des Thores eine eben so starke Wache hätte, als außerhalb. Er war damit zufrieden, und ich ließ nun 50 Mann hinein rücken, aber diese waren nicht die Einzigen; 30 waren schon vor ihnen hineingekommen, und eine weit größere Anzahl schlich sich mit ihnen durch. Ich selbst kam mit meinem ganzen Gefolge, und von diesem Augenblick an waren wir so stark, daß wir das untere Fort und einen Theil des Oberen in unserer Gewalt hatten.

Brandis sah nunmehr seinen Fehler ein; aber da er ihn nicht anders verbessern konnte, als indem er sich noch großmüthiger zeigte, so kam er zu mir, und sagte, er wolle sichs gefallen lassen, daß ich auch die Obere Vestung in Besitz nähme, und er verließe sich gänzlich auf mein Wort und auf meine Redlichkeit. Ich beschloß, sein Vertrauen nicht zu mißbrauchen, und die Bedingungen genau zu halten. Ich aß den Abend in der Citadelle und schlief auch darin, und sehen den Tag nachdem ich den Auftrag dazu von dem König erhalten hatte, brachte ich ihm die Nachricht, er könne den Feinden entgegen rücken, ohne etwas von Montmelian zu befürchten zu haben. Er brach nun in bester Ordnung an der Spitze seines Heeres auf, aber die Nachricht, welche er erhalten hatte, war falsch gewesen.

Die Besatzung von Montmelian räumte die Vestung nach Ablauf des Monats und überlieferte sie uns. Der König befahl mir, Crequi mit seiner Kompagnie hieher zu setzen und dieser erhielt Verstärkung und alle nöthige Vorräthe. Ich wollte den König überreden, die Veste von Montmelian, daß man doch bey dem

Frie-

Frieden dem Herzog würde zurückgeben müssen, und alle die andern eroberten Vestungen zu schleifen; aber die Rathschläge der Höflinge, die alle in Savoyischen Sold zu stehen schienen, retteten Montmelian gegen alle gute Politik.

Die in Chiffern geschriebnen Briefe des Marschalls von Biron, welche man zwey Jahre nachher auffieng, erklärten das Geheimniß dieses Betragens so wohl bey Montmelian als auch bey allen den übrigen Begebenheiten. Biron schrieb darin dem Herzog von Savoyen, er hätte für die Besatzung von Montmelian einen Monat Frist erhalten, damit er Zeit hätte, die Belagerung aufheben zu lassen, er dürfte nichts von seinen Freunden erwarten, wenn er nicht etwas außerordentliches thäte um diesen Ort zu retten, der stark genug wäre, sich drey Monate zu halten. Er betheuert, wie sehr es ihm selbst schmerzen würde, die Vestung übergehen zu sehen. In dem Briefe, den er nach der Uebergabe an den Herzog schreibt, sagt er ihm, seine Nachlässigkeit, dem Schlosse zu Hülfe zu kommen, habe die französischen Großen von seiner Parthey zum Schweigen genöthigt; sie würden sich gegen den König erklärt haben, wenn er vorgerückt wäre, sich mit ihnen zu vereinigen, und ihnen dadurch Mittel gegeben hätte, es mit einigem Erfolg zu thun. Ungeachtet er sorgfältig die Namen auslässt, sind sie doch alle in dem Briefe so gut bezeichnet, daß man sie ohne Mühe erkennt. Mein eignes Schweigen bey dieser Gelegenheit hilft nur einigen wenigen, die das Publikum vielleicht nie im Verdacht gehabt hat.

Montmelian hatte sich noch nicht ergeben, als man in der französischen Armee erfuhr, daß der Kardinal Nepot Aldobrandini als päbstlicher Legat unter-

weges wäre, um mit dem König wegen des Friedens und seiner Vermählung in Unterhandlung zu treten. Heinrich gab mir den Auftrag, den Legaten mit allen möglichen Ehrenbezeugungen zu empfangen; ich gieng ihm daher mit einem leichten Korps von 3000 Mann Infanterie und 500 Reutern entgegen, und aus der Art wie er empfangen wurde, als er sich Montmelian näherte, konnte er schließen, daß er mit einem Feldzeugmeister zu thun hatte. Der Stillstand gab mir die Macht, mich des Geschützes der Vestung wie des meinigen zu bedienen, und ich brachte beydes zusammen, um ihm noch mehr Ehre zu erzeigen. Das Signal wurde mit einer weisen Fahne von der Batterie des Felsens gegeben. Meine Artillerie machte nach einem starken Musketenfeuer den Anfang, denn folgte die von dem Schlosse, so, daß beyde immer Zeit hatten, wieder zu laden; dies zweymal wiederholte Feuer von 170 Kanonen, die mit der möglichsten Ordnung gelöset wurden, und deren Knallen die Echos in allen den Felsenklüften umher vermehrten, that die herrlichste Wirkung von der Welt, aber ich glaube nicht, daß Dieses dem Kardinal so schien. Er war durch eine Ehrenbezeugung, die sich so fürchterlich ankündigte, mehr erschreckt als geschmeichelt, er dachte, alle Berge würden über ihm einstürzen und machte mehr als einmal das Zeichen des Kreuzes.

Ich führte ihn zum Mittagessen nach Notre Dame de Miens, und sagte ihm gleich wegen der Angelegenheit, wovon er mit mir sprach, zwey Dinge voraus: erstlich, daß er nicht allen Leuten, die sich gegen ihn mit Aufträgen von dem König brüsten würden, trauen, und zweytens, daß er ihnen noch weniger glauben möchte, wenn alle diese Leute ihm versprächen, daß man dem Herzog von Savoyen alle eroberte Vestungen

gen, ohne sie geschleift zu haben, wieder geben würde, denn dies werde ganz gewiß nicht geschehen. Mit dieser vorläufigen Nachricht überließ ich ihn denen, welche gekommen waren, ihn im Namen des Königs abzuholen, und setzte den Krieg durch den Angriff der Citadell von Bourg und des Forts Sainte Catherine fort.

Auf die Bitte der Stadt Genf, welche der König sich gern verbinden wollte, machte man mit dem letzteren den Anfang. Das Fort liegt auf einem Erdhügel mitten in einer Ebne, deren Mittelpunkt es zu seyn scheint; als wir in der Nähe desselben ankamen, fragte mich Biron, bey dem ich mich von ungefehr befand, ob ich jetzt gleich, und so wie wir hier zu Pferde wären, den Ort mit ihm rekognoscieren wollte. Ich antwortete, um dieses bey hellem Tage zu thun, fielen wir mit unserm Aufzuge und unsern Federbüschen zu sehr in die Augen; er selbst ritt einen Schimmel und trug eine große weiße Feder. Dennoch versetzte er; „ach, daß hat nichts zu sagen; zum Henker, sie „werden sich nicht unterstehen, auf uns zu feuern!" „Nun dann, rief ich, wie Sie wollen! Wenn es „auf mich regnet, werden Sie auch naß werden." — Wir nahmen nun das Fort mit Muße in Augenschein, und man that höchstens zwölf bis funfzehn Büchsenschüsse nach uns, und, wie ich glaube, gar in die Luft, ungeachtet wir doch unserer zwanzig zu Pferde waren. Ich war darüber äußerst erstaunt, und sagte zu Biron: „Entweder ist niemand da drinnen, oder „sie schlafen, oder sie fürchten sich vor Ihnen." Dem König schien die Sache noch unglaublicher, denn da er den Abend vorher nur mit sechs Pferden hingekommen war, regnete es Kugeln; und als ich selbst den folgenden Morgen ganz früh blos mit Erard und Feugeres mich zu Fuß näherte, wurde ich mit einem sol-

chen Lermen des Geſchützes empfangen, daß der König Montespan zu mir ſchickte, weil er glaubte, es geſchähe ein Ausfall. „Auf wen haben es denn die „Leute gemünzt?“ rief dieſer mir zu, da er Niemanden ſahe. Ich antwortete: „Auf mich, aber ich habe geſehen, was ich ſehen wollte.“ Ungefehr muthmaßte ich, woher die Achtung kommen könnte, die man dem Marſchall von Biron überall bezeigte. Uebrigens fand ich die Flanken der Baſticne von Sainte Catherine ſo ſchlecht, daß ſie größten Theils eingeſtürzt waren, und auch der Graben war nicht in beſſerem Stande. Ich verſicherte daher dem König, der Platz müſſe ſich ergeben, ſo bald man nur mit den Laufgräben würde bis an den Rand des Grabens gekommen ſeyn; in der That fiengen auch die Belagerten, denen es ohnedem an Allem fehlte, an zu fürchten, der Ort möchte mit Sturm erobert werden, und verlangten zu Kapitulieren, wenn binnen ſechs Tagen kein Entſatz käme.

Nachdem ich die Laufgräben eröfnet hatte, bat ich den König um Erlaubniß, eine Reiſe nach Genf zu machen. Ich kam den folgenden Tag mit hundert Pferden dort an, und grade zur rechten Zeit, um dieſe Stadt, die wegen der Menge von Katholiken, die ſie in ihren Mauern hatte, erſchrocken war, zu beruhigen. Die Herren von Guiſe, von Epernon, von Elbeuf, von Biron, von la Guiche und Andre waren mit ihrem ganzen Gefolge dort. Vergebens gab ich den Bürgern die Verſicherung, daß der König ihnen gewogen wäre, und daß ich ſie nicht verlaſſen wollte, ſo lange alle dieſe Herren bey ihnen wären; das Andenken ehmaliger Verfolgungen war in den Gemüthern der Genfer noch zu neu. Sie gaben ſich nicht eher zufrieden, als bis ich den Grund ihrer

Furcht

Furcht gehoben hatte, indem ich noch denſelben Abend mit jenen Herren redete, welche denn auch alle am folgenden Morgen abreiſeten. Die Stadt ſchickte nun zehn bis zwölf von ihren vornehmſten Bürgern, mit ihrem Prediger Beza an der Spitze, ab, um den König zu bekomplimentiren, und zu verſuchen, ob ſie eine Sache, die ſie noch ſehr geheim hielten, aber an der ihnen auſſerordentlich viel lag, die Schleifung des Forts Sainte-Catherine, von ihm erhalten könnte. Beza ſprach wie ein Mann von Verſtande, und der mit Feinheit zu loben weiß. Er prieß das Glück der Proteſtanten wegen der ſchönen Zeiten, welche die Regierung eines ſo groſſen Fürſten ihnen verkündigte. Heinrich dankte den Abgeordneten und der Stadt, und erbot ſich der letzteren ein Geſchenk von derjenigen ſeiner Eroberungen zu machen, die ihr am bequemſten gelegen wäre; zugleich kam er ihrer Bitte zuvor, und ſagte ihnen leiſe, ſie ſollten das Vergnügen haben, Herren der Citadelle und des Forts Sainte Catherine zu ſeyn, und er gebe ihnen in meiner Gegenwart ſein Wort, (er hielt mich zu gleicher Zeit bey der Hand) daß keine Bitte jemals ihn ſollte abhalten können, dieſe Veſtung ſchleifen zu laſſen. Die Abgeordneten giengen voll Freude zurück.

Auf die wiederholten Bitten des Kardinals Aldobrandin hatte der König eingewilligt, daß zu Lion Zuſammenkünfte wegen des Friedens angefangen würden, und, um mit dem Legaten zu unterhandeln, den Kardinal du Perron, den Connetable, den Kanzler, Villeroy und Jeannin ernannt; ſie waren aber noch über nichts einig geworden, als die künftige Königin in dieſer Stadt ankam. (23) Kaum hatte der König dieſes erfahren, ſo verließ er ſein Standquartier und ritt mit einem Theil der Herren von ſeinem Hofe, im

heftigsten Regenwetter, mit Postpferden nach Lion. Wir kamen um 11 Uhr des Nachts auf der Brücke an, und mußten, von der Kälte und dem Regen durchdrungen, eine Stunde warten, ehe man uns einließ, weil Heinrich, um das Vergnügen zu haben, die Königin zu überraschen, sich nicht nennen wollte. Sie hatten beyde einander noch nicht gesehen. Die Vermählungs-Feyerlichkeiten wurden ohne allen Pomp vollzogen, wir sahen den König sich zur Abendtafel setzen, nachher schickte er uns fort, um auch unser Abendessen einzunehmen, und entfernte sich in das Zimmer der Königin.

Durch Heinrichs Ankunft wurde der Streit über die Friedensartikel nur noch mehr erhitzt. Fast alle Bevollmächtigte waren auf der Seite des Herzogs von Savoyen, und wünschten dem Legaten ihrem Hof zu machen. Aus dieser Ursach ließ der König sich von der ganzen Unterhandlung Rechenschaft geben, und er tadelte sehr die Kommissarien, daß sie ihre Vollmacht überschritten hätten. Bellievre und Villeroy hatten dem Legaten versprochen, keiner von den eroberten Plätzen sollte geschleift werden, vorzüglich nicht Sainte Catherine, weil der Legat wegen dieses Orts, als des besten und selbst des einzigen Bollwerks des Herzogs von Savoyen gegen die Republik Genf, sich ganz besonders bemüht hatte. Heinrich gab ihnen zu verstehen, die Uebereilung, womit sie eine solche Bedingung, ohne Seine Meynung deswegen eingeholt zu haben, unterschrieben hätten, schiene ihm verdächtig, und er würde ihnen darüber in einigen Tagen seinen Willen bekannt machen. Er ließ mich rufen, und sagte mir, das kürzeste wäre, die fünf Basteien des Forts in die Luft zu sprengen, und den Genfern sagen zu lassen, sie möchten es vollends schleifen, ehe der

Legat

egat ihm darüber, wie er es erwartete, Vorſtellungen hun könnte. Nie iſt ein Befehl ſchneller und beſſer usgeführt worden. In Einer Nacht machten die Genfer dieſe Citadelle völlig dem Erdboden gleich, nd nahmen ſelbſt alle Materialien mit, ſo daß man en andern Tag kaum glauben konnte, daß jemals ei- e Veſtung an dieſem Ort geſtanden habe, und daß ich die Neuigkeit davon verbreitete, als wäre ſie durch as Feuer des Himmels verzehrt worden. Als man ie Wahrheit erfuhr, wurde der Legat ſehr erbittert arüber, doch geſtand er in ſeinem Verdruß, ich wä- e der einzige geweſen, der ihn darüber nicht mit fal- cher Hofnung geſchmeichelt hätte, aber er hätte auf meine Warnung nicht genug geachtet. Am meiſten verdroß es ihn, daß er auf das Wort der Kommiſſa- rien dem Pabſt das Gegentheil verſichert hatte. Drey oder vier Tage lang wurde darüber die Unterhandlung völlig abgebrochen, und als man ſie nachher wieder anfieng, war der Kardinal ſo ärgerlich, daß er alle Vorſchläge verwarf. Dieſe beſtanden darin, daß der Herzog von Savoyen dem König den Lauf der Rhone mit den umliegenden Gegenden bis auf eine beſtimmte Entfernung abtreten; auf eine Meile weit davon keine Veſtung, um den Durchgang der Spanier zu begün- ſtigen, anlegen; und der Republik Genf die Einkünf- te gewiſſer, auch benannter Dörfer laſſen; daß Bar- Dauphin geſchleift und Chateau-Dauphin wiederge- geben; und daß der Herzog endlich 150,000 Thaler für die Kriegskoſten bezahlen ſollte.

Der König hielt die ganze Unterhandlung wegen der Hartnäckigkeit des Legaten für fruchtlos, und be- ſchloß, den Krieg nun noch lebhafter fortzuſetzen. Er ließ mich rufen, und theilte mir ſeinen Entwurf mit, daß er an der Spitze ſeines ganzen Heers den Herzog

von Savoyen aufſuchen wollte, unterdeſſen ich mit der Artillerie die Citadelle von Bourg beſchoſſe. Für jeden von uns fanden ſich beſondre Hinderniſſe bey der Befolgung dieſes Plans, und bey beyden war der Geldmangel die gröſte Schwierigkeit. Ich hielt die Unternehmung auf Bourg für ſehr ſchwer, weil wir ſchon ſo weit in der Jahrezeit gekommen waren. Die Unterſchied, den ich zwiſchen dieſem Schloſſe und dem von Montmelian, dem es ſonſt, wie mich dünkt, ungefehr gleich zu ſchätzen iſt, mache, beſteht darin, daß das letztere für einen, der etwa nur zehn oder zwölf Kanonen hat, freylich ſo wichtig iſt, als zehn Plätze wie Bourg, weil es bey der Eroberung von Montmelian nur darauf ankömmt, hinlängliche Artillerie zu haben, um alle Außenwerke zu beſchießen; daß aber für eine Armee, die ſechszig Kanonen hat, die Citadelle von Montmelian nicht mehr Schwierigkeiten macht, als die von Bourg, weil dieſe regelmäßiger iſt, und nur ganz methodiſch und Fuß vor Fuß angegriffen werden kann. Hätte man mir geglaubt, als ich den Rath gab, gleich nach der Eroberung von Montmelian vor Bourg zu rücken, ſo hätte es damals ſchon in der Gewalt des Königs ſeyn können.

Heinrichs Verlegenheit kam hauptſächlich daher, daß er alles zu fürchten hatte, wenn er mit ſeinen Generalen, von denen, wie er wußte, die meiſten in einem heimlichen Verſtändniß mit dem Herzog von Savoyen und den Spaniern gegen ihn ſtanden, ſich in das feindliche Land wagte. Lesdiguieres war der einzige, auf den er rechnen konnte. Dieſer hatte noch kürzlich einen Beweis ſeiner Treue gegeben, indem er Calignon benachrichtigte, daß der Herzog von Bouillon ſich eines gewiſſen Ondevous bediente, um ſeine Verbindungen mit den Großen des Reichs zu unterhalten.

halten. Es iſt wahr, daß wenn Calignon ſeinen Auftrag ein wenig ſchneller ausgerichtet hätte, Ondevous nicht würde Zeit gehabt haben zu entfliehen, wie er that, und daß durch ſeine Gefangennehmung alle Entwürfe der heimlichen Verſchwörer würden entdeckt worden ſeyn: aber aller Wahrſcheinlichkeit nach war dies nicht Lesdiguieres Schuld. Ich rieth daher dem König, ſich nur auf ihn zu verlaſſen, und um ihn ſich noch mehr zu verbinden, ihn zum Marſchall von Frankreich und Gouverneur von Piemont zu machen. Den böſen Willen der Uebrigen konnte man leicht fruchtlos machen, indem man ihnen Aufträge weit von der Hauptarmee gab.

Was uns beyden aber das dringendſte ſchien, war der Geldmangel, und wir beſchloſſen, daß ich in vier Tagen nach Paris reiſen ſollte; um dort ſechs Wochen lang die Finanz Geſchäfte zu beſorgen; in den vier Tagen aber ſollte ich alle nöthige Verbereitungen zu der Belagerung von Bourg machen, von dem wenigen übrigen Gelde der Truppen den Sold geben, und alle gewöhnliche und auſſerordentliche Ausgaben des königlichen Hofſtaats beſorgen. Ich ließ gleich am folgenden Tage meine Gemahlin und mein Gepäck vorausgehen, und ſagte ihnen, ſie ſollten zu Rouanne Nachricht von mir erwarten, von wo ich gleich nach meiner Ankunft ſie auf der Loire weiter bis Orleans zu ſchicken gedachte. Sie erwarteten mich dort noch drey oder vier Tage länger, weil durch die Veränderung in dem Friedensgeſchäft meine Maasregeln fruchtlos gemacht wurden.

Da ich von dem König Abſchied nahm, genehmigte er meinen Vorſchlag, vorher auch zu dem Legaten zu gehn, der mir jederzeit viele Achtung bezeigt

hatte.

hatte. Ich trat in Reiſekleidern zu ihm hinein, und meine Poſtpferde erwarteten mich am andern Ufer des Fluſſes, ſeinem Hauſe gegen über. Er fragte mich, wohin ich in dieſem Aufzug gehen wollte? „Nach „Italien, ſagte ich; ich hoffe diesmal in guter Ge„ſellſchaft dem heiligen Vater die Füſſe zu küſſen.“— „Was? nach Italien? antwortete er, O, mein Herr, „das wird nicht nöthig ſeyn! Helfen Sie mir nur, „ich bitte Sie, dieſen Frieden wieder anzufangen.“ Ich that, als wenn ich nicht ungeneigt wäre, noch daran zu arbeiten, aber blos aus Ehrfurcht für ihn, weil der König den Gedanken daran aufgegeben hätte. Dann gieng ich mit wenig Worten die vornehmſten Artikel deſſelben noch einmal durch, und fragte Seine Eminenz, ob er dem, was ich ihm ſagen wollte, glauben würde. Auf ſeine Verſicherung ſagte ich ihm denn, er könnte völlig überzeugt ſeyn, daß der König niemals von den Bedingungen wegen des Ufers der Rhone, der Dörfer in der Nachbarſchaft von Genf, und wegen Chateau-Dauphin und Beche-Dauphin etwas nachlaſſen würde, weil ich darüber ſeinen Willen ſo gut, als er ſelbſt, kennte. Er fragte mich um die Urſachen, ich entſchuldigte mich aber, ſie ihm zu ſagen, weil die Zeit dazu zu kurz wäre. Nun gieng er in Gedanken einige Male im Zimmer auf und ab, und fragte mich denn, indem er eben ſo ſehr auf eine aufrichtige Antwort drang, ob, wenn er mir dieſe Punkte zugeſtände, die übrigen nicht mehr erwähnt werden ſollten? Ich antwortete, ich glaubte ihm dafür Bürge ſeyn zu können. Darauf erſuchte er mich, das, was er mir geſagt hätte, dem König zu hinterbringen. Heinrich ſah mich mit Vergnügen zurückkommen. Ich gieng den Augenblick mit einer Vollmacht des Königs wieder zu dem Legaten, und auf der Stelle wurde der Vergleich, an

dem

dem ſchon ſo lange vergebens gearbeitet war, geſchloſſen. (24)

Die Bedingungen waren folgende. Für das Marquiſat Saluzzo, auf welches der König Verzicht that, ſollte der Herzog von Savoyen ihm die Plätze: Sental, Monts und Roqueſparviere, den ganzen Diſtrict Breſſe, die Ufer und umliegenden Gegenden von beyden Seiten der Rhone bis Lion, (ausgenommen die Brücke von Grezin und einige für den Herzog nothwendige Durchgänge nach Franche-Comté, jedoch ohne daß dieſer dadurch das Recht erhielte, von dieſen Orten irgend eine Abgabe zu erheben, noch ohne des Königs Erlaubniß Veſtungswerke daſelbſt anzulegen oder Truppen durchmarſchieren zu laſſen, und mit der Bedingung, daß er für das Recht des Durchgangs über die Brücke von Grezin hunderttauſend Thaler an die Krone Frankreich bezahlte) ferner die Citadelle von Bourg, das Ame Ger, Chateau-Dauphin mit den dazu gehörenden Orten, und alles, was jenſeits des Gebirges zu der Provinz Dauphiné gerechnet werden könnte, abtreten; desgleichen Aus, Chouſy, Vulley, Pont-d'Arley, Seiſſel, Chana und Pierre-Châtel in der Gegend von Genf an die Behörde zurückgeben; die Veſtungswerke von Beche-Dauphin ſollten geſchleift werden; und der König, indem er von ſeiner Seite alle ſeine übrigen hier nicht genannten Eroberungen zurück lieferte, das Recht haben, das Geſchütz und die Kriegsvorräthe, welche ſich dermalen darin befänden, zurückzunehmen. Die übrigen Artikel betrafen die über die Grenzen entwichnen Verbrecher, die Kriegsgefangnen, die geiſtlichen Pfründen, den Güterтauſch zwiſchen Privatperſonen, und mehr dergleichen Dinge. Es wurde auch ausgemacht, daß der Herzog von Nemours, der einen Theil

seiner Güter in dieser Gegend hat, weder wegen denen, die von Frankreich, noch wegen denen, die von Savoyen zur Lehn gehen, sollte beunruhigt werden. Die übrigen, bey allen Friedensschlüssen gewöhnlichen Klauseln übergehe ich.

Obgleich dieser Vergleich von mir im Namen des Königs, von dem Legaten für den Pabst, und von den Bevollmächtigten des Herzogs von Savoyen unterschrieben war, so hielt doch dieser auf den Antrieb des Grafen von Fuentes den letzten Abschluß desselben durch seine Klagen und Weitläuftigkeiten so lange auf, daß der König es noch nicht für rathsam hielt, seine Truppen nach Hause zu schicken. Er machte unterdessen, bis der Herzog sich völlig entschliessen würde, eine Reise mit Postpferden nach Paris. (25) Wenn er noch einmal wieder hätte nach Savoyen gehn müssen, so hatte er nöthig, zu einer Zeit, wo es überall eine Menge aufrührischer Köpfe gab, Maasregeln wegen der innern Angelegenheiten seines Reichs und vorzüglich der Hauptstadt zu nehmen. Er ließ den Connetable und Lesdiguieres mit hinlänglichen Truppen während seiner Abwesenheit an der Grenze von Savoyen, und Villeroy nebst noch einigen Bevollmächtigten mußten zu Lion bleiben, um das Friedensgeschäft zu Ende zu bringen.

Aber er hatte nicht nöthig, in diese Provinz zurück zu kehren. Der Herzog von Savoyen bequemte sich nach mancher Widerspänstigkeit endlich zu klügeren Betrachtungen; er erwog, was seine Hartnäckigkeit ihn schon gekostet hatte, und schätzte sich sehr glücklich, den Vergleich so, wie er gemacht worden war, annehmen zu können. Man setzte also noch die letzten Formalitäten hinzu, und der Frieden wurde mit den gebräuch-

bräuchlichen Feierlichkeiten zu Paris und zu Turin bekannt gemacht. Dennoch wurden die Artikel nicht erfüllt, ohne daß der Herzog nicht noch verſchiedne Schwierigkeiten gemacht hätte, wodurch Villeroy noch einen Theil des folgenden Jahres zu Lion aufgehalten wurde. Damals endlich wurde man vollkommen einig, und der ſpaniſche Hof, der ſich in dieſe Sache ſtark gemiſcht hatte, gab ſelbſt dem Herzog von Savoyen den Rath, zufrieden zu ſeyn. Heinrich bezeigte bey allen dieſen Gelegenheiten dem Pabſt groſſe Achtung; er bewilligte jeden Aufſchub, den der Legat, welchen der Herzog durch den Grafen Octavio Taſſone dazu bewog, für ihn verlangte. Dies geſchah gegen Villeroys Rath; aber der König glaubte, nachdem er im Grunde alles, was er nur fordern konnte, erhalten hätte, ſchickte es ſich nicht, über die Art, wie es geſchähe, ſo ſtrenge zu ſeyn; und er wollte ſich nicht der Gefahr ausſetzen, daß der Krieg um einer ſo geringen Urſach willen, erneuert würde. Uebrigens war dieſer Krieg ihm ſo vortheilhaft, als je einer, der in einem einzigen Feldzuge geendigt worden iſt. Heinrich verordnete, daß der Diſtrict Breſſe nicht mit zu dem Generalamt Lion, ſondern zu der Provinz Bourgogne geſchlagen werden, und unter der Cour des Aides zu Paris ſtehen ſollte.

Die Königin gieng noch nicht gleich nachher nach Paris. Sie hatte ihren Oheim, Dom Juan, einen natürlichen Sohn aus dem Hauſe Medicis, und ihren Vetter Virgilio Urſini, mitgebracht. Der letztere war in der Jugend mit ihr erzogen worden, und machte ſich jezt Hofnungen, die weit über ſeinem Stande waren. Verſchiedne andre Italiener und Italienerinnen waren in ihrem Gefolge, unter andern ein junger Menſch mit Namen Concini, und ein Mädchen,

chen, Leonore Galigai, welche beyde in der Folge eine Rolle ſpielten. Ich gieng acht Tage vor ihr voraus nach Paris, um die Feierlichkeiten ihres Einzugs zu beſorgen, der in jedem Betracht einer von den prächtigſten war. (26) Den folgenden Tag kam der König mit ihr und dem ganzen Hofe nach dem Arſenal, um bey mir zu ſpeiſen. Sie brachte alle ihre italieniſchen Mädchen mit, welche an dem Wein von Artois großen Geſchmack fanden, und ein wenig zu viel davon tranken. Ich hatte einen treflichen weißen Wein, der ſo klar war, als das hellſte Waſſer; dieſen ließ ich in die Waſſerflaſchen füllen, und wenn ſie Waſſer verlangten, um ihren Burgunder damit zu vermiſchen, wurde ihnen dieſer weiße Wein gereicht. Da der König ſie bey ſo ſehr guter Laune ſah, merkte er wohl, daß ich ihnen einen Streich geſpielt hatte. — Die Vermählung machte, daß man den ganzen Winter über an nichts als Luſtbarkeiten dachte.

Der Krieg wurde dies Jahr über in Flandern ſehr lebhaft geführt. Der Prinz Moriz von Oranien gewann im May eine Schlacht (27) gegen den Erzherzog Albert worin er die rechte Hand deſſelben, den Admiranten von Caſtilien, gefangen bekam. Er rückte darauf vor Nieuport, mußte aber die Belagerung aufheben. Von dem Kriege des Kaiſers mit den Türken in Ungarn will ich weiter nichts erwähnen, als daß er dabey den Herzog von Mercoeur zu ſeinem General Lieutenant machte. Eben ſo übergehe ich die prächtigen Feierlichkeiten des Jubiläums zu Rom (28), und beſchließe die Denkwürdigkeiten dieſes Jahrs mit einer Begebenheit, welche zu weiſen Betrachtungen über den Zweykampf Anlaß geben kann. Breauté (29) ſchlug ſich, tödtete ſeinen Gegner, und wurde nachher ſelbſt von Meuchelmördern umgebracht.

Zwölftes Buch.

Ich habe jetzt in diesen Denkwürdigkeiten zum letzten Mal von Kriegen gesprochen, wenigstens in so fern sie Frankreich angehen. Heinrichs des Großen Lebenslauf, der bis jetzt unaufhörlich im Geräusch der Waffen verflossen ist, wird in der Folge nur noch die Thaten eines friedfertigen Königs und eines Vaters darstellen. Da die Art, wie er den letzten Feldzug in Savoyen beendigt hatte, die Gewißheit gab, daß der Frieden nun nicht mehr durch die alten Feinde der Monarchie gestöhrt werden, sondern so lange dauern würde, als es dem König gefiele, so nahm ich wieder auf seinen Befehl und unter seinen Augen die Finanzplane vor, welche der Krieg aufgeschoben hatte, um sie von jetzt an nicht wieder zu unterbrechen. Nach der Idee welche ich bereits von den Angelegenheiten, welche das Innere des Königreichs betreffen, gegeben habe, würde man Unrecht haben, die Lebensart, welche der König und ich nunmehr führten, für geschäftlos zu halten; wenn sie weniger tumultuarisch und weniger lermend war, so war sie vielleicht darum nur noch beschäftigter. 1601.

Da bin ich also einmal wieder in mein Kabinet eingeschlossen, wo ich mit äusserster Aufmerksamkeit allen Mißbräuchen nachspähe, welche noch in der Rechnungskammer, den Departements der Finanzen, den Domainen, der Cour des Aides, der Gabelle, den Steuern, den Entschädigungen, den fünf großen Pachtungen

tungen, den Zehenten und allen andern Fischern auszurotten übrig sind. Ich arbeite zu gleicher Zeit für die Gegenwart und für die Zukunft und suche es so zu machen, daß die Ordnung, welche ich in der Einrichtung aller dieser Theile einführe, auch in der Folge nicht umgestossen werden könne. Ich beschäftige mich mit den Mitteln, den König zu bereichern, ohne seine Unterthanen arm zu machen, seine Schulden zu tilgen, seine Gebäude auszubessern, die Kunst, Städte zu befestigen noch mehr, als die Kunst des Angriffs und der Vertheidigung derselben, zu vervollkommnen, und Vorräthe von Waffen und Kriegsbedürfnissen anzuschaffen. Ich sinne nach über die beste Art, die öffentlichen Arbeiten an Straßen, Brücken, Dämmen und andern Werken, welche einem Fürsten nicht weniger Ehre machen, als die Pracht seiner Schlösser, und dabey von einem allgemeinen Nutzen sind, herzustellen oder wieder anzufangen. Ich mache deswegen den Anfang damit, daß ich nachforsche, wozu die Gelder, welche zu diesem Behuf den Städten und Gemeinheiten verwilligt waren, angewendet worden sind, oder vielmehr welches Betrugs man sich bey der Verwendung dieser Summen schuldig gemacht hat.

Der Einfall, zu jedem Fach der Finanzen allgemeine Anschläge zu machen, welche die Gestalt derselben auf eine deutliche und einförmige Art vorschreiben, hat mir immer so glücklich und so geschickt, um sie mit der größten Genauigkeit zu führen, geschienen, daß ich diese Methode auf alles, wobey sie sich anbringen ließ, ausdehnte. Gleich am ersten Tage dieses Jahrs, da ich dem Könige der Gewohnheit gemäß die goldnen und silbernen Zahlpfennige überreichte, brachte ich ihm zu gleicher Zeit fünf solche allgemeine Anschläge, wovon jeder auf eine von meinen Bedie-

nungen

rungen Beziehung hatte, in Einem sehr schön eingebundenen Hefte. In dem Ersten, welcher der wichtigste war, weil ich darinn in das Detail von Allem, was mich als Oberaufseher der Finanzen angieng, mich einliess, war erstlich alles Geld, welches in Frankreich für den König erhoben wird, von welcher Art es auch seyn mag, zweytens alle Unkosten bey der Einnahme desselben, welche davon abgezogen werden müssen, und folglich auch drittens der reine Ueberschuß, welcher in die königlichen Kassen kömmt, begriffen. — Ich kann mir unmöglich einbilden, daß, seitdem die Finanzen nach gewissen Vorschriften behandelt worden sind, noch niemand auf den Einfall gekommen seyn sollte, solche Formulare zu machen; der Eigennutz allein muß die Anwendung derselben verhindert haben. Doch dem sey wie ihm wolle, ich werde immer behaupten, ohne solche Führer kann man nur als ein Blinder oder als ein Betrüger arbeiten.

Der zweite dieser Anschläge war blos zum Unterricht des Verwahrers des königlichen Schatzes gemacht. Er lernte daraus, von welchen Orten und unter welchem Namen alle königliche Gelder, die während des Jahres seiner Verwaltung durch seine Hände giengen, ihm entrichtet werden müßten; und ferner, wie viel er von dieser ganzen Summe verwenden konnte, und wozu. Der dritte betraf das Feldzeugmeisteramt. Ein genauer Aufsatz der Einnahme und Ausgabe, ein getreues Inventarium von allem, was zur Artillerie gehörte, als die Anzahl und Beschaffenheit der Stücke und des andern Gewehrs, der Vorrath von Kriegswerkzeugen und Lebensmitteln, welche in den verschiedenen Plätzen und Magazinen vertheilt waren, der Zustand der Zeughäuser und Vestungen, und verschiedene Bemerkungen darüber waren in diesem Aufsatz

enthalten. Der vierte handelte von meinem Amt als Oberaufseher über die Strasien, und zeigte die schon aufgewendeten oder noch aufzuwendenden Kosten auf alle Ausbesserungen in diesem Fach, sowohl die, welche dem König, als die, welche den Provinzen obliegen. Im fünften endlich waren alle die Städte und Schlösser, hauptsächlich die Grenzorte, welche jetzt gleich einige Kosten nöthig machten, hergerechnet, und ein kurzer aus ihrer Lage und ihrem gegenwärtigen Zustande gezogner Anschlag der dabey nöthigen Arbeiten hinzugefügt.

Der König verbesserte auf meine Vorstellung eine Menge Mißbräuche bey dem Münzwesen, welche die vornehmste Ursache der Abnahme des Handels, der davon abhängt, waren. Der erste war die Freyheit, Gelder zu acht und gar zu zehen Prozent auszuleihen; ein Gesetz, welches für den Adel und das Volk gleich schädlich ist: für den erstern, weil, da jede Art des Handels ihm in Frankreich untersagt ist, sein ganzer Reichthum in liegenden Gründen besteht; und für das letztere, weil es, in seiner Trägheit, die ihm eben so viel als betriebsamer Fleiß einbringt, zufrieden, eine ungeheure Menge Geldes für den Staat ungenutzt liegen läßt, welche es sonst auf eine fruchtbare Art für denselben würde wuchern lassen. Die Zinsen zu acht Prozent wurden verboten, und sechs Prozent dagegen festgesetzt.

Bisher hatten alle Europäische Münzen in Frankreich gegolten, und man gebrauchte sie ohne Unterschied mit dem von dem König ausgemünzten Gelde; es wurde daher verboten, sich fremden Gelds im Handel zu bedienen, das Spanische allein ausgenommen, weil die plötzliche Ausschließung desselben auf einmal eine

zu

zu groſse Leere würde gemacht haben (1). Noch nöthiger war es, der Waaren unſerer Nachbarn entbehren zu lernen, als ihrer Münzen. Frankreich war ganz voll von ihren Manufacturwaaren, und es iſt unbeſchreiblich, welchen Schaden uns die ausländiſchen Zeuge, beſonders die reichen, thaten. Die Einfuhr der letzteren und aller andern wurde daher bey groſser Strafe verboten; und da im Lande nicht ſo viel koſtbare Zeuge gemacht werden konnten, als man brauchte, ſo ergrif man das wahre und beſte Mittel, man trug ſie nicht. Der Gebrauch aller Arten von reichen Stoffen wurde durch den König abgeſchafft (2).

Alle dieſe Verordnungen hatten Beziehung auf die letzte, durch welche verboten wurde, gemünztes Gold oder Silber aus dem Lande zu führen. Nicht nur die Gelder ſelbſt ſollten konfiszirt werden, wenn man ſie auffienge, ſondern auch das ganze Vermögen derjenigen, die entweder unmittelbar Gold oder Silber ausführten, oder auch nur die Ausfuhr begünſtigten. Der König zeigte öffentlich, wie ſehr ihm dieſe Sache am Herzen lag, indem er einen Schwur that, niemals einen Uebertreter dieſes Geſetzes zu begnadigen, und ſogar diejenigen, welche für einen ſolchen bitten würden, ſeine Ungnade empfinden zu laſſen. Das alles aber würkte noch weiter nichts, als daſs man den Unterſchleif nur noch heimlicher betrieb. Ich glaubte, ein Beyſpiel würde gegen ein ſo eingewurzeltes Uebel mehr wirken, als alle mögliche Drohungen. Verſchiedne ſehr angeſehene Perſonen, und ſelbſt vom Hofe wuſsten aus dieſem ſchlechten Handel Vortheile zu ziehen, indem ſie das Geld unter ihrem Namen gehen lieſsen, oder das Anſehen, welches ihr Verkehr mit dem Auslande und in den Grenzorten ihnen gab, ſich theuer bezahlen lieſsen. Dies wuſste ich, und ich hielt es für

das beste, mich an diejenigen zu wenden, welche man zu diesem Verkehr brauchte. Ich versprach ihnen zur Belohnung für ihre Nachrichten den vierten Theil der Summen, welche durch ihre Vermittelung würden aufgefangen werden; dies konnte ich thun, weil mir der König die eingezogenen Gelder ganz und gar überlassen hatte, und durch dieses Mittel wurde ich gut bedient.

Kaum war ein Monat verstrichen, so erhielt ich von einem ganz gemeinen Menschen, denn die Urheber hatten sich nicht nennen wollen, Nachricht, daß man einen Transport von 200,000 Thalern in Gold machen würde, welcher auf zwey Wagens abgehen sollte, von denen der erste aber nur den kleinsten Theil haben würde. Ich nahm sogleich alle meine Maasregeln, weil mir aber die Summe gar zu groß schien, so hielt ichs für meine Schuldigkeit, dem König davon Nachricht zu geben. Er schränkte das Recht, welches er mir gegeben hatte, in so fern ein, daß ich mir das Ganze zueignen könnte, wenn es nicht über 10,000 Thaler betrüge, der Ueberschuß aber sollte für ihn seyn „und würde ihm sehr gelegen kommen, setzte er hinzu „weil er einige Summen im Spiel verlohren hätte, die „er nicht das Herz gehabt habe, mir wissen zu lassen „noch von seinen eignen Geldern zu nehmen." Ich war nicht gewinnsüchtig genug, um zu warten, und mir den zweyten Wagen zu Nutze zu machen. Ich ließ dem ersten aufpassen, und mit solcher Wachsamkeit, daß er eine halbe Meile jenseits der französischen Grenze angehalten wurde. Im Lande selber, und wäre es auch nur eine Viertelmeile von der Grenze gewesen, hätte dies nicht geschehen können, weil die Uebertreter sonst einen Vorwand gehabt hätten, ihre Absicht zu läugnen. Man fand 48,000 Thaler an Sonnen-

tha

thalern, Piſtolen und Quadruveln, welche tief in einige Ballen gewöhnlicher Waaren eingepackt waren. Die Führer wagten es nicht, ſie zurück zu fordern, des Königs Wille darüber war zu gut bekannt. Die Sache machte daher zwar Lermen genug bey Hofe, aber Niemand meldete ſich dazu, und Heinrich theilte das Geld ſo, daß er 72,000 Livres für ſich behielt, 25,000 den Angebern gab, und die übrigen 47,000 mir überließ, mit dem Verſprechen, daß in Zukunft jeder Fang der noch in der Art gemacht werden könnte, er möchte auch noch ſo anſehnlich ſeyn, mir ohne Einſchränkung ganz zu Theil werden ſollte. Aber es gieng kein Geld mehr hinaus: Ein Beyſpiel hatte dieſem verderblichen Handel ein Ende gemacht.

Die Beyſpiele, welche die Juſtizkammer (3), welche man gegen die Unternehmer, Schatzmeiſter, Einnehmer und andere Bedienten dieſer Art errichtet hatte, denen, welche Unterſchleif gemacht hatten, vorbereitete, hätten dem Anſchein nach noch weit furchtbarere Würkungen hervorbringen ſollen. Meine Meinung war, man ſollte ſich nicht begnügen, ihnen das unrechte Gut wieder zu nehmen; ich trug vielmehr auf wirkliche Strafen für diejenigen an, welche ſich Erpreſſungen hätten zu Schulden kommen laſſen. Denn warum hätte man auch dies Verbrechen von denen, welche die Gerechtigkeit ahndet, ausgenommen, wenn nicht das Geld einmal im Beſitz wäre, alle Vergehungen, welche um ſeinetwillen geſchehen, wieder gut zu machen? Ich möchte, wenn es möglich wäre, allen Franzoſen den Unwillen, den ich gegen einen ſo ſchädlichen Mißbrauch fühle, und meine ganze Verachtung gegen die, welche ihm ihre Erhebung zu danken haben, mittheilen. Wenn wir es auch für etwas geringes achten, durch dieſe unwürdige Gewohnheit (denn

keine

keine greift so unmittelbar die Ehre der Nation an, als diese, uns bey unsern Nachbarn verächtlich zu machen; so wollen wir uns wenigstens die Uebel, die sie uns selbst zufügt, nicht verbergen. Nichts hat so sehr beygetragen, bey uns die Begriffe von Redlichkeit, Einfalt und Uneigennützigkeit umzustürzen, oder diese Tugenden lächerlich zu machen; nichts hat jenen unglücklichen Hang zur Ueppigkeit und Weichlichkeit, der zwar allen Menschen gemein ist, bey uns aber durch unsere charakteristische Lebhaftigkeit, nach welcher wir uns gleich mit Wuth an alle Gegenstände hängen, die man uns zu unserm Vergnügen darbietet, zur andern Natur wird, so sehr bestärkt; nichts setzt den französischen Adel insbesondere so sehr herab, als das schnelle und glänzende Glück der Unternehmer, weil es die nur zu gut gegründete Meinung verbreitet, daß in Frankreich dieses beynahe der einzige Weg ist, zu Ehrenstellen und den höchsten Würden zu gelangen, und daß alsdann alles vergessen ist und alles rechtmäßig wird.

Wenn man bis zu der Quelle hinaufspüren will, so sind die kriegerischen Tugenden beynahe die einzigen Eigenschaften, wodurch in Frankreich der wahre Adel erlangt, fortgepflanzt und verherrlicht wird. Man wird diesen Gebrauch weder für eine bloße Meynung noch für ein Vorurtheil halten, wenn man erwägt, daß nichts natürlicher ist, als demjenigen Stande, durch welchen die andern in der Sicherheit, ohne die es kein wahres Gut giebt, bestehen und erhalten werden, den Vorrang einzuräumen; aber dieser Stand führt nicht zu großen Glücksgütern, und zwar ist dieß gerade eine Wirkung jener Simplizität, welche das Alterthum und die Neuheit seiner ersten Einrichtung beweiset; er ist blos ehrenvoll, weil man damals noch keinen andern Lohn für schöne Handlungen kannte, als die Ehre.

Jetzt

jetzt, da sich die Begriffe verändert haben, und das Geld jeder Sache ihren Werth giebt, vergleicht man die Classe dieses großmüthigen Adels mit den Classen der Finanz oder Justizbedienten, oder der Handelsleute; aber dieses geschieht blos, um auf diese Leute die Achtung zu übertragen, welche man denen, die als ein mächtig und also in der That höher als wir sind, nicht versagen kann, und weil man den Erstern diesen Vorzug entrissen hat. Und wie wäre es auch möglich, daß dieses nicht geschehen sollte, da man sieht, daß der Adel über diesen Punkt genau eben so denkt, als das Volk, und sich nichts daraus macht, ein reines und erhabnes Blut durch schimpfliche Verbindungen mit Bürgerlichen, die nichts als die Wechselbank, den Kaufmannsladen, das Komptoir oder die Chikane kennen, zu vermischen.

Dieser Mißbrauch bringt natürlicherweise noch zwey andere hervor, die Verwirrung der Stände und die Ausartung der Geschlechter; und die Erfahrung beweiset dieses noch besser als die Vernunft. Man werfe nur die Augen auf jene Menge von adlichen Blendlingen, welche den Hof und die Stadt erfüllen, man wird nichts mehr von jener männlichen, einfachen und kraftvollen Tugend ihrer Ahnherrn finden, keine edlen Gesinnungen, keine Festigkeit des Geistes; ein unbesonnenes und ausgelassenes Aeußeres, Leidenschaft für Spiel und Schwelgerey, große Sorge für den Putz, Nachdenken über Wohlgerüche und alle Arten der Weichlichkeit sind an die Stelle getreten. Man sollte glauben, sie wetteiferten mit den Weibern. Sie weichen nach Kriegsdienste; aber wozu sind sie mit solchen Anlagen fähig, zu denen noch oft eine geheime Verachtung des Standes, den sie nur aus Zwang ergriffen haben, sich gesellt? Dieser Verfall ist heraus-

erwürdig, aber er wird unvermeidlich bleiben, ſo lange der Stand, deſſen einziger Zweck der Ruhm iſt, ſich nicht im Beſitz des höchſten Ranges und erſten Ehrenſtellen befindet. Dieſe müſſen daher denen, die blos durch Reichthümer geſtürzen ſind, entriſſen werden; weil die Schande, mit denen man dieſe Geſchöpfe des Ungefährs bedeckt finden würde, wenn man ſie genau unterſuchte, nicht hinreicht um ſie uns verächtlich zu machen, ſo iſt es nöthig ihnen durch wahre ſchimpfliche Herabſetzung zu zeigen, welche Stelle ſie einnehmen ſollen.

Dieſe Gründe ſind fühlbar, der König war auch ſehr für ſie, dem ungeachtet wurde aus dieſer Juſtizkammer weiter nichts, als was immer daraus werden wird; einige kleinere Diebe mußten für die Uebrigen bezahlen, und die vornehmſten Schuldigen fanden ſichern Schutz durch eben das Metall, um deſſen willen man ſie angrif. Sie wendeten einen Theil davon zu Geſchenken an und retteten dadurch den andern. Bey dem König ſelber würde dies Hulfsmittel nicht gewürkt haben, wenn man es unmittelbar angewendet hätte; aber man fand bey den Damen des Hofes und bey der Königin ſelbſt Zutrit, man gewann den Connetable, Bouillon, Bellegarde, Roquelaure, Souvré und einige andere, die, ob ſie gleich nicht von ſolchem Stande waren, dennoch dem König einzunehmen wußten; denen gehörten Zamet, la Varenne, Gondy, Bonneuil, Concini und Mehrere von dieſer Art. Heinrichs Gefälligkeit gegen alle, denen er einige Vertraulichkeit erlaubte, und hauptſächlich gegen das andere Geſchlecht, zerſtörte alle ſeine ſchönen Entſchließungen, und ſo traf das Ungewitter nur diejenigen, welche ſich den Vorwurf zu machen hatten, nicht genug geſtohlen zu haben, um ihren Raub in Sicherheit zu brin-

bringen. Man möchte beynahe die Abschaffung eines Theils jener Beamten aller Art, von denen die Gerichtshöfe und die Finanzen wimmelten, und deren Ausgelassenheit sowohl als ihre übermäßige Menge eine unwidersprechliche Beglaubigung der Uebel, welche ein Staat ausgestanden hat, und sichere Vorläufer seines Untergangs sind, weil sie zu gleicher Zeit vorgenommen wurde, auch als eine Handlung der Justizkammer betrachten.

Im Monat May giengen der König und die Königin aus Andacht wegen des Jubiläums nach Orleans. Ich begleitete sie bis auf eine halbe Meile jenseits Fontainebleau, von wo sie nach Puisaux in das Nachtquartier giengen. Diese kurze Zeit der Freyheit nutzte ich, um das Gut Baugy zu besuchen, welches mir wegen großen Summen, die ich darauf stehen hatte, durch ein Urtheil zugesprochen war. Ich hatte gleich angefangen, von dem konfiszirten Gelde hier bauen zu lassen; aber noch zwey Meilen von meinem Nachtquartier wurde ich durch einen Kurier von dem König aufgehalten, der schon von weitem hinter mir her sich hören ließ. Er brachte mir einen Brief, welcher diese wenigen Worte enthielt: „Ich hatte Ihnen „gestern Tage zu Ihrer Reise nach Baugy gegeben; aber „ich habe wichtige Briefe von Buzenval bekommen, „die ich Ihnen zeigen will. Sie werden mir ein Vergnügen machen, wenn Sie gleich herkommen und die „Nacht hier in Puisaux bleiben. Mit zu bringen „brauchen Sie nichts, ich habe für Ihr Quartier gesorgt und mein Jagdbette dahin bringen lassen. Auch „hat Coquet Befehl, Ihnen ein Abendbrod und auf „den andern Morgen ein Frühstück bereit zu halten, „denn länger werde ich Sie nicht aufhalten. Leben „Sie wohl, mein sehr lieber Freund."

Ich nahm von meiner Gemahlin, die mich begleitete, Abschied, und gieng sogleich, blos mit zwey Edelleuten, einem Pagen, einem Kammerdiener und einem Reitknecht, nach Puiseaux. Der König war im Klosterhofe, wo er die jungen Leute aus seinem Gefolge sich mit ritterlichen Spielen belustigen ließ. So bald er mich erblickte, rufte er Pasquier, welchen ihm Villeroy mit Buzenvals Briefen geschickt hatte. Dieser schrieb ihm darin, der Prinz Moriz hatte den Feldzug begonnen, und seine Armee durch die Besatzungen, die er aus ihren Quartieren gezogen hätte, verstärkt, und er hätte mehr als 2000 Wagen bey sich. Mit dieser Armee hoffte er (dies hatte Buzenval von verschiedenen Offizieren und von dem Prinzen selbst erfahren) durch Brabant, Lüttich, Hennegau und Artois bis an die höheren Gegenden der Flüsse an der Französischen Grenze vorzudringen, und mit unserm Beystand, auf den er rechnete, würde er den Krieg in die Gegend von Gravelingen, Dünkirchen und Nieuport spielen; der Erzherzog, welcher weit schwächer als der Prinz von Oranien wäre, weil er die Truppen aus Deutschland und Italien noch nicht erhalten hätte, sähe diese Vorbereitungen mit Erstaunen, aber er wage es nicht sich dem Marsch des Feindes zu widersetzen, und begnüge sich blos, ihm zur Seite zu bleiben, damit er sich nicht ausbreiten könne, ihn aufzuhalten und dem Orte, über welchen das Ungewitter losbrechen würde, nahe zu seyn. — Buzenval hatte diese Umstände, welche man ihm mitgetheilt hatte, so wichtig gefunden, daß er glaubte, dem König davon benachrichtigen zu müssen.

Nach meiner Kenntniß von den Niederlanden fand ich diesen Entwurf des Prinzen von Oranien so gewagt, daß er ihm eine völlige Niederlage hätte zu-

zie-

ziehen können. Er mußte im Angesicht und im Gebiete des Feindes einen sehr langen Marsch durch ein Land so voll Holz, Hecken, enger und hohler Wege machen, wie hauptsächlich das Lüttichsche ist, daß ich gar nicht glaubte, eine solche Menge von Wagen würde durchkommen können. Der König war auch meiner Meynung, und nachdem wir die Sache eine Weile mit einander überlegt hatten, beschloß er, dem Prinzen Moriz seine Gedanken darüber zu eröfnen. Ich kehrte nun wieder nach Baugy zurück und besah unterwegs Sully, in der Absicht es zu kaufen, welches ich auch im folgenden Jahre that. Der König setzte unterdeß seine Wallfahrt nach Orleans fort. Er legte dort den Grundstein zu dem neuen Bau der Kreuzkirche und gieng dann wieder nach Paris, wo ich auch drey Tage vor ihm angekommen war.

Heinrichs Briefe bewogen den Prinzen, seinen Plan zu ändern. Er belagerte Rhimberg und nahm es den zehnten Junius ein. Um sich zu rächen berennte der Erzherzog am fünften Julius Ostende, (4) und Moriz rückte nun vor Bolduc, um ihn entweder dadurch zu zwingen, seine Unternehmung aufzugeben, oder durch die Eroberung dieser Veſtung, die man für die wichtigste in ganz Brabant hielt, sich schadlos zu halten. Mein Urtheil war abermals, daß keines von beyden erfolgen würde, und als der König in Gegenwart der Hofleute, welche zugegen waren, da er diese Nachricht erhielt, und alle sehr verschieden davon sprachen, mich rief, um meine Gedanken darüber zu wissen, antwortete ich: ob ich gleich nur sehr jung Bolduc gesehn hätte, so erinnere ich doch mich noch sehr gut dieses Platzes, und, auch abgerechnet, daß seine Lage eine Belagerung außerordentlich schwer machen würde, schiene es mir bey der Größe und der zahlrei-

chen Bürgerschaft desselben unmöglich, ihn so einzuschließen, daß Niemand hinein oder heraus könnte, wenn man nicht eine Armee von 25,000 Mann hätte. Der Prinz von Oranien scheiterte in der That vor Bolduc, aber alles dieses geschah erst im November.

Der Krieg, welcher so nahe an unsern Grenzen anging, bewog den König, sich Calais zu nähern, als hätte er blos die Absicht, diese Gegenden zu besuchen. Ob er indessen gleich immer noch den Spaniern nicht trauete, so befürchtete er doch bey dem jetzigen Zustande ihrer Angelegenheiten nicht, daß sie den Frieden brechen würden; aber es war ihm nicht unangenehm, ihnen einige Unruhe zu machen, um sich für die vielen Ursachen zum Mißvergnügen, die er täglich von ihnen erhielt, zu rächen. Das, was sie thaten, hätte ihn vielleicht noch zu nachdrücklichern Schritten bewegen können, wenn nicht die Staatsklugheit bey ihm über die Empfindlichkeit gesiegt hätte. Nach allen den Maschinen, die sie vergebens hatten spielen lassen, um Frankreichs Bündniß mit den Schweitzern zu trennen, und den Pabst zu hindern, daß er nicht in dem Streit wegen des Marquisats Saluzzo das Schiedsrichteramt übernähme, weil er nothwendig den Herzog von Savoyen hätte Unrecht geben müssen, hatten sie diesem auch in dem letzten Feldzuge durch den Grafen von Fuentes Truppen zuführen lassen. Ihre unablässigen Bemühungen bey Biron, Bouillon, Auvergne, dem Prinzen von Joinville und Andern waren Niemanden unbekannt. Biron hatte es selbst mündlich dem König gestanden, und dieser hatte noch ganz neuerlich bey seiner Rückkehr von Orleans sichre Nachrichten von ihren geheimen Unterhandlungen in Metz, Marseille und Bayonne erhalten.

Die

Dies alles hatte Heinrich stillschweigend ver-
merzt, aber nichts erbitterte ihn so sehr, als die
leidigungen, welche unser Botschafter zu Madrid,
Rochepot (5) nebst seinem Neffen und seinem gan-
Gefolge von dem Spanischen Hofe vor kurzem er-
ren hatte. La-Rochepot erzählte die Sache um-
ndlich in seinen Briefen, und Heinrich rief in der
tigsten Bewegung: „ich schwöre bey Gott, kann
h nur Einmal meine Sachen in guter Ordnung se-
n, und Geld und was ich sonst brauche, zusam-
en bringen, so will ich einen so fürchterlichen Krieg
it ihnen anfangen, daß sie es bereuen sollen, mich
zu gezwungen zu haben." Dennoch that er dieses
al über eine so auffallende Verletzung des Völker-
hts die Augen zu, aber er mußte sich große Gewalt
ey anthun. „Ich sehe wohl, sagte er öfters zu
r, „Eifersucht des Ruhms und Staatsinteresse ma-
en es sehr schwer, daß Frankreich und Spanien
einig seyn können, und ein bloßes Wort von die-
m Hofe ist nicht Sicherheit genug, wenn man Ru-
e haben will." Er war von dem politischen Grund-
Villeroys und Sillerys, die oft in meiner Gegen-
rt behaupteten, eine genaue Verbindung mit Spa-
n sey nicht nur weder unmöglich noch gefährlich,
dern vielmehr das wahre System, das man befol-
n müsse, so ziemlich zurückgekommen. Die Grün-
welche ich ihnen entgegensetzte, waren, die natür-
e Rivalität dieser beyden Kronen, ihre mit einander
eitenden Vortheile, und das Andenken so vieler und
h so neuer Beleidigungen; und ich zog daraus den
chluß, gegen einen so schlauen und treulosen Nachbar
be nichts übrig, als ihm nicht zu trauen und sich zu
rtheidigen. Die letzten Nachrichten von Madrid gaben
r für dieses Mal gewonnene Sache, wenigstens bey
n Könige, und er bedachte sich nicht länger, nach der Ge-

grad von Ostende aufzubrechen, so bald er nur den beyden berühmten Gesandschaften, die er damals erhielt, Gehör gegeben hatte.

Die Eine war von dem Großherrn. Dieser hatte erfahren, daß von seinen Feinde, dem Sophi von Persien eine feyerliche Botschaft an den Papst, den Kaiser und den König von Spanien abgeschickt worden war, ohne des Königs von Frankreich zu erwähnen, gegen welchen er den Andern gewisser Maaßen seine Freundschaft anbot, indem er sich die ihrige ausbedung. Der Türkische Monarch that nun dasselbe bey uns, und er bediente sich dazu seines Arztes (6), eines Christen, den er zum Botschafter gemacht hatte. Die Ausdrücke, in welchen dieser stolze Potentat von den Franzosen sprach, beweisen eine auszeichnende Achtung, von der man wenig Beyspiele hat. (7) Er schätze, sagte er, die Freundschaft und die Waffen der Französischen Nation allein höher, als die ganze Macht aller andern christlichen Völker; und wenn auch diese sich mit den Persern gegen ihn verbänden, so glaubte er ihre Anstrengungen verachten zu können, wenn er des Bündnisses und der Hülfe eines Königs versichert wäre, dessen persönliche Ueberlegenheit über alle seine Nachbarn ihm nicht unbekannt zu seyn schien. Der Türkische Botschafter überreichte dem König im Namen seines Herrn eine Menge reicher Geschenke, und gab auch mir zwey treffliche Säbel, welche ich sorgfältig aufgebe.

Die andre Gesandtschaft kam von der Republik Venedig. Dieser Staat war durch besondre und oft erneuerte Bündnisse, und durch ein gemeinschaftliches Verhältniß gegen die Macht der Spanier, schon seit langer Zeit genau mit Frankreich verbunden. Er

war

war einer der erſten geweſen, durch die Edlen Gradenigo und Delfini dem König zu dem Frieden und ſeiner Vermählung Glück zu wünſchen, und der letztere dieſer beyden Herren war auch bey der gegenwärtigen Geſandtſchaft. Heinrich ließ die Botſchafter zu Paris mit den höchſten Ehrenbezeugungen empfangen. Sie wurden auf ſeinem eignen Silbergeſchirr bedient und mit reichen Geſchenken überhäuft. Auch die Erſten hatten Geſchenke von demſelben Werth erhalten. Er war damals mit der Königin, die ſchon weit in ihrer Schwangerſchaft gekommen war, zu Fontainebleau, und alle Briefe, die er mir ſchrieb, handelten von dem Empfang der Geſandten und den Geſchenken. Weil er, und noch weniger die Königin, die doch an der Geſandtſchaft großen Antheil hatte, ſo bald nicht nach Paris kommen konnten, ſo wollte er aus Achtung für die Venetianiſchen Botſchafter ſie nicht bis zu ſeiner Rückkehr warten laſſen. Er ſchrieb, daß er ihnen zu Fontainebleau Audienz geben wollte, und ſeine Kutſchen und Züge mußten ſie mit denſelben Ehrenbezeugungen dahin führen.

Die Erzherzoge fiengen gleich an zu beſorgen, der König möchte vielleicht, indem er nach Calais zu marſchirte, den Plan haben, ihre Abſichten auf Oſtende zu hindern, und dadurch das Wiedervergeltungsrecht wegen der ſchlechten Behandlung ſeines Geſandten gebrauchen. Um den Zweck ſeiner Reiſe wo möglich zu entdecken, ſchickten ſie den Grafen von Sore als Botſchafter an ihn, unter dem Vorwand, ihm dieſelben Complimente zu machen, die er von allen Seiten wegen der Schwangerſchaft der Königin empfieng. Sore hatte zugleich den Auftrag, einen günſtigen Augenblick zu ſuchen, um einige Worte als eine Klage über dieſe Reiſe fallen zu laſſen. Dadurch wurde dem Kö-

nig ein ſchönes Feld eröfnet, und, ſtatt ihnen über dieſe Klagen Genugthuung zu geben, beſchwerte er ſich im Gegentheil heftig über den Spaniſchen Hof, wobey er jedoch, aber nur in allgemeinen Ausdrücken verſicherte, der Bruch ſolle nicht von ſeiner Seite kommen, wenn er nicht durch ein fortgeſetztes ſchlechtes Betragen von ihnen dazu gezwungen würde. Der Geſandte ſtellte ſich, als ob er mit dieſer Verſicherung zufrieden wäre.

Sobald die Königin von England erfuhr, daß Heinrich zu Calais wäre, glaubte ſie eine günſtige Gelegenheit gefunden zu haben, ihr Verlangen, den beſten Freund, den ſie hatte, zu ſehen und zu umarmen, befriedigen zu können. Er wünſchte dieſe Zuſammenkunft eben ſo ſehr, um mit ihr ſowohl über die allgemeinen Staatsangelegenheiten der Chriſtenheit, als auch über die Ihrigen insbeſondre, und vorzüglich über die, welche die Engliſchen und Holländiſchen Geſandten zu Nantes berührt hatten, mit ihr reden zu können. Eliſabeth ſchrieb ihm zuerſt einen ſehr höflichen und mit Dienſtanerbietungen erfüllten Brief; ſie ließ ihm ſodann durch Miloed Edmund, den ſie nach Calais ſchickte, die gewöhnlichen Complimente machen und jene Verſicherungen wiederholen, unterdeſſen kam ſie ſelber nach Dover und ſchickte von da den Lord Sidney mit neuen Briefen ab.

Heinrich wollte ſich nicht an Höflichkeit übertreffen laſſen. Er antwortete mit einer Art, die eben ſoviel Ehrfurcht und Achtung für Eliſabeths Geſchlecht, als Verehrung und Bewunderung ihrer Perſon zeigte. Dieſer Briefwechſel dauerte einige Zeit zum großen Verdruß der Spanier, die über eine ſolche Nachbarſchaft und ein ſo genaues Verkehr eiferſüchtig waren.

Aber

Aber von allen den Briefen, welche der König und die Königin bey dieſer Gelegenheit einander ſchrieben, iſt nur der einzige in meinen Händen geblieben, worin Eliſabeth ihm die Hinderniſſe meldet, welche ſie abhalten mit ihm zuſammen zu kommen, und zugleich das Unglück der gekrönten Häupter beklagt, welches ſie wider ihren Willen zu Sklaven der Formalitäten und weitläuftiger Verrichten macht; denn dieſer Brief verurſachte meine Reiſe nach England (8). Sie ſagte darin ihrem theuren und geliebten Bruder, ſo nannte ſie immer den König: es thue ihr um ſo mehr leid, ihn nicht ſehen zu können, weil ſie ihm etwas mitzutheilen hätte, welches ſie keinem Menſchen, und auch nicht dem Papier anvertrauen könnte, und doch ſeye ſie im Begrif, nach London zurückzukehren.

Dieſe Worte erregten die Neugier des Königs, und er plagte ſich vergebens, ihre Bedeutung zu errathen. Er ließ mich durch den Sekretair Feret holen, und ſagte mir: „Ich habe einen Brief von meiner guten Schweſter, der Königin von England, die „Sie ſo ſehr lieben, erhalten. Er iſt mehr als jemals „voll von Schmeicheleyen, aber ſehen Sie einmal, ob „Sie beſſer als ich errathen können, was ſie am Ende deſſelben ſagen will.“ Ich war mit ihm einſtimmig, daß ſie nicht ohne groſſe Urſach ſich ſo ausdrücken könnte. Es wurde alſo beſchloſſen, ich ſollte den folgenden Tag nach Dover gehen, als hätte ich blos die Abſicht, die Nachbarſchaft der See zu benutzen um einmal nach London zu ſtreifen. Zugleich ſollte ich Achtung geben, wie ſich die Königin bey meiner Ankunft, von der ſie gewiß bald unterrichtet werden würde, verhielte. Ich ſagte keinem Menſchen etwas von dieſer Reiſe, als einigen wenigen von meinen Leuten, die ich mitnehmen wollte.

Mit dem frühſten Morgen beſtieg ich ein Boot und kam um 10 Uhr zu Dover an, wo Milord Sidney, der mich nur erſt vor wenigen Tagen zu Calais geſehen hatte, unter der Menge der Abgehenden und Ankommenden mich ſogleich erkannte. Die Herren Cobham, Raleigh und Greſſin waren bey ihm, und noch zwey andere, die Grafen von Evenches und Pembrole, kamen gleich hinzu. Er umarmte mich und fragte, ob ich käme, der Königin meine Aufwartung zu machen. Ich verneinte es, und verſicherte ihm ſogar, daß der König von meiner Reiſe nichts wüßte; zugleich bat ich ihn, auch der Königin nichts davon zu ſagen, denn da ich nicht die Abſicht gehabt hätte, ihr aufzuwarten, hätte ich auch keine Briefe ihr zu überreichen, und wünſchte nur inkognito eine ganz kurze Reiſe nach London zu machen. Die Herren antworteten alle mit Lachen, ich hätte eine vergebliche Vorſicht gebraucht, weil das Wachtſchif wahrſcheinlich ſchon jetzt meine Ankunft gemeldet hätte, und ich ſollte mich nur gefaßt machen, bald einen Boten von der Königin ankommen zu ſehen; ſie würde mich gewiß nicht ſo gehen laſſen; noch vor drey Tagen hätte ſie öffentlich von mir in ſehr verbindlichen Ausdrücken geſprochen. Ich ſtellte mich, als ob mir dieſer Zufall äußerſt unangenehm wäre, und als ob ich zugleich noch immer darauf rechnete, unentdeckt zu bleiben, wenn nur dieſe Herren den Ort, wo ich logierte, verſchweigen wollten; ſobald ich nur gegeſſen hätte, ſetzte ich hinzu, indem ich ſie plötzlich verließ, würde ich gleich weiter reiſen. Kaum war ich in mein Zimmer getreten, wo ich mit meinen Leuten redete, ſo umarmte mich jemand von hinten zu, und ſagte mir, er nähme mich im Namen der Königin gefangen. Es war ein Hauptmann von ihrer Leibwache; ich umarmte ihn wieder,

und

und sagte lächelnd: ich schätze mir diese Gefangenschaft zur größten Ehre.

Er hatte Befehl, mich sogleich zu der Königin zu führen; ich folgte ihm. „Was? sagte sie zu mir, „Herr von Rosny, brechen Sie so durch unsere Gehäge? Sie gehen vorbey ohne zu mir zu kommen. „Dies wundert mich; denn ich habe gesehen, daß Sie „mir ergebner sind, als einer von meinen Dienern, und „ich glaube Ihnen keine Ursach gegeben zu haben, diese gute Meynung zu ändern. Ich antwortete mit wenigen Worten, was sich auf einen so gnädigen Empfang gebührte, und dann kam ich durch einen ganz natürlichen Uebergang auf die Gesinnungen, welche der König für sie hegte. „Um Ihnen zu beweisen, „erwiederte sie, daß ich alles glaube, was Sie mir „von dem Wohlwollen des Königs, meines Bruders, „und dem Ihrigen sagen, will ich mit Ihnen von dem „letzten Briefe reden, den ich an ihn geschrieben habe. „Ich bilde mir ein, daß Sie ihn gesehen haben, denn „Stafford (diesen Namen führte Milord Sidney) „und Edmund haben mir gesagt, daß der König selten „etwas vor Ihnen geheim hält.“ Bey diesen Worten zog sie mich auf die Seite, um mich mit mehrerer Freyheit über den gegenwärtigen Zustand der Angelegenheiten Europas unterhalten zu können. Sie that dies mit so vieler Deutlichkeit und Richtigkeit, indem sie von dem Vertrag zu Vervins anfieng, daß ich zugestehen mußte, diese große Königin sey ganz des Rufes, den sie in Europa erlangt hatte, würdig. Sie ließ sich auf diese einzelnen Umstände ein, um mir zu zeigen, daß Heinrich die Ausführung der großen Entwürfe, welche sie beyde gegen das Haus Oesterreich im Sinne hatten, nothwendig mit ihr vereint anfangen müsse; und sie bewies dies durch den großen Zu-

wachs an Macht, den dieſes Haus täglich gewinne. Sie erinnerte mich an das, was über dieſen Gegenſtand im Jahr 1598 zwiſchen dem König und den Engliſchen und Holländiſchen Geſandten vorgefallen wäre, und fragte mich, ob er noch immer in denſelben Geſinnungen beharrte, und warum er die Ausführung ſo lange verſchöbe?

Ich gab auf ihre Fragen zur Antwort: der König mein Herr dächte jetzt noch, ſo wie er immer gedacht hätte, und in keiner andern Abſicht ſammlete er Geld, Kriegsvorräthe und Soldaten; aber es fehlte noch viel dazu, daß Frankreichs Zuſtand ſo wäre, wie er ſeyn müßte, um es zu unternehmen, eine ſo gut gegründete Macht, als die der öſterreichiſchen Fürſten zu zernichten. Ich unterſtützte dieſen Satz, indem ich den außerordentlichen Aufwand anführte, den Heinrich ſeit dem Frieden zu Vervins ſowohl für die allgemeinen Bedürfniſſe ſeines Landes, und um die Unternehmungen der Aufrührer zu unterdrücken, als auch zu dem ſo eben nur geendigtem Kriege mit Savoyen hatte machen müſſen. Ich verbarg ihr nicht, was ich immer von jener Unternehmung gedacht habe; daß nemlich, wenn auch England und die vereinigten Niederlande ihre äußerſten Kräfte gegen das Oeſterreichiſche Haus anſtrengten, dennoch dieſes, wenn es die Macht ſeiner beyden Linien vereinigte, ſich nicht nur ohne Mühe gegen jene behaupten, ſondern auch die Wagſchaale gleich erhalten könnte, ſo lange England und die Niederlande nicht von der ganzen Kraft der franzöſiſchen Monarchie, welcher aus mehr als einer Urſach die erſte Rolle in dieſem Kriege zufällt, unterſtützt würden. Wäre es nun aber nicht ein unnützes und ſelbſt unweiſes Unternehmen, wenn man, um die furchtbare Oeſterreichiſche Macht zu untergraben, blos

blos dieſelben Mittel anwendete, durch welche man ſich gegen ſie nur hätte vertheidigungsweiſe halten können? Es ſey daher unumgänglich nothwendig, noch einige Jahre zu warten, ehe man ſich erklärte; unterdeſſen würde Frankreich erlangen, was ihm fehlte, und um den Streich, den man dem gemeinſchaftlichen Feinde beybringen wollte, deſto ſicherer führen zu können, mit ſeinen Bundsgenoſſen ſich bemühen, die benachbarten Könige, Fürſten und Staaten, hauptſächlich die deutſchen, welche von der Tyranney des Oeſterreichiſchen Hauſes am meiſten zu fürchten haben, zu derſelben Abſicht zu verbinden.

Die Königin ſah aus der Art, wie ich mich ausdrückte, daß ich ihr mehr Heinrichs Geſinnungen, als meine eignen, vorlegte. Sie gab mir dieſes zu verſtehen, indem ſie geſtand, ſie fände meine Meinung ſo vernünftig, daß ſie nicht umhin könnte, ihr beyzupflichten. Eine Sache gäbe es noch, ſetzte ſie hinzu, über die man ſich von beyden Seiten nicht früh genug erklären könnte; dieſe nemlich, daß, da die vorgeſchlagene Verbindung blos den Zweck hätte, die öſterreichiſche Macht in die gehörigen Schranken zurück zu drängen, es auch nothwendig ſey, daß jeder der Bundsgenoſſen von ſelbſt ſeine Wünſche dergeſtalt einſchränkte, daß die andere nicht dadurch vor den Kopf geſtoßen werden könnte. Wenn man zum Beyſpiel vorausſetzte, daß Spanien die Niederlande verlöhre, ſo könne dieſer Staat weder ganz, noch zum Theil, ſo wenig von dem König von Frankreich, als von dem König von Schottland, der einſt ganz Groß-Britannien beſitzen würde, oder ſelbſt von den Königen von Schweden und Dännemark, die an ſich zu Waſſer und zu Lande mächtig genug wären, um die andern Bundsgenoſſen aufmerkſam zu machen, begehrt werden; und

daſſelbe

daſſelbe fände auch bey andern Provinzen, die man den Spaniern entreißen könnte, in Anſehung der nächſten Nachbarn dieſer Länder ſtatt. „Denn, ſagte ſie, „ich leugne es nicht, wenn mein Bruder Heinrich ſich „zum Eigenthümer der Niederlande machen, oder auch „ſie nur als ein Lehn beſitzen wollte, ſo würde ich da„durch zur heftigſten Eiferſucht gereizt werden; aber ich „würde es ihm auch nicht verdenken, wenn er im Be„tracht meiner dieſelbe Beſorgniß hegte.“

Eine Menge Betrachtungen in dieſer Art, welche die Königin noch hinzufügte, und die eben ſo viel Scharfſinn als Weisheit zeigten, erfüllten mich mit ſtaunender Bewunderung. Es iſt nichts ſeltnes, daß Fürſten groſſe Plane entwerfen; der Geiſt wird in ihrer Sphäre ſo natürlich darauf geleitet, daß man nur nöthig hat, ſie auf den Nachtheil dabey aufmerkſam zu machen; ihre Plane nehmlich ſtehen oft ſo wenig im Verhältniß mit ihren Kräften, daß ſie die meiſte Zeit kaum die Hälfte von dem, was ſie unternehmen, ausführen können. Aber ſich Mühe zu geben, nur vernünftige Entwürfe zu machen, die ganze Oekonomie derſelben mit Weisheit zu beſtimmen, und alle dabey mögliche Widerwärtigkeiten voraus zu ſehen, und ihnen ſo vorzubeugen, daß, wenn ſie eintreten, man nur nöthig habe, das ſchon ſeit langer Zeit bereit gehaltene Gegenmittel anzuwenden; — dies iſt eine Sache, wozu nur Wenige fähig ſind. Unwiſſenheit, blühender Glückszuſtand, Wolluſt, Eitelkeit, ja ſelbſt Trägheit und Furcht, machen, daß täglich Dinge unternommen werden, die völlig unmöglich ſind. — Daß Eliſabeth und Heinrich, die über ihren politiſchen Plan nie mit einander Abrede genommen hatten, ſo genau in allen ihren Ideen zuſammentrafen, und daß dieſe Uebereinſtimmung ſich bis auf die kleinſten Umſtände

ände erſtreckte, war nicht weniger überraſchend für ich.

Da die Königin ſah, daß ich ſie ſchweigend und mit Verwunderung anblickte, glaubte ſie ſich nicht deutlich genug erklärt zu haben, daß ich den ganzen Gehalt ihrer Worte hätte faſſen können; aber als ich ihr ganz aufrichtig die wahre Urſach meines Schweigens und meines Erſtaunens geſtanden hatte, bedachte ſie ſich noch weniger, ſich ganz auf die kleinſten einzelnen Gegenſtände ihres Plans einzulaſſen. Aber ich werde Gelegenheit genug haben, von dieſer Sache zu handeln, wenn ich die großen Entwürfe auseinander ſetzen werde, welche durch Heinrichs frühzeitigen Tod ſcheiterten; ich will daher den Leſer nicht durch unnütze Wiederholungen ermüden. Nur mit wenig Worten will ich hier die fünf Hauptpunkte anzeigen, auf welche die Königin von England jenen weitläuftigen Plan zurückbrachte. Sie beſtanden darin: erſtlich, Deutſchland in Anſehung der Kaiſerwahl und der Ernennung eines Römiſchen Königs die alte Freyheit wieder zu verſchaffen, welche es vor Alters gehabt hatte; zweytens die vereinigten Provinzen durchaus unabhängig von Spanien, und eine mächtige Republik daraus zu machen, indem man, wenn es möglich wäre, einige von Deutſchland genannte Provinzen damit verbände; drittens eben ſo mit der Schweiz zu verfahren, indem man einige anſtoßende Länder, vorzüglich Elſaß und die Grafſchaft Burgund dazu ſchlüge, viertens, die ganze Chriſtenheit in eine gewiſſe Anzahl ſich ſo ziemlich gleicher Mächte zu vertheilen; und fünftens, alle Sekten darin zu einer drey Religionen, welche in Europa die ausgebreitetſten zu ſeyn ſcheinen, zu bringen.

Unſre Unterhaltung dauerte lange. Ich werde die Königin ſo, wie ſie es wegen der Eigenſchaften

ten ihres Herzens und ihres Geistes, die sie in diesen Augenblicken zeigte, verdient, loben können. Der König war mit dem, was sie mir gesagt hatte, sehr zufrieden, als ich ihm den Bericht davon abstattete. Er unterhielt sich mit ihr darüber in Briefen während der ganzen Zeit, welche sie beyde noch zu Calais und Dover zubrachten. Man kam wegen aller vorläufigen Umstände überein, und machte selbst schon Einrichtungen wegen der Hauptsache, welche aber so geheim gehalten wurden, daß diese ganze Unterhandlung bis an den Tod des Königs und selbst noch lange nachher unter diejenigen gehört hat, über welche man nur eben so gewagte als sich selbst widersprechende Vermutungen vorgebracht hat.

Heinrich kam nicht eher wieder nach Paris, als bis er eine genaue Besichtigung aller seiner Grenzplätze angestellt, und für ihre Sicherheit gesorgt hatte. Uebrigens blieb er bey dem Streit der Spanier und Flamänder ein gleichgültiger Zuschauer, und that auch weiter nichts für Ostende, als daß er es geschehen ließ, daß verschiedne französische Unterthanen unter den Truppen des Prinzen von Oranien Dienste nahmen. Dies kostete einigen von ihnen das Leben, unter andern dem jungen Chatillon-Coligny (9), dem eine Kanonkugel vor Ostende den Kopf wegnahm, und dessen Tod gewiß ein großer Verlust für Frankreich war. Der König sagte laut, als er es erfuhr: das Land hätte einen Mann von großen Verdiensten eingebüßt. Mir besonders war dieser Unglücksfall sehr schmerzlich. In so jungen Jahren hatte Coligny bereits alle Eigenschaften eines großen Kriegsmannes, Tapferkeit, Kaltblütigkeit, Klugheit, einen umfassenden Geist, und die Kunst, sich bey dem Soldaten und dem Offizier gleich beliebt zu machen, in sich zu vereinigen gewußt.

Aber

Aber die Eiferſucht der Hofleute machte ihm bald aus allen dieſen Tugenden ein Verbrechen bey dem Könige. Coligny war ein Proteſtant. Man hinterbrachte Seiner Majeſtät, er habe ſchon darnach gestrebt, ſich zum Oberhaupt aller Reformirten in und auſſerhalb des Königreichs zu machen, wozu ihn der Herzog von Bouillon zu bewegen ſuchte. Bey jeder Gelegenheit, hieß es, hätte er die ſtärkſte Neigung blicken laſſen, in die Fußtapfen ſeines Vaters und Großvaters zu treten, und dieſe ſelbſt noch zu übertreffen; er ſollte verſichert haben, der Tod würde ihn nicht ſchmerzen, wenn er das Glück hätte, ihn an der Spitze eines Heers zur Rettung ſeiner Brüder zu finden. Seine Liebe für die Soldaten nannte man einen blauen und gefährlichen Kunſtgrif. Man gab dem König zu verſtehen, der Prinz von Oranien ſey ſchon eiferſüchtig auf Coligny geweſen, und er ſelbſt würde von dem Sprößling eines Stamms, der Frankreichs Königen ſo viel zu ſchaffen gemacht hätte, derſelbſt alles zu befürchten gehabt haben. Dies gieng ſo weit, daß als ich nach Hofe gieng, um einige Gnadenbezeugungen für die Mutter und den Bruder des Verſtorbnen zu erbitten, Heinrich mir blos alle dieſe Reden wiederholte, denen er nur zuviel Glauben beygelaß, und mir nicht nur über Chatillons Tod vollkommen getröſtet, ſondern auch gegen dieſe ganze Familie dergeſtalt eingenommen zu ſeyn ſchien, daß ich meine Vorbitte aufgab, durch die ich weiter nichts würde ausgerichtet haben, als mir ſelbſt wegen der Gleichheit meiner Religion und wegen meiner Verbindungen mit dem Verſtorbnen, zu ſchaden.

Der König hatte das Vergnügen, ſeine Gemahlin zu Fontainebleau in eben ſo guter Geſundheit, als ſie verlaſſen hatte, wieder zu finden. Er trennte

ſich

ſich während ihrer Schwangerſchaft nur ſelten von ihr, und ſchien die gröſste Sorge für ihre Geſundheit zu tragen (10). „Bringen Sie mir diesmal keine Geſchäftsleute mit," ſchrieb er mir wenige Tage vor ihrer Entbindung, „davon muß in der erſten Woche nach „der Niederkunft meiner Frau die Rede nicht ſeyn, wir „werden genug zu thun haben, zu hindern, daß ſie „nicht melancholiſch werde."

Der Augenblick, welcher den König, die Königin und das ganze Reich mit Freude erfüllen ſollte, erſchien endlich. Maria brachte am ſiebzehnten September einen Prinzen zur Welt, und das gute Befinden der Mutter und des Kindes gab die beſten Hofnungen. (11) Ich glaube ſagen zu dürfen, daß keine Freude der meinigen gleich kam. Die engſten Banden feſſelten mich an die Perſon des Königs; dieſe Eigenſchaft hatte ich noch vor allen guten Franzoſen und ſeinen getreuſten Unterthanen voraus, um an dieſer Begebenheit den lebhafteſten Antheil zu nehmen. Heinrich war auch ſo ſehr davon überzeugt, daß er mir die Ehre erzeigte, mich durch ein Billet, welches er den Abend um 10 Uhr mir von Fontainebleau nach Paris ſchickte, davon zu benachrichtigen. „Die Kö„nigin," ſchrieb er mir ganz kurz, „iſt jetzt eben von „einem Sohn entbunden worden. Ich gebe Ihnen „Nachricht davon, damit Sie ſich mit mir freuen kön„nen." Außer dieſem Billet, worin er nur ſein Herz hatte reden laſſen, ſchrieb er mir, als dem General Feldzeugmeiſter, an demſelben Tage noch ein anderes, welches la Varenne mir überbringen mußte. Er ſprach darin von der Geburt des Dauphins, als einer Urſach zur Freude für ihn, welche er nicht genug ausdrücken könnte. „Und noch nicht ſo ſehr, ſagte er, „in ſo fern er mich ſo nahe angeht, als wegen des all-

„gemeinen

„gemeinen Wohls meiner Unterthanen.“ Er befahl mir, die Kanonen des Arſenals löſen zu laſſen, und dies geſchah auch ſo, daß man es bis Fontainebleau hören konnte. Die Befehle waren bey dieſer Gelegenheit überflüſſig. Vom erſten bis zum letzten der Unterthanen des Königs waren die Freudenbezeugungen diesmal eben ſo frey von Furcht als von Politik.

Seine eigene Freude wurde durch einen kleinen Kummer, den er ſich freywillig zuzog, getrübt. Sein erſter Leibarzt, la Riviere (12), war ein Mann, der nicht mehr Religion hatte, als alle die, welche ſich öffentlich mit der Sterndeuterey abgeben, ob man ihm gleich in der Welt die Ehre erzeigte, zu ſagen, er verberge ein proteſtantiſches Herz unter der Auſſenſeite eines Katholiken. Heinrich fühlte ſchon für ſeinen Sohn eine Liebe, welche ihm die lebhafteſte Ungeduld gab, die künftigen Schickſale deſſelben zu wiſſen. Er hörte immer ſagen, daß la Riviere oft glücklich getroffen hätte, und befahl ihm daher, mit aller Aufmerkſamkeit und den Gebräuchen ſeiner Kunſt das Horoſkop des Dauphins zu machen. Um genau den Augenblick der Geburt zu wiſſen, hatte er geſucht, ſich die beſte Uhr, die man nur finden konnte, zu verſchaffen. Demungeachtet ſchien es, als hätte er dieſe Idee wieder verlohren, bis etwa vierzehn Tage nachher, da ich mit ihm allein war, die Rede zwiſchen uns auf jene Prophezeyungen kam, welche, wie ich oben geſagt habe, la Broſſe von ihm und von mir gemacht hatte, und die ſo genau eingetroffen waren. Auf einmal erwachte nun, ſtärker als zuvor, die Begierde bey ihm, einen ähnlichen Verſuch bey ſeinem Sohn zu machen.

Er ließ la Riviere rufen, welcher, ohne ſich es merken zu laſſen, die Arbeit ſchon angefangen hatte,

und ſagte ihm in meiner Gegenwart, ohne daß ſonſt jemand zugegen war: „Nun, la Riviere, Sie ſagen „mir gar nichts über die Geburt des Dauphins; was „haben Sie gefunden? „Ich hatte etwas dergleichen „angefangen, antwortete la Riviere, aber ich habe „alles liegen laſſen, weil ich mich nicht mit einer Wiſ„ſenſchaft beſchäftigen wollte, welche ich zum Theil „vergeſſen habe, weil ich ſie ſtets äußerſt trüglich fand.“ Heinrich ſah gleich, daß dieſe Worte nicht aufrichtig waren, es ſey nun aus Furcht, dem König zu miſſfallen, es ſey üble Laune, oder Grille, oder auch Handwerksſprache eines Sterndeuters, der ſeinen Geheimniſſen mißtrauet. Er fuhr daher fort: „Ich ſehe „wohl, daß das Sie nicht abhält; denn Sie gehören „ſonſt nicht zu den ſo ſehr Gewiſſenhaften. Aber Sie „wollen nur mir nichts ſagen, aus Furcht zu lügen, „oder mich böſe zu machen. Sey es aber, was es „wolle, ich will es wiſſen, und ich befehle Ihnen ſelbſt, „bey der Gefahr mich zu beleidigen, daß Sie mir's „frey heraus ſagen.“ La Riviere ließ es ſich drey bis viermal wiederholen, und dann hub er mit verſtelltem oder wahrem Unwillen an: „Sire, Ihr Sohn wird „hohes Alter erreichen, und länger regieren, als Sie, „aber Sie und Er werden von ganz verſchiedenen Nei„gungen und Launen ſeyn. Er wird auf ſeinen Mei„nungen und Einfällen beſtehen, und zuweilen auch „auf den Meynungen Anderer. Weniger ſagen als „denken, wird das beſte ſeyn. Troſtloſe Zeiten dro„hen Ihren alten Geſellſchaftern. Was Sie geſchont „haben, wird zerſtört werden. Er wird große Din„ge ausführen, in ſeinen Entwürfen ſehr glücklich ſeyn, „und der Chriſtenheit viel von ſich zu reden geben. „Stets Krieg und Frieden. Nachkommen, — wird „er haben, und nach ihm wird alles ſchlimmer werden. „Das iſt alles, was Sie von mir erfahren werden,

„und

„und mehr war ich nicht entſchloſſen, Ihnen zu ſa-
„gen.“ Der König ſann einige Augenblicke über das,
was er gehört hatte, nach; dann rief er: „Sie mey-
„nen die Hugenotten, ich ſehe es wohl; aber das ſa-
„gen Sie nur, weil Sie auch ein halber Proteſtant
„ſind.“ „Ich meyne alles, was Ew. Majeſtät be-
„liebt, antwortete la Riviere, aber mehr werden Sie
„von mir nicht erfahren.“ Mit den Worten verließ
er uns ſchnell. — Heinrich blieb noch lange mit mir
am Fenſter ſtehen, und wir unterhielten uns über je-
des Wort, welches la Riviere geſagt hatte; ſeine ganze
Rede hatte einen tiefen Eindruck auf den König gemacht.

Er fuhr fort mir mit derſelben freundſchaftlichen
Art alles zu ſchreiben, was zu Fontainebleau vorgieng,
nachdem ich es kurze Zeit nach jener Unterredung ver-
laſſen hatte. „Sie können nicht glauben, ſchrieb er
„mir, wie wohl ſich meine Frau befindet, nach allen
„dem, was ſie ausgeſtanden hat. Sie hat von ſelbſt
„ſich wieder den Kopfputz aufſetzen laſſen, und ſpricht
„ſchon vom Aufſtehen. Sie geht ſchon bis ins Ne-
„benzimmer. (Es war der neunte Tag nach ihrer
„Entbindung) Ihr Temperament iſt ſtark. Mein
„Sohn befindet ſich auch wohl, Gott ſey Dank! Daß
„ſind die beſten Neuigkeiten, welche ich einem treuen
„und mir zugethanen Diener, den ich liebe, ſchreiben
„kann.“ (13) Er ſchickte den Dauphin nach Saint-
Germain, weil die Luft dort beſſer iſt, und wollte, daß
ihn die ganze Stadt Paris ſehen ſollte. Solche kleine
Aufmerkſamkeiten zeigen oft beſſer den wahren Grund
der Geſinnungen, als auffallende Handlungen. Er
ließ ihn unbedeckt durch dieſe große Stadt tragen, und
der wiederholte Zuruf der Pariſer bewies, wie ſehr ih-
nen dieſe Popularität gefiel.

Heinrich hatte der Königin verſprochen, wenn ſie einen Prinzen zur Welt brächte, ſo wollte er ihr Monceaux als Eigenthum ſchenken. Er ſchrieb mir daher auch um dieſelbe Zeit: „Meine Frau hat Monceaux „gewonnen, weil ſie mir einen Sohn geboren hat; ich „bitte Sie deswegen, den Präſidenten Forget holen „zu laſſen, und mit ihm über dieſe Sache zu reden, „und auch für die Sicherheit zu ſorgen, welche ich „dabey wegen meiner Kinder geben muß, damit auf „alle Fälle die Summe, für welche ich Monceaux neh„me, auch recht gewiß ſey.“ Er erinnerte mich zu gleicher Zeit, die Tapeten zu fordern, welche die Stadt Paris der Königin zum Wochengeſchenk verſprochen hatte. Zu eben der Zeit, wo der Himmel Frankreich einen Prinzen gab, wurde auch in Spanien eine Infantin geboren (14).

Die Unterhandlung mit dem Großherzog von Florenz, welche ſchon verſchiedene Jahre gedauert hatte, wurde endlich in dem Gegenwärtigen beendigt. Um zu verſtehen, wovon hier die Rede war, muß man wiſſen, daß der Großherzog, Ferdinand von Medizis, unter der Regierung Heinrichs III, bey Gelegenheit der Unruhen, welche Frankreich zerrütteten, ſich der kleinen Inſeln bey Marſeille, Ratonneau, Pomegue und If, nebſt dem Schloſſe auf der letztern, bemächtigt hatte. Heinrich IV war entſchloſſen, ſie wieder zu haben, und ließ ſie 1598 durch d'Oſſat, der damals in Italien war, von dem Großherzog zurückfordern. Dieſer wagte es nicht, eine abſchlagende Antwort zu geben, er that blos die Vorſtellung, er habe an dieſe Inſeln große Summen gewendet, welche er doch nicht einbüßen könnte. D'Oſſat hob dieſe Schwierigkeit, indem er den König verbindlich machte, zur Entſchädigung für jene Koſten 300,000 Tha-

ler zu bezahlen, für welche zwölfe von den reichſten und angeſehenſten Perſonen in Frankreich Bürgſchaft leiſten ſollten; als ob der König nicht allein für eine ſo mittelmäſſige Summe hätte gut ſagen können (15). Er beſtätigte indeſſen den Vergleich, ohne ſehr darauf zu merken, und kurze Zeit nachher ſchickte der Großherzog den Ritter Vinta, um mit Gondy die Sache nach dieſem Plan abzuthun.

Die beyden Herren ſuchten ihre Bürgen im Staatsrath ſelbſt, und thaten mir ſowohl, als den Andern, den Antrag. Ich fand etwas ſo ſonderbares in dieſer Art des Betragens gegen einen König, deſſen Macht in ganz Europa ſo bekannt iſt, daß ich denen, die mit mir davon reden wollten, gerade ins Geſicht lachte. Vergebens ſtellte mir Villeroy vor, es ſey nothwendig, d'Oſſats Verſprechen zu erfüllen; ich antwortete ihm, es habe nie Wechsler in meiner Familie gegeben. In der That war das auch mehr eine Sache für einen Wechsler als für einen Edelmann. „Alle Andern, ſagte er, haben nicht die geringſte „Schwierigkeit gemacht.“ „Ich glaub's, verſetzte ich „mit einigem Unwillen, aber es iſt auch keiner dabey, „der nicht vom Stadtadel oder der Handelſchaft abſtamme.“ Darüber entſtand ein kleiner Zank im Staatsrath, welcher dem König hinterbracht wurde. Er lächelte blos dazu, und ſagte: man habe unrecht gethan mit mir davon zu reden ohne es ihm vorher geſagt zu haben, denn er ſelbſt hätte noch nicht mit mir darüber geſprochen. „Ich wundre mich, ſetzte er hinzu, „daß er Euch nicht noch eine härtere Antwort gegeben „hat. Kennt Ihr denn den Menſchen noch nicht, wie „viel er ſich auf ſeinen Adel einbildet? Macht die Sa„che aus, ohne daß weder er noch ein anderer ſich ver„bürge. Im Grunde hatte ich ja auch dem Biſchof

„von Rennes dazu keinen Auftrag gegeben.“ D
Großherzog ließ sich nicht lange bitten, um die Verdi
gung nachzulassen, und er entsagte den zwölf Bürge
aus Achtung für die Person des Königs. Die Ac
die darüber aufgesetzt wurde, war vom 4ten Augu
1598, aber die Sache selbst wurde von beyden The
len erst durch die Ankunft des Ritters Vinta in di
sem Jahre beendigt.

Ich bekam auch einen Auftrag bey der Liquida
tion gewisser Güter in Piemont, welche der Graf vo
Soissons an den König verhandeln wollte. Sie wa
ren ihm von Seiten seiner Gemahlin, welche aus dem
Hause Montaffié war, durch den Tod der Prinzessin
von Conty zugefallen (16). Mein Bericht war mich
zum Vortheil des Grafen; ich stellte dem König vor
diese Güter wären von weit geringerm Werth, al
man sie ausgäbe, und überdem noch so manchen Pro
zessen ausgesetzt, und so nachtheilig gelegen, daß dies
Betrachtungen ihnen noch viel von ihrem Werth be
nähmen. Diese Rede machte den Grafen von Soiss
sons sehr ungehalten auf mich, aber er ließ es sich
nicht merken.

Fresne Canaye (17) wurde zum Bothschaffter
nach Venedig und mein Bruder Bethune nach Rom
bestimmt, zum großen Verdruß der andern Minister,
besonders Villeroy's und Sillery's, mit denen ich oft
in Streitigkeiten gerieth, durch welche nachher der Kö-
nig belästigt wurde. Die beyden Herren hatten sich
vorgenommen, mich, wenigstens von den auswärti-
gen Angelegenheiten, welche, wie sie behaupteten, sie
allein angiengen, auszuschließen. Die Gesandschaf-
ten gehörten dahin, und sie sagten dem Könige in mei-
ner Gegenwart, sie hätten ihm zu dem Posten in Rom

weit

weit tüchtigere Leute vorzuſchlagen, als Bethune, wel„cher gar keine Kenntniſſe von den Angelegenheiten „dieſes Hofes, und auch dem Staat noch keine Dien„ſte geleiſtet hätte.“ Mein Bruder hatte indeſſen doch ſchon den Geſandtſchaftspoſten in Schottland bekleidet, und ich kann ſagen, daß er ihm gut vorgeſtanden hatte; es war auch nicht zu leugnen, daß er dazu wenigſtens die guten Eigenſchaften, die nach meiner Meynung eben nicht die unweſentlichſten ſind, Rechtſchaffenheit, Vorſichtigkeit und Klugheit beſaß. Die ganze Rede war alſo zu gleicher Zeit falſch und beleidigend. Ich ließ dies auch die Herren in meiner Antwort fühlen, indem ich Ihnen zeigte, von welchen Werth die Dienſte, die er dem Staat im Kriege geleiſtet hatte, und die ſie ſo tief unter die andern herabzuſetzen ſchienen, in der That wären.

Villeroy wurde beleidigt, daß ich ſeine Dienſte nicht über die andern ſetzte, und behauptete ſeinen Satz mit Hitze. Der König mußte uns endlich Stillſchweigen gebieten, indem er ſagte, es ſey ungeziemend, daß man ſolche Reden in ſeiner Gegenwart führte; und ohne unſere Dienſte weiter zu unterſuchen, müſſe es uns genügen, daß er uns alle drey für gute Diener hielte. Ich bat ihn um Verzeihung, daß ich nach ſeinem Verbot es noch wagte ein Wort hinzuzuſetzen, um Leute, die ſo laut dem müſſigen Leben bürgerlicher Bedienungen und der Ruhe des Kabinets den Vorzug vor den Mühſeeligkeiten, den Gefahren und dem koſtbaren Aufwand des Kriegsſtandes gäben, zum ſchweigen zu bringen; und ich ſagte nun alles, was ich darüber dachte. Er unterbrach mich endlich, und rief: „Gut, „gut, ich verzeihe dem Einen wie dem Andern, und „nehme Eure Worte, wie ich ſoll; aber mit der Be„dingung, daß Ihr künftig ſolche Stichelreden vermei-

„det, und daß, wenn einer von Euch wünſcht, daß „ich ſeine Freunde begünſtigen ſoll, die andern ſich „nicht wiederſetzen, ſondern es meiner Wahl überlaſ„ſen. Vor jetzt entſcheide ich für den Herrn von Be„thune; ich ſchätze ſein Haus, ſeinen Geiſt, ſeine Klug„heit und ſeine Fähigkeiten, denn ich habe ihn bey ver„ſchiedenen Angelegenheiten in Krieg und Frieden ge„braucht, und er hat ſie auf die beſte Art ausgerichtet. Villeroy'n verſprach er, nach der Rückkehr meines Bruders von Rom einen Geſandten auf ſeine Empfehlung zu ſchicken. Er ermahnte uns, einig zu ſeyn, und kehrte nun von dem Spaziergang, wo dieſer Streit ihn über zwey Stunden aufgehalten hatte, zurück, um zu Mittag zu ſpeiſen.

Ich that dies Jahr verſchiedene Reiſen nach Fontainebleau, um mit dem König über einige Sachen zu reden, die ich ihm nicht anders mittheilen konnte. Weil wir oft und auf lange Zeit von einander entfernt waren, ſo erhielt ich mehr Briefe von ihm, als gewöhnlich. Der, worin er von dem Marſchall von Ornano (18) redet, iſt ſonderbar. Er hatte von ihm einige Urſachen zum Mißvergnügen erhalten. „Ich „habe niemals, ſchreibt er, ſo viel Unwiſſenheit und „Hartnäckigkeit beyſammen geſehen, und wahrhaftig, „beyde in einem gefährlichen Grade. Er hat den Cor„ſen bis aufs äußerſte gemacht. Sehen Sie nur zu, „daß er mich nicht zwingt ihn als das bekannt zu ma„chen, was er iſt, das heißt, unwürdig der Ehre, „die ich ihm erzeigt habe. Seine Treue allein verband „mich dazu, aber ſein öfterer Ungehorſam wird mich „endlich der Pflicht entlaſſen, dieſen Ausdruck länger „von ihm zu gebrauchen. Die Wahrheit zu ſagen, ich „bin ſeiner herzlich überdrüßig.“ — Die Staaten von Languedoc verſammleten ſich dies Jahr; Hein-

rich

rich ſchrieb mir, man müſſe den Ort ihrer Zuſammenkunft nach Nieder Languedoc verlegen, „damit, ſagt „er, meine treuen Diener nicht zum erſtenmale dahin „gehen, wo die Anhänger der Ligue waren.“ In einem andern Briefe befiehlt er mir, junge Pferde aus ſeiner Stuterey zu Meun (19) kommen zu laſſen, und in noch einem andern, ſeinem Advents und Faſten-Prediger Garnier zwey hundert Thaler zu geben. Die Uebrigen, welche ich übergehe, enthalten blos unbeträchtliche einzelne Umſtände; aber ſie ſind immer ein Beweis von der Wachſamkeit und Aufmerkſamkeit des Königs.

Ich werde nun in einem einzigen Artikel, womit ich zugleich die Denkwürdigkeiten dieſes Jahres beſchließe, alle Begebenheiten zuſammenfaſſen, welche auf Birons Empörung, von der man nun endlich die überzeugendſten Beweiſe erhielt, Beziehung hatten. Schon zu der Zeit, da er zu Lion war, bekam der König ſtarken Verdacht gegen ihn, und hatte deswegen im Barfüßerkloſter eine geheime Unterredung mit ihm. Biron fand Heinrichen von allen Schritten, welche Er bey dem Herzog von Savoyen gethan hatte, ſo gut unterrichtet, daß er — er mag nun geglaubt haben, nach einer ſolchen Entdeckung bliebe ihm nichts übrig, als ſeinen Fehler wieder gut zu machen, oder würklich den König nicht haben betrügen wollen, — ihm geſtand, er habe in der That den Anerbietungen des Herzogs und dem Verſprechen, ihm ſeine Tochter zur Gemahlin zu geben, nicht widerſtehen können; (20) er bat den König deshalb um Verzeihung, und ſchwur mit dem größten Anſchein der Aufrichtigkeit, er würde nie wieder von dieſem Wahnſinn ſich hinreißen laſſen.

Heinrich glaubte auf dies Verſprechen bauen zu können. Aber Biron hatte es eben ſo ſchnell vergeſſen als es gegeben worden war; er fieng ſeine vorigen Bemühungen wieder an, that Reiſen in die Provinzen, und ſchmeichelte allen unruhigen Köpfen und Unzufriedenen unter dem Adel, die er nur von den Ungerechtigkeiten des Königs gegen ihn, und von ſeinem eignen Kredit und Verſtändniſſen im Auslande unterhielt. Er verband ſich feſter als jemals mit Bouillon, Entragues, Auvergne und andern von gleichem Schlage (21). Er überwand ſich ſo weit, daß er der leutſeeligſte und freundlichſte Mann gegen die Soldaten wurde, da er ſonſt der Stolz und der Hochmuth ſelber war; und — ſo wenig koſtet es dem Ehrgeizigen, ſich zu jeder Rolle herab zu laſſen, — er wußte den niedrigſten Pöbel an ſich zu ziehen, indem er den Andächtigen und den Heuchler machte. Bis dahin jedoch hätte man noch immer glauben können, er werde ſeine Abſichten in ſich ſelber verſchlieſſen, und alle dieſe Handlungen ſeyen nur eine Folge eines Characters, den man an vielen Leuten bemerkt, die, wenn ſie gleich in allen ihren Reden einen unruhigen und nach Neuerungen ſtrebenden Geiſt zeigen, dennoch oft weit entfernt ſind, ſich blindlings in eine Empörung zu ſtürzen.

So dachte auch Heinrich lange Zeit von dem Marſchall, ob er gleich immer fortfuhr, ihn ſorgfältig zu beobachten, und nicht ganz gleichgültig bleiben konnte, als er Birons Betragen bey ſeinem letzten Aufenthalt zu Dijon, wo er das Ende des Vorigen und den Anfang dieſes Jahres zugebracht hatte, erfuhr. Dieſem fehlte es auch nicht an Ausſpähern am Hofe, und da er durch ſie von dem Eindruck benachrichtigt wurde, den ſeine Aufführung auf den König machte,

hielt

hielt er für rathſam, mir darüber zu ſchreiben. Sein Brief iſt vom dritten Januar, und handelt blos davon, daß man ihn bey dem König verläumdet, und daß Heinrich ſelbſt ihm Unrecht thue, indem er ihm Plane zutraue, an die er nie gedacht habe. Er bittet mich ihm beyzuſtehen, damit er ſeine Unſchuld beweiſen könne. Seine Reiſe nach Bourgogne entſchuldigt er durch unumgänglich nothwendige häusliche Angelegenheiten, und verſichert, er werde in zwey Tagen zurück ſeyn. Endlich erſucht er mich, allen dem, was Prevot, einer von ſeinen gewöhnlichen Unterhändlern, den er an mich geſchickt hatte, mir von ihm ſagen würde, zu glauben. Biron wurde zu kurze Zeit nach dieſem Schreiben der Treuloſigkeit überführt, als daß man es für aufrichtig halten könnte; auch war ich weit entfernt, dies zu thun, und wurde nur noch mißtrauiſcher.

Während ſeines Aufenthaltes zu Calais erhielt der König neue, noch weit umſtändlichere und deutlichere Nachrichten über den Marſchall von Biron, der wahrſcheinlich damals, da er ſich weniger beobachtet glaubte, ſich auch nicht ſo ſehr in Acht nahm. Heinrich aber, anſtatt gleich das Mittel zu ergreifen, welches er nicht länger hätte aufſchieben ſollen, hoffte noch immer dieſen Mann, den er noch nicht für unheilbar zu halten ſich überreden konnte, durch alles, was er für fähig hielt ihn zurückzubringen, durch Sanftmuth, freundſchaftliche Behandlung und Beweiſe ausgezeichneter Achtung, die dem Herzen eines rechtſchaffenen Mannes ſo empfindlich ſind, wieder zu gewinnen. Biron hatte ihn um ein Geſchenk von 30,000 Thalern gebeten; er fand dies billig, und geſtand ſie ihm ohne Beſinnen zu. Da ſich einige Schwierigkeiten fanden, welche die Auszahlung verzögerten, befahl er mir, das Geld dergeſtalt zu erheben, daß man Biron ſogleich

befrie-

befriedigen könnte; ich zahlte ihm auch auf der Stelle die Hälfte aus, und gab ihm auf den Rest eine binnen Jahresfrist zahlbare Anweisung.

Er glaubte, sich bey mir bedanken zu müssen, und versicherte mir, er habe mir weit mehr Verbindlichkeit wegen dieser Summe, als dem König. Ueber diesen beklagte er sich gegen mich; er läßt mich in der Vergessenheit, sagte er, ja, er verachtet mich, seitdem er diesen Degen nicht mehr braucht, „diesen „Degen, der ihn auf den Thron gesetzt hat." Bey dieser Gelegenheit konnte ich auch nicht schweigen. Ich zeigte dem Marschall mit einer Art von Vorwurf, daß seine Klage desto ungegründeter wäre, da Heinrich, dem er allein das Geschenk zu danken habe, auch sogar sich herabgelassen hätte, die Auszahlung zu betreiben. Ich redete nun noch offenherziger mit ihm. Ich stellte ihm vor, daß, selbst wenn er auch Beweise vom Gegentheil hätte, er doch immer bedenken müßte, daß er von seinem Herrn spräche, und zwar von einem Herrn, der, mehr noch durch seine persönlichen Eigenschaften als durch seine Würde, die Ehrfurcht aller seiner Unterthanen verdiente. Er wisse so gut wie ich, daß gekrönte Häupter über nichts so empfindlich würden, als über diesen Mangel an Achtung für ihre Person, über die eifersüchtige Art, den Ruhm ihrer Waffen herabzusetzen, und über die Undankbarkeit gegen ihre Wohlthaten. — Diese Ausdrücke waren, dünkt mich, deutlich genug. Ich gieng aber noch weiter, und wenn ich dem Marschall nicht gerade zu sagte, daß ich ihn für einen Verräther hielte, so war es blos seine Schuld, wenn er dies nicht aus meiner ganzen Rede schloß. Ich bat ihn dringend, nach einem andern Ruhm zu streben, der ihm wahres Lob erwerben könnte. Ich legte ein großes Gewicht auf den Unterschied

zwi-

zwiſchen den zwey Fällen die Liebe ſeines Fürſten und des Vaterlandes zu erwerben, und ſich ihnen furchtbar zu machen ſuchen; eine verhaſte Rolle, die faſt immer für den, der ſie ſpielt, unglücklich abläuft. Ich ſagte ihm, wenn er ſich mit mir vereinigen wollte, um gemeinſchaftlich für die Ehre des Staats und das allgemeine Beſte zu arbeiten, ſo könnten wir in gewiſſem Verſtande alle Andre von uns abhängig machen; er, durch ſeine kriegeriſchen Talente, und ich durch die Stelle, welche ich im Kabinet bekleidete; denn würden wir das Vergnügen genießen, daß alles Gute, welches geſchehen würde, entweder von uns herrühren oder durch uns bewirkt werden müßte. Ich ſchloß endlich meine Vorſtellung, indem ich ihn zu bereden ſuchte, daß er zum König gienge und ihm für ſein Geſchenk dankte.

Weit entfernt, bey dieſem allem Rührung oder Reue zu zeigen, antwortete mir Biron blos mit ſo übertriebner und unzeitiger Erhebung ſeiner eignen Verdienſte, und das auf eine ſo prahlhafte Art, daß ich jetzt von einer Sache, die ich bisher nur von ferne gemuthmaßt hatte, deutlich überzeugt wurde; daß nemlich die Rauhigkeit ſeines Geiſtes zum Theil von einem kleinen Anfang wahrer Tollheit herkämen, welche übrigens um ſo weniger zu verzeihen war, da ſie ihn zwar hinderte, vernünftig zu ſchließen, aber nicht, übel zu reden und noch ſchlimmer zu handeln. Was mir davon den vollkommenſten Beweis gab, war, daß, da er nach allem, was ich ihm geſagt hatte, mich wenigſtens für einen Menſchen halten mußte, in deſſen Gegenwart er ſich nicht genug in Acht nehmen könnte, er dennoch die Unbeſonnenheit hatte, einige Worte von den Planen, die ihm im Kopfe herum giengen, fallen zu laſſen. Wahrſcheinlich waren es dieſelben Reden,

die

die er ſchon öffentlich geführt hatte. Ich faßte ſie nicht auf, aber er merkte ſelbſt ſeine Unbeſonnenheit, und um ſie wieder gut zu machen, ſtellte er ſich, als ob er meinen Gründen beypflichtete und meiner Meynung wäre. Ich aber gab von dieſem Augenblick an ſo ſehr alle Hofnung auf, ihn wieder zu ſeiner Pflicht zurückgebracht zu ſehen, daß ich es für die Meinige hielt, von all dem, wozu er mir fähig ſchien, dem König nichts zu verſchweigen.

Es hat ſtets in Heinrichs Character gelegen, daß er nur ſchwer gegen irgend Jemanden miſstrauiſch werden konnte. Er antwortete mir, er kenne Biron genau; er ſey ſehr fähig alles das, was man von ihm berichte, geſagt zu haben, aber dieſer Menſch habe ein finſtres, choleriſches Temperament, welches ihn leicht zu wütenden Ausbrüchen hinreiße, er ſey daher niemals zufrieden ſondern erhebe ſich ſtets über alle Andern, nichts deſtoweniger ſey er der Erſte, den Augenblick nachher zu Pferde zu ſteigen und ſich für eben dieſelben, von denen er gleich alles erſinnliche Böſe geſagt habe, allen Gefahren auszuſetzen; dadurch verdiene er denn auch einige Nachſicht wegen des geringern Fehlers ſeiner unüberlegten Reden. Er für ſeine Perſon, ſetzte der König hinzu, ſey überzeugt, Biron würde in ſeinem Ungehorſam nie bis aufs äuſſerſte gehen; ſollte dies aber geſchehen, ſo halte er ſich ſelbſt für eben ſo tapfer, wie er dies bey manchen Gelegenheiten, wo er dem Marſchall das Leben gerettet, und noch neuerlich bey Fontaine-Françoiſe bewieſen hätte, und er würde dann ihm zeigen, daß er ihn nicht fürchte. Heinrich veränderte alſo in ſeinem Betragen gegen Biron weiter nichts, als daß er ihm nur noch freundlicher begegnete und ihn mit noch mehr Ehrenbezeu-

bezeugungen überhäufte, welches er für das wahre Mittel gegen die Krankheit deſſelben hielt.

Er ſchickte ihn als Bothſchafter an die Königin Eliſabeth (22) und mit dieſer hatte Biron eine ſonderbare Unterredung. Er war unbeſonnen genug, nicht nur ſie an die Geſchichte des Grafen von Eſſex, welchen ſie kürzlich hatte hinrichten laſſen, zu erinnern, ſondern auch den Grafen zu bedauern, daß ſo viel wichtige Dienſte ihm dies traurige Ende zugezogen hätten. Eliſabeth hatte die Gefälligkeit, auf dieſe unbeſcheidnen Reden zu antworten, und ihm die Urſachen vorzulegen, welche ſie zu dieſer Handlung bewogen hätten. Sie erzählte ihm, Eſſex hätte ſich thöricht in Unternehmungen eingelaſſen, welche weit über ſeinen Kräften geweſen wären, und nach ſo manchen Beweiſen ſeiner Empörung, ja nachdem er völlig davon überführt geweſen wäre, hätte er noch durch Unterwerfung Verzeihung erhalten können, aber weder durch ſeine Freunde, noch durch ſeine Verwandten wäre er zu bewegen geweſen um Gnade zu bitten. Ich weiß nicht ob die Königin in dem franzöſiſchen Bothſchafter einige ähnliche Züge mit ihrem ehemaligen Günſtling zu finden glaubte; die vernünftigen Betrachtungen über den Character der gekrönten Häupter und über die Pflicht des Unterthanen, womit ſie ihre Erzählung beſchloß, ſcheinen es zu verſtehen zu geben; — aber Biron zog keinen Nutzen daraus.

Nach ſeiner Rückkehr von London wurde er von dem König zum außerordentlichen Bothſchafter in der Schweiz, wegen der Erneuerung des Bündniſſes mit den Cantons, ernannt. Heinrich bildete ſich immer noch ein, daß ein Auftrag, der Birons Geiſt fern vom Kriege beſchäftigen und ihn mit einer Verſammlung ſo wei-

weiser und heimlicher Minner, als der Herzog, in Unterhandlung bringen würde, endlich in ihren Augen das Ansehen verlieren müsse; aber unglücklicherweise giebt es Leidenschaften, die niemals alt werden, und diese sind Eifersucht, Neid und Geldgeiz; wer Pirons Herz genau geprüft hätte, würde es reich von allen diesen angegriffen gefunden haben. Kaum war er von dieser zweyten Gefangenschaft zurückgekommen, so fing er wieder an, eifriger als jemals an der Ausführung seiner alten Chimären zu arbeiten, als hätte er die verlorne Zeit wieder einbringen wollen. Vielleicht wurde er durch den Herzog von Bouillon und den Grafen von Auvergne, die jeder sich einen Anhang gemacht hatten, dazu hingerissen; vielleicht auch zog er sie in seine Plane hin.

Um sich auf eine Art zu verbinden, die es nachher unmöglich machte, daß einer den andern im Stiche liesse, unterzeichneten sie alle drey eine Associations Formel, von welcher jeder ein Original behielt. Dies sonderbare Stück wurde in Pirons Prozeß zum Vorschein gebracht. Sie verbanden sich darin wechselseitig auf Treue und Glauben eines Edelmanns und eines ehrlichen Mannes, um ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit willen zusammen zu halten wider und gegen Jedermann, ohne irgend Einen auszunehmen; (diese Ausdrücke verdienen bemerkt zu werden) die unverbrüchlichste Verschwiegenheit über alles, was Einem von ihnen offenbart werden könnte, zu beobachten; und, wenn Einem von den Verbündeten ein Unfall zustieße, diese Schrift zu vertilgen. Ihre Absichten konnten nur durch Spanien und Savoyens Mitwirkung gelingen. Sie erneuerten daher stärker als jemals ihre Verbindungen mit diesen beyden Mächten, und um dieselben auch ihres Sinn

zu

unterſtützen, gegen ſie alle unruhige Köpfe unter
n Adel und den Kriegsleuten an ſich. Um verſchie-
e der von Paris am meiſten entfernten Städte, be-
ders in Guyenne und Poitou an ſich zu ziehen,
ſtern ſie ſich die Unzufriedenheit, welche dort durch
Abgabe des Sou vom Liter, gegen die ich
er Verſammlung der Notablen ſo heftig geſtritten
t, entſtanden war zu Nutze; denn auch nachher
mir es nicht möglich geweſen, ſie abzuſchaffen,
hatte blos, weil es nicht möglich war, ſie nach
erſten Entwurf einzurichten, ſie in ein Hülfsgeld
800,000 Franken verwandelt, wovon die eine
für den der Steuer und die Andere den der Ein-
glaubte mit eingerechnet wurde.

Nach einem Grundſatze beherrſchten ſich Piren und
Verbündeten, um das Volk aufzuwiegeln. Sie
rbreiteten es, man wolle die Salzpacht bey ihm ein-
n, um es völlig zu Grunde zu richten. Unge-
e Leute, welche ſie in großer Anzahl beſoldeten,
ten dieſe Provinzen in beſtändiger Furcht erhalten.
ſe Regierung wird jemals hoffen dürfen, von die-
Seiten den öffentlichen Ruhe ferne zu bleiben, da
unſre, weiſe und populäre Regierung Heinrichs
Großen es nicht geweſen iſt! Aber dennoch mö-
ie den Grund davon blos in dem unglücklichen
ſuchen, den Bürgerkriege auf die Seinen der
ſchen haben. Durch ihr Gift werden jene raſende
Geiſter erzeugt, welche die Ruhe ermüdet, denen
ſtlichſte Zuſtand nur ein ſtumpfendes Uebelbefin-
Daher jener Wahnſinn, der ſie ſtets außer ſich
verſetzt, daß ſie immer Gott und Menſchen wegen
wollen, die ſie ſich ſelbſt zuſügen, anklagen, und ihre
gegen die Fürſten ausſchütten, deren Gewalt

für ſie eine Marter iſt und doch nicht hinreichen würde, ihre ſinnloſe Habſucht zu befriedigen.

Heinrich hatte ſich geſchmeichelt, Birons Character genau zu kennen, endlich aber öffnete er die Augen, und begann einzuſehen, daß er noch zu den heftigſten Mitteln würde ſchreiten müſſen, um die weitere Ausbreitung des um ſich greifenden Uebels zu hemmen. Täglich kamen der Warnungen mehr, und von Leuten, die gar nicht verdächtig waren. Alle ſagten ungefähr daſſelbe. Einige ſprachen von der Aſſociationsacte, und zeigten die einzelnen Artikel derſelben, die ſie geſehen hatten, an. Die umſtändlichſte und zuſammenhängendſte Nachricht erhielt der König durch Calvaires (23). Außer den allgemeinen Gerüchten ſtand auch noch darin: Biron und ſeine Verbündeten hätten mehrere tauſend Piſtolen durch Leute, die aus Spanien gekommen wären, erhalten. Ueberdem, hieß es, erwarteten ſie auch noch große Summen und ſogar Truppen. Das Kabinet zu Madrid habe dabey die Bedingung gemacht, daß die Rebellen zuerſt ſuchen ſollten, ſich einiger guten Plätze an der See oder an der Spaniſchen Gränze zu bemächtigen; dem zufolge habe man ihren Anſchlag auf Blaye, Narbonne, Marſeille und Toulon gemacht, und der Graf von Auvergne erwarte nur den Ausgang derſelben, um den Seinigen auf Saint Jean anzuſehen.

Alle dieſe Nachrichten verdienten wohl, daß man ſich die größte Mühe gab, der Sache auf den Grund zu kommen. Der König kam ausdrücklich deswegen ins Arſenal um mir das was er erfahren hatte, mitzutheilen. Er war auch beſchäftigt, die angefangene Arbeit fortzuſetzen zu laſſen, und erzählte mir auf dem Balkon des großen Saals alle ſeine einzelnen Um-

Stadt. Von da ging er nach Fontainebleau, wo
ich ihm folgte, um die letzten Maasregeln wegen
uns zu nehmen. Dieser hatte sich zu den ausge-
n Unterhandlungen seit langer Zeit des la Fin (24),
s lebhaften, verschlagenen und intriganten Mannes
ent, den er und Bouillon oft ihren Verwandten
nten. La Fin hatte verschiedene Reisen zu dem
ig von Spanien dem Herzog von Savoyen und
Grafen von Fuentes gethan; nachher aber war er
Paris mißvergnügt geworden, nach Hause gegan-
und daselbst müßig geblieben. Man hatte ihn ge-
en und zum Reden bringen zu können, und be-
te sich dazu der Vermittlung seines Neffen, des
nte von Chartres (25). Unterdessen, daß die-
lich bemühte, seinen Oheim zu einer Reise nach
Fontainebleau zu bereden, kehrte ich nach Paris zu-
um alles zu einer Reise zu bereiten, welche der
g nach allen den Orten, wo Lyon gewesen war,
heide nach Poitou, Guyenne, Limosin und haupt-
ch in die Gegend von Blaye zu ziehen für gut hielt.

La Fin entschloß sich endlich nach Fontainebleau
reisen, und alles, was er von Pirons Verhand-
ungen, zu entdecken. Der König befahl, daß
auf dem halben Wege dahin aufhalten sollte,
Niemand, als ihr, welche er selbst an ihn schi-
ckte, ihn zu sehen bekäme. Aus la Fins er-
sten hörte er, daß meine Gegenwart nothwen-
ig würde, und er schrieb mir darüber diese we-
Worte: „Kommen Sie eilig zu mir, mein
nd, wegen einer Sache, die meinen Dienst, Ih-
er, und unser beyder gemeinschaftliche Sicher-
eit angeht. Adieu, ich liebe Sie von Herzen.“
schrieb englisch mit Postscripten ab. Zu Fontaine-
begegnete ich meinen in dem großen Wege, der

zum Schlosse flieht, dem König, da er eben auf die Jagd gehen wollte, und ich lief sogleich hin, ihm das Knie zu küssen. „Es giebt viel Neues, mein Freund, sagte er, indem er meinen Kopf an sein Herz drückte, „alles ist entdeckt, und der vornehmste Unterhändler ist „gekommen, mich um Verzeihung zu bitten, und alles zu gestehen. Er verwickelt eine Menge Männer „in seine Aussage, und zwar die angesehensten und auf „deren Zuneigung ich das größte Recht habe. Aber „der Mensch lügt, und ich bin entschlossen, ihm ohne „gültige Beweise nichts zu glauben. Er nennt Leute „hinein, an die Sie niemals würden gedacht haben. — „Nun rathen Sie einmal, Wen?" — „Einen „Mann zu errathen, der ein Verräther wäre! ant„wortete ich. Mein Sire, das werde ich nimmermehr „thun. Er drang noch ein paar male vergebens in mich, dann fuhr er fort: „Der Herr von Rosny ist „auch darunter; kennen Sie ihn?" — Haben alle „Andere nicht mehr Theil daran, als ich? sagte ich „lächelnd. Wenn das ist, so brauchen Ew. Majestät „deshalb nicht sehr besorgt zu seyn." — „Nun, ich „habe es auch nicht geglaubt, antwortete Heinrich, und „um Ihnen dies zu beweisen, habe ich Villeroy und „Bellievre befohlen, zu Ihnen zu gehen, und Ihnen „alle Anklagen, sowohl gegen Sie, als gegen die An„dern zu bringen. Ich habe selbst zu la Fin gesagt, „ich wollte, daß er Sie sähe, und mit Ihnen aufrich„tig spräche. Er ist bey der Presse gewesen, und jetzt „in seinem Schlupfwinkel versteckt. Aber er wird auf „dem Wege nach Monts zu Ihnen kommen; bestim„men Sie ihm Ort und Stunde, und lassen Sie kei„nen Dritten dabey seyn."

Ich konnte nicht begreifen, wie mein Name bey ihm käme und von diesem plötzlichen Komplot nur

genannt

genannt werden können; ob dieſes von irgend einem von Birons Leuten, der mich für einen Freund ſeines Herrn hielte, oder von ihm und ſeinen Verbündeten ſelbſt herrührete, die ſich vielleicht dieſe Lüge erlaubt hätten, um gegen die ſpaniſchen Miniſtre die Anzahl ihrer Anhänger und der mit der Regierung Unzufriedenen zu vergrößern. Zwey Briefe, die ich mehr noch aus Dienſteifer als aus Höflichkeit an den Marſchall geſchrieben hatte, können vielleicht dazu Anlaß gegeben haben; um ſo mehr, da ich darinn auf die ſchon oben erwähnte Unterredung zwiſchen uns beyden anſpielte, und ihm frey heraus ſagte, es läge nur an ihm, ſich durch die Mittel, welche er wählte, dem Staat nützlich, und ſich beliebt zu machen. Ich hatte hinzugefügt, ich wäre doch immer um den König, aber ich hätte nie von Seiner Majeſtät die Reden gehört, welche er über ihn ſollte geführt haben, und ich riethe ihm nicht, auf dieſe Art davon in der Welt zu reden, weil man ſonſt gewiß glauben und ſagen würde, er ſtelle ſich nur deswegen, ſo unzufrieden mit dem König zu ſeyn, weil er ſelbſt kein gutes Gewiſſen hätte. — So kann man vielleicht das, was ich bloß in der Abſicht, den Marſchall klüger zu machen, geſagt hatte, übel ausgelegt haben.

Wie mir der König einige Zeit nachher geſagt hat, hielt er dafür, daß weder Biron, noch einer von ſeinen Vertrauten, ſondern la Fin allein auf Verleumdung wäre, die mich gern um meine Stelle bringen wollte, dieſe Beſchuldigung erſonnen hätte. Dem ſey, wie ihm wolle, die Lüge machte ſo wenig Eindruck auf meine Geſinnungen, daß, da er mir eben das Gouvernement der Baſtille gegeben, und erſt gewollt hatte, daß das Patent darüber nicht unter meinem, ſondern unter dem Namen la Chevalerie erſcheinen ſollte, er bey Gelegenheit der Bironiſchen Sache ſeinen

Willen änderte, und es unter den Ministern ausfertigen ließ, „weil er," wie seine Worte, „Niemanden wüßte, der ihm so gut dienen könnte, als ich, wenn er etwa Böses im Sinn haben sollte." Villeroy erhielt den Befehl dazu, und brachte mir auch kurz nachher, aber schon im Anfang des folgenden Jahres das Patent.

Ich unterhielt mich lange ohne Zeugen mit la Fin in dem Walde, dann unterhandelte ich mit Villeroy und Bellievre genau alle Punkte. Anklage und andere Schritte von der Art, welche einige Beweise gegen den Herzog von Beaufort, den Marschall von Biron und den Grafen von Auvergne enthielten. Es waren darin eine Menge Namen mit diesen verwebt; aber weil diese mit eben so wenigem Recht seyn konnte, als der Meinige hineingekommen war, den ich auch darum fand, so wurde ich mich hüten, und so ich edlern Gründen ihren eine Stelle in diesen Memoiren zu geben, welche bey mißtrauischen Gemüthern einen gegründeten Verdacht erregen könnte, als la Fins Anklagen. Wir kamen nach dieser Unterredung alle drey zum Könige zurück, und nachdem wir uns berathschlagt hatten, wurde der Entschluß gefaßt, von der Sache nichts laut werden zu lassen, damit Biron keinen Argwohn gegen die Mittel welche man anwenden wollte, ihn an den Hof zu locken und dann desto sicherer in Verhaft zu nehmen, schöpfen möchte; demungeachtet aber sollte der König sogleich die beschlossene Reise vornehmen. Wir werden bey dem folgenden Jahre den Erfolg dieser Maasregeln sehen.

Bey dem Gegenwärtigen sind noch einige Anmerkungen über verschiedene Vorfälle an den fremden Höfen nachzuholen. In England wurde der Ruhe durch eine Empörung, welche die Spanier in Irland erregten, gestört. Elisabeth lag Tausend, den spie-

pen

den Platz der Rebellen, belagern; ihr Anführer, der Graf von Tyrone, und Don Alonzo del Campo, der Befehlshaber der Spanier in Irland, eilten mit so viel Truppen, als sie hatten zusammen bringen können, zum Entsatz hinzu; aber sie wurden von Mountd Percy geschlagen, Alonzo wurde gefangen und Quinsal ergab sich.

Von der Flotte, welche der König von Spanien in diese Zeit ausrüstete, hat man sehr verschiedene Nachrichten gehabt, ehe etwas bestimmtes darüber sagen zu können; denn nachdem sie einige Zeit im Mittelländischen Meere umher geschweift hatte, wurde sie von einem Sturm ergriffen, und wußte nichts besseres zu thun, als sich in den Hafen von Barcellona zurückzuziehen. Sie war sehr beträchtlich, und der Prinz Doria führte den Oberbefehl; vielleicht ging ihre Absicht auf Portugall, wo der wahre oder falsche Don Sebastian noch immer einen großen Anhang hatte. 16). Seine Absicht, gewisse Geheimnisse, welche er entdeckte, und die nur der wahre König von Portugall konnte gewußt haben, gewisse natürliche Zeichen an seinem Leibe, die er sehen ließ, und noch einige andere Argumente von dieser Art zwischen ihm und Don Sebastian scheinen in der That für ihn zu sprechen; aber die Wahrheit zu gestehen, war auch keine dieser Anzeigen überzeugend. Der König von Spanien suchte diesen Punct, den verdrüßlichen Fürsten ins Grab aus dem Wege zu räumen, und Niemand hat die Wahrheit erfahren, als etwa eine kleine Anzahl Personen, deren Vortheil es war, sie nicht bekannt werden zu lassen.

Zu Regensburg wurde ein Reichstag gehalten, wo Hoyer ein vorgeschlagener Vergleich zwischen der katholischen und reformirten Religion sorgen sollte. Man bemühete sich damit vergebens, und der Reichstag

wurde gleich nach der ersten Frage über das Ansehen der heiligen Schrift, welche man abgehandelt hatte, abgebrochen. (27) Beyde Theile wurden so erbittert, daß es unmöglich war, sie wieder zusammen zu bringen. Die Römisch Katholischen behaupteten, das Ansehn der Bibel erhalte seine ganze Kraft blos von dem Urtheil der Kirche, um durch das Vorrecht der Unfehlbarkeit in diesem Punkte noch manche andere Rechte, welche sie dem Pabst so freygebig zugestehen, zu vermehren, und die Protestanten nannten dieses einen lächerlichen Satz.

Der Krieg, welcher in Siebenbürgen entstanden war, dauerte zum Nachtheil der gegen den Kaiser empörten Wojewoden Botzkay und Michael fort; sie wurden von Georg Basta geschlagen und Clausenburg erobert. Der Herzog von Mercoeur that sich an der Spitze der kaiserlichen Truppen gegen die Türken nicht weniger hervor. (28) Er eroberte die Vestung Weissenburg in Ungarn, welche für unüberwindlich gehalten wurde und schlug nachher die Türken zurück, welche es wieder belagerten. Der Erzherzog Ferdinand war nicht so glücklich; seine Unternehmung auf Canischa schlug fehl, aber die Maltheser eroberten und zerstörten die Stadt Patzana in Morea.

Constantinopel und selbst das Innere des Palastes des Großherrn wurden durch die Unzufriedenheit der Janitscharen, welche in Mahomets des dritten Regierung sehen von seinen Lieblingen im Serail entfernen, und ihm selbst mit der Absetzung drohten, erschüttert. In der That war aber auch der Sultan ein des Thrones unwürdiger, feiger, grausamer, geiziger, verrätherischer und in Schwelgerey versunkener Fürst.

Anmerkungen
zu den
Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully.
Neuntes Buch.

1.

Wilhelm von Hautemer, Graf von Grancey und Herr von Fervaques, nachher Marſchall von Frankreich. Seine Gemahlin war Andrea von Allemagne, eine Wittwe Guido's Grafen von Laval. Ihr Sohn erſter Ehe hieß Guido XX, Graf von Laval, Montfort ꝛc; er blieb einige Zeit nachher in Ungarn. Mit ihm endigte ſich dieſer Zweig des Hauſes Laval, oder vielmehr Montfort, der nur noch durch die weibliche Linie beſtand. Denn dieſer Guido war eigentlich aus dem Hauſe Coligny.

2.

„Er war von dieſem Schlage wie betäubt, dennoch ſah „er auf Gott, wie er im Unglück mehr zu thun pflegt als „im Glück, und ſagte laut: dieſer Schlag kommt vom Him„mel. — — Nachher beſann er ſich ein wenig, dann rief „er: ich habe genug den König von Frankreich gemacht, es „iſt Zeit den König von Navarra zu ſpielen. Dann wen„dete er ſich gegen die Marquiſin, welche in Thränen war. „Meine Liebe, ſagte er, wir müſſen unſere Waffen able„gen und zu Pferde ſitzen, um einen andern Krieg zu füh„ren.“ Journal de l'Etoile.

3.

Den 11. März deß Hennart Trille von Portocarero, der Urheber dieſer Unternehmung, etwa 30 Spanier ſich als Bauern und Bleichmann verkleiden, welche Lebensmittel zu Markte führten. Sie machten Verwirrung in dem einen Stadtthore, indem ein Karren umwarf, der

Stadt voll Mäse geladen hatte, wovon einer aufzieng, und Lichtstinken dadurch die Wache. Während dieser Zeit kamen die Spanischen Truppen, welche hinter Hecken versteckt waren, heran, machten die Wache nieder und bemächtigten sich der Stadt. Man sehe diese einzelnen Umstände in den Geschichtschreibern, unter dem Jahr 1597. Bernard Zeillo verlohr das Leben, indem er diese Stadt muthig gegen Heinrich IV vertheidigte. Er hatte gesagt, die drey größten Feldherren, welche er kannte, wären, Heinrich zur Führung eines großen Heers, der Herzog von Mayenne zu einer Belagerung, und der Marschall von Biron zu einer Schlacht. Matthieu t. 2. l. 2. pag. 231.

4.

Bey den Finanzämtern waren immer zwey Personen angestellt. Der erste hieß l'Ancien; der zweyte, welcher erst nachher hinzugesetzt worden war, l'Alternatif; man nannte auch diesen dritten Triennal, weil er immer das dritte Jahr im Dienst war, und mit den beyden andern wechselte.

5.

Kaspar Schomberg, Graf von Nantreil. Er starb zwey Jahre nachher. Man wird weiter unten sehen, daß er bey dem Edict von Nantes gebraucht ward. Er leistete dem Staat noch verschiedene andere Dienste. Herr von Thou legt seinem Charakter und seiner Geschicklichkeit im Kriege und in den Geschäften großes Lob bey. l. 122.

6.

Isabella Baba von la Beaudaisiere, ihr Mann war Franz von Escoubleau, Marquis von Sourdis. Ihre älteste Schwester Franzoise war die Gemahlin Antons von Estrées und die Mutter der schönen Gabrielle; Die jüngste heirathete Claudius von Beauvilliers, Grafen von Saint Aignan. Diese ganze Familie ist in den Geschichten des Grafen Alexanders und andern satyrischen Schriften ihrer Zeit sehr verschrieen. Alle Töchter aus dieser Familie, bis auf die Großmutter dieser drey Schwestern, Maria Caudin, waren sehr schön. Der X fand bey seiner Zusammenkunft mit Franz I zu Bologna so viel Geschmack an dieser Maria Caudin, daß er sie mit einem Diamant beschenkte, welcher in der Familie immer nur der Diamant Caudin hieß. Man sehe dieses und mehrere sonderbare Anecdoten von dieser

r Familie der Amelot de la Houſſaye, Art. Babou de Bourdaiſiere.

7.

Aubigné erzählt, daß man damals ſagte, Heinrich IV tte Paris mit der Amiens genommen, um den Ueberfluß, r in dem Lager herrſchte, anzudeuten. Er ließ aber auch e Geliebte nach Perquigny kommen, womit der Mar- eſ von Biron und die übrigen Generale ſehr unzufrie- maren.

8.

Dies iſt der Geſchichtſchreiber Theodor Agrippa d'Au gné. Seine Geburt, ſeine Dienſte und ſein Verdienſt- rben ihm großes Anſehen bey der Parthey der Calviniſten. ierung 1620 nach Genf, wo er 1231 in einem Alter von Jahren ſtarb. Er hinterließ einen Sohn, Conſtantius Aubigné, deſſen Tochter die Frau von Maintenon (Fran- ſa d'Aubigné) war. — Aldias von Chaumont, Herr Bezieux, ein Bruder Johanns von Chaumont, Mar- s von Guitry; ſeine Nachkommen leben noch.

9.

Es iſt gewiß, daß die Calviniſten das Edict von Nan- , welches ſie in dem folgenden Jahre erhielten, der Be- rung von Amiens und der Bewegungen die ſie machten, Vortheil daraus zu ziehen, größtentheils ſchuldig ſind. Herzog von Bouillon leugnet es nicht; man ſehe die ſunde, die er zu ſeiner Rechtfertigung anführt, bey Mar- er, l. c. — Der beſte von allen iſt die Verſicherung Herzogs und Du Pleſſis-Mornay's, daß, welches auch den Verſammlungen von Saumur, Loudun, und Cha- x, die ſchnell hinter einander mit großer Hitze beyden, der Hand der Reformirten gewiſen zu ſeyn ſcheine, auch weder ſie noch die andern Häupter jemals die Ab- gehabt hätten, darauf anzutragen, daß man die Maſ- ereyen, ſondern nur, daß man freundſchaftlich billige ugungen zu erlangen ſuchen ſollte. Um den Herzog von llen völlig zu rechtfertigen, müßte man ihm ferner vorwerfen können, daß er ſich weigerte, den König Amiens zu begleiten; und daß bey der, gleich nach dem ß von Amiens von Mornay nach Chatellerault ver- te Verſammlung, mit ſolcher Heftigkeit zu Werke ge-

gangen

gangen wäre, daß der König die Herren von Schomberg, de Thou, Vic, Coligny und Montglat dahin ſchicken mußte, um Bedingungen anzubieten, die genug beweiſen, daß er ſie fürchtete. Man ſ. Memoires du Duc de Bouillon; ſeine Geſchichte von Marſolier; Geſchichte des Edicts von Nantes; la vie de Duplessis-Mornay; Procès-verbal des assemblées de Vendome et de Chatelleraut; vor allen andern aber d'Aubigné t. 3. l. 4. cap. 11.

10.

Franz von Epinai von Saint Luc. Man nannte ihn nur den tapfern Saint-Luc. S. Brantome, vie des hommes illuſtres, art: Saint-Luc. t. 1.

11.

Franz von la Grange, Herr von Montigny. — Carl von l'Aubepine, Marquis von Chateau-Neuf. Er wurde Siegelbewahrer 1630, und legte dieſe Stelle nieder 1633.

12.

Anton d'Eſtrées. Brantome preiſet ſeine Fähigkeiten zu dieſer Stelle, die er unter ſeinem tapfern Vater erlangt hätte, und nennt es blos Wiedereinſetzung in ſeine Rechte, daß er dieſen Poſten jetzt bekam, den er gleich nach ſeines Vaters Tode hätte erhalten ſollen. Vies des hommes illuſtres, t. 1. p. 227. art. Mr. d' Eſtrées.

13.

Salomon von Bethune, Baron von Rosny, der dritte von den vier Brüdern. Er war nur erſt 3½ Jahr alt.

14.

Perefixe erzählt dieſe Begebenheit ganz anders. „Der Erzherzog, ſagt er, erſchien den 15ten September um 2 Uhr Nachmittags ganz unerwartet bey dem Quartier von Longpré. Es hieng nur von ihm ab, 3000 Mann in die Stadt zu werfen, ſo groß war der Schrecken im Lager. Heinrich zweifelte, daß er heute würde glücklich ſeyn. — Großer Gott! rief er mit lauter Stimme, indem er ſich auf den Sattelknopf lehnte, den Hut in der Hand hielt, und die Augen zum Himmel aufſchlug: wenn du mich heute ſtrafen willſt, wie ich's durch meine Sünden verdient habe; ſo biete ich meinen Kopf deiner Gerechtigkeit dar. Verſchone

des

des Schuldigen nicht, aber erbarme dich dieſes armen Königreichs, und ſtrafe nicht die Heerde um des Hirten willen! — — Da er am Ende ſah, daß ſich Niemand zeigte, ſo zog er ſich zurück, ſchlecht zufrieden mit der Höflichkeit der Spanier wie er ſich ausdrückte, die keinen Schritt hatten thun wollen, um ihn zu empfangen, und mit einer ſchlechten Art, die Ehre, die er ihnen erzeigte, aufgenommen hätten.“ Peref. Th. 2. Faſt alle Geſchichtſchreiber geſtehen, daß die Spanier ſich eine der ſchönſten Gelegenheiten den König zu ſchlagen, die ſie jemals gehabt hatten, entgehen ließen. Er ſelbſt erzählte nachher, verſchiedne von den vornehmſten Offizieren ſeiner Armee hätten ihm damals geſagt, ſie gäben alles verlohren. Matthieu t. 2. l. 2. pag. 237.

15.

Der König ſagte von dem Kardinal Erzbiſchoff, er wäre heran gekommen, wie ein Feldherr, und zurück gekehrt wie ein Pfaffe. — Selbſt Weiber fochten bey dieſer Gelegenheit, als Männer gekleidet, in dem Franzöſiſchen Heere. Man kannte ihrer Viere, die ſich ſo ſehr auszeichneten, daß ſie mit eigner Hand Gefangne machten, eine beſonders, welche man le Capitaine Gaſton nannte. S. über die einzelnen Umſtände Vol. 8929 des Manuſcrits royaux, und Mem. de la Ligue t. 6.

16.

Man konnte nicht hundert Thaler ausgeben, ohne daß er wußte, ob ſie gut oder ſchlecht angewendet wären; ſagt Pereſixe.

17.

Man findet dieſe Briefe im Anfang des nouveau recueil de lettres de Henri le Grand. Die Urſchriften verſchiedner derſelben kann man noch jetzt in dem ſchönen Kabinet des Herzogs von Sulli ſehn. Maximilian von Bethune hat eigenhändige Erläuterungen darunter geſchrieben.

18.

Pasquier, der in ſeinen Briefen die Verwüſtungen beſchreibt, welche die Bürgerkriege in Frankreich angerichtet hatten, verſichert unter andern, die Heerſtraßen wären ſo mit Unkraut und Dornen verwachſen geweſen, daß man kaum

kaum die Spuren derſelben hätte entdecken können. Epiſt. 75. ad Camerar.

19.

Als man auf dem Rathhauſe ihn über die Unternehmung gegen Amiens bekomplimentirte, ſagte er, indem er auf Biron zeigte: „Meine Herren, dies iſt der Marſchall von Biron, den ich ſehr gern meinen Freunden und meinen Feinden darſtelle. Peref. 2 Th.

20.

Ein Freund des Herzogs von Mercoeur fragte ihn eines Tages, ob er ſich denn zum Herzog von Bretagne zu machen dächte? „Ich weiß nicht, antwortete dieſer, ob es „ein Traum iſt, aber er dauert nun ſchon über zehn Jahre.“ Die Großmutter der Herzogin von Mercoeur war Charlotte, Erbin des Hauſes Penthievre geweſen, auf deſſen vermeinte Rechte auf das Herzogthum Bretagne wahrſcheinlich der Herzog von Mercoeur die ſeinigen gründete.

21.

Alexander von Medicis.

22.

Pater Bonaventura von Calatagirenne, General des Franziskaner Ordens.

23.

Marie von Luxemburg, die Gemahlin Philip Emanuels von Lothringen, Herzogs von Mercoeur. Ihr Vater war Sebaſtian von Luxemburg, Herzog von Penthievre und Vikomte von Martigues.

24.

Die Herzogin von Martigues. Marie von Beaucaire, eine Tochter Johanns, Herrn von Pequillon, Wittwe Sebaſtians von Luxemburg und Mutter der Herzogin von Mercoeur.

25.

Sie waren dem König zuvorgekommen, aber man hatte ſich geweigert ſie in die Stadt zu laſſen. Sie giengen ſo lange nach Pont de le, bis der König nach Angers gekommen war.

26.

26.

Franziska von Lothringen. „Das Verlöbniß wurde zu Angers mit derſelben Pracht gefeiert, als wäre er ein rechtmäßiger Prinz von Frankreich. Er war damals 4 und die Braut 6 Jahr' alt.“ Peref. 2. Theil.

27.

Alle Geſchichtſchreiber ſtimmen darin überein, daß Heinrich im Stande war, dem Herzog von Mercoeur für einen Ungehorſam zu ſtrafen. Er wollte nie erlauben, daß dieſer einen Abgeordneten nach Vervins ſchickte; und ſchwur, er würde lieber ewig den Krieg fortſetzen, als zugeben, daß einer von ſeinen Unterthanen ſo als ein fremder Fürſt mit ihm zu unterhandeln ſchiene.

28.

Blavet, heut zu Tage Port-Louis im Biſtum Vannes. — Douarnenez, ein Hafen und Rede im Biſtum Quimper.

29.

Johanne von Bethune, die Tochter Roberts VI, des Großvaters der Herzog von Sully, heirathete Johann von Nemburg.

30.

Man hält ihn für den Verfaſſer der Confeſſion de Sancy, der Begebenheiten des Barons von Fäneſte, und einer ſatyriſcher Schriften.

31.

„Es giebt drey Sachen, ſagte Heinrich IV. welche die Welt nicht glauben will, und doch ſind ſie wahr und ſehr erwieſen: daß die Königin von England als Jungfrau ſterben, daß der Erzherzog ein großer Feldherr, und daß der König von Frankreich ein recht guter Katholik iſt.“ Journal de l'Etoile. p. 233.

32.

Es war nicht der Secretair Villeroi, welcher Wilhelm hieß, ſondern ſein Sohn Robert. De Thou, l. 130. Mem. Chronologie ſeptennaire, annal 1598. über Heinrichs Verbindung mit den Geſandten.

33.

33.

Das Edict von Nantes wurde den 13ten April unterzeichnet. De Thou ſagt, daß die Beſtätigung bis nach der Abreiſe des Legaten, den man nicht mißvergnügt machen wollte, verſchoben wurde. Was es vortheilhafteres für die Calviniſten enthielt, als die Edicte, die ihnen ſchon vorher waren eingeräumt worden, beſtand darin, daß man ſie zu richterlichen und Finanzbedienungen zuließ. Alles übrige iſt weſentlich in nichts von dem Pacificationsedict von 1577 verſchieden. Bayle ſchreibt dem reformirten Prediger Chemier die Ehre zu, das Edict von Nantes aufgeſetzt zu haben. — Man ſ. Matthieu t. 2. l. 2. und andere Geſchichtſchreiber. — Es waren auch einige geheime Artikel darinn, wovon der nachtheiligſte für die Calviniſten der iſt, wodurch ihnen die Ausübung ihrer Religion in verſchiedenen Städten und Diſtricten, als in Rheims, Soiſſons, Dijon, Sens verboten wird, weil Heinrich durch beſondere Verträge mit den verſchiednen Häuptern der Ligue ſich dazu verbunden hatte.

34.

Le Grain führt eine Antwort des Königs an. Eines Tages, da die Proteſtanten ihn mit ihren Forderungen plagten, rief er: Wendet Euch an meine Schweſter. Euer Staat iſt auf die weibliche Linie vererbt. (Im Franzöſiſchen iſt der Spott treffender: Votre état eſt tombé en quenouille).

35.

Arabella Stuard; ihr Vater war Karl Graf von Lenox, ein Enkel der Königin Margarethe von Schottland, Heinrichs VIII älteſter Schweſter. Sie war Geſchwiſterkind mit Jacob VI, welcher 1603 zum Erben der Königin Elisabeth erklärt wurde; das Jahr nachher entſtand eine Verſchwörung um Arabellen auf den Thron zu ſetzen, ſie ſtarb als eine Gefangene im Tower zu London.

36.

Louiſe Margarethe von Lothringen, eine ſehr ſchöne Prinzeſſin. Zur Zeit der Belagerung von Paris wurde eine Heyrath zwiſchen ihr und Heinrich IV vorgeſchlagen, um beyde Parteien zu vereinigen. Die ſatiriſchen Schrift-

ten

ſen jener Zeit werfen ihr einen Liebeshandel mit dem Ober-ſtallmeiſter Herzog von Bellegarde vor. Was Heinrich hier von Liebesbriefen ſagt, iſt eine Anſpielung auf ein Lied, das man gegen ſie gemacht hatte. Man findet es in l'Etoile, ann. 1596. Man ſ. auch Galanteries des Rois de France a).

37.

In den économies royales, oder dem alten Werke des Herzogs von Sully, ſtehen hier eine Menge Citationen aus dem Alterthum, von Nebucadnezar bis auf Carl den Großen, welche man weggelaſſen hat.

38.

Bey dieſem innern Kampf war die Stimme der Vernunft und der Schicklichkeit wohl immer die ſtärkſte in Heinrichs Seele. Was auch Sully ſagen mag, ſo iſt man ſtets und mit vielem Grunde überzeugt geweſen, daß, wenn der Tod dem König nicht diejenige ihm ſo theure Geliebte entriſſen hätte, er ſie doch würde geheurathet, oder ſich gar nicht mit der vermählt haben. Er fragte auch darüber den Herzog von Sully noch andere um Rath. Im Vol. 9190 der Mſſ. de la Bibl. royale ſteht darüber folgende Anecdote: Heinrich IV hielt zu St. Germain en Laye (dies konnte höchſtens einige Monate nach ſeiner Rückkehr aus Bretagne ſeyn) ſeine drey Miniſter Roſny, Villeroy und Sillery zu ſich rufen, um über dieſen wichtigen Punkt ſich mit ihnen zu berathſchlagen. Der erſte (ganz gewiß Roſny) ſprach, wie er hier in den Memoiren thut. Der andere rieth im Gegentheil dem König, ſich nicht zu vermählen, und den Prinzen von Conde', den das Geburtsrecht zu ſeinem Erben machte, zu ſeinem Nachfolger zu ernennen. Der dritte aber, Sillery, welcher von allen der beſte Heimann war, beſtritt beyde Meinungen und ſagte, Heinrich könne nichts beſſeres thun, als daß er ſeine Geliebte heirathete, und den älteſten Sohn, den er von ihr hätte, legitimirte. — Der Erzähler dieſer Anecdote, der ſich als einen Mann gefunden, dem einer der drey Miniſter den ganzen Vorgang gleich nachher mittheilte, ſetzt hinzu: der König ſchien durch dieſe Reden ſehr beunruhigt. „Ich hatte mir, ſagte er nach einigen Minuten, viel von

a) Im Franzöſiſchen heißt es: qu'elle aime autant les poulets en paysans qu'en feuillet: ein unüberſetzliches Wortſpiel, weil poulets zugleich Liebesbriefchen bedeutet, worauf in dem Liede angeſpielt wird. (Der Ueberſ.)

von Eurer Tüchtigkeit und Treue bey dem Rath versprochen, den „ihr mir über meine Heirath geben sollter. Aber ich fürch„te, ihr habt, statt mich zu einem Entschluß zu bringen, viel„mehr meine Unentschlossenheit durch eure widersprechenden „Meinungen vermehrt, die ihr mir so starken Gründen un„terstützt, daß ich wahrhaftig nicht weiß, welche ich für die „beste halten soll. Ich muß mir ein wenig Zeit neh„men, darüber nachzudenken.“ — Mit den Worten stand er auf, und entließ die Minister.

39.

Sie hatte sich schon vor einigen Jahren nach Agen, und nachher nach Carlat begeben. Heinrich III, ihr Bruder, der ihr nicht besser begegnete als ihr Gemahl, ließ sie überall verfolgen, und endlich in [illegible] ließ Usson in Auvergne einsperren, wo sie nach dessen Tode freywillig blieb.

40.

Im alten Original steht Villeron, es ist aber kein Ort dieses Namens in Bretagne, und Heinrichs Weg gieng über Vitré.

41.

Der König war es eben so sehr. L'Etoile führt einige Antworten an, die Heinrich den langen plagenden Rednern gab. — Einer machte ihm mit lauter nichtigen Ehrentiteln Langeweile; er wiederholte immer die Worte: Allergrößter, Gütigster, sehr milder König ꝛc. — „und sehr müder“ unterbrach ihn Heinrich. — — Ein anderer fieng seine Rede an. Herr, Lacedämon, der König von Lacedämon — „Ventre „saint-gris! rief der König, ich habe wohl von diesem Ago„silaus gehört, aber er hatte gegessen, und ich bin noch „nüchtern.“ — — Schon zweymal hatte er noch einem andern Redner gesagt, er möchte es kurz machen, weil sich dieser aber nicht daran kehrte, ließ er ihn stehen und gieng fort, indem er ihm zurief: „so mögt ihr das Uebrige Mon„sieur Guillaumen sagen.“ Guillaume war sein Hofnarr.

42.

Er wurde den 21ten May 1598 im Namen des Königs unterzeichnet von „Meister Pomponne von Bellievre, Rit„ter, Herrn von Grignon und Rath des königlichen Staats„rathes; und von Meister Nikolaus Brulart, Ritter, Herrn „von Sillery, Rath des königlichen Staatsraths und Prä„sidenten des Parlements von Paris. Im Namen des Kar„dinals von Oesterreich, welcher Vollmacht von Spanien

„hatte

„hatte, von Meſſire Johann Riegardek, Ritter, Haupt „und Presidenten des Königlichen geheimen und Staats„raths; von Meſſire Johann Baptiſta von Taxis, Rit„ter, ꝛc. und von Meſſire Ludwig Berreiken, Ritter ꝛc.“ Man ſehe Mem. et négociations de la paix traitée à Vervins. t. 2.

43.

Von Seiten des Herzogs von Savoyen war Meſſire Kaſpar von Genevre, Marquis von Lullin, Staatsrath ꝛc. zugegen. Hinter dem Artikel 24 heißt es: „Die übrigen „Zwiſtigkeiten, welche zwiſchen dem allerchriſtlichſten König „und dem genannten Herrn Herzog obwalten, ſollen dem „Urtheil Unſers heiligen Vaters Clemens VIII anheim geſtellt, „und von Seiner Heiligkeit binnen einem Jahre entſchieden „und gehoben werden — — und bleiben bis dahin die Sa„chen in dem Zuſtande, wo ſie jetzt ſind ꝛc.“

44.

Es fanden ſich dabey dieſelben Schwierigkeiten über das Weſentliche, und dieſelben Hinderniſſe wegen der Formalitäten, die bey Unterhandlungen dieſer Art gewöhnlich entſtehen. Man ſ. darüber Lettres de Mrs de Bellievre et de Sillery und Relation en forme de journal de tout ce qui ſe paſſa entre les Plenipotentiaires depuis l'ouverture de cette negociation, jusqu'à la conclusion de la paix. Dieſe beyden Miniſter ſind überall wegen ihres klugen und ſtandhaften Betragens gelobt worden. Sie zeigen in ihren Briefen, beſonders in denen vom 4ten März und 7ten April die Gründe an, welche ſie bewogen, mit den Abgeordneten des Herzogs von Savoyen auf die Art abzuſchließen, über welche ſich Sully beſchwert. Sie thaten es bloß auf einen beſondern Befehl des Königs in einem Briefe vom 9ten April.

45.

Karl von Croy, Herzog von Aſchot und Prinz von Chimay. — Dem Franzeſco von Mendoza und Cardinal-Admiral von Arragonien. — Heinrich IV beſchwur den Frieden am Sonntage den 21. Junius, wobey der Kardinal von Florenz, als Legat, ein feyerliches Amt hielt. Man ſ. Relation etc. t. 2. p. 266. — Mſſ. de la Bibl. du Roi vol. 9361. — Mem. de la Ligue t. 6. Mem. de Nevers t. 2. Matth. t. 2. Cayet und andere.

46.

In der Acte über den Eid, den der Herzog von Savoyen den 2ten August ableate, führt Vetheen den Titel: Erlauchter Herr, Wilhelm von Gudaigne, Herr von Vethe[illegible], Ritter der Orden des erhabensten und vortrefflichsten Fürsten, Heinrichs IV, allerchristlichsten Königs von Frankreich; Staatsrath, Kapitain einer Compagnie d'ordonnances, königlicher Vermeier in der Statthalterschaft Lyonnois, Forez und Beaujolois, bevollmächtigter und abgeordneter Botschafter ꝛc. Mem. et negociations etc. t. 2. p. 365.

47.

Die Briefe, welche er während der ganzen Dauer dieser Unterhandlung an seine beyden Minister nach Verwns schrieb, beweisen es. Sie stehen in den Mem. et negoc. etc. l. c. Er sagt: „mit einem Federzuge habe „er jetzt größere Thaten gethan, als er während eines lan„gen Krieges mit den besten Schwerdtern seines Königreichs „nicht habe zu Stande bringen können.“ — Man sagte von diesem Frieden, die Spanier hätten mit den Waffen, und die Franzosen durch die Unterhandlung gesiegt.

Anmerkungen zu dem Zehnten Buche.

1.

Diese Frage scheint jetzt durch das einmüthige Zeugniß aller Schriftsteller entschieden zu seyn, welche darinn übereinstimmen, daß der König Dom Sebastian in der Schlacht gegen die Mauren, bey Alcazar, 1578, blieb; und daß folglich der vergebliche Dom Sebastian ein Betrüger war, den Spaniens Feinde unterstützten. Man s. De Thou, l. 65. etc. Katharine mußte gegründete Ansprüche auf die Krone von Portugall haben. Sie sagte, sie stamme von Robert ab, dem Sohn Alphons III von seiner ersten Gemahlin Mahaud, welche 1262 gestorben sey. Der Beweis mochte wohl nicht leicht zu führen seyn, auch scheint es, daß sie sich keine große Mühe gab, ihre Forderungen geltend zu machen.

2.

2.

Claudius von la Tremouille, Herzog von Thouars. Er ſtarb 1606.

3.

Dieſe Zuſammenkunft, zu welcher auch die Staaten der vereinigten Niederlande zugelaſſen wurden, wurde erſt in den Monaten May und Junius 1599 gehalten.

4.

Franz von Escoubleau, Kardinal von Sourdis, und Erzbiſchof von Bordeaux. Er ſtarb 1628.

5.

Heinrich von Luxemburg, Herzog von Piney; der letzte von dieſem Zweige des Hauſes Luxemburg.

6.

Man nannte ihn den Ritter von Vendôme. Seine Pathen waren die Prinzeſſin Katharine des Königs Schweſter, und der Graf von Soiſſons. Er ſtarb 1629 als Groß-Prior von Frankreich.

7.

Indem Heinrich mit der Herzogin von Beaufort und Verneuil über einige ſatyriſche Verſe lachte, bekam er auf einmal einen heftigen Durchfall und war ſieben Stunden in groſſer Gefahr; er wollte immer trinken und konnte doch das Glas nicht halten. Matth. t. 2. l. 2. p. 377.

8.

Während dieſer Krankheit bekam er ein Gewächs, welches der Herzogin von Beaufort einen Vorwand gab, ihm durch ſeinen ersten Leibarzt la Riviere, den ſie gewonnen hatte, zu verſichern geben zu laſſen, er würde wohl ſchwerlich noch Kinder zeugen können. Amelot de la Houſſaye n. 1. bey dem 241ſten Brief des Kardinals d' Oſſat.

9.

Perefixe ſagt von dem Herrn von Roſny: „Vorzüglich war ſein Genie zur Behandlung der Finanzen gemacht, und er hatte alle dazu nöthige Eigenſchaften. Er liebte die Ordnung, war pünktlich, ein guter Wirth, hielt Wort, war weder zur Verſchwendung, noch zur Pracht, noch zu thörichten Ausgaben an Gebäuden, zu Spiel oder in irgend einer Sache geneigt, die ſich für einen Mann, der in dieſer Laufbahn arbeitet, nicht ſchicken. Außerdem war er wachſam, arbeitſam, ſchnell in der Ausführung, und widmete faſt ſeine ganze Zeit den Geſchäften und nur wenig dem Vergnü-

gen. Er hatte die Gabe, die Sachen bis auf den Grund zu durchdringen, und ſich aus den Verwicklungen und Hinderniſſen herauszufinden, worunter die Finanzbeamten, wenn ſie nicht redlich ſind, ihre Unterſchleife zu verbergen ſuchen.“ Peref. p. 3. — Matthieu giebt ihm eben ſo großes Lob. t. 2. l. 2. p. 278.

„Der König, ſagt le Grain (l. 7) gab ihm die Stelle eines General-Aufſehers über die Finanzen mit einer ſo großen Gewalt, als noch nie einer bey dieſer Würde gehabt hatte. Man muß geſtehen, daß dazu ein Mann gehörte, der die Augen verbunden hatte, und nichts ſahe, als den Vortheil des Königs, das heißt des öffentlichen Schatzes, der nothwendig wieder in Aufnahme gebracht werden mußte.“

D'Aubigné, t. 3. l. 3. cap. 3. ſagt bey dieſer Gelegenheit: „Er gab die Finanzen in die Hände des Marquis von Rosny, der nachher Herzog von Sully wurde, weil er in ihm einen das Allgemeine umfaſſenden und arbeitſamen Geiſt fand, und eine natürliche Strenge, welche die Gunſt aller andern verachtete und den Haß der abſchlagenden Antworten trug.“

Im 3ten Theil der Mem. d'etat de Villeroi heißt es: „dieſes ganz andere Anſehen, das der Herr von Sully Frankreich gegeben hat, welches durch ſeine Wirthſchaft und ſeine Klugheit reich geworden iſt, zeigt genug, wie fähig er zu ſeinem Amte war. Die Einwürfe, die er dem Willen des Königs machte, und ſeine Widerſetzung gegen alle Grille, ſind Beweiſe ſeiner Tugend, ſeiner Klugheit und ſeines Muths. Seine Neider ſelbſt ſagen, daß er allein dem Staat mehr nutzt, und die Angelegenheiten deſſelben beſſer beſorgt als die andern alle zuſammen.“

Alle dieſe Zeugniſſe beweiſen, daß Sully den Namen eines arbeitſamen, fähigen, rechtſchaffenen und beſonders unerſchütterlichen Miniſters verdient. Die einzigen Fehler die man ihm vorwirft, Stolz, Härte und Eitelkeit ſind Folgen der letzten jener Eigenſchaften, die er vielleicht etwas zu weit trieb.

10.

So wie manche andere Stellen in Sullys Memoiren, ſo auch ſicherlich viele in dem Teſtament politique du Cardinal de Richelieu benutzt worden.

11.

11.

Dieſen Titel gebrauchte man damals anſtatt des Titels: Staatsſekretair. Diejenigen, welche damals Staatsſekretaire hieſen, waren eigentlich nur Finanzſekretaire oder erſte Commis des Königs. Obgleich keiner von den drey Miniſtern den Titel: Premier-Miniſter führte, ſo war doch die Theilung der Geſchäfte zwiſchen ihnen ſo ungleich, und der König gab dem Herrn von Rosny einen ſo groſſen Antheil und ſo große Gewalt in den Fächern der beyden andern, daß man wohl behaupten kann, ihm fehlte nichts, als der Titel eines Premier-Miniſters. Dieſer war damals auch noch nicht Mode. Weder du Prat unter Franz dem erſten, noch Montmorency unter Heinrich dem zweyten hatten ihn geführt. — Villeroi, und unter ihm Jeannin hatten die auswärtigen Angelegenheiten, und Sillery mit Bellievre, der nachher Kanzler wurde, die innern Geſchäfte des Königreichs.

12.

Grund-Vogt.

13.

Der Streit, von dem hier die Rede iſt, fiel den 26. October 1598 bey dem Kanzler vor, wo die Rathsverſammlung gehalten wurde. „Der Herzog von Epernon ſagte zu dem Herrn von Rosny, er hätte nicht nöthig zu ihm zu kommen, und legte ein groſſes Gewicht auf ſeinen Titel. Rosny antwortete in demſelben Ton, er wäre aus einem der älteſten Häuſer in Frankreich. Sie werden mir doch einräumen, rief der Herzog, daß einiger Unterſchied zwiſchen mir und Ihnen iſt. Zugleich erhob er den Kriegsſtand über alle andere, und bediente ſich dabey oft des Wortes: der Degen. Dieſes faßte der Herr von Rosny auf, und verſicherte ihn, er wüßte den ſeinigen auch zu führen. — Ich verlange darüber mit Ihnen nicht zu rechten, antwortete Epernon."

Der Kanzler beſänftigte ſie endlich, und ſie kamen nun zu friedlichern Erklärungen. „Sie haben mit mir in einem „Ton geſprochen, ſagte Rosny, als ob ich ein geringer Hofbedienter wäre." — „Nein, verſetzte der Herzog, „Sie werden nicht finden, daß ich Ihnen Grobheiten oder „Schimpfworte geſagt habe." — „Ich bin auch nicht der „Mann, dem man Grobheiten und Schimpfworte ſagt, und

„terbrach ihn jener, ich würde ſie von Niemand leiden.“ — „Ich ſage das nicht. — erwiederte der Herzog. — „Ach, „das freut mich ſehr“ fiel Rosny ein, indem er ſich ſtellte, als ob er die letzten Worte des Herzogs für eine Entſchuldigung nähme, „das freut mich, daß Sie mich nicht haben „beleidigen wollen.“ — „Ich beleidige Niemanden, rief „Epernon voll Zorn, und wenn es ja geſchähe, ſo weiß ich „die zu befriedigen, die meines Gleichen ſind, und den an„dern gebe ich Genugthuung nach Maasgabe ihres Stan„des.“ Auf dieſe letzten Worte, welche ſehr beleidigend ſind, griffen beyde zu den Degen; der Kanzler und die übrigen Räthe unterbrachen ſie verſchiedene Male, und brachten ſie endlich auseinander.

Dieſe Erzählung iſt aus dem Vol. 8055 der Manuſcripte der königl. Bibl. gezogen, welche bey dieſer Gelegenheit auf der Seite des Herzogs von Epernon zu ſeyn ſcheinen. Le Grain (l. 7.) und andre Schriftſteller erzählen die ganze Sache mehr zu Rosny's Vortheil.

14.

Ange Capel, Herr Du Luat. Im 8778. Bande der Mſſ. der königl. Bibliothek iſt von einem Buch die Rede, worin Du-Luat den Finanzräthen verſchiedne Erinnerungen giebt. Wahrſcheinlich iſt es daſſelbe, wovon Sully hier ſpricht. — In den Anmerkungen zu dem 9ten Capitel der Geſtändniſſe Sancy's wird Du Luat als ein munterer und angenehmer Schmeichler vorgeſtellt, der ſeinen Herrn, den Herzog von Sully, durch einen Stammbaum, wenn er ihn von dem Hauſe Courtenay abſtammen ließ, gleichſam bezaubert hatte. Journal de Henri III, imprimé en 1720. t. 2. p. 477.

15.

Peresixe (part. 3me) erzählt, daß dieſes Geſpenſt mit hoher gräflicher Stimme rief: m'attendez-vous, oder m'entendez-vous, oder auch amendez-vous. Er ſchreibt dieſe Geſichter dem Spiel der Hexenmeiſter oder böſen Geiſter zu. — Auch im Journal de Henri IV. und in der Chronologie ſeptenaire (année 1599) kömmt das Geſpenſt vor. Der König und die Hofleute, heißt es, hatten darüber gelacht, als über eine Fabel, aber eines Tages ſahen ſie es deutlich durch das Gebüſch unter der Geſtalt eines langen ſchwarzen Mannes, der ihnen ſolche Furcht einjagte, daß

daß es nur darauf ankam, wer am beſten laufen könnte. — Matthieu (t. 2. p. 268.) verſichert, daß der Herzog von Sully eines Tages zu Fontainebleau dieſes Lärmen hörte, und hinunter gieng, weil er glaubte, es ſey das Gefolge des Königs, der von der Jagd zurück käme. — Bongarſius (epiſt. 184. ad Camerar.) ſagt ganz ernſthaft, es ſey ein Jäger geweſen, welcher zu Franz I Zeiten in dieſem Walde getödtet worden wäre.

Ueber den großen Fiſch leſe man Chronol. ſeptenaire p. 17. und über die Waſſerfluth zu Rom die Briefe des Kardinals von Oſſat nach.

16.

Er ſtarb Sonntags den 13ten September an einer ſehr ſchmerzhaften Krankheit.

17.

Was auch der Herr von Sully hier ſagen mag, ſo iſt doch das Stück in den alten Memoiren, welches den Titel: Teſtament des Königs von Spanien, führt, weder das wahre Teſtament dieſes Fürſten, noch auch ein getreuer Auszug daraus. Man ſieht dieſes, wenn man es mit dem umſtändlichen Auszug bey De Thou (l. 120.) vergleicht. Es könnte aber doch ſeyn, daß die andere Schrift, welche er: Inſtruction du Roi d'Eſpagne à ſon fils nennt, wirklich ächt wäre. Sie hat mit dem wahren Teſtament Philips II weiter nichts gemein, als daß ſie ſichtlich in demſelben Geiſt und nach eben den Grundſätzen abgefaßt, und auch ohne die Vorſichtigkeit geſchrieben iſt, womit man Werke behandelt, die zur öffentlichen Bekanntmachung beſtimmt ſind. — In einem verſchiedenen Styl und einer andern Ordnung als in dieſen Memoiren findet man ſie in der Chronologie ſeptenaire in Anſehung des Inhalts aber ſtimmen beyde überein.

18.

De Thou findet in dem Teſtament Philips II nichts, das, ſo wohl in Anſehung der Weisheit der Verordnungen als der Würde des Ausdrucks, mit dem Teſtament Karls V verglichen werden könnte.

19.

Antonio Perez war erſter Miniſter Philips II geweſen. Er fiel in Ungnade und entfloh nach Paris, wo er 1611 ſtarb.

20.

„Er ließ ſich ſeinen Sarg, der von Kupfer war, in „das Zimmer bringen, und einen Todtenkopf und eine goldne „Krone darneben auf einen Tiſch ſetzen.“ Chronologie ſeptenaire, année 1598. Man leſe darin ſein öffentliches und ſein Privatleben und ſeine Krankheits-Geſchichte nach.

21.

Margarethe von Oeſtreich, eine Tochter Carls, Herzogs von Steiermark, Kärnthen und Krain, und Schweſter Kaiſer Ferdinands II.

22.

Ueber dieſe Heirathen ſo wohl, als über die Unterrichtungen im Kriege ſehe man die Chronologie ſeptenaire, ann. 1598. und 1599; und Matth. p. 298. etc.

23.

Ein Sohn Ferdinands von Tirol, des zweiten Sohnes Kaiſer Ferdinands I.

24.

Heinrich, Herzog von Bar, und nach dem Tode ſeines Vaters, Carls II, auch von Lothringen. Der König gab ſeiner Schweſter 300,000 Gold Thaler zur Ausſteuer. Matth. p. 278.

25.

Die Chron. ſept. ann. 1599, verſichert im Gegentheil, daß ſie große Zufriedenheit über dieſe Heirath bezeigte, und, da ſie ſehr gut lateiniſch ſprach, immer die Worte im Munde führte: Gratia ſupervenit quae non ſperabitur hora.

26.

Der Kardinal von Oſſat ſpricht in ſeinen Briefen nicht eher von ſeiner Unterhandlung wegen dieſer Dispenſation, als bis er, nach der Ankunft des Herzogs von Bar zu Rom (1600), der ſelber darum anhalten ſollte, auf Befehl des Königs auch ſeine Bemühungen in dieſer Sache wieder anfieng. Nur im Vorbeygehn berühret er die Gründe, aus welchen der Pabſt ſeine Einwilligung verweigerte. „Seine Heiligkeit, ſagt er,“ hatte ſchon zu Ferrara dem Herzog von „Luxemburg und mir, als wir ihn um die Dispenſation bat-

„ten,

„ſen, zur Antwort gegeben, er könne ſie nicht ertheilen, „weil die Eine Partey ſie nicht von ihm verlangte, ja ſo„gar nicht anerkennen wollte, daß er das Haupt der katho„liſchen und apoſtoliſchen Kirche ſey, und Macht habe, zu „binden und zu löſen; auch es nicht für unerlaubt hielte uns „ter Geſchwiſterkindern eine Heirath zu ſchließen. Dieſe „Gründe, ſagt er hinzu, dauren bey dem Pabſt noch immer „fort. ꝛc.“ — Er unterſtützt ſie bey jeder Gelegenheit ſo eifrig mit theologiſchen Gründen, daß man wohl ſieht, daß ein Mann, der ſo feſt überzeugt war, der Pabſt könne nicht einwilligen, auch nicht ſehr in ihm gedrungen ſeyn wird. Im Gegentheil ſcheint es, daß er ſich alle Mühe gab, es dahin zu bringen, daß der Franzöſiſche und der Lothringiſche Hof in die Nothwendigkeit verſetzt wurden, die Prinzeſſin durch alle unerlaubte Mittel zur Religionsveränderung zu bewegen. — Er wurde aber gezwungen, in dieſer Sache gewiſſermaßen gegen ſein eignes Gefühl dem König zu dienen; weil er doch am Ende, freilich zwar ſehr ſpät, dieſe Diſpenſation erhielt. — Ueberhaupt laſſen ſich aus ſeinen Briefen ungefehr, ſeine Grundſätze darthun: Er liebte die Perſon des Königs; er glaubte, die gute Politik ſey von den Vortheilen der Religion unzertrennlich: und er war überzeugt, daß die Vortheile derſelben nie beſſer aufgehoben ſeyn könnten, als in den Händen des Pabſtes, der Jeſuiten und aller derer, welche ſie zur Zeit der Ligue beſchützt hatten. Er liebte weder die Spanier noch das Haus Oeſtreich oder den Herzog von Savoyen; aber er hatte einen tödtlichen Haß gegen die Calviniſten. Wegen der Diſpenſation ſehe man in ſeinen Briefen p. 480. ꝛc. 492. 519. 559. 615. bis 769 ꝛc.

27.

Perefixe erzählt, daß der König da er ſeine Schweſter durchaus nicht zur Religionsveränderung hatte bewegen können, ob er gleich ſie gar durch Drohungen ſie dahin zu bringen ſuchte, zu dem Herzog von Bar ſagte: „Mein Bruder, „ſieht ſehn Sie zu, ob Sie ſie zahm machen können.“

28.

Karl, der natürliche Sohn Antons von Navarra und der Mademoiſelle de la Beraudiere de la Gueche, ſonſt auch de Rover genannt, welche Kammerfräulein bey der Königin Mutter war.

29.

Roquelaure's Ausdrücke sind hier noch sehr gemildert. Im Original nennt er den Erzbischof einen Esel, und erinnert ihn nicht sehr anständig an ihre Schwelgereien.

30.

„Eines Sonntags," sagt die Chronologie septenaire, „holte der König ganz früh Morgens die Prinzessin seine „Schwester und führte sie in sein Kabinet, wo der Brämigam schon wartete. Er befahl darauf dem Erzbischof von Reims, die Trauung vorzunehmen. — — „Dieser weigerte sich anfangs, und wandte vor, man müsse „sie doch die gewöhnlichen Feierlichkeiten beobachten. Aber „der König antwortete sehr gelehrt: seine Gegenwart gäbe „der Handlung die ernste Feierlichkeit, und sein Kabinet „wäre ein geheiligter Ort." —

31.

„Der Marschall von Bouillon hatte dieses mit Einigen „Katholiken abgeredet, die vielleicht die dahinter verborgene „Gefahr nicht abnehmen. Aber der Sieur Berthier (Provinzialvorsteher der Geistlichkeit und Bischof von Rieux) bestritt diesen Artikel in Gegenwart des Königs so lebhaft gegen den Herrn Marschall, daß, nachdem seine Gründe gehört, und die Wichtigkeit der Sache erwogen war, — — „Seine Majestät den Artikel auszustreichen ließ." — — Chronol. septen. ann. 1599. p. 66. — Matthieu stimmt mit dieser Erzählung überein, t. 2. l. 2. p. 280 ꝛc. — Dieser bestrittene Artikel des Edikts von Nantes ist wahrscheinlich der 27te, welcher nachher den Protestanten eben so nachtheilig wurde, als er anfangs vortheilhaft für sie war. Es werden ihnen darin alle Unterhandlungen, Verständnisse, Versammlungen, Berathschlagungen, Bündnisse, in und außer dem Lande, gemeinschaftlicher Geldbeytrag u. s. w. ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs untersagt.

32.

Man sehe die schon mehrmals angeführte Geschichte des Herzogs von Bouillon, l. 5.

33.

Das Edict von Nantes wurde endlich, nach vielen Schwierigkeiten von Seiten der Geistlichkeit, der Univer-

tät und des Parlaments, am 25ten Februar dieſes Jahrs beſtättigt. Bey dieſer Gelegenheit ſagte Heinrich IV zu den Biſchofen: „Sie haben mich zu meiner Pflicht ermahnt; ich „ermahne Sie zu der Ihrigen: laſſen Sie uns um die Wet„te uns beſtreben, zu thun, was Recht iſt. Meine Vorfahren „haben Sie mit ſchönen Worten bezahlt; aber ich in meinem „grauen Wämßgen will Ihnen die Wirklichkeit geben. Ich „bin ganz grau auswendig, aber inwendig bin ich reines „Gold. Ihre Bittſchriften will ich durchſehen, und meine „Antwort ſoll Ihnen ſo günſtig ſeyn, als mir möglich iſt.“ Dem Parlement, welches gekommen war ihm Vorſtellungen zu thun, antwortete er: „Sie ſehen mich hier in meinem „Kabinet, meine Herren, wo ich mit Ihnen reden will, „nicht im königlichen Anzug, nicht mit Schwerdt und Man„tel, wie meine Vorgänger, noch wie ein Fürſten, der „eine fremde Geſandtſchaft empfängt; ſondern im Wams, „wie einen Hausvater, der vertraulich mit ſeinen Kindern „reden will. Was ich Ihnen zu ſagen habe, iſt, daß ich „Sie bitte, das Edict einzutragen, welches ich den Prote„ſtanten zugeſtanden habe. Was ich dabey gethan habe iſt „um des Friedens willen geſchehen. Ich habe ihn mit Fremden geſchloſſen, und ich will ihn auch in meinem Lande „machen.“ Nachdem er ihnen die Gründe vorgeſtellt hatte, durch welche er zu dem Edict bewogen worden war, fuhr er fort: „diejenigen, welche ſich meinem Edict widerſetzen, „wollen den Krieg. Morgen will ich ihn den Proteſtanten „ankündigen; aber ich werde ihn nicht ſelber führen, ich wer„de ſie hinſchicken. Ich habe das Edict gemacht, und ich „will, daß es gehalten werden ſoll. Mein Wille ſollte „Grundes genug ſeyn. Ein gehorſamer Staat fragt nie „dem Fürſten um ſeine Gründe. Ich bin König, und ſpre„che mit Ihnen als König; ich verlange Gehorſam.“ Pereſ. l. c. und Journal de Henri IV. — Man ſehe auch De Thou und Chron. ſept. année 1599.

34.

De Thou erzählt (im Anfang des 122ten Buchs, beym Jahre 1599.) die ſonderbare Geſchichte dieſer vorgeblich beſeſſnen umſtändlich. Folgendes iſt der Auszug daraus. Jacob Brosier, ein Becker zu Romorantin in Sologne, war ſeines Handwerks überdrüßig geworden. Er durchzog nun als Taſchenſpieler die Welt mit ſeinen drey Töchtern, Martha

Martha, Silvine und Marie. Die älteste, von der hier die Rede ist, machte sich seinen Unterricht, um die Rolle einer Besessnen zu spielen, so gut zu nutze, daß sie zu Orleans und Tours alle Welt betrog. Der Bischof von Angers aber ließ sich nicht fangen. Er entdeckte den Betrug, indem er gemeines Wasser anstatt des Weihwassers nahm, einen Vers aus dem Virgil statt des Exorcismus hersagte, und anstatt seines bischöflichen Kreuzes sie mit einem Schlüssel berührte. ꝛc. Dies hinderte sie doch nicht, in Paris Glück zu machen. Sie wählte die Kirche der heiligen Genovefa, um hier dem Volke ein Schauspiel zu geben, und hatte bald großen Zulauf. Alle leichtgläubigen Geistlichen, die Kapuziner, die sie im größten Ernst exorcisirten, selbst einige von den Aerzten, welche Heinrich hinschickte, um die Sache zu untersuchen, ließen sich von ihr anführen, ob gleich einige von den letztern öffentlich sie eine Betrügerin nannten, vorzüglich Michael Marescot, der sie vor aller Welt überführte, daß sie weder das Lateinische noch das Griechische verstünde, nicht mehr Kräfte hätte, als ein andres Weib, und eine Verführerin und Spitzbübin wäre. Das Parlament urtheilte nicht günstiger von ihr; dem ungeachtet hatten die Mönche und Prediger die Religion so sehr in die ganze Sache zu mischen gewußt, und die Besessne spielte ihre Rolle so gut, daß der Befehl des Parlaments, wodurch sie und ihr Vater angewiesen wurden, unverzüglich in ihre Heimath zurück zu kehren, so weise und gerecht er auch war, doch außerordentliches Murren und beynahe einen Aufstand in Paris erregte. Der König war sehr unruhig darüber, weil er sahe, daß alle seine alten Feinde noch von der Ligue der bey dieser Gelegenheit wieder zum Vorschein kamen. Alexander von la Rochefoucault, Herr von Saint-Martin, aus dem Hause der Grafen von Randan wagte es sogar, die Sache noch weiter zu treiben, indem er diese Martha nach Avignon und von da nach Rom schickte, wo sie eine Menge Gönner fand. Der Kardinal von Ossat machte endlich dem Betrug ein Ende, und die Besessne wurde von aller Welt verachtet und verlassen, bis sie zuletzt im Elende starb. — Man sehe auch die andern Geschichtschreiber.

35.

Auch Joseph Scaliger nennt den Herrn von Saucy einen Schwärmer und Schwindelgeist, ꝛc.

26.

Die Tochter Heinrichs I Prinzen von Conde' aus ſeiner erſten Ehe mit Maria Prinzeſſin von Nevers, Marquiſin von l'Isle ꝛc.

37.

Peter von Espinac war ein groſſer Liguiſte geweſen, doch verſichert Matthieu (t. 2. l. 2. pag. 308.) er habe Heinrich dem vierten nützliche Dienſte gegen Spanien geleiſtet. Der Herr von Thou ſagt ihm verbotne Liebe, Simonie u. ſ. w. nach. l. 90.

38.

Louiſe von Budes, die Tochter Jakobs von Budar Vicomte von Portes, und zweite Gemahlin Heinrich von Montmorency.

39.

Nach Matthieu (t. 2. l. 2. p. 316.) kam ſie nach Paris um den Kaufcontract über Chateauneuf in Perche beſtätigen zu laſſen.

40.

Sie blieb die Nacht zu Melun, am andern Morgen begleitete der König ſie ſelbſt bis an das Fahrzeug, welches ſie nach Paris brachte. Sie ſtieg beym Arſenal aus.

41.

D'Aubigne' ſagt daſſelbe t. 2. l. 5. cap. 3.

42.

Sebaſtian Zamet ein reicher Unternehmer; er war aus Lucca gebürtig, hatte ſich aber mit ſeinen zwey Brüdern naturaliſiren laſſen. Heinrich hatte ſein Haus gewählt um ſeine Mahlzeiten und ſtillen Luſtbarkeiten daſelbſt zu halten, und liebte ihn, weil er luſtig und aufgeräumt war.

43.

D'Aubigne' giebt dieſes zu verſtehen, indem er ſagt, ſie habe, nachdem ſie in Zamet's Hauſe eine groſſe Citrone, oder nach andern einen Ballot gegeſſen, auf einmal ein ſolches „Brennen in dem Schlunde und ſo fürchterliches Verbrennen empfunden ꝛc.“ — Aber weder de Thou noch Puſſemperre noch die Chronologie, noch irgend ein andrer Geſchicht-

schichtschreiber schiebt dieſes auf Vergiftung. Le Grain meint es ſey von dem rohen und kalten Saft der Citrone gekommen. Sauval ſagt, er habe alte Leute gekannt, die die Leiche der Herzogin noch auf dem Paradebette zu Saint-Germain geſehen hätten.

44.

Sie hatte fürchterliche Verzuckungen, und bey der Oe[ff]nung der Leiche fand man das Kind todt. Man ſehe darüber De Thou l. 122. Matthieu. D'Aubigné t. 3. l. 5. cap. 1. Le Grain l. 7. Chron. septén. ann. 1599. Mem. de Baſſompierre etc. Der letztere, ſo wie de Thou und Matthieu ſetzen ihren Tod einen Tag früher.

45.

Baſſompierre, der ein Augenzeuge war, erzählt, daß Heinrich noch nicht glauben wollte, daß ſie todt wäre. Er hatte die Herzogin nach Paris begleitet; la Varenne kam und ſagte ihm und dem Marſchall von Ornano, daß ſie eben verſchieden wäre. Sie ſtiegen ſo gleich beide zu Pferde um dem König dieſe traurige Nachricht zu bringen und ihn zu hindern nach Paris zu kommen. „Wir begegneten ihm, ſagt er, „jenſeits la Sauſſaye nahe bey Villejuif; er kam „Klappern und ritt mit verhängtem Zügel. So bald er den „Marſchall erblickte, errieth er alles und brach in Klage „aus. Endlich ließ er ſich bewegen in der Abtey zu la Sa[ul]ſaye abzuſteigen, wo man ihn zu Bette brachte. Zu[l]etzt „kam eine Kutſche von Paris, in welcher er nach Fon[ta]inebleau zurück fuhr.“ Mem. de Baſſomp. t. 1. pag. [1]etc. le Grain ſetzt hinzu, daß er in der Kutſche ohnmächtig wurde.

Die Billigkeit erfordert zu ſagen, daß dieſe Frau der That durch eine Menge vortreflicher Eigenſchaften des Herzens die Zärtlichkeit des Königs rechtfertigte. D'Aubigné, der ſonſt nicht ſo leicht lobt, ſagt von ihr: „Es iſt „zu bewundern, wie dieſe Frau, deren außerordentliche „Schönheit doch gar nichts wollüſtiges hatte, ſo viele Je[a]hre „mehr auf den Fuß einer Königin als einer Beyſchläferin „hat leben können, ohne ſich mehr Feinde zu machen. Die „Bedürfniſſe des Staats waren ihre Feinde ꝛc. Man ſagt, daß ſie dem König oft guten Rath gab. — Le Grain verſichert (l. 8.) daß ſie Heinrichen außerordentlich

war; ſo daß ſie auch nie ihre Heirath mit dem Herrn von Liancourt vollziehen wollte. — Andre Schriften aus dieſer Zeit ſchildern uns dieſen als einen Mann, deſſen einziges Verdienſt ſeine Geburt und ſeine Reichthümer waren, übrigens aber an Verſtande ſo arm als häßlich vom Körper. Gabriele von Eſtrées heirathete ihn blos, um ſich der Tyranney ihres Vaters zu entziehen, und weil ihr der König verſprochen hatte, daß er die Vollziehung der Ehe ſchon hindern und ſie nachher ſcheiden laſſen wollte, welches er auch that.

46.

Der ganze Hof mußte um die Herzogin von Beaufort die Trauer anlegen. Er ſelbſt trug ſich die erſten acht Tage ſchwarz, und nachher violet. Mem. de Chiverny.

47.

Heinrich von Joyeuſe, Graf von Bouchage, ein jüngerer Bruder des Herzogs Joyeuſe, der bey Coutras blieb. „Eines Tages, da er früh um 4 Uhr, nachdem er die ganze „Nacht in Schwelgereien zugebracht hatte, bey dem Kapuzi„nerkloſter zu Paris vorbey kam, bildete er ſich ein, er höre die „Engel die Metten ſingen. Von dieſer Idee tief gerührt, wurde „er ſelbſt Kapuziner unter dem Namen Bruder Angelus. In „der Folge warf er die Kutte weg, und führte die Waffen „gegen Heinrich den Vierten. Der Herzog von Mayenne „machte ihn zum Statthalter von Languedoc, Herzog, Pair und „Marſchall von Frankreich. Am Ende ſchloß er einen Ver„gleich mit dem Könige. Da ſie aber eines Tages zuſammen „auf dem Balkon ſtanden, und ſich eine Menge Volks unten „verſammlet hatte, ſagte Heinrich zu ihm: Die Leute ſchei„nen mir ſehr froh zu ſeyn, daß ſie Menſchen bey einander „ſehen, wovon der Eine der Kirche abtrünnig geworden iſt, „und der andre ſie verläugnet hat. Joyeuſe wurde von „dieſem Worte abermals ſo betroffen, daß er in ſein Klo„ſter zurückkehrte, und bis ans Ende Mönch blieb.“ Dieſe Anekdote iſt aus den Anmerkungen zur Henriade.

48.

Henriette Katharine von Joyeuſe. Aus dieſer Ehe wurde blos eine Tochter erzeugt, und die Linie von Bourbon Montpenſier erloſch.

49.

Antoinette von Orleans-von Longueville, die Wittwe Karls von Gontz Marquis von Belliele und älteſten Sohn

nes des Marschalls von Retz. Mezeray erzählt uns die Ur
sache, warum sie der Welt entsagte. Es geschah aus Kum
mer, weil sie den Tod ihres Gemahls nicht rächen konnte
ein Soldat, den sie dazu gedungen hatte, wurde ergriffe
und aufgehangen, ohne daß der König ihn auf ihre Bit
begnadigen wollte. Der Marquis von Belliele war 159
zu Mont-Saint-Michel von einem Edelmann aus Bretagn
Namens Kermartin, getödtet worden. — L'Etoile b
schreibt sie als eine Dame, die um ihrer Schönheit und ihr
Verstandes willen von dem ganzen Hofe bewundert wurde, u
im Kloster ein Beyspiel der Andacht und Bußfertigkeit wa

Anmerkungen

zu dem

eilften Buche.

1.

Dies Marquisat war ein Lehen von Dauphiné, welches das Haus Savoyen gar kein Recht hatte.

2.

Man sagt, daß diesem eines Tages am Französisch Hofe die Worte entfuhren: „ich bin nicht nach Frank gekommen, um zu erndten, sondern um auszusäen.“

3.

Man lese den Brief Heinrichs des Vierten an Ma rethen von Valois, und ihre Antwort in der neuen Sa lung der Briefe Heinrichs des Großen.

*

Horaz del Monte, Erzbischof von Arles, und F der zweite Sohn Wilhelms von Joyeuse. Die drey M missarien versammelten sich in dem Pallast des Bischofs Paris, Heinrich von Gondy. Nach einer reifen Unt chung der Gründe von beyden Seiten erklärten sie die für nichtig wegen leiblicher und geistlicher Verwandts Religion, Zwang und fehlender Einwilligung von dem Theil. Heinrich IV. und Margarethe von Valois w Verwandte im dritte Grade, denn die Mutter Joha

von Albret war Margarethe, die Schweſter Franz des erſten. Man ſ. wegen dieſer Ehescheidung Matth. t. 2. l. 2. De Thou l. 123. Chronol. ſeptem. an. 1599.

5.

Katharine Henriette; ihr Vater war Franz von Balzac, Herr von Entraques, Marcouſſy und Malesherbes, welcher ſie in ſeiner zweyten Ehe mit Marien Touchet, der Geliebten Carls IX. erzeugte. Die Schriften ihres Zeitalters ſchildern ſie uns nicht ſo ſchön als die ſchöne Gabrielle, aber jünger, luſtig, ehrgeizig und kühn.

6.

Ganz ungegründet war dieſe Furcht nicht. Wenn man dem Marſchall von Baſſompiere glaubt, ſo war zwar die Mutter von ſehr gefälliger Art, ſo, daß ſie ſelbſt den König nach ihrem Gut Malesherbes hinlockte; aber weder der Vater, noch der Graf von Auvergne, Henriettens Stiefbruder, waren ſo leicht zu behandeln. Sie fiengen mit dem Grafen von Lude, welchen Heinrich in dieſer Sache brauchte, Streit an, und führten das Fräulein nach Marcouſſy, aber der König ſuchte ſie auch dort auf. Mem. de Baſſomp. t. 1.

7.

Maria von Medicis, die Tochter Franzens, des Großherzogs von Toſcana und der Erzherzogin Johanna von Oeſtreich, welche eine Tochter des Kaiſers Ferdinand war. Sie brachte ohne die Ringe, Schmuck u. 600,000 Thaler Heirathsgut mit. Chron. ſept. ann. 1600 p. 121. Matth. t. 2. l. 2. p. 336. etc. Hier findet man auch die Unterhandlungen von d'Oſſat und Sillery wegen dieſer Heirath.

8.

Er hieß Bruder Honorius. Heinrich IV. dankte ihm ſelbſt, und ließ ihm durch ſeinen Geſandten zu Rom verſchiedene Anerbietungen thun. Matth. t. 2. l. 2. pag. 302.

9.

Eigidienund. — Man ſehe über alle dieſe anmärkungen Theodor de Thou, die Chron. ſeptenn. und unſere Geſchichtſchreiber bey dem Jahr 1599.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20191 / 149

sam zum Unterpfand unsrer Aussöhnung, mein Wort darüber gegeben habe. Als man dem König dieß hinterbracht, fühlte er, wie er mir nachher erzählte, eine so heftige Anwandlung von Zorn über mich, daß er sich nicht erinnerte, jemals so entrüstet auf mich gewesen zu seyn. Man würde ohne Zweifel seine Veranlassung dazu sehr geringfügig finden, wenn ich nicht zugleich sagte, daß meine Feinde in diesem Jahr, und gerade um diese Zeit den gewaltigsten Streich gegen mich geführt hatten, der mich auch wirklich an den Rand meines Untergangs oder wenigstens meinem Falle nahe brachte. Und hierauf wollte ich eigentlich kommen. Pasquille, Briefe, Nachrichten, giftige Reden, schwarze Verläumdungen, alles schändliche und teufliſche, was der Neid aufbringen konnte, war gegen mich in Bewegung gesetzt worden, und wurde es noch alle Tage. Ich werde alles dieß sogleich einzeln aus einandersetzen. Für jetzt mag es genug seyn, wenn ich sage: das Gift war so geschickt und fein zubereitet worden, daß der König, so sehr er auch schon seit langer Zeit auf die Schändlichkeit meiner Neider gefaßt seyn mußte, sich doch dessen nicht erwehren konnte, biß es ihm endlich durch die Ohren in das Herz drang.

Ich will hier nicht in den gewöhnlichen Ton derer verfallen, welche durch ähnliche Erfahrungen gegangen sind. Wenn sie so heftig über Ungerechtigkeit und Undank der Fürsten gegen sie schreyen, finde ich in diesem ganzen Geschrey nur Beweise ihrer Eitelkeit und ihres Mangels an Kenntniß des menschlichen Herzens. Wenn kein gegen Abwesende geführter Streich verloren gehen soll, darf man nur Mittel gefunden haben, dem Mißtrauen Eingang zu verschaffen. Und wie viele Gründe rechtfertigen nicht dieses Mißtrauen

trauen in denen, welche, da alles auf ihnen liegt, auch alles voraus zu erwarten und zu fürchten haben. Wie viele täuschend natürliche Larven giebt es nicht von Ehrlichkeit und Treue, so daß die Wahrheit selbst, so zu sagen, sich mit keinem andern Gesicht zeigen könnte, besonders Königen nicht, von denen man sagen möchte, daß sie sich ihnen gern unkenntlich mache? Und wie viele wirklich gutgesinnte Minister wurden dennoch Verräther? Zu allen diesen Betrachtungen kam bey Heinrich noch ein allzu besorgliches und allzu thätiges Hinschauen auf alles, was itzt oder künftig, einigermaßen für den Staat gefährlich werden konnte; bey mir hingegen meine wenige Geflissenheit, seinen Argwohn zu vermindern, welche weniger Folge von Gleichgültigkeit als vielmehr von einem reinen und vorwurffreyen Gewissen war. Man wird sich demnach nicht mehr so sehr wundern, daß die Kunstgriffe meiner Feinde so tiefen Eindruck auf das Gemüth Heinrichs machten. Ich will nun aber auch zugeben, und sogar als Grundsatz aufstellen, daß jeder Regent, der sich in den Kopf setzte, ein solches Benehmen könne sein Bestes und sein Ansehen unterstützen, eher dadurch auf den Umsturz beyder arbeite, indem er selbst die Achtung untergräbt, zu welcher Er seine Unterthanen gegen diejenige anhalten sollte, denen er jene anvertraut hat.

Als die drey, denen er die Angelegenheit Grillons aufgetragen hatte, ihm von mir das erzählt hatten, was ihn so sehr verdroß, begegnete er gerade Villeroy, Sillery, la Varenne und dem Pater Cotton, um sich diese drückende Bürde von der Brust zu schaffen. Auch dieß Zusammentreffen war keine Wirkung meines günstigen Gestirns. Er sprach mit ihnen von meinen Reden und seinen eigenen Gesinnungen in der heftig-

sten

sten Bewegung. Wie, sagte er endlich, da er sah, daß sie nichts darauf antworteten: Ihr sagt nichts dazu? Aber bey Gott sey es geschworen! dieß alles läuft nicht gut ab. Denn da sich das Feuer und das Wasser (er meynte Cyernon und mich,) zusammen verstanden haben, so müssen tiefere Plane dahinter stecken, wenigstens von Einer Seite, als ich mir nie hätte träumen lassen. Aber ich werde meine Maaßregeln zu nehmen wissen! — Es kam nur auf die vier Anwesende an, zu verhüten, daß die Einbildungskraft dieses Herrn diesen Weg nicht nahm. Es hätte vielleicht nur eines Worts von ihnen bedurft; allein sie hüteten sich wohl, dieß Wort zu sprechen. Vielmehr, als der König erwähnte, wie nützlich ich ihm gewesen wäre, so lang ich ihm und meiner Pflicht treu war, und wie er mich auch itzt noch höchst ungern verliere; als er ihnen also selbst die schönste Gelegenheit gab, ihn zu besänftigten, versuchten sie zwar dieß aber nur zum Schein, und auf eine so hämische Art, daß sie ihres Zwecks, ihn noch mehr gegen mich zu reitzen, nicht verfehlen konnten. Sie fiengen um die Wette an, meine Einsicht in die Geschäften, meinen thätigen Geist und unermüdeten Eifer, zu loben. Sie kamen dann darauf, wie unentbehrlich ich mich für alle Theile des Staats; wie abhängig ich diese dadurch von mir gemacht habe; auf den Credit, den ich mir bey allen Ausländern zu erwerben gewußt hätte, und auf meine Geschicklichkeit, alles in Bewegung zu setzen ohne aus meinem Cabinet zu kommen. Lobsprüche die ich weder in ihrem guten noch bösen Sinn verdiente. Nichts muß doch dem Neid zu sauer ankommen, da er sich selbst zum Lobe zwingen kann! Er lobt nicht nur, was er innerlich verabscheut, sondern könnte auch hierin der Schmeicheley selbst noch Unterricht ertheilen.

Die

Die vier Vertraute mußten sich dieses letzten Streichs, den sie mir gespielt hatten, wohl recht freuen, als sie sahen, daß sie in dem König den Aufwallungen des Zorns durch Beymischung von Unruhe, Eifersucht und Argwohn, statt sie ganz zu dämpfen, nur eine andre Richtung gegeben hatten. Sie erkannten dieß daran, daß Er sagte: wenn ich mich dem ehrsüchtigen Kitzel überließe, Haupt einer Partey seyn zu wollen, so hätte ich so viele Leute an mir, daß ich im Stand wäre, dem Staat noch mehr Nachtheil zuzufügen, als je der Admiral von Coligny. Sie glaubten, daß man nun diese schwarze Einbildungen der Gährung überlassen dürfe, nahmen Abschied von ihm, und ließen bey ihm den Stachel im Herzen zurück.

In dieser Stimmung war Heinrich keiner Verheimlichung und keiner Mäßigung fähig. Er sprach öffentlich von mir als einem Empörer, und der ganze Hof war unverzüglich von dem Gerücht meiner Ungnade und meines nahen Sturzes voll. Doch hatte ich auch meine Anhänger und Freunde, die lange schon, ehe die Sache so weit kam, mir von allem Nachricht gegeben hatten, was unter meinen Feinden gegen mich angesponnen war, und was von dem König gesagt wurde. Ich war unschlüssig, ob es nicht das kürzeste wäre, mich dabey wieder so, wie schon oft bey tausend ähnlichen kleinen Vorfällen zu verhalten, wo Heinrich jedesmal von selbst von seinem Verdacht wieder zu seiner natürlichen Denkungsart über mich zurückgekommen war. Es ist ein trauriges Geschäft für die Unschuld, wenn sie sich ohne Unterlaß selbst produciren und ausposaunen muß. Ein Mann, der seine Erhebung einzig der Tugend zu danken glaubt, erröthet, wenn er daneben noch so manches andere ihren

unwürdige Mittel anwenden soll. Indessen findet er doch bey tausend Gelegenheiten, daß die Tugend allein ihn nicht vor dem Haß und selbst vor der öffentlichen Verachtung zu sichern vermag, wenn ihr nicht Zufall und kluge Thätigkeit die Hand bieten. Ich entschloß mich endlich, auf so mannichfaltiges Zureden, dem König einen Brief zu schreiben. Er hatte sich bisher noch auf keinem seiner Landhäuser lange aufgehalten, sondern die Monate Jenner und Hornung mit Reisen und kurzen Abstechern zu St. Germain, wo Er seine Kinder besuchte, nach Monceaux und Chantilly, wo er sich jetzt, am dreyzehnten März, von dem mein Brief datirt war, aufhielt. Ich will diesen Brief nicht hersetzen, da ich keinen Flecken aus meiner Ehre dadurch wegzuwischen habe, und er, da ich nicht einmal eine besondre Handlung zu rechtfertigen hatte, nur allgemeine Versicherungen meiner Unschuld, und ganz einfache Gründe enthält, welche aber darum nur desto überzeugender seyn mußten.

Ich stellte Ihm darin vor, daß ich in den drey und dreyßig Jahren, die ich in seinen Diensten sey, zwey und zwanzig Jahre lang, bey all dem beträchtlichen Aufwand, den ich dabey machen mußte, nichts von Ihm empfangen, und doch mich nicht von Ihm habe trennen wollen, wiewohl mir die mir dadurch verursachte Erschöpfung und der Grund, mein anständiges Auskommen sonstwo zu suchen, einen wenigstens scheinbaren Vorwand dazu gegeben hätten. Es sey demnach nicht glaublich, daß ich es jetzt thun wollte, da ich mich so freygebig von Ihm belohnt sähe, da mein Glück stets steigen müsse, und da mich so viele Wohlthaten, die ich jährlich von meinem gnädigen Könige ganz freywillig erhielt, nicht weniger an Ihn fesselten als meine Stellen und Aemter. Es wäre

nicht

nicht glaublich, daß ich mich der Gefahr aussetzen wollte, von diesem allem einen Theil durch die Hand, die mich damit überhäuft hätte, und das übrige durch Unfälle zu verlieren. Ich böte allen meinen Feinden Trotz, irgend etwas gegen mich aufzubringen, was ich nicht, sobald mirs der König vorhielte, durch ein einziges Wort zu zernichten vermöchte. Alles laufe auf bloße Möglichkeiten hinaus, und Er sey zu weise, jemand darauf hin verurtheilen zu wollen, man möge auch auf welchem Wege und unter welchen Farben man wolle, durch Entstellung, Wahrscheinlichkeit, Anschuldigung, Verläumdung, oder auch durch Lob, solche Dinge ihm beyzubringen wagen. Ich ließe dieß alles dahin gestellt seyn, und bitte Ihn nur, einzig auf wirkliche Beweise Rücksicht zu nehmen. Hier erwarte ich furchtlos meine Feinde, und werde mich ohne Widerstreben der ganzen Strenge des Gesetzes und allen Wirkungen seines Zorns unterwerfen, wenn man auf diesem Wege nur die mindeste Schuld auf mich bringen könnte. Denn ich sey fest versichert, wenn man mir bey der großen Menge von Geschäfften, die durch meine Hand gingen, auch nur einen einzigen einigermaßen gegründeten Vorwurf machen könnte, so würde er wenigstens zuverläßig nicht von der Art seyn, daß er Treu und Ehre betreffe. Er könne höchstens Schwäche oder Mangel an Einsicht zum Grund haben; und in Rücksicht auf dieß letztere dürfe der König, ohne mein Urtheil zu sprechen, nur ein Wort sagen, und ich sey bereit, sogleich alles in Seine Hände nieder zu legen, indem ich die Dunkelheit eines Privatlebens, mit Beybehaltung Seiner Gnade, allem Glanz der gesuchtesten Würden vorziehe, wenn das Unglück, mir Seinen Haß zuzuziehen, damit verbunden wäre.

Aus Seiner Antwort konnte ich leicht sehen, daß man mich nicht falsch berichtet hatte. Die Benennung Freund war weggefallen, und statt dessen hieß es nun: mein Vetter. So kurz der Brief war, war er doch nicht von seiner eignen Hand. Es herrschte darin eine sichtbare Vorsichtigkeit und Zurückhaltung, die ihm nicht gewöhnlich war. Kein Wort des Trostes. Der König begnügte sich mir kurz und kalt zu sagen: ich solle nur die Leute reden lassen, und fortfahren Ihm gut zu dienen. Ich stellte mich indessen, damit zufrieden zu seyn. Da ich gethan hatte, was ich zu thun schuldig war, sagte mir meine Unschuld daß ich alles bänglich dringende vermeiden müsse. Uebrigens wartete ich, bis es dem König gefallen würde, mit mir davon zu reden, und fuhr in meiner gewöhnlichen Handlungsweise fort.

Nach sechs oder sieben Tagen verließ der König Chantilly, weil seine Gegenwart in Paris nöthig war. Er fing an Geschmack an diesem Schloß zu finden, von welchem aus Er mir noch zu wissen gethan hatte, daß Er sich wohl befinde, wie ich an seinem Gesicht sehen werde; daß Er gut esse und schlafe, und erst um sieben Uhr aufstehe, wenn Er sich gleich schon um zehn oder eilf Uhr niedergelegt habe. Ich erwartete, daß Er wenigstens von meinem Briefe mit mir reden würde, wenn Er nach Paris käme. Allein Er ließ auch nicht ein Wort davon fallen, ob Er gleich acht Tage da blieb, und ich während dieser acht Tage vier Morgen nach einander in den Thuillerien in allerley Geschäfften mit Ihm zu sprechen hatte. Freylich waren dabey Villeroy und Sillery anwesend. Er sagte uns seine Anweisung und Befehle, in allem was Ihm vorgetragen wurde, und ging dann nach Fontainebleau, wo er noch in allen Briefen, die er

mir

mir noch im März in allgemeinen und besondern Angelegenheiten schrieb, immer das gleiche Benehmen beobachtete.

Hier, wie ich erst bemerkt habe, war es, wo man vollends alles versuchte, den König zu meinem Verderben zu bestimmen; und da Er den ganzen April und May daselbst blieb, hatte man die erfoderliche Zeit dazu. Die Sachen wurden auf den Punkt getrieben, wo man sie eben gesehen hat. Sie konnten aber nicht länger so bleiben, ohne zu meinem oder meiner Gegner Unglück auszuschlagen. Die Verläumdung gleicht einem Feuer, das um so geschwinder erlischt, je heftiger es ist, wenn man nicht Sorge trägt es zu unterhalten; und es ist nicht so leicht, als man denken möchte, eine Verläumdung lange zu halten, besonders bey Fürsten nicht, die nach Grundsätzen handeln. Sind sie von lebhaftem aufbrausendem Geist, wie Heinrich, so reißt sie ihre rege Einbildungskrafe erst fern vom Ziele; doch nicht so fern, daß sie die Stimme der zurückrufenden Vernunft nicht mehr vernehmen sollten. Hat man gleich von diesen das heftigste Ungestüm zu dulden, so darf man doch dagegen auch bey ihnen weder eigensinnige Beharrlichkeit auf ihrer vorgefaßten Meynung, noch ein unvollkommenes Ablassen von derselben, noch falsche Ruhe befürchten. Diese Ueberlegung machte, daß ich ruhiger als sonst den Ausgang einer so sehr verwickelten Sache erwartete, ohne etwas an meinem gewöhnlichen Betragen in Paris, noch an den kleinen Reisen zu ändern, die ich von Zeit zu Zeit, wie zuvor, nach Fontainebleau machte. Alle meine Freunde konnten sich nicht in diese Ruhe finden, deren sie selbst nicht fähig waren, so wenig sie auch durch mein vorgebliches Verbrechen beunruhigt wurden, indem jeder von ihnen sich für

mich verbürgt hätte. Sie ſchienen über das Verfahren Sr Majeſtät gegen mich befremdet, und konnten dieß bey Hofe nicht verbergen. Vielleicht beſchuldigten ſie den König insgeheim der Ungerechtigkeit. Von dem Hauſe Lothringen erhielt ich bey dieſer Gelegenheit alle Dienſtleiſtungen wahrhafter Freunde und liebevoller Verwandten.

Endlich geſchah was ich immer gehofft hatte. Da der König ſah, daß ſich von allem, was man gegen mich vorgebracht hatte, nichts beſtätigte, fieng er an zu fürchten, er möchte wohl etwas zu haſtig geweſen ſeyn. Nachdenkend verweilte er bey meinen geleiſteten Dienſten, meinem jetzigen Betragen, meinem Brief. Dieß alles ergriff ihn, und er wünſchte wieder zurücknehmen zu können, was ihm entwiſcht war, da er nichts ſo billig fand, als meine Bitte: wenigſtens genau zu prüfen, ehe er mich verurtheilte. Einſt als ich zu Fontainebleau war, ſchickte er unter dem Vorwand einiger Geſchäffte, la Varenne, Eſcures und Beringhen zu mir, in der Erwartung, daß ich ſie zu Vertrauten aller meiner Beſchwerden machen würde. Allein außer Geſchäfftsſachen ſprach ich kein Wort mit ihnen. Eben ſo kamen nachher Villeroy und Sillery eben daher in gleicher Abſicht. Ich konnte dieß daran merken: daß ſie nur von einer ganz unbedeutenden Angelegenheit mit mir zu ſprechen hatten, welche die Mühe, die ſie ſich gaben, nicht werth war. Es war eine Depeſche von Ancel, dem franzöſiſchen Geſchäfftsträger in Wien. Ich behandelte ſie wie die erſtern. Sie hatten Befehl, weiter zu gehen, und von mir, ſo gut ſie konnten, das Geſtändniß meiner Empfindungen über die Behandlung des Königs, herauszulocken. Man wird ſehen, ob ſie ſich ihres Auftrags rechtlich und als gute Vermittler entledigten.

Außer

Auſſer den Geſchäfften lenkten ſie die Unterhaltung auf die Schwierigkeit, es den Fürſten recht zu machen, auf die Verdrüßlichkeiten, deren man von Zeit zu Zeit ausgeſetzt ſey, und wie kränkend für einen Mann von Ehre die Verläumdung ſeyn müſſe. Sie gaben dann noch deutlicher zu verſtehen, daß ein Miniſter vor dieſem allem bey dem regierenden König nicht ſicher ſey.

Ich ſah wohl, daß die beyden Herrn mit dieſen Reden wirklich dem Befehl nachkamen, den ſie erhalten hätten; allein mit einer gewiſſen Beymiſchung von ihrer Seite, welche ein groſſes Verlangen bey ihnen verrieth, eine Gelegenheit zu finden, um mein vorgebliches Verbrechen durch ihren Bericht bey dem König beſtätigen zu können. Mit ihnen einſtimmen wäre Tollheit, und ganz ſchweigen, ſträflicher Trotz geweſen. Ich antwortete ganz gelinde: ich zweifle nicht, daß es Prinzen gäbe, wie ſie jetzt welche geſchildert hätten. Unſer König wäre aber ein zu guter und gerechter Fürſt, um auf eine ſolche Art Diener zu behandeln, welche ſtets untadelhaft gelebt hätten, wie zum Beyſpiel ich gethan zu haben glaubte. Ich ſey davon ſo feſt überzeugt, daß, wenn ich es ſelbſt aus ſeinem eignen Mund gehört hätte, ich doch eher glauben würde: ſeine Zunge habe ſein Herz betrogen. In dieſen Reden lag manches, was nicht ſo recht in den Plan dieſer übelgeſinnten Abgeordneten paſſen mochte. Sie nahmen daher zu andern Wendungen ihre Zuflucht, um von mir ein Wort der Erbitterung und des Unwillens herauszulocken. Da ſie aber ſahen, daß ſie ihre Abſicht nicht erreichen würden, begaben ſie ſich weg, um Seiner Majeſtät zu hinterbringen, nicht was ich geſagt hatte, ſondern daß ich gar nichts geſagt habe; ich ſey ſo gut auf meiner Hut geweſen, daß trotz aller ihrer Verſuche ganz gegen meine

Gewohnheit nicht ein Wort aus mir hervorzubringen gewesen wäre. Man urtheile hieraus, was diese bey den Herrn gesagt und gethan haben würden, wenn ich ihnen die mindeste Blöße gegeben hätte. Den Rest dieses Tages über, sah ich lauter solche Botschaften. Allein ich war fest entschlossen, mit dem König selbst nicht davon zu sprechen, wenn er nicht zuerst davon anfangen würde. Damit er keine Aenderung in meiner Handlungsweise bemerken möchte, rüstete ich mich am folgenden Morgen nach Paris zurückzugehen, wie ich ihm am Abend zuvor gesagt hatte.

Ich wartete ihm wie gewöhnlich auf, um seine Befehle zu vernehmen, und fand ihn umringt von seinen Höflingen, die Ihm beym Lever aufwarteten. Er ließ sich in seinem Cabinet die Stiefeln anziehen, um auf die Jagd zu gehen. Sobald er mich hereintreten sah, erhob er sich halb von seinem Sitz, an Einem Beine gestiefelt, hieß mich den Hut ablegen, und sagte zu mir: bon jour, und nannte mich Monsieur. Alles zweydeutige Zeichen von Unwillen oder Verlegenheit. Denn seine gewöhnlichen Ausdrücke waren sonst: mein Freund Rosny, oder: Feldzeugmeister. Allein die Zerstreuung, mit welcher ich ihn seine kleine Rouleau's von Elfenbein gegen einander schlagen sah, ließ mich nicht zweifeln, daß an seinem Betragen der Zorn keinen Antheil hätte. Ich machte ihm eine noch viel tiefere Verbeugung als sonst; was ihm, wie er mir nachher sagte, so sehr ans Herz griff, daß Er mir beynahe sogleich um den Hals gefallen wäre. Er blieb einige Augenblicke noch sinnend sitzen, und sagte dann zu Beringhen: das Wetter sey nicht schön genug zur Jagd, er solle ihm seine Stiefel wieder ausziehen. Beringhen, überrascht durch diese schnelle Sinnesänderung, hatte ihm etwas unvorsichtig geantwor-

tet,

ut, daß es ſehr ſchön ſey, worauf Heinrich ungeduldig verſetzte: „nicht mehr! es iſt nicht ſchön, und ich will nicht ausreiten; zieh mir die Stiefel aus! — Nachdem dieß geſchehen war, fieng Er an, bald mit dieſem, bald mit jenem von Dingen zu reden, von denen er glaubte, daß ſie mich veranlaſſen würden, darein zu ſprechen. Als er aber ſah, daß ich dieß nicht that, nahm Er Bellegarde bey der Hand und ſagte: „Herr le Grand, laſſen Sie uns ſpatzieren gehn, ich will mit Ihnen reden, damit Sie heute noch nach Bourgogne abreiſen können.“ — Es hatte ebenfalls zwiſchen ihnen, ich weiß nicht welchen kleinen Streit gegeben, woran Weiberklatſchereyen und Mißverſtändniſſe groſſen Antheil hatten.

In der Thüre der kleinen Treppe, welche in den Garten der Königin führt, rief Er l'Oſeau und ſagte zu ihm, wie ich von dieſem ſelbſt habe: er ſolle wohl Achtung geben, ob ich Ihm folgte, und es Ihm ſogleich ſagen, wenn ich einen andern Gang einſchlüge. Ich blieb immer auf Einer Stelle, ſo lange der König den Herrn le Grand auf dem Wege, der nach dem Garten der Conciergerie führt, unterhielt, bemerkte aber wohl, daß Er ſich von Zeit zu Zeit nach mir umſah. Nachdem ſich Bellegarde von Ihm beurlaubt hatte, trat ich vor, und fragte, ob Se Majeſtät mir nichts anzubefehlen hätten. „Wohin gehen Sie denn?“ fragte Er mich. „Nach Paris, Sire, antwortete ich, an die Geſchäffte, von denen mir Ew Majeſtät vor zween Tagen geſagt haben.“ — „Wohl, ſagte Er, gehen Sie, das iſt recht gut. Ich empfehle Ihnen immer meine Angelegenheiten, und daß Sie mich lieben.“ Ich machte ihm meine Verbeugung, Er umarmte mich wie gewöhnlich, und ich machte mich auf den Weg nach meiner Wohnung.

war aber noch nicht über dreyhundert Schritte weg, als ich mich rufen hörte. Da ich mich umsah, erblickte ich la Varenne, der mir nachlief und zurief: „der König verlangt Sie, mein Herr!" Als Er mich den Weg vom Chenil (Hundeſtall) herkommen ſah, rief Er mir zu, ehe ich noch zu Ihm kam: „Kommen Sie her! Haben Sie mir denn gar nichts zu ſagen?" „Für jetzt nichts, Sire," antwortete ich Ihm. — „Oh! aber ich wenigſtens Ihnen," ſagte Er ſchnell darauf. Bey dieſen Worten nahm Er mich bey der Hand, und führte mich in die weiße Maulbeer-Allee, wo er beym Eingang der Canäle, welche dieſe Maulbeerbäume umgeben zween Schweizer poſtiren ließ, die nicht franzöſiſch verſtunden.

Er umarmte mich ſogleich zweymal ſehr innig, was die Höflinge, die ſehr auf alle unſre Bewegungen ſpannten, wohl bemerken konnten, da wir noch ſehr leicht zu ſehen waren. Er bediente ſich hierauf gegen mich wieder der Benennung Freund, nahm ſeine alte Vertraulichkeit wieder an, und ſagte zu mir auf eine Art, die mir ans Herz griff: die froſtige Zurückhaltung, die ſeit zween Monaten unter uns herrſchte, müſſe zween Männern, die ſeit drey und zwanzig Jahren gewohnt ſeyen, keine Geheimniſſe vor einander zu haben, zu ſchwer fallen, als daß ſie lange beſtehen könnte. Es ſey Zeit, denen, die ſie verurſacht hätten, eine Urſache zum Triumph zu entreißen, welche ihrem Haß gegen mich und ihrem Neid über ſeines Staats und ſein eignes Wohl zu ſehr ſchmeichle. Das Herz dieſes guten Fürſten ſchloß ſich im Fortſprechen immer ſchöner auf. Er fuhr fort: Er wolle, daß in keinem von uns beyden das geringſte Andenken daran übrig bleiben möchte, und halte es deswegen für nöthig, mir nichts von allem dem vorzuenthalten,

was

was auf Seiner Seite vorgefallen ſey; weder dieß, was ihm gegen mich hinterbracht worden ſey, noch auch was für Wirkungen dieſe Nachrichten auf ihn gemacht haben, noch endlich, die Reden und Handlungen, wodurch er dieſe Eindrücke geäußert habe. Er bat mich, befahl mir und ließ mich verſprechen, dem Beyſpiel zu folgen, welches Er mir jetzt geben würde, und ihm eben ſo alle die verſchiedene Gedanken zu entdecken, welche in mir über ſeine Begegnung und über die Sache ſelbſt indeß aufgeſtiegen ſeyen, ohne etwas vor Ihm geheim oder zurück zu halten, ſo wenig als Er vor mir dieß thun werde. „Ich will, ſagte Er zu mir, daß wir, Sie und ich, mit einem ganz argwohnloſen Herzen und mit einander zufrieden von hier gehen. Allein, noch einmal; ſo wie ich Ihnen mein Herz öffnen will, bitte ich Sie auch mir nichts zu verheimlichen, was in dem Ihrigen vorgeht.“

Ich gab Ihm mein Ehrenwort darauf. Er fieng alsdann zuerſt an, mir alle zu nennen, die mir bey dieſer Gelegenheit mit Thaten oder Reden übel gedient hatten. Es waren darunter Leute von jedem Stand und Alter; einige davon ſo alte Diener Sr Majeſtät, als ich. Ich glaube, daß man ſie füglich in ſieben Claſſen abtheilen kann. In die erſte ſetze ich die Prinzen und Kronbeamte. In die andre die Mätreſſen des Königs mit ihren Kindern und denen, die aus Verwandeſchaft oder andrer Verbindung ihrem Vortheil und ihrer Leidenſchaft fröhnten, wie Coeuvres, Fresnel, Forget, Puget, Placie, Vallon u. a. m. An der Spitze die Marquiſe von Verneuil. Der Aerger über die eingezogene Gratifikationen war es, was dieſe zwo Claſſen gegen mich aufbrachte. Die dritte beſtand aus den Anhängern Spaniens und den Ueberbleibſeln der alten Ligue, aus politiſchen Grün-

den

den und Regierungsgrundsätzen, welche denen des Königs und den meinigen zuwider liefen. Es befanden sich unter diesen mehrere Mitglieder des Staatsraths: Villeroy, Sillery, Fresnes, Forget, und andre, die mit den Jesuiten im Einverständniß waren. In der vierten begreife ich alle süße Herrn, Günstlinge des Hofs, müßige Pflastertreter, die unnütze Last von Paris. Diese wurden durch ihre Empfindlichkeit darüber, daß ich den König ihnen Geschenke und Gnadenbezeugungen zu machen abhielt, und durch die Verschiedenheit unsrer Lebens- und Handlungsweise bestimmt. Ihre Anzahl ist zu groß, und sie sind zu verächtlich, als daß ich das Papier mit ihren Namen besiecken möchte. In der fünften stehen alle Aufwiegler und Uebelgesinnten. Leute, denen der blühende Zustand des Reichs, die weise Haushaltung Heinrichs, und die Zurüstungen, wodurch Er ihnen furchtbar wurde, ein Dorn in den Augen waren, und sie auf meinen Untergang zu arbeiten anreizte. Leute vom Finanzfach, andre Geschäftsmänner und Leute von der Feder machen die sechste Classe aus. Man kann es ihnen wohl eigentlich nicht verübeln, wenn sie mir sehr übel wollten. In die siebente Classe werfe ich endlich eine andre Art von Hofschmeichlern, die noch unter den schon genannten stehen. Zuträger, Ohrenbläser, die sich bey dem Herrn dadurch einzuschmeicheln suchten, daß sie ihm unaufhörlich neue Projekte, Geld aufzutreiben, ausheckten. Leute, die sonst größtentheils angestellt gewesen waren, denen aber nun von den glänzenden Posten, auf denen sie gestanden hatten, nichts übrig geblieben war, als die elende Wissenschaft, das Volk auszusaugen, worin sie den König zu ihrem Vortheil und aus einer langen Gewohnheit Böses zu thun zu unterrichten suchten. Da sie sahen, daß dieß Gewerb

nicht

nicht mehr ergiebig für ſie war, ſeit der König die Leitung ſeiner Finanzen mir allein übergeben hatte, brachten ſie eine andre Geiſteseigenſchaft zur Anwendung, die im Grund ſo ziemlich dieſelbe Denkungsart bezeichnete: Verläumdungen zu erfinden, Läſterungen gehörig anzubringen, und feile Werkzeuge für alle zu ſeyn, welche nicht Herz oder Luſt hatten, in den ſatyriſchen Pasquillen, die den Hof überſchwemmten, aufzutreten. Sie ſchmiedeten, verbreiteten und hoben dieſe elende Sudeleyen. Das gefährliche Talent des Witzes und Scherzes verſchaffte ihnen Zutritt und Vertraulichkeit bey Heinrich, dem eine lebhafte, muntre Unterhaltung nicht mißfiel. Wenn Er gleich vielleicht gegen ihre giftige Pfeile auf der Hut war, ſo war es doch nicht möglich, daß er nicht endlich einen Streifſchuß wenigſtens, davon trug. Einige von denen, die Er anfangs verachtet und von ſich abgehalten hatte, fanden endlich doch Mittel, ſich Gehör bey ihm zu verſchaffen. Man würde auf dieſer Liſte nichts als ſo dunkle Namen finden, daß ſie nicht einmal aus ihrem Staub ans Licht gezogen zu werden verdienten, wie die eines Juvigny, Paraſis, le Maine, Beaufort, Berſot, Longuet, Chalange, Verſenai, Santeni u. ſ. w., wenn nicht Sancy, welcher noch on die Spitze dieſer feinen Leute geſetzt zu werden verdiente, ſeiner Schande durch dieß verworfne Gewerbe vollends das Siegel aufgedrückt hätte, indem er dadurch ſeinen gänzlichen Verfall noch zu verzögern dachte, nachdem ihm ſeine Thorheit und ſeine Verſchwendung keine andre Mittel mehr übrig gelaſſen hatten. Er war ſchon ſo weit, daß er ſeine Koſtbarkeiten verkaufen mußte. Er bot ſie dem König an, der, um ſie nicht aus dem Reich zu laſſen, mir ſie zu kaufen befahl (10).

Nach

Nach den Namen der Urheber machte mich der König auch mit ihren Ränken bekannt. Alles was ein durch die Sucht zu schaden aufgereizter Geist zu ersinnen vermag, war von ihnen aufgeboten worden. Ueberall, wo der König hintrat, fand Er nichts als Nachrichten, Briefe, Pasquille, Zettel, und andre Schriften dieser Art, ohne die öffentlichen Staatsschriften zu rechnen, die man Ihm unter dem Deckmantel des Eifers für den Staat und der Liebe für Seine Person überreichte. Er fand deren unter seinem Tisch, unter dem Teppich in seinem Zimmer, unter seinen Kopfküssen im Bette. Man ließ sie Ihm durch unbekannte Leute übergeben, spielte sie Ihm in Gestalt von Bittschriften in die Hand, steckte Ihm die Aermel und Taschen davon voll. Ich wurde darin mit den gehässigsten Farben geschildert. Die ärgsten Beynamen wurden nicht gegen mich gespart, außer wo man so fein war, das tückische Lob, dessen ich schon erwähnte, an mich zu verschwenden, und daher übertriebene Vorstellungen von meiner Arbeitsamkeit, meiner Fähigkeit, meinem Verstande und der Veränderung machte, die in meinem Betragen vorgegangen seyn sollten, daß ich jetzt gegen jedermann zuvorkommend und gefällig sey, statt daß ich sonst trotzig und rauh gewesen wäre. Heinrich gestand mir sehr offenherzig, er habe sich durch alle diese Ränke so sehr verblenden lassen, daß er so weit gekommen sey, seine gute Meynung von mir ganz zu verlieren. Diese Elenden haben in Ihm die Begierde, alle ihre Erfindungen zu erfahren, so sehr angefacht, daß Er selbst, da Er dieses Schwalls von Pasquillen und Avisen müde schien, und sie ungelesen wegwarf, dennoch der Begierde nicht habe widerstehen können, sie nachher wieder aufzugreifen und sie sich lesen zu lassen.

Er muß außerordenelich eingenommen geweſen ſeyn, da er nicht gewahr wurde, daß dieſe Schriften oft nicht minder beleidigend für Ihn als für mich waren; wenn Er zum Beyſpiel darin leſen mußte: ich mache Ihn geizig und ungerecht gegen die, welche Ihm getreu gedient hätten, und denen Er nun, was ihnen von Rechtswegen zukäme, unter dem Vorwand von vorgeblicher Abrechnung an alten Schulden verweigere. Man gab Ihm auch noch eine unanſtändige Schlechternheit Schuld, da Er über alle dergleichen Dinge an mich ſchreibe. Ihm konnte ſie ſicher nicht zur Ehre gereichen, man mochte nun ſie bey ihm als einen Schein des Geizes oder als Beweis von Abhängigkeit anführen. Mit ſolcherley Vorgeben machte man den Anfang, und ſo lange es dabey blieb, ſah der König nichts darinn, als Urſachen, mit meiner Verwaltung zufrieden zu ſeyn, und ward über mich nicht unwillig. Das Einzige, was Er that, war, daß Er, um jenen Kritikern den Mund zu ſchließen, ihnen die Berechnungen von den Staatsſchulden vorlegte, die ich abgetragen hatte. Ich ſelbſt, ſo oft es Gelegenheit dazu gab, verwies es dieſen allzufreyen Tadlern ſehr ſtrenge, daß ſie unter dem Vorwand einer vorgeblichen Juſtizverweigerung, in ihrem Verdruß Reden führten, die Se Majeſtät beleidigen könnten. Allein bald ließ man ſo leichte Beſchuldigungen fallen, um dagegen Geiſt und Herz in ihrem Innerſten anzugreifen.

Um einigermaßen ſeine Leichtgläubigkeit bey ſo vielen Verläumdungen zu rechtfertigen, wollte Heinrich mich ſelbſt nach den Schriften darüber urtheilen laſſen, worinn ſie enthalten waren. Sie alle zu leſen, wäre gar zu langweilig geweſen. Er ſchränkte es alſo ſelbſt auf diejenige ein, welche Ihm Juvigny vor zwölf Tagen gezeigt, und die Er hatte bekannt machen laſſen, weil

weil man wirklich alles darinn aufgerafft und zusammengestellt hatte, was in mehreren anderen dergleichen einzeln zerstreut war. Sie wurde dadurch so vollständig als irgend ein Werk dieser Art seyn kann, war eben deswegen freylich auch etwas verwickelt, übrigens aber, was Schreibart und Vortrag betrifft, mit solchem Nachdruck geschrieben, daß der König leicht schliessen konnte, sie rühre von einem Andern als von Juvigny her, dessen Kräfte sie überstieg. Er sagte mir dabey, indem Er sie aus der Tasche zog: ich konnte Ihm vielleicht, wenn ich sie nun durchlesen habe, zu Entdeckung des Verfassers behülflich seyn, dessen Namen Er gerne wissen möchte. Ich nahm sie aus Seinen Händen, und fieng an, sie in Seiner Gegenwart ganz laut von einen Ende bis zum andern herzulesen. Der Leser kann, wenn er will, dieser Vorlesung ebenfalls gewissermaßen beywohnen; denn mein Vortheil erfodert nicht, ihm etwas verborgen zu halten.

Der Verfasser, er sey nun wer er wolle, bemühte sich im Eingang jeden Verdacht von Neid oder Leidenschaft auf seiner Seite zu entfernen, eine Vorsicht, deren in der That nie eine Schrift mehr bedurfte als diese. Die großen Eigenschaften Heinrichs, das Glück Frankreichs unter seinem Scepter, und die vortheilhafte Lage seiner Angelegenheiten waren der Inhalt einer zweyten Einleitung, welche zur Vorempfehlung und noch mehr dazu diente, die Klage über mich, als ob ich mich übermüthig rühmte: dieser glückliche Zustand sey einzig mein Werk, auf eine ungezwungene Art herbeyzuführen. Auch die Bemerkung wurde dadurch auf eine geschickte Art eingeleitet: es sey bey solchen geschickten Ministern und mächtigen Günstlinger nur allzu gewöhnlich, daß sie verderblichen Anschlägen für Herrn und Land Eingang bey sich gestatten.

ten. Eine Menge mit Beredſamkeit ausgekramter Beyſpiele ſchloß dieß Gemälde.

Von da ging der Verfaſſer darauf über, nicht meine Handlungen zu prüfen, was freylich der einzige ſtatthafte Beweis geweſen wäre, ſondern über mein Betragen zu kritteln. Er fand in der Freundlichkeit, die ich mit einemmal gegen alle, die mich angingen, angenommen habe, einen unwiderſprechlichen Beweis von dieſen ſo verderblichen Entwürfen. Auch ſagte man, es ſey unzählbar, wie viele von den Prinzen bis zum Pöbel hinab ich durch dieß ſtudierte Aeußerliche bereits zu gewinnen gewußt habe. Man verſuchte die Aufzählung davon, die freylich nicht anders als ſehr beträchtlich ausfallen konnte, da die bloße äußerliche Höflichkeit, die man in Frankreich gegen jedermann beobachtet, alles war, worauf dieß vorgebliche Verbrechen geſtützt wurde. Der Prinz von Conti und der Herzog von Montpenſier führten den Reihen auf dieſer Liſte. Dann folgte das ganze Haus Lothringen und die andern franzöſiſchen Großen; der Herzog von Epernon, deſſen Ausſöhnung und darauf gefolgte lebhafte Freundſchaft hier unter dem Namen einer durch eine ungemeßne Eiferſucht geſtifteten Union vorgeſtellt wurde; die Herrn von Montbazon, Venadour, Fervaques, Ornano, Saint Geran, Praslin, Grammont, Auberterre, Montigny, Schomberg und andre, die ich durch die Auszeichnung, die ich ihnen wiederfahren laſſe, durch die beſtändigen Dienſte, die ich ihnen erzeige, und durch Ausſpendung der königlichen Schätze, mit denen ich gegen alle andre ſo karg ſey, ſehr feſt an mich gezogen habe.

Da all dieß für die weitausſehenden Entwürfe, die mir der Verfaſſer andichtete, noch nicht hinreichte, ſetzte er noch die Verſtändniſſe hinzu, die ich außer

dem Reich habe. Ein Wort, das der König von England wohl, nur aber als Kompliment gesagt haben konnte: der König sey glücklich einen Mann wie ich zu haben, mißbrauchte er, um darauf ohne Bedenken zu behaupten, daß ich die schuldige Treue gegen meinen Herrn verletzt habe. Nicht nur Se Britannische Majestät, sondern auch die Generalstaaten der vereinigten Provinzen, die Herzoge von Wirtemberg und Zweybrücken, der Landgraf von Hessen, der Fürst von Anhalt, die Markgrafen von Anspach, Baden und Durlach waren bereit, öffentlich und unbedingt auf meine Seite zu treten. Der geringste Dienst, den ich ihnen erzeigt hatte, ward ohne Schonung für sträfliches Verständniß angerechnet. So war mir der ganze protestantische Religionstheil in und außer Frankreich ganz ergeben, sowohl als der durch die regelmäßigen Auszahlungen und meine Freygebigkeit gewonnene Schweizerrath.

Nachdem sich der Verfasser auf diese Art an Dingen, denen sich wenigstens einiger Anstrich von Wahrscheinlichkeit geben ließ, gleichsam versucht hatte, und durch das Gefühl seiner Kräfte dreister worden war, wagte er nun mit schamloser Stirne ganz falsche und erdichtete hinzuwerfen. Wenn man ihm glauben wollte, war ich schon weiter als nur bey bloßen Verständnissen im Ausland. Durch Versendung königlicher Gelder nach England, den Niederlanden, Deutschland, der Schweiz legte ich daselbst für mich selbst unermeßliche Fonds an, um einst dahin meine Flucht nehmen, und bey guter Gelegenheit ansehnliche Werbungen für die reformirte Religion an Schweizern, Reitern und Lanzknechten machen zu können, denen ich nach dem Beyspiel des Admirals Coligny Frankreich preis geben würde. Der Verfasser, der

ohne Zweifel wußte, daß eine große Umſtändlichkeit das gewöhnliche Zeichen der Wahrheit und Aufrichtigkeit iſt, zergliederte dieſe Ereigniſſe, als wenn ſie bereits vor ſeinen Augen vorgegangen wären. Indem ich für die Magazine Sr Majeſtät, Waffen, Eiſen, Kupfer, Bley, Kugeln und andern Kriegsvorrath aufkaufe, ſo lege ich ebenfalls für mich in den feſteſten proteſtantiſchen Städten meine beſondern Magazine an, wo ich einen Theil von dieſem allen unter meinem Namen niederlegen ließ, um mich deſſen eines Tags zu bedienen. Ich glaube, daß alle dieſe Leute ſehr ins Fäuſtchen gelacht haben würden, wenn ſie durch dieſe Liſt den König ſeine Zurüſtungen einzuſtellen vermocht hätten. Man ſchloß dieß herrliche Stückchen mit dem guten Rath, den man dem König ertheilte, ſeine Kaſſen, ſein ganzes Anſehen und alle ſeine Geſchäffte nicht länger in den Händen eines Einzigen zu laſſen, ohne mir wenigſtens Leute zuzugeben, die alle meine Schritte in der Nähe beleuchten könnten.

Während dieſer Vorleſung beobachtete mich Heinrich aufmerkſam. Da er ſah, daß ich den Aufſatz ganz ſo geleſen hatte, wie ich die gleichgültigſte Schrift geleſen haben würde, ohne ein Wort zu ſagen, ohne aus meiner Faſſung zu kommen, ſelbſt ohne die Farbe zu ändern, ſagte Er: „Nun? was denken Sie davon?" — „Sie ſelbſt, Sire, antwortete ich, was ſagen Sie dazu, da Sie das Ding geleſen und wieder geleſen und ſo lange bey ſich behalten haben. Denn ich für mich wundre mich nicht ſo ſehr über alle dieſe Schriften, die im Grund nichts als Lappereyen von Dummköpfen und Schurken ſind, als darüber, daß ein ſo großer, weiſer, tapfrer und guter König, der mich ſo wohl kannte, die Geduld ſie zu leſen und ſo lange zu behalten, haben konnte, ja ſie ſich ſogar

der Länge nach von mir vorlesen zu lassen, und alle die nehmlichen Reden, die darinn enthalten sind, anzuhören, ohne wenigstens durch seinen Zorn die Gewalt zu zeigen, die er sich anthun müßte, sie anzuhören, und ohne die Urheber aufsuchen zu lassen, um sie strenge für ihren Muthwillen zu züchtigen."

Nachdem ich dem König dieß gesagt hatte, überlegte ich, daß ich wohl mit besserem Erfolg daran arbeiten würde, Ihm Seine Ruhe wieder zu geben, und alle Seine vorigen Gesinnungen gegen mich wieder in Ihm zu erwecken, wenn ich Ihm geradezu und umständlich auf jede einzelne Beschuldigung meiner Feinde antwortete. Dazu hatte ich Ihm ohnehin mein Wort gegeben. Ich nahm zu dem Ende jeden Artikel in Juvignys Schrift, die ich noch in der Hand hatte, einzeln vor, und fieng mit der Bemerkung an: daß alle Verläumder, welche keinen geraden, offnen Anfall wagen, um nicht zur Beweisführung angehalten werden zu können, nichts als Verachtung verdienen. Den übermüthigen und unanständigen Reden, die ich über die Regierung geführt haben sollte, setzte ich die Worte entgegen, die ich so oft im Mund führte, und in denen ich den König als ein Muster von einem großen Fürsten und guten König anzugeben pflegte. Die Beyspiele von abersinnigen Ministern und undankbaren Günstlingen, vermögen nichts, um darauf die Untreue eines Mannes zu behaupten, der, wie ich gethan zu haben glaube, auf diesem Posten dieß sein einziges Bestreben seyn ließ, die glücklichen Anlagen zu vervollkommnen, die ihm mit einem sattsam edlen Blut angeboren wurden. Ich foderte männiglich heraus, mir auch nur Einen zu nennen, es sey Freund oder Verwandter, der ohne rechtmäßige Ursache, und hauptsächlich ohne einen besondren Befehl Sr Majestät,

ſtät, ein außerordentliches Gnadengeſchenk von mir erhalten hätte. Gegen die ſo ganz unverdiente Beſchuldigungen von Entwürfen zu Empörungen und bürgerlichen Kriegen berief ich mich auf die Kenntniß Heinrichs von meiner Vaterlandsliebe, meiner Anhänglichkeit an Ihn ſelbſt, von der Sorge für meine Ehre und meinen guten Namen, und von den Hinderniſſen, die ich jederzeit den ſchändlichen Entwürfen der Proteſtanten ſo eifrig in den Weg gewälzt hatte, daß ich ihren ganzen Haß dadurch auf mich lud.

Allein, welchen Nutzen hätte ich denn auch von dieſen eingebildeten Unternehmungen gehabt, den ich nicht jetzt eben ſo gut in der höchſten ehrenvollſten Stelle fände, zu der ein Unterthan ſeine Augen erheben kann? Was hätte ich für einen Zweck dabey haben können? Mir ſelbſt die Krone aufzuſetzen? Man beſchuldigte mich nicht, daß ich ſo ganz unvernünftig ſey. — Sie aus dem Königlichen Haus zu verpflanzen? — Hätte es in meiner Macht geſtanden, ſie zu vergeben, wen anders hätte ich wählen können, als eben den Herrn, dem ich alle meine Arbeit und meine Dienſte geweiht, dem ich dreyßig Jahre lang Blut und Leben geopfert hatte? — Warum, wenn dieß wäre, beſchäfftigte mich auch jetzt noch einzig die Sorge für Seinen Ruhm in jenen edlen Entwürfen, wovon ich, wenn nicht Urheber, doch wenigſtens der einzige Theilhaber und Beförderer war? Indem ich Ihm alle dieſe Bündniſſe mit England und andern Europäiſchen Mächten verſchaffte, hätte ich nicht geradezu gegen mich ſelbſt gehandelt, wenn ich nachtheilige Abſichten auf Seine Krone oder Seine Perſon gehabt hätte. — Auf welchem Wege haben denn die Ehrſüchtigen jeder Zeiten an dem Verderben der Staaten gearbeitet, und Umwälzungen bewirkt?

Nicht wahr, dadurch, daß sie in dem Gemüth ihres Herrn den Hang zu Ueppigkeit, Wollüsten und Verschwendung nährten, ihn alle Gesetze unter die Füße treten, alle Ordnung aus den Augen setzen, und alle Theile der Staatsmaschine verwirren ließen? — Und Ich —? unterhielt den König unaufhörlich und überall von dem Stand seiner Angelegenheiten, zeigte Ihm den Gebrauch und die Bestimmung von allem, ließ Ihn Ordnung und Häuslichkeit so weit treiben, daß ich ihm über die kleinste unnöthige Ausgabe Vorwürfe machte; häufte Ihm Schätze auf; füllte Seine Magazine und Zeughäuser, und zeigte Ihm, wie gefürchtet von ganz Europa Ihn dieß alles machen würde. — Benimmt man sich so, wenn man, wie empörerische Unterthanen zu thun pflegen, unvermerkt alle Grundsäulen der Macht des Herrn untergraben will? — Das Betragen der Minister hat freylich immer auch seine zweydeutige Seiten. Ich darf aber sagen, daß das meinige durch nähere Beleuchtung gewinnen mußte.

Ich konnte leicht sehen, daß der König das ganze Gewicht meiner Gründe fühlte. Ich schloß mit der inständigsten Bitte, zu glauben, daß ich Ihm von allen Gefühlen meines Herzens keines verborgen oder bemäntelt habe, und bekräftigte Ihm mit fürchterlichen Eidschwüren, von denen Er wüßte, daß ich sie noch nie mißbraucht hatte, und mit den Benennungen, die jederzeit der ungeheuchelte Ausdruck meines Eifers und meiner Ergebenheit für Ihn gewesen waren. Ich wollte Seine Kniee umarmen. Er gab es aber nicht zu, damit diejenigen, welche diese Stellung von ferne sehen möchten, nicht glauben könnten: ich habe dazu Zuflucht nehmen müssen, Begnadigung wegen eines wirklichen Verbrechens von Ihm zu erbitten.

eln: Er ſagte mir: zu meiner gänzlichen Rechtfertis
ung bey Ihm fehle nichts mehr. Er bereue lebhaft
Seine Leichtgläubigkeit, und werde ſich des ganzen
Vorfalls nie erinnern, ohne ein um ſo innigeres Ge-
ühl der Verbindlichkeit, mich deſto mehr zu lieben. —
Dieß iſt der Verlauf einer zu unſer beyder Beruhi-
ung ſo nöthigen Unterredung.

Wer es weiß, was Hof heißt, wird leicht urthei-
n können, welche Bewegungen das Herz der Hofleu-
; während einer vierſtündigen Unterredung, beſtürmt
aben, mit welcher Spannung unſre Bewegungen
nd Gebehrden beobachtet worden ſeyn müſſen. Denn,
ob ſie gleich unſre Reden nicht hörten, konnten ſie doch
icht den Gegenſtand davon errathen. Die Art, wie
ich Heinrich früh empfangen, und wieder hatte zu-
ückrufen laſſen, Seine getroffene Vorſicht beym An-
ng unſers Geſprächs, die hervorgezogenen Papiere,
ine Lebhaftigkeit und das Feuer, das in unſerm
Gang und allen unſern Stellungen ſichtbar war, hal-
n es ihnen vollends errathen. Jeder ſah mit klopfen-
m Herzen, in Furcht oder Hoffnung, dem Ausgang
ner ſo wichtigen Aufklärung entgegen.

Heinrich wollte ſie ſelbſt davon benachrichtigen.
Nachdem Er Seine Papiere, feſt entſchloſſen, ſie ins
euer zu werfen, zuſammen genommen hatte, ging Er,
and in Hand mit mir, aus dem Maulbeergang
ervor, und fragte dieſe ganze Verſammlung, wie viel
hr es wäre? Beynahe Ein Uhr nach Mittag, ant-
ortete man, und: es habe ſehr lange gewährt. „Ich
ehe wohl, — ſagte Er, mit einem Ton, der gar
anches Geſicht mit Bläſſe überzog, — „es giebt
hier welche, denen die Zeit wohl länger wurde, als
mir. Um ſie zu tröſten, will ich hiermit Euch al-
len zu wiſſen thun, daß ich Rosny mehr als je liebe,

„und daß es unter uns auf Tod und Leben gilt! —
„Und Sie, Freund, fuhr Er gegen mich fort, gehen
„Sie und speisen Sie zu Mittag, und lieben Sie
„mich und dienen Sie mir ferner wie bisher; denn
„so gereicht es mir zum Wohlgefallen.“

Manche andre würden nach diesem, an meiner Stelle nur auf Rache an allen denen, gesonnen haben (12), welche mir der König als meine Feinde zu erkennen gegeben hatte. Ich danke den Himmel, daß ich mir nicht einmal den Vorwurf zu machen habe, auch nur daran gedacht zu haben. Ihre Namen hielt ich sorgfältig vor meinen Geheimschreibern geheim, und man wird sie auch hier nicht finden. So unterdrückte ich gleichfalls einen Theil dessen, was zwischen dem König und mir gesprochen wurde, und eben nicht zu ihrem Vortheil gereicht. Das Beyspiel vom Gegentheil, das sie mir gaben, wird meine Ueberzeugung nicht wankend machen: solche Rache sey für ein großes Herz zu klein.

Um dem König ganz keine Unruhe mehr über den Vorfall übrig zu lassen, von dem ich bey der umständlichen Darstellung dieser starken Mißhelligkeit ausging, bediente ich mich meines Einflusses auf Grillon so, daß er endlich für seine Stelle dreyßigtausend Thaler von Crequy annahm, welchem der König, in Rücksicht auf Lesdiguieres, Seine Genehmigung gegeben hatte (13). Ich verdiente mir Dank dadurch bey dem Schwiegervater und Tochtermann. Crequy kam persönlich, und machte mir tausend Versicherungen von Erkenntlichkeit und Ergebenheit. Lesdiguieres schrieb mir von Grenoble aus, und steigerte noch die Ausdrücke, deren sich Crequy bedient hatte. Da zu der Verwandtschaft, die ohnehin schon unter uns bestand, noch dieser neue Grund hinzu kam, so denkt

wohl

wohl jedermann, daß wir von nun an die unzertrennlichſten Freunde geweſen ſeyen. Und doch hat nach Heinrichs Tod keiner mich ſo leicht verlaſſen, hat keiner mir ſchlimmer mitgeſpielt, als eben dieſe zween Menſchen! — Dankbarkeit iſt keine Hoftugend! —

Da das Herz Heinrichs einmal angeſtreckt werden konnte, ſo war es nicht unmöglich, dieſelbe Wunde wieder friſch zu machen. Der einzige Troſt meiner Feinde in ihrer Verzweiflung über den Vorfall in Fontainebleau! Sie verſäumten nicht, ihren Angriff zu erneuen, und, kaum wage ichs zu ſagen — es fehlte wenig, ſo verſetzten ſie den König abermals in den Zuſtand, dem ich Ihn erſt entriſſen hatte (14). Allein die Sache kam bey weitem nicht ſo zum Ausbruch wie die erſte, weil d.' Beleuchtung zu bald erfolgte. Es würde nur unnütze Wiederholung ſeyn. Deswegen halte ich mich nicht dabey auf. Wenn meine Neider von Zeit zu Zeit das Vergnügen genoſſen, ſich ſchmeicheln zu können, daß ich unter ihren Streichen erliegen würde, ſo wurde doch bald mit Schaam und Wuth ihre Täuſchung geſtört. Und wenn ich der Mann geweſen wäre, mir auf ſolche Siege etwas zu Gute zu thun, ſo war dieſer letzte eben ſo vollkommen als der erſte. Am andern Morgen, nach dem Tag an dem er erfolgte (es war abermals in Fontainebleau) ſchickte der König ſehr früh nach mir, nahm mich beym Eintritt in ſein Zimmer bey der Hand, zog mich in das Fenſter, welches auf den Garten der Königin geht, um mir etwas heimlich zu ſagen, und ſagte dabey ganz laut in Gegenwart des ganzen verſammelten Hofs: „Sie können nicht „glauben, Freund, wie gut ich auf unſre Erklärung „und Herzenserleichterung dieſe Nacht in einem weg „geſchlafen habe.“ Er fragte mich alsdann: ob ich

nicht innerlich gleiche Beruhigung empfinde. Ich versicherte Ihm dieß, und daß Er stets dieselbe Treue bey mir finden würde.

Mitten unter diesen Unterbrechungen seiner Gunst sah ich doch, daß Heinrichs Herz immer für mich sprach, indem er, man mochte Ihn gegen mich gestimmt haben, wie man wollte, dennoch ununterbrochen die Wohlthaten fortsetzte, mit denen Er mich und die Meinigen zu überschütten gewohnt war. Selbst während der gedachten Stürme empfieng ich Beweise davon, aus Veranlassung meiner ältesten Tochter (15). Ich hatte denen Fervaques für den jungen Laval mein Wort gegeben, den mir der König, wie ich oben schon erwähnt, dem Herzog von Rohan vorzuziehen befohlen hatte, und die Sache war auf dem Punkt, vollzogen zu werden. Eines Tags als ich zu Anfang dieses Jahrs mit Ihm auf der Kapuziner-Terrasse spatzieren ging, brachte Er mich wieder auf diese Angelegenheit, und sagte mir die Gründe, die Ihn bewogen hätten, den Herzog von Rohan dabey zurück zu setzen: weil nehmlich jener durch Seine Schwester der Herzogin von Rohan vorgeschlagen und von meiner Gemahlin, ohne Ihm etwas davon zu sagen, angenommen worden sey, und dann auch, weil Herr und Frau von Fervaques Ihn so sehr für Laval angegangen hätten. Sie haben Ihn endlich bewogen, mir lieber ihn, als den Herzog von Rohan zum Tochtermann zu geben, welcher wirklich auch lange nicht so reich wäre, aber die Ehre hätte, Ihm so nahe verwandt zu seyn, daß er, wenn Er ohne Kinder gestorben wäre, wie Seine Schwester, Sein Erbe in dem Königreich Navarra und den andern Gütern der Häuser Albret, Foix und Armagnac gewesen seyn würde. Er habe daher, aus andern Gründen, die

Er

Er mir ſagen würde, Seinen Entſchluß noch einmal geändert, und wolle nun, daß ich mit denen Ferraques, welche Er bereits dazu geſtimmt habe, auf eine gute Art abbrechen möchte. Ich ſolle die Verſprechungen und verabredeten Artikel zurücknehmen, ſo daß es ſchiene, ich habe eigentlich mit ihnen gebrochen, und ſie nicht ſagen könnten, ſie hätten eine Verbindung mit meinem Hauſe ausgeſchlagen. Er werde ſelbſt den Herzog von Rohan zu mir bringen, um mir ſeine Aufwartung zu machen, nebſt der Herzogin, ſeiner Mutter. Ich ſolle ihn als den empfangen, der in drey Tagen mein Tochtermann ſeyn werde, indem Er ſelbſt bereits alle Anſtalten dazu getroffen habe. Er werde den Contrakt in Seiner Gegenwart ſchließen laſſen, und als Verwandter beyder Theile, ſelbſt mit unterzeichnen.

Ich dankte dem König für den Antheil, den Er an meiner Familie zu nehmen geruhte, und für die mir erzeigte Ehre. Alles wurde auf ſchon gemeldete Art ausgeführet, und der König gab dem Bräutigam zum Hochzeitſchmuck und Feſt zehntauſend Thaler, und eben ſo viel meiner Tochter. Im vorigen Jahr hatte ich die Tochter meiner Gemahlin, aus ihrer erſten Ehe, Fräulein von Marais, mit la Boulaye, dem Sohn deſſen, den Heinrich ſo ſehr geliebt hatte, vermählt. Sie durfte eigentlich von dem König kein andres Geſchenk erwarten, als das, welches Er gewöhnlich allen Hoffräuleins der Königin unter dem Namen: Brautrock, machte, und das auf zweytauſend Thaler feſtgeſetzt war. Heinrich erhöhte es bey meiner Stieftochter auf fünftauſend, und damit andre ſich nicht auf dieſe Summe als obſervanzmäßig berufen könnten, ſchrieb Er mir von St. Germain en Laye, daß man es in die geheime Rechnung bringen müſſe.

Gewöhn-

Gewöhnlich, wenn der König mir die Rechnungen über das Feſtungs- und übriges Bauweſen abgenommen hatte, ſagte Er zu mir, in Beyſeyn der in dieſen Fächern angeſtellten Beamten, die man dazu berief, um ihnen zu eröffnen, was im folgenden Jahr vorgenommen werden ſollte: „Damit wäre denn „nun für das Bauweſen an meinen Feſtungen und „andern Gebäuden geſorgt; und was machen denn „nun Sie an Ihren Häuſern?“ Wenn ich nun gewöhnlich darauf zur Antwort gab, daß ich nichts daran machen ließe, weil ich kein Geld dazu hätte, ſo ſagte Er: „nur her mit Ihren Planen; wollen ſehen, „was Sie daran machen lieſſen, wenn Sie Geld hät„ten.“ — Er ſah ſie durch, ſagte mir was Er daran zu verändern oder zuzuſetzen fände, und ſchenkte mir dann ſo ein zwanzigtauſend Livres zur Ausführung.

Nicht als ob ich nicht auch öfters eine abſchlägige Antwort von Ihm bekommen hätte! Ich bin nicht ſo eitel, dieß verheimlichen zu wollen. So verweigerte Er mir die Stelle des Baron von Lux, um die ich Ihn für meinen Bruder oder für la Curee bat. Er ſagte mir: Er beſtimme Bethune eine Stelle in Bretagne, die ſich beſſer für ihn ſchicke; und was Curee betreffe, ſo könne Seiner Meynung nach dieſe Stelle nicht mit der Lieutenantſtelle bey ſeiner Compagnie Chevcaux legers und mit der Statthalterſchaft von Chinon beſtehen, die er ſchon habe. Die Wahrheit war: Er wollte ſie lieber Ragny zuwenden, der Ihm mehr Dienſte in der Provinz leiſten konnte. Ich bat Ihn noch um zwo andre Gnaden, in Einem Brief; eine für meinen Neffen von Melun, die andre für eben den la Boulaye. Für den letztern ſchlug Er mir es ab, weil ers noch nicht mit ſeinen Dienſten verdient habe; die erſtere gewährte Er mir, nehmlich die

ſo

ſo eben eröffnete Abtei Moreilles in Poitou. Eine andre abſchlägige Antwort erhielt ich aus Gelegenheit des Herzogs von Rohan, meines Tochtermanns, wenn anders dieß dieſen Namen verdient. Die Sache verhielt ſich ſo:

Der Herzog von Rohan war Befehlshaber in St. Jean d'Angely, wo (Franz d'Allonè) des Ageaux Stellvertreter des Königs (lieutenant-du-roi) war. Dieſe Statthalterſchaft konnte nicht, wie ſie gewöhnlicher Weiſe ſollte, von dem Statthalter der Provinz, ſondern nur immittelbar vom König vergeben werden, der durch verſchiedene Umſtände veranlaßt, für gut fand, jenem dieß Recht zu nehmen, damit der Stellvertreter des Königs in dieſer Stadt, die man bisher in ſchwierigen Zeiten eine wichtige Rolle ſpielen ſah, gewiſſermaßen von dem Gouverneur unabhängig und ſogar im Stand wäre, deſſen Gewalt daſelbſt zu entkräften, wenn er ſie nicht zum Wohlgefallen des Königs und zum Beſten des Staats anwendete. Hierdurch hatte der Lieutenant des Königs die Befehlshaberſchaft in der That ganz, und dem Statthalter blieb nichts als Titel und Schein. Der Herzog von Rohan hatte große Begierde, ſich dieſes Recht wieder herſtellen zu laſſen, und bat mich das meinige dazu beyzutragen. Die Zeitumſtände waren dazu günſtig. Man ſchrieb ihm, Ageaux läge ohne Hoffnung krank. So ſehr ich wünſchte, meinem Tochtermann einen Dienſt zu erzeigen, wagte ich es doch nicht, dem König geradezu es vorzutragen. Die Sache hieng zu ſehr mit der Abhängigkeit zuſammen, in welche ich alle proteſtantiſche Städte (16) gegen mich zu ſetzen geſuchet haben ſollte. Mehr hätte es nicht bedurft, um den Argwohn wieder aufzuwecken. Ich wollte die Sache erſt nur von weitem ausſpüren. Dieß führte ich ziemlich gut aus, indem ich von der Krankheit des

Ageaux

des-Ageaux Gelegenheit nahm, zu entdecken, was der König mit dieser Stelle vorhätte. Diesen Versuch machte ich schriftlich. Ich hütete mich aber wohl, weiter heraus zu rücken, nachdem ich Seine Antwort gelesen hatte. Er schrieb mir nehmlich: Er sey nicht gesonnen, dem Recht zu entsagen, den königlichen Stellvertreter zu St. Jean zu ernennen, weil weder Herr von Rohan noch ein Tochtermann von mir immer Befehlshaber in diesem Platz seyn würde. Ich sagte Ihm von dem Maire in dieser Stadt, Namens Pousou, den Er, auf mein Zeugniß, ferner in diesem Amte ließ. Uebrigens starb des-Ageaux dießmal nicht an seiner Krankheit.

Ehe ich diesen Abschnitt von Heurathen und Verwandtschaften schließe, will ich noch erzählen, was bey Hof in Ansehung meiner Nichte, des Fräuleins von Melun vorging, von deren Verheurathung zu der Zeit gleichfalls die Rede war. Da sie eine sehr reiche und ansehnliche Partie war, indem meine Tante, die Marquisin von Roubais, sie zu ihrer einzigen Erbin eingesetzt hatte, warfen die d'Estrees alle die Augen auf sie, um sie Coeuvres (17) zur Gemahlin zu geben. Sie zählten auf die Mitwirkung des Königs, oder hielten sich vielmehr derselben schon versichert. Coeuvres war Ihm sehr angenehm, und ging Ihn, durch Verwandtschaft mit Seinen Kindern von der verstorbenen Herzogin von Beaufort, sehr nahe an. Sie ließen Ihm die Sache durch Herrn von Vendome selbst vortragen, dem Er versprach, mit mir vor Seiner Abreise nach Chantilly davon zu reden. Es fiel Ihm aber erst Mittags zu Louvre-en-Parisis wieder ein, von wo Er mir so schrieb, daß ich sehen mußte, Er wünsche leidenschaftlich, die Sache durchzusetzen.

Ich ſchrieb an die Verwandte des Mädchens, lauter Flamänder. Allein da ihre Antwort nicht ſo ausfiel, wie man ſeinem Herrn ſchreiben kann oder darf, ſo antwortete ich Ihm gar nicht, und als Er mich um die Urſache fragte, ſagte ich Ihm bloß, die Verwandte des Fräuleins von Melun haben dieſe Verbindung nicht gut gefunden. Der König gerieth auf die Gedanken, als ob ich ſie ſo reden laſſe, und ihnen vielleicht noch gar nicht geſchrieben hätte. Ich war daher genöthigt, Ihm die Briefe der Marquiſin von Roubais, des Fürſten und der Fürſtin von Ligne, der Fürſtin von Epinoy, der Gräfin von Barlaymont, der Grafen von Fontenay und Buquoy zu zeigen, welche alle mir davon geſchrieben hatten. Heinrich ſah, was ich Ihm nicht hatte ſagen wollen: wie ſehr ſie das Haus Etrees, unerachtet der Ehre, die Er ihm erzeigt hatte, unter ſich hielten (18). „Ich ſehe wohl, — ſagte Er, halb zornig, — daß ich den Gedanken „aufgeben muß, da ich es mit allen dieſen hochgaben„den Narren von Flamändern zu thun habe, die „Sie mir da hergenannt haben.“ Wirklich ging auch die Sache nicht durch, da ſich der König nicht weiter damit befaſſen wollte.

Ein und zwanzigstes Buch.

1605.

Alle dieſe Unannehmlichkeiten, die ich zu bekämpfen hatte, koſteten mich einen Theil der Zeit, die ich der Finanzverwaltung ganz zu widmen gewohnt war, erkälteten aber darum nicht den Eifer in mir, alle dahin gehörige Geſchäffte zu verrichten. Ich arbeitete in dieſem Jahr daran, die Veräußerungen und anmaßliche Beſitznehmungen der Krongüter in Ordnung zu bringen, und alle auf Salz- und Vermögenſteuer, Zehnden, Trankſteuer und andre Theile angewieſene Renten, ſo wie auch alle andre ſo wohl auf den König, als auf Städte, Ländereyen und Gemeinheiten aufgenommene Schulden ins Reine zu bringen. Ich berechnete, daß dieſe Veräußerungen, Renten und Schulden dem Reich ſeit ihrer Entſtehung bis auf das laufende Jahr bereits über hundert und funfzig Millionen koſteten (1). Noch auffallender war es, daß alle dieſe Gelder, womit ſich der Staat, ohne daß er einen ſichtbaren Nutzen davon gehabt hätte, belaſtet ſah, wirklich gröſtentheils von denen, die man anfangs ſie beſtätigen zu laſſen brauchte, an ſich geriſſen, oder an andre vertheilt, verkauft und veräußert worden waren. Der König konnte es nicht glauben. Ich machte Ihm aber die Sache vermittelſt zweyer Urkunden, die ich erſt aufgetrieben hatte, ganz deutlich. Eine davon iſt ein Staat der Perſonen, welche während der Pachtung Champigny's und Noels de Here beym Salz mit angeſtanden hatten. Es waren ihrer zwanzig, von Paris, vom Hof, ſelbſt vom Staatsrath, und die Theile ſtiegen von funfzigtauſend Livres bis auf

hunderts

hundertfunfzigtausend Thaler. Das Ganze belief sich auf neun Millionen siebenmalhundert und acht und dreyßigtausend Livres. Das andre Beweisstück, datirt vom 27 Okt. 1535 ist eine Association des Oberaufsehers von O mit den Salzpachtern, auf ein Fünftel. Er verbürgt sich darinn bis auf den Betrag dieses Fünftels für Anton Faschon, Notar, der ihm seinen Namen lieh, gegen die genannten zween Pächter.

Ein ähnliches Verfahren macht, daß dem König ebenfalls von der Trankſteuer, und den außergewöhnlichen (unſtändigen) Gefällen beynahe nichts eingekommen war. Gondy im Verſtändniß und Theilnehmer mit d'Incarville und den andern Mitgliedern des Staatsraths hatte ſich darauf an Zahlungsſtatt für vorgebliche Schulden, die er an den König zu fodern hätte, anweiſen laſſen. So viel Schwierigkeiten auch mit der Entdeckung dieſer erſten Unterſchleife und Nachſichtigkeiten verbunden waren, ſpürte ich doch ſo ſorgfältig nach, daß ich bereits für drey Millionen aufgefunden hatte, welche jetzt mehr in den königlichen Schatz kamen. Da meine Abſicht, indem ich ſo von Zeit zu Zeit den unrechtmäßigen Beſitzern Güter wieder abnahm, die ihnen nicht gehörten, keine andre war, als das Volk zu erleichtern, ſo verordnete ich nach Maßgabe dieſer Entdeckungen jedesmal im Namen Sr Majeſtät beträchtlichen Nachlaß an der Vermögenſteuer, welches nach ihrer Vertheilung und Erhebung eine Hauptquelle von Mißbräuchen und Bedrückungen jeder Art war. Es iſt ſehr zu wünſchen, aber ſchwerlich zu hoffen, daß man einſt die ganze Grundanlage dieſes Theils der königlichen Einkünfte umändern möchte (2).

Die Salzsteuer setze ich in Eine Reihe mit der Vermögensteuer. Nie habe ich etwas so widersinnig tyrannisch gefunden, als einen Privatmann mehr Salz, als er will und brauchen kann, kaufen zu lassen, und ihm dann noch zu verbieten, was er zu viel hat, wieder zu verkaufen. So erklärte ich mich eifrig gegen den König darüber, als wir mit einander davon sprachen. Er verlangte einen ausführlichen Aufsatz über diesen ganzen Gegenstand: was das Salz auf den Salzwerken im Ankauf koste; von den Kosten, die man vom Ankauf bis zur Losschlagung darauf zu wenden habe; von der Vertheilung auf die Salzspeicher, und von andern Fragen, die sich hierüber aufwerfen lassen. Er sagte mir nicht, wozu Er diesen Aufsatz haben wolle. Ich eilte ihn auszufertigen, so gut ich konnte, und so genau es sich thun ließ, weil man, aus Gründen, die ich darinn anführte, den wahren Werth nicht ganz bestimmt angeben kann. Es erfolgte aber nichts darauf, und alles blieb hierin beym Alten. So schwer hält es, die Fehler, welche die vorgeblich unfehlbaren Alten aus Uebereilung, Unwissenheit und Mangel an Einsicht bey den ersten Einrichtungen begangen haben, selbst dann wieder zu verbessern, wenn andre, vernünftigere Auflagen, wie der Zehende und der Einfuhrzoll so deutlich die Mittel zu zeigen und die Bahn zu ebnen scheinen (3).

Die auf die Provinzen, Rathhäuser und Gemeinheiten aufgenommenen Schulden waren eben so nachtheilig für den König als seine eignen. Ich lag Ihm daher unaufhörlich an, zu erlauben, daß man über sie eben dieselbe Untersuchung und Operation vornehmen könnte, wie bey den andern, um wenigstens ihre Menge zu verringern. Ich erhielt es endlich, und Er stellte die Wahl der Mittel dazu in mein Gutfinden. Ich

fing

fing damit an, daß ich dazu Bevollmächtigte ernannte, die ich aus den Personen wählte, die mir als die arbeitsamsten und getreusten in den hohen Gerichtshöfen, dem Kollegium der Requetenmeister, der Kassiere und andrer Beamten bekannt waren. Allein da diese Arbeit nicht so geschwind vor sich gehen konnte, so verschiebe ich die genauere Angaben davon bis dahin, wo ich von den Wirkungen reden werde, die sie hervorbrachte.

Ich kann mich nicht enthalten, die, übrigens sehr gemeine, Bemerkung zu machen, daß Ordnung und Häuslichkeit unerschöpfliche Quellen sind; wenn ich bedenke, daß unerachtet der gewöhnlichen Staatsausgaben, und derer, welche der König außerordentlich machte, unerachtet drey bis vier Millionen, die jährlich ins Ausland gingen, unerachtet des erschöpften und zerrütteten Zustandes, worinn der König bey Seiner Thronbesteigung das Reich, seine Finanzen und seine Schatzkammern gefunden hatte; daß, sage ich, unerachtet aller beynahe unübersteiglichen Hindernisse und Schwierigkeiten die Regierung dennoch bereits ein Ansehen von Wohlhabenheit gewonnen hatte, welche den ersten Mangel selbst beynahe bis auf die Rückerinnerung vertilgte. Hätte man sich zehn Jahre zuvor vorstellen können, daß der König im Jahr 1605 so reich seyn würde, als er es jetzt war, wenn man ernstlich erwogen hätte, daß die Summen, die man Ihm abfoderte, als Er im ruhigen Besitz der Krone anerkannt werden sollte, und die, mit denen Er Seine Kammer verschuldet fand, nebst allen Zinsen und Rückständen von diesen Summen, sich auf nicht weniger als dreyhundert und dreyßig Millionen beliefen? Wer, sage ich, hätte sich wohl vorstellen können, daß alles, was von dieser fürchterlichen Summe bezahlt werden konnte, nebst allen reinen und einfachen Schulden,

den, auch wirklich bezahlt seyn würde, und daß bereits die nöthigen Vorkehrungen für alle übrigen getroffen seyn könnte, ohne daß der königliche Schatz erschöpft oder noch belastet war? — Und doch ist dieß alles wirklich so geschehn, und eine allgemeine Angabe der besondern Summen, welche diese Hauptsumme ausmachten, ist vielleicht das interessanteste Stück, was ich meinen Lesern in diesen Denkwürdigkeiten vorlegen kann.

Der Königin Elisabeth von England war man bey ihrem Hintritt schuldig an baarem Geld für Heinrich zu seinen Bedürfnissen, an Vorschuß für die teutschen und ihre eignen nach Bretagne geschickten Völker, und an andern Summen, zu denen die Unterhaltung aller der Englischen Hülfsleistungen an Mannschaft, Schiffen, Provisionen für den König zur Belagerung von Dieppe, Rouen und während der ganzen Zeit der Ligue, in Geld angeschlagen worden war . . . 7,370,800 Livres

Den Schweizerkantons so wohl für ihre Dienste als an Gehalt, mit Inbegriff der Zinsen 35,823,477 Liv. 6 S.

Den Generalstaaten an Darlehn, Sold, Unterhaltung der Schiffe, an Pulver, Lebensmitteln, Kriegsvorrath ꝛc., ebenfalls während der Ligue 9,275,400 Liv.

Verschiedenen französischen Herrn, Obristen und Offizieren für Dienste, Sold, Pensionen, Gehalt ꝛc. während der bürgerlichen Kriege 6,547,000 Liv.

Den Theilhabern jeder Art von Pachtungen, den Prinzen, Städten, Gemeinheiten und andern Privatpersonen, mit Inbegriff der Gagen, der Zwischengehalte, und Pensionen der königlichen Hausofficianten,

ten, Juſtiz- Polizey- und Finanzbedienten nach eingereichten Verzeichniſſen . 28,450,360 Liv.

Verſchiednen Privatperſonen beſage ihrer Zeddel, Anweiſungen, Kammerquittungen, Aſſignationen, offnen Empfangſcheine ꝛc. beynahe alle aus der Regierung Heinrichs III . . 12,236,000 Liv.

Verpfändungen der Krongüter, Beſtimmung von Renten aus einem übermäßigen Capital, wie ſie durch die Gläubiger ſelbſt moderirt, oder durch Se Majeſtät heruntergeſetzt war . . 150,000,000 Liv.

Verträge zu Aufhebung der Ligue, die ich oben einzeln berechnet habe . . 33,150,981 Liv. (4)

282,854,018 Liv.

Es iſt wahr, wie ich auch ſchon angemerkt habe, daß ſich nach näherer Unterſuchung dieſer Theile mehrere darunter fanden, die als unrechtmäßige Foderungen ganz niedergeſchlagen wurden, andre, über die man ſich mit dem Gläubigern verglich, andre, deren man ſich durch verſchiedne Auskunftsmittel zu entledigen wußte, wie z. B. derer, die auf Steuern und Krongütern hafteten. Man wird aber leicht begreifen, daß noch viele, mit denen es ſeine Richtigkeit hatte, zu bezahlen übrig blieben. Ich bemerke hier voraus, um zu zeigen, wie unwirkſam gute Beyſpiele ſind, daß nach Heinrichs Tod die neuen Direktoren ihre Verwaltung damit anfiengen, daß ſie einen Theil dieſer guten Einrichtung aufhoben und die aufgeſtellten Verordnungen einzogen. Dieſe Operation, welche unter dem Schein von Gelindigkeit und falſchem Mitleid ein wahrer Beweis von Mangel an Ordnung iſt, läßt mich ſehr fürchten, die Staatsſchulden möchten unter der neuen Einrichtung ſtatt abzunehmen, nur noch mehr anwachſen. Doch, wir wollen den Tod

dieſes Herrn nicht zu früh nennen, und uns begnügen, als ewiges Denkmal ſeines Ruhms den Zuſtand zu zeichnen, worein die Weisheit ſeiner Regierung Frankreich ſchon in dieſem Jahr geſetzt hatte. Die Zahlungen außer und in dem Reich geſchahen auf den Punkt, ohne den mindeſten Aufſchub, weder bey ihnen noch in den laufenden Ausgaben, und ohne daß der König deswegen unterlaſſen hätte, noch andre ſehr beträchtliche Ausgaben zu machen, um die königlichen Häuſer auszubeſſern, zu meubliren und zu verſchönern; die feſten Plätze zu repariren und neue aufzubauen; öffentliche Gebäude aufzuführen (5), Kirchen, Spitäler und Klöſter wieder aufbauen zu laſſen, Pflaſter, Dämme, Brücken und Straßen zu unterhalten, eine ſehr große Menge von Galeeren an dem mittelländiſchen Meer zimmern zu laſſen, die Magazine und Zeughäuſer zu füllen, die Kronkleinodien wieder aufzukaufen oder einzulöſen, und ſie mit neuen zu vermehren. Bey dieſem allem blieb am Ende des Jahrs noch ein beträchtlicher Ueberſchuß für den Schatz in der Baſtille (6).

Was ich noch höher anſchlage, als alle dieſe Schätze, iſt, daß Heinrich ſie erwarb, nicht nur ohne das Volk noch elender zu machen, ſondern ſelbſt mit beträchtlicher Erleichterung der demſelben ſchon aufgeladenen Bürden, wie man dieß in dieſen Memoiren geſehen hat. Er bedauerte ſtets, daß die jetzige Lage der Dinge ihm nicht erlaubte, ſeine Zärtlichkeit gegen ſeine Unterthanen noch weiter auszudehnen. Wenn auch die Feinde Seiner Regierung dieß nicht zugaben, wenn ſie ſogar das Gegentheil ausſprengten, ſo iſt es doch nicht minder wahr, daß Ueberfluß durch das ganze Reich ſichtbar zu werden anfieng, und daß der Landmann, erlöſt von dem Joch ſeiner Tyrannen, der

Finanz-

Finanzleute, des Adels und der Söldner, in Ruhe und Sicherheit säete und ärndete (7); der Handwerksmann sich mit seiner Profession bereicherte; der kleinste Handelsmann sich des Gewinns von seinen Gewerbe erfreute, und der Edelmann selbst seine Einkünfte besser nutzen konnte.

Der Friede wurde durch einige Beyspiele von Strenge, welche der König gab, nicht nur nicht gestört, sondern vielmehr befestigt und schätzbarer. Die Einschränkung der Zügellosigkeit bey der Soldaten war Gewinn für das Volk und die Kriegszucht zugleich, ohne Nachtheil für die Person des Soldaten und Officiers, welche ihren Sold richtig erhielten, überdieß nach Verhältniß ihrer Dienste belohnt, und nach ihren Fähigkeiten oder ihrer Tapferkeit geschätzt wurden. Die Schaumünzen, die ich wie gewöhnlich dießmal dem König zum neuen Jahr überreichte, zeigten eine Lilie, von welcher sich auf zwo Seiten gegen zween Polarsterne hin ein Blumenstengel ausstreckte, mit der Umschrift: Hi fines (dieß die Gränzen!).

Durch solche Handlungen kann ein König auf den Ruhm Anspruch machen, dieß Sinnbild erfüllt zu haben.

Ich will nicht wiederholen, was ich in Ansehung der Briefe Heinrichs gesagt habe. Ich finde deren von diesem Jahr eine so große Menge, über alle Arten von Gegenständen, Finanzen, Handlung, Politik, daß ich sie hier nicht beybringen will. Ich merke verschiedene Geschenke daraus an. Dreyßigtausend livres der Königin, zum Neujahrsgeschenk; Neuntausend der Gräfin von Moret (8); funfzehnhundert den Kammerfrauen der Königin, und eben so viel zur Vertheilung unter die Ammen seiner Kinder bey ver-

ſchiedenen Gelegenheiten durch Frau von Montglat; viertauſend den Kindern des Commandeur de Chaſtes; zwölfhundert an Pralin, eben ſo viel an Merens; dreytauſend dem Grafen von St. Aignan, zum Erſatz der Koſten, die er für die Compagnie ſeines Stiefvaters Montigny aufgewendet hatte; zweytauſend vierhundert an verſchiedene Penſionairs in Bourgogne durch die Hand Hectors le Breton, ſeines Bevollmächtigten in dieſer Provinz; viertauſend als Penſion für Lognac (9), reformirten Capitain, zur Belohnung ſeiner Dienſte; vierzigtauſend, welche Er an Villars als Erſatz ſchuldig zu ſeyn glaubte, indem Er ſagte, dieſe Summe habe dieſer Familie über ſechstauſend Livres an Zinſen geſchadet, ſeit man ihr ſie ſchuldig geblieben ſey; fünfhundert dem Herzog von Ventadour, der ſie in kleinen Auslagen vorgeſchoſſen hatte; zum Beweis, ſagte der König, daß man nichts dabey verliere, wenn man Ihm diene. Der Sieur de Caniſy empfieng eine gleiche Wiedererſtattung; und ſiebenzehntauſend hundert acht und dreyßig Livres ſein Apotheker, la Livre. Der König war Schuldner dieſes Mannes ſeit 1592, und hatte zum Theil den Verfall ſeiner Umſtände verurſacht, indem ihn ſeine Gläubiger hatten gefangen nehmen und ſetzen laſſen. Er entſchädigte ihn dafür. — Neuntauſend fünfhundert ein und vierzig Livres für Johan Sellier, Kaufmann in Troyes, der für Se Majeſtät die Errichtung eines gewiſſen öffentlichen Gebäudes übernommen hatte.

Ich ſage nichts von hundertfunfzigtauſend Livres, welche der Herr Graf von Soiſſons erhielt; von dem Edikt über die Kanzleytaxe, und einem andern, welches eine ganz geringe Abgabe, zu Gunſten des Herzogs von Mayenne, auf das Salz legte, noch von einer Menge andrer Gnadengeſchenke und rechtmäſ-

ger Abzahlungen. Zamet erhielt vom König die beyden Einnehmerſtellen von Rouen, jede für zweytauſend Thaler. Heinrich ließ Seinen Forſt de l' Aigle gerichtlich zwiſchen ſich und dem Connetable abtheilen, kaufte aber, um Streitigkeiten zu verhüten, den andern Antheil, und machte ſelbſt eine Holzordnung. Er verwies an Sein Conſeil das Anerbieten von zwölfmalhunderttauſend Livres für ein Arret die Quarts Deniers (Viertelopfennige) betreffend. Er ſchickte Nargonne mit ſeiner Compagnie, den Thurm von Bouc zu beſetzen, der ihm ſehr wichtig ſchien. Es fanden ſich aber Schwierigkeiten von Seiten des Herzogs von Mercoeur, dem er gehörte, welche Se Majeſtät bewogen, mit ihm darüber einen Tauſch- oder Kaufkontrakt zu ſchließen.

Ein großer Theil Seiner Briefe betraf auch Seine Gebäude, beſonders die für die neuen Seidenmanufakturen, welche er ſtets mit gleichem Eifer betreiben ließ. Für die Seidenbrut, die man Ihm aus Spanien geſchickt hatte, beſtimmte Er Seine Orangerie in den Thuillerien, wo Er die Zurichtung dazu ſehr beſchleunigte (10). Ich ließ auf Seinen Befehl die Grundſteine zu neuen Gebäuden, für Seine Tapetenfabrik auf dem Pferdemarkt, legen. Man konnte dieſen Gebäuden nicht die ganz erfoderliche Weite geben, ohne ein wenig in den Garten Montmagnys hinein zu rücken, der ſich dagegen ſetzte. Heinrich wollte, daß ihm alles bezahlt werden ſollte, was er dafür fodern würde, bemerkte jedoch dabey: daß, wenn von dem allgemeinen Beſten die Rede iſt, ein Privatmann ſich bey dem Ausſpruch der dazu ernannten Sachverſtändigen beruhigen müſſe. Er ließ aus dem Ausland die Comans und la Planche kommen, um ihnen die Sorge und Aufſicht über dieſe Manufaktu-

ren anzuvertrauen. Sie fiengen aber bald an, ſich zu beklagen; es ſey nun, daß der Gewinn ihren Erwartungen nicht entſprach, oder daß ſie es zu ſchwer fanden, ihren beträchtlichen Verlag wieder herauszuziehen. Der König, dem ſie deswegen läſtig waren, ſchickte ſie mir auf den Hals, und befahl mir, es ſo einzurichten, daß ſie ſich nicht darüber zu Grund richten, aber auch dabey nicht zu ſehr bereichern möchten.

Seine Aufmerkſamkeit, in gutem Vernehmen mit allen Mächten zu bleiben, die einſt an Seinen großen Entwürfen Theil nehmen möchten, leuchtet auch aus Seinen Briefen, ſo wie aus Seinem ganzen Betragen, hervor, ſo wohl in der Pünktlichkeit, alle Pflichten der Höflichkeit oder des bloßen Ceremoniels zu erfüllen, als in der Art ihre Geſandten und Bothſchafter zu behandeln, ſie durch gut angebrachten Aufwand und Geſchenke zu gewinnen, und, was ein noch wichtigerer Dienſt iſt, ſie unter einander zu verſöhnen, indem Er ihre Streitigkeiten beylegte, und zugleich in Rückſicht auf ſie das Amt eines Schiedsrichters von Europa ausübte. Er ſchickte mir einen Brief voll von Complimenten an die Herzogin von Zweybrücken, mit dem Befehl, ihn durch einen meiner Edelleute nebſt einem Geſchenk von wenigſtens zwölf bis funfzehnhundert Thalern zu überſenden. Dieſe Fürſtin bezeugte ſich darüber in ihrem Dankſagungsſchreiben ſehr gerühret. Da Ihn der Herzog von Bar über ſein Vorhaben zur Vermählung mit der Prinzeßin von Mantua zu Rath gezogen hatte, die noch lange geheim gehalten wurde; ſo übernahm Er es, dem Herzog von Mantua den Antrag deswegen zu machen, und fertigte ſogleich einen außerordentlichen Eilboten an ihn ab, wiewohl Er in dieſem Stück die Sparſamkeit ſonſt ſo weit trieb, daß Er Seinem Geſandten

ſandten zu Rom eine Art von Vorwurf darüber machte, weil er Ihm zu oft Eilboten ſchicke, was er nicht mehr thun ſolle. Als der Geſandte der Republik Venedig im November Abſchied von Ihm nahm, empfieng er durch mich ein anſehnliches Geſchenk, und ich machte ſogar ſeinen Sekretär eines. Der Envoyé des Herzogs von Holſtein, Gunterot, kehrte nicht weniger vergnügt zurück. Ich zeigte ihm das Zeughaus und alle Magazine des Königs, und damit er das Andenken daran beſſer erhalten möchte, machte ich ihm, nach dem Willen des Königs, ein Geſchenk mit ein paar Seiner ſchönſten Waffenrüſtungen für den Fürſten, ſeinen Herrn.

Der Tod Clemens VIII (11) erfolgte in der Nacht vom dritten auf den vierten März, und wurde ſogleich nach Frankreich durch einen Eilboten berichtet, den mein Bruder an den König ſchickte, welcher ſich damals zu Chantilly aufhielt. Auch durch Briefe, welche zu gleicher Zeit die franzöſiſchen Kardinäle ſchrieben, die der König im vorigen Jahr nach Rom geſchickt hatte, und denen am Ende deſſelben Jahrs noch der Kardinal du Perron dahin gefolgt war.

Die Verbindung, in der ich jederzeit mit dieſem Kardinal geſtanden hatte, veranlaßte einen ununterbrochenen Briefwechſel unter uns, ſeit er jenſeits des Gebürgs war. Er benachrichtigte mich von ſeiner Ankunft durch einen Brief vom 28. Dec. 1604, und ſchrieb mir einen andern vom folgenden 6. Februar. Seinen Verſicherungen zu Folge hatte ich die Freundſchaft des ganzen Römiſchen Conſiſtoriums gewonnen, welches nicht müde würde, mein Benehmen gegen die Geiſtlichkeit und in allem, was die Kirche betrüfe, zu rühmen. Beſonders hatte ich an dem Kardinal

Buſale,

Bufalo, ſeit unſrer mit einander gehabten Verhandlung, einen eifrigen Lobredner zu Rom. Ich hatte ihm ſeit ſeiner Abreiſe von Paris einen ziemlich langen Brief geſchrieben, den er jedermann vorzeigte, um ſich aus ſeinen Geſinnungen gegen mich öffentlich eine Ehre zu machen. Ich will nicht alle ſchmeichelhaften Dinge hier anführen, wovon der Brief des Kardinals du Perron voll iſt. Ich hatte bey dem ſo eben angeführten nichts zur Abſicht, als zu zeigen, daß ich mich, Gott ſey Dank, nie von demſbittern und ungeſtümmen Eifer hinreißen ließ, den ſonſt wohl Religionsverſchiedenheit einflößt. Die Aenderung meiner Religion war ein Gegenſtand, von dem die Kardinäle unaufhörlich mit Perron ſprachen, indem ſie alle mit gleichem Eifer dieſelbe wünſchten. Der Kardinal Aldobrandini ſagte öfters zu ihm: er könne nie Meſſe halten, ohne ſich meiner bey dem Memento zu erinnern. Der Pabſt ſagte ihn ungefehr daſſelbe, als er durch Bethune bey ihm zur Audienz eingeführt wurde. Er unterhielt ihn lange von mir, und beſonders von den Mitteln, meine Bekehrung zu bewirken, wie er es nach der Römiſchen Sprache nannte. Es iſt ſonderbar genug, daß einem Miniſter die Gerechtigkeit, welche ſeiner Uneigennützigkeit und der Geradheit ſeiner Abſichten von ſeinen eigenen Landsleuten verſagt wurde, von Ausländern widerfahren mußte, die eine ſo wichtige Urſache hatten, ihn zu haſſen. Indem mir Perron dieß ſo von den Kardinälen erzählte, bezeugte auch er mir das Verlangen, das er für ſich ſelbſt trüge, daß ich noch dieſen letzten übrigen Schritt thun möchte, um meine Verbindung mit denen vollkommen zu machen, die mir ſchon jetzt ſo ſehr wohl wollten; „indem Sie, ſetzte er hinzu, nicht mehr Freunde in „Genf haben können, als Sie zu Rom haben.“

Nicht

Nicht minder gerühret war ich über das Zeugniß, das er meinem Bruder gab: er habe das Herz der Ultramontaner so sehr zu gewinnen gewußt, daß kein Franzose seit hundert Jahren sich in ganz Italien in solche Achtung gesetzt habe (12). Seine Ausdrücke waren voll von Lobeserhebungen und Dankbarkeit, als er auf die Höflichkeit Bethune's zu reden kam, daß dieser ihm bey seiner Annäherung gegen Rom neun Meilen weit mit dem ehrenvollsten Gefolge von Französischem und Römischem Adel entgegen gezogen sey.

Der König hatte Seinen Kardinälen vorzüglich aufgegeben, bey der bevorstehenden Pabstwahl den Vortheil der Nation nicht aus den Augen zu verlieren (13). Diese Aufgabe wurde wiederholt, als man aus den Briefen, die ein zweyter Eilbote, der am 28. März in Paris ankam, von Rom vernahm, daß allem Anschein nach das bevorstehende Conclave wegen der großen Anzahl von Mitbewerbern um die dreyfache Krone, die man noch dazu wirklich alle derselben würdig fände, ein wenig stürmisch werden würde. Indessen wurde diese Schwierigkeit so leicht und so geschwind gehoben, daß der heilige Stuhl zween Tage nach der Ankunft dieses Eilboten, nehmlich Freytags den ersten April Abends um acht Uhr wieder mit dem Kardinal von Medicis, sonst Kardinal von Florenz genannt, besetzt wurde, der den Namen Leo XI annahm. Die Wahl eines Verwandten der Königin, welcher gleichen Namen mit ihr führte, zeigt hinlänglich daß Se allerchristlichste Majestät von der Italiänischen Nation gute Dienste erhielt 14). Er bezeugte daher auch Seine Freude darüber öffentlich, als die Nachricht davon nach Paris kam, und wollte, daß jederman Theil daran nehmen sollte. Er schrieb mir: ich sollte Sein Geschütz dabey nicht schonen, und die

nöthigen

nöthigen Befehle ertheilen, damit das Beyſpiel, das ich in Paris geben würde, auch in meiner Statthalterſchaft und im ganzen Reich befolgt werden möchte. Der Biſchoff und der Gouverneur von Paris, der Präſident von Bellievre und die königlichen Parlamentsräthe, die Biſchöffe und andre öffentliche Perſonen erhielten durch das ganze Reich und nach ihren verſchiedenen Aemtern Befehl, das Te Deum ſingen, Freudenfeuer anbrennen zu laſſen, und dgl. Man kann ſagen, daß noch nie die Erhebung eines Pabſtes mit gröſſern Ehrenbezeugungen gefeyert wurde. Indeſſen waren ſie doch nicht im Stand, die Dauer des Pabſtthums Leo des XI auch nur um einen Augenblick zu verlängern, welche nur noch wenige Tage lebte, und vielleicht bereits todt war, als man ſie ihm zur Ehre in Frankreich veranſtaltete (15).

Der ihm zum Nachfolger gegebene tröſtete einigermaßen den König. Paul V, zuvor Kardinal von Borgheſe wurde es, weil zween Umſtände ſich zu ſeiner Wahl vereinigten, die Gewogenheit, welche ihm die franzöſiſche Nation durch ihre Kardinäle öffentlich bezeugte, und ſein perſönliches Verdienſt, das ihm dieſe Auszeichnung erwarb, welche man durch eine glückliche und würdige Regierung vergolten zu ſehen hoffte. Zween Päbſte nach einander, ſo zu ſagen, von der Hand des allerchriſtlichſten Königs auf den heiligen Stuhl geſetzt, lieſen vor ganz Europa den Credit nicht zweifelhaft, in welchen Er ſich bey den Italiänern geſetzt hatte. Er urtheilte eben ſo davon, und bezeugte eine lebhafte Freude darüber. Er legte ſie dadurch an den Tag, daß Er ſogleich nach dem Empfang der Nachricht von der neuen Wahl, die am 25. May Abends um 10 Uhr einlief, eben dieſelben Befehle deswegen ausfertigen ließ, wie bey der Wahl

Leo

Leo XI, nur die Freudenfeuer ausgenommen. Hievon gab Er ſelbſt den Grund bey denen an, welche dieſe Beſonderheit hätten übel auslegen können: daß nehmlich dieſe Ehrenbezeugung dem Kardinal von Florenz nur in Rückſicht auf ſeine Verwandeſchaft mit dem königlichen Haus erwieſen worden ſey. Uebrigens wurde nichts unterlaſſen, und der König wohnte ſelbſt dem Te Deum bey, das Er zu Fontainebleau ſingen ließ. Ich empfieng bey dieſer Gelegenheit drey Briefe von demſelben Datum von dem König, bloß in Ceremonielſachen wegen meiner verſchiednen Aemter, und als einer öffentlichen Perſon ſchickte Er mir ſowohl, als dem Kanzler und Sillery einen Aufſatz in Form einer Relation von allem, was in dem Conclave vorgefallen war.

Paul V täuſchte die Erwartungen nicht, die man ſich von ſeiner Regierung gemacht hatte. Der Römiſche Staatsrath ſchien durchaus dieſelben Grundſätze zu befolgen, wie unter Clemens dem Achten. Man ſchrieb Barberini, der als Nuntius nach Frankreich geſchickt wurde, nichts über das vor, was der Kardinal Bufalo gethan hatte, und es wurde ihm durch den Kardinal Aldobrandini und von Sr Heiligkeit ſelbſt befohlen, ſich in allem, was er zu thun oder zu ſuchen hätte an niemand als an mich zu wenden. Ich weiß nicht, was der Kardinal Bufalo vortheilhaftes von mir geſagt haben mochte. Nur Er konnte dieſen Rath gegeben haben, ſich immer nur allein an mich zu wenden, und ſo viele Perſonen vorbeyzugehen, welche die Ergebenheit gegen den heiligen Stuhl bis zum Knechtiſchen trieben. Mein Bruder ſchrieb mir: ich könne nicht zu erkenntlich gegen dieſen Kardinal ſeyn, noch ſeine Freundſchaft gegen mich zu ſehr erwiedern.

Dieſer

Dieſer Brief von Bethune iſt vom 12 November. Denn er war um dieſe Zeit noch zu Rom, wiewohl er darauf gerechnet hatte, nach der Einſetzung des neuen Pabſtes ſogleich nach Frankreich zurückkehren zu können. Neue Befehle hatten ihn zurückgehalten, und er reiſte erſt einige Tage nach dieſem Briefe ab. Der Pabſt verlor ihn ſo ungern, daß Bethune ihn bitten mußte, er möchte ſeinen Vorſatz nicht ausführen, an den König zu ſchreiben, daß man ihn noch einige Zeit bey ihm laſſen möchte. Er hatte das zurückhaltende, ſchüchterne und vielleicht ein wenig zu kalte Weſen abgelegt, das er bey dem Anfang ſeiner Unterhandlung hatte blicken laſſen. Sobald er ſich erſt an die Römiſche Hofmanier gewöhnt hatte, verwandelte ſich jenes in eine zuverſichtliche Weisheit, die ihm in ſeinen Geſchäfften den günſtigſten Erfolg ſicherte, den er ſich wünſchen konnte. Der Pabſt fuhr fort, ihm die größten Ehrenbezeugungen machen zu laſſen, und befahl, daß ihn alle Städte des Kirchenſtaats, durch die er kommen mußte, mit der ausgezeichnetſten Achtung empfangen und behandeln ſollten. Ich erzähle dieß alles, — wiewohl nach einem Brief des Kardinals du Perron, meines Freundes, den er mir von der Abreiſe meines Bruders ſchreiben zu müſſen glaubte, — doch noch um ſo zuverſichtlicher, da dieſer Kardinal es in denſelben Ausdrücken an den König ſchreibt, und Ihm vorſtellt, daß Er nicht beſſer thun könnte, als wenn Er Bethune eine Stelle in dem Departement der auswärtigen, und zwar beſonders der Italiäniſchen Angelegenheiten gäbe, weil Er dazu niemand bekommen würde, der genauere Kenntniß davon beſäße (16).

Du Perron dankte mir in dieſem Brief dafür, daß ich ihn bey dem König gegen diejenige vertreten hatte, welche

welche ihn um die verſprochene Groß-Almoſenierſtelle zu bringen geſucht hatten; auch für einige andre kleine Dienſte, die ich ſeinem Bruder erzeigt hatte. Noch ein andrer Artikel betraf la Fin. Dieſer Menſch, von welchem in dem Proceß des Marſchalls von Biron ſo oft die Rede geweſen iſt, hatte nach ſeinem natürlichen Leichtſinn Frankreich verlaſſen, und die proteſtantiſche Religion angenommen. Der König, der ihn beobachtete, wie man das gegen alle, welche einmal Mißtrauen erregt hatten, thut, ließ ihn in Italien arretiren, und auf den Thurm von Nonne gefangen ſetzen. la Fin hatte ſich an den Kardinal du Perron, einen ehemaligen Freund, gewendet, um durch ihn wenigſtens die Vergünſtigung zur Rückkehr nach Frankreich zu erhalten, damit man ihm da ſeinen Proceß machte, wenn man ihn ſchuldig fände, oder ihn freyſpräche. Dafür, bat mich nun du Perron, mich bey dem König für la Fin zu verwenden.

Der merkwürdigſte Brief, den ich über die Apenninen erhielt, iſt der, welchen der Pabſt ſelbſt an mich zu ſchreiben geruhte. Ich will bloß einen gedrängten Auszug aus dieſem Breve geben, weil es ſehr lang iſt. Da es den Schein haben ſollte, als ſchriebe mir der heilige Vater in Beziehung auf meinen Bruder, ſo begann er mit den ſtärkſten Lobſprüchen auf deſſen Betragen, Frömmigkeit, Klugheit, und die achtungsvolle Höflichkeit, welche er gegen alle Kardinäle und Ihn ſelbſt, als Er noch mit dieſer Würde bekleidet geweſen ſey, gezeigt habe. Von da kamen Se Heiligkeit auf Ihr Bedauern, daß die Hinderniſſe, die ſich meiner Bekehrung in den Weg lege, Sie verhinderten, ſich ſo offen, als Sie gewünſcht hätten, Ihrer Freundſchaft gegen mich zu überlaſſen, indem Ihnen Ihre Frömmigkeit und Ihr Religionseifer tauſend Be-

weggründe an die Hand gäbe, mich zu der Religionsänderung zu bereden. Sie versicherten mich, wenn Ihre Stelle Sie nicht zurückgehalten hätte, so hätten Sie sich geneigt gefühlt, ohne Bedenken nach Frankreich zu kommen, um hier selbst daran zu arbeiten. Er hielt mir das Beyspiel der alten Grafen von Flandern, meiner Verwandten, vor, namentlich Saint-Alpins von Bethune, für den ich, wie man Ihm gesagt habe, eine vorzügliche Verehrung hegte. Dazu fügte Er noch das Exempel der ersten Heiligen Frankreichs, und dessen berühmtester Könige; was natürlich auf das Lob Sr jetztregierenden Majestät führte. Damit hing das Lob Clemens des VIII zusammen, aus Gelegenheit aller der Dienste, welche ich diesem Pabst erwiesen hätte, wofür Er mir, so wie für alle Gefälligkeiten, durch welche ich mir Seine und Seiner Vorgänger Legaten und apostolische Nuntien verbindlich gemacht hätte, sehr gnädig dankte. Dieß Breve, ganz voll von pathetischen Ermahnungen, schließt mit sehr feurigen Gebeten und Segenswünschen.

Meine Antwort war, wie sie auf ein so verbindliches Schreiben seyn mußte. Ohne den Artikel, die Religionsveränderung betreffend, zu berühren, begnügte ich mich, die Tugenden und große Eigenschaften Sr Heiligkeit zu preisen, Ihn meines Gehorsams, meiner Dienstbeflissenheit und meines lebhaften Wunsches Ihm nützlich zu werden, zu versichern. Die Danksagungen für die bezeugte Gesinnungen, und die Wünsche eines ununterbrochenen Wohlergehens füllten den Rest meines Briefs, worinn ich, ohne meiner Religion, wie ich glaube, zu nahe zu treten, nichts unterlassen hatte, was man dem Charakter gesalbter Häupter, besonders dem, welchen eine ganze Kirche dem Pabst beylegt, schuldig ist. Ich machte also

keine Schwierigkeit mich des Ausdrucks zu bedienen: ich küsse Ew Heiligkeit die Füße; der ohne Zweifel meinen Mitbrüdern nicht gefallen hätte. Paul V sagte aber auch laut, als Er meine Antwort erhielt: sie gewähre Ihm eines der größten Vergnügen seit seiner Thronbesteigung. Er las sie dreymal nach einander, und rief dabey aus: ich thue Ihm zu viel Ehre. Er lobte über alles die Schreibart, die Wendungen und alle Ausdrücke, und sagte dabey: meine Lobsprüche rauben Ihm einige von denen, die Er mir zugedacht gehabt hätte. Er war ganz entschlossen mir durch ein zweytes Breve zu danken, und du Perron selbst mußte sich diesem Uebermaaß von Zärtlichkeit widersetzen, weil es von üblen Folgen seyn könnte. Dieser Kardinal war von allen Bewegungen des heiligen Vaters Zeuge, weil er herbeygerufen wurde, den — französisch geschriebenen — Brief zu übersetzen.

Du Perron blieb noch einige Zeit zu Rom, wo ihm sein Aufenthalt großen Aufwand verursachte. Er schrieb mir, daß er seit einem Jahr über zwanzigtausend Thaler zu Reisekosten bey den beyden Conclave, zu Meublen und Kleidung für sich und sein Haus gebraucht habe. Bey der Erschöpfung, die ihm diese Ausgaben verursacht hatten, bat er mich ihm zur Bezahlung von den Pächtern seiner Abtey von Tire zu verhelfen, die ihm seine Pachtgelder, unter dem Vorwand eines Arret vom Staatsrath, seine Rechte auf gewisse Holzungen betreffend, versagten.

Das ganze übrige Italien fieng an, sich den günstigen Gesinnungen zu nähern, welche der heilige Stuhl für Frankreich hegte; den Herzog von Savoyen ausgenommen, der sich noch nicht von der Spanischen Politik loswinden konnte, wie die neuen Ver-

ſuche zeigen, welche in dieſem Jahr ein gewiſſer Chevalier von Seiten dieſes Herzogs machte. Gegen Spanien blieb Frankreich wie bisher auf dem Fuß eines Friedens voll Mißtrauen und wechſelſeitiger Klagen.

Da die zwiſchen dieſem Hof und den vereinigten Provinzen angefangene Unterhandlungen ohne Erfolg blieben, nahmen die Feindſeligkeiten wieder ihren Anfang, ſobald die Jahrszeit erlaubte, ins Feld zu rücken. Der König von Spanien ließ bey den Schweizern um einen Durchzug durch ihr Gebiet für die Truppen, die er nach Flandern ſchickte, anſuchen, damit ſie nicht über die Brücke von Greſins einen Umweg machen müßten. Er erbot ſich, die zweytauſend Mann, wozu nachher noch ein andres Tauſend kam, nur in kleinen Truppen zu zwanzig Mann marſchiren zu laſſen. Beym Empfang dieſer Nachricht von Caumartin bildete ſich der König ein, da Spinola, ihr Befehlshaber, denſelben Weg nehmen würde, wäre es nicht unmöglich, daß Prinz Moritz mit einer Partey franzöſiſcher Renner, wenn er ſeine Zeit gut abſähe, dieſen General aufheben könnte, was, wie Heinrich ſagte, ſo gut als eine gewonnene Schlacht geweſen wäre. Er ſchrieb mir: ich ſollte dieſen Gedanken Aerſens mittheilen, und ihn durch dieſen dem Prinzen von Oranien beybringen laſſen. Man erfuhr aber zu gleicher Zeit durch einen Spaniſchen Eilboten, der zu Ende des März über Paris nach Flandern ging, daß Spinola ſeinen Reiſeplan geändert habe, und in drey oder vier Tagen in Paris eintreffen werde. Dieß veränderte die Sache ſo ſehr, daß der König ſich nun im Gegentheil verbunden glaubte, ihm ſo lang er auf franzöſiſchen Boden reiſte, ſichres Geleite zu geben. Da Spinola ſich die Ehre ausgebeten hatte, dem König aufzuwarten, ſo bildete ſich dieſer ein: er wür-

de den Auftrag haben, Ihm einige neue Anträge zu thun. Ich konnte dieſe Folge nicht einſehen, und antwortete Heinrich, als Er mir davon ſagte: Spinola werde es, da er einmal den Weg über Paris als den kürzeſten und ſicherſten nehmen zu müſſen glaubte, für ſeine Schuldigkeit gehalten haben, Sr Majeſtät ſeinen Reſpekt zu bezeugen, und werde ſicher nur von allgemeinen Dingen mit Ihm ſprechen, wiewohl er vielleicht das Gegentheil in Flandern auszubreiten ſuchen würde. Der Erfolg zeigte, daß ich richtig geurtheilt hatte.

Spinola theilte ſeine Armee. Eine Colonne übergab er (Karl von Longuevel Grafen von) Buquoy, den er zwiſchen Cölln und Bonn über den Rhein gehen, und dann dort Verſchanzungen aufwerfen ließ, um andern Völkern dieſen Uebergang zu verwehren. Was auch die Abſicht der Spanier bey dieſer Unternehmung ſeyn mochte, ſo mußte es doch die deutſchen Fürſten endlich aus ihrer Schlafſucht erwecken. Seine Colonne führte Spinola von Friesland her, wo ihm die alliirte Armee lange zur Seite blieb. Das Gerücht von ſeinem Tod, das ſich im Julius verbreitete, beſtätigte ſich ſo wenig, als das im September, daß er geſchlagen worden ſey. Man ſah, daß ſeine Abſicht auf Lingen ging, wiewohl dieſer Platz ſehr gut war. Er ging wirklich auch darauf los, und griff es an. Durch einen Teich aber, den Moritz durchſtach, ſah ſich Spinola gleichſam in ſeinem eigenen Lager belagert, und ſeine Laufgräben ſo überſchwemmt, daß man glaubte, er würde ſeine Unternehmung aufgeben müſſen. Auf dieſen Fall hatte der Prinz im Sinn, das Fort Patience zu belagern und wegzunehmen. Allein Lingen mußte ſich doch noch im September ergeben. Dieß war alles, was in dieſem Feldzug geſchah. Spinola

war am drey und zwanzigsten September noch vor seinem eroberten Platz, und nur darauf bedacht, ihn zu sichern. Auf beyden Seiten waren die Truppen sehr geschmolzen. Der Prinz von Oranien dagegen sorgte für die Forts Coevorden und Breton, welche Friesland deckten. Du Terrail hatte unterdessen mit einer Verstärkung von Spinola Bergen op Zoom angefallen und überrumpelt, ward aber mit einigem Verlust zurückgeschlagen.

Du Terrail war ein französischer Officier von der aufrührischen Cabale, der für gut gefunden hatte, sich nach Antwerpen zu retiriren, und den Erzherzogen seine Dienste anzubieten. Wiewohl er dem König ausdrücklich in einem Brief versprochen hatte, nichts pflichtwidriges zu unternehmen, so war dieser doch über sein eigenes Betragen, noch mehr aber darüber unwillig, daß er Ihm Dunnes, den jungen Nangis und Chef-Boutonne verführt hatte, von welchen man sagte, daß sie im Begriff seyen, mit einer ganzen Compagnie überzugehn. Man fing nachher einen Bedienten des du Terrail auf, der nach Auvergne ging, und Briefschaften bey sich hatte, die aber alle sehr unbedeutend waren. Er suchte seine Frau zu vermögen, nach Antwerpen zu gehen, indem er sehr die gute Behandlung herausstrich, die er dort erhalten. Dieß Beyspiel war im vorigen Jahr durch Saint-Denis-Mailloc und einige andre Edelleute gegeben worden, welche den Erzherzogen ihre Dienste angeboten hatten, worin sie sicher weder als gute Politiker, noch als gute Unterthanen handelten.

Dieß ist nur der kleinste Grund, den der König hatte, über Spanien zu klagen. Die Unterstützung, die es den aufrührischen Franzosen gewährte, der Antheil, den es an ihren Versammlungen in Limoges

und

und Perigord genommen hatte, die Unternehmungen, die es im Einverſtändniß mit ihnen auf die Städte und Küſten von Provence vorhatte, waren weit wichtigere Beſchwerden. Allein alles wohl erwogen, hielt Heinrich dafür, Er müſſe ſich die Mühe erſparen, unnütze Vorwürfe zu machen, indem Er gegen ſich ſelbſt über die Gegenbeſchuldigungen gerecht war, welche Er den Spaniern gegeben hatte. Er zeigte ſich ſo gar gewiſſenhafter, als vielleicht dieſe nicht erwartet hätten, und ließ die letzten mit ihnen abgeſchloſſenen Handelsverträge genau erfüllen. Der Capitain Yvon Baudeleozis brachte nach Rochelle ein Spaniſches Schiff, das ſich für flamändiſch und dem Prinzen von Oranien zugehörig bekannte. Die von Rochelle glaubten den König davon benachrichtigen zu müſſen, der ihnen antwortete, ihr Benehmen lohte, ihnen den Artikel des Vertrags, welcher klar entſchied, anführte, und nach dieſem Spanien eben die Genugthuung geben ließ, welche es durch ſeine Geſandten je hätte verlangen können.

Der Staatsrath von Madrid wußte nicht recht, auf welchen Ton er ſich gegen uns ſtimmen ſollte — beſtürmt von einer Seite durch ſeinen natürlichen Stolz, von der andern durch das Gefühl ſeiner Unmacht und unſrer Unentbehrlichkeit für ihn zurückgehalten. Dieſer Geiſt lenkte die Spanier bey allen ihren Schritten, und ließ ſie abwechſelnd verſuchen, ob ſie uns von dem Intereſſe der Staaten trennen könnten. Sie klagten bitterlich darüber, daß wir unter dem Schein friedlicher Geſinnungen gegen ſie, in der That doch als wirkliche Feinde uns betrügen. Sie affektirten eine enge Verbindung mit England. Allein keiner von dieſen Ränken wollte ſeine Wirkung thun. Der König, für ſich durch das Bewußtſeyn ſeiner Macht geſichert, ſpottete

ihrer Drohungen; und ich besonders war zu gut mit dem Geist und der Stimmung des Königs von England bekannt, um zu glauben, daß er je mehr für sie thun würde, als er für uns hatte thun wollen.

Sie benahmen sich übrigens auch so ungeschickt in Ansehung des Königs von England, daß sie nicht einmal diesen Schein der Freundschaft lange beybehalten konnten. Da es ihnen nicht möglich war, lange in einem Land zu seyn, ohne bald Spuren von dem Geist der Cabale zu hinterlassen, den sie durch ganz Europa gezeigt hatten; so erhielt auch Jakob von einigen heimlichen Verständnissen Nachricht, die sie in seinen Staaten anspannen. Dieß entrüstete ihn aufs heftigste gegen sie. Weniger bedurfte es aber auch nicht, um diesen Herrn zu seinen ersten Verbindungen zurückzubringen, die er mit mir eingegangen, und denen er doch das Jahr darauf bereits wieder aus einem übeln Hang seines friedliebenden Geistes, wovon ich gesprochen habe, oder vielmehr aus wahrer Furchtsamkeit zuwider gehandelt hatte. Beaumont, dessen Gesandtschaft zu Ende ging, war nicht wenig befremdet, als ihn Jakob aus eigner Veranlassung auf diese Materie brachte, und in ganz andern Ausdrücken als gewöhnlich davon sprach. Er gab ihm Briefe an Heinrich und mich, verständigte ihn, wovon darin die Rede sey, und trug ihm noch mündlich auf, bey dem König von Frankreich, wenn er Ihm von seinen Geschäffte Rechenschaft ablegte, besonders den Artikel zu unterstützen, welcher die Thronfolge im Reich beträfe. Darüber verbreitete sich Jakob auch am meisten in seinem Brief an Heinrich. Er ermahnte ihn, sich mit ihm zu vereinigen, um sogleich Maßregeln zu ergreifen, damit die Churfürsten noch vor dem Tode des regierenden Kaisers wieder in den Besitz der

Wahl-

Wahlfreyheit und ihrer andern Gerechtsame gesetzt würden, und davon Gebrauch machen könnten, um jeden Sohn, Bruder oder auch nur entfernten Verwandten Sr kaiserlichen Majestät vom Kaiserthron auszuschließen; Maßregeln also, um zu verhüten, daß keiner zum Römischen König gewählt würde, und endlich um beschließen zu lassen, daß der designirte Nachfolger sich aller Ansprüche auf das Königreich Böheim begeben müsse.

Beaumont sagte, indem er sich bey seiner Rückkunft nach Paris des Auftrags von Sr Britannischen Majestät entledigte, zum König: er habe einen Brief von diesem Herrn an mich; den ihm dann der König abfoderte und erbrach, weil ich damals zu Chatelleraut war. Er wollte nun versuchen, ob diese neue Politik Eingang an seinen Hof finden möchte, und öffnete sich daher gegen einige seiner Minister über diese Idee des Königs Jakob, das Kaiserthum betreffend; doch nicht ganz, sondern bloß in Form der Berathschlagung. Viel weniger also gab er ihnen das mindeste von seinen großen Entwürfen zu muthmaßen. Heinrich fand bey dieser Gelegenheit keine Schmeichler. Nicht Einer war, der Ihm nicht bezeugte: er wisse auf diese Idee gar nichts zu antworten. So schief und vernunftwidrig scheine sie ihnen. Er hütet sich wohl, weiter zu gehen, und erwartete meine Rückkunft, um mit mir davon zu sprechen. Allein da diese Unterredung zum Theil mehrere Besonderheiten betraf, welche dem König so wichtig schienen, daß Er mir einen Eid abnahm, sie geheim zu halten, so verschließt mir dieser Eid auch jetzt den Mund (17).

Indem mir Heinrich das Schreiben des Königs Jakob an mich zustellte, las Er mir es selbst vor. Sr Britische Majestät gab mir darin Nachricht von

der Eröffnung, die Er Beaumont an den König aufgetragen hatte. Er ſtellte mir das Intereſſe, das ich dabey hätte, ſie zu unterſtützen, auf eine Art vor, die, ſo ſehr ſie ſich im Allgemeinen hielt, dennoch eine ſo gerade Beziehung auf die Bemerkungen verrieth, zu denen ich Jakob veranlaßt hatte, daß ich nicht zweifeln konnte, mein ihm vorgezeichneter Entwurf müſſe von Zeit zu Zeit wieder ſtarke Eindrücke auf ihn gemacht haben. Ich ſage nichts von den Verſicherungen von Freundſchaft und Gewogenheit, wovon dieſer Brief voll war. Beaumont hatte mir noch mehr mündlich zu überbringen. Er ſelbſt war eben ſo wenig in dem Brief vergeſſen. Sein perſönliches Verdienſt und ſeine Einſicht in Geſchäffte erhielten darin ein Zeugniß, das ihm von dem König ſehr hoch angerechnet wurde. Hätte dieſer Herr noch nicht den ganzen Umfang des Vertrauens gekannt, das der König Jakob in mich ſetzte, ſo konnte ihn dieſer Brief ſehr gut davon überzeugen. Er ſchien ſehr erfreut darüber, und befahl mir, es ſorgſam beyzubehalten; ein Befehl, den ich mit Vergnügen empfieng.

Deutſchland ausgenommen, ſieht man in dem bisherigen die politiſche Lage von beynahe ganz Europa. Ich hätte vielleicht noch einige Bemerkungen über die verſchiedenen deutſchen Länder. Allein das Wenige, was davon in Rückſicht auf die Franzöſiſchen Angelegenheiten wiſſenswerth iſt, wird ohnehin in das verflochten, was ich noch von der Aufrührercabale in Frankreich zu ſagen habe. Dieſer Artikel wird eine ziemlich umſtändliche Auseinanderſetzung herbeyführen, weil er meine Reiſe in dieſem Jahr nach Poitou, und die des Königs nach Limoſin veranlaßte, welche die vier ſchönſten Monate deſſelben wegnahmen.

Man

Man macht ohne Zweifel hier eine sehr natürliche Bemerkung über das Sonderbare einer Verbindung, die dem Staat so viele Unruhe verursachte. Eine Gesellschaft, die ohne Unterschied aus Römischkatholischen und Hugenotten, und zwar Spanischen Katholiken und Französischen Hugenotten besteht; eine von so entgegengesetzten Vortheilen beseelte Partey, die man sich in einer unaufhörlichen gewaltsamen Anstrengung denken muß, um sich zu vereinigen; ein Körper, wovon der Herzog von Bouillon das Haupt, Spanien die Seele ist — dieser Anblick allein hat etwas so Sonderbares und Ungeheures, daß er hinreichend seyn wird, viele über die Folgen einer so übel gewählten Verbindung zu beruhigen. So dachte jederzeit ich davon. Allein da jede Partey, die sich in einem fortgesetzten Ungehorsam gegen den Regenten behauptet, dem Staat nothwendig sehr nachtheilig werden muß, gesetzt auch, daß sie ihren Hauptzweck nicht erreichte, so wird man nicht in Abrede seyn, daß eine gesunde Politik durch alle Arten von Mitteln ihre Entstehung zu verhindern, oder sie, wenn sie schon aufgeschossen ist, zu zerstören fordert. In diesem Fall befanden sich die Empörer. Es war weder Klugheit in ihren Entschlüssen, noch sonderlicher Anschein, daß sie je etwas sehr gefährliches zu bewirken vermögen würden. Da man indessen ähnliche Unternehmungen nicht ungestraft versuchen lassen darf, vernachläßigte der König keine der Nachrichten, die Er davon erhielt. Vom Anfang dieses Jahrs fiengen diese wieder an, noch viel stärker einzulaufen, als zuvor. Murat, Generalstatthalter von Riom, schrieb mir in den ersten Tagen des März: man habe ihm jetzt gerade so wichtige Dinge hinterbracht, daß er, ob er schon die Wahrheit davon nicht verbürgen könnte, sich dennoch verpflichtet glaube, sie mir zu melden. Damit ich desto besser im

Stand

Stand seyn möchte, sie zu beurtheilen, so habe er den Menschen selbst, von dem er sie habe, zum Ueberbringer seines Briefs gewählt.

Ich fieng an, diesem Menschen vorläufig auf den Zahn zu fühlen, und sah sogleich auf die ersten Fragen: seine Angabe betreffe eine so große Anzahl von Personen, und zwar von den vornehmsten Hofleuten, daß ich, ohne weiter zu gehen, diese Aussage für wichtig genug hielt, um in Gegenwart Sr Majestät selbst vernommen zu werden. Ich schrieb Ihm nach St. Germain, wo Er sich damals aufhielt, und zeigte Ihm dabey in Ihm allein bekannten Ziffern die Namen der Personen an, die es betraf. Der König ging unverzüglich ab, um den Angeber selbst in Paris zu verhören, welcher versicherte, daß alle diese Personen, die er Ihm nannte, in den vornehmsten Seestädten von Provence und Languedoc Verständnisse unterhielten. Er gab namentlich Toulon, Marseille, Narbonne, Bayon, Blaye, und einige andre an. Der Graf von Auvergne sey in Begriff einen Versuch mit dem Complot zu machen, welches er zu St. Flour gehabt habe, als er gefänglich eingezogen wurde. Alle diese Meutereyen geschähen mit Theilnahme Spaniens, und mittelst des in dieser Absicht von diesem verspendeten Geldes. Wenn er Wahrheit sagte, so hatten die Verschwornen bereits mehrere tausend Pistolen von dem katholischen König empfangen, erwarteten noch viel mehr, und verließen sich sogar auf Hülfe von Mannschaft, welche ihnen die Spanier, doch nicht eher bewilligen wollten, bis sie sich durch Angriff der genannten Plätze und verschiedner anderer Seefesten öffentlich als Feinde des Staats erklärt haben würden.

Die Redlichkeit des Angebers wurde sehr zweifelhaft, aus einem Grund, der wahrscheinlich Murat auch

ch nicht entgangen war: Er war in Calvairacs (15)
ienſten geweſen, bey dem er freylich von dieſem al-
n reden gehört haben konnte. Allein, gab er nicht
elleicht das für Wirklichkeiten aus, wovon er als
n bloßen Möglichkeiten gehört hatte? Er hatte
nige ſchlimme Behandlungen bey ſeinem Herrn er-
ren; ohne Zweifel miſchte ſich alſo hier Rachſucht
s Spiel. Was vermag dieſer Grund nicht, ver-
igt mit der Hoffnung einer Belohnung, die man
um ſo größer verſprach, je wichtiger Sr Majeſtät
Entdeckungen ſcheinen mußten, die man zu ma-
n hatte. Es bedarf nicht einmal ſo viel, um die
egenſtände noch übertriebener zu vergrößern.

Für ungleich zuverläßiger kann man das angeben,
s in den Synoden und andern Partikularverſamm-
gen der Reformirten vorging, welche in Poitou,
aintonge, Angouleme und den benachbarten Pro-
zen gehalten wurden. Geiſt des Friedens war es
ot, was man in alle dieſe Conventikeln mitbrachte.
ter andern ſehr kühnen Berathſchlagungen, die ich
übergehe, war durch Stimmenmehrheit der Vor-
ag durchgegangen: den König um die Erlaubniß
Zuſammenberufung einer allgemeinen Religions-
ſammlung der Proteſtanten zu bitten, ohne ihm
n Gegenſtand noch die Gründe dazu zu entdecken.
r König, dem die Bittſchrift deswegen auch wirk-
überreicht worden war, hatte ihnen ihr Geſuch
t abgeſchlagen. Allein vermöge des Rechts, das
iezu hatte, verlangte er, ihnen Ort, Gegenſtand
Form dieſer Verſammlung vorzuſchreiben, und
n Beyſitzer in ſeinem Namen dazu abzuſchicken.
atteleraut wurde zum Ort der Zuſammenkunft er-
nt, und ich als der, welcher dabey erſcheinen ſollte,
das Intereſſe Sr Majeſtät zu wahren. Die

Prote-

Proteſtanten, ich meyne die, welche dieſen Körper in Bewegung ſetzten, hätten, glaube ich, lieber eine abſchlägige Antwort von dem König, als eine ſolche Gewährung geſehen. Sie ſagten unter ſich, wenn ich mit meiner Statthalterſtelle noch den Titel eines königlichen Abgeordneten (homme du roi) in der Provinz verbände, wo die Verſammlung gehalten werden ſollte, ſo würde nichts im Stande ſeyn, ſie gegen das Anſehen zu ſichern, das ich mir ohne Zweifel dabey anmaßen würde. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ich dabey von meinen Glaubensgenoſſen weniger geſchont wurde, als der verhaßteſte Papiſte.

Die Partie, welche die Aufrührer unter dieſen Umſtänden ergriffen, war: eine neue von wenigſtens zwey bis dreyhundert Perſonen unterſchriebene Bittſchrift einzureichen, und dem König darinn zu erklären, daß ſie auf anderweite reifliche Erwägung der Sache nun für beſſer fänden, Se Majeſtät um Aufſchub der erſt gebetenen Verſammlung zu erſuchen. Sobald Heinrich von dieſer Geſinnung der Reformirten Nachricht bekommen hatte, wollte er, in Erwartung der neuen Bittſchrift, von mir hören, was ich wohl dächte, daß er bey dieſer Gelegenheit zu thun haben möchte. Er ſchrieb mir von Fontainebleau den 30 März darüber. Ich hatte ebenfalls ſchon alle dieſe Nachrichten erhalten, und mich daher um ſo mehr auf alle Weiſe bemüht, mich von der wahren Lage der Sachen zu unterrichten, wobey mir meine vorjährige Reiſe nach Poitou ſehr gut zu ſtatten kam. Ich konnte nichts ganz beſtimmtes entdecken, außer daß die oftermähnten drey oder vier Rädelsführer der Partei ſtarke Bewegungen gemacht hatten, aber ſo fruchtlos, daß es mir ſchien, wir hätten von allen dieſen eitlen Bemühungen, die von ſelbſt in ihr Nichts zerſto-

gestoben, nichts zu fürchten. Ich will nicht geradezu sagen, daß meine Briefe und mündliche Aeußerungen bey den am wenigsten voreingenommenen Personen nebst meinen übrigen Besorgungen viel dazu beygetragen hätten, die Sache auf diesen Fuß zu setzen. Nach dieser Ansicht fiel auch mein Rath in meiner Antwort an den König aus.

So viel ist wenigstens gewiß, daß es von dieser zweyten Bittschrift, von welcher man so vielen Lärm gemacht hatte, wieder ganz still wurde, und daraus konnten Se Majestät schließen, was überhaupt von der Sache zu halten seyn mochte. Allein zu Anfang des Aprils lief wieder eine solche Menge dringender und anscheinend sichrer Nachrichten ein, daß sich der König vom Strom hinreißen ließ. Die Protestanten, sagte man, und zwar der erste Präsident von Toulouse und tausend andre Personen von Guyenne, hatten in Guyenne und Languedoc die zügellosesten Reden gegen den König geführt, sie hatten, setzte man hinzu, beschlossen einen Ausschuß abzuordnen, um die Absagung der nach Chatelleraut angesagten Versammlung zu verlangen. Dieß veranlaßte den König, mir am Grünen Donnerstag den 7 April wieder zu schreiben, daß ich sogleich nach den Osterfeyertagen kommen, und ihm einen Entschluß über diese neue Nachrichten zu fassen helfen sollte, auch um zugleich bey dem Empfang der Hugenottischen Abgeordneten gegenwärtig zu seyn, und ihnen den Willen des Königs in dem Ton zu erklären, welcher Sr Majestät gegen Unterthanen zieme, die, um Ihm gewissermaßen Gesetze vorzuschreiben aufträten. Es ist wahr, daß Er, wenn Er auch wollte, es doch nicht selbst hätte thun können, indem Seine Gesundheit diesen ganzen Monat hindurch von verschiedenen kleinen Anfällen des

Podagra

Podagra gelitten hatte, die Ihn nöthigten zu einem Hülfsmittel Zuflucht zu nehmen, das Ihm noch jedesmal gute Dienste gethan hatte; nehmlich zur genauen Diät, die Er die ersten Tage des Mays hindurch sehr streng beobachtete. Von Seinem ganzen Conseil hatte Er nur Sillery bey sich, den Er einer solchen Rolle nicht gewachsen fand.

Ich nehme dieß alles aus Seinem Briefe, worin Er mir am Ende sagte: Er würde mich nicht länger als bis diese Sache abgethan wäre, aufhalten. In meiner Antwort, die ich Ihm einsweilen bis zum angesetzten Tag meiner Abreise schrieb, stellte ich Ihm zwey Dinge vor, die, wie mich dünkte, unwiderlegbar waren. Wenn Er nehmlich nicht glauben wollte, daß das, was man ihm auf so geheimnißvolle Art oder auch mit so viel Aufheben hinterbracht, nichts als leeres Geschrey von ausdrücklich dazu in den Provinzen erkauften Leute sey — wie es doch wirklich so wäre — so würde Er doch sehr Unrecht thun, wenn Er Seine Ruhe dadurch stören ließe, da Er doch Mittel, die Empörer zum Stillschweigen zu bringen, in den Händen hätte.

In diesem Zwischenraum gerade war es, daß meine Feinde mir den ernsthaften Handel mit dem König zuzogen, dessen ich im vorigen Buch erwähnt habe. Man kann sich leicht vorstellen, daß Er, so lange dieß Verhältniß währte, eben nicht Lust haben mochte, mich zu Seinem Vertrauten, oder zum Unterhändler mit den Protestanten zu machen. Nachdem ich aber auf die beschriebene Art wieder in Seine Gunst gekommen war, sagte Er zu mir: Er glaube durch nichts besser zeigen zu können, daß Er von Seinem ganzen Argwohn völlig geheilt sey, als wenn man sähe, daß Er mir das erst zugedachte Geschäfft nun dennoch wirklich über-

übertrüge. Ich bat Ihn, die Führung Seines Ansehens zu Chatelleraut jemand anders aufzutragen, weil ich befürchten müsse, der Verläumdung auch unwissend neuen Stoff zu geben. Heinrich urtheilte aber ganz anders. Er hielt dafür, nach dem Vorgefallenen sey Er es mir, andern, und auch sich selbst schuldig, mich öffentlich in einem Posten auftreten zu lassen, auf dem sich meine Unschuld — durch eine Aufopferung aller meinem Herzen theuersten Rücksichten für Sein Bestes, wie Er sich derselben gewiß zu mir versehe — vollends in ihrem schönsten Glanze zeigen könnte. Auch sagte Er mir voll Güte: da Ihn meine Feinde nun dahin gebracht hätten, daß Er gegen sie auf der Hut wäre; so habe ich nichts zu fürchten. Nachdem Er mich zweymal umarmt und mit Seinen gewöhnlichen Liebkosungen überhäuft hatte, ließ Er mich wieder nach Paris abgehen, um dort den Gang der Geschäffte für meine Abwesenheit einzurichten, Bemerkungen über alles das aufzusetzen, was Bezug auf meine Commission hätte, und selbst die Instruktionen zu entwerfen, die ich schriftlich und eigenhändig von Ihm und auf Gutachten Seines Staatsraths zu empfangen hatte.

Er kam um diese Zeit auf einige Wochen im Junius nach St. Germain. In den ersten Tagen dieses Monats hatte Er einen Fluß am Fuße (19), den Er durch Bewegung auf der Jagd wobey Er die Vorsicht brauchte, den Stiefel an der kranken Stelle durchschneiden zu lassen, zu zertheilen hoffte. Allein Er hatte noch keine halbe Meile zurückgelegt, als Ihn ausnehmende Schmerzen umzukehren nöthigten. Er konnte, so lange sie anhielten keinem Geschäffte abwarten; wenns auch, schrieb Er mir, die Hälfte Seines Königreichs gegolten hätte. Als Er Linderung

ſpürte, kam Er nach Paris zurück, von wo Er nach Monceaux gehen wollte, wenn Er erſt alles Nöthige zu meiner Abreiſe vorgekehrt haben würde.

Ich ſchrieb mir alle Fragen auf, über die ich Befehl wünſchte, indem ſie auf verſchiedene Punkte meiner Verrichtung als königlicher Abgeordneter Beziehung hatten, und ihre Beantwortung die Grundlage meiner Inſtruktion ausmachen mußte, über welche ich jetzt mit Sr Majeſtät überein gekommen war. Dieſe Schrift ſchickte ich dann an Villeroy und Fresne, welche mir ſie zween Tage darauf nebſt der Antwort wieder zuſchickten, und mir dabey ſagten: ich ſollte zuſehen, ob ſie durchaus befriedigend wäre, und ſie dann in eine mir ſelbſt beliebige ſchickliche Form bringen. Ich wollte zwo haben, eine etwas allgemeiner, und die andre in Form eines beſondern Aufſatzes, der erſten beygebogen. Dieſe zwey Stücke dienten mir zur Vorſchrift bey dem, was ich mit den Proteſtanten zu thun und zu reden hatte. Man wird dieß nun ſogleich ſelbſt ſehen.

Der Gegenſtand der Verſammlung zu Chatelleraut ſchien auf den erſten Blick nicht ſo wichtig, als er es doch in der That für den König ſowohl als für den ganzen reformirten Religionstheil war. Sie ſchien nur verlangt worden zu ſeyn, um die Abgeordneten zu vernehmen, die ihre Aemter bey dem König niederlegten, dieſe ihnen abzunehmen, und andren dafür zu geben, wozu nicht juſt eine ſo feyerliche Verſammlung, wie die angeſetzte, nöthig war. Allein die Sache genauer betrachtet, zeigte es ſich, daß der eigentliche Zweck einiger Häupter der Religionspartey dahin ging, ſich dieſer Verſammlung zu bedienen, um ihre Rechte zu erweitern und neue Vorrechte und Gnaden zu verlangen. Dagegen konnte der König nichts Beſſeres

ſeres thun, als daß Er ſich ebenfalls dieſe Gelegenheit zu Nutzen machte, um ſie auf eine feyerlichere Art unter die alten Verordnungen zurück zu rufen, deren Nützlichkeit und Weisheit durch ihre hervorgebrachten Früchte erprobt war, und um dieſen, weit entfernt ihnen im mindeſten zu nahe zu treten, vielmehr neuen Nachdruck mitzutheilen. So mußte denn der reformirte Religionskörper in Frankreich, überzeugt von der Geradheit der Geſinnungen des Königs, und von ſeiner feſten Entſchloſſenheit, ſeine Rechte zu behaupten, endlich ein für allemal ſich beſtimmen, entweder dem königlichen Anſehen zu trotzen, oder aufrichtig zu ſeiner Pflicht zurückzukehren. Dieß war der Hauptpunkt meines Auftrags.

Zu dieſem Ende nun ſollte ich ihre Aufmerkſamkeit vorzüglich auf das Pacifikationsedikt von Nantes, als auf eine Grundlage richten, die ihnen zum Maßſtab ſo wohl bey der Beurtheilung ihres eignen Betragens gegen den König, als des Verfahrens Sr Majeſtät gegen ſie, dienen könnte. Ich ſollte ihnen begreiflich machen: da dieß Edikt, das ſo vielen Widerſprüchen ausgeſetzt war, die Grundlage ihrer Freyheit ſey, ſo könnten ſie ihre Treue, ihren Eifer für das gemeine Beſte, und ſelbſt die Geſinnungen, die ihnen ihre Religion einflößen müßte, nicht beſſer als durch die Genauigkeit erproben, mit der ſie ſich ſorgfältig und ohne zur Rechten oder zur Linken abzuweichen, in den ihnen durch dieß Edikt abgeſteckten Schranken verhielten; gerade ſo wie Heinrich ſelbſt ſeiner Seits ſich ſo ſorgfältig darinn gehalten habe, daß ihn ganz kein Vorwurf darüber von ihnen treffen könnte. Die freye Religionsübung, der ruhige Genuß ihrer Güter und Stellen, die Gelindigkeit der Regierung, der ruhige, gründliche und ſich täglich mehr befeſtigende Zu-

ſtand der Staatsangelegenheiten; die Zuverläſſigkeit der Zuſagen des Königs, erprobt durch eine lange Reihe von Erfüllungen, und zuletzt noch durch Seine befriedigende Antwort auf alles, was ihre Bittſchriften Erhebliches enthielten; — dieß alles waren eben ſo viele Verſicherungen von einer Seite, denen die Proteſtanten ihrer Seits durch den Gehorſam und die Dankbarkeit entſprechen mußten, die ein wohlthätiger Fürſt von ſeinen Unterthanen zu erwarten berechtigt iſt. Ueberdieß rieth ihnen auch ihr eigener Vortheil dieß Benehmen, weil, alles wohl erwogen, die Gefahren vom Gegentheil nur ſie betreffen konnten.

Die Folgerung, die man in der Inſtruktion aus dieſen Beweggründen zog, und die ich der Verſammlung vorzuſtellen Auftrag hatte, war: daß ſie ſich weit entfernt von jeder Foderung zeigen ſollten, welche auf irgend eine Aenderung des Edikts von Nantes abzweckte, wie z. B. die, ſich inners oder außerhalb des Reichs ein andres Oberhaupt zu erwählen, als den König ſelbſt, welcher dieſe Eigenſchaft aus ſo vielen Rückſichten um ſie verdiente. Da man nicht wohl alle andre Bitten vorausſehen konnte, welche die Proteſtanten ſich vielleicht beygehen laſſen könnten, ſo überließ man mir die Wahl der beſten Mittel ſie abzuſchlagen oder ihnen auszuweichen. Nur ward mir befohlen, ihnen noch ausdrücklich zu bedeuten, daß ſie fürs künftige nie wieder eine ſolche allgemeine Verſammlung zu gewarten hätten, und daß die gegenwärtige, die ihnen Se Majeſtät zu erlauben geruht hätten, damit ſie ſich unter einander von ihren Pflichten überzeugen und zu deren Erfüllung ermuntern möchten, die Stelle derjenigen vertreten ſollte, um die ſie in ihrer neulichen Synode zu Gap Se Majeſtät zu bitten beſchloſſen hätten.

Die Gründe, auf dieſe Art allen außerordentlichen Verſammlungen ein Ende zu machen, waren handgreiflich. Der Gegenſtand derſelben betrifft entweder die Kirchenzucht, oder ein Juſtiz- und Polizeygeſchäfft, oder endlich eine Gnade, die man von dem König erbitten will. Für den erſten Fall haben die Proteſtanten ihre Provinzialſynoden, denen Se Majeſtät durch Abſtellung der außerordentlichen Verſammlungen nicht zu nahe treten will. Alles was Er, und gewiß aller Billigkeit gemäß, in Anſehung dieſer Synoden verlangt, iſt: daß man ſich dabey einzig mit dem beſchäfftigen ſoll, was zur Zucht und Lehre gehört, ſtatt daß man darinn oft unter dieſem Vorwand von bloß bürgerlichen Dingen handelte. Wenn der Zweck dieſer Verſammlungen Juſtiz- und Polizeyſachen betreffen ſoll, ſo können ſie auf keinerley Weiſe eine Ausnahme von der allgemeinen Regel verlangen, welche jedes ſtreitige Geſchäfft aus dieſen beyden Fächern an die Richter und gewöhnliche Obrigkeiten verweißt. Bloße Gnadenſachen endlich müſſen den Weg der Requeten und Supplicken gehen. Dazu kömmt noch, daß nichts unnützer und unnöthiger iſt, als die Bewegungen und große Unkoſten, die eine außerordentliche Verſammlung oft wegen ſolcher an ſich höchſt unbedeutender Geſchäffte verurſacht.

Noch war endlich auch ein andrer Grund gegen dieſe Verſammlungen, den ich nicht ganz verheimlichen, wohl aber mildern darf. Sie veranlaſſen oft unvortheilhafte Urtheile von den Proteſtanten, weil weiſe Entwürfe viel eher als die Beſtrebungen der Uebelgeſinnten vergeſſen werden, welche bey dieſen lärmenden Verſammlungen doch immer mit den billigdenkendern vermiſcht bleiben, und die letztern überſchreyen. Wenn ſich zu Chatelleraut über dieſe oder

andre ähnliche Artikel ein Streit ergeben sollte, so sollte es meinem Gutdünken überlassen seyn, nach Befinden die besten Mittel zur Beendigung vorzukehren, und zwar so, daß es mir freystünde, mich bey ihnen als meinen Glaubensgenossen unsrer gemeinschaftlichen Religion zu bedienen, um ihr Vertrauen und ihre Stimmen zu gewinnen. Bloß in dem Fall der Halsstarrigkeit und förmlicher Unbotmäßigkeit sollte ich an Se Majestät berichten, und bis zu Einholung Seiner Befehle nicht weiter in der Sache verfahren, auch verhindern, daß die Versammlung ohne Seinen Urlaub auseinander ginge.

Was die Religionsdeputirte betrifft, so muß man wissen, daß es bey den Protestanten gebräuchlich war, bey dem König zween Männer aus ihrem Mittel zu halten, einen für den geistlichen, den andern für den weltlichen Stand. Diese waren am Hof, um bey den Ministern oder auch bey dem Herrn selbst die Angelegenheiten zu verhandeln, die vor Ihn gebracht werden mußten, und endlich unmittelbar Seine Befehle und Verfügungen zu vernehmen. Diese Abgeordneten erhielten ihre Stelle und legten sie wieder nieder nach einer neuen Wahl, die alle drey Jahre vorgenommen wurde. Bis zum Ursprung dieser Gewohnheit hinauf läßt sich nirgends ein rechtsbeständiger Titel für dieß vorgebliche Recht auffinden, dergleichen Abgeordnete zu ernennen, und am Hoflager zu halten, so viel Aufhebens auch die Reformirten davon machen. Es ist eine bloß geduldete Gewohnheit, entstanden aus Veranlassung der Weigerung einiger Parlamenter, das Edikt von Nantes zu registriren; es sollte also auch nur bis zur wirklich erfolgten Registrirung fortwähren. In den Edikten steht nichts davon, nicht einmal in den Urkunden,

funden, welche die geheimen Artikel enthalten, die man bisweilen von den Verträgen absondert. Doch waren Se Majestät nicht gemeynt, den Protestanten dieß Vorrecht wieder zu entziehen. Der König wollte nur, und dieß war einer der Hauptpunkte meines Auftrags, daß sie sich in Ansehung der Ernennung dieser Abgeordneten an eins der beyden Mittel halten sollten, welche Er selbst ihnen durch ihre eignen Abgeordnete, bey ihrer Bitte um Zusammenberufung der Versammlung, vorgeschrieben hätte, und zwar, wo möglich, an das zweyte: daß sie ihm nehmlich sechs von ihnen selbst erwählte Personen vorschlagen sollten, aus denen er dann die zween erwählen wollte, welche ihm am besten gefielen.

Es konnte sich finden, daß die Häupter der Parteyen, in der Absicht den Verfügungen auszuweichen, welche der König durch die Versammlung eingeführt wissen wollte, sich bey dieser einzigen Frage aufzuhalten suchten; auch dieß sollte ich also verhindern. Die Oranische Angelegenheit betreffend, welche unfehlbar aufs Tapet gebracht werden würde, — man wird bald hören was dieß war — sollte ich vorstellen, daß Heinrich ohne Erfolg daran gearbeitet habe, zu bewirken, daß der Prinz von Oranien diese Stadt den französischen Reformirten überlassen möchte; Er könne nun ihre Zurückgabe diesem Fürsten nicht verweigern, und alles, was Er bey dieser Gelegenheit thun könnte, wäre dieß: es bey Moritz dahin zu bringen, daß er an die Stelle des Blaccons, welcher Befehlshaber darin war, und selbst wegverlangte, keinen andern als einen Reformirten zum Statthalter darinn ernennen möchte, welcher Sr Majestät den Eid des Gehorsams schwören sollte. In der Folge werde ich noch mehr von dieser Sache reden. — Dieß nun

war meine Generalinſtruktion; datirt vom 3. Jul. 1605, und unterzeichnet: Heinrich und Forget.

Was das beſondre Memoire, das der Generalinſtruktion beygefügt war, davon Verſchiednes hatte, beſteht darinn: daß es ſich, ohne ſich auf den bekannten Zweck der Verſammlung einzulaſſen, auf einige andre Fragen einſchränkte, welche dort in Anregung kommen könnten. Es zweckte darauf ab, die Entwürfe zu vereiteln, für welche, wie man vermuthete, die Häupter der Cabale die Menge gewinnen wollten. Dieß ſchickte ſich nicht für die erſte Schrift, weil es ſehr unnöthig ſeyn konnte. Indeſſen konnte ich es doch nicht wohl entbehren. Und deswegen war ich darauf verfallen, die Materien auf dieſe Art abzuſondern.

Dieß Memoire beſagte demnach: ich ſollte verhindern, daß weder mündlich noch ſchriftlich etwas Beleidigendes gegen den Pabſt vorgebracht würde, noch der verrufene Lehrſatz vom Antichriſt, dieſe würdige Geburt der Synode von Gap, zur Sprache käme, daß niemand als Abgeordneter irgend einer Privatperſon, wär es auch von Lesdiguieres ſelbſt, Sitz und Stimme in der Verſammlung habe; daß man darinn nicht, wie in der gedachten Synode geſchehen war Schreiben von auswärtigen Fürſten, beſonders nicht von dem Herzog von Bouillon, annähme. Es ſchien Sr Majeſtät von Wichtigkeit, daß ein undankbarer, treuloſer Unterthan, wie Bouillon, öffentlich dafür bekannt werde, wie ſehr er ſich jeder guten Begegnung von ſeinem Herrn unwürdig gemacht habe. Auch mein Benehmen gegen die andern, die in dieſe Claſſe geſetzt werden konnten, ſollte ſich nach der Art richten, wie ſie ſich in der Verſammlung betrügen.

Wenn die Eigenſchaft eines Vorſitzers der Verſammlung, von welcher der König ſehr wünſchte, daß ſie mir übertragen werden möchte, und die ich auf dieſem Fall mit Seiner Genehmigung annehmen ſollte, mir etwa noch nicht hinreichend Gehör und Eingang verſchaffte, ſo ſollte ich auch noch mein Anſehn als Befehlshaber der Provinz zu Hülfe nehmen. Ich konnte nach Befinden der Umſtände und Gemüthsſtimmungen zu verſtehen geben, daß dem Könige keiner der Entwürfe der aufrühriſchen Proteſtanten verborgen wäre; doch ſo, daß man nicht ſchließen könnte: Er habe Seine Nachrichten von den Quellen ſelbſt geſchöpft.

Es war um ſo mehr Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß der Punkt, die in die Hände der Proteſtanten gegebene Sicherheitsplätze betreffend, zur Sprache kommen würde, da der Verlängerungstermin, den der König für die Innebehaltung dieſer Plätze bewilligt hatte, zu Ende ging. Auf dieſen Fall ſollte ich entweder der ganzen Verſammlung überhaupt oder einzelnen Abgeordneten beſonders, zu verſtehen geben: Se Majeſtät würden ſich gern zu einer zwoten Verlängerung, und zwar ohne Ausſchließung der bloßen Privatperſonen gehörigen Plätze, verſtehen, wenn Sie nur Willfährigkeit in Anſehung Ihrer Forderungen fänden. Ich hatte Befehl, dieſe Verſicherung nur als eine noch nicht erlangte Sache zu ertheilen, die ich mir aber wohl bey Sr Majeſtät auszuwirken getraute, wiewohl ich die Bewilligung dieſer Verlängerung bereits ausgefertigt bey mir führte. Ich hatte dem König verſprechen müſſen, ſie geheim zu halten, bis ich auf Seinen Befehl Gebrauch davon machen dürfte.

Diejenigen Plätze, welche dem Herzog von Bouillon gehörten, und von nun an keinen Theil mehr an

dem Fond hatte, den der König zu ihrer Unterhaltung bestimmte, sollten auf immer für ausgeschlossen davon und aller Hoffnung auf die im Edikt von Nantes zur Unterhaltung der Garnisonen versprochene Summe verlustig erklärt werden. Diese Summe belief sich damals auf 573.192 Livres, wovon man schon zuvor 90,000 abgeschnitten hatte. Sie durften nicht einmal hoffen, diese Fonds, die ihnen angewiesen gewesen waren, wieder ersetzt zu sehen. Ich hatte bereits einige Bittschriften über diese verschiedene Einzeichnungen erhalten, auf die ich jedesmal geantwortet hatte, daß ich dieß Verfahren Sr Majestät nicht anders als gerecht finden könne. Nun hatte ich auch den Auftrag, die Gerechtigkeit derselben mehr und mehr begreiflich zu machen. — Endlich machte ich mich in dieser Schrift anheischig, nichts ohne Rücksprache mit dem Könige zu thun, mit dem ich dann sogleich einen regelmäßigen Briefwechsel anfieng, wobey die meisten Briefe sehr lang ausfielen, einige in Ziffern geschrieben waren. Dieß Memoire ist vom 4. Jul. datirt, unterzeichnet von Sr Majestät und kontrasignirt: Villeroy. Zween Tage darauf reiste ich ab.

Die Königin Margarethe, welche ihr Aufenthalt auf dem Schlosse Usson in den Stand setzte, oft von den Empörern reden zu hören, hatte nicht sobald gehört, daß ich mich nach Poitou reisefertig mache, als sie sich für verbunden hielt, mir alle die Nachrichten mitzutheilen, die zu ihrer Wissenschaft gekommen waren. Sie hatte auch noch in eignen Angelegenheiten mit mir zu sprechen. Um aber nicht eins ins andre zu werfen, werde ich auf diese zurückkommen, so bald ich von denen gesprochen haben werde, die auf den Gegenstand meiner Reise Beziehung haben. Die Fürstin kam von Usson nach Tours, von wo sie dem

König

König den Beweggrund ihrer Reise schrieb, und ihr heißes Verlangen bezeugte, mich auf meiner Reise sprechen zu können. Ich war nicht mehr in Paris als dieser Brief an den König nebst einem andern ebendaher an mich ankam. Schon zween Tage vorher war ich über Rosny und Lavieville abgereist. Da Heinrich aus seinem und meinem Brief sah, was die Königin von ihm wünschte, schickte Er mir am 9. Jul. la Varenne mit einem Briefe nach, worin Er mir schrieb: daß es Ihm lieb wäre, wenn ich unterwegs der Königin Margarethe aufwartete, wenn ich auch darum von dem Weg nach Chatelleraut abgehen und einen Umweg bis Orleans machen sollte. Er schickte mir dabey nebst seinem Brief zugleich den von Margarethe, ebenfalls vom 7 Jul.) woraus ich ersah, daß sie mich zwischen Paris und Orleans zu sprechen erwartete. Um mich nicht zu verfehlen, schickte sie mit ihren Stallmeister Rodelle, der mich bat, wenn ich sie nicht früher auf diesem Wege träfe, bis Orleans zu gehen. Sie ersparte mir aber einen Theil des Wegs, und ich erfuhr bey meiner Ankunft zu Cercote, daß sie eben auch daselbst angelangt sey. Ich hielt für gut, meine Gemahlin, die mit mir nach Rosny und Lavieville gegangen war, auch hieher mit mir zu nehmen, damit sie bey dieser Gelegenheit dieser Fürstin ihre Aufwartung machen könnte.

Es war noch so früh, als ich in Cercote ankam, daß die Königin Margarethe noch nicht auser Bett war. Dessen ungeachtet ließ sie mich in ihr Zimmer kommen, wo ich die Ehre hatte, sie eine gute Stunde vor ihrem Lever zu unterhalten. Dieß setzten wir fort, nachdem sie sich hatte ankleiden lassen, und hielten so den ganzen Tag über Conferenz. Ich übergehe alles mit Stillschweigen, was sie mir Höfliches und Verbindliches

bindliches ſagte. Was mir überhaupt und im Allgemeinen durch Murat von den bürgerlichen Faktionen geſagt worden war, wurde mir nun im Einzelnen ſehr umſtändlich durch Sie und Rodelle dargelegt. Sie bezeichneten mir namentlich eine Menge Perſonen vom erſten Range aus Provence und Languedoc, ſelbſt aus der Verwandtſchaft des Herrn Herzogs von Montpenſier und des Kardinals von Joyeuſe, welche Antheil daran hätten. Ein Theil dieſer Perſonen war unter den Rathgebern des Marſchalls von Biron geweſen, und hatte ſich nachher zu denen gehalten, welche ſie deſſelben Entwürfe zu verfolgen entſchloſſen ſahen. Die Rache dieſes Marſchalls war, wie man ſagte, zum Theil darinn begriffen. Sie brachten dieſelben Mittel in Bewegung deren ſie ſich einſt bedient hatten, das Volk zu empören. Man ſetzte noch Beziers, Narbonne und Leucate zu den andern oben genannten Städten, welche die Verſchwornen zu überrumpeln ſuchten, und erbot ſich von dieſem allem zu Beweiſen, welche keinen Zweifel mehr übrig laſſen ſollten. Ich benachrichtigte dem König davon in einem Brief vom 14 Jul aus Cercote, und ſchickte ihm die Liſte der Namen, die mir angezeigt worden waren; beſtand aber immer auf meiner erſten Meynung, und ſah in allem, was man mir ſagte, nichts, das mich ſie zu ändern hätte bewegen können.

Nicht, als ob ich nicht die möglichſte Aufrichtigkeit bey dieſen ſo umſtändlichen Nachrichten geſehen hätte! Denn Rodelle war ja ſelbſt von der Cabale geweſen, und hatte ſich nur aus Ueberzeugung von der Unbeſonnenheit aller ihrer Schritte davon zurückgezogen. Er ſagte mir: daß la-Chapelle-Biron und über dreyßig Edelleute aus ſeiner Bekanntſchaft ebenfalls den Entſchluß geſetzt hätten, ſich zurückzuziehen,

zu dem König zu gehen, Ihm alles zu entdecken, und Ihn um Verzeihung zu bitten, wenn ſie anders verſichert ſeyn könnten, begnadigt zu werden. Sie hätten ſich an ihn, Rodelle, gewendet, um dieſen Schritt zu ihren Gunſten zu thun. Dieß belegte er mit den Briefen, die ſie deswegen an ihn geſchrieben hatten. Er ſetzte hinzu: alle dieſe Perſonen hätten einen ſtarken Verdacht, meine Reiſe nach Poitou möchte wohl nur einer ihnen zugedachten Ueberrumpelung zum Vorwand dienen. Sie hätten die Königin Margarethe erſucht, mir ihre Geſinnungen und ihr Verlangen, ihren Fehler durch gute Dienſte zu verbeſſern, zu eröffnen. Dieß alles nun iſt freylich ganz zuverläßig. Allein vergebens ſuchte man mir beyzubringen: das ganze Reich ſtehe in Flammen, wo ich doch nichts als eine kleine Zahl von Hitzköpfen erblickte, die der König leicht zu ſeinen Füßen legen konnte, ſo bald es Ihm einfiel, Entwürfe, die nichts als Verachtung und Spott verdienten, als eine ernſthafte Sache zu behandeln. So oft ich übrigens dieſen ſo ernſtlichen und wohlgegründeten Nachrichten auf den Grund gehen wollte, fand ich jedesmal, daß das Falſche daran das Wahre weit überſtieg.

Hierin waren wir, Heinrich und ich, entgegengeſetzter Meynung. Ueberzeugt, daß man ſeine ganze Aufmerkſamkeit auch auf die kleinſten bürgerlichen Bewegungen richten müſſe, — weil die Franzoſen, wie Er ſagte, gar emſig hinter Neuigkeiten her ſind — unterließ Er nichts, was Ihm vollſtändiges Licht über alle dieſe Dinge geben könnte. Er beklagte ſich bisweilen in Seinen Antworten gegen mich, daß einige Seiner Miniſter nebſt mir nicht die ächte Idee von dem gegenwärtigen Uebel hätten, und beſtärkte ſich noch mehr in Seinen Gedanken, als Ihm ein Me-

moire von Vivant in die Hände fiel, welches ganz mit den durch die Königin Margarethe und Rodelle gegebenen Nachrichten übereinſtimmte. Er ließ auf der Stelle an Vivant ſchreiben: er ſolle Ihm die Perſon ſchicken, von welcher er ſeine Nachrichten habe; und an mich: ich ſolle nach meiner Ankunft in Chatellerault, mit Vivant vereint, die genaueſten Nachforſchungen anſtellen. Vivant war einer der Proteſtantiſchen Abgeordneten zur Verſammlung. Dieſe Eigenſchaft konnte mich ihm verdächtig machen. Der König hatte dafür geſorgt und ihm geſchrieben, daß er mir ganz trauen könne. Dieß that Er in einem Briefe, den Er durch meine Hände gehen ließ, mit der Vorſicht, daß Vivant bey dieſer ganzen Sache nicht genannt werden ſollte, damit er nicht, mit ſeinem Credit, zugleich die Mittel verlöre, Sr Majeſtät bey den Proteſtanten zu dienen.

In Anſehung Rodelle's und der andern ſchon gedachten Edelleute billigte Heinrich den Entſchluß, den ich mit Margarethen gefaßt hatte, ſie Ihm zuzuſchicken. Nachdem Er ſie angehört hatte gab Er ihnen Seine Befehle, und ſchickte ſie zurück, um an Ort und Stelle das Beſte Seines Dienſtes zu beſorgen. Er bereute keine der Auslagen, die Ihm die Emiſſare und Aviſengeber verurſachten.

Man hatte die Abſchrift eines Briefs aufgefangen, der an den Herzog von Bouillon von einem ſeiner Vertrauten, muthmaßlich von Saint-Germain-de Clan geſchrieben war. Dieſer Umſtand verdoppelte vielleicht noch die Thätigkeit des Königs, dem man dieſe Abſchrift gebracht hatte. Ich will den Inhalt davon hier vorlegen, um den Leſer urtheilen zu laſſen, ob die Folgen, die man zu Monceaux daraus zog,

ſehr

ſehr richtig waren. Er lag mit in dem Paquet, das mir Heinrich von da zuſchickte.

Saint Germain, oder der Correſpondent Bouillons, er ſey wer er wolle, ging vorzüglich darauf aus, ihn in dieſem Briefe zu bereden, daß er jemand in ſeinen Namen zu der Verſammlung zu Chatelleraut abordnen müſſe, welcher dort für ihn ſpräche. Wenigſtens müſſe er einen Brief ſchreiben, den ſeine Freunde dort übergeben könnten. Die Rolle, welche der Herzog unter ſeiner Partey ſpielte, die Nothwendigkeit ſeine Unſchuld zu zeigen, der Nutzen, welcher von einer Vorſtellung, was er für die gemeine Sache leide, zu erwarten ſey, der Vortheil der ganzen Religionspartie, ſein eigner im Ausland zu erhaltender Credit, die Feyerlichkeit dieſer Verſammlung, das Beyſpiel der von Gap — waren die im Eingang des Briefs ausgekramten Beweggründe, um Bouillon zu erſchüttern.

Was nun weiter folgte, war nichts als ein Gewirre von Muthmaßungen, Urtheilen und Vorſichtsregeln aus Veranlaſſung dieſer Verſammlung. Alles, um dem Herzog zu beweiſen, daß die Hoffnung der reformirten Partey einzig auf ſeinen Bemühungen beruhe. Der Verfaſſer ſetzte voraus: Heinrich habe alle ſeine alten Verſprechungen aus den Augen geſetzt, und opfre die Proteſtanten geradezu ihren erbittertſten Feinden auf. Als Beweiſe führte er an: die Verbindungen des königlichen Conſeils mit dem Römiſchen, die unermeßlichen Summen, die man darauf verwendet habe, einen Pabſt zu machen, die Freudenfeyer bey dieſer Wahl, die durch Zerſtörung der Piramide gezeigte Gunſt für die Jeſuiten. Er unterſuchte dann, welches unter den gegenwärtigen Umſtänden der Ausſchlag der Verſammlung ſeyn möchte, und prophezeihe davon

davon nichts als lauter unangenehme Dinge, sowohl wegen der Schüchternheit seiner Partey als wegen der Ränke, die der König dabey anzuwenden wissen würde.

Hier nun erschien ich auf dem Schauplatz, und man erräth leicht, welche Rolle man mich dabey spielen ließ. Ich hatte, wie er muthmaßte, Vorschläge zu thun, welche jedes Hinderniß niederschmettern würden; unter andern Vorschläge zur Prolongation der Sicherheitsplätze. Dennoch rechnete Saint-Germain, — der gegen seine Hoffnungen hoffte, oder vielmehr Bouillen sicher zu machen suchte, — darauf, daß alle meine Feinheiten an dem Artikel, die Wahl der Abgeordneten betreffend, scheitern sollten. Nach dem Kampf, den er bey mir voraussetzte, zwischen meinem Gewissen, das sich nicht der Politik des Staatsraths dahin geben könnte, und — meiner Ehrsucht, die mir nicht gestattete, mir den Pabst und die Papisten zu Feinden zu machen, schloß er nach seiner Manier, und sah bisweilen keine Wahrscheinlichkeit, daß ich mich mit einem Geschäfft beladen sollte, das ich nicht zum Wohlgefallen des Königs ausführen könnte, ohne an meiner Religion zum Verräther zu werden, und bey welchem ich doch dieser nicht zu dienen vermöge, ohne mich einer gewissen Ungnade auszusetzen. Er sah auch sonst überall nichts als unübersteigliche Hindernisse und Schwierigkeiten für mich in einem solchen Auftrag. Da er nicht wußte, daß der König, indem er den Protestanten überhaupt die allgemeinen Sicherheitsplätze ließ, dabey zugleich bewilligen würde, daß auch die Privatpersonen unter ihnen ebenfalls diejenige behalten dürften, in deren Besitz sie waren, und da er diesen Umstand für geschickt hielt, die Gemüther auf immer zu entzweyen; so triumphirte er zum voraus über meine Verlegenheit und Bestürzung hierüber.

Er

Er gab von dem Könige vor, daß Er gesagt habe: der, den Er in Seinen Namen zur Versammlung schicken würde, werde dabey nichts zu thun haben, als Seinen Willen zu erklären. Darauf hin behauptete er kühn, ich würde mich lieber dieser Reise zu entziehen suchen, als mich an einem Ort in meiner Befehlshaberschaft befinden wollen, wo man mir nicht alle Ehrenbezeugungen erwiese, die ich zu verdienen glaubte. Auf den schlimmsten Fall aber verbürgte sich Saint-Germain dem Herzog von Bouillon, daß mein ganzes Ansehen nicht hinreichen sollte, zu verhindern, daß sein Schreiben oder sein Abgeordneter wohl und ehrenvoll aufgenommen würden.

Unglücklicherweise war die Schwachheit der Anhänger dieses Herzogs ein so allgemein bekannter Umstand, daß sein Freund, unerachtet aller dieser ausgehängten Zuversichtlichkeit und Prahlerey, sich dennoch genöthigt sah, über diesen Punkt leicht wegzueilen. Er gestand ein, daß die Provinzen etwas lau seyen, und daß die ganze Partey etwas nachläßig in allem sey, was ihn betreffe. Nachdem er durch diese gemäßigten Ausdrücke dem Herzog die Beschämung erspart hatte, billigte er die von dem Herzog selbst zuerst vorgeschlagene Mäßigung, deren man sich bedienen sollte, wenn von ihm die Rede sey; nehmlich, keine auch nur der mindesten Schwierigkeit ausgesetzte Bitte in seinem Namen persönlich zu thun, sondern sich darauf einzuschränken, daß man den ganzen Religionstheil Vorstellungen wegen Zurücksetzung seiner Plätze, Verweigerung der Gerechtigkeit, und wegen seiner Verbannung und Verfolgung machen lassen solle, welcher er wegen seiner Religionsliebe sich ausgesetzt sehen müsse. Er wirft die Frage auf, was bey einem solchen so an die Versammlung geschriebenen Briefe Gewagtes wäre?

Nachdem er nichts dergleichen dabey ſehen konnte, ſelbſt auf den Fall, daß man nicht darauf Rückſicht nehmen, und ihn, das Schlimmſte geſetzt, dem König aufopfern würde, ſo ermahnt er den Herzog von Bouillon ſehr, zu ſchreiben, und räth ihm nur, den Brief nicht ſogleich public zu machen, damit er, wenn er dann plötzlich vorgeleſen würde, nicht den Vortheil der erſten Reyung des Mitleids verlöre. Er hielt es für ſehr vortheilhaft für den Herzog, wenn der Brief, anſtatt der Verſammlung durch eine einzige Perſon übergeben zu werden, durch die Abgeordneten von Ober- und NiederGuyenne, wo ſeine Plätze lagen, dahin gebracht würden, es ſey nun, daß ſie es bloß für ſich zu thun ſchienen, oder, daß ſie, was freylich beſſer wäre, der Sache den Anſtrich gäben, wie wenn ſie den Auftrag dazu von ihrer ganzen Provinz hätten.

Dieß war der Brief, von dem man bey Hof ſo viel Lärm machte, daß Sillery bey Ueberſendung des Paquets von Sr Majeſtät nöthig fand, einen eignen Brief bloß dieſer Sache wegen beyzulegen. Sillery war derjenige, den Heinrich bey ſich behalten hatte, weil er damals mit der Ausgleichung des heftigen Zwiſts zwiſchen dem Prinzen Conti und Grafen von Soiſſons, und der Angelegenheit wegen Orange beſchäfftigt war, welche, nach dem was Lesdiguieres und andre dem König davon ſchrieben, eine ſehr ſchlimme Wendung nahm. Es ſchien mir, nachdem ich die Abſchrift des Briefs an den Herzog von Bouillon geleſen hatte, daß man ſich am Hof durch einen blinden Lärm aufſchrecken laſſe. Ich konnte nichts entdecken, das mich nicht in meiner Meynung beſtärkte, daß die aufrühriſche Partey unbedeutend, ſchwankend, von allem entblößt, und weit entfernt ſey, etwas Beträchtlicheres zu unternehmen; und daß Bouillon, erfahrner

als

als die andern, ſich nicht mit ſo unbeſtimmten Ideen, die man ihm eine nach der andern ohne Zuſammenhang und Beziehung auf einen feſten Zweck vorlegte, befaſſen werde, weil ſich nichts als Verwirrung davon erwarten ließe. Mit Einem Wort, durch eine falſche von groſſem Eigendünkel eingeflößte Sicherheit hindurch, und unerachtet dieſer Affektation von ſeiner Politik glaubte ich doch deutlich die Uneinigkeit der Glieder und die Muthloſigkeit des Haupts zu erblicken. Noch änderte ich daher meine Sprache in meiner Antwort nach Monceaux nicht, wiewohl ich vielleicht dadurch meine Aufrichtigkeit verdächtig machte. Ich beruhigte mich hierüber mit der Ausſicht, daß dieß doch nur höchſtens bis zu dem Aufſchluß währen könnte, welchen dieß alles durch die Verſammlung von Chatelleraut erhalten mußte.

Uebrigens kann ich verſichern, daß ich nie etwas von der peinigenden Gemüthsunruhe empfunden habe, in welcher mich der Verfaſſer dieſes Briefs und viele andre mit ihm, bey der Wahl zwiſchen dem Dienſt meines Königs und dem meines Gottes vermutheten, indem ich wirklich in dieſer Sache keinen Grund zur Alternative ſah. Das gemeine Vorurtheil in allen Religionen will, daß man den nicht für gut geſinnt gegen die Seinige halten ſoll, der ſie nicht, ſelbſt wo ſie am auffallendſten Unrecht hat, behauptet und unterſtützt. Nach dieſem Maßſtab, geſtehe ich gern, konnte mir die Partie, die ich zu ergreifen entſchloſſen war, freylich bey dem Verfaſſer des Briefs, und bey denen, welche in eben dem Geſchmack denken, die Namen eines falſchen Bruders, Ueberläufers, und, wenn man will, ſogar eines Verräthers zuziehen. Auch war es nicht ſolcher Leute Beyfall, den ich zu erhalten ſtrebte, ſondern der von Perſonen, welche

alles, von welcher Partey und Religion sie seyn mochten, auf der Waage der Billigkeit und Uneigennützigkeit abzuwägen geneigt waren. Wenn die Religion die Hülfe der Politik annimmt, so darf dieß nur eine so einfache, gerade und reine Politik seyn, wie sie selbst ist. Jede andre scheint ihr nur zu dienen, dient ihr aber nicht wirklich, und muß sie, bald oder spät, zerstören.

Fest entschlossen, keinen andern Grundsatz bey meinem Benehmen in der Versammlung zu befolgen als diesen, glaubte ich Affektation und Verstellung nicht zu weit von mir entfernen zu können, um dem Geist der Cabale und dem unvernünftigen Eifer jede Hoffnung, mich je gewinnen oder verführen zu können, abzuschneiden. Von Anfang an zeigte ich mich eifersüchtig darauf, bey dieser Gelegenheit den Charakter zu behaupten, in dem ich mich bey allen andern vor ganz Frankreich gezeigt hatte, d. h. den eines Mannes, welcher ein eben so aufrichtiger Anhänger der wahren Grundsätze der Reformation, als weit entfernt von falschen Consequenzen ist, und die regellosen Schritte vieler Reformirten haßt. Die Rede, die ich bey Eröffnung der Versammlung hielt, war ganz im Geist dieses Grundsatzes, und ohne mich darum zu bekümmern, ob sie dem großen Haufen gefiele oder nicht, dauerte sie eine halbe Stunde.

Ich fieng mit der Vorstellung an, daß der König unter so vielen Seinem Willen blindlings ergebenen Personen, bey einer Gelegenheit, wo es darauf ankäme, mit ihnen zu verhandeln, Seine Augen nicht auf einen Mann von bekannter unerschütterlicher Festigkeit in seinem Glauben geworfen haben würde, wenn Er mehr darauf bedacht wäre, Seine Rechte zu behaupten oder zu erweitern, als ihre Herzen zu gewinnen.

Ich

Ich ſuchte ſie zu überzeugen, daß dieſer Grund hinreichen müſſe, ihnen ein unbeſchränktes Vertrauen in alle meine Handlungen und Reden einzuflößen, weil ich ſicher nicht erſt dieſen Augenblick abgewartet haben würde, um an meiner Religion ſchändlich zum Verräther zu werden. Ich erklärte ihnen aber auch zugleich, daß ſie erwarten müßten, bey mir gleichen Eifer für die Vortheile meines Herrn zu ſehen, wo ſie meinen Pflichten gegen die Religion und das allgemeine Beſte nicht zuwider lieſen, weil ich die Wahl des Königs bey Ihm ſelbſt zu rechtfertigen, und im Angeſicht des ganzen Reichs den guten Ruf eines klugen und rechtſchaffenen Miniſters, in dem ich mir zu ſtehen ſchmeichelte, zu behaupten hätte. Ich lud ſie ein, dieſe Ehre mit mir zu theilen, indem ich ſie bemerken ließ, daß hier Ehre und gute Politik Eines ſeyn müſſen. Dieſer Punkt ging ihnen am ſchwerſten ein, und als ſie die Behauptung hörten, daß ihre Sicherheitsplätze keinen Wall als ihren guten Willen hätten, ſo wollten ſie dieſe Aeußerung, ſtatt ſie, wie ſie doch ſollten, für buchſtäblich wahr zu halten, für nichts als ein Paradoxon oder eine redneriſche Figur anſehen.

Indeſſen war doch nichts gewiſſer. Um den Proteſtanten zu zeigen, daß der erſte Grund ihrer Politik falſch auslaufe, hielt ich mich bey der Auseinanderſetzung dieſes Hauptpunkts auf, nehmlich der Bewahrung ihrer Städte, worein ſie den gröſten Theil ihrer Stärke ſetzten, und weswegen ſie, wie man mir geſagt hatte, ſo weit waren, dem König gleich ſtarke und kühne Vorſtellungen zu machen. Ich zeigte ihnen, daß dieſe Menge von unhaltbaren Plätzen, die ſie unter jenem Titel unterhielten, weit entfernt ihnen vortheilhaft zu ſeyn, nur ihren Untergang beſchleunigen müſſe, wenn es einmal einem König von Frankreich,

ſich an ſie zu machen, einfallen ſollte, beſonders wenn es der jetztregierende wäre, dem eine große Anzahl von ihren Offizieren ergeben ſey. Da kein Platz ſo ſchlecht und kein Befehlshaber ſo gering wäre, der nicht auf die Ehre des Widerſtands Anſpruch machte, ſo würden die zehn höchſtens zwölf mittelmäßigen Plätze, die ſie etwa noch hätten, unter dieſer unnützen Vertheilung ihrer Soldaten und Munition leiden, und in kurzem alles in die Hände ihrer Feinde fallen. Selbſt Lesdiguieres, ihren Achill, nahm ich nicht aus (20), wenn er ja auch noch dieſes Aeußerſte abwarten ſollte, ehe er ſich von ihnen trennte. Wirklich konnte man auch, ohne ſein Urtheil von dieſem Offizier zu übereilen, behaupten, daß die einzige ihn verbindende Religion diejenige ſeyn mußte, die ihm am beſten behülflich wäre, den Beſitz ſeiner Reichthümer und des Anſehens beyzubehalten, das er jederzeit in ſeiner ganzen Provinz behauptet hatte. Andrer Beweiſe nicht zu gedenken, durch die man darthun konnte, daß er nur ſchwach an der Lehre der Reformirten hange. So entlarvte ich Lesdiguieres, weil es ein Theil meines Auftrags war, ſehen zu laſſen, daß mir auch die geheimſten Geſinnungen der Partey nicht verborgen ſeyen.

Ganz verſchieden war das Manoeuvre des du Pleſſis, aber auch noch viel armſeliger. Dieſer Menſch, bey dem ein Feuereifer für ſeine Partey die Stelle der Erfahrung und kriegriſcher Tugenden vertrat, hatte ſich in den Kopf geſetzt, ſein Schloß Saumur zu befeſtigen, und dieſen Gedanken ſo ausgeführt, daß Saumur künftig eine Beſatzung von mehr als achttauſend Mann und alles andre verhältnißmäßig zur Vertheidigung erforderte. Ich fragte, woher du Pleſſis im Fall eines unverſehenen Angriffs dieß alles nehmen würde? Ich ſetzte hinzu: alles was ich ihnen

nen da ſagte, ſoll weder Warnung noch Wink ſeyn, da mir wohl bekannt ſey, daß ſie durch das Reſultat ihrer Provinzialberathſchlagungen dazu verdammt ſeyen, dieſe Wahrheit nur mit ihrem Schaden zu lernen. Es ſey nur, um ihnen zu zeigen, daß der königliche Staatsrath ihre Lage ziemlich richtig zu beurtheilen wiſſe, und daß ſie, wenn man ſie unerachtet dieſer Kenntniß ungeſtört ihre Ruhe genießen laſſe, darum nur ihrem Herrn und Wohlthäter deſto mehr Dank und Liebe ſchuldig wären.

Ich ging darauf über, den Abgeordneten auf eine Art, die weder Verdrehungen noch Doppelſinn zuließ, den Willen des Königs zu erklären: daß ſie künftig nie wieder, in ihren Synoden oder Gemeindehäuſern, weder Abgeordnete noch Briefe von fremden Fürſten, Städten, Gemeinheiten und franzöſiſchen Herrn, wer ſie auch ſeyn möchten, namentlich von den Herrn von Rohan, Bouillon, Lesdiguieres, de la Force, Chatillon, und du Pleſſis annehmen ſollten, weil der König nicht zugeben könne, daß in dem Umfang ſeines Reichs auf irgend eine Art ohne ſein Vorwiſſen Verhandlungen gepflogen würden. Sie hätten auch aus keinerley Grund und Vorwand mehr eine ſolche Verſammlung zu halten; ſondern, wenn ſie ein Anbringen an Se Majeſtät habe, ſich des Wegs durch ihre ihnen zu dem Ende geſtattete Abgeordnete am Hof zu bedienen, und es in das Schreiben ihrer Provinz einfließen zu laſſen. Ich erklärte ihnen, wenn ſie ſich beygehen ließen, in der Verſammlung Schlüſſe zu faſſen, welche dieſen Abſichten entgegen wären, ſo würde ich mich, außer den andern unangenehmen Folgen, die ſie ſich dadurch zuzögen, auch der ganzen mit meiner Commiſſion verbundenen Gewalt, und zugleich des ganzen, einem Befehlshaber in ſeiner Provinz zu-

kommenden, Ansehens gegen sie bedienen, um diejenigen, die sich von ihrer Pflicht entfernten, dazu zurück zu führen.

Dieß ungefehr ist der Inhalt meiner freylich ausführlichern Rede. Die Frage von den Deputirten und den Sicherheitsplätzen ließ ich zur Erörterung zu ihrer Zeit ausgesetzt.

Diese Reden, besonders die Erklärung, mit der ich geendigt hatte, mißfielen einer Menge von Abgeordneten in der Versammlung. Sie war der Gegenstand sehr lebhafter Streitigkeiten, als sie darüber unter sich zu Rath gingen; und veranlaßte vier oder fünf Deputationen an mich. Diejenige, welche dabey interessirt waren, daß die Versammlung nichts den Grund der Sachen betreffendes vornehmen möchte, verlangte nichts mehr, als daß die Zeit mit solchen Präliminarfragen hingebracht würde, und verlängerten sie vorsätzlich. Allein mit ein wenig Thätigkeit und Geschicklichkeit machte ich diesem unnützen Eingang ein Ende.

Der König nahm es sehr übel auf, daß man mir den Vorsitz in der Versammlung nicht angeboten hatte; wiewohl Er Seine Meynung hierin geändert, und mir hernach selbst angerathen hatte, es nicht anzunehmen. Er fand, daß ich drey oder vier Titel hätte, welche zu fordern schienen, daß man mir diese Ehre übertrüge. Er sagte öffentlich und sehr unzufrieden: die Protestanten hätten bey dieser Gelegenheit einen gleich starken Beweis von ihrer Abneigung gegen das gemeine Beste und von ihrer Eifersucht gegen mich, abgelegt. Allein es ist auch wahr, daß ich der erste und einzige war, welcher es verhinderte (21), und dieß aus Gründen, von denen ich dem König schrieb, daß ich sie Ihm mündlich sagen und Er damit zufrieden seyn würde.

Zwey und zwanzigſtes Buch.

1605.

Die allgemeine Verſammlung der Proteſtanten zu Chatelleraut war bereits eröffnet, als der König von dem Herzog von Bouillon einen Brief aus Deutſchland durch einen gewiſſen Raſſy erhielt. Bouillon gab darinn Sr Majeſtät Nachricht, daß gegenwärtig ein deutſcher Fürſtenbund gegen das Haus Oeſtreich im Werk ſey, und daß dieſe Fürſten, von denen keiner in dem Brief genannt wurde, ſich durch die Macht und den Beyſtand Sr Majeſtät zu verſtärken wünſchten. Sie hätten daher die Augen auf ihn geworfen, um ihn zum Unterhändler zwiſchen dem König und ihnen zu machen. Für ihren Theil verſprach er dem König und dem Königreich eine völlige Garantie, und für ſich erbot er ſich mit ſtrömendem Erguß der nobelſten Geſinnungen, dabey mit ſeiner Perſon und allen ſeinen Kräften zu dienen. Er ſchien entzückt, nun endlich die Gelegenheit gefunden zu haben, von der ihn Montluet ſo oft unterhalten hätte, als er ihm, in ſeinen Briefen von wegen des Königs, geſchrieben habe: nur durch wirkliche und ſolide Dienſte, nicht durch leere Worte, würde er dieſen Herrn von der Reinigkeit ſeiner Abſichten überzeugen können.

Heinrich fühlte ſich beym Empfang dieſes Briefs weder ſehr zu Gunſten des Herzogs von Bouillon bewegt, noch für das vorgebliche Projekt eingenommen. Weit entfernt ein für Seine Entwürfe ſo vortheilhaft ſcheinendes Projekt anzunehmen, fürchtete Er durch zu ſchnelle Betreibung unüberſteigliche Hinderniſſe für

dieſelbe zu verurſachen. Ueberdieß war auch die Schlinge, die Ihm der Herzog von Bouillon legte, zu grob, als daß Er ſich hätte darinn fangen laſſen können. Es war nicht wahrſcheinlich, daß die Fürſten Deutſchlands dem Herzog von Bouillon die Rolle eines Vermittlers auftragen ſollten; ihm, von dem jedermann wußte, daß er ſelbſt die Rolle eines Beklagten vor dem franzöſiſchen Staatsrath auf ſich hätte. Heinrich gab deswegen Ruſſy auch nur zur Antwort: die Nachricht ſey nicht ausführlich genug, und komme überhaupt auch zu ſpät. — Bouillon würde ſich ſicher nichts von dieſem Spiel verſprochen haben, wenn er gewußt hätte, daß dem König zu gleicher Zeit ein andrer Brief von ihm an die verſammelten Proteſtanten in Chatelleraut in die Hände gefallen war, den ich hier ebenfalls beybringen muß.

Er iſt eine Art von Antwort auf den letztgedachten, den er erhalten hatte, und an den Verfaſſer deſſelben, nehmlich an Saint Germain de Clan, gerichtet. Dieß erfuhr man, wiewohl er in dem Briefe ſelbſt von Saint Germain als einer dritten Perſon ſpricht. Man wird dadurch noch beſſer überzeugt werden, daß jener andre aus Deutſchland geſchriebene Brief wahrſcheinlich nichts anders zum Zweck hatte, als den König zu einer günſtigern Behandlung Bouillons auf der Verſammlung zu vermögen, oder Ihm die Augen über deſſen Benehmen zu verblenden.

Der Herzog vergaß in dieſem Briefe nicht ſeine Eigenſchaft als Haupt der Partey; denn er war ſo abgefaßt, als wenn er den Operationen der Verſammlung zur Richtſchnur dienen ſollte. Die Ernennung der Deputirten iſt der Artikel, auf den er ſich zuerſt und hauptſächlich einläßt. Er erklärt ſeine Meynung von jedem, der auf dieſe Stelle Anſpruch machen konnte,

konnte, wie la Noue, du Pleſſis, Bellujon und Saint Germain ſelbſt, für welchen Bouillon ſtimmte, daß er in dieſem Poſten, den er jetzt zu verlaſſen hatte, aufs neue beſtätigt werden ſollte, und daß man ſich aufs äußerſte dieſe Wahl durchzuſetzen bemühen ſolle. Er ertheilt la Noue groſſe Lobſprüche, will ihm aber doch Saint Germain vorgezogen wiſſen. Das Amt, das er zu Genf zum Frommen der Religion bekleide, dient zum anſtändigen Vorwand, ihn von der Deputation auszuſchließen, ohne daß er ſich dadurch beleidigt finden könnte. Von du Pleſſis ſprach er als von einem allzu eigenſinnig bey ſeiner Meynung beharrlichen Menſchen, der übrigens im Stand wäre, ſich gegen Lesdiguieres Gehör und Achtung zu verſchaffen, was in den Augen des Herzogs ein ſo wichtiger Umſtand ſchien, daß er Bellujon das Gegentheil beynahe zum Verbrechen macht. Dieſer war ein Mann von Geiſt und Bedachtſamkeit, und hatte mit Einem Wort, die wenigſten Fehler und nach Saint Germain die meiſten Anſprüche, die ihn zur Deputation empfehlen konnten; beſonders konnte ſeine Verbindung mit Saint Germain Wunder wirken. Allein ſeine Anhänglichkeit an Lesdiguieres blieb in den Augen Bouillons immer ein Flecken an ihm. Er hätte beſſer gethan, gerade heraus zu ſagen, daß er eiferſüchtig auf die Achtung ſey, in die ſich Lesdiguieres bey der Parey geſetzt hatte. Ein andrer Fehler, den der Herzog gleichfalls und durchgängig bey allen Competenten fand, iſt Selbſtſucht. Dieſen aber brachte er eben wegen dieſer Allgemeinheit nicht in Anſchlag.

Bouillon kam hierauf auf ſich ſelbſt zu ſprechen, und Eitelkeit hatte ihm bey dieſem ganzen Artikel die Feder geführt. Er gab Saint Germain Nachricht: in Deutſchland gehe das Gerücht, der König ſuche

ſich

ſich mit ihm zu ſetzen, und werde ihm in dieſer Abſicht unverweilt Parabere oder Montluet ſchicken. Um jeden Verdacht einer Täuſchung hierin zu erſticken, belegt es ihm Bouillon mit einem Brief, den ihm Montluet geſchrieben habe, um ihn einzuladen, daß er einige Perſonen ausleſen möchte, die Heinrich und ihn einander wieder näher bringen könnten. Aus dieſem allem zieht Bouillon tauſend Folgerungen, in Hinſicht auf die Achtung, die man für ihn in Deutſchland habe, auf ſeine Wichtigkeit für die Proteſtantiſche Partey, und auf die Furcht, in die ſein Name den König und das Conſeil ſetzte. Da nun ſeine Mitbrüder befürchten dürften, er möchte wohl noch endlich den Vorſchlägen des Königs Gehör geben; ſo beruhigt er ſie darüber durch die Vorſtellung: er für ſich ſey überzeugt, daß dieſe Vorſchläge nichts als eine Schlinge ſeyen, ihn um das Anſehen zu bringen, das er ſich bey dem Volke erworben habe. Er ſpricht dann von der Abſendung eines Bevollmächtigten von ihm zur Verſammlung als einer Sache, welche Schwierigkeiten unterworfen ſey, die ihn darüber noch unſchlüſſig hielten, und worüber Lesdiguieres, du Pleſſis und Saint Germain zu Rath gezogen werden müßten.

Er verbreitet ſich dann mit Emphaſe über die glänzende Aſſembleen, die bey ihm von allem was Deutſchland Großes und Vorzügliches habe, gehalten würden; woraus, ſeinem Vorgeben nach der Religion ein unabſehbarer Vortheil erwachſen müſſe. Aus der Hitze, mit der er hierbey gegen Lesdiguieres loszieht, iſt leicht zu ſchließen, daß dieſer ſeine Meynung von dieſen ſo gerühmten Aſſembleen etwas frey geäußert haben mochte. Um einen angemeßnen Begriff davon zu machen, verſichert der Herzog, daß der bloße Gedanke an das, was darinn ausgemacht worden ſeyn möchte,

mehr

ehr als hinreichend sey, Heinrich schlaflose Nächte
machen, und Ihn zu allen möglichen Versuchen
vermögen, um ihn wieder zu gewinnen. Er sagt
gar: er habe verschiedentlich Vorwürfe von denen
ren müssen, welche diese Assembleen ausmachten, daß
sich am französischen Hof nicht genug geltend zu
achen wisse. Man habe sich erboten, diese Mühe
r ihn zu übernehmen. Er hätte sich aber ihrem Eis
r mit Erfolg widersetzt, und ihnen (ein sonderbarer
ug von seiner Bescheidenheit!) vorgestellt, da die
oße Eifersucht, welche Heinrich auf ihn geworfen
abe, der wahre Grund sey, der sie beyde entzweye;
würde ihre Verwendung nur dazu dienen, jene noch
ehr anzufachen, ihnen aber Schaden bringen, ohne
m zu nützen. Das einzige wahre, auch von ihm
nd dieser Versammlung von Freunden für das Beste
haltene Mittel, Heinrich zur Vernunft zu bringen,
estünde darinn, daß man ihn durch Furcht und Noth-
endigkeit vermöge, alles mit ihnen einzugehen.

Die einzige Aufmerksamkeit, welche dieser wirklich
nderbare Brief verdienen konnte, — gesetzt daß er
gend welche verdiente — bestund darinn: daß man
ch desselben hätte bedienen können, um dadurch eini-
en Forderungen zuvor zu kommen, die vielleicht in
er Versammlung gemacht werden konnten. Denn
en denkt im Grund Bouillon eigentlich durch diesen
lbstgenügsamen und prahlerischen Ton hinter das
icht zu führen? Nirgends anders als von diesen
nausstehlichen Großsprechereyen brauche ich meinen
Beweis herzunehmen, daß die Aufrührer noch mit kei-
er Zurüstung weder von innen noch außen fertig wa-
en; daß sie noch nicht einmal so weit waren, sich un-
r einander selbst zu verstehen, noch sich über ihren
emeinschaftlichen Vortheil zu verständigen. Was
diesen

dieſen neuen vorgeblichen Bund zum Beſten der Religion betrifft, ſo kann man wohl daran denken, wie Lesdiguieres, und ohne Umſtände behaupten, daß es bloß ein Stückchen von der Erfindung des Herrn Herzogs war. Caumartin ſagt nichts davon in ſeinen Briefen an den König, unerachtet er mit den Landgrafen von Heſſen von allem geſprochen hatte, was auf Bouillon Beziehung haben konnte. Der Landgraf hatte ihn bloß gefragt: ob es wahr ſey, daß der König von Frankreich ſich Montluets zu den Reiſen bedient habe, die Er hätte nach Sedan machen laſſen. Der Grund dieſer Frage, der einzigen, welche der Landgraf in Anſehung Bouillons zu thun hatte, kommt von den Gerücht, das in Deutſchland umherlief: der allerchriſtlichſte König ſuche Sedan zu überrumpeln und die reformirte Religion darinn abzuſchaffen. Man ſieht leicht, daß auch dieſes Gerücht nur von Bouillon ſelbſt herrühren konnte, welcher, indem er dadurch nur ſeinen Haß gegen den König zu befriedigen ſuchte, zu gleicher Zeit zu verſtehen gab, Heinrich halte ſeinen Platz für ſo feſt, daß er ſich nicht anders als durch Ueberrumplung deſſen zu bemächtigen getraue. Das heißt doch recht die feine Kunſt beſitzen, Einbildung, Niederträchtigkeit und Falſchheit in ſich zu vereinigen! Alle Talente Bouillons ſchienen ſich in eine groſſe Fruchtbarkeit und eine ſtarke Fertigkeit, nachtheilige Gerüchte gegen ſeine Feinde zu erfinden und in Umlauf zu bringen, zuſammengezogen zu haben. Die Sage von einem, den Vortheilen Frankreichs ſo ſehr zuwiderlaufenden vorgeblichen Schluß der zu Baden verſammelten Schweizer, war Waare aus derſelben Bude. Man war in Frankreich einige Zeit um ſo mehr darüber in Unruhe, da die im vorigen Jahr erwähnte Sache der Graubündter noch nicht zu Ende war. Allein, da man ſah, daß Caumartin,

der

er nicht unterlaſſen hätte Sr Majeſtät ſogleich Be-
icht davon zu erſtatten, deſſen nicht gedachte, ſo iſt
eicht zu errathen, daß es eine Erfindung von denen
oar, welche Vortheil davon hatten, wenn man in der
Meynung ſtand, daß unſre Angelegenheiten von die-
r Seite ſchlecht ſtehen.

Ich hätte ſehr gewünſcht, der König möchte gleiche
Verachtung mit mir gegen alle Nachrichten dieſer fei-
en Wohldiener fühlen, welche ſich ſo ſehr zu vermeh-
en anfiengen, daß ſie wirklich zur Laſt fielen. Frey
eraus; mich dauerte alles das Geld ſehr, welches zu
Bezahlung dieſer Art von Dienſten aufging, welche
ir ſehr verdächtig ſchienen, weil die, welche ſie leiſte-
n, immer beſondern Vortheil darunter ſuchten, ent-
eder für ſich ſelbſt, oder um eine Verſtärkung der
Beſatzung in einer Stadt zu bewirken, oder um ihr
ne beträchtliche Gratifikation zu verſchaffen u. ſ. w.
Ein gewiſſer Quidam gab Nachricht von einer Ver-
ammlung, die zu Puylaurens in Oberlanguedoc ge-
alten worden ſey, überreichte einen Aufſatz von dem
as dabey vorgegangen ſeyn ſolle, und verſicherte
berdieß, daß er ſich ſelbſt dabey befunden habe. Ein
ndrer Offizier oder Soldat von Guercy ließ ſich durch
Bivant dem König ſchicken, weil er ſagte, einer ſeiner
Kameraden, von Sarlat, habe ihm ſehr angelegen,
Domme in Perigord wegzunehmen. Er gab diejeni-
n an, welche mit beyden geſprochen hätten. Dieß
ranlaßte den König Theinines an Ort und Stelle
ſchicken, um ſich ihrer Perſonen zu verſichern. Alle
eſe Angaben fanden ſich meiſtens entweder falſch oder
ßerſt übertrieben. Meine Meynung war nicht, daß
an alle Vorſicht bey Seite ſetzen ſollte. Ich war
elmehr der erſte, welcher dem König rieth, in Peri-
rd und Guercy einige ſichre Männer zu halten;
welches

welches Ihm große Unruhe verursachte, weil Er mich so reden zu hören nicht gewohnt war. Ich mußte Ihm deswegen heilig versichern, daß mir aus diesen zwo Provinzen keine unangenehme Nachrichten zugekommen seyen.

Allein der Weg, den ich als den kürzesten und sichersten allen diesen kleinlichen Untersuchungen vorgezogen wünschte, war: daß man von Zeit zu Zeit, und gehörigen Orts durch eine strenge Züchtigung so ein Beyspiel geben sollte, wie durch das Arrêt gegen die Luquisses, Adliche aus Provence. Es war im Zeughaus, vor meiner Abreise, beschlossen worden, sich ihrer wo möglich zu bemächtigen. Der König bediente sich hiezu Ranchins, des Arzts des Herrn Connetable, welcher diese unruhigen Köpfe so gut hinzuhalten wußte, daß der Chevalier von Montmorency auf Einmal neun bis zehn von dieser Rotte mit den beyden Rädelsführern einfing, und diese dummen Teufel von Verschwornen, welche in der erstern Bestürzung sich selbst sträflicher Verständnisse mit Spanien schuldig angaben, zu Aiguesmortes ins Gefängniß werfen ließ. Heinrich, fest entschlossen, sie zu bestrafen, schickte den Chevalier von Montmorency und Ranchin, da sie von dieser Expedition zurückkamen, nach Chantilly, um dem Connetable zu sagen, daß Er am andern Tag kommen würde, um ihren Prozeß anfangen zu lassen. Der Befehlshaber von Aiguesmortes und der Sieur de Saint Genies thaten bey dieser Gelegenheit nützliche persönliche Dienste.

Dieß Complot erweckte in dem König wieder den Gedanken, in diesem Jahr eine Reise nach Provence zu machen. Ein andrer Beweggrund zu dieser Reise war das Gerücht von einer Galeerenausrüstung, welche die Spanier zu Neapel vornähmen, wobey ich übrigens

Übrigens dießmal nicht mehr Grund zu einem Verdacht ſehen konnte, als ſonſt jedesmal, indem die Spanier ihrer levantiſchen Handlung wegen, ungefehr eben daſſelbe alle Jahre thun.

Man überſchrieb dem König auch noch die Nachricht, daß einige der vorzüglichſten Häupter der Verſammlung nur die Zeit unnütz hinzuziehen ſuchten, damit mich entweder die Langeweile davon treiben möchte, oder daß wenigſtens die öffentlichen Geſchäffte auf der andern Seite durch meine Abweſenheit leiden müßten. In dieſer Abſicht habe man beſchloſſen ſich verſchiedener Wendungen zu bedienen, z. B. Abgeordnete unmittelbar an den König zu ſchicken, um ihm ihr Verlangen vorzutragen, oder um Ihm zu danken; wie wenn man die Verſammlung ſelbſt für unnütz gehalten hätte. Heinrich gab Parabere, welcher von Hof wieder in ſeine Befehlshaberſchaft abging, den Auftrag, mit mir darüber zu konferiren, indem Er ſich in Anſehung der Sorge für geſchwinde und doch vollſtändige Expedition der Angelegenheiten in der Verſammlung auf meine Thätigkeit verließ. Ich hatte hiezu bereits auf ein Mittel gedacht, von dem ich mir um ſo mehr verſprach, je mehr es der Eitelkeit aller Deputirten ſchmeichelte. Der König gab Parabere auch noch auf, mir aus allen Kräften zu Entdeckung der Urheber dieſer Ränke behülflich zu ſeyn. Uebrigens aber getraute Er ſich nicht, ihm die wichtigern Geheimniſſe anzuvertrauen, und hatte mir ſogar einen gewiſſen Aufſatz, nach welchem er vereint mit mir zu Werk gehen ſollte, auf einem andern Weg zugehen laſſen, damit ich Zeit ihn zu prüfen und meine Maßregeln noch vor Parabere's Ankunft zu machen haben möchte. Nicht als ob Heinrich ihn gerade einer Treuloſigkeit fähig gehalten hätte; ſondern weil Parabere einen

Fehler hatte, der freylich nur für die Politik Fehler iſt, daß er nie Böſes von jemand glauben konnte; und noch einen andern, welcher gewöhnlich zum erſten hinzu kömmt: daß er zu leicht mit Leuten aller Arten, mit übeldenkenden wie mit gutgeſinnten, Freundſchaft knüpfte. Es rührte ihn nichts von allem, was man ihm von den Aufrührern ſagte, und der König konnte nie vor ihm von dem Herzog von Bouillon ſprechen, ohne daß er ihn aufs Beſte zu entſchuldigen ſuchte, und alles, was man ihm zur Laſt legte, der Bosheit ſeiner Feinde zuſchrieb.

Der König ließ deswegen zwar vor ihm Seine ganze Unfriedenheit mit dem Herzog von Bouillon blicken, gründete ſie aber nur auf alte Beſchwerden, ohne ihn etwas von den neuern Beweiſen merken zu laſſen. Ich hatte nach dieſer Kenntniß mein Verhalten gegen Parabere ebenfalls einzurichten.

Doch, laſſen wir alles, was man den König hinterbrachte, und ſehen, was wirklich in der Verſammlung verging. Der Anfang davon war ganz ſo ſtürmiſch, wie ich vermuthet hatte. Die Empörer machten es ſich zum Geſchäffte, die Gemüther zum Aufruhr und zur Erbittrung zu bringen, in der Ueberzeugung, daß es nachher weit ſchwerer halten würde, die Köpfe zu erhitzen, wenn ſie erſt die Verſammlung einen ruhigen Gang gehen ließen. Sie brachten ihre gewöhnlichen Kunſtgriffe zur Anwendung, und unterſtützten aus aller Macht das falſche von ihnen ſelbſt ausgeſprengte Gerücht, daß der König im Begriff ſey, ihre Privilegien einzuziehen, ihre Synoden aufzuheben, und ſich der gegenwärtigen Verſammlung dazu zu bedienen, um alles, was er bisher den Dienern der Religion habe zufließen laſſen, künftighin von ſeinem Finanzetat abgeſchnitten zu erklären. Heinrich ſagte

bis

bisweilen, wenn Er ſich über die Abneigung der Proteſtanten gegen Ihn und alle, deren Er ſich in den Geſchäfften bediente, beklagte: ſie hätten wohl verdient, daß Er ihnen Penſionen, Stellen und Befehlshaberſchaften abnähme. Dieſe Aeußerung wurde alſo hier der Verſammlung als feſter Entſchluß und poſitive Erklärung hinterbracht.

Da mir nicht unbekannt war, aus welcher Quelle alle dieſe vergifteten Angaben floſſen, ſo ſtellte ich ihren ganzen Ungrund vor, und widerſetzte mich ernſtlich, daß in der Verſammlung nichts unter dem Namen oder von Seiten Bouillons, Lesdiguieres und du Pleſſis vorgetragen werden durfte, gab auch nicht zu, daß jemand darinn das Wort führte, wer nicht in der Eigenſchaft eines Abgeordneten aus einer Provinz dazu berechtigt war. Ich ließ unter der Hand du Pleſſis die Wahl frey geben, ſich freywillig von Chatelleraut entfernt zu halten, oder nur als bloßer Zuſchauer dahin zu kommen, ohne einen andern Rang als den eines Privatmannes zu genießen. Dieß verdroß ihn ſehr, und er wählte das erſte; es ſey nun, daß er am günſtigen Erfolg verzweifelte, und ſich den Schimpf erſparen wollte, einen allen ſeinen Entwürfen zuwider laufenden Schluß in ſeiner Gegenwart gefaßt zu ſehen; oder daß er ſich den Troſt oder ſelbſt die Rache verſprach, in der Verſammlung einen Aufſtand ſeinetwegen zu verurſachen. Wirklich hetzte er auch die Abgeordneten aus Dauphine ſo auf, daß ſie ſchrieen, man müſſe nichts ohne ihn vornehmen. Doch ich richtete alles ſo ein, daß man du Pleſſis ſo gut als Bouillon entbehren konnte. Von du Pleſſis war ich dieſes Beweiſes ſeiner Empfindlichkeit gewärtig. Daß aber auch Lesdiguieres ſich ſo weit erniedrigen konnte, durch Emiſſare die Rolle eines Lärmmachers zum Beſten

eines bey dem König mit Recht gebrandmarkten Menschen zu spielen — Lesdiguieres, der erst kürzlich eine ausgezeichnete Gnade für seinen Tochtermann Crequy erhalten hatte; dieß kann ich ihm kaum vergeben. Ich sah bey allen diesen Gelegenheiten, wie nützlich es war, daß ich lange vor der Versammlung Anstalten, um mich des besten Theils der Stimmen zu versichern getroffen hatte.

So wie ich sah, daß sich mein Anhang verstärkte, erhob ich die Stimme mehr. Ich schnitt alle leere und verfängliche Fragen kurz ab, und verlangte, daß man vorrücken und vor allem andern, daß man alles, was das königliche Ansehen betraf, als geheiligt ansehen sollte. Von dieser Seite hatte Heinrich stets am meisten befürchtet, und, die Wahrheit zu sagen, seine Besorgnisse waren nicht ungegründet. Es bleibt eine unauslöschliche Schande für den Herzog von Bouillon, für du Plessis, d'Aubigné, Constant, Saint Germain und einige andre, vorzüglich aber, ich sag es noch einmal, für Lesdiguieres, daß sie einen Aufsatz unterschrieben haben, dessen Daseyn nur zu gut erwiesen wurde, und worin man den Grund zu einer freyen vom König ganz unabhängigen Calvinistischen Republik mitten in Frankreich legte. Freylich finden sich diese Ausdrücke nicht in dem Entwurf, wo man sie vielmehr mit einer auffallend gesuchten Sorgfalt vermieden hat. Allein auf Worte kommt es auch nicht an, wo die Sache selbst spricht, und ich will alle diese Leute selbst urtheilen lassen, was man unter der Einrichtung einer Gesellschaft verstehen soll, deren Häupter so eng unter einander verbunden, als fern von andern abgesondert sind, und von Provinzialräthen, welche das Ansehen eines obersten allgemeinen Raths annehmen? was diese Unterstützung bedeuten soll, die man darinn bey Ausländern sucht? die Verbindlichkeit, die

man darinn allen Befehlshabern und Beamten auflegt, gewiſſe Eide zu leiſten? und endlich die darinn feſtgeſetzte Ausſchließung jedes römiſchkatholiſchen und jedes dem König beſonders ergebenen Offiziers von den Aemtern, Würden und Geſchäfften der neuen Partey? Du Pleſſis, der wahrſcheinlich ſeine Gründe hatte, zu fürchten, ich möchte dem König den Antheil zu wiſſen thun, den er an dieſem Aufſatz gehabt hatte, hielt, als der Ausſchlag der Verſammlung das Vorhaben ſelbſt vereitelt hatte, für rathſam, ſich nicht der Gefahr auszuſetzen, die vom Verſchweigen zu fürchten war. Er ſchickte dem König nebſt ſeinen Entſchuldigungen wegen ſeines Nichterſcheinens bey der Verſammlung, eine förmliche Losſagung von allem, was in dem Aufſatz enthalten ſey.

Dieſer war eines jener Stücke, deren Wirkung man hemmen muß, ohne Geräuſch davon zu machen. Da ich demnach ſehen wollte, ob ein großer Theil der Proteſtanten davon gewußt und ſich darauf eingelaſſen habe, ſo ſprach ich nur im Allgemeinen mit den Abgeordneten davon, und unter den Benennungen von Aſſociationen, von Zurückhaltung und Mißtrauen, wovon ich jedoch zu verſtehen gab, daß ſie immer nicht vorwurfsfrey ſeyen. Die Antwort, welche ich erhielt, war folgende: Wenn Heinrich unſterblich wäre, ſo würden ſich die Proteſtanten mit ſeinem Wort in allem, was ſie beträfe, beruhigt und augenblicklich jeder andern Sicherheit entſagt, ihre Sicherheitsplätze abgegeben, jede Unterſtützung von außen verworfen und alle beſondre Verfügungen zur Erhaltung ihrer Geſellſchaft als unnöthig betrachtet haben. Allein die Furcht in einem ſeiner Nachfolger ganz verſchiedne Geſinnungen zu finden, nöthige ſie, die Maßregeln beyzubehalten, die man ſie zu ihrer Sicherheit zu nehmen vermocht

habe. — Dieß Geständniß machte mir weit mehr Vergnügen, als jede andre gemäßigtere Antwort. Wenn die Versammlung sich auf das gedachte Projekt eingelassen hätte, würde sie sich nicht so bloß an der Schaale meiner Aeußerung aufgehalten, sondern durch jede Art von Protestation und durch eine förmliche Ablängnung diesen Vorwurf hartnäckig abgelehnt haben.

Ich halte mich daher versichert, daß sich die Seuche der schlechten Reden und des bösen Beyspiels noch nicht weiter als auf die genannten sechs bis sieben Personen verbreitet hatte. Es war mir aber nicht so leicht, auch Heinrich davon zu überzeugen, oder ihn wegen der Besorgniß zu beruhigen, daß das Uebel bald weiter um sich greifen möchte. Ihn beunruhigte zu sehr die Vorstellung von dem blinden Leichtsinn des großen Haufens, sich durch die Eindrücke derer leiten zu lassen, die er als seine Häupter und Beschützer betrachtet, und von den schlimmen Folgen, die nicht ausbleiben würden, wenn Frankreich das Unglück hätte, daß Er bey Seinem Tod den Dauphin noch in einem sehr zarten Alter hinterließe. Er sagte mir einigemal, daß mein besonderer Vortheil hier genau mit dem allgemeinen Besten verbunden sey, da ich einer der vornehmsten Kronbedienten wäre, und Lieutenant der Compagnie seines zweyten Sohns werden sollte, wenn Ihm Gott einen schenkte; wie dieß auch geschah. — Allein überhaupt, was sollte ein irrender und verachteter Herzog von Bouillon, ein du Plessis mit seiner Feder, du Constant und d'Aubigne mit ihrer Zunge gegen ein so festgegründetes Ansehen auszurichten vermögen, als das ist, welches Heinrich nun im Stand war seinem Prinzen zu hinterlassen? Die Ungewißheit wegen eines Thronerben hatte mir jederzeit gewissermaßen

fermaßen die einzige wahre Gefahr geſchienen, die man zu befürchten hätte.

Dieſe Materie wurde zwiſchen den Abgeordneten der Verſammlung und mir nur gelegenheitlich abgethan; ohne der erſten und hauptſächlichſten Abbruch zu thun, nehmlich der Ernennung der beſondern Deputirten, die ich zuerſt aufs Tapet gebracht hatte. Die Proteſtanten behaupteten, dieſe Ernennung gehe Se Majeſtät nichts an, und dürfe nur von ihnen allein geſchehen. Ich widerlegte dieß Vorurtheil, und zeigte, daß der König als König den vorzüglichſten Antheil an einer Sache haben müſſe, die auf die gute Ordnung einen ſo nothwendigen Einfluß und einen ſo ſichtbaren Zuſammenhang mit der Polizey habe, daß von dem ſchlechten oder guten Charakter der erwählten Deputirten großentheils das gute oder ſchlechte Vernehmen zwiſchen beyden Religionen abhange. Dieſes unterſtützte ich mit einem Beyſpiel aus der Sache ſelbſt, nehmlich dem von dem ränke- und trugvollen Benehmen eines gewiſſen — der ehmals dieſe Stelle bekleidet hatte.

Um dieſen Streit verſchiedener Meynungen beyzulegen, machte ich den Vorſchlag: die Verſammlung ſollte ſich über eine gewiſſe Anzahl von Männern, die zu dieſer Stelle geſchickt ſeyen, vereinigen, aus denen der König dann die zwey zu wählen hätte, welche ihm anſtändig wären. Unerachtet der Widerſetzlichkeit, die ich auch noch bey dieſem Auskunftsmittel fand, verlor ich doch die Hoffnung nicht, es durchzuſetzen, indem ich über gute Gratifikationen für diejenigen zu diſponiren hatte, welche ſich nach den Abſichten Sr Majeſtät fügen würden. Und doch hätte Heinrich beynahe ſelbſt, ohne daran zu denken, ein Hinderniß dagegen verurſacht. Er hatte nehmlich aus der allgemeinen

Widersetzung der Versammlung geschlossen, daß sie nie ihre Einwilligung hiezu geben würde. Daher schrieb Er mir, ich sollte damit zufrieden seyn, wenn der Vorschlag und die Wahl der zween Deputirten gemeinschaftlich von Ihm und den Protestanten vorgenommen werden sollte. Dieß machte die Versammlung noch viel beharrlicher bey ihrer Meynung. Denn, es sey nun, daß der König selbst öffentlich von dem Inhalt seiner Briefe gesprochen hatte, oder daß die, denen Er sie anvertraute, das Geheimniß schlecht bewahrten — alle Absichten dieses Herrn wurden so früh und so vollständig in der Versammlung bekannt, als im Conseil selbst. Villeroy benachrichtigte mich davon, und ich wußte es besser als er. Deswegen verlangte ich von ihm und Sillery, daß sie mir jederzeit eigenhändig schreiben sollten, was ich ebenfalls that, und wovon ich bisweilen so müde wurde, daß ich sie beyde oft auf meine Briefe an den König verweisen mußte, die man nachher jedesmal verbrannte. Indessen drang doch mein Vorhaben in der Versammlung durch. Der König erhielt das Recht, aus sechs Vorgeschlagenen zween zu wählen, und ich fand auch noch Mittel, daß unter diesen sechsen keiner seyn sollte, welcher öffentlich Beweise von Unbothmäßigkeit oder Meuterey gegeben hätte. Heinrich betrachtete diesen Erfolg als einen der wichtigsten Dienste von mir.

Einige Abgeordnete machten einen Versuch mit dem Verlangen, daß man einen dritten Deputirten machen möchte, der jederzeit ein Protestantischer Geistlicher seyn sollte. Der Pfarrer Berault hatte sich starke Hoffnung gemacht, wie man sagte, dazu zu kommen, und sollte deswegen zur Versammlung kommen, wiewohl er keiner von den Provinzdeputirten war. Er hatte noch, wie man versicherte, verschiedne andre

Projekte,

Projekte, besonders zu Gunsten Bouillons, und er war es, der in der Versammlung von Mauvesin (in Armagnac) es dahin gebracht hatte, daß man an den Herzog schreiben sollte, um ihm zu bezeugen, daß die Protestanten in Frankreich auf seine Person und sein Bestes immer gleiche Rücksicht nähmen. Bey aller seiner Dreistigkeit wagte er aber dießmal doch nicht, sich zu zeigen, und der Antrag wurde durchaus verworfen, so wie auch der von drey bis vier Personen hingeworfene: daß die Reformirten, nicht beym König, sondern in einigen Orten der Hauptprovinzen im Reich, eben so viele von ihnen allein erwählte Deputirte halten sollten, um unmittelbar mit den Generaldeputirten am Hof zu communiciren. Wäre dieß Vorhaben ausgeführt worden, so hätte man nöthig gehabt, die Aufmerksamkeit auf das Betragen aller dieser Unterdeputirten zu verdoppeln. Es war aber nur ein kleiner Uebergang, den ich leicht zerstreute.

In Ansehung der Eigenschaft der Deputirten schlug der König keinen aus, wenn er nur im Ruf der Rechtschaffenheit und Friedfertigkeit stünde. Er vermied sorgfältig alles, was auch nur den entferntesten Schein von Gewaltsamkeit haben konnte. Dieß zeigte sich bey der Gelegenheit, als der König auf die in Anregung gekommene Frage, ob die Befehlshaber in den Plätzen zur Deputation ernannt werden könnten, den verneinenden Gründen der Versammlung nachgab; auch ein andermal bey la Noue und du Coudray, welche die Reformirten nicht auf die Liste setzen wollten, und zum Grund davon, beym ersten seine Abwesenheit, beym andern sein Amt anführten. Jedermann kam hernach doch wieder auf la Noue. Ich meiner Seits gab gegen Saint Germain eine ausschließende Stimme, ungeachtet man ein starkes Ver-

langen bezeugte, ihn dabey zu bestätigen, und ihm Bellujon beyzugeben. Der König selbst war nicht für diesen eingenommen, so wenig als für Coubray. Allein weil Er glaubte, Lesdiguieres etwas gefälliges thun zu müssen, dachte Er die Wahl auf den Deputirten von Dauphiné fallen zu lassen. Man sprach auch noch von Des Bordes und Marabat. Der König hatte diesem letztern lange wohlgewollt, wiewohl ich ihn Ihm als eine der Creaturen Bouillons beschrieb. Er kam aber von dieser Gesinnung zurück, als Ihn die unvorsichtige Kühnheit Marabats, dem Herzog von Bouillon seine zwey Kinder zu schicken, nicht länger zweifeln ließ, daß das, was ich Ihm gesagt hatte, wahr sey. Dieß allein bewirkte gegen ihn die Ausschließung. Es ward keiner genannt, der so sehr verdient hätte, alle Stimmen zu bekommen, als ein Advokat von Castres, la Devese. Nur der Ruf eines tugendhaften Mannes und Feinds aller Parteylichkeit, den er sich erworben hatte, stand ihm bey seinen Glaubensbrüdern im Licht. Er gewann dabey nichts als die Ehre, das Zutrauen seines Königs verdient zu haben, welcher an ihn zu schreiben geruhte. Ich stellte ihm den Brief so heimlich zu als nöthig war, um seinem Credit bey den Protestanten nicht zu schaden, und als ich ihn besser kennen lernte, betrachtete ich ihn als einen Mann, der in jeder Rücksicht es verdiente, daß ich mich seiner Einsichten bediente. Der ganze Julius ging vollends auf diese Art mit Vorschlägen, Deliberiren, Verwerfen oder Annehmen verschiedener Gegenstände vorbey.

Die Frage von den Deputirten ward mit gleicher Wärme noch in den ersten Tagen des folgenden Monats fortgesetzt. Die Versammlung kam noch einmal auf Saint Germain, und mehrere andre, denen Hein-

rich

rich den Marabat noch vorgezogen haben würde. Da aber die näheren Umstände davon nicht interessant genug sind, um sich lange dabey aufzuhalten, so will ich die Sache kurz abthun, indem ich sage, daß la Noue, nachdem er dem König durch mich und Roquelauren hatte versprechen lassen, daß er mit dem Herzog von Bouillon brechen, und seine Kinder von Sedan zurücknehmen wolle, von dem König aus den drey vorgeschlagenen vom Adel, zum Deputirten gewählt wurde, und daß unter den Gelehrten Seine Wahl auf du Cros fiel, welcher durch Lesdiguieres für sich hatte sollicitiren lassen. Dieser Ausgang der Sache, welcher Heinrich sehr angenehm war, und von Seinen Ministern selbst sehr gelobt wurde, kam mir sehr gut zu statten, um einigen Verläumdern den Mund zu schließen, welche ausprengten: der König habe seit kurzem einen Brief von mir erhalten, auf welchen man Ihn äußerst erzürnt gesehen habe, so daß es nur davon hergerührt haben könne, weil seine Absichten unter meinen Händen wahrscheinlich nicht den erwünschten Fortgang hätten. Ein schlechter kleiner Brief war das Mittel, dessen man sich bediente, dieß Gerücht in Umlauf zu bringen. Villeroy schickte mir eine Abschrift davon, worauf ich ihm zurückschrieb, niemand werde diesem Gerücht weniger Glauben beymessen, als eben die, welche es verbreiteten.

In Ansehung des Erfolgs, wovon man den Ruhm mir zurechnete, will ich, ohne mich hier mit falscher Bescheidenheit zu zieren, nur sagen, daß es mich weiter nichts kostete, als den größern Theil der Protestanten zu überreden, sie könnten sich in Ansehung ihrer Erhaltung und ihres Besten mit aller möglichen Zuversicht auf die Denkungsart Heinrichs verlassen. Die kleine Anzahl aber von strengen Handlungen, worüber

sie

ſie ſich beſchwerten, ſey noch lange nicht mit den Vergehungen in gleichem Verhältniß, welche ſie ſich gegen Ihn hätten zu Schulden kommen laſſen. Man darf übrigens nicht glauben, daß ich bey ſolchen Reden die Reformirte den geringſten Strahl von denen für ſie günſtigen Entwürfen Heinrichs habe erblicken laſſen. Es heißt ſeinen Herrn verrathen, wenn man ihm auf Koſten ſeines Geheimniſſes dient. Ich blieb hierüber auch ſelbſt gegen die Miniſter des Königs äußerſt zurückhaltend. Und ich wüßte nicht, daß ich je etwas davon in allen den Briefen hätte einfließen laſſen, die ich an Heinrich ſelbſt von Chatellerout ſchrieb, außer in einem einzigen, worin ich ihn an die Geſandtſchaft in England erinnerte, die bey der Sache, welche ich im Werk hatte, nöthig war. Auch bat ich Ihn angelegentlichſt, dieſen Brief zu verbrennen, weil ich fürchtete, es möchte damit wieder wie mit einigen andern gehen, wovon Er wohl wiſſe.

Die gerechteſte Urſache zum Mißvergnügen, die man dem König in der Sache wegen der Deputirten gab, war folgende. Nachdem Seine Abſicht ſie ſelbſt zu ernennen der Verſammlung kund gethan worden war, vereinigten ſich ſieben Proteſtantiſche Provinzen, und ſchickten, um du Pleſſis darüber um Rath zu fragen, jemand ab. Heinrich hielt ſich deswegen mit gutem Grund an Conſtant und d'Aubigné. — Die letzte Forderung der Reformirten wegen dieſer Sache war, daß die Dienſtzeit der beyden Deputirten bey dem König nach ihrem Gefallen beſtimmt, und daß dieß in dem Wahldekret des Königs oder wenigſtens in der Ernennungsakte angegeben werden ſollte. Auf dieſe Art hätten ſie immer Urſache behalten, dieſe Ceremonie alljährlich zu erneuern, und dazu eine Verſammlung zu verlangen. Eben deswegen ſchlug ihnen der

König

König ihr Gesuch ab. Ich hatte sie darauf vorbereitet. Sie erhielten endlich die Bestallung in der bisherigen Form ausgefertigt, nachdem sie zuvor ihre Versuche dagegen noch verschiedenemal fruchtlos erneuert hatten.

Nun folgte die Sache wegen der Sicherheitsplätze. Obschon die Frist von acht Jahren, die in der dem Edikt von Nantes gemäß abgefaßten Ausfertigung vom letzten August 1598 festgesetzt war, erst aufs künftige Jahr ablief, so war es doch erforderlich, diese Sache aufs Tapet zu bringen, wenn man den Protestanten nicht einen Vorwand übrig lassen wollte, sich dann sogleich wieder zu versammeln. Es ist zuverläßig, daß sie zu Chatelleraut nicht anders zur Sprache gekommen wäre, als um sie ganz dem Willen Sr Majestät heimzustellen, ohne daß von drey- oder vierjähriger Verlängerung, noch von einem neuen Verleihungsbrief des Königs die Rede gewesen wäre; wenn man in der Versammlung nicht durch den oben gedachten Weg bereits gewußt hätte, daß sie nicht nur alles von Heinrich erwarten dürfte, sondern auch, daß ich bereits eine doppelte Bestallung, eine auf drey, die andre auf vier Jahre ganz ausgefertigt bey mir führe. Dieß verursachte, daß sich der König genöthigt sah, ihnen die Verlängerung auf vier Jahre zuzugestehen. Man wird sagen, auf ein Jahr mehr oder weniger komme nicht viel an; und Heinrich hatte auch wirklich keine andre Absicht dabey, als sie zu gewöhnen, daß sie nicht alles erhalten müssen, was ihnen zu verlangen in den Kopf käme, und daß ihnen an den Gnadenbezeugungen genügen müsse, die Er ihnen zu erzeigen für gut fände. Uebrigens konnte nichts wahrer seyn, als was ich ihnen in meiner Eröffnungsrede von diesen Plätzen gesagt hatte. Heinrich erlaubte mir,

den

den Deputirten zu zeigen, daß er ihnen die ganze Gnade nur auf meine Verwendung zugestanden habe.

Nach Erledigung dieser zween Hauptpunkte konnte die Versammlung so gut als beendigt angesehen werden. Allein da in denen mir aufgegebenen Gnadenbriefen noch etwas zu ändern war, und da der König aus besondrer Gnade noch einen neuen hinzufügen wollte, vermöge dessen die ersten acht Jahre erst von der Einregistrirung des Edikts von Nantes an laufen sollten, so mußte man bis zu deren Ausfertigung und Ueberbringung nach Chatelleraut noch einige Zeit verziehen.

Die Sache von Orange machte unterdessen Aufsehen genug, um die Köpfe zu beschäfftigen. Um diesen Platz auf obgedachte Art dem Fürsten von Oranien, seinem rechtmäßigen Herrn, wieder zuzustellen, kam es darauf an, den (Hector de la Foret de) Blaccons herauszubringen, welcher ihn für die Protestanten inne hatte. Der König warf die Augen auf Lesdiguieres, so zur Unzeit, daß ich glaube, dieß sey der einzige Fall gewesen, durch welchen die Sache in Schwierigkeiten verwickelt werden konnte. Jeder andre als Lesdiguieres, welchen Blaccons als seinen Todfeind anzusehen hatte, würde die Sache ganz leicht ins Werk gesetzt haben. Ich rede davon aus genauer Sachkenntniß. Blaccons, der sich schon lange darauf gefaßt gehalten hatte, aus Orange abzuziehen, hatte mir geschrieben: nichts halte ihn von unverweigerter Folgeleistung der königlichen Befehle ab, als der Verdruß und Schimpf, den er davon hätte, den Platz in die Hände eines Menschen übergeben zu müssen, welcher sich mit dieser Ceremonie als einem Triumph brüsten würde. In meiner Antwort hierauf glaubte ich ihn hoffen lassen zu dürfen, daß der König ihm die Bitterkeit dieses

Schritts

Schritts verſüßen würde. Und ich ſchmeichle mir wirklich, daß die Sache anders gegangen wäre, wenn ich zur Stelle geweſen wäre. Allein Heinrich ſchrieb mir nur um mir zu ſagen, daß Er jetzt Bullion und Bellujon mit ſeinen Befehlen an Lesdiguieres abgeſchickt habe, und daß ich die nöthigen Vorkehrungen treffen ſollte, um Geſchütz gegen Orange vorrücken zu laſſen. Ich ſah nun beym Empfang dieſes Briefes wohl, was vorgegangen ſeyn mußte, und ſchrieb dem König unverzüglich alles, was mir von Blaccons Geſinnungen bekannt war. Ich rieth Ihm, bat Ihn ſogar, nach Orange nichts als einen bloßen Gefreyten von ſeiner Wache zu ſchicken, ohne Lesdiguieres auf ſolche Art ſeinem Feind gegenüber zu ſtellen.

Dieſe Bemerkung kam zu ſpät. Lesdiguieres machte von der Gewalt Gebrauch, die ihm der König verlieh, gab nur ſeinem Haß gegen Blaccons Gehör, und ließ dieſem Befehlshaber und den Einwohnern in einem ſehr herriſchen Ton den Befehl Sr Majeſtät bekannt machen, daß ihm der Platz eingeräumt werden ſollte. Für ſich ſetzte er noch hinzu, daß er, wenn ſie zu gehorchen anſtänden, an Se Majeſtät Bericht davon erſtatten würde. Unterdeſſen ſchrieb er am 24. Jul. dem König: Er möchte ganz unbeſorgt ſeyn, indem er den Befehlshaber in Orange wohl zur Raiſon zu bringen gedenke, ohne daß etwa in der Provinz Unruhen darüber entſtehen ſollten. Möchte man nicht ſagen, Lesdiguieres befürchtete nicht Widerſtand genug zu finden? Blaccons, der ſich dieſes Angriffs gar nicht verſehen hatte, ſchickte unverzüglich zween Eilboten nach einander an den König, um Ihn zu verſichern, daß er bereit ſey, ſeinen Platz zu übergeben, an wen es Sr Majeſtät gefiele, wenn es auch ein Katholike wäre. Dieſer Schritt ſollte durch Hülfe derer,

von denen Blaccons wußte, daß sie ihn bey dem König unterstützen mußten, den König vermögen, Sein Absehen auf Lesdiguieres zu ändern, und den Marsch des letztern, von dem er wohl wußte, daß er mit nächstem anrücken würde, aufzuhalten. Allein Blaccons hatte viel mehr Feinde als Freunde am Hof. Sie fanden in seiner Handlung einen eben so starken Hang zur Unbothmäßigkeit als Furcht, und stellten sie auch dem König in diesem Lichte vor. Dieß war sehr einseitig von ihnen gehandelt!

Der König wollte indessen doch, unerachtet aller der heftigen Anschläge, die man Ihm einblies, nicht so plötzlich zum Aeußersten gegen Blaccons schreiten. Seine Antwort an ihn bestund darinn, daß Er ihm durch einen protestantischen Gefreyten von Seiner Wache nebst drey bis vier Büchsenschützen, die Er ihm zuschickte, sagen ließ: bis auf weitern Bescheid solle er seinen Platz als Sequester in die Hände des Gefreyten übergeben, und zu dem Könige kommen, von welchem er jeder Genugthuung und der ehrenvollsten Behandlung gewärtig seyn könne. Zu gleicher Zeit ließ Heinrich durch Bullion den Lesdiguieres wissen: wenn Blaccons diesem letzten Befehl Folge leistete, sollte er ruhig zu Grenoble bleiben, und nicht zur Gewalt schreiten, außer wenn jener den Gehorsam verweigerte. Auf diesen Fall schickte Er ihn Vollmacht, zehn Compagnien zu zweyhundert Mann zu errichten, die fünf Compagnien vom Regiment du Bourg, die von der bisherigen Zahl von sechzig, ebenfalls auf zweyhundert Mann gesetzt würden, an sich zu ziehn, und verhältnißmäßig Geschütz aufzuführen. Denn die Höflinge hatten dem König beygebracht, Blaccons würde sich auf Seinen Antrag nicht ergeben. Lesdiguieres, der Ihm schon berichtet hatte, daß die Cano-

nen ſeiner Provinz Dauphiné nicht mit Lavetten verſehen ſeyen, verlangte, daß man ihm bald möglichſt welche ſchicken, und zwar, weil es ſonſt zu lange währen möchte, aus dem Zeughaus von Lyon verabfolgen und ſo leichter die Rhone herab gehen laſſen ſollte. Er hatte wahrſcheinlich nicht Luſt ſeine Plätze zu entblößen. Deswegen mußte der König noch einmal an mich ſchreiben, daß ich dem LieutenantGeneral der Artillerie im Lyoniſchen und in Dauphiné die gehörigen Befehle nach dem Verlangen Lesdiguieres zugehen laſſen ſollte. Ich geſtand, daß der Strenge nach der König Maßregeln genug ergriff, um den Proteſtanten Gerechtigkeit und ſelbſt Mäßigung auf Seiner Seite zu zeigen. Allein weder dieſe außerordentliche Zurüſtungen, noch dieſer neue unnütze Aufwand wollte mir in den Kopf. Ich reſpektierte daher zwar nach Schuldigkeit die Befehle Sr Majeſtät, glaubte aber doch mich dem Verlangen Lesdiguires, beſonders in Anſehung des Lyoner Geſchützes, widerſetzen zu müſſen, das ich in dieſer Stadt ungleich beſſer fand, als in irgend einer in Dauphiné.

Ich weiß nicht, wie Heinrich ſo lange überſehen konnte, daß Lesdiguieres nichts ſuchte, als ſich Macht und Anſehen genug zu verſchaffen, um einen Menſchen, dem er übel wollte, aufs bitterſte zu verfolgen. Sobald er es mit einigem Anſtrich von Gerechtigkeit thun zu können glaubte, that er dazu noch verſchiedne Schritte auf ſeine eigne Fauſt, welche verurſachten, daß die Sache eine ziemlich andre Geſtalt gewonnen hatte, ehe noch die Eilboten Sr Majeſtät an den Ort ihrer Beſtimmung gelangten. Er war bereits an der Spitze eines Corps zwo Meilen von Orange, von wo aus er Blacons, ihn in die Stadt einzunehmen, trotzig auffordern ließ. Bullion ſuchte bey ſeiner Rückkunft

von Dauphine' diesen übereilten Schritt Lesdiguieres — der gelindeste Name, den man ihm geben kann — mit dem Vorgeben zu entschuldigen, daß er ihn nur in der Absicht gethan habe, einstweilen die Berichtigung der Angelegenheiten des Schlosses anzufangen, eine Reforme in der Garnison zu machen, und einige Kriegsleute zu entfernen, welche durch die Offiziere des Fürsten von Oranien ausgehoben worden seyen. Da Lesdiguieres auf diese Art seine Vollmacht überschritt, so darf es gar nicht befremden, daß Blaccons in ihm nichts weiter als einen Feind sah, welcher seine Privatrache verfolge. Er antwortete ihm so, daß er sich genöthigt sah, in ziemlicher Verwirrung sich bis Montelimart zurück zu ziehen. In der Empfindlichkeit über diesen Rückzug nun schrieb Lesdiguieres an den König einen Bericht von allem was vorgefallen war, beobachtete gar keine Mäßigung mehr, und gab Blaccons alles Schuld, was ihm nur einfiel. Dieser ließ seine Beschwerden durch seinen Eilboten überbringen. Er legte Lesdiguieres zur Last, daß er schon lange gesucht habe, sich von Orange mittelst eines Verständnisses mit einem Prediger, Moriz, Meister zu machen. Die Anhänger des Lesdiguieres am Hof retorquirten diesen Vorwurf gegen Blaccons durch die Aussage, daß man durch einen Brief an seinen Schwager belegen könne, wie sehr derselbe, während er dem König seinen Gehorsam versichre, und Lesdiguieres so höflich zu entbiete, daß er nach Orange kommen könne, für sich anders gesinnt sey. Ich kann weder die eine noch die andre Beschuldigung verbürgen.

Während übrigens diese Zänkerey die Beendigung der Sache von Orange aufhielt, lief die Versammlung zu Chatelleraut zu Ende. Mit Vergnügen sah man daselbst die Ankunft der zweyen Gnadenbriefe, welche

mir

mit zu ſchicken, der König Fresne aufgetragen hatte. Sie ſind datirt vom 4. Auguſt 1605. Der König macht darin die Wendung, daß Er ſie den Proteſtanten als eine Gnade zugeſtehe, welche ſie in der ſchuldigen Achtung und Dankbarkeit gegen Ihn beſtärken ſolle. Indem ich ſie der Verſammlung zuſtellte, erklärte ich: der Wille Sr Majeſtät wäre, daß ſie nun aus einander gehen ſollten, nachdem ſie zuvor aus meinem Munde die letzte Willensmeynung Sr Majeſtät vernommen hätten. Die Gemüther in den Provinzen dürften nicht länger in der Ungewißheit gelaſſen werden, wo ſie, wie ich wüßte, durch die verſchiedenen Gerüchte von dem Ausſchlag der Verſammlung in einer eben ſo unruhigen Spannung erhalten würden, wie zween Gegner, die auf dem Punkt gegen einander loszubrechen ſtehen. Ich machte es den Deputirten zur Pflicht, bey ihrer Zurückkunft in ihren Provinzen eine aufrichtige Vorſtellung von der Art zu machen, mit welcher der König und ſeine Miniſter mit ihnen gehandelt hätten, und ſich vor dem unehrerbietigen, verläumderiſchen Benehmen wohl zu hüten, welches man ſich nach der Verſammlung von Gap habe zu Schulden kommen laſſen. Ich machte eine Art von rechtfertigender Recapitulation von allen Befehlen und Anforderungen des Königs. Ich hinderte, daß bey der Trennung nicht irgend ein neues Verzeichniß von Anforderungen gemacht würde. Ich verbot ihnen ausdrücklich im Namen des Königs, irgend eine allgemeine Verſammlung eigenmächtig zuſammen zu berufen, und ſagte ihnen dabey: daß Se Majeſtät ſie ihnen nicht verweigern würde, ſo oft der Gegenſtand ſie erforderte, gab ihnen aber zugleich zu verſtehen, daß ſie künftig beträchtlich ſeltner werden dürften als bisher. Ich vergaß nicht hinzu zu ſetzen, daß Heinrich dadurch nicht geſonnen ſey, auf irgend eine Art die Haltung

ihrer Colloquien und gewöhnlichen Synoden zu beeinträchtigen, in so fern sie sich auf bloß kirchliche Gegenstände einschränkten. Endlich schloß ich mit Wiederholung des Verbots, mit allen denen Personen, welche Se Majestät für verdächtig hielte, irgend eine Verbindung zu unterhalten. Ich war mit den Gesinnungen zufrieden, welche ich in aller Herzen bemerkte. Und was mich glauben läßt, daß ich mich nicht betrogen habe, ist der Umstand, daß die Versammlung über einen Ausschuß berathschlagte, den man hinschicken wollte, um dem König für Seine Wohlgewogenheit zu danken, und Ihn ihrer unverlöschlichen Ehrfurcht zu versichern. Man erkundigte sich erst, ob Se Majestät diesen Schritt genehmigten, und nachdem die Antwort nach Wunsch ausgefallen war, gingen die dazu ernannten Abgeordneten ab, um sich dieser Pflicht zu entledigen.

Ich selbst reiste am eigentlichen Tag des Schlusses der Versammlung ab, da mir der König durch Sillery hatte sagen lassen, daß ich es thun könne, und weil Er mir mehr als Einmal bezeugt hatte, wie nothwendig meine Gegenwart für die Geschäffte in Seinem Staatsrath sey. Er geruhte sogar mir einen eignen Brief bloß zu meinem Lob zu schreiben, um mir für den Dienst zu danken, den ich Ihm bey dieser Gelegenheit geleistet hätte. So dringend Er zu wünschen schien, mich wieder bey Sich zu sehen, ertheilte Er mir dennoch die Erlaubniß, über meine Güter in Berry zu gehen, wovon ich aber nicht Gebrauch zu machen für gut fand, um nicht mehr Geschäffte sich anhäufen zu lassen, als ich abzuthun vermöchte. —

Dieß war der Ausgang einer Versammlung, auf welche die Augen der ganzen Welt gerichtet waren.

Nach

Nach sorgfältiger Prüfung meiner Gesinnungen fand ich, daß die Hoffnungslosigkeit, welche sie bey einer sehr kleinen Anzahl meiner Glaubensbrüder verursacht, meine Zufriedenheit darüber nicht störte, und auch nicht stören durfte, weil ich mich nicht anders überzeugen konnte, als daß ich durch Mäßigung und Friedliebe meiner Religion und ihnen selbst besser gedient habe, als ihr blinder ungestümer Eifer sicher nie vermocht haben würde. Du Plessis konnte diese Gründe in dem Brief finden, den ich ihm schrieb; wiewohl mein Hauptzweck dabey war, ihm einen großen Theil seiner Fehler zu erkennen zu geben. Er rechtfertigte sich bey mir durch eine sehr studierte Antwort, die er ebenfalls nebst meinem Brief an den König schicken zu müssen glaubte, als wenn er dadurch zeigen wollte: er habe keine der Hauptbeschuldigungen auf sich sitzen lassen.

Ich legte dem König von meiner Verrichtung Rechenschaft ab. Er war nach seiner Abreise von Monceaux, wo Er einige leichte Anfälle vom Podagra gehabt hatte, zu Ende des Julius nach Paris zurück gekommen, von wo Er, auf die ersten acht Tage im August, nach Saint Germain ging. Dort wurde Er von einem Fluß auf der Wange und an den Zähnen geplagt; war aber bald davon wieder geheilt, da Er in dem Mund einen Einschnitt gegen die Geschwulst hatte machen lassen. Dieser Zufall nöthigte Ihn, wieder den Brunnen zu trinken, welcher nebst der Diät Sein Universalmittel war. Ich fand Ihn zu Fontainebleau, wohin Er von Saint Germain gegangen war. Mit tausend Liebkosungen umarmte Er mich zweymal, ließ alle meine Sekretäre und mein ganzes Gefolge vor sich, und führte mich, dann nach einer abermaligen sehr innigen Umarmung, in die

lange Gallerie im Fichtengarten, wo wir uns zwo Stunden lang mit einander unterhielten.

Er fieng damit an, daß Er mir alle auswärtige interessante Neuigkeiten und hernach das erzählte, was während meiner Abwesenheit sowohl im Staatsrath in Ansehung der Finanzen als am Hof vorgefallen war, wo die häuslichen Zänkereyen, die wieder sehr stark erwacht waren, mehr als zwanzigmal den Wunsch nach mir in Ihm erweckt hätten. Er fragte mich dagegen auch nach verschiedenen besondern Umständen von meiner Reise, besonders nach den Gesinnungen, die ich bey den Protestantischen Kirchen und einigen Häuptern der Partey, die Er mir nannte, bemerkt hätte. Freude überströmte Ihn bey meinen Beweisen einer freywilligen Unterwerfung von jenen, welche Ihm von diesen wenigstens einen gezwungenen Gehorsam versicherte. Ich ließ es Ihn mit Händen greifen, daß Lesdiguieres, — dieser Privatmann, dessen Macht, Geld, Plätze und Fähigkeit Er so hoch ansetzte, und welcher durch die Furcht, seine zweydeutigen Schritte möchten sich endlich mit einer erklärten Untreue endigen, die Ruhe seines Herrn so sehr störte, — dennoch in jeder Rücksicht so schwach sey, daß Er ihn, wenn Er nur mit sechstausend Mann geradezu auf ihn losgehen würde, ohne sich bey den festen Plätzen aufzuhalten, sogleich bis in seine letzte Verschanzung würde zurücktreiben können, wo ihn nichts aus Seinen Händen zu retten vermöge. Dazu wäre nun freylich gegenwärtig nicht die rechte Zeit, da Lesdiguieres jetzt keine hinreichende Ursache dazu gegeben hätte. Dagegen bewies ich Ihm, daß es Zeit, und von der äußersten Wichtigkeit für die Austilgung der Empörung sey, diesen Schritt gegen den Herzog von Bouillon zu unternehmen; nur mit der einzigen Ver-

Vorſicht, an die Stelle der Statthalter, die man aus ſeinen Städten herauswerfen würde, wieder andre Proteſtanten zu ſetzen. Ich verbürgte mich, daß man vor keinem dieſer Plätze Geſchütz aufzuführen nöthig haben würde.

Dieſe Betrachtungen beſtimmten endlich Heinrich, obwohl immer noch mit einiger Schwierigkeit, die ſchon gedachte Reiſe in die mittägliche Provinzen Frankreichs nicht länger zu verſchieben. Die beyden Zwecke, die Er ſich dabey vorſetzte, und die Ihn beſtimmten, Seine Reiſe auf Auvergne und Limoſin zu nehmen, waren: ſich aller Plätze des Herzogs von Bouillon zu bemächtigen, und ſo fürchterliche Beyſpiele von Gerechtigkeit an denjenigen zu ſtatuiren, die einer vorgehabten Verrätherey gegen den Staat überwieſen würden, daß dadurch alle Keime der Empörung für die Zukunft erſtickt werden müßten. Für das erſte ließ Er dem Herzog von Epernon Aufträge ſchicken, bis dreytauſend Mann Fußvolk anzuwerben. Er vermehrte Sein Garderegiment bis auf die gleiche Anzahl, und beſtimmte zu Seiner Begleitung eine Schwadron von acht bis neunhundert Pferden von regulirten Compagnien, ſowohl Gens d'armes als Chevaux legers. Für das andere nahm Er ſich vor, höchſte Gerichtstage (Grands jours) zu halten, und deren Schlüſſe durch eine Gerichtskammer, die Er mit ſich führen wollte, beſtimmen und vollziehen zu laſſen, damit der Lauf Seiner Gerechtigkeit durch nichts gehemmt werden möchte. Dieſe Zurüſtung war in der That unumgänglich nothwendig in Provinzen, wo die Peſtluft der bürgerlichen Uneinigkeiten ſich dichter zuſammengezogen zu haben ſchien, je mehr ſie ſonſt überall weichen mußte. Die Sache von Orange forderte ebenfalls dieſen Schritt, den man

überhaupt zu keiner günstigern Zeit thun konnte, da die Flandrischen und Englischen Angelegenheiten in diesem Jahr eine Gelegenheit darboten, die man bald ergreifen mußte, weil sie nicht lange dauren konnte.

Ich ließ den König bemerken, daß diese Reise noch vor dem Ende des Oktobers beendigt werden müsse, und also keinen Augenblick länger Aufschub leide. Heinrich fand zwar noch einmal, daß ich Ihn zu sehr pressire, endlich aber entschloß Er sich zu allem. Wir trafen Abrede mit einander, daß Er mit seinem Fußvolk und Seiner Reuterey über die Loire gehen sollte, während ich mit einem Artillerietrain von zwo Kanonen, zwo Feldschlangen und zwo Batarden den kürzesten Weg über Montrond nehmen würde. Ich ließ Heinrich sich mit dem beschäfftigen, was die Kriegsleute betraf, und ging nach Paris, um mit möglichster Geschwindigkeit die Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und die Mitglieder des hohen Gerichtshofs zu ernennen, welche man zuerst abreisen lassen mußte.

Bey Hof und im Staatsrath bildete man sich ein: es würde mit dieser Reise wie mit der im vorigen Jahr nach Provence, gehen. Der Befehl zu einer so nahen Reise und in einer noch spätern Jahrszeit gab den Weichlingen und Trägen tausend neue Entschuldigungsgründe an die Hand. Als man sah, daß Heinrich unwandelbar beharrte, rüstete man sich, Ihm zu folgen, und verwünschte dabey oft genug den, welchen man beschuldigte, daß er Ihm diesen Rath gegeben habe. Eine wahre Bestürzung aber fuhr unter die Anhänger des Herzogs von Bouillon, die noch, wie man sich leicht vorstellen kann, nicht das mindeste angewendet hatten, um den Sturm abzuwenden. Le-Chapelle-Biron und Givercey (1), die darunter

oben

oben an ſtunden, da ſie am meiſten von dem Spaniſchen Geld bekommen hatten, baten den Sieur de Fouſſac (2), mit ihnen Sr Majeſtät zu verſichern, daß ſie alle nur verlangte Zeichen ihres Gehorſams zu geben bereit ſeyen. Nur die von Turenne machten einigermaßen Miene, ſich vertheidigen zu wollen. Rinac (3) und Baſſignac warfen ſich in dieſen Platz. Man zog daſelbſt Munition zuſammen, und pflanzte die ganze Artillerie auf. Dieſe Nachricht erhielt man durch den nehmlichen Fouſſac, und durch Baumevielle, welcher an Se Majeſtät den Seneſchall von Brive abſchickte. Allein alles dieß geſchah ſo ſehr im Schrecken, daß der König, welcher Epernon und Roiſſi (4) mit Seinen Truppen immer von dieſer Seite vor Sich her marſchieren ließ, nicht für rathſam hielt, das Garderegiment zu ihnen ſtoßen zu laſſen, das Er anfangs ebenfalls ſie zu begleiten beſtimmt hatte.

Fouſſac gab auch noch einige andre Nachrichten, welche dem, was Rondelle von dem Zuſtand der Empörung in den Provinzen Limoſin, Perigord und Guercy geſagt hatten, entſprachen. Man erfuhr durch ihn, der Grund, warum eine große Anzahl von Adlichen aus dieſen Provinzen, welche ſich Sr Majeſtät zu Füßen zu werfen hätten kommen ſollen, dieß unterlaſſen hätte, ſey dieſer: daß Aubagnac es ihnen, da er von Sedan gekommen ſey, wiederrathen habe; und daß mehrere derſelben noch ganz neuerlich Geld von Spanien durch Guyenne bekommen haben. Der Herzog von Bouillon, unter deſſen Namen dieß Geld gegeben worden ſey, habe ihnen dabey ſagen laſſen: ſie ſollten ruhig bleiben, und den Muth nicht verlieren; denn er verſpreche ihnen noch vor Anfang des Oktobers ganz andre Dinge für ſie zu thun. Seine Freunde, — dieß waren ſeine Ausdrücke, — würden

ihn eher sehen, als sie hofften, und seine Feinde eher als sie wünschten. Er betrog sie durch solche prächtigklingende Reden. Fouſſac versicherte indeſſen doch, daß aus Spanien nicht über 10 bis 12000 Thaler gekommen seyen. Allein Bouillon, der in Ermanglung klingender Münze immer mit Unverschämtheit bezahlte, hätte ihnen nach großer Herren Art zu verstehen gegeben: dieſe mittelmäßige Summe sey ihnen nur geſchickt worden, um unter ihre ſubalternen Freunde ausgetheilt zu werden; ſie ſelbſt würden eine weit ſtärkere erhalten. Sie wären einfältig genug geweſen, dieß zu glauben, und hätten darauf nicht mehr davon geſprochen, daß ſie Vergebung ſuchen wollten. Der König ließ Fouſſac zweyhundert Thaler Reiſekoſten auszahlen, und ſchickte ihn wieder zurück.

Er ſelbſt ging am 15. oder 16. Sept. von Paris ab, unter Bedeckung des Garderegiments, und der gedachten Schwadron. Er zog ſich gegen Orleans hinab, während ich den verabredeten Weg nahm. Er war noch nicht weiter als bis Hallier, als Er bereits Früchte von Seiner Reiſe ſah. Zween Adlichen von Guercy, Cauſſe und Brigantin, kamen dahin, um Ihn für hundert und zwanzig andre Edelleute um Vergebung zu bitten. Um ſie zu verdienen, erboten ſie ſich alles gerichtlich auszuſagen, was ſie von den Schritten Bouillons wüßten, und die Wahrheit mit der Spitze ihres Degens zu behaupten, und mit ihrem Blut zu beſiegeln. Dieſe zween Abgeordneten entdeckten ebenfalls, was durch Rignac und Baſſignac für den Herzog von Bouillon complotirt worden war; unter andern das Vorhaben, Villeneuve in Agenois wegzunehmen, welches ſicher durch keinen Vorwand von Bouillon beſchönigt werden kann. Da der König auch hier die erſte Nachricht von den Verſuchen

erhielt,

erhielt, welche Entragues machte, den Grafen von Auvergne aus der Baſtille zu retten, wovon ich an ihrem Ort geſprochen habe, ſo beſtimmte Er mir eine Zuſammenkunft zu Orleans, wo Er am dritten Tag, Sonnabends den 24. September eintreffen wollte, und rieth mir, unterdeſſen das Geſchütz nach Argenton zu ſchicken, wo Er durchkommen muſte. Dieß ward aber nicht ausgeführt, weil es mir unmöglich war, mich nach Orleans zu begeben. Er billigte die Gründe, die ich Ihm deswegen anführte. Ich unterließ nicht, Ihm ſchriftlich den Rath zu geben, den Er von mir verlangte, und welcher nicht von dem Benehmen verſchieden war, das ich Ihm oft gegen Entragues angerathen hatte.

Heinrich langte am beſtimmten Tag zu Orleans an, und ging Montags den 26. Sept. wieder ab. Er vermied den Weg von Berry und Sologne, wegen Mangels an Lebensmitteln, in dieſer unfruchtbaren Gegend, und wegen der Krankheiten, wovon ſie, wie man Ihm ſagte, ganz voll ſeyn ſollte. Er wendete ſich gegen Blois, und da Er von hier durch Monrichard muſte, beſtimmte Er mir abermals eine Zuſammenkunft zu Loches, und bezeugte ein auſſerordentliches Verlangen, mündlich mit mir über die gegenwärtige Angelegenheiten zu ſprechen. Bis jetzt hatte Er noch nichts von Bouillon geſehen noch erhalten; im Gegentheil beſtärkte ſich der Widerſtand Rigvacs und Baſſignacs in Turenne und Sincerai. Man ſchrieb ſogar von Metz aus, daß Bouillon wohl ſonſt woher unterſtützt werden könnte. Der Churfürſt von der Pfalz habe ſeine Oberſten und Hauptleute auf das Gerücht von der Expedition des Königs zuſammen kommen laſſen; der Befehlshaber von Luxemburg mache Zurüſtungen, und ziehe Mannſchaft zuſammen.

Epernon

Epernon drang unaufhörlich in den König, vorzurücken, und forderte mit einer Art von Verdruß Offiziere und Lebensmittel für die Rekruten, die er zu bekommen sehr viele Mühe habe. Der König wies dieß Geschäfft an mich, um es durch Escures oder andre Offiziers und Inwohner der Oerter in Ordnung bringen zu lassen. Was den Widerstand von Bouillon betraf, hielt Er sich darauf gefaßt, wiewohl Er keine Wahrscheinlichkeit dazu fand.

Wirklich war der König auch kaum zu Blois angelangt, als Er einen Eilboten vom Herzog mit einem Brief, datirt Sedan den 20. Sept., erhielt, worinn er, — nach den gewöhnlichen Versicherungen, daß er, ganz in Verzweiflung, Sr Majestät mißfallen zu haben, entschlossen sey, seinen Fehler mit Aufopferung seines Bluts wieder gut zu machen, — dem Könige schrieb: er habe nie den entferntsten Gedanken gehabt, sich Seinen Befehlen oder Seiner Person zu widersetzen. Er habe seinen Statthaltern die gemessensten Befehle zugeschickt, Ihn in allen seinen Städten und Schlössern zu empfangen; ein übrigens unnöthiger Befehl, setzte er hinzu, da keiner seiner Leute den König anders als wie seinen obersten Herrn ansehe. Er hätte recht herzlich gewünscht, nahe genug zu seyn, um Ihm selbst die Schlüssel entgegen tragen, und Ihn um gnädige Aufnahme unterthänig bitten zu können. Der König schien mit dem Benehmen des Herzogs zufrieden, fand jedoch: es fehle noch dieses, daß die so schwer beschuldigten Rignac und Bassignac selbst gekommen seyn sollten, um ihre Handlungen persönlich zu rechtfertigen. — (Jean de) Blanchard, derjenige, den Heinrich vor allen andern zu sehen wünschte, weil niemand Bouillons Vertrauen in einem höhern Grade als er, der Intendant desselben, besaß,

auch

eich niemand genauere Kenntniſſe von der ganzen Partey hatte, — dieſer Blanchard erſchien eben ſo wenig. Daher hielt der König dafür, daß Ihm dieß nicht abhalten dürfe, Seinen Zug wenigſtens bis Limoges fortzuſetzen, um zu ſehen, wie weit die Statthalter Bouillons die Unbotmäßigkeit treiben würden. Indeſſen kam Blanchard nach Blois, ehe der König noch von da abgegangen war, und, was Ihm noch mehr Vergnügen machte, war, daß er von ſelbſt und in der Abſicht, durch ſeine Aufrichtigkeit Verzeihung zu erhalten, dahin kam.

Blanchard enthüllte in der That das ganze Geheimniß der Intrigue. Er geſtand, indem er aus allen Kräften die ſchlechten Abſichten ſeines Herrn, des Herzogs, unterſtützt habe, ſey er immer zu der Liſt gezwungen geweſen, Thatſachen anzuhäufen, Gegenſtände zu vergrößern und tauſendmal größere Verſprechungen zu machen, als ſie halten zu können ſelbſt gewußt hätten. Die Ausführung ſey ſtets ſo weit entfernt geweſen, als man ſie für nahe und vorgerückt auszugeben geſucht habe. Dieſe Ausſage Blanchards ſchien dem König ſo wichtig, daß Er ſie ſich ſchriftlich geben ließ. Er fieng endlich an, ſich von der Richtigkeit meiner Meynung überzeugt zu fühlen, die Er ſo lange nicht hatte glauben wollen, daß die Partie Bouillons nur darum ſo viel Lärm mache, weil ſie nichts als Lärm machen könne. Heinrich wollte auch hierauf ſich noch nicht aufhalten, oder die Waffen niederlegen, um Seinen Willen in nichts abgeändert zu zeigen. Es fiel Ihm wieder ein, daß man unter den Proteſtanten ſagte: die Plätze des Herzogs von Bouillon gehören ihm nicht mehr an, als dem ganzen Religionstheil, da ſie zu Sicherheitsplätzen gegeben, und auch als ſolche mit Offizieren ihrer Religion beſetzt wor-

den

den seyen. Dieser Vorwand konnte eine Weigerung verbergen. Es schien Ihm daher sicherer, Seine Truppen und Seine Transporte nicht eher zu verabschieden, bis Villepion, den Er dazu ernannt hatte, in Seinem Namen von Turenne Besitz zu nehmen, in dieser Hauptstadt des Herzogs von Bouillon aufgenommen seyn würde. Ich hatte an la Callaudiere geschrieben, daß er seine Reuterey verabschieden könne. Der König hieß mich diese Ordre widerrufen, und ging zu Anfang des Oktobers von Blois ab, um sich nach Tours zu begeben; denn der Zug durch Montrichard und Loches war abermals abgeändert worden.

Die Bequemlichkeit des Flusses und des Schlosses du Plessis bestimmte auch die Königin, welche mit Sr Majestät nach Blois gekommen war, bis Tours mit zu gehen. Als mir der König diese neue Abändrung eröffnete, schrieb Er mir zugleich: sobald Seine Gemahlin sich von Ihm getrennt haben werde, um wieder nach Paris zu gehen, würde Er seine Reise durch la Haye bis Chatelleraut fortsetzen, wo ich bey Ihm eintreffen könnte, wie ich Ihm geschrieben hatte. Alles dieß geschah auch wirklich. So wie der König vorrückte, ebnete sich alles vor Ihm. Villepion wurde in Turenne ohne die mindeste Schwierigkeit eingelassen, und ehe Heinrich noch nach Limoges kam, wurden alle andere Plätze des Herzogs von Bouillon ebenfalls den Offiziers übergeben, welche der König in Seinem Namen dahin schickte. — Dieß geschah, um das Beyspiel des Herzogs zu befolgen, welcher fortfuhr laut zu sagen: er habe nie an den Unruhen der Provinz Theil gehabt, und man habe ihn dessen nur aus Verläumdung beschuldigt. Bassignac zeichnete sich durch seine Hartnäckigkeit aus. Er ließ sich

den Bart abschneiden, und entfloh verkleidet durch Genf nach Sedan.

Da es jetzt für die Waffen nichts mehr zu thun gab, fieng die Kammer der Grands Jours ihre Verrichtungen an. Der König wartete aber das Ende davon nicht ab. Er hatte Langeweile zu Limoges, und ging deswegen nach einem Aufenthalt von acht Tagen, das heißt, in der Mitte des Oktobers, mit Postpferden nach Paris zurück. Er hinterließ mich in dieser Provinz mit Seinem ganzen Ansehen, sowohl zu Abdankung der Truppen als für die peinlichen Sachen, versehen. Dieß hielt mich zehn Tage nach Ihm daselbst auf. Man verfolgte die Empörung bis zu ihrer Quelle, und suchte die ersten Anführer derselben, und zwar mit solchem Erfolg, daß in der Folge alles ruhig blieb. Es schien hinreichend, wenn man zehn bis zwölf der hitzigsten Köpfe abschlüge. Die hauptsächlichsten waren die zween Luquisse, Adliche aus Languedoc, deren schon gedacht worden ist, und Meirargues, ein Anverwandter der Joyeuse. Dieser hatte den Spaniern Marseille, jene Narbonne in die Hände liefern wollen. — Ich zweifle nicht, daß hierauf der Haß der Protestanten gegen mich aufs höchste gestiegen seyn mag, und kann nichts, als diese Gesinnung beklagen, die jedoch nicht auf alle sich ausbreitete. Der Beyfall und die Stimme des einzigen Theodor Beza mußten mich trösten, und mir so viel als tausend andre werth seyn.

Dieser ehrwürdige Greis, welcher das Predigtamt in Genf bekleidete, wurde gegen das Ende dieses Jahrs krank. Er stand in seinem sieben und achtzigsten Jahr. Zur Zeit der großen Sonnenfinsterniß, welche dieß Jahr merkwürdig machte, verschlimmerte sich seine Krankheit, die bisher nur sehr unbeträchtlich gewe-

gewesen war, so sehr, daß er nur noch wenige Tage lebte, nachdem er bis auf den letzten Augenblick seine ganze Geistesstärke in einem abgezehrten und beynahe ganz abgestorbenen Körper beybehalten hatte. Er ließ sich aufheben, um die heißesten Gebete zu Gott zu thun, und an die Umstehenden die rührendsten Ermahnungen zu richten. Hierauf legte er sich wieder nieder und entschlief ohne Schmerz aus bloßer Erschöpfung der Natur. Auch in diesen Augenblicken gedachte er meiner, und da er mir einige Verbindlichkeit für den Besuch schuldig zu seyn glaubte, den ich ihm in Genf gemacht, und für den Dienst, den ich ihm erzeigt hatte, indem ich ihn an der Spitze der andern Abgeordneten dieser Stadt Sr Majestät vorgestellt hatte; so bat er Deodati, mir in seinem Namen sein Buch, trésor de pieté, zu überreichen. Es war das neue Testament, nach seiner Art übersetzt, mit Anmerkungen, welche, verbunden mit andern alten und neuen Uebersetzungen, ein vollendetes Werk ausmachten. In der Zueignung, die er dem Werke vorsetzte, hatte er sich seinen Empfindungen gegen mich überlassen. Deodati, um diesen letzten Willen Beza's zu erfüllen, schickte mir im November das Buch nebst einem Brief, aus dem ich diese Umstände genommen habe.

Meinen Bericht von der Reise schließe ich mit einem Zwist, den ich mit dem Herrn Grafen von Soissons gehabt hatte, und einem andern mit dem Herzog von Epernon. Da der Herr Graf über den König, als er von Paris abreiste, unwillig war, verfiel er darauf, es mich entgelten zu lassen. Ich ließ meinen Zug von Geschütz den geraden Weg nach Limoges nehmen, um auf obgedachte Art den König zu Chatelleraut zu treffen. Der Herr Graf gab seinem Furier Befehl, mit den Quartiermeistern, welche damals

mals zu thun hatten, um den König ein Quartier auszumachen, zu ihm zu kommen, um nach dem für mich aufgehobenen Quartiere sich zu erkundigen, und es alles Widerstands ungeachtet, für ihn auszuzeichnen. Dieß war leichter gesagt, als gethan. Eine große Anzahl von Adlichen aus der Provinz, welche eben so gut als ich, die Rechte des Statthalters kannten, befanden sich anwesend, als der Fourier des Herrn Grafen seinen Befehl vollziehen wollte, und verhinderten ihn, ohne daß ich es wußte. Der Herr Graf ermangelte nicht, sich sogleich beym König darüber zu beschweren, und setzte, um eine Beleidigung, durch die er seine Ehre angegriffen vorgab, noch zu vergrößern, hinzu: ich hätte seine Furiers prügeln lassen.

Der König kannte seine Art, und achtete deswegen wenig darauf. Allein der Herr Graf machte so viel Lärm, und behauptete die Sache so zuversichtlich, daß Heinrich Escures zu mir schickte, um sich zu erkundigen, was an der Sache wäre. Ich konnte ihm nichts anders sagen, als daß über funfzig von Adel aus Poitou, die sich vor meinen Quartier befanden, alle ihre Stimmen erhoben, aber dem Furier des Herrn Grafen höchstens nur gedroht hätten, wenn er weiter gehen wollte. Der Herr Graf von Soissons bestand darauf: ich sollte ihn beschimpft haben, und der König ihm dafür Genugthuung verschaffen. Er fand niemand auf seiner Seite. Heinrich suchte ihm durch alle Arten von Vernunftgründen den Ungrund seiner Beschwerde begreiflich zu machen. Er sagte ihm, außer dem gewöhnlichen Recht, nach welchem ein Statthalter in seiner Provinz nur dem König selbst nachstehe, hätte ich auch noch als Feldzeugmeister das Recht, mir das erste Quartier nach dem König anweisen zu lassen, wenn dieser mit der Armee marschire. Noch mehr,

da mein Quartier im ganzen ersten Viertel seyn könne, das dem Feldzeugmeister zu Gebot steht, so könne sonst niemand ohne meine Bewilligung eins darinn verlangen, noch sich auszeichnen lassen. Endlich, da die Quartiermeister Sr Majestät an mein Quartier das gewöhnliche Zeichen gemacht hätten, daß es dem König vorbehalten sey, — en la main du Roi sind die eigenthümlichen Worte — so hätte sich der Furier des Herrn Grafen, Hand daran zu legen, aus Respekt enthalten sollen.

Keiner dieser Gründe gefiel dem Herrn Grafen, und Heinrich mußte auf ein Auskunftsmittel sinnen, das uns beyde zufrieden stellen könnte. Dieß bestand darinn: daß ich, wenn ich wie gewöhnlich käme, Sr Majestät die Hand zu küssen, alsdann hingehen sollte, bey dem Herrn Grafen ein gleiches zu thun, und ihm aus bloßer Höflichkeit mein Quartier anzubieten; der Herr Graf sollte aber eben so höflich seyn, es nicht anzunehmen. Alles dieß geschah so; aber nur auf meiner Seite. Der Herr Graf, der sich einer niedrigen List bediente, mit welcher er sich nachher noch elender breit machte, ließ mich alles thun, ohne darauf zu antworten, und setzte sich im Besitz meines Quartiers, weil ich mein Wort nicht mehr mit Anstand zurück nehmen konnte. Allein seine Freude und sein Witz über die Sache währten nur bis auf den folgenden Tag.

Als er nur mit zween oder drey Edelleuten — denn er wollte mit dem König auf die Jagd — durch die Straße ritt, wo ich mich einquartirt hatte, fand er da zweyhundert von Adel, die mich ebenfalls zu Pferd erwarteten, sich, sobald sie ihn in der Ferne erblickten, wie in einem Spiel unter einander mischten, und dadurch den Durchgang so gut verrennten,

wunten, daß ihm ſein Stallmeiſter nicht durchhelfen konnte. Er hatte gut ſchreyen: Platz, meine Herrn, Platz für den Herrn Grafen! Man that, als hörte man ihn nicht, und machte einen noch verwirrteren Lärm unter einander. Einige erinnerten an den geſtrigen Vorfall und murmelten durch die Zähne: es ſey nicht Manier einen Befehlshaber einer Provinz da, wo er des Königs Stelle verträte, aus ſeiner Wohnung zu vertreiben. Der Herr Graf mußte über eine Viertelſtunde warten, ehe er frey durchkommen konnte, und hatte noch den Verdruß, daß nicht Einer von dieſen Adlichen den Hut vor ihm abnahm. Er führte darüber neue Klagen bey dem König, der ihm aber dießmal ſagte: Er könne weiter nichts als ſehr verdrüßlich darüber ſeyn, und werde nicht ihm zu gefallen unnütze Unterſuchungen unter vier bis fünfhundert Edelleuten anſtellen, von denen er Ihm keinen angeben könne, und welche übrigens in der Meynung geſtanden hätten, daß ſie hier Rache für einen Streich, durch den ſie ſich alle für beleidigt hielten, nehmen könnten.

Der Herr Graf fand niemand, als den Herzog von Epernon, der ſeine Empfindlichkeit mit ihm getheilt hätte, weil dieſer ſelbſt ſehr gegen mich aufgebracht war. Die Veranlaſſung dazu war folgende. Da die von Rochelle ſahen, daß der König nicht fern von ihrer Stadt vorüber zöge, ſchickten ſie eine Deputation von ihren angeſehenſten Bürgern an Ihn, um Ihm ihre Dankbarkeit und Unterthänigkeit zu beweiſen. Der König befahl mir, ſie bey Ihm zur Audienz zu führen, weil ſie ſich an mich gewendet hatten. Sie wurde ihnen in Gegenwart des ganzen Hofs gegeben. Sie ſagten: ſie kämen Se Majeſtät zu bitten, nicht ſo nahe an ihrer Stadt vorbey zu reiſen, ohne ihnen die Ehre eines Zuſpruchs zu erzeigen. Sie verſicher-

ten, wiewohl Er sich an der Spitze eines Heers von Katholiken befände, würde Er darum doch nicht mit minderm Respekt und mindrer Unterwürfigkeit empfangen werden, als ehmals, da Er an der Spitze reformirter Truppen gekommen sey. Wenn ihre Thore nicht groß genug wären, wollten sie dreyhundert Klaftern von ihren Mauern niederreißen, zu deren Wiederaufbauung ihnen Seine Freygebigkeit jederzeit Mittel gäbe. Sie überreichten Ihm die Schlüssel mit einer so natürlichen Aeußerung redlicher Freude, daß der König bis zu Thränen gerührt ward, und sie dreymal umarmte. Nachdem Er sich hierauf traulich mit ihnen von den alten Zeiten unterhalten hatte, versicherte Er sie mit einer ganz bezaubernden Herzlichkeit: sie könnten darauf zählen, daß sie an Ihm einen Beschützer ihrer Freyheit und einen eifrigen Erhalter aller ihrer Gerechtsame hätten.

Als ich von dieser Ceremonie wegging, begegnete ich dem Herzog von Epernon, der zum König hinein wollte, und beantwortete ihm ohne Arges zu denken, seine Frage: was vorgegangen sey? erstaunte aber um so mehr, als ich ihn bey dieser Erzählung eine ärgerliche, zornige Miene annehmen sah. Er fragte mich trotzig: ob ich mir denn beygehen lasse, daß Rochelle unter meine Befehlshaberschaft gehöre? und: in welcher Eigenschaft ich es übernommen habe, dem Könige die Abgeordneten dieser Stadt vorzustellen? — Ich bin nie der Meynung gewesen, daß es erniedrigend sey, seinen Freunden eine Erläuterung zu geben, und antwortete ihm daher: daß ich dieß als alter Freund der Stadt, und in Gemäßheit des Befehls von Sr Majestät gethan habe. Er versetzte darauf mit derselben Lebhaftigkeit: da Rochelle in seiner Befehlshabers-Bestallung stehe, so hätten der König, die

Rocheller

Rochelle und ich gleich unrecht. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu sagen, daß ich glaube, die von Rochelle würden seine Behauptung sonderbar finden; daß er aber übrigens bey ihnen oder vielmehr bey dem König, keineswegs aber bey mir eine Erklärung darüber hätte verlangen sollen; indem ich nur auf Sr Majestät Befehl, und ohne alle Absicht in fremde Rechte einzugreifen, gehandelt hätte.

Ich verließ ihn hierauf kalt, und er ging, um mit Heinrich von seiner Unzufriedenheit zu reden. Da ging er noch unzufriedner weg. Es blieb ihm nun weiter nichts übrig, als mit dem Herrn Grafen in Gesellschaft zu klagen. Die Beweise, die ich von allen ihren unanständigen Reden über mich erhielt, machten, daß ich in einer Streitigkeit, die während der Anwesenheit des Königs in Limoges, zwischen Epernon und Ornano vorfiel, auf der Seite des letztern war. Der Zorn Epernons entflammte darüber noch mehr, und ein drittes Mißvergnügen brachte ihn aufs Aeusserste. Er verlangte Anweisungen zu seinem Vortheil von mir zur Bezahlung des Commißbrods, welches die Städte und grosse Flecken für die Leute hergegeben hatten. die er geworben hatte. Ich glaubte ihm keine geben zu dürfen, ohne erst mit dem König davon zu reden. Dieser verbot es mir, indem Er so gut als ich wußte, daß dieß Geld in Epernons Beutel bleiben würde, statt an die bezahlt zu werden, denen es gehörte. An solchen Klippen scheiterten diese Aussöhnungen, diese Vereinigungen, diese Schwüre, durch die sich der König hatte täuschen lassen.

Nach meiner Rückkunft von Limoges legte ich dem König von dem Gebrauch Rechnung ab, den ich von dem mir anvertrauten Ansehen gemacht hatte.

Ich hatte eine noch längere Unterredung mit Ihm als nach meiner Rückkunft von Chatelleraut, und zwar über eben dieselben Gegenstände, nehmlich Politische und Hofzänkereyen. Ich fand Ihn ebenfalls wieder zu Fontainebleau, wo Er das Ende des Oktobers und die erste Hälfte vom November zubringen wollte. Die Königin hatte sich auch dahin begeben. Sie begegneten sich vor dem Hof, Sie in Ihrer Sänfte, Er auf einem Postpferd. — Er verlor daselbst Lariviere, Seinen ersten Leibarzt, dessen Verlust Er sehr bedauerte. Er gab dessen Stelle an du Laurens (8), der bereits erster Leibarzt der Königin war, und suchte einen andern für Sie. — Ich verweilte nicht zu Fontainebleau. Tausend Geschäffte warteten auf mich in Paris, wo mich Heinrich in dieser Rücksicht ließ, ohne mich in langer Zeit zu sich zu rufen.

Ich habe nur einen Theil von dem gesagt, was mir die Königin Margarethe bey unsrer Zusammenkunft zu Cercote eröffnet hatte. Da sie Willens war, ihr Schloß Usson zu verlassen und nach Paris zu ziehen, verlangte sie meinen Rath hierüber, und wollte wissen, ob sie sich bey Hof eine gute Aufnahme versprechen dürfte, wo sie erscheinen müßte, um zu zeigen, daß sie nichts ohne Bewilligung Sr Majestät vornähme. Ich versicherte sie, daß sie dort von Ihren Majestäten sehr gern gesehen werden würde. Denn mir waren Ihre Gesinnungen gegen sie bekannt. Eine bloße Versicherung war ihr nicht hinlänglich, sondern sie verlangte mein Wort darauf, das ich ihr auch ohne Bedenken gab. Sie ihrer Seits versprach, in allem meinem Rath zu folgen, damit ich ihr keinen Vorwurf zu machen, noch einen ihretwegen zu befürchten hätte. Nach diesen wechselseitigen Zusagen schieden wir von einander;

einander; ich ging nach Chatelleraut, und Margarethe auf das Schloß Madrid, wo sie abstieg.

Außer der Zufriedenstellung dieser Dame, welche wohl verdiente, daß man dazu beytrug, hatte der König auch noch einen andern Grund, darein zu willigen, daß sie ihren Aufenthalt zu Usson verließ (9). Er wünschte nehmlich sich selbst in den Besitz dieses alten Schlosses zu setzen, das durch seine Lage in einer sehr verdächtigen Landschaft einst ein Aufenthalt für Aufwiegler werden konnte, wie das von Carlat gewesen war. Er wollte es alsdann wie das letzte zerstören, vorausgesetzt, daß es der Mühe, es zu erhalten, nicht lohnte. In dieser Absicht schickte mir der König den Befehl zu: ich sollte, nach Margarethens Abreise, einen verständigen, treuen Commissär dahin schicken, und Ihm genauen Bericht von der wirklichen Beschaffenheit des Schlosses Usson erstatten lassen, ohne daß dieser daselbst merken ließe: in welcher Absicht er dahin gekommen sey. Allein da la Varenne, der erst kürzlich von dieser Dame zurück gekommen war, Heinrich bezeugte, daß es ihr unangenehm seyn würde, wenn Usson, wenigstens so kurz nach ihrem Abgang daraus, zerstört werden sollte; so schrieb Er mir und ließ mir auch durch Villeroy schreiben: ich sollte die Abreise des Commissärs einstellen, bis Er die Königin Margarethe gesprochen hätte. Dieser zweyte Befehl würde zu spät gekommen seyn, wenn nicht glücklicherweise die Person, auf die ich die Augen geworfen hatte, — einer der besten Ingenieurs im ganzen Artillerycorps — einer Krankheit wegen, seine Reise hätte um einige Tage aufschieben müssen.

Die Ankunft der Königin Margarethe und die künftige Aufnahme, die sie, wie man wußte, bey Heinrich erwartete, gaben Anlaß zu einigen jener

ſchlecht überlegten Reden, welche des dummen Haufens Sache ſind. Da es das Kürzeſte war, nicht darauf zu achten, ſo änderte der König nichts an der ehrenvollen und ausgezeichneten Aufnahme, die Er ihr zugedacht hatte. Sobald Er ihre Ankunft zu Paris erfuhr, ließ Er ihr durch Herrn von Vendome und Roquelaure in Seinem Namen die erſte Viſite machen, bis Er ſelbſt dahin kommen konnte. Denn Er ſelbſt war noch zu Monceaux, und reiſte wirklich deswegen vor da ab. Die Königin erzeigte ihr gleiche Höflichkeit durch Chateauvieux. Heinrich ſelbſt machte ihr am 26. Jul. perſönlich einen Beſuch in Bois de Boulogne (10), wo ſie ſich niedergelaſſen hatte. Denn ſie war zu Paris nur durchgereiſt. Er ging um ſieben Uhr Abends ab, und kam um zehn Uhr zurück. Alles geſchah zu gleicher Zufriedenheit beyder Theile. Der König ſprach mit ihr von Uſſon; ſie willigte in Seinen Vorſchlag, und alles was hierin vorgenommen wurde, geſchah jedesmal mit eingeholter Bewilligung der Königin Margarethe. Sie kam ebenfalls am 28. nach Paris, um die Königin zu beſuchen, welche ſie im Louvre erwartete und empfieng. Darauf ging ſie am 4. Auguſt nach Saint Germain, um gleiche Schuldigkeit gegen den Herrn Dauphin zu beobachten, und blieb ſogar vier oder fünf Tage mit Ihren Majeſtäten daſelbſt, da Heinrich kein größeres Vergnügen fand, als Seine Kinder zu ſehen, wie Seine öftern Reiſen nach Saint Germain zeigen. Endlich ging ſie am 11. nach Bois de Boulogne zurück, gerührt von dem ganzen liebreichen Benehmen Ihrer Majeſtäten gegen ſie.

Auf ihre Befehle, die ſie ihren in Uſſon zurückgelaſſenen Dienern ſchickte, fand Barenton, den der König zur Beſichtigung dahin ſchickte, ganz keinen Widerſtand. Sie machten ihn ſogleich zum Herrn vom Schloß;

Schloß; er machte ſeinen Anſchlag davon, und brachte ihn dem König. Dieſer blieb bey ſeinem Vorſatz, die Ringmauern niederreißen zu laſſen, und befahl mir, dazu aufs bäldeſte einen Ingenieur oder einen Artilleriecommiſſar dahin abgehen zu laſſen. Ich bekam von Ihm den Auftrag, Margarethen für die Gutherzigkeit zu danken, womit ſie Ihm dieß Opfer gebracht hätte, und richtig den Werth alles deſſen, was ſich an Munition zu Uſſon befände, und was Margarethe zur Bezahlung der Beſatzung, die ſie darinn hielt, beſtimmte, zu bezahlen, wenn ſie nicht lieber ihren Kriegsleuten dieſe Kriegs- und Mundproviſionen in Natura überlaſſen wollte.

Ich ſchließe die Denkwürdigkeiten von dieſem Jahr mit einem Artikel, für den ich mich ſchon zum voraus des Beyfalls und Danks aller rechtſchaffenen und gefühlvollen Herzen verſichert halte. In allen beträchtlichen Städten des Reichs, beſonders in denen, wo Zeughäuſer und Academien waren, hielt man auch für die adeliche Jugend Schulen, für alle Arten von Spielen und Leibesübungen, ſowohl die kriegeriſchen, als die bloß zur Erwerbung von Gewandtheit nützlichen. Nirgends cultivirte man ſie mit mehr Sorgfalt als zu Paris, wo die dazu beſtimmten Höfe des Zeughauſes beynahe zu jeder Tagesſtunde voll waren. Ich war hierin jederzeit der Meynung Heinrichs, daß hier mehr als irgendwo der feſteſte Grund nicht nur zur Kriegszucht und andern kriegeriſchen Tugenden, ſondern auch zu dieſem Adel der Geſinnungen und zu dieſer Größe des Herzens gelegt wird, welche eine Nation über andern erheben. — Ich war ſelbſt dabey, ſo oft ich den Geſchäfften einen Augenblick abbrechen konnte, ſowohl aus Neigung, als weil ich glaubte, daß meine Gegenwart den Wetteifer mehr beleben könnte.

An einem Nachmittag zur Carnevalszeit, der günstigsten für diese Spiele, war ich aus meinem Cabinet getreten, um mich dieser ganzen versammelten Jugend zu zeigen. Ich kam sehr zu rechter Zeit, um die Folge von zwo Streitigkeiten zu verhüten, welche jener falsche Ehrenpunkt, zu dessen Sklaven man sich in Frankreich gemacht hat, beynahe sehr tragisch gemacht hätte. Sie waren über ein Nichts entstanden, wie der größte Theil derer, von denen man doch so blutige Catastrophen sieht. Allein der König, — es thut mir wehe, dieß sagen zu müssen, — hielt selbst so schlecht über den Edikten, welche einige Seiner Vorgänger gegen die barbarische Gewohnheit des Zweykampfs hatten ergehen lassen, daß man täglich viel Blut um ganz unbedeutender Ursachen willen vergießen sah.

Ich glaubte diesen jungen Leuten, die sich um mich her versammelten, vorstellen zu müssen, daß sie ganz irrige Begriffe von der wahren Tapferkeit hätten. Im Krieg und bey Handlungen, wo es auf den Dienst des Vaterlands ankömmt, ist es der Herzhaftigkeit erlaubt, sich zu zeigen. Diejenige aber, mit der man sich trotz aller göttlichen, natürlichen und menschlichen Gesetze gegen Freunde und Landsleute waffnet, ist nur Brutalität, Unsinn und wahre Schwachheit. Ich sah, daß die Moral, die ich predigte, diesen jungen durch die Aufwallungen des Bluts und ihres Alters erhitzten Köpfen sehr fremd vorkam. Einer von ihnen, der sich wahrscheinlich bey seinen Kameraden dadurch das Ansehen von Tüchtigkeit und Herzhaftigkeit geben wollte, nahm das Wort, und antwortete mir; da die Fürsten zu allen Zeiten den Zweykampf erlaubt und selbst berechtigt hätten, so wäre er dadurch zu einer Gewohnheit worden, welche Gesetzkraft hätte.

Ich

Ich begnügte mich für jetzt den Ausbruch zu verhüten und den jungen Menschen fühlen zu lassen, daß seine Gründe auf der Waage der Vernunft falsch und irrig seyen. Allein nachdem ich wieder in meinem Cabinet war, und mich allen meinen Betrachtungen über das Sonderbare eines bey den gesittetsten und zugleich beherztesten Nationen unbekannten Mißbrauchs überlassen hatte, machten sie, als ich sie zu Papier gebracht hatte, eine Art von Aufsatz aus, den ich mich dem König zu zeigen für verbunden hielt.

„Es ist wahr, daß die Zweykämpfe in Frankreich sehr alt sind, so wie in Europa überhaupt; jedoch nur in dem Theile von Europa, wo die Ueberschwemmung von Barbaren, welche in dieser verhaßten Gewohnheit Epoche machten, zugleich ihre verächtliche Quelle beweist. Wenn die Geschichtschreiber der entferntesten Zeiten, wie die von Kaiser Otto dem Ersten und von Lothar, Beyspiele davon liefern, so kann man ihnen auch nicht minder alte Verbote, sowohl kirchliche — wie von dem Concilium zu Valencia vom Jahr 855 — als weltliche entgegen setzen. Wir haben in Frankreich eine sehr alte königliche Verordnung, welche sie in allen bürgerlichen Sachen untersagt, und nur auf peinliche einschränkt, und zwar nur auf fünf Fälle: Hochverrath, Straßenraub, Mordbrennerey, Meuchelmord und Nachtdiebstahl (11). Ludwig der Heilige hob in der Folge auch diese ausgenommene Fälle auf, und als sein Enkel Philipp der Schöne sie 1303 in Anklagen auf Staatsverbrechen, Nothzüchtigung und Brand, worauf er sie einschränkte, wieder einzuführen schien, hatte er dabey keinen andern als den zugleich lobens- und tadelnswürdigen Vorsatz zum Grund: diese mördrische Gewohnheit, welche zu seiner Zeit aufs neue überhand genommen hatte, unmerklich

merklich dadurch abzuschaffen, daß er sie auf seltene in einem bestimmten Gesetz ausgedrückte Fälle einschränkte. Dieß wird ganz außer Zweifel gesetzt, weil er männiglich verbot, sie durch Annahme von Aufforderungen, die man gages de bataille nannte, einzugehen, und dieß Recht der Annahme sich allein vorbehielt.

Es läßt sich durch den Unterschied zwischen den Zweykämpfen zu dieser Zeit und denen, die man in unsern Tagen sieht, desto auffallender zeigen, daß sich in eine Sache, die selbst von ihrem ersten Ursprung an bloßer Mißbrauch ist, noch viele andre Mißgeburten von Gewohnheiten eingeschlichen haben, so daß man nicht mehr weiß, welchen Namen man diesem Ungeheuer geben soll. Hiezu wird eine bloße Darstellung der Umstände und Förmlichkeiten, die sonst dabey beobachtet werden mußten, hinreichen.

Jhrs erste konnte niemand, welche Beleidigungen man ihm auch angethan haben mochte, eigenmächtig, und so, wie man es heutzutage sieht, nach der ersten Regung der Einbildung und des Zorns Rache dafür suchen; noch weniger aus eitlem Trotz, was meines Erachtens mehr als irgend etwas den Gesetzen der Gesellschaft zuwider läuft. Sie hatten ihre Richter, vor denen der, welcher sich an seiner Ehre verletzt hielt, seine Beschwerde anbrachte und um Erlaubniß bat, durch die Waffen zu zeigen, daß er seinen Feind nicht verläumde. Es scheint, daß Schande darauf ruhte, wenn man selbst für vergossenes Blut wieder Blut suchte. Dieser Richter, welcher gewöhnlich der Herr des Orts war, ermangelte nicht, auch den Beklagten kommen zu lassen, und ließ diesen Beweis durch die Waffen, wozu die Ausforderung durch einen zur Erde geworfnen Handschuh oder ein andres Pfand geschah, nicht

nicht eher zu, als auf den Fall, wenn er nicht auf einem andern Weg einen Beweis vom Verbrechen oder von der Unschuld erhalten konnte.

Wenn der Handschuh aufgenommen war, verschob der Richter die Entscheidung der Streitigkeit noch auf zween Monate. Im ersten derselben waren die zween Widersacher ihren Freunden übergeben, welche dafür haften mußten, daß sie sich stellen würden. Diese nun bemühten sich auf alle Art, den Schuldigen zu entdecken, und ihm die Ungerechtigkeit vorzustellen, wenn er eine Unwahrheit behaupte, wovon er nichts als Ehrlosigkeit, den Verlust seiner Seele und seines Lebens erwarten könne. Sie waren nehmlich fest überzeugt, daß der Himmel jederzeit der gerechten Sache den Sieg verleihe. Daher wurde in ihrer Vorstellung die Handlung des Zweykampfs eine Sache, woran der Mensch keinen Theil mehr hätte. Nach Ablauf der zween Monate setzte man die zween Kämpfer in ein verschlossenes Gefängniß, wo man aber die Geistlichen über sie schickte, welche nichts unterließen, was sie für fähig hielten, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Wenn sie, dessen unerachtet, darauf bestanden, setzte man endlich einen Tag, an dem sie ihre Sache ausmachen sollten, fest.

Sobald dieser gekommen war, führte man die zween Kämpfer früh wieder vor denselben Richter, der sie noch einmal beyde eidlich erhärten ließ: daß sie die Wahrheit sagten. Darauf gab man ihnen zu essen; sie wapneten sich in seinem Beyseyn, und auch die Art der Waffen war bestimmt. Vier mit gleichen Ceremonien gewählte Kampfrichter ließen sie entkleiden, am ganzen Leibe salben, und Bart und Haare beschneiden. Sie wurden in einen verschlossenen mit Gewaffneten besetzten Plan geführt, nachdem man ihnen noch

zum

zum letztenmal ihre Reden und Anklagen vorgehalten hatte, um zu sehen, ob sie darauf beständen, und nichts daran zu ändern fänden. Selbst in diesem Augenblick verließ man sie nicht. Die Kampfrichter blieben neben ihnen an den beyden Enden des Felds einer andern Ceremonie wegen, die schon allein fähig gewesen wäre, ihnen, besonders wenn sie zuvor in einem freundschaftlichen Verhältniß mit einander gestanden hatten, die Waffen aus den Händen zu winden. Sie mußten nehmlich hier vor einander niederknien, und nahmen einander bey den Händen. Diese legten sie mit durchflochtenen Fingern zusammen, heischten dann das Recht von einander, und beschworen sich: keine Unwahrheit zu behaupten; versicherten, daß sie mit aller möglichen Redlichkeit handelten, und schwuren sich zu, den Sieg weder durch Betrug noch Zauberey zu suchen. Die Kampfrichter untersuchten ihre Waffen Stück für Stück, um zu sehen, ob alles seine Richtigkeit hätte, führten sie dann an die beyden Enden des Plans, und ließen sie auf den Knien ihr Gebet und ihre Beichte verrichten. Endlich, nachdem sie sie gefragt hatten, ob sie ihrem Gegner nichts mehr zu sagen hätten, ließ man sie zum Handgemenge. Dieß begannen sie auf ein Signal des Herolds, welcher dreymal über die Schranken rief: laßt die wackern Kämpfer angehn! Jetzt freylich schlug man sich ohne Schonung, und den Ueberwundenen, tod oder lebendig, traf die ganze Schmach des Verbrechens und der Strafe. Er ward im Hemde auf den Richtplatz geschleift, gehangen oder verbrannt, während der andre geehrt im Triumph zurückkehrte, und einen Richterspruch erhielt, welcher ihm gewonnene Sache und jede andre Art von Genugthuung gab.

In dieser ganzen Ceremonie liegt etwas wunderliches und lächerliches. Allein Religion, Ansehn und

Klugheit

Klugheit, werden doch dabey — wiewohl ganz mißverſtanden, — wenigſtens gehört. Statt deſſen iſt, in dem Verfahren zweyer jungen Herrn, welche ſich heimlich auf die Wieſe ſchleichen, und, getrieben von gleichem Inſtinkt, wie zwey reißende Thiere, einer die Hände mit des andern Blut beſudeln, alles verdreht und entſtaltet. Wenn man ſich dazu noch mit eben dem kalten Blut ſtellte, wie ſonſt, ſicher würde nicht der hunderte Theil von Zweykämpfen vorfallen. Man hat aber beliebt, von der ernſthafteſten Sache von der Welt alle Ueberlegung zu verbannen. Die einen ſtürzen ſich blindlings hinein, die andern wiſſen ſich viel damit, zur Zerſtörung von ihres gleichen geboren zu ſeyn, erneuern das ſchändliche Gewerbe der Gladiatoren, und ſind in der That verächtlicher ſowohl als fürchterlicher wie die, welche ehmals dieſen Namen geführt haben.

Die ſonſt in Deutſchland beobachtete Form der Zweykämpfe war in nichts weſentlich von der ſo eben beſchriebenen franzöſiſchen verſchieden, die auch in Spanien und England angenommen war. Nur wurde, wer ſich ſeinem Widerſacher auf eine bloße Wunde ergab, rechtlos, und durfte weder ſeinen Bart abſchneiden, noch Würden bekleiden, noch Waffen führen, noch ein Roß beſteigen; da hingegen, wer ſich nach einer tapfern Gegenwehr erſchlagen ließ, ehrenvoll begraben wurde. Eine andre Beſonderheit, welche der Allgemeinheit des Zweykampfs in Deutſchland hinderlich war, beſtand darinn: daß nur an drey Oertern erlaubt war ſich zu ſchlagen, zu Witzburg (Würzburg) in Franken, zu Uſpach (Anſpach), und zu Hall in Schwaben."

Ich konnte die Rückkunft des Königs nach Paris nicht abwarten, um Ihm den jetztgedachten Aufſatz vor-

vorzulegen, und Ihm von dem Vorfall Bericht zu erſtatten, welcher mich dazu veranlaßt hatte, mit der Bitte, einem Uebel zu begegnen, das durch Seine Nachſicht nur immer weiter um ſich griff. Ich bat Ihn: Er möchte den Rath, den ich Ihm zu geben mich unterſtünde, einiger Aufmerkſamkeit würdigen, die Edikte gegen den Zweykampf zu erneuern, ſeine Strafe beträchtlich zu ſchärfen, und ſtreng darüber zu halten; auch zu verbieten, daß man keine Wort- oder Thatbeleidigung anders als gerichtlich verfolge, dann aber auch ſolche Verfügungen zu treffen, daß durch geſchwinde und gute Gerechtigkeitspflege der Kläger zufrieden geſtellt und der Störer geſtraft werde. Endlich ſolle er dieſe neue Verordnung mit jedem neuen Jahr an den Höfen, im Louvre, im Palaſt, Zeughaus und an den andern gangbarſten Oertern anſchlagen laſſen (12). Es iſt ſicher, daß ein ſo entſchiedner Ruhm von Seiten der perſönlichen Tapferkeit, als der, in welchem dieſer Herr ſtund, ſeinen Verboten gegen den Zweykampf doppelt ſo viel Gewicht zu geben im Stande war, als ſonſt der Wille eines Königes hat. Allein der Wille des Herrn der Könige hatte die Ausrottung dieſes Mißbrauchs nicht der Regierung Heinrichs des Großen vorbehalten.

Ohne dadurch dieſen Herrn ganz rechtfertigen zu wollen, kann man ſagen, daß Seine Nachſicht gegen den Zweykampf von Seiner Gewohnheit herkam, unerſchüttert Blut vergießen zu ſehen. Dieß hieng Ihm von Seinen langen Kriegen her an; Er war in Anſehung Seines eigenen Lebens nicht weniger gleichgültig. Der Gedanke an den letzten Augenblick machte ſtets nur wenig Eindruck auf Ihn, was Er ſich ſelbſt unter dem Namen Ergebung in die Hand Gottes auf eine chriſtliche Weiſe beybrachte. Ich erſtaune um

dieſe Zeit von Rom aus Nachricht von einer Verſchwörung gegen den Staat, und von einem Attentat auf die Perſon des Königs. Wiewohl mir die Sache zur Verachtung zu verdienen ſchien, wie es denn Heinrich auch ſo behandelte; ſo glaubte ich doch ſie Ihm nicht verbergen zu dürfen. Er ſagte mir bey dieſer Gelegenheit: Er habe ſich endlich überzeugt, es ſey zu dem Glück Seines Lebens durchaus nothwendig, daß Er gar nicht auf ähnliche Nachrichten achte (13), um ſich nicht Sein Leben ſchrecklicher als den Tod zu machen. Die Horoſcopenſteller hätten Ihn genug bedroht, einige, daß Er durch den Degen, andre, daß Er durch einen Wagen umkommen werde; keiner aber hätte Ihm etwas von Gift geſagt, was Seines Erachtens die leichteſte Art wäre, Ihn aus dem Wege zu räumen, da Er viel Früchte, und ohne Unterſuchung von allen eſſe, die man Ihm brächte. Er ſtelle übrigens überhaupt alles dem Herrn über Seinen Tod und Leben anheim.

Es iſt nicht unmöglich, daß Heinrich, indem Er ſo ſprach, ohne es ſelbſt vielleicht zu wiſſen, ein wenig auf das Glück rechnete, das Ihn bisher nie, weder in Gefahren, die Seine eigne Perſon bedrohten (14), noch in ſolchen, die Seinen Staat und Seine Wohlfahrt betrafen, verlaſſen hatte. Er bemerkte, daß ein günſtiges Geſtirn Ihn bereits von den ſechs beträchtlichſten unter acht Perſonen befreyt habe, von denen Er in dieſer letzten Rückſicht am meiſten zu befürchten gehabt hätte. Einer war auf dem Blutgerüſte, zween andre an Krankheiten geſtorben, der vierte war jetzt im Gefängniß, der fünfte hatte ſich freywillig verbannt, und der ſechſte war dahin gebracht, dem ſchmeicheln zu müſſen, welchen er ſonſt hatte zu Grund richten wollen. Von der erſten Art von Glück hat man

Beyspiele in Seiner ganzen Geschichte gesehen. Aber ach! es war nicht vollständig. Ein für Frankreich sowohl als für diesen Herrn allzu unglücklicher Augenblick hat diese ganze Vorstellung von Glück nur allzu traurig widerlegt! —

Drey und zwanzigstes Buch.

1606.

Da der König und die Königin sich am Neuen Jahr zu Paris befanden, ging ich früh ins Louvre, um Ihnen die schuldige Aufwartung zu machen, und die gewöhnlichen Geschenke zu überreichen. Ich fand den König nicht in Seinem Zimmer. L'Oserai und Armagnac sagten mir: Er hätte bey der Königin auf ihrem Zimmer geschlafen, und beyde würden wahrscheinlich noch im Schlaf liegen, weil die Unpäßlichkeit der Königin sie beynahe die ganze Nacht wach gehalten hätte. Ich ging daher nach den Zimmern der Königin, um mich bey la Renouillere und Catharine Selvage nach dem Befinden Ihrer Majestäten zu erkundigen. Ich pochte so sachte als möglich an, um sie nicht aufzuwecken. Mehrere Stimmen, die zugleich ein: Wer da? hören ließen, und die ich für die von Roquelaure, Frontenac und Beringhen erkannte, waren mir ein Zeichen, daß schon Leute da wären. Nachdem ich mich genannt hatte, hörte ich, daß man zum König sagte: Sire, es ist der Herr Feldzeugmeister. — „Herein herein, Rosny, rief mir der König entgegen, kommen Sie her. Sie werden

sagen,

sagen, daß ich ein Langschläfer sey, werden aber anders denken, wenn Sie wissen, was uns so lang im Bett hält. Meine Frau da, welche im achten Monat zu gehen glaubt, hatte beym Schlafengehen einige Leibschmerzen, weswegen ich glaubte, daß es ihr unrichtig gehen würde. Gegen Mitternacht aber lief endlich alles auf Winde hinaus, so daß wir dann einschliefen und erst gegen sechs Uhr erwachten, und zwar sie mit großem Aechzen, Seufzern und Thränen, von denen sie eingebildete Ursachen angiebt, die ich Ihnen, wenn nicht mehr so viele Leute hier sind, sagen will. Denn Sie werden uns Ihr Gutachten darüber sagen, und ich denke, Ihr Rath soll uns dabey so gut zu statten kommen, als sonst bey ähnlichen Gelegenheiten. Unterdessen aber, bis die zu vielen Leute hinaus seyn werden, wollen wir ein wenig sehen, was Sie uns alles zum Neujahrsgeschenk mitbringen. Denn ich sehe, daß Sie da drey von Ihren Sekretären mit Sammtsäcken bey sich haben."

„Das ist wahr, Sire, antwortete ich. Ich erinnere mich, daß, als ich Sie und die Königin das letztemal beysammen sah, beyde sehr wohl aufgeräumt waren. Da ich glaubte, daß ich Sie wieder so finden würde, in der Hoffnung, einen zweyten Sohn zu bekommen, habe ich Ihnen hier mehrere Neujahrsgeschenke mitgebracht, welche Ihnen dadurch wenigstens Vergnügen machen sollen, daß andre welches darüber empfinden werden, an die ich sie in Ihrem Namen austheilen lassen will. Deswegen wünschte ich, daß es in Ihrer und der Königin Gegenwart geschehen möchte."

„Wiewohl sie Ihnen noch nichts gesagt hat, wie sie sonst wohl zu thun pflegt, — antwortete Er — und wiewohl sie sich stellt als ob sie schlafe; so weiß

ich doch wohl, daß sie darum nicht schläft. Sie ist aber auf mich und Sie zornig. Doch, davon wollen wir reden, wenn niemand mehr hier ist als Sie, la Renouillere, Beringhen und Catharine. Denn die wissen etwas davon. — Aber zeigen Sie Ihre Neujahrsgeschenke."

„Es ist, sagte ich zu Sr Majestät, eben keines Feldzeugmeisters Aufzug, auch sind es nicht Geschenke, würdig des Schatzmeisters eines reichen und mächtigen Königs. Allein so gering sie auch sind, werden sie doch sicher denen, die sie bekommen, mehr Freude machen, und Ihnen mehr Dank, Ruhm und Lob erwerben, als alle die übertriebenen Geschenke, welche Sie an Personen machen, von denen Sie, wie ich weiß, nichts als undankbare Klagen dafür haben."

„Ich verstehe Sie aufs halbe Wort, sagte Heinrich, so wie Sie bisweilen mich. Aber lassen Sie uns nun einmal wissen, was zu Ihren Geschenken ist, ohne weiter davon zu reden, was Sie verstehen."

Ich ließ hierauf die drey von meinen Sekretären vortreten, welche sie trugen, und sagte: „Der ältere Arnaud hier, Sire, hat in meinem Sack, worin ich die Papiere vom Conseil trage, drey Beutel mit goldnen Schaumünzen." Ich zeigte sie Ihm, und erklärte Ihm das Sinnbild, das die Liebe der Völker zu Sr Majestät vorstellte. „Einer von diesen Beuteln, fuhr ich fort, ist für Sie, Sire, der andre für die Königin, und der dritte für den Herrn Dauphin, d. h. für Mamanga (1), wenn die Königin ihn, wie immer, nicht behalten will. In demselben Sack sind noch acht Beutel mit Silbermünzen von gleichem Gepräge; zween für Sie, zween für die Königin, und vier für la Renouillere, Catharine Galvage, und eine andre, welche

welche Ihnen beliebt, die in dem Zimmer der Königin liegt. Der jüngere Arnaud trägt einen andern Sack, worin fünfundzwanzig Beutel mit silbernen Schaumünzen sind, zum Vertheilen an den Herrn Dauphin, Madame Montglat, Madame de Drou, und Fräulein de Piolant, die Ammen und andre Kammerfrauen Ihrer Kinder, und an die Hoffräulein der Königin.— In dem dritten Sack, welchen le Gendre trägt, sind wieder dreyßig Säcke, jeder zu hundert Thalern, in ganz neuen halben Franken, auf dem Triebstock gemacht, und so groß, daß man sie für ganze ansieht, zu Neujahrsgeschenken für alle Kammerfräulein und Frauen der Königin und der königlichen Kinder, nach Ihrem Befehl. Auch habe ich noch unten in meinem Wagen, unter der Aufsicht eines meiner Leute, zwey große Säcke voll ganz neuer Zwölfer gelassen, jeden zu hundert Thalern, welche zwölftausend Sous ausmachen, und unter die armen Invaliden vertheilt werden sollen, die sich auf den Aussteigeplätzen des Flusses beym Louvre befinden werden. Diese sind, wie man mir sagt, beynahe alle schon ganz betäubt davon. Ich habe zwölf der wohlthätigsten Männer bey der Stadt dahin geschickt, um sie in Ordnung stellen, und das Geld gewissenhaft unter sie austheilen zu lassen. Alle diese armen Leute, und die Hoffräulein und Kammerfrauen der Königin, bezeugen mehr Freude als Sie glauben können, über diese kleinen ländlichen Neujahrsgeschenke in neuer kleiner Münze. Sie sagen alle, es sey nicht sowohl um den Werth des Geschenks als deswegen, weil sie daran erkennen, daß Sie auch an sie denken, und sie lieben, besonders die Fräulein der Königin. Diese sagen, was man ihnen zur Kleidung gebe, werde ihnen bestimmt vorgeschrieben, wozu sie es verwenden müssen. Allein für

diese hundert Thaler können sie sich tausend Kleinigkeiten kaufen, wie sie sie gern hätten.

„Aber, Rosny, sagte Se Majestät, werden Sie den Mädchen wohl ihre Neujahrsgeschenke geben, ohne sich Mäulchen dafür zu bedingen?"

„Warlich, Sire, seit Sie es ihnen einmal befahlen, brauche ich sie gar nicht mehr darum zu bitten. Sie kommen wohl von selbst und küssen mich, und die andächtige Frau von Drou lacht nur dazu."

„Nun, Rosny, — fuhr Er in demselben Ton fort — beichten Sie mir einmal die Wahrheit: welche küssen Sie denn am liebsten, und welche gefällt Ihnen am besten?"

„Meiner Treu, Sire, da fragen Sie mich zu früh. Denn ich habe wohl gar andre Dinge zu thun, als an Liebessachen zu denken, und mir den Kopf darüber zu zerbrechen, welche die schönste sey. Ich glaube auch, die guten Kinder denken eben so wenig an meine schöne Nase als ich an die ihrige. Ich küsse sie, wie man Reliquien küßt; indem ich meine Gabe darreiche."

Der König konnte sich nicht enthalten, laut aufzu lachen, und sagte, indem Er sich an alle Anwesende im Zimmer wendete: „Das laßt mir doch einen ver„schwenderischen Finanzaufseher seyn, der von dem „Gut seines Herrn so reiche Geschenke um einen Kuß „macht!" — Nachdem Er noch eine Weile über diesen Gedanken gescherzt hatte, sagte Er zu den Höflingen: „geht nun alle hin zum Frühstück, und laßt uns „ein wenig über andre wichtigere Dinge mit einander „reden."

Da niemand mehr im Zimmer war, als la Rezouillere und Catherine, ſtieß der König die Königin ganz ſanft an, und ſagte zu ihr: „Wach auf, Schläferin, komm her und küſſe mich und maule nicht mehr. Denn auf meiner Seite iſt all der kleine Unwille ſchon verflogen, aus Furcht, daß es Ihrer Schwangerſchaft ſchädlich werden möchte. — Sie glauben, Rosny ſchmeichle mir bey den kleinen Zänkereyen, die wir mit einander haben. Sie würden aber ganz anders denken, wenn Sie wüßten, was für Freyheiten er ſich alle herausnimmt, mir meine Wahrheiten zu ſagen. Wiewohl ich bisweilen darüber in Zorn gerathe, nehme ich es ihm darum doch nicht übel. Ich würde vielmehr glauben, daß er mich nicht mehr liebte, wenn er aufhörte mir vorzuſtellen, was er für die Ehre und den Ruhm meiner Perſon, die Wohlfahrt meines Reichs und die Erleichterung meiner Unterthanen nöthig glaubt. — Denn ſehen Sie, meine Liebe; es giebt kein ſo feſtes rechtſchaffnes Gemüth, das nicht in Gefahr käme ganz zu fallen, wenn ihm nicht der gute Rath getreuer Diener und verſtändiger Freunde zu Hülfe käme, wo es zu ſtraucheln anfängt. Damit Sie ſehen, daß es wahr iſt, was ich ſage; ſo ſollen Sie wiſſen, daß er mir ſeit vierzehn Tagen unaufhörlich vorpredigt: er glaube, Sie gehen im achten Monate, und ich müſſe mich deswegen in Acht nehmen, nichts zu thun oder zu ſagen, was Ihnen mißfällig ſeyn könnte, damit es Ihrem Sohn nicht ſchade. Denn er will immer, daß er einer ſeyn müſſe (2)."

Dieſer gute Herr ward hierauf noch einſchmeichelnder gegen ſie, und bat ſie dann, Ihm zu ſagen: warum ſie dieſe Nacht mit Seufzen und Weinen erwacht ſey? — Sie wendete ſich endlich gegen Ihn und ſagte: ihre Betrübniß ſey von einem Traum hergekom-

men, der ihr eine vor drey Tagen erhaltene Nachricht zu bestätigen geschienen hätte. Sie hätte sich aber durch Thränen erleichtert. Sie bat dagegen den König ebenfalls ihr solche Verdrüßlichkeiten, wenigstens während ihrer Schwangerschaft, zu ersparen, und von Reden abzustehen, „welche — sagte sie — mich und andere glauben machen, daß Sie lieber in der Gesellschaft gewisser Personen seyen, als in der meinigen; und noch dazu, welcher Personen? von denen ich mit Zuverläßigkeit weiß, daß sie Ihnen nichts weniger als treu sind, Sie sogar im Herzen hassen. Ich weiß wohl, warum? Allein hierüber berufe ich mich auf die Gesinnung des Herrn von Rosny, und werde ihm darinn glauben."

Ich lehnte diese Erklärung ab, indem ich ganz allgemein antwortete: daß ich eine aufrichtige Freude empfinde, Ihre Majestäten sich mit so vieler Herzlichkeit über Ihre kleine Streitigkeiten erklären zu hören. Ich fände, daß es Ihnen nicht schwer werden würde, sich solche Auftritte künftig ganz zu ersparen, wenn Sie sich dazu ernstlich der Mittel bedienen wollten, welche diejenigen in dieser Absicht anwenden würden, die mehr darauf beflissen wären, Ihrem wahren Besten als Ihrem Mißmuth zu dienen. — Diese Eröffnung wurde sogleich und von beyden einstimmig ergriffen, und man nöthigte mich, diese Mittel vorzuschlagen. Die Königin sagte: daß sie entschlossen sey, sich derselben zu bedienen; und der König: sie würden auf allen Fall Seines Beyfalls gewiß seyn. Nachdem ich sie beyde zu dem Geständniß gebracht hatte, daß jedes andre Mittel auf weiter nichts als eben so fruchtlose Reden und Handlungen wie die bisherigen hinauslaufen würde, erklärte ich frey heraus: es bliebe Ihnen nur noch Eines zu thun übrig, um sich endlich ein für allemal

allemal aller Urſachen dieſer Uneinigkeiten zu entledigen. Da Sie nehmlich, und zwar mit Grund, in Ihre Feſtigkeit, Entſchlüſſe zu faſſen und auszuführen, ein Mißtrauen ſetzten, ſo müßten Sie Ihre Zuflucht zu einem Mann nehmen, den Sie für fähiger dazu hielten, und dieſem alle Ihre Rechte übertragen, ſich ſelbſt alles eigne Intereſſe dabey verbergen, kurz, es über ſich zu gewinnen ſuchen, während und nach der Entſcheidung ſo zu handeln, als wenn ſie wirklich aufgehört hätten, irgend einen Antheil daran zu nehmen. Ich rieth Ihnen, einen Mann dazu zu wählen, welcher feſt genug wäre, um ſich nicht durch irgend eine Rückſicht wankend machen zu laſſen, und der zugleich eine völlig reine und uneigennützige Anhänglichkeit an Ihre Perſonen beſäße, um davon, wenn es ſeyn müßte, ſelbſt mit Gewalt, gegen Ihre Neigung, einen Gebrauch von ſeiner Vollmacht zu wagen.

Ich zeigte mich weit entfernt, dieß Amt für mich zu ſuchen, das in der That nicht ſehr angenehm war. Doch erklärte ich Ihren Majeſtäten: auf den Fall, daß Sie dabey Ihre Augen auf mich werfen ſollten, müßten Sie damit anfangen, daß Sie die Augen ganz über alle Mittel verſchlöſſen, die ich etwa anwenden möchte. Auch müßten Sie ſich, damit ich ſicher ſeyn könnte, mein mühſames Werk werde nicht wieder durch einen Rückfall von Schwäche zerſtört werden, — aufs kräftigſte, und ſelbſt mit einem uneingeſchränkten Befehl, verbindlich machen, nichts, was ich unternehmen würde, zu verhindern, und keine Empfindlichkeit darüber zu hegen, im Fall, daß ſich ein oder vielleicht beyde Theile einige Gewalt beym Gebrauch des Mittels anthun müßten, deſſen ich mich bedienen würde.

Man wird, denke ich, ohne Mühe errathen, worin dieß Mittel bestehen sollte (3), und ich kann sagen, daß mich in diesem Fall keine menschliche Rücksicht hätte davon abhalten sollen. Ich konnte aber wohl denken, daß man mich nicht so weit kommen lassen würde. Doch antwortete der König: Er sey bereit, sich dazu schriftlich anheischig zu machen, und mich mit dem ganzen dazu nöthigen Ansehen zu bekleiden. Allein die Königin, da sie sich gedrängt sah, wagte den Schritt nicht. Sie sagte: sie wollte es reiflicher überlegen; oder ich sollte ihr vorher ein wenig sagen, was ich denn vorzunehmen gedächte. Sie merkte wohl, worauf es hinauslaufen würde, so gut als der König, ängstete sich aber mit den Folgen von einem solchen Compromiß. Nun geschah weiter nichts mehr in der Sache, als daß wir darüber in den Wind redeten. So nenne ich es, wenn man diese windigen so oft schon erschöpften Hofprojekte ernstlich behandelt. Nur aus bloßer Gefälligkeit gegen Ihre Majestäten gab ich mich dazu her, wenn sie diese neuen Schritte von mir verlangten. Ich begab mich weg, als die Königin Ihr Hemd forderte, und der König den Kammerdiener rief, um Sich ankleiden zu lassen.

Der König und die Königin erwiederten mein Neujahrsgeschenk durch beträchtliche Geschenke für meine Gemahlin und mich. Wir erhielten auch welche von der Königin Margarethe. Am Neujahrstag, am Dreykönigsfest, und die ganze Zeit, während sich Se Majestät zu Paris aufhielt, wurden Festins, Maskeraden und Lustbarkeiten aller Art gegeben. Am zehnten Jenner, einem sehr schönen Tag, kam der König ins Zeughaus, um einem Ringelrennen zuzusehen, wozu große Zurüstungen gemacht worden waren.

Nachdem

Nachdem es geendigt war, führte Er mich in die große Allee der Gärten, ſtand bey der Mauer am Balcon ſtille, und fieng, zu meinem großen Vergnügen, an, mich ganz ernſtlich von Seinen politiſchen Entwürfen zu unterhalten. Die Gelegenheit dazu gaben Ihm meine Schaumünzen, deren Deviſe, wie Er ſagte, Ihm ſehr gefallen hätte. Ich hatte ſchon ſeit einiger Zeit bemerkt, daß Heinrich immer mehr und mehr die Nothwendigkeit und Wichtigkeit dieſer politiſchen Ausführung einſah, und daß Ihm jeder Tag eine neue Schwierigkeit hob. Er ſagte mir oft: Philipp II habe ſich den weiſen Rath ſeines Vaters, Philipps II gar nicht zu Nutz gemacht, den prächtigen Gedanken einer Univerſalmonarchie, den ſich ſeine Vorfahren in den Kopf geſetzt hatten, als ein bloßes Luftſchloß anzuſehen. Alle Procéduren dieſes Herrn zeigten wohl, daß er ihn noch nicht aufgegeben habe, und daß kein Herr in der Chriſtenheit vor Beleidigungen von ihm ſicher wäre, bis man dieſe übermüthige Monarchie ihre ganze Unmacht hätte fühlen laſſen. Zu dem Ende nun müſſe man mit dem großen Schlag losſchlagen, von dem Er mir geſtand, daß der Gedanke davon, den ich in Ihm erweckt und auch dem König von England mitgetheilt hätte, nicht immer den ganz verdienten Eindruck auf Ihn gemacht habe. Was am meiſten zur Hervorbringung dieſer Wirkung beytrug, waren wohl die Procéduren der Chambre des Grandjours im vorigen Jahr, welche, durch Entdekkung aller der heimlichen Ränke Spaniens, die natürliche Abneigung Heinrichs gegen dieſe Krone beträchtlich erhöht hatte.

Ich darf aber auch ſagen, daß die Entſchloſſenheit, worin ich dieſen Herrn ſah, großentheils die Frucht unſrer öftern Unterredungen über dieſen Gegenſtand

genſtand war. Und — wo wäre denn auch der Fürſt, welcher, wär er auch noch ſo unempfindlich gegen ſeinen Ruhm — ſich nicht von Unwillen durchdrungen fühlte, bey dem Blick auf das, was der unerſättliche Geiz und die unermeßliche Herrſchſucht des Hauſes Oeſtreich in dieſen letzten Jahren ſich alles erlaubte! Dieſer Rudolf von Habsburg, deſſen edelſte Beſchäfftigungen, als man ihm ſeine Wahl zum Kaiſerthron ankündigte, darin beſtand: daß er in dem Zeitalter der Sterner (Sterngeſellſchaft) und der Pfinſicher (Papageygeſellſchaft) einige Fähnlein in die Gegend von Baſel führte, dieſer Rudolf ruhte nicht bis er das Elſas mit der Stadt Strasburg getheilt, und ſein kleines Erbgut mit den Herzogthümern Oeſtreich, Steyermark, Kärnthen, und den andern Erbländern vermehrt hatte, welche heut zu Tage das Haus Oeſtreich in Deutſchland beſitzt. Seit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, wo dieß vorging, bis auf unſre Tage . . . . wie viele Staaten, welche unermeßliche Strecke Lands hat es nicht verſchlungen! Alle Spaniſchen Königreiche, die von Neapel und Sicilien in Italien, nebſt den Inſeln Sardinien, Majorka und Minorka, Böhmen und Ungarn in Deutſchland, Burgund, Flandern und alle Niederlande. Dazu rechne man noch alle die Beſitzungen, die es ſich in den orientaliſchen Inſeln und in der neuen Welt verſchafft hat, und welche an Ausdehnung allem, was wir von den drey andern Theilen der Welt kennen, beynahe gleich ſind. Kann man alsdann noch zweifeln, daß Karl der Fünfte, — der es auf eine ſo hohe Stuffe der Macht gehoben hat — aufgeblaſen über ſo viele glückliche Erfolge, in vollem Ernſt im Sinn hatte, den Reſt von Europa, Aſien und Afrika vollends zu verſchlingen?

Daß er wirklich dieß eitle Projekt einer Universalmonarchie hatte, braucht wohl keines andern Beweiſes, als die Zernichtung der Proteſtanten in Deutſchland, der Ueberfall von Tunis und Algier, und den durch den Einbruch in Provence und die berüchtigte Belagerung von Metz ſo deutlich erklärten Angriff Frankreichs; lauter zu gleicher Zeit von dieſem ſtolzen Monarchen veranſtaltete Unternehmungen. Und, wenn wir dieß Projekt ſcheitern ſahen, wem anders iſt dieß zuzuſchreiben, als den verſchiedenen Umſtänden und Hinderniſſen, welche ein ſiegtrunkenes Herz, das nirgends mehr Unmöglichkeiten erblickt, durch zu große Haſtigkeit ſeinem eignen Glück in den Weg wälzt? — Karl der Fünfte unternimmt allzu viele Dinge auf Einmal, und Dinge, denen er gar nicht gewachſen iſt. Er ſtürzt ſich ohne Vorſicht und beynahe ganz unbereitet hinein; trotzt Erde, Meer, Elementen und Jahrszeiten. Soliman, der ihm in Europa, Aſien und Afrika die Spitze bietet; Franz I, Heinrich VIII, der Pabſt, die Könige von Navarra, Tunis, Algier, und eigentlich alle Fürſten der Chriſtenheit, die er genöthigt hat, die Waffen gegen ihn zu ergreifen, ſind ihm lauter Feinde, auf die er hoch herabſieht, und ſie beynahe gar nicht gewahr wird. Nicht einmal die einzigen Hülfsquellen, auf die er ſich verlaſſen muß, weiß er mit Schonung und Klugheit zu behandeln. Seine eigenen Unterthanen empören ſich gegen ihn in Spanien, Flandern, Sicilien. Als ihm dann endlich die Augen über ſeinen Irrthum aufgehen, kennt er kein andres Mittel, als ſich durch einen Deſperationsſtreich aus der Sache zu ziehen. — Er läßt alles ſtehn, und ſperrt ſich in ein Kloſter! — —

Nie zeichnete ich Heinrich dieß Gemälde vor, ohne hinzu zu ſetzen: Philipp II, eben ſo ehrſüchtig, aber viel

viel politischer als sein Vater, habe gleichfalls alle diese Entwürfe aufgefaßt, und würde sie wahrscheinlich durchgesetzt haben, wenn seine besondern Absichten auf Frankreich, England und Irrland nicht durch den glücklichsten Streich des Zufalls durchkreutzt worden wären, welcher zween so starke Köpfe, als Heinrich und Elisabeth zusammengeführt hatte (4). —

Ich hatte jederzeit die Wirkung von den Eingebungen der Höflinge und den Reden der Königin gefürchtet. Diese Dame unterhielt den König, Ihren Gemahl, unaufhörlich von den Vortheilen einer Doppelheurath mit Spanien, und stellte Ihm immer diese Verbindung Frankreichs mit Rom und den beyden Linien des Hauses Oestreich als ein Mittel vor, alle Arten von Faktionen in Europa zu ersticken. Zugleich seyen sie der gesunden Politik so gemäß als der Religion selbst. Er gestand mir, daß diese Reden, von denen seit einiger Zeit der ganze Hof ertönte, Ihn nicht mehr rührten; und wenn man auch bisweilen sehe, daß er sie anhörte, und wie ein Mensch, der durch vernünftige Einwürfe sich überzeugen zu wollen scheint, darauf antworte, so thue er dieß nur in der Absicht, um diese Leute alle nicht in sein Geheimniß dringen zu lassen, und sie vielmehr mit der Hoffnung, daß Er noch zu gewinnen seyn möchte, hinzuhalten, bis der Augenblick erschiene, die Maske abzunehmen. Wir stimmten mit einander überein, daß die Sachen noch nicht so weit wären, und schlossen diese Unterredung, wie einige andre über diesen Gegenstand, damit: daß wir gestanden, es sey bis jetzt nichts besseres zu thun, als sich zu dieser Verbindung noch weiter der Deutschen und Italiänischen Fürsten, besonders des Churfürsten von Bayern und des Herzogs von Savoyen zu versichern; den ersten, durch Vorhaltung der Kai-

Kaiserkrone zu gewinnen, und diesen durch Hoffnung auf die Lombardie und die Königswürde, die ihm in Rücksicht auf die Vermählung seines ältesten Sohns mit der ersten Prinzessin des Königs zu Theil werden sollte.

Um das Hinderniß zu heben, dessen der König von Seiten des Herzogs von Bouillon gewärtig seyn mußte, war kein anderes Mittel abzusehen, als ihn durch Wegnehmung seiner Stadt Sedan zur Raison zu bringen. Heinrich verfiel selbst darauf, und blieb um so lieber dabey stehen, als diese Expedition ausführbar schien, ohne für das Uebrige von nachtheiligen Folgen zu seyn. Und dieß war denn noch die wirksamste Folge unsrer Unterredung. Der König befahl mir, unverzüglich einen Zug Geschütz in Stand zu setzen, mehr dem Ruf dieses Platzes als seiner innern Stärke gemäß, die Er nicht so vollkommen kannte, als ich. Er erklärte mir: sein Vorhaben wäre, selbst mit dahin zu rücken, wenn Er anders nicht vom Podagra oder einer andern Unpäßlichkeit zurückgehalten würde, in welchem Fall Er die Leitung dieser Unternehmung mir auftragen würde. Damit ich nun dazu die einer so hervorstechenden Verrichtung angemessene Würde und Ansehen vereinigen möchte, bot Er mir — und ich kann wohl sagen: mit dem Befehl es anzunehmen, — den Rang und Stand eines Herzogs und Pairs an, und sagte mir: ich solle Ihm dasjenige von meinen Gütern nennen, auf welches ich diesen Titel gelegt wünschte, damit Er sogleich die Ausfertigungen darüber durch Villeroy machen lassen könnte.

Ich hatte diese Würde bereits einmal ausgeschlagen, da mich der König als Gesandten nach England schickte. Weil aber unter dieser Zeit die Freygebigkeit dieses großmüthigen Herrn das Hinderniß gehoben hatte,

hatte, das mich damals abhielt, von Seinem guten Willen Gebrauch zu machen, und da ich übrigens sah, daß Er es beynahe eben so sehr Seines eignen als meines Vortheils wegen wünschte, so nahm ich dankbar diese neue Gnadenbezeugung an. Ich nannte Ihm Sully. Die Urkunden darüber wurden am 12. Februar unterzeichnet, wenige Tage darauf gesiegelt, und am letzten desselben Monats einregistrirt (5). Unter allen Herrn am Hof, und überhaupt beynahe unter allen Großen des Königreichs war keiner, der mir nicht die Ehre erzeigte mich zu begleiten, als ich vor dem Parlament wegen der Ceremonie meiner Aufnahme erschien. Sie wurde noch ehrenvoller durch die Gegenwart aller Prinzen vom Geblüt, außer dem Herrn Grafen von Soissons. Das große Audienzzimmer, der Saal, alle Galerien, die Höfe sogar waren so gedrängt voll, daß man Mühe hatte, wieder heraus zu kommen. Ich nahm beym Herausgehen sechzig der vornehmsten mit mir ins Zeughaus, wo sie eine wohlbesetzte Tafel erwartete, an welcher ich nichts gespart hatte. Eine glückliche Ueberraschung für mich war es, Se Majestät, den König selbst, da zu finden. Er hatte sich während der Ceremonie dahin verfügt, ohne mich es zuvor wissen zu lassen. „Herr Feldzeugmeister! — rief Er mir entgegen, so weit Er mich erblicken konnte — ich bin ungebeten zum Festin gekommen; werde ich übel abgespeist werden?“ — „Das könnte wohl kommen, Sire, — antwortete ich — denn ich hatte mich so großer Ehre nicht versehen.“ — „Das weiß ich wohl besser, — unterbrach Er meine Danksagungen — Denn ich habe unterdessen Ihre Küchen visitirt, und da den schönsten Fisch gesehen, den man sehen kann, auch eine Menge Ragouts nach meiner Mode. Ich habe sogar, weil Sie für meinen Appetit zu lange ausblieben, von Ihren

kleinen

kleinen noch ganz frischen Schaal-Austern gegessen, und von Ihrem Arboier getrunken, dem besten, der noch je über meine Zunge lief." — Die Munterkeit des Königs würzte das Vergnügen der Tafel, und der Tag wurde für alle Gäste vergnügt hingebracht.

Am folgenden Tag früh schickte der König nach mir, und fragte mich dann im Beyseyn aller Hofleute: ob ich Ihm den Aufsatz von der zum Angriff Sedans nöthigen Geschützrüstung, wovon Er mir gesagt hätte, bald machen würde? — Er war schon fertig, und ich hatte ihn beygesteckt, als ich aus meinem Kabinet ging. Ich überreichte ihn also dem König, der ihn sich laut vorlesen ließ. Dadurch erfuhr der Hof das neue Vorhaben des Königs, welcher alsdann im Scherz sagte: der Herzog von Bouillon, obschon jetzt naturalisirter Deutscher, werde vielleicht doch noch nicht vergessen haben, wie man in Frankreich spreche, und allenfalls könnte man es ihn auf diese Art in kurzem wieder lehren. Da der König meine Meynung über diesen Krieg zu vernehmen erwartete, so nahm ich das Wort, und sagte: ich hielte den Herzog von Bouillon nicht für so unklug, daß er das Mißverhältniß zwischen den Kräften Sr Majestät und den seinigen nicht fühlen, und es erst auf die Probe davon ankommen lassen sollte. Ich hätte ihm schon lange vorgestellt, sein Platz tauge nichts gegen grobes Geschütz. Da auch er selbst ihn besser als sonst jemand kenne, so geschähen alle diese anscheinenden Zurüstungen zum Widerstand, die man ihn machen sehe, bloß in der Hoffnung, unterdessen mit Nutzen die Künste der Unterhandlung in Anwendung zu bringen. Uebrigens wollte ich es dennoch wagen, Sr Majestät zu rathen, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen dürfte, dem Herzog von Bouillon noch zum letztenmal entbieten

zu laſſen: jetzt könne er noch ganz ſicher kommen, ſich Sr Majeſtät zu Füßen zu werfen, und ſich verſichert halten, daß dieſe Unterwerfung und mehr Genauigkeit in Haltung ſeines Worts ihm Verzeihung und gleiche Behandlung, wie zuvor, erwerben würde. Wenn er aber dieſe letzte Gnade nicht ergriffe, ſo dürfe er nie wieder erwarten, durch irgend einen Vergleich wieder aufgenommen zu werden. — Ich fuhr fort, dem König von meinen Zurüſtungen Rechenſchaft zu geben. Er billigte meinen Einfall, von Paris nur das grobe Geſchütz ausrücken zu laſſen, die Munition aber und die andern nöthigen Proviſionen erſt von den nächſten Orten um Sedan zuſammen zu bringen, um die Transportkoſten und das Fuhrlohn zu erſparen.

Dieſe Sache ging bey weitem nicht ſo geſchwind, als ich es erwartet hatte. Denn bey Hof wurden eine Menge Einwendungen dagegen gemacht, wo überhaupt, wie es ſchien, die mindeſte Kriegsrüſtung beynahe ſo viel Unruhe erregte, als bey dem Feind ſelbſt. Man machte da allgemeines Aufheben von den Schwierigkeiten, die man vor einem Platz finden würde, deſſen Lage und Werke jedermann gegen Heinrich vergrößerte, und von den ſchlimmen Folgen, die eine ſo lange Belagerung, als dieſe werden ſollte, unausbleiblich haben würde. Man hätte, aus dieſen Reden zu ſchließen, denken ſollen, Himmel und Erde müßte für Bouillon und ſeine Stadt in Bewegung gerathen. Man ließ hierüber Sr Majeſtät ein Memoire, in Form eines Briefs, in die Hände fallen, voll nicht nur von Ungereimtheiten, ſondern auch von Unverſchämtheit. Der König glaubte darinn die Schreibart des Herzogs ſelbſt zu finden, vermiſcht mit der des du Pleſſis und Tilenus. Daß die beſondern Freunde des Herzogs von Bouillon, oder auch die

Pro-

Proteſtanten, welche bey dieſer Sache ihren ganzen Religionskörper intereſſirt glauben konnten, wie Montluet, la Noue, und die beyden Germains, eine ſolche Sprache führten, kann freylich nicht befremden. Wohl aber dieß, daß Perſonen, welche in ganz keiner Verbindung mit dem Herzog ſtanden, und andre, die ſogar Leute vom Handwerk waren, wie der Ingenieur Erard, nie von dieſem Projekt ſprachen, ohne eine ganz unbedingte Unmöglichkeit deſſelben zu behaupten. Ich kann nicht behaupten: daß alle dieſe Leute für das Beſte der Sache gut geſinnt waren.

Der König ſelbſt verfiel in eine Unſchlüſſigkeit, die ich nicht begreifen konnte. Ich ſtellte Ihm, einigemal ohne Erfolg, vor: daß Er dadurch Leuten gewonnen Spiel gebe, welche weder Waffen, noch Muth noch Hände hätten, und daher einzig auf dieß Rettungsmittel rechneten. Und wahr iſts: der Herzog von Bouillon ließ bloß darum die Sache aufs Aeuſſerſte ankommen, weil er ſich aus dem Bericht derer, die ihm am Hof dienten, und ihn von den Geſinnungen Sr Majeſtät benachrichtigten, überzeugt hielt, daß es nicht zur Exekution kommen würde. Ein andres Mittel, das man zur Anwendung brachte, beſtand darinn: daß man dem König hören ließ, der Herzog denke an nichts weniger als Ihm ſich zu widerſetzen. Nur könne er ſich nicht entſchließen, vor Perſonen feig und kriechend zu erſcheinen, welche, anſtatt ihm getreulich die Abſichten Sr Majeſtät zu hinterbringen, nur darauf auszugehen ſchienen, ihn durch einen herriſchen drohenden Ton noch mehr zu erbittern. Würde man ihm alſo ſtatt dieſer Perſonen (worunter ich verſtanden war) andre gegenüber ſtellen, die fähig wären, ihm Vertrauen abzugewinnen, ſo würde der König bald davon überzeugt werden. Montluet (6)

und la Noue unter andern behaupteten: es würde ihnen leicht werden, ihn zu seiner Pflicht zurück zu bringen. Der König glaubte nicht besser thun zu können, als wenn Er sie an ihn abordnete. Sie brachten nichts zurück, als allgemeine weitsinnige Erklärungen, welche jedoch Heinrich die Augen noch nicht öffneten, weil sie ihm auf der andern Seite Sedan, nach den neuen daran vorgenommenen Arbeiten, als unbezwinglich vorstellten; es sey nun, daß sie wirklich in diesem falschen Wahn standen, oder sich nur so stellten. Dem sey übrigens wie ihm wolle, statt auf die Antwort Bouillons vorzurücken, bezeugte Heinrich nur noch mehr, daß ihm der Erfolg sehr zweifelhaft scheine.

Ich meiner Seits hatte denn auch so meine Betrachtungen über die Stimmung, in welcher ich den König erblickte, und fieng an zu fürchten, wenn ich Ihn nun endlich nach aller Anstrengung gegen das allgemeine Geschrey und Seine eigene Besorglichkeit mit Mühe in Bewegung gesetzt hätte, und es ergäbe sich dann vielleicht irgend eine unversehene Schwierigkeit, so möchte man dem ohnehin schon übel eingenommenen Könige so lange und so mächtig anliegen, daß Er Seine Unternehmung nach vielem Aufsehn und Aufwand wieder schimpflich aufgäbe, oder in einen Vergleich mit dem Herzog willigte, unter Bedingungen, die Seiner Person und Seiner Würde unanständig seyn möchten; auf welchen Fall es freylich besser gewesen seyn würde, die Sache lieber gar nicht anzufangen, und — so lange es noch Zeit wäre — ein anderes Mittel ausfindig zu machen, um die Ehre Sr Majestät zu retten. Der Vorwurf, zu einem blinden Larm geblasen zu haben, würde, wie ich voraussah, doch nur auf mich zurückfallen. Man würde mich beschuldigen, zu viel oder zu wenig gethan zu haben.

haben. Und ich war ſicher, daß ich alle, ſelbſt die widerſprechendſten Beſchuldigungen von denſelben Perſonen bey Hof auszuhalten haben würde. Ich beſchloß deswegen, Heinrich ſich ſelbſt beſtimmen zu laſſen, und wollte ſehen, wohin Ihn Seine eignen Ueberlegungen führen würden.

Ich fieng daher an, kälter und ſeltner mit Ihm von der Unternehmung gegen Sedan zu reden, und beobachtete ein gleiches Benehmen auch öffentlich. Der König war unter den erſten, welche dieſe Veränderung wahrnahmen, und da Er weit entfernt war, den Grund zu errathen, der mich ſo handeln ließ, und ſich eben ſo wenig einbilden konnte, daß ich meine Meynung von Bouillon und Sedan geändert haben ſollte, ſo ſuchte Er es ſich auf folgende Art zu erklären. Ich hätte, dachte Er, den Rath, den ich Ihm gegeben, ernſtlicher überdacht, wahrſcheinlich meine erſte Meynung im Stillen zurück genommen, und überlegt, daß der Streich, den ich auf eins der Häupter der Religionspartey zu führen im Begriff wäre, in der Folge wohl den Religionskörper ſelbſt treffen könnte, indem ich dadurch die Bahn dazu öffnete, einen nach dem andern von denen zu unterdrücken, die ſeine Stützen in Frankreich wären. Von dieſem Gedanken, den Er ſchon als unzweifelhaft anſah, kam Er leicht auf den Glauben: ich müſſe Seiner Billigkeit nicht viel Gutes zutrauen, oder meine Anhänglichkeit an meine Religion führe mich zu weit. Er eröffnete dieſen Verdacht einigen Perſonen, die Er als meine Freunde kannte, und um mit mir ſelbſt darüber zur Sprache zu kommen, kam Er ins Zeughaus, wo ich wegen meiner Wunde am Mund und Hals das Zimmer hüten mußte. Es hatte ſich ein Geſchwür daran zuſammengezogen, woraus ein Beinſplitter, Schießpfropf, Bley und einige Pulverkörner kamen, die noch ſo friſch und ganz

waren, daß sie sich entzündeten, als man sie auf glühende Kohlen brachte.

„Mich dünkt, — sagte Heinrich, indem Er den Herzog von Bouillon aufs Tapet brachte — ich finde Sie weit nicht mehr so entschlossen in der Sedaner Sache, als Sie es wohl sonst waren, und als ich Sie bey andern noch schwierigeren Gelegenheiten gesehen habe. Was muß dahinter stecken? Sagen Sie mir es frey- und verhelen Sie mir nichts, ich bitte Sie." — Allein ohne mich noch zum Wort kommen zu lassen, theilte Er mir mit Seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit die Gedanken mit, die Er von meiner Unruhe in Ansehung meiner Religionsverwandten in Frankreich gehegt hätte. Er protestirte stark gegen den Verdacht, als ob Er darauf ausgehe, die vornehmsten Reformirten nach einander zu Grund zu richten, und berief sich deswegen auf meine Kenntniß von Seinen Gesinnungen, auch darauf, daß jedermann von Ihm wisse, wie Er sich in Ansehung der Bedienung Seines Mundes und Seiner Person lieber Reformirten als Katholiken anvertraue. Er versicherte mich dabey: Er habe keinen persönlichen Haß auf den Herzog von Bouillon, und fordre nichts von ihm, was ihn entehren könnte. Mit Einem Wort, Er überlasse es mir, zu richten, wie Er ihn behandeln solle.

Mit Vergnügen hörte ich diesen Herrn so reden. Ich bezeugte Ihm: daß ich Seine Gesinnungen gegen die Protestanten überhaupt und gegen mich insbesondre mit Ueberzeugung kenne, verhehlte Ihm jedoch nicht: wie sehr es mich schmerze, daß Er solchen Gedanken von mir bey sich hätte Raum geben können. Ich gestand Ihm die wahre oben angegebene Ursache der anscheinenden Erkaltung, die Er an mir in Ansehung des Projekts gegen Sedan bemerkt hätte, und

erschöpfte

erſchöpfte dann aufs neue die Betrachtungen, die ſich hierüber anſtellen ließen. Dabey ließ ich Ihn dann eine Bemerkung machen, auf die noch niemand verfallen war. Da nehmlich Bouillon, um Sedan zu befeſtigen, einen Aufwand hatte machen müſſen, der ihn ganz erſchöpft und vielleicht ſogar beträchtlich in Schulden geſtürzt hatte, ſo konnte es wohl ſeyn, daß die wahre Rückſicht, welche ihn abhielt, ſich den Wünſchen Sr Majeſtät zu fügen, die Beſorgniß war, ſich durch die Uebergabe von Sedan der einzigen Hülfsquelle zu Wiederherſtellung ſeiner zerrütteten Angelegenheiten zu berauben. Auf dieſen Fall war es vielleicht das beſte und kürzeſte, wenn man ihm eine hinlängliche Summe zu Tilgung ſeiner Schulden anbot. Ich zeigte, wenn man Bouillon zweymalhunderttauſend Thaler gäbe — wodurch ihm alle andre Bedingungen erträglich gemacht werden würden — ſo müßte der König doch noch ſechsmalhunderttauſend Thaler dabey gewinnen, indem die Koſten einer ſolchen Kriegsrüſtung nicht unter achtmalhunderttauſend Thalern angeſchlagen werden konnten. Ein neuer Grund, dem Herzog die ganze Strenge des Kriegsrechts, falls er es zu einem Angriff kommen ließe, fühlen zu laſſen, und nicht nur das Fürſtenthum Sedan, ſondern auch die Wickgrafſchaft (vicomté) Turenne für heimgefallen zu erklären, die er nur in der Eigenſchaft eines groſſen Kronlehns von Frankreich zu haben behauptete. Thäte man dieß nicht, ſo würde man nur den Verdruß haben, vergebens Ausgaben gemacht zu haben. Es war, wie wenn ich aus einer Art von Vorgefühl, deſſen was noch geſchah, ſo ſehr auf dieſer Alternative beſtanden hätte: entweder äuſſerſte Gelindigkeit vor Anbruch der Sache, oder äuſſerſte Strenge, ſobald man einmal zu den Waffen gegriffen hätte, zu zeigen.

Der König erwiederte: eine solche Unterhandlung würde nur Bouillon noch in dem Wahn, den der gedachte Brief hinlänglich verrieth, bestärken, als ob Er ihn anzugreifen sich fürchtete. Er willigte indessen doch ein, daß ich diesen Weg und zwar gemeinschaftlich mit der damals zu Paris befindlichen Fürstin von Oranien (7) versuchen, und du-Maurier (8) mit Aufträgen an den Herzog abschicken sollte, deren Umfang und Gehalt Er mir überließ. „Wollen Sie mir „aber auch versprechen — setzte Heinrich hinzu — „mir, im Fall er Ihre Anerbietungen ausschlagen sol„te, in dieser Sache ohne alle menschliche Rücksicht, „und so zu dienen, wie Sie e'mals gethan haben?" Er berief sich zugleich auf die Belagerung von Amiens, den Savoyschen Feldzug und mehrere ähnliche Unternehmungen. Ich gab Ihm mein Ehrenwort darauf. „Schon gut. Eingeschlagen! — sagte Er, und bot mir die Hand. — Darauf baue ich, bin zufrieden und verlasse mich ruhig auf Ihre Fähigkeit und Treue, in allem, was nun weiter zu thun ist." — Dieß gesagt verließ Er mich.

Ich ging am folgenden Tag zu der Fürstin von Oranien, mit der ich verabredete: wie wir beyden an den Herzog von Bouillon schreiben wollten, auch die Absendung du Mauriers und die Form der Instruktion für diesen. Mein Brief enthielt folgendes: Ich fieng damit an, daß ich den Herzog mit den geziemenden Lobeserhebungen an die Macht und persönlichen Fähigkeiten des regierenden Königs erinnerte, zween Punkte, die ihm so gut bekannt seyn mußten als mir. Ich bat ihn dabey, sie nicht aus den Augen zu verlieren, indem sie wohl im Stand wären ihn vor einer Gefahr, die ihn bedrohte, dadurch zu bewahren, daß sie ihn abhielten, sich durch irrigen Wahn übereilen zu

lassen,

laſſen, und irgend etwas aus Leidenſchaft, Verdruß und Unwillen zu wagen. Dabey ſchmeichelte ich ihm nicht, ſondern ſagte ihm: es geſchehe in der Abſicht, ihn deutlicher ſehen zu laſſen, worauf es ankäme, und damit er nicht, gegen den Rath der Fürſtin von Oranien und eines Mannes, welcher als Freund zu ihm ſpräche, in ſeinem Eigenſinn beharren und es ſo weit kommen laſſen möchte, daß er der Uebermacht geben müßte, was er jetzt noch, wenn er wollte, bloß Bedingungen zu danken haben könnte, welche die Billigkeit ſelbſt nicht gelinder vorſchreiben würde. Ohne mich näher auf die Vorſchläge einzulaſſen, ſchrieb ich ihm bloß: daß du Maurier den Auftrag hätte, ſie ihm mündlich zu thun, wir ihm aber auch ſchriftlich hätten geben laſſen, was er ihm von uns zu eröffnen hätte, damit keine Vergeſſenheit oder Uebereilung ſtatt finden möchte. Da es ihm vielleicht ſcheinen dürfte, als ob Se Majeſtät von allen unſern Vorſchlägen nichts wüßte, ſo kam ich ſeinen Zweifeln hier zuvor, gab ihm mein Ehrenwort, und verbürgte mich auf alle Fälle dafür, daß der König alles genehmhalten werde, was unter uns beſchloſſen werden würde. Ich wollte für einen Schurken, einen treu- und ehrloſen Menſchen gehalten werden, wenn nicht alles Punkt für Punkt vollzogen würde. Ich beſchwor ihn dabey zum Beſchluß: es nicht aufs Aeußerſte ankommen zu laſſen. Dieſer Brief, mit dem der von der Fürſtin von Oranien ganz gleichlautend war, iſt datirt vom erſten März.

In ſeiner Antwort darauf, datirt vom vierten, ſagt der Herzog: er habe meinen Brief nebſt dem von der Fürſtin von Oranien erhalten, du Maurier angehört, und ſeinen Aufſatz mit Bedacht geleſen. Er beklage ſich mit Grund darüber, daß man von ihm verlange, er ſolle die Gunſt des Königs durch Nieder-

trächtigkeiten erkaufen, die ihn derſelben unwürdig machen müſiten. Man verſpreche ſie ihm nur durch eine Schrift, welche bloß einer ſehr geringen Anzahl von Perſonen bekannt ſeyn könne, während ganz Frankreich Zeuge ſeiner Erniedrigung und der nachherigen Gleichgültigkeit Sr Majeſtät gegen ihn ſeyn würde. Seine Freunde, die er zu Rath gezogen hätte, und die nicht in ſo geringer Anzahl ſeyen, als man gern jedermann bereden möchte, ſeyen alle gleicher Meynung mit ihm geweſen: daß der König weit entfernt ſeyn müſſe, alle die Achtung für ihn zu haben, mit welcher man ihm ſchmeicheln wolle, da Er ihm nicht einmal ſo viel Treue zutraue, um ihm einen ſo ſchwachen Platz als Sedan zu laſſen. Dazu ſetzt er — mit einem ſelbſtgenügſamern Ton, der dem ſo eben geſagten ſehr widerſpricht —: er wiſſe wohl, daß man den König hintergehe, und Ihm verſpreche, Ihm Sedan in Monatsfriſt und ohne einen Mann zu verlieren, einzunehmen. Bouillon wuſte ſich ohne Zweifel viel damit, daß er mich hier gewiſſermaßen ins Angeſicht Lügen ſtrafte. Der ganze Brief iſt in dieſem Geſchmack von Klagen ohne Grund, und von eben ſo unbeſtimmten, leeren Unſchuldsverſicherungen. Er nimmt ſich dabey wohl in Acht, etwas zu geſtehen, und zu verſprechen. Das Beſtimmteſte, was er noch, nach dieſer ganzen leeren Vorrede, in der Hauptſache ſagte, war dieß. Wenn er auch dem König einige Urſache zur Unzufriedenheit gegeben habe, ſo ſey er — weit entfernt ſeine Schuld durch Läugnen noch zu vergrößern — vielmehr bereit, dieß zuzugeben, und auf jede Sr Majeſtät beliebige Art ſeinen Fehler wieder gut zu machen, nur ſo, daß er dieſe Gnade nicht mit ſeinem ſchlechten Platz erkaufen müßte, von dem er übrigens urkundlich bekennen wolle, daß er ihn der Güte Sr Majeſtät zu danken habe. Sollte aber der

König

König darauf bestehen, ihn desselben zu berauben, so könne er unmöglich anders denken, als daß dieser Herr ihn wörtlich liebe und thätlich hasse.

Beynahe derselben Ausdrücke bedient sich Bouillon in seiner Antwort an die Fürstin von Oranien, und was du Maurier mündlich von Sedan zurücks brachte, war nicht befriedigender. Der König fieng daher an, ihn als einen Menschen anzusehen, mit dem keine Unterhandlung möglich sey. Dennoch glaubte ich noch eine Replik versuchen zu müssen Ich schrieb ihm, Se Majestät wären nicht mit der Art zufrieden, wie er die durch mich ergangene Erbietungen aufgenommen hätte. Sie hätten diese Briefe voll Mißtrauens und beleidigender Ausdrücke gegen Sie gefunden; außer diesem aber nichts als geflissentliche Vermeidung einer bestimmten Antwort auf die gemachten Vorschläge. Mir sey es aufrichtig leid, daß meine redlich gemeynten Rathschläge nichts als noch größere Erbitterung bey ihm bewirkt hätten, wie mir schon einmal von ihm begegnet sey, als ich ihm von der Verhaftung des Marschalls von Biron geschrieben habe. Es würde eine Zeit kommen, und vielleicht nicht mehr ferne seyn, da er erkennen würde, daß ich ihm doch den einzigen besten Rath für die jetzigen Umstände gegeben habe. Ich wolle es ihn zum letztenmal wohl zu überlegen geben, bitte ihn sogar darum recht inständig, indem nichts mir mehr Vergnügen machen könnte, als wenn ich ihn zum besten Entschluß greifen sehen würde; wiewohl er vielleicht ganz das Gegentheil von mir dächte.

Während dieses ganzen Hin- und Wiederschickens hatte ich mir einen Plan von Sedan zu verschaffen gewußt, das ich sowohl im Aufriß als Grundriß zeichnen ließ. Der König nahm beydes bey mir in Augenschein

genschein, und brachte mit: den Herrn Grafen von Soissons, den Herzog von Evernon, die Marschälle von Brissac, Fervaques, Bellegarde und Roquelaure, Don Juan de Medicis, de Vic, Montluet, la Noue, Boesse, Merestan, d'Escures, Erard und Chatillon, welcher den Riß aufgenommen, dem ich aber ausdrücklich verboten hatte, seine Meynung vor so vielen Zeugen zu sagen. Hier war nun unter dieser Menge von Personen ein Discuriren und Disputiren ohne Ende über die Lage und Stärke des Platzes, und über die Einrichtung eines Angriffs. Montluet, la Noue und Erard behaupteten steif und fest, der Ort sey nicht anders als durch Hunger zu bezwingen. — Ich sagte zu allem fast kein Wort, wiewohl die Rede beynahe immer an mich gerichtet war, und der König mich oft fragte: was ich wohl zu diesen fürchterlichen in den Felsen gehauenen Gräben sage? Denn dafür gab man sie aus.

Nachdem die ganze Versammlung, ohne einen Schluß zu fassen, auseinander gegangen war, ging ich am andern Tag zum König. Ich sagte Ihm, warum ich das Stillschweigen beobachtet hätte; weil nehmlich das Geheimniß unter so vielen zusammengerafften Leuten nicht wohl sicher gewesen wäre, und ließ Ihn dann bemerken, daß, zu meinem großen Vergnügen, von allen diesen so aufmerksamen Beobachtern auch nicht Einer nur einen einzigen von den Fehlern des Platzes wahrgenommen habe: nehmlich das Thälchen von la Fontaine, das von Ginmenes, die an einigen Stellen von zusammengeschütteter Erde gemachten künstlichen Gräben, und die beyden Landungsplätze über und unter dem Strom, die so breit wären, daß ich gegen Se Majestät mich anheischig machte, ohne viele Gefahr alle Truppen in der Entfernung von zweyhundert Schritten von der Stadt, und

bis

bis unter die Conterscharpen der künstlichen Gräben aufzustellen, weil die Krümmung des Thals sie vor dem Musketenfeuer sichere, während die Belagerten sich von der Stadtseite nicht auf ihren Brustwehren, noch an irgend einer Stelle gut sehen lassen dürften. Sie würden nehmlich immer von den Anhöhen im Feld, welche den ganzen Platz so vollkommen bestreichen, daß man das Innre der Quartiere von vornen, von hinten und von beyden Seiten entdecken kann, im Respekt gehalten werden. Ich bürgte auch Sr Majestät dafür: daß ich Sie acht Tage nach Errichtung der Batterien in Besitz von Sedan setzen wollte.

Der König glaubte mir dießmal, und in der Freude, die Er darüber empfand, lief Er hin und entdeckte es den Herrn von Medicis, de la Force, de Vic, Merestan und Boesse, deren Verschwiegenheit Er kannte, und die meine Zurückhaltung sehr lobten. Heinrich stand darauf nicht länger an, und rüstete sich nun so bald möglich an der Spitze eines Corps Reuterey, und einiger Compagnien vom Gardenregiment zum Marsch, während ich die übrigen Truppen zusammenstoßen und das Geschütz ausrücken lassen sollte. Dabey sah ich sehr sorgfältig darauf, daß das Landvolk und die Bürger in den Städten nicht beleidigt, noch durch die Einquartierung dieser großen Kriegsschaar bedrückt würden.

Das Vorhaben, den Herzog von Bouillon anzugreifen, mußte natürlich ein Gemurmel unter den Protestanten erregen. Ich weiß sogar nicht, ob der Herzog nicht auf einen allgemeinen Aufstand für sich rechnete. Wenn dieß war, so betrog er sich, und ich gestehe, daß ich mit daran Schuld war. Ich nahm von einem Brief, den mir Parabere in dieser Sache schrieb, Gelegenheit, in meiner Antwort darauf eine

Art

Art von Manifeſt auszuſtellen, um dadurch bey den Proteſtanten das Verfahren des Königs zu rechtfertigen, und zu zeigen, daß der Herzog von Bouillon nur ſeinen eignen Fehler büßen würde. Ich ſchrieb deswegen dieſen Brief mit weit mehr Sorgfalt und viel länger als ich ſonſt gethan haben würde, wenn ich bloß Parabere dabey vor Augen gehabt hätte. Ich konnte mir wohl vorſtellen, daß er bekannt gemacht werden würde.

Ich fieng mit der Aufzählung der vorzüglichſten Wohlthaten an, welche Bouillon von Sr Majeſtät erhalten hätte; wie er von Ihm dem Prinzen Conde ſelbſt vorgezogen und zum Marſchall von Frankreich und erſten Kammerherrn gemacht; vor allen Reformirten zu allen Ehren und Würden erhoben und mit weit beträchtlichern Penſionen und Gehalten als alle andern begnadigt worden ſey, indem ſich alles dieß jährlich auf hundert und zwanzigtauſend Livres belaufen habe. Ueberdieß habe Se Majeſtät ihn ſo vermählt, wie Sie Ihrem eignen Sohn oder Bruder hätten thun können; ihn bey der Limeuilſchen Erbſchaft begünſtigt, und mit Ihren ganzen Anſehen nach dem Tod der Herzogin, ſeiner Gemahlin, unterſtützt, wovon ich als Augenzeuge ſprechen konnte. Allen dieſen Wohlthaten ſtellte ich dann gegenüber den Undank, mit welchem Bouillon Sr Majeſtät gelohnt hätte, ſeine Bewegungen, ſeine Meutereyen bey der Belagerung von Amiens, ſeine Entfernung auf ſeine Güter bey der Verhaftung des Marſchalls von Biron, und ſeine Entweichung aus dem Reich unter Umſtänden, die ſchon allein zu ſeiner Verurtheilung hinreichend geweſen wären. Ich nahm Parabere zum Zeugen, daß, unerachtet dieſes alles, er ſelbſt, Conſtant und ich die Werkzeuge der Gnade geweſen ſeyen, die ihm Se Majeſtät bisher noch hätten angedeihen laſſen.

Da

Da Bouillon ſich gewiſſermaßen ſelbſt des Hochverraths ſchuldig bekenne, indem er ein Begnadigungspatent verlange, und der König ſich bereitwillig erzeigt habe, es ihm ausfertigen zu laſſen: ſo vereitle er doch alles wieder durch eine neue Ausflucht, die zugleich eine neue Beleidigung enthalte, indem er, ein Unterthan und Diener Sr Majeſtät des Königs, von welchem allein er ſeinen Platz habe, ſich weigere, ihn unter denſelben Bedingungen der Schirmsherrlichkeit zu empfangen, welche der verſtorbene Herzog von Bouillon von Franz II angenommen habe, von welchem dieſer doch weder Unterthan noch Diener war.

Nach dieſem allem erzählte ich die Ausgleichungsmittel, welche ihm du Maurier von Seiten ſeiner vorzüglichſten Freunde, vorgeſchlagen hätte, unter voller Verſicherung, daß Se Majeſtät ſich dazu geneigt finden laſſen wollten, wie z. B.: dem König vorzuſchlagen, daß Sedan als einer der Sicherheitsplätze für die Proteſtanten angeſehen werden, und der Herzog es an Ihn verkaufen; oder daß ohne es zu verkaufen la Roue als Befehlshaber hineingelegt werden, die Oberherrlichkeit aber und das Eigenthumsrecht darauf dem Herzog von Bouillon verbleiben ſollte. Er habe aber von dieſem allem nichts wiſſen wollen, da doch der König weit mehr für ihn thäte, als Er ſchuldig wäre. Es ſey alſo einzig der Herzog, welcher durch ſeine übelangebrachte Hartnäckigkeit uns, alle nöthigte, das Schwert gegen einander zu ziehen, und der die Kirche von Sedan, wie man in Kurzem ſehen würde, aufs Aeuſſerſte brächte. Se Majeſtät wären ſo empfindlich von dieſem Unglück gerührt, daß Sie beſchloſſen, und ſogar den Abgeordneten der Kirchen Ihr Wort gegeben hätten, in Anſehung der Religion in Sedan nichts zu ändern, noch Neuerungen anzufangen, wenn Sie

es

es auch selbst mit stürmender Hand erobern müßten. Ich bat Parabere am Schluß, mir öffentlich in Ansehung der Reinigkeit meiner Absichten und der Betrübniß Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die ich darüber empfände, daß ich einen meiner Glaubensgenossen so blindlings in sein Verderben rennen sehen müßte.

Es schien Heinrich nothwendig, gleiche Vorsicht gegen die Protestanten zu gebrauchen. Bouillon hatte Ihm durch la Noue Versicherungen machen lassen, die durchaus nicht anzunehmen waren. Der König ließ sie öffentlich bekannt machen, und beantwortete sie durch eine Schrift, welche unter die Freunde des Herzogs verbreitet wurde, wenn sie auch allenfalls sich dadurch fester überzeugen sollten, daß Se Majestät nur auf dem Weg der Gelindigkeit aus dieser Sache zu kommen suchte, da sie wirklich ausprengten, der König verzweifle mehr als je an dem Erfolg seiner Unternehmung. Bouillon setzte — wie Vieville, d'Arson und du Maurier erzählten, welche verschiedenemal an ihn abgeschickt worden waren — noch hinzu: ich verwickle den König freventlich und wider seinen Willen in diesen Handel, und hätte mich eines Tags gegen Ihn gerühmt, Sedan in drey Monaten von der Seite des halben Monds einzunehmen. Dieß letzte ist wahr, und es machte Heinrichen die vorgebliche Treue derer sehr bedenklich, die Er zu Seinen Berathschlagungen zuließ. — Denn als ich dieß Wort fallen ließ, war niemand gegenwärtig als Don Johann und Erard. Bouillon betrachtete und behandelte mich aber auch bey jeder Gelegenheit als seinen ärgsten Todfeind, der alle günstigen Gesinnungen Sr Majestät gegen ihn verkehre. Es kam dem König zu, auf diesen Vorwurf zu antworten, und Er that es auch wirklich, wie ich nur wünschen konnte. Was alle die andern

dern noch beleidigernden Reden betrifft, so gedachte Er den Herzog von Bouillon bald aus einem andern Ton sprechen zu lassen.

Gegen das Ende des März ging Er von Fontainebleau ab, und nahm die Königin mit, welche einen Theil dieser Reise mitmachen sollte (9), obschon die Wege sehr schlimm waren. Er nahm Seinen Zug über Rheims, Rhetel, Mezieres, Doncheri und Mouzon. Da ich Ihn nicht wieder sah, bis die Sache beendigt war, so werde ich die folgenden Umstände aus den Briefen nehmen, die Er mir schrieb und unausgesetzt durch Villeroy und la Varenne schreiben ließ.

Bouillon ließ erst so spät als möglich von seinem ersten Trotz nach. Er sagte zu du Maurier: auf den ersten Trompetenstoß werde er das französische Wappen über seinem Thor abschlagen lassen. Es war nehmlich des Königs Wille, daß man, während Er den Herzog mit den Waffen verfolgte, zugleich ihn den Prozeß zu machen anfangen sollte, dessen lebhafte Betreibung, ehe ich Ihm zur Armee nachfolgen würde, Er mir sehr anbefahl. — Der Herzog vermochte vier von unsern Kanoniren zu ihm auf Pferden zu kommen, die er ihnen nach la Fere in Tartenois schickte; ein sträflicher Ungehorsam von diesen Leuten. — Wiewohl die Herzogin von Bouillon keinen Fuß aus Sedan gesetzt hatte, wußte er es doch so listig einzurichten, daß die, welche von Sr Majestät den Auftrag hatten, alles, was in der Stadt vorginge, zu berichten, die Nachricht gaben: sie habe sich nach Deutschland entfernt, um sich nicht in einer belagerten Stadt zu befinden. Man hörte ihn sich rühmen: mit einem Tritt auf die Erde könne er an die viertausend Mann nach Sedan in Bewegung setzen. Er wollte dadurch

glauben machen, daß ihm siebenzehn Compagnien Reuterey und einige Regimenter Fußvolk in Luxemburg zu Gebot stünden, und daß er auf einen mächtigen Beystand von Schweizern rechnen könnte. Die noch am besten bescheinigte Nachricht, die man erhielt, lief dahinaus, daß er noch vor dem 20. April fünf bis sechshundert Mann erwartete, die er in Gascogne und in der Gegend von Limeuil hatte werben und zu Bourdeaux einschiffen lassen. Ein Neffe von Rignac und ein gewisser Prepondie hatten sie unter dem Vorwand von Rekruten nach Flandern geworben. Pucharnaut hatte dieß dem König schon gemeldet, als Er noch in Paris war.

Von dem allem fand man viel abzuziehen, als man es näher untersuchte. Man wußte, daß sich in Deutschland nichts für Bouillon rührte. Bongars versicherte es dem König. Die Erzherzoge bezeugten mehr Furcht über unsre Rüstungen für sich selbst, als Lust, sich gegen uns zu erklären. Spanien fand den Vorwand zu klein, um deswegen den Frieden mit Frankreich zu brechen. Dieß erfuhr man von Madrid selbst. England betrachtete den Herzog von Bouillon mit der äußersten Gleichgültigkeit. Drey bis vierhundert Abentheurer aus der Schweitz waren alles, worauf man sah, daß er zählen konnte, und er mußte sich mit noch weniger begnügen, während wider seine Erwartung unsre Werbungen ohne Mühe von statten gingen. Den Churfürsten von der Pfalz hatte Montglat noch nicht zu sehen bekommen, schrieb aber von Strasburg: daß er in gleicher Furcht mit Bouillon sey. Der Landgraf schrieb selbst nach Frankreich, um seine Gesinnungen zu erkennen zu geben.

Das betreffend, was der Herzog für sich selbst ausrichten konnte, wußte man, daß nicht über zwölf-

hundert

hundert Kriegsleute in Sedan lagen. Man erfuhr bald noch genauer, daß ihrer in der That nicht mehr als sieben bis achthundert wären, Bürger und zusammengeraffte Leute, von denen noch dazu ein Theil Miene machte, noch vor Anrückung des königlichen Heers abziehen zu wollen. — Das Gerücht ging: Bouillon habe sich selbst mit sechs andern nach Deutschland entfernt, und sich einige Meilen weit durch seine Besatzung escortiren lassen. Er sey bey Bastogne von Soldaten gesehen worden, die ihn erkannten und mit denen er gesprochen hätte. Einige besondre Umstände, die man von den Befehlen erzählte, welche er in Sedan, Schloß und Stadt betreffend, ausgestellt habe, ließen sogar glauben, daß er nicht wieder zu kommen gedächte. Allein diese Neuigkeit, mit welcher der Befehlshaber in Villefranche eigens von Rheims aus zu dem König gereiet war, bestätigte sich nicht. Der Herzog von Nevers, besser unterrichtet, berichtete Sr Majestät: der Herzog von Bouillon sey zwar wirklich mit drey bis vierhundert Mann ausgerückt, aber nur einem deutschen Fürsten entgegen, mit dem er die folgende Nacht wieder in Sedan eingezogen sey. Wiewohl die Nachrichten von verschiedenen Agenten Sr Majestät nicht ganz übereinstimmten, so wußte man doch aus guter Hand, daß Bouillon gar nicht aus Sedan weggekommen war. Dieser deutsche Graf, von dem man sagte, daß er ihn in Sedan anstellen würde, um die Belagerung mit auszuhalten, war der dritte von den Grafen von Solms. Der älteste war Obristhofmeister beym Churfürsten von der Pfalz; den zweyten haben wir bey dem Sieur du Plessis gesehen. Dieser hier stand von Seiten seines Kopfs und seiner Erfahrenheit nicht in dem besten Credit.

Der König ward zu Nanteuil vom Schnupfen befallen, was Ihn jedoch nicht hinderte auf die Jagd

zu gehen, sobald derselbe nicht mehr verstopft war. Er schrieb mir von hier aus, am 27. März: Er habe Seinen Hirsch gefehlt, dafür aber gestern zween Wölfe gefangen, was Er für eine günstige Vorbedeutung ansehe. Zu Fresne fand Er vier Compagnien vom Garderegiment, schon mit siebenhundert Mann rekrutirt, denen Er bis zum ersten April dort zu bleiben erlaubte, um ihre Rekrutirung zu vollenden. Man sah Heinrich wieder neu aufleben und sein erstes Feuer wieder auf seinen Wangen glühen, da Er wieder zu seinem alten Gewerbe griff. Er speiste zwo Meilen von Fresne zu Mittag, und hörte dann die Charmesse zu Rheims, wo Er bis zum folgenden Mittwoch blieb, um Ostern zu halten. Der Herzog von Mercoeur und der ganze Adel des Landes stießen daselbst zu Ihm. Er sprach dort auch du Maurier, der von Sedan kam, und Ihm vom Herzog von Bouillon ausrichtete: er willige ein, daselbst einen Adlichen im Namen des Königs einzunehmen, nur nicht in einer besondern Eigenschaft, und so daß seine Besatzung unter den Befehlen seiner Officiere darin bliebe. Er sey auch bereit, Se Majestät daselbst mit jedem selbstbeliebigen Gefolge und alle zu empfangen, welche Sie dahin abordnen würden, müsse aber übrigens darauf bestehen, daß er als einziger Herr in seiner Stadt anzusehen sey und bleibe. Außerdem würde er alle sein Gut, seine Kinder und sein Leben daran setzen. Je näher die Gefahr rückte, desto mehr ließ der Herzog von seinem Trotz nach.

Ohne auf diesen Antrag zu antworten, schickte der König den Herzog von Nevers (1c) nach Mouzon, um die in der Gegend anlangende Reuterey zusammen zu ziehen, und damit zu verhindern, daß sich die vorgeblichen Truppen des Herzogs nicht in Sedan

werfen könnten. Es waren in allem nicht mehr als dreyhundert Mann, Deutsche und Schweizer, angekommen, und kein Anschein, daß Bouillon noch anderweitige Hülfe erhalten würde, da Se Majestät es zu verhindern im Stand war. Der König schien äußerst ungeduldig, gegen diese Stadt vorzurücken; allein Er hatte noch nicht mehr als das einzige Garderegiment bey sich. Die Rekruten du Chevauxlegers kamen endlich voll und gut an, die übrigen Völker sollten erst am 4. April zu ihnen stoßen. Der König erzeigte mir die Ehre, mir zweymal von Rheims aus zu schreiben, am 24. und 26. März. Er drang in mich, ich sollte mit meinem Sohn dahin zu Ihm kommen, machte sich Rechnung am 27. von da nach Rhetel abzugehen um am 30. zu Mouzon zu seyn, wohin Er auf diesen Tag das Zusammenstoßen mit dem Garderegiment angesetzt hatte, wiewohl vom häufigen Regen die Wege beynahe ganz ungangbar worden waren. Er schrieb mir auch: ich sollte Ihm Offiziere und Pferde senden, nebst einem Transport Pickel, Schaufeln, Hauen, und einigen mittelmäßigen Kanonen, um sein Quartier zu befestigen.

Es ließen sich so viele Leute angelegen seyn, unerachtet aller dieser Zurüstungen, die Sache auf den Weg der Unterhandlungen einzuleiten, daß auf allen diesen Anschein wenig zu bauen war, so wie denn auch diese letzte Partey bald durchdrang. Der König war jedoch sehr unzufrieden mit den letzten Artikeln, welche du Maurier von Bouillon zurückbrachte, und welche Villeroy auf Seinen Befehl dem Siegelbewahrer und mir zusendete. Er ward noch mehr aufgebracht durch einen Aufsatz, in welchem es das Ansehen hatte, als wollte der Herzog mit Ihm als mit seines gleichen verhandeln. D'Arson, der sich aus eignem Antrieb

nach du Maurier, zu Bouillon begeben hatte, überreichte Sr Majestät dieses unverschämte Papier. Allein Bouillon, nachdem er auf diese Art seiner Eitelkeit genug gethan hatte, begriff, daß es endlich einmal Zeit sey, einen andern Ton anzustimmen, und ward auf Einmal geschmeidig. Netancourt (11) kam, und bat Se Majestät in seinem Namen, Villeroy an ihn abzuschicken, um mit ihm in Konferenz zu Unterhandlungen zu treten. Der König willigte darein, jedoch unter der Bedingung, daß die Zusammenkunft zu Torcy geschähe, ohne das französische Gebiet zu verlassen. Einem neuen tollen Einfall dieses Menschen zufolge, der sicher was Schlimmeres verdient hätte, als ihm begegnete, kam Aersens, der mit Genehmhaltung Heinrichs bey ihm gewesen war, von ihm mit der Nachricht zurück: daß er von Netancour nichts wissen wolle, übrigens aber sich Villeroy wolle gefallen lassen.

Heinrich muß einen besondern, mir ganz unbegreiflichen, mächtigen Grund gehabt haben, alle Schuld auf Bouillon zu häufen, um ihm, wie Er doch auch hierauf nicht unterließ, Villeroy und Dinteville (12) zu schicken, bey denen Bouillon nicht weiter üble Laune gezeigt, noch Schwierigkeiten gegen die Unterwerfung gemacht zu haben scheint. Villeroy benachrichtigte mich selbst von dem, was in der Konferenz vorgegangen war, und legte einen ziemlich langen Aufsatz zu dem Brief, den er mir davon noch an demselben Abend, den 30. März, schrieb, als er nach Donchery zurück war. Wenn ich Villeroy darinn glauben soll (denn man wird sogleich meine Gründe sehen, Mißtrauen in ihn zu setzen), so fand er Bouillon so argwöhnisch und unschlüssig, daß er für nichts stehen will, ehe noch eine zwote Konferenz gehalten worden seyn würde, und selbst dann noch nicht, bis er

mit

mit eignen Augen, nicht nur den Vergleich von ihm geschlossen und unterzeichnet, sondern auch wirklich den Anfang zur Vollziehung gesehen haben würde. Wie will Villeroy ohne mit sich selbst im Widerspruch zu stehen, mit diesen Worten das vereinigen, was er unmittelbar darauf sagt: es scheine ihm, der Herzog von Bouillon wolle sich zum Ziel legen? Die ganze Sache ist diese: Er konnte nicht umhin, mich auf eine Abschließung vorzubereiten, die er innerlich näher wußte, als er mir nicht sagen mochte. Er kündigte mir dabey eine zwote Konferenz auf den folgenden Tag an, weswegen Se Majestät noch diesen ganzen Tag zu Donchery bleiben würde.

Hier ein Beweis, daß Villeroy mir nicht alles sagte. La Varenne, der an demselben Tag ebenfalls an mich schrieb, meldet mir: Bouillon sey in der Konferenz mit der Mine eines Menschen erschienen, der um schön Wetter bittet, und — mit Grund, setzt er hinzu, weil er, nach den angestrengtesten Bemühungen, nachdem er sein kleines Vermögen erschöpft und von allen Seiten alles zusammengerafft hatte, in allem nicht mehr als funfzehnhundert Mann aufzubringen vermocht hätte, und dieß junge Leute, die noch nie Pulver gerochen hatten, wenig Franzosen und Lanzknechte, Schweizer nur fünf und zwanzig. Der ganze Rest war lauter erbärmliche Mannschaft, ausgenommen allenfalls einige Flamänder von Frankendal und der umliegenden Gegend. Da in dieser Noth die Herzogin doch noch nicht Sedan verlassen habe, so sey kein Zweifel übrig, daß ihr Gemahl alles einzugehen entschlossen wäre. Man könne auch den Vergleich schon für geschlossen ansehen, und nur um die Schande einer so plötzlichen Capitulation zu vermeiden, habe sich der Herzog noch Frist bis Morgen zur Gnade ausgebeten.

Alles ward wirklich in dieser zwoten Konferenz vollendet. Villeroy eilte dem Schein nach sehr, mich davon zu benachrichtigen. Denn er schrieb mir, sobald er davon her kam wie am vorigen Abend. Er wußte aber, wie man bald sehen wird, schon Mittel mir auf eine andere Art die Kenntniß davon vorzuenthalten. Er verspricht in diesen zweyten Brief, mir den Vergleich selbst zu schicken, sobald er ins Reine gebracht und unterzeichnet seyn würde, was Morgen sehr früh geschehen müßte, und giebt mir davon einstweilen die Hauptpunkte an. Die Aufschrift lautete: Article de la protection de Sedan et de Raucourt (Schirmsartikel über Sedan und Rauceurt). Das Datum ist vom 2. April 1606, und die Frist auf vier Jahre. Der Herzog von Bouillon bewilligt darinn: daß der König für sich in dem Schloß einen Befehlshaber mit funfzig Mann halte, und daß die Inwohner von Sedan dem König den Eid der Treue leisten, wozu er sich für sich selbst ebenfalls anheischig macht. Villeroy füllt den Rest seines Briefs mit Lobeserhebungen aus, welche Se Majestät öffentlich meiner Wachsamkeit und meinen Rathschlägen bey dieser Gelegenheit ertheilt hätte, was sehr überflüßig ist, da ich in Wind gearbeitet und gesprochen hatte. Durch diese Schmeicheley verblendet mich Villeroy so wenig, als er mich dadurch in Ansehung dessen irre führt, was ich von seinem Benehmen zu halten habe.

Ich kann nicht zweifeln, daß Se Majestät der König aufrichtig wünschte, mich an dem Schluß dieser Sache Theil nehmen zu lassen. Dieß zeigen alle Seine Versicherungen, die Er mir darüber gab, und die Sorgfalt, mit der Er sich die Mühe nahm, mir einzig in der Absicht zu schreiben, um in mich zu dringen, daß ich kommen solle, damit nichts ohne mich

vorgenommen würde. Ich will nicht entſcheiden, aus welchen Gründen Villeroy hierin ſo ſehr anders dachte als der König. Wars, daß er befürchtete, ich möchte ihn um die Ehre bringen, einen Vertrag abgeſchloſſen zu haben? oder beſorgte er, Bouillon möchte durch meine Verwendung vortheilhaftere Bedingungen erhalten, und dieß ein Mittel werden, uns freundſchaftlich zu vereinigen, — ſeiner Politik zuwider, nach welcher er die vorzüglichſten Glieder der reformirten Religion von einander getrennt halten zu müſſen glaubte? Ich behaupte nur, daß er den Vergleich um ſo mehr beſchleunigte, je mehr er ſah, daß Se Majeſtät mich dazu einluden, wobey ich noch anführen muß, daß er ſich einen kleinen Betrug erlaubt hielt. Heinrich hatte ihm die gedachten Briefe zugeſtellt. Er gab ſie einem Bedienten auf, welchem er befahl in aller Stille den Weg über Amiens, St. Quentin und Rheims zu nehmen, ſo daß ich ſie erſt nach denen erhielt, welche Se Majeſtät mir acht Tage hernach geſchrieben, und durch einen eignen Eilboten geſchickt hatten. Nicht ohne Befremden las ich in dieſem letzten Schreiben: daß Er ſich um mich bekümmere, und befürchte, ich möchte krank ſeyn, da Er auf Seinen Brief, den Er vor acht Tagen an mich geſchrieben hätte, noch keine Antwort erhalten habe; welches denn auch die Urſache wäre, daß alles ohne mich abgeſchloſſen worden ſey. In demſelben Brief, der vom Sonnabend den 1. April iſt, ſchrieb mir Heinrich: ich ſolle nicht länger zögern zu Ihm zu kommen, und das ſchwerſte Gepäck zu Chalons laſſen. Ich werde Ihm am folgenden Montag zu Cazine treffen, wo Er die Königin beſuchen wolle.

Als ich dieſe beyden Briefe an Einem Tag zu Suipe erhalten hatte, ſah ich, daß ich keinen Augenblick mehr zu verlieren hätte, wenn ich mit dem Kö-

nig zusammentreffen wollte. Ich sah aus Seinem Empfang, daß Er, alles wohl erwogen, den Fehler gern verzeihe, den Villeroy in Ansehung meiner begangen hatte (13). Er liebkoste mich außerordentlich, indem Er vielleicht glaubte, ich sey empfindlich darüber, daß man nicht auf mich gewartet habe. „Willkommen, willkommen, — sagte Er zu mir ganz laut — ich habe schon für Ihre Abendtafel und Ihr „Nachtquartier gesorgt; Sie werden gut bedient wer„den. — Rathen Sie einmal, — sagte Er hierauf ganz heimlich, indem Er sich über mein Ohr neigte — „warum ich so sehr geeilt habe? Das geschah des„wegen, weil ich wußte: wenn Sie ankämen, würden „Sie alles rekognosciren, und sich an alle gefährlichen „Oerter begeben wollen. Deswegen fürchtete ich, es „möchte Sie ein Unfall treffen; und da wollte ich Se„dan lieber auf ewig entsagen; denn ich habe Sie „noch zu wichtigern Dingen nöthig."

Die Bemerkungen, die ich hierauf noch über diesen Vergleich und über diese ganze Sache machen könnte, würden nun unter diesen Umständen nicht mehr die Worte eines unparteyischen Mannes seyn. Ich will nur noch sagen, daß der Herzog von Bouillon von Glück zu sagen hatte, um einen solchen Preis davon gekommen zu seyn, nachdem er Se Majestät eine Armee auf die Beine zu bringen, und einen Zug von Geschütz von funfzig Stücken funfzehn bis zwanzig Meilen von Sedan heranrücken zu lassen genöthigt, auch Se Majestät selbst bis unter seine Mauern bemüht hatte. Heinrich gab dieß alles zu. Das Benehmen des Herzogs von Bouillon brachte Ihn bisweilen wirklich in Zorn. Allein Seine gewöhnliche Güte behielt immer die Oberhand. Er hielt Seinen Einzug in Sedan am zweyten April, wo Er funfzig

Mann

Mann unter Neancourt zurück ließ. Bouillon kam hierauf, Ihm zu huldigen und sich Ihm zu unterwerfen. Se Majestät ließ mich zu dieser Ceremonie rufen, welche in dem Zimmer des Königs so früh vorging, daß Ihn Bouillon noch im Bett traf (14).

Am folgenden Tag besah ich den Platz. Lumpige dreyhundert Lanzknechte und fünfundzwanzig Schweizer waren alles, was ich darinn von fremden Truppen erblicken konnte, statt der furchtbaren Hülfsheere, welche von allen Enden der Christenheit für den Herrn Herzog von Bouillon herbeyeilen sollten. Alles übrige paßte dazu. Aeußerst schlecht versehene Kanonen, mit vier bis fünf ungeschickten Konstablern dazu; kein zu ihrer Aufstellung eingerichteter Ort; keine Faschinen, keine Schanzkörbe, keine Steinbohrer, keine Batteriebolen, kurz nichts, von allem nichts, was man gewöhnlich anschafft, wenn man eine Belagerung auszuhalten hat. — Ich konnte mich nicht enthalten, dem Herzog, der bey dieser Untersuchung zugegen war, mein Befremden darüber zu bezeugen. Er fand weder meine Bemerkungen, noch meine Freyheit nach seinem Geschmack, und fieng an, weit lebhafter zu streiten, als nöthig war. So sinnreich immer seine Eitelkeit seyn mochte, war doch die Ungleichheit zwischen beyden Theilen so auffallend, daß es bey unsern Nachbarn für eine ausgemachte Sache gehalten wurde: er habe seinen gänzlichen Untergang nur durch eine blinde Unterwerfung abgewendet.

Der Kardinal du Perron gratulirte mir darüber von Rom aus. „Die Kriege — schrieb er, indem er mir dazu einen Alten anführte — müssen schwer und kurz seyn. Man erspart dadurch Zeit und Kosten; die Eroberungen durch die Furcht vor den Waffen

sen sind schneller und ausgebreiteter als die durch die Waffen selbst." — Der Pabst sprach öffentlich von dieser Expedition mit Beyfall, und ich weiß, daß man auch sonst überall ungefähr eben so wie zu Rom dachte. Dieß tröstete mich einigermaßen über den Ruhm unsrer Waffen.

Ich dachte für diese Rüstung noch dadurch einige Schadloshaltung herauszubringen, daß ich sie zur Annahme der Huldigung in den Plätzen der Grafschaft St. Paul anwenden wollte. Man muß sich hier das ins Gedächtniß zurückrufen, was ich unter dem Jahr 1604 von dem Erwerb dieser Grafschaft gesagt habe. Guillouaire hatte nehmlich von Seiten des Herrn Grafen von Soissons Sr Majestät diesen Kauf angetragen, und der König die Sache in meiner Abwesenheit den Herrn Bellievre, Villeroy, Sillery und Maisses aufgetragen. Auf die Schwierigkeiten, welche ich Ihm bey der Sache zeigte, hatte man den Kaufkontrakt unter dem Namen eines Dritten ausfertigen lassen, bis der König durch Besitzergreifung von diesen Plätzen sich als den wahren Erwerber würde zeigen können.

Als Heinrich mir vorschlug, Musterung über die Truppen halten, und sie aus einander gehen zu lassen, antwortete ich Ihm: „was, Sire, aus einander gehen lassen? — Und was wird aus Ihrem Kontrakt über die Grafschaft St. Paul? Erinnern Sie sich nicht mehr, was bey dessen Abschließung beschlossen wurde? Da der Aufwand einmal gemacht ist, so ist nichts bessers zu thun, als wir brechen nun nach dieser Seite auf." — Ich zeigte Sr Majestät, es sey eine Sache von blos vierzehn Tagen, da die Spanier sich nichts weniger als eines solchen Besuchs versähen. Ueberdieß hätten sie auch keine gegründete Ursache

ſache ſich darüber zu beſchweren, da der König nichts thue, als daß er ſich der Macht bediene, welche die Verträge den Grafen von St. Paul ließen, zwiſchen Frankreich und Spanien zu wählen; welches man dem Madrider Staatsrath zugleich mit dem Marſch dahin erklären könnte. „Ich ſehe wohl, daß Sie Recht haben — ſagte Heinrich, nachdem Er mich aufmerkſam angehört hatte. Man muß es aber doch vorher noch überlegen, und ich will davon mit den hauptſächlichſten Perſonen, welche bey mir ſind und mit denen von meinem gewöhnlichen Conſeil reden.“ — Ich weiß nicht mit wem Er davon geſprochen haben mag. Allein zween Tage darauf zog Er mich bey Seite, und wollte mich überreden, es ſey zweckmäßiger die Sache für jetzt ruhen zu laſſen. Ich geſtehe, daß ich mich nicht halten konnte, indem ich Ihn mit einer Anwandlung von Ungeduld verließ, zu ſagen: „Je bey Gott! ich ſehe ja freylich wohl, daß wir un„ſern Degen an Nagel hängen werden! Eine ſo „ſchöne Armee haben und ſie verabſchieden, wo wir „ſie ſo ſchön brauchen könnten!!“ — Ich konnte den König zu keinem andern Entſchluß bringen. Man hielt zween Tage darauf Muſterung; alles ging nach Haus, und ich führte mein Geſchütz wieder nach Paris.

Der König bekam Luſt, hier unter dem Donner Seines ganzen Geſchützes Seinen Einzug zu halten. La Varenne kam von Ihm, mir es zu melden. „Ey ey, Herr von la Varenne, — rief ich, erſtaunt über den Antrag — was fällt dem König ein! Wir haben keinen Schwertſtreich gethan, keine Pike gerührt, nicht Einen Kanonen- nicht einmal einen Flintenſchuß haben wir von uns hören laſſen, und wollen die Sieger machen? wir, die wir auf doppelte Art die Beſiegten ſind? Wir haben aus zu großer Leichtgläu-

bigkeit

bigkeit erhandelt, was der König nur Seinem Muth zu danken haben sollte, und dann haben wir noch obendrein uns gefürchtet, zu erklären, was wir erworben haben. Ich hatte es freylich immer gedacht, daß es noch so kommen würde. Sagen Sie es dem König, daß jedermann so spricht, und daß man uns auslachen wird, wenn wir die Kanonen lösen lassen." —

Meine Freymüthigkeit ging hier vielleicht ein wenig zu weit; allein der Verdruß, den ich über diese ganze Geschichte empfand, riß mich hin. Der König hörte die Botschaft nicht ohne starke Bewegung an, und verbarg sie vor niemand als vor mir. Praslin und nachher Bethune kamen alsbald darauf und richteten mir von Ihm aus, daß in seinem Verlangen nichts Ungereimtes wäre. Ich hingegen glaubte sie vom Gegentheil überzeugen zu können. — Heinrich gerieth dießmal in einen heftigen Zorn, gab meiner Widerspenstigkeit gegen Seinen Willen harte Benennungen, und schickte mir wieder den gemessensten Befehl zu, Ihm zu gehorchen; welches ich dann auch so schleunig und mit einem solchen Lärm des ganzen Geschützes that, daß Er dadurch auf einmal wieder besänftigt wurde, und mich holen ließ, um mich zu umarmen (15). Bouillon war im Gefolge des Königs bey diesem Einzug. Er hatte sicher sehr Unrecht, wenn er von Ihm einige verächtliche Begegnung befürchtete. Denn von dem Augenblick an nahm der König gegen ihn Seine alte Vertraulichkeit wieder an, und änderte in nichts Sein Betragen, außer daß Er ihn noch besser behandelte.

Um diese Zeit brach der berüchtigte Streit Pauls des V mit den Venetianern aus. Sein Ursprung fällt in die frühesten Zeiten, aus Gelegenheit der behaupteten

haupteten geiſtlichen Rechte, die der heilige Vater ſehr zur Unzeit gegen dieſe Republik hatte geltend machen wollen, welche ſich durch ganz feſte Schlüſſe dagegen geſetzt hatte. Fresne-Canaye, unſer Geſandter zu Venedig, hatte mir ſchon im vorigen Oktober Nachricht davon gegeben. Dieſe Schlüſſe nebſt der Gefangenſetzung zweyer Geiſtlichen am 17 April 1606) auf Befehl des Senats; das päbſtliche Interdikt auf die Weigerung, dieſe Schlüſſe zu widerrufen und für dieſe Verhaftung Genugthuung zu geben; und dann die Proteſtation, welche die Republik ganz kürzlich gegen dieſe Exkommunikation eingelegt hatte — dieß alles hatte die Sachen auf beyden Seiten aufs höchſte geſpannt.

Meine Meynung aufrichtig zu ſagen, finde ich auf beyden Seiten ſolche Schritte gleich gewaltſam und unweiſe. Ich habe jederzeit die Perſon Pauls V aufrichtig verehrt, und mich als ſeinen unterthänigen Diener gezeigt, denke daher nicht, daß das, was ich nun ſagen werde, dieſem zuwider ſeyn ſoll. Wir leben nicht mehr in den Zeiten, da die Päbſte jene geiſtliche Gewalt ausüben konnten, die ſie mit Grund als ihre ſchönſte Beſitzung anſahen, indem ſie ihnen wirklich ein ganz unumſchränktes Anſehen über die Staaten und Herrn der Chriſtenheit verſchaffte. Heut zu Tage unterſcheidet man das ziemlich genau, was ſie in Beziehung auf das Zeitliche an ſich geriſſen haben, und macht es ihnen ſehr ſtreitig. Ich möchte beynahe ſagen, daß man auch in Anſehung des Geiſtlichen ſo ziemlich die Binde verſchoben hat; wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß ihnen die Reformation auf Einmal zwey Drittel entzog. Ein ſo friſches und ſo leicht nachzuahmendes Beyſpiel, daß ſicher der Römiſche Hof nicht weiſe handelt, indem er die Republik Venedig dieſer Verſuchung ausſetzt, da ſie ohnehin ſchon

von

von Völkern umgeben iſt, die ſich dem Geſetz des apoſtoliſchen Stuhls entzogen haben, und ihr freudig die Hände bieten werden, ſo bald ſie ſich geneigt bezeugt, ihrem Beyſpiel zu folgen. Ich meyne die Evangeliſchen und alle Proteſtanten in Deutſchland, der Schweiz, Böhmen, Ungarn, Oeſtreich, Siebenbürgen, zu denen man noch die ſchismatiſchen Griechen und die Türken ſetzen kann. Rom denke einmal nur ein wenig zurück, welche Verwüſtungen bloß drey bis vier Mönche in ſeinem Reich zu verurſachen fähig waren, und es mag daran genug haben, um ſo mehr, als ihm dieß Uebel nur durch einen unverſtändigen Trotz von Leo X und Clemens VII zugezogen wurde, ganz demjenigen ähnlich, welchen Paul V in dieſem letzten Fall gegen Venedig zeigte.

Die Venetianer laufen dagegen vielleicht noch größere Gefahr als der Pabſt, wenn ſie ſich ihn zum Feind machen. Alle dieſe Streitigkeiten, welche man Anfangs nur vor dem Richterſtuhl des Gewiſſens ausmachen will, laufen bald oder ſpät aus dem kanoniſchen in das Kanonenrecht, wenn, wie gewöhnlich, die Gründe nicht gefallen wollen, und nur zu immer heftigern Schritten veranlaſſen. Dieſe Republik aber hat nichts ſorgfältiger zu vermeiden als den Krieg, aus der Ueberzeugung, daß, wenn der Kaiſer und der König von Spanien die Anſprüche, — die ſie auf dieſe Staaten haben und die ſie gar nicht geheim halten — nicht geltend machen, dieß ſicher aus keinem andern Grund geſchieht, als weil es ihnen an Vorwand und Gelegenheit fehlt. Die Venetianiſche Politik muß alſo ihr Abſehen beſtändig darauf gerichtet ſeyn laſſen, ſowohl ihren Staat, als ganz Italien in der jetzigen Lage der Dinge zu erhalten. Keine Veränderung kann ihr vortheilhaft, jede Umwälzung müßte von traurigen Folgen für ſie ſeyn.

Oft habe ich, in Unterredungen mit den Kardinälen de Joyeuſe und du Perron, dieſer Materie tief nachgedacht, und mit ihnen redlicher, als es bey einem eifrigen Hugenotten nicht gewöhnlich iſt, an Auffindung von Mitteln gearbeitet, wie es zu verhüten ſeyn möchte, daß ſich die neue Religion keinen Eingang weder in Italien noch Spanien verſchaffe; wenn ſie mir nur ihrer Seits auch wieder dafür ſtehen könnten, daß ſich der Pabſt als Haupt von Italien ebenfalls die Mühe erſparen würde, ſich in dem Theil von Europa zu ſchaffen zu machen, welcher keine Gemeinſchaft mehr mit ihm hat. Denn ich bin jederzeit der Meynung geweſen, das wahre politiſche Syſtem, das Europa Ruhe geben und ſichern muß, habe es vorzüglich mit der Befeſtigung dieſes Gleichgewichts zu thun (17).

Hätte man alle dieſe Betrachtungen zu Rom und Venedig zu machen gewußt, ſo würde dort jedermann alles angewendet haben, um den gegenwärtigen Streit in ſeiner Geburt zu erſticken. Eine gehörigen Orts und mit Mäßigung angebrachte Erklärung wäre hinlänglich dazu geweſen. Irgend dem Schein nach äuſſerſt verwickelten Geſchäffte ſind doch noch immer eines glücklichen Auskunftsmittels fähig, wenn man nur gut damit umzugehen weiß. Und dieſe hier waren noch lange ſo ſchlimm nicht. Man durfte die Sache nur ohne alle Ausſicht auf Folgen betrachten, bey denen man ſehr übel thut, wenn man ſich von ihnen beunruhigen läßt, weil man nicht über alle Möglichkeiten unruhig werden darf. Man hatte aber vorſätzlich Verwirrung angerichtet, indem man Fragen dabey zur Sprache brachte, an denen auch der geſchickteſte Vermittler jederzeit ſcheitern muß. Die boshaften Einblaſungen derer, welche hier im Trüben zu fiſchen ſuchten, hatten daran ſo viel Schuld als alles Uebrige.

Wenn eine aufgebrachte Person in der Hitze des Zorns noch eines Gebrauchs der Vernunft fähig wäre, so wollte ich ihr vor allen Dingen rathen, gegen die Reden derer auf der Hut zu seyn, die sich zu Werkzeugen ihrer Rache erbieten. Denn hiebey legen Haß und Neid ihre unvermeidliche Schlinge.

(Philipp) Canaye (Herr von Fresne) fragte bey mir an, was er hiebey in der Eigenschaft eines französischen Gesandten zu beobachten hätte, und glaubte mir, um mich besser in der Sache zu unterrichten, einen langen Aufsatz von den Beschwerden und Gründen beyder Theile schicken zu müssen. Ich machte nicht viel Gebrauch davon. Denn es wäre ein schlechter Dienst für sie gewesen, wenn ich alle diese Gründe entfalten und über jeden derselben hätte aburtheilen wollen. Ich begnügte mich daher, Canaye bloß zu schreiben: ohne Rücksicht auf den Grund des Streits könnten die Venetianer nichts Besseres thun, als ihre Sache gänzlich solchen Schiedsrichtern heimzustellen, welche sie — nicht nach dem strengen Recht richten sondern, als gemeinschaftliche Freunde beyde Theile, besänftigen möchten. Ich nannte Heinrich als den einzigen, der mir geschickt dazu schien, dieß zu bewirken, und um Sr Majestät die Sache vorzutragen, den Nuntius Barberini, dessen Weisheit und Geradheit mir bekannt waren. Dieser Rath wurde befolgt; aber sobald noch nicht. Die Leidenschaft behauptete zuvor ihre gewöhnlichen Rechte, und that sich noch dieß ganze Jahr hindurch durch Schriften Genüge, in welchen die Zügellosigkeit aufs höchste stieg. Glücklicherweise waren die beyden streitenden Theile unter allen Europäischen Mächten just die, welche sich am langsamsten zum Krieg entschließen, und dieser Gedanke beruhigte noch immer. Wir werden im folgenden

genden Jahre sehen, welchen Ausgang die Sache gewann.

Sie war nicht ohne günstigen Einfluß für den Kardinal Barberini, um ihm zu dem Kardinalshut zu verhelfen, den ihm der Pabst nach einer außer der Zeit vorgenommenen Kardinalsbeförderung zuschickte. Er wurde darüber von dem König bekomplimentirt, dem er ihn hauptsächlich zu danken hatte. Er sagte auch oft, indem er von mir sprach, er habe einen ungenannten guten Freund beym König. — Der Kardinal du Perron glaubte ebenfalls, daß ich ihm nicht ohne Nutzen gewesen sey, um das Erzbistum Sens und die Großalmosenierstelle zu erlangen, womit Se Majestät ihn begnadigten. Er dankte mir dafür, und bat mich, ihn auch während seiner Abwesenheit die Rechte eines Großalmoseniers genießen zu lassen. Die Abtey von Coulon wurde mir bey dieser Einrichtung vorbehalten.

Einen weit wesentlichern Dienst that ich den Bürgern von Metz in der Streitigkeit, die sie um diese Zeit mit den Jesuiten hatten. Diese hatten zwey Jahre zuvor einen Versuch gemacht, ihre Aufnahme in diese Stadt zu bewirken, welche aber den Streich noch durch Vorstellungen abwendeten, die ich bey Sr Majestät unterstützte. Sie erneuten den Anlauf mehr als Einmal. Ich beruhigte aber die Metzer dadurch, daß ich sie durch St. Germain und des Bordes, und nachher auch durch la Noue von den Gesinnungen unterrichten ließ, die der König gegen sie hegte. Dessen ungeachtet erwachten alle ihre Besorgnisse wieder zu Anfang dieses Jahrs, weil die Jesuiten neue Batterien und noch kräftiger als zuvor spielen ließen, indem sie die Geistlichkeit und alles was von katholischen Bürgern in der Stadt war, vermoch-

ten, ſich mit ihnen zu vereinigen. Sie verſicherten ſich der Stimme des Herzogs von Epernon, des Befehlshabers in Metz, welcher am 15. April dahin kam, um die letzte Hand ans Werk zu legen. Wenigſtens ſtand die Stadt in dieſer Meynung, und daß der Befehlshaber hierin nichts ohne Befehl und Genehmigung des Königs vornehme. Die Metzer, in Furcht geſetzt, ſchickten mir ſogleich am folgenden Tag einen Brief, auf den ſie am 25. April einen zweyten folgen ließen, den ſie dem Sieur Braconnier aufgaben, und ihm ſehr empfahlen, mir ja wohl die Gründe in Erinnerung zu bringen, die mich ſonſt ſchon ihre Vertheidigung zu übernehmen vermocht hätten, und die ich vielleicht, wie ſie fürchteten, wieder vergeſſen haben möchte. Sie ſchickten auch Schlag auf Schlag zween von den Ihrigen an den Hof, um da für ihr Beſtes in der Sache zu wachen. Nicht als ob ſie befürchteten, die Jeſuiten möchten ſie von ihrem Glauben abbringen, — ſagten dieſe guten Proteſtanten — ſondern weil ſie überzeugt ſeyen, daß die Geſellſchaft durch ihren Einfluß in Metz eine gewaltſame Umſtimmung hervorbringen könnte, die in einer erſt wieder mit der Krone vereinigten Stadt von mißlichen Folgen ſeyn möchte.

Ich hatte mich dieſes Grunds bey dem König bedient, der übrigens wohl begriff, von welcher Wichtigkeit Ihm dieſe Stadt für ſeine großen Entwürfe ſeyn würde. Ich erfüllte die Inwohner derſelben mit Jubel, als ich ihnen durch den letzten von ihren Abgeordneten ſagen ließ: der König habe auf ihre Bitten Rückſicht genommen, und werde bey ihnen keine Neuerung vornehmen, worüber ich ihnen im Namen dieſes Herrn mein Wort gab. Sie machten mir große Dankſagungen dafür, in einem dritten Brief vom 10. Jul., woraus ich erſah, daß ſie doch noch nicht ganz

von

von ihrer Furcht geheilt waren, weil sich, sagten sie, ihre Gegner gerühmt hätten, noch Mittel zu haben, wodurch sie Se Majestät auf andre Gedanken bringen könnten.

Die Jesuiten empfingen auch in der That täglich von Heinrich so starke Beweise Seines Schutzes, daß diese Besorgniß wohl dadurch berechtigt werden konnte. Er machte ihnen in diesem Jahr ein Geschenk mit hunderttausend Thalern, bloß für ihr Haus la Fleche, und nahm sich noch dazu die Mühe, die Eintheilung davon selbst auf folgende Art zu machen: hunderttsechzigtausend Livres zur Errichtung des Kollegiums, ein und zwanzigtausend den Bauplatz anzukaufen; fünf und siebenzigtausend zum Ersatz für Beneficien, welche zu einer ewigen Stiftung für dieß Haus genommen wurden. Diese Beneficien wurden nehmlich jetzt von andern nicht geistlichen Personen besessen, die man daher anhalten konnte, und auch wirklich anhielt, sie gegen Schadloshaltung abzutreten. Zwölftausend für das Haus, das zum Wohngebäude für die Väter dienen sollte, dreytausend zu Büchern, eben so viel zu Auszierungen ihrer Kirchen, sechstausend zu ihrem Unterhalt für das laufende Jahr — denn Heinrich hatte dabey nichts übersehen — und funfzehntausend, welche ihnen la Varenne, seit sie zu Fleche waren, geliehen hatte, und die ihnen der König wieder gut thun wollte. Diese Schrift ist datirt vom 16. Oktober, und vom König unterzeichnet.

Eine andre, ungleich sonderbarere ist folgende: Ein Parlamentsrath, Gillot (18), hatte dem Pater Cotton schon 1603 ein Buch geliehen. Nachdem er es auf verschiedene Abfoderungen nicht wieder hatte zurückbekommen können, schickte er ihm einen Bedienten mit dem Befehl, nicht von der Stelle zu gehen,

bis er das Buch hätte. Da er es endlich auf diese Art bekommen hatte, und aufschlug, fiel ihm ein beschriebenes Blatt Papier in die Augen, das der Jesuite wahrscheinlich darin vergessen haben mußte, und das der Rath für dessen Handschrift hielt. Es war ein Aufsatz, der ihm wichtig genug schien, um ihn mir mitzutheilen. Er brachte mir ihn, und nachdem er mich hatte versprechen lassen, daß ich ihn bey der Sache auf keinen Fall namhaft machen wolle, stellte er mir ihn zu, um jeden selbstbeliebigen Gebrauch davon zu machen. Wir untersuchten erst, ob er auch wirklich von der Hand des Paters wäre, was mir mit Hülfe der Briefe leicht war, die ich, wie er wußte, von Cotton hatte. Wir zweifelten nach der Gegeneinanderhaltung keineswegs, daß es sich so verhalte. Ich gebe hier eine Uebersetzung davon; denn es war lateinisch geschrieben. Es enthält eine lange Liste von Fragen, welche der Jesuite dem Teufel das nachstemal vorlegen wollte, wenn er ihn in einer gewissen Besessenen beschwören würde, die damals viel Aufsehen machte (19). Man wird deren darinn von allen Arten finden; bloß neugierige, unnütze und selbst lächerliche, und unter diesen einige über Gegenstände, über die es schlechterdings unerlaubt ist, nachzugrübeln. Der Aufsatz hebt so an:

„Durch das Verdienst der heiligen Apostel Peter „und Paul, der heiligen Jungfrau und Blut„zeugin Prisca; der heiligen heldenmüthigen „Blutzeugen Moses und Ammon (Aaron?); „des heiligen Blutzeugen und Gottesgelehrten „Antenogenes; des heiligen Bischoffs von Tours, „Volusianus; des heiligen Klausners Leobardi, „und der heiligen Jungfrau Liberata!"

Hierauf

Hierauf folgen die Fragen, welche der Exorciſt an den Teufel thun will. Sie ſind ohne Ordnung, weil der Verfaſſer ſie ohne Zweifel zu Papier brachte, wie ſie ihm einfielen. Einige ſind auf eine Art ausgedrückt, daß es verlorne Mühe ſeyn würde, irgend jemand außer ihm ſelbſt zu fragen, was er damit ſagen wolle.

„Alles was Gott will, — der Pater Cotton „ſpricht hier — daß ich erfahren ſoll: betreffend den „König, die Königin; betreffend die, welche am Hof „ſind; betreffend die öffentliche und Privatnachrichten; „betreffend Straße und Weg; betreffend die beſondre „und allgemeine Beichte; betreffend die, welche um „die Prinzen ſind; betreffend Laval; betreffend den „Dienſt des Herrn; betreffend die Kenntniß der griechiſchen und hebräiſchen Sprache; betreffend die Gelübde, die Biſchoffsweihe und die Gewiſſensfälle; „betreffend die Bekehrung der Seelen; betreffend die „Heiligſprechung, und ob er will, daß ich darum anhalten ſoll; betreffend den Krieg mit Spanien, oder „den Ketzern; betreffend die Reiſe nach Neu-Frankreich, und die ganze entgegengeſetzte Küſte von Amerika; betreffend die Mittel, deren ich mich bedienen „ſoll, um mit Nachdruck zu überzeugen, auf daß er „von ſeinen Sünden ablaſſe. Von dem Teufel die „Gefahr zu erfahren, die ich abwenden kann, und er „ſoll mir anzeigen, was mir . . . . . verſchafft „haben. Ob die Beſeſſene getauft ſey, ob ſie fromm „ſey; ob man einige Betrügerey für Marie von Valence (20) und für la Fayens Seele von der Bosheit „der Claren al zu fürchten habe. Den Teufel zu „fragen, wenn er ausfahren werde, die Stunde und „das Mittel, und ob es des Nachts geſchehen wird; „ob ich eine verborgene Gefahr zu befürchten habe; „ob die Sachen von Gott gekommen ſind; durch

„was für Mittel Chamieres Ferrier —, durch welche „Bücher und Mittel man die Predigten nützlicher „machen kann; welches meine gröste Gefahr sey; „welche Wiedererstattung der König schuldig sey; was „man der Dame Acherie (21) und du Jardin, und „den Brüdern und den Schwestern sagen soll; was „die Erscheinung zu Languedoc war; ob es sachdien„lich sey, daß die Mutter Pasithea (22) komme, „und daß die Schwester Anne von St. Barthelemi „nach Pont a Mousson gehe; er soll mir sagen, was „ich gern wissen möchte von dem König und Herrn „von Rosny; was von seiner Bekehrung zu hoffen „ist; welche die am leichtesten zu gewinnende Prote„stanten am Hof sind; ob nicht den einige Gefahr „betreffen kann, der von den bösen Geistern befreyt ist; „ob ich nicht selbst davon bedroht werde; was die „Gründung des Kollegiums in Poitiers hindert; „was den Beruf der Nichte betrifft; welches die deut„lichste und ausdrücklichste Stelle in der heiligen „Schrift sey, um daraus das Fegfeuer und die An„rufung der Heiligen, die Gewalt des Pabsts zu be„weisen, und daß der unsrige eben diejenige habe, „welche der heilige Petrus hatte; wann die Thiere in „der Arche Noäh getrunken haben; welche Kinder „Gottes die Töchter der Menschen geliebt haben; ob „die Schlange vor dem Sündenfall auf ihren Füßen „gegangen ist; wie lange sie in dem Himmel, und „unsere ersten Aeltern im irrdischen Paradies gewesen „sind; welches die Geister seyen, die vor dem Thron „Gottes stehen; ob es einen König der Erzengel giebt; „was am dienlichsten sey, um einen dauerhaften Frie„den mit den Spaniern zu schließen; ob Gott wolle, „daß er mir etwas von der Zeit eröffnen soll, da die „Ketzerey Kalvins vertilgt werden wird; von meinem „Vater, von seinem Stand, und von meinen Brü„dern

„dern Hanns und Anton; wie viele Beweisſtellen des „Glaubens durch die Ketzer verfälſcht worden ſeyen; „von dem Genfer Plagiar; von der Reiſe des Pater „Generals nach Spanien, es gänzlich zu Grund zu „richten; von dem Breve, und dem Pater General, „wegen Baqueville und des jungen Menſchen, der bey „Unſrer Lieben Frauen wohnt; wenn die Thiere an„gefangen haben, in die Inſeln überzugehen, und „wenn dieſe zuerſt von Menſchen bewohnt wurden; wo „das irrdiſche Paradies ſey; wie der König und die „Königin von England und überhaupt das ganze Kö„nigreich leicht bekehrt werden könnten; wie man den „Türken überwinden und die Ungläubigen bekehren „könnte; welcher Theil der Engel gefallen ſey; wie „die Anbetung der Cherubim vor Gott beſchaffen ſey; „wie Er ſich zu ihrem Gebet wenden könne; wie ich „die Fehler wieder gut machen könne, die ich durch „Schreiben, den Druck meiner Bücher und ſelbſt im „Predigen begangen habe; was ihn und die andern „unſaubern Geiſtern bey den Beſchwörungen am mei„ſten drücke; was die Urſache ſey, daß Genf ſo oft „erhalten wurde; was er von der Geſundheit des Kö„nigs wiſſe; was mit dieſem Herrn die Großen Sei„nes Reichs einig machen könne; wie man dem Sieur „de Verdun helfen könne, und was ihn zu handeln „bewege; von den Geiſelplätzen; von Lesdiguieres, „und deſſen Bekehrung; von der Ehre, die meinen „Reliquien widerfahren wird; von den Briefen an „Frau von Clarençal, und von dieſer Dame insbe„ſondre; was die Kollegien von Amiens und Tours „verhindere; über die Dauer der Ketzerey." — —

Nach Seiner Rückkunft von der Reiſe nach Sedan hielt der König ſich einige Tage zu Paris auf, und ging dann gegen das Ende des Aprils nach Fontai-

nebleau, von wo Er mir schrieb, und durch Villeroy schreiben ließ: Er sey im Begriff auf Verordnung Seiner Aerzte eine Cur von mehr als zehn Tagen anzufangen, weswegen Er die Pfingstceremonie aufschob, und Seinem Conseil sagen ließ, daß es vor vierzehn Tagen noch nicht zu Ihm kommen sollte. Er erlaubte mir die Zeit Seiner Cur zu Sully zuzubringen; ich sollte Ihn jedoch unterwegs besuchen. — Dieß Mittel nebst dem Schwitzen brachte eine sehr vortheilhafte Veränderung in Seiner Gesundheit hervor.

Die wichtigsten Geschäffte, die Er zu Fontainebleau hatte, betrafen die Religion. Die französische zu Paris versammelte Geistlichkeit lag Ihm wegen der Publication des Conciliums zu Trient aufs Neue sehr an (23) Da die öffentliche Ruhe bey diesem Antrag interessirt war, so wie noch bey einigen andern von gleicher Beschaffenheit, welche man in der Versammlung an den König zu thun beschloß, so bekämpften sie Se Majestät durch Ihre Gründe und Ihr Ansehen, und behandelte die Protestanten, welche mit dem Clerus um die Wette ihre Rechte mißbrauchen zu wollen schienen, auf gleiche Art. Einige Provinzen schrieben deswegen an die Generaldeputirten, um Unterstützung einer Bittschrift bey dem König, die sie ihnen sandten, und worin sie Erlaubniß zu Haltung einer Nationalsynode suchten, während sie daran arbeiteten, in den andern Provinzen die besondern Versammlungen halten zu lassen, auf denen man die Synodaldeputirten zu ernennen und die Instruktionen über die darauf zu verhandelnden Materien aufzusetzen pflegt. Heinrich hatte mir schon am 22. März durch Villeroy sagen lassen: ich sollte hierüber die nöthigen Maßregeln mit meinem Sohn nehmen, den ich, mit Seiner Erlaubniß, beynahe zu allen Geschäfften

ſchäfften zuziehen konnte. Auch ſollte ich hernach Servian, den Deputirten von Dauphine', davon inſtruiren. Er ſchrieb mir ſelbſt von Fontainebleau aus: ich ſollte die Generaldeputirte zu mir kommen laſſen, um mich bey ihnen nach der Abſicht des ganzen Religionstheils zu erkundigen, und dieß Vorhaben rückgängig zu machen. Ich beruhigte Ihn über dieß alles, indem ich Ihm verſprach: wenn ich auch die Haltung der Synode nicht mehr ſollte hintertreiben können (24), ſo wollte ich doch wenigſtens Anſtalt treffen, daß von Seinen getreuen Dienern unter dieſen Religionsverwandten, eine ſo ſtarke Anzahl dabey erſcheinen ſollte, daß ſie dadurch Meiſter von den Berathſchlagungen würden. Dieſe Vorſicht ſchien mir ſogar in Anſehung der beſondern Verſammlung in Dauphine' nothwendig, wie auch die, den Präſidenten Parquet zufrieden zu ſtellen, damit er nicht einem der unruhigen Köpfe ſeine Stelle geben möchte, deren er ſich zu entledigen ſuchte. Ich ſchickte mit guten Inſtruktionen verſehen Bouillon nach Dauphine' und Eſperian nach Guyenne.

Des-Ageaux ſtarb in dieſem Jahre; und um ſeine Stelle als königlichen Stellvertreters in Saint-Jean-d'Angely meldeten ſich ſogleich unter andern Beaulieu und Roche-Beaucourt. Der erſte hatte das Decret darauf ſchon vor Ageaux gehabt; allein da ſich Epernon, Parabere, und die ganze Bürgerſchaft in St. Jean zu Gunſten Roche-Beaucourts vereinigten, ſo ſchrieb mir der König: ich ſollte ihn kommen laſſen, und ihm die nöthigen Ermahnungen machen, dieſen Poſten gut vorzuſtehen, indem Se Majeſtät geſonnen wären, ihm denſelben anzuvertrauen. Ich ließ mir gar nicht einfallen, für den Herzog von Rohan zu ſprechen. Soubiſe (25) und er waren damals ſehr übel bey Sr Majeſtät wegen

einiger

einiger Schritte angeschrieben, welche ein andrer als bloße Unvorsichtigkeit ansehen würde, die ich aber geradezu Ungehorsam nennen will. Denn ich bin nicht gewohnt, solche Dinge in einem Säftchen zu geben. Rohan wendete sich an mich, um durch mich des Königs Gnade für sie beyde wieder zu erhalten, bis er gegen Ende des Jahrs wieder nach Paris käme. Der König, dem ich deswegen schrieb, hatte die Gnade, mich hoffen zu lassen, daß Er dem Herzog verzeihen würde, und mir selbst Mittel anzugeben, wie ich ihm diese Verzeihung verschaffen könnte. Ich sollte nehmlich den Schuldigen durch meinen Sohn bey mir oder einem andern Haus unterrichten lassen, was er zu thun habe, um sich seinen König gnädig zu machen: und dann sollte ich ihn zu Ihm führen. Auch müsse Rohan nicht diesen letzten Augenblick abwarten, um seine Reue über seinen Fehler öffentlich zu bezeugen. Ueber die Art, wie Er ihn behandeln würde, und das Betragen gegen die protestantische Partey, das Er für künftig von ihm forderte, wolle Er mit mir sprechen, wenn Er nach Paris zurückkommen würde. Da Soubise den König doch wenigstens erst um Erlaubniß gebeten habe, ehe er nach Flandern gegangen sey, so erlaube Er ihm, Ihn entweder zu Paris zu erwarten, oder nach Fontainebleau zu Ihm zu kommen.

Zu la Rochelle waren neue Unruhen zwischen den Protestanten und dem Clerus in dieser Stadt, über den Umfang und die Ausübung der Rechte dieses letztern, entstanden. Wenn man beyde Theile reden hörte, so hatten beyde Ursache sich zu beschweren. Die Geistlichen darüber: daß ihre Gegner sich oft durch Selbsthülfe Recht verschafften, die jeder Zeit verboten ist; — die Reformirten darüber: daß die Geistlichkeit unaufhörlich Befehle vom Conseil erschliche, um

unter

unter deren Autorität sich weit mehr herauszunehmen, als ihr zukäme. Alle verlangten einstimmig einen entscheidenden Schluß. Der König sah ein, daß ein Arret die Gemüther nur noch mehr erbittern würde, und verlangte, daß ich bey dieser Gelegenheit den Vermittler machen sollte. Ich fieng damit an, daß ich jeder Partey einzeln ihre wahren Vortheile vorstellte. Nachdem ich mich ihres Gehorsams versichert hatte, schrieb ich ihnen folgende Vergleichsartikel vor, aus denen man ersehen wird, wovon eigentlich zwischen ihnen die Rede war.

Die Protestanten sollten den Geistlichen die Besuche in den Hospitälern und Gefängnissen auch die Beichte nicht verwehren, nur daß alles ohne Pomp und Geräusch geschähe, besonders bey Ueberbringung der geweihten Hostie an diese Oerter. Der Clerus soll kein Recht haben, den Beerdigungen und öffentlichen Ceremonien in ganzer Gesellschaft beyzuwohnen, das Kreutz dabey vorzutragen, noch Missethäter zur Richtstatt zu begleiten. Die Geistlichen sollten vor aller thätlichen oder wörtlichen schlimmen Begegnung sicher seyn, wenn sie in ihren Amtskleidern über die Straße gingen; die Protestanten sollten der von den Geistlichen unternommenen Erbauung der Kirchen kein Hinderniß in den Weg legen, um so weniger, da ernannte Commissarien ihnen den Platz dazu angewiesen hätten; nur daß dieser Platz der Stadt nicht unbequem oder verdächtig wäre, in welchem Fall man ihnen einen andern anweisen, oder die Entscheidung dieses Punkts dem königlichen Conseil heimstellen würde. Ich brachte auch einige andre Artikel in Ordnung, welche in die Policey einschlugen: daß nehmlich die Katholiken sich mit dem Antheil begnügen sollten, den sie an den öffentlichen Aemtern und Verrichtungen hätten,

hätten, wenn sie durch Stimmenmehrheit und die gewöhnlichen Wege dazu berufen würden; da aber in Ansehung der Handwerke und Meisterschaften kein Grund vorhanden wäre, sie davon auszuschließen, so hatten die Protestanten durch Vertreibung der katholischen Handwerksgesellen den Städten, wo der Katholische Religionstheil dem Protestantischen überlegen ist, freylich das Beyspiel der Gewaltthätigkeit gegeben.

Unterdessen machte man zu Paris mit großer Pracht Zurüstungen zu der Tauferemonie des Herrn Dauphins und der beyden Prinzessinnen von Frankreich. Die Herzogin von Mantua (26), welche die Hauptrolle dabey haben sollte, reiste aus Italien mit einem Gefolge von zweyhundert Pferden und zweyhundert und funfzig Personen. Sie langte zu Anfang des Junius zu Nancy an, von wo ihre und des Herzogs von Lothringen Leute bey Sr Majestät anfragen ließen: ob sie nach acht Tagen, die sie zu Nancy zu bleiben gedächte, ihre Reise fortsetzen sollte? Es waren hierüber einige Betrachtungen anzustellen, wegen denen mich Heinrich nach Sully, wo ich damals war, wissen ließ: ich sollte mich am vierten oder fünften Junius nach Paris begeben. Er selbst würde von Fontainebleau aus, in den letzten Tagen des Mays dahin kommen und mich dort erwarten, unterdessen aber bis ich käme, einige Reisen nach Saint Germain zu Seinen Kindern machen. Er halte es für schicklich nach Nancy jemand mit Aufträgen von Ihm zu schicken.

Die Art, wie die Herzogin von Mantua empfangen werden sollte, veranlaßte einigen Streit, der endlich zum Vortheil der Königin ausfiel, welche behauptete: da diese Fürstin aus Gefälligkeit für den König

nach

nach Frankreich käme, um eine außerordentliche Ceremonie mit ihrer Gegenwart zu beehren, so könne man ihr nicht zu viel Ehre erzeigen. Man ließ es auch wirklich an nichts fehlen, und gab ihr Vortritt und Vorsitz nicht nur über auswärtige fürstliche Personen, sondern selbst über die Prinzen vom Geblüt. Dieß verdroß diese leztern so sehr, daß sie sich weigerten irgend einer Ceremonie, wo sie seyn würde, beyzuwohnen. Sie fanden es sehr außerordentlich, daß Prinzen aus dem ersten Haus Europens einem neugebackenen Herzog den Rang lassen sollten, welcher von einem bloßen Mantuanischen Bürger abstamme, der sich selbst, nachdem er Bonacorsi, seinen Herrn, umgebracht hatte, dessen Regierung übertragen lassen, und sie nachher erbeigenthümlich an sich gerissen habe. Sie mochten aber sagen, was sie wollten; der König gab nicht nach. Er sah in der Herzogin von Mantua auf nichts als den Titel einer Verwandtin des königlichen Hauses, und ältern Schwester der Königin.

Der Herzog von Bouillon suchte ebenfalls dieß Beyspiel auf sich zu beziehen, ward aber nicht angehört. Er war ernannt worden, die Honneurs bey der Ceremonie zu machen. Nun wollte er den Ducs vorgehen, und berief sich auf seine Eigenschaft als Herzog von Bouillon und Fürst von Sedan, nebst dem Beyspiel der alten Fürsten von Sedan, in deren Rechte er getreten sey. Man antwortete ihm aber: der Unterschied zwischen ihnen und ihm bestehe darinn, daß jene wirklich von souverainen Fürsten abstammen, was ihnen mit Recht den ersten Rang gebe, da Er hingegen nur von einem bloßen Edelmann herkomme (27).

Die Herzogin von Mantua langte am 20. Julius zu Villers Cotterets an, wo sie den König auf sie

wartend

wartend fand. Von da wollte man über Monceaux nach Paris, wo ich beschäfftigt war, die Bühnen in der Kirche Unsrer Lieben Frauen, im Palast und auf dem Fabrikplatz zurecht machen zu lassen, und andere Vorkehrungen zu treffen. Weil man aber vernahm, daß die ansteckende Krankheit in dieser großen Stadt umgehe (20), so beschloß der König, nachdem Er sich erst mit der Herzogin darüber besprochen hatte: die Taufhandlungen sollten zu Fontainebleau vorgenommen werden. Die Schrankengefechte nebst allen öffentlichen Spielen und Belustigungen, welche nur zu Paris vorgenommen werden konnten, fielen dadurch weg, und man mußte sich auf den gewöhnlichen Aufwand bey Taufhandlungen im königlichen Haus und bey der Bekleidung Sr Majestät einschränken. Der Nuntius, statt zu dem König nach Monceaux zu gehen, ging geradezu nach Fontainebleau, so wie auch die Königin Margarethe. Da die Schloßcapelle für eine solche Handlung zu klein, und die des Ordens noch nicht ausgebaut war, so schlug ich vor, daß man entweder diese ganz mit Tapeten behängen und bedecken oder den großen Saal dazu einrichten lassen sollte (29).

Der König nahm sich die Mühe, das Haus zu Fleury selbst zu besehen und aufräumen zu lassen, um den Dauphin nach seiner Taufe darein zu führen, weil die Seuche, statt in Paris aufzuhören, sich von da sogar noch nach einigen umliegenden Oertern verbreitet hatte. Fontainebleau selbst blieb nicht frey davon (30). Heinrich schrieb mir zu Ende des Septembers: von sechs Personen, welche daselbst zuletzt von dem Uebel befallen worden seyen, sey nur eine einzige davon gekommen; jetzt aber werde niemand mehr krank. Er zog Sein Garderegiment aus Melun, weil daselbst einige Häuser von der Krankheit angefallen worden seyen.

Um

Um dieſe Zeit war es, daß Ihre Majeſtäten in der Fähre von Neuilly beynahe ertrunken wären (31). Die Folge davon war — eine Brücke daſelbſt.

Ich verweilte ein wenig länger als gewöhnlich zu Sully. Der König, welcher wuſte, daß ich unpäßlich zu Brie-Comte-Robert geweſen war, ſchrieb mir am 29. Auguſt, und ließ ſich nach meinem Befinden erkundigen, eine Gnade, für die ich Ihm dankte, und mein Herzblut zu Seinem Dienſt erbot. Er machte mich zum Lieutenant der Compagnie Gensd'armes, welche unter dem Namen der Königin errichtet wurde, und bewilligte, auf meine Bothitte, la Saminiere einen Begnadigungsbrief. — Dieſe Gnadenbezeugungen allein ſchon hätten dieſem Herrn ein Recht gegeben, alles von mir zu fordern und zu erwarten.

Es betrübte Ihn ſehr, ſehen zu müſſen, daß die Verbindung des jüngern (Franz von Noailles (Grafen von Ayen) mit Roquelaures Tochter (Roſe von N.), ſtatt dieſe beyden Häuſer zu vereinigen, nur Zwietracht hineingebracht hatte. Ich bot alle Mittel auf, den Frieden wieder herzuſtellen, da Heinrich ſo oft und ſo ſehr deswegen in mich drang. Es iſt Pflicht eines guten Fürſten, diejenige, welche um ſeine Perſon ſind, in Einigkeit zu erhalten, und Politik iſts, an dieſer Einigkeit mehr durch andre als ſelbſt zu arbeiten.

Auch für meine Sorgen für die Finanzen wurde ich gut belohnt. Da die Pachter Sr Majeſtät hundert und funfzigtauſend Livres gegeben hatten, und die Fortſetzung der Salzpachtung auf ein ſechstes Jahr nebſt dieſem einen Weinkauf von ſechzigtauſend Thalern einbrachte, ſo verwendete Er dieſe zweymalhundert und zehntauſend Livres folgendermaßen: vier

und achtzigtausend wurden bey Seite gethan, zum Ankauf von Moret, und sechs und dreyßigtausend für einige Bedürfnisse Sr Majestät. Die Königin bekam davon zwölftausend, der Herzog von Nemours dreyßigtausend, Versenai achtzehntausend und ich dreyßigtausend. Dieß ganze Jahr hindurch erhielt ich an verschiedenen Geschenken das doppelte dieser Summe.

In Gemäßheit der ergangenen Verordnungen schickte der Steuerhof alljährlich seine Räthe in die Generalitäten, wo Salzauflagen erhoben werden, um alsdann die Eintheilung und Umlage davon zu machen, und unterwegs diejenige mit Geldbußen zu belegen, welche als Salzschleichhändler erfunden worden waren. Nicht nur deswegen allein schickte man übrigens solche Kommissarien. Beynahe alles wurde auf diese Art verrichtet. Der Generalstatthalter von Blois schrieb mir, daß zween solche für das Salz and die Taxe verschiedener Steuerbeamten ernannte Kommissarien sehr viel Uebels in dieser Provinz thäten. Ich antwortete: er thue selbst Unrecht, sich so zu beklagen, ohne etwas Bestimmtes anzugeben; indessen schickte ich ihm doch ein Reglement hierüber, das er den Kommissarien aufweisen könnte, und versprach ihm Gerechtigkeit zu verschaffen, wenn sie dagegen handelten.

Dieß Reglement besagte: daß die Salzauflage nicht bloß im Allgemeinen nach Generalitäten erhöht werden könne, sondern namentlich nach Pfarreyen, nach Maaßgabe der Vermehrung an Feuerstellen, durch proportionirte Erleichterung der armen Kirchspiele. In Ansehung des Schleichhandels schien mir ein Unterschied nöthig. Die, welche mit falschem Salz handeln, kann man nicht zu streng bestrafen.

Man

Man muß aber — besonders wenn sie nicht auf frischer That angetroffen werden — mit der äußersten Gelindigkeit gegen diejenigen verfahren, welche nichts thun, als es von den Schleichhändlern kaufen, weil sie es da wohlfeiler finden als das andere. In Ansehung der Taxe der Steuerkommissare und andrer Finanzbeamten giebt es zwo Sorten: eine ging auf alle Finanzbeamte überhaupt; da der König für gut befunden hatte, die gegen sie angefangene Untersuchungen so zu verwandeln. Die andre bezog sich auf alle Steuerbeamte insbesondere, auf die Wiederherstellung ihrer Rechte, Steuertaxationen und Freyheiten, und den alternativen Dienst. Dieß Reglement nun lautete so: die erste dieser Taxen sollte künftig nicht mehr anders als freywillig erhoben werden können. Diejenigen, welche vor dem Gerichtsdiener, der ihnen die Anzeige davon macht oder auf dessen Weigerung, vor dem Richter, Notar oder Gerichtschreiber des Orts erklären würden: sie wären nicht gemeynt, der königlichen Steuerfreyheit zu genießen, sollten nicht weiter angehalten werden können, ihre Taxe zu entrichten. In diesem Fall aber wären sie peinlich zu belangen, wenn sie einer Veruntreuung überwiesen werden könnten. Bey der zweyten Taxe desgleichen. Die Steuerbeamte, welche lieber den Freyheiten ihres Amts entsagen wollten, sollten mit derselben nicht belegt werden. Sie mußten aber zur Wiedererstattung alles dessen angehalten werden, was sie sich unter diesem Titel zum Präjudiz der Edikte und Verordnungen des Königs und der Stände etwa hatten geben lassen.

Die nach Rouen geschickten Kommissarien fanden es billig, der Provinz Normandie eilftausend Thaler an ihrem Anschlag zu erlassen. Sie ließen deswegen durch die Reichskassiere an mich schreiben, und waren

bereit, Abgeordnete an den König zu schicken, um Sei
ne Genehmigung zu diesem Nachlaß einzuholen. Ich
antwortete ihnen: dieß wäre nicht nöthig; ich wolle
Se Majestät dazu disponiren, da Sie ohnehin von
selbst schon geneigt wären, ihnen noch ungleich größere
Beweise Ihres höchsten Wohlwollens zu geben, wenn
es Ihnen die Beschaffenheit Ihrer Angelegenheiten
und die den nimmersatten Höflingen zu machende an
sehnliche Geschenke verstattet hätten. Ich versprach
ihnen, mich mit ihnen zu vereinigen, um für ihre Pro
vinz noch einen weit beträchtlichern Nachlaß als diese
wäre, zu erhalten, durch welchen den Armen nur sehr
wenig geholfen seyn könne. Ich fühlte die Billigkeit
meines Versprechens, da ich eine Summe von zwey
mal hundert sechs und vierzigtausend dreyhundert ein
und achtzig Livres noch zu der Steuer dieser Provinz
hinzugesetzt sah, welche eigentlich nicht unter diese Ru
brik gehörte. Denn von dieser Summe waren — drei
und dreyßigtausend für Brücken und Straßen in der
ganzen Provinz, sowohl zu Rouen als zu Caen; sieben
und dreyßigtausend fünfhundert für die Niederschlagung
des Leinewand-Edikts in diesen beyden Generalitäten;
zwey und zwanzigtausend fünfhundert für die Unter
haltung der Brücke zu Rouen, auf diese zwo Gene
ralitäten umgelegt; wiewohl noch verschiedene Sum
men unter diesem Titel auf Paris und die andern
Städte erhoben werden. Ferner funfzehntausend für
die Brücken von Mantes und Saint Cloud; dreyßig
tausend für den Seine- und Loire-Canal, und acht
tausend dreyhundert ein und achtzig für den Grand
prevot der Provinz. Noch einmal; ich finde, daß alle
diese verschiedenen Stücke nichts mit der Steuer zu
thun haben. Warum unter diese öffentliche Verthei
lungen Leute ziehen, die sie nichts angehen? Seit
einigen Jahren hatte man die Summen beträchtlich
erhöht

nhöht, welche, dem Schein nach, zu jenen Zwecken bestimmt sind, die aber in der That im Beutel einer sehr geringen Anzahl von Privatpersonen blieben, ohne daß dem König etwas davon eingeht.

Ich zog den Verwalter von Angouleme wegen der Gelder zur Verantwortung die er nicht mehr unter Händen zu haben vorgab, weil er sie, wenn auch die Sache wahr gewesen wäre, doch nicht ohne königlichen Befehl hätte aus den Händen lassen sollen. — Was mir entgehen konnte, entging darum Heinrich nicht. Er wurde von einer Pulver-Veruntreuung benachrichtigt, deren Bestrafung Er mir auftrug, da die Sache von grosser Wichtigkeit für alle Magazine wäre. Er wußte, daß man in meiner Abwesenheit eine Commission zu erhalten suchte, um die Beytreibung des Einfachen der nicht verrechneten Einnahmen und doppelt in Rechnung gebrachten Posten zu bewirken. Er schrieb sogleich an den Kanzler: man solle dieß nur gut seyn lassen, denn da ich bey meiner Abreise davon gewußt haben müßte, so würde ich ohne Zweifel dafür gesorgt haben, wenn ich für gut gefunden hätte, daß man es in Anregung brächte.

Heinrich machte wie gewöhnlich grosen Aufwand. Ich rede nicht von dem, der für Geschenke an Kostbarkeiten, dem Reichthum eines mächtigen Königs gemäß, hingingen. Denn hierin zeigte sich Heinrich ganz und gar nicht verschwendrisch. Ich führe z. B. nur das Geschenk an, das Er der Italienerin, Donna Bretolina, machte. Er wollte: es sollte anständig seyn, und doch nicht über tausend, höchstens zwölfhundert Thaler kommen! Er schrieb mir, ich soll Ihm einen Diamantring kaufen, als Herz oder in jeder andren Figur, nur nicht platt geschliffen, weil er

weniger kosten und doch besser in die Augen fallen würde. — Allein Seine persönlichen Ausgaben, besonders Sein Spiel, machten jederzeit einen beträchtlichen Artikel. Ich empfieng oft ähnliche Vorschriften von Ihm, wie die vom 1-. Dec. Er hatte all Sein Geld im Spiel verloren, und schickte mir durch Lomenies Neffen ein Billet: Morand sollte Ihm auf den Abend zweytausend Pistolen bringen. Ich hatte mit Parfait ganz tolle Zettel für Seine außerordentlichen Hausausgaben abzumachen. Am vierten Oktober bekam ich Befehl von Ihm, an Fraulein du Beuil fünf und achtzigtausend funfhundert und vier Livres auszubezahlen, ohne eine andre Quittung darüber zu verlangen als das Billet, durch welches Er mir diesen Befehl ertheilte. Er hatte an Zamet, um einen Rechnungsüberschuß vom Jahr 1602 an ihn abzutragen, die Auflage von zween Sous sechs Deniers auf jeden Scheffel Salz überlassen. Da diese Auflage nicht statt hatte so mußten an Zamet in diesem Jahr ausbezahlt werden sieben und dreyßigtausend vierhundert zwey und neunzig Livres, auf die sich dieser alte Rest belief. Außer diesem mußte er noch vier und dreyßigtausend zweyhundert zwanzig bekommen, die er Sr Majestät unterdessen geliehen oder ausgelegt hatte. Er machte Varenne ein Geschenk von tausend Thalern. Villeroy schrieb auf Seinen Befehl an meinen Sohn: ich sollte eine Schuld von Ihm an Balbani, der auf der Feste l'Eveque saß bezahlen, und daran arbeiten, ihn aus dem Gefängniß zu bringen.

Andre Ausgaben, welche Heinrich mehr Ehre machten, waren die, welche Er auf die Thore von St Jerfard und am Temple und auf die Brunnen vor dem Palast und Creiz du Tireir verwendete. Er hatte an den Prevot der Handelschaft geschrieben:

Er

Er wolle, daß dieß Werk noch vor Johannis fertig werde. Das Conseil gab nachher, ich weiß nicht warum, einen Schluß, welcher diesen Befehl entkräftete, indem es die zu diesen Brunnen bestimmten Gelder zur Bezahlung des Stadtpflasters nahm, gegen seine eigne Verfügung, da es zuvor bey der gerichtlichen Verpachtung des Pflasters verordnet hatte, daß die zur Unterhaltung nöthige Summe von den Pariser Bürgern nach den Klaftern vom Pflaster, die jeder vor seinem Haus hätte, erhoben werden sollte. Der König verlangte die Ursache von der Verzögerung dieser Werke und dieser Irrung des Conseils zu wissen.

Er hatte verschiedenemal davon gesprochen, daß ich Ihm Generalrechnungen geben sollte, worin einzeln alles angegeben wäre, was in meinen drey hauptsächlichsten Aemtern, als Oberaufseher über die Finanzen, Generalfeldzeugmeister und Oberaufseher über das Bau- und Festungswesen einschlüge. Ich nahm meine Zeit, da Er im Louvre war, um sie Ihm zu bringen, an einem Tage, da ich Ihn am wenigsten beschäfftigt glaubte. Allein so früh ich auch ausgegangen war, traf ich Ihn doch nicht mehr im Louvre. Ich schickte alle meine Papiere ins Zeughaus zurück, behielt nur eine ganz kurze Hauptangabe bey mir, die ich Ihm zeigen wollte, wenn Er zurück wäre, und ging hin, Ihn bey der Frau von Guise zu erwarten, die mir schon lange angelegen hatte, einmal mit ihr zu Mittag zu speisen.

Einer Jagdpartie zu lieb war Heinrich diesmal so früh aufgestanden. Er wollte sich zum Mittagessen junge Rebhüner mit dem Stoßvogel fangen, weil Er sie, wie Er sagte, nie so gut und so zart finde, als wenn Er sie auf diese Art bekäme, besonders wenn Er

sie dem Vogel selbst abnehmen könnte. Da die Hitze anfieng empfindlich zu werden, kam Er zurück, ganz zufrieden über Sein Weidmannsglück, und in einer heitern Gemüthsstimmung, welche durch Seine Gesundheit und den glücklichen Stand Seiner Angelegenheiten noch lebhafter gemacht wurde. Er ging, Seine Rebhüner in der Hand, in den grosen Saal hinauf, und rief Cocquet, der auf Ihn wartete und am Ende des Saals mit Parfait plauderte. „Cocquet, Cocquet, du darfst uns nun nicht kärglich auftischen, Roquelaure, Termes, Frontenac, Kramkures und mir; denn wir bringen Sachen zu einem Schmaus für uns mit. Aber geschwind, laß den Bratspieß zurecht machen hebe ihnen ihren Antheil auf, und mache, daß acht davon auf mich und meine Frau kommen. Bonneval da wird ihr die ihrigen in meinem Namen bringen, und sagen: daß ich auf ihre Gesundheit trinken werde. Für mich aber sollen welche von denen zurückgethan werden, welche ein wenig vom Vogel gerissen sind. Denn es sind drey sehr fette darunter, die ich ihm abgenommen habe, und die er noch nicht beschädigt hatte."

Da Heinrich die Austheilung machte, kam la Clielle mit seinem grosen Stab, und mit ihm Parfait, der eine sehr grose vergoldete mit einer Serviette bedeckte Platte trug, und zweymal zu rufen anfieng: „Sire, lassen Sie mich in Geld fassen; denn ich hab ihrer eine ganze Menge und ganz herrliche!" — „Sieh da, Parfait, recht lustig, — sagte der König — „das wird ihm Fingersbreit Speck auf die Rippen setzen; ich sehe wohl, er bringt mir gute Melonen, und das ist mir schon recht, denn ich will mich heute einmal recht dick voll essen. Sie bekommen mir nie übel, wenn sie recht gut sind, ich recht hungrig bin,

„bin, und ſie vor dem Fleiſch eſſe, wie die Aerzte ver-
„ordnen. Ich will aber, daß ihr vier auch euren
„Theil davon bekommen ſollt; deswegen geht mir nicht
„nach den Rebhünern, bis ihr eure Melonen habt.
„Ihr ſollt ſie bekommen, ſobald ich den Antheil meiner
„Frau und für mich und für die zurückgelegt habe,
„denen ich davon verſprochen hatte."

Beym Hineingehen in Sein Zimmer gab der König zwo Melonen, die Er bey Seite gethan hatte, zween Knaben, die an der Thür ſtanden, und ſagte ihnen etwas ins Ohr. Da Er aus Seinem langen Vogelkabinet Fourcy, Beringhen und la Font, letzteren mit einem groſſen eingewickelten Pack kommen ſah, ſagte Er: „la Font, bringſt du mir auch noch ein Ragout zu meinem Mittageſſen?" — „Ja, Sire, — antwortete Beringhen — es ſind aber lockere Speiſen, die nur die Augen zu ſättigen taugen." — „Nichts für mich, ſagte Heinrich; denn ich falle bald um vor Hunger, und will vor allen Dingen zu Mittag eſſen. Aber ſo ſag mir doch, la Font, was das iſt, was du da ſo wohl verwahrt trägſt?" — „Sire, ſagte Fourcy, es ſind Muſter von verſchiedenen Arten von Stoffen, Teppichen, und Tapeten, deren Verfertigung Ihre beſten Fabrikanten unternehmen wollen." — „Das wird gut zum Nachtiſch ſeyn, antwortete Heinrich, um ſie meiner Frau zu zeigen; und dann erinnere ich mich auch wohl eines Mannes, mit dem ich nicht immer in allem gleicher Meynung bin, beſonders wenn von Dingen die Rede iſt, die er, wie ihr wiſſt, Spielereyen und Kindereyen nennt. Ich glaube, Fourcy, Sie errathen wen ich meyne. Es wäre mir lieb, wenn er da wäre, und meine Frau dazu, wenn ihr uns dieſe Stoffe zeigt, welche mich an etwas erinnern werden, das ich ihnen ſagen will, wenn ſie

bey einander sind, um ihre Meynung darüber zu hören. — Er sagt mir oft, — fuhren Sie Majestät fort, indem Sie immer von mir sprachen, ohne mich zu nennen — er finde nichts schön noch wohlgemacht, wenn es das doppelte von seinem wahren Werth kostet, und ich sollte eben so von jeder außerordentlich theuren Waare denken. Ich weiß wohl, worauf und warum er dieß sagt, thue aber gegen ihn als wüßte ichs nicht. Aber darum muß man ihn immer wieder anhören; denn er sagt nicht alles auf Einmal. — Fourcy, lassen Sie ihn geschwind herholen; man schicke ihm lieber einen von meinen Wagen, oder auch den Ihrigen."

Der Kutscher begegnete einem von meinen Bedienten, den ich ins Louvre schickte, um zu hören, was der König mache, und fuhr bey Frau von Guise vor, wo ich bereits abgespeiet hatte. Ich überraschte den König sehr, der mich nicht sobald erwartete. „Sie sind sehr geschwind, — sagte Er zu mir, als Er mich in Sein Zimmer treten sah, wo Er noch tafelte — unmöglich kommen Sie vom Zeughaus? (ich sagte Ihm, wo ich gewesen war.) Dieß ganze Haus bevettert und liebt Sie sehr, und das ist mir auch sehr lieb. Denn ich bin überzeugt, so lange sie Ihnen glauben werden — wie sie mir haben sagen lassen, daß sie dazu entschlossen seyen — werden sie nie etwas unternehmen, das meiner Person oder meinem Staat nachtheilig wäre." „Sire, antwortete ich Ihm, Ew. Majestät sagen mir dieß alles mit so guter Art, daß ich wohl sehe, Sie sind guter Laune, und besser zufrieden mit mir, als vor vierzehn Tagen." — „Wie, Sie denken noch hieran? unterbrach Er mich, o das thue ich nicht! Wissen Sie denn nicht, daß unsre kleinen Verdrüßlichkeiten nie über vier und zwanzig Stunden dauren sollen? — Ich weiß, dieß hat Sie

nicht

nicht abgehalten, mir sogleich den Tag nach meinem Zorn einen guten Handel für meine Finanzen zu unternehmen. Es sind über drey Monate, sagte Er mir dann mit grosser Lustigkeit, daß ich mich nicht so leicht gefuchst habe, denn ich stieg zu Pferd ohne Hülfe und ohne Fußschemmel. Ich hatte einen sehr schönen Jagdtag; meine Vögel sind so gut gestiegen, meine Windspiele so gut gelaufen, daß jene eine Menge Rebhüner gestossen, und diese drey grose Kammler gefangen haben. Man hat mir meinen gröksten Habicht wieder gebracht, den ich schon für verloren hielt. Ich habe sehr guten Appetit; habe vortreffliche Melonen gespeiet, und man hat mir ein halb Dutzend der fetteften und zarteften Wachteln gebracht, die ich je gegessen habe. — Aus Provence — fuhr Er fort, um mir zu zeigen, daß sich alles vereinige, Ihm guter Dinge zu machen — aus Provence berichtet man mir, die Händel zu Marseille seyen ganz gedämpft; und aus verschiedenen andern Provinzen, daß noch nie ein Jahr so fruchtbar gewesen sey, und daß mein Volk reich werden werde, wenn ich die Ausfuhr erlaube. Saint Antoine schreibt mir: der Prinz von Wallis spreche unaufhörlich mit ihm von mir, und von dem, was er Ihnen in Ansehung seiner Liebe gegen mich versprochen habe. Aus Italien habe ich Nachricht, daß die Sachen sich da so anschicken, daß ich die Ehre und den Ruhm haben werde, die Venetianer mit dem Pabst wieder ausgesöhnt zu haben. Bongars thut mir aus Deutschland zu wissen, daß der neue König von Schweden immer besser und besser mit seinen Unterthanen stehe; und der Landgraf von Hessen mir täglich neue Freunde, Bundsgenossen und sichre Diener erwerbe. Buzenval hat an Villeroy geschrieben: die Spanier und Holländer seyen beyde gleich und so sehr geschwächt, daß sie bald genöthigt

seyn

seyn würden, einen Frieden oder Waffenstillstand einzugehen, wobey dann ich nothwendig den Vermittler und Garant machen muß. Dieß wird ein Anfang seyn, mich zum Vermittler in allen Streitigkeiten unter den Christlichen Fürsten zu machen; — und zum Uebermaß vom Vergnügen — sagte Er endlich mit scherzhafter Mine — sehen Sie mich hier bey Tafel umringt von diesen Leuten da (es waren du Laurens, der jüngere du Perren, Gutren, des Yvetaux, Chaumont und die Väter Cotton und Gouthier) von deren Zuneigung ich ganz versichert bin, und von denen Sie wissen, daß sie mich mit nützlichen und angenehmen Reden unterhalten können, welche verhindern werden daß — man mir nicht von Geschäfften spreche, bis ich mit dem Mittagessen fertig bin. Denn alsdann werde ich jedermann anhören und zufrieden stellen, wenn Vernunft und Gerechtigkeit es thun können."

Ich merkte aus einigen andern Reden des Königs, daß die Anwesenden das Gespräch auf Seine Person gelenkt, und Ihn eben so sehr wegen Seiner grossen Eigenschaften gelobt, als Ihm wegen Seines Glücks gratulirt hatten. Ich antwortete, daß man schwerlich bessere Richter hätte finden können. „Und doch werde ich — sagte der König wieder — dieß alles nicht so hingehen lassen, ohne etwas davon zu widersprechen." Er gestand, alle ihre Lobeserhebungen hinderten Ihn nicht, wohl zu fühlen, daß Er auch Seine Fehler habe; und was die Komplimente über Seine Glücksfälle beträfe, so würden sie, wären sie seit dem Tode Seines Herrn Vaters stets um Ihn gewesen, gesehen haben, daß gar viel daran abgehe, und daß Seine bösen Augenblicke die guten weit übertreffen hätten. Dabey machte Er die gewöhnliche Bemerkung: Er habe noch nicht so viel von Seinen erklärten Feinden

zu leiden gehabt, als von der Undankbarkeit und Treuloſigkeit mehrerer von denen, die ſich entweder Seine Freunde und Bundsgenoſſen, oder Seine Unterthanen und Diener genannt hätten.

Der junge Perron, der in dieſen Worten ſeiner Beredſamkeit ein weites Feld geöffnet ſah, fieng an dieſen Punkt als Theologe, als Prediger und ſelbſt als Myſtiker zu behandeln. „Sie haben da — ſagte ich zu ihm als er ausgeredet hatte — in einem ſo hohen Stil geſprochen, daß es ſchwer halten würde, etwas hinzu zu ſetzen.“ Ich behauptete gegen ihn und dieſe Herrn, nach dem, was Se Majeſtät geſagt hatten, oder vielmehr, was ich ſelbſt geſehen hatte: daß dieſer Herr, alles zuſammengenommen, weit weniger Ruhe im Schoos des Friedens genoſſen hätte, als mitten im Getümmel der Schlachten. „Rosny, — ſagte Er hier zu mir, — wenn Sie mir über dieß alles zwey Worte niederſchreiben und geben wollten, ſo wollt ich es dieſen Herrn zeigen, die ſo ungläubig hierin ſind.“ — Ich antwortete: dieß erfordere viel Zeit, und würde nicht von jedermann gern geſehen werden. Dazu ſetzte ich noch, ſo viel mir beyging, einige andere Wahrheiten aus der Religion und Politik, und von dem Unglück, von dem ich Frankreich bedroht ſähe, wenn es ſeinen König verlieren ſollte. Wahrheiten, die, glaube ich, den Höflingen noch weniger gefielen, als was ich ſchon geſagt hatte.

Alle dieſe Reden, die vom Scherz endlich ganz ins Ernſthafte übergegangen waren, wurden durch die Dazwiſchenkunft der Königin unterbrochen. Sie kam aus Ihrem Zimmer und wollte in Ihr Kabinet. Ihr ging der König von der Tafel entgegen, und ſagte ihr, ſo weit Er ſie kommen ſah: „Nun, meine Liebe, hat ich Ihnen nicht recht gute Melonen, gute Rebhüner

und

und gute Wachteln geſchickt? Hätten Sie auch ſo guten Appetit gehabt, wie ich, ſo hätten Sie gut geſpeiſt. Denn Ich habe noch nie ſo viel gegeſſen, und bin noch nie ſo aufgeräumt geweſen wie jetzt. Fragen Sie nur Rosny da; er wird Ihnen die Urſache davon ſagen, und Ihnen alle die Neuigkeiten erzählen, die ich erhalten habe, und die Reden, die wir geführt haben." Die Königin, die ſich ebenfalls in einer angenehmen Gemüthsſtimmung befand, antwortete Ihm: um Ihrerſeits doch auch etwas zum Vergnügen Sr Majeſtät beyzutragen, habe ſie ein Ballet und eine Comödie von ihrer Erfindung für Ihn veranſtaltet. Das Ballet ſtelle die Glückſeligkeiten des goldnen Zeitalters vor, und die Comödie die verſchiednen Vergnügungen der vier Jahreszeiten. „Ich will übrigens — ſetzte ſie hinzu — nicht juſt ſagen, daß ich keinen Gehülfen dabey gehabt habe. Denn Duret und la Clavelle ſind den ganzen Morgen, während Sie auf der Jagd waren, nicht von mir weggekommen." — „Was mich freut, meine Beſte, — ſagte Heinrich — Sie in dieſer Stimmung zu ſehen! Ich bitte Sie, laſſen Sie uns allezeit ſo mit einander leben!"

Hierauf war die Rede von Fourcys Tapetenmuſtern. Man ſah ſie, der König fragte die Königin um ihre Meynung davon, und ſagte, zu mir gewendet: die meinige wüßte Er ſchon; ich ſolle Ihnen aber meine Rechnungsſummarien zeigen.

Es waren ihrer drey, nehmlich nach den Generalrechnungen eine bloße allgemeine Ueberſicht dieſes groſſen Geſchäffts. In dem erſten, von der Oberaufſicht über die Gebäude und Feſtungswerke ſah der König, was die Hauptrechnung in ſich faßte: 1) ein Verzeichniß aller an Seinen Gränzplätzen vorgenommenen Beſeſti-

Befeſtigungen, ſeit ich die Direktion darüber hatte; 2) von allen königlichen Gebäuden und Wohnhäuſern; 3) von allen Möbeln, Tapezierungen, Gold- und Silbergefäßen, Kleinodien und Edelgeſteinen, die ich Ihm zuſammengehäuft hatte. — Das zweyte zu den Finanzen gehörig, beſagte 1) Veränderungen und Verbeſſerungen, die ich in allen den verſchiedenen Theilen der Finanzen Sr Majeſtät vorgenommen habe; 2) alle gegenwärtig im königlichen Schatz befindliche Gold- und Silberſorten; 3) Erſparungen, die mir noch zu machen übrig waren, und die Summen, die ich mit deren Hülfe noch zu den erſtern hinzu zu thun hoffte. Das dritte endlich, zum Generalfeldzeugmeiſteramt gehörige, begriff 1) Stücke von ſechs verſchiedenen Kalibern, in jedem Zeughaus aufgeſtellt, und alles, was zu den Kanonen gehört; 2) die Anzahl der Kugeln nebſt den Mitteln, zu ordentlicher Haltung und Fortbringung aller Artilleriezüge nebſt Zugehör; 3) Vorrath von den drey gewöhnlich verfertigten Arten von Pulver; 4) Vorrath an Waffen, Werkzeugen und anderm Artilleriegeräth; 5) die Anzahl der Kriegsleute, ſowohl von Adel als von Freywilligen, die der König auf die Beine bringen kann, nach Generalitäten.

Zur Einſicht in das, was ſo eben von Spanien und den Staaten der vereinigten Niederlande geſagt worden iſt, muß man wiſſen, was in dieſem Jahr in Flandern vorging (2). Da die Spanier, denen die zur Expedition von Sedan beſtimmte Armee ſehr ſtarke Beſorgniſſe verurſacht hatte, ſahen, daß ſie dießmal noch mit der bloßen Furcht davon kämen, ſo ging der Marquis Spinola am 6. May von Genua nach den Niederlanden ab, wo er am 19. ankam. Die Belagerung von Rheinberg, welche die Spanier im September vornahmen, war die einzige etwas beträchtliche

Unter-

Unternehmung in diesem Feldzug. Die Belagerten vertheidigten sich anfangs mit ihrer gewöhnlichen Herzhaftigkeit, und thaten verschiedene Ausfälle, welche zween Spanischen Obersten das Leben kostete; einer hieß Thores, der andere war der Befehlshaber des neuen aus Savoyen gekommenen (33) Bataillons Terse. Man glaubte daher, diese Belagerung würde sehr zweifelhaft werden, und sich sehr in die Länge ziehen. Spinola selbst stand in dieser Meynung, und der König vermuthete, Rheinberg würde wenigstens vor dem 20. Oktober nicht übergehen. Es kapitulirte aber schon in den ersten Tagen dieses Monats. Wenn man dem Eilboten glauben will, den Spinola am Tage nach der Uebergabe mit der Nachricht davon über Paris nach Madrid schickte, so hatten die Belagerten nicht mehr als noch sechs Tonnen Pulver. Allein, um die Sache zu sagen, wie sie ist: die Staaten zeigten sich bey dieser Gelegenheit nicht mehr so, wie man sie in den vorhergehenden Jahren gesehen hatte. Sie hatten endlich das Krieg n recht herzlich satt, und die Besatzung von Rheinberg, von dem Staat sich selbst überlassen, begnügte sich damit, daß sie freyen Abzug mit allen Ehrenzeichen, fliegenden Fahnen, klingendem Spiel, Kanonen ꝛc. erhielt. Sie suchte jedoch die Schuld auf den Prinzen von Oranien zu schieben, den sie beschuldigte, daß er weder ihnen zu Hülfe gekommen sey, noch die Spanische Armee beunruhigt habe. Dieser Vorwurf war nicht ohne Grund. Moritzens Ehre litt unter der Unthätigkeit, in der man ihn während dieser ganzen Belagerung und des ganzen Feldzugs sah.

Uebrigens wird man sich darüber weiter nicht wundern, wenn man weiß, daß die vereinigten Provinzen auf einen Grad von Schwachheit zurückgebracht

bracht waren, die nicht größer seyn konnte. Alle Briefe von Buzenval und (Matthieu Brulard Sieur de) Berny bestätigten es, und die öffentlichen Nachrichten übertrieben hierin nichts. Es ist aber auch nicht weniger wahr, daß Spanien seiner Seits ebenfalls nicht besser im Stand war, sich diese Erschöpfung zu Nutzen zu machen. Die Belagerungen von Ostende und l'Ecluse hatten beyden Theilen eine bis jetzt unheilbare Wunde beygebracht. Auch sprach man öffentlich in ganz Flandern von Frieden, und die, welche sich bis jetzt am meisten abgeneigt dagegen gezeigt hatten, befanden sich jetzt zu ihrem Erstaunen selbst von dieser Meynung hingerissen. Man fieng schon an, den Beystand des Königs von Frankreich nicht mehr so dringend zu suchen, und die Versprechungen nicht so zu achten, wie man zuvor gethan hatte. Ich bin überzeugt, daß das frische Andenken an die vielen Verbindlichkeiten, die man dem König hatte, eine der Haupturſachen von dem Aufschub des Friedens oder Waffenstillstands war, welcher sonst vielleicht noch in diesem Jahr abgeschlossen worden wäre. Auch die Mißhelligkeit zwischen dem Prinzen von Oranien und zwischen Barneveld trug viel dazu bey, indem sie die Meynungen im Rath der Staaten getheilt hielt, da der erste nichts vom Frieden hören wollte, der andre unaufhörlich wider den Krieg deklamirte. Dieß Mißverständniß machte auch, daß man im französischen Staatsrath nicht recht wußte, wozu man sich in Ansehung der Flandrischen Angelegenheiten entschließen sollte, weil man keiner der Faktionen nach ihrem Gefallen dienen konnte, ohne die andre vor den Kopf zu stoßen.

Buzenval kam im December mit verschiedenen Vorschlägen nach Paris. Da dem König darinn nicht alles so recht deutlich war, so schickte Er ihn zu

einer Konferenz darüber zu mir ins Zeughaus, wo ich damals das Zimmer hüten mußte. Ich gestehe, daß meine Verlegenheit nicht geringer war, als die Sr Majestät. Ich sah wohl: wollte man in Ansehung des Friedens zwischen Spanien und den vereinigten Niederlanden, wovon alle öffentliche Nachrichten voll waren, einen Schluß fassen, so mußte das jetzt geschehen. Allein, wie sich benehmen? was antworten? gegen Leute ohne Kraft, ohne Einigkeit unter sich selbst, und so rathlos, daß, da sie sich wahrscheinlich nicht über die an Se Majestät Abzuordnenden hatten vereinigen können, unser eigner Agent ihnen hierin bedient seyn mußte. Sollte man diese Provinzen vermögen, sich unter französische Herrschaft zu begeben, und dann ihre Sache zu unsrer eignen machen? Dieß wäre so viel gewesen, als sich muthwillig in einen Krieg mit dem ganzen Oestreichischen Haus stürzen, dessen Ausgang um so zweifelhafter war, je entfernter die Länder, in deren Besitz man sich hätte setzen müssen, von uns liegen, und da wir noch keine der nöthigen Vorkehrungen durch die feindlichen Länder zu brechen, gemacht, auch keine Schiffe, außer denen der Staaten selbst, hatten, um zur See dahin zu kommen. Oder sollte man sich mit einer gewissen Anzahl von Städten, zu Pfand oder als eigen, für unsre Vorschläge begnügen, wie Buzenval in ihrem Namen anbot? Dieß hat, ohne gleiche Vortheile zu gewähren, doch alle die Unbequemlichkeiten des ersten Vorschlags. Ueberdieß hatte man dann zahlreiche Besatzungen zu unterhalten, weil diese Städte ohne Zweifel Grenzplätze gewesen seyn würden, in denen uns noch dazu die Flamänder beynahe eben so ungern gesehen hätten, als die Spanier selbst, wie England uns davon ein ganz neues Beyspiel gab. So vorsichtig man auch alles, was uns mit Spanien

in

in Krieg verwickeln mußte, eingekleidet hätte, so würde es uns dennoch unvermeidlich auch einen Bruch mit England zugezogen haben, sobald wir Mine gemacht haben würden, in den Niederlanden festen Fuß zu fassen. Um weder von diesen noch jenen etwas zu befürchten zu haben, hätte uns unser Probestück sogleich auf den ersten Anlauf die Herrschaft des Meers gegen Spanien und im Nothfall auch gegen England sichern müssen. In diesem Fall glaube ich gewiß, und hätte meinen Kopf verwetten wollen: da wir dann nur nach der Seite der Maas Angriff und Vertheidigung nöthig gehabt hätten, waren die Niederlande für Spanien verloren. Allein welche Kosten, welche Arbeit bis dahin! Ich bin auch überzeugt, daß wir, ohne unsre Nachbarn mißtrauisch zu machen, und ohne uns von Seiten Spaniens etwas anders als Klagen und Murren zuzuziehen, noch fortfahren konnten, die Staaten öffentlich zu begünstigen, wie bisher. Allein auser dem, daß der Aufwand, den wir für sie machten, nothwendig in eben dem Verhältniß zunehmen mußte, in welchem ihre eigne Kraft und Macht abnahm, wäre der ganze Vortheil, den wir davon hoffen konnten, bloß eine Verzögerung des Friedens um einige Jahre gewesen. Bey der jetzigen Lage der Sachen war keine andre Wahl, als entweder Ausgleichung zwischen Spanien und den vereinigten Niederlanden, oder Krieg zwischen Spanien und uns. In Ansehung dieser Ausgleichung gab es wieder zween Wege für uns. Sie geschah entweder ohne uns, oder unter dem Schein unsrer Vermittlung. Dieß letzte war das vernünftigste. Aber der König war, zu der Zeit, von welcher ich hier rede, noch sehr abgeneigt, diesen politischen Streich gut zu finden; und gewissermaßen war er auch unter allen Entschlüssen derjenige, der den meisten Schwierigkeiten ausgesetzt war.

Dieß waren ſo ungefähr die Betrachtungen, die ich dem König vorſtellte, als Er meine Meynung über den Gegenſtand zu wiſſen verlangte, wegen deſſen Buzenval abgeſchickt worden war. Ich ſetzte ſie ſchriftlich auf, weil ich nicht ſelbſt zu Sr Majeſtät kommen konnte. Es war nicht ganz meine Schuld, wenn ſie nicht ſehr beſtimmt ausfielen. Auf beyden Seiten überließ man es der Zeit, alles zur Reife zu bringen. Vor der Hand blieb alles noch in dieſer ungewiſſen Lage bis weit hinein in das folgende Jahr.

Die Staaten machten durch Aerſens dem König und der Königin einige kleine Geſchenke, für die ihnen Se Majeſtät danken und Aerſens Gemahlin für funfzehnhundert Thaler Schmuck durch die Königin ſchenken ließ. Aerſens überreichte dem König im Namen ſeiner Herrn den Bericht von der Reiſe, welche die Holländer kürzlich in Oſtindien gemacht hatten.

Von Deutſchland habe ich nichts zu ſagen, als was man oben geſehen hat, und daß der Herzog von Wirtemberg die Wirkungen von der Protektion des Königs empfand. Montglat war der Vertraute Sr Majeſtät in dieſem Land. Denn was Bongars betrifft, — der auch daſelbſt war, und mir von Metz aus einen Brief geſchrieben hatte, welchen der König las, weil er offen war, — ſo wollte Se Majeſtät nicht einmal zugeben, daß er in dieſer Stadt, noch an irgend einem andern Ort, wo er ſeine Lehre predigen könnte, bleiben ſollte.

Ganz England war in Bewegung über die neuentdeckte von den Jeſuiten Heinrich Garnet und Oldecorne mit mehrern andern Engländern gegen die Perſon des Königs angeſponnene Verſchwörung. Die Verſchwornen hatten beſchloſſen, ihn nebſt den vornehmſten

nehmſten Herrn des Königreichs in die Luft zu ſprengen, wenn ſie alle in einem gewiſſen Zimmer beyſammen wären, unter welchem man Pulvertonnen mit Kommunikationsröhren zum Laufeuer angelegt hatte.

Vier und zwanzigſtes Buch.

1607.

Die innern Angelegenheiten des Reichs waren dieß Jahr hindurch in einem ſo ruhigen Zuſtand, daß ſich beynahe keine einzige merkwürdige Begebenheit ausheben läßt. Dafür halten ſie uns aber, trotz ihrer Einförmigkeit, durch ein ungleich rührenderes Schauſpiel ſchadlos, als jene auffallendere Glückswechſel nie darzubieten vermögen. Dieſe werden in der Beſchreibung nur durch eben die Züge von Unmenſchlichkeit und Sittenverderbniß unterhaltend, welche in uns eigentlich bloß Ekel und Abſcheu erwecken ſollten. Dieß beſſere Schauſpiel iſt der Ueberfluß und die Ruhe, welche über ganz Frankreich ausgegoſſen waren. Noch nie hatte man ſo viele Vergnügungen und Beluſtigungen geſehen, als es dieſem Winter am Hof und in der Stadt gab; auch das Land empfand alle Wirkungen einer glücklichen Regierung.

So wie die Quelle dieſer glücklichen Verfaſſung aus dem wohlwollenden Herzen Heinrichs ausfloß, ſo ſtrömte ihr wohlthätiger Strom auch wieder auf Ihn ſelbſt zurück, und ließ Ihn den Genuß Seiner eigenen Wohlthaten theilen. Von jeder Unruhe lär-

mender Geſchäffte frey, bis die Zeit erſcheinen würde, die Er ſich geſetzt hatte, um dem Ruhm Seines Reichs die Krone aufzuſetzen, hatte Er beynahe nichts zu thun, als ſich dem ſüßen Genuß eines Privatlebens zu überlaſſen, mitten unter Seinen Dienern und in Seinen königlichen Luſthäuſern, deren Er eines nach dem andern beſuchte. Er war am Neujahrstag zu Saint Germain, wohin ich dießmal nicht kommen konnte, um Ihren Majeſtäten die gewöhnliche Aufwartung zu machen, weil mir meine Mundwunde, die durch ein Geſchwür wieder aufgebrochen war, Hausarreſt auflegte. Se Majeſtät hatten die Gnade, an mich zu ſchreiben, um mir ſchriftlich den Antheil zu bezeugen, den Sie daran nähmen, und ſchickten, — um mit mir über Regierungsangelegenheiten zu konferiren: wozu man den Plan mit dem Anfang dieſes Jahrs entwerfen wollte? — diejenigen zween von Ihren Miniſtern zu mir, denen Sie die Hauptrollen dabey gaben, Villeroy und den Siegelbewahrer. Dieſer, dem ich dieſe Benennung ſchon einmal gegeben habe, iſt Sillery, welchen der König dem Kanzler adjungirt hatte, bis er, nach dem Tod Bellievres, den man nicht mehr ferne ſah, das Amt allein bekäme. Der Geiſt dieſes Mannes, bis dahin ſo geſund, hatte ſeit einiger Zeit merkliche Veränderung erlitten, ſo daß man ihm bey ſeinen Lebzeiten noch einen Nachfolger geben mußte. Die Art, womit er dieß aufnahm, war ein neuer Beweis, wie nöthig es geweſen ſey (1). Wiewohl Sillery ſich dabey mit aller möglichen Gefälligkeit benahm, vermehrte ſich doch ſeine Schwachheit darüber. Er wurde ganz kindiſch und bezahlte endlich auch noch den letzten Tribut der Menſchheit, nachdem er beynahe alle andern bezahlt hatte.

Der König kam am zweyten Jänner nach Paris, in der Abſicht mit der Königin nach Vigny zu gehen,

von welcher Reiſe ich Ihn jedoch noch abbrachte. Er begnügte ſich darauf mit einer Reiſe nach Fontainebleau, von wo Er am Ende des Februars zurück kam, und nach Chantilly ging. Seine gewöhnliche Luſtreiſe im März. Er war recht ſehr gern daſelbſt um dieſe Jahrszeit. „Es iſt ſehr ſchön hier — ſchrieb Er mir von dort aus, am 8. März — ich bringe meine „Zeit da recht gut hin; alle Tage reute ich aus, und „genieße dabey viel Vergnügen.“ — Nirgends hielt Er ſich lange auf, außer da Er, nach Sr Zurückkunft, von Paris am 20. nach Fontainebleau gegangen war, wo Er den ganzen Frühling zubrachte. Er hatte ſehr ſchönes Wetter bis Fleury, worüber Er den Weg nahm, um Seine Kinder zu beſuchen, welche noch auf dieſem Schloß waren; von da an aber bis Fontainebleau hatte Er beſtändig Regen. In dem Brief, worin Er mir dieß alles erzählt, ſchreibt Er mir auch: der Dauphin ſey Ihm eine Meile weit entgegen gekommen, und Er habe ihn ſehr artig gefunden, ſo wie auch Seine andern Kinder. Die Königin, welche damals ſchwanger war, befinde ſich wohl, und werde mit nächſtem nach Fontainebleau abgehen. „Schreiben Sie mir aber auch Stadtneuigkeiten — ſchrieb Er mir am erſten April — „Ich befinde mich hier ganz wohl, ſo wie auch meine Gemahlin, mein Sohn, und meine andern Kinder, welche die artigſten von der Welt ſind, und mir viel Freude machen (2).“

Die Königin wurde daſelbſt am 16. April um 11 Uhr Abends von ihrem zweyten Prinzen entbunden, den man nachher den Herzog von Orleans nannte (3). Der König that mir es ſogleich durch ein Billet zu wiſſen, welches mir Montmartin von Ihm brachte; und beynahe in demſelben Augenblick erhielt ich ein zweytes Schreiben von Seiner Hand, daß ich die Ka-

nonen lösen lassen solle. Diese Geburt verdoppelte die Freude in der königlichen Familie. Der König, der sich Rechnung gemacht hatte, zu Anfang des May nach Paris zurück zu kommen, dachte nun nicht mehr daran, sich von Fontainebleau zu entfernen, von wo Er bloß eine Reise machte, um die Frau von Moret zu besuchen.

Die Jagd behauptete daselbst immer noch, wie gewöhnlich eine der ersten Stellen unter Seinen Vergnügungen. Da, wie eine Menge von Beyspielen zeigt, diese Uebung einen so unwiderstehlichen Reiz für unzählbare Menschen hat, so wage ich nicht, entscheidend zu behaupten: sie könne nur sehr mittelmäßiges Vergnügen gewähren, weil sie mir ganz und gar keins gewähre. Die Beschreibung, die mir Praslin aus Fontainebleau von den Jagdpartien Sr Majestät machte, war sicherlich nicht darnach, um mir Lust dazu zu machen. Er schrieb mir zum Beyspiel: heute haben Se. Majestät früh eine Falkenjagd gehalten, dann eine Wolfsjagd angestellt, und endlich Abends den Tag mit einem Hirschjagen beschlossen, welches bis in die Nacht gedauert hat, unerachtet es drey bis vier Stunden lang geregnet hatte. Man war damals sechs starke Meilen vom Nachtlager; so weit mußte man also wieder zurück, bis auf die Haut durchnäßt, den König ausgenommen, der den ganzen Anzug wechselte, ehe es wieder nach Fontainebleau ging, wo Er, freylich ein wenig abgemattet, übrigens aber lustig und zufrieden anlangte, weil Er diesen Tag alles bekommen hatte, was Ihm aufgestoßen war. — Dies nennen nun die Großen Herren sich amüsiren! Doch man soll über Geschmack und Vergnügen nicht streiten. Nichts desto weniger war Heinrich am andern Morgen ganz früh schon wieder geschäfftig, Seine Arbeitsleute zu besuchen, und von einer Werkstatt in die andre umher

zu gehen. „Zwar — ſetzt Praslin hinzu — ſpürte Er bey Seiner Rückkunft aus dem Park ein kleines Fieber, es war aber von keiner Bedeutung.“ — Wenn Er ſelbſt mir hievon etwas ſchrieb, ſo war Er ganz Jäger, der flüchtig über alle Beſchwerden weghuſcht, um bloß bey dem zu verweilen, was Er Sein Weidmannsglück nennt. So ſchrieb Er mir z. B. am 20. May: ‘Er habe geſtern mit der größten Luſt von der Welt gejagt, ohne viel von der Hitze ausgeſtanden zu haben; Seinen Hirſch habe Er bey guter Zeit gefällt, ſey um zehn Uhr in Ponthierry zum Mittagsbrod eingeritten, und um halbdrey Uhr nach Fontainebleau zurückgekommen, wo Ihm die Königin entgegengekommen ſey. — Ein andermal: „So eben hab ich einen Hirſch bekommen, er hat mir ſehr warm und ſehr viel Luſt gemacht.“ — Was man gern thut, wird einem nicht ſauer!

Ueber dieſem allem verlor Er jedoch Seine Geſchäffte nicht aus den Augen; allein da ſie Ihm damals nicht viel zu thun machten, brauchte Er nur mir von Zeit zu Zeit zu ſchreiben, oder mich zu ſich nach Fontainebleau kommen zu laſſen, wenn Er mir etwas von Wichtigkeit mitzutheilen hatte. So ließ Er mich am Oſtermittwoch dahin rufen, nebſt dem Präſidenten Jeannin, und beſtelite Sein Conſeil auf den Montag nach Quaſimodogeniti dahin. Nie vergaß Er die mindeſte außerordentliche Bemühung durch neue Freygebigkeiten zu vergelten. ‘Ich warte nicht erſt — ſchrieb Er mir — bis die, welche mir gut dienen, mich bitten. Sie ſind mir ſo gut in meinen Angelegenheiten behülflich, daß es billig iſt, daß ich Ihnen dagegen auch bey den Ihrigen wieder unter die Arme greife. Ich weiſe Ihnen daher zwanzigtauſend Thaler auf meine Extrakaſſe an. Laſſen Sie die nöthigen

Ausfertigungen hierüber machen." — „Ich habe erfahren, — schrieb Er mir ein andermal — daß Sie zu la Chapelle bauen, und einen Park anlegen lassen. Als Freund der Baulustigen und als Ihr guter Herr gebe ich Ihnen einen Beytrag von sechstausend Thalern dazu, damit Sie sich etwas hübsches machen lassen können." —

Heinrich schrieb mir noch eine andre Art von Briefen, die ich um so viel über die vorhergehende setze, als dem Herzen eines getreuen ergebenen Dieners das Zutrauen eines so großen Königes werther seyn muß, als Seine Geschenke. Ich verstehe hier diejenigen, in denen Er mir Seine Herzensgedanken über das aufschließt, was uns beyden am theuersten war. „Es ist — sagt Er in einem Seiner Briefe — diesen Morgen etwas in meinem Busen vorgegangen, weswegen ich gern mit Ihnen, als meinem vertrautesten Diener, sprechen möchte." — So war es mit allem, was Ihn irgend beunruhigen konnte. — Mein Sohn verwundete sich, als er einst ein Pferd tummelte. Heinrich schickte sogleich einen eigenen Eilboten ab, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen; und ließ mir sagen: als Vater und als Herr nehme Er doppelten Antheil daran. Im November war mein Sohn noch gefährlicher krank, und der König begnügte sich nicht damit, daß Er Seinen ersten Leibarzt, du Laurens, hinschickte, und ihm den Kranken selbst empfahl, sondern Er schrieb mir noch dabey: Er liebe mich nicht so wenig, daß Er nicht, wenn Er denken könnte, Seine Gegenwart möchte dabey nöthig seyn, selbst kommen würde, um mir diesen Beweis Seiner Affektion zu geben. Mit der verbindlichsten Art gab Er Seine Bewilligung dazu, daß ich die Reise, die ich nach Fontainebleau zu machen hatte, nicht nur um

zween

zween Tage, ſondern ſo lang aufſchöbe, als ich meine Gegenwart bey meinen Sohn nützlich glauben würde.

In dem unglücklichen Vorfall zu Amiens, wo Rambures meinen Neffen Epinoy tödtete, ſchickte der König, auf die Nachricht von dem Schmerz und den Thränen, welche dieß Unglück dem Bruder des Entleibten auspreßte (4), ſelbſt hin, ihn beſuchen zu laſſen, und ließ ihn dreymal in Seinem Namen tröſten. Man hatte die ganze Familie gegen Saint Paul (5) aufzubringen geſucht, den man beſchuldigte, daß er an dieſem Meuchelmord Antheil gehabt habe. Saint Paul, voll gerechten Unwillens über dieſe Gerüchte, ging ſogleich mit der ganzen Zuverſicht, welche die Unſchuld einflößt, vor den König; er that dar, daß er dieſe ganze Zeit über nicht aus Calais gekommen ſey. Er ſprach von dem unglücklichen Opfer dieſes Unfalls mit ſo aufrichtigem Lob und Bedauren, daß ich darüber ſelbſt bedauerte, daß er ſich nicht in Amiens befunden hatte, wo er dieß Unglück ſicher verhütet haben würde, wie er ſich ſelbſt verſichert hielt. Er verſicherte zugleich, daß er das Blut des Verſtorbenen gern mit einem Theil ſeines eignen erkauft hätte, und beſchwerte ſich dann, daß man zu allen dieſen beleidigenden Gerüchten auch noch das geſetzt habe: Se Majeſtät hätten beſchloſſen, ihn vorladen zu laſſen, und mir verſprochen, mit aller Strenge gegen ihn zu verfahren; ich würde ihn nicht grüßen, und ſogar würde es ihm verboten werden, nach Paris zu kommen, ſo lange ich daſelbſt wäre. — Er blieb drey ganzer Tage zu Paris, um allen dieſen Verdacht der Niederträchtigkeit, die man ihm Schuld gab, zu zerſtreuen. Ich fand ſein Benehmen durchaus einem wohlgeſetzten Mann anſtändig, und glaube, daß auch Er mit der Art zufrieden war, wie ich ihn behandelte. Heinrich ſelbſt gab ſich nicht weniger

Mühe

Mühe hierbey, als wenn die Sache Ihn persönlich angegangen hätte. Er rechtfertigte Saint Pauls ganzes Betragen bey mir, und schrieb mir: ich sollte mich wohl hüten, den Gerüchten aus dem Viertel der Bastille Glauben beyzumessen, wo meine Feinde keine andre Absicht hätten, als noch ein zweytes Unglück zum ersten zu veranlassen. Er ermahnte mich sogar, mich des Zutrauens, das Saint Paul in mich zu setzen scheine, zu bedienen, um mit ihm zu verhüten, daß die Sache nicht von Folgen wäre.

Ich mußte noch das Zimmer hüten, als der König eines Tags dahin kam, mit mir — ich weiß nicht mehr von welchem — Liebeshandel zu sprechen, der mir aus dem Gedächtniß entfallen ist. Ich erinnere mich nur noch, daß ich mich sehr über Frau von Angouleme (6) und über noch eine Person entrüstete, welche die Hauptrollen dabey spielten, und daß ich mich unterstand, Heinrich mit vieler Festigkeit vorzustellen: Seinem Alter und Seinem Rang so wenig angemessene Anschläge seyen eben so viele Flecken in Seinem Ruhm, und könnten wohl noch etwas Schlimmeres nach sich ziehen. Meine sonst bisweilen glückliche Freyheit zog mir dießmal nichts als einen lebhaften Zorn und empfindliche Vorwürfe von Ihm zu. Er war beym Herausgehen aus meinem Zimmer noch so sehr in Hitze, daß man Ihn ganz laut sagen hörte: „Der Mensch ist mir doch auch ganz unausstehlich; er thut immer nichts als mir widersprechen, und alles tadeln, was ich will; aber bey Gott, er soll mir noch gehorchen lernen, und mir unter vierzehn Tagen nicht wieder vor die Augen kommen!“ — Meine Ungnade schien allen Anwesenden eine ausgemachte Sache; meine Leute betrübten sich darüber, und manche andre freuten sich wohl innerlich.

Schon

Schon früh um sieben Uhr des andern Tags sah man Se Majestät, mit fünf bis sechs Personen bey sich im Wagen, im Arsenal vorfahren. Er ging in meine Wohnung hinauf ohne zuzugeben, daß man mich davon benachrichtigte, und pochte selbst an meinem Kabinet an. Ich war nicht wenig überrascht, als man mir auf mein Wer da? antwortete: Der König, und ich an Seiner Stimme erkannte, daß Er es selbst sey. „Ey wie? was machen Sie denn da?" sagte Er zu mir, indem Er mit Roquelaure, de Vic, Zamet, la Varenne und dem Ingenieur Erard hereintrat; denn Er hatte mit mir von den Befestigungen von Calais zu reden. Ich antwortete Ihm: ich schreibe Briefe, und mache für meine Sekretäre Arbeiten zurecht. Mein Tisch war wirklich ganz bedeckt mit Briefen, und Verzeichnissen von Materien, die ich diesen Tag im Conseil vorzunehmen hatte. „Und seit wann sitzen Sie so hier?" fragten mich Se Majestät weiter. „Seit früh um drey Uhr," war meine Antwort. „Nun Roquelaure, — sagte Er zu ihm, indem Er sich nach ihm wendete — um wie viel wollten Sie wohl ein solches Leben führen?" — „Pardieu, Sire, nicht um all Ihre Schätze!" antwortete Roquelaure. Heinrich sagte weiter nichts darauf. Er ließ alle hinausgehen, und fieng dann an mit mir von Dingen zu reden, in denen ich unmöglich Seiner Meynung seyn konnte. Er merkte dieß bald, da Er sah, da ich Ihm kalt antwortete: ich hätte Ihm keinen Rath zu geben; da Ihro Majestät Ihren Entschluß nach reiflicher Erwägung ohne Zweifel schon gefaßt hätten, so bliebe mir nichts übrig, als Höchstdenenselben zu gehorchen, da ohnehin Allerhöchstdieselben es mißfällig bemerkten, wenn man andrer Meynung zu seyn wagte, als Ihro Majestät .... „Hoho! Sie machen den Zurückhaltenden, wie ich sehe, — sagte Heinrich lächelnd

zu

zu mir, und gab mir einen ſanften Schlag auf die Wange — „und ſind noch zornig von geſtern; ich „bins nicht mehr. Da! nur her! umarmen Sie „mich, und bleiben Sie immer bey Ihrer gewöhn„lichen Freymüthigkeit; denn ich kenne Sie wohl. „Wenn Sie anders handelten, ſo wäre dieß ein Zei„chen, daß Sie ſich nicht mehr um meine Angelegen„heiten bekümmerten. — Ich ärgere mich zwar bis„weilen — ſetzte Er mit jener Ihm ſo natürlichen Offenherzigkeit hinzu, — aber leiden Sie das nur; „denn ich liebe Sie darum nicht minder; im Gegen„theil, von Stund an, daß Sie mir nicht mehr in „Dingen widerſprechen werden, von denen ich wohl „weiß, daß ſie nicht nach Ihrem Geſchmack ſind, wer„de ich glauben müſſen, daß Sie mich nicht mehr „lieben.“ —

Wieder einer von den Zügen, aus denen man Heinrich ganz kennen lernen kann; und wirklich, dieß heißt ihn von ſeiner vortheilhaften Seite zeigen. Es iſt nichts ſeltnes, Miniſter und Vertraute Großer Herrn in Ungnade fallen zu ſehn; eben ſo wenig ſelten iſt es, daß ſie dieſe Behandlung durch ſträfliche Handlungen verdienen. Sind es, wo dieſer Fall eintritt, wirklich allemal die Fehler, was die Fürſten beſtrafen? Nie beynahe! Sie thun aus Kapriſe, Leichtſinn, Hochmuth, übler Laune das, was nur von ihnen abhangen würde, aus bloſſen Beweggründen der Gerechtigkeit zu thun. Es iſt, ſcheint es, das Schickſal der Vernunft, nicht gehört zu werden, ſie mag nun die Leidenſchaften bekämpfen, oder mag eben das rathen, was dieſe fordern.

Der König ſprach hierauf von Dingen mit mir, die ich nicht wieder ſagen darf, umarmte mich, und ſagte mir Adieu. Im Hinausgehen ſagte Er zu de

Vic:

Vic: „Ich habe für die Sache von Calais geſorgt;“ und dann ganz laut: „es giebt Narren, welche glau„ben, wenn ich auf Herrn von Sully zornig werde, „ſo ſey das in vollem Ernſt und auf lange Zeit; aber „falſch! denn wenn ich dann zu der Ueberlegung kom„me, daß er mir nichts vorſtellt oder widerſpricht, als „meiner Ehre, meiner Größe, und meines Beſten, nie „ſeines eigenen Nutzens wegen, ſo liebe ich ihn darum „nur deſto mehr, und bin voll Ungeduld es ihm zu „ſagen.“ — „Jeder Fürſt, der ſeinen Vortheil verſteht, wird nicht unterlaſſen, von Zeit zu Zeit öffentliche auffallende Beweiſe von ſeiner Achtung gegen Miniſter zu geben, die er gewählt hat. Vorausgeſetzt, daß dieſe Wahl gut iſt, wird ſie ihm (ein Hauptpunkt) auch die Achtung des Publikums verſichern.

Von den Angelegenheiten — um wieder darauf zurück zu kommen, wegen welcher Villeroy und Sillery auf Befehl des Herrn mit mir zu konferiren gekommen waren, betraf eine der vorzüglichſten die Proteſtanten. Da ihnen der König im vorigen Jahr verſprochen hatte, daß ſie in dem jetzigen eine Synode ſollten halten dürfen, ſo ſchrieben ſie dieſelbe jetzt nach la Rochelle aus, und ließen in Provinzialverſammlungen die Abgeordnete ernennen, die darauf erſcheinen ſollten. Von eben dieſen nun ließen einige den König wiſſen: in ihren Aufträgen fände ſich auch wieder der berüchtigte Artikel von der Synode zu Gap, den Pabſt betreffend. — Von welchem böſen Geiſt auch ein Theil derer angetrieben war, welche dieſe Verſammlung dirigirten, ſo glaubten ſie doch den König durch drey Deputirte, die ſie Ihm ſchickten, vorläufig, ſowohl von dieſem Artikel, als von einigen andern benachrichtigen zu müſſen, von denen ſie Grund hatten, zu glauben, daß ſie nicht nach Seinem Geſchmack

wären.

wären. Denn ſie hatten vor, die auf der Verſammlung von Chatelleraut ſo ſehr in Anregung geweſene Frage wieder aufs Tapet zu bringen, welche die Ernennung, Anzahl, und Dienſtzeit der Generaldeputirten des reformirten Religionstheils beym König betraf. Die Veranlaſſung dazu gab der Umſtand, daß die Dienſtzeit der beyden gegenwärtig im Amt ſtehenden zu Ende lief.

Der König wies, von Fontainebleau aus, dieſe beſonderen Deputirten an mich, und machte es, wie Er es gewöhnlich bey ſolchen Gelegenheiten zu halten pflegte. Er ließ Seinen Willen der Verſammlung durch mich ſo bekannt machen, als wenn ich es nur für mich ſelbſt und aus beſonderer Liebe zu meinen Glaubensgenoſſen thäte. Uebrigens behielt Er ſich vor, ein Wort als Herr darein zu ſprechen, wenn dieß Mittel nicht anſchlagen ſollte. Mein Bruder kam am 27. April zu mir, um darüber mit mir im Namen des Königs zu konferiren, und da ich immer noch wartete, daß der König ſelbſt nächſtens nach Paris kommen ſollte, ſo hielt ich die Abgeordneten zween oder drey Tage hin, ohne ihnen eine Antwort zu geben, die ich gern erſt mit Sr Majeſtät verabredet hätte. Er ſchrieb mir am 5. May von Fontainebleau aus, nachdem Er ſich in Anſehung der Reiſe anders entſchloſſen hatte, und ſchien ungeduldig, zu vernehmen, was ich mit den Abgeordneten vorgenommen habe. „Ich weiß nicht, — ſchrieb Er — was ſie „Ihnen über das geſagt haben mögen was ich Ihnen „durch Ihren Bruder ſagen ließ. Herr de la Noue, „den ich geſtern in Beyſeyn des Herrn von Villeroy „geſprochen habe, hat mir den größten Theil davon „eingeſtanden, und geſagt: er habe in ſeinem Leben „noch nicht ſo viele Narren in einer Geſellſchaft beyſamen geſehen, wobey er mir unter andern auch

Duret

„Rivet nannte. Es iſt auſſer Zweifel, daß die Abgeordneten ehe ſie zu Ihnen kamen, mit Herrn du „Pleſſis konferirt haben, der ſie wohl unterrichtet haben „mag, was ſie ſagen ſollen.“

Ich ſchrieb den Brief, den der König von mir verlangt hatte an die Verſammlung. Ich ermahnte ſie, ſich nichts herauszunehmen und in Anſehung des Artikels von den Generaldeputirten, in Policey- und Regierungsſachen nichts an dem zu ändern, was hierüber in einer ihrer feyerlichſten Verſammlungen feſtgeſetzt worden ſei. Ich machte ihnen begreiflich, daß die Dauer der Generaldeputation nicht kürzer als dreyjährig ſeyn könne, indem ſich die Deputirten nicht in kürzerer Zeit mit den Geſchafften, und am Hof bekannt machen könnten; auch müſſe man nicht bloß zween Deputirte ernennen, da dieſe Wahl in Generalverſammlungen geſchehen und vor dieſen jedesmal Partikularverſammlungen vorhergehen müßten; eine Förmlichkeit, die beträchtlich Zeit wegnehme. Wenn nun einem der Deputirten ein Unfall zuſtieſſe, ſo ſetze ſich der ganze Religionstheil der Gefahr aus, einen Agenten zu wenig beym König zu haben. Würde man hingegen dem König jederzeit ſechs vorſchlagen, ſo könnte eine ſolche Erledigung jedesmal ſogleich wieder ausgefüllt werden, indem Se Majeſtät nur einen andern aus den ſechs Vorgeſchlagenen ernennen dürften. In Anſehung des Pabſts gab ich ihnen zu verſtehen: wenn ſie untluger Weiſe und ohne alle Achtung für einen Pabſt, der wegen ſeines ſanften, friedfertigen Charakters dieſe Behandlung nicht verdiente, eine ſolche ohnehin ſchon für unnütz erklärte Frage wieder in Anregung brächten, ſo wagten ſie durch ihre eigene Schuld und für ein Nichts, dieſen ruhigen, glücklichen Zuſtand zu verlieren, der ſo lange das Ziel

ihrer Wünsche gewesen sey. Ich erinnerte sie deswegen an ihre eigene Gesinnungen, und selbst an ihre Geständnisse, und schloß damit, daß ich ihnen sehr nachdrücklich vorstellte: jeder Ungehorsam gegen ihren Herrn setze sie Verdrüßlichkeiten aus; allein ein ungerechter, unvernünftiger Ungehorsam aber wäre im Stand, sie ganz zu verderben.

Eben so ließ ich ihnen auch noch durch einige andre Personen schreiben, von denen ich wußte, daß sie noch am meisten Glauben unter der Partei fänden. Ich ließ sie bitten, wohl auf die Gründe zu merken, welche Montmartin noch beyfügen würde, den ich zum Ueberbringer dieses Briefs machte, und den Se Majestät für fähig hielt, bey dieser Gelegenheit den Dollmetscher Ihres Willens abzugeben. Ich benutzte noch einen andern Grund, von dem sich der König Wirkung versprach, indem ich den Rochellern, welche kürzlich um zweytausend Livres für ihr Kollegium angehalten hatten, zu verstehen gab, Se Majestät würden gern diese Gnade auf ihre Bemühung setzen, wenn sie sich verwenden würden, ihre Glaubensgenossen zur Folgeleistung gegen die königlichen Befehle zu bewegen. — Ein Brief vom König benachrichtigte mich nach einigen Tagen, daß Montmartin und die Abgeordneten mit den Befehlen Sr Majestät wirklich ziemlich gut bey der Versammlung aufgenommen worden seyen. Man habe aber bey weitem nicht die schuldige Achtung gegen die Reden des erstern, gegen meine Briefe und die beygefügte gezeigt, deren Verfasser man spottweise die vier Seher in der Gemeine genannt habe. Was Montmartin dem König von Zeit zu Zeit von den Gesinnungen bey der Versammlung schrieb, war nicht befriedigender. „Wenn das so fortgeht, — schrieb Er mir — so werden sie die

Könige

Könige und wir die Assembleen seyn.“ — Indessen behielt doch endlich die königliche Partei die Oberhand. Montmartin verwendete sich dabey mit einem Eifer, welchen der König mit einer Pension belohnte. Wiewohl man nicht sagen konnte, daß er ganz durchgedrungen habe, so glaubte er doch, in Rücksicht auf die Hindernisse, die er überstiegen hatte, alles gethan zu haben, was möglich war, da er dem König bezeugen konnte, daß Sein Wille daselbst befolgt worden sey. „Montmartin hat sehr gut gearbeitet — schrieb mir Heinrich in der Folge, — wiewohl fruchtlos, was er „nicht glaubt; er hat Schatten mitgebracht, der Körper „ist zurück geblieben, da der Artikel von Gap nur zwo „einzige Stimmen erhielt.“ —

Die Kirche von Pons zeichnete sich durch einen sehr kühnen Streich aus, indem sie, zufolge einer lächerlichen Anwendung, die sie von der Art, die Religionsangelegenheiten durch Generaldeputirte zu betreiben, auf sich machte, sich erdreistete, dem König drey Subjekte, Berac, Longchamp und Berrauville zu ernennen, um ihnen in der Eigenschaft von Particulardeputirten die Befehlshaberschaft in dieser Stadt zu übertragen. Heinrich antwortete bloß durch Verweisung auf die Edikte, war aber nicht weniger über diese Verwegenheit aufgebracht, als über die Konferenzen, welche Lesdiguieres und Murat, wie man ihm berichtete, zusammen hielten, und über den Mangel an Respekt, den sich der Prediger Chamier gegen den Herrn Connetable bey seiner Durchreise durch Montelimart zu Schulden kommen ließ. Ich lenkte die Sache dahin ein, daß Chamier diesem Herrn aufwartete, und sich wegen der Beleidigungen entschuldigte, über welche er sich beschwerte.

Die Rocheller gaben am Ende dieſes Jahrs dem König noch eine andere Urſache zur Unzufriedenheit, indem ſie an den König von England, ohne Sr Majeſtät und mein Vorwiſſen, ſchrieben, um ihn um die Loslaſſung eines Schottiſchen Predigers, Maluin, zu bitten, der in den Towr zu London geſetzt worden war, weil er Reden geführt und Schriften ausgegeben hatte, welche für Se Britanniſche Majeſtät und Ihr Conſeil beleidigend waren. Die Rocheller konnten nichts gegen eine Thatſache aufbringen, welche der Prediger Primerose, eben der Ueberbringer dieſer Depeſche, dem König bezeugte, der ihm in Rückſicht auf dieſes Geſtändniß erlaubte, ans Predigtamt nach Bourdeaux zurück zu kehren. Was ſie noch ſtrafwürdiger machte, iſt: daß ſie den Gefangenen in ihre Stadt aufnehmen, und ſelbſt als Prediger anſtellen wollten. In dieſem ganzen Verfahren lag eine mit nichts zu entſchuldigende Affektation von Unabhängigkeit. Der König von England hatte ſich nicht lange bitten laſſen, um einer Stadt, die er liebte, eine ſo unbedeutende Gnade zu erzeigen, als die Loslaſſung eines Fremden war, da er dadurch ſein Reich von demſelben reinigte. Ich wollte ſogar nicht dafür bürgen, daß der Brittiſche Staatsrath nicht eine heimliche Freude darüber empfand, dem König von Frankreich ein ſolches Geſchenk machen zu können. Dieſer hatte aber, außer dem Intereſſe ſeines verletzten Anſehens, dieſelben Gründe, Maluin nicht in Seinen Staaten aufzunehmen, welche König Jakob hatte, ihn aus den ſeinigen zu jagen. Heinrich ſchickte mir Bullion, und ſchrieb mir in dieſer Sache verſchiedene Depeſchen, theils ſelbſt, theils durch Villeroy. Ich bekam auch den Auftrag von Ihm, der Stadt Rochelle Bericht darüber abzufordern, ihr einen Verweis zu geben, und ſie anzuweiſen, Se Majeſtät um Verzeihung zu bitten.

n. Er ſchien ganz mit meinem Benehmen hierin
frieden zu ſeyn.

Unter mehrern wirklichen Fehlern fand ſich bis-
eilen doch, daß man dieſer Stadt auch manches mit
nrecht zur Laſt legte. Die Jeſuiten wandelte die
uſt an, einen von den ihrigen dahin zu ſchicken, um
as Amt eines Predigers zu verſehen. La Varenne,
r Pater Cotton, und einige andre warfen die Augen
uf den Pater Seguiran (7), und um nicht der Ge-
hr einer abſchlägigen Antwort von Sr Majeſtät ſich
uszuſetzen, machten ſie ſich an die zween Staatsſe-
etäre, Beaulieu und Fresne, welche dieſem Pater
uf ihre eigene Fauſt, und ohne Sr Majeſtät etwas
von zu ſagen, Briefe ausſtellten, die ihn berechtigen
lten, ſeine Einlaſſung daſelbſt zu verlangen. Da
r Jeſuite vor dem Stadtthor erſchien, fragte man
n wer er wäre? worauf er dreuſt antwortete: „Ich
in Seguiran von der Geſellſchaft Jeſu, und komme,
n dieſer Stadt, kraft der Briefe des Königs zu
Adigen.“ — „Zurück da! — ſagte die Schild-
ache etwas unhöflich zu ihm — wir wiſſen hier
echt gut, daß der Herr Jeſus keine Geſellſchaft hatte,
nd daß Ihr keine Briefe vom König habt.“ —
hne ihn weiter anhören zu wollen, nöthigte man ihn
n Abzug, den er denn endlich nahm, aber in ſehr
fgebrachtem Ton drohete, ſich darüber beym König
beſchweren. Dieß hielt er auch. Alle ſeine Anhän-
bey Hof unterſtützten ihn ſo gut durch übertriebe-
Vorſtellungen, was für ein unehrerbietiges Ver-
ren gegen Seine Befehle dieß ſey, und durch Ver-
mlichung eines Theils oder der ganzen Wahrheit,
ß Er mich unverzüglich durch ein ſehr dringendes
llet, welches ſehr viel Zorn vermuthen ließ, nach
ntainebleau berief.

Ich fand den ganzen Hof in Aufruhr, und den König von Personen umgeben, die Seinen Unwillen noch mehr reizten. „Nun, Ihre saubern Rochelleer „machen wieder schöne Streiche! — sagte Er zu mir — Ist dieß der Respekt, den sie für mich haben? „der Dank für meine Freundschaft gegen sie, und für „meine Gnadengeschenke?“ — Er erzählte mir die Sache mit einem Aussehen, das nichts als Strafe zu athmen schien, zog mich aber nachher auf die Seite, und sprach: „Ich habe mich so aufgebracht gestellt, um denen das Maul zu stopfen, welche nur alle meine Handlungen zu verläumden suchen; Ihnen aber, unter uns, sage ich, daß die Rochelleer hier nicht im mindesten Unrecht haben. Denn ich habe zu diesem Briefe weder Befehl ertheilt, noch etwas davon gewußt und würde sie wohl verhindert haben wenn man mir etwas davon gesagt hätte. Indessen muß man doch, da die Sache einmal geschehen ist, auf eine andre Art zu helfen suchen, als dadurch, daß man die Staatssekretäre Lügen straft, weil dieß von Folgen für alle ihre andern Ausfertigungen seyn mochte; sinnen Sie auf Mittel dazu.“

Nach Verabredung mit Sr Majestät schrieb ich an die von Rochelle: ihre Pflicht erfordere vor allen Dingen durch Abgeordnete dem König ihre Unterwürfigkeit und ihre Reue darüber zu bezeugen, daß sie sich Ihm mißfällig gemacht hätten. Ich gab ihnen zu verstehen, ein wenig Beharrlichkeit würde sie zu ihrem Vortheil aus diesem Handel ziehen, und versicherte, da die Sache ohne Vorwissen Sr Majestät geschehen sey, sollte es um so weniger wieder vorkommen, und sich ohne Beeinträchtigung ihrer Freyheiten endigen, auch würde ich nebst zween oder dreyen ihrer angesehensten Bürger, die sie mir schicken sollten, mit aller Sorgfalt über ihr Bestes wachen. Die Wendung, welche

welche ich machte, bestand darin: daß der Pater Seguiran neue Briefe von der Hand Sr Majestät selbst bekam, kraft deren er predigte. Er ward aber nach einigen Tagen wieder abgerufen. Die Jesuiten selbst schienen mit diesem Temperament nicht unzufrieden.

Eines zur Zufriedenstellung der Stadt Poitiers auszufinden, würde aber schwer gehalten haben. Seit diese Stadt endlich genöthigt worden war, die Jesuiten zu dulden, liefen bey mir unaufhörlich mündliche oder schriftliche Klagen über diese Väter ein, sowohl von Seiten des Bischoffs als des Generalstatthalters und der vorzüglichsten Inwohner, sowohl einzeln als im Namen des Ganzen. Diese Klagen, welche nicht allein von den Protestanten, sondern auch von den Katholiken selbst kamen, liefen vorzüglich dahinaus: Ungeachtet die Jesuiten durch ihre Anhänger zu Poitiers bey ihrer Ankunft in den Besitz eines Kollegium gesetzt worden seyen, und da man ihnen zu lieb sehr großen Aufwand für Häuser und Möbeln gemacht, auch selbst die reichsten Beneficien in der Gegend ihnen in die Hände gespielt habe, so könne man doch nicht sehen, daß diese Herrn in einem zweyjährigen Aufenthalt unter ihnen, während dessen ihnen der beste Theil der Jugend zum Unterricht anvertraut worden sey, den mindesten Nutzen gestiftet hätten. Dieß müsse den Bürgern um so empfindlicher fallen, da sie zuvor sehr gute Kollegien und vortreffliche Schulmänner gehabt hätten. Sie fügten einige andere noch bittere Klagen hinzu über das Unkraut, welches diese Väter in der Stadt und Provinz ausgestreut zu haben beschuldigt wurden, und baten aufs neue sehr dringend, daß man doch die Jesuiten abrufen und ein College royal (eine königliche Schulanstalt) stiften möchte. — Was hätte ich für sie bey Heinrich thun können, der erst

kürzlich wieder diesem Orden die Gnade zugesagt ha
daß Sein Herz in ihrem Hause la Fleche (Pfeil) a
bewahrt werden sollte, statt daß man das Herz
Könige bisher gewöhnlich in die Kirche zu U. L. Frau
brachte. – Deswegen fragte ein Ehrenherr von die
Kirche damals einen Jesuiten, welcher ihm begegne
was sie lieber wollten, das Herz des Königs in P
(la Fleche)*) oder Pfeil in dem Herzen des Königs (

Unerachtet so vieler Gnadenbezeugungen u
Wohlthaten womit der König auf diese Art täg
die Jesuiten überhäufte, hielten sie sich ohne Zweifel d
dem König von Spanien noch weit mehr verbund
indem sie fortfuhren, alle dessen Entwürfe zu unt
stürzen; Entwürfe die im Reich und mitten am H
selbst angesponnen wurden. Der Spanische Gesan
eröffnete sich im Vertrauen gegen die Freunde, wel
diese Krone in großer Anzahl bey uns hatte, über d
Entschluß, den Se katholische Majestät gefaßt hätt
— durch welche Mittel es auch syn möchte —
verhindern, daß ein so ehrgeiziger, kluger König u
vortrefflicher General, von so großem Ansehen und
besonderer politischer Verbindung mit den Protest
ten, nicht die Entwürfe ausführen könnte, welche se
angehäuften Schätze, Truppen und Munition gen
sam zu erkennen gäben. Man müsse ihn nicht

*) Dieß ist vielleicht die einzige mögliche Art, dieß eig
lich unübersetzbare Wortspiel zu übersetzen. Ich e
nere mich aber irgendwo etwas Aehnliches gelesen
haben: daß nehmlich der Präsident, welcher das H
Heinrichs, diesem Versprechen gemäß, den Jesu
übergab, dabey gesagt habe: Accipite cor regis,
dum voluerunt (Empfangen Sie hier das Herz
Königs, wie Sie es lange gewünscht haben.)

Der Uebers.

über seine Grenzen ausdehnen lassen, weil ihm sonst nichts zu widerstehen vermöge. Vielmehr müsse man ihm im Innern seines Reichs zu schaffen genug machen, damit er sich nicht selbst im Ausland zu thun machen könnte. Hiezu müsse man sich mit demselben Erfolg, wie zur Zeit der Ligue, des Hasses beyder Religionen wider einander, bedienen. Dieß wäre die gemeinschaftliche Sache aller Katholiken in Europa, deren Besorgniß um so gegründeter sey, als Heinrich durch den Schutz, den Er den Vereinigten Niederlanden angedeihen lasse, die einzige Macht zu entkräften gewußt habe, welche etwas beträchtliches für sie zu thun vermocht hätte. Man müsse ihn mit gleicher Münze bezahlen, und seine Kräfte erst anzuzehren suchen, ehe man sich öffentlich Genugthuung von Ihm zu nehmen wage.

Ich ward am wenigsten hiebey verschont. Man sagte: ich setze dem König größere Dinge in den Kopf als seit mehr dann fünf Jahrhunderten keinen König von Frankreich zu unternehmen eingefallen seyen. Meine Hauptabsicht gehe auf die Austilgung der katholischen Religion. — Nur gegen diesen letzten Vorwurf vertheidige ich mich, weil er ganz falsch ist. Man hielt ihn sich aber erlaubt, weil man sich davon den stärksten Eindruck für jene Absichten versprach. Uebrigens setze ich hier nichts willkührlich und ohne Grund auf Rechnung des Spanischen Gesandten. Einige von den Geistlichen, die er zu Vertrauten nahm, waren noch gut genug Französisch gesinnt, um sich über solche Reden zu ärgern. Sie glaubten ihrem Gewissen und ihrer Ehre zugleich Genüge zu leisten, indem sie den Kardinal du Perron und seinen Bruder, denen sie es wieder sagten, bey dem Glauben und den heiligen Evangelien schwören ließen, daß sie

sie wenigstens nicht namhaft machen wollten. — Man wird die beyden Perrons nicht im Verdacht haben, daß sie eine Betrügerey zusammengeschmiedet hätten. Alles war dabey zu gut mit besondern Umständen angegeben. Man erzählte nichts als nach der Aussage des Gesandten, der auch noch gesagt hatte: die Sache sey nicht bloßes Projekt mehr, sondern mehrere wackere Geistliche und guten Freunde Sr katholischen Majestät hätten schon Hand ans Werk gelegt, und arbeiteten noch täglich so gut daran, daß man erwarten dürfe, in Kurzem eine glückliche Revolution zu sehen. — Dergleichen Nachrichten erhielt übrigens der König nicht an Seinem Hof allein, sondern von allen auswärtigen Höfen, wo die Spanischen Gesandten öffentlich sagten: die Waage fange an, einen zu starken Ausschlag für die französische Schaale zu bekommen, als daß der Friede zwischen beyden Kronen noch lange halten könnte. Man setzte hinzu, die Spanier unterstützten diese Reden mit starken Bemühungen und jeder Art von Versuchen, die Freunde und Bundsgenossen Frankreichs an sich zu ziehen.

Heinrich, auf den diese Nachrichten natürlich Eindruck machten, hatte schon zu Ende des vorigen Jahrs angefangen, mit mir davon zu sprechen. Er ließ mich eines Tags durch la Varenne so früh holen, daß ich Ihn noch im Bette traf. So bald Er angekleidet war, nahm Er mich bey der Hand, und sagte: „Mein Freund, ich habe Ihnen Dinge von Wichtigkeit zu sagen; kommen Sie mit ins Bücherkabinet, damit wir lange mit einander sprechen können; wiewohl ich etwas Podagra gespürt habe, will ich doch mit unter ein wenig gehen.“ Nachdem Er mir alle die erhaltene Nachrichten erzählt hatte, sagte Er zu mir: „nun denn, sagen Sie mir aufrichtig, Sie sind wohl

wohl nicht böse darüber, durch dieß alles die Meynung bestätigt zu sehen, welche Sie jederzeit gehabt haben: daß große Könige sich entschließen müssen, entweder Hammer oder Amboß zu seyn, wenn sie mächtige Nebenbuhler haben, und daß sie nie auf sonderliche Ruhe rechnen dürfen? Ich habe Ihnen das freylich einigemal bestritten. Allein da es nun doch so eintrifft, so wollen wir wenigstens Anstalt treffen, sie in einen Zustand zu versetzen, daß sie es wohl unterlassen sollen, ihre schlimmen Anschläge nach mir ins Werk zu setzen. Denn vielleicht möchten sie sonst alsdann weniger Schwierigkeiten finden, als so lange ich lebe, da ich ihre Ränke kenne. — Ich bin nicht so thöricht, auf eigne Kosten für die Possen, welche mir bisweilen Ihre Hugenotten spielen, Rache suchen zu wollen. Sie betrügen sich, wenn sie denken, daß ich meine Kräfte gegen die ihrigen nicht zu schätzen wisse, und nicht wohl einsehe, daß es in meiner Macht stehe, sie zu Grund zu richten, so bald es mir beliebe. Ich will aber nicht aus bloßem Unwillen, noch einem andern zu gefallen meinen Staat durch ihre Zerstörung so sehr schwächen, daß ich darüber die Beute meiner Feinde werde. Ich will diesen lieber zween Streiche versetzen, als Einen von ihrer Hand bekommen. — Also — fuhr Er fort, indem Er von selbst in Hitze gerieth — da die Bosheit dieser Lumpenkerls so ist, muß man ihnen zuvor zu kommen suchen. Und bey Gott sey es geschworen, denn sie haben mich einmal in Harnisch gebracht: bringen sie mich weiter durch ihre Meutereyen gegen meine Person und meinen Staat, — denn auf beyde sollen, wie ich erst gestern noch gehört habe, ihre Absichten gehen — zwingen sie mich einmal das Schwerdt zu ziehen, so will ich es nicht wieder einstecken, bis ich es dahin gebracht habe, daß sie mir die Stunde verwünschen, da sie den Löwen

aus

aus seiner Ruhe aufgestört haben! Machen Sie also alle Zurüstungen aufs Beste: besonders sorgen Sie für einen Ueberfluß von Waffen, Geschütz, Munition und hauptsächlich Geld, was dem andern Leben und Nachdruck giebt; das übrige ist meine Sorge, und sehen Sie zu, ob Sie nicht für das nächstkommende Jahr 1607 eine Devise erfinnen können, welche nach dem, was wir jetzt mit einander gesprochen haben, ungefähr den Sinn ausdrückt: wenn sie uns als Füchse betriegen, sollen sie es mit Löwen zu thun bekommen!" —

Ich war entzückt, diesen Herrn aus diesem Ton sprechen zu hören, und vollzog Seine Befehle mit der größten Freude. Auf den goldnen Schaumünzen, die ich Ihm dießmal am Neujahrsfest überreichte, war der Tempel des Janus vorgestellt; eine Lilie schien dessen Pforte verschlossen zu halten, was noch deutlicher durch die drey Worte der Umschrift erklärt wurde: Clausi; cavete, recludam! (Ich schloß ihn; hütet euch, Ich kann ihn wieder öffnen!) Der König fand, es sey mir gut gelungen, Seinen Gedanken auszudrücken: daß Er nicht Lust habe, sich von Seinen Feinden zuvorkommen zu lassen.

Heinrich hatte Mühe, dafür sechs bis sieben Personen am Hof nicht anzusehen, vor denen man ihnen beynahe unaufhörlich sehr ernstlich gewarnt hatte. Das ganze Haus Lothringen war darunter begriffen, weswegen Er mir eines Tags schrieb: „alle diese Lothringische Kreuze sind verstellt, und ich fürchte, die Lilien möchten davon angesteckt werden." — Diese Klagen des Königs waren sehr oft mit Vorwürfen darüber begleitet, weil ich zugäbe, daß alle diese Prinzen öffentlich mit mir in engeren Verbindungen zu stehen schienen, als sie, bey einer so verschiedenen

Art

rt zu denken, Seiner Meynung nach, ſollten. llein ich betrachtete alle dieſe Sr Majeſtät gegen die errn von Lothringen hinterbrachte Nachrichten als oße Verläumdungen. Indeſſen glaubte ich doch, us Gefälligkeit für Ihn, denjenigen darüber zu Rede gen zu müſſen, welcher Ihm am meiſten verdächtig rkam, erhielt aber lauter Verſicherungen von Ge- rſam und Ergebenheit von ihm, die mir ſo aufrich- g ſchienen, daß ich mich verbunden hielt, dem König Anſehung ſeiner, Seinen Verdacht zu benehmen. ch bat Ihn, mir Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, nd zu glauben, daß ich ohne Bedenken jedes Band rreißen würde, das mir auch nur auf die entfernteſte rt für Sein Anſehen ſchädlich werden zu können hiene; und da Er geruhte, ſich hierüber Rath von ir ertheilen zu laſſen, ſo ſtellte ich Ihm vor, Seines genen Vortheils wegen dürfe ich die Perſon nicht rlaſſen, über die Er ſich beſchwerte. Denn geſetzt, hätte mir einen Theil von ihren Geſinnungen ver- imlicht, ſo wäre ich doch ſicher, daß ſie, ſo lange noch etwas über ſie vermöge, nie ſo weit gehen ürde, ihre Pflicht aus den Augen zu ſetzen. Es hien mir überhaupt vor allen Dingen Geduld und heilſchweigen nöthig, um nicht Gemüther aufzubrin- n, welchen eine ſolche Beſchuldigung um ſo empfind- her wäre, je weniger ſie ſie verſchuldeten.

Was die andern in der Anklage begriffenen Per- nen betrifft, ſo ſagte mir der König nichts, was ich cht ſchon vor Ihm gewußt hatte. Allein ſo oft ich eſe Nachrichten hatte ergründen wollen, hatte ich erzeit wenig Gegründetes und Aechtes darinn ge- nden. Die Beweggründe der Angeber waren mir nehin ſo wohl bekannt, daß ich endlich die Partie griffen hatte, die Ohren ganz vor ihnen zu ver- ſtopfen,

stopfen, sobald ich sie nur zwo oder drey Personen nennen hörte, an welche sich ihre Zunge mit einer noch boshaftern Freude machte als an die übrigen. — Nicht, als ob die Spanische Partey nicht wirklich stark am Hof gewesen wäre. Ich war der erste, der dieß zugab, und glaube, daß niemand besser als ich diejenigen kannte, welche dazu gehörten. Allein, welche Wahrscheinlichkeit war vorhanden, in diese, geheim seyn sollende Verbindung Personen zu ziehen, deren lange und unüberwindliche Antipathie dagegen bekannt war.

Heinrich berief sich darauf, daß es jederzeit sehr gefährlich sey, sich mit dem Glauben einzuschläfern, als ob kein sträfliches Projekt gegen den Staat angesponnen werden könnte, wenn man nicht hoffen dürfte, den ersten und größten Theil des Hofs darein zu ziehen; und Er kam jederzeit wieder darauf zurück, daß Er in mich drang, alle diese behaupteten Complots an den Tag zu bringen und abzuwenden. Ich gab Ihm Seinen Grundsatz zu, setzte Ihm aber einen andern entgegen, welcher ebenfalls unläugbar ist: man muß nicht alle Verbrechen, die noch nichts weiter als Gedanken und Begierden sind, bestrafen wollen, sondern nur ein wachsames Auge darauf haben, um sie keinen Körper bekommen zu lassen, und daher, aber anscheinend nur ganz unabsichtlich, die Keime von einander zu entfernen suchen aus denen er hervorsprossen könnte; was aber allemal mehr die Sorge des Ministers als des Herrn selbst seyn muß. Was konnten überhaupt auch, das Schlimmste gesetzt, diese als so fürchterlich geschilderte Personen anfangen? Auch dieß gab ich dem König zu bedenken. Wog Er allein nicht Tausende von ihnen auf? Und bildeten nicht Seine erprobt treue Diener einen undurchdringlichen Wall um Ihn her? Heinrich hatte keine Feinde,

die nicht sogleich aufs erste Wort vor Ihm erbeben
ſten. So lange Er lebte, durfte die Ruhe der
gierung nicht durch irgend eine Furcht vor einer
wälzung geſtört werden.

So ungefähr wurde zwiſchen Sr Majeſtät und
bey dieſer Gelegenheit geſprochen und geſchrieben;
weder unmittelbar, oder durch den Herzog von Ro-
, der verſchiedenemal mit mir darüber zu ſprechen,
r mir Briefe von Ihm zu bringen hatte. Er folgte
lich meinem Rath, und behandelte dieſe Sache
r durch verborgen wirkende Mittel, und mehr mit
lindigkeit als Gewalt. Ich betrachtete dieſes Ge-
ſſt nicht wie einige andre, die mir der König am
ſ übertrug. Ich machte verſchiedene Reiſen dahin,
verſäumte nichts, was ich zu Zerſtreuung jener
artigen Dünſte dienlich erachtete. Ich erbot mich
ar gegen den König, die ganze Zeit darauf zu ver-
den, die Er mir auf meinen Landhäuſern zuzu-
gen erlaubte, und unaufhörlich bey Ihm daran
arbeiten. Ich verabredete mit Ihm eine geheime
hrift, deren ich mich bey dieſer ganzen Sache in
nen Briefen an Ihn bediente, und die unmöglich
entziffern oder auch nur zu muthmaßen war. Ich
ckte Descartes an Barrault, um ihn von dem zu
errichten, was er zu Madrid ſowohl hierin als in
gen andern Angelegenheiten zu thun und zu ſagen
te.

Es war die Frage von einem Memoire, welches
Spaniſche Geſandte kürzlich dem König am 5.
ärz zu Fontainebleau überreicht hatte, um von Sr
ajeſtät die Zurückgabe einer gewiſſen Priſe zu erhal-
, welche Grammont nicht ohne Befehl zurückgeben
llte. Es kam nur auf eine gute Deutung des Ge-
es vom Strandrecht an; denn dahin ſchlug die
Priſe

Prise ein. Der Spanische Minister leugnete die Anwendbarkeit dieses Gesetzes auf Schiffe und Geschütz, welche Königen und souveränen Herrn zustehen, und wirklich in ihrem Dienst begriffen seyen. Weder das Gesetz, auf das man sich berief, noch der vorliegende Fall schien dem Staatsrath so einleuchtend, als es Spanien behaupten wollte. Villeroy sagte: als die berüchtigte Flotte, welche der hochselige König von Spanien gegen England auslaufen ließ, in der Meerenge von Calais zerstreut worden sey, habe man freylich die Trümmer, die in Calais auf den Strand geworfen wurden, zurück geben lassen; diese Zurückgabe sey aber mehr für Begünstigung als für Gerechtsame angesehen worden. Der König verwies die Entscheidung dieser Frage nach den Gründen und Beyspielen der Reichsarchive, an mich.

Was in diesem Jahre zwischen Spanien und den Vereinigten Provinzen vorging, wird von ungleich größerer Wichtigkeit für uns seyn. Die Eröffnung des Feldzugs gab einige Hoffnung, daß der Friede noch lange Zeit hintertrieben werden dürfte. Du Terrail suchte die Stadt l'Ecluse für die Spanier zu überrumpeln. Er öffnete sich einen Weg hinein mit einer Petarde, und drang auch wirklich an der Spitze der Soldaten, die ihm der Erzherzog zu dieser Unternehmung gegeben hatte, so tief ein, daß er sich unstreitig des Orts bemächtigt haben würde, wenn er besser unterstützt worden wäre. Allein Furcht befiel seine ganze Mannschaft; er wurde im Stich gelassen, und genöthigt wieder zu gehen, wie er gekommen war. Der Prinz von Oranien überfiel Antwerpen, und richtete eben so wenig aus. So viele Weichlichkeit zeigte nur noch deutlicher, daß man auf beyden Seiten das Kriegführen verlernt hatte, und verschaffte den

Friedens-

iedensvorschlägen, die man öffentlich machte, nur
so eher Eingang. — Eine so tief eingewurzelte An-
athie, als die Flammänder gegen Spanien hat-
, gab ihnen ein, zum letztenmal noch dasselbe
ittel zu versuchen, das sie im vorigen Jahre bey
s angewendet hatten, um uns zu vermögen, ihre
ache zu der unsrigen zu machen. Sie wiederholten
h dringender das Anerbieten einer gewissen Anzahl
er besten Plätze zu Pfändern.

Ich habe, denke ich, noch nicht erzählt, was in dem
taatsrath bey dieser Gelegenheit vorgegangen war.
an hatte daselbst gesagt, es sey nicht recht, daß der
nig alle Jahre zwo Millionen für die Staaten ver-
nde, ohne einen Nutzen dafür zu ziehen. Das
yspiel der Königin Elisabeth sollte uns zur Lehre
nen, und die Flammänder würden sich noch glück-
schätzen, unsern Beystand auf solche Bedingungen
erhalten. Bey dieser Meynung des Staatsraths
r weiter nichts Befremdendes, als dieß, daß sie,
iel man bemerken konnte, nur von eifrigen Katho-
n unterstützt wurde; eben von denen, welche alles
geopfert hätten, um das Projekt einer Vereinigung
schen Frankreich und Spanien durchzusetzen. Man
äth vielleicht nicht, wo diese Rathgeber durch —
cheinend so widersprechende — Schritte hinaus
lten. Es verhielt sich aber so: sie waren weit ent-
t, das Erbieten der Flammänder für so ernstlich
halten, als es würklich war. Nach ihrer Rech-
ng durfte man es also nur annehmen, um bald
einigkeit und Zwietracht zwischen dem König und
Staaten zu sehen. Diese Meynung drang durch,
e daß ich etwas anders dabey that, als durch
pfschütteln zu bezeugen, daß ich meine Stimme
u verweigern würde.

Indessen fügte es sich aber ganz anders. Das Conseil der vereinigten Provinzen (9) nahm mit offnen Armen diese Eröffnung auf, und bewilligte dem König sechs Städte, die Er selbst auslesen möchte, als Pfandschaft, wenn Er ihnen zwo Millionen baar, und eine gewisse Menge Pulver geben, und wie bisher ihre Werbungen in Frankreich begünstigen wollte. Da Buzenval im vorigen Winter, wie ich angeführt habe, mit dieser Resolution zurückgekommen war, wußten unsre Rathgeber in der Verlegenheit darüber nicht mehr, was sie sagen sollten, und ich glaube, daß ich ihnen damals, weit entfernt sie verdrüßlich zu machen, einen großen Dienst erwies, indem ich im vollen Rath zeigte, wie sehr sie sich bey der ersten Berathschlagung übereilt hatten. Ich that dar, wie viel daran fehlte, daß die verschiedenen Hülfsleistungen, welche Se Majestät alljährlich den Staaten gutwillig zufließen lassen, sich auf eine so beträchtliche Summe beliefen, als die, welche sie verlangten; daß die Städte, welche man anböte, im Grund keine hinlängliche Sicherheit für unser Geld leisteten; und endlich beschuldigte ich, mit noch größerer Zufriedenheit auf ihrer als auf meiner Seite, alle ihre Gründe geradezu der Unwissenheit und Ungereimtheit. Dieß Conseil war ausserordentlich zusammenberufen worden, und bestand aus dem König, dem Herrn Grafen von Soissons, dem Kanzler Bellievre, Sillery, Chateauneuf, Chateauvieux, als Capitainen des Gardes, Villeroy und mir. Da niemand etwas darauf erwiederte, so war weiter nicht mehr die Frage von den Geiselplätzen, und man blieb im Allgemeinen bey den ersten Benennungen von Freunden und Bundsgenossen der vereinigten Provinzen zu Schutz und Trutz, wozu der im Vertrag (denn die Staaten wollten es sollte einer seyn) ausgedrückte Vorwand dieser war: Frieden zwischen ihnen und dem König von Spanien zu stiften.

Die

Die Staaten, denen dieß Verfahren ein gewon-
es Spiel gab, um die ganze Schuld auf uns zu schie-
, ließen sich dadurch nicht irre führen, und sagten
chlossen: da man ihnen das Geld verweigere, dessen
enöthigt wären, und das man ihnen doch schon so
als versprochen hätte, so setze man sie in die Noth-
digkeit, mit ihrem Feind Frieden zu machen, den
denn auch sogleich abgeschlossen sehen würde. —
von stand nichts in der Rechnung des Königs, wel-
die Sachen durch Seinen gewöhnlichen Beystand
lange auf dem alten Fuß zu erhalten gehofft, und
vegen bereits den Staaten zu Anfang dieses Jahrs
Summe von sechsmalhundert tausend Livres aus-
lt hatte. Sie nahmen aber Sein Geld, und mach-
nichts destoweniger den Waffenstillstand, den sie
atten; und so geschah es denn wahrscheinlich blos
unsern Vorwürfen zuvorzukommen, daß sie uns
neuem durch dieselben Vorschläge von Geiselstäd-
nd Annehmung französischer Herrschaft, ermüden
n, von denen sie schon wußten, daß wir nichts
t zu thun haben mochten. — Auch suchten sie erst
eine beträchtliche Summe Geld von uns zu zie-
Da Aersens bey seiner Rückkunft nach Paris
Anfang des Aprils sich nicht schämte, noch einen
hschuß von zweymalhundert tausend Livres zu ver-
en, so rächte sich hier Heinrich. Allein, wiewol
ies Aersens eine abschlägige Antwort gab, unter-
Er doch im übrigen nicht, alles zu versuchen, wo-
Er den Entschluß der Staaten zum Frieden,
hieben zu können glaubte. Doch sagte er selbst
ch: es sey nur allzu deutlich, daß es bereits eine
emachte Sache unter ihnen sey.

Preaux und Russy hatten in dieser Sache auf Be-
es Königs schon mehrere Gänge hin und wieder

gethan. Da Er es für eine Hauptsache hielt, in diesem Land jemand zu haben, welcher in Seinem Namen der allgemeinen Staatenversammlung beywohnte, die auf den 6 Mai angesagt worden war, und in welcher die Abgeordneten ernannt werden sollten, die man an Ihn abschicken wollte, um Ihm die Beweggründe zu einer Beendigung des Kriegs vorzulegen; so hielt Er für dienlich, daß ich Buzenval eilends wieder zurückreisen lassen sollte, dem Er Jeannin noch beigab. Ihre Instruktionen waren ungefehr dieselben, die man dem (Antoine le Fevre de la) Boderie in Ansehung des Waffenstillstands gegeben hatte. Ich ließ Buzenval seinen gewöhnlichen Gehalt auf sechs Monate ausbezahlen, nur rechnete ich auch die Kosten dazu, welche Franchemen sein Sekretär, während der Abwesenheit seines Herrn in Flandern gemacht haben konnte.

So standen die Sachen, als die Nachricht von einem großen Sieg zur See, einlief, welchen die Flotte der vereinigten Provinzen am 25. April über die Spanische erfochten hatte. — Beynahe zu gleicher Zeit schickte auch Buzenval folgenden umständlichen Bericht davon. (Don Juan Alvarez d') Avila der spanische Admiral kreutzte in der Gegend von der Meerenge von Gibraltar, um den Holländern die Einfarth in das Mittelländische Meer zu verwehren, und ihnen die Handlung nach dem Adriatischen Meerbusen zu nehmen. Die Holländer, die man an keinem empfindlichern Ort angreifen konnte, gaben einem ihrer besten Seemänner, (Jakob) Heemskerke zehn bis zwölf Schiffe als Vice Admiral zu kommandiren, um diese Flotte zu rekognosciren und anzugreifen. Avila war an Schiffen und Mannschaft schon beynahe noch einmal so stark als sein Gegner, verstärkte sich aber doch noch mit sechs und zwanzig Galionen

von

denen einige tauſend Tonnen hielten; auch ver-
rte er ſeine Krieger bis auf vierthalbtauſend
nn. Mit dieſer Verſtärkung hielt er ſich dann
Siegs ſo verſichert, daß er ſich eine Geſellſchaft
hundert und funfzig Adlichen zuſammen bat, um
Zuſchauer davon auf ſeinem Schiff abzugeben.
tt indeſſen in die hohe See zu ſtechen, wie er
dieſer Zuverſicht hätte thun ſollen, poſtirte er ſich
r die Stadt und Feſtung Gibraltar, um nicht
Treffen gezwungen werden zu können, bis er es
t für gut fände.

Heemskerke, weit entfernt von ſo ängſtlicher
ſicht, hatte kaum gemerkt, daß ſein Feind ihn zu
ten ſchien, als er geradezu auf ihn los ging und
die wütendſte Schlacht lieferte, von der man
Menſchengedenken gehört hatte. Sie dauerte
ganzer Stunden. Der Holländiſche Vice Admi-
nachte ſich ſogleich an den Spaniſchen Admiral,
te ihn, und ließ über Bord ſpringen. Ein Ka-
nſchuß, der ihm gleich zu Anfang des Handge-
gs einen Schenkel weggeſchmettert hatte, ließ ihn
noch eine Stunde leben, wärend welcher er bis auf
letzte Minute fortfuhr die Befehle zu geben, als
n er keinen Schmerz fühlte. Als er endlich ſeinen
n Augenblick nahe fühlte, ſo gab er ſeinem
tenant ſeinen Degen, und ließ ihn und alle ſeine
e darauf ſchwören, zu ſiegen oder zu ſterben.
Lieutenant ließ dieſen Eid durch alle Schiffe
n, wo nun das allgemeine Geſchrei erſcholl: Tod
Sieg! Die Holländer erhielten endlich den Sieg,
fanden daß es ihnen nicht mehr als zwey Schiffe,
ungefehr dritthalbhundert Mann gekoſtet hatte.
Spanier verloren dabey ſechzehn Schiffe, von
n drey in die Luft flogen, und die übrigen, wor-

unter das Admiralschiff war, von Kanonen zertrümmert und in Grund gebohrt worden waren. Der Admiral Avila, fünf und dreyßig Schiff Capitäns, funfzig von seinen Freywilligen von Adel, und zweytausend achthundert Mann verloren dabey das Leben. Eine merkwürdige Schlacht, welche nicht nur den Wittwen und einzelnen Privatleuten Thränen kostete, sondern auch ganz Spanien mit Entsetzen erfüllte.

Dies hieß den Krieg mit einem glorißen Streich endigen. Denn die Unterhandlungen wurden dadurch nicht unterbrochen; sondern vielmehr nur noch lebhafter betrieben. Anfangs sprach man davon nur als von Vorschlägen, die der Marquis Spinola, oder höchstens der Erzherzog mache, ohne des Königs von Spanien dabey zu erwähnen. Einige waren bey der Ungewißheit, die sie verschiedentlich dabey bemerkten, einfältig genug, zu glauben, daß alles ohne würkliche Theilnahme des Königs von Spanien geschehe. Mit ein klein wenig Aufmerksamkeit würde man es jedoch ganz unwarscheinlich gefunden haben, daß Spinola oder der Erzherzog, mit den Todfeinden Spaniens in Unterhandlungen über einen Frieden oder einen Waffenstillstand auf lange Jahre zu treten, hätte wagen sollen, ohne wenigstens die geheime Einwilligung des Königs von Spanien, oder deren, die ihn beherrschten, für sich zu haben. Der Spanische König selbst war von diesem Augenblick an wohl entschlossen, wie es sich in der Folge zeigte, und wenn man einige politische Verlegenheit an ihm bemerkte, so kam dieß entweder von der Sache selbst, oder von der Langsamkeit des Spanischen Staatsraths her, oder endlich von denen, welchen er, der Förmlichkeit wegen, seinen Entschluß mittheilen zu müssen glaubte. Dieser war nicht ohne große Gefahr für Spanien, und konnte ihm daher

nur durch eine dringende Nothwendigkeit eingege-
seyn.

In Frankreich behauptete man Ja und Nein, bis
n Augenblick des Schluſſes. Der König ſchrieb mir
ine Meinung von allen den Depeſchen, die Er aus
em Land erhielt, und ſchickt ſie regelmäſig an
lleroy, Sillery und mich, um ſie in einer Art von
nſeil zu prüfen. Die wichtigſte Nachricht war die,
che am Ende des Mai einlief: man wärte in Flan-
n zu Feſtſetzung der Artikel nur noch auf das Ver-
chen des Königs von Spanien, dasjenige zu beſtät-
n was durch den Erzherzog oder Spinola und die
nten der Staaten feſtgeſetzt werden würde. Der
kretär dieſes Marquis, der einige Tage zuvor durch
ris gekommen war, ſey hingereist, um dieſes Ra-
ationsverſprechen nebſt der Zurückberufung des Don
ego d'Ibarra zu holen und habe ſie auch wirklich mitge-
cht. Auf dieſe Nachricht, die mir Heinrich in einem
ef, Monceaux 24 Mai, mittheilte, antwortete ich:
n müſſe die Spaniſche Ratifikation, folglich den
eden oder einen ſehr langen Waffenſtillſtand für
z gewiß halten, und man werde dem Vergleiche, um
Schande der Spanier einigermaſſen darunter zu
ergen, wahrſcheinlich dieſe letzte Benennung geben.
zu ſetzte ich noch, dem gemäß, was ich ſo eben ge-
habe, hinzu: Spanien gebe der Nothwendigkeit
, wenn anders nicht hierunter eine Schlinge ver-
gen liege, wodurch es einſt wider zu erlangen hoffte,
es itzt nur dem Drang der Verhältniſſe zum Opfer
nge.

Der Sekretär des Spinola hatte keinen Auftrag
gen dem Projekt der Ratifikation, wie man ausge-
hatte. Denn ſonſt hätte ſie in Flandern und auch
Paris ſchon vor dem Ende des Julius ſeyn müſſen,

wie Heinrich erwartete. Fanden sich vielleicht neue Schwierigkeiten? Oder fand Spanien aus andern Gründen für gut, mit der Ausfertigung zu zögern? Denn diese erschien erst datirt vom 18 September. Ich erfuhr es mit unter den ersten, durch den Gesandten des Erzherzogs, welcher dann sogleich das Gerücht davon in ganz Paris ausbreitete, mit Umständen, die für Spanien durchaus günstig waren, denen aber Hein keinen Glauben beimaß. „Denn — sagte Er — die „Spanier wollten mir zu lange nicht damit heraus „rücken." Ich meldete nach Fontainebleau, was mir der Ambassadeur davon gesagt und was ich ihm darauf geantwortet hatte, mit einer Aufrichtigkeit, die Se Majestät Vergnügen machte. Die erste Depesche, welche endlich am 5 Oktobr aus Holland kam, brachte zur Gewißheit, was man von dieser so ungeduldig erwarteten Schrift zu halten hatte.

Se katholische Majestät hieß, vermöge derselben nicht nur den von dem Erzherzog geschlossenen Waffenstillstand, gut, sondern gab auch sein königliches Wort, gleichfalls alles zu ratificiren, was ferner noch durch diesen Herrn oder dessen Agenten mit dem Conseil der vereinigten Provinzen beschlossen werden würde, es betreffe einen Frieden oder einen langwührigen Waffenstillstand — welches von beyden sie wälen würden; so gut als wenn es von ihm selbst gesetzt und geschlossen worden wäre. Er versprach mit seinem ganzen Ansehen über dessen genauer hochverpönter Beobachtung in allen seinen Staaten zu halten; wolverstanden jedoch, daß wenn unter den Unterhandelnden nichts zu Stand käme, gegenwärtige Schrift für null und nichtig zu achten seyn sollte, ohne für eine der Parteien ein anderes Recht zu begründen, als das, welches sie in der Sache selbst hätten. Alles sollte in dem Zustande verblei-

elben, worinn es sich zur Zeit dieser Ratifikation be-
nde. Sie war spanisch geschrieben, unterzeichnet,
o el Rei, (ich der König) und in Patentform abge-
ßt; welches den Staaten mißfiel. Denn in Anse-
ng der übrigen Form waren sie wol zufrieden, ausser
ß sie gegen die Worte: ohne den Partheien an ihren
erechtsamen zu präjudiciren, Einwendung hatten, da
in der Voraussetzung, daß nichts beschlossen werden
lte, da zu stehen schienen. Ungleich grössere Schwie-
gkeit machten sie darüber, daß darinn stipulirt war:
genwärtige Disposition solle nicht weniger die Reli-
on als die Politik und Regierung betreffen. Denn
glaubten, diese Clausel stehe in der Absicht da, um
nen die Rechte wahrer Souverains in kirchlichen
achen streitig zu machen. Uebrigens ward die Schrift
rch die Abgeordneten von Frankreich und England,
s man sie um ihre Meinung davon befragte, auch in
rer jetzigen Form für acceptabel gehalten. Jeanin, der
n Namen seines Herrn so viel als es konnte, gel-
nd zu machen suchte, sagte zu ihnen: er könne nicht
lligen, daß sie, nachdem sie alles zugegeben hätten,
n über eine Sache brechen wollten, welche, genau
sehen, sie zu nichts weiter verbände, als was sie thun
olten. Er rathe ihnen nur, daß sie allen Vergün-
gungen, welche sie den Katholiken in ihrer Republik
räumen könnten, lieber die Wendung geben möchten,
ß sie von ihnen selbst oder durch Vermittlung Sr
llerchristlichsten Majestät, als aus einem Vertrag
t den Erzherzogen und Spanien herrührten.

Dieß war also diese Ratifikation, von der man so
l Lärm gemacht hatte. (11) „Die Zeit wird uns
ren — schrieb mir Heinrich, indem Er mir eine Ab-
rift davon durch den jungen Lomenie zuschickte, —
lche Vortheile jeder davon ziehen wird. Prinz Mo-

ritz führt bereits schon Reden, als wenn er sie nicht annehmen wollte, und so auch Seeland." — Der Waffenstillstand, auf den diese Verhandlung endlich hinauslief, ward erst zu Anfang des Jahrs 1609 abgeschlossen und publicirt, indem ihn verschiedene Schwierigkeiten noch das ganze Jahr 1608 hindurch aufgehalten hatten. Um nichts zu anticipiren, wollen wir hier weiter nichts davon sagen, als daß er in diesem Jahr eine gänzliche Aufhebung aller Feindseligkeiten bewirkte, während welcher man aufrichtig am Frieden arbeitete. Der König hielt dort immer (12) Jeannin und Preaux. Der König von England ließ ebenfalls seinen Abgeordneten daselbst residiren. Dieser Herr gab hier seinen Charakter gerade so zu erkennen — wie ich ihn geschildert habe. Es hieng nur von ihm ab, eine Macht zu demüthigen, die ihm verhaßt war. Frankreich, wiewol es besser als irgend eine andere Krone seine Nachbarn entbehren konnte, zeigte ihm die Mittel dazu, und erbot sich ihm das Beispiel zu geben. Allein, was läßt sich von denen erwarten, welche weder die Zeit zu beurtheilen, noch Gelegenheiten zu nutzen, noch irgend etwas auszuführen, nicht einmal etwas recht bestimmt zu wollen fähig sind?

Auf die Nachricht, welche von de Vic einlief, daß unsre Nachbarn, trotz der Verträge und wiederholten Erklärungen der Erzherzoge fortführen, an dem Fort von Rebuy zu arbeiten, und daß es bald im Vertheidigungsstand seyn werde, schickte der König ihm, dem Vice-Admiral, Befehl zu, Soldaten dahin marschiren zu lassen, welche die Arbeiter überfielen und das ganze Werk zerstörten, ohne jedoch jemand zu tödten, oder zu verwunden. „Unsre Nachbarn — schrieb mir Villeroy — werden sich wol darüber beschweren; es ist aber besser, sie klagen, als wir." —

Die

Die Graubündter entschlossen sich endlich, beynahe
so respektswidrig gegen die Spanier zu verfahren,
hdem sie sie lange genug geschont hatten. Die Be-
gungen der Aufwiegler unter ihnen, das ganze Land
er spanische Botmäßigkeit zu bringen, und alle Re-
nirte daraus zu vertreiben, brachen endlich in einem
klichen Aufstand aus, wobey der Senat entdeckte,
der Graf von Fuentes den Bischoff von Chur
seine Anhänger durch zween Pensionäre von Spa-
, welche für alle büssen mußten — die Hauptrolle
e spielen lassen. Diese wurden eingezogen und dem
tlichen Arm übergeben, welcher geschwinde und exem-
rische Gerechtigkeit an ihnen übte. Die Bündner
en zu gleicher Zeit die Artikel von Mailand öffent-
zerreissen, das einzige Band, das sie noch an Spa-
n hätte binden können, und bestättigten feyerlich ih-
Bund mit Frankreich und Venedig. Nach diesem
ken Schritt fühlten die Graubündter, daß sie mehr
je des Raths und Beystands Sr Majestät benö-
gt wären. Der Eilbote, der um beydes ansuchte,
em er diese gute Neuigkeit brachte, brauchte nur sechs
ge zu seiner Reise aus dem Innern von Veltlin.

Wiewol der Graf von Fuentes öffentlich von nichts als
che für den seinem Herrn angethanen Schimpf sprach,
o große Zurüstungen in Teutschland und der Schweitz
gab, beunruhigte man sich darüber in Frankreich
ot, wo man überzeugt war, daß, wenn er durch alle
se leere Drohungen nur einen Schluß in der Velt-
en Sache hintertreiben konnte, er nur sehr schwach
f die zween Pensionäre und die zerrissenen Artikeln
ngen würde. Der Kaiser hatte genug für sich zu
n. Da er den Protestanten in Siebenbürgen die
wissensfreyheit nehmen wollte, hatte sich ein Sieben-
ger Bostkay an ihre Spitze gestellt, und die kaiser-
lichen

lichen Truppen so übel zurückgewiesen, daß der Kaiser, aus Furcht, die Türken möchten sich mit den Mißvergnügten vereinigen, genöthigt war, diese Leute in Ruhe zu lassen und Bostkay die Herrschaft des Landes als Eigenthum einzuräumen, unter einer Art von Lehnshuldigung oder vielmehr blosser Erbzinsbarkeit. In Ansehung der Schweizerkantons konnte Spanien wol denken, daß die Bündner einen solchen Schritt nicht gewagt haben würden, ohne Theilnahme derjenigen von diesen Cantonen, welche mit dem Herzogthum Mailand verbunden sind.

Der König ließ den Graubündtern sagen: Er werde sie nicht verlassen. Ebendies versprach Er dem kleinen Freistaat Genf, den Er für Seine großen Entwürfe nicht für unbedeutend hielt. Er gab ihnen Geld, damit sie ihre Kräfte im Stand erhalten und einen Ueberfluß von Munition anschaffen könnten. Er that noch mehr; indem Er Seine Briefe, voll Bezeugungen Seines Wohlwollens durch Boesse, Mestre de Camp des Regiments Navarra, und Befehlshaber von Stadt und Schloß Bourg dahin überbringen ließ, erbot Er sich, dieser Stadt diesen Officier zu überlassen, um ihr in ihren Unternehmungen an die Hand zu gehen, und trug kein Bedenken, ihr Sein Vorhaben zu eröffnen; in Genf ein Magazin von Kanonen und Kriegs- und Mundverrath, sowol zu ihrem, als Sr Majestät Gebrauch, anzulegen. Die Republik antwortete am 21 April dem König, nahm dankbar diese Beweise Seiner Güte an, und versprach künftig mit Sorgfalt auf alles zu merken, was ihre gemeinschaftlichen Feinde unternehmen möchten. — Er brach übrigens darum nicht mit dem Herzog von Savoien. Im Gegentheil, da der Graf von Garmare, dessen Envoye bey dem König, zu Fontainebleau zu Ende des Oktobers Abschied

nehmen

nehmen ſollte, um mit dem Envoyé des Großherzogs von Toſcana wieder über die Alpen zurück zu gehen, ohne, wie wenigſtens der König damals glaubte, wieder über Paris zu kommen, ſo ſchrieb Er mir: ich ſollte ihm zwey Uhren mit Edelſteinen ſchicken, jede von tauſend Thalern am Werth, womit Er ſie beſchenken wollte.

England hatte ebenfalls ſeine Unruhen. Nachdem der König daſelbſt die beyden Rädelsführer des unter dem vorigen Jahr gedachten Complots gegen ſeine Perſon, die Jeſuiten Gernet und Oldecorne hatte hinrichten laſſen, ſo glaubte er ſich von allen ſeinen Unterthanen von neuem den Eid der Treue ſchwören laſſen zu müſſen. Dies geſchah mit vielen Feyerlichkeiten wider die Macht des Papſts, an welchem er ſich dafür zu rächen ſuchte, den dieß aber ſo ſehr aufbrachte, daß er ein Breve nach Grosbritannien erließ, wodurch er allen Katholiſchen Engländern die Ablegung dieſes Eids unterſagte.

Der h. Vater ſah ſich damals glücklich aus der Verlegenheit gezogen, welche ihm ſeine Streitigkeit mit den Venetianern verurſacht hatte. Der König beendigte dieſe wichtige Angelegenheit zur Zufriedenheit beyder Theile durch den Kardinal von Joyeuſe, welcher Sr Majeſtät im April durch ſeinen Stallmeiſter die Nachricht nebſt den Bedingungen davon überbringen ließ. Die Republik that, wie es ſich geziemte, die erſten Schritte, (13) übergab durch den franzöſiſchen Geſandten die beyden gefangenen Geiſtlichen in die Hände einer von dem Papſt darzu ernannten Perſon, ohne eine Proteſtation, welche Sr Heiligkeit hätte mißfällig ſeyn können. Sie widerrief auch die, welche ſie gegen das Interdikt eingelegt hatte, auf die Verſicherung Sr Majeſtät, daß der heilige Vater nachher dieß Interdikt auf die gnädigſte Art aufheben würde.

Alles

Alles dieß geschah, ohne daß die Spanischen Minister weiteren Antheil daran gehabt hätten, als der Kardinal Joyeuse ihnen geben wollte. Dies erhöhte um so mehr den Ruhm, welchen diese Aussöhnung Sr Majestät erwarb. (14) — Da Heinrich den Kardinal Aldobrandini beschenken wollte, überließ Er die Art davon meiner Willkühr. Ich konnte mir vorstellen, daß Geld dieser Eminenz lieber seyn würde, als Ringe und andere Kostbarkeiten, entschied also für eine Pension, statt eines Geschenks.

Der Kardinal Barberini hielt sich nach seiner Rückkehr nach Rom für alle die Dienste, welche ich ihm, wie er überall öffentlich sagte, erwiesen hätte, so sehr verbunden, daß dieß im November ein ganz verbindliches Breve von Paul V. an mich veranlaßte. Wenigstens bediente er sich dieser Veranlassung, mir zu schreiben und mir den zu empfehlen, der an Barberinis Stelle kam, und aus der Kirche zu Monte Politiano war. Ich will hier weder alle die Danksagungen des h. Vaters noch alle die Lobeserhebungen, Diensterbietungen und andre Höflichkeiten hersetzen, wovon dieser Brief voll ist; ich würde nur unnöthig dasselbe wiederholen, was ich schon bey Gelegenheit des Breve von Clemens VIII. an mich gesagt habe. Starke Bitten und pathetische Ermahnungen die katholische Religion anzunehmen, hatten gleichen Antheil an diesem wie an jenem, und so antwortete ich denn auch Paul eben so, wie seinem Vorgänger in den ehrfurchtsvollsten, höflichsten und befriedigendsten Ausdrücken, nur daß ich immer dasselbe Stillschweigen in Ansehung meiner Religionsänderung beobachtete.

Kommen wir nun von diesen auswärtigen Angelegenheiten wieder auf die Regierungsgeschäfte zurück, und fangen mit den Finanzen an. Erst aber noch ein

paar

vorläufige Nachrichten. Die Finanzen von Na-
(15) wurden in dieſem Jahr ſo mit denen von
reich vereinigt, daß nun alle abgeſonderte Be-
ung aufhörte. — Der lange Aufenthalt des Kö-
auf Seinen Landhäuſern und fern von Seinem
il machte, daß in dieſem Jahr noch mehr, als
vorhergehenden, beynahe alles durch Briefe aus-
ht wurde, indem der König lieber ſich dieſer Mühe
Seinen Staatsſekretären und andern der vorzüg-
n Geſchäftsmänner unterziehen, als ſie zu Sich
en und bey Sich arbeiten laſſen wollte. Eben
r es mit denen, welche Verrichtungen andrer Art
m riefen. — Nie war der Dienſt des Königs
eniger Mühe und Aufwand verknüpft als in die-
ahr.

us Gelegenheit einer Unterredung mit mir von
inanzen des itztaufenden Jahrs verlangte der Kö-
ne ſummariſche Angabe aller Summen, die ich
einer Finanzführung für die in folgender Rech-
angegebenen Artikel ausgegeben hätte. Ich lie-
e acht Tage hernach in dieſer Form.

Schweizerkantons und Graubünd-
rn . . . . . 17,350,000.
den an England in baarem Geld
r die Vereinigte Provinzen . . . 6, 950,000
iedenen teutſchen Fürſten . . . 4, 897,000.
Grosherzog von Toſcana und andern
taliäniſchen Fürſten . . . . . 18, 000.
), Zamet, Cenary und andern Päch-
rn von Schulden auf dem Salz und
n großen Pachtungen . . . . 4, 800,000.
den wegen der Ligue . . . . 13, 770,000.
den an die Provinzen Dauphiné
onnois, Languedoc ꝛc. bezalt von
r Salzſteuer . . . . . 4, 728, 000.

Schul-

Schulden an verschiedenen Privatversonen bezalt von allen Arten königlicher Gelder . . . . . 4, 836,600.
Dergleichen unter einer andern Rechnung . . . . . 4, 038,300.
Unbestimmte Geschenke von Sr Majestät . . . . . 6, 042,300.
Für Waffen, Munition, und Artilleriegeräthe in den Magazinen niedergelegt . . . . . 12, 000,000.
Kirchen- und andres Bauwesen . . . 6, 150,000.
Ausbesserung und Befestigung an Städten . . . . . 5, 785,000.
Pflaster, Brücken und Straßen, Dämme ꝛc. 4, 855,000
Kostbarkeiten und Möbeln, welche Se Majestät erkauften . . . . 1, 800,000.
Summe: sieben und achtzig Millionen, neunmalhundert und zwey tausend zweyhundert Livres. *)

Die Königin Margaretha hatte von ihrer Mutter beträchtliche Güter geerbt, (16) die sie nun an den Dauphin abtrat. Da ich einmal im Rechnen bin, will ich auch davon Rechenschaft ablegen. Diese Güter trugen järlich zur Zeit dieser Cession vier und zwanzig tausend dreyhundert siebenzig Livres, die ich aber durch Verpachtung erhöhte und auf dreissigtausend dreyhundert und sechzig brachte. Ich brachte auch ein Capital von hundert und siebenzigtausend, dreyhundert Livres

*) Eigentlich nach den ausgeworfenen Summen: acht und neunzig Millionen zwanzigtausend und zweyhundert, also zehn Millionen hundert und achtzehntausend Livres mehr, um die sich der Verfasser hier abermals verrechnet hat. Der Uebers.

wieder herbey, das dreyzehntausend dreyhundert
Zinsen abwarf, die davon entweder von der verstor-
n Königin oder von Margarethen veräussert wor-
waren. Ich hätte wohl gewünscht eben so ein
rs Capital von vier und neunzigtausend Livres,
achttausend dreyhundert fünf und neunzig an Zin-
rug, wieder herbey zu schaffen. Es war aber von
n Damen ganz unbedingt verkauft oder verschenkt
en.

Ich wollte die Gerichtssporteln in Languedoc
er zu der königlichen Kammer bringen, wovon
räussert worden waren. Dieß Vorhaben war kaum
nt, als sich la Fosse und mehrere andre Pachte-
ge einfanden um darauf zu bieten. Die Par-
die ich ergriff, war, daß ich diesen Pächtern er-
e, sie einzulösen, unter der Bedingung, daß sie
be nach Verfluß einer gewissen bestimmten Anzal
Jahren Sr Majestät frey wieder zustellen sollten.
lobliche, gewissermaßen nothwendige, und überdieß
alle Regeln des allgemeinen und besondern Rechts
isirte Oekonomie; indem die Kontrakte der Er-
er ausdrücklich besagten, daß sie zu ewigen Zeiten
rkäuflich seyn sollten. Dies merke ich deswegen
weil das Parlament von Toulouse, bey Registri-
der über diesen Pacht ausgestellten offnen Briefe
ut fand, die Greffes der Stadt und Gesellschaft
n auszunehmen. Ich schrieb dem ersten Präsiden-
Verdun: der König sey in einem gerechten Un-
über diese Verachtung der Verfügungen, die
am so mehr bey Personen befremden müssen, welche
sind Gerechtigkeit und Ordnung zu handhaben;
ürde das ganze Parlament vorgefordert haben,
nicht einige Freunde desselben Seinen Zorn durch
rechung eines gänzlichen Gehorsams noch zurück-

gehalten hätten. Mit welchem Recht wollte das Parlament von Languedok seine Sporteln von einer allgemeinen Regel für die ganze Provinz, ausnehmen? Und, wenn die Form einer Pachtung anstößig war, so waren ja alle Eigenthümer dieser Sporteln im Besitz der völligen Freiheit, sie zu verkaufen, zu veräussern, zu Lehn zu geben, und zu übertragen ganz so wie jeden andern Theil ihrer Erbschaft. Warum wollte man denn dem König, der nun Eigenthümer von diesen Gütern worden war, dies Recht entziehen? Dagegen ließ sich nichts aufbringen. Das Parlament von Toulouse blieb, aus der bloßen Thatsache, der Parteilichkeit überführt.

Das von Dijon hatte eingewilligt, für eine Summe von sechzigtausend Thalern, die ihm so eben geschehene Zuschreibung von Bresse zu erkaufen, und sich dazu sogar gegen den König verbindlich gemacht. Indessen rührte es sich nicht, diese Summe aufzubringen. Dies veranlaßte Se Majestät eine Erhöhung auf die Salzsteuer dieser Provinz zu legen, welche doch wenigstens einen Theil davon abgetragen hätte. Das Parlament wagte es, diese Erhöhung durch einen Schluß zu unterdrücken. Derselbe wurde zwar von dem Conseil cassirt, aber mit Gefahr eines Aufstands unter dem Volk, welches ohne eine solche Dazwischenkunft diese Auflage in Geduld getragen hätte. Der König trug dem Baron Lux auf, dem Parlament von Bourgogne Seinen Zorn anzukündigen. Ich meiner Seits rieth Sr Majestät, dem Parlament eine Frist zu Entrichtung der gelobten Summe anzuberaumen, und im Entstehungsfall ohne weiters Bresse dem Parlament von Dauphine zu untergeben. Wenn man das Wort Parlament ausspricht, fühlt man sich geneigt, die Idee von Billigkeit und Weisheit damit zu verbinden. Um so empfindlicher verdrüßt es dann aber, in allen diesen

Colle-

ollegien Beyſpiele von einem ſo unregelmäſigem Be-
agen zu finden, daß man zu dem Gedanken genö-
igt wird: Unfehlbarkeit, wenn man je hoffen dürfte,
unter Menſchen zu finden, ſey noch eher Sache eines
inzelnen als einer Menge.

. Ich habe mich jederzeit vornemlich über die Re-
enkammern geärgert. Sie ſind einzig dazu da, um
rdnung, Geradheit und Wahrheit unter die Ordon-
teurs, Comptablen, (Ausgeber, Einnehmer,) und
dere Rechnungsabnehmer zu bringen. Statt
ſen aber haben ſie ſie nichts gelehrt als ſtehlen und
rügen, indem ſie leiden, daß tauſend Artikel, de-
Falſchheit einem wie dem andern völlig bekannt iſt,
die Rechnungen geſetzt werden, und ſie durchgehen
ſen. Ich wollte alle, ſeit dem Jahr 1598. aus-
ließlich, eingereichte Rechnungen der Reviſion un-
verfen, und ſchrieb deswegen ein Circulare vom
April an die Rechnungskammern, worinn ich an-
rte: in Gemäsheit der allerhöchſten Willensmey-
ng Sr Majeſtät, Höchſt welche über das Benehe-
n aller Dero Rechnungsbeamten ins klare kommen
lten, habe ich eine genaue Nachſuchung über die
dem Jahrgang 1598. beym Conſeil abgehörte
chnungen angeſtellt, und dabey die und die Ein-
men in den und den Jahren vermißt, wie ich je-
dieſer Kammern nach meiner über jede beſonders
eſtellten Unterſuchung ſpecificirte. Es müßten dem-
entweder die und die Rechnungsbeamte die ihri-
nicht eingereicht, oder aber das Conſeil unterlaſſen
en, ſie in Abſchriften oder Auszügen zu den Acten
bringen. Um demnach nun in Erfahrung zu
gen, wie die Sachen ſich verhielten, gab ich
n Kammern auf, ſich die Abſchriften dieſer Rech-
gen einreichen zu laſſen, ſie mit den Etats des kö-
glichen Conſeils zuſammen zu halten, und alles

in eine Uebersicht zu bringen, was sie darinn der von Sr Majestät verfügten Form entgegengesetztes finden würden, da sie keines wegs befugt gewesen wären, sich von Befolgung des Formulars das ihnen ausdrücklich deswegen alljährlich zugefertigt worden sey, selbst los zu machen, ohne wenigstens die Entscheidung derjenigen Punkte, welche dabey einiger Schwierigkeit unterworfen seyn konnten, an Se Majestät zu berichten. Ich vergaß nicht, ihnen genau anzugeben, wie diese Uebersicht beschaffen seyn müßte, da nichts von allem Ueberschuß, Gerichtssporteln, Kosten, Rechnungsabhören, Pfandschaften, Gebühren, Taxationen und Einnahmen außen bleiben dürfte. Ich trug ihnen auf, diesen Auszug nicht nur von den Rechnungen der General- sondern auch von denen der Partikular-Einnehmer zu verfertigen, weil Se Majestät angebracht worden wäre: in diesen letzten finde sich von Seiten der Kammern mehr ungebührliche Plackerey, da es nicht üblich wäre, daß sie beym Conseil abgehört würden. Am Schluß dieses Briefs sagte ich ihnen noch: ich schicke ihnen zu dieser Nachsuchung weder Befehle noch besondere Vollmachten, weil sie sie von Amtswegen anstellen konnten. Wenn sie aber welche nöthig glaubten, so dürften sie es nur an mich einberichten, und müßten es übrigens Sr Majestät Dank wissen, daß Sie sich statt des von Justizkammern und abgeordneten Commissarien unzertrennlichen Wegs der Schärfe, zu Abstellung der Mißbräuche nur ihrer eignen gewöhnlichen Beamten bedienen wollten. Ihnen liege es daher ob, sich dieser Gnade durch alle mögliche Genauigkeit und Redlichkeit würdig zu zeigen.

Dies war eine Sache, die in der Folge zwischen den Rechnungskammern, und Kassiren, Einnehmern und

andern Rechnungsbeamten abzumachen war.
ſie parirten den Streich durch zwey Mittel; das
beſtand darinn, daß ſie alles auf die Kammer
ten; das andre, daß ſie ſagten, der König hätte
gegen eine Taxe von ſechsmalhunderttauſend Tha-
die ſie auch wirklich bezahlt hatten, eine Ver-
ung verkauft, daß weder ſie noch ihre Unterbeamte
unruhigt werden ſollten. Es blieb alſo noch der
rs an die Rechnungskammern, wobey ſich ganz
Schwierigkeiten ergaben. Dieſe Kollegia be-
teten nämlich wie gewöhnlich, die höchſte Ge-
, welche in allem Betracht in ihnen ruhe, be-
ge ſie, alle Rechnungen in letzter Inſtanz abzu-
en, ohne jemanden, — wär's auch der Kö-
— darüber verantwortlich zu ſeyn. Dieſen
and fand ich höchſtens von dieſen Kammern ge-
nich ſtatthaft, und zeigte mich dem König ent-
en, es mit dieſen höchſten Höfen aufzunehmen,
Er an Seinem Theil mir nur alle erforderlichen
le an das Conſeil, ſie ſelbſt und mich, ausſtellen
. Es iſt nicht meine Schuld, daß die Sache
eiter getrieben wurde.

ungeachtet des Reglements, das ich im vorigen
für die in die Generalitäten abgegangene Com-
ien aufgeſetzt hatte, liefen noch immer häufige
verden über ſie bey mir ein. Hanapier brachte
e ſeinigen gegen den vom Salzſpeicher von Bu-
s. Ich ließ daher einige vor das Conſeil la-
wo Tardieu einen derben Verweis erhielt. Ich
ihnen nicht begreiflich machen, daß alle Be-
ngen des Volks, z. B. in Anſehung des Sal-
en König, unter einem falſchen Schein von
n weit mehr an der Vermögensſteuer ſchadeten,
die Leute dadurch unfähig würden, zu bezahlen,

und daß sie ohnehin eigentlich nur für die Hauptpachter und Unterpächter Sr Majestät arbeiteten. Noch schärfer mußte die Salzsteuer-Ordnung in Ansehung der Repartition des Salzes auf die Generalitäten, Umlegung der Abgaben und des Schleichhandels erneuert werden. Denn warum den Zustand der Salz- und Steuer-Einnehmer noch verschlimmern welcher ohnehin schon so elend ist, daß sich niemand ungezwungen diesem Geschäft unterziehen will, und beynahe jeder darüber verdirbt. Ich verbot auch den Commissarien ausserordentliche Untersuchung über die Gerichtsschreiber, Notarien, Faktoristerer, Gerichtsdiener, und andre öffentliche Personen anzustellen, und keinen Beamten zur Bezahlung seiner Taxe zu zwingen, ehe sie den General-Commissarien von Paris die ganze Rolle aller dieser Taxen eingereicht hatten auch nichts selbst zu entscheiden, sondern alle streitige Fälle an das Conseil zu verweisen. Bey solchen Absichten war mein Wille nicht, daß diese Verfügungen geheim bleiben sollten, — wie sie es gewöhnlich unter den Ministern und Interessenten sind; — indem ich den Commissair Monceau in Berry sie zu beobachten verbindlich machte. Ich theilte sie auch dem Marschall de la Chatre und den Cassirern mit, mit denen er gemeinschaftlich zu Werk gehen sollte.

Dieselbe Provinz schien mir eines Marechaussée Reglements (Verordnung für die Landstrassenbereuter) zu bedürfen. Ein Theil der dazu bestimmten Gelder fand sich zersplittert, oder wieder zur General-Einnahme geschlagen von dem Rest konnte nur eine viel zu geringe Anzahl Häscher gehalten werden. Ihre Standquartiere waren noch dazu so übel vertheilt, daß sie just an Stellen fehlten, wo sie am nothwendigsten gewesen wären, wie auf der Seite von Vatan, Issoudun,

un, Argenton, Chateauroux, la Chatre, und Saint-
mand, wo das königl. Anſehen nicht ſehr reſpektirt
urde, während das Innere der Provinz, wo ſie faſt
r nicht nöthig waren, ganz voll davon war. Ich ſchick-
die Verlegung derſelben nebſt der Reform an die
aſſire der Provinz, die ich erſt darüber zu Rath ge-
gen hatte. Da der Steuerkreis von Saint Amand
m Theil unter Bourbonnois gehörte, räumte man
m Vice-Seneſchall dieſer Provinz das Recht ein,
nen Lieutenant mit einem Piket hinein zu legen, da
m Staat ſehr gleichgültig ſeyn konnte, auf welche
t die Sache geſchah.

Ich hielt die, welche für die Einnehmer der De-
ſitengelder bey den Parlamentern von Paris und
ordeaux Bürgſchaft geleiſtet hatte, dazu an, bin-
n vier Monaten die Erklärungen dieſer Einnehmer
m Bureau der dazu ernannten Herrn von Maiſſes,
ontcarre, Caumartin, und Meaupou einzureichen,
d erklärte mit ihrer Einwilligung dieſe Aemter, nach
blauf von ſechzehn Jahren von jetzt an, für wieder-
einigt mit der Kammer.

Cuſſé und Mariqué, welche über das Heimzah-
ngs Geſchäft der angeliehenen von der Provinz Bre-
gne 1598. dem König ſechs mal hundert tauſend
res, geſetzt war, ſchickte mir ihren endlichen Rech-
ngs Abſchluß von Ausgabe und Einnahme oder ei-
ntlich einen unförmlichen Auszug, woraus ich blos
ah, daß zur Rückzahlung von ſechs mal hundert
uſend Franken, ungefehr eine Million dreymalhun-
t und vierzigtauſend Livres eingenommen worden
d aufgegangen waren. Die Klagen der Provinz
tten mich ſchon auf den Inhalt dieſer Rechnung
faßt gemacht, deren Führern ich einen ſtrengen

Verweis gab. Eben so verfolgte ich die Diebereyen, welche Vitry mich in Guyenne entdecken ließ. (17).

Auf die Nachricht, daß der König gesonnen sey, verschiedene zur Kammer gehörige Stücke wieder einzulösen, fand sich eine Menge Pachtlustige ein. Einer von ihnen ließ beym Conseil anfragen, ob man ihn wohl zur Behandlung einer Partien von hundert und funfzigtausend Livres anstehen lassen wolle? Er wollte weder seinen Namen, noch den Theil, noch sogar die Bedingungen dabey wissen lassen, ausser daß er sagte: diese Bedingungen seien sehr vortheilhaft für Se Majestät indem dabey weder von Pacht auf lange Jahre noch von neuen Einrichtungen die Rede sey, sondern die Sache nur ganz so übernommen werden dürfte, wie sie wäre. Er forderte dabey noch wenn er einmal gehört worden sey, sollte ihn niemand mehr überbieten dürfen, wenn man ihm nicht zweymalhundert tausend Livres bezahlte. Das Sonderbare dieses Antrags hinderte nicht, daß das Conseil nicht geneigt war, ihn anzunehmen. Allein der König verlangte, daß der, welcher ihn machte, angehalten werden sollte, sich zu nennen, und wenigstens Ihm oder dem Kanzler und mir, Zeit und Beschaffenheit dieses Wiederkaufs zu eröfnen. Der König fürchtete, diese Gefalle möchten vielleicht in den Händen von Personen seyn, denen sie abzunehmen nicht rathsam seyn dürfte. — Ein gewisser Longuet überreichte Ihm über diesen Gegenstand weitläuftige Memoiren, die Er mir nebst Anträgen, welche Ihm die Tranksteuerpächter zu Fontainebleau gemacht hätten, zuschickte, und dabey sagte: Er denke immer, die, welche so hinter mir Ihn angiengen, hätten im Sinn Ihn zu übereilen.

Der

Der Herzog von Nevers reichte im Conſeil eine
Bittſchrift ein, einen in der Gegend von Rhetel ange-
gten Salzſpeicher eingehen zu laſſen. Dies ver-
ngte ſeine Frau Mutter, da ihr der König den Pro-
dieſes Bureaus für eine Summe überlaſſen hatte,
ie er ihr zu geben mit ihr überein gekommen war.
ch ſuchte mich bey den Kaſſiren von Champagne
erüber zu verſtändigen, da die Sache nicht aus mei-
r Zeit war, und fand ohne Mühe das Dekret auf,
s die Herzogin von Nevers über dieſe Conceſſion
halten hatte. Der König meinte, als Er es ſah:
r ſollte doch endlich einmal mit dieſem Hauſe
ert ſeyn befahl mir aber doch bey der Zurück en-
ng, das abzutragen, was man nach einer billigen
errechnung dem Herzog von Nevers allenfalls
ch ſchuldig ſeyn möchte. Alsdann aber ſollte ich
eſe Partie wie die andern vielmehr zu erhöhen ſu-
en, als eingehen laſſen. — Der König hatte zween
rozeſſe gegen dies Haus wegen der Erbſchaften de-
von Foix und Albret, aus denen man ſich wechſels-
iſe Anforderungen von Millionen machte Dieſe Sa-
ward für ſehr verwickelt gehalten. Ich gab mich,
s ich die Stücke unter die Hand bekam, damit ab,
en ſo bündigen und deutlichen Aufſatz daraus zu
hen, daß ich dem König dadurch ſehr einleuchtend
chte: man könnte, wie ich längſt geäuſſert hätte,
glich auf beyden Seiten mit einander gleich aufheben.
Die von Lyon hatten ebenfalls einen Rechtshandel
m Conſeil gegen Feydeau. Sie ſtellten Sr Ma-
ät vor, daß die Weigerung des Conſeils, ihnen
Arret auszuhändigen, das ſie bereits ausgewirkt
ee, ihrer Handlung beträchtlichen Nachtheil zuziehe.
r König empfahl ſie mir, und ich ließ ihre Sache
ndigen. Das Wohl und Wehe einer Stadt wie
n betrifft das ganze Reich. Sie ließ mir durch

ihre Marktrichter und Schöffen ihre Danksagung machen.

Auf ein Protocoll, welches mir die Kassirer von Bezieres über die Art zuschickten, wie bey ihnen die Mark Goldes erhoben wurde, ließ ich von dem Conseil ein Arret abfassen, um dieser Erhebung ganz überhoben zu seyn. Ich weiß nicht, was man darüber dem König vorbrachte; aber Er schrieb mir: ich sollte dies Arret nicht unterzeichnen, — oder wenn dies schon geschehen wäre, nicht kundmachen lassen, ohne ausdrücklichen Befehl von Ihm; nicht als ob Er die Mißbräuche zu berechtigen gesonnen wäre, welche bey dieser Auflage vorgiengen, sondern weil Er wenigstens sie kennen wollte. Sie giengen die Sicherheit der daher zu erhebenden Gelder so nahe an, daß ich überzeugt war, der König würde uns nur darüber tadeln, daß wir es so lange hätten anstehen lassen, die Sache in Ordnung zu bringen.

Man brachte Sr Majestät eine andre noch schwerere Beschuldigung gegen mich wegen des Conseils vor, daß ich, wie man ihn bereden wollte, Personen dahin zöge, welche es weder in Rücksicht auf das Beste des Diensts, noch durch ihre eigne Person verdienten, und dies Benehmen habe schon viel Verwirrung im Conseil verursacht. Wäre die Sache wahr gewesen, so hätte ich freylich wohl etwas ganz anders verdient, als die Vorwürfe, welche mir der König darüber machte. Denn es wäre ein höchststräflicher Mißbrauch des Vertrauens gewesen, womit Er mir die ganze Sorge Seiner Finanzen überlassen hatte. Bey genauerer Ueberlegung, was wohl die Veranlassung dazu seyn möchte, urtheilte ich: es könne keine andre seyn, als das Projekt das ich gemacht hatte, der Anzahl von Requetenmeistern und andern Leuten

von

on der Feder, aus denen gewöhnlich das Conseil be-
ſetzt, einige Männer vom Militair zuzugeſellen, und
war von denen, welche ohnehin das Dekret darauf
haben demſelben auſſerordentlich beywohnen zu können.
Da iſt es denn freylich wahr, daß ich keine Gelegen-
heit, mit den Prinzen, Ducs Pairs und andern Kron-
bedienten beſonders denen, bey welchen ich Talent
dazu bemerkte, hievon zu reden vorbey ließ ohne daß
ich ihnen Geſchmack für dieſe Art von Beſchäftigung
beyzubringen ſuchte welche eines der blindeſten Vor-
urtheile, ſie als ihrer Geburt unwürdig anſehen läßt.
Der wahre groſſe Mann kann nur ſuchen ſeinem Va-
terland zu allen Zeiten und in welchem Fach es ſey,
nützlich zu werden. Und was wäre denn Niederträch-
tigkeit, wenn es dies nicht iſt, durch ein verzärteltes
weibiſches Leben, wie es Leute von Stand in Frank-
reich während des Friedens führen, alle die Lorbeern
wieder verwelken zu laſſen, die man während des Kriegs
geſammelt hat?

Weit entfernt, mir einbilden zu können, daß ich
unrecht daran gethan hätte, indem ich mich bemühte,
alle dieſe unnützen Hofſchwelger aus ihrem trägen
Schlummer zu wecken. bekannte ich vielmehr dem Kö-
nig die Abſicht, die ich dabey gehabt hatte, und glaub-
te dieſe Sache mit Ihm gründlich unterſuchen zu müſ-
ſen, wiewohl es nur ſchriftlich, und folglich ſehr un-
bequem, geſchehen konnte. Ich entwarf Ihm einen
Plan zu einem neuen Conseil, worinn unter den acht
Perſonen, aus denen es beſtehen ſollte. vier Perſonen
vom Kriegsſtand als wirkliche Räthe angeſtellt werden
ſollten. Um dieſe Veränderung auf eine noch auffal-
endere Art vorzunehmen, hätte man einen Etat von
den Vornehmſten des Königreichs, welche über
dreißig Jahr alt waren, haben, daraus zwanzig wählen
und dieſe wieder in vier Claſſen abtheilen müſſe, jede

zu

zu fünf Personen, welche jederzeit das Conseil complet gehalten, und sich an den drey Sitzungstagen in der Woche, von früh an ununterbrochen beysammen seyen, bey Verlust der Besoldung und unter angedrohter Vergebung ihrer Plätze an andere. Welcher Unterschied zwischen einem so organisirten Corps und einem andern, das durch Triebfedern der Schikane in Bewegung gesetzt wird, welche diejenigen, aus denen es besteht, zu ihrem einzigen Studium gemacht haben!—

Ich ließ mich für diesmal noch auf keine umständlichere Ausführung ein. Ich schrieb dem König nur, wenn diese Idee Ihm so sehr gefiele, als mir, so würde Er noch besser mit dem allgemeinen Reglement zufrieden seyn, wodurch ich sie zu einem Grad von Vollkommenheit gebracht und auch dafür gesorgt zu haben glaubte, daß die Staatsgeheimnisse unter so vielen Leuten von so verschiedenen Gesinnungen dennoch in Sicherheit seyn könnten. Der König war beym Empfang dieses Briefs im Begriff auf die Jagd zu gehen. Er las ihn doch zweymal durch, und schrieb mir: Er werde es reiflicher erwägen. Ich arbeitete aber vergebens, Ihn auf meine Meynung zu bringen. Es ist noch nicht das Schlimmste, was wir der Gewohnheit zu danken haben, daß sie groben Mißbräuchen Ansehen giebt. Denn diesen kann man beynahe jederzeit noch unfehlbar beykommen. Aber dieß ist das Aergste, daß sie gewissen feineren unmerklicheren Mißbräuchen so viel Ansehen giebt, ihnen die Larve von Weisheit vorhält, und einen falschen Schein von allgemeiner Nützlichkeit umhängt, der sie auch den bestgearteten Fürsten achtungswürdig macht. Der bestimmte Zeitpunkt zur Zerstörung solcher Mißbräuche findet sich erst am Ende einer langen Kette von Betrachtungen und Folgerungen, die man langsam nach

einander

nander herbey führt. In jeder Rückſicht reicht Menſchenleben nicht hin, ſie alle auszurotten.(1.8).

Dieß war nicht der einzige Fall, daß ich gegen den König entgegengeſetzter Meynung war. Man beredete ihn zu Errichtung einer neuen Juſtizkammer gegen die Finanzleute; eine, wie tauſend Erfahrungen zeigen, entſchieden unnütze und ungerechte Operation. Indeſſen war ſie einmal nach dem Geſchmack dieſes Herrn, welcher Seine wie geſagt ſehr beträchtliche Ausgaben für Spiel, Bauweſen, Mätreſſen und a. m. hatte, ſie aber nicht gern von den gewöhnlichen Geldern nehmen wollte, und daher mit Freuden eine Summe dazu beſtimmte, die Er auf jene Weiſe unter der Hand ohne Mühe erhielt, und die Ihm Seine gemeinnützigen Höflinge immer noch weit größer vorſtellten, als ſie in der That war. Ich war ſo vertraulich darüber, daß Heinrich ſich von allen dieſen Leuten mißbrauchen ließ, daß ich meine Meynung darüber gerade zu vor dem ganzen verſammelten Hof ausſagte. Der Zorn, in welchen meine Freymüthigkeit den König ſetzte, gab meinen Feinden große Hoffnung auf meinen Sturz. Die ſchon erzählte Begebenheit im Zeughaus kam dazu, und beſtärkte ſie darinn. Allein deſſen ungeachtet vermochte ich es nicht über mich, den Kommiſſarien dieſer Kammer nicht ins Angeſicht loszubrechen, als ich ſehen mußte, daß ſie den Hauptſchuldigen durch die Finger ſahen, und leichte Veruntreuungen mit ſo viel Aufheben und Strafe beſtraften.

Einer dieſer Kommiſſarien, Mangot, hatte etwas gegen den darüber vom König erhaltenen Specialbefehlen zuwiderlaufendes unternommen weswegen ich ihn empfinden ließ, daß er an mir einen Oberaufſeher habe, der feſt entſchloſſen ſey, ihm nichts hingehen zu laſſen.

lassen. Er beschwerte sich über mich bey dem König, und vermochte seine Kollegen sich mit ihm zu vereinigen. Wenigstens hinterbrachte man mir es mit so bestimmten besondern Umständen, daß ich keinen Zweifel darein setzte. Der König sagte mir nichts darüber. Dieß war aber für mich noch kein Beweis vom Gegentheil. Ich hielt dafür, es komme mir zu, Ihm das vorzutragen, was ich Mangot gesagt hatte, um Seinem Unwillen einen Theil des Wegs zu ersparen, den ich ihn bisweilen hatte nehmen sehen. Ich hatte zu Mangot gesagt: ich werde mich diesen vorgeblichen Befehlen des Königs nicht fügen, wenn man mir sie nicht zeigte. Es war nicht sehr schwer, dieß Wort zu vergiften. In meinen Schreiben an den König dankte ich Ihm, daß Er dem, was Ihm meine Feinde hinterbracht hätten, keinen Glauben beygemessen habe, und versicherte, daß die Hitze, die ich bey dieser Gelegenheit gezeigt habe, nur von dem Verdruß herrühre, mit dem ich sehen müßte, daß Seine Befehle durch Leute überschritten würden, welche sich einbildeten, Er habe sich zu ihrem Vortheil Seines ganzen Ansehens entschlagen, während Sein Vortheil jeder andern Rücksicht aufgeopfert würde. Ich schloß mit der Bitte, mich zu entschuldigen, wenn ich, gegen meine Absicht, so unglücklich seyn sollte, mich Ihm mißfällig gemacht zu haben.

Ich war betrogen worden, wie man aus der Antwort des Königs sieht, der sich sehr verwundert bezeugte, indem Er von mir die erste Nachricht von dieser Streitigkeit vernehme. Würden diese Leute Ihm etwas dergleichen vorgebracht haben, so würde Er ihnen als ein Herr geantwortet haben, der seinen Diener liebt. Alles sey daher nur eine List, mich in Hitze und zum Reden und Uebel bey Ihm anzutragen. „Ich

schwöre

schwöre Ihnen, daß man hier gar nichts davon vernommen hat. Sie sind etwas rasch, und ich sehe aus Ihrem Brief, daß Sie glauben, was man Ihnen gesagt hatte. Indessen ist die Nachricht ganz erlogen. Mäßigen Sie Ihren Zorn, glauben Sie nicht so leicht alles, was man Ihnen sagt, und Sie werden die rasend machen, welche Ihnen mein Wohlwollen beneiden. Ich setze seit meinem Podagra heute zum erstenmal die Feder an; der Zorn über diese Hinterbringer hat meinen Schmerz überwältigt." —

Caumartin hatte die ihm zur Austheilung unter die Schweizer Cantons aufgegebene Gelder so gut verwaltet, daß er jährlich noch dreyßigtausend Thaler davon hatte zurücklegen können, von denen er andre Schulden, bey denen er auf ein Sechstheil akkordirte, abgetragen hatte. Dieß Beyspiel ist zu schön, als daß es hier mit Stillschweigen übergangen werden dürfte; es ist um so schöner, da für einen, welcher einen scheinbaren Vorwand suchen will, einen Theil der Summe zum Nutzen des Austheilers zu unterschlagen, nichts leichter ist, als die Schweizer zum Schreyen zu bringen, und dadurch die Ersparung zu verhindern. Ich unterließ nicht, du Refuge, der an Caumartins Stelle abging, wohl darauf aufmerksam zu machen.

Der König hatte kürzlich eine Compagnie Gens d'Armes für den Herrn Herzog von Orleans errichtet, die Er so schön und so gut ausgerüstet fand, als Er Musterung darüber hielt, daß er sie aufs ganze laufende Jahr, wie die Compagnie der Königin bezahlen ließ. Er überließ es meiner Wahl, woher ich die zweymalhunderttausend Livres nehmen wollte, welche Ihm diese Musterung kostete, ob von den sechsmalhunderttausend, die man jährlich in den königlichen

Schatz

Schatz legte, oder von den Taillongeldern, oder ob die Schatzkammer dieſe Summe von den ordentlichen Kriegsgeldern nehmen und ſie zur Zeit, da dieſe Compagnien gewöhnlich ihren Sold bekommen, wiedergeben ſollte.

Was meine andern Aemter betrifft, ſo iſt das Beträchtlichſte, was bey der Artillerie vorgenommen wurde, die vollſtändige Galeerenrüſtung auf den Nothfall, ein Werk, das der König ſehr lobte. Ich wollte Ihm einen Theil der Koſten erſparen. In alten Urkunden des Feldzeugmeiſteramts hatte ich gefunden, daß unter den vorhergehenden Regierungen mehrere Stücke Geſchütz an Galeerenhauptleute zu ihrer Ausrüſtung verabfolgt worden waren, doch mit der Bedingung, ſie wieder zurück zu liefern; was ſie aber nicht gehalten hatten. Das Conſeil, dem ich dieſe Entdeckung vorlegte, war meiner Meynung, daß man dieſe Wiedererſtattung gegen die Erben dieſer Schiffsoffiziers rechtlich verfolgen könnte. Allein da dieſe Nachſuchung mehrere Perſonen von Stand betraf, ſchickte ich den Herzog von Rohan zu Ihm, um Ihn bey Ueberreichung des Aufſatzes, den ich darüber verfertigt hatte, um Seine Erlaubniß dazu zu bitten. Er willigte ein, daß man die Sache anfangen, aber nicht mit aller Strenge treiben ſollte. Dies machte mein Sorgen unnütz. Es ſchien mir, als wenn es für dieſen Herrn ungleich anſtändiger geweſen ſeyn würde, dieſe Sache ganz zu übergehen, als die Nachſuchungen anzufangen, um nachher wieder davon abzuſtehn.

Ich ließ die Plane von allen Plätzen und Küſten in Bretagne aufnehmen, und ſchickte ſie dann dem König, damit Er ſehen möchte, was daran noch zu thun wäre. — Ich verlor dieß Jahr in Provence zwey vortreffliche

treffliche Subjekte in dieſer Kunſt, Bonnefont und den jungen Erard (19), der ſchon jetzt ſeinem Vater in der Ingenieurkunſt nichts nachgab. Ihr Tod ging mir ſehr nahe. Ich bat den König, bey dem man ſogleich um ihre Stellen einkam, ſie nicht zu vergeben, bis wir erſt zuſammen die Fähigkeit der Competenten wohl geprüft hätten.

Die Entführung der Tochter des Sieur de Fontange, womit ich den Artikel von der Policey anfange, gehört auch noch zum vorhergehenden, weil ich Befehl von Sr Majeſtät erhielt, Kanonen vor das Schloß Pierrefort rücken zu laſſen, welches Fontange mit Beyſtand ſeiner Freunde belagert hielt, indem er den Entführer verfolgte. Die Koſten einer Belagerung brachten ihn bald in groſſe Noth, und nöthigten ihn, beym König Hülfe zu ſuchen. Dieſer gerührt von der Gerechtigkeit ſeiner Sache, von welcher Er ſich übrigens als gemeinſchaftlicher Vater aller Seiner Unterthanen ohnehin nicht ganz ausſchlieſſen konnte, ſchickte die Bittſchrift und den Ueberbringer an Sillery und mich, und ſchrieb mir dabey: Er habe ſo eben an du Bourg und Nereſtan (20) Befehl ergehen laſſen, ihre Compagnien marſchfertig zu halten, an (Heinrich von) Neailles, (Graf von Ayen) aber, wirklich auszurücken, um zu vollführen, was ich für dienlich erachten würde, für Fontange zu thun. Wenn ich aber glaube, daß es Ihm zukäme, alle Koſten der Belagerung von Pierrefort zu tragen, ſo ſollte ich es ſo wohlfeil als möglich einrichten, und zuſehen, daß es ſo wenig als möglich läſtig für das Volk werde. — Heinrich wies auch Beaumeville an uns, der ein Auskunftsmittel vorzuſchlagen gekommen war, worin Er, wie Er ſagte, mehr Eitelkeit als Gründlichkeit ſähe. Er ließ auch durch Venterol einen Menſchen auffangen, welcher

schlimme Absichten hatte, und trug mir auf, ihm die Reise zu bezahlen.

Die gute Ordnung der Policey schien mir auch in dem eigenmächtigen Verbot des Richters von Saumur verletzt, Getraide entweder aus dem Reich zu führen, oder im Umfang seiner Gerichtsbarkeit von Saumur zu verkaufen. Ich ließ diesen Spruch durch das Conseil vernichten, ehe ich noch Sr Majestät Bericht davon erstattet hatte, und noch überdieß den Richtern, die ihn geschöpft hatten, einen Tag bestimmen, um persönlich zu erscheinen.

Das Parlament von Rouen erließ zwey Beschlüsse, von welchen einige behaupteten, sie seyen sehr gut, andre sie seyen äußerst ungerecht. Einer betraf die Reliquien des heiligen Romanus, dem es das Recht wahrte und bestätigte, auch den abscheulichsten Meuchelmord zu begnadigen (21), das andere die Ehe eines gewissen Drouet, Auditeur bey der Rechenkammer, wovon die Geschichte hier keine Stelle verdient.

Da der erste Präsident dieses Parlaments in eine gefährliche Krankheit gefallen war, woran er aber noch nicht starb, so erklärte ich Jamberville, auf Befehl des Königs, der um diese Stelle bat: Se Majestät seyen ihm jederzeit wohlgewogen, allein es gereiche Ihnen nicht zum Wohlgefallen, daß er sich so öffentlich bewerbe. — Die Stelle eines Advokaten des Königs beym Parlament war durch den Tod des Sieur de Sault erledigt, und sogleich von der Königin Margarethe und von Ornano für den Sohn des Raths du Vernet bey diesem Gerichtshof, verlangt. Der König schlug es ihnen ab, indem Er diese Stelle, deren Wichtigkeit Ihm die letzten Unruhen gezeigt hatten, nur einen Ihm vollkommen bekannten Menschen anvertrauen

trauen wollte. Allein auf die Schilderung, die ich
n von Du Bernet machte, entſchloß Er ſich wieder
ihn. — Er bedauerte ſehr Dinteville und Bre-
ville, ſo wie auch zween von Seinen Hausoffizian-
, Sainte Marie und Caniſy. Bloß für ſie hatte
ihre Stellen errichtet; und ließ ſie daher auch nach
em Tod wieder eingehen.

Die Genauigkeit, die ich mir vorgeſchrieben habe,
bindet mich hier verſchiedene Summen anzumerken,
che ich in meinen Papieren als dieſjährige auf Be-
und zu den beſondern Ausgaben Sr Majeſtät ge-
ete Zahlungen finde. Sechs und dreyßigtauſend Liv-
an Don Johann von Medicis. Der König ließ mich
von den in den Finanzrechnungen des jetzigen Jahrs
er dem Namen ſeines Oheims, des Großherzogs
Toſcana laufenden hunderttauſend Livres nehmen.
eytauſend dem Kardinal von Givry, und eben ſo
dem Kardinal Seraphin, ein Reſt von den Nutzun-
der Abtey Clerac, welche vor dem Contrakt mit
en von Saint Jean de Latran, verfallen waren.
eytauſend zweyhundert fünf und zwanzig an San-
, welche Ihm dieſer geborgt hatte; achtzehntauſend
ſechzig den Biſchoff von Carcaſſonna, der ſchon
ge deswegen, als über eine Schuld von Sr Maje-
läſtig geweſen war, und Mittel über Mittel vor-
ig, um ſie zu erhalten. Der König ließ mich von
em Biſchoff einen mit Steinen beſetzten Degen nebſt
ieren zurück nehmen, welche er zum Unterpfand
dieſe Summe gehabt hatte. Mehrere beträchtliche
mmen, die Er im Spiel verlor, die ich aber nicht
herſetze. Er ließ einſt durch Beringhen neuntau-
Livres von mir holen, die Er auf dem Markte für
belen und Kleinigkeiten verſchleudert hatte, und
eb mir dabey: die Kaufleute hielten Ihn für dieſe

Summe bey allen Ecken. Eben derselbe forderte einige Tage darauf abermals fünftausend zweyhundert fünf und sechzig Livres. Drey Tage hernach gab ich noch zweytausend, und ein andermal wieder dreytausend sechshundert.

Unter diese Summen werfe ich diejenige nicht, welche der König dem Prinzen von Conde zu seiner Reise nach Italien gab. Heinrich konnte es sich nicht zuviel kosten lassen, diesem Prinzen gute Gesinnungen einzuflößen. Eben so wenig rechne ich hieher, was Ihn die Ausbesserung der Basteyen vor dem St. Antonsthor, des Königsplatzes und die Einlösung des Schmucks der Königin kostete, den sie bey Rucelay versetzt hatte; oder endlich die Summen, welche Er an Gebäuden für Seine Manufakturen verschwendete, wiewohl sie meines Erachtens sehr unnütz und übrigens sehr verächtlich waren. Die Unternehmer wollten dazu eine ganze Seite von den Häusern auf den Königsplatz niedergerissen haben; aber Heinrich befahl ihnen, nach dem Ueberschlag des Controleur Donon, sich mit einer Art von Gallerie vor diesen Häusern zu begnügen, welche dieser Seite des Platzes ihre Gleichförmigkeit mit den andern erhielt.

Man hatte Mühe mit diesen hochberühmten Flämischen mit großen Kosten verschriebenen Tapetenwirkern überein zu kommen. Endlich wurde in Gegenwart von Sully und mir beschlossen, daß ihnen zu ihrer Einrichtung hundertausend Franken gegeben werden sollten, welche Heinrich sehr sorgfältig mir auszuzahlen befahl, „indem mir — sagte Er — sehr viel daran liegt, sie an mir zu behalten, und ich sehr besorgt bin, meine Vorschüsse nicht zu verlieren.“ — Er hätte nur gern gesehen, daß diese Manufakturisten sich mit andern Geldern hätten befriedigen lassen, als mit denen, die

Er ſich ſelbſt vorbehalten hatte. Allein endlich
iten ſie einmal durchaus befriedigt werden, und
Majeſtät brauchten Ihr Anſehen gegen Vienne,
er eine Quittung dieſer „Unternehmer von Leine-
d auf Holländer Art" eintragen mußte. — Er
an einem vollſtändigen Ameublement arbeiten, das
nir Stück vor Stück zu unterſuchen auftrug, um
iſſen, ob man Ihn nicht betrüge. Ich finde an
ergleichen Dingen wenig Geſchmack, und bin noch
chterer Kenner. Der Preis ſchien mir ſo übertrie-
ls die Menge. Heinrich urtheilte ganz anders,
Er die Möbeln und mein Memoire ſah. Er
b mir: es ſey nichts zu viel, nichts was Er nicht
lt hätte, und Er habe in Seinem Leben noch keine
höne und wohlfeile Waare geſehen; man müſſe
Arbeiter ohne Anſtand bezahlen, was er dafür
e.

Nun auch ein paar Worte von Heinrichs Ver-
ungen. Er verließ Fontainebleau (22) nicht eher
u Ende des Julius, da Er nach Monceaux ging,
ort drey Wochen zuzubringen. Er ging gegen
Ende des Auguſts nach Saint Maur, wo Ihn
Unpäßlichkeit einige Tage hinhielt. Die Königin
chte unterdeſſen den Brunnen von Vanvres. Im
tember blieb Er zu Paris, und kam erſt im De-
er wieder dahin von Fontainebleau zurück, wohin
der Mitte des Oktobers gegangen war, um den
ſt da zuzubringen. Der Herr Connetable war
und erhielt ſehr viele Liebkoſungen von Sr Ma-
, als ſie ſich zu Bouron begegneten.

Er empfand kein größeres Vergnügen, als wenn
nter Seinen Kindern ſeyn konnte, die Er alle mit
ärkſten Zärtlichkeit liebte (23). Auf die Nach-
die Er im Auguſt erhielt, daß eine anſteckende

Luſt ſich zu Saint Germain habe ſpüren laſſen, ſchrieb Er ſogleich der Frau von Montglat: ſie ſolle ſie nach Noiſy bringen, und ſchickte Frontenac auf der Poſt zu mir, um mir ſagen zu laſſen: Er verlaſſe ſich auf mich in Anſehung der Caroſſen, Sänften und Fuhren, die zu dieſem Auszug erforderlich wären. — Der Herr Dauphin wurde zu Noiſy krank, und der König ſchrieb mir dieß abermals, ſo wie auch ſeine Geneſung. Denn nie trug ſich eine Veränderung, weder im Guten noch im Boſen, an Sr Geſundheit oder bey einer Perſon aus dem königlichen Hauſe zu, ohne daß Er mir ſogleich Nachricht davon ertheilte. Im November hielt man es nicht mehr für gefährlich, die königlichen Kinder nach Saint Germain zurück zu bringen; allein Heinrich, der in einer Sache von dieſer Wichtigkeit nichts wagen wollte, ſchrieb mir und der Frau von Montglat, man müſſe erſt den Mond in dieſem Monat vollends abwarten (24). Ich ließ ſie daher erſt in den erſten Dezembertagen zurückbringen.

In dem Hausweſen dieſes Herrn brachte die Zeit jene Ruhe nicht hervor, die wir ſchon zu oft durch Weiber geſtört geſehen haben. Alles wurde vielmehr immer verwirrter. Die Unterredung Sr Majeſtät mit mir im Bücherkabinet, wovon ich oben geſprochen habe, betraf groſſentheils dieſen Gegenſtand. Er bat mich, wie ma ſeinen Freund — bittet, wie ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf — mich noch einmal zur Vermittlung zwiſchen den zwo Perſonen gebrauchen zu laſſen, welche Ihm Seine Verdrüßlichkeiten verurſachten. Im folgenden Jahr wird von dieſem allem mehr die Rede ſeyn; alſo will ich in dieſem nichts weiter davon ſagen, als um von einigen Briefen Rechenſchaft zu geben, welche Er mir hierüber ſchrieb.

Einer

Einer davon iſt datirt Verneuil bey Senlis den
April. Er beklagt ſich darin, daß Er in Zeit
14 Tagen nichts von mir zu ſehen bekomme, da
ihm doch im Louvre verſprochen hätte, an einer
ſöhnung zu arbeiten. „Ich ſehe wohl, — ſagte
— da die Bitten des Freundes nicht hinreichten,
zu bereden, ſo muß ich als Herr und König be-
n; Sie werden es alſo nicht unterlaſſen, wenn
mich lieben, und wollen, daß ich Sie liebe.
n ich bin entſchloſſen, meinen Geiſt von allen die-
Ränken zu entlaſten, welche zu oft recidiv werden,
Sie es mit Recht nennen. Ich will dem Ding
ch einmal ein Ende machen, es koſte was es wolle.
liebe Sie gewiß; aber lieben Sie mich auch wie-
dieß will ich daran erkennen, daß Sie mir den
nſt erzeigen, den ich von Ihnen verlange.

In einem andern von Fontainebleau im Oktober
t es: „Es iſt mir ein Familienverdruß begegnet,
mir die größte Aergerlichkeit verurſacht, welche ich
ehabt habe. Ich wollte viel darum geben, wenn
hier wären. Denn Sie ſind der einzige, den ich
n Herz aufſchließen, und aus deſſen Rath ich am
ſten Troſt ſchöpfe. Weder Liebe noch Eiferſucht
en Antheil daran. Es iſt Staatsſache. Eilen
mit Ihren Geſchäfften, um bald möglichſt hieher
ommen. Herr von Sillery dient mir darin, allein
t nicht von hinlänglich ſtarkem Geiſt. Sie kön-
wohl denken, wovon die Rede iſt. Dieſe Geis
verhärtung wird mir noch unerträglich werden.“ —
Kein Privatverdruß — ſchrieb Er einige Tage dar-
nach andern Dingen — hält noch immer an.
nn Sie hier wären, würden Sie ſich wohl ärgern
Ihre Meynung ſagen.“ Der Leſer, glaube ich,

beklagt diesen guten Herrn sehr, und das war auch beynahe alles, was ich thun konnte.

Der Herzog von Bouillon erhielt einen großen Beweis von der Güte und Gelindigkeit Heinrichs, welcher sich entschloß ihm Sedan wieder zu geben, und es ihm selbst allein anzuvertrauen, indem Er Retancourt und die Compagnie, die Er darinn hielt, herauszog. Der Sieur Gamaliel Dü Monsire ordentlicher Kriegskommissar ward deßwegen dahin geschickt. Die Instruktion, welche er bekam, ist vom letzten Dezember dieses Jahrs datirt, und dieses Inhalts: obschon die vierjährige für die königl. Besatzung bedungene Frist noch nicht abgelaufen sey, haben doch Se Majestät aus guten Gründen beliebt, sie heraus zu ziehen, um den Herzog von Bouillon in Besitz seiner Stadt zu setzen; Monsire werde also diese Compagnie für die rückständigen vier Monate besolden, hierauf werden sie verabschiedet werden, und Monsire habe genaue Obsicht zu halten, daß alle Soldaten alles richtig bezahlten, was sie den Bürgern schuldig wären. Da der König nicht die Meinung habe, hierdurch den Artikeln der Schirmsakte vom 2 April 1596 zu derogiren, welcher sagte: daß Se Majestät Hauptleute und eine Anzahl von Kriegern zur Sicherheit der Stadt darinn halten sollten, so wird Monsire aufgegeben, diese Hauptleute und Soldaten — welche zu gleicher Zeit, Da Retancourts Compagnie abmarschirt, einrücken werden, — Sr Majestät einen besondern Eid ausser demjenigen leisten zu lassen, zu welchem sie kraft desselben Vertrags viermal des Jahrs an ihren Löhnungstagen gehalten wären. Diese Officiers und Soldaten verbanden sich eidlich Sr Majestät zu dienen wider jedermann und selbst wider den Herzog von Bouillon wenn sie gleich von ihnen als ihrem Befehlshaber angestellt

zu achten seyn sollen, falls er die Vertragspunkte von 1606 überschreiten würde. Endlich hatte Monsire noch den Auftrag, eben so den Bürgern von Sedan den in der Schirmsakte angegebenen Eid abzunehmen, der in nichts von dem andern verschieden war, außer daß er sie des dem Herzog von Bouillon geleisteten Eids mit seiner eigenen Einwilligung entbindet, falls je fähig seyn sollte, andere Vortheile zu suchen und zu fördern, als mit dem Nutzen Sr Majestät bestehen kann.

Dieß alles ward ins Werk gesetzt. Die vor den Notarien von Sedan aufgesetzte Akten von dieser Expedition von Sedan sind die Urkunden darüber, so wie auch die Akten dieser doppelten Eidesleistung der Bürger und Soldaten vom 22. und 24. Jenner folgenden Jahrs.

Anmerkungen
zum
neunzehnten Buch.

1.

Ehe der Herzog von Sully Minister wurde, hatte man in Frankreich noch nicht darauf gesonnen, Nutzen von den Flüssen zu ziehen, denen dieß Königreich doch, wie man zugiebt, seine Reichthümer und seinen Ueberfluß dankt. Er fieng mit dem Kanal von Briare an, wie man bald sehen wird, konnte es aber nicht weiter bringen. Nichts wird vielleicht den Ruhm Ludwigs des Großen unsterblicher machen, als dieser bewundernswürdige Kanal beyde Meere zu verbinden. Der Vortheil, den der Staat aus beyden so glücklich zu Stand gebrachten Unternehmungen zieht, zeigt uns, ohne das Beyspiel zu rechnen, das uns Holland hievon giebt, was noch zu thun wäre, und beweist zugleich, daß dergleichen Entwürfe bey aller ihrer anscheinenden Schwierigkeit darum doch nicht unmöglich sind.

Die Verbindung der Flüsse und die Anlegung der Landstraßen zu Erleichterung der Kommunikation unter verschiedenen Provinzen, oder auch unter mehrern Theilen derselben Provinz, sind vielleicht die zween wichtigsten Gegenstände, auf die eine weise Regierung in Friedenszeiten ihre Aufmerksamkeit zu richten hat. Wenn man dazu die alsdann unnütze Soldaten oder das unzählbare Heer von Bettlern, die stets eine Last des Staats sind, braucht, so findet man dadurch das Mittel solche Werke mit mittelmäßigen Kosten zu Stand zu bringen, und den Müssiggang zu verbannen, der

der gewöhnlich aus dieſen letzten nichts als Räuber und Spitzbuben macht; während man zugleich die Handlung in alle Gegenden eines Reichs leitet.

Ein vorzüglicher Mittelpunkt der Reichthümer ſcheint nothwendig zu ſeyn; man muß aber darum dem Wohlſtand der Hauptſtadt nicht alle andern Städte aufopfern; ſie iſt im Staatskörper das Herz, das unaufhörlich das kreiſende Blut empfängt, und wieder bis in die entfernteſten Theile verbreitet, welche deſſen nicht beraubt werden können, ohne der ganzen Maſchiene die Schwindſucht zuzuziehen. Man könnte ſich viele Mühe, dieſe geheimen Triebfedern zu entdecken, welche auch die kleinſten Zweige der Handlung in Bewegung ſetzen, erſparen, wenn man dafür wenigſtens auf das ſo einfache Mittel verfiele, dem Landvolk Wohlſtand und Ueberfluß zu verſchaffen.

2. Dieſe Einrichtungen ſind umſtändlicher auseinander geſetzt in den alten Memoiren, wo ſie von Finanzmännern nachgeſehen werden können.

3. Durch ein königliches Edikt vom 7. Jul. 1605 (weil wahrſcheinlich dieſe Sache nicht eher als im folgenden Jahr ausgeführt werden konnte) räumt der König den in ſeinem Dienſt verſtümmelten Edelleuten, Offiziers und Soldaten das königliche Haus der chriſtlichen Liebe ein, und weiſt zum Fonds das Geld aus den Ueberſchüſſen von den Rechnungen der Hoſpitäler, Almoſenpfleger, Siechenhäuſer, u. d. gl. und von den Penſionen der Laienbrüder an. Die Oberaufſicht darüber erhielt der Connetable. Dieſe Stiftung wurde verändert oder vielmehr verſchlungen von der, welche Ludwig der Große dafür in unſern Tagen durch Anlegung und Ausſtattung des Hotelroyal de Mars, oder Invalidenhauſes errichtete, ein Denkmal, das allein ſchon ſein Andenken unſterblich machen müßte. Dieß Haus de la Charité chretienne war vorher nur ein Spital ohne Einkünfte, von Heinrich III für verſtümmelte Soldaten angelegt. Es lag in der Vorſtadt St. Marcel, in der Urſinenſtraße, und fiel nachher zuſammen. Zwey Jahre hernach ließ Heinrich auch den Spital St. Louis bauen, und verwilligte dazu den Hotel Dieu zehn Sous vom Scheffel Salz in der Generalität von Paris auf funfzehn Jahre, und fünf Sous auf ewige Zeiten.

4. Es

4. Es wäre vielleicht richtiger, mit Uebergehung der drey ersten bloß bey Karl V stehen zu bleiben. Bey genauer Prüfung des Charakters Heinrichs IV und des Herzogs von Sully, findet man in dem ersten die Grundsätze eines Römers, bey dem andern die eines guten Spartaners. Die hier aufgestellten Grundsätze sind so ziemlich eine Mischung von beyden. Ich habe weiter oben bemerkt, wie dieser allzu rauhe Anstrich des H. v. Sully zu mildern seyn möchte. Ich werde mir hier in Ansehung des allzu kriegrischen Geists Heinrichs eben die Freyheit erlauben. Es ist ausgemacht, daß der Kriegsgeist der Beschützer eines Staats ist. Er muß da sorgfältig unterhalten werden, allein so, wie man ungefähr einen Bullenbeißer, den man zur Hauswacht hält, an der Kette hat, von der er äußerst selten losgelassen werden darf, um nicht seine eigne Herrn zu zerreißen. Man darf sich nur in das Ansehen setzen, daß man könne, und man wird dadurch beynahe eben so viel ausrichten, als durch die That selbst. Ein Grundsatz, der unter die natürlichen Gebote gehört, ist: daß man jedes andre Mittel dem Krieg vorziehen muß, wenn man dadurch zu demselben Zweck gelangen kann.

5. Dieß ist der Kanal von Briarre, der sich von diesem Städchen bis Montargis, zehn Meilen davon, erstreckt. Er sollte bis Moret geführt werden. Allein dieser Theil des Projekts unterblieb, so wie überhaupt durch die Bosheit der Neider des Herrn von Rosny, oder, nach Mezeray, durch die Veränderung des Ministeriums der Kanal selbst aufgegeben wurde, nachdem man über dreymalhunderttausend Thaler darauf verwendet hatte. Dieß Werk war damals schon sehr weit gediehen. Man nahm es nachher wieder auf, und endlich kam es auch noch ganz zu Stand. De Thou ertheilt dem H. von Sully große Lobsprüche, indem er ihn als den Urheber dieses Entwurfs erkennt (B. 132). Was noch mehr erhellt aus den Platten oder einer Art von silbernen und kupfernen Denkmünzen, die man 1737 bey der Schleusenarbeit an diesem Kanal gefunden hat, und die man vielleicht nicht hätte wegnehmen sollen. Der Herr Graf von Biron, einer der Interessenten bey diesem Kanal, schickte die kupfernen dem Herrn Herzog von Sully, der sie in seiner Münzsammlung aufstellte, und behielt die silbernen, wegen ihres Werths, für sich. Auf eine dieser Platten ist

das

das Wappen des Herzogs von Sully geprägt, auf der andern ſteht folgende Inſchrift:

1607. Maximilien de Bethune ſous le regne de Henri IV par les mains de meſſire Pierre Ozon pour lors maire et gouverneur de Montargis le Franc.

Der Herr Herzog von Sully hat bereits wieder einen Theil der Memoiren und andrer dieſen Kanal betreffenden Stücke erhalten.

6. Den Traktat ſelbſt ſehe man in der chron. ſept. Der König giebt darin den Marquis von Rosny keinen andern Titel als den eines Generalfeldzeugmeiſters und Generalbefehlshabers der Artillerie von Frankreich (grand maitre et capitaine general de l'artillerie de France). Der Kardinal Bufalo unterzeichnete ihn nicht, ſondern nur die Herrn von Rosny und von Sillery, Don Balthaſar de Zuniga für den König von Spanien, und der Senator Previtius. Matthieu T. II. livre 3. pag. 655.

7. Grotius ſpricht davon beynahe in denſelben Ausdrücken in ſeinen Annales et hiſt. des troubles de Pays-Bas.

8. Die Uebergabe von Oſtende und l'Ecluſe nebſt den andern Verrichtungen dieſes Feldzugs ſehe man in de Thou, Serm Septenaire, Matthieu, Siri und andern Geſchichtſchreibern, a. J. 1604.

9. Dieſer Vertrag iſt in nichts von einem förmlichen Friedensvertrag verſchieden. Die Könige von Spanien und England ſchließen dabey alle ihre Alliirten ein, d. h. alle Fürſten und Staaten der Chriſtenheit, welche darin genannt werden, nur die vereiniaten Provinzen ausgenommen. Er iſt ganz eingeſchaltet in ſeptenn. ann. 1604. Matthieu ib. 650 f.

10. Eine Anſpielung auf eine Glaubenslehre Calvins, die von der Katholiſchen Kirche verworfen wird.

11. Die Politik hat jedoch Frankreich nach dem Abſterben Karls II die ſpaniſche Krone für das Haus Bourbon eingetragen.

12. „Das Haus Oeſtreich, ſagte Guy-Patin hat große Erbſchaften erworben per lanceam carnis, d. h. durch Verwandtſchaften und Vermählungen."

13. „Was

13. „Was das Salische Gesetz betrifft" (der H. Abt du Bos sagt dieß in seiner histoire critique de l'etablissement de la monarchie françoise dans les Gaules T. III. l. 6. p. 290.) „so hat es den Namen wahrscheinlich daher, „daß es schon unter den Salischen Franken üblich war, als „Clodwig 510 ihren Stamm, mit Ausnahme der Ripuarier „alle die Stämme einverleibte, welche ihn für ihren König „erkannten. Die älteste Sammlung (redaction) dieses Gesetzes die wir haben, ist von dem König Clodwig, die hernach von seinen Söhnen Childebert und Chlotar wieder „durchgesehen wurde . . . . Im Jahr 798 bestätigte es „Karl der Große von neuem, und fügte dabey noch viele „neue Satzungen hinzu ꝛc. Dieser Schriftsteller behauptet auch ebend. S. 273, daß die Verordnung, welche will, daß die Krone Frankreichs nicht von der Lanze auf die Kunkel falle, wirklich in dem zwey und sechzigsten Titel der Salischen Gesetze enthalten sey.

Die entgegengesetzte Meynung wurde aber, und wie es scheint, aus stärkern Gründen, behauptet, von einem andern eben so scharfsinnigen und gelehrten Mitglied der Akademie, dem Herrn de Foncemagne, in dessen vortrefflichen Aufsatz hierüber, der in der Sammlung der Memoiren der academie royale des inscr. et b. l. ann. 1727 p. 490 fs. steht. Es wird darin bewiesen, daß in dem ganzen Salischen Gesetzbuch kein einziger Artikel enthalten ist, der die Töchter von der Thronfolge ausschließt, und, daß der sechste Absatz des zwey und sechzigsten Artikels, wo es heißt: „daß die „Schwertmagen (mâles) allein das Salische Land besitzen und „die Spillmagen kein Theil am Erb haben mögen" nur von den Gütern und Erbschaften der Privatpersonen zu verstehen sey, daß es aber übrigens eine seit unvordenklichen Zeiten eingeführte Gewohnheit, selbst unter den Germaniern, gewesen sey, daß die Töchter die Krone nicht erben konnten, daß Tacitus schon Meldung davon thue u. s. w. Herr von Foncemagne hatte schon in einem andern Aufsatz (ib. année 1726. p. 464. f.) gezeigt, daß die Französische Krone ununterbrochen im Mannstamm schon in der ersten Reihe unsrer Könige erblich war.

Die Meynung dieser zween Schriftsteller, obschon einander entgegen, stimmt doch wenigstens gegen den hier in unsern Memoiren aufgestellten ganz unhaltbaren Grundsatz überein. Außer daß dieser auf eine Zerstörung der Präemi-

nenz

nenz der Nation hinaus läuft, würde er das Reich beynahe unaufhörlich in einheimiſche und auswärtige Kriege über die Wahl eines Thronfolgers ſtürzen; in Verwirrung der Geſetze, welche nicht immer durch fremde Könige reſpektirt werden würden, und in mehrere andre Uebel, welche der Verfaſſer ohne Zweifel nicht bemerkte, und ich kann nicht anders glauben, als daß dieſer Einfall bloß von den Compilatoren herkomme, indem man darin ganz die Grundſätze des Herzogs von Sully vermißt. — Von dem Saliſchen Geſetze überhaupt ſ. m. Wendelin, Eccard, Baluz u. a., die von beyden Akademikern angeführt werden.

14. Jean de Serra ſagt von der Art wie Heinrich den Connetable empfieng: „Der König ließ ihn an dem „Thor von Paris durch den Herzog von Montbazon mit „einer ſehr anſehnlichen Begleitung von Edelleuten einho„len. Als Zamet den Connetable Abends traktirte, kam der „König juſt dazu (fort à propos) als man ihm das Waſch„becken reichte. Ich will mit Ihnen zu Nacht eſſen, ſagte Er „zu ihm. Der Connetable überraſcht wollte ein Knie zur „Erde ſetzen und ihm das Handtuch darreichen. Der König „hob ihn auf, und ſagte zu ihm: Sie haben hier nicht die „Honneurs zu machen, ſondern zu empfangen; Sie ſind „vom Haus. Und wirklich iſt der König verwandt mit dem „Hauſe Velasquez, bey welchem dieß Kronamt erblich iſt, „welches die Könige denen verleihen, die ſie auf die erſte „Stufe bey ſich erheben wollen.“

Dieſer Geſandte hatte zwey Jahre zuvor, auf ſeiner Reiſe nach Flandern, ſchon die Ehre gehabt den König aufzuwarten. „Er blieb, ſagt der Geſchichtſchreiber Matthieu, ein wenig länger auf den Knien als er gedacht hätte, und ſagte nachher: der König habe ihn empfangen als König und freundlich behandelt als Vetter.“ T. II. l. 3. p. 605. Siri ib. 317.

15. M. ſ. den Pater Matthieu T. II. l. 3. Die andern Geſchichtſchreiber, beſonders Vittorio Siri, der ſehr weitläuftig hievon handelt Mem. rec. T. I. p. 369.

16. Der Kardinal Oſſat ſpricht hievon auf eine für den Pabſt ſehr vortheilhafte Art in ſeinem Brief an H. v. Villeroy 2. Jan. 1603.

17. Dieſe

17. Dieſe Ceremonie geſchah in der Kirche des Temple, in Gegenwart des Legaten und der Geſandten. Da der kleine Prinz das Gelübde nicht ſelbſt ausſprechen konnte, ſtieg Heinrich, aus lebhafter Gemüthsbewegung vom Thron, und legte es ſelbſt für ihn in die Hände des Grospriors ab. Er verſprach es durch dieß Kind beſtättigen zu laſſen, ſobald es ſechzehn Jahre alt ſeyn würde. De Thou l. 132.

18. Alle Politiker haben ſich jederzeit ſtark gegen die allzu große Vermehrung der geiſtlichen Orden und gegen die übertriebne Anzahl der Mönche in dieſem Königreich erklärt. Wenn unſre Könige und unſre größten Miniſter dieſe Maxime nicht befolgten, ſo geſchah dieß nicht, weil ſie die Triftigkeit ihrer Gründe nicht fühlten; ſondern ſie glaubten der Religion den Vorzug vor der Politik geben zu müſſen, weil, wenn es wahr iſt, daß die Mönche dem Staat unnütz ſind, es nicht minder unläugbar iſt, daß die Religion unter ihrer Abſchaffung leiden würde. Der Kardinal von Richelieu deſſen Zeugniß hierinn weniger verdächtig iſt, als das des Herrn von Süllh, ſagt hievon. „So wie man ſchlecht oder blind „ſeyn müßte, wenn man nicht ſehen und geſtehen wolle, daß „die Religionen nicht nur nützlich, ſondern auch nothwendig „ſind, ſo müßte man auch von einem allzu blinden Eifer „eingenommen ſeyn, wenn man nicht einſehen wollte, daß „die Ueberhäufung beſchwerlich iſt, und ſogar verderblich wer„den könnte, da, was dem Staat geleiſtet wird, Gott geſchieht, „welcher die Grundlage davon iſt. Die ſchon vorhandenen „Häuſer reformiren, und den Ausſchweifungen in neuen Anla„gen derſelben Einhalt zu thun, ſind zwey Werke, die Gott „gefallen, welcher in allen Sachen die Regel will. Teſtament politique P. I. ch. 2. ſ. 8.

Anmerkungen zum zwanzigſten Buch.

Zu S. 54. u. zur Fortſetzung der in den Anmerkungen des vorigen Bandes S. 342. und 363. concentrirten Geſchichte der bedeutendſten Cabalen gegen Heinrich in den letzten Jahren ſeiner Regierung, folgt hier aus der ſchon genannten Auquetilſchen Erzählung in der Kürze der Zuſammenhang jener

er geheimen Unternehmungen wider den König, welcher
elbſt durch Birons Tod ſich nicht hatten zurückſchrecken laſſen.
„Birons Beſtrafung hatte plötzliche Furcht, aber keine
Beſſrung, hervorgebracht; es ſchien vielmehr, als ob die
Rachbegierde in Verbindung mit dem Geiſte des Aufruhrs
en intriganten Köpfen mehr Thätigkeit gäbe. Der Herzog
on Bouillon, der es nicht gewagt hatte, wieder an den
Hof zu kommen, durchſtreifte Deutſchland, und zeigte den
hon eingenommenen Reformirten in ſeiner Perſon einen
rm Kalviniſmus getreuen und dem Könige, mit dem er Ar-
eiten und Beſchwerden getheilt, zu allen Zeiten ergeben ge-
eſenen Mann; der aber, wie er ſagte, zur Belohnung
eſtürzt und aus Haß gegen eine Religion verfolgt wor-
n ſey, welcher doch der undankbare Monarch Scepter und
rone zu verdanken hätte. Die Politik des Oeſterreichſchen
auſes erfand den Gebrauch, in den auswärtigen Königs-
ichen beſtändige Geſandten zu unterhalten, die in die Ge-
imniße der Höfe, an welchen ſie ſich aufhielten, eindrin-
n und die Unterhändler bey Intriquen ſeyn ſollten. Dieß
achte Spanien, während der Ligue, zur Beherrſcherin
r Großen und des Volks, und es hatte ſich daben viel zu
t befunden, als daß es dieſes Mittel nicht auch unter
einrich IV. hätte anwenden ſollen, deſſen Muth und Scharf-
n es fürchtete. Es hielt alſo in des Königs Nähe einen
dinären Geſandten, Don Balthaſar von Zuniga, einen
läuen Staatsmann, der mehr als zu geſchickt war, den
ſichten des Staatsraths von Philipp dem IIk. zu entſprechen.
ſtimmte den Ton eines Mannes an, der helfen und rathen
nne, er ſchoß Geld vor, er gab und verſprach Penſionen
d nahm an dem Intereſſe der Familie Antheil. Durch
ß Verfahren machte er ſich ſo wichtig, daß die Miniſter
nicht zu beleidigen wagten. Er wußte es ſo zu machen, daß
Königin und des Königs Maitreſſe zu gleicher Zeit
ne Freundſchaft ſuchten und erwies ſelbſt dem Könige Dienſte,
Widerwillens ohnerachtet, den dieſer Fürſt gegen alles
te, was von Spanien kam. Als Maria von Medizis
ch Frankreich kam, brachte ſie ein Mädgen von niedriger
burt, Leonora Galigaye mit. Da man Mariens Be-
itung nach Italien zurückgehen ließ, erlaubte Heinrich,
Leonore in Frankreich blieb. Nun ließ die Königin alle
Gunſt, die ſie unter die andern vertheilt gehabt hatte,
ſie allein fallen. Ihr Anſehn führte einen florentiniſchen

Edelmann, Concino oder Concini, in Verſuchung. Schön, galant und ein angenehmer Schwätzer, ſchmeichelte er ſich bey der Favoritin ein, die ſich als eine ſehr häßliche Perſon, darauf ſchon zu gut that, daß ein Menſch von dieſen Vollkommenheiten ihr vor ſo vielen andern Frauenzimmern, denen er hätte gefallen können, den Vorzug gab. Concini hielt um ihre Hand an, und erhielt ſie. Dieſes ſchmeichleriſche Paar brauchte die Gewalt, die es über der Königin Herz hatte, nur dazu, um ihr Vorurtheile gegen ihren Gemahl beyzubringen, oder diejenigen, welche ſie ſchon hatte, zu nähren. Wir wiſſen aus des Königs Klagen, daß Maria wenig gefällig, eigenſinnig, mürriſch und bis zur Ausſchweifung auf ſeine Maitreſſen und natürliche Kinder, ſelbſt auf diejenigen neidiſch war, die er vor der Bekanntſchaft mit ihr hatte. Sie liebt weiter keinen, ſagte Er, als Leonoren und deren Mann; alles, was ſie fordert, fordert ſie, um es dieſen zu geben. Dafür weiden dieſe ſie mit Klatſchereien, umringen mich mit Kundſchaftern und laſſen Abſichten blicken, die weit über ihre niedrige und geringe Abkunft gehen; ſie ſind ganz den Spaniern ergeben, und bedienen ſich zu dieſem Verſtändniße der Unterhandlung florentiniſcher Agenten. Am Ende können dieſe heimliche Anſchläge für den Staat, und vielleicht für meine eigne Perſon, verderblich werden.

„Dieſe traurige Ahndungen ſetzten des Königs Gemüth in Unruhe, die durch ſeiner Mätreſſe Henriette d'Etrangues unbeſtändiges Betragen verdoppelt ward. Dieſe beiden Seelen, ſagt Süllly ſelbſt, konnten nicht ohne einander leben und ſich doch nicht mit einander vertragen. Heute überließ ſich Henriette mit aller Hitze der Leidenſchaft, dem Vergnügen, von einem großen Monarchen geliebt zu werden, und morgen wollte ſie den König zwar ſehen, aber ohne alle vertraute Gemeinſchaft mit ihm ſeyn. Heinrich glaubte, daß ſie ſich wegen eines neuen Liebeshandels ſo betrüge Er war zufrieden, daß ihm die Marquiſin keine Zeichen der Zärtlichkeit weiter gab; nur ſollte ſie allen Liebeshändeln entſagen, und er wollte nicht, daß ſich ein Herz, welches er allein beſeſſen, unter mehrere theilen ſollte. Zuniga hatte am König viel Abneigung gegen eine aufrichtige Ausſöhnung mit dem öſtreichiſchen Hauſe entdeckt. Durch Geſchenke und Verſprechungen gewann er Concini'n und Leonoren. Durch dieſe ließ er der Königin beybringen, ihres Gemahls Haß gegen Spanien könne ihren Kindern nachtheilig werden. „Dieſe-

„nigen

gen Franzoſen, ſagte er, die der Römiſchen Religion
hangen, betrachten ſtets den König, meinen Herrn, als
re Hülfe und Stütze. Sie merken, daß der Katholiſche
önig nur darum vom Könige von Frankreich gehaßt wird,
il dieſer beſtändig einen geheimen Hang zu den Hugenot-
beybehält, für deren Feind ſich der meinige frey er-
rt. Wenn nun das Volk erſt merkt, daß man den jun-
Prinzen von Kindheit an Vorurtheile gegen den Ro-
rchen beybringt, welcher der katholiſchen Religion am mei-
n zugethan iſt, ſo kann man nicht dafür ſtehn, daß ſich
ot zur Zeit der Gährung die ganze Nazion gegen die
inzen des Begunſtigers der Ketzerey emporen und ſich
re Herren wählen ſollte."

„Marie, die an einem ſo empfindlichen Orte angegriffen
, wie das Intereſſe ihrer Kinder war, ließ ſich
dergleichen Beſorgnißen deſto leichter einnehmen, da ſie
nigen Perſonen liebte und ſchäzte, die ihr dieſelben ein-
en, ſo daß ſie ſich in allen den Angelegenheiten, in welche
ch miſchen konnte, durch nichts mehr leiten ließ, als durch
ndſäze, die denen ihres Gemahls entgegengeſezt waren.

Nicht mehr Uebereinſtimmung mit ſeinen Geſinnungen
Heinrich bey ſeiner Mätreſſe, die der ſpaniſche Ge-
r auch verführt hatte. Der Graf von Auvergne knüpfte
erhielt dieſe Verbindung. Er fand ein Mittel, den
z in ſeinen Verbindungen mit den Feinden des Staats
lechten. Heinrich ward von einer heftigen Krankheit
en, welche das Haus Entraques unruhig machte. Hen-
ſtellte ſich dem Könige ganz in Thränen zerfloſſen dar,
chte ihre Angſt gröſſer, als ſie war, ſie ſchien von der
t, mit ihren Kindern in der Königin Hände zu fallen,
haft ergriffen, daß der Kranke, um Ruhe zu haben,
laubte, ſich einen Aufenthalt zu Cambray zu verſichern,
Stadt, die von den Spaniern abhängig war, und er
lte dem Grafen von Auvergne eine ſchriftliche Voll-
, dieſen Vergleich zu ſchließen. Da ſich die Sache ver-
e, ſo verwilligte der König eine zweyte Vollmacht, die
wenig als die erſte zurücknahm, als ſeine Wiedergenes
dieſer Unterhandlung ein Ende machte. Die Marquiſin
ihr Haus ohne Unterſchied alles Mißvergnügten. Der
fand ſich alſo, wenn er zu ihr gieng, von Feinden
gi.

„Unter dieſen Perſonen war nun oft von dem Eheverſprechen die Rede, welches Heinrich ſeiner Mätreſſe vormals gethan hatte. Man unterließ nicht, deſſen Kraft zu rühmen und ſeine Wichtigkeit zu erheben, als einer Handlung, die keine nachherige ſchwächen könnte. Die Königin erfuhr von dem Anſehn, welches man dieſer Schrift beylegen wollte. Sie fürchtete die Würkungen davon und beſchwor den König, ſie zurückzunehmen. Der Monarch, der überdies mit der Aufführung dieſer ganzen Familie nicht zufrieden war, forderte ſein Verſprechen zurück. Als man ſich nicht länger wehren konnte, fand man dies wichtige Papier in einem eiſernen Kaſten, den man neben einem Baume im Marcouſſiſchen Park eingegraben hatte. Am zweyten Jul. ſchickte es Herr von Entragues an den König zurück und atteſtirte, daß es das Original ſey. Zum Ehrgeiz dieſer Familie geſellte ſich der Unwille über die harte Beleidigung, die man ihr durch Beraubung einer Urkunde zugefügt hatte, durch die ſie ihre Ehre retten zu können glaubte. Dieß war hinlänglich, ſie zu den äußerſten Gewaltthätigkeiten zu vermögen, und der Graf von Entragues zeigte ſich ernſtlich geneigt, die Sache aufs höchſte zu treiben.

„Es iſt nicht ausgemacht, ob er bisher würklich über den Umgang ſeiner älteſten Tochter mit dem Könige verdrießlich war.

„Heinrich, der von dem Eigenſinne ſeiner Mätreſſe zuweilen abgewieſen wurde, hatte alsdann bei ihrer jüngſten Schweſter, die ſanfter und gefälliger war, Troſt gefunden. Er belohnte dieſe durch anſehnliche Geſchenke, errichtete mit ihr einen Briefwechſel und zeigte Verlangen, ſie an den Hof zu verknüpfen. Der Vater ſah in dieſem Eifer Leidenſchaft und ſchloß ſeine Tochter ein. Der König enthielt ſich, ſie öffentlich zu beſuchen; aber er verkleidete ſich und reiſete Tag und Nacht faſt ohne alle Begleitung durch Wälder und Umwege, ein Betragen, durch welches dem Grafen von Entragues ſein Projekt beynahe geglückt wäre.

„Dies gieng auf nichts weniger, als den Sohn, den die Marquiſin vom Könige hatte, ſtatt des Dauphins auf den Thron zu bringen; eine ſolche Unternehmung aber konnte nicht anders, als durch eine faſt allgemeine Revolution des Reichs glücken, und dieſe war unmöglich, ſo lange der König lebte oder in Freyheit war. Daher nahm ſich der Graf von Entragues vor, ſich ſeiner zu bemächtigen und ihn aus dem

Wege zu räumen. Er machte ſich des Königs Unver-
igkeit auf ſeinen Reiſen zum Verneuilſchen Schloße zu
ze, und lauerte ihm mit funfzehn kühnen Leuten, die er
dem Wege vertheilte, im Walde auf; aber Heinrichs
es Geſchick ließ ihn einigen, ohne daß er es wußte, aus-
hen, und von den übrigen machte er ſich durch ſeine Ta-
keit und Gegenwart des Geiſtes los. — — Im Jahr 1744
Anguſtil über dem Haupteingang des jetzt wüſten Ver-
lſchen Schloſſes eine halb erhabne ſchon ziemlich unkennt-
gewordne Skulptur von halber Menſchengröße, die eine
ppe von Perſonen vorſtellte. Man bemerkte da Heinrich
auf einem muthigen Pferde ſitzend und von vier gehar-
nten, aber nicht mit tödtlichem Geſchoß verſehenen Leu-
angegriffen. Muthig trieb er ſein Pferd fort, trat
davonrunter die Füſſe, warf den dritten durch einen
ß mit dem Stiefel über den Haufen, und traf den
ten, der ihm in den Zügel fallen wollte mit dem Degen-
Verzierungen der Gruppe gaben zu erkennen, daß dieſer
tritt in einem Walde vorgefallen war, und man ſah im
erholze die Köpfe einiger andern Perſonen, die den er-
n zur Hülfe herbeyeilten. Man ſagte damals, es wäre
Vorfall zwiſchen Räubern; allein die Rüſtung dieſer
e und der leidenſchaftliche Charakter, der an ihnen aus-
ückt war, bezeichneten eher Verſchworne, als Räuber.
iſt möglich, daß der Graf von Entragues dies Denkmal
hten laſſen um das Andenken einer Begebenheit zu er-
en, deren er ſich, ſelbſt in Heinrichs Gegenwart rühmte.
„Während dieſer Verſuche blieben die Verſchwornen, de-
eine weit größre Zahl war, als man dachte, in Zweifel,
jeder auf dem Poſten, den er ſich gewählt hatte. Der
zog von Epernon machte zu Metz den Kranken, und be-
te ſich zur Verbindung mit dem Herzog von Bouillon,
zu Sedan die Marquiſin von Verneuil und ihren Sohn
rten ſollte. Spinola, der an der Spitze eines Korps
iſcher Truppen ſtand, hatte Befehl, ſie zu verſtärken,
mit ihnen in Champagne zu dringen. Am andern Ende
Reichs verſtärkte ſich der Konnetabel von Montmorency
anguedok und rechnete auf eine Diverſion des Herzogs
Savoyen in Provence und des Grafen von Fuentes in
aund, wohin er durch Veltlin und Franche-Comte kom-
ſollte. Guienne, Dauphiné und Poitou, voller Spione
Herzogs von Bellegarde, des Hümiers, des Marſchalls

von Montigny und derer Herren, die in diesen Provinzen das größte Ansehen hatten, erwarteten nur den Augenblick, sich für die Marquisin und ihren Sohn zu erklären: aber die großten und geschicktesten Bemühungen, die Treue der Unterthanen wankend zu machen, wandte man in Auvergne und den angränzenden Ländern an, die am Mittelpunkte des Reichs lagen. Hier hatte der Graf von Auvergne seinen Waffenplatz, als in einer Gegend, wo ihm seine Besitzungen, sein Name, und die alte Anhänglichkeit des Adels an das Haus von Valois, dessen letzter Sprößling er war, das größte Ansehen gaben.

„Das Mittel, welches er, sich hier aufzuhalten, wählte, ohne beym Könige Argwohn zu erregen, war, daß er sich hieher verbannen ließ. Hierzu benutzte er einen Streit mit dem Grafen von Soißons, und schickte diesem einen Ausforderungsbrief zu. Soissons, unwillig darüber, daß sich der Graf eine Gleichheit zwischen ihm und einem rechtmäßigen Prinzen anmaße, beklagte sich beym Könige, der, ihn zu befriedigen, den Valois nach Auvergne verwies. Während dem er alles zu dem Augenblicke einrichtete, da des Königs Gefangenschaft oder Tod ihm ausbrechen erlauben würde, ward einer seiner Briefe an die Korrespondenten, welche er am Hofe hatte, aufgefangen. Heinrich entdeckte dadurch nicht die ganze Verschwörung; nahm aber doch soviel daraus wahr, daß er einsah, es sey für ihn wichtig, mehr davon zu erfahren. Er ließ also an den Grafen von Auvergne Befehl ergehen, daß er sich vor ihm stellen sollte.

Dieser Befehl war ein Donnerschlag, der die Maschine der Empörung zerschmetterte. Auvergne zitterte bey dem bloßen Gedanken, daß er in den großen Steinklumpen — so nannte er die Bastille — eingeschloßen werden könnte. Diesem Unglück zu entgehen, entsagte er allen bewohnten Oertern und lebte in Wäldern und den ödesten Landgegenden. Die Liebe gab zuweilen seiner Langweile in diesem wüsten Aufenthalt Reitze; aber seine Furcht konnte sie ihm nicht benehmen. Er hatte eine Mätresse, Madame von Chateauneï, ein Frauenzimmer von mittlerm Alter, welche reife Klugheit mit heftiger Liebe vereinigte. Geschickt im Reiten und Waffen zu führen, scheute sie weder Strapazen noch Gefahren. In abgelegenen Strohhütten hielten sie Zusammenkünfte, an alle Zugänge waren Bediente mit Jagdhörnern postirt, die beim Anblick der ersten verdächtigen Person Lerm

machen

machen sollten, und sie trieben die Vorsichtigkeit so weit, daß sie Hunde bey sich hatten, um die etwanige Nachläßigkeit der Posten zu ersetzen. Man wandte so viel List an, sich seiner zu bemächtigen, daß man endlich glücklich darinn war. Er ließ sich wider Willen seiner Mätresse, durch das Vergnügen verführen, die Ehrenbezeugungen seines Regiments anzunehmen, welches man mit Fleiß in seiner Nachbarschaft vorbeymarschieren ließ. Er zeigte sich auf einem Pferde, welches in einem Athem zehn (französische) Meilen machte, und hofte, keinen Fuß auf die Erde zu setzen, um sich nicht umringen zu lassen. Der Kommandeur kam ihm, nur von vier Bedienten begleitet, entgegen, und in dem Augenblicke, da er sich neigte, den Gruß zu erwiedern, nahmen ihn zwey dieser Bedienten, die starke Soldaten waren, bey den Armen und die beyden andern zogen ihn vom Pferde herunter, das Regiment umringte ihn und eine schon in Bereitschaft stehende Begleitung brachte ihn nach der Bastille. Sobald der König hievon Nachricht erhielt, ließ er den Grafen von Entraques in Verhaft nehmen, gab der Marquisin von Verneuil Wache, und ertheilte Befehl, den Prozeß der Schuldigen einzuleiten.

„Voll Verwunderung sah das Publicum einen durch seine Gnade so berühmten Fürsten, ein Frauenzimmer, die der Gegenstand seiner Zärtlichkeit war und von welcher er sogar Pfänder der Liebe hatte; den Vater seiner Mätresse und ihren Bruder, den letzten der Valois, den Karl IX. bey seinem Ende seiner Gnade empfohlen hatte, der Strenge der Gerechtigkeit übergeben. Sein Verständnis mit Spanien läugnete der Graf nicht; behauptete aber, er habe es nur auf des Königs Bewilligung unterhalten. Zum Beweise davon führte er einige Nachrichten an, die er dem Könige über die hierdurch entdeckten Absichten der Spanier gegeben habe. Er rechtfertigte sich auch durch Vollmachtschreiben, womit er versehn war. Man fragte ihn, warum er denn aber doch einen Begnadigungsbrief verlangt habe. Des rechtlichen Ueberflußes wegen; antwortete er. Auf den Einwurf, daß er ihn hätte bestätigen lassen müssen, erwiederte er, diese Formalität würde den Spaniern entdeckt haben, daß er mit des Königs Bewilligung mit ihnen in Verbindung getreten sey, eine Entdeckung, die ihn um allen Vortheil von dieser Verbindung gebracht haben würde. Als man ihm endlich vorstellte, daß bey einem Manne, der so viele Mit-

tel zu seiner Rechtfertigung in Händen hätte, die Verweigerung, sich auf Befehl zu stellen, ein Gewissen zu erkennen gäbe, welches sich andrer Verbrechen bewußt wäre; so gab er zur Antwort, er wisse, sein Stiefvater und seine Schwester, diese, weil er sich jederzeit ihrer schlechten Aufführung widersetzt, jener, weil er dessen Nachsicht bey den Unordnungen seiner Tochter laut genug getadelt, hätten ihm den Tod geschworen; beyde hassen ihn im höchsten Grade und er würde sich nie freywillig Personen überlassen haben, deren Umtriben die königliche Gewalt gegen seine Lage bewaffnen könnte. Man zeige mir, sagte er zuletzt, man zeige mir eine einzige Zeile von einem Vertrage mit Spanien, den man mir zum Vorwurf macht, und ich bin bereit, meine Verurtheilung zu unterzeichnen. Indessen existirte dieser doch, und sogar stand Spaniens Bestätigung unten darunter. Der nemliche Anton Eugen Chevillard, dessen ich schon erwähnt habe, und bey dem das Eheversprechen niedergelegt gewesen, hatte auch diesen Traktat in sein Brusttuch versteckt, da er als ein sehr grosser Freund und Vertrauter des Grafen von Auvergne in Verhaft genommen ward. Als er sah, daß man ihn nicht durchsuche, so fiel er darauf, diesen Traktat in kleine Stücke zu zerreißen und ihn mit dem einzuschlucken, was man ihm zu essen brachte, so daß davon nicht eine Spur übrig blieb. Man sehe die Memoir. d'Amelot de la Houssaye, unter dem Artikel Entragues. Wahrscheinlich konnte der Graf die Unmöglichkeit, dieß Papier gegen ihn zu produziren, da er eine solche Aufforderung that.

„Der Graf von Entragues hatte sich einen Plan zur Vertheidigung entworfen, von dem er nie abwich, einer Vertheidigung, die eher eine Gegenklage gegen Heinrich IV. als eine Rechtfertigung war. „Man kennt, sagte er, den Schimpf, „mit welchem der König meine Familie bedeckt hat. So „aufgebracht ich auch gegen meine Tochter war, so konnt' ich „doch meine Zärtlichkeit nicht ersticken, und diese hat mich „stets Mittel suchen heißen, sie von der Unordnung zurückzubringen. Stellte sich eine Erbitterung auf Seiten des „Königs oder der ihrigen ein, oder fiel ein Zwist unter beyden vor, so ermahnt' ich sie, die Gelegenheit zu benutzen, „eine Verbindung zu zerreißen, die sie entehrte. Ich „wollte sie vermählen; ich wollte sie nach Holland zur Prinzessin von Oranien, unsrer Verwandten, schicken; ich wollte „sie in England unterbringen; ich sah mich genöthigt, ihr

„einige

„einige Andachtsreiſen, einige Wallfahrten anzurathen, weil „ich ganz gewiß glaubte, die Abweſenheit würde unvermerkt „die Gewohnheit entkräften; aber der König widerſetzte ſich „dem beſtändig. Endlich ward er krank. Meine Tochter, „gegen welche die Königin vielen Haß blicken ließ, hielt ſich „für verlohren. Sie bildete ſich ein, daß, wenn der König „ſterben ſollte, das wenigſte, was ihr begegnen könnte, „ſey, ihre übrige Lebenszeit hindurch eingeſperrt zu wer„den. Ihre Unruhe und Furcht waren äußerſt groß. Ich „fand kein ander Mittel, ſie zu beruhigen, als ihr einen „Aufenthalt außerhalb Frankreich auszumitteln. Ich ſprach „mit dem Spaniſchen Geſandten davon, der mir von Sei„ten ſeines Herrn zuſagte, daß im Ereignungsfalle meine „Tochter in Cambray aufgenommen werden ſollte. Des Kö„nigs Wiedergeneſung machte dieſe Veranſtaltung unnöthig. „Er wußte ſie, er machte mir darüber keine Vorwürfe, und „ohnſtreitig würde er ohne ein andres Ereignis, das für „einen Vater nicht weniger ſchmerzhaft iſt, nie davon geredet „haben". Entragues ſprach nachher von des Königs Lei„nſchaft gegen ſeine jüngere Tochter, von ſeinen Verkleidun„en, von ſeinen Reiſen bey Tag und Nacht, beſonders von „inen Briefen, die man noch bey ſeiner Tochter ſehen könne. „ein, ſetzte der Graf hinzu, da er ſieht, daß er meine Wach„mkeit nicht hintergehen kann und ſich ſchmeichelt, daß es „m beßer mit ihr glücken wird, wenn er ſie meines Rathes „raubte, ſo ſucht er mich durch Beſchuldigung falſcher Ver„rechen aus dem Wege zu räumen, weil er ſeinen Zweck auf „ine andre Weiſe erreichen kann.

„Was für Fragen die Richter auch dem Grafen von Ent„agues über die Verſtändniße im Reiche und auswärts, „er ihren Zweck und ſeine beſondern Abſichten gegen des „önigs Perſon ſelbſt, vorlegten: ſo konnten ſie doch von ihm „chts herausbringen. Eben ſo wenig geſtand die Marquiſin „n Verneuil. Auf alle ihre Fragen antwortete ſie, ſie er„nre ſich nicht, ſie wiſſe nichts, der König ſey falſch unter„ichtet. Wenn ſie ihr zuſetzen wollten, gab ſie ihnen durch ein „heimnisvolles Schweigen zu verſtehen, daß es zwiſchen ihr „nd dem Monarchen Heimlichkeiten gebe, deren Ergründung „nen nicht zukäme.

„Allem Anſehen nach durch Birons Beyſpiel unterrichtet, „r nur dadurch die gegen ihn angebrachten Beſchuldigungen „ltend machte, daß er nicht zu rechter Zeit die Zeugen und

Mitſchuldigen verwarf, die man ihm entgegen ſtellte, verwarfen der Grafen von Entragues, die Marquiſe von Verneuil und der Graf von Auvergne einer den andern mit der größten Geſchicklichkeit. „Sie verabſcheuen mich, ſagte Au„vergne zum Entragues, weil ich die Unordnungen meiner „Schweſter, und Ihre eines Vaters unwürdige Nachſicht „tadelte. Was meiner Schweſter betrift, ſo weiß man, „daß ſie öffentlich geſagt hat, ſie wünſche nichts, als Begnadi„gung für Sie, und ein Schaffott für mich". Der Graf von Entragues, ſtatt zu läugnen, daß er eine heftige Abneigung gegen den Auvergne habe, rühmte ſich deſſen und führte den Grund an, daß derſelbe, ſtatt ſeine Schweſter zu beklagen, und ihre Schande, wo möglich, zu verdecken, ſtets der erſte geweſen ſey, der ſie mit mehr ſtrafbar machenden und erdichteten Umſtände ausgebracht und ſie noch mehr angeſchwärzt habe, indem er ihr Liebeshändel mit vielen jungen Herren ſchuld gegeben. Henriette endlich gerieth vor ihren Richtern bey dem bloßen Namen ihres Bruders in Wuth. Sie beſchuldigte ihn ſchmälicher Lügen und Verleumdungen. „Er hat, ſagte ſie, ein böſes Herz, einen ſchwarzen Cha„rakter, eine ſchlechte Geſinnung, die nicht nur der Ver„rätherey, ſondern auch der Vergiftung, des Meuchelmords, „überhaupt der größten Verbrechen fähig iſt". Dieſe Vorwürfe zeigten ſo viel Leidenſchaft, daß es den Richtern unmöglich ward, von der Marquiſe Ausſage Gebrauch zu machen.

„Indeß müſſen ſie doch unter dieſen Ausflüchten hinreichende Beweiſe gefunden haben: denn ſie faßten am erſten Februar ihr Urtheil ab. Die Grafen von Entragues und Auvergne und ein intriganter Engländer, Morgan, wurden zur Enthauptung auf dem Greveplatze, und die Marquiſe von Verneuil zur lebenswierigen Gefangenſchaft verdammt. Ohnſtreitig erwartete der König ſeine alles verachtende Mätreſſe bis zu dieſem letzten Verſuch. Allein ſie wollte nicht, ſagte ſie, daß ihr vorgeworfen werden könnte, ſie habe die Hand geküßt, von welcher ſie in Feßeln gelegt ſey. Als ſie aber das Urtheil geſprochen ſah, und daß ihr Vater, ihr Bruder, und deren Vertrauter bereit waren auf dem Schaffotte zu ſterben, ſo ließ ſie ohne Zweifel alle die Triebfedern ſpielen, die, wie ſie wußte, über des Monarchen Herz alles vermochten, indem ſie die Exekuzion nicht nur aufhielt, ſondern auch in der ganzen Sentenz eine Aenderung hervorbrachte.

Indeß

„Indeß begnadigte der König die Häupter der Verſchwörung nicht, ohne ſich vorher durch die Beſtrafung einiger geringern Mitſchuldigen in Sicherheit geſetzt zu haben, die bey dieſer Gelegenheit, wie faſt bey allen andern, für die großen Schuldigen büßten. Der König begab ſich nach Quercy, Limouſin und Perigord; Sülly aber ſchickte er nach Poitou und den angränzenden Provinzen. Beyde wurden von einer gerichtlichen Deputation begleitet, deren Operationen mehr den Leuten Furcht einjagten, als ſie ſtraften. Heinrich annullirte nachher durch ein Patent alle gegen die Marquiſe geſchehne rechtliche Unternehmungen, und hob durch ein Begnadigungsſchreiben das Andenken ihres Verbrechens auf. Er erſparte ihr ſogar die Demüthigung, des Protokollirens wegen vor dem Parlament zu erſcheinen, ſetzte auch die Grafen von Auvergne und Entraques wieder in den vorigen Stand, und hob die beſchloßne Einziehung ihrer Güther auf, der Engländer Moraan aber ward auf immer verbannt, Entraques nach Malesherbes verwieſen, und Auvergne, in der Baſtille zu bleiben, verurtheilt. Epernon, Montmorency, Bellegarde, und andre am Hofe, erfuhren bey dieſer Gelegenheit nicht die geringſte Ungnade. Vielleicht begnügte ſich Heinrich damit, ſie im Reſpekt zu halten, indem er ihnen zu erkennen gab daß er ihre böſen und heimlichen Anſchläge wiſſe, und ſich davor ſichern könne. Vielleicht hatten ſie auch an der Verſchwörung nur einen ganz geringen Antheil. Es kann möglich geweſen ſeyn, daß der Graf von Auvergne, der ihre Geſinnungen kannte, von ihnen mehr erwartete, als ſie ihn hatten hoffen laſſen und daß das Gebäude dieſer Verſchwörung, wie es hier nach dem Vittorio Siri entworfen iſt, weniger auf feſten Verpflichtungen, als auf unbeſtimmten Reden und allgemeinen Verſprechungen der Mißvergnügten beruhte.

„Nach dem nehmlichen Schriftſteller war des Königs Leben wirklich in Gefahr. Er berichtet, daß Heinrich, da er den Grafen von Entraques, nachdem dieſer Handel beygelegt geweſen, zum erſtenmale wiederſah, ihn fragte, ob es wahr ſey, daß er, wie man ausgeſprengt, die Abſicht, ihn umzubringen, gehabt habe? Ja Sire, antwortete der Graf frey heraus, und nie wird mir dieſer Gedanke aus dem Sinne kommen, ſo lange mir Ew. Majeſtät in der Perſon meiner Tochter meine Ehre rauben werden. Heinrich vergaß bey dieſer Gelegenheit, daß er Souverain und beleidigt war. Er

dachte nur daran, daß er seinen Unterthan zuerst beleidigt habe, und hatte Herrschaft genug über sich selbst, einen Verwegnen, der ihm trotzte, nicht zu bestrafen. Allmälig sah er die Marquise von Verneuil, es mogte nun aus Gründen, oder aus Kaltsinn geschehen, oder weil er ihres Eigensinns überdrüßig war, nicht mehr als seine Mätresse an, und hielt sich zur Jacqueline de Beuil, die er zur Gräfin von Moret machte und deren Umgang für ihn nicht von so verdrüßlichen Folgen war." —

1. „Der König — saat Bassompierre T. I. p 165. — verwandelte diese Strafe in ewiges Gefängniß, zum Theil aus Achtung für Frau von Angouleme, die sehr dringend darum anhielt; noch mehr aber, aus dem Grund, den Er selbst anführte, daß Ihm nehmlich König Heinrich III., Sein Vorfahr, beym Hinscheiden niemand als den Herrn Grafen von Auvergne und Herrn le Grand empfohlen habe, und Er daher nicht wolle, daß man Ihm nachsagen könnte, Er habe einen Mann hinrichten lassen, den Ihm der, von welchem Ihm das Königreich hinterlassen worden sey, so angelegentlich empfohlen habe." Allein weder Sülly noch Heinrich selbst in seiner Unterredung über diesen Gegenstand mit seinem Minister gedenken auch nur mit Einem Wort dieses Grundes.

2. Unter der folgenden Regierung kam er los. — Er war 71. Jahr alt, als er 1644. die zwote Ehe mit Fräulein von Margonne schloß, und da diese Dame erst 1710. in ihrem 92. Jahre starb, so sah man eine Art von chronologischem Paradoxon: eine Schnur beynahe 140. Jahre nach ihrem Schwiegervater sterben.

3. „Der König — sagt Peresire — erlaubte der Marquise, sich nach Verneuil zurück zu ziehen, und nachdem sieben Monate verflossen waren, ohne daß der Generalprokurator einen Beweis gegen sie aufbringen konnte, ließ Er sie für ganz unschuldig an dem Verbrechen, erklären, dessen sie angeklagt worden war." — „Er sprach sie, sagt der Mercure françois hinzu, frey davon, sich vor dem Parlamentshof zu stellen, um ihren Abolitions-Schein einregistriren zu lassen, der am 6. Sept. gerichtlich bestätigt wurde." — Die nähern Umstände von diesem ganzen Proceß sehe man

bey

bey De Thon an. 1605. Siri ib. p. 299. und andern Geſchichtſchreibern.

4. Dieſe ziemlich gut gearbeitete Piramide oder Pfeiler, von ungefehr 20. Fuß Höhe war gegenüber von dem Palaſt errichtet, nur die Straße alenq dazwiſchen. Auf dem Fußgeſtell war an den 4 Seiten auf vier Platten von ſchwarzem Marmor der obengedachte Parlaments Schluß eingegraben, nebſt Innſchriften, die in den ſchwärzlichſten Ausdrücken für die Jeſuiten abgefaßt waren. Wir bringen dieſe Innſchriften hier nicht bey, da man ſie in den Mémoires de la ligue T. 6. d'Aubigné T. III. L. 4. ch. 4. Mſ. de la bibl. R. Vol. cotté 9033. (wo auch eine gleichzeitige franzöſiſche Ueberſetzung befindlich iſt) und einigen andern Büchern finden kann.

Herr De Thou und der Mercure françois, die man noch über die Niederreiſſung der Piramide nachſehen kann, geben mit Herrn von Süly zu, daß es eine Art von Gerechtigkeit war, dieſe Innſchriften zu vertilgen, indem man die Jeſuiten wieder aufnahm, da dieſe beyden Parlaments-Schlüſſe einander widerſprechen; merken aber auch an, daß man ſehr über die Zerſtöhrung des Pfeilers ſchrie, die am hellen Tage im May, durch dem Bürgerlieutenant Miron geſchah, den der König dazu abgeſchickt hatte. Auf dem Platz wurde ein Brunnen angelegt. (Eine Inſkription auf dieſen Brunnen, die mir einmal in die Hände fiel, will ich zur Probe herſetzen:

Cur, ubi celſa ſteit Pario de marmore moles,
(In regem attentati iudicium ſceleris,
Prole tua, Ignati, quondam inſtigante, peracti,)
Irriguae nunc fons ſurgit amoenus aquae?
Credidit, (at fruſtra) ſcelus hoc extinguere pacto,
Quod non, longa licet, deleat ulla dies.

Dieß iſt noch eins der erträglichſten unter vielen, über dieſe Piramiden-Sache. Sie ſtehen in dem Elixir ieſuiticum.) „Die Befehle dazu wurden an den Herrn von Sully, als Oberſtraßenaufſeher ausgefertigt. Die vorzüglichſten Bildſäulen wurden in die Grotten von St. Germain getragen „ſagt Matthieu P. II. l. 3. p. 683.

Die

Die Feinde der Jeſuiten rächten ſich durch Ausſtreuung einer Menge äuſſerſt beiſſender kleiner Stücke in Proſe und in Verſen, über alles was bey dieſer Gelegenheit vorfiel, die man aber ebenfalls hier vergebens ſuchen wird. Sie hiengen ſich boshafter Weiſe an den Umſtand, daß man bey Abreiſſung der vier Figuren, welche vier Tugenden vorſtellten und auf den vier Ecken über den Inſchriften ſtanden mit der Gerechtigkeit den Anfang gemacht habe, was doch bloß Wirkung des Zufalls war, oder vielleicht gar nicht einmal wahr iſt. Der Kupferſtich von dieſer Piramide gieng bey Jean le Clerc, der bis dahin ein Privilegium darüber hatte, nun nur deſto reiſſender ab. Allein Heinrich ließ, nur drey Monate vor ſeiner Ermordung, die Platte abhohlen. Der größte Theil der Inſchriften, mit denen die Piramide geziert war, und deren Zerſtöhrung die Herrn de Thou, de Serres, Mezeray und andre beklagten, war von Joſeph Scaliger, der ein zu guter Proteſtant war, um den Jeſuiten Orden nicht grenzenlos zu haſſen. M. chr. dogm. T. I. p. 30.

5. Was der Verfaſſer hier von der Schwierigkeit ſagt, welche die Jeſuiten gefunden haben ſollen, in Poitiers aufgenommen zu werden, befremdet mich um ſo mehr, da der Septennaire (ſ. 438) dieſe Stadt ausdrücklich unter die ſetzt, welche Jeſuiten verlangten. Matthieu zählt zwanzig ſolche Städte auf, und vergißt darunter Poitiers nicht, „weil, ſagt er, ihre Kollegien und Schüler beſſer waren, als „die andern“. T. II. l. 3. p. 606. 686. Wenn ich hier nicht den Biſchoff und die Treſoriers de France namentlich angeführt ſähe, würde ich glauben, daß das, was Herr von Sully die Stadt oder den größten Theil der Burger nennt, nur die Calviniſten begreife, welche vielleicht wirklich den größten Theil davon ausmachten. Der Biſchoff in dieſer Stadt, der in beſondrer Verbindung mit dieſem Miniſter ſtand, wie aus den in dieſen Denkwürdigkeiten angeführten Briefen beyder erhellt, konnte auch wohl ſelbſt aus Politik ſich der Aufnahme der Jeſuiten widerſetzen, ſo wie ein großer Theil der vornehmſten Innwohner der Stadt, ſelbſt Katholiken, in der Ueberzeugung, daß ſie dadurch den Befehlshaber der Provinz den Hof machten, wenn ers gleich nicht ausdrücklich verlangte. Nur allzu oft läßt man ſich im gemeinen Leben zur Schande und zum Nachtheil der Religion

die

die man bekennt, durch ſolche Bewegarände leiten. Dieſe Muthmaßung, die nicht ohne Grund iſt, kann auch einiges Licht geben, den Pater Cotton bey ſeiner Streitigkeit mit Sully, zu vertheydigen oder wenigſtens zu entſchuldigen. Sie paßt auch zu den Beſchwerden, welche unſre Memoiren weiter unten denen von Poitiers darüber in den Mund legen, daß nachdem die Jeſuiten endlich dort aufgenommen worden ſeyen, ihr Collegium, ſo gut es vorher war, bald ganz ſchlecht geworden ſey, daß dieſe Väter nur durchgedrungen ſeyen, um beyde Theile zu entzweyen. Dieſe zween oder drey Punkte, ſtehen in einer natürlichen Verbindung untereinander, und man kann noch die Widerſetzung der Stadt Metz gegen die Aufnahme der Jeſuiten, wovon unten Erwähnung geſchehen wird, hinzuſetzen.

6. Matthieu hat eben dieß an Heinrich bemerkt: „Er urtheilte von Handlungen und Reden nach dem Geſicht und den Augen. „T. II. l. 4. p. 807.

7. Dies iſt das letzte Werk dieſes Paters gegen Antoine Arnaud. Er ſchrieb viel, und mit ziemlichem Erfolg, für die Jeſuiten.

8. Ludwig Berton von Crillon, oder Grillon, ein Adelicher aus Avignon, eben ſo bekannt, durch ſeinen wunderlichen Charakter als durch ſeine Unerſchrockenheit, die ihm den Namen, Mann ohne Furcht, erwarb. Ich finde in dem Leben des Herzogs von Epernon (p. 176) einen Zug, der ſich ſehr wohl hierher neben den ſchickt, den der Herr von Sülly von ihm anführt.

„Der Herzog von Guiſe, zu dem er nach der Wiedereinbekommung von Marſeille geſchickt worden war, wollte ihn auf die Probe ſtellen, und redete mit einigen Edelleuten ab, vor der Wohnung Grillons plötzlich Lärm ſchlagen zu laſſen, als wenn die Feinde ſich der Stadt bemächtigt hätten. Zugleich ließ er zwey Pferde vorführen, und ging hinauf in Grillons Zimmer. Er ſagte ihm, alles ſey verloren, die Feinde ſeien Meiſter vom Hafen und der Stadt; ſie ſeien durch die Wachen gebrochen, haben alles verjagt und niedergemacht, was ſich ihnen widerſetzt habe; da kein Mittel ſey, Widerſtand zu leiſten, habe er es für das Beſte gehalten, ſich lieber zurückzuziehen, als

durch

durch ihren Verluſt jener Sieg zu vergrößern, er komme zu ihm, damit ſie ihren Rückzug mit einander antreten könnten, und habe zwey Pferde mit gebracht, die unten warteten; er bitte ihn zu eilen, damit ſie nicht von der Zeit und den Feinden überraſcht würden. Grillon lag im Schlaf als Lärm geſchlagen wurde, und war kaum wach, als der Herzog von Guiſe dies zu ihm ſagte. Ohne über einen ſo hitzigen Angriff aus der Faſſung zu kommen, forderte er ſeine Kleider und ſeine Waffen, und ſagte, man müſſe nicht alles ſo leicht glauben, was man von den Feinden ſage; wenn aber die Nachrichten gegründet wären, ſo ſey es beſſer, die Waffen in der Hand zu ſterben, als den Verluſt dieſes Platzes zu überleben. Da ihn der Herzog von Guiſe nicht von ſeinem Entſchluß abbringen konnte, gieng er mit ihm aus dem Zimmer, aber mitten auf der Treppe konnte er nicht länger an ſich halten, es entfuhr ihm ein Lachen, und nun merkte Grillon den Poſſen. Jtzt machte er ein viel ernſteres Geſicht, als da er glaubte, es gehe in die Schlacht, faßte den Herzog beym Arm und ſagte zu ihm mit einem Fluch, (denn er fieng alle ſeine Reden mit fürchterlichen Flüchen an): „Junger Menſch! Verſuche es nicht wieder zum Scherz, „das Herz eines brauen Mannes auf die Probe zu ſetzen. „Beym Tod! hätteſt du mich feig gefunden, ſo ſtieß ich dir „den Dolch in die Bruſt.“ Und damit ging er wieder, ohne etwas weiter zu ſagen, auf ſein Zimmer. —

9. Wilhelm Ancel königlicher Haushofmeiſter, Reſident in Wien.

10. Herr von Sancy hatte das Unglück, ſich in allen Schriften der Calviniſten dieſer Zeit aufs grauſamſte mißhandelt zu ſehen, ohne es anders als durch die Abſchwörung ihrer Religion verdient zu haben. Joſeph Scaliger ſpricht von ihm als einem ſchwärmeriſchen Schwindelkopf, ꝛc. Es iſt billig, daß man alle dieſe Anklagen und Schimpfreden nicht leſe, ohne die von ihm ſelbſt aufgeſetzte Apologie ſeines Betragens dagegen zu halten. Sie befindet ſich in den mémoires d'état de Villeroy T. III. p. 127. Er beweiſt darinn unter andern gegen den Vorwurf, den Herr von Sully ihm hier macht, daß der Aufwand im Dienſt des Königs ihn genöthigt habe, für hundert und funfzigtauſend Thaler Koſtbarkeiten zu verkaufen.

11. Dies Buch hatte den Titel: Discours d'état, pour faire voir au roi, en quoi Sa Majeste eſt mal ſervie. — „Es ging in Geheim in Paris, ſagt Eroile, — handſchriftlich herum, war etwas frey und kühn für itzige Zeit geſchrieben, die nicht alle Wahrheiten gleich gut ertragen kann; man lieſt darinn jedoch nichts gegen den König und ſeinen Dienſt, wohl aber gegen den Herrn von Rosny."

12. Der Sieur de Juvigny oder Divigny, ein franzöſiſcher von Adel, Verfaſſer des itzgedachten Aufſatzes, büßte für alle. „Er wurde, — ſagt Eroile, — an ſeinen Leben und ſeinen Gütern als Majeſtäts Verbrecher verfolgt, und, aus Mangel des Originals, zu Paris in Bild gehangen."

13. Heinrich, obſchon äuſſerſt unzufrieden über den Herzog von Epernon, der ſich nach Angouleme zurückgezogen hatte, und dort große Klagen über die vorgebliche Ungerechtigkeit führte, die ihm bey dieſer Gelegenheit angethan worden ſey, wollte dennoch, daß der Herr von Crequy hundert Meilen von Paris reiſen ſollte, um ſeinen Obriſten aufzuwarten und den Eid in ſeine Hände abzulegen, ſeine Einwilligung zu ſeiner Beſtallung zu erhalten und ſeine Befehle zu ſeiner Einweiſung zu empfangen. Der Herzog von Epernon ließ ihn einige Tage in der Suite und ſelbſt einen ganzen Tag an der Thüre ſeines Zimmers harren Hiſt. du Duc d'Epernon p. 212.

14. „Der König — ſagt le Grain l. 7. — beförderte den Herzog von Sully ſo, daß er noch immer ein großes Anſehen über ihn behielt; und wer weiß, ob es nicht ein Zug von Klugheit vom König war, ihn ſo den Haß mehrerer, wogegen er ihn ſchützen konnte, auszuſetzen, um ihn die Wirkungen davon fürchten zu laſſen, wenn er ſeine Pflicht aus den Augen verlöre." — Dieſe Stelle unſerer Memoiren ſcheint zwar auf den erſten Anblick dieſe Muthmaßung zu begünſtigen; ich finde jedoch das Urtheil derjenigen richtiger, welche bey dem Argwohn, dem ſich Heinrich gegen den Herzog von Sully überließ, ganz keine Verſtellung ſehen wollen. Er mag indeſſen würklich oder verſtellt ſeyn, ſo finde ich, nach der Meinung mehrerer Män-

ver von Einsicht, daß er unter die Fehler dieses Herrn gehört. In der ersten Voraussetzung sieht man darinn nichts als eine eines so großen Königs unwürdige List, und in der zweyten eine Ungerechtigkeit, die man nur mit der Heftigkeit der ersten Aufwallung entschuldigen kann, indem gleichsam eine Verabredung zwischen dem König und dem Minister war, daß jener diesem von Seiten seines festen, unerschütterlichen, unbiegsamen und jeder Schmeicheley unfähigen Charakters, in Rücksicht auf eine so erprobte Treue alles wollte hingehen lassen. Ein Beweis, daß auch bey den vollkommensten Fürsten die Erfüllung der wesentlichsten Pflichten dennoch Gefälligkeit und Gefälligkeit nicht entbehrlich macht.

15. Margarethe von Bethune, eben die, welche zur Rache an ihrer einzigen Tochter, dafür, daß sie gegen ihren Willen Heinrich von Chabot geheirathet hatte, im J. 1645 einen funfzehnjährigen Jungen als ächten Sohn von ihr und dem, sieben Jahre zuvor verstorbenen Herzog von Rohan zum Vorschein brachte. „Mehrere glaubwürdige Personen, sagt Amelot, welche den Tancred (so hieß der vorgebliche Erbe des Hauses Rohan) in Paris zur Zeit des Prozesses gesehen haben, versicherten mir, dieser junge Mensch habe das Rohansche Familien Tempet, einen kleinen Büschel Haare vorne auf der Stirne, und merkliche Gesichtszüge von seinem vorgeblichen Vater gehabt.“ — Mit dieser Anekdote hängt eine andre zusammen, daß nemlich der Herzog von Rohan von dem Großherrn das Königreich Cypern für diesen Sohn habe kaufen wollen. Man sagte auch, sein Vater und seine Mutter haben ihn nur darum verborgen gehalten, damit der Graf von Soissons, und nachher der Herzog von Weimar desto eher ihre Tochter heirathen möchten. Alle diese sonderbaren Fabeln kann man nachlesen in Amelot de la Houssaye art. Béthune, etc. et art. Chypre.

16. Man liest in der Hist. de la mère et du fils T. 1. p. 15. Heinrich habe dem Herzog von Sully die Befehlshaberschaft von St. Maixant, um die er für sich selbst durch die Königin habe bitten lassen, abgeschlagen, mit dem Versatz, die Klugheit erlaube nicht, einen Calvinisten den Herrn in diesem Platz, so klein er auch sey, spielen zu lassen. Wenn außer dem Stillschweigen des Herrn von Sully, noch etwas die Wahrheit dieser Behauptung in Zwei-

Zweifel ſetzen kann, ſo iſt es die Leichtigkeit, womit ihm der König die Befehlshaberſchaft über die ganze Provinz ſelbſt übertrug.

17. Franz Hannibal von Eſtrees Marquis von Coeuvres, Duc und Pair und Marſchall von Frankreich.

18. Das Haus Eſtrees iſt indeſſen doch unſtreitig vom älteſten Picardiſchen Adel; Man ſehe nur unſre Genealogiſten nach.

Ein und zwanzigſtes Buch.

1.

„Es bedurfte auch in der That nicht weniger, als den „ſtandhaften Muth des Herzogs von Sully, um die Fi„nanzen wieder in Ordnung zu bringen, durch Zurück„ziehung von hundert Millionen an veräuſſerten Krongü„tern, Abzahlung der rechtmäßigen Schulden, Abſchnei„dung der andern ꝛc. Er unterſtützte jederzeit ſeinen König „in den großmüthigen Entwürfen, ſein Volk zu erleich„tern.“ — Eſſais politiques ſur le commerce chap. 19. Herr Claude de l' Isle ſpricht eben ſo und mit allen möglichen Lobeserhebungen davon in ſeiner abregé de l' hiſtoire univerſelle T. V. p. 501.

2. Dieſe Mißbräuche ſind ſo handgreiflich, und dieſe Bedruckungen ſo himmelſchreiend, daß unſre Miniſter und Könige oft verſuchten, ihnen durch gänzlich Umgeſtaltung dieſes Theils der Finanzen abzuhelfen. Sie fanden aber dabey alle Hinderniſſe, von denen der Verfaſſer ſpricht, und die ihre Verſuche fruchtlos machten. In unſern Tagen machte man abermals einen, der einen glücklichern Erfolg zu verſprechen ſchien, dennoch aber keine ſehr ſchnelle Fortſchritte macht. Man erlaube mir, hier die Gründe davon auseinander zu ſetzen.

Es herſcht in dieſem Reich, und wohl überhaupt in allen monarchiſchen Staaten ein unglückliches Vorurtheil,

an deſſen Ausrottung man nicht zu ſehr arbeiten kann, weil es die Herzen der Unterthanen gegen alles, was der Fürſt ausgehen läßt, auf der Hut hält, und ſo, bloß durch das Mißtrauen, einen Theil der ſchlimmen Folgen bewirkt, die eine förmliche Unbotmäßigkeit hervorbringen würde. Dies Vorurtheil beſteht darinn, daß man nie an das Volk zum Guten gedenkt, ſondern vielmehr nie eine Aenderung in ſeinem Zuſtand vernimmt, auſſer um ihn noch elender zu machen.

Es iſt unmöglich, daß eine ſo groſſe Veränderung, als die in der Vermögenſteuer vorgeſchlagene, nicht groſſen Schwierigkeiten aus der Natur der Sache ſelbſt ausgeſetzt ſeyn ſollte. Nun glaube ich, daß es nicht hinlänglich iſt, wenn dieſe Schwierigkeiten ſich in der kleinen Anzahl von Köpfen, welche dieſes Projekt aufgebracht und ausgebildet haben, gehoben befinden; ſondern daß ſie es auch für die ſeyn müſſen, welche man aus Noth zur Ausführung braucht. Denn es iſt mit dieſem Werk nicht wie mit einem Gebäude, das durch bloße maſchinenmäßige Mitwürkung der Hände der Werkleute nach dem Riß des Baumeiſters aufgeführt wird. Jenes kann nicht wachſen und ſeine Vollendung erreichen, wenn nicht gleiche Einſicht die Ausführer wie den Urheber beſeelt. Dagegen aber ſtehen zwey Dinge, die man erſt durch Zucht und Lehre wegräumen müßte, nemlich Mangel an Einſichten, und Trägheit bey den angeſtellten Subalternen; dieſe läßt ſie die Befehle ihrer Obern vernachläßigen, und jener macht, daß ſie mit der beſten Abſicht alles verkehrt ausrichten.

Dieſer Grund würde ſchon allein hinreichen, darzuthun, daß die Einführung der proportionirten Vermögenſteuer in den Generalitäten nicht den Elu's und Subdelegués der Intendanten anvertraut werden darf. Ich wage nicht, ein gleiches von den Intendanten ſelbſt, oder den untergeordneten Arbeitern zu behaupten, die von ihnen auf gut Glück in dem Polizey und Finanzfach aufgegriffen und angeſtellt wurden; und die bey ihren anderweitigen beſtimmten Geſchäften nicht die gehörige Zeit hierauf verwenden können. Allein ſo wie man zu Führung von Geſchäften, welche die Kräfte gewöhnlicher Werkleute überſteigen, Sachverſtändige aus der Hauptſtadt kommen läßt; ſo ſollte der Staatsrath ebenfalls

falls rechtschaffene, einsichtsvolle, hinlänglich Bevollmächtigte und vollkommen sachverständige Commissarien erwählen und in die Generalitäten abordnen, bey denen man weder Zeit noch Aufwand zu sparen hätte. Denn wenn man sie zu sehr übereilt, wird ihnen eine Menge von Beobachtungen entgehen, die sich über verschiedne nähere Beschaffenheiten des Landwesens machen ließen; wenn man sie schlecht oder filzig bezahlt, setzt man sie in die Verlegenheit, an ihrer Pflicht zu Verräthern zu werden. Dies wichtige Werk erfordert alle mögliche Vorbereitung.

Wenn man weiß, was die Bande der Verwandschaft, Freundschaft, Gesellschaft, bloßen Nachbarschaft, die verschiednen persönlichen Gesellschaftsvortheile, die Furcht zu mißfallen, die Begierde sich verbindlich zu machen, das Verlangen sich von seinen Mitbürgern geehrt und geschmeichelt zu sehen, die Abhängigkeit von einem übel unterrichteten Vorgesetzten, die sich durch Absetzung und ungerechte Verweise fühlbar machen kann, und eine Menge andrer Beweggründe, welche einem Mann mitten in seiner Familie und unter seinen Mitbürgern die Hände binden, wer sage es, weiß wie viel dies alles über die Menschen vermag, der wird tausend Gründe finden, daß man sich bey dem neuen Steuerfuß nicht der gewöhnlichen Employés bedienen sollte. Daher sehen auch Männer, welche sorgfältig in die Absichten des Staatsraths bey dieser Operation eingedrungen sind, und dann einen aufmerksamen Blick auf die Art geworfen haben, wie man sie täglich in den Steuerkreisen ins Werk setzen sieht, diese sehen mit innigem Schmerz, daß unter funfzig von diesen Commissarien oft nicht Einer ist, dessen Arbeit nicht dahin ausliefe, die neue Einrichtung noch gehässiger zu machen als die alte.

Diese Beweggründe und diese Schwierigkeiten, eine überdachte Bekanntschaft mit dem Project des Herrn von Vauban, die geringe Mühe die dessen Einführung verursachte, als man den Versuch damit machte, das Glück das noch jetzt die kleine Zahl von Pfarreyen genießt, wo man es beybehalten mußte, die tägliche Erfahrung, daß der Dixieme, der selbst nichts als eine Art von Zehnden ist, alle Vorzüge vor der Steuer und den andern Abgaben hat; dies alles, sage ich, bringt Leute von Kopf zur Einsicht, daß man

ſchlechterdings hierinn wieder zur alten Einrichtung der dime royale zurückkehren muß, als dem einfachſten, wohlfeilſten, und für das Volk am wenigſten drückenden Mittel, auf das man, als es von dieſem einſichtsvollen tugendhaften Bürger vorgeſchlagen wurde, nicht die Rückſicht nahm, die es verdiente. Es iſt eine gleich falſche und grauſame Maxime, daß man Gefahr laufe das Volk zu empören, wenn man ſeinen Zuſtand leidlich mache. Der wohlverſtandne Vortheil des Volks erfordert, daß der König den ganzen Werth aller Güter und Kräfte ſeines Reichs genau kenne; daß alle Unterthanen des Königs, ohne Rückſicht auf unbillige Exemtionen und Privilegien, gleich behandelt, und Handlung und Gewerbe am meiſten geſchont werden. Wir verweiſen wegen den Betrachtungen, die ſich hierüber machen laſſen, auf das vortrefliche Werk des Herrn von Vauban ſelbſt, das den Titel hat dime royale etc.

3. Man weiß den reinen Ertrag der Salzſteuer; es iſt folglich nicht ſchwer ihn für jeden einzelnen Scheffel Salz zu berechnen. Warum nimmt denn nun der König nicht auf Einmal den ganzen Werth jedes Scheffels aus der erſten Hand auf den Salzwerken ſelbſt? Warum macht man nicht dieſelbe Operation bey der Trankſteuer. Schon lange hat man dieſe Frage aufgeworfen, und ſie iſt ganz einfach. Der Kardinal von Richelieu, der hierinn ganz die Plane ſeines Vorgängers befolgt, Teſtam. polit. P. II. ch. 9. §. 7. Pereſixe, der Verfaſſer des Eſſai polit. ſur le commerce chap. 25. und eine Menge andrer einſichtsvoller Politiker nach ihnen, entſcheiden einſtimmig gegen eine Auflage, deren Erhebung nicht nur durch ihre Auflage, ſondern auch durch ihre wenige Gleichförmigkeit drückend iſt. Sie finden freylich große Schwierigkeiten bey einer Aenderung, dagegen ſcheint aber auch dieſe Aenderung, einmal ins Werk geſetzt, eine der Hauptquellen der Erleichterung und Wohlhabenheit des Staats. Der Kardinal von Richelieu, der eben in dieſen Ausdrücken davon ſpricht, ſetzt hinzu, daß die einſichtsvollſten Säumtendanten, die er gekannt habe, den Ertrag der Salzauflage, auf den Salzwerken ſelbſt erhoben, dem Einkommen beyder Indien für den König von Spanien gleich ſetzten. Auch darüber ſ. m. H. Vaubans Dime royale nach.

4. Es findet ſich hier in alten Memoiren ein Rechnungsfehler, ſowohl von einer Million bey den Verträgen mit der Ligue, als im Ganzen; dieß iſt aber nicht beträchtlich.

5. Heinrich der Große ließ die Capelle von Fontainebleau malen und vergolden, den Wald durchhauen, und ließ königliche Haus auch ſonſt noch verſchiedentlich verſchönern; Er vollendete die Neuebrücke, ließ den Dauphinplatz und Straße anlegen, eine große Anzahl von Straßen in Paris wiederherſtellen, Anfurten bauen, u. d. gl. Auſſer dem was davon in verſchiedenen Stellen dieſer Memoiren angemerkt iſt, ſehe man die Aufzählung aller dieſer Gebäude in dem Mercure françois année 1610. p. 404. Décade de la Grain L. VIII. Monzot chap. 48. ſo wie auch bey den Schriftſtellern, die uns Beſchreibungen oder die Geſchichte der Alterthümer von Paris ꝛc. geliefert haben. Es iſt allgemein bekannt, daß dieſer große König unter Beförderung des Herzogs von Sully die böſen Wege beynahe aller Orten im Reich wieder ausbeſſern, eine Menge Chauſſeen und Brücken an ungangbaren Orten, beſonders in Berry bauen ließ, welche an Schönheit mit den Werken der Römer wetteifern konnten, aber aus Mangel der Unterhaltung ſeit hundert und dreyßig Jahren, gegenwärtig in ſehr ſchlechtem Zuſtand ſind; daß er an dieſen Straßen hin, Ulmen und andre Bäume pflanzen ließ, wovon an verſchiedenen Orten noch welche ſtehen, wo man ſie Rechnung hatte. Wir haben verſchiedene Befehle von dieſem Herrn darüber, und andre, wodurch verboten wird, Ackerland in Wieſen liegen zu laſſen und befohlen, Weinberge auszureuten. Alle dieſe Werke, und die Sorgfalt für den Flor ſeines Reichs trugen vielleicht ſoviel als ſeine kriegriſchen Verrichtungen dazu bey, Heinrich IV. den Namen des Großen zu verdienen, der ihm ſchon in ſeinen Lebzeiten, und, wie es ſcheint ungefähr um das Jahr 1602. beygelegt wurde.

6. Der Antheil, den der Herzog von Sully an dieſem Frieden hatte, erwarb ihm das ſonderbare Lob in den Mercure de France année 1606 p. 101. „Da er ſich in dieſen Landen und Stellen mehr als je einer ſeiner Vorgänger das Wohl und den Nutzen der Krone Frankreich angelegen ſeyn ließ, ſo haben dieß alle Franzoſen bey Lebzeiten und nach

rden, welche der berühmte Herr Colbert seither so sehr r Vollkommenheit gebracht hat.

11. L'Etoile, der nicht verdächtig ist, wenn er gut n dem Papst und den Katholiken spricht, bestättigt alles, as Sully in verschiedenen Stellen dieser Memoiren zum be Clemens VIII. sagt. „Ein friedliebender, gut französ ischgesinnter Papst. Selbst die Reformirten haßten ihn icht, da er sich jederzeit sehr liebreich, mehr als ei- ier seiner Vorgänger, gegen sie betrug, sogar, daß er hnen Päße austertigen ließ, daß sie frey nach Rom kom- nen und gehen konnten, was man noch von keinem Papst indet. Als er starb und schon lange zuvor war er nichts ehr als ein Fleischklumpen, denn er war an Leib und Geist ontrakt und seine Hände ganz faul und geborsten, so daß, wenn jemand kam ihm die Füsse zu küssen, die, wie sein anzer übriger Körper sehr übel rochen, man ihm die Hände ufheben mußte, damit er den Segen geben konnte. Iour- l du regne de Henri IV.

Pierre Matthieu spricht mit allen Lobeserhebungen von n. T. II. l. 3. p. 328. 696. so wie überhaupt unsre besten schichtschreiber, welche ihm sonst keinen Fehler vorwerfen ein wenig zuviel Vorliebe für seine Familie. Man sagte n ihm: Clemens VIII. ein guter Mensch, guter Prälat guter Fürst, im Gegensatz von seinen drey Vorgängern, us V., Sixtus V. und Gregor XIII. von denen der erste, t man, nur ein guter Prälat, der andre nur guter Fürst, der dritte nur guter Prälat und guter Fürst war. Amelot la Houssaye in der dritten Anmerkung zum 311 Brief des rdinals d'Ossat.

12. Dieß Lob scheint nicht übertrieben zu seyn. P. atthieu, nennt ihn einen grosen Mann für diesen Hof II. l. 3. p. 681. wo er von den Diensten spricht, welche er Graf von Bethune dem König zu Rom leistete. Siri icht durchaus eben so von ihm.

13. Die nähern Umstände der beyden folgenden Con- ve s. m. bey Matthieu ebend. p. 698. und andern Geschicht- reibern.

14. „Der Papst Leo XI. hatte dem König, sagt Du ssis Mornai bestoft, „dreymalhunderttausend Thaler

zu machen gekostet." Vie de M. du Plessis Mornai L. II. p. 305.

15. Er wurde von einer Krankheit befallen am 17. April bey der Zurück[illegible]t von der Processiön nach St. Johan im Lateran, welch[illegible]ur Besitznehmung des neuen Papsthums gehalten wird, und starb am 27.

16. Der Kardinal d'Ossat selbst, obschon allem Anscheine nach sehr schlecht mit dem Benehmen des Herrn von Sully gegen ihn zufrieden, spricht sehr vortheilhaft von diesem Gesandten in seinem Schreiben an den König vom 10. Dec. 1601. in dem an Herrn von Villeroy 2 Dec. 1602. und andern.

17. Ich weiß nicht, ob dieß Geheimniß nicht, zum Theil wenigstens die Unschlüßigkeit betroffen haben mag, worinn sich dieser Herr eine Zeitlang befunden zu haben scheint, ob er sich nicht selbst darum bemühen sollte, zum Kaiser gewählt zu werden. Er glaubte sogar diese Idee seinen drey Ministern zur Prüfung vorlegen zu müssen, die er eines Tags zusammenberief, um ihre Meinung hierüber zu vernehmen, wie wir aus dem 8474. Band der Handschriften der königl. Bibliothek sehen, wo diese Berathschlagung der Länge nach eingerückt ist. Es ist besonder, daß diese drey Männer beynahe in keinem Stück einerley Meinung waren. Einer rieth ihm, sich zum Kaiser wählen zu lassen, der andre widerrieth es, und der dritte, günstiger gesinnt für das Haus Oestreich, wollte ihn überreden, sich für den Erzherzog Matthias zu verwenden. „Der König — setzt der Verfasser „hinzu — welcher diesem letzten sehr aufmerksam zugehört „hatte, stand auf, machte ein Fenster auf, um frische Luft „zu schöpfen, richtete Blick und Hände zum Himmel empor „und sagte mit lauter Stimme: „Gott wird, wenn es Ihm „gefällt, in meinem Herzen die Entschließungen erwecken „und lenken, die ich gegen alle jene Höfe zu nehmen habe, „und die Menschen werden sie ausführen. Adieu, Meine „Herrn, ich muß einen Spaziergang machen. — Und da„mit war die Konferenz zu Ende.„ — Wiewohl diese Idee seinen großen Entwürfen nicht geradezu zuwider war, kann man doch mit hinlänglich em Grund zweifeln, ob er sie wirklich im Sinn hatte. Es könnte wohl seyn, daß er sich gestellt hätte, sie mit dem einzigen Herzog von Sully gesetzt

haben, um sein Conseil auf eine falsche Spur wegen iner großen Kriegsrüstungen zu bringen: der Graf von raumont, französischer Gesandter zu London suchte, nach Si- Bericht ibid. p. 166. ihm diese Idee in den Kopf zu setzen.

18. Jean de Sudric, Baron von Calvoirac, Edelmann s Gurcy.

19. Ich war mit meiner Gemahlin ins Zeughaus ge- ngen, — sagt Heinrich von einem seiner podagrischen fällen, — da sagte „Herr von Sully zu mir: Sire, Sie haben Geld und sehens nicht; — Gut, sagte ch, ich begnüge mich zu wissen, daß ich welches habe, hne mich an dem Vergnügen des Anblicks zu weiden. Wir giengen in die Bastille, und er zeigte das angeordnet ar. Ich versichre Ihnen, daß mich denselben Augenblick as Podagra befiel, und mir das Sprüchwort versinn- hte: wers Zipperlein hat, hat auch Bazen." Matthieu II. l. 3. 613.

20. Die Calvinistischen Schriftsteller haben den Conne- le Lesdiguieres so behandelt, wie man sie alle behandeln t, die ihre Religion abgeschworen haben. Le Vasor ist er seinen Feinden der bitterste, und der Herzog von lly einer der gemäßigsten. Er ist nicht der einzige, der ir hielt, daß das Verlangen, Connetable zu werden, den inden seiner Bekehrung zu Hülfe kam. — „Nach dem d des Connetable Luynes, — sagt Amelot de la Houssaye, . Bonn. etc. — schickte Ludwig XIII. den Sieur Claude Buillon an den Marschall von Lesdiguieres, um ihm zu lären, wenn er nicht katholisch würde, könne er auch ht Connetable werden, obschon diese Stelle ihm versprо- n war. Buillon, der lange Zeit gut Hugenottisch gewe- war, sagte den Marschall als er zu ihm kam, ganz laut: er Marschall glauben Sie die Transsubstantiation? — , antwortet, der Marschall, indem er merkte, worauf angesehen war. — Nun gut, sagt Buillon, da Sie dieß versichern, so verkündige ich Ihnen dagegen auch, Sie Connetable werden sollen."

21. Der Verfasser des Vie de du Plessis Mornay ptet im Gegentheil, daß der Herzog von Sully alle Mit-

tel verſucht habe, ſich dabey zum Präſidenten wählen zu laſſen, daß er aber nur zwo Stimmen für ſich gehabt habe. Livre 2. p. 309.

Zwey und zwanzigſtes Buch.

1. Karl von Charbonnieres, Sieur de la Chapelle Biron. Marc de Caigna, Sieur de Giverſac.

2. Reimund de Sognac, Sieur de Fouſſac.

3. Pierre de Nignac, Gedeon de Baſſignac oder Baſſignac.

4. Jean Jacques de Mesme, Herr von Roſſi.

5. Von dieſer Reiſe Heinrichs nach Limoſin ſ. m. de Thou l. 34. den Mercure François année 1605. und die Urſchrift eines Briefs von Heinrich IV. an Herrn von Rosny im Cabinet de Mr. de Sully.

6. Lui von Alagon oder beſſer von Lagonia, Baron von Meirargues, ward zu Pariß im Kloſter zu St. Germain verhaftet mit dem Geheimſchreiber des Spaniſchen Geſandten und am 19 Dec. enthauptet. Sein Körper ward geviertheilt und an die vier Hauptthore der Stadt angeſchlagen, und ſein Kopf nach Marſeille gebracht, wo er ebenfalls über dem Hauptthor auf eine Picke geſteckt wurde. Der König gab den Spaniſchen Sekretär wieder los, ohne die Entſcheidung der ſtark angeregten Frage abzuwarten: ob es erlaubt ſey, einen Ambaſſadeur, Reſidenten oder andern fremden Agenten und Leute aus ihrem Gefolge zu arretiren, wenn ſie das Völkerrecht verletzen. Mss. royaux Vol. 8477. M. ſ. auch die Unterſuchung dieſer Frage und was Heinrich darüber den Spaniſchen Geſandten ſagte in den Mem. de Nevers T. II. p. 88. Matthieu T. II. l. 3. p. 689. und bey andern Geſchichtſchreibern.

7. Sie fiel ein am 2ten Oktober nach Hrn. de Thou und am dritten nach dem Mercure François um 1. Uhr nach Mittag, und dauerte ungefähr zwo Stunden. Eine halbe Stunde war die Dunkelheit ſo groß als ſie nur ſeyn kann; le

le Grain ſagt, dritthalb Stunden lang hätte man nicht wohl, ohne Licht anzubrennen, leſen und ſchreiben können. Etoile iſt ſo wenig als Herr von Sully, frey von dem Volksvorurtheil in Anſehung der Finſterniſſe. „Mehrere ſonderbare „und verſchiedene Krankheiten, ſagt er, herrſchten um dieſe „Zeit zu Paris, und mit der Eclipſe, die am 12. dieſes „Monats einfiel, eclipſirten ſich viele Leute, die nachher „nicht wieder zum Vorſchein kamen; beſonders waren die „Dyſenterien gefährlich und tödlich für die, welche davon „befallen wurden, und, mehr als ſonſt, zu Paris, denn „wenige kamen durch.“ — Eben derſelbe ſagt, daß Beza den Tag nach der Finſterniß ſtarb.

8. Andreas de Laurens war der vierte erſte Leibarzt, den Heinrich ſeit ſeiner Thronbeſteigung ſterben ſah; und da auch dieſer vier Jahre darauf ſtarb, war Petit, Arzt von Gien, der auf ihn folgte, der fünfte. — Da Sully angegangen wurde, die Stelle des Laurens Turquet zu verſchaffen, der einer der gewöhnlichen Aerzte des Königs, aber reformirter Religion war, antwortete er: „Ich habe es ver„ſchworen, dem König weder einen Arzt noch einen Koch vorzuſchlagen.“

9. Sie hatte ſich beynahe zwanzig Jahre darin aufgehalten. Als ſie Agen verließ von wo ſie bürgerlich verkleidet und von Lignerat auf dem Rücken getragen, entwiſchte, kam ſie nach Carlat, einem Schloß, das einem Adlichen Namens Martas, zugehörte. Der Marquis von Carnac entführte ſie daraus, und ſperrte ſie in Uſſon ein, wo es ihr ſo wohl gefiehl, daß ſie es zu ihrem beſtändigen Aufenthalt wählte, wiewohl es ihr frey ſtand es zu verlaſſen.

10. Nein da zog ſie in das Hotel de Sees; hernach nahm ſie eine Wohnung in der Vorſtadt Saint-Germain gegenüber vom Louvre, wo ſie bis an ihren Tod wohnte. Dieſe Dame wurde in den Libellen aus dieſer Zeit ſo ſehr verſchrieen, daß man den Herrn von Sully wegen dem Lob, das er ihr durchgängig in dieſen Memoiren beylegt, der Partheylichkeit beſchuldigen könnte, wenn ſein Zeugniß nicht durch das unſrer beſten Schriftſteller unterſtützt würde. Man ſehe hier, was der Verfaſſer der hiſtoire de la mère et du fils T. I. p. 326 nach ihnen davon ſagt: „Die Erniedrigung ihres Zu„ſtands ward durch ihre Güte und königliche Tugenden ſo über-

ſtrahlt

„ſtralt, daß Verachtung ſie nicht treffen konnte. Als wahre „Erbin des Hauſes Valois machte ſie nie jemand ein Geſchenk, „ohne ſich zu entſchuldigen, daß es ſo wenig ſey. Sie war „die Zuflucht der Gelehrten, hörte ſie gerne reden, ihre Tafel „war immer damit beſetzt, und ſie lernte ſo viel in ihrem „Umgang, daß ſie beſſer ſprach als irgend eine Dame ihrer „Zeit, und beredter ſchrieb, als der gewöhnliche Zuſtand ih„res Geſchlechts mit ſich brachte. Kurz, wie die Gutthätig„keit die Königin der Tugenden iſt, ſo krönte dieſe große Kö„nigin die ihrige durch die des Almoſengebens, daß ſie ſo „reichlich an alle Dürftigen ausſpendete, daß kein Gotteshaus „in Paris war, das es nicht zu genieſſen hatte, und kein „Armer ſie anſprach ohne Hülfe von ihr zu erhalten. Gott „belohnte aber auch mit Wucher nach ſeiner Barmherzigkeit, „die welche ſie gegen die ihrigen ausübte, und verlieh ihr „die Gnade ein ſo chriſtliches Ende zu nehmen.“ ꝛc. —

Das mag denn doch wohl hinreichen, einige Fehler menſchlicher Gebrechlichkeit aufzuwägen, auf die alle Beſchuldigungen gegen dieſe Fürſtin hinauslaufen. Wenn man übrigens neugierig iſt, alles zu leſen was darüber für und wider geſchrieben worden iſt, kann man die Herrn de Thou, Dupleix, Mezerai, Peter Daniel, Hilarion de Coſte in ſeinem eloge des dames illuſtres, Baſſompierre, Bayle im Dictionnaire unter Uſſon, und eine unzählbare Menge andrer Schriftſteller nachleſen. Sie ſtarb am 27. März 1615 in ihrem Hotel in der Vorſtadt St. Germain, das hernach abgetragen wurde. Ihr Begräbniß iſt in der Kirche der reformirten Auguſtiner, nachher die kleinen Auguſtiner genannt, die ſie ſelbſt aeſtiftet hatte. „Sie ward ſehr bedauert, ſagen „die Memoiren von der Regierung Mariens von Medicis; „war eine Fürſtin voll Güte und guter Geſinnungen für das „Beſte und die Ruhe des Staats, und that niemand übels“ — Dieſe wenigen Worte geben uns, glaube ich, die rechte Idee, die man ſich von dieſer Dame zu machen habe, und paſſen gut zu dem was Sully von ihr ſagt.

11. Man ſehe von dieſen Edikten Ludwigs des Heiligen und Philipps des Schönen, von dem Urſprung der Form und dieſer ganzen Materie vom Zweykampf der Schriftſteller, welche gründlich davon geſchrieben haben, wie Paul von Menthoucher, Sieur de la Niraudiere in ſeinem Traité de ceremonies et ordonnances appartenantes à geges de batailles

tailles et combat en camp clos etc. 1608. Jean Savaran, Sieur de Villars, in ſeinen Traité contre les duels avec l'édit de Philippe le Bel 1610. Brantome im zehnten Band ſeiner Memoiren, unter dem Titel: touchant les Duels; d'Audiguier, du Pleix, Ruauld, Basnage ꝛc. nebſt mehrern andern Italieniſchen.

12. Man leſe aufmerkſam alles, was der Kardinal von Richelieu hierüber geſagt hat in ſeinem Teſtament politique sect. 2. chap. 3. part. 1. unter dem Titel: des moyens d'arreter les duels. und man wird mit mir übereinſtimmen, daß dieſer große Miniſter alle ſeine Bemerkungen aus dieſer und allen andern Stellen dieſer Memoiren, wo vom Zweykampf die Rede war, geſchöpft zu haben ſcheint.

13. „Laßt ihn," ſagte der König zu denen, die ihm anlagen, einen Menſchen beſtrafen zu laſſen, der gegen ihn Meuterey angefangen hatte, „laßt ihn, es iſt ein ſchlechter Kerl. Gott wird ihn ſtrafen, ohne daß ich mich darein zu miſchen brauche. Matthieu T. II. l. 2. p. 359.

14. Heinrich entging einer, Montags am 19. Dezember. Herr von Pereſixe erzählt die Sache ſo: „An eben „dem Tage, an den Meirarques hingerichtet wurde, wagte „ein unglücklicher Verrückter einen Angriff auf die geheiligte „Perſon des Königs, indem er auf Ihn ſtürzte mit einem „Dolch in der Hand, als Er von der Jagd über die Neue„brücke zurück ritt. Die Fußknechte liefen hinzu, riſſen ihn „weg, und hätten ihn auf der Stelle zuſammengehauen, „wenn es der König nicht verboten, und ihn in das Schloß „l'Eveque hätte gefangen führen laſſen. Er hieß Jean de „Liſſe, gebürtig von Vieux bey Senlis. Er wurde ſogleich „von den Präſidenten Jeannin verhört, der aber keine ver„nünftige Antwort aus ihm bringen konnte, denn er war „ganz von Sinnen. Er hielt ſich für den König der ganzen „Welt, und ſagte: da Heinrich Frankreich an ſich geriſſen „habe, wollte er ihn für ſeine Vermeſſenheit beſtrafen. „Darauf hielt der König dafür, daß er ſchon durch ſeine „Narrheit beſtraft ſey, und befahl, daß man ihn nur wohl „im Gefängniß verwahrt halten ſolle, wo er auch bald her„nach ſtarb." Hiſtoire de Henri le Grand P. 3.

Drey und zwanzigstes Buch.

1. Frau von Montglat, welche der kleine Prinz so nannte. In dem 9138. Bd. der Hdschr. d. k. Bibl., der ganz voll von lauter Originalen von Briefen Heinrichs IV, der Königin und der Madame Elisabeth an Frau von Montglat ist, steht auch einer von dem Dauphin an seine Schwester, wo er ihr sagt, daß er Mamanga die Hände küsse.

2. Die Astrologen hatten es vorhergesagt, — sagt das Tagebuch von l'Etoile — daß die Königin in Lebensgefahr kommen würde. Sie brachte glücklich, am 10. Februar, eine Tochter zur Welt. Da sie sehr leidenschaftlich wünschte, daß es ein Junge seyn möchte, tröstete sie Heinrich und sagte dabey mit seiner gewöhnlichen Lustigkeit zu ihr: wenn dieß Mädchen auch unversorgt bliebe, so gäbe es ja wohl sonst noch mehr alte Jungfern, und wenn übrigens Ihre Mutter keine Tochter geboren hätte, so würde Sie nie Königin von Frankreich worden seyn.

3. Herr von Sully hat es oben schon zu erkennen gegeben, in dem Rath, den er dem König gab: vier bis fünf Personen über die Apenninen und eben so viel übers Meer zu schicken.

4. Nur in der Absicht, Frankreich ganz oder zum Theil an sich zu reißen, konnte es seyn, daß Philipp II vorhatte, sich in Besitz der Staaten des Herzogs von Savoyen zu setzen, und diesem dagegen eins seiner Länder einzuräumen. Diesen besondern Umstand meldet uns Matthieu T. II. l. 2. p. 240.

De Thou L. 36. und beynahe alle Geschichtschreiber erwähnen die Auszeichnung, mit welcher dem Marquis von Rosny diese Würde ertheilt wurde. Heinrich IV hatte ihn schon zuvor zum Ehrenrath im Parlament, gemacht.

6. Franz von Angennes, Sieur de Montluet. — Odet de la Noue.

7. Luise von Coligny, Tochter des Admirals, zuerst verheurathet an den Grafen von Teligny, der am Bartholomäustag umkam. In der zwoten Ehe lebte sie mit Wilhelm von Nassau, Fürsten von Oranien, von dem sie damals auch schon Wittwe war.

8. Den

1. Benjamin Auberi du Maurier, der erſt dem Herzog von Bouillon, nachher dem Herzog von Sully anhieng.

9. Nach de Thou, dem Mercure de France und den beſten Memoiren aus dieſer Zeit machte die Königin dieſe Reiſe bloß in der Abſicht, vortheilhaftere Bedingungen für den Herzog von Bouillon erhalten zu können, der ſie auf ſeine Seite gezogen hatte.

10. Charles de Gonzagues de Cleves, Herzog von Nevers.

11. Jean de Metancourt, Graf von Vaubecourt, Staatsrath, Feldmarſchall, Generalſtatthalter der Stadt und des Bisthums Verdun, Befehlshaber von Chalons in Champagne; ſtarb 1642.

12. Joachim von Dinteville, Befehlshaber in Champagne.

13. De Thou, in ſeinem Bericht von dieſer Expedition gegen Sedan, zeigt ſich ſehr ungünſtig gegen den Herzog von Sully, und ſehr für den Herzog von Bouillon. Er giebt zu verſtehen, Heinrich habe ſich auf dieſem Zug überzeugt, daß Herr von Sully dem Marſchall von Bouillon bey dieſer Gelegenheit nur aus perſönlicher Feindſchaft verfolge, und habe daher gern ſeine Abweſenheit benutzt, um die ganze Sache durch einen Vertrag beyzulegen, weil im Grund doch des Marſchalls Verbindungen mit den Herrn von Biron und Auvergne nicht bis zum Verbrechen gegangen wären. Das Zeugniß des Mercure François, beynahe aller Geſchichtſchreiber, und ſelbſt des Apologiſten des Herzogs von Bouillon, der hier ſogar viel vortheilhafter von Sully als von Bouillon ſelbſt ſpricht, nebſt andern in dieſen Memoiren enthaltenen Beweiſen, machen meines Erachtens das ganz unhaltbar, was Herr de Thou hier von der Meynung vorbringt, welche Heinrich IV über die Geſinnungen und Neigungen des Herzogs von Bouillon gehabt haben ſollte. Thatſachen auf Orginalbriefe und Reden gegründet, wie dieß größtentheils in den Denkwürdigkeiten Sullys, und hier beſonders der Fall iſt, verdienen ganz andern Glauben, als ſolche, die nur auf perſönlichen Gerüchten beruhen; und wenn ich nicht ſehr irre, ſo wäre es nicht ſchwer, Herrn de Thou zu zeigen, daß er hier mit ſich ſelbſt nicht übereinſtimmt.

Woher also die Eilfertigkeit, womit dieser Vertrag abgeschlossen wurde, die dabey so sichtbare Begünstigung, und die Geheimhaltung vor Sully auf Befehl des Königs, deren Sully selbst erwähnt? Ich nehme die Gründe an, welche Marsolier davon beybringt: 1) Heinrich wollte den Herzog von Bouillon nicht zu Grund richten, sondern ihn nur das Gewicht seiner Macht fühlen lassen, um ihn für die Zukunft in den Schranken seiner Pflicht zu erhalten. 2) Da dem Herzog von Bouillon durch Villeroy das Document seiner Vereinigung mit den Herrn Biron und Auvergne vorgehalten wurde, so nahm er wirklich seine Zuflucht zur Unterwerfung, um eine Verzeihung zu erhalten, um welche zu bitten ihm sein Trotz nicht zuließ, so lang er denken konnte, seine Schritte seyen verborgen geblieben. 3) Alles wohl überlegt, dachte Heinrich, der Herzog würde zu Sedan noch unschädlicher für Ihn seyn, als sonst irgendwo, weswegen Er ihn nicht nur nicht daraus vertrieb, sondern sogar einen Monat hernach wieder dahin schickte. — Was Herrn von Villeroy betrifft, den der Verfasser hier tadelt, so sieht man wohl, daß er nur auf Befehl und nach den Absichten des Königs handelte; auch wird er sehr wegen dieser Unterhandlung gelobt in dem 8477 Bd. der Mſſ. Roi. Man sehe die Geschichtschreiber, besonders den Merc. Franç. année 1606.— Kein Schriftsteller hat diesen Vorgang so umständlich erzählt, als man ihn hier in unsern Denkwürdigkeiten findet.

14. Heinrich antwortete ihm verbindlich: es sey Ihm nicht sowohl um sein Sedan zu thun gewesen, als um die guten Dienste, die Er von seiner Person erwarte. Mſſ. ib.

15. Das Tagebuch Heinrichs IV spricht nicht von dieser Streitigkeit, sondern sagt im Gegentheil: Herr von Rosny sey an der Seite des Königs geritten, habe Ihn unterhalten, und Ihm die schönen Damen gezeigt; der Marschall von Bouillon sey ganz einfach gekleidet und beritten gewesen, und habe ein sehr trauriges Gesicht gemacht. Es enthält auch einen Brief, welchen der König an die Fürstin von Oranien über die Uebergabe von Sedan schrieb, und der anfängt: „Meine liebe Cousine! Ich werde sagen „können wie Cäsar: Ich kam, sah und siegte, oder wie „das Liedchen:

Trois

Trois jours dureront mes amours
Et se finiront en trois jours

„so verliebt war ich in Sedan. Sie können nun sagen, ob „ich Wort halte oder nicht, und ob ich die Beschaffenheit „dieses Platzes besser kannte, als diejenigen, welche mich „bereden wollten, daß ich ihn in drey Jahren nicht einbe„kommen würde." — — Herr de Thou irrt hier abermals, indem er a. a. O. sagt, daß der Herzog von Bouillon erst drey Tage hernach angekommen sey. M. s. den Mercure françois, wo man auch eine Beschreibung des Einzugs Sr Majestät in Paris, findet.

16. Durch eins der Dekrete, vom 10. Jänner 1603 wird verboten, irgend eine Kirche ohne Erlaubniß der Regierung zu bauen, und vermöge eines andern vom 26. März 1605 können Geistliche und überhaupt Leute von der todten Hand ohne besondre Vergünstigung nichts erwerben. Ich will mich hier nicht auf eine Untersuchung dieser hieher gehörigen Rechtsfragen einlassen, für und gegen welche in dieser Zeiten eine Menge Schriften erschien. Die vorzüglichsten sind die, welche aus der Feder des Kardinals Baronius für den Pabst flossen, und die von Fra Paolo Sarpi, Serviten-Mönch, für die Republik Venedig. Man kann alle diese Schriften sehen in De Thou, Mercure françois, Matthieu, année 1606 und andern Geschichtschreibern, besonders aber in den über diesen berühmten Streit erschienenen Schriften. Die Jesuiten, Capuciner und einige wenige andre Religiosen waren die einzigen, welche dem Interdikt Folge leisteten, und sich aus dem Gebiet der Republik jagen ließen. Die Excommunication wurde von allen andern Orten in der Republik verachtet, und der Gottesdienst unausgesetzt fortgehalten. — Man erzählt, daß der OberVicar des Bischoffs von Padua zum Podestaten sagte: er werde darin thun, was ihm der heilige Geist eingeben werde; worauf ihm der Podestat geantwortet habe: der heilige Geist habe bereits den Zehnern eingegeben, alle aufknüpfen zu lassen, welche sich weigern würden, dem Willen des Senats zu gehorchen.

17. Man wird hier, so wie überall, wo die Religion ins Spiel kömmt, leicht unterscheiden können, was der Irrthum des Herrn von Sully ihn zu stark oder nicht genau

wahr sagen ließ. Ich halte mich nicht mit einer besondern Rüge auf, weil ich glaube, daß der Leser jetzt solche Stellen gewohnt ist, ohne darüber mehr in Bewegung zu gerathen.

13. Jaques Gillot Conseiller-Clerc bey der Grand-Chambre des Parlaments zu Paris.

19. Sie nannte sich Adriane de Fresne, gebürtig aus dem Dorfe Gerbigny bey Amiens. Sie ließ sich in Paris nieder in der Sankt Antonsstraße, und zog in das Kloster St. Viktor, wo sie sich exorcisiren ließ, und beynahe einen eben so großen Zusammenlauf von Volk, als Martha Bressier zuvor in St. Genoveva verursachte. De Thou, der diese Geschichte eben nicht mit Stillschweigen übergehen mochte, spricht von dem Pater Cotton als einem der Haupteufelsbeschwörer, und rechnet ihm dabey, wie gewöhnlich, seine Curiosität bey dieser Gelegenheit sehr streng an. Er bemerkt auch, daß Heinrich den Herzog von Sully sehr dringend bat, die Bekanntwerdung des Originals von dieser Schrift möglichst zu verhüten; und daß Er, da das Gegentheil durch Unvorsichtigkeit oder auf andre Art, dennoch geschah, sich vor den Hofleuten das Ansehen gab, als sähe Er die Sache für eine unbedeutende Kleinigkeit an, wiewohl Er innerlich sehr übel auf den Pater Cotton deswegen zu sprechen gewesen seyn soll. l. 132.

Auch in Eteiles Tagebuch geschieht dieser Schrift des Pater Cotton Meldung, „welche — heißt es — der gewöhnliche Gegenstand der Unterhaltung in den Gesellschaften war." — Nach einer umständlichen Darstellung alles dessen, was den Pater in der Geschichte Adrianens de Fresne angeht, schließt der Verfasser der Vie du père Cotton l. 2. p. 9. folgendermaßen: „es fand sich, daß der Pater niemals mit der Person gesprochen hatte, der man die Bekanntmachung des Zettels zugeschrieben hatte, und welche ein Parlamentsrath seyn sollte, der diese Schrift in einem Buch gefunden habe, das der Pater Cotton von ihm geborgt gehabt hätte. Die Schreibemeister denen man das Papier zeigte, welches vorgeblich die Urschrift von allen andern, und — wie man fälschlich versicherte, von Cotton eigenhändig unterzeichnet seyn sollte, — bezeugten auch noch überdieß, nachdem sie es mit Briefen von Cotton gegenüg-

neinander gehalten hatten, daß es gar nicht von seiner and sey."

20. Eine der Andächtigen des Pater Cotton.

21. Eine andre seiner Andächtigen.

22. Eine Nonne, deren noch in der Folge in diesen emoiren erwähnt werden wird.

23. Die Vorstellung, welche die Geistlichkeit Sr ajestät durch Hieronymus von Villars, Erzbischoff von ienne, machen ließ, steht im Mercure françois année 06. nebst der Antwort, welche ihm Heinrich darauf gab: Sie haben mir von dem Concilium gesagt; ich wünschte lbst dessen Publication: allein wie Sie ebenfalls sehr ichtig bemerkt haben, die Betrachtungen der Welt bekämpfen oft die des Himmels. Uebrigens werde ich dennoch jederzeit bereit seyn, Blut und Leben für das Heil er Kirche und den Dienst Gottes zu wagen. Was die Simonien und geheime Eröffnungen betrifft, so sollen die, elche sich deren schuldig gemacht haben, damit anfangen, aß sie sich selbst bessern, und ihr ermuntert die andern azu durch euere guten Beyspiele. Was die Wahlen betrifft, so seht ihr, wie ich dabey verfahre, und ich bin olz darauf, zu sehen, daß die, welche ich eingerichtet ha-, sehr von den vorhergehenden verschieden sind ꝛc." Er and ihnen doch auf ihre eingereichte Beschwerden zwey ifte zu, welche verschiedene kirchliche Verordnungen entlten, und deren eins 1608, das andere 1609 bestätigt rde. M. s. auch De Thou l. 134.

24. M. s. in den Mss. 109. die Urschrift eines Briefs n Herrn v. Sully 20. May 1606. an die Protestanten Bourgogne, worin er sie von dieser Idee einer Synode le Rochelle abzubringen sucht.

25. Benjamin von Rohan Soubise, Bruder des Hers von Rohan, beyde Söhne von Renat, Herzog von han und Enkel Johanns von Parteney-Soubise. Der rzog von Soubise war einer der vorzüglichsten Anführer Calviniſten in Frankreich während der Religionskriege er der folgenden Regierung.

26. Eleonore von Medicis, älteſte Tochter Franz von Medicis, Großherzogs von Toſcana, und Gemahlin Vincenz von Gonzaga, Herzogs von Mantua.

27. Man darf ſich kühn nur auf alle Genealogiſten berufen, um zu zeigen, wie ſehr der Herzog von Sully Unrecht hat, ſo von einem ſo erlauchten Haus zu reden, als das von Bouillon iſt.

28. „Die Peſt, oder vielmehr die Wirthſchaftlichkeit „des Königs, brachte die Stadt Paris um dieſe Ehre" ſagt Etoile boshaft. Die Behauptung iſt aber ungegründet, und wird von den andern Geſchichtſchreibern widerſprochen.

29. Die Handlung geſchah in dem Hof des Herrnhauſes, den man dazu eingerichtet hatte. Der Kardinallegat von Joyeuſe ſtellte dabey die Perſon Pauls V als Pathen des Herrn Dauphin vor, nebſt der Frau Herzogin von Mantua, welche die Frau Pathe dabey war. Madame de France, die Erſtgebohrne, erhielt den Namen Eliſabeth, nach ihrer Pathe der Erzherzogin, Gemahlin des Erzherzogs Albrecht, und Enkelin Heinrichs II, welche durch Frau von Angouleme vertreten wurde, ohne Pathen, und Madame de France, die Nachgeborne, hatte zu Pathen den Herzog von Lothringen, der ſelbſt anweſend war, und die Großherzogin von Toſkana, deren Prinz, Don Johan von Medicis ihre Stelle vertrat; ſie wurde Chriſtine genannt. Die Beſchreibung des Aufzugs und der Luſtbarkeiten, welche vorhergingen und nachfolgten, ſ. m. im Mercure françois année 1606. und bey Matthieu T. II. l. 3. Mſſ. 109. Vol. 9361 et 9364.

30. Das Tagebuch von der Regierung Heinrichs IV bemerkt, daß dieß Jahr keine größere Anzahl von Perſonen in Paris ſtarb, als ſonſt auch, was da auf acht Perſonen täglich angegeben wird; man habe ſich daher durch einen paniſchen Schrecken übereilen laſſen.

31. „Freytags am 9. Junius — heißt es ebendaſelbſt — kamen der König und die Königin nebſt dem Herrn von Vendome auf dem Rückweg von Saint-Germain-en Laye durch die Fähre von Neuilly, wo ſie beynahe alle drey ertrunken wären, beſonders die Königin, die dabey einen ſtarken Trunk übern Durſt that, und um deren Leben es geſchehen

eſchehen war, wenn ſie nicht einer ihrer Laquaien und n Edelmann gerettet hätte, Namens la Chataigneraie, er ſich iht mit Lebensgefahr in die Fluten nachgeſtüzt hatte, nd ſie bey den Haaren ergrif und herauszog. Dieſer Vorall heilte den König von ſtarken Zahnſchmerzen, und als es orüber war, machte er ſich luſtig darüber und ſagte: Er abe noch nie ein beßres Recept dagegen verordnet bekomen; und — ſie hätten bey der Mittagstafel zuviel Geſalzees gegeſſen, deßwegen habe man ſie wollen einen guten runk darauf thun laſſen.

Dieſer Unfall kam, nach dem Mercure François, daer daß die zwey vordern Pferde beym Eintritt in die Fähre, e wahrſcheinlich keine Bruſtwehr hatte, ſich zu weit zur eite hielten, ins Waſſer fielen, und durch ihr Gewicht n Wagen mit hineinriſſen, worin ſich der König, die Kögin, der Herr Herzog von Vendome die Prinzeſſin von ndy und der Herzog von Montpenſier befanden, welche r Regen verhindert hatte, auszuſteigen. „Die Herrn, welche zu Pferd dabey waren, — ſagt ferner der Geichtſchreiber, — ſtürzten ſich ins Waſſer, ohne Zeit zu aben, ihre Mäntel oder Degen abzulegen, und eilten an en Ort wo ſie den König geſehen hatten. Da er aus der Gefahr gerettet war, ließ Er ſich durch alle ihre Bitten ht zurückhalten, ſondern ging wieder ins Waſſer um die önigin und den Herzog von Vendome herauszuziehen zu hel. Die Königin hatte nicht ſobald wieder Odem gehohlt, ſie mit einem tiefen Seufzern fragte, wo iſt der Kö? . . . La Chataigneraie, von dem ſie vorzüglich berkte, daß er ihr ſehr zu ihrer Rettung behülflich geweſen r, wurde dafür mit einem Geſchenk von Edelgeſteinen mit einem Jahrgehalt belohnt. Année 1606. De ou. l. 136.

32. Man ſchlage hierüber nach de Thou, merc. Fr. 06. u. Siri ib.

33. Der Ausdruck Terse der an zwo oder drey Stel' in den Denkwürdigkeiten Sully vorkömmt, bedeutet bey ein Batcillon, oder eine in Ein Corps vereinte Anl Compagnien zu Fuß.

34. Die nähern Umſtände dieſer Verſchwörung würuns in eine zu weitläuftige Erzählung verwickeln, die

noch dazu zu wenig in dieſe Denkwürdigkeiten gehört. Herr de Thou und der Merc. franc. laſſen ſie ſich ſchon in den letzten Jahren der Königin Eliſabeth anſpinnen. M. ſ. die Geſchichtſchreiber unter den Jahren 1605. 1606. Zehn bis zwölf Engländer, ſo wie auch zween Jeſuiten, Heinrich Garnet und Edward Oldecorne, koſtete es den Kopf. Es ſcheint, daß das ganze Verbrechen dieſer beyden darin beſtand, daß ſie von der Verſchwörung wußten, ohne ſie zu entdecken: „was der König, — ſ gt l'Etoile — dem Pater Cotton wohl zu ſagen wußte, als er mit ihm davon ſprach: „ich „will, ſagte Er, dieſes nicht von euch andern glauben, „noch euern Orden überhaupt zu nahe treten, auſſer Per„ſon der zu Rom bey Sr Heiligkeit iſt, von dem ich weiß, „daß ihm dieſe verderbliche Verſchwörung und Abſicht nicht „unbekannt war.“ Année 1605.

Der Pater Oldecorne bezeugte vor ſeiner Hinrichtung (17. pril 1606.) er habe von der Pulververſchwörung nie etwas gewußt, noch je darein gewilligt. — Mezerai ſagt, dieſer Pater habe behauptet, die Unternehmung ſey gut und löblich, allein ich weiß nicht welchen Grund er zu dieſer Behauptung hat, er der aus Hall und Oldecorne zwo verſchiedene Perſonen macht, da es doch nur einer und derſelbe iſt, indem er zween Namen hatte. Der Pater Garnet wurde am dritten May hingerichtet, die Richter ſparten nichts, um ihn zu der Ausſage zu bringen, daß er es auf einem andern Weg als die Beichte erfahren habe, deren Siegel wie ſie wußten bey den Katholiken unverletzlich iſt. Er ließ ſich aber, nach den Erzählungen der Katholiſchen, ſo wenig in dieſe Verſchwörung ein, zu deren Urheber und Beförderer ihn doch Larrey macht, daß er alles, ſelbſt beynahe die Entdeckung anwendete, um ſie rückgängig zu machen, indem er die Katholiken unaufhörlich zur Geduld ermahnte. Er hatte ſogar durch den Pater Perſonius und den Pater Aquaviva, Jeſuiten General, ſchreiben laſſen, man müſſe vor allen Dingen ſich hüten, einen heftigen Entſchluß zu faſſen, deſſen Ausgang nicht anders als traurig für die Religion ſeyn könnte. Mem. pour ſervir al' hiſt. univ. de l' Europe T. I p. 4. P. Matthieu T. II l. 3. p. 715. ſpricht gleicherweiſe den Pater Garnet frey. — M. ſ. auch das Buch von dem Pater Daniel Bartholi einem Italieniſchen Jeſuiten unter dem Titel: Dell' iſtoria della Compagnia de Gieſu

d'

d' Inghilterra. Dieſe Zeugen ſind hinreichend, um alle die zu widerlegen, welche ſo wie Bayle (Rep. de Lett. Mars 1687.) behauptet haben, daß nach dem Zeugniß aller Geſchichtſchreiber die Väter Garnet und Oldecorne überwieſen worden ſeien, an dieſer Verſchwörung Antheil gehabt zu haben. — Pater Perſon oder Robert Perſonio war ein Jeſuit von großen Verdienſten und Kenntniſſen.

Vier und zwanzigſtes Buch.

1. „Sie ſehen hier, ſagte er zu Herrn von Baſſompierre, einen Mann, der hingeht, ſich eine Grabſtätte in Paris zu ſuchen. Ich habe gedient, ſo lang ich konnte, und als ſie ſahen, daß ich nicht mehr tüchtig dazu war, haben ſie mich zur Ruhe geſchickt, damit ich für mein Seelenheil ſorgen könnte, auf das mich ihre Geſchäfte nicht bedacht ſeyn ließen. Ein Kanzler ohne Siegel iſt ein Apotheker ohne Zucker.“ Journal de Baſſompierre.

Als Heinrich dem Herrn von Bellievre die Siegel für Sillery abforderte wozu Er die Gelegenheit von Seiner Reiſe nach Limoſin nahm, wohin er Ihm wegen ſeines hohen Alters und ſeiner Schwachheit nicht würde folgen können, antwortete er: wenn Er die Siegel nicht Poſt fahren zu laſſen gedächte, wollte er ſie jederzeit an jeden Ort, wo Se. Majeſtät anlangten, ſelbſt übergeben. „Es ſcheint, Sire, — ſetzte er hinzu Sie fürchten in Guyenne nicht genug Erde zu einem Grab für mich zu finden; ich befinde mich wohl, und war in meinem Leben noch für nichts beſorgt als für Ihren Dienſt, und es würde mir zur Laſt werden, dies Leben, wenn ich von jenem entfernt werden ſollte. Matthieu T. II. l. 3. p. 688.

Dieſer Groß Canzler von allgemein anerkannter Rechtſchaffenheit und Feſtigkeit hatte unter fünf Königen gedient. Er iſt der Urheber mehrerer nützlichen Verordnungen in der Kanzlei und ſtarb am 5. September des folgenden Jahrs in ſeinem 78. Jahr. Seine Vaterſtadt iſt Lyon.

2. „Er liebte — ſagt Pereſixe, alle ſeine Kinder „ehliche und natürliche, mit gleicher Zärtlichkeit; allein mit

„verſchiedenen Betrachtungen. So wollte Er nicht, daß ſie Ihn Monſieur nennen ſollten, eine Benennung welche die Kinder ihren Vater fremd zu machen ſcheint, und Knechtſchaft und Unterwürfigkeit bezeichnet, ſondern ſie ſollten Ihm den zärtlichen und liebevollen Namen Papa geben.“

3. Er hatte keinen Taufnamen, weil er in ſeinen fünften Jahr ſtarb, ehe noch die Ceremonien ſeiner Taufe vorgenommen worden waren.

4. Von mehrern Kindern männlichen Geſchlechts aus der Ehe Peters von Melun, Fürſten von Epinoy, Marquis von Richebourg mit Hyppolita von Montmorency, über welche Herr von Sully, wie wir oben geſehen haben, die Vormundſchaft übernommen hatte, waren damals nur noch zween übrig. Wilhelm von Melun, Fürſt von Epinoy, Vikomte von Gand, Connetable von Flandern, Grand bailli von Hennegau, Ritter vom goldnen Vließ ꝛc. Er iſts, der mit der Fürſtin von Ligne den groſſen Rechtsſtreit hatte, deſſen in der Folge gedacht werden wird. Sein nachgeborner Bruder iſt Heinrich von Melun Marquis von Richebourg, der von Rambures getödet wurde.

5. Franz von Orleans, Grav von St. Paul.

6. Charlotte von Montmorency, Gemahlin Karls von Valois, Herzogs von Angouleme.

7. Gaſpard Seguiran; wurde in der Folge Beichtvater Ludwigs XIII.

8. Ich hätte gerne dem Herrn von Sully eine Ehre daraus gemacht, wenn er ein ſo plattes und ſo ganz boshaftes Wortſpiel unterdrückt hätte.

9. Es iſt auſſer Zweifel, daß die vereinigten Provinzen damals in vollem Ernſt vorhatten, ſich nicht nur unter franzöſiſchen Schutz zu begeben, ſondern ſich ſogar dem Szepter Frankreichs ganz zu unterwerfen. Die Berathſchlagung darüber ſ. w. in Vittorio Siri mem. rec. T. I. p. 418. Allein war dieſe bloß nothgedrungene Geſinnung wohl ſehr auf-

aufrichtig? und hätte sie lange gedauert? — Ich glaube daß der beste Entschluß immer der war, den der Herzog von Sully im Conseil fassen ließ.

10. Andre Geschichtschreiber sagen: Montags den 30. April; es finden sich auch noch andre Abweichungen in den Nachrichten vom Treffen, die aber nicht sehr beträchtlich sind. M. s. de Thou l. 138. Mercure françois année 1607. u. a. Geschichtschreiber.

11. M. s. de Thou, de Merc. franc. und andre Geschichtschreiber unter dem Jahr 1607. Man kann auch den 9981. Band der Mſ. 109. nachsehen, der voll von besonders merkwürdigen Stücken ist, die Angelegenheiten der vereinigten Provinzen betreffend.

12. Herr von Buzenval war erst kürzlich zu Leyden am 23. September gestorben, ein Mann von großem Ansehen bey den Franzosen sowohl als bey den Ausländern. Um seinen Werth und sein Andenken zu ehren, — sagen die Mem. de l'hist. de France. — ließen ihn die Herrn Staaten auf ihre Kosten mit gleichen Ceremonien und Gepränge, wie den Prinzen von Oranien, beerdigen.

13. Nach andern Geschichtschreibern wollte der Doge und der Senat dem Papst gar keine Genugthuung geben, die Absolution vom Bann nicht einmal annehmen, vielweniger darum bitten; und Paul V. war sehr ärgerlich über die Gleichgültigkeit, mit der man in Venedig das aufnahm, was er als eine große Gnade angesehen wissen wollte. Fresne Canaye sagt, bey seiner Rückkehr von seiner Gesandschaft: man spreche mit nicht mehr Achtung von dem Papst in Venedig als in Genf. Gewiß ist wenigstens, daß alle Bemühungen, die Jesuiten dort wieder einzuführen fruchtlos „blieben. „Diese Angelegenheit — sagt Herr von Perisixe, — „verzögerte die Ausgleichung einige Monate lang, und hätte „sie beynahe ganz vereitelt, weil der Papst, in Rücksicht, „daß sie seinetwegen daraus vertrieben worden waren, durch„aus darauf bestand, daß die Regierung sie wieder in ihre „Häuser und Güter einsetzen sollte, und diese hartnäckig „lieber alles wagen, als darein willigen wollte. Endlich be-

„griff

„griff der Papſt auf Einrathen des Cardinals du Perron, daß „es beſſer ſey, hierinn nachzugeben, als die ganze Chriſten„heit der Gefahr auszuſetzen, ſich zu überwerfen. Sie blie„ben alſo aus dem Gebiet der Republik verbannt. Papſt „Alexander VII. brachte ſie aber durch ſeine Verwen„dung wieder hinein.“ Pereſixe, Journal de l'Etoile Mem. p. l hiſt. de France; Mércure fr.; Matthieu etc. anée 1607.

14. „Ich bins, — ſagte damals Heinrich, — der „Italien den Frieden wieder gegeben hat.“ Der Mercure françois merkt an, daß Franz de Caſtro und Dom Irigo de Cardenas, ſpaniſcher Miniſter zu Rom, nachdem ſie fruchtlos verſucht hatten, den Vertrag zu verhindern, eben ſo fruchtlos unternahmen, es dahin zu bringen, daß Se Heiligkeit dem Cardinal von Joyeuſe den Cardinal Zapuls zugeben möchten.

15. Der Verfaſſer will ohne Zweifel hier von dem übrigens dennoch erſt 1609 beſchloſſenen Edikt reden, durch welches das Krongut und alle Güter, welche Heinrich IV. als König von Navarra gehörten, — und welche bis jezt immer noch von der Krone Frankreich abgeſondert geblieben waren, weil der König die Nutznüſſung davon an Madame Catharine ſeiner Schweſter überlaſſen hatte — auf ewige Zeiten dieſer Krone ſo einverleibt wurden, daß ſie nie davon getrennt, veräuſſert ꝛc. werden könnten. Dieſe Güter begreifen die Herzogthümer Vendome und Albret, die Grafſchaften Foix, Armagnac, Biaorre, Gaure, Merle, Beaumont, la Ferre, die Vicomtey Limoges, und andre Einkünfte und Gerechtſame.

16. Die Aufzählung davon kam oben vor, bey Gelegenheit des Proceſſes der Königin Margaretha mit dem Herzog von Angouleme.

17. Eine der vorzüglichſten Handlungen der Gerechtigkeitspflege gegen die Finanzleute während der Amtsführung des Herzogs von Sully war die Gefangenſezung und der Proceß des berüchtigten Pächters l'Argentier. Die Mem. de l'hiſt. de France T. II. p. 271. erzählen ſeine Unterſchleife

ſchleife und Verſchleudrungen, und ſetzen dann noch folgenden Zug hinzu: „Vor der letzten Reiſe des Königs nach Fontainebleau ſagte l'Argentier beym Abſchied zu Ihm, er werde ſich bald auch auf den Weg dahin machen, um Sr Majeſtät die Hände zu küſſen, und Ihre Befehle zu vernehmen, und ſetzte hinzu: „dieſe Reiſe wird mich dreyßigtauſend „Pfund koſten.“ „Ventre saint gris — antwortete der „König — das iſt zuviel für eine Reiſe von Paris nach „Fontainebleau! — „Ja, Sire — verſetzte l'Argentier darauf, — ich habe, mit höchſter Genehmhaltung Ew. Majeſtät noch ein andres Geſchäft daſelbſt, ich will nämlich das Model von den Frontiſpizen Ihres Hauſes daſelbſt nehmen, um eines der meinigen, das in Champagne liegt, darnach einrichten zu laſſen.“ Der König lachte hell auf darüber, ſagte aber ſonſt nichts darauf; allein als man Ihm nachher die Nachricht brachte, daß er im Chatelet ſäße, ſagte Er: „was? will er etwa da das Model von den Frontiſpi„zen des Chatelets nehmen?“ “

18. Sicher iſt nichts richtiger als das, was hier der Verfaſſer ſagt, und nichts glücklicher beſſer ausgedacht, als dieß Projekt, um das Vorurtheil zu zerſtöhren, das noch jezt, unerachtet unſers ſo aufgeklärten Jahrhunderts unter dem franzöſiſchen Adel beſteht. Warum ſollte er ſich denn auch durch Finanzen, Handlung und andre Gewerbe guter Bürger mehr erniedrigen, als durch die ſchöne Wiſſenſchaften, deren er ſich heut zu Tage ſchon nicht mehr ſchämt? Doch, wir wollen hoffen, daß eins nach dem andern kommen wird.

19. M. Erard, von Bar le Duc, ſchrieb auf Befehl Heinrichs des Großen eine Abhandlung von Fortificationen, die erſte, die wir über dieſen Gegenſtand haben. Sein Neffe, A. Erard ließ ſie 1620 wieder auflegen.

20. Philibert von Mereſtan Capitain der Garde Sr Majeſtät. Er wurde vom König im folgenden Jahr zum erſten Großmeiſter des Ordens Unſrer lieben Frauen vom Berg Carmel und des Heiligen Lazarus ernannt.

21. Zu Gunsten Wilhelms de la Motte-de-Pechu, Mitschuldigen an dem Meuchelmord Franzens von Montmorency Herrn von Hallot, Generalstatthalters für den König in der Normandie, der sechzehn Jahre zuvor auf eine sehr unedle Art von Christoph Marquis d'Allegre begangen worden war. Heinrich rief diese Sache an sein Conseil ab, und verwandelte die dem la Motte zugestandene Begnadigung in neunjährige Verbannung und mehrere Geldbussen ꝛc. Die Strafe würde wahrscheinlich noch schärfer ausgefallen seyn, wenn die große Jugend des Schuldigen sein Verbrechen nicht geringer gemacht hätte. Dieser Herr hatte schon seit 1597. das Privilegium sehr beschränkt, in dessen Besitz des Kapitel von Rouen ist. Dieser Proceß, der damals sehr viel Lärm machte, gab Gelegenheit zu einer nähern Untersuchung dieser ganzen Frage. De Thou T. IV. p. 160. Nicolaus Rigault, sein Fortsetzer, und alle Gelehrte, soviel man aus der Art schließen kann, womit diese Thatsache im Mercure françois, année 1606. p. 179. behandelt wird, trugen kein Bedenken, das vorgebliche Mirakel für fabelhaft zu erklären, durch welches der Heilige Romanus Erzbischof von Rouen, diese Stadt von der Wuth eines Ungeheuers befreit haben soll, oder von einer Schlange, die man insgemein la Gargeuille nannte, bey welcher Unternehmung ihm ein Mords wegen gesessener Missethäter behülflich gewesen seyn soll, woher denn dieß Privilegium entstanden sey! Die Urkunden selbst, wodurch man beweisen will, daß es wirklich von mehrern Königen von Frankreich verliehen worden seye, hielten die strenge Prüfung der Kritik nicht aus, welche darinn überall viele Irrthümer, Unterschleif und Unrichtigkeiten in Ansehung der Zeit und der Datums fand. Man vermuthet, daß bey diesem ganzen frommen Mährchen ein würkliches Wunderwerk des Heiligen Erzbischoffs zum Grund liegt, das aber eine Ueberschwemmung zum Gegenstand hatte, woraus die Poetische Licenz, nach ihrer Gewohnheit ein Ungeheuer gemacht und dabey nicht vergessen hat, die Geschichte mit ihren andern gebräuchlichen Verzierungen auszustaffiren. Das Wort Hyder, für das man leicht Schlange gebrauchte, hat so viel Aehnlichkeit mit dem, welches im Griechischen eine Ueberschwemmung bezeichnet (Hydor), daß dieser Name allein schon den ganzen Irrthum veranlaßt haben kann. —

Es würde zu weit führen, wenn ich hier alle — in den Beſchwerden und andern Schriften aus dieſer Zeit ſowohl, als in den nachher darüber erſchienenen Abhandlungen — enthaltene Gründe für und wider das Privilegium der Chorherrn an der Cathedralkirche zu Rouen, anführen wollte. Ich finde es nicht befremdend, daß man ſo ſtark über eine ſo ſonderbare Andacht geſchrieen hat, als die iſt, die aus einer ganz ungerechten und des Verbrechen ſelbſt zu berechtigen fähigen Handlung den weſentlichſten Theil der Verehrung eines heiligen Biſchoffs macht. — Die Ceremonien, die dabey beobachtet werden, — (denn es beſteht noch bis auf den heutigen Tag und geſchieht alljährlich am Himmelfahrtsfeſt zu Rouen, wo es lever la ſierte genannt wird,) findet man ebenfalls in dem Mercure françois und an mehrern Orten.

22. Er wurde daſelbſt am Tag vor dem Pfingſtfeſt von dem Podagra befallen. „Der Fluß war ſtark, — ſagt Matthieu — der Schmerz ſehr ſtechend. Allein Sein Muth und Seine gute Leibesbeſchaffenheit würden es doch nicht überſtanden haben, wenn Er ſich nicht mehr Freyheit, Früchte zu genieſſen, geſtattet hätte, als Ihm Seine Aerzte erlaubt hatten; er verzärtelte das Uebel nicht, ſondern zwang ſich zu Seinen gewöhnlichen Leibesübungen. Ungefähr am 21. May als Er bey der Königin gelegen hatte, und ſich von einem neuen Fluß an einem Fuß gekützelt fühlte, ließ Er ſich in ein andres Bett bringen, und da Er ſah, daß Ihm dieſe Veränderung bekam, ſtand Er auf und ließ ſich an den großen Canal tragen, wo Er ſpazieren gieng, und ſich ſo ſtarke Bewegung machte, daß Er bey Seiner Rückkunft gut ſchlief und beym Erwachen nichts mehr von dem Uebel fühlte. T. II. l. 3. p. 768.

23. Man hat Heinrich den Vorwurf gemacht, daß Ihn dieſe ſo ſtarke Liebe zu ſeinem ehlichen und natürlichen Kindern ſo ſehr verblende, daß Er dagegen ihre Fehler nicht ſehen, noch mit Seiner gewöhnlichen Klugheit in dem verfahren könne, was Ihn betreffe. In der Hiſtoire de la Mere et du Fils T. I. p. 43. finde ich dieſen Vorwurf. Ich weiß aber nicht, ob alle die Anekdoten, von denen dieß Buch voll iſt, eben ſo zuverläſſig als größtentheils merkwürdig ſind. Ich finde darin eine hervorſtechende Vorliebe

für

für gewiſſe Perſonen, und Leidenſchaft gegen andre, welche verurſacht, daß man Mühe hat ſein Zeugniß für voll anzuſehen, und zu geben.

24. Was alle die Vorkehrungen für die Geſundheit der königlichen Kinder nothwendig machte, war der Comet, der im September dieſes Jahrs erſchien; denn die Aſtrologen hatten ausgeſagt, daß er das Leben derſelben bedrohe. Heinrich ſagte zu ſeinem Geſchichtſchreiber Matthieu, der es T. II. L. 3 p. 769. wieder erzählt: der Comet habe auf die Prinzeſſin des Königs von England gewirkt, die Aſtrologen hätten ſich alſo, Gottlob, dießmal verrechnet. —

PHILIPP. II.

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Profeſſor der Philoſophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Sechster Band.

Jena,

bey Johann Michael Mauke, 1794.

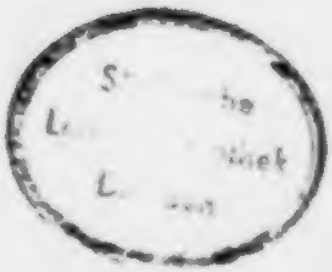

1950 W 4748

Inhalt.

Fünf und zwanzigstes Buch.

Denkwürdigkeiten von Jahr 1608. Schauspiele und Feten im Zeughaus, Komischer Auftritt zwischen dem Herzog von Sully und Pimentel. Große Anerbietungen, welche Heinrich unserm Sully macht, und dieser ausschlägt. Liebschaften und Mätressen dieses Königs. Interessante Unterredung zwischen Ihm und Sully, von den Ursachen Seiner Unzufriedenheit mit Seiner Gemahlin, von der Marquisin von Verneuil und deren Rathgebern. Er braucht Sully in dieser Angelegenheit. Geburt eines dritten königlichen Prinzen. Sully wird zum Richter zwischen dem König und der Marquisin von Verneuil gemacht. Händel des Prinzen von Joinville, des Grafen von Sommerive, des Herzogs von Eguillon und andre Hofintriken. Schwierigkeit, die Ehe des Herzogs von Vendome mit

Schluß von Mercoeur zu vollziehen. Monterey, der Häupter der Calviniſten, und Angelegenheiten dieſes Religionstheils. Dienſte, welche Sully dem König bey der Proteſtantenverſammlung zu Gergeau leiſtet. Privatleben Heinrichs. Er giebt das Bisthum Metz dem Herrn von Verneuil. Gnaden, die Er der Geiſtlichkeit ertheilt und abſchlägt. Oeffentliche Werke, die Er aufführen läßt. Seine Verſchwendung im Spiel. Großer Ausritt der Loire. Finanz-Polizey- und andre Regierungsangelegenheiten. Anſchläge Sully's über die Steuer. Betrachtungen über Regierungsveränderungen dieſes Reichs. Aufenthalt des Herzogs von Mantua zu Paris. Verfolg der Niederländiſchen Angelegenheiten. Abſchluß eines Waffenſtillſtands. Antheil, den Heinrich daran hat. Spaniens Schwäche. Empörung der Mauren und ihre Vertreibung aus Spanien. Teutſche Angelegenheiten.

Sechs und zwanzigſtes Buch.

Denkwürdigkeiten vom Jahr 1609. Finanz-Etats; Streit darüber zwiſchen dem Herzog von Sully und dem Kanzler von Sillery. Sully bewirthet und beherbergt den König im Zeughaus. Unverſchwiegenheit des Pater Cotton, welche von Heinrich Sully's Schuld gegeben wird. Wichtige Unterhaltung zwiſchen ihnen über die Complots am Hof und in Spanien gegen die Perſon Heinrichs; — über Seine Liebe zu der Prinzeßin von Condé ꝛc. Rath, den Ihm Sully giebt. Entwurf eines Staatskabinets, ſehr nützlich für alle Theile der Regierung. Verſchiedne Mittel, in Noth-fällen Geld aufzutreiben. Ordnung gegen den Luxus, die

die Verſchwender, die Mißbräuche in den Gerichten, und andre Stücke dieſes Kabinets. Schilderung des dem Miniſter Heinrichs, von Ihm ſelbſt gezeichnet. Andre Einzelheiten von den Finanzen und der Regierung. Edikt gegen die betrügeriſchen Banquerote. Gegen den Zweykampf. Hofränke gegen Sully. Entweichung des Prinzen Conde; Verdruß Heinrichs darüber. Rath, den Ihm Sully giebt. Sully's Schreiben an den Prinzen und andre beſondre Umſtände von dieſem Vorfall. Falſche Winke, die Heinrich gegen die Calviniſten erhält. Nachricht von einer Verſchwörung von la Fleche, gegen die Perſon Heinrichs.

Sieben und zwanzigſtes Buch.

Verfolg der Denkwürdigkeiten von 1609 : 1610. Auswärtige Angelegenheiten. Waffenſtillſtand zwiſchen Spanien und den vereinigten Provinzen, und Vermittlung der Könige von Frankreich und England. Artikel zu Gunſten des Prinzen von Epinoy. Heinrich läßt ſich wegen der Seinem Geſandten von dem Großherzog von Toſcana widerfahrnen Behandlung Genugthuung geben. Andre Teutſche, Italieniſche und Schweizeriſche Angelegenheiten. Tod des Herzogs von Cleve. Hiſtoriſche und politiſche Denkwürdigkeiten dieſe Erbfolge betreffend. Die teutſchen Fürſten begeben ſich unter den Schutz Heinrichs; Seine Unterredung mit Sully darüber, und über die Ausführung des großen Entwurfs. Mißtrauen, das Heinrich gegen Sully hegt. Fortgang der Verhandlungen an den verſchiedenen Europäiſchen Höfen. Indiſcretion Heinrichs. Unterredung zwiſchen dem König und Seinem

Miniſter über dieſe Expedition. Errichtung eines Regentſchaftsraths und andre Vorrichtungen in und auſſer dem Reich. Ahnungen und Anzeichen von dem nahen Tod Heinrichs. Unterredungen zwiſchen Ihm und Sully darüber. Nachricht von einer Verſchwörung und Sache der Demoiſelle Coman. Krönungs-Feierlichkeit der Königinn. Königsmord an Heinrich dem Groſſen. Empfindungen Sully's, beym Empfang dieſer Nachricht. Beſondre Umſtände von dieſem Meuchelmord und den lezten Lebenstagen Heinrichs. Andre Einzelheiten von den Staats- und Hofangelegenheiten auf dieſen Tod. Urtheil über die verſchiedne Meinungen die Urſachen und Urheber des Königsmords betreffend.

Acht und zwanzigſtes Buch.

Verfolg der Denkwürdigkeiten vom Jahr 1610. Bemerkungen über den Meuchelmord Heinrichs. Beſondere Umſtände und Züge von Seiner Perſon, ſeinem Leben, Charakter, ſeine guten Eigenſchaften und Fehlern. Lage des Herzogs von Sully nach dieſem Todesfall. Seine Gründe, dem neuen Staatsrath nicht zu trauen. Er verſchlieſt ſich in die Baſtille. Er geht ins Louvre. Gnädige Aufnahme bey der Regentin. Er wohnt der Haltung des Lit de Juſtice bey. Neues öffentliches und beſonderes Conſeil der Marie von Medicis, wo man andre Politik und andre Regierungsgrundſätze annimmt. Sully beſchwert ſich darüber, wird aber nicht gehört. Rückkehr des Herrn Grafen von Soiſſons; Zwiſt zwiſchen ihm und Sully. Berathſchlagungen über die Kriegserklärung Hein-

Heinrichs, den Herzog von Savoien u. s. w. wobey Sully fruchtlose Vorstellungen macht. Er gedenkt seine Stellen nieder zu legen, und sich vom Hof zu entfernen; seine Familie verhindert ihn aber daran. Er schickt Arnaud an Concini ab, der diese Höflichkeit übel aufnimmt. Er vereinigt sich mit dem Prinzen Condé; weise Rathschläge die er ihm giebt; ungeachtet derselben verbindet sich dieser mit seinen Feinden. Andre Hofränke und Streitigkeiten Sully's mit den Ministern und Höflingen. Verfolg und Ende der Cleveschen Sache.

Neun und zwanzigstes Buch.

Verfolg der Denkwürdigkeiten von Jahr 1610. 1611. Gründe des Hasses, welchen die Prinzen, Großen und Minister wider den Herzog von Sully hatten. Er widersetzt sich den Ungerechtigkeiten des Conseils; seine Weigerung gegen die Regentin, eine Rechnung zu unterzeichnen. Streitigkeit, die er im vollen Rath mit dem Herzog von Bouillon hat. Verwirrungen am Hof und im Staatsrath. Salbung Ludwigs des Dreyzehnten. Sully geht nach Montrond, und wird krank. Gründe, welche die Regentin und die Minister nöthigen, ihn zurück zu berufen. Sein Empfang bey dieser Fürstin, welche nachher auf Concini's und der andern Minister Seite gegen ihn tritt. Seine Festigkeit, sich den ungerechten Forderungen der Großen und der Verschleuderung der königlichen Schätze zu widersetzen. Verdrüßlichkeiten, die man ihm darüber macht. Großer Zwist zwischen ihm, Villeroy und

und Villeroy im vollen Rath. Die Prinzen, Großen und Minister verbinden sich gegen ihn. Er greift zu dem Entschluß, sich ganz zu entfernen; verschiedene Urtheile darüber. Sully legt die Oberaufsicht über die Finanzen, die Befehlshaberschaft über die Bastille u. s. w. nieder. Nützlicher Rath, den er seinen Secretären ertheilt. Wohlthaten, die sie von ihm erhalten hatten. Er verläßt Paris, und begiebt sich nach Sully. Er kommt den Ränken seiner Feinde zu seinem Verderben zuvor. Briefe, die er deswegen an die Regentin schreibt, worinn er sein Benehmen und seine Verwaltung rechtfertigt; Antworten der Regentin: Der König bewilligt ihm eine beträchtliche Zulage. Allgemeine Rechenschaft, die er von seinem öffentlichen und Privatbenehmen, von seinem Vermögensumstand, und seinen häuslichen Angelegenheiten giebt. Seine Treue in Erfüllung seiner Verbindlichkeiten gegen Heinrich.

Dreyßigstes Buch.

Auseinandersetzung des politischen Entwurfs, der gewöhnlich das große Project Heinrichs IV. genannt wird. Vorläufige Betrachtungen über das Römische Reich, die Errichtung der französischen Monarchie, ihre verschiedene Regierungen unter den drey Königsstämmen ꝛc. Die Ausführbarkeit des Entwurfs wird bewiesen. Wie schwer es Heinrich wurde, dazu Sully's Beyfall zu erhalten. Wie Er und Elisabeth ihn verabredeten. Hindernisse und Vortheile, welche sich dabey zeigten. Allgemeine Nützlichkeit desselben für ganz Europa. Derjenige Theil, der die Religion betrift,

betrift, und in einer ruhigen Beybehaltung der bereits aufgenommenen Religionen und in Verjagung der Ungläubigen besteht. Politischer Theil: Errichtung von funfzehn gleicher Herrschaften: Beschneidung der allzugroßen Macht des Hauses Oestreich; Theilung des ihm Abgenommenen unter die Europäischen Fürsten und Republiken. Mittel, es dafür zu entschädigen, und Gerechtigkeit dieses Verfahrens gegen dasselbe: Mäßigkeit und Uneigennützigkeit Frankreichs bey dieser Theilung. Errichtung des allgemeinen Raths der Christlichen Republik. Unterhandlungen und andre für die Durchsetzung des großen Entwurfs bey den Europäischen Fürsten und Staaten in Bewegung gesetzte Mittel. Darstellung der zur Ausführung nöthigen Macht und Auslagen. Marsch und Stellung der verbündeten Heere. Der davon zu erwartende Erfolg.

Nachtrag.

Benehmen des Herzogs von Sully, bey der Protestantenversamlung zu Chatelleraut, Benehmen dieser Versammlung in Beziehung auf die persönlichen Angelegenheiten Sully's. Antheil, den er an der Sache des Herzogs von Rohan hatte, in Ansehung der Stelle in Saint Jean D'Angely. Vertrauen der Regentin zu ihm, und Briefe von ihr an ihn während der Empörung der Prinzen und Calviniſten. Seine Rathſchläge und Dienſte bey dieſer Gelegenheit. Er wird Marſchall von Frankreich. Kummer, den ihm das Betragen ſeines Sohns und Enkels verurſacht. Zuſtand ſeiner Familie und Verordnung, die er unter ſeinen Kindern

Kindern wegen seiner Güter macht. Sein Tod. Ehrengepräng, das die Herzogin von Sully veranstaltet. Sein Mausoleum, seine Grabschrift. Einzelheiten von seinem Betragen im Innern seines Hauses, von seinem Privatleben. Beschäftigung der Herzogin seiner Gemahlin. Gesinnungen des Herzogs in Ansehung der Religion. Oeffentliche und besondere Werke, die er aufführen ließ. —

Sülly.

Sechster und letzter Band.

Fünf und zwanzigſtes Buch.

1608.

In den Denkwürdigkeiten von dieſem Jahr habe ich ſo wenig, als in denen vom vorhergehenden, irgend eine jener auſſerordentlichen Begebenheiten zu erzählen, die man mit Entſetzen oder mit Verwunderung lieſt. Ich werde hier meine gewöhnliche Nachrichten von der Regierung, Neuigkeiten vom Hof und von Heinrichs und meinem eigenen Privatleben fortſetzen. Der Winter verging ganz unter noch gröſſern Luſtbarkeiten als in den vorhergehenden Jahren, und unter ſehr prachtvoll angeordneten Hoffeſten. Der König hatte aus Italien Schauſpieler kommen laſſen, mit denen Er ſich ſehr gern beluſtigte. Oft beſtellte Er ſie nach Fontainebleau, um ſie dort vor Sich ſpielen zu laſſen; und in meiner Abweſenheit befahl Er meinem Sohn, man ſoll ihnen ja ihren Gehalt richtig bezahlen. Das Zeughaus war immer der Ort zur Aufführung dieſer Spiele oder Schauſpiele, die einige Zurüſtung erforderten. Der König kam auch bisweilen dahin zum Ringelrennen, in meiner Abweſenheit, wiewohl Er bemerken wollte, daß dann nicht dieſelbe Ordnung und Pünktlichkeit dabey ſey, als wenn ich anweſend wäre. Die Königin und alle Hofleute fanden nirgends ſoviel

Vergnügen, als bey den Theatervorstellungen. Ich hatte dazu einen sehr geräumigen Saal nebst einem amphitheatralischen Parterre anlegen und einrichten lassen, nebst einer großen Menge Logen in verschiedenen Gallerien, von einander so abgesondert, daß jede ihre besondere Treppe und Thüre hatte. Zwo von diesen Gallerien waren für die Damen; keine Mannsperson hatte hier Zutritt. Dies war ein Punkt meiner Policey, über dem ich streng hielt, und es nicht zu gering für mich erachtete, selbst die Aufsicht darüber zu führen.

Einst als man ein sehr schönes Ballet in diesem Saal gab, beobachtete ich einen Menschen welcher eine Dame an der Hand hielt, und mit ihr in eine der weiblichen Gallerien gehen wollte. Es war ein Fremder, dem ich gleich am schwarzbraunen Gesicht sein Vaterland ablas: „Monsieur — sagte ich zu ihm — „Sie werden „so gut seyn, eine andere Thüre zu suchen, denn ich „glaube nicht, daß Sie mit Ihrem Teint da hoffen „können, für eine schöne Dame gehalten zu werden.“ — „Gnädiger Herr, — antwortete er in sehr schlechtem französisch — „sobald Sie wissen wer ich bin, werden „Sie mir, dieß bin ich versichert, die Höflichkeit nicht „versagen, mich mit dieser schönen weissen Dame, so „schwarz ich auch seyn mag, da hinein gehen zu lassen. „Ich heiße Pimentel, und habe die Ehre sehr gut „bey Sr Majestät zu stehen, und oft mit Ihnen „zu spielen.“ — Dies war denn freylich nur allzu wahr! Dieser Fremde, von dem ich schon gehört hatte, hatte dem König unermeßliche Summen abgewonnen. „Was zum Teufel — sagte ich zu ihm, und stellte mich dabey ganz aufgebracht — „Sie sind „also wie ich sehe, dieser große Portugesische Schleppsack (1) der dem König immer das Geld abnimmt. „Beym Donner, da kommen Sie bey mir just zum rech-

„ten!

„ten! Ich mag und will ſolche Leute nicht.“ — Er wollte antworten, ich ſtieß ihn aber zurück und ſagte: „fort, fort! ſuchen Sie ein andres Loch; denn Sie wer„den mich mit Ihrem Kauderwelſch da nicht andern „Sinnes machen.“ — Als ihn der König nachher fragte, ob er das Ballet nicht ſchön und vollkommen gut getanzt gefunden hätte, antwortete Ihm Pimentel: er hätte es zwar gern ſehen wollen, ſey aber an einer Thüre auf Seinen Großfinanzierer geſtoßen, welcher mit ſeiner negativen Stirn ihn wieder habe abtrollen laſſen. Dabey erzählte er dann ſein Abenteuer, das dem König, ſo wie er es vorbrachte, ſo luſtig vorkam, daß Er recht herzlich darüber lachte, und nicht unterließ den ganzen Hof damit zu regaliren.

Ich will hier nicht erſt lange die Wendungen einer falſchen Beſcheidenheit erkünſteln, um zu verſtehen zu geben, daß das Vertrauen, welches der König in mich ſetzte, nun ſo weit ging, daß ich den ſtolzen Titel eines Günſtlings hätte erlangen können, wenn ich darnach geſtrebt hätte. Man urtheile nach den Anerbietungen, welche mir in dieſem Jahr von Sr Majeſtät gemacht wurden. Ich muß aber ein wenig weiter ausholen.

Unter den Verläumdungen, welche mich 1605 meinem Sturz ſo nahe brachten, wollte man Heinrich auch durch geheime Einblaſungen, die Er mir nachher ſelbſt entdeckte, bereden: ich gehe darauf um, meinem Sohn (2) durch eine vortheilhafte Heurath ein ſolches Vermögen zu verſchaffen, daß Er dadurch Sr Majeſtät ſelbſt furchtbar werden könnte. Daran ſollten auf meinen Befehl, oder auch aus bloßer Begierde ſich mir gefällig zu machen, bereits ſo viele Perſonen arbeiten, daß ich nur zu wählen hätte, welche von den Fräuleins, von Bourbon, Rayenne, Montmorency, Bouil-

lon und Crequy ich haben wollte, um so mehr also unter den Töchtern der reichsten Partikuliers im Reiche, falls ich große Reichthümer einem großen Namen vorziehen wollte. Dieß war einer der Hauptpunkte jener langen und ernsthaften Unterredung, die ich im vorigen Jahr mit Sr Majestät in dem Bücherkabinet hatte, und von welcher ich das, was ich davon enthüllen darf, bis auf schickliche Gelegenheiten aufgehoben habe. Heinrich fragte mich: was ich für Absichten mit meinem Sohn hätte, und was an dem allem wäre, was Er davon reden hörte? Ich gestand Ihm, es sey wahr, man habe mir in Ansehung aller dieser Partien Anträge gethan, die einen Ehrsüchtigen wohl hätten verblenden können; ich habe aber nichts darauf erwiedert, als daß ich, nur aus der Hand Sr Majestät, eine Gattin für meinen Sohn empfangen würde und müßte.

Der König bezeugte mir, daß Er mir diese Antwort und diese Gesinnungen sehr Dank wisse, eröffnete sich mir dann ganz, und sagte: zwey Dinge würden Ihm bey mir gleich unangenehm seyn. Das eine wäre, wenn ich eine Mißheurath treffen würde, da ich doch wisse, wie sehr es Ihm zuwider sey, sehen zu müssen, wie sein vornehmster Adel sein edles Blut mit bürgerlichem und gemeinem vermische. Eben so würde Er es ansehen, wenn ich mir dagegen auf der andern Seite in den Kopf setzte, eine Gemahlin aus dem Hause Bourbon, Lothringen oder gar Bouillon zu wählen. Von den fünf Mädchen also, von denen man für Rosny gesprochen habe, sehe Er nur das Fräulein von Crequy, auf die Seine Wahl fallen könnte, indem jedermann die Häuser Bonne, Blanchefort und Agoust als zu dem gemeinsten Adel gehörig ansehe, ob sie gleich sonst sowohl durch große Beyspiele von persönlicher Tapferkeit als durch glänzende Würden ausgezeichnet wären.

ren. Heinrich bestärkte sich in diesem Gedanken und setzte hinzu: Er wolle, daß der Antrag durch niemand als durch Ihn geschehe, und werde eine schickliche Zeit dazu nehmen. Dies that Er denn auch beynahe unverzüglich.

Lesdiguieres und Crequy waren nicht schwer zu bereden. Ich kann sogar sagen, daß die Ungeduld, mit welcher sie bey mir die Abschließung dieser Sache betrieben, nicht eher rastete, bis sie alle Artikel des Ehevertrags nicht nur festgesetzt sondern auch unterzeichnet sahen. Ich kann auch mit Wahrheit sagen, daß sie in Ansehung der Bedingungen meinerseits keine Schikane fanden. Ich wollte mir zärtliche Freunde, noch eher als nahe Verwandte machen; und in den folgenden Jahren fiel nichts vor, das mich nicht in dem Gedanken bestärkt hätte, daß ich mir diese Beruhigung wirklich verschafft habe. Ich dachte aber freylich nicht daran, daß diese Jahre für mich eine Zeit des Ruhms und des Glücks waren. Sie ist vorüber; diese Freunde sind mit meiner Fürstengunst verschwunden. Mit meinem Glück waren auch diese Verwandte voll Ehrerbietung weg! Was sage ich? Es konnte meinem und meines Sohnes Unfall sogar auch nicht an Ursachen fehlen, tausendfach die unglücklichste aller Verbindungen zu verwünschen. Daß ich nicht die Gabe besaß in den Herzen zu lesen! Doch, vielleicht habe ich dem Himmel für meinen Irrthum und meine Leichtgläubigkeit zu danken. Die Versuchung, der ich mich kurz darauf ausgesetzt sah, würde sonst vielleicht meinem Gewissen zu groß worden seyn.

Obschon die beschlossene Ehe nicht sogleich vollzogen wurde (3), weil wir die Zeit dazu der Bestimmung Sr Majestät überließen, so betrachtete ich doch von dem Augenblick an das Band, daß die Crequy's mit meinem Hause verband als unauflöslich; und war so

ſehr der Narr meines Herzens, daß dieſe Verbindung einer der Gründe für mich war, die mich abhielten, mich von der angenehmen und lachenden Ausſicht locken zu laſſen, die ſich gegen das Ende des lezten Jahres auf Einmal meinen Blicken zeigte; dies war einige Monate nach unſrer Uebereinkunft und noch heller zu Anfang des itzigen. Ehe ich es darlege, ſchicke ich die Bemerkung voraus, daß es abermals eine Wirkung der abgeſeimteſten Bosheit meiner Feinde war, durch die ich mich in einer Lage ſah, wo es einzig von mir abhing, mich auf einem Gipfel von Glanz und Größe zu ſehen, über welchen hinaus kein bloßer Privatmann die Augen erhebt.

Meine Feinde fingen an, dem König beyzubringen, und zwar unter dem Schein eines Eifers für Ihn und mich, den Er für ſehr aufrichtig hielt: Er habe noch nicht genug für mich gethan, und müſſe keinen Anſtand nehmen, mir alles, was in Seiner Macht ſtünde, zu geben, und mich zu deſſen Annahme zu bewegen, ohne von mir etwas anders dagegen zu verlangen, als eine einzige Sache, welche denn freylich weſentlich und unumgänglich erforderlich ſcheine, — die Verlaſſung der Proteſtantiſchen und Annehmung der Katholiſchen Religion. Ihre Abſicht dabey war ſicher nicht, mir ein großes Glück zu verſchaffen; im Gegentheil wird es mir leicht ſeyn, den Beweis zu führen, daß die Abſicht, welche ſie dabey im Schild führten, derjenigen ſchnurſtracks entgegen war, welche ihr Antrag zu haben ſchien. Da ſie nemlich innerlich ein hinlänglich gutes Zutrauen zu mir hatten, um ſich überzeugt zu halten, daß ich mich weigern würde, meine Erhebung mit meiner Religion zu erkaufen, ſo erwarteten ſie mich bey dieſer Weigerung, um dem König daraus den Schluß beyzubringen, daß Er alles von einem Menſchen zu fürch-

fürchten hätte, welcher fähig wäre, auf ſolche Art ſeine Religion über einen Vortheil triumphiren zu laſſen, gegen welchen gewöhnlich nichts Heiliges noch Unheiliges aushält. — Der König faßte jene Idee auf, von welcher Er ſelbſt vielleicht nicht ſehr weit entfernt war, allein mit einer ſo ganz andern Geſinnung, als die, welche ſie Ihm vortrugen, daß ich Ihm vielmehr nie zu ſehr Dank dafür wiſſen kann.

Er ließ mich eines Morgens ins Louvre kommen, verſchloß ſich mit mir allein ins Bücherkabinet, und ſagte: „Nun, Freund, Sie haben ja recht ſehr Eile ge„habt, die Vermählung Ihres Sohnes zu ſchließen, „und ich weiß eben nicht, warum. Denn weder in „Anſehung der Verbindung, noch der Güter, noch der „Perſon ſehe ich dabey große Vortheile für euch! — Heinrich erinnerte ſich alſo wahrſcheinlich nicht mehr, daß ich alles nur auf Seinen ausdrücklichen Befehl gethan hatte. „Ich habe beſchloſſen — fuhr Er fort, — „mich Ihrer mehr als je zu bedienen, und Sie „und Ihr ganzes Haus zu jeder Art von Gütern, Eh„re und Hoheit zu erheben; Sie müſſen mir aber auch „ein wenig dabey entgegenkommen. Denn wenn Sie „auf Ihrer Seite nicht ebenfalls das Ihrige dazu bey„tragen, wird es mir ſchwer werden, es durchzuſetzen, „ohne dem Gang meiner eignen Angelegenheiten hin„derlich zu werden, und, mich noch größerm Tadel aus„zuſetzen, was ſicher Ihr Wille nicht iſt. — Was „ich alſo thun will, Sie mit mir zu verbinden, iſt „dieß, daß ich Ihrem Sohn meine Tochter Vendo„me (4) mit zweymal hunderttauſend Thalern baar, „und zehntauſend Thalern Penſion gebe, dazu die Be„fehlshaberſchaft in Berry, womit ich die in Bourbon„nois verbinden werde, ſobald Frau von Angouleme „geſtorben ſeyn wird, nebſt dem Kronguth, welches

„ſie daſelbſt beſitzt, indem ich den Kaufpreis zurückbe„zahlen werde. Ich will Ihm auch die Anwartſchaft „auf Ihre Generalfeldzeugmeiſterſtelle geben, und die „Befehlshaberſchaft Poitou Ihrem Tochtermann. Sie „ſelbſt ſollen dafür die in der Normandie haben; denn „ich ſehe wohl, der arme Herr von Montpenſier (5) „wirds nicht mehr lang treiben, ſo wenig als der Herr „Connetable, deſſen Stelle ich ebenfalls für Sie be„ſtimme, und worauf ich Ihnen von itzt an die An„wartſchaft geben will. Allein zu dem allem müſſen „Sie mir dadurch behülflich ſeyn, daß Sie und Ihr „Sohn katholiſch werden. Ich bitte Sie, ſchlagen „Sie mir dieß nicht ab; denn es iſt zum Beſten mei„nes Dienſts, und zur gänzlichen und ſichern Verſor„gung Ihres Hauſes.“ —

Was ich hier erzähle, iſt ſo ſehr die Eitelkeit zu erwecken und zu kitzeln fähig, daß ich mich, um dieſe Schlinge zu vermeiden, aller Anmerkungen enthalte, ſelbſt derer, welche mir die Güte eines Herrn darböten, der mich noch bittet, während er mich mit Wohlthaten überſchüttet (1). Ich antwortete Ihm, ſoviel ich mich erinnere: Er erzeige mir zu viel unverdiente, ja ſogar unverhoffte und unverlangte Ehre. In Anſehung der zween Vorſchläge, die meinen Sohn angingen, hätte ich nichts zu entſcheiden, indem Se Majeſtät allein Herr ſeiner Verſorgung wären, und er ſelbſt fähig ſey, ſich eine Religion zu erwählen, ſeit ein reifes Alter ihn in Stand geſetzt habe, alle dazu nöthige Betrachtungen anzuſtellen. Allein in Anſehung meiner ſey dieß eine ganz andere Sache. Ich würde würklich in Verzweiflung gerathen, wenn ich an Ehre, Gütern und Würden auf Koſten meines Gewiſſens reicher werden ſollte. Wenn ich je in den Fall kommen ſollte, meine Religion zu ändern, ſo fühle ich wohl, daß

daß dieß nur innere Ueberzeugung bey mir zu bewirken vermöge, nicht Ehrſucht, Geiz, Eitelkeit. Würde ich es damit anders halten, ſo müßte ich ja dadurch nur Sr Majeſtät ein Herz verdächtig machen, das ich nicht einmal meinem Gott getreu erhalten hätte.

„Warum — erwiederte Heinrich mit einer Herzlichkeit, die mich empfindlich rührte — „warum ſollte „ich Ihnen denn alsdann nicht mehr trauen, da Sie „ja doch weiter nichts thäten, als was ich ſelbſt auch „gethan habe und wozu Sie ſogar ſelbſt mir riethen, „als ich Ihnen davon ſagte? Ich bitte Sie noch ein„mal: verſchaffen Sie mir dieſe Beruhigung, überlegen „Sie es wohl: ich gebe Ihnen dazu einen Monat „Bedenkzeit. Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen nicht „alles halten möchte, was ich Ihnen verſpreche.“ — „Ich habe ganz keinen Zweifel Sire — antwortete „ich — gegen die Unverbrüchlichkeit Ihres Worts; „ich wünſche nichts ſo ſehr, als Ihnen zu gefallen, „und werde das Beſtreben darnach nie unterlaſſen, wo „es irgend in meiner Macht ſteht. Ich verſpreche Ih„nen, alles ſehr ernſtlich zu überlegen, was Sie die „Gnade hatten mir vorzutragen, und hoffe immer, „Ew. Majeſtät zu befriedigen, wenn es auch gleich „nicht auf die Art geſchehen ſollte, wie Sie denken.“

Als die Proteſtanten von einer Aufhebung meiner Verbindung mit Lesdiguieres und von Vermählung des Fräuleins von Vendome mit meinem Sohn hörten, — denn das Gerücht davon hatte ſich bald überall verbreitet, — glaubten alle: diesmal würde ich nun für ſie verloren ſeyn. Schon lange her beſchuldigten ſie mich mit den bitterſten Vorwürfen, daß ich an dem Untergang der Proteſtanten in Frankreich arbeite, indem ich dem König dieſe beträchtliche Summen aufſchichte, nebſt

all

all dem Kriegsvorrath, von deſſen Gewicht ſie zuerſt erdrückt zu werden, ſich in ihrem Schrecken einbildeten. Vergebens ſuchte ich ſie zu überreden, daß ſie nichts dergleichen von einem König wie Heinrich zu befürchten hätten. Ihr Vorurtheil brachte ſie immer wieder auf ihren alten Argwohn gegen mich. Das neueſte beſtärkte ſie nun ganz darinn. Die Liebkoſungen, welche Heinrich meinem Rosny machte, den Er ſehr oft mein Sohn nannte; den Zutritt, den ich allen Geiſtlichen geſtattete; die Wiederaufbauung von Kirchen, Hoſpitälern und Klöſtern, worauf ich jährlich eine beträchtliche Summe von den königlichen Geldern verwendete; das Breve Pauls V. wovon mehrere Abſchriften umherliefen; und was weiß ich? — tauſend Dinge, von denen man itzt Aufhebens machte, ſchienen ihnen unwiderlegliche Beweiſe meiner Untreue.

Die Vornehmſten dieſes Religionstheils, beſonders die Prediger, ſchienen um ſo verlegener darüber, als es nicht bloß auf einen Triumph ankam, den ihre Feinde über ſie erhalten würden, ſondern ſie auch, wie ſie ſogar laut ſagten, überzeugt waren, daß ich, wenn ich einmal von ihnen übergetreten wäre, nicht bey einer bloßen Gleichgültigkeit gegen ſie ſtehen bleiben, ſondern ihr hitzigſter Verfolger werden würde. Ich hörte, weiß nicht wie lange nichts als Ermahnungen, Vorſtellungen und Zureden von ihnen, welche aber gegen die Reden des Königs ſicher von keiner Kraft geweſen wären, hätte ich nicht zum Glück meine Kraft in mir ſelbſt gefunden. Die Gräfinn von Sault, Lesdiguieres und alle Crequy's arbeiteten unterdeſſen ihrer Seits lebhaft daran zu verhindern, daß die beſchloſſene Ehe nicht rückgängig und die mit Fräulein von Vendome nicht geſchloſſen werden möchte. Sie wollten die Königin bereden: Sie müſſe ſich für ſie verwen-

verwenden, und sich über das beschweren, was im Werk sey. Als sie sahen, daß Sie nichts damit zu thun haben wollte, fingen sie, um mich zu halten, wieder an, alles hervor zu suchen, was sie für das kräftigste hielten. Dienstfertigkeit, zuvorkommende Höflichkeit, Versicherungen, Versprechungen, Schwüre, alles wurde in Bewegung gesetzt, um mich von einem Vorhaben abzubringen, das — mir noch gar nicht in den Sinn gekommen war.

Ich reiste unter dieser Zeit von Paris auf zehn bis zwölf Tage nach Sülly und meinen andern Gütern, von wo ich kaum zurück war, als der König Villeroy an mich schickte, um meine Antwort auf Seine Vorschläge abzuholen. Es war mir nicht unangenehm, nur Einen Zeugen zu haben, vor dem ich alle meine Gedanken freyer erklären konnte. Die Zeit hatte mich nur noch mehr darinn befestigt. Ich sagte daher Villeroy: ich danke Sr. Majestät unterthänigst für alle die Ehre, die Sie mir erzeigten; ich könne nicht einwilligen, mich mit Stellen von Personen, die noch lebten, bekleidet zu sehen; und wenn sie selbst erledigt wären, würde ich mich ihrer nicht werth halten, hätte auch schon genug an meinen itzigen. Was meinen Sohn betreffe, so hätte ich ihm nie einen andern Rath zu geben, als Gehorsam gegen den König und die Stimme seines Gewissens. Ich hatte meine Ursachen, noch kürzer in Ansehung meiner Religionsveränderung abzubrechen, und sagte Villeroy: meine Antwort hierüber dem König zu hinterbringen, habe ich den Kardinal du Perron ersehen. Dieser dachte, so wie Heinrich: dieß möchte wohl etwas mehr zu bedeuten haben. Heinrich kündigte es ihm selbst in großer Hofnung an; und ich sah auch bald darauf, du Perron bey mir ankommen, welcher in mich drang ihm mein

Herz

Herz aufzuschließen. Ich that es und legte Stä
und selbst Theologie (6) genug in meine Antwort, u
ihm begreiflich zu machen, daß er sich sehr geirrt ha
Weder seine Gelehrsamkeit noch seine Beredsamk
rührten mich, und er hinterbrachte dem König wied
ich sey unerschütterlich.

Heinrich, der nun selbst auch noch einen letz
Versuch machen wollte, ließ mich holen, und wiewo
er nichts als Liebkosungen, Zärtlichkeit und Zured
einer alten Freundschaft — wenn es mir erlaubt i
mich so auszudrücken — anwendete; begriff ich do
bald, daß die Gefahr noch nie so dringend gewes
war als itzt, besonders, als ich hören mußte, daß
mir meine Beständigkeit als Härte gegen Ihn vorwa
und als einen Beweis, wie Er sagte, daß ich Ihn nic
mehr liebe. Er sagte mir endlich: dieß sey das letz
mal, daß Er mit mir davon rede, und ich solle Ih
wenigstens meinen Sohn geben. Darauf antwortet
ich abermals, daß ich Ihm den nicht verweigere.
sey mir aber unmöglich, gegen ihn das väterliche A
sehen zu gebrauchen, um ihn zu der katholischen R
ligion zu zwingen. — Seine Festigkeit kam beyna
der meinigen gleich. Der König, der Seine Tochter k
nem von den Prinzen geben wollte, beschloß, sie de
Sohn des Herrn Connetable zu geben. Die Grä
von Sault ergriff diesen Augenblick, um von neue
noch stärker auf die Vollziehung der Ehe ihrer Enkel
zu dringen.

Nun kam es noch darauf an, den Gegenstoß m
ner Feinde zu pariren. Ich vernachläßigte dies nic
Sobald ich sah, daß sie sich in Positur legten, u
auszufallen, ergriff ich den Augenblick um dem Kön
zu schreiben: ich wisse wohl alles was man Ihm vo
bringe, um Ihm meine Reden, Handlungen und G
da

danken in einem gehäſſigen Licht vorzuſtellen, und daß man mir ſelbſt Dinge Schuld gebe, die ich nicht ſagte, nicht thäte und nicht dächte. Ich bäte Ihn inſtändigſt, ſich jederzeit des Verſprechens zu erinnern, das Er mir gemacht hätte, mir ſelbſt ſowohl Seinen Willen als Seine Urſachen von Unzufriedenheit mit mir, zu erklären. — Er antwortete mir auf eine Art, die mich ganz über die Kabale meine Feinde beruhigen konnte: ich hätte das mit allen hoch angeſtellten Männern gemein, mehr Neid als Mitleid zu erregen; „Sie „wiſſen — ſagte Er — ob ich ſelbſt davon frey bin, und „zwar bey Einem Religionstheil wie bey dem andern. „Was Sie zu thun haben, iſt, daß, ſo wie ich mich in „allen meinen Angelegenheiten Ihres Raths bedicne, „Sie ſich auch in den Ihrigen, die Sache mag noch „ſo unbedeutend ſeyn, des meinigen dagegen bedienen. „Er kommt von dem treueſten Freund, den Sie in „der Welt haben können, und von dem beſten Herrn, „der je war.“ —

Nicht ohne Grund berief ſich Heinrich hier auf Sein eignes Beyſpiel. Er hatte auch Seine Beunruhigungen und Seine noch geheimern Feinde. Denn ob man ſchon nicht mehr, wie in den vorhergehenden Jahren, dem Ausbruch nahe Empörungen ſahe, weil der Gebrauch von Gewalt, welchen man geſehen hatte, den Uebermuth und die Meuterey genöthigt hatten, ſich verborgen zu halten, ſo iſt es doch nur allzuwahr, daß man noch am Hof und unter allen Angeſehenſten des Reichs denſelben ungeſtümmen unruhigen und neuerungsſüchtigen Geiſt wahrnahm, der ſo lange Zeit alles aufgerührt hatte. Er brachte nichts mehr hervor, als Familienzwietracht und Händel unter Privatperſonen, welche Heinrich auf alle mögliche Art zu dämpfen bemüht war, indem Er ſie als einen Keim anſah, aus dem man nichts als verderbliche Früchte erwarten dürfte.

Es

Es war Ihm sehr unangenehm, daß Er damit nicht überall so durchkommen konnte, wie er gewünscht hätte. Die Regierung dieses Herrn hatte bey ihrer sonstigen mannichfaltigen Aenlichkeit mit der des Augusts, auch dies noch mit ihr gemein. Deßwegen setzte Er sich auch dessen Beyspiel meistens zur Nachahmung Aequitate, non aculeo! (gutmüthig, nicht stechend!) Dieß war die Devise, die ich nach Seinem Willen auf die goldnen Denkmünzen dieses Jahrs setzte, welche einen Bienenschwarm in der Luft vorstellten, der mitten unter sich seine Königin — ohne Stachel hatte. Ich überreichte sie Ihm, als Er aus Seiner kleiner Galerie in die große ging, welche in die Tuilerien führt. Wir gingen lange darin umher, und sprachen von dem itzt erwähnten Gegenstand, und von eben den häuslichen Verdrüßlichkeiten, welche mich schon so oft das Unglück dieses allzuguten und allzusanften Herrn beweinen ließen.

Man wird bey den vorigen Jahren bemerkt haben, wie genau ich meine gethane Zusage erfüllte, den Leser mit den Schwachheiten Heinrichs zu verschonen. Sorgfältig verbarg ich meinen Geheimschreibern und sonst jedermann, was hierüber zwischen Ihm und mir in langen und geheimen Unterredungen gesprochen wurde. Seit der Marquisin von Verneuil ist keine Buhlschaft Heinrichs in diesen Denkwürdigkeiten vorgekommen. Ich wollte lieber alle Mühe, die ich in diesem Stück zu tragen hatte, unbekannt bleiben lassen, als sie auf Kosten des Ruhms meines Herrn darstellen. Vielleicht daß ich diese Gewissenhaftigkeit zu weit trieb; denn das Publikum ist schon so sehr gewöhnt an die Namen der Frau von Moret (7) Fräulein des Essarts, der alten Frau von Angouleme, der Gräfin von Sault, der Frauen von Ragny und Chaulivault, zwoer von mei-

meinen Verwandten, des Commandeur von Sillery (8) Rambkuillet, Morillac, Duret des Arzts, eines andern jüdiſchen Arztes und vieler andern der anſehnlichſten am Hof, die alle verſchiedentlich bey dieſen Auftritten ihre Haupt- oder Nebenrollen ſpielten, — daß ich viel ſagen könnte, ohne etwas neues beyzubringen. Es würde aber dennoch immer nichts ſeyn, als eine froſtige Wiederholung von Stückchen, die im Grund alle im Stil derer ſind, von denen ich oben bereits einige Proben gegeben habe.

Der Grund, den ich habe, bey folgendem Fall eine Ausnahme hievon zu machen, liegt ganz darinn, daß mein perſönliches Betragen dabey einige Rechtfertigung bey dem Publikum nöthig zu haben ſcheint, dem er nicht verborgen blieb. In einem der Augenblicke, da Heinrich die Indiſkretion der Königinn am lebhafteſten fühlte, gieng das Gerücht: Er habe ſie ſehr aufgebracht verlaſſen, und ſey nach Chantilly gegangen, ohne von ihr Abſchied zu nehmen. Dieß war wahr; er kam durchs Zeughaus, und ſchüttete ſein ganzes Herz vor mir aus. Er reiſte dann ab, ich gieng ins Louvre, um wo möglich die Königinn zu ſprechen, und hatte nur einen einzigen von meinen Geheimſchreibern bey mir, der nicht mit mir in das kleine Kabinet dieſer Dame gieng, worein ſie ſich jetzt verſchloſſen hatte. Die Concini war an der Thüre dieſes Kabinets, mit dem Kopf auf dem Ellenbogen geſtützt, wie eine ſchlafende, oder wenigſtens ſehr tief ſinnende Perſon. Ich weckte ſie auf. Sie ſagte zu mir, die Königinn habe ſie nicht in Ihr Kabinet laſſen wollen, das jedoch für mich aufgemacht wurde, ſobald ich mich genannt hatte. 9).

Ich fand die Königinn beſchäftigt, einen Brief an den König aufzuſetzen, den ſie mich leſen ließ. Sie hat-

hatte darein soviel Bitterkeit und Galle ausgegossen, daß er sicher nur eine sehr schlimme Wirkung hervorbringen konnte. Ich stellte ihr die Folgen davon so nachdrücklich vor, daß sie endlich einwilligte, ihn zu vernichten, jedoch sehr ungern, und unter der Bedingung, daß ich ihr einen andern sollte machen helfen, worinn nichts vergessen wäre, was sie dem König ihren Gemahl so gegründet vorzustellen hätte. Größeres Unheil zu verhüten, mußte ich ihr nach diesem Gedanken dienen; nicht ohne häufige Wendungen unter uns wegen Wahl und Stärke der Ausdrücke. Ich hatte meine ganze Geistesgegenwart nöthig, um zu ersinnen, wie ich die Königin zufrieden stellen könnte, ohne den König dagegen unzufrieden zu machen, noch den schuldigen Respekt aus den Augen zu verlieren. Die Königin beschwerte sich darinn über die ewige Galanterien des Königs ihres Gemahls, allein einzig aus dem heißen Verlangen, sein Herz allein zu besitzen. Wenn sie dabey ein wenig allzu unbedingt die Aufopferung ihrer Nebenbuhlerinn zu verlangen schien, so waren ihre Ruhe, ihr Gewissen und ihre Ehre, das Beste des Königs, Seine Gesundheit und Sein Leben, das Wohl des Staats, die Sicherheit der Thronfolge für ihre Kinder, welche die Marquisin sich immer noch anzufechten erdreistete, so viele Beweggründe, welche ihr dieß nothwendig machten. Sie wollte Sein Herz durch Mitleiden zu rühren suchen, indem sie Ihm die Kinder, die sie von ihm hätte, bringen wolle, um sich Ihm zu Füßen zu werfen. Sie erinnerte Ihn an alle Seine Versprechungen, und nahm Gott zum Zeugen, daß sie, wenn Er sie erfüllen würde, ganz aller Rache an der Marquisin von Verneuil entsagen wolle.

Bey allen meinen mühsamen Milderungen muß ich doch noch nicht Geschicklichkeit und Fruchtbarkeit genug

genug gehabt haben. Denn der König hielt sich grob beleidigt durch diesen Brief, als Er ihn erhalten hatte, und nur um so mehr weil Er sogleich einsah, daß er nicht die Arbeit der Königin wäre. Ich erhielt alsbald folgendes Billet von Ihm: „Mein Freund, ich habe „einen Brief von meiner Frau bekommen, den aller„unverschämtesten, den man schreiben kann. Ich „ärgere mich nicht so sehr über sie, als über den, „der ihn angegeben hat, denn ich sehe wohl, daß es „nicht ihr Machwerk ist. Erkundigen Sie sich also, „und suchen Sie zu entdecken, wer ihn gemacht hat; „in meinem Leben soll er kein gnädiges Gesicht von mir „bekommen, noch mir unter die Augen dürfen." — So sicher ich mich auch hielt, machte mich doch dieß Billet nachdenklich. —

Drey oder vier Tage darauf kam der König nach seiner Ankunft von Chantilly ins Arsenal. Ich war dabey in ziemlicher Verlegenheit über die Fragen, denen ich entgegensah. Denn Er kam bloß deßwegen zu mir. „Nun! — sagte Er — sind Sie noch nicht „auf der Spur, wer meiner Frau den Brief gemacht „hat?" — Noch nicht so recht, Sire — antwortete ich, indem ich mich einer List bediente — in zween Ta„gen aber hoffe ich Ihnen völliges Licht in der Sache „geben zu können, — vielleicht auch wohl noch eher, „wenn ich wüßte, was denn eigentlich beleidigendes „für Sie darinn war. — Wie! — sagte Er — das „ist ein Brief, recht sehr gut geschrieben, voll von Ver„nunftgründen, Gehorsam und Unterthänigkeit, der „mich aber lachend beißt, und schmeichelnd krallt. Ein„zeln finde ich nichts daran auszusetzen, aber im Gan„zen ärgert er mich, und sollte mich noch weit mehr „ärgern, wenn er öffentlich bekannt würde." — Aber, „Sire, wenn er so ist, wie Sie sagen, so kann er ja

„wohl auch in guter Absicht geschrieben worden seyn,
„und um gröſseres Uebel zu verhüten? — Nein!
„Nein! — unterbrach Er mich — er ist mit Bosheit
„geschmiedet um mich bis zum Zorn zu sticheln. Hät-
„te meine Frau Sie zu Rath gezogen, oder einen an-
„dern meiner getreuen Diener, so sollte michs nicht so
„sehr ärgern." — Also wirklich Sire, wenn es einer
„Ihrer getreuen Diener wäre, würden Sie deshalb
„nicht unwillig auf ihn werden?" — Ganz und gar
„nicht; denn er hätte es ohne Zweifel in guter Absicht
„gethan. — So ist es, Sire; ärgern Sie sich also
„nun nicht; denn ich habe den Brief gemacht, aus Be-
„sorgniß, daß er sonst noch schlimmer ausfallen dürfte.
„Wenn Sie meine Gründe hören wollen, werden Sie
„sagen, ich habe gehandelt, wie ich handeln mußte.
„Und um Ihnen ganz keinen Zweifel darüber übrig
„zu lassen, will ich Ihnen meine eigne Urschrift neben
„dem Schreiben der Königin aufweisen." Dabey zog
ich das Papier aus meiner Tasche, und überreichte
es Ihm.

Beim Durchlesen ließ Er mich einige Worte dar-
inn bemerken, für welche die Königin beim Abschreiben
andre beträchtlich minder milde gesetzt hatte. „O gut —
„sagte Er dann, — da Sie es sind, so reden wir wei-
„ter nicht davon; mein Herz ist zufrieden. — Das
„ist aber noch nicht genug, — fuhr Er fort, indem
„Er sich des Gewichts, das ich bey dieser Gelegenheit
„bey der Königin zu haben geschienen hatte, bediente —
„Sie müssen mir einen doppelten Dienst erweisen? —
Ich hörte Ihm mit Aufmerksamkeit und ohne Ihn zu
unterbrechen, zu, wiewohl Er sehr lang sprach, und
will hier Seine eigne Worte anführen, die ich sogleich
zu Papier brachte. Denn aus solchen vertraulichen
Reden kann man, denke ich, das Innre der Gemü-

ther

ther und den wahren Charakter des Herzens am beſten kennen lernen.

„Ich habe erfahren, — ſagte er — daß meine Ge„mahlin zweymal hergekommen iſt, während ich auf „der Jagd war; daß ſie ſich allein mit Ihnen in das „Kabinet Ihrer Gemahlin verſchloſſen hat, und jedes„mal über eine Stunde da geblieben iſt; daß ſie beim „Weggehen obſchon mit zornflammendem Geſicht und „thränengeſchwollenen Augen, dennoch gegen Sie „freundlich war und Ihnen dankte, kurz, daß ſie ganz „zufrieden mit Ihnen ſchien. Und damit Sie nur wiſ„ſen, daß ich nicht unrecht berichtet bin, will ich Ih„nen kein Geheimniß daraus machen, daß ich dieß al„les von meiner Muhme Rohan, Ihrer Tochter, ha„be, nicht daß ſie die Klätſcherinn hätte machen wol„len, ſondern weil ſie glaubte, daß es mir lieb ſeyn „würde, Sie in ſo gutem Vernehmen mit meiner Frau „zu ſehen. Es muß wohl zwiſchen der Königin und „Ihnen von Dingen von Wichtigkeit die Rede ſeyn. „Denn ſie hat mir nie ein Wort geſagt, das mir zur „Entdeckung des mindeſten nähern Umſtands hätte be„hülflich ſeyn können, was ich auch für Fragen darü„ber an ſie thun mochte. Ich verbiete Ihnen wenig„ſtens, und bey der Gefahr mich ſehr ſtark zu beleidi„gen, daß Sie nichts gegen meine Muhme Ro„han äuſſern. Ich würde dadurch das Vergnügen „verlieren, das ich bey ihr finde, wenn ich herkomme, „und ſie würde mir nichts mehr erzählen, wenn ſie „wüßte, daß ich hergienge und es Ihnen wieder ſagte. „Wiewohl ich mit ihr lache und ſchäkere wie mit einem „Kind, ſo finde ich doch keinen kindiſchen Geiſt bey ihr; „ſie giebt mir oft ſehr gute Nachrichten, beſonders iſt „ſie ſehr verſchwiegen; denn ich habe ihr verſchiedenes „anvertraut, wovon ſie, wie ich wohl geſehen habe, „weder Ihnen noch andern je etwas geſagt hat.“

„Doch um wieder auf die zween vorzüglichſten „Dienſte zu kommen, von denen ich glaube, daß nur „Sie mir ſolche erzeigen können, ſo will ich vor allen „Dingen ſie abermals, wie ich Ihnen auch ſonſt ſchon „geſagt habe, anweiſen: daß alles, was Sie in meinem „Namen thun und ſagen werden, ſo herauskommen ſoll, „als wenn wir gar nichts mit einander verabredet hät„ten, und als wenn ich nichts davon wüßte, vielmehr „als wenn Sie ganz aus eignem Antrieb handelten, „und ſogar beſorglich wären, daß es mir ja nicht zu „Ohren kommen möchte. Einer dieſer Dienſte betrifft „die Frau von Verneuil, und ſie werden mit dieſem den „Anfang machen, weil er dem andern zur Einleitung „dienen muß. Sie werden ihr ſagen: Sie wollen ihr „als ihr beſonders guter Freund entdecken, daß ſie na„he dabey ſey, meine Gunſt zu verlieren, wenn ſie „ſich nicht ſehr vorſichtig benehme. Sie hätten ent„deckt, daß es Leute gebe, welche mich zu holden Bli„cken gegen andere zu bewegen ſuchten. Auf dieſen „Fall wüßten Sie ganz zuverläßig, daß ich ihr ihre „Kinder wegnehmen, und ſie in ein Kloſter ſperren „würde. Dieſer Kaltſinn gegen ſie komme wahrſchein„lich erſtlich von dem Gedanken her, worinn ich ſtünde, „daß ſie mich nicht mehr liebe, und ſich erlaube, ſehr „oft mit Verachtung von mir zu ſprechen, und mir „ſogar andre vorziehe. Zweytens daher, daß ſie ſich „durch das Haus Lothringen zu verſtärken ſuche, und „gleichſam ſich unter andern Schutz als den meini„gen begeben wolle; daß beſonders ihre Verſtändniſſe „und Vertraulichkeiten mit den Herren Guiſe und „Joinville mir im höchſten Grad mißfällig ſeien, weil „ich die Ueberzeugung hätte, daß ſie von ihnen keine „andre als für meine Perſon und meinen Staat ver„derbliche Anſchläge erhalte, ſo wie auch von ihrem „Vater und Bruder, mit denen ſie, troz meiner Ver-

„bote,

„bote, nicht aufhöre, Verbindungen zu haben, da sie „sich doch hätte sehr glücklich schätzen sollen, daß ich ih„nen auf ihre Bitte das Leben geschenkt habe; daß sie „mit ihrem Bruder durch seine Frau rede, welcher Ich „Erlaubniß ertheilt habe, ihn zu besuchen. Der „Hauptgrund meiner Abneigung von ihr liege aber „in ihrem unanständigen Benehmen gegen die Kö„nigin."

Hier sagte Er mir in Ansehung der Frau von Verneuil alles was ich, wie man oben gesehen hat, selbst gesagt hatte, und fuhr dann fort:

„Wenn Sie durch Künste oder Glück von ihr „erhalten können, daß sie dieß alles abthun will, so „werden Sie mich nicht nur aus einer verdrüßlichen „Verlegenheit reissen, und mir von dieser Seite mei„ne Ruhe wieder geben, sondern sich auch dieses Mit„tels alsdann als eines Grunds bedienen können, um „meine Frau dahin zu stimmen, daß sie sich nach mei„nem Willen fügt. Und dieß ist der zweyte Dienst, „den ich von Ihnen erwarte.

„Sie werden dieser vorstellen, aber ebenfalls „immer wie ganz für sich selbst: sie könnte nichts „bessers thun, wenn sie wolle, daß ich sie zufrieden „stelle, als folgendes: Unter andern sey mir nichts uner„träglicher als das unbeschränkte Ansehen, das sie dem „Concini und seiner Frau über sich eingeräumt hat, da „diese Leute sie alles zu thun verleiten was ihnen einfalle, „und sich allen Unannehmlichkeiten auszusetzen, sogar „zu lieben und zu hassen, wie diese wollen. Sie hät„ten endlich meiner Geduld den Boden ausgestoßen. „Ich habe mir große Vorwürfe darüber gemacht, daß „ich den Rath der Herzogin von Florenz, Don Jo„hanns, Giovanninis, Gondys und meinen eignen

„nicht befolgt hätte, sie beide von Marseille aus so„gleich nach Italien zurück zu schicken.

„Ich wollte nachher diesen Fehler durch Don „Johann wieder gut machen, habe aber bald wahrge„nommen, daß es zu spät sey. Denn kaum wollte er „den Antrag in Form eines guten Raths von weitem „anfangen, als meine Frau, wie Sie wissen, in sol„chen Grimm über ihn gerieth, daß kein Vorwurf „Schimpf und Drohung zu erdenken ist, die sie nicht „gegen ihn ausstieß, bis sie ihn endlich, indem er es „nicht länger dulden konnte, dadurch nöthigte, Frank„reich zu verlassen, was ihr um Concinis willen gar „wunderlieb war, der sich fast zu tod fürchtete, Don „Johann möchte ihn niederstechen lassen, wie dieser sich „ziemlich laut hatte vernehmen lassen. Noch vor die„sem allem verfiel die Fürstin von Oranien auf andre „Mittel, die sie mir durch Frau von Verneuil vorschla„gen ließ, welche glaubte, diese Gefälligkeit würde ihr „bey der Königin die Erlaubniß, vor sie zu kommen „und freyen Zutritt im Louvre, auswirken. Diese Aus„kunftsmittel, in die ich willigte, weil ich sah, daß „Sie nicht widersprachen, bestanden in der Verheura„thung Concinis mit der Leonore um sie nachher nach „Italien zurück zu schicken, unter dem für sie ehrenvollen „Vorwand, in ihrem Vaterland von dem großen Vermö„gen, das sie sich in Frankreich erworben hätten, präch„tig zu leben. Allein alles dieses hat, statt meine Frau „zu besänftigen, nichts bewirkt, als daß sie nun nur noch „mehr jedem meiner Wünsche zuwider ist, und sie selbst „(nemlich die Concini, Mann und Weib) sind dadurch „so aufgeblasen und frech worden, daß sie so weit gin„gen, Drohungen gegen meine Person zu führen, „wenn ich gegen ihre Anhänger irgend Gewalt brau„chen würde.“

Der

Der König verließ in Seinem Zorn über diese ganze Rotte diesen Artikel sobald nicht. Er erzählte mir unter andern folgendes Stückchen, von dem ich gedacht hatte, daß es Ihm bis itzt noch unbekannt geblieben sey. Meine Frau nehmlich hatte erfahren, daß Concini la Ferté au Vidame an sich bringen wollte, was eine Sache von zwei bis dreymal hunderttausend Thalern ist. Da sie nun dachte, dieß Etablissement würde ein Aufsehen machen, das endlich auf die Königin selbst wegen des Schutzes, den er bekanntlich bey ihr genoß, zurückfallen müßte; so nahm sie keinen Anstand zu Ihr zu gehen, und wußte sie auch zu überreden, daß Ihr Vortheil fordre, Concini von der weitern Betreibung dieser Sache abzuhalten. Die Königin nahm diesen Rath sehr gut von ihr auf, und dankte ihr dafür. Sobald aber die Concinis wieder bey Ihr gewesen waren, verdrehten sie Ihr den Kopf wieder so, daß Sie sich aufs Aeußerste über Frau von Rosny entrüstete, und sie lange gar nicht mehr sehen wollte, was vielleicht noch länger gewährt hätte, wenn nicht die Betrachtung dazwischen gekommen wäre, daß Sie und Ihre Günstlinge alle Stunden meiner bedurften. — „Man hat „mir gesagt," — fuhr Heinrich fort — „daß Concini „unverschämt genug war, um Ihrer Frau Vorwürfe „darüber zu machen, und dies mit solcher Insolenz ge„gen sie und mich, daß ich darüber erstaunt bin, daß „sie ihm nicht nachdrücklicher abgefertigt hat. Dieß „mag wohl aus Furcht geschehen seyn, sich nicht auf „Einmal ganz ins schwarze Register bey meiner Frau „zu bringen. Wie sehr glauben Sie vollends, daß ich „mich geärgert habe," — denn Heinrich ward gar nicht müde auf diesen Italiener zu schimpfen — „als ich „sehen mußte, wie dieser Mensch sich beygehen ließ, den „Platzhalter bey einem feyerlichen Ringelrennen zu „machen, gegen alles was es an standesmäßigen Leuten

„in Frankreich giebt, öffentlich in der großen Straße
„St. Antoine, wo meine Frau und alle Damen sich
„befanden, und daß er Glück genug hatte, es zu ge
„winnen. Nichts hat mir noch so viel Vergnügen ge
„macht als daß ich bey diesem Rennen den Herrn von
„Nemours und den Marquis von Rosny Ihren Sohn
„daher reiten und ihre Pferde auf einerley Art und mi
„ganz besonderm Geschick tummeln sah."

Heinrich faßte hierauf wieder kurz in zwey Wor
te zusammen, was er erst so gern weitläuftig gesagt hatte
„Sehn Sie zu — sagte Er — daß Sie dieß alles gu
„zu Stande bringen, aber nur nach und nach, ohn
„etwas zu übereilen, kurz mit Ihrer gewöhnliche
„Vorsicht, Achtsamkeit und Geschick. Ich versich
„Ihnen, daß ich diese beiden Dienste höher schätze
„würde, als wenn Sie mir eine Schlacht gewonnen
„oder mit Ihren Kanonen Stadt und Schloß Ma
„land eingenommen hätten? denn mein Herz sa
„mir, daß dieser Mensch und dieß Weib einst viel U
„heil stiften werden. Ich finde Entwürfe bey ihn
„die ihre Geburt weit übersteigen, und ihrer Pflic
„zuwider laufen. Aber — verbrennen Sie sich nic
„wie Don Johann!" — Ich wollte noch die Fr
ge an Ihn thun: warum Er immer darauf b
harrte, mir eine so mißliche Unternehmung aufzutr
gen; da es doch Ihm selbst, wenn Er sich damit a
geben wollte, weiter nichts kosten würde, als ein
gen zwey Weiber im gehörigen Ton ausgesprochene
Ich will! — Was Er mir antwortete und was
Ihm dagegen sagte .... man hat es ja schon unen
lich oft in diesen Memoiren gesehen. Am Ende v
dem allen ging Er nach einer Umarmung weg u
sagte: „Adieu mein Freund, ich empfehle Ihr
diese zwo Angelegenheiten; denn sie liegen mir sehr

Herzen und, vor allen Dingen seyen Sie verschwiegen! —

Mit Anstrengung aller meiner Kräfte konnte ich weiter nichts für die Ruhe dieses Herrn ausrichten, als daß ich Ihm unter den vielen stürmischen auch einige stille Augenblicke verschaffte. So brachte Er die wenigen Tage vollends hin, die ihm der Himmel noch verlieh. Eine Seiner längsten ruhigen Zwischenzeiten war die Zeit der Niederkunft der Königin. Sie folgte Ihm nach Fontainebleau, wohin Er zu Anfang des März ging. Es war unmöglich die Aufmerksamkeit weiter zu treiben, als Heinrich gegen sie in diesem Zustand that. Es lag in seinem Charakter, alle die überhaupt zufrieden stellen zu wollen, mit denen Er umgehen mußte. Er schrieb mir oft von Fontainebleau aus, und beynahe nie, ohne mir Nachricht von der Gesundheit der Königin zu geben. „Ich glaubte „Ihnen die Niederkunft meiner Gemahlin melden zu „können, glaube aber nun, daß dies Stück Arbeit „bis auf diese Nacht ausgesetzt ist. — Und ein ander„mal: Meine Gemahlin glaubt noch bis zu Ende dies„es Monats zu gehen, weil gestern nichts daraus „wurde." — Der sechs und zwanzigste April war der Tag der Geburt des dritten Sohns des Königs (10.)

Er schrieb mir dabey die gewöhnlichen Briefe. In einem derselben verlangte Er: ich solle Ihm schreiben, wie diese Geburt aufgenommen worden sey? „nicht von „Ihnen, denn da habe ich keinen Zweifel, sondern vom „Publikum." — Als ein theures Kleinod werde ich folgenden Brief aufbewahren, den mir der Herzog von Rohan von Ihm brachte, wegen der beynahe zu gleicher Zeit erfolgten Entbindung meiner Gemahlin von einem Sohn. „Ich glaube, daß keiner von meinen „Dienern mehr Antheil an der Geburt meines Sohns

„Anjou

„Anjou genommen hat als Sie. Ich will dagegen „daß auch Sie glauben, meine Freude über die Geburt „Ihres Sohns habe die Freude aller Ihrer Freun„de übertroffen. Die Ohren werden Ihnen wohl von „Schmeicheleyen sausen; allein die Versicherung mei„ner Freundschaft wird Ihnen solider seyn, als alle ih„re Worte. Meine Empfehlungen an die Wöchne„rin." (11.)

Die Königin befand sich auf diese Niederkunft unpäßlicher als auf die andern. Man ließ ihr Ader am Fuß, die zurückgetretene Reinigung fand sich wieder ein, und sie genaß bald gänzlich. Der König bewies dabey alle mögliche Sorgfalt. Er kam zu Anfang des May nach Paris, ging aber eilig wieder zurück, und die Freude, welche Ihm die Königin über diese Zurückkunft bezeugte, verursachte Ihm selbst ein wahres Vergnügen. Er bewilligte Ihr, daß dies Jahr zehn bis zwölftausend Thaler in Monceaux verbaut werden sollten, und schickte mir den Befehl dazu — denn ich nehme dieß alles aus den Briefen Sr Majestät — wiederholte ihn auch, weil der Werkmeister, der das Bauwesen übernommen hatte, die Arbeit hätte einstellen müssen, da kein Geld da gewesen wäre. Ich hatte nemlich diese Zahlung auf eine Rückzahlung angewiesen, welche der Neffe von D'Argouges zu entrichten hatte, die er aber nicht leistete, sondern um Zeit zu gewinnen, gegen die Schuld protestirte. Daher schrieb mir der König ferner: ich sollte ihn drängen, und übrigens diese Gelder herschießen, ohne mich deßwegen auf Fresne zu verlassen, der ihn nicht dazu zwingen könne. Er fürchtete, ich möchte den Nachrichten glauben, die man mir gegeben habe, daß die Königin nicht gut auf mich zu sprechen sey, und Händel mit mir suche. Zum Beweis vom Gegentheil führte Er mir in einem andern

dern Brief an, wie Sie meine Partie gegen den Herrn und die Frau von Montadour genommen habe, welche ſich bey Ihren Majeſtäten über mich beſchwert hatten.

Man konnte Ihm kein empfindlicheres Vergnügen machen, als wenn man ſich auf die Gefälligkeit ſtimmte, die Er gegen alle hatte, welche um Ihn waren. So verdiente ich mir bey Ihm durch einen Dienſt Dank, den ich der Frau von Verneuil und Frau von Moret erzeigte, und durch die Art, wie ich mich dafür verwendete, Ihm das Fräulein des Eſſarts vom Hals zu ſchaffen. Dies Mädchen war Ihm äußerſt läſtig, indem ſie ſich eben ſo viel Gewalt über Ihn anmaßen wollte, wie Seine andre Mätreſſen gehabt hatten. Endlich ſprach ſie davon, ſich in die Abtey Beaumont unter Bedingungen begeben zu wollen, wegen deren Heinrich Zamet und la Varenne oft zu mir ſchickte, um mit mir darüber zu conferiren. Er nahm ſich die Mühe an den Präſidenten von Motteville wegen eines Rentmeiſterdienſts zu Rouen, um den ihn das Fräulein bat, und an Montauban wegen des nöthigen Vorſchuſſes dazu zu ſchreiben. Man mußte ihr auch noch tauſend Thaler geben, und fünfhundert der Abtey Beaumont (12.) Der König ſchrieb mir beydes in einem Brief vom 12 May, allzuglücklich, ſo guten Kaufs losgekommen zu ſeyn.

Er erholte ſich auch Raths bey mir, wie Er es angreifen ſollte, um es nicht mit der Königin bey einer Sache zu verderben, wo Concini mit der Frau von Verneuil Mitbewerber um eine Gnade war, welche dieſe Dame ſich ſchon zwey Jahr zuvor hatte verſprechen laſſen. „Ich liebe, ſchrieb Er mir, Frau von Ver„neuil mehr als Concini.“ Dies war denn freylich keinem Zweifel unterworfen; allein Er mußte um dieſe

Zeit

Zeit sehr schonlich mit der Königin umgehen. Dieß alles hängt mit einer Hof-Intrigue zusammen, welche einigen Personen Vergnügen machen wird, und die ich nicht besser als mit folgendem Brief anfangen kann, den der König von Fontainebleau an mich schrieb.

„Wiewohl ich im Unfrieden mit der Frau von „Verneuil, abgereist bin, so möchte ich doch gern den „Grund von einem Gerücht wissen, das hier umgeht, „daß für Besuch vom Prinzen von Joinville bekommt. „Suchen Sie die Wahrheit davon zu erfahren und „schreiben Sie es mir alsdann in einem Billet, das ich „verbrennen will, so wie Sie mit diesem hier thun wer„den. Man sagt, dieß sey es, was ihn so lang aufhalte. Sie werden wohl wissen, ob es nicht viel„mehr der Geldmangel ist." —

Die Nachricht war ächt. Joinville hatte sich von den Reizen der Frau von Verneuil bezaubern lassen, die ihn, sagte man, eben nicht zur Verzweiflung trieb. Geraume Zeit war von nichts die Rede als von ihrem guten Vernehmen, und von den sehr zärtlichen Briefchen, die sie sich geschriebe haben sollten. Endlich versicherte man, der Heurathe-Antrag sey in vollem Ernst gemacht worden. Man sieht wohl, daß ich bey allem, was ich hier sage, nur referire, was am Hof und in ganz Paris laut war. Dennoch behalte ich bey dieser Sache, so geringfügig man sie ansehen mag, sehr wichtige Geheimnisse zurück. Wenn die Sache unter beyden Liebenden so weit ging, als man behaupten wollte, so scheint es, daß Frau von Verneuil der betrogene Theil dabey war, und daß sie, trotz ihrer Erfahrung, dennoch den Stil und Gang eines, mehr unbesonnenen als verliebten, jungen Mannes noch nicht recht kannte. Versprechungen, Schwüre, Vertrau-

lich-

Schleifern, Briefe, alles lauft in ziemlich kurzer Zeit auf einen Bruch hinaus, den man sich wechselsweise Schuld gibt. Allein, die Wahrheit zu sagen, hatte eigentlich dießmal Frau von Villars die Schuld (13) welche dem Prinzen zu sehr durch ihre Schönheit in die Augen fiel, um ihn nicht ungetreu zu machen.

Sie zeigte sich anfangs nicht so erbittert als ihre Nebenbuhlerin. Sie fühlte königliches Blut in sich, mit welchem das seinige vermischt war. Joinville abgewiesen, in Verzweiflung, entriß ihr endlich die Entdeckung der Ursache ihrer Grausamkeit. Diese sey, sagte sie, weil nach dem Umgang, den er mit einer so schönen und geistreichen Dame, wie die Frau von Verneuil, gehabt habe und noch fortsetze, es allzugefährlich sey, ihm zu trauen. Joinville vertheidigt sich .... es ist unnöthig zu sagen, in welchen Ausdrücken. Man schmettert ihn nieder, indem man ihm Zeit und Briefe anführt; Einen besonders von diesen letztern, der mehr am Herzen lag als alle andern. Es ist bey dergleichen Gelegenheiten in diesem Alter so herkömmlich, der Dame die man liebt die Briefe von der, die man nicht mehr liebt, zum Opfer zu bringen. Joinville konnte dieß nicht ändern; er widerstand, so lang es ging, und lieferte endlich der Frau von Villars den vorgeblichen Brief aus; den vorgeblichen sage ich, denn was das Lustigste hiebey bleibt, ist das, daß nichts weniger erwiesen ist, als daß dieser famöse Brief, um dessen Vorzeigung er sich so sehr bitten ließ, wirklich von der Frau von Verneuil sey. Doch lassen wir das, weil es der Frau von Villars übrigens bey dem Gebrauch, den sie davon machen wollte, ganz gleichgültig war, ob Joinville wahr oder falsch sprach.

Diese Frau haßte die Marquisin tödlich. Der erste Gebrauch, den sie von dem Brief machte, war,

daß

daß ſie ihn unverzüglich dem König hintrug. Mit einem ſolchen Beleg konnte ſie ſich für alles Glauben verbürgen. Sie bediente ſich auch deſſen ſo gut, daß der König, der bis itzt den größten Theil der Intrike nicht gewußt hatte, oder nicht wiſſen wollte, den Augenblick mit empörtem Herzen und von Zorn entbrannt zu mir kam, und mir, ich weiß nicht wie viele von dieſen Geſchichten erzählte, die Er beugend fand, die aber übrigens mir nichts weniger als ganz unzweifelhaft ſchienen. Ich ſagte Ihm — denn die Sache mußte methodiſch behandelt werden, — Er müſſe die Frau von Verneuil erſt hören, ehe Er ſie verurtheile. „O Gott! die Hexen! — rief Heinrich aus — „die hat ein ſo gutes Mundwerk, daß wenn ich ſie re„den laſſe, ich ſicher noch Unrecht habe, und ſie Recht. „Ich will aber doch mit ihr reden und ihr die Beweiſe „ihrer Treuloſigkeit vorhalten.“ Er ging und athmete nichts als Rache. Das Verſtändniß des Prinzen von Joinville mit dem Befehlshaber von Franche Comté war Ihm nie ſo ſtrafwürdig vorgekommen als dies Verbrechen.

Die Marquiſin von Verneuil, ſchon lange her ſolche Gewitterſchauer gewohnt, gerieth nicht ſehr darüber in Bewegung und behauptete: Joinville ſey niederträchtig genug, um ihr dieſen Brief anzudichten, den ſie nie geſchrieben habe. Der König, durch dieſe Auflöſung beſänftigt, an die Er nicht gedacht hatte, fühlte ſich beynahe ganz beruhigt, als ſie Ihm vorſchlug, mich zum Richter über die Aechtheit oder Unächtheit dieſer Schrift zu nehmen; indem Er wüßte, daß wir beyde, ſie durch zuviel Zutrauen zu mir, ich durch zu viel Achtung für ſie, nicht ausſchweiften. Nachdem mir die Akten zugeſtellt und der Gerichtstag anberaumt war, der bey der Marquiſin gehalten werden

ſollte,

ſollte, gieng ich früh hin. Ich wurde in ihr Kabinet geführet, wo ſie ihren Richter und Kläger ohne Kopfzeug und beynahe ganz entkleidet erwartete.

Ich hatte mein rechtliches Verfahren bereits angefangen, als Heinrich einige Augenblicke darauf mit Montbazon ankam. Das Siegel des Geheimniſſes verſchließt mir über alles Uebrige den Mund; denn der König wollte daß bey der Auseinanderſetzung niemand anweſend ſeyn ſollte. (14) Man hörte uns ſehr laut reden, ſtreiten, und die Marquiſin weinen. Der König ging aus ſeinem Appartement in ein andres, aus dem Er abermals alles vertrieb, und führte mich in das entlegenſte Fenſter, um ohne Beyſeyn Seiner Gebieterin eine abermalige noch genauere Reviſion der Beweisſtücke unſers Proceſſes vorzunehmen. Dabey gieng es ebenfalls nicht ſo ganz ruhig ab, daß man auſſen nicht hätte mit vieler Wärme reden, mich wieder ins Kabinet gehen, und dann wieder zum König herauskommen hören. Das Ende des Stücks war, daß der König, wieder ſehr gut mit Seiner Geliebtin ausgeſöhnt, weggieng. Joinville mochte nun dabey geſpielt haben, welche Rolle er wollte, ſo durfte er ſich immer glücklich ſchätzen, daß er es mit Heinrich zu thun hatte; um ſo mehr, da er ſich unmittelbar darauf wieder in einen andern, dieſem völlig ähnlichen, Liebeshandel mit der Frau von Moret einließ, (15) von dem ich keine Wiſſenſchaft nahm.

Der Graf von Sommerive (16) wagte auch ſeinem Herrn mitzuſpielen, und nahm gleichfalls die Gräfin von Moret zum Gegenſtand ſeiner Galanterie, bey welcher er das Stück mit einem Heirathsantrag eröffnete, wovon man ſogar glaubte, daß ein ſchriftliches Verſprechen vorhanden ſey. Einem hingeriſſenen Men-

ſchen koſtet eines ſo viel als das andre. Der König fand dirſe Verbindung, als man Ihm davon ſagte, nach Seinem Geſchmack, und begnügte ſich, Laborde, einen Adlichen, den Er unter allen Anhängern der Gräfin als den eifrigſten für Seinen Dienſt kannte, zur Entdeckung anzuſtellen, ob es von beyden Seiten aufrichtig gemeint ſey, und beſonders zu verhüten, daß die jungen Leute nicht aus den Schranken der Pflicht wichen. Laborde's Bericht fiel nicht günſtig für Sommerive aus, der ſogleich darauf dachte, dieſen läſtigen Wächter aus dem Weg räumen zu laſſen. Eines Tags als er zum Abendeſſen gegangen war, begegnete er beim Herausgehn aus der Kirche Laborde, und fiel ihn auf eine ſolche Art an, daß dieſer ſein Leben nur der Flucht zu danken hatte. Der König befahl mir, Nachricht wegen dieſer Sache einzuziehen, die Er in Seinem Zorn als Meuchelmord angeſehen wiſſen wollte. In der That machte auch die Zeit, die Sommerive dazu gewählt hatte, und den Mangel an Reſpekt für den König, ſie noch ſträflicher.

Da indeſſen doch mit einiger Mäßigung dabey verfahren werden mußte, wär's auch nur wegen Laborde ſelbſt — denn der König gab zu, daß Sommerive ganz anders zu fürchten ſey als Joinville — ſo kam La Varenne von Ihm zu mir, um mit mir die Mittel zu überlegen, um aus dieſem Handel zu kommen. Das Beſte ſchien uns daß der Herzog von Mayenne Sr. Majeſtät ſelbſt Genugthuung an ſeinem Sohn verſchaffte. Ich bekam den Auftrag zu dieſer Botſchaft, und zugleich volle Macht über die Art der Ausführung. Ich fand den Herzog von Mayenne in einem ſo heftigen Anfall von Gicht und Fieber, daß es keine Wahrſcheinlichkeit war, ihn, und noch dazu in einer ſolchen Sache ſprechen zu können. Der Herzog von Eguillon, der

Erſt-

Erſtgebohrne vom Haus Semmerive, (17) ſagte: das Verfahren ſeines Bruders habe ſicher bey niemand mehr Unzufriedenheit und Unwillen erregt, als bey ſeiner eignen Familie. Die Krankheit ſeines Vaters komme bloß davon her, Er ſelbſt wollte lieber mit dieſem unwürdigen Bruder todt ſeyn, der zur Geißel ſeiner Verwandten gebohren ſey. Der König wiſſe ja ſelbſt nur allzugut, wie er ſie behandle, wiewohl ſie es, wegen der Ehre des Hauſes, nicht bekannt werden zu laſſen ſuchten. Dieſer letzte Streich endlich bringe ſie alle zur Verzweiflung. Dazu ſetzte d'Eguillon noch — indem er mich bat ihm mit meinem Rath beyzuſtehen, er wolle, wenn es der König befehle, ſelbſt zu Ihm kommen, um Seine Befehle zu vernehmen, und ſie ſelbſt gegen ſeinen eignen Bruder zu vollziehen, ſie möchten lauten wie ſie wollten. Was ihn ſelbſt beträfe, ſo würde er eher an ſeinem eignen Leben als an dem Eid untreu werden, den er geſchworen habe, ſeinem Herrn mit aller Treue und allem Eifer eines Dieners und Unterthans zu dienen.

Um Eguillon nicht merken zu laſſen, daß ich nach einem Auftrag vom König gekommen ſey, antwortete ich ihm: ich rathe ihm nicht, zu Ihm zu gehen, indem ich nicht wüßte, ob Er ſchon von der That unterrichtet ſey. Ich würde ihm aber in Zeit von vier und zwanzig Stunden einen guten Rath ertheilen können, welche Zeit ich haben mußte, um hin zu ſchicken, und mich nach dem Willen des Königs zu erkundigen. Ich begnügte mich für jetzt, ihm die Schwärze der That recht einleuchtend und die Folgen davon recht fürchterlich vorzuſtellen. Er machte alles, was ich ihm ſagte, noch ärger, und zwar mit einer Aufrichtigkeit, von der ich dem König Bericht erſtatten zu müſſen glaubte, dem ich dabey ſagte: Es hange bloß von Ihm ab, die Ge-

nugthuung zu beſtimmen, indem die Familie nicht ſo ſehr fürchte, als Seine Gunſt zu verlieren.

Er ließ mir durch Villeroy ſchreiben: Er ſey mit dem, was Eguillon mir geſagt habe, zufrieden, doch auch im Herzen überzeugt, daß dieſe ganze Entrüſtung über den Strafbaren ſie alle nicht abhalten würde, öffentlich ſich die Miene zu geben, als ob ſie dabey noch im Vortheil wären, wie ſie ſchon in einigen ähnlichen Gelegenheiten gethan hätten. Ich ſollte dem Hauſe Lothringen den ganzen Werth der von Ihm dadurch erwieſenen Gnade vorſtellen, daß Er nicht ſogleich damit angefangen habe; ſich wegen dieſes Attentats Genugthuung zu nehmen. Die Familie ſollte vor allen Dingen den Strafwürdigen, wär's auch nur nach Soiſſons, entfernen, als unwürdig ſich an einem Ort aufzuhalten, wo er von Sr. Majeſtät erblickt werden könnte. Wenn dieß geſchehen ſey, könne Eguillon zu Ihm kommen, um Ihm zu ſagen, was ſie thun zu müſſen geglaubt hätten, bis Er ſelbſt die Strafe anſetzen würde, und um ſich zu erbieten, daß ſie ihn zu ſtellen, und ſogar ſelbſt in die Baſtille führen zu laſſen oder wenn dieß der Wille des Königs wäre, ihn auf zwey bis drey Jahre auſſerhalb des Königreichs zu ſchicken bereit ſeyen. Heinrich gab zu verſtehen, daß Er wohl dieß letzte beſchließen würde, und es verdiente einige Ueberlegung wegen der Verſtändniſſe Sommerive's mit Spanien. Man hatte dem König zuletzt hinterbracht: er habe den Grafen von Saint-Paul vermögen wollen, eine Reiſe mit ihm nach Holland zu machen, indem er in die Dienſte der Erzherzoge zu treten im Sinn habe. Auch ſagte man, gebe er Anſchlägen von Terrail Gehör, und, ſo bald er den Streich ausgeführt gehabt, habe er einige von ſeinen Leuten nach Flandern geſchickt. Weder hieher noch an einen andern, Spanien gehörigen

gen Ort wollte ihn der König gehen laſſen; ſondern gi
gen Nancy, von wo aus er an den kaiſerlichen Hof,
oder beſſer noch, nach Ungern, gehen könnte.

Bey dieſem Brief von Villeroy lag ein Billet,
worinn mir der König in zwey Worten ſchrieb: „Ich
„möchte Ihnen ſagen, daß auch der Beſte von dieſem
„Geſchlecht nichts taugt, wolle Gott, daß ich mich
„darinn irre.“ — Er war indeſſen doch ſehr zufrie-
den mit dem Benehmen Eguillons, als Ihm dieſer
ſeine Aufwartung in Fontainebleau machte. Nur
fand Er einige Affektation bey ihm, das Vergehen ſei-
nes Bruders zu verringern, und befahl ihm: Som-
merive ſollte nach Lothringen und von dort nicht ohne
Seine Erlaubniß weggehen. Ich bekam den Auftrag
dieſen Befehl dem Herzog von Mayenne zu hinterbrin-
gen, indem Se. Majeſtät geruht hatte, den Herzog von
Eguillon auf ſein Bitten, dieſes unangenehmen Ge-
ſchäffts zu überheben.

Eguillon erinnerte ſich für ſich ſelbſt nicht allzugut
der Lektionen, welche ihm der König ſo eben erſt für
ſeinen Bruder gegeben hatte. Jedermann kannte die
Freundſchaft welche der König zu Balagny trug (18).
Er hatte ihm kürzlich einen Beweis davon gegeben, in-
dem Er ihn in dem Genuß der Gerichtsſporteln von
Bordeaux erhielt, aus dem ihn die Pächter hatten ſe-
hen wollen. D'Eguillon begieng die Unvorſichtigkeit,
ſich Händel mit ihm zu machen, über Sachen, die
im Grund nichts als Galanterie betrafen, — und die
Niederträchtigkeit, ihn einige Zeit darauf beynahe ganz
allein anzufallen, da er ſelbſt von einem ſtarken Trupp
bewafneter Leute begleitet war. Das Vorurtheil, wo-
von Heinrich bereits gegen dieß ganze Haus eingenom-
men war, machte, daß Er dieſe That mit hohem Un-

willen empfand. In der ersten Aufwallung seines Zorns schrieb Er mir: da Er entschlossen sey, Eguillon zu bestrafen, so bitte Er mich, vor allen Dingen zu vergessen, daß ich bis ißt mich unter dessen Freunde bekannt hätte, weil ich unstreitig der Freundschaft meines Königs ungleich mehr schuldig sey. Dieser Brief war mir ein starker Beweis von der großen Menschenkenntniß dieses Herrn. Er sagte mir voraus: alle Dienste, welche ich Eguillon erzeugen würde, würden vergessen werden, sobald mich ein Mißgeschick ausser Stand setzen würde, ihm ferner welche zu erzeigen, und nichts ist je richtiger eingetroffen.

Ich war damals weit entfernt, es zu glauben, und indem ich bloß darauf sah, was meine Freundschaft gegen das ganze Haus Lothringen von mir forderte, hielt mich der Brief des Königs, — den mir Sein Eilbote zu Montargis zustellte, wo er mich auf dem Rückweg von Sülly traf, — nicht ab, Sr. Majestät sogleich zu antworten, und zwar einzig um das zu thun, was Er mir verboten hatte, nämlich Ihn zu Gunsten Eguillons zu erbitten, ohne erst es anstehen lassen zu wollen, bis ich selbst nach Hof käme, wohin ich unverzüglich wollte. Ich kann sagen, daß mein Brief nicht undienlich für Eguillon war, als Er vor Sr. Majestät erschien, um sich zu rechtfertigen. Folgendes schrieb mir der König selbst am 22. May. „Ihr Brief „ist just noch recht gekommen; denn er war diesen Abend „da, und hat auf eine Art mit mir gesprochen, daß „wenig fehlte, ich wäre losgebrochen. Würklich, die„se junge Brut wird sehr unverschämt." — Ich that noch mehr als ich nach Fontainebleau ging. Es bedurfte des ganzen Ausharrens, dessen nur die lebhafteste Freundschaft allein fähig ist, um die Empfindlichkeit des Königs zu besiegen. Ich brachte es dahin, daß

daß Er mir die Ausgleichung der ganzen Sache ganz heimstellte. Mit gleichem Muth überstieg ich noch andre Schwierigkeiten, welche dieser hier nichts nachgeben. Ich glaubte mich endlich am Ziel, das Andenken an das Geschehene bey jedermann vertilgt zu haben, und wünschte mir sogar Glück, als ich sah, wie Eguillon davon öffentlich sprach, und mir seine Erkenntlichkeit dafür bezeugte.

Und doch — doch verachtete mich dieser niederträchtige treuvergeßne Mensch, verachtete sich selbst genug, um kurz darauf das Verbrechen, wegen dessen ich erst Begnadigung für ihn ausgewirkt hatte, würklich ganz zu vollführen, indem er Balagny versätzlich meuchelmörderisch umbringen ließ. Man soll diese infame That lieber aus dem Brief des Königs an mich ersehen, als durch meine eigne Worte erfahren: „Mein Freund, Sie werden bereits die schändliche, an „Balagny verübte That erfahren haben. Ich wollte „Ihnen nichts davon zu wissen thun, bis ich erst das „Verhör-Protokoll gesehen hätte; denn in solchen „Dingen darf man den Parteien allein nicht glauben. „Die Sache ist noch schlimmer als sich sagen läßt. „Das Wort, das man Ihnen gegeben hatte, ist da„durch gebrochen, und die Ehre ganz verletzt durch die „Niederträchtigkeit: von vierzehn, einen einzigen über„fallenen Mann zu tödten. Kurz wenn es eins von „meinen Kindern beträfe, so wollte ich es lieber tod als „mit einer solchen That befleckt wissen. Der Ueber„bringer wird Ihnen das Nähere melden ... Man „hat hier Schlägereyen anfangen wollen, ich habe aber „dafür gesorgt. Ich liebe Sie sehr, und mit dieser „Wahrheit schließe ich."

Aber — denn ich fühle so großen Abscheu vor dieser unwürdigen That, daß ich nicht einmal mehr davon

reden kann — hatte es Heinrich nicht ein wenig sich selbst zuzuschreiben, indem Seine Nachsicht Schuld daran war, daß das böse Beyspiel der Zweykämpfe den Hof, die Stadt und das ganze Reich angesteckt hatte? (19). Diese Wuth wurde bis zur Ausschweifung getrieben, und verursachte mir und dem König selbst, tausend verdrüßliche Bemühungen, um Aussöhnungen zu bewerkstelligen, und Thätlichkeiten zu verhüten. Schon vorher hatte mir der Baron von Courtaumer von Ihm gemeldet, daß Er jetzt damit zu thun habe, seine Neffen, die Prinzen Conti und Joinville auszugleichen. Montigny fing ohne Grund Händel mit Epernon an, den ich zu besänftigen Auftrag bekam, „denn Sie wissen ja, er will immer der Meister seyn" schrieb mir Heinrich. Die Entführung eines Mädchens brachte de la Force und Saint-Germains an einander. Der Entführer, Saint Germain der Sohn, ward, auf Befehl des Königs durch den Kanzler vorgefordert, ging aber, statt zu gehorchen, aus Paris, und zu seinem Vater, und ließ den König in Furcht, er möchte im Auslande wichtige Ordres entdecken, welche, wie ihm wohl bekannt seyn mußte, la Force bekommen hatte.

Dieß war der wahre Ursprung dieser Zügellosigkeit und Meuterey, wegen welcher sich der König so bitter beklagte, daß er sagte: sie verderbe alle Gemüther! und welche der Adel von den Großen, die Großen von den Prinzen vom Geblüt erbten. Der Herr Graf von Soissons war das oberste Glied dieser für den König so verdrüßlichen Kette. Der Prinz von Conde ermüdete die Gedult des Königs durch Unbesonnenheiten, die manchmal bloß belachenswerth, manchmal aber auch ernstlich genug waren, um Sr. Majestät wahren Verdruß zu verursachen. Man glaubte, die Ehe

würde das wahre Mittel gegen diesen Leichtsinn seyn. Der König hatte vor, ihn mit Fräulein von Montmorency (20) zu verheirathen. Aber diese Verbindung trieb Seine Verdrüßlichkeiten vollends aufs Höchste, wie wir unter dem folgenden Jahr sehen werden.

Die Verbindung des Fräuleins von Mercoeur erbitterte Ihn ebenfalls und vollends ganz gegen das Haus Lothringen. Sie war eine ausgemachte Sache schon seit der Reise des Königs nach Bretagne im Jahr 1598 und beyde Theile hatten nun das Alter zur Vollziehung. Allein die Mutter und Großmutter des Fräuleins hatten ihr eine solche Abneigung gegen den Herrn von Vendome einzuflößen gewußt, daß sie gar nicht von ihm reden hören konnte. Der Prinz von Conde, welcher damals noch nicht verheirathet war, wäre wohl weit eher nach beider Geschmack gewesen. Auf den Fall aber, daß dieser nicht sich einlassen würde, so hätte die Herzogin das große Vermögen ihrer Tochter lieber in ihrer eignen Familie behalten. Der König ließ es sich nicht ausreden, daß die Herzoge von Guise und Mayenne nicht dazu beytragen sollten, die Halsstarrigkeit dieser Frau zu unterhalten, und ich behauptete bisweilen gegen Ihn, daß Er ihnen hierin nicht Gerechtigkeit widerfahren lasse. Dies hätte Er am Ende schon aus dem geringen Widerstande schließen müssen, den sie Seinen Absichten in den Weg legten, als Er diese ihnen durch den Marquis Oraison erklären ließ, den sie an Ihn geschickt hatten.

Sein Ansehn brauchen und ohne Widerrede befehlen, wäre das geschwindeste und sicherste gewesen. Allein Heinrich war bey dieser Gelegenheit noch weniger als bey jeder andern, zu diesem Mittel aufgelegt (21.) Es gab noch zwey andre, Gelindigkeit und

Ueberredung bey den Damen, oder eine gerichtliche Entſcheidung. Dieß letzte war unfehlbar, wenn man auch Se Majeſtät dabey nicht anders als den ſimpelſten Privatmann behandelte. Allein welchen Weitläuftigkeiten war man nicht dabey durch die Friſtgeſuche und andre Wendungen der Schikane ausgeſetzt. Bloß die Lothringiſchen Weihnachten, ohne welche nicht verfahren werden konnte, hätten eine beträchtliche Zeit weggenommen. Unter zwey Monaten wäre an keinen Austrag der Sache zu denken geweſen, und da hätte ſich erſt noch der König darein miſchen müſſen, um zu Seinem Vortheil die gewöhnliche Rechtsförmlichkeiten abzukürzen. Auf alle Art war die Partie der Gelindigkeit das Wünſchenswürdigſte, weil auſſer dem, — daß man nicht nur auf Vereinigung der Perſonen ſondern auch der Familien zu ſehen hat, — einem ihren Aeltern weggenommenen und wider ihre Neigung verheiratheten Mädchen immer noch Mittel genug übrig bleiben, ihre Freyheit zu reklamiren, ſelbſt dann, wenn auch die Beobachtung aller Förmlichkeiten ſie ihr genommen zu haben ſcheinen, beſonders, wenn man nicht hindern kann, daß ihr unter der Hand Anſchläge gegeben werden. Dieß war auch das einzige, wozu ich dem König in einem ſehr langen Brief rieth, den ich Ihm zur Antwort ſchrieb, und der weiter nichts enthielt, als was man hier geſehen hat.

In dieſer Abſicht war viel Ab- und Zugehen bey den zwo Herzoginnen, dem Herzog von Guiſe, ſeiner Schweſter, und der Prinzeſſin Conti, wovon mich der König durch Buillon und einige andre ſehr genau benachrichtigte. Man hielt unter dieſer Zeit den Herrn von Vendome entfernt, der König übergab ihn la Vallee nach Bretagne zu führen. Ich für mich hielt dafür, daß niemand geſchickter ſeyn würde, dieſe ganze

Unter-

Unterhandlung zu betreiben als der Pater Cotton. Ich rieth dem König, ſich ſeiner zu bedienen, und man befand ſich ſo gut dabey, daß, zur Zeit als der König anfing zu glauben, man würde aus dieſer Sache nicht anders als auf dem ordentlichen Weg der Gerechtigkeit kommen, und als Er ſogar bereits deßwegen an den erſten Präſidenten geſchrieben hatte, dieſer Pater auf einmal die Hoffnung zu einer andern Beendigung wieder herbeyführte. Die Kunſt, die Gewiſſen zu lenken, worin er vorzügliche Stärke beſaß, ließ ihm gleich zum Anfang einen erſten Punkt gewinnen, der eben nicht der unweſentlichſte iſt, nemlich dieſen, daß man anfing die Schimpfreden wegzulaſſen, welche nur die Erbitterung und die Antipathie genährt hatten. Der Pater Cotton ermangelte nicht, möglichſt oft dem König perſönlich von ſeinen Progreſſen Rechenſchaft abzulegen, der ihn von Zeit zu Zeit zum Kanzler und zu mir ſchickte, um unſer Gutachten zu vernehmen. Er wußte ihm den Dienſt gar ſehr Dank, den er Ihm bey dieſer Gelegenheit erzeigte.

Mutter und Tochter gaben ſich zuerſt, doch erſt, nachdem die Herzogin noch ſo viel üble Laune gegen den König, gegen ihre Verwandten, und gegen alle Welt blicken ließ, daß Heinrich dachte, Er würde nie dahin kommen, ihre Einwilligung zu erhalten, und mich ſehr ermahnte, den Augenblick dazu nicht entwiſchen zu laſſen. Die Großmutter und einige andre Vertraute der Herzoginnen, ſo wie auch der Beichtvater la Porte blieben am längſten widerſpänſtig. Endlich gab ſich alles, und die Vermählung wurde vollzogen (22.) Der König konnte ſich des Gedankens nie ganz entſchlagen, den Er gehabt hatte, daß die Guiſen und alle Lothringiſche Prinzen wirklich geſucht hätten, Ihn unter dem Schein der äußerſten Bereitwilligkeit zu betrügen. Als daher

der Herzog von Guiſe nach dem Tode des Rechnungskammer-Präſidenten Beauville in Provence für einen ſeiner Freunde um dieſe Stelle gebeten hatte, um welche ſich auch die Gräfin von Sault bewarb, ſchlug Er ſie beyden ab. „Sie ſind beyde in der Ligue geweſen" war alles, was Er mir zum Grund angab, indem Er mir ſchrieb, ich ſolle mit dem Kanzler jemand ſuchen, der ſich beſſer dazu ſchicke.

Durchaus meiner Geſinnung und allen meinen Gründen zuwider war es, daß Heinrich ſo zu ſagen jedermann berechtigte, durch ewiges Vorſchwatzen von Warnung vor beynahe allen angeſehenen Perſonen im Reich, Katholiken und Proteſtanten ihn zu beunruhigen. Man hinterbrachte Ihm bald, daß der Herzog von Bouillon, du Pleſſis und andre Häupter der reformirten Religion Soldaten und Offiziere werben, daß ſie mit dem Prinzen, dem Herrn Grafen und allen denen ſogar, welche die Ligue am ſtärkſten wider ſie unterſtützt hätten, im Einverſtändniß wären, ſich verſchiedener Städte zu bemächtigen. Ein andermal: der Herzog von Roannais halte Verſammlungen in Anjou; was mir Pont Courlai ebenfalls ſchrieb. Allein nichts beunruhigte den König mehr, als die Nachricht, die Er durch einen Adlichen aus Poitou erhielt; denn dieſe Provinz ſollte immer der Sitz der Empörung ſeyn. Dieſer Menſch ſagte aus: er habe ſich bey Verſammlungen einer großen Anzahl von Adlichen befunden, welche im Namen beynahe aller Großen im Reich, verbunden mit den Proteſtanten handelten. Dabey nun ſey er Zeuge geweſen, daß man einen Tag verabredet, um ſich von fünf oder ſechs Städten, die er nannte, Meiſter zu machen, und Geld ausgetheilt habe, um die nöthige Leitern, Petarden, Waffen und Munition zu dieſen Unternehmungen anzuſchaffen.

Der

Der König war zu Fontainebleau ohne Gefolge und bloß auf einige Jagdpartien als dieser Nachrichtenträger Ihm vorgestellt wurde. Er schickte ihn daher nach Paris an Sillery und Villeroy, denen er über dieß alles so ausführliche Auskunft gab, daß der König nicht länger daran zweifeln zu können glaubte, und darüber von Schrecken ergriffen wurde. Er kam den Augenblick nach Paris zurück, von Melun her, durch das Thor St. Antoine, und schickte sogleich St. Michel nach mir, um mich, sagte man, wegen Angelegenheiten von der äußersten Wichtigkeit zu holen. Meine Gemahlin und alle meine Kinder waren in diesem Augenblick mit allen Wagen vom Haus, was mich hinhielt, bis ich einen bey (Raimond) Phelipeaux (Herr von Pontchartrain) hatte holen lassen.

Ich fand den König in dem kleinen Kabinet der Königin, mit Ihr, dem Kanzler und Villeroy eingeschlossen, wo sie sich mit einer Untersuchung aller dieser Memoiren beschäftigten, welche die warme und schnelle Einbildungskraft dieses Herrn noch mehr erhitzt hatten: „Nun, Herr Starrkopf, da haben wirs, — sagte Er, als ich hereintrat — nun ist der Krieg „vor der Thüre!" — Desto besser Sire, — antwortete ich — „denn das kann doch nur den Spaniern „gelten?" — Nein, nein, — unterbrach Er mich, — „gegen viel nähere Leute, unterstützt von allen Ihren „Hugenotten." — „Von allen meinen Hugenotten? „Ey, Sire! wer hat Ihnen denn dies in den Kopf „gesetzt? Für mehrere von ihnen kann ich schon ste„hen, daß sie sich so etwas gar nicht einfallen lassen, „und für die andern beynahe alle wollte ich stehen, daß „sie es nicht wagen würden." — „Sagt ichs Ihnen „doch, meine Beste, — sagte der König, indem Er „sich gegen die Königin wendete, — daß er nichts da-

„von

„von würde glauben wollen. Er meynte nun einmal, „niemand würde es wagen, mich anzusehen um mir „zu mißfallen, und es hänge nur von mir ab, der ganzen Welt Geſetze zu geben. — „Das iſt wahr, Sire, verſetzte ich, Sie können es, ſo bald Sie wollen."

Villeroy und Sillery wollten die Meynung Sr Majeſtät unterſtützen. Ich zeigte ihnen aber, daß es nur Schwachheit ſey, ſich ſo durch bloße Kleinigkeiten in Furcht jagen zu laſſen. Ich nahm das Memoire aus ihren Händen, und konnte mich des Lächelns nicht erwehren, als ich ſah, daß darin nur zehn bis zwölf armſeliger Landjunker und Kriegsknechte Erwähnung geſchah, die mir bekannt waren, weil ſie wirklich unter meiner Befehlshaberſchaft ſtanden, und von fünf oder ſechs Städten, wie la Haye in Touraine, Saint Jean d'Angle, la Rochepozai, Saint-Savin, und Chauvigny-le-Blanc in Berry. „Pardieu, Sire, — fuhr ich zornig heraus — „ich glaube dieſe Herrn wollen ſich über Sie und mich luſtig machen, indem ſie „Sie um ſolcher Lumpereyen willen in Marſch ſetzen „wollen. Dieß iſt ein Menſch, der gern ein paar „hundert Thaler hätte, und dann iſts gut." — Sagen Sie was Sie wollen — ſagte der König. „Einsmal, ich muß hin, oder Sie müſſen in zween Tagen „abgehen, um die Sache wieder in Ordnung zu bringen. — „Wenn es Ihnen gefiele, Sire, — ſagte ich, nachdem Er mir friſch nach einander vorgerechnet hatte, was ich an Geſchütz zu dieſer Expedition ausrücken laſſen müßte — „mich nach meinem Kopf handeln zu laſſen, ſo getraute ich mir zum Ziel zu kommen, ohne ſo viel Geräuſch und Aufwand." — „Pardieu erwiderte Er — Sie ſind doch auch der „ärgſte Haberecht, den ich in meinem Leben geſehen habe .... Nun, was wollten Sie da ſagen?" — „daß

„ich

„ich weiter nichts verlangen als den Prevot Moret „und zwanzig Häschern, um Ihnen die Sache ins Rei„ne zu bringen. — Gut, Sie wollen es, — sagte „Er endlich besiegt durch meine Beharrlichkeit, — so „will ichs denn auch. Entsteht aber Ungelegenheit „daraus, so halte ich mich an Sie.“ — Es entstand weiter nichts daraus, als daß ich mit zwanzig Ausreitern, statt einer ganzen Armee, alle diese Angeschuldigten einfangen ließ, von denen nur sehr wenige gestraft wurden, indem der König gefunden hatte, daß sie meistens unschuldig waren, und die andern nicht der Mühe lohnten, sich mit ihnen aufzuhalten.

Die Versammlung der Protestanten, welche in diesem Jahr wegen Ernennung zweyer Generaldeputirten gehalten werden mußte, schien dem König, wegen der Zeitumstände, noch mehr Aufmerksamkeit zu verdienen. Er ernannte mich, ihr beyzuwohnen. Dieß war das drittemal. Um mir es bequem zu machen, schrieb Er sie nach Gergeau aus, wo ich Befehlshaber war, und alles von Sülly aus, das bis an die Thore dieser Stadt gränzt, versehen konnte. Ich sage nichts von meinen Instructionen. Die Versammlung hatte, als ich am 3. Oktober zum erstenmal an Villeroy schrieb, noch keine förmliche Sitzung gehalten, wiewohl sie einige Tage zuvor angefangen hatte, denn man erwartete erst noch einige Provinzialabgeordnete. Als ich sah, daß ich mit Einem einzigen Wort, das ich öffentlich und Einzelnen gesagt hatte, den Uebelgesinnten den Mund so gut hätte stopfen können, bürgte ich dem König dafür, daß hier nichts gegen Seinen Willen vorgenommen werden würde; was Er mir nicht glauben wollte. Alle Seine und Villeroys Briefe waren immer voll von Ursachen zur Unzufriedenheit über die Protestanten. „Schicken Sie mir „meine

„meine Eilboten ſchleunig zurück, — ſchrieb Er mir — „es gibt Geiſter zu Bergeau, wie man leicht ſpüren „kann. Sie haben Sie als einen Katholiken behan„delt; ich wußte wohl, daß ſie es ſo machen würden, „und habe vor vier Tagen einen Brief von Saumur „geſehen, der die Form davon vorſchrieb.“

Es iſt wahr; anfangs gab es dabey Lärm, beſonders darüber, daß der König zween katholiſche Befehlshaber in den Städten Montendre und Tartas angeſtellt hatte, welche ihnen doch der König ſagten ſie, abgetreten hätte. Sie unterſtützten ihre Forderungen durch den Inhalt der Edikte, und beſchwerten ſich, daß ſie ohnehin ſchon Caumont auf ſolche Art eingebüßt hätten. Sie ſchickten deßwegen Chambault, du Bourg, und du Ferrier an mich nach Sülly, mit Verſicherungen aller Art von Unterthänigkeit gegen den König, an den ſie wegen dieſer Sache zween oder drey aus ihrem Mittel abzuordnen beſchloſſen. Ich ſuchte ſie davon abzubringen, weil ich wohl wußte, daß Heinrich dieſe Deputation nicht mit günſtigen Augen anſehen würde: ſagte ihnen aber: ich habe keinen Auftrag deshalben und wollte daher erſt an Se Majeſtät ſchreiben. Ich lehnte es von mir ab, mich auch wegen Moncenis zu verwenden, mit dem es gleiche Bewandtniß hatte. Denn es gehörte dem Herrn Grafen.

Ich ſchrieb Villeroy den Antrag der Verſammlung, und trug ihm auf dem König, vorzuſtellen, wenn Er ſie nicht in die Länge gezogen haben wolle, müſſe Er das, was ſie mit Recht verlangten, thun, oder wenigſtens verſprechen es zu thun. Dieß bewilligte Er auch. Nachdem dieſer Artikel abgethan war, einer von den achten, welche der Gegenſtand der Verſammlung waren, ſo zeigte ich, daß unter den andern fünfe wären, welche

welche nur vor das Conſeil gebracht zu werden, verdienten, vor welches ſie gehörten, und man blieb denn bey der Haupturſache der Ernennung der Abgeordneten ſtehen. Der König that Seine Abſichten hierüber zu wiſſen, eben ſo wie man es oben weitläuftig genug geſehen hat, wo ich von der General-Verſammlung zu Chatelleraut handelte, und dieſe Frage wurde ebenfalls wieder zu gleicher Zufriedenheit beyder Theile dadurch abgethan, daß ich dem König Villarnou für den Adel und Miranda für den zweyten Stand vorſchlug. Der erſte wäre ſchon im vorigen Jahr ernannt worden, wenn er nicht gegen die von Sr Majeſtät vorgeſchriebene Form in Vorſchlag gebracht worden wäre. Er ging unverzüglich ab, um die Befehle Sr Majeſtät zu vernehmen, wohin ich ihm ein Schreiben mitgab. Der König unterrichtete ihn mit zwey Worten in den Pflichten ſeines Amts, und ſchien ſehr mit dieſer Wahl zufrieden.

Die Verſammlung währte hierauf nur noch ſo lange, als nöthig war, um das Beſtätigungsdekret der Deputirten abzuwarten und vor dem erſten November war alles vorbey. Der König beſtand vorzüglich in allen Seinen Briefen an mich auf einer ſchleunigen Expedition. Einladungen, doch bald möglichſt zu Ihm zurück zu kommen, und die gewöhnlichen Zeichen Seines Wohlwollens füllten beynahe den ganzen Reſt. Der letzte Eilbote, den ich an Ihn abſchickte, fand Ihn im Zeughaus, von wo Er, wie mir Villeroy ſchrieb, ſogleich um 7 Uhr Abends zurückgekommen ſey und mir um 8 Uhr habe ſchreiben laſſen, was Er deßwegen nicht ſelbſt habe thun wollen, damit dadurch der Eilbote nicht verſpätet werden möchte.

Ich ſtattete Ihm mündlich noch genaueren Bericht als ſchriftlich von allem ab, was zu Gergeau vor-

gefallen war, auch von den friedlichen Gesinnungen einer sehr großen Anzahl wackrer Leute, die ich unter den Protestanten gefunden hatte. Ich fand Ihn zu Fontainebleau, wo Er sich in diesem Jahr nicht seltner aufhielt als in dem vorhergehenden. Nach der vorgedachten kurzen Reise nach Paris ging Er in der Mitte des May's wieder dahin und brachte die Monate Junius und Julius ganz daselbst zu. Nach seiner Zurückkunft nach Paris im August machte Er eine kleine Reise nach Saint Germain, und dann eine andre auf vierzehn Tage nach Monceaux, von wo Er über Fontainebleau zu Anfang des Oktobers zurückkam. Ich war noch nicht von Gergeau zurük. In der Mitte des Oktobers gieng Er wieder nach Fontainebleau, von wo Er in der Mitte des Novembers nach Paris zurückkam, um die Geschäffte abzuthun. Ich habe schon oben bemerkt, daß diese Lebensart nur für Ihn selbst und für einige wenige Seiner vornehmsten Minister ihre Unbequemlichkeiten hatte.

Seine Gesundheit hatte in diesem Jahr keinen gefährlichen Anfall auszuhalten. Er schrieb mir am 2ten Junius von Fontainebleau aus: „Ich habe einen „Anfall von Fieber gehabt, welcher dreyßig Stunden „anhielt; es ist aber nur vom Schnupfen, und ich hof„se, unter Gottes Beystand, daß es von keiner Be„deutung seyn wird. Ich werde mehr Sorge als bisher „für meine Gesundheit tragen; Sie können sich darauf „verlassen, und auch darauf, daß ich Sie recht sehr „liebe." Indessen ging aber doch die Jagdarbeit fort, wie zuvor. Er schrieb mir von Saint-Germain: Er habe so eben einen Hirsch bekommen, was nur eine Stunde gedauert habe; dann habe Er sich eine Stunde zu Bett gelegt, und sey nachher in die Grotten spazieren gegangen, habe auch nach Seinen Werkleu-

en geſehen. Zu jenem Schnupfen, während deſſen Heinrich täglich acht bis zehn Schnupftücher brauchte, ſchlug ſich ein Fluß in den Ohren und an der Kehle, der Ihm ſehr läſtig wurde. Da Er hierauf anfangen wollte zu Monceaux zu purgiren, um dann das Waſſer von Spaa zu brauchen, bekam Er einen Durchfall, der Ihm zween Tage lang heftige Schmerzen verurſachte, und noch länger eine Schwäche nach ſich ließ. Dieß war die gemeine Krankheit nicht nur in dieſer ganzen Gegend, — wo der König, wie Er mir ſchrieb, den guten Mann Villeroy und über hundert Edelleute von Seinem Hof bey ſich hatte, welche daran litten, — ſondern auch in Paris und rings da herum.

Beynahe alle Kinder Sr. Majeſtät waren im May ebenfalls krank. Seine väterliche Zärtlichkeit machte, daß Er ſich in Seinen Briefen an mich auf dieß alles einließ, mit einer Umſtändlichkeit, welche mich meine eigne Stimmung nicht als gleichgültig betrachten läßt. So ſchrieb Er mir am 16. May von Fontainebleau: „Ich bin nicht ohne große Unru„he, indem hier alle meine Kinder krank ſind. Meine „Tochter Verneuil hat die Maſern, die aber wieder „verſchwinden, mit ein wenig Fieber. Geſtern Abend „fing meine Tochter an etwas Fieber zu bekommen. — „Mein Sohn Orleans hat das alltägige, doch einen „Tag ſtärker als den andern. Es ſcheint es ſey das „doppelt dreytägige. — (Dieſer war von allen am ſtärk„ſten und längſten krank.) Urtheilen Sie nun, ob „ich bey dieſem allem ruhig ſeyn kann. Ich will Ihnen „alle Tage von der Krankheit meiner Kinder Nachricht „geben.“ — Glücklicherweiſe ging alles gut vorbey. Er ſchrieb mir wieder: „Es werde, wie es Gott ge„fällt, von dem ich alles als gut anſehe.“ Er verlangte

von mir mit Seiner gewöhnlichen Güte Nachrichten von meinem Sohne, von dem man Ihm gesagt hatte, daß er die Blattern habe. Er ersah Noisy zum Aufenthalt Seiner Kinder für den ganzen Sommer, indem Er sie nicht nach Saint-Germain zurückschicken wollte, bis erst weit hinein im November. Dann, gab Er mir, wie gewöhnlich Befehl, sie mit der Frau von Montglat in den Wagen und Sänften der Königin und der Königin Margarethe zurückbringen zu lassen, und der Marquisin von Verneuil zu sagen, daß sie auch die ihrigen dahin schicken solle, indem die Blattern in diesem Monat zu Paris umgingen.

Der Sohn dieser Dame, den man den Marquis von Verneuil (23) nannte, war von dem König, seinem Vater, für die Kirche bestimmt. Da das Bisthum Metz erledigt wurde, war Er darauf bedacht, es ihm zu verschaffen. Dagegen aber fanden sich drey große Schwierigkeiten von Seiten der Nomination, der rechtmäßigen Geburt und des Alters; denn er war noch Kind. Die erste konnte das Kapitel von Metz durch Postulation des jungen Prinzen selbst oder doch des Kardinals (Anna d'Escars) von Givry zum Bischoff oder Administrator heben. Von letzterm es nachher für den jungen Verneuil zu erhalten wäre leicht gewesen. Das Kapitel zu Metz hat das doppelte Recht, sich einen Bischoff zu erwählen, im Fall der Erledigung durch den Tod oder durch Resignation, und die Administration der Einkünfte des Bisthums jemand nach Gefallen zu übertragen. Bey dem Kapitel nun brauchte es keine Umschweife. Sobald es sah, daß es dem König durch die Ernennung Seines Sohns ein Vergnügen machen könnte, wurde er einstimmig postulirt und nominirt.

Wegen der zween andern Punkte konnte der Papſt allein diſpenſieren. Dieſen dahin zu vermögen, ſchickte der König den Herzog von Nevers nach Rom (24) um ihm die Obedienz zu leiſten. Valerio, ein Eilbote von Rom, erhielt zu Paris alle gute Behandlung, was ihn bis zu Ende des März daſelbſt aufhielt; und beym Abſchied brachte ihn eine Geldſumme in die gehörige Stimmung mit unſerm Geſandten wirkſam zu Durchſetzung der Unterhandlung bey dem Papſt zu arbeiten. Die Marquiſin von Verneuil vergaß ihrer Seits ebenfalls nichts dabey, und doch konnte man mit dem allem nur die Hälfte von dem bey dem Papſt erhalten, was man verlangte. Ohne Mühe ertheilte er die Diſpenſation wegen der Geburt; in Anſehung des Alters aber verſchanzte er ſich hinter die Kirchenregeln und die Kirchenzucht, welche ganz dawider ſeyen. Indeſſen erhielt man doch durch vieles Andrängen die Art von Genehmigung, welche im Stil der römiſchen Curie Expektativa heißt, und daß der junge Prinz von jetzt an den Titel eines Biſchoffs von Metz führen dürfte. Valerio brachte dieſe Nachricht gegen Ende des Aprils nach Fontainebleau und der König trug mir ſogleich auf, es der Frau von Verneuil zu melden.

Dieſe Ungefälligkeit Pauls V. wurde ihm von dem König heimgegeben, als auf deſſen Antrieb die Kardinäle und Prälaten des Reichs bey Ihm ihr Anhalten um die Publication des Tridentiniſchen Conciliums in Frankreich erneuerten, ohne ſich durch die Menge fruchtloſer Verſuche, die ſie ſchon bey verſchiedenen Gelegenheiten deßwegen bey ihm gemacht hatten, abſchrecken zu laſſen. Heinrich antwortete ihnen: wenn man die Annahme dieſes Conciliums bey Franz I. Heinrich II. und Carl IX nicht habe erhalten können, die doch keine ſolche Verbindlichkeiten gegen die Proteſtanten gehabt noch

ihnen ſo günſtige Edikte zugeſtanden hätten, wie Er; ſo dürften ſie um ſo weniger erwarten, daß Er jemals die Hände dazu bieten würde. Er ſtellte ihnen alles Uebel vor, welches dieſe Annehmung im Reich hervorbringen könnte, und erklärte ihnen endlich, daß Er nicht Luſt habe, die Inquiſition in Frankreich einzuführen, und daß Er es höchſt befremdend finde, (denn Er fühlte wohl, daß man Ihm immer dieſen Vorwurf würde machen können) daß Seine Agenten zu Rom dieſe ſonderbare Clauſel zu einer der Bedingungen Seiner Abſolution hätten machen können. Er bewilligte ihnen blos die Einführung der Meſſe in Bearn. (25).

Das römiſche Kollegium verlohr in dieſem Jahr die Kardinäle von Lothringen, Baromeus und Joyeuſe (den berühmten Pater Angelc). Der Herzog von Florenz und der berühmte Skaliger ſtarben ebenfalls, und in Frankreich der Kanzler Bellievre und Miron. (26).

Man machte in dieſem Jahr zu Fontainebleau, wie auch zu Monce ux neue Verſchönerungen. Zu Paris wurde die Kaufmanns-Brücke (27) an der Stelle derjenigen aufgeführt, welche die Müllerbrücke hieß. — Ich gab dem König einen Entwurf für den Dauphinsplatz, vermöge deſſen er in drey Jahren vollendet ſeyn würde, indem man dem Unternehmer den Boden zum Beſten gab. Das Anerbieten davon wurde dem erſten Präſidenten und dem Parlament gemacht. Ich entwarf auch einen Plan für die Brücke zu Rouen, den ich Sr. Majeſtät durch meinen Sohn überreichen ließ. Ich hatte mich ſelbſt zur Stelle begeben. Heinrich fand, daß man nach dem Platz nichts beſſeres noch bequemeres thun könne. Die Brücke von Mantes wurde in dieſem Jahre fertig. Ich ließ in Bourbonnois mehrere Stücke Geſchütz zur Verwahrung aufſtellen, was

mir

mit Dankſagungen dieſer Provinz durch Saint Geran verdiente.

Man hätte noch mehr dergleichen für die öffentliche Nothwendigkeit und Bequemlichkeit unternehmen können, wenn ſich der König nach meinem Rath hätte entſchließen wollen, einen Theil ſeiner beſondern Ausgaben, wären es auch nur die vom Spiel geweſen, dazu aufzuopfern. Ich mußte auf Seinen Befehl auf Einmal vier und dreyßigtauſend Piſtolen ausbezahlen, die Er dem Portugieſen Eduard Fernandez (28) ſchuldig war. Dieſer Befehl iſt datirt vom 4 Auguſt. Ich erhielt oft dergleichen (29) auf zwey, dreytauſend Piſtolen, und viele andre auf minder beträchtliche Summen. Darum kann ich aber doch nicht ſagen, daß Er ſich einem Vorſchlag zum allgemeinen Beſten entzogen hätte.

Die Loire (30) richtete im Oktober eine fürchterliche Verwüſtung an. Ich wäre beynahe ſelbſt noch davon überraſcht worden, indem ich von Olivet nach Orleans reiſte. Dieſer ganze Strich war ein Meer, wo die Fahrzeuge über die Gipfel der Bäume und Häuſer hinführen, welche das Waſſer noch hatte ſtehen laſſen. Es begegnete mir kein Unfall, aber das Fahrzeug, das mich übergeſetzt hatte, ſtrandete im Rückwege und ging in Stücke. Alle Paſſagiers retteten ſich durch Schwimmen, und zum Glück kam keiner dabey um. Die Verwüſtung war außerordentlich, und der Schaden unſchätzbar. Die Bitſchriften der zu Grund gerichteten Städte trugen nicht bloß auf eine gänzliche Steuerfreyheit an ſondern auch auf eine ſchleunige und beträchtliche Hülfe, wenigſtens für die dringendſten Bedürfniſſe, ohne welches der größte Theil der Güter unbebaut unddie Häuſer unbewohnt bleiben würden. In Seiner Antwort auf meinen Brief hierüber ſagt Heinrich:

„Gott hat mir meine Unterthanen gegeben, um ſie wie „meine Kinder zu halten. Mein Conſeil ſoll ſie daher „auch liebevoll behandeln. Die Almoſen ſind Gott „höchſt angenehm, beſonders in dieſem Fall. Ich wür„de mir ſonſt Gewiſſensbiſſe machen. Man greife ih„nen mit allem unter die Arme, was man glauben wird, „daß in meinem Vermögen ſteht.“ Ich unterſtützte die gottesfürchtige Geſinnungen des Königs aus allen Kräften.

Ich erhielt in Einem Brief drey kleine Geſchenke von Ihm für verſchiedene Perſonen: den Genuß einer Mühle an den Thoren von Paris; einen Reſt von einem Schlag Brennholz und das Holz das man beym ſteinernen Brückenbau von Mantes gebraucht hatte.

Das Verdienſt und die Gelehrſamkeit der Herrn Fenouillet und d'Abeins, welche dem ganzen Reich bekannt waren, veranlaßten mich, für den erſten um die Anwartſchaft auf das Bisthum von Poitiers und für den andern um das nächſte erledigte zu bitten, was mir auch verſprochen wurde. Ich ging damals juſt nach Sülly. Aber kaum hatte ich den König verlaſſen, als man Ihm den Tod des Biſchoffs von Montpellier meldete, was Er mir ſogleich ſagen ließ. Ich glaubte mit der erbetenen Gnade einige Aenderung vornehmen zu müſſen, und ſchrieb Ihm: mir ſcheine das Bisthum von Montpellier, voll von Proteſtanten, einen beredten Mann wie Fenouillet, und das von Poitiers ein ſo vollkommenes Phlegma zu erfordern, wie der Abt d'Abeins beſitze, um die Hitze der lebhaften feurigen Köpfe in dieſer Provinz zu mäßigen. Heinrich las meinen Brief den Hofleuten lachend vor, und fragte ſie: ob es wohl die Katholiken ſelbſt hätten beſſer machen können, wenn ſie ſich alle darauf befliſſen hätten

ten (31.) Fervagues war ſo krank, daß er durch mich dem König ſagen ließ: Er möchte darauf denken, wegen der anſehnlichen Stellen Verfügung zu treffen, die er in Normandie hatte. Er vernichtete aber die Verſtellung, die man ſich von ſeiner Krankheit gemacht hatte, dadurch ſelbſt wieder, daß er einige Tage darauf ſagen ließ, wenn man ihm eine Commiſſion ſchicken wollte, um Landtag in der Provinz zu halten, ſo ſey er im Stand dazu.

Der Vertrag von 1564 zwiſchen Frankreich und Lothringen war täglich neuen Schwierigkeiten in Anſehung der Gränzen des Metzer Gebiets ausgeſetzt, welche den König vermochten, Kommiſſarien dahin abgehen zu laſſen, welche ich und der Kanzler aus dem Conſeil und ſonſt erwählten. Eine andre eben ſo nützliche und weit wichtigere Operation, war die Aufſetzung von Protocollen nach genauen Beſichtigungen, über alles, was unſre Nachbarn an verſchiedenen Gränzorten von uns an ſich geriſſen hatten, beſonders an der Gränze von Champagne, Franche-Comté und Lothringen. Man kann nichts genaueres ſehen als die Arbeit des Ingenieurs, Chatillon, hierüber, dem ich es auftrug. Es wird dadurch in die Augen fallend, daß der König von Spanien und der Herzog von Lothringen ſich eine große Anzahl von Lehen zugeeignet hatten, und ſelbſt ganze Dörfer, wie das Dorf Pierrecour, den Flecken Paſſeran, die Herrſchaft Commerci u. a. m. deren Aufzählung hier von keinem Nutzen wäre. (31).

Dieſe Arbeit macht nur einen kleinen Theil von der aus, welche ich auf Befehl Sr. Majeſtät unternommen hatte, um äußerſt richtige Plane von allen Land- und Seegränzen des Reichs zu erhalten. — Da der Herzog von Mayenne und die von Antibes die

Güter, die ſie in der Gegend von dieſer Stadt beſitzen, zum Verkauf ausgeſetzt hatten, ſo war der König geſonnen, ſie an ſich zu bringen. Dies war genug für dieſe Leute, um ſie zu einem Preis anzuſchlagen, der dem König alle Luſt dazu benahm. Er ließ ihnen ſagen, ſie möchten ihr Gebiet verkaufen, an wen ſie wollten, Er würde aber einen Befehlshaber nach Antibes zu ſetzen wiſſen, der ſie vielleicht ihre Unbilligkeit gegen Ihn noch bereuen laſſen werde.

Nun von den Finanzen. Es wurde ein Generalreglement gemacht für die Kaſſiere bey der Schatzkammer, Schatulle, den Poſten, dem Schweizerbunde, Geſchütz, der auſſerordentlichen Kriegskaſſe, der auſſerordentlichen Kaſſe für die Ausgaben dieſſeits des Gebürgs und andre, welches ihnen eine noch genauere Form für ihre Rechnungen vorſchrieb, und ſie in die äußerſte Abhängigkeit von dem Oberintendanten ſetzte, ohne deſſen Befehl ſie beynahe gar nichts vornehmen durften. Dieß Reglement (33) verbreitete ſich ſogar über die Gerichtsactuarien und über den Sekretär des Conſeils. Ich unterwarf ihm auch die Employe's welche unter mir für meine andre Stellen angeſtellt waren. Ich nöthigte Lichani, welcher die Direktion über das Pflaſter von Paris hatte, alle Mittewoche und Sonnabende Mittags zu mir zu kommen, um mir von der Bezahlung und Austheilung der Arbeiter Rechnung abzulegen.

Ich verbot durch ein Circulare allen Finanzrechnungsbeamten in ihren Rechnungen von neuem Artikel zu bringen, welche von dem Conſeil ſchon einmal geſtrichen oder herabgeſetzt worden waren, indem dafür nur der Weg der Requeten offen ſey. Damit ſie ſich nicht mit einem Mangel an Vorſchriften entſchuldigen könnten, ſchickte ich ihnen ganz genaue und deut-

deutliche Formulare. Sie mußten darinn alles bis auf Datum und Signatur der offnen Briefe und Arrets des Conſeils anführen, die etwa erwähnt wurden. Die Sportel-Ordnung der Rechnungskammer und das Reglement in Betreff der durch die Kaſſiere und General-Einnehmer entwendeten Gelder kam noch zu den vorhergehenden. Dem König floß daraus für jetzt ein Gewinn von hunderttauſend Thalern zu, der ſich verdoppeln mußte, wenn dieß Reglement völlig befolgt wurde. Die Rechnungskammer begab ſich ihrer Sporteln höchſt ungern; ſelbſt nachdem man ihr gezeigt hatte, daß der Fuß, auf den ſie ſolche eingerichtet hatte, grundfalſch ſey. Es bedurfte nichts geringeres als einen förmlichen königlichen Befehl um ſie zu Auslieferung der Regiſter an mich zu vermögen, deren ich benöthigt ſeyn konnte. Ich gab mir viele Mühe bey dem General-Prokurator und den Präſidenten dieſer Kammer, um ein Edikt einregiſtriren zu laſſen, das die Rentenbezahler und die Erlöſchung der achtundvierzigtauſend Livres konſtituirter Renten betraf.

Ich erklärte den höchſten Stellen und dem Finanz-Büreau von Languedoc die Willensmeinung des Königs über verſchiedene Fragen, die ſie an mich gemacht hatten. Sie betrafen die Rechte der Präſenz, Herrenrechte, Recht der Domainenergänzung, unadelicher Freylehn, neuer Erwerbe des Navarriſchen Domainenguts, der Ein- und Ausfuhr, der Cammergüter, der Aufſicht über die Tücher, und vorzüglich das Recht der Grundſteuer. In Anſehung dieſer erklärte das Conſeil einſtimmig, da die Prinzen, die Kronbeamte, ja der König ſelbſt nicht davon in Anſehung ihrer Feldgüter in dieſer Provinz frey ſeyen, ſo könnten es weder Städte noch andre Gemeinheiten ſeyn. Ueber alle dieſe Gegenſtände ſchickte ich durch Mauſſac Briefe an

das

das Parlament von Toulouſe, an die Kaſſiere, und die Salzpachter. Das Edikt wegen Widerkauf der Gerichtsſporteln adreſſirte ich an den Herrn von Verdun, erſten Präſidenten dieſes Parlements, um es einregiſtriren zu laſſen. Dies geſchah auch unbedingt. Er ſchrieb mir zugleich, man ſey zur Wiedererſtattung für die Greffiers geſchritten, die ſowohl in Civil- als Criminal- und Requetenſachen zu arbeiten haben, und verſicherte mich der gänzlichen Unterwürfigkeit dieſes Parlements gegen den Willen des Königs. Mit einigen perſönlichen Dankſagungen verband er auch die, daß ich ihm Colange einen ſanften und Achtungsvollen Mann als Commiſſar geſchickt hätte.

Ich unterdrückte, ſo weit es ſich irgend thun läßt, Ausführungen, welche nur verdrüslich ſeyn könnten, werde daher auch nicht von den Briefen reden, die ich an den Generalprocurator von Dauphine', an Sieur Marion und die Kaſſiere von Bourgogne ſchrieb, bald wegen Wiedereinlöſung der Domainen, bald zur Erklärung der ſo eben gedachten Verordnungen über Gegenſtände aller Art. (34).

Als ich das Ende des Jahrs heranrücken ſah, ſchrieb ich dem König nach Fonteinebleau, daß Seine Gegenwart wegen des Generaletats Seiner Finanzen nöthig ſey; ich ſey Seiner Befehle zu tauſend Dingen benöthigt, wie z. B. bey der Rechnung von Seinen Beſatzungen, Soldaten, Galeeren, Hausbedienten des Dauphins und der königlichen Kinder. Wegen Seiner Abweſenheit müſſen mehrere andre Angelegenheiten unentſchieden liegen bleiben, von welchen die, denen ſie aufgetragen wären, dächten, ſie ſeyen Ihm gleichgültig oder gar nur von meiner Erfindung. Ich kann mit Wahrheit ſagen, daß ich jederzeit geſucht habe, den König dahin zu bringen, daß Er ſelbſt mit

Sei-

Seinen Miniſtern arbeitete; weil in der That die ſchönſten Verordnungen immer unnütz bleiben, ſo lange man nicht überzeugt iſt, daß man ſich würklich der Ungnade des Fürſten ausſetze, wenn man nicht darüber hält.

Das Steuerdekret war noch nie auf eine ſo feyerliche Art ausgefertigt worden, als dieß Jahr für 1609. Se. Majeſtät kamen am 16. Auguſt zu einer Sitzung in den Staats- und Finanzrath mit einem Gefolge von mehrern Prinzen, Herzogen, Pairs und Kronbeamten, und ließen in Höchſteignem Beyſeyn ein Staatsrathsarret ausfertigen, worinn es heißt: Der König, nachdem Er ſich Seine Rechnungen von Ausgabe und Einnahme des laufenden Jahrs vorlegen laſſen, und den Oberintendanten ſeiner Finanzen und Sein Conſeil vernommen habe, hätte ſehr gewünſcht, auf deren Vorſtellungen wegen Erleichterung des Volks durch Abnahme eines Theils der Steuer, Rückſicht nehmen zu können. Allein die durch Seine Vorgänger gemachten Schulden und der ſchlimme Zuſtand, worinn Er die Finanzen vorgefunden habe, geſtatten Ihm dieß nicht, machen vielmehr eine Erhöhung nöthig. Se. Majeſtät hätten ſich jedoch gnädigſt begnügt, für das nächſte Jahr dieſelbe Summe wie in dieſem, aufzulegen, mit einer Erhöhung von nur zwanzigtauſend ſiebenhundert und funfzig Pfund, zehn Sols und 7 Deniers, worein eine gleiche Summe verwandelt worden war, welche die Kommiſſarien hernach wieder auf die Pfarreyen für einige kleine Ausgaben in den Provinzen, umzulegen pflegten, und welche alſo itzt wegfalle.

Mit einiger Selbſtzufriedenheit gebe ich hier von einem Aufſatz Rechenſchaft, welchen ich den König wegen der Steuer überreichte, weil er wegen der darinn

en-

enthaltenen Ausführungen und Bemerkungen für einen kurzen Abriß der Geschichte der Steuer in Frankreich gelten kann.

„Es ist ganz ausser Zweifel, daß ein Staat, er sey wie er wolle, unter Einem oder mehrern Häuptern, oder regiert durch die Mischung aller der verschiedenen zusammen vereinigten Autoritäten, nicht ohne Beyträge bestehen könnte. Gesetzt er dächte, zufrieden mit dem Grad von Macht, worinn er sich jetzt befindet, ganz nicht auf Erweiterung, so hat er doch sicher von Zeit zu Zeit Beleidigungen zu rächen, Frechheiten zu unterdrücken. Tausend innre und unumgängliche Bedürfnisse können nicht befriedigt werden ohne regulirte und dabey doch bald stärkere bald schwächere Ausgaben. Diese sowohl ordentliche als ausserordentliche, wurden geraume Zeit im Reich nur durch Auflagen erhoben, — unter dem Namen freywilliger Hülfe, (Beden) einer Einnahme, angesagt und umgelegt durch einen allgemeinen Schluß aller Reichsstände in jenen feyerlichen Versammlungen, welche man den Reichstag nannte, auch eingezogen von den eignen Gütern des Königs oder der Krone (35.) Sie machten aber bey weitem nicht die unermeßliche Summen aus, zu denen man sie nachher anschwellen sah. Damals schränkte man sich noch auf das bloße Nothwendige, von innen und von aussen, ein; und eine wohl noch von niemand gemachte Bemerkung ist, daß wir unter allen unsern Königen vom dritten Haus bis auf Karl VIII herab, keinen sehen, welcher sich auf entfernte Eroberungen eingelassen oder sogar einem seiner Nachbarn förmlich den Krieg erklärt hätte (36). Bey diesem Geist der Mäßigung und Oekonomie fanden sie, daß ihnen nichts fehlte. Sie bestritten alles ohne ihre Kammergüter zu verpfänden oder zu verkaufen, und folglich waren sie in der That unerachtet ih-

rer anſcheinenden Armuth viel reicher, (37) als ihre Nachfolger mitten unter allen Schätzen, welche ihnen eine unbegränzte Gewalt und ein unumſchränktes Anſehen erworben haben. Es liegt in dieſem allem nichts paradoxes. Ein Fürſt, der viel vermag, glaubt alles zu vermögen, unternimmt alles (38) ohne einen Haupt-Irrthum in der Berechnung ſeiner Kräfte gewahr zu werden: die Schwächung und Erſchöpfung ſeiner Unterthanen, welche immer mit ſeinen erweiterten Begierden gleichen Schritt hält, und ihn endlich ſo weit bringt, daß er durchaus nichts mehr vermag.

Von all der Mühe, die es ihm koſtet, eine wirklich unerſättliche Habſucht zu befriedigen, habe ich noch nicht einmal etwas geſagt. Die Steuer, von allen willkührlichen Auflagen ohne Widerrede die verderblichſte, ſo wie auch die unbilligſte, wenn man unter dieſem Namen jedes Kopfgeld und jede willkührliche Perſonalſchatzung begreift, liefert hievon eine Menge auffallender Beyſpiele. Wie oft hat ſie nicht das königl. Anſehen kompromittirt! Ihr Probeſtück war die Entthronung Chilperichs, des Vaters von Clodwig, und einige Zeit hernach koſtete ſie gar Childerich das Leben, der durch einen fränkiſchen von Adel, Bodillon, ermordet wurde, welcher ſich dadurch wegen einer ſchimpflichen Behandlung von dieſem Fürſten rächte, dem er die Gefahr bey einer ausſchweifenden Auflage, mit welcher derſelbe umging, etwas frey vorgeſtellt hatte. Eine gleiche Auflage unter Philipp Auguſt verurſachte einen Aufſtand unter dem Adel, der ſie unwirkſam machte.

Einige andre, glücklicher in dieſer Unternehmung, machten ſich dennoch ſo ſtarke Vorwürfe darüber, daß ſie heftige Gewiſſensbiſſe empfanden, gegen welche ſie ſich mit Ablaßbullen vom Papſt zu verwahren ſuchten.

Lud-

Ludwig der Heilige band seinem Sohn nichts so sehr ein, als daß er nie etwas von seinen Unterthanen wider ihren Willen und ohne ihre Einwilligung fordern solle. Philipp von Valois, nicht so skrupulös, konnte die gefährlichen Folgen des entgegengesezten Benehmens nicht vermeiden. Er sah seine vorzüglichsten Städte gegen sich empört. Er hatte, ehe er noch König war, einer Versammlung von Notabeln, unter der Regierung Ludwigs des Greiners (Zänkers) beygewohnt, worinn beschlossen worden war: Die Könige von Frankreich sollten bey ihrer Salbung beschwören, keine neue Auflage auf das Volk zu machen ohne Einwilligung der versammelten drey Stände des Reichs. Johann der I. und Karl V. unterwarfen sich diesem Gesetz, und suchten bescheiden um Reichshülfe an, die ihnen zugestanden wurde. Eine auf die Köpfe — ohne Ständeversammlung noch Volksbewilligung — umgelegte Steuer (39) wurde nicht als das kleinste Unglück in der Regierung Karls VI. angesehen, dieser an unglücklichen Ereignissen so fruchtbaren Regierung, daß man sie beynahe das Grab der guten Gesetze und guten Sitten in Frankreich ansehen kann. Die Nothwendigkeit vermehrte das Uebel, während es das Murren darüber unter Karl VI vermynderte, welcher die Engländer aus dem Reich zu vertreiben hatte, und dabey geschickt diesen Tribut in eine ordentliche und regulirte Abgabe verwandelte, welche von ihrer persönlichen Schazung den Namen Steuer bekam, wiewohl sie nur unter verschiedenen Modifikationen nach Verschiedenheit der Provinzen eingeführt wurde. In einigen war sie Kopfsteuer, in den andern Grund- und Vermögensteuer, in andern endlich aus beydem vermischt. Sie wurden von Karl VII. auf eine Million achtmalhunderttausend Livres festgesezt. Wir wollen sehen, welche

che Fortſchritte ſie unter allen folgenden Regierungen bis auf uns, machte.

Ludwig XI erhöhte die Steuer auf vier Millionen ſiebenmalhunderttauſend Livres. Im Jahr 1498, dem Todesjahr Karls VIII. findet man, daß bey dem Schatz eingenommen wurden, nach Abzug aller Koſten, vier Millionen, viermalhundert ein und ſechzig tauſend ſechshundert und neunzehn Livres. Im Jahr 1515, da Ludwig XII ſtarb, vier Millionen achtmalhundertfünf und ſechzig tauſend ſechshundert ſiebenzehn. Einen erſtaunlichen Sprung machte ſie unter Franz I. der ſie bey ſeinem Abſterben auf vierzehn Millionen vier und vierzigtauſend hundert funfzehn Livres ſtark hinterließ; Heinrich II. nur auf zwölf Millionen achtundneunzigtauſend fünfhundert drey und ſechzig Livres. Noch weiter fiel ſie unter den beyden folgenden Regierungen indem ſie zur Zeit Franz II. nur auf eilf Millionen hundert und viertauſend neunhundert ein und ſiebenzig, und unter Karl XI nur auf acht Millionen ſechsmal hundert acht und dreißigtauſend neunhundert acht und neunzig ſtand. Die Regierung Heinrichs III. war ihr günſtig, wenn man nicht auf die Zeit ſieht, da er ſich eines groſſen Theils von ſeinem Reich beraubt ſah, wie in ſeinem Todesjahr, ſondern z. B. auf 1581. wo ſie ein und dreyßig Millionen ſechsmalhundert vier und funfzigtauſend vier hundert einbrachte. Statt ſich von dem böſen Beyſpiel hinreiſſen zu laſſen, wollte Heinrich der Groſſe bey all den unendlichen Schulden, die Er zu bezahlen, bey all dem beträchtlichen Ausgaben, die Er zu beſtreiten hatte, doch nicht mehr als ſechzehn Millionen erheben, halb Steuer halb Pachtgelder." —

Wenn dieſer Herr, deſſen unerachtet, Mittel fand, zwanzig Millionen in den Schatz zu legen, wie man

in der Folge noch sehen wird, so hatte Er dieß nur einer Oekonomie zu danken, die man unter den vorhergehenden Regierungen nicht kannte, und deren man sich vielleicht geschämt haben würde. Die Fremden durften nicht mehr, so frey wie sonst, ihre Hände in die Finanzen stecken. Der Kurfürst von der Pfalz schrieb mir in diesem Jahr von Heidelberg, um mich aufs angelegentlichste zu bitten, Nachsuchung wegen Rückzahlung von Geldern anstellen zu lassen, die er, wie er sagte, dem König so redlich vorgestreckt habe, wofür er aber in acht Jahren nichts habe erhalten können, als eine einzige Anweisung. Carl Paul, sein würklicher Rath und Kammerherr wurde von ihm an mich geschickt, mit großen Diensterbietungen, um diese Sache zu betreiben. Mein Posten hat mir oft Komplimente von auswärtigen Fürsten zugezogen. Der Herzog von Savoien schrieb mir einen äußerst höflichen Brief bey Gelegenheit der Glückwünschung zu der Geburt unsers dritten Prinzen, die er Sr. Majestät durch den Sieur Jacob machen ließ.

Die Krankheit der Herzogin von Lothringen brachte den Herzog von Mantua nach Lothringen und von da nach Frankreich. Diese Fürstin befand sich auf ihre Niederkunft so übel, daß die Aerzte geraume Zeit an ihrem Aufkommen zweifelten. Sie hatte nur eine Tochter gehabt, welche sich wohl befand; die Mutter genas endlich auch wieder. Ihre Majestäten nahmen viel Antheil an ihrem Zustand, und unterließen ebenfalls nichts, um dem Herzog von Mantua seinen Aufenthalt in Frankreich angenehm zu machen. Man gab ihm eine Menge Ballets, und noch mehr gute Mahlzeiten, was der König, nach seiner Abreise, schwer zu büßen hatte, indem Er eine Menge Medicin nehmen mußte. Er ging erst in der Mitte des Oktobers wie-

der

r zurück, und führte viel Geld mit sich weg, das er em König im Spiel abgewonnen hatte. Er behielt och viertausend Pistolen gut, die er beym Abschied einrich bat seinem Kommissionair zu geben. Ich erielt den Befehl dazu von Sr. Majestät durch ein Bilt, das mir Eduard brachte.

Die Unterhandlungen wegen des Friedens oder ines langen Waffenstillstands währten unterdessen in en Niederlanden zu Haag, welches zu den Konferenzen ussersehen worden war, fort; aber so daß man lange eit glaubte, das Ziel, dem man sich so nahe hielt, ürde sich auf immer entfernen. So sehr wurde alles urch verschiednes Interesse, Mißtrauen und Erbitteung durchkreuzt. Ein gewisser Spanischer Francianer, dem Se. katholische Majestät sehr viel Antheil n der ganzen Sache überließ, kam zu Anfang dieses ahrs durch Paris, und hatte dabey die Ehre dem Kög vorgestellt zu werden, den er bereden wollte: der rieden sey nicht ferne mehr. Dem Pedro (40) sprengt zu Paris überall aus: die Eilboten mit der Nachricht avon würden unverzüglich durchkommen. Der Kög und alle, die von der Lage der Sachen durch die Nachrichten von dem Präsidenten Jeannin und den andern Agenten Sr. Majestät in den vereinigten Provinen besser unterrichtet waren, hatten eben nicht Lust alen diesen Gerüchten zu glauben. Und dies mit Grund. Denn es wurde von da bis Ende des Septembers und Oktobers die Erfüllung vergeblich erwartet. Es wäre nicht sicher, wenn man sagen wollte, die Hindernisse haben bloß von Spanien hergerührt. Alles was man thun kann, ist, wenn man es nach dahin gestellt seyn läßt. Was die Erzherzoge betrifft, so arbeiteten diese aufrichtig am Frieden. Seine allerchristlichste Majestät gaben ebenfalls, ganz gegen Ihr eignes Interesse,

die friedfertigſten Vorſchläge. Dieß war die einzige Partei, welche Heinrich bey der jetzigen Lage der Sache nehmen zu müſſen glaubte.

In Anſehung des Prinzen von Oranien iſt ſicher, daß er, wenn nicht der einzige, doch gewiß der erklärteſte Feind des Friedens war. Die Gründe und Vorwände, welche er und ſeine Anhänger dagegen vorbrachten, ſind folgende: Bey allem Verlangen, welches Spanien nach einem Frieden oder langen Waffenſtillſtand zeige, würde es doch nie die Hände dazu unter der Bedingung bieten, daß es förmlich und ausdrücklich allen Hoheitsrechten über die vereinigten Provinzen entſagte; und ohne dieſe Clauſel könnten dieſe Provinzen nie in Anſehung der Verträge ſicher ſeyn, indem ſonſt die Spanier jederzeit das Recht behielten, ſich der Häfen und feſten Plätze der Kriegs- und Bootsleute, zu verſichern, die ganze Handlung an ſich zu ziehen, und ſich ſo abermals den Weg zur Tiranney zu bahnen. Man würde unterdeſſen Mittel finden, die Redlichgeſinnte einzuſchläfern, und die Sturmköpfe und feile Seelen in Bewegung zu ſetzen. Die katholiſche Partie in dieſen Provinzen, ohnehin ſchon aus Neigung für die Spaniſche Herrſchaft geſtimmt, würde ihr Haupt empor heben, ſich öffentlich erklären, und das übrige, oder doch den größten Theil des Landes nach ſich ziehen, ſo daß Spanien nach Ablauf des Stillſtands den Krieg dann mit ſichrem Erfolg wieder unternehmen werde (41). Der Frieden, wenn der Vertrag dieſen Namen bekäme, ſchaffe nicht mehr Sicherheit als der Waffenſtillſtand, indem ihn der König von Spanien wohl zu brechen wiſſen werde, wenn er ſeine Zeit dazu bey einer guten Gelegenheit erſehen könnte. — Die Fürſtin von Oranien fand für gut, ungefähr in demſelben Sinn an mich zu ſchreiben, auſſer daß ſie, —

unter-

unerachtet sie schrieb, die Armee, Städte und sogar ganze Provinzen seyen dergleichen Gesinnung mit ihrem Stiefsohn, und dem Hause Nassau ganz ergeben — mir dabey doch nicht verhehlen konnte, daß die Gegenpartey wenigstens eben so stark sey.

Der Prinz Moritz ermangelte bey solchen Gesinnungen nicht, sich des Beystands unsers Königs zu versichern. Er schickte Lambert den Sohn im Oktober, mit einem Brief an Ihn, und mit aller Art von Beglaubigung für das, was er Ihm mündlich in seinem Namen sagen würde. Lambert erhob die Entwürfe seines Herrn gar sehr, und wollte sogar glauben machen: die Sachen seien auf dem Punkt, daß der Marquis Spinola, der Präsident Richardot und die Spanischen Kommissare am ersten dieses Monats abgedankt und verabschiedet werden würden. Alles dieß fiel den Räthen Sr. Majestät, welche bey der Erzählung Lamberts gegenwärtig waren, um so mehr auf, da Berry zuvor einberichtet hatte, das Gepäck dieser Spanischen Abgeordneten und sie selbst würden am 4. Oktober in Brüssel erwartet. Sie wollten nun alle den König bereden, Seine Freunde sowohl als Seine Feinde würden sich noch allzu glücklich schätzen, itzt die Bedingungen anzunehmen, welche ihnen vorzuschreiben Ihm belieben würde. Dieß schrieb mir Villeroy, indem er mir die ganze Sache vorlegte, und dabey eine Abschrift von dem Brief des Prinzen von Oranien nach Gergeau schickte, wo ich mich damals befand. Der König ging nicht so eilig. Die Reden Lamberts schienen Ihm von mehrern Seiten verdächtig. Er sah kein Schreiben von dem Conseil der Staaten; der Brief des Prinzen schien ihm voll Zurückhaltung und Verstellung; und Moriz selbst hatte bis itzt so wenig mit seinen Worten übereinstimmend gehandelt, daß es

ſchwer war, kein Mißtrauen in ihn zu ſetzen. Als Lambert nun noch vollends hinzu ſetzte, Seeland würde ſich eher an England ergeben, als mit Spanien vertragen, und man bitte Se Majeſtät, ſich wenigſtens neutral zu verhalten, wenn Sie Ihren Alliirten auch nicht mehr beyſtehen wollten, wie zuvor; denn wenn ſie auch nur noch drey Städte übrig hätten, getrauten ſie ſich, Spanien noch auf funfzig Jahre zu ſchaffen zu machen; ſo ſah Heinrich in dem allem nichts als eine Prahlerei und Lüge, oder doch wenigſtens eine ſehr grob angelegte Fineſſe. Dieſer Kunſtgriff ſprang noch mehr in die Augen als Lambert ſich über tauſend Dinge ausließ, welche Jeannin nicht hätten unbekannt ſeyn können, und von denen er doch Sr. Majeſtät gar keine Nachricht ertheilt hatte. Nach Lambert waren Barneveld und Aerſens übel angeſehn, und ſogar in Gefahr, daß ihnen der Proceſſ gemacht werden ſollte; man hatte in verſchiednen Städten der Staaten darüber berathſchlagt, ob man nicht die Partie ergreifen ſolle, um franzöſiſche Herrſchaft zu bitten. — — Wie hätte dieß alles ſo geheim zugehen können, daß davon in ganz Flandern nichts hätte ruchbar werden ſollen? Allein ſelbſt die Reden Lamberts waren nicht immer wohl mit dem eignen Brief des Prinzen von Oranien zu vereinigen.

Ich glaube wohl: wenn der König beſſer auf einige von dieſen Propoſitionen, wie z. B. auf jene, die Flammänder unter Seinen Schuz und Scepter zu nehmen, hätte bauen dürfen, ſo hätte Er keines ſonderlichen fremden Antriebs bedurft, um Sein ganzes Augenmerk auf dieſe Seite zu richten. Bisweilen konte Er ſich ſogar nicht erwehren, es Jeannin ſehr übel Dank zu wiſſen, daß er dieſe Saite nicht ſtärker berührt hätte. Er ergriff jedoch endlich den weiſeſten Ent-

Entſchluß, alles ruhig zu hören und zu ſehen, ohne weder Abneigung noch Sehnſucht für den Frieden zu bezeugen, um ſo die Entwicklung zu erwarten, welche auf keine Art vor ſich gehen konnte, ohne daß Er dazu berufen würde. Er befahl Jeannin ſich hiernach zu richten; und um mein Gutachten darüber zu vernehmen, ließ Er mir alles ganz genau durch Villeroy auseinander ſetzen, und ſchickte mir noch über dieß Lambert ſelbſt. Dieſer führte bey mir ganz dieſelbe Reden, wie bey Sr. Majeſtät. Ich hatte aber gegen ſeine Fineſſen ein gutes Präſervativ an dem einzigen Brief, den ich von der Fürſtin von Oranien erhalten hatte. Er konnte mir nichts entgegen ſetzen, wiewohl er vielleicht ſchlecht mit meiner Offenherzigkeit und mit den Benennungen: undankbar, und: der Güte Sr. Majeſtät unwürdig, zufrieden war, die ich den Staaten beylegte.

Ich antwortete Villeroy ebenfalls ſchriftlich, ſagte ihm aber nicht alles, was ich dachte, ſondern verſchob es auf meine Zurückkunft, mehr davon zu ſagen. Nur gegen den König ſelbſt eröffnete ich mich ganz über alles, was ich von den Vorgängen in Flandern hielt. Wiewohl Moritz ſeinen Plan nicht immer getreu genug befolgt hatte, ſogar einigemal ziemlich ſichtbar davon abgewichen war, ſo war es doch nicht unglaublich noch ſehr befremdend, daß er eine Partie bis aufs äuſſerſte zu behaupten ſuchte, worein ſeine Ehre wirklich verflochten ſeyn konnte. Allein für Heinrich ſchickte es ſich nicht weder als großen Feldherrn noch als großen König, ſich blindlings in Händel zu ſtürzen, wozu man Ihn nicht rief, und dieß bloß auf das Wort eines ſimpeln Privatmanns. Seiner Würde kam es zu, zu prüfen und zu warten. Was die Staaten betrifft, ſo nahmen ſie ſich dabey ſehr ungeſchickt,

wenn Moriz mit ihrem Vorwiſſen dieſe Sprache führte. Sie hatten Fehler begangen, welche nun Se Majeſtät wieder gut machen ſollten, oder vielmehr ſie fügten zu einer ausgezeichneten Undankbarkeit gegen den König noch den eben ſo unwürdigen Entwurf, Ihn noch zu täuſchen, hinzu. Das Anerbieten von Seeland an England war ein bloßes Mährchen, und alles übrige Täuſchung Betrug und Liſt, worauf der König nichts zu erwiedern hatte, als daß Er fortfuhr ſich in die Angelegenheiten dieſer Provinzen, ſo weit es Seinem Ruhm und Vortheil angemeſſen war, zu miſchen.

Es war zum Theil wegen dieſer Sache, daß Heinrich mich ſo ſehr von Gergeau zurück wünſchte. Alles war in Flandern noch in derſelben Ungewißheit, und die Neuigkeiten daher trugen alle das Gepräge dieſes Zuſtands. Die Inſtruktion, welche die Erzherzoge ihren Deputirten nach Haag mitgegeben hatten, fiel im Original in die Hände des Prinzen von Oranien, ſie mag nun von dem Präſidenten Richardot (42.) vernachläſſigt oder ihm heimlich weggenommen worden ſeyn, oder mag er ſie abſichtlich gezeigt haben, um die Katholiſchen zu gewinnen, für welche ſie günſtig lautete. Moriz machte viel Aufhebens davon, und bediente ſich derſelben um ſeine Anhänger aufzubringen. Die Konferenzen gingen oft ſehr ſchläfrig, geriethen aber doch nicht ganz ins Stocken. Der Krieg war durchaus unmöglich, folglich der Frieden durchaus nothwendig worden. Alles was man deutlich ſehen konnte, war, daß die Partien bey all der Aufrichtigkeit, deren ſie ſich zu befleiſſen ſchienen, dennoch darauf ausgingen, ſich eigne Auslegungen offen zu halten, um davon einen Grund zu Erneuerung des Kriegs hernehmen zu können, ſo bald ſie im Stand ſeyn würde, ihn mit einigem Anſchein eines guten Erfolgs wieder

der anzufangen. Wenn alſo Frankreich eine günſtige Gelegenheit verlohr, ſeine Nebenbuhler zu demüthigen, ſo konnte es doch gewärtig ſeyn, ſie noch ſchöner wieder zu bekommen, wenn es nur bis dahin ſeine Kräfte zu Rath zu halten wußte. „Ich bin — ſchrieb „mir Heinrich — noch immer der Meynung, daß „Gott bey dieſer Gelegenheit ein Zeichen mit ſeiner „Hand thun will, woran die Menſchen noch nicht ge„dacht haben, und das gegen alle ihre Anſchläge geht. „Ich habe das ſchon ſeit dreißig Jahren ſo kommen „ſehen, und immer zu meinem Beſten; möchte es „doch dießmal wieder der Fall ſeyn, und möchten ihn „meine Fehler und mein Undank nicht davon abhalten! „Darum flehe ich ihn von ganzer Seele.“ —

Geſchickte Politiker machten eine andre Bemerkung, noch wichtiger als die vorhergehende, daß nemlich die Spaniſche Macht zum erſten Grad ihres Verfalls gekommen ſey. Wenn man ſo urtheilte, ſo geſchah es nicht wegen der Achtung, die man den König von Spanien und die Erzherzoge gegen alle Agenten Sr. Majeſtät, beſonders Jeannin, bezeugen ſah. Die Einſchränkungen welche ſich dieſe Macht gegen die Flammänder vorbehielt, zeigten daß ſie noch immer dieſelbe Anmaßung und Herrſchſucht hatte. Sie kannte vielleicht ihre Krankheit ſelbſt nicht, oder wollte ſie wenigſtens nicht geſtehen. Allein, wenn man ſieht, daß ein Staat weder Kraft noch Weisheit in Geſchäften zeigt, und Glück und Gelegenheiten ungenutzt vorüber läßt, dann iſt die Sache wohl ſchon etwas mehr als bloße Muthmaßung.

Es bedurfte keines weitern Beweiſes als deſſen, was an der Gränze von Navarra und Bearn vorging. Die Spanier hatten dort alte Streitigkeiten über die Gränzen beyder Reiche erneuert. Heinrich, feſt entſchloſſen,

ſchloſſen, nicht nachzugeben, ſchrieb mir: ich ſollte mit dem Kanzler darüber konferiren, und mit dem Spaniſchen Geſandten durch einen von dem Conſeil davon reden laſſen; — mehr um ſich wegen der Folgen zu rechtfertigen, welche dieſer Zwiſt haben konnte, als weil Er darauf gerechnet hätte, ihn auf dieſem Wege beyzulegen. Er ſchrieb ebenfalls in demſelben Geiſt an la Force, welcher in ſeinem Namen an dieſer Gränze war: er ſolle Seine Rechte durch die ſchnellſten und wirkſamſten Mittel zu wahren ſuchen. Und da dieſer ſich keiner großen Hülfe zu den Bewohnern des Landes verſehen konnte, erhielt ich Befehl, ihm alle Vorſchüſſe zu erſtatten, die er ſchon gemacht hatte, und ihm einen erforderlichen Fond auszuwerfen, damit er nicht Schaden dabey hätte.

Dieſe Vorkehrungen nun waren alle ziemlich vergeblich. Auf die erſte Beſchwerde, welche la Force bey dem Vicekönig von Arragonien anbringen ließ, verſprach dieſer Genehmhaltung alles deſſen, was man von ihm verlangte; und gegen die Gewohnheit des Madriter Staatsraths blieb dieſe auch nicht lange aus. Man wußte aber freylich wohl, daß bey dem geringſten Anſchein eines Bruchs eine große Anzahl von Mißvergnügten, wovon die Reiche Navarra und Arragonien voll waren, bereits Frankreich ihre Dienſte anerboten hatten. (Jacob Nompar von Caumont nachher Herzog von) la Force, an den ſie ſich gewendet hatten, ſchrieb bey der Nachricht hievon an Se Majeſtät: wiewohl er wiſſe, daß auf den unruhigen und veränderlichen Geiſt dieſer Nation nicht ſonderlich zu trauen ſey, ſo wäre es doch dießmal eine unfehlbare Gelegenheit, wenn man ſich nur beeilte ſie zu benutzen. Alle Geſchicklichkeit der Spanier würde ihnen nichts helfen, ihren ſchwachen und erſchöpften Zuſtand zu ver-

rbergen, der jedermann bekannt ſey. Alle dorti-
n Regierungsangelegenheiten ſeien in einer unaus-
rechlichen Verwirrung. Nie ſchrieb er weder an
n König noch an mich aus einem andern Ton, und
war doch mehr als ſonſt irgend jemand im Stand,
naue Kenntniß von der Lage der Sachen zu haben,
wohl hierinn, als in Betreff einer andern Faktion,
elche dem Madriter Conſeil auſſerordentliche Unruhe
rurſachte, wiewohl dabey nur von den armſeligen
eberbleibſeln eines beynah ganz ausgetilgten Volks,
n Mauren, die Rede war.

Um dieſe Sache ganz zu verſtehen, muß hier
chgeholt werden, was oben nicht wohl eine ſchickliche
telle gefunden hätte, ohne die Erzählung zu unter-
echen. Als Heinrich noch nur König von Navarra
ar, hatte Er ſtets vor Augen, daß Er ſich einſt ge-
n Spanien dieſer einheimiſchen Feinde bedienen könn-
, welche durch ihre Zahl minder fürchterlich waren,
s durch ihre leidenſchaftliche Erbitterung gegen ihre Unter-
rücker. Als die Mauren ihrerſeits durch das öffent-
che Gerücht vernahmen, daß die proteſtantiſche Par-
y, die ſie ſehr mächtig in Frankreich, und Spa-
ien entgegen wußten, an ihrer Spitze einen König
on Navarra habe, d. h. einen Fürſten, der doppelt
n Feind dieſer Krone ſeyn mußte, ſo fiengen ſie an,
le diejenigen aufzuſuchen, welche ihnen dieſen Schutz
erſchaffen konnten, und unter andern die Herren
Saint-Genies und Odou, denen ſie verſprachen, in
Spanien einen beynahe allgemeinen Aufſtand zu erre-
en, wenn ſie Unterſtützung wüßten. Sie verlangten
ichts als einen General und gute Officiers, denen ſie
ünktlich zu folgen gelobten. Sie erboten ſich alles
öthige Geld ſelbſt herzuſchießen, weit entfernt, wel-
hes zu verlangen, und in Anſehung des Muths und

der

der Streiter, versicherten sie, würde man mit ihnen zufrieden seyn. Ein Zufluchtsort in Frankreich, nebst Freyheit für ihre Güter und Personen war die einzige Bedingung, die sie für sich machten. In Ansehung der Religion zeigten sie sich so gesinnt, daß sie sich erboten, eine Landesreligion anzunehmen, nicht zwar eigentlich die Römische — die Tiranney der Inquisition hatte ihnen diese zwote Sklaverey noch unerträglicher gemacht, als die erste, — sondern die Reformirte. Sie fanden, daß sie sich ohne Mühe zu einem solchen Gottesdienst, welcher von Bildern und Ceremonien, die, wie sie sagten, nach Abgötterey schmeckten, frey wäre, bequemen könnten, einem Dienst, bey dem ein einziger von allen gleich andächtig angerufener und angebeteter Gott beynahe den einzigen Gegenstand ausmachte.

Saint-Genies und Odou ermangelten nicht, dem König von Navarra von diesem allem getreuen Bericht zu erstatten, besonders als Er die oberwähnte Reise nach Bearn und Foix machte. Heinrich gab ihnen auf, von den Mauren heraus zu bringen, wie hoch sich, genau berechnet, ihr Vermögen beliefe, welcher Waffen sie benöthigt wären, wie viel sie an Geld beyzutragen versprächen, und welcher Mittel sie sich zu Einleitung einer so wichtigen Unternehmung zu bedienen gedächten. Diese zween Edelleute bedienten sich anfangs zu diesem Geschäft nur eines einzigen Menschen, des Kapitain Danguin. So wie die Verständnisse sich erweiterten, stellten sie dazu immer mehrere, bis auf zwölf an. Dennoch blieb das so vielen Personen anvertraute Geheimniß so gut verschwiegen, daß Spanien nicht das mindeste argwohnte, bis es durch Nikolaus-l'Hote, Villeroy's Sekretär, dessen Geschichte man oben gesehen hat, Wind davon bekam. Man entdeckte leicht das Uebrige, und die Sache schien

um

um so wichtiger, da man herausbrachte, daß diese Partey, die anfangs unbedeutend schien, über fünfmal hunderttausend Personen stark war. Zweyerley hatte zu einem so beträchtlichen Anwachs beygetragen: erstlich die Hülfe, die sie sich durch Zeit und Geschicklichkeit bey den Türken, erbitterten Feinden Spaniens, zu verschaffen gewußt hatten, zweytens der Antheil, den eine Menge gebohrner Spanier an der Sache nahmen.

Das Conseil von Madrit hatte auf die erste Nachricht von dieser Aufwieglung überlegt, ob es nicht das Beste seyn möchte, wenn man das Land vollends von diesem Rest von Mauren säuberte und sie über das Meer schickte. Da es aber diesen Schluß dem Adel in Valencia mitgetheilt hatte; so wurde er daselbst so ungünstig aufgenommen, daß man einen Aufruhr in verschiedenen Provinzen darüber entstehen sah, wo der Adel, der sich umsonst von diesen Mauren dienen ließ, sie nicht vertreiben lassen konnte, ohne mit ihnen den vierten Theil seiner Einkünfte zu verlieren. Man zog das Schwerdt gegen die, welche diese neue Erklärung des spanischen Staatsraths anzukündigen dahin kommen. Der Vicekönig dachte diese erste Bewegung zu stillen, in dem er das Haupt der Justiz, welches bey der Kanzley der Regent heißt, dahin schickte. Dieser Herr war ein furchtsamer Greis, der, als er sich plötzlich von Waffen und Rasenden umringt sah, ohne Zweifel aus plötzlichem Schrecken, mitten unter ihnen todt niederstürzte.

Das spanische Conseil konnte unter solchen Umständen nicht länger durch Verstellung handeln. Aber seine Schwäche verrieth sich durch die Unthätigkeit, worinn man es geraume Zeit erblickte. Die Mauren, welche sich nicht versehen hatten, so lange geschont zu werden,

erho-

erhoben daher nur um ſo dreiſter das Haupt. Sie erneuten ihr Anhalten bey Heinrich, der ſie nun nicht mehr wie ſonſt, als Er noch König von Navarra war, mit der Abfertigung abſpeiſen konnte, daß Seine Partei zu ſchwach und ſehr gehindert ſey, viel für ſie unternehmen zu können. Entſchloſſen alles zu thun, um nur das ſpaniſche Joch abzuſchütteln, baten ſie Ihn, ſie unter Seine Unterthanen aufzunehmen, unter welchen Bedingungen Er wollte. Allein dieſelbe Rückſichten, welche Ihn abhielten, öffentlich auf die Seite der vereinigten Provinzen bey einem viel ſtärkern Intereſſe zu treten, verboten Ihm auch, ſich zum Befreyer eines Volks aufzuwerfen, das Spanien noch viel genauer unterworfen war, und welches man noch dazu an ſehr entfernten Orten aufſuchen mußte, wozu eine Schiffsrüſtung erforderlich geweſen wäre. Denn der Mittelpunkt der Empörung war Valencia, Murcia und Granada. Dazu kamen noch verſchiedne andre von der Gemüthsart dieſer Leute hergenommene Gründe, wenn man auch nicht auf Zwiſchenfälle rechnen wollte, die bey ſolchen Unternehmungen gewöhnlich ſind, die aber die Entfernung immer verbirgt, oder zum Theil verſteckt. Gründe genug, weßwegen man den König ſicher nicht tadeln kann, daß Er den Wünſchen der Mauriſchen Nation nicht beſſer entſprach.

Man mag denken, ob in dieſer Zeit das ſpaniſche Conſeil, dem von dieſem allem, was vorgeſchlagen wurde, nichts verborgen blieb, ſehr ruhig geweſen ſeyn mag! Fünf Jahre waren es, ſeit es ein Uebel, von dem es völlige Kenntniß hatte, tief einwurzeln ließ. Dies wäre unter jeden andern Umſtänden viel zu viel geweſen. Endlich hielt es für dienlich, eine Anſtrengung zu wagen, und der Entwurf, alles was von Mauren noch in Spanien war, einſchiffen zu laſſen, ward leb-

lebhafter als je wieder vorgesucht. Man hielt die Ausführung um so mehr für schwierig, weil das Gerücht ging, daß die Türken um Majorca kreuzten. Diesen Streich abzuwenden, mußte man eine Flotte ausrüsten, die man jener entgegensetzen könnte. Der Oktober brach an, ohne daß von einer oder der andern Seite etwas erschien. Sogar das ganze Jahr verlief noch, ohne eine Bewegung von Seiten der Spanier, welche wußten, daß die Barbaren sie mit zehntausend Mann zu Fuß und fünftausend zu Roß zu einer tapfern Gegenwehr entschlossen erwarteten. Das Warten war vortheilhaft für Spanien; und die Zeit verschaffte ihm endlich Mittel, sich einen Feind gänzlich vom Halse zu schaffen, (43) welchem alle Hülfsmittel fehlten; doch konnte es nicht geschehen, ohne daß sich Spanien selbst um fünfmalhunderttausend Unterthanen brachte (44). Dann so hoch belief sich die Anzahl derer, die es aus seinen Staaten vertrieb, nachdem es sie ganz geplündert hatte.

Der Kaiser behandelte in Teutschland eben so hart, und mit minderm Recht die Stadt Donauwörth; er bemächtigte sich derselben, wiewohl sie unter die Reichsstädte gehört, nahm ihr die Gewissensfreyheit und den gröſten Theil ihrer Privilegien. * Diese Gewaltthätigkeit erregte dort viel Murren und Unruhe.

Sechs und zwanzigstes Buch.

1609.

Am Neujahrstag ging ich wie gewöhnlich hin um dem König die goldnen Denkmünzen zu überreichen. Der Ruhm, den sich Se. Majestät durch die Ausgleichung des Papsts mit den Venetianern, der Spanier mit den Flammändern, auch einiger andern Europäischen Fürsten, miteinander erworben hatte, machte den Gegenstand derselben aus. Nach einer gleichgültigen Unterredung von einigen Augenblicken zog Er mich in ein Fenster, und sagte mir: ich sollte Ihm vier Etats, auf die Art, wie ich Ihm schon mehrere gemacht hätte, aufsetzen; einen von den bereits erhaltenen Aequivalenten in den zwölf Generalitäten des Reichs; den andern von allen Rechten und Gülten, welche zu den königlichen Einkünften gehören; den dritten von den Erhebungen der Hauptsumme der Steuer, l'ordinaire genannt, von den Jahren 1599 — 1609. einschließlich; einen vierten endlich von den Steuer-Erhebungen unter dem Namen grande Crue (große Erhöhung) oder Crue extraordinaire, in denselben eilf Jahren: um sie — sagte Heinrich — Personen zu zeigen, welche sich für sehr geschickt im Finanzfach hielten, ob sie gleich nichts von Bedeutung darinn gethan hätten, und andern, welche deren Methode, bey allen ihren Fehlern, bewunderten.

Er hatte eben nicht nöthig in meinen Augen ein solches Verlangen zu rechtfertigen. Mein Vergnügen

gen darüber, Ihn ſich mit mit auf alle Einzelnheiten der Regierungsgeſchäfte einlaſſen zu ſehen, ließ mich nicht einmal daran denken, über Seinen Beweggrund dazu erſt nach zu grübeln. Ich ſah wohl, daß Er ſich ſeit einiger Zeit ein eignes Geſchäft daraus machte, meine Handlungsweiſe in allgemeinen und beſondern Geſchäften genau einzuſehen, und daß, — indem Er mir bald eine Rechnung, bald einen Aufſatz, heute eine Inſtruktion, morgen eine Erläuterung abforderte, — alle dieſe Stücke für Ihn bald ein vollſtändiges Syſtem über die Finanz und andre Staats-Angelegenheiten bilden würden. Ich war aber hierüber ganz unbeſorgt; und — es ſey nun, daß Heinrich würklich darunter nichts ſuchte, als ſich ſelbſt zu unterrichten, oder daß Er neue Staats-Männer nach meinen Grundſätzen, bilden wollte, aus Furcht mich einſt zu verlieren, oder in der Abſicht mich auſſer oder in dem Reich bey andern Geſchäften anzuſtellen, welche mir nicht mehr Zeit für dieſe übrig ließen: — ſo ließ die Art, wie Er ſich gegen mich benahm, mich darinn durchaus nichts anders als Güte, Weisheit und ſelbſt Vortheil für mich ſehen. 1).

Ich gab Ihm bey Seiner Zurückkunft am Ende des Monats, im Arſenal dieſe vier Etats, die ich hier nicht beybringen, ſondern bloß daraus bemerken will, daß die Hauptſumme des erſten auswies, daß ſich die Acquivalente auf hundert ein und funfzigtauſend drey und ſiebenzig Pfund beliefen; eine weit geringere Summe, als ſich Perſonen einbildeten, welche dem König vorgebracht hatten, daß ſie einen Sous vom Pfund von allen königlichen Einkünften ausmachen müßte. In dem zweyten ſah Er viele für Ihn barbariſche Wörter, wiewohl mir, meiner Aufmerkſamkeit unerachtet, noch verſchiedenes entgangen war. Ich verſprach Ihm,

denſelben im folgenden Jahr vollſtändig zu liefern. — Die Hauptſumme des dritten war hundert und ſieben Millionen, viermalhundert fünf und vierzigtauſend dreyhundert drey und funfzig Pfund, ſechzehn Sols, und eilf Deniers; und vom vierten zwey und funfzig Millionen, hundert und vier und vierzigtauſend ſiebenhundert neun und ſiebenzig Pfund, zwölf Sols, ſechs Deniers. Heinrich begnügte ſich für den erſten Augenblick, nach den Titeln davon zu ſehen; und gab ſie dann la Varenne mit dem Befehl, ſie Ihm wieder zuzuſtellen, ſobald Er mit Beringhen im Bücherkabinet ſeyn würde. Ich gab Ihm auch noch ein Verzeichniß von allen Rechnungen, aus denen die Generalfinanzrechnung beſteht, oder die in derſelben angezeigt ſind. (2).

Da Heinrich zween Tage darauf nach Chantilly abging, mochte Er wohl auf dieſe lange Liſte von Rechnungen nicht ſehr geachtet haben, welche nach einiger Zeit einen kleinen Streit veranlaßte, da das Geſpräch bey einer Unterredung zwiſchen Ihm, dem Kanzler, Villeroy und mir, darauf fiel. Ich ſagte, auſſer den Rechnungen, welche ich meinen Sekretären zur Ausfertigung anvertrauen könne, indem ich ihnen nur den Inhalt davon angäbe, wären wohl noch über hundert, welche ich beym Anfang jeden Jahrs eigenhändig ſchreiben müße. Der König ſchien darüber verwundert, Villeroy ebenfalls: „Ich weiß wohl, Herr Feldzeug„meiſter — ſagte Sillery mit ſeiner gütigen Mine — „daß es viele ſind; aber hundert!... ich dächte nicht, „denn ich verſtehe doch auch etwas davon.“ — Das „haben Sie gut gemacht, Herr Kanzler — antwor„tete ich — daß Sie ſagten, etwas, Sie hätten aber „wohl beſſer gethan, gar nicht von Dingen zu reden, „die Sie doch nur durch mich wiſſen können.“ Um zu ſehen, wer von uns beyden Recht hätte, dürfte man nur

nur die Augen auf das Verzeichniß werfen, das ich dem König gegeben hatte; sie standen alle darauf, und zwar nur diese. Da ich eine Abschrift davon in dem Schriftensack hatte, den einer meiner Sekretäre mir nachtrug, so rief ich diesen herbey, da dann Se. Majestät daraus ersahen, daß ich nicht zu viel behauptet hatte. Sillery selbst las sie her, und zählte zusammen.

Von Chantilly aus schrieb mir der König am Mittwoch den 25. März, folgendes Billet: „Mein „Freund, ich werde nach Tisch wegreiten, um zu Lusar„che zu übernachten. Ich werde mich morgen bey Zeit „in Paris einfinden, und da ich darauf rechne, bey „Ihnen zu Mittag zu speisen, so bitte ich Sie, mir „ein Mittag Essen für zwölf Personen machen zu las„sen und Fische. Guten Tag, mein Freund.“ Er blieb nicht aus, und ich machte meine Anstalten so, daß die Mahlzeit nach Seinem Geschmack war. Nachdem das Tischzeug weggenommen worden war, ließ ich Karten und Würfel auftragen, und setzte selbst dazu noch einen guten Beutel auf, mit viertausend Pistolen für Se. Majestät, und einen andern mit gleicher Summe, um denen von Seiner Gesellschaft welches daraus zu leihen, die etwa keins bey sich hätten, weil sie vielleicht nicht gedacht hatten, daß gespielt werden würde. Diese Ceremonie mißfiel Heinrich eben nicht. Sie sind „ein Goldmann, Zeugmeister — sagte Er — kommen „Sie, umarmen Sie mich, denn ich liebe Sie wie „Sie es verdienen. Ich fühle mich sowohl hier, setz„te Er nachher noch hinzu, daß ich auch noch da zu „Nacht speisen und schlafen will. Ich habe meine „Ursachen heute nicht ins Louvre zu gehen, die ich Ih„nen noch nach dem Spiel sagen will. Indessen lassen „Sie drey Carossen für mich rüsten, damit ich spazie„ren fahren kann, wenn ich ein wenig mit Ihnen ge-

„ſprochen haben werde, und daß niemand herkomme,
„ſo lang ich da bin, auſſer wen ich verlangen werde,
„und daß ich auch bey meiner Zurückkunſt niemand
„finde.“ Da der Tag ſo zur Zufriedenheit des Königs hingebracht war, gefiel es Ihm, auch noch am folgenden Tag bey mir Mittagstafel zu halten. Er brachte einen guten Theil des Vormittags mit mir eingeſchloſſen in meinem Kabinet zu; wir unterredeten uns von verſchiedenen Dingen, welche geheim gehalten werden mußten. Er las mit Vergnügen die Etats, die ich Ihm gegeben hatte, und ſagte beym Herausgehen ganz laut zu mir: „Sie haben mir Memoiren gegeben, welche
„mir viel Vergnügen gemacht haben; es ſind aber noch
„verſchiedene Beſonderheiten, die Sie mir ſchriftlich
„erläutern müſſen, denn ich würde mich deſſen nicht
„wieder erinnern, was Sie mir dabey geſagt haben.“

Da ſich alles um Ihn her verſammelt hatte, ſprach Er öffentlich davon, daß Er künftig in jedem Monat zween oder drey Tage auf dieſe Art im Zeughaus zubringen würde. Er befahl mir, einen Saal, ein Zimmer, eine Garderobe und ein Kabinet für Ihn zurecht machen zu laſſen, ohne jedoch von meinem Gelaß etwas dazu zu nehmen. Er würde ſich dann, ſagte Er zu mir, dabey weder Seiner Leute bedienen, noch ſich etwas aus Seiner Küche bringen laſſen, ſondern ich ſollte Ihn jedesmal traktiren wie dießmal; Er ſetzte verbindlich hinzu, in jeder Rückſicht glaube Er nirgends beſſer aufgehoben zu ſeyn als bey mir, und da es nicht billig wäre, daß dieß Zutrauen mir einen ſtärkern Aufwand verurſachte, ſo ſollte dieſer von einem Gnadengeſchenk von jährlichen ſechstauſend Thalern beſtritten werden, das Er mir bloß dazu bewillige, wie Er auch noch über Tafel wiederholte.

Unter mancherley Reden fiel das Geſpräch unter den zwölf bis funfzehn Perſonen, die bey Tafel ſeyn mochten, auch auf die groſſen Männer, deren die Geſchichte gedenkt, und Heinrich fragte mich, welchem von ihnen ich wünſchte, daß Er gleichen möchte? Das war denn freylich eine von den Fragen, auf die es eben nicht leicht iſt, ſo kurz weg zu antworten, um ſo weniger, da Heinrich noch dazu ſetzte, ich ſollte nicht nur auf das Benehmen und perſönliche Verdienſt, ſondern auch zugleich überhaupt auf alles Rückſicht nehmen, was der gerechte Vorwurf der Wünſche eines Mannes ſeyn kann, wie z. B. die Eigenſchaften des Körpers, Geſundheit, und der Zuſammenfluß von Umſtänden, welcher macht, daß man einen Menſchen glücklich nennt. Die Frage ließ ſich alſo nicht beantworten, ohne geprüft und verglichen zu haben. — Eigentlich und aufrichtig, war mirs eben nicht unangenehm, daß ſich die Gelegenheit darbot, die meiſten der Anweſenden über ihre Unwiſſenheit in Dingen zu beſchämen, von denen wohl jeder Mann von Erziehung wenigſtens einigen Anſtrich haben ſollte. Der König begrif meine Abſicht ſchon gleich aus der Wendung des Kompliments, womit ich Seine Frage erſt beantwortete. „Wie ich merke, — ſagte Er — werden Sie wohl „nicht ſehr einſilbig darüber ſeyn; ich will Sie aber bis „zu Ende hören, das wird mir wohl ſoviel Vergnügen „und noch weit mehr Nutzen gewähren, als wenn ich „dem Mailſpiel zugeſehen hätte, wohin ich gehen wollte, „bis bey Ihnen aufgetragen wäre.“

Ich fing daher an, eine Schilderung von allen berühmten Männern des Alterthums zu entwerfen, wobey ich diejenige unter unſern Königen nicht vergaß, denen man dieſen Namen geben kann; als da ſind Clodwig, Karl der Groſſe, Hugo Capet, Philipp Auguſt, Ludwig der Heilige, Karl V. Karl VII. und Ludwig

wig XII. Daß einer ein Feind von Frankreich gewesen war, schien mir nicht hinlänglich, um Männer auszuschließen, wie Eduard III. und Kaiser Karl V.; ich nannte keinen ohne wenigstens einige Züge von ihren guten und bösen Eingenschaften, und den glücklichen und unglücklichen Begebenheiten ihrer Regierung zu skizziren; „Nun Sire — fuhr ich dann nach dieser Aufzählung fort, die mich ziemlich lang hatte nach einander weg reden lassen — nun kömmt es „einzig auf Sie an, zu wählen, welchem von diesen „großen Königen Sie, alles wohl erwogen, gleichen „wollen, und zuzusehen, ob Sie nicht dabey verlieren „würden, da Sie sie sicher in vielen Stücken schon über„troffen haben." — Um darüber gehörig zu entschei„den — sagten Seine Majestät, — müßte man bes„ser und aufmerksamer alles in Ueberlegung ziehen, „was Sie von jedem Gutes und Schlimmes gesagt ha„ben; allein da die Tafel servirt ist (man hatte so eben gemeldet, daß es Zeit sey, sich zur Tafel zu verfügen) „so haben wir dazu itzt keine Zeit, wollen es also auf „ein andermal verschieben; ich bitte Sie, es zu Papier „bringen zu lassen, und dann will ich Ihnen meine Ge„danken davon sagen, so wie auch von Ihren letzten „Worten, die Sie doch wohl nur hinzugesetzt haben, „um mich Ihre Schüsseln noch besser finden zu las„sen."

Einige von der Gesellschaft wollten sich während der Tafel mit ihrer Belesenheit breit machen, indem sie nach allerley Brocken von der gedachten Materie an den Mann zu bringen suchten; sie warfen aber bey jedem Wort, Namen und Sachen so bunt und possierlich durcheinander, daß es weiter zu nichts diente, als den König lachen zu machen, und mir von Ihm ein Kompliment über mein Gedächtniß zu erwerben. (3) Ich ließ

ließ Ihn bis nach der Tafel bey Seiner guten Meinung, da ich ihm dann allein gestand, daß es eigentlich die glückliche Wirkung eines Zufalls wäre. Ich war nämlich vor nicht ganz drey Tagen über einen Auszug aus Lebensbeschreibungen berühmter Männer gerathen, den ich schon vorlängst einmal gemacht hatte, als ich mich mit der Geschichte beschäftigte, und erst heute noch war es der Gegenstand einer Unterhaltung mit einigen Freunden gewesen, welche mir alle Ideen davon wieder frisch ins Gedächtniß gebracht hatten. — Karten, Würfel und Pistolen folgten auf diesen gelehrten Auftritt. Während dessen ging ich in den untern Saal, wo ich den König der Langweile der Audienzen überhob, welcher angenehmere Augenblicke oben zubrachte, indem Er diesen Nachmittag dritthalbtausend Pistolen gewann. Er ging aber auch sehr aufgeräumt weg, um wie gestern in den Wagen, die ich dazu bereit halten ließ, spazieren zu fahren, und dann wieder ins Louvre zurück zu kehren.

Fünf oder sechs Tage, nachdem ich die Ehre gehabt hatte den König zu bewirthen und zu beherbergen, gab man Ihm von Gerüchten Nachricht, die sich in den Provinzen von Dingen verbreitet hatten, die Er nur unter uns zu seyn glaubte, weil Er in der That sehr geheimnißvoll davon mit mir gesprochen hatte. Er hatte mich einige Tage im Verdacht der Unverschwiegenheit, ohne daß ich etwas davon merkte, wiewohl Er mich einigemal gefragt hatte, was ich denn für so gar sehr intime Freunde in Berry und Bourbonnois hätte? Endlich rief Er mich eines Tags, und sagte zu mir: „Kommen Sie her, Zeugmeister; wollen „Sie mir wohl genau die Wahrheit von dem sagen, „was ich Sie fragen will?" Ich versprach es Ihm, mit dem einzigen Vorbehalt auf den Fall, daß wenn

es etwas beträfe, was Sr. Majeſtät mißfällig ſeyn könnte, ich mirs erſt durchaus befehlen, und zugleich verſprechen laſſen dürfte, daß Sie ſich nicht darüber ärgern wollten. „Was ich Sie zu fragen habe — antwortete Er dann, iſt nicht von dieſer Art," und darauf ſagte Er mir dann alles, was er auf dem Herzen hatte. Nachdem ich mich durch Eide, von denen er wußte, daß ich ſie nie ohne Wahrheit im Mund führe, gerechtfertigt hatte, folgte bey Ihm Erſtaunen auf Verdruß, was ich nicht minder mitempfand.

Es vergingen nicht drey Tage, ſo ſah ich hell in dieſem Räthſel. Ein eigenhändiger Brief vom Pater Cotton an den Pater Ignaz, Jeſuiten zu Moulins, den ich mit einem Päckchen von Bourges am dritten Tag erhielt, verſchaffte mir volles Licht. Mit dieſem Brief verſehen, der mir wahre Freude machte, ging ich zum König, der mit der Königin ins Louvre zurück kam, nachdem Er ihr bis Anet entgegengefahren war. Nach einigen Reden über Anet und Chantilly ſagte ich zu Ihm: „Sire, Sie verlangten vorgeſtern einen Eid „von mir, daß ich Ihnen die Wahrheit ſagen wollte. „Werden Sie es nicht übel nehmen, wenn ich mich unterſtehe Sie nun auch zu bitten, daß Sie mir ſagen „möchten: ob Sie nie mit ſonſt jemand auſſer mir von „dem geſprochen haben, deſſen Entdeckung Sie nun „mir Schuld gaben? Wenn dieß nicht iſt, ſo müſſen „unter den Leuten, die ſich Ihnen nähern dürfen, welche ſeyn, die einen Spiritus Familiaris haben, und „die Gedanken zu errathen wiſſen." Er gab mir einen ſanften Backenſtreich und umarmte mich dann, indem Er ſagte: „ich wünſche zu ſehr, daß Sie immer „offenherzig gegen mich ſeyn möchten, als daß ich Ihnen zuerſt das Beyſpiel von einer Lüge geben ſollte. „Ich will Ihnen alſo nur geſtehen, daß ich auch noch

mit

„mit dem Pater Cotton und mit Beringhen davon gespro-
„chen habe; für diesen wollte ich wohl stehen, daß er
„kein Wort wieder gesagt hat; .... Auch ist's nicht
„er, sagte ich, sondern der Jesuite; — dieser Brief
„hier wird es Ihnen beweisen! Ich gab ihn Ihm;
„Er las ihn durch, und hier will ich ihn wörtlich
„hersetzen."

Mein Ehrwürdiger Pater!

„Pax Christi! Nie habe ich so selten schreiben können
„und dabey doch so oft wünschen sehen, daß ich es thun
„möchte. Ew Ehrwürden werden die Güte haben,
„die Schuld davon auf meine Geschäfte, besonders
„itziger Zeit, zu schreiben. Herr de Citeaux wird sich
„mit einer Abtei nahe an der seinigen begnügen, wel-
„che einem schon 70 jährigen Kanonikus von St. Cha-
„pelle gehört, und vermittelst dieser Abtei wird er uns
„durch das General-Kapitel, das ungefehr um Pfing-
„sten gehalten wird, das zu verschaffen wissen, was
„wir von Bellebranche verlangen. Es sind Unruhen
„in Orleans, wegen des Kollegiums, durch die Rän-
„ke der Angemaßten; allein Gott wird den Sieg be-
„halten. Der König hat an die Maires und Eche-
„vins an Hern von Orleans, den Herrn Generalstatt-
„halter, Herrn Prevot, seinen Amts-Procurator,
„und an Herrn de la Chatre geschrieben. Meine Brie-
„fe gebe ich dem Herrn d'Escures mit, der morgen
„abgeht, und für alles zu sorgen verspricht. Der
„König hat auch noch dreyßigtausend Livres für la Fle-
„che bewilligt, auf die Nachricht, die ich Ew. Ehr-
„würden mittheilte. Sr. Majestät gehen morgen nach
„Chantilly ab, und die Königin vier Tage darauf
„nach Chartres, sie wird dann zu Anet wieder zu Ihm
„kommen, dann hieher und nach Fontainbleau. Die
„bewußte Liebe dauert noch immer fort, dessen unge-

„achtet nach Oſtern die Vermälungen des Herrn „Prinzen und des Herrn von Vendome vor ſich gehen „werden. Mit dem Mann im Arſenal iſt alles wieder „gut Freund, was man auch dagegen verſuchen moch„te. Der Erſtgebohrne des Herrn von Crequy wird „die kleine Verneuil bekommen, und das erſte Vorha„ben wird auch durchgeſetzt werden, die Verbindung „des Herrn Marquis von Rosny mit dem älteſten „Fräulein deſſelben Herrn von Crequy, indem der Va„ter nichts von einer Veränderung hören wollte. Herr „des Yvetaux wird geſchult. Der SieurCollin will „gern, bis in die Mitte des Auguſts im Kollegium du „Mont bleiben, Herr von Savari will es ihm nur „bis Oſtern geſtatten. Man betreibt das Duellman„dat ſehr; die Prediger thun wohl ihre Schuldigkeit „dabey, allein der Pater Gonteri macht den König „oft ungehalten, wiewohl ich die Folgen davon abzu„wenden ſuche. Er ſagt: ſeine Predigten ſeien aufrüh„riſch, und er werde eines Tags ein Schisma in unſ„rer Religion oder in der Kirche bewirken. Herr „Bremont hat ſich zu der Geſellſchaft entſchloſſen; „Ew. Ehrwürden werden ſein löbliches Verlangen „aus der Beylage erſehen, nebſt einer von dem ehr„würdigen Pater de la Tour, die ich auf meinem „Tiſch gefunden habe, ohne zu wiſſen wie? — Herr „von Bourges hat mir heute geſagt, daß der Pater „Sallian ſich gut anſchicke, und daß man nichts bey „dem Tauſch verloren habe. Man wollte verſichern, „daß der Pater Chanter changirt habe; dieß wäre „denn, was man oft befürchtet hat. Mit dem Herrn „Graven von Soiſſons ſtehe ich wieder ſo gut, und „noch beſſer als je, aber ich habe ſeit dem Jenner we„der Fleiſch noch Geld berührt. Die Königinn nimmt „mich mit nach Chartres, und vertraut auf mich in „dem Bewußten mehr als gewöhnlich. Herr von la

„Varenne ſagt: er wolle ſich gern für Ihren Herrn „Bruder verwenden; dieſer Weg ſey aber nicht gut, „indem man nicht Miethpferde einführen könne zum „Nachtheil der Vorſpann und der Poſten. Zu allem, „was er ſonſt thun könnte, iſt er erbötig. Der Ehrw. „Pater Raimond iſt hier geweſen, und hat vierhun„dert und einige Livres Allmoſen mitgebracht ohne den „Theil der Baumaterialien von Talan, welche ihm „Herr le Grand verſprochen hat. Unſer Bruder Pa„ran iſt gegenwärtig vom Amt los, denn ich habe Ant„wort von Rom, wie die Union von unſerm Heiligen „Vater angenommen worden iſt, auch bewilligten Sr. „Heiligkeit die unentgeltliche Ausfertigung, in Rück„ſicht Meiner, als wie über etwas aus höchſteigner „Bewegung ertheiltes.“

„Ich habe die Reviſion und den Druck meines „Buchs bis auf den Sommer verſchoben, oder nach „dem Herbſt. Der neunjährige Waffenſtillſtand in „Flandern iſt beynahe ganz gewiß. Zehn von unſern „Vätern ſind auf dem Wege von den Baleariſchen „Inſeln durch einen holländiſchen zu Marſeille ver„heiratheten Korſar Simon Danſa gefangen genom„men worden. — Der König verwendet ſich für ih„re Befreiung, und unerachtet einiger Verdrüßlich„keiten unterläßt Er doch nicht, die Geſellſchaft zu „ſchätzen und zu lieben. Quod ſupereſt bin ich geiſt„lichen Beyſtandes höchlich benöthigt, oraque pro „paupere welcher iſt

Ew. Ehrwürden

Paris am 15
März 1609.

unterthänigſter und zuge-
thanſter Diener
Peter Cotton.

„N.

„N. S. „Die Frau Marquiſin von Mesnelay will „troz alles Einredens Kapuzinerin werden. Herr „Avias, Rektor der Haupt-Schule, liegt an den „Flecken tödlich, wovon er im Hoſpital wo er pre„digte und ſervirte, angeſteckt wurde. Es iſt ein „guter Prediger und guter Freund, der zu Gott „heimgeht."

Heinrich las den Brief zweymal nach einander ganz durch, und wiewol Er mir die Hälfte von dem verbarg, was in ihm vorging, las ich doch auf Seinem Geſicht leicht Seine Unzufriedenheit. „Das „geſteh ich, ſagte Er — daß mehr gutes Benehmen, „Klugheit und Treue in Ihnen und Wahrhaftigkeit in „ihren Worten ſteckt, ſo ſehr Sie auch nichts als ein gott„loſer Hugenotte ſind, als in vielen Katholiken, ſogar „Geiſtlichen, welche völlig die Andächtigen und Ge„wiſſenhaften machen." Er verließ mich um mit dem Herrn Grafen von Soiſſons zu ſprechen, den Er herankommen ſah, und ich glaube, daß Er ihm alles erzählte, und ihm ſelbſt den Brief zeigte, worinn dieſer Prinz ebenfalls das ſeinige abbekommen hatte, wie die andern. Es war mir ſehr lieb, daß ich eine Abſchrift davon behalten hatte, denn Sr. Majeſtät wollten mir die Urſchrift nie wieder geben.

Der Pater Cotton erfuhr den Unfall, der ſeinem Brief begegnet war, und es kränkte ihn äuſſerſt. 4) Er tröſtete ſich ein wenig, als man ihm ſagte, daß ich auſſer dem König ſonſt niemand etwas vom Inhalt gewieſen oder geſagt hätte. Er glaubte mir eine Dankſagung dafür ſchuldig zu ſeyn, und fühlte auch, daß ein Wort zur Entſchuldigung dabey nicht überflüſſig ſeyn dürfte. Der Brief, den ich von ihm bey ſeiner Zurückkunft von einer Reiſe in die Provinz erhielt, iſt in dieſer doppelten Abſicht geſchrieben. — Er ſchrieb

ihn

ihn von Fontainebleau, wo der Hof damals war, an mich nach Paris. — Er nimmt darinn Gelegenheit, meine gute Denkungsart und Sanftmuth darüber zu loben, daß alles was man angewendet hätte, mich gegen ihn einzunehmen, nicht fähig gewesen sey, wie er sagte, meine erste Gewogenheit gegen ihn zu verändern. Er erkennt, daß ein Mann von etwas übler Laune, den gedachten Brief hätte zu einem Vorwand seiner Rache nehmen können. Er sagt nicht: mit Recht; weil, wie er meint, die Ausdrücke, deren er sich von mir bediene, nicht so ernstlich seyen, daß sie einen Mann von Ehre verdrüssen müßten. Auch war dieß mein Fall nicht; ich habe geglaubt, der Pater Cotton müsse besser als jemand den Sinn seiner Briefe verstehen, und wenn er sich wirklich in Ansehung des Manns im Arsenal schuldig fühlte, würde er nicht die Dreistigkeit gehabt haben, die man selbst in diesem Brief von ihm fand, jenen zu bitten: Er möchte des Kirchenbaues für die Jesuiten und der Lehrsäle für sie in Poitiers eingedenk seyn, und zu dem Ende die Rechnungen ausfertigen, worinn dergleichen Ausgaben begriffen sind. Neues Lob hiebey für mich wegen meiner christlichen Liebe, und darauf ein feuriges Gebet zu Gott, er möchte sein Werk vollführen, und mir vollends die Gesinnungen der guten Religion eingeben. 5).

Einige Zeit darauf bemerkte ich deutlich, daß dem König etwas andres noch weit verdrüßlichers vorgefallen seyn müsse. Alles was Er that um sich zu zerstreuen, zeigte es nur immer deutlicher, und vermehrte vielleicht Seinen Kummer. Ganze acht Tage brachte Er ausser Paris zu, und trug Seinen Trübsinn in den Oertern mit sich umher, wo man Ihn sonst nie sah, zu Livry und in einem andern Landhaus, das

das zu Montbazon gehörte. Bey seiner Zurückkunft waren alle Tage für Ihn Jagd-Tage, ohne Zweifel in der Absicht, damit Er sich desto länger und öfter allein befinden könnte. Da aber dieß alles nicht anschlagen wollte, kam Er endlich ins Zeughaus, um bey mir Sein Herz zu erleichtern. Er ging gerade auf mein Kabinet zu, ohne zuzugeben, daß man mir erst Nachricht davon gäbe, und pochte selbst an. Ich ging hin um aufzumachen, indem ich mich nichts weniger als eines solchen Besuchs versah und nur einen Schlafrock und die ganze Nachtkleidung anhatte. Er sagte zu mir: Bonjour! fragte mich, was ich machte? ließ jedermann sich entfernen, ging dann wieder mit mir hinein, und schloß die Thüre ab, während ich meiner Seits nichts that, als daß ich auf die Lebhaftigkeit aller dieser Bewegungen äusserst aufmerksam war, indem er sich niedersetzte, wieder aufstand, umher ging und mit sehr viel Feuer beynahe zwo Stunden lang, die wir bey einander zubrachten, sprach. Man soll die Ursache dieser heftigen Bewegung erfahren, denn ich habe unsre Unterredung nicht geheim zu halten, welche auch aussen sehr leicht verstanden wurde. Er hatte gedacht, daß jedermann aus dem kleinen Saal in dem großen und in die Höfe und Gärten hinaus gegangen sey. Es waren aber noch welche aus Neugierde an der Thüre des Cabinets geblieben, denn die Melancholie dieses Herrn war jedermann in die Augen gefallen. Diese nun konnten von Wort zu Wort beynahe alles verstehen, was wir sprachen.

Anfangs betraf es nur unbedeutende Neuigkeiten von dem Kaiser Leopold *) einigen teutschen Fürsten, den Erz-

*) Lies: Rudolph II. Wahrscheinlich ein Fehler des französischen Ueberarbeiters und so eines der vielen Beyspiele, wie wenig man es jenseits des Rheins mit — dem ganzen großen „Norden" genau nehme.

Erzherzogen und dem Praſidenten Richardot. Dann aber geſtand Er mir endlich: etwas anders liege Ihm ſchwer auf dem Herzen; und fing darüber eine Rede an, welche ſehr lang währte, und wobey ich beynahe durchgängig nur den Zuhörer machte. Da ich wie jedermann, glauben konnte, die neuen Verdrüßlichkeiten Heinrichs mit der Königinn Seiner Gemahlin kämen einzig von der Leidenſchaft her, welche Er, wie man laut ſagte, für Fräulein von Montmorency, ſeit einigen Tagen Prinzeſſin Conde', hatte, ſo handelte Er zuerſt von dieſem Artikel, der mir jederzeit unendlich ſchmerzhaft geweſen war.

Als ich dieſe Neigung Heinrichs entſtehen ſah, ſo ſah ich ſogleich wegen des Stands und Hauſes dieſes Fräuleins weit größere Uebel davon voraus, als von allen andern. Ich that deßwegen mein möglichſtes, ihr Wachsthum zu hemmen. Es war vergebliche Mühe und doch verdoppelte ich ſie, als mir der König Sein Vorhaben entdeckte, ſie an den Herrn Prinzen zu vermälen. Ich erwarte von Heinrich bey dieſer Gelegenheit nicht die edle Entſchloſſenheit, deren ſich manche Liebhaber fähig gezeigt haben, ſich dadurch das Geſetz aufzulegen, der geliebten Perſon zu entſagen. Ich fürchtete vielmehr ganz das Gegentheil; und da dieſe Ausſicht mir nichts als Erbitterung und Wut auf Seiten des beleidigten Prinzen, der Aeltern und Prinzeſſin und der Königin zum voraus zeigten, ſo verſuchte ich durch das wärmſte Bitten und durch unbeſchreibliche Bemühungen Ihn von dieſem Entſchluß abzubringen. Ich bat, ich machte Vorſtellungen, ich warf mich Ihm zu Füſſen, ich war nicht nur zudringlich, ich ermüdete, ich verfolgte Ihn. Und doch ging die unglückſchwangere Verbindung vor ſich (6).

An dieß alles erinnerte mich nun der König selbst wieder, damit ich Ihm zugeben möchte, daß, wenn ich mich auch nicht in meiner Weissagung von den Wirkungen der Liebe und Eifersucht geirrt habe, ich doch nicht alles vorausgesehen hätte, was die Bosheit Seiner Feinde noch dazu zu machen wissen würden. Dieser Herr, in dessen Charakter es lag die Wahrheit zu respektiren, selbst wenn sie auch mehr Schuld auf Ihn häufte, getraute sich nicht, die Falschheit des öffentlichen Urtheils und Gerüchts zu behaupten. Er würde sich auch ohnehin durch die ganz leidenschaftliche Art verrathen haben, womit Er von dem Geist, der Geburt und allen Vollkommenheiten des Fräuleins von Montmorency sprach. Allein war Er denn solchen elenden Italienern, wie Concini, Vinti, Guidi, Giovannini, wegen Seines Benehmens verantwortlich? War es nicht vielmehr von allen diesen Ausländern eine sehr strafbare Frechheit über alle Seine Schritte Aufsehen zu erwecken, das sie an sich nicht hatten. Es war bloß, um sich dadurch ein Recht zu verschaffen die Königin zu gewaltsamen Entschlüssen zu verleiten, welche ihren eignen verderblichen Anschlägen zum Deckmantel dienen konnten. Diese Anschläge, von denen man Heimlich von allen Seiten Nachricht gab, waren es, was Ihn so sehr umhertrieb, daß Er nicht einen Augenblick Ruhe davor hatte. Er hatte mir schon etwas davon geschrieben, als Seine Gedanken davon nur noch bloßer Argwohn waren. Die Sache hatte sich aber jetzt in Gewißheit verwandelt, durch Briefe, welche la Varenne und Zamet Ihm mitgetheilt hatten, durch die Aussagen des jungen Zamet nach seiner Zurückkunft aus Italien und Spanien, und endlich noch durch alles, was Ihm Vaucelas, Sein Gesandter zu Madrit, gemeldet hatte. Man wird zugeben, daß mein Stiefbruder bey dieser Gelegenheit kein verdächtiger Zeuge war.

Als er nach Spanien abging, hatte er Instruktionen (7) erhalten, welche mehr Abneigung als Vorsatz, sich dem Haus Oestreich zu nähern, bezeichneten. Er war aber nun Zeuge von all den Bewegungen, welche die Agenten der Königin auf eine so unbefangene und öffentliche Art zu Madrit machten, daß er sich nicht vorstellen konnte, der König habe davon keine Wissenschaft, und sie handeln nicht auf Seine Befehle. Dies befremdete ihn anfangs, und verdroß ihn nachher äußerst, weil er dachte, nachdem der französische Staatsrath nun ein ganz anderes System angenommen habe, entziehe ihm der König das ganze bisherige Vertrauen, und wolle ihm nichts als den leeren Titel eines Gesandten lassen, während Er einem andern das Wesentliche Seiner Geschäfte und Seines Geheimnisses vertraue. In derselben Idee setzte er voraus, wenn der König äusserlich nichts in Seiner gewöhnlichen Art gegen ihn sich zu benehmen, verändert zu haben scheine, so geschehe dies aus Schonung meiner, und um mir nicht den Verdruß zu verursachen, daß ich sehen müßte, man setze meinen Stiefbruder zurück, welcher nicht ermangelt haben würde, sich darüber bey mir zu beklagen, wenn ihn der König nicht in der Meinung vom Gegentheil erhielte.

Voll von allen diesen Gedanken, die er für ganz gegründet hielt, entschloß sich Vaucelas nur mit zwey Worten la Varenne und durch ihn dem König vorzubringen: er fürchte mit Grund, die Gnade Sr. Majestät verlohren zu haben. In einem längern Brief schüttete er sein Herz gegen seinen Schwiegervater aus, wobey er ihn bat, sich zu erkundigen, was ihm diese Ungnade zugezogen habe, und sich bey Sr. Majestät mit allem möglichen Respekt darüber zu beklagen, daß Sie Ihrem Gesandten das Unrecht und gewissermaßen

die Beleidigung zufügten, ihm den Geschäftsträger eines fremden Fürsten zu Seinen Botschaften vorzuziehen. Er meinte damit den Gesandten des Herzogs von Florenz, der überdieß alles zu Madrit ohne Wissen oder mit Willen des spanischen Staatsraths mit so viel Autorität verhandelte, daß man sich nicht wundern kann, wenn Vaucelas dadurch getäuscht wurde. Dieser bat Se. Majestät noch, ebenfalls durch den Mund seines Schwiegervaters, ihm das vorige Vertrauen wieder zu schenken, mit der Versicherung, daß weder Freundschaft noch Verwandschaft ihn je gegen mich das Geheimniß und die Absichten des Königs seinen Herrn zu verrathen vermögen würden, das ich ihn selbst als die heiligste Sache betrachten gelehrt hätte.

Der König begriff durch diesen Brief besser als auf irgend eine andere Art die Wahrheit von diesem allem und war äußerst betreten darüber. In der That, wer konnte sich auch denken, daß eine ganze Hälfte vom Hof und Staatsrath sich erdreisten sollte, solche Maschienen ganz öffentlich gegen die Absichten des Königs spielen zu lassen, über welche er sich selbst deutlich erklärt hatte und daß seine Feinde ihm beim Publicum alle ihre Gesinnungen unterschieben sollten ohne seine Ahndung oder die Schande zu fürchten, welche in jedem andern Fall einem solchen Benehmen auf dem Fuß nachfolgt? Wirklich ein ziemlich sonderbarer politischer Vorfall, sehr verschieden von allen andern. Man formirt da eine Partei durch alle Mittel, welche sie gewöhnlich zerstören; man gibt sich die Miene, als hätte man alles Erforderliche und Geheimhaltung ist durchaus das, was man am wenigsten sucht; was jedoch nur von dem äußerlichen und dem Schein der Sache, nicht von den Absichten und den Mitteln zu verstehen ist. Denn nachdem der König Vaucelas auf eine Art geantwortet hatte,

welche

welche ganz fähig war ihn zu beruhigen, so konnte dieser doch bey allem seinem Bestreben weder den Grund dieses Geheimnisses, noch eine Menge von Besonderheiten entdecken, um die es ihm zu thun war. Er erfuhr bloß, daß es hauptsächlich im Werk sey, alle Entwürfe seiner Majestät gegen das Haus Oesterreich dadurch zu vereiteln, daß man Ihn gutwillig oder mit Gewalt mit Spanien vereinigte; daß der Florentinische Gesandte über all dieß im Briefwechsel mit gewissen Personen vom Hof der Königin stehe, welche er nannte und mit einigen andern noch Vornehmern, welche er aus Respekt nicht zu nennen wagte. Alles übrige aber blieb für ihn undurchdringliches Geheimniß.

Ich hatte einen Theil dieser sonderbaren Umstände bisher nicht gewußt, welche Heinrich mir nun erzählte. Er setzte hinzu: Er könne ganz nicht zweifeln, daß diese Namen deren Nennung Seinem Gesandten so schwer falle die der Königin und Villeroy's seyen, indem alle Reden, welche sie gegen ihn führen, einzig dahin abzweckten und die letzten Nachrichten, welche er von dem Project einer doppelten Heirath erhalten hätte, nur sie zu Urhebern haben könnten, da diejenigen, welche daran arbeiteten, bey dem Spanischen Staatsrath so weit gingen, wie man sagte, zu versichern: sie hätten Mittel des Königs Einwilligung zu bewürken, selbst bei der Clausel, daß Spanien indem es die Infantin dem Dauphin gäbe, sich alle Rechte vorbehalte, welche ihm diese Vermählung, vielleicht in der Folge, verschaffen könnte. (8) Dies war's, was Heinrich befremdete und selbst bestürzt machte. Er hätte in so starken und bestimmten Versicherungen noch einen Sinn finden können, wenn seine Entwürfe gegen das Haus Oesterreich noch nicht weiter vorgerückt gewesen wären, als drey bis vier Jahre zuvor. Allein,

daß man eine ſolche Sprache an einem Hof führte, wo es nicht unbekannt ſeyn konnte, daß Er in Anſehung alles deſſen einen Entſchluß gefaßt hatte, von dem in ſeinem Leben Ihn nichts wieder abzubringen vermöchte, — dies machte, daß ſelbſt wider ſeinen Willen die fürchterlichſten Gedanken in ihm aufſtiegen.

In der That war es Jedermann vollkommen bekannt, daß er daran arbeite, ſich mit dem Herzog von Savoien zu verbinden, ſo wie auch den Dauphin mit der Erbprinzeſſin von Lothringen zu vermählen, um einſt dieſen Staat mit Frankreich zu vereinigen; daß er zum Theil in der Abſicht, um dieß durchzuſetzen, ſich diejenige deutſchen Fürſten durch ſeine Wohlthaten verbindlich zu machen ſuche, welche ihm bey dieſer Unternehmung gegen die behülflich ſeyn konnten, welche ihr etwa Hinderniſſe in den Weg legen möchten. Man wußte überdieß, daß er im Sinn hatte ſeinen zweyten Prinzen mit Fräulein von Montpenſier (9) zu vermählen, (ſie waren bereits verlobt,) ſeine zwote Prinzeſſin dem Prinzen von Wallis zugeben, demjenigen von allen europäiſchen Prinzen, von dem er ſich auf meinen Bericht am meiſten verſprach; endlich die Vermählung ſeines dritten Prinzen mit der Prinzeſſin von Mantua Enkelin von Savoien, zu bewerkſtelligen, um ſich einen Grund oder wenigſtens Vorwand zu verſchaffen, ſich in die Italiäniſche Angelegenheiten zu miſchen. Man wird wohl zugeben, daß der König durch den Beſi von Mantua und Montferrat nebſt freyem Zugang i dieſe zween kleine Staaten auf dieſe Art verſicher des Herzogs von Savoien, welcher ſeiner Seits B ſitzer von Meiland geworden wäre, und der Ven ner, unſerer unzertrennlichen Bundesgenoſſen, gewi durch nichts verhindert werden konnte, ganz Itali Geſetze zu geben, ohne daß es ihm, wie er ſagt

die Ungerechtigkeit koſtete, fremdes Gut an ſich zu reiſſen.

Heinrich fand ſo viel Vergnügen daran, alle ſeine politiſchen Entwürfe nacheinander herzuerzählen, daß er darüber ganz vergaß, mit einem Mann zu ſprechen, dem ſie alle ſo gut bekannt waren, als ihm ſelbſt. Er kam aber bald wieder auf die ſpaniſche Kabale zurück und auf ſeinen eigenen Schrecken darüber, daß er ſie ſich ſo benehmen ſah, als wenn ſie ganz ſicher wäre, er habe nur noch ganz kurze Zeit zu leben. Was auch der Grund dieſer Vorausſetzung ſeyn mochte, ſo wurde ſie ihm noch auffallender, als er dabey noch erwog, daß man von allen Seiten tauſend Prophezeihungen im Publikum verbreitete, welche ſeinen Tod in das 58ſte Jahr ſeines Alters ſetzten, eine Vorherſagung, welche man für eine göttliche Eingebung ausgab, weil ſie ſehr ſtark von einer gewiſſen damals ſehr verehrten Nonne behauptet wurde. Paſithea, dieß iſt der Name dieſer Andächtigen, war eine Zeitlang in Frankreich geweſen, und hatte ſeit ihrer Abreiſe einen Briefwechſel mit der Königin unterhalten. Sie war es, deren man ſich bediente, um der Königin in den Kopf zu ſetzen, daß ſie ſich zu Paris mit aller Pracht und allen denen Ceremonien krönen ließ, welche dazu dienen könnten, ihr die Autorität zu erhalten, deren ſie, wie man ſagte, nach dem nahen Tod des Königs, benöthigt ſeyn würde. Man ſprach ſelbſt ganz laut, daß man dieſe Schwärmerin wieder zurückkommen laſſen wolle.

Dieſes Vorhaben, alle dieſe Reden und dieſe Vorherſagungen kamen Heinrich beynahe gar nicht mehr aus dem Sinn, und erfüllten ihn mit Bitterkeit. „Ich „habe keine Neigung dazu, ſagte er zu mir; indem er

von der Krönung sprach, — ich glaube seine eigne gewiß merkwürdige Worte hersetzen zu müssen, — „so wenig als zuzugeben, daß diese Pastrha noch „Frankreich zurückkomme. Mein Herz weissagt mir, „daß mir bey dieser Crönung ein Unglück oder ein aus„gezeichnetes Mißvergnügen bevorstehe. Wenn mei„ne Gemahlin darauf beharrt, wie man mir denn ge„sagt hat, daß Concini und seine Frau ihr ohnaufs„hörlich dazu rathen, und durchaus diese Nonne kom„men zu lassen betreiben, so werden wir, meine Frau „und Ich, ohne Zweifel über diese zwey Sachen hart „an einander kommen. Besonders aber dürfte das, „was ich Ihnen von ihren Entwürfen in Spanien ge„sagt habe mich aufbringen und ganz wild machen, wenn „ich mehr davon entdecken kann.“ — Ich weiß nicht, ob dieser Herr, die Königin, seine Gemahlin, hinlänglich kannte, gestehe aber, daß mir die Betrachtung auffallend war, die er mich in der Folge machen ließ, daß nemlich diese Dame bloß darum so viel Lärm mit ihm wegen Fräulein von Montmorency und aller seiner andern Liebschaften anfange, weil ihre unwürdigen Rathgeber sie beredeten, sie müsse einen Vorwand haben, mit dem König gespannt zu seyn oder wenigstens zu scheinen; daß man das Publicum in Ermanglung eines Bessern, nun damit abfertige; und daß also jedermann und ich selbst vor allen, das der Eifersucht zuschreibe, was im Grunde die Wirkung einer äußerst raffinirten Bosheit sey. Ich entdecke hier sehr gehässige Dinge, wenn es wahr ist, daß die Rathgeber der Königin sich dieses verdammungswürdigen Kunstgriffs bedienten, um Entwürfe, so schwarz, daß man sie nicht auszusprechen wagt, dahinter zu verstecken und zu betreiben.

Um mir zu zeigen, daß ich gar nicht daran zweifeln dürfte, ließ mich Heinrich bemerken, wie man un-

er einem so nichtigen Vorwande, wie der war, die Her-
ogin von Nevers öfters sprechen zu können, weil man
Gefallen an ihrer Gesellschaft finde, diese Dame im ve-
rigen Jahre und Fräulein von Montmorenci in dem
rigen, an Hof gebracht habe, um weder den Hof noch
as Publicum in Ansehung dieser Ursachen der Unei-
igkeit zwischen ihm und der Königin erkalten zu las-
en, welche man, es koste was es wolle, unterhalten
u müssen glaube. Er schloß daraus, daß alle seine
Mühe sie zu heben vergeblich seyn würde, und daß,
enn er auch Verzicht darauf thun wollte, die Prin-
essin von Conde in seinem Leben je wieder zu sehen, Er
s doch ewig wieder mit Leuten zu thun haben würde,
elche so mächtige Gründe hätten den Frieden nicht zu
ollen. Er sagte mir, in Ansehung dieses letzten Pun-
tes: er habe es ganz aufgegeben, irgend Etwas von
ieser Dame zu erhalten, und wenn er auch seine Lie-
e nicht besiegen könnte, würde er wenigstens ein ge-
ährliches Aufsehen vermeiden und das geheiligte Band
espektiren, das er bloß in der Absicht geknüpft habe,
m seine Begierden zum Schweigen zu bringen. Er
einte es hier damit gewiß aufrichtig, und ich würde
ich bey dieser Versicherung beruhigt haben, wenn
ir nicht bekannt gewesen wäre, wie leicht ein allzuzart-
hes Herz sich durch sich selbst betrügen läßt.

Indem der König so fort fuhr mir von den Rath-
ebern der Königin, unter andern von Concini und
einer Frau zu erzählen, erfuhr ich Dinge, nach wel-
hen ich diese Fremdlinge nicht anders als wahre Un-
eheuer betrachten konnte: daß sie die Königin abhiel-
en, Speisen zu berühren, welche er ihr schickte und
e beredeten, ihr Essen oft in ihrer Stube zube-
eiten zu lassen. Allein, wozu diente es, bey dem Kö-
ig auf solche Art wechselsweise bald auf die Italiener,

bald auf die Königin loszuziehen? Ich gab ganz gern zu, daß es keine Züchtigung gäbe, welche die ersten nicht verdienten und daß es, wie Heinrich bemerkte, sonderbar genug sey, diese Dame nie mit andern Personen Verbindungen unterhalten zu sehen, als mit solchen, welche die heftigsten Anschläge gegen sein Leben zur Zeit der Bürgerkriege gegeben hätten oder mit andern welche ihm auch jetzt nicht besser wollten. (11). Allein was konnte ich thun diesen Herrn dem Zustand zu entreißen, worinn ich ihm erblickte, da er selbst sich in Nichts dabey zu Hülfe kam? Sollte man glauben, daß diese lange Unterredung, bey welcher sicher keiner meiner Leser ohne Theilnahme geblieben ist, seiner Seits auf nichts als auf Bitten hinaus lief, die Aufmerksamkeit gegen Ränke der Spanier zu verdoppeln und von neuem einen Versuch zu machen, die Königin zu überzeugen, daß sie die Concini's und andere unruhigen Geister gegen die Versicherung aufopfern müsse, die er ihr durch meinen Mund ertheile, weder Weiber noch Mädchen mehr zu sehen, wenn sie es verlangte. Indem es nicht billig wäre, sagte dieser allzugute Fürst, daß ich mich aller meiner Vergnügungen berauben sollte, bloß um sie zufrieden zu stellen, ohne daß sie ein gleiches thue, noch daß ich mich nach allen ihren Wünschen bequeme, während sie sich allen den Meinigen widersetzt.

Er erlaubte mir, Villeroy alles zu entdecken, was ich nun von ihm gehört hätte, so weit ich es für sachdienlich halten würde, Villeroy aber nicht. „Ich lasse ihnen Zeit dazu die Sache ruhig zu überlegen, sagte er, und will nun zur Tafel gehen. (Es war in der That sehr spät) „Ich bin mit Tages-Anbruch aufgestanden, indem ich die ganze vergangene Nacht nicht schlafen konnte, weil mein Geist unaufhörlich mit allen diesen

ſen verwirrten Händeln beſchäftigt war, und ich die folgende Nacht eben ſo wenige Ruhe gefunden haben würde, wenn ich meinem Herzen nicht bey Ihnen Luft gemacht hätte. Er ſtieg in meinen Wagen, den ich ihm hatte vorfahren laſſen und ſagte zu mir in Gegenwart einer groſſen Menge Perſonen, welche im Hof ſtanden: adieu, mein Freund, lieben ſie mich rechtſchaffen, dienen ſie mir eben ſo, und vergeſſen ſie nicht was wir mit einander geſprochen haben; denn ich liebe ſie ſo ſehr als ſie es wünſchen können.

Ich glaube eben durch die gültigſten Gründe meine Beharrlichkeit bey der Meinung gerechtfertigt zu haben, daß alle dieſe vorgeblichen, halb auswärtigen halb einheimiſchen Complots nie weder ſehr reell noch ſehr zu fürchten waren. Ich geſtehe jedoch daß es Augeblicke gab, wo die Stärke meiner Zuneigung für meinen Fürſten mir nicht erlaubte, alles das gleichgültig anzuhören, was mir davon zu Ohren kam, und daß ich bey aller meiner Feſtigkeit mich dennoch wider meinen Willen durch das in Furcht ſetzen ließ, was ich doch ſelbſt für ein bloßes Hirngeſpinſt hielt. Dieß war genau der Zuſtand, in dem ich mich befand, ſo lange Heinrich jetzt mit mir davon ſprach und noch nach dem er weggegangen war. Unſere Unterhaltung hatte das ſonderbare, daß die ganze lange Zeit über von meiner Seite beynahe nicht ein Wort fiel. Als ich zur Mittagstafel kam, verſetzte mich die Unruhe meines Herzens, und die Wolken, die ſich vor meinen Geiſt gezogen hatten, in eine geheime Niedergeſchlagenheit und machte mir alles widerlich, was man mir auftrug. Es war ſicher nicht nöthig daß der König mich aufforderte neue Betrachtungen anzuſtellen. Ich verſank ganz darein, ſo daß ich in meinem Geiſte alles, wo ich nur die entfernteſte Möglichkeit ſah, nach einander muſterte und anordnete.

Indeſſen als dieſe erſte Verwirrung meiner Vorſtellungen einer kältern und feſtern Ueberlegung Platz gemacht hatte, war ich genöthigt zu ſchließen, wie ich immer gethan hatte, daß meine Unruhe ſich nur auf Heinrichs Unruhe gründe, welche aber ſelbſt keinen ſehr ſichern Grund hätte. Da der Spaniſche Staatsrath ſieht, daß der König von Frankreich anfängt tief in die Jahre zu kommen und einige heftige Anfälle von Krankheiten gehabt hat, ſo hat er die Vorſicht, die Königin und den Staatsrath von Frankreich für eine Politick zu gewinnen, in welcher er ſein Heil ſucht. Dabey iſt doch wohl nichts ſo auſſerordentliches. Er findet unter den Franzoſen Leute, welche gutwillig genug ſind, in ſeine Abſichten einzugehen und bringt dieſe Leute ins Spiel, um ſich die Beſchämung eigener abgeſchlagener Verſuche zu erſparen. Wenn ſie auch wirklich abgeſchlagen würden, ſo kann der ſpaniſche Staatsrath doch lange Zeit das Gegentheil vorgeben und den Eyſer der Bundesgenoſſen Frankreichs, durch dieſen Schein getäuſcht, ganz erkälten oder doch lau machen. Auch bey dieſer Vermuthung iſt Nichts, was nicht auf den ſpaniſchen Character paßte, der ſich durch eine Menge ſolcher Schritte auszeichnet. Als Phillipp II. den höchſtſeeligen Herzog von Alençon in die Unternehmung von Antwerpen hineinzog, welche ſein Vermögen und ſeine Ehre zu Grunde richtete, ſo war dieß juſt das, was er ſich innerlich davon verſprach, während er äuſſerlich den Schein annahm, ſie als einen nothwendigen Streich zu betrachten, um dieſen Herrn die Oberherrſchaft über die Niederlande zu verſichern, womit er ihn bis ans Ende köderte. Muß man aber darum ſagen, daß Spanien darauf umging, des Königs Leben in Gefahr zu ſetzen? Wie viele Gründe machten die Perſon und das Beſte dieſes Herrn allen Franzoſen und ſelbſt denjenigen Höflingen

ingen theuer, welche diese Krone ganz auf ihre Seite ezogen zu haben schien? So weit sich auch das mensch- che Herz durch eine heftige Leidenschaft hinreissen las- n kann, so entsetzte ich mich doch noch immer vor em Gedanken an Verbrechen, die man nothwen- ig hier bey Personen hätte voraussetzen müßen, welche urch Geburt, Erziehung, Denkungsart gegen Greuel nd Frevel geschüzt werden, wiewohl diese sie nicht ganz egen einige vorübergehende Schwachheiten verwahren önnen. Ist es Respect oder Zartheit der Empfin- ung, was mich so denken und reden läßt? Ist es blos Schauder und Abscheu vor jeder niederträchtigen und hrwidrigen Handlung. Es sey was es wolle, so be- and ich mich am Ende aller dieser Betrachtungen so uhig, als ich es gewesen war, ehe der König mit ir gesprochen hatte, und wenn die Gelindigkeit, die an an Ihm kannte noch von Zeit zu Zeit befürchten eß: die Frechheit möchte sie sich in Hoffnung der Straflosigkeit zu Nuzen machen, so fürchtete ich doch enigstens keinen von jenen niederschmetternden Strei- en, welche eine plözliche Bestürzung verbreiten. 12).

Was den andern Punkt der Rede Sr. Majestät etrifft, so würde es wohl weit zweckmäßiger für diesen Herrn gewesen seyn, der Königin endlich einmal für llemahl den Mund dadurch zuschließen, wenn er an- rfangen hätte, mit einem mal alle die Bande zu zerrei- en, welche Heinrichs Alter noch anständiger mach- . Wenigstens hätte er doch bey ähnlichen Verir- ungen Herrschaft genug über seine Vernunft zu be- alten suchen sollen, um jede Liebschaft zu vermeiden, elche aus einer bloßen Galanterie eine Staats-An- legenheit machen konnte. Alle diejenigen, worein an Heinrich bisher verwickelt gesehen hatte, hatten ntweder seinem Glück oder seinem Ruhm, jedesmahl

aber

aber gewiß ſeiner Ruhe geſchadet. Es iſt aber unwiderſprechlich, daß die gefährlichſte von allen Schlingen diejenige war, welche Ihm die Liebe in der Perſon der Prinzeſſin von Conde legte. Alle Folgen davon waren zu fürchten und konnten ſich in ſehr groſſer Anzahl einfinden.

Man hat in dieſen Betrachtungen hier die Antwort voraus geſehen, welche ich dem König gab, als ich auf ſeinen Befehl 5. oder 6. Tage hernach wieder zu Ihm ging. Er kam aus ſeinem Zimmer, um durch die groſſe Galerie nach den Tuillerien zu gehen; wir gingen in der erſten Gallerie beynahe eine Stunde auf und nieder. Ich brachte wieder Ruhe und Heiterkeit in ſein Gemüth. Er beſchloß ſeine Bemühungen zu verdoppeln, um wo möglich aus ſeinem Staatsrath und ſeinem Hof dieſe ganze ſpaniſche Politick zu vertilgen und verſprach es ſich, ſeine Kinder, beſonders den Kronprinzen in allen ſeinen Grundſätzen zu erziehen, die Proteſtanten mit ihrem König und ihrem Vaterlande eng zu verbinden und mit gleicher Sorgfalt alle Fremde von allem Antheil an Staats-Geſchäften auszuſchlieſſen. Dieß waren ſeiner Meynung nach die beyden Hauptmaximen, welche die öffentliche Ruhe gegen alle bürgerliche Stürme zu ſchützen vermöchten.

Ein natürlicher Schluß von dieſem allem war, daß Heinrich ſo wenig Zeit als möglich verlieren durfte, an die Ausführung ſeiner groſſen Entwürfe Hand anzulegen, deren Erfolg aufs Spiel geſetzt wurde, ſobald man ſie auf die Zeit eines kraftloſen Alters verſchob. Wirklich nahm auch ſeine Aufmerkſamkeit auf alles, was darzu beytragen konnte von dieſem Augenblicke an ſichtbar zu. Die Beſuche Sr. Majeſtät im Zeughaus wurden häufiger und ich ging beynahe zu

jeder

jeder Stunde früh und in der Nacht ins Louvre, wo es mir erlaubt war bis in den Hof zu fahren. Eine Auszeichnung, welche nur noch zween andere Herzoge 13) auſſer mir genoſſen, und die der König deswegen, weil meine Unpäßlichkeit mir die Abendluft beſchwerlich machte, und Er meiner Gegenwart beynahe ſtündlich benöthigt war, aber auch, wie ich glauben darf, aus Freundſchaft für mich, mir zugeſtand.

Er fuhr fort ſich alle die Rechnungen und Aufſätze von mir verfertigen zu laſſen, welche dazu dienen konnten, ein vollſtändiges Politik- und Finanz Cabinet anzulegen. Damit Nichts an der Ausführung dieſer Idee fehlen möchte, deren Zweck er mir nicht mehr verbarg, ſo wollte Er, daß ich ihm eine Art von Cabinet oder einen großen Schreibetiſch, ſauber gearbeitet und voll von Schiebladen und Fächern, alle mit Schlöſſern mit rothem Satin gefüttert und in hinlänglicher Anzahl machen ließ, um darein alle die Stücke, aus denen das Cabinet beſtehen ſollte, ihrer Ordnung nach einzeln einzulegen. Die Arbeit dabey iſt beynahe unermeßlich, wie wohl es auf den erſten Anblick nicht ſo ſcheint.

Um eine Idee davon zu geben, ohne Wiederhohlungen zu häufen, ſtelle man ſich vor, alles was nahe oder ferne Beziehung auf die Finanzen und die Artillerie, das Kriegeweſen, Seeweſen, Handlung, Policey, Münzweſen, Bergwerke, kurz auf alle Theile der äuſſern geiſtlichen und bürgerlichen politiſchen und einheimiſchen Regierung haben kann. Jede dieſer Parteyen, ſage ich, hatte ihr beſonderes Fach in dieſem Staats-Cabinet, welches in dem großen Bücher-Cabinet im Louvre aufgeſtellt war. Es ſollte alle mögliche Bequemlichkeiten haben, damit alle Stücke, aus denen es beſtünde, bey aller ihrer Menge

dennoch den Augenblick bey der Hand seyn könnten. Auf der für die Finanz-Sachen bestimmten Seite war die Sammlung von verschiedenen Verordnungen, die Aufsätze von den Operationen, von denen gemachten oder zu machenden Veränderungen, von denen in Einnahme oder Ausgabe zu bringenden Summen, eine beynahe unzählbare Menge von Rechnungen, Aufsätzen und Summarien mehr oder weniger abgekürzt. Dies kann man sich leichter vorstellen als darstellen. Alle Briefe von einiger Bedeutung, welche der König mir geschrieben hatte, waren in Fasciceln darein gekommen, nebst meiner Inhalts-Anzeige eines jeden derselben. Beym Soldaten-Wesen hatte man ausser den Rechnungen, Auseinandersetzungen, und Aufsätzen, welche darzu dienten den gegenwärtigen Zustand anzuzeigen, auch noch die Verordnungen zu finden und die Staats-Papiere, die Taktischen Werke, die Plans, Geographische und Hydrographische Charten sowohl von Frankreich als verschiedenen Theilen der Welt. Eben diese Charten im Großen und mit verschiedenen Mahlereyen vermischt sollten in der großen Gallerie aufgestellt werden. Dazu kam uns noch die Idee einen großen untern Saal mit seinem erstern Stockwerke zu einem Magazin einzurichten für Modell- und Original-Stücke von allen merkwürdigen Maschinen beym Kriegswesen, den Künsten, Handwerkern und aller Art von edlen freyen und mechanischen Gewerben, damit alle diejenigen welche es zu einer Vollkommenheit bringen wollen in diese stumme Schule kommen und sich unterrichten könnten; das untere Appartement hätte dazu gedient die schwersten Stücke aufzustellen, das Obere ware für die leichtern gewesen. Ein genaues Verzeichniß aller dieser Stücke wäre in das Cabinet gekommen, von dem hier die Rede ist. 14).

Listen

Listen von allen Beneficien im Königreiche mit ihren ganz genauen Angaben; Etats von der ganzen Welt- und Closter-Geistlichkeit vom höchsten Prälaten bis auf den geringsten Geistlichen herunter mit Angabe der Eingebohrnen und Ausländer und zwar von beyden Religionen — würden wohl nicht die unbedeutendsten Stücke unter denen ausgemacht haben, welche zu der Geistlichen Regierung gehören. Diese Arbeit war das Modell einer andern im weltlichen Fach, woraus der König bis auf einen hinaus die Anzahl der Adelichen im ganzen Reiche hätte ersehen können in Classen abgetheilt und nach Verschiedenheit der Titel, Güter und so weiter aufgezählt. Eine für den König um so angenehmere Idee, weil er schon lange Zeit mit dem Plane eines neuen Ritter-Ordens umgieng, nebst dem einer Academie, eines Collegiums und eines königlichen Hospitals bloß für den Adel, ohne daß diese so nützliche und so rühmliche Anstalt dem Volke oder den Finanzen zur Last gefallen wäre. Es war zu gleicher Zeit und mit denselben Vortheilen vorgeschlagen worden, ein stehendes Corps von 6000 Mann zu Fuß, 1000 Pferden und 6 Feldstücken vollständig ausgerüstet, zu errichten, 12 große Schiffe, und eben soviel Galeeren, entsprachen zur See dieser neuen militärischen Einrichtung.

Da das Projekt einer Verbesserung und Berichtigung nach allen Theilen eine Hauptstelle darinn einnahm, so waren erstlich neben demjenigen, welches nach Heinrichs Absicht ganz Europa eine andre Gestalt geben sollte, und das aufs deutlichste und vollständigste darinn auseinander gesetzt war, wieder besondere über alle Arten von Gegenständen vorhanden. Bey denen z. B. welche den Krieg betrafen, zeigte man die Mittel an, die Kriegszucht, nicht nur während

des

des Kriegs ſondern auch in Friedenszeiten ſo ſtreng zu erhalten, daß ſie für den Soldaten die Perſon des Kaufmanns, des Profeſſioniſten, des Hirten und des Bauers heilig gemacht hätte. Dieſe vier Profeſſionen, von denen man mit Wahrheit ſagen kann, daß auf ihnen der ganze Staat beruht, hätten alle Art von Sicherheit ebenfalls gegen die Gewaltthätigkeiten des Adels vermöge andrer Aufſätze über die Polizey und innre Regierung gefunden. Dieſe ſteckten den Unterſchied der Stände und den Umfang ihrer Rechte ſo genau ab, daß in der Folge keiner weder ſeine Superiorität hätte mißbrauchen noch ſich der Subordination entziehen können. Der Zweck derer, welche auf die Geiſtlichkeit ſich bezogen, war, alle Geiſtliche zu nöthigen, von einem Gut, das eigentlich nicht ihnen gehört, den Gebrauch zu machen, welchen die Kanon's vorſchreiben; nicht zwo Pfründen von ſechshundert Pfund Einkommen beyſammen, überhaupt keine zu beſitzen, welche mehr als zehntauſend eintrugen, übrigens ihren Verrichtungen anſtändig obzuliegen, und das gute Beyſpiel als das erſte der Geſetze zu betrachten, welche ihnen gegeben ſind.

Ich will mich hier nicht weiter darüber verbreiten, da ich Gelegenheit hatte von dieſen Gegenſtänden an verſchiedenen Stellen dieſes Werks zu handeln. (16). Ich verweiſe eben ſo auf alles, was der Leſer bereits geſehen hat oder noch ſehen wird, in Anſehung der Sittenlehre und der Grundſätze einer weiſen und guten Regierung, welche ebenfalls ihre Stelle darinn fanden. Ich kürze eine Auseinanderſetzung ab, welche ich unendlich weit ausſpinnen könnte und zwar gerade aus dieſem Grund. Denn ſo weitläufig ich auch darüber ſeyn möchte, könnte ich hier doch nicht alles beybringen, wenigſtens nicht ohne Ermüdung und Langeweile, welche

wenn

wenn man nichts ganz Neues darzuſtellen hat, unvermeidlich ſind.

Unter andern Rechnungen über die Finanzen war eine, die ich nicht mit den andern Stücken des Staatscabinets mit Stillſchweigen übergehen zu müſſen glaube. Sie betraf die Mittel Geld aufzutreiben; man konnte ſich davor in 3 bis 4 Jahren über 100 Millionen verſprechen. Die einzige Vorſicht, die ich dabey empfahl, war, daß man ſich derſelben nur im Nothfall bedienen, und nur mit den leichteſten und erträglichſten Mitteln den Anfang machen ſollte. Sie waren darinnen in der Ordnung ausgedrückt welche man hier ſehen wird. Ich gebe jedoch hier nur einen bloßen Auszug (17).

Eine neue Verordnung über die Aufſicht der Seehafen. Die Häuſer für Zölle und Ausfuhrabgaben, Flußgeleite, und Einlaufzoll nebſt einer neuen Taxirung dieſer Gefälle und eine Errichtung von Einnehmersſtellen darzu.

Eine andre Verordnung in Anſehung der Kaufleute, Käufer und Verkäufer von Vieh, Wein und andern Getränken, friſchen und eingeſalzenen Fiſchen, Holz, Heu und andern Bedürfniſſen.

Eine andere in Anſehung der Poſten, worinn die Poſtmeiſter und Gegenſchreiber, die königlichen Stallmeiſter, die Pferdehändler und ihre Leute, die Poſtwägen, die gehenden und reitenden Boten und alles Fuhrwerk zu Waſſer und zu Land begriffen waren. Als ich dieſen Artikel dem König verlas, ſagte Er zu mir: ich übergebe Ihnen La Varenne und alle Poſtmeiſter; ich will ſie alle an Sie weiſen.

Eine andere in Anſehung der Lederſtempler, Viſirer, Gaſtwirthe, Krämer, Commiſſarien, Beyſitzer und Sammler, Hausvermiether und ſo weiter.

Gut, gut, ſagte Heinrich hiebey, das können wir alles ſelbſt brauchen, denn ich werde ſo täglich überlaufen, den Vortheil davon bald dieſem bald jenem zuzuwenden.

— In Anſehung der Steuer des vierten und achten Theils, Ein- und Ausfuhr, von Waaren ſowohl von einer Stadt als von einer Provinz in die andere, Errichtung neuer Beamten über die Salz-Speicher nebſt einer Erhöhung der Gebühren für ſie und die Verkäufer im Einzelnen von 1 Thaler auf den Scheffel und andere Verordnungen ſowohl wegen der Salzwerke als des Transports von denſelben. Ich wollte es wohl, ſagte Heinrich, allein es wird viel Schreyens ſetzen, wenn Sie nicht in ihrer Befehlshaberſchaft den Anfang damit machen. Wegen der unſtändigen (nicht bleibenden) Gefälle, den jährlichen Gebühren, Umgeld; (19) Die Secretaire des Königs und deren Vermehrung um ſechszehn betreffend; Erhöhung auf das Salz nach dem Steuerfuß, um davon den Fond für die Beſoldungen und Einkünfte mehrerer Obern- und Subalternen vornehmlich Juſtizſtellen anzulegen. Wegen der Gemeinden-Pfennige, Patrimonial- und Octroi-Gelder von Provinzen, Städten und Gemeinheiten. Wegen der Lieutenants-Gegenſchreiber- und Schatzmeiſter-Stellen, ſowohl allgemeinen als beſondern, bey der Artillerie, Brücken, Straßen und ſo weiter. Wegen der Aemter bey den Landvoigteyen, Steuercraiße und Salz-Speicher, ſie durch Gehalt, Freyheiten u. ſ. w. zu verbeſſern, wozu der Fond von denen Steuern bis auf 5 Sols vom Pfund genommen worden wäre. Wegen der in Guyenne, Languedoc, Bretagne und Bourgogne zu errichtenden Steuer-Craiſen, wobey der König viel Murrens in dieſen vier Provinzen voraus ſah. Wegen der Anſtellung neuer Caſſiere in den Finanzexpeditionen, zwey zu Seins und Cahors, ſechs in Bretagne

und

und drey noch ſonſt. Heinrich ſagte: es wäre wohl beſſer gethan geweſen, die Anzahl dieſer Harpyen zu vermindern ſals zu vermehren. Ich ſchlug noch eine ungleich größere Errichtung von Aemtern auf den Nothfall vor, unter den Caſſierern, Renten- und Beſoldungs-Bezahlern, Einnehmern und andern Steuer-Beamten, Secretairen und Bedienten der großen und kleinen Canzley, ſo wie auch neue Zulagen für die bereits vorhandene. Die amtsmäßige Anſtellung der beyden erſten Schreiber aller Rechnungs-Beamten in Frankreich u. ſ. w. Die Ausführung dieſer Stücke würde zu viel Platz wegnehmen. Da das gute Herz des Königs ihm alles dieſes als ſchon würklich ausgeführt vorſtellte, was doch erſt bloß Projekt war, ſo hielt er ſich über ſo viele Verordnungen auf. Ich ſtimmte aber ganz mit Ihm überein, daß man das Volk nicht ohne Noth damit überhäufen müſſe.

Ferner: neue höchſte Stellen in verſchiedenen Städten zu errichten, z. B. ein Parlement, Rechnungskammer, Steuerhof zu Lyon, Poitiers, nebst Einziehung des Steuerhofs von Montferrand, einen Steuerhof in Bretagne, weil man dort ebenfalls die Trankſteuer einführen wollte. Einen andern zu Bordeaux nebſt einer Rechnungskammer, einen dritten in Bourgogne und einen vierten in Provence. Der König ſchüttelte hier den Kopf und ſagte nichts. Ich will hier nicht wiederhohlen, was bereits an andern Stellen dieſer Denkwürdigkeiten vorgekommen iſt. Der Abſcheu, den ich dort gegen alles geäußert habe, was Luxus heißt, kann jeden vermuthen laſſen, daß der thörichte und überflüſſige Aufwand bey dieſer Gelegenheit ſtreng tariert wurde; und dieſe Vermuthung iſt ganz richtig. Man kann verſichert ſeyn, daß, wenn man mir hatte folgen wollen, nicht nur ein großer Theil dieſes mit den drin-

genden Bedürfnissen des Staats unverträglichen Aufwands ganz hatte wegfallen müssen, sondern daß ich auch Carossen und andere Erfindungen des Luxus nur unter Bedingungen geduldet hätte, durch welche sie der Eitelkeit theuer hätten zu stehen kommen sollen.

Wenn es nothwendig ist, so den Luxus zu bezähmen, welcher unvermerkt alle Theile des Staats angesteckt hat, so ist noch weit nothwendiger, die traurigen Folgen desselben bey denen aufzuhalten, für welche er nicht mehr bloß eine Gelegenheit zu Verschwendung und Weichlichkeit, sondern selbst eine Ursache des häuslichen Verderbens und Verfalls ist. Dafür wurde durch ein anderes Project gesorgt, welches ebenfalls einen Theil des Staatscabinets ausmachte. Es ist keine der geringsten unglücklichen Folgen, welche der zu frühe Tod des Königs hatte, daß mit Ihm in dasselbe Grab so viele nützlichen Einrichtungen schon in ihrem erstern Entstehen wieder hinabsanken.

Eine andere Verordnung befahl den Advocaten und Generalprocuratoren bey den Parlementern, alle diejenigen rechtlich zu verfolgen und exemplarisch zu bestrafen, welche durch das Aergerniß einer verschwenderischen oder ausschweifenden Lebensart dem Publicum, Privatleuten oder auch sich selbst einen wesentlichen Nachtheil zufügten, bey Strafe, selbst für alle die durch ihre Nachläßigkeit oder Nachsicht vorfallende Unordnungen verantwortlich zu werden. Das Mittel, das man ihnen darzu verlieh, um es thun zu können, ohne ihre Verrichtungen sonderlich beschwerlich zu machen, bestand darinn, daß man ihnen in jeder Untergerichtsbarkeit 3 öffentliche Personen unter dem Namen von Censoren oder Reformatoren zugab, welche von 3 zu 3 Jahren in einer öffentlichen Versammlung gewählt wurden,

den, und durch ihre Stelle autoriſirt wurden. Mit dieſer wurden alle Arten von Freyheiten verbunden, nicht nur bey den Richtern alle Hausväter, Kinder und andere Perſonen anzugeben, welche beſchuldigt waren, eine unehrbare Lebensart zu führen, und einen überflüßigen über ihr Vermögen gehenden Aufwand zu machen, ſondern auch die Richter ſelbſt anzuhalten und ſie, im Fall einer Weigerung, zu belangen, damit ſie die Mittel zur Anwendung bringen müßten, welche ihnen gegen dieſe Ausſchweifungen in den Geſetzen vorgeſchrieben wurden. Zwo Warnungen mußten vor jeder gerichtlichen Verfolgung vorhergehen. Auf die dritte verfügte man eine Art von Vormundſchaft, wodurch üblen Haushaltern der freye Gebrauch ihrer Güter abgenommen und in Hände gegeben wurde, welche ihnen nur zwey Drittheile übrig ließen, und das dritte zur Schuldenbezahlung und zu denen Verbeſſerungen, welche die Grundſtücke erforderten, ſo lange zurück behielt, bis ſie Beweiſe von einer aufrichtigen Rückkehr zu einer vernünftigen Denk- und Handlungsweiſe gaben. Kein Stand war hievon ausgenommen, und kein Bürger würde ſich wahrſcheinlich dieſer Cenſur entzogen haben, weil ſie ſelbſt wieder von ihren Handlungen einem höhern Tribunal Rechenſchaft zu geben hatte, deſſen Diener ſo gut wie ſie für ihre Pflicht durch die Androhung einer gleich entehrenden Strafe thätig erhalten wurden.

Um dieß Uebel ganz mit der Wurzel auszurotten, wäre zu gleicher Zeit die Einrichtung getroffen worden, daß Niemand, wes Stands oder Würden, hätte eine im Verhältniß ſeines Vermögens beträchtliche Summe aufnehmen noch ein anderer bey Gefahr ſeiner Forderung verluſtig zu werden, ihm hätte borgen können, ohne daß zu gleicher Zeit bey dem Leihcontract und der Ver-

ſchreibung angezeigt wurde, wozu man dieß Darlehn zu verwenden gedenke, welche Schulden der Empfänger bereits habe, gegen wen, auf welche Güter, und was ihm an Einkommen übrig bleibe, ſowohl um dieſe Schuld zu verſichern, als um ſeine Familie zu unterhalten. Dabey war noch in eben der Abſicht allen Hausvätern oder andern Perſonen, die ſie vorſtellen, verboten, einem ihrer Kinder bey deſſen Ausſtattung eine größere Summe mitzugeben, als in Rückſicht auf ihr jetziges Vermögen, auf die Anzahl ihrer gebohrnen oder ungebohrnen Kinder, billig wäre, wobey man ſich an die bloße Wahrſcheinlichkeit hielt; ausgenommen in dem einzigen Fall, welcher dem verachteten oder verletzten väterlichen Anſehen geſtattete, ſich an einem laſterhaften oder unnatürlichen Kinde zu rächen. Allein dieſer Fall mußte klar dargethan ſeyn und alsdann waren die Errungenſchaft, neuerworbene Güter und Fahrniß das Einzige, worüber man nach beſonderer Gunſt diſponiren konnte. (20).

Dieſe Einrichtung einer einheimiſchen Oeconomie machte nur einen Theil einer allgemeinen Gerichts- und Proceß-Ordnung, wovon, wie ich glaube, dem Leſer eine nähere Angabe ebenfalls nicht unwillkommen ſeyn wird: Denn das Intereſſe bey Verbeſſerung der unzähligen Gerichtsmißbräuche iſt zu ſtark, zu allgemein und zu allgemein bekannt. Heinrichs Vorhaben war, ſie den Präſidenten der verſchiedenen Cammern und die königlichen Fiſcalen bey ſeinen Parlamenten vorlegen zu laſſen. Nicht um ſie dort Widerſprüchen auszuſetzen, ſondern um ihre Vorſtellungen und Gutachten darüber zu vernehmen; vorausgeſetzt, daß ſie in ſeine Abſichten eingingen, und etwas thunlicheres zu Abkürzung der Proceſſe und Zerſtörung der verächtlichen Kunſt der Chicane erſinnen würden.

Wenn

Wenn die letzte Hand an die einzelnen Artikel der Verordnung nach den für die beſtgehaltenen Meinungen gelegt worden ſeyn würde, ſo wollten Se. Majeſtät ſie, eigenhändig geſchrieben, vor das Parlament bringen, um ſie einregiſtriren zu laſſen. Folgendes hatten wir vorläufig aufgeſetzt, wovon man wahrſcheinlich nur ſehr wenig abgegangen ſeyn würde. Bey Rechtsſachen zwiſchen Verwandten, wobey man ſo ziemlich auf die Grade ſowohl der bürgerlichen als der kanoniſchen Verwandſchaft und Schwägerſchaft Rückſicht nahm, war der Kläger gehalten, fürs erſte ſich zu erbieten und ſelbſt ſein rechtliches Geſuch darauf zu richten, daß die ganze Streitigkeit dem ſchiedsrichterlichen Spruch von Vier aus der beyderſeitigen Verwandtſchaft paarweiſe von beyden Seiten erwählten Perſonen unterworfen werden ſolle. Er hatte ſein Paar von Schiedsrichtern ſogleich zu nennen, und in einer eigenhändig unterſchriebenen Schrift alle ſeine Anſprüche und Beſchwerden zu artikuliren. Dies mußte auch der Beklagte thun, welchem nur ein Monat zu Ernennung ſeiner Schiedsrichter anberaumt ward.

In einem andern Monat mußten den Schiedsrichtern alle Beweisſtücke und rechtliche Hülfsmittel beyder Parteyen behändigt ſeyn. Der nächſte Monat war dieſen zu Findung des Urtheils anberaumt und noch ein Monat endlich für einen durch die Schiedsrichter ernannten Oberſchiedsrichter zu endlicher Entſcheidung von Punkten, über welche die Stimmen etwa getheilt waren. Denn alle andern wurden für entſchieden angeſehen, und der Oberſchiedsrichter konnte nicht darüber erkennen. Gleiche Regel hatte bey denjenigen Richtern ſtatt, bey welchen eine Berufung von dem Spruch der Schiedsrichter eingelegt worden war; ſie konnten weder die Hauptſache an ſich abrufen, noch über

den Grund der Klage erkennen; ſondern einzig nach den vor den Schiedsrichtern producirten Beweisſtücken darüber ſprechen: ob richtig oder ſchlecht geurtheilt ſey. Die höchſten Gerichtshöfe hatten keine weitere Gerechtſame hierinn, als die bloßen Untergerichte. Sie konnten weder ein neues Verfahren beſchreiten, noch neue Beweiſe zulaſſen, und hatten nur 1 Monat oder höchſtens 6 Wochen zu ihrem Spruch, welcher ſonſt in die Nullität, die Richter ſelbſt aber in alle Koſten, Schadenerſatz und Intereſſe gegen beyde Parteyen verfallen waren. Die Notarien wurden zu competenten Richtern in Erſter Inſtanz über alle Verträge, Vergleiche, Verſchreibungen, Ceſſionen, Uebertragungen, Tauſch, Verkauf, Pacht und ſo weiter, erklärt, ſo daß das Urtheil, das ſie zu Auslegung des Sinns der Bedingungen bey ihren Inſtrumenten fällten, proviſoriſch gegen alle Einwendung oder Berufung ſtatt hatte. Die Oberichter konnten unter gleicher Strafe, wie bey dem vorhergehenden Artikel, nicht anders gegen einen ſolchen Spruch verfahren als man gegen den eines wahren Tribunals verfährt. Die Vorkehrung die man gegen die Schelmerey und Treuloſigkeit machte, welche von Seiten der Notarien etwa zu befürchten war (21) beſtand erſtlich darinn, daß jede Handlung vor zween Notarien oder vor einem Notar und zween Zeugen vorgenommen werden mußte; zweytens: daß die contrahirenden Theile verbunden waren, jeder einen rechtlichen Beyſtand mitzubringen, deſſen Angaben die Notarien vernehmen und den Namen in dem Inſtrumente ausdrücken mußten. Es war überdieß verboten gegen ein ſolches Inſtrument, deſſen Werth ſich über 100 Livres belief, nur zum Schein als Kläger ſich anzugeben. Der Klagliebell konnte bey keinem andern Richter eingereicht werden, als bey dem des Beklagten und mußte, wie geſagt, alle Beweiſe des Klägers ſo voll-

vollſtändig enthalten, daß dieſer nachher nicht anders als zur Replik auf die Einwendungen des Beklagten, zugelaſſen wurde, unter den obgemeldten Strafandrohungen gegen die Richter, Advocaten und Sachwalter. Dieſen, nemlich den Advocaten und Sachwaltern lag es daher ob, die ganze Rechtsſache auf einmal urtelfähig darzuſtellen; auch war es verboten, eine gerichtliche Ladung zu erlaſſen und das rechtliche Verfahren zu beſchreiten, ehe die Sachen im Stande waren, gerichtet zu werden. Die von größerm Belang, worinn producirt und in Schriften verfahren werden muß, hatten höchſtens drey monatliche Friſt. Reviſion hat nicht ſtatt und hier ſo wie in allen andern den wichtigſten Fällen, war das einzige rechtliche Hülfsmittel, ein im Staats-Rath unter dem großen Siegel ausgefertigtes Patent.

Dieſe Verordnung ließ ſich auch auf einige andere beſondere Rechtspunkte oder Gewohnheiten ein, welche einer Beſſerung bedurften; wie die vorhin angeführten Verfügungen in Anſehung der üblen Haushaltung der Bürger, der Gemeinſchaft zwiſchen Ehegatten, und andere ſind, die ich hier übergehe. In Anſehung der Sporteln, Salarien, Advocatengebühren und anderer Koſten, ſo wie auch aller verſchiedenen Schlupfwinkel der Chikane, aller andern Mißbräuche der Gerichtsſtuben bey mündlichen Vorträgen, Schriften u. ſ. w. worüber von allen Seiten Klagen gehört werden, glaubte der König nichts beſſers thun zu können, als die nähere Auseinanderſetzung und Feſtſetzung davon 12. Männern aufzutragen, welche aus den rechtsverſtändigſten, weiſeſten und billigſten gewält werden und bey ihrer Arbeit folgende Ordnung beobachten ſollten. Sie hatten ſchriftlich in Form von Denkſchriften ohne Ausnahme alle gewöhn-

liche Proceßformalitäten aufzuſetzen, alsdann alles, was ſie für dienlich hielten, um des allgemeinen Beſten willen daran abzukürzen, und endlich das, was man dagegen einführen ſollte, anzumerken. Dieſe Arbeit, ſo geordnet, ſollte dann drey von den vorzüglichſten Miniſtern und Räthen Sr. Majeſtät zur ſorgfältigen Prüfung übergeben werden, welche ihr Gutachten darüber auszuſtellen hatten, nach welchem der König auch ſeine Willensmeynung erklären und dem Ganzen alles erforderliche Anſehen beylegen würde, damit dieſe neue Gerichts-Praxis von nun an durchaus gleichförmig und unveränderlich würde.

Da wir einmal Hand an die Verfertigung dieſes allgemeinen Staats-Inventariums gelegt hatten, ſo wurde es einer der gewöhnlichſten Gegenſtände unſerer Unterredungen und der König zeigte eine große Ungeduld, es zu Stande gebracht zu ſehen. Er ließ mich eines Morgens früh, da es außerordentlich warm war, durch einen Cammerdiener holen. Als ich zu ſeinem Cabinet ging, war er eben heraus durch die Galerie und ſchon in den Tuilerien, wo ich ihn erſt auf der Capucinerterraſſe bey der kleinen Pforte einhohlen konnte, durch welche er hinaus ging um bey den Capucinern Meſſe zu hören. So weit er mich mit einem Gefolge von dem Clientenhaufen, welche jede Stelle, wo ſich ein Miniſter blicken läßt, aufzuſpüren ſcheinen, daher kommen ſah, ſo ſagte er: gehet, ſagt den Capucinern, daß man mit meiner Meſſe warten ſoll, denn ich habe mit dieſem Mann hier zu reden, der kein Mann für die Meſſe iſt. Wenn er mir freilich hierinn folgen wollte, ſo würde ich Ihn darum noch weit mehr lieben, und Nichts wäre, was ich nicht für Ihn thun wollte. Doch, ſo wie er einmal iſt, liebe ich Ihn auch ſehr, und kann Ihn ſehr

nütz-

nützlich brauchen. Er nahm mich bey der Hand und ohngefehr zwo Stunden lang, die wir mit Spazierengehen zubrachten, sprach er mit mir von Nichts als von neuen Aufsätzen, die er von mir für das Cabinet verlangte. Indem er mich verließ, empfahl er mir ganz laut den möglichsten Fleiß und Sorgfalt auf dieses Geschäfte zu verwenden. Wenig Worte und viel Sache! sagte er zu mir und — daß alles doch recht deutlich sey. Denn ich will Etwas davon einigen meiner Diener mittheilen, die ich Ihnen nennen werde. Ich antwortete Ihm: ich müßte darzu ein wenig Zeit haben, da es hier darauf ankäme, Ordnung, Kürze und Deutlichkeit mit einander zu verbinden. „Machen Sie es nur wie Sie wissen, versetzte Heinrich darauf, denn Sie kennen meinen Stil und ich den Ihrigen; sie vertragen sich gut mit einander."

Ich ließ dem Canzler sagen: ich würde heute nicht in den Staatsrath kommen, und blieb den ganzen Tag und einen guten Theil der Nacht eingeschlossen zu Haus, mit Nachschlagen in Büchern und Papieren beschäftigt. Ich setzte mich sogar nicht zur Tafel, um zu Nacht zu speißen. Um sieben Uhr früh sah ich den König mit den Personen kommen, von denen er mir gestern gesagt hatte; sie waren die Herren d'Ornano, de Boesse, Du Bourg, de Lisle, de St. Andre de Montpellier, de Piles, de Fortia, de Saint-Canard, de la Buisse und de la Vieuville. Es waren auch noch die Herren de Vetri, de Vic, de Nereslan, de Saint-Geran, la Varenne, d'Escures, Erard und Chatillon, der Ingenieur (es betraf zum Theil Geschäfte von diesem Handwerk) auch Bethune, mein Vetter, dabey. Endlich einige fremde Abgeordnete, einer von Lesdiguieres, der andere von dem Herzog von Bouillon und ein dritter, Pucharnault, von de la Force.

Mein

Mein Cabinet wurde beynahe ganz voll. Ich hatte den verlangten Aufſatz noch nicht machen können. Der Grund, den ich dem König, welcher ihn ſo gleich verlangte, davon angab, war, daß die Depeſchen, die ich ſo eben von de la Force wegen einer neuen Beunruhigung von Seiten Spaniens in Bearn und Niedernavarra, erhalten hatte und worauf ich ſo gleich hatte antworten müſſen, meine Arbeit unterbrochen habe. Ich ſchrieb auch, fuhr ich fort, wegen meines Neveu und meiner Nichte Biron, welche man ſcheiden will, was mir eine ſchöne Sache wäre. Denn ſie glaubt ſchwanger zu ſeyn, und iſt es auch wirklich. Dieß iſt doch, erwiederte Sr. Majeſtät, eine der ärgerlichſten und tollſten Geſchichten, die ich je geſehen habe, und ich müßte mich ſehr irren, wenn Sie, alle dieſe Köpfe da je zur Vernunft bringen ſollten. Vollenden Sie ihre Depeſchen, ſetzte er hinzu, nachdem er mir ganz leiſe Etwas geſagt hatte, vollenden Sie auch unſere Aufſätze ſo geſchwind als es Ihnen möglich iſt, und gehen ſie heute nicht eher ins Conſeil. Das kann nicht ſeyn, Sire, erwiederte ich, denn es giebt dort dringende Geſchäfte, welche ſchon geſtern aufgeſchoben wurden, weil ich nicht dabey ſeyn konnte. Nun ſo machen Sie es, ſo gut Sie können, und — adieu, ich gehe nach den Tuilerien. Ich unterließ nicht an dem Aufſatz mit ſolchem Fleiße zu arbeiten, daß er am andern Morgen früh fertig war, da ich ebenfalls wieder zu Sr. Majeſtät in die Tuillerien gerufen wurde. Ich gab dieſe Papiere meinem Secretair, in einen Bogen Papier eingeſiegelt, zu tragen. Sillery und Villeroy waren bey ihm und wir fuhren fort alle Vier mit einander ſpazieren zu gehen, beynahe zwo Stunden lang, während deren wir von dem Entwurf dieſer Aufſätze mit ſo vieler Wärme und Lebhaftigkeit ſprachen, daß jedermann leicht ſah, daß wir

nicht

nicht einig darüber seien. Ich begab mich weg, ohne dem König Etwas von meinem Paquet gesagt zu haben, als er mich auf hundert Schritte zurück rief, um es von mir zu fodern. Ich zeigte es Ihm in den Händen meines Secretairs, dem ich alsdann befahl, es Sr. Majestät zu überreichen, wenn Sie es lesen wollten, übrigens aber Sorge zu tragen, daß er es selbst wieder und zwar versiegelt, wie es war, von Ihnen zurück erhielte. Was so eben vorgegangen war, nöthigte mich zu dieser Vorsicht, worüber mein Secretair sich bey Heinrich mit dem ausdrücklichen Befehl entschuldigte, den ich ihm deßwegen gegeben hatte. Er folgte dem König, welcher zur Messe bey den Capucinern ging, und benutzte diesen Augenblick um zu frühstücken. Es wäre ihm schwer gewesen, nachher in langer Zeit die Bequemlichkeit dazu zu finden. Der König sagte, als er aus der Messe kam, zu ihm; folgt mir ins Louvres und geht nicht weg, bis ich es euch sage. Er forderte ihm das Paquet ab, als er nach seinem untern Cabinet gekommen war, und da ihm mein Secretair den Befehl, den er von mir erhalten hätte, jetzt sagte, so begnügte, sich Sr. Majestät ihm zu antworten: Nun gut, ich will es thun; aber noch einmal, geht nicht weg von hier. Der König ging dann in das Büchercabinet um das Paquet dort nieder zu legen, während er zur Mittags-Tafel ging. Der Hof war nicht sehr zahlreich, weil es schon später als gewöhnlich war. Der König sprach beynahe mit Niemand und sein tiefes Nachsinnen äusserte sich dadurch, daß Er von Zeit zu Zeit mit dem Messer auf den Teller klopfte. Mein Secretair glaubte, daß er abgefertigt werden würde, als er diesen Herrn nach der Tafel wieder in eben dieß Cabinet gehen sah, und er sich ohngefähr nach einer halben Stunde rufen hörte. Allein da einige Prinzen und

Herren

Herren in diesem Augenblicke angekommen waren, und er sah, daß Sr. Majestät anfiengen, sich mit Ihnen zu unterhalten, zog er sich mit la Varenne und Beringhen in eine Ecke zurück.

Der Ort, wo sie waren, war dunkel genug, daß man sie nicht leicht gewahr werden konnte, besonders bey einiger Sorgfalt, sich verborgen zu halten. Dieß thaten sie ohne besondere Absicht. Einige Augenblicke darauf kam Heinrich mit einigen von der Gesellschaft, die er von den andern ausgesondert hatte, so nahe bey ihnen vorbey, daß sie hören konnten, was er sagte, wiewohl er halb leise sprach. Sie verdoppelten ihre Aufmerksamkeit, als sie Ihn folgendes sagen hörten: Ich bin müde vom Spazierengehen seit heute früh; denn ich hatte über zwo Stunden mit drey Männern wichtige Dinge abzumachen, wobey ich sie in ihren Meynungen so sehr entgegen gesetzt gefunden habe, als sie es in ihrem Temperament und ihren Neigungen sind. Ein anderer, als ich, würde Mühe haben sich ihrer gut zu bedienen; allein ich kenne ihre Phantasien, so, daß ich selbst aus ihren Streitigkeiten und entgegengesetzten Meynungen Nutzen ziehe. Sie dienen dazu, die Sachen so deutlich und klar zu machen, daß es mir leichter wird, den besten Entschluß darnach zu wählen. Sie werden sie leicht kennen, ohne daß ich sie zu nennen brauche.

Er fuhr dann fort, das Gemählde dieser drey Minister so zu zeichnen, wie man hier sehen wird. Ich werde so ehrlich seyn, nichts an den Ausdrücken, selbst in dem was mich betrifft, zu ändern. — Mit mir machte Er den Anfang. „Es beschweren sich „manche — sagte Heinrich — und manchmal ich „selbst, daß er rauh, ungedultig und zum Widerspre„chen geneigt ist. Man beschuldigt ihn, er habe einen

„un-

„unruhigen Geist, habe hohe Begriffe von seinen Mey-
„nungen und Handlungen, und sehr geringschätzige
„von andern, er wolle sein Vermögen vergrössern,
„und trachte nach Gut und Ehrenstellen. Wiewol
„mir nun ein Theil dieser Fehler an ihm wohl bekannt
„ist, und ich daher bisweilen genöthigt bin, ihm den
„Zaum kurz zu halten, wenn ich übler Laune bin, und
„er verdrüßlich und durch seine Einfälle hingerissen
„wird; so höre ich darum doch nicht auf, ihn zu lie-
„ben, ihm vieles zu gut zu halten, ihn hoch zu schä-
„tzen, und mich seiner gut und mit Vortheil zu bedie-
„nen. Ich erkenne, daß er mir selbst mit aufrichtiger
„Liebe zugethan und ihm an meinem Leben gelegen ist,
„daß er mein und meines Reichs Ruhm, Ehre und
„Größe leidenschaftlich wünscht. Ich weiß auch, daß
„kein Arges in seinem Herzen wohnt, daß er ein
„reger an Auskunftsmitteln fruchtbarer Geist ist, und
„mit meinem Gute wohl haushält; er ist ein sehr ar-
„beitsamer und fleißiger Mann, der sich bemüht, von
„allem Kenntniß zu erlangen, und sich zu jeder Art
„von Kriegs- und Friedensgeschäften geschickt zu ma-
„chen. Er spricht gut und schreibt in einem Stil, der
„mir gefällt, weil er den Stempel des Soldaten und
„Staatsmanns zugleich trägt. Kurz ich muß Ihnen
„gestehen, daß ich bey allen seinen Wunderlichkeiten
„und Uebereilungen niemand finde, der mich so kräf-
„tig in allen meinen Verdrüßlichkeiten zu trösten ver-
„möchte, als gerade er." —

Ich will mich hier weder über den Tadel noch über das Lob in diesen Worten aufhalten. Zugegeben, — wie man, denke ich, redlicher Weise thun muß — daß wahrscheinlich bey mir zu beydem Grund vorhanden ist; besteht alles, was ein rechtschaffener Mann dabey zu thun hat, darinn, daß er beydes zu im-

immer mehrerer Berichtigung ſeines Herzens und ſeiner Sitten zu benutzen ſucht.

„Der zweyte — fuhr Heinrich fort (indem Er „von dem Kanzler von Sillery ſprach) iſt geduldiger „und gefälliger Gemüthsart, gar wunderſam geſchmeidig, gewandt und anſchlägig in ſeinem ganzen Benehmen. Er hat einen ſehr guten Kopf und iſt ziemlich „in Wiſſenſchaften und Geſchäfften aller Art von ſeinem Fach geübt, ſelbſt in den Andern nicht Fremdling. Er ſpricht ziemlich gut, deducirt und verſinnlicht eine Sache ſehr deutlich; iſt nicht der Mann „zu ſchwarzen Bosheiten; iſt jedoch nicht frey von einer großen Liebe zu Gütern und Ehrenſtellen, und „bereit ſich zu allem zu bequemen, um ſie zu erlangen. „Er iſt nie ohne Neuigkeiten und Zuträger; nicht da„zu geſtimmt, ſeine Perſon oder ſeine Güter leicht „für einen andern zu wagen. Da ſeine Tugenden „und Fehler ſich ſo unter einander aufheben, ſo wird „es mir leicht, von den erſten nützlichen Gebrauch zu „machen, und mich gegen die Nachtheile der andern „zu verwahren.“ 22)

„Was den Dritten betrifft — fuhr der König fort „(indem Er auf Villeroy kam) ſo hat er eine ſtarke „Uebung in Geſchäfften, und eine vollſtändige Kenntniß von denen zu ſeiner Zeit vorgefallenen. Er wurde darinn ſchon von ſeiner frühſten Jugend an gebraucht, mehr als die beyden andern. Er hält genaue Ordnung in der Verwaltung ſeiner Stelle, und „in Vertheilung der Ausfertigungen, die durch ſeine Hände gehen. Er hat eine großmüthige Denkungsart, „iſt rein von Geitz, und zeigt ſein Talent zum Staatsmann durch ſeine Verſchwiegenheit und ſeine große „Behutſamkeit, wenn er öffentlich redet. 23) Indeſſen „kann er nicht vertragen, daß man ſeinen Meynungen

„gen widerſpricht; er glaubt, ſie müſſen jedem ſtatt „Gründe dienen. Sie laufen darauf hinaus, daß man „zum Temporiſiren Gedult haben und auf fremde Feh„ler rechnen müſſe; wobey ich mich indeß doch ein paar„mal recht gut befunden habe.

Dieſe Reden des Königs waren an Perſonen vom erſten Rang gerichtet, welchen es, glaube ich, im Herzen nicht an Luſt fehlte, darauf zu antworten. Doch ſagte keiner ein Wort, und da der König einige Augenblicke darauf meinen Sekretär gewahr worden war, ließ Er ihm meine Papiere verſiegelt zurückgeben, die er mir dann brachte.

Ehe ich dieſe allgemeine Finanzangelegenheiten verlaſſe, muß ich noch nachholen, was von dieſem Artikel für dieß Jahr beſonderes vorkömmt. Denis Feydeau und ſeine Compagnie hatten ſich den Generalpacht der Trankſteuer gerichtlich zuſprechen laſſen, indem ſie die vorhergehenden Pächter mit zweymalhunderttauſend Livres aufs Jahr überbot. Ich ſah voraus, was auch richtig eintraf, daß Feydeau ſein Geld nicht würde herausbringen können. In der That reichte er Sr. Maj. eine Bittſchrift ein, worinn er um Nachlaß dieſer zweymalhunderttauſend Livres nachſuchte. Ich fand, daß dieſe Pächter im Grund nichts litten, was ſie nicht wohl verdient hätten, da weder ein unvorhergeſehener Unfall noch irgend Etwas anderes darzwiſchen gekommen war, das ihnen hätte nachtheilig ſeyn können. Es ärgerte mich auch, daß die Unvernunft dieſer Neulinge uns um Pächter gebracht hatte, welche ſehr gute — und uns andere dafür gegeben hatte, welche ſehr ſchlimme Zähler waren. Ich vermochte indeß doch Se. Majeſtät, ihnen dieſen Nachlaß als Gratial zu bewilligen, ohne welchen man einem Banquerot und der Verlegenheit ausgeſetzt geweſen wäre, die Trankſteuer abermals

zu versteigern. Nur war meine Meinung, daß dieser Abzug erst zum 10ten Jenner 1610 oder wenigstens zum ersten October des jetzt laufenden Jahrs eintreten sollte, damit Se. Maj. nicht auf einmal viermalhunderttausend Franken dadurch verloren. Ich ließ Ferrand, erstem Huissier der Rechnungs-Cammer von Paris, den Proceß machen. Man nahm ihm alle seine Stellen und Commissionen, die er bey dieser Kammer hatte, Se. Maj. selbst begnadigte damit, noch vor dem Richterspruch, den la Fond, von dem schon in diesen Denkwürdigkeiten die Rede war. Er war bereits Intendant, und der König dachte seine Treue auch noch dadurch belohnen zu müssen, daß er ihm alle seine Meublen in der Conciergerie schenkte. Der Herr Graf von Soissons und die anderen Officiers von der Leibwache des Königs reichten ebenfalls gegen den Schatzmeister Pajot eine Bittschrift ein, die an mich verwiesen wurde. Pujet, ein anderer Cassier bey der Schatzkammer, hatte im vorigen Jahr auf Befehl und unter Garantie Sr. Majestät eine günstige Erklärung für Placin, seinen ehemaligen Commis, ausgestellt, welche bey mir niedergelegt worden war. Der König schrieb mir jetzt: ich solle diese Versicherung Pujet erfüllen, wie Er sich dazu verbindlich gemacht hätte, auf den Fall, daß er derselben benöthigt wäre, wenn der Proceß dieser beyden nicht beygelegt werden könnte.

Der König ließ, nachdem er mein Gutachten darüber erfordert hatte, dem Mortier-Choisy ein Decret ausfertigen, vermöge dessen er von seinem Pachtrest gegen funfzigtausend Livres freygesprochen wurde, die zur Hälfte baar, das andere in sechs Monaten zu bezahlen waren. Er ließ Zamet die Quittungen von fünftausend Thalern am Werth über die beyden Reststellen in der Normandie zustellen, nebst den nöthigen Ausfertigungen, um eben-

ebenfalls die Bezahlung von neun und vierzigtauſend neunhundert und einigen Livres zu erhalten, welche er ihm im vorigen Jahr gegen eine gleiche Summe, die er Ihm vorſtreckte, auf die zween Sols ſechs Deniers vom Scheffel Salz angewieſen hatte. Heinrich ließ auch noch an Montigny zwölftauſend, an Escures ſechstauſend, und verſchiedenen Penſionarien von Bourgogne durch Herrn le Grand 2400 Livres, auch dem Präſidenten Tamboneau ſeine Penſion für das letzte Jahr bezahlen. Ich nehme dieſe kleinen Umſtände aus eigenhändigen Briefen Sr. Majeſtät, die ich beſitze.

Ich erhielt auch einige von der Königin. In einem derſelben war die Rede von gewiſſen Gerechtſamen, die ihr überlaſſen worden waren, und deren ſie ſich nun in Anſehung der Ländereyen der Königin Margarethe begiebt, welche ein Befreyungsdecret darauf hatte. Nach einem andern ſollte die Frau de Conſine zwanzigtauſend Thaler bekommen, welche ihr der König aus Gefälligkeit für die Königin auf die wiederhergeſtellte Präſidenten in den Finanzbänken angewieſen hatte. Die Leonore hatte, wegen dem Intereſſe das ſie dabey hatte, ihre Sachen ſo gut gemacht, daß die Gelder, wie mir die Königin ſagte, erhoben werden konnten. Die Summen, wenigſtens die beträchtlichſten, welche ich auf die perſönlichen Ausgaben Heinrichs verwendete, ſind zwey und zwanzigtauſend Piſtolen, die er am 18. Jenner von mir verlangte, und im Spiel verlohren hatte, hunderttauſend und wieder ein und funfzigtauſend Livres, die er ebenfalls vom Spiel her dem Portugieſen Eduard Fernandes ſchuldig war. Er ſchrieb mir: ich ſolle dieſe letzten ein und funfzigtauſend von den ſechzig tauſenden nehmen, welche ihm von der Stelle eines General-Advocaten zu Rouen einkämen. Nach dem

Tod des Marguerite, deſſen Erben Er die übrigen neun tauſend in Betrachtung der guten Dienſte überließ, welche ihm ihr Vater bey dieſem Parlement geleiſtet hatte, gab Er die Stelle an des-Yveteaux einen Anverwandten des Verſtorbenen. Wieder tauſend Piſtolen zum Spiel; Heinrich nahm anfangs nur fünfhundert davon, ſchickte aber nachher Beringhen um die andern fünfhundert zu Etwas andern abzuholen. Ich brachte ihm noch tauſend andere ebenfalls zum Spiel, indem ich mit dem Canzler nach Fontainebleau zu ihm ging, wo er am Ende der Oſterfeyertage purgirte. Es betraf eine Depeſche, welche Preaux von Jeannin brachte. Da Er ernſtlichere Ueberlegungen über die Ausſchweifungen anſtellte, worein Ihn die Spielſucht ſtürzte, ſo ſuchte Er ſich zu beſſern und verſprach mir verſchiedenemal ſich wenigſtens zu mäßigen. Gleichen Aufwand ſetzte er für ſein Bauweſen fort. Er brauchte Zimmet (24) zu Verſendungen nach Fontainebleau, um darauf Acht zu haben, wenn er ſelbſt nicht dahin gehen konnte. Ich finde auch noch eine Quittung von Marcade für viertauſend ſiebenhundert drey und vierzig Livres, für eilfhundert und ſechszehn Perlen, wovon Heinrich ſeine Tochter von Vendome beſchenkt hatte, dreytauſend für Fräulein des-Eſſarts, auch drey tauſend für Saubion, ſeinen Domeſtiken.

Ich bekam den Auftrag mit dem Canzler Commiſſarien zu ernennen, um mit denen des Herzogs von Lothringen die Gränzberichtigung des Gebiets von Mez zu Stand zu bringen, worüber täglich neue Streitigkeiten entſtanden. Ich ſchickte den Controleur von Fortificationsweſen mit einer Summe Gelds nach Calais, um den Schaden ausbeſſern zu laſſen, welche das Meer an den Dünen von Risban gemacht hatte. Ich erhielt Nachricht davon durch Vice Admiral de V

w

welcher ſehr wünſchte, daß man noch einen größern Aufwand für dieſe Stadt machen möchte, und in dieſem Geiſt mehrere Projecte, ſowohl zu ihrer Sicherheit und Bequemlichkeit angab, als auch um die Ueberſchwemmungen zu verhindern, denen dieſe Stadt und Gegend ausgeſetzt iſt.

Es wurde keine nützlichere Verordnung erlaſſen, als die, welche gegen betrügeriſche Banquerutmacher erſchien. Sie beſagt: daß dieſe als Räuber und öffentliche Betrüger mit dem Tod beſtraft, daß alle von ihnen an ihre Kinder, Erben, Freunde und falſche Gläubiger gemachte Schenkungen, Ceſſionen, Verkaufe und Uebertragungen für null und nüchtig erklärt und ſolche Geſchenknehmer, Ceſſionare und Käufer als Mitſchuldige der Banquerutmacher beſtraft werden ſollten, wenn für den Richter auch nur ein geringer Schein vorhanden wäre, daß jene Handlungen zum Schaden der wahren Gläubiger unternommen worden ſeyen. Es wird darinn, bey gleicher Strafe der Mitſchuld, verboten dem, welcher Banquerut macht, oder ſeinen Bürgen, Factoren und Commiſſarien Aufenthalt zu verſtatten, irgend welche von ihren Meublen, Papieren und Effecten zu verheimlichen und endlich ihnen in irgend Etwas fortzuhelfen. Allen wird erlaubt, ohne Decret oder beſondere Erlaubniß die Banquerotirenden feſt zu ſetzen, ohnerachtet aller entgegen ſtehender Verordnungen und Gewohnheiten. Endlich wird den wahren Gläubigern derſelben verboten, irgend einen Accord, Contract oder andern Vergleich mit ihnen oder ihren Unterhändlern zu ſchließen, bey Strafe ihre Schuld zu verlieren und ſelbſt nach Befinden der Umſtände peinlich verfolgt zu werden. Der Weg der gerichtlichen Klage iſt der einzige, den man ihnen offen läßt. Dies iſt ohngefähr alles,

was man meines Erachtens thun kann, um die Handlung und die öffentliche Ruhe zu sichern, welche bey einem so gemein gewordnen Mißbrauch gleich stark interessirt sind. Zu diesem Edict kam noch ein anderes gegen den Zweykampf, um das ich mir schon lange viele Mühe gegeben hatte. Da der Staatsrath in dieser Absicht in der erste Galerie zu Fontainebleau ausserordentlich versammelt war, verlangten Se. Majestät, um diese Sache gründlicher behandeln zu können, daß man dabey von dem Ursprung, den Gewohnheiten und den verschiedenen üblichen Formen des Zweykampfs referiren möchte. Seine Räthe gaben ihm eben keinen Anlaß, ihnen über ihre Gelehrsamkeit Complimente zu machen. Alle verstummten. Ich machte es wie die andern, aber so, daß der König leicht gewahr wurde, daß ich bloß seines Befehls bedürfe, um zu reden. Er wendete sich zu mir und sagte: Zeugmeister, ihre Miene läßt mich schließen, daß sie mehr davon wissen, als sie von sich ausgeben. Ich bitte sie und befehle ihnen zugleich ausdrücklich, uns zu sagen, was sie davon wissen und denken. Ich zierte mich noch Wohlstands halber; da aber von neuem in mich gedrungen wurde, hielte ich eine Rede, die ich hier nicht beybringen will, weil man nichts darinn finden würde, als was ich oben schon über diese Materie gesagt habe.

Ich trug Sorge, das Edict gegen die Zweykämpfe sogleich in meine Befehlshaberschaft zu schicken und es daselbst sehr genau beobachten zu lassen. (25)

Wir wollen zu diesen Regierungsangelegenheiten noch die Erzählung von einigen Hofintriken hinzusetzen. Als der König auf die oben gedachte Nachrichten von den Factionen in einigen Provinzen Jemand dahin schicken wollte, so schlug er mir den N. vor. Die-

Dieſer Menſch ſoll weder die Freude noch den Verdruß haben, ſich hier genannt zu ſehen. Die Wahl war ganz nicht nach meinem Geſchmack, indem ich wohl wußte, daß ſein perſönlicher Haß ihn verleiten würde, Leuten Verbrechen anzudichten, an die ſie nicht gedacht hatten. Ich ſagte dem König: wenn er ihn von ſeiner Seite dahin ſchicken wollte, ſo würde ich Niemand von der Meinigen dahin ſchicken, weil ich nichts mit einem ſolchen Gehülfen zu thun haben wollte.

N. um dieſe Hofnung gebracht, beſchloß, ſich jedes Mittels zu bedienen, um ſeine Empfindlichkeit gegen mich zu befriedigen, und erbot ſich gegen diejenige am Hofe, die er als meine Feinde kannte, zum Werkzeug ihrer Entwürfe. So redete er eines Tags den Marquis de Coeuvres an, dem er, indem er ſich Verſchwiegenheit über eine Eröffnung ausbedung, welche ſein Eifer allein ihm machen heiße, verſicherte: daß ich unter dem Vorwand einiger Geſchäfte ins Parlement gegangen ſey, um aus der Regiſtratur den Legitimationsbrief für den Herrn von Vendome wegzunehmen, den man dahin gebracht hatte, um ihn von dem Parlement beſtätigen zu laſſen. De Coeuvres ging ohnverzüglich hin, um dies der Perſon zu hinterbringen, die am meiſten dabey intereſſirt war, und Herr von Vendome ging den Augenblick zum König um ſich darüber zu beſchweren.

Dieſer fragte ihn, woher er dieſe Nachricht habe? Allein ohne ihm den Angeber zu nennen, verbürgte man ihm die Wahrheit der Sache, ſo daß der König nicht weiter daran zweifeln konnte. Er fragte mich am andern Tage, ſo bald ich mich ihm näherte: was ich im Parlement zu thun gehabt habe? Ich antwortete, wie es denn auch wahr war: ich habe aus den

Parlementsregiſtern Abſchrift von einigen Stücken zu nehmen gehabt, deren ich benöthigt geweſen ſey. Betrift Etwas davon meinen Sohn Vendome, ſagte Heinrich. Nein, Sire, antwortete ich und warum Herrn von Vendome? ſetzte ich hinzu, betreten über die Miene, womit er mit mir ſprach. Ich weiß wohl, warum, verſetzte er froſtig. Einige andere eben ſo wenig deutliche Worte, welche dem König entſchlüpften, machten mir begreiflich, daß er etwas auf dem Herzen haben müſſe. Ich bat ihn, es mir zu ſagen; was er auch that, und bald überzeugt wurde, daß die Verleumdung hier ihr gewöhnliches Spiel treibe.

An eben dem Tage Nachmittags, als der König bey der Gräfin von Moret war, kam ein kleiner Junge dahin, der dem erſten Bedienten, dem er begegnete, ein Paquet gab. Frau von Moret, der man es brachte, fand ein Billet darinn, worinn man ihr in Anſehung ihrer Kinder dieſelbe Nachricht ertheilte, die man dem Herrn de Vendome gegeben hatte. Sie fing an zu weinen, und da der König ſie um die Urſache ihrer Thränen fragte, gab ſie ihm das Billet zu leſen. Heinrich wollte den kleinen Knaben ſelbſt hören; er war aber nicht mehr zu finden. Madam, ſagte er zur Frau von Moret mit einer tiefdenkenden und etwas düſtern Mine. Es iſt hier viel Bosheit auf einer oder der andern Seite. Man fing an über die ganze Sache Unterſuchungen anzuſtellen. Der kleine Knabe wurde leicht entdeckt und durch ihn errieth der König bald den N. Denn nachdem er fruchtlos verſucht hatte de Coeuvres dahin zu bringen, daß er ihn ihm nennen ſollte, nannte er ihn ihm ſelbſt, und in der Beſtürzung darüber, konnte dieſer es nicht leugnen, gab aber ſogleich dieſen Menſchen Nachricht von dem, was vorgefallen war. Da dieſer ſah, daß die Sache eine ernſthafte Wendung

nahm,

nahm, warf er ſich Villeroy zu Füßen, mit der Bitte ihm gegen mich beyzuſtehen. Villeroy fand ſo viel Gefahr dabey, wenigſtens es öffentlich zu thun, daß er es ihm nicht zuſagte. Er begnügte ſich, da ſich eine günſtige Gelegenheit dazu darbot, im Geſpräch einige für N. günſtige Reden hinzuwerfen, welche der König auf eine Art aufnahm, die ihn ſeine Gefälligkeit ſehr bereuen ließ.

Heinrich hatte kürzlich noch zween andere Streiche von N. entdeckt, welche ihn des Mangels an Reſpect gegen Se Majeſtät ſelbſt ſchuldig machten; Erſtlich, daß N. die Unverſchämtheit gehabt hatte, öffentlich einen Liebeshandel Heinrichs mit einem gewiſſen Mädgen fälſchlich auszuſprengen, und die Bosheit, die Königen davon zu benachrichtigen; Zweytens, daß er den Jeſuiten, Pater Gonthier, angeſtiftet hatte, jene heftige Art von Canzelvorträgen fortzuſetzen, welche ihm ſchon einmal einige Händel zugezogen hatten. Er verſicherte ihn nehmlich, daß eine gewiſſe Predigt von ihm, die er ihm nannte, und die juſt eine der hitzigſten war, allgemein von den Herrn am Hofe, namentlich den Marſchallen von Briſſac und Ornano bewundert und gelobt worden ſey; (26) wobey N. das Unglück hatte, daß dieſe beyden Herren, welche bey dem Verweis zugegen waren, welchen der König dem Pater zab, denjenigen Lügen beſchuldigten, der ſich erdreiſtet hatte, ihnen Bewunderung einer ſo unverſchämten Rede anzudichten.

Alles dieß hatte Heinrich ſo ſehr gegen den Betrüger aufgebracht, daß, als ich am folgenden Tag zu ihm kam, um mir Genugthuung von ihm zu erbitten, er zu mir ſagte: ich habe nun nur zu viel Licht in der Sache, es iſt die boshafte Seele, der N., welcher alles dies erdichtet hat; aber, ſowahr ich ſie liebe, ich

will ihn vom Hof verbannen. Der Befehl dazu wurde auch würklich sogleich gegeben. Die Sache machte ganz das Aufsehen, das man sich vorstellen kann, und ich gestehe, daß sie mich zehen ganzer Tage in Verlegenheit setzte.

Dies ist aber noch nichts gegen das Aufsehen, welches die Sache des Herrn Prinzen von Conde machte. Die Vermählung dieses Prinzen mit Fräulein von Montmorency, welche zu Anfang dieses Jahres vollzogen worden war, brachte am Hof die Gerüchte von Galanterie zwischen dem König und der Prinzessin so gar nicht zum Schweigen, daß diese dadurch vielmehr erst recht in Bewegung kamen; wie ich immer voraus vermutet hatte. Zweytausend Thaler, welche der König dem Fräulein zum Brautkleid gegeben hatte und für achtzehentausend livres Juwelen, welche für sie durch Frau von Angoulême von dem Goldschmid Meßier auf der Wechselbank gekauft wurden, wovon das Certifikat vom 29sten May bekannt war, eine Menge anderer Gnadenbezeigungen und Geschenke, welche dem Prinzen von Conde in Rücksicht auf diese Verbindung gemacht wurden, schienen hinreichende Beweise von dem Verständnisse; wiewohl in der That nichts von diesem allem unwiderleglich war. Da ich aber eben so wenig auf der andern Seite ausschweifen will, wie die Schmeichler dieses Prinzen thaten, welche sich öffentlich zu behaupten bemühten, daß es nicht bloß aus Rücksicht auf die junge Prinzessin geschehe, so halte ich mich an das, was ich bereits von meinen Gesinnungen hierüber geäußert habe. Dies hält das Mittel zwischen beyden Behauptungen; wenige blieben dabey stehen.

Die Königin und der Prinz von Conde, welche diese Sache näher anging, erhitzt durch alle die Reden, die man ihnen unaufhörlich zuflüsterte, hatten bald

ld den ganzen Hof in Aufruhr gebracht. Alle mei-
Bemühungen blieben bey der würklich ganz wüten-
n Königin fruchtlos. Und was den Prinzen betraf,
blieb er nicht dabey stehen, öffentliche Beweise von
ner Unzufriedenheit zu geben. Er ging sogleich da-
als schon mit dem unvorsichtigen Schritt um, den man
n bald darauf thun sah.

Die erste Nachricht davon erhielt Heinrich durch
n Billet zu Fontainebleau, wohin er sich begeben hat-
, um seine Ostern daselbst zu halten. Er schickte es
ir sogleich nach Paris, wo ich zurückgeblieben war.
s enthielt folgendes. Der Prinz von Conde sey nach
iner Abreise von Fontainebleau nach den Tuilerien
n, von seinem Arzte begleitet, nach Paris gekom-
en, und habe bey einem spanischen Pensionair über-
achtet. Die ganze Nacht habe man, unter heftigen
ewegungen auf Seiten des Prinzen mit Berathschla-
ungen zugebracht, ob er sich nicht jetzt sogleich nach
Spanien entfernen sollte. Sein Wirth habe ihn aber
urch Vorstellungen der Folgen noch davon abgehal-
n; Am folgenden Tag habe man dem Herrn Prinzen
eben das Haus einen Beutel mit tausend Doubloo-
en gebracht mit dem Versprechen, ihm in kurzem den
est von dem nachzuzahlen, was er sich wahrschein-
ch schon durch Vermittlung des Arztes hatte verspre-
en lassen. Denn diesen beschuldigte man, daß er die
anze Unterhandlung leite, daß er schon daran gearbei-
et hätte, die Verbindung des Prinzen zu trennen, und
n Fräulein von Rohan heirathen zu lassen; daß er
it einem andern spanischen Arzt in Verbindung ste-
e, welcher bey Don Juan gewesen und seit sechs Wo-
en zu dem Grafen Spinola nach Haag gegangen sey,
o wo er bis nach England gehen sollte. Dies stimm-
e mit einem andern Billet überein, welches Berung-

sen

ben erhalten hatte: daß der Herr Prinz Briefe von dem König von England an den Staaten der Niederlande erhalten hatte. Alle diese Nachrichten, welche man Sr. Majestät sehr geheim zu halten hat, vermochten Ihn doch nicht, den Prinzen eines so großen Verbrechens fähig zu halten. Heinrich kam zu Anfang des Junius nach Paris, von wo er nach einigen Tagen nach Fontainebleau zurückging. Der Prinz folgte ihm dahin nach. Es ist wahr, nach den Acten, die er dort öffentlich führte, hätte man glauben sollen, daß er nur dahin gehe, um Sr. Majestät zu trotzen. Mein Freund, schrieb mir Heinrich vom 12. Junius, der Prinz ist hier und spielt den Teufel. Sie würden sich ärgern und schämen, wenn sie hörten, was er alles von mir sagt. Endlich läuft meine Geduld zu Ende und ich werde ernstlich mit ihm reden. Um ihn zu bestrafen, befahl mir der König, seine Pension vom April zurück zu behalten, und seinen Einkaufer und alle seine Gläubiger abzuweisen, welche, da sie die Freygebigkeit des Königs gegen den Prinzen aus Gelegenheit seiner Vermählung wußten, sich an mich als den Austheiler derselben, wendeten. Wenn man ihn nicht durch dieß Mittel im Zaum halten kann, fuhr der König fort, so wird man zu einem andern greifen müssen; denn es ist schändlich zu hören, was er sagt. Wir werden mit einander davon sprechen, wenn sie bey mir seyn werden. (27).

Der Prinz ersah nun mich, um mir seine Unzufriedenheit zu eröffnen; in welcher Eigenschaft? wüßte ich selbst nicht recht anzugeben. Denn wenn ich mir schmeicheln konnte, daß ihm mein Rath nicht ganz gleichgültig sey, so mußte ich auf der andern Seite vermuthen, daß er bey den Versicherungen von Ergebenheit, welche man einem Mann von seinem Rang selbst dann macht,

macht, wenn man in dem Gespräch mit ihm die Kühnheit hat, ihm nicht recht zu geben, einen Vorwand suchte, um in der Folge mit einiger Wahrscheinlichkeit vorgeben zu können, daß ich mich seinem Vorhaben, aus dem Reiche zu entweichen, widersetzt habe. Dies nöthigt mich von der Unterhaltung Rechenschaft zu geben, die wir mit einander hatten, als er einst Mittwochs Nachmittags zu mir kam, da er wußte, daß ich nicht ins Conseil ging.

Er kam in mein Kabinet und trug in seinem Gesicht alle Spuren der heftigsten Gemüthsbewegung. Es befremdete mich gar nicht, daß er ohne weitere Vorrede mit mir von den Ursachen zu reden anfing, welche er hatte, sich über das Benehmen des Königs gegen ihn zu beschweren. Ich antwortete ihm dadurch, daß ich ihm die gewissermaßen unendliche Verbindlichkeiten vorstellte, welche sein ganzes Haus überhaupt und er insbesondere gegen Se. Majestät habe; Verbindlichkeiten, welche es verdienten, daß er ihnen nicht nur einen bloßen Verdacht und eine vielleicht auf bloßen Einbildungen gegründete Empfindlichkeit, sondern auch selbst eine ganz gerechte Unzufriedenheit aufopfern sollte. Da dem Prinzen diese Gründe nicht recht eingehen wollten, so unterhielt er mich von ich weiß nicht wie vielen Anschlägen, welche Heinrich gegen ihn gefaßt haben sollte; welches ich nur für Würkung der Unruhe und eines zu weit getriebenen Mißtrauens ansah. Ich hoffte sie zu zerstreuen, indem ich ihm auf eine Art, die er unmöglich für nicht aufrichtig halten konnte, vorstellte, daß der König, weit entfernt von jedem Gedanken einer Gewaltthätigkeit gegen ihn sich nur darum erinnere, daß er von gleichem Rang mit Ihm sey, um mit den Gesinnungen seiner natürlichen Güte gegen Jedermann noch die der Freundschaft und einer vorzüglichen

lichen Auszeichnung gegen den Prinzen zu verbinden. Ich erinnre mich sehr wohl, daß ich, statt ihm aus Gefälligkeit zuzugeben, Heinrich könne einen Unschuldigen unterdrücken (Worte die mir in der That oft genug wiederholt wurden), ihm bloß sagte: die Strafbarsten seyen gewöhnlich diejenige, welche die Unschuld am öftesten im Munde führten; dessen unerachtet könne man nicht unterlassen, sie zu züchtigen. Der Prinz, der nach diesem auf der Hut gegen mich hätte seyn sollen, stand nicht weiter an, mir zu erklären, daß er entschlossen sey Frankreich zu verlassen. Der Gedanke kam mir nicht, eine so unvorsichtige Rede für etwas anders anzusehen, als für die Wirkung eines verwundeten Herzens und wenn ich sie mit Festigkeit aufnahm, so geschah dies darum, weil ich der Meynung war: bey solchen Gelegenheiten müsse Festigkeit den Rath begleiten, den man giebt. Ich sagte ihm: ich könne nicht glauben daß er fähig seyn sollte, bis auf diesen Punkt an seinem König, seinem Vaterlande, seiner Ehre und seiner Pflicht untreu zu werden. Das Reich und selbst der Hof seyen der einzige Aufenthalt für Prinzen vom Geblüt; sonst überall müsse ihr Glanz sich verdunkeln; sie würden so gar für strafbar gehalten, wenn sie sich zu lang und an irgend einem andern Ort, ohne Erlaubniß von Sr. Majestät, zu verweilen bemühten. Als der Prinz darauf versetzt hatte, daß ein solcher Zwang weder seinem Stand noch seiner Geburt anständig sey, so erwiederte ich ihm eben so bestimmt darauf: die Staats-Gesetze verbinden die Prinzen und Brüder des Königs so sehr, und vielleicht noch strenger, als den geringsten Unterthan. Ich bewies es ihm durch Beyspiele aus der Geschichte Ludwigs XI. des verstorbenen Herrn Herzogs von Anjou und Heinrichs selbst. Das war nun freylich nicht der Ton, welchen der Prinz von mir

zu

u hören gewünſcht hatte. Ich wurde gewahr, daß
r nun mit Hülfe einiger Milderungen ſich meiner
Meinung zu nähern ſuchte, und Nichts zeugte mir
eſſer, als eine ſo plötzliche Veränderung, daß in ſei-
nem Herzen derjenige Entſchluß feſt ſey, von dem er
urch ſeine letzte Reden, ganz entfernt zu ſeyn, mir
atte beweiſen wollen. Ich zweifelte um ſo weniger
aran, da ich erfuhr, der Prinz habe beym Weggehen
on mir ganz beſänftigt geſchienen, er habe ſelbſt bey
er Königinn ſich beklagt, daß man das Gerücht ver-
breite, er gehe darauf um, den Hof zu verlaſſen, und
dieſe Dame verſichert, er hätte nie einen Gedanken
daran gehabt, mit den Ausdrücken, er ſey mit Se.
Majeſtät ziemlich zufrieden. Da er eben dieß öffent-
lich in denſelben Worten ſagte, ſo wollte ich es
keinen Augenblick anſtehen laſſen, mich zu dem Kö-
nig zu verfügen, und dieſen zu verſichern (nachdem
ich ihm getreulich alles erzählt hatte was zwiſchen dem
Herrn Prinzen und mir vorgefallen war) daß derſelbe
in acht Tagen nicht mehr in Frankreich anzutreffen
ſeyn werde. Es fehlte wenig, daß mich Heinrich
nicht als einen albernen Menſchen behandelte. Es
ſey eben ſo wenig Wahrſcheinlichkeit vorhanden, ſagte
Er, daß er im Ausland ohne den Zuſchuß, den er
aus Seiner Hand empfange, als Prinz leben könnte,
als daß er alles was ihm zuſtändig ſey, mit ſich fort-
nehmen könne, ohne daß man es ſehen und aufs leich-
teſte verhindern könnte. Dazu ſetzten Se. Majeſtät
noch, was der Prinz der Königin geſagt hatte. Was
Sie mir ſagen mögen, Sire, antwortete ich,
kann mich nicht anderer Meinung machen. Ich wer-
de immer mehr darinn beſtärkt. Sie ärgern ſich
über mich; allein die Zeit und die Sache ſelbſt wer-
den Ihnen zeigen, daß ich recht habe. Ich ſehe viele
Perſonen, ſetzte ich hinzu, welche mit in dieſem Ver-
ſtänd-

ſtändniß ſind, und Sie betrügen, wiewohl ſie Ihnen die gröſte Verbindlichkeiten haben. Allein dies darf Niemand befremden, da Sie ſelbſt ſich betrügen helfen. „Sie nennen mir Niemand, ſagte der König, ich ſehe aber wohl, wen ſie meinen". Er begriff wohl, daß ich ihm von den Domeſtiken der Königin reden wollte. Weder der König noch ich waren die Einzigen, welche ſahen, daß die Cabale hier einen großen Streich ausführe. Denn ſie verbreitete nicht nur, wie gewiß, tauſend erdichtete Dinge auf Rechnung des Königs und der Prinzeſſin von Conde. (Dies wäre nur gewöhnliche Bosheit geweſen). Aber was man nicht wohl charakteriſiren kann, iſt die abſcheuliche Kunſt, womit dieſe Leute ihre Betrügereyen dazu anzuwenden wußten, um den König der Königin durchaus gehäſſig zu machen, und dieſe Dame dahin zu bringen, daß ſie ſich in der Beſtimmung ihres Betragens ganz ihnen überließ. Daher alle dieſe Complotte, wo man es ohne ihr Vorwiſſen wagte, ſich ihres Namens zu bedienen; daher alle die Beweggründe von tauſend neuen dringenden Bitten, die gedachte Crönungsceremonie nicht länger aufzuſchieben. Es vergingen nur vier Tage nach dieſer Unterredung mit dem König bis zu der Entweichung der Prinzen. Am 29ſten Auguſt (25) um Eilf Uhr Abends als ich mich ſo eben niedergelegt hatte, ſah ich Praslin in mein Schlafzimmer kommen, der mir ſagte: der König verlange mich und ich ſolle ſogleich kommen. Wie, Vetter, was will denn der König? entwortete ich ihm in der erſten Bewegung, und ohne ihm zur Erklärung Zeit zu laſſen: par dieu; Er will mich doch noch zu Tod quälen; ich kann nicht leben und nicht ſchlafen vor Ihm. Ich muß, fuhr ich ungeduldig fort, indem ich glaubte, dieſe Reiſe wäre eine von denen, deren ich mich durch gute Gründe überheben könnte, ich muß

muß Morgen früh um 3 Uhr aus den Federn, um Briefe und Rechnungen durchzusehen, welche ich erhalten habe, und darauf Antwort zu ertheilen; ich muß Verzeichnisse über alles aufsetzen, was ich den Tag zu thun habe, was im Staatsrath vorgenommen werden soll, was ich dem König zu sagen habe und was meine Commis, meine Sekretärs und alle, welche unter mir stehen, thun sollen. Urtheilen sie, ob ich Zeit zu verlieren habe und ob ich, wenn ich ins Louvre gehe, woher ich bey aller Eilfertigkeit vor 2. bis 3. Uhr nicht wieder zu Hause seyn kann, dieß alles vor 8. Uhr früh, da ich mich in Staats-Rath begeben muß, verrichten kann. Den ganzen Rest des Tags aber ist gar nicht an Cabinetsarbeit zu denken. Er geht ganz auf Audienz für Jedermann, und auf Sprechen mit den Rechnungsführern und andern Beamten, die mit mir zu thun haben. — Das sehe ich alles wohl, sagte Praslin zu mir, und dem König selbst ist es nicht unbekannt. Er hat ganz laut vor der Gesellschaft gesagt: ich würde Sie in Zorn bringen, wo ich so ausser der Zeit käme, da dieß die einzigen Augenblicke seyen, die ihnen übrig bleiben, Cösper und Geist ruhen zu lassen. Da ist aber nun einmal nicht zu helfen, Herr Feldzeugmeister, sie müssen kommen; denn es ist wegen einer Sache, die Ihn sehr beunruhigt und von welcher Er überzeugt ist, daß wenn irgend noch zu helfen seyn mag, Sie allein es vermögen. Der bewußte Mann ist, (wie sie es wohl voraus gesagt hatten, sagte der König) auf und davon, und hat was das schlimmste ist, selbst die Damen aufgepackt und mit sich davon geführt. O ho! ists das, sagte ich, warum man mich verlangt? Warlich, da wird es was zum ärgern geben. Denn ich sehe wohl, daß wir nicht alle einerley Meinung seyn werden; ich weiß wohl, daß Mars und Venus in gutem

Vernehmen mit einander stehen. Indessen wenn wir durch den erstern glücklichen Erfolg haben wollen, muß doch die andere weichen, und dieß kann uns einen guten Grund geben, die Sache zu beschleunigen; also frisch auf, Vetter.

Ich komme ins Louvre und finde den König, im Zimmer der Königin mit hängendem Haupte und die Hände auf dem Rücken zusammen gelegt umhergehen. Nebst der Königin waren noch anwesend die Herrn von Sillery, von Villeroy, von Gevres, von la Force, la Varenne und einige andere, die an den Wänden herum lehnten, und zwar so weit auseinander, daß sie nicht einmal mit einander flüstern konnten. Nun, sagte Heinrich und ergrif mich bey der Hand, so bald er mich hereintreten sah, „unser Mann ist fort, und hat alles mit genommen; was sagen Sie dazu? Ich sage, Sire, antwortete ich, daß mich das nicht befremdet. Seit er im Zeughaus mit mir gesprochen hatte, habe ich mich dieser Entweichung täglich versehen, welche Sie wohl hätten verhindern können, wenn Sie mir hätten glauben wollen. Dachte ichs doch, daß ich das von Ihnen würde hören müssen, antwortete Er mir; aber man muß nicht von vergangenen Dingen reden, denen man damit nicht abhelfen kann. Denken wir bloß auf die Zukunft, und sehen, was jetzt zu thun ist! Sagen sie mir zuerst ihre Meinung davon; denn ich habe noch keine Seele darum befragt. — Sire, erwiederte ich, ich bin noch nicht hinlänglich von allen Umständen der Sache unterrichtet, und habe noch nicht so darüber nachgedacht, wie sie es verdient. Ich bitte Sie, lassen Sie michs beschlafen. Morgen will ich dann wieder zu Ihnen kommen und Ihnen ein brauchbares Gutachten zu geben versuchen, statt daß ich, wenn Sie jetzt in mich dringen wollten,

Ihnen

Ihnen nichts kluges ſagen würde; denn mein Verſtand geht nicht ſo ſchnell. — Nein, unterbrachen mich Se. Majeſtät, juſt umgekehrt; ich kenne Sie beſſer, ſagen Sie mir alſo, was Sie davon halten. Sire, ich weiß wahrhaftig nichts, ſagte ich abermals; und zuverläßig, wenn Sie ſo ſehr in mich ſetzen, wird nichts taugliches heraus kommen. Haben Sie alſo die Gnade mich bis auf morgen zu entſchuldigen. — Durchaus nicht, verſetzte Heinrich, ich will, Sie ſollen jetzt ſogleich reden; Was ſoll ich thun? — Nichts! antwortete ich ihm, da ich nicht weiter ausweichen konnte. —

Wie! Nichts? rief er aus; dies iſt kein Rath. Verzeihen ſie, Sire, antwortete ich; Es iſt einer, und zwar einer der beſten, die Sie befolgen können. Es giebt Krankheiten, welche eher Ruhe als Arzney-Mittel erfordern; und dieſe, denke ich, iſt von dieſer Art. All das Vernünfteln da kommt jetzt zur Unzeit, beharrte Heinrich mit gleicher Ungeduld; Gründe brauche ich jetzt, und was haben ſie für welche?" — Keine gute, ſagte ich, wenn ſie ihren Wünſchen entgegen ſind; es ſcheint mir jedoch, daß die Sache von ſelbſt ſpricht, und verlangt, daß man einige Aufklärung abwarte, ehe man etwas unternimmt, damit Sie darnach einen guten Entſchluß faſſen können. Indeſſen finde ich, daß es zweckmäßig wäre, von der Sache ſo wenig, als möglich zu reden, und zu thun, als ſey ſie von gar keiner Bedeutung, und beunruhige Sie auf keinerley Art. Ich unterſtützte dieſe Meinung mit einer Bemerkung, welche mir paſſend ſchien: daß nemlich der gute oder ſchlechte Empfang des Prinzen bey den Spaniern vielleicht von dem ſtarken oder ſchwachen Eindruck abhangen werde, welche ſeine Entweichung auf den König gemacht hätte. Es ſey nicht unmöglich, daß ſie den Prinzen mit Verachtung empfangen werden, um ſich den Aufwand zu erſparen, den er

ihnen sonst verursachen müßte, besonders, wenn man ihnen dabey noch einigen Argwohn beybringen könnte, daß dieser Schritt des Prinzen von Conde vielleicht blos ein abgeredter Handel zwischen Sr. Majestät und ihm sey. Was? sagte der König mit Kopfschütteln, ich sollte also leiden, daß ein kleiner benachbarter Fürst wider meinen Willen den ersten Prinzen von Geblüt an sich ziehe und sollte ihn nicht meine Empfindlichkeit darüber fühlen lassen? Ein schöner Rath; daraus wird nichts: Ich will: Praslin (26.) soll in einigen Tagen abreisen, um meine Absicht zu erklären. — Ich hatte es Ihnen ja gesagt, Sire, erwiederte ich, daß nichts gescheides heraus kommen würde, da Sie mir nicht Zeit genug gelassen haben, es zu überlegen. Es steigt mir ein anderer Gedanke auf, welcher dem, was Sie thun wollen, nichts schaden wird. Ich kann ihn aber Ihnen erst in zween Tagen sagen, und bin versichert, daß Sie besser damit zufrieden seyn werden, als mit meinem ersten Vorschlag. Der König bewilligte es, und sagte zu mir, indem er mich umarmte: gehen Sie, legen Sie sich nieder und schlafen Sie bis 6. Uhr. Denn ich will lieber, daß der Staatsrath und meine gewöhnlichen Geschäfte Morgen ausgesetzt bleiben, als daß Ihre Gesundheit darunter leide.

Ich betrog mich nicht in meiner Erwartung, daß die andere Eröffnung, welche ich Sr. Majestät in Ansehung der Entweichung des Prinzen nach Flandern zu machen hatte, mehr nach Seinem Geschmack seyn würde. Er kam 3. Tage darauf in Zeughaus, um mich darnach zu fragen. Wir waren eine Stunde in mein Cabinet verschlossen. Allein ich darf nichts von dem entdecken, was darinn unter uns vorgieng. Der König sagte beym Weggehen ganz laut:

Adieu

hieu, mein Freund, kommen Sie nicht, vollenden ie meine Geschäfte, und hauptsächlich arbeiten Sie der Ausführung der Eröffnung, welche sie mir ge- acht haben. Denn ich finde sie weit besser, als den ath, den sie mir auf dem Zimmer meiner Gemahlin Louvre gaben.

Der Prinz glaubte seinen Schritt rechtfertigen zu üssen, indem er einige Tage darauf einen Brief an n König schrieb (27.) Er richtete zu gleicher Zeit en zweyten weit umständlichern und durchdachtern Herrn De Thou, worinn er unter andern vorgab: sepe die Ursache seiner Entweichung aus Frankreich. r mag seine eigene Bosheit anklagen, sagte der Kö- g, und die vielen andern, welche ihm gerathen ha- n, und nicht Sie. Sie sollen ihm einen derben ief schreiben, worin Sie ihm alles vorstellen, was gegangen ist, und mit dem seinem Stand, nicht seiner rson, gebührenden Respect, die Wahrheit ganz gen, welchem Elend er sich unausbleiblich aussetze, nn er nicht zu seiner Pflicht zurückkehrt. — Ich e also nach Haus, Sire, antwortete ich Ihm; nn wir waren damals bey dem Herrn Connetable) das Concept davon zu machen, und Ihnen her zubrin- . Nein, Nein! sagten Sr. Majestät, Sie sollen gleich hier schreiben; ich will Ihnen Dinte und pier geben lassen. — Aber Sire, versetzte ich dar- f, der Brief ist von Wichtigkeit und verdient wohl, ß man mit Bedacht dabey zu Werke geht und wohl ft, ehe man ihn abgehen läst. Denn auf einer ite muß er Sie befriedigen, auf der andern dem tand des Prinzen und dem Meinigen angemessen n. Niemand weder in Frankreich noch im Aus- de noch Er selbst, von dem Sie wohl sehen, daß er Gelegenheit sucht, mich anzuschuldigen und zu be-

ſchimpfen, muß eine Veranlaſſung dazu darinn finden können. Ich habe nicht ſo viel Geiſteskraft, um dies alles ſo gut in ſolcher Eile zu thun. — Ich hatte gut reden; ich mußte dieſe Antwort auf der Stelle ſchreiben in Gegenwart Sr. Majeſtät und an einem Ende der Tafel, an welcher wir geſeſſen hatten. Der König war ſehr zufrieden mit der Art womit ich mich gegen den Prinzen erklärt hatte. Folgendes iſt das Hauptſächlichſte daraus.

Ich beklagte mich im Eingang gegen den Prinzen. Da ich in dem Wahn geſtanden hätte: er achte mich hinlänglich, um bey ſeinem Beſuch keine andere Abſicht zu haben, als mich um Rath zu fragen; ſo nöthige er mich gegenwärtig zu dem Verdacht, daß er nur gekommen ſey, um mich zu überraſchen. Uebrigens wiſſe er beſſer, als irgend Jemand, daß er mir dieſe Schlinge vergeblich gelegt hätte. Bey dieſer Gelegenheit legte ich, weniger für ihn, als für das Publikum, alles weitläuftig dar, was bey unſerer Unterredung im Zeughaus vorgefallen war; wie man dies ſo eben geſehen hat. Hierauf ſagte ich ihm ohne viele Schonung: Da ich trotz aller ſeiner Verſtellung in ſein Vorhaben eingedrungen ſey, habe ich dem König ſogleich davon benachrichtigt, der ihm wohl die Ausführung hätten vereiteln ſollen, wenn er mir geglaubt hätte oder nicht: ſo gut und nachſichtsvoll geweſen wäre. Wegen dieſes Raths, den ich Sr. Majeſtät gegen ihn gegeben hatte, entſchuldigte ich mich blos damit, daß das Beſte des Staats und ſein eigenes, wenn er nur ein wenig darüber nachdenken wolle, ihn gefordert habe. Dies führte mich dann darauf, ihm die Folgen eines ſo wenig überlegten Schritts vor Augen zu ſtellen. Was könne er von den Erzherzogen und den Spaniern erwarten, welche ihn als ein

nnütze Laſt für ſie betrachten, durch trotzige Behandlung ſeines Unglücks ſpotten und ſich innerlich noch reuen würden? Ich ließ die Stimme der Ehre, der Tugend, der Geburt und der Pflicht ſich gegen einen Fehler erheben, um deſſen Verzeihung aufs bäldeſte nzuſuchen, ich ihn ermahnte. Ich verband mit dem Bitten das Erbieten meiner Dienſtleiſtung, welche ihm meinen Eyfer und meine Ergebenheit gegen ſeine Perſon beweiſen ſollte.

Man wird ohne Mühe zugeben, daß dieſe Sprache twas ſtark in dem Munde eines Manns geweſen wäre, der, wenn er ſich einige Connivenz hätte zu chülden kommen laſſen, durch ein einziges Wort dagegen von einer Perſon, wie der erſte Prinz vom Geblüt, hätte niedergeſchmettert werden können. Ich ieng noch weiter. Damit man auch nicht einmal ſagen könnte: ich habe den Innhalt des an De Thou geſchriebenen Briefs zu berühren vermieden, ſetzte ich noch gegen den Prinzen hinzu, daß zu meinem großen Verdruß die Höflichkeiten, Lobſprüche und Dankſagungen, womit er mich im Zeughaus überhäuft hätte, ehr übel durch die Nothwendigkeit vergolten werden würden, worein ſein Brief mich verſetze, die Wahrheit auf eine Art bekannt zu machen, welche er vielleicht nicht wohl mit dem ihm ſchuldigen Reſpect zu vereinigen wiſſen dürfte. Er müßte mir innerlich alle verdiente Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, erführe aber ezt, daß der erſte Schritt, den ein Mann aus ſeiner Pflicht thue, ihn auch nach einer nothwendigen Folge allen Geſetzen der Aufrichtigkeit untreu mache. Endlich, was auch ſeine Abſicht dabey ſeyn möge, daß er ſo die Schuld auf mich zu ſchieben ſuche, hätte ich es mir jederzeit zum Ruhm und zur Ehre angerechnet, von den Feinden des Königs und des Staats, ſo

behandelt zu werden, und ich bitte den Himmel, dem Prinzen einen Entſchluß einzugeben, welcher vergeſſen machen könnte, daß ſein Fehltritt ihm mit Recht dieſe beyden Namen zugezogen habe. Dieſer Brief (28) wurde public und blieb ohne Replic, was ſelbſt bey meinen Feinden die Beſchuldigungen des Prinzen entkräftete.

Es fiel eine Streitigkeit zwiſchen Villeroy und de Fresne wegen den Briefen vor (29), welche der König zween Tage nach der Entfernung des Prinzen in alle Provinzen ſchreiben ließ, um daſelbſt ſeine Abſichten in Anſehung dieſes Vorfalls bekannt zu machen. Villeroy machte einen Aufſatz davon, nach welchem ſich alle Staats-Sekretäre richten ſollten. De Fresne fand, daß die Ausdrücke deſſelben der Majeſtät deſſen, dem ſie eigentlich in den Mund gelegt wurden, nicht ſehr angemeſſen ſeyen; und dieß war auch wahr. De er mit Grund der Wahrheit dafür galt, eine eben ſo gute Feder zu führen, als ſein College, ſo fürchtete er ausgepfiffen zu werden, wenn er dieſen Brief als von ſeiner eigenen Hand geſchrieben, an alle die abſchickte, mit welchen ihn ſein Amt in Verbindung ſetzte. Er kam zu mir und entdeckte mir ſeine Verlegenheit, mit der Bitte, ihn daraus zu reißen.

Von den Angelegenheiten des Proteſtantiſchen Religionstheils habe ich nichts zu ſagen, außer daß er ſich glücklich gegen die Verläumdungen behauptete, die man fortfuhr gegen ihn zu erfinden, und durch Nachrichten und Reden aller Art ſelbſt bis vor den König zu bringen. Der König erhielt einen Brief, datirt vom 15. Julius, angeblich von Rochelle geſchrieben, von einer nachgemachten Hand, und mit der falſchen Unterſchrift: Emanuel de la Faye. Man ertheilte darinn die Nachricht, daß in einer zu Saint

Maixent

Mairent gehaltenen Verſammlung der Prediger von Blois, Viguier, ein Buch unter dem Titel: Le théatre de l'AntiChriſt, haben überreichen laſſen. So ärgerlich und im höchſten Grad zügellos dieß ſey, habe man in dieſer Verſammlung doch beſchloſſen es drucken zu laſſen, wenn es erſt der Akademie von Saumur vorgelegt worden ſeyn würde. Es ſey wirklich jetzt unter der Preſſe (30), unerachtet der ausdrücklichen Verbote Sr Majeſtät.

Dieſer Brief (31) iſt voll von ſo vielen Kleinlichkeiten, und die Leidenſchaft leuchtet ſo klar daraus hervor, daß man mir es Dank wiſſen wird, daß ich ihn hier weglaſſe. Wem ſchmeichelte ſich z. B. der Verfaſſer einzubilden, daß die Rocheller ihre Stadt befeſtigten, indem ſie einer nahen Belagerung entgegen ſähen, und daß eine Proteſtanten-Verſammlung zu Marſeille gehalten worden ſey, um den König zu einer Zuſammenberufung der Stände des Reichs zu nöthigen? Du Pleſſis war der, welchem man hauptſächlich dieſe Complots Schuld gab, die alle durchaus falſch waren, außer dem Murren über die Salzſteuer in Mirabelais und Loudunois; woran jedoch nur eine äußerſt geringe Anzahl der Proteſtanten Antheil hatte. Was du Pleſſis betrifft, ſo war er der erſte, der dem König Nachricht davon gab; und ich hielt mich verbunden, ſo ſehr er ſich auch bisher feindlich gegen mich bewieſen hatte, ein Zeugniß für ſeine Unſchuld abzulegen, als ich dem König, der in mich drang, zu Zerſtörung dieſer vorgeblichen Entwürfe der Reformirten eine Reiſe nach Poitou zu machen, zeigte: die wahren Feinde Sr Majeſtät ſuchten ſich verborgen zu halten, indem ſie dieſen Namen Perſonen gäben, die ihn nicht verdienten. Du Pleſſis dankte mir in einem langen Brief, der eine förmliche Rechtfertigung gegen alle Hauptpunkte der Beſchuldigung enthält.

Folgende Nachricht, die ich durch einen Ehrenritter erhielt, ſcheint beſſer durch Umſtände unterſtützt, und eher Aufmerkſamkeit zu verdienen. In einer der Straßen von la Fleche, die Vierwindſtraße genannt, nahe bey dem Gaſthofe gleiches Namens hielt ſich ſeit einigen Monaten ein gewiſſer Medor, von Avranches gebürtig, bey einer Wittwe, Johanne Huberſon, auf, welche an Schüler von gutem Haus, deren Hofmeiſter dieſer Medor war, Zimmer vermiethete. Eine Nichte von dieſer Wittwe, ungefehr ſechs und zwanzig Jahr alt, Namens Rahel Renaud, die bey ihrer Muhme wohnte, nebſt einem Vetter, der ebenfalls Huberſon hieß, kam einſt in das Studierzimmer Medors, und fand ein Buch, das ihre Neugier erregte. Es war durchaus vergoldet, prächtig gebunden, mit blau und rothen Bändern, einen Fuß groß. Nachdem ſie es aufgemacht hatte, ſah ſie, daß dieß Buch, das nur bis zur Hälfte vollgeſchrieben war, und zwar halb mit Tinte, halb mit Blut, eine Menge Signaturen, meiſtens mit Blut geſchrieben, enthielt, unter denen ſie, ihrer Beſtürzung unerachtet, die Namen Medor, einen andern, Roger, aus einem Dorf in der Gegend von Paris bey Villeroy, und einen du Cros aus der Gegend von Billon in Auvergne, welcher ehmals im Dienſt des Herzogs von Mercoeur geweſen war, deutlich unterſchied und erkannte. Sie kannte dieſe zween Menſchen, weil ſie oft zu ihrem Miethsmann kamen.

Beym Herausgehn aus dieſem Cabinet, als ſie dieſes Buch ihrer Muhme bringen wollte, begegnete ihr Medor, der es ihr aus den Händen riß, und ſie zornig fragte, was ſie damit machen wolle? worauf ſie unbefangen antwortete: ſie habe es ſo artig gefunden, daß ſie es ihrer Tante habe zeigen wollen. Sie

fragte

fragte ihn, was denn die Blutzeichen bedeuten, die ſie darinn geſehen hätte? Medor befürchtete, ſie möchte den Vorwitz ſo weit getrieben haben, die Schrift darinn zu ſuchen, nach welcher alle dieſe Unterſchriften waren, und die eine Verbindung von Verſchwornen gegen die Perſon des Königs enthielt, und ſagte ihr: es ſey ein Eid, welchen eine Menge eifriger Katholiken der Religion wegen ablegten, dem Papſt ſtets getreu zu verbleiben. Dies hielt jedoch das Mädchen nicht ab, ihrer Muhme und ihrem Vetter davon zu ſagen, dem einzigen im Haus, welcher reformirter Religion war, und dieſe Entdeckung ſo wichtig fand, daß er das Mädchen nach allem ausfragte, was ſie geſehen hatte, und es dann der Perſon, die mir Nachricht davon gab, mit allen nöthigen Erläuterungen entdeckte (32).

Das Buch war unverzüglich aus Medors Zimmer weg, und, wie Huberſon und das Mädchen glaubten, zu du Cros geſchafft worden, der, ihrer Nachweiſung nach bey einem gewiſſen Dreuillet außer den Ringmauern der Stadt vor dem Thor St. Germain zur Rechten wohnte, wo man es aufſuchen könnte, falls es nöthig ſeyn ſollte. Dieſer Dreuillet hatte ebenfalls mehrere junge Leute von Stand bey ſich in Penſion, vorzüglich aus Bretagne, weil er ebenfalls im Dienſt des Herzogs von Mercoeur geweſen war. Du Cros war die Seele dieſer ganzen Cabale. Eine Congregation bey den Jeſuiten, worinn er eine der Hauptſtellen einnahm, und oft öffentliche Reden zu halten hatte, gab ihm alle mögliche Bequemlichkeiten an die Hand, um eine große Anzahl von Perſonen in ſeine ſchwarze Entwürfe zu ziehen. Dadurch waren Medor und Roper mit ihm bekannt geworden.

Zu dieſen Aufklärungen kamen noch alle diejenigen, die ich ſelbſt auftreiben konnte, indem ich es für dienlich hielt, ſogleich am andern Tag nach dem Empfang dieſes Billets, am 19. Oktober eine ſichre Perſon mit dem Befehl abzuſchicken, der Sache auf den Grund zu gehen. Allein obſchon nichts entdeckt wurde, das die Sache nicht beſtätigt hätte, und obſchon das Mädchen ſich erbot, ihre Ausſage vor jedermann, ſelbſt vor Sr Majeſtät, zu erhärten, war doch der Credit und die Geſchicklichkeit derer, welche dieſe Anklage intereſſirte, groß genug, um eine Sache in Stillſchweigen zu verhüllen, welche ſicher hätte unterſucht werden müſſen. Die häuslichen Uneinigkeiten und einheimiſchen Verſtändniſſe waren die zwo Geiſeln, die Heinrich bis auf ſeinen letzten Athemzug verfolgten, nachdem er ſich von der Plage des Kriegs befreyt hatte.—

Der Graf von Auvergne war noch immer in ſeinem Gefängniß in der Baſtille. Er ließ bey Sr Majeſtät um Erlaubniß anſuchen, wegen einer Unpäßlichkeit eine Luftveränderung vorzunehmen, und ward in dem Pavillon am Waſſer gebracht, am Ende des Zeughausgartens. Allein man gab ihm die ganze Zeit, die er da zubrachte, Wache; er erhielt auch ein andermal die Erlaubniß, den Herrn von Chateaumorand zu ſprechen.

Die Geſundheit Heinrichs wurde in dieſem Jahr nur durch einige leichte Anfälle von Podagra unterbrochen. Er brauchte keine Brunnenkur, weil das Waſſer nichts taugte. Der Dauphin und alle königlichen Kinder genoſſen ebenfalls einer guten Geſundheit. Heinrich hielt ſich nicht weniger als gewöhnlich zu Fontainebleau auf. Er brachte den ganzen Herbſt daſelbſt zu, nach einer Reiſe von einigen Tagen im Auguſt nach Monceaux, und kam wie gewöhnlich zu Anfang des Winters nach Paris zurück.

Sieben

Sieben und zwanzigſtes Buch.

1609.

Was ich von dieſem Jahr noch beyzubringen habe, betrifft die auswärtige Angelegenheiten, die ich mit den Niederländiſchen anfangen werde. Der König ließ den vereinigten Provinzen im April abermals eine Summe von dreymal hunderttauſend Livres auszahlen. Preaux ging ab, um den Staaten die angenehme Nachricht von dieſem Geſchenk zu überbringen, und brachte mir den Befehl Sr Majeſtät, dieſe Summe nach Dieppe bringen zu laſſen, wo ſie auf ein Schiff der Republik geladen werden ſollte. Heinrich glaubte dieſe letzte Belohnung der Achtung ſchuldig zu ſeyn, welche ihm der Staatsrath der vereinigten Provinzen dadurch bewieſen hatte, daß er Ihm die Hauptrolle bey der Ausgleichung mit Spanien zutheilte. Denn in dieſem Jahr endlich wurde dieſer ſo lang erwartete Stillſtand geſchloſſen (1), welcher ſo durchgängig allgemeiner Wunſch war, daß diejenigen, welche ſich anfangs am meiſten abgeneigt bezeugt hatten, und der Prinz von Oranien ſelbſt endlich die Hände dazu bieten mußten.

Ich will den darüber zu Haag, dem gewöhnlichen Konferenzort, ausgefertigen Traktat nicht hier anführen, ſondern ſchränke mich auf den ein, welcher die Vermittlung der beyden Könige von Frankreich und England, als Gewährsmänner der Vollziehung zum Gegenſtand hat. Er iſt ebenfalls zu Haag abgeſchloſſen,

und

und datirt vom 17. Jun. 1609. in Gegenwart des Herrn Peter Jeannin, Ritters, Freyherrn von Chanvy und Montrea, Sr allerchriſtlichſten Majeſtät Staatsraths und außerordentlichen Geſandten bey den Herren Staaten, und des Herrn Elias de la Place, Ritters, Herrn auf Rüſſi, Wickgraf von Machaut, ebenfalls Mitglieds von ermeldtem Rath Sr Majeſtät, wirklichen Kammerherrn und ordentlichen Geſandten, beyde im Namen und auf höchſten Auftrag des allerhöchſten, großmächtigſten und fürtreflichſten Fürſten, Heinrichs des Vierten ꝛc. Dann folgen darinn die Namen der zween Miniſter Sr Britaniſchen Majeſtät, in denſelben Eigenſchaften eines außerordentlichen und ordentlichen Geſandten, und hierauf die der Räthe und Miniſter der verſchiedenen niederländiſchen Provinzen, mit wechſelſeitiger Verpflichtung binnen zween Monaten die reſpektive Ratifikation vorliegenden Traktats beyzubringen.

Die Vermittlung und Garantie werden darinn folgendermaßen ausgedrückt: Demnach beyde Majeſtäten ungeachtet aller angewandten Bemühung einen wahren, feſten, dauerhaften Frieden zwiſchen beyden kriegführenden Mächten herzuſtellen, zu dieſem chriſtlichen Zweck nicht hätten gelangen können, ſo hätten Höchſtdieſelbe ſich auf den Vorſchlag eines vieljährigen Waffenſtillſtands beſchränkt, worüber aber neue Schwierigkeiten ſich hervorgethan hätten, welche wahrſcheinlich das ganze Vorhaben umgeſtoßen haben würden, wenn nicht Ihre Majeſtäten zum Beſten der Parteyen und zu gänzlicher Sicherſtellung der Herrn Staaten ſich zu deſſen Verſicherung und Garantie verſtanden hätten. In Gemäßheit deſſen nun verſprechen und verbinden ſie ſich, mit geſammter Macht den vereinigten Provinzen beyzuſpringen, nicht nur im Fall

Spanien

Spanien den Waffenſtillſtand brechen, ſondern auch wenn ihre indiſche Handlung von Sr katholiſchen Majeſtät, den Erzherzogen, deren Beſtallten oder Unterthanen gehemmt oder auch nur beunruhigt werden ſollte. Dies ſolle ſich ſowohl auf diejenige, welche die Staaten mit in dieſe Handlung aufnehmen würden, als auf das Land, wo ſie ſolche treiben wollten, erſtrecken; jedoch unter der Bedingung, daß die Republik ſich nicht herausnehme, ſelbſt in Anſehung der Wirklichkeit der ihr zugefügten Beſchädigungen zu entſcheiden, ſondern ſich in Anſehung deſſen an den Ausſpruch beyder Majeſtäten in einem gemeinſchaftlichen Rath halte, worinn ſie eine Stimme haben ſollte. Uebrigens, im Fall ſich die Unterſuchung zu ſehr in die Länge zöge, bleibe ihr unbenommen, Maaßregeln zur Sicherſtellung ihrer Unterthanen zu ergreifen. Dem zu Folge erneuten und beſtätigten die kontrahirenden Theile die beſondern vorjährigen Verträge, vom 23. Jenner zwiſchen Frankreich und den vereinigten Provinzen, und vom 26. Jun. zwiſchen England und eben denſelben, ſo, daß für den Waffenſtillſtand dieſelbe Verabredungen, Verſprechungen und Verpflichtungen gelten ſollten, welche dieſe Verträge für die Zeit des Friedens feſtſetzten, den man damals ſeinem Schluß nahe glaubte. Zur Dankbarkeit für dieſe Garantie beyder vermittelnden Könige und der Hülfsleiſtungen, welche ſie von Höchſtdenenſelben erhalten hätten, machten ſich die Generalſtaaten verbindlich, in den zwölf Jahren des Stillſtandes keinen Vertrag noch einige Uebereinkunft mit den Erzherzogen anders als mit Vorwiſſen und Gutheißung Ihrer Majeſtät zu ſchließen, welche Ihrer Seits verſprächen, ſich in kein Bündniß einzulaſſen, das der Freiheit und Erhaltung Ihrer Freunde und Alliirten — denn dieſe Namen

gaben

gaben hier dieſe Fürſten den Staaten — zum Nachtheil gereichen könnte.

Um dem König von Spanien nicht mißfällig zu werden, hatten die Erzherzoge nicht darein willigen wollen, daß in dem Vertrag über den Waffenſtillſtand zugleich von einer Verſicherung der indiſchen Handlung für die Holländer die Rede ſeyn ſollte. Unerachtet alles Drängens von dieſen letztern, hatten ſie von Seiten Sr katholiſchen Majeſtät bloß widerruflich verſprochen, ſie ſolche treiben zu laſſen. Da ſich nun die Republik gegen eine neue Wortbrüchigkeit der Spanier ſicher zu ſtellen ſuchte, ſo hatte ſie dieſen Punkt wenigſtens in dem Vermittlungsvertrag der Könige von Frankreich und England zu einem ausdrücklichen Artikel gemacht. Da der Krieg zwiſchen Spanien und Flandern nun doch einmal zu Ende gehen ſollte, ſo ſah es Heinrich nicht ungern, daß er wenigſtens doch auf dieſe Art beendigt wurde.

Eine Verbindlichkeit, die ich bey dieſer Gelegenheit mehr noch dieſem Herrn als dem Staatsrath der vereinigten Provinzen zu danken hatte, darf ich hier nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen. Sie betrifft meine Neffen Epinoy. Der König, welcher oft geruht hatte, ſich von mir von dem Unrecht erzählen zu laſſen, welches dieſen Kindern durch den Grafen und die Gräfin von Ligne zugefügt wurde, und der ihnen ſeit der Zeit, daß ſie zu mir nach Frankreich gebracht worden waren, Beweiſe ſeiner Gnade, wovon ich ſchon oben geſprochen zu haben glaube, gegeben hatte, wollte nun auch etwas mehr für ſie thun. Jeannin (2) erhielt Befehl, mit dem Erzherzog von dieſer Sache zu reden, um ihn dahin zu bringen, daß er das Geſuch meiner Neffen günſtig anhören und dann ihnen alle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen möchte, die ihnen gebührte.

bührte. Er, oder Caumartin, überreichte sogar diesem Fürsten eine schriftliche von mir aufgesetzte Darstellung der Rechte des Hauses Epinoy auf die Erbfolge in dem Hause Melun. Die Antwort, welche der Erzherzog dem König 1601 bey dieser Gelegenheit gab, ließ mich alles hoffen. In der That beschleunigte er auch, so bald er den Antheil sah, welchen der König daran nahm, die Sache so sehr, daß mein Neffe Epinoy (3), welcher durch den Tod seines Bruders jetzt einziger Erbe war, zu Folge einer durch den Erzherzog getroffenen provisorischen Verfügung sogleich die Wiedereinsetzung in einen großen Theil der seinem Vater vom Fiscus weggenommenen Güter erhielt. Dieser Vergleich, welcher durch die Vermittlung des Königs und des Erzherzogs eine sehr wichtige Urkunde wurde, war in der Folge das Hauptbeweisstück, dessen sich die Fürstin von Ligne (4) bediente, um ihre Behauptung zu unterstützen, daß alle Güter aus dieser Erbschaft, so fern sie deren nicht entsetzt sey, ihr zugestanden worden seyen.

Ich verfiel auf ein Auskunftsmittel, dieser ganzen Schikane ein Ende zu machen. Es bestand darinn, daß der niederländische Staatsrath in den Waffenstillstandstraktat einen Artikel einrücken sollte, kraft dessen diese Frage ganz zum Vortheil des jungen Epinoy entschieden würde; was ich sogleich, auf das erste Ansuchen, das ich unter der Hand darum thun ließ, leicht erhielt. Dieser Artikel besagt: daß auf die Weigerung der Frau Fürstin von Ligne gegen den Staatsrath der vereinigten Provinzen, die von ihr mit Unrecht besessene Güter des Hauses Epinoy herauszugeben, zween Schiedsrichter von Seiten Sr allerchristlichsten Majestät, und eben so viele von Seiten der Erzherzoge ernannt werden, und bis nächstkünftigen

Johannistag zu Vervins zusammentreten sollten, um über diese Frage endlich und für immer abzuurtheilen. Im Fall, daß die Stimmen getheilt seyn würden, sollten sie sich über einen zu ernennenden Oberrichter vergleichen, und, könnten sie in Ansehung der Person nicht einig werden, so sollten Se allerchristlichste Majestät dieses oberste schiedsrichterliche Amt versehen, dessen Spruche sodann die Fürstin von Ligne und alle andre respektive Erben gehalten seyn sollten, sich zu unterwerfen, so wie ihrer Seits die Erzherzoge — von denen diese Güter zu Lehn gehen — die Vollziehung des Spruchs zuzulassen. Indessen sollten die Güter des Hauses Vassenard, und alle andre dem Prinzen von Epinoy in den vereinigten Provinzen, ihm provisorisch wieder eingeräumt werden.

Die Fürstin von Ligne setzte alles in Bewegung, um die Entscheidung zu vereiteln, und da ihr diese letztere Klausel alle Hoffnung abschnitt, führte sie endlich noch den vorgedachten Vergleich für sich an. Sie suchte in dem Vorgeben Schutz, daß derjenige Theil der ihr abgefoderten Güter, welcher in der Provinz Holland liege, mit beträchtlichen Auflagen belastet worden sey, worüber sie Vergütung und Gegenrechnung verlange. Als sie sich endlich im Gedränge sah, schien sie nachgiebiger zu werden, und fieng an, blos noch auf der Bitte zu bestehen, daß man die Sache auf jede andre Art, nur nicht durch ein strenges Gericht beendigen möchte. Sie ließ verschiedene Wege vorschlagen, besonders da sie merkte, daß ihr Neffe geneigt sey, die Ausgleichung selbst mit Aufopferung einiger seiner Gerechtsame, zu erkaufen. Der Erzherzog schien mit ihr bey allen Mitteln einverstanden, die man ersann, mich zum Nachgeben zu bringen. Denn mich betrachtete man bey dieser Gelegenheit als den eigentlichen

Wider-

Widerpart. Es wurde vorgeſchlagen, meinen Neffen mit der zwoten Tochter der Frau Fürſtin zu vermählen, welche noch zu vergeben war. Dies Auskunftsmittel war nicht übel ausgeſonnen, wenn nur die Mutter eine billige Frau geweſen wäre. Allein ſie wollte dieſer Tochter nicht einmal ſo viel zur Mitgabe geben, als ſie ihrer ältern Schweſter gegeben hatte. Ich ließ ihr durch Preaux ſagen, daß ſie zu wählen habe, ob ſie dem Epinoy entweder fünf und zwanzigtauſend Livres Renten zur Ausſtattung ihrer Tochter abtreten, oder ſich genöthigt ſehen wolle, ihm ſeine Güter wieder herauszugeben. Es war bey dieſem Erbieten Verluſt, und ſelbſt beträchtlicher Verluſt; dannoch ſchlug ſie es trotzig aus. Der Reſt des Jahrs verſtrich unter Mittheilung und Verwerfung von Vorſchlägen, welche zu nichts führten.

Es war abermals nöthig, daß ſich der König darein miſchte. Er hatte auch wirklich die Gnade dies zu thun, indem er am 19. Oktober an den Erzherzog ſchrieb, und ſich über das Benehmen der Fürſtin von Ligne und den wenigen Ernſt beſchwerte, den man zeige, den Artikel des Traktats in Betreff des Prinzen von Epinoy zur Vollziehung zu bringen. Der König machte dem Erzherzog in Anſehung des Vergleichs, auf den ſich die Frau Fürſtin vorzüglich ſtützte, die Bemerkung: außer dem, daß ſich gegen eine in einem zwiſchen Souverains geſchloſſenen Vertrag gegebene Entſcheidung nichts aufbringen laſſe, ſey auch ſein Staatsrath, in Gemäßheit der Geſetze ſeines Reichs, der Meynung, daß das Anſehen des Königs, der einen Vertrag vermittle, demjenigen ſeiner Unterthanen, der ſich dadurch verkürzt finde, nicht entgegen ſtehe, ſein Recht zu reklamiren. Er bittet ihn, ſich hierüber vortragen zu laſſen, was Berny und Preaux davon zu

ſagen hätten, denen Er aufgetragen habe, ihm die Sache umſtändlicher darzuſtellen. Nach einer wiederholten Vorbitte für Epinoy ſagt er endlich für den Gehorſam und die Treue dieſes neuen Lehnmanns gut. Er geſteht ihm in dem Brief, Epinoy würde gern den Frieden und die Einigkeit mit ſeiner Tante durch Aufgebung eines leidlichen Theils von ſeinem Vermögen erkaufen; allein Er ſelbſt ſey der erſte geweſen, ihm davon abzurathen, ſo lange ſie nicht mehr Mäßigung in ihren Forderungen zeigen würde. Dieſer ganze Brief iſt nicht wie von einem Könige, ſondern wie von einem Freunde geſchrieben, und beynahe in allen, welche Villeroy und Jeannin auf ſeinen Befehl an den Staatsrath der vereinigten Provinzen ſchrieben, machte die Sache Epinoys einen beſondern Artikel aus. Ich meiner Seits fuhr fort, ſtark in ſie zu dringen, beſonders in Briefen an Preaux, welcher mir bey ihnen Dienſte that, die ich ihm nicht unbelohnt zu laſſen verſprach.

Der Herzog von Bouillon erhielt das Naturaliſations-Patent für ſeine zu Sedan gebohrne Kinder. Der König bemerkte nicht, daß Bouillon in dieſer Urkunde, ſo wie in der deswegen bey der Rechenbank eingereichten Bittſchrift die Eigenſchaft eines ſouveränen Herrn von Sedan angenommen hatte, und ließ keine Einwendung dagegen durch ſeinen Oberfiſkal machen. Nachher aber holte Er dieß nach, indem Er durch dieſen Fiſkal, Hieronymus l'Huillier, ein Inſtrument darüber verlangen ließ, daß die königliche Einwilligung in die Bittſchrift des Herzogs von Bouillon und das Stillſchweigen zu dem angenommenen Titel nicht zum Nachtheil der königlichen Gerechtſame ſollten angezogen werden können, falls ſich einſt durch Schriften, Urkunden oder andre Beweisführen aus

den

dem Archiv oder den Regiſtraturen darthun ließe, daß Sedan ein ehemaliges Lehen von dem mit der Krone vereinigten Mouſon wäre. Dies Inſtrument vom 11. April befindet ſich in der Regiſtratur der Rechnungskammer.

Der Abgeordnete des Herzogs von Braunſchweig-Lüneburg wurde mit einer Anfoderung für ſeinen Herrn von 7000 Thalern an mich gewieſen, mit dem Befehl von Sr Majeſtät, ſolche in Rückſicht auf die Unbeträchtlichkeit der Summe ohne weiters zu bezahlen. Ein anderer Grund, den ich mir hinzudachte, war die feine Behandlung, wodurch Heinrich die deutſchen Fürſten nach und nach immer mehr auf ſeine Seite zu ziehen ſuchte. Ich leiſtete gleichergeſtalt dem Herrn Herzog von Savoyen einige Dienſte, welche mir ein Schreiben von dieſem Herrn und eine Dankſagung von Herrn von Jacop, ſeinem Geſandten erwarb. Dieſe Willfährigkeit, zuſammengehalten mit den Beſuchen, die man mich dem Savoyiſchen Geſandten machen ſah, ſchien den Feinden, die ich am Hof hatte, ein hinreichender Grund, dem König die Furcht beyzubringen: der Herzog von Savoyen möchte aus mir machen, was er aus dem Marſchall von Biron gemacht hatte. Heinrich hütete ſich wohl, ihnen zu ſagen, daß er alle meine Schritte wiſſe und gutheiße. Er dankte ihnen vielmehr, überſchrieb mir alle ihre Reden, und befahl mir, Ihm das nächſtemal die letztern Briefe mitzubringen, die ich aus Turin erhalten hätte.

In dieſem Jahr wurde auch wieder eine Unternehmung auf die Stadt Genf verſucht, wobey der oftgedachte du Terrail (6) der Anführer war. Sie lief aber ſo übel für ihn ab, daß er dabey gefangen genommen und ohne Umſtände enthauptet wurde. Er

war ein Mann von viel Kopf und Muth, aber voll Ehrsucht und Laster. Der König sah es daher auch nicht ungern, daß ihm die schleunige Justiz zuvorgekommen war. Auf die erste Nachricht von der Gefangennehmung du Terrails wurde Er mit Vorbitten für ihn bestürmt. Allein die Nachricht von seinem Tod folgte so schnell darauf, daß er nicht lange in der Verlegenheit darüber blieb. „Eine gute Botschaft, — sagte Er zu mir — das war ein gefährlicher Mensch. Seit ich sah, daß er nachließ, Sie zu besuchen und Ihnen anzuhängen, wie sonst, und seit wir beyde von dem Balcon der Galerie herab ihn jenen Menschen tödten sahen (7); gab ich alle Hoffnung von ihm auf."

Der außerordentliche Gesandte des Herzogs von Florenz, den der Herzog (8) nach dem Ableben seines Vaters zur Obedienzleistung an den Papst geschickt hatte, mochte — auf Befehl seines Herrn oder vielleicht aus Unachtsamkeit — dem Spanischen Gesandten die erste Visite eher als dem unsrigen. Kaum hatte es Heinrich erfahren, als er darauf bedacht war, sich Genugthuung dafür zu verschaffen. Er machte den Anfang hiezu damit, daß er einen erst kürzlich auf die Vorstellungen des Ritters Guidi gegebenen Befehl zurücknahm, welcher die Ausbezahlung einer dem Großherzog noch schuldigen Summe von hunderttausend Livres betraf. Der Agent dieses Fürsten, Giovanini, welcher alle Folgen dieses Handels voraussah, versammelte seine Freunde und Anhänger, um mit ihnen zu verabreden, wie es anzufangen seyn möchte, daß die Genugthuung, die wir zu fodern berechtigt waren, sich wenigstens nur auf den Herzog von Florenz einschränken und nicht zugleich eine Art von Beschimpfung für Spanien selbst werden möchte. Da

ich

ich für den Mann galt, der unter allen Gliedern des Staatsraths am meiſten fähig wäre, dem König einen feſten, kühnen Entſchluß beyzubringen, ſo beſchloſſen ſie, daß Giovanini zu mir gehen und ſein Möglichſtes thun ſollte, um mich auf gelindere Geſinnungen zu bringen.

Es war eine Kleinigkeit für mich, ihm auf ſein Anhalten zu verſprechen, daß ich bey dieſer Gelegenheit nichts weder thun noch reden würde, als zu Vollziehung der königlichen Befehle. Ich wußte, daß Heinrich in dergleichen Dingen eben nicht nöthig hatte, zu Behauptung ſeiner Rechte angetrieben zu werden, und Giovanini war nicht weniger davon überzeugt als ich. Ich bezeugte ihm jedoch, daß es mich ſehr befremde, wie ein ſo kleiner Fürſt, der erſt ſeit kurzem in den Rang der Herzoge erhoben worden ſey, ſich darein habe einlaſſen mögen, den Rang zwiſchen den Königen von Frankreich und Spanien auszumachen. Giovanini nahm dieſe Reden auf, wie jeder Geſandte bey ſolchen Gelegenheiten. Um mir zu beweiſen, daß ich ſeinen Herrn mit mehr Reſpekt behandeln müßte, ließ er ſich in eine weitläuftige Auseinanderſetzung von deſſen Qualitäten und Genealogie ein, die er dem Hauſe Oeſtreich gleichſetzte, deſſen Lobpreiſung er ebenfalls anſtimmte. Ich unterbrach ihn aber, indem ich ihm ſagte: alle Welt ſey, ſo gut als er, im Stand den ächten Grad der Hoheit des Herzogs von Florenz zu würdigen, indem man dieſelbe in unſern Tagen habe beginnen ſehen. Was das Haus Oeſtreich betreffe, ſo bedürfe ich davon nicht fremder Belehrung, indem ich unter meinen Ahnen eine vor anderthalbhundert Jahren verſtorbene Tochter aus dieſem Hauſe zähle. Allein man könne dies Haus doch nicht im Ernſt mit dem Durchlauchtigſten Hauſe Frankreich in Vergleichung ſetzen.

Es wurden bey dieser Gelegenheit verschiedene Hofstückchen gespielt, wobey die Königin die Zärtlichkeit der Blutsverwandschaft ein wenig weit zu treiben schien. Der König machte ihr ziemlich lebhafte Vorwürfe darüber, und sie ließ mich wohl fühlen, daß sie niemand als mir die Schuld davon beimesse. Indessen hatte diese Sache doch weiter keine üble Folgen, indem der Herzog von Florenz, auf die erste Beschwerde welche der König darüber bey ihm anbringen ließ, versicherte, daß er ganz keinen Antheil an dem unvorsichtigen Schritt seines Gesandten habe, und zu allem erbötig sey, was Se. Majestät von ihm zur Genugthuung für diese Beleidigung verlange. Ohne zu warten, daß der König mehr in ihn dränge, rief er diesen Gesandten ab, und befahl ihm, vor seiner Abreise eine authentische Erklärung wegen seines Fehlers auszustellen, welche zu Rom und in Frankreich öffentlich bekannt gemacht wurde. Heinrich war mit dieser Genugthuung zufrieden, und um dem Großherzog zu zeigen, daß er alles vergessen habe, ließ er ihn versichern, daß er gegen ihn die nämliche freundschaftliche und wohlwollende Gesinnungen hege, wie gegen den verstorbenen Herzog, gab ihm auch den ersten Beweis davon dadurch, daß er ihn über das Ableben seines Vaters und seinen Regierungsantritt eben so, wie es alle andern Europäischen Fürsten thaten, bekomplimentiren ließ.

Spanien hatte es durch den Kardinal Zapata gethan. Heinrich fand daher für gut sich ebenfalls eines Kardinals dabey zu bedienen um nicht ein neues Misverhältniß zu veranlassen, das sich nicht eben so vortheilhaft für uns möchte beylegen lassen. Denn man weiß, welche persönliche Vorrechte die Kardinäle in Italien bey den Fürsten genießen. Ich

nannte

nannte Ihm den Abt de la Rochefaucault, der nach Rom gieng um von der Cardinalswürde Beſitz zu nehmen. Der König wollte ihn aber eben deßwegen nicht. Er dachte: dieſer Abbé, von dem man wohl wüßte, daß er noch nicht Kardinal ſey und von dem man wohl ſehe, daß er nicht ausdrücklich zu dieſem Geſandſchaftspoſten aus Frankreich abgegangen ſey, möchte nicht ſo gut aufgenommen werden als ein alter Kardinal, wenn er ihn von Rom abgehen ließe. Er warf daher ſeine Augen auf den Kardinal Delphin, dem Er zweytauſend Thaler Reiſekoſten ausbezahlen ließ. Denn dieſe Eminenz war nicht vermöglich. Concini hatte dieſe Ehre geſucht, und durch Vorſprache der Königin erhalten, ehe man noch dieſe Ueberlegungen angeſtellt hatte. Sicher hätte er dieſe Reiſe nicht ſo wohlfeil gemacht. Heinrich freute ſich daher auch doppelt, daß ſie rückgängig wurde, erſtlich wegen ſeines Haſſes gegen dieſen Menſchen und dann aus Sparſamkeit.

Uebrigens hatte vielleicht die Verwandſchaft nicht mehr Antheil an allen dieſen Gefälligkeiten des Königs gegen den Herzog von Florenz, als die Politik und das Intereſſe ſeiner großen Entwürfe, die ihm nicht zuließen, den winzigſten Fürſten zu mißhandeln oder auch nur zu vernachläſſigen. Die Anweiſung der hunderttauſend Livres für den Ritter Guidi wurde wieder gültig gemacht. Heinrich begnügte ſich von dieſem Italiener zu fordern, daß in den Quittungen, die er von dem Großherzog erhalten würde, die beträchtliche Summen abgezogen werden ſollten, welche Sr. Majeſtät für Don Johann von Medicis vorgeſtreckt hatte. Nebſt dieſem Geld brachte Guidi noch Florenz eine goldne Kette von fünf bis ſechshundert Thalern an Werth, die ich ihm im Namen des Königs geſchenkt hatte. Heinrich hielt übrigens viel auf dieſen Italie-

ner. Auf alle Fälle, er möchte von dieſer Zeit an jenſeits der Apenninen bleiben oder von ſeinem Herrn wieder nach Frankreich geſchickt werden, hielt es der König für nichts Unbedeutendes, ihn für ſich zu gewinnen.

De Reſüge ſetzte ſein Gewerbe als franzöſiſcher Agent bey den Schweizern und Graubündtern ſo wenig pünktlich fort, daß ich glaubte, ihm durch Villeroy Verweiſe darüber geben laſſen zu müſſen. Er getraute ſich vielleicht nicht, mir ſelbſt darauf zu antworten, ſondern entſchuldigte gegen Villeroy ſeine Nachläſſigkeit, die Rechnungen über die Austheilung der Gelder einzuſenden, welche der erſte Punkt meiner Beſchwerden über ihn war, damit, daß er ſagte: ich hätte dieſe Rechnungen von den Commis erhalten ſollen, welche die beyden vorherigen Austheilungen gemacht hätten, auſſer denen die ich noch ausführlicher von den Kaſſierern der Bünde erhalten müßte, und ich würde ohne Zweifel eben ſo die von der nächſten Austheilung bekommen. In Anſehung meiner zwoten Beſchwerde, der Schuldentilgung, antwortete er Villeroy ganz unbeſtimmt: er habe deren verſchiedenemal abbezahlt, und auf alle übrige ihm gemachte Vorwürfe erwiederte er nicht beſtimmter oder befriedigender.

Nachdem mir Villeroy ſeinen Brief gezeigt hatte, ſchrieb ich ihm ſelbſt, wie ich glaubte daß es mir mein Poſten geſtatte und zur Pflicht mache: ich hätte die vier Rechnungen, deren er in ſeinen Brief an Villeroy erwähnt habe, nicht von den Commis erhalten, und wenn dies auch wäre, ſo wären doch ſolche Hauptrechnungen noch nicht hinreichend. Da die Kaſſenanweiſungen allein von ihm ausgeſtellt würden, ſo komme es auch ihm zu, die Rechnungen darüber zu führen, worinn

worinn alle die verſchiedenen Gelder ſpecificirt einzeln angegeben und mit Quittungen belegt ſeyn müßten. Er ſelbſt müſſe mir ſogar für die Richtigkeit der Kaſſiere ſtehen, und mich benachrichtigen, ob ſie keine Ungültigkeiten in ihre Rechnungen brächten. So habe es ſein Vorgänger, Caumartin, damit gehalten und nie unterlaſſen die Einnahmrechnungen der Bündtiſchen Kaſſiere nebſt ſeiner Rechnung über die Austheilung Punkt für Punkt von Quartal zu Quartal richtig einzuſenden. Auch habe er auch immer neue Mittel zur Schuldenzahlung und Gelderſparniß vorgeſchlagen. Da ſeine Stelle beynahe einzig Finanzgeſchäfte zum Gegenſtand habe, und folglich eine genaue Correſpondenz mit dem Surintendanten erfordre; ſo laſſe ſich ſein angemaßtes Stillſchweigen gegen mich gar nicht entſchuldigen. Seine Entſchuldigungen darüber, daß während ſeiner Verwaltung keine Schulden abgezahlt worden ſeyen, ſeyen um nichts beſſer, indem die Sache für ihn nicht ſchwerer ſeyn müßte, als für ſeinen Vorfahr. Ich bitte ihn alſo mich auf das ſchleunigſte zu befriedigen, und zwar weder durch lange Reden noch durch ſchlechte Rechfertigungen, die in Geldſachen ganz unſtatthaft wären, ſondern durch gute Waare und aufrichtige Belege. Widrigenfalls würde ich mich gemüſſigt ſehen, ihn Sr. Majeſtät als des ihm anvertrauten Poſtens unwürdig bekannt zu machen.

Man hatte den Großherrn auf den Einfall gebracht, in Marſeille einen Reſidenten zum Beſten der durch dieſe Stadt ziehenden Granadier zu halten. Der Großveſſier ſprach davon auf ſeinen Befehl mit unſerm Geſandten, und erholte ſich über dieſe Anſtellung Raths bey dem Aga von Cairo, Agi-Ibrahim-Muſtapha, einem Mann, der in ſehr kurzer Zeit zu groſ-

ſen

ſem Einfluß und Würden bey der Pforte gelangt war, und ihm mich als den einzigen Mann am Hof nannte, an den er ſich zu wenden hätte. Der Aga Muſtapha erhielt den Auftrag, den König im Namen des Sultans Achmet um dieſe Vergünſtigung in einem Schreiben zu bitten, bey welchem ein andres von Salignac an mich lag. Beyde wurden durch einen Granadier überbracht, welchen der Großweſſier für dieſen Poſten beſtimmte. Salignac gab mir in ſeinem Brief Nachricht von allem, was in der Sache bey der Pforte vorgegangen war, und ſchrieb mir: der Großherr würde ſich dem König für dieſe Vergünſtigung ſehr verbunden achten, welche übrigens ohne allen Nachtheil eingeräumt werden könnte. Man könne keine beſſere Wahl treffen, als wenn man die Stelle dem Ueberbringer gäbe, deſſen Rechtſchaffenheit und guter Verſtand ihm bekannt ſey und der ſich auch ehmals ſchon in Marſeille aufgehalten habe.

Der merkwürdigſte und wichtigſte Vorfall in ganz Europa war in dieſem Jahr der Todesfall des Herzogs (Johann Wilhelm) von Cleve, der ſich faſt gleich am Anfang deſſelben ereignete. Heinrich hatte kaum Nachricht davon, als er ins Zeughaus kam, wo er, ohne in meine Wohnung zu gehen, gerade auf den Garten zugieng, nachdem er blos beym Eingang in den erſten Hof gefragt hatte: wo ich ſey? Auf die Antwort, daß ich in meinem Kabinet ſchreibe, wandte er ſich gegen Roquelaure und Zamet, und ſagte mit Lachen: Dachten Sie nicht, man würde mir ſagen: er iſt auf der Jagd, oder im Puzzimmer, oder unter Damen? — Gehn Sie, Zamet, — fuhr er fort, nachdem er meinem Arbeitseifer Lobſprüche beygelegt hatte, deren Widerholung ſich für mich nicht ſchicken würde, — gehen Sie, und ſagen Sie ihm, ich werde

de in ſeiner großen Allee ſpazieren gehen, und er ſoll ſogleich in den großen Balkon dahin zu mir kommen, wo wir ſchon gewohnt ſind, nicht die Stummen zu ſpielen. Ich hätte ihm viel zu erzählen. Denn ich habe — ſagte Se. Majeſtät öffentlich — Nachricht, daß der Herzog von Cleve geſtorben iſt. Dieſer hat alle Welt als Erben hinterlaſſen. Der Kaiſer und alle teutſchen Fürſten machen Anſprüche auf die Erbfolge? — Zamet traf mich ſchon im Herausgehen aus meinem Cabinet. Man hatte mir ſchon Nachricht gebracht, daß der König herein ſey. Die Neuigkeit des Tags und alle Vorfälle, welche dadurch veranlaßt werden möchten, waren der Gegenſtand einer mehr als ſtundenlangen Unterredung auf dem Balcon. Die Sache ſchien Sr. Majeſtät wohl der Mühe werth, daß ich über alles, was dabey zu ſagen wäre, einen Aufſatz verfaßte, den ich hier durch diejenige Umſtände erweitern will, die ich kurz darauf von Bongars erhielt, welcher damals den beſondern Auftrag hatte: mit äuſſerſter Genauigkeit über unſer Intereſſe bey den Proteſtantiſchen Fürſten Teutſchlands zu wachen. Ich zeigte ſie alle Heinrich; und ich glaube daß der Leſer ebenfalls mit Vergnügen eine Begebenheit, welche ganz Europa, aufmerkſam auf die großen Entwürfe Sr. Majeſtät, als das Signal zu einem allgemeinen Krieg anſah, hier mit der ganzen Ausführlichkeit, die ſie verdient ſowohl in Anſehung des Rechts als der Politik, behandelt ſehen wird.

Man muß fürs erſte wiſſen, wie ſich dieſer kleine Staat gebildet hatte, der beim Abſterben des lezten Herzogs aus vier bis fünf großen Lehn beſtand welche alle den Titel von Fürſtenthümern führten. Ein Graf von Jülich, ungefehr ums Jahr 1130, vereinigte mit dieſer Grafſchaft die von Berg, indem er die einzige

Tech-

Tochter Vielſt Grafen heyrathete. Die Geſchichte Geldern kam nachher dazu, als der erſte Herzog von Geldern, Arnold, 1350, ſich mit der Erbinn des erſten Herzogs von Jülich, Wilhelms, vermählte. Beinahe zu eben der Zeit quittirte ein Adolph von der Mark das Erzbiſthum Cölln und Biſthum Münſter, um als Erbe der Gräfin von Cleve, Marie, ſeiner Mutter gegen ſeine Vettern Erkel und Herzogs aufzutreten, welche ebenfalls aber nur weiblicher Seite, aus dem Clevi[illegible] Hauſe waren. Er behauptete ſich auch rechtlich gegen ſie, es ſey nun, weil er das Recht beſſer, der um einen Grad näher war als er, an ſich hatte, oder weil ihm Kaiſer Karl IV. und die Landſtände wohlgeſinnt und behülflich waren.

Da auf dieſe Art das Herzogthum Cleve an das Märkiſche Haus gekommen war, wurden nach einiger Zeit die von Jülich und Berg wieder damit vereinigt, als ein Herzog Johann von Cleve Graf von der Mark, 1496. Marien, eine Tochter Wilhelms Herzogs von Jülich und Berg heyrathete. Das Herzogthum Geldern war damals davon abgeriſſen, weil Arnold von Egmont, der es von ſeiner Mutter Maria von Erkel her, einer Tochter R. von Erkel und Johannens von Jülich und Geldern beſas, 1472. an Karl von Burgund, verkauft hatte. Deſſen Tochter brachte es in das Haus Oeſterreich. Dieſe Verfügung wurde vergebens von Wilhelm von Jülich beſtritten, welchem Karl von Egmont, Erkel von Arnold, es im Teſtament vermachet. Das Haus Oeſterreich behauptete ſich durch die Gewalt der Waffen in dem Beſitz des Herzogthums. Dieſe Unbilligkeit von Kaiſerlichen in dieſer ganzen Gegend, kömmt, im Vorbeygehen gedacht, der Behauptung derer ſehr zu ſtatten, welche glauben, daß die durch Vermählung Mariens von

Burs-

Burgund mit Maximilian an das Haus Oeſtreich zu kommen ſiebenzehn niederländiſchen Provinzen ebenfalls Landesherren ſeyen.

Der Kaiſer gab nicht zu, daß Cleve, Jülich, Berg, Mark, Ravensberg und Ravenſtein, die Lieder, mit denen der verſtorbene Herzog Wilhelm belehnt geweſen war, Weiberlehn ſeyen. Dagegen gründete er ſeine Anſprüche an dieſe Lehn einzig auf die Beweiſe, die er zu haben behauptete, daß ſie alle Mannslehn ſeyen. Dieſer Streit war nichts ganz Neues. Die entgegengeſetzte Meinung, die ſich in den Verfügungen verſchiedener Herren dieſes kleinen Staats befand, welche zu verſchiedenen Zeiten von ihren Unterthanen angenommen worden waren, nebſt den Erklärungen einiger Kaiſer darüber, brachten ihn ſeit geraumer Zeit in Zweifel. Die endliche Entſcheidung aber war von beiden Theilen bis nach gänzlicher Erlöſchung des Mannsſtamms, die itzt eingetroffen war, aufgeſchoben worden. Um nun dieſen Anſtand recht zu faſſen, muß man erſt die Archive dieſes Fürſtenhauſes durchwühlen. Wir werden durch daſſelbe Mittel das Familienverhältniß des letzten Herzogs einſehen. Dies wird vollends die Richtigkeit deſſen ins Licht ſetzen, was Heinrich ſagte: die Erbſchaft des Herzogs von Cleve ſey es ſoll für ganz Teutſchland.

Die Gründe, welche die dabey intereſſirten Fürſten gegen den Kaiſer für ſich anführten, ſind aus einer großen Menge von Inſtrumenten und Vermächtniſſen, auch andern ſowohl Privat- als Staatsſchriften genommen, welche mit authentiſcher Interpretation der Landſtände verſehen ſind. Hier ſind die Vorzüglichſten. Eine von allen Seiten angenommene Verfügung des erſten Herzogs von Cleve, Adolphs von der Mark zu Adolphs, von 1418, kraft

deren

dern der erſtgebohrne Prinz des Herzogs einzig, oder in Ermangelung männlicher Nachkommen, die älteſte Tochter mit Ausſchluß ihrer Schweſtern das Herzogthum ungetheilt erhalten ſoll. — Eine gleiche Verfügung von Wilhelm Herzog von Jülich und Berg, Grafen von Ravensberg und Johann Herzog von Cleve, Grafen von der Mark, 1496. bey Vereinigung ihrer Staaten durch die Vermählung Mariens, einzigen Tochter des erſtern mit Johann, dem Sohn des andern. — Aehnliche Verfügungen von eben dem Johann von Cleve und der Marie von Jülich, als ſie nachher 1526. ihre erſtgebohrne Tochter Sibille mit Johann Friedrich, Grafen — und nachher Churfürſten von Sachſen vermählten; welche Verfügung nachher, 1542. durch den Sohn Johanns und Mariens, Wilhelm, beſtätigt wurde. — Im Jahr 1572 vermählte der izt verſtorbene Wilhelm, Herzog von Jülich, Cleve ꝛc. ſeine älteſte Tochter Marie Eleonore an Albrecht Friedrich von Brandenburg Herzog von Preußen, und behielt ihr eben ſo die ganze Erbfolge, bey Abgang der männlichen Linie vor. — Zwey Jahre darauf heyrathete Anna, Schweſter der Marie Eleonore zu Neuburg den Pfalzgrafen Herzog Philipp Ludwig, mit gleicher Subſtitution auf die Rechte ihrer ältern Schweſter. Der Kontrakt darüber iſt zu Zweybrück gerichtlich und unterzeichnet von dem Pfalzgrafen nachherigen Kurfürſten, Ludwig dem Landgrafen Wilhelm von Heſſen und den Pfalzgrafen, Herzog Johann. — Derſelbe Kontrakt beſtätigt 1575 zum zweytenmal durch denſelben Fürſten Wilhelm als der Herzog von Cleve, auf erhaltene Beſchwerde ſeines Oheims Philipp Ludwig über die unverhältnißmäßige Vermachtnißart der den nachgebornen Töchtern für ihre Verzichtthuung auf eine ſo anſehnliche Erbſchaft ausgeſetzten Summe von zwanzigtauſend Thalern — ſich bewogen

laſſ

daß solche für jede derselben um hunderttausend zu erhöhen. Unter dieser Bedingung leistete Anna von Jülich noch in demselben Jahre förmlich und feyerlich Verzicht. Der Pfalzgraf, Herzog Johann von Zweybrück vermählte sich vier Jahr darauf mit der dritten Tochter Wilhelms von Jülich, Magdalene, und leistete ebenfalls wie sein älterer Bruder, Philipp Ludwig, Verzicht zu Gunsten der erstgebohrnen von den drey Schwestern. Ludwig Churfürst von der Pfalz, Wilhelm, Landgraf von Hessen, Philipp Ludwig, Pfalzgraf von Neuburg kommen dabey wieder vor, und dieß ist die vierte Verzichtleistung des Herzogs von Neuburg. — Die vierte dieser Fürstentöchter, Sibille, heurathete Carln von Oestreich, Markgrafen von Burgau, und man kann sich leicht vorstellen, daß ihr Bruder der Erbprinz (denn der Herzog von Jülich hatte damals einen Sohn, Johann Wilhelm) nicht vergaß, von dem Oestreichischen Prinzen dieselbe Verzichtleistung zu fordern, wie sie seine andern drey Schwäger ausgestellt hatten. Indessen da dieser Prinz sehr schwächlich war, starb er wirklich kurz darauf noch vor seinem Vater. Da das Geld zur Mitgabe nicht bereit lag, und die Regierung unter fremdem Einfluß stand; so ereignete sich der Tod Wilhelms von Cleve (in seinem sieben und vierzigsten Jahr) ehe auch der vierte von seinen Tochtermännern gleich den übrigen Verzicht gethan hatte. Daß waren die Gewohnheiten der vier fürstlichen Gegner des Kaisers: des Herzogs von Brandenburg und Preußen, des Pfalzgrafen von Neuburg, des Pfalzgrafen von Zweybrück, und des Markgrafen von Burgau.

Der Kaiser führte für sich folgende Vortheile an. Im Jahr 1453 schenkte Kaiser Friedrich der dritte aus eigenem freyen Antrieb dem Herzog Albrecht von Sach-

ſen zur Belohnung der ihm geleiſteten Dienſte die Herzogthümer Jülich und Berg, als er ſie durch den Tod des Herzogs Wilhelm für das Reich eröffnet anſah. Maximilian der Erſte, Friedrichs Sohn, beſtätigte dieſe Schenkung im Jahr 1486. und erſtreckte ſie noch auf Albrechts Bruder, den Churfürſten Ernſt von Sachſen. Er beſtätigte ſie 1495 von neuem, weil er die Fürſten von Sachſen damals nothwendig brauchte. Allein im Jahr 1508. als dieſe Rückſicht wegfiel, ließ dieſer Kaiſer Wilhelm von Jülich freye Macht, zum Vortheil ſeiner Tochter Marie, oder für welche andere er wollte, über ſeine Habe zu verfügen. Beym Abſterben Wilhelms im Jahr 1511. wollte der Churfürſt von Sachſen die Schenkung des Kaiſers in Ausübung bringen; und Jülich dem Herzog von Cleve, der die Erbtochter geheirathet hatte, wegnehmen. Allein da er Maximilian auf ſeine Seite bringen wollte, ſo weigerte ſich dieſer, hauptſächlich aus Furcht, der Herzog von Cleve möchte ſich dann Frankreich in die Arme werfen, in die Sache ſich zu miſchen, ertheilte den Churfürſten zur Gebult, und gab ihm nur ganz allgemeine Verſicherungen: daß es ihm Schade nicht ſeyn ſollte. Noch mehr: als Churfürſt Johann Friedrich im Jahr 1526. die Tochter des Herzogs Johann, von Cleve und Jülich, Sibille, heyrathete, beſtätigte Kaiſer Karl der fünfte ſtillſchweigend das Recht dieſer Prinzeſſin. Er machte ſogar von dieſer Regel eine Anwendung für ſich, als er im Jahr 1546. den Herzog von Jülich überwunden hatte, und ſich mit ihm durch die Vermählung dieſes Herzogs mit Marie von Oeſtreich der Tochter des Römiſchen und Ungariſchen Königs Ferdinand wieder ausglich. Denn Karl bewilligte, daß in dem Ehevertrag dieſer Prinzeſſin ſeiner Rechte feſtgeſetzt wurde: in Ermanglung männlicher Deſcendenz ſollten ihre Töchter in die Herzog-

thü-

thümer Jülich ꝛc. folgen; welches Maximilian II. nach ihm 1566. acceptirte. Mehr ist indessen, daß der regierende Kaiser, dem der Herzog von Neuburg 1602. sehr um die Beschäftigung dieser Verfügung seiner Verfahren anlag, sich dessen beständig weigerte. Er gewährte ihm blos eine Urkunde über seine Weigerung nebst der Erklärung, daß er niemands Rechte zu beeinträchtigen gemeint sey.

Der Leser wird nun wohl leicht in die Wahrheit der beyden gegentheiligen Behauptungen von Weiberrecht und Mannlehn einzudringen im Stand seyn. Unerkennbar ist bey der Sache der Unterschied zwischen der beyderseitigen Beweisführung der ein eben so günstiges Vorurtheil für die wahre Erben erweckt, als er nicht vortheilhaft für die Oestreicher spricht. Jene stützen sich auf eine Reihe von Verfügungen, welche namhaftig und gleichförmig angenommen werden mögen. Diese bringen nichts bey, als blosse ehemalige Rathschläge, welche dem Reichshofrath eben nicht zur Ehre gereichen, und übrigens durch ihre Abweichungen und Widersprüche so verdächtig werden, daß sie kaum zulänglich sind, irgend ein Recht nur einigermassen zu begründen.

Denn sey übrigens wie ihm wolle, kaum hatte Herzog Wilhelm die Augen geschlossen, als jede der Parteien ernstlich darauf bedacht war, sich in einen solchen Stand zu setzen, daß sie wieder daraus zu weichen nicht genöthiget werden könnte. Der Kaiser Rudolph schickte dem Erzherzog Leopold die Investitur über Cleve und Jülich, wagte jedoch diesen Schritt nicht, ohne vorläufig Sr. K. K. Majestät wegen deren Genehmigung zu benachrichtigen. Dieß geschah im Namen Leopolds, und durch einen Abgesandten, welcher nämlich gegen den König erklärte: Der Erzherzog sey

so eben in die Clevischen Staaten eingetreten, wo er ganz nicht gesonnen sey, irgend etwas zu unternehmen, was die Gerechtsame Sr. A. C. Majestät auch nur im mindesten beeinträchtigen könnte, noch auch seine fürstliche Mitbewerber nach der Strenge zu behandeln; er werde zufrieden seyn, wenn sie nur Sr. kaiserlichen Majestät Pflicht leisteten. Er bitte den König, sich nicht in diese blos persönliche Sache des Erzherzogs mit ihnen zu mischen.

Heinrich ertheilte diesem Abgeordneten nur eine ganz allgemeine Antwort. Es befremdete ihn sehr, diese ganze Zeit über nichts von den andern Fürsten zu hören, welche die ersten hätten seyn sollen, sich an Ihn zu wenden; nicht weniger, was Ihm Hottoman meldete, daß keiner von ihnen daran denke, Truppen zu werben, gleich als wenn sie hätten [illegible] können, irgend etwas, anders als durch die Waffen zu erlangen. Allein sie sahen bald ein, daß dieß der einzige Weg für sie sey. Und wenn es auch wahr ist, daß der König, indem er ihnen einigermaßen ihr Stillschweigen verwarf, die ersten Schritte that, so kamen sie ihm doch wenigstens so entgegen, daß sie Berlips, Bongars und die andern Agenten Sr. Majestät zu Rathe zogen, und dann einen Gesandten ernannten, welcher Sr. Majestät um den Beystand gegen den Erzherzog oder vielmehr gegen den Kaiser ansuchte. Dieser Gesandte fand alle Ursache, zufrieden zu seyn. — Ehe wir jedoch den Verfolg der Sache erzählen, wollen wir einige Bemerkungen über das wahre politische Interesse Frankreichs bey dieser Sache machen.

Cleve, Jülich, Berg, Mark, Ravensberg und Ravenstein, diese sechs kleine Provinzen können kein unbedeutender Gegenstand für Frankreich heißen. Sie interessiren uns sogar noch auf eine vorzügliche

Weise

Weise aus Rücksichten, worunter die auf ihre Stärke und ihren Reichthum nur die geringsten sind. Dieser Staat ist einer unserer Grenznachbarn; die, welche sich darum streiten, werden dadurch unsere nahen und zwar fürchterlichen Nachbarn. Wenigstens müßte dieß dem Kaiser Ursache genug, diese Erbschaft nicht ohne Unterschied in jede Hand fallen zu lassen. Der Krieg, der über seinem Besitz ausbrechen wird, kann ein allgemeiner Krieg durch ganz Europa — und folglich auch für uns werden, wir mögen wollen oder nicht. Er wird es ganz unfehlbar, wärs auch nur um der vereinigten Provinzen willen, auf deren Zerstörung oder Unterjochung er ganz nothwendig Einfluß haben muß. Ein so augenscheinlicher Zusammenhang, daß, die streitigen Länder unsern Freunden verschaffen, beynah eben so viel ist, als Flandern unsern Feinden entreißen; daß folglich im Gegentheil dieselbe dem Haus Oesterreich überlassen, so viel heißen müßte, als die Vereinigte Provinzen dieser Macht preis geben. Darum so nenne ich die Nothwendigkeit, worin diese Staaten, beynahe ringsum von Feinden umgeben, sich befinden würden, mit unaufhörlichen Aufopferungen, die am Ende ihren Untergang nach sich ziehen müßten, sich dem Begehren solcher Nachbarn zu fügen. Der Beweis von dieser Behauptung liegt in der Erfahrung, daß den Staaten nie mehr zugesetzt wurde, als da die Herzoge von Cleve, obgleich nur in Geheim, der Spanische Parthey begünstigten. Ist es wohl vernünftig, ein so nützliches und bisher so kostbarliges Werk auf dem Punkt seiner Vollendung wieder zu Grund gehen zu lassen? Ein Werk, welches, aufrichtig zu sagen, trotz unsern Bemühungen, dennoch auch den letztern Vertrag zwischen Spanien und Flandern erschüttert worden ist.

Kommen wir hiernach auf die großen Entwürfe Sr. A. C. M. in Ansehung des ganzen Europas! Giebt es wohl ein besseres Mittel, Potentaten mit hinein zu ziehen, denen man sie wohl auf keine andre Weise hätte gefällig machen können? Dies kann also uns ganz Deutschland versichern helfen, um die Würde und Freyheit Germaniens wieder aufzurichten, der Kaiserwürde den Herzschlag zu geben, und das ganze Haus Oesterreich in Bestürzung zu setzen. Und dies alles, was Frankreich, einzig seines Nutzens wegen, mit allen seinen Schätzen erkaufen würde, werden wir erlangen ohne Verdacht, unbeneidet, als Wirkung eines ganz unzigennützigen Edelmuths gegen die verfolgten Fürsten.

Diese Fürsten, wird man sagen, haben sich bis jetzt gar sehr fern von diesen Gesinnungen gezeigt, wenn wir davon aus ihrem Widerwillen urtheilen wollen, den sie stets bezeugen, uns etwas verdanken zu wollen, selbst dann, wenn sie eingestehen müssen, daß sie nichts ohne uns vermögen. Allein was geschieht denn eigentlich hier anders, als was beynahe durchaus am Anfang einer jeden schwierigen, verwickelten und von mehrern Köpfen abhängenden Sache der Fall ist? Man weiß dabey erst nichts angelegentlicheres zu thun, als sein Interesse gegen seine Kräfte abzumägen, und hat man auch völlig eingesehen, was zu thun ist, so ist man darum doch nicht immer sogleich über das Wie einverstanden. Bey gemeinschaftlichen Händeln insonderheit nehmen die verschiedenen Meinungen in eben dem Verhältniß zu, in welchem die Anzahl der Interessenten wächst. Ich behaupte übrigens, daß diese Zaudern der deutschen Fürsten, mag es auch herrühren, woher es wolle, Sr. Majestät nicht abhalten dürfte, sich ihrer Sache anzunehmen. In großen

Dingen,

Dingen, welche ein Gemeinbeſtes betreffen, iſt es meine Maxime: blos auf dieſen Zweck, nicht auf die Perſonen zu ſehen. Jener hat nur Eine, ſich ſtets gleichbleibende, Seite; dieſe hingegen ſind ſo manchfaltigen Veränderungen unterworfen, und zeigen uns ſo viele und oft ſo verdrüßliche Rückſichten, daß ſie uns unfehlbar auch für die beſten und nothwendigſten Unternehmungen wieder kalt machen würden. Politiſch geſprochen muß man beynahe immer zufrieden ſeyn, wenn man die Hinderniſſe aus dem Weg gewälzt hat, und ſich dann nicht fürchten, vorwärts zu rücken. Läßt man auch einige Schwierigkeiten im Rücken . . . . die Zeit wird ſie ſchon ſelbſt wegräumen; wohlverſtanden, daß ich hier nur von Entwürfen rede über die man nicht ſelbſt zu erröthen Urſache hat, wie z. B. dieß wär, wenn wir den fürſtlichen Erben des Herzogs von Cleve beyſtehen, oder uns verſtehen, die Regierung und Policey von ganz Europa anzuordnen, worauf ich eben dieſe Grundſätze angewandt wiſſen wollte. Man darf alſo nur anfangen. Jeder Augenblick wird uns neue Hülfsquellen eröffnen. Die Uebung wird dieſe gar zu langſame Fürſten ſchon in Gang bringen; der Erfolg wird ſie warm machen, und die kriegeriſche Hitze thaten von unſerm Edelmuth hinlängliche gute Meynung beybringen, die ſie, ſtrafbar genug, nicht gleich anfangs zu faſſen das Zutrauen hatten.

Hier übrigens auch noch etwas für die, welche dieſen Edelmuth zwar billigen, doch aber wünſchen, daß er unſrer Seits nicht ſo ganz umſonſt erwieſen werden möchte. Welchen Erfolg auch unſre mit den Prätendenten auf Cleve vereinigten Waffen haben mögen, ſo werden dieſe doch ſtets in der Furcht ſchweben, von dem Kaiſer einſt wieder ausgezogen zu werden. Wäre es denn nun ſo etwas Gewagtes um die

Vermuthung, daß dieſe Furcht, verbunden mit der Ueberlegung der Schwierigkeit, die — durch Theilung unter ihnen ſo ſehr zerſtückelte, einigen unter ihnen ſo unbequem gelegene und der Gier ihrer Feinde und ſelbſt eines unternehmenden Königs von Frankreich ſo ſehr ausgeſetzte — Provinzen zu erhalten, ſie einſt beſtimmen dürfte, mit Sr allerchriſtlichſten Majeſtät einen Vergleich darüber einzugehen, und entweder eine Summe baar, oder ein Aequivalent an Ländereyen im Innern von Frankreich dafür anzunehmen, z. B. in Berry, Bourbonnois, Marche, oder Auvergne. Wenn dieß geſchähe, welcher Vortheil läge für Frankreich in dieſem doppelten Band des Intereſſe und der Abhängigkeit, das ſo auf immer einen Theil von Deutſchland mit ihm verbände! Nicht zu läugnen iſt wenigſtens, daß der Beyſtand, welchen der König jetzt dieſen Fürſten angedeihen ließe, ſie in die Verbindlichkeit ſetzen würde, ihn in der Folge ferner darum zu bitten, um ſich in ihrer neuen Erwerbung zu erhalten, was ſich Se Majeſtät alsdann theuer genug bezahlen laſſen könnte. Man halte jedoch das erſt geſagte für kein leeres Hirngeſpinſt. Es werden wohl manche gar große Augen machen, wenn ich ihnen hier ſage, daß die Sache, weit entfernt ſchlechterdings unmöglich zu ſeyn, wie man ſich einbildet, vielmehr bereits unter der Hand durch den dritten Mann eingeleitet worden war, und daß ſie bey der erſten Gelegenheit, da man hoffen durfte, es durchzuſetzen, vorgeſchlagen und wahrſcheinlich von den dabey intereſſirten Fürſten eingegangen worden wäre.

Doch laſſen wir alle dieſe Staats- und Privat-Rückſichten, und nehmen die Sache einfacher. Der König von Frankreich hatte ſich bereits von ſelbſt verbindlich gemacht, die Vertheidigung dieſer Fürſten auf

ſich

ſich zu nehmen. Er hatte nichts verſäumt, ſie an ſich zu ziehen; hatte ihnen jederzeit ſeinen Beyſtand erboten; hatte laut genug erklärt: er würde nicht zugeben, daß man ſie mißhandle; hatte bereits Truppen gegen die Gränzen vorrücken laſſen. Es war alſo nach Recht und Ehre längſt eine ausgemachte Sache, und es kam Ihm nicht zu, wieder zurück zu treten. Selten waren unſre Könige unempfindlich für Gefühle jenes Edelmuths, der zur Unterſtützung unglücklicher Fürſten auffordert. Noch dazu war nicht dieß allein hier der Fall. Die, von welchen die Rede iſt, hatten ſelbſt ſchon Sr Majeſtät weſentliche Dienſte geleiſtet, und bey jeder Gelegenheit gezeigt, daß es ihnen nur am Vermögen fehle, um Ihm noch größere zu leiſten. Als Freund oder wegen dieſer Verpflichtungen mußte ſich Heinrich deſſen erinnern, was ſie zur Zeit der Noth ſchon für Ihn gethan hatten. Als Franz I. dem Landgraf Philipp von Heſſen, Großvater des jetzigen, den Herzog Ulrich wieder in den Beſitz des Herzogthums Wirtemberg zu ſetzen half; als Heinrich II. dem mit dem Landgrafen gefangenen Kurfürſt Moritz *) und den andern von Karl V. unterdrückten deutſchen Fürſten die Hand reichte, ſo hatten dieſe Könige keinen andern Beweggrund, als Ihre und Ihres Throns Ehre, ungeachtet dieſe Schritte ſie viel koſteten. Dankbarkeit, ſchon allein für ſich mächtiger, als alle andern Triebfedern, konnte bey ihnen nicht in Anſchlag kommen und wirken, wie ſie das bey Heinrich mußte.

Zuverſichtlich widerſpreche ich denen, welche ſich beklagen, daß man, wegen einer fremden Angelegenheit, die ganz ohne Schwertſtreich beygelegt werden könnte, den König auf dieſe Art wieder muthwillig in einen Krieg mit Spanien verwickle, der die ganze

*) Johann Friedrich.

Christenheit in Flammen setzen könne. Diese Leute verstehen gleich wenig sowohl von der Beschaffenheit der Sache als von den Folgen der Unternehmung. Sie würden sonst dahin einverstanden seyn, daß unter den jetzigen Umständen die Expedition, wodurch die Clevische Erbfolge den wahren rechtmäßigen Erben zugesichert werden soll, so schnellen Fortgang haben muß, daß sie beynahe nur mit ihrer Bewerkstelligung zugleich im Publikum bekannt werden kann; daß Spanien durch den Friedensschluß mit seinen eignen Unterthanen, vermöge dessen diese, obschon aufs Aeußerste getrieben, dennoch in keinem Punkt nachgaben, einen Beweis von Schwäche und Erschöpfung an Tag gelegt hat, der es dem Gesetz einer gezwungenen Neutralität unterwirft; daß der Kaiser eben so wenig im Stand ist, uns etwas in den Weg zu legen, da er des Beystands von einem Theil der deutschen Fürsten beraubt ist, und wir mehr als seit langer Zeit im Stand sind, etwas zu unternehmen; daß endlich Frankreich beynahe nichts weiter braucht, als zu sagen: so will ich! — Der Erfolg hat dieß alles ganz deutlich bestätigt.

Es ist also eigentlich beynahe gar nichts um die jetzige Unternehmung, sofern sie sich blos auf Cleve einschränkt. Wer anders davon spricht, thut es ohne Zweifel nur, weil er insgeheim überzeugt ist, daß sie nach einer guten Politik nur einer andern, weit glänzendern und ausgebreitetern zum Vorspiel dienen würde, den großen Entwürfen zur Erniedrigung des Hauses Oestreich, welche ganz Europa bey Sr Majestät bemerkte. Ich bin so aufrichtig, geradezu zu gestehen, daß man nicht auf zweymal thun muß, was sich auf Einmal thun läßt; daß ich jederzeit dem König, meinem Herrn, diesen Rath gegeben habe, und daß Er selbst nicht anders hierinn dachte. Ich werde nur

nur die davon überzeugen, welche die Sache ohne Leidenschaft und Vorurtheil mit mir prüfen werden. Allein bey diesen bin ich auch meiner Sache desto gewisser, weil alle Ueberlegungen, die man über die verschiedene Arten in dieser Sache zu verfahren anstellt, nothwendig hierauf hinauslaufen. Ich will sie hier darstellen, ungefehr so, wie ich sie selbst bey mir anstellte, als ich mich noch am stärksten damit beschäfftigte.

Ein Rath, und zwar der unhaltbarste, wäre: die interessirte Partegen ihre Sache mit den Waffen ausmachen zu lassen, selbst aber die Hände in den Schoos zu legen, und unsern Freunden höchstens mit gutem Rath beyzustehen. Da es wider alle Regeln der Klugheit läuft, im Angesicht von Kämpfern wehrlos zu bleiben, so hätte man nothwendig ein Truppenkorps an der Gränze halten müssen, wäre es auch nur um auf alle mögliche Fälle gefaßt zu seyn. Wir gewinnen also nichts hiebey in Ansehung des Aufwands, als daß wir gewärtig seyn müssen, ihn noch beträchtlich länger fortzusetzen, als wenn wir durch unsern Beytritt der Sache auf Einmal ein Ende gemacht hätten.

Eben dieß gilt in meinen Augen von einem andern Entschluß, der auf den ersten Anblick gar sehr einleuchtet, nämlich: die Fürsten gegen das Haus Oestreich zwar nicht öffentlich, aber doch unter der Hand zu unterstützen, wie wir es in dem Flandrischen Krieg gemacht hatten, so daß also übrigens der Friede unter allen andern Europäischen Mächten bestünde. Es wäre zu fürchten gewesen, diese verborgne und allzu schwache Hülfeleistungen möchten nicht nachdrücklich genug wirken, um unsre Bundesgenossen in den Stand zu setzen, den beyden gegen sie vereinigten Zweigen des

Hauses

Hauses Oeſtreich zu widerſtehen. Und dieß iſt doch unſtreitig der Hauptpunkt, den man nicht aus dem Geſicht verlieren darf. Wir wären deſſen nicht überhoben geweſen, an jedem der drey Striche, wo die ſtrittigen Länder mit Frankreich und Flandern gränzen, ein Korps von wenigſtens viertauſend zu Fuß und achthundert zu Roß zu halten, in einer vortheilhaften Stellung auf neutralem oder unſerm eignen Grund und Boden, wo es keine Feindſeligkeiten ausüben durfte, ſondern einzig einige Päſſe beſetzt und den Feind im Reſpekt halten würde, wo es jeden Verbündeten ſich zu erklären und im Nothfall den gänzlichen Untergang derer verhindern müßte, die man unterſtützen will. Abermals viel Aufwand, einzig um einen Krieg fortdauern zu laſſen, den man mit Einem Streich endigen konnte, wenn man ſich beſſer dabey benahm. Es giebt ein politiſches Sprichwort: wer bald giebt, giebt doppelt; lieber wollte ich dazu noch ſetzen: wer halb giebt, giebt doppelt, und doch nichts. Wir haben davon ein ganz friſches Beyſpiel an der Empörung der vereinigten Provinzen, daß dieſe Art, Verbündete zu unterſtützen, welche in die Länge ſo läſtig fällt, als eine ſchnelle und nachdrückliche Hülfe, doch nichts bewirkte, als daß ſie das nothgedrungene Nachgeben noch auf eine kurze Friſt hinausſchob, ſtatt daß man ſie der Spaniſchen Herrſchaft ganz hätte entziehen können. Wenn dieß der ganze Gewinn iſt, den unſre Freundſchaft den deutſchen Fürſten verſchaffen ſoll, ſo werden ſie uns wenig oder gar keine Verbindlichkeit haben; nur mit dem Unterſchied zwiſchen ihnen und Holland, daß jeder Vergleich, er mag auch noch ſo annehmlich angetragen werden, für ſie nichts anders als eine Lockſpeiſe ſeyn kann, deren ſich der Kaiſer unfehlbar bedienen wird, um ſie zu körnen und zu verderben. Und wer ſteht uns dafür, daß wir ſelbſt dann nicht einſt

die

die Folgen davon zu büßen haben werden? Leopold in Jülich, der Marder im Hünerhof! sagte Vongars sehr treffend. Diese Partie taugt also zu nichts, als allenfalls Heinrich selbst einer kleinen Mühe zu überheben, der höchstens bis Chalons oder Rheims zu reisen gehabt hätte.

Außer diesem Mittel und dem einer allgemeinen Verbindung gegen das Haus Oestreich giebt es noch eins zwischen beyden in der Mitte. Der letzte Zug gegen Savoyen kann zum Beyspiel davon dienen. Es wird dabey vorausgesetzt, daß die Verbündeten von beyden Seiten so zu Werk gehen sollten, als wären sie mit einander übereingekommen, ihre Partheyen einzig in Ansehung der in Frage begriffenen Sache zu unterstützen, ohne dadurch ihre Zusage im Frieden von Vervins zu nahe treten zu wollen. Wenn nun dieß auch nicht bloß leere Voraussetzung ist, so finde ich es doch wenigstens sehr langwierig, zweifelhaft und kostspielig. Man müßte die Sache mit einer Untersuchung eröffnen, wie viel jeder Theil Truppen dazu stellen solle, alsdenn Fonds zu ihrer Unterhaltung ausmitteln, auf wenigstens zwey Jahre, wovon das jetztlaufende und die ersten drey Monate des nächstkünftigen allein schon mit Hin- und Wiedermarschieren und mit Zurüstungen aufgiengen. Der Winter ist in dem Lande streng, wo der Kriegsschauplatz seyn soll. Man müßte also diesen auswarten, um das Heer nicht zu Grund zu richten, ehe man noch dem Feind unter das Gesicht gerückt ist. Bey einer Unternehmung, wobey der König nicht als Haupt an der Spitze steht, wird es ihm wohl genug seyn, die für Cleve bestimmte Armee durch einen Prinzen oder Marschall von Frankreich kommandiren zu lassen. Er wird aber darum nichts desto weniger Zurüstungen und Vorschüsse an Geld machen

machen müssen, und zwar um so beträchtlichere, da er auf jeden Fall die ganze Last allein oder doch beynahe allein zu tragen haben wird. Eben so wenig kann er umhin, dreytausend Mann in Dauphiné, eben so viel in Provence, und die gleiche Anzahl in Languedoc und Guyenne zu halten. Ich wüßte dann nichts Besseres, als eine gewisse Anzahl von Plätzen auszuwählen, die sich gegenseitig unter einander vermöge ihrer Lage vertheidigen und zur Kette um die Clevesche Staaten mit Frankreich und den Vereinigten Provinzen zusammenzuhängen, dienen können, und sie zu befestigen, was abermals einen beträchtlichen Aufwand verursacht.

Alle Betrachtungen also führen uns auf das erste Mittel als das sicherste, und alle, die man darnach anstellt, bestärken die Meynung: keine Komplimente weiter mit Spanien zu machen, und das Haus Oestreich als Feind von ganz Europa zu behandeln, von allen Seiten seine Nebenbuhler und Widersacher zu versammeln, mit gewaffneter Hand auf dasselbe einzudringen, die Clevesche Staaten wieder zurückzufodern, sich selbst Recht zu verschaffen, und sich sowohl dieser Staaten als aller andern für die gemeine Sache wichtiger Plätze an der Seite von Limburg, Luxemburg, Air ꝛc. zu bemächtigen; sich in demselben Augenblick auszubereiten, und die Gränzen gegen die Alpen und Pyrenäen zu decken, kurz, die Kriegsfahne aufstecken, und der ganzen Welt zu zeigen, daß er endlich gekommen ist — der Augenblick, auf den sich der allerchristlichste König seit so vielen Jahren mit so großer Sorgfalt gerüstet hat; daß dieser Herr, geführt von Ruhm und Ehre, bewaffnet zur Rache einer halben Welt für die Unthaten einer ungerechten und übermüthigen Macht in diese Laufbahn eintreten wird. Wer wird es verfogen, ihm darauf zu folgen? Unsre Verständ-

ſtändniſſe verſichern uns beynahe ganz Italien und Deutſchland; wir führen hinter uns her die vereinigte Provinzen; indem wir ihnen ihren Feind zeigen, den wir von ihren Gränzen entfernt haben, löſen wir überall Zunge und Arme den Mächten, welche die Furcht zurückhielt. Und, ſollten auch unſre Bemühungen nicht überall gleiche Unterſtützung finden, ſo bürgt uns doch die allgemeine Empfindlichkeit, deren Sprecher und Streitgenoſſe wir ſind, dafür, daß ſie wenigſtens nur äußerſt ſelten Widerſtand finden werden.

Das Haus Oeſtreich wird freylich, wie man leicht vorausſehen kann, Himmel und Erde bewegen, um einen ihm ſo fürchterlichen Streich abzuwenden oder auszuhalten. Könnten wir aber nicht genau ſehen, was es für Hülfsquellen in ſich und ſeinen Alliirten hat, welche ſchwerlich von Bedeutung ſeyn werden, da, wie jedermann einräumt, Europa in einem gewaltſamen Zuſtand iſt, aus dem es nicht anders als durch lange und grauſame Kriege, die ihm die Freyheit vielleicht wieder geben, vielleicht auch auf ewig entziehen, wieder kommen kann. Könnte man wohl zu dieſem Wageſtück einen Zeitpunkt erſehen, wo der Erfolg wahrſcheinlicher, die Gefahr geringer wäre? Dieß iſt alles, was ich ſagen kann, ohne der verſprochenen ausführlichern Darlegung der großen Entwürfe Heinrichs und der Art ſie auszuführen, vorzugreifen.

Als die, welche nichts unverſucht gelaſſen hatten, den König davon abzubringen oder es Ihm ganz zu entleiden, — und darunter begreife ich die Anhänger Spaniens, die Pfleglinge der alten Ligue, die Feinde der reformirten Religion, und die ſchlechte auf den Ruhm des Königs und des Reichs eiferſüchtige Franzoſen

ſoſen — als dieſe ſahen, daß man, troß ihren Bemühungen, ans Werk ſchritt, ſo verſuchten ſie vollends das Aeußerſte. Sie ſuchten Heinrichs ſchwache Seite, ſeinen Hang zu Vergnügungen benutzen, und in ſeinem Geiſt der Weichlichkeit und Liebe zur Gemächlichkeit das Uebergewicht über die Gefühle für Ruhm und Größe zu verſchaffen. Sie verſuchten aufs neue ihm gegen den ganzen Proteſtantiſchen Religionskörper überhaupt, und gegen mich insbeſondere, Argwohn beyzubringen. Sie ließen ihn ſein Reich erblicken, zerfleiſcht von Faktionen, welche gierig dem Ausbruch des Kriegs entgegen ſähen, als dem günſtigſten Zeitpunkt, ungeſtraft Verbrechen zu begehen, und Seine verbündete Fürſten als Betrüger, die ſeiner Leichtgläubigkeit ſpotteten. So gut Er auch gegen ihre Ränke auf der Hut war, hatte Er doch Augenblicke, da Ihn dieß alles erſchütterte. Ich ſelbſt trug vielleicht unwiſſend dazu bey, Ihn muthlos zu machen, indem ich ihm vorſtellte, daß ein Herr, der ſein Herz ſo edlen Entwürfen geöffnet habe, anfangen müſſe, es dem Geſchmack an nichtswürdigen Vergnügungen und einem Aufwand, der nur auf Gemächlichkeit geht, zu verſchließen; Ferdinand und Iſabelle von Caſtilien und verſchiedene von unſern Königen hätten bey einer ähnlichen Gelegenheit ihren eigenen und der Königin Hofſtaat eingeſchränkt. Es müſſe kein Vergnügen mehr für ihn geben als den Sieg ſelbſt; alles andere wenigſtens erſt nach dem Sieg!

Sehr glücklich um die Unſchlüſſigkeit Heinrichs endlich zu fixiren, trug es ſich zu, daß die deutſchen Fürſten aus eignem Antrieb und wider Willen des Kaiſers eine Verſammlung nach Schwäbiſch Hall ausſchrieben, um darinn über die Mittel, die Kreiſe wieder in ihre alte Freyheit einzuſetzen, Rath zu pflegen.

Sie

Sie begaben ſich am angeſetzten Tag dahin, ungefehr achtzehn bis zwanzig (10); die Venetianer, der Fürſt von Oranien, die Staaten von Holland, der Herzog von Savoyen, der endlich entſchloſſen war der gemeinſchaftlichen Sache beyzutreten, erſchienen dabey durch Abgeordnete. Die Manifeſte, welche man dabey zu verbreiten befliſſen war, nebſt den Reden, welche (Jean de Thumery) Boiſſiſe und andre Agenten Sr Majeſtät öffentlich und in Privatzuſammenkünften daſelbſt führten, hatten ſo gute Wirkung, daß man öffentlich darüber berathſchlagte, wie den Progreſſen des Hauſes Oeſtreich Einhalt zu thun ſey, und daß beſchloſſen wurde, im Namen der verſammelten Mächte Geſandte an Se allerchriſtlichſte Majeſtät zu ſchicken, um Ihr alle ihre Kräfte anzubieten, und dagegen die Ihrige zu erbitten. Dieſe Geſandte wurden ernannt und gingen ſogleich ab.

Heinrich hatte ihnen ſo eben die erſte Audienz gegeben, als er ins Zeughaus zu mir kam, um ſich mit mir über alles zu beſprechen, was ſie ihm eröffnet und angeboten hatten, und um ſich bey mir Raths zu erholen, wie er auf ihre Anträge antworten ſolle. Er befahl mir die Sache wohl zu überdenken, während er zur Mittagstafel bey Zamet gienge; im Rückweg werde er einen Theil des Nachmittags bey mir in meinem Garten, wo er den Platz der Zuſammenkunft beſtimmte, zubringen. Wir ſtellten uns beyde richtig ein. Bey Seiner Ankunft nahm er mich bey der Hand, und nachdem er jedermann ſich hatte entfernen laſſen, gingen wir gegen das Ende der Allee, die in eine Terraſſe ausgeht, dem gewöhnlichen Ort unſrer ernſtern Unterredungen. „Nun, ſagte er, was ſagen Sie zu „unſern Angelegenheiten? denn der ſpricht ſo, jener „wieder anders davon.“ Der Augenblick ſchien mir

günſtig, ihn in Seinem Entſchluß zu beſtärken. Ich machte ihm begreiflich, daß die, welche ihn bekämpften ohne Zweifel ihre geheime Gründe dazu haben müßten, die ich itzt nicht wiſſen wolle. Denn die Sache aus den drey Hauptgeſichtspunkten, nämlich ſeiner Perſon, der innern Verfaſſung ſeines Reichs und der Umſtände von auſſen betrachtet, ſcheine keinen längern Aufſchub zu geſtatten. Seine Perſon vertrete, ohne Schmeicheley, für die Franzoſen die Stelle der gröſten Feldherrn und Staatsmänner ſeines Jahrhunderts. Ein ſolche Schule müſſe unfehlbar groſſe Männer im beyden Fächern ziehen, wie ſie es denn auch bereits gethan habe. Dieſe werden ihm die neue Bürde, die er nun bald auf ſeinen Schultern fühlen würden, tragen helfen. Die innern Angelegenheiten betreffend, ſeien jezt weder Prinzen noch Groſſe, noch Städte in ſeinem Reich, welche die Lage, die Mittel und den Willen hätten, ſich ſeiner Unternehmung zu widerſetzen, vielweniger alſo, mit ihm anzubinden, wenn man ihn über die vereinigte Kräfte Europens gebieten ſähe. Ueberdies eröfne ſich ein Schauplaz, wo wackre Männer Gelegenheit ſuchen und finden würden, ſich rühmlicher hervorzuthun, als in finſtern nur mit Schande lohnenden Verſchwörungen. In der äuſſern Verfaſſung endlich ſey die Schwierigkeit, ſo viele Köpfe unter einen Hut zu bringen, die immer für die einzige wirklich beträchtliche gegolten habe, nun gerade bis auf eine unbedeutende Kleinigkeit, glücklich gehoben. Ich fuhr fort:

„Es kommt alſo nun noch einzig darauf an, ob „Sie hinreichende Mittel haben, den Krieg auf eben „den Fuß fortzuſetzen, ſo lang er geführt werden muß, „auf welchen Sie ihn eröffnen werden" — denn das gab ich zu, daß er ſich endlich ganz auf Frankreich wäl-

wälzen würde — „und da will ich Ihnen denn ſagen, „daß wenn Ihr Krieg nicht über drey Jahre anhält, „und Sie nicht über vierzigtauſend Mann dazu nöthig „haben, ich Ihnen, was die Hauptſache, das Geld be„triſt, genug ſchaffen will, ohne eine neue Auflage „auf Ihr Volk zu legen. Von andern Bedürfniſſen, „Mundvorrath und Kriegsmunition u. ſ. w. will ich „Ihnen ſo viel aufweiſen, daß Sie ſagen ſollen: es „iſt genug! und dann glaube ich auch, daß wir bey der „Art, wie wir den Krieg führen werden, von drey „Fahnen, weiß, ſchwarz und roth, nur die erſte werden „wehen laſſen dürfen, und zwar einmal für allemal, indem „das Schickſal des erſten, der ſich widerſetzen will, „die andern belehren ſoll. 11)

Aber, ohne Sie zu unterbrechen — fragte der König — wie viel habe ich wohl Geld liegen? denn ich habe das nie ſo recht gewuſt.

Wie viel denken Sie wohl, Sire?

Habe ich denn zwölf Millionen baar?

Noch etwas drüber.

Wie? vierzehn?

Noch etwas drüber.

Und ſo fuhr Er fort, ſtets um zwo Millionen zu ſteigen, weil ich ihm jedesmal nichts zur Antwort gab als: noch etwas drüber, bis er endlich bey dreyßig Millionen ausrief, indem er mich mit wahrem Entzücken umarte:

O! mehr verlang ich nicht von Ihnen!

Ich habe eine Rechnung aufgeſetzt, Sire, woraus Ew. Majeſtät erſehen werden, daß Sie auf einen neuen Fond von vierzig Millions an Auſſerordentli-

chem in drey Jahren rechnen können, ohne etwas von den gewönlichen Ausgaben für Ihren Hof und den Staat abzubrechen, vorausgesetzt, daß meine gute Wirthschaft nicht durchkreuzt werde.

Wo haben Sie diese Rechnung? Geschwind!

Ich werde Sie Ihnen geben so bald Sie wollen, von mir selbst geschrieben.

Ich zeigte Ihm hierauf, wie viel er damit an Mannschaft Geld ꝛc. von seinen Alliirten zu verbinden hoffen durfte, vorausgesetzt, daß er unverrückt bey dem Theil seiner Entwürfe beharrte, welchem zu folge wir übereingekommen waren, daß er jedermann mit denen dem Haus Oestreich genommenen Eroberungen bereichern sollte, ohne etwas davon für sich zu behalten.

Halt! fiel er mir hier ein; da sollt ich also sechzig Millionen dran spendiren, um Eroberungen für andre zu machen, und ich bekäme nichts davon? Nein, so ists nicht gemeint. Und, sagen Sie doch auch, was soll denn aus Spanien werden?

Spanien soll bleiben, Sire, was und wie es ist, ohne seinem König etwas abzunehmen. Es soll Ihnen zum Zügel dienen, um diejenige an sich zu behalten, welche Ihre Freygebigkeit bereichert haben wird. Denn da ein König von Spanien immer noch mächtig genug seyn wird, um jeden einzeln zu erdrücken, welcher sich von Ihnen absondern wollte, so werden sie nie die Dankbarkeit aus den Augen verlieren, die sie Ihnen schuldig sind.

Ohne zu der allgemeinen Maxime, daß allzugroße Ausdehnung einen Staat mehr schwächt als verstärkt, meine Zuflucht zu nehmen, brachte ich den König ohne Mühe dahin, daß er mir alle die Unannehm-

nehmlichkeiten zugab, welche für ihn daraus erwachsen würden, wenn er sich Länder zueignen wollte, welche ein ewiger Stoff von Eifersucht und Haß seyn würden, und daß, alles wohl erwogen, der größte und wesentlichste Vortheil, den er sich durch seine Eroberungen verschaffen könnte, darinn bestehen würde, daß er durch deren billige Austheilung sich das Recht erwürbe, für den Wohlthäter und Schiedsrichter von ganz Europa zu gelten.

Was ich mehr billigte, war: gegen jede nußliche Wendung so auf der Hut zu seyn, daß wenn z. B. seine Alliirten ihn im Stich liessen oder verriethen, er immer noch sich einen leichten, gefahrlosen und selbst ehrenvollen Rückzug mit seinem Heer offen hielte; zu welcher Absicht mir nichts geschickter schien, als die Vorsicht, auf dem Weg nach Cleve in verschiedenen Zwischenräumen Forts anlegen zu lassen. Ich rieth noch ferner vorerst für reichlichen Mundvorrath in jenen Gegenden zu sorgen, indem nicht nur der Transport in einem mit Flüssen so sehr durchkreuzten Land seine besondere Schwierigkeiten hat, sondern auch diese ganze Gegend unter so viele kleine Fürsten getheilt ist, welche bereits alle Früchte der heurigen Erndte, nachdem sie einen beträchtlichen Theil davon hätten rauben sehen, aufgeschüttet hatten, so daß eine Armee Mühe haben würde, sich vierzehn Tage daselbst zu halten, ohne zu den Magazinen eben dieser Fürsten Zuflucht nehmen zu müssen, welche ihnen so theuer verkauft werden würden, daß alles Geld kaum zureichen möchte. Ich sagte Sr. Majestät: wenn Sie so wollten, so würde ich Handelsleute zu mir kommen lassen, mit denen ich sonst große Unternehmungen zu akkordiren gewohnt wäre, und wollte mit ihnen einen billigen Preis von allem was man nöthig

haben möchte, bis auf das Geringste hinaus, ausmachen.

Der König faßte noch einmal alles zusammen, was er gehört hatte, und sagte mir dann im Weggehen: Er werde aufs neue sehr ernstlich überlegen, was er zu thun hätte. Ich solle meiner Seits nicht vergessen, immer mehr in die Sache einzudringen; Er werde sehr oft zu mir kommen, um sich mit mir darüber zu besprechen, und ich könne immerhin anfangen, die Zurüstungen und alle Provisionen zu veranstalten, wovon ich ihm gesagt hätte, woraus ich schloß, daß ich wenigstens einen Theil meines Wunsches erreicht habe.

Ich ließ meine Kaufleute von Lüttich, Aachen, Trier und Cölln kommen, mit denen ich mit Vorbehalt der Genehmigung Sr. Majestät, folgenden Kauf schloß: sie sollten mir binnen drey Monaten an die bestimmte Gränzörter gegen Cleve, jede Art von Mund- und Kriegsprovision, Kaufwaaren, Werkzeuge ꝛc. (ich hatte ein vollständiges Verzeichnis von allem aufgesetzt, was zu einer Armee von fünf und zwanzigtausend Mann zu Fuß und fünf tausend zu Roß erforderlich ist) liefern, und zwar im itzigen Marktpreis. Es war im Oktober. Ich meiner Seits werde ihnen eine Summe von sechsmalhunderttausend Thalern vorschiessen, welche ganz oder wenigstens ein Jahr lang in ihren Händen bleiben sollte, gegen Caution von einer Million zu Paris zur Sicherheit für diese Summe, die ihnen zugleich zur Schadloshaltung für die Kosten beym Kauf und Verkauf, Abgang und dergleichen dienen sollte.

Der König billigte diesen Handel so sehr, daß Er mir befahl, ihn abzuschliessen. Allein da er sich in der

der Freude seines Herzens darüber nicht hatte enthalten können mit Sillery, Villeroy und Jeannin und dann auch mit dem Herrn Grafen von Soissons, dem Kardinal von Joyeuse, dem Herzog von Epernon und mehrern andern davon zu reden; so nahmen sich einige von ihnen so boshaft und so verschlagen dabey, um ihm zu verstehen zu geben, daß ich Ihn endlich doch in mein Garn bekommen habe, indem ich ihn dahin gebracht hätte, die Magazine — die ich, sagte man schon so lange für mich selbst anzulegen wünschte — im Ausland zu veranstalten. Bey aller Sr. Vorsicht gegen alles, was von ihnen kam, verschlang Er doch endlich ihr Gift. Als ich ihn nach einigen Tagen wieder sah, fragte er mich, ob der Proviantkontrakt in Richtigkeit sey? Noch nicht, antwortete ich ihm, weil mir die Sache so wichtig geschienen habe, daß sie wohl ein Patent vom Staatsrath verdiente, der sich seither noch nicht versammelt habe. Heinrich fand in diesem Einfall, der ihm nur ein Beweis von meiner Genauigkeit im Dienst hätte seyn sollen, ich weiß nicht was für einen Anstrich von falscher und ränkevolle: Vorsicht, welche ihn in seinem Argwehn bestärkte. Er sagte mir daher: ich sollte nicht abschliessen, ohne vorher Befehl von ihm dazu zu haben. „Die Kaufleute werden nicht warten wollen, Sire" sagte ich darauf, ohne Arges dabey zu denken. „Wollen Sie nicht warten so mögen sie hingehen," versetzte er, in eben dem trocknen Ton. Ich machte große Augen, und da auf meiner, wie auf seiner Seite, sich der Aerger mit ins Spiel mischte, sagte ich: „Hoho! Sire, ich sehe „wohl, Sie haben etwas im Kopf, was ich „nicht weiß; ich will die Leute wieder heim schicken; „Sie werden sich aber, wenn es Ihnen gefällig ist, „seiner Zeit dieser Sache wieder erinnern," und damit schieden wir denn ganz frostig von einander.

Es war nun nicht mehr von der Proviantsache die Rede bis nach einer ziemlich langen Zwischenzeit der König von andern Sachen im Zeughaus vor einigen Personen mit mir sprach, und mich dann wie gewöhnlich auf die Seite zog, und zu mir sagte: „Ich habe Nachricht erhalten, daß die Herrn Staaten mir nächster Tagen eine Gesandschaft schicken werden, um alles Nöthige mit einander zu verabreden. Wir werden sie vernehmen, und unterdessen müssen wir uns rüsten, auf daß nichts fehle? Mehr sagte er dießmal nicht. Die Abgeordneten kamen beynahe unmittelbar darauf, und hatten Briefe von dem Prinzen von Oranien und dem niederländischen Staatsrath an Se. Majestät und mich. Heinrich erbrach sie alle, und sah daraus, daß man ihm dem glücklichen Erfolg seiner Unternehmung verbürgte, auf den Fall, daß er die Vorsicht brauchen würde, an Ort und Stelle die nöthige Provision schaffen zu lassen, worüber man ihm ungefähr dieselben Anschläge gab, die ich selbst ihm gegeben hatte. Darüber giengen ihm denn die Augen auf. Er schloß meine Briefe wieder zu, und gab sie l'Oserai, um sie mir zu überbringen. Ich bemerkte leicht diese Betrügerey, für die ich ihn mit einer andern bezahlen zu können glaubte, die eine gute Absicht zum Grund hatte. Ich versiegelte die Briefe ebenfalls wieder, nachdem ich sie durchgelesen hatte, und redete es mit l'Oserai ab, daß er mir sie, als wie zum erstenmal, bringen sollte, so bald er wüßte, daß der König, welcher nach Mittag ins Zeughaus kommen würde, bey mir wäre.

Der König kam richtig, und sagte sogleich zu mir: „Haben Sie Briefe von den Herrn Staaten bekommen? Ich habe gehört, es sollen welche an Sie da seyn."

Ich habe noch keinen zu sehen bekommen, Sire.

Nun, Sie werden Sie noch erhalten; denn ich habe befohlen, daß man sie Ihnen bringen soll, und die meinigen mit. Unterdessen wollen wir von unserm Geschäft reden. Wie denken Sies mit dem Proviantwesen zu halten? Denn wir ziehen dahin zu einer Zeit, da nichts mehr zu leben vorhanden seyn wird.

Das hatt' ich schon lang vorausgesehen, Sire, und die nöthigen Befehle deshalb ausstellen wollen; Sie selbst hatten mir damals nicht nur Ihren Beyfall, sondern auch Befehl deswegen gegeben. Aus Bosheit gegen mich machte man Sie nachher wieder davon abwendig. Ich fürchte sehr die Nachwehen davon möchten nun Sie treffen. Denn was damals, kurz nach der Erndte, leicht und wohlfeil hätte geschehen können, dürfte nun sehr schwer und kostbar zu bewerkstelligen seyn. Ich weiß sogar nicht, ob sich jemand finden möchte, der jezt Waghals genug wäre, die Proviantlieferung für eine Armee zu übernehmen, wo über anderthalbhunderttausend Mäuler zu nähren, und mehr als dreyßigtausend Pferde zu füttern sind...

„Wer es übernehmen wird? Sie, wenn Sie mich nicht betrüben wollen."

Lieber sterben wollt ich, Sire, als Sie betrüben; allein Sie sollten mir eben so wenig izt, da sie unmöglich worden sind, Dinge befehlen, die ich thun wollte, als es noch Zeit dazu war.

„Nichts vom Vergangenen; denken wir auf die Zukunft. Sie müssen mir hierinn dienen, und zu ihren andern Aemtern auch noch das eines Proviantoberaufsehers übernehmen. Ich bitte Sie darum als meinen

Freund; denn ich weiß, wenn Sie wollen, wie sonst, so werden Sie der Sache recht gut vorstehen."

Ich stellte hierauf Sr. Majestät ganz ernstlich vor: es sey bereits genug und übrig genug für mich, mit der Sorge für die Artillerie, welche allein vier Personen vollauf zu thun geben könnte, besonders unter gegenwärtigen Umständen, und mit der Sorge für alle gewöhnliche Staats-Ausgaben, für den Hofstaat Sr. Majestät, der Königin Seiner Gemahlin, und Seiner Kinder, für das Festungswesen, Bauwesen und andre öffentliche Werke, endlich für alle Seine Kriegsleute in und ausser dem Reich beladen zu seyn.

„Wie? sagte Heinrich, Sie wollen mir etwas abschlagen, um das ich Sie so angelegentlich bitte, wie nur ein Freund den Freund bitten könnte? Wahrhaftig, wenn Sie dieß thun, werde ich glauben müssen, daß Sie mich nicht mehr lieben, und daß Sie mit Entwürfen umgehen, mit denen man mir schon lange den Kopf warm machen wollte."

Wie, Sire — versetzte ich sogleich, indem ich das Wort auffaßte, das Ihm entfallen war — ich bin also wirklich so unglücklich, daß Sie, während ich mich ganz für Ihren Dienst, Ihre Ehre und Ihren Ruhm aufopfere, dennoch stets wieder auf die geringste Ohrenbläserey in Argwohn und Mißtrauen gegen meine Treue verfallen? Ich gestehe Ihnen, daß dieß meinen Muth ganz niederschlägt, und mich noch ans Grab legen wird.

„Nun denn — sagte Er, indem Er es darauf angelegt hatte, mich auf alle Art zu bestürmen, — da Sie es auf diesen Fuß nehmen, so weiß ich ein Mittel so mancherley Schwierigkeiten ohne Mühe auszuweichen. Aus unsrem Marsch wird nichts, wir bleiben

ben zu Haus, vertreiben uns die Zeit, so gut wir können, und leben mit aller Welt im Frieden, indem ich mich mit männiglich vertrage und alles mit Geld abmache. Wir haben ja so genug zusammengescharrt; wollen wirs also dazu verwenden."

Das ist ein sehr guter Gedanke Sire, und ich besonders werde dadurch einer Menge Verdrüßlichkeiten, Nachtwachen, Strapazen, Vorwürfe und Gefahren überhoben seyn. — —

In einem Ausbruch von Zorn, dessen er nicht mächtig war, unterbrach mich Heinrich, und warf mir vor, daß ich nun auch Heuchler werde. „Ich weiß, sagte Er, was Sie sagen ist himmelweit von Ihren Wünschen und Absichten entfernt, und Sie würde es just am ärgsten verdrüßen, wenn wir den Krieg nicht begönnen, um den Sie mir schon so lange so sehr anliegen."

Ja Sire, wahr ists, ich sehe die itzigen Umstände als die günstigste Gelegenheit dazu an, Ruhm zu erndten, wenn Ihre Neigung darauf geht. Indessen muß ich auch thun, als sähe ich das nicht, wenn Sie nicht Lust haben, die Umstände durch Sich selbst zu unterstützen. Ich setzte noch hinzu: nicht nur beruheten seine Entwürfe auf seiner eignen Person, sondern sie hingen auch so ganz von ihm ab, daß, wie er alles für ihren glücklichen Erfolg vermöge, er eben so durch eine einzige Gebährde oder ein einziges unvorsichtiger weise entfallenes Wort, alles auf immer verderben könne. Endlich nachdem ich auf ein Temperament gesonnen hatte, das uns einander wieder näher bringen könnte, sagte ich: Uebertragen Ew. Majestät die Oberaufsicht über das Proviantwesen den Herrn Jeannin und Caumartin, und ich verspreche Ihnen denselben

ben mit Rath und That, Credit, Leuten und Geld an die Hand zu gehen, als gälte es mein Leben. Allein unternehme ich es allein, so werden Sie nie glauben, daß die Schwierigkeiten etwas anders zum Grund hätten als Nachlässigkeit oder Mangel an Treue auf meiner Seite.

„Nun gut, ich will sehen was sich thun läßt; aber das sage ich Ihnen, wenn die andern nicht ohne Sie dran wollen, so machen Sie sich gefaßt, gemeinschaftlich mit ihnen daran zu arbeiten; wo nicht, so stelle ich meinen Zug ein."

L'Oserai kam hier mit den Briefen, und bekam einen derben Verweis, daß er mir sie nicht eher gebracht hätte.

Von dieser Zeit an hörte der König nicht wieder auf, sich beynahe einzig mit der Ausführung seiner Unternehmung zu beschäftigen. Die Berathschlagungen, die von itzt an darüber gehalten wurden, giengen jedoch sehr geheim zu und meistens im Arsenal. Er zog jedesmal den Herrn von Vendome dazu, den er in allen Staats- und Kriegsgeschäften zu unterrichten Sorge trug. Da er wahrnahm, daß eine gewisse Kälte zwischen diesem Prinzen und mir herrschte, nahm er sich vor, uns zu Freunden zu machen; was er auf folgende Art unternahm.

Man hat mir gesagt — sprach er eines Tags — daß mein Sohn Vendome und der Ihrige nicht allzu gut mit einander stehen; ich will sie mit einander aussöhnen. Lassen Sie den Ihrigen morgen um 8 Uhr in Ihrem Kabinet seyn, ich werde mit dem meinigen dahin kommen und mit beyden reden, wie sichs gehört. Als wir nun alle vier allein bey einander waren; nahm Heinrich die beyden jungen Leute an der Hand, und sag-

ſagte: „Ihr ſeht, wie ich Herrn von Sully liebe, und mit welcher Offenheit ich hier mit ihm handle. Ich will, daß ihr eben ſo gegeneinander ſeyd, und uns glaubet, damit ihr uns einſt im Alter zum Stab dienen könnet. Und Ihr, mein Sohn, ſollt mir Herrn von Sully ehren wie mich ſelbſt; Ihr ſollt ihn beſuchen, ohne ihm jedoch beſchwerlich zu fallen, um von ihm das Kriegshandwerk und die Ordnung zu lernen, die man in Geſchäften beobachten muß. Seine Liebe zu mir bürgt mir dafür, daß er vor Euch nichts, was er weiß, geheim halten wird, ſo wenig als vor ſeinem eignen Sohn, den Ihr mit Bruderliebe lieben ſollt. Ich befehle Euch beyden, alles zu vergeſſen, was einigen Kaltſinn unter Euch verurſacht haben mag.

Wir bemerkten mit Freuden, daß jeder Tag irgend eine Hinderniß hob. Der gedachte Antrag eines Bündniſſes gieng erwünſcht beym Herzog von Savoien. 12) Der König von Schweden erbot ſich von ſelbſt, und um ſein Intereſſe deſto feſter an das unſrige zu knüpfen, gab er dem König zu verſtehen, daß er ſich nach Frankreich wenden werde, um eine Gemahlin für ſeinen Sohn, den Kron-Prinzen, zu holen, der bey all ſeiner Jugend doch ſchon muthig die Entſchlüſſe ſeines Vaters unterſtützte. Die Könige von England und Dännemark waren ſchon mehr als halb gewonnen. Die Proteſtanten in Ungarn, Böhmen, Mähren, Schleſien und Oberöſtreich, angetrieben von unſern Agenten, und noch ſtärker beſtimmt durch die Verfolgungen und Grauſamkeiten, womit die Jeſuiten ſie durch die kaiſerlichen Miniſter bedrücken ließen, gaben uns ihr Wort, eine mächtige Diverſion an dieſen Grenzen Deutſchlands zu machen, ſobald der Krieg erklärt ſeyn würde. Man ſah aus den Briefen von Bongars und aus denen des Landgrafen von Heſſen, daß

daß der Churfürſt von Sachſen ſich nicht entſchlieſſen würde, Parthie gegen den Kaiſer zu nehmen. Dagegen aber machte ſich der Churfürſt von Bayern zu allem anheiſchig, gegen Verſicherung daß er zum Nachfolger des Kaiſers gewählt, und itzt ſogleich zum Römiſchen König ernannt würde. Die Schweizer ſchienen ſehr günſtig geſtimmt zu ſeyn. Niemand widerſtand dem Reiz der Eroberungen, mit deren Hoffnung man ſorgfältig jedermann ſchmeichelte. Der Papſt ſelbſt, der doch für den galt, welcher am ſchwerſten zu gewinnen wäre, ſchien nicht unempfindlich dagegen. Als ich eines Tages dem Nuntius geſagt hatte: ich wäre darauf bedacht ſeinen Herrn zu einem König zu machen; dankte er mir für dieß Wort als für die beſte Neuigkeit, die er, wie er ſagte, Sr. Heiligkeit je berichten könnte.

Allein ein ungleich wirkſameres Hülfsmittel, deſſen wir auch bereits angefangen hatten uns zu bedienen war — im Fall einer Weigerung des Hohenprieſters, ſo wie der andern kleinen Italieniſchen Staaten Florenz, Mantua, Montferrat, Modena, Urbino, Genua, Lucca, eine Armee gegen das Mailändiſche anrucken zu laſſen, und ſie alle zu zwingen, ſich entweder mit uns zu verbinden, oder wenigſtens einige Summen zu der allgemeinen Kriegsrüſtung beyzuſteuern. Lesdiguieres hatte die Aufträge erhalten, ein Corps von zwölftauſend Fußknechten und zweytauſend Reutern auf die Beine zu bringen, und ich hatte zu deren Unterhaltung einen Fonds von monatlich hunderttauſend Thalern beyſeit gethan, wozu die Anweiſungen bereits ausgefertigt und abgegangen waren. Ich zählte darauf, daß der Herzog von Savoyen, die Venetianer, die eifrigſten Theilnehmer, welche auch in der That bey dieſen Stücke des Projekts am meiſten intereſſirt waren,

ren, und der Payst, — vorausgesetzt, daß er dahin gebracht würde, sich zu erklären, — eben so viel stellen würden.

Da der Sturm zuerst gegen Deutschland einbrechen sollte, so warb man wirklich für die große, für Cleve bestimmte Armee zwanzigtausend Mann Infanterie, viertausend Cavalerie und sechstausend Schweizer. Der Artilleriezug belief sich auf nicht weniger als funfzig Kanonen, verhältnißmäßig viele Karren, Pferde, Maulthiere, und übrige Bagage, alles gleich gut im Stand und unterhalten. Nachdem die Werbung in Richtigkeit war, fieng dieß alles an, gegen Cleve zu defiliren, obschon der Krieg noch nicht erklärt war. Die Compagnie von zweyhundert Kriegern, die den Namen der Königin führte, und wovon ich Capitain-Lieutenant war, hatte Ordre, am letzten Julius vollzählig und völlig gerüster, zu Mezieres einzutreffen.

Der König, der die Kriegsfahne nicht aufstecken wollte, bis das folgende Frühjahr die Zeit ins Feld zu rücken gebracht haben würde, suchte bis zehn Tage vor dem zu seiner Abreise festgesetzten Tag alles zu vermeiden, was den Schein eines Angrifs haben könnte. Er fand selbst für gut, einen Brief an den Erzherzog zu schreiben, worinn er ihm meldete: da er von dem wahren Erben des Herzogs von Cleve gebeten worden sey, ihnen gegen einige Partieüliers beyzustehen, die unterstützt von verschiedenen mächtigen Fürsten sich ihrer Staaten bemächtigen wollten, so habe er ihnen seinen Beystand nicht versagen können. Da nun der Weg seiner Armee durch Länder unter des Erzherzogs Bothmäßigkeit gienge, so bäte er ihn, ihm einen freundschaftlichen Durchzug zu gestatten. Er werde keine Feindseligkeit ausüben, wenn er nicht dazu genöthigt werden sollte, und werde scharfe Mannszucht unter seinen

seinen Truppen halten. Die Antwort des Erzherzogs kam erst nach dem Tod Sr. Majestät: hier ist sie: „Monseigneur, ich bin Ihr unterthänigster Diener, „und in dieser Eigenschaft bitte ich Sie, durch mein „Land zu ziehen. Denn weder Thore noch Lebensmit„tel sollen ihnen darinn verweigert werden, indem ich „mich auf die Versicherung, die Ew. Majestät mir zu „geben geruhen, verlasse daß dabey weder Unordnung „noch irgend eine Feindseligkeit begangen werden soll."

Dieß ist die Lage, in welcher sich die französischen Angelegenheiten zu Ausgang des Jahrs tausend sechshundert und neun befanden. Heinrich hatte sich in den lezten Monaten desselben einzig mit seinem Projekt beschäftigt. Der Anfang des folgenden änderte weder seinen Entschluß noch unterbrach es seine sorgfältige Bemühungen. Er war so voll davon, daß es Ihm oft begegnete, daß er auf die unvorsichtigste Art davon sprach. Als ich ihm am Neujahrtag gratulirte, und das gewöhnliche Geschenk brachte, fand er die Idee, welche ich auf den goldenen Denkmünzen ausgeführt hatte, so sehr nach seinem Geschmack, daß er zwo davon zu sich steckte, um sie einigen seiner Höflinge zu zeigen. Man sah darauf die Erdkugel, von ihrer eignen Schwerkraft im Schwung erhalten mitten in einer von wütenden Windstössen und Stürmen empörten Atmosphäre, und die lateinischen Worte in der Exergue: Suo le pondere fulcit (Sie stüzt sich auf sich selbst) bestimmten vollends die Beziehung dieses Sinnbilds auf die Lage der Angelegenheiten des Staats, der durch die weise Regierung Heinrichs des Großen in Stand gesetzt worden war, über alle Bemühungen seiner Feinde zu triumphiren. Er fand beym Aufstehen von der Mittagstafel den Herrn Grafen von Soissons und die Kardinäle von Joyeuse und du Perron, welche in dem Bücherkabinet miteinander

ander ſprachen, und zeigte ihnen die Schaumünzen. Ihm zu gefallen ſteigerten nun dieſe Herrn noch auf das Lob, das Er mir beylegte, und ſagten: ich verdiene dieß um ſo mehr, da es eine Seltenheit um Männer ſey, welche mit der Neigung für Kabinetsarbeiten zugleich die für die ſchöne Wiſſenſchaften verbänden.

Ich war bey dieſer Rede gegenwärtig, ſo wie noch viele andre Perſonen, welche dem König gefolgt waren. Heinrich entfernte ſie alle, außer dem Herrn von Vendome, um mit den erſtgenannten zu reden. La Varenne und Beringhen blieben ebenfalls, hielten ſich aber entfernt bey der Thüre. Nicht ohne großen Verdruß mußte ich dann mit anhören, wie er vor Leuten, die ich nicht alle für gleich gutgeſinnt hielt, anfieng von ſeinen großen Entwürfen zu reden, und dann herausfuhr: dießmal gedenke er Spanien ſo tief zu erniedrigen, daß es von nun an aufhören werde, ein furchtbarer Gegenſtand für Frankreich zu ſeyn, dieſes mochte auch, welche Veränderung es ſey, in dem königlichen Haus oder in der Regierungsform erleben. Ueber alle Beſchreibung viel ſtand ich aber aus, da ich ihn, nach dieſen ſchon an ſich ſo unvorſichtigen Reden, noch bereit ſah, ſogar noch den ganzen Reſt ſeines Geheimniſſes auszuplaudern, und ganz weſentliche Particularitäten davon zu entdecken. Er dachte nicht daran, wie oft er mir ſelbſt im vorigen Jahr geſagt hatte: Er ſey von Leuten umzingelt, die ihm unaufhörlich Schlingen legten, um die geheimſte Winkel ſeiner Seele zu durchſpähen, und deren Neugier nur aus einem ſehr böſen Grund herrühren könne.

Ich nahm mir die Freyheit ihn unvermerkt an ſeinem Mantel zu zupfen, was er ſo gut verſtand, daß er plötzlich inne hielt, als wenn ihn die Schwäche ſei-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20192 / 150

nes Gedächtnisses nöthigte, abzubrechen. „Mein Gedächtniß, sagte er, wird äußerst schwach; besonders vergesse ich beynahe alle Namen von Personen, Städten und Landschaften. Ich bitte Sie, — fuhr er fort, indem er sich an mich wegen einer Sache wendete, um die er mich bereits zu bitten angefangen hatte, — setzen Sie mir schriftlich Denkzettel auf, von allen meinen eignen Entwürfen, von ihrem Grund, von den zu ihrer Vervollkommnung dienlichen Mitteln, und von den verschiedenen Unterredungen, die wir mit einander gehabt haben, so weit Sie sich zurückerinnern können, damit ich dadurch mein Gedächtniß auffrischen, und dann besser mit denjenigen von meinen Dienern reden könne, in die ich das meiste Vertrauen setze."

Auf diese Art zog er sich noch geschickt aus der Nothwendigkeit, in die er sich versetzt hatte, ihnen noch mehr zu entdecken. Ich antwortete ihm, in Ansehung der verlangten Aufsätze, daß ich es nicht unterlassen würde. Es sey aber kein so kurzes oder so leichtes Stück Arbeit; so daß ich Ihn zu vergnügen nicht im Stand wäre, wenn ich nicht glücklicherweise das Merkwürdigste dazu schon vor langer Zeit aufgezeichnet hätte, und dennoch befürchtete ich bey allem dem, meine Ausführung möchte in Ansehung von tausend Umständen mangelhaft bleiben, die man nur aus seinem eignen Mund ganz genau wissen könnte, und von denen er mit mir nie anders als hie und da abgebrochen geredet habe. — Hier endigte sich unsre Conversation.

Der König nahm einen Theil des Hofs mit auf die Jagd, und ich ging hin, um zu Haus an der Zusammenstellung und Anordnung meines Angemerkten zu arbeiten. Es waren darunter äußerst wichtige

Dinge,

Dinge, die Finanzen betreffend, die aber nur eine mittelbare Beziehung auf die Entwürfe Sr Majestät hatten. Ich sonderte die, welche ich für sachdienlich hielt, aus, und ging dann nach sechs oder acht Tagen wieder damit zum König, dem ich bey deren Uebergreichung sagte: die, welche das Projekt so ungern sehen, würden noch mehr betrübt werden, wenn sie wüßten, was ich ihm zu zeigen hätte. „Wie das? — sagte er, — hätten Sie mir denn bis jetzt etwas Wichtiges in der Sache geheim gehalten? Ich sollte nicht denken.“ Ich antwortete ihm: das sey auch nicht der Fall; allein tausend Dinge, deren man sich kaum erinnere, wenn man sie einzeln, so wie sie einem einfallen, abgehandelt habe, haben in der Zusammenstellung ein ganz andres Gewicht. — Ich ließ Ihm meine Aufsätze.

Von denen, welche seine Entwürfe betrafen, hatte ich ihm nur erst die allgemeinsten gegeben. Nachdem er sie durchgesehen hatte, kam er eines Morgens ins Zeughaus, wo er sich mit mir in mein Kabinet einschloß und sagte: „Ich habe Ihre Aufsätze gelesen und wieder gelesen; sie enthalten manches Gute, leicht faßlich und ausführbar. Allein, allein! bey manchem andern scheint es mir, daß sich manches dagegen sagen ließe, und wobey Sie selbst wohl schwerlich Ihre Rechnung finden dürften.“

„Das hatte ich wohl gedacht, Sire, — sagte ich, — daß Sie diese Sprache gegen mich führen würden. Ich bitte Sie erst zween andre Aufsätze abzuwarten, die ich ausgefertigt habe, ehe Sie weiter reden, und halte mich dann versichert, daß sie einen guten Theil Ihrer Zweifel aufhellen und Sie zufrieden stellen sollen.“

„Gut, gut, überlassen Sie mir dieselbe zur bequemen Durchsicht, und dann will ich Ihnen meine Meynung davon sagen.“

Diese letztern Aufsätze enthielten in der That nichts als Erläuterungen, vorzüglich über die Einwürfe, die man machen könnte: wo der König alle die viele zur Ausführung seiner ungeheuren Entwürfe nöthige Soldaten und all das zu ihrer Unterhaltung erforderliche Geld hernehmen sollte?

Der König erwartete mit Ungeduld diese zwote Schrift, und kam von selbst sie bey mir abzuholen. Er nahm seine Augengläser, die auf dem Tisch in meinem Kabinet lagen, und nachdem er von vornen bis hinten mit Aufmerksamkeit gelesen hatte, gestand er mir, daß der Aufsatz, den ich ihm vor acht Tagen gegeben habe, ihm nun mit Hülfe des gegenwärtigen deutlich werde, und daß er anfange, einen glücklichen Erfolg zu hoffen, indem er so beträchtliche Summen entweder wirklich aufgehäuft oder doch sehr leicht zu bekommen sehe. „Denn wenns uns nur nicht an Geld fehlt, so soll mirs sicher weder an Mannschaft, noch an Muth, noch an Thätigkeit fehlen. Glauben Sie nicht auch so?

„Ja, Sire, antwortete ich; dieß glaube ich auch, und es ist nichts so groß, was ich nicht von Ihnen glaube und erwarte. Allein sehen Sie hier noch einen Grund mehr für Sie,“ setzte ich hinzu, indem ich ihm eine endliche kleine von mir eigenhändig geschriebene und unterzeichnete Berechnung zeigte, welche nichts als ein bloßer Sortenzettel von dem gegenwärtig in seinem Schatz wirklich vorhandenen Summen war. Heinrich umarmte mich dreymal innig, als er sah, daß der Belauf dieser kleinen Schrift nicht weniger als

sechs

ſechs und dreyßig Millionen war, und dann ſteckte er ihn ſorgfältig bey. „Nun das waren doch zwo Berechnungen, die mir ſehr leicht uns Herz gemacht haben, ſagte Er, indem Er aufſtand. Ich ſehe alſo einen ſichern Fond für meinen Aufwand.“

„Denken Sie darum nicht, Sire, entwortete ich ihm beym Herausgehen aus meinem Kabinet, daß dieß der ganze Fond ſey, den ich weiß. Im äußerſten Fall der Noth werde ich wohl Mittel finden, Ihnen noch einmal ſoviel zu verſchaffen, da Ihr Reich ſo fruchtbar und wohlhabend iſt, daß es nicht erſchöpft werden kann, wenn gut haushgehalten wird, und die Gelder, die man für den Krieg beſtimmt, einzig darauf verwendet werden.“ — Uebrigens glaube ich meine Leſer mit der langweiligen Herſetzung dieſer Rechnungen verſchonen zu müſſen. Das Hauptſächlichſte daraus werde ich unten beybringen, wo ich ohnehin die großen Entwürfe Heinrichs beſonders darzuſtellen habe.

Er machte noch eine Reiſe nach Fontainebleau zu Anfang des März, blieb aber nur vierzehn Tage dort. Er kam dann unverweilt nach Paris zurück, und nach den Briefen die ich unter dieſer Zeit von Ihm erhielt, ſcheint es, daß er ſein Projekt nicht aus den Augen verlor. Denn ſie enthalten nichts als Kriegsdetails. In einem ſchrieb er mir wegen der Rekrutirung für die fünf, auf zweyhundert Mann geſetzte Compagnien des Regiments Piemont; in einem andern von einer Compagnie Chevaurlegers, welche Er Soubiſe zu errichten befohlen hatte, und wozu er ihm zwölftauſend Livres gab, die er mir in die erſte Ausgabe zu bringen befahl. Ein andermal ſchrieb er mir: ich ſolle den Kanzler, Villeroy und Jeannin zuſammen berufen, um mit ihnen darüber zu konferiren, was zur Pro-

viantlieferung für alle seine Truppen erforderlich seyn möchte, wobey ich die Magazine längs der Maas allen andern vorziehen solle. Ein andrer dieser Briefe gab die Ordnung an, welche Er bey der Truppenaushebung, ihrer Enrollirung, ihrem Marsch nach dem Sammelplatz und andern dergleichen Einzelnheiten befolgt wissen wollte. Dieser Brief war an mich gerichtet, weil er noch insbesondere aus Gelegenheit der Aushebungen in meiner Befehlshaberschaft, geschrieben worden war.

Ich unterdrücke, wie gewöhnlich, einige andre Briefe, welche ihrem Inhalt nach allen den vorjährigen ähnlich sind, indem sie nur einige kleine Zahlungen und andre kleine Finanzdetails betreffen: nur einen einzigen will ich ganz hersetzen, den nämlich, worinn der König auf einige Worte antworten zu müssen glaubte, die ich über das Vergnügen hatte fallen lassen, das er jetzt daran fände, in Fontainebleau zu jagen und zu verweilen.

„Mein Freund; ich weiß wohl, was Sie in Ansehung meiner Jagd und meines hiesigen Aufenthalts gesagt haben. Denken Sie aber ja nicht, daß das Vergnügen, das ich an beyden finde, mich von der Sorgfalt für alles das abwenden möchte, was zu unsrem Zuge und der Anordnung meines Heers gehört, so weit dieß mir zukommt. Sorgen Sie nur für das Geschütz und Geld, auf daß nichts daran fehle; vorzüglich aber für Proviant. Denn da nach dem Aufsatz, den Sie mir in Betreff der abzuschickenden Gesandten überreicht haben, die Präsidenten Jeannin und Caumartin mit darunter seyn müssen, so liegt es nun Ihnen ob, andre auszuwählen, welche Sie wollen. Denn ich werde mich in allem

an

an Sie halten. Ueberdieß habe ich mir den Vortrag, den Sie mir neulich in Ansehung meiner Frau und einer andern bewußten machten, und die Versprechungen, die Sie gern von mir haben möchten, hin und her überlegt, und werde Ihnen darauf mehr sagen, wenn ich Sie wieder sehe, was in zwey Tagen geschehen wird. Adieu, mein Freund. Fontainebleau am funfzehnten März."

Nach seiner Rückkunft von Fontainebleau verwendete Heinrich den Rest vom Märzmonat und den April ganz darauf, die letzte Hand an alles zu legen, was noch zu thun war, um den Feldzug zu eröffnen; was er bald möglichst zu thun gedachte. Es verging von nun an beynahe kein Tag mehr, daß er nicht ins Zeughaus kam, und mehrere Stunden lang eingeschlossen da blieb. Die Zeit verging sehr geschwind unter Gesprächen über die Vollführung seiner großen Entwürfe, und über tausend Betrachtungen, die jetzt kurz vor einer so wichtigen Unternehmung anzustellen waren, sowohl in Ansehung der auswärtigen Angelegenheiten, als in Rücksicht auf die Ordnung, welche nothwendig in allen Theilen der innern Verfassung zu befestigen war, damit die Abwesenheit Sr Majestät nicht irgend etwas daran verrücken möchte. Der König hatte mich in dieser Absicht einen langen Aufsatz über den Krieg und die Staatsgeschäffte machen lassen, den er eigenhändig verbesserte, nachdem wir jeden Punkt davon geprüft hatten.

Sich an den verschiedenen Europäischen Höfen als Gesandte oder Abgeordnete aufzuhalten, während Er an der Ausführung seines Entwurfs arbeitete, ernannte er folgende Personen: Meinen Bruder für

Rom und die andern Italienischen Fürsten und Freystaaten, die sich noch nicht für die Konföderation erklärt hatten; Boullion für Venedig und Savoyen; Caumartin für die Schweizer, Graubündter und deren Bundsverwandte; Schomberg für die Herzoge von Sachsen, Bayern und Braunschweig, den Markgrafen von Brandenburg und die andere deutsche Fürsten und Städte, welche dem Bündniß noch nicht beygetreten waren; Bongars in Ungarn, Böhmen und Siebenbürgen; Boissise in Dänemark, Schweden und den Städten am Belt; Jeannin in Großbritanien und den vereinigten Provinzen und bey den Cleveschen Erben; Ancel in Wien und Polen; Preaux an die Erzherzoge; und Montglas nach Konstantinopel.

Die Direktion der innern Regierungsangelegenheiten wurde der Königin bestimmt, unter dem Titel einer Regentin, mit Beystand eines Staatsraths, ohne dessen Gutachten sie nichts beschließen könnte. Der König besetzte ihn mit den Kardinälen von Joyeuse, du Perron, den Herzogen von Mayenne, Montmorency und Montbazon, den Marschällen von Brissac, und Fervagues, und den Herrn von Chateauneuf, Siegelbewahrer der Regentschaft, von Harlay, Nicolai, Chateauvieux, Liancourt, Pont-Carré, Gevres, Villemontee, und Meaupou. Dieß Conseil konnte, außerdem daß es verbunden war sich nach den erhaltenen Instruktionen zu richten, in Dingen von großer Wichtigkeit nichts ausmachen, ohne an Se Majestät Bericht erstattet und Verhaltungsbefehle eingeholt zu haben. Es hatte unter sich noch vierzehn andre kleine Conseils, die aus fünf Personen von der Geistlichkeit, dem Adel, den Gerichtshöfen, der Finanzverwaltung und den Städtegemeinheiten genommen waren. Die Anzahl dieser kleinen Conseils bezog sich auf die Geschäffte

der

der Provinzen oder Befehlshaberschaften, worein das Königreich in folgender Ordnung abgetheilt wurde: Isle de France, Bretagne, Normandie, Picardie, Champagne, Bourgogne und la Bresse, Lyonnois, Forez, Beaujolois und Auvergne, Dauphine, Guyenne, Poitou, Aunis, Xaintonge, Angoumois und Limosin, Orleanois, Anjou und Touraine, Maine und Perche, Berry, Bourbonnois, Nivernois und la Marche.

Unter dieser Zeit wurden in Paris andre Zurüstungen von sehr verschiedener Art gemacht, welche Heinrich mit großem Verdruß sah, nämlich die zur Krönung der Königin. Die Sache war ihm so sehr zuwider, daß es keines geringern Beweggrundes, als seiner Gefälligkeit für diese Dame bedurfte, um seine Einwilligung dazu zu erhalten. Kaum hatte sie den Befehl dazu ausgewirkt, als sie mit allem Eifer daran arbeiten ließ. Weiter oben habe ich die Gründe angegeben, deren sich ihre Kreaturen bedienten, um sie diese Ceremonie beschleunigen zu lassen. Man kann sie nicht anders als für sehr albern oder sehr sträflich halten. Heinrich gedachte unmittelbar darauf von Paris abzureisen; und da dieser Aufschub höchstens vierzehn Tage betragen konnte, so wurde der Befehl von allen Truppen zu Fuß und zu Roß vollstreckt, welche sich ohne Verzug nach Champagne auf den Marsch machten. Die sechstausend Schweizer, welche der König hatte anwerben lassen, wurden durch den Herzog von Rohan, der sie auf der Gränze übernommen hatte, nach Mouzon geführt. Ich ließ alles Geschütz abgehen; nie sah man und vielleicht nie wird man wieder in Frankreich einen vollständigern besser bedienten Zug sehen. Mein Sohn stellte sich an die Spitze, vermöge seines Postens als Generalfeldzeugmeister, worauf ihm der König die Anwartschaft zu

ertheilen die Gnade gehabt hatte. Ich schickte mich an, ihm bald mit einer Summe von acht Millionen nachzufolgen.

Endlich hatte der König auch bereits den Ausländern das Signal von seinem Aufbruch durch seinen Brief an den Erzherzog gegeben. Hier ist er, so wie ich ihn selbst aufsetzte, und wie er an ihn abgeschickt wurde, wenn anders Villeroy, dem als Staatssekretär er durch die Hände mußte, nichts daran änderte, wie er sehr stark Lust hatte.

„Mein Bruder! Da ich meinen besten Alliirten und Bundsverwandten den Beystand nicht versagen kann, um den sie mich gegen diejenige gebeten haben, welche sie an der Erbfolge in die Herzogthümer und Grafschaften Cleve, Jülich, Mark, Berg, Ravensperg und Ravenstein hindern wollen, so rücke ich ihnen mit meiner Armee zu; und da mich mein Weg durch Ihr Land führt, so wollte ich Sie davon benachrichtigen, und von Ihnen hören, ob ich darin als Freund oder Feind einrücken soll. Ihre Antwort hierauf erwartend, bitte ich Gott ꝛc."

Ich weiß nicht, was von einem damals sehr gemeinen Gerücht zu halten seyn mag, das dem König zu Fontainebleau auch durch Girard bestätigt wurde, der am 7. März von Brüssel kam: man sey nämlich am Hof und in den Staaten des Erzherzogs überzeugt, der König von Frankreich affektire nur große Entwürfe, in der bloßen Absicht, seinen Feinden Furcht einzujagen; man halte sich daher dort so sicher, dieß sey der einzige Zweck seiner Kriegsrüstung, daß man nicht die mindeste Vorkehrung zur Gegenwehr mache. Das letztere konnte wahr seyn, wie es denn auch wirklich war,

war, ohne daß darum der Erzherzog auch wirklich so ruhig war, als er zu seyn sich die Mine gab. Er hätte sonst ganz andre Gesinnungen hegen müssen als alle die, welche sich nur einigermaßen für Spanien und das Haus Oestreich interessirten. Ihre Bestürzung war unbeschreiblich. Während die Partey ihrer Gegner, die im Ausland nur die Französische Faction hießen, mit einer triumphirenden Mine auftrat, die ihr allen den glücklichen Erfolg zu versprechen schien, den sie sich von allen Seiten wünschen hörte, verhielt sich die Oestreichische Partey ganz still, unthätig und zitternd; ein Gegenstand des öffentlichen Hasses, mit der Aussicht bald als ein Opfer desselben zu fallen, kein Mittel sich dem Blitz zu entziehen, der nun bald auf sie herabzucken sollte! Aber ach! es ist sehr übel angebracht, daß ich ihrer spotte; nur zu viele Hülfsmittel stunden ihr leider noch zu Gebot (13). Es waren weder Waffen noch eine edle Verzweiflung, die sie dem Fürsten entgegen zu setzen Lust hatte, welchen Europa zu seinem Rächer ernannt, zu seinem rechten Arm ersehen hatte. Das Haupt, das den ganzen Körper in Bewegung setzte, abzuschlagen, bedurfte es nur Eines Verbrechens. Und nie hatten Verrätherey, Giftmischerey und Meuchelmord einen wichtigern Triumph davon getragen; einen schändlichen, einen so abscheulichen Triumph, daß es an Ausdrücken gebricht, seine ganze Scheußlichkeit darzustellen. Mit Schaudern fahre ich fort, dem Publikum die besondern Umstände mitzutheilen, die mir von diesem traurigen Vorfall bekannt sind, dessen Andenken noch jetzt meinem Herzen Blutthränen kostet.

Was sollen wir für ein Urtheil von den schwarzen Ahnungen fällen, welche dieser unglückliche König nur zu gewiß von seinem grausamen Geschick hatte? Sie

sind

ſind ſonderbar und ſchauderhaft (14). Ich habe bereits erzählt, mit welchem Widerwillen er ſich dahin hatte bringen laſſen zu erlauben, daß die Krönungs-Ceremonie der Königin vor ſeiner Abreiſe angeſtellt würde. Je näher er den Zeitpunkt dazu heranrücken ſah, deſto mehr fühlte er Furcht und Entſetzen in ſeinem Herzen. Er kam zu mir, um es ganz vor mir aufzuſchließen, in jenem Zuſtand des Schmerzens und der Herzensangſt, welchen ich ihm als eine unverzeihliche Schwachheit verwies. Seine eignen Worte werden einen ganz andern Eindruck machen als alles was ich ſagen könnte. „Ach Freund, ſagte er, wie mir dieſe Krönung zuwider iſt; Ich weiß nicht was es iſt, allein das Herz ſagt mir, daß mir ein Unglück bevorſteht.“ — Dabey ſetzte er ſich auf einen niedern Stuhl, den ich ausdrücklich für ihn hatte machen laſſen, und der nicht aus meinem Kabinet kam; ganz ſeinen ſchwarzen Vorſtellungen überlaſſen, ſpielte er in tiefen Gedanken mit den Fingern auf ſeinem Brillenfutteral. Erwachte er aus dieſem Nachſinnen, ſo ſchlug er mit den Händen auf ſeine Schenkel, ſtand haſtig auf und rief aus: „bey Gott, ich werde in dieſer Stadt ſterben, ich werde nie daraus wegkommen; ſie werden mich umbringen; ich ſehe wohl, daß ſie ihre letzte einzige Hoffnung auf meinen Tod bauen. Ach! verwünſchte Feyerlichkeit! du wirſt Urſache an meinem Tode ſeyn.“

„Mein Gott, Sire, ſagte ich eines Tags zu ihm, welchem Gedanken überlaſſen Sie ſich da? Wenn er anhält, ſo dächte ich, Sie ſtellten Salbung, Krönung, Reiſe und Krieg ganz ein; wollen Sie das? es iſt bald geſchehen.“

„Ja, ſagte er endlich zu mir, nachdem ich ihm eben das zwey oder dreymal geſagt hatte; ja, ſagen Sie

Sie die Salbung ab, und laſſen Sie mich nichts mehr davon hören; ich werde dadurch in meinem Gemüth von den Eindrücken geheilt werden, welche einige Nachrichten auf mich gemacht haben; ich werde dieſe Stadt verlaſſen, und nichts mehr befürchten."

An welchen Zügen wird man jene geheime und wichtige Stimme des Herzens erkennen, wenn man ſie hierinn verkennt? — „Ich will Ihnen nicht verhelen, ſagte er ebenfalls zu mir, daß man mir geſagt hat, ich würde bey dem erſten Pomp getödtet werden, den ich veranſtalten würde; und daß ich in einer Caroſſe getödtet werden würde, deswegen bin ich auch ſo furchtſam darinn."

„Das haben Sie mir, glaube ich, noch nie geſagt, Sire. Ich habe mich ſchon oft gewundert, wenn ich Sie in einer Caroſſe ſchreyen hörte, Sie bey einer ſo geringen Gefahr ſo empfindlich zu ſehen, da ich Sie doch ſchon ſo oft mitten unter Kanonen- und Muſketenſchüſſen, unter Piken und bloßen Degen ſo unerſchrocken geſehen habe. Da aber dieſe Vorſtellung Sie ſo ſehr beunruhigt, Sire, ſo würde ich an Ihrer Stelle gleich morgen abreiſen; ich ließe die Feyerlichkeit ohne mich vor ſich gehen, oder verſchöbe ſie auf ein andermal, und käme in langer Zeit weder nach Paris noch in eine Caroſſe. Befehlen Sie, daß ich ſogleich nach Notredame und Saintdenis ſchicke, um alles einzuſtellen und die Arbeiter fortzuſchicken?"

„Ich wollte es wohl, — aber was wird meine Frau dazu ſagen? Denn dieſe Weihe ſteckt ihr außerordentlich im Kopf."

„Mag ſie doch ſagen, was ſie will, ſagte ich, indem ich wohl ſah, daß mein Antrag dem König Vergnügen

gnügen gemacht hatte. Ich kann aber nicht glauben, daß sie sich eigensinnig dagegen setzen sollte, sobald sie hört, wie fest Sie überzeugt sind, daß die Sache so viel Unheil stiften würde."

Ich wartete nicht erst auf einen neuen Befehl, um hinzugehen, und den zu Einstellung der Krönungs-Vorbereitungen auszurichten. Höchst ungern muß ich aber sagen, daß ich trotz aller meiner Bemühungen die Königin nie dahin bringen konnte, Ihrem Gemahl diesen Gefallen zu thun. Mit Stillschweigen übergehe ich das Anhalten, die Bitten, und die Beschwörungen, die ich drey ganze Tage lang verschwendete, um sie zum Nachgeben zu bewegen (15). Er selbst mußte endlich nachgeben, und da er überhaupt in gewissen Augenblicken der erste war, sich selbst seine Schreckbilder zu verweisen, so hörte er auf, weiter von der Sache zu sprechen, und mich zu der Königin sprechen zu lassen. Die Arbeiter wurden zum zweytenmal angestellt; Heinrich verfiel aber darum nicht minder stark wieder in seine erste Besorgnisse, die er nur gewöhnlich durch folgende Worte, welche er oft im Mund führte, ausdrückte: „Ach Freund! ich werde nie aus dieser Stadt kommen, sie werden mich hier umbringen. O verwünschte Salbung, du wirst die Ursache meines Todes seyn!" Ich konnte diese traurige Reden nicht vergessen.

Bey diesem allen liegen gewisse geheime Partikularitäten zum Grund, die ich unterdrücken zu müssen glaube. Ich würde meine Verschwiegenheit noch ungleich weiter erstrecken, wenn ich dieß nicht für unnütz bey Dingen hielte, wovon meine Domestiken oder andre Personen Wissenschaft hatten. Folgende Thatsache ist von dieser Art. Schomberg, der mit mir in einer so engen Vertraulichkeit lebte, daß man ihn

fast

faſt für einen vom Haus hätte anſehen können, war einmal Mittags bey mir zur Tafel, als ein Page mit einem Billet kam, das er ihm ſehr geheimnißvoll unter dem Arm zuſteckte. Ich ſcherzte darüber mit ihm, als über einen Beweis einer galanten Intrigue. Er antwortete mir: ohne es noch geleſen zu haben, glaube er mich verſichern zu können, daß es nicht das ſey, was ich dächte. Er verſpräche mir aber, mir nichts davon geheim zu halten, was es auch für ein Geheimniß enthalten möchte. Es enthielt nur ein paar Worte. Nachdem er es nach Tiſch in einem Fenſter geleſen hatte, ſtellte er es mir zu und ſagte: es ſey von Mademoiſelle de Gournai. Ein Name, der mir ſogleich allen Verdacht einer Galanterie benehmen müßte, wenn ich ſie kennte. Sie erſuchte ihn, ſogleich wegen einer Sache von großer Wichtigkeit ihn ſprechen zu können. Er verſprach mir, unverzüglich wieder zu kommen, und mir zu ſagen, was es beträfe; wirklich war er auch nach einer halben Stunde ſchon wieder da.

Mademoiſelle de Gournai hatte von einer Frau, die der Frau von Verneuil angehört hatte (16), erfahren, daß gegenwärtig eine Verſchwörung gegen die Perſon des Königs beſtünde. Auf ihre Frage nach den Namen der darinn begriffenen Perſonen hatte ſie ihr die Marquiſin von Verneuil ſelbſt, Herrn N. und einige andre Perſonen genannt. Dieß beſtimmte die Demoiſelle dieſe Nachricht vor den König zu bringen, indem ſie es der Königin durch ihre Kammerfrau, Catharine, ſagen ließ. Da ſie aber die Sache beſſer überlegte, befürchtete ſie: dieß möchte noch nicht genug ſeyn, und warf die Augen auf Herrn von Schomberg als einen Mann, der Sr Majeſtät unmittelbar davon ſagen könnte.

Nachdem mir Schomberg dieß alles erzählt hatte, bezeugte er mir die Verlegenheit, in welcher er sich befände, und bat mich um meinen Rath. Die Sache war zu wichtig, um sie in den Wind zu schlagen und davon zu schweigen. Auf der andern Seite war die Entdeckung an Se Majestät der gerade Weg sich der Gefahr einer unversöhnlichen Feindschaft von allen denen auszusetzen, auf welche die Anklage fiele. Meine Gemahlin war allein bey dieser Ueberlegung gegenwärtig.

Wir machten mit einander aus, daß Schomberg mit möglichster Behutsamkeit mit dem König davon sprechen sollte. Wenn Se Majestät die Mitschuldige zu wissen verlangte, sollte er die zwey jetztgedachte Frauenzimmer als diejenige nennen, welche am besten im Stand wären, ihm Auskunft darüber zu geben. Was von dem Verfolg dieser Sache allgemein bekannt wurde, ist: daß die Frau, von welcher Mademoiselle de Gournai das hatte, was sie dem Herrn von Schomberg sagte, vernommen wurde, und ihre Aussage fest behauptete, auch darüber starb, indem sie darauf beharrte. Eine Anekdote, die von denen nicht vergessen werden wird, welche Folgerungen aus der Geflissenheit zu ziehen suchen, mit der man bekanntlich Stücke von den Proceßakten des abscheulichen Mörders unterdrückt (17) hat.

Indessen begann die Krönungsceremonie der Königin mit aller Pracht, welche so große Zurüstungen erwarten ließen. Sie sollte mehrere Tage dauern, und Sonntags den 16. May mit der vorzüglichsten beschlossen werden (18). Der König hatte die Gefälligkeit für die Königin, einem Spektakel beyzuwohnen, das ihm das Herz durchbohrte. Er rechnete aber auch darauf, daß ihn dann nichts mehr zurückhalten sollte; und

und hatte gleich den Tag nach dieſem Feſte, Montag den 17. May zu ſeiner Abreiſe angeſetzt. Ich ſelbſt würde mit der meinigen nicht einmal bis auf dieſen Tag gewartet haben, hätte mich nicht in dem Augenblick, da ich mich dazu anſchickte, ein ſtarker Schmerz, den ich im Hals und in der Kehle fühlte, und der von meiner alten Wunde herrührte, genöthigt, mich den Aerzten anzuvertrauen, welche für dienlich erachteten, mich drey Morgen nach einander auf meinem Zimmer baden zu laſſen. Ich beneidete keinen von denen darum, welche dieſe Zeit über zu Paris hatten bleiben können, und nun emſig herbeyliefen, um die Ceremonie mit anzuſehen. Das ſo lebhafte Intereſſe, welches Heinrich daran zu nehmen geſchienen hatte, machte ſie für mich eben ſo verhaßt als für ihn ſelbſt. — Der Herr Graf von Soiſſons fand, daß man dabey in Anſehung ſeiner das Ceremoniel verfehlt hatte, und nahm dieß zum Vorwand, ſich mißvergnügt vom Hof zu entfernen. 19.)

Da die Ceremonie Freytags am 14 May, dem unglückſchwangern Tag! ausgeſetzt worden war, hatte dieſer unglückliche Herr beſchloſſen, einen Theil deſſelben bey mir zuzubringen, und mit mir zu konferiren. Es war das letztemal, da er dieß vor ſeiner Abreiſe hätte thun können. Ich weiß was er mir zu ſagen hatte. Man hatte ſeit kurzem boßhafterweiſe das Gerücht ausgeſprengt: während er ſo ganz auf dem Sprung ſcheine, mit der fürchterlichſten Zurüſtung wider das Haus Oeſtreich loszubrechen, ſey er unter der Hand mit demſelben einig, nicht nur nicht weiter zu gehen, ſondern auch ihm zu lieb ſeine Bundsgenoſſen zu verrathen, wogegen es ihm bewilligt hätte, Cleve und die ganze Erbſchaft, weswegen er ſeine Zurüſtungen gemacht habe, für ſich zu behalten. Man

setzte noch eine andre Bedingung hinzu. Spanien sollte ihm nämlich den Prinzen und die Prinzessin von Conde ausliefern 20) Heinrich wollte mich gegen ein seiner Ehre so nachtheiliges Gerücht verwahren. Man hatte ihm auch zu verstehen gegeben: ich hätte blos deswegen so viele Schwierigkeiten gemacht, das Proviantgeschäft zu übernehmen, weil ich mir immer geschmeichelt hätte, er würde von selbst und ohne mein Bitten darauf verfallen, mir zu lieb die Stelle eines Generalfeldmarschalls, als ein Krongroßamt zu errichten, und mich mit dieser Würde zu bekleiden. Es ist durchaus falsch, daß ich je diesen Gedanken gehabt habe. Die Gnadenbezeugungen und das Zutrauen dieses großen Königes, welche ich in den letzten Tagen seines Lebens in einem noch ausgezeichnetern Grade genoß, als je, machen mich so dreist, zu behaupten, daß er in diesem Fall mich nicht durch Verweigerung einer Gnade würde haben mißvergnügt machen wollen, welche, so groß sie auch seyn mag, doch nicht die beträchtlichste von denen war, die er mir sonst schon von selbst angeboten hatte. Ich wage auch zu versichern, daß er mich für tüchtig dazu hielt. Was für mich ungewiß blieb, ist, ob er vielleicht würklich ohne mich es merken zu lassen, diese gute Absicht gegen mich hegte, und ob er nicht einzig durch die verschlagene Vorstellung davon abgebracht wurde, welche ihm meine Feinde beygebracht haben sollen, als ob ich entschlossen sey, das Finanzfach ganz abzugeben, und mich blos auf die Kriegsangelegenheiten einzuschränken, so bald ich mich zu dieser hohen Würde erhoben sehen würde.

Es geschahe also, wie ich vermuthe, in der Absicht, mir aufs Neue in Ansehung der Proviantsache anzuliegen, daß Heinrich Freytags früh la Varenne zu mir schickte, und mir sagen ließ: ich sollte zu ihm in die

Tuil-

Tuilleries kommen, wo er mit mir allein spaziern zu gehen wünsche. La Varenne fand mich im Bad, und als er sah, daß ich heraus wollte, um zu thun, was mir Se. Majestät befahl, gab er es nicht zu, und sagte: ohne allen Zweifel würde der König selbst ins Zeughaus gekommen seyn, wenn er nur das Geringste von meinem Zustand gewußt hätte. Er würde es mir sehr schlecht Dank wissen meine Gesundheit ohne Noth so in Gefahr gesetzt zu haben. „Warten Sie, sagte er, bis ich erst Zeit habe, Ihn zu sprechen, und Ihnen wieder zu sagen, was er mir sagen wird. Ich werde sogleich wieder hier seyn." — Er blieb auch in der That nicht über eine halbe Stunde aus, und meldete mir folgendes vom König: der König läßt Ihnen sagen, Sie sollen nur ruhig fort baden, und untersagt Ihnen, heute auszugehen, weil Herr du Laurens ihn versichert, daß dieß Ihrer Gesundheit nachtheilig seyn würde. Er habe eine kleine Reise in der Stadt vor, wovon er Ihnen sagen werde; morgen früh um 5. Uhr 21.) werde Er unfehlbar im Zeughaus seyn, um alle Geschäfte mit Ihnen abzumachen. Denn Montags wolle Er durchaus abreisen. Er habe gefunden, daß das was Sie ihm in Ansehung seiner Reise und sonst noch seines ganzen Projekts gesagt hätten, wahr sey, und daß ihn nun nichts mehr davon abbringen könne, als der Mangel Ihrer Person oder der seinigen. — Dieß waren seine eignen Worte! — Er befiehlt Ihnen daher, Ihn morgen früh im Schlafrock und in der Nachtmütze zu erwarten, damit Sie keine Unpäßlichkeit von Ihrem letzten Bad davon tragen möchten. Er hat mir sogar gesagt, daß Sie ihn böse machen würden, wenn Er Sie angekleidet fände." — Für sich setzte La Varenne noch hinzu: Er habe meinen Rath befolgt, und den Brief an den Erzherzog abgehen lassen, wiewohl Er bey diesem Schritt nichts als eine ziemlich überflüs-

sige Formalität sähe, indem Er, so hatte der König gesagt, fest entschlossen sey, sich auf eine oder die andre Art Glauben zu verschaffen. — Meine Domestiken sagten mir: sie hätten, nachdem la Varenne weggegangen sey, alle eine Traurigkeit an mir bemerkt, wovon sie den Grund nicht hätten begreifen können, wie sie denn auch würklich keinen hatte.

Um 4 Uhr nach Mittag war ich so eben in meine Garderobe gegangen, als ich Castenet und nach ihm meine Gemahlin laut aufschreien und in demselben Augenblick fragen hörte, wo ich wäre? Mein ganzes Haus hörte ich von dem schmerzhaften Ausruf wiedertönen: „Ach mein Gott! alles ist verloren, Frankreich ist hin!“ — Entkleidet wie ich war, kam ich eilig heraus. „Ach Herr! rief man mir von allen Seiten zu, der König ist so eben gefährlich verwundet worden, mit einem Messerstich in die Seite!“ Ich durfte gar nicht daran zweifeln. Denn in demselben Augenblick sah ich St. Michel herein kommen, 22) der beynahe Augenzeuge von der That gewesen war, und der mir noch ganz blutig das Messer brachte, das er sich hatte geben lassen. Ach! — rief ich aus, indem ich in einer unbeschreiblichen Verwirrung Augen und Hände gen Himmel empor hob, — dieß hatte doch dieser arme Fürst stets befürchtet: O mein Gott! erbarme dich seiner, unsrer, und des Staats. Es ist darum geschehen, wenn er stirbt: Gott hat einen so grausamen Vorfall nur darum zugelassen, um seinen ganzen Grimm über Frankreich auszugiessen. In welch fremde Hände wird es nun fallen! 23)

Acht und zwanzigſtes Buch.

1610.

Man erwarte hier von mir keine Auseinanderſetzung der nähern Umſtände dieſer verruchten Greuelthat. Sie durchdringt mein Herz mit einem Schmerz, welcher ſich darinn mit jedem Augenblick erneuern und bis zu meinem letzten Seufzer erhalten wird; Ich begreife nicht einmal, was die für ein Herz haben müſſen, welche noch jetzt von dem Schrecklichſten, was dieß Reich betreffen konnte, mit Kälte ſelbſt reden oder reden hören können. Das lebhafte Entſetzen, das ſich an dieß Gefühl anknüpfte, macht, daß ich ſo viel möglich die Augen von dieſem thränenenwürdigen Gegenſtand abwende, und daß mein Mund es mir verſagt, den Namen des abſcheulichen Ungeheuers, der Quelle unſers ganzen Unglücks, auszuſprechen 1) während ich innerlich die göttliche Rache gegen daſſelbe und gegen die aufrüſe, welche ſeinen Arm bewaffnet haben. Das öffentliche Geſchrey bezeichnet dieſe hinlänglich, um jeden Zweifel über dieß verabſcheuungswürdige Complot zu erſticken. Indeſſen kann ich mich doch nicht enthalten, in den allgemeinen lauten Unwillen über einen beſondern Umſtand, einzuſtimmen, welcher ganz offenkündig war. Nachdem nemlich der Frevler ſeinen Greuel begangen hatte, wurde er ſo wenig ſtreng bewacht und ſelbſt in dem Haus, wohin man ihn anfänglich brachte, ſo wenig beobachtet 2) daß man über vier Stunden lang, Leuten aller Art Freyheit ließ, zu ihm hin zu treten, und mit ihm zu

zu ſprechen. Gewiſſe Leute, die hier eben nicht zu nennen ſind, bedienten ſich dieſer Freyheit ſo ungeſcheut, daß ſie ſich unterſtunden, ihm, indem ſie ihn ihren Freund nannten, zu ſagen: er ſolle ſich doch ja wohl hüten, „rechtſchaffene Leute, unſchuldige und gute Katholiken anzuklagen.“ — Ihre eignen Worte! — Denn dieß würde eine unerläßliche und ewiger Verdammung würdige Sünde ſeyn. Einige durch das, was ſie hier ſahen, wirklich geärgerte Perſonen fiengen an, ſo laut über eine ſolche Nachläſſigkeit zu reden, daß man ſich verbunden glaubte, in der Folge den Mörder ſorgfältiger zu bewahren.

Genug! Dieß war das traurige Ende eines Herrn, an welchen die Natur alle ihre Gunſtbezeugungen verſchwenden zu wollen ſchien, auſſer dem Glück eines ſolchen Todes, wie er ihn hätte haben ſollen. Ich habe ſchon angemerkt, daß ſein Körper, ſein Wuchs und alle ſeine Glieder ſo verhältnißmäßig gebildet waren, wie ſie bey einem Mann ſeyn muſten, der nicht nur wohlgewachſen, ſondern auch ſtark, gewandt, friſch und geſund 3) heiſſen ſoll, daß er eine belebte Geſichtsfarbe und lauter lebhafte und angenehme Geſichtszüge hatte. 4) Dieß gab ihm eine ſanfte und glückliche Geſichtsbildung, verbunden mit ſo vertraulichen und einnehmenden Manieren, daß die Majeſtät, die er bisweilen darein legte, doch nie alle Freundlichkeit und Heiterkeit daraus verdrängen konnte. 5) Eben ſo wenig werde ich etwas neues über den Stempel ſeines Herzens und den Charakter ſeines Geiſtes beybringen, wenn ich ſage, daß er empfindungsvoll und mitleidig, gerade, wahr, großmüthig, 6) einſichtsvoll, ſcharfſichtig, kurz mit allen Eigenſchaften begabt war, welche man zu bewundern ſo oft in dieſen Denkwürdigkeiten Gelegenheit gehabt hat.

Er liebte alle seine Unterthanen mit Vaterliebe und den ganzen Staat mit der Liebe eines Familienhaupts. Diese Stimmung seines Herzens führte ihn jederzeit selbst aus den Armen des Vergnügens auf Entwürfe für das Wohl seines Volks, den Flor seines Reichs zurück. Daher jene Fruchtbarkeit in Erfindung, jene Aufmerksamkeit in Vervollkommnung einer unzählbaren Menge nützlicher Verordnungen. Ich habe einen guten Theil davon aufgezählt, und will mein Register davon voll machen, indem ich sage, daß weder Stand noch Lebensart, noch Profession zu erdenken ist, worüber sich seine Bemerkungen nicht erstreckt hätten, und dieß so, daß die Veränderungen, welche Er dafür entwarf, nicht nach dem Tod ihres Urhebers wieder umgestoßen werden konnten, wie dieses nur zu oft schon in dieser Monarchie der Fall war. Seine letzten Jahre, sagte Er, sollten ganz dem Ruhm geheiligt seyn, und dadurch Gott gefällig und den Menschen nützlich werden. Die Ideen für das Große und Schöne waren ihm wie angebohren. Er sah daher die Widerwärtigkeit als ein bloßes vorübergehendes Hinderniß, das Glück als Seinen natürlichen Zustand an. Er hatte Sümpfe austrocknen lassen, um sich daran für ein größeres Werk zu versuchen, das Er vorhatte, die Verbindung beyder Meere und der großen Flüsse durch Kanäle. Zeit allein fehlte Ihm zu Seinen ruhmwürdigen Unternehmungen.

Er sagte oft: er bitte Gott um zehn Dinge! Daher das Sprüchwort: die zehn Wünsche Heinrichs des Vierten. Er hatte nicht das Glück, sie alle zu erlangen. 1) Die Gnade und die geistlichen Güter; 2) bis in seinen Tod den Gebrauch aller seiner Gemüthskräfte und aller seiner Glieder zu behalten. 3) Die Religion, zu der er sich sonst bekennt hatte,

in einem festen und ruhigen Zustand zu sehen; 4) von seiner Frau loszukommen (von der ersten nämlich) und eine andre nach seinem Humor zu finden, welche ihm Prinzen gebären möchte, die er selbst zu erziehen und zu unterrichten Zeit hätte. 5) Frankreich seinen alten Glanz wieder zu geben; 6) von Spanien entweder Navarra oder Flandern und Artois zu erobern; 7) in Person eine Schlacht gegen den König von Spanien und eine gegen den Großherrn zu gewinnen. Um dieses beneidete er den Prinzen Don Juan d'Austria. 8) Die Hugenottische Faktion ohne gewaltsame Mittel zu ihrer Pflicht zurückzubringen, deren Häupter die Herzoge von Bouillon, la Tremouille ꝛc. waren; 9) setzte er hinzu: diese zwey Menschen und den Herzog von Epernon so weit gebracht zu sehen, daß sie seine Gnade anflehten. Lange wollte er den Punkt nicht nennen, welcher 10) die Ausführung seiner großen Entwürfe betraf. Die zween Hauptgegenstände, welche er sich dabey vorsetzte, machten, daß er ihn in zween abtheilte. Einer bezog sich auf die Religion, und ging darauf: jene erstaunliche Menge von Religionen, welche Europa füllen und trennen, wenigstens auf die drey hauptsächlichsten einzuschränken, da es doch eine Unmöglichkeit sey, alle Menschen unter Eine zu vereinigen. Der andre war blos politisch, und betraf die Anzahl, Eintheilung und Gleichheit der Mächte, aus denen nach seinem Entwurf, wie ich ihn bald darlegen werde, jene Art von einer großen Republik bestehen sollte.

Ich müßte alles, was ich bis jetzt gesagt habe, umstoßen wollen, wenn ich, nachdem ich diesen Herrn wegen einer unendlichen Menge wirklich lobenswürdiger Eigenschaften gelobt habe, nun nicht auch zugeben wollte, daß er auf der andern Seite seine Fehler, und

selbst

ſelbſt ſehr groſſe Fehler hatte. Ich habe nichts verheimlicht, weder ſeine Leidenſchaft für das andre Geſchlecht, noch ſeine Spielſucht, noch ſeine oft bis zur Schwachheit übertriebene Gelindigkeit, noch ſeinen Hang zu Vergnügungen aller Art. Ich habe weder die Fehler bemäntelt, zu welchen er dadurch verleitet wurde, noch den thörichten Aufwand, zu dem ſie ihn brachten, noch den Zeitverluſt, den ſie ihm verurſachten. Ich habe aber zugleich, um der Wahrheit ihr Recht zu laſſen, angemerkt, daß ſeine Feinde alles dieß ganz übertrieben und vergröſſert haben; daß wenn er auch allenfalls Sklave der Weiber war, dieſe dennoch weder auf die Wahl ſeiner Miniſter noch auf das Schickſal ſeiner Diener, noch auf die Berathſchlagungen in ſeinem Conſeil entſcheidenden Einfluß hatten. Eben dieß gilt von allem übrigen. Um alles zuſammen zu faſſen: man darf nur ſehen, was er gethan hat, um zu geſtehen, daß das Böſe an ihm mit dem Guten gar nicht in Vergleichung kömmt, und daß, da Ehre und Ruhm jederzeit die Gewalt über ihn hatten, ihn dem Vergnügen zu entreißen, man dieſe eigentlich für ſeine groſſe herrſchende Leidenſchaft zu halten habe!

Ich finde einen Brief, den er mir durch Lomenie ſchreiben ließ, weil er ſelbſt, wie er ſagte, durch eine leichte Wunde am Daumen daran verhindert wurde. Der Brief iſt von Chantilly vom 8. April, aber ohne Jahrzahl. Man wird ihn, denke ich, nicht ungern ſelbſt über das bisher geſagte reden hören. Was ihn auf den Gedanken brachte, ſich darüber zu erklären, ſind alle die Reden, welche im Publikum umher lieſen, und die er ſich gern erzählen ließ, indem er ſich täglich mit Roquelaure, Frontenac, la Riviere, du Laurens, d'Arambure, Morlas-Salette, La Varenne, Bonnieres, Beringhen, Du Jon, L'Oſerai, Ormag-

nac, Jaquinot, Perroton und einigen andern, vertraulich unterhielt, die oft sehr genau dem Befehl nachlebten, den er ihnen gab, ihm nichts zu verheimlichen, was sie über ihn reden hörten.

Er erzählt also zuerst, seine Feinde und Neider beschuldigten ihn: Er vernachläßige und verachte sogar — dieß sind seine eignen Worte — die Große und Vornehmste seines Reichs, und verschwende in thörichtem, unnützem Aufwand das Geld, welches ihrer Meynung nach besser zu Gratifikationen für sie angewendet gewesen wäre (7). „Einige, sagt er, tadeln mich, daß ich zu sehr das Bauen und kostbare Werke liebe; andre, die Jagd, Hunde und Vögel; andre, Karten, Würfel und andre Spiele; andre, Damen, Tafel, Assembleen, Komödien, Tanz, Ringelrennen, und andre Belustigungen dieser Art (8); wo man mich „mit meinem Graubart noch so lustig sehe, und so eitel darauf, ein gutes Rennen gehalten, zwey bis dreymal drein gestochen (sagen die Spötter mit Lachen) und einen Ring von einer schönen Dame gewonnen zu haben, als ich irgend in meiner Jugend hätte thun können, und trotz dem eitelsten jungen Höfling." Ich will nicht abläugnen, daß an dem allem etwas wahr sey. Es scheint mir aber auch, daß es, da ich nichts davon ausschweifend thue, eher Lob als Tadel verdiente. Auf jeden Fall muß man mir in Vergnügungen, welche meinem Volk weder schaden noch zur Last fallen, etwas zu gut halten, in Rücksicht auf die vielen Arbeiten, Verdrüßlichkeiten, Strapazen und Gefahren, durch die ich mich von Jugend auf bis in mein funfzigstes Jahr durchkämpfen mußte . . . . Ich habe Sie sagen hören, setzte er hinzu, wenn jemand Ihre Handlungen tadelte: die Schrift befehle nicht durchaus, daß man keine Sünden oder Fehler an sich haben solle, weil

weil Schwachheiten mit der menſchlichen Natur verbunden ſind, ſondern nur, daß man ſich nicht davon beherrſchen, noch ſie über unſre Entſchließungen gebieten laſſen ſolle. Und deſſen habe ich mich befliſſen, da ich es nicht beſſer vermochte (9)! Sie wiſſen aus manchen Vorfällen mit meinen Mätreſſen, (was doch jedermann als diejenige unter allen meinen Leidenſchaften betrachtet, welche die meiſte Herrſchaft über mich habe,) ob ich nicht oft Ihre Partey gegen ſie genommen habe, daß ich ihnen ſogar ſagte, wenn ſie die ſtörriſche machen wollten, ich wollte lieber zehn Geliebte, wie ſie, verlieren, als einen Diener von Ihrer Art! Und dieß werden Sie mich noch immer thun ſehen; ich gebe Ihnen mein Wort darauf, wenn die Gelegenheiten ſich finden werden, die ruhmvollen Entwürfe ins Werk zu ſetzen, die ich, wie Sie wiſſen, ſchon lange im Kopf habe. Ich werde Ihnen dann wohl zeigen, daß ich Mätreſſen, Hunde, Vögel, Spiel, Bauweſen und Feſtins weit eher als die Erkämpfung von Ruhm und Ehre aufzugeben im Stand bin. Ich ſuche, nach meiner Pflicht gegen Gott, meine Frau, meine Kinder, meine getreue Diener und mein Volk, das ich wie meine Kinder liebe (10), meinen höchſten Stolz darinn, für einen Fürſten von Wort und Treue gehalten zu werden u. ſ. w."

Allein es iſt Zeit, den Faden der unangenehmen Erzählung von dem, was ſich nach dem Tod dieſes guten Fürſten zutrug, wieder aufzunehmen, ſo traurig dieß Geſchäfft auch für mich iſt. Dieſe Denkwürdigkeiten dürfen erſt da geſchloſſen werden, wo ich aufhörte, an den Regierungsgeſchäfften Antheil zu nehmen.

Tiefgebeugt, wie ich durch die Nachricht von dem Tod des Königs, meines theuren Herrn, war, fiel

mir

mir ein: es wäre ja wohl möglich, daß doch noch etwas Leben in ihm seyn könnte, wiewohl er tödlich verwundet sey. Mein Herz ergriff begierig diesen schwachen Strahl der Hoffnung und des Trostes: „meine Kleider und meine Stiefeln! sagte ich zu denen, die um mich waren; und man soll gute Pferde für mich satteln, denn ich werde nicht fahren. Alle meine Edelleute sollen sich bereit halten, mich zu begleiten: ich will hin und sehen, was an der Sache ist." Ich hatte in diesem Augenblick nur zwey bis drey von meinen Leuten um mich, alle die andern hatten sich an verschiedene Orte zerstreut, als sie sahen, daß ich meine Unpäßlichkeit auf den ganzen Tag verhindern würde, auszugehen, oder mich auch nur anzukleiden. Allein das Gerücht von der Verwundung des Königs, das sich bald nach allen Seiten der Stadt verbreitete, hatte sie beynahe alle zurückgetrieben, ehe ich noch zu Pferd saß. Mit ihnen eine so große Menge andrer Personen, die mir besonders anhiengen, daß ich bereits über hundert Pferde in meinem Gefolge hatte, ehe ich noch bey dem Hause Beaumarchais war. In kurzer Frist befand sich mein Trupp noch um die Hälfte vergrößert, weil ich, je weiter ich fortrückte, hier und da auf einige von den getreuen Dienern des Königs stieß, welche zu mir wollten, um von mir zu hören, wie sie sich in dieser traurigen Konjunktur zu verhalten hätten. Die Bestürzung und allgemeine Trauer (11) waren ein Beweis, wie zärtlich dieser Herr in seiner Hauptstadt geliebt wurde. Es war etwas wahrhaft rührendes, zu sehen, auf wie mancherley Art und durch wie viele empfindliche Beweise die Bürger und das ganze Volk dieser großen Stadt ihre Zuneigung und ihren Schmerz ausdrückten. Aechzen, Wehklagen, düstres Verstummen, schmerzvolles Aufschreyen, die Arme gen Himmel empor strecken, die Hände falten,

die

die Achseln zucken, sich auf die Brust schlagen — dieß waren die Scenen, welche sich mir überall darstellten. Einige sahen mich traurig an, und sagten: „ach, mein Herr! wir sind alle verloren, wenn unser guter König todt ist.“

In der Straße de la Pourpointerie machte sich ein Mensch, den ich nicht erkannte, und kaum bemerkte, mir zur Seite, und steckte mir ein Billet in die Hand, das ich drey bis vieren von denen, die am nächsten bey mir ritten, zu lesen gab. Es enthielt diese wenigen Worte: „Herr Feldzeugmeister, wo gehen Sie hin! Es ist vorbey, ich habe ihn todt gesehen. Wenn Sie ins Louvre gehen, so kommen Sie eben so wenig davon, als Er.“ — Da mir dieß Billet die schreckliche Gewißheit gab, welche ich suchte; so konnte ich mich nicht enthalten in Thränen auszubrechen. Es wurde mir bald von tausend Orten her bestätigt. Du Jon, dem ich bey St. Innocent begegnete, sagte zu mir: „Herr Feldzeugmeister, unser Unglück ist unheilbar; Gott hat über Ihn verfügt; ich weiß es als Augenzeuge. Denken Sie auf sich, denn dieser schreckliche Schlag wird fürchterliche Folgen haben.“ Beym Eingang in die Straße St. Honoré, gegen la Croix du Trahoir warf man mir ebenfalls wieder ein Billet zu, ganz wie das erstere. Dennoch verfolgte ich meinen Weg zum Louvre, und hatte damals wohl dreyhundert Pferde, als ich Vitry bey der Kreuzstraße antraf. Er umarmte mich mit erbärmlichem Geschrey, das er nicht zurückzuhalten vermochte. Nie sah ich noch einen Menschen so betrübt als er mir es schien. „Ach Herr Feldzeugmeister! rief er aus, man hat uns unsern guten Herrn ermordet. Es ist geschehen um Frankreich. Wir müssen sterben; ich für mich bin gewiß, daß ich nicht lange mehr zu leben

habe, und werde Frankreich verlaſſen, um nie wieder dahin zurückzukehren. Man muß Abſchied nehmen von jeder guten Ordnung, die Sie da eingeführt haben. Aber, lieber Herr, wo gehen Sie hin mit ſo vielen Leuten? Man wird Sie nicht zum Louvre nahe kommen oder gar einlaſſen mit mehr als zwey, drey Perſonen. Und auf dieſe Art rathe ich es Ihnen nicht, und dieß aus guten Gründen (12). Mit dieſem Plan hängt noch mehr zuſammen, oder ich müßte mich ſehr irren; denn ich habe Perſonen geſehen, denen der Verluſt, welchen ſie erlitten haben, ſo wenig zu Herzen geht, daß ſie nicht verbergen können, ſie empfinden im Herzen nicht die Traurigkeit, welche ſie wohl empfinden ſollten. Dieß zerſprengte mir beynahe das Herz vor Aerger; und wenn Sie es geſehen hätten, Sie würden denken, wie ich. Ich bin der Meynung, ſetzte er hinzu, Sie ſollten wieder umkehren; es giebt ohnehin Dinge genug, für welche Sie zu ſorgen haben, ohne daß Sie ins Louvre zu gehen nöthig haben."

Dieſe Uebereinſtimmung unter den Reden, Billets und Warnungen fiel mir endlich auf. Ich hielt plötzlich an, und nachdem ich mit Vitry und zehn bis zwölfen der Vorzüglichſten vom Trupp Rath gehalten hatte, hielt ich es für weislicher, wieder nach Haus zu gehen, und begnügte mich, hinzuſchicken, und der Königin meinen Gehorſam und meine Dienſte zu erbieten. Ich ließ ſie dabey verſichern, daß ich in Erwartung Ihrer Befehle immerhin anfangen würde, mit mehr Sorgfalt noch als zuvor über die Baſtille, das Zeughaus, die Truppen, das Geſchütz und die Geſchäffte ſowohl meiner Befehlshaberſchaft als meiner übrigen Stellen zu wachen.

Kaum war ich in die Straße Sanct Antoine, und der Edelmann, den ich mit dieſem Auftrag abgeſchickt

hatte,

hatte, konnte ihn noch nicht ausgerichtet haben, als ich einen von der Königin kommen sah, welcher mich eiligst ins Louvre zu kommen und nur wenige Leute mit mir zu nehmen bat. Sie hätte mir Dinge von großer Wichtigkeit mitzutheilen, und ich würde sogleich wieder gehen können. Dieser Antrag, allein zu gehen, ins Louvre zu gehen, mich in die Hände meiner Feinde zu liefern, wovon dort alles voll war, war gar nicht geschickt, mich von meinem Argwohn zu heilen. Dazu kam noch, daß man mir in eben diesem Augenblick sagte: ein Gefreyter von der Wache und einige Häscher seyen an den ersten Thoren der Bastille gesehen worden. Man habe andere nach dem Tempel geschickt, wo das Pulver lag und zu den Cassirern der Schatzkammer, um bey ihnen alle Gelder in Beschlag zu nehmen. Ich zog aus dem Umstand, daß dieß alles geschehen war, ohne mich etwas davon wissen zu lassen, eine so schlimme Vorbedeutung, daß ich nicht lange darüber unschlüssig war, was ich der Königin für eine Antwort zu geben hätte. Ich ließ ihr durch ihren Kammerjunker sagen: ich sey überzeugt, daß, wenn sie den angehört haben würde, welchen ich die Ehre gehabt hätte an sie abzuschicken, sie meine Gründe genehmigen und ihre Meynung ändern würde. Ich wolle also die Antwort, die er mir von ihr bringen würde, im Arsenal und in der Bastille erwarten, von wo ich mich nicht entfernen würde.

Die Königin ließ es noch nicht dabey. Schlag auf Schlag schickte sie an mich die Herrn von Montbazon, von Praßlin, von Schomberg, Varenne, und nach diesen allen auch noch meinen Bruder. Ich wußte nicht, was ich von diesem wiederholten Drängen denken sollte, da ich sie alle von Viertelstunde zu Viertelstunde nach einander ankommen sah. Mein

Miß-

Mißtrauen wurde dadurch noch vergrößert. Ich beſchloß, den ganzen Tag über nicht ins Louvre zu gehen. Zuverläßig konnte auch der Zuſtand, in dem ich mich befand, ſchon ganz allein eine gute Entſchuldigung für mich ſeyn. Meine Anſtrengung nach dem Bad, das ich früh genommen hatte, und nach einer ſehr leichten Mahlzeit, mein Gemüthszuſtand, noch peinlicher, als das Befinden meines Körpers, dieß alles hatte mir einen durchdringenden Schweis und eine ſo große Ermattung zugezogen, daß ich mich nicht mehr halten konnte. Dieß nöthigte mich, als ich in meinem Zimmer in der Baſtille angekommen war, wohin ich mich begab, ein anderes Hemde zu nehmen und mich zu Bett zu legen, wo ich auch bis den andern Tag blieb. Die beyden Herrn, der Connetable und von Epernon, ließen mich daſelbſt beſuchen und mir ihre Dienſte anbieten. Da die Art, wie ſie mir den Rath gaben, der Königin aufzuwarten, mich glauben ließ, daß ich es ohne Gefahr thun könnte, und da auch dieſe Prinzeſſin durch neue Eilboten, die ſie mir den ganzen Nachmittag ſchickte, noch immer deswegen in mich gedrungen hatte, ſo ſetzte ich mich endlich über die jedesmal hinzugefügte Bedingung, daß es nur mit wenigen Leuten geſchehen ſollte, hinweg und entſchloß mich am folgenden Tag hinzugehen.

Dreyhundert Perſonen zu Pferd erwarteten von, frühmorgens an, den Augenblick, da ich ausgehen würde, um mich wie am vorigen Tag zu begleiten. Es waren entweder Verwandte oder Freunde oder auch blos Leute, welche mir in der Hoffnung einer neuen Gunſt ergeben ſchienen, vielleicht auch aus Scham, mich allzu bald zu verlaſſen. Ich dankte ihnen allen und machte ihnen die Gründe begreiflich, die ich hatte, mich von niemand, wär er auch noch ſo unbedeutend,

begle-

begleiten zu laſſen und mich auf die kleine Anzahl einzuſchränken, welche meinen gewöhnlichen Zug ausmachte. Ich kam alſo blos mit meinen eigenen Leuten ohngefehr zu zwanzig im Louvre an. Bey meinem Eintritt bemerkte ich keine Zeichen eines aufrichtigen Schmerzens, außer an denen, welche durch ein Amt näher mit der Perſon des Königs verbunden geweſen waren. Dieſe aber, Leibdiener und Subalternen, ſchienen alle ſehr lebhaft den allgemeinen Verluſt zu empfinden. So wie ich durch die verſchiedene Thüren gieng, ſah ich ſie mit thränenden Augen auf mich zukommen, um mich zu umarmen, oder vor mir zu ächzen. „Ach, Herr Feldzeugmeiſter, riefen ſie aus, mit unſerm guten Herrn haben wir alles verlohren.“ Sie beſchworen mich mit einer wahren Herzlichkeit nun die Kinder nicht zu verlaſſen nachdem ich, wie ſie ſagten, dem Vater ſo gut gedient hätte.

Allein, ich muß es ſagen: das Innere des Pallaſtes und was man den Hof nennt, zeigte mir keinen klagenden Anblick. Ich ſah nichts als entweder in Falten gezogene Geſichter, die mich um ſo mehr betrübten, da ſie ſich vergebens Zwang anthaten, mir betrübt zu ſcheinen, oder ſo luſtige Mienen, daß ſich Schmerz und Unwillen gleich ſtark in mir regten. Als ich mich in Gegenwart der Königin befand, verließ mich die wenige Standhaftigkeit, mit der ich mich gewafnet hatte, ſo gänzlich, daß ich in Schreyen und Schluchzen ausbrach. Sie ſelbſt konnte ſich nicht wieder in die Faſſung ſetzen, mit welcher ſie ſich bereitet hatte, mich zu empfangen, und wir machten zuſammen einen Auftritt, der ſehr rührend anzuſehen ſeyn mußte. Sie ließ mir den König bringen, deſſen Umarmungen und Schmeicheleyen ein neuer Angrif auf mein Herz waren, dem es nur mit Mühe nicht unterlag.

Ich erinnere mich nicht mehr, weder was der junge Prinz mir noch was ich ihm sagte. Ich weiß nur daß man viele Mühe hatte mir ihn aus den Armen zu reissen, so fest hielt ich ihn umschlungen: „Mein Sohn, sagte die Königin seine Mutter unterdessen zu ihm, „dieß ist der Herr von Sully, Sie müssen ihn recht „sehr lieben, denn er ist einer der besten und getreuesten „Diener des Königs ihres Vaters; und ich bitte ihn „daß er fortfahren möge, auch Ihnen eben so dienen. Wir sprachen noch einiges mit einander, ohne den Augenblick finden zu können, unsere Thränen zu trocknen. Sie hat nachher gesagt: ich sey nebst einer andern Person am Hof derjenige, dessen Anblick sie am meisten gerührt hätte.

Eine Aufnahme, so voll von Zeichen der Achtung und des Zutrauens, versetzte alle Prinzen, Vornehme und die Mitglieder des Staats Raths in die Nothwendigkeit, einander in Versicherungen von Freundschaft, Diensten und Ergebenheit zu steigern. Sicher betrogen sie mich nicht. Denn ich kannte ihr Inneres so gut als sie selbst. Ich wußte schon, daß ich bey ihrem Entwurf, die jetzigen Umstände dazu zu benutzen, um an Gütern und Würden selbst auf Unkosten des Ruhms des Vaterlandes, der Ehre, des Königs und des allgemeinen Bestens zu gewinnen, gewärtig seyn mußte, das Ziel aller ihrer Streiche zu seyn, weil sie selbst von nichts Hinderniß erwarteten, als von meiner Entschlossenheit, Festigkeit und der Strenge meiner Verordnungen. Sie hatten zu viele Beyspiele davon, um zu zweifeln, daß die einzige Partie, die ihnen zu nehmen übrig wäre, darinn bestehe, daß sie suchen müßten, mir die Verwaltung der Staatsgeschäfte ganz aus den Händen zu winden. Als man daher in der Folge die großen Batterien spielen ließ, um mich

bey

bey der Königin übel anzuſchreiben — angenommen daß man nicht bereits jetzt damit angefangen hatte — als die Jeſuiten und ihr Anhang den Nuntius agiren ließen, um den Befehl zu meiner Entfernung auszuſprechen; als meine Collegen im Staats-Rath und im Finanz-Fach den Concini und ſeine Frau in Bewegung ſetzten, um den zween Prinzen vom Geblüt in den Kopf zu ſetzen, daß ſie nie eine wahre Autorität haben würden, ſo lange ich an der Spitze der Geſchäfte ſtünde, daß dieſe hingegen mir nicht abgenommen werden könnte, ohne ihnen in die Hände zu fallen; als man allen andern beygebracht hatte, daß von Concini abhängen wirklich ſo viel ſey als Meiſter ſeyn; endlich als ich jedermann mit gleichem Eifer daran arbeiten ſah, meinen Sturz zu bereiten, ſo geſchahe bey dem allem nichts als was ich vorhergeſehen und vorhergeſagt hatte.

Da die erſte Handlung des Parlaments, ſo bald es den König tod geſehen hatte, geweſen war, der Königin Mutter die Regentſchaft zu übertragen, ſo hielt man für nöthig, daß der König in Perſon dahin gienge, um ſein Lit de Juſtice zu halten und dieſe Ernennung zu beſtätigen (13.) Und da der Vormittag des andern Tags nach dem Tod des Königs zu dieſer Ceremonie erwählt worden war, ſo wurde ich mit Tagesanbruch von Seiten der Königin ebenfalls gebeten, Seine Majeſtät dahin zu begleiten. Ich brachte alle Arten von Entſchuldigungen vor, um es abzulehnen. Ich ſtellte mich ſogar, als wenn ich mich ſo übel befände, daß es mir unmöglich wäre, dieſen ganzen Tag aufzuſtehen. Ich fühlte den äußerſten Widerwillen gegen das von mir verlangte. Indeſſen mußte ich doch abermals dieſe Gefälligkeit haben, da mich die Königin mit Bitten auf Bitten beſtürmt hatte.

Da ich nichts als neue Urſachen zur Bitterkeit und Verhärtung meines Herzens in dem Schall der Trommeln und Inſtrumente fand und dachte, daß ein in Thränen gebadetes Geſicht ſehr ſchlecht unter dem Freudengeſchrey und Jubel, wovon alles ertönte, figuriren würde, ſo drängte ich mich durch die Menge und kam als einer der erſten in den Saal der Auguſtiner, wo das Parlament gehalten wurde.

Zween bis drey Cardinäle, welche eben ſo wie ich dem Gedränge hatten ausweichen wollen, hatten ſich vor den andern in den Saal begeben, wo ſie ſich auf die für die Geiſtliche beſtimmte Bank an der linken Seite des für Seine Majeſtät errichteten Throns oben an ſetzten. Die Biſchöffe von Langres, von Beauvais und von Noyon kamen nachher dazu und dieſe Herrn, welche ſich in den Kopf geſetzt hatten, daß ihre Eigenſchaft als Pairs ihnen das Recht gäbe, im Parlament Prinzen und Cardinälen vorzugehen, hatten nicht Luſt, ſich unter jene zu ſetzen, die ſie bereits ſitzen ſahen; ſie giengen auf die rechte Seite und ſetzten ſich ganz zu oberſt an. Ich fand ſie daſelbſt bey meiner Ankunft, und ſagte ihnen ganz ſanftmüthig: Sie ſeyen hier nicht an ihrem Platz und ich rathe ihnen, als Freund, auf die linke Seite zu gehen, indem ſie nicht erwarten dürften, daß eine Menge von weltlichen Pairs, welche den Augenblick herein kämen, ihnen ruhig die rechte Hand überlaſſen würden. Sie fiengen an, mich mit ihrer gewöhnlichen Deſtinction zwiſchen Pairien von erſter Einſetzung und geiſtlichen Pairien betäuben zu wollen, welche nach ihrer Meynung ſie weit über die neuen Herzoge ſetzten. Der Streit dauerte von meiner Seite nicht lange. Ich ſagte ihnen nur: ſie würden bald jemand finden, der mit ihnen ſprechen würde. Und daran fehlte es auch nicht.

nicht. Die Entſcheidung, die man ſogleich auf der Stelle geben mußte, verurtheilte ſie, die rechte Bank den weltlichen Pairs zu überlaſſen, und auf die geiſtliche zur linken Seite zu gehen. Als daſelbſt die Cardinäle eben ſo wenig Luſt hatten, ihnen zu weichen, ſo giengen ſie lieber ganz weg, und wollten nicht bey der Ceremonie bleiben. Ich nahm eben ſo wenig Antheil daran, als ſie, ob ich ſchon anweſend war. Die Königin mußte ſehr zufrieden ſeyn 14). Alles wurde ihr zugeſtanden, ohne nur einmal Stimmen darüber zu ſammeln.

Es währte nicht lange, bis ich gewahr wurde, daß, obſchon man äuſſerlich affektirte, keine von den Formalitäten zu vernachläßigen, welche gewöhnlich bey Errichtung einer rechtmäßigen Regentſchaft beobachtet werden; wiewohl man die Aenderung, welche man bey der Staatsverwaltung merken zu laſſen anfieng, für die gewöhnliche und nothwendige Wirkung einer Regierungs-Veränderung angeſehen wiſſen wollte, endlich, daß, obſchon man es darauf anlegte begreiflich zu machen, daß dieſe Regierung nichts anders zum Zweck hätte, als dem Anſehen eines noch in den Jahren der Kindheit ſtehenden Königs mehr Nachdruck und Glanz zu verſchaffen, dennoch diejenigen, welche die Königin leiteten, im Grund auf nichts anders bedacht waren, als unter dieſer Maske für ihre eigene Rechnung zu arbeiten. Alle dieſe Hüllen von Regularität verſchwanden, wenn man ſie ein wenig näher betrachtete und zeigten nichts weiter, als wirkliche Vernachläßigungen der Ordnung und rechtlichen Form, welche die kleine Anzahl gut geſinnter Perſonen in Furcht ſetzten. Ich hielt mich verbunden und gewiſſermaßen auch berechtigt, fühlen zu laſſen, daß ich den Mißbrauch merke und nicht billige. Allein die Zeit der

freyen Vorſtellungen, welche bey der Trauer am erſten Tag vom Tod des Königs und bey der Verwirrung am zweyten noch zugelaſſen wurden, war am dritten bereits vorüber. In eben ſo kurzer Zeit ſchüttelte man auch das Joch des Zwangs und des angenommenen äuſſerlichen Scheins von Schmerz ab, worunter das Herz zu viel zu leiden hatte. Dummheit in Ermanglung einer wirklichen Urſache zur Freude brachte dieſe Wirkung bey einigen hervor; bey einigen andern war es Leichtſinn, bey andern endlich der bloße Gang der öffentlichen oder beſondern Angelegenheiten und beſonders die Furcht, Perſonen zu mißfallen, deren Beyſpiel gemacht iſt, dem ganzen Hof den Ton anzugeben.

So ſah alſo nach den erſten drey Tagen dieſe neue Welt aus. Blieb man blos beym Aeußerlichen und bey allem dem ſtehen, was gemacht war, die Augen auf ſich zu ziehen, ſo hätte man gedacht, daß nichts im Louvre verändert ſey. Der Trauerprunk ſchien vorzüglich daſelbſt auf alles raffinirt zu haben. Die Tücher, womit die Wände, Fußboden und Zimmerdecken beſchlagen waren, die Möbeln, und alle andere Werkzeuge einer öffentlichen Trauer hätten die Paradezimmer dieſes Pallaſtes für den Aufenthalt der Traurigkeit ſelbſt und für die Wohnung des Todes anſehen laſſen können. Ein wenig zweifelhafter fieng die Sache an zu ſcheinen, wenn man von da die Haltung der zu den Honneurs dieſer traurigen Ceremonie beſtimmten Perſonen betrachtete. Denn wenn man von einigen auch noch aufrichtige Seufzer hörte und wahre Thränen vergießen ſah, ſo gab es doch übrigens nur noch zu viel, was den Contraſt fühlbar machte. Kam man aber endlich von da in die untern Zimmer, welche man die Entre-ſols nannte, dann konnte man ſich erſt einen wahren Begriff von der Stimmung der Herzen

und

und Gemüther machen. Die Pracht, aus dem ganzen übrigen Pallast verbannt, hatte hier ihre Freyplätze aufgeschlagen. Gold, Purpur, Stickereyen, kostbare Zierraten machten sie zu einem Ort des Vergnügens. Der Luxus war da in in seiner ganzen Verschwendung. Ich und eine kleine Zahl wahrer Franzosen konnten nicht dahin gehen, ohne das Herz vom heftigsten Widerwillen darüber zerrissen zu fühlen, daß man sehen mußte, durch welche Gegegenstände man das Gefühl des allgemeinen Verlusts ersetzte. Ich schäme mich es zu sagen, daß man die ganze Künsteley, deren man sich bediente, um den Augen des Publikums diesen Anblick der Unempfindlichkeit und des Undanks zu entziehen, nur zu oft durch lautes Auflachen, Ausbrüche von Freude und frölicke Lieder verrieth, welche man aus diesem Ort erschallen hörte. Freylich wohnten aber auch nur lauter Leute darinn, welche glücklich waren, oder es doch zu seyn glaubten. Hier residirte der wahre Hof, hier wurden die Berathschlagungen gehalten, so wohl die allgemeinen, welche man noch aus Gewohnheit und zum Schein hielt, als die verborgenen, wo man gar fein alle die gute Entschlüsse zu zerstören wußte, welche man etwa noch in den erstern gefaßt hatte.

Die Königin zog zu diesen geheimen Berathschlagungen, welche zu den unschicklichsten Stunden gehalten wurden, niemand als Concini und seine Frau, den päpstlichen Nuntius, den Spanischen Gesandten den Canzler und den Ritter von Sillery, den Herzog von Epernon, Villeroy, Jeanin und Arnauld, welcher, ohnerachtet er mir angehörte, darum nichts desto weniger, so wie auch Jeannin, ganz dem Concini anhieng, den Arzt Duret, welcher jedoch bald diese Gunst verlohr, Dolle und den Pater Cotton. Es

iſt nicht ſchwer zu errathen, was damals verhandelt wurde: die Vereinigung der Franzöſiſchen und Spaniſchen Krone, die Aufhebung der älteſten Verbindungen der Krone mit den fremden Fürſten, auch aller Pacificationsedikte, die Zerſtörung der Proteſtanten, die Vertreibung aller derjenigen von dieſer Religion, welche in Aemtern ſtanden, die Ungnade aller, welche ſich nicht unter das Joch neuer Günſtlinge beugen wollten, die Verſchwendung der durch den hochſeligen König aufgehäuften Schätze, um die Habſüchtige und Ehrſüchtige an ſich zu ziehen, und diejenige mit Gütern und Anſehen zu überhäufen, welche man im Begriff ſtand, zu den erſten Ehrenſtellen zu erheben — Das heißt: Tauſend Projecte ſo verderblich für den König und den Staat als vortheilhaft für unſere Todfeinde, waren der große Gegenſtand der Berathſchlagungen dieſer neuen Räthe.

Was den öffentlichen Staatsrath betrifft, den man genau alle Tage hielt, ſo zog man dazu den Prinzen von Conty und den Grafen von Soiſſons, (der Prinz von Conde war noch nicht zurück) den Cardinal von Joyeuſe, den Connetable, die Herzoge von Mayenne, von Guiſe und den von Bouillon, ſobald dieſer angekommen war, den Marſchall von Briſſac, Chateauneuf, Pontcarré, de Vic (15), Caumartin und mich. Ein Theil aller dieſer Herren ſprachen ziemlich laut von einer Aenderung des politiſchen Syſtems. Allein am gewöhnlichſten kamen bey dieſer Berathſchlagung die Mittel vor, die königlichen Einkünfte zu vermehren, die Steuer und andere Auflagen zu vermindern, die Penſionen der Großen zu erhöhen und ihnen verſchiedene Vortheile zu verſchaffen. Die ſtarke Bruſt des Präſidenten Jeannin machte, daß man ihn vor allen heraus hörte. Man hätte ſagen mögen,

mögen, dieſer Mann ſey beſoldet um aller Welt goldne Berge zu verſprechen. Einige Perſonen, welche noch Ehrlichkeit genug vom alten Staatsrath mit herüber gebracht hatten, um weder heucheln noch ſchmeicheln zu können, waren ſo gut, ſich mit mir zu vereinigen, um den groben Widerſpruch fühlbar zu machen, deſſen man ſich ſchuldig machte, indem man die Ausgaben vermehren und die Einkünfte vermindern wollte.

Ich wollte mir nicht vorzuwerfen haben, daß ſo falſche Grundſätze durch die Schuld meines Stillſchweigens in Umlauf kämen. Ich beſtritt ſie ſogleich methodiſch, und ſchmeichle mir, daß, wenn der Sieg auf Seiten der Vernunft hätte ſeyn ſollen, wir ihn davon getragen hätten. Allein wir begriffen bald, daß die Unwiſſenheit nur das kleinſte unter den Laſtern ſey, die wir hier zu bekämpfen hatten. Durch die prächtigſte Verſprechungen, wovon jedoch diejenigen, welche die Erleichterung des Volks betrafen, unerfüllt blieben, ſuchte die neue Regierung die Herzen zu gewinnen, und die weiſe Oekonomie, welcher man den Ruhm der letztern Regierung zu danken hatte, vergeſſen und ſelbſt verächtlich zu machen. Jeannin hatte ſeine beſondre Abſicht dabey. Bey dem Verlangen, das er trug, die Finanzen unter ſich zu bekommen, konnte er, um zu dieſer Stelle ſich zu erheben, nicht wohl etwas beſſeres thun, als daß er zu verſtehen gab: jedermann werde bey dem neuen Finanzverwalter alle die Bequemlichkeiten finden, über deren Mangel bey ſeinem Vorgänger ſich die Großen beſchwerten. Man wird ſagen, daß er keines von denen zu dieſem Amt, das er auch wirklich erhielt, erforderlichen Talenten beſaß. Allein er beſaß Geſchicklichkeit genug, um ſich ſo wohl als ſeine Verwandte und Freunde, beſonders Caſtille, dabey zu bereichern (16). Das Geld mußte dieſen

letztern ſehr wenig koſten, da die Geräthſchaften, welche in allen andern Häuſern nur von Eiſen oder Holz ſind, in dem ſeinigen von Silber waren. Er gab hierinn nur dem einzigen Concini nach.

Mein Gedanke, daß ich Kranken Arzney reiche, welche nicht geſund ſeyn wollten, wurde mir vollends beſtärkt, als ich ſah, daß meine Freymüthigkeit, welche man anfangs als eine Art von Gewohnheitsfehler geduldet hatte, äußerſt läſtig zu werden anfieng. Ich konnte aus den Minen leicht die Mühe leſen, welche man hatte, zu ſchweigen, und bald ſetzte man ſich ſelbſt vollends über dieſen kleinen Zwang weg. Von nun an betrachtete ich mich als einen Menſchen, der bald etwas mehr als unnütz werden würde, und machte ganz ernſtlich den Plan, mich nach und nach von einer Stelle loszumachen, wo ich meinen guten Ruf nur mit unendlicher Gefahr behaupten oder nur mit meiner gänzlichen Entehrung aus den Augen ſetzen könnte. Welches Gewicht hätte auch die Stimme eines einzelnen Mannes, der nur harte Dinge zu ſagen hatte, haben können, um bey der Königin über die ſo einnehmende, anlockende, gefällige Sprache der Schmeichler und neuen Günſtlinge zu ſiegen? Es iſt eine ſo ſeltene Sache, daß ein Miniſter ſich bey ſeinem Herrn durch die bloße Gefühle einer mit Furcht vermiſchten Verehrung erhält (was jedoch ſeyn muß, wenn man vorausſetzt, daß dieſer Miniſter ein ehrlicher Mann ſey). Man darf nicht erwarten, dieß Wunder zweymal nach einander zu ſehen. Da meine Verwandte, meine Freunde und meine Leute, welche ihre Liebe zu mir dieſe Dinge mit andern Augen anſehen ließ, ſich vereinigten, um mich zur Fortſetzung der Bemühungen zu vermögen, von denen ſie mich verſicherten, daß ſie noch nützen könnten, und ſelbſt als ſie mir vorſtellten,

daß

daß vielleicht auf dem neuen Grund noch etwas Gutes aufzuführen ſey, war deswegen meine gewöhnlichſte Antwort immer dieſe: der Streich, welchen Gott zugelaſſen habe, ſey eine ſo ſichtliche Erklärung ſeines Willens, Frankreich endlich in ſein Schickſal dahin zu geben, daß es beynahe ſo viel ſey, als ihn verſuchen wollen, wenn man die Wirkung derſelben zu verhindern unternehme. Einer von meinen Leuten, eben der Arnaud, von dem ich kaum geſprochen habe, hatte eines Tags, als er mich durch dieſen Gedanken äußerſt niedergeſchlagen ſah, die Unverſchämtheit zu mir zu ſagen: es ſcheine ihm, daß ich ſehr Unrecht habe, ſo ganz an der Zukunft zu verzweifeln. Es könnten in der Folge wohl Erſparniſſe gemacht werden, welche der große Aufwand des hochſeligen Königs auf Gebäude, Hunde, Vögel, Spiel und Mätreſſen bey ſeinen Lebzeiten unmöglich gemacht hätten. Dieſe Rede ſchien mir ſo ſtrafbar in dem Munde deſſen, von dem ich ſie hören mußte, daß ich ihn in einem Anfall von heftigem Zorn einen undankbaren, unverſchämten und ſchlechten Kerl nannte, ihm mit Ohrfeigen drohte und verbot, mir je wieder vor das Geſicht zu kommen. Ich ſagte nur allzu wahr, als ich ihm dabey vorwarf: ſein niederträchtiges Verfahren und ſeine verderblichen Anſchläge würden der Verſchwendung und übeln Verwaltung zuerſt den Weg bahnen.

Der Herr Graf von Soiſſons war zu der Zeit, als dieß alles vorgieng, nicht zu Paris. Ich weiß nicht welche Verdrüßlichkeit, — die er bey der Krönung der Königin über die Form der Kleidung der natürlichen Kinder des Königs gehabt hatte (17), hatte ihm einen Vorwand gegeben, ſich auf eines ſeiner Landgüter zu entfernen, ſo daß er bey allem, was ſo wohl bey dem Tod des Königs als in den folgenden

Tagen

Tagen vorging, nicht anwesend war, und erst nach der Erklärung der Regentschaft und nach allen den getroffenen Veranstaltungen in Paris anlangte. Dieß war eine neue Veranlassung für ihn zu murren und sich zu beschweren. Er fand es sehr übelgethan, daß man bey einer Verhandlung, die so wichtig war, als die der Regentschaft, vorgeschritten sey, ohne ihm Nachricht davon zu geben und selbst ohne seine Gegenwart abgewartet zu haben. Denn er behauptete, diese Ceremonie habe ohne ihn nicht vor sich gehen können. Da er sich einbildete: er dürfe nur laut reden, um sich furchtbar zu machen, so tadelte er dabey verschiedenes an der Form. Er sagte, was niemand vor ihm zu sagen gewagt hatte: es sey nur eine sehr geringe Anzahl von Präsidenten und Räthen gewesen, welche an der Ernennung der Königin bey der ersten Parlementssitzung Theil gehabt hätten. In der Versammlung am folgenden Tag, welcher der König, die Prinzen, die Pairs, Cardinäle und andre Kronbeamte beygewohnt hatten, habe man, voll Furcht, bey einer Stimmensammlung, welche doch bey dergleichen Gelegenheiten statt haben müßte, Widerspruch zu finden, sich mit einer bloßen unförmlichen und übereilten Bestätigung der gestrigen Handlung begnügt. Dieß nannte er eine nichtige Handlung bestätigen. Er sah wohl, daß er sich nicht würde Gehör verschaffen können, so lange er nicht seine Partey beträchtlich machen würde, und that sich deswegen so sehr Gewalt an, daß er mehrere Personen am Hof, mit denen er gar keine Verbindung hatte, zu gewinnen suchte. Zwey Dinge vorzüglich verhinderten ihn, durchzudringen; sein frostiges, stolzes Wesen und der Vorzug, welchen die Höflinge denen geben zu müssen glaubten, welche man im Begriff sah, bald über die Schätze und Gnadenbezeu-

gungen

gungen zu ſchalten. Alle Prinzen und ſein eigner Bruder, der Herr Prinz von Conty, liebten ihn eben ſo wenig als die andern. Er ſah ſich daher genöthigt nachzugeben.

Ich war einer von denen, deren Freund der Herr Graf eine Zeit lang ſich zu nennen beliebte (18). Er ließ aber bald auf dieſen Namen alle Schritte eines wahren Feindes folgen. Dieß geſchah bey folgender Gelegenheit. Der Herr Graf hatte zu den Lebzeiten des hochſeligen Königs oft ſein Geſuch in einer Sache erneuert, wovon ich bereits einiges berührt habe. Dieſe betraf nämlich einen Vergleich, den Seine Majeſtät über gewiſſe Gerechtſame mit ihm abſchließen ſollte, welche ihm, wie er behauptete, in Piemont von Seiten ſeiner Gemahlin, die aus dem Hauſe Montaffie war, zuſtändig wären. Der König, welcher äußerſt wegen dieſer Sache überlaufen wurde, hatte mir aufgetragen, ſie zu unterſuchen. Mein beſtändiges Beſtreben, ſo aufrichtig als möglich für das Beſte des Königs zu ſorgen, hatte mich genöthigt, Ihm vorzuſtellen: daß der Handel nicht für Ihn ſey, daß er ſich in unendliche und unzählbare Händel mit dem Papſt, der Apoſtoliſchen Kammer, verſchiedenen Cardinälen und dem Herzog von Savoyen verwickeln würde, welche alle auf dieſe Güter Anſprüche hätten und größtentheils ſchon im Beſitz derſelben wären. Unter zehn Jahren würde Er ſich nicht aus dieſem Labyrinth herauswinden, und da er vorzüglich den Papſt und den Herzog von Savoyen in Rückſicht auf den Erfolg ſeiner großen Entwürfe zu ſchonen hätte, ſo müſſe Er vermeiden, ſich in eine Unterſuchung einzulaſſen, welche ſie ihm zu Feinden machen würde. Mehr bedurfte es nicht, um es Heinrich ganz aus dem Sinn zu bringen.

Der

Der Herr Graf wußte kaum diesen Herrn todt, als er bey dem neuen Staatsrath den unterbrochenen Entwurf wieder vorbrachte. In einer Sache von der Klasse derjenigen, welche man ziemlich allgemein als Gnadensachen betrachtet, fiel es ihm nicht schwer, sich einen Anhang zu machen, der ihn zu seinem Vorhaben behülflich war. Es kostet mich einige Mühe die Mittel zu erzählen, deren man sich dazu bediente. Der Herr Graf mit Hülfe Concini's wußte das Zeichen des hochseligen Königs nachzumachen und dessen Sigill anzubringen. Auf diese Art gab Er einem vorgeblichen Kaufcontract über alle gedachte Güter zwischen ihm und den König die rechtskräftige Form. Um das Dokument desto weniger einer Zurückdatirung verdächtig zu machen, hielt man für nöthig, daß mein Name darunter erscheinen sollte, weswegen man meine Signatur zu erhalten suchen mußte. Dieß war denn die große Schwierigkeit. Man stellte mir die gegenwärtige Gelegenheit als den Augenblick vor, welcher für immer die Freundschaft oder den Haß des Herrn Grafen gegen mich bestimmen würde. Man führte eine unendliche Menge anderer Beweggründe an, deren ungeachtet ich nicht nur beständig meine Unterschrift verweigerte, sondern auch gegen alle, die mit mir davon sprachen, behauptete: da diese Angelegenheit zwischen dem König Heinrich und mir verhandelt und auch beendigt worden sey, so könne niemand besser wissen, daß Seine Absicht dem, was man mich jetzt bereden wolle, geradezu entgegen gewesen sey. Ich fuhr geradezu heraus, daß man mir nur eine falsch unterzeichnete und gesiegelte Schrift dieses Herrn vorlege. Man verzweifelte, meine Hartnäckigkeit zu besiegen und die Partie, die man ergriff, bestand darinn: daß man einen zweyten Contract aufsetzte, der diesem ganz gleich war, außer daß mein Name sich nicht mehr darauf befand.

befand. So ſtanden wir mit einander, der Herr Graf und ich, als er ſich öffentlich mit dem Herrn Prinzen von Conty, ſeinem Bruder, und wegen dieſem mit dem ganzen Hauſe Guiſe überwarf (19). Die Königin ſchickte nach mir; ſie eröffnete mir die Auskunftsmittel, die ſie zu Beylegung ihrer Streitigkeiten ausgeſonnen hatte, welche, wann der Staatsrath verſammelt wäre, geſchehen ſollte, und bat mich, bis dahin weder für einen noch für den andern äußerlich Partie zu nehmen, damit ich dadurch deſto geſchickter ſeyn möchte, die Rolle einer Mittelsperſon zu übernehmen, wenn der Zeitpunkt dazu erſchienen ſeyn würde. Da wir ſchon alle im Staatsrath ſaßen, wo dieſe Sache vorkommen ſollte, und wo ich ſelbſt bereits vortheilhaft für den Herrn Grafen geſtimmt hatte, ſchickte dieſer Prinz Briſſac ab, um der Königin ganz leiſe zu ſagen: da er gehört habe, daß im Staatsrathe von ihm die Rede ſeyn ſollte, ſo bäte er ſie, nicht zu erlauben, daß jemand von denen, die er für verdächtig halten könnte, an den Berathſchlagungen dabey Antheil nähme, und namentlich verwerfe er mich (20) als Verwandten und Freund des ganzen Hauſes Guiſe. „Er „ſoll den Herrn von Sully nicht verwerfen," ſagte die Königin ganz laut; „denn niemand hatte noch ſo vor„theilhaft für ihn geſtimmt, als eben er." Ich geſtehe es, ich war heftig über dieſen Zug aufgebracht, und konnte mich nicht enthalten, indem ich aufſtand, zu ſagen: „Madame, ich verwerfe mich ſelbſt, weil „er es verlangt, und gehe nun unmittelbar hin, mich „ſeinem Bruder und dem Herrn von Guiſe anzubie„ten." Dieß that ich auch wirklich.

Eine dritte Urſache zu Verdrüßlichkeiten mit dem Herrn Grafen von Soiſſons, erhielt ich wie die vorhergehende im Staatsrath, aus Veranlaſſung der Beſchlo-

fehlshaberschaft in der Normandie, die er sich ertheilen lassen wollte. Da die Königin mich um meine Meynung darüber befragt hatte, bat ich sie, mir dieß zu erlassen. Da aber meine Entschuldigung nicht angenommen worden war, sagte ich: es sey mir unmöglich dazu zu rathen, daß man den Kindern des hochseligen Königs eine Stelle nähme, in deren Besitz sie seyen, um damit sonst jemand zu bekleiden, wer es auch seyn möchte. Der Prinz stand damals schon nicht mehr so gut mit Concini, als er mit ihm gestanden hatte. Er hatte sich sogar widersetzt, als dieser Günstling die Stelle eines ersten Kammerherrn für sich, und das Erzbisthum Tours für seinen Schwager (21) erhielt. Diese Gelegenheit söhnte sie aber wieder mit einander aus, weil sie sich beyde einander die Hand boten und dadurch erhielten, was sie verlangten. So hielten es in der Folge alle die, welche einigen Anspruch auf erledigte Stellen und Aemter machten, und bald erhielt man im Staatsrath durch Anhang und Cabale alles. Die Zeit der Könige ist vorüber, sagte man sich unter einander; die der Prinzen und Großen ist gekommen. Man braucht nun nichts, als sich geltend zu machen.

Was von ansehnlichen Personen am Hof war, wurde zusammen berufen, um in einer außerordentlichen Sitzung darüber zu berathschlagen, was mit den großen Kriegsrüstungen anzufangen seye, welche der König vor seinem Hinscheiden zu der Cleveschen Unternehmung gemacht hätte. Die Meynungen fielen dabey unendlich verschieden aus: Nach einigen sollte man von allem abstehen, nach andern hingegen, und dieß waren eben nicht die zahlreichsten, sollte man den deutschen Fürsten, welche dabey interessirt waren, alles halten, was ihnen Heinrich der Große versprochen hatte.

Die

Die gröſste Zahl war für Temperamente zwiſchen dieſen beyden ſo widerſprechenden Meynungen. Einige wollten, man ſollte ſich blos auf achttauſend Mann zu Fuß und zweytauſend zu Roß einſchränken, ſo viel als die allgemeine Uebereinkunft dieſes Herrn mit ſeinen Bundesgenoſſen beſagte; andere: man ſollte ſich begnügen, ihnen blos die zwey Franzöſiſchen Cavalerie-Regimenter zu unterhalten, die ſie ſchon hätten. Ein dritter ſtimmte dafür: man ſollte einige Fußknechte zu Calais einſchiffen; andere: man ſollte gar keine Hülfe an Mannſchaft, ſondern blos in Geld leiſten; noch andere: man ſolle unſer ganzes Heer auf der Gränze halten, jedoch ohne anders als im Fall der Noth zu agiren; andre endlich: man ſolle den gröſsten Theil verabſchieden und nur ſo viele dort behalten, als zu unſerer eigenen Sicherheit nöthig ſey. Alles dieß war untermiſcht mit Eröffnungen von Vergleich und Friedensſtiftung zwiſchen den ſtreitenden Mächten, ſo wie man ſie ſich leicht ſelbſt denken kann.

Es ſchien mir, jedermann erwarte mit einiger Ungeduld, wohin meine Meynung ausfallen würde, weil ich von dem hochſeligen König mehr als irgend einer von denen, welchen Er ſich eröffnet hatte, in dieſer Sache gebraucht worden war. Ich fieng damit an, daß ich einen nach meiner Meynung richtigen Unterſchied zwiſchen den bereits als ſtehendes Heer verſammelten und denen erſt zu werbenden Truppen machte; dann auch zwiſchen denen, welche nach Champagne beſtimmt waren und denen, welche man nach Dauphiné geſchickt hatte. In Anſehung des erſten ſchloß ich: da aller Wahrſcheinlichkeit nach der gröſste Theil der Entwürfe Heinrich des Groſsen, ſo wie jetzt die Sachen ſtünden, unausgeführt bleiben würde, ſo müſſe man zuerſt alle noch nicht angefangene Werbungen unterlaſſen, diejenige

nige, welche wirklich geschähen, einstellen, die schon gemachte und auf dem Marsch begriffene bezahlen und verabschieden. Denn da dieß alles früh oder spät doch geschehen müßte, so sey dieß jetzt, um dem König so vieles Geld für Kosten des Hin- und Hermarsches zu ersparen und dem Volk eben so viel Mühe und Last abzunehmen, das beste. Der Tod dessen, den ich als das große Triebrad dieser ganzen Unternehmung ansah, schien mir eine so beträchtliche Veränderung daran zu bewirken, daß ich glaube, ich würde nicht weniger dieser Meynung gewesen seyn, wenn ich auch hätte voraussetzen können, daß alle gleich gut dabey gesinnt wären. Eben so wenig aber war ich auch der Meynung derjenigen, welche wollten, daß wir Bundsgenossen im Stich lassen sollten, denen wir uns durch die feyerlichsten Versprechungen verpflichtet hatten, oder daß wir sie durch den Schein einer Vermittlung oder durch so schwachen Beystand, durch welchen ihnen beynahe gar nichts geholfen wäre, betrügen sollten.

Dieß ist die Antwort, die ich auf den größten Theil dieser schwankenden Meynungen gab, nach welchen man etwas und nichts thun sollte. Ich zeigte, daß man um den Ruhm des hochseligen Königs zu erhalten, seine Absichten, wenn auch die größern Entwürfe, bey denen noch einigermaßen Zweifel statt fände, ob wir sie auch wirklich gehabt hätten, nicht zur Erfüllung kämen, doch wenigstens in Ansehung dessen, was Er erklärt, versprochen und bereits angefangen hatte, ganz ausführen müsse. Man müsse wegen unsrer eignen Ehre bey den Ausländern diese nicht glauben lassen, die ganze Stärke Frankreichs liege in einem einzigen Mann, oder man habe so wenig Achtung für sein Andenken. Ich schloß also: was diesen Punct beträfe, müsse man ohne Zeitverlust an die deutsche

Fürsten

Fürſten und den Prinzen von Oranien ſchicken, um von ihnen zu hören, ob ihnen unſere Truppen wirklich ſo nothwendig ſeyen, um ihnen die Staaten erlangen zu helfen, die man ihnen verſichern wollte. Ich dächte, ſie könnten ſie entbehren, wenn ſie die Waffen nur blos deswegen ergriffen hätten. Im Fall aber, daß ſie ihrer benöthigt wären, müßte man hören, wie viel ſie deren verlangten. Nach ihrer Antwort müſſe die Hülfe unter Anführung eines unſrer guten Offiziere vorrücken, und zwar jenſeits der Maas hin, welches freylich weder der ſchönſte noch der kürzeſte, dagegen aber der ſicherſte Weg ſey. Ein Umſtand, den man nicht gering achten dürfe. Oder ſolle man die ganze Armee abdanken, bis auf dreyßigtauſend Fußgänger und ſechshundert Reuter, welche blos mit vier Kanonen und zwo Feldſchlangen ein fliegendes Lager bilden würden, das bereit ſeyn könnte, überall hinzueilen, wo ein Anſchein von Bewegung ſeyn würde. Dieß ſchien mir bey dieſer Vorausſetzung hinreichend, alles im Reſpekt zu erhalten. Bis dahin müſſe man die Truppen von Champagne in Garniſon einrücken laſſen, nachdem man Muſterung über ſie gehalten, und ſie gut bezahlt hätte.

Ich ſagte ohngefähr daſſelbe von der Armee in Dauphiné. Da ſie nur da war, um den Herrn Herzog von Savoyen mit gewaffneter Hand zu unterſtützen, der ſich aus Gefälligkeit für uns mit ſeinen Nachbarn überworfen hatte oder wahrſcheinlich noch in Händel mit ihnen gerathen würde, ſo käme es uns zu, ihn entweder mit dem König von Spanien auszuſöhnen oder ihn in Stand zu ſetzen, nicht von ihm erdrückt zu werden. Da dieß nicht eher entſchieden werden könne, bis ein anderer Geſandter an dieſen Herrn geſchickt wäre, vielleicht auch ſelbſt alsdann erſt nach lan-

ger Zeit, ſo rieth ich ebenfalls: dieſe Armee nach einer genauen Muſterung, bey welcher kein Unterſchleif geduldet würde, in bequeme Quartiere einrücken zu laſſen, bis man ſich deren bedienen oder ſie ganz verabſchieden könnte.

Ich wurde ſehr aufmerkſam angehört. Meine Gründe ſchienen mir einen allgemeinen Eindruck gemacht zu haben, doch mit dem Unterſchied, daß Redlichgeſinnte ſich nicht ſcheuten, ihn durch Zeichen der Billigung, und ſelbſt des Beyfalls an den Tag zu legen; ſtatt daß alle andere ihn aus Eitelkeit, Schlechtigkeit oder vielmehr aus Eiferſucht nicht nur ſorgfältig verbargen, ſondern auch meine Gründe hitzig beſtritten. Ich ſorgte dafür, meinem Vetter Bethune alles genau zu wiſſen zu thun, weil derſelbe an mich geſchrieben hatte, um ſich meinen Rath in Anſehung der Veränderung zu erbitten, welche das allgemeine Unglück bey ſeinen Verrichtungen in ſeinem Geſandtſchaftspoſten bey den deutſchen Fürſten bewirke. Ich bringe hier ſeinen Brief nicht bey, eben ſo wenig als meine Antwort darauf, weil er nichts weſentlich von dem, was man ſo eben geſehen hat, verſchiedenes enthält, außer etwa, daß ich noch ſpecieller mit ihm von den guten oder ſchlimmen Wirkungen eines jeden der angeführten Gutachten ſprach. So war es zum Beyſpiel eine Sache, welche wohl bemerkt zu werden verdiente: Daß wenn auf eine oder die andere Art ein Corps Truppen in Deutſchland einrücken ſollte, um zu dem Heer der verbündeten Fürſten zu ſtoßen, dieß Einrücken mit großen Gefahren, ſelbſt wenn dieß Corps auch zehntauſend Mann ſtark wäre, verknüpft ſeyn würde, wenn nicht die Alliirten darauf bedacht waren, es ihrer ſeits dadurch zu erleichtern, daß ſie zu deſſen Empfang, wenigſtens auf zehn bis zwölf Meilen, gegen

unſre

unsre Gränze vorrückten. Die vorgeschlagene Einschiffung zu Calais, wenn dieser Gedanke befolgt worden wäre, hatte auch ihre Unbequemlichkeiten. Sie konnte unsern Alliirten nur blos Fußvolk und höchstens achttausend Mann zuführen. Endlich mußte man sich von beyden Seiten wohl verstehen. Ich machte Bethune auf eine Sache gefaßt, deren er und seine Correspondenten wohl gewärtig seyn mußten, nemlich daß in Frankreich sich mit dem Herrn alles geändert habe, und bezeugte ihnen mein Erstaunen darüber, daß die alliirten Fürsten, die sich seiner bedienten, ihre Wünsche, Rathschläge und Entschlüsse auf eine so wenig verständliche und so wenig dringende Art ausdrückten. Ich überließ es seiner Discretion, zu beurtheilen, welchen Gebrauch er von einen Brief zu machen hätte, worinn ich ihm klüglich manches nur zu errathen geben mußte. Rath gab ich ihm keinen andern, als daß er fortfahren sollte, sich so zu betragen, wie bisher, bis er andere Verhaltungsbefehle erhalten würde und versprach ihm für sein Bestes zu wachen. Diesen Brief schrieb ich am vier und zwanzigsten May.

Einige Tage darauf ward ich zu einem andern noch geheimern Rath über diese Sache gezogen. Herr von Jacop, der Gesandte des Herzogs von Savoyen, hatte vermuthet: die Beschlüsse der neuen Mitglieder des Staatsraths möchten nicht günstig für seinen Herrn ausfallen und hatte daher in die Königin Regentin gedrungen, ihm aufs bäldeste und förmlichste ihre Gesinnungen erklären zu lassen, damit Seine Hoheit hierüber die Maasregeln vorkehren könnten, welche Sein Interesse Ihm vorschrieben. Es kam also jetzt darauf an, zu überlegen, was man diesem Gesandten für eine Erklärung zu geben hätte. Ich fand bey meiner

Ankunft früh im Louvre niemand bey der Königin als den Herrn Connetable, den Canzler und Villeroy. Ich war der vierte. Gevres und Lomenie sollten auch dabey seyn; aber Villeroy hatte die Königin beredet, sie hinausgehen zu lassen, worüber Gevres bittre Klagen führte Ich vermuthete gleich aus den studirten Geberden dieser kleinen Versammlung und aus den gewundenen Reden, welche einer dieser Herren zu führen begann, daß noch etwas mehr dahinter seyn möchte, als was ich sah. Madame, sagte ich zu der Königin, mit meiner gewöhnlichen Freymüthigkeit, ich weiß nicht, wozu sie mich herzurufen geruhet haben. Es scheint, meine Gegenwart verhindre diese Herren sich zu erklären; oder man ist hier, um einander zu überlisten. Ich sehe wohl, daß die Rede vom Herrn Herzog von Savoyen ist. Man weiß, daß ich nie sehr gut mit ihm gestanden habe. Ich gestehe jedoch, daß gegenwärtig, da sein Interesse mit dem von Frankreich und er selbst wenigstens in der Hofnung mit der königlichen Familie verbunden ist, ich ihn liebe, wie jeder gute Franzose sollte. Ich finde, daß der König unumgänglich verbunden ist, ihn zu beschützen und zu vertheidigen, daß selbst die Ehre und der gute Ruf seiner Majestät, so wie unser aller Ruhm, darauf steht, nicht zuzugeben, daß ihm an seiner Person und an seinen Staaten der mindeste Schaden zugefügt werde.

Ich sah die Königin lächeln, indem sie mich so reden hörte, und sie sagte Villeroy ein Wort ins Ohr. Dann wendete sie sich zu mir und sagte: Herr von Sully, es ist wahr, wir sind hier um von den Angelegenheiten des Herrn Herzogs von Savoyen zu reden; es sind aber auch noch andere eben so wichtige und wohl noch wichtigere als diese, für welche gesorgt werden muß. Sie sehen die Unruhen, welche in die-

sem

ſem Staat angeſponnen werden, gröſtentheils von den Großen des Reichs, von denen Sie ſelbſt mir geſagt haben, daß ſie eine unerſättliche Ehrſucht und Habſucht beſäßen. Darauf nun bitte ich Sie, wohl zu denken, damit wir im nächſten Staatsrath davon reden können.

Heute, da von dem Herrn Herzog von Savoyen die Rede iſt, haben wir, dieſe Herrn und ich, bereits vor Ihrer Ankunft davon geſprochen und gefunden, daß es das beſte wäre: Frankreich und Spanien wieder mit einander auszuſöhnen, und daß man deswegen einen Prinzen nach Madrit wegen des Ablebens meines Herrn des Königs ſchicken und ihn von einem geſchickten und geheimen Mann begleiten laſſen müſſe, der dieſe Ausſöhnung einleiten und zugleich die Verbindung beyder Kronen durch eine Doppelheyrath vorſchlagen möchte, welche die Spanier, wie ich weiß, noch eben ſo ſehr wünſchen als vorlängſt. Während man dieſe Sache verhandeln wird, bey welcher ich weder große Schwierigkeiten, noch lange Verzögerung vorausſehe, muß man den Herrn Herzog von Savoyen in ſeinen erſten Erwartungen hinhalten, bis zu der Zeit, da man ihm alles ohne Gefahr erklären kann.

Dieſer Entſchluß verurſachte mir einen Verdruß, den ich durch mein Stillſchweigen und durch Achſelzucken bezeugte. Die Königin wurde es gewahr und drang in mich, meine Meynung zu ſagen. Ich that es, indem ich zeigte: daß man nicht ohne den Vorwurf der Treuloſigkeit auszuſetzen, einen Fürſten verlaſſen könne, der alle ſeine Verbindungen mit Spanien abgebrochen, und ſich ſelbſt öffentlich wider dieſe Krone erklärt habe 22), und dies blos auf die Verſprechungen und das Zureden des hochſeligen Königs. Das wenigſte, was

man für ihn thun könne, da man nun doch einmal andere Absichten angenommen habe, sey dieß: daß man ihn davon benachrichtigte und zu gleicher Zeit diesen Schritt vor dem König von Spanien sorgfältig geheim hielte, oder diesen auch das Gegentheil glauben machte, bis wir durch wirksame Mittel einer allgemeinen Aussöhnung diejenige wenigstens aus der Gefahr gerettet hätten, die sich blos wegen uns darinn befänden. — Warum gab man so billigen Gründen nicht nach, oder befolgte wenigstens das Temperament, das meine letzten Worte angegeben hatten? Man that indeß weder daß eine noch das andere. Man sagte: Dieß heiße, sich in allzugroße Weitläuftigkeiten von Unterhandlungen einlassen. Ich replicirte darauf mit der ganzen Zuversicht, welche eine so gute Sache einflößt. Es war aber bereits eine ausgemachte Sache, daß man den Herrn Herzog von Savoyen aufopfern wollte, und alles, was ich hörte, überzeugte mich, daß es so gar schon lange her ausgemacht gewesen sey. Eben so gewisse Anzeigen zum Nachtheil unserer andern Bundsverwandten schloß ich aus allen Minen und Zeichen von Verständniß, welche ich zwischen der Königin, dem Canzler und Villeroy bemerkte. Bald aber gaben sich die Vertrauten und neuen Räthe der Königin nicht einmal mehr die lästige Mühe, ihre Gesinnungen zu verbergen. Die so gelinde, so weise, so glorreiche Regierung des hochseligen Königs ward beynahe ganz laut getadelt, selbst verachtet und lächerlich gemacht. Zu gleicher Zeit, daß man seine Entwürfe als Hirngespinste behandelte, stellte man ihn von andern Seiten als einen schwachen, schlechten und großer Entschlüsse unfähigen Prinzen vor. Es schien nicht genug, die Ermordung dieses großen Königs ungestraft zu lassen, wenn man nicht noch alle Art Beschimpfungen für sein Gedächtniß hin-

hinzufügte; und unglücklicher Weise für uns hat der Himmel, der sich die Rache hierüber vorbehielt, sie nur alsdann ausgeübt, nachdem er dem Neid und Undank zugelassen hatte zu triumphiren.

Durchdrungen von einem lebhaften Verdruß über alles, was ich gehört und gesehen hatte, kam ich nach Hause zurück. „Wir werden, sagte ich traurig und heimlich zur Frau von Sully, deren Verschwiegenheit ich kannte — unter die Herrschaft Spaniens und der Jesuiten fallen. Die guten Franzosen, besonders die Protestanten haben sich wohl vorzusehen; denn sie werden nicht lange in Ruhe bleiben.“ Dieser Gedanke hielt mich die ganze Mittagstafel über in einem tiefen Nachsinnen. Ich ward beym Aufstehen von dem Herrn Bischoff von Montpellier angeredet, der mich bat, einen Augenblick in mein Cabinet zu gehen. Ich ließ ihn hinein treten, und nach einer halben Stunde durch eine untere Türe wieder sehr geheimnißvoll heraus; denn er wollte unerkannt bleiben und trug deswegen Sorge, da ihn meine Leute nur von hinten zu sehen bekamen, indem er sich das Gesicht beynahe ganz mit seinem Taschentuch bedeckt hielt. „Ich habe so eben viel Neues gehört, sagte ich zu meiner Gemahlin und drey bis vier Personen, denen ich traute. Es ist die Folge von dem, was ich ihnen kürzlich sagte. Es ist ein geheimer Rath bey dem Nuntius Ubaldini gehalten worden, wobey der Kanzler Concini, Villeroy, der Bischoff von Beziers und ein Mensch waren, den man mir nicht nennen konnte, von dem man aber glaubt, daß er dem Herzog von Epernon angehöre. Man hatte daselbst die Entwürfe und die Person des hochseligen Königs getadelt und sogar verlacht. Ich wurde dabey noch weniger geschont. Es wurde ausgemacht, daß man die Regierungsgrundsätze und poli-

tiſche Verbindungen ganz ändern, an den Pabſt ſchreiben, und ſich mit ihm verbinden wolle, nichts ohne ſeinen Rath zu unternehmen; daß man ſich mit Spanien vereinigen, und wenn dieſe Verbindung wohl befeſtigt wäre, alle die welche ſich ihr widerſetzt hatten, vorzüglich die Hugenotten von allen Geſchäften entfernen und vom Hof verbannen wolle. Wenn ich weiſe bin, fuhr ich fort, ſo mache ich es wie der Biber, entledige mich ganz ſachte aller meiner Stellen, ziehe ſo viel Geld heraus als ich kann, verwende einen großen Theil davon zum Ankauf eines guten Platzes in einer der entfernteſten Provinzen und ſpare den Ueberſchuß auf Nothfälle.

Wir waren noch an dieſer Materie, als der Herzog von Rohan, die zween Bethune, mein Bruder und mein Vetter, mein Sohn und zween bis drey andere von meinen beſten Freunden hereintraten, denen ich die Eröffnung, die mir ſo eben gemacht worden war, und meinen Entſchluß mittheilte. Sie behaupteten: Die Nachricht müſſe durchaus falſch ſeyn. Ich würde einen Schritt thun, der mich auf immer mit der Schande der Undankbarkeit gegen den Staat und die Kinder des Königs, meines Wohlthäters, beflecken würde. Es ſey noch leicht für mich, im Beſitz meiner Stellen und in der Ausübung meiner Verrichtungen zu bleiben. Es wäre Feigheit und Niederträchtigkeit, ſeinen Feinden ſo auf den geringſten Stoß zu weichen. Ich gab nicht zu, daß ihre angeführten Gründe gut ſeyn. Sie ihrer Seits konnte ich nicht dazu bringen, die meinige einzuräumen. „Ihr wollet alſo, ſagte ich ihnen endlich, daß ich mich für den Staat für „meine Familie und für meine Freunde aufopfern „ſoll. Denn ich ſehe wohl, daß euer Eigennutz groſ„ſen Antheil an allem hat, was ihr mir ſagt. Ich „will es thun, da ihr mich dazu nöthigt; erinnert

„euch

„euch aber deſſen was ich euch heute ſage, daß es zu „geringem Nutzen für euch und zu großen Verdrüßlich„keit, zum Verluſt und ſelbſt zur Schande für mich aus„ſchlagen wird; und, ſetzte ich hinzu, ich werde euch „ſogleich eine kleine Probe davon zeigen können.“

Indem ich alles wohl überlegte, was die angeſehnſten und ſelbſt die hochfahrendſten Höflinge für zuvorkommende und ſelbſt niederträchtige Schritte thaten, um die Freundſchaft deſſen zu erlangen, für welchen die Königin die Ihrige ganz zu zeigen anfieng, hatte ich bey mir ſelbſt den Schluß gemacht, daß es ſehr ſchwer halten würde, noch daſſelbe Verhältniß und einigermaßen auch daſſelbe gute Vernehmen, worinn ich immer mit dem Hof geſtanden hatte, wenigſtens äuſſerlich beyzubehalten, ohne dieſem neuen Günſtling einige Zeichen von Freundſchaft zu geben. Ich hatte mir, im Fall ich bey dieſen Gedanken bliebe, vorgenommen, mich dazu des jungen Arnaud zu bedienen, der ſich ohnehin ſchon nur zu ſehr geneigt fühlte, die aufgehende Sonne anzubeten. Ich hatte ihn eben dieſen Morgen kommen laſſen und auf den Auftrag vorbereitet, den er nächſtens von mir erhalten würde: zu Herrn Concini 23) zu gehen und ihm Dienſterbietungen zu thun. Ich hatte ihm ſogar ſchon geſagt: welche Wendung er ſeinem Compliment zu geben hätte, nemlich folgende: ich ſey nicht böſe deswegen gegen ihn geſinnt, daß das Glück ſich anſchicke, ihm bey der Königin dieſelbe Stelle zu verſchaffen, welche ich bey dem hochſeligen König gehabt hätte. Ich betrachte dieſe Begebenheit als einen jener Fälle, welche die Vorſicht zu gewöhnlich macht, als daß man ſich noch darüber wundern ſollte. Die Regentin thue ſogar hierinn nichts, als daß ſie ihm Gerechtigkeit für die gänzliche Ergebenheit wiederfahren laſſe, welche

er und seine Frau jederzeit gegen sie bewiesen und für die guten Dienste, die sie ihr erzeigt hätten. Bey der Wahl seiner Person zu Führung der Geschäfte habe sie sich ohne Zweifel versprochen, dem König, ihrem Sohn, und dem ganzen Staat einen so fähigen als getreuen Diener zu geben; zwo Eigenschaften, welche schon allein hinreichend wären einen Mann, wer er auch wäre, aller Wohlthaten wahrhaft würdig zu machen, welche die Gunst ihm zusichere. Gleich stark überzeugt so wohl von den löblichen Absichten der Königin als von seinem guten Willen, Sie in allem zu unterstützen, böte ich ihm von Herzen alle Mittel an, welche mich eine lange Erfahrung allenfalls gelehrt haben möchte. Er werde finden, daß dies Erbieten nicht zu verachten sey, wenn er erwägen wolle, daß er außer dem allgemeinen Besten, das daraus entspringen müßte, auch noch für sich selbst dies dabey gewinnen werde, die Gnadenbezeugungen, mit denen er sich in der Folge überhäuft sehen würde, nicht mit der Eifersucht der Großen, dem öffentlichen Haß, dem Nachtheil der Geschäffte und der Bedrückung des Volks zu erkaufen. Dafür, daß ich mich zu diesen Aussichten von Größe und Vortheil mit ihm verbände, verlange ich weiter nichts von ihm, als daß er sie in den Regierungsgrundsätzen suchen möchte, welche den hochseligen König das Mittel hätten finden lassen, sein Reich ruhig und blühend zu machen. Einer der vorzüglichsten von diesen Grundsätzen, dessen er auch gegenwärtig vorzüglich zu bedürfen scheine, sey dieser: die Geschäfftsleute und all die ewigen Bettler nicht daran zu gewöhnen, zu Erhaltung ihrer Bitten ganz auf den zu rechnen, der sich am meisten abgeneigt zeigen sollte, sie ihnen zuzugestehen. Unter diesen Bedingungen würde er mich jederzeit geneigt finden, mich mit ihm zu vereinigen, und von diesem Augenblick an biete

ich

ich ihm meine Freundſchaft an und bitte ihn um die ſeinige.

Man wird vielleicht, nachdem man das Gewicht meines Compliments wohl erwogen hat, ſagen: ich habe meinem Zuvorkommen einen Anhang beygefügt, der mich wohl vor der Furcht ſichern konnte, mich zu weit einzulaſſen. Allein ich glaube, man werde mir dennoch zugeben, daß der, an den es gerichtet war, damit zufrieden ſeyn, und — ich darf es wohl ſagen — ſich dadurch geſchmeichelt finden konnte. Dem ſey wie ihm wolle; es ſchien mir ganz geſchickt dazu, die Wirkung hervorzubringen, von der ich diejenige überführen wollte, welche meinen Entſchluß ſo ſehr bekämpften. „Gehen Sie, — ſagte ich zu Arnaud, nachdem ich ihn gerufen und in Gegenwart dieſer Herrn inſtruirt hatte, — gehen Sie hin zu Herrn von Concini in meinem Namen, und reden Sie mit ihm, wie ich Ihnen heute früh geſagt habe; beeilen Sie ſich, und kommen Sie ſo bald zurück als Sie können. — Ich müßte mich ſehr betrügen, wenn alle dieſe Herrn hier, welche eine ſo gute Meynung von der Königin und ihren geheimen Räthen haben, nicht aus ſeiner Antwort ſehen ſollten, ob etwas Gutes davon zu erwarten iſt.“

Alle blieben bey einander, in Erwartung der Antwort, welche uns Arnaud nach einer Stunde und auf eine Art brachte, die mich vollends in dem ganzen Verdacht beſtärkte, den ich bereits gegen ihn gefaßt hatte. Er unterhielt uns zum Eingang nur mit Lobeserhebungen der Perſon Concini's, ſeiner Geſchicklichkeit, ſeiner Einſicht in Staatsſachen, ſeines Credits, ſeiner Freunde, und huſchte ganz kurz über den Gegenſtand ſeiner Botſchaft weg, indem er nur ſagte: er glaube nicht, daß ich etwas von ihm zu hoffen hätte,

wenn

wenn ich nicht Luſt habe, mich ihm in allem gefällig zu beweiſen. „Ich glaube Sie zu verſtehen — ſagte ich ihm mit einer kleinen Regung von Zorn, deren ich nicht mächtig war (24) — was wollen Sie denn aber eigentlich mit ſo unbeſtimmten Reden ſagen? Reden Sie deutlicher mit uns, und laſſen Sie uns alles hören, was Sie zu ihm geſagt haben, und was er Ihnen geantwortet hat.“ Da er ſich genöthigt ſah, zu gehorchen, machte er uns mit Kopfſchütteln und einem beshaften Lächeln folgende ausführliche Erzählung: Beym Hineingehen zu Concini ſeyen ihm der Präſident Jeannin und ſein Bruder Arnaud begegnet, welche herausgekommen wären. Sie hätten beunruhigt darüber geſchienen, ihn an dieſem Ort zu ſehen, wiewohl ſie nichts zu ihm geſagt hätten, ſo wenig als er zu ihnen; wobey ich überzeugt bin, daß er uns die Wahrheit verheimlichte. Ein gewiſſer Vincenz habe ihm beym Hineinführen in das Zimmer ſeines Herrn geſagt: „Sind Sie nicht von Herrn von Sülly? „Wollte Gott, wir befolgten lieber deſſen Rathſchläge „als die der beyden Männer, die ſo eben weggiengen, „und vieler andern noch ſchlimmern! Wir würden „nicht ſo geſchwind gehen, als man uns bringen will; „dagegen würde aber auch das Anſehen der Königin „und unſer Glück auf eine löblichere, ſichrere und dauerhaftere Art gegründet werden.“ Nachdem dann der neue Günſtling zu ihm geſagt habe: „Nun, Herr Arnaud, kommen Sie, mich zu beſuchen?“ habe er ihm mit dem Kompliment und allen den Reden geantwortet, die ich ihm aufgetragen hätte, und die er uns auch wieder herſagte.

Auch hierauf hielt Arnaud wieder inne, und ſagte uns ſtockend: er habe nur eine ſo kurze und ſo trockene Antwort erhalten, daß es ihm beſſer ſcheine, gar nichts

nichts davon zu ſagen. Was er uns noch zu ſagen hatte, war juſt das, was ich gern hören wollte; und er ſagte es uns endlich, nachdem er ſich lange dazu hatte nöthigen laſſen. Ohne ein einziges armes Wort von Dankſagung auf alles, was man ihm da Verbindliches geſagt hatte, ohne nur zu zeigen, daß er im mindeſten darauf geachtet habe, hatte Concini in ziemlich ſchlechtem Franzöſiſch und in einen bittern Ton geſagt: „Wie, Herr Arnaud? Der Herr von Sully gedenkt „alſo noch die Franzöſiſche Angelegenheiten ſo zu regie„ren, wie zur Zeit des ſeligen Königs? Dies darf er „auf keinen Fall erwarten. Da die Königin Regentin „iſt, ſo kömmt es ihr zu, über alles zu diſponiren; und „ich rathe ihm, nichts etwa anders als nach ihrem „Willen zu unternehmen. Was meine Frau und „mich betrifft, ſo haben wir weder die Hülfe noch die „Gunſt irgend eines Menſchen nöthig. Ihre Maje„ſtät liebt uns, weil wir Ihr gut gedient haben. Nie„mand wird das Gute verhindern, was ſie uns zu er„zeigen geruhen wird. Herr von Sully, wenn er „etwas verlangt, wird vielmehr unſers Beyſtands be„dürfen, als wir deſſen, den er uns anbietet; und „wenn er die Unterſuchungen wüßte, die im Werk „ſind, ſo würde er uns mehr ſuchen als er thut. Es „iſt kein Prinz noch Herr am Hof, der uns nicht be„ſucht hätte. Er iſt der einzige nebſt einem andern.“

Niemand in der Geſellſchaft erwartete eine ſo derbe Antwort. Alle ſahen ſich unter einander an, und zuckten die Achſeln ohne ein Wort zu ſagen. „Nun, „meine Herrn, ſagte ich zu ihnen, ſind Sie noch der „Meynung, daß es mir möglich ſey, mich mit Ehren „in meinem Poſten zu behaupten? und daß man mich „die Geſchäffte lenken laſſen würde, wie zuvor?“ Sie geſtanden, daß ſie die wahre Lage der Dinge ſchlecht beur-

beurtheile hätten, und dieß gab Anlaß zu mehrern andern ziemlich langen Reden, die aber zu unwichtig sind, um hier beygebracht zu werden, und bey denen der Schluß dahin ausfiel: man müsse noch etwas auf das Glück ankommen lassen, nichts übereilen, und zusehen, was die Ankunft des Herrn Prinzen bewirken würde, dessen Erscheinung man nächstens erwartete, auf welche noch viele andre, außer mir, große Hoffnungen bauten.

Die erste Nachricht von der Zurückkunft dieses Prinzen in das Königreich erhielt ich einige Tage nach dieser Unterredung durch Pallot. Er sagte mir zu gleicher Zeit: da der Herr Prinz nicht sehr mit Geld versehen sey, so könnte man wohl ihm auf eine gute Art den Hof machen, wenn ich ihm, ohne erst zu warten, bis er es verlangte, wenigstens ein halbes Jahr vor seiner Pension auszahlte. Glücklicherweise konnte ich es thun, ohne den Vorwurf zu befürchten, daß ich eigenmächtig und ohne Befehl über die Königlichen Gelder geschaltet hätte, indem diese Summe bereits in Rechnung gebracht, wiewohl dem Herrn Prinzen noch nicht ausgezahlt worden war. Der hochselige König, welcher nicht wollte, daß er glauben möchte, Er habe noch so viel Gewogenheit für ihn, um ihn damit zu begnadigen, hatte erwartet, daß sich eine schickliche Gelegenheit finden würde, da ich sie ihm, wie für mich selbst, schicken könnte. Ich hatte sogar bereits die Hälfte davon zwo Personen übergeben, denen der Herr Prinz aufgetragen hatte, sie von mir zu verlangen, und erinnerte mich, daß diese mir erst vor acht Tagen gesagt hatten, sie hätten sie noch in Händen. Ich ließ also alles Pallot geben, der es dem Herrn Prinzen brachte, und ihm dabey diesen Beweis meiner Ergebenheit gegen seine Person so gut zu rühmen wußte, daß dieser

Prinz

Prinz, dem man damals keinen gröſsern Dienſt erweiſen konnte, mir es ſehr Dank wuſste, und, wie mir einer der Söhne des Herrn von Harcourt erzählte, ganz laut verſicherte: er wolle nicht nach Paris kommen, ohne mich zu beſuchen und mich um Rath zu fragen. Da ich beynahe nichts als Feinde um mich ſah, empfand ich eine wahre Freude darüber, auf dieſe Art den Haſs getilgt zu haben, welchen eine Zeitlang der erſte Prinz vom Geblüt gegen mich gehegt hatte. Er erzeigte mir ſogar die Ehre, zu verſchiedenen malen die Herrn von Rieux, Montataire, Clermont und andre von Adel an mich abzuſchicken, um mir ſeine Lage und ſeine Entwürfe zu eröffnen.

Als man ihn von dem Tod des Königs benachrichtigt hatte, ſtand er keinen Augenblick an, ſich auf den Rückweg nach Frankreich zu machen. Er rechnete, wenn er ſich auſserordentlich beeile, noch frühzeitig genug anzulangen, um die Rechte geltend zu machen, welche ihm ſein Rang bey dieſem Fall gab. Dieſer war ganz dem des Königs von Navarra, ſeines Groſsonkels, ähnlich, da dieſer ſich der Königin Catharina von Medicis vorziehen zu laſſen geſucht hatte. Sie machten beyde gleich ſchlechtes Glück mit ihren Anſprüchen. Der Prinz von Condé erhielt bald Nachricht, daſs die Königin, ohne weder ihn noch die andern Prinzen vom Geblüt zu erwarten, ohne nach den Geſetzen, die Errichtung eines Regentſchaftraths vorhergehen zu laſſen, und ohne eine der bey dergleichen Fällen herkömmlichen Formalitäten zu beobachten, eher zur Regentin erklärt, als erwählt worden war. Er begriff [illegible], daſs keine Hoffnung für ihn übrig ſey, zur Regentſchaft zu gelangen. Er vermuthete ſogar die Behandlung, welche ſeiner am Hof wartete, wo ſeine Gegenwart nun nicht anders als unangenehm

seyn konnte. Diese Ungewißheit machte, daß er seinen Weg langsamer fortsetzte, und wünschte, ehe er sich weiter einließe, genauer von der Stimmung der Gemüther, besonders derer, welche einige Macht hatten, unterrichtet zu werden. Da ihm nichts geschickter dazu schien, sich Gehör und Achtung zu verschaffen, als die Ehrerbietung, die man ihm von den Großen bey dieser Gelegenheit öffentlich erwiesen sehen würde, ließ er sie beynahe alle sondiren, und gab ihnen zu verstehen, daß er sich denen verbunden achten würde, die ihm entgegen fahren und ihn bey seinem Einzug in Paris begleiten würden.

Dieser Antrag wurde mir, so wie den andern gemacht. Ich glaubte aber, daß meine Stelle mich verhindere, darein zu willigen, ohne erst wenigstens die Erlaubniß der Königin dazu erhalten zu haben, da diese die Person des Königs selbst vorstellte. Sie schlug mir es nicht förmlich ab, gab mir aber durch die Mine, womit sie mein Gesuch aufnahm, wohl zu verstehen, daß es ihr ein Vergnügen machen würde, wenn man sich der Erfüllung dieser Pflicht enthielte. Ich begriff auch aus dem wenigen, was sie mir sagte, daß sie mir so wie allen andern zwischen ihr und den Prinzen vom Geblüt die Wahl gab, mit denen sie sich ganz zu vertragen wahrscheinlich nie hoffte. Vielleicht, daß die Kälte, welche ich in diesem Augenblick auf ihrem Gesicht bemerkte, auch zum Theil von dem Mißvergnügen herrührte, das sie empfand, weil ich dem Herrn Prinzen Geld geschickt hatte. Denn man hatte nicht ermangelt, dieß zu entdecken und ihr zu wissen zu thun; und ohne Zweifel erinnerte sie sich nicht, daß dieß ein Artikel war, welcher bereits unter den Ausgaben in Rechnung stand. Es konnte auch wohl eine Folge von dem Verdruß seyn, welchen ihr eine Sitzung

des

des Staatsraths verurſacht hatte, deren ich zu gedenken vergaß und worinn feſtgeſetzt worden war, daß ich bis auf weitern Befehl fortfahren ſollte die Finanzverwaltung zu führen wie bisher, und namentlich in dem was die Staatspenſionen betraf. Ich fürchtete: die Königin möchte mir bey dieſer Gelegenheit auflauern, und es mir nie vergeben; und beſchloß, mich ihrem Haß nicht wegen einer Sache auszuſetzen, die mir nicht von eben ſo großer Wichtigkeit ſchien als wahrſcheinlich dem Herrn Prinzen. Er ſchickte Eilboten auf Eilboten an mich ab, um mich andern Sinnes zu machen, und ließ mir endlich durch die obengedachte Edelleute erklären, daß er entſchloſſen wäre nicht wieder nach Paris zu kommen, weil ich mich weigerte, daſelbſt mit ihm zu erſcheinen und über Dinge zu ſprechen, welche die Partie, die er ergreifen ſollte, beſtimmen würden, und die er nur durch mich erfahren könnte.

Ich fieng wieder an, neue Verſuche deswegen bey der Königin zu machen, von der ich jedoch nie weiter etwas herausbringen konnte als jene Art von Erlaubniß, durch welche hindurch man deutlich eine abſchlägliche Antwort erblickte. Die Alternative war in der That um ſo bedenklicher, da ſie ſich wirklich zwiſchen zwo Partien befand, welche man damals als ganz entgegengeſetzt betrachten konnte. Ich mache kein Geheimniß daraus; ich erklärte mich für die, welche mir die Früchte eines weſentlichen Dienſtes verſchaffen konnte, gegen die, welche mir nur die leicht vergeßliche Verbindlichkeit für eine bloße Gefälligkeit verſprach; und gieng hin den Herrn Prinzen zu beſuchen (25), welcher, was ihm auch der Herzog von Epernon ſagen mochte, dennoch von dem Ort, wo er zu Mittag geſpeiſt hatte, nicht abgehen wollte, bis er wußte, daß ich ſehr nahe daran ſey. Ich begegnete ihm im freyen

Feld und stieg ab, um ihn zu umarmen. Er stieg selbst beynahe zu gleicher Zeit mit mir vom Pferd, und kam, mich mit gleich starken Zeichen von Achtung und Freude zu umarmen. Er fieng an sich mit mir zu unterhalten, während wir queer durch das Feld giengen, wo wir wohl eine Viertelstunde blieben, obschon Epernon ihm vorstellte, er hätte alle seine Zeit nöthig, um nicht zu spät anzulangen. Von Zeit zu Zeit sprach er über verschiedene Dinge mit mir, deren Erzählung mir hier überflüßig scheint. Ich begleitete ihn bis ins Louvre, wo ich ihn seine Aufwartung machen und mit der Königin sprechen ließ (26) und ins Zeughaus zurück gieng.

Es konnte wohl seyn, daß der Herr Prinz selbst da, als er so sehr Mißhandlungen von der Königin zu befürchten schien, sich im Herzen eine ganz andere Aufnahme von ihr versprach, wenn er sich das gute Vernehmen ins Gedächtniß zurückrief, das ehmals zwischen ihr und ihm bestanden hatte; und sogar, daß er sich hierauf einen ganz andern Plan baute als der war, von welchem er mit mir sprach. Niemand hatte daran gezweifelt, als er aus dem Reich gieng, daß sein Mißvergnügen und seine Flucht die Wirkung der Winke und des Zuredens dieser Prinzeßin seyen, und der König selbst hatte Nachricht davon. Wie dem auch sey; dem Herrn Prinzen, wenn er diesen Gedanken hatte, wurden bald die Augen geöffnet, und er lernte aus eigner Erfahrung einsehen, daß nichts gegen die Eifersucht auf die unumschränkte Gewalt auszuhalten vermag. Die Königin schien gegen ihn alles Andenken der Zeit gänzlich aus dem Gedächtniß verloren zu haben, wo sie dem Beweggrund, der sie mit einander zu handlen bewogen hatte, den Namen des gemeinschaftlichen Interesses gegeben hatten; und sicher war es

nicht

nicht eine weitläufige Unterhaltung über Staats- und Regierungsangelegenheiten, was ſie jenes vergeſſen machte. Denn ſie hatte auch nicht ein Wort von dieſen mit ihm geſprochen. Sie ſchränkte ſich gegen ihn auf ein ſo ſteifes, froſtiges und ſtummes Ceremoniel ein, daß er das Louvre, ſehr ſchlecht erbaut von allem, was er geſehen hatte, verließ.

Ich merkte es aus den Reden, die er bey mir führte, als er mir zween Tage darauf einen Beſuch machte, wiewohl er ſich nicht ſogleich geradezu erklärte und keine Perſon nannte. Ich meinerſeits wartete mit meiner Erklärung ebenfalls, bis er mir deutlicher den Grund ſeiner Geſinnungen entdeckt hätte, und hielt mich noch verſchloſſener als er. Allein in der Folge dieſer Unterredung fieng er an, mit mir ſo deutlich von ſeiner Stimmung zu ſprechen, und zeigte mir dabey ſo viel Achtung, Zutrauen und Verlangen, mit mir vereint die Mittel ausfindig zu machen, um dem gänzlichen Umſturz der Geſchäffte und der bevorſtehenden Unordnung in den Finanzen vorzubeugen; er bat mich ſo aufrichtig um einen Rath über die Art, wie er zum allgemeinen Beſten durch alle die Hinderniſſe hindurch wirkſam ſeyn könnte, welche ihm Eiferſucht, Haß und Cabale entgegenthürmen würden, daß ich es endlich ſo wohl ſeinem Zutrauen als ſeinem löblichen Beweggrund ſchuldig zu ſeyn glaubte, offenherzig mit ihm über dieſe ganze Materie zu ſprechen. Was mich vollends dazu beſtimmte, war folgender Umſtand. Er hatte mir nämlich geſtanden, unter allen denen, welchen er ſeinen Wunſch eröffnet hätte, die politiſche und einheimiſche Staatsſachen ferner noch nach eben den Grundſätzen behandelt zu ſehen, welche der hochſelige König befolgt hätte, ſey nicht Einer geweſen, der ſich nicht bemüht hätte, es ihm auszureden. Ich befürch-

trete daher, die Aussicht auf Schwierigkeiten, die entweder schlechterdings unübersteiglich wären, oder die man doch wenigstens nur mit unendlichen Gefahren besiegen könnte, ohne andre als sehr mittelmäßige Früchte dafür zu erndten, möchte ihn auf den Abweg bringen, auf welchem man ihn gerne haben wollte.

Nachdem ich ihm also für die Ehre seiner Achtung und seines Zutrauens gedankt hatte, gab ich ihm folgende Antwort und beynahe in eben diesen Ausdrücken: Alle Personen, die er über die gegenwärtige Angelegenheit gehört oder zu Rath gezogen hätte, seyen dabey viel zu sehr interessirt, um ihm einen Rath zu ertheilen, welcher alle ihre Hoffnungen zerstört haben würde. Ich wußte ihm keinen andern zu geben, als den, welchen ich den Herrn Prinzen vom Geblüt, seinen Oheimen, dem Prinzen von Conty und Grafen von Soissons und der Königin selbst geben würde, wenn sie ihn, in der Absicht ihn zu befolgen, von mir verlangen würden. Denn das Interesse ihrer vier wäre, die Sache näher betrachtet, genau dasselbe. Dieser sey: sich für den König gegen die Großen und gegen jenen Haufen von zudränglichen Ehrgeitzigen und Eigennützigen zu vereinen, von denen der Hof wimmle. Denn sicher seyen alle diese Personen auf nichts weiter bedacht, als auf jede, auch die unerlaubteste Art Nutzen aus einer Conjunctur zu ziehen, welche jederzeit der Triumph der Habsucht und Frechheit gewesen sey. Dies sey der Punct, von dem man ausgehen müßte. Um sich aber nicht auf eine andere Art davon zu verirren, und um nicht selbst das Beyspiel dessen zu geben, was man verwerfe, sey es nothwendig, daß eine feyerliche Erklärung das ganze Reich unterrichte: diese Union habe keinen andern Zweck, als in allem und auf die edelste Art auf das höchste Gut des Staats hinzuwirken.

Die

Die Folgen, welche man davon ſehen werde, würden zeigen, daß man auf dem Wege dahin zu gelangen gedenke, welchen ein großer König vorgezeichnet habe, deſſen glückliche Ausführungen jeden ſeiner Entwürfe, jedes ſeiner Werke gerechtfertigt hätten. Eine in jeder Rückſicht weſentliche Pflicht ſey, oft und laut zu bezeugen, daß man von demſelben Geiſt beſeelt ſey, welcher dieſen großen König das Geheimniß habe finden laſſen, ein in Elend verſunkenes Reich in einen blühenden Staat umzuſchaffen. Die beſte Art, zu zeigen, daß man ihm in der That nachahme, beſtehe darinn, daß man nichts für ſich ſelbſt verlange, und ſo auch alles den ungerechten Forderungen einer Rotte habſüchtiger Höflinge abſchlage. Ich wollte damit eben nicht geſagt haben, daß man ſich jeder Art von Belohnungen berauben ſollte; im Gegentheil ſey es einer der Vortheile dieſes Syſtems, für eben dieſe vier Perſonen, daß bey einer weiſen Führung der Geſchäffte ihnen natürlich und mit vollem Recht weit mehr in Einem Jahr einkommen würde, als auf jede andere Art in zehn, daß ſich aber darum dennoch nichts Gewinnſüchtiges in ihre Abſichten miſchen dürfte; — was ich ihnen um ſo öfter wiederholen würde, als von allen guten Eigenſchaften, welche einem Staatsmann erforderlich wären, keine ſo ſchwer zu üben ſey, als dieſe: ſich unaufhörlich mitten unter Schätzen und unter leicht zu erhaltenden Gnadenbezeugungen zu ſehen, ohne ſich dadurch blenden zu laſſen. Ich wiſſe bereits alle Entwürfe, welche einige von den Prinzen angelegt hätten, um das zu genießen, was man Rechte des Rangs nennt, wiſſe aber auch, daß wenn ſie ſich gegen dieſe gefährliche Schlinge verwahrten, keine Macht fähig ſey, ihnen zu widerſtehen, wenn ſich auch alle aufrühreriſchen Köpfe und alle Großen ohne Ausnahme wider ſie verſchwören wollten. Denn das Beſte des

Königs ſey in der That das allgemeine Beſte des Staats, wenn man es durch dieſe Mittel unterſtützte, und der Eindruck, welchen der königliche Name macht, erreiche alsdann ſeine höchſte Stärke. Ich fuhr fort, dem Herrn Prinzen zu ſagen: es käme nun nur noch darauf an, zu wiſſen, ob man die Königin und die zween andern Prinzen eben ſo geneigt fände, als dazu erforderlich wäre, um dieſen Plan durchzuſetzen. Weit entfernt mit dieſer Hoffnung ſich ſchmeicheln zu dürfen, geſtünde ich ſelbſt, daß er keineswegs auf ſie rechnen dürfe. Er ſey aber darum doch nicht davon frey zu ſprechen, alle nothwendige Schritte deswegen bey der Königin zu thun, theils weil man ihm bey einem Punct von dieſer Wichtigkeit nicht den geringſten Vorwurf zu machen haben müßte, theils aber auch, weil dieſe Dame bereits gewiſſermaßen im Beſitz des königlichen Anſehens ſey, und daher die ſtärkſten Gründe immer noch nicht zu ſtark ſeyn könnten, um in den Augen des Publikums das gewaltſame Verfahren zu rechtfertigen, zu dem man ſich vielleicht gegen ſie genöthigt ſehen könnte, und um die Gefahr eines ſolchen Schritts zu entfernen. Nach dieſer Vorſicht müſſe ihn nichts mehr abhalten, eine Pflicht allein auf ſich zu nehmen, welche die Prinzen, ſeine Oheime, nicht mit ihm hätten theilen wollen. Alsdann aber müſſe er auch in der That, aller jener Stützen beraubt, eine ſo entſchiedene Uneigennützigkeit und eine ſo auffallende Rechtſchaffenheit in allen ſeinen Handlungen und Reden für ſich ſprechen laſſen, daß jedermann ſich gewöhnen müſſe: ihn als den wahren Freund des Königs, des Staats und des Volks zu betrachten. Ein Mann, der nichts als ſolche Waffen gebrauche, und dabey auf der Stelle ſtehe, um es thun zu können, ziehe bald oder ſpät alles auf ſeine Seite. Die Herrn Prinzen von Conty und Soiſſons würden es zuerſt fühlen, wenn ſie die Ehre, welche

welche von einem ſo achtungswürdigen Benehmen auf das königliche Geblüt zurückſtrahlte, gegen die Unannehmlichkeiten, den Mangel der Achtung, und gegen die oft verächtliche Begegnungen halten würden, denen ſie unfehlbar ausgeſetzt ſeyn müßten, wenn ſie ſich vermiſcht mit den Haufen der Höflinge zeigten. Sehr viele Gründe würden bey der Regentin ſelbſt ihre Neigung zu einem entgegengeſetzten Benehmen aufwägen beſonders wenn ſie die Prinzen vom Geblüt vereinigt gegen ſich ſähe. Alle anſcheinende Macht, womit ſie bekleidet ſey, würde nicht hinreichen, ſie ſechs Monate hindurch gegen eine ſo ſtark autoriſirte Parthey zu unterſtützen. Endlich, glaubte ich ihm dafür bürgen zu können, daß Nothwendigkeit, Zutrauen und der Strom endlich alles auf ſeine Seite ziehen würden, und daß nichts zwiſchen der Königin, den Prinzen und den Großen vorfallen könnte, es ſeyen nun Verbindungen, Veruneinigungen, Meutereyen, Ausſöhnungen, Partheyen, das nicht zum Vortheil ſeines Anſehens ausſchlagen müßte, wenn er von dieſem Augenblick an ſeinen Plan zu bilden und getreu zu befolgen wiſſe, ſo wie ich ihn hier entworfen hätte.

Die Aufmerkſamkeit, womit mir der Herr Prinz zuhörte, war mir ein Beweis, daß ich den Weg zu ſeinem Herzen gefunden und da den ſtarken Eindruck gemacht hatte, welcher Wirkung der in einem Gegenſtand zuſammentreffenden Wahrheit und Gerechtigkeit iſt. Was nachher geſchah, beweißt nicht, daß ich mich damals betrog, oder beweißt wohl eben ſo gut, daß der Herr Prinz ſich ſelbſt zuerſt betrog, indem es gewiß iſt, daß die Stärke meiner Gründe ihn ziemlich lang gegen die Wellen aufrecht erhielt, die unaufhörlich an ihn anſchlugen. Welcher Ränke ſich auch die Perſonen bedienten, von denen er umlagert war, konnte

er doch die Rathſchläge, die ſie ihm gaben, nicht einmal oberflächlich prüfen, ohne ſogleich zu entdecken, daß Geiz und Eiferſucht ſie eingegeben hätten. Welch ein Unterſchied zwiſchen ſolchen Geſinnungen und denen die ich ihm einzuflößen ſuchte! Er fühlte dies, er war davon überzeugt, und doch ließ er ſich, wie alle andere von dem Strom des böſen Beyſpiels hinreiſſen. Der Herzog von Bouillon trug mehr als ſonſt irgend jemand dazu bey, ihn auf die Seite des Irrthums zu ziehen 27). Ich denke mir ſelbſt und vergrößere vielleicht in meinen eignen Augen alles, was zur Rechtfertigung dieſes Prinzen dienen kann, indem ich aufrichtig geſtehe, daß es nicht ſchwer war, den Beweggründen, durch die man meine Grundſätze zu untergraben ſuchte, den gefälligſten Anſtrich zu geben, und daß es eben nicht befremden darf, wenn ein junger unerfahrner Prinz weder genug Beurtheilungskraft beſas, um Schein vom Weſen zu unterſcheiden, noch Stärke genug, um das was nur nützlich iſt, dem vorzuziehen was gefällt und ſchmeichelt. Folgendes waren denn die Gründe, welche aus ſeinem Geiſt diejenigen verwiſchten, deren ich mich bedient hatte.

Man ſagte ihm: alle meine Vernünfteleyen liefen auf nichts hinaus, als ihn in ein ungereimtes und eingebildetes Syſtem zu verwickeln. Dieſe ſchönen Sentiments paßten weder für unſre Zeiten noch auf unſre Sitten; Rechtſchaffenheit und Tugend allein erreichten nie irgend einen Zweck; die Hirngeſpinſte mit denen ich ihn abſpeißte, würden bey niemand Eingang finden; indem er ſich ſo zum Eckſtein aller Welt mache, werde er nichts dafür erndten, als allgemeinen Haß, und die unnütze Reue, die glücklichſte aller Konjunkturen nicht beſſer benutzt zu haben. Das einzige, was er bey dieſer Gelegenheit, wo die königlichen Schätze

doch

doch die Beute einer allgemeinen Plünderung werden müßten, vernünftig thun könne, sey dieß: als die erste Staatsperson nach Ihren Majestäten 28) den besten und fettsten Theil davon an sich zu reissen. Er müßte sehr wenig aus der Noth, worinn er gesteckt hätte, gelernt haben, wenn sie ihn nicht wenigstens belehrt hätte, daß man die Gelegenheit, sich ihrer zu entledigen, mit beyden Händen ergreifen müsse, wenn diese sich einmal darbiete. Er möchte übrigens wohl darauf Acht geben, daß ich ihn nicht sowohl seinetwegen, als wegen meiner selbst zu einem gewagten Entschluß zu bringen suche, indem mir nur noch dieß einzige Mittel übrig bliebe, meinen in den lezten Zügen liegenden Credit zu erhalten. Er möchte sich aber nicht dadurch betrügen lassen. Indem ich sein Interesse mit dem meinigen verbinden wolle, würde ich ihn mit in meinen Sturz hinabziehen; der Haß der Großen und der Minister gegen mich sey so stark, daß der bloße Verdacht einigen Antheils, den ich an dem allem habe, hinreichend sey, um seine Entwürfe und Hoffnungen zu zernichten. Ich hätte es verschmäht, meine Freundschaft und meine Dienste irgend jemand anzubieten. Dafür sey denn auch jedermann so gut einverstanden mich zu Grund zu richten, daß es keine Bedingung gäbe, welche man nicht von denen, die nun über Gnaden und Gunstbezeugungen disponiren würden, annähme, wenn nur mein Sturz damit verbunden wäre.

Hat man bey solchen Gelegenheiten nur erst einmal die Rathschläge verdächtig zu machen vermocht, so hat man so viel Mühe nicht mehr, den Rathgeber verhaßt zu machen. Dieß unternahm man, und es geschahe denn auch. Man machte dem Prinzen begreiflich, mein Sturz sey eine nothwendige Folge des

Ey-

Systems, das er anzunehmen im Begriff sey. Was ich ihm selbst auch gesagt hatte, bestätigte es ihm. Alle meine Reden kehrten sich nun in seiner Vorstellung wider mich, so daß nun (wunderlich genug, wiewohl die Politik mehr als Ein Beyspiel aufstellt) der Herr Prinz in denselben Gesinnungen, die er einen Augenblick zuvor in meinem Munde bewundert hatte, itzt den Grund zu dem Haß fand, den er gegen mich zu fassen begann, und zu der Verfolgung, die er wider mich erregte. Von da an ward der Entschluß gefaßt, mich nur so lange noch auf meinem Posten zu lassen, bis man Zeit gehabt hätte 29), sich mit einander zu setzen; mir indessen heimlich, so viel möglich alle Streiche zu spielen: die wenige mir noch übrige Gewalt nach und nach zu untergraben, und mir so unvermerkt als möglich alle bey mir verwahrte Papiere, Aufsätze und Instruktionen, die Finanzen betreffend, aus den Händen zu spielen, bis der Augenblick erschiene, mich auf immer zu entfernen. Daß die Ausführung dieses Complots bis ins folgende Jahr verschoben wurde, geschah deswegen, weil verschiedene unversehens eingefallene Hindernisse sie verzögerten.

Ich wußte vielleicht zu der Zeit nicht alle Complots, welche auf diese Art heimlich gegen mich geschmiedet wurden. Aber wenigstens errieth ich einen so guten Theil derselben, daß ich fester als je auf den Entschluß zurück kam, den ich meiner Familie annehmlich zu machen gesucht hatte, mich zurückzuziehen, ehe ich dazu genöthigt schiene. Ich gieng sogar so weit, mit der Regentin davon zu sprechen, mit der Bitte, daß sie sich nicht widersetzen möchte. Wiewohl ich nun durch diesen Antrag ohne Zweifel allen ihren Wünschen zuvorkam, so bediente sie sich doch in ihrer Antwort einer so tiefgelegten Verstellung, daß man mich schwerlich

lich einer zu groſſen Einfalt hätte beſchuldigen können, wenn ich mich auch dadurch hätte betrügen laſſen. Nie waren Concini und deſſen Frau beſſer bey ihr angeſchrieben, als damals; ſie fieng an, nichts mehr zu ſehen noch zu thun auſſer durch ſie; und doch affektirte ſie über ihr Verfahren eben ſo viele Unzufriedenheit, als ſie mich bereden wollte, mit meinem Benehmen zufrieden zu ſeyn. Die Urſache war, daß ich ſie in eine Verlegenheit ſetzte, die ihr zu ſtark war, zu einer Zeit, wo die Salbung des Königs ihr ohnehin ſchon zu ſchaffen genug machte, und daß ſie den ganzen Reſt des Jahrs dazu nehmen wollte, ſich auf die Veränderung vorzubereiten, welche die Niederlegung meiner Stelle in dem Gang der Geſchäfte bewirken mußte. Ich bequemte mich nach ihrem Willen, ohne mich von dem meinigen zu entfernen; das heißt, indem ich meine erſtere Verrichtungen fortſetzte, beſchloß ich ſo gut auf der Lauer zu bleiben, daß ich meine Feinde ſtets in hinlänglicher Entfernung von mir halten könnte, um ſie um das Vergnügen zu bringen, an mich kommen und mich ſelbſt plündern zu können.

Man faßte endlich einen Entſchluß über die Cleveſche Sache. Es war nicht länger dabey zu zaudern, wenn man auch nur noch ein wenig den Schein behaupten wollte, ſich dafür zu intereſſiren. Die Armee der verbündeten Fürſten war, vereinigt mit der der vereinigten Provinzen vor Jülich gerukt, um es zu belagern, und der Prinz von Oranien, der das Kommando darüber führte, hatte ſo gute Maasregeln genommen, daß der Plaz ihm nicht entgehen konnte. Unſer Beyſtand war ſogar ganz unnüz für ihn, weil das Haus Oeſtreich keinen Schritt gethan, noch irgend Truppen auf die Beine gebracht hatte, um ſie ſeinen Feinden entgegen zu ſtellen, und weil nach dieſem

ſem Heldenſtreich der Krieg ſo wie man ihn zu führen, ſich vorgenommen hatte, geendigt war. Allein der neue Staatsrath der Königin, welcher aus den ſchon genannten Perſonen beſtund, glaubte ein Meiſterſtück von Politik zu machen, indem er mehr zugeſtand, als man ſo lange Zeit fruchtlos gefordert hatte. Er wuſte wohl, in welchem Zuſtand ſich der belagerte Platz befand, und wollte ſich die Ehre der Einnahme derſelben zueignen, welche nach der Ankunft unſrer Truppen bald erfolgen mußte. Man glaubte dabey, dem König von Spanien keinen beſſern Sporn geben zu können, um ihn dahin zu bringen, daß er dieſe Verbindung mit uns wünſchen und ſuchen möchte, um welcher, wie man fand, er ſich nicht eifrig genug bewarb, und welche man, ganz auf eigne Koſten einzugehen ſich doch noch ſchämte. Man beſchloß daher unverweilt achttauſend Mann zu Fuß, zwölfhundert Pferde, und acht Kanonen gegen Jülich anrücken zu laſſen, und dieſe Armee dem Marſchall de la Chatre als Befehlshaber zu übergeben.

Als dieſer Entſchluß öffentlich bekannt, und der Ferm wegen im allgemeinen Staatsrath angebracht wurde, konnte ich nicht umhin, meine Meinung darüber zu ſagen. Ich fragte: zu welchem Ende dieſer Zug und dieſer Aufwand gegen Feinde ſeyn ſollte, die ſich nicht wehrten, und für Freunde, die deſſen nicht benöthigt ſeyen? Ich erklärte meine Gedanken über dieſes Hinterherkommen, das mir nicht ſehr rühmlich für uns ſchien. Ich ſtellte die Länge und Schwierigkeiten des Marſches vor, den man unſre Truppen machen laſſen wollte. In der That mußte man auch, wenn unſre Armee nichts von den Feinden zu befürchten haben ſollten, die ihr unterwegs aufſtoſſen konnten, einen weiten Umweg nehmen, und durch

rauhe

rauhe, bergigte, und unfruchtbare Gegenden ziehen. Concini, der den Herrn Grafen von Soissons und den Herzog von Bouillon für seine Meinung gewonnen hatte, und sich seiner geheimen Beweggründe freute, ließ mich reden, wie einen, den man nicht gewürdigt hat, zu berichten, und der Abmarsch der Truppen ward beschlossen. Damit ich nur nicht ferner lästig, und sogar selbst persönlich bey dieser Kriegsrüstung interessirt seyn möchte, gab man meinem Tochtermann, der schon sehr lange um eine Stelle bey der teutschen Armee angesucht hatte, den Posten eines General Feld-Marschalls, was ihm um so angenehmer seyn mußte, da ihm diese Eigenschaft in Ermanglung des Generals volles Recht gab en Chef zu kommandiren. Es war sogar nicht unmöglich, daß auch ohne dieß la Chatre der Sache von selbst überdrüssig wurde, und das Commando niederlegte. Man hatte ihn mehr als einmal bereit gesehen, es zu thun. Die Schwierigkeit des Marsches schreckte ihn ab, auch die Gefahren, die ihm daselbst aufstossen konnten. Er gestand sogar mir, und noch einigen andern Personen vom Staatsrath: die Jesuiten hätten einen starken Gewissenszweifel in ihm darüber rege gemacht, daß er sich mit Ketzern gegen christgläubige Katholiken verbände. Ich machte ihm wieder ein wenig Muth, indem ich ihm einen etwas bequemern Weg zeigte, als den er nehmen wollte, und er schickte sich zur Abreise an.

Die Vorbereitungen zu dieser Kriegsrüstung, die mir zur Last fielen, wurden so gemacht, daß die Armee aus den besten Truppen bestand, die wir damals auf den Beinen hatten, das Geschütz vollständig und gut bedient und der Fond der Ausgaben, so überflüssig war, daß der Kassierer noch hunderttausend Thaler übrig behielt und zurück brachte. Der Prinz

Moriz

Moriz gestand aber auch, daß er in langer Zeit keine so gut ausgerüstete und wohl exercirte Leute gesehen habe. Nur schien es ihn zu befremden, daß der General, der dem Schein nach einer unsrer besten Feldherrn hätte seyn sollen, nur eine ganz gemeine Kenntniß von allem verrieth, was bey Belagerungen und andern Kriegsgeschäften üblich ist.

Dieß ist alles, was ich von dieser Expedition sagen werde. Die Geschichtschreiber 30) werden umständlicher angeben, wie unsre Armee nach Teutschland kam, und wieder daher zurückkehrte. Die Furcht, allzu aufrichtig zu seyn, und die unnütze Rolle, die ich zu spielen anfange, veranlassen mich, schneller zum Schluß dieser Denkwürdigkeiten zu eilen.

Neun und zwanzigſtes Buch.

1610.

Was jezt in Anſehung der Cleveſchen Angelegenheiten vorgegangen war, und das letzte Verfahren der Königin in Anſehung meiner, benahm mir vollends alle Hoffnung, den neue Staats-Rath je auf geſunde Grundſätze über die zween Hauptpunkte bey der Regierung: Politik und Finanzen, bringen zu können. Im Gegentheil vollendete die Veränderung des Herrn Prinzen, das was ich täglich unter meinen Augen vergehen ſah, und beſonders die Verſtellung, der man ſich endlich bediente, meine Ueberzeugung, daß das Uebel ganz unheilbar worden ſey, und daß man aus dem Chaos, worein die Geſchäfte des Staats-Raths begraben zu ſeyn ſchienen, nicht anders als durch die Entwickelung wieder herauskommen würde, welche ich jederzeit ſo ſehr befürchtet hatte. Es gehörte Zeit dazu, um ſie vorzubereiten, indem bey allem Anſehen, das man haben mag, ſo ſtarke und ſo weislich befeſtigte Verbindungen, als die, welche der hochſelige König zu Zerſtörung der Oeſterreichiſchen Macht, mit allen dabey intereſſirten Europäiſchen Mächten und vorzüglich mit den Proteſtantiſchen Fürſten eingegangen hatte, ſich nicht auf einmal und bisweilen nicht ohne eine Anſtrengung abbrechen laſſen, welche verdrüßliche Folgen haben kann. Daß aber alles Dichten und Trachten der Regentin und ihrer Räthe nicht darauf gehen ſollte, ſie unnüz zu machen,

daran konnte ich unmöglich zweifeln. Ihre Vorliebe für das, was sie Sache der Religion nannten, ihr Haß gegen alle Protestanten, Französische sowohl als Auswärtige, die natürliche und durch Gewohnheit verstärkte Neigung sich mit Spanien zu verbinden, deren Neigungen selbst damalen öffentlich zu folgen, sie sich nicht hatten enthalten können, als die ihrer Ausführung nahen Entwürfe Heinrichs des Großen sie überzeugten, daß sie eine gehäßige und verzweifelte Sache unterstützten — alles dieß konnte nicht abnehmen, als sie durch den unverhofftesten Zufall der Erfüllung ihrer heissesten Wünsche so nahe gebracht wurden. Meine Religion, meine Verbindungen, die Anschläge, die ich dem hochseligen König gegeben hatte, deren unzweifelhafte Wirkung wenigstens die freye Religionsübung der Reformirten in Frankreich und durch die ganze Christenheit gewesen wäre, selbst der Tod dieses Herrn, der mich für den einigen Verwahrer seiner Gesinnungen und den Vorstreker seiner Entwürfe zu erklären schien, Maaßregeln, welche weislich genug ergriffen worden waren, um deren Erfolg zu sichern, der Ruhm und die Ehre, welche folglich davon auf mich zurückstrahlten, — dieß waren Gründe genug, einen Mann zu hassen, welcher ohnehin schon so viele Feinde hatte. So wie sich Sillery und Villeroy die Sache angelegen seyn ließen, mußten sie nothwendig von schneller Wirkung seyn.

Ein weniger erklärter, allein nur vielleicht um so stärkerer Beweggrund, welcher mehr geradezu das besondere Interesse angriff, vereinigte abermahl Alles gegen mich: eine Finanzverwaltung nemlich, welche, ich darf es wohl sagen, zu rein und zu rechtschaffen für Personen war, deren Gierigkeit von dem ersten Augenblick an alle Schätze des Königs

mit

mit den Augen verſchlungen hatte. Ich hätte davon eine unendliche Menge von Zügen zu erzählen, welche ſicher dem franzöſiſchen Namen ſchlechte Ehre machen würden, und die zu verſchweigen unnütz wäre, weil ſie ohnehin ſchon öffentlich bekannt worden ſind. Hier ſind nur einige der vorzüglichſten ſo wie ſie der Zufall mir wieder ins Gedächtniß bringt. Sie werden ein Bild von dem Hof aus dieſer Zeit abgeben können.

Der Günſtling der Königin war der, den man zuerſt auftreten ſah. Er warf ſogleich die Augen auf die Stelle des erſten Kammerhern; nicht als ob er dieſe Würde für hinreichend gehalten hätte, ſeine ehrſüchtigen Abſichten zu befriedigen. Er wollte nur den Anfang damit machen, eine Gnade für ſich zu erlangen, welche das Mißverhältniß aufheben möchte, das bisher zwiſchen den übrigen Höflingen und ihm ſtatt gefunden hatte. Dazu miſchte ſich ein Theil perſönlicher Eiferſucht gegen Bellegarde, deren Beweggrund ich verſchweigen will, weil mich dies zu weit führen würde. Es war ſehr ſchmeichelhaft für Concini, daß der erſte Schritt, den man ihm am Hof thun ſah, ihn mit ſeinem Nebenbuhler gleich ſetzte. 1) Er ließ daher dem Herzog von Bouillon vorſchlagen, mit ihm wegen dieſer Stelle in Unterhandlungen zu treten. Dieſer, welcher wirklich willens war, ſich derſelben zu entledigen, ließ ſich dabey ſehr gefällig finden. Er wurde aber auch auf gleiche Art dafür belohnt. Denn erſtlich erhielt er die Niederſchlagung der Bureaux, welche Se. Majeſtät um Sedan herum zu Erhebung der Zölle und Abgaben angelegt hatte, und da dies zum Vortheil des Herzogs alles frey gab, was von Lebensmitteln und Handelswaaren in dieſe Stadt ein oder ausgeführet wurde, ſo kann man ohne Uebertreibung ſagen, daß dieſe Gnade in der Folge mehr als ſein

ganzes Fürstenthum selbst für ihn werth wurde. Dann ließ ihm auch Concini auf den Kauf eine Bezahlung von zweymahl hunderttausend Livres anweisen, unter dem Vorwand, daß man ihm die Summe bey der Verhandlung über die Uebergabe seines Platzes versprochen habe. Ich hatte gut vorstellen, daß dem Herzog von Bouillon alles genau bezahlt worden sey, was man ihm versprochen habe, und daß man deswegen nur auf die Rechnung sehen dürfe, die es belege. Man hörte mich nicht an, und die Kosten, welche Heinrich aufgewendet hatte, um sich in Besitz von Sedan zu setzen, halfen weiter zu nichts, als diesen Platz zweymahl zu bezahlen, ohne etwas davon zu haben. Ich zweifle nicht, daß man dies lächerlich finden wird. Ich für mich finde es schimpflich für den Staats-Rath.

Concini kam jedoch hierinn nicht so leicht zum Zweck, als er es anfangs geglaubt hatte, der Herr Graf von Soissons, wie ich oben schon ein Wort davon habe fallen lassen, warf sich hierinn zu Concini's und seines Schwagers Gegner auf, für welchen er das Erzbisthum von Tours verlangte. Dieser Prinz gieng aber nicht so zu Werk, daß er ihm alle Hofnung benommen hätte, ihn noch zu gewinnen; und Concini hatte bald die Mittel dazu gefunden. Er schloß ihm den Mund, indem er ihm die Befehlshaberschaft in der Normandie geben ließ, so freygebig, daß man ganz keine Schwierigkeit machte, sie dem zweyten königlichen Prinzen zu nehmen. Nach dem Tode des Herrn Herzogs von Montpensier nemlich, wollte Heinrich keine Eifersucht unter allen denen erregen, welche Ansprüche auf diese Befehlshaberschaft machten, die ich so eben ausgeschlagen hatte, da sie mir mit der Bedingung, meine Religion zu verändern, angeboten wor-

vorden war. Er dachte zugleich Fervaques zu ver-
inden, welcher wohl dieſe Gefälligkeit von ſeiner
Majeſtät verdiente, und gab ſie daher ſeinem eignen
Sohn. Es war mir nicht möglich, meine Stimme
u dieſer Verfügung Concini's zu geben, ſo wenig
ls zu der Gefälligkeit, welche der Staats-Rath dem
Herrn Grafen abermahls auf Unkoſten Seiner Ma-
eſtät erzeigte, indem er ihm ſehr unbeträchtliche und
ehr unnütze Rechte ſehr theuer bezahlte, nemlich die
es Hauſes von Montaffie in Piemont, wovon ich
chon oben geſprochen habe. Troz meinen gegenwär-
igen und vorherigen Vorſtellungen wurde dieſer Kauf
bgeſchloſſen. Man war gewohnt, mich reden zu laſ-
en, und zu thun, was man wollte.

Concini fand ein Mittel über einen Theil des Gel-
es im königlichen Schatz zu diſponiren, ohne daß
s ſchien, die Summen, welche herauskamen, ſeyen
n ſeinem Nahmen genommen und verbraucht worden.
Dies beſtand darinn, daß er die Königin beredete,
erner Comptans zu machen, wie der hochſelige König.
Sie ſchrieb mir darüber folgenden Brief von funfzehn-
en Juny: „Mein Vetter, ich habe beſchloſſen noch
ür dieſes Jahr mit der Bezahlung des Comptant fort-
ufahren, welches der König mein Herr durch die Caſ-
re der Schazkammer in ſeine Caſſen bringen ließ.
Das Geld davon wird durch Beringhen an eben die-
lbe Perſonen wie ſonſt vertheilt werden. Ich laſſe
lſo dieß an Sie ergehen, um Ihnen zu ſagen, daß
Sie dem gegenwärtig angeſtellten Caſſier der Schaz-
ammer befehlen, beſagtem Beringhen das Quartal
om Julius ermeldten Comptants zuzuſtellen u. ſ. w.
Duget und Argouges kamen gleich am andern
Tag und brachten mir einen von dieſen Comptants,
amit ich ihn berichtigen und einen Befehl zur Aus-

zahlung darunter ſetzen möchte. Ich nahm ihn und auf den erſten Anblick bemerkte ich in der That nichts darauf, als eine Menge Partien, welche der hochſelige König in dieſer Form bezahlen ließ. Allein da mir der Belauf derſelben ganz ungeheuer ſchien, ſo ſagte ich, ſtatt weiter zu gehen, zu den zween Ueberbringern: es ſey wahr, das Benehmen Heinrichs des Groſſen ſcheine dieſe Form zu autoriſiren. Sie ſcheine mir aber heut zu Tage nicht mehr hinreichend, diejenige auſer Verantwortung zu ſetzen, welche auf dieſe bloße Schrift hin einen Zahlungsbefehl zu ſetzen wagten. Sie antworteten mir: wenn ich mir die Mühe geben wollte, bis ans Ende zu leſen, ſo würde ich die Auflöſung meines Einwurfs in einer ſo vollgültigen Losſprechung finden, daß ich geſtehen würde, es bedürfe keiner Rückſprache mit irgend jemand. Ich fuhr fort zu leſen, ſehr begierig zu wiſſen, wie ein Aufſatz, der nichts erwarten ließ, als eine Anweiſung auf Schatullgelder, und der nicht einmahl ſehr lang war, doch noch endlich eine Summe von neunmahl hunderttauſend zweyhundert und zehn Livres vierzehn Sols hervorbringen ſollte, die ich bey einem Blick auf die Zuſammenrechnung bemerkt hatte. Meine Neugierde war bald befriedigt. Auf die erſten Parthien ſah ich andere folgen, welche mir ſchon nicht allzugut gefielen. Sie ſchienen mir da zuſtehen, um mich auf ein ungleich ſchwerer zu verdauendes Stück vorzubereiten. Dies war ein Artikel der allein viermahl hunderttauſend Livres betrug, ohne einmal anzugeben, wofür! Es ſtand weiter nichts dabey als dieſe wenigen Worte, welche eben gar nicht geſchickt waren, mir die Richtigkeit glaublich zu machen: „für den hochſeligen König zugeſtellte Gelder.“

Ich hielt ſogleich inne, und fragte Puget, indem ich ihn feſt ins Auge faßte: was das heiſſen ſolle? und ob man die Erfindung dieſes ſinnreichen Stückchens

ihm

ihm zu danken hätte? Ich ſagte ihm hierauf entſchloſſen: der hochſelige König habe nie ſo viel Geld auf einmal für ſich aus ſeinen Caſſen genommen. Ich hätte übrigens Beweiſe, daß er dieſe Summe von mir weder im Ganzen noch einzeln empfangen habe. Ich könnte ſie alſo nicht paſſiren laſſen. Er fuhr fort, mir mit demſelben Phlegma zu antworten: was ich am Ende ſehen würde, werde alle meine Schwierigkeiten ſchon heben. Es waren vier bis fünf Zeilen, eigenhändig von der Königin beygeſchrieben, welche ſo lauteten: Wir haben die obenangeſetzten Poſten durchgeſehen, die ſich auf neunmahl hunderttauſend neunhundert und zehen Livres vierzehn Sols belaufen und wir erkennen, daß dieſe Summe wirklich auf Befehl des hochſeligen Königs ausbezahlt worden iſt, um in Form eines Comptant in Rechnung gebracht zu werden, ſo wie es üblich war 2). Da dies nun nicht geſchehen konnte, indem er von dem Tod übereilt wurde, ſo haben wir obgedachte Ausgaben gut gefunden und befohlen einen Rechnungsſchein darüber auszufertigen, um dem Caſſieren der Schatzkammer zum Beleg zu dienen. So geſchehen zu Paris am 5ten Juli 1610.

Puget.

Unterzeichnet: Maria.

Ich wußte nicht ſogleich, wozu ich mich entſchlieſſen ſollte. Nachdem ich einen Augenblick darüber nachgedacht hatte, ſagte ich Herrn Puget: alles was ich geleſen habe, macht mir noch nicht ganz deutlich, warum man eine ſo große Summe von mir verlange. Denn man wird mich nicht überreden, daß der hochſelige König ſie je verwendet habe. Sie würden daher auch vergeblich in mich dringen, ſie als ſolche zu unterzeichnen. Begnügen Sie ſich alſo, wenn Sie wollen zu ihrer

Rechtfertigung mit dieſem Papier, ſo wie es iſt. Denn zuverläßig werde ich nichts von dem meinigen hinzuſetzen. Dabey blieb es nicht. So hartnäckig ich auf meiner Weigerung beſtand, ſo hartnäckig wiederholte man die Verſuche, meine Unterzeichnung zu erhalten. Zween ganzer Tage lang hörte ich von nichts als davon reden. Endlich ließ man mich in Ruhe, und es wurde weiter nicht mehr von der Anweiſung auf Schatullgelder geſprochen, welche zerriſſen unter meinen Papieren liegen blieb. Allein weder die Regentin noch Concini verlohren das Andenken daran. Concini fand, daß dies ein zu ſchlimmes Beyſpiel für diejenige ſeyn möchte, die er Luſt hatte, allen ſeinen Willensmeinungen zu unterwerfen. Was die Königin betrift, ſo war ihre Empfindlichkeit darüber ſo ſtark, daß ſie mir ſolche nicht verbergen konnte, unerachtet der Verſtellung, die ſie anzunehmen ſtrebte. Wenn ſie bis dahin noch von Zeit zu Zeit geruhet hatte, über das was ihr der König ihr Gemahl ſo oft geſagt hatte: wie unentbehrlich ich ihr für die Staatsgeſchäfte ſeyn müßte, ein bisgen nachzudenken, ſo ward mit dieſem Augenblick alle Erinnerung daran gänzlich verwiſcht. Dieſe machte einem ſehr beſtimmten Entſchluß Plaz, meine Stelle einem Mann zu geben, der ſich beſſer behandeln ließe.

Der Canzler gab mir hinlänglich das Beyſpiel dazu. Allein weit von der Verſuchung entfernt, es zu befolgen, konnte ich mich nicht enthalten ihm eines Tags eine wirkliche unverzeihliche Pflichtwidrigkeit vorzuwerfen. Die Gelegenheit dazu war ein Exemtionsbrief über die Regiſtraturgebühren beym Parlament und Chatelet von Paris, welcher im vollen Rath zum Vorſchein kam, als wenn er durch den hochſeligen König ausgeſtellt und geſiegelt worden wäre, obſchon

ſchon ich wußte, daß dieſer Herr es bey allem wiederholten Anhalten Villeroy ſtandhaft verweigert hatte. Die Regel iſt, daß das Siegel, deſſen ſich der König bedient hat, nach ſeinem Tod zerſchlagen werde. Nicht nur hatte der Canzler dieß nicht gethan, ſondern er unterſtund ſich ſogar, ſich dieſes Siegels zu bedienen, um falſche Verfügungen zu Gunſten Concini's und einiger andern fünf ganzer Jahre lang zu authoriſiren. Er hatte hiezu die doppelte Bequemlichkeit, durch ſeinen Sohn, welcher Staats-Secretair war, alle die Stücke fabriziren zu laſſen, an welche er hernach die letzte Hand legte. Der Herr Admiral nahm dieſen Beyſtand an, als wenn er ihm vom Himmel herab verliehen würde. Carl von Montmorency, Herzog von Danville, brachte bey dem Parlement das Patent als Herzog und Pair für die Seigneurie Danville in eben ſo guter und ohne Zweifel noch beſſerer Form vor, als es bey Lebzeiten Heinrichs ſelbſt nicht ausgefertigt worden ſeyn würde.

Ich finde einen zweyten Brief, den mir die Regentin unter demſelben Datum, den 15. Juni, über einen weniger wichtigen Gegenſtand ſchrieb. Es war nur von einem auszubeſſernden Mauerbruch an den Feſtungswerken die Rede, welche man ehemals an Stadt und Schloß Vendome auf Bitten des dortigen Befehlshabers, Sieur Jumeaux, gemacht hatte.

Ausgeſetzt, mir Händel zu machen, wie ich es war, hielt es ſehr ſchwer, keine mit dem Herzog von Bouillon zu bekommen, der mich es bey jeder Gelegenheit fühlen zu laſſen wußte, er habe es mir noch nicht vergeſſen, daß ich jederzeit das Beſte des Königs dem ſeinigen vorgezogen hatte, und erwarte nur den erſten günſti-

gen Augenblick, um mir ſeine Empfindlichkeit zu beweiſen. Er machte einſt im Staatsrath den Antrag, von allen, welche im Beſitz der vorzüglichſten Aemter wären, Rechnungen über Ausgabe und Einnahme zur genauen Prüfung einreichen zu laſſen. Der Staatsrath nahm dieſen Vorſchlag an, welcher, ſo allgemein er lautete, dennoch von dem, der ihn that, nur auf mich gemünzt war. Bouillon nahm es über ſich, es an mich zu hinterbringen, indem er ebenfalls im vollen Rath zu mir ſagte: Da ich ein Mann von Ordnung ſey, der Andern ſtets mit gutem Beyſpiel voranzugehen geſucht habe, würde ich ohne Zweifel nicht ermangeln, mit demjenigen den Anfang zu machen, was zu meinem Generalfeldzeugmeiſteramt gehörte. Ich antwortete ihm in einem Ton, deſſen er vielleicht nicht gewärtig war: wenn es dem König und der Königinn gefiele, ſo würde ich ihnen alle meine Rechnungen um ſo lieber vorlegen, da ich verſichert ſey, daß ſie darinn nichts als Grund zur Zufriedenheit für ſich, und zum Lob für mich, finden würden; und da die Prinzen vom Geblüt ebenfalls den König während einer Minderjährigkeit repräſentirten, würde ich es mir ebenfalls zur Pflicht machen, ſie auch ihnen vorzulegen. Ich kenne aber den Umfang der meinem Poſten eigenen Rechte zu gut, um nicht zu wiſſen, daß ich ihn keinem andern Tribunal verantwortlich machen könne, ohne ihn erniedrigen zu wollen.

„Ich dächte aber doch, Monſieur, erwiederte er, — daß der Connetable und die Marſchälle von Frankreich, als beſonders über das Kriegsweſen geſetzt, Unterſuchung über alle dahin einſchlagende Stellen anſtellen können, und die Ihrige iſt eine der vorzüglichſten dieſer Art.“

„Ich

„Ich ſehe wohl, Monſieur, — verſetzte ich, ohne meinen Verdruß über dies Benehmen zu verbergen — „Sie haben mir dieſe Collation von lange her ſchon „bereitet, und ſuchen ſich ſehr geſchickt durch den Herrn „Connetable zu verſtärken. Ich ſchätze und ehre ſeinen „Stand, ſein Verdienſt, ſein Alter und ſeine Gewo„genheit gegen mich, und bin ſicher, daß ich mich je„derzeit gut mit ihm vertragen werde. Allein was „Sie und alle andern betrifft, ſo erkläre ich Ihnen, „daß ich Ihnen keinen Gehorſam ſchuldig bin. Was „meine Stelle betrifft, darüber habe ich einzig den „König von meinem Thun und Laſſen Rechenſchaft zu „geben.“

„Sie werden doch wenigſtens zugeben, Monſieur, daß, da Ihre Briefe an uns gerichtet ſind, dies doch einigen Begriff von Anſehen über dieſelbe mit ſich führt.“

„Monſieur, Sie haben ſchlecht geleſen oder ſchlecht „verſtanden, denn ſonſt wäre ich in Anſehung meiner „Stelle den Maires, Echevins und den Thorhaupt„leuten in den Städten ebenfalls verantwortlich, indem „ich gleiche Adreſſe an ſie wie an die Marſchälle von „Frankreich und Befehlshaber habe. Wiſſen Sie „aber, warum dieſe Clauſeln darinn ſtehen? damit „alle dieſe Perſonen mir in dem, was ich von ihnen „verlange, an die Hand gehen ſollen; und dies würde „eher den Begriff von Superiorität als Inferiorität „mit ſich bringen.“

Die Königin, welche ſah, daß unſre Reden hitzig wurden, und einen wirklichen Streit veranlaſſen würden, verbot uns beyden weiter zu reden, und man brachte eine andre Frage auf. Bouillon hatte ſeine kleine Schmeicheley gegen den Herrn Connetable umſonſt

ſonſt gemacht. Dieſer liebte mich, wegen der Dienſte, die ich ihm in mißlichen Umſtänden geleiſtet hatte, eben ſo ſehr, als er den Herzog von Bouillon, der ihn dahin gebracht hatte, gering ſchätzte. Er ſagte nach der Sitzung zu der Königin, in Gegenwart Bouillons: ſeine Forderung ſey ungegründet; und (indem er ſich an ihn wendete) er bitte ihn, ſich nicht weiter zu bemühen, um ihn in ſeine Rachſucht und perſönliche Empfindlichkeit zu verflechten. Dieſer Zank machte Lärm genug auf beyden Seiten, daß es die Freunde für ihre Pflicht hielten, ſich den zween Gegnern anzubieten. Hier gieng es nicht wie im Staatsrath. Mein Anhang war der ſtärkſte, indem ſich die Häuſer von Guiſe, Longueville, und viele andre öffentlich für mich erklärt hatten.

Concini und ſeine Frau blieben ſelbſt nicht lange in gutem Vernehmen mit den Miniſtern und andern vorzüglichen Staatsperſonen. Es iſt das Loos der Verbindungen, welche nur durch den Geiſt des Eigennutzes geſtiftet werden, daß dieſelbe Urſache, die ihnen ihr Daſeyn gab, ſie noch leichter wieder zerſtört. Daher tauſend ärgerliche Auftritte! Es kam öffentlich zu Vorwürfen und Schimpfreden, welche auch nur ein Funke von Gefühl für Wohlſtand hätte unterdrücken müſſen. Da derſelbe Geiſt am ganzen Hof herrſchte, ward dieſer bald einzig voll von Haß, Eiferſucht und niederträchtigen oder ſträflichen Kniffen, um ſich die Gnadenbezeugungen ſtreitig zu machen und zu entreißen. Da tauſend häßliche Fermente alle Gemüther in Gährung ſetzten, befürchtete man öfters die blutigſten Kataſtrophen unter Perſonen vom höchſten Rang. Man mußte unaufhörlich in Bewegung ſeyn, um ihnen vorzubeugen. Das Publikum ward von den Urſachen unterrichtet, welche die Prinzen vom

Geblüt

Geblüt, den Connetable, den Großſtallmeiſter, den Herzog von Epernon, und viele andre gegen einander aufbrachte, unter denen Concini jederzeit einer der erſten war (3). Bisweilen warf das Gleichgewicht unter dieſen erlauchten Nebenbuhlern, die Gnaden, worüber man ſich nicht vereinigen konnte, den nichtswürdigſten Leuten zu. Verwirrung, Treuloſigkeit, Ungerechtigkeit, alle Titel, welche auf die Verachtung der Subordination folgen, überſchwemmten den Hof und den Staatsrath, und rächten mehr als Einmal das Andenken Heinrichs an denen, die ſeiner ſpotteten, durch dieſelben Mittel, die ſie erwählt hatten, ſich ſelbſt zu rächen.

Was die Europäiſchen Fürſten betrifft, ſo ermangelte keiner derſelben, ſich durch ſeine Geſandten ſeiner Pflicht gegen dieſen großen König zu entledigen. Es war aber nicht ſchwer diejenigen unter ihnen zu unterſcheiden, deren Herz aufrichtiger an der Gratulation zur Thronbeſteigung des neuen Königs, als an ihrer Kondolenz über den Verluſt deſſen, dem er nachfolgte, Antheil nahm. Es fanden ſich Franzoſen, die dieſes Namens ſo unwürdig waren, daß ſie zu den Geſandten des Königs von Spanien und des Erzherzogs dieſe Worte ſagten: „Ihre Thränen dürfen Ihre „Tücher nicht ſehr naß machen; es iſt eine Schickung „des Himmels, welche den König und die katholiſche „Religion vom Untergang gerettet hat.“ Ich ſage nichts von der Aufnahme, welche alle dieſe Abgeſandten fanden.

Ich war zu ſehr für jedes Freudengefühl verſtimmt, um an der Krönungsceremonie des Königs (4) Antheil nehmen zu können. Dies machte, daß ich, während alle Welt nach Rheims eilte, nach Montrond gieng, nachdem ich von der Königin die Erlaubniß erhalten

hatte,

hatte, eine Reiſe nach einem meiner Landgüter zu machen. Ich verbarg ſorgfältig, daß dies in der Abſicht geſchehe, nicht wieder nach Paris zu kommen, wenigſtens ſo lange nicht, als ich dieſelbe Stimmung der Gemüther und dieſelbe Unordnung in den Geſchäfften ſehen würde. Ich hatte aber zuvor dieſen Entſchluß gefaßt, der noch durch eine ſehr ſtarke Krankheit beſtärkt wurde, worein ich gleich nach meiner Ankunft zu Montrond fiel. Dieſe hatte ich einzig den traurigen, heftigen Lagen zuzuſchreiben, worinn ſich mein Herz ſeit vier Monaten befand. Eben hier machte ich auch, meinen Mißmuth zu zerſtreuen, zwey kleine poetiſche Aufſätze: die Parallele zwiſchen Cäſar und Heinrich dem Großen, und: Abſchied vom Hof (5).

Wenn dieſer Abſchied nicht der letzte war, ſo war es nicht ganz meine Schuld. Unaufhörlich dachte ich an den oben gedachten geheimen Rath beym Nuntius. Ich verband damit gewiſſe Worte, von denen mir eine Prinzeſſin, meine Verwandtin und innigſte Freundin, erzählte, daß ſie ſolche zu eben der Zeit zu der Königin habe ſagen hören. Tauſend andre dergleichen beſondre Umſtände erregten in meinem Herzen die ſtärkſte Ahnung, daß der reformirten Kirche eine Verfolgung nahe bevorſtehe. Preaux dachte, wie ich, als er mir unterm 10. November von Chatelleraut ſchrieb: ihm ſcheine es ſchon, als ſehe er das Theater errichtet, um unſre Trauerſpiele zu erneuen. In dieſer Erwartung war mein Entſchluß gefaßt, mich aller meiner Stellen zu Gunſten derer zu entledigen, welche Concini und ſeine Frau an mich weiſen würden, als Leute, denen das Geld am wenigſten ſauer wurde. Man hatte mich bereits darum anreden laſſen, und ich hatte nicht zu befürchten, daß mir die Königin ihre Genehmigung dazu verſagen würde. Ich gedachte ein Drittel dieſes

Geldes

Geldes nach der Schweiz, das andre nach Venedig, und das dritte nach Holland zu ſchicken, wohin ich mich, wenn ich das Ungewitter dem Ausbruch nahe ſehen würde, ſelbſt zu begeben im Sinn hatte, nebſt dem Geld, was ich bey meiner guten Wirthſchaft alljährlich hatte zurücklegen können. Alle meine Zurüſtungen waren gemacht; folgendes verurſachte aber eine Aenderung.

Die Eiferſucht und die Mißhelligkeit der Großen und vornehmſten Beamten machten die Krönungsfeyerlichkeit ſo lärmend, daß beynahe Unordnung darüber entſtanden wäre. Ich rede nicht blos von Rangſtreitigkeiten. Der Herzog von Epernon, obſchon dem Schein nach ſeit einigen Jahren ſehr eng mit Concini verbunden, ſtieß einſt nebſt dem Herzog von Aiguillon öffentlich ſehr harte, beſchimpfende und ſelbſt drohende Reden gegen ihn aus. Der Herzog von Nevers, von den Prinzen unterſtützt, behandelte ungefehr eben ſo Sillery, Villeroy und Jeannin. Schrecken ergriff ſie; ſie fühlten ſich weder ſtark noch auch ohne Zweifel rein genug, um dieſe Vorwürfe von ſich abzuwälzen. Sie ſahen, daß ſie bey dieſer Gelegenheit meiner noch bedurften. Es konnte unangenehme Folgen haben, wenn der Prinz und die Großen ſich gewöhnten, die Miniſter hart anzulaſſen. Ich ſchien ihnen der einzige Mann, der im Stand wäre, die Sachen auf einen andern Fuß zu ſetzen, vermittelſt des Anſehens, der Achtung und ſelbſt der Furcht, welche meine Geburt, mein Charakter und mein Betragen mir jederzeit im Staatsrath verſchafft hatten. Sie drangen daher ſo ſehr in die Königin, mich zurückkommen zu laſſen, daß ſie mir durch einen eignen Boten folgenden Brief ſchickte.

„Mein

„Mein Vetter! Da der König, mein Herr Sohn, „ſeine Reiſe nach Rheims und ſeine Krönung „glücklich vollbracht hat, ſo werden wir in kur„zem wieder nach Paris zurückkehren. Und da „am Schluß dieſes und im Anfang des folgen„den Jahrs verſchiedene Geſchäffte vorfallen wer„den, wobey Ihre Gegenwart wegen Ihrer Aem„ter und Einſicht hierinn erforderlich ſeyn dürfte; „ſo bitte ich Sie, aufs bäldeſte zurückzukommen, „und dies ſo einzurichten, daß Sie zu gleicher „Zeit mit uns daſelbſt eintreffen können. Der „gewiſſen Zuverſicht, daß Sie nicht ermangeln „werden, bitte ich Gott ꝛc. Geſchrieben zu „Rheims am 6. Okt. 1610.

Ihre gute Muhme,
Maria.

Ich dachte, wenn ich für jetzt die Reiſe vermiede, die man von mir verlangte, ſo würde man in der Folge nicht weiter daran denken; daher antwortete ich der Königin folgendes:

„Madame! Meine Neigung, meine Pflicht und „die Ehre, die Sie mir durch Ihr Andenken an „mich erweiſen, ſind gleich ſtarke Beweggründe „für mich, den Befehlen Ew. Majeſtät Folge „zu leiſten. Allein die groſſe Schwäche, die mir „von der gefährlichen Krankheit, von der ich ſo „eben erſt aufſtehe, übrig iſt, und die Zuverläßig„keit, mit der ich weiß, daß meine Gegenwart „bey den Geſchäfften mehrern Perſonen, welche „größeres Anſehen dabey haben als ich, nicht „angenehm iſt, macht, daß ich Sie unterthänigſt „bitte, zu erlauben, daß ich meine Rückkunft zum „Hof noch ſo lange verſchiebe, bis ich mich ganz „erholt

„erholt habe, und daß ich auch alsdann nur da-
„hin komme, um Ew. Majestät vor denjenigen
„Personen, die Sie zu ernennen geruhen werden,
„Rechenschaft von der Art abzulegen, wie ich die
„Staatsgeschäffte geführt habe, auch von der
„Lage, worinn ich sie hinterlasse, und von der
„Form, die ich für nöthig halte, wenn sie glück-
„lich bestehen sollen, Bericht abzustatten, keines-
„wegs aber, um mich ferner damit wie bisher zu
„befassen. Ich glaube für dies alles, wie Ih-
„nen die Kassire bey der Schatzkammer und an-
„dre Beamte werden bezeugen können, so gut ge-
„sorgt zu haben, daß die Geschäffte sich vollends
„von selbst bis zum Schluß dieses Jahres im
„Gang erhalten werden. Da ich dann, wenn
„meine Gesundheit mir es erlaubt, nicht ermang-
„len werde, mich in Paris einzufinden, um den
„Befehlen des Königs und den Ihrigen allen
„Gehorsam zu bezeugen. Auf diese Wahrheit
„bitte ich den Schöpfer ꝛc. Montroud, am 12.
„Oktober 1610."

Dies war's nun freylich nicht, was die Königin
ewollt hatte. Sie sah wohl, daß ich bey dieser Ver-
hiebung meiner Zurückkunft Vorwand zu gewinnen
uchte, gar nicht mehr dahin zu kommen. Die Rolle,
ie ich daselbst zu spielen vorhatte, war nicht geschickt,
iejenige, die sich von Ihrem Günstling getrennt hat-
en, zu vermögen, dessen Freundschaft wieder zu su-
hen, und dies war es doch immer, was sie eigentlich
abey beabsichtigte. Das Mittel, dessen sie sich be-
iente, mich zu ihrem Zweck zu bringen, war: daß sie
lle meine Freunde und besonders meinen Tochtermann,
einen Sohn, und meine Gemahlin dazu gebrauch-
e (6). Sie fieng an, sie zu suchen und liebzukosen.

Sie bezeugte ihnen so viel Zutrauen zu mir, fügte so viele schöne Worte und Versprechungen hinzu, daß diese wieder, mehr als je, der Meynung waren, ich würde einen Fehler begehen, wenn ich meine Stellen niederlegte. Hierauf schickte sie eines nach dem andern mit Versicherungen und den verbindlichsten Schreiben an mich. Vergebens suchte ich ihnen die List der Regentin begreiflich zu machen. Das Anliegen und die Bitten verfolgten mich, bis ich endlich so sehr ermüdete, daß ich, um nur nicht unaufhörlich mit Vorwürfen überhäuft zu werden, und nach der Ueberlegung, daß meine Gefälligkeit gegen sie mich für jetzt noch keiner Gefahr aussetze, hingieng, mich wissentlich in alle die Schlingen zu stürzen, die mich bey Hof erwarteten, und so abermal die Ausführung meines ersten Vorsatzes verschob.

Ich reiste also wieder nach Paris, ohne jedoch sehr zu eilen, indem ich erst am sechsten Tag nach meiner Abreise daselbst ankam. Als ich mich am folgenden Morgen anschickte, dem König und der Königin meine Aufwartung zu machen, sagte man mir: der König würde den Vormittag in den Tuilerien zubringen, und erst zur Tafel wieder zurück kommen; die Königin aber würde bey Zamet Mittagstafel halten. Ich zweifelte nicht, daß es ihr sehr lieb seyn würde, wenn ich in diesem Haus zu ihr käme; und wirklich wurde ich auch aufs gnädigste empfangen. Sie wiederholte mir verschiedenemal mit einer offnen und sogar freudigen Mine, die beynahe mich selbst betrog: sie wolle einzig meinem Rath folgen; sie bäte mich, dem König, ihrem Sohn, eben so ergeben zu seyn, als ich es gegen dem hochseligen König gewesen sey; sie würde nicht zugeben, daß ich meine Stellen niederlegte; sie würde es so einrichten, daß ich sie mit einer gänzlichen

Unab-

Unabhängigkeit verwalten könnte, und bäte mich, mit den Finanzrechnungen für das Jahr 1611 den Anfang zu machen, wie sonst, indem sie niemand dies Geschäfft anvertrauen, auch keiner der Minister in meiner Abwesenheit sich damit habe befassen wollen. Diese Reden währten von Seiten der Königin bis die Tafel servirt war. Ich kann nur einen kleinen Theil von dem erzählen, was sie mir sagte. Nach der Tafel unterhielt sie mich von den bey der Krönung vorgefallenen Streitigkeiten. Sie erzählte mir vorläufig von einer Menge Forderungen, welche die Großen an Sie gemacht hätten, worüber Sie aber nichts habe beschließen wollen, bis nach meiner Rückkunft. Sie sagte jedoch nichts näheres davon, und setzte blos hinzu: bey der ersten bequemen Gelegenheit werde sie mehr mit mir davon sprechen, und mir die Dienste angeben, die ich ihr hierinn erzeigen könne. Ich ward bey diesen Reden keiner Zurückhaltung gewahr. Der ganze Hof war so aufgeräumt, daß man einsehen mußte, diese ernsthafte Unterhaltung habe nur zu lang schon gedauert. Man fieng eine andere allgemeinere an, und um drey Uhr gieng die Königin ins Louvre zurück.

Am folgenden Tag gieng ich dahin, um dem König, seinen Herrn Brüdern, und den Prinzessinnen, seinen Schwestern meinen Respekt zu bezeigen, welche mir alle nach Verhältniß ihres Alters alle die Liebkosungen erwiesen, die ich zu Lebzeiten ihres Vaters von ihnen erhielt. Die böse Luft war noch nicht bis in diesen Theil des Hofes durchgedrungen. Die Gouvernantinnen, Ammen und andere Frauen, nebst denen zum Dienst dieser jungen Herrschaften bestimmten Bedienten machten eine Art eines abgesonderten Völkchens aus, dem das Andenken des Königs Heinrichs noch immer theuer war. Die Quelle ihrer Thränen

und ihres Schmerzens war noch nicht vertrocknet. Ich wurde mit ihnen weich, indem wir uns von demjenigen unterhielten, welcher der Gegenstand derselben war. Sie beschworen mich bey allen Gründen, von denen sie wußten, daß sie am fähigsten waren Eindruck auf mein Gemüth zu machen — bey der Freundschaft dieses Herrn für mich und bey meiner Treue gegen ihn — die Kinder eines Vaters nicht zu verlassen, gegen welchen dankbar zu seyn mir nur noch dies einzige Mittel übrig wäre. Ihre Bitten und ihre Umarmungen konnten meine eigene Gefühle für dies nicht erhöhen, verminderten aber auch unglücklicher Weise eben so wenig mein Unvermögen. Indem ich die drey Prinzen aufmerksam betrachtete, glaubte ich in dem Gesicht und in den Manieren des Königs schon so starke Zeichen von den glücklichen Anlagen zu entdecken, welche die Zeit nachher in ihm entwickelte, daß ich mich nicht enthalten konnte, mit meiner Gemahlin davon zu reden als ich nach Hause gekommen war. Dagegen aber urtheilte ich mit Schmerzen, daß der Himmel den zweyten dieser Prinzen kein langes Leben verleihen würde (7).

Ich wurde beynahe vom ganzen Hof besucht, und zwar mit jenem ganzen falschen Gepränge von Freundschaft, Lobsprüchen und Liebkosungen, welche der Wahrheit nie so nahe zu kommen scheinen, als wenn das Herz am wenigsten Antheil daran nimmt. Concini, welcher dafür gesorgt hatte, mir durch Zamet und Argouges beybringen zu lassen, daß ich eigentlich ihm zunächst alles zu danken hätte, was man die Königin für mich thun sehe, wartete drey ganzer Tage lang, daß ich kommen, ihm dafür danken und ihm die Aufwartung machen sollte, welche die Höflinge ihn gewöhnt hatten als einen ihm schuldigen Tribut anzusehen, oder

daß

daß ich wenigſtens jemand auftragen würde, dieſe Pflicht
in meinem Namen zu erfüllen. Da er aber nichts von
mir ſah noch hörte, entſchloß er ſich endlich dazu, zu
mir zu kommen. Doch damit ich mich nicht eines
Schrittes überheben könne, wodurch er ſich zu ſehr
herabzulaſſen geglaubt hätte, ließ er mich ſehr ſorgfäl-
tig fühlen, daß es einzig geſchehe, um mit mir von
Angelegenheiten zu ſprechen, die ihn beträfen. Unſere
Unterredung drehte ſich größtentheils um ſeine Stelle,
als erſter Kammerherr, ſeine Penſionen, welche die
Königin auf eben den Fuß wie für Vellegarde in
Rechnung zu bringen befohlen hatte, und um ein Ge-
ſchenk, das er ſo eben bey der Behörde von der Salz-
teuer in Languedoc bekommen hatte, wozu der Befehl
bereits bey Lebzeiten des hochſeligen Königs ausgewirkt
worden war; was ich aber nicht für nöthig hielt, ihm
zu ſagen. Ich denke, alle meine Antworten mußten
ihm nicht ſehr Luſt machen, ſich weiter als über den
Gegenſtand auszulaſſen, wegen deſſen er gekommen zu
ſeyn vorgab. Er konnte ſich jedoch nicht enthalten, es
zu thun, und ich glaube, daß er es bald bereuen mochte.
Denn da er unter der Geſtalt eines guten Raths die
Aeußerung hingeworfen hatte, daß ich nicht beſſer thun
könnte, als mich ganz nach dem Willen der Königin zu
bequemen — welches eben ſo viel war als mich ſtill-
ſchweigend beſchuldigen, daß ich meine eigene Angele-
genheiten durch allzu große Strenge verderbe — gab
ich ihm die kurze und trockene Antwort: ich würde
den Befehlen der Königin gehorchen, ſo weit es der
Dienſt des Königs, das Beſte des Staats, die Er-
leichterung des Volks, meine Ehre und mein Gewiſſen
zuließen. Mir war, als wenn meine Abneigung ge-
gen ihn mit jedem Worte zunähme, das er mir
ſagte. Er ließ noch einige andere fallen mit der gan-
zen Zurückhaltung, die ich ihm einflößen mußte, und

ich nahm ſie eben ſo froſtig auf. Endlich giengen wir aus einander, beyde ſehr ſchlecht von einander erbaut; er, wie ich glaube, mehr als je daran verzweifelnd, daß er mich nach ſeiner Handlungsweiſe würde ziehen können, ich aber ſo, daß ich zum voraus alle die Uebel beweinte, welche dieſer übermüthige, unerſättliche, unwiſſende und unerfahrne und dabey doch mit einem unumſchränkten Anſehen bekleidete Menſch über Frankreich bringen würde. Ich eröffnete dies meiner Gemahlin.

Es ſchien mir am andern Tag nach dieſer Unterredung, als ob die Fahne ſich bereits wieder gedreht hätte. Die Königin, zu der ich ins Louvre kam, änderte ſehr viel von ihrem vorigen Benehmen. Indeſſen that ſie ſich doch Gewalt an, damit dieſe Veränderung mir nicht ſo auffallend ſeyn möchte, als ſie es war, und damit ich ſie nicht der geſtrigen Unterredung Concini's mit mir zuſchreiben möchte. Sie ſprach noch mit mir von den läſtigen Bitten der Großen. Sie nannte ſie ausſchweifend, und ſchien entſchloſſen, ſie zur Prüfung an den Staatsrath zu verweiſen, dem ſie mich ſtets beyzuwohnen bat, um zu verhindern, damit nichts gegen das Beſte des Königs und des Staats darinn vorgenommen werden möchte. Sie gab mir ihr königliches Wort, indem ſie mir ihre Hand darreichte, daß ſie mich bey dem allem ſo ſtark als der hochſelige König unterſtützen wolle. Ich verlor meinen erſten Verdacht über dieſer Erklärung; ich ſchmeichelte mir ſo gar einen Augenblick, daß reiferes Nachdenken über das Vergefallne vielleicht bereits angefangen haben möchte, ihr die Augen über den Abgrund zu eröffnen, an den man ſie führte. Allein wie bald wurde ich aus meinen Träumen geweckt! Es bedurfte dazu weiter nichts für mich als die kurze Zeit, die während dreyer Sitzungen des Staatsraths verſtrich.

So

So eingenommen ich war, konnte ich doch nicht ohne äußerſtes Befremden mit anſehen, daß beynahe nichts mehr darinn vorkam, als Geſchenke für die Großen, Erhöhungen der Penſionen aller vornehmen Beamten, Bezahlung ungültiger Schulden, Nachlaß von Pachtungen und Freyſprechungen für Pächter, Wiederrufung geſchloſſener Pachtungen, über Wiedereinlöſung von Renten, Gebühren, und Krongütern, Errichtung neuer Stellen, Freyheiten und Privilegien; kurz tauſend Mittel das Volk unglücklich zu machen; anſtatt daß man die durch den hochſeligen König zuſammengehäufte Schäze zu ſeinem Beſten hätte verwenden müſſen, wie die Gerechtigkeit es erforderte, nachdem die Zeitumſtände ſie für den dabey beabſichtigten Zweck unnüz gemacht hatten. Allein die Gierigkeit der Herrn hätte noch ungleich größere verſchlungen. Man ſehe hier die Foderungen, welche die Vornehmſten unter ihnen von der Königin und dem Staatsrath ertrozen wollten. Man ſollte nicht denken, daß dieſer Artikel durch ſeine Länge eine ſo langweilige Liſte ausmachen könnte, als ich ſehr fürchte, daß dieſe hier ſcheinen dürfte, wiewohl ich die Bitte, die Penſionen um ein Drittel zu erhöhen oder gar zu verdoppeln, weggelaſſen habe, als einen Punct, der beynahe allen dieſen Artikeln gemein war.

An die Spize ſetze ich den Herrn Prinzen von Condé, welcher mich bald unter der Hand bald gerade zu einen ganzen Monat lang ſollicitiren ließ, ſeinen Anſprüchen auf die Capitainerie von Chateau-Trompette, auf die Befehlshaberſchaft von Blaye und auf das Fürſtenthum Orange bis an das Ufer der Rhone ausgedehnt, förderlich zu ſeyn. Der Herr Graf von Soiſſons verlangte die Capitainerie vom alten Palaſt zu Rouen, die vom Schloß zu Caen und

die Ausfertigung des oben gedachten Edikts über die Tücher, zu seinem Vortheil. Der Herzog von Lothringen: die ganze Bezahlung der in seinem Vertrag angegebenen Summen, wiewohl dies eine Sache war, die ich schon lange mit zwey Dritteln davon, auf die sie herabgesetzt worden war, abgemacht hatte. Der Herzog von Guise: seine Vermählung mit der Frau von Montpensier, die Wiederrufung der Patentgebühren in Provence und der Hafenzölle von Marseille, auch die Bezahlung seiner Schulden. Der Herzog von Mayenne: neue Summen außer denen, welche sein Vertrag besagte. D'Aiguillon ein Geschenk von dreyßigtausend Thalern, die Befehlshaberschaften von Bresse und der Stadt Bourg, die Spanische Gesandtschaftstelle mit ganz enormen Tafelgeldern. Joinville: die Befehlshaberschaft von Auvergne oder die erste erledigte. Der Herzog von Nevers: die Salzsteuern von Rethelois, zu eigen nebst den Befehlshaberschaften von Mezieres und von Sainte-Menehoud. Der Herzog von Epernon: ein stets auf den Beinen zu haltendes Corps Infanterie, für seinen Sohn die Anwartschaft auf seine Befehlshaberstellen, über die Vestungswerke zu Angouleme und Xaintes, die Soldaten von den Gardes Commensaux, auch auf Metz und das Metzer Gebiet, welches den Montigny abgenommen werden sollte. Der Herzog von Bouillon: eine Summe Geldes zur Tilgung vorgeblicher alter Schulden, die Trank- Vermögen- und Salzsteuer von der Vicomt: Turenne für sich, die Huldigung von dieser Vicomté auf die bloße Lehns-Huldigung einzuschränken, die Rückstände von seinen Besatzungs- und Gehaltsgeldern während seines Exils, die Haltung einer reformirten Kirchenversammlung. Der Canzler: die Einkünfte von den Canzley-Siegelgebühren, Verdopplung seines Gehalts, den Normännischen Adelbrief.

brief. Villeroy: die Unterhaltung einer Beſatzung in Lion, die Königsverweſerſtelle in Lyonnois, welche Saint-Chaumont abzunehmen ſey, einen Marſchallsſtab von Frankreich für ſeinen Sohn. D'Alincourt: die Wiederrufung des Vertrags, den ich wegen Wiedereinlöſung des Kronguts in dieſer Provinz gemacht hatte, eine weitere Verpfändung ſeiner Canzleygebühren und der königlichen Domaine.

Man kann leicht denken, daß der Artikel von Concini nicht der ſchlechteſte iſt. Es war: der Marſchallsſtab von Frankreich, die Befehlshaberſchaften von Bourg, Dieppe und Pont-de l'Arche, die Schenkung der von den Stellen bey der Salzſteuer in Languedoc einkommenden Gelder, der Profit von dem Moiſſet und Feydeau zugeſtandnen Nachlaß. Chateauvieux, der Ritter von Sillery, Dollé, Deagent, Arnaud der Intendant, der Arzt Duret, alle die, welche am geheimen Rath der Königin Antheil hatten, und dort ſo gut für die andern ſprachen, vergaßen dabey ſich ſelbſt nicht. Es wäre vielleicht ſchneller geſchehen, diejenigen Perſonen von einigem Namen aufzuzählen, welche keinen Antheil an dieſer Verſchwendung von Penſionen, Gratifikationen, Privilegien, Tafelgeldern ꝛc. hatten, als diejenige herzunennen, die auf dieſer Liſte ſtanden. Denn alle Welt fand ihre Rechnung dabey, Prinzen, Befehlshaber von Provinzen, Adliche vom Gefolge, Civillieutenante, Marktrichter und ſelbſt hohe Geſellſchaften und Gerichtshöfe. Alle Kronbeamte ſollten jeder eine Zulage von vier und zwanzigtauſend Livres erhalten; die Mitglieder vom Staatsrath eben ſo, verhältnißmäßig; außer dem, daß man deren Anzahl noch anſehnlich zu vermehren vorſchlug. Kurz, man hätte ſagen mögen: alle Welt habe ſich

zuſammen verſchworen, den königlichen Schaz zu plündern, und alles ſey Freybeute geworden.

Der Unwille, der ſich in mir über eine Frechheit empörte, die in ein Attentat auf das königliche Anſehen ausſchlug, erlaubte mir nicht, erſt lange den klügſten Entſchluß abzuwägen. Ohne mich nur zu bedenken, griff ich zu dem, mich aller Welt zu widerſetzen, ſo lange mich meine Stelle, die man mir in dem Staatsrath ließ, dazu berechtigen würde. Die Ehre, das Gewiſſen, der gute Ruf, in dem ich ſtand, über das Beſte des Königs und des Volks zu halten, als deſſen einzigen Vertheidiger ich mich betrachtete, ließen mich keine andre Rückſichten nehmen. Ich ſah mich überdies in gewiſſem Verſtand durch die letztere Reden und ſelbſt Bitten der Regentin dazu berechtigt. Wiewohl ich fühlte, daß es ihr kein großer Gefallen ſeyn würde, wenn ich ſie wörtlich nähme, ſo hieß es doch, genau beſetzen, ihr einen ſo weſentlichen Dienſt erzeigen, daß nicht wohl zu begreifen iſt, warum ſie ſich ſo ſehr dawider ſetzte. Neben dieſem Beweggrund, (denn ich laſſe gern alle meine geheimſten Geſinnungen durchſchauen) ſagten mir auch jener Stolz und jene Eigenliebe, die mir jederzeit etwas ſo Edles und Großes zu haben ſchienen, wenn man ſie auf das Wahre und Gute anwendet, dieſe alſo ſagten mir: da ich, früh oder ſpät, nun doch einmal unvermeidlich alles Antheils an den Geſchäfften beraubt werden ſollte, ſo wage ich wenig, wenn ich den Augenblick dazu gewiſſermaßen beſchleunige, und gewinne auf der andern Seite ſehr viel dadurch, daß ich einen überzeugenden Beweis gäbe, dieſe Ungnade habe mich blos darum betroffen, weil ich mich frey von den Schwachheiten und ſtrafbaren Gefälligkeiten aller andern Höflinge bewieſen hätte. Der unglücklichen Tugend bleibt noch eine letzte Entſchädi-

ſchädigung für das Gute übrig, was ſie nicht mehr bewirken kann: der Glanz, mit dem ſie beynahe jederzeit Schwierigkeiten und Verfolgungen überſtralt.

Die Königin ſetzte mich bald auf dieſen einzigen Troſtgrund in den Schmerzen, die ich zu leiden begann, herab. Ihr ganzes Benehmen vollendete meine Ueberzeugung, daß ſie mich unter ſo tumultuariſchen Umſtänden blos in der Abſicht berufen und aller Welt entgegengeſtellt habe, um mich in die traurige Lage zu ſetzen, wählen zu müſſen — zwiſchen der öffentlichen allgemeinen Verachtung, wenn ich an meiner Pflicht zum Verräther würde, oder dem noch ſchrecklichern vielköpfigen beſondern Haß, wenn ich die Verbindlichkeiten derſelben erfüllte. Was ich, mit Gefahr mir tauſend erbitterte Feinde zu machen, im vollen Rath vereitelt hatte, ward nachher als Gratifikation und heimlich zwiſchen dieſer Fürſtin und ihrem Vertrauten ausgemacht und zugeſtanden.

Ich bin nicht geſonnen, mich in eine ausführliche Erzählung aller der Vorgänge einzulaſſen, welche in dieſer kurzen Zeit im Conſeil unternommen wurden, und alles deſſen, was ich ſprach und that, um ſie fruchtlos zu machen. Ich müßte eben ſo viele Proceſſe inſtruiren, wobey man nicht ermangelte, alle gewöhnliche Mittel in Bewegung zu ſetzen, einen allzu ſtrengen Richter zu beſtechen, und wobey ich noch weit mehr in Gefahr war, durch erklärte Bewerbungen oder geheime Schliche, auf eine Seite gezogen zu werden. Ich will nur Ein Beyſpiel davon anführen, damit man mir zugeben möge, daß ein ſo großes Uebel nicht minder ſtarke Gegenmittel erfordert, als ich anwendete. Dazu wähle ich, was in Anſehung Villeroy's oder vielmehr d'Alincourts vorgieng. Von den Artikeln, die

die man so eben gesehen hat, ist dies weder der unmerkwürdigste noch der unwichtigste.

Als d'Alincourt verlangte, daß der König eine starke Besatzung nach Lyon legen und unterhalten solle, wo er Befehlshaber war, hatte er dabey eine doppelte Absicht. Eine war: seine Einkünfte durch den von dieser Anstalt abfallenden Profit zu erhöhen; und wirklich konnte er deren nicht zu viel haben, bey der Absicht die er hegte, daselbst nicht als bloßer Marschall von Frankreich — was er bald zu werden hoffte — zu leben, sondern die Rolle eines Prinzen zu spielen. Ein übermüthiges Hirngespinst, doppelt lächerlich bey dem, der blos große Güter an die Stelle der Geburt zu setzen hat (8)! Die andre Absicht war: die Lyoner durch die Furcht vor so vielen Bewaffneten zu zwingen, ihm ihre älteste Freyheiten und Gerechtsame aufzuopfern, auf die er schon lange ein Auge hatte. Was die Pachtung wegen Wiedereinlösung des Kronguts betrift, das sich in dieser Provinz auf zwölfmalhunderttausend Livres belief, so war er blos dadurch bestimmt worden, deren Niederschlagung zu begehren, weil ihm die Interessenten einen Weinkauf von hunderttausend Livres versicherten, wenn er diesen Wiederkauf rückgängig machen würde.

Seine Entwürfe wurden durch zween thätige und aufmerksame Gegner durchkreuzt, die ganze Stadt Lyon und Saint-Chaumont, den Königsverweser in der Provinz. Er hatte diesen aber auch zween rüstige Hülfsgenossen entgegen zu stellen, den Kanzler Sillery und seinen Vater Villeroy, allmächtig im Staatsrath und bey der Regentin. Er fieng an, sie um so nachdrücklicher wirken zu lassen, als er, da er mich besucht und gebeten hatte ihm förderlich zu seyn, merkte, daß er in dem Staatsrath, wo diese Ansinnen vorkommen sollten,

ſollten, nicht auf mich rechnen dürfte. Er ſah daher wohl, daß er aller ſeiner Batterien bedürfte. Dagegen zweifelte er aber auch nicht an einem guten Erfolg als er hörte, daß dieſe beyde Perſonen Concini auf ſeine Seite gebracht hätten, welcher nachher auch die Königin darein zog.

Wir waren alle in dem großen Kabinet verſammelt, wo über dieſe Sache Rath gehalten werden ſollte. Die Königin trat zu mir, und ſprach mit mir zum Vortheil d'Alincourts. Ich antwortete ihr gerade zu: bey zween ſo unbilligen Anträgen dürfe man nicht auf meine Stimme rechnen. Es ſey nicht vernünftig, den König zwölfmahlhunderttauſend livres verlieren zu laſſen, um hunderttauſend dem Herrn von Alincourt zuzuwenden, und aller Welt Thür und Thor zu öffnen, um durch das ganze Reich ähnliche Pachtungen zu Einlöſung des Kronguts, der Renten und andrer königlichen Einkünfte widerrufen zu laſſen, welche ſich beynahe auf funfzig Millionen beliefen. Ich würde mich eben ſo ſtark wider den andern Antrag erheben, wiewohl ich wüſte, daß man behaupte, es ſey keine Sache des Conſeils darüber zu erkennen, und daß man ſie da nur vorgetragen habe, um für die andern die Autoriſation zu ſuchen. Man ſetze eine der wichtigſten und bisher immer noch gutgeſinnten Städte des Reichs muthwillig in Verſuchung, von ihrer Pflicht abtrünnig zu werden, und dies wegen einer bloßen Fantaſie, die noch dazu ganz unnütz ſey. Denn da vermöge des letzten durch mich mit dem Kardinal Aldobrandini für den Herzog von Savoyen geſchloſſenen Vertrags, Sr. Majeſtät im Beſitz von Breſſe und beyden Ufern der Rhone bliebe, ſo hört Lyon auf, eine Gränzſtadt zu ſeyn. Da alſo keine

Nach-

Nachbarn weiter zu fürchten seyen, so brauche es auch keine Besatzung mehr.

Die Königin schien mit diesen Gründen zufrieden zu seyn, und gieng zu Villeroy, um diesen ebenfalls davon zu überzeugen. Es war nicht so leicht, dagegen auszuhalten. Er führte ihr dagegen auf alles was ich gesagt hatte, andere, gute und schlechte, an; und da er auf die Besatzung gekommen war, sagte er: es sey wohl wahr, daß die Spanier und Savoyarden nicht mehr so nahe Nachbarn von dieser Stadt wären, als sonst; auch sey es nicht gegen diese wichtig, die Stadt Lyon sicher zu stellen, da wir nun im Begriff wären, sie zu Freunden und Bundsgenossen zu bekommen. Die wahren Feinde, die sie zu fürchten hätten, seyen die Hugenotten, welche mehr in der Lage, besser im Stand und vielleicht auch mehr Willens wären, als je, einen Versuch darauf zu wagen; wobey er namentlich Herrn von Lesdiguieres anführte.

Villeroy war von Beringueville gehört worden, welcher unverzüglich zu mir her kam, und mir alles bis auf seine kleinsten Worte wieder sagte. Ich fand darinn die Bestättigung dessen, was man mir von jenem geheimen, bey dem Nuntius Ubaldini gehaltenen Rath gesagt hatte. Mit Unwillen sah ich, daß der Zweck dieser Herrn dahin gieng, die Religionen, sowohl in Frankreich, als durch ganz Europa an einander zu hetzen. Nicht weniger ärgerte mich die verläumderische Beschuldigung Villeroys gegen einen Mann, der mit mir verwandt war. Ich stand plötzlich auf, gieng auf die Königin zu, die Villeroy noch anhörte, und sagte zu ihr: ich habe noch vergessen, ihr von einer Sache zu sagen, der ich eben so gewiß wäre, als wenn ich sie gehört hätte: daß nämlich Herr von Villeroy

leroy nicht sehr delicat in der Wahl der Mittel sey, Sie seinem Sohn gewogen zu machen. Er werde kein Bedenken tragen, Ihr die boshafteste und lügenhafteste Dinge wider alle Protestanten ohne Ausnahme beyzubringen, welche doch tausend große und gute Dienste von allem Verdacht freysprechen sollten. Er würde so weit gehen, sie als noch weit furchtbarere Feinde für Frankreich, als Spanien selbst, anzugeben; daß, wenn Ihre Majestät die Gründe Villeroy's und die meinigen mit gleichem Gewicht gegen einander abwägen, und dann die Spanier und Reformirten gleichförmig behandeln wollten, uns beyden, ihm und mir, wobey ich ihn scharf ansah, — nichts übrig bleiben würde, als uns beyde selbst vom Conseil auszuschließen, und die Versammlung Hand in Hand zu verlassen. Dies hieß denn freylich Villeroy das Pistol auf die Brust setzen. Allein dieser Mensch, der in seinem Leben weder öffentlich zu reden, noch selbst auch nur in einem Conseil zu stimmen wußte, war nicht im Stand ein einziges armes Wort gegen mich aufzubringen. Der Schreck und der Vorwurf seines Gewissens konnten ihn freylich bey dieser Gelegenheit stumm machen. Er that nichts weiter, als daß er nach der Seite hingieng, wo der Kanzler, und der Herzog von Epernon mit einander sprachen. Die Königin verließ ebenfalls ihren Platz, und gieng ohne ein Wort zu sagen, zu dem Herrn Grafen von Soissons und dem Marschall von Brissac hin, welche besonders mit einander sprachen. Ich ahnte nichts Gutes von allen diesen Verbindungen.

In der Sache d'Alincourts wurde diesen Tag nichts vorgenommen, und ich schmeichelte mir bisweilen, die Art wie ich mich dabey benommen hätte, würde ihn vielleicht abhalten, wieder darauf zu kommen. Er zögr-

zögerte aber nur so lange, bis er sich durch neue Bewerbungen, welche er, sein Vater, der Kanzler, und sein Bruder mit Concini bey den Räthen anstellten, aller Stimmen versichert hatte, selbst der meines Bruders Bethune. Dieser kam zu mir, um einen letzten Versuch auf meine Gesinnung zu machen. Er stellte mir vor, daß alles, was ich thun wolle, unnütz seyn, und mir zu weiter nichts dienen würde, als alle Welt gegen mich aufzubringen. Ich würde den Verdruß haben, sehen zu müssen, daß mein Beyspiel nicht einmal von meinen Verwandten, selbst den nächsten nicht, befolgt werden würde. Ich antwortete ihm nur: ich hätte nie etwas anders von ihm erwartet; ich für mich aber würde bis ans Ende meiner Pflicht getreu bleiben, und ich hielt Wort, sogleich im ersten Staats-Rath, der hierauf deswegen gehalten wurde. Als ich den Referenten in der Sache im Begriff sah, seine Relation vorzutragen, fragte ich ihn schnell, wovon die Rede seyn werde? Als er mir darauf antwortete: es seyen gewisse Anträge, das Krongut in Lyonnois betreffend, so unterbrach ich ihn, und sagte: ich wisse, daß der Herr d'Alincourt, den diese Sache angehe, sich durch Freunde und Verwandte einen so starken Anhang im Staats-Rath zu verschaffen gewußt habe, daß sie bereits beschlossen sey, ehe man noch darinn referirt habe. Ich protestire also gegen diese Resolution, als dem Nutzen seiner Majestät ganz zuwider, und verlange vom Sekretär eine Urkunde darüber, um sie im Parlement registriren zu lassen, damit sie dem König einst zum Beweis dienen könne: wie schlecht sich sein Staats-Rath nach dem Tod des Königs, seines Vorfahren, betragen habe (9).

Diese

Dieſe letzten, ob ſchon ſehr ſtarken Reden bewirkten doch weiter nichts, als daß die vorgehabte Berathſchlagung für jezt noch ausgeſetzt blieb. Alle ſchlugen die Augen nieder, nicht einer wagte es, darauf zu antworten. Der Kanzler allein, ohne bewegt zu ſcheinen, ſagte zum Referenten: Nehmen Sie andere Papiere und reden ſie von andern Angelegenheiten, die mehr nach dem Geſchmack aller ſind. Dieſe wird ihre Zeit ſchon finden, wenn die Erbitterung und Hitze ſich gelegt haben wird, wie dies gewöhnlich bey den ſtreitigſten Sachen geſchieht. Man muß nur Geduld haben. Der Referent gehorchte. Man nahm andere Geſchäfte vor, und dieß jezige erſchien nicht eher im Staats-Rath, um für d'Alincourt entſchieden zu werden, als bis ich mich ſelbſt daraus verbannt hatte. Dies geſchah ſo kurz darauf, daß man ſagen kann: ich habe mit dieſem Schritt meine Laufbahn geendigt.

In jeder Rückſicht hatte ich keine andere Wahl übrig. Ich hatte mich nemlich in den Augen von ganz Frankreich gerechtfertigt, daß es keinem Mangel an Sorgfalt und Anſtrengung auf meiner Seite zuzuſchreiben ſey, wenn Unordnung und Zerrüttung in allen Angelegenheiten ſo ganz das Uebergewicht bekäme. Es war ſo weit, daß nichts, was ich auch hätte thun mögen, im Stand geweſen wäre, wieder Ordnung zu ſtiften. Dies war ganz auſſer Zweifel. Ich war es endlich ſelbſt überdrüßig, ohne Erfolg daran zu arbeiten und für alle meine Arbeiten und gute Abſichten nichts zu erndten, als den Haß von Perſonen, von denen ich hätte denken ſollen, ſie wären am meiſten dabey intreſſirt mich zu unterſtützen. Concini wendete die Gunſt, worinn er ſtand, die Prinzen vom Geblüt ihr Anſehen, die übrigen ihren Einfluß einzig dazu an, mich verhaßt zu machen. Ich ſah für die Zukunft

nichts als Verdruß voraus. Alle meine Handlungen, meine Reden, und selbst mein Stillschweigen sagten wider Personen aus, welche nur zu sehr die Rechtmäßigkeit dieser Vorwürfe innerlich fühlten. Meine Stelle als Surintendant war der Gegenstand der Begierde der zween Prinzen vom Geblüt worden, denen man Hofnung machte, sie zu erhalten, so bald ich nur einmal vom Hof vertrieben seyn würde. Wenn ich zu lange dort blieb, konnte ich Gefahr laufen, mir auch alle andere durch einen Gewaltstreich entrissen zu sehen. Was ich von aufrichtigen und über die Lage der Dinge wohl unterrichteten Freunden hörte, gab mir unaufhörlich Winke darüber, welche das Drängen einiger Anverwandten überwiegen mußten, die sich den Eingebungen einer blinden und eigennützigen Zärtlichkeit überließen. Ich entschloß mich daher keinen Augenblick länger anzustehen, um mich auf eine ehrenvolle Art meiner Stellen als Finanz-Ober-Aufseher und Befehlshaber der Bastille, nach denen man am meisten lüstete, weil man durch sie über die Einkünfte und Schätze des Königs zu schalten in Stand gesetzt wurde, zu begeben und durch dieß Opfer, welches noch etwas freywilliges an sich hatte, die Bestätigung in meinen andern Würden 10) zu erkaufen, deren mich zu berauben nicht in der Gewalt meiner Feinde stund, besonders wenn ich die Vorsicht brauchte, ihnen für immer den Anblick eines Gegenstands zu entziehen, welcher ihren Haß durch eine unvermeidliche Eifersucht wieder beleben konnte. Denn um eine Sache nicht auf zweymahl zu thun, bestärkte ich mich in meinem Entschluß, mit den Geschäften zugleich den Hof und Paris selbst zu verlassen.

Um dies auszuführen, arbeitete ich sogleich mit dem Anfang des Jahres 1611. Die ausführliche Erzählung

lung davon, welche sehr weitläuftig werden könnte, werde ich hier abkürzen. Die Königin schien meinen Entschluß noch bekämpfen zu wollen. Doch blos zum Schein. Sie schrieb mir deswegen folgenden Brief. „Mein Vetter! mißliebig habe ich den Vorsatz vernommen, den Sie bezeigen, sich der Sorge für die Angelegenheiten des Königs, meines Herrn Sohns, zu entladen, besonders in Ansehung der Finanzen. Dies ist ganz gegen die Hoffnung, welche ich gefaßt hatte, daß Sie fortfahren würden, dieser Stelle so gut vorzustehen, wie Sie zur Zeit des hochseligen Königs meines Herrn gethan haben. Ich bitte Sie dies Vorhaben wohl zu bedenken, ehe Sie es ausführen, und wenn dies geschieht, mir Ihren Entschluß zu wissen zu thun, damit ich den meinigen darnach fassen kann. Hierauf bitte ich Gott, mein Vetter! daß er Sie in seinen gnädigen Schuz nehme. Paris am 24. Jan. 1611." Da meine Antwort auf diesen Brief so ausfiel, wie die Königin sie wahrscheinlich erwartet hatte, so kam zween Tage darauf, also am 26. Bouillon und brachte mir die zwey Entlassungsdecrete wegen meiner Stellen als Finanz-Ober-Aufseher und Schloßhauptmann von der Bastille in der rechtskräftigsten, und zugleich für mich vortheilhaftesten Form. (11) Seine Majestät erklärt darinnen: nur nach oft wiederholtem Anhalten von meiner Seite nehme Er die Niederlegung meiner Stellen an und wolle hiemit, daß ich in der Folge wegen dieser zwey Stellen unter keinerley Vorwand in Anspruch genommen noch beunruhigt werde.

Zu diesen Decreten kam noch ein anderes vom 27. Januar datirt, wodurch mir der König in Betrachtung der Dienste, welche ich dem hochseligen König während einer langen Reihe von Jahren geleistet habe, und deren er weitläuftig erwähnte, ein Geschenk von drey

mahl hunderttausend Livres bewilligte, welche dies Jahr von den Geldern seiner Schatzkammer, und zwar frey von dem Abzug des fünften und zehnten Pfennings der zu den Gebühren des Heiligen Geistordens gehört, zu erheben. Die andern von folgenden Tagen geschriebenen Briefe Ihrer Majestäten sind der Befehl, die Bastille dem Herrn von Chateauvieux zu übergeben, der von ihnen erwählt worden war um daselbst als Lieutenant seiner Majestät zu commandiren, Quittungen über einige der Krone zugehörige Edelgesteine, die mir zugestellt worden waren und zum Theil in einem Juwel, Licorne genannt, und in einigen andern Ringen und Steinen, wofür Puget eine Verschreibung von zehntausend Livres von meiner Hand hatte, die er mir wieder zustellte und noch in drey großen Kron-Rubinen bestanden, worüber ich der Demoiselle Le Grand meine Verschreibung gegeben hatte, indem ich sie von ihr, wo sie verpfändet gewesen waren, wieder bekam.

Ich verwendete die übrige Zeit auf häusliche Einrichtungen und Anordnungen, welche nichts Interessantes haben, ausgenommen etwa die Rathschläge, welche ich meine Secretairen gab. Ich hatte deren gewöhnlich sechs, so wohl für meine vier hauptsächlichsten Stellen, als für die ausserordentlichen Geschäfte, die mir am Hof vorkamen, und ich mußte dabey noch mehrere andere Schreiber oder Copisten halten, welche unter ihnen arbeiteten. Ich rede aber hier blos von den vorzüglichsten Employés, deren Einsicht und Eifer verdient hatte, daß ich sie an wichtigen Geschäften Antheil nehmen ließ, und ihnen bisweilen in den subtilsten meine Vertrauen schenkte. Ich hatte den vier Brüdern Arnaud meinen besondern Schutz angedeihen lassen. Der älteste starb jung und vor dem Kö-

nig.

ig. Den andern liebte ich ſo, daß ich ihn aus mei-
em bloſen Secretair zum Staats-Rath und Finanz-
Intendanten machte. Der dritte erwählte den Sol-
atenſtand und wurde Maitre-de-camp bey einem
Cavallerie Regiment; dem jüngſten verſchafte ich die
Stelle eines Treſorier de France und die eines Caſſiers
ey der Straßen Inſpection. Alle andern waren verhält-
ißmäßig bedacht worden; und ich glaube, daß man
ich nicht beſchuldigen wird, gegen den natürlichen
Grundſatz verſtoßen zu haben, welcher nicht geſtattet,
aß die Zuneigung, welche dergleichen Leute gegen
ns oder wenn man will, gegen unſern Poſten hegen
hne die Belohnung bleiben dürfe, welche wir im Stand
nd ihnen nach ihren Talenten und ihrem Verdienſt zu
erſchaffen. Turet wurde Treſorier de France, Prä-
dent der Rechnungskammer und General Finanz-
Controleur, Rennouart Rechnungs-Reviſor, la Cl-
elle Brücken- und Straßen-Intendant. Du Mau-
ier, welcher den Herzog von Bouillon mir zu Lieb
erlaſſen hatte, wurde nach ſeinem Geſchmack und Ta-
ent in Staatsgeſchäften gebraucht. Er ward Geſand-
e in Holland. Murat Caſſier wurde bey der auſſeror-
entlichen Kriegskaſſe angeſtellt; la Font, deſſen ich in
ieſen Denkwürdigkeiten verſchiedenemal erwähnt habe,
rwarb ſich das Zutrauen des hochſeligen Königs, wel-
her ihn unter andern Wohlthaten zum Intendanten
einer Meublen machte; Gillot, Sekretair bey der
Artillerie; le Gendre ꝛc. Alle dieſe Perſonen fühlten
mit Recht, wie viel ſie bey meiner Entfernung verlieh-
en würden, und ließen weder Bitten noch Mittel
nverſucht, um meinen Entſchluß zu ändern. Ich
aſſe den meiſten von ihnen Gerechtigkeit wiederfahren,
aß ſie dabey wenigſtens meinen Vortheil ſo gut, als
en ihrigen vor Augen zu haben glaubten. Was die
ween Arnauds betrift, vorzüglich den älteren und

einige andere, so rührte sie mein Vorhaben nur mittelmäßig. Sie würden es sogar ziemlich ungern gesehen haben, wenn ich meine Meynung geändert hätte, und doch waren sie vor allen die, welche am meisten deswegen in mich drangen. Der ältere Arnaud vereinigte bey dieser Gelegenheit Undank, Geiz und Schurkerey. Er hatte eine so geringe Meynung von der Fähigkeit Jeannins, als er voll von hohen Begriffen von seiner eigenen war, und doch war er einer von denen, welche am eifrigsten bey Concini daran arbeiteten jenem eine Stelle zu verschaffen, wovon er das Wesentliche ganz für sich behalten zu können hoffte.

Ich las in dem geheimsten Winkel des Herzens dieser Leute Gesinnungen, welche sie sich vielleicht einbildeten, alles sehr gut darinn versteckt zu halten. Allein ich blieb Meister von einer Empfindlichkeit, welche mir zu niedrig schien, um mich bis zu ihr herabzulassen. Ich nahm sie jeden besonders vor und gab ihnen den einzigen Rath, welchen ich nach den gegenwärtigen Umständen und nach meiner Kenntniß von ihren Gesinnungen für den nützlichsten zur Beförderung ihres Glücks hielt. Ich sagte zum ältern Arnaud: er habe ein Mittel in Händen sich der Königin sehr gefällig zu machen, eine Menge vortrefflicher Aufsätze über verschiedene der wichtigsten Finanzangelegenheiten. Damit dies Opfer nichts von seinem Werth verlieren möchte, müsse er es ihr durch Madame Concini überreichen lassen. Ich rieth ihm zugleich ganz ernstlich, dieser sich selbst und seine Dienste darzubieten. Eben so verwies ich den andern an den Kanzler, an Villeroy, an Jeannin, und besonders an Concini, das einzige Orakel, bey dem er sich in Ausübung seines Dienstes, so wie auch der Mestre-de Camp selbst, Raths zu erholen hätte. Ich glaube, daß, so wie der Rath gut

war,

war, er zugleich ihnen nicht mißfiel. Turet konnte ſich außer eben dieſen Perſonen auch noch des Commandeurs (12) und Dallés mit Nutzen bedienen; worauf ich ihn daher denken hieß. Du Maurier war bey Villeroy gut bekannt. Wenn er dieſe Protection, von der ich ihn verſicherte, daß ſie hinreichend ſey, einzig benutzte, ſo konnte er bey ſeiner Wiſſenſchaft in den auswärtigen Angelegenheiten, verbunden mit der Gabe gut zu reden und noch beſſer zu ſchreiben, leicht, wie ich ihm zeigte, von der Königin und dem Günſtling einen ehrenvollen Poſten erhalten. An Murat, der dieſem Staatsſekretair noch beſonders wegen ſeines Benehmens verantwortlich war, ſetzte ich hinzu: daß er meinen Vortheil bey Hof betreiben ſollte, jedoch mit Mäßigung und nach erhaltener Erlaubniß von Villeroy. La Clavelle war ein feiner und einſchmeichelnder Kopf. Ich verſicherte ihn zum Voraus eines glücklichen Erfolgs von allem, was er bey den Miniſtern und ſelbſt bey D'Escures unternehmen würde, welcher ihm mehr als irgend jemand ſeine Amtsverrichtungen erſchweren konnte. Da die Stelle, welche La Font hatte, ihn ganz beſonders jedem Willen der Königin oder vielmehr der Concini unterwarf, ſo hatte er nur einen Rath zu befolgen, den ich ihm auch gab. Rennouard rieth ich: er ſolle keine andere Empfehlung bey ſeiner Kammer ſuchen, als dieſe, daß er ſich mit Hülfe ſeiner Geiſteskräfte allen ſeinen Collegen unentbehrlich machte; ich bat ihn mit dieſer Beſchäfftigung die Sorge für meine häuslichen Angelegenheiten in Paris zu übernehmen. Gillot erhielt ich ſeinen Platz bey meinem Sohn, um das ganze Artillerieweſen in der guten Ordnung zu erhalten, in welcher ich es hinterließ. Eben ſo gab ich allen andern diejenige Lehren, welche ich für ihr Glück dienlich erachtete, und diejenige, welche einigen Widerwil-

len dagegen zu haben schienen, überführte ich, daß ich dabey vorzüglich auf die Nothwendigkeit Rücksicht genommen habe, welche sie bald oder spät nöthigen würde so zu handeln, wie ich ihnen vorgeschrieben hatte. Dies begleitete ich mit einem Compliment auf eine verbindliche Art, welche ihnen herzlich schien, so daß sie meinen Gründen nachgaben. Keiner hatte Ursache es zu bereuen.

Ich wollte jedoch nicht ganz ohne Sekretair seyn. Allein da ein Mann, welcher selbst nicht mehr in Staatsbedienungen stand, hiezu nicht mehr öffentlich angestellte Leute braucht, so wählte ich zween neue, für welche in einem von Staatssachen entledigten Cabinet die gegenwärtigen Denkwürdigkeiten eine der Hauptbeschäfftigungen waren.

Nachdem ich dies gethan, und alle Wünsche, Hoffnungen, Reue und Empfindlichkeit, die vielleicht ein andrer an meiner Stelle gehabt haben möchte, auf ewig begraben hatte, sagte ich dem Hof auf ewig Lebewohl; ich darf es wohl sagen, eben so kalt, als irgend einer, für den er nicht so lange Zeit der Schauplatz des Ruhms und des Glücks gewesen seyn mochte (13). Ich hatte durch Einen Streich einen König, meinen Wohlthäter und meine Stütze, mein Glück, meine Freunde und meine Günstlingschaft verloren. Dieser Verlust zieht für die, welche er betrifft, gewöhnlich so viele andre Ungemächlichkeiten nach sich, daß er ihnen endlich nur der kleinste Theil ihres Unglücks scheint. Wenn dieser Zuwachs von Unglück beynahe jederzeit — wie man denn nicht zweifeln kann — die Wirkung der besondern Feindschaften ist, so mußte dem Anschein nach demselben niemand mehr unterworfen seyn als ich. Indessen wird man doch in der Geschichte wenig Beyspiele von gefallenen Ministern und Günstlingen finden, die bey ihrem Sturz so sehr geschont, ja so sehr geehrt

und

und geachtet wurden, als ich. Die öffentliche Gunst stellt sich bisweilen an den Platz der besondern, um diejenige zu unterstützen, welche blos unglücklich sind. Wenn sie kein hinlänglich starkes Gegengewicht ausmacht, um die Wagschale auf ihrer Seite sinken zu machen, so ist dies deswegen, weil diese vorgeblich unterdrückten doch noch einige schwache Seiten haben, wo man sie angreift, und wo ihre Vertheidigung erschwert wird. Denn anerkannte Rechtschaffenheit und Unschuld siegen immer über den Neid, selbst alsdann, wenn der Neid über sie zu siegen scheint. Meine Feinde (denn ich wage es diese Maxime auf mich anzuwenden) sättigten also nur den kleinsten Theil ihrer Wut gegen mich, weil ihr Sieg einer jener schimpflichen geglückten Streiche war, die man verborgen halten zu müssen glaubt, und deren Genuß nicht ganz ohne Stachel ist. Ihre Befriedigung hielt keinen redlichen Franzosen, dem jede Gelegenheit dem Andenken des hochseligen Königs seinen Tribut zu entrichten theuer war, ab, einen Mann mit Ehre zu überhäufen, der nichts mehr suchte, als im Stillen den Ort seines Exils zu erreichen. Ich wurde bey meiner Abreise von mehr als dreyhundert Reutern begleitet.

So lang ich gegenwärtig und in der Lage seyn würde, mich zu vertheidigen, erwartete ich freylich die hauptsächlichsten Angriffe, welche meine Feinde mir aufhoben, noch nicht. Der Neid ist eine Leidenschaft, welcher die Feigheit nicht weniger eigen ist, als die schändlichste Bosheit. Ich hatte mich daher jederzeit versehen, daß sie sehr begierig die Vortheile nutzen würden, welche meine Abwesenheit ihnen gewährte. In der That hatte ich auch kaum einige Tage in Sully zugebracht, als ich von allen Seiten Nachrichten erhielt, daß der Hof voll von Gerüchten sey, welche nicht

nur dahin abzweckten, den widrigsten Eindruck von meinem Benehmen in den öffentlichen Angelegenheiten hervorzubringen, sondern auch es so verdächtig zu machen, daß dadurch die Criminalunterſuchungen wenigſtens einigen Anſtrich bekommen ſollten, durch welche mir meine Feinde nichts als Schimpf und Verdruß zu bereiten wünſchten (14). Ich griff bey dieſer Gelegenheit zu dem Entſchluß, welchen meines Erachtens jeder kluge Mann ergreifen ſollte, nämlich den Neid auf dem kürzeſten Wege dadurch zu entwaffnen, daß ich durch öftere Zuſchriften Ihre Majeſtäten abhielt, ſich wider mich einnehmen zu laſſen.

In dem erſten Schreiben, das ich beſonders an den König und an die Königin ſchrieb, beklagte ich mich über die ſchlimme Abſichten, die man gegen mich faſſe. Ich erbot mich, mein Betragen durch Beweiſe jeder Art, und auf Verlangen ſelbſt durch neue Dienſte zu rechtfertigen; und nach den ſtärkſten Verſicherungen von Gehorſam, Treue und Unſchuld, ſtellte ich Ihren Majeſtäten noch dreiſter vor: wenn Sie ſo überzeugt davon wären, als Sie mir zu glauben Urſache gegeben hätten, ſo würde ich dies daran wahrnehmen, wenn Sie die Gnade haben würden, Befehle zu Erfüllung der verſchiedenen Verſprechungen auszuſtellen, welche mir theils in Anſehung meiner Stellen, theils in Anſehung der mir vom König bewilligten Gratifikationen gemacht worden ſeyen. Denn das erſte Stückchen, das mir meine Feinde ſpielten, hatte darinn beſtanden, daß ſie die Vollſtreckung derſelben erſt zu verzögern und dann ganz zu vereiteln ſuchten. Sie waren nämlich an ſich Beweiſe, welche zu ſtark für mich zeugten, als daß man ſich getrauen konnte, etwas zu unternehmen, ſo lange ſie beſtänden. Eben dieſer Grund beſtimmte mich, auf ihre Erfüllung zu dringen.

Die

Die Antwort der Königin fiel so aus, wie ich sie nur wünschen konnte. Sie bezeugte mir darinn: meine vorigen Dienste und jetzigen Gesinnungen seyen dem König und Ihr so gut bekannt, daß nichts im Stand wäre, ihren Gesinnungen gegen mich den mindesten Eintrag zu thun. Sie habe noch nicht bemerkt, daß jemand sie zu ändern suche, in jedem Fall aber würden alle Bemühungen deswegen vergeblich seyn. Sie versicherte mich, daß es nicht die Wirkung irgend eines bösen Willens gegen mich, sondern des bloßen Zufalls sey, daß sich einige kleine Schwierigkeiten bey Erfüllung der zwischen dem König und mir geschehenen Uebereinkunft hervorgethan hätten; sie werde getreulich gehalten werden. Dieser Brief ist datirt vom 7. März dieses Jahrs.

Ich schrieb der Regentin gleich darauf einen noch viel längeren Brief, von dem ich hier ebenfalls Rechenschaft schuldig zu seyn glaube, weil das, was ich darinn von meiner Gemüthsstimmung sagte, wirklich dem Zustand entsprach, worinn ich mich befand, als ich aus dem Tumult der Geschäffte heraustrat. Ich fieng damit an, daß ich dieser Fürstin die erklärte Ergebenheit ins Gedächtniß zurückrief, die ich jederzeit gegen Ihre Person bezeugt hatte, und die Beweise, die ich davon seit — und selbst vor ihrer Vermählung an den Tag gelegt hatte; wobey ich gewisse Umstände erörterte, worinn ich mir von dem hochseligen König, ihrem Gemahl, den Vorwurf zugezogen hatte, daß ich auf ihrer Seite gegen Ihn wäre, in Dingen, wobey ich gleich gut für beyde zu arbeiten glaubte. Dies führte mich auf die Lobeserhebung der guten Eigenschaften der Regentin, auf welche ich die Meynung gründete, worinn ich nach diesem Brief zu stehen schien, daß sie keinen Theil an den Verfolgungen habe, die man gegen mich am Hof erregte.

Dieser

Dieſer Artikel, wegen deſſen allein eigentlich der ganze Brief geſchrieben wurde, war darinn ſehr weitläuftig ausgeführt. Ich zeigte mich darinn vollkommen unterrichtet, ſowohl von den nachtheiligen Reden, die man gegen mich am Hof in Umlauf brachte, als von den Hindernißen, die man unaufhörlich gegen die Beendigung meiner Angelegenheiten erregte, und von den Widerrechtlichkeiten, die man gegen mich in den Stellen zu erregen Luſt hatte, welche man mir nicht hatte abnehmen können. Von den guten Geſinnungen, welche ich bey dieſer Fürſtin gegen mich nach ihren Reden und oft wiederholten Verſicherungen vorausſetzte, nahm ich das Recht her, ihr meine Klagen gegen diejenige vorzutragen, welche den guten Willen ihrer Majeſtäten gegen mich unnütz zu machen wußten. Ich beſtand dabey vorzüglich auf der guten Behandlung, welche mir meine Nachgiebigkeit gegen Verfügungen verſchaffen ſollte, wobey ich mein Intereſſe dem Frieden aufgeopfert hatte, da mir doch nichts leichter geweſen wäre, als den Grund der ganzen Sache ſtreitig zu machen. Die beynahe allgemein bekannte Gründe, aus welchen meine Gegner handelten, hätten mir nämlich jeden Vortheil über ſie gegeben. Ich ſetzte hier ſummariſch die Hauptpuncte meiner Amtsführung auseinander, und einen Theil der Vortheile, welche meine Arbeit und meine Mühe dem Reich bis zum Jahr 1610 verſchafft hatten, wo ich die Maaßregeln hatte umſtürzen ſehen, welche ich ergriffen hatte, um die Sache in ihrer erſten Lage zu erhalten. Ich überließ es der Zeit, zu zeigen, wem — meinen Feinden oder mir — das Reich die größte Verbindlichkeiten haben würde.

Ich verſäumte nicht bey dieſer Gelegenheit, mich in eine nähere Erörterung der ſcheinbarſten Beſchuldigungen

gungen einzulaſſen, welche meine Feinde gegen mich ausbreiteten. Ich zeigte, wie lächerlich in ihrem Munde alle ihre Deklamationen gegen die Reichthümer ſeyen, die ich während meiner Günſtlingſchaft erworben hatte, da ſie ſelbſt mich insgeheim für einen ſehr ungeſchickten Mann hielten, weil ich die ſchönſte Gelegenheit von der Welt ſo ſchlecht benutzt hätte. Sie zeigten vielmehr den feſten Vorſatz, meinem Beyſpiel nicht zu folgen. Da mir die engen Gränzen eines Briefs nicht erlaubten, mich auf einen vollſtändigen Beweis einzulaſſen, ſo ſchränkte ich mich hiebey darauf ein: die Regentin merken zu laſſen, daß ich leicht beweiſen könne, dieſe Güter, welche man mir vorwarf, ſeyen nichts als die Wirkung entweder einer guten Haushaltung oder der Geſchenke eines allzu freygebigen Herrn, welcher die Bemühungen eines Miniſters nicht unbelohnt laſſen konnte, der ſich unermüdet einer Arbeit unterzog, welche Surintendanten gewöhnlich nicht auf ſich nehmen (15). Es ſey genug, daß ich alles nur von meinem Herrn und nicht anders als auf deſſen förmliche Nöthigung empfangen habe; was ich ſo deutlich beweiſen könne, als die Anwendung, die ich davon gemacht habe. Ich fodere diejenige heraus, welche mir nachfolgen würden, es einſt eben ſo zu halten. Endlich könne ich ohne Eitelkeit oder Verdruß ſagen: daß ich alles Uebel, was ſie jetzt mir zu thun geglaubt hätten, als wirklich dem Staat zugefügt anſehe. Ich hätte nie verlangt die Finanzverwaltung des Reichs fortzuführen, als wegen des Beſten der Finanzen ſelbſt. Und da ich zu Richtern meiner Handlungen nur Ihre Majeſtäten ſelbſt und Ihre Billigkeit haben müßte, welche mir gegen meine Feinde keinen Weg der Gerechtigkeit zu verſperren geruheten, ſo könne mir die Ruhe, die ich jetzt genüßen würde, nichts gefährliches ſcheinen. Ich hätte im Gegentheil Urſache

ſache ſie um ſo ſüßer zu finden, da ſie anfange ſich für mein Alter zu ſchicken, und durch keinen Vorwurf noch Gewiſſensbiſſe geſtört werde.

Am Schluß dieſes Briefs, welcher hin und wieder voll von Dienſterbietungen, Verſicherungen meiner Treue und allen Zeichen von ſchuldigem Reſpekt und Gehorſam gegen die Königin war, zeigte ich ihr an: daß ich nicht nach meiner Befehlshaberſchaft, wohin Geſchäffte mich riefen, abgehen würde, ohne ſie davon zu benachrichtigen und ihre Befehle zu vernehmen. Wenn ſie glaube, daß ich ihr bey der Verſammlung der Proteſtanten zu Chatelleraut, wozu ich eingeladen war, nützlich ſeyn könnte, ſo würde ich mich mit eben der Neigung, ihr zu dienen, dabey einfinden, als ich dem hochſeligen König daſelbſt gedient hätte. Dies war ohngefähr der Inhalt dieſes ſehr langen Briefs, auf welchen die Regentin durch einen andern vom 24. April antwortete, ohngefähr in denſelben Ausdrücken, wie ſie auf den vorhergehenden geantwortet hatte. Sie ſtellte mir frey nach Poitou oder zu der Religionsverſammlung zu gehen. Bey dieſer ſollte ich mich betragen, wie ich es für dienlich erachten würde; indem ich beſſer als jeder andere wüßte — dies ſind ihre eignen Worte — wie nützlich ich dem König an dieſen beyden Orten werden könnte.

Was mich aber vollends ganz gegen alle Unfälle ſicher ſtellte, war: daß die Königin, welche öffentlich zeigen wollte, daß alle Bemühungen meiner Feinde ihre Geſinnungen gegen mich nicht verändert, ſondern ſie vielmehr immer mehr darin beſtärkt hätten, eine beträchtliche Gehaltszulage bewilligte, worüber in das Dekret in weniger als Monatsfriſt nach dem Datum ihres letzten Briefs ausgefertigt wurde. Dieſe

Zulage

Zulage beträgt vier und zwanzigtausend Livres, so daß mein Gehalt sich von dieser Zeit an auf acht und vierzigtausend vierhundert Livres belief. Das Dekret besagte: sie fange vom ersten Jenner des gegenwärtigen Jahrs (ob es schon vom 20. May datirt war) und Se. Majestät hätten erachtet mir sie bewilligen zu müssen, sowohl aus Erkänntlichkeit für die Dienste, welche ich dem König erzeigt hätte, und welche darinn mit den Beywörtern „groß, getreu, angenehm und lobenswerth" beehrt wurden, als um mir Mittel zu geben, sie noch fortzusetzen.

Ich halte mich um nichts wenig für verbunden, hier den Beweis von denjenigen Artikeln des vorhergehenden Briefs beyzubringen, der mein Vermögen betrift. Ein Finanzoberaufseher und jeder Privatmann, der die königlichen Gelder unter den Händen hat, wird eben dadurch dem Publikum wegen aller seiner Handlungen verantwortlich. Ich wünschte sogar von meinen geheimsten Gedanken Rechenschaft ablegen zu können, weil ich mich jederzeit beflissen habe sie so einzurichten, daß, wenn sie bekannt würden, sie nicht nur keine Gelegenheit gegen mich geben könnten — was eine unerläßliche Pflicht für alle Menschen ist — sondern daß sie auch gewissermaßen würdig werden könnten denen zum Muster zu dienen, welche sich nach mir in dem Fall befinden würden, gleiche Verbindlichkeiten auf sich zu haben. Glücklich, wenn ich hoffen dürfte, daß dieß Muster einst durch ein anderes noch vollkommneres überflüßig gemacht werden würde! Ich will also nach dem Plan, den ich weiter oben angefangen habe, fortfahren hier einen so genauen Begriff von dem Zustand meiner häuslichen Angelegenheiten zu geben, daß jedermann dadurch überzeugt seyn kann, sie so gut als ich selbst zu kennen. Um meinen Lesern

die

die Mühe zu erſparen, daß ſie den Zuſammenhang einer unterbrochnen Rechnung allzuweit auseinander zuſammenſuchen müßten, und damit ſie vielmehr alles mit einem Blick überſehen können, werde ich keinen Anſtand nehmen, alles das noch einmal aufzuzählen, was ich an verſchiedenen Stellen dieſer Denkwürdigkeiten zerſtreut, bemerkt habe. Ich mache mit einer genauen Angabe meines ganzen Vermögens den Anfang, nach der Zeit-Ordnung, worinn ich die Stellen erhielt, welche mir den gröſten Theil deſſelben verſchaft haben (16).

Zuerſt wurde ich durch Heinrich den Großen zur Zeit, da er nur erſt König von Navarra war, mit der Stelle ſeines wirklichen Kammerherrn und eines Raths von Navarra bekleidet, wovon der Gehalt zuſammen zweytauſend Livres betrug. Die eines Staats-Raths, welche dieſer Herrn, als er König von Frankreich worden war, noch hinzufügte, hatte gleichen Gehalt. Dieſer wurde nebſt einer Penſion von dreytauſend ſechshundert Livres für mich in Rechnung gebracht. Die Summe, wozu ſich mein Einkommen vermehrt hatte, war alſo fünftauſend ſechshundert Livres. Der Ertrag meiner Compagnie Gens d'Armes war vier tauſend Livres. Da mir der König nachher zwey Dekrete hatte ausfertigen laſſen, eines als Parlaments-Rath ohne Gehalt, und das andere als Finanz-Rath, ſo erhielten meine Pnesionen bey dieſer Gelegenheit einen Zuwachs von dreytauſend ſechshund Livres. Als Se. Majeſtät geruhten die Gratificationen, Penſionen, Geſchenke und ſo weiter, die ich als Oberaufſeher der Finanzen haben ſollte, auf eine ſich ſtets gleichs bleibende und alles zuſammen unter einem Artikel begreifende Summe zu ſetzen, ſo machte dieſe Summe, welche zwanzigtauſend Thaler betrug, einen Zuwachs

von

von zehntausend achthundert Livres jährlichen Einkommens für mich. Setzen wir hiezu den Ertrag aller meiner andern Stellen und Würden. Die Stelle eines Oberweginspectors von Frankreich und eines Provinzial Weginspectors von Isle — de — France brachte mir zehntausend Livres. Die Generalfeldzeugmeister-Stelle mit Inbegriff der damit verbundenen Gagen, Emolumente, Vortheile und Pensionen — vier und zwanzigtausend Livres, die Befehlshaberschaft von Poitou, die Oberaufsicht über das Bauwesen, das Festungswesen, die Brücken und so weiter habe ich jederzeit zusammen angeschlagen auf achtzehntausend Livres. Die Befehlshaberschaften von Mantes und Gergeau auf zwölftausend. Die Compagnie Gens d'Armes der Königin, wovon ich Capitain Lieutenant war fünftausend, die Schloßhauptmannschaft von der Bastille zweytausend zweyhundert. Alle diese Artikel zusammen machen die Summe von sieben und neunzigtausend zweyhundert Livres jährlichen Einkommens.

Dies war es, was ich bereits oben angemerkt hatte. Folgendes muß man noch hinzu setzen. Fünf- und vierzig tausend Livres von Kirchengütern. Denn Seine Heiligkeit fand es so wenig unrecht, daß ich dieselbe unter dem geborgten Nahmen einiger Geistlichen genoß, daß Sie vielmehr die Bullen dazu gewöhnlich gratis ausfertigen ließen, wenn sie wußten, daß Abteyen, um deren Collation man bat, für mich waren. Ich verlor nichts von diesem Einkommen als es ausgemacht war, daß man alle geistlichen Güter den Protestanten aus den Händen nehmen wolle. Denn die Bullen der Päbste, welche diese Verfügung enthielten, erlaubten, den Geistlichen, denen sie conferirt wurden, einen Ersatz dafür zu geben, welcher bisweilen das Aequivalent überstieg. Ein andrer

Artikel ist der meines eignen Vermögens an Grundstücken und anderm, welche ich richtig zu schätzen glaube, wenn ich sie auf sechszigtausend Livres Einkünfte ansetze. Diese zwo letzten Summen zu den sieben und neunzigtausend zweyhundert geschlagen, giebt ein ganzes von zweymahl hundert, zweytausend und zweyhundert Livres, worinn mein jährliches Einkommen bestand.

Ich komme mit der Erläuterung zuvor, welche man von mir über den Artikel von den zwanzigtausend Thalern an Grundstücken verlangen könnte, und bitte zuerst sich an jene Art von Vertrag zu erinnern, welchen der König 1601. mit mir machte und durch welchen dieser Herr, der mich durch meine Gnadengeschenke und gewöhnlichen Pensionen noch nicht hinlänglich für alle die Mühe belohnt hielt, welche ich auf seinen Dienst verwendete und welcher eben so sehr, als ich, befürchtete: alles was er mir von Zeit zu Zeit an ausserordentlichen Gratificationen zu verwilligen geneigt war, für die Folge durch das Ansehen von Verschwendung, welche diese Art zu beschenken hat, und durch die Verwirrung, welche sie in der Rechnung derer mache, welche sie empfangen, von übeln Folgen seyn möchte, abermals seine ausserordentlichen Geschenke und Gratificationen auf eine neue Summe von jährlichen extraordinären sechszigtausend Livres festsetzte, welche mir für alles das gelten sollten, was ich von der blosen Güte seiner Majestät zu erwarten hätte; worüber mir ein Patent ausgefertigt wurde, damit mir diese ganz Frankreich bekannte Schenkung nicht einst vorgeworfen werden könnte. Ich habe acht Jahre diese ausserordentliche Gratificationen genossen, also einen Belauf von viermahlhundert und achtzigtausend Livres, deren ich mich nach der Absicht dieses Herrn bediente, die im folgenden genannte Acquisitionen zu machen.

Glei-

Gleichen Gebrauch machte ich von einer Summe von fünfmal hundert und dreyßigtauſend Livres, welche aus nachfolgenden Geld-Artikeln beſtund, die ich ſo empfieng, daß ſie der Herausgabe unterworfen ſind: Zweymahl hunderttauſend Livres von der Vermählung meines Sohns; hunderttauſend von dem Vermögen meiner Gemahlin; hunderttauſend von La Borde empfangen; eben ſo viel von Herrn von Schomberg und dreyßigtauſend von einem Geſchenk, das Se. Majeſtät meinem Sohn D'Orval (17) machte. Dieſe zwo Summen, ſage ich, welche zuſammen eine Million und zehntauſend Livres machen, wurden von mir folgendermaßen verwendet.

Ich kaufte eine Hälfte von dem Gute Roſny für zweymahl hundert und zehntauſend Livres. Das Gut Dourdan, das ich von Sancy kaufte, welcher es von den Schweizern hatte, koſtete mich auſſer dem Geld, das mir Sancy ſchuldig war, noch hunderttauſend Livres baar; das von Baugy hundert und zwanzigtauſend. Ich bekam Sully von den Herzog De la Trémouille für vierhundert und funfzigtauſend, und Villebon gerichtlich für vierhunderttauſend Livres. Die drey Contracte, welche ich mit dem Herzog von Nevers ſchloß, betragen zweymahl hundert und zehntauſend Livres, nehmlich Montrand hunderttauſend, La Chapelle ſechs und funfzigtauſend, und Heinrichemont vier und zwanzigtauſend. Endlich erkaufte ich auch von den Herrn Herzog von Montpenſier, das Gut Chatelet für ſechzigtauſend Livres, das von Eu-rand, gerichtlich, für acht und achtzigtauſend, und das von des Is-en-Beauce für fünf und ſiebenzigtauſend. Die Summe von allen dieſen Acquiſitionen, welche eilfmahl hundert und neunzehntauſend Livres beträgt, überſtieg, wie man ſieht das Ganze der beyden oben angegebenen Einnahmen um hundert und neuntau-

send Livres. Diese Summe mußte also von den nächstehenden Artikeln genommen werden. Denn ich will zur gänzlichen Befriedigung der Leser diese ausführliche Angabe so weit treiben, ihm auch das darzu legen, was er nicht von mir verlangen könnte, indem es gewissermaßen auser dem Kreis meines gegenwärtigen Gegenstandes liegt, nemlich die verschiedene Summen welche ich nach dem Tod des Königs, an Ersatz für meine Stellen, als Wohlthaten [illegible] regierenden Königs und an andern Effecten erhielt. Ich will davon bis auf die Zeit Rechenschaft geben, da ich mich entschloß, beynahe nichts mehr von allen den Stellen zu behalten, welche ich besessen hatte.

Die dreymahl hunderttausend Livres, worüber mir Se. Majestät ein Patent hatten ausfertigen lassen, waren zugleich ein Geschenk dieses Herrn, und eine Art von Ersatz für die Finanz-Ober-Aufsicht und die Befehlshaberschaft in der Bastille, die ich in seine Hände niederlegte. Er gab mir sechszigtausend Livres für meine Compagnie Gens d'Armes der Königin, wofür ich zweymahl hunderttausend ausgeschlagen hatte. Ich verglich mich mit Fourcy wegen der Oberbauinspection auf funfzigtausend, welches der Preiß war, zu dem sie Se. Majestät anschlug. Ich hatte die doppelte Summe ausgeschlagen. Man bot mir dreymahl hunderttausend Livres für meine Befehlshaberschaft in Poitou an. Ich trat sie Rohan, welcher die Genehmigung des Königs dazu erhalten hatte, für zweymal hunderttausend ab. Auf eben die Art verlohr ich hunderttausend Livres an den Stellen eines Oberweginspectors und eines Erbcapitains über die Canäle und Flußschiffarth u. s. w. Die Cassiere von Frankreich bezahlten mir nicht mehr als hundert und funfzigtausend Livres dafür. Se. Majestät ließen mir eben-

ebenfalls hundert und funfzigtausend Livres für das Gut Dourdan wiedererstatten, auch diente ich noch dem Herrn Prinzen mit dem Gut Villeban, wofür er mir hundert und funfzigtausend Livres versprach, die er mir nachher auch wirklich bezahlte. Ich bestimmte diese zwo letzten Summen zur Ausstattung meiner jüngsten Tochter, die schwerer anzubringen war als ihre älteste Schwester. Ich setze zu diesen Summen noch die, welche mir meine geistliche Beneficien einbrachten. Denn ich dachte, daß es mir nicht weniger erlaubt wäre, Geld davon zu ziehen, als den Geistlichen, welche mir sie abkauften, mir welches dafür zu geben, und dem Papst, es zu erlauben, wie er durch seine Bullen that. Ich nahm also ohne Umstände eine Indulgenz von achtzigtausend Livres von einem Abbé, den der Herr Prinz wegen meiner Abtey Coulons an mich schickte. Bethune, welcher so wie sein Sohn der scrupulöseste Catholik war, den ich je gesehen habe, nahm von mir unter dem Schatten der Bullen die Abtey Du Jard für vierzigtausend, ein Abbé von den Freunden des Herzogs von Rohan, die von L'Or zu Poitiers für siebenzigtausend, und L'Argentier Vaucemain oder vielmehr sein Sohn die von Absie für funfzigtausend. Alle diese Summen zusammen, machen dreyzehnmahl hunderttausend Livres. Nun auch die Anwendung, die ich davon machte.

Ich kaufte vom Herrn von Lavardin das Gut Montricourt und von Herrn Palliers das von Caussade, für hundert und sechszigtausend Livres beyde. Da meine jüngste Tochter (18) wie ich schon angemerkt habe, ein wenig voraus haben mußte, um wegen einiger Unbequemlichkeiten eine schickliche Parthie zu finden, so gab ich ihr, indem ich sie an den Herrn von Mirepoix vermählte, viermahl hundert und funfzig-

tausend baar mit. Die andern Kosten, Meublen und besonders der Schmuck, was ich bey dieser Vermählung aufwendete, machen auch noch einen Artikel von mehr als funfzigtausend. Ich rechne für alles fünfmahl hunderttausend Livres, und will nur im Vorbeygehen sagen, was übrigens jedermann bekannt ist, daß eine väterliche Zärtlichkeit, die sich durch so wenig zweydeutige Zeichen bewies, von Seiten der Tochter so, wie von dem Tochtermann, mit nichts als einer ausgezeichneten Undankbarkeit belohnt wurde. Ich habe einigen Städten und besonders denen von La Rochelle mehr als zweymahl hundert und funfzigtausend Livres geliehen, um welche die Belagerung und Einnahme dieser Stadt und die Religionskriege mich beynahe ganz brachten. Was ich verschiedenemale dem Marquis von Rosny geliehen oder an Schulden für ihn bezahlt habe, beläuft sich wenigstens auf dreymahl hunderttausend Livres. Die Einkünfte, welche ich mir in Languedoc und Guyenne durch die Registraturgelder und Renten machte, welche ich daselbst ankaufte, haben mich an baarem Geld ein Capital von viermahl hunderttausend Livres, und das Haus, welches ich in Paris kaufte zweymal hundert und zwanzigtausend gekostet. Endlich indem ich mein Verzeichniß von Ausgaben für Gebäude und andre Werke, Meublen, Reisekosten und anderes dergleichen durchrechne, finde ich ein Kapital von siebenmahlhunderttausend Livres. Die Summe von allen diesen Artikeln beträgt zwey Millionen, fünfmahl hundert und dreyßigtausend Livres. Sie übersteigt also das Total von der vorherstehenden Einnahme um zwölfmahl hundert und dreyßigtausend Pfund. Die folgenden Artikel werden angeben, woher dieser Ueberschuß genommen wurde.

Man

Man konnte beynahe vom Anfang dieſer Memoiren bemerken, wie ſehr ich mich der Oekonomie befliß, ſo daß ich ſie bis auf einen Artikel erſtreckte, den man ſonſt als natürlich ausgeſchloſſen davon anſieht. Ich dehnte ſie bis auf die militaiciſchen Vortheile aus, die man theils durch Gefangene theils durch das Löſegeld oder die Plünderung mit Sturm eroberter Städte und bey andern Gelegenheiten dieſer Art erhält, und welche hier weitläuftig anzuführen unnöthig iſt. Bey dem Frieden von Vervins fand ich, daß alle dieſe Vortheile, welche einzeln ſo gering ſind, daß man ſie faſt keiner Aufmerkſamkeit würdigt, dennoch eine Summe von ohngefähr hunderttauſend Livres für mich ausmachten. Der Savoiſche Krieg kam darauf, der mir für meinen Antheil als Generalfeldzeugmeiſter an denen dem Feind abgenommenen Kanonen, Waffen, Munition u. ſ. w. doppelt ſo viel eintrug. Dies ſind alſo erſtlich dreymahl hunderttauſend Livres hievon. Ich finde eben ſo viel, wenn ich den Werth von allen den Geſchenken zuſammen rechne, die mir bey verſchiedenen Gelegenheiten gemacht wurden; ich rede nur von denen, die ich als öffentliche Perſon und bey Gelegenheiten erhielt, wo es nicht ſchicklich geweſen wäre, ſie auszuſchlagen, wie bey meinen Geſandſchaften und Unterhandlungen, bey der Vermählung des Königs von Seiten der Königin und des Großherzogs; von dem Herzog von Lothringen und Madame bey der Vermählungsfeyer dieſer Prinzeßin; an jedem Neuen Jahrstag von Ihren Majeſtäten und der Königin Margaretha. Es wäre lächerlich geweſen, gegen dieſe und einige andere ähnliche Geſchenke die Delicateſſe zu beweiſen, die ich gegen alle diejenige bewies, welche man mir aus irgend einem eigennützigen Beweggrund machen wollte. Indeßen muß ich doch ſagen,

daß ich ſo ſcrupulös war, nichts auf dieſe Art annehmen zu wollen, ohne daß die geſchenkte Sache in einem Gnadenbrief angegeben war. Einen ſolchen bat ich Se. Majeſtät mir über jedes dieſer Geſchenke ausfertigen zu laſſen. Obſchon ſie in Schmuck und Edelſteinen beſtanden, beliefen ſie ſich dennoch auf eine Summe von hunderttauſend Thalern. Ich verkaufte das Gut Dourdan wieder für hundert und funfzigtauſend Livres noch vor der gedachten Feſtſetzung meiner Gratificationen auf zwanzigtauſend Thaler, die erſt ſeit 1601. beſtand. Der hochſelige König, der nur ſein großes Herz und die Freundſchaft hörte, womit er mich beehrte, machte mir noch verſchiedene andere Geſchenke, für deren Anführung bis jetzt noch nicht der Ort war, und die ich jedoch nicht unter zweymahlhunderttauſend Livres ſchätze. Endlich, ſeit mein jährliches Einkommen ſo beträchtlich worden war, als man es hier geſehen hat, iſt es nicht zu verwundern, daß die Maxime, die ich ſtets befolgte: man müſſe nie ſein Einkommen ganz verbrauchen, mir nach Verfluß einiger Jahre eine ziemlich beträchtliche Summe abwarf. Wenn man dieſe nach Abzug aller meiner häuslichen Ausgaben auf dreymahl hunderttauſend Livres ſetzt, ſo wird ſie mit den vier vorhergehenden ohngefehr die von zwölfmahl hundert und einigen tauſend Livres, die wir ſuchten, ausmachen; und dieß wird eine vollkommene Gleichheit zwiſchen Einnahme und Ausgabe bringen. Ich halte es für unnöthig, zu wiederholen, was ich ſonſt von dem laufenden Aufwand meines Hauſes geſagt haben mag.

Was ich von den Gütereinrichtungen und den Vergleichen, die ich mit dem Herrn Prinzen traf, jetzt beybringen werde, geſchieht blos zur Befriedigung der Neu-

Neugierde. Ich wollte es aber nicht weglaſſen, weil ich es thun kann, ohne mich von meiner gegenwärtigen Materie zu entfernen. Als der Religionskrieg unter der neuen Regierung wieder ausbrach, ließ mir der Herr Prinz, welcher mich aus ſeinen Befehlshaberſchaften zu entfernen ſuchte, wo ich ſehr ſchöne Güter und ſelbſt einige ziemlich ſtarke Häuſer hatte, vorſchlagen, ſie alle an ihn zu verkaufen. Ich befürchtete, wenn ich es ihm abſchlüge, möchte die Zeit und der Krieg ihm einen doppelten Vorwand an die Hand geben, mich daraus zu verjagen, welchen die Gewalt gültig gemacht hätte. Ich wußte, daß ſeine Anſchläge nicht wenig zu dem Entſchluß beygetragen hatten, den man gegen uns gefaßt hatte, und man benachrichtigte mich, daß er es noch ſchlimmer mit mir zu machen gedächte. Ich befriedigte ihn alſo mit den Gütern Villeban, Montrond, Orval, Culand und Chatelet um ſo lieber als er mir noch bey allem dem mehr dafür bieten ließ, als ſie mich gekoſtet hatten und als ſie wirklich werth waren. Der Contract wurde alſo auf zwölfmahl hunderttauſend Livres für dieſe fünf Güter unter uns abgeſchloſſen; was freylich nicht baares Geld war. Allein es koſtete mich nicht viel, noch einige Zeit zu warten, bis dem Herrn Prinzen zu bezahlen gelegen ſeyn würde.

Was ich nicht erwartete, iſt dies, daß der Prinz nach einiger Zeit um durch ein leichtes Mittel das Capital und die Zinſen auf einmal abzutragen, darauf verfiel: den König um die Confiſcation meiner Güter zu bitten. Ein Verfahren das der Krieg damals ſehr gewöhnlich machte. Seine Majeſtät erzeigten mir damals die Gnade, ſich bey dieſer Gelegenheit meiner noch

zu erinnern und mit einer Art von Entsetzen ein so niederträchtiges Gesuch zu verwerfen.

Der Friede kam hierüber zu Stande und der Herr Prinz sah sich denn doch genöthigt, mit mir zu rechnen. Sein Appetit hatte sich nun auch noch auf das Gut Baugy erstreckt, das ich ihm ebenfalls so wie alle andern abtreten mußte, damit ich von keiner Seite sein Nachbar seyn möchte. Das Gut Villebon aber war ihm entleidet; er gab mir es also zurück, und fügte das von Muret, welches ehemals eine Johanne von Bethune besessen hatte, hinzu als Aequivalent für jenes Gut, das er sehr heftig wünschte. Man fand, daß der Tausch nicht unvortheilhaft für mich wäre und da diese Art durch Tausch zu bezahlen, diesem Prinzen gefallen hatte, so trat er mir noch folgende, eines nach dem andern für den Werth seiner mit mir geschloßnen Contracte ab: Regent, Montigny, Chanrond, Vitray, das Marquisat Conty, Breteuil, Francatel und La Malaise, welche dieselben Rechte hatten, wie meine ausgetauschten Güter. Von diesen war in meinen Augen das Hauptsächlichste das, daß mich ein königliches Patent berechtigte, sie ein Gut zu nennen, das ich von den Geschenken und durch eine förmliche Verfügung des Königs meines Herrn besitze (19). So kam ich denn aus dem Proceß mit dem Herrn Prinzen.

Uebrigens war es eine doppelte Ungerechtigkeit von ihm, daß er mich durch Confiskation um mein Vermögen zu bringen suchte. Ich habe seit dem Tod des Königs sehr unglückliche Zeiten gesehen. Mein Herz wurde empfindlich von dem Krieg gerührt, den ich gegen meine Religionsverwandte sich entflammen sah. Tausend Gründe, daran Theil zu nehmen, stell-

ſtellten ſich mir dar, wenn ich nur ein wenig geſtimmt geweſen wäre, mich ſelbſt zu betäuben. Aber muthig widerſtand ich dieſem Reiz, und gab dem König keine Urſache, mich als Empörer oder Anhänger von Empörern zu betrachten. Pünktlich gehorchte ich jedem Befehl Seiner Majeſtät und verfügte mich jedesmal zu ihm, wenn er es zu wünſchen ſchien. Kurz ich habe das Glück gehabt, mein ganzes Leben hindurch den Verſprechungen gegen den König meinen Wohlthäter ſo ſehr als den Pflichten eines guten Bürgers getreu geblieben zu ſeyn.

Dreyßigstes Buch.

Das politische Projekt Heinrichs IV. gewöhnlich „sein groser Entwurf" genannt.

Da in diesem ganzen Buch nur von Entwürfen und politischen Projekten die Rede seyn soll, welche die Regierung von Frankreich und von ganz Europa betreffen; so glaube ich es füglich mit Betrachtungen über diese ganze Monarchie überhaupt und selbst über das Römische Reich anfangen zu können, aus dessen Trümmern sie bekanntlich, so wie alle andern Mächte, welche gegenwärtig die christliche Welt ausmachen, entsprungen ist.

Wenn man sich alle Zustände vorstellt, welche Rom seit seinem Stiftungsjahr (1) dem Jahr der Welt 3064. durchlief, seine Kindheit, seine Jugend, sein Mannesalter, seine Hinfälligkeit, seinen Verfall und endlich seinen Einsturz; so führen diese Abwechslungen, die es mit den vorhergegangenen Monarchien gemein hatte, beynahe auf den Glauben: daß die Zeit mit den Reichen, eben so wie mit andern Dingen in der Natur, spiele und schalte. Vielleicht würde man, wenn man diese Idee weiter verfolgte, sogar entdecken, daß der Lauf derselben durch eine auserordentliche Bewegung gestört wird, die man ohne Anstand epidemische Krankheiten nennen kann. Dadurch wird sehr oft ihre Auflösung beschleunigt. Eine durch diese Entdeckung

deckung erleichterte Heilung derſelben würde ſie wenigſtens aus einigen jener gefährlichen Kriſen retten können.

Wollten wir uns aber mehr an natürliche und in die Sinne fallende Urſachen von dem Verfall dieſes ſo ungeheuern und furchtbaren Reichs halten, ſo werden wir ſie bald in der Veränderung derjenigen Geſetze und Sitten auffinden können, denen es ſein Wachsthum zu danken hatte; in dem Luxus, der Habſucht, dem Ehrgeiz, und endlich in einem andern Beweggrund, deſſen Wirkung durchaus durch keine menſchliche Klugheit gehemmt werden konnte, in dem Einbruch jener Völkerfluthen von Barbaren, Gothen, Wenden, Hunnen, Heruler, Rugier, Langobarden ꝛc., die es nach einander, und oft alle zugleich, ſo heftig erſchütterten, daß der Koloß endlich zuſammenſtürzte. Dreymal wurde Rom durch dieſe Barbaren geplündert (2): im Jahr 414 unter Honorius durch den Gothenkönig Alarich; 459 unter Marcian durch den Wendenkönig Genſerich; und 546 unter Juſtinian durch Totila und die Hunnen. Wenn es aber wahr iſt, daß damals dieſe Stadt nichts mehr als ein Schatten von dem war, was ſie geweſen war, wenn man ſie ſchon als der Herrſchaft der Welt entſetzt anſehen muß, da Schwachheit und Mißbräuche ihrer Regierung dieſen Erfolg nicht mehr blos als unvermeidlich, ſondern auch als ganz nahe und zum Theil als ſchon geſchehen betrachten ließ; ſo könnte die Epoche ihres Verfalls weit über die Regierung Valentinians des III. hinauf geſetzt werden, dem man noch eine Gnade erzeigt, wenn man ihn den letzten Occidentaliſchen Kaiſer nennt (3), indem ſchon mehrere der Kaiſer, auf die er erſt folgte, im Grund nichts als Tyrannen geweſen waren, welche dies Reich unter ſich zerriſſen, und die Stücke davon in die Hände der Barbaren fallen ließen, welche durch

ihre

ihre Eroberungen ein eben ſo gutes Recht darauf hatten.

Der Stadt Rom leuchteten indeſſen doch noch von Zeit zu Zeit einige Strahlen von Hoffnung zu ihrer Wiederherſtellung. Der auffallendſte war die Regierung des großen Konſtantins, deſſen Siege dieſem ganzen Körper wieder Ein Haupt gaben. Er wirkte aber, ohne daran zu denken, für die Zerſtörung eines Werks, das ihn ſo viel gekoſtet hatte, ſelbſt weit mehr als all das ſchlechte Benehmen ſeiner Vorgänger, in ſo fern er darauf verfiel: alle Rechte Roms auf ſein neues Konſtantinopel überzutragen. Ganz unheilbar machte er dies Verſehen vollends dadurch, daß er ſein Reich unter ſeine drey Söhne gleich vertheilte. Theodoſius, der ſich glücklicherweiſe, oder durch ſeine große Tapferkeit, in demſelben Fall, wie Konſtantin, befand, hätte vielleicht nicht denſelben Fehler begangen, hätte ihn nicht das böſe Beyſpiel verführt. Aus Einem Reich zwang ihn die Noth zwey zu machen. Arkadius erhielt den Orient, Honorius den Occident, und von dieſer Zeit an war weder Hoffnung noch Gelegenheit zur Wiedervereinigung.

Da in der natürlichen Ordnung der Dinge die Zerſtörung des einen zur Hervorbringung des andern oder mehrerer dient, ſo entſtanden, ſo wie die entfernteren Theile des Occidentaliſchen Reichs ſich davon losmachten, aus dieſen Königreiche, welche jedoch nicht ſogleich dieſen Namen führten. Unſtreitig das älteſte von allen — denn man kann ſeinen Urſprung in das achte Jahr der Regierung des Honorius ſetzen — iſt das, welches in Gallien durch die Franken geſtiftet wurde. Dieſe hatten ihren Namen von der Provinz Franken, woher die Gallier aus der Gegend um die Moſel ſie riefen, um ihnen zu ihrer Befreyung von

der

der Bedrückung der römischen Heere behülflich zu seyn. Da diese Franken oder Franzosen denjenigen König zu nennen pflegten, den sie zu ihrem Befehlshaber erwählt hatten, so ist es, wenn auch der erste und zweyte dieser Anführer diesen Titel nicht geführt haben sollten, doch wenigstens von dem dritten, Meroväus, gewiß; noch gewisser von dem fünften, Clodwig (4). Einige von ihnen, z. B. Pipin und Karl Martel, denen man ihn nicht ohne Ungerechtigkeit verweigern kann, haben ihn mit solchem Ruhm behauptet, daß Karl der Große, ihr würdiger Erbe, es so weit brachte, in Gallien ein, freylich unvollkommenes, Nachbild des damals erloschenen abendländischen Kaiserthums wiederaufleben zu machen. Ein Vorzug, zu welchem natürlich eine unendliche Menge kriegerischer Bewohner und eine große Fruchtbarkeit an allen menschlichen Bedürfnissen, nebst einer außerordentlichen Bequemlichkeit zur Handlung das ihrige reichlich beytrugen, indem Frankreichs Lage es zum Mittelpunkt von den vier vorzüglichsten christlichen Reichen, von Deutschland nämlich, Italien, Spanien und Großbrittannien nebst den Niederlanden, machte.

Ein Wort von jedem der drey Stämme, aus denen die Reihe unsrer Könige besteht. In dem ersten sehe ich nur Meroväus, Clodwig I und Chlothar II; und in dem andern Karl Martel, Pipin den Kurzen und Karl den Großen über die andern Könige erhaben. Diese sechs von den fünf und dreyßig, die man in den beyden ersten Stämmen zählt, abgerechnet, waren die andern alle durch ihre Laster oder ihre Unfähigkeit schlechte Könige. Unter ihnen kann man noch Sigebert und Dagobert wegen einiger guten Eigenschaften, und Ludwig den Frommen wegen einer großen Andacht auszeichnen, welche jedoch zu nichts anderm ausschlug,

als daß er in einem Kloſter den Verluſt ſeiner Freyheit und ſeines Reichs und des Kaiſerthums zu beſeufzen hatte.

Nachdem dieſer Karolingiſche Stamm dunkel regiert und eben ſo dunkel geendigt hatte, kam die Krone an den dritten, deſſen vier erſte Könige meiner Meynung nach vollkommene Muſter einer guten und weiſen Regierung ſind. Das Reich, das ſie zu regieren bekamen, hatte viel von ſeinem erſten Glanz verloren, weil es von der unermeßlichen Ausdehnung, die es unter Karl dem Groſſen gehabt hatte, ungefähr in ſeine jetzige Gränzen eingeſchränkt worden war, mit dem Unterſchied, daß, wenn ſie den Gedanken gehabt hätten, es wieder herzuſtellen, die unterdeſſen eingeführte Regierungsform ihnen kein Mittel dazu übrig ließ, indem dieſe ſie von den Groſſen und dem Volk abhängig machte, welche im Beſitz des Reichs waren, ihre Könige zu wählen und zu meiſtern. Die Partie, die ſie ergriffen, war: die willkührliche Gewalt zum Stillſchweigen zu verurtheilen, und an ihrer Stelle die Billigkeit herrſchen zu laſſen, eine Art Herrſchaft, welche noch nie Neid erregte. Nichts ward mehr ohne Zuziehung der Groſſen und der vornehmſten Städte vorgenommen, und beynahe jederzeit nur nach der Entſcheidung der Ständeverſammlung. Ein ſo gemäßigtes Verfahren ſchnitt alle Ränke ab, und erſtickte jede Art von Complots, die jederzeit für den Fürſten oder für den Staat nachtheilig ausfallen. Ordnung, Häuslichkeit, Auszeichnung des Verdienſts, genaue Rechtspflege, alle Tugenden, die man in einem Familienhaupt ſucht, charakteriſirten dieſe neue Regierung, und bewirkten — was man noch nie ſah, vielleicht auch nie wieder ſehen wird — einen Frieden von hundert zwey und zwanzig Jahren nach einander. Was dieſe Fürſten für ſich ſelbſt noch beſonders dabey gewan-

gewannen, und was das ganze Anſehen des Saliſchen Geſetzes an ſich ihnen nicht hätte geben können, war die Einführung der Erblichkeit der Krone in ihrem Haus. Sie mußten zu dem Ende noch die Vorſicht brauchen, ihre älteſte Söhne nicht eher zu ihren Nachfolgern zu erklären, bis ſie beſcheiden um die Beyſtimmung ihres Volks angeſucht, eine Art von Wahl vorausgehen und ſie gewöhnlich noch bey ihrem Leben ſalben und neben ſich auf den Thron hatten ſitzen laſſen.

Philipp II, welchen ſein Vater Ludwig VII ebenfalls ſalben und mit ſich regieren ließ, war der erſte, der von dieſer Verfahrungsart zwiſchen den Fürſten und ſeinem Volk, abgieng. Mehrere über Feinde und auch über ſeine eignen Unterthanen davon getragene Siege, welche ihm den Beynamen Auguſtus erwarben, dienten ihm dazu, ſich einen Weg zur unumſchränkten Gewalt zu bahnen. Eben dieſe Idee drückte ſich nachher dem Geiſt ſeiner Nachfolger, mit Hülfe der Günſtlinge, Miniſter und vornehmſten Kriegsbedienten ſo tief ein, daß ſie einen Streich der tiefſten Politik zu machen glaubten, indem ſie ſich nichts mehr angelegen ſeyn ließen, als Maximen zu zerſtören, deren Nützlichkeit für das allgemeine und beſondere Beſte erſt durch die Erfahrung ſo gut beſtätigt worden war. Die unglücklichen Folgen fürchteten oder ſahen ſie vielleicht gar nicht einmal voraus, welche eine Unternehmung dieſer Art gegen eine Nation, deren Abgott ihre Freyheit iſt, haben konnte und nothwendig haben mußte (5). Dies hätten ſie leicht aus den Mitteln ſehen können, zu welchen das Volk alsbald griff, um ſich einem Joch zu entziehen, womit es ſich bedroht ſah. Nie erhielt man von ihm mehr als jene Art von erzwungenem Gehorſam, welche um ſo gieriger nach jedem Mittel ungehorſam zu ſeyn greifen lehrt.

Daher tausend grausame Kriege. Der, welcher Frankreich den Engländern zur Beute werden ließ; die, welche man mit Italien, Burgund, Spanien führte, können einzig den bürgerlichen Uneinigkeiten zugeschrieben werden, welche vor ihnen hergiengen. Die Schwächeren hatten die Stimme der Ehre und des Besten der Nation in sich erstickt, und den Ausländer zum Beystand für ihre Freyheit herbeygerufen. Ein trauriges und schimpfliches Mittel, das von dieser Zeit an beständig, und selbst in unsern Tagen von dem Hause Lothringen in jener Ligue versucht wurde, bey welcher die Religion bloßer Vorwand war. Ein zweytes Uebel, das zwar oft beym ersten Anblick von verschiedener Art scheint, darum aber doch, wie ich glaube, nichts desto weniger aus derselben Quelle entspringt, ist die Sittenverderbniß, der Geldhunger und die Wut eines ungeheuren Luxus; wechselsweise oder zugleich die Ursachen und Wirkungen unsers Jammers!

Dies waren die Veränderungen unserer unglücklichen Politik in Beziehung auf die Regierungsform, welche nach und nach dem Willen des Volks, des Kriegers, der Großen, der Stände, der Könige unterworfen war. Die Person dieser letztern selbst war erst abhängig erwählt, dann erblich, endlich unumschränkt.

Man hat in dieser Schilderung bereits gesehen, welches Urtheil man über den dritten Stamm unserer Könige zu fällen hat. Wir finden in Philipp August, Ludwig dem Heiligen, Philip dem Schönen, Carl dem Weisen, Carl VII, Ludwig XII tausenderley zu bewundern. Welch ein Schade, daß so viele Tugenden oder große Eigenschaften nicht auf einem bessern Grund standen. Mit welchem Vergnügen würde man

sie

ſie große Könige nennen, wenn man ſich verbergen könnte, daß ihr Volk unter ihnen elend wurde. Was hätte man nicht beſonders von Ludwig IX zu ſagen! Von den vier und vierzig Jahren, die er regierte, bieten die zwanzig erſten ein Schauſpiel dar, das nicht unwerth iſt mit den eilf letzten Heinrichs des Großen verglichen zu werden. Ich fürchte aber ſehr, ihr ganzer Ruhm möchte durch die vier und zwanzig folgende aufgehoben werden, wenn man in dieſen nichts erblickt als übertriebene Auflagen zur Befriedigung einer übel verſtandenen und verderblichen Frömmigkeit. Unermeßliche in die entfernteſte Länder geſchleppte Summen zur Loskaufung der Gefangenen, ſo viele tauſend aufgeopferten Bürger, ſo viele erloſchenen erlauchten Häuſer erfüllten Frankreich mit einer allgemeinen Trauer und alles zuſammen mit einem allgemeinen Elend.

Vereinigen wir uns ein für allemal über Grundſätze; und wenn wir nach einer tauſendmal wiederholten Erfahrung als ausgemacht angenommen haben, was es ſchon lange ſeyn ſollte, daß Menſchenwohl nie aus dem Krieg entſtehen kann; ſo wollen wir mit dieſer Idee die Geſchichte unſerer Monarchie durchgehen. Wir wollen Chlodwich und ſeinen Vorgänger ihre, zur Gründung einer erſt keimenden Herrſchaft gewiſſermaßen nöthige, Kriege hingehen laſſen. Was ſollen wir aber zu denen ſagen, welche in einem Zeitraum von vollen hundert und ſechzig Jahren die vier Söhne Chlodwichs, die vier Söhne Chlotars II und ihre Nachkommen beunruhigten? zu denen, welche hundert und zwey und ſiebenzig andere Jahre hindurch von Ludwig dem Frommen an das Reich verwüſten? Der Reſt iſt noch ärger; die oberflächlichſte Kenntniß von unſrer Geſchichte iſt hinreichend zur Ueberzeugung, daß ſeit Heinrich VIII bis zu dem Frieden von Vervins

kein wahrer Friede bestand, und daß, kurz zu sagen, dieser ganze Zeitraum der vierhundertjährige Krieg genannt werden könnte. Nachdem sich aus dieser Prüfung ergeben haben wird, daß unsere Könige beynahe nichts gewußt haben, als Krieg zu führen, wollen wir ihnen übrigens alle schuldige Gerechtigkeit wiederfahren lassen; werden aber mit dem Titel großer — wahrhaftig und in jeder Art großer Könige ꝛc. ein wenig zurückhaltender seyn.

Indessen gestehe ich doch — denn es wäre ungerecht, ihnen allein das zum Verbrechen zu machen, was eigentlich ein Verbrechen von ganz Europa ist — daß verschiedene dieser Herrn sich oft in Umständen befanden, wo ihre Kriege gerecht und nothwendig waren, und also für sie der Grund eines dauerhaften und wahren Ruhms sind, wo ihnen so gar kein anderer zu erwerben übrig blieb. In diesem Fall wird uns die Art, womit verschiedene Kriege vorausgesehen, vorbereitet und geführt wurden, in ihrem Cabinet Züge von Politik und in ihrer Person Meisterstücke von Tapferkeit entdecken lassen, die unser ganzes Lob verdienen. Woher kann aber der Irrthum so vieler, anscheinend so ruhmvollen, Großthaten kommen, deren ganzer Nutzen oft in der Verwüstung von Frankreich und Europa besteht? Von ganz Europa, ich wiederhole es, welches heut zu Tage kaum einzusehen anfängt, daß bey der Lage, worinn es sich befindet, und worinn es sich selbst schon seit mehrern Jahrhunderten befunden hat, jede Unternehmung es zu unterjochen, oder auch nur eine seiner vorzüglichsten Monarchien auf Kosten der andern allzu sehr zu vergrößern, nie etwas anders seyn kann, als eine schimärische und unmögliche Unternehmung. Keine dieser großen Monarchien kann anders umgestürzt werden, als durch den Zusammenfluß

menfluß von Urſachen, die über jede menſchliche Macht erhaben ſind. Es ſollte alſo von nichts die Rede ſeyn, als ſie alle mit einer gewiſſen Gleichheit beſtehen zu laſſen. Jeder Fürſt, welcher anders denkt, wird Ströme Bluts durch ganz Europa fließen laſſen, ohne je deſſen Geſtalt verändern zu können.

Als ich oben bemerkte, daß Frankreich gegenwärtig nicht mehr die ganze Ausdehnung hat, welche es zur Zeit Carls des Großen hatte, war meine Abſicht ſicher nicht, dieſe Verminderung als ein Uebel vorzuſtellen. Bey dem unvermeidlichen Unglück, von Zeit zu Zeit ehrſüchtige Fürſten zu Königen zu haben, wäre es noch ein weit größeres, wenn alles zuſammen träfe, dieſem Ehrgeiz zu ſchmeicheln. Auch hat man jederzeit bemerkt, daß die Reiche je größer ſie werden, deſto größerm Unglück unterworfen ſind. Der Grund der Ruhe, in dem unſrigen beſonders, hängt davon ab, daß man es in ſeine gegenwärtige Gränzen eingeſchloſſen erhält. Ein Klima, Geſetze, Sitten, Sprachen, welche keine Aehnlichkeit mit den unſrigen haben, Meere, beynahe unzugängliche Gebürgketten, ſind ſo viele Schranken, welche man als von der Natur ſelbſt geſetzt betrachten kann. Was fehlt auch übrigens Frankreich? Wird es nicht jederzeit das reichſte und mächtigſte Reich in Europa ſeyn? Nein, die Franzoſen haben weiter nichts zu wünſchen, als daß der Himmel ihnen fromme, gute und weiſe Könige gebe; und dieſe Könige haben nichts zu thun, als ihre Macht anzuwenden, um Europa in Frieden zu erhalten. Keine Unternehmung kann ihnen weiter, weder gelingen noch nützlich ſeyn, als dieſe.

Von dieſer Beſchaffenheit war denn das Werk, welches Heinrich im Begriff ſtand, zu beginnen, als

es Gott gefiel, ihn, einige Jahre zu früh für das Glück der Welt, zu sich abzurufen. Dieser Zweck zeichnete es so sehr von allem aus, was man bis jetzt gekrönte Häupter unternehmen sah. Dadurch strebte er nach dem Namen des Großen. Seine Absichten waren ihm nicht durch eine kleinliche armselige Ehrsucht zugeflüstert. waren nicht beschränkt auf ein unbedeutendes niedriges Interesse. Ewig glücklich wollte er sein Frankreich machen; und da dies diese vollkommene Glückseligkeit nicht genießen kann, ohne daß ganz Europa sie gewissermaßen mit ihm theilt, so war es das Glück der ganzen Christenheit, das er machen und so fest begründen wollte, daß nichts in Zukunft im Stand seyn sollte, diese Grundsäulen zu erschüttern.

Ich kann mir wohl vorstellen, daß dies Projekt auf den ersten Anblick als eines der prächtigen Luftschlösser jener müßigen politischen Speculationen angesehen werden wird, denen ein Kopf nachhängt, welcher Liebhaber von seltsamen Ideen ist (6). Die, welche so davon urtheilen, können nur Leute von jener Gattung seyn, denen der erste Eindruck einer eingenommenen Einbildungskraft zur Regel dient, oder solche, welche die Entfernung der Zeit und die Unwissenheit der Umstände die weiseste und edelste aller Unternehmungen, die je beschlossen wurden, mit jenen eigensinnigen Projekten verwechseln läßt, mit denen man zu jeder Zeit Fürsten sich belustigen sah, welche von ihrer Macht schwindelten. Ich gebe zu, daß, wenn man mit Aufmerksamkeit untersuchte, was Eitelkeit, Vertrauen auf sein gutes Glück, Unwissenheit und selbst Furcht und Trägheit unternehmen lassen, man erstaunen würde, Fürsten sich blindlings in Entwürfe stürzen zu sehen, die zwar sehr gut in die Augen fallen, aber oft nicht den mindesten Grad von Möglichkeit haben.

haben. Der menschliche Geist hängt sich mit so vieler Gefälligkeit, ja mit so vieler Wut an alles, was ihm schön und glänzend scheint, daß es ihn sehr verdrüßen würde, wenn man ihn fühlen ließe, wie gar nichts Wesentliches, nichts Gründliches diese Gegenstände haben. Allein hierinn, so wie in allen Sachen überhaupt, hat man sich auch vor der entgegengesetzten Ausschweifung zu hüten. So wie man nämlich große Dinge auszuführen verfehlt, weil man sich mit zu wenig Lust daran wagt; so verfehlt man ebenfalls auch ihre gehörige Kenntniß und Schätzung, weil man sie mit einem allzu verjüngten Maaßstab mißt. Ich selbst war in diesem Artikel schwerer zu überzeugen, als vielleicht keiner von denen, welche diese Denkwürdigkeiten lesen werden, und dieß war eine Wirkung jenes frostigen, vorsichtigen und wenig unternehmenden Charakters, durch den ich mich stets ausgezeichnet habe.

Ich erinnere mich, daß ich das erstemahl, da ich den König mit mir von einem politischen System reden hörte, durch welches man ganz Europa wie eine Familie eintheilen und leiten könnte, Ihn kaum anhörte. Da ich mir einbildete, daß er das nur so spräche, um sich lustig zu machen, oder vielleicht um es sich zur Ehre anrechnen zu lassen, daß er in der Politik weiter und tiefer eindringe, als gemeine Menschen, so war meine Antwort halb scherzhaft, halb im Complimententon. Heinrich gieng dießmahl nicht weiter. Er hat mir nachher oft gestanden, daß er alles was ihm über diese Sache im Kopf herum gieng, lange Zeit vor mir verborgen gehalten habe, und zwar aus der Scham, welche man fühlt, Dinge vorzutragen, welche lächerlich oder unmöglich scheinen können. Ich erstaunte, als er einige Zeit darauf das Gespräch unter uns wieder auf denselben Gegenstand brachte, und als

er in der Folge von Jahr zu Jahr wieder mit neuen Anordnungen und Erläuterungen darauf zu sprechen kam.

Ich war sehr entfernt gewesen, mich ernstlich damit zu beschäftigen. Wenn mein Geist auch auf einige Augenblicke dabey verweilte, so hatte mich der erste Blick auf einen Entwurf, welcher die Vereinigung aller Staaten in Europa, unermeßlichen Aufwand zu einer Zeit, wo Frankreich seine eigenen Bedürfnisse nicht einmal bestreiten konnte, und eine Verkettung von Umständen, die mir ins unendliche zu gehen schien, erforderte, diesen Gedanken sogleich als unnütz verwerfen lassen. Ich traute mir selbst nicht, daß hier nicht einige Täuschung sich einschleichen sollte. Ich erinnerte mich an manche jener Unternehmungen, wofür man Europa zu interessiren geglaubt hatte; ich hielt mich vorzüglich bey denen auf, welche einige unserer Könige auf weit geringere Gegenstände hin entworfen hatten, und fühlte Widerwillen gegen diese, weil alle andern übel abgelaufen waren. Die Stimmung der europäischen Fürsten, Verdacht auf Frankreich zu werfen, so bald dieß ihnen geholfen hätte, ihnen ihre Besorgniße wegen der allzugroßen Macht Spaniens zu benehmen, schien mir schon allein ein unübersteigliches Hinderniß.

Stark von dieser Idee eingenommen, suchte ich nichts mehr, als Heinrich seine Täuschung zu benehmen, welcher seiner Seits erstaunte, mich in keinem Theil davon gleicher Meynung mit sich zu finden. Er unternahm sogleich, und brachte es auch leicht zu Stand, mich zu überzeugen: es könne nur Vorurtheil seyn, daß ich so ohne allen Unterschied alle Theile eines Projekts tadelte, wovon sicher wenigstens nicht alles zu tadeln sey. Ich konnte es seinen Bitten nicht versagen, mir Mühe zu geben, um in seinen Sinn

ein-

einzudringen. Ich machte mir nun einen richtigen Begriff davon, faßte alle seine Zweige zusammen und verband sie unter einander; studirte alle Verhältnisse und so zu sagen alle Dimensionen desselben; ich fand darinn eine Folge und einen wechselsweisen Zusammenhang, die mir erst nicht aufgefallen waren, so lang ich die Sache nur verworren übersehen hatte. Der Nutzen, der daraus für ganz Europa entsprang, fiel mir vorzüglich auf, weil es auch wirklich das deutlichste daran war. Allein die Mittel waren aus eben dem Grund das, was mich am längsten aufhielt, indem mir die allgemeine Lage der europäischen Angelegenheiten und der unsrigen insbesondere, durchaus der Ausführung zuwider zu seyn schienen. Ich achtete nicht gehörig darauf, daß diese Ausführung verschoben werden konnte, so lange als man es für gut finden würde, und wir also zur Zurüstung darauf alle Mittel hatten, welche die Zeit denen darbietet, die sie zu nutzen wissen. Ich überzeugte mich endlich, daß, so groß auch das anscheinende Mißverhältniß der Mittel zum Zweck seyn möchte, eine Reihe von Jahren, während deren man unverrückt dem Ziel entgegen streben würde, sowohl in den Unterhandlungen als in dem Finanz-Wesen und den übrigen Erfordernissen viele Schwierigkeiten wegräumen würde. Es ist in der That auffallend, daß dieser Punkt, welcher der schwerste von allen schien und auch wirklich war, endlich der leichteste wurde.

Als ich mich so in den wahren Gesichtspunkt der der Sache gestellt, als ich alles erwogen, berechnet und endlich auch alles besorgt und zugerüstet hatte, fühlte ich mich überzeugt, daß der Entwurf Heinrichs des Großen zugleich richtig in seinem Grund, möglich und selbst leicht in allen seinen Theilen und unendlich glorreich in allen seinen Wirkungen sey;

ſo daß ich, wie man an tauſend Stellen dieſes Werks geſehen hat, der erſte war, den König an ſeine Verpflichtungen zu erinnern und oft gegen ihn ſelbſt das Gewicht ſeiner eignen Gründe zu gebrauchen.

Die Gewohnheit dieſes Herrn, beſtändig alles um ſich her zu überſchauen, eine Wirkung der ganz beſonders traurigen Verlegenheiten, worinn er ſich beynahe jeden Augenblick ſeines Lebens befunden hatte, hatte ihn ſeit der Zeit auf dieſen Entwurf gebracht, daß er, durch den Tod des Königs Heinrichs III. auf den Thron berufen, die Erniedrigung des Hauſes Oeſterreich, als eine unumgänglich nothwendige Sache betrachtete, um ſich darauf zu behaupten. Wenn er den erſten Gedanken dazu nicht durch Eliſabeth erhielt (7) ſo iſt es wenigſtens ſicher, daß dieſe große Königin lange vorher darauf verfallen war, als auf ein Mittel, ganz Europa für die Anmaßlichkeiten ſeines gemeinſchaftlichen Feindes zu rächen. Die Unruhen, welche die nachfolgenden Jahre alle wegnahmen, der darauf folgende Krieg von 1595, der nachherige mit Savoyen, nach dem Frieden von Vervins, ſtürzten Heinrich in verwirrte Geſchäfte, welche ihn nöthigten, jeden andern Unternehmungen zu entſagen. Erſt nach ſeiner Vermählung, und als der Friede völlig befeſtigt war, konnte er den Gedanken an jenen erſten Entwurf wieder vornehmen, welcher unmöglicher oder wenigſtens entfernter als je ſchien.

Er theilte ihn jedoch Eliſabeth ſchriftlich mit; und dieß erweckte in ihnen 1601. ein ſo ſtarkes Verlangen ſich mündlich zu ſprechen, als dieſe Königin noch Dover kam, und er bis Calais gieng. Was das Ceremoniel einer ſolchen Zuſammenkunft ihnen nicht zu thun erlaubte, verſuchte ich wenigſtens im allgemeinen bey der Reiſe, die ich, wie man oben geſehen hat, da-

dahin machte. Ich fand sie stark mit Mitteln beschäftigt, dieß große Projekt durchzusetzen, und ohnerachtet der Schwierigkeit, die sie in den beyden Hauptpunkten, der Vereinigung der Religionen und der Gleichheit der Mächte zu erblicken glaubte, schien sie mir doch nicht an der Möglichkeit der Ausführung zu zweifeln. Sie hielt sich derselben aus einem Grund versichert, dessen ganze Richtigkeit ich nachher wohl einsah. Da nehmlich dieser Plan im Grund blos den Absichten einiger ehrgeizigen Fürsten, die als solche in Europa bekannt waren, entgegen stund, so beförderte diese Schwierigkeit, welche dessen Nothwendigkeit um so einleuchtender machte, den Erfolg mehr, als sie ihm hinderlich war. Sie sagte auch, es wäre zu wünschen, daß der Zweck durch jedes andre Mittel als durch Waffengewalt ausführbar seyn möchte, da diese jederzeit etwas gehäßiges habe; sie gestund aber, daß es wenigstens zum Anfang nicht anders zu unternehmen sey. Ein großer Theil der Artikel, Bedingungen und verschiedenen Anordnungen rührt von dieser Königin her, und beweißt sehr gut, daß sie von Seiten des Tiefblicks, der Weisheit und aller andern Geisteseigenschaften keinem der kronenwürdigsten Könige nachstand.

Man muß es als ein sehr großes Unglück ansehen, daß Heinrich die Absichten der Königin von England nicht sogleich unterstützen konnte, welche wollte, daß man, ohne einen Augenblick zu verlieren, Hand ans Werk legen solle. Allein kaum wagte er, als er hier den Grund zu diesem Gebäude legte, zu hoffen, einst die Zeit zu sehen, da er die letzte Hand daran legen könnte. Die Wiederherstellung seines Reichs in allen seinen angegriffenen Theilen war ein Werk von mehrern Jahren; und unglücklicher Weise hatte er deren bereits acht und vierzig, ehe er nur damit den Anfang machen konn-

te.

te. Er betrieb sie mit allem möglichen Eifer. Das Edikt von Nantes war schon in dieser Absicht gemacht worden, alle andern Mittel, sich den Respekt und das Zutrauen der europäischen Fürsten zu erwerben, wurden ebenfalls bereits versucht, als wir, Er und ich, uns mit nie ermüdeter Geduld die innre Aordnung des Reichs angelegen seyn ließen. Der Tod des Königs von Spanien schien uns das glücklichste Ereigniß für unser Vorhaben; allein der Tod der Königin Elisabeth versetzte ihm wieder einen so empfindlichen Stoß, daß wir es beynahe ganz und gar wieder aufgegeben hätten. Heinrich erwartete weder von den Nordischen Königen noch von dem Nachfolger dieser Fürstin, dem König Jacob, als er dessen Charakter kennen lernte, daß einer von ihnen sich eben so bereitwillig zeigen würde, als diese Königin, jene Last mit ihm zu theilen. Indeß trösteten ihn die neuen Alliirten, die er täglich in Deutschland und in Italien selbst gewann, ein wenig über diesen Verlust. Der Waffenstillstand zwischen den Niederlanden und Spanien kann ebenfalls unter die weniger günstige Vorfälle gerechnet werden.

Wollten wir aber alles in Anschlag bringen, was von Hindernissen im Innern des Reichs von Seiten der Protestanten, der Catholiken, der Geistlichkeit und selbst des Staatsraths Sr. Majestät sich hervor that, so könnte es scheinen, alles habe sich dagegen verschwören wollen. Sollte man glauben, daß Heinrich ausser mir nicht einen einzigen Mann in seinem ganzen Staatsrath finden konnte, bey dem es nicht gewagt gewesen wäre, ihm seine Entwürfe ganz aufzudecken; und daß der ganze Respekt, den man ihm schuldig war, kaum verhindern konnte, daß man nicht das Wenige als eine Ausschweifung des Verstands be-

behandelte, was er mit aller möglichen Vorsicht Leuten zu entdecken wagte, welche ihm am meisten ergeben schienen? Nichts schreckte ihn ab. Ein geschickterer Staatsmann und beßrer Beurtheiler als sein ganzer Staatsrath und sein ganzes Reich, hielt er den Erfolg für unfehlbar, so bald er sah, daß, troz diesen Hindernisse von innen wie von aussen die Angelegenheiten sich von selbst in ein vortheilhafte Lage fügten.

War es wohl auch im Grund eine große Vermessenheit, so davon zu urtheilen? Was verlangte denn dieser Herr von Europa? Nichts anders als daß es zu den Mitteln behülflich seyn solle, die er erfand, um es in die Lage zu versetzen, zu welcher es seit langer Zeit aus allen seinen Kräften von selbst hinan strebt. Man erleichtert es ihm, und so, daß es ihm bey weitem nicht so viel kosten soll, als was ein großer Theil seiner Fürsten für einen weit minder wesentlichen, minder sichern und minder dauerhaften Vortheil gern geopfert haben würde und selbst oft schon geopfert hat. Der Nutzen, den man ihnen versichert, übersteigt ausser dem unschäzbaren Gut des Friedens, bey weitem noch den Aufwand, zu dem man sie verbindet. Noch einmal, welchen Grund könnte man also haben sich zu widersetzen? Und widersetzten sich die übrigen Fürsten nicht, was wird gegen diese Mächte das Haus Oestreich vermögen, gegen welches durch die Begierde und das Vergnügen, es eines Guts zu berauben, dessen es sich bisher blos zu ihrer Unterdrückung bediente, so viele erklärte Feinde erweckt werden, als es deren geheime hat, das heißt — ganz Europa. Man läßt diesen Fürsten keinen Grund zur Eifersucht gegen den übrig, der ihnen ihre Freyheit giebt; denn dieser Befreyer, weit entfernt, eine Entschädigung für all den

Auf-

Aufwand zu ſuchen, den ſein Edelmuth ihn machen läßt, verſetzt ſich ſogar freywillig und auf immer in das Unvermögen ſein Reich durch den Weg der Eroberung und ſelbſt durch die rechtmäßigſte Mittel mit irgend etwas zu vergrößern. Er hat das Geheimniß gefunden, alle ſeine Nachbarn zu überzeugen: ſein einziger Zweck ſey, ſich ſo wie ihnen, jene unermeßliche Summe zu erſparen, welche ihnen die Unterhaltung ſo vieler tauſend Krieger, ſo vieler befeſtigten Plätze, und ſo viele andere Kriegsausgaben koſten; ſie für immer von der Furcht jener in Europa ſo häufigen, blutigen Kataſtrophen zu befreyen, ihnen eine unerſchütterliche Ruhe zu verſchaffen, endlich ſie alle durch ein unauflösliches Band zu verbinden, ſo daß alle dieſe Fürſten alsdann wie Brüder hätten unter einander leben und ſich als gute Nachbarn beſuchen können, ohne das ſteife Ceremoniel und ohne die Koſten eines Zugs, den man nur um zu blenden, oft um ſein Elend zu vermummen, zur Schau ausſtellt. Iſt es nicht in der That eine Schande und ein Schimpf für alle ſo polizierten Völker, daß ihre ganze vorgebliche Weisheit ihnen bis jetzt — ich will nicht ſagen, die Ruhe zu verſchaffen, ſondern nur wenigſtens — die Raſereyen zu nehmen nicht vermochte, welche ſie in den wildeſten barbariſchen Nationen verabſcheuen? Dieſe grauſame Begebenheiten zu verhüten, in ſeinem Keim jenen verderblichen Samen von Verwirrung und Zerrüttung zu erſticken, ließe ſich wohl etwas glücklicheres erdenken als das Projekt Heinrichs des Großen? und könnte man wohl beſſer dafür ſorgen?

Dies iſt alles, was man vernünftiger Weiſe fordern kann. Vorbereiten und handeln ſteht in der Macht der Sterblichen: der Erfolg iſt das Werk eines mächtigern Arms. Ein für das Projekt, von dem

hier die Rede ist, so günstiges Vorurtheil, daß es auch vernünftigen Männern nicht verdacht werden könnte, wenn sie darnach allein schon urtheilten, liegt in dem Umstand, daß es durch die zwey gekrönten Häupter unternommen wurde, welche die Nachwelt als die vortrefflichste Muster in der Regierungskunst bewundern wird. Wegen Heinrich insbesondere setze ich noch hinzu: daß es Fürsten, welche, wie er, durch die Schule des Unglücks gelaufen sind, welche beynahe nichts als Schwierigkeiten in ihrem Wege fanden, daß es, sage ich, solchen Fürsten eigentlich zukömmt, zu beurtheilen, was wahre Schwierigkeiten seyen; daß man ohne Furcht ihr Urtheil unterschreiben kann, besonders wenn man sie bereit sieht, ihr Leben daran zu setzen, um es zu behaupten. Ich für mich werde jederzeit bedauern, daß Frankreich, indem es diesen großen König verlor, sich zugleich um einen noch höhern Ruhm gebracht sah, als der ist, womit seine Regierung es überstrahlt hatte (8). Nun sind noch die einzelnen Theile dieses Entwurfs und wie er ausgeführt werden sollte, darzulegen. Wir wollen mit dem anfangen, was die Religion betrifft.

Zwo Religionen sind in dem christlichen Europa im Gang; die Religion und die Reformirte Religion; allein da diese mehrere Modifikationen in ihrem Gottesdienst zugelassen hat, welche sie, wenn nicht eben so verschieden unter sich, wie von der Römischen Religion, doch wenigstens eben so abgeneigt, sich wieder zu vereinigen, machen, so muß man sie nothwendig in zwo Religionen abtheilen, von denen man der ersten ihren Namen Reformirte lassen und die andere die Protestantische nennen kann. Diese drey Religionen herrschen in Europa auf sehr verschiedene Art. Italien und Spanien sind im Besitz der Römischen Religi-

gion geblieben, ohne Beymischung irgend einer an-
dern. Die Reformirte Religion besteht in Frankreich
neben der Römischen, nur durch Begünstigung der
Edicte, und ist da die schwächere. England, Dänne-
mark, Schweden, die Niederlande, die Schweiz sind
ebenfalls vermischt, nur mit dem Unterschied, daß die
Protestantische Religion da die herrschende ist, die an-
dern nur geduldet sind. Deutschland begreift sie alle
drey in sich, und selbst in verschiedenen seiner Kraise
stehen sie auf gleichem Fuß, so wie in Pohlen. Ich
rede nicht von Moskau oder Groß-Reußen; diese un-
geheuern Landstrecken, welche nicht weniger als sechs-
hundert Franz. Meilen in die Länge und vierhundert in
die Breite haben, sind großentheils noch abgöttisch und
zum Theil schismatisch, wie die Griechen und Arme-
nier, allein mit tausend abergläubischen Gebräuchen,
welche ihnen beynahe gar keine Gleichheit mit uns
übrig lassen; sie gehören noch überdies zu Asien, we-
nigstens so gut als zu Europa. Man darf sie daher
beynahe als ein barbarisches Land ansehen, und in eine
Klasse mit der Türkey setzen, wiewohl man sie seit fünf-
hundert Jahren unter die christlichen Mächte rechnet.

Da sich jede dieser drey Religionen gegenwärtig in
Europa gleich festgesetzt hat, und zwar so, daß keine
Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß eine derselben
ausgerottet werden könnte; und da die Erfahrung,
die Eitelkeit und die Gefahren dieser Unternehmung
hinreichend bewiesen hat; so ist nichts bessers zu
thun, als sie alle drey neben einander bestehen zu las-
sen und sogar noch zu befestigen; doch so, daß diese
Duldung in der Folge nicht allen den falschen Dogmen,
welche der Eigensinn ausbrüten könnte, die Thore öff-
ne, deren Erstickung im ersten Keim vielmehr ein Ge-
genstand der besondersten Sorgfalt seyn müßte. Da

Gott

Gott das, was die Katholiken die neue Religion zu nennen belieben, so sichtbar zu unterstützen scheint, so weist er uns auf dies Verfahren hin, das eben so sehr den Vorschriften der heiligen Schrift gemäß ist, als durch ihre Beyspiele bestärkt wird. Uebrigens macht auch die unübersteigliche Schwierigkeit, das Ansehen des Pabst an Oertern, wo es nicht anerkannt wird, gültig zu machen, diesen Punct ganz nothwendig. Mehrere gleich aufgeklärte und fromme Kardinäle, und selbst einige Päbste, wie Clemens VIII und Paul V, haben dies eingeräumt.

Es kömmt also hier nur darauf an, diejenige von diesen Völkern, welche eine Religion erwählt haben, in ihrem Grundsatz wohl zu bestärken: daß nichts in jeder Rücksicht so gefährlich sey, als Ungebundenheit im Glauben; und bey denen, welche deren mehrere angenommen haben, oder sie alle bekennen, die Ordnung zu erhalten, welche sie für hinreichend gegen die Mißbräuche einer Toleranz gehalten haben, die ihnen wahrscheinlich in andern Rücksichten möglich ist. Da also Italien sich an die Römische Religion gehalten hat, und übrigens der Aufenthalt der Päbste ist, so gebe ich zu, daß diese Religion dort in ihrer ganzen Reinheit erhalten werden muß; und es ist nicht Tiranney, wenn man die Landeseingebohrne anhält, sich nach diesem Gesetz zu richten, oder auszuwandern, wenn sie es nicht thun zu können glauben. Man kann ohngefähr dasselbe von Spanien sagen. In den Staaten, wie Frankreich, wo man wenigstens haben will, daß eine Religion die herrschende seyn soll, wäre die Mäßigung zu treffen, daß das Auswandern erlaubt würde, wenn man die Verordnungen zu streng fände, vermöge deren die Calvinistische Religion jederzeit der Religion des Fürsten untergeordnet seyn sollte. Alle andern bedür-

sen keiner neuen Regeln. Keine Gewaltthätigkeit hierinn! völlige Freyheit, da diese Freyheit daselbst sogar zu einem Reichsgrundgesetz worden ist!

Wie man sieht, so läuft also hierinn alles auf eine sehr geringe Anzahl von Maximen hinaus, die um so sichrer sind, da sie niemands Geschmack Gewalt anthun. Die Protestanten sind weit entfernt, denjenigen von ihren Nachbarn, welche es nicht wünschen, ihre Religion mit Gewalt aufzwingen zu wollen. Die Katholiken denken ohne Zweifel eben so; und man thut dem Pabst kein Unrecht, indem man ihn von dem ausschließt, was er selbst seit langer Zeit nicht mehr zu besitzen gesteht. Diese Aufopferung schimärischer Rechte wäre mehr als hinreichend durch die königliche Würde bezahlt, mit der er bekleidet werden sollte, und durch die Ehre, alsdann den Vermittler aller christlichen Fürsten abzugeben; eine Eigenschaft, die er dann ohne Eifersucht genießen würde, und zu der dieser Hof ohnstreitig durch seine Weisheit vor allen andern geschickt ist.

Ein andrer Punct des politischen Entwurfs, der ebenfalls noch die Religion betrifft, geht auf die ungläubigen Fürsten in Europa, und besteht in gänzlicher Vertreibung derer, bey welchen keine Wahrscheinlichkeit sie zu einer der christlichen Religionen zu bekehren vorhanden ist. Wenn der Großherzog von Moskau oder Czar von Rußland, den man für den alten Knäs von Scythien hält, sich weigert, der angetragenen Association beyzutreten, so muß man ihn wie den Sultan der Türkey behandeln, ihm abnehmen, was er in Europa besitzt und ihn nach Asien verweisen, wo er, ohne daß wir uns weiter damit befassen, nach Belieben den Krieg fortsetzen kann, den er beynahe unaufhörlich mit den Persern und Türken führt.

Um

Um dieſe Unternehmung zu Stand zu bringen welche, vorausgeſetzt, daß alle chriſtliche Fürſten daran Theil nehmen, keine Schwierigkeit zu haben ſcheint, kommt es weiter auf nichts an, als jeden derſelben dahin zu vermögen, ſich ſelbſt zur Unterhaltung von Kriegsleuten und allem andern, was zur Ausführung erforderlich iſt, anzuſchlagen. Einſtweilen bis der allgemeine Rath, wovon weiter unten die Rede ſeyn wird, alle dieſe Anſchläge ſpecificirt haben würde, waren folgendes ungefähr Heinrichs des Großen Ideen davon. Der Pabſt ſollte zu dieſer Expedition hergeben: achttauſend Mann Infanterie, zwölfhundert Mann Cavallerie, zehn Kanonen und eben ſo viele Galeeren. Der Kaiſer und die deutſchen Kraiſe ſechzigtauſend Mann Infanterie, zwanzigtauſend Mann Cavallerie, fünf (fünfzig?) ſchwere Kanonen, zehn Galeeren. Der König von Frankreich zwanzigtauſend Mann Infanterie, viertauſend Mann Cavallerie, zwanzig Kanonen, zehn Schiffe oder Galeeren. Spanien, Großbrittanien, Dännemark, Schweden, Pohlen, gleiche Anzahl mit Frankreich; nur mit der Rückſicht, die Anſchaffung deſſen, was zum Seedienſt gehört, verſchiedentlich unter dieſen Kronen nach ihrer Bequemlichkeit einzutheilen. Der König von Böhmen: fünftauſend Mann Infanterie, funfzehnhundert Cavallerie und fünf Kanonen. Der König von Ungarn zwölftauſend Mann Infanterie, fünftauſend Mann Cavallerie, zwanzig Kanonen, ſechs Schiffe. Der Herzog von Savoyen, das heißt: der König von der Lombardie, achttauſend Mann Infanterie, funfzehnhundert Mann Cavallerie, acht Kanonen, ſechs Galeeren. Die Republik Venedig: zehntauſend Mann Infanterie, zwölfhundert Mann Cavallerie, zehn Kanonen, fünf und zwanzig Galeeren. Die Schweizer Republik: funfzehntauſend Mann Infanterie, fünf-

tausend Mann Cavallerie, zwölf Kanonen. Der Belgische Freystaat zwölftausend Mann Infanterie, zwölfhundert Mann Cavallerie, zwölf Kanonen, zwölf Schiffe. Die Republik Italien zehntausend Mann Infanterie, zwölfhundert Mann Cavallerie, zehn Kanonen, acht Schiffe. Alles zusammen würde ohngefähr zweymal hundert und siebenzigtausend Mann Infanterie, funfzigtausend Mann Cavallerie, zweyhundert Kanonen und hundert und zwanzig Schiffe oder Galeeren ausmachen; alle besoldet, ausgerüstet und unterhalten auf Kosten aller dieser Staaten nach dem Antheil eines jeden.

Diese Kriegsrüstung der Fürsten und Staaten Europens scheint so wenig beträchtlich und beläſtigend in Ansehung der Macht, welche sie gewöhnlich gegen ihre Nachbarn oder Unterthanen auf den Beinen halten, daß, wenn sie auch beständig fortdauern sollte, dies keine Unbequemlichkeit verursacht hätte, und sogar eine vortreffliche Schule für das Kriegswesen gewesen seyn würde. Allein außer dem, daß die Unternehmungen, für welche man sie bestimmte, nicht beständig gewesen seyn würden, hätte man auch die Anzahl und die Kosten nach Verhältniß der Bedürfnisse ändern können, welche nicht immer dieselben gewesen wären. Ich bin indessen überzeugt, daß diese Idee so sehr nach dem Geschmack aller dieser Fürsten gewesen seyn würde, daß, nachdem sie durch dies Mittel alles erobert gehabt hätten, was sie nicht nöthig haben, einen Fremden mit sich in Europa theilen zu lassen, sie gesucht haben würden, die ihnen am besten gelegenen Theile von Asien noch dazuzufügen, besonders die ganze Küste von Afrika, die unsern Staaten zu nahe liegt, um ihnen nicht Unbequemlichkeiten zu verursachen. Eine einzige Vorsicht dabey in Ansehung aller dieser

eroberten Länder hätte darinn bestanden: daß man daselbst neue Reiche errichtet, sie mit der christlichen Republik für verbunden erklärt, aber verschiedenen Fürsten ausgetheilt hätte, mit sorgfältiger Ausschließung derer, welche bereits unter den Beherschern Europens einen Rang besaßen.

Der blos politische Theil des Entwurfs lief beynahe ganz auf ein vorläufiges Einverständniß hinaus, was meines Erachtens eben so wenig Schwierigkeiten unterworfen gewesen seyn würde, als der vorhergehende Artikel: nämlich dem Hause Oesterreich die Herrschaft über alles, was es in Deutschland, in Italien und in den Niederlanden besitzt, abzunehmen, mit einem Wort, es auf das bloße Königreich Spanien vom Ocean des Mittelländischen Meers und den Pyrenäen eingeschlossen, einzuschränken; wobey man ihm, um es den übrigen großen monarchischen Herrschaften Europens gleich zu machen, folgendes gelassen hätte: Sardinien, Majorca, Minorca und andre Inseln an diesen Küsten; die Canarischen, die Azorischen Inseln und das grüne Vorgebürg, nebst seinen Besitzungen in Afrika; Mexico, nebst den Amerikanischen Inseln, die ihm angehören; Länder, welche allein hinreichend wären, große Reiche auszumachen; endlich die Philippinischen und Moluccischen Inseln, Goa und seine andern Besitzungen in Asien.

Hieraus ergiebt sich von selbst die Idee eines bequemen Mittels, das Haus Oesterreich für alles das zu entschädigen, was man ihm in Europa abnahm, nämlich in den drey andern Welttheilen es wieder das verlorne gewinnen zu lassen, indem man ihm behülflich wäre, um sich alles dessen zu bemächtigen und sich zum einigen Eigenthümer davon zu erklären, was wir da-

ſelbſt Bewohnbares kennen und was man etwa in der Folge noch dort entdecken möchte. Man ſetzt hiebey voraus, daß es uns nicht durch Widerſetzlichkeit zu einer gewaltſamern Behandlung genöthigt hätte. Und ſelbſt in dieſem vorausgeſetzten Fall wäre es nicht der in Spanien herrſchende Fürſt dieſes Hauſes geweſen, dem man die drey Welttheile auf dieſe Art hätte unterwerfen müſſen, ſondern verſchiedene Prinzen von einer oder von verſchiedenen Linien, welche alsdann blos zur Huldigung gegen die Krone Spanien oder höchſtens zu einem Tribut gehalten geweſen wären, ſo wie ihn die alten Eroberer erhoben. Dadurch hätte dieſes Haus, welches das mächtigſte der Welt ſeyn will, fortfahren können, ſich mit dieſem Vorzug zu ſchmeicheln, ohne daß die andern ihm dieſe vorgebliche Größe beneidet hätten.

Die Abſichten des Hauſes Oeſterreich auf die Univerſalmonarchie, welche durch alle Schritte Carls V. und ſeines Sohns erwieſen ſind, haben die Strenge dieſer Behandlung ſo gerecht als nothwendig gemacht. Ich ſage noch mehr; es würde ſelbſt vernünftiger Weiſe keinen Grund gehabt haben, ſich darüber zu beſchwören. Es iſt wahr: man nimmt ihm das Kaiſerthum, auf das es aber, richtig geſprochen, nicht mehr Recht hat, als alle Deutſchen und ſelbſt alle Europäiſchen Fürſten. Bedürfte dieſe Behauptung eines Beweiſes, ſo müßte man es nur daran erinnern, unter welchen Bedingungen Carl V ſelbſt, der mächtigſte von ihnen allen, als Kaiſer anerkannt wurde, Bedingungen, deren Beobachtung er zu Schmalkalden in Gegenwart von ſieben Churfürſten oder Fürſten und den Abgeordneten von vier und zwanzig Proteſtantiſchen Städten feyerlich beſchwor, wobey der Landgraf von Heſſen und der Fürſt von Anhalt für alle das Wort führten. Er

ſchwur,

ſchwur, ſage ich, nie den Reichsgeſetzen Abbruch zu thun, namentlich der berühmten unter Carl IV errichteten güldnen Bulle; mit Vorbehalt, ſie zu vermehren, jedoch nur mit ausdrücklichem Rath und Beyſtimmung der deutſchen Fürſten; keines ihrer Privilegien zu beeinträchtigen; keinen Fremden in den Reichsrath aufzunehmen; ohne ihr Vorwiſſen weder Krieg anzufangen, noch Frieden zu ſchließen; Aemter und Würden nur gebohrnen Deutſchen zu verleihen; ſich in Ausfertigungen nur der deutſchen Sprache zu bedienen; keine Auflagen einſeitig zu machen; kein erobertes Land zu ſeinem beſondern Nutzen zu verwenden. Beſonders entſagte er förmlich der Erblichkeit der Kaiſerwürde in ſeinem Hauſe, und in Gemäßheit des zweyten Artikels der G. B. ſchwur er, bey ſeinen Lebzeiten keinen Römiſchen König anerkennen zu laſſen *) — Als die Proteſtanten in Deutſchland, nachdem ſie Ferdinand beynahe hinausgejagt hatte, endlich einwilligten, ihm die Kaiſerkrone zu übertragen: ſo erneuerten ſie

*) Sowohl bey dieſem Auszug aus der Wahlkapitulation Karls V, als bey andern franzöſirten Angaben des Verfaſſers über Deutſchland, hätte ein Ueberſetzer, mit ein wenig Kenntniß unſrer Verfaſſung, ein weites Feld vor ſich, ſich in Anmerkungen und Berichtigungen auszubreiten. Da aber niemand auf den Gedanken kommen wird, ſeine Kenntniß des Deutſchen Staatsrechts aus fremden Memoiren zu ſammeln oder zu berichtigen: ſo habe ich mich nicht nur bisher aller Anmerkungen dieſer Art gänzlich enthalten, ſondern auch alle ſolche Stellen durchaus um ſo lieber ganz getreulich gedollmetſcht, da mancher naive Gallicismus mit unterläuft, der den Kenner unfehlbar beluſtigen — ſo wie überhaupt manche Stelle dieſes hier dargeſtellten gutgemeinten Projekts ihm den Mund in ein gutmüthiges Lächeln ziehen wird.

Der Ueberſetzer.

sorgfältig alle diese Artikel mit ihm, und ließen ihn solche nebst neuen Anordnungen, ihre freye Religionsübung betreffend, beschwören.

Was die Besitzungen des Hauses Oesterreich in Deutschland, Italien und in den Niederlanden betrifft, die man ihm ebenfalls abnimmt, so beraubt man es — um hier nichts über das zu sagen, was es davon nur einer tyrannischen Usurpation dankt — im Grunde doch nur solcher Länder, welche ihm (ich rede besonders von Italien und den Niederlanden) so großen Aufwand verursachen, daß alle seine Indischen Schätze nicht dazu hinreichen. Uebrigens entschädigt man es durch wenigstens eben so beträchtliche und sicher weit reichere Niederlassungen, indem man ihm das gedachte ausschließliche Privilegium ertheilt, sich in den drey andern Welttheilen auszubreiten, daselbst neue Reiche zu stiften und sich die dortige Bergwerke und Schätze zuzueignen; was jedoch nicht so zu verstehen ist, als wenn man allen andern Europäischen Nationen alle Handlung dahin untersagte. Im Gegentheil müßte diese frey und offen für jedermann seyn, und diese Bedingung, welche eine der wichtigsten ist, ist vielmehr ein neuer Vortheil für dies Haus, als eine Beschränkung seiner Rechte.

Bey näherer Prüfung dieser Anordnung habe ich keine Mühe zu glauben, daß das Haus Oesterreich diese Bedingungen angenommen haben würde, ohne Gewalt abzuwarten. Allein auch das Gegentheil gesetzt; wozu hätte ihm das Widersetzen geholfen? Das allen Europäischen Fürsten gemachte Versprechen, sie mit dem zu bereichern, was man ihm abnahm, ließ es keinen Beystand von irgend einem derselben hoffen.

Es gab also hier für alle Welt zu gewinnen, und dies war's, was dem Entwurf Heinrichs des Großen einen glücklichen Erfolg sicherte. Das Kaiserthum wurde wieder eine Würde, auf welche alle Fürsten, und namentlich die Deutschen, Anspruch machen konnten, und zwar eine um so schmeichelhaftere Würde, da der Kaiser, wenn man gleich nach seiner ersten Einrichtung keinen andern Fond für ihn ausmachte, zum Oberhaupt und zur ersten obrigkeitlichen Person der ganzen christlichen Republik erklärt wurde. Man dehnte in dieser Rücksicht alle seine Vorrechte, weit entfernt sie zu schmälern, vielmehr noch weiter aus, weil man voraussetzte, daß diese Ehre in der Folge nur dem Würdigsten übertragen werden würde, und man ihm ein ausgezeichneteres Ansehen über die Belgische und Helvetische Republik einräumte, welche verbunden waren, ihn bey jeder Veränderung durch eine respectvolle Huldigung als ihr Oberhaupt anzuerkennen. Die Kaiserwahl blieb in den Händen der Churfürsten, so wie auch die Ernennung des Römischen Königs, nur mit der Einschränkung, daß sie ihn nicht zweymal nach einander aus Einem Haus nehmen konnten. Für diesmal war man überein gekommen den Churfürsten von Bayern damit zu bedenken, welcher außer diesem bey der Theilung die Stücke des Hauses Oesterreich erhielt, die von der Italiänischen Seite ihm angränzen.

Der Rest dieser Erblande wäre durch die Könige von Frankreich, England, Dännemark und Schweden, unter die Venetianer, die Graubünder, den Herzog von Wirtemberg und die Markgrafen von Baaden-Anspach (!) und Baaden-Durlach nach der Billigkeit vertheilt worden. Man hätte aus Böhmen ein Wahlreich gemacht und damit Mähren, Schlesien und die Lausitz verbunden. Ungarn wäre ebenfalls ein Wahl-

reich worden, wovon der Pabst, der Kaiser, der König von Frankreich, Spanien, England, Schweden, Dännemark und der König der Lombardie die Ernennung gehabt hätten. Da dies Reich als die Vormauer der Christenheit angesehen werden muß, so hätte man sich bemüht es zum mächtigsten zu machen, und es vor allen in Stand zu setzen, den Ungläubigen Widerstand zu leisten. Man hätte zu dem Ende gleich jetzt das Erzherzogthum Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Crain damit verbunden, und in der Folge ihm alles incorporirt, was man in Siebenbürgen, Bosnien, Slavonien und Croatien erobert hätte. Eben diese Wahlfürsten hätten sich eidlich verbindlich gemacht, ihm besonders beyzustehen und Sorge getragen, daß es nie nach den Ränken einer bloßen Bewerbung, sondern an einen durch große besonders kriegerische Eigenschaften bekannten Fürsten vergeben würde. Da Pohlen, wegen der Nachbarschaft des Türken, des Moskowiters und des Tartars sich ohngefähr in demselben Fall befindet, wie Ungarn, so wäre es auf gleiche Weise zu einem Wahlreich, welches eben dieselben acht Potentaten zu besetzen hätten, gemacht geworden. Man hätte seine Macht durch Hinzufügung aller Eroberungen von den angränzenden Ungläubigen, und durch vortheilhafte Beendigung der Streitigkeiten mit seinen Nachbarn verstärkt. Die Schweiz mit der Franche-Comté, Elsaß, Tyrol und andern Zugaben vermehrt, wäre zu einer souverainen Republik gemacht worden, regiert durch einen Rath oder Senat, über welchen der Kaiser, die deutschen Fürsten und die Venetianer zu Oberschiedsrichtern ernannt worden wären.

Die in Italien vorzunehmenden Veränderungen bestanden darinn, daß man dem Pabst einen Rang unter den Europäischen Monarchen gegeben, und er unter diesem

dieſem Titel Neapel, la Pouille (Apulien?), Calabrien und alles dazu gehörige bekommen hätte, welches mit dem Patrimonium des heiligen Peters auf ewig und unzertrennlich verbunden worden wäre. Der einzige Fall einer Widerſetzlichkeit des heiligen Vaters, die jedoch nicht zu vermuthen iſt, hätte eine Veränderung dieſer Einrichtung und eine Theilung des Königreichs Neapel in zween Theile nothwendig gemacht, worüber eben dieſe acht Wahlkönige gemeinſchaftlich diſponirt hätten. Sicilien wäre der Republik Venedig durch eine Urkunde dieſer acht vorzüglichſten Potentaten abgetreten worden, mit der Verbindlichkeit, jedem Pabſt darüber zu huldigen, welcher den Titel eines unmittelbaren Oberhaupts der ganzen Italiänſchen Republik erhielt, die übrigens auch in dieſer Rückſicht die Republik der Kirche genannt worden wäre. Die übrigen Glieder dieſer Republik wären geweſen: die Herrſchaften Genua, Florenz, Mantua Modena, Parma, Lucca, regiert wie ſie es gegenwärtig werden, Bologna und Ferrara aber, nachdem man ſie zu freyen Städten erhoben hätte. Alle dieſe Herrſchaften hätten alle zwanzig Jahre ihrem Oberhaupt dem Pabſt durch das gemeinſchaftliche Geſchenk eines Crucifixes von zehntauſend Thalern gehuldigt.

Von den drey großen Europäiſchen Republiken in Europa ſcheint dieſe auf den erſten Anblick die glänzendſte und reichſte zu ſeyn, was jedoch nicht iſt, weil man darunter nichts begreift, was dem Herzog von Savoyen zugehört. Dieſer Staat wäre zu einer der größten Europäiſchen Monarchien und für Töchter wie für Söhne erblich gemacht worden, unter dem Namen des Königreichs Lombardie, worunter außer der ſchon ſo genannten Landſchaft auch noch Mayland und Montferrat begriffen worden wäre; wofür man dem

dem Herzog von Mantua das Herzogthum Cremona gegeben hätte. Es wäre eine authentische Urkunde über diese Erhebung ausgestellt worden, von Seiten des Pabsts, des Kaisers und der monarchischen Mächte der christlichen Republik.

Frankreich, wie man sieht, behielt bey diesen verschiedenen Theilungen nichts für sich selbst, als den bloßen Ruhm, sie mit Billigkeit zu vertheilen. Heinrich hätte dies lange vorher erklärt. Er sagte sogar einigemal mit so vieler Mäßigung als Einsicht: wenn diese Ordnung einmal eingerichtet wäre, so wollte er gern die Frage von dem Umfang, welchen Frankreich haben sollte, der Stimmenmehrheit unterworfen haben (9). Indessen da die Länder Artois, Hennegau, Cambray, Cambraisis, Tournaisis, Namur und Luxemburg niemand so gelegen waren als ihm, so wurden sie ihm abgetreten, nur aber, um damit in zehn Theilen zehn Französische Prinzen oder Herren, unter dem Titel von Souverains, zu begnadigen.

England war genau in demselben Fall. Dies war ein unter den fürstlichen Urhebern dieses Projekts, Elisabeth und Heinrich, ausgemachter Punkt; nach der Bemerkung, welche wahrscheinlich von dieser Königin gemacht worden war: daß die Brittannischen Inseln in den verschiedenen Veränderungen, durch welche sie gegangen waren, im Zustand einer oder mehrerer Monarchien, eines Wahlreichs, Erbreichs, männlicher, weiblicher Regenten, unter der Veränderung ihrer Gesetze und ihrer Polizey ꝛc. doch nie ein wirkliches Unglück erlitten hätten, außer wenn ihre Beherrscher sich über ihr kleines, festes Land heraus wagten. Es scheint in der That, als wären sie von der Natur selbst darauf eingeschränkt, so daß es nur

auf

auf ſie ankömmt, unabhängig glücklich zu ſeyn, wenn ſie anders ſich darauf einſchränken, die drey ihnen unterworfene Völkerſchaften dadurch im Frieden zu erhalten, daß ſie jede nach ihren Rechten und Gewohnheiten regieren. Um zwiſchen Frankreich und England alles gleich zu ſtellen, nahm man von dem Herzogthum Limburg, Brabant, Mecheln und andern Angehörungen des Flämiſchen, Gallikaniſchen oder Kaiſerlichen Flanderns ſo viel, um daraus acht ſouveraine Lehen für acht Prinzen oder Milords von dieſer Nation zu machen.

Dieſe zwo Portionen ausgenommen, wurde der ganze Reſt der ſiebenzehn vereinigten Provinzen, Spanien gehörig oder nicht, für einen freyen unabhängigen Staatskörper unter dem Namen der Belgiſchen Republik erklärt. Ein Lehen, unter dem Titel eines Fürſtenthums, mußte jedoch noch davon abgeſondert werden für den Prinzen von Oranien, und einige andre ähnliche Schadloshaltungen von geringem Werth für drey bis vier andre Perſonen. Der Cleveſche Nachlaß wurde unter die Fürſten vertheilt, welche der Kaiſer deſſen berauben wollte. Dies war das Mittel, ſie auf Koſten des Hauſes Oeſtreich zu vergnügen, ſo wie auch einige andre Fürſten dieſes Landes, denen man die darinn gelegene Reichsſtädte überließ. Schweden und Dännemark ſelbſt, wiewohl das Geſetz, das ſich Frankreich und England auferlegt hatte, ihnen mit dieſen beyden Kronen gemeinſchaftlich ſeyn ſollte, fanden bey dieſer Vertheilung noch ein Mittel ſich mehr Ausdehnung und Bequemlichkeit zu verſchaffen. Die beſtändigen Unruhen, welche dieſe zween Staaten quälen, würden dadurch ihre Endſchaft erreichen, und das hieße ihnen, meines Erachtens, einen wichtigen Dienſt erzeigen. Alle dieſe Abtretungen, Austauſchungen

schungen und Uebertragungen im Norden von Deutschland mußten nach dem Ausspruch der Könige von Frankreich, England und der Lombardey und der Republik Venedig geschehen.

Man begreift jetzt die Absicht des neuen Plans, nämlich ganz Europa unter eine gewisse Anzahl von Mächten verhältnißmäßig zu vertheilen, welche einander nicht von Seiten der Gleichheit zu beneiden, noch von Seiten des Gleichgewichts etwas von einander zu befürchten gehabt hätten. Die Anzahl derselben war auf fünfzehn festgesetzt, und sie waren von drey verschiedenen Arten, nämlich sechs große monarchische Erbherrschaften, fünf Wahlmonarchien, und vier unabhängige Freystaaten. Die sechs Erbmonarchien waren Frankreich, Spanien, England oder Großbritannien, Dännemark, Schweden und die Lombardey; die fünf Wahlreiche: das Kaiserthum, das Pabstthum oder Pontifikat, Polen, Ungarn und Böhmen; die vier Republiken: die Republik Venedig oder die Signoria, die Republik Italien, die man auch wegen ihrer Herzoge die Herzogsrepublik nennen kann, die Schweiz als die Helvetische oder auch konföderirte Republik, und die Belgische oder Provinzenrepublik.

Die zu Befestigung des Bandes aller Glieder unter einander und zu Handhabung der einmal eingeführten Ordnung dienenden Gesetze und Statuten; die wechselseitigen Eide und Verpflichtungen sowohl in Ansehung der Religion als des Politischen; die gegenseitigen Versicherungen über die Handlungsfreyheit; die Maaßregeln, um alle diese Eintheilungen der Billigkeit gemäß und zur allgemeinen Zufriedenheit zu machen; — dies alles versteht sich von selbst, ohne daß ich mich über die Vorkehrungen zu verbreiten habe, welche Heinrich für jede dieser Rücksichten getroffen

ſen hatte. Es konnten ſich höchſtens im Einzelnen einige kleine Schwierigkeiten hervorthun, die leicht in dem hohen Rath gehoben worden wären, der gleichſam den Reichstag von ganz Europa vorſtellte, und deſſen Errichtung ohne Zweifel der glücklichſte Gedanke war, den man haben konnte, um den Veränderungen entgegen zu arbeiten, welche die Zeit oft bey den weiſeſten und nützlichſten Einrichtungen hervorbringt.

Das Muſter für dieſen Europäiſchen Hohenrath war von dem der Griechiſchen Amphiktyonen genommen, mit den unſern Gebräuchen, unſerm Clima, und dem Zweck unſrer Politik angemeſſenen Beſtimmungen. Er beſtand in einer gewiſſen Anzahl Kommiſſarien, Miniſtern oder Bevollmächtigten, von allen Herrſchaften der chriſtlichen Republik, die ſich beſtändig in corpore verſammelten, um über die vorfallenden Geſchäffte zu berathſchlagen, ſich mit Auseinanderſetzung des verſchiedenen Intereſſe, Beylegung der Streitigkeiten, Erläuterung und Erledigung aller bürgerlichen politiſchen und Religionshändel Europens, ſowohl unter ſich als mit Fremden, zu beſchäfftigen. Die Form und Verfahrungsart dieſes Raths wäre durch die Stimmen dieſes Senats ſelbſt näher beſtimmt worden. Die Meynung Heinrichs war, daß er z. B. aus vier Kommiſſarien für jeden der nachfolgenden Potentaten beſtehen ſollte: den Kaiſer, den Pabſt, die Königen von Frankreich, Spanien, England, Dännemark, Schweden, Lombardey, Polen, und die Republik Venedig, und aus zween für die andern Republiken und mindern Mächte; was einen Senat von ungefähr ſechs und ſechzig Perſonen ausgemacht haben würde, deren friſche Wahl von drey zu drey Jahren hätte vorgenommen werden können.

In Ansehung des Orts hätte man ausgemacht ob es besser seyn möchte, daß dieser Rath permanent oder umgehend, in drey abgetheilt, oder in ein Ganze vereinigt wäre. Würde man ihn zu zwey und zwan zig Personen abgetheilt haben, so müßte deren Aufent halt an drey Orten seyn, welche wie eben so viel beque me Mittelpunkte wären, wie Paris oder Bourges für ei nen, Trient oder Cracau oder sonst ein Ort in der Gegen für die beyden andern. Hielte man für besser, ihn unge theilt zu lassen, so müßte der Ort der Versammlung, fe oder wandelbar, ungefähr das Herz von Europa, un folglich in einer der folgenden vierzehn Städte seyn Metz, Luxemburg, Nancy, Cölln, Mainz, Trier Frankfurt, Wirzburg, Heidelberg, Speier, Worms Strasburg, Basel, Besançon.

Ich glaube, daß man außer diesem Hohen Rat noch über eine gewisse Anzahl besonderer Räthe zu Bequemlichkeit der verschiedenen Gegenden übereinge kommen seyn würde. Hätte man sechs errichtet, s würde man sie z. B. nach Danzig, Nürnberg, Wie in Deutschland, Bologna, Constanz in Italien, un den letzten an den bequemsten Ort für die Reiche Frank reich, Spanien, England und die Belgische Republik die er besonders angieng, verlegt haben. Zahl un Form dieser besondern Räthe hätte aber auch seyn mö gen, wie man gewollt hätte, so wäre es doch ganz nütz lich gewesen, daß von ihnen an den Hohen Rath hätt appellirt werden können, dessen Bescheide eben so viel unwiderrufliche und unumstößliche Schlüsse gewese seyn würden, indem sie als ausgeflossen von der so fre als unumschränkt aburtheilenden vereinten Autorità aller Souverains angesehen worden wären.

Lassen wir aber alles, was sich auf Spekulatione einschränkt, bey denen Erfahrung und Ausübung no manch

manche Veränderungen hätten bewirken können, und kommen auf die Mittel, welche Heinrich anwendete, um die Aufführung seines großen Entwurfs zu erleichtern. Ich werde so viel möglich der Wiederholung desjenigen ausweichen, was man an verschiedenen Stellen dieser Denkwürdigkeiten schon gelesen hat.

Heinrich hatte es jederzeit für höchstwichtig gehalten, sich eines der mächtigsten europäischen Fürsten zu versichern, mit dem er alle seine Projekte verabreden könnte; daher setzte man nach dem Tod der Elisabeth, welche das Interesse beyder Kronen von Frankreich und England unzertrennlich verknüpft hatte, alles in Bewegung, um alle ihre Gesinnungen auf ihren Nachfolger, den König Jakob zu verpflanzen. Hätte ich dies bey der feierlichen Gesandschaft, wovon ich oben das Nähere erzählt habe, bewirken und diesen Herrn so weit bringen können, daß er seinen Namen öffentlich neben Heinrich hätte erscheinen lassen, so würde diese Waffenbrüderschaft, besonders wenn sie gleichermaßen durch den Beytritt der Könige von Dänemark und Schweden verstärkt worden wäre, die Mühe und die Schwierigkeiten vieler Unterhandlungen erspart haben. Man mußte sich aber, wie man oben gesehen hat, bey dem König von England mit eben den Versprechungen begnügen, die man von den andern Höfen auswürkte: daß er sich nemlich nicht nur der Konföderation nicht widersetzen, sondern auch, wenn Heinrich seine Entwürfe bekannt gemacht haben würde, sich öffentlich für uns erklären, und eben so wie die übrigen Interessenten dabey mitwirken wolle. Dies war endlich um so leichter zu gewinnen, als man ein Temperament fand, welches der Trägheit dieses Fürsten nichts kostete, nämlich durch seinen Sohn, den Prinzen von Wallis ausführen zu lassen, was er un-

ter seinem eignen Nahmen zu unternehmen anstand. Sobald dieser von seinem Vater so viel erhalten hatte, daß er wenigstens zu seinen Schritten durch die Finger sehen wolle, kam er allen Wünschen Heinrichs zuvor; beseelt von der Begierde, sich Ruhm zu erwerben, und sich zugleich der Achtung Heinrichs und der Verbindung mit ihm würdig zu machen. Denn er sollte die erstgebohrne königl. Prinzessin zur Gemahlin bekommen. Er schrieb und ließ mir öfters durch St. Antoine in diesen Ausdrücken davon schreiben. Er setzte hinzu, der König von Frankreich könne auf sechstausend Mann Infanterie und funfzehnhundert Mann Cavallerie rechnen, die er sich anheischig mache ihm zuzuführen, und nachher wurde diese Anzahl noch mit zweytausend Fußknechten und acht Kanonen vermehrt, welche auf englische Kosten wenigstens drey Jahre besoldet und unterhalten werden sollten. Der König von Schweden zeigte sich nicht minder eifrig für die gemeine Sache, und der König von Dänemark schien eben so gesinnt zu seyn.

Man negociirte unterdessen unablässig an den verschiedenen Europäischen Höfen, besonders bey den teutschen Kreisen und den vereinigten Provinzen, wo der König zu dem Ende Boissise, Fresne Canaye, Baugy, Ancel und Bongars hielt. Der Staatsrath der Niederlande war bald dafür gestimmt, der Prinz von Oranien schickte die Herrn Malderet und Brederode, um dem König von ihnen funfzehntausend Mann Infanterie und dreytausend Mann Cavallerie anzutragen, ohnmittelbar nach ihnen kam der Landgraf von Hessenkassel und der Fürst von Anhalt, denen man so wie dem Prinzen von Oranien, die Verbindlichkeit hatte, die Liste der Conföderation in ziemlich kurzer Zeit mit dem Herzog von Savoyen, mit allem was

es

es in Ungarn, Böhmen und Niederösterreich mit der reformirten Religion hielt, mit einer Menge protestantischer Fürsten und Städte in Deutschland, und endlich mit allen reformirten Schweizer-Cantons vermehrt zu sehen. Und als die Cleviſche Erbfolge, welche der Kayſer, wie man ſah, an ſich reiſſen wollte, einen andern Grund zur Verbindung abgegeben hatte, war beynahe niemand mehr in Deutſchland, der es nicht mit uns gehalten hätte, wie dieß das Reſultat der allgemeinen Verſammlung zu Halle hinlänglich beweiſt. Dem Churfürſten von Sachſen, welcher vielleicht allein von der Gegenpartey geblieben war, hätte man ſo viel zu ſchaffen gemacht, daß er Mühe gehabt haben würde, damit fertig zu werden; man hatte nemlich ihm die Linie Johann Friedrichs, welche durch Carl V. um dieſes Churfürſtenthum gekommen war, entgegengeſtellt.

Es waren mehrere unter dieſen Mächten, von denen ich überzeugt bin, daß man bey ihnen nichts gewagt hätte, wenn man ſich gegen ſie ſelbſt über die Hauptſache dieſer Unternehmung eröfnet hätte, welche ſie ſogar mit deſto größerer Wärme unterſtützt haben würden, da ſie geſehen hätten, daß man öffentlicher auf die Zerſtörung der Größe des Hauſes Oeſterreich ausgieng. Dies war ſicher der Fall bey den Venetianern, den vereinigten Provinzen und beynahe bey allen Proteſtanten, beſonders den Evangeliſchen in Deutſchland. Da man aber nicht zu vorſichtig ſeyn konnte, um die Katholiſchen Mächte, die man für das Project zu gewinnen ſuchte, nicht gegen die neue Allianz einzunehmen, ſo hütete man ſich wohl, die wahren Beweggründe und den ganzen Umfang des verabredeten Projects bekannt werden zu laſſen. Das Geheimniß der Intrigue wurde im Anfang allen ohne Ausnahme verborgen gehalten; nachher wurde es einer ſehr ge-

ringen Anzahl von Perſonen enthülle, die man unumgänglich nöthig zu haben glaubte, um die andern zu gewinnen, und von denen man nicht zu beſorgen hatte, daß ſie es verrathen würden. Lange Zeit wurde den übrigen die Aſſociation nur als eine Art von allgemeinem Friedenstractat vorgeſtellt, worinn man alles begreifen würde, was das allgemeine Beſte Europens an Mitteln für das allgemeine Wohl an die Hand geben würde, um die Fortſchritte der ausſchweifenden Macht des Hauſes Oeſterreich zu hemmen. Unſre Geſandten und Agenten hatten blos Befehl von dieſen Fürſten die Erneuerung oder Eingehung eines Bündniſſes zu verlangen, um deſto wirkſamer am Frieden zu arbeiten, ſie ſelbſt über die Mittel dazu um Rath zu fragen, den Schein anzunehmen, als wären ſie blos abgeſchickt, um ſie mit ihnen aufzuſuchen, indeſſen doch ſie zu ſondiren, und nach der Stimmung, worinn ſie befunden würden, wie von ohngefähr und als bloſe Vermuthung, ein Wort fallen zu laſſen, von einer neuen Ordnung der Dinge, welche geſchickter ſeyn dürfte das Gleichgewicht in Europa zu erhalten, und jeder Religion die Ruhe zu ſichern, deren ſie bis jetzt nicht hätten genießen können. Die Vorſchläge von Verbindungen oder Vermählungen wurden ſehr glücklich bey der Königin von England und Schweden und den Herzogen von Savoyen und Lothringen verſucht. Es war eine ausgemachte Sache, den Dauphin mit der Erbprinzeſſin von Savoyen zu vermählen, und dieß Herzogthum ferner wie zuvor vom Reich zu Lehn gehen zu laſſen.

Keine Vorſicht ſchien aber ſo nothwendig und wurde allen unſern Geſchäftsträgern ſo ſehr empfohlen, als die, alle europäiſche Fürſten von der Uneigennützigkeit zu überzeugen, womit Heinrich beſchloſſen hatte,

bey

bey dieſer Sache zu Werk zu gehen. Man fand Mittel, ſie dieſen Fürſten vorzuſtellen, und ſie davon zu überzeugen, als wir in der Vorausſetzung, daß es zu den Waffen kommen würde, laut verſicherten: man könne auf die Macht, auf die Schätze und ſelbſt auf die Perſon Heinrichs rechnen, und zwar ſo unentgeltlich von ſeiner Seite, daß er ſich, ohne zu warten bis man ihn darum erſuche, ganz aus eigenem Antrieb entſchlieſſen würde, die beſtimmteſten Verſicherungen darüber zu geben, daß er nichts, weder eine einzige Stadt noch auch nur einen Zoll breit Landes, nicht einmal als Entſchädigung für ſich behalten wolle. Dieſe Mäßigung, welche endlich niemand mehr bezweifelte, machte den ganzen Eindruck, den ſie machen mußte, da man ſo ziemlich ſehen konnte, daß ſie um ſo großmüthiger ſey, als es dabey Dinge gab, welche die Begierde der ganzen Welt reizen und befriedigen konnten. Einſtweilen, bis dieſe unbedingte Entſagung bekannt und feyerlich wurde, wie ſie es in den Manifeſten werden ſollte, die man ausgehen laſſen wollte, gab Heinrich einen Beweis davon, welcher den Pabſt vollends für ihn gewann.

Da es allgemein bekannt war, daß Navarra und die Grafſchaft Rouſſillon ohnſtreitig wieder an Frankreich fallen mußten, weil es wenigſtens darauf abgeſehen war, Spanien aus denen Anmaſſungen, welche am offenbarſten ungerecht waren, zu vertreiben, ſo erbot ſich der König freywillig, ſie gegen die zwey Königreiche Neapel und Sicilien zu vertauſchen und zugleich dem Pabſt und der Republik Venedig mit beyden ein Geſchenk zu machen. Dies hieß dem unſtreitigſten Recht entſagen, das er auf die dieſer Krone abzunehmenden Stücke hatte. Indem er zugleich dieſe Sache dem ſchiedsrichterlichen Ausſpruch

des Pabſts und der Venetianer heimſtellte, machte er ſie ſich um ſo mehr verbindlich, als er dadurch zu ihren Gunſten den ganzen Vortheil der Partheyen und die ganze Ehre des Richteramts vereinigte. Der Pabſt kam daher auch auf den erſten Antrag, der ihm deswegen gethan wurde, Heinrich ſelbſt entgegen. Er ließ erſt anfragen: ob man bey den gegenwärtigen Umſtänden für gut fände, daß er das Amt eines gemeinſchaftlichen Vermittlers übernähme, um den Frieden in Europa herzuſtellen und den Krieg, den deſſen Fürſten beſtändig mit einander führten, in einen ewigen Krieg gegen die Ungläubigen zu verwandeln. Denn dieſen Theil des Projects hatte man ihm ſehr ſorgfältig geoffenbart. — Das hieß hinlänglich erklären, daß er nicht Luſt habe, etwas ohne ſeinen Beytritt geſchehen, und noch weniger, den angebotenen Vortheil aus den Händen zu laſſen.

Paul V. erklärte ſich noch deutlicher, als er glaubte, daß es Zeit wäre zu reden. Ubaldini ſein Nuntius ſagte dem König: Se. Heiligkeit machten ſich anheiſchig, unter allerley Vorwand für die Union gegen das Haus Oeſterreich zehntauſend Mann Infanterie, fünfzehnhundert Mann Cavallerie und acht Kanonen zu ſtellen, vorausgeſetzt, daß Se. Majeſtät es übernähme das erfoderliche Geld zu deren Unterhaltung auf drey Jahre herzuſchießen, daß man ihm jede Sicherheit über die Abtretung von Neapel und die andern ihm verſprochenen Gerechtſame leiſte, und rechtlich die Bedingungen erfülle, welche er ſeiner Seits dem Tractat beyfügen zu müſſen glaube. Dieſe Bedingungen, wenigſtens die hauptſächlichſten waren, daß man keinen andern als einen Katholiken zum Kayſer wählte; daß die Römiſche Religion bey allen ihren Gerechtſamen ſo wie die Geiſtlichen bey allen ihren Privile-

vilegien und Freyheiten geschützt würden; daß die Protestanten sich nicht in Ländern niederlassen könnten, wo sie zur Zeit des Tractats noch nicht vorhanden wären. Der König versprach gegen Ubaldini, alle diese Bedingungen heilig zu beobachten, und räumte dem Pabst noch überdieß die Ehre ein, bey allen denen, welche noch bey Errichtung der neuen Republiken fest zu setzen seyn möchten, den Schiedsrichter abzugeben.

Es war keine Kleinigkeit, den Pabst zu diesem Schritt gebracht zu hab n, indem sein Beyspiel unfehlbar von großer Wirkung seyn mußte, um die übrige Katholische Staaten, besonders in Italien, zu bestimmen. Man hatte nichts versäumt, die günstige Stimmung, worinn sie zu seyn schienen, zu unterstützen, indem man den Cardinälen und andern kleinen Italienischen Fürsten genau ihre Pensionen ausbezahlte und selbst verschiedene neue Gratificationen hinzufügte. Die Errichtung einer neuen Monarchie in Italien war der einzige Vorwand, dessen man sich an diesen kleinen Höfen bedienen konnte, um nichts mit der Union zu thun haben zu wollen; allein diese eitle Besorgniß war leicht zu zerstreuen, und ihre eignen Vortheile mußten sie hinlänglich sicher machen. Wenn dieß nicht hinreichend war, hätte man seine Zuflucht zu der Drohung genommen, alle Gegner nach einer gewissen Frist aller Ansprüche auf diese Vortheile verlustig zu erklären, sie sogar jeden Anspruchs auf die Kayserwürde und die Wahlreiche zu berauben, und diese kleinen Republiken in Fürstenthümer und die Fürstenthümer in Republiken zu verwandeln. Es ist nicht wahrscheinlich, daß irgend einer von ihnen sich nur einen Augenblick über die Wahl bedacht ha'en würde. Die Bestrafung des ersten Widerspenstigen hätte übrigens vollends dazu beygetragen, alle diese klei-

nen Staaten, welche übrigens ihre ganze Ohnmacht fühlen, in den Schranken ihrer Pflicht zu erhalten. Allein dieß Mittel war nur für den Fall, daß alle andern fehlschlügen und selbst bey der Bestrafung mußte immer noch ein Gnadenpförtchen offen gelassen werden.

So weit war bis zu dem unglücklichen Zeitpunkt des Todes Heinrichs des Großen alles gediehen; und hier sehe man noch besonders die genaue Angabe der Kriegsmacht, wegen welcher alle interessirten Parteyen übereingekommen waren. Die Könige von England, Schweden und Dännemark stellten für ihr Contingent jeder achttausend Mann Infanterie, funfzehnhundert Mann Cavallerie und acht Kanonen, alles wenigstens drey Jahre lang auf ihre Kosten besoldet und unterhalten. Dieser Aufwand zu zehn Livres monatlich für jeden Fußknecht und dreyßig Livres zur jeden Reuter mit Inbegriff des Gehalts der Offiziere, das Jahr zu zehn Monaten gerechnet, kam jeden dieser Staaten auf drey Millionen dreymal hundert und siebenzigtausend für die drey Jahre, den Aufwand für die Artillerie, jedes Stück monatlich zu funfzehnhundert Livres gerechnet, mit begriffen. Die oben genannten Deutschen Fürsten gaben fünf und zwanzigtausend Mann Infanterie, zehntausend Mann Cavallerie und vierzig Kanonen her. Sie hatten dies selbst auf neun bis zehn Millionen für die drey Jahre angeschlagen. Die vereinigten Provinzen zwölftausend Mann Infanterie, zweytausend Mann Cavallerie und zehn Kanonen; Aufwand zwölf Millionen. Ungarn, Böhmen und andere Evangelische in Deutschland, gleiche Anzahl und ungefehr gleichen Aufwand. Der Pabst zehntausend Mann Infanterie, funfzehnhundert Mann Cavallerie und zehn Kanonen. Die Venetianer zwölftau-

tausend Mann Infanterie, zweytausend Mann Cavallerie und zehn Kanonen. Der Herzog von Savoyen achtzehntausend Mann Infanterie, zweytausend Mann Cavallerie und zwölf Kanonen. Der König hatte sich verbindlich gemacht, die Kosten der Kriegsrüstung für die drey letzten Artikel zu tragen. Die ganze Summe dieser auswärtigen Macht, so stark man auch den Abgang davon annehmen mag, hätte doch jederzeit wenigstens hunderttausend Mann Infanterie, zwanzig bis fünf und zwanzigtausend Mann Cavallerie, und ohngefähr hundert und zwanzig Kanonen ausgemacht.

Der König seiner Seits hatte wirklich zwo wohl ausgerüstete Armeen auf den Beinen; die erste, welche er in eigner Person kommandiren wollte, von zwanzig tausend Mann Infanterie, lauter gebohrnen Franzosen, achttausend Mann Schweizer, viertausend Lanzknechte oder Walonen, fünftausend Mann Cavallerie und zwanzig Kanonen. Die zwote, welche Lesdiguires nach der Seite des Gebürgs zu führen bekommen sollte, von zehntausend Mann Infanterie, tausend Mann Cavallerie und zehn Kanonen; außer einem fliegenden Lager von viertausend Mann Infanterie, sechshundert Mann Cavallerie und zehn Kanonen, und einer Verstärkung von zweytausend Mann zu Fuß, nach Erforderniß in Garnison zu legen (10). Berechnen wir einmal die Unterhaltung aller dieser Leute und Kriegsprovisionen.

Die zwanzigtausend Mann Infanterie, jeden Mann monatlich mit Inbegriff des Gehalts der Chefs und Offiziers zu ein und zwanzig Livres gerechnet, machen monatlich viermal hundert und zwanzigtausend Livres, und jährlich fünf Millionen und vierzigtausend. Die achttausend Schweizer und viertausend

Lanzknechte drey Millionen. Die fünftausend Pferde zu sechszig Livres, jeden Reuter, weil darunter der noch ansehnlichere Gehalt der Offiziers, besonders der Cornette-Blanche des Königs begriffen ist, die aus tausend Mann vom vornehmsten Adel des Reichs bestand, die dabey als bloße Volontairs dienten, machen monatlich zweymal hundert und vierzig tausend Livres, und jährlich zwo Millionen achtmal hundert und vierzigtausend. Die zwanzig große Kanonen, sechs Feldschlangen und vier Bataeden kosten zu unterhalten, wenn weiter nichts mehr dazu zu kaufen ist, jedes Stück monatlich dreytausend sechshundert Livres, alle dreyßig also, hundert und achttausend Livres, und jährlich zwölf mal hundert und vierzig und einige tausend. Extraankauf und Abgang bey dem Vorrath und den Munitionen dieses Heers monatlich hundert und fünfzigtausend und jährlich eine Million und achtmal hundert tausend Livres.

Ferner für Ausgaben, so wohl gewöhnliche als außergewöhnliche, Spionen, für die Bedürfnisse der Kranken und Verwundeten und andre unvorsehene Erfordernisse, alles aufs höchste angeschlagen, ebenfalls die Summe von einer Million und achtmalhunderttausend Livres. Zur Bestreitung dessen, was bey der Armee der alliirten Fürsten abgehen möchte; zur Bezahlung von Pensionen und zur Anschaffung der besondern Bedürfnisse im Innern des Reichs, monatlich dreymalhunderttausend und jährlich drey Millionen und sechsmal hunderttausend Livres. Die Unterhaltung der Armee des Herzogs von Lesdiguieres, jährlich drey Millionen, eben so viel für die Armee des Pabsts, der Venetianer und des Herzogs von Savoyen. Diese vier letzten Artikel machen jährlich zwölf Millionen. Diese Summe mit den vorhergehenden

zusam-

zusammen gerechnet beläuft sich ohngefähr auf dreyßig Millionen, hundert und sechszigtausend Livres jährlich.

Man darf wegen der drey Jahre, welche der Krieg nach der Voraussetzung dauern darf, diese Summe nur tripliren, so hat man zwischen neunzig und ein und neunzig Millionen, auf die sich ohngefähr alle Kosten des gegenwärtigen Kriegs belaufen konnten; ohngefähr sage ich, weil ich in dieser Rechnung das fliegende Lager und die zweytausend Mann Besatzungstruppen noch nicht mit in Anschlag gebracht habe. Der erste dieser zween Artikel zu achtzehn Livres monatlich für jeden Fußknecht und fünfzig für jeden Reuter, macht noch eine Summe von ohngefähr hundert und dreyßigtausend Livres monatlich, eine Million und fünfmal hunderttausend Livres jährlich, und vier Millionen fünfmal hunderttausend Livres auf alle drey Jahre; und der andere giebt ebenfalls ein Product von ohngefähr zwölfmal hunderttausend Livres auf alle drey Jahre.

In dieser Voraussetzung, daß die Kriegskosten sich für Frankreich nicht höher als auf neunzig bis fünf und neunzig Millionen belaufen können — eine Voraussetzung, die nicht zu gewagt ist, da wir alles aufs höchste angesetzt haben — läßt sich leicht zeigen, daß Heinrich am Ende dieser drey Jahre in seinen Cassen noch dreyßig Millionen Ueberschuß vorfinden mußte, indem der Fonds seiner ganzen in diesen drey Jahren gemachten und zu machenden Einnahme sich auf hundert und ein und zwanzig Millionen fünfmal hundert und vierzigtausend Livres belief, was sich aus den drey Rechnungen ergab, welche ich Sr Majestät zustellte.

Die erste dieser Rechnungen, welche ein bloßer Sortenzettel der gegenwärtig in den untern Gewölben

der

der Baſtille niedergelegten Summen war, belief ſich auf zwey und zwanzig Millionen, viermal hundert und ſechszigtauſend Livres, in verſchiedenen Küſten, welche: „Pheliveaux, Puget und Bouhier" gezeichnet waren. Die zwote war ein anderer Sortenzettel von Summen, welche wirklich Pächter, Beſtänder und Generaleinnehmer ſchuldig waren, und die man für ſo gut als ſchon eingegangen anſehen konnte: ſie machten eine Summe von achtzehn Millionen, ſechsmal hundert und dreyzehntauſend Livres, die dem König augenblicklich zu Gebot ſtand. Um den Reſt dieſer hundert und ein und zwanzig Millionen herauszubringen, nahm ich in der dritten Rechnung meine Zuflucht nicht etwa zu neuen Erpreſſungen (11). Dieſe Summe mußte dem König blos von den Erbietungen einer Erhöhung der verſchiedenen königlichen Einkünfte einkommen, welche die Beſtänder und Pächter auf einen Pacht von drey Jahren gemacht hatten, und von denen, welche die Beamten bey der Juſtiz und den Finanzen ſich freywillig gegen den Genuß gewiſſer Privilegien und Vorrechte zu erlegen erboten hatten, ſo daß ich unter dieſen hundert und ein und zwanzig Millionen noch nicht einmal die Einnahme gerechnet hatte, welche in dieſen drey Jahren an ſtändigen königlichen Geldern einkommen mußte. Auf den Fall, daß die Noth nachher erfodert hätte, zu läſtigern Mitteln zu greifen, ſo gab ich dem König eine andere Rechnung, aus welcher er erſah, daß er ſtatt dieſer hundert und ein und zwanzig Millionen auf hundert und fünf und ſiebenzig hätte rechnen können (12). Uebrigens habe ich in verſchiedenen Stellen dieſer Denkwürdigkeiten gezeigt, daß dies Reich im dringenden Nothfall ſich Quellen beynahe unerſchöpflicher Schätze eröffnen kann.

Es wäre zu wünſchen geweſen, daß man ſich durch ähnliche Rechnungen der Geldſummen und der Anzahl

von

von Kriegsleuten hätte versichern können, welche die andern Conföderirten zu stellen hatten. Allein so sehr man sich auch da hätte verrechnet haben mögen, so hatte doch Heinrich vierzig Millionen daran zu setzen; welchen Widerstand konnte ihm also eine Macht leisten, von der man wußte, daß sie an Geld, und man kann wohl sagen, auch an Soldaten erschöpft war? Denn es ist allgemein bekannt, daß die besten und meisten Soldaten, deren sich Spanien zu bedienen pflegt, aus Sicilien, Neapel und der Lombardey kommen, oder auch Deutsche, Schweizer und Walonen sind.

Da sich also alles zu einem glücklichen Erfolg vereinigte, und man die Vorsicht gebraucht hatte, an den Orten des Durchzugs gute Magazine anzulegen, so war der König im Begriff sich mit dem Corps d'Armee geradezu nach Mezieres auf den Marsch zu begeben; von da hätte er seinen Weg durch Clinchamp, Orchimont, Bauraing, Offais, Longpré ꝛc. genommen, nachdem man fünf Forts in diesen Gegenden anlegen lassen, und seine zwey tausend Mann mit der nöthigen Munition zur Besatzung hineingelegt hätte, und hätte sich dann auf der Seite von Duren und Stablo mit den zwo Armeen vereinigt, welche ihrer Seits die deutschen Fürsten und die vereinigten Provinzen vorrücken ließen. Da man nun damit angefangen hätte, den Feinden jeden Zugang zu den Ländern Cleve und Jülich abzuschneiden, so wären diese Fürstenthümer, welche der Vorwand der Kriegsrüstung waren, ihm gleich in die Hände gefallen und sequestrirt worden, bis der Kaiser und der König von Spanien gezeigt hätten, wozu sie sich in Ansehung der alliirten Fürsten entschließen wollten.

Diesen Augenblick hatte man erwählt, durch ganz Europa in Form eines Manifests die Erklärungen bekannt

kannt zu machen und zu verbreiten, welche diesem die Augen über seinen wahren Vortheil und über den wahren Beweggrund öffnen sollten, welcher Heinrich und den konföderirten Fürsten die Waffen in die Hände gegeben hätte. Diese Manifeste waren mit sehr großem Fleiß aufgesetzt. Der Geist der Gerechtigkeit, der Geradheit, der Redlichkeit, der Uneigennützigkeit und der guten Politik blicken darinn überall hervor. Ohne noch darinn alle die Veränderungen ganz zu entdecken, welche man in Europa vernehmen wollte, gab man zu verstehen, daß das allgemeine Interesse alle Fürsten bewaffnet habe, nicht nur um das Haus Oesterreich zu verhindern, sich in Besitz der Cleveschen Staaten zu setzen, sondern auch um es aus den vereinigten Provinzen und aus allem, was es mit Unrecht besäße, zu vertreiben. Ihr Zweck sey alle diese abgenommenen Stücke unter die schwächsten Fürsten und Staaten zu vertheilen. Man müsse diese Unternehmung nicht als eine Ursache ansehen, welche den Krieg durch ganz Europa entflammen sollte; obschon bewaffnet, verlangten die Könige von Frankreich und von Norden nichts weiter als den Titel von Vermittlern bey den Ursachen, welche Europa hätte, sich durch ihren Mund über das Haus Oesterreich zu beschweren, und suchten nichts als die Streitigkeiten dieser Fürsten unter einander gütlich auszumachen. Sie verlangten bey dieser Gelegenheit nichts, ohne einmüthige Bewilligung nicht nur aller dieser Mächte, sondern auch aller Völker vorzunehmen, welche man einlud, den alliirten Königen ihre Vorstellungen zu machen. Dies wäre der wesentliche Inhalt der Circularbriefe gewesen, welche Heinrich und die verbündeten Fürsten zu gleicher Zeit an alle ihrer Herrschaft unterworfene Orte hätten ausgehen lassen, damit die dadurch unterrichteten Völker ihre Stimmen vereinigt hätten, und so von allen Seiten der

Christen-

Christenheit ein allgemeines Geschrey über das Haus Oesterreich entstanden wäre.

Da man entschlossen war, sich mit der äußersten Sorgfalt in Acht zu nehmen, um durchaus bey niemand einen Verdacht zu erwecken; und da Heinrich seine Konföderirte mehr und mehr überzeugen wollte, daß es ihm einzig um ihr wahres Bestes zu thun sey: hätte er allen diesen Schriften andere Briefe an die verschiedenen Höfe beygelegt, besonders an die Churfürsten von Köllu und Trier, an die Bischöffe von Münster, Lüttich und Paderborn, an den Herzog und die Herzogin von Lothringen. Man hätte eben dies Verfahren gegen die Feinde selbst beobachtet, in Briefen an den Erzherzog, seine Gemahlin, die Infantin, an den Kaiser selbst und an alle österreichische Prinzen, indem man sie durch die stärksten und dringendsten Mittel zu Ergreifung des einzigen vernünftigen Entschlusses zu vermögen gesucht hätte. Ueberall, wohin man vorgerückt wäre, hätte man nichts vernachläßigt, um zu belehren, zu überzeugen und Zutrauen zu erwecken. Bis zur strengsten Gewissenhaftigkeit hätte man die Sorgfalt getrieben, die Verträge zu erfüllen, die Länder, über die man hätte disponiren können, auszutheilen, oder sie bis zur Entscheidung zu sequestriren. Gewalt hätte man nie gebraucht, bis man gesehen hätte, daß Bitten, Vernunftgründe, Gesandtschaften und Unterhandlungen fruchtlos blieben. Endlich hätte man sich so gar bey der Führung des Kriegs selbst, weniger als Feind als wie Friedensstifter betragen. Die Königin wäre bis Mez gegangen; der ganze Hof wäre ihr dahin gefolgt, mit dem ganzen Prunk und Aufzug, welche den Frieden verkünden.

Heinrich hatte ein neues Reglement für die Mannszucht in seinem Lager ausgesonnen, das sehr geschickt war,

war, dies zu bewirken, besonders wenn die alliirten Fürsten seinem Beyspiel gefolgt wären. Er stellte vier Marschälle von Frankreich, oder wenigstens vier Lagermarschälle auf, welche einzig darauf sehen sollten, alles in Ordnung, in der genauesten Mannszucht und strengsten Subordination zu erhalten. Das Fach des ersten wäre die Reuterey, das des zweyten das Französische Fußvolk gewesen; der dritte hätte die Aufsicht über die fremden Truppen bekommen; der vierte die über alles was zur Artillerie, zur Kriegs- und Mundprovision gehört. Der König selbst hätte sich genaue Rechenschaft über diese vier Theile ablegen lassen. Mit gleichem Eifer würde er sichs haben angelegen seyn lassen, alle militärische Tugenden in seiner Armee ehrenvoll auszuzeichnen, und daher Ehrenstufen und Stellen blos dem Verdienst zu ertheilen, durch Auszeichnung der guten Offiziers, Belohnung des Soldaten, Bestrafung des Fluchens, Schonung seiner und der konföderirten Truppen, Erstickung des Geists der Religionszwietracht, und endlich durch Verbindung des Wetteifers und jener Harmonie der Gesinnungen, welche mehr als alles übrige zum Sieg beyträgt.

Der Verfolg dieser Unternehmung, was den Krieg betrifft, hätte von der Art abgehangen, womit der Kaiser und der König von Spanien die Anträge aufgenommen, und die Manifeste der verbündeten Fürsten beantwortet hätten. Es ist wahrscheinlich, daß der Kaiser der Gewalt nachgegeben und in alles gewilligt haben würde. Ich bin so gar überzeugt, daß er der erste gewesen wäre, eine persönliche Zusammenkunft mit dem König von Frankreich zu verlangen, um sich mit ihm über die Mittel zu besprechen, wodurch er sich wenigstens mit Ehre aus diesem schlimmen Handel ziehen könnte, und daß er zufrieden gewesen wäre, mit der Versicherung:

man

man walle ihm die Kaiſerwürde mit allen Gerechtſamen lebenslänglich noch laſſen. Die Erzherzoge hatten noch mehr gethan: ſie hatten Heinrich für alle ſeine Truppen freyen Einzug in ihr Land und all. ihre Städte zugeſtanden, nur daß man darinn keine Feindſeligkeiten üben, und auf dem Durchzug überall richtige Zahlung leiſten ſolle. Wenn hier der Schein nicht betrog, ſo hätte ſich Spanien, von aller Welt verlaſſen, wider ſeinen Willen unter das Geſetz des Siegers fügen müſſen.

Man muß aber auch annehmen, daß alle Linien des Hauſes Oeſtreich ſich bey dieſer Gelegenheit vereinigt und für ihr gemeinſchaftliches Intereſſe alle die Bemühungen angeſtrengt hätten, deren ſie fähig waren. In dieſem Fall hätten Heinrich und die konföderirten Fürſten ihren Feinden förmlich den Krieg erklärt, und den Spaniern, beſonders in den Niederlanden, allen Verkehr unterſagt; nachdem ſie, wie oben gedacht, ihre ganze Macht vereinigt, die deutſche Fürſten ſelbſt gehört, den Völkern von Böhmen und Ungarn, welche gekommen wären, ſie um Beyſtand anzuflehen, dieſen verheißen und endlich ſich des Cleveſchen verſichert hätten, hätten ſie ihre drey Heere von Baſel und Strasburg her anrücken laſſen, um die Schweizer zu unterſtützen, welche bey dem Kaiſer, der Form wegen erſt Erlaubniß nachgeſucht und dann für die Union ſich erklärt hätten. Die vereinigten Provinzen, von denen man ſich entfernte, hätte man für hinlänglich vertheidigt gehalten durch das fliegende Lager, das Heinrich dahin hätte rücken laſſen; durch die Engliſche und Nordiſche Armeen, denen man deren Bedeckung übertragen, und durch die Sorgfalt, die man ſonſt gebraucht hätte, ſich von Charlemont, Maſtricht, Namur und andre Paſſagen von der Maasſeite Meiſter

zu machen, und durch die Schiffsmacht dieser Pro
vinzen, welche mit Hülfe der Englischen das Mee
gesperrt haben würde.

Der Hauptkrieg konnte hierauf nur in Italien ode
Deutschland vorfallen. Im ersten Fall hätten die drei
Heere, Heinrichs, des Prinzen von Oranien und de
deutschen Fürsten die Franche-Comté und die nieder
ländischen Grenzen, nur mit einem Truppenkorps besetzt
verlassen, und sich gegen das Gebirge gezogen, wo sie
die Heere des Herzogs von Lesdiguieres, des Papsts,
der Venetianer und des Herzogs von Savoyen vorge
funden hätten, welche alle jetzt die Maske abgenommen
haben würden; die ersten, indem sie die Vollziehung
der projektirten Verfügung wegen Navarra, Neapel
und Sicilien — und der Herzog von Savoyen, in
dem er für seine Gemahlin eine gleiche Ausstattung
verlangt hätte, wie die Infantin Isabelle erhalten ha
be. In diesem Augenblick wäre Spanien der Krieg
von allen Seiten erklärt gewesen. Hätten hingegen
die Feinde Mine gemacht, den Krieg nach Deutschland
spielen zu wollen, so hätten die Konföderirten nothdürf
tig Truppen in Italien gelassen, und wären bis in das
Herz von Deutschland eingedrungen, wo sie von Sei
ten Ungarns und Böhmens mächtigen Beystand fan
den, den diese Völker daselbst bereit hielten.

Von dem Rest der Ereignisse, welche auf diese Er
öffnung gefolgt wären, kann man nur muthmaßlich ur
theilen, weil sie von der größern oder geringern Lang
samkeit abhiengen, womit sich die Feinde dem reißen
den Strom unsrer Eroberungen entgegengedämmt
haben würden, und von der größern oder mindern Eile
von Seiten der Konföderirten, besonders an den äuße
sten Grenzen Deutschlands, ihre Verabredungen zu
erfüllen. Indessen bin ich überzeugt, daß nach dem,

was ich hier aus einander geſetzt habe, jedermann das Haus Oeſtreich anſehen wird, als getroffen von dem Streich, der auf ewig deſſen Macht zernichten, und dem Reſt der Projekte, wovon dieſer Angriff nur erſt die Einleitung war, einen ſichern Weg bahnen mußte. Ich ſetze hinzu — und die Stimme von ganz Europa rechtfertigt mich hier gegen den Vorwurf von Vorurtheil — daß wenn eine ſolche Unternehmung beynahe jederzeit von der Perſon des Oberhaupts und Anführers den Nachdruck erhält, der ſie unfehlbar macht, die gegenwärtige nicht in beßre Hände kommen konnte, als bey Heinrich dem Großen. Mit einer Tapferkeit, die ſchon allein fähig war, die größten Hinderniſſe niederzuſchmettern; mit einer Geiſtesgegenwart, welche nichts vernachläßigte, keinen Vortheil überſah; mit einer Klugheit, welche, ohne etwas zu übereilen, ohne zu viele Gegenſtände mit Einmal umfaſſen zu wollen, ſie unter einander zu verketten wußte, und alles kannte, was man nicht von der Zeit erwarten darf; mit einer vollkommenen Erfahrung; kurz mit allen großen Eigenſchaften des Feldherrn und des Staatsmanns, welche in dieſem Fürſten, deſſen Geſchichte ich hier entworfen habe .... was vermöchte man damit nicht zu vollenden? — dies hatte dieſer große König durch jene beſcheidene Deviſe ausdrücken wollen, die er auf die letzten Denkmünzen, die unter ihm geſchlagen wurden, ſetzen ließ:

NIL SINE CONSILIO.

Nachtrag
zu dem Leben des Herzogs von Sully sei seiner Entfernung.

Die erste Gelegenheit, bey welcher die Geschicht schreiber wieder des Herrn von Sully erwähnen, seit er sich auf seine Güter begeben hatte, ist die zu Chatelleraut 1611 gehaltene Versammlung der Protestanten. Da sein Herz noch voll von dem Verdruß war, den man ihn am Hof hatte erfahren lassen, und da er wußte, daß der Herzog von Bouillon, der gegen sein Interesse sowohl als gegen seinen Charakter bey dieser Versammlung mit dem Auftrag erschien, das Interesse der Regentin gegen die Calviniſten zu wahren, sich an die Spitze seiner Feinde gestellt und unternommen hatte, ihn um seine Feldzeugmeisterstelle und die Befehlshaberschaft in Poitou zu bringen, welche die Regentin dem Herzog von Bouillon zur Belohnung für die Dienste versprochen hatte, die er ihr bey dieser Gelegenheit leisten würde; so darf man sich nicht wundern, daß er zu Chatelleraut mit Festigkeit und selbst etwas auffallend handelte. Die Anhänger des Herzogs von Bouillon beschuldigten aus Empfindlichkeit darüber, daß er mit seinem Unternehmen scheiterte, die Herzoge von Sully und Rohan, sie hätten gesucht das Kriegsfeuer zwischen den Katholiken und

Kalvi-

Kalviniſten wieder anzufachen; ſie ſind aber die einzigen, welche ſo davon geſprochen haben. Alle andern haben nichts durchaus tadelhaftes in dem Benehmen des Herzogs von Sully gefunden; und in Wahrheit, man gieng gegen ihn mit ſo vieler Leidenſchaft und Bosheit zu Werk, daß der Mercure François année 1611. fol. 75. l., der uns zu dieſem Stück ſeiner Geſchichte die Angaben liefern wird, ihn nicht tadelt, die einzige Partie ergriffen zu haben, die ſeine Ruhe ſichern konnte. Man ſehe alſo hier im Auszug, was in Beziehung auf den Herzog von Sully auf der Verſammlung zu Chatelleraut oder Saumur vorgieng. Denn da ſeine Feinde fürchteten, er möchte zu Chatelleraut zu mächtig ſeyn, ließen ſie ſolche an den leztern Ort verlegen.

Da der Herzog von Bouillon kein Geheimniß aus ſeinem Vorhaben gemacht hatte, alle ſeine Glaubensgenoſſen und beſonders den Herzog von Sully zu demüthigen, ſo vereinigte das Intereſſe der gemeinſchaftlichen Sache dieſen mit du Pleſſis Mornay und den vornehmſten proteſtantiſchen Geiſtlichen, welche bis dahin, wie man ganz durch dieſe Memoiren hindurch geſehen hat, großen Argwohn gegen ſeine Geſinnungen und Abneigung gegen ſeine Perſon gehabt hatten. Sie fiengen damit an, daß ſie dem Herzog von Bouillon den Vorſitz verweigerten, welcher du Pleſſis Mornay übertragen wurde; und dann lieſſen ſie ihn fühlen, wie ſehr ſie über die Rolle aufgebracht ſeyen, die er ſpielte. Sie waren ihm überall zuwider, ſo daß er nichts von dem allem erlangen konnte, was man vielleicht einem Agenten zugeſtanden hätte, der von der Religion des Hofs geweſen wäre Eben dies beweist, daß die Regentin keinen größern Fehler begehen konnte, als daß ſie ſich des Herzogs von Bouillon unter

diesen Umständen bediente. Durch die Bemühung des du Plessis wurde jedoch endlich noch eine Art von Vergleich zwischen ihm und dem Herzog von Sully gestiftet; und damals war es, daß dieser kein Hinderniß mehr fand, den ganzen protestantischen Religionstheil für seine Privatangelegenheit zu interessiren, welche dadurch einer der Hauptgegenstände der Berathschlagungen wurde.

Die Versammlung richtete die Rede an ihn, bittet und giebt ihm auf — in diesen Ausdrücken spricht der Mercure François davon — seine Stellen nicht niederzulegen, verspricht ihm Beystand ꝛc. Darauf antwortete der Herzog von Sully durch eine Rede, worinn er die Versammlung über vier Punkte um Rath fragt, 1) ob er die Augen zu den Schritten seiner Feinde verschließen soll, 2) ob er im Gegentheil selbst bitten soll, angestellt zu werden, schlechtweg und einfach, 3) ob es zweckmäßiger wäre, eine Belohnung anzunehmen; endlich 4) ob diese Belohnung mehr in Ehre und Sicherheit, oder in Vortheil und Nutzen bestehen sollte? Der Hof ließ ihm nämlich, um den zu seinem Verderben angelegten Entwurf zu verbergen, den Vorschlag thun, einen Marschallsstab für seine Generalfeldzeugmeisterstelle und seine Befehlshaberschaft von Poitou oder eine ansehnliche Geldsumme anzunehmen. Er schloß diese Rede, worinn er sich nicht hatte enthalten können, einige Klagen über die Härte des Staatsraths und der Regentin gegen ihn, einzumischen, mit einer Entschuldigung, daß er der Religionsgenossenschaft nicht eher eine Anzeige von seiner bedrängten Lage gemacht habe, weil es ihm schwer eingegangen sey, zu glauben, daß die Complots gegen ihn geschmiedet seyen, und weil er befürchtet habe, sich Personen mißfällig zu machen, denen er Respekt schuldig sey.

Diese

Diese Rede gefiel den Kalvinisten so sehr, als sie dem Herzog von Bouillon und den andern Agenten der Regentin mißfiel. In ihrer Antwort darauf legten sie in der That der Administration des Herzog von Sully alle mögliche Lobsprüche bey, beschuldigten ihn aber, daß er wenig großmüthig sey und sogar die Regentin zwingen wolle, ihm seine Stelle im Ministerium wieder einzuräumen. Der Herzog von Sully replicirte darauf mit einer zwoten Vorstellung, durch welche er unbedingt und ganz sein Interesse der Versammlung zur Untersuchung heimstellte. Der Herzog von Bouillon, welcher alles voraussah, was darauf erfolgen würde, nahm die Maske zum zweytenmal ab, und fieng an stark bey allen denen von den Kalvinisten zu intriguiren, die er gewinnen zu können glaubte. Er zog auch wirklich einige derselben an sich, allein doch den Herzog von Rohan nicht, trotz allen seinen Bemühungen, die er deshalb bey ihm anwendete. Da alle seine Geschicklichkeit nicht hingereicht hatte, weder den größten Theil vom Anhang seines Gegners abtrünnig zu machen, noch den Schluß zu verschieben, so schritt man zur Berathschlagung, deren Schluß dahin ausfiel, daß man dem Herrn Herzog von Sully beystehen wolle, wenn seine Administration durch unrechtmäßige Mittel untersucht werden sollte.

Bouillon und die Anhänger der Regentin setzten alles in Bewegung, aber vergebens, um eine Retraktation oder Modifikation zu erhalten. Was den Herzog von Bouillon betrifft, so brach er los; er gab der Regentin die heftigsten Anschläge, die sich jedoch begnügte, im Namen des Königs Briefe an die Versammlung zu schicken, welche du Plessis Mornay zu unterdrücken für klüger fand, aus Furcht, es möchte sonst noch größeres Unheil daraus entstehen. Man kam

wieder auf Temperamente. Alle andern streitigen Artikel wurden glücklich beygelegt, und der den Herrn von Sully betreffend, blieb auf sich beruhen, weil wahrscheinlich jedermann überzeugt war, es sey ohne den mindesten Schein von Gerechtigkeit, daß man ihn für einen ungetreuen Minister, oder gar für einen Feind des Staats ausgeben wolle, und weil der Herzog von Bouillon, selbst empfindlich darüber, sich durch die Regentin um die dafür gehoffte Belohnung gebracht zu sehen, plötzlich aufhörte, mit derselben Hitze zu Werk zu gehen. Der Herzog von Sully blieb also hierauf in demselben Zustand, worinn er den Hof verlassen hatte.

Im folgenden Jahr war der Religionskrieg dem Ausbruch wieder nahe, durch einen Vorfall, auf den unsre Memoiren vorzubereiten scheinen, daß nämlich Brassac, der von Sr. Majestät zum Königsstatthalter von St. Jean d'Angely nach des Agenaux Tod, ernannt worden war, aus diesem Platz durch den Herzog von Rohan verjagt wurde, welcher durch sein ganzes Benehmen von dieser Zeit an hinlänglich bewies, daß seine Gesinnungen sehr von denen des Herzogs seines Schwiegervaters verschieden waren. Obschon die Regentin damals im Stand war, Gesetze vorzuschreiben, und alle Kalvinisten sie sehr gefürchtet hatten, endigte sich doch diese Sache ganz zum Vortheil des Herzogs von Rohan, der alles erhielt, was er verlangte. Der Herr von Sully unterzeichnete den Vergleich, welcher auf der Synode zu Privas mit dem Herzog von Rohan auf einer- und den Agenten, des Königs auf der andern Seite geschlossen wurde: dieß war der ganze Antheil, den er an dieser großen Streitigkeit nahm.

Folgende zween Briefe, die ich nach dem in dem Kabinet des Herrn Herzogs von Sully aufbewahrten Ori-

Original herſetzen will, beweiſen, daß die Königinn Mutter ihre Zuflucht zu Maximilian nahm, und er ſich mit Nutzen verwendete, um die Unruhen zu verhüten oder zu ſtillen, welche unmittelbar darauf von Seiten der Prinzen und Großen des Reichs erregt wurden.

Brief der Königin Mutter an den Herrn Herzog von Sully.

Mein Vetter.

Ich ſchicke hier den Herrn von Bethune, Ihren Bruder an Sie, wegen der itzigen Zeitereigniſſe, und habe ihm aufgetragen, Sie völlig meiner Affektion gegen Sie zu verſichern, und Ihnen zu ſagen, wie ſehr ich auf die Fortdauer der Ihrigen, zum Beſten und dem Dienſt des Königs meines Herrn Sohns, rechne; Sie werden ihm in dem, was er Ihnen von dem einen und dem andern in meinem Nahmen ſagen wird, ſo glauben, wie Sie es perſönlich könnten

Ihrer:

Paris, am 13. Febr. 1614. guten Muhme Maria.

Die Aufſchrift lautet:

An meinen Vetter, den Herzog von Sully, Pair und General-Feldzeugmeiſter von Frankreich.

Noch ein Brief von ebenderſelben.

Mein Vetter!

Ihren Brief vom erſten dieſes Monats habe ich am 9. dieſes richtig erhalten, die Antwort darauf

aber bis zu meiner Ankunft in dieſer Provinz verſchoben, um mich erſt beſſer von den beſondern Umſtänden und Vorfällen und der gegenwärtigen Lage zuunterrichten, und ſo mit mehr Einſicht Ihnen meine Meinung in Anſehung der allgemeinen Angelegenheiten zu wiſſen thun zu können. Ich habe aber da ſo viel Unordnung und Verwirrung gefunden, ſo viele Klagen und Verletzungen des Vertrags von St. Menoult, daß ich Ihnen ſagen muß, ich weiß nicht wo ich anfangen ſoll, Ihnen anzuzeigen, was zu thun iſt, um es recht zu thun. Ich ſehe auf allen Seiten Erklärungen und Verſicherungen eines guten Willens für den Dienſt meines Herrn Sohns, des Königs, und für das allgemeinen Beſte, welche uns ſehr angenehm ſind. Dann aber finde ich dieſen ſchönen Worten ſo ſehr zuwiderlaufende Handlungen, daß, wenn ich kaum die Hoffnung eines Guts und einer Zufriedenſtellung und nützlicher Vortheile für die öffentlichen Geſchäfte gefaßt habe, ſie ſogleich auch wieder verſchwindet. Dieß ſchreibe ich Ihnen nicht für Sie; denn ich weiß Ihre Liebe zum Beſten des Reichs und Ihr aufrichtiges Verlangen unſre Zufriedenheit zu befördern, ſo zu ſchätzen, wie es die Beweiſe, die ich davon erhalten habe, und die Verſicherungen verdienen, die Sie mir darüber gegeben haben; ſondern nur, um mit Ihnen die Unbeſtändigkeit und Veränderlichkeit ähnlicher Proceduren zu beklagen. Ich habe ſeit zween Tagen Ihren lezten Brief hier erhalten, und Bringern dieß angehört, wie er Ihnen ſagen wird.

Ich zweifle nicht, daß Sie frey und als rechtſchaffener Mann meinem Neffen, dem Prinzen von Conde, die Vorſtellungen gemacht haben werden, die Sie mir geſchrieben haben, und freue mich, zu

hören,

hören, daß er ſie gut aufgenommen hat. Woran liegt es aber, daß er ſie nicht befolgt, und ausübt, da er ihnen doch ſeinen Beyfall gab? Er würde ſich dadurch der Händel entledigen, worinn er ſteckt, wie Sie ſagen, würde von mir jede billige Gelegenheit erhalten, mit meiner Gewogenheit gar ſehr zufrieden zu ſeyn, und die Begegnung und Ehre genieſſen, die ſeinem Stand zukommt. Sollte, um ihm dieſen Glauben und Verſicherung zu geben, meiner Seits noch etwas zu thun oder zu ſagen ſeyn, was bey mir ſteht; ſo werde ich es mit Vergnügen vernehmen, und Ihre Eröffnung darüber wohl meinend aufnehmen. Ich habe aber das Schreiben noch nicht erhalten, daß er Ihnen verſicherte, mir hierüber geſchrieben zu haben, und es ſoll mich freuen, wenn er mich dadurch, ſowohl für ſich als für ſeine Freunde, ſo wie ich es jederzeit gewünſcht und ſelbſt geſucht habe, und wie er mich oft hoffen ließ, in Anſehung des Dienſts des Königs, meines gedachten Herrn und Sohns zufrieden ſtellen wird. Thut er dieß, ſo werde ich es ſo zu erwiedern wiſſen, daß er gerechte Urſache haben wird, ſich und allen welche dieß ſein Beyſpiel befolgen werden, Glück dazu zu wünſchen.

Uebrigens habe ich den Herzog von Vendome noch nicht zu ſehen bekommen, ſo daß ich noch nicht weiß, weſſen ich mich zu ſeinem Gehorſam zu verſehen habe. Denn ich habe Nachricht, daß er fortfährt, Lamballe befeſtigen zu laſſen, und eine gute Anzahl Kriegsleute, die ihm in den letzten Unruhen gedient, oder vielmehr übel gedient haben, noch im Handgeld zu halten, beſonders ſeit dem gedachten Vergleich von St. Menoult. Dieſem werden wir, der König ermeldter mein Herr und Sohn und ich mit Hülfe

des morgen zu eröffnenden Landtags abzuhelfen bemüht seyn; und da ich mir würklich verspreche, daß Sie sich jederzeit das Beste und die Förderung der Angelegenheiten des Königs, ermeldten meines Herrn und Sohns, angelegen seyn lassen werden, so werden Sie auch bey erster günstigen Gelegenheit sich des gegenwärtigen zu diesem Ende bedienen, wie Sie es am besten erachten werden, und ich werde Gott bitten, mein Vetter, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme. Gegeben Nantes am 18. August 1614.

Ihre

wohlaffektionirte Muhme,

Maria.

Im Jahr 1616. brach die Empörung der Protestanten aus. Man sahe bey dieser Gelegenheit, wie sehr der Herzog von Sully das Beste des Staats dem Interesse seiner Partey und seinem eignen vorzog. Da in Vorschlag gebracht werden war, die Partey des Prinzen von Condé mit der der Calviniſten zu vereinigen, ein Entschluß, der aller Wahrscheinlichkeit nach den Untergang des Reichs nach sich gezogen haben würde, verweigerte der Herzog von Sully, dessen Stimme allem Anschein nach ein sehr großes Gewicht gehabt haben würde, sie durchaus, und blieb standhaft dem König getreu. Bassompiere spricht in seinen Memoiren folgendermaßen davon: „Der Herr von Sully, welcher das Beste und die Erhaltung des Staats wollte, erhielt sich mit beyden Theilen in gutem Vernehmen, und suchte sie zufrieden zu stellen, so lang sie noch so wie sie waren bestehen könnten, indem er bisweilen der Königin Mutter, bisweilen dem Herrn Prinzen zutrug. Einst, am 26. August verlangte der Herr von Sully Abends Audienz bey der Königin, in wel-

welcher er zeigte, daß die Sachen nicht mehr acht Tage in der Lage bleiben könnten, wohin sie gediehen wären. Bey dem Schwanken worinn sie sich befänden, müsse unfehlbar das ganze Ansehen in die Hände des Herrn Prinzen fallen; es würde aber in den ihrigen bleiben, wenn sie es fest zu halten wüßte; schließlich, halte er sie nicht für sicher in Paris, und so wie jetzt die Gemüther der Großen und des Volks gestimmt wären, möchte sie wohl nebst ihren Kindern besser mit tausend Pferden im freyen Feld, als im Louvre aufgehoben seyn. Er habe es für seine Pflicht und für eine seiner Verbindlichkeiten gegen den hochseligen König gehalten, ihr obiges anzuzeigen, indem er mit seinem Leben nicht anders zu helfen wüßte, das er gern aufopfern wollte, wenn er dadurch den König, sie und den Staat zu retten wüßte. Dann beurlaubte er sich von ihr, und bat sie, wohl zu überlegen, was er ihr gesagt habe. Im Fall sie nicht die gehörigen Mittel dagegen anwendete, so wollte er seine Hände über all das Unglück gewaschen haben, und sie allein würde Schuld daran seyn, weil man sie davon benachrichtigt und sie das Unglück vorher gewußt habe. Der Verfasser der Histoire de la Mère und du Fils läßt wider seinen Willen dem Herzog von Sully, diese Gerechtigkeit wiederfahren: " Der Herr von Sully sagt er, verlangt Audienz bey der Königin, um mit ihr allein in Angelegenheiten zu reden, welche, wie er sagte, das Leben Ihrer Majestäten beträfen. Sie hatte Arzney genommen; allein bey einer so wichtigen Sache glaubte sie, es nicht anstehen lassen zu dürfen, ihn vor sich zu lassen. Der König befand sich von ohngefehr bey ihr, die Herrn Mangot und Barbin waren auch da. Er hob dann eine lange Rede an, von den schlimmen Absichten, welche diese Prinzen hätten, und von dem unvermeidlichen Unglück, das er darinn für den Kö-

nig

nig vorhersähe. Die Herrn Mangot und Barbin sagten zu ihm: damit wäre es noch nicht genug, er müsse auch die geschicktesten Gegenmittel ansagen. Darauf wußte er keine andere Antwort, als: die Gefahr sey groß, und ohnfehlbar würde man bald traurige Wirkungen davon erblicken. Nachdem er sich schon aus dem Cabinet wegbegeben hatte, trat er wieder mit einem Bein und halbem Leib herein, und sagte diese nemlichen Worte: Sie, und Sie Madame, ich bitte Eure Majestäten das wohl zu bedenken, was ich Ihnen hier gesagt habe; ich entledige mein Gewissen davon. Wollte Gott sie wären unter zwölfhundert Pferden, ich sehe kein anderes Mittel. Damit gieng er."

Zwar ließ der Haß dieses Schriftstellers gegen Herrn von Sully ihn zu dieser Erzählung nach folgende Worte hinzu fügen: „Da der Herr Prinz arretirt werden war, und die Ministers zu der Königin sagten: daß alles verlohren sey, wenn sie ihn nicht losließe, setzte der Herr Herzog von Sully heftig und unüberlegt, indem das Feuer seines Geistes sich blos an die Gegenwart hielt, ohne sich an die Vergangenheit zu erinnern, noch sehr tief in die Zukunft zu blicken, zu dem was die andern gesagt hatten, hinzu: wer auch der Königin diesen schlimmen Rath gegeben haben möge, habe ihn zum Verderben des Staats gegeben. Die Königin antwortete ihm: sie wundre sich sehr daß er es wage dies zu ihr zu sagen, und er müsse wohl den Verstand verlohren haben, da er sich nicht mehr erinnere, was er erst vor drey Tagen zu dem König und zu ihr gesagt hätte. Darüber wurde er so verwirrt, daß er sich plötzlich wegbegab, zu großem Erstaunen aller der anwesenden Herrn. Seine Gemahlin suchte ihn nachher zu entschuldigen, indem sie sagte: das durchdringende Gefühl von Furcht, worinn er

schwe-

ſchwebe, habe ihn ſo reden laſſen, um ſo mehr, da man ihm eben jetzt erſt geſagt habe: die Prinzen und Herrn von dem Anhang des Herrn Prinzen wären entſchloſſen, ihn umbringen zu laſſen, indem ſie dafür hielten, er habe durch die Nachrichten, die er von ihren Entwürfen gegeben habe, den Arreſt des gedachten Herrn Prinzen verurſacht. Allein ohne hier zu unterſuchen, ob die zween Rathſchläge des Herrn von Sully auch wirklich widerſprechend ſeyen, und auch zugegeben, daß es weislich und nothwendig war, den Prinzen von Condé zu arretiren, ſo iſt alles, was ich aus dieſen Zeugniſſen ſchließen laſſen wollte, das: daß dieſer Miniſter ſeine Sorgfalt für das Beſte des Staats und des Königs bey einer für die calviniſtiſche Parthey ſo günſtigen Gelegenheit, bey der er auch ſelbſt ſo große Gefahr lief, nicht aufgab.

In dieſem Geiſt betrug er ſich ſein ganzes Leben hindurch. Er wurde mit dem Anſehen des Königs bekleidet, in den Verſammlungen von Rouen und Loudun. Er unterſtützte als guter Bürger die Parthey Sr. Majeſtät gegen die Calviniſten, als unter dem Miniſterium des Cardinals Richelieu der Krieg gegen ſie erklärt wurde. Er hatte Antheil an der Belagerung von Montauban und an andern Vorfällen; er verſahe ſelbſt die Geſchäfte des General Feld Zeugmeiſters bey der Belagerung von Saint-Jean d'Angely, und das Geſchütz wurde dabey vollkommen gut bedient; er behielt und verſahe dieſe Stelle bis an ſeinen Tod, wiewohl der Geſchichtſchreiber des Herzogs von Bouillon vorgiebt, ſie ſey ihm abgenommen worden. Ludwig XIII. ertheilte ihm den Marſchalls Stab am 18. Sept. 1634. Das Jahr zuvor ſchrieb ihm der Pabſt Urban VIII. der ihn während ſeiner Geſandſchaft in Frankreich gekannt hatte, einen lateiniſchen Brief, auf wel-

welchen der Herzog von Sully Sr. Heiligkeit eine Antwort durch ſeinen Enkel den Prinzen von Henrichemont ſchickte, welche ihm ein zweytes Breve von dieſem Pabſt veranlaßte, ebenfalls in lateiniſcher Sprache geſchrieben, datirt vom 16. Juli. 1633.

In eben dieſem Jahr 1634 verlor er den Marquis von Roſny, ſeinen älteſten Sohn. Das Betragen dieſes Sohns verurſachte ihm beynahe unaufhörlich viel Kummer und Verdruß, nicht nur weil der Marquis von Roſny keinen der weiſen Rathſchläge befolgte, die er ihm immer gab, und weil er ſelbſt auf die Seite der Feinde des Staats trat, ſondern auch weil der Herzog von Sully auf mehr als eine Art den Verfall der Umſtände ſeines Sohs fühlte. Dies führt uns darauf, uns auf eine nähere Angabe der häuslichen Angelegenheiten des Herzogs von Sully einzulaſſen, welche zur Erläuterung mehrerer Stellen dieſer Denkwürdigkeiten, worinn von dem Marquis von Roſny die Rede iſt, und beſonders deſſen dienen kann, was davon in dem neun und zwanzigſten Buch geſagt iſt.

Auſſer zwo Töchtern, wovon die älteſte mit dem Herzog von Rohan und die jüngſte mit dem Marquis von Mirepoix vermählt war, hatte der Herr Herzog von Sully im Jahr 1609. drey Söhne. Maximilian II. von Bethune, Marquis von Roſny war der älteſte von allen, aus ſeiner erſten Ehe mit Anna von Courtenay; aus der andern, mit Rahel von Cochefilet, waren Cäſar und Franz von Bethune. Da das ganze große Vermögen, welches er genoß, ihm erſt ſeit ſeiner zwoten Ehe zugewachſen war, ſo ſcheint es, daß der größte Theil deſſelben natürlicher Weiſe auf die Kinder dieſer zwoten Ehe fallen ſollte; indeſſen hielt ſich doch

doch der Herzog von Sully verbunden den Marquis von Rosny auf einen Fuß zu setzen, auf dem er die Hoheit seines Hauses, dessen Erstgebohrner er war, behaupten könnte. Er fügte daher zu den Stellen eines Feldzeugmeisters und Oberaufsehers über das Vestungswesen und zu den Befehlshaberschaften von Mantes und Gergeau, auf die er ihm die Anwartschaft verschafte und die er auf sechszigtausend Livres Einkommen schäzte, noch eine Schenkung unter Lebendigen und die Substitution von funfzigtausend Livres Einkommen an liegenden Gründen hinzu, welche aus dem Pairie-Herzogthum Sully, dem Marquisat Rosny, dem Fürstenthum Henrichemont und Boisbelle nebst allen Zugehörungen bestand, wovon er sich jedoch auf Lebenslänglich die Nutznieſſung vorbehielt. Die Substitutionsurkunde dadirt vom 17 März 1609. enthält folgende besondere Clausel: „Im Fall daß keiner von denen, es sey männlich oder weiblich, welche dann von dem Hause Bethune abstammen werden, die obbemeldte Clauseln und Bedingungen erfüllen wollte, hat gedachter Herr Schenkgeber, Kraft des gegenwärtigen, gemacht, und macht mit allen obengenannten substituirten Gütern eine Schenkung dem König, oder dessen Nachkommen, mit Vorziehung des ältesten; unter der aufhabenden Bedingung: daß gedachte Güther nie von der Krone getrennt werden können, und daß der, welcher sie besitzen wird, dem König und dessen erstgebohrnen Prinzen ausgenommen, gehalten seyn soll, seinen Namen und Wappen, auch den Zunahmen und Wappen von Bethune zu führen, und alle seine Leibes-Erben nach ihm.

Indem er nachher jeden Grund von Uneinigkeit in seiner Familie zu verhüten, und auch seinen

andern Kindern ein Standesmäßiges Auskommen zu geben suchte, machte der Herr von Sully im folgenden Jahr in gleicher Form und mittelst einer Akte zwo andere Schenkungen und Substitutionen, mit dem Rest seiner Güter, zu Gunsten seiner jüngern Söhne Cäsar und Franz von Bethune: nemlich an Cäsarn mit dem Gut und der Herrschaft Villebon und Franz, genannt Graf von Orval, mit den Gütern Montrond, Orval, Bruyeres, Epineuil, Beauchesal, Rocheguillebaut und Chatelet in Benry. Der Werth jeder dieser Substitutionen wird auf zehntausend Livres Einkommen geschätzt, und dabey stipulirt, daß die Vestungswerke, Waffen, Lebensmittel, Mund- und Kriegsprovisionen sowohl die, welche zur Zeit der Substitution in allen seinen Schlößern wären, als die welche sich beym Tod des Herzogs von Sully darinn befinden würden, mit in der Schenkung begriffen seyn sollten, und daß, wenn einer der Schenknehmer, ohne Leibeserben mit Tod abgienge, sein Antheil ganz dem Ueberlebenden anfallen solle. Dieß erfolgte vier Jahre darauf. Da Cäsar von Bethune im Jahr 1614. unvermählt gestorben war, vereinigte der Graf von Orval in sich die zween Artikel der Substitution. Im Jahr 1620, in seinem zwanzigsten Jahr ließ ihn sein Vater Jacqueline von Caumont, die Tochter des Oberhofmarschalls De La Force und Enkelin mütterlicher Seite von dem ersten Marschall von Biron, heyrathen und bestätigte durch den Heyrathskontract die Substitutions-Akte von 1610.

Vor und nach diesen Verfügungen blieb der Marquis von Rosny in Gütergemeinschaft mit dem Herzog, seinem Vater. Diese Gemeinschaft war ganz zum Vortheil des erstern, für dessen Aufwand sein mütterli-

ches Vermögen allein nicht hinreichend war. Sie setzte aber auch den Herzog von Sully den Verfolgungen der Gläubiger seines Sohns aus. Er bezahlte verschiedenemal dessen Schulden, welche aber durch die Verschwendung und üble Wirthschaft des Marquis von Rosny sehr beträchtlich wurden, so daß sich der Herzog endlich entschloß ihn sich selbst zu überlassen. Dies waren die ersten Verdrüßlichkeiten die er von ihm auszustehen hatte.

Auf diese folgten andere noch größere und empfindlichere, nach dem Tod des Marquis von Rosny. Dessen Gläubiger beriefen sich immer auf die Gütergemeinschaft und wollten sich an das Vermögen des Herzogs von Sully halten. Der Prinz von Henrichemont (1) sein Enkel, vereinigte sich mit ihnen, um seine Substitutionen annulliren zu lassen, wozu noch die Umstände beytrugen worinn sich der Herzog von Sully befunden hatte, da er, um von dem Prinzen von Condé loszukommen, genöthigt gewesen war, verschiedene Kaufkontracte mit ihm umzustoßen und einen großen Theil der in diesen Substitutionen begriffenen Güther, wie Villebon, Montrond u. s. w. verschiedenemale erworben, zurückgegeben und wieder erworben hatte. Dies hielt den Herzog von Sully in einer beständigen Unruhe von Untersuchungen und Prozessen, wovon jedoch ein Theil durch die Vermählung des Prinzen von Henrichemont mit der Tochter des Canz-

1) Maximilian Franz von Bethune III. Herzog von Sully, Fürst von Henrichemont und Boisbelle, Marquis von Rosny, Lieutenant-General in der Befehlshaberschaft von Dauphiné und dem Lande Vexin, Befehlshaber von Mantes und Meulan, starb 1661.

lers Seguier (2) im Jahr 1639. abgethan wurde. Alsdann machte der Herzog von Sully, welcher gänzlich mit dem Herrn Prinzen auseinander gesetzt war, als er sah, daß er Villebon zurückbekommen hatte, und daß alle seine andern Erwerbungen gesichert waren, im Jahr 1640. eine neue Substitution, welche die erstere bestätigte, und für diejenige seiner Güter, welche etwa veräussert seyn konnten, andre enthielt.

Das Mißvergnügen und die Klagen des Prinzen von Henrichemont brachen über dieser Substitution von neuem aus. Sie verursachten einen Prozeß welchen Ludwig der XII'. und sein erster Minister vor sich zogen, und welcher in den Jahren 1640 und 41 fortwährte. Die Bittschriften und vornehmsten Prozeßakten wurden gedruckt. Der Herzog von Sully beklagt sich darinn bitterlich, daß sein Enkel und der Canzler Seguier, der ihn unterstützte, einige Ermanglungen von Formalitäten zu nutzen suchten, welche vielleicht bey so langen und verwickelten Geschäften unvermeidlich waren. Es ist unsre Sache nicht, uns hier auf eine Untersuchung dieses Rechtspunkts einzulassen. Setzt man auch alles mögliche gegründete Recht auf Seiten der Gegner des Herrn Herzogs von Sully voraus, so scheint doch die Stimme der Natur und das Gefühl der Dankbarkeit sich für einen Mann zu erklären, welcher sein Haus auf eine so hohe Stufe von Glanz empor gehoben hatte. Wie dem auch sey, so hatte der Herzog von Sully den Verdruß, sich durch eine im December 1641. erlaßne Sentenz genöthigt zu sehen, seine Substitution in Ansehung vier der Güter zu wiederrufen, welche er für die erstern untergestellt hat-

2) Charlotte Seguier, Tochter des Kanzlers, Pierre Seguier.

hatte. Er war damals zwey und achtzig Jahr alt, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß, eiferſüchtig wie er war, auf die väterliche Gewalt, und überzeugt bey dem, was er gethan hatte, genau die Geſetze der Billigkeit befolgt zu haben, dieſer Streich ihm ſo empfindlich fiel, daß er dazu beytrug, ſeine Tage zu verkürzen. Er ſtarb acht Tage drauf am 22. December 1641. zu Villebon.

Seine Eingeweide wurden in eine Art bleyerner Urne mit eiſernen Handhaben gethan und in der Gruft der Collegiat-Kirche zu Sanct Anna in Villebon beygeſetzt. An der Mauer dabey lieſt man folgende Worte: Hier ruhen die Eingeweide des Hochgebohrnen, großmächtigen und erlauchten Herrn, Herrn Maximilian von Bethune, Herzogs von Sully, Pairs und Marſchalls von Frankreich. Sein Leichnam wurde nach dem Armenhaus oder Spital von Nogent gebracht. Allein da das Mauſoleum, das man ihm an dieſem Ort zu errichten anfieng, nicht ſo bald fertig werden konnte, ſo blieb ſeine Leiche noch eine beträchtliche Zeit in dem Zimmer ſtehen, das der Herzog von Sully zu Villebon bewohnte, und wo er geſtorben war; welches das Apartement am Ende der Gallerie dieſes Schloſſes iſt, deſſen Wände, Boden und das Innere man ganz ſchwarz anſtreichen ließ. Man legte ihn daſelbſt auf ein Paradebett, unter einen Himmel von ſchwarzem Sammt mit Einfaſſungen von Silbermoor, und dem Wappen des Hauſes Bethune an den vier Ecken.

Unterdeſſen ließ die Herzogin von Sully in der untern Gallerie dieſes Schloſſes ein Cabinet für ein Standbild zurecht machen, das ſie dem Andenken ih-

res Gemahls ſetzen wollte. Sie wendete zu dem Ende die Koſten an einen weißen Marmorblok, den ſchönſten und rarſten, den man bekommen konnte, und ließ aus Italien einen der geſchickteſten Bildhauer dieſer Zeit kommen. Auf der Faſade dieſes Cabinets von innen ſtehen mit großer Schrift die zehn Gebote Gottes, ſo wie im zweyten Buch Moſis. Auf einer der Seiten ſteht die Grabſchrift des Verſtorbenen ſo wie wir ſie gleich herſetzen werden; auf der andern ſein Wappen im Großen, mit allen Attributen ſeiner Stellen. Der obere Theil und der ganze Reſt des Cabinets iſt ganz voll von Gemählden, Sinnbildern und Denkſprüchen, welche wir nicht herſetzen zu müſſen glauben. Es wird durch ein großes Fenſter erleuchtet, das den ganzen Hintergrund einnimmt. Das Standbild iſt in der Mitte auf einem Fußgeſtell ebenfalls von weißem Marmor, von etwas mehr als natürlicher Größe. Es ſtellt den Herzog von Sully vor, vom Hals bis zum Fuß gewapnet, mit einer Lorbeerkrone auf dem Haupt, den herzoglichen Mantel auf den Schultern, den rechten Arm den Marſchallsſtab haltend, ausgeſtreckt, die linke Hand auf ſeinen Wappenſchild geſtützt. Jener Stab, ſo wie der Helm auf der linken Seite des Standbilds, mit ſeinem Federbuſch geziert, ſind aus einem Block gehauen. Das ganze Stück iſt ſo vollendet, ſo ſchön, daß es den Monumenten Griechenlands und Roms an die Seite geſetzt werden kann. Ueber dem Eingang des Cabinets ſteht in einer Cartouche: „Rahel von Cochefilet, verwittwete Herzogin von Sully nach dem Tod Maximilians von Bethune, Herzogs von Sully, ihres Gemahls, mit dem ſie neun und vierzig Jahre in der Ehe lebte, hat zu Ehren ſeines Andenkens und

zum

zum Zeichen ihres Schmerzens dieſes Bild errichten laſſen im Jahr 1642".

Da der Leichnam dieſer Dame nach ihrem Tod mit dem ihres Gemahls vereinigt wurde, ſo iſt beyden das Mauſoleum, von dem wir eine Beſchreibung geben werden, gemeinſchaftlich. Es iſt eine Capelle mit einer Kuppel, neben der von Sanct Jacob an der Armenhaus- oder Spitalkirche von Nogent, nach ihren Namen Nogent-le-Bethune genannt. Sie hängt nicht mit der Kirche zuſammen, weil der Herzog und die Herzogin von Sully das Unglück hatten, beyde in der vorgeblich reformierten Religion zu ſterben. Unter dieſer Capelle iſt ein Gewölbe, welches ihren Leichnamen zum Begräbniß dient. Das Innre der Capelle iſt rings umher mit den Wappen des Hauſes Bethune und der damit verwandten Häuſer verziert, und die Kuppel iſt ganz azurblau angeſtrichen und mit Lilien beſäet. Sie ſind daſelbſt alle beyde in weißem Marmor vorgeſtellt, kniend in Lebensgröße auf einem drey Fuß hohen Fußgeſtelle. Eine Aufſchrift zeigt an, daß dies ſehr gut ausgearbeitete Werk im Jahr 1642 durch B. Boudin verfertigt wurde. Die zwo Statüen ſind gegen Morgen gerichtet; hinter der des Herzogs von Sully ſteht folgende Grabſchrift:

Hier liegt der Leichnam des Hochgebohrnen, großmächtigſten und erlauchteſten Herrn, Herrn Maximilian von Bethune, Marquis von Roſny, welcher ſeit dem Alter von vierzehn Jahren alle Schickſale Heinrichs des Großen theilte, worunter jene merkwürdige Schlacht iſt, welche dem Sieger die Krone zuſprach, worinn er durch ſeine Tapferkeit die weiße Fahne er-

beutete und mehrere Gefangene vom Stand machte. Er wurde durch ihn zu Belohnung seiner Tugenden und Verdienste beehrt mit den Würden eines Herzogs, Pairs und Marschalls von Frankreich, eines Befehlshabers von Ober- und Nieder-Poitou, mit den Stellen eines Generalfeldzeugmeisters, in welcher er, der Adler, der die Donnerkeule seines Jupiters trug, die Vestung Montmelian, die man für unbezwinglich hielt, und mehrere Plätze in Savoyen bezwang und wegnahm; mit der eines Oberaufsehers der Finanzen, die er allein mit einer klugen Oekonomie verwaltete und seine getreuen Dienste bis auf den unseligen Tag fortsetzte, da der Cäsar der Franzosen durch eine vatermörderische Hand eines seiner Unterthanen das Leben verlor. Nach dessen Tod zog er sich in sein Eigenthum zurück, wo er den Rest seines Lebens in einer süßen und friedlichen Ruhe verlebte und auf dem Schloß Villebon am 22. December 1641, seines Alters im zwey und achtzigsten Jahr, verstarb. Sein Leichnam liegt hier zu Nogent-le-Rotrou, genannt Bethune, wie auch der Leichnam der Hochgebohrnen, großmächtigsten und erlauchtesten Frau, Frau Rahel von Cochefilet, seiner Gemahlin, welche starb zu Paris im Jahr 1659, ihres Alters im sieben und neunzigsten.

Zu dieser Capelle führt ein langer Hof, mit einem Eingang von Ulmen bepflanzt. Man kömmt durch ein Portal von sehr schöner Bauart, worauf das Wappen des Hauses Bethune in sehr erhabener Arbeit ausgehauen ist, mit allen Ehrenzeichen, welche zu dem Wappenschild des Herzogs von Sully gehören. Das Haus Bethune führt einen rothen Balken im silbernen

Feld

Feld Schildhalter ſind zween wilde Männer mit einer Keule bewaffnet.

Ehe der Herzog von Sully Villebon wieder bekam, theilte er ſeinen Aufenthalt zwiſchen Sully, la Chapelle, D'Angillon, welches ein ſehr ſchönes Schloß und eine zum Herzogthum Sully gehörige Baronie iſt, und Rosny demjenigen ſeiner Landhäuſer, an welchem er am meiſten, wie es ſcheint in der Vorausſetzung, daß es nie von ſeiner Familie abkommen ſollte, hatte arbeiten laſſen. Er baute noch an den Flügeln, als er das Unglück hatte ſeinen Herrn und Wohlthäter zu verlieren, und einen ſichtbaren Beweis ſeines Schmerzens wollte er dadurch geben, daß er dieſe Flügel unvollendet und in dem Zuſtand ließ, worinn ſie in dem Augenblick dieſer traurigen Begebenheit waren. Allein als er ſich wieder im Beſitz von Villebon ſahe, ſo beſtimmte ihn die Schönheit dieſes Hauſes, die Lage in einer ſehr angenehmen Landſchaft, die Nähe von Paris, wovon Villebon nur zwanzig Meilen weit entfernt liegt, und der Vortheil, ſich gleichſam im Mittelpunct von verſchiedenen großen Gütern zu ſehen, welche er für die an den Herrn Prinzen verkaufte erhalten hatte, dies alles beſtimmte ihn ſeinen Aufenthalt auf ſechs ganze Monate vom Jahr, im Sommer und Winter, daſelbſt feſtzuſetzen. Blos in der ſchönen Jahreszeit machte er einige Reiſen nach Sully, welcher Aufenthalt ihm übrigens durch das Betragen ſeines älteſten Sohns unangenehm worden war. Den übrigen Theil des Jahrs brachte er zu la Chapelle, D'Argillon, Rosny und auf andern ſeiner Güter zu.

Das Leben, das er daſelbſt führte, begleiteten Anſtand, Größe und ſelbſt Majeſtät, ſo wie man es von

einem so gesetzten, ernsten Charakter, wie der seine war, erwarten kann. Außer einer großen Zahl von Stallmeistern, Edelleuten und Pagen, welche ihn bedienten, von Gesellschaftsdamen und Kammerfräulein der Herzogin von Sully hatte er eine Compagnie Leibwache mit ihren Offiziers und eine andere von Schweizern, und eine so große Menge Domestiken, daß es wenige Beyspiele von Privatpersonen giebt, welche einen so großen und zahlreichen Hausstaat unterhalten hätten. Der jetzt lebende Herr Herzog von Sully sah den Sohn eines alten Chirurgus des verstorbenen Herzogs von Sully, des letzten dieser Linie, der in einem Alter von acht und achtzig Jahren starb, und bey dem Tod des Herzogs von Sully, von dem wir hier reden, vierzehn Jahre alt war. Dieser Mensch sagte ihm, als er mit seinem Vater bey den Kranken im Schloß Villeben gewesen sey, habe er deren bis achtzig gezählt, ohne daß man darum bemerkt hätte, daß die Aufwartung in diesem Hause darunter gelitten hätte oder versäumt worden wäre.

Der Herr Herzog von Sully behielt die Gewohnheit bey, sehr früh aufzustehen. Nachdem er gebetet und gelesen hatte, gieng er mit seinen vier Sekretairen an die Arbeit. Diese Arbeit bestand in Anordnung seiner Papiere, in Aufsetzung seiner Denkwürdigkeiten, in Antworten auf verschiedene Briefe, die er erhielt, in der Einsicht seiner häuslichen Angelegenheiten und Leitung der Geschäffte sowohl seiner Befehlshaberschaften als seiner Aemter. Denn er blieb bis an sein Ende Befehlshaber von Ober- und Nieder-Poitou und la Rochelle, Generalfeldzeugmeister, Oberzeuginspector und Oberaufseher über das Vestungswesen. Er verwendete darauf den ganzen Vormittag, auf-

ausser daß er bisweilen eine halbe oder auch eine ganze Stunde vor der Mittagstafel spazieren gieng. In diesem Fall läutete man eine groſse Glocke, welche auf der Brücke war, um seinen Ausgang anzuzeigen. Der gröſste Theil seiner Leute begab sich nach seinem Gemach, und stellte sich von der Treppe an in eine Reihe. Seine Stallmeister, Edelleute und Offiziers giengen vor ihm her, und vor ihnen zween Schweizer mit ihren Hellebarden. An seiner Seite giengen einige von seiner Familie oder seinen Freunden, mit denen er sich unterhielt. Alsdann folgten seine Offiziers von seiner Leibwache und seine Schweizerwache, und der Marsch wurde jedesmal von vier Schweizern geschlossen.

Wenn er in das Tafelzimmer zurückkam, welches ein ungeheures Gemach war, wo er die merkwürdigsten Thaten seines Lebens nebst denen Heinrichs des Groſsen hatte mahlen lassen, setzte er sich zur Tafel. Diese Tafel war wie ein langer Klostertisch, und oben an waren nur für ihn und die Herzogin von Sully Fauteuils; alle seine Kinder, vermählt oder unvermählt, von welchem Rang oder Geburt sie seyn mochten, bis auf seine Tochter die Herzogin von Rohan hinaus, hatten bloſse Tabourets oder Sitze ohne Rücklehnen. Denn zu der Zeit war die Subordination der Kinder gegen die Väter noch so groſs, daß sie sich in deren Gegenwart nie setzten oder bedeckten, bis es ihnen befohlen war. Seine Tafel war mit Geschmack und Pracht besetzt. Er zog dazu nur die Herrn und Damen aus seiner Nachbarschaft, einige von seinen vornehmsten Edelleuten und von den Gesellschaftsdamen und Fräulein der Herzogin von Sully. Auſser der auſserordentlichen Gesellschaft stand bey dem Nachtisch alles auf, und begab sich hinweg. Nach geendigter Tafel begab man

man sich in ein Cabinet neben dem Speisesaal, das Cabinet der Erlauchten genannt, weil es mit Gemählden von Päbsten, Königen, Fürsten und andern vornehmen oder berühmten Personen, die er von diesen selbst bekommen hatte, verziert war. Man sieht noch jetzt den grösten Theil derselben zu Villebon.

In einem andern schönen und reich meublirten Speisesaal hielt der Hauptmann von der Leibwache eine andere beynahe eben so wie die erste besetzte Tafel, an die sich die ganze Jugend begab, und an welcher in der That nur diejenige speisten, welche der Herzog von Sully blos wegen der Ungleichheit des Alters nicht an die seinige ziehen wollte. Der jetzt lebende Herr Herzog von Sully kannte verschiedene Standespersonen, welche ihm sagten, daß der Herzog von Sully bey den Besuchen, die sie sich noch ganz jung mit ihren Eltern bey ihm gemacht zu haben erinnerten, nur diese bey sich zur Tafel behielt, und gewöhnlich zu den jungen Leuten sagte: „ihr seyd zu jung, als daß wir zu„sammen speisen könnten; wir würden einander nur zur „Last fallen."

Wenn er so einige Zeit in der Gesellschaft zugebracht hatte, gieng er wieder auf sein Zimmer, um sich noch einige Stunden mit derselben Arbeit wie früh zu beschäfftigen. Wenn Jahrszeit und Witterung es erlaubten, genoß er Nachmittags das Vergnügen des Spaziergangs. Der Ausgang geschah abermals mit demselben Prunkaufzug wie Vormittags. Er gieng in seine Gärten, wo er nach einigem Auf- und Abgehen gewöhnlich in eine kleine bedeckte Allee gieng, welche die Parterrepartien von dem Gemüsegarten absonderte, und über eine steinerne Treppe, welche der jetzige Herr Herzog von Sully wegen ihres Alters abtragen

tragen ließ, ſich in eine große terraſſirte Lindenallee nach der andern Seite des Gartens begab. Der damalige Geſchmack brachte es ſo mit ſich, daß man eine Menge äußerſt bedeckter Alleen mit vier bis fünf Reihen Bäume oder Palliſaden haben mußte. Hier ſetzte er ſich auf eine kleine Bank oder Lehnſtuhl von gefirnistem Holz zu zwey Perſonen, lehnte ſich mit beyden Ellenbogen in ein großes gegittertes Fenſter, das jetzt ebenfalls weggenommen worden iſt, und amuſirte ſich damit, auf einer Seite eine angenehme Landſchaft, auf der andern eine zwote ſehr ſchöne terraſſirte Aller zu betrachten, welche um eine ſehr große Waſſerpartie, der neue Teich genannt, läuft, und von einem Wald von hohen Bauholz geſchloſſen wird, welcher der große Park heißt. Bisweilen genoß er das Vergnügen der Promenade in ſeinem Park, und ſehr oft in ſeinem Wagen oder Kutſche mit ſeiner Gemahlin, der Herzogin. Der Zwiſchenraum von der Promenade bis zur Abendtafel wurde abermals mit denſelben Beſchäftigungen wie früh ausgefüllt. Bey der Abendtafel gieng es zu wie bey der Mittagstafel, bis jeder ſich auf ſein Zimmer begab.

Da der Herzog von Sully wegen ſeiner Religion keinen Orden bekommen konnte, ſo hatte er ſich einen eignen für ſich gemacht. Auf dem Inventarium ſeiner Effecten ſtehen verſchiedene Demantketten, welche dazu gebraucht wurden. Er trug alſo beſonders ſeit dem Tod Heinrich des IV eine goldene oder Demantkette, woran eine große goldne Medaille hieng, auf welcher erhaben das Bild dieſes großen Königs geprägt war. Von Zeit zu Zeit nahm er ſie, verweilte bey ihrem Anblick, und küßte ſie: er legte ſie nicht ab, ſelbſt wenn er an den Hof kam, ſo wenig als ſeine alte

Klei-

Kleidung, die er jederzeit beybehielt, ohne ſich der Mode unterwerfen zu wollen. Es iſt bekannt, was ihm eines Tags am Hof begegnete, wohin ihn Ludwig XIII berufen hatte. „Ich habe Sie kommen laſſen, Herr „von Sully, ſagte dieſer junge Prinz zu ihm, als einen „vertrauten Mann und einen der vornehmſten Mini„ſter des Hochſeligen Königs, meines Vaters, um „mich mit Ihnen über wichtige Angelegenheiten, die „ich gegenwärtig habe, zu beſprechen, und Sie um „Ihre Meynung zu befragen.“ Der Herzog von Sully, der um den König her nichts als junge Höflinge ſah, welche unter einander kiſſen, und um dem Connetable von Luynes ihren Hof zu machen, ſeine Kleidung, ſein ernſtes Weſen und alle ſeine Manieren lächerlich machten, gab folgende Antwort: „Sire, „ich bin zu alt, um mich an irgend etwas anders zu „gewöhnen; wenn der Hochſelige König, Ihr Vater, „glorreichen Andenkens, mir die Ehre erzeigte, mich „zu ſeiner Perſon zu berufen, um ſich mit mir über „groſſe und wichtige Angelegenheiten zu beſprechen, ſo „war es immer das erſte, daß er die Pikelheeringe „hinausgehen ließ.“ Der junge König ſchien dieſe Freyheit zu billigen; er ließ jedermann weggehen, und blieb mit dem Herrn Herzog von Sully allein.

Subordination, Ordnung und Frieden herrſchten unter den zahlreichen Domeſtiken, von denen wir ſo eben geſprochen haben. Nie hat noch jemand ſich ſo gut Reſpect und Gehorſam zu verſchaffen gewußt, als der Herzog von Sully. — Die Katholiken, die er in ſeinen Dienſten hatte, merkten nie, daß er nur den mindeſten Unterſchied zwiſchen ihnen und den Calviniſten gemacht hätte, auſſer etwa an der Aufmerkſamkeit, mit der er ſie anhielt, ihren Pflichten als gute Römiſch-

Katho-

Katholiſche Chriſten mit äuſſerſter Genauigkeit nachzuleben. Dies war eine Folge der Achtung und ſelbſt einer Art von Neigung, welche er, wie man überall in dieſen Denkwürdigkeiten bemerkt, jederzeit gegen die wahre Religion hegte, welche ihm wahrſcheinlich noch dahin gebracht haben würde, ſie ſelbſt anzunehmen, wenn ihn nicht die von ihm angegebenen Gründe abgehalten hätten. Ueberzeugt, daß man in einer, wie in der andern, dieſer Religionen ſelig werden könne, zeigte er ſich unglücklicherweiſe allzu empfindlich gegen das feine Gefühl, auch ſelbſt den Schein zu vermeiden, als ob Ehrſucht und Eigennutz ihn bey einem Schritt leiteten, welcher ihm wirklich für beyde nichts zu wünſchen übrig gelaſſen haben würde. Die einzige Herzogin von Rohan ausgenommen, ſtarben alle ſeine Kinder im Schooß der Römiſchen Kirche.

Was die Herzogin, ſeine Gemahlin betrifft, welche in der Römiſch-Katholiſchen Religion erzogen war, und dieſe erſt nach dem Tod ihres erſten Gemahls des Herrn von Chateaupers verließ, um den Herzog von Sully zu heyrathen, ſo weiß ich nicht, ob man Urſache hat, ſie wegen einiger Rückkehr zu ihren erſten Geſinnungen im Verdacht zu haben. Die Herren von Villebon hatten in der Kirche dieſer Pfarrey eine Capelle gegen das Schloß, die man wegnehmen ließ. Man errichtete an deren Stelle zwo Tribunen, eine unten mit Fenſterläden verſchloſſen, ſo daß man nichts darinn ſehen konnte, und die andere über dieſer, wohin eine kleine hölzerne Treppe führte, ebenfalls mit einem Jalouſieladen verſchloſſen. Es iſt ganz notoriſch, daß die zwo Herzoginnen von Sully und von Rohan ſehr oft in die untere Tribune kamen, um da während der Horen die Pſalmen zu hören. Sie bleichten mit eigner Hand alle Leinwand, welche zum

Dienſt

Dienſt des Altars gehörte. Der jetzige Herr Herzog von Sully hat dieſen beſondern Umſtand von ſeiner Großmutter, Catharina von la Porte. Dieſe Dame, welche ſehr viel mit der Herzogin von Rohan, ihrer Tante, umgegangen war, hatte von ihr noch etwas gehört, was damals allgemein bekannt war, daß nämlich der Herzog von Sully die Capuziner, die zu ihm kamen, ſehr gnädig aufnahm, und ſogar ſeine Liebe zu ihnen ſo weit gieng, daß er während ſeiner letzten Krankheit und wenige Tage vor ſeinem Ende mit einigen von dieſen Religioſen zu ſprechen verlangte, daß aber die Herzogin von Sully, als ſie ſich auf der Schloßbrücke gezeigt hätten, verboten habe ſie einzulaſſen, mit der Drohung, ſie in den Schloßgraben werfen zu laſſen.

Die Beſchäfftigungen dieſer Dame waren, das Innere ihres Hausweſens in Ordnung zu halten, und für deſſen Unterhaltung zu ſorgen, auch Pachte abſchließen und ſich von den Pachtern und Einnehmern Rechnung ablegen zu laſſen; ſie war es, welche beynahe alle nöthige Reiſen nach den verſchiedenen Gütern ihres Gemahls machte. — Sie beſchäfftigte ſich in ihren Erholungsſtunden mit Tapetenarbeit und Stickerey mit ihren Töchtern und Geſellſchaftsdamen. Man bewundert noch jetzt die Schönheit und beſonders die feine Arbeit an einigen Tapeten und andern Stücken dieſer Art, welche dem Herrn Herzog von Sully von einer weit größern Anzahl derſelben noch übrig geblieben ſind. Denn der größte Theil dieſer Werke gieng entweder verloren oder wurde entwendet.

Die Arbeiten des Herzogs von Sully ſind dauerhafter. Außer allen den öffentlichen Denkmälern, von denen wir zu reden Gelegenheit hatten, hat er ſein Andenken durch eine Menge von Gebäuden verewigt, die man ihm an

ver-

verſchiedenen Orten des Reichs zu danken hat, beſonders in ſeiner Befehlshaberſchaft in Ober- und Nieder-Poitou. Er würde alle Straßen dieſer Provinz haben verbeſſern laſſen, wenn ſein Einfluß ſich bis zu ſeinem Tod erhalten hätte. Er iſt es, der zu Chatelleraut die ſchöne Brücke und die prächtige Straße bauen ließ, die man noch jetzt daſelbſt ſieht.

Unter allen ſeinen Landgütern, beſonders denen, welche Schlöſſer haben, iſt beynahe keins einziges, wo er nicht Spuren einer Prachtliebe hinterließ, bey welcher Menſchenliebe und das allgemeine Beſte ſehr oft die Triebfeder waren. Er hat groſſentheils das Spital zu Nogent geſtiftet. Dieſe Stadt und Herrſchaft, welche man durch den Zunamen Nogent le Rotrou unterſchied, hatte den Namen Eſquien angenommen, als ſie der Herr Prinz in ein Herzogthum hatte erheben laſſen. Unter dem Herrn Herzog von Sully verwechſelte ſie beyde mit dem der Grafſchaft von Nogent-le-Bethune. Sein erſtes Vorhaben war, bey prächtliche Arbeiten am Schloß der Stadt ſelbſt vornehmen zu laſſen; allein die Schwierigkeiten, welche ihm die Religioſen von Saint-Denis erregten, bestimmten ihn, alles für Villebon zu thun. Die Herren von Eſtouteville, denen dieſes Haus vor ihm angehört hatte, hatten es, blos bis zum erſten Stockwerk erbaut, hinterlaſſen; er ließ es wieder vornehmen und ganz aufbauen, nach dem Muſter der Baſtille, wovon er Befehlshaber war, aber weit ſchöner. Die Faſade präſentirt zwiſchen den Thürmen drey Corps de logis mit Schiefer gedeckt. Dieſe Thürme ſelbſt ſind mit einem flachen Dach mit Bley gedeckt, mit abwechſelnd runden und ſpitzen Zinnen; die Dachrinnen ſind von eben dem Metall wie die metallnen Stücke, und die innern Dachrinnen, wohin die von den Winkeln des

Hauses sich ergießen, sind acht Fuß hoch, und laufen in Delphinen Köpfe aus, ebenfalls von Metall. Die große Treppe ist außerordentlich breit und hell. In der ersten Etage ist ein sehr großer Saal, dessen Gebälke vergoldet war, so wie auch der Kamin von vortrefflicher Schnitzarbeit. Die Zimmer, welche in sehr großer Anzahl da sind, haben ebenfalls alle Kamine von vergoldetem Schnitzwerk, so wie auch der größte Theil der Zimmerdecken. Der Park mit einer Steinmauer eingefaßt, enthält eine Menge Fischbehälter und Wasserpartien. Die Gärten, welche das Haus von drey Seiten einfassen, die Höfe und Vorhöfe, — alles rührt von dem Herzog von Sully her.

Um allen Armen, welche sich bey einer Theurung einfanden, durch Arbeit Mittel zu verschaffen, sich durchzubringen — denn er würde geglaubt haben, das ganze Verdienst eines guten Werks zu verlieren, wenn es dazu hätte dienen können, den Geist der Faulheit zu unterhalten — ließ er sie einen Wasserbehälter graben von dreyhundert und sechszig Toisen in die Länge und ohngefähr sechzig in die Breite. Man nannte ihn den Capellensee oder den Seekanal. Das Erdreich, das man dabey ausgrub, diente dazu, von beyden Seiten vier Terrassen zu erheben, mit diesem Canal parallel, welche sich bis zu den neuen Teich erstrecken, der ein anderer Wasserbehälter über diesem ist. Zwischen diesen Terrassen und dem Canal waren zween Rasengründe, welche der jetzige Herr Herzog von Sully in verschiedene Partien verwandeln ließ. Man nahm ohne Unterschied alle an, welche sich zu dieser Arbeit anboten, und selbst die kleinsten Kinder, denen man bisweilen nicht über ein halbes Pfund Erde zu tragen gab; man hatte die Vorsicht gebraucht, zu dem Ende eine unendliche Menge Tragkörbe von

jeder

der Größe machen zu lassen. Unter alle diese Armen eilte man früh ein Stück Brod, zu Mittag eine gros- Schüssel voll Suppe und Abends ausser einem Stück Brod noch einen Lehn am baarem Geld aus, der sich nach m Alter und der Arbeit richtete. Dieß Werk, wel- es der Herzog von Sully blos zur Verschönerung ines Guts nie unternommen haben würde, kostete m achtzigtausend Pfund.

Es ist allgemein bekannt, daß er es ist, der das chloß Rosny ganz aufbauen ließ, mit trocknen ausser- dentlich breiten Gräben, wo sich das Feuer, als man ne Batterie daselbst errichtete, auf eine ganz erstaunen- Art kreuzte. Eine zu der Zeit, sehr seltene Sache. r legte daselbst jene schöne Terrasse an, welche in ei- r erstaunlichen Länge längst der Seine hinlief auch je- große Gärten voll Bosquets und Grotten mit pringwasser.

Er verschönerte das äussere von Sully durch Gärten, ren Plane die schönsten der Welt sind und durch ei- n sehr langen und sehr breiten Canal, welcher mittelst s kleinen Flusses Sangle, den er dahin leiten ließ, d der von da in die Loire fällt, stets lebendiges asser hat. Er brachte daselbst eine Maschine an, um asser in alle Bassins und Springbrunnen zu treiben, von diese Gärten voll waren; die Maschine ist noch rhanden; man läßt aber alle diese Wasserparties gehen. Das Schloß selbst ließ er mit Schiefer de- n, beynahe alle Zimmer täfeln, mahlen und ver- den und in die Dicke der Mauern die Gallerien ar- ten, welche von dem kleinen Corps de Logis beym Ein- ng bis zum großen Schloß fortlaufen. Der Vorhof d noch ein zweyter Vorhof, den man sonst den kleinen rk nennt, sind ebenfalls sein Werk. Es sind in diesem eyten Hof mehrere Erhöhungen oder ungeheure Erd-

haufen, denen man es wohl ansieht, daß sie von Menschenhänden gemacht sind. Dieser Aufwand, welcher von keinem Nutzen ist und so gar einen widrigen Eindruck macht, kann die befremden, welche nicht wissen, daß der Herzog von Sully kein anderes Mittel wußte, einer Menge von Armen Unterhalt zu geben, welche zur Zeit einer Theurung Arbeit verlangte. Die Collegial-Kirche von Saint-Ithier war vor Alters ein kleines Kirchlein, welches beynahe an das Schloß stieß; er ließ sie mitten in die Stadt versetzen oder baute vielmehr eine andre sehr schöne Kirche mit Schiefer bedeckt dafür. Ohne mehrerer andern Werke zu gedenken, welche diese Stadt ihm zu danken hat, ist unter andern ein Hospital, das er daselbst stiftete.

Das vorzüglichste Apartement in diesem Schloß ist das, welches er daselbst zum Andenken Heinrichs des Großen anlegen ließ, und das man deswegen das Königszimmer nennt. Er wollte noch ein anderes Denkmal seiner Dankbarkeit gegen diesen Herrn stiften, in dem Saal von Sully. Dieser Saal, welcher nach dem von Montargis der größte in Frankreich ist, hat die Aussicht auf die Loire. Heinrich ist daselbst auf einem Gemählde von der ersten Größe auf einem vollkommen schönen Rothfuchs abgemahlt; diese ist von allen Abbildungen dieses Monarchen die vollkommenste und am besten getroffene. Dieß Gemählde dient dem Kamin zur Verzierung, der ausserordentlich groß und ganz mit Schnitzwerk bedeckt ist, und sowohl von vorne als auf den Seiten eine Menge gemahlter Cartouchen hat, jeden mit einem Sinnbild und Denkspruch, die sich entweder auf den König oder auf den Herzog von Sully beziehen. Einer dieser Cartouche hat etwas besonderes. Er ist von vorne und stellt die Sonne vor, welche

welche nur matte und blaße Strahlen ſchießt; unten erſcheint der Mond ſo ſtrahlenreich als die Sonne ſtrahlenarm, und weiter unten die Erde, welche durch dieſen großen Glanz des Monds verdunkelt ſcheint; dieß iſt das einzige von dieſen Sinnbildern, das keine Deviſe hat, und dieſe gefließentliche Weglaſſung vollendet den Beweiß, daß es etwas geheimnißvolles enthalten muß.

Der Herzog von Sully reparirte und erweiterte auch das Schloß von la Chapelle d'Angillon, das durch Fräulein von Albreth erbaut worden war. Er verſchönerte es mit terraſſirten Gärten und einem Park von beynahe zweyhundert und dreyßig Morgen Landes mit ſteinernen Mauern eingefaßt, welche, obſchon ſehr ſolid, dennoch gegenwärtig durch die Vernachläßigung ſeiner Nachfolger, beynahe ganz verfallen ſind. Vor der Wieſe iſt eine ſowohl in Anſehung ihrer Länge als ihrer Höhe ſehr prächtige Terraſſe, ganz mit gehauenen Steinen bekleidet, und von Raum zu Raum mit erhabnern Pfeilern von Steinen und Mauerziegeln, welche gleich ſehr zur Feſtigkeit und zur Verzierung dieſes Werks dienen. Es befand ſich unten an dieſer Terraſſe eine ſehr ſchlecht gebaute Kirche, welche der Herzog von Sully abbrechen und mit großen Koſten und ſelbſt mit großer Pracht vor dem Thor der Stadt la Cappelle wieder aufbauen ließ, für deren Herrn und Stifter er zugleich anzuſehen iſt.

Das Schloß Montigny hatte ihm unter andern Verſchönerungen einen vollkommnen ſchönen Baumgang zu verdanken, und hinter dem Haus eine Promenade oder eine Art von ſehr angenehmen Hof, mit vier Reihen Ulmen. Er iſt es, der das berühmte Schloß Rosny, das lange Zeit für eine unbezwingbare Ci-

tadelle gehalten wurde, bauen und in den Felsen hauen ließ. Man kam dahin auf einem sehr breiten in Krümmen laufenden Weg ebenfalls in den Felsen gehauen, so wie auch die Außenwerke des Platzes, in dessen Innern ein unversiegbarer und vor allen Zufällen von außen sichrer Brunnen war. Der Herr Prinz von Cond: nöthigte den Herzog von Sully, wie man gesehen hat, ihm Montrond abzutreten, und während der Unruhen machte er es zu seiner vorzüglichsten Vestung gegen die Partey des Königs. Die königliche Armee mußte ganzer achtzehn Monate davor liegen, und bekam es nur durch List ein. Der Platz wurde geschleift, nachdem man die Werke in die Luft gesprengt hatte.

Anmer-

Anmerkungen

zum

Sechsten Band.

XXV — XXX Buch.

Fünf und zwanzigſtes Buch.

(1)

Pimentel war ein Italiener, und kein Portugieſe.

2. Maximilian von Bethune, Marquis von Roſny, erſtgebohrner Sohn des Herzogs von Sully, und Anne von Courtenay, ſeiner erſten Gemahlin. Er war Oberaufſeher der Feſtungswerke, Befehlshaber in Mantes und Bergeau, und Generalfeldzeugmeiſter in Anwartſchaft auf den Tod ſeines Vaters, vor dem er aber 1634. ſtarb.

3. Sie wurde es erſt im Oktober folgenden Jahres, zu Charenton, durch den Prediger du Moulin. Die Braut war erſt neun bis zehn Jahr alt. Sie hieß Franziske, Tochter Karls von Blanchefort von Crequy, Fürſt von Poix, nachher Herzog von Lesdiguieres, durch ſeine Vermählung mit Magdalene de Bonne de Lesdiguieres, Tochter des Connetable dieſes Namens. Der Marquis von Roſny hatte aus ſeiner Ehe mit ihr Maximilian Franz von Bethune, Herzog von Sully ꝛc. und Louiſe von Bethune, die unverheurathet ſtarb.

4. Catherine Henriette von Vendome, legitimirte Tochter Heinrichs und der Gabriele von Eſtrees. Sie heurathete Karl von Lothringen, Herzog von Elboeuf und ſtarb 1663.

5. Heinrich von Bourbon, Herzog von Montpenſier, ſtarb wirklich im Herbſt dieſes Jahrs, nachdem er zwey Jahre ſiech gelegen hatte, während deren er nur von Weibermilch lebte. Er bereitete ſich ſehr chriſtlich auf ſein Ende. Als dies Heinrich hörte, ſagte Er: „man müſſe zu Gott beten, um Zeit zu erhalten, ihn zu erkennen, wie ſie dieſer Fürſt gehabt habe.“ Matthieu ib. 772. Der Herzog von Montpenſier war erſt fünf und dreyſſig Jahr alt. Die

Linie von Bourbon-Montpensier erloſch mit ihm, indem er nur eine einzige Tochter hinterließ, welche dem Herrn Herzogs von Orleans, zweytem Sohne Heinrichs IV. verlobt war.

6. Eine Theologie, welche wohl damals am rechten Ort angebracht ſeyn mochte, die aber hier ſehr übel ſtehen würde, und die ich daher abermals unterdrücke, um chriſtkatholiſche Herzen nicht zu ärgern! —

7. Jaquelin du Beuil, Gräfin von Moret; — Charlotte des Eſſarts, Gräfin von Romorantin, zwo von den Geliebten Heinrichs IV. Von der erſten hatte Er Anton Grafen von Moret, der 1632. in der Schlacht bey Caſtelnoudary blieb, von den andern zwo Töchter, eine, Aebtiſſin von Fontevrauld, die andre von Chelles. Von dieſen zwo Frauen, der Herzogin von Beaufort, und der Marquiſin von Verneuil, welche nach einander und ganz öffentlich den Titel als Maitreſſen des Königs führten, hatte er acht Kinder, die einzigen, die er legitimirte. Sonſt liebte er auch noch Marie Babou, Wickgräfin von Eſtanges, zwo Muhmen der ſchönen Gabriele, und mehrere andre. M. ſ. davon die hiſtoire des amours du grand Alcandre.

Nach ſeinem Tod heurathete Fräulein des Eſſarts heimlich den Kardinal von Guiſe, Ludwig von Lothringen, dem der Pabſt zu dieſer Ehe Diſpenſation erheilte, nebſt Beybehaltung ſeiner Pfründen. Die Sache iſt erwieſen durch den Ehekontrakt ſelbſt, den man in der rechtskräftigſten Form unter den Papieren dieſes Kardinals nach ſeinem Tod fand. Es geſchieht Meldung davon im Mercure hiſt. et. polit. avril 1688. Aus dieſer Ehe kamen drey Söhne, einer Biſchoff von Condon, der andre Graf von Romorantin, und zwo Töchter, deren eine der Marquis von Rhodes heurathete. Charlotte des Eſſarts verheurathete ſich nachher abermals an Franz du Hallier de l' Hopital, Marſchall von Frankreich Graf von Roſny ꝛc. Der Kommentar der Liebſchaften des großen Alkanders, ſagt blos, ſie ſey Maitreſſe des Kardinals von Guiſe und nachher des M. de Vic, Erzbiſchoff von Auch geweſen. Sie war eine natürliche Tochter des Baron von Sautour in Champagne. Journal du regne de Henri IV. imprimé 1620. T. I. p. 277.

8. Noel von Sillery, Bruder des Kanzlers, Geſandter zu Rom.

9. Die

9. Die Königin hatte geraume Zeit viel Zutrauen zu dem Herrn von Sully. Der Verfaſſer der hiſt. de la Mere et du Fils T. I. p. 10. erzählt, dieſe Dame habe einſt auf Eingeben Concinis vorgehabt, dem König zu hinterbringen, die und die Herrn am Hof hätten ſich unterſtanden, ihr von Liebe vorzuſagen; Sie habe aber erſt dieſen Miniſter zu Rath gezogen, der es ihr ausredete, indem er ihr vorgeſtellt habe: „ſie würde bey dem König den ſtärkſten und gegründetſten Verdacht erwecken, den ein Gatte von Seinem Stand gegen Seine Gemahlin faſſen könne; indem jeder Mann von Einſicht wohl wüßte, daß man mit einer Perſon von Ihrem Stand nicht von Liebe ſpräche, wenn man ſich nicht erſt verſichert hätte, daß ſie es gern hörte, und wenn ſie nicht wenigſtens halben Weg entgegen gekommen wäre; auch könnte der König auf die Gedanken kommen, die Gründe, die ſie zu dieſer Entdeckung vermocht hätten, wären entweder die Furcht, daß ſie dennoch, auf einem andern Wege, gemacht werden möchte, oder ihr erfolgter Ueberdruß an denen, welche ſie angeben wollte, durch Dazwiſchenkunft einiger andern, die Ihren Augen beſſer gefielen; oder endlich die Ueberredung andrer, welche genug über ſie vermöchten, um Sie zu dieſem Schritt zu bringen.

10. Gaſton Johann Baptiſta von Frankreich, erſt Herzog von Anjou, und nachher Herzog von Orleans genannt, ſtarb 1660. Siri läßt Heinrich IV. vor der Geburt dieſes Prinzen ſagen: er wolle ihn der Kirche geben, und Kardinal von Frankreich nennen laſſen. a. a. O. S. 568.

11. „Ich wünſchte, ſagte Heinrich, Gott hätte ihm ein Dutzend gegeben; denn es wäre ſehr ſchade, wenn man an einem ſo guten Stamm nicht Ableger haben ſollte.“ Mem. Hiſt. de France ib.

12. Sie gieng nicht dahin, oder blieb wenigſtens nicht lange daſelbſt.

13. Juliette Hyppolithe d' Eſtrees, Gemahlin Georgs von Brancas, Marquis von Villers.

14. In den Memoiren von Baſſompierre, Tom. I. p. 92. finde ich folgendes davon: „wenige Tage hernach war die Uneinigkeit der Frau von Verneuil mit dem König, welche darüber entſtand, daß Frau von Villars dem König Briefe gab, welche ſie an den Prinzen von Joinville geſchrie-

ſchrieben, und die ſie von dieſem bekommen hatte. Die Sache wurde dadurch beygelegt, daß der Herr Herzog von Eguillon dem König einen Schreiber von Bigot brachte, welcher bekannte, daß er die Briefe nachgemacht hätte; und der Prinz von Joinville wurde verwieſen." — Uebrigens fällt dieſe Intrike ins Jahr 1603. nach der Zurückkunft Heinrichs von ſeiner Reiſe nach Metz, nicht in dieß Jahr, wie unſre Memoiren angeben.

15. Die Mem. p. ſervir à l'hiſt. de France werden uns Rechenſchaft davon geben. „Der Prinz von Joinville hatte ſich an eine Gräfin Favoritin des Königs gemacht, die von denen war, welche Tertullian zu ſeiner Zeit publicarum libidinum victimae, nennt, und die um ihre That zu bemänteln ein Eheverſprechen vom Prinzen, vorgab, und dieſer ließ ſich dadurch die Ungnade des Königs zu, der ihm befahl, ſich entweder fortzumachen, oder ſie zu heurathen. Er macht erſt Mine, das letzte zu thun, um da fort zu kommen, wo er es gelaſſen hatte; endlich aber erklärte er, ſeine Abſicht ſey nie dahin gegangen, und ſagt ganz laut, daß ihm auſſer dem König kein Adlicher oder andrer, wes Stands und Würden, davon hätte ſprechen dürfen, ohne daß er ihm mit gleichen Füſſen in Nacken geſprungen wäre. Als der Graf von Lud dies hörte, ſagte er, daß dieß ein Henkerſtückchen wäre. Frau von Griſe, ganz in Thränen, warf ſich dem König zu Füſſen, und bat Se. Majeſtät, wie ganz auſſer ſich vor Verzweiflung, ſie zu tödten. Der König antwortete ihr: ich habe noch nie ein Weib getödtet; und weiß nicht, wie man das machen muß. Diejenigen ſagt er, welche man am Hof für die einſtimmigſten hielt, ſagten: der König habe die Gräfin thun laſſen, was ſie that."

„Ich benachrichtigte — ſagt Baſſompierre in ſeinen Mem. T. I. p. 205. — den Herrn Prinzen von Joinville und die Frau Gräfin von Moret, von dem Verhaben des Königs, ſie bey einander zu überraſchen... Man überraſchte ſie nicht bey einander, der König entdeckte aber doch noch genug, um den Herrn von Chevreuſe (dieſe Namen führte der Prinz von Joinville) den Hof zu jagen, und hätte es eben ſo mit ihr gemacht, wenn ſie nicht nahe an der Niederkunft geweſen wäre; die Zeit brachte die Sache wieder ins Geleis." — Heinrich gab Befehl, den Prinzen in Verhaft zu nehmen, er flüchtete ſich aber aus dem Königreich, wohin

er

er nicht wieder kam, bis nach dem Tod Heinrichs, von welchem ſeine Familie nie ſeine Zurückberufung erhalten konnte. Galanteries des rois de France.

16. Karl Emanuel von Lothringen, zweiter Sohn des Herzogs von Mayenne.

17. Heinrich von Lothringen, Herzog von Eguillon und nachher von Mayenne.

18. Damin von Montlac, Herr von Balagny, Sohn Johanns Fürſten von Cambray und der Renata von Clermont von Buſſy-d'Amboiſe. Er war damals erſt 25 oder 26 Jahre alt, und unverheurathet.

19. „Lomenie berechnete 1607. wie viel Franzöſiſche von Adel ſeit der Thronbeſteigung Heinrichs im Zweykampf geblieben ſeyen; es ſind richtig gezählt viertauſend.“ Mem. hiſt. de Fr. ib.

20. Margarethe Charlotte von Montmorency.

21. Heinrich bedrohte im Zorn die Herzoginn von Mercoeur, ſie ſollte zweymal hunderttauſend Thaler für den Neukauf bezahlen müſſen, noch über die hunderttauſend, welche auf dieſen Fall ausgemacht waren. Die Herzoginn ließ dagegen dem König ſagen: Er möchte nicht nur die hunderttauſend Thaler ſondern auch ihr ganzes Vermögen nehmen, wenn Er es brauchen könne. Die Tochter gieng in ein Kapuzinerinnenkloſter, wo ſie Nonne werden wollte. Mem. hiſt. de France, ib.

22. Am 7. Julius des folgenden Jahrs. „Die Hochzeit, ſagten die Mem. de l'hiſt. de France — war prunk- und prachtvoll. Der König ſtrahlte ganz von Edelſteinen von unſchätzbarem Werth, machte das Ringelrennen mit, und traf beynahe jedesmal.“

23. Heinrich von Bourbon, Marquis, oder nach einigen andern, Herzog von Vernenil, nachher Biſchof von Metz. Machte ſchon Paul V. ſo viel Schwierigkeit, in Anſehung des Biſthums Metz, ſo machte Innocenz X. noch mehr. Denn er ſchlug es rund ab, dieſem Prinzen den Purpur zu ertheilen. Er genoß über viermalhunderttauſend Livres Einkünfte von Pfründen, als er ſie 1668. alle niederlegte, um ſich mit Charlotte Segnier zu vermälen, der Wittwe Maximilians Franz, dritten Herzogs von Sully. Er ſtarb 1682.

24. Die

24. Die gleichzeitigen Nachrichten reden von dem prächtigen Einzug und Empfang dieſes Herzogs zu Rom.

25. Die Katholiſche Religionsübung war in Bearn ſeit dem Edikt von Nantes wieder hergeſtellt worden. Es iſt alſo hier ein Irrthum in den Memoiren Sullys, und ſtatt Meſſe muß geleſen werden: Jeſuiten, indem dieſe Väter in dieſem Jahr durch ein königliches Edikt vom 16. Februar daſelbſt wieder eingeſetzt wurden. Sie hatten dieß vorzüglich dem öftern Anhalten des Biſchofs von Oleron zu danken. Nic. Rigault l. c. Merc. François 1608. etc.

26. Franz Miron, Requetenmeiſter, Intendant in der Befehlshaberſchaft Isle de France, Präſident im Oberconſeil, Prevot der Handelſchaft, Civillieutenant in der Prevoté Paris, ꝛc. ſtarb im Junius dieſes Jahrs, äuſſerſt bedauert wegen ſeiner Rechtſchaffenheit und andern guten Eigenſchaften. Seine Anhänger wußten ihm die Feſtigkeit, womit er ſich dem Oberintendanten bey Gelegenheit des vorjährigen Conſeilſchluſſes wegen Abſchaffung der Rathhaus Renten, widerſetzte, und die kühne Vorſtellungen, welche er dem König dagegen machte, ſo ſehr zu danken, daß ſie ſich zuſammen rotteten, und auf eine empöreriſche Art hinzogen, ihn in ſeinem Hauſe gegen die Drohungen des Conſeils zu ſchützen. Pereſix, von dem ich dieß habe, giebt zu, daß die Nachſuchung gegen die Rentierer an ſich ſehr rechtmäßig war, tadelt aber dennoch die Urheber deswegen „weil der gröſte Theil dieſer Renten wieder in andre Hände gekommen oder vertheilt worden war, und alſo itzt eine Menge Familien dadurch geſtört werden mußte. — Miron bat die Bürger dringend, ſich wegzubegeben, und ihn nicht ſtrafwürdig zu machen, wobey er ihnen verſtellte, daß nichts zu befürchten ſey, indem ſie es mit einem König zu thun hätten, der ſo groß und weiſe als gelind und billig ſey, und ſich nicht durch üble Rathgeber hinreiſſen laſſen würde."

Ich für mich bewundre nicht ſo wohl dieſen Prevot der Handelſchaft, der mit all ſeiner Rechtſchaffenheit ſich doch ſo weit vergaß, daß er einige gehäſſige Vergleichungen anſtellte, „zwar nicht über die Perſon des Königs, aber doch über gewiſſe Leute von deſſen Conſeil" — als ich den König ſelbſt bewundre, welcher dem Zureden derer widerſtand, welche Ihn bereden wollten, ihn mit Gewalt wegnehmen zu laſſen, und ſeine Dreiſtigkeit ſtreng zu

ahn-

abnden. „Da Er vielmehr Mirons Entſchuldigungen und demüthige Unterwerfung ſehr gnädig annahm, und übrigens die Fortſetzung dieſer Renten-Unterſuchung, welche ſo viel Aufſtand erregt hatte, einſtellen ließ.“ Mich wundert, daß von dieſer ganzen Sache in unſern Memoiren nichts vorkommt.

Ein andrer Zug aber, der dem Herrn von Sully wahre Ehre macht iſt nach den Mem. pour l'hiſt. de France folgender: er ſollicitirte bey Heinrich zu Gunſten des Präſidenten Miron, Bruders des Verſtorbenen, welcher ihm ſeine Stelle als Civillieutenant abgetreten hatte, und nachher auch für deſſen Sohn, und als Heinrich zu ihm ſagte: „ich wundre mich, daß Sie für Leute bey mir bitten, die Sie ſonſt ſo ſehr gehaßt hatten, antwortete Sully: und ich Sire, mich darüber noch mehr, daß ich Sie Leute haſſen ſehn muß, die Sie ſonſt ſo ſehr geliebt haben, Sie noch lieben, und Ihnen ſo gut gedient haben.“ Die Königin ließ dieſe Stelle auf Empfehlung Concinis dem Procureur du Roi au Chatelet, Nicolaus Legeai geben.

27. — So genannt nach dem Sieur Charles le Marchand, Capitain der Büchſenſchützen und Häſcher von Paris, welcher mit Genehmhaltung des Königs den Bau beſagter Brücke, auf ſeine Koſten und Gebühren unternahm, unter gewiſſen Bedingungen, welche ihm zugeſtanden wurde, unter denen auch die war, daß dieſe Brücke ſeinen Nahmen führen ſollte. Journal de l' Etoile ib.

Dieſe Brücke, welche erſt die Taubenbrücke hieß, weil man daſelbſt Tauben verkaufte, bekam nachher den Namen Müllerbrücke, weil an jedem Joch eine Mühle war. Bey einer Ueberſchwemmung am 22. Dec. 1596. zwiſchen ſechs und ſieben Uhr Abends war ſie eingeſtürzt, und hatte über fünfhundert Perſonen unter ihrem Schutt begraben, welche größtentheils — ſagt man, von denen waren, welche ſich bey der Pariſer Bluthochzeit bereichert hatten: ſeither war ſie nicht wieder aufgebaut worden. Der neue Bau wurde in dieſem Jahr angefangen, und im folgenden vollendet. Zwölf Jahre hernach gerieth ſie in Brand, denn ſie war von Holz und brannte nebſt der Wechſelbrücke ab, welche man 1639 wieder von Stein aufbaute: Aus beyden machte man nur eine wieder, die heutige Wechſelbrücke. M. ſ. die

die Schriftsteller von den Alterthümern und Beschreibungen von Paris.

28. Von diesem Eduard Fernandes wird in den Memoiren von Bassompierre, als von einem reichen Portugiesischen Banquier gesprochen, der den Herrn am Hof Geld zum Spiel auf Pfänder oder grose Interessen geliehen habe.

29. „Ich weiß nicht, — sagt Herr von Peresixe — was man denen antworten soll, welche Ihm vorwerfen, Er habe Karten- und Würfelspiel zu sehr geliebt, was nicht wohl an keinem König läßt, und sey dabey nicht einmal ein gutartiger Spieler gewesen, sondern gierig auf das Gewinnen, furchtsam im Wagen, und übellaunig im Verlust." Nichts! würde ich zu diesem Schriftsteller sagen, und man muß geradezu gestehen, daß dieß einer der Flecken in dem Leben dieses großen Königs ist. Wie könnte man die Spielsucht rechtfertigen, wo sie auf einen so hohen Grad steigt, als bey Heinrich? Was läßt sich bey dem Herrn eines ganzen Volks verderblichers denken? Welch schlimmeres Beyspiel, das fähiger wäre, die Ordnung zu zerstören, die Sitten zu verderben?

In den Mem. p. s. à l'hist. de France ließt man hievon einen so drolligten, als drolligt erzählten Zug. „Herr von Crequy, der nachher Herzog von Lesdiguieres und Marschall von Frankreich wurde, verlohr dabey so stark, daß er eines Tags von dem König, wie ganz ausser sich, weggieng, so daß er den Herrn von Guise, der ihm auf dem Weg ins Schloß begegnete, fragte: Mein Freund, mein Freund, wo sitzen die Wachen heute? Dieser trat zween Schritte zurück, und sagte: „Sie werden verzeihen, mein Herr, ich bin hier zu Lande nicht zu Hause; und damit gieng er zu dem König, dem er was dadurch zu lachen gab."

Der Marschall von Bassompierre sagt: Pimentel, der Fremde, von dem zu Anfange dieses Buchs etwas vorkam, habe über zweymal hunderttausend Thaler gewonnen, mit denen er sich fortgemacht habe; er sey dann im folgenden Jahr wieder nach Frankreich gekommen, und habe abermals gute Erndte gehalten." — Man behauptete, der Kunstgriff dieses Fremden, um diese unermeßliche Vortheile zu ziehen, habe darinn bestanden, daß er alle Würfel in den Laden zu Paris habe aufkaufen und dafür falsche unterschieben lassen, die

die er besorgt hatte. Was man aber als bloße Satire anzusehen hat, ist, wie einige vorgeben wollten, daß Heinrich von dieser Betrügerey gewußt, sie aber begünstigt habe, in der Absicht, seine Höflinge arm und dadurch geschmeidiger zu machen. Der Herzog von Epernon verlor ansehnliche Summen, und alle seine Kostbarkeiten. Der Herzog von Biron hatte ebenfalls in Einem Jahr über fünfmal hunderttausend Thaler verlohren.

30. „Diese Verwüstung dauerte vier-und zwanzig Stunden, und kam ganz plötzlich. Ohne die Dämme, welche durchbrochen wurden, wäre die Stadt Tours ganz unter Wasser, und Blois in große Gefahr gesetzt worden. Herr von Sully, der damals zu Sully war, konnte sich kaum retten, und war mit seinem ganzen Herzogthum in Gefahr.“ Mem. hist. de France. ib.

Nach dem Mercure françois trug sich dieß Unglück in diesem Jahr zweymal mit der Loire zu. Einmal zu Ende des Winters, bey einem Eisgang, das andremal zu Anfang des Sommers, bey einem plötzlichen Schmelzen des Schnees auf den Bergen von Velai und Auvergne: keine dieser Ueberschwemmungen setzt er in den Oktober, worinn er sich irrt. „Der Verlust — sagt er — an Männern, Weibern, Kindern, Vieh, Schlössern, Mühlen, Häusern und Gütern aller Art war dabey unschätzbar. Keine Brücke war auf diesem Fluß, der über anderthalbhundert Meilen durchströmt, woran nicht wenigstens einige Joch zerrissen waren. Die Gewalt des Wassers brach durch alle Dämme. Die Weiden waren von Wasser voll, bis an die Berge und die Feldgüter, welche daselbst von großem Belang sind, waren lange davon bedeckt, weil es nicht ablaufen konnte, und blieben unfruchtbar wegen des Sandes und der Steine, welche der Strom aus Auvergne dahin geführt hatte.

Dieß Jahr wurde das Jahr des großen Winters genannt, weil dieser damals ausserordentlich streng war. Heinrich sagte, sein Bart sey ihm im Bett neben der Königinn gefroren. Man brachte Ihm gefrornes Brod am 23. Jener, und Er wollte nicht, daß man es aufthauen ließe. Matthieu T. II. l. 3. p. 771.

31. Pereßr erzählt dieß ein wenig anders. „Da das Bißthum Poitiers erledigt worden war, — sagt er — hat

Ihn Rosny inständig, bey dieser Gelegenheit auf einen Nomeus Fenouillet Rücksicht zu nehmen, der für einen gelehrten Mann und großen Prediger gehalten wurde. Der König gab es aber, unerachtet dieser Empfehlung, dem Abt De la Rochepoſai, der schon an sich viel gute Eigenschaften besas, und überdieß Sohn eines Vaters war, der mit seinem Degen im Krieg, und mit seinem Geist in Gesandschaftsposten gleich gut gedient hatte. Einige Zeit hernach war das Bisthum Montpellier zu vergeben. Da schickte der König von selbst nach Fenouillet, und sagte zu ihm: er gäbe es ihm, aber unter der Bedingung, daß er nur Ihm allein dafür verbunden wäre." ib. p. 312.

32. Sie befindet sich in den alten Memoiren T. III. p. 222.

33. M. s. ebend. p. 194.

34. Man kann darüber nachsehen ebend. die Briefe von diesem ganzen Jahr 1608.

35. Der Herr Herzog von Sully hat sich so oft und so stark gegen den Mißbrauch der Stände und Volksversammlungen erklärt, daß es nicht wahrscheinlich ist, daß er ihnen hier das Wort reden wolle; er läßt sich aber bisweilen durch seine ökonomische und strenge Ideen irre und zu weit führen. Daraus muß man sich alles erklären, was in dieser ganzen Stelle für die souveraine Gewalt Ungünstiges zu liegen scheint.

Von den Menschen, einzeln betrachtet, sind einige gut, andre bös. Ein Staat also, von einem Einzigen regiert, wird bald gut bald schlecht regiert werden. Die Menschen aber, in dieser Totalität betrachtet, welche Volk heißt, waren noch, sind noch, werden nie etwas anders seyn, als eine Menge eingeschränkter, mit Vorurtheilen behafteter, schwacher, leidenschaftlicher, ohne Grund fürchtender und hoffender Geister; ohne Erfahrung, wie ohne Verblick, und vom bloßen Instinkt auf das blose augenblickliche Wohlseyn hingezogen. Ein Staat also, durch die Menge regiert, wird übel, und zwar immer übel regiert werden. Dieser Beweis ist so einfach und dadurch so einleuchtend, daß man ihn eine Demonstration sowohl gegen die Stände als gegen jede Regierungsform nennen kann, welche der Menge mehr oder minder Gewalt überläßt.

Der

Der Fürſt, der den hauptſächlichſten Reichthum des Königs in ſein Kammergut ſetzt, iſt nicht glücklicher. M. ſ. Eſſai polit. ſur le commerce.

36. Dieſe Bemerkung iſt falſch. Vor Karl VIII. führte Frankreich Krieg mit Spanien, England, Flandern, mit ſeinen Nachbarn wie mit den entfernteſten Staaten Angriffs- und Vertheidigungsweiſe. — Welche Zeit vergleicht und ſetzt man hier der unſrigen vor? Die letzten Regierungen des zweyten Stamms unſrer Könige, und die erſten des dritten? Könnte man einen für dieß Reich unglücklichern Zeitpunkt wählen? Wenn die auswärtigen Kriege ſeltner darinn waren, ſo war die Urſache blos das Uebermaas des Elends, daß es unaufhörlich welche mit ſich ſelbſt führte. Unſre Könige hatten beynahe keine andere Beſchäftigung als die unwirkſamen Bemühungen, es von tauſend einheimiſchen Tyrannen zu befreyen. Frankreich befand ſich wehrlos gegen die Barbaren und gegen ſeine Nachbarn, deren Zankball es wechſelsweiſe war.

Dieſe Zeit, — ſagt man vielleicht — war doch wenigſtens glücklich für den Adel. Auch dieß kann ich nicht einmal zugeben. Es war nur Flitterſchimmer, womit er damals glänzte; denn es war unvermeidlich, daß der allgemeine Unſtern auch ſein beſondres Verderben bewirken mußte. Iſt man, überdieß darum minder unglücklich, weil man ſelbſt der Urheber ſeines Unglücks iſt? Wenn die Ruhe, — die Ehrſucht mag dagegen ſagen was ſie will — wenn die Ruhe der einzige glückliche Zuſtand iſt, ſo hat der Kardinal Richelieu dem franzöſiſchen Adel einen weit größern Dienſt erzeigt, als dieſer nicht denkt.

Und, was thut man in Frankreich ſeit beynahe drey Jahrhunderten als arbeiten an Heilung der Wunden, welche der franzöſiſchen Herrſchaft durch dieſe Zeit geſchlagen wurden, deren Glück und Weisheit man uns ſo ſehr erheben will? Der Herzog von Sully ſcheint alſo hier ein wenig von den gemeinen Vorurtheil angeſteckt, welches alles bewundert, was den Stempel der Alterthums trägt. Eins kann jedoch zu ſeiner Entſchuldigung dienen. Er war Zeuge eines Theils von allem dem Elende geweſen, welches die Religionskriege in dem letzten Jahrhundert verurſacht hatten, und wovon ſich wenig Beyſpiele in unſrer Geſchichte, vielleicht überhaupt keines, finden, die man ihnen an die

Seite setzen könnte. Er glaubte sich nicht zu irren, indem er dies Elend auf Rechnung der Regierung schrieb. Ist es aber nicht weit wahrscheinlicher, daß es nur darum so hoch stieg, weil die monarchische Regierung noch nicht wirklich so ganz bey uns vorhanden war? Ein König, der eine gleiche Macht wie die besessen hätte, in deren Besitz sich glücklicherweise unsre Könige heut zu Tag befinden, hätte Mittel gehabt, es abzuwenden, indem er die Großen hätte im Respekt erhalten können, denen allein es zuzuschreiben ist.

Wenn es, um diese Wahrheit in ihr volles Licht zu setzen, nur eines Beyspiels bedürfte, um eine Vergleichung damit anstellen zu können; so hat es uns seit weniger als fünfzig Jahren nicht an Gelegenheiten noch an bürgerlichen Unruhen oder Religionsstreitigkeiten gefehlt. Wir können uns sogar auf eine Minderjährigkeit berufen, die in eine sehr schwürige Zeit fiel. Was ist dergleichen darinn vorgefallen?

Was uns aber am meisten befremden muß, ist dies: daß sich noch heutzutage Leute finden, welche, trotz Erfahrung und Evidenz, darauf ausgehen, durch ihr Raisonnement Meynungen wieder einzuführen, welche doch so rechtmäßig verbannt worden sind.

37. Ein andrer Irrthum. Wenn man bestimmt reden will, wird man nicht sagen: der König ist reich, der König ist arm. Der König ist unter allen öffentlichen Personen die öffentlichste. In dieser Eigenschaft besitzt er nichts, was nicht zugleich dem ganzen Staat gehörte, und genau genommen ist unter allen für königlich gehaltenen Ausgaben keine, die man nicht eben so wohl Staatsausgaben nennen könnte und müßte, weil sie alle im Namen, zum Nutzen und in Rücksicht des ganzen Staats gemacht werden. Dies ist schon unstreitig in Ansehung der Unterhaltung des Kriegs- See- Festungsbauwesens u. s. w., und ist es nicht weniger in Ansehung aller Werke zum öffentlichen Nutzen und Bequemlichkeit, oder auch bloß der Hoheit und Pracht; und wenn man es ernstlich überlegen will, wird man ein gleiches von denjenigen Ausgaben sogar sagen, welche bloß auf die Person des Königs Bezug haben, wie für seine Tafel, seine Kleidung, sein Haus, seine Vergnügungen. Bey diesem allem hört er nicht mehr auf, der Mann des ganzen Volks zu seyn, als er es ist, wenn er seine Heere marschiren läßt.

Der

Der üble Gebrauch, welchen einige Souverains von den öffentlichen Schätzen machen, hebt darum die Wahrheit dieſes Grundſatzes nicht auf, und, noch einmal: es iſt Gewinn für die ganze Nation, daß Ein Mann allein ſowohl über die Menge als die Anwendung dieſer Gelder diſponire. Könnte man denn von einer ganzen Menge die Aufmerkſamkeit erwarten, freywillig zu dem beyzutragen, was für größere Nützlichkeit, Bequemlichkeit oder für größern Ruhm geſchehen muß; zu den geheimen Ausgaben, welche die Politik erfordert; zu denen, welche der Tapferkeit, dem Verdienſt, den Wiſſenſchaften und den Künſten ihre Belohnung verſichern? Da müßte man nicht kennen, was Volk heißt! Die republikaniſche Form kann nur für einen ganz kleinen Staat Glück gewähren.

38. Hier der ſtärkſte Einwurf, den man gegen das monarchiſche Anſehen machen kann, und auch wirklich unaufhörlich wiederkäut. Ein Mann, Herr von Allem! Dieſer ſey nun ehrſüchtig, Verſchwender, Barbar, ſo iſt ein ganzes Volk das Opfer ſeiner Launen. — Ich läugne nicht die Möglichkeit der Sache, man hat Beyſpiele. Und indem ich ſie einräume, gebe ich zugleich zu, daß dies die große und in gewiſſem Sinn die einzige Unbequemlichkeit dieſer Regierungsform iſt.

Allein da ein unbedingt vollkommnes Glück nicht das Erbtheil der Menſchen ſeyn kann, und die menſchliche Weisheit mit allen ihren angeſtrengteſten Bemühungen ſich mehr nicht verſprechen darf, als Minderung des Maaßes irrdiſchen Elends: ſo kommt es hier einzig darauf an, zu wiſſen, ob die Einführung der monarchiſchen Gewalt dieſen Plan beſſer erfüllt, als jede andre Regierungsform, und dies, denke ich, wird durch ein wenig Nachdenken ganz einleuchtend.

Soweit auch ein König ſeine Ausſchweifungen treiben mag, ſo ſchont er doch immer, ſeines eignen Vortheils wegen, die Lebensgüter ſeines Volks bis auf einen gewiſſen Grad. Uebrigens ſind hier ſchon mittelmäßige Tugenden hinreichend für das Gute, wenn ſie auch nicht für das Beſte zureichen, und auf der andern Seite ſind alle Laſter, denen die Fürſten unterworfen ſeyn können, bey weitem nicht ſo nachtheilig für das Wohl eines Volks; einige tragen ſogar noch dazu bey, und andre halten es nur auf. Die Unfähigkeit endlich kann durch die Wahl guter Miniſter erſetzt wer-

den. Dies sind alle die Gründe, welche machen, daß in einem monarchischen Staat kein Uebel, weder von allzu langer Dauer, noch ganz unheilbar ist. Denn dazu würde gehören, daß Unwissenheit und Uebermuth allen Lastern durchaus die Hand böten.

Diese Grundsätze führen uns auf den Schluß, daß es nur ein einziges, aber auch ganz unfehlbares, Mittel giebt, alle die Uebel zu verhüten, welche in Frankreich die Großen, in England der Pöbel, im Norden die Pfaffen, die Mönche im Orient und die Soldaten, in mehrern alten Monarchien und in unzählbaren Staaten die Religionsverschiedenheit hervorgebracht haben; und dies Mittel besteht in Erhöhung der königlichen Macht bis zu einem Grad, welcher hinreicht, diesen verschiedenen Mächten nicht nur das Gegengewicht zu halten, sondern auch das Uebergewicht über sie zu behaupten. Der Name König, wenn man ihn anders nicht zu einem eitlen Schall herabsetzt, wird eine Klippe seyn, an der sich, ohne noch zum Sturm gediehen zu seyn, alle die Wellen brechen werden, welche man von Zeit zu Zeit sich von Seiten der Parlementer, Universitäten und aller andern Korporationen erheben sieht.

Der Grund davon ist handgreiflich. Jede andre Macht ist nichts als eine, so zu sagen, aus Stücken von eingelegter Arbeit bestehende Macht, welche gewissermaßen alle Glieder des politischen Körpers zur Theilhaberschaft an der Herrschaft zuläßt, das heißt, an einem Gut, das nicht getheilt werden kann. Nur allein die königliche Gewalt hält alles in Ordnung, kehrt sich gegen alles, entspricht allem, weil sie über alles erhaben ist und alles übertrifft. Sie wird nie ihres Zwecks verfehlen, als da wo sie zweifelhaft scheinen kann. Im Staat wie in der Kirche ist ein sichtbares Ansehen nöthig, dessen Strahlenglanz jedem in die Augen fallen könne, der seinen Posten verlassen will. Denn es ist eine, wie ich glaube, noch nicht genug erkannte Wahrheit, daß alles Unglück, alle Revolutionen, welche die Staaten anfechten oder umstürzen, ohne Ausnahme von dem Mangel an Subordination herkommen; folglich ist es ein Grundsatz, der unter die Grundgesetze aller Regierungen aufzunehmen ist, daß man demjenigen Mittel, das am geschicktesten ist, diese Subordination zu unterhalten, den Vorzug vor allen andern geben muß; ein Vortheil, den man der königlichen Gewalt nicht absprechen kann.

Um

Um gegen die hier in unſern Memoiren aufgeſtellte Grundſätze zu beweiſen, daß alles Unglück unter der zwoten und dritten Reihe unſrer Könige von den an unſrer erſten Conſtitution in Anſehung der Rechte und des Anſehens unſrer Monarchen vorgenommenen Veränderungen herkomme; kann man nichts beſſeres thun, als auf die hiſtoire critique de l'etabliſſement de la monarchie Françoiſe dans les Gaules verweiſen. Der Verfaſſer zeigt darinn unwiderleglich, daß unſre Könige vom erſten Haus, eine beynahe noch unbeſchränktere Gewalt hatten, als heut zu Tag, in Erhebung der Abgeben, Verurtheilung der Großen zum Tod ꝛc. Daß die Herzoge und Grafen, indem ſie ſich zu Eigenthumsherrn der Länder machten, worinn ſie nur Statthalter waren, nach und nach ſowohl die Rechte des Königs als die des Volks widerrechtlich an ſich riſſen, daß dies Volk bey mehrern Gelegenheiten die Bemühungen unterſtützte, welche die Nachfolger Hugo Capets anzuwenden anfiengen, es von der Sklaverey ſo vieler Tirannen zu befreyen ꝛc. T. III. l. 6. chap. I. 116.

39. Der gröſte Theil von den Beyſpielen, welche der Verfaſſer hier anführt, nämlich alle die, welche in die Zeiten vor der Regierung Ludwigs des Frommen fallen, ſind weniger anwendbar auf die Steuer als auf jede Auflage überhaupt, die einem auf Freyheit erpichten Volk gleich unerträglich waren, einem Volk, das von der Meynung eingenommen war, das Zeichen dieſer Freyheit ſey: daß man dem Beherrſcher gar nichts aus Gehorſam entrichte, ohne Unterſchied, ob der Befehl billig oder unbillig ſey, und ob er für ſich oder für das Volk ſelbſt fordre. Herr von Sully iſt weit entfernt, die Partie des Volks in einem ſo unvernünftigen Gedanken zu nehmen, nachdem er ſelbſt die nothwendigen Bedürfniſſe eines großen Staats zugegeben hat. Es iſt alſo hier ein wenig — leere Deklamation.

Darum werden aber doch alle rechtſchaffne Gemüther, in Anſehung der Grundfrage von der Steuer, ſeiner Meynung ſeyn. Man möchte ſagen, daß die, welche ſie eingeführt haben, das Volk noch weit mehr durch die Form als durch die Sache an ſich zu drücken geſucht haben. Ich nehme davon neue Beweiſe für die Sätze, welche ich in den vorhergehenden Anmerkungen aufgeſtellt habe. Denn wenn man mich fragte, warum die Steuer ſo iſt, würde ich dreuſt antwor-

ten: weil sie eine Volkseinrichtung ist; nicht zwar eigentli
in Ansehung des Beytrags selbst, — das Volk würde sie
nicht selbst diese Kette geschmiedet haben, es hat im Gege
theil, bloß um sich davon zu entledigen, so viel gekämpft –
sondern in Ansehung der Art sie zu erheben und umzuleget

Wäre einer von denjenigen unsrer Könige, welche sie
ihrer zuerst bedient haben, Karl VII. zum Beyspiel, Meister g
nug über seine Unterthanen gewesen, um ihnen sagen
können: „Der Staat ist einer neuen beträchtlichen Beyhül
benöthigt, laßt mich den Zehnden von allen euren Güter
erheben; so viel brauche ich; mischt euch aber nicht darei
und hütet euch wohl, meine Operation zu stören." so b
greift man leicht, daß er sich wohl eines andern einfacher
Mittels, als die Vermögensteuer, bedient haben würd
Man glaubte aber, die geringste Schonung, die man gege
das Volk beobachten könne, bestände darinn, daß man ih
wenigstens eine Art von Freyheit in Ansehung der Einthe
lung, Erhebung ꝛc. übrig ließe. Daher kömmts, nach de
was der Verfaßer sagt, daß sie hier Kopfsteuer, dort Grun
steuer und an einem andern Ort wieder aus beyden eine M
schung ist. Alle Veränderungen, die man in der Folge a
einem auf einem so schlechten Fundament aufgeführten G
bäude vornehmen konnte, dienten zu nichts, als es noch u
geschickter zu überladen, und noch verwirrter zu machen.

Ein Beyspiel von der Volksweisheit und Einsicht! De
Volk büßt nun wohl für seine Fehler. Bey allen alte
Auflagen ist diese übel angebrachte Gefälligkeit der Beher
scher leicht sichtbar, welche die Auskunftsmittel in der Ve
vielfachung von Verordnungen suchen läßt, wo es wo mö
lich nur einer einzigen Regel bedurft hätte.

40. Dom Pedro war Spanischer Gesandter am Fra
zösischen Hofe, wo Heinrich ihn nicht gerne sah, weil E
wohl wußte, daß dieser Gesandte durch Mittel aller A
daran arbeitete, den Staatsrath Sr Majestät auf die Spa
nische Seite zu ziehen. M. s. Vittorio Siri m. r. T. I.
Grain, Decade de Henri le Grand l. 10. Etoile und an
dre Geschichtschreiber. Le Grain erzählt folgendes Bonme
von Heinrich, das Er D. Pedro zur Antwort gab, als di
ser ihm gesagt hatte: niemand sey in Fontainebleau schlech
ter logirt als Gott. „Wir Franzosen, wir loaire
Got

Gott in unſre Herzen, nicht in vier kalte Mauern, wie ihr Spanier, und es ſcheint mir noch eine groſſe Frage, ob er, wenn ihr ihn gleich in eure Herzen logirtet, nicht in Steine logirt würde.“ — „Sehen Sie denn nicht, — fuhr Er dann lächelnd fort — daß der Bau noch unvollendet iſt? Meine Abſicht iſt nicht, dieſe Kapelle ſo zu laſſen, wie ſie jezt iſt. Denn es giebt wenig Edelleute in meinem Reich, welche keine in ihrem Hauſe hätten; ich will daher nicht, daß das meinige davon entblößt ſeyn ſoll.“

41. Wirklich fieng auch Spanien 1621 nach Ablauf des Waffenſtillſtands wieder lebhafter als je gegen die Flamänder an.

42. Johann Richardot, Präſident im geheimen Conſeil der Niederlande, ein guter Geſchäftsmann. Er hatte Theil an dem Vertrag von Vervins gehabt. Starb im folgenden Jahr.

43. Die Mauren, einen gewiſſen Barbaroſſa an ihrer Spitze, lieferten ein Treffen, worinn ſie eine gänzliche Niederlage erlitten. Im folgenden Jahr zwang man ſie, ſich einzuſchiffen. Man ſehe den Mercure François und andre Geſchichtſchreiber.

44. Andre ſezen dieſe Zahl gar auf ſieben und achtmalhunderttauſend. Eine Wunde, von der ſich Spanien nie wieder erholen konnte, die wir uns aber nicht zu Nutz machten, ſo leicht es uns auch geweſen wäre, wo nicht durch Ergreifung der Partie dieſer Unglücklichen, wie es der Kardinal von Richelieu bey den Portugieſen, bey einer ziemlich ähnlichen Gelegenheit, that — doch wenigſtens durch Einräumung einer Zuflucht in Frankreich, wärs auch nur in den Heiden von Bordeaux geweſen, wo ſie um eine Niederlaſſung vergebens angeſucht haben ſollen. Dieſer Fehler der Regierung iſt ſehr einſichtsvoll dargeſtellt worden, von dem Verfaſſer des Eſſai politique ſur le commerce. „Neues Land urbar machen, — ſagt er bey dieſer Gelegenheit — heißt neue Länder erobern ohne Unglückliche zu machen.“ Man ſagt vielleicht: derſelbe Grund, der die Vertreibung der Mauren aus Spanien veranlaßte, ſtand ihrer Aufnahme in Frankreich entgegen. Allein man hätte ſich wohl leicht ihre betrübte Lage nutzen können, um ſie zu allem zu bringen, was man von ihnen verlangt hätte.

Sechs und zwanzigſtes Buch.

1. Der Grund dieſes Benehmens Heinrichs gegen den Herzog von Sully wäre ganz anders, wenn wir dem Verfaſſer der hiſt. de la Mere et du Fils glauben wollten: „Er war ſehr ſchlecht zufrieden mit dem Herrn von Sully; und wollte ihm die Verwaltung der Finanzen abnehmen und ſie dem Arnaud übertragen. Er hatte öfters zu der Königin geſagt: Er könne ſein mürriſches Weſen nicht länger ausſtehen. . . . ſeine Unzufriedenheit war beſtimmt und ſein Entſchluß gefaßt, ihm ſein Amt abzunehmen, nur der Zeitpunkt dazu war noch ungewiß ꝛc.“ Allein ſelbſt im Fortgang dieſes Buchs wird man ſo auffallende Beweiſe von dem äußerſten Zutrauen Heinrichs zu Sully finden, daß man leicht urtheilen wird, daß dieſer Verfaſſer ſich in dem Netze ſiena, welches dieſer Herr und ſeine Miniſter, wie uns ein andrer gleichzeitiger Schriftſteller lehrt, oft allzu leichtgläubigen Leuten ſtellten, indem ſie zum Beſten der Geſchäffte ſich äußerlich ganz mißhällig ſtellten; was die Hofleute durch die Redensart: guter Herr und guter Knecht, zu verſtehen gaben.

2. Man findet dieſe Etats der Länge nach in den alten Memoiren T. III. p. 274.

3. Ich gehe kurz über dieſe ganze Erzählung weg, welche in den Mem. de Sully T. III. p. 283 großen Raum einnimmt, mir aber zu froſtig, übelangebracht und von einer ziemlich unſichern Kritik ſcheint.

4. Man ſieht in dem Anti-Cotton p. 46, daß der Pater Cotton ſechs Wochen lang bey dem König in Ungnade ſtand, weil er einem ſpaniſchen Provinzial ſeine Geheimniſſe entdeckt hatte. Dies iſt aber eins jener Pasquille, welche keinen Glauben verdienen. Bey einer ähnlichen Gelegenheit ſagte Heinrich IV zu ſeinen Miniſtern, indem er dem Präſidenten Jeannin bey der Hand nahm: „ich ſtehe für den guten Mann; greift nur ihr andern in euren Buſen.“

5. An folgendem aus dem Mem. p. 5. à l'hiſt. de France genommenen Zug wird man ſehen, daß der Herr von Sully dem Pater Cotton nicht ſo leicht vergab. „Als gegen das Ende dieſes Jahrs die Jeſuiten vom König ein Geſchenk von hunderttauſend Franken erhalten hatten, um das

Bau-

Bauweſen an ihrer Kapelle zu la Fleche zu vollenden, begaben ſie ſich zu Herrn von Sully, um von ihm die Auszahlung zu erhalten. Der Pater Cotton ſagte zu ihm mit ſeiner gewöhnlichen Sanftmuth: Se Majeſtät hätten ihnen ein kleines Geſchenk von hunderttauſend Livres zur Kapelle von la Fleche gemacht; worauf der Herzog antwortete: Nennt Ihr hunderttauſend Livres für Euch ein kleines Geſchenk? Der König giebt Euch zuviel, und ich werde Euch nichts geben. — Was iſt der Grund dieſer Weigerung? fragte der Pater Cotton. Euch will und muß ich ihn nicht ſagen, verſetzte der Herzog, der König aber ſoll ihn ſchon hören. Der Pater Cotton beſchwerte ſich darüber bey dem König, welcher, um ihn zu beruhigen, den Herzog öffentlich ausſchalt, und ſagte: er wolle, daß ſein Befehl vollzogen würde. Der Herr von Sully that aber doch nichts von dem, was der König wegen der Jeſuitenkapelle von la Fleche befohlen hatte." — Derſelbe Verfaſſer bemerkt irgendwo, und das Gerücht war damals ſehr gemein, daß wenn der König und ſein Miniſter ſo öffentlich entgegengeſetzter Meynung zu ſeyn ſchienen, ſie es öfters zuvor ins Geheim ſo verabredet hätten. Was es glaubhaft macht, daß dieſe Verabredung hier wirklich ſtatt gefunden haben könne, iſt der Umſtand, daß „Se Majeſtät — wie der Verfaſſer hinzuſetzt — juſt um dieſe Zeit dem Herrn von Sully dreyßigtauſend Thaler, ſtatt der gewöhnlichen zwanzigtauſend zum Neujahrgeſchenk gab, womit die Jeſuiten gar nicht zufrieden waren." Année 1609.

6. Sie geſchah zu Chantilly ganz prunklos . . . Die Marquiſin von Verneuil ſagte: „Der König habe dieſe Vermählung bewirkt, um dem Prinzen von Conde das Herz zu erniedrigen und die Stirn zu erhöhen." Mem. hiſtor. de France. Année 1609.

7. Der Graf von Vaucelas wird in dieſer Inſtruktion betitelt: Staatsrath ꝛc. Maitre de camp du regiment des compagnies des gens de pied du titre de Piemont. — Vol. 8955. Mſſ. royaux.

8. Nach dieſem befremdet es ſehr, bey Siri mem. rec. T. I. p. 187. behauptet zu ſehen, Heinrich habe nichts ſo ſehr gewünſcht, als die Vermählung des Dauphins mit der Infantin von Spanien. Es bedarf keines beſſern Beweiſes,

weiſes, daß dieſer Fremde die Geſchäffte des Franz. Staatsraths dieſer Zeit nur vom Hörenſagen kannte. Noch tadelnswürdiger finde ich an ihm die Parteylichkeit, die er beynahe durchaus gegen die Perſon und die Politik dieſes Herrn blicken läßt.

9. Maria von Bourbon, Tochter und einzige Erbin Heinrichs, Herzogs von Montpenſier, der im vorigen Jahr ſtarb.

10. Der Marſchall von Baſſompierre, der ſelbſt im Vorſchlag für Frl. von Montmorency war, erzählt unter andern Reden hierüber das, was Heinrich IV ſagte: „alsdann antwortete er mir mit einem tiefen Seufzer: Baſſompierre, ich will als Freund mit Dir reden. Ich bin nicht nur verliebt, ſondern wüthend und raſend verliebt in Fräulein von Montmorency. Heurathest Du ſie, und ſie liebt Dich, ſo werde ich Dich haſſen; liebt ſie mich, ſo wirſt Du mich haſſen. Es iſt beſſer, daß dies keine Urſache werde, unſer gutes Vernehmen zu ſtören; denn ich liebe Dich mit Wärme und Zuneigung. Ich bin entſchloſſen, ſie an meinen Neffen, den Prinzen von Conde, zu verwählen und ſie in meiner Familie zu behalten; das wird meinem herannahenden Alter Troſt und Unterhaltung gewähren. Ich werde meinem Neffen, der tauſendmal mehr die Jagd als die Damen liebt, jährlich hunderttauſend Livres zu ſeinem Zeitvertreib geben, und verlange dafür weiter keine Gunſt von ihr, als ihre Neigung, ohne etwas weiteres zu wollen.“ T. I. p. 229. Allein in der Folge führte dieſe Neigung, wie Herr von Sully wohl vorausgeſehen hatte, Heinrich weit über die Gränzen hinaus, die er ſich ſelbſt geſteckt hatte.

11. Die Königinn Marie von Medicis hat bey jeder Gelegenheit ſo viele überzeugende Beweiſe von einer wahren Zärtlichkeit gegen ihren Gemahl gegeben, daß die, welche alle ihre Handlungen gelobt und gerechtfertigt haben, wie der Verfaſſer der Hiſtoire de la Mère et du Fils, ſichs nicht einmal einfallen ließen, daß es nöthig ſeyn könnte, ſich bey irgend einer Beſchuldigungen der Denkwürdigkeiten Sullys aufzuhalten; und dieſer Miniſter ſelbſt legt ihr, genau genommen, oder läßt ihr durch Heinrich nichts zur Laſt legen, als daß ſie durch zu großes Zutrauen und zu große Leicht-

Leichtgläubigkeit die schlimmen Absichten einiger Personen an ihren Hof autorisire, Absichten, in welche diese Personen Sie sorgfältig nur dadurch verwickelten, daß Sie Ihre Eifersucht erregten, die Ihr, gegen die Maitressen Ihres Gemahls zu äussern, natürlich war. Ohne so von beyden zu denken, kann man nicht einmal den Schlüssel zu einer Menge von Reden und Schritten dieser beyden Ehegatten finden, welche, ohne dieß, ganz widersprechend scheinen müßten, weil sie zu gleicher Zeit in denselben Personen Zutrauen und Mißtrauen, Achtung und Gleichgültigkeit, Zärtlichkeit und Kaltsinn beweisen. Der angeführte Geschichtschreiber erzählt eine Menge von Zügen dieser Art zum Guten und zum Bösen. Er führt Heinrich IV. ein, wie er sich wechselsweise bald über die Königinn beklagt, bald sehr mit ihr zufrieden ist; bald Willens ist, sie ganz nach Haus zurück zu schicken, oder zu entfernen, bald in seinem ganzen Staatsrath, niemand für so fähig hält als sie, in seiner Abwesenheit die Geschäfte zu verwalten, und die Last einer Regentschaft zu tragen. Histoire de la Mère et du Fils T. I. Pass.

12. Ich fürchte sehr, der Herr von Sully möchte hier mit allzugroßer Leichtigkeit Gerüchten und argwöhnischen Muthmaßungen von so großer Wichtigkeit als die, von denen hier die Rede ist, Glauben beygemessen haben. „Es liefen damals — sagt der Verfasser der Mémoires pour servir à l'hist. de France — so viele Gerüchte von Verschwörungen gegen den König, daß man zu Paris glaubte, dieß sey der Hauptpunkt, weswegen sich Dom Petro von Toledo so lang zu Paris aufhalte, weswegen man seine Entfernung gar sehr wünschte." Die Besorgnisse Heinrichs waren also nicht ungegründet; und der Herzog von Sully ist es, der hier, wie bey mehrern andern Gelegenheiten unglücklicher Weise für den König, zu sehr auf seinem Sinn beharrte. Es würde vergeblich seyn, verbergen zu wollen, daß ein wenig Eitelkeit und Eigensinn die Fehler eines sonst wegen tausend schöner Eigenschaften beneidenswerthen Charakters waren.

Bey Durchlesung der Memoiren dieser Zeit glaubt man immer zu bemerken, daß jene kleine Anzahl von Dienern, denen Heinrich IV. wirklich theuer war, nicht alle Vorsicht, die möglich gewesen wäre, anwendeten, um das Unglück abzuwenden, welches erfolgte. Man könnte vielleicht dem

dem nichts gründliches antworten, welcher dieß Urtheil ein Nachurtheil nennte; und man muß überdieß noch zugeben, daß wenn alle die geheimen Complots von denen, in einer Menge Stellen dieser Memoiren die Rede ist, ohne daß man jedoch etwas bestimmtes davon angegeben sieht, wirklich waren, wie man nach dem Erfolg glauben muß, sie in der That bey der bekannten Abneigung dieses Herrn gegen Strenge und Ahndung, ihres Zwecks nicht verfehlen konnten. Sehr hassenswürdig sind in der That diejenigen, welche durch solche Beyspiele das Gemüth großer Herrn zu Despotismus und Grausamkeit veranlassen.

Uebrigens zerstört die Art, womit der Herzog von Sully hier seine Meynung über alle diese Complots ganz darlegt, gänzlich eine Vermuthung, welche einige von denen hatten, die ernstlich auf alles, was zu der Zeit vorgieng, merkten. Diese Muthmaßung ist, daß dem Herzog von Sully nichts von allen dem unbekannt gewesen sey, was gegen Heinrich IV. angesponnen wurde. Nachdem er sich aber alle Mühe gegeben habe, diesen Herrn dahin zu bringen, sich seiner Gewalt zu bedienen und nachdem er gesehen habe, daß die Schwachheit Heinrichs ihn jederzeit den Rath habe verwerfen lassen, den er ihm darüber ertheilt hätte, so habe er sich endlich innerlich überzeugt, daß dieser unglückliche König seinem grausamen Schicksal nicht entgehen würde und habe bey sich beschlossen, dessen Unruhe nicht zu vermehren, sondern ihn nur so bald als möglich aus einer Stadt wegzubringen, wo er so großen Gefahren ausgesetzt sey.

13. Der Herzog von Epernon; — ich weiß nicht wer der andere seyn mag. Der Geschichtschreiber des Herzogs von Epernon behauptet, er sey der einzige gewesen, der zu Lebzeiten Heinrichs des IV. diesen Vorzug gehabt habe. Die Königinn Mutter räumte ihn während der Regentschaft allen Herzogen und Pairs und Kronbeamten ein, welche seit her in Besitz blieben, bis in den Hof der königlichen Häuser vorzufahren. Der Herzog von Epernon erhielt ihn im Jahr 1607 unter dem Vorwand, daß ihm sein Podagra nicht erlaube, ein wenig weit zu Fuß zu gehen, und dieser Vorwand diente ihm auch noch dazu, sich von seinen Laqueien bis in das Zimmer der Königin tragen zu lassen, zu der er täglich und zu jeder Stunde des Tags zum Spiel gieng.

14. Der

14. Der Tod Heinrichs des IV. verhinderte die gänzliche Ausführung dieser Entwürfe, denen man sein Lob nicht versagen kann. Man sieht sogar sehr leicht, daß so unvollkommen dieß Staats-Kabinet blieb, es doch die Wiege ist, aus der verschiedene schöne und nützliche Einrichtungen hervorgiengen, welche den nachfolgenden Ministern Ehre machen. Man wird in diesem ganzen Buch Ursachen genug finden diese Bemerkung zu machen. Man sehe, was wir davon in der Vorrede gesagt haben.

15. Diese Idee des Herzogs von Sulli könnte noch erweitert werden. Man beschwert sich schon lange, daß die öffentliche Erziehung die man der Jugend in den Collegien in Frankreich, und überhaupt in ganz Europa giebt, noch nach der Rohheit der barbarischen Zeiten schmecke, und daß sie nach der Art, wie man alle Kinder ohne Unterschied erziehe, scheine, als kennten wir keine andere Methode, als die, welche dazu dient, Priester und Theologen zu machen. Latein und Griechisch, eine Rhetorik, welche zu nichts taugt, als den Geschmack zu verderben und den Geist zu verfälschen, ein Philosophischer Cursus, wo man in der langen Zeit von zwey Jahren beynahe nichts als so trockene und so verdrießliche, so eitle und unnütze Dinge lernt, daß man eben so viel Zeit darauf verwenden mußte, sie nur wieder zu vergessen, wenn die Form und die Sprache, worinn man sie beybringt, nicht ohnehin von selbst dieß bewirkten; endlich noch längerer Juristischer Cursus, wo bey denselben Inconvenienzen die Französische Jurisprudenz das ist, was man am wenigsten dabey lehrt: dieß ists, worauf sich diese Methode einschränkt, wovon der unglückliche Erfolg der ist, daß zu einer Zeit, wo eine Menge guter Bücher in jedem Fach des menschlichen Wissens, Geschmack an allen Wissenschaften und Künsten einflossen sollten, während sie die Schwierigkeiten derselben erleichtern, die jungen Leute sich nicht nur dieß nicht zu Nutz machen, sondern auch voreingenommen gegen jede Art von Litteratur in die Welt treten, und voll Abneigung gegen alle Bücher überhaupt, wegen der kleinen Anzahl derer, die man sie so mühselig durchblättern ließ, voll einer Abneigung, von der sie oft nie wieder, oder doch nur schwer zurückkommen, daß sie sich aus der Lectüre eine blose Erholung machen, in einem Alter, wo ihr Geist jene Thätigkeit verlohren hat, ohne welche das entschiedenste Genie weiter nichts mehr, als ein unnützer Vorzug ist.

Wäre

Wäre es nun unmöglich, wenn man wenigſtens die Hälfte dieſer ungeheuren Anzahl Lateiniſcher Schulen eingehen ließe, die übrigen in nützlichere Anſtalten für die Jugend nach den verſchiedenen Profeſſionen, zu den ſie berufen iſt, zu verwandeln? daß man zum Beyſpiel die erſten Jahre der Kindheit zu Erlernung der erſten Pflichten der Religion und der Tugend, zum Leſen, Schreiben und Rechnen lernen anwendete, und alsdann die jungen Leute in andere Schulen übergehen ließe, wo man ſie mit einem bloßen Anſtrich von gelehrten Sprachen für die, welche einſt keinen ſtarken Gebrauch davon zu machen haben, darinn übte, unſre Sprache gut zu reden und gut zu ſchreiben, und ſich mit ihren verſchiedenen Schreibarten beſonders dem Briefſtiel bekannt zu machen, und wenigſtens die Sprachen einiger benachbarten Völker, mit denen wir am meiſten zu thun haben, verſtehen zu lernen; daß auf dieſe Schulen alsdann diejenigen folgten, wo man die Anfangsgründe der nothwendigſten Theile der mathematiſchen Wiſſenſchaften, der Erdbeſchreibung und Geſchichte lehrte, wo die Tactik, die Politik, die Rechtsgelehrſamkeit, die Handlungswiſſenſchaft in kurzen deutlichen Sätzen vorgetragen, den Lehrern dazu dienten, das Talent ihrer Zöglinge zu entwickeln und den Zöglingen, ſich für das Fach zu beſtimmen, welches ihnen die Natur am meiſten Fähigkeit und Neigung verliehen hat.

Das Wenige, was ich hier vorgezeichnet habe kann kaum für einen ſehr rohen, erſten Entwurf eines beſſern Projekts gelten. Es muß jedoch, dünkt mich, hinreichen, begreiflich zu machen, daß man nur durch Befolgung einer ähnlichen Idee es dahin bringen wird, den jungen Leuten einen Wetteifer in dem wahren Ruhm der Arbeitſamkeit und dem Fleiß, beyzubringen, ſie von dem Müßigang und der Ausſchweifung abzuziehen und endlich dem Staat die vortreflichſten Männer in jedem Fach zu geben. Man ſieht täglich, daß die Kenntniß dieſer Wahrheit es iſt, was ſo viele Eltern beſtimmt, für ihre Kinder die Privat- und Hauserziehung der in den öffentlichen Schulen vorzuziehen. Man kann es ihnen nicht verdenken, ſo ſehr man ſich auch von den Vortheilen überzeugt halten mag, welche dieſe übrigens vor jener hat, und dies macht es noch bedauernswürdiger, daß dieſe öffentliche Erziehung unter uns noch nicht zu dem Grad von Vollkommenheit gebracht worden iſt, zu dem ſie, wie jedermann fühlt, gebracht werden könnte und ſollte.

16. Die-

16. Diese Art von stummer Schule für die Finanz- Kriegs- Handlungswissenschaft u. s. w. scheint mir eine so glückliche Idee, daß ich in der That nichts weiß, worauf sie nicht ausgedehnt werden sollte. Warum begehen die Personen, die man zu den verschiedenen Geschäften der Regierung zuzieht, so viele Fehler? Weil sie bey dem Mangel bestimmter Vorschriften und geschriebener Grundsätze, die sie zu Rath ziehen könnten und die ihnen dazu dienen würden, ihnen entweder die Einsichten zu verschaffen, die sie brauchen, oder denen welche sie schon haben, die gehörige Richtung zu geben, beynahe beständig auf Gerathewohl arbeiten, und oft ohne wahren Plan zu Werk gehen. Daher kömmt es, daß wir in jeder Rücksicht so spät zu dem Ziel kommen, das man sich vorsetzen sollte, und daß man es sehr oft ganz und gar verfehlt. Es giebt kein Corpus und keine Gemeinheit, welche, auch nur zwey bis drey Jahrhunderte, ohne Hülfe einer ihren Oberhäuptern stets gegenwärtigen Grundregel bestehen könnte. Wie könnte der Staat, der diese alle in sich begreift, dieselbe entbehren? Wie sollen ohne dieß die, welche in Stellen und Aemter eintreten, wissen, wie sie in Ansehung desjenigen daran sind, was die Zeitumstände an den Grundsätzen ändern oder nicht ändern, die sie von ihren Vorgängern befolgt sehen? Aus Ermanglung dieser Regel, dieses stehenden Gesetzes, geht ein guter Gedanke, der vorigt nicht ausgeführt werden konnte, mit dem Erfinder verlohren, und eine unendliche Menge schlechter in der Hitze oder Unwissenheit angenommener verewigt sich.

17. Man findet eine andere Rechnung über denselben Gegenstand in den memoires de Sully. tom. 4. pag. 99. beyde habe ich hier in Eine zusammengezogen.

18. Die Postpferde und Postwagen sind eine der Einrichtungen aus der Regierung Heinrich des IV.

19. Dieß ist das erste und einzige Mal, daß in unsern Memoiren des Droit Annuel erwähnt wird. Dies wundert mich um so mehr, da die Einführung dieses Rechts, vermöge dessen die unter der Regierung Franz I. käuflich gewordenen Gerichtsstellen wieder erblich wurden, unter Heinrich IV. geschah; da der Herr Herzog von Sully wahrscheinlich der Haupturheber davon ist und da, als das Edict darüber erschien, man sogleich überall nichts als Mur-

ren und Klagen darüber hörte, daß diese durch dies neue Recht auf einen ungeheuern Preis gestiegenen Aemter eben dadurch dem Adel und Personen von Verdienst unzugänglich werden und dagegen den blos Reichen zufallen würden; daß man dadurch die Rechtsbedrückungen autorisire, statt sie zu unterdrücken u. s. w.

Der Cardinal von Richelieu, dem die guten Gründe einleuchteten, welche der Herr von Sully gehabt hatte, es so damit zu halten, und die er aus dem Mund dieses Ministers selbst gehört hatte, wendet den ganzen ersten Abschnitt des vierten Kapitels seines testam. politique premiere partie dazu an, zu beweisen: daß weder die Käuflichkeit noch die Erblichkeit der Gerichtsstellen in diesem Reich abgeschafft werden sollte. „Der hochselige König, sagt er, der einen sehr guten Staatsrath bey einem tiefen Frieden und einem nothlosen Reich an der Hand hatte, fügte die Einrichtung des Droit Annuel zu der Käuflichkeit. Es läßt sich nicht vermuthen, daß er es gethan haben sollte, ohne einige Ueberlegung und ohne, so weit es menschliche Klugheit gestattet, die Wirkungen und Folgen davon vorhergesehen zu haben... Nichts gab dem Herzog von Guise so viel Mittel, sich in der Ligue gegen den König und seinen Staat so mächtig zu machen, als die große Anzahl von Beamten, welche sein Credit in die vornehmsten Stellen des Reichs eingesetzt hatte. Und ich habe von dem Herzog von Sully gehört, daß diese Betrachtung der mächtigste Beweggrund war, der den hochseligen König zu Einführung des Droit Annuel bestimmte u. s. w."

Der Cardinal von Richelieu behauptet also: es sey noch weit besser, daß die Aemter durch Geld erlangt, als daß sie armen, unbedeutenden Personen verliehen oder durch ehrgeizige Bewerbung und Gunst davon getragen würden. „Anstatt der Tugend das Thor zu öffnen, sagte er, würde man es nur den Bewerbungen und Factionen öffnen, und die Stellen mit Beamten von niedriger Geburt besetzen, die oft mehr Latein als Vermögen aufzuweisen haben dürften. Eine niedrige Geburt bringt selten die einer vornehmen obrigkeitlichen Person nöthigen Eigenschaften hervor. Das Vermögen ist eine große Zierde der Ehrenstellen, welche durch den äußern Glanz so sehr gewinnen, daß man kühn behaupten könnte: von zwo Personen, deren Verdienst gleich ist, sey die

die begüterteſte vorzuziehen. Uebrigens wird ein Beamter, der den größten Theil ſeines Vermögens in eine Stelle geſteckt hat, vom Uebelthun nicht wenig durch die Furcht zurückgehalten werden, alles was er im Vermögen hat, zu verlieren . . . Könnte man die Stellen ohne Geld erhalten, ſo würde die Handlung bald von vielen Leuten verlaſſen werden, welche vom Glanz der Ehrenſtellen geblendet, mehr nach Aemtern, und zugleich in ihr Verderben rennen würden, als ſich mit der Handelſchaft abgeben, welche doch den Familien Ueberfluß verſchafft.

Er beweiſt beſonders die Nützlichkeit des Droit Annuel daher, weil ſonſt alle alten Beamten ihre Stellen abgeben würden, „wenn Erfahrung und Reife der Jahre ſie fähiger macht, dem Staat zu dienen.“ Er hätte, wie es ſcheint, zu dieſem Grund noch hinzuſetzen ſollen, daß ein junger Menſch, den man für ein ſolches Amt beſtimmt, von ſeinen Eltern eine ſeiner Beſtimmung gemäße Erziehung erhält. Der Rath, mit welchem der Verfaſſer dieſen Artikel beſchließt, iſt der: die Aemter zu einem billigen Preis anzuſchlagen, welcher, ſagt er, nicht die Hälfte von dem übereignen wird, auf den die Zügelloſigkeit ſie ſteigert,“ und er läßt hierinn Heinrich IV. Gerechtigkeit widerfahren. „Der ſeelige König, ſagt er, hatte dies Uebel vorausgeſehen, und deßwegen in dem darüber erlaſſenem Edict Maasregeln getroffen, welche es abwenden konnten, indem er nicht nur von dem Droit Annuel die Stellen der erſten Präſidenten, Generalprocuratoren und Advokaten ausnahm, ſondern ſich auch noch überdies vorbehielt, über die darunter begriffene Stellen im Erledigungsfall gegen Heimzahlung des Anſchlags an die Erben, diſponiren zu dürfen . . . Die Uebel, welche gegenwärtig das Droit Annuel verurſacht, kommen nicht ſo wohl von einem innerlichen Fehler, als von der Unvorſichtigkeit her, mit welcher man die Gegenmittel, welche dieſer große König beygefügt hatte, davon trennte. Wäre das Edict in der Lauterkeit ſeiner erſten Einführung geblieben, ſo würden die Aemter nie auf den ausſchweifenden Preis geſtiegen worden ſeyn, in dem ſie gegenwärtig ſtehen . . . Man darf alſo nur das Edict vom Droit Annuel wieder ſo herſtellen, wie es zuerſt eingeführt worden war.“

Dieſe Worte rechtfertigen den Herzog von Sully vollkommen gegen den Tadel, den er ſich durch den Rath zugezogen

zogen haben soll, welchen er Heinrich IV. in Ansehung des berüchtigten Edicts vom Droit Annuel ertheilte. Vermöge dieses Edicts ließ man die Beamten der Rechtspflege statt der Paulette den sechzigsten Theil der für ihre Stellen erlegten Summe bezahlen: was von neun zu neun Jahren geschah, bis man 1709 diese Beamten zwang, den Fond dieses Rechts wieder einzulösen. M. s. das Journal de l'Etoile année 1605, in welchem Jahr dies Edict erlassen wurde; de Thou, Mezerai u. s. w. Die übertriebene Anzahl der Beamten bey der Rechtspflege u. s. w. ist wohl der hauptsächlichste Mißbrauch, als der wahre Grund aller derer, über welche sich rechtschaffene Leute hierin beschweren.

20. Der Herr Herzog von Sully hat nicht nöthig sich hier zu nennen, um als Urheber dieser Reformprojekte erkannt zu werden; man entdeckt darinn deutlich sein Genie und seinen Charakter. Ohne das Verdienst seiner ernsten, strengen Moral im mindesten herabsetzen zu wollen, und zugegeben, daß es von der äußersten Wichtigkeit ist, weder die guten Sitten sich verschlimmern, noch selbst den guten Geschmack in irgend etwas sich verlieren zu lassen, muß ich doch sagen, daß mir seine Verbesserungsplane in Polizeysachen ganz alle dieselben Fehler zu haben scheinen, welche die seiner Religionspartey in der Religion haben; nämlich daß sie falsch und übertrieben sind.

Mag auch eine kleine Anzahl Bürger sich durch Thorheit und Ausschweifung zu Grund richten; es ist ein Uebel, das in der Moral sehr beträchtlich seyn kann, übrigens aber sehr unbedeutend, und, richtig gesprochen, in der Polizey gar keines ist, weil im Grund der Staat nichts dabey verliert, indem die einen sich mit dem bereichern, um das der andere verarmt, nur Bankeroutte ausgenommen. Ich übergehe hier die Bemerkungen, deren ich mich sonst schon bediente, um zu beweisen, daß dies Uebel übrigens in einem großen, reichen und durch ausgebreitete Handlung unterstützten Staat unvermeidlich ist.

Alles, was daher in dieser Rücksicht zu verbessern wäre, besteht darinn: daß man der Stimme der Diener der Religion die Uebung jener öffentlichen Censur überließe, welche der Verfasser nach dem Beyspiel der alten Römischen Censu wieder herzustellen suchte. Wenn ich einigen Nutzen von dieser

dieſer Idee neuer öffentlicher Perſonen ſähe, ſo würde ich ſuchen ſie bey dem Artikel anzubringen, welchen der Verfaſſer nach dieſen abhandelt,—bey der Juſtiz und den Gerichtsſtuben.

Ich würde Perſonen von richtiger und ausgebreiteter Einſicht ſorgfältig unterſuchen laſſen, ob es möglich wäre, die Privatperſonen dieſes Reichs daran zu gewöhnen, daß ſie die Entſcheidung ihrer Streitigkeiten einer kleinen Anzahl ernſter und ehrwürdiger Greiſe übertrügen, welche nach ihrer Fähigkeit und dem Ruf ihrer Rechtſchaffenheit erwählt würden, dieſes Amt in allen Städten, Flecken und anſehnlichen Oertern auszuüben, und zwar ſo, daß die Ehre, die Auszeichnung, die Verehrung und öffentliche Achtung und höchſtens einige jener Vortheile, welche der Fürſt verleihen kann, ohne daß es irgend jemand etwas koſtet, ihnen ſtatt aller Belohnung dienten. Es iſt nicht ohne Beyſpiel, man kann ſo gar ſagen, es iſt ſehr gewöhnlich, dies liebreiche Amt noch weit unentgeltlicher durch Perſonen verwalten zu ſehen, welche das bloße Intereſſe der armen Leute, welche unter die drükende Laſt verderblicher rechtlichen Unterſuchungen fallen, bewegt, ſich damit zu befaſſen. Glücklich die Gegend, welche einen ſolchen Friedensmann beſitzt! — Es fehlt dabey nicht an Arbeit, allein man ſieht, daß er ſich ihr wegen der damit verbundenen Achtung und Liebe mit Freuden unterzieht.

21. M. ſ. die Mem. de Sully T. IV. p. 120. f.

22. Dieſer Kanzler hat dem Staat drey ausgezeichnete Dienſte geleiſtet, indem er einen Theil ſeines Vermögens dazu verwendete, die Schweizer im Bund mit uns zu erhalten, bey dem Frieden von Vervins, und durch Vermittlung der Vermählung des Königs. — „Der Kanzler von Sillery hatte beynahe gar nicht ſtudiert. Heinrich IV. ſagte von ihm und dem Connetable Heinrich von Montmorency: mit Seinem Kanzler, der kein Latein verſtehe, und Seinem Connetable, der weder leſen noch ſchreiben könne, könne er die ſchwerſten Sachen zu Stand bringen.“ Amelot de la Houſſaye note 1. ſur la lettre 195. du Cardinal d'Oſſat.

23. Von allen Stellen unſrer Denkwürdigkeiten, wo von dem Herrn von Villeroy die Rede iſt, iſt dies die, an welche man ſich bey der Beurtheilung des Charakters dieſes

Miniſters vorzüglich und beſonders in Anſehung der Meynung dieſes großen Königs von ihm vorzüglich zu halten hat. Ein einziger unmittelbar von der Quelle geſchöpfter Zug wie dieſer, verdient weit mehr Glauben, als unſichre oder durch Vorurtheil, Abneigung, Parteygeiſt diktirte Sagen.

24. Dieſer reiche Pächter nannte ſich damals: Baron von Murat und Billy, Rath des Königs in allen Seinen Conſeils, Befehlshaber von Fontainebleau, und Surintendant vom Hofſtaat der Königin. Er ſtarb zu Paris im Jahr 1614 ungefähr im 65 Jahr, und hinterließ einen Sohn als Marechal-de-Camp, welcher bey der Belagerung von Montpellier blieb, und einen andern, Biſchoff von Langres. Er hatte ſie gezeugt mit Magdalene le Clerc du Tremblai, und ließ ſie legitimiren.

25. Dies Edikt, welches diejenige, die an ihrer Ehre angegriffen werden, anhält, ſich an die Marſchälle von Frankreich oder deren Stellvertreter zu wenden, um dafür Genugthuung zu erhalten, iſt hoch verpönt mit Infamie, Ausſtoßung aus dem Adel und ſelbſt mit Todesſtrafe. Matthieu T. II. l. 4.

26. Der Pater Gouthier, ein Jeſuit, deklamirte in Gegenwart des Königs, welcher deſſen Predigten in der Kirche des heiligen Gervaſius am Freytag, dem Weyhnachtsfeſt, am Sonnabend und Sonntag beywohnte, unaufhörlich gegen die Hugenotten, welche er mehrmals Hunde und Otterngezücht nannte. Da er auf den neuen Artikel ihrer Confeſſion gekommen war, nach welchem ſie den Pabſt den Antichriſt nennen, ſagte er: wenn es wahr iſt, Sire, daß der Pabſt der Antichriſt iſt, was wird aus ihrer Ehe werden? wo iſt die Diſpenſation darüber? was wird aus dem Herrn Dauphin werden? . . . Der Marſchall D'Arnano ſagte eines Tags zum König: wenn ein Jeſuite zu Bordeaux vor mir gepredigt hätte, was der Pater Gouthier in Gegenwart Eurer Majeſtät gepredigt hat, ſo hätte ich ihn, ſo wie er von der Kanzel gekommen wäre, ins Waſſer werfen laſſen." Memoires hiſtoriques de France, année 1609.

Alle Predigten aus dieſer Zeit ſind voll von dergleichen Zügen, deren Dreuſtigkeit und Wunderlichkeit, um ſie nicht härter zu benennen, uns heut zu Tag äußerſt empören würde.

de. Die Ketzer trieben ihre Satyren bis zur Ausschweifung, und nur allzuoft die Prediger ihre Predigten bis zu den übertriebensten Declamationen. Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber (Pierre Matthieu lib. 3.) giebt jedoch den Jesuiten das Zeugniß: „daß man mehr Ordnung, Bescheidenheit, Ernsthaftigkeit und Mäßigung in ihren Predigten gefunden habe, als bey einigen andern.“ Sauval spricht ebenfalls von den Predigten des Pater Gouthier, aber mit großem Lob wegen seiner Beredsamkeit und seines Apostolischen Eifers. Er erzählt, daß, als Heinrich IV. eines Tags in derselben Kirche des heiligen Gervasius einer Predigt des Pater Gouthier beywohnte, dieser Prediger in einem gerechten Unwillen über die Unehrerbietigkeit, womit er die Marquisin von Verneuil und andere Damen von ihrer Gesellschaft sprechen, lachen und Seine Majestät zum Lachen bewegen sah, sich gegen diesen Herrn wendete und zu ihm sagte: „Sire, werden Sie denn nicht endlich einmal aufhören mit einem ganzen Serail in die Predigt zu kommen und an heiliger Stätte so groß Aergerniß zu geben?“ Der König, statt den Prediger nach der Bastille zu schicken, wie ihn alle diese Frauenzimmer baten, sey dann gleich wieder am folgenden Tag in seine Predigt gegangen, und da er ihm begegnet sey, wie er eben auf die Kanzel steigen wollte, habe er zu ihm gesagt: er danke ihm für seine Zurechtweisung, und er habe nichts zu befürchten; er bitte ihn aber nur, nicht mehr öffentlich die Rede an ihn zu richten.

27. Die Memoires pour s. h l'hist. de France reden folgendermaßen davon. „Der König, sterblich verliebt in die Prinzessin von Condé, setzt alle Welt in Bewegung bis auf die Mutter des Mannes selbst. Der Herr Prinz beklagt sich darüber, und bittet Se Majestät um Urlaub, sich mit seiner Gemahlin auf eines seiner Güter zu begeben. Der König schlägt es ihm hart ab, und kömmt zu Beleidigungen und Drohungen. Man sagt, der Prinz habe laut darauf geantwortet, und dabey sich des Ausdrucks Tiranney bedient, und der König habe dies Wort aufgefaßt und geantwortet: in meinem Leben habe ich keine tiranniſche Handlung begangen, als da ich Sie für das anerkennen ließ, was Sie nicht sind. Der Prinz schimpfte auch auf seine Mutter, welche sich dazu brauchen ließ, seine Gemahlin zu verführen... Man sagt, die Marquisin von Verneuil, die mit dem König

gewöhnlich nicht wie mit ihrem Herrn, sondern so spricht, wie sie gegen ihren Diener thun könnte, habe mit ihm über diesen Vorfall gescherzt und gesagt: „Sind Sie nicht ein böser Mensch, daß Sie bey der Frau Ihres Sohns schlafen wollen; Sie wissen wohl, Sie haben mir gesagt, er sey es.“

28. „Am letzten November — nicht am 29. August, wie in unserm Memoiren unrichtig angegeben wird — verließ der Herr Prinz den Hof, um nach Muret zu gehen, von wo er mit Rochefort und Touray und einem Kammerdiener, welche die Frau Prinzessin, seine Gemahlin, Fräulein du Certeau und eine Kammerfrau auf den Pferden hinter sich hatten, nach Landrecy abgieng.. Der König spielte in seinem kleinen Kabinet, als zuerst Elbene und dann der Hauptmann von der Nachtwache Ihm Nachricht davon brachten. Ich war zunächst bey Ihm. Er sagte mir ganz leise ins Ohr: Bassompierre, mein Freund, ich bin verloren. Dieser Mann führt seine Frau in den Wald; ich weiß nicht, ob sie umzubringen, oder aus Frankreich wegzuschaffen. Gieb auf mein Geld acht, und setze das Spiel fort, bis ich mich nach den nähern Umständen erkundigt habe. . . Jedermann verließ das Spiel, und ich bediente mich der Gelegenheit, dem König das Geld, das er hatte liegen lassen, zu bringen, um zu Ihm zu gehen; und nie sah ich noch einen Mann so ganz außer sich und in Bewegung.“ — So weit Bassompierre. Er erzählt hierauf noch, was in dem Zimmer der Königin vorgieng, und den Rath, den Ihm der Herr von Sully gab, eben so, wie unsre Memoiren. Heinrich IV. äußerte bey dieser Entführung der Prinzessin von Condé so starke Zeichen von Schmerz und Verzweiflung, daß einige übel berichteten Schriftsteller, wie der Verfasser der Histoire de la Mère et du Fils behaupteten: der Krieg, den er in Flandern führen wollte, als Er ermordet wurde, habe zum Theil zur Absicht gehabt, den Erzherzog zur Herausgabe der Prinzessin zu zwingen. M. s. auch Mezeray u. a. Geschichtschreiber.

29. „Praslin gieng wirklich ab; allein der Erzherzog antwortete ihm: er habe nie gegen irgend jemand noch das Völkerrecht verletzt, und werde sich wohl hüten, damit gegen die Person des ersten französischen Prinzen vom Geblüt den Anfang zu machen: und bald darauf schickte er ihm Geld und Bedeckung an Mannschaft zu seiner Reise nach Brüssel.“

Brüſſel. Mém. p. l'hiſt. de France année 1609. Die Mém. de Baſſompierre ſagen, der Erzherzog ſey erſt ſehr durch die Erklärung des Herrn von Praslin erſchüttert worden, und habe auch wirklich den Herrn Prinzen bitten laſſen, nur durch ſeine Staaten durchzureiſen, ohne ſich aufzuhalten, wiewohl er ihm erſt verſprochen hätte, ihn aufzunehmen; nachher habe er aber, auf Eingeben des Marquis Spinola ſeinen Entſchluß abermals geändert, und dieſem Prinzen alle mögliche Ehre erwieſen. Mém. de Baſſompierre T. I. p. 28.

Der Pater Daniel in ſeiner Hiſtoire de France 4to T. X. p. 437. hat über dieſen Umſtand aus den Briefen der Bibliothek des Hrn. Abts d'Etrées Licht verbreitet, und bewieſen, daß Heinrich heimlich den Marquis von Coeuvres abſchickte, um die Prinzeſſin zu entführen zu ſuchen, und daß dieß Projekt nur darum mißlang, weil Heinrich es der Königinn entdeckte, welche ſogleich einen Eilboten an den Marquis Spinola abſchickte, der hierauf der Prinzeſſin von Condé ein Apartement im Schloß anwies.

30. „Der gedachte Prinz ſchrieb an den König: höchſt ungern habe er den Hof verlaſſen, um ſein Leben und ſeine Ehre zu retten, und nicht in der Abſicht ſich gegen Ihn je anders zu bezeugen, als Sein unterthäniger Vetter, getreuer Unterthan und Diener. Ich werde — ſetzt er hinzu — nie etwas gegen den Dienſt Ew. Majeſtät unternehmen, wenn ich nicht dazu gezwungen werde, und bitte Sie, es nicht übel aufzunehmen, wenn ich verweigere, Briefe die man mir etwa von Hof ſchreiben möchte, zu ſehen oder anzunehmen, ſie ſeyen auch von wem ſie wollen, auſſer denen, mit welchen Sie mich zu beehren geruhen werden.“ Mém. p. 5. à l'hiſt. de France année 1610. Siri, welcher die Entweichung des Herrn Prinzen ſehr weitläuftig behandelt, Memoire rec. T. II. p. 82. f. ſetzt zu den hier angeführten beſondern Umſtänden, noch verſchiedene andre, welche aber größtentheils nicht viel Glauben zu verdienen ſcheinen, wie wenn er nach Volksſagen dreuſt vorgiebt, der einzige Grund, welcher Heinrich den IV. bewogen habe, Krieg mit Spanien anzufangen, ſey die Abſicht geweſen, die Auslieferung der Prinzeſſin von Condé zu erzwingen; als er geſehen habe, daß ſie trotz ſeiner Drohungen auf ihrer Weigerung beſtänden, habe er es bereut, die Sache ſo weit getrieben zu haben.

ben. Er setzt gegen die Ehre der Prinzessin hinzu, sie habe bey dieser Intrigue gegen ihren Gemahl zur Hälfte mitgewürkt, den sie wegen einer natürlichen oder gemachten Schwachheit, welche allein hinreichte, eine Ehe aufzuheben, nicht liebte; sie habe gebrannt vor Begierde, nach Frankreich zurück zu kehren; habe zu Brüssel fortgefahren, die Liebesbriefchen Heinrichs anzunehmen, und der Prinz von Condé habe die Gesinnungen seiner Gemahlin gegen ihn so gut gekannt, daß er seine Empfindlichkeit darüber laut werden ließ, und bey seiner Rückkunft öffentlich davon gesprochen habe, er wolle seine Ehe kassiren lassen. Wahrer ist, was Siri ferner sagt, der König habe sich hartnäckig allen weisen Rathschlägen widersetzt, welche ihm bey dieser Gelegenheit der Nuntius, einige seiner Räthe, und besonders der Herzog von Sully gegeben haben, den er noch wegen des festen und freyen Tons lobt, in dem er mit dem Prinzen von Condé gesprochen und an ihn geschrieben habe.

31. „Die Briefe welche der Herr Herzog von Sully an den Herrn Prinzen von .... schrieb, wurden von Sr. Excellenz verworfen, mit der Antwort an die Ueberbringer, man wolle nichts von ihm annehmen." L' Etoile ib.

32. M. s. auch in dem Vol. 9772. Mss. roy. die von Seiten des Königs im Februar 1610. durch den Marquis von Coeuvres, die Herrn von Berni und Manicamp nach Brüssel an den Herrn Prinzen ergangene Aufforderung nach Frankreich zurück zu kehren, bey Strafe, sich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig zu machen; und die Weigerung des Prinzen, dieser Aufforderung zu gehorchen. Das Parlement erließ ein Arret gegen ihn, wodurch es ihn zu jeder Sr. Majestät beliebigen Strafe verurtheilte. Heinrich IV. gieng selbst ins Parlement, um dies Arret zu betreiben, und um seinen Schmerz anzuzeigen, gieng er ohne Prunk und ohne Gefolge dahin; er setzte sich an den Platz des ersten Präsidenten, ohne Thronhimmel, ohne Fußschemel; die Wache am Parquet hatte, wie gewöhnlich der Gerichtsdiener des Parlaments, statt der Officiers Sr. Majestät.

33. Das 1736. gedruckte Supplement zu dem Journal de Henri IV. spricht von diesem Buch und sagt: als sich der Pater Gonthier in einer seiner vor dem König gehal-

haltenen Predigten bey dieſer Gelegenheit ſehr gegen die Reformirten ereifert habe, habe der König dieſem Pater einen Verweis gegeben, und befohlen, dies Buch zu unterdrücken, das auch wirklich nicht mehr erſchien. Année 1609.

34. Man kann ihn finden in den Mémoires de Sully T. IV. p. 935.

35. Weder L'Etoile noch der Fortſetzer des Herrn De Thou noch der Pater Chalons noch ſelbſt D'Aubigné, kurz ſo viel ich weiß, keiner auch der erklärteſten Gegner der Jeſuiten unter den Geſchichtſchreibern dieſer Zeit, auſſer dem einzigen Mezerai meldet, und glaubt folglich, dieſe Verſchwörung gegen den König oder dieß Complot einer neuen Ligue. Denn man weiß nicht, welche von dieſen Bedeutungen man bey einer Angabe annehmen ſoll, welche von Beweiſen entblöſt, alles bedeuten kann was man will, oder beſſer, gar nichts ſagt. Mezerai ſelbſt, welcher für die Meinung einer neuen Ligue iſt, während der Herzog von Sully aus denſelben Worten auf ein neues Attentat gegen den König ſchloß, Mezerai ſelbſt ſpricht, Abrégé chronol. et hiſt. fol. Paris 1667. T. III. p. 1443. ſo davon, daß man deutlich ſieht, er ſchreib die Mem. de Sully nur aus. Da nun dieſe Beſchuldigung in dieſen Memoiren ihrer einzigen Quelle, nur auf der Ausſage eines jungen Mädchens beruht, und in den Grenzen einer bloßen Vermuthung ſtehen bleibt; ſo wird jeder Mann von Einſicht ſich wohl hüten, irgend eine böſe Folgerung daraus zu ziehen, weder auf das Wiederaufleben der Ligue: (was eine thörichte ſchimäriſche Idee iſt) noch auf den Mord des Königs, von deſſen Urheber ſich nirgends entdecken läßt, daß er irgend eine Verbindung mit la Fleche gehabt habe. Nähme man aber auch überdieß das vorgebliche Complot als ſattſam erwieſen an, ſo ſehe ich doch nicht, daß es auf irgend eine Art die Jeſuiten angienge, welchen das Mädchen in ihrer Ausſage durchaus nichts zur Laſt legt. Die Liebe zur Wahrheit hat mich zu dieſer Anmerkung bewogen, weil man nur zu viele Leute ſieht, deren lebhafte durch Vorurtheil und Leidenſchaft noch erhitzte Einbildungskraft nur der einfachſten kleinſten Vermuthung, oder des geringſten hingeworfenen Worts bedarf, um Urtheile zu fällen, welche die Wichtigkeit der Sache deſto verdammlicher macht.

Sieben und zwanzigſtes Buch.

1. Sowohl der Unterhandlungen wegen über dieſen berühmten Waffenſtillſtand, als wegen aller in dieſen Memoiren erwähnten Flandriſchen Angelegenheiten kann man mit Nutzen nachleſen die Vol. des Mſs. royaux 9759. 9981. 9005. Merc. fr. Matthieu, Vittorio Siri und die beſondern Geſchichtſchreiber dieſer Republik.

2. In dem Kabinet des itzigen Herrn Herzogs von Sully kann man einen Brief von dem Herzog von Sully an den Präſidenten von Jeannin leſen, worinn er ihm, nach den Aeuſſerungen über die niederländiſchen und Cleveſchen Angelegenheiten das Intereſſe ſeines Neffen, des Prinzen von Epinoy, empfiehlt. Dieſer Brief, welcher zu lang iſt, um hier her geſetzt zu werden, iſt datirt Fontainebleau von 15. Jun. 1609.

3. Wilhelm von Melun, Fürſt von Epinoy ꝛc. Er hatte mehrere andere Brüder, die theils jung, theils ohne Erben ſtarben. Es war oben die Rede von ihm.

4. Maria von Melun, Frau von Roubais, Antoing ꝛc. Gemahlin Lamorals, erſten Fürſten von Ligne, Befehlshabers von Artois, Ritters vom güldnen Vließ.

5. Matthieu Brulart, Sieur de Berny, Reſident Sr. Majeſtät bey dem Erzherzog.

Hektor von Préaux, ein Kalviniſte von Adel, Befehlshaber von Chatelleraut.

6. Louis de Combourſier, Sieur du Terrail, Edelmann aus Dauphiné, und Verwandter von Lesdiguieres. Die Mémoires pour ſervir à l'hiſt. de France reden von ihm wie die von Sully. „Der König, deſſen gebohrner Unterthan er war, hatte ihm vierfache Gnade erzeigt; er hatte aber kaum eine, ſagten Sr. Majeſtät in einer ſeiner Taſchen, ſo hatte er in der andern flugs eine Verſchwörung ganz fertig.... Die Begnadigung des Königs würde ihm doch das Leben nicht gerettet haben. Die Genfer ließen ihn und einen Adlichen aus Bordeaux, la Baſtide, der mit ihm gefangen wurde, am 29. April köpfen.“

7. „Dienſtag am 8. Auguſt tödtete du Terrail in Gegenwart des Königs und vor den Fenſtern der Gallerie im Louvre einen braven Soldaten aus Goſcogne, Mazanzy, mit

mit dem der König so eben erst gesprochen hatte. Er ärgerte und entsetzte sich so sehr über diese That, die unter seinen Augen vorgieng, daß er deswegen zweymal das Hemde wechseln mußte." Mém. p. l'hist. de France année 1666. Du Terrail hatte nach diesem Mord aus dem Reich entweichen müssen.

8. Ferdinand von Medicis, Grosherzog von Toscana, welcher im Jahr 1587. Franz Maria von Medicis, seinem Bruder, succedirt war, war im vorigen Jahr gestorben: „Der König — sagt l'Etoile, der Verfasser des Supplements zu dessen Tagbuch — um der Königinn die Nachricht auf eine minder schreckhafte Art beyzubringen, erdichtete einen Traum, worinn er dem Großherzog tod gesehen habe, und den er ihr am Morgen erzählte. Die Königinn wurde erst darüber betreten; nachher aber sagte sie zum König: es sey ja nur ein Traum. — Aber Madame, versetzte der König, ich fürchte, mein Traum möchte wahr seyn; wir sind alle sterblich. — Er ist also todt? — Ja, sagte der König, hier ist die Nachricht, die ich davon erhalten habe. — Dieser Todesfall verursachte, daß die gewöhnlichen Karnavals Lustbarkeiten ausgesetzt wurden." Dieser Ferdinand von Medicis war es, der unserem Gesandten, auf dessen Beschwerden über seine Verbindungen mit Spanien, zur Antwort gab: „Hätte der König vierzig Galeeren zu Marseille gehabt, so hätte ich nicht gethan, was ich that." Cosmus II. von Medicis, sein Sohn ist der, von dem hier die Rede ist.

9. Johann von Bethune, Herr von Vandeuil, Locres ꝛc. Stifter der Linie, aus welcher der Herzog von Sully abstammte, vermälte sich mit Johanne von Concy, die mit dem Haus Oestreich verwandt war, weil Enguerrand 17. von Concy oder richtiger gesprochen von Guines, welcher Nahmen und Wappen des erloschenen Hauses Concy führte, sich mit Catharina von Oestreich, Tochter Leopolds vermält hatte, welches diese Tochter ist, die der Herr von Sully hier meint. Er würde richtiger gesprochen haben, wenn er gesagt hätte, sie habe in das Haus Concy geheurathet, mit welchem nachher das seinige in Verwandschaft trat. Er fällt noch in einen andern chronologischen Fehler, indem er statt 150. hätte setzen sollen 250. Jahre; denn dieser Enguerrand von Concy, Gemahl Catharinens von

Oest-

Oestreich blieb in der Schlacht bey Crecy, im Jahr 1346. M. s. die Herrn von Sainte Marthe, du Chesne, Anselme und andre Genealogisten. M. s. auch was wir oben schon von dem Hause Oestreich bemerkt haben.

10. M. s. die Nahmen dieser Fürsten, die Reden des Herrn von Boissise, die Ordnung und das Resultat dieser Versammlung in den Voll. 9665. Mss. Roy. -- Mem. d'etat de Villeroy T. III. p. 230. f. Merc. Fr. ann. 1610. Siri l. c. T. IV. p. 68.

11. Der Verfasser will damit sagen, kein Fürst oder Staat werde sich weigern, seine Waffen mit denen der Konföderirten zu vereinigen, wenn man einmal ihre Absicht wisse, und den ersten Widerspenstigen bestraft haben werde.

12. Den in diesem Jahr geschlossenen Vertrag zwischen Frankreich und Savoien s. m. in den Memoires de Nevres T. II. p. 832. und den am 25. April im folgenden Jahr zu Brusol abgeschlossenen Definitivtraktat, vermöge dessen sich der König von Frankreich unter andern verbindlich macht, den Herzog von Savoien in den Besitz von Mailand zu setzen, ebend. p. 880. Dieser Vertrag wird nach dem Italienischen Original, beygebracht in Vittorio Siri l. c. T. II. p. 236. Dieser Schriftsteller widerspricht sich aber, indem er T. I. p. 512. zugiebt, es sey der Herzog von Sully gewesen, der diesen Vertrag zwischen Frankreich und Savoien zu Stand gebracht habe, und dann doch p. 566. versichert, nach den Absichten des Herzogs von Sully habe dieser Vertrag dem Herzog von Savoien nichts als den Schatz Frankreichs verschaffen sollen.

13. „Es mußten wohl, — sagt Perefixe pag. 409. — mehrere Verschwörungen gegen das Leben dieses guten Königs bestehen, indem man ihn von zwanzig Orten her deswegen warnte; indem man das Gerücht von seinem Tod durch eine Druckschrift in Spanien und Mailand verbreitete; indem ein Eilbote acht Tage vor Seiner Ermordung durch Lüttich gieng, welcher sagte, er bringe den teutschen Fürsten Nachricht von Seinem Tod, indem man zu Montarges auf dem Altar ein Billet mit der Voraussagung seines nahen Todes durch einen Gewaltestreich, fand." ꝛc.

Der

Der Erzbischoff vom Embrun (Honorius von Laurens, Bruder des Leibarztes) sagte in einer Gesellschaft von andern Prälaten, in eben der Stunde, da der König ermordet wurde: „Es ist unmöglich, daß es bey der gegenwärtigen Lage der Angelegenheiten nicht unglücklich für den König ablaufen sollte; und vielleicht begegnet ihm in dem Augenblick, da wir davon reden, irgend ein Unfall.“ Premiere lettre de N. Pasquier. „Ein Priester von Douay sagte im Augenblick der That: man ermorde den größten Monarchen der Welt. Die Schwester des Befehlshabers in Dieppe, Villars Houtan, Nonne zu Saint-Paul in der Pikardie, sagte zu ihrer Aebtißin: Madame, lassen Sie für den König beten, denn man ermordet ihn. Und kurz darauf: Ach! er ist todt! Matthieu ibid. p. 835. Pasquier sagt ferner in demselben Brief: La Font, Prevot von Bayonne, sey im Jahr 1608. zu dem König gekommen, um ihm Nachricht zu geben, daß man einen Anschlag auf seine Person gemacht habe, und zween oder drey Tage vor dem, an welchem dieser Herr ermordet wurde, habe dieser nemliche La Font abermals den Herrn Kanzler benachrichtigt, daß der, welcher den König ermorden sollte, wirklich in Paris sey: man habe es ihm entdeckt u. s. w. Dieser Umstand ist derselbe, von welchem Dupleix pag. 411. unter dem Nahmen eines Edelmanns aus Bearn spricht. Pasquier setzt hinzu: ein Kaufmann von Douay habe in einem Brief an einem Kaufmann von Rouen vierzehn Tage vor diesem Mord gefragt: ob es wahr sey, daß man den König ermordet habe. Einer der vornehmsten Bürger von Cambray sagte acht Tage zuvor: dieser Graukopf hat große Entwürfe, er wird aber nicht mehr weit springen. Und einige andere ähnliche Umstände. Man findet auch noch besondere Umstände davon in der Vie de Marie de Medicis tom. 1. p. 68. und in einer Menge anderer Schriften.

14. Der Marschall von Bassompierre in seinem memoires tom. 1. pag. 292. sagt folgendes davon: „Er sagte zu mir kurz zuvor: Ich weis nicht, was das ist, Bassompierre, allein ich kann mich nicht überreden, daß ich nach Deutschland gehen werde; und mein Herz sagt mir ebenfalls nicht, daß du nach Italien gehen wirst. Oefters sagte er zu mir und auch zu andern: ich glaube, ich sterbe bald. Die Königin hatte eine besondere Sucht, sich vor der Abrei-

reise des Königs nach Deutschland, krönen zu lassen. Der König wünschte es nicht, sowohl um den Aufwand zu vermeiden als weil er solche große Feyerlichkeiten nicht wohl leiden konnte.“ Es ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß dieser Herr jedem andern als dem Herrn von Sully seinen wahren Beweggrund, sich dieser Ceremonie zu widersetzen, sorgfältig verbarg. „Indessen, — fährt dieser Schriftsteller fort, — da er der gefälligste Gemahl von der Welt war, gab er seine Genehmigung dazu und verschob seine Abreise nach Deutschland, bis sie ihren Einzug in Paris gehalten haben würde.... Die Krönung der Königinn geschah mit der größten möglichen Pracht. Der König war dabey ausserordentlich aufgeräumt... Der König sagte zu ihm (zum Herrn von Guise) und auch zu mir: Ihr kennt mich jetzt nicht; allein ich werde dieser Tagen sterben und wenn ihr mich verlohren haben werdet, dann werdet ihr einsehen, was ich werth war, und was für ein Unterschied zwischen mir und andern Menschen ist. Ich sagte darauf zu ihm: Mein Gott, Sire, werden Sie denn nicht aufhören, uns zu betrüben, indem Sie sagen, daß Sie bald sterben werden? Diese Worte sind nicht gut. Sie werden leben, wenn es Gott gefällt und zwar noch gute und lange Jahre. Es ist keine Glückseligkeit in der Welt, die der Ihrigen gleiche. Sie sind erst in der Blüthe ihres Alters und vollkommener Gesundheit und Stärke des Körpers; überhäuft mit Ehre, mehr als irgend einer der Sterblichen; genießen in aller Ruhe das blühendste Reich der Welt; werden geliebt und angebetet von Ihren Unterthanen; haben einen Ueberfluß an Gütern, Geld, schönen Häusern, eine schöne Gemahlin, schöne Maitressen, schöne Kinder, welche heranwachsen; was fehlt Ihnen denn mehr? Oder was hätten Sie noch mehr zu wünschen? Er seufzte darauf und sagte zu mir: Mein Freund, das alles muß ich verlassen u. s. w.

„Man bemerke, sagt L'Etoile, daß man bey dem gewöhnlichen Gold- und Silber-Auswerfen unter das Volk nicht rufen hörte, weder: Es lebe der König, noch: Es lebe die Königinn.... Ich übergehe hier, fährt dieser Schriftsteller fort, die Träume, welche Seine Majestät und auch die Königinn in dieser Nacht gehabt haben sollen, von einem Haus, das in der Straße der Feronnerie auf ihn gestürzt

ſtürzt ſey u. ſ. w. Gewiß iſt es, daß ohngefehr ſechs Monate zuvor der König, welcher bey Zamet war, wo er zu Mittag geſpeist hatte, ſich unter dem Vorwand, ruhen zu wollen, allein in ein Zimmer begab, und Thomaſſin dahin zu ſich rufen lies, den man für einen der berühmteſten Sterndeuter dieſer Zeit hält, und von dem man ſogar ſagt, daß er einen Teufel habe. Hier nachdem ihn der König über verſchiedene Sachen, ſeine Perſon und ſeinen Staat betreffend, befragt hatte, ſagte Thomaſſin zu ihm: er habe ſich vor dem Monat May des Jahrs 1610. zu hüten und bezeichnete ihm ſogar den Tag und die Stunde, da er ermordet werden würde. Der König machte ſich aber über ihn und ſeine Sterndeuterey luſtig, nahm ihn bald bey den Haaren, bald bey dem Bart und führte ihn zwey bis dreymahl in dem Zimmer herum, und ſchickte ihn ſo zurück. Wobey er zu loben iſt. Er wäre es noch mehr geweſen, wenn er ihn ganz und gar nicht angehört und ſolche verderbliche Geſellen von ſeinem Hof und aus ſeinem Reich verbannt hätte." année. 1610. Man ſehe auch in der l'hiſtoire de Mezerai, edition in 4to, à Paris année 1667, tom. 3. pag. 1447. die verſchiedenen Prognoſtika von dem Tod dieſes Herrn, welche ſowohl damals als nachher in dem Publikum im Umlauf waren.

Pierre Matthieu merkt an, die Königin ſey des Nachts voll Unruhe und Schrecken aufgewacht und habe zu dem König, welcher die Urſache davon wiſſen wollte, geſagt: Mir träumte, man gebe Ihnen einen Stich mit dem Meſſer auf der kleinen Treppe. Gottlob! antwortete Heinrich, daß es nur ein Traum iſt. Derſelbe Schriftſteller ſetzt zu allen dieſen Vorausſagungen mehrere Reden Heinrichs des IV. als ſo viele Züge von einer geheimen Ahndung, welche das Herz von einem unvermeidlichen Unglück hat. So wenigſtens urtheilt man nach dem Erfolg davon: z. B. daß er zu der Königin ſagte: Meine Liebe, wenn dies nicht Donnerſtags geſchieht, ſo verſichere ich Sie, daß Sie mich nach dem Freytag nicht mehr ſehen werden: nein am Freytag werde ich Adieu ſagen. Ein andermal: Gehen Sie, gehen Sie zu, Frau Regentin." Zu derſelben, als ſie ſich anſchickte, zum Abendmahl zu gehen: „Meine Liebe, beichten Sie für ſich und mich." Zu den Hofleuten, indem er ihnen den Dauphin zeigte: „Seht hier euren König." Indem er von dem Einzug

der Königin sprach: „Das rührt mich nicht: ich werde es nicht sehen...., Lachen wir nicht so viel am Freytag, denn wir werden weinen am Sonntag" u. s. w. tom. 2. liv. 4. pag. 810. et suiv.

Morizot bemerkt, daß der Mahler bey der Krönung der Königin statt das Wappenschildlein mit Silber zu emailliren, wie es das Haus Medicis führt, es aus Unwissenheit Kastanienbraun mahlte, was die Farbe der Wittwen ist, und daß er es, statt mit Palmenzweigen, mit verschlungenen Schnüren einfaßte, was abermals die Wittwenschaft anzeigt. Henr. Mag. p. 51.

15. Dieß widerlegt, was Matthieu gegen die Meynung aller Geschichtschreiber versichert, daß die Königinn nicht wünschte, gekrönt zu werden. Ibidem pag. 804.

16. Der Verfasser will von Jaquelie Voyer reden, aus dem Dorfe Orsin zwischen Epernon und Ablis, der Frau Isaks von Varennes, Stallmeisters, Herrn von Coman, (Escoman oder Eskouman). Unter diesem ersten Nahmen ist sie sehr bekannt und ihre Geschichte ist zu wichtig in den Prozeß Ravaillacs verflochten, um sie hier mit Stillschweigen übergehen zu können; wir werden mehr als einmal darauf zurückkommen.„ Sie hatte, sagen die memoires pour servir a l'histoire de France. p. 337. ihre Erklärung schriftlich eingereicht, welche eine sehr umständliche Darstellung der Verschwörung und Absichten Ravaillacs enthält, wovon sie den Herzog von Epernon und die Marquisin von Verneuil als Urheber angab. Der König, die Königinn und alle, an die sie sich wendete, um zu entdecken, was sie wußte, wollten sie nicht anhören und behandelten sie als närrisch. Dienstags am 25. Januar 1611. (denn dieser Prozeß wurde erst weit hinein ins folgende Jahr beendigt, wurden die Kammern zusammen berufen wegen der Sache der Coman, wobey einige Verhaftnehmungen und persönliche Vorladungen beschlossen wurden. Die Villiers — Hotman, die Präsidentin Saint-André und die Charlotte Du Tillet ihre Schwester erschienen dabey. Die Coman sprach gut und vernünftig, entschlossen, fest und standhaft in ihren Antworten und Anklagen, mit gültigen Gründen und sehr starken Beweisen versehen, welche ihre Richter ganz in Erstaunen setzten. Sie hatte ehemals der Königin Margare-

the

the angehört, an welche sie sich ebenfalls mit der Endeckung dieser wichtigen Verschwörung und geheimen Anschläge wen- dete, worüber die regierende Königin, als man es ihr hin- terbracht hatte, sagte: dies sey ein boses Weib, welches alle Welt anklage und sie wisse nicht, ob sie nicht am Ende auch noch sie selbst anklagen würde .... Die Vorwürfe, welche sie und die Du Tillet sich bey der Confrontation über ih- ren schlechten Lebenswandel einander machten, sind drollicht. „Wenn die Coman sich mit weiter nichts als diesem Haado- werk abgegeben hätte, würde sie wohl nicht sehr in Unters uchung gekommen seyn, allein das andere ist zu gefährlich. Denn sich gegen die Großen aufmachen, hat schon manchen um Gut und Blut gebracht: und deswegen fürchte ich sehr für sie." Auf dem Rand wird von dieser Du Tillet bemerkt: „Charlotte Du Tillet eine listige Vertraute der Marquisin von Verneuil; sie war es, durch welche die Escoman von dem Vorhaben Ravaillacs unterrichtet worden war. ....

„Sonntags am 30 Jenner wurde die Marquisin von Verneuil über die Aussage der Coman durch den ersten Herrn Präsidenten von ein Uhr bis fünf Uhr Nachmittags verhört und zwar in der Wohnung des gedachten Herrn Präsidenten, wo er sie hatte hinbescheiden lassen, um sie darüber zu ver- nehmen." Am Rand steht ebenfalls: sie war durch die Demoiselle d'Escoman angegeben worden und wurde doch nur durch ein Assigné zum Verhör vorgefodert, obschon es den Königsmord und das Verbrechen der beleidigten Majestät im ersten Grad betraf.

„Sonnabends am 5ten Merz publicirte der wegen der Sache der Coman und anderer durch sie wegen des Königs- mords angegebener Gefangenen versammelte Gerichtshof seine Sentenz, die man die Sentenz der Areopagiten nennen möchte, welche das Urtheil in einer Sache, bey der sie zu viel Schwierigkeit fanden, auf hundert Jahre hinaus ver- schieben; denn eben so verschob der Gerichtshof, indem er diese Sache nicht weniger schwer fand, den Ausspruch darinn auf eine bequemere Zeit; entließ übrigens einstweilen die Klagten gefänglicher Haft und behielt blos Fräulein von Roman allein darinn zurück, welche doch, wie es scheint, allen andern hätte daraus entlassen werden müssen. Allein die Zeitumstände brachten es nicht anders mit sich; selbst der erste Präsident, welcher dem Gericht beywohnte,

war dieſer Meynung, in Hinſicht auf die Ruhe dieſes Staats und auf den Stand der Angeſchuldigten, welche indeſſen durch dieſen Ausſpruch immer noch nicht von der Verantwortung losgeſprochen wurden, was ſie ſehr verdroß." Am Rand heißt es: dieſer Beſcheid lautet auf ausführlichere Information und unterdeſſen ſollen Stephan Sauvage Kammerdiener des Herrn von Entragues, des Vaters, und Jacob Baudin Beklagte und Gefangene in dem Parlementsgefängniß auf freyen Fuß geſtellt werden. Im folgenden 31 July erfolgte ein endlicher Beſcheid, welcher die Marquiſin von Verneuil, Fräulein du Tillet, Gaudin und Sauvage für rein und unſchuldig an dem Königsmord erklärt und Fräulein von Eſcoman verurtheilt, ihre Tage zwiſchen vier Mauern zu beſchließen, ihr ganzes Vermögen für verfallen erklärt und dem Fiskus zuſpricht; alles wegen ihrer freventlichen Anklage. Ferner wird verfügt, daß alle Prozeße darüber niedergeſchlagen werden ſollen. Dieſe Strafe iſt gelind, wenn die Eſcoman fälſchlich anklagte." Ibid. pag. 361. Man arbeitete an ihrem Urtheil ſchon am vorhergehenden Sonnabend am 23 und die Richter waren getheilt neun gegen neun. pag. 377.

Der Mercure françois, ann. 1611. pag. 14. et ſuiv. urtheilt ganz anders als Etoile über die Sache der Eſcoman, und da ſein Urtheil mit Beweiſen unterſtützt iſt, ſo kann man nicht wohl umhin ihm zu glauben. Es wird alſo da bewieſen, daß dies Weibsbild in einem übeln Ruf wegen ihres ſchlechten Lebenswandels, ins Hotel-Dieu und nachher im Chatelet, welches ſo gar ein Todesurtheil gegen ſie erließ, gefänglich eingeſetzt, dieſe Verläumdung erfand, um ſich Eingang zu verſchaffen und ſich damit bey der Königin Margarethe ein Verdienſt zu machen. Nachdem ſie die Marquiſin von Verneuil beſchuldigt hatte, den Ravaillac mit einem Brief an ſie geſchickt zu haben, um ihn mit der Du Tillet ſprechen zu laſſen; und dieſe, den Mörder in ihr Zimmer gelaſſen zu haben, als ſie beyde darinn geweſen ſeyen: ſo wurde ſie blos bey dieſer einzigen Thatſache mehrerer Lügen überführt; unter andern, daß ſie Ravaillac nie geſehen habe und ihn nicht einmal kenne: daß ſie in der That erſt da zuerſt von ihm habe reden hören, als er nach dem Gefängniß gebracht wurde, wo ſie auch war; was er durch die eignen Reden dieſer Frau beweißt. Gaudin habe ſie bey der

Confron-

Confrontation ganz beſchämt; endlich unter allen denen, mit welchen ſie confrontirt wurde, ſey keiner geweſen, der ſie nicht ganz deutlich der Falſchheit, des Betrugs und der Verleumdung überführt habe.

Der Verfaſſer der hiſtoire de la mere et du fils rechtfertigt den Parlementsſpruch, welcher Etoile ſo tadelnswürdig ſcheint, und ſagt: dieſes Hochanſehnliche Kollegium würde ihr den Feuertod Angeſichts aller Welt zu erkannt haben, wenn die falſche Anklage von einer andern Art geweſen wäre; allein, wo es auf das Leben der Könige ankömmt, macht die Furcht andere Anzeigen in Zukunft dadurch abzuſchrecken, daß man ſich von der Strenge der Geſetze diſpenſirt. Tom. I. pag. 154. M. ſ. auch eine Schrift, welche in dem vierten Band der neuen Memoires de l'Etoile pag. 256. wieder abgedruckt iſt unter dem Titel: Verhör und Ausſage der Fräulein von Coman. Es iſt daſelbſt von dieſem Brief an Fräulein von Gournai und an den Grafen von Schomberg die Rede. „Sie wußte ihre Reden ſo gut zu bemänteln und ihre Anklagen auf eine ſo entſchloßene Art zu behaupten, daß man nicht Grund genug an ihr fand, ſie zum Tod zu verurtheilen. "Mémoires de la reg. de M. de Médicis, Tom. I. pag. 74.

17. Dieſe Unterſchlagung der Prozeßakten Ravaillacs durch das Pariſer Parlement iſt eine beynahe allgemein bekannte Thatſache. Zu dieſem Vorwurf, den man ſeinen Richtern macht, fügt man noch den, daß ſie gar keine oder doch wenigſtens nur ſehr wenige und ſehr ſchwache Unterſuchungen über den Tod einiger deswegen gefangengeſeßner Perſonen angeſtellt haben, welcher mehrern Perſonen nicht natürlich ſchien; daß ſie unterlaſſen haben viele andere Perſonen vorzufodern und zu verhören, von denen man wichtige Aufſchlüße erhalten konnte; wie die Mutter des Mörders, welche wohl wußte, daß er am Oſterfeſt von Angouleme abgereißt war, ohne ſeiner Chriſtenpflicht an dieſem Feſt nachgelebt zu haben, mehrere ſeiner Anverwandten, die er in ſeinem Verhör genannt hatte; den Seelſorger von Saint-Severin, den Pater von Saint-Marie-Magdalaine, die Feullantiner, die Capuziner von Angouleme, welche ihm ein Herz von Baumwollenzeug in einer Reliquien Kapſel gegeben hatten nebſt Holz von dem Kreuz Chriſti. Wenigſtens hatten ſie ihm das ſo weiß gemacht, und zwar, wie ſie ſagten,

um ihn von einem Fieber, das er hatte, zu heilen. Daß ſie eben ſo wenig den Herr Guillebaut, Kanonikus von Angouleme, den Pater Aegidius Oſieres, alten Gardian der Franziskaner von Paris, einen andern jungen Franziskaner Le Fevre, mehrere Almoſeniere des Cardinals von Perron, von welchen Ravaillac ſagte, daß er ſie wohl von Geſicht kennen würde, ihre Namen aber nicht mehr wiſſe; ferner noch andere Leute wie Belliard, Breteau, Colletet Du Bois, De Limoges u. ſ. w. verhört hatten Man hat ſich auch beſchwert, daß Ravaillac in ſeinem Gefängniß ſo wenig ſorgfältig bewacht wurde, daß während der drenzehn Tage, die er ſaß, beynahe niemand ſich meldete, ihn zu ſehen, den man nicht mit ihm hätte reden laſſen. Noch eine weit ſchwerere Beſchuldigung, wenn die Sache ihre Richtigkeit hat, iſt die, daß, als Ravaillac auf das erſte Anziehen der Pferde verlangt hatte, man ſollte ſeine Ausſage anhören, der Gerichtſchreiber Voiſin das Maleficantenteſtament, das er dictirte, ſo übel ſchrieb, daß, obſchon dieſe Schrift noch heut zu Tage vorhanden iſt, doch auch die geſchickteſten geſchwornen Schreiber nicht im Stand ſind, nur ein einziges Wort davon herauszubringen.

Alle dieſe Betrachtungen bewegen eine unendliche Menge Perſonen zu glauben, das Parlement habe ſich bey dem allem nur aus Furcht ſo benommen, wenn die Wahrheit entdeckt und bekannt würde, möchte es ſich ſelbſt in die Nothwendigkeit verſetzen, mit aller Strenge eine allzugroſe Anzahl und allzumächtige Perſonen gerichtlich verfolgen zu müſſen. Es wäre verlohrne Mühe, wenn man ſich darauf einlaſſen wollte, alle dieſe Perſonen von dem Gegentheil überzeugen zu wollen. Da denn aber nun doch einmal wegen Niederſchlagung der Proceßakten heut zu Tag nicht mehr Licht genug in der Sache zu erhalten iſt, um mit völliger Sachkenntniß über eine Thatſache abzuſprechen, welche ſelbſt zu ihrer Zeit nicht aufgeklärt werden konnte, ſo muß man wenigſtens zugeben, daß alle die Urtheile, die man ſo über die Sache, nach einem Zeitraum von verfloſſenen hundert und dreißig (achtzig) Jahren fällt, äuſſerſt gewagt ſind, und Gott verhüte, daß ich mich ſelbſt dieſes Vorwurfs ſchuldig machen ſollte. Wenn ich, um die einem jeden Herausgeber von Memoiren vorgeſchriebenen Geſetze zu befolgen, mich dem Geſchäft unterzogen habe, hier am Ende dieſes Buchs meinem Text alles beyzufügen, was ich über dieſe ſonderbare Begebenheit in den glaubwürdigſten

ſten Geſchichtſchreibern auffinden konnte, ſo wie ich es in Anſehung aller hiſtoriſchen Punkte in dieſem Werk hielt: ſo rechtfertigt mich, wenn es anders bei einer ſo einfachen Sache einer Rechtfertigung bedarf, das, daß ich das Für und Wider mit gleicher Unparteilichkeit darlegte. Und, um auf der andern Seite denen zu antworten, welche ſich beſchweren möchten, daß ſie nach allen dieſen Beleuchtungen dennoch nicht hell in der Sache zu ſehen vermögen, muß ich ſagen, daß es nicht meine Schuld iſt, wenn man es in dieſer ganzen Sache nicht weiter als auf Muthmaßungen bringt, und zwar auf Muthmaßungen, welche ſich ſehr oft einander aufheben.

18. Die Salbungs- oder Krönungsfeier geſchah zu St. Denis Donnerſtags am 13. Maj mit einer Pracht und mit Zurüſtungen, wovon man das Ausführliche ſehen kann in dem Merc. franc. P. Matthieu, Mſs royaux Vol. 9361. und den andern Geſchichtſchreibern. Die, zu welcher man ſich auf den folgenden Sonntag rüſtete, war der Einzug der Königinn in Paris, deſſen Pracht noch die bei der Krönung übertreffen ſollte. „Heinrich IV. ſagte: Mittwochs werde ich nach St. Denis ſchlafen gehen; Donnerſtags werde ich zurück kommen. Freytags meine Angelegenheiten in Ordnung bringen. Sonnabends zum Ringelrennen; Sonntag der Einzug meiner Frau; Montags Hochzeit meiner Tochter Vendome; Dienſtags das Feſtin, und Mittwochs zu Roß!" — Matth. ib. p. 804. Dieſer Geſchichtſchreiber ſagt, indem er von der Krönungsfeyer zu St. Denis ſpricht: „Heinrich IV verwunderte ſich, daß der Spaniſche Geſandte in der Kirche den Hut nicht abnahm. Cicogne ſagte zu ihm, der vorige König von Spanien habe blos bey der Erhebung der geweihten Hoſtie den Hut ein wenig abgenommen, aber ſogleich wieder aufgeſetzt, wie wenn er einen Junker von fünfhundert Livres Einkommen grüßte. Darauf ſagte der König: hätten wir Gefühl für Religion wie wir ſollten, ſo würden wir dieſen Myſterien weit mehr Ehrfurcht bezeugen als wir thun; denn man muß glauben, daß von dem Augenblick an, da die Worte der Weihung ausgeſprochen ſind, bis zur Communion Jeſus Chriſtus immer auf dem Altar gegenwärtig iſt.

19. „Man ſprach verſchiedentlich von dieſer Entfernung. Sehr zuverläſſig iſt es, daß der König, nachdem

Er ihm wider Willen alles zugeſtanden hatte, ihm ſagen ließ: was Er ihm verſprochen habe, werde Er ihm halten; er ſolle aber auch verſichert ſeyn, daß er keinen Antheil mehr an Seiner Gnade habe, und da er Ihn gezwungen hätte, ihm zuzugeſtehen, was Er nicht wollte, werde Er ihn nie wieder gerne ſehen. Da dieß dem Grafen ausgerichtet worden war, ſtieg er ſogleich zu Pferd, und begab ſich mit der Frau Prinzeſſin, ſeiner Gemahlin, auf eines ſeiner Güter. Mém. p. 5. al' hiſt. de France année 1610.

20. „Da der König endlich ſehr in den Nuntius drang, Ihm zu ſagen, was man in Rom und Italien von Seinem vorhabenden Krieg denke, antwortete dieſer: die beſtberichteten wären der Meynung, die Hauptabſicht dabey wäre die Princeſſin von Condè, welche Er wieder haben wolle. Darauf ſagte der König ganz zornig und entrüſtet, und mit Fluchen: Ein ....., Ventreſaintgris, aber nicht die Prinzeſſin. Ich muß ſie aber doch wieder haben, gewiß und warhaftig, und werde ſie auch ſchon wieder kriegen; und niemand ſoll mirs wehren, und ſelbſt nicht der Statthalter Gottes auf Erden." Mém. pour l'hiſt. de France anneé 1610. Dieſer Reden ohngeachtet hat man doch das Gerücht als eine bloſe Verleumdung anzuſehen, welches einige Schriftſteller zu leicht geglaubt haben, als ob die Hauptabſicht Heinrichs des IV in welcher er einen ſo wichtigen Krieg angefangen hätte, keine andere geweſen ſey, als ſich von Spanien den Prinzen oder vielmehr der Prinzeßin von Condè ausliefern zu laſſen. Das bedarf wohl keines Beweiſes. Eine andere noch ungerechtere und verläumderiſchere Beſchuldigung iſt es, wenn man ſagt: dieſer Herr ſey mit Spanien einverſtanden geweſen, ſeinen Entwurf nicht weiter zu treiben, wenn es ihm nur die ſtreitigen Staaten abträte.

21. Heinrich hatte in der That im Sinn, erſt am folgenden Tag ins Arſenal zu gehen; er änderte aber unglücklicher Weiſe Nachmittags ſein Vorhaben.

22. Saint Michel war einer von den Hofjunkern des Königs, welcher ihm diesmal nachgefolgt war. Er hatte bereits die Hand an den Degen gelegt, um den Mörder niederzuſtoßen, als der Herzog von Epernon ihm und den Fußknechten, welche eben daſſelbe im Sinn hatten, zurief: Es gelte ihr Leben, wenn ſie es thäten. Man ſolle ſich ſeiner

Perſon

Perſon verſichern, ſich aber wohl hüten, etwas mehr zu thun. Der Herzog erinnerte ſich, ſagt ſein Biograph, des Unmuths, den er empfunden hatte und des Tadels, der mit Recht diejenigen betroffen hatte, welche Jacob Clement umbrachten u. ſ. w. pag. 238. P. Matthieu ſetzt hinzu: Saint Michel habe ſich begnüat, dem Ravaillac das Meſſer wegzureiſſen: der Graf von Curſon habe ihn mit ſeinem Degenknopf auf die Bruſt geſtoſſen und La Pierre, Gefreyter von der Leibwache, habe ſich ſeiner bemächtigt und ihn in die Hände der Fußknechte übergeben, welche ihn dann an Montigny ablieferten.

23. Man ſollte denken bey einer ſo publiken und friſchen Thatſache als die Ermordung Heinrichs des IV müßten die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber und Memoiren vollkommen mit einander übereinſtimmen; indeſſen ſtimmt doch ein Theil der Geſchichtſchreiber aus dieſer Zeit weder in Anſehung der Anzahl der Perſonen, welche in dem Wagen des Königs waren, als er erſtochen wurde, noch in Anſehung der Anzahl und Beſchaffenheit der Stiche, die er bekam, noch in verſchiedenen andern minder weſentlichen Umſtänden überein. Ich finde, daß man, um die Sache gleich treu und vollſtändig darzuſtellen, die Herrn Pereſixe, Matthieu, l'Etoile, den Fortſetzer des Herrn De Thou und den Mercure françois zuſammenſtellen und mit einander verbinden muß.

„In der Nacht vor dieſem traurigen Tag konnte der König keine Ruhe finden und war in beſtändiger Unruhe. Früh, als er aufgeſtanden war, ſagte er, er habe nicht geſchlafen und es ſey ihm gar nicht wohl. Darauf bat der Herr von Vendome Se Majeſtät, ſich wohl in Acht zu nehmen, beſonders an dieſem Tag, an welchem man ſagte, daß er nicht ausgehen ſollte, weil es ein Unglückstag für Ihn ſey. Ich ſehe wohl, ſagte der König, Sie haben den Kalender konſulirt, und mein Vetter der Graf von Soiſſons hat Ihnen von dem Narren dem La Broſſe geſagt. Es iſt ein alter Narr und Sie ſind noch ſehr jung und nicht ſehr weiſe. Darauf ſagte der Herzog von Vendome der Königin davon, welche den König bat, dieſen Tag über nicht aus dem Louvre zu gehen; worauf er eben das antwortete. P. de l'Etoile.

„Seine Majeſtät giengen alsdann in die Meſſe zu den Feuillantinern, wo dieſer Elende ihm nachfolgte in der Ab-

ſicht, ihn zu ermorden. Er hat nachher geſtanden, daß, wenn der Herr Herzog von Vendome nicht dazwiſchen gekommen wäre, welcher ihn verhinderte, er ſeinen Streich dort ausgeführt haben würde.“ Ebendaſelbſt.

„Es wurde bemerkt, daß der König weit andächtiger war als gewöhnlich und dieſen Tag ſich weit länger in Gottes Obhut befohlen habe. In der Nacht, als man dachte, er ſchlafe, fieng er auf ſeinem Bett an, auf beyde Knie niedergeworfen, zu beten, und ſo bald er aufgeſtanden war und ſich in eben dieſer Abſicht in ſein Kabinet begeben hatte, ſo wurde er dort unterbrochen, weil man merkte, daß er länger als gewöhnlich blieb. Er ärgerte ſich drüber und ſagte: werden dann dieſe Leute mich ewig am Guten hindern. Ebendaſ.

„Nach der Mittagstafel legte ſich der König aufs Bett um zu ſchlafen; allein, da er keinen Schlaf bekommen konnte, ſtand er traurig, unruhig und nachſinnend auf, gieng Er eine Zeitlang in ſeinem Zimmer auf und ab und warf ſich dann wieder aufs Bett. Allein, da er abermals nicht ſchlafen konnte, ſtand er wieder auf und fragte den Gefreyten von der Wache: wie viel Uhr es ſey? Der Gefreyte antwortete ihm: es ſey vier Uhr, und ſagte: Sire, ich ſehe Eure Majeſtät traurig und ganz tiefſinnig; es wäre beſſer, wenn Sie ein wenig an die friſche Luft giengen; es würde Sie wieder aufheitern. — Wohlgeſprochen: ſo laßt denn meinen Wagen vorfahren, ich will ins Zeughaus gehen und den Herzog von Sully beſuchen, welcher unpäßlich iſt und ſich heute badet. Ebendaſ.

Matthieu erzählt ſeine Reden vor und nach der Mittagstafel und ſagt: er konnte nicht auf einer Stelle bleiben noch weniger ſeine Unſchlüßigkeit verbergen und ſagt: in der unruhigen Bewegung darüber zur Königin: Er wiſſe nicht, was Er thun ſolle; es ſey Ihm verdrüßlich ins Arſenal zu gehen, weil er ſich da ärgern werde. Die Königin ſagte darauf zu ihm: gehen Sie nicht hin, mein Gemahl, ſondern ſchicken Sie jemand. Sie ſind jetzt guter Laune und würden Sich nur ärgern.... Er kam ans Fenſter, grief mit der Hand an ſeine Stirn und ſagte: Mein Gott, ich habe etwas da drinn, das mich ſehr beunruhigt .... Ich weis nicht, was mir iſt, ich kann nicht von hier wegkommen.... Als Ravaillac hörte, daß er fragte, ob ſein Wagen vorgefahren

fahren wäre, ſagte er vor ſich hin: Ich habe dich, du biſt verlohren. Matthieu.

Als Er einſteigen wollte, kam Herr von Vitry, welcher Ihn fragte: Ob es Seiner Majeſtät erlaubten, daß er Sie begleite. Nein, antwortete der König, gehen Sie nur hin, wo ich befohlen habe und bringen Sie mir Antwort. Wenigſtens, Sire, verſetzte Vitry, will ich Ihnen meine Wache laſſen. Nein, ſagte der König, ich will weder Sie noch ihre Wache; ich will niemand um mich haben. Indem er in den Wagen ſtieg und vermuthlich an die böſen Prophezeyungen auf dieſen Tag dachte, welche man Ihm hatte in den Kopf ſetzen wollen, fragte er einen von ſeinen Leuten: der wie vielte es wäre; der dreyzehnte, Sire; nein, ſagte ein anderer, der vierzehnte. Freylich, ſagte der König, du weißt deinen Kalender beſſer, als der da; und lachend ſagte Er: zwiſchen dem dreyzehnten und vierzehnten. Und mit dieſen Worten ließ er den Wagen fortfahren. L'Etoile.

Er ſagte zum Kutſcher: Bring mich da hinaus. Als er vor dem Hotel de Longueville war, ſchickte er alle die zurück, welche ihm gefolgt waren, und fragte ihn noch einmal, wohin er führe: Er ſagte: Nach dem Croix du Tiroir: und als er da war, ſagte er, nach dem Kirchhof St. Innocent. ... Ravaillac blieb lange im Louvre auf den Steinen am Thor ſitzen, wo die Bediente Ihre Herrſchaften erwarten. Er dachte ſeinen Streich zwiſchen den beyden Thoren auszuführen. Der Ort, wo er war, gab ihm einigen Vortheil. Er fand aber, daß der Herzog von Epernon an der Stelle ſaß, wo er dachte, daß der König ſitzen ſollte. Matthieu.

Dieſer Herr ſaß hinten im Wagen, an dem er zu ſeinem Unglück alle Leder aufrollen ließ, weil es ſchönes Wetter war und er ein Vergnügen daran fand, im Vorbeyfahren die Zuruſtungen mit anzuſehen, welche man durch die ganze Stadt auf den Einzug der Königin machte. Ueber ihm zur Rechten ſaß der Herzog von Epernon: die Marſchälle von Lavardin und Roquelaure waren am rechten Schlag, der Herzog von Montbozon und der Marquis de la Force am linken und auf dem Rückſitz der Marquis von Mirabeau und Du Pleſſis Liancourt ſein Oberſtallmeiſter. Vitry, Kapitain ſeiner Garden, war auf ſeinem Befehl nach dem Pallaſt gegangen, um die Zurüſtungen zum Einzug der Königin zu beſchleu-

beſchleunigen, und er hatte ſeine Wache im Louvre zurückgelaſſen, ſo daß ihm nur eine kleine Anzahl von Edelleuten zu Pferd und ſeine Fußknechte folgten. Perefixe, Matthieu, l'Etoile. N. Rigaud. Ebendaſ.

Da der Wagen aus der Straſſe Saint Honoré, in die der Feronnerie fuhr, welche damals ſehr eng war und durch die an der Kirchhofsmauer zum unſchuldigen Kindlein gebaute Buden, noch mehr verengt wurde, nöthigte Ihn eine Sperrung, welche von einem entgegen kommenden Weinkarren zur Rechten und einem hinfahrenden Heuwagen zur Linken verurſacht wurde, in dem Winkel dieſer Straſſe gegenüber von einem Notar, Namens Poutrain, anzuhalten. Die Fußknechte giengen durch den Gottesacker, um am Ende der Straße deſto leichter wieder zum Wagen zu kommen. Es blieben nur zween hinter dem Wagen, von denen einer vorangieng, um das Gewirre auseinander zu bringen, und der andere dieſen Augenblick dazu benutzte, ſein Kniebund wieder zu binden. Ebendaſ.

Ravaillac, welcher dem Wagen vom Louvre an gefolgt war und nun ſah, daß er anhielt und niemand um ihn war, trat auf der Seite, wo, er bemerkt hatte, daß der König war, hinzu, den Mantel auf der linken Schulter hängend, unter welchem er das Meſſer, das er in ſeiner Hand hielt, verbarg. Er ſchlich ſich zwiſchen die Buden und den Wagen, ſo wie die thaten, welche vorbey zu kommen ſuchten, trat mit einem Fuß auf eine Speiche des Rads mit der andern auf einen Markſtein, zog ein zweyſchneidiges Meſſer hervor und brachte damit dem König ein wenig über dem Herzen zwiſchen der dritten und vierten Ribbe einen Stich bey, als dieſer Herr ſich eben gegen den Herzog von Epernon gewendet hatte und einen Brief las oder nach andern ſich gegen den Marſchall von Lavordin neigte, dem er etwas ins Ohr ſagte. Als er den Stich fühlte, rief Heinrich: Ich bin verwundet, allein in demſelben Augenblick ſtach der Mörder, welcher gemerkt hatte, daß die Spitze des Meſſers an der Ribbe abgeprallt war, mit ſolcher Geſchwindigkeit zum zweytenmahl, daß keiner von denen, welche im Wagen ſaßen, Zeit hatte, ſich zu widerſetzen, oder auch nur es zu ſehen. Indem Heinrich den Arm erhob, erleichterte er dadurch dieſen zweyten Stich nur noch mehr, welcher gerade ins Herz gieng, nach Perefixe und l'Etoile, nach Rigaud und dem Mercure fran-

françois nahe bey dem Herzohr in die Vena cava, welche davon durchſchnitten wurde, welches verurſachte, daß dieſem unglücklichen Fürſten das Blut in groſen Sprudeln durch den Mund und die Oefnung der Wunde drang, ſo daß er den Geiſt darüber aufgab, ohne etwas anders thun zu können, als einen tiefen Seufzer auszuſtoſſen; oder, wie Mathieu ſagt, mit ſterbender Stimme die wenigen Worte ſagen: Es iſt nichts. Der Mörder holte noch ſogar zu einem dritten Stich aus, welchen der Herzog von Epernon in ſeinen Ermel bekam. Ebendaſ.

Die Meynung des Verfaſſers des Mercure Francois iſt, daß Heinrich der IV ſchon vom erſten Stich ſtarb." Der erſte Stich ſagt er, gieng zwiſchen der fünften und ſechsten Ribbe durch, durchſchnitt die innere Blutader gegen das Herzohr und drang bis zu der Vena cava und da dieſe einmal verletzt war, verlohr dieſer groſe Monarch ſogleich Sprache und Leben; was den zweyten betrift, ſo drang der nicht ein, und ritzte nur die Haut. Merc. françois.

Der Schriftſteller, welcher uns die Lebensbeſchreibung des Herzogs von Epernon aufgeſetzt hat, hat einen noch weit ſonderbaren Gedanken. Er behauptet ohne allen Beweis, der Herzog von Epernon, welcher den zweyten Stoß geſehen habe, habe den Arm vorgehalten, um ihn abzuwenden, und habe ihn ſogar zum Theil in den Ermel ſeines Kleids bekommen, das davon durchſtochen worden ſey. Er wollte ohne Zweifel ſeinem Helden durch dieſen Zug Ehre machen. Ich weis aber nicht, ob er es wohl überlegte, da er ſogleich hinzuſetzt, der Mörder habe nach dieſem zweyten Stich noch zu einem dritten Zeit gehabt, tödlich wie der zweyte, den der König ganz bekommen habe. Wie, wenn der Herzog von Epernon den erſten dieſer zween Stiche hinlänglich gewahr wurde, um ihn zum Theil abzuwenden, konnten er und die andern nicht den folgenden verhindern? Dieſer Geſchichtſchreiber iſt alſo in dem Fall zu viel bewieſen zu haben, und wenn es nicht glücklicher Weiſe für ihn ganz leicht wäre, ihn eines Irrthums zu überführen, ſo könnte ſein Bericht ſo gar zu einer Anklage gegen den Herrn von Epernon werden. Vie du duc d'Epernon, 2 part. p. 238.

Sonderbar! Keiner von den Herrn, welche in der Caroſſe waren, ſah den König geſtochen werden und wenn dies höfli-

höllische Ungeheuer sein Messer weggeworfen hätte, so hätte man nicht gewußt, an wen man sich zu halten habe, allein er blieb da, wie wenn er sich zeigen und des schrecklichsten Meuchelmords noch rühmen wollte. Peresixe sagt eben dies und diese Meynung ist dem Charakter, den man uns von Ravaillac vorstellt, weit mehr angemessen, als was der Fortsetzer des Herrn De Thou sagt: Bestürzung und Gemüthsaufruhr hätten ihn verhindert zu fliehen, sich zu verbergen oder den Dolch fallen zu lassen. Er gestand, sagt vielmehr Matthieu, er habe in den König gestochen wie in ein Fuder Heu. L'Etoile ebendas.

Die sechs Herrn, welche in dem Wagen waren, stiegen sogleich aus; die einen eilten, des Mörders sich zu bemächtigen, die andern machten sich, um den König zu thun; allein einer von diesen, als er sah, daß er nicht sprach, und daß ihm das Blut aus dem Mund rann, schrie: der König ist tod. Auf diese Rede entstand ein groses Getümmel, und das Volk, das in den Straßen war, warf sich auf einander in die nächsten Buden mit gleichem Schrecken, als wenn die Stadt von Feinden eingenommen wäre. Einer von diesen Herrn (der Herzog von Epernon) hatte plötzlich den Einfall, zu sagen: der König sey nur verwundet und ohnmächtig. Man foderte Wein, und während daß einige Bürger eilten, welchen zu hohlen, ließ man die Wagenfenster nieder und sagte zum Volk, der König sey nur verwundet, man wolle ihn geschwind nach dem Louvre bringen, um ihn verbinden zu lassen. Mercure Francois. ibidem.

Ich lief damals wie unsinnig und nahm das erste Pferd, das ich fand und sprengte mit verhängtem Zügel nach dem Louvre. Vor dem Hotel De Longueville begegnete ich Herrn von Bellancourt, der aus dem Louvre kam und zu mir sagte: Er ist tod. Ich lief bis zu den Barrieren, welche die französischen Garden und die Schweitzergarden mit gefällten Piken besetzt hatten, und kamen, Herr Le Grand und ich, unter die Barrieren. Wir liefen alsdann nach dem Cabinet des Königs, wo wir ihn auf seinem Bett ausgestreckt sahen und Herrn Staatsrath De Vic, auf demselben Bett sitzend, welcher ihm sein Ordenskreuz auf den Mund gelegt hatte und ihm von Gott zusprach. Milon sein erster Arzt stand zwischen der Wand und weinte, und Wundärzte, welche ihn verbinden wollten; allein es war schon vorbey: wir sahen wohl

wohl etwas, daß er einen Seufzer ausſtieß, allein es war in der That nur Luft, die ſich aus der Bruſt herausdrängte. Da ſchrie der erſte Leibarzt: Ach es iſt geſchehen, er iſt hin. Herr Le Grand, der dazu kam, ſetzte ein Knie neben das Bett, nahm eine Hand von ihm, die er küßte, und ich hatte mich zu ſeinen Füſſen geworfen, die ich umarmt hielt und bitterlich weinte. Der Herr von Guiſe kam dann auch und umarmte ihn u. ſ. w. Mém. de Baſſompierre, Tom. 1, pag. 297.

Die Königin erhielt dieſe traurige Nachricht in ihrem Kabinet und ganz beſtürzt, kam ſie heraus, um den, den ſie in dieſer Welt am meiſten ehrte, des Lebens beraubt noch zu ſehen. Allein der Herr Kanzler, welcher damals im Staatsrath war, wohin man eben die Nachricht gebracht hatte, war zu ihr hinaufgegangen, und traf ſie im Herausgehen und hielt ſie an. So bald ſie ihn erblickte, ſagte ſie zu ihm: ach der König iſt todt. Er, ohne ſich irgend bewegt zu zeigen, antwortete ihr: Eure Majeſtät excuſiren, die Könige ſterben nicht in Frankreich. Er bat ſie alsdann, in ihr Cabinet zurückzugehen und ſagte zu ihr: man muß ſehen, daß unſer Weinen nicht unſre Angelegenheiten beweinenswürdig machen, man muß es auf eine andre Zeit aufheben. Es giebt Leute, welche für Sie und für ſich weinen. Eurer Majeſtät kommt es zu, für ſie und für ſich zu arbeiten: wir brauchen Hülfsmittel und keine Thränen. Mercure françois. ibidem.

Um fünf Uhr Abends wußte man nur im Louvre gewiß, daß der König todt ſey. Selbſt in dem Viertel der Feronnerie, wo er ermordet worden war, glaubte man, er ſey blos verwundet. Dies Gerücht kam bis zu den Auguſtinern, ehe noch die Audienz geendigt war; der Lerm, das Gemurmel, das mit jedem Augenblick durch die Leute, die in den Hof vor dem Saal der groſen Kammer kamen, zunahm, kam bald bis zu den Ohren des Herrn von Blancmeſnil, zweyten Präſidenten der Grand Chambre, der wirklich Audienz darinn hielt. Auf dieſen Lerm ſtand er auf, wie wenn er die Stimmen über die verhandne Rechtsſache ſammlen wollte; allein ſtatt von der Sache zu reden, ſtellte er der Kammer die Wichtigkeit dieſes Lerms vor, der nicht wohl ſeyn würde, ohne daß etwas trauriges vorgefallen wäre, und bewog ſie, die Sitzung aufzuheben und die Audienz abzubrechen, was auch

ge-

geſchah. . . Man ſchickte auf der Stelle nach den königlichen Fiſkalen. Sobald ſie da waren, wurden ſie abgeordnet ins Louvre zu gehen, um ſich nach den Befinden des Königs und ſeinen Befehlen zu erkundigen. . . Von der andern Seite hatten ſich die Prinzen, Herzoge und Großen, welche in Paris waren, eilig nach dem Louvre begeben, um dem König zu Hülfe zu kommen. . . . Der Herr von Vitry erhielt Befehl, alle Kinder des Königs in ein Zimmer zu verſammeln und beſonders den jetzt regierenden König, ſo daß ſich niemand ihnen nähern ſollte. Die Herzoge von Guiſe und Epernon bekamen den Auftrag ſo viel Adel, als ſie auftreiben könnten, aufſitzen und durch die ganze Stadt reiten zu laſſen, um zu ſagen, der König ſey nicht todt, ſondern nur verwundet. Le Jay, Civillieutenant und Sanquin, Prevot der Handelſchaft erhielten Befehl die Stadtthore ſchließen zu laſſen, und die Schlüſſel zu ſich zu nehmen, und alle ihre Offizirs zu beordern, alle Bewegungen und Zuſammenrottirungen zu verhindern. . . Die Garden, welche in den Vorſtädten waren, erhielten Befehl ſich auf die neue Brücke in der Dauphinſtraſſe und in die Gegend der Auguſtiner zu poſtiren, um auf das Parlement los zu gehen und es im Nothfall zu zwingen, die Königin zur Regentin zu erklären. . . . Die königlichen Fiſkale fanden bey ihrer Zurückkunft vom Louvre bey den Auguſtinern den erſten Herrn Präſidenten, welcher ſich dahin hatte tragen laſſen. Nachdem ſie dieſen und den verſammelten Kammern die Nachricht von dem Tod ſeiner Majeſtät beſtätigt hatten, fieng man an, über die durch die königlichen Fiſkale geſchehene Requiſition zu berathſchlagen. Dann kamen in die gröſe Kammer der Herr von Guiſe und von Epernon von der Königin abgeſchickt, um zu ſehen, was vorgienge. L'Etoile. Peref. ibidem.

„Gegen neun Uhr Abends an demſelben Tag gieng eine große Anzahl von Herrn in der Stadt herum und ſagten, im Vorbeygehn: da kömt der König, er befindet ſich wohl, Gott ſey Dank. Da es Nacht war, fieng das Volk, welches in der Dunkelheit glaubte, der König ſey mit dabey, aus Leibeskräften an, zu rufen: Es lebe der König. Da ſich dies Geſchrey von einem Quartier ins andre fortgepflanzt hatte, ſo ertönte bald die ganze Stadt von: Es lebe der König; nur in den Vierteln vom Louvre und den Auguſtinern wußte man die Wahrheit.“ Ebend.

„Am

„Am Abend verband man den Leichnam des Königs, und wuſch ihm mit eben der Ceremonie, als wenn er noch am Leben geweſen wäre. Herr Du Maine gab ihm ſein Hemd, Herr Le Grand ſervirte, und man befahl auch mir, zu ſerviren, und die Stelle des Herrn von Bouillon zu vertreten.“ Baſſompierre.

Sonnabends am funfzehnten May wurde die Leiche des Königs geöfnet, in Gegenwart von ſechs und zwanzig Aerzten oder Wundärzten, welche alle ſeine innern Theile ſo vollkommen gut beſchaffen fanden, daß er nach dem Lauf der Natur wohl noch dreyßig Jahr hätte leben können. . . Sein Herz war klein aber dick und feſt, und ganz zum Erſtaunen geſund.“ l'Etoile. ibidem.

Nach dem Bericht der Aerzte und Wundärzte fand ſich der dickſte Magen, den man je geſehen hatte. Der linke Lungenflügel war ein wenig an die Ribben angewachſen. Baſſompierre. ibidem.

Seine Eingeweide wurden ohne alle Ceremonie auf der Stelle nach Saint-Denis geſchickt. Die Jeſuiten verlangten das Herz und brachten es nach ihrer Kirche zu La Fleche. Sein Körper einbalſamirt in einem Sarg mit einer hölzernen Bahre bedeckt, und ein Stuck Drap D'or darüber wurde in das Zimmer des Königs unter einen Thronhimmel geſetzt mit acht Altären auf beyden Seiten, auf denen man achtzehn Tage lang Meſſen las, alsdann wurde er nach Saint-Denis gebracht und ſ. w. Peref. ibidem.

M. ſ. In denſelben Geſchichtſchreibern mehrere andere intreſſante Umſtände ſo wohl von dem, was im Parlement und an verſchiedenen Orten zu Paris vorgieng als von den dabey beobachteten Trauerceremonien. M. ſ. auch über dieſem letzten Artikel die Mſs. royaux, vol. 9261.

Die Memoiren aus dieſer Zeit geben uns hier eine unendliche Menge von ſonderbaren Bemerkungen und Anekdoten, die Ermordung Heinrichs des IV. betreffend, welche wir uns nicht enthalten können, dem Text unſrer Memoiren beyzufügen. Blos ihre Anzahl und Verſchiedenheit ſetzen mich in Verlegenheit. Denn was die Perſonen betrift, auf die ſie ſich beziehen, die Jeſuiten, den Herzog

von Epernon und mehrere der vornehmsten Herrn des Königreichs, die Marquisin von Verneuil und den Anhang, an dessen Spize sie, wie man voraus sezt, stand, die Hausoffiziers der Königin und s. w. so wird man zugeben, daß, dieß alles ihrem Andenken nicht nachtheilig seyn kann, vielmehr ihr Interesse verlangt, keinen von diesen Zügen zu unterschlagen oder zu entstellen. Denn da alle Bemühung und Bosheit ihrer Feinde nicht im Stand war einen einzigen derselben deutlich zu erweisen, so ergiebt sich daraus, daß es eben so viel verläumderische Erfindungen müßiger und schlechter Leute sind.

Eine einzige allgemeine und auf alle anwendbare Bemerkung ist hinreichend, dieß zu beweisen, nemlich die, daß Ravaillac nie jemand anklagte oder auch nur irgend jemand von diesen Personen verdächtig machte, daß er vielmehr jederzeit behauptete: niemand habe um sein Vorhaben gewußt, und er habe es blos deswegen gefaßt, weil er habe sagen hören, der König wolle den Papst mit Krieg überziehen. Von dieser Aussage wich er nie ab. Er sprach auf der Folterbank, wie er im gütlichen Verhör gesprochen hatte. Die heftigsten Schmerzen konnten ihn nicht zu einer Veränderung seiner Aussage bringen. Er betheuerte und wiederholte auf dem Blutgerüst, er habe weder Vertraute noch Mitschuldige gehabt." Er (Ravaillac nahe daran den Geist aufzugeben) wändte sich gegen seinen Beichtvater, und bat ihn, ihm die Absolution zu ertheilen, weil es mit ihm zu Ende gehe. Als ihm der Beichtvater dieß verweigert hatte, weil er das beym Verbrechen der beleidigten Majestät im ersten Grad, so wie das seinige, nicht dürfte, so lange er seine Mitschuldige nicht angezeigt hätte, so sagte Ravaillac zu ihm: ertheilen Sie mir sie unter der Bedingung, daß das, was ich Ihnen betheuert habe, keine Mitschuldigen zu haben, wahr sey. Der Beichtvater antwortete darauf, „ich will es, unter dieser Bedingung wahrhaftig, und daß, im Fall dem nicht so sey, deine Seele beym Ausfahren aus diesem sterblichen Leibe gerade zu allen Teufeln fahre." Ich nehme sie an, und empfange sie, sagte Ravaillac, unter dieser Bedingung: und dies war das lezte Wort, was er zu den Herrn von Villefac und Gamache sagte, welches beede rechtschaffene Männer und von den wackersten der

Ser-

Sorbonne waren. Sehr merkwürdige Worte, da sie von allen Schriftstellern derjenige erzählt, der sich als den frewesten und giftigsten gezeigt hat. Mém. pour servir à l'Hist. de France, pag. 323.

Nach dieser entscheidenden Bemerkung fange ich mit dem an, was die Jesuiten betrift. Sie waren diejenige unter allen, welche am wenigsten geschont wurden, und welche unser Verfasser im Anfang des folgenden Buchs zuerst angreifen wird, wie wohl er sie nicht nennt. Und ich glaube, verbunden zu seyn, vor allen andern das Bekenntniß eines Mannes anzuführen, der ein großer Kritiker ist, die Societät bekanntermaßen nicht fürchtet, und niemand schont: „ich hatte die Curiosität, sagt er, zu lesen, was die Jesuiten auf die Beschuldigungen ihrer Feinde geantwortet haben, was man ihnen replicirte, und sie selbst duplicirten, und es schien mir, daß ihnen ihre Ankläger in verschiedenen Punkten im Rest blieben. Dieß läßt mich glauben, daß man ihnen vieles zur Last legt, was man nicht beweisen kann, was man aber auf Eingebung der Vorurtheile leicht glaubt. Man findet in der That nichts Gründliches oder Erwiesenes, in der Deklamation Mortezots, und einer Menge anderer anonymer Schriftsteller. Bayle lettres choisies. T. I. lettre 230.

Gehn wir ins Einzelne, und untersuchen die Worte, die einem Jesuiten zugeschrieben werden, welcher zu Navaillac sagte: Mein Freund, beschuldigt keine rechtschaffene Leute! — „Der Pater Cotton selbst gieng dahin, und sagte zu ihm: er solle sich wohl in Acht nehmen, keine Unschuldige anzugeben. Eine Rede die nicht auf die Erde fiel. Alsdann hätte er ihn auch, wo möglich, gern beredet, daß er ein Hugenot sey, indem er ihm sagte: man würde ihn nie überreden, daß einem Römischcatholischen Christen in den Sinn kommen könnte, eine so böse That zu begehen. Allein dieser machte sich über gedachten Pater Cotton, obschon er ein Jesuit war, nur lustig, so wie auch über die andern, die er scherzhaft heimschickte: ihr würdet euch sehr wundern, sagte er zu jedem, der ihn ausfragen wollte, — wenn ich sagte, daß ihr es wäret, die mich zu der That angestiftet hätten. Er sagte es nicht zum Pater Cotton. Denn so bös er auch war, hatte er doch noch einige Ge-

wissenhaftigkeit, um die Brüder der Societät nicht zu ärgern. Journal du règne de Henri IV, année 1610.

Pierre Matthieu in seiner besondern Geschichte von dem Tod Heinrichs IV. art. 4. pag. 116. sagt: „Die Königin in der Meynung, daß dieser elende Ravaillac, wenn er dahin gebracht werden könnte, sein Verbrechen zu bereuen, offenherziger bekennen würde, was ihn dahin gebracht habe, es zu begehen, habe für gut befunden, ihn durch Doktoren und Religiosen besuchen zu lassen, welche seine Seele in eine solche Fassung setzen sollten, daß sie mehr die ewige als die zeitliche Quaalen befürchten möchte." — Der Pater Cotton kann von der Anzahl dieser Ordensgeistlichen gewesen seyn, der Verfasser nennt ihn aber nicht besonders, und thut keine Erwähnung von den Reden, die man ihm zuschreibt; er sagt nicht, daß dieser Pater bey seiner Anrede an Ravaillac ihn: mein Freund, genannt habe. Der Pater D'Orleans sagt übrigens nicht ein Wort von dieser Thatsache in der Lebensbeschreibung des Pater Cotton, wo es natürlich war davon zu reden, und wo er sich in Ansehung dieses Paters so sehr auf einzelne Umstände einließ, als irgend Matthieu alle Umstände von dem Tod Heinrichs des IV. behandelte.

„Man bemerkte zwey Dinge, sagt Mezerai, woraus der Leser folgern mag, was ihm beliebt: erstlich, daß, als man Ravaillac gefangen genommen hatte, man sieben bis acht Männer mit bloßem Degen kommen sah, welche ganz laut sagten, man müsse ihn umbringen; sie verbargen sich aber alsbald wieder in dem Gedränge; zweytens, daß man ihn nicht sogleich ins Gefängniß, sondern unter die Hände Montigni's that und ihn zween Tage lang in dem Hotel de Rois bewachte, mit so wenig Vorsicht, daß jede Art von Leuten mit ihm sprachen, unter andern ein Ordensgeistlicher, der dem König große Verbindlichkeit hatte, und zu ihm trat, ihn, mein Freund! nannte und zu ihm sagte: er sollte sich wohl hüten, rechtschaffne Leute anzugeben. Mezerai hat wahrscheinlich die erste dieser Bemerkungen, von Matthieu, welcher sagt, der Baron von Courtamer habe den Degen gegen diesen Trupp von zehn bis zwölf Männern gezogen, und sie auf diese Art genöthigt, sich im Gedränge zu verlieren. Ich sehe aber nicht, was sich aus der ersten dieser zwo von Mezerai angeführten Thatsachen folgern ließe

ließe, auser etwa, daß Menschen von Zorn und Schmerz über den Tod des besten Königs durchdrungen, sich hinreissen ließen den Meuchelmörder in Stücke hauen zu wollen. Was die andere Thatsache betrift, so muß sie nach dem, was wir in der vorhergehenden Anmerkung davon gesagt haben, wenigst ns sehr gewagt scheinen, vorausgesetzt, daß der Verfasser unter dem Ordensgeistlichen, der dem König groß- Verbindlichkeiten gehabt habe, auch wirklich den Pater Cotton habe verstanden wissen wollen. Endlich, wenn dieser Pater auch wirklich Ravaillac besucht, wenn er ihm gesagt hat: mein Freund gebt rechtschaffene Leute nicht an! was ließe sich denn aus einem Ausdruck der Sanftmuth und christlichen Liebe schließen, welcher an sich, weder mittelbar noch unmittelbar, etwas gehäßiges darstellt. Abr. Hist. Chron., T. 3, pag. 1450.

Gegen die Jesuiten findet sich noch folgendes an verschiedenen Stellen bey dieser Gelegenheit. Der Pater D'Aubigny, welcher Ravaillac's Beichte gehöret hatte, wurde insbesondere durch den ersten Präsidenten über das Geheimniß der Beichte befragt; er konnte aber nichts anders aus ihm bringen, außer, daß Gott, welcher einigen die Gabe der Sprachen, andern die Gabe der Weissagung, andern die Gabe der Offenbahrung u. s. w. gegeben habe, ihm die, die Beichte zu vergessen, verliehen hätte. Ueberdieß, setzte er hinzu, sind wir Ordensgeistliche, welche nicht wissen, was die Welt ist, und uns nicht darein mischen und nichts von weltlichen Dingen verstehen. Ich finde im Gegentheil, versetzte der erste Präsident, vielmehr daß ihr genug davon wißt und euch nur zu sehr in weltliche Händel mischt und wenn der euch nicht mehr, als ihr sagt, damit zu schaffen gemacht hättet, würde alles besser gegangen seyn. Mém. pour l'Hist. de Fr. ibid., p. 320. et 321.

Was man hier, den Pater D'Aubigny betreffend, gesehen hat, ist ohne Zweifel das stärkste von allem, was man gegen die Jesuiten vorgebracht hat. Man weiß, daß Ravaillac, welcher ausgesagt hatte, er kenne diesen Jesuiten, und er bey der Messe assistirt habe, er habe ihm Visionen in der zerrütteten Einbildungskraft eröffnet u. s. w, mit diesem Pater confrontirt wurde, welcher ihm aber ins Angesicht behauptete, er habe ihn nie gesehen und alles was er gesagt, seyen bloße Lügen. Der Mercure françois will

glaubwürdiger, als alle bisher angeführten Schriftsteller, weil er von dieser ganzen Sache so ausführlich und pünktlich spricht, daß man sagen möchte: er habe alle Proceßakten unter den Händen gehabt, der Mercure françois sage ich, setzt, nachdem er alle Umstände dieser Confrontation angeführt hat, hinzu: " Der Pater D'Aubigny sagte zu Ravaillac, er sey ein sehr schlechter Mensch und nach einer so bösen That sollte er niemand fälschlich anklagen, sondern sich an seinen Sünden begnügen, ohne noch hunderttausend andere verursachen zu wollen. Ravaillac, erinnert, daß wenn er den Pater D'Aubigny verwerfen wolle, er es jezt thun müsse, sagte, nein, und er halte ihn für einen braven Mann, wackern Geistlichen und wolle ihm glauben. Gleicher Gestalt, sagt der gedachte d'Aubigny, als er wegen der Verwerfung erinnert wurde, unter Bedrohung, daß sie nicht mehr angenommen werden würde, wenn er es jezt nicht thäte; er wolle weiter nichts anführen, als daß er ein schlechter Kerl sey, der unverschämt lüge." Mercure Fr., ann. 1610.

Das Stillschweigen Ravaillacs auf solche Reden kann für eine Ueberführung von Verläumdung gelten. Man müßte dieß ganze Stück von dem Prozeß Ravaillacs in dem Buch selbst nachsehen. Matthieu sagt: Servin, Advokat des Königs, sey es gewesen, welcher den Pater D'Aubigny gefragt habe. Nach diesem Geschichtschreiber antwortete der Pater D'Aubigny wirklich darauf: seit er auf Verfügung seiner Obern das Predigen aufgegeben und sich blos mit Beichthören abgegeben habe, habe ihm Gott diese besondere Gnade verliehen, aus seinem Gedächtniß plötzlich alles zu verwischen, was man ihm unter dem Siegel der Beichte anvertraue. Allein dieß ist auch alles, was dieser Schriftsteller davon erzählt, ohne irgend einer boshaften Gegenantwort von Seiten des Königl. Advokaten zu erwähnen, so sehr er den Jesuiten feind war, und er verdient ohne Zweifel mehr Glauben, als die mémoires pour l'hiſtoire de France, weil er Zeitgenosse war und sich ganz vorzüglich für das Andenken Heinrichs des IV. interessirte, der ihn mit seiner Gnade beehrt hatte. Pasquier, ein grosser Feind der Jesuiten, giebt ihnen hierinn gar nichts schuld, und zeigt dadurch hinlänglich, daß er sie für unschuldig hielt. Hiſtoire de Henri IV, ibid. Lettres de Nicolas Pasquier.

„Sonn-

„Sonntag am 23. May beſchuldigten der Pater Portugais, anziskaner, nebſt einigen Pfarrern von Paris unter andern die n Saint: Berthelemi und von Saint-Paul in verſteckten, aber ch immer ſehr verſtändlichen Worten die Jeſuiten, daß ſie itſchuldige des Königsmords wären, indem ſie ſich aus ren eignen Schriften und Büchern verdächtig machten, na- ntlich denen von Mariana und Becanus.... Es wurde ch vorgeſchlagen, ſagt ferner hierüber derſelbe Schriftſtel- , den Jeſuiten die öffentlichen Kanzeln zu verbieten. an begnügte ſich das Buch Mariana's durch Henkers Hand rbrennen zu laſſen, was auch wirklich Dienſtags am 8 Jun. r der Kirche Unſrer Lieben Frauen geſchah. Dieß Buch be- uptet geradezu die Rechtmäßigkeit der That des Bruder ement und wurde in doppeltem Format gedruckt; einmal klein Folio, das anderemal in Octav. Im erſten nennt dieſen Bruder aeternum Galliae decus, welche drey Wor- in dem andern, das ich beſitze, weggelaſſen ſind. Mém. ur l'hiſtoire de Fr. ibid. p. 325.

Wenn alle Schriftſteller, welche in Grundſätzen eines ariana und Becanus geſchrieben haben, beſchuldigt werden ten, zu dem Tod des Königs beygetragen zu haben, ſo ßte man Jean Petit, Doktor der Sorbonne, deſſen undſätze die Koſtnitzer Kirchenverſammlung verworfen hat, n berühmten Johann Gerſon, Jacob Almain, Richer, hann Boucher, aus demſelben Haus und Orden, den ozeß machen. Weiß man etwa nicht, daß die Sorbonne auſſerordentlich verſammelte, um zur Seligſprechung cob Clements, Mörders Heinrichs des III. zu ſchreiten, daß unter ſo vielen verſammleten Doktoren keiner ſich ſem Vorhaben widerſetzte, auſer dem einzigen Poitevin? n wütender Haß verfinſterte in dieſen unglücklichen Zeiten richtigſten Einſichten und ſo empörend auch die Lehre iſt, es bisweilen erlaubt ſey, Könige zu ermorden, ſo ſehr auch der Schrift und Vernunft zuwider läuft, ſo war ſie h zur Schande der Vernunft und Religion die herſchende re. Mariana, ein ſpaniſcher Jeſuit, behauptet in ei- n Buch unter dem Titel: De rege et regis inſtitutione, klich, daß es bisweilen erlaubt ſey, Tyrannen zu tödten, wohl er übrigens lehrt, daß kein rechtmäßiger Fürſt durch en Privatmann eigenmächtiger Weiſe getödtet werden ne. Die Feinde der Jeſuiten behaupteten, Ravaillac ha-

he daraus seine ersten Grundsätze geschöpft, die er nur zu sehr in Ausübung gebracht habe. Indessen ist doch gewiß, daß er das Buch, das er gar nicht kannte, nie gelesen hatte, und daß er nicht genug Latein verstand um es lesen zu können. Allein die Leidenschaft überlegt das alles nicht. Um zu verhindern, daß die Verwegenheit einiger Schriftsteller in der Folge dem Jesuiten Orden nicht gleiche Händel zuziehen möchte, verbot der Pater Aquaviva unterm 8. July bey Strafe der Excommunication und der Suspension von den geweyhten Aemtern, allen Untergebenen der Societät, nichts zu sagen oder zu schreiben, was auf irgend eine Art und unter irgend einem Vorwand die Ermordung der Könige gut heißen könne, welche das Gesetz des Herrn, sagte er, zu ehren und hoch zu halten befiehlt, als geheiligte Personen, welche die Hand des Herrn auf den Thron gesetzt hat. Mém. Chr. et Dogm. t. 1. p. 115. et suiv.

Was hier von Mariana gesagt wird, paßt eben so gut auf Becanus und ich sehe eigentlich nur eine einzige seiner Beschuldigungen so entschieden, daß sie einige Wahrscheinlichkeit für sich hat. Dies ist die, welche man aus dem Buch dieses Spanischen Jesuiten nimmt, das von dem Parlament, als fähig die Unterthanen gegen ihre Fürsten zu bewaffnen verdammt wurde. Was läßt sich aber überhaupt gegen die Jesuiten in Frankreich und in Ansehung einer Thatsache aus dem Buch eines Fremden schließen, das schon im Jahr 1606. durch die Jesuiten selbst als höchst verderblich verdammt wurde?

Da der Pater Cotton sich mit Genehmigung der Königin, welche ihn mit dem Abt Du Bois, einem erklärtem Feind von ihm und den Jesuiten, auszusöhnen wünschte, in Conferenz eingelassen hatte, und sie fünf ganzer Stunden in der Wohnung des Herrn Civillieutenants bey einander geblieben waren, ohne mit einander einig werden zu können, fragte endlich der gedachte Pater Cotton um ihn zu überraschen: ob er wohl denke, daß die Jesuiten den vorigen König hätten umbringen lassen, und ob er glaube, daß er ihn getödet habe? Nein, antwortete ihm der Abt Du Bois, denn wenn ich es glaubte, so würde ich Ihnen den Augenblick (wobey er einen derben Abtesfluch ausstieß) nach der Gurgel fahren und Sie erdrosseln und zu diesem Fenster hinausstürzen. Alsdann fragte er ihn, ob die Jesuiten keine Katholiken wären? wie der

Teufel

Teufel, sagte er. Journ du régne de Henri IV, par P. l'Etoile, p. 233.

Es war ein Hader an diesem Tag (Dienstags den 25. May) zwischen den Herrn von Lomenie und dem Pater Cotton im vollen Staatsrath, zu welchen Lomenie sagte: er und die Societät der Jesuiten haben warlich den König getödet. Und als darauf die vom Staatsrath zu ihm sagten: Er möchte sich etwas mäßigen, so antwortete er, sein Schmerz über den Tod seines allzuguten Herrn könnte ihn wohl ein wenig hitzig im Reden machen, er rede aber nur in Gegenwart der Königin. Zu gleicher Zeit hatte Beringhen Streit mit De Lorme, erstem Arzt der Königin, welcher die Jesuiten vertheidigte und sagte ihm eben so viel. Ibidem. pag. 260.

Ist es wohl zu verwundern, daß man in der Hestigkeit und im Zorn in Augenblicken, wo man sich durch seine Feindschaften, seine Vorurtheile hinreißen läßt, in Stichelreden und in Beleidigungen ausbricht, die man nicht beweisen könnte? Man behauptet da vieles, was man selbst nicht glaubt und innerlich selbst mißbilligt, wenn man wieder ruhig ist.

Jean Du Bois Abt von Beaulieu war kurz darauf genöthigt worden, aus dem Reich zu weichen, und wurde zu Rom angehalten, und zur Untersuchung gezogen auf Ansuchen der Jesuiten, oder vielleicht auch des Generalprocurators der Cölestiner. Denn er war erst Cölestiner gewesen, und man will wissen, daß er diesen Orden verlassen habe, ohne Rechnung von den Geldern abzulegen, die er unter den Händen gehabt hatte. Nachher hatte er die Waffen geführt und sich im Dienst Heinrichs des III. ausgezeichnet, welcher ihn den Kaiser der Mönche nannte. Hierauf nahm er den geistlichen Habit wieder, und machte sich durch seine Predigten berühmt. Wie dem auch sey, er wurde bis ins Jahr 1626 im Gefängniß gehalten, in welchem Jahr er starb, wenige Tage, nachdem ihm der Pabst Gregor XV. die Freyheit wiedergegeben hatte. Mem. pour l'hist. de Fr. Mercure Fr. et Moreri.

L'Etoile läßt La Varenne den Jesuiten etwas sehr sonderbares sagen, bey seiner Rückkunft von La Fleche, wohin er sie bey der Ceremonie der Ueberbringung des Herzens

Heinrichs IV. in die Kirche dieser Väter', begleitet hatte. Nachdem er sie alle, an der Zahl vier und zwanzig, zu Mittag gespeißt hatte, sagt er ihnen, nach andern schon sehr starken Reden noch folgendes: Uebrigens will ich Ihnen nicht verbergen, daß hier ein sehr böses und heimliches Gerücht geht, das mir zu Ohren gekommen ist, und daß man mich wollte glauben machen, es wären unter Ihnen einige Begünstiger und Mitschuldige des unglücklichen Streichs und Meuchelmords am hochseligen König. Ich habe nichts davon geglaubt; findet sichs aber, daß ich etwas davon entdecke, so erkläre ich Ihnen, daß ich Sie alle nach einander auffangen und in meinem Pferdestall erdrosseln lassen werde. Das war die Rede La Varennes zu den Jesuiten, aber es ist wohl Zeit sagte man, den Stall zuzumachen, wenn die Kuh hinaus ist." Ibidem pag. 176.

Da diese Rede La Varennes sich nicht in den guten Schriftstellern seiner Zeit findet, so hat man sie als eines jener aus der Luft gegriffenen Mährchen anzusehen, welche nur den Pöbel belustigen, und seine Vorurtheile gegen einen Feind befriedigen können, welchem alles, was seiner Leidenschaft schmeichelt, für Vernunft und Wahrheit gilt.

Derselbe Verfasser, indem er von dem Prevot der Marechaussee von Pluviers redet, sagt, er habe zween Söhne unter den Jesuiten gehabt, und will dabey, daß man gegen diese Väter daraus so viel folgern soll, als wären sie Mitschuldige gewesen. Allein es ist in die Augen fallend, daß man weder schlechter raisonniren noch schlechter schliessen kann, als dieser Schriftsteller in Ansehung des Prevot von Pluviers. Hätten sich auch die Jesuiten mit ihm verstanden, weil er zween Söhne zu Jesuiten hatte, so würde daraus doch noch nicht folgen, daß sie zu dem Verbrechen Ravaillacs mit gewirkt hätten, wenn man nicht bewiese, was ohnmöglich bewiesen werden kann, daß jener sich aus Furcht gehängt habe, deswegen der Gerechtigkeit in die Hände zu fallen, weil er vereint mit den Jesuiten daran gearbeitet hätte, Ravaillac zu seinem abscheulichen Unternehmen zu verleiten. Allein diese schreckliche Verläumdung wird durch den Mercure François gründlich widerlegt. Nach der vorangeschickten Bemerkung, daß alles, was gegen sie hierüber vorgebracht wird, aus dem Anti-Cotton, dem renvercment

des

des bourrières und andern dergleichen Flugschriften genommen ist, sagte er, „sie sollten in ihren Satyren besser mit einander übereinstimmen, da sie doch alle aus einer Bude kommen.“ Von diesen zwey Büchern wurde das erste in der Mitte des Septembers und das andere zu Ende des Octobers gedruckt, und doch hat man jederzeit dafür gehalten, dieser Prevot habe sich gehängt, weil man bey ihm Stempel gefunden habe, und er ein Falschmünzer gewesen sey, und wegen anderer peinlichen Verbrechen, wegen deren er dem Tod nicht entgehen konnte; nicht aber wegen der obgedachten Beschuldigung, von der man weis, daß sie ihm durch seine Feinde zugezogen worden war u. s. w. Merc. Franç. ann. 1610.

Diese Bemerkung, daß man zu der Zeit nichts gegen die Jesuiten anführte, was nicht aus ganz verächtlichen Pasquillen genommen gewesen wäre, könnte schon allein eine vortrefliche Antwort auf alle andere Verläumdungen dieser Art abgeben, und man wird daran nicht zweifeln, wenn man vollends gesehen hat, was einem der wütendsten Gegner dieser Societät vielleicht nur aus Uebereilung entfiel. „Der Anti-Jesuit, sagt er, erschien damals, und ausser Injurien darf man nichts darinn suchen. Der Verfasser ist Bonestat, ein junger Mensch: der Faktor von La Guillemot wurde darüber in Verhaft genommen. Es erschien auch das Catholicon von Saumur. Etwas mittelmäßiges! Lettre ibid.

La Bastilliere, der ein wenig frey im Reden ist, begegnete zween Jesuiten: meine Herren, sagte er zu Ihnen, ich glaube Sie sind Jesuiten, es ist ein Kaufmann von Chatellerant da, der gute Messer führt, und von allen Sorten, ich weis nicht, ob nicht etwa eins für Sie darunter seyn möchte.“ Das ist aber kein Beweis, sondern ein Bonmot, das gefallen kann, nicht sowohl weil es wahr ist, als wegen der beshaften und scherzhaften Wendung, die es gefällig machen kann.“ Mém. pour l'hist. de France ibid. p. 353.

Divray, Hofgreffier, sagte am folgenden Tag zu einem meiner Freunde, als man dieses Frauenzimmer (La Coman, von welcher oben die Rede gewesen ist) von den Herrn wieder zurück führte, habe sie zu ihm gesagt: Ich habe

habe in der Beichte den Jesuiten alles entdeckt, was ich von diesem Anschlage wußte, sie haben mich aber beschworen, nichts davon zu sagen.„ Warum hatte diese Rede der Coman keine Folge in Ansehung der Jesuiten? warum reden die guten Schriftsteller, welche doch ganz ausführlich sind, nichts davon? Ibid. p. 358.

Nicht schwerer ist es, folgendes, was gegen verschiedene andere obengedachte Personen angeführt wird, zu widerlegen. Es führt sogar seine Widerlegung mit sich, indem es Personen, die nicht nur in keiner Verbindung aus Freundschaft oder Interesse mit einander standen, sondern auch erklärte, und dafür allgemein bekannte Feinde in Einer Anklage mit einander betreffen, nemlich die Königin, die Marquisin von Verneuil und ihre Anhänger. Wir glauben daher uns füglich aller Anmerkungen bey diesen Angaben enthalten zu können, welche nur unnützer Weise diese Noten vergrößern würden, und welche jeder einsichtsvolle Leser von selbst machen wird.

„Sonntags vor dem Freytag, an welchem der König ermordet wurde, welches der 9. May war, begegnete dieser Soldat (ein nichtswürdiger Kerl, welcher Priester gewesen war, sagt der Verfasser einige Zeilen zuvor,) vor dem Sanct Antons Thor auf dem Weg von Charenton der Wittwe des Kapitains Saint Matthieu eines Hugenoten. Da er sie erkannt hatte, und sie ihn, trat er zu ihr und fragte sie nach einigen Reden: ob sie noch immer zu Paris wäre. Sie sagte zu ihm: ja. Und was machen Sie denn da alles? fragte der andere. Was ich da mache? sagte sie, o! ich habe da ein Last Geschäfte. . . Meiner Treu, sagte er, es giebt weder Prozeß noch Geschäfte, die ich nicht stehn und liegen ließe, wenn ich wäre, wie Sie; ich wollte, um des Guten willen, das ich Ihnen wünsche, daß Sie weit davon wären. Warum? sagte sie. Darum sagte er, weil, ehe acht Tage ins Land kommen, zu fürchten steht, daß es so tolles Zeug in Paris setzen wird, daß der glücklich zu schätzen ist, wer sich weit davon befindet; und was mich betrift, so rathe ich Ihnen als Freund sich je eher je lieber davon zu machen; glauben Sie mir es nur aufs Wort.“ Da sie bis zum Eingang der Kirche gekommen waren, wo die Predigt noch nicht angegangen war, fängt der Soldat an, zu ihr zu sagen,

er

er wolle ihre Predigt nicht hören, wohl aber, ſetzte er mit Lachen hinzu, die Verfaſſung ihrer Garden betrachten, welche eine Menge Arme ſind, die in zwo Reihen auf beyden Seiten am Eingang der Kirche ſtehen. Nachdem er ſie betrachtet hatte, ſagte er zu dieſer Frau, das ſind die großen Schlingel und Lumpenhunde, die wir zu Paris an unſern Kirchthüren zu ſehen gewohnt ſind. Sehen Sie nicht, ſagte er, dieſe Soldaten unter ihnen? es iſt kein einziger darunter, den ich nicht kennte: es ſind alle Räuber, aber unter den andern bemerke ich vier dort, welche für vier ſchlimme Streiche beſtimmt ſind: allein den ärgſten und frechſten von allen ſehe ich nicht hier, das wundert mich; damit nahm er Abſchied von dieſer Frau. Als der Freytag herangekommen war, an welchem der König ermordet wurde, fielen dieſer Frau die Reden dieſes Soldaten wieder ein, und am Sonntag darauf, da ſie unſchlüßig war, ob ſie nach Charenton gehen ſollte, faßte ſie ſich doch ein Herz, als ſie hörte, daß andre ſchon Bahn dahin gemacht hätten. Unterwegs begegnete ſie abermals ihrem Soldaten, zu dem ſie ganz erſtaunt ſagte: ich glaube, Er iſt ein Prophet, ich werde Ihm ein andermal glauben: allein dießmal ſind wir Gottlob noch mit der Furcht davon gekommen. O das iſt noch nichts, ſagte der Soldat zu ihr, das Stückchen iſt noch nicht zu Ende, es ſind noch andere Streiche zurück, die auf dieſen folgen, eben ſo ſchlimm und noch gefährlicher, und doch, wenn Sie mir glauben wollen, wie Sie ſagen, ſo werden Sie nicht anders, als ſehr weislich handeln, wenn Sie ſich je eher je lieber davon machen. . . Sie benachrichtigte unverzüglich die Miniſter davon, unter andern Herrn Durand, welcher ihr ſogleich durch Hülfe eines ſeiner Freunde bey Herrn Defunctis Zutritt verſchafte. Nachdem ſie dieſer angehört, und von ihr den Aufenthalt des Geſellen und die Stunde, da er zutreffen wäre, vernommen hatte, begab er ſich um zehn Uhr Abends ſo zur rechter Zeit dahin, daß er weiter nichts brauchte als ihn mitgehen zu heißen, was er auch that, worauf er ihn in Sicherheit brachte. Da dieſe Geſchichte wahr iſt, ſo hofte man von ihr gar viel für die endliche Entdeckung einer ſo unglücklichen und abſcheulichen Unternehmung, wenn das ſchlechte Betragen, das man dabey zum großen Verdruß aller rechtſchaffenen Leute beobachtet, nicht alle Früchte und Wirkungen

kungen davon vereitelt. Denn, nachdem was man davon hört, scheint es, als ob wir befürchteten, uns all zu genau und streng bey der Untersuchung eines Verbrechens zu zeigen, des schändlichsten und unmenschlichsten, das für diesen Staat wichtiger ist, als kein anderes, das seit mehr als tausend Jahren in Europa begangen wurde. Journal de l' Etoile, page 150. et suiv.

Dienstag am 18. berathschlagte der versammelte Gerichtshof über die bey dem Prozeß und der Verurtheilung dieses verabscheuungswürdigen Majestätsverbrechers und Königsmörders Franz Ravaillac zu beobachtende Formalien und Procedturen, und besonders über die ausserordentlichsten und greusamsten Quaalen und Torturen für diesen Elenden. . . Es wurde bey dieser Versammlung beschlossen, sich bey diesem ausserordentlichen Verfall auch ausserordentlicher und selbst fremder Foltern zu bedienen. . . Es wurde unter andern die von Genf vorgeschlagen, die Barathe oder das Butterfaß genannt, was eine so quälende und grausame Folter ist, daß man sagt, es hätte sie noch niemand ausgehalten ohne dadurch zum Geständniß gezwungen zu werden. Die Meynungen darüber fanden sich sehr getheilt, die einen, welche die besten und ältesten waren, waren dafür, die andern schwammen zwischen zwey Wassern, waren wankend in ihren Meynungen und thaten nichts brauchbares. . . . Da also die meisten von diesen, welche sich auf nichts verstanden, als nach dem Sack und dem Geld zu trachten, in mitiorem gestimmt hatten, so gieng ihre Meynung dießmal durch Stimmenmehrheit durch. Ibid. pag. 154.

„Nach besagtem Parlementsschluß wurde er wegen Entdeckung seiner Mitschuldigen mit den Spanischen Stiefeln gefoltert. Was dabey vorgieng, blieb Geheimniß des Hofes.“ Merc. Fr. ann. 1610. fol. 454.

„Da ein schlechter Kerl den Ravaillac ganz laut gelobt, und den Seligen König öffentlich verlästert und gesagt hatte: dies sey ein erwünschter Todesfall, so wurde er ergriffen und nach Paris gebracht. Das Verhör, so wie auch das des Maçon, wurde vor dem Herrn Kanzler angestellt und blieb im Sack. Man hörte nachher weder von dem einen noch dem andern mehr reden, um die Sache

den Gang Rechtens gehen zu laſſen.“ Mém. pour l'hiſt. de Fr. tom. 2, pag. 324.

Da dieſer Mörder zur Richtſtatt gekommen war, und ſich auf dem Punkt ſah, zerriſſen zu werden, und ein gewiſſer Menſch, welcher bey dem Schaffot war, von ſeinem Pferd ſtieg, um es für ein anderes, abgemergeltes herzugeben, damit es beſſer ziehen möchte, ſagte er: man hat mich ſehr betrogen, als man mich beredete, meine That würde von dem Volk wohl aufgenommen werden, denn es giebt ja ſelbſt noch die Pferde dazu her, um mich zu zerreiſſen. — Ein Beweis, ſetzt der Verfaſſer am Rand hinzu, daß er zu dieſer verruchten That angeſtiftet worden war, und Mitſchuldige hatte. Ib. p. 223.

Hier noch etwas dem Prevot von Pluviers betreffend. Der Prevot von Pluviers oder Petiviers einer Stadt in Beauce zwo Tagreiſen von Paris, wurde angegeben, daß er an dem Tag, an welchem der König getödtet wurde, geſagt habe: Heute wird der König getödtet oder verwundet, und als man ihn gefangen nach Paris gebracht hatte, fand man ihn in dem Gefängniß todt und erdroſſelt mit ſeinen Hoſenbändeln. Er wurde am 19 Juny auf dem Greveplatz an den Beinen aufgehängt. Merc. Fr. ann. 1610. fol. 493.

L' Etoile, nachdem er eben dieß erzählt hatte, ſetzt noch folgendes hinzu: „Dieſer übel berüchtigte und überall verrufene Menſch (welcher zween Söhne unter den Jeſuiten hatte) allgemein als ein ſehr ſchlechter Diener des Königs bekannt (allein als ein ſehr guter des Hauſes Entragues und der Marquiſin von Verneuil) übrigens im Land für einen Jauner und Leuteſchinder gehalten, wurde angegeben und angeklagt, durch gute Bewahrheitung von Zeugen, daß er in Pluviers, als er in einem Garten Kegel ſpielte, oder dem Kegelſpiel zuſah, genau zur Stunde, da der König ermordet wurde, geſagt habe: „der König iſt umgebracht werden, und in dieſer Stunde geſtorben, ihr könnt mirs glauben.“ Und einige Tage zuvor hatte er eben dieſe oder eine ähnlige Sprache geführt, worauf man übrigens nicht groß achtete, bis der Erfolg des Unglücks glauben machte, der Hurenjäger habe wirklich um die Unternehmung gewußt, und ſey einer der

Mit-

Mitschuldigen des elenden Meuchelmörders; so daß er, nachdem man ihm aufgepaßt, und in aller Geschwindigkeit nach ihm ausgeschickt hatte, endlich erwischt und gefangen nach Paris in das Gefängniß des Palasts gebracht wurde, wo man mit Schrecken ihn kurz darauf todt fand. Man sagte, er habe sich mit seinen Hosennesteln erdrosselt. Seines Todes ungeachtet, machte ihm doch das Parlement seinen doppelten Criminalprozeß, auch als Majestätsverbrecher: allein . . . am Ende . . . ein todter Mensch spricht nicht mehr (und das wars was man wollte). Denn wenn er gesprochen hätte, hätte er für die Ehre und den Vortheil mancher Personen, die man nicht böse machen wollte, leicht zu viel sagen mögen. Daher war man der Meynung jener Plattfüße von Beauceron, welche überall zu Pluviers und in der Gegend umhergehen, und sagen: du lieber Gott! wie kömmt der Tod dieses bösen Menschen so recht für den Herrn D'Entragues, seine Tochter die Marquisin von Verneuil, und sein ganzes Haus! — Man fand bey diesem Elenden einen Handwerkszeug zum Falschmünzen, und ein eben dazu dienendes Instrument, das sie die Stute (eine Münzpresse) nennen, deren sich dieser Mensch, der im Ruf stand sich damit abzugeben, bediente, wie man glaubte: man fand aber, daß es ein Ding war, mit dem man die stärksten eisernen Riegel und Gitter, wie die der Bastille erbrechen konnte, um den Grafen von Auvergne daraus zu befreyen." Journal du regne de Henri IV. p. 183.

„Die Königinn schickte nach dem Arzt Duret, dem Mann, den der König unter allen Menschen am wenigsten leiden konnte, den er nicht einmal sehen wollte, und auch der Königinn sogar verboten hatte, ihn zu brauchen; diesen behielt sie zu ihrem Leibarzt und Rath, mit gutem Gehalt; alles Concini zu lieb, von dem man sagte, er ertrage den Tod des Königs sehr gefaßt." Und auf dem Rand steht: „man war überzeugt, daß er und seine Frau sehr viel zu dem Tod des Königs beygetragen hatten." Mem. pour l'hist. du Fr. T. III. p. 309.

„Sonntags am 30. Jänner wurde die Marquisin von Verneuil über die Aussagen der Coman von dem ersten Präsidenten von 1. bis 5. Uhr nach Mittag vernommen, in dessen Behausung, wohin er sie zum Verhör vorgeladen hatte."

hatte.“ Am Rand ſteht: „Henriette de Balzac D' Entragues, Maitreſſe des Königs, Heinrichs IV. Sie wurde von der Demoiſelle D' Eſcoman angegeben, und darauf doch nur durch ein bloßes Aſſigné ins Verhör beſchieden, wiewohl es Königsmord und Verbrechen der beleidigten Majeſtät im erſten Grad betraf. Ib. p. 358.

„Am folgenden Tag ſchickte die Königinn einen Hofjunker an ihn (den erſten Präſidenten) um ihn zu bitten, ſie wiſſen zu laſſen, was er von dieſem Prozeß halte; worauf der gute Mann antwortete: Sagen Sie der Königinn, Gott habe mich für dieß Jahrhundert aufgeſpart, um da noch ſo erſtaunende Dinge zu ſehen und zu hören, als ich mein Lebetage noch nicht gehört und geſehen habe.“ — Als einer ſeiner und meiner Freunde zu ihm ſagte, viele wären der Meynung: dieſe Demoiſelle rede bey ihren Beſchuldigungen ſo vieler und ſelbſt der vornehmſten Leute im Reich, unbedachtſam und ohne Beweiſe, richtete dieſer gute Mann Augen und Arme gen Himmel, und ſagte: Ach nur zu viel, nur zu viel! Ibid.

„Der Herr von Epernon, welcher am ſtärkſten bey dieſer Sache intereſſirt war, hitzig gegen dieß Frauenzimmer rechtete, um ſie zum Tod verurtheilen zu laſſen, und gewöhnlich in dieſer Abſicht ins Conſeil zu Herrn Seguier gieng, beſuchte einſt den erſten Präſidenten, um Nachrichten deswegen von ihm einzuziehen. Allein dieſer Mann wies ihn mit ſeiner gewöhnlichen Gravität und ſeinem zurückſtoſſenden Weſen, kurz ab, indem er ſagte: ich bin nicht Ihr Referent, ſondern Ihr Richter. Und als gedachter Herr ihm erklärt hatte: er frage ihn blos als Freund; ſagte er: ich weiß von keinen Freunden; ich werde Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; begnügen Sie ſich damit. — Der Herr Herzog von Epernon gieng ſehr mißvergnügt weg, und beklagte ſich darüber bey der Königinn, worauf ſie ſogleich jemand an den Präſidenten ſchickte, und ihm ſagen ließ: Sie hätte vernommen, daß er dem Herrn von Epernon übel begegne, und bäte ihn, denſelben künftig freundlicher zu behandeln, wie es einem Herrn von deſſen Stand und Verdienſt zukomme. Darauf gab der Präſident zur Antwort: ſeit funfzig Jahren bin ich Richter, und ſeit dreyßig habe ich die Ehre an der Spitze des hohen Pairgerichts dieſes Reichs zu ſtehen;

aber noch nie habe ich einen Herrn Herzog, Pair oder von welchem hohem Rang er seyn mochte, gesehen, der des Majestätsverbrechens wegen, wie der Herr von Epernon, angeklagt, seine Richter ganz gestiefelt und gespornt mit einem Degen an der Seite, besucht hätte. Ermangeln Sie nicht, dieß der Königinn zu melden." —. Dies hieß als erster Präsident gesprochen, und ich würde es nicht hier aufgezeichnet haben, wenn ich es nicht mit Zuverläßigkeit wüßte.

„Fragt man mich, welches die Teufel und Furien waren, welche ihm einen so verdammlichen Gedanken eingaben, und ihn zur Ausführung seines schändlichen Vorhabens trieben: so entwortet die Geschichte, sie wisse nichts davon. Und in einer so wichtigen Sache ist es nichtig, Argwohn und Muthmasungen für ausgemachte Wahrheiten auszugeben. Die Richter selbst, welche ihn verhörten, wagtens nicht, den Mund davon zu öffnen, und sprachen nie anders als blos mit den Achseln davon." Pérésixe Histoire de Henri le Grand, III. P. p. 410.

Der Fortsetzer der lateinischen Geschichte des Herrn de Thou sagt: es seyen hierüber zwo verschiedene Meynungen vorhanden gewesen. Nach ihm waren die einen überzeugt, daß die Ermordung Heinrichs das Werk einiger Großen im Reich gewesen sey, die er nicht namhaft macht, und die diesen Herrn ihrer alten Rache aufopferten. Die andern glaubten: Spanien habe diesen Streich ausführen lassen, durch seine Anhänger im Reich. Eben dieser Schriftsteller setzt hinzu, diese letztere Meynung sey auch die des Präsidenten de Thou, und der klügsten Köpfe im Parlement. Er spricht noch nebst vielen andern, von Briefen von Brüssel, Antwerpen, Mecheln, Herzogenbusch, noch vor dem 15. May geschrieben, welche anzeigten, daß es das allgemeine Gerücht in diesen Provinzen sey: Heinrich sey ermordet. Nic. Rigault ann. 1610. T. VI. p. 492.

Die so eben angeführte Stelle bey l'Etoile p. 150. gesetzt, daß man sich irgend auf diese Autorität verlassen kann, würde eine dritte Meynung zulassen, daß nämlich das Complot oder vielmehr alle diese verschiedenen Complots auf eine Empörung, und selbst auf eine Art von Bar-

ertholomäusnacht in Paris hinauslaufen ſollten, und
ß die Ausführung blos darum unterblieb, weil die Ver-
wornen, ſobald ſie ihren Hauptzweck erreicht hatten, und
n König tod ſahen, es für unnütz hielten, die Sachen
ch weiter zu treiben.

Ich kann nicht umhin, hier von einigen Piecen zu
den, die man in dem Tome IV. des Journal de l'Etoi-
, der neuen Auflage unter dem Titel piéces juſtificati-
s findet. Einige betreffen die Sache und den Proceß
r Coman und enthalten nichts oder doch ſehr wenig
ehr, als wir ſchon angeführt haben. Hier die andern.

Die erſte iſt eine Handſchrift, welche der Verfaſſer in
m Kabinet des ungefehr im Jahr 1631. in den Nieder-
nden verſtorbenen Herzogs von Aumale (Karl von Loth-
ngen, zweyter Sohn des Claudius) gefunden zu haben
hauptet. Dieſe Handſchrift, welche den Jeſuiten und
m, obſchon damals gefangen ſitzenden, Grafen von Au-
rgne ſehr viel zur Laſt legt, ſagt: daß der Herzog von
ernon, der in dem Wagen des Königs ſaß, „als er
n König tödlich verwundet ſah, ihm, das ſind ſeine
gnen Worte, einen Meſſerſtich in die Seite gab, um
n Leben deſto geſchwinder abzukürzen. Der Herzog von
ontbazon ſah zwar dieſen Stich, wie ihn Epernon that:
ein er hütete ſich wohl, etwas davon zu ſagen, als
eilhaber an dieſem Meuchelmord."

Die andere dieſer Piecen führt den Titel: Rencontre
duc d'Epernon et de François Ravaillac. Es wird
rinn behauptet, dieſer Herzog habe ſich zu Angouleme
n Ravaillac und zween andre von deſſen Mitſchuldigen
rſtellen laſſen. Er und der Pater Cotton haben ihn zu-
redet, Heinrich zu ermorden, und zwar deswegen, weil
ein Feind des Papſts, des Königs von Spanien und
r katholiſchen Religion ſey, welche er in Europa abzu-
affen vorhabe. Nachdem ſie ſich hierauf endlich dazu ver-
ndlich gemacht, und das heil. Abendmahl aus den Hän-
n des Pater Cotton empfangen hatten, gab man jedem
ey hundert Thaler. Alsdann wären ſie nach Paris gezo-
n, und weil ſie da lange Zeit zugebracht, ohne eine
queme Gelegenheit zur Ausführung ihrer Unternehmung
den zu können, hätten ſie ſich jeder noch hundert Tha-

ler von Epernon geben lassen. „Endlich im Augenblick des Mords, fieng der Herzog von Epernon, wie er gedachtem Ravaillac gesagt hatte, an, den König mit Reden zu unterhalten, und nun fiel der niederträchtige Ravaillac den König an, und versetzte ihm einen Stich mit dem Messer; allein, da der Herzog sah, daß es nichts that, und der König ausrief, er sey verwundet, gab er ihm ein Zeichen noch einmal zu stossen. Hierauf tödete dieser Elende den König, durch einen zweyten Stich ins Herz.“ — Alle diese Beschuldigungen, welche nur von verächtlichen Schandschriften herkommen, brauchen es noch weniger als die vorhergehenden, daß man sich mit einem Beweis ihrer Falschheit aufhält. M. s. den Brief von Basquier an Monac, wo der Herzog von Epernon gerechtfertigt wird. pag. 436.

Die andern Piecen betreffen die Sache des Pierre du Jardin, unter den Namen Kapitain de la Garde bekannt, von dem wir noch nicht Gelegenheit hatten zu reden. Sie berichten uns von ihm folgendes. Du Jardin war von Rouen. Er diente erst in dem Regiment Garde; nachher unter der leichten Reuterey. Von da gieng er nach Provence, wo er von dem Herzog von Guise im Dienst des Königs gebraucht wurde. Der Marschall von Biron kannte ihn, als er noch leichter Reuter unter dem Herrn von Les Diguieres war, und zog ihn wegen seiner Herzhaftigkeit an sich. Nach dem Frieden mit Savoien gieng er in Venetianische Dienste, bis zur Ausgleichung der Republik mit dem Papst; nachher gieng er nach Teutschland und diente unter dem Herzog von Mercoeur. Er kam wieder nach Venedig, von wo er, nach einem kurzen Aufenthalt zu Florenz und Rom, nach Neapel gieng. Hier hatte er Gelegenheit mit einem flüchtigen Liguisten, Namens la Bruyere, bekannt zu werden, durch den er einem Jesuiten, Pater Alagon, vorgestellt wurde, einem Onkel des Herzogs von Lerma, Günstlings des Königs von Spanien. Dieser Jesuite wollte sich eines so braven Mannes zu dem vorhabenden Projekt, Heinrich dem IV. das Leben zu nehmen, bedienen, und brachte ihn in Verbindung mit Hebert, dem oben gedachten Sekretair des Marschalls von Biron, mit Louis d' Air, dessen ebenfalls oben bei der Bezwingung von Marseille gedacht worden ist, und mit einem

andern

andern Provencalen, Namens Roux; alle drey geflüchtete Franzoſen.

Bey einer ihrer Luſtbarkeiten ſtellte man ihnen Ravaillac vor, der ſeine Abſichten gar nicht vor ihnen verborgen hielt, und ſagte, er bringe einen Brief von dem Herzog von Epernon, an den Vicekönig von Neapel. Als la Garde hinlänglich Erkundigung eingezogen hatte, gieng er zu dem franzöſiſchen Geſandten zu Venedig, Zamet, und eröfnete ihm alles, was er entdeckt hatte. Dieſer ſchrieb es ſogleich dem Herrn von Breves, unſern Geſandten zu Rom, und ſeinem Bruder Zamet zu Paris. Breves gab des la Garde Briefe an Herrn von Villeroy, mit denen er in dem Gefolge des Herzogs von Nevers nach Paris zurückkam, welcher ihn Sr Majeſtät zu Fontainebleau vorſtellte. Heinrich befahl dieſem Officier, den Herrn Kron Grosmarſchall von Polen ſeines Intereſſes wegen nach Teutſchland zu begleiten, und ſagte ihm: er habe Maasregeln genommen, welche das Vorhaben Seiner Feinde gegen Seine Perſon vereiteln würden. Als La Garde mit ſehr wichtigen Aufträgen vom Kron-Grosmarſchall von Polen nach Frankreich zurück wollte, erfuhr er zu Frankfurt den Tod des Königs, und begab ſich krank nach Metz, von wo er dem Marſchall de la Chatre zu der Julchiſchen Expedition folgte. Als er nach dem Frieden nach Frankreich zurück kam, wurde er bey dem Dorfe Fize von bewafneten Leuten angefallen, welche ihn niederſtachen und für tod in einem Graben liegen ließen. Er erreichte kümmerlich Mezieres, wo der Herzog von Nevers war, der ihn nach Paris führen ließ, wo er auf eine dem König überreichte Bittſchrift die Stelle eines Biergeneralcontroleurs zu Paris, erhielt. Allein als er ſichs am wenigſten verſah, ergriff man ihn und warf ihn ins Gefängniß. Ehe ſein Urtheil erfolgte, das nicht anders als günſtig für ihn ausfallen konnte, weil die Richter nichts an ihm fanden, das ihn gravirt hätte, holte ihn ein Gefreiter aus dem Gefängniß, und ſtellte ihm ein Dekret auf ſechshundert Pfund Penſion, und ſeine Proviſionen als Biercontroleur von Paris zu. Er begab ſich, wie es ſcheint, nach Rouen, und ſtarb daſelbſt.

Ein andrer noch neuerer Schriftſteller, der die fünf Verhöre Ravaillacs aus dem 19r Band der königlichen

Handschriften wieder ergänzte (denn der Mercure François hat nur die vorletzten, im Auszug und ganz historisch, und sagt nichts von dem ersten) glaubte darinn Beweise zu finden, daß der Malefikant seinen Richter zu betrügen suchte, und nicht alles sagte, und daß seine Richter ihrer Seits sich davor zu fürchten schienen, ihn zu fragen, wie er den Herzog von Epernon gekannt habe. Er zweifelt ferner nicht, daß Ravaillac würklich in Italien gewesen sey, wiewohl er es standhaft leugnete. Die Proceßakten der Coman und des Capitain la Garde scheinen ihm hinreichend, um daraus zu behaupten, das mörderische Complot sey im Jahr 1608. zu Neapel geschmiedet worden, und man habe zu gleicher Zeit in Italien, Spanien, Flandern und Frankreich daran gearbeitet. Dazu setzt er noch, der Herzog von Epernon und die Marquisin von Verneuil haben in dieser Absicht verschiedene Zusammenkünfte zu Saint Jean De Greve gehalten. Man habe aus ihrem eignen Mund etwas von ihrem Projekt gehört, und es Heinrich IV. selbst hinterbracht; er habe aber, aus Verblendung oder übertriebener Güte, diese Warnung in den Wind geschlagen.

Die, welche bemerkt haben, daß der Herzog von Sully irgendwo gesteht: er sage nicht alles was er von der Sache wisse, werden in diesen Worten Stoff zu mancherley Argwohn finden. Allein die Wahrheit zu sagen, ist nichts hell oder bestimmt genug, um auf solche Anzeigen hin, diese oder jene Person namentlich zu beschuldigen. Und noch einmal, man kann heut zu Tage nichts bessers thun, als durchaus den Vorhang über dieß Geheimniß der Bosheit zu ziehen, und wo möglich diesen ganzen Punkt unsrer Geschichte auf ewig der Vergessenheit zu überliefern. Dieß sollte man sogar, wenn es auch wahr wäre, wie sich einige Personen versichert halten, daß eine kleine Anzahl von Kabineten in Paris sey, welche neues Licht über diese dunkle Materie verbreiten könnten. Die welche allenfalls dergleichen Urkunden besitzen möchten, werden sehr zu loben seyn, wenn sie solche mit der größten Sorgfalt verborgen halten, und sollten sich sogar entschliessen, sie zu verbrennen.

Zu diesem allem habe ich Vittorio Siri nicht angeführt. Nicht, als ob er nicht auch von der Ermordung Hein-

Heinrichs und dem Proceß Ravaillacs spräche, (ſ. Memorie recondite T. II. p 246. 276.) ſondern weil er es ſo nachläßig thut, und ſich dabey ſo ſchlecht berichtet, oder ſelbſt ſo parteyiſch gegen die Regierungsgrundſätze und die Perſon Heinrichs des Großen zeigt, daß ſein Zeugniß von keinem großen Gewicht ſeyn kann. Ich bemerke blos, daß er der Meynung iſt, Ravaillac habe durchaus keinen Mitſchuldigen gehabt.

Acht und zwanzigſtes Buch.

1. Franz Ravaillac war gebürtig von Angouleme, wo er Schulmeiſterdienſte that, und war damals 31 — 32. Jahre alt. Matthieu hält ihn für ein wenig verrückt. In dem Sinn, den man gewöhnlich mit dieſem Wort verbindet, finde ich in allen ſeinen Reden im Gefängniß und bey der Hinrichtung nichts, wodurch er zu dieſer Vermuthung berechtigt hätte, ſondern blos Frechheit, Wuth und Verirrung des Verſtandes. Donnerſtags d. 27. May wurde er vor die Kirche zu U. L. Frauen geführt, wo er (im Hemde eine brennende Fackel in der Hand, und einen Strick um den Hals) Kirchenbuße that, von da auf den Sandplatz, wo er an Bruſt, Armen, Beinen ꝛc. mit glühenden Zangen gezwickt wurde, und dabey das Meſſer in der rechten Hand halten mußte; ſeine Wunden wurden mit geſchmolzenem Bley, Oel und kochendem Pechharz beträufelt; er endlich mit Pferden zerriſſen, die Stücken verbrannt, und die Aſche in die Luft geſtreut. Das Volk wollte alle Augenblicke wütend über ihn herſtürzen, um ihn zu zerreiſſen, und weigerte ſich, das Salve zu ſingen. Er war ziemlich groß und beleibt, und von einem ſo ſtarken Bau, daß die Pferde nicht im Stand waren ihn ganz zu zerreiſſen, und daher der Nachrichter ihn erſt in Stücke zerhauen mußte, welche der Pöbel durch die Stadt ſchleifte u. ſ. w. — M. ſ. die oben angeführte Geſchichtſchreiber. — Pasquier ſagt, er ſey weiblicher Seits mit Polrot verwandt geweſen, der den Herzog von Guiſe ermordete. a. a. O. p. 32. — Ich ſehe nicht, daß das einige Wahrſcheinlichkeit hätte, was Gut Potie im 122. Brief

erzählt: Ravaillac habe nämlich einen Bruder gehabt, der in Holland gestorben sey, und auf dem Todbett ausgesagt habe, wenn es seinem Bruder nicht gelungen wäre, so würde er dasselbe unternommen haben, um, wie er sagte, einen Schimpf zu rächen, den ihnen Heinrich dadurch zugefügt hätte, daß Er ihre Schwester verführt und nachher verstossen habe.

2. In dem Hotel de Rez. Etoile sagt, er sey am folgenden Tag aus den Epernonischen Palast in das Gefängniß geführt worden.

3. „Heinrich IV. — sagt le Grain — war mittelmäßiger Statur, jedoch immer eher groß als klein, hatte eine große Stirne, eine königliche Adlernase, einen schönen Mund, rothe Lippen ꝛc. Decade de Henri le Grand. l. I. Morizot, schlechter unterrichtet, sagt dagegen, er sey kurz und vierschrötig gewesen. Derselbe versichert auch: Er habe sich Sommer und Winter beynahe gleich gekleidet. Chapitre. 46.

4. D'Aubigné sagt uns: Er habe ein ausserordentlich scharfes Gesicht und ungeheures Gehör, — um mich seines Ausdrucks zu bedienen — gehabt, und führt eine auffallende Probe davon an. „Der König — sagt er, — lag zu Garnache in einem großen königlichen Gemach und sein Bett hatte ausser den gewöhnlichen Vorhängen noch einen Umhang von dickem Zeug, und Frontenac und ich lagen in der andern Ecke des Gemachs in einem eben so beschaffenen Bett. Wir hielten uns über unsern Herrn auf; ich hatte meinen Mund an Frontenacs Ohr gehalten, und sprach ganz leise; er verstund es aber nicht, und fragte einigemal: was sagst du? Da rief der König endlich: Taubohr! hörst du denn nicht; er sagt, ich wolle meine Schwester mehr als Einem versprechen. — Wir kamen damit weg, daß wir sagten, er sollte nur ruhig fortschlafen, denn wir hätten wohl andre Dinge über Ihn zu sagen." — T. III. l. 3. Chap. 21. — Eine ziemliche ähnliche Antwort gab Ihm der Herzog von Bellegard, als sie beyde kurz nach dem Tod Heinrichs III. in Einem Zimmer schliefen. Heinrich weckte Bellegarde die Nacht drey bis viermal auf, um ihm die Abgebung einiger seiner Stellen zum Vortheil von Personen, die Er ihm nannte, vorzuschlagen. „Ich wills ja, Sire, aber

um

um Gotteswillen wachen Sie nur nicht wieder auf!" antwortete endlich der Großstallmeister. — Dieser kurzweilige scherzhafte Ton hatte sich, wie es immer geht, vom Herrn auf die Höflinge fortgepflanzt, und Siri wirft ihn, mit gutem Grund, Heinrich dem IV. als einen Fehler an einem König vor, so wohl wegen der Händel, die immer die gewöhnliche Folge des Scherzens unter den Großen sind, als weil darunter immer der Respekt leidet, welchen man dem Herrn schuldig ist. Er führt Beyspiele davon an. Memoire recondite T. I. p. 590.

5. Die Geschichte Heinrichs IV. liefert eine Menge Beyspiele von diesen Zügen von froher Laune, und gesprächigem gemeinem Wesen, was vielleicht mehr als seine großen Eigenschaften dazu beygetragen hat, Ihn bey dem Volk beliebt zu machen. „Der König — heißt es in den Mem. p. s. a l'hist. de France T. II. p. 277. — gieng dem Louvre zu, und begegnete unterwegs einer armen Frau, die eine Kuh führte. Er stand still, und fragte sie, wie theuer die Kuh? — Die Frau sagte den Preis. — Ventre saint gris! sagte der König, das ist sie nicht werth. Ich geb Euch zehn Thaler dafür. — Ihr mögt mir auch der rechte Kuhhändler seyn, antwortete die Frau, das seh ich wohl. — He! warum denn nicht, Gevatterin, seht Ihr denn nicht die Kälber alle hinter mir drein?" —

Sein Gärtner zu Fontainebleau beklagte sich einst darüber bey Ihm, daß in dem Boden nichts anzufangen sey. „Mein Freund — sagte Heinrich zu ihm, indem Er den Herzog von Epernon dabey ansah — säet Gascogner drein, die kommen überall fort." — Als man Ihm einen Menschen vorstellet, der ein ausserordentlich starker Fresser war, sagte Er zu ihm: „Ventre saint gris, wüßt ich sechs Kerl wie du in meinem Reich, ich ließ euch alle aufknüpfen; denn ihr Schlingel könntet eine Hungersnoth machen!" —

Man erzählt auch noch, da Er sich einst gegen den Spanischen Abgesandten gerühmt hatte: Er wollte zu Mailand frühstücken, zu Rom Messe hören, und in Neapel zu Mittag essen, habe ihm der Gesandte zur Antwort gegeben: „Sire, wenn es mit Ew. Majestät so geschwind geht, so können Sie noch füglich in Sicilien zur Vesper seyn." — Antworten in diesem Geschmak nahm Er nicht übel. Mat-

thieu ſagt, keiner ſeiner Hofleute hätten ſich ſo gut darauf verſtanden, als Er, eine Erzählung auf eine gefällige Art vorzubringen.

6. „Von Seinen Feinden hat Er jederzeit mit Achtung geſprochen, ſo jung und aufgebracht Er auch ſeyn mochte. Er nannte keinen von ihnen, ohne dazu zu ſetzen der Herr" — Decade de le Graie l. 8. — „Ich würde nicht Forſte genug in meinem Reich zu Galgenholz haben — ſagte Er — wenn ich alle die ſollte aufknüpfen laſſen, welche wider mich geſchrieben und gepredigt haben. Als man Ihm die Verläumdungen gegen die hochſeelige Königinn, Seine Mutter, zu leſen gegeben hatte, zuckte Er die Achſeln, und ſagte: Der ſchlechte Kerl! — — — Doch er iſt im Vertrauen auf mein ſichres Gebiete ins Reich zurück gekommen; ich will alſo nicht, daß ihm übel begegnet werde." — Mercure françois année 1610. p. 482.

Nicht gleich nachſichtig war Er in Anſehung der Beleidigungen, die nicht Seine Perſon betrafen. — „Als ſich der König am drey Königstag auf den Weg machte, zur Communion zu gehen, trat Herr von Roquelaure, der lange auf dieſe Gelegenheit gelauert hatte, zu Ihm, um Ihn um Begnadigung für ſeinen Vetter, Saint — Chamand, (Franz von Hautefort) zu bitten, welcher den Lieutenant General von Tullos (Pierre de Fenis, Sieur du Teil) ohne Urſache hatte peitſchen laſſen, wofür Seine Majeſtät eine exemplariſche Gerechtigkeit an ihm auszuüben befohlen hatten. Roquelaure bat Ihn, Saint — Chamand um der Liebe deſſen willen zu vergeben, den Er itzt zu empfangen hingehe und der nur denen ihre Sünden vergebe, welche auch ihren Schuldigern vergäben. Darauf ſah ihn der König an, und ſagte: gehen Sie, und laſſen Sie mich im Frieden. Ich wundre mich ſehr, wie Sie dieſe Bitte an mich wagen können, in dem Augenblick, da ich hingehen will Gott Gerechtigkeit zu geloben, und ihn um Vergebung zu bitten, wenn ich ſie nicht geübt habe." — Mem. p. l. l'hiſt. de France T. II. p. 262. — Er antwortete Herrn le Grand, der ihm für den wegen Ermordung ſeiner Schweſter zum Tod verdammten Sohn des Grafen de la Martiniere anlag: ſo bald ihm Arm und Beine abgeſchlagen ſeyn würden, ſoll er die Aſche von ihm haben. Und einem andern Herrn: und wenn Er Vater dieſes Elenden geweſen wäre, hätte Er nicht

für

für ihn bitten wollen. — Noch einem andern gab Er eine drollige aber chriſtliche und merkwürdige Antwort: „Ventre ſaint gris! — ſagte Er, und fieng an ſich im Kopf zu kratzen, — ich habe ſo ſchon Sünden genug auf meinem Haupt, und brauche dieſe nicht noch dazu.“ Etoile P. II. p. 115. — Jemand wollte Ihn bereden, den Verfaſſer der Isle des Hermaphrodites zu beſtrafen; Er ſagte aber: ich würde mir ein Gewiſſen draus machten, einen Menſchen zu betrüben, weil er die Wahrheit geſagt hat.“ —

7. Man ſpricht ſagte er, ich ſey knickerich; allein ich thue drey Dinge, die ſehr weit vom Geiz entfernt ſind. Ich führe Kriege, ich liebe und baue. Le Grain. B. 8. Einige haben ihn für etwas ſparſam gehalten, allein dies ſind Leute, welche die große Noth nicht kennen, in der er ſteckte, ſo daß er bey der Belagerung von Dieppe ſagen konnte: er ſey König ohne Reich, Mann ohne Frau, und führe Krieg ohne Geld. Merc. fr. ann. 1610. p. 185.

8. Bey den Feſtins und Carouſels wollte er ſich als ein eben ſo guter Geſelle und ſo geſchickt, als kein anderer ſehen laſſen. Er war wohl aufgeräumt, wenn er das Glas in der Hand hatte, wiewohl er ſehr nüchtern war; ſeine Munterkeit und ſeine Scherze machten das beſte Gericht an ſeiner Tafel. Er zeigte nicht weniger Geſchicklichkeit und Stärke beym Wettkampf in den Schranken, bey Ringelrennen und allen Galanterien, als die jüngſten Herrn. Er gefiel ſich ſogar bey Bällen und tanzte bisweilen; allein die Wahrheit zu ſagen, mehr aufgeräumt als mit gutem Anſtand. Perefixe pag. 380.

9. Ich bitte, ſagte dieſer Herr, Gott täglich um eine dreyfache Gnade: erſtlich, daß er meinen Feinden vergeben wolle, zweytens, daß er mir Sieg über meine Leidenſchaften, und namentlich über die Sinnlichkeit verleihen möchte, drittens daß ich einen guten Gebrauch von der Gewalt, die er mir gegeben hat, machen, und ſie nie mißbrauchen möge. — Ich wollte wohl thun was ſie ſagen — ſetzte er hinzu, indem er von den Vorſtellungen ſprach, welche ihm bisweilen ſeine Prälaten und andre Geiſtliche machten; allein ſie bedenken nicht, daß ich alles weiß, was ſie thun. Matthieu, Tom. 2., pag. 838.

10. Ich habe nur zwey Augen und zween Füße — ſagte ein andermal dieſer gute Fürſt — worinn bin ich denn alſo verſchieden von dem Reſt meiner Unterthanen, als darinn, daß ich die Gewalt der Gerechtigkeit in meiner Macht habe. Ebend.

11. Die Beſchreibung, welche Pereſixe S. 415, davon macht, iſt rührend. Als ſich das Gerücht von dieſem traurigen Vorfall durch ganz Paris verbreitet hatte und man mit Gewißheit erfuhr, daß der König, den man nur verwundet glaubte, wirklich todt ſey, brach das Gemiſch von Hoffnung und Furcht das dieſe große Stadt bisher noch hingehalten hatte, plötzlich in lautes Geſchrey und fürchterliches Aechzen aus; einige wurden unbeweglich und unmächtig für Schmerz, andere liefen ganz auſer ſich auf den Straßen hin und her, mehrere umarmten ihre Freunde ohne ihnen etwas anders zu ſagen, als: Ach welch ein Unglück! einige verſchloſſen ſich in ihre Häuſer, andere warfen ſich zur Erde nieder. Man ſahe Weiber mit fliegenden Haaren, welche heulten und wehklagten. Die Väter ſagten zu ihren Kindern: Was wird aus euch werden meine Kinder, ihr habt euren Vater verlohren! Die welche mehr Beſorgniß wegen der Zukunft hegten, und ſich des ſchrecklichen Elends in den verfloßenen Kriegen erinnerten, beklagten das Unglück Frankreichs und ſagten, dieſer traurige Stich, der durch das Herz des Königs gegangen ſey, treffe das Leben aller guten Franzoſen. Man erzählt, daß verſchiedene ſo lebhaft davon gerührt wurden, daß ſie daran ſtarben, einige gleich auf der Stelle, andere wenige Tage hernach; kurz es ſchien nicht, als wenn es die Trauer über einen einzigen Mann, ſondern die über die Hälfte aller Menſchen geweſen wäre. Man hätte ſagen mögen, jeder habe ſeine ganze Familie, alle ſeine Haabe und alle ſeine Hoffnungen durch den Tod dieſes großen Königs verlohren. — Alle Könige und Fürſten, ſetzt der Geſchichtſchreiber Matthieu hinzu, beweinten ſeinen Tod. Im Gefühl der Wahrheit und des Schmerzens ſagte der König von Spanien: der größte Feldherr in der Welt ſey geſtorben. Die Venetianer ſagten: unſer König iſt tod. Ebend. 834.

12. Man fühlt an der Art, womit ſich hier durchgängig der Herr Herzog von Sulli ausdrückt, daß er ſich verbunden hält, ſich wegen eines Fehlers zu entſchuldigen, deſſen man ihn bey dieſer Gelegenheit beſchuldigte. Man

ſetzt

ſehe, wie der Marſchall Baſſompierre davon ſpricht: „Indem wir herauskamen, gegen die Straſſe Sanct Antoine, begegneten wir dem Herrn von Sully mit etlichen vierzig Pferden. Da er nahe bey uns war, fieng er auf eine ſehr weinerliche Art an, zu uns zu ſagen: Meine Herren, wenn der Dienſt, den Sie dem König, welchen wir zu unſern groſen Unglück ſo eben verlohren, gelobt haben, Ihnen eben ſo ſehr am Herzen liegt, als er allen rechtſchaffenen Franzoſen liegen muß, ſo ſchwören Sie alle hier, dem König ſeinem Sohn und Nachfolger, eben die Treue zu beweiſen, und Ihr Blut und Leben daran zu ſetzen, um ſeinen Tod zu rächen. Monſieur, antwortete ich ihm, wir ſind es welche dieſen Eyd den andern abnehmen, und wir haben keine Ermahner nöthig, zu einer Sache, zu der wir uns ſo ſehr verbunden fühlen. Ich weiß nicht, ob meine Antwort ihn befremdete, oder ob es ihn reute, ſo weit aus ſeiner Feſtung hervorgekommen zu ſeyn; er ritt gleich fort, wendete uns den Rücken, und gieng hin, um ſich in die Baſtille zu verſchließen, indem er zugleich alles Brod wegnehmen ließ, das er in den Hallen und bey den Beckern auftreiben konnte. Er ſchickte auch eiligſt an den Herrn von Rohan ſeinen Tochtermann, um ihn mit ſeinen ſechs tauſend Schweizern, mit denen er in Champagne ſtand, und über die er General war, umkehren und gerade auf Paris zu marſchiren zu laſſen; was nachher unter andern einen Vorwand abgab, ihn von den Geſchäften zu entfernen, wozu noch das kam, daß er durch die Herrn von Praslin und Crequy, welche gekommen waren, ihn zu erinnern, daß er ſich, wie alle andern Großen, dem König präſentiren ſollte, nicht dahin gebracht werden konnte, und auch wirklich nicht hinkam, bis den andern Tag, da ihn der Herr von Guiſe mit Mühe dahin führte, worauf er ſeinen Tochtermann mit ſeinen Schweizern, welche bereits auf eine Tagreiſe von Paris, angerückt waren, Gegenbefehl zuſchickte. Tom. I. pag. 300. L'Etoile begnügt ſich zu ſagen: der Herr von Sully, mehr todt als lebendig, kam, der Königin aufzuwarten, welche ihn gut aufnahm, in allen ſeinen Stellen beſtätigte und ins Zeughaus zurückſchickte, um daſelbſt ſeinen Poſten vorzuſtehen. Mém. Hiſt. de Fr., pag. 309. Allein ſein Commentator ſcheint gleicher Meynung mit Baſſompierre zu ſeyn, auf deſſen ſo eben angeführte Stelle er ſich am Rande beruft. Der Verfaſſer der Hiſtoire de la Mére et du fils zieht bey dieſer

ſer Gelegenheit ſehr auf Herrn von Sully los, ohne jedoch weder der Wegnahme des Brods, noch der Sendung an die Schweizer zu gedenken. Er beſchuldigt dieſen Miniſter blos, daß er ſich mit allzugroßer Schwachheit der Furcht überlaſſen habe, welche ihm die Feinde verurſachen konnten, die er bey der Königin hatte. Einige von ſeinen Freunden, ſagt er, unterließen nichts, was ſie thun konnten, ihn zu beſchwören, daß er ſich über ſeine Bedenklichkeiten und Beſorgniße hinwegſetzen ſollte, um ſeiner Pflicht Genüge zu leiſten; allein, da die kühnſten Geiſter oft am wenigſten keck und entſchloſſen ſind, ſo war es anfangs unmöglich, ihm hiezu die nöthige Entſchloſſenheit beyzubringen. . . Lange Zeit konnte er ſich nicht beruhigen, da gegen Abend Saint-Geran, welcher mit ihm Verbindlichkeiten hatte, und ſich ſehr als ſeinen Freund zeigte, ihn beſucht hatte, brachte er ihn endlich dahin, daß er ſich entſchloß, ſein Arſenal zu verlaſſen und ins Louvre zu gehen. Beym Croix du Trahoir befielen ihn ſeine Beſorgniſſe aufs neue, und ſo dringend, auf einige Nachrichten, die er auf dieſem Platz erhielt, daß er mit funfzig bis ſechzig Pferden, die ihn begleiteten nach der Baſtille, wovon er Schloßhauptmann war, umkehrte, und den Herrn von Saint-Geran bat, ihn bey der Königin zu entſchuldigen und ſie ſeiner Treue und ſeines Dienſteifers zu verſichern. Tom. I. pag. 49.

Nach dieſer Erzählung, ſo ungünſtig ſie auch für den Herzog von Sully iſt, wäre er höchſtens darüber zu tadeln, daß er die Vorſicht gegen eine Unternehmung auf ſeine Perſon, die man als blos eingebildet vorausſetzt, ein wenig zu weit getrieben habe. Allein der Geſchichtſchreiber Matthieu, der unter allen dieſen Schriftſtellern am beſten unterrichtet iſt, wird uns lehren, daß dieſe Furcht des Miniſters nicht ſo ganz ungegründet war, als ſeine Feinde gern glaublich machen wollten. Er ſpricht folgendermaßen davon: Man hatte der Königin einigen Verdacht gegen den Herzog von Sully beygebracht, und rieth ihr, ſich ſeiner zu verſichern, weil er die Baſtille, die Artillerie und das Geld des Königs unter der Hand habe. Er hatte ſich dieſen Tag gebadet, und da er von dieſem unglücklichen Vorfall Nachricht erhielt, ſtieg er zu Pferd, um ins Louvre zu gehen. Als er nun mit einem Gefolge von vierzig Edelleuten bey La Croix du Trohoir war, erhielt er eine Warnung, die ihn umzukehren bewog.

Die

Die Königin ſchickte den Herzog von Guiſe nach ihm, der ihn an der großen Allee des Gartens an der Baſtille fand, und ihm den Befehl der Königin meldete. Er bat, ihn zu entſchuldigen, weil er Nachricht habe, daß man ihm einen Streich zu ſpielen gedenke. . . Der Entſchluß, den er mit dem Herzog von Guiſe, dem Grafen von Bethune und einigen andern Freunden faßte, war, daß er dieſen Tag noch abwarten und den folgenden zur Königin gehen ſollte; und der Herzog von Guiſe verſprach ihm, ihn abzuholen und verſicherte ihn, daß er ſein und aller ſeiner Freunde Leben lieber für ihn laſſen als zugeben werde, daß man ihm auf irgend eine unangenehme Art begegne. Er kehrte zu der Königin um, und machte, daß ſie die Rückſichten genehmigte, welche den Herzog von Sully zurückhielten, wogegen er ihr ſein Wort gab, daß er ihr Morgen aufwarten werde. Unverzüglich darauf ritt der Herzog von Sully mit einer guten Anzahl von Adelichen in die Baſtille ein, wohin er alles Brod hatte bringen laſſen, das bey den Beckern von Paris aufzutreiben geweſen war u. ſ. w. Hiſt. de Louis. XIII. pag. 2. und 3. Man denke ſich zu dem allem das, was der Herzog von Sully von den Warnungen ſagt, die er von allen Seiten erhielt, daß dieſer Streich fürchterliche Folgen haben könnte, deren man ſich nicht verſähe; und man wird vielleicht finden, daß es weiter nichts als Klugheit von dieſem Miniſter war, ſich ſo zu benehmen, ſowohl für die öffentliche Ruhe, als zu ſeiner beſondern Sicherheit.

13. Man ſehe die Ordnung, und eine ausführliche Nachricht von dieſer Ceremonie in dem Mercure de France und den Geſchichtſchreibern vom Jahr 1610. In dem Staatsrath, welcher zuſammenberufen wurde, um zu berathſchlagen, ob die Königin ins Parlement gehen ſollte, begnügte ſich der Herzog von Sully blos zu ſagen: da kein Geſetz vorhanden wäre, das der Königin verbiete ins Parlement zu gehen, ſo ſey es gleichgültig, ob ſie hingehen oder wegbleiben wolle. Matthieu, ibid. pag. 4.

14. Die Ordnung dieſer Ceremonie ſehe man bey den oben angeführten Schriftſtellern.

15. Dominicus de Vice, Viceadmiral u. ſ. w. von dem oben die Rede war. Er ſtarb in dieſem Jahr zu Paris, bey ſeiner Rückkunft von einer Reiſe nach Calais, wovon

er

er Befehlshaber war, und man versichert, daß dieß eine Wirkung von dem Schmerz war, von dem er ergriffen wurde, indem er den Ort wieder erblickte, wo er den Leichnam Heinrichs IV. nach seinem Meuchelmord bringen gesehen hatte. Mercure de France, année 1610, pag. 529.

16. Pierre von Castille war Generalkontroleur und Intendant der Finanzen.

17. Es war die Rede von der Robe der Frau Herzogin von Vendome. Der König wünschte schulich, daß sie eine tragen möchte, wie die andern Prinzessinnen vom Geblüt, mit Lilien besäet, und der Herr Graf von Soissons wollte dieß durchaus nicht zugeben.

18. Der Herr von Sully war keiner von den letzten, welcher die Gunst dieses Prinzen, den er beleidigt zu haben sich bewußt war, suchte, so daß er, um sich mit ihm auszusöhnen, unverzüglich hingieng, ihm aufzuwarten, und nach verschiedenen Entschuldigungen und niederen Unterwerfungen, die er zu Lebzeiten seines Herrn nicht gemacht haben würde, bat er Seine Excellenz, ihm seinen Fehler hierinn zu verzeihen, welcher eigentlich nicht sein, sondern des Hochseligen Königs sey, auf dessen Befehl er alles gethan hätte, was er gethan habe. Mit dieser Genugthuung war der Graf zufrieden, oder wenigstens stellte er sich, es zu seyn. Nachdem er ihn ermahnt hatte, sein Freund zu seyn wie zuvor, protestirte Sully, sein Diener zu seyn (wie er es jeder Zeit gewesen sey.) Memoires hist. de France, pag. 317.

19. Die Zänkerey kam daher, daß die Wagen dieser zweyen Prinzen im Vorbeyfahren an einander angestossen und ihre Kutscher sich geprügelt hatten. Da der Herr Herzog von Guise den folgenden Tag auf Befehl der Königin zu dem Herrn Prinzen von Conty mußte, um zu suchen, diesen Zwist beyzulegen, ritt er mit fünf und zwanzig bis dreyßig Pferden vor dem Hotel de Soissons vorbey. Mehr bedurfte es nicht, um ihn selbst ebenfalls mit den Herrn Grafen zusammenzubringen, und diese doppelte Uneinigkeit verursachte einen solchen Lärm in Paris, daß die Königin, welche einen allgemeinen Aufstand befürchtete, Befehl gab, daß alle Bürger sich bereit halten sollten, auf den ersten

Befehl

Befehl durch die ganze Stadt die Ketten aufzuziehen und zu den Waffen zu greifen, und daß ſie zu jedem von dieſen zween Prinzen einen Capitain von der Garde poſtirte. Alle beſondern Umſtände von dieſer Streitigkeit kann man in den Memoires de Baſſompierre Tom. I. pag. 308. et ff. ſehen, weil er ſelbſt viel zu ihrer Beylegung beytrug. Man ſehe auch die Hiſtoire de la Mere et du Fils. Tom. I. pag. 123. und den Mercure françois année 1611, wo eine Unterredung erzählt wird, welche Herr von Sully mit der Königin zu Gunſten des Herzogs von Guiſe hatte.

20. Der Verfaſſer der Lebensbeſchreibung des Herzogs von Epernon berichtet uns: der Haß des Herrn Grafen von Soiſſons gegen Herrn von Sully ſey ſo weit gegangen, daß jener dem Herzog um die Erlaubniß anlag, den Miniſter im Louvre ſelbſt ermorden laſſen zu dürfen, und daß er es ihm ſehr übel nahm, da der Herzog ihm zu Ausführung dieſes Streichs die Hülfe ſeiner Garden, wovon er Commandant war, verweigert hatte. pag. 249.

21. Stephan Galigai, Bruder der Leonore Galigai. Er war bereits Abt von Marmoutiers. „Er lernte, ſagt Etoile, ſeit vier Jahren Leſen, und konnte noch immer nicht damit zu recht kommen; man nannte ihn den Hofpavian wegen ſeiner Häßlichkeit und ſeiner ſchlimmen Mine. Die Mönche wollten ihn nicht als Abt haben, indem ſie ſagten, ſie wären gewohnt, von Prinzen und nicht von Tiſchlern, wie dieſer, den man den Hobel habe führen ſehen, regiert zu werden.“ Es iſt aber gewiß, ſagt Amelot, daß die Familie Galigai aus dem Florentiniſchen Adel iſt. Nach dem Tod des Marſchalls von Ancre und ſeiner Frau zog er ſich nach Italien zurück.

22. Durch den Traktat von Bruſſel, der am 25. April geſchloſſen wurde. Man kann ihn ſehen in den Mem. de Nevers. Tom. II. pag. 880. Der Herr Herzog von Savoyen, verlaſſen von dem neuen franzöſiſchen Staatsrath, entgieng der Abndung Spaniens nur durch einen der erniedrigendſten Schritte, zu denen ein gekröntes Haupt gebracht werden kann. Sein Sohn warf ſich dem König von Spanien zu Füſſen, und bat ihn, den Herzog ſeinen Vater und ſein ganzes Haus unter ſeinen königlichen Schutz zu nehmen. Er ſagte ihm: er umarme ſeine Knie, nehme

ſeine Zuflucht zu ſeiner Gnade, und bitte ihn aufs unterwürfigſte um Verzeihung der Fehler, die er gegen ihn begangen habe u. ſ. w. Siri betrügt ſich ſicher, wenn er uns durch ſolche Züge Bewunderung für die Politik des neuen Staatsraths beybringen will. Man muß ſo ſehr, wie dieſer Schriftſteller gegen die Perſon Heinrichs IV. und gegen den Herzog von Sully eingenommen und ein ſo groſer Anhänger der Spanier ſeyn, um Schritte zu billigen, die ſo weit von der Rechtſchaffenheit und dem Edelmuth entfernt ſind, welche Frankreich ſtets ausgeübt hat.

23. Concino Concini, ein Italiener von niedriger Herkunft, nach andern ein Florentiner von Adel, beſſer bekannt unter dem Namen des Marſchall d'Ancre, den er nachher führte. Er war der vorzüglichſte Günſtling der Königin Regentin, und wurde von ihr mit Gütern und Würden überhäuft. Man ſagte, er habe bey ſeiner Abreiſe von Florenz, einem Seiner Freunde, der ihn fragte, was er in Frankreich machen wolle, geantwortet: Glück oder Umkommen, beydes traf ein. Er wurde im Louvre ermordet durch Vitry am 24 Auguſt 1617. auf Befehl Königs Ludwig XIII. und auf Anhalten der Großen. Der Haß wider ihn machte, daß man ihn mit den ſchwärzeſten Farben ſchilderte; wenige haben den guten Eigenſchaften, die er wirklich hatte, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Vielleicht hatte aber die göttliche Gerechtigkeit beſchloſſen, den entſetzlichen Meuchelmord Heinrichs des Großen in der Perſon dieſes Italieners zu rächen, eines von denen, welche am ſchwerſten davon rein zu ſprechen ſind, vorausgeſetzt, daß der Mörder durch einen fremden Beweggrund dazu angetrieben worden war. Man ließ auch ſeine Frau umbringen, eben dieſe Leonore Galigai von welcher in dieſen Denkwürdigkeiten oft genug die Rede war. Man wußte ihr keine andern Verbrechen vorzuwerfen, als daß ſie die Königin, ihre Frau, beherrt habe. Ich habe mich, antwortete ſie ihren Richtern, nie einer andern Zauberey bedient, als meines Geiſtes. Iſt es denn ſo befremdend, daß ich die Königin damit beherrſcht habe, welche gar keinen beſitzt? — Der Cardinal von Richelieu, ſetzt Amelot hinzu, verdankt den Anfang ſeines Glücks dieſem Weib. Sie beſaßen beyde den Zauber der Rede. In den Geſchichten der Regentſchaft Mariens von Medicis und Ludwigs des XIII. muß man das ſuchen, was dieſen

Artikel

Artikel betrift. Man findet auch sehr sonderbare Anekdoten davon in den Denkwürdigkeiten von Bassompierre.

24. Der Herr von Sully kratzte sich im Kopf, wenn man ihn ärgerte oder in Verlegenheit setzte.

25. Der Herr Prinz, sagt der Geschichtschreiber Matthieu, war auf seinem Landhaus von Chateauroux. Er hatte den Herzog von Sully gesprochen, der ihm gerathen hatte, wieder an den Hof zu gehen, indem er durch seine bloße Gegenwart dem Dienst des Königs nüzlicher werden könnte u. s. w. S. 28.

26. Der Herr Prinz kam nach Paris am 15. July mit einer Begleitung von funfzehnhundert Edelleuten, was die Königinn einigermaßen beunruhigte, welche bedachte, daß er, wenn das Volk und das Parlement ihr nicht getreu wären, Dinge von äuserst gefährlichen Folgen für den Dienst des Königs unternehmen könnte, indem er durch den Herzog von Sully die Kanonen, die Bastillie und das Geld des vorigen Königs in seiner Gewalt habe. Der Herr Prinz hatte seiner Seits nicht weniger Argwohn als man gegen ihn hegte. Er erhielt bey seiner Ankunft drey bis vier Warnungen, daß die Königinn auf Anstiften des Grafen von Soissons im Sinn habe, sich seiner und des Herzogs von Bouillon zu bemächtigen, daher er denn, ohnerachtet der guten Aufnahme, die er bey Ihren Majestäten fand, drey Nächte munter und gefaßt war, auf den ersten Wink, den er von einer Unternehmung gegen sich hören würde, aus Paris zu weichen. Hist. de la Mere et du Fils. Tom. I. p. 101.

27. Der Verfasser der Lebensbeschreibung des Herzogs von Bouillon sagt, indem er die Anschläge erzählt, welche dieser Herzog dem Prinzen von Condé gab: er rieth ihm, der Königin die Eigenschaft als Regentin zu lassen, sie aber auf einen leeren Titel herab zu setzen, der ihre Eitelkeit befriedigen würde, in der That aber das ganze Ansehen an sich zu reißen. Er sagte ihm: er wüßte dazu ein unfehlbares Mittel, und wenn er sich dessen bedienen wolle, verbürge er ihm den Erfolg. Dieß Mittel bestünde darinn, daß er wieder zu der Calviniſtiſchen Religion zurückkehrte, wovon ihn der vorige König abgebracht habe, und sich zum Protector der Protestanten in Frankreich erklärte. Denn alsdann würde er den ganzen Calviniſtiſchen Adel an sich haben, und

dadurch Meiſter von allen, dieſer Religions-Parteyen zugeſtandnen Sicherheitsplätzen (das heißt von hundert und drey Städten oder wohlbefeſtigten Plätzen) werden, könnte auf den Beyſtand der geſamten unter dem Commando des Herzogs von Rohan in Frankreich ſtehenden Schweizer rechnen und durch den mit der Regentſchaft unzufriedenen Herzog von Sully ſich aller Schätze des vorigen Königs in der Baſtille verſichert halten; und ſo könnte man denn nicht wohl zweifeln, daß ein erſter Prinz von Geblüt, wie er, mit ſo großen Vortheilen während einer Minderjährigkeit nicht im Stand ſeyn ſollte, ſich des ganzen Anſehens zu bemächtigen, und ſich in und auſer dem Königreich gleich furchtbar zu machen... Gott ließ nicht zu, daß er den Rath des Herzogs von Bouillon befolgte. Hätte er es gethan, ſo hätten die Calviniſten alle die Vortheile wieder bekommen, welche ſie durch die Bekehrung des Hochſeligen Königs verlohren hatten. Wahrſcheinlich wäre das Reich unter ſie und die Katholiken getheilt worden, und ihre Republik, die man für ein Hirngeſpinſt anſah, hätte man endlich als etwas wirkliches befunden. Tom. II. pag. 307. Allein — und dieſer Geſchichtsſchreiber geſteht es in der Folge ſelbſt ein — viele Perſonen blieben überzeugt, daß der Herzog von Bouillon dieſen Vorſchlag dem Prinzen von Condé nicht im Ernſt gemacht habe; daß er der erſte geweſen ſey, es ihm wieder auszureden und daß er keinen andern Zweck dabey gehabt habe, als die Regentin fühlen zu laſſen, daß er ſelbſt alles das Uebel, das er ihr zufügen könnte, abwenden wolle.

28. Er hätte gern, ſagt der eben angeführte Schriftſteller, die Regentſchaft ſtreitig gemacht, wenn er ſich dies getraut hätte. Er wurde aber durch die gute Behandlung, die ihm wiederfuhr, wieder davon abgebracht. Man gab ihm zweymal hunderttauſend Pfund Gehalt, das Hotel Condé in der Vorſtadt Saint-Germain, das für zweymal hundert tauſend Franken erkauft wurde, die Grafſchaft Clermont, und viele andere Gratificationen.

29. Alle dieſe Intriguen zwiſchen den Prinzen, den Hofleuten und den Miniſtern, um den Herzog von Sully zu entfernen, werden erzählt in den beſondern Memoiren, beſonders in der Hiſtoire de la Mere et du Fils. Tome I. pag. 111. et ſuiv. 122. 127. ff. in der Hiſtoire du

duc

duc de Bouillon. II. pag. 313. in der des Herzogs von Epernon u. ſ. w.

30. Man ſehe die ausführliche Erzählung von der Einnahme von Jülich und von dieſer ganzen Expedition in dem Mercure françois und andern Geſchichtſchreibern unter dem Jahr 1610.

Die Einnahme von Jülich nöthigte den Kaiſer, die vorgehabte Sequeſtration der ſtreitigen Länder durch den Erzherzog Leopold von Oeſterreich, aufzugeben, und die Fürſten von Brandenburg und Neuenburg theilten ohne alle Schwierigkeit die ganze Erbſchaft unter ſich. Der Churfürſt von Brandenburg erhielt Cleve, die Mark und Ravensberg, und der Herzog von Neuburg Jülich und Berg. Philipp Ludwig, der Sohn dieſes Herzogs von Neuburg, hatte zween Söhne, wovon der eine die Linie von Neuburg fortſetzte und der Nachgebohrne die der Grafen von Sulzbach anfieng, welche gegenwärtig beyde vereinigen wird, weil die Linie von Neuburg mit dem jetzigen Churfürſten von der Pfalz erlöſcht. Dieß erweckt nach hundert und dreyſig Jahren ſeit dem Tod des Herzogs Wilhelm von Jülich dieſelben Schwierigkeiten wieder, wegen dieſer bevorſtehenden Erbſchaft, da der König von Preuſſen aus dem Hauſe Brandenburg zum Grund ſeiner Widerſetzung gegen dieſe Wiedervereinigung anführen kann, daß die Linien abgeſondert waren, als der Vergleich von 1669 geſchloßen wurde, der nur auf die Deſcendenten zu gehen ſcheint und der Kaiſer ſeiner Seits ſein Intereſſe dabey findet, den Fürſten von Sulzbach zu unterſtützen, weil, wenn dieſer junge Fürſt ohne männliche Erben ſterben ſollte, er um ſich in Beſitz von Berg und Jülich zu ſetzen, ſeinen alten Grund von Mannslehn anführen könnte, auſer einem noch andern Grund, den er dabey haben könnte, ſich für die mit ihm verbundene Fürſten von Sachſen zu intereſſiren. Es iſt 1738. ein Werk in zween Bänden erſchienen, worinn dieſe Materie unterſucht und ſehr gut auseinander geſetzt iſt.

Neun und zwanzigſtes Buch.

1. Der Marquis D'Ancre (denn ſo fieng man an, Concini zu nennen) hatte einen Streit mit den Herrn Oberſtallmei-

ſter, den man in der Geſchichte der Regentſchaft der Marie von Medicis ſehen kann.

2. Ein Comptant war eine Anweiſung auf eine Bezahlung oder die Quittung einer auf Befehl Seiner Majeſtät bezahlten Summe, ohne anzugeben, wozu dieſe Gelder verwendet worden waren. Heinrich IV. und Ludwig der XIII. oder ihre Miniſter haben den Misbrauch wohl gefühlt, der damit gemacht werden könnte; allein eine unendliche Menge von Ausgaben, welche um des Intereſſe des Staats willen geheim gehalten werden mußten, verhinderten ſie, ſolche abzuſchaffen. Der Cardinal von Richelieu beſchloß, dieß zu thun, zugleich aber dem König eine Million Gold zu laſſen, in Rückſicht auf dieſe Ausgaben, um darüber nach Gefallen diſponiren zu können. Teſtam. polit., 2. part., page. 143.

3. Die nähern Umſtände von dieſem Allen ſehe man bey Siri T. II. p. 327. und in den nämlichen Geſchichtſchreibern.

4. Dieſe Ceremonie iſt ſehr ausführlich beſchrieben in dem Mercure françois, den königlichen Handſchriften, P. Matthieu ꝛc. ann. 1610. Sie geſchah den 17. Oktober.

5. Beyde ſtehen in den Memoires de Sully gegen das Ende des T. I. pag. 469.

6. „Boullon erhielt Befehl, herauszugehen, um ihn (H. v. Sully) bey ſeiner Rückkunft vom Land in Paris zu beſuchen, und ihm die gute Abſicht der Königinn zu vernehmen zu geben, welche gleiches Vertrauen wie der hochſeligte König, in ihn ſetzen wollte. Er nahm das Erbieten der Königinn an ꝛc.“ Hiſt. de la Mere et du Fils. T. I. p. 112.

7. Dieſer Prinz ſtarb am 16 oder 17. November des folgenden Jahrs, vier und ein halbes Jahr alt. Man fand bey ihm Waſſer in ſeinem Hirn indem die allzugroße Dichtigkeit der Hirnſchale die Ausdünſtung an dieſem Theil gehemmt hatte. Dieß bewies die Unſchuld le Maitre's, des Arztes der königlichen Kinder, der beſchuldigt worden war, dieſen jungen Prinzen vergiftet zu haben. Merc. fr. ann. 1611. p. 158.

8. In den Actes de Rymer, année 1518. wird bey der Beſchreibung der Depeſchen oder Inſtruktionen der feierlichen

lichen Gesandtschaft Heinrichs VIII. an Franz I. Nicolaus von Neufville, Urgroßvater des Staatssekretärs, und einer der außerordentlichen Gesandten, betitelt: Ritter, Herr von Villeroy ꝛc. — Sauval, Antiqq. de Paris T. III. p. 612. führt das Patent an, das Cognac im Februar 1519. erhielt, worinn Franz I. ihn nennt: unser lieber Getreuer, Nicolaus von Neufville, Ritter, Herr von Villeroy ꝛc. Dies ist der Titel, der auch in der Zueignungsschrift des Clement Marot, vor dessen Gedicht: Der Tempel Cupido's, steht; dedicirt dem Herrn Nicolaus von Neufville, Ritter ꝛc. Diese Epistel oder Dedication, welche in den meisten, selbst alten Ausgaben der Werke dieses Dichters weggelassen und unterdrückt worden ist, wurde in der zu Haag 1713. wieder abgedruckt. Hebert, Vie de Henri VIII. erwähnt eben dieses Nicolaus von Neufville ehrenvoll. Baluz in seinen Anmerkungen, No. 175. und 176. setzt da, wo er von den Rechnungen des Herrn von Villeroy, englischen Gesandten spricht, noch die Eigenschaft eines grand audiencier de France hinzu. Auf dem etat des officiers des ducs de Bourgogne steht p. 233. ein Nicolas de Neufvillé, écyer de cuisine, und ein Amblard de Neufville ecuyer tranchant — In den Ducatianis p. 197. kommt ein Nicolas de Neufville vor, der als Gesandter 1500 nach Rom geschickt wurde, worauf sich auf Vie d'Alexandre VI. T. I. p. 192. berufen wird. — Diese Nachrichten entgiengen Meteren und den meisten unsrer Geschichtschreiber und Genealogisten, welche übrigens den erlauchten Hause Villeroy die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihm der Verfasser unsrer Memoiren versagt.

9. Diese ganze Erzählung stimmt mit dem überein, was man davon in der hist. de la Mère et du Fils liest: „Der Herzog von Sully fuhr nach der Krönung, noch ungefähr vierzehn Tage oder drey Wochen fort, sein Amt zu verwalten, bis die obengedachte Streitigkeit wegen der Schweizer zu Lyon sich erneuerte, indem Villeroy deren Bezahlung auf die Generaleinnahmen gedachter Stadt versichern wollte. Der Herzog von Sully erbitterte sich so heftig über diese Sache, daß er, nicht zufrieden mit der Behauptung: es sey nicht vernünftig, den König mit einem neuen Aufwand zu belästigen, da die Bürger von Lyon die Wache thun könnten, wie gewöhnlich, auch noch mit dem Kanzler, der Villeroy begünstigte, anband, und ihm sagte: sie verständen sich zusammen

zum Verderben der Angelegenheiten des Königs. Da diese Beleidigung alle Minister zugleich betraf, kamen sie mit einander überein, diesen Mann zu stürzen, dessen üble Laune nicht zu mildern wäre.“ — Dieser Schriftsteller erzählt hierauf die Schritte, welche gethan wurden, die Minister mit dem Herrn Grafen von Soissons, dem Marquis d'Ancre, Marquis de Coeuvres und andern gegen den Herzog von Sully zu verbinden. Ich führe mit Fleiß diesen Verfasser an, als einen der Feinde des Herrn von Sully, um die Wahrheit von dem Vorgeben dieses letztern desto einleuchtender zu machen, daß er sich hätte in seinem Posten erhalten können, wenn er hätte zu allen Operationen des neuen Conseils die Hände bieten wollen, und daß blos seine Beharrlichkeit, über Recht, Staatswohl und die Regierungsart des vorigen Königs zu halten, seinen Fall verursachte. Uebrigens haben alle einsichtsvolle Männer eben so über diese Rechtschaffenheit geurtheilt, wie der angeführte Geschichtschreiber, dessen Ausspruch alle Feinde dieses Ministers bestimmten. Man findet im Mercure françois, adjonction à l'année 1610. p. 9. eine ganze Abhandlung über diesen Gegenstand, die ihn auf eine für ihn sehr ruhmvolle Art rechtfertigt. Man sehe auch die Stelle in den Memoires de Villeroy T. III. pag. 259.“ Dieß ganz veränderte Ansehen, das der gedachte Herr von Sully dem verarmten Frankreich gab, indem er es durch seine kluge Haushaltung und seinen Eifer wolhabend machte, bezeugt hinlänglich seine Tüchtigkeit. Diese Vorstellungen, die er gegen den Willen des Königs machte, und sein Widerstand gegen alle Grossen beweißt seine Tugend, und indem er sich unter so vielen Feinden behauptete, ohne der Furcht und ihren Drohungen nach zu geben, zeigte er die Stärke seiner Klugheit und seines Muths. Seine Neider selbst sagen, er allein sey dem Staat nützlicher und fördere die Geschäfte besser, als all die andern zusammen; und wenn er nur ein wenig von der Strenge seines Verfahrens nachlassen wollte, so wird es ein würdiger Diener Ew. Majestät seyn. Wenn man ihn gleich von den Geschäften zu entfernen sucht, kann ers doch nicht übers Herz bringen, nicht frey heraus zu sagen, was er von der geringen Achtung denkt, die man gegen das Andenken des hochseligen Königs hegt, und von der wenigen Rücksicht, die man auf unsern jungen Fürsten nimmt ꝛc.“ Man sehe auch das in unsrer Vorrede angeführte Manuscript.

Hier

10. „Hier ſind die Titel, die Herr von Sully damals führte: Maximilian von Bethune, Ritter, Herzog von Sully, Pair von Frankreich, Souverainer Fürſt von Henrichemont und Boisbelle, Marquis von Rosny, Graf von Dourdan, Herr von Orval, Montrond und Saint-emand, Baron d'Eſpineuil, Bruyeres-le-Chaſtel, Villebon, la Chapelle, Rovion, Bauzy und Boutin, Rath des Königs in allen ſeinen Conſeils, Capitain-Lieutenant der zweyhundert Ordonnanz-Gensd'armes des Königs, unter dem Namen der Königinn, Generalfeldzeugmeiſter und General der Artillerie, Oberſtraſſeninſpektor von Frankreich, Oberintendant der Finanzen, Feſtungswerke und des Bauweſens; Befehlshaber und Generalſtatthalter Sr Majeſtät in Poitou, Chatelleraudois und Laudunois, Befehlshaber in Mantes und Gergeaux, und Schloßhauptmann in der Baſtille."

11. Hier einige ſehr von einander abweichende Urtheile, welche über dieſe Begebenheit gefällt wurden:

„Das Jahr 1611. begann mit der Entfernung des Herrn von Sully, welcher durch das Anhalten und die Kabalen zweyer Prinzen vom Gebiet von den Geſchäften weggeſetzt wurde. Man nahm ihm die Finanzoberaufſicht, und die über den königlichen Schatz. Die Baſtille nahm die Königin und übergab ſie dem Herrn von Chateauneuf (muß Chateauvieux heiſſen.) Man ſtellte drey Direktoren zur Führung der Finanzgeſchäfte auf; die Herrn von Chateauneuf, Präſident de Thou, und Jeannin; dieſem letztern aber gab man noch dazu die Stelle eines Finanz-General-Controleurs, was ihm die ganze Führung der Geſchäfte verſchafte, mit Ausſchuß der andern, welche nur der Direktion aſſiſtirten." Mem. de Baſſompierre T. I. pag. 308.

„Den 24. d. M. (Jänner) Herr von Sully, aus dem Arſenal Gericht: er habe das Dekret auf Marſchallsrang, mit .... tauſend Thalern Belohnung. Begiebt ſich freywillig der Finanzverwaltung, tanquam e ſpeculo praevidens tempeſtatem futuram. Journal de l'Etoile pag 256.

„Der Herr Prinz und der Herr Graf von Soiſſons ſprachen in den erſten Tagen mit der Königinn davon; die Miniſter eröffneten ſich, und der Marquis d'Ancre gab ihm den letzten Stoß. Alſo ſah er ſich genöthigt, ſich zu An-

fang des Februars zu entfernen ꝛc. Hist. de la Mère et du Fils T. I. pag. 235.

„Einige haben geschrieben, der Herzog von Sully, habe sich kurz nach der Aussöhnung des Herrn Grafen von Soissons und des Herrn Herzogs von Guise, freywillig in die Hände der Königinn, sowohl der Bastille als seiner Finanzoberintendantenstelle begeben. Andre sagen: da er alles, was er hätte, der Königinn angeboten habe, sey er beym Wort genommen worden. Noch andre haben verschieden davon gesprochen: und er selbst sagt das Gegentheil in diesem Brief an die Königinn, der damals gedruckt wurde." Merc. fr. an. 1611. Hierauf folgt ein Brief des Herrn von Sully an die Königinn, welcher sich nicht in den Memoiren Sullys befindet. Die Memoires de la régence de Marie de Medicis T. I. pag. 57. sagen ebenfalls, daß Sully selbst um seine Entlassung angesucht, und daß ihm die Königin solche sehr ungern gegeben habe.

Wahrscheinlich liegt etwas Wahres bey beyden dieser Meynungen zum Grund; nämlich, daß Herr von Sully ohne Zweifel seine Stelle sehr gerne länger behalten hätte, wenn es noch mit demselben Ansehen hätte seyn können, wiewol es nie mit eben dem Vergnügen, wie unter dem vorigen König gewesen seyn würde; daß aber die Bemühungen, die er deswegen anwendete, die Königinn, die Großen und Minister ihm abgeneigt machten, und es endlich auch ihm selbst entleideten, als er sah, daß er sich umsonst darum bemühte. Die Erzählung Matthieu's stimmt ganz mit dieser Vorstellung überein, und paßt auch zugleich zu der Aussage unsrer Memoiren. „Der Herzog von Sully — sagt er — sah nach dem Tod Heinrichs des Großen wohl ein, daß er unter dieser neuen Regierung nicht das würde seyn können, was er unter der vorigen gewesen war, und daß die Feindschaft des Herrn Grafen von Soissons zu seinem Verderben ausschlagen würde. Da man ihm bereits das Finanzfach entzogen hatte, rieth man der Königin auch noch, ihm die Bastille zu nehmen. Man fand dieß so gewagt, daß man sagte: Heinrich der Große würde es nicht gethan haben, aus Furcht, die von seiner Religion möchten darüber empfindlich werden. Indessen fand sie doch nichts als bereitwilligen Gehorsam auf den Befehl, den sie ihm ertheilte, diesen Platz, ihrem Chevalier d'Honneur, Chateauneuf, zu übergeben.

Hätte

Hätte er einige Schwierigkeiten deßwegen gemacht, so wür-
den einige Große vom Hof, welche das Beyspiel von Stands
haftigkeit fürchteten, diese Uebergabe schwieriger gemacht
haben. Als er dieses Platzes beraubt war, erkannte er den
Nachtheil, den er von dieser Nachgiebigkeit hatte, und bat
die Königinn um Urlaub, um nach Rosny zu gehen, wo
er nur drey Tage bleiben zu wollen vorgab. Als er daselbst
war, sagten die von seiner Religion zu ihm: er dürfe nicht
wieder an den Hof gehen, wo er so mißhandelt worden sey.
Seine Gemahlin und sein Bruder beschworen ihn aber das
Gegentheil zu thun, und er kehrte zurück. Allein diejeni-
gen, welche nicht dieser Meynung gewesen waren, entfern-
ten sich von ihm, indem sie dafür hielten, es sey ein Be-
weis von wenig Edelmuth, daß er nicht mehr Empfindlich-
keit über eine solche Behandlung zeige. Die Königinn em-
pfieng ihn mit günstigen Augen; allein der Herr Graf von
Soissons ließ ihn von allen Geschäften entfernen, von denen
er so viel Wissenschaft unter Heinrichs des Großen Regie-
rung gehabt hatte. Da er sich solchergestalt um Amt und
Ansehen gebracht sahe, gieng er ab nach Sully, und weil
er sich da nicht für sicher genug hielt, nach Bourdeaux.“ —
Dieser Schriftsteller setzt hinzu: einer der hauptsächlichsten
Beweggründe der Protestanten, alles aufzubieten, um
ihn mißvergnügt zu machen, sey ihr Verlangen gewe-
sen, sein großes Vermögen für ihre gemeinschaftliche
Sache zu nutzen, er sey aber dem weisen Rath des
nachsten Generallieutenants der Artillerie la Vallée gefolgt,
sich ganz eingezogen zu halten, ohne sich in irgend eine der
darauf erfolgten Verwirrungen zu mischen. ibid. p. 22.

12. Noel von Sillery, Bruder des Kanzlers.

13. „Obgleich der Streich ihn nicht unerwartet traf,
da er ihn von ferne schon kommen sah, konnte er sich
doch nicht fassen, so daß er ihn mit Schwachheit empfieng.
Zwieh, weil er gehorchen mußte; und als ihm die Köni-
gin sagen ließ, er habe sich öfters gegen sie erboten, seine
Stelle niederzulegen, antwortete er: er habe es gethan,
weil er nicht geglaubt hätte, daß man ihn beym Wort
nehmen würde.“ &c. Hist. de la Mère et du Fils. ib.
31. Dieser Schriftsteller setzt noch verschiedene andere
Gründe hinzu, mit eben der Verächtlichkeit gegen Herrn von
Sully; allein ausser den Gründen, die wir bereits gegen

17. Franz von Bethune, der die Linie der Grafen von Orval stiftete, war Ritter der königlichen Orden, erster Stallmeister der Königinn Anna von Oestreich, Oberweginspektor von Frankreich, Oberaufseher über das Bauwesen, Befehlshaber von Saint Maixent, Mestre de Camp des Regiments Picardie, Lieutenant-General der Armeen des Königs. Nach dem Tod seines leiblichen Bruders, Cäsars von Bethune, welcher unvermählt starb, wurden die Güter und Herrschaften, worüber der Herzog von Sully zu Gunsten seiner Kinder zweyter Ehe verfügt hatte, wie wir bald hören werden, in ihm vereinigt, zu einem Herzogthum und einer Pairie erhoben, unter dem Namen Bethune, und das in Betracht der großen Dienste, welche er den Staat geleistet hatte, besonders durch Aufstellung einer beträchtlichen Anzahl Kriegsleute zu Fuß und zu Roß, auf seine eigne Kosten in der dringenden Noth Sr Majestät, damals im Krieg mit den Spaniern, dem Herzog von Lothringen, dem Prinzen von Condé und andern rebellischen Unterthanen. In diesen Ausdrücken wird davon in dem Stiftungsbrief gesprochen, datirt Meaux im Jun. 1652. Das Herzogthum Sully fiel an diese Linie 1630. (?) beim Tod Maximilians, fünften Herzogs von Sully, in der Person Ludwig Peter Maximilians von Bethune, Enkels dieses Franz, Herzogs von Orval, dem es durch eine Sentenz des Depeschenraths zugesprochen wurde, gegen Erlegung des Werths an Armand von Bethune, seinen Grosonkel, Abt, nachher Grafen von Orval.

18. Louise von Bethune; sie heurathete am 19. May 1620, Alexandern von Levis, Marquis von Mirepoix.

19 Unter den Papieren, welche die Beweise von dem enthalten, was Herr von Sully von seinen Streitigkeiten mit dem Herrn Prinzen von Condé erzählt, und die der jetzige Herr Herzog von Sully mir mitzutheilen die Gnade hatte, finde ich zwey Briefe, die man nicht ungern hier lesen wird; einer ist von dem Herrn Prinzen von Condé an den ersten Herzog von Sully; der andre von den Herrn Prinzen von Conty an den Herrn Marquis von Bethune, (Maximilian Alpin) Großvater des jetztlebenden Herrn von Sully.

Schreiben des Herrn Prinzen von Condé an den Herrn Herzog von Sully.

Monsieur!

Ich hoffe die Ehre zu haben, Sie bald zu sehen. Durch den Ueberbringer werden Sie den Preis und die Bedingungen des Berußten erfahren. Sie werden auch aus allen meinen Schritten erkennen, wie sehr ich den Dienst des Königs und das allgemeine Beste wünsche, und die besondre Freundschaft von Ihnen, den ich leidenschaftlich liebe; ich bitte Sie, sich ganz hierauf zu verlassen. Ich mache mich, nach meinem und Ihrem Versprechen gefaßt, unsern Kauf über Villebon abzuschliessen, und werde Ihnen (mit inständiger Bitte, sich dazu daselbst einzufinden) den Ort zu wissen zu thun, wo ich werde die Ehre haben können, Sie zu sprechen.

Ich bin,

Monsieur

Ihr unterthänigster Vetter
und Diener
Heinrich von Bourbon.

Schreiben des Herrn Prinzen von Conty an den Herrn Marquis von Bethune.

Monsieur!

Der Herr Graf von Orval dringt ausserordentlich in mich, in den Vergleich zu willigen, den er mit dem Herrn Vicomte de Meaux über das Gut Chanrond treffen will. Er bietet mir sogar Sicherheitsleistungen an, um mich der Garantie zu entbinden, welche mein hochseliger Herr Vater übernommen hatte. Nichts deste weniger wollte ich ihm keine Erklärung geben, weil ich Ihrer Frau Schwiegermutter versprochen habe, nichts in dieser Sache vorzunehmen, ohne erst Ihnen Nachricht davon zu geben. Und, da es immerhin für beyde Theile zuträglich ist, daß diese Angelegenheit in Ordnung gebracht werde, und man bald möglichst damit zu Stande komme, so habe ich die Wahrung meines Interesses Ihrem Vetter dem Herrn Grafen von Bethune übertragen, so wie ich Sie bitte, es eben so zu halten, und sich dem zu unterwerfen, was er darinn verfügen wird. Der Herr Graf von Orval und der Vicomte

comte von Meaux ſind es zufrieden, ganz daſſelbe zu thun. Ich zweifle nicht, daß Sie ſich hiezu entſchlieſſen werden, denn ſonſt würde ich nicht umhin können, den Weg einzuſchlagen, den man mir vorſchlagen würde, und auf meine Sicherſtellung dabey bedacht zu ſeyn. Ich ermahne Sie von ganzem Herzen, keine Schwierigkeit gegen dieſe Auskunft zu machen. Indeſſen bin ich mit vieler Neigung

Monſieur
Toloſe am 19. Okt.
1656.

Ihr
beſtaffectionirter und
bereitwilliger
Armand von Bourbon.

Dreyßigſtes Buch.

1. Die allgemeinſte Meynung heut zu Tag iſt die Varroniſche, welche die Zeit der Begründung Roms ungefehr zweyhundert Jahr ſpäter ſetzt.

2. Dieſe drey Epochen ſind nicht ganz richtig. Die erſte iſt 410. nicht 414. die andre 455. oder 456. und die dritte 552. unter Tejas, Totilas Nachfolger, und letzten König der Gothen. Die Plünderung währte vierzig Tage.

3. Es wäre unbillig, Valentinian III. Honorius ꝛc. den Namen eines Kaiſers vom Occident zu verweigern. Man muß den Ausdruck, deren ſich hier dieſer Verfaſſer bedient, nicht ſo genau nehmen, ſondern nur in dem Sinn „eines geſchwächten Reichs, am Rand ſeines Untergangs."

4. Dieſe ganze Kritik iſt ſehr richtig. Lange vor dem Jahr 445. da, nach den P. P. Petau und Sirmond, Clodwig ſich durch Wegnahme von Cambray ꝛc. zuerſt dieſſeits des Rheins niederließ, und ſich der Regierung Valentinians II. entzog, führten die Häupter der Franken den königlichen Titel. Die Niederlaſſung dieſes Volks jenſeits des Rheins fieng gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts an, und erſtreckt ſich ungefehr vom Texel bis Frankfurt. Die Empörung eines Theils von Gallien gegen die Römer geſchah 434. im zwölften Jahr der Regierung Valentinians III. und die Meinung des Verfaſſers von der Niederlaſſung der Franken in Gallien wird durch

einen gelehrten Akademiker bestärkt, der alles mögliche Licht über diesen Punkt der Kritik verbreitet hat (den verstorbenen Herrn Abt du Bos, Histoire critique de l'établissement de la monarchie françoise dans les Gaules T. I. L. I. chap. 17. l. 2. ch. 7. 8.

5. Dieß ist eine von den Stellen, welche mich zu der in meiner Vorrede geäußerten Bemerkung veranlaßten, daß die Kompilatoren der alten Mémoires de Sully sich die Freyheit genommen haben, ihre eigne Meynung über Regierung, der des Verfassers beyzumischen, und zwar so, daß sich der Uebersetzer, weil er sie nicht leicht aussondern, noch selbst itzt mehr genau unterschreiben kann, genöthigt sieht, wider seinen Willen widersprechende Behauptungen über denselben Gegenstand zu übertragen. Nach allen dem, was man den Herzog von Sully von der Volksgewalt und der Anarchie, und besonders gegen die Mißbräuche der Ständeversammlung behaupten sah, würde der Widerspruch zu grob seyn, wenn alle diese Stellen von einer Hand mit der gegenwärtigen seyn sollten. Es sind noch zwo bis drey andre ähnliche, im ganzen Werk, welche ich mit Anmerkungen bezeichnet habe.

Der Herr Abt du Bos gieng von demselben Grundsatz mit unserm Verfasser aus, zog aber ganz entgegengesetzte Folgerungen daraus, welche so gründlich sind, als diese nicht. a. a. O Man kann nicht besser thun, als auf dieß vortreffliche Werk zu verweisen, dessen Zweck ist, den Irrthum zu widerlegen, worein der Verfasser dieses Stücks unsrer Memoiren gefallen ist. „Dieser Irrthum," sagt er, discours prelim. p. 57. — „führt auf den Gedanken, daß alles, was „die Nachfolger Hugo Capets für das königl. Ansehn gethan „haben, es sey nun, durch Befreyung der Unterthanen von „den Seigneurs, oder durch Anstellung königlicher Beamten „in allen Lehen von einiger Bedeutung, oder durch Aufhebung „des Rechts der Seigneurs, ihre Mannen aufzubieten, um „andre zu befehden, oder durch Vorkehrung andrer einem „Souverain erlaubten Mittel, ein Attentat auf die erste Kon„stitution der Monarchie" gewesen sey. Man betrachtet „demnach Ludwig den Dicken, Philipp August, und die grosen „Könige des dritten Stamms, als Tyrannen, wiewohl sie „nichts weiter thaten, als die unverjährbaren Rechte der Kro„ne und die Rechte des Volks von Usurpatoren zurückfordern, „die sich beider im neunten und zehnten Jahrhundert bemächtigt hatten. In der That thaten diese Fürsten, weit entfernt,

„fernt, der alten Reichsverfassung zu nahe zu treten, indem „sie einen Theil ihrer Rechte wieder herbeyschafften, weiter „nichts, als daß sie, so gut sie konnten, die alte Ordnung wie„der herstellten.“ Dieß beweist er denn methodisch im gan„zen sechsten Buch s. Werks. M. s. auch die oben angeführten Aufsätze des Herrn Foucemagne sowohl über das Salische Ge„setz, als über die Thronfolge.

6. Die Memoires de Sully sind die das einzige Denk„mal, das der Nachkommenschaft die nähern Angaben von dem großen Entwurf Heinrichs IV. aufbewahrt hat. Man findet es in keinem der Geschichtschreiber, Memoirenschreiber und Schriftsteller aus den Zeiten dieses Herrn. Der größte Theil derselben hat diese Materie nicht einmal berührt, weil sie ohne Zweifel nicht genug wußten, um davon reden zu können. Erst seit Erscheinung der Denkwürdigkeiten Sully's, wo es so gut enthüllt ist, hat man angefangen davon zu reden, und unter allen denen, die es ungefehr seit der zwoten Hälfte des sieben„zehnten Jahrhunderts gethan haben, finde ich beynahe keinen, der die Möglichkeit dieses großen Projekts in Anspruch genom„men hätte, weil man wahrscheinlich noch der Zeit, da es ent„worfen wurde. noch nahe genug war, um sich sowohl durch die mündliche Aussage derer, welche Zeugen der Vorkehrungen und Zurüstungen seyn konnten, daß alle Maaßregeln genau so genommen worden waren, wie der Herzog von Sully er„zählt, als durch Schlüsse zu überzeugen, daß es bey weitem nicht so viel Schwierigkeit gefunden hätte, als man nachher dabey zu bemerken glaubte.

Der Verfasser der handschriftlichen Abhandlung in der kö„nigl. Bibliothek, die ich in der Vorrede angeführt haben, und die mir der älteste Aufsatz scheint, den wir aus dieser Zeit ha„ben, zweifelt nicht, daß dieß Projekt nicht völlig zur Ausfüh„rung gekommen seyn würde. Nach ihm sagt Herr von Pe„fixe, der uns im dritten Theil seiner Geschichte Heinrichs des Grosen S. 333 ff. einen sehr guten Abriß davon giebt, ganz bestimmt: es würde geglückt seyn, und führt die Bewei„se für diese Behauptung an. Der Fortsetzer des Herrn de Thou ist in dem Wenigen, was er davon sagt, an. 1609. 1610. eben dieser Meynung. Der Marschall von Bassompierre, Journal T. I. sagt ebenfalls etwas davon, ohne es zu mißbilli„gen. Mit diesen Autoritäten kann man noch die des Ver„fassers der Lebensbeschreibung des Herzogs von Epernon ver„binden, und einiger andern Schriftsteller, welche alle glei-

chen

cher Meynung zu seyn scheinen. Kurz, bis zum Anfang dieses Jahrhunderts scheint über diese Sache nur eine Stimme gewesen zu seyn, der auch noch verschiedene unsrer neuern Geschichtschreiber beystimmten.

Vittorio Siri memorie recondite T. I. p. 29. 514. T. II. p. 45. etc. ist meines Wissens der erste, der diese große Unternehmung für ungereimt und unmöglich ausschrie. Allein die Unwissenheit, die er in dieser ganzen Sache, selbst bey den unbestrittensten Punkten zeigt, seine Anhänglichkeit an die spanische Politik, die durch sein ganzes Werk hervorstechende Abneigung gegen Heinrich IV und dessen Minister, machen sein Zeugniß billig hierinn ganz verwerflich. Diese Meynung wurde nach ihm von dem Verfasser der Hist. de la Mère et du Fils T. I. p. 44. angenommen und zwar aus demselben Grund einer Anhänglichkeit an die Königinn Mutter Ludwigs XIII. Uebrigens scheint dieser Schriftsteller, wer er auch sey, der für seine Meynung keinen andern Beweis anführt, als das Alter Heinrichs von beynahe sechzig Jahren, so schlecht unterrichtet, daß man sagen möchte, er habe nicht einmal die Vorsicht gekannt, die man gebraucht haben würde, dieß Werk in drey Jahren zu endigen, und er bestreite die Meynung des Herzogs von Sully ohne sie zu kennen.

Weit mehr würde ich dem Ansehen einiger andern Politiker einräumen, die es als unmöglich ansehen, daß die Gestalt von ganz Europa so sehr hätte verändert werden können, als Heinrich im Sinne hatte, und die übrigens finden, daß man in diesen Tagen ein weit glücklicheres Mittel erfunden habe, das Gleichgewicht in Europa zu erhalten, als das, wodurch man den alten Rath der Amphiktyonen wieder aufleben lassen wollte, nämlich die Vorsicht alle verzüglichen Mächte den Traktaten, selbst den besondern beytreten und solche garantiren zu lassen. Alle die Unfälle, welche der Krieg über uns gebracht hat, zeigen hinlänglich, daß diese Vorsicht nichts weniger als hinreichend ist. Und was den Grund der Frage betrifft, so stimme ich darinn mit ihnen überein, daß Europa nur äußerst schwer heut zu Tage in den Zustand gesetzt werden kann, worein Heinrich der Große es setzen wollte. Darum glaube ich aber doch, ohne übrigens jemand zu meiner Meynung nöthigen zu wollen, daß die, welche das Projekt dieses Herrn als ein Luftschloß behandeln, nicht gehörig auf die Zeitumstände sehen, wo Europa so oft in Gefahr, die Beute des Hauses Oesterreich zu werden, und von blutigen Kriegen zerstört, welche Religions-

ligionsverschiedenheit erregt hatte und noch täglich erregt, beynahe gezwungen war, seine Zuflucht zu einem gewagten Mittel zu nehmen, um all seinem Elend endlich ein Ende zu machen.

Ich kann diese Anmerkung nicht besser schliessen, als mit den Worten des Abbts St. Pierre in seiner Abhandlung über den grosen Mann: „Hieraus sieht man, daß wenn Heinrich „IV. König von Frankreich sein so berühmtes und weises Pro„jekt eines ewigen und allgemeinen Friedens unter allen euro„päischen Mächten, ausgeführt hätte, er die größte mögliche „Wohlthat nicht nur seinen Unterthanen, sondern auch allen „christlichen Nationen, und, nach einer nothwendigen Folge „selbst dem ganzen Erdkreis erwiesen haben würde; eine Wohl„that, an der alle Generationen itzt und künftig durch alle „Jahrhunderte hindurch Antheil gehabt hätten; eine Wohl„that, welche die Befreyung von unzähligen und unermeß„lichen Uebeln in sich begreift, die fremde und einheimische „Kriege verursachen; eine Wohlthat, welche all das Gute be„wirkt haben würde, das nothwendig aus einem allgemeinen „unwandelbaren Frieden entspringt; hätte er es ausgeführt, „sage ich, dieß wundervolle Projekt, so wäre er ohne Ver„gleich der größte Mann gewesen, der je war und seyn wird.“ Nach einigen andern Betrachtungen über die Mittel dieß Projekt noch leichter zu machen, setzt dieser sinnreiche Schriftsteller hinzu: „Uebrigens hat dieser Herr immer die Ehre der „wichtigsten Erfindung und nützlichsten Entdeckung gehabt, die „je auf Erden zum Wohl des Menschengeschlechts gemacht „wurde. Die Ausführung dieser grosen Unternehmung ist „vielleicht von der Vorsicht dem größten Mann von seiner „Nachkommenschaft vorbehalten.“

7. Der gegenwärtige Herzog von Sully besitzt das Original eines sehr schönen Briefs von Heinrich dem Großen, vermuthlich an die Königin Elisabeth, wie wohl diese Königin weder in Zusammenhang des Briefs noch auf der Aufschrift genannt ist, auf welcher nur die Worte stehen: „der, die unsterblichen Ruhms würdig ist.“ Die Ausdrücke, worin Heinrich von einem gewissen politischen Projekt spricht, das er, „die vortrefflichste und herrlichste Unternehmung, die ein erschaffnes Wesen denken und ersinnen kann; eine mehr himmlische als menschliche Sache“ nennt; die Lobeserhebungen die er diesem so wohl zusammenhängenden Aufsatz, so voll von Angaben dessen, was zu Regierung der Reiche und Monarchien erfor,

erforderlich iſt, „dieſen Gedanken und Entſchlüſſen" macht, von welchen man nichts als, „höchſt merkwürdige Erfolge von Ehr und Ruhm" erwarten dürfe, daß alles kann nur auf die Königin Eliſabeth, und das groſſe Projekt gehen, von dem hier die Rede iſt, und über das ſich die Königin wahrſcheinlich izt ſchriftlich zu eröffnen angefangen hatte. Dieſer Brief iſt vom 15 Jul. datirt, aber ohne Jahrzahl.

8. Man begreift leicht, nach dieſes ganzen Auseinandersetzung, welchen Glauben das Zeugniß von Siri a. a. O. verdient, wenn er zu verſtehen giebt: Heinrich der Groſſe ſey einzig von der Leidenſchaft, aufzuhäufen beſeſſen geweſen, ſein Miniſter habe ihn zwingen müſſen, gleichſam wider ſeinen Willen in das Projekt einzugehen, und der Herzog von Sully, den er für den einzigen Urheber davon hielt, habe blos aus Eigenſinn und vielleicht auch aus Eigennutz ſo ſehr darüber gehalten.

9. Was will alſo Siri ſagen, wenn er uns von dem Vorhaben ſagt, welches, wie er fälſchlich behauptet, Heinrich der Groſſe gehabt habe, bald, Lothringen mit Frankreich zu verbinden, T. I. p. 555. bald, ſich Savoien abtreten zu laſſen T. II. p. 62. Eben ſo wenig wahr iſt, was er von den Geſinnungen des Papſts, der Venetianer ꝛc. ſagt T. II p. 180. Dieſer Mann ſcheint in Oeſtreichiſchem Sold zu ſtehen.

10. Es ſind einige Abweichungen in unſern Memoiren ſowohl in Anſehung dieſer Anzahl der Kriegsleute des groſſen königl. Heers, welches bald dreyſig bald zwey und dreyſig und ſechs und dreyſigtauſend Mann Infanterie, vier fünf ſechs und achttauſend Cavallerie, dreyſig und funfzig Kanonen angegeben wird und in Anſehung der verbundenen teutſchen Fürſten, die bisweilen auf vierzigtauſend Mann zu Fuß und zwölftauſend zu Roß getrieben wird, als der Italieniſchen und andrer konföderirten Mächte. Die Geldrechnungen ſind eben ſo wenig immer dieſelben und ganz richtig.

11. M. ſ. dieſe drey Rechnungen in den alten Memoiren, T. IV. p. 94.

12. Dieſe andre Rechnung von fünf und ſiebenzig Millionen kann man ebenfalls ausführlich ſehen in den Memoires de Sully T. III. p. 469.

DE LESDIGUIERES

Allgemeine Sammlung

Historischer Memoiren

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neuesten Zeiten

durch mehrere Verfasser übersetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Professor der Philosophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Siebenter Band.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1794.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1450 IVE 1748

Inhalt

des

siebenten Bands

der

historischen Memoires,

zweyter Abtheilung.

Memoires des Herzogs von Bouillon.

Heinrich, Herzog von Bouillon, entwirft seine Lebensgeschichte zur Belehrung seines Sohns. Abstammung. Häuslicher Unterricht. Heinrich ist vom zehnten Jahr an Page bey König Carl IX. Unruhen während der Minderjährigkeit desselben. Zurücksetzung des Canzlers de l'Hopital. Angriff auf den König bey Meaux. Heinrich bekommt einen Theil der Kompagnie des verstorbenen Connetables. Jugendübungen. Galanterie damaliger Zeit. Jugendfreundschaft für den

Inhalt.

Bruder des Königs. Frühzeitige Tapferkeit. Spiele bey der Verheuratung König Carls mit einer kaiſerlichen Prinzeſſin. Heurath zwiſchen Heinrich, König von Navarra und des Königs Schweſter, Margarethe. Zwiſt mit Herrn von Arpenti. Reiſe nach England. Der dritte Bruder des Königs ſucht Heinrichs Ergebenheit.

Niederländiſcher Krieg. Ermordung des Admirals. Bartholomäusnacht zu Paris. Belagerung von Rochelle. Erſte Kriegsübung Heinrichs. Herr de la Noue geſchildert. Ankunft der engliſchen Flotte unter Herzog von Montgommery. Projekte der Prinzen, ſich vom König zu trennen. Gefahr, von Monſieur entdeckt zu werden. Die Pohlen bieten dieſem ihre Krone an. Aufhebung der Belagerung. Der dritte Bruder des regierenden Königs (der Herzog, jetzt Monſieur) ſetzt ſeine Intriguen fort und verflicht Heinrich mit ſich in die Ungnade des Königs. Verſchiedenes Intereſſe der Unzufriedenen. Der König von Pohlen geht dahin ab. Verrätherey durch Ferrand an die Königin Mutter. Glückliche Liſt dagegen. La Mole. Verluſt des Grafen Ludwigs von Naſſau und Herzog Chriſtophs von der Pfalz. Patriotiſche Geſinnungen des Herrn von Montmorency. Bantabran durch Herrn von Guiſe beynahe erſtochen.

Heinrich iſt entſchloſſen, mit den Prinzen (Monſieur und dem König von Navarra) die Waffen zu ergreiffen. Herr von Guitry. Monſieur geſteht oder ver-

verräth die Flucht. Heinrich wird noch vom König gebraucht, den Herrn von Guitry zur Unterwerfung zu bereden. Montmorency wird gefangen genommen. Rüstung des Königs gegen den Grafen von Montgommery. Heinrich brennt vor Begierde, den Krieg mit zu machen. Verfolgt vom König entweicht er den Gefahren nach Türenne und macht sich unter dem Catholischen und Reformirten Adel Anhänger. Kleine Streifzüge. Rückkunft des Königs von Pohlen. Belagerung von Miremont.

Die Königin Mutter verursacht die Fortdauer der Unruhen. Heinrich befreit die Einwohner von Montauban von Gewaltthätigkeiten der königlichen Lieutenants und erobert das Schloß Piqueros, nebst mehreren andern Forts. Scharmützel bey Villemür. Mislungener Angriff auf diese Stadt. Wechselseitige Verrätherei wegen Büset. Fortsetzung des Kriegs im Lande Quercy.

Heinrich wird krank und sehr andächtig. Conseil der Reformirten. Kriegslist. Streifereien bey Lausertn und Clerac. Monsieur entflieht vom Hofe. Herr von Langoiran. Monsieur zieht teutsche Hülfstruppen an sich. Herr von Thore verliert gegen den Herrn von Guise an der Marne. Alles sammelt sich zu Monsieur, welcher aber die Reformirten zurücksezt, beleidigt, geheime Unterhandlungen anzettelt. Prinz von Condé. Tractat von Chastenay. Monsieur vergißt Heinrichs Dienste sogleich nach dem Frieden, weil er zur reformirten Kirche übergegangen war. Noch gröstere Trennung der Parteien. Heinrich entfernt sich von Monsieur,

äuſſert ſeine Empfindlichkeit gegen St. Sulpice und geht zum König Heinrich von Navarra über.

Zuſammenkunft zu Blois. Marſchall von Anville. Heinrichs ſittliche und oeconomiſche Verhältniße. Zuneigung der Schweſter des Königs von Navarra zu ihm. Neue Bewafnung zu Blois beſchloſſen. Heinrich erobert Bourdeaux. Herr von Besins. Meuterei der Regimenter von St. Maigrin und Millac. Brouage wird wegagenommen. Heinrich erhält Perigueux. Ueberfall beym Schloß Laubers d'Aumont. Friedensvermittlung. Heinrich wird in einem Rencontre bey Mucheres ſchwer verwundet. Seine Religioſität. Frieden.

Fortdaurendes Mistrauen der Reformirten. Zwiſt des Königs von Navarra mit ſeiner Gemalin, Margarethe. Ausſöhnung. Zuſammenkunft mit der Königin Mutter zu Nerac und Auſche. Indeß nimmt der Marſchall von Biron liſtig Reole in Beſitz. Dagegen beſezt Heinrich Fleurance. Die Conferenz von Nerac. Ausſöhnung Heinrichs mit Herrn von Düras, der ihn doch im Duell verrätheriſch mishandelt. Warnung vor Duellen.

Verſammlung der Reformirten zu Montauban. Der Prinz (von Condé) nimmt von ſeinem Gouvernement in der Picardie Beſiz. Heinrich übernimmt beym neuen Ausbruch des innern Kriegs das Obercommando in Languedoc. Verſammlung der vornehmſten des Gouvernements zu Chaſtres. Ordnung der Hülfsquellen

Glück

Inhalt.

Glücklicher Hinterhalt beym Fort La Bruyere. Kleiner Krieg bey Soreze. Bestrafung derer von Toulouse. Frieden. Unzufriedenheit des Prinzen von Condé. Heinrich wird gebraucht, sie zu heben. Zusammenkunft mit Monsieur. Heinrich wird bey Cambray gefangen, den Herzog von Parma überliefert, und erst nach 3. Jahren freygelassen. Monsieur stirbt.

Heinrich kommt, mit dem König ausgesöhnt, nach Paris. Herr von Joyeuse und von Espernon die Günstlinge. Intriguen der Ligue, unter Mitwürkung der Königin Margarethe. Flucht dieser Prinzessin nach Varroy. Der Herr von Guise nimmt Chalons weg. Versammlung zu Castres. Rüstungen. Verlegenheiten des Königs von Navarra. Ausbruch des Kriegs unter seiner Anführung gegen die Liguisten. Seine galante Zerstreuungen. Eifersucht des Prinzen Condé gegen Heinrich. Er zieht sich nach Türenne zurück, wo die königliche Armee unter dem Herrn von Mayne einrückt. Heinrich hält sich an der Dordogne. Montignac le Comte vertheidigt sich tapfer gegen die Königliche. Kleiner Krieg des Königs von Navarra um Montauban herum. Castels geht an die Feinde über; auch St. Baseille. Bourdeaux ist bedroht.

Inhalt.

Geschichte des Connetable von Lesdiguieres.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel. Vorhaben des Verfassers. — Lob der Provinz Dauphiné.

Zweytes Kapitel. Abkunft und Geburt des Connetable.

Drittes Kapitel. Seine Erziehung.

Viertes Kapitel. Lesdiguieres wird Acher couplé unter der Ordonnanz-Compagnie des Königs-Statthalters Gordes in Dauphiné. Sein erster Waffenversuch.

Fünftes Kapitel. Lesdiguieres erste Kriegsthaten.

Sechstes Kapitel. Lesdiguieres wird zum Anführer derer von Champsaur erwählt. — Seine Vermählung. — Streifzug gegen die von Gap.

Siebentes Kapitel. Lesdiguieres zieht nach Guyenne. Seine Rükkunft und einige Verrichtungen.

Achtes Kapitel. Lesdiguieres reist nach Paris. — Seine Rükkunft und seine Beschäftigungen in seinem Hause.

Neun

Inhalt.

Neuntes Kapitel. Lesdiguieres ſchlägt den Centurio; la Cazette, und die von Gap.

Zehntes Kapitel. Lesdiguieres ſchlägt den Entſaz von Serres, und die Truppen von Vif. Einnahme einiger Schlöſſer.

Eilftes Kapitel. Entſaz von Livron unter Lesdiguieres Anführung. Niederlage der Schweizer in Dyois. Montbrun ſtirbt.

Zwölftes Kapitel. Ueberrumpelung von Gap. Einnahme und Wiedereroberung von Corp und Ambel. Anſchlag auf Lesdiguieres Perſon. Er wird zum Anführer der Proteſtanten in Oberdauphine erwählt.

Zweytes Buch.

Erſtes Kapitel. Bündnis des Marſchalls von Bellegarde mit den Proteſtanten in Dauphiné. Bloſſets Bemühungen, Auriac mit Liſt zu fangen.

Zweytes Kapitel. Friede von Poitou. Neue Bewegungen in Dauphiné.

Drittes Kapitel. Lesdiguieres wird ein Sohn gebohren. Einige beſondere Merkwürdigkeiten hievon. Krieg des Herzogs von Mayenne in Dauphiné, und deſſen Erfolg. Neue Meutereyen gegen Lesdiguieres.

Inhalt.

Viertes Kapitel. Friede in Dauphiné durch den Herzog von Mayenne. Neue Anſchläge auf Lesdiguieres, der endlich von den Proteſtanten in Niederdauphiné als General anerkannt wird.

Fünftes Kapitel. Durch wen der Plan der Ligue zuerſt entdekt wurde. Einnahme von Chorges.

Sechſtes Kapitel. Einnahme von Montelimar.

Siebentes Kapitel. Einnahme einiger Pläze in Dyois. Niederlage von achthundert von der Ligue. Einnahme des Schloſſes Ambrun.

Achtes Kapitel. Niederlage bey Allemagne.

Neuntes Kapitel. La Valettes Krieg in Dauphiné. Verſchiedene Treffen zwiſchen ihm und Lesdiguieres.

Zehntes Kapitel. La Valette und der Herzog von Epernon belagern Chorges.

Eilftes Kapitel. Rükzug der Truppen nach der Belagerung von Chorges. Lesdiguieres nimmt das Schloß Champs, Monetiers und die Brüke von Coignet ein.

Zwölftes Kapitel. Einnahme einiger Pläze in den Baronien. Montelimar wird Lesdiguieres abgenommen, von ihm aber wieder erobert.

Inhalt.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel. Guilletre und Queyras ergeben ſich. Heinrich Emanuel von Bonne, Lesdiguieres Sohn ſtirbt.

Zweytes Kapitel. Rameforts, des Grafen von Suze und Lesdiguieres Unternehmungen. Einnahme des Forts von Siere.

Drittes Kapitel. Befeſtigung von Puymore, und einige Gefechte. —

Viertes Kapitel. Lesdiguieres kömmt dem Herzog von Montmorency bey der Belagerung der Stadt Poet Saint Eſprit zu Hülfe. Reunions Edikt. Fort von Boizancieu. Bündniß zwiſchen la Valette und Lesdiguieres.

Fünftes Kapitel. Der Herzog von Mayenne zu Lyon. Belagerung des Flecken Oyſans durch Maugiron. Lesdiguieres erobert von dem Herzog von Savoyen das Schloß Dauphin.

Sechstes Kapitel. Einnahme einiger Plätze in der Grafſchaft Venicy. Ränke des Herzogs von Savoyen in Dauphiné.

Siebentes Kapitel. Unruhen der Ligue in Dauphiné. Tod König Heinrichs III. Bündniß des Oberſten Alphons mit Lesdiguieres. Bezwingung der Städte Creſt, Gap und Callard. Einnahme von Moyrenc.

Achtes

Inhalt.

Achtes Kapitel. Einnahme des Forts Cornillon, und Montbonnoud. Niederlage bey Pont de Cheruys. Das Fort Giere wird von der Ligue erobert, von Lesdiguieres wieder erobert. Belagerung der Stadt Vienne.

Neuntes Kapitel. Alphons geräth in Gefangenschaft. Morctel, Montbonnoud und Giere werden Lesdiguieres wieder abgenommen.

Zehntes Kapitel. Uebergabe von Barles und Briançon. Einnahme von Barcelona, dem Fort St. Paul und Exiles. Sonas Niederlage. La Cazette stirbt.

Eilftes Kapitel. Belagerung von Grenoble.

Zwölftes Kapitel. Bezwingung von Grenoble. Merkwürdige Züge von Lesdiguieres Edelmuth.

Mein Sohn,

Ich glaubte nicht genug für dich gethan zu haben, wenn ich dich blos durch den göttlichen Segen gezeugt hätte. Meine Liebe gegen dich, das Verlangen, Ehre und Tugend in unserm Stamme fortzupflanzen, und noch mehr die Dankbarkeit, welche ich Gott schuldig bin, daß er uns aus nichts gemacht, und mich wie seinen Augapfel erhalten und bewahrt hat — dies alles trieb mich an, zu der Wohlthat der Geburt gegen dich noch drey andere hinzuzufügen. Die erste derselben ist, dich sorgfältig in der wahren Religion unterrichten und tüchtig machen zu lassen, die falsche und irrige Meynungen kennen zu lernen, und zwar durch die Kenntnis der heiligen Schrift, in welcher allein Gott uns die Regel und Vorschrift gegeben hat, wie wir ihm dienen und ihn ehren sollen. Ich ermahne dich, nach jedem Unterricht, den du in derselben bekommen wirst, begierig, und auf denselben aufmerksam zu seyn, als auf ein Mittel, der Güter und Herrlichkeit derer theilhaftig zu werden, welche Gott fürchten. Die zwote Wohlthat ist, deine Güter in den besten und sichersten Zustand zu sezzen, welcher bey der Veränderlichkeit der menschlichen Dinge gewünscht werden kann. Die lezte Wohlthat ist endlich, dich, wenn Gott dich zu einem guten Alter in dieser Welt gelangen läßt, tüchtig zu machen, in moralischen und politischen Tugenden unterrichtet zu werden.

Hierüber sind von verschiedenen Personen v
Bücher geschrieben worden, worinn Anweisun
in grosser Menge vorkommen, deren du dich, w
du die lateinische Sprache lernst, mit Nuzzen wirst
denjenigen Stunden bedienen können, welche dir
zu deinem Unterricht bestellten Personen zum Le
derselben bestimmen werden. Aber da öfters V
schriften nicht so viel Eindruk auf uns machen,
Beyspiele, besonders von unsern nächsten Anverwa
ten; so will ich dir hier meinen Lebenslauf vorzeichn
welcher mehrere Wechsel von Glük und Unglük,
löblichen und tadelhaften Handlungen enthält.

Mein Leben hat unter der Regierung Heinrichs
angefangen, und ist jezt auf vier und funfzig Je
unter der Regierung Heinrichs IV. gekommen.

Unser Haus stammt von dem Hause der a
Grafen von Auvergne ab. Mein Vater starb in
Schlacht bey Saint Quentin, und hinterließ mich
einem Alter von beynahe drey Jahren mit wenig
terstüzung und Gunst. Ich und eine Schwester,
che ich hatte, wurden in einem Alter von etwas m
als drey Jahren nach Chantilly gebracht, wo un
Großeltern Anne de Montmorenci, Connetable
Frankreich, und seine Gemalin Magdalene von
voyen lebten. Hier kamen diejenige, welche m
Sachen besorgten, über eine kleine jährliche Pen
zu unsrem Unterhalt überein. Von meinem sech
Jahre an gab man mir einen Hofmeister, Nam
Villemontee, einen Lehrer, einen Kammerdiener,
einen Page. Villemontee war ein Mann von ei
zornigen und mürrischen Charakter, welches auch
ursachte, daß er nicht lange bey mir blieb. D
Lehrer fieng an, mich in der lateinischen Sprache
den ersten Anfangsgründen von der Erdkugel und

Charten zu unterrichten, in welchen beyden Stüken ich sehr viel mit Vergnügen von ihm erlernte.

Die Frau Connetablin war eine der abergläubischen Damen ihrer Zeit. Sie stellte sich vor, die Wissenschaften könnten mich zu derjenigen Religion verleiten, zu welcher mich Gott in der Folge gelangen ließ. Dies war zu meinem großen Unglük Schuld, daß mir mein Lehrer, und dadurch auch das Mittel, Sprachen und Philosophie zu lernen, benommen wurde; was in allen Aemtern, welche ich begleitete, ein großer Fehler für mich war, wie du es im Verfolg meiner Erzählung finden wirst.

Das Haus Montmorenci war damals wegen seiner Verbindung mit dem Hause Chatillon bey der Königin, des Königs Mutter, nicht mehr beliebt, und wurde ihr verdächtig. Der Umstand, daß ich meine Erziehung daselbst, so nahe bey demselben, bekam, verwikelte mich schon in meiner Jugend in genaue Bekanntschaften mit diesem Hause. Ich blieb bis in mein zehentes Jahr in Chantilly, wo ich zum Glük bey meinem Großvater beliebt war. Mein Geist, der ziemlich rasch, aber doch sorgfältig war, gut gesagte Dinge aufzufassen und zu behalten, ließ mich von meiner Jugend an die Tugend und Weisheit des Connetables bewundern, und machte, daß ich gewisse Aeusserungen und Arten des Benehmens, welche ich an ihm wahrnahm, mein ganzes Leben hindurch zu meinem unbeschreiblichen Nuzen im Gedächtnis behielt.

In meinem zehenten Jahre wurde ich an den Hof gebracht, unter der Regierung Carls IX, wo ich vom König, von der Königin seiner Mutter, und von den Herrn von Anjou und von Alencon sehr gut aufgenommen wurde. Jezt da der König noch minderjährig war, die Königin seine Mutter sich bey der

Regierung des Reichs ihres Sohns zu erhalten suchte, und der Herr von Guise Factionen machte, suchten die mistrauischen Reformirten, welche ihren Fehler erkannten, daß sie vom Anfang der Unruhen an den Hof verlassen hatten, sich daselbst wieder geltend zu machen. König Carl, ein guter und ausnehmender Kopf, wurde durch seine Erziehung zu verschiedenen Lastern verleitet, wie zum Beyspiel zur Grausamkeit und zum Fluchen. Da mein Alter näher an das Alter des Herrn von Alencon grenzte, so suchte ich seine Gesellschaft mehr, als des Königs und des Herrn von Anjou. Ich kam mit dem Herrn Connetable an den Hof, wo man mir einen Hofmeister, Namens Rosignac, gegeben hatte. Dieser Mann war von meinem Vater als Page erzogen worden, ein sehr rechtschaffener und weiser Edelmann, welcher für mich und für meine Sachen viel Sorge trug, und welchen ich sehr liebte, ehrte und fürchtete. Ich hatte einen Stallmeister, Namens la Bossiere, welcher in Abwesenheit des Herrn von Rosignac mir zum Hofmeister diente; zween Pagen, einen Fourier, einen Koch, einen Keller und zween Bediente, einen Cassier. Mein Vormund, Herr von Chavigny, gab mir zu Bestreitung aller meiner Ausgaben jährlich zwölftausend Franken. So blieb ich von meinem zehenten Jahr an bis ungefähr zu meinem zwölften am Hof, und wurde nach Art des Hofes erzogen, und von meinem Hofmeister geleitet und beobachtet, welcher mir die Grossen des Hofs zeigte, das rühmliche dabey beobachten ließ, und das fehlerhafte verbarg, oder, wenn ich es von mir selbst bemerkte, mir die Gefahren desselben anzeigte, damit ich es vermeiden lernen sollte.

Mit dieser Anleitung und mit meinem an sich ziemlich aufgeweckten Geist bemerkte ich nicht nur das, was mein Alter und die für dasselbe geziemende Beschäf-

ſchäftigungen, ſondern auch was die wichtigſten Geſchäfte betraf. Dies konnte ich um ſo leichter thun, da ich bey jeder geheimen Verſammlung, bey jedem Conſeil Zutritt hatte, als ein bey dem König, bey der Königin und den Prinzen ſehr beliebtes Kind.

Damals bereiteten ſich die zwote Unruhen durch die Werbung von ſechstauſend Schweizern vor, welche der König angeblich wegen des Argwohns hatte veranſtalten laſſen: der Herzog von Alba, der in die Niederlande gieng, um die ſiebzehn Provinzen zu unterjochen, und ihnen ihre Privilegien zu nehmen, möchte, da er Kräfte genug dazu hätte, etwas gegen Frankreich unternehmen; weil man es für Staatsmaxime hält, daß ſouveräne Könige und Republiken ſich rüſten ſollen, wenn ihre Nachbarn ſich mehr, als gewöhnlich bewafnen. Die Reformirten glaubten dies nicht, ſondern hielten es für einen Anſchlag, die Reformirten in Frankreich und in den Niederlanden zu Grunde zu richten, der zu Bayonne gefaßt worden wäre, als die Königin von Spanien in Begleitung des Herzogs von Alba den König und die Königin Mutter daſelbſt beſuchte. Dies gab ihnen Veranlaſſung, die Unternehmung von Meaux zu wagen, welche darinn beſtund, die Herrn von Guiſe von dem Umgang mit dem König zu entfernen, und einige Mitglieder des Conſeils zu verwechſeln.

Als der Argwohn von beyden Seiten zunahm, ſchikte der König zum Herrn Admiral von Chatillon verſchiedene Perſonen, um ſich wegen der Urſache des Misvergnügens der Reformirten zu erkundigen. Der Admiral geſtand nichts, und gab ſeinen gegenwärtigen Zuſtand als Beweis an, da er mit ſeinem ganzen Zeuge ſich in ſeinem Haus Chatillon befände, ſich mit der Hauswirthſchaft beſchäftige, und an ſeinen Wein-

bergen arbeiten lasse. Der Hof kam ungefähr den zwey oder drey und zwanzigsten September nach Monceaux, wo, wie ich mich noch erinnere, ein Conseil gehalten wurde, in welchem die Königin Mutter die Gründe vorstellte, welche ihnen die Reformirten gäben, auf der Hut zu seyn und für die Sicherheit des Königs und des Reichs zu sorgen. Die Mühe, welche sie sich, wie man gewiß wüßte, gäben, insgeheim im ganzen Königreich Leute und Waffen zusammen zu bringen, beweise hinlänglich, daß ihre Absichten nicht auf das Haus Guise, sondern auf den König und den Staat gerichtet seien. Wäre es ihnen nur um die Guisen zu thun, so sollte der König bedacht seyn, sie zufrieden zu stellen. Es ist zu bemerken, daß alle von Guisischen Hause sich vom Hof zurükgezogen hatten, um den Reformirten die Gelegenheit zu benehmen, sie zum Vorwand ihrer Unternehmungen zu gebrauchen. Der Herr Canzler de l' Hopital nahm das Wort und sagte: Man sehe schon seit allzulanger Zeit dies Misvergnügen überhand nehmen, ohne daß man Mittel gegen dasselbe gesucht hätte; man müßte für die Sicherheit des Königs sorgen, aber, wo möglich, ohne Waffen, weil man durch den Gebrauch derselben den Reformirten nur Gelegenheit geben würde, ein gleiches zu thun, und wenn beyde Theile einander bewafnet in der Nähe wären, so dürfte es schwer seyn, nicht zu Thätlichkeiten zu schreiten. Die Anwerbung der Schweizer sey Schuld an diesem Mistrauen; er hielt es für schiklich, dem Herrn Admiral sowohl als dem Prinzen von Conde den Antrag thun zu lassen, daß man die Schweizer gar nicht vorrükken lassen daß aber der König für sein Conseil und die Verwaltung seiner Geschäfte sorgen, und ihnen und andern Reformirten den Plaz, den sie darinn besezen könnten, einräumen wollte. Der Kanzler versprach sich, die Uebel, die den Staat bedrohten, bald gedämpft

dämpft zu ſehen, wenn man dies Verfahren redlich beobachten wollte; er meynte, die Reformirten alle verlangen weiter nichts, als den König bedienen zu dürfen. Die Königin Mutter verſezte hierauf: Mein Herr Kanzler! Wollen Sie dafür gut ſeyn, daß ſie keinen andern Zwek haben, als den König zu bedienen? Ja, Madame, antwortete er, wenn man mich verſichert, daß man ſie nicht betrügen will. Hierauf gieng der Conſeil auseinander, und es wurde beſchloſſen, daß man nach Meaux gehen, und die Schweizer aufmarſchieren laſſen ſollte.

Der Hof kam den ſechs und zwanzigſten September hier an; folgenden Tags kamen die Schweizer an, der König und der ganze Hof ſtieg zu Pferde; ich auch, um ſie aufmarſchieren zu ſehen. Es waren die erſte, die ich geſehen hatte. Inzwiſchen nahmen die Nachrichten über die Bewafnung der Reformirten überhand, man ſagte, ſie ſeien beritten. Den acht und zwanzigſten Abends ließ man drey Schweizercompagnien auf die Wache ziehen, und alle übrige auf den neuen Markt einquartieren. Man wußte, daß der Prinz, Admiral Dandelot und de Mory mit einigen Leuten fünf oder ſechs Meilen von Meaux entfernt waren. Plözlich ſchikte man den Herrn Marſchall von Montmorenci dahin, um ſich nach der Urſache ihrer Bewafnung zu erkundigen. Er gerade gieng hauptſächlich dahin, um den Dienſt zu leiſten, welchen er wirklich damit leiſtete, und welchen kein anderer als er hätte leiſten können; dieſer weiſe Herr, der den Staat immer liebte, welcher ihm doch ſo viele Uebelgeſinnte zugezogen hatte. Er war damals im Verdacht, mit dem Herrn Admiral einverſtändig zu ſeyn, weil er immer ſeinen Rath dahin gegeben hatte, den Guiſiſchen Hauſe nicht zu viele Macht zu geben, von welchem er glaubte, daß es den Plan hätte, ſich durch den Umſturz des Staats zu vergrößern.

Herr von Montmorenci fand jene Herren bereit, sich aufs Pferd zu sezzen, um auf den folgenden Tag, welches der neun und zwanzigste war, vor Tagesanbruch bey Oefnung der Thore von Meaux zu seyn, und da bewafnet dem König die Mittel vorzuschlagen, wie er seinen Staat sichern könnte, wenn er nämlich sein Conseil reformirte, und dem Hause Lorraine keinen Zutritt dazu verstattete. Montmorenci hölt sie auf, und bittet sie um Zeit zu einer Unterredung, da er ihnen befriedigende Nachrichten bringen zu können hoffe. Sogleich schikt er an den König und an seinen Vater den Herrn Connetable, läßt ihnen den Zustand der Dinge zu wissen thun, und verspricht, sie hier bis auf 8 Stunden aufzuhalten, um für den König soviel Frist zu gewinnen, daß er sich nach Paris verfügen könnte.

Auf diese Nachricht entschloß man sich sogleich zur Abreise, und fieng schon Abends an, die Bagage aufzuladen. Ich war an diesem Tage zwölf Jahre alt, bemerkte diese für mich neue Dinge, und machte die Beobachtung dabey, daß alles mit großer Eile und Bestürzung geschah: ich habe aber nach meinen nachmaligen Erfahrungen die Furcht, welche man damals hatte, wunderbar gefunden, da die ganze Mannschaft, welche den folgenden Tag mit dem Prinzen erschien, nicht aus zweyhundert matten und schlecht bewafneten Pferden bestund, da hingegen der König sechstausend Schweizer, vier Compagnien du Corps, die hundert Schweizer von seiner Garde, und mehr als dreyhundert Edelleute hatte. Jedoch ist glaublich, daß, wenn die Reformirten nicht aufgehalten worden wären, und sich, ehe man Meaux verließ, am Thor eingefunden hätten, man es schwerlich geschlossen behauptet haben würde. Solche Verlegenheiten werden gemeinlich durch die Furcht vor unrichtigen Factionen bewirkt, welche

welche verhindern, daß man nicht immer die beſten Entſchlieſſungen nimmt, weil man glaubt, ſie werden durch diejenige ſelbſt vereitelt werden, durch welche ſie ausgeführt werden ſollen.

Die Thore von Meaux wurden geſchloſſen, dasjenige ausgenommen, welches gegen Paris geht, zu welchem alle Bagage von Mitternacht an hinauszog, in derjenigen Ordnung, welche man bey Hof gewöhnlich ſieht; die Furcht ließ noch verſchiedene Veränderungen ſehen. Um vier Uhr fiengen ſechs Schweizerfahnen an zu marſchiren und ſich an die Spitze in Schlachtordnung zu ſtellen; nach ihnen kam der König, die Königin, die Meſſieurs, der Hof, und ſodann die zehen übrigen Fahnen. Der Herr Connetable ſtellte ſich vor die zehen erſten Fahnen, und hieng an ſie marſchiren zu laſſen, und in dieſer Ordnung machten wir höchſtens eine Meile. Herr von Montmorenci kam nach jenen acht Stunden, und ſagte, daß ſie zu Pferde ſitzen, aber nicht mit aller ihrer Mannſchaft, da ſich einige ihrer Truppen noch nicht an dem ihnen beſtimmten Platz eingefunden hätten. Der Herr Connetable ließ alle Schweizer kommen, und ſtellte den König und ſein ganzes Gefolge zur Rechten, er aber ſtellte ſich mit den Kriegern hinten und zur linken, woher die Reformirten kommen konnten. Nach eilf Uhr laſſen ſich dieſe ſehen; der verſtorbene Herr von Nerſac, ein eben ſo tapferer als luſtiger Edelmann erkannte ſie. Man ſchlug ſich etwas herum, wir marſchirten zur Rechten, und ſie uns zur linken und hinter uns; ſie trieben die Cavallerie, welche vor den Schweizern war, weg, und machten Miene, in die Bataillone einzudringen zu wollen.

Die Schweizer, ob ſie gleich neu geworben waren und noch wenig Erfahrung hatten, machten gleich-

wohl sich ganz gut, warfen ihre Lasten weg, legten sich zu Boden, und boten mit niedergehaltenen Piken nach Umwendung des Bataillons jenen die Spizzen. Dies hielt die andern auf, und man fieng an, gerade nach Clare zu marschiren. Nachdem man eine halbe Meile gemacht hatte, rüsteten sich die Reformirten ins Handgemenge zu kommen, und sprengten die Schweizer von hinten an, nachdem sie sich in vier Eskadronen vertheilt hatten, um in die Flanke zu fallen. Der König mit den Leuten, die bey ihm waren, griff zum Degen, stellte sich an die Spizze des Bataillons, das ihn zurükgebracht hatte, wo er im Nachzug blieb, um sich mit dem nächsten Eskadron der Feinde einzulassen.

Ich machte es, wie die andern. Ohne Bestürzung blieb ich so nahe als möglich an der Seite des Königs, meinen Degen in der Hand, und ich konnte versichern, daß meine Herzhaftigkeit mir eben so gewiß war, mich in die Gefahr zu tragen, als einem andern, da ich dafür hielt, daß nicht nur Leuten von guter Herkunft und Familie die Herzhaftigkeit von Kindheit an bewohnen müße, das Leben zu verachten, und wenn die Ehre sie aufriefe, es in Gefahr zu sezzen; sondern da auch die Person meines Königs und die Gefahr, worinn er sich befand, mir das Verlangen einflößte, ihm einen Dienst zu leisten. Die Natur verbindet den Unterthanen, seinen Fürsten zu lieben und ihm dienen zu wollen, selbst wenn er in Gefahr ist; welches ich damals selbst durch Aufopferung meines Lebens für das seinige gethan haben würde. Der Herr Connetable sprengte zum König herbey, der diesen Wagestreich aus eigenem Trieb und ohne Anrathen gethan hatte, nahm ihm den Zügel, hielt ihn auf, und sprach folgende Worte zu ihm, welche ich hörte: Sire, Euer Majestät müssen ihre eigene Person nicht auf solche Art in Gefahr sezzen; sie ist uns zu theuer, als

daß

daß wir ſie zweytauſend Franzöſiſchen Pferden anvertrauen könnten; dies iſt ein allzukleiner Hauſe, um Sie zu begleiten. Die Reformirten wurden gerade ſo, wie das erſtemal, aufgehalten, fanden die Spize und nicht das Hintertheil des Bataillons, und die Schweizer voll Entſchloſſenheit. Man ſezte den Marſch bis nach Mitry fort. Dort hielt der Herr Connetable mit den Schweizern, und ließ den König und den ganzen Hof ſich nach Paris zu rükziehen. Bey dem Herrn Connetable blieben alle, welche den Ausgang dieſes Tages ſehen wollten.

Ich blieb auch dabey, da mein Hofmeiſter nach Mitry gegangen war, um den Zug bequem einrichten zu helfen, und einige Stükke Wein zur Erfriſchung der Schweizer auf den Weg zu bringen. Als er wieder gekommen war, ſah mich der Herr Connetable, und ſchikte mich mit einem Verweis und gelinden Drohungen weg, indem er mir vorſtellte, daß ich auf der einen Seite einer ſolchen Arbeit und Gefahr noch nicht fähig wäre; auf der andern aber es ihm lieb ſey, mich ſchon in dieſem Alter lehrbegierig und vor Gefahr nicht ſcheu zu ſehen. Herr von Roſignac, mein Hofmeiſter, blieb, und Herr de la Boiſſiere mein Stallmeiſter gieng mit mir davon, und erreichte den König noch, ehe er zu Paris war, von wo aus Herr von Aumale mit dem ganzen Adel, der Ritter du Guet und andere, welche zu Pferde ſizzen konnten, dem König entgegen kamen. Er kam daſelbſt nach ſieben Uhr Abends an, unter einem großen Zuruf des ganzen Volks, welches von allen Gegenden der Stadt herbey gelaufen war, um ihren König von der großen Gefahr, worinn man ihn glaubte, errettet zu ſehen.

Der Herr Connetable lag mit ſeinen Schweizern zu Claye, und kam den folgenden Tag zu Bour-

get

get an. Die Reformirten quartirten ſich zu St. Denis ein, wo von dieſer Zeit an bis auf den eilften September, da die Schlacht von St. Denis geſchah, verſchiedene Kriegsbegebenheiten vorfielen, an welchen ich keinen Antheil hatte, auſſer daß mein Hofmeiſter mich antrieb, das, was darüber geſagt wurde, anzuhören und zu bemerken, ſowohl die Lobſprüche, welche denen ertheilt wurden, die eine Probe ihrer Tapferkeit abgelegt hatten, als im Gegentheil den Tadel der Nichttapfern zu bemerken, „damit du einſt, ſagte er, in deinem reifern Alter dasjenige benuzzen kannſt, was du bey dieſer Gelegenheit lernſt.“ Ich war fertig genug hierzu, und erhielt groſſen Vortheil von den Lehren, welche mir dieſer weiſe Mann gab. Gleichwohl hatte mein Geiſt noch einen natürlichen Fehler, nämlich daß er ſich nur mit vieler Mühe bey Einem Gegenſtand aufhalten konnte, und ſeine Aufmerkſamkeit auf die Beſchäftigung mit demſelben mit Mühe einſchränken muſte. In dieſem Stuke würde mir das Studieren viel genüzt haben, da mir die Unterweiſungen mit gutem Willen oder aus Furcht dazu gedient haben würden, meinen Geiſt darauf zu richten, um ſie zu behalten. Dies würde mir einige Fertigkeit verſchaft haben, ihn veſt zu halten. Aber da ich keine hiezu beſtimmte Stunden hatte, mich den ganzen langen Tag hindurch unter der Menſchenmenge befand, immer neue Dinge ſah und hörte, und dies mit meinem Naturell übereinſtimmte; ſo verſchlang ich die meiſten Dinge, ohne ſie zu verdauen.

Ich konnte ſowohl damals, als nachher den Vortheil erkennen, welchen ich von den Dingen, die ich ſah und hörte, hätte ziehen können, wenn ich meinen Geiſt hätte veſthalten können, um ſie gehörig zu begreifen. Das Treffen von St. Denis ereignete ſich, als der Herr Connetable auf die Nachricht, daß

Herr

Herr Dandelot gegen Estampes ſich gezogen, über den Fluß Seine geſezt, und mehr als den dritten Theil der Kavallerie mit ſich genommen habe, alſo der Herr Prinz ſehr geſchwächt ſey, Gelegenheit nehmen wollte, den Prinzen in dieſer nachtheiligen Lage zu einem Treffen zu nöthigen; welches auch geſchah. Der Erfolg des Treffens war, daß die Reformirten den erſten Abend das Feld räumten, der Herr Connetable aber eine Wunde bekam, an welcher er den neunten Tag darauf ſtarb. Als Herr Dandelot die Nachricht von dem Treffen erhielt, marſchirte er die ganze Nacht hindurch, um ſich wieder mit dem Prinzen zu vereinigen. Sie zeigten ſich ſodann auf dem Wahlplaz, und ſteckten einige Mühlen vor Paris in Brand.

Nach dem Tod des Herrn Connetables wurde ſeine Kompagnie von hundert Mann in drey getheilt, wovon der König auf Bitten meiner Oheime, der Herrn von Montmorenci, mir ein Drittheil und fünf und vierzig Bogenſchüzzen gab. Jezt machte ich meinen erſten Aufzug in den Waffen im Kloſter Saint Honoré, und lezte dem König meinen erſten Eid ab. Die Reformirten verlieſſen das Lager, und zogen nach Lothringe, um ſich mit der Mannſchaft zu vereinigen, welche ihnen von Teutſchland geſchikt wurde. Monſieur hatte damals das Commando über die Armee wegen dem Tode des Herrn Connetables, er zog von Paris mit der Armee des Königs ab, um den Reformirten nachzuziehen.

Ich blieb zu Paris bey der Frau Connetablin und gieng einigemal ins Louvre. Aber dieſes Jahr verſtrich mit mehreren abergläubiſchen Ceremonien, welche des verſtorbenen Connetables wegen gehalten wurden, und bey welchen ich zugegen ſeyn mußte. Ich hatte, wie erwähnt, keine andern Studien, als die

Lektüre

lectüre einiger Geſchichten, welche mich mein Hofmeiſter leſen ließ; aber ſeine rechtſchaffene Erinnerungen waren für mich ein ſehr guter Unterricht. Ich war einer der gröſten in meinem Alter, hatte einen ſchönen Wuchs, ein weiſes, ein wenig blaſſes Geſicht, und eine mittelmäſige Geſundheit; ich machte meine Leibesübungen ziemlich angenehm. Ich brachte zwey Jahre damit zu, reiten, fechten und tanzen zu lernen. Gab es bey Hof eine Partie, um vor den Schranken zu fechten; ſo war ich dabey, und ſtellte mich den Prinzen entgegen, die nicht weiter als ich vorgerükt waren. Der König that mir dafür die Ehre an, mich dazu viel eher, als manche andere zu erwählen.

Zu dieſer Zeit war es gewöhnlich, daß man es bey jungen Leuten von guten Häuſern für unanſtändig hielt, wenn ſie nicht eine Gebieterinn hatten, welche nicht von ihnen, und noch weniger nach ihrer Meinung gewählt wurde. Man bekam ſie entweder durch Anverwandte und Vorgeſezte, oder wählten ſie ſelbſt diejenige, von welchen ſie bedient ſeyn wollten.

Kurze Zeit nachher war ich bey Hofe. Herr Marſchall von Anville, welcher jezt Connetable von Frankreich iſt, gab mir Fräulein von Chateau zur Gebieterinn, welcher ich ſehr ſorgfältig diente, ſoweit es meine Freyheit und mein Alter erlauben konnten. Ich gab mir Mühe, ihr zu gefallen, und ſie, ſoviel es mir mein Hofmeiſter erlaubte, durch meine Pagen und Lakayen bedienen zu laſſen. Sie bezeugte ſehr viele Sorgfalt für mich, tadelte an mir jede That, welche ihr ungebührlich, unſchiklich oder unhöflich ſchien, und dies mit einem ihr angebornen natürlichen Ernſt, ſo daß keine Perſon mich ſo in die Welt einführen, und zu Annehmung der Hofſitten anleiten half, als eben

dieſe

dieſe Demoiſelle, welcher ich bis St. Bartholomäi gedient, und ſie jederzeit geehrt habe. Ich kann dieſe Gewohnheit nicht misbilligen, da man dabey nichts als ehrbare Dinge ſah, hörte und that. Da die jungen Leute damals mehr als jezt befliſſen waren, nichts unanſtändiges zu thun, ſo war dieſe Gewohnheit damals ſo ſtark, daß diejenige, welche ſie nicht befolgten, als ſchlimm erzogene Leute angeſehen wurden, deren Geiſt keines ehrbaren Umgangs fähig wäre. In der Folge hat man nur Frechheit, Verläumdungen und Leichtſinn für Zierden angeſehen. Dies verurſacht, daß Tugend gering geſchäzt, und Beſcheidenheit getadelt wird, und macht die jungen Leute unfähiger, zu Ehrenſtellen zu gelangen, als ſie vor der Zeit geweſen ſind.

Es wurde Frieden gemacht. Aber bald darauf fiengen die dritte Unruhen an. Der jezt verſtorbene Herr von Alençon hielt ſich zu Paris auf, wo ich auch blieb. Er nahm mich in ſeine beſondere Freundſchaft auf, und ich ihn; meine Liebe und Zuneigung bezog ſich in ihm nicht ſowohl auf den Bruder des Königs, als vielmehr auf ſeine eigene Perſon, da ich mehrere Jahre in verſchiedenem Alter und zu verſchiedenen Zeiten bey ihm zugebracht habe. Ich will dir ſein Naturell, wie es damals beſchaffen war, ſchildern, und du wirſt in der Folge ſehen, wie er ſich verändert hat. Ich will dich hiedurch auf die Bemerkung leiten, wie ſehr böſe Beyſpiele und die Nähe laſterhafter Perſonen ein gutes Naturell, wie er hatte, verderben können.

Dieſer Prinz war ſechs Monate älter als ich, von mittlerer Statur, ſchwarz, hatte eine lebhafte Farbe, ſchöne und ſehr angenehme Geſichtszüge; ſein ſanftes Herz haßte das Böſe und die Böſen, und liebte die Sache der Religion, ſeine Faſſungskraft war

ungemein gut, seine Art des Umgangs vertraulich, man bemerkte niemals Zorn an ihm. Die Freundschaft, welche er zu mir hegte, ließ mich zum erstenmal die gewöhnlichen Unannehmlichkeiten bey Hofe empfinden. Diese veranlaßte der Neid des Saint Sulpice gegen mich, welcher daher rührte, weil die Freundschaft des Monsieur zu mir Schuld war, daß dieser die beyden Söhne, welche Sulpice bey ihm hatte, nicht so sehr liebte. Er benachrichtigte die Königinn: er wüßte, daß ich kleine Verständnisse des Monsieur mit Herrn von Montmorenci veranlaße. Hierauf schrieb die Königinn ihrem Sohne, verbot ihm, dies zu leiden, und sagte, man würde mich von ihm entfernen, wenn man mehr dergleichen hörte.

Alsbald zeigte mir Monsieur den Brief, wie er mir alles mittheilte. Wir beschlossen eine Antwort, und daß er mit Herrn von St. Sulpice darüber reden sollte, um sich über diejenige zu beklagen, welche der Königinn solche Nachrichten von ihm brächten, um ihn in Ungnade zu sezzen und mich von ihm zu entfernen. Er sollte St. Sulpice vorstellen, daß ich niemalen solche Dinge redete, und ihn bitten, der Königinn vom Gegentheil und von seinem eifrigen Bestreben, ihr ganz gehorsam zu seyn, versichern. Dies war gut, bis Monsieur die Blattern bekam. Diese waren so bösartig, daß sie ihn ganz entstellten und unkenntlich machten. Sein Gesicht behielt die Spuren derselben eingegraben, seine Nase blieb ungestalt dik, und seine Augen klein und roth. So wurde aus diesem schönen und angenehmen Menschen einer der häslichsten, und selbst sein Geist war nicht so aufgeweckt als vormals.

Diese Gelegenheit benuzte St. Sulpice für seinen Neid, indem er sagte: Monsieur habe dies Uebel von

einigen Gesellschaften in der Stadt bekommen, wo die Blattern im Hause wären. Sein Uebel war ansteckend für mich, da ich es noch nicht gehabt hatte. Dem unerachtet entfernte ich mich nie von ihm, und machte oft meine Uebungen mit ihm. Dis fieng an, der Königinn seiner Mutter bedenklich zu werden, welche auf nichts so sehr bedacht war, als daß sie die Gewalt über ihre Kinder behielte, und dies nicht besser thun zu können glaubte, als wenn sie dieselbe in Eifersucht gegen ihre Brüder und im Mistrauen gegen ihre Bedienten erhielte. Sie schrieb ihm öfters, und ermahnte ihn in einem ihrer Briefe: er sollte sich weder seinem Hofmeister, noch andern Leuten, welche Bedienungen bey ihm hatten, ganz anvertrauen, sondern seine Gedanken ihr allein mittheilen. In der That ein schlimmes Verfahren. Denn sie hätte denken sollen, er werde diesen Unterricht eben sowohl gegen sie als gegen andere in Ausübung bringen. Ueberdies statt seinem Hofmeister die Mittel an die Hand zu geben, seine Neigungen und Handlungen kennen zu lernen, die guten zu unterstüzen und zu bestärken, und die schlimmen zu verbessern; statt dessen gab sie ihm Anlaß, sich blos durch Heucheley und Verstellung gut zu machen; gefährliche Fehler welche weit von derjenigen Klugheit entfernt sind, welche zum Umgang in der Welt nothwendig ist.

Diese Zeit über fielen die Treffen bey Jarnac und Montcontour, und mehrere groſse Begebenheiten vor. Es waren bey Monsieur acht oder zehen junge Leute von guten Häusern; unter diesen der jüngere von Crevecöur, zween von Bressiaur und der Cadet von St. Sulpice, der nachher bey der Belagerung von Rochelle getödtet wurde, welche mich alle liebten. Eines Tages schwazten wir mit einander, redeten von den Actionen des Herrn von Brissac und von seinem gro-

ßen Ruhm, sprachen davon, wie glüklich diejenige wären, welche sich bey ihm befänden; beklagten sodann unser Unglük, nichts ausrichten zu können, da wir doch alt genug wären (gleichwohl war der älteste von uns nicht funfzehen Jahre alt) und entschlossen uns ihn zu besuchen. Der Anschlag dünkte uns so leicht zu seyn, daß wir ihn schon für ausgeführt ansahen. Aber die Schwürigkeiten zeigten sich erst bey der Ausführung. Hier waren Väter und Hofmeister auf verschiedene Stunden zu betriegen; da fielen jedem seine Pferde ein, welche nur auf Befehl der Hofmeister von unsern Leuten gesattelt, und von unsern Lakayen herbeygeführt wurden. Wir waren Leute, welche sich noch nicht auf funfzig Meilen von Paris entfernt hatten, und sich auf den Weg machen wollten. Die Gefahr der Bestrafung auf den Fall der Entdekkung, und was mir mehr war als alles dies, das Misvergnügen des Monsieur. Dessen unerachtet ward beschlossen, unsern Plan zu verfolgen; wir versprachen einander feyerlich, nichts davon zu sagen, und jeder sann auf Mittel zur Ausführung.

Wir fanden Mittel, vier Pferde zu unserer Bedienung zu erlangen: zwey von den meinigen, vermittelst eines Lakayen, welchen ich gewann, Namens Philipp, und zwey, welche der Cadet von St. Sulpice von seinem ältern Bruder bekam. Geld bekamen wir auch bis auf achzig Thaler.

Schon hatten wir den Tag bestimmt; aber vier oder fünf Tage darauf konnte sich der junge Bonnivet nicht enthalten, es seinem Hofmeister dem Herrn von la Charlottiere anzuzeigen. Dieser benachrichtige hievon sogleich den Herrn von St. Sulpice, und dieser Herrn von Roſignac. Jezt wurde jeder von uns von demjenigen, welchem er Rechenschaft zu geben hatte, be-

befragt. Ich wollte nichts gestehen, bis mein Hofmeister mir so viele Particularitäten sagte, daß ich nothwendig einsehen mußte, daß er mit vollkommener Zuverlässigkeit von der Sache sprach. Mein Lakay wurde gerufen. Seine Gefahr ließ mich weniger wegen meiner selbst besorgt seyn, daß ich nämlich geschlagen werden sollte. Ich gestand deswegen dem Herrn von Rosignac alles, und versicherte ihn, daß nichts als das Verlangen, Ehre zu erwerben, uns hiezu getrieben hätte. Mein Lakay hätte es mir mehrmalen verweigert, aber mein heftiges Zudringen hätte ihn endlich bewogen, es mir zu versprechen; ich bäte den Hofmeister, es ihm zu verzeihen. Dies that er nach einem derben Verweis, daß ich den Fehler gemacht hätte, ihm mein Verlangen zu verhehlen, da ich denken sollte, daß er nichts abrathen würde, was zu meiner Ehre gereichen könnte; ich zeigte für mein Alter sehr viel Anmaßlichkeit und Zutrauen zu mir selber, da ich solche Unternehmungen wagte; er hätte mich für gehorsamer gehalten, und geglaubt, ich würde ihn zu sehr lieben, um ihm auch nur das geringste zu verhelen; er befände sich gegenwärtig in Verlegenheit, was er thun sollte: meine Anverwandte benachrichtigen, und nach ihrem Gutbefinden zur Bestrafung schreiten? oder das auf der Stelle vollziehen, was er seinem Amte nach thun sollte? oder seinen Abschied verlangen, da er nicht im Stande wäre, meine Fehler zu verbessern, wie er sich versprochen hätte? Dennoch wolle er einige Zeit warten, um besser darüber nachzudenken, was er thun sollte. Ich bat ihn hierauf mit Thränen in den Augen, mir zu verzeihen; ich wollte mir gern alles gefallen lassen, nur möchte er mich nicht verlassen; ich würde in Zukunft nicht nur keinen solchen, sondern nicht einmal viel kleinere Fehler begehen. Er gieng weg, und besuchte, wie ich glaubte, den Herrn von St. Sulpice,

um ſich weiter über ſein Benehmen zu berathſchlagen. Er ſagte, daß Herr von St. Sulpice den ganzen Fehler auf mich ſchiebe, da ſein Sohn und die übrigen alle bezeugten, daß ich ihnen es in den Kopf geſezt hätte. Er wollte ſich auch dieſer Begebenheit bedienen, um mich dem Monſieur verhaßt zu machen, welchem er die ganze Begebenheit, und den Verdruß, den ich deswegen bekam, erzählte. Wirklich war auch die Furcht, ſeine Zuneigung zu verlieren, was mich am meiſten betrübte. Doch wurden ſeine ſchlimmen Abſichten durch die Weisheit meines Hofmeiſters vereitelt, welcher ſich mit den Aeuſſerungen begnügte, die ich ihm über mein Misvergnügen, und über das Gefühl meines Fehlers, nebſt dem Verſprechen, nie wieder in denſelben zu verfallen, ablegte. Ich wurde von meinen Anverwandten weder geſchlagen noch beſchimpft, welchen er es jedoch nicht verhelte.

Hier iſt zu bemerken, wie unvorſichtig die Jugend iſt, und wie viel ſie Irthümer und Fehler begeht, wenn ſie ſich, wie gewöhnlich geſchieht, ſich ſelbſt überlaſſen glaubt und dem Rath ihrer Aufſeher nicht folgt.

Man machte Frieden. Einige Zeit nachher verheurathete ſich der König Carl mit der Tochter des Kayſers. Die Hochzeit wurde zu Maizieres gefeyert; von da gieng man nach Villierscotterets, um hier den Winter zuzubringen, welcher ſehr lang währte. Man kämpfte hier viel mit Schnee, welcher ſich in ungeheurer Menge da fand. Ich ſahe hier den König zween Hirſche in den Wald ohne Hunde im Schnee fangen. Er hatte Jäger und Pferde zur Abwechslung für ſich und für uns, die wir ihm nachfolgten, beſtellt; mit dieſen fiengen wir in zween Tagen zween Hirſche. Man machte zwey oder drey Baſtionen von Schnee, wo man ſich tapfer ſchlug. Man machte hier auch ein ſchönes

Kampf-

Kampfſpiel in den Schranken, wie ſie der König im groſſen Saal auf der Erhöhung hatte einrichten laſſen. Er war mit acht andern darinn, und wenn die Partien den Gang durch den Saal gemacht hatten, giengen ſie hinaus, ſo daß ſie zu zweyen, dreyen bis fünfen mit einander zum Saal wieder herein kamen. Diejenigen, welche im Lager waren, thaten Ausfälle, und giengen nach Art eines Scharmützels auf jene los, ſo daß ſie in der Mitte des Saals auf einander trafen. Hier wurden ſodann Piken gebrochen, und mit Schwerdtern gefochten. Dies dauerte einige Zeit, bis der König, gerade ſo, wie bey einem Ausfall aus einer belagerten Stadt die Belagerer, als der ſtärkere Theil, die Vertheidiger zurüktreiben, ſich in ſeine Veſtung einſchloß, wo man ins Handgemenge kam, und alsdann dieſe neue, aber ſehr ſchöne Art von Streit ein Ende nahm.

Kurz nachher fieng man an, die Heurath des Königs von Navarra, jezigen Königs von Frankreich, mit Madame Margarethe, der Schweſter des Königs, in Vorſchlag zu bringen. Ich war damals gegen funfzehn Jahre alt, und begann dem König, dem Monſieur, und dem Herrn Herzog Cour zu machen; doch dem leztern häufiger als den beyden andern. Mein Hofmeiſter ſtarb; der Herr de la Boiſſiere blieb bey mir. Ich fürchtete jezt die Schläge nicht mehr, und hatte für den Herrn de la Boiſſiere weniger Achtung, ſo daß ich mich oft den Vergnügungen gegen meine Pflicht überließ, und meinem Naturell folgte, welches auſſer den gewöhnlichen Eigenſchaften junger Leute noch einige Neigung hatte, mehr Fehler als Tugenden zu billigen und nachzuahmen. Der König fluchte häufig, und ich hörte ihn öfters ſagen, daß das Fluchen bey einem jungen Menſchen Beweis von Herzhaftigkeit ſey.

Dies machte, daß ich eine grose Fertigkeit im Fluchen bekam, die Bescheidenheit, eine so schäzbare Tugend junger Leute von Stande, aus den Augen sezte, und unverschämt wurde. Ich merkte, daß dies dem Könige wohlgefiel, und wußte mir viel damit, auf mich selbst zu vertrauen, und niemanden mehr Rechenschaft über meine Handlungen geben zu dürfen. Dies machte mich der Achtung weiser Leute verlustig, und ließ meine Verwandten fürchten, ich möchte künftig noch weiter gehen, und mich vielen Unannehmlichkeiten ausezen. Unter andern machte mir Herr von Montmorenci, welchen ich liebte, fürchtete und ehrte, öfters Vorstellungen. Bey diesem schlimmen Betragen zeigte ich Herzhaftigkeit und Wißbegierde, das Gute zu hören und zu behalten, was ausser der gewöhnlichen Gesellschaft der Hofleute, wo alle Laster für Wohlanständigkeit galten, gesagt und gethan wurde.

Ich ließ merken, daß meine Fehler Spuren der Reue bey mir zurükließen, und daß ich wohl einsehe, daß dieselbe nicht von jedermann gebilligt würden. Dies machte denen, die mich liebten, Hofnung: das Alter würde diese Dinge verändern, und die Erfahrung mich die Uebel kennen lehren, welche eine solche Lebensart begleiten.

Der Hof begab sich nach Blois, wo die Königinn von Navarra und der Herr Admiral von Chastillon hinkamen und wo die Verheurathung des Königs von Navarra beschlossen wurde. Ich hatte hier eine kleine Fehde mit einem Edelmann von Tourraine, dem jüngsten vom Hause Arpenti, in dem Zimmer des Königs. Wir sagten einander bittere, doch nicht beschimpfende Reden; ich gieng hinaus, und er wurde zurükgehalten. Nachher versöhnte uns Monsieur

sieur mit einander. Dieser hatte allen seinen Leuten Befehl gegeben, sich mir anzubieten, und er selbst sagte: Wenn es ihm erlaubt gewesen wäre, so wäre er selbst zu mir gekommen, um sich mir als Secundanten anzutragen, wenn die Streitigkeit es verdient hätte. Ob ich gleich wußte, daß solche Anerbietungen nicht zu benuzen waren, so war gleichwohl eine solche Sprache im Munde des Bruders meines Königs sehr verbindlich für mich, so daß ich dem Monsieur weit sorgfältiger als vorher den Hof machte, worüber der Herr Herzog ein wenig eifersüchtig wurde.

Wir verließen den Hof, welcher nach Anjou ging, und reisten von Blois nach Paris ab, mit Herrn von Montmorenci, welcher als Gouverneur von Isle de France Befehl bekommen hatte, die Kreuze von zwey Häusern der Reformirten herabschlagen zu lassen, welche während der Unruhen geschleift worden waren. Mehrere Pariser wollten sich widersezen. Dieser tapfere, weise und beliebte Herr berief eine Menge vom Adel, und verstärkte sich mit dem Parlement, so daß er seinen Auftrag ohne Hindernis vollziehen konnte. Der König kam nach Paris, wohin der König von Navarra mit allen Vornehmen der Reformirten auch ankam.

Nach seiner Vermählung wurde Herr von Montmorenci beschligt, nach England zu gehen, um das Bündnis mit der Königinn zu Stande zu bringen. Ich reiste auch dahin, und genoß daselbst alle mögliche Ehre und gute Aufnahme von dieser großen und weisen Regentin, welche in der schönen und blühenden Stadt London einen großen Hof hatte. Diese große Regentin gab mir Denkzeichen von großen Verbindlichkeiten, welche du, mein Sohn! und ich ihr zur Ehre zu tragen haben; wie du im Verfolg meiner Lebensbeschreibung hören wirst.

Als ich wieder nach Frankreich gekommen war, begleitete ich Herrn von Montmorenci nach Isle-Adam, wo er sich aufhielt, als seine Mutter die Frau Connetablin noch lebte. Herr von Thoré, sein Bruder, besuchte mich im Namen des Herzogs, und brachte mir einen Wechsel, um mich gänzlich von seiner Freundschaft zu versichern, welche durch die Kälte, die er seit einiger Zeit an mir wahrgenommen hätte, in nichts vermindert worden sey. Er wisse wohl, daß Monsieur, sein Bruder, mir viele Zuneigung bezeuge, um mich von seinem Umgang abzuhalten, welchen ich doch immer gehabt hatte: aber er lade mich ein, ihn mehr als jemanden zu lieben. Hiezu kamen noch die Beweggründe, welche mein Oheim von Thoré vorbrachte, unter andern: Daß Monsieur das Haus Montmorenci hasse, und das Guisische begünstige. Dies würde mir immer bey Monsieur im Wege stehen müssen, oder würde ich in die schlimmen Absichten gegen ihr Haus mit einstimmen. Ich sollte mich erinnern, wie sehr ich den Herrn Herzog immer geliebt hätte, und daß ich neben ihm erzogen worden sey. Ich nahm dies alles recht sehr in Erwägung; gleichwohl war mir das Andenken an den Dienst noch sehr frisch im Sinn, welchen mir Monsieur zu Blois bey meiner Verdrüßlichkeit mit dem jungen Arpenti geleistet hatte. Vergessenheit gegen Wohlthaten und das Laster der Undankbarkeit ist eines der abscheulichsten, welches mehr denn jedes andere, das Band der Gesellschaft zu zerreissen vermag.

Als ich nach Paris kam, wurde ich von beyden Prinzen sehr geschmeichelt und geliebt, indem jeder mich auf seine Seite zu ziehen suchte. Ich erhielt von ihnen alle Arten von Gunstbezeugungen, aber keine Wohlthaten, weil ich keine suchte. Ich that hieran nicht sehr wohl, da es niemals unanständig ist,

ist, Wohlthaten von seinem Gebieter zu empfangen, wenn er sie anders gerne giebt, und man ihn merken läßt, daß man bey den Diensten, welche man thut, nicht auf Gewinn, sondern bloß auf Pflicht und Ehre sieht, welches immer der vornehmsten Endzwek aller Handlungen seyn muß.

Der jezt verstorbene Herr Prinz von Oranien hatte die Waffen in den Niederlanden wieder ergriffen. Herr Graf Louis, sein jüngster Bruder, welcher den ganzen lezten Krieg bey dem König von Navarra gewesen war, war aus Frankreich abgereist, um die Unternehmungen auf Mons, Valenciennes, und andere Pläze in den Niederlanden auszuführen. Hiemit war der König im Verständnis, und hatte den Reformirten erlaubt, ihm beyzustehen, auch versichert, er würde sie, falls ihre Unternehmungen gelingen sollten, öffentlich begünstigen. Die Stadt Mons wurde vom Grafen Louis eingenommen. Am Hof gieng das Gerücht: der König würde seine Mannschaft dorthin schiken; und König Karl sagte mir selbst: er wollte, daß ich eine Kompagnie Chevaurlegers dahin führen sollte. Ich wollte lieber dies thun und in den Krieg ziehen, als mit meiner Kompagnie von Gensdarmes im Frieden bleiben. Der Herr von Jvoi vom alten Haus Genlis wurde, da er Hülfstruppen nach Mons führte, vom Herzog von Alba geschlagen, welcher die Stadt ganz eingeschlossen hatte. Jezt beschloß man den Bartholomäustag. Man nahm verschiedene Entschliessungen zur Ausführung dieser schrekklichen Handlung. Einmal ward beschlossen, daß Herr von Guise den Herrn Admiral in einem Ringelrennen tödten sollte, welches der König im Garten des Louvres anstellte, und wohin alle Prinzen Partien mitbringen sollten. Ich war von der Partie des Herrn Herzogs, welchen man mit dem Herrn Admiral im Verständ-

ſtändnis glaubte. Deswegen machte man, daß unſere Kleidungsſtüke nicht bey der Hand waren, und der Herzog und ſeine Partie rennte nicht. Die Entſchlieſſung gegen den Herrn Admiral wurde aus Klugheit verändert, da es für die Perſon des Königs und der Meſſieurs ſehr gefährlich war, ihn an dieſem Ort, wo das Ringelrennen gehalten wurde, umbringen zu wollen, wo mehr als vier bis fünfhundert Reformirte Edelleute zugegen waren, welche bey einem Angriff auf dieſen von ihnen ſo geliebten Herrn vieles hätten wagen können. Herr von Guiſe beſtellte einen, Namens Maureuel, welcher den Herrn von Mouy St. Phale getödtet hatte, um den Herrn Admiral mit einer Büchſe zu erſchieſſen, wenn er vor einem Hauſe des Kloſters St. Germain de l' Auxerrois vorbeygehen würde, wo der Admiral vorübergehen mußte, wenn er vom Louvre in ſein Haus gieng. Man fügte es ſo, daß man ihm einen Brief überreichte, welchen er an dem Orte, wo der Meuchelmörder ſtund, öfnete und leſen wollte. Jener ſchießt, trift ihn aber nur unter die Arme, daß er nicht davon ſtarb. Ich war in meinem Hauſe, und zog meine Kleider an, um zu rennen. Der Herr Herzog ließ mich holen, und erzälte mir die Sache, wobey er ſich der Worte bediente: Welche Verrätherey!

Sonntags den vier und zwanzigſten Auguſt wurde zu Paris jenes abſcheuliche und ſchrekliche Blutbad unter den Reformirten veranſtaltet. Hier leitete mich Gottes Hand, daß ich weder gemordet noch Mörder wurde. Ich war in Gefahr wegen des Entſchluſſes, welchen man gefaßt hatte, alle vom Hauſe Montmorenci umzubringen; welches geſchehen wäre, wenn Herr von Montmorenci gerade zu Paris, und nicht in ſeinem Hauſe zu Isle-Adam geweſen wäre. Die, welche von den Gütern dieſes Hauſes Nutzen ziehen woll-

wollten, beſchloſſen auch meinen Tod, weil ich von ſeiner älteſten Tochter abſtammte; wie mir Monſieur einige Tage hernach erzählte, der, wie er ſagte, alle Hinderniſſe dagegen in den Weg gelegt hatte. Dieſe unmenſchliche Handlung, welche in allen Städten des Reichs nachgeahmt wurde, verwundete mir das Herz, und flößte mir Liebe zu den Perſonen und der Sache der Reformirten ein, ob ich gleich von ihrem Glauben keine Kenntnis hatte.

Man rüſtete ſich jezt zur Belagerung von la Rochelle, wo ſich eine Anzahl von Edelleuten hingeflüchtet hatte, die nicht zur Meſſe gehen wollten. Sie entſchloſſen ſich mit den Einwohnern der Stadt, nicht nachzugeben, und ihr irdiſches Leben aufzuopfern, um das himmliſche zu erhalten.

Die Armee des Königs rüſtete ſich. Monſieur und der Herr Herzog reiſten in Eile von Paris ab, um die Armee nach Poitiers zu verſammlen. Ich reiſte von Paris weg, um vom Herrn von Montmorenci in Chantilly Abſchied zu nehmen. Ich wollte hier nur ein Paar Tage bleiben, wurde aber an einem anhaltenden Fieber krank, und wie ſchwindſüchtig. Dies dauerte drey Wochen lang. Mein Oheim wollte mich von meiner Reiſe abwendig machen, weil er die Waffen des Königs für ungerecht, und die Vertheidigung der Einwohner von Rochelle für ſehr gerecht hielt. Ich konnte ihm nicht gehorchen; in einem Alter von ſechszehn bis ſiebenzehn Jahren, da ich den Krieg noch nicht geſehen hatte, nahm ich nur den Maasſtab der allgemeinen Meynung zur Richtſchnur meiner Handlungen, und ob ich gleich die Abſcheulichkeit der Bartholomäus-Nacht wohl kannte, ſo hätte man es mir doch für Mangel an Herzhaftigkeit ausgelegt, wenn ich mich nicht

nicht bey der Belagerung befunden hätte, zu welcher ganz Frankreich kam.

Dieſen ſchlimmen Eindruck würde ich alsdenn ſchwer zu vertilgen gehabt haben. Es iſt für junge Leute von groſſer Wichtigkeit, mein Sohn! alles mögliche zu thun, um beym Anfang jeder Handlung und bey jedem Eintritt in eine neue Geſellſchaft einen guten Eindruck von ſich zu machen.

So bald ich geneſen war, reiſte ich ab, mit einer guten Equipage von groſſen Pferden und zehn oder zwölf Edelleuten, mit ſchönen und gutgemachten Waffen, und mit allen zu einer Belagerung nothwendigen Stüken. Ich nahm vom König und ſeiner Mutter der Königin Abſchied, welche mir die Ehre thaten, mich ihrer Zuneigung zu verſichern. Ich reiſte ab, und kam nach Champigni, wo ich eine meiner Tanten fand. Ich wurde genöthigt, mich acht oder zehn Tage aufzuhalten, eine traurige Zeit für mich, da ich die Kanonaden bey Rochelle hörte, welche mich fürchten lieſſen, die Stadt möchte eingenommen werden, ohne daß ich auch nur von der Belagerung etwas geſehen hätte. Es war mir bange, einen ſchlimmen Begriff von mir zu erwecken, in der Kriegskunſt noch nicht angefangen, noch durch meine Tapferkeit an den Tag gelegt zu haben, daß ich überzeugt war, die Furcht vor dem Verluſt der Ehre müſſe immer der Furcht für das Leben vorgehen.

Ich begab mich zur Belagerung am Ende des Februars. Als ich ankam, giengen mir ungefehr zwey hundert Edelleute entgegen. Ich gieng ſogleich in das Lager des Heers, und näherte mich dem Zelt des Monſieur, von welchem man mir ſagte: er ſize jezt zu Pferd, um zu den Laufgräben zu reiten. Mit meiner Begleitung machte ich meine Ehrenbezeugung dem Monſieur, dem

dem Herrn Herzog, dem König von Navarra, und andern Prinzen. Ich grüßte die Personen vom Stande, welche da waren, und begleitete den Monsieur zu den Laufgräben. Hier hörte ich zum ersten mal Kanonaden und Büchsenschüsse, von welchen Menschen verwundet und getödtet wurden. Ich entsetzte mich nicht darüber. Von da gieng ich in mein Quartier, welches von dem des Monsieur eine kleine Meile entfernt war. Ich gieng alle Tage an Hof und zu den Laufgräben, wo ich auch an den Gelegenheiten und Gefahren, welche sich hier zeigten, mit Ruhm Antheil nahm. Jeder machte einem mehr als dem andern den Hof. Ich stellte mich gewöhnlich zum Herrn Herzog, welcher unzufrieden war, sich bey dieser Armee ohne eine Beschäftigung zu befinden. Es gab zwar auch keine für ihn, aber sein ehrbegieriger Geist begnügte sich nicht mit diesem Grunde. Ausserdem verabscheute er die Bartholomäusnacht, und bedauerte den Tod des Herrn Admirals, welcher viele Zuneigung gegen ihn gefaßt hatte. Dies verursachte, daß er sich in ein Verständniß mit Herrn de la Roue einließ, welcher seinem gegen den König gethanen Versprechen gemäß wieder von Rochelle gekommen war. Diesen hatte nämlich der König, als er von der Stadt Mons, welche der Herzog von Alba eingenommen hatte, herkam, aufgefodert, ihm zu dienen, und die Einwohner von Rochelle zu ihrer Schuldigkeit und zur Uebergabe zu bringen. Ihn hiezu zu bringen, waren zum Theil Bedrohungen seines Lebens gebraucht worden, wenn er den König nicht befriedigte. Er versprach es zu thun, und falls er sie nicht überreden könnte, wider aus der Stadt zu kommen.

Dieser Edelmann, einer der tugendhaftesten und tapfersten seiner Zeit, verfügte sich nach Rochelle. Hier that er für die in der Stadt alles was er konnte, fand

fand ſich bey allen Gelegenheiten ein, und ſuchte ſie mit dem König zu vergleichen, indem er ihnen ſchikliche Sicherungs-Mittel angab, um nicht betrogen zu werden. Aber je mehr ſie dieſe in Erwägung zogen, deſto weniger hielten ſie dieſelbe für möglich, da ſie auf die Verletzungen von Treue und Glauben, und auf die Grauſamkeiten zurükſahen, welche man gegen die Reformirten ausgeübt hatte. Ich wollte dir dieſe Unterhandlung erzählen, da es ſo viele Meynungen dafür und dagegen giebt. Einige ſagen, daß Herr von de la Noue darinn Tadel verdiente, daß er, im Anfang der Belagerung, da er ſich in Rochelle aufhielt, Waffen darinn getragen habe, und ihnen ſehr diente, um ſie für ſich zu gewinnen. Andere, und unter dieſen die Reformirten, ſagten: ſeine Ueberredungen, ſich mit dem König zu vergleichen, hätten die Herzhaftigkeit der Einwohner erſchüttern können. Es gab von der einen und von der andern Seite Leute, welche ihn beſchuldigten, daß er ſo wohl dem König als den Einwohnern von Rochelle ſchlecht gedient habe.

So ſind die Handlungen der Menſchen großem Tadel unterworfen, da man öfters entweder Feinde oder Unwiſſende zu Richtern hat. Dies iſt der Fall bey denen, welche nicht bedachten, daß der Verſpruch des Herrn de la Noue aus Noth geſchah, und daß er der ihm gemachten Bedingung, wieder heraus zu kommen, Genüge leiſtete, auch daß er ſich nicht verbindlich gemacht hatte, die Waffen nicht mit ihnen zu tragen, eben ſo wenig, als ſeine Ueberredungen blos auf einen Vergleich einzurichten, welches er doch that. Ja wer vernünftig urtheilt, wird in dieſer Handlung ſehr viel Klugheit erkennen, wenn er alle die Verlegenheiten bedenkt, in welche dieſer groſſe Mann gerieth, entweder ſein Leben zu verlieren, oder ſeine Religion und den Plaz derer hinzugeben, welche die Waf-

sen in der Hand hatten, um ihn zu vertheidigen. Es ist für einen rechtschaffenen Mann eine ärgerliche Sache etwas zu versprechen, das man nicht halten kann, ohne darüber die Leute urtheilen zu lassen, ob man Treue und Glauben ehrlich gehalten habe oder nicht. Bey dieser Belagerung ereigneten sich zwey vorzügliche Gelegenheiten: die eine war, der Angriff auf die Bastien de l'Evangile, wo ich dabey war. Hier geriethen wir bey unserem Rückzug in große Gefahr, da wir durch eine Lükke zu gehen hatten, welche man gemacht hatte, um unter der äusern Böschung (Contrescarpe) in den Graben zu kommen. Beym Eingang in diese Oefnung schossen die Einwohner von Rochelle, und verwundeten oder tödeten eine Menge Menschen. Es gab ein solches Gedränge, daß wir in den Waffen erstiken zu müssen glaubten. Der zweyte Fall war der Generalsturm, wo ich nicht dabey war, weil Monsieur nicht wollte, daß der Adel dazu kommen sollte. Jeder suchte bey dieser schlecht disciplinirten Armee seine Tapferkeit bey denen Gelegenheiten, welche man benuzen konnte, zu zeigen, ohne darauf Rükficht zu nehmen, ob sie zur Einnahme der Stadt wirklich dienen könnten. Die Eifersucht unter den Brüdern des Königs war sehr groß, auch unter den Prinzen und Officieren. Ein Beyspiel hievon: Monsieur und der Herr Herzog waren gegen das Meer zu gegangen, um im Hin- und Hergehen zugleich zu sehen, ob zwey Befestigungen, welche man daselbst anzulegen befohlen hatte, vor sich giengen. In einem derselben war, wie wohl zu merken ist, Maureuel, der Mörder des Herrn von Mouy, eben der, welcher auf den Herrn Admiral geschossen hatte. Diesen hatte weder der Obriste der Infanterie noch ein anderer Befehlshaber unter die Armee aufnehmen noch ihn mit sich auf die Wache ziehen lassen, da man ihn als einen unwürdigen Verräther und verruchten Menschen wegen jener Handlungen, wenn sie gleich zum

Dienst

Dienſt des Königs verübt waren, betrachtete. Hier rief mich der Herr Herzog zu ſich. „Herr von Türenne, kommen Sie mit, die Fiſcher zu ſehen.“ Dieſe waren Fiſcher aus der Stadt, welche, ſo oft die Ebbe kam, eine groſſe Anzahl von Weibern und Kindern, begleiteten, welche in den Schlamm giengen und Muſcheln ſuchten, von welchen ſie ſich nährten. Als wir vorgerückt waren, that man auf uns einige Muſketenſchüſſe. Der Herr Herzog ſagte zu mir: hohlen Sie in dieſem Fort einige Menſchen, ſo wollen wir ein Scharmüzel wagen, dies that ich. Der dortige Befehlshaber gab mir ſeinen Lieutenannt, mit dreyßig Mann. Ich rükte mit ihnen vor, und der Herr Herzog folgte mir. Monſieur, der zurükkehrte, ſah dieſen Trupp, und daß ſein Herr Bruder nicht neben ihm war. Es ſagte ihm jemand: daß man ihn beſonders und mich mit ihm geſehen hätte. Er kam zu uns mit zwey oder drey hundert Pferden; dies machte daß die von der Stadt, Artillerie und Musketen-Feuer auf den Haufen zu geben anfiengen, welches ihn Halt zu machen nöthigte. Monſieur befahl einem, der bey ihm war, ſeinen Herrn Bruder zu ſuchen, welchen er, ganz ſchlammig und vom Pferde geſtiegen fand. Ich hatte an dieſem Tage ein Kleid von grauem Atlas an, welches mir durch das Spritzen der in den Schlamm gefallenen Kugeln ganz verderbt wurde. Als der Herr Herzog zu ſeinem Bruder kam, wurde er getadelt, und ich nicht ſehr gelobt, daß ich ihn in dieſe Gefahr geführt, und die zwey Brüder in Lebens-Gefahr geſtürzt hätte. Ich verdiente auch dieſen Tadel wohl, ob man gleich bey dieſer Armee nur diejenige ſchäzte, welche ſich am öfteſten, obwohl ohne Befehl und Erfolg, in Gefahr begaben. Auch wurde die Stadt nicht eingenommen, und die Armee durch den Tod einer groſſen Anzahl ausgezeichneter Perſonen, welche täglich dabey umkamen, beſiegt.

Ich

Ich habe im Anfang der Erzählung von dieſer Belagerung, das Misvergnügen des Herrn Herzogs und ſeine Verſtändniſſe mit Herrn de la Noue, welcher bey der Armee war, berührt. Dieſer dachte auf nichts, als dieſem Plaz ſo zuzuſetzen, daß er dabey dem Herzog dazu helfen könnte, ſich zu Ergreifung der Waffen zu entſchließen. Es waren in der Armee 400. reformirte Edelleute, es waren dabey der König von Navarra und der Herr Prinz von Conde, welche, aufgebracht über die Bartholomäus-Nacht, nichts ſo ſehr verlangten, als Waffen in ihren Händen zu ſehen, um ſich zu rächen. Der Herr Herzog entſchloß ſich alſo die Waffen zu ergreifen und davon zu gehen, indem er die Ungerechtigkeit der Bartholomäus-Nacht ſeinem Verfahren zum Grunde legte, um ſich eine Parthie, und den Reformirten Genugthuung wegen der Strenge, mit welcher man ſie behandelte, zu verſchaffen. Der Herzog, der König von Navarra, der Prinz und der Herr von la Noue waren bey einander, und die Prinzen verſprechen einander große Freundſchaft. Der ehrgeizige und argwöhniſche König von Navarra befürchtete: der Herzog möchte dies alles dem Herrn de la Mole eröffnen, welchen er liebte, welchen aber er, der König von Navarra, nicht ſchäzte. Auf dieſe Art wurde ich das Werkzeug ihres Zutrauens. Man überdachte, was zu thun ſey, man beſchloß, die Unternehmungen auf gewiſſe Pläze, wie Angoulesme und St. Jean d'Angeli zu richten, wohin der Herzog ſich werfen könne. Hiebey zeigten ſich viele Hinderniſſe. Die Ungewißheit, welche alle Unternehmungen haben, ſtellte einen ſchimpflichen Verluſt vor; die Schwürigkeit, Leute zur Ausführung zu ſammeln, die Zeit der Abreiſe des Herrn Herzogs, ohne daß man ſie bemerkte, alle dieſe Schwürigkeiten, zogen die Ausführung dieſes Vorhabens in die Länge. Die Schiffs-Armee,

welche der Graf von Montgommery in England ausrüstete, segelte der Stadt Rochelle zu Hülfe. Der König hatte auch eine Flotte, von Kriegsschiffen und Galeeren zusammengesetzt, daselbst vor Anker. Man hatte in die Queere von der Mündung des Hafens unter den Kanonen der Stadt eine Pallisade gemacht, wo man Schiffe und unter andern eine Carrake eingesenkt hatte, welche sich zufällig dort befand, da die Reformirten dieselbe in den vorigen Kriegen den Spaniern abgenommen hatten, und nun, da man sie auf dem Schlamm hatte verderben lassen, nicht mehr ins Meer bringen konnten. Der Graf von Montgommery kam mit der großen Fluth zur Zeit der Tag- und Nacht-Gleiche im März an, da alle Winde hinter ihm bliesen, in einem guten und großen Schiff; welches die Königin von England ihm übergeben hatte, und mit ungefähr fünf und zwanzig andern Kriegsschiffen, ohne die Lastschiffe, welche die Lebensmittel trugen. Es fand sich eine große Unentschlossenheit bey der Flotte des Königs, welche sich weder an Schiffen noch an Leuten zum Widerstand fähig sah, da die Ordnung darinn so schlecht war, daß sich nicht das Drittheil Menschen, welche zu einem Treffen nöthig waren, auf den Schiffen befand. Auch war man so schlecht benachrichtigt worden, daß man von der Ankunft des Grafen nichts wußte, bis man ihn sah.

Die Infanterie war durch Tod, Blessuren und Krankheiten sehr vermindert. Die Soldaten konnten sich nicht schützen, und ob man schon im ganzen Königreich Rekrutirungen anstellte, so konnte man die Leute doch nicht im Feld halten. Vieles trug hiezu der Geiz der Hauptleute bey, welche weniger Soldaten haben wollten, um desto mehr Scheinsoldaten zur Schau zu haben, deren Sold sie zurückbehalten könnten.

Hier-

Hieran machten sie einen Fehler, der vielen Leben und Ehre kostete, da man ihnen immer nach dem Verhältniß der Leute, welche sie zu haben vorgaben, zum Wache halten Ordre gab, und bey einem Angriff, welchen sie zu thun oder auszuhalten hatten, sie, wenn sie zu wenig Leute hatten, sich selbst aufopferten, überdem daß der Dienste des Königs unverrichtet blieb. Dies machte große Schwürigkeiten, die Schiffe zu versorgen, da man die Leute nicht von daher nehmen konnte, wo sie zur Bedeckung standen, ohne Gefahr zu laufen, daß die Belagerten jedes Quartier, worauf ein Angriff geschah, wegnehmen könnten.

Bey dieser Schwürigkeit sprach ich mit einigen jungen Leuten von Stande: wir wollten uns in die Schiffe werfen. Sie billigten dies. Plözlich zeigte ich es Monsieur an, der damit zufrieden war. Wir giengen ab, ungefähr funfzig oder sechzig nebst der Leibwache des Königs von Navarra, welcher mir die Ehre that, sie mir zu übergeben. Wir schifften uns in das Schiff des Vicomte von Ulsaz ein, welcher die runde Schiffe in der Flotte des Königs kommandirte. Der Graf von Montgommery, statt sich des Winds, der Fluth und der geschikten Gelegenheit zu bedienen, ließ die Fluth vorübergehen, indem er sich berathschlagte, was er zu thun habe. Statt an uns zu kommen, legte er sich zwischen Chef de-Bois und Isle de Ré vor Anker, und blieb dort einige Tage, ohne den Belagerten Beystand zu leisten, ausser daß ihnen sechszen bis achtzehn tausend Pfund Pulvers vermittelst eines kleinen Wachtschiffs gebracht wurden, welches Nachts zur Zeit der Fluth mitten durch unsere Schiffe und die Pallisade durchkam, und nach Rochelle gelangte. Die Prinzen versammelten sich mit Herrn von La Noue, und beschlossen, sich in die Schiffe des

Grafen zu werfen, da unſere Unternehmungen geſcheitert hatten und das Mittel, dieſelbe auszuführen, für unmöglich erkannt wurde, der Gedanke nehmlich, eine Armee in Frankreich zu werben; welches der König gewiß verhindert haben würde. Wenn wir uns mit dem Grafen einſchiffen und uns nach England begeben würden, ſo würden wir, dachte man, ohne Zweifel die Aufhebung der Belagerung verurſachen und die Herzhaftigkeit und die Hofnung der Reformirten erweken können, welche in verſchiedenen Orten des Königreichs bereit wären die Waffen zu ergreifen. Man könnte ſodann wieder nach Rochelle kommen, und jeder ſeine Anſprüche mit den Waffen durchſetzen, oder auch wohl von England aus unterhandeln. Dieſen Gründen wurde von Herrn de la Noue ſehr widerſprochen, welcher behauptete, daß Rochelle noch auf einige Zeit lang nicht in Gefahr ſey. Indeß können ſich beſſere und ehrenvollere Gelegenheiten zeigen. Wenn alle die Prinzen auf dieſe Art zur Königin von England giengen, ſo wüßte man nicht, wie ſie ſich ihrer Perſonen bedienen würde, da man zuvor keinen Sicherungsvertrag mit ihr getroffen hätte, und ſie nicht Luſt haben würde, ſich in einen Krieg mit Frankreich einzulaſſen; beſonders, wenn ſie ſähe, wie es ſo wenig Anſchein habe, daß ſich eine eigentliche Parthie bilden werde, da man nicht glauben würde, daß wir dieſe Entweichung unternommen haben würden, wenn wir wirklich eine Parthie für uns hätten. Wir würden ihr gleich am erſten Tage zur Laſt fallen, unſers Aufwands wegen, bey welchem ſie uns unterſtüzen müßte. Uebrigens habe auch der Graf von Montgommery keine uneingeſchränkte Macht über ihre Schiffe, und vielleicht würden die Engliſchen Officiere uns nicht einmal nach England bringen wollen. Statt die Herzhaftigkeit der Reformirten zu wecken, würden

den wir ſie ihnen vielmehr durch den Gedanken benehmen, daß die Prinzen durchaus keine Sicherheit und Macht haben müßten, da ſie einen ſolchen Entſchluß gefaßt und ausgeführt hätten. Auſſerdem, taugte Herr de la Noue und der Graf nicht wohl zu einander, weil der Graf damahls, als Herr de la Noue nach Rochelle kam, Briefe dahin ſchrieb, um die dortigen Einwohner zu einem Verdacht gegen ihn und ſelbſt zu ſeiner Wegſchaffung anzureizen; welches de la Noue wußte. Wir hielten dieſe Berathſchlagung zu Pferde, bereit ſie zu vollführen, wenn ſie beſchloſſen worden wäre.

Auf dieſe weiſe Betrachtungen trennte ſich die Geſellſchaft. Während dieſer Rathſchläge gerieth ich, und durch mich alle andere in die größte Gefahr; daran war mein Leichtſinn, meine Unbeſcheidenheit und Unklugheit ſchuld. Der Herzog hatte mit eigener Hand eine Art von Proteſtation geſchrieben, in welcher er die Gründe, warum er die Waffen ergriffen habe, erklärte. Dieſe hieß er mich forttragen und Herrn de la Noue zeigen. Es war Nacht. Ich nahm ſie und gieng in mein Quartier. Wir hatten uns nicht ſo ſehr alles Lärmens enthalten können, daß Monſieur keinen Argwohn gefaßt, und nicht auf alle unſre Handlungen genau hätte Acht geben laſſen. Dieß wußten wir wohl, und ich wollte daher eine ſchikliche Gelegenheit ſuchen, um dem Herrn de la Noue die Schrift mitzutheilen. Als ich in mein Quartier kam, legte ich mein Papier in eine Schublade; Morgens nahm ich es, legte es in meinen Aermel zwiſchen den Leib und das Hemd und verfügte mich ins Quartier des Monſieur. Als hier nach dem Mittageſſen wenige Leute in ſeinem Zimmer waren, fieng er an mit uns zu ſpielen, und nahm mich an dem Arm, wo ich das Papier hatte.

Plötzlich merkte er es, und sagte mir: dieß sey wohl ein Liebesbriefgen, das vom Hof gekommen sey, knüpfte mir meinen Aermel mit Gewalt auf, und zog das Papier heraus. Meine Gefahr machte, daß ich allen Respekt verlohr; ich fiel ihm in die Hände, und nahm es ihm, indem ich ihn glauben ließ, daß es ein Brief von einem Frauenzimmer wäre, welchen ich um alles in der Welt nicht von ihm gesehen wissen möchte. So unbesonnen ist die Jugend, wenn sie ihre Handlungen auf zufällige Umstände einrichtet, und sie nicht von der Vernunft abhängen läßt. Darum giebt es so viele Menschen, die sich zu Grunde richten, noch ehe sie das Mannsalter erreicht haben. Die beste Zeit ihres Lebens lassen sie verstreichen, ohne einen Fortschritt in ihrem Stande gemacht, oder sich zu irgend einem Grad von Ehre erhoben zu haben. Mein Fehler sezte mehrere Personen in Verlegenheit, welche sich eben so unklug äusserten als ich gewesen war, da ich beynahe dadurch mich völlig stürzte. Alle unsere Anschläge verrauchten unausgeführt. Die Belagerung dauerte fort. Monsieur wurde zum König von Pohlen erwählt. Die Pohlnischen Gesandten kamen ins Lager, um ihn von seiner Wahl zu benachrichtigen, und ihn zu bewegen, dahin zu gehen. Der König Karl, eifersüchtig über das Ansehen seines Bruders, wünschte eifrigst ihn ausser dem Reiche zu sehen, und dieß war hauptsächlich der Grund, warum man sich entschloß, mit la Rochelle zu unterhandlen. Es wurde die Kapitulation gemacht, die Stadt sollte sich ergeben, aber der König von Pohlen sollte nicht darein einziehen. Dieß geschah, und das Lager bekam den Abschied.

Der König von Pohlen und Monsieur kehrten nach Paris zurük. Der Herr Herzog behielt sei-

Verlangen nach Unruhen, und sezte sein Verständnis mit Herrn de la Roue fort. Hier muß ich dir eine Bemerkung machen. Da du in eine Zeit kommst, wo es viele französische Infanten geben wird, wenn Gott dem König und der Königinn das Leben länger erhält, und diese noch mehrere zeugen, die aber, welche schon gebohren sind, leben bleiben. Benuze meine Lehre: Vom König abzuhangen, dich mit allen gut zu benehmen, aber wenn es besondere Parteien giebt, dich immer zum Könige zu halten, und dich durch nichts von ihm trennen zu lassen, als wenn es Erhaltung der Freyheit deines Gewissens sodern sollte. Denn für diese ermahne und beschwöre ich dich, Gott deine Güter, dein Leben und deine Person aufzuopfern, übrigens aber dich zu erinnern, daß die Könige uns von Gott gegeben sind, und wir ihnen, ob sie gleich zuweilen schlimm sind, dienen müssen. Obgleich der Herr Herzog unter andern Gründen, warum er die Waffen ergriff, auch die Rache der Bartholomäus-Nacht anführte, so hatte er doch weder durch das göttliche Recht nach durch ein politisches Gesez Erlaubnis und Beruf dazu. Wenn Gott seine Absichten segnete, so geschah dies nur, um die Handlung der Bartholomäus-Nacht zu strafen, dennoch aber behielt er dabey dem Monsieur das vor, was er dadurch verdiente, daß er Urheber von so vielem Uebel wurde, welches ein unrechtmäßiger Krieg mit sich bringt. Wir hatten kein Recht, solche Neuerungen zu unternehmen; ich beschwöre dich nicht in einen gleichen Fehler zu fallen. Solche Ereignisse zogen mich vom Hof ab, brachten mich beym König in Ungnade, und nahmen mir das Mittel, zu Bedienungen zu gelangen, wie du es in der Folge hören wirst.

Die Jugend, welche Muth hat, glaubt öfters, daß sie ihn nicht zeigen könne, wenn sie nur gewöhnli-

che Dinge verrichte, sondern sich immer auf die Sache des Staats einschränke, wo Macht, Ordnung und Klugheit herrschen. Junge Leute glauben, sie seyen die Gesuchteste, wenn sie sich zu Parteyen schlagen, ihre Herzhaftigkeit erhelle desto besser, je kleiner sie öfters an der Zahl seyen, je eher ihnen Bedienungen gegeben werden, je nothwendiger sie schienen und je weniger Verbindlichkeiten sie auf sich hätten. Sie denken sich, auf diese Art am schnellsten und größten sich emporschwingen zu können, und bedenken nicht, daß Gott solche Absichten nicht will, daß der Staat sich erhält, die Parteyen aber nach und nach zu Grunde gehen, daß es bey diesen nur Unordnung und eine Gleichstellung von Leuten von verschiedenem Stande giebt, da jeder freywillig dabey ist, und sich zurükziehen kann, wann er will. Er sagt dann nur: er würde übel zu handeln glauben, wenn er dem weiter folgte, gegen welchen er nie Verbindlichkeit gehabt habe.

Es findet sich nichts sicheres in solchen Parteyen, und geschieht es durch Zufall, daß einer sein Glük macht, so sind dies unbedeutende Leute, welche nichts zu verliehren haben. Leute von guter Herkunft, welche Vermögen und natürliche Eigenschaften haben, können dabey nichts gewinnen, und alle tapferen und muthigen Handlungen werden von der Nachwelt getadelt, wenn sie gegen das allgemeine Beste des Vaterlands ausgeführt worden sind. Du wirst hören, wie viele Bekümmernisse und Verdrüßlichkeiten wir wegen der bürgerlichen Kriege bekommen haben, welche rechtmäßiger weise wegen Erhaltung der Freyheit unsers Gewissens, wegen des Genusses der hierüber gemachten, aber bey allen Gelegenheiten verlezten Befehle und Gesezе, und wegen Furcht vor nahen Verfolgungen geführt worden sind.

Als wir zu Paris waren, rüſtete ſich jeder, nach Pohlen zu gehen. Die Befehle des Monſieur machten, daß ich es dem König von Polen abſchlug, dahin zu gehen. Dieſer kam ſehr langſam daran, aus Frankreich abzureiſen, und einer ſo entfernten und an Sitten und Staats-Verfaſſung ſo verſchiedenen Nation zu befehlen. Der König Karl befand ſich bereits übel, und wurde von den Aerzten für ſchwindſüchtig erklärt. Herr von Guiſe und die Vornehmſten, welche dem König von Pohlen den Hof machten, ſprachen ihm zu, nicht abzureiſen, und den Hof nicht zu verlaſſen, bis er vom Leben des Königs genaue Verſicherung hätte, welches nicht von langer Dauer ſeyn könne. Dies hieße ja ſich in Gefahr ſezen, Frankreich zu verlieren, wo Monſieur nicht ermangeln würde, ſeine Maasregeln zu nehmen. Er habe die Reformirten zu Feinden, welche wüßten, daß er die Vollziehung der Bartholomäus-Nacht habe beſchließen helfen, und das Haus Montmorenci ſey mißvergnügt. Dies ſezte ihn in Verlegenheit, und verurſachte, daß er noch beynahe einen Monat ſich zu Paris aufhielt, nachdem der König ſchon weggereißt war, und ſich bis nach Vitry auf den Weg gemacht hatte, um ſeinen Bruder bis nach Lorraine zu begleiten. Hier wurde er krank, die Königinn Mutter drang wiewohl ungerne auf die Abreiſe ihres Sohnes, da ſie ſich verſprach, im Fall der König ſterben würde, das Reich dem König von Pohlen zu erhalten. Monſieur, der König von Navarra, und der Herr Prinz waren zu Vitry, wo ſie ſich enger als zuvor zur Freundſchaft verbanden, und man ſchlimme Abſichten zu Anfruhren hatte. Der König von Navarra und Monſieur hatten Gelegenheit, darauf wegen der unerſezlichen Beleidigung durch die Bartholomäus-Nacht und wegen des Gewiſſens-Zwangs zu drin-

gen, da man sie in die Messe nöthigen wollte. Sie hatten immer ein lebhaftes Gefühl von Religion in ihrem Herzen, und glaubten, sie blieben dem König und dem Staat immer verdächtig, da sie an keinen Bedienungen Antheil hätten. Die Gründe des Monsieur hingegen waren anders. Er suchte sich bey dem König angenehm zu machen, um sich mit seinem Willen in Staats-Geschäften festzusezen. Dennoch war er geneigt, auch die Waffen zu ergreifen. Denn er meinte, sie würden ihm, wenn er sie ablegte, die Generallieutenants-Stelle verschaffen.

Wir bekamen öfters Briefe von Herrn de la Noue, welcher sich bey den Reformirten so viel möglich wieder in Credit zu sezen suchte, und die Gesinnungen erforschte, um diejenige kennen zu lernen, welche aus Furcht wegen der Bartholomäus-Nacht sich ganz empört hatten. Die beyden Könige trennten sich in Vitry, die Königinn Mutter, Monsieur, der König von Navarra, der Herr Prinz und der ganze Hof reisten ab, um den König von Pohlen über Lorraine hinaus zu begleiten. Zu Nancy wurde mit mir und zwar vom Könige von Pohlen über eine Heurath mit Mademoiselle von Vaudemont gesprochen, welche nachher Königinn von Frankreich worden ist. Ich wollte nichts davon hören, denn ich hatte noch keine Lust zu heurathen, und mein Oheim von Thore hatte mir gesagt: er wollte sich um sie bewerben; ich wollte also diesem nicht in den Weg treten. Ich beobachtete immer genau die Versprechungen und Freundschaften, welche ich gemacht hatte, worinn mehrere mich öfters täuschten. Ich glaubte, daß das Anerbieten dieser Heurath eine Staatsräson zum Grunde habe, um mich nemlich von meinem Oheim und von Monsieur durch diese Vereinigung mit dem Hause Lorraine zu tren-

trennen, damit ich nicht zu dem helfen sollte, was gegen den König von Pohlen während seiner Abwesenheit vom Reich angesponnen werden könnte.

Es schien uns eine große Unannehmlichkeit zu begegnen, welche durch eine ziemlich listige Vorsicht abgewandt wurde. Monsieur hatte einen Oberkammerdiener, Ferrand, welcher ihm in seiner Jugend als Violiniste gedient hatte. Dieser hatte sich durch die Königinn Mutter gewinnen lassen, sie von allem, was Monsieur thun würde, zu benachrichtigen. Herr de la Roue hatte an Monsieur einen Brief geschrieben, worinn er ihm von seinen Unterhandlungen Rechenschaft gab, und ihn versicherte, daß eine ziemliche Anzahl von Edelleuten und Städten ihm die Arme bieten würden, ihm zu dienen. Monsieur ließ diesen Brief in seinem Bette liegen. Als Ferrand dieses Morgens machen wollte, nahm er den Brief und brachte ihn sogleich der Königinn. Ich war gerade in ihr Zimmer gegangen. Eine von ihren Kammerfrauen welche Zuneigung zu Monsieur hatte, sagte mir im Vorbeygehen: Man hat einen Brief, welchen Ihr Herr verloren hat. Augenbliklich suchte ich Monsieur auf und fragte bey ihm nach seinem Brief, welchen er nicht mehr fand. Jezt war zu berathschlagen, was zu thun wäre. Monsieur hatte einige Lust sich zu entfernen. Ich bedachte mich, ihm den Rath zu geben, eine Antwort an Herrn de la Roue zu verfertigen, in welcher er ihm bezeugen sollte, wie sehr es ihn befremde, daß er ihn dazu anreizen wolle, sich zu seinem Privat-Interesse irgend jemand verbindlich zu machen, da er keinen andern Zwek habe, als dem König zu dienen, und sich seiner Gunst würdig zu machen. Weder er noch die Reformirten sollten aufs neue mistrauisch werden. Man wolle ihnen halten,

was

was man ihnen versprochen hätte, und er erbiete sich deswegen, dem König alles, was ihre Sachen betreffe, zu hinterbringen. Als der Brief geschrieben war, suchte er die Königinn seine Mutter auf, stellte sich, als ob er nicht wüßte, daß ihm Brief verlohren gegangen sey, und sagte ihr: Er habe von Herrn de la Noue einen Brief bekommen, welchen er ihr samt der Antwort bringe. Als er in seiner Tasche suchte, fand er den Brief nicht, wie er auch nicht konnte, aber die Antwort; und versicherte hiraus die Königinn sehr, der Brief enthalte nichts, als was er wirklich enthielt, und worauf er geantwortet hatte.

Die Königinn begnügte sich hiemit, und bezeugte: sie glaube dieses alles völlig: da unser Mittel so geschwinde gebraucht worden war, daß sie sich nicht einbilden konnte, es für einen angelegten Handel zu halten.

Wir reisten von Nanci weg, und giengen nach Blamont, wo der Herzog Christoph von der Pfalz, begleitet vom Graf Ludwig von Nassau, den König von Pohlen aufsuchte, um ihn seiner Zuneigung und seiner Hofnung zu versichern, daß er bald eine Armee zu seinen Diensten auf den Beinen haben werde. Dies wurde angenommen. Man nahm Abrede mit ihm, und das Verständnis sollte durch die Vermittlung des Herrn von Thor unterhalten werden, mit welchem er schon vor der Bartholomäus-Nacht in Verbindung gewesen war, als er auf die Unternehmung von Mons ausgieng. Nachdem er von der Königinn Abschied genommen hatte, reiste diese durch Bar le Duc wieder zurük. Hier wollte sie la Mole von der Gesellschaft des Monsieur entfernen, weil er es wäre, wie sie sagte, der immer seinen Herrn veranlaßt

lust hätte, nicht so gut, als er sollte, mit dem König von Polen zu stehen. Monsieur verhinderte dies. Auch lag wirklich nicht hierinn der Grund gegen ihn, sondern in der eifersüchtigen Furcht des Königs von Polen, daß er in Madame die Prinzessin von Conde, die Gemalin des Herrn Prinzen, eine vom Hause Nevers verliebt seyn möchte, welche Er mit einer ausserordentlichen Leidenschaft verlassen hatte. Diese würde wohl vieles Unglük verursacht haben, wenn nicht der Tod denselben zuvorgekommen wäre.

Wir fanden den König zu Reims, freudig über die Abreise seines Bruders, welche er bis auf unsere Zurükkunft nach Reims nicht hatte glauben wollen. Wir giengen nach Soissons, wo Herr von Thor uns besuchte. Hier kam ein Abgeordneter, St. Martin, zu uns, welcher von dem Herrn Grafen an den Monsieur geschikt war. Mein Oheim und ich sprachen mit ihm. Seine Versicherung war: Der Graf sey mit drey bis vier tausend Pferden, und sechs oder sieben tausend Mann zu Fusse gerüstet. Er wolle eine Unternehmung auf Mastricht ausführen und erwarte Nachricht von Monsieur, um sich hinzuwenden, wohin er Befehl bekäme. Wir konnten ihm weder Zeit noch Ort bestimmen, versprachen aber: wir würden ihm in einem Monat unsere Nachrichten zu wissen thun. Wir benachrichtigten Herrn de la Noue hievon, damit er wüßte, welche Zeit wir zu wählen hätten. Graf Ludwig aber ward geschlagen, Herzog Christoph und er wurden getödtet, folglich konnte uns diese Armee nichts mehr nüzen. Auch Herr de la Noue ließ sagen: daß er nichts in Bereitschaft hätte. Wir giengen nach Chantilly. Hier unterredete sich Monsieur und Herrn von Montmorenci, welcher ihm sehr gute Rathschläge gab, wenn

wir

wir sie zu befolgen gewußt hätten: „Er sollte sich bey Hof halten, sich soviel möglich in die Gunst des Königs einschmeicheln, von welchem man wohl voraus sehen könnte, daß er nicht lange leben würde. Er würde seinen Kredit befestigen, wenn er sich in den Staatsgeschäften geltend machte. Wenn er aber von Hof gienge und eine Partey machte, so werde er den Staat gegen sich aufbringen, welcher sodann dem König von Polen die offene Arme bieten würde. Man müsse Geduld haben. Was ihn betreffe, so wäre er sein Diener, aber er versprächte ihm deswegen nicht, aufzusitzen, da er ein Officier der Krone sey. Hier fieng ein Streit von Folgen zwischen dem Herrn von Guise und einem Edelmann an, der ihm ehemals gedient, den aber Herr von la Mole, welcher Monsieur liebte, als sein Anverwandter, vom Dienst des Herrn von Guise abgezogen, und zu Monsieur gebracht hatte.

Wir reisten nach Chantilly ab, und kamen nach St. Germain en Laye, wo man sich drey Monate lang aufhielt. Hier unterredeten Monsieur und der König von Navarra sich oft mit einander, und wir bekamen öfters Nachrichten von Herrn de la Noue. Als man mit Ergreifung der Waffen umgieng, wie du hören wirst, kam Herr von Montmorenci nach St. Germain. Eines Tags Abends nach sechs Uhr gegen die Mitte des Februars, stieg Herr von Guise, von einem Edelmann und Pagen begleitet, eine Treppe herab, welche von dem Zimmer der Königinn Mutter herabführte. Hier fand er den jungen Vantabran. Ohne daß sie viel mit einander sprachen, griff Herr von Guise zum Degen. Der andere will die Treppe herabschleichen. Jener erreicht ihn unten, und giebt ihm mehrere Stiche. Als er ihn zur Erde gestrekt und

getöd-

getödtet zu haben glaubte, lief er dem Zimmer des Königs zu, welcher zu Bett lag. Er näherte sich demselben mit zitternder Stimme, und bat den König fußfällig, ihm seinen Fehler zu verzeihen, den Vantabran getödtet zu haben, welcher ihm gesagt hätte, daß seine Frau, Madame von Guise und Herr von Montmorenci ihn tödten lassen wollten. Sogleich kam Herr von Montmorenci, und bat den König, zu befehlen, daß Vantabran gehört werden möchte, wenn er noch ein wenig leben hätte. Er erbot sich zugleich mit der Erlaubnis des Königs, zu behaupten, daß weder er, noch Madame von Guise jemals einen solchen noch einen andern, diesem von weitem oder nahem ähnlichen Anschlag gefaßt hätte. Mittlerweile trat la Mole herein, welcher Gerechtigkeit vom König verlangte, und unzusammenhängende, aber ziemlich kühne Reden führte; auch beysezte, Gott habe das Leben seinem Vetter erhalten, damit man aus seinem Munde die Wahrheit hören könnte. Vantabran wird in die Garderobe geführt, und einige vom Conseil ihn zu hören befehligt. Die Sache nahm ein Ende, ohne daß man die Wahrheit ans Licht gebracht hatte. Die gemeine Meinung war, daß man die Schuld auf Herrn von Montmorenci schieben wollte, und wenn Vantraban getödtet worden wäre, dies als ein Vorwand zu dem gedient hätte, was man gegen ihn hätte vornehmen können. Man hatte bemerkt, daß dieser Mörder Montreuels sich zu St. Germain hatte sehen lassen, welches er nicht gewohnt war. Der König selbst war nicht zufrieden, ihn neben sich zu sehen. Eine gewöhnliche Belohnung der Verräther, selbst denen verdächtig zu seyn, welche sich ihrer bedienten. Bey allen diesen Dingen waren Liebschaften mit im Spiel, welche gemeiniglich am Hof den meisten Lermen verursachen. Es geschehen da wenig

Dinge,

Dinge, an welchen nicht die Frauenzimmer Theil haben; und diese verursachen gemeiniglich denen unendlich viel Unglük, welche von ihnen, oder von welchen sie geliebt werden. Wenn du mir glaubst und weise seyn willst, wirst du dich dieser Leidenschaft enthalten, und so zu leben suchen, daß die Damen nicht glauben, du verachtest sie oder thuest ihnen schlimme Dienste, aber daß sie dich immer beschwören können, sie mehr zu lieben als du thust; indem du dir, soviel möglich, bey allen deinen Handlungen die Ehre Gottes und seiner Gebote vorsetzest.

Herr de la Noue beschloß, die Waffen am zehenten März zu ergreifen, und benachrichtigte in allen Stüken selbst den Herrn von Guitry Berticheres, um die jenseits der Loire zu benachrichtigen. Monsieur und die andern Prinzen wurden davon unterrichtet, aber spät genug, erst drey Wochen vor dem Termin. Die Prinzen versammelten sich und bedachten, wie und wohin sie sich zurükziehen könnten. Es ward beschlossen, sich bey Herrn von Bouillon zu erkundigen, ob er sie in Sedan aufnehmen wollte. Deswegen wurde la Boissiere zu ihm abgeschikt, welcher seine Reise in acht Tagen machte, und den guten Willen des Herrn von Bouillon bezeugte, nicht nur die Thore zu öfnen, sondern die Herrn auch mit einer guten Anzahl vom Adel, welche er diesen Tag wissen lassen wollte, an der Wesel, welche an Reims vorbeyfließt, zu empfangen. Wir waren also wegen unserer Abreise und wegen des Orts unsers Rükzugs entschlossen. Der König von Navarra nahm sein Logis im Dorfe, um zu schlafen. Herr von Thoré war bey uns, und Herr von Montmorenci war nach Chantilly zurük gekehrt. Es geschah ein sehr großer Fehler, welcher aber nicht hinlänglich untersucht worden ist, um wissen zu können,

ten, woher er rührte. Er hätte uns allen das Leben kosten können. Herr von Guitry reiste, statt am zehnten März, gleich nach zehen Tagen ab, und sagte mir mehrere male: der Abgesandte des Herrn de la Roue an ihn hätte ihm den Tag gesagt, welchen er genommen hätte. Meine Meynung war, daß sein Ehrgeiz an diesem Fehler Schuld hatte, weil er glaubte, wenn er vor Herrn de la Roue verrükte, so würde er die Leute an sich ziehen, und leichter eine Unternehmung ausführen können, wodurch er auch bezeugen würde, daß er nicht von dem Befehl des Herrn de la Roue abhange. Sehr schwache Gründe, um so viele Leute in so große Gefahr zu setzen. Wir wurden erst nach zwey Uhr Nachmittags benachrichtigt, daß er seinen Sammelplaz bestimmt hatte, um sich den folgenden Tag des Plazes Mantes zu bemächtigen, welcher von dem Guidon (Fahnenjunker) des Herrn von Buy, welcher im Verständniß mit uns war, kommandirt wurde. Wir erstaunten sehr. Wir hatten dem Herrn von Bouillon keinen Tag bestimmt, und erfuhren die Ungewißheit des Herrn von Guitry in Ansehung der Macht, die er anwenden könnte, und daß die Unternehmung auf Mantes sehr ungewiß zu seyn schien. Wir hatten keine Gelegenheit, sogleich abzureisen, noch eine gewisse Mannschaft, um uns zurükzuziehen. Wir liessen Guitry wieder sagen: er sollte uns, so bald er zu Mantes wäre, Nachricht davon geben; wir würden inzwischen gestiefelt und gespornt im Dorf seyn, und nur Monsieur im Schlosse bleiben.

Zu Anfang der Nacht ward im Hof Lärm. Hier wurden alle, die nichts um die Sache wußten, ausserordentlich bestürzt. Die Bagage wurde aufgeladen, die Cardinäle von Lorraine und Guise sezten sich zu Pferd, um nach Paris zu fliehen, und ihrem Bey-

spiel folgten mehrere andere nach. Die Tambours der Schweizer, des Korps und der französischen Garden-Compagnien schlugen zum Marsch. Die Nachricht des Herrn von Guitry vom Sammlungsplaz seiner Leute kamen von der Normandie, von Beauce und Berin her, wo er sich aufhielt. Plözlich wurde die Abreise des Königs beschlossen, die Garden im Schloß verdoppelt. Mein Oheim von Thor und ich waren im Dorf im Hause des Herrn Connetables, bereit abzureisen, wenn ich hätte trauen wollen. Aber dies wollte ich nicht. Ich wollte lieber ins Schloß gehen, und sehen, ob mir Monsieur veranlassen könnten, abzureisen. Als wir im Schloß waren, wohin der König von Navarra auch bestellt worden war, suchte ich Monsieur, und trat in das Zimmer der Königin, wo der König von Navarra sich mir näherte, und mir sagte: Unser guter Freund beichtet alles. Hierauf gieng ich zu meinem Oheim von Thoré hin, und sagte ihm: er sollte gehen, und die Mishandlung rächen, welche man mir anthun könnte. Er folgte mir, und that wohl daran. Wäre er da geblieben, so wäre er verloren gewesen, da Monsieur ihn durch sein an die Königin Mutter abgelegtes Geständniß sehr mit Beschuldigungen belastet hatte. An diesem Geständniß war Monsieurs Unstandhaftigkeit, und die Verleitung des La Mole Schuld, welcher, erbittert, daß er nicht zu allen unsern Rathschlägen gezogen worden war, sich auf diese Art an uns und besonders an mir zu rächen suchte. Er meinte, durch diesen schlimmen Dienst, welchen er seinem Herrn that, da er ihm anrieth, seinen Kredit, seine Ehre und seine besten Diener zu verlieren, sich bey dem König und der Königin in große Gunst zu sezen. Wie du hören wirst, gieng dieß ganz anders.

Als die Königin alles, was ſie wollte, von Monſieur erfahren hatte, gieng ſie von ihrem Kabinet in das Zimmer des Königs. Eben dahin verfügte ich mich durch die groſſe Treppe, begierig zu wiſſen, was Monſieur geſagt hatte. Als ich hereintrat, ſahe ich ihn mit Madame von Sauve ſprechen, und lachen, als ob nichts geſchehen wäre. Er verlies ſie und ſagte mir: Ich habe nichts von Ihnen geſagt, als daß Sie mir überhaupt verſprochen hätten, alles zu thun, was ich Ihnen ſagen würde. Aber Ihr Oheim muß gehen. Es fieng an, Tag zu werden. Man wollte nach Guitry ſchiken, aber ich vermeſſete mich. Sogleich ſagte ich ihm: er ſollte dies ſchon gethan haben, da dieſe Leute glauben würden, er habe ſie alle betrogen. Ich würde ihnen übrigens zeigen, wie ſie ſich über das entſchuldigen könnten, was er geſagt hätte, und ihnen vorſtellen, daß ihre Uebereilung uns alle geſtürzt habe.

Ich hatte noch einen andern Grund. Dieſer war, daß man mir, wenn der König inzwiſchen einen Dienſt von mir hoſte, keine Unannehmlichkeit erweiſen würde, da ich nicht verſichert war, ob Monſieur nichts, als das obige von mir geſagt hätte. Ich veranlaßte ihn dies vorher zu berichtigen, ehe er mich zu Guitry ſchikte. Da er ſchon bedacht hatte, daß ich hiezu dienlich ſeyn könnte. Der König beſchloß, daß ich im Namen des Monſieur, Herr von Torſi aber in ſeinem Namen und ein gewiſſer Arbonville im Namen des Königs von Navarra, der niemand unzufrieden gemacht hatte, abgehen ſollten.

Herr von Guitry kam nach Mantes nach acht Uhr. Der Herr von Buy hatte ſeine Sache ſo ſchlecht vorbereitet, daß kein einziger Gendarme von der Compagnie da war, welcher Miene machte,

ſich mit Guitry zu vereinigen; ſelbſt der Herr von Bus
mont. Man mußte von der Stadt abziehen, ohne
eine andere Unternehmung oder eine Nachricht von uns
oder auch von einem andern Sammelplaz zu haben, um
zu wiſſen, wie viele Leute dabey geweſen wären. Er
machte ſich auf den Weg nach Dreux, und ſezte ſich
beim Eingang der Stadt nahe beym Fluß Eure.
Nach Dreux hatte ſich der Herr von St. Leger mit ei-
ner Anzahl Adelicher begeben, welche am folgenden
Tag ſtärker als Guitry geweſen wären, und ihn be-
kämpft, oder gezwungen hätten, ſich zu trennen, da
er nur ohngefehr ſechzig Edelleute und hundert und
zwanzig zu Fuß bey ſich hatte. Wir reißten von St.
Germain ab. Als wir nach Dreux gekommen waren,
befahlen wir dem Herrn von St. Leger, nichts zu un-
ternehmen. Wir wußten, wo die Reformirten ſich
aufhielten, und nahmen unſer Quartier eine halbe
Meile weit von ihnen. Von da aus ſchickten wir ih-
nen einen Trompeter vom König, welchen wir mitge-
nommen hatten, um den Herrn von Guitry unſere
Ankunft wiſſen zu laſſen, und ihn zu vermögen, uns
aufzuſuchen, oder uns ſagen zu laſſen, wo wir ihn zu
Hauſe oder einander unter Wegs, je nachdem der
Trompeter uns Antwort brächte, treffen könnten. Er
war wohl zufrieden, aber doch auch voll Ungewißheit
mich hier zu wiſſen. Er glaubte, ich würde ihm über
den Zuſtand der Dinge Aufklärung verſchaffen, und
ohne zu errathen, wie ich zu dieſer Geſandſchaft käme,
ließ er uns durch den Trompeter einen Plaz beſtimmen,
wohin er ſich mit ungefähr zwanzig Edelleuten begab.
Hieher machten Wir uns auch auf den Weg. Der Herr
von Torſi nahm das Wort, und bezeugte ihnen das
Misvergnügen des Königs darüber, ſie bewafnet zu
wiſſen, da er ſo befliſſen wäre, ſeinen Unterthanen
alles Mißtrauen über vergangene Dinge durch die gü-

tige und günstige Behandlung, welche er ihnen widerfahren lasse, zu benehmen. Sie hätten sich, jeder an seinen Ort, zurükzuziehen, und zu Seiner Majestät zu kommen, wie gehorsame Unterthanen thun müßten. Dort würden sie alle Befriedigung erhalten. Hierauf versezte Guitry: Er sey nicht der einzige in Frankreich, der die Waffen trage. Man habe sie schon in allen Provinzen ergriffen, die Verlezung des Tractats von Rochelle sey allgemein; sie sehen und hören nichts, als Erneurung der Verfolgungen, sie wollten lieber mit den Waffen in der Hand, als durch die strenge Executionen, welche gegen die Reformirten vollzogen würden, sterben. Ich nahm das Wort, und sagte: Monsieur hätte mich mit dem Willen des Königs zu ihnen schiken wollen, um ihnen sein Mißvergnügen darüber zu bezeugen, daß er in Ungewißheit wegen der Gnade des Königs gesezt worden wäre, da er erfahren hätte, daß sie die Waffen ergriffen haben, welche er nicht begünstigen, noch unterstüzen wolle. Wohl aber wolle er sie versichern, daß sie sich gänzlich auf das Wort des Königs verlassen dürften. Arbouille sagte bey nahe das nehmliche im Namen des Königs von Navarra. Hierauf bat Herr von Guitry den Herrn von Torsi und mich, mit ihm besonders zu reden. Dieß wurde erlaubt. Ich eröfnete ihm: wie die jezige Unannehmlichkeit eine Folge seiner Uebereilung sey, die uns das Mittel genommen hätte, abzureisen und alle Triebfedern unserer Unternehmungen so geschikt spielen zu lassen, als wir sonst gethan haben würden. Die Prinzen wären nicht ganz Gefangene, aber so beobachtet, daß sie keine freye Handlung thun könnten. Ich fand nun diesen Edelmann ohne Rath und ohne Hülfsmittel, um sich von einem nahen und schändlichen Sturz zu retten. Er sahe nichts für sich und alles gegen sich. Er konnte nicht trauen vor den

König zu kommen, mußte sich aber auch nicht zu erhalten, wenn er es verweigerte. Ich mußte ihm ein Mittel eröffnen, daß er uns sagen solle: er sey bereit, dem König sich vorzustellen, wenn man ihm die nöthige Sicherheit zum Zug und Rükzug gäbe. Denn es war mir vom König, besonders bey meinem Abschied von ihm, befohlen worden, den Guitry zu ihm zu bringen. Bis wir zurükkehrten, sollte er in die Normandie gehen, wo er Executionen auf gewisse Plätze von dem Herrn von Colombieres und andern erwartete. Er billigte dieß, so daß sich der Herr von Tersi nach unserer Unterredung noch mehr beruhigte, mit diesem Anerbieten zurük zu kommen, welches den König befriedigen würde. Jezt trennten wir uns, und machten uns auf den Weg zum König, welcher in der Vorstadt Saint Honore sich in die Wohnung des Marschalls von Retz begeben hatte. Wir benachrichtigten ihn von unserer Ausführung. Se. Majestät war zufrieden, und befahl uns, uns bereit zu halten, um wieder zu Guitry zu reisen, und ihm die nöthigen Geleits-Briefe zum Zug und Rükzug vom König zu bringen.

Inzwischen war dieser abmarschiert, und wir fanden ihn bey Aigle in der Normandie, wo wir ihn unsere Rükkunft wissen ließen, damit er zu uns oder wir zu ihm, oder beide an einen dritten Ort kämen, um uns mit einander zu unterreden. Dieß wurde angenommen, wir sprachen einander, und liessen ihn die Geleitsbriefe vom König sehen. Er forderte diese, um sie denen mitzutheilen, welche bey ihm waren. Er hatte sich mit etlichen hundert Pferden und 2 hundert zu Fuß verstärkt. Den nämlichen Tag kam er wieder zu uns, und sagte: seine Gesellschafter wollten ihn nicht gehen lassen, und das aus vielen Gründen.

Das

Das Mistrauen über die Ungültigkeit aller Versprechungen war sehr groß. Sie zweifelten an der Sicherheit seiner Person, sie sähen sich ohne Anführer, hätten noch keine gewisse Nachrichten von dem, was Herr von Colombieres vollzogen, und noch weniger, daß der Graf von Montgommery sich ans Land gesezt habe. Sie wußten, daß Herr von Matignon, welcher nachmahls Marschall in Frankreich wurde, zu Caen war, und Mannschaft daselbst sammelte. Dieß war einer der Stadthalter des Königs in der Normandie, der sie bezwingen konnte. Sie meinten ferner: mehrere von ihnen würden, wenn sie sich ohne den Herrn von Guitry sähen, auseinander laufen, und beschlossen, jeden andern von ihnen, nur nicht den Herrn von Guitry, gehen zu lassen. Hierauf sezten wir ihnen sein gethanes Versprechen entgegen, auch daß die Geleitsbriefe auf seinen Namen gegeben wären, und daß der König sich von ihnen für betrogen halten würde. Endlich baten sie mich, bis in ihr Quartier zu gehen, um den ganzen Haufen unsere Gründe und Versicherungen hören zu lassen. Es ist zu bemerken, daß Monsieur und die Prinzen, welche aufs neue auf Mittel sannen, vom Hof weg zu kommen, mir aufgetragen hatten, ihre Trennung zu verhüten. Herr von Torsi fand für gut, daß ich ihrem Verlangen willfahren und mich in ihr Quartier begeben sollte. Ich sahe wohl, daß ich weitere Gelegenheit zum Argwohn meines Einverständnisses mit ihnen geben würde; daß ich nicht mit mehreren öffentlich sprechen könnte; daß man das, was ich sagte, nicht verstehen würde. Die Hauptgründe, sie zur Einstimmung in die Reise des Herrn von Guitry zu vermögen, wären gewesen die Erwartung des Weggehens des Monsieur von Hof, die Communication, welche er mit ihm haben könnte, die Sicherheit, worinn sie inzwischen sich befänden, nicht bekämpft zu-

werden, ſich aber viel mehr mit Herrn von Colombieres vereinigen zu können. Dies alles aber waren ſolche Gründe, welche mich in die gröſte Gefahr ſezen konnten, wenn der König erfahren hätte, daß ſie von mir gekommen ſeyen. Dem ungeachtet verurſachte meine Neigung Monſieur einen Dienſt zu leiſten und meine Ueberzeugung, ich würde am Hofe nicht mein Glük machen, daß ich die Befehle des Monſieur meiner Schuldigkeit vorzog, und mit dreiſſig oder vierzig Edelleuten, welche von den andern zu dieſem Endzwek beſtellt waren, mich unterredete. Dieſen machte ich meine Abſicht begreiflich, daß durch die Abreiſe des Herrn von Guitry die nöthige Zeit genommen werden konnte, um ſie von Dingen zu benachrichtigen, welche ihrer Partey die gröſten Vortheile bringen würden; daß, wenn wir uns von ihnen trennten, eine ſtarke Macht ſie überfallen würde; daß ſie diejenige indeß erfahren würden, welche die Waffen ergriffen hätten; und daß ich keine Gefahr für die Perſon des Guitry ſähe. Wir würden uns in unſerm eigenen Nahmen verbinden, dem König gefällig zu machen, ihn wieder zu ihnen zu bringen. Dies brachte ſie zu der Entſchlieſſung einzuwilligen, beſonders auf das Zutrauen hin, welches ſie in mich ſezten, daß ich nicht Urheber einer Treuloſigkeit ſeyn würde. Sie ſchikten zum Herrn von Torſi einen von den Ihrigen mit mir, um ihn zu verſichern, daß Guitry den folgenden Tag zu uns kommen würde, um in unſerer Geſellſchaft beym König im Walde von Vincennes ſich einzufinden, wo Er zur Sicherheit ſeiner eigenen und der übrigen Perſonen ſeine Wohnung genommen hatte.

Als er angekommen war, befahl uns der König den folgenden Tag, Herrn von Guitry in ſein Zimmer zu bringen, wo niemand als die Königin ſeine Mut-

Mutter zugegen seyn würde. Dieß thaten wir. Hier suchte der König ihn zu gewinnen, und die wahre Ursache ihrer Waffen und die in ihre Intrike verwikelte, auszuforschen. Er lobte ihn, wie er es verdiente, und gab ihm Versicherungen zu Erwartung einer Belohnung, wenn er dem König in seinem Verlangen dienen wollte. Guitry brachte allgemeine Gründe vor, welche man in den Unterhandlungen mit den Reformirten und in der darauf folgenden neuen Strenge fand. Sie hätten geglaubt, in der Abwesenheit des Königs von Pohlen davon befreyt zu seyn da sie sonst diesem es zugeschrieben hätten, daß er den König gegen sie einnehme. Dem König wünschten sie alles Glük und verlangten von ihm nichts als das Mittel und die Sicherheit ihrer Gewissensfreyheit. Würde der König ihnen diese gestatten, so würden sie die Waffen unfehlbar niederlegen.

Innerhalb sechs oder sieben Tagen, welche wir im Wald von Vincennes zubrachten, erfuhr der König die Ankunft des Grafen von Montgommery zu Carentan, die Einnahme von St. Lo, von Valoigne, und andern kleinen Plätzen in dem Amte Costentin, und sah, daß man diese Dinge jezt mit den Reformirten überhaupt auszumachen hätte, welche auch in den meisten Provinzen von Loire die Waffen ergriffen hatten. Man schikte daher Guitry und uns mit ihm zurüke. Monsieur und der König von Navarra sannen auf Mittel, wegzukommen, indem sie die Gefahr, worinn sie sich befanden, ziemlich einsahen. Hiezu war la Mole eines der hauptsächlichsten Werkzeuge. Der Fehler, welchen er den Monsieur zu St. Germain hatte begehen lassen, und meine Meynung, daß er geschikter an den Hof als zu den Waffen sey, machte, daß ich ein Mißtrauen in ihn sezte; so daß ich den

Monsieur, als er mir sein Vorhaben mittheilen und mich mit la Mole darüber sprechen lassen wollte, bat, mich nichts davon wissen zu lassen. Er dürfte dennoch versichert seyn, daß ich ihm nicht fehlen würde.

Wir reisten wieder ab, nachdem wir Herrn, von Montmorency hatten ankommen sehen, den ich zwischen Escouan und Paris besuchen wollte, um ihn von seinem Verhaben abzubringen, da jedermann urtheilte, daß er jetzt gehalten werden würde, wie dies auch wirklich geschah.

Meine Ueberredungen galten nichts bey dieser gegen alle Gefahren standhaften Seele; Gefahren, welche er vorausgesehen und für unbedeutender gehalten hatte, als den Tadel oder die Schwierigkeiten, sie zu entschuldigen.

Wir kamen zu Caën an, wo der Herr von Matignon war, welcher zwey Tage zuvor den Herrn von St. Jenets, Bruder des Grafen von Montgommery durch einen gewissen de Mans in seinem Schloß, dessen Nahmen er trug hatte umbringen lassen. Wir kamen nach St. Lo, wo wir den Herrn von Colombieres mit ziemlich vielen Leuten antrafen, welche zu arbeiten und die Vorstädte zu verwüsten anfiengen. Er war ein Neffe des Herrn von Torsi. Er logirte uns in die Vorstadt, und stellte uns eine gute Leibwache vor unsere Wohnung, indem er uns sagte: daß jede Art von Mißtrauen denen erlaubt wäre, welche man so oft und so schändlich betrogen hätte. Sie hätten die Waffen in der Hand und hoften, daß Gott sie segnen würde, so, daß sie an allen Mördern sich würden rächen können. Herr von Torsi fand mehr, als ich, diese Art von Wache und diese freye Reden befremdlich. Er wollte diese mäßigen, aber es geschah gerade das Ge-

Gegentheil, indem die lezte immer beleidigender als die erſte wurden. Er beſchloß ſeinen Vortrag mit den Worten: Sehr hin auf mein Begräbnis! indem er uns einen Thurm zeigte, von welchem aus er dachte, daß die Stadt zu beſchießen ſey. Dies geſchah auch wirklich. Er ſtarb hier, indem er ſeine zwey Kinder beym Sturm neben ſich hatte, welche nicht über vierzehn Jahre alt waren.

Wir giengen nach Carenton, wo wir den Grafen von Montgommery antrafen. Wir hatten mit ihm nichts zu verhandlen und konnten ſogleich zurükgehen. Als wir nach Caën kamen, fanden wir einen Anfang von zuſammengezogener Mannſchaft. Sogleich nach unſerer Abreiſe ſezte Herr von Matignon einige Mannſchaft bey St. Lo, um die Streifereyen zu verhindern. Als wir in den Wald von Vincennes gekommen waren, gaben wir dem König Rechenſchaft von dem Zuſtand, in welchem wir den Grafen von Montgommery verlaſſen hatten. Dieſer Zuſtand war nicht gut, ſowohl wegen der Schwäche der Pläze, als wegen der wenigen Mannſchaft und dem Anfang einer Zwiſtigkeit, welchen wir zwiſchen ihm und dem Herrn von Guitry, einem braven Officier, wahrnahmen. Man fieng an, die Armeen von der Normandie und von Poitou in Ordnung zu bringen; dieſe unter Herrn von Montpenſier, jene unter dem Herrn von Matignon. Es wurden drey Infanterie-Regimenter formirt, deren Commando dreyen jungen Edelleuten von gutem Hauſe gegeben wurde. Dieſe waren Buſſi von Amboiſe, Lavardin, der jezt Marſchall von Frankreich iſt, und der eine von denen a Luc, derjenige nehmlich, deſſen Neffin und Erbin der Herr Graf Soiſſons geheurathet hat. Ich vergieng vor Kummer, dieſe Herrn, welche nicht viel älter als ich, waren, in Aemtern

tern und im Stande zu ſehen, Ruhm zu erlangen. Aber da ich an das Glük des Monſieur gebunden war, ſo konnte ich mich, ohne ihn zu betrügen, nicht von demſelben trennen. Er ſchob ſeine Abreiſe immer auf und ich hatte, wie geſagt, mit la Mole mich nicht einlaſſen, noch davon wiſſen wollen, was ſie machten. Der König beſtimmte zum Departement der Kompagnien, welche ihm in Poitou dienen ſollten, meine Kompagnie. Dies gab Gelegenheit, daß ich meine Equipage rüſtete, und um Montag der Woche vor Oſtern vom König und der Königinn Abſchied nahm. Ich kam nach Paris, wo Monſieur Dienſtags ankam. Hier beſchwur er mich ſo lange, bis er mich endlich dazu brachte, mit la Mole zu ſprechen, und theilte mir ſein Vorhaben mit, Mittwochs oder Donnerſtags darauf abzureiſen. Er kehrte wieder in den Wald von Vincennes, und ich in den Bezirk des Pallaſts, wo ich logiert war, zurüke. Mittwochs früh am Morgen ließ man mir vom Wald vom Vincennes ſagen: Der König ſey etwas mistrauiſch darüber, daß ich Pferde, Waffen, Pulver und andere Kriegsbedürfniſſe einkaufe. Dies veranlaßte mich, den Herrn von la Boiſſiere zum König zu ſchiken, um mich durch den erhaltenen Befehl zu entſchuldigen, daß ich Herrn von Montpenſier aufſuchen ſollte. Dieſer habe mich veranlaßt, für die Kriegsbedürfniſſe zu ſorgen. Er kam ziemlich ſpät wieder, und brachte mir einen neuen Befehl, den Herrn Marſchall von Anville meinen Oheim in Languedoc aufzuſuchen, welcher auch Truppen zum Krieg gegen die Reformirten warb, und den folgenden Tag abzureiſen. Ich ließ durch la Boiſſiere dem König ſagen: ich würde ſeinen Befehlen in allem und überall gehorchen. Zugleich benachrichtigte ich Monſieur: ich würde erſt zu Inviſy ſchlafen, und wenn er wegkommen könnte, ſo würde ich mich auf

den

den ganzen Donnerstag einfinden, wohin er mich beſtellen würde. Da ich mit meinem Zug, welcher aus acht oder zehen Edelleuten und einer Menge guter Pferde beſtand, dort war, bekam ich Freytags Morgens Nachricht, daß Monſieur, der König von Navarra, die Marſchalle von Montmorenci und von Coſſé arretirt ſeyen.

Ich reißte weiter, um in Milly über Nacht zu ſeyn. Hier erfuhr ich durch jemand, welchen ich niemals weder vorher noch nachher geſehen zu haben mich erinnere, und der, indem er mich aufſuchte, das Bein brach, doch aber mir durch einen Menſchen ſagen ließ: daß den Städten und Gouverneurs Befehle gegeben ſeyen, mich, wo ich durchgehen würde, feſtzuhalten. Ich war nicht ohne Sorgen, da ich mich zwiſchen den Flüſſen Seine und Loire ſah, und das Land nicht kannte. Dennoch entſchloß ich mich, allen meinen Gefahren herzhaft auszuweichen. Ich reißte ab, und folgte der Landſtraße zu halben Tagreiſen bis nach Cone an der Loire. Hier kehrte ich nicht in der Stadt, ſondern in der Vorſtadt ein, ließ daſelbſt das ſchwerſte und unnüze von meinem Zug und ſtellte mich, als ob ich Sancerre ſehen wollte. Ich reiſte aber nach vier Uhr mit achtzehen Pferden ab, ſezte über die Loire, und befahl meinem Wechsler: er ſollte die Landſtraße gehen, ſagte ihm auch: er müßte mir wieder begegnen. Ich machte einen großen Strich Wegs bis nach zehn Uhr des folgenden Tags, da ich fünf Meilen über Bourges zu Mittag ſpeißte. Hier blieb ich nur kurze Zeit. Nachts waren wir ziemlich viel weiter im Bourbonneſiſchen, in einem Fleken, welcher dem Hauſe Bellenave gehörte. Hier fand ich einen Wirth, welcher bey dem verſtorbenen Herr von Bellenave geweſen war, einem gewöhnlichen Geſellſchafter

ſchafter meines ſeeligen Vaters. Er erkannte mich, und fragte meine Leute, ob ich nicht der Herr Vicomte von Turenne wäre. Am Tag des Treffens von St. Quentin, wo mein Vater verwundet und gefangen wurde, auch nachher an der Wunde ſtarb, wurde, als mein Vater gefangen fortgeführt wurde, auch Herr von Bellenave gefangen und ihm vorgeſtellt. Er nannte dieſen ſogleich Sagouin. Dieſen Namen hatte man ihm wegen ſeines kleinen Munds gegeben. Dies kam ſehr gut, daß er ihm dieſen Namen gegeben, und ihn nicht Bellenave genannt hatte. Denn nun ſagte derſelbe: er ſey nur ein Gemeiner. Die, welche ihn gefangen hielten, glaubten dies, und ließen ihn ohne Bezahlung los, die ihn wohl zweytauſend Thalern gekoſtet haben würde. Ich gieng weiter in meinen Geburtsort Joze, wo ich nicht mehr hingekommen war, ſeit ich nach Chantilly geführt worden war. Hier wurde ich ſehr häufig vom Adel beſucht. Der König ſchikte den Herrn von Maigname, Fähndrich einer Kompagnie der Garde du Corps mit dem Auftrag an den Herrn von St. Heran, Gouverneur von Auvergne, ihm mit bewährter Hand beyzuſtehen, um mich gefangen zu nehmen. Herr von St. Heran, geweſener Lieutenant der Kompagnie der hundert Bewafneten des Herrn Connetables, welcher ſehr viele Zuneigung zu meinem ſeeligen Vater und zu unſerm ganzen Hauſe hatte, antwortete dem Herrn von Maignanne: Er ſey bereit den Befehl des Königs zu vollziehen, er aber wüßte nicht, weſſen er ſich in der Provinz bedienen könnte, wo mein Haus von den Städten und von dem Adel geliebt und geſchäzt ſey. Er müſſe ſonſtwoher Mannſchaft haben; ich ſey von funfzig oder ſechzig Edelleuten begleitet; er bitte Herrn von Maignanne, ſich nicht ſehen zu laſſen, aus Furcht, man möchte ihm in Clermont, wo ſie waren, Unannehm-

nehmlichkeiten verursachen. Mir gab er Nachricht von der Ankunft des Maignanne und von dem ihm gegebenen Befehl, rieth mir und bat mich, mich in acht zu nehmen und weg zu begeben. Ich entschloß mich, nach Turenne zu gehen.

Ich reiste von Joze sehr wohl begleitet ab, und kam nach Chanteauguè, wo Herr von Fleurat war. Hier hielt ich mich drey Tage lang auf, hielt ein Ringelrennen, und vertrieb mir die Zeit mit mehr als hundert Edelleuten. Ich wußte wohl, daß Maignanne alle meine Handlungen beobachtete und dem Herrn von St. Heran wegen der Vollziehung seines Auftrags anlag. Ich beschloß le Jeune, den Fähndrich meine Kompagnie, nach Clermont zu schiken. Er kam von acht Edelleuten begleitet in die Wohnung des Maignanne. Als dieser sie hereintreten sah, begab er sich in ein Zimmer. le Jeune folgte ihm dahin nach, nahm ihn am Arm, und sagte: der Herr Vicomte von Turenne wollte wissen, wer er wäre. Mürrisch stieg jener die Treppe hinab, gieng in den Stall, ließ seine Pferde rüsten, und besuchte den Herrn von St. Heran, um Abschied von ihm zu nehmen, da er einsähe, daß man andere Kräfte brauche, um den Befehl des König zu vollziehen. Er wurde von diesem Vorhaben nicht abgehalten, und hatte nicht soviel Kühnheit, in Auvergne zu bleiben; er gieng einen Tag darauf ab.

Ich machte mich auf den Weg nach Turenne und war auf dem Gebürg Cantal, in einem Ort, Namens Vic, in der Absicht, folgenden Tags in Roquebe zu übernachten, einem Haus welches damals dem Herrn von Montal gehörte, mit dem ich in etwas verwandt war. Ich wurde benachrichtigt, daß er einige Leute

in

in ſein Haus genommen hätte, um die meiſten meines Gefolgs zu ermorden und mich gefangen zu nehmen. Eine ſehr große Verrätherey, da ich ihn mehrere mal am Hof mir verbindlich gemacht, auch er mich zu ſich eingeladen und immer ſeiner innigſten Freundſchaft verſichert hatte. Du kannſt hieraus lernen, wie viel Untreue ſich bey den Menſchen findet, welche aus Ehrſucht oder Geiz ſich von der Rechtſchaffenheit entfernen und ſolchen Dingen nachhängen, welche dieſen beyden Leidenſchaften Genüge leiſten. Ich hatte ſeinen jungen Bruder einen Maltheſer-Ritter bey mir, welcher, ohne von der Treuloſigkeit ſeines Bruders zu wiſſen, mich zu derſelben hinführte. Dies und der Umſtand, den ich wußte, Herrn von Vantadour, Gouverneur von Limoſin, welcher eine von den Schweſtern meiner Mutter geheurathet hatte, ſey nach Turenne gegangen, um ſich deſſen zu bemächtigen, veranlaßte mich, daß ich umkehrte und nach Bouzols gieng. In dieſen Nöthen und Gefahren war ich; und ſolche oder noch größere warten auf die, welche ihren König gegen ſich haben. Zu Bouzols hielt ich mich einige Tage auf, von funfzig oder ſechzig Edelleuten begleitet. Von da kam ich nach Turenne, nachdem ich unter Wegs den Tod des Königs, Carl, und die fortdaurende Gefangenſchaft des Monſieur, des Königs von Navarra und der beyden Marſchälle erfahren hatte. Jezt kam ich alſo nach Turenne, wo der ganze Catholiſche Adel mich beſuchte, auch einige Reformirte, welche ſich bey militäriſchen Actionen unter den Truppen befanden und wenn dieſe vorbey waren, ſich wieder zu den ihrigen zurükzogen. Die Reformirten hatten Beaulieu, Argental und die Stadt St. Ceré, und der Herr von Montal das Schloß inne. Dieſer bekriegte mich und ich ihn nicht. Die Einwohner von Cazillac, wo einige Soldaten

von

von Türenne waren, thaten einmal einem meiner Nachbarn Unrecht, und wollten keine Genugthuung geben. Auf dieſe Veranlaſſung verſammelte ich meine Freunde, grief ſie an und bezwang ſie Die von Beaulieu fiengen an, in mein Land zu ſtreifen; ich bekriegte ſie und zwang ſie zu einem Vergleich mit mir. Dieſer geſchah unter der Autorität des Herrn Vicomte von Gourdon, welcher ihr General in Limoſin, Ober-Auvergne und Ober-Quercy war. Dies dauerte bis ur Belagerung von Mirемont. Zu dieſer Zeit kam er König von Pohlen zurük, und war zu Turin. Als hier auf das Wort des verſtorbenen Herrn von Savoyen der Herr Marſchall von Anville, welcher in eſagter Stadt war, dem König ſeine Aufwartung emacht, und mehrere für ihn nicht befriedigende Unerredungen gehabt hatte, auch der Herr von Savoyen enachrichtigt wurde, daß man ihn betrügen, und auf einer Rükreiſe zu Grunde richten wolle; ſo ließ er ihm eine Galeere zurüſten und ihn den Weg über Mez ehmen. So brachte er ihn geſund und unverlezt wieder n ſein Gouvernement. Er hatte mit den Reformirten nterhandelt und die Vereinigung zwiſchen ihnen und den Römiſchcatholiſchen ſehr weit gebracht, noch ehe er ach Turin kam. Hievon hatte er mir Nachricht gegeben, nd mir zugeſprochen, mich hiezu zu vereinigen, und die Waffen in dieſer Abſicht zu ergreifen. Ich hatte viele delleute kommen laſſen, und erwartete vom Marhall den Tag zu erfahren, da wir uns erklären ſollu. Ich erfuhr, daß er den König zu beſuchen abreiſt war. Dies ſezte mich in große Verlegenheit, eil ich meinte: er würde ſich vergleichen. Ich hätte sdann zu meiner Schande und zum Verderben derer, elche mit mir zu den Waffen gegriffen, eine unzeitige nternehmung angefangen gehabt.

Hier zeigte ſich eine Gelegenheit, die wahre Urſache der Verſammlung meiner Leute zu verdeken. Dieſe war, daß der Herr von St. Heran ſich verbindlich gemacht hatte, das Schloß Miremont in Auvergne zu belagern, auf das Zudringen derer vom Oberland, aber vorzüglich auf das Antreiben Montals, welcher der Dame, der das Haus gehörte, ein großes Unglük gönnte, und ihr auf dieſe Art den Tod zuziehen und ihr Haus zu Grunde richten zu können hoffte. Ich machte, daß der Herr von St. Heran mir zuredete, ihm in dieſer Belagerung beyzuſtehen. Ich erbot mich, dies zu thun, und führte dreyhundert Edelleute und ein wenig Infanterie dahin.

Dieſe Unternehmungen geſchahen nach Verſprechungen, welche die Landseinwohnern wegen der Koſten der Werbungen und des Solds der Leute, auch wegen Lebensmittel, Kriegsmunition, und Artillerietransport uns gemacht hatten. Alle dieſe Dinge wurden ſchlecht und geringer herbeigeſchaft, als ſie hätten ſollen, ſo daß wir den Plaz nicht bekamen und eine Menge Edelleute dabey zu Grunde gieng, da wir auf einer Art von Contrescarpe uns ſezen wollten. Mir kamen dabey mehr als zwanzig Edelleute ums Leben; unter dieſen der Herr Oudart, von welchem ich oben erzählt habe, daß er nach Clermont geſchikt worden war, um Maignanne zu vertreiben. Wir hoben die Belagerung auf. Die Reformirte, bey welchen ich war, bekamen, wie natürlich, ein großes Mistrauen zu mir. Ich kam von da wieder nach Turene, wo ich bald nachher Briefe von Monſieur bekam, welcher mich bat, die Waffen mit Herrn Marſchall von Anville zu ergreiffen. Dieſer benachrichtigte mich auch von ſeiner Rükkunft nach Languedoc, und ſchikte mir die Artikel der Union, daß ich ſie unterzeichnen ſollte.

Dies

Dieß brachte mich zu der Entschließung, die Waffen zu ergreifen. Ich gab hievon dem Herrn de la Noue Nachricht, welcher mir alle Leute zuschikte, die von den Städten Fontenay, le Comte und Lusignan angekommen waren, nebst den Herrn von Montguyon und Chouppes. Es mochten ungefähr tausend Büchsen-Schüzen zu Pferd und hundert bis hundert und zwanzig Reuterey seyn. Ich hatte ohngefehr dreyhundert Katholische Edelleute, welche die Waffen mit mir nahmen.

Es ist zu bemerken, daß zur nehmlichen Zeit, da ich von der Belagerung von Miremont zurükgekommen war, der König zu Lion ankam. Ich schikte zu ihm, ließ ihm meine Schuldigkeit bezeugen, welche ich als sein Unterthan gegen ihn hätte, und ihm mein Misvergnügen über die bösen Eingebungen zu erkennen geben, welche der verstorbene König sein Bruder gegen mich bekommen hätte, da ich nichts so sehr verlangt habe, als mich in seiner Gewogenheit zu erhalten und ihm die schuldige Dienste zu leisten. Man machte sehr wenig aus meiner Ansuchung und gab mir zu verstehen, daß ich keine Beförderung zu hoffen hätte. So that man überhaupt gegen die Reformirte, welche alle merken ließen, daß sie nichts als die Sicherheit und Freyheit ihres Gewissens, ihrer Güter und Personen verlangten.

Der König hatte vom Kayser bey seiner Durchreise durch Wien, vom Senat von Venedig, und vom Herrn von Savoyen den Rath bekommen, seinen Unterthanen den Frieden zu schenken, und kam mit dieser Absicht an.

Aber die Königinn seine Mutter, der Marschall von Bellegarde, und einige andere, waren Ursache,

daß er ſie zu ſeinem und ſeines ganzen Reichs größem Schaden veränderte, über welches er glüklich hätte herrſchen können. Dagegen hatte er nun bis an ſeinen Tod nichts als Parteyen, welche ihm ſein Anſehen ſtreitig machten, ſo daß er ſein Volk zu Grunde gerichtet, Gerechtigkeit und Geſeze aber ohne Befolgung ſahe. Er kam nach Avignon, wo er anfieng ſeine Mannſchaft verzubereiten und Livron angrif. Ich wurde von den Einwohnern von Montauban gerufen, welche ſehr im Gedränge waren. Der Herr von Joyeuſe, welcher in Languedoc commandirte, und der Herr von Cornuſſon zu Thoioſe, der Herr von Clermont von Lodeue, in Querey, und der Herr von la Valette, Vatter des Herrn von Esperuon in Gascogne hatten ihnen alle Feſtungen umher genommen, und Beſazungen darein gelegt, daß ſie weder das Getraide noch den Wein nach Hauſe bringen konnten. Die Städte Mas, Verdun, Buſet und Lauſerte, welche von Reformirten, in den drey Provinzen, wo die drey obgenannte Herrn commandirten, beſezt waren, waren ſo in äuſſerſter Noth, daß ſie nie mehr Lebensmittel als von einem Tag auf den andern hatten. Die Beſazungen waren ſo klein, daß ſie nicht zu den gewöhnlichen Wachen hinreichen konnten. Noch weniger konnten ſie ihre Contributionen einziehen, auf welchen ihr Unterhalt beruhte. Sie baten mich, dahin zu gehen und hatten mich in einer von ihnen gehaltenen Verſammlung dazu beſtimmt, unter dem Herrn Marſchall von Anville in Guyenne zu commandiren. Der erſte Sammelplaz war nahe bey Turenne in einem Ort, les Bruyeres de Nazaret. Von da giengen wir nach Bergerac, wo der Herr Langoiran, der jüngſte vom jezt erloſchnen Hauſe Monferrant commandirte. Dieſer nahm mich gut auf; doch, da ich fand, daß es ihm Verdrüßlichkeit zuziehe, mein Be-

kann-

kannter zu ſeyn, ſo gieng ich über die Flüſſe Dordongne und Drot und zu Clerat, über den Lot. Alle Lieutenants des Königs thaten, was ſie konnten, um ſich zu verſtärken, und mich anzugreifen. Dies war mein gröſtes Verlangen; ich hatte beynahe ſechs hundert Pferde und zweytauſend Mann zu Fuß, gute und gut commandirte Leute. Sie ließen mich meinen Weg ohne Hindernis fortſezen. Ich nahm mein Quartier zwey Meilen weit von Montauban, im Flecken Piqueros, wo ein gutes Schloß iſt, welches der Familie Montpezart gehört. Von dieſen litten die von Montauban vielen Schaden. Ich glaubte, ſie würden mir Gelegenheit geben, ſie zu belagern. Aber ſie waren von allem entblößt. Ihre Artillerie beſtand aus zwey Canonen, die eine beynahe ſieben tauſend Pfund ſchwer, und ihr Kaliber ſo groß, daß man beſondere Formen brauchte, um die Kugeln dazu zu gießen; die andere war ein Springer (Sautereau,) nicht über viertauſend Pfund ſchwer, und nicht über ſieben Fuß lang. Die erſte konnte nicht anders als mit einer groſſen Anzahl Ochſen geführt werden, und die andere blieb wegen ihrer Leichtigkeit nicht auf ihrem Geſtell, beſonders wenn man ſie abſchoß, auch nicht, wie es ſich gehört, in der Schiesſcharte, weil ſie ſehr kurz war. Man konnte weder für die eine, noch für die andere eine für ihr Zurükſtoßen hinreichende Erhöhung machen. Es waren noch eine oder zwey Batarden da. Das Schloß wurde für unbezwinglich gehalten. Hiemit zog ich ab, und nahm mit dieſen Stüken vier oder fünf Forts ein. Sodann gieng ich nach Montauban, wo ich mit einem groſſen Beyfall des Volks aufgenommen wurde, wie es gewöhnlich diejenige liebt, welche es von Unterdrükungen befreyen. Gleichwohl war das Zutrauen zu mir nicht vollkommen, weil ich mehrere Katholicken bey mir hatte; und ich ſelbſt, als

Katholik in meinem Zimmer die Meſſe leſen ließ. Hierüber ärgerten ſich mehrere; die Reformirte nehmlich, zu Montauban etwas ſolches eingeführt zu ſehen, da ſie es ſo verdrängt zu haben glaubten, daß es nicht mehr wieder kommen würde; die Katholiſche, daß ſie ſo wenig Gottesdienſt und dieſen insgeheim halten ſollten, da er doch in den Unions-Artikeln den Truppen im Feld und in den Beſazungen erlaubt war. Herr von Terride gehorchte mir ein wenig ungern. Bey dieſen Schwürigkeiten mußte ich mich ſehr in Acht nehmen, damit ſie mich nicht hinderten, den Krieg gut zu führen, und Ruhm und Ehre zu erwerben. Aus Neugier gieng ich einigemal in die Reformirte Kirche, und verſchiedene Katholiſche folgten mir dahin.

Ich hielt mich nicht drey Tage lang zu Montauban auf, ſo ließ ich die Artillerie ausrüken, da die Erndte nahe war. Ich wollte die Gegend von allen den kleinen Garniſonen entledigen. Das Glük begleitete mich; da wir doch nicht hundert und funfzig Kanonenſchüſſe zu verſchießen hatten, nahm ich dem unerachtet bey dieſem Zug acht bis zehen ziemlich gute Forts ein, worinn ſich eine gute Anzahl Leute befand. Aber ſie wurden auch waker angegriffen; ſobald ein Loch irgendwo gemacht, oder einige Schuzmauren niedergeſtürzt waren, fiel man ein. Auf dieſe Art erlangten wir Achtung; welches im Krieg ſehr viel ausmacht, da im Gegentheil die Officiere der andern Parten ſie verlohren, indem ſie uns alles, was wir unternahmen, vollziehen ließen. Wir beobachteten immer viele Achtſamkeit, ein großes Erforderniß für einen Kriegsmann, um viele große Dinge auszuführen und ſich vor mehreren Gefahren zu hüten. Wenn ich ausrükte, ſah ich immer darauf, ob die

Lieute-

Lieutenants des Königs, welche ſich nicht ſehr gut mit einander vertrugen, beyſammen ſeyen. Bey den Orten, wo ich angreifen wollte, ſah ich auf geſchikte Lagerpläze. Wenn ich bisweilen Nachrichten hatte, daß ihre Beſazungen ſchwach ſeyen und die Feinde, indem ſie ihnen gegen eine Belagerung zu Hülfe kommen wollten, von mir geſchlagen worden waren; ſo bediente ich mich dann der Gelegenheit, ihre Pläze zu belagern. Ich that, was ich mit dem Willen der Officiere, welche bey mir waren, thun konnte, um unſere Gefahren durch Kunſt und Achtſamkeit zu beſiegen. Ich hatte viele Mühe meine Leute ſo zu halten, da ſie nicht mit Strenge behandelt werden konnten, weil ſie freywillig und ohne Sold dienten.

Ich überwältigte eine Menge ſolcher kleinen Beſazungen in ſechs Wochen. Aber das wichtigſte Geſchäft war, die drey obgenannte Pläze zu erhalten, welche an allem Mangel litten, und von mir, da ich keine Magazine hatte, nicht mit Lebensmitteln verſehen werden konnten. Bald mußte ich hundert Säke Korn von Haus zu Haus auf die Gutwilligſten von Montauban umlegen; bald brachte ich in die Stadt, wenn ſie auf dem äuſerſten war, etwas durch Soldaten hinein, welche ſich bey Nacht durch die Wachen und Forts der Feinde durchſchlichen und in den Plaz kamen; bald, aber ſelten, ließ ich ſie durch eine leichte Begleitung führen, da es ſehr zu beſorgen war, unſere Leute möchten geſchlagen werden; um ſo mehr da ſie wußten, daß die Feinde der ſtärkere Theil waren. Dies machte ſie, wie es ſich bey dergleichen Gelegenheiten zeigt, furchtſamer, ſo daß ſie auch wohl von einer weit kleinern Anzahl Leute geſchlagen werden konnten. Ich gieng öfters dahin. Der Herr von Cornuſſon und von Joyeuſe verſammelten ſich auf die Nach-

richt, daß ich alle meine Truppen gesammelt hätte, und nach Villemur gezogen sey, um Lebensmittel nach Buset zu führen, und zwey Thürme einzunehmen, welche fünf hundert Schritte weit von Villemur entfernt waren.

Diese Herrn nahmen Quartier in einem Dorfe, Namens Bessins, und in einigen andern Oetern jenseits des Flusses Tarn. Am folgenden Tag zog ich mit zwey hundert Büchsenschüzen zu Pferd, und hundert und zwanzig Reutern aus. Ich hatte dem Herrn von Moulins, dem jüngsten vom Hause Romes, mit vierzig andern Reutern und sechzig Büchsenschüzen zu Pferd Ordre gegeben, sich vor mich, und hinter sich die Pferde und Wägen zu stellen, welche die Munitionen nach Buset trugen. Als ich eine Meile weit von Villemur war, nachdem ich beynahe den vierten Theil der Armee dahinten gelassen hatte, weil ich glaubte, daß niemand die Bedeckung angreifen würde, ohne vorher auf mich zu stoßen; machte ich Halt, und der genannte de Moulins verfolgte seinen Weg. Ich hatte ungefehr eine Stunde lang still gehalten, und ließ alsdann meine Infanterie zurückkehren. Bald nachher fieng ich selbst an, mich zurückzuziehen. Als man die Hofnung verloren hatte, die Feinde zu Gesicht zu bekommen, fieng man an, die Armschienen am Harnisch nachzulassen; einige giengen sogar voran, um die Hitze zu vermeiden, und marschirten in schlechter Ordnung. Plözlich hörte ich in meinem Hinterzug schreyen: Zu den Waffen! Ich wendete mich sogleich mit dem, was bey mir war, nämlich mit ungefehr sechzig Pferden. La Grange und der Herr von But waren die erste, welche ich voll Bluts sahe, indem jeder drey Degenstiche bekommen hatte. Sie sagten mir: Herr de Moulins und die Munitionen sind verlohren, wenn Sie ihnen nicht zu Hülfe kommen.

Ich

Ich ritt einen Stumpfſchwanz, der ziemlich ſchwer gieng. Aber ich hatte nicht hundert Schritte im Trott gemacht, als ich die Feinde mit den unſrigen im Handgemeng: ſah, worein ſie uns ohne unſer Wiſſen und Willen verwickelten. Als ſie uns ſahen, machten ſie Halt. Ich ließ zum Angriff blaſen, und ſie ſchwenkten ſich. Zur nehmlichen Zeit zerriſſen meinem Pferd die beyden Zügel. Herr von Choupes, nachmaliger Kompagnie-Lieutenant, packte es am Kinnbacken. Ich hatte es laufen laſſen, weil ich Luſt hatte, mich mit dieſer Truppe einzulaſſen, welche aus funfzig auserwählten Pferden beſtand, die durch den Herrn von St. Martin Colombieres, Lieutenant des Herrn von Joyeuſe, commandirt wurden. Dieſer hatte ihm ſeinen Sohn übergeben, welcher jezt zum erſtenmal Waffen führte; nachher ein Günſtling des Königs. Als meine Truppe mein Pferd ſich drehen und bey den Streichen des Herrn von Choupes ſtille ſtehen ſah; hielten ſie alle ſtille. Nur Herr von Roiré, welcher ein Spaniſches Pferd ritt, bemerkte nicht, daß wir ſtille hielten, da wir den Feind dreyßig Schritte vor uns hatten. Er gieng vom Weg ab, ſezte über den Graben, welcher zu unſerer rechten Hand den Weg begränzte, und rückte der Spize der Feinde entgegen, in der Meynung: ich wäre es; da er aber über ſie hinaus gekommen war, ſezte er wieder über den Graben zurück, und fragte ſie: wo Herr von Turenne wäre? Auf dies Wort hieben ſie auf ihn ſogleich ein. Er fiel beynahe auf den Rücken der hinterſten Pferde der Feinde, welche wir drängten, nachdem wir meinen Zaum wieder zurecht gemacht hatten. Sein Pferd hatte ſieben oder acht Hiebe, und er ſelbſt zwey oder drey bekommen, deren einer ihm, weil ſein Küraß ihn nicht genug ſchüzte, gerade ſoviel von ſeinem Leib in der Runde nahm, als davon zu nehmen war.

Seine ganz herausgefallenen Eingeweide wurden wieder zurecht gelegt, er nach Villemur geführt, und in der Folge vom größten Hieb, der je gesehen worden ist, wieder kurirt.

Als die Feinde den Fluß zu durchwaden und einen Theil ihrer Infanterie am Ufer fanden, welches uns still zu halten bewog, nachdem wir fünf oder sechs von den ihrigen für unsere Mühe getödtet hatten, zogen sie wieder ab. Ich bereitete mich die ganze Nacht darauf, um den folgenden Tag jene Thürme angreifen zu lassen, da wir unsere Artillerie am Ufer des Wassers an unserer Seite stellen und die Thürme auf dem andern Ufer beschießen konnten, wo die Feinde anderthalb Meilen davon entfernt waren. Ich machte meine Laufgräben die Nacht über, und stellte meine Artillerie, welche aus drey Kanonen und zwey Bastarden bestand. Der Fluß Tare war zwischen der Stadt und den Thürmen zu durchwaden. Ich hatte drey Pontons, um meine Infanterie überzusezen, welche aus ungefehr tausend fünfhundert Mann bestund. Ich setzte ungefehr tausend davon, unter der Anführung eines Edelmanns, la Garenne, von Poitou, über. Dieser war sehr nachläßig, daran arbeiten zu lassen, daß einige Gräben erhöht würden, welche er für die Reuterey unzugänglich hätte machen, gegen die Infanterie aber leicht in Vertheidigungszustand hätte setzen können. Aber er glaubte, meine Belagerung decken zu können, wenn auch die Feinde mir auf den Hals kämen, ehe wir jene Thürme bestürmt hätten. Mit Anbruch des Tags schickte ich drey Truppen Reuterey aus, um von den Bewegungen der Feinde Nachricht zu erhalten. Ich gab Ordre wegen der Artillerie, stellte alles, was auf der nehmlichen Seite war, längs des Ufers, und ließ eine gute Ausfüllung auf

der

der Furth machen. Früh morgens zog ich aus, und bemerkte nun die Nachläſſigkeit des Herrn von Garenne, welcher keine Schaufel hatte rühren laſſen. Zur nämlichen Zeit kam der Herr von Verlac wieder, welcher eine der recognoſcirenden Truppen angeführt hatte, und zeigte mir den Staub der Feinde, welche auf uns zumarſchirten. Plözlich ließ ich auch nach dem Gutdünken des Herrn von Fontailles und anderer La Garenne von einer vorwärts gelegenen Höhe zurükziehen, welche er hätte behaupten können, wenn er ſeine Schuldigkeit gethan hätte. Bemerke hier die ſchlimmen Folgen der Trägheit. Ich ließ ihn ſich an die Spize der erſten Gräben ſtellen, welche das Ufer des Fluſſes begränzten, und zog alle Leute von der Seite des Thurms zurüke, welcher gegen die Stadt lag.

Man feuerte vom Morgen an; das Getraide ſtund hoch, ſo daß die Feinde ihre Infanterie gut vorruken laſſen konnten, und die unſrige angriffen, ehe ich wieder über das Waſſer gegangen war. Waren unſere Leute achtlos geweſen, zu arbeiten; ſo hatten ſie nun auch wenig Herz ſich zu vertheidigen. Nach einer kleinen Salve von Büchſenſchüſſen machten ſie ſich auf die Flucht gerade gegen den Fluß zu; die Feinde drängten ſie ſo, daß mehrere ſich weder der Brüken noch der Furth bedienten, ſondern überſchwammen. Dies machte Schrecken auf unſerer Seite, weil es an unſerem Ufer Gefahr hatte, da der Fluß klein, und am Ufer eine freye offene Straße war. Ich ſahe, daß die Feinde ihr gutes Glük verfolgten, und in die Stadt zu dringen wagen würden. Bey dieſer Gefahr muſte ich die meinige vergeſſen. Mit zwanzig oder fünf und zwanzig Edelleuten hielt ich mich an der Furth und verſammelte und beherzte alles, was ich konnte. Herr von Choupes, einer der tapferſten Edelleute, welche

che ich gesehen habe, abgelöst von unsern Büchsenschüssen, ließ unsere Canonen wieder abfeuern, welche eine Zeit von zwey Salven lang gefeiert hatten. Die Feinde hielten inne, glaubten genug gethan zu haben, wenn sie die Thürme angesteckt hätten und zogen sich zurük. Ich gleichfalls, nachdem ich Lebensmittel nach Buset gebracht hatte, wo bald nachher die Feinde eine Unternehmung vermittelst eines Sergeanten anspannen. Dieser war gefangen nach Toulouse geführt worden. Hier hatten sie ihn aufhängen wollen, wenn er ihnen nicht versprächе, ihnen ein Mittel zu einer Unternehmung auf Buset zu verschaffen. Der Sergeant willigte ein und versprach dem Herrn Duranti, damahligem Advokaten des Königs, ihm ein Mittel dahin zu kommen, anzuzeigen. Auf diese Hofnung liesen sie ihn los. Als er wieder nach Buset gekommen war, benachrichtete er den Obristen, Pasquet, welcher in der Stadt kommandirte, von dem Versprechen, welches er gethan hätte, um sein Leben zu retten. Pasquet benachrichtigte mich hievon; ich trug ihm auf, er sollte diesem Sergeanten sagen, daß er die Feinde auf ihrer Meinung erhalten müßte, und ihm einen herzhaften und getreuen Soldaten zugeben. Er sollte vorgeben: er habe schon die Sache eingeleitet; aber er müßte, wenn es möglich wäre, etwa drey Soldaten gewinnen, um sich von einem Wachepoſten Meister zu machen. Die Feinde faßten Hofnung zu dieser Unternehmung, blieben aber noch immer mißtrauisch gegen den, der sie anzettelte. Nach mehreren Unterredungen versichert sie der Sergeant: er habe drey Soldaten gewonnen, sie vier könnten sich eines Poſtens in einem Thurm bemächtigen, und sie in den Stand sezen, zwo Leitern aufzustellen.

Dieß

Dieß gefiel den Feinden. Da sie aber doch noch zweifelten, so verlangten sie vom Sergeanten: er sollte dies bey Tag zweyen Leuten, welche sie zu ihm schicken wollten, zeigen. Der Sergeant fand es für gut, und man kam überein, daß die beyden feindlichen Soldaten als Bauren verkleidet kommen, und sich stellen sollten, als ob sie von dem Ort, wo der Sergeant her war, einige Lebens-Mittel für ihn brächten. Gesagt, gethan! Der Gouverneur wurde von allem diesem benachrichtigt. Der Tag der Vollziehung wurde bestimmt, und den Abend vor der Nacht, da die Unternehmung geschehen sollte, sollte der Sergeant zweyen feindlichen Soldaten den Zustand der Stadt zeigen, und einer von ihnen darinne bleiben, der andere beim Thor-Schluß mit dem Sergeanten herausgehen, welcher sich stellen sollte, als ob er eine Partie zu machen gienge. Zur bestimmten Stunde sollte der Sergeant mit dem Soldaten den Herrn von Cornuſſen aufſuchen, welcher in einer zerstörten Kirche seyn sollte, wo nichts als die vier Wände und drey hundert Menschen wären, um von da aus an den Ort zu kommen, wo sie die Leitern aufpflanzen wollten, die drey Leute von den unserigen, und derjenige von den Feinden, welcher bey ihnen geblieben war, hielten dort Wache und der Sergeant mit dem, der bey ihm gewesen war, hatte die übrige beordert. Die Feinde suchten diese Sicherheits-Mittel, einen Menschen innerhalb und einen aufſerhalb der Stadt sich versichert zu halten; überdies wollten sie denjenigen in ihrer Gewalt haben, der ihnen die Unternehmung in die Hände spielte. Dem unerachtet, wären sie alle verloren gewesen, wenn nicht etwas dazwischen gekommen wäre. Wir hatten unter dieser Kirche eine Mine und eine Zündlunte mit kleinen gut verbundenen Canälen von Holz machen lassen, welche unter

der

der Erde mit dem Weg gleich laufen ſollten, durch welchen der Sergeant gehen mußte, wenn er ſich zu ihnen verfügen wollte. Allein, als der Tag beſtimmt war, ereignete es ſich, daß der Obriſte Paſquet gefangen und nach Toulouſe geführt wurde. Als er dort verdammt wurde, entdekte er ihnen, in der Meynung ſein Leben zu retten, unſer Vorhaben; welches ihn zwar nicht rettete, aber uns dieſe Gelegenheit vereitelte. Dies muß dich belehren, daß man bey Unternehmungen, welche ſich auf Verſtändniſſe gründen, immer zweifelhaft ſeyn muß. Da es ſehr ſchwer iſt, ſich gänzlich der Sache zu verſichern, auſſer wenn man ſich keinen von denen Leuten anvertraut, deren man ſich zu bedienen denkt, um andere zu betrügen.

Ich ſezte den Krieg im Lande Quercy fort, bis ich am Ende des Sommers an einem anhaltenden Fieber krank wurde, welches wohl ſechszehn Tage lang währte. Ich war in großer Gefahr, und erkannte ſie auch gar wohl. Ich wurde dadurch bewogen, an meine Seele und an das andere Leben ernſtlich zu denken, fand aber hier nichts als Gründe zum Zweifel, da ich nicht das Verdienſt des Todes Jeſu Chriſti zum Grund meines Heils hatte. Meine Sünden und Uebertretungen ſtellten ſich mir vor, auch meine verdienſtloſen Werke, wenn man mir gleich geſagt hatte, daß einige darunter ſeyen, welche zur Seeligkeit hälfen. So war mein Zuſtand ſehr erbärmlich und die Verwirrung meiner Seele vermehrte das Unglück meines Körpers. Gott erbarmte ſich meiner und ließ mir dieſe Krankheit dazu dienen, ihn kennen zu lernen.

Das Fieber fieng an mich zu verlaſſen, und bald genas ich ganz; wie mein Naturell immer dazu geſtimmt war, ſchnell niedergeſchlagen, und ſchnell wieder aufgerich-

richtet zu ſeyn. Da während meiner Krankheit meine Leute nicht gebraucht wurden und die Städte Luſt hatten, ſo machten ſie ſich von der Laſt los, ſie zu unterhalten.

So giengen die Truppen von Poitou davon, auch ein Theil Catholiſcher Edelleute zog ſich nach Auvergne zurück, wo ſie größtentheils zu Hauſe waren. Denn, wie zu bemerken iſt, zu Auvergne im Unterland hatten die Reformirten nichts inne. Die Befehle des Königs drangen auf Confiscation aller Güter der Reformirten und derer, welche Waffen für ſie führten. Nichts deſto weniger war dieſes Land mir ſo zugethan, und hat unſer Haus immer ſo ſehr geliebt, daß ſie keines dieſer Güter berührten, und die Freiheit dahin zu gehen und ſich daſelbſt aufzuhalten ungehindert ließen. Auch war es nie mein Wille, daß man dort Streifereyen oder andere Eroberungen machte, während ich mich zu ſchwach befand, um im Feld mich zu halten und viele gegen die Befehle und Anſtalten Ungehorſam zeigten, welche ich im Gebiet des Gouvernements machte, ob ich ſie gleich nur mit dem Gutdünken eines Conſeils gab, welches mir in allen Provinzen zugegeben wurde, und aus erwählten Perſonen beſtand, welche die Decrete mit mir unterzeichneten. Der Schreiber dieſes Conſeils unterzeichnete die Befehle und Aufträge die Finanzen betreffend. Dennoch wurde ſehr wenig ausgeführt. Die Gouverneurs, die Oberſte, die Burgermeiſter in den Städten zogen an ſich, was ſie konnten; alle Großen, welche von den drey Hauptarten von Contributionen, den geiſtlichen Gütern, den Catholiken und dem Zehenten der Ranzionen, herkamen, wurden an jedem Orte ausgegeben, ohne daß man etwas erhebliches dem General-Schatzmeiſter gebracht hätte. Es wurde mir alſo gerathen,

eine

eine Reise durch das Gouvernement zu machen, damit man mich kennen lernte. Ausser dem baten mich die bedrängten Einwohner von Clerac zu ihnen zu kommen, um ihnen Luft zu verschaffen. Ich machte eine Reise bis nach Türeme, meine Schwester zu besuchen, welche sich daselbst bis auf den Frieden aufhielt. Ich kehrte nach Montauban zurück und zog von dort mit ungefähr zweyhundert Pferden und zweihundert Mann zu Fuß ab. Dann kam ich nach Lauserte, wohin ich zwey mittlere Stücke welche ich aus altem Eisen hatte giessen lassen, das man in den von mir eingenommenen Forts gefunden hatte, welche ich sorgfältig verrammeln ließ.

Der Herr von Posins, Land-Vogt von Quercy versammelte auf die Nachricht von meinem Abzug ungefähr vierhundert Pferde, und mehr als vierhundert Büchsen-Schüzen, entschlossen, mit mir auf dem Weg sich einzulassen. Ich bekam Nachricht durch meine Spionen von dem Anzug des Devosins gegen mich. Meine streifenden Partien, welchen ich befohlen hatte fünf oder sechs Pferde vor sich herzutreiben, gaben mir Nachricht, daß er sich an der Seite eines Walds sehen ließe, welcher von meinem Weg eine gute Viertel-Meile weit entfernt war. Ich gab Ordre, fünf kleine Bataillons von hundert und funfzig Mann zu Fuß zu machen, deren jedes eine breite Fronte machen sollte, damit man weniger Glieder zu machen hätte, da es hier nur auf Büchsenschüsse ankam. Ich machte vier Eskadronen. Drey davon jede zu vierzig Pferden und die Meinige zu mehr als Sechzig. Die beyden Stücke stellte ich an die Spize. Während ich dies that, stekte ein Priester, der mir als Allmosen-Pfleger diente, ein Schnupftuch an das Ende einer grossen Stange, versammelte alle Diener und ließ

sie

ſie guter Ordnung eine Reihe formiren. Uns allen war dies lächerlich, wir glaubten nicht, daß es zu etwas dienen könnte, wie doch wirklich geſchah. Wir fiengen an in guter Ordnung zu marſchiren. Herr von Nemes, welcher meine Streifer anführte, ſagte: was ſie geſehen hätten, ſeyen Feinde von ziemlicher Menge, wie es ſcheine. Sie hätten aber ihre Stellung verändert und ſich zurükgezogen. Wir ſezten unſern Weg ohne Unruhe fort, da ſich die Feinde entfernt hatten, weil ſie uns für allzu ſtark hielten, und dies dieſer lezten Truppen wegen, wovon der Herr Allmoſen-Pfleger der Obriſte war. Nachdem wir Lauferte verſorgt hatten, legte ich Herrn von Beaupr mit einer guten Beſazung darein. Ich gieng nach Clerac, und fand befremdlich, wie dieſer Plaz ſich bey der Belagerung hätte erhalten können, welche er zwey Jahre zuvor von der ganzen Mannſchaft von Guyenne aushielt, wo die Herrn von Montluc, von la Valette und von Leſſe kommandirten. Da die Stadt keinen Graben hatte, da man auf einem Bein hinunter und heraufſteigen konnte, da kein Wall, und ſelbſt keine Möglichkeit, einen zu machen, da war, da ſie Mauren von Backſtein hatte, ſo ſchlecht, daß man mit weniger als vierhundert Canonenſchüſſen mehr als hundert und zwanzig Schritte davon niederſchießen konnte; und da eine groſſe Vorſtadt da war, wohin die Belagerer anfangs ſich und ihre Artillerie geſtellt hatten, ohne auch nur einige Laufgräben machen zu dörfen; ſo war ihr Widerſtand würklich zum Erſtaunen. Sie hatten einige Forts, welche ſie hinderten; Dieſe nahm ich ein. Von da zog ich nach Caſtelſalour. Da Nerac nicht Krieg führte, ſo war der junge Duras, genannt Roſan, Kommandant in Caſtelſalour. Als er erfuhr, daß ich hinkäme, zog er ab. Als meine Quartiermeiſter dahin kamen, verweigerte man, ihnen das Thor

zu öffnen, weil dies nicht ohne Befehl der Gouverneurs geschehen dörfe. Auf diese Antwort nahm ich mein Quartier im Hause des Herrn von Malverade, und gab denen von Castelsalour auf: Rosan von meinem Aufenthalt bey Malverade zu benachrichtigen, um zu erfahren, ob er mich nicht anerkennen, und mich in Castelsalour aufnehmen wollte. Ich ließ ihn versichern, ich wolle nichts darinn verändern, wie ich es auch nicht im Sinn hatte. Nach zwey Tagen bekam ich eine abschlägige Antwort. Ich kam nach Caumont, von da nach Bregerac, so dann nach Türenne. Hier bekam ich bald hernach Nachrichten von Monsieur, welcher wieder Gelegenheit suchte, vom Hof wegzukommen. Herr von la Noue und ich blieben in gutem Verständniß, hatten die nehmliche Nachricht von der Absicht des Monsieur, entschlossen uns, uns mit einander zu verbinden, und bestimmten einander einen Ort der Zusammenkunft nahe bey Riberac, um mit einem guten Corps zu Monsieur zu stoßen.

Wir trafen am bestimmten Ort ein, und machten mehr als sechs hundert gute Pferde und drey tausend Büchsenschützen aus. Wir blieben einige Tage bey einander, um von der Entfernung des Monsieur Nachrichten zu bekommen. Wir erfuhren, daß er entdeckt, und der Herr von Bussy von Amboise flüchtig worden sey. Um unserer Vereinigung einigen Schein zu geben, griffen wir einen kleinen Plaz an, worinnen vier oder fünf Edelhäuser waren. Der Ort war verschlossen und eine ziemliche Anzahl Leute darinn. Nichts desto weniger nahmen wir ihn beym ersten Angriff ein, und zwey Schlösser und noch zwey andere ergaben sich. Der Herr Langoiran war mißvergnügt, da er diese Häuser zu plündern und die Edelleute um Ranzion loszugeben verlangte, und ich nicht einwilligen wollte. Er gab einige Aeusserungen von sich, welche

che mich zu beleidigen schienen, und ich ließ ihn dieselbe erklären. Er liebte mich bis an seinen Tod nicht sehr, auch suchte ich die Freundschaft dieses Mannes, eines der grausamsten und irreligiösesten seiner Zeit, nicht. Nach Einnahme des Platzes trennten wir, der Herr von la Noue und ich, uns von einander, und ich kehrte nach Turenne zurück, wovon ich bald wieder nach Montauban abreiste.

Meine Erziehung in der Römischen Religion, diese öffentlichen gottesdienstlichen Ceremonien, der Haß, welchen man gegen die Reformirte hegte, ihre Entfernung von allen Ehrenstellen und Würden am Hofe stellten sich mir vor Augen, als ich meiner Seele dadurch Genüge zu leisten und Beruhigung zu verschaffen suchte, daß ich ihr Seeligkeit versprach, ohne die Messe zu verlassen, und ohne öffentlich von der Reformirten Religion Profession zu machen. Als ich mich in diesem Streit befand, gieng Monsieur von Hof weg und schickte plötzlich den Herrn von Chastelus, um mich davon zu benachrichtigen. Er bat und beschwor mich ihn zu besuchen, versprach mir die Fortsetzung und Vermehrung seiner Freundschaft, und redete mir zu: ich sollte nicht zur Reformirten Religion übergehen, indem er mich weder würde lieben noch sich meiner bedienen können, wie er es verlange. Sein Weggang verursachte mir große Freude und Hofnung, empor zu kommen. Aber diese Protestationen in Rücksicht auf die Reformirte Religion veranlaßten einen großen Streit in mir. Ich schickte Herrn von Chastelus wieder mit meinen Freudenbezeugungen ab, Monsieur auffer Gefahr und mit den Waffen in der Hand zu wissen. Ich würde bald mit einer guten Anzahl von Dienern bey ihm seyn. Was meine Religion beträfe, so hange diese nicht von mir, sondern von Gott ab. Ich wollte auch keine Person in der Welt so sehr be-

friedigen, als diesen. Ich bekam in weniger als funfzehen Tagen drey Depeschen von ihm. Er beschwor mich, kein Glaubensbekenntnis abzulegen, ohne vorher ihn gesprochen zu haben; welches ich zu thun suchte.

Ich hielt mich sehr kurze Zeit in Montauban auf und schon hatte ich überall hingeschrieben, um jedermann zuzusprechen, zu Monsieur zu reisen, welcher die Armee erwartete, die der Herr Prinz von Conde und meine Oheime, von Mern und von Thoré, bey dem Herrn Churfürsten Friedrich, dem Großvater des jetzigen, der auch Friedrich heißt, durch Unterhandlungen erhalten hatten. Diese Armee bestund aus sieben bis acht tausend teutschen Pferden, vier tausend Schweizern, und fünfhundert teutschen Fußgängern; der Herzog Johann Casimir, sein Sohn, wurde geschickt, sie zu commandiren. Als sie nicht bald genug im Stand war, wollte mein Oheim von Thoré nach einem Monat mit zwölf hundert teutschen Reutern, einigen Büchsenschützen zu Pferd und etwa dreyhundert französischen Pferden vorrücken. Er wurde bey Dormans am Fluß Marne durch Herrn von Guise angegriffen und geschlagen, wo er einen starken Flintenschuß ins Gesicht bekam. Herr von Thoré rettete sich, gieng zu Monsieur mit wenigen Leuten, und noch geringerer Ehre. Er fand bey ihm den Herrn von Bussy von Amboise, welcher ihn verhinderte, den Credit und das Ansehen zu erhalten, das er sich versprochen hatte.

Ich machte meinen Sammlungsplatz zu Bergerac, und reiste von Turenne ab, um einige Tage eher, als sonst geschehen wäre, dahin zu kommen, da ich von den Einwohnern der Stadt hingerufen wurde. Diese hatten den Herrn von Langoiran, der Strenge und Grausamkeiten wegen, welche er daselbst ausübte, verjagt.

jagt. Er hatte einige Monate vorher Perigueux eingenommen. Von den Einwohnern von Bergerac beleidigt, plagte er ſie. Ich gieng dahin, machte daſelbſt den Thätlichkeiten ein Ende, und ließ die Handlungen beyder Partien an Monſieur gelangen. Von allen Seiten verſammelten ſich unſere Truppen von Römiſch-Catholiſchen und Reformirten. Es kamen ſo ſtarke Regen, daß ſie mich, bey drey Wochen lang, abzuziehen verhinderten. Während dieſer Zeit ſorgte ich für die Plätze und für die Ordnung der Finanzen, damit in meiner Abweſenheit nichts verändert werden ſollte, weder durch Feinde, noch durch Zwiſtigkeiten, welche zwiſchen Freywilligen gewöhnlich ſind. Ich marſchirte von Bergerac mit zwey hundert Edelleuten ab, ohne eine andere Fahne, als die meinige, unter welcher dies alles marſchirte. Jeder hatte einen weiten Reutrock von ſchwarzen Sammt, und kleine Handſchuhe mit Stick-Arbeit von weißem und ſchwarzem Incarnat ſich machen laſſen. Meine Verſpätung verurſachte, daß ich Monſieur erſt zu Moulins erreichte. Die von Limoſin, la Marche, Auvergne, und Bourbonnois erwarteten mich; ich erreichte ſie nahe bey Croc, wo ich meine Truppe lagerte, welche aus vier hundert Edelleuten und drey tauſend Mann zu Fuß beſtand. Ich übergab ihr Commando dem Vicomte von Lavedan und ließ eine weiße Fahne aufſtecken. Ich hatte unter dieſen Edelleuten drey von dem Hauſe Saint Geniez, den Vicomte von Gourdon, von Cabraires, den Baron von Beinac, von Salignac, den jüngſten vom Hauſe Limeuil, den Herrn von Bonneval, von Beaupre, von Mengnyon, welche alle, wie geſagt, unter meiner Fahne marſchirten. Merkwürdig iſt, daß dies alles ihrer Zuneigung zu mir und der guten Meynung wegen geſchah, welche ſie von meinem Verdienſte hatten, nebſt der Hof-

nung, daß ich mein Glük bey Monsieur machen würde. Ich dachte hievon das Gegentheil, weil ich reformirt geworden war. Als er erfuhr, daß ich einen Obristen gemacht, und eine weiße Fahne aufgesteckt hatte, ließ er mich bitten, es nicht zu thun, weil er das Commando seiner ganzen französischen Infanterie dem Herrn von Bussy gegeben hätte, der es nicht ausstehen könnte, einen andern Obristen, und zwo weiße Fahnen zu sehen; dieses müßte eine große Trennung verursachen. Ich stellte ihm vor, bey unserer Partie sey die Sitte, daß die Oberstellen nicht anders als mit dem Gutachten der politischen Versammlungen der Gemeinden gegeben würden, daß die Truppen, welche ich anführte, von einem der ersten Gouvernements von Frankreich kämen, welches über Monsieur und über mich mißvergnügt seyn würde, wenn er unsere Anstalten ohne ihre Einwilligung störte; daß ich den besten Theil dieser Infanterie durch die Schande verlieren würde, welche dem Herrn von Lavedan, der unter ihnen geachtet war, wiederführe, wenn man ihm das Commando abnähme; daß ich Herrn von Bussy immer, wie meinen Bruder, geliebt und geehrt, und ihm in verschiedenen Streitigkeiten, die er gehabt, beygestanden hätte; daß ich glaubte, dieser allgemeinen Gründe wegen würde er ablassen, Dinge zu fordern, welche zum Nachtheil des Monsieur gereichen müßten, welcher hingegen bey den Reformirten sich dadurch Zutrauen verschaffen würde, wenn er ihnen zu verstehen gäbe, er wolle die Katholiken ihnen nicht vorziehen. Dies würden sie aber im entgegengesezten Fall um so mehr glauben, da es gerade meine Truppen wären, bey welchen er dies gethan hätte, weil jeder glaubte, er thue mir die Ehre an, mich zu lieben, und sie also schließen müßten, daß es der Religion wegen geschehe.

Ich

Ich gieng gerade nach Moulins, und fand den Herzog Casimir zu Bonegon, wo ich ihn begrüßte. Er war vergnügt mich zu sehen, und freute sich über die Gnade, welche Gott mir gethan hatte, mich zu seiner Erkenntnis zu rufen. Er hatte Mißtrauen gegen Monsieur, welcher schon anfieng mit dem König und der Königinn zu unterhandeln, um sich wieder auszusöhnen. Man sah wohl, daß der Hof diesem Prinzen angenehmer war, als die Waffen bey einer Partei, wo sein Ansehen nicht unumschränkt blieb. Der Herzog Casimir sezte dennoch sein Zutrauen auf mich, da ich dies gute Corps von Mannschaft hatte, welches sich darauf verließ. Monsieur hatte sich mit dem Willen des Königs zu Moulins logirt. Als ich auf sechs Meilen weit davon war, ließ ich das Corps Truppen, nahm die bestgekleideten Leute, die ich hatte, und kam hin, dem Monsieur mit dreyhundert Edelleuten meine Ehrfurcht zu bezeugen. Ich wurde von ihm mit grosser Ehre empfangen. Er kam mir bis in die Mitte des Saals entgegen. Als ich ein wenig bey ihm gewesen war, gieng ich, um Herrn von Montmorenci zu besuchen, welchen der König mit Erklärung seiner Unschuld freygelassen hatte. Er war vergnügt, mich zu sehen, und erinnerte sich der Gefahren, welche er ausgestanden hatte, seitdem ich ihn davon hatte abhalten wollen, in den Wald von Vincennes zu gehen. Er sagte mir: Monsieur nehme schlechte Maasregeln, indem er bey den Reformirten grosses Mißtrauen errege. Die Zeit werde ihm sehr lang, bis er wieder mit dem König ausgesöhnt sey.

Ich hielt mich ungefehr zehen Tage auf, während welcher mein Haus und Tisch alle Leute, die bey mir waren, versorgte, ohne diejenige vom Gefolge des Monsieur, welche mit mir speißten. Die Armee

gieng inzwiſchen über die Loire, machte ſich auf den Weg nach Beauſſe, zum Theil gegen den Willen des Monſieur, welcher Paris nicht ſo nahe kommen wollte, aus Furcht, den König zu beleidigen, auch damit man nicht ſeine Schwäche daran erkennen ſollte, wenn jezt die Reformirten wenig Schwierigkeit machen würden, ſich in Unterhandlungen einzulaſſen. Nichts deſto weniger unterließen der Herr Prinz mit den Franzoſen, welche ſich mit ihnen vereinigt hatten, und der Herzog Caſimir nicht, vorzurüken, und baten den Monſieur, ſich mit ihnen zu vereinigen. Dies ſchob er von einem Tag zum andern auf, ſo daß man Nachricht bekam: ſein Vertrag ſey ſchon geſchloſſen. Sie ſchikten eine Depeſche an ihn, wodurch ſie ihm die Nachrichten, welche ſie hätten, ſagen und erklären ließen: daß ſie entſchloſſen ſeyen, wenn er ſich nicht innerhalb gewiſſer Tage, welche ſie ihm beſtimmten, bey der Armee einfände, ſelbſt zu ſehen, was ſie ohne weitere Rückſicht auf ihn zu thun hätten.

Dieſe Nachricht verdroß ihn, da er noch nichts ausgemachtes mit dem König hatte. Er wußte wohl, daß, wenn dieſer ihn allein, und von den Reformirten getrennt ſehen würde, ſein Vertrag nicht ſehr vortheilhaft noch ſehr ſicher zu ſchließen ſey, da unter dieſen Brüdern großer Haß und großes Mißtrauen herrſchte. Monſieur wartete auf Nachrichten von der Königin ſeiner Mutter, welcher er zugeſagt hatte, daß man nichts unternehmen, und er vor einer gewiſſen Zeit von Moulins nicht abmarſchieren würde. Er wußte nicht, wie er dieſem Verſprechen genug thun, und doch die andern auf ſeiner Seite behalten könnte. Eines Tags entdekte er mir einen Theil ſeiner Bekümmerniſſe, verſchwieg mir aber ſein Verſprechen gegen die Königinn, und beklagte ſich darüber, daß man

ihn

ihn foltere, daß er nichts zu unternehmen wüßte, wenn er auch bey der Armee wäre; er sey versichert, da der König keine Mannschaft hätte, welche er der seinigen entgegen sezen könnte, so würde man nur Frankreich durch die Verheerungen, welche die Armee machen würde, zu Grunde richten; dies werde ihm einen großen Haß zuziehen, welcher ihm einst sehr schädlich werden könnte. Das Guisesche Haus bediene sich dessen zu seinem Nuzen, und suchte ihn zu berüken. Er wünschte sehr, noch einige Tage zu gewinnen, in welchen er deutlicher die Geschäfte des Königs einsehen könnte. Den Reformirten dürfte deswegen nicht bange seyn, als ob er sie verlassen würde. Ich sagte ihm: es scheine mir der Klugheit gemäß, die Dinge zu verhelen, von welchen er mir gesagt hätte, daß sie ihn folterten. Da er die Waffen nach der schlimmen Behandlung, welche er erlitten, ergriffen hätte, so würde der König wohl schwerlich ihn gerne besser behandeln. Er müßte seinen eignen Zustand sichern, indem er die Reformirten sicher stellte, und nicht denken, dies blos für sich zu thun. Man könnte leicht denken, daß die Reformirten es besser ohne ihn, als er ohne sie, machen würden. Sie hätten eine förmliche Partei, eine fremde Armee zu ihren Gunsten. Er habe von all diesem nichts. Wenn man ihm etwas versprochen hätte, so werde Zeit genug, zwischen dem Versprechen und der Ausführung, nöthig seyn, bis am Ende doch nichts von dem, was sie ihm versprochen, ausgeführt würde, und er ihnen nur den Vortheil in die Hand gegeben haben werde, ihn allein zu sehen. Ich glaubte: wenn man ihn in Hofnungen unterhalte, welche ich nicht wisse, so müßte der Vortheil des Königs davon die Ursache seyn, besonders zu tractiren, da dies viel dazu dienen würde, die Bedingungen, welche die Reformirten mit den Teutschen

gemacht hätten, zu mildern. Es werde ihm also nüzlicher seyn, sich zur Armee zu begeben.

Er bezeugte mir, daß er meine Gründe nicht mißbillige, aber er könne nicht vor funfzehen Tagen abreisen, welche Frist er auf alle Art zu gewinnen suchte. Hierauf erbot ich mich, ihm zu Gefallen, den Herrn Prinzen und Herrn Herzog Casimir zu besuchen, um sie zu befriedigen, und zu diesem Aufschub zu überreden. Ich erwog, daß, wenn Monsieur tractiren würde, es nicht mehr vortheilhaft seyn würde, mit ihm verbunden zu seyn. Im Corps der Reformirten aber, wo ich immer mein Glük machen wollte, fand ich es ehrenvoller, mich bey einer Armee von diesen schönen Truppen zu befinden, ich, der ich erst einen Bart zu bekommen anfieng, und Ruhm und Ansehen zu erwerben dürstete. Ich sah wohl, daß ich von Monsieur nicht viel zu erwarten hatte. Ich reiste mit funfzehen oder zwanzig Edelleuten mit Briefen, Instructionen, und dem Auftrag ab, diesen Aufschub zu sichern, und schikte alles, was bey mir war, zurük, um sich mit meinen Truppen zu vereinigen, und diese gegen Pithiviers vorrüken zu lassen, wo sich die Armee hinziehen sollte.

Ich fand den Herzog Casimir zu St. Urin, einer kleinen Stadt, welche er bestürmt hatte, nachdem er sie von Seiten des Monsieur begrüßt, und den Brief, welchen er ihm schrieb, als einen Beglaubigungsbrief gezeigt hatte. Ich sagte ihm kurz etwas von meinem Auftrag, und bat ihn, er möchte erlauben, daß ich, meine Briefe an den Herrn Prinzen zu übergeben und ihn auszusöhnen hingienge. Ich suchte ihn zu bewegen, sich dahin zu begeben, wohin der Herzog wünschen würde, um ihm meine Beglaubigung

zu

zu zeigen. Er fand dies gut und lud den Prinzen ein, den folgenden Tag zu ihm zum Mittagessen zu kommen. Ich gieng also, dem Prinzen meine Briefe und meinen Creditivbrief zu zeigen, bey welchem ich weitläufer als beym Herzog mich erklärte, weil ich glaubte, daß die Rükſichten des Prinzen für das Wohl Frankreichs, und beſonders für das Wohl der Kirche anders als bey dem Herzog ſeyn müßten, obgleich auch der Herzog für ſich, und vorzüglich nach dem Befehle und den Anweiſungen ſeines Herrn Vaters, auf nichts ſo ſehr, als auf die Ehre Gottes und auf die Befeſtigung ſeines Dienſts zu ſehen hatte. Dennoch, wenn es auf Geſchäfte zwiſchen den Franzoſen ankam, hielt ich es für ſchiklicher, den Herrn Prinzen davon zu benachrichtigen, welchem ich ſagte, was Monſieur mir befohlen hatte. Ich fügte hiezu die Nachrichten der Reformirten, welche bey ihm waren, daß ſie nehmlich hindern müßten, damit der Herog Caſimir bey ſeinem Mistrauen gegen den Monſieur nicht für ſich Unterhandlungen anfienge. Sie müßten ſuchen, Monſieur zu der Armee zu bringen und dort etwas gegen die Truppen des Königs zu unternehmen, um zu zeigen, daß alles, was man mit Monſieur ohne den General verhandle, vergebliche Arbeit wäre, und nichts zu ihrem Nachtheil bewirken könne. Man beſchloß ſodann den folgenden Tag den Herzog Caſimir aufzuſuchen und die Entſchlieſſung, welche man auf dieſe Nachrichten faſſen würde, auszuführen.

Den folgenden Tag gieng die Sache, wie ſie bey dem Herrn Prinzen vorgeſchlagen worden war. Man ſchikte den Herrn du Berger, von dem Hauſe du Saillant de Limouſin, welcher bey mir war, ab, um Monſieur die Bitten, daß er kommen möchte, und die Verſicherung, alles Gehorſams von Seiten der Armee

mee zu hinterbringen. Man bekam Nachricht, daß der Herr von Schomberg mit vier Reuter-Fahnen und einigen Büchsen-Schüzen zu Pferd nach Beausse vorgerükt sey. Der Herr Prinz beschloß auf die Nachricht von Herrn de la Noue, sie in ihrem Lager zu überraschen. Deswegen nahm der Prinz zwey tausend teutsche, und drey bis vier hundert französische Pferde. Ich hatte weder Equipage, noch Waffen. Bey dieser Gelegenheit ließ Monsieur durch du Verger bitten, er möchte nicht übel nehmen, wenn ich mich dabey befände. Wir entlehnten Waffen und Pferde. Auf dem Sammelplaz, welcher auf eilf Uhr Abends angesezt worden war, liessen einige Trippen mehr als vier Stunden lang auf sich warten. Diese Zögerung war eine der Hauptursachen, welche unser Vorhaben vereitelten.

Als die Truppen angekommen waren, gab man Ordre zum Marsch. Der Prinz befahl mir, mich an die Spize zu sezen, und gab mir hundert und zwanzig Pferde, und hundert Büchsen-Schüzen zu Pferd. Er stellte hierauf Herrn von la Noue mit zwey Reiter-Compagnien, welche sechs hundert Pferde ausmachten und mit einigen Franzosen; er selbst aber war mit den Uebrigen im Hinterzug. Wir giengen gerade auf Briarre in Beausse, wo ein kleiner Fluß ist, welcher eine ziemlich breite Furth hat. Diese mußten wir in einer langen Reihe ein Mann nach dem andern passiren, welches viel Verzug machte. Als ich über die Furth gesezt hatte, hörte ich bald feindliche Trompeten bey der Standarte. Ich gab dem Herrn Prinzen Nachricht hievon, und trug ihm an, vorzurüken, um besser Nachrichten einzuziehen, auch damit ich, wenn er mich weiter unterstüzen wollte, im Fall es das Hauptcorps des Herrn von Schom-

berg

berg wäre, ihn aufhalten und hindern könnte, sich zurükzuziehen. Herr von la Roue kam allein zu mir, und sagte: man müßte warten, bis der Herr Prinz übergesezt hätte. Ich that, was er mir sagte, unterließ aber doch nicht einzuwenden, daß die Gelegenheit verlohren gehen würde, indem man den Feinden Frist zum Rükzug liesse. Sie zögen gewiß aus keiner andern Ursache sich zurük, als weil sie Nachricht von uns hätten. Die Stunde selbst, welche man iezt habe, könne uns davon versichern, da es erst Anbruch des Tags wäre. Ich beharrte darauf, daß man wenigstens einige Truppen beordern müßte, um zu sehen, was es sey, und uns von den Bewegungen und Wegen der Feinde zu benachrichtigen. Nichts von diesem gefiel dem Herrn von la Roue. Ich glaubte, daß er einige Eifersucht darüber hatte, daß ich, der ich an der Spize stund, es in meiner Gewalt hatte das Vorhaben auszuführen. Dieser sonst sehr tapfere Edelmann zeigte manchmal Eifersucht.

Als der Herr Prinz übergesezt hatte und es jezt heller Tag war, stellte man sich in Ordnung und beschloß mit der ganzen Truppe zu marschiren, ob man gleich nur sehr wenig vor dem Herrn Prinzen vorrükte. Als wir bey einer halben Meile gemacht hatten, kamen wir dahin, von wo sich die Feinde zurük gezogen hatten, und jezt war es nicht mehr möglich sie zu erreichen. Ich bat den Prinzen, er möchte mich vorrüken lassen, um zu sehen, ob sich nicht noch einige andere Truppen finden liessen. Er that dies. Ich trennte mich und mit mir ungefehr zwey hundert Pferde. Der Herr Prinz machte Halt. Als ich zwey Meilen gemacht hatte, bekam ich von Bauern Nachricht, daß eine Kompagnie des jungen Johame von Chevaurlegers und einigen Büchsen-Schüzen zu Pferd

da

da sey, welche sich zurükzöge und auf Estampes zu gienge, wohin der König den Obristen Sainte Colombe mit zwey tausend Mann zu Fuß gelegt hatte. Ich folgte ihren Fußstapfen. Endlich erreichten wir sie. Er wurde ohne Schwerdtstreich überwunden. Wir speisten in einigen Maierhöfen, und giengen gegen Abend zu dem Herrn Prinzen und erzählten ihm diesen Streifzug. Auf die Nachricht, welche wir ihm gaben, daß Mannschaft in Estampes eingezogen sey, beschloß er sie zu sehen. Am folgenden Tag zogen wir in der nehmlichen Ordnung wie am vorhergehenden. Der Herr von la Vergne, welcher mit funfzehen oder achtzehen Pferden sich mit der Armee vereinigte, rükte ohne Befehl vor und kam in die Vorstadt von Estampes ohne zu wissen, wer darinn sey, fand nun aber Infanterie darinn liegen, welche ihn sehr schnell mit Büchsenschüssen zurückjagte. Ich rükte vor, wollte aber nicht in der Vorstadt mich sezen, weil die Infanterie in der Vorstadt, die voll Häuser und Bäume war, und in einem Thal viel Vortheil hatte. Ich rükte auf die Höhe und sahe de la Vergne Spornstreichs von Büchsen-Schüzen verfolgt daher kommen. Ich nahm ihn auf und wir hielten die, welche ihn verfolgten, zurük. Als der Herr Prinz sahe, daß er nichts ausrichten konnte, lagerte er sich und bekam am folgenden Tag Nachrichten von Monsieur, welcher sich mit der Armee zu vereinigen kam. Ich verließ den Ort, wo meine Truppen waren, um mit denselben zum Corps der Armee zu stoßen.

Monsieur wollte sein Quartier in der Abtey Ferrieres, und ich im Schloß Boulé nehmen. Ich suchte Monsieur auf, und erfuhr, daß er gerne auf den folgenden Tag meine Truppen sehen wollte, wo ich meinen Obristen und meine weiße Fahne hatte. Der

Herr

Herr von Bussy hielt es sehr ungerne aus, daß ich eine Partie machte, welche für mich stark genug war. Es war ihm unerträglich, seine Tapferkeit und sein Ehrgeiz konnten es nicht aushalten. Am folgenden Tag stellte ich mich in Schlachtordnung, tausend Schritte weit von Ferrieres. Ich gieng mit einer guten Truppe zu Monsieur, welcher sich zu Pferd sezte, aber ohne Bussy. Meine Truppen wurden sehr schön gefunden, wie sie es auch waren. Als wir von Monsieur begrüßt worden waren, machten wir uns auf den Weg nach unserm Quartiere zu St. Mathurin und bey der Capelle la Reine. Ich bekam Nachricht, daß Bussy zu Pferde sizen, und unsere Armee im Lager überraschen wolle. Ich machte Halt, kehrte ein wenig um und als ich niemand gesehen noch gefunden hatte, gieng ich ins Quartier. Jezt fieng man öfentlich an vom Frieden zu sprechen. Die Königinn forderte einen Ort, um mit Monsieur sich zu unterreden. Hierauf fieng die Armee an, sich dem Thal Aillan zu nähern. Nach einigem Hin- und Herschiken ward man über den Ort Chastenay einig, wo die Königinn und Monsieur sich sprechen sollten; dies war ein einziges Haus auf einem schönen Feld, wo ein Ueberfall nicht möglich war. Als der Tag bestimmt war, begab sich die Königinn Mutter zuerst nach Chastenay. Wie es Sitte ist, daß wenn zwey große einander besuchen wollen, derjenige, welchem man die Ehre läßt, zu erst am bestimmten Ort ist. Der Tag verstrich mit Komplimenten und mit Unterhaltung der Damen. Am folgenden fieng man an zu tractiren. Der Tractat gieng in drey oder vier Tagen sehr stark vor sich, indem der König und die Königinn nichts wollten, als Monsieur zurükziehen, damit man die teutschen Reuter verabschieden sollte. Bald darauf wollte man den Tractat, welcher eine allgemeine Freyheit in Ausübung der Religion gestattete,

und

und andere sehr vortheilhafte Artikel enthielt, zernichten, und dem Monsieur eine große Appanage lassen. Ich stellte mich Monsieur vor, um Anjou und Berry als Gouvernement zu bekommen. Er gab mir eine sehr kalte Antwort, welche mich sehr gut merken ließ, daß ich meiner Religion wegen nichts zu erwarten hätte. Ich hatte vier oder fünf Tage hingehen lassen, ohne in sein Quartier zu gehen, behielt aber immer jemand bey ihm, um zu erfahren, ob die Entschließung, mir keine Befriedigung zu geben, ganz fest bey ihm sey. Ich ließ ihn wissen, wenn er mir etwas anvertrauen würde, so würde ich sein treuer Diener seyn. Wenn er es zurüknehmen wollte, so könnte er es immer thun. Denn ich hatte immer diese Maxime, daß man in Sachen, welche ein anderer einem anvertraut, weder aus Staatsgründen noch aus Privatrüksichten etwas verderben dürfe, sondern daß man sie in dem Zustand zurükgeben müsse, in welchem sie sich befanden, da sie einem anvertraut wurden.

Dies alles half nichts. Man ließ bey mir nachforschen, ob ich meine Religion verändern wollte. Ueber den wahren Grund der Abneigung gegen mich, dachte man nicht richtig; denn dieser hätte mich leicht ihnen als einen sicheren Mann zeigen können. Ich bekam den Rath, Abschied zu nehmen und mein Mißvergnügen öffentlich zu bezeugen. Damals machten es die Trennungen der Königlichen Brüder, des Königs von Navarra, der Guisen und der Reformirten leicht, sich mit einer gewissen Freyheit als mißvergnügt zu zeigen, da jeder leicht wieder einen Herrn finden konnte, wenn er einen verlohr, weil; sobald man ihn mißvergnügt bemerkte, eine andere Partei um ihn warb. Dieses selbst, vorzüglich aber die Entschliessung, den Reformirten durch Ablehnung aller Ehren-

renſtellen, wenn ſie nicht ohne Nachtheil meiner Religion zu erhalten wären, einen Beweis von meiner Standhaftigkeit zu geben, bewog mich, Monſieur mit drey oder vier hundert theils Edelleuten und Kriegsoberſten in ſeinem Quartier zu beſuchen. Als er vom Tiſch aufgeſtanden war, machte ich ihm eine große Reverenz, bat ihn, er möchte ſich an die Länge der Zeit erinnern laſſen, in welcher ich ihm gedient hätte; wie ich während dieſer Zeit nichts geachtet hätte, was ich meinem König, meinem Leben, und meinem Wohl ſchuldig geweſen wäre; daß ich, nur um ihm zu dienen, die Gnade des Königs verloren, mein Leben mehreremal in Gefahr geſezt, und mein Gut geſchmälert habe, da ich niemals eine Wohlthat von ihm bekommen hätte; daß bis auf dieſe Stunde, da ich ihm diente, ich und ſo viele Herrn und Edelleute, welche er hier in meiner Begleitung ſähe, die einzigen wären, welche an ſeinem Unglük, noch aber durchaus nicht an ſeinem Glük Antheil gehabt hätten. Dies werde man nicht leicht betrachten können, ohne mehr Undankbarkeit, als auf unſerer Seite Mangel an Verdienſt dabey zu bemerken; wir würden auf dieſe Art mehreren zum Beyſpiel, und den Reformirten zum Beweis dienen müſſen, daß ſie nichts von ihm zu hoffen hätten, da mein Bekenntnis zur reformirten Religion das einzige Hindernis ſey, eine Ehrenſtelle meiner Perſon zuzutheilen, deren Verdienſte er doch, wie ich überzeugt wäre, eben ſo anerkenne, als bey irgend einem von denen, welche ich bey ihm ſähe, und welchen er Belohnungen — mehr, als ſie es verdienten, zutheilte. Ich wollte dadurch auf Herrn von St. Sulpice deuten. Ich wolle mich lieber über mein Unglük bey ſeiner Unerkenntlichkeit beklagen, als wenn ich den geringſten Fehler gemacht hätte. Nun ſey ich gekommen, um Abſchied von ihm zu nehmen,

und mich mit allen, welche er hier sähe, nach Guyenne zu begeben. Diese bezeugten ihm, wie gerecht sie mein Mißvergnügen, und wie ungegründet sie ihre Hofnungen auf den ihm geweihten Dienst nun fänden. Hiebey bewiesen alle, die bey mir waren, auch mehrere, die bey Monsieur waren, ihre Beystimmung. Monsieur sagte: meine Abreise thue ihm sehr leid; zu meinem Mißvergnügen aber nehme ich willkührliche Gelegenheit; er habe mich immer geliebt, und liebe mich noch. Die, welchen er einen Gefallen erwiesen habe, schäzten sich seiner Gunst werth. Hierauf erwiederte ich: Wenn sie in seiner Abwesenheit mir zu verstehen geben würden, daß sie mir in irgend etwas gleich zu seyn meinten, sie durch meine Hand fallen sollten. Ich machte eine Reverenz und gieng fort. Herr von Bonneval war einer der ersten, die mir folgten, und sagte zu ihm: Sehen Sie, was Sie an Herrn von Turenne verlieren.

Alles was mit mir gekommen war, folgte mir nach. St. Sulpice kam die Treppe herab, und fragte mich: ob ich von ihm hätte reden wollen? Ich sagte, ja! und ohne meine Achtung für Monsieur würde ich ihn so behandeln, daß er sein ganzes Leben lang sich daran erinnern sollte, von mir eine Erklärung gefordert zu haben; er sollte nur wieder hinauf gehen. Dies that er, da er einige zu mir sagen hörte: Mein Herr, man muß ihn niedermachen. Er gieng sehr schnell hinauf. Ich saß auf, und entfernte mich noch selbigen Tag von der Armee. Am folgenden Tag schikten Herzog Casimir und der Herr Prinz zu mir, und ließen mich bitten, mich einige Tage aufzuhalten, bis man die Artikel des Tractats sähe. Ich ließ ihnen sagen, daß ich es thun würde, da ich kein anderes Vorhaben hätte, als der reformirten Religion zu dienen, und gerade dächte, daß mein Mißvergnügen

über

über Monsieur dazu dienen könne, zu zeigen, wie wenig er über die Reformirten vermöge, und wie die Vortheile, welche man ihm einräume, nichts dazu beytragen könnten, das Corps der Reformirten zu befriedigen. Ich hatte von meiner Kindheit an Monsieur mit Treu und Liebe gedient, aber als ihm seine Umstände nicht erlaubten, sich der Reformirten zu bedienen, erinnerte er sich nicht mehr daran, und vergaß mir wohl zu thun. Dieß Exempel muß dich anreizen, keinen andern Weg als den gerechtesten zu deiner Größe zu erwälen, und auf diesem so viele gute und tugendhafte Handlungen zu verrichten, daß du dadurch zu Ehrenstellen Plaz finden kannst. Wenn alsdann das Bekenntniß zur reformirten Religion dir im Wege stehen sollte, so nimm dies gerne an, da dich jeder loben, und dein Geist dir Beruhigung geben wird, im Bewußtseyn daß deine Verdienste über den Dank gehen, der dir zu Theil werden könnte.

Es waren ohngefehr zwey Monate, daß der König von Navarra von Hof gegangen war, und sich zu Saumur befand. Er bekannte sich auch zur reformirten Religion und hatte die Römische abgeschworen, welche er am Bartholomäustag aus Zwang angenommen hatte. Man beschloß den Frieden. Ich gieng gerade nach Turenne, wo ich mich von dem größten Theil meiner Mannschaft trennte, indem alle, welche den Zug mitgemacht hatten, mich bis nach Haus hatten begleiten wollen. Meine Schwester gieng bald nachher nach Joze in Auvergne. Der König von Navarra kam nach gemachtem Frieden nach Saintonge und Perigueux, wo ich mit einer guten Anzahl Adelicher, einer größern, als er hatte, ihn besuchte. Ich empfieng alle Ehre und Güte, welche ich wünschen konnte, von ihm und von Madame seiner Schwester,

welche ihm vom König nach der Abreiſe des Königs ſeines Bruders zurükgeſchikt worden war. Der Herr Prinz kam zu Perigueux an, nachdem er von Monſieur ſich an dem Tage getrennt hatte, da er ſeinen Einzug zu Bourges halten wollte, weil er argwohnte, daß man ihm einen ſchlimmen Streich ſpielen wolle, und derſelbe dieſen Lerm nicht ohne Grund mache. Der König von Navarra reißte von Perigueux ab, nach Agen, welches ihm durch den Tractat zu ſeinem Aufenthalt gegeben worden war. Ich gieng nach Turenne, mit dem Verſprechen, ihn in wenigen Tagen wieder zu beſuchen. Der König hatte, wie geſagt, alles, was man forderte, gethan, um ſeinen Bruder durch Geld von den Fremden abzubringen, und die Vereinigung der Römiſchcatholiſchen mit den Reformirten zu vernichten. Er tractirte mit Monſieur, welcher nach Anjou gieng, über ſeine Rükkehr an den Hof, und über die Mittel, ihn von den Reformirten zu trennen, welche bey den Verlezungen und Ausführungen der durch das Edict verſprochnen Dinge ſich an ihn als Bürgen des Tractats wendeten. Der König von Navarra, welcher reformirt war, gewann Credit in der Partei und verringerte den Einfluß des Monſieur, ſo viel er konnte. Der Marſchall von Anville fiel in einige Uneinigkeit mit den Reformirten wegen Beobachtung und Auslegung gewiſſer Unionsartikel, welche jeder zu ſeinem Vortheil zog. Auch fieng er an, die Vorſchläge des Königs zu hören, und ſich den Reformirten verdächtig zu machen, bey welchen Herr von Chatillon, ein feuriger und ehrgeiziger junger Mann, ſeinen Credit zu vermindern ſuchte.

Herr von Thor zog ſich nach gemachtem Frieden zu ſeinem Bruder zurük, ohne irgend eine Gefälligkeit von Monſieur erhalten zu haben. Ich vereinigte mich mit

mit dem Könige von Navarra, welcher in der Partey über die Mittel zu tractiren anfieng, um dem bevorstehenden Sturme auszuweichen. Dieser Sturm wurde dadurch vorbereitet, daß man uns von den Römischcatholischen entfernte. Man merkte schon, daß der König, um das Edict zu zernichten, den Krieg zu erneuern dachte, doch so, daß er es mit mehr Schein thun, und den Monsieur soviel möglich vor schlimmen Nachreden sichern wollte. Der König veranstaltete deswegen eine Art von Zusammenberufung der Stände nach Blois. Der Marschall von Anville unterhielt immer Correspondenz mit dem König von Navarra, welcher ihn zu einer mündlichen Unterredung einlud, um besser zu beschliessen, was man zu thun hätte, auch um über den Anspruch zu entscheiden, welchen der Marschall machte, daß die Grafschaft Foix unter sein Gouvernement gehöre. Dies läugnete der König von Navarra, und sagte: da sein Erbtheil fast Souverains Land sey, so brauche es keinen andern Gouverneur als ihn. Es wurde also beschlossen, daß man sich zu Aunila, einer kleinen Stadt von Arignac, sprechen wolle. In dieser Versammlung, wo wenige Personen zum Conseil berufen wurden, wurde beschlossen, daß man an die Staaten von Saumur Deputirte vom Corps der Reformirten, vom König von Navarra und vom Marschall schiken wolle, damit die vereinigten Catholischen den gedachten Marschall für ihren Sprecher erklären möchten, da der König von Navarra und die Reformirten eine gemeinschaftliche Unterredung wünschten. Aber dies wollte der Marschall nicht, weil er dem Frieden zu Folge sich der Union enthalten mußte, und weil, wenn man ein Ganzes zu machen versuche, dies soviel sage als zeigen, daß wir dem Tractat entgegen handelten, und dem König den Vortheil einräumen, welchen er

suchte, uns zu den ersten Verlezern des Tractats zu machen. Endlich mußte man es nach mehreren Gründen für und gegen zugeben, welches uns ein großes Licht in die Absichten des Marschalls gab. Der Umstand wegen Foix blieb unentschieden. Wir trennten uns. Der König von Navarra gieng nach Agen. Herr von la Noue war damals sein Hausgenosse, welcher weise und tugendhafte Herr weder Ehre noch Kredit fand, wie er es vermeinte, da die Katholiken die Herrn von Lavardin und Roquelaure, beym König waren, ausser den Reformirten für sich Partey machten, und mit allen Kräften zu den Vergnügungen dieses Prinzen einstimmten und halfen, die immer großen Einfluß auf ihn gehabt hatten und noch haben.

Diesem sezte sich Herr von la Noue entgegen, und machte sich dadurch weniger angenehm. Wie es der Jugend gemeiniglich geht, daß sie diejenigen vorzieht, welche ihnen schmeicheln und ihren Leidenschaften nachhelfen; nicht aber die, welche aus Liebe zu ihrem Wohl ihnen sagen, was zu thun ist, und sich dem, was sie nicht thun sollen, entgegensezen; die Jugend liebt die Schmeichler und entfernt ihre wahre Freunde von sich. Diese Gewohnheit verliert sich nicht sehr am Hof, und bey den Infanten Frankreichs. Nimm dich in Acht, nicht das nehmliche zu thun; sondern die zu ehren, welche dir rathen, deine Handlungen durch die Vernunft zu leiten, und deine Leidenschaften der Rechtschaffenheit zu unterordnen; Fehler der Schwäche zu verhüten, welche uns die beste Zeit unsers Lebens, von achtzehen biß fünf und zwanzig Jahren ohne Ueberlegung zuzubringen verleiten, und unsere ganze Aufführung zwekloß dem bloßen Ungefähr überlassen.

Ich

Ich hatte dem König von Navarra nichts beſonderes zu danken. Dennoch wurde ich deswegen beneidet. Ich widmete mich ſehr emſig den Geſchäften, gab mir Mühe, überallher Nachrichten zu erhalten, und in meinem Hauſe rechtſchaffene und verſtändige Leute zu ſammlen, welche bey den Gemeinden in einigem Kredit ſtünden. Wo ich Diener des verſtorbenen Herrn Admirals fand, ſuchte ich ſie beyzubehalten. Ich hatte einen ordentlichen Geiſtlichen und eine förmliche Gemeinde unter meinen Hausgenoſſen. Wenn ich auſſer der Geſellſchaft des Königs von Navarra war, ich mochte über Land reiſen oder zu Hauſe ſeyn, ſo hatte ich Vergnügen daran, immer eine Frage über Theologie, Philoſophie, Politik, den Krieg, über die Kunſt wohl zu reden, oder wohl zu ſchreiben, von der Höflichkeit und dergleichen aufzuwerfen, da ich oft Perſonen um mich hatte, welche Kenntniſſe beſaßen. Dieſes hielt mich von ſchlimmen Beſchäftigungen ab, welche müſſige Seelen unternehmen, und gab mir eine Ueberſicht von den meiſten Unterredungen, in welche man ſich gewöhnlich bey Beſuchen einläßt, ſo daß ich etwas geſchiktes darüber zu ſagen wußte. Ich fand viel Vergnügen daran, zu reuten, Ringelrennen zu halten (worinn ich vorzüglich war) zu fechten, ein wenig zu tanzen; alles dies mit einem guten Gefolge, da nie weniger als funfzehn, zwanzig und fünf und zwanzig Edelleute bey mir waren, welche in allem frey gehalten wurden, und immer Kleider, welche ich ihnen gegeben hatte, trugen, nebſt einer Menge von Pagen, deren ich bis auf achzig hatte. Ich hatte von niemanden Einkünfte zu beziehen; doch machte ich nicht leicht Schulden, worüber ich mich wundere, da ich zu dieſer Stunde doppelt ſoviel durch Güter und ſchöne Beſoldungen vom Könige genieſſe, und dennoch keinen ſolchen Aufwand machen kann.

Madame, die Schweſter des Königs von Navarra, fieng an, mich ſehr gut aufzunehmen. Es war eine chriſtliche Prinzeſſin, welche damals Madame von Tignonville zur Gouvernantin hatte, eine finſtere miſstrauiſche Dame, die eine beſtändige Aufſicht über ihre Gebieterinn hatte, und nichts böſes litt noch dulden konnte. Der König von Navarra liebte ihre junge Tochter, welche ſich Navarre nannte und jezt den Herrn von Panjas geheurathet hat. Sie ſah dieſe Liebe ungern, aber ſie konnte ſie nicht geradezu verhindern, ob ſie ihr gleich alle mögliche Hinderniſſe in den Weg legte. Madame und Ich redeten oft miteinander, ſo daß ſie Zutrauen zu mir zu bekommen anfieng. Ich ſchäzte dieſe Prinzeſſin ſehr, da ſie ſehr ſchöne Eigenſchaften hatte, jung und angenehm war, ſehr gut ſang, ſehr artig auf der Laute ſpielte und einige Reime machte; ich that ihr alle Ehre an, welche ich ihr ſchuldig war, ſo daß ſie mir ihre Gedanken, ich ihr die meinigen vertraulich eröfnete. Ich ſprach nie mit ihr, als in ihrem Zimmer und vor jedermann; und da hier niemand mir vorgieng, ſo ſchien es vielmehr, daß ſie der Gewohnheit folgte, die Vornehmſten zu unterhalten, als daß ſie gerade mich aus Wahl unterhalten wollte; dies hat lange Zeit gedauert, wohl vier oder fünf Jahre; es endigte ſich, wie du hören wirſt. Der König, ihr Bruder ſah es nicht ungerne, da er nichts unanſtändiges darinne ſah, und es für ein Mittel hielt, mich deſto mehr bey ſich zu behalten, wenn ſeine Schweſter einen unſchuldigen und tugendhaften Umgang mit mir hätte.

Die Stände von Blois wurden iezt verſammelt, wo der Bruch des Edicts beſchloſſen wurde. Man ſollte zwo Heere zuſammen bringen, davon eines Monſieur, und der Herr von Mayne das andere führen ſol-

Monsieur sollte die Städte la Charité und Issoire angreifen. Man ergriff die Waffen. Der König von Navarra und die Reformirten sezten sich in Vertheidigungsstand; dieser aber war sehr schlecht. Die Städte Charité und Issoire wurden eingenommen. Ich erfuhr, daß der Herr von Vesins sich zu Bordeaux mit dem Admiral von Villars vereinigen wollte, welcher im Namen des Königs zu Guyenne commandirte. Jener zog mit vier Kompagnien Büchsenschüzen zu Pferd von Cahors ab. Ich versammelte die Garnison, und bestellte die Regimenter des von St. Maigrin, und Millac, des jüngsten vom Hause Salagnac, und sezte dem de Vesins nach. Er marschirte nach Bordeaux mit den Edelleuten, welche er hatte, und ließ in dem Ort Jergon in der Grafschaft Benauge die bemeldte Kompagnien, welche sich in der Kirche, die gut war, verschanzten. Ich schloß sie darinn ein, und fieng an, die Mauer zu untergraben, welche aber sehr gut war. Als ich sahe, daß dies einige Tage Zeit kosten würde, lagerte ich mich dabey, nur vier Meilen weit von Bordeaux; gegen unsere Gewohnheit, da wir sonst nur in den Fleken uns einquartirten. Denn da die Leute nicht durch einen Sold verbunden waren, und keine Lebensmittel und Equipage nachgeführt werden konnten; so mußten wir in den Fleken logiren, um Bequemlichkeiten daselbst zu finden. Dennoch wählten wir diesmal zu unserem Lager ein zur Schlacht bequemes Feld, auf den Fall eines Angriffs, und sezten unsere Belagerung ohne Artillerie fort. Wir hatten einige kleine Beunruhigungen. In vier Tagen ergaben sich die Belagerten, gedrängt durch unsere Untergrabung, durch welche wir uns in der Kirche einen Ausgang eröfnet hatten. Die Belagerten litten auch Mangel an Lebensmitteln und Wasser. Wir plünderten sie, nahmen von einigen Ran-

zion, und lieſſen die übrige gehen. Als ſie heraus waren, und unſere Regimenter im Feld zum Abmarſch ſich anſchikten, erſchien der Herr von Veſins mit dreyhundert Pferden an der Seite eines Walds. Die beyden Regimenter von S. Maigrin und Millac fiengen an, ihnen die rechte Hand ſtreitig zu machen. Die Obriſten wurden bis zu einigen Säbelhieben handgemein, von welchen ein Obriſter von St. Maigrin vom Ort Jonnins, Namens Carriere, verwundet wurde. Die Fahnen wurden von den Fähndrichen ergriffen, man bot einander die Spizen, und kam ins Handgemenge, indem man nicht hundert und funfzig Schritte von einander entfernt war.

Ich war bey meiner Reuterey und betrachtete den Herrn von Veſins, welcher Mine machte an uns zu kommen, als man mir die Unordnung in unſerer Infanterie ankündigte. Ich überließ die Reuter dem Herrn von Fairas mit dem Befehl, was er zu thun hätte, wenn die Feinde an ihn kämen, und ſprengte ſogleich zu meinem Fußvolk, welches ich auf einander mit mehr Herzhaftigkeit loßgehen ſahe, als ſie gegen den Feind gehabt haben würden. Ich ſtellte mich dazwiſchen, und hielt diejenige auf, welche noch mehr zu dieſer Meuterey halfen, unter welchen ich den Obriſten Carriere bemerkte, von welchem ich oben geſagt habe, daß er verwundet worden war. Ich ſezte ihm meinen Degen auf die Bruſt, und verſicherte, ich würde ihn niederſtoßen, wenn er einen Schritt weiter thäte. Ich ſagte zu Herrn Leſtelle, welcher ein Regiment von St. Maigrin commandirte: er ſollte ſtill halten. Dies that er. Plözlich ſprang ich an die Spize des Regiments Millac, welches verſchiedene von mir erwählte Obriſte hatte. Auf meinen Befehl machte es Halt. Als die Bewegung ſoweit geſtillt war,

hörte

hörte ich beyde Theile, und befahl ihnen, sich zu Rosan einzufinden, wo ich mein Quartier nehmen wollte. Dort sollte der Streit geschlichtet werden. So stillte ich diese Meuterey durch meine Sorgfalt, und dadurch daß ich mich an die hielt, welche zu dem Uebel halfen. Es ist eine gewöhnliche Maxime für solche Fälle, daß der Urheber wenige sind. Wenn man diese festhält, so bleibt die ganze Gesellschaft, welche ihnen folgt, ohne Rath und Entschluß, und man thut mit ihr leicht, was man will. Aber man muß dabey nichts zur Hälfte thun, oder die Urheber nur reizen, aber nicht packen. Ich kehrte nach Perigueux zurük, welches man mit einer Belagerung bedrohte, während es Mangel an Lebensmitteln hatte, und von Schlössern umringt war, welche das Erndten hinderten. Ich verschafte Ueberfluß. Der König von Navarra war zu Montauban, und bekam von mir Nachricht von der Belagerung von Brouage. Der Herr Prinz war zu Rochelle, und beschloß für sie zu sorgen, und eine Zurüstung von einigen Schiffen zu machen, da Brouage am Meer liegt, und einen guten Hafen hat. Er drang in den König von Navarra, die Mannschaft von Languedoc und von Guyenne anrüken zu lassen, um Rochelle zu helfen. Der Prinz hatte ausser dem öffentlichen Interesse auch sein besonderes, da er diesen Plaz aus den Händen des Herrn von Mirembeau mit sehr wenigem Recht bekommen hatte. Der König von Navarra kam nach Bergerac, und versammelte bis vierhundert Pferde und zwey tausend Mann zu Fuß, um nach Ponts zu gehen, wohin sich der Herr Prinz mit der Mannschaft von Poitou und Xaintonge verfügen sollte.

Zu Montguyon erfuhren wir, daß Brouage sich ergeben hatte; eher als man es erwartete, wegen dem

dem Tod des Herrn von Sore, welcher darinn commandirte, eines der tapferſten Männer ſeiner Zeit. Dieſer hatte einen Ausfall gethan, was in der Tranchee war, niedergeſtürzt und ſich einiger Stüke bemächtigt. Er begnügte ſich nicht mit dieſem Erfolg, ſondern verfolgte ſeinen Sieg bis zur Armee des Königs. Hier war alles in Unruhe. Sore wurde getödtet, und ſein Tod beſchleunigte die Uebergabe von Brouage an den Herrn von Mayne, welcher die Armee commandirte. Auf dieſe Nachricht kehrte der König von Navarra um, und gab dem Herrn Prinzen zu Ponts durch Herrn von la Noue Nachricht. Der Herzog von Mayne lagerte ſich bey Ponts und wurde hier angegriffen. Man lieferte einen Scharmüzel, in welchem der Herr von Geniſſac getödtet wurde. Von Montguyon ſezte ſich bey Coutras in der Vorſtadt, welche gegen Libourne liegt. Für meine Truppen ließ ich gute und wohl vertheidigte Verſchanzungen machen. Dieß geſchah in den langen Tagen. Der König von Navarra war im Haus des Herrn von Lavartin, und ich auch. Wir hörten Lerm ſchlagen, und einige Stimmen: Der Feind falle ins Quartier des Herrn von Turenne ein. Es liegt ein kleines Schloß Laubees d' Aumont, nur tauſend Schritte weit von der Vorſtadt, welche die Feinde beſezt hatten. Dieſes Schloß liegt auf der Seite des Fluſſes gegen Quitre. Aber ſie hatten gute Nachen und der Fluß war ſchmal, ſo daß viele Leute überſezen konnten. Schnell lief ich zu meinen Vorpoſten, welche ich ganz im gehörigen Zuſtand und ohne Feinde fand. Ich ſtieg auf einen kleinen Klepper, nahm acht oder zehen Büchſen-Schüzen mit mir, und wollte ſehen, ob es in Laubees d' Aumont etwas neues gäbe. Auf unſerer Seite des Waſſers gab es Weiden, wo fünf und zwanzig Büchſen-Schüzen auf dem Bauch lagen, welche nicht geſehen wer-

werden konnten. Auch der Nachen nicht, auf welchem ſie übergeſezt hatten, da er gegen das Schloß zu lag. Ich hatte ungefehr zwanzig Schritte weit von dieſen Büchſen-Schüzen auf den Bauch mich niedergelegt. Sie wollten nicht ſchießen, weil ſie glaubten, daß ich näher kommen würde, und ſie mich gefangen nehmen könnten. Als ſie mich ſtille halten ſahen, ließen ſich drey oder vier ſehen, und ſagten zu mir: ich ſollte näher kommen, um etwas, das ſie mir zeigen wollten, zu ſehen. Ich hielte ſie für Leute von den unſrigen. Da ich aber mit dem zufrieden war, was ich hatte ſehen wollen, drehte ich mein Pferd um. Augenbliklich gaben ſie auf uns Feuer, verlezten aber niemand, ob es gleich weniger als dreyßig Schritte weit war. Ich gerieth hier ohne Anlaß in eine groſſe Gefahr, wie junge Leute durch ihre Uebereilung und Unachtſamkeit ſo gerne in ſolche verfallen. Dieſe Gefahren finden ſich häufiger in bürgerlichen, als in andern Kriegen, wo auf beyden Seiten zahlreiche Armeen ſind. — Jeder bereitete ſich nun vor. Bald fiengen die Friedensunterredungen an. Herr von Montpenſier, der Biſchof von Vienne, der Marſchall von Biron, und Herr von Villeroy kamen nach Bergerac. Nach dem erſten Anfang mußte man zum König ſchiken, welcher zu Poitiers war. Ich benuzte dieſe Gelegenheit, um eine kleine Reiſe nach Turenne zu machen, und verließ den König von Navarra zu Bergerac. Ich wurde plözlich von ihm wieder verlangt, da er mir die Ehre anthat, nichts in Staatsaffairen ohne mein Gutachten vorzunehmen oder zu beſchlieſſen.

Ich reiſte von Turenne ab, und blieb ſodann bey dem Herrn von Beymac über Nacht, ich, Bouſolles, Allagnac, la Vilette und Annal, welche ich als Pagen erzogen hatte, auch Bouchant von Auvergne, alle ohne

ne Waffen, auſſer unſern Degen, alle mit ſehr ſchlechten Pferden. Nur Bouchant hatte ein kleines ziemlich gutes Pferd von Auvergne. Das meinige gieng einen ſtarken Schritt, wußte nicht umzulenken, und noch weniger zu laufen. So giengen wir ab, und machten einen Fehler wie Leute, welche ſich auf ihre Herzhaftigkeit mehr, als vernünftig iſt, verlaſſen und weniger, als ſie ſollten, Klugheit nuzen. Wir glaubten auch nicht, daß uns etwas aufſtoſſen würde. Als wir bey eine Burg, Namens la Salvetat, vorbey waren, giengen zwölf Küraſſiers und funfzehen Büchſenſchüzen zu Pferd, welche von Luneville hergekommen waren, um einige Contributionen zu ſuchen, bey eben derſelben Burg vorbey, und erfuhren von mir und meinem Zug. Sie folgten mir auf der Spur nach. Die erſte, welche ihnen begegneten, waren einige Bediente, welchen ſie einige Säbelhiebe gaben. Dies machte Lärm, ich ſchaute hinter mich, und ſahe fünf Mann in einer Linie anrüken. Einer meiner Pagen, Solognac, trug meinen Degen, welchen er mir gab. Plözlich kehrte ich zurük, ohne zu ſagen, wer mir nachfolgen ſollte, und gieng gerade auf denjenigen der Feinde loß, welcher an der Ecke zu ihrer Rechten war, um nur auf einen zu ſtoſſen. Dieſer hieß Laforce. Ich brachte ihm einen Stoß ins Geſicht bey. Plözlich nahmen mich die fünf in ihre Mitte. Ich erſchrak nicht, drängte und trieb mein Pferd und machte mir Plaz. Indeß kamen die Herrn de la Villatte und d' Annal zu mir. Ein Theil der Feinde gieng auf die loß, welche mir nicht gefolgt waren. Herr von Beynac konnte dies nicht thun, weil die Kinnkette ſeines Pferds zerbrochen war. Ein deutſcher Page, Namens Mile, welchen der Herr Herzog Caſimir mir gegeben hatte, kam zu mir voll Wunden, an welchen er auch nachher ſtarb. Wir drey blieben mit dieſen Leuten im

Hand-

Handgemenge. Wir ſuchten bey ihnen nur dieſen Vortheil, Einen zu verwunden, und ihn aus dem Gefecht wegzuſchaffen. Unſere Pferde waren ſchuld, daß, da ſie wenig Munterkeit hatten, wir bey weitem ſchlechtere Hiebe thaten, als wir ſonſt gethan hätten. La Villatte wurde zu erſt verwundet, und hernach Amal. Dem unerachtet beharrten wir feſt darauf nicht zu weichen. Endlich gieng einer, Namens le Perrier, und ich auf einander loß. Er brachte mir einen Degenſtoß in die Kehle bey, und ich ihm einen in das Haupt. Aber mein Degen war zerbrochen, und das Ende davon in einem Knochen ſtecken geblieben. So waren wir alle drey verwundet. Die beſten Leute von den Feinden waren es auch. Wir hatten alſo von beyden Seiten Luſt, aus einander zu gehen. Ich ſah Bondhante, daß er dem Exiei zu geſehen hatte, ohne zu fliehen, oder ſich darein zu mengen, und rief ihn zu mir. So giengen wir nach Mucheres, einem kleinen Ort in Boiſſile. Hier that mir mein Hieb ſehr weh, da es ohnehin der erſte war, welchen ich bekommen hatte. Ich fragte eher nach einem Geiſtlichen, als nach einem Wundarzt, fand aber weder den einen, noch den andern. Ich ließ mir eine zuſammenziehende Arzney zubereiten. Als ich die, welche bey mir waren, bekümmert ſah, weil ſie mich für tödtlich verwundet hielten; ſo zeigte ich ihnen, wie ſehr die Schule der wahren Religion mich kennen gelehrt hätte, was ſterben wäre, ob ich gleich erſt drey und zwanzig Jahre alt war. Ich genoß die Wohlthat des Todes Jeſu Chriſti und ſahe die Welt, als einen ſchlimmen Weg an, welchen ich zu Ende brächte. Mein Geiſt war ruhig. Ich tröſtete die Umſtehenden und war ganz anders als bey der Krankheit zu Montauban. Da ſonſt meine Seele vor meine Sünden bebte und der Vergebung durch das

Kreuz

Kreuz, die Macht und das Leiden Jesu Christi nicht versichert war; so kann ich in Wahrheit betheuren, daß ich jezt nur ein einziges Mißvergnügen hatte, nehmlich meine Güter, in welchen sehr viele Gemeinden vereinigt waren, meiner Schwester lassen zu müssen, welche von der Römischen Religion war. Gott beschloß hierüber anders. Plözlich schikte der König von Navarra auf erhaltene Nachricht mir seine Aerzte und Wundärzte, welche, nachdem sie mich untersucht hatten, der Meynung waren, mich nach Badefort zu führen, und der Bitte des Herrn von Saint Helmos zu folgen, welchem das Haus gehörte. Hier erklärten sie mich für sehr gefährlich krank, da sie glaubten, daß mir sehr viel Blut auf das Zwerchfell gefallen sey, welches mir einen ausserordentlichen Schmerzen an der Seite verursachte, und daß, wenn davon ein Sak sich bildete, welcher sich nicht ausleeren könnte, mein Fieber fortdauren und mich hinraffen würde.

Dies bewog sie, mir eine Oefnung in die Seite machen zu wollen. Da sie diese Operation aber doch für sehr zweifelhaft ansahen, so bedienten sie sich des Aderlassens an den Armen und Füssen, auch der Bänder und Ventosen so gut, daß nach einigen Tagen meine Wunde zuheilte. Doch hatte ich noch immer ein langsames Fieber, wurde mager, und meine Seitenschmerzen dauerten fort.

Es wurde Frieden. Der König von Navarra führte mich so schlimm, als ich mich jezt befand, nach Agen. Hier fieng man an, das Edikt festzusezen und zu vollziehen, in dem der König sagte: Diesen Frieden wolle er halten, welchen er selbst gemacht hätte, nicht aber den vorhergehenden, zu welchem er gezwungen worden wäre.

re. Noch immer in einem üblen Gesundheitszustand kam ich nach dem Gutachten der Aerzte und Wundärzte nach Turenne. Herr Joubert sagte mir besonders, wenn er mir rathen dürfte, so sollte ich Arquebusadenwasser auf die schmerzhafte Stelle nehmen. Dies that ich funfzehen Tage lang mit so viel Erfolg, daß ich verdorbenes Blut auswarf, welches mir im Leib geblieben war, und nachher nichts mehr spürte. Der Frieden wurde öfters unterbrochen durch Ueberrumpelungen von Plätzen auf beyden Seiten, am meisten auf Seiten der Reformirten, welche nicht so wohl vom König von Navarra, als von einigen andern Privatpersonen, besonders von denen von Languedoc dazu angetrieben wurden, welche ein groſses Mißtrauen gegen ihren Gouverneur, den Marschall von Anville, gefaßt hatten. Sie glaubten, daß, wenn sie nicht durch solche Mittel einige Waffen in der Hand behielten, sie sich nicht zu erhalten im Stande seyen. Ob dies gleich ohne Befehl des Königs von Navarra geschah, so wollte er sich doch nicht von ihnen losſagen, um nicht diejenige, welche ihnen zu Hülfe kamen, zu nöthigen, daß sie seine Partey verlassen, oder sich mit dem König aussöhnen müßten. Der König von Navarra hatte nicht darein willigen wollen, daß die Königinn Margarete ihn besuchen sollte, wegen der Uneinigkeit, welche sie am Hofe mit einander gehabt hatten. Sie hatte ihm verschiedenen Argwohn wegen ihres Betragens gegeben. Obgleich der König, ihr Bruder, sie nicht liebte, so schien es ihm doch eine Schande, daß er seine Schweſter vom König von Navarra gleichsam verlassen sehen sollte. Dieſer aber wurde getadelt — von einem Theil, daß er sich nicht wacker genug für die Genugthuung wegen Verletzungen des Edicts verwende, von dem andern, daß er durch das Mißvergnügen des Königs gegen seine Person

wegen seiner Schwester, der ganzen Partey einen gro-
ßen Haß zuziehe.

Der König von Navarra ließ mich, als ich zu
Turenne war, bitten, ihn zu besuchen, welches ich
plözlich that. Er stellte mir seine Bekümmernisse,
und den jezt gemeldeten Tadel seines Betragens vor,
und verlangte von mir Rath, was er zu thun hätte.
Meine Meynung war, daß man eine allgemeine Ver-
sammlung der Reformirten zusammen berufen sollte,
um nach einem gemeinschaftlichen Gutachten sich über
diese Schwürigkeiten zu entschliessen, und sich sodann
der Vorwürfe zu entledigen, welche man ihm über-
haupt machte. Der König, die Königinn Mutter,
und Monsieur unterhandelten auf verschiedenen We-
gen dafür, daß die Königinn Margarete zum König
von Navvarra kommen dürfte. Die Versammlung
wurde beschlossen. Da die Deputirten nach Montau-
ban gekommen waren, schikte der König den Herrn
von Bellieure nachmaligen Canzler von Frankreich da-
hin, um seinen guten Willen, sein Edict beyzubehal-
ten, seine Geduld, soviel Unternehmungen der Refor-
mirten gegen das Edict zu ertragen, und sein Verlan-
gen zu erklären, daß die Königinn, seine Schwester
wieder bey dem König von Navarra seyn möchte. E
wurde beschlossen, daß man von beyden Seiten De
putirte in die Provinzen schiken sollte, um die vo
beyden Seiten geschehene Verlezungen des Edicts gu
zu machen. Herr von Bellieure brachte gelinder
Erklärungen in Rükſicht auf die Königinn Margare
vom König von Navarra als vorher, da er so aufg
bracht gegen sie gewesen war, daß er selbst wege
der Sicherheit seiner Person zweifelte. Als sie si
wieder näherte, blieben die meisten von denen, welc
sonst bey ihm waren, bey ihrer Ankunft nicht; eb

so wenig nahm das Corps der Gemeinden Antheil daran, weil man glaubte, daß sie viel Verderbnis mit sich bringen, und daß der König von Navarra selbst sich den Vergnügungen überlassen, und zu den Geschäften weniger Zeit und Neigung haben würde.

Die Deputationen besänftigten ein wenig die Mißhelligkeiten, welche bald schon zu einem offenbaren Krieg ausgebrochen wären; man richtete inzwischen wenig oder gar nichts aus; denn beyde Parteyen hinderten es. Die Königinn Mutter äusserte: sie wollte kommen, und ihre Tochter mit sich bringen. Sie reiste ab, ob sie gleich vom König von Navarra nicht das Wort hatte, daß er sie aufnehmen wolle. Sie machte sich auf den Weg, bat und drohte, wenn sie ihre Tochter mitnähme und diese abgewiesen würde, so würde durch die Schande, welche man dem König und ihr anthäte, alles so verschlimmert seyn, daß sie sich an den König von Navarra allein halten, und den Genuß des Edicts denen Reformirten gestatteten, welche bey eine so schlimme Sache nicht unterstützen würden. Auch werde kein fremder Fürst sich für den König verwenden. Als dieser hievon benachrichtigt wurde, hörte er zugleich viel Murrens von den Provinzen: sie hätten die Waffen um der Religion wegen geführt, ohne diesen Grund wären sie Unterthanen des Königs; es falle ihnen sehr schwer, den König von Navarra zu verlassen, aber sie seyen dazu genöthigt, wenn die allgemeine Sache zur besondern gemacht würde. Dies machte, daß man den Entschluß änderte, und vielmehr der Königinn Mutter sagen ließ, daß sie kommen könne, und wenn ihre Tochter sich nach ihrer Schuldigkeit betrüge, alles vergangene vergessen werden sollte. Zum Ort ihrer Aufnahme wurde la Reole, als Sicherheitsstadt bestimmt, wo der Herr von Favas commandirte.

Die Königinn hatte den Marschall von Biron bey sich, welcher seine Verbindlichkeit gegen den König von Navarra sehr schlecht erkannt hatte, daß dieser den Marquis von Villars von der Lieutenantsstelle von Guyenne vertrieben hatte, um ihn darein zu sezen. Biron suchte alle mögliche Gelegenheiten zu Händeln. Bey der ersten Aufnahme gieng alles ziemlich sanft ab; dennoch blieb die Königinn Margarete bey der Königinn, ihrer Mutter, welche von da nach Port Sainte Marie kommen sollte. Der König von Navarra kehrte, von fünf bis sechshundert Edelleuten begleitet, nach Nerac zurük. Sobald die Königinn zu Port angekommen war, ließ sie es den König von Navarra wissen, und ihn überreden, die Deputirten der Provinzen zu berufen, um sich zu unterreden, und die schwankenden Dinge nach den Edicten wieder herzustellen. Der König von Navarra gieng zu ihr, da der Ort nur zwey Meilen weit von Nerac entfernt ist. Hier weigerte er sich, diesen Ort zum Ort der Versammlung anzunehmen, es wäre dann, daß die Königinn darauf Verzicht thun wollte, dabey zu seyn.

Ich habe dir erzählt, daß, nachdem ich die Waffen ergriffen hatte, man mir die Thore zu Castel-Jaloux verschlossen hatte, wo der Herr von Nosan, ein nachgeborner Sohn vom Hause Duras commandirte. Ich hatte mich entschlossen, diese Verachtung zu rächen. Der ältere Duras, der eines Tags durch Lestoure gieng, sprach mit Herrn von Lavardin und that gegen ihn über diesen Punkt einige Aeusserungen wegen meiner, welche freyer waren, als daß ich sie hätte ertragen können. Duras war bey der Königinn Mutter; ich entschloß mich ihn fordern zu lassen. Ich reiste von Nerac ab, und schikte den Herrn von Frontenac ins Port, welcher Duras dort nicht mehr fand.

Als

Als dies fehlte, wartete ich auf eine Gelegenheit, welche du künftig erfahren sollst.

Endlich wurde nach mehreren Besuchen hin und her der Ort Port verworfen, aber Nerac gewählt, um so mehr, da man Zeit nöthig hatte, um die Deputirten kommen zu lassen. Die Königinn Mutter wurde bis nach Thoulouse geschikt, um diese Städte zu sehen. Hier wurde ich auf die Nachrichten zu ihr geschikt, die der König von Navarra von den Unternehmungen bekommen hatte, welche auf die Plätze derjenigen Reformirten gemacht wurden, welche wegen Abschikung ihrer Deputirten aus den Provinzen auf die bestimmte Zeit zu Nerac sich entschuldigt wissen wollten. Als ich zu Toulouse ankam, fand ich viel Volks an der Straße versammelt, wo ich durchziehen mußte, um in das mir bereitete Logis zu kommen. Dieses aufrührische gegen die Reformirten feindseelige Volk zeigte mir, daß ihm meine Ankunft unangenehm sey, und es nicht gerne sehe, daß ich die Königinn besuchte.

Nachdem ich angekommen war, ließ ich die Königinn bitten, daß sie mir eine ihr gefällige Stunde bestimmen möchte. Sie bestimmte mir zwey Uhr Nachmittags. Ich gieng um diese Zeit zu ihr. Nachdem ich ihr meine Beglaubigungsbriefe überreicht hatte, gab ich ihr zu verstehen: daß man in Dauphiné und Languedoc verschiedene Unternehmungen auf Plätze der Reformirten entdekt hätte; daß der Marschall von Biron eine auf Perigueux vorhabe, daß die Ihm gegebene Macht, auf die Bedingungen eingeschränkt sey, welchen der König von Navarra und die Reformirte sich nie unterwerfen würden; daß wenn es ihr nicht gefiele, diesen Unternehmungen ein Ende zu

machen, und die Deputirte genugsam bevollmächtigen zu lassen, diese Versammlungen vergebens seyn würden, da der König von Navarra voraussehe, daß man einem Bruch näher als einem Vergleich wäre, worüber er, und die von seiner Partey nicht getadelt werden wollten. Dies veranlasse ihn, Ihr Nachricht davon zu geben, um Ihr Anlaß zu geben, diesem Umstand zuvor zu kommen, welcher den Mignons (so nannte man die Herzoge von Joyeuse und Espernon) die ihm bey dem König böses Spiel zu machen suchten, Gelegenheit geben würde, es zu thun. Denn anstatt daß der König von Navarra und die Königinn Ihre Tochter hätte befriedigt, und der Krieg verhindert werden sollen, seyen die Dinge in Ihrer Gegenwart nur um so mehr verschlimmert und einem gänzlichen Bruch nahe gebracht worden.

Sie sagte mir: sie könnte die Katholischen, welche man plündere und auf verschiedene Arten neke, nicht hindern, es eben so zu machen. Sie sey die Mutter des Königs, von welchem sie wohl wisse, daß er von so guter Gemüthsart sey, daß man dem König von Navarra keine schlimmen Dienste bey Ihm erweisen könnte. Um diesem allem den Weg abzuschneiden, sollte der König von Navarra Ihre Tochter wiedernehmen, und der Tag der Versammlung ohne Aufschub bestimmt werden. Dies würde allen Aufrührern, von beyden Religionsparteyen, die Gelegenheit entziehen, etwas zu unternehmen. Man müsse aber eben so gut, als wenn sie nicht gestraft worden wären, alles, was sie gethan hätten, wiederersezen. Sie wollte mich überreden, hiezu behülflich zu seyn, da ich ausserdem, was ich dem Könige schuldig wäre, verbunden sey, gegen alles, was sie angehe, Zuneigung zu haben, da ich die Ehre hätte, vom Hause Boulogne und Lo-

vergn,

vergnügt, wie sie, abzustammen. Dies sey etwas großes und viel Glük, um mich in die Nähe des Königs zu bringen, welcher mich, wie sie wüßte, liebe und schäze. Ich ließ ihr keine Zeit diese Reden fortzuführen, welche, wie ich wohl merkte, darauf zielten, mir zu einer Erhebung Hofnung zu machen, und mich von der Treue abzubringen, welche ich meiner Religion und dem König von Navarra, welcher mich gebrauchte, beweisen sollte und wollte. Ich dankte ihr unterthänigst, und bezeugte ihr, daß ich niemals unter die Leute gehören würde, welche ihr Privatinteresse zum Nachtheil ihrer Pflicht und dadurch vergrößerten, daß sie das Gegentheil von dem thäten, wozu sie sich äusserlich verpflichtet bezeugten. Hätte man sich nur erst mit den Unzufriedenen verglichen, und wäre der König von Navarra zufrieden, so würde ich alle Gelegenheiten suchen, um zu bezeugen, daß ich tüchtig und sehr geneigt wäre, ihr und dem König gut zu dienen.

Sie sagte mir: sie wollte nach Auſche kommen, und wenn der König von Navarra nahe kommen wollte, so würden sie einen Ort wählen, um einander zu sprechen. Inzwischen wolle sie schreiben, um den Lauf dieser Misvergnügten aufzuhalten, so wie sie den König von Navarra bäte, das nehmliche zu thun. Sie verlangte, ich sollte von Thoulouſe aus an die Gemeinden von Languedoc schreiben. Ich that dies mit vieler Behutsamkeit, da ich nicht wollte, daß meine Briefe dazu dienen sollten, die Reformirten sicher zu machen, und Unternehmungen gegen sie zu erleichtern. Sie sollten sich vielmehr gegen Unwissenheit oder Bosheit sicher stellen; da es leicht zu sehen war, daß der Wille der Königinn nicht sehr aufrichtig sey, auch nicht so gut befolgt werde, daß es nicht nöthig schie-

ne, ſich in Acht zu nehmen. Sie ſchikte mich mit der Zuſicherung ab, daß man ſich verſammlen wollte, und daß man zu Auſche Ort und Tag dazu beſchlieſſen könne. Sie bitte auch, man möchte die Deputirte ſchnell rufen, damit ſie zum König bald wieder zurük kommen könnte.

Ich gab dem König von Navarra von allem, was vorgieng, von einer Stunde zur andern Nachricht. Auf meine Nachrichten rükte er nach Leyteure vor, wo ich ihn beſuchte, und ihn von meiner ganzen Negociation Rechenſchaft gab. Hierauf beſchloß er ſich Auſche zu nähern, wenn er erführe, daß die Königinn Mutter dort wäre. Als er ihre Ankunft erfuhr, gieng er in das Haus des Herrn von Roquelaure, welches nicht weit von Auſche liegt. Als er hier die Ankunft der Königinn erfuhr, entſchloß er ſich, dahin zu gehen, ziemlich leichtſinnig, wenn man bedenkt, welche Gründe er zum Mißtrauen hatte. Auſche iſt eine kleine Stadt, welche faſt ganz von Prieſtern bevölkert iſt. Der Marſchall von Biron war dahin gekommen, um die Königinn zu beſuchen. Wir kamen Nachmittag zu Auſche an, wo wir die Königinn nicht fanden, welche in Geſellſchaft des Marſchalls von Biron und anderer Perſonen von Stande zu einem Vogelbauer voll Turteltauben gegangen war. Wir fanden die Königinn Margarete und die Prinzeſſinnen. Der König von Navarra und die Königin grüſten einander, und bezeugten einander mehr Vorbereitung zu einem Vergleich, als da ſie einander ſonſt geſehen hatten. Es kamen Violinen; wir fiengen alle an zu tanzen.

Der Tanz währte noch fort, als der junge Armagnac ankam, der von Nerac abgereiſt, und zum König von Navarra abgeſchikt war, um ihn

zu

zu benachrichtigen, daß in der vorigen Nacht la Reole, eine der Sicherheitsstädte, von der Seite des Schlosses her überrumpelt worden war. Er brachte seine Bothschaft dem König ins Ohr, welcher mich plözlich rief. Die erste Frage war: ob wir stark genug wären, uns der Stadt zu bemächtigen. Man urtheilte: nein! Ich sagte plözlich, daß wir hinauszehen müßten, und daß wir uns mit Recht des Marschalls von Biron und anderer vorzüglichen Personen, welche bey der Königinn waren, bemächtigen könnten, um la Reole wieder zu bekommen. Wir nahmen Abschied von der Gesellschaft, welche unsere Abreise schneller fand, als sie sich versprochen hatte, und Erstaunen darüber bezeugte, da sie die Ursache davon nicht wußte. Dies alles beschleunigte unsere Abreise, indem wir alle Reden und Thaten deren in Ansehe für eine angelegte Reihe von Absichten gegen uns erklärten; wie es gewöhnlich geschieht, daß, wenn man etwas zu unternehmen hat, wo Gefahr dabey ist, jede Bewegung auf Vereitlung unserer Absicht zu zielen scheint.

Als wir ausser der Stadt waren, wurde mein Antrag vorgeschlagen, aber nicht befolgt, weil sich Gefahr dabey fand, da der Marschall gut beritten war, und Menschen genug bey der Hand hatte, um den Streit zweifelhaft zu machen. Ueberdies schien es, man würde die Königinn dadurch beleidigen, da es den Schein hätte, als ob sie noch nichts von dem Vorgang wüßte. Wenn das wäre, so würde sie la Reole wieder zurük geben lassen. Wir könnten uns von Fleurance Meister machen, welches auf unserm Weg lag, und von Leytoure. Man mußte zu diesem Endzwek die Quartiermeister voranschiken und sie von einem Theil der Garden begleiten lassen, damit sie uns ein Thor bewachen könnten; der König sollte der Kö-

niginn entgegen gehen, um ihr seinen Unwillen, und zugleich seinen Respekt zu bezeugen. Dies bringt gewöhnlich Verachtung hervor, da man glaubt, daß es nicht so wohl von gutem Willen herrühre, als weil man es nicht anders machen kann, besonders wenn man sich nicht vieler solcher Höflichkeiten erinnern kann.

Als die Königinn uns begegnete, und der König von Navarra sie anredete; erstaunte sie sehr, und mit Recht. Da sie nicht wußte, was wir thun würden, machte sie eine Menge Worte, um uns Genugthuung zuzusichern. Der Marschall von Biron war der Urheber des Unternehmens. Er wurde vom König von Navarra nicht geliebt, und traute mir nicht, indem er glaubte: ich wisse, daß er die Königinn Mutter dazu gebracht habe, alle Schritte des Königs von Navarra, welche ihr nicht gefielen, mir zuzumessen. Er trennte sich von den Wagen, entfernte sich vom Weg, redete mit einigen von den unsrigen, rechtfertigte sich, und versprach, alles mögliche zu thun, um diesen Plaz ihnen wieder herzustellen. So trennten wir uns, und konnten erst Nachts um drey Uhr zu Fleurance ankommen. Nach Ankunft der Quartiermeister warfen sich einige von der Stadt in ein Thor, wo zwey Thürme sind, und fiengen an, einige Verschanzungen zu machen. Als wir abgestiegen waren, gieng der Officier der Garden des Königs von Navarra, Namens St. Martin aus, um eine Runde zu machen. Als er zur Rechten jenes besezten Thors kam, fragte man ihn, wer er wäre. Im nehmlichen Augenblik fielen gute Büchsenschüsse. Er blieb dort und gab dem König Nachricht, welcher mir nachzusehen befahl, was es wäre.

Ich redete mit den Einwohnern, um den Grund, warum sie sich an dieses Thor gezogen hätten, zu erfahren,

fahren, da alles in Ruhe wäre, und da wir so eben die Königinn verlassen hätten, welche wir in wenigen Tagen wieder besuchen sollten. Sie liessen uns merken, daß sie andere Nachrichten hätten: sie würden nicht ohne Befehl von da, wo sie jezt wären, abgehen. Ich ließ dem König ihre Antwort sagen, fieng an, sie anzugreifen, und nöthigte sie, ihre Verschanzungen zu verlassen. Als sie sich in die Thürme zurükgezogen hatten, sahen sie sich in Gefahr des Feuers und der Untergrabung. Sie ergaben sich, und wir erfuhren, daß, sobald wir die Königinn verlassen hatten, ihnen befohlen worden war, uns das Thor zu verschliessen. Da aber die Quartiermeister schon darinn waren, so hatten sie nicht gewagt, diese zum Weggehen zu nöthigen. Wir legten Besazung ein, und giengen nach Nerac, wo die ganze Negociation durch Hin- und Herschiken abgethan wurde, um la Reole wieder zu bekommen. Endlich wurde beschlossen, daß es den Reformirten wieder gegeben, aber der Herr Dussac das Gouvernement davon erhalten, und der Herr von Favas nicht wieder dahin kommen sollte. Als man hierüber einig war, beschloß man die Deputirte zu berufen, und schikte überall hin. Die Provinzen schikten sich dazu an, und versammelten sich, um Deputirte nach Nerac zu schiken. Reole wurde in die Hände Dussacs wieder zurükgegeben, welcher gewonnen wurde, nach einigen Monaten die Religion verließ, und im folgenden Krieg diesen Plaz gegen die Reformirten behauptete, zum Nachtheil seiner Seele und seiner Ehre, da er seinem Versprechen zuwider handelte.

Man hielt Conferenz, und beschloß in derselben die Artikel, welche die Conferenz von Nerac hiessen. Die Königinn reiste ab, und gieng nach Agen, wo

der

der Herr von Duras ſie beſuchte. Dies wußte ich, und reiſte von Nerac vor Tagesanbruch ab, und blieb Agen gegen über, auf der Seite von Nerac. Von hier aus ſchikte ich einen Edelmann an den Herrn von Duras, ihm den Ort zu ſagen, wo ich ihn mit einem Degen und Dolch erwarte, um von ihm Rechenſchaft über die Worte zu bekommen, welche er von mir geſagt hätte. Die Botſchaft wurde gut ausgerichtet, aber kurze Zeit hernach wurde Duras arretirt. Ich erfuhr dies erſt nach mehr als zehen Stunden, da es den ganzen Morgen unaufhörlich geregnet hatte. Als ich davon benachrichtigt wurde, ſtieg ich zu Pferd, und ritt nach Nerac, wo der König von Navarra bereit war, zu Pferd zu ſteigen, um meine Neuigkeiten zu erfahren. Es war die Frage davon, von ſeiner Seite und von Seiten der Römiſchcatholiſchen und Reformirten zur Ausführung die ausgemachten Punkte zu bringen. Der König van Navarra wollte, daß ich dieſen Auftrag in ganz Guyenne auf mich nehmen ſollte. Nachdem ich ſeine Befehle erhalten hatte, gieng ich nach Agen, die Königinn zu beſuchen. Ich nahm dieſen Auftrag ungern auf mich, da ich wußte, daß es nur verhaßte Streitigkeiten geben würde, weil es in ſolchem Fall faſt unmöglich iſt, beyde Theile zu befriedigen, und man meiſt ſie alle unzufrieden laſſen muß. Ueberdies zeigte ſich keine Gelegenheit, wo man angeſtellt werden könnte. Und ein junger Mann, der zu etwas gelangen will, muß doch immer ſuchen, nie müſſig zu bleiben.

Als ich zu Agen war, verglich die Königinn den Herrn von Duras und mich, indem ich durch die Herausforderung Genugthuung bekommen hatte, da keine beleidigende Aeuſſerungen dabey vorgekommen waren. Allein als man wegen der Art der Vollziehung der Artikel arbeitete,

tete, und ſchon einige Tage verſtrichen waren, kam der Herr von Duras zu mir in mein Haus. Ich nahm ihn mit Ehre auf, wir näherten uns einem Fenſter, und zogen uns von dem Haufen der vielen Edelleute, welche in meinem Zimmer waren, zurük. Er ſagte mir: ſein Bruder von Roſan ſey gekommen, und wenn ich mit ihm ſprechen wollte, ſo wollte er ihn hinkommen laſſen, wohin ich wollte. Ich ſagte ihm: ob ich gleich Abhaltungsgründe hätte und öffentlicher Geſchäfte wegen da wäre, ſo verbände mich doch ſeine Nachricht, ſein Anerbieten zu benuzen und ich würde mich auf den folgenden Tag am Ende des Steinwegs einfinden. So nennt man den Plaz zwiſchen der Stadt, und dem Fluß Garonne, auf der Seite, welche zum Graben führt. Auf einem Stumpfſchwanz mit einem Degen und Dolch bewafnet würde ich mich einfinden. Sein Bruder und ich würden uns alsdann Satisfaction geben. Er ſagte mir: er wollte von der Partei ſeyn. Ich weigerte mich dagegen; er ſtritt mit mir darum. Ich kam dahin überein, einen Freund mitzunehmen und fügte bey: es habe niemand unſer Vorhaben gehört, und von meiner Seite würde mich nichts abhalten. Wir gaben einander guten Abend, und ich begleitete ihn bis auf die Straße. Nachdem ich wieder in mein Zimmer gekommen war, grüßte ich jedermann und ließ den Baron von Salagniac aufſuchen. Dieſem erzählte ich, was ſich zwiſchen Duras und mir zugetragen hatte, und bat ihn, mir beyzuſtehen; welches er gerne annahm. Wir ſahen noch unſern Degen und Dolchen, und nahmen jeder einen drey Fuß langen, wie wir gewöhnlich die Degen truzen, und auch zwey Dolche; denn damals war dieſe ſchändliche und ſchimpfliche Gewohnheit noch nicht, welche nachher eingeführt worden iſt, Degen von fünf oder ſechs Fuß, und Dolche mit Coquillen

in die Duelle zu nehmen. Dies gethan, trennten wir uns.

Morgens, noch vor Tag, kam er zu mir. Nachdem wir die Spizen unserer Degen geschliffen hatten, entschlossen wir uns, gegen die, mit welchen wir zu thun hätten, uns der Höflichkeiten zu bedienen, wozu wir Gelegenheit hätten. Ich nahm ein ausgezaktes Wamms, welches ein Fehler war, weil man die Handhaben des Dolchs oder Degens leicht darein verwikeln kann. Als der Tag angebrochen war, nahmen wir jeder einen Courtaut und Sporne an unsere seidene Stiefel, und liessen uns einen kleinen Lakayen nachfolgen. Wir giengen zum Thor Duxin hinaus, und begaben uns an den bestimmten Ort. Hier blieben wir bey zwey Stunden. Endlich sahen wir die beyden Brüder auf zwey spanischen Pferden daher kommen, ganz gegen das, was sie beschlossen hatten. Sie näherten sich uns, und wollten absteigen. Ich sagte ihnen: laßt uns weiter gehen; hier laufen Leute hinter uns, welche uns trennen würden. Wir galoppirten ungefehr zweyhundert Schritte, begierig, ins Handgemenge zu kommen, da wir befürchteten, man möchte von der Stadt aus herbeylaufen, und wir gehindert werden. Ich hielt stille, stieg ab, und der Baron neben mir; wir liessen unsere Sporne abnehmen, und beteten zu Gott. Sie stiegen auch ab. Duras kam herbey, um nach uns zu sehen, wir waren beyde ganz frey gekleidet. Man konnte uns durch die Oefnungen unserer Hembder bis auf die Haut sehen. Sie waren es nicht, sondern hatten nur einige Knöpfe aufgeknöpft. Als Duras nach mir sah, legte ich ihm die Hand auf das Wamms und sagte ihm: er hätte doch keinen Panzer an. Denn ich hielt ihn zu sehr für einen Mann von Sitten. Eben dies sagte ich zu seinem

ſeinem Bruder, welcher zehen oder zwölf Schritte von mir entfernt war. Ich ſahe, daß er Sporne anhatte und ſagte ihm: er ſollte ſie abnehmen, da ſie ihn fallen machen könnten; welches er auch that. Duras ſagte mir, was ich von ſeinem Bruder zu verlangen hätte? Ich antwortete: wir wären nur hier, um uns durch die Waffen zu belehren. Wir nahmen dieſe zur Hand, und giengen auf einander loß. Ich gab ihm Stöſſe, welche ich für durchdringend hielt. Er verwundete mich ein wenig in die linke Hand. Er fiel, ich ließ ihn aufheben. Ich wollte zum vollen Schlagen kommen, und gieng auf ihn loß. Ich ſtieß mit meinem linken Arm auf die Spize ſeines Degens, und verwundete mich. Als ich ihn über ſechzig Schritte getrieben hatte, hörte ich den Baron von Salagniac zum älteren ſagen: nehmen ſie einen andern Degen. Jezt kamen neun oder zehn von den Leuten des von Duras dazu, welche von hinten und vornen auf mich herfielen, ſo daß ſie mir acht und zwanzig Hiebe gaben, wovon zwey und zwanzig mir Blut nahmen, und die übrigen auf meine Kleidung fielen. Ich fiel nicht, ließ auch meine Waffen nicht fallen. Als ſie genug auf mich loßgehauen zu haben glaubten, lieſſen ſie mich. Es kamen einige Leute von der Stadt, auch der Gouverneur ſelbſt, Herr von Leſſignan, welcher mich zurükführte. Als man unterſucht hatte, wurden meine Hiebe ohne Gefahr befunden. Der König von Navarra kam den folgenden Tag um mich abzuholen. Die Königinn beſuchte ihn hier. Er bezeugte einen ſehr lebhaften Unwillen über die Falſchheit, womit man mir begegnet hatte. Ich gieng nach Nerac, und wurde hier bald geheilt. Nichts kann unter den Handlungen unſers ganzen Lebens ungerechter gegen Gott, oder ſo beleidigend gegen die Regenten ſeyn, als ſolche Kämpfe, in welchen wir

Mör-

Mörder unſerer Feinde, oder unſerer ſelbſt, ja oft beyder werden. Wir nehmen dabey uns heraus, über unſer Leben zu gebieten, welches uns nicht frey ſteht, ſondern von den Befehlen unſerer Regenten abhängt, wo wir es zur Vertheidigung unſers Vaterlands und in ſeinen Streitigkeiten gebrauchen. Blos die Phantaſie macht die Beleidigung, und indem wir unſere Ehre durch die bloſſe Einbildung, ſey es unſere eigene, oder die Einbildung anderer, beleidigen laſſen, und ihr Genugthuung verſchaffen wollen, beleidigen wir Gott und unſern Fürſten; ſezen auch unſere Ehre ſelbſt in Gefahr, da die Entſcheidung der Waffen nicht immer für den ausfällt, der die beſte Sache hat, und der Erfolg oft dagegen läuft. Ueberdies ſezen wir unſer Leben und unſer Vermögen aufs Spiel.

Darum, mein Sohn, wenn auch das Edict, welches jezt über dieſen Punkt beobachtet wird, alsdann nicht mehr beobachtet werden ſollte, wann du das Alter haben wirſt, Waffen zu tragen; ſo iſt dies mein Befehl, Bitte und Rath an dich: alle Gelegenheiten zu Streitigkeiten zu vermeiden. Nimm dich in Acht, niemand zu beleidigen, führe dich unter Leuten von deinem Alter, und bey allen andern beſcheiden auf, um ihnen nichts zu ſagen, was ſie beleidigen könnte. Hüte dich zu ſpotten, denn Spötterey erwekt oft Händel. Enthalte dich der Spiele mit den Händen, welche gemeiniglich unter den beſten Freunden Beleidigungen verurſachen. Wenn man dich beleidigt, ſo nimm es nicht leicht auf, ſondern biete alles auf, um deine Ehre und Reputation zu erhalten. Hat man einmal dieſer Abbruch thun laſſen, ſo ſind bey Leuten von deinem Stande alle andere Tugenden unnüz, und man wird unfähig, jemals in ſeinem Stande ſich hervorzuthun, beſonders bey den Franzoſen, wo die Tapferkeit

pferkeit ſo gemein iſt, daß wer ſie nicht hat, keines Lobs und Verdienſtes würdig ſcheint. Aber wenn du weiſe und vorſichtig biſt, ſo wirſt du mit einer ehrbaren wohlanſtändigen Geſellſchaft leben, welche dich von Streitigkeiten abhalten wird. Du wirſt dein Leben nie aufs Spiel zu ſezen haben, dir bey dem Dienſte Gottes und deines Königs Ehre erwerben, und deine Herzhaftigkeit durch Verachtung der Gefahren beweiſen. Und wenn du in ſolchen Actionen Wunden oder den Tod finden ſollteſt, ſo wirſt du es an einem Ort gefunden haben, wo man es ſuchen muß, und bey deinen Schmerzen, oder bey deinem Tod die Beruhigung haben, daß deine Ehre dadurch gewachſen, und das Andenken davon bey denen, welche dich überleben, gut ſeyn wird.

Ich habe dieſe Abſchweifung gemacht, da dies die wichtigſte Handlungen ſind, welche ſich im Lauf des Lebens uns zeigen können.

Die Königinn Muter hatte Langweile. Sie hatte ihren Tractat gemacht, welcher ihr hinreichend zu ſeyn ſchien, um die ganze Welt beym Ende ihrer Reiſe zufrieden zu ſtellen, und glaubte ihre Tochter mit dem König von Navarra wieder verglichen zu haben. Dennoch ſah ſie wohl ein, daß dieſe Dinge nicht von Dauer wären. Sie reiſte ab und kam nach Toulouſe und nahm von da ihren Weg durch Caſtelnaudari, gegen das untere Languedoc, wo der König von Navarra ſie beſuchte, und ſie mit Zuneigungsbezeugungen von einander Abſchied nahmen. Wir kehrten nach Nerac zurük; man verfolgte die Vollziehung der Edicte, und die Conferenz von Nerac. Hier wurden mehrere Dinge von beyden Seiten aus der Acht gelaſſen, ſelbſt in Languedoc, wo einige klei-

ne Pläze, welche die Reformirten beſezten, nicht abgegeben wurden, wie ſie hätten ſollen. Auch von Seiten der Catholiken fielen verſchiedene Verſäumniſſe bey Vollziehung der Conferenz vor. Beyde Theile waren immer parteyſüchtig, und erhielten ſich gerne durch Ungehorſam einige Waffen in der Hand; welches auf beyden Seiten das Mißtrauen nährte, und fortſezte. Der Herr Marſchall von Anville zeigte, daß er ſich vom König von Navarra trennen wolle. Die Reformirten in Languedoc rüſteten ſich, und Herr von Chaſtillon, der Sohn des in der Bartholomäusnacht verſtorbenen Admirals, um ſie unter dem König von Navarra zu commandiren. Als der Argwohn wuchs, hielt man eine allgemeine Verſammlung der Reformirten zu Montauban, wo man den ganzen Körper in eine engere Verbindung ſchloß. Um der Befehle und Entſchließungen gewiß zu ſeyn, da das Ganze ſich nach einerley Berathſchlagung richten müßte: zerbrach man einige Wappen-Schilde, von welchen alle Hälften unter den Händen des Königs von Navarra blieben, und die übrige dem Herrn Prinzen, und jedem von uns, den vornehmſten der Partei, und jeder Provinz gegeben wurden, um ſie in den Händen weniger auserwählten Leute zu bewahren, und ſofort zu befehlen, was ſie zu thun hätten, wenn man ſie von einer allgemeinen Entſchließung benachrichtigte. Wir hielten uns einige Zeit zu Montauban auf, jeder ſchikte ſich an, ſich zu einer neuen Bewegung vorzubereiten und die Pläze kennen zu lernen. Der Herr Prinz beſchloß, ſich im Gouvernement der Picardie wieder feſtzuſezen, da er glaubte, daß er es durch Ueberrumplung des Plazes thun müßte, aber auch daß, wenn er es gethan hätte, nur eine groſſe Bewegung den König abhalten würde, ihn anzugreiffen. Wenn er nicht ſonſt abgehalten würde, ſo würde er eine Unternehmung auf

la Fere wagen können. Auch wir wurden durch verschiedene Unternehmungen zum Nachtheil der Edicte einigermaßen gereizt, hatten aber ausserdem auch Lust, die Waffen zu führen. Der Herr Prinz beschloß also seine Abreise von St. Jean mit fünf oder sechs Mann. Sie hatten ihre Bärte und Haare gefärbt, und Pflaster auf dem Gesicht, um sich unkenntlich zu machen. Er gieng mit der Post, nahe an Paris vorbey, begab sich nach la Fere und bemächtigte sich dieses Plazes. Der Herr Prinz, welcher zu la Fere war, schikte zum König, ihn von seiner Ankunft zu benachrichtigen und sich entschuldigen zu lassen, daß er diese Unternehmung ohne seinen Befehl wegen der Besorgnis gewagt hätte, seine Majestät möchte den Ueberredungen des Herrn von Guise mehr als seinen Bitten folgen. Er wäre aber nicht da, um wieder eine Aufwieglung zu machen, sondern um alles zu thun, was Er ihm befehlen würde. Ueber diese Art, den König hinzuhalten, hatte er mit uns berathschlagt. Der König, statt sich zu ärgern, fieng an mit dem Prinzen zu tractiren, um die Autorität festzusezen, welche er in seinem Gouvernement haben und ausüben könnte. Hierauf traute der Prinz und da er glaubte, die Ergreifung der Waffen würde nur seine Einrichtungen hindern, schikte er zum König von Navarra, um ihn von Ergreifung der Waffen abzuhalten. Da der Tag bestimmt war und jeder schon eine Bewegung gemacht haben konnte, welche schwer gut zu machen gewesen wäre, und nur ein Theil der Gründe zu Ergreifung der Waffen vom Prinzen abhieng; so ließen wir ihn wieder wissen, daß die Sachen schon zu weit vorgerükt wären, als daß sie jezt noch aufgehalten werden könnten. Wir kamen nach Montauban zurük, von wo aus der König von Navarra nach Agen abreiste, und mir das Commando über Oberlanguedoc gab.

Ich nahm Abſchied von ihm. Mehrere verwunderten ſich darüber, wie ich Oberlanguedoc annehmen und die Lieutenantsſtelle in Guyenne fahren laſſen könnte, wo ich ſo lange commandirt, und mir einen großen Credit erworben hatte. Ich verlangte eine Bedienung, wo ich allein wäre, damit alles, was ich darinn gutes oder böſes ſchafte, mir zugerechnet würde, da ſonſt gewöhnlich das Lob großer Handlungen vom Oberhaupt für ſich genommen wird und die Untergeordneten ſehr wenig davon erhalten. Auſſerdem hatte ich noch einen Grund mich vom König zu entfernen, nehmlich um mich von ſolchen Leidenſchaften zu entfernen, welche Seele und Körper in Schande und Schaden bringen, wogegen Gott uns beyſteht, wenn wir uns immer mächtig genug erhalten, um für unſern Nuzen zu ſorgen, und die Gelegenheiten ergreifen, welche uns vom Böſen entfernt halten. Ehe ich abreiſte, hatten die Catholiſchen die Stadt Soraze durch Ueberrumplung eingenommen, welches jedermann in Beſtürzung geſezt hatte, ſo daß ich, ehe ich zu Puylaurens ankam, wo ich mich hinbegab ſehr Gefahr lief. Hier beſuchten mich die Deputirten der Städte von Lauraguais mit den vornehmſten Edelleuten und bezeugten eine große Freude über meine Ankunft und gelobten, daß ſie mir zu gehorchen hätten. Von da gieng ich nach Caſtres. Man ergriff die Waffen. Ehe man etwas unternahm, glaubte ich, müſſe man eine Ordnung in den Finanzen, in den Waffen und in der Polizey machen. Dies veranlaßte mich, eine Verſammlung der von meinem Gouvernement abhängigen Städte, des Adels und der Geiſtlichen zu Caſtres zu veranſtalten. Als wir hier verſammelt waren, machte ich von der Urſache zu Ergreifung der Waffen einen Vortrag. Sie müſſe ihnen beſſer, als allen andern bekannt ſeyn, da dieſe

Pro-

Provinz darauf gedrungen hatte; daß ich geſchikt worden ſey, ſie ihrem Verlangen zu folge zu commandiren. Bey dieſem Commando würde ich die öffentliche Geſchäfte weiter zu bringen, ſie vor Schaden von Feinden zu behüten, und Ehre zu erlangen ſuchen. Um dies zu thun, müſſe eine Ordnung feſtgeſezt werden, nach welcher unſre Kriegsleute, welche unterhalten würden, in Kriegszucht und Gehorſam leben könnten, da ſie zur Bewachung der Pläze und im Felde nothwendig ſeyen, ſo wohl um etwas unternehmen, als um ſich den Feinden entgegen ſezen zu können, welche, wie ſie wüßten, weit ſtärker, als wir wären, auch mehr Mittel und Menſchen hätten. Ich gieng von der Verſammlung ab, um ſie frey zu laſſen, damit ſie ihre Stimmen ſammlen könnten. Kurz hernach ſchikten ſie in mein Haus zween von jedem Korps zu mir, um mir zu danken, daß ich größere Bedienungen verlaſſen hätte, um ſie zu commandiren. Sie wollten meinem Rath folgen, und die Mittel, welche ſie hätten, je nachdem ich es für nöthig halten würde, eintheilen. Sie bäten mich, mich auf den folgenden Tag am Ort der Verſammlung einzufinden, um den Vorſiz daſelbſt zu haben, und alle Geſchäfte auszumachen.

Am folgenden Tag zeigten ſie mir alles, worauf ſie ſich zu Beſtreitung aller Unkoſten verlaſſen könnten. Ihre Einnahmen waren von drey Quellen abhängig, nehmlich von den Auflagen in Form einer Steuer, welche auf jedes Burgermeiſteramt fielen, deren einige gewiß waren, und den Reformirten zugehörten, die andere aber zweifelhaft weil ſie ganz oder zum Theil zum catholiſchen Amt gehörten. Die andere Art waren von den Kirchengütern und die dritte: Güter der Römiſchcatholiſchen, mit welchen man kriegte. Als man das Ein-

kommen geschäzt hatte, überlegte man, wie viel jed
Diöceſe Pläze hätte, welche es mit uns hielten, un
was ſie für Beſazungen brauchten, ſo wohl um ſi
vor Ueberrumplungen zu ſichern, als um zu verhin
dern, daß die Beſazungen der Feinde nicht ihren L
bensunterhalt, Handel und andere Freyheiten ſtö
ten. Als dieſer Aufwand beſonders berechnet wo
den war, bedachte man, was übrig bliebe, um b
mir einige Mannſchaft zu unterhalten, welche n
aus achthundert Mann zu Fuß, hundert Pferden u
funfzig Büchſen-Schüzen von meiner Garde beſtun
Hiebey waren noch etliche Forts, um ſich dreyer K
nonen zu bedienen, welche in der Provinz war
Was andere unvermuthete Einnahmen betraf, ſo ſo
ten dieſe zu unverhoften und ungewiſſe Auslagen
gewandt werden. Als dies beſchloſſen war, gi
man auseinander.

Ich fand um die Stadt Caſtres acht oder z
feindliche Beſazungen, wie la Bruyere, wo der H
von la Croiſette, Lieutenant des Herrn von Anville, c
mandirte; Villemur, Soucelle St. Malins, und
nige andere. Die entfernteſte davon war zwey M
len weit. Ich war ſehr ſorgfältig, einen guten
fang zu machen, um den unſrigen eine gute Meyn
von mir und den Feinden Furcht beyzubringen.
iſt im Krieg ſehr vortheilhaft, ein gutes Vorur
von ſeiner Tapferkeit und Aufführung zu erwe
Von allen feindlichen Beſazungen, hatte die i
Bruyere die meiſte, beſte, und am beſten comm
dirte Leute. Nachdem ich die Zugänge dahin gut
te beobachten laſſen, und ihre Art, bey entſtande
Lerm auszufallen, bemerkt hatte, erfuhr ich, daß
hohler Weg ziemlich nahe bey der Stadt ſey, in
chem man auflauren könne, ohne daß die Schil

che vom Glokenthurme der Stadt den Eingang in dieſen hohlen Weg ſehen könnte, und daß ſie bey entſtehenden Unruhen hurtig und in Unordnung auszuziehen pflegten. Dies war durch mehrere kleine Streifereyen von wenigen Leuten, welche ich am folgenden Tag bey ihren Thoren hatte machen laſſen, erprobt worden. Ich zog mit zweyhundert Mann zu Fuß, achzig Pferden und meinen Garden von Caſtres hin, um mich in dieſen Weg zu verſteken, und gab dem Herrn Boiſſelin meinem Lieutenant zwanzig Pferde, um ans Thor der Stadt anzuſprengen. Sobald ſie ſehen würden, daß ſie herauskämen, ſolle er ſich ſo zurükziehen, als ob er nirgends mehr als zu Caſtres Hülfe hofte. Den Weg ſeines Rükzugs ſollte er durch einen Ort nehmen, welchen ich ihm ſagte, und welchen ich von dem Ort aus, da ich mich verſtekt hatte, ſehen konnte.

Wir machten uns auf den Weg, alles gieng nach der gegebenen Ordre von ſtatten. Wir waren in unſerem Hinterhalt, Boiſſelin kam an das Thor, die Feinde brachen heraus, die Kavalerie, welche wohl aus ſechzig Pferden beſtand, vertrieb die unſrigen, ohngefehr zweyhundert Mann zu Fuß folgten ihr nach, ſie giengen an unſerem Hinterhalt vorbey, die Infanterie aber, welche ihnen auf einem andern Weg nachfolgten, merkte denſelben. Als ich dies ſahe, kam ich vom Hinterhalt hervor, und ſchnitt die Kavalerie zwiſchen der Stadt ab. Die meiſte davon tödteten wir, oder nahmen ſie gefangen, verfolgten hierauf die Infanterie, von welcher uns nur wenige blieben, da das Land voll Gräben war, welches uns hinderte, uns gut einzulaſſen, wie wir ſonſt gethan haben würden.

Dieſer erſte Streich nüzte mir dieſen ganzen Krieg über, bey den Unſrigen und bey den Feinden. Eini-

ge Monate vergiengen, ohne daß was merkwürdiges vorgefallen wäre. Der Marſchall von Joyeuſe, welcher in Languedoc commandirte, und der Herr von Cornuſſon Landvogt von Thoulouſe verſammelten alle ihre Mannſchaft nach Carcaſſone, um Soreze wieder mit Lebensmitteln zu verſehen, welches wir durch die Forts, die wir darum hatten, wie eingeſchloſſen hielten. Sie führten drey Kanonen mit, um die gedachte Forts zu bezwingen. Soreze iſt eine kleine Stadt, am Fuß des Gebürgs au Pais Negre. Als ich von ihrer Vereinigung und von ihrem Vorhaben Nachricht bekommen hatte, ließ ich alle Beſazungen aufbieten, und beſtimme ihnen zum Sammelplaz Rauel, eine von uns beſezte Stadt, eine Meile von Soreze. Hier fand ich mich am Tage ein, da die Feinde vom Gebürg herabkamen, um nach Soreze zu kommen, wo ſie eine Ebene von einer halben Meile zu paſſiren hatten, ehe ſie Soreze erreichten. Ich rieg zu Pferd mit ohngefehr zweyhundert Reutern, ſo wohl um die feindliche Armee kennen zu lernen, als um die, welche in unſern Forts waren, zu verſichern, daß, wenn ſie angegriffen werden ſollten, ich ihnen helfen würde. Nachdem ich die feindliche Armee längſt den Gräben ihrer Stadt ſich ſtellen, und diejenige, welche in den Forts waren, in guten Umſtänden geſehen hatte, zog ich mich nach Rauel zurük. Der Obriſte Frank, welcher von Puylaurens zum Sammelplaz kam, hörte, daß ich zu Pferde ſize, und daß die Feinde nach Soreze anrüken. Er glaubte, daß ich ihn nöthig haben könnte, und gieng, ſtatt nach Rauel, gerade nach Balbauſſe, einer der Burgen, welche ich behauptete. Dies war ein mitleres Hauptgebäude von Quaderſteinen, mit Rondelen auf vier Eken und zwey kleinen Ravelinen in der Mitte von jeder Seite des Hauptgebäudes. Es gränzt an dies Haus ein Wald von Gräben eingeſchloſſen,

ſchloſſen, wie faſt alle Felder in dieſem Lande ſie haben. Als die Feinde dieſe Infanterie ſahen und durch die Tambours hörten, ſtiegen ſie zu Pferde, nahmen ihre Infanterie, und griffen die unſrige an, welche, ſtatt ſich einzuſchlieſſen, den Wald zu behaupten, ſich entſchloß. Die Feinde giengen mit ſechs oder ſieben hundert Pferden und drey tauſend Mann zu Fuß auf die unſrige loß. Weil aber die Kavalerie des Grabens wegen nicht angreifen konnte, ſo wurde der ganze Scharmüzel durch die Infanterie ausgemacht. Dies dauerte bis vier Uhr Nachts.

Ich war zu Rauel, nicht im Stand, den unſrigen zu helfen, da ich nicht mehr als zwey hundert Pferde, und ſechs oder ſieben hundert Mann zu Fuß hatte, das Land, wegen der Menge Gräben, ſehr unbequem war, und diejenige, welche zuerſt ſich geſtellt hatten, einen groſſen Vortheil über die Angreifende erhielten. Ich half den Unſrigen mit Pulver aus, welches durch einige Reuter hingebracht wurde, die mit Gefahr, doch, weil ſie die Gänge dieſes Orts wohl wußten, glüklich dahin kamen. Die Nacht trennte die Fechtende. Die Unſrige zogen ſich nahe an das Haus, lieſſen aber einige Leute im Wald, um die Feinde im Glauben zu erhalten, daß ſie ihn beſezt hielten. Die Feinde machten ihre Feuer, ſtellten ihre Wachen aus, und zeigten, daß ſie ſie angreifen wollten. Am folgenden Tag erkannten ſie ihren Fehler, daß ſie keine Artillerie mitgenommen hatten. Als die Nacht anbrach, berathſchlagte ich, was wir für die Rettung der unſrigen zu thun hätten, da ihr Verluſt für uns wichtig war, und den gröſten Theil des Landes nach ſich ziehen mußte. Wir entſchloſſen uns, alle zu Fuß von Rauel abzugehen, mit den nächſten beſten Waffen in der Hand, da unſere Infanterie damals nur ſehr wenig Piken hatte. Wir

machten drey kleine Korps von unsern bewaffneten Leuten, das meine war hundert, und jedes der übrigen funfzig oder sechzig Mann stark. Nachdem wir einige Büchsen-Schützen an unsere Eken gestellt hatten, marschirte die gröſsere Abtheilung unserer Infanterie zwischen unsern zwey kleinen Korps, welche zwey nicht viel von einander entfernte Wege genommen hatten. Diese stieſsen ziemlich nahe an dem Ort, wo wir die Feinde zu finden dachten, zusammen. Wir hatten die Unsrige nicht davon benachrichtigen können, daſs wir ihnen zu Hülfe kämen.

In dieser Ordnung kamen wir an, und fanden die Feinde zurükgezogen, ohne daſs die Unsrige Nachricht davon bekommen hatten. Wir nahmen also auch sie mit uns und lieſsen etwa funfzig Leute im Haus. Ich zog mich nach Rauel zurük, müde vom Weg, welchen wir ganz bewafnet gemacht hatten, und zufrieden den Unsrigen zum Rükzug geholfen zu haben. Am folgenden Tag stellten sich die Feinde in Schlachtordnung, lieſsen ihre drey Kanonen, auf weniger als tausend Schritte, von der Contrescarpe von Soreze her, anrüken, und fiengen an, die Pallisade und das Quartier la Borieblanque zu beschieſsen. Diejenige, welche ich darinn gelassen hatte, warfen ein wenig Erde zwischen dem Graben und Haus auf, und hielten sich darinn, um den Sturm zu verhindern, wozu sie den Feind bereit sahen, sobald die Pallisade durchgebrochen seyn und die Ruinen den Graben ein wenig gefüllt haben würden. Als ich dies Schieſsen zu Rauel hörte, rükte ich mit meinen Truppen aus und marschirte gerade auf die Feinde loſs. Da diese mich anrüken sahen, zogen sie einige Kompagnien Kavalerie zurük, welche sie auf meinem Weg hatten vorrüken lassen.. Sie machten einen Angriff, wurden aber zurük-

zurükgeſchlagen, ich marſchirte weiter, nachdem ich zwo Truppen Infanterie, von ohngefehr ſechshundert Mann, an die Spize geſtellt hatte. Die Feinde zogen ihre Artillerie zurük, und nahmen ihre Stellung auf ihrer Contreſcarpe. Ich verſuchte durch einige Scharmüzel ſie zum Vorrüken zu bringen; aber ſie wollten dies nicht. Als ich dies ſahe und die Nacht ſich näherte, unterſuchte ich, ob unſer Borie, wieder hergeſtellt, im Stand ſey, wenn wir nach Rauel zurükkehren würden und die Feinde wieder kämen, einen Angriff ohne unſere Hülfe auszuhalten. Als dies unmöglich befunden wurde, ließ ich es, mit Uebereinſtimmung der Obriſten, verbrennen. Die Feinde zogen den folgenden Tag ab, nahmen den Berg wieder ein, zogen ſich ſodann zurük und begaben ſich wieder in ihre Garniſonen.

Die von Thoulouſe, welche ſehr grauſam gegen die Reformirte geweſen waren, und glaubten, daß ihre Armee uns ganz verjagen würde, lieſſen verſchiedene Häuſer, welche den Reformirten gehörten, verbrennen. Dies veranlaßte mich, ihnen bedeuten zu laſſen, daß wenn ſie nicht ſolche Grauſamkeiten unterlaſſen, und ſich nach Kriegsmanier betragen würden, ich es eben ſo machen wollte. Als man mir eine unbefriedigende Antwort gegeben hatte, entſchloß ich mich, Grauſamkeit durch Grauſamkeit zu endigen, obgleich mehrere, deren Güter in der Gewalt der Feinde waren, meinen Entſchluß nicht billigten. Am folgenden Tag zog ich mit drey Kanonen aus, vereinigte mich mit dem Herrn Bandoue vom Hauſe Leran, welcher zu Foix commandirte, und marſchirte gegen Thoulouſe, ſchikte einige Truppen aus, welche einige, Vornehmen von Thoulouſe zugehörige Mayerhöfe verbrannten, und nahm acht oder zehen ziemlich wichtige Burgen mit meinem ſchweren Geſchüz ein,

unter

unter welchen das Haus Beauville war, welches denen von Maleres zugehörte. Hier fiel eine sonderbare aber sehr wahre Begebenheit vor. Als einige Kanonen gegen Machicolis abgeschossen worden waren, drangen unsere Soldaten, die kühnste, welche ich jemals gesehen habe, an den Fuß von drey Thürmen, welche ein Dreyek mit einander ausmachten, und wovon jeder durch einen bedekten Gang Communicationen mit den andern hatte. Die unsrige nehmen zwey davon. An dem dikſten legten ſie Feuer an. Als die Thüre verbrannt war, füllten ſie das untere Stokwerk mit Brennmaterialien in ſolcher Menge, daß, obgleich die Stokwerke ſehr hoch und gewölbt waren, die Gewölbe ſich doch völlig erhizten, und Soldaten und andere Leute, welche ſich an den höchſten Plaz zurükgezogen hatten, weder ſich ſelbſt, noch auch wir ihnen in dieſem erbärmlichen Zuſtand zu helfen fähig waren, und ſie ſich alſo elend herunter ſtürzen mußten. Ein Kind von zwölf Jahren, wie es mir nachher ſagte, hatte ſich in das zweyte Stokwerk gezogen. Als der Rauch und das Feuer ihm zuſezten, zeigte es ſich an einem Fenſter, gegen das viele Büchſen-Schüße geſchahen, von welchen zwey ſeine blaue Müze trafen. Edelleute, welche bey mir waren, machten daß nicht mehr dahin geſchoſſen wurde. Das Kind ſtieg auf das Fenſter, drehte ſein Geſicht gegen den Thurm, welcher rund war, fieng, ohne Beſorgnis an, ſich mit Händen und Füßen an den Thürm zu ſtemmen (eine ſchwache Hülfe, ohne den wunderbaren Beyſtand Gottes) ſtieg von da mehr als dreyßig Fuß weit herab, ohne zu ſtürzen und wurde von den meinigen aufgenommen, welche es zu mir führten. Als es gefragt wurde: wie es dies gemacht hätte? ſo wußte es weiter nichts, als daß es immer zu Gott gebetet habe. Ich wollte es behalten, um

es

es zu ernähren; aber es wollte nicht, sondern verlangte zu seiner Mutter, welche in einem nahen dem Graf von Cramail zugehörigen Dorfe war. Ich ließ es zu ihr führen, und gab ihm einiges Geld. Es war einäugig; ich glaube, daß es noch am Leben ist.

Hierauf zog ich mich nach Castres zurük, und legte meine Truppen wieder in Garnison. Bald darauf fieng man an, vom Frieden zu reden. Der König von Navarra ließ mich holen, da er mir die Ehre anthat, in keinem wichtigen Geschäfte ohne mein Mitwissen etwas zu beschliessen. Der Herr Bruder des Königs kam selbst nach Guyenne mit der Vollmacht des Königs, um über den Frieden mit Beyhülfe einiger Staatsräthe zu tractiren. Ich beschloß die Provinz gesichert, und mit einem guten Nachruhm von dem Dienst, welchen ich ihr gethan hatte, zu verlassen. Sie erwählten einige Deputirte, wie es in allen andern Provinzen geschah, welche den König von Navarra für ihrem Protector erkannten, um dem Tractat beyzustehen, welcher zu Coutras gemacht wurde. Eben dahin kam der Prinz von Oranien von Seiten aller Provinzen der Niederlande abgeschikt, um ihre Provinzen dem Monsieur anzubieten. Als der Friede geschlossen war, bezeugte der Prinz von Conde, Vater des jezt lebenden, sich unzufrieden, weil er glaubte, man hätte nicht genug an ihn gedacht. Er war erst aus Teutschland angekommen. In der Provinz hatte er Leute gefunden, welche seinem Mißvergnügen schmeichelten, so daß sie nicht den Frieden, sondern nur einen dem Herrn Marschall von Montmorenci, Gouverneur des Königs in der besagten Provinz, gestatteten Waffenstillstand öffentlich anschlagen lassen wollten. Monsieur und der König von Navarra, überredeten mich, dahin zu gehen, um den Prinzen zu einem Vergleich zu vermögen, und ihm die

Grün-

Gründe zu erklären, nach welchen der Tractat geſchloſſen war, wenn er ſich aber wiederſezen wollte, die Provinz zu veranlaſſen, daß ſie den Frieden annehmen möchte. Ich nahm dieſen Auftrag an, ob ich gleich viele Schwierigkeit dabey erkannte, da der Prinz bey Dingen, wo er ſich erklärt hatte, entſchloſſen und ſtandhaft blieb. Der Tractat hatte andern mehr Vortheil als ihm, und andern Provinzen mehr, als Languedoc verſchafft. Auch wußte ich, da ich immer das Unglük hatte, beneidet zu werden, daß man mir dieſen Auftrag zubereitet hatte, weil man ihn für verderblich hielt.

Das Uebel, welches ich voraus ſah, wenn dieſe Theilung der Partie lange gedauert hätte, und meine beſondere Neigung immer die Kirchen vereinigt, und gute Ruhe im Staat zu ſehen, machten, daß ich die Unterhandlung unternahm. Ich reiſte vom König von Navarra weg, zwey oder drey Tage, nachdem Monſieur und er ſich getrennt hatten. Ich machte mich auf den Weg nach Languedoc zu dem Herrn Prinzen, welchen ich zu Nismes fand, und wurde gut aufgenommen, ob man ihm gleich geſagt hatte: daß, wenn er nicht in der Bekanntmachung der Friedensartikel einwilligen wollte, ich ſie mit Gewalt publiciren laſſen würde. Dieſe Eiferſucht machte, daß man nach den Geſinnungen derer forſchte, welche ſich dagegen ſezen wollten, und die Provinz in großem Zwiſt erhielt. Ich zeigte dem Prinzen, daß ich mich ganz an ihn wende, daß ich in keiner Stadt, durch welche ich gereiſt war, etwas von meinem Auftrag erzählt hätte, welcher nur dies zum Zwek habe, ihm die Gründe zu wiſſen zu thun, welche den Tractat, ohne ihn zu erwarten, beſchleunigt hätten. Er ſey auf böſe Art eingenommen worden. Weder der König von Navarra noch andere hätten zu ſeinem Nach[illegible] ge-

heime

heime Vortheile erhalten, die ſeinigen wären denen des Königs gleich, da St. Jean eben ſo wichtig ſey als Agen. Es ſey unmöglich den Tractat zu brechen und die Trennung würde die ſchlimmſte und verderblichſte Folgen nach ſich ziehen. Der Prinz hatte zwey Secretäre, la Huguerie und Sarazin. Der erſte war ein ſehr ſchlimmer Menſch, und hatte, wie er im folgenden Theil ſeines Lebens gezeigt hat, Abſichten auf den Sturz des Staats. Dieſe machten dem Prinzen Hofnung, wenn er den Frieden nicht annehme, Oberhaupt der Partei zu werden, und trieben ihn zu ſehr ſchlimmen Maasregeln an. Sein gutes und ſonſt zur Liebe des Staats geneigtes Herz machte, daß er ſich entſchloß, nach Montauban zu gehen, wo der König von Navarra war. Ich ſollte in Languedoc bleiben, um den Feinden daſelbſt publiciren zu laſſen, wenn ich von Montauban aus, nach ſeiner Ankunft daſelbſt, Nachricht erhalten würde. Er reiſte ab. Plözlich verſammelten ſich Deputirte aus der Provinz von drey Diöceſen, von Niſmes, Montpellier und Uſez, um nach Montauban zu ſchiken und zu erklären, daß ſie die Publikation des Friedens verlangten. Die beyden Secretäre waren, unerachtet ihrer Entwürfe, geblieben. Sobald ich einen Brief vom König von Navarra erhalten hatte, ließ ich den Frieden publiciren, und gieng dann zu Herrn von Montmorenci, mit welchem ich ausmachte, was zu Vollziehung des Tractats zu thun wäre.

Ich erfuhr bald, daß der Prinz ein großes Mißvergnügen gegen mich bezeugt habe. Er hatte geglaubt, daß dies ohne eine beſondere Einwilligung von ihm geſchehen ſey, da la Huguerie ihn immer verſicherte: er würde es zu hindern wiſſen. Der König von Navarra gab mir hievon Nachricht und überließ es mir,

nach

nach Montauban zu gehen, oder nicht. Sogleich entſchloß ich mich dahin zu gehen. Von Montpellier war ich in drey Tagen dort. Ich war verſichert, dem Prinzen keinen Grund zum Mißvergnügen gegeben zu haben, und daß das, was ich gethan hätte, für ihn eben ſo vortheilhaft ſey, als ihm die Rathſchläge ſeiner Secretäre ſchädlich waren. Nach einigen Schwierigkeiten, welche er gegen einen Beſuch von mir machte, entwikelte ich ihm mein Betragen, wogegen er nichts einzuwenden fand, und mich für ſeinen Diener erkannte.

Jezt wurde die Reiſe des Monſieur vorbereitet. Ich nahm Abſchied vom König von Navarra, gieng auf meine Güter in Auvergne, und bereitete mich vor, Monſieur zu beſuchen, wenn ich ihn an den Gränzen der Picardie wüßte, wo ſeine Mannſchaft ſich verſammelte, um Cambray zu Hülfe zu kommen, das der Herzog von Parma belagert hielt.

Zu dieſer Zeit dachte jeder gut bezahlt zu ſeyn, wenn er ſein Geld dazu anwendete, Truppen zu werben, mit welchen man Ehre erlangen könnte. Ich gieng gerne dahin, und nahm mit mir funfzig Edelleute von gutem Vermögen, welche es nicht unſchiklich fanden, meine rothgelbe ſammtene und mit Silber geſtikte Reutröke und meine mit Gold eingelegte Waffen zu tragen. Ich ließ unſere Equipagen auf den Weg bringen, und reiſte von Joze mit einem Theil von denen ab, welche bey mir waren. Ich ſtellte mich an den Fluß Alier, und als ich dieſen Poſten erreicht hatte, gieng ich zu Monſieur. Der König hatte nicht gewollt, daß ich über Paris kommen ſollte, weil er diejenige nicht ſehen wollte, welche ſeinen Bruder beſuchten, um dem König von Spanien Grund zu Klagen zu benehmen. Se. Majeſtät hatte dem Herrn von Puygaillard Befehl gegeben, ſich mit achthundert Pferden,

den, und viertauſend Mann zu Fuß der Armee des Monſieur zur Seite hinzuziehen, um, wie man ſagte, zu verhindern, daß er nichts gegen ſeinen Dienſt unternähme. Dem unerachtet hatte er den Auftrag, wenn die beyde Armeen einander beleidigten, uns zu Gunſten dazwiſchen zu treten. Ein kluger Rath von der Königinn Mutter, welche ſich nicht, durch die Eiferſucht des Königs hinreißen ließ, ihm bey den Mitteln, wodurch er ſich freyer zu machen ſuchte, zu ſchmeicheln. Sie folgte der Staatsklugheit und bedachte, daß den Monſieur, welcher von mehr als dreytauſend franzöſiſchen Edelleuten begleitet war, durch einen Lieutenant des Königs von Spanien zu verlieren, für den König und ſeinen Staat etwas allzu wichtiges wäre.

Als die Armee vereinigt war, nahmen wir Quartier in Catelet. Ich bat Monſieur, daß ich einige Freywillige bis gegen funfzig und die Leute, welche ich hatte, vorrüken laſſen dürfte, um mich in Cambray zu werfen, und ihm von den Bewegungen der Feinde Nachricht zu geben; auch damit, im Fall ſie die Belagerung aufheben würden, wir, verſtärkt durch die Leute, welche er mir ſchiken könnte, und durch die im Plaz befindliche, ihren Rükzug hindern könnten, bis er mit ſeiner ganzen Armee anzurüken, Zeit hätte. Er machte Schwürigkeit dagegen. Dieſer Zug ſchien ihm gefährlich, da ich mit ſo wenigen Leuten mich in eine Stadt werfen wollte, welche ſeit vier Monaten blokirt ſey, während welcher Zeit man alle mögliche Mittel angewandt hätte, um Lebensmittel und Hülfstruppen ihr abzuſchneiden. Er that mir die Ehre mich zu lieben, und glaubte, daß mein Verluſt ein Miſtrauen bey den Reformirten erweken würde, als ob irgend ein Verſtändnis zu ihrem Un-

tergang daben zum Grunde liege. Der Hauptgrund, der mich dahin zu gehen bewog, war, daß die Gefahr mir zu einer Ehrenstufe dienen sollte. Ich erhielt meinen Abschied, und hatte Mühe, die Anzahl meiner Begleitung einzuschränken, da ausser denen, welche ich verlangt hatte, mehrere von der Partie seyn wollten. Ich marschirte eine halbe Stunde vor Nacht mit Wegweisern ab, nachdem ich drey Truppen gemacht hatte.

Als wir eine Meile von Cambray waren, so gab mir der Herr von Chouppes, welchem ich meinen Nachzug gegeben hatte, Nachricht, daß er Feinde gegen sich habe. Ich hielt stille, und ließ meinen Streifern ein gleiches befehlen. Herr von Chouppes mit den Leuten, welche er bey sich hatte, vereinigte sich mit mir, nebst denen, welche er bey sich hatte. Es war im Monat August, die Nacht war sehr helle, und es war Vollmond. Ich suchte uns wieder in die vorige Ordnung zu bringen. Die Feinde, welche nur aus zwey Kompagnien bestanden, kamen an uns. Jener tapfere und freywillige Adel, wovon wenige sich bey solchen Gelegenheiten befunden hatten, fieng an, sich zu entfernen, und gegen die Stadt hinzuziehen. Ich gieng auf die Feinde mit ungefehr zwanzig Pferden los, wurde aber von einem Speerstich in den linken Arm unter dem Ellbogen zur Erde gestrekt. Der Panzer hätte einen Pistolenschuß ausgehalten, dennoch wurden die Armschienen sehr verlezt, und der Uebergurt meines Sattels brach. Er drehte sich also, und ich fiel. Herr von la Vilette, welcher mir so gut beygestanden hatte, als ich bey Bergerac verwundet worden war, stieg ab, und meynte, ich wäre todt. Indem wir mit einander redeten, und er seinen Helm abgenommen hatte, kamen drey Feinde dem Glanz meiner

ner vergoldeten Waffen, und begrüßten den von la Vilette mit drey Säbelhieben auf den Kopf. Er fiel auf mich, da ich noch nicht aufgestanden war, und empfahl sich Gott. Sie sagten ihm: er sollte sich ergeben. Ich sprach ihm zu, sich aufzurichten und mit ihnen zu reden. Er ergab sich, und überredete sie, mir das Leben zu erhalten, ohne mich zu nennen. Ich stund auf. Sie fiengen an, uns auf sehr hohem Grase forttraben zu lassen, und wollten mir den Helm abnehmen. Ich stritt mich aber für diesen so heftig, daß ich ihn behielt. Sie fiengen darauf mit einander an, zu zanken, wer an unserer Ranzion den größten Theil bekommen sollte? Der von ihnen, welcher glaubte, sein Kamerad hätte mehr Recht daran, als er, beschloß uns zu tödten, der andere, uns zu erhalten. Diesem näherte ich mich, überredete ihn, alles zuzugeben, und gab ihm meinen rechten Panzerhandschuh, mit der Versicherung, daß, wenn ich gefragt werden würde, ich mich als seinen Gefangenen bekennen wollte. Dies erhielt uns. Die Waffen, das große Gras, der Weg von mehr als einer halben Meile, und die Bestürzung selbst machte mir einen solchen Durst, daß ich ihn nimmer ertragen konnte. Da sie glaubten, daß ich dies thue, um zu sehen, ob uns nicht geholfen würde, so hielten sie mir die Spize der Lanze an das Genik, und trieben mich so vorwärts. Ich wollte einige mal p—n, aber sie ließen mich nicht stille halten. Ausser diesem verhinderten mich meine Schenkelschienen. Endlich fand ich sehr kothiges Wasser, womit ich meine Kehle ein wenig erfrischte. Ich wurde in ein Fort, eine kleine Meile weit vom Cambray geführt, wohin sie alle Gefangene brachten. Unter diesen waren Herr la Route, mein leiblicher Oheim, der mit drey Säbelhieben am Kompf verwundet war, die Herrn von Chouppes, mein Lieutenant, la Feüillade, von Steu-

ſuie, Peunian und andere bis ſechzehen oder ſiebenzehen an der Zahl.

Wir erzählten hier die verſchiedene Vorfälle bey unſerer Gefangennehmung, bis beym Anbruch des Tags diejenige, welche uns gefangen hatten, übereingekommen waren, den Thurm zu verlaſſen, und die Infanterie mit ihren Gefangenen zum Herzog von Parma, dem General des Königs von Spanien in den Niederlanden, zu ſchiken. Es war die Frage davon, einen Theil zu Fuß gehen und uns alle die Waffen tragen zu laſſen. Mehrere von den unſrigen willigten darein. Ich aber ſezte mich ſo dagegen, daß wir Pferde bekamen. Die, welche uns gefangen hatten, nahmen unſere Waffen, die Meinige ausgenommen, welche der Herzog von Parma ſehen wollte, und auch behielt, da ſie ſchön und ſehr gut gemacht waren, nicht aber eine ſo alberne und unſchikliche Art hatten, daß es mir jezt oft ſchwer wird zu glauben, wie jemals ſo etwas bey den Waffen ſowohl als bey den Kleidern üblich geweſen ſey, als damalen war.

Wir fanden den Herzog von Parma bereit zu Pferde zu ſteigen, nachdem er ſeine Armee zurükgezogen hatte. Sie war abgezogen, um zuſammen nach Arlon zu marſchieren und zwiſchen Monſieur und ihm den Fluß zu laſſen, da er auf unſerer Seite ſich nicht einlaſſen wollte. Nachdem er mich höflich gegrüßt und empfangen hatte, ſagte er mir dieſe Worte: mein Herr Vicomte, das Unglük, welchem ſie ſich ausgeſezt haben, begegnet nur Tapfern. Männer von Ihrem Alter ſuchen Ehre durch Gefahren. Solche werden wir alle nie anders als mit einer guten Behandlung aufnehmen. Ich dankte ihm, und ſagte ihm; wir könnten nichts anders von einem ſo großmüthi-

müthigen Fürsten erwarten. Man führte uns zum Mittagessen in eine Scheune, wo alle die vornehmsten Herrn von der Armee uns hin begleiteten und wir mit einander speisten. Während des Essens gab es nichts als Unterhaltung, und wechselseitige Höflichkeiten. Man beorderte zwey Kompagnien mit Lanzen zu unserer Bewachung, welche ein Edelmann Necellis kommandirte, den ich in Frankreich bey Herrn von Montmorenci gesehen hatte. Er hatte zu diesem sich geflüchtet, weil er im Anfange der Unruhen in den Niederlanden dem Herrn Prinzen von Oranien gedient hatte. Dies ließ mich einige Gunst hoffen, aber er erinnerte sich des Vergangenen nicht mehr.

Die Armee des Monsieur, welche Nachricht von meiner Gefangennehmung bekommen hatte, hielt diesen Tag stille und da sie nicht nach Cambray vorgerükt war, sah der Herzog von Parma niemand bis nach Arlon, wo die beyden Armeen, wie ich sagen hörte, einander zu Gesicht bekommen haben. Da der Fluß zwischen ihnen war, so gab es einige Scharmüzel von wenig oder gar keinem Erfolg. Der Herzog von Parma schikte den Herrn von Rans, Vater des jezigen Grafen von Boucquoy, um sich von meinem Hause, Vermögen, und von meiner Religion zu unterrichten und zu hören: ob ich sein Gefangener zu seyn verlangte. Ich that seinen Fragen Genüge, und ließ ihn glauben, daß mein Alter mehr als jede andere Leidenschaft mich den Krieg zu suchen vermöge. Aber ich handelte gegen meinen Vortheil, daß ich ihn merken ließ: ich befürchte, wenn ich sein Gefangener wäre, ein Gefangener des Königs von Spanien zu seyn, und länger zurükgehalten zu werden, als wenn ich bey Marquis von Robach, dem General der Cavalerie wäre, welcher Geld brauchte, da er ein großer Verschwender war. Dieser würde eher auf mei-

ne Befreyung bringen, um Nuzen davon zu ziehen. Man werde ihn auch nicht verdrüßlich machen wollen, da er ein eigensinniger Mann sey, welcher bey der allgemeinen Revolte einer der ersten gewesen war, welche die Waffen ergriffen, um die Spanier zu verjagen. Diese Gründe würkten falsch. Man befürchtete, wenn der Marquis meine Ranzion empfinge, so würde sie ihn in den Stand sezen, seine Umstände zu verbessern, der Wohlthaten des Königs von Spanien leichter zu entbehren, und sich um seine Dienste weniger zu bekümmern. Sobald die Ligue anfieng, wurde Monsieur von den Niederlanden krank verjagt, worauf er auch starb, nicht ohne Argwohn einer Vergiftung. Dies machte, daß meine Gefangenschaft zwey Jahre und zehen Monate dauerte, und ich am Ende drey und funzig tausend Thaler bezahlen muste, wovon ich noch einen Theil schuldig bin, da ich dies Geld zu Paris, unter Zusicherung des Herrn von Montmorenci auf Renten aufgenommen habe.

Von Bouchin wurden wir nach Valenciennes geführt. Diese Städte hatten noch keine Garnison eingenommen. Der Herzog von Parma war zufrieden, daß sie einigen Erfolg seiner Waffen sahen. Wir kamen an einem Festtag in Valenciennes an, von drey Kompagnien Cavalerie begleitet. Als unsere Eskorte von Befroy entdekt worden war, fieng man an Sturmglolen zu läuten. Das Volk versammelte sich und kam uns in die Vorstadt entgegen, man hielt die Thore der Stadt beschlossen, aus Furcht, man möchte ihnen Garnison geben. Diese Furcht verwandelte sich in Wut gegen uns, und das Volk fieng an, uns bis zum Thor der Stadt auf alle Art zu beleidigen. Als wir eingezogen waren, giengen wir statt geraden Wegs in das uns bestimmte Logis

kom

kommen durch alle Hauptstraßen. Während dieses Marsches kam das Volk wieder, verstärkte sein Geschrey und seine Beleidigungen, und fieng an mit Steinen nach uns zu werfen. Auf diese Art behandelt, wandte ich mich an die, welche unsere Escorte commandirten, daß sie ihre Unzufriedenheit darüber bezeugen und sich wirklich widersezen sollten. Oder wenigstens sollten sie, wenn dies barbarische Volk gegen das Kriegsrecht seinen Grimm an uns auslassen dürfte, uns Waffen in die Hände zu geben, um mit diesen zu sterben. Endlich kamen wir in unserer Behausung an. Ich muß bekennen, daß mir diese Beleidigung immer auf dem Herzen geblieben ist, und ich bitte Gott, mich ausser Stand zu sezen, mich deswegen zu rächen.

Von da führte man mich nach Hesdin, wo ich Erlaubnis bekam, einen von den Gefangenen mir auszuwählen. Dieser war der junge Neufvie. Mein Vetter blieb zu Arras, und die andern in verschiedenen Oertern, wo sie bald loß wurden. Während meiner Gefangenschaft ließ der König meinen Freunden sagen: sie sollten mich wissen lassen, daß er mich aus der Gefangenschaft befreyen wollte, wenn ich ihm nur verspräche, niemals die Waffen für die Reformirte zu ergreifen. Monsieur, hievon benachrichtigt, ließ mir sagen: ich sollte dies versprechen. Das erste bey Unterhandlungen mit dem König sollte seyn, mein gegebenes Wort von ihm zurük zu verlangen. Ich dachte, daß ein Versprechen ehrlich und mit der Entschließung, es zu halten, geleistet werden müsse, daß ich es also dem König halten würde, wenn ich es versprochen hätte. Da nun aber mir das Verlangen seiner Majestät meiner Pflicht gegen die verfolgte Kirchen zuwider schien, so wollte ich lieber in meiner Ge-

geschaft auf eine ehrenvolle Befreyung warten, als mich so retten, daß mir ein Zweifel übrig bleiben müßte, ob das Mittel dessen ich mich bedient hätte, der Vernunft gemäß gewesen sey.

Ich bekam, wie schon gesagt, am Ende von ungefehr drey Jahren meine Freyheit wieder, einen oder zwey Tage vor dem Tod des Monsieur. Ich gieng von Chateauthierry nach Chantilly, um meine Großmutter zu sehen, und blieb hier einige Tage, um meine Gesundheit wieder herzustellen, welcher die lange Ruhe nachtheilig gewesen war. Sodann gieng ich nach Paris, wo ich vom König so gut als ich nur erwarten konnte, aufgenommen wurde. Herr von Jeverneß, welcher mit Herrn von Epernon, (beydes junge Leute) alle Gunst besaßen, sparte nichts, um mir Freundschaft zu bezeugen, da wir Geschwisterkinder waren. Nach einem kurzen Aufenthalt gieng ich nach Auvergne, wohin ich nicht wieder gekommen bin. Von da kam ich nach Limousin, wo ich auch nachher nicht wieder gewesen bin. Hier lud mich der König von Navarra zu sich ein. Ich besuchte ihn zu Nerac, wo Herr von Epernon war. Als dieser Monsieur tod sahe, und der König von Navarra die erste Person nach dem König war, so suchte er Mittel, sich an diesen zu halten, indem er den Herrn von Guise zum Feind hatte, mit welchem Herr von Jeverneß gut zu stehen schien. Die Mißverständnisse zwischen diesem dem König und der Königinn, von welcher er sich nachher scheiden ließe, waren sehr groß. Epernon sahe den Widerstreit dieser beyden Charaktere gerne, da er sehr verschiedene Absichten hatte. Dieses Verhältnis faßte mich Wurzel, aber dennoch wurde der König eifersüchtig darüber. Dem von Epernon fiel ein Fall, da er bey einem Gang nach Hof ausgeglitscht war. Er sagte

ihm

ihn aller Sinne beraubt, daß man ihn einige Tage für unrettbar hielt. Dies bewog den König zum Mitleiden, und besänftigte sein Mißvergnügen. Als Cipernon genas, war es ihm leicht, seinen Plaz wieder einzunehmen und die Plane zu seinem Untergang zu vernichten.

Der König von Navarre bezeugte mir alle Art von Freundschaft und Zutrauen, sagte mir seine Verlegenheit, und bat mich um Rath wegen der Mittel dagegen. Wir sahen die Intriguen der Ligue wachsen, und von einem Tag zum andern mehr an den Tag kommen. Daran hatte die Königinn Margarete offenbar Theil. Wir sahen einen ihrer Kammerdiener oft hin- und hergehen. Ich rieth dem König, ihn auffangen, nach Pau führen, und dort sogleich bekennen zu lassen, was er wüßte. Dieser Auftrag wurde dem Obristen Maseliere von Nerac gegeben, welcher ihm auf dem Weg von Bordeaux auflauerte, da er zu Herrn von Guise wollte. Es wurde ausgeführet. Aber als er zu Pau angekommen war, vergaß man die Hauptsache, ihn zu Geständnissen zu bringen, und noch zu Nerac die Form, die man dabey zu beobachten hatte. Indeß wurde Zeit gewonnen, den König und die Königinn Mutter von der Gefangennehmung zu benachrichtigen. Man beklagte sich darüber, daß ein Franzos in Frankreich gefangen worden, und in eine andere Souverainität gezogen worden wäre, und forderte ihn mit Drohungen zurük. Dem König von Navarra wurde der Rath gegeben, ihn auszuliefern, auch sich nicht in Kopf zu sezen den Maseliere zu retten, wenn der König ihn ferner verlangen würde. Den gegebenen Rath tadelte man, der Mensch wurde zurükgegeben, und Haß gegen mich erweckt, daß ich einen sehr nothwendigen und wenn

man ihn in allen seinen Theilen befolgt hätte, nüzlichen Rath gegeben hatte. So werden oft die besten Rathschläge, wo nicht schädlich, doch wenigstens fruchtlos, wenn man nur einen Theil davon ausführet. Du wirst bemerken, daß man bey den Rathschlägen, welche man Königen giebt, sehr zurükhaltend seyn muß, weil sie das Gute oder Schlimme daran nach dem Erfolg abmessen, welcher oft ein falscher Zeuge gegen den Verstand ist; besonders an den Höfen, wo man sich mehr scheuet, seinem Herrn selbst einen übeln Dienst zu leisten, bloß um die, welche man beneidet, in Verlegenheit zu sezen.

Nach einigen Tagen wollte die Prinzessin, aus Furcht und Ueberredung, entfliehen. Sie konnte dieser Entfernung keinen befriedigenden Anstrich geben, und noch weniger einen Ort wählen, wo sie gerne bleiben würde. Sie reiste von Nerac ab, und gieng nach Agen, wo der Herr von Pigerrac mit fünfen oder sechsen seiner Freunde sie erwartete, sie ohne Neut-Kissen aufs Pferd warf, und mit dieser Equipage bis an die Mauer von Parrey führte. Diese Abreise vergrößerte das Mistrauen und veranlaßte, daß der König an die Obrigkeiten schikte: daß sie auf ihrer Hut seyn sollten, auch den Herrn von Montmorenci einlud, einen Ort zu wählen, wo sie einander sprechen könnten, und wohin man den Herrn Prinzen und andere der Angesehensten ihrer Partey versammlen würde. Der König benachrichtigte ihn von den Unternehmungen des Herrn von Guise, welchem es mißlungen war, sich Chalons zu bemächtigen, und bat ihn, ihm, wenn es nöthig wäre, beyzustehen. Der König von Navarra bekümmerte sich der Nachrichten, welche ihm der König gab, ob er gleich glaubte, daß sie sich vergleichen würden. Man wählte den Ort Coßers, wo sich

der

der Herr Prinz, der Herr von Montmorenci, und alle Vornehme von den Provinzen, Obriſte und Herrn von der Partei beym König einfanden. Nachdem man ſich einige Tage geſprochen, und die Geſinnungen beyder Parteien ein wenig aufgeklärt hatte, verſammelte man ein Conſeil, um zu berathſchlagen, ob man die Waffen ergreifen, oder warten ſollte, bis der König, durch den Herrn von Guiſe gezwungen, uns den Krieg erklärte. Die Meynungen waren getheilt, und beydes wurde ſehr beſtritten. Die erſten ſagten: es wäre kein Zweifel, daß mit Herrn von Guiſe ein Tractat zu unſerm Nachtheil geſchloſſen worden ſey, welchen der König uns verheele, gegen die uns gegebene Verſicherungen, uns von allem zu benachrichtigen, was er mit denen von der Ligue verhandlen würde. Wenn dieſe den Anfang machen würde, ſo ſollten wir ihr zuvorkommen, und Unternehmungen auf mehrere Plätze wagen, welche die erfahrenſten Kriegsanführer unter uns mit vielem Anſchein eines guten Erfolgs angaben. Wenn wir die erſte im Felde wären, ſo würden wir die Kriegsleute leicht an uns ziehen. Sie ſeyen noch nicht gut gerüſtet, weil ſie noch keine Werbungen und noch keinen Fond zur Bezahlung der Armee gemacht hätten. Man könne gegen den Fluß Loire vorrüken, und ſie verhindern, Truppen über zu bringen, ohne Gefahr geſchlagen zu werden. Die von der andern Meynung ſagten: ſie glaubten, wie die Erſtern, der Sturm würde auf uns fallen. Der König und die Ligue wären einig, aber wenn wir die Waffen ergriffen, würden wir angeklagt werden. Der König werde uns beſchuldigen, ihn dazu genöthigt zu haben, um nicht zwiſchen beyden Parteien die Beute von einer oder der andern zu bleiben. Die freundlichen Katholiken, welche die Ligue fürchteten, und die reformirte Religion haßten, würden uns

Un-

Unrecht geben. Die Reformirten, welche lauliche und nicht davon unterrichtet seyen, und die Provinzen, welche keine Zuflucht hätten, sondern der Strenge der Edicte unterworfen wären, würden unser Verfahren anklagen, und lieber dadurch sich zu rechtfertigen versuchen. Andere würden bey einem allgemeinen Mißtrauen nicht wissen, an wen sie sich halten sollten. Die fremden Fürsten würden sich leicht überreden lassen, dies zu glauben. Wir würden also von aussen und von innen unsere Vertheidigung dadurch geschwächt finden, daß wir unsere Bewaffnung nicht hinlänglich gerechtfertigt hätten. Diese würde durch die obgesagte Vortheile nicht stärker. Wir müßten darauf achten, den Seegen Gottes dadurch auf unsere Waffen zu bringen, daß wir sie nur ergriffen, um seine Kirche vor der Wuth ihrer Feinde zu sichern. Die Provinzen, in welchen unsere Kirchen stark seyen, und die andere, wo sie keine Sicherheit hätten, würden, wenn sie unser Verfahren, die Verschwörungen zu unserm Untergang, und unsere Geduld sähen, sich für ihre Personen, auch mit Vermögen und Gebet mit uns vereinigen, um sich heilig und tapfer dem Untergang des gemeinen Wohls und des Staats entgegen zu setzen. Uebrigens könnte sich jedermann vorbereiten, wenn er darauf denke, Leute zusammenzubringen, unsere Plätze vor Ueberrumplungen zu bewahren, und bey der ersten Action, wo der König eine Erklärung gegen uns thun würde, im Felde zu seyn. Die letzte Meynung gewann die Oberhand, welche ich vorgeschlagen hatte. Herr von Montmorenci hatte die andere vorgetragen. So gieng man aus einander, jeder auf seinen Posten. Der König von Navarra kam nach Montauban. Dort hatte er sich kaum einige Tage aufgehalten, als er von der Vollendung des Tractats des Herrn von Guise mit dem König, um uns

zu

zu bekriegen, versichert wurde. Schon sah man den zahlreichen Adel in Gascogne kleine Zusammenkünfte halten und Leute werben. Dies veranlaßte den König von Navarra, früher aufzubrechen, um die Garonne bey Mas de Verdún zu passiren, und nach Lectoure, von da aber nach Nerac zu kommen. Wir kamen mit einigem Mißtrauen, da wir nur seinen Hof hatten, welcher sehr klein war. Alle andere entfernten sich, ich blieb bey ihm. Er nahm mich auf dem Wege zu verschiedenen malen zu sich, und sprach mit mir von der Größe der Unternehmungen, welche auf ihn fielen, von der Schwäche des Königs, welcher in der Gewalt der Ligue sey, die über Rom und aus Spanien soviel Geld und Menschen haben könne. Des Herrn von Montmorenci sey er nicht versichert, die Provinz Dauphiné sey sehr getheilt, und der Herr von Lesdiguieres vereinige sich in solchen Dingen niemals mit den allgemeinen Entschließungen; unsere Plätze seyen übel besetzt, und eben so wenig befestigt, man suchte ihn von der Nachfolge zu verdrängen.

Nachdem wir unter solchen und ähnlichen Unterredungen mehrere Meilen zurükgelegt hatten, und wohl manches bemerkten, das noch fehlte, schlossen wir doch damit, daß die Sache auf göttliche und menschliche Gerechtigkeit gegründet seye, daß Gott sie erhalten würde, daß man alles Vergnügen aufgeben müsse, um auf unsere Vertheidigung zu denken; daß die Fremde sich dabey interessiren würden, da sie sehen müßten, daß unser Untergang nur den ihrigen vorbereite, daß Gott ihn in seinem Rechte erhalten würde, da die Natur ihm die Gelegenheit dazu anböte. Hierauf sagte er mir mit Eifer: Von dort her erwarte ich meine Hülfe, und unter dieser Fahne will ich meine Feinde bekämpfen. Sie werden mich doch, wie bisher, nicht verlassen.

Als ich zu Nerac angekommen war, feyerte man dort mit sehr großer Andacht die Fasten. Der König von Navarra sezte über die Garonne, und kam nach Nerac, wo er Aufträge und Vollmachten, den Krieg zu führen, austheilte. Er schikte mich gegen Dordogne mit den Herrn von Alui, Couroneau, la Noue und andern, um Regimenter und Kavalerie-Kompagnien zu werben. Hieran arbeitete ich so fleißig, daß ich in weniger als fünf Wochen fünf bis sechs tausend Mann zu Fuß, und fünf bis sechs hundert Pferde bekam. Einige Truppen waren von der Loire zu uns gekommen, welche die strenge vom König gegebene Edicte, in die Messe zu gehen, oder in wenigen bestimmten Tagen aus dem Reich zu wandern, bewog, zu uns zu kommen, da sie die Wahrheit nicht verlassen, und lieber mit uns die Waffen führen, als ausser dem Reiche Zuschauer bleiben wollten. Mit diesen Truppen, welche von einem Tag zum andern sich vermehrten, sezte ich über den Fluß Isle. Der König hatte den Herrn Feldmarschall de St. Chamarande mit sechs tausend Schweizern, gegen Confolans marschiren lassen, um seine Armee zu formiren, deren General der (nun verstorbene) Herr von Mauue seyn sollte. Der König von Navarra war nach Nerac zurükgekehrt, und selbst bis nach Bearn gekommen. Während er in Gascogne werben ließ, versammelte der Herr Prinz seine Mannschaft gegen Saintonge und Poitou, und suchte Beute einzuschließen. Als ich über die Isle gesezt, und vom König von Navarra keinen Befehl hatte, meine Truppen aber, nach der Gewohnheit der Franzosen, verdrüßlich waren, daß sie nichts zu thun hätten, glaubte ich, daß sie sich auf diese Art mehr als sonst schwächen würden. Ich schikte zum König von Navarra, benachrichtigte ihn von der Anzahl meiner Mannschaft, und von meinem Stand-

Standort, welcher achtzehen oder zwanzig Meilen von Conſolens, wo die Schweizer waren, entfernt lag, auch von dem Angriff des Herrn Prinzen auf Brouage. Ich lud ihn ein, mit den Leuten, welche er jenſeits hätte, und welche vier tauſend Mann zu Fuß und fünf hundert Pferde ausmachen könnten, zu uns zu kommen, um eine gute und groſſe Armee auszumachen, und die Ligue zu hindern, unter dem Namen des Königs die ihrige aufzuſtellen. Zu gleicher Zeit ſchickte ich an den Herrn Prinzen, gab ihm die nehmliche Nachrichten von meiner Mannſchaft, und von dem Ort, wo ſie ſich befand, ſodann von meiner Deſche an den König von Navarra, indem ich hinzuſetzte: ich befürchte, man möchte meinem Rath nicht folgen, und die Vergnügungen des Umgangs mit der Schönen von Guiche möchten den König von Navarra länger jenſeits aufhalten, als das Beſte der allgemeinen Geſchäfte es forderte. Wenn der König von Navarra nicht käme, ſo möchte man mir nichts wichtiges auftragen. Wenn Er mir ſagen laſſe, ich ſollte zu ihm kommen, ſo hätten gewöhnlich die Vergnügungen und die Eiferſucht bey groſſen Geſchäften über die Vernunft die Oberhand.

Der König von Navarra kam nicht, gab mir keinen andern Befehl, als daß ich bleiben und thun ſollte, was ich fürs beſte hielte. Der Herr Prinz überlegte gerade eine Unternehmung auf das Schloß Angers, welche durch den Herrn von Clermont von Amboiſe vermittelſt einiger Menſchen, die er dort erhandelt hatte und welche in dem Schloß waren, ausgeführt wurde. Als die, welche bey ihm waren, mein Anerbieten ſahen, bewogen ſie ihn Eiferſucht über meine Ankunft, von welcher ſie glaubten, daß ſie ihnen Anſehen und Ehre nehmen würde,

würde, den Prinzen, mir zu danken, und mich nicht vorwärts zulassen. Dieses Verrüken hätte ihm sehr grosse Vortheile gebracht, entweder daß ich diese ungewisse und sehr übel angeordnete Unternehmung gegen Angers, (denn dies war sie, wie du hören wirst) hätte unterbrechen können, oder daß ich, wenn der Prinz dahin gieng, leicht die angefangene Belagerung von Brouage zu Ende gebracht hätte. Er zog also von Brouage ab, sezte mit seiner Kavalerie über den Fluß Loire, und ließ seine Infanterie in einigen Verschanzungen etliche Meilen weit von Brouage. Als er über die Loire gesezt hatte, fand er die Unternehmung entdekt, und kein Mittel mehr, über den Fluß zurükzukommen. Seine Truppen waren getrennt, er gieng nach Bretagne und Herr von la Trimouille, dessen Schwester er geheurathet hatte, sezte sich mit ihm aufs Meer, und reiste nach England, wo jene tugendhafte Königinn ihn sehr gut aufnahm. Herr von la Val kehrte nach St. Jean mit wenigen Leuten zurük, und bey Brouage zog alles ab. So wurden diese Mannschaft, diese Absichten und die Person dieses sehr tapfern Prinzen unnüz. Da ich also bey diesen Gelegenheiten nicht hatte dienen können, so war ich darauf bedacht, indem ich dem Publicum diente, meinem Privat-Vortheil zu dienen, da er einen guten Theil des allgemeinen ausmachte. Sonst würde ich auch dies nicht gethan haben. Ich rathe auch dir nicht, das allgemeine Wohl zu Grunde gehen zu lassen, wenn du auch für dich besonders daraus noch sonst Vortheil ziehen kannst.

Ich bekam von Paris Nachricht, daß Herr von Mayne, angetrieben durch einen vom Hause Guise, einen Diener des Herrn von Guise, den König in die Vicomté Turenne zu gehen, einen Theil von

vom Winter daſelbſt zuzubringen und meine Häuſer einzunehmen überrede. Doch ſo, daß, wenn ich wollte, der König verſichern ſollte: Der Krieg betreffe mein Haus nicht. Plözlich antwortete ich der Madame von Angoulesme, auch den Herrn von Chavigny und la Guiche, welche dieſes eingeleitet hatten. Ich dankte ihnen, und bezeugte, da ich meine Perſon und mein Leben aufs Spiel ſezte, um mir die Freyheit meines Gewiſſens zu erhalten, und den König von der Unterdrükung, worinn er ſich befände, zu befreyen, ſo wollte ich auch mein Vermögen daran ſezen. Ich gab dem König von Navarra Nachricht davon, und ſtellte ihm die Vortheile vor, welche er davon haben könnte, wenn der Herzog von Mayne in die Vicomte gienge, wo ich nicht glaubte, daß er Turenne oder Saint Cere einnehmen könnte. Durch dieſes Mittel würde er uns Friſt geben, unſern Städten die Furcht vor ſeiner Armee zu benehmen, ſie zu beſuchen, inzwiſchen zu verſtärken, und befeſtigen. Mein Schaden würde demnach ſehr viel nüzen; deswegen habe ich auch, ohne ihn vorher um ſeine Meynung zu befragen, die obgedachte Antwort gegeben. Er dankte mir dafür und bezeugte mir ſeine Zufriedenheit darüber. Ich kehrte mit meinen Truppen um, deren Verminderung ich nicht verhüten konnte, und kam nach Limouſin, um Tulle einzunehmen; ohne daß ich Kanonen hatte. Ich wollte, wie ich auch that, einige Mannſchaft dorthin verlegen, welche ich in Turenne zu werfen nöthig hatte, da Herr von Mayne ſich näherte. Ich legte den Feldzeugmeiſter Merle darein, mit ungefehr acht hundert Mann zu Fuß, und nahm ſelbſt meinen Weg gegen Dordogne und Bergerac, wo der König von Navarra mir hatte ſagen laſſen, daß ich ihn treffen ſolte.

Herr von Mayne gieng von Paris ab, nachdem er für die Unterhaltung der Armee geſorgt hatte, wozu er über zwey Millionen Livers, und über den Verkauf der Einkünfte der geiſtlichen Güter zu befehlen hatte. Scipio von Sardiny, Vater des Vicomte, welchen du kennſt, war auch von der Partie. Er kam nach Lamagne, bedrohte St. Jean, und machte ſich auf den Weg nach Ville-Bois, wo er ſeine Armee beyſammen haben, und wie er auch that, eine allgemeine Revue halten ſollte. Der König von Navarra hatte ſein Conſeil bey ſich und die rechtſchaffenſten Kriegsobriſten. Er wollte an der Dordogne bleiben, wo die drey Pläze, Bergerac, Saint Foy und Chaſtillon lagen, die aber damals weit weniger geſchikt eingerichtet waren, als ſie es heut zu Tage ſind. Niemand war dieſer Meynung geweſen, aber die allzugroſſe Herzhaftigkeit dieſes Fürſten trieb ihn an, ſeiner Meynung zu folgen. Als ich dies ſahe, bat ich ihn, beym Conſeil darüber berathſchlagen zu laſſen, und ſeine Einwilligung dahin zu geben, wozu die Mehrheit der Stimmen den Ausſchlag geben würde. Dies verſprach er nach vielen Schwierigkeiten, da er glaubte, es würde gegen ſeine Ehre ſeyn, ſich, da Herr du Mayne ſo nahe wäre, zurükzuziehen. Dennoch würde er, da er es verſprochen hätte, demjenigen folgen, was man beſchlieſſen würde.

Als das Conſeil verſammelt war, giengen aller Meynungen dahin, daß der König nach Montauban gehen, und mir die Bewachung der Pläze an der Dordogne und anderer dieſſeits der Garonne überlaſſen ſollte. Dies that er, mit dem Befehl, zu thun, was die Nothwendigkeit der Umſtände erfordete, um neben Vertheidigung dieſer Pläze jene Armee zu Grunde zu richten, welche aus funfzehen hundert franzöſiſchen Pferden,

Pferden, zwölf hundert teutſchen Reutern, neuntauſend Mann Franzoſen zu Fuß, und ſechstauſend Schweizern nebſt einem guten Zug von Artillerie beſtand. Als der König von Navarra abgereiſt war, ließ ich nach Bergerac alle Gouverneurs der Pläze Saint Foy, Chaſtillon, Montſegue, Saint Baſeille, Clerac, Montlanquin und Bergerac kommen, um den Zuſtand ihrer Pläze in Rükſicht auf Befeſtigung, Beſazungen, Lebensmittel und Kriegsmunition kennen zu lernen, und zugleich die Geſinnungen und Entſchlieſſungen der Einwohner ſowohl der Städte als des Landes, wo es viel Reformirte giebt, zu erfahren. Als die Gouverneurs angekommen waren, ſchien es mir, daß ich durch ſie eine ziemlich genaue Kenntnis vom Zuſtand ihres Gouvernements habe. Ich entſchloß mich überdies, ſie alle zu beſuchen, welches ich in wenigen Tagen thun konnte. Wir wollten mit ihnen beurtheilen, welche Pläze ſich halten könnten, und durch welche Ordnung und Maßregeln dies auszuführen ſey.

Ich ſahe ſie alſo nach einander, und wir waren der Meynung, daß wir ſie alle beſezt halten ſollten, auſſer Saint Baſeille. Wir fanden in allen nur zwanzig oder zwey und zwanzig tauſend Pfund Pulvers, wenig Salpeter, und faſt gar nichts anders, und in den Magazinen nicht viel mehr. Aber die Städte, welche für die Freyheit ihres Gewiſſens ſtritten und die Einwohner, welche faſt alle reformirt waren, ſtrengten freywillig ihre Kräfte an, um zu arbeiten, und ſich ſoviel möglich zu befeſtigen, wie ich es bey jedem Plaz gerathen und befohlen hatte. Ich bedachte, woher jeder Plaz, welcher belagert zu werden fürchtete, Menſchen zu nehmen hätte. Die Flüſſe, an welchen ſie gröſtentheils lagen, verſchafften uns den Vor-

theil, daß ſie nicht alle zu gleicher Zeit angegriffen werden konnten. Nun gab ich dem König von Navarra von unſerem Zuſtand und denen unter ſeiner Genehmigung genommenen Maasregeln Nachricht, welche er billigte. Doch wollte er, daß auch Sainte Baſeille vertheidigt werden ſollte, worüber er nachher unwillig wurde. Ich machte ein Korps von zweytauſend fünfhundert Mann zu Fuß aus, welche im Felde bleiben ſollten, damit davon Mannſchaft in die belagerten oder zu belagernde Städte geworfen werden könnte, und hatte zwey hundert Edelleute bey mir.

Die Armee des Herzogs von Mayne, und die des Marſchalls von Matignon vereinigten ſich nicht. Der Herzog gieng auf meine Vicomte loß. Auf ſeinem Weg lag das von uns beſezte Montignac le Comte am Fluſſe Vezere. Es kam in große Ueberlegung, ob wir es beſezen ſollten, da wir die Unmöglichkeit ſahen, daß es von uns unterſtüzt werden könnte. Der Plaz war auch ſehr ſchlecht. Man betrachtete folgende Gründe: daß man Ehre und die Leute, welche man in das Schloß ſtekte, verlieren würde; denn dies allein konnte ſich wehren, die Stadt ſelbſt konnte gegen keinen Sturm aushalten. Im Gegentheil ſagte man: man würde ſtatt Ehre zu verlieren, vielmehr gewinnen; der Feind würde ſchließen, wenn Montignac es wagte, ſich beſchießen zu laſſen und ſich zu vertheidigen, wie vielmehr die groſſen Städte. Ich beſchloß alſo, etliche ſechzig gute Leute darein zu legen, unter dem Herrn de la Porte de Liſſac, der ſie commandirte. Herr von Mayne glaubte nicht, daß dieſer ſchlechte Plaz ſich vertheidigen würde und griff ihn nachläßig an. Allein er mußte nun eine förmliche Belagerung anfangen, Laufgräben machen, Kanonen aufpflanzen und ihn beſchießen, um ſich einen Zugang

offen

offen zu machen. Man beſchoß es, ohne es einzunehmen. Dies währte neun Tage, ſo daß wir einen ſehr großen Vortheil dadurch erhielten, daß dieſe große Armee, dergleichen wenige unſerer Kriegsleute geſehen hatten, Mühe gehabt und Zeit darauf verwendet hatte, dieſes ſchwache Neſt zu erobern.

Der Plaz wurde mit einer ehrenvollen Kapitulation, nach Verluſt von ſechs oder ſieben Mann, übergeben. Der Marſchall fieng an Caſtels zu belagern, ein dem Herrn von Favas zugehöriges Haus. Er blieb mehr als einen Monat davor. Der Herzog von Mayne gieng nach der Belagerung von Montignac mit ſeiner Armee in meine Vicomte und ſezte ſich in der Stadt Martel. Beym Abzug von Montignac ließ er mein Haus Montfort recognoſciren, in welches fünf und zwanzig oder dreyßig Edelleute, welche von Bergerac, wo ich war, ſich hinzogen, und etliche dreißig Soldaten von meinen Garden ſich warfen. Von dieſem Hauſe lag, etwa zweyhundert Schritte weit, ein Berg, welchen die zum Recognoſciren Abgeſchikte beſezen wollten. Hier fiel aber ein Scharmüzel vor, und der Berg wurde ſo gut vertheidigt, daß er den Unſrigen blieb. So kehrten jene zurük, und brachten dem Herrn von Mayne Nachricht, was ſie geſehen hätten. Dieſer urtheilte, daß die Tapferkeit dieſer Leute, obgleich der Plaz ſehr ſchwach wäre, ihn mehr Zeit koſten und ſeine Armee mehr in Gefahr ſezen könnte, als er Vortheil davon haben würde, ihn einzunehmen. Er hielt ſich alſo nicht auf und legte ſeine ganze Armee in die Vicomte, in welcher er alle die kleinen Pläze, auſſer Monvalant, Beaulieu, Roſeme, Meiſſ. Turenne, und Saint Cere, einnahm, in welche Orte ich gute Beſazung gelegt hatte. In Turenne hatte ich, wie ſchon geſagt, das Regiment von la Marie, welches ich vorher in Tulle

unterhalten hatte. Diesen Plaz, weil er nicht zu vertheidigen war, hatte ich bey der Ankunft der Armee des Herrn von Mayne zu verlassen befohlen. Herr von Vaynoles hatte sich mit dreisig oder vierzig Edelleuten während dem Aufenthalt des Herrn von Mayne darein geworfen. Zu Mariel giengen mehrere Scharmüzel auf der Höhe von Turenne gegen Marchedial vor; einem derselben hatte der Herr von la Moire einen Hinterhalt gestellt. Als er nun vorrükte, um den Herrn von Sacremore, welcher zwey hundert feindliche Pferde commandirte, herbeyzuloken, und ihn wirklich bis zum Hinterhalt, führte, wurde von diesem ein Regen von Büchsenschüssen auf die Feinde abgefeuert. Und weil la Morie den nehmlichen Weg gieng, wo ihm die Feinde nachfolgten, so gieng ein von unserer Seite geschehener Schuß ihm durch den Kopf, der ihn tödtete. Es ist eine Maxime, daß, wenn man in einem solchen Fall die Feinde herbeyloken will, diejenige, welche sie herloken, einen andern Weg zum Rükzug suchen müssen, als denjenigen welcher gerade zum Hinterhalt führt.

Während dieser Zeit beschäftigte sich der König von Navarra, welcher zu Montauban war, damit, klein Pläze um die Stadt herum einzunehmen, und gegen die benachbarten Städte den Krieg, der mit ihnen zu führen war, mit seinem kleinen Korps Truppen zu führen. Er hatte ohngefehr zwey tausend Mann zu Fuß, und drey bis vier hundert Pferde. Er bekam Lust, die Städte von Gascogne zu besuchen, sezte über die Garonne bey Mas, und kam nach Nerac. Von hier gieng er nach Bearn, mehr um hier die Gräfin von Guiche zu sehen, als auf Veranlassung öffentlicher Geschäfte. Herr von Mayne, hievon benachrichtigt, glaubte, daß er in Eile über den Fluß Garonne sezen könnte, um einige Pläze zu belagern,

gern, welche der König jenſeits des Fluſſes Dordogne bey Souillac beſezt hatte. Bey dieſem Ort ließ er, als er nicht hinlänglich Schiffe hatte, um ſeine Artillerie überzuſezen und keine herbey kommen laſſen konnte, ohne einige Tage zu verlieren, ſie mit ſtarken und feſten Seilen durch das Waſſer führen, nachdem er gut hatte unterſuchen laſſen, daß der Boden hart und nicht ſchlammicht ſey. Er rükte ſodann mit zwölfhundert Pferden und etwa drey tauſend Mann in erwähnter Abſicht herbey. Demnoch wurde der König hievon benachrichtigt, und kam nach Caumont, von wo er über den Fluß ſezte, um nach Gascogne zu gehen. Inzwiſchen zog ich zur nehmlichen Zeit, da der Herzog von Martel abmarſchirte, auf die erhaltene Nachricht von Bergerac ab. Ich hatte Nachricht, daß der Herzog auf Guercy losgehe. Ich gieng mit drey tauſend Mann zu Fuß, und vierhundert Pferden durch Gascogne, um mich in Montauban zu werfen, und hier dem Herzog, wenn er den Weg nach Guercy nehmen wollte, die Spize zu bieten. Als ich die Veränderung ſeines Vorhabens erfahren hatte, zog ich mich plözlich mit dieſer nehmlichen Mannſchaft zurük, paſſirte wieder die Garonne, und warf mich in Nerac, da die Armee des Herzogs in Eguillon, Port Sainte Marie, Tonnins, und andern Orten umher gelegt war. Sie bedrohten die Pläze Nerac, Caſtelchalour, Clerac, Montſegur, und Sainte Baſeille. Der Marſchall von Matignon hatte zur nehmlichen Zeit ſeine Belagerung von Caſtels geendigt. Der Herzog hatte Luſt, beyde Armeen zu vereinigen, und entſchloß ſich, Sainte Baſeille zu belagern, wohin der König acht bis neun hundert Mann hatte legen laſſen. Dieſe Belagerung dauerte nur eilf bis zwölf Tage, da der Plaz, wie oben geſagt worden, für ſehr ſchlecht gehalten wurde. Inzwiſchen befeſtigten wir alle Pläze, und ich beſonders

Nerac, wo ich die meiſten Befeſtigungswerke, welche noch daſelbſt ſind, anfangen und ſehr weit bringen ließ. Ich glaubte nehmlich, der Herzog würde uns angreifen, zumal, da er gute Leute hatte; wäre er darinn zum Ziel gekommen, ſo würde er wenig Widerſtand im übrigen gefunden haben, da ſeine Armee mächtig, beyde vereinigt waren, und ihm nichts mehr das Feld ſtreitig machen konnte. Dennoch gieng er, ſtatt uns anzugreifen, auf Montſegur, welche Stadt in Agenois eine ſehr ſchöne Lage auf einem Berge hat, loß, wo der Herr Melon commandirte. Man hatte dort weniger Leute und Munition, als man hätte dahin ſchaffen ſollen. Der König von Navarra war noch zu Bergerac, wo er wenig Leute hatte. Als ich dies ſahe, ſezte ich über den Fluß und kam nach Clerac. Ich wagte aber nicht, Nerac zu entblößen, bis ich die Feinde ſehr im Gedränge ſähe; daher konnte ich keine Leute dahin bringen. Herr von Mayne ſtellte ſich während der Belagerung krank, um unter dieſem Vorwand nach Bordeaux zu gehen. Er ließ den Herr von Matignon da, um die Belagerung zu vollenden. Inzwiſchen ſuchte der Herzog ſeinen Kredit in Bordeaux ſorgfältig zu erhalten, um ſich dieſes Orts zu verſichern, da immer ein ziemliches Mißverſtändnis zwiſchen den Dienern des Königs und der Ligue war. Als die Belagerung geendigt war, und die Armee des Herrn von Mayne ſich in die Provinzen ausgebreitet hatte, um ſich ein wenig zu erholen, kam ich an die Dordogne, wo ich ſahe, daß ſie ihr Vorhaben aufgaben. Die Stadt Bordeaux ſuhr fort zu bitten, daß ihr Luft gemacht wurde, wozu ſchon durch die Einnahme von Caſtels, Sainte Baſeille und Montſegur der Anfang gemacht worden war, weil nun keine Stadt mehr in ihrer Nähe war, als Caſtillon.

Geſchichte

des

Connetable von Lesdiguieres.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Vorhaben des Verfaſſers. — Lob der Provinz Dauphiné.

Ich will der Nachwelt ein Denkmal der Thaten eines Mannes hinterlaſſen, der ſich zum Wunder ſeiner Zeit aufſchwang, und in dem auch ſie eines der würdigſten Muſter bewundern wird, die man ihr zur Nachahmung aufſtellen kann. Lesdiguieres iſt es, der große Connetable, deſſen Lebensbeſchreibung ich hier entwerfen will, die man in dieſen Blättern in getreuen Zügen gezeichnet finden ſoll.

Dauphiné, eine Gränzprovinz Frankreichs gegen Italien, von mittelmäßigem Flächeninhalt, aber ſonſt von großer Wichtigkeit, beſizt in einem hohen Grad alle die Vorzüge vereint, welche einzeln ſonſt den Stolz der berühmſteten ausmachen. Ihrer geſchikten Lage, beynahe auf der Mitte des Erdballs zwiſchen dem vier und vierzigſten und ſechs und vierzigſten Grad, dankt ſie eine angenehme Temperatur, wo nie etwas bösartiges haftet; daher gelangt man auch da, bey einer glüklichen Leibesbeſchaffenheit zu einem äuſſerſt hohen Alter. Ein Theil des Erdreichs dehnt ſich in Ebenen aus,

aus, der andere erhebt ſich in Hügel und Gebürge; es iſt durchgängig gleich reich ſowohl an unumgänglichen Bedürfniſſen, als an Ergözungen des Lebens; und einen ganz eignen Vorzug beſizt es noch darinn, daß hier an einigen Orten Manna fällt, dieſer köſtliche Thau, der ehemals dem Volke Gottes ſtatt Brodes diente. Neben dem Schmuk, den ihm Flüſſe, Gehölze, Seen, Teiche und andre ſchöne Naturpartien verleihen, zieht es auch noch allen Nuzen davon. Die Fruchtbarkeit iſt da durchgängig; und wenn es auch mitunter Stellen giebt, wo ſie weniger vollkommen iſt, ſo wird doch ſicher der Abgang nothwendiger Produkte durch angenehme erſezt. Auch giebt es da einige Seltenheiten, die das Volk in ſeiner Sprache gewöhnlich etwas freygebig mit dem Namen der Wunder beehrt. So findet man da zum Beyſpiel brennendes Waſſer, das dem Feuer das Leben und Nahrung giebt, was es ihm ſonſt überall gewöhnlich benimmt; ein altes Gemäuer, gewöhnlich der giftloſe Thurm genannt, weil, vermöge einer geheimen Eigenſchaft des Erdreichs oder der Luft, daſelbſt keines jener bösartigen Geſchöpfe aufkömmt, welche ſonſt unter Ruinen wachſen und gedeihen; natürliche Keller oder Höhlungen in einem Felſen, welche ſich auf einen gewiſſen Tag des Jahrs mehr oder minder voll Waſſer befinden, ohne daß man wüßte, wie oder woher, und welche das Landvolk aus der umliegenden Gegend als Orakel über Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des kommenden Jahrs konſulirt; eine Art groben Sandes, wegen ihres vortreflichen Gebrauchs Edelgeſteine (pierres precieuſes) genannt, indem ſie die Eigenſchaft beſizen, die Augen von den Splittern zu befreyen, von denen ſie verwundet wurden. Es findet ſich ein unzugänglicher Berg von ſeiner Geſtalt der Nadelberg genannt, und andre

der-

dergleichen Beſonderheiten, die man eigentlicher allenfalls Spielereien oder auch Launen der Natur nennen könnte. Dioniſius von Salvaing, Herr von Boiſſieu, einer der beſten Köpfe ſeiner Zeit, hat ſie alle zuſammen in lateiniſchen Verſen beſungen und beſchrieben.

Indeſſen iſt dies noch eine der geringſten Seiten, von denen dieſe Provinz auf Achtung Anſpruch machen kann. Ein ungleich weſentlicherer Vorzug iſt die Tapferkeit ihrer Bewohner und beſonders ihres Adels, von der das Alterthum ſelbſt uns berichtet: daß keiner in der Welt ſey, der ihn überträfe. Um dies Zeugnis zu rechtfertigen, ohne uns jedoch darüber in Weitläuftigkeiten einzulaſſen, wollen wir Kenner der Geſchichte nur daran erinnern, daß Hannibal auf ſeinem Zug nach Italien keine größere Schwierigkeit zu bekämpfen fand, als den Widerſtand dieſes Volkes; und daß der römiſche Feldherr, der es der Bothmäßigkeit des Reichs unterwarf ſeinen höchſten Stolz darein ſezte, einen Zunamen davon zu führen. Den Adel betreffend, ſo müßte man gar nicht in der Welt bekannt ſeyn, wenn man nicht wüßte, wie ſehr er ſich darinn hervorgethan hat, und daß kein Ort der Welt iſt, wo er nicht Spuren ſeiner Tapferkeit hinterlaſſen hat. Bedürfte es Zeugen für dieſe Wahrheit, ſo würde jede Geſchichte welche darbieten, wo überall die ſchönen Thaten der Herrn vom Adel dieſer Provinz gerühmt werden. Dieſer Adel gab dem Orden der Tempelherrn Großmeiſter, ſo wie auch dem der Maltheſerritter, den wir die Vormauer der Chriſtenheit nennen können; aus ſeiner Mitte ſproßte der berühmte Bayard, der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel; der tapfre Boutieres, Molar, Arces, Montoiſon, Capdorat, le Guades Ardrets, Montbrun und

eine

eine Menge andrer gleich hochgeschäzter Ritter. Und endlich, um sich den Besiz des Rechts zu sichern, worinn sie sich befindet, Männer aufzustellen, die sie weit würdiger ihre Wunder nennen könnte, schenkte unsrer Bewundrung diese Provinz in unsern Tagen den großen Connetable von Lesdiguieres, dessen Geschichte ich schreiben, und dessen Abstammung und Geburt uns in dem folgenden Kapitel beschäftigen werden.

Zweytes Kapitel.

Abkunft und Geburt des Connetable.

Obschon nach allgemeiner Uebereinstimmung nur Tugend den wahren Adel giebt, und diese schon für sich genug innern Werth hat: so gewinnt sie doch immer sehr viel, wenn ihr natürlicher Glanz noch durch die Strahlen einer erlauchten Geburt erhöht wird. Daher die Sorgfalt, womit die Menschen die Urkunden und Denkmäler ihres Ursprungs aufbewahren, und ihre Abstammung von einer langen Reihe erlauchter Ahnen zu beweisen suchen. Diesen doppelten Vorzug vereinigt unser Held in sich gleich stark. Zum Beweis desjenigen, was den Gegenstand dieses Kapitels ausmacht, führen wir an, daß das Haus von Bonne seit der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts in Dauphine bekannt ist, und seit der Zeit der Dauphins an ihrem Hof in Ansehen stand, unter den edelsten einen Rang behauptete, und mit großen Würden und Stellen beehrt wurde.

Will man eine genauere Untersuchung seiner Abstammung, so finde ich, daß es eigentlich teutschen Ur-

Urſprungs iſt, und daß ſeine Ritter, die ſich wahrſcheinlich enger in das Schikſal der erſten Fürſten, die von dieſem Land Beſiz nahmen, verflochten hatten, ſich hier mit ihnen niederließen. Dieſe Hypotheſe ſtüzt ſich auf einen ſtarken Grund. In Foſſigny nämlich, einer kleinen ehemals zum Reich, izt zu Savoien gehörigen Provinz, liegt eine Stadt, welche neben dem muthmaslich von dieſem Hauſe angenommenen Namen Bonne auch noch an verſchiedenen Stellen das Bonniſche Wappen aufzuweiſen hat. Uebrigens erwähnt auch noch die römiſche Geſchichte eines Bonus den ſie einen Chef der Söldner und einheimiſchen Truppen unter dem Kaiſer Juſtinian nennt. Als die Avaren, ein Scythiſches Volk, unter dieſem Kaiſer Mine machten, über die Donau zu ſezen, um in Teutſchland Krieg anzufangen, ſo befahl er dieſem Bonus, mit ſeinem Heer dieſen Fluß zu beſezen, um ihnen den Paß zu verlegen. Nun iſt es gar wohl möglich, daß die Nachkommen dieſes Feldherrn, vielleicht auch er ſelbſt, die Stadt Bonne erbauten. Indeſſen führe ich dies doch nicht als einen ſtrengen Beweis an, den ich dem Leſer als ausgemachte Wahrheit aufdringen wollte. Dannoch könnte wohl folgender Umſtand noch mehr Licht hierüber verbreiten. Vor funfzig Jahren nehmlich fand man in einem Kanal, der durch ein Viertel von Grenoble geht, einen großen ſilbernen Ring, der durch zwo Schlangen gebildet wurde, die in einen gefaßten Stein biſſen, worauf das Wappen des Hauſes Bonne zierlich geſtochen war. Man brachte ihn Lesdiguieres, und Sachverſtändige urtheilten, ſeit Menſchengedenken ſey ſeines gleichen nicht geſehen worden, und es ſey einer jener Ringe, deren die Alten ſich zum Siegeln bedienten.

Dies Haus beſaß ferner ſo viel Reichthümer als Ehre; ja es wurde ſogar für eins der wohlhabendſten in der Provinz gehalten. Seit einiger Zeit aber war es unter einem Ahnherrn unſers Lesdiquieres äuſſerſt in Verfall gerathen, gleichſam zufolge einer geheimen Fügung ſeines Geſchiks, damit dieſer Mann den Ruhm haben möchte, es vom Grundſtein bis zum Giebel zu erheben, und ſo in jeder Rükſicht der Werkmeiſter ſeines Glüks zu ſeyn. — Dieſer Ahnherr hatte einen Zwiſt mit ſeinem Nachbar dem Biſchoff von Gap, einem hochmüthigen Prälaten, der ſich mit etwas mehr Hize, als eigentlich der Wohlſtand Perſonen ſeines Standes erlaubt, darüber aufhielt daß jener in ſeinem Gebiet jagte. Beyderſeitige Freunde hatten, um einen Vergleich zu bewirken, eine Zuſammenkunft zwiſchen beyden auf dem Schloß von Aye, dem Prälaten gehörig, veranſtaltet; aber aufgebracht über deſſen gewöhnliche Bravaden war der Ritter ſeines Zorns nicht länger mächtig und warf ihn zum Fenſter hinaus. Da es nicht ſehr hoch war, ſo brachte der Prälat, der mit einem zerſchellten Körper davon gekommen war, ſeine Klage auf Genugthuung für dieſe Beleidigung vor den heiligen Stuhl, und brachte es durch Unterſtüzung des ganzen Klerus dahin, daß der Ritter einer ſtrengen Buſſe nicht entgehen konnte, die ihn des gröſten Theils ſeines Vermögens beraubte und ihn lange Zeit aus ſeinem Vaterland entfernte, bis er ſich durch ausgezeichnete Dienſte, die er während ſeiner Verbannung dem Staat leiſtete, ſeine Zurükberufung verdiente. Einige ſezen hinzu, bey ſeiner Abreiſe habe er geäuſſert, er gehe nach Teutſchland, woher ſeine Vorfahren gekommen ſeyen, und er werde dort noch Verwandte und Unterſtüzung finden.

Indeſ-

Indeſſen war weiter kein Vermögen mehr bey ſeinem Hauſe, als das Eingebrachte der Frauen, die hinein geheurathet hatten, das ihnen vermöge der Rechtswohlthat, in dieſem Schiffbruch noch gerettet worden war. Dies beſtand denn in dem Gut Lesdiguieres und in einem Theil des von Saint Bonnet in Champſaur, einem Thal in Dauphine. Von jenem führt Lesdiguieres den Namen, auf dieſem wurde er geboren.

Er kam alſo in ſeinem väterlichen Hauſe zu Bonnet in Champ-ſaur zur Welt am erſten April 1543. einem Sonntag, Morgens ungefehr um neun Uhr. Sein Vater der ſich in den Italieniſchen Händeln unter Franz I bekannt gemacht hatte, nannte ſich Jean de Bonne, Herr von Lesdiguieres, und ſeine Mutter war Franziſka von Caſtellane, aus einem der beſten Häuſer in Provence. Er wurde zur heiligen Taufe gebracht durch den Prior des Herbeys, einen ſeiner Verwandten väterlicher Seite, und erhielt den Namen Franz.

Seine Geburt begleiteten zween merkwürdige Umſtände: noch denſelben Tag nehmlich kam plözlich in dem Fleken Saint Bonnet Feuer aus; was, wie wir ſehen werden, auch an ſeinem Sterbetag geſchah; und hierinn findet ſich eine Aehnlichkeit zwiſchen ihm und Alexander dem Großen, bey deſſen Geburt der berühmte Dianen Tempel zu Epheſus abbrannte; dann auch noch folgendes. Ein Reiſender von Adel, nach einigen aus Teutſchland, nach andern aus Italien, kehrte in dieſem Fleken bey der Frau ein, welche den Wöchnerinnen an die Hand gieng, und zugleich Wirthſchaft trieb, und da er ſie mit groſſer Freude nach Hauſe kommen ſah, und den Grund davon von ihr erfahren hatte, ſagte er zu ihr: „Meine gute Mutter,

„wenn dieſe Dame ein wenig ſpäter in die Wochen ge„kommen wäre, ſo würde das Kind das ſie gebohren „hat, dereinſt Souverain geworden ſeyn: verſichert „ſie indeſſen doch, daß es einer der größten und glük„lichſten Männer ſeines Jahrhunderts werden wird.“ Leute, welche dieſe Reden mit angehört hatten, hinterbrachten ſie dem Vater, der ſie dann in ein Buch eintrug, das man in dieſer Familie hielt.

Der geringe Glaube, den ich, mit vielen andern, dergleichen Vorherſagungen ꝛc. beymeſſe, und zwar aus Gründen, die anzuführen hier lang zu wären, hätte mich vermocht, auch dies Prognoſticon bey aller ſeiner Wahrheit mit Stillſchweigen zu übergehen, wenn ich es nicht, ſeit ich Lesdiguieres Horoſkop von Jaques Valois, einem der geſchikteſten Männer in dieſer Wiſſenſchaft, vor dreißig Jahren geſtellt ſah, ſo wahr fände, daß man ſagen möchte, es ſey erſt nachdem die Sache ſelbſt ſchon in Erfüllung gegangen war, gemacht worden: deswegen erwähnte ich jenes, das ich ſonſt ganz übergangen haben würde.

Drittes Kapitel.

Seine Erziehung.

Er war noch nicht aus den Jahren der Kindheit, als der Tod ſeines VatersVaters die Sorge für ſeine Erziehung ganz auf ſeine Mutter ſchob, was ſie auch mit Ehren vollbrachte: und da ihr nicht unbewußt war, wie wichtig es iſt, die Jugend frühzeitig durch einen tugendhaften Unterricht zu bilden, ſo hatte er kaum das dazu tüchtige Alter erreicht, als ſie

ihm

ihm einen Hofmeiſter gab, mit Hülfe des Abts von Saint Andre, les Avignon, und des Priors von Mane, ihrer Brüder. Da erſterer keinen nähern Verwandten hatte, als ihn, dem er ſein Vermögen zufließen laſſen konnte, ſo unterſtüzte er die Mutter hinlänglich, daß ſie ihn nach Avignon auf die Schule bringen konnte, wohin ſie ihn mit ſeinem Hofmeiſter abgehen ließ.

Doch ehe er das väterliche Haus verläßt, bekennen wir aufrichtig, daß, bey all ſeiner Fähigkeit für die Wiſſenſchaften (in denen er es weit genug gebracht hatte, um die Gelehrten von Ignoranten zu unterſcheiden) ſeine Neigung dennoch mehr auf die Waffen gerichtet war, und ſchon damals all das verſprach, was man in der Folge an ihm bewunderte. Schon in ſeiner frühen Jugend machte er den General unter den Jungen ſeines Dorfs; bewaffnete ſie mit Prügeln, und machte Parteyen unter ihnen; wobey ſichs denn oft zutrug, daß aus Spiel Ernſt wurde, und ſie ſich recht vorſäzlich herumprügelten, und ſo wirklich Krieg führten. Da ſie nun meiſtens nicht anders als verwundet zurük kamen, ſo baten ſie die Frau von Lesdiguieres, ihn zu Haus zu halten. Auch zu Avignon hörte er mit weit mehr Vergnügen den Tambour von der Garniſon, als das Schulglökchen, und hätte gern eins mit dem andern vertauſcht, wenn es bey ihm geſtanden hätte: ſo ſehr laſſen ſich die Menſchen durch die ſüſſe Gewalt ihrer Neigung hinreiſſen.

Da ihn ſein Hofmeiſter einmal ſo geſtimmt fand, wie wir hier beſchrieben haben, ſo glaubte er, ſich darnach fügen zu müſſen, ſo weit er es könnte, ohne ihn von den Studien zu weit abkommen zu laſſen;

eine Maxime, welche alle die befolgen ſollten, denen die Bildung junger Leute anvertraut iſt, ihren natürlichen Hang etwas zuzugeben ſo lang er ſich nicht allzuweit von dem Hauptzweck entfernt. Da er ihn indeſſen mit einem guten hellen Verſtand begabt ſah, den er denn wirklich im höchſten möglichen Grad beſaß, ſo unterrichtete er ihn vorzüglich in der Geſchichte, dem wahren Studium eines Kavaliers, und unſtreitig dem beſten auf das man ſich legen kann. Denn da eigentlich die Geſchichte nichts als der Spiegel des Böſen und Guten iſt, ſo lernt man aus ihr das Laſter fliehen und der Tugend folgen; ein um ſo nothwendigerer Unterricht, da der Nuzen davon ſich auf alle Handlungen des Lebens erſtrekt.

Wir haben ihn in der katholiſchen Religion gebohren und getauft werden ſehen; und dennoch werden wir ihn im Fortgang ſeines Lebens als Anhänger der andern Religion finden, und erſt wenige Jahre vor ſeinem Tod in den Schoos der Kirche zurük kehren ſehen. Um dies zu erklären, müſſen wir melden daß ſein Hofmeiſter ſich zwar äuſſerlich zur katholiſchen Religion bekennte, übrigens aber den Meynung derer anhieng, welche den Namen der Reformirten angenommen hatten. Er brachte alſo bisweilen ſeinen Zögling auf dieſen Gegenſtand, und bereitete ihn von weitem darauf vor, dieſe fremde Meynung anzunehmen, indem er ihm beybrachte, in der römiſchen Religion diene man Gott nur mit den Lippen, Lehre und Sitten ſeyen da gleich ſehr verderbt; beyde hätten einer Reformation bedurft, und dazu habe Gott Männer erwekt. Dabey berief er ſich noch auf das Beyſpiel der gröſten Männer im Reich die ſich dazu bekennten, und der Märtyrer, die ſie mit ihrem Blut beſiegelten, und andre dergleichen Reden, durch die

er ihm diesen neuen Glauben beybrachte, so daß Lesdiguieres, sobald er Avignon verlassen hatte, wo er sich nicht erklären durfte, sich öffentlich dazu bekannte; und sogar soviel über seine Mutter vermochte daß sie sich bald darauf ebenfalls dafür erklärte.

Was seine Fortschritte in den Wissenschaften betrift, welche einige für gröser andre für geringer halten, als sie wirklich waren: so will ich hier die Wahrheit davon sagen, wie ich sie aus seinem eignen Munde gehört habe. Er hatte zu Avignon den Cursus in den sogenannten Humanioren durchgemacht, und dann zu Paris, wohin er zu Fortsezung seiner Studien geführt wurden, die Philosophie gehört, und fieng an sich über das Recht Vorlesungen halten zu lassen, seinem Onkel zu gefallen, der ihn der Magistratur bestimmte, und in dieser Absicht zu seinem Unterhalt beytrug. Da aber dieser bald darauf starb, so konnte Lesdiguieres daselbst nicht länger für sich bestehen, (denn damals hatte sein Haus nicht mehr als ungefehr sieben hundert Pfund Einkünfte) und war genöthigt worden, sich wegzubegeben, und einen andern Plan zu machen. Er griff daher, statt zur obrigkeitlichen Würde, wie einige dafür hielten, zum Degen, und stellte seiner Mutter vor: „so einen auszeichnenden Vorzug auch „ein junger Kavalier durch die Wissenschaften erhal„ten, und so sehr sie ihm zur Zierde gereichen, so „seyen doch die Waffen seine wahre Bestimmung, durch „die er sich seiner Geburt würdig zeigt, seinem Vater„lande dient, und sich den Weg zu den gröstten Eh„renstellen bahnt.“ Wiewohl er nun auf diese Art den Büchern entsagt hatte, verlohr er doch die Liebe zu ihnen nicht. Denn ausserdem daß er unter der Aufsicht Souffreys de Calignon, Kanzlers von Navarra, eines großen Mannes, eine sehenswürdige

Bibliothek ſammelte, verlohr er auch keine Zeit, die er aufs Leſen verwenden konnte, und ſagte oft, eine der gröſten Verpflichtungen gegen ſeine Mutter wäre die, für ſeine Erziehung. Der Erfolg zeigt, daß ſie nicht wenig zu Beförderung ſeines Glüks beytrug.

Viertes Kapitel.

Lesdiguieres wird Archer couplé unter der Ordonnanz-Compagnie des Königs-Statthalters Gordes in Dauphine. Sein erſter Waffenverſuch.

Neunzehn Jahre war er alt, als er mit dem feſten Entſchluß ſeiner Neigung zu den Waffen zu folgen, nicht beſſer thun zu können glaubte, als wenn er ſich an Gordes, den Lieutenant du Roi in der Provinz wendete, und eine Stelle in deſſen Ordonnanz-Compagnie zu erhalten ſuchte, wozu ihn zwo beſondre Rükſichten bewogen. Erſtlich die, daß die Gensdarmes unter der franzöſiſchen Miliz den erſten Rang behaupteten, wie das noch gegenwärtig der Fall iſt; und daß die Stellen darunter nur mit gut conditionirten Adelichen beſezt wurden, unter denen noch dazu nicht wenig Eiferſucht herrſchte, dazu zu gelangen. Der andre noch ſtärkere Grund war der, daß der General ſowohl wegen ſeiner Tapferkeit als ſeiner Klugheit in großem Anſehen ſtand, und Lesdiguieres daher das Handwerk dem er ſich widmete unter keinem beſſern Meiſter lernen zu können glaubte: das ungerechnet, daß es immer Ehre bringt, bey dem erſten Manne einer Provinz zu ſtehen.

Da ihm nun seine Geburt und sein sehnlicher Wunsch bald Zutritt zu ihm verschaft hatten, wurde er ohne Schwierigkeit bey der Kompagnie angestellt: indessen nach der damaligen Ordnung, vor der Hand blos unter dem Namen eines Archer (Trabanten) bis eine Stelle vakant wurde, und noch dazu neben einem Andern, (archer compl.) Abel von Loras, aus einem der ältesten Häuser in Dauphiné; und also nur mit halbem Traktament, das er dem Trompeter gab, oder in den Händen des Kassiers ließ. Indessen betrug er sich dabey so gut, daß er sich in Kurzem die Liebe und Achtung aller seiner Kameraden erwarb. Dazu war ihm noch gleich anfangs der Vortheil behülflich, den er in einer Schlägerey davon getragen hatte, worinn er durch einen seiner Freunde verwikelt worden war, und wobey er seiner Einsicht und seinem Muth gleiche Ehre machte, so das Gordes, der ihn bis dahin nur dem Namen nach kannte, von nun an eine gute Meynung von ihm faßte, und ihn näher um sich haben wollte; auch bisweilen wenn er ihn ansah, äusserte: „Sehn „Sie da den Lesdiguieres; ich müßte mich sehr irren, „oder er wird einst noch ein großer Mann. Er ist „verständig; er ist tapfer und zeigt sich in allen Stüken als einen Mann von gutem Hause.“ Bisweilen sezte er hinzu: „Bekommen wir Krieg mit den „Hugenoten, so ist er der Mann, der uns viel zu schaffen machen wird.“ Wie richtig dies gesprochen war, zeigte sich in kurzer Zeit.

Da die Unruhen in Frankreich, welche das berühmte Jämmeredikt von Karl IX. im Jahr 1561. beygelegt hatte, im Folgenden wieder ausbrachen, und beyde einander der Religion wegen anfeindende Parteyen wieder zu den Waffen griffen, so warf sich Anton Rambaud, gewöhnlich der Kapitain Furmeier genannt,

nannt, ein braver Kavalier aus Dauphine, unter Montbrun zum Verfechter der Proteſtanten auf, rükte mit Truppen ins Feld, und foderte alle von ſeiner Religion auf, ſich unter ſeine Fahnen zu verſammeln. Er hatte Lesdiguieres noch beſonders angelegentlich aufgefodert, theils weil er mit ihm verwandt war, theils aus perſönlicher Achtung, fand ihn aber nicht ſo leicht zu bewegen, indem er nicht gern die Waffen gegen ſeinen Fürſten führen wollte, und überhaupt eine Abneigung gegen jede Art von Leichtſinnigkeit wie z. B. die Verwechslung einer Partei, in ſich verſpurte. Er ſtellte ihm daher vor: „in der gegenwärtigen Verfaſſung, worinn ſich der Staat befinde, „heiße es dem König wirklich dienen, wenn man ſich den „Unternehmungen derer widerſeze, welche ſeine Jugend ihren Einfluß mißbrauchten, und Unordnungen „erregten, um in den Umſturz der Proteſtanten das „Haus Bourbon mit zu verflechten, das eine Menge Prinzen zählte, die fähig wären, auf dem Thron „zu folgen; und um auf dieſe Art alles aus dem Wege zu räumen, was ihrer Ehrſucht hinderlich ſeyn „könnte; indem ſie auf dieſe Art wie bisher den König Tag und Nacht umringt hielten, hätten ſie ſein „Gemüth ſo ſehr eingenommen, daß ſie nur Eindrüke, „die ihnen günſtig wären, zuließen, und diejenigen „bey ihm für Empörer ausgäben, die er einſt noch „für ſeine getreuſten Unterthanen erkennen würde.“

Mit dergleichen Reden, die darauf zielten, ihm das Vorhaben der Ligue zu enthüllen, welche Frankreich nachher in ſeinem Schoos entſpringen ſah, beſchwor er ihn, die Sache Gottes nicht im Stich zu laſſen, welche hier mit der des Königs und des Staats eng verbunden wäre, den man auf dieſe obſchon gewaltſame doch zur Rettung von dem drohenden nahen

Ver-

Verderben unvermeidlich nothwendige Art noch retten wolle. Da Lesdiguieres diesen Betrachtungen seinen Beyfall nicht versagen konnte, so machten sie Eindruk auf ihn, und besiegten seine Bedenklichkeiten. Entschlossen also eine Partei zu ergreifen, die man ihm als die beste vorstellte, beurlaubte er sich höflich von Gordes, und begab sich zu Furmeyer, der schon eine hohe Meynung von ihm hatte, und ihn daher sogleich zum ersten Fähndrich seines Regiments machte.

Unterdessen brach das Kriegsfeuer in dem Reich aus, und man lag sich beynahe überall in den Haaren. Unter andern Plätzen der Protestanten wurde die Stadt Cisteron in Provence von den Katholiken bedroht. Furmeyer und Lesdiguieres warfen sich mit dreyhundert Mann hinein. Unmittelbar darauf wurde sie von dem Grafen von Sommerive, Königsstatthalter in der Landschaft berennt. Beaujeu, ein Vetter des Grafen, aber Protestant, hatte die Belagerung einige Tage muthig ausgehalten, als Lesdiguieres bey der Vertheidigung einer Sturmlüke so viele Beweise seines Muths ablegte, daß ihm Beaujeu, der ihn besonders bemerkt hatte, folgendes Zeugnis gab: „das „ist in der That ein junger Cavalier, der Wunder „thut: Schon eine halbe Stunde ficht er an der Stel„le da, festen Fusses: wenn er das Leben behält, wird „er von sich reden machen.“ Und einige Stunden hernach sagte er zu Furmeyer: „Ihr Fähndrich hat „heute gesiegt; er muß Ihnen werth seyn, denn er „macht Ihnen Ehre.“

Da wenige Tage darauf den Belagerten das Pulver ausgieng, sahen sie sich genöthigt, sich des Nachts über einen unbewacht gelassenen Absturz aus der Stadt

zu machen, worauf Furmeyer und Lesdiguieres sich wieder nach Dauphine begaben.

Fünftes Kapitel.

Lesdiguieres erste Kriegsthaten.

Der Baron von Ardrets, einer der protestantischen Häupter in Dauphin, hätte den Rath Ponat und den Kapitain la Coche in Grenoble gelassen, der Hauptstadt der Provinz deren er sich unter andern bemächtigt hatte. Sie wurden darinn von den Grafen von Suze und von Maugiron mit sechstausend Mann zu Fuß und einiger Reuterey belagert. Furmeyer den ein neuer Anschlag gegen Valence geführt hatte, wußte daß sie Mangel an Lebensmitteln litten, und rükte entschlossen ihnen zu Hülfe zu kommen, nach Sassenage vor, mit sieben hundert Mann zu Fuß und hundert bis hundert und zwanzig Pferden. Nicht ohne große Schwierigkeiten, war er bis dahin vorgedrungen, indem ihn die Katholiken die Päße sehr erschwert hatten. Lesdiguieres kommandirte den Vortrab daben. Furmeyer zeigt sich am Ufer des Drac, eines reissenden Stroms der ganz gegen Grenoble strömt. Als er darüber sezen will, findet er ihn mit drey bis vier hundert Pferden und einer Menge Fußvolk besezt, und entdekt noch überdies einen Hinterhalt, in einem nahen Gehölz, von wo man ihn in den Rüken fallen wolte. Er stellt sich als fürchtete er sich, und wollte fliehen. Die Feinde lassen sich durch diese List betrügen, und wollen ihm nachsezen. Er kehrt um, sezt über den Strom, greift an, wirft eine große Menge nieder, drängt den Rest bis ins Lager, das

das über dieſen unerwarteten Ueberfall ſo ſehr in Allarm geräth, daß troz allen Bemühungen der Befehlshaber, alles was in den Retranchements iſt, die Flucht ergreift, und ſich nicht eher in Sicherheit glaubt, bis ſie die Savoyiſche Grenze erreicht haben.

Lesdiguieres, der bereits ſchon Wunder der Tapferkeit gethan hatte, und zum Nachſezen kommandirt worden war, verfolgte ſie im Nachhauen bis Gieres, wo er endlich von ihnen abließ. Aeuſſerſt zufrieden mit ihm, hielt ihn Furmeyer eines höhern Komandos, als des eines Fähndrichs würdig, und machte ihn bey ſeiner Rükkunft zum Officier (gardon) bey ſeiner Gensdarmenkompagnie, an die Stelle ſeines bey dieſem Vorfall gebliebenen Neffen Villette.

Furmeyer ſchlug hierauf den Weg gegen das Gebiet derer von Gap ein, weil er einen Anſchlag auf den Fleken Romette hatte. Er rükte eines Tages mit ſeinem Trupp ſo heimlich davor, daß er nicht entdekt wurde. Er kam vor das Thor, gab vor er bringe Mannſchaft für ſie von denen von Gap, und bemeiſterte ſich ſo des Orts, mit Hülfe eines Heuwagens, den er zu gleicher Zeit einfahren ließ, um durch dieſe Sperrung ſeinen vorhabenden Ueberfall zu erleichtern. Die Garniſon gewinnt, als ſie den Fleken verlohren ſieht, das Schloß, und giebt dem Gouverneur von Gap Nachricht von dem Vorfall, worauf dieſer ſogleich einen ſo ſtarken Sukkurs dahin ſchikt, daß es um Furmeyer geſchehen geweſen wär, wenn er nicht darauf verfallen wäre, ſich mit ſechzehn Edelleuten zur Wehre zu ſezen, worunter ſich auch Lesdiguieres nebſt drey Brüdern aus dem Hauſe Champoleon befand. Sie ſtießen auf die Feinde in einem Hohlwege und werfen ſogleich funfzig leichte Reuter die den Vortrab mach-

machten; die übrigen ergaben sich, die Stadt, Fournoux ausgenommen, und das Schloß ergab sich sogleich auf Capitulation. Zween Tage darauf wollen die von Gap diesen Schimpf rächen, und ziehen auf Nemette zu. Fournoux stößt ihnen zwanzig Reuter mit Lesdiguieres entgegen, der sie überfällt, die meisten niedermacht, die übrigen bis vor die Thore ihrer Stadt verfolgt. Der Capitain-Cadet von Charrier, nachher Montagnier genannt, von dem in dieser Geschichte noch oft die Rede seyn wird, befand sich mit dabey.

Sechstes Kapitel.

Lesdiguieres wird zum Anführer derer von Champsaur erwählt. — Seine Vermählung. — Streifzug gegen die von Gap.

Ein zweytes Pacifications-Edikt von eben dem König Karl IX. das hierauf erlassen wurde, nöthigte beede Partheyen, sich zurückzuziehen. Da es aber nichts als ein Palliativmittel für die Krankheit des Staats war, so brach bald darauf das Feuer von neuem aus, und die Protestanten griffen wieder zu den Waffen, und rückten ins Feld. — Verlangt der freie Aufschluß von mir, was aus Nemette und Fournoux wurde, so muß ich ihm sagen, daß dieser das Unglück hatte, durch Meuchelmord zu fallen; und daß in Ermanglung des Friedenschlusses jenen den Katholiken wieder zurück gegeben wurde.

Dieser kurze Frieden, aus dem wir bald einen noch größern Krieg werden entstehen sehen, machte daß jeder

ſeber zu ſeiner Hütte heimkehrte, und Bridgniers verwendete dieſen Aufenthalt auf die Sorge für ſeine häuslichen Angelegenheiten, der ihn ſeine Mutter, welche das Alter des Geſichts beraubt hatte, nicht mehr überheben konnte. Da man ihm zu dieſer Abſicht gerathen hatte, ſich zu vermählen, um ſich auf dieſe Art eine Haushälterinn zu gewinnen, der ſein Vortheil ſo nahe am Herzen liegen möchte als ihm ſelbſt, und von der auch ſeine Mutter Unterſtützung und Pflege erhalten könnte, — ein frommer Beweggrund, der vorzüglich ſeinen Entſchluß beſtimmte — ſo warb er um Claudine von Berenger, die vierte Tochter Georgs von Gua, aus einem der erlauchteſten Häuſer in Dauphiné, ſowohl in Anſehung der braven Männer die es aufzuweiſen hat, als wegen ſeiner Abſtammung von den Berengern in Italien. Champolcon, Georgs und Vater, angeſehene Cavaliers, hatten die drey andern Schweſtern geheurathet, und da Bridgniers ohnehin ſchon ſehr gut Freund mit ihnen war, ſo war es ihm ſehr lieb, das Freundſchaftsband durch dieſe Verſchwägerung noch enger zu knüpfen, von der er ſich große Unterſtützung verſprach.

Die Anverwandte des Friedrichs, welche nach Art der meiſten Menſchen hierbey weniger auf die Verdienſte Bridgnieres als auf ſein Vermögen ſahen, das, wie wir ſchon einmal geſagt haben, klein war, und ſich nicht über ſechs bis achthundert Pfund Einkünfte belief; waren nicht für dieſe Verbindung. Der Vater aber, welcher wußte, daß der innere Werth den vorzüglichſten Reichthum ausmache, und das ſicherſte Mittel iſt, den andern zu erwerben, nahm mehr Rückſicht auf ſeine perſönliche gute Eigenſchaften, als auf ſein mittelmäßiges Vermögen, und ſagte ſogar bisweilen zu ihnen, wie ein prophetiſcher Geiſt, dieſer

Cou-

Coligny sey ein Mann zu grossen Dingen bestimmt. Er gab ihm also seine Tochter und hielt ihn jederzeit sehr werth. Der Tod, der ihn bald darauf wegraffte, brachte ihn um das Vergnügen, seine Wahl so gut ausgeschlagen und seine Prophezeihung erfüllt zu sehen.

Da indessen die vorigen Unruhen grosse Erbitterung in den Gemüthern zurückgelassen hatten, und sich zwischen den Katholiken zu Gap und den Protestanten in Champsaur täglich Gelegenheiten zu Zänkereyen ereigneten: so nahm dadurch ihr Haß gegen einander so sehr zu, daß sie sich darüber oft einander in die Haare geriethen. Ersterer sahen bald ein, wie nöthig es für sie wäre, einen Anführer zu haben, und daß ihnen bloß weil es ihnen daran fehlte, manche wichtige Vortheile entgingen. Sie beschlossen daher einmüthig Lesdiguieres als ihren Beschützer zu erkennen, der von Seiten seiner Tapferkeit und Klugheit überall in grossem Ansehen stand.

Einst als ihn seine Freunde zu St. Bonnet besuchten, um mit ihm seine Vermählung zu feyern, und an nichts als Spiel und Wohlleben dachten; bewillkommte er sie zwar mit allen Zeichen einer aufrichtigen Freude, führte ihnen aber ganz höflich zu Gemüth: man müsse sich denn doch dem Jubel nicht so ganz überlassen, daß man darüber alle Sorgfalt für die Sicherheit aus den Augen setze; denn sie wären doch wirklich nicht so ganz ausser Gefahr, indem sie sich an einem ganz offenen Ort so nahe bey den Feinden befänden. Sie bezeugten sich ihm sehr verbunden für die Sorgfalt, die er für ihre Sicherheit trüge, in Ansehung deren sie sich ganz auf ihn verliessen. Ohne weiters, erhielt er wirklich sogleich Nachricht, daß die von Gap List hätten, das Fest zu stören, und daß sie ungefehr zwey-

hun-

hundert Mann stark im Anzug wären, um sie in der Nacht zu überfallen. Er zieht sogleich funfzig Mann aus seinen Soldaten heraus — denn er hatte immer welche um sich — rückt ihnen damit bis zu dem Dorf Late entgegen, und legt sich daselbst in Hinterhalt. Die von Gap, die ihn zu Haus beym Schmause glauben, gehen richtig in die Falle: Er fällt über sie her, macht einen Theil nieder, zerstreuet die andern, und jagt ihnen einige Beute ab, die sie unter Wegs gemacht hatten. Dann zieht er wieder nach Haus, und erzählt seinen Freunden den glücklichen Ausgang dieses kleinen Tagwerks: was sie ohne Zweifel für die Zukunft etwas verschlagener machte. Sie überlegten bey dieser Gelegenheit, wie nöthig ihnen ein sicherer Zufluchtsort wäre, wo sie vor den Anfällen der Gegner Ruhe haben könnten, und bemächtigten sich des am Eingang eines Thals gegen Grenoble gelegenen Schlosses Lers.

Einige Tage darauf erhielten sie Nachricht, daß die [illegible] der Grafschaft Venaiss in Languedoc eingefallen [illegible], und die Stadt Pontsaint Esprit belagerten, die sich für die Protestanten erklärt hatte. Lesdiguieres eilte sogleich dahin, mit allem was er von Truppen zusammenraffen konnte. Die Belagerer überhoben ihn aber, sie bald für seinen Anmarsch vernehmen, der Mühe, sie wegzutreiben.

Er setzte demnach über die Rhone, weil er von einem seiner Generale, Aiac, Ordre hatte nach Lyon zu kommen, wo sie sich mit einander über ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten besprechen wollten. Da er sich zu dem Ende mit ungefähr dreyßig Pferden und sechzig Mann zu Fuß — die andern waren von Pierrelate aus ungefehr — auf den Marsch gemacht hatte,

hatte, fiel er auf Scipione, einen Hauptmann über hundert italienische Lanzen, die man durchs ganze Land fürchtete. Der Italiener machte Mine, ihn anzugreifen; er kam ihm aber zuvor, und drang beherzt auf ihn ein. Die Lanzknechte wehrten sich sehr muthig: da sie aber auf der Flanke sehr vom Fußvolk gedrängt wurden, so machten sie endlich kehrum. Lesdiguieres setzte ihnen nach bis vor die Thore von Cavaur und Tregues, die sie mit Mühe, in geringer Anzahl und sehr übel mitgenommen, erreichten.

Er selbst setzte hierauf seinen Marsch nach Uzez fort, erhielt daselbst Befehl von Lyon zu einem Zug nach Guyenne, wo die Protestanten ihre Macht zusammenzogen, und kehrte dann nach Dauphine zurück.

Siebentes Kapitel.

Lesdiguieres zieht nach Guyenne. Seine Ankunft und einige Verrichtungen.

Da sich also die Protestanten von verschiedenen Seiten zusammengezogen hatten, um nach Guyenne zu ziehen, wo sie zu der Armee ihres obersten Anführers des Prinzen von Condé stoßen sollten: so machten sich die von Dauphiné unter Montbrums Commando auf den Marsch. Lesdiguieres verfügte sich nebst einigen seiner Freunde, und einigen Soldaten zu ihm, worauf sie über Pont, unter Vorgängigung eines Forts über die Rhone setzten, welches Mouvans, General der Protestanten in Provence daselbst hatte machen lassen. Nachdem sie miteinander zu Aubenas angelangt waren, trat Lesdiguieres der Cornette Blanche, wo er von den Prinzen mit

und andern Großen mit vielen Beweisen von Achtung aufgenommen wurde, indem ihn diese als einen Mann betrachteten, der mit Ehre dabey dienen würde, und bereits Beweise von einem großen Muth und Eifer abgelegt hatte.

Da er schon für einen der einsichtsvollsten Cavaliere seiner Zeit bekannt war, und auch wirklich seine Klugheit weit über sein Alter ging: so geschah es denn, daß er in den Gesprächen über die damaligen Angelegenheiten, mit den Herren bey denen er Zutritt hatte, so viel Einsicht blicken ließ, daß sie dadurch veranlaßt wurden, ihn mit zu den Kriegsrath zu ziehen, wobey die vortreflichen Urtheile die er hier zu äußern Gelegenheit hatte, sehr die gute Meynung erhöhten, die seine Privatgespräche von ihm erregt hatten.

Hier hatte er auch zuerst die Ehre, dem König von Navarra bekannt zu werden, der hernach Frankreichs Heinrich wurde, ein Monarch von unvergänglichem Andenken, der mehr als kein andrer den Zunahmen des Großen verdiente. Dieser Herr erblickte in ihm einigermaßen das Bild seiner eignen Vortreflichkeiten, und beehrte ihn daher mit seiner ganz besondern Gewogenheit. Er vertraute ihm auch zugleich einen Auftrag von Wichtigkeit nach Rochelle, den er zu seiner Zufriedenheit vollbrachte.

Die Armee des Königs unter der Anführung seines Bruders, des Herzogs von Anjou, nachherigen Königs Heinrichs III. und die der Protestanten trafen indessen zu Montcontour auf einander, um ihren Streit zu entscheiden. Ich würde mich zu sehr von meinem mir gestekten Zweken entfernen, wenn ich mich in eine Beschreibung dieser merkwürdigen Schlacht einlassen wollte, von der man sagen kann, daß in ihr das

erkrankte Frankreich keine Arzeneyen spurte, um wieder gesund zu werden. Ich überlasse dies den Geschichtsbeschreibungen von dieser Zeit, und will hier nur anführen, daß nach dieser Schlacht, in welcher die Dauphinenser dem Ruf der Tapferkeit, worinn sie stehen, keine Schande machten, Montbrun mit dem Ueberrest von Mannschaft, soviel er zusammenbringen konnte, wieder nach Dauphine zurükzog. Aber bedingniret mußte, ehe er abreiste, zuvor dem König von Navarra — den er bereits als einen Herrn betrachtete, dem er durchaus angehören wollte, — versprechen, wieder zu ihm zu kommen, sobald die öffentlichen Angelegenheiten es gestatten würden.

Montbrun, bedingniret und ihre Freunde kehrten also nach Dauphine zurük, nachdem sie sich zu Auvillar ein wenig erholt hatten, durchstrichen Languedoc, nicht ohne große Schwierigkeiten, und langten endlich durch Provence am Ufer der Rhone an, zwischen Pont und Pontin, dessen sie sich zur Sicherheit ihres Ueberganges sogleich bemächtigten. Montbrun ließ seine Truppen etwas weiter unten übersetzen, in Fahrzeugen, die er weggenommen hatte, und sogleich wieder zurük schikte, damit keiner von seinen Leuten seine Hoffnung auf die Flucht setzen und sich nicht ganz auf seine Tapferkeit verlassen möchte. Er hatte damals zweyhundert Pferde, und ungefähr achthundert Mann zu Fuß. Die vornehmsten Befehlshaber unter ihm waren Mirabel, nachher Maccaus genannt, bedingniret, le Pivet, Morges, Champoleon, Bardouache und Piegros.

Sobald sie über die Rhone gesetzt hatten, fingen sie ein Fort darüber an, um sich einen Uebergang frey zu behalten; und kaum hatten sie es eine Toise hoch

ge-

erfüllet, als ſie Nachricht erhielten, daß Gordes mit der ganzen Macht des Landes gegen ſie im Anzug ſey. Wenige Stunden darauf entdekte ihn Montbrun, und hatte in aller Eile Pingres mit zweyhundert Büchſenſchützen in ein nahes Weidengebüſch, um ihn in die linke Flanke zu nehmen. Rechts legte er Mirabel und Lesdiguieres mit dem größten Theil des Fußvolks. Er ſelbſt mit dem Reſt hält vor ſeinem Zelt in Schlachtordnung.

Nun erſcheint Gordes; und vor ihm her la Noſſet zum Angriff, den er auch ſehr muthig that: Allein die Salven die er in beyden Flanken ausgeſtehen hatte, und die Entſchloſſenheit Montbruns und der Seinigen, die ihn zu gleicher Zeit von vorne anfielen, warfen das Vordertreffen ſo heftig auf Gordes zurük, daß die erſtern durch die zweyten brachen, und alles in Unordnung brachten. Sie ließen gegen achtzig Todte auf dem Platz, und einige vornehme Gefangene. Gordes ſelbſt lag unter ſeinem niedergeſchoſſenen Pferd; Lesdiguieres erblikte ihn und warf ſich ſogleich in das Gedränge, um ihn herauszunehmen, damit er nicht noch größern Schaden nehmen möchte. Er ſtieß aber auf Noſſet, der ihn gefangen nehmen wollte, und nun ſelbſt von ihm gefangen genommen wurde, und unterdeſſen fand Gordes durch die Geſchiklichkeit eines Pagen, Mittel unter dem Pferd hervor und auf ein anders zu kommen, auf dem er entkam. Montbrun behielt das Schlachtfeld, lief ſich um keine Zeit zu verlieren, ſeiner ſehr ſchmerzhaften Wunde am Fuße unerachtet, nicht einmal verbinden, und nahm ſogleich Graue und Lorial in der Nachbarſchaft weg. Hier wollen wir ihn laſſen, um wieder zu Lesdiguieres zurükzukommen.

Da seine Anwesenheit zu Corp, seinem ersten Zufluchtsort, erfordert wurde, so begab er sich dahin, begleitet von Morges, Champeleon, Saint Jean, Bardonenche, la Valette, Saint Germain, Gap, mit hundert und funfzig Mann zu Fuß, und sechzig bis achzig Pferden. Sogleich arbeiteten sie daran, sich daselbst in Verfassung zu sezen. Sie waren einander damals alle im Commando gleich, so daß sie Montbrun für ihren Obersten erkannten, und den Dienst der Reihe nach versahen, unter dem Namen von Generalen, ohne daß einer von ihnen seinen Capitain geheißen hätte. Indessen erhob sich Lesdiguieres durch seine innere Kraft bald über diese Gleichheit empor.

Kaum waren sie eingerichtet, als Gordes, der die empfangene Schlappe nicht verschmerzen konnte, Monestier und la Cayette abschikte um sie dort zu belagern: der erste kam von Grenoble mit beynahe sechshundert Mann, der andre aus dem Brianconnischen mit ungefehr fünfhundert; die ganze Artillerie bestand aus nicht mehr als vier Mörsern, welche jedoch nichts desto weniger Breche schossen.

Sobald sie sich vor dem Platz gezeigt hatte, wobey sie sogleich eine Mine springen liessen, so wurden sie mit Verlust verschiedener Officiers, zurückgeschlagen; worunter Erpille, ein sehr braver Mann, mit einem Degen durch eine Schießscharte herum verwundet wurde, als er die Mauer hinauf klettern wollte.

Drey Tage darauf spielten ihnen die Belagerten einen lustigen Possen, wovon Champeleon der Erfinder gewesen seyn soll. Da er erfahr, daß in dem Platz einige Heerden — wegen der Belagerung ausgehungerter — Ziegen wären, so band er jeder ein Stük brennende Lunte an die Hörner, und ließ sie in die

Nacht

Nacht hinaustreiben: die Feinde halten sie für feindliche Mannschaft, gerathen in Furcht darüber, und fangen schon aufs Ausreißen, bis endlich ein Vorposten auf diese gehörnte Krieger Feuer giebt, und einen davon verwundet, der dann durch sein Blöken, in das die andern mit einstimmen, den Streich verräth. Kurz darauf rückt aber Montbrun mit zweyhundert Pferden und dreyhundert Mann zu Fuß nach, und macht einen wahren, keinen blinden Lärm; denn er zwang sie, die Belagerung so eilig aufzuheben, daß sie nicht einmal Zeit hatten, ihre Mörser mitzunehmen. Ich erinnere mich von Desbiguires gehört zu haben, dies sey die erste Artillerie gewesen die er gesehn habe.

Ehe wir ihn aus Corp abgehen lassen, wollen wir doch dem Leser ein kleines Prognostikon von seiner Größe mittheilen, das der Erfolg nicht minder wahr gemacht hat, als die übrigen. Einer von den Soldaten der Garnison, Namens Flammet, machte den Thorwarthern, sah in die Hände seiner Cameraden, und sagte ihnen gutes oder schlimmes Schicksal voraus. Als für einen Tages die Vornehmsten den Spaß gemacht hatten, ihn darüber zu vernehmen, so bot ihm Desbiguires seine Hand dar, und fragte ihn, was er von ihr dächte? „Ich brauche ihre Hand nicht — „sagte Flammet — um Ihnen zu sagen, daß Sie, „gnädiger Herr, außer König alles seyn werden.“ So sagte er ihm also sein Schicksal voraus, nicht sowohl vermöge einer wirklichen Kenntnis dieser Kunst, als durch eine Art von Inspiration. Indessen machte sich Desbiguires über diese Weissagung lustig, indem sie ihm lächerlich vorkam.

Achtes Kapitel.

Lesdiguieres reiß nach Paris. — Seine Ankunft und seine Beschäftigungen in seinem Hause.

Unterdessen wurde es Friede, und beyde Theile legten die Waffen nieder. Die vornehmsten Häupter der Protestanten begaben sich nach Paris zur Vermählungsfeyer des Königs von Navarra, welche ihnen eine dauernde Ruhe zu versichern schien. Da aber nur die Aussenseite der Dinge ruhig schien, so war diese Ruhe nicht von Dauer. Auf die Publikation dieses Friedens verließ Lesdiguieres Corp, und ging nach Saint Bonnet, wo er sein Haus, um es auch den guten Anfang seiner verbesserten Glüksumstände mit genießen zu lassen, mit einigen Verzierungen verschönerte; gleiches nahm er auch mit dem vor, das ihm seine Ahnen zu Lesdiguieres hinterlassen hatten.

Bald darauf reiste er mit einigen seiner Freunde nach Paris, um dem König von Navarra seine Aufwartung zu machen, der ihm auf eine sehr schmeichelnde Art begegnete. Als er eines Tags aus dem Zimmer kam, grüßte ihn ein alter Mann, der sich sehr erfreut bezeugte, ihn wieder zu sehen: es war sein ehemaliger Hofmeister, der ihn auf die Schule begleitet hatte, und ihm jezt sagte, er treffe ihn hier just zum Glük, um ihm einen wichtigen Dienst zu erzeigen, weswegen er ihn gern im Geheim sprechen möchte. Lesdiguieres, der nicht weit nach seinem Quartier hatte, führte ihn dahin, worauf ihm dieser Mann versicherte: „er wisse „von sehr guter Hand, daß die Protestanten zu Paris „in Gefahr seyen und daß man ihnen eine sehr gefähr-

„liche

„liche Grube grabe. Der tödliche Haß der Guisen „gegen den Admiral treibe sie zu einer großen Rache. „Die übertriebene Artigkeit der Königinn Mutter ge„gen ihren Schwiegersohn und die ausserordentliche „Gnade des Königs gegen den Admiral seien bloße „Kunstgriffe um sie zu betrügen.“ Kurz, woher er auch Wind von dem Anschlag gehabt haben mag, dessen Ausführung die Bartholomäusnacht so blutig machte, er wußte ihm eine Menge nähere Umstände anzugeben, und bat und beschwor ihn, sich vor diesem Sturm in Sicherheit zu setzen, wie er selbst willens sey, um nicht darinn umzukommen.

Anfangs dachte ihm Lesdiguieres bloß, und dachte, es möchte allenfalls nur so eine Einbildung des guten alten Mannes seyn, indem er nicht innere Wahrscheinlichkeit genug in dieser Warnung fand, um Gebrauch davon zu machen. Nachher aber überlegte er sich die Sache etwas ernstlicher, und da einige andre sich dazu gekommene Vorfälle ihm etwas mehr Wahrscheinlichkeit darinn finden ließen, so eröffnete er es dem König von Navarra, von dem er sich zugleich beurlaubte und nach Dauphin zurük ging, weil er Nachricht erhalten hatte, daß die Frau von Lesdiguieres gefährlich krank sey.

Zu Haus beschäftigte er sich mit der Jagd, und dem Bauwesen, das in seiner Abwesenheit seine Gemahlinn hatte fortsezen lassen, eine der tugendhaftesten Damen ihrer Zeit, die, wie man von der eines griechischen Feldherrn erzählt, ihren ganzen Schmuk in Reichthum in ihrem Gemahl sezte. Hier erfuhr denn endlich auch den Tod des Admirals nebst allem was darauf erfolgte. Darüber verstrich der Winter, ohne den Eifer der durch die bürgerliche Zwistigkeiten

erhizten Gemüther abzukühlen. Denn beym Anbruch des Frühjahres wurden die Protestanten in Dauphine von la Rochelle aus, was die Ursache dazu gewesen war, aufgeboten, die Waffen wieder zu ergreifen. Lesdiguieres rükte hierauf sogleich ins Feld, und nahm, nicht mehr bloß mit Corp zufrieden, Ambel, ein benachbartes Schloß weg, das er dem Kapitain Paßet, oder wenn man lieber so will, Sebastian anvertraute.

Ehe ich weiter schreibe, muß ich zuvor noch erinnern, daß die Kapitains, welche der Leser im Verfolg dieser Geschichte bloß nach ihrem Taufnamen, wie hier benannt finden wird, Männer waren, welche Lesdiguieres genau kannte, und vom besten Schlag tapferer Leute, denen Furcht, Unbeständigkeit und Untreue fremd waren, die sich zum Komando auf keinem andern Wege als durch die gewöhnlichen Stuffen des Soldatenstands hinaufgearbeitet hatten, nachdem sie durch Arbeit und Strapazen dazu abgehärtet und erprobt waren. Mit dieser Art Leuten verrichtete er, wie Alexander mit seinen Macedoniern den besten Theil der Thaten, die wir noch von ihm sehen werden.

Da es ihm also wie gesagt in seinem alten Quartier Corp zu enge war, so nahm er das Schloß Ambel weg, zog in die benachbarte Gegend Trieves hinüber, wo lauter Protestanten wohnten, die ihm sehr gut zu statten kommen konnten, und wo er mehr freye Hand hatte, und legte sich in den Flecken Mens, bloß mit seinen Schwägern und Freunden, welche bereits keine Schwierigkeit mehr machten, seinen Befehlen zu gehorchen.

Nachdem er sich in diesem neuen Aufenthalt eingerichtet und ungefehr hundert bis hundert und zwan-

ßig Mann an ſich gezogen hatte, wurde er benachrichtigt, daß Beaumont, ein katholiſcher Edelmann in der Nachbarſchaft von Cory, ihm dieſen Plaz weggenommen habe. Entſchloſſen, es ihm nieder abzujagen, theilt er ſeinen kleinen Haufen, läßt die Hälfte zu Mens und eilt mit der andern nach Cory, theilt dieſe wieder in drey Häufchin, wovon er eins dem jungen Glandage giebt, einem Katholiken, der aber auf Seiten der Proteſtanten war, das andre dem Basſet, und das dritte ſelbſt anführet. So erbricht er ein Thor, troz dem Widerſtand den er dahinter fand; die andern erſteigen unterdeſſen die Mauern, bemeiſtern ſich der Stadt, machen Beaumont und die andern nieder, bis auf zwanzig die ſich an ihn ergaben, und wovon ein Theil ihm nachher wichtige Dienſte leiſtete.

Als er von dieſer Expedition zurükkam, erfuhr er, daß Pellat Saint Maurice, ein Adelicher in der Nachbarſchaft von Mens, angeblich Proteſtant, in der That aber Anhänger der Katholiken, durch geheime Verſtändniſſe die Beſazung zu verführen ſuchte, und auf dem Punkt war, eine Unternehmung darauf auszuführen. Er ließ daher ſein Schloß durch den Kaporal Bayle mit einigen Soldaten wegnehmen, und als Saint Maurice ſich zur Wehre ſezen wollte, wurde er mit all den Seinigen niedergehauen.

Neuntes Kapitel.

Lesdiguieres ſchlägt den Centurio; la Cazette, und die von Gap.

Es war Lesdiguieres nicht möglich, lang an einem Ort ſtille zu ſizen. Sein Muth liebte die Ruhe

nicht, und trieb ihn stündlich zu neuen Unternehmungen, die er meistens sogleich ausführte, sobald sie bey ihm beschlossen waren. Hundert Italienische Lanzen unter dem Julius Centurio, einem angesehenen Genuesischen Hauptmann standen zu Grenoble in Garnison und verübten allerley Bravaden, denen Lesdiguieres nicht länger mehr zusehen konnte. Es waren Leute, die man unter die Besten ihrer Parten zählte, und die sich, aufgeblasen, weil ihnen einige Stükchen geglükt hatten, für unüberwindlich hielten. Er wollte also versuchen, ob sie es auch wirklich wären.

Er rükte von Mans bis an die Furth von Clays, eine Meile von Grenoble vor, mit ungefehr sechzig Pferden, legt sich daselbst in einem kleinen Gehölz in Hinterhalt, und schikt den Kapitain Basiel mit dem dritten Theil seiner Kompagnie ab, um diese Bravos in freye Feld heraus zu loken. Dieser kleine Trupp streift bis unter die Thore der Stadt, Basiel tödet die Schildwache, bringt die Hauptwache und durch diese die ganze Stadt in Alarm. Sogleich sizen die Lanzknechte auf, und verfolgen sie, entrüstet über die Kühnheit dieser handvoll Leute, bis an den Ort wo der Hinterhalt lag. Lesdiguieres fällt über sie her, verrennt ihnen den Rükzug, und richtet sie so übel zu, daß nur drey bis vier davon kommen, unter denen der Kapitain war; die übrigen alle wurden niedergemacht, oder gefangen, mit schönen Waffen, und guten Pferden, — welche den Siegern sehr wohl zu statten kamen, die zuvor sehr übel, meistens auf Miethkleppern oder gebergten, beritten waren, wovon noch dazu ein Theil nicht einmal Sättel hatte.

Wir haben oben erzählt, wie Mouslier und la Cazette vor dem lezten Frieden Corp belagert hatten, sich

ſich aber mit Schimpf und Verluſt hatten davon machen müſſen. Dieſer leztere trachtete immer nach Gelegenheit, ſich zu rächen, und hatte den Befehlshaber in Arubrun. Bonrepos, endlich dazu vermocht, Freyſſiniere zu belagern, einen kleinen Ort in den benachbarten Gebirgen, wo ſich einige Proteſtanten niedergelaſſen hatte, mehr der Religionsübung wegen, als um Krieg zu führen. Dieſe beyden brachten alſo ungefehr zwölfhundert Mann auf die Beine, bemächtigen ſich der Zugänge, und ſchlieſſen ſie durch ein Fort bey Chancelos. Die von Freyſſiniere flehen Lesdiguieres um Hilfe an, und betrachten ihn als ihren Retter. Er rükt mit ſeinem Häufleim aus, zieht durch Durfiere, paſſirt einen fürchterlichen, ganz mit Schnee bedekten Berg, und läßt nach Freyſſiniere wiſſen, ſobald ſie ihn erblikten würden, ſollten ſie ausrüken um zu ihm zu ſtoßen. Darauf rükt er beynahe auf eine Meile von ihnen vor, und ſchikt den Kapitain Anton voraus, um zu rekognoſciren. Die Belagerten ſehen ihn für Lesdiguieres an, weil er einige von deſſen berittenen Büchſenſchüzen mit ſehr kenntlichen Kentröken bey ſich hatte, und rüken daher der erhaltenen Ordre gemäß, ſogleich aus. Der Kapitain Anton war über dies unerwartete Ausrüken ſehr in Verlegenheit indem Lesdiguieres noch weit zurük war, und er daher ſehr für dieſe armen Leute fürchtete, die viel ſchwächer waren als die Feinde. Er verfiel daher auf eine Liſt, die auch wirklich gelang. Er bemächtigte ſich einiger Pferde, die er bey der Tränke vorfand, läßt die, welche herausgerükt waren, aufſizen, und ſo fangen ſie an laut zu ruffen: Vorwärts Herr von Lesdiguieres, vorwärts! daß es die im Fort hören mußten, und darüber ſo in Schrecken geriethen, daß ſie haufenweiſe hinausſtürzen, um ſich zu retten. Darauf fällt er ſie ſo heftig an, daß er einen guten Theil davon

davon erlegt; Lesdiguieres kömmt dazu, und drängt den Rest bis Saint Crepin, wo die welche durch die Flucht der Schärfe des Schwerdts entgangen waren, ihr Grab in dem reißenden Strom fanden, über den sie sezen wollten.

La Cazette hatte sich zwey Tage zuvor weggemacht: allein sein ganzes Gepäk wurde dabey erbeutet. Diese Niederlage kostete ihm nahe an sieben bis achthundert Mann, ohne daß auf Lesdiguieres Seite mehr als zween bis drey Blessirte waren, der den folgenden Tag nach Saint Andre marschirte, und sich nach Haus begab.

Während er mit dieser Expedition beschäftigt war, und schon zuvor, streiften die von Gap, im Vertrauen auf die sichere Zuflucht in ihrer Stadt, bis Saint Bonnet, und machten jedesmal Gefangene daselbst 1). Um ihnen diese Freyheit abzuschneiden, beorderte Lesdiguieres den Kapitain Anton, Händel mit ihnen zu suchen. Dieser rükt von la Tour de Lage, wo er kommandirte, aus, findet ihr Vieh vor der Stadt, und nimmts und treibt es ihnen weg. Die Gapenser nehmen das hoch auf, und lassen sogleich ihre frischeste junge Mannschaft ausrüken, die erst in verschiedenen Truppen anzieht, die sich aber endlich in zween vereinigen; einem davon kommandirt Steffen Comte, ein beherzter Soldat, den andern la Palu, ein muthiger Chorherr.

Unterdessen rükt Lesdiguieres mit la Croix de Tallard einem der tapfersten Männer seiner Parten, und einigen andern bis Larra vor. Von hier aus läßt er die Feinde rekognoscieren, und erfährt, daß sie gerade gegen ihn im Anzug sind, ohne zu wissen daß er dort sey, bloß in der Meynung ihr Vieh und den Kapi-

Kapitain Anton da zu finden. Er zieht ihnen hierauf, längs einem Hügel hin, der ihn ihnen verbarg, entgegen. Seiner Sache gewiß, sagte er, gegen die Stadt gewendet: „Ihr Herrn von Gap, nehmt Abschied von „euern Leuten, sie sind nun unser!“ Hierauf detaschirt er den Kapitain Bastel nach einer nahgelegenen Meierei, um ihnen in den Rüken zu fallen.

Sobald ihn die Feinde entdeken, machen sie halt, schließen an, und verrichten nach damaliger löblicher Gewohnheit ein kurzes Gebet: dann machen sie einen muthigen Angriff, den Lesdiguieres noch muthiger aushält, zu Bastel stößt, und sie alle zusammenhaut, längs dem Buzon hin, einem Bach über den sie sich zurükzuziehen anfiengen, ohne das Gefecht aufzugeben, das sie bis auf den lezten Augenblik hartnäkig fortsezten.

La Croix de Tallard erlegte hierbey mit einer Hand den Schweizer (le Suisse), einen der robustesten Männer seiner Zeit, der ihn mit einem Pikenstoß vom Pferd geworfen hatte. Diese ganze junge Mannschaft blieb daben, bis auf drey oder vier die sich im Gebüsch versteckt hatten. Sie waren meistens neu gekleidet, mit weißem Brustlaz und rothen Hosen, und mochten also wohl nicht gedacht haben, das Fest (es war just am Pfingsttag) so unglüklich zu feyern. Die welche sie geschikt hatten, wurden durch ihren Schaden klug, und waren von nun an eingezogener. Lesdiguieres verlohr dabey nur einen einzigen Mann.

Zehn-

Zehntes Kapitel.

Lesdiguieres ſchlägt den Entſaz von Serres, und die Truppen von Vif. Einnahme einiger Schlöſſer.

Während Lesdiguieres auf dieſe Art ſich herum tummelte, ſaß Montbrun ſeiner Seits nicht müſſig. Seit wir ihn zu Loriol verlaſſen haben, hatte er einige Päze in Niederdauphiné eingenommen und ſich nachher gegen das Gebürge gezogen. Zulezt hatte er ſich zu Orpierre eingethan, und da er nichts in ſeiner Nachbarſchaft leiden wollte, was ihn beunruhigen könnte, ſo machte er einen Verſuch auf Serres, wo ich gebohren bin, und nahm ſogleich die Stadt ein; das Schloß aber, auf einem Berg gelegen, hielt ſich. Beauregard und der jüngſte Charence, zween der bravſten Cavaliers von der katholiſchen Partey vertheidigten es. Er blokkirte ſie um ſie auszuhungern, indem ihn die Lage des Orts nicht verſtattete, es durch Gewalt einzubekommen.

Der Lieutenant du Roi, Gordes, beordert auf die erſte Nachricht von dieſer Belagerung den Befehlshaber in Gap, Labourel, mit funfzehnhundert Mann zum Entſaz. Sobald ihn Montbrun anrüken ſah, rükte er bis la Baſtia Mont-ſaleon vor; berief Lesdiguieres, der zu Mans war, und läßt ihn ſein Quartier zu Aſpres nehmen, um die Feinde einzuſchließen. Am folgenden Tag erſcheint Labourel in guter Ordnung, und Lesdiguieres, der ſich ihm am nächſten befindet, kommandirt dreißig Pferde, um den Vortrab, der nicht weniger als zweyhundert Mann ſtark war, anzugreifen. Er ſelbſt unterſtüzt ſeine Reuter, und

fällt

fällt mit solcher Heftigkeit über die Feinde her, daß ein großer Theil zu Boden gestrekt und der andre gezwungen wird, sich zum Hauptcorps zurükzuziehen. Nun fällt ihnen Montbrun in Rüken, und vollendet, was Lesdiguieres so glüklich begonnen hatte.

Da Labourel sich auf diese Art geschlagen, und zehn bis zwölfhundert der Seinigen tod auf dem Schlachtfeld ausgestrekt sah, wollte er sein Leben lieber seinem Pferd, als dem Feind danken. Die Belagerten, unter deren Augen dies vorgieng, gaben die Hoffnung auf, entsezt zu werden, da die Hungersnoth bey ihnen ohnehin schon so groß war, daß sie einen Bukel geschlachtet hatten; sie ergaben sich daher auf ehrenvolle Bedingungen. Sobald sich Montbrun dieses Plazes versichert hatte, ließ er seine Truppen nach Trieves gehen; und nahm sein Quartier zu Saint Maurice; und Lesdiguieres, um näher bey ihm zu seyn, führt die seinigen nach Mens.

Unterdessen hatte der Lieutenant du Roi welche nach Vif rüken lassen, welche bis Mens streiften, und die ganze Gegend verwüsteten. Da Lesdiguières dies nicht länger dulden konnte, so beschließt er, sie mit Hülfe Montbruns zu vertreiben. Sie hatten zu dem Ende Monetier de Clermont zum Sammelplaz bestimmt, und giengen Nachts und einzeln dahin ab, um bey den Feinden keinen Argwohn ihres Vorhabens zu erregen.

Lesdiguieres, der näher an dem verabredeten Ort lag, langt zuerst an, überfällt funfzig Mann welche die Garnison von Vif dahin geschikt hatte, und haut sie alle zusammen. Eine halbe Stunde darauf langt Montbrun an, und findet dies Stük Arbeit schon gethan.

gethan. Beſeelt von einen reinem Wetteifer ohne Neid, ſtößt er zu ihm, und ſo ziehen ſie zuſammen nach Vif, wo die Beſazung, erſchroken über den Vorgang zu Moneſtier de Clermont, ſich in die Priorie wirft. Sie erſteigen die Mauer, und machen den Kapitain mit all ſeinen Leuten nieder, ohne dabey mehr als zween Mann einzubüſſen.

Durch dieſe Reihe von glüklichen Verrichtungen fieng der Name Lesdiguieres an furchtbar zu werden; der Verfolg dieſer Geſchichte wird uns lehren, daß er noch ganze Völker zittern machte.

Da ihm ſeine Einrichtung in Trieves den Flekken la Mure in der Nachbarſchaft von Mans nothwendig machte, der meiſtens von proteſtantiſchen Familien bewohnt war, und eine ſo vortheilhafte Lage hat, daß man ihn den Schlüſſel zu dem Gebürge von dieſer Seite her nennen kann: ſo glaubte er ſich deſſen verſichern zu müſſen, ſowohl um Mens zu denken, als um dem Lieutenant du Roi die bequeme Gelegenheit an ihn zu kommen, was er oft dorther that, abzuſchneiden.

Es befanden ſich in dem Flekken zwey veſte Häuſer, eines Beaumont, das andre Moneſtier gehörig, zween katholiſchen von Adel, welche eine Beſazung darinn hielten, und der Lieutenant du Roi verließ ſich darauf wie auf zwo Citadellen, denn ſonſt war der Ort im übrigen nicht geſchloſſen. Lesdiguieres kömmt alſo einmal Nachts von Mens dahin, mit zweyhundert Mann, und läßt eine Petarde an das Beaumontiſche Haus ſchrauben, wo er Widerſtand findet, der ihm gleich den Kapitain Baſtel koſtet, einen ſeiner beherzteſten Leute. Das Haus ward indeſſen doch erobert, und alles was darinn war, niedergehauen; zween

Krie-

Krieger ausgenommen, die durch ihre muthvolle Vertheidigung seine Begnadigung verdienten und um auch seine Zuneigung zu verdienen, sich seinem Dienste widmeten, und ihm auch wirklich in der Folge sehr getreu dienten. Einer war der Kapitain Baumian, der andre der Kapitain Pedeseaux, welche beyde sehr wohl verdienen, daß ihr Name in dieser Geschichte aufgestellt wird.

Da das Monesiérische Haus fürchtete, das Schikksal des andern zu erfahren, so ergab es sich sogleich auf Kapitulation. Da nun Lesdiguieres auf diese Art ganz Herr von diesem Flecken war, so legte er Allieres hinein, und ließ ihn so gut einrichten, daß er nachher eine berühmte Belagerung aushielt, wie wir weiter unten noch sehen werden.

Einige Tage darauf führte er seine Truppen zu einer neuen Unternehmung. Das Schloß von la Roche am Capischen war schon der Mühe werth, es den Plätzen seiner Partey beyzufügen: es war aber zu stark, als daß es hätte ohne Geschüz eingenommen werden können. Er beschoß also den Ort mit zwo Kanonen, die er von Serres mitgebracht hatte, und rükte durch die Sturmlüke hinein, die er ohne Vertheidigung fand, weil sich die Soldaten und Inwohner in das Schloß gemacht hatten. Da sie aber noch an demselben Tag aufgefodert wurden, abzuziehen, so ergaben sie sich auf Kapitulation. Er ließ den Kapitain Arabin daselbst, einen wakern Mann, den er schäzte, und der noch izt die Wahrheit dieser Geschichte bezeugen kann.

Eilftes Kapitel.

Entsaz von Livron unter Lesdiguieres Anführung. Niederlage der Schweizer in Dyois. Montbrun stirbt.

Frankreich hatte seinen Herrn aber nicht seine Lage verändert, und bürgerliche Verwirrungen zerfleischten sein Inres unter dem neuen König so gut wie unter dem vorigen. Heinrich, König von Pohlen 2) und rechtmäßiger Nachfolger seines Bruders Karl wollte mit dem Scepter zugleich die Fortsezung der Entwürfe desselben übernehmen, und hatte deswegen bey seiner Ankunft im Reich mehrere Protestantische Pläze durch den Dauphin von Montpensier 3) belagern lassen. Pousin und Livron waren darunter die beträchtlichsten.

Livron, was von beyden eigentlich in meine Geschichte gehört, liegt an einer Anhöhe, was seine Lage sehr vortheilhaft macht. Seit der Bartholomäus-Nacht war es um seine Werke gekommen. Montbrun, der wie wir gesehen haben, zu Loriol lag, hatte es in Eile und bloß mit Barrikaden befestigt. Das erstemal wurde es durch den Dauphin von Montpensier angegriffen, der aber nicht lange davor lag, weil er zu großen Widerstand darinn fand. Bey der Durchreise des Königs aber wurde es unter dem Marschall von Bellegarde mit mehr Nachdruk und Lebhaftigkeit belagert. — Das Gesez, das ich mir auferlegt habe, meinen Gegenstand nie aus dem Gesicht zu verliehren, erlaubt mir nicht, mich hier auf die nähern Umstände dieser berühmten Belagerung einzulassen; doch muß ich sagen, daß man noch bis izt zweifelhaft ist, auf welcher Seite, beym Angriff oder bey der Ver-

Vertheidigung, mehr beherzte Entschlossenheit zu bewundern war.

Schon hatte die königliche Artillerie alle Barrikaden niedergeschmettert, und der Plaz verschiedene Stürme ausgehalten, als Montbrun, entschlossen ihm zu Hülfe zu kommen, Lesdiguieres, als denjenigen, den er am meisten zur Ausführung eines kühnen Entwurfs fähig glaubte, beordert, funfzig Mann hinein zu werfen; was nicht ohne die äusserste Schwierigkeiten zu bewerkstelligen war. Allein wo die Gefahr groß ist, da ist auch die Ehre um so größer, und diese ist die Lokspeise großer Seelen. Lesdiguieres las unter seinen Truppen funfzig der beherztesten aus, reutet damit, mit einer Kühnheit, die unglaublich scheinen könnte, wenn sie nicht Zeugen gehabt hätte, am hellen Tag durch das feindliche Lager, ohne erkannt zu werden, bis er den Belagerten das Signal gab. Als ihn hierauf die Belagerer anfielen, vertheidigte er sich so gut, daß er bis ans Thor durchdrang; in die Stadt kam, ohne mehr als zween Mann zu verlieren; und in der folgenden Nacht, nicht ohne neue große Gefahren, wieder davon reutet. Wirklich konnten sich die Hofleute, als sie dies Stükchen erfuhren, nicht enthalten, es zu loben, wiewohl auch manche es eine Unverschämtheit nannten, weil es Angesichts des Königs geschah 4). Dem sey nun wie ihm wolle, so verursachte es doch, daß wenige Tage darauf die Belagerung aufgehoben wurde.

Unterdessen war der Hof zu Avignon, voll von Prinzen und Herrn, welche herbey geeilt waren, um den neuen König beym Eintritt in sein Reich ihren Respekt zu bezeugen. Der König von Navarra war ebenfalls dabey, äusserlich eifrig katholisch, in der

That aber voll Anhänglichkeit für die Partey der Protestanten, an deren Angelegenheiten er besonders bey Gelegenheit dieser Belagerung großen Antheil nahm, und von Zeit zu Zeit einen von seinen Leuten an Lesdiguieres, zu dem allein er Zutrauen hatte, abschikte, um ihm von dem was bey dem König beschlossen wurde, Nachricht zu geben, soweit er selbst darum wissen konnte; denn man war dort sehr mißtrauisch in Ansehung seiner.

Einst als Lesdiguieres einen Adelichen ausdrüklich an ihn abgeschikt hatte, um Befehle und Nachrichten von ihm einzuholen, so konnte er nicht vor ihn kommen, weil dieser Herr von allen Seiten genau beobachtet wurde, besonders von Heinrich von Lothringen, Herzog von Guise, der, um ihn desto besser zu erforschen, sich zu seinem Tisch und Bettgenossen gemacht hatte. Nun trug sichs zu, daß als sie mit einander in Grillons Wohnung auf einem Marmortisch Würfel spielten, Blut darauf sprüzte, das ihnen auch an die Hände kam, ohne daß man wußte, woher, indem niemand von den Umstehenden verwundet war, wornach man auf der Stelle sogleich gesehen hatte. Man hielt es daher für ein Zeichen vom Himmel, das die einen so erklärten, als wenn der Himmel dadurch dem Herzog von Guise das Blut, das er in der Bartholomäusnacht hatte vergießen lassen, vorwerfen wollen; andre aber für eine Vorherverkündigung desjenigen nahmen, das über dem Zwist dieser zween Fürsten noch vergossen werden würde. Da nun das Spiel hierauf aufgehört hatte, so konnte sich izt Lesdiguieres Abgeordneter dem König von Navarra nähern und mit ihm ohne Zeugen reden.

Da indeſſen den Sukkurs, den Lesdiguieres nach Livron gebracht hatte, den Belagerern die Hoffnung benahm, es zu bezwingen; ſo zogen ſie wenige Tage darauf ab. Nachdem dieſe Belagerung aufgehoben war, nahm Montbrun mit zwey Kanonen le Sair, la Motte Chalencon, Roſans, Saint André und einige andre benachbarte Pläze: dann legte er ſeine Truppen in Garniſonen, und brachte den Winter zu Hauſe zu.

Zu Anfang des Frühjahrs 1575 rükte er wieder ins Feld und wollte Chatillon im Dorr Diſtrikt wegnehmen, einen kleinen Ort, aber ſtark durch ſein Schloß. Lesdiguieres, dem er jederzeit die erſten Rollen auftrug, und der auch dies Geſchäft übernommen hatte, griff den Plaz mit fünfhundert Mann und zwo Kanonen an, die er von Meglon kommen ließ? Sogleich eilte Gordes der zu Dye war, mit einer ſtarken Macht herbey; Montbrun folgt ihm, und greift ihn zu drey verſchiedenen malen an; die Nacht kömmt dazwiſchen und trennt die Streiter. Nachdem Gordes eine Verſtärkung in den Ort geworfen hatte, marſchirte er mit Anbruch des Tages in guter Ordnung wieder ab, um nach Dye zurükzugehen. Montbrun und Lesdiguieres, ſo geſchwind als er, aber weit ſchwächer, ſchiken ſogleich ihr weniges Geſchüz nach Meglon zurük, ziehen ihm zur Seite am Fluſſe Drome hin, und laſſen ſich nichts merken, daß ſie ihn angreifen wollten, ſo lange ſie noch in der Ebene ſind. Nahe an der Brüke von Oreille aber, welche beyde Theile nothwendig paſſiren mußten, und die ſo ſchmal iſt, daß nicht zween Mann neben einander darüber können, nehmen ſie mit ihrem Fußvolk einen Vorſprung, und poſtiren ſich jenſeits, an einer vortheilhaften Stelle, der Plan de Supas genannt.

Gordes hatte damals zwey und zwanzig Fähnlein Schweizer, nach der Belagerung von Bays aus dem Heere des Herzogs von Usez gezogen; nebst fünf hundert Lanzen, und vier Kompagnien berittener Büchsenschüzen. Das Schweizerbataillon das bis zur Brüke immer im Glied marschirt war, mußte hier abbrechen und einzeln hinter einander passiren. Als sieben bis acht hundert hinüber waren, und man erst die Brüke durch Holz und einige tode Pferde unwegsam gemacht, auch mit einem Trupp besezt hatte, so fielen Montbrun, Lesdiguieres, Gouvernet, Morges, Champoleon Eugier, Bar, Comps, Vercoyran, le Mas, und Stabel die Schweizer so lebhaft an, daß sie alle in Stüken gehauen wareun, ehe sie sich noch wieder formiren konnten. Eine gleiche Anzahl Schweizer, die mit großer Mühe über die Brüke gebrochen waren, um den erstern zu Hülfe zu kommen, wurden eben so übel bewillkommt und mitgenommen wie jene.

Als Lesdiguieres bey diesem zweyten Angriff sein Pferd verlohr, ließ ihm einer von den Seinigen, Franz Goust, sogleich wieder aufsizen; einige sagen sogar, Montbrun habe selbst dies gethan.

Da Gordes mit seinen Speerreutern vorrükte, um Theil an dem Gefecht zu nehmen, so gieng Montbrun gerade auf ihn loß, so daß sie mit blanken Säbel gegen einander standen. Allein da das Terrain für Reuterey nicht günstig war, und überdies die Niederlage der Schweizer schon Furcht unter seinen Leuten erregt hatte, so war Gordes genöthigt nach Die abzuziehen. Montbrun behielt den Sieg, der noch durch die gänzliche Niederlage erhöht wurde, welche die berittenen Büchsenschüzen-Kompagnie, unter Valzergnis von Lesdiguieres, und die des Grafen von Beynes von Gouvernet und Bar erlitt.

Da

Da der Reſt der Schweizer, nachdem ihr Oberſter Freulich und beynahe alle ihre Hauptleute gefallen waren, ihren gänzlichen Untergang vor Augen ſahen, ſo ſammelten und formirten ſich vier bis fünf hundert davon wieder, und gewannen eine vortheilhafte Stellung mit Hülfe eines Hügels, und einiger Meiereien, um da entweder ihr Leben theuer zu verkaufen oder zu kapituliren. Dies lezte wurde angenommen, ſie behielten das Leben und den Degen, und bekamen von Montbrun ſicheres Geleite zum Rükzug in ihre Heymath.

In Dye eingeſchloſſen, bot Gordes nun die ganze Macht ſeiner Befehlshaberſchaft und die der benachbarten Provinzen zu ſeinem Beyſtand auf. In kurzer Zeit hierauf brachten Dauphiné, Provence und Lyonnois ein Corps von zwölfhundert Lanzen unter l' Eſtans Kommando, und von zweytauſend fünfhundert Mann zu Fuß und vierhundert berittenen Büchſenſchüzen zuſammen, welche Rochefort und Ourche anführten. Unerachtet nun Montbrun bey weitem ſchwächer war, beſchloß er doch eine Schlacht zu liefern; was gar nicht Lesdiguieres Beyfall hatte, indem er das Uebel wohl vorherſah, das daraus entſtehen konnte. Fortuna iſt ein Mädchen, deren Gunſtbezeugungen man nicht misbrauchen muß, ſonſt wird ſie andern Sinnes, und denen, die ſie nicht zu behandeln wiſſen, ſo ſehr abhold, als ſie ihnen zuvor günſtig geweſen war. Er ſtellte ihm die allzu große Ungleichheit ihrer Truppen gegen die Anzahl der feindlichen vor, und unterließ nichts, um ihn von einem Vorhaben abzubringen, das ihm gleich gefährlich und unvernünftig ſchien. Er mochte aber ſagen was er wollte; Montbrun beharrte auf dem Gegentheil: und ſo ſizen ſie denn auf und ſchlagen den Weg nach Creſt ein, wo der Feind durchkommen ſollte.

Lesdiguieres führte den Vortrab, von drey bis vierhundert Carabiniers; und da er nun einmal gezwungen thun mußte, was er nicht ändern konnte, so machte er sich gefaßt sich waker zu halten. Als er aber sah, daß Montbrun, statt die Feinde in den engen Päſſen von Quint und Saillens zu erwarten, welche ihm einige Vortheile gewähren konnten, entschlossen schien, die Brüke von Mirebeau zu passiren, und sich ins freye offne Feld zu legen, (was ganz offenbar nachtheilig für ihn seyn mußte) so schikte er jemand von seinen Leuten an ihn ab, um es ihm zu widerrathen; und macht unterdessen Halt um die Antwort abzuwarten. Montbrun aber der von seinem bösen Genius fortgetrieben, vorrukte, brachte sie ihm selbst, und sagte ihm etwas hizig: „Vorwärts oder lassen Sie „mich vor; Herr von Lesdiguieres wo ist das Herz?“ — dies Wort schloß ihm den Mund, er sezt über die Brüke, und greift den Feind wüthend an, wobey ihm sein Pferd getödet wurde, das ihm aber der Kapitain Vialis de Romette sogleich durch ein andres ersezte, worauf er sich wieder in das Gedränge machte, und drey Compagnien Fußvolk niederwarf.

Montbrun seiner Seits kömmt mit einem Haufen Reuterey ins Handgemenge, den er abgebrochen hatte längs einem Hügel ziehen sehen; und bey diesem Gefecht stießen die beyden Fähndriche Barry und Rosset, die sich aufs Korn genommen hatten, so heftig auf einander, daß sie sich vom Pferd auf die Erde warfen, wo sie von dem Gedränge das über sie wegzog, erstikt wurden. Indem nun auf diese Art das Gefecht mit anscheinendem Vortheil für Montbrun hizig wurde, nahm es plözlich ein andre Wendung. Da sich seine Leute, statt ihrem Vortrab zu folgen, über die Erschlagenen hermachten, um sie zu plündern, griff ihn ein

Reser-

Reſervekorps an, das ſie in Unordnung brachte, und ihm ſechzehn Edelleute tödete. Er ſucht ſie wieder zu ſtellen, und ſezt über einen Mühlgraben; abgemattet aber ſtürzt ſein Pferd mit ihm, und er bricht den Schenkel. Er mußte ſich alſo an Lurche und Rochefort, ſeine Vettern ergeben, die ihm das Leben verſprechen; es ſtand aber nicht in ihrer Macht, es ihm zu retten. Er wurde nach Creſt, und nach einigen Tagen ins Gefängnis nach Grenoble gebracht, und der Königin und die Königin Mutter, den Vorgang bey Livron noch in friſchem Andenken, und empfindlich beleidigt über ſeine Antwort auf einen ihrer Briefe: „Spiel „und Waffen machen alle Perſonen ein„ander gleich," befahlen dem Parlaments Hof, ihm ſeinen Proceß zu machen. In Gemäsheit deſſen wurde er durchs Schwerdt hingerichtet; und nahm alſo ein unglüklicheres Ende als ein Mann von ſeinen Verdienſten verdient hatte. Unſtreitig verdiente er den Namen des Tapfern, den man ihm beylegte, ſehr gut, denn er war es ſo ſehr man es ſeyn kann; und dieſe vortrefliche Eigenſchaft war um ſo ſchäzbarer an ihm, da ſie mit einer vorzüglichen Rechtſchaffenheit verbunden war. Sein Werth macht daß man ſeinen Unfall beklagte, und wird ihn bey künftigen Jahrhunderten in die Reihe der großen Männer des ſeinigen ſezen.

Als Lesdiguieres ſah, daß nichts mehr auszurichten war, ſo brachte er den Reſt ſeiner Truppen nach Pontkir in Sicherheit, wo er auch, weil die Angelegenheiten ſeiner Partey nicht lang ohne Anführer zu bleiben geſtatteten, beynahe einſtimmig dazu deſignirt wurde. Indeſſen thaten ſich doch dagegen Schwierigkeiten hervor, die wir in dem Verfolg dieſer Geſchichte ſehen werden.

Zwölftes Kapitel.

Ueberrumpelung von Gap. Einnahme und Wiedereroberung von Corp und Ambel. Anschlag auf Lesdiguieres Person. Er wird zum Anführer der Protestanten in Oberdauphiné erwählt.

Wir wollen die Truppen von beyden Seiten abziehen lassen; die Katholiken mit dem Vergnügen zum Beweis ihres erhaltenen Vortheils Montbrun als Gefangenen mit sich davon zu führen, und die Protestanten mit dem Verdruß über seinen Verlust, der Lesdiguieres um so mehr zu Herzen gieng, da er troz seiner Klugheit, mit der er ihn voraus sah, dennoch nicht Eingang genug bey ihm gefunden hatte, um ihn abzuwenden. Indessen wird er doch bald die erste Stuffe zu der Größe seyn, die ihm noch vorbehalten ist.

Da die Angelegenheiten seiner Partei, welche durch diesen übeln Ausschlag in Unordnung gerathen waren, einiger Ruhe zur Erholung benöthiget waren, so warf er den Rest seiner Truppen in Garnisonen, und gieng nach Haus, um sich zu der Stelle, die ihm zugedacht war, in gehörige Verfassung zu sezen. Nachdem er acht Tage ausgeruht hatte, und erfuhr, daß man in Gap nicht sehr auf der Hut sey: so dachte er darauf, sich dafür zu rächen, daß man ihm, auf Anstiften des Bischofs, der sich zum Stärksten in der Stadt aufgeschwungen hatte, den Einzug daselbst verweigerte. Er benuzte dazu ein großes Fest, wobey die Bürger zween Tage nach einander in Saus und

Braus

Graus gelebt und ſich beym Tanz ermüdet hatten, ſo daß ſie nun in tiefen Schlaf verſanken, die gewöhnliche Folge großer Ausſchweifungen dieſer Art.

Er gieng alſo in der Nacht mit ſeinen Schwägern und Freunden ab, nebſt vierhundert Mann Fußvolk, die er geheim von verſchiedenen Seiten zuſammenzog; und noch überdies — da er ſich nicht weniger darauf verſtand ſeine Feinde zu gewinnen als ſie zu beſiegen — verſtärkt von dem Kapitain Cadet von Charence (nachher Montauguier genannt) einem der bravſten Männer ſeiner Zeit, der das Schloß zu Serres mit dem Kapitain Beauregard gegen Montbrun vertheidigt und ſich von da an dem Dienſte Lesdiguieres geweiht hatte. Nachdem alles richtig an den Mauern der Stadt angelangt war, legte Charence, der von da gebürtig war und folglich alle Pläze kannte, eine Leiter unter ein Wachthürmchen bey dem Thor Saint Arey, kommt ſo hinein, läuft zu einem nicht weit davon wohnenden Schmid, nimmt Zangen und Hammer und bricht und reißt damit Schlöſſer und Riegel am Thor auf oder ab; ſogleich ſtürzen Lesdiguieres und ſein Trupp hinein, während ein andrer durch das Fenſter des auf die Mauer ſtoßenden Gaſthofs zu den drey Königen einſteigt. Ohne Widerſtand anzutreffen bemächtigt er ſich ſo der Stadt, und den Inwohnern, durch das bey ſolchen Gelegenheiten gewöhnliche Getöſe gewekt blieb weiter nichts übrig, als ſich der Gnade des Eroberers zu ergeben, von dem ſie auch ſogleich erhielten, daß keine Unordnung begangen werden ſollte. Der Biſchof aber und die Geiſtlichkeit, die ſich in den Händen dieſer ihrer natürlichen Feinde nicht ſicher genug hielten, wanderten lieber aus, und begaben ſich in das benachbarte Dorf Jarinyes. Nachdem Lesdiguieres ſich der Stadt verſi-

chert

chert und ſie ſeinem Schwager Champoleon anvertraut hatte, kehrte er nach Haus zurük von wo er aber bald wieder durch folgenden Vorfall abgerufen wurde.

Centurio, von dem im neunten Kapitel dieſes Buchs die Rede war, hatte ſeinen ihm von Lesdiguieres niedergeworfenen Trupp wieder hergeſtellt, und unternahm nun, da er ihn zu Gap wußte, auf Gordes Anſtiften und mit deſſen Beyſtand ihm Corp wegzunehmen. Er rükt zu dem Ende mit den Kapitains Michalon, Bernard und Valentier von Grenoble aus, nebſt hundert Lanzen und tauſend Büchſenſchüzen, geführt von l' Ecuyer, einem Bruder des Kapitain Baſtel, der aber treuloſer Weiſe (wie ich in meinen Nachrichten leſe) von den Proteſtanten zu den Katholiken übergegangen war.

Centurio langt zu Corp an, wo Lesdiguieres nur wenig Mannſchaft gelaſſen hatte, indem der Plaz keine ſtarke Beſazung verdiente, und da ihm juſt der Umſtand zu ſtatten kam, daß die Maurer noch an Ausbeſſerung der Mauerlüken arbeiteten, ſo machte er ſich ſogleich Meiſter davon; während auf der andern Seite l' Ecuyer ſich des Schloſſes Ambel bemächtigt.

Sobald Lesdiguieres Nachricht davon erhält, zieht er ſogleich ſeine Truppen zuſammen, nimmt zwo Kanonen zu Gap und marſchirt zuerſt gegen Ambel: weil aber juſt Gordes ihm mit beynahe viertauſend Mann Reuterey und Fußvolk entgegenrükte, alſo ſo ſtark, daß ihn Lesdiguieres nicht wohl erwarten konnte, ſo zog er ſich langſam zurük; ohne Nachtheil, jedoch nicht ohne Gefecht. Denn da Gordes die in dieſen Gegenden ſehr ſchweren Päſſe hatte gewinnen wollen, um ihm in den Rüken zu kommen, ſo vertheidigte er ſie

ſo

so gut, daß Puteville und mehrere andere katholische Häupter das Leben dabey verlohren.

Da hierauf Gordes sich über Aspres und Vallonnois in starken Märschen nach Grenoble zog, kehrt Lesdiguieres wieder um, beschießt das Schloß Ambel, und ohne zu warten, bis die Lüke brauchbar genug war, stürmt er, erobert es, und läßt alles was darinn ist, über die Klinge springen, besonders l' Escuyer, zum Lohn für seine Verrätherey. Hierauf wendet er sich gegen Corp: Centurio aber, der sich nicht sicher genug daselbst glaubt, macht sich bey Nacht davon, und läßt la Tour mit beynahe siebenhundert Mann darinn, Lesdiguieres rükt mit vier bis fünfhundert davor, überfällt in einer monthellen Nacht die Stadt auf zehen Seiten und erobert sie, macht einen Theil der Besazung nieder, während der Rest mit la Tour flieht, und Zeit hat, Devolvy zu erreichen und sich durch das Gebirge davon zu machen, wo Lesdiguieres nicht der Mühe werth hält, sie zu verfolgen.

Als Gordes die Wiedereinnahme von Corp und Ambel erfuhr, wollte er sich dafür rächen, kehrte sich gegen Varce, und grif das Schloß Allieres an, wo funfzehn höchstens zwanzig Mann lagen, nicht sowohl zur Vertheidigung als es in Abwesenheit des Kapitains, der bey Lesdiguieres war, zu bewachen. Der kleine Trupp war also von allem was zur Vertheidigung erforderlich ist, entblößt, und glaubte überdies nicht, daß Gordes, der sehr stark war, sich gern bey einer solchen Kleinigkeit würde lang aufhalten wollen: mußte also nach drey Tagen kapituliren.

Hierauf wollte er Lesdiguieres von der Gegend um Grenoble abziehen und ihn auf die Ebene herauslokken, wo

wo er eher mit ihm fertig zu werden hofte, und rükte daher ins Valentinois, ſezt ſich zu Lortol, von wo er Eurre angreift, einen kleinen Ort, wo Eugié, weil er nur wenige Mannſchaft bey ſich hatte, und von den benachbarten Beſazungen keinen Entſaz hoffen konnte, ſich nach zwölf Tagen ergab. Nach dieſem machte er Mine weiter zu gehen, und rüſtete ſich Chateaudouble zu belagern, welches die Proteſtanten befeſtigt hatten. Allein zu eben der Zeit war Lesdiguieres, um Eurre zu entſezen, durch das Dpeiſche von dem Gebirge herabgekommen, und verhinderte durch ſeine Erſcheinung zu Tabonne, das Vorhaben Gordes, der dadurch genöthigt wurde, ſich zurükzuziehen. Sobald Lesdiguieres für die Sicherheit ſeiner Beſazungen in dieſer Gegend geſorgt hatte, kehrte er wieder nach dem Gebirge um.

Bey ſeiner Zurükkunft von dieſem Zuge erhielt er Nachricht, daß ſein Kammerdiener, Jakob Platel einen Anſchlag auf ſeine Perſon im Schilde führe, wozu er, wie man ſagt, von Wilhelm von Avanſon, Erzbiſchof von Ambrun verführt worden war. Dieſer Prälat, ein eifriger Katholike und daher ſein Todfeind, ergriff jede Gelegenheit, ſeinem Haß gegen ihn den Zügel ſchießen zu laſſen, und wurde beſchuldigt, daß er ihm ſogar nach dem Leben geſtanden und die erſte Veranlaſſung zu dieſer Conſpiration gegeben habe. Platel hatte verſchiedenemal die Ausführung verſucht, bald auf der Jagd bald im Krieg, war aber jedesmal, wie er ſelbſt bekannte, durch eine geheime Regung ſeines Gewiſſens in ſeinem Entſchluſſe wankend gemacht worden.

Lesdiguieres, der nach einem billigen Wiedervergeltungsrecht, aber weit entfernt von einer ſo gewaltſamen

samen Absicht, den Geheimschreiber des Erzbischoffs auf seiner Seite hatte, wurde durch diesen von der ganzen Sache benachrichtigt und begab sich hierauf eines Tages ganz allein auf sein Zimmer wo zwey Betten, bloß mit Barchent bedekt, standen. Darunter legte er in jedes einen Degen und einen Dolch; rief dann Platel hinein, und befahl ihm, abzuschließen, und zur Hand zu nehmen, was er in einem der Bette finden würde. Platel zieht, ihm ganz unerwartet, den Degen und Dolch hervor, und Lesdiguieres der am andern Bette ein gleiches gethan hatte, stellt sich in Positur, und sagt zu ihm: Da du versprochen hast, „mich zu tödten, so versuch es izt, und verscherze die „Reputation in der du als Soldat stehest, nicht durch „feige Niederträchtigkeit."

Platel, überführt durch jenen Zeugen, von dem man sagt, daß er so gut sey als Tausend, stürzt ihm zu Füssen, zerfließt in Thränen, macht sich den Proceß selbst und bekennt, daß er den Tod verdiene. Gerührt von diesen Zeichen seiner Reue, die er nicht für geheuchelt hält, befiehlt ihm Lesdiguieres aufzustehen, verzeiht ihm, und trägt sogar, nach einigen Vorwürfen, die er ihm über seine Schwachheit machte, kein Bedenken, sich nach wie vor von ihm bedienen zu lassen, indem er sich versichert hielt, daß er ihn auf diese Art durch eine so starke Verbindlichkeit so gut als aufs neue erst gewinne; daß kein Herz so roh und verwildert sey, das nach einem solchen-Vorgang noch der Undankbarkeit fähig wäre, und daß dieser Mensch, so wie er durch den Abscheu vor dem Verbrechen zurükgehalten worden sey, es noch mächtiger durch die Größe der Wohlthat werden werde.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20193 / 151

Ich will hier so wenig als sonst dem freyen Urtheil meiner Leser vorgreifen: ich lasse ihn von dieser Handlung denken, was er für gut findet, und zweifle nicht, daß er sie eher befremdend als ausserordentlich finden wird. Was die Helden thun, ist zwar immer groß und verdient Bewunderung; darf aber nicht jederzeit zum Muster für andre dienen. Ich begnüge mich überdies, zu sagen, daß der bald darauf erfolgte Tod Platels ihm nicht gestattete, der guten Meynung lange zu entsprechen, die sein Herr von ihm hatte.

Um wieder auf unsern Hauptgegenstand zu kommen; nach Montbruns Tod hatten sich die Vornehmsten unter den Protestanten nach verschiedenen Seiten hin zerstreut, und sich beynahe so viele Parteyen gebildet, als angesehene Männer waren. Die von Oberdauphine folgten Lesdiguieres, den sie als ihren designirten General betrachteten; weil er aber diese Würde ausschlug, deren ohne Zweifel kein andrer so würdig war, als er, so beschlossen sie sich deswegen an den Marschall von Darwille nachherigen Connetable von Frankreich zu wenden, den sie als eine der wichtigsten Stüzen ihrer Partey kannten; denn er hatte sich für sie erklärt, nicht aus Neigung für ihre Religion, sondern um sich gegen den Haß zu sichern, den das Haus Guise auf ihn geworfen hatte, das alle, die wie er, dem Hause Bourbon anhiengen, anfeindete. Indem sie ihn also baten, ihnen einen Anführer zu geben, hatten sie, selbst auf Lesdiguieres Anrathen, die Augen auf den Grafen von Ventadour, Neffen des Marschalls geworfen, sowohl in Rükſicht auf seinen Stand, als um durch diese freywillige Ernennung den Oheim zu verbinden. Da sich aber der Graf verschiedenemal entschuldigte, so baten sie den Marschall, ihnen Lesdiguieres zu geben, und baten

um

um so dringender, da sein Schwager Morges, auf den er selbst gestimmt hatte, es ablehnte und ihn vorschlug, wiewohl er als der Aeltere es hätte annehmen können. Da also ihr Deputirter Calignon den Marschall sehr darum anlag, Lesdiguieres zu befehlen, daß er die Stelle annehmen möchte, deren man ihn mehr als einen andern fähig hielt, so schikte er ihn die Bestallung darüber zu, der zufolge er von denen Gehorsam erhielt, denen er selbst zu gehorchen sich erboten hatte.

Allein die von Niederdauphiné, eifersüchtig darüber, daß Montbrun ihm immer den größten Theil seines Ansehens ertheilt hatte, traten dieser Wahl nicht bey, und suchten sie jeder für sich zu erhalten; denn sie achteten sich — und waren auch — nicht geringern Standes noch minder wichtig in der Partey als er. Sie spannen daher verschiedene Intriguen unter sich an. Als die Sachen so standen, wollte der Prinz von Conde, der aus Teutschland zurükkam und auf seiner Reise durch Dauphiné nach Languedoc von diesen Mishelligkeiten gehört hatte, mit seinem Ansehen ins Mittel treten, berief die Interessenten nach Gap und befahl ihnen, Lesdiguieres anzuerkennen.

Dies heilte zwar dem äussern Anschein nach das Uebel dieser Spaltung; hob es aber nicht wirklich: denn so sehr er sich auch Mühe gab, wurde sein Wille doch nicht länger respektirt, als seine Anwesenheit währte.

Der König von Navarra, der von der Güte dieser Wahl überzeugt war, autorisirte sie durch seine Bestallung und gab Lesdiguieres in seiner eignen Ab-

wesentheit in Dauphiné volle Macht. — Indessen entfernten sich die andern sehr übel zufrieden, und noch weit weniger gesonnen, ihm zu gehorchen. Er zog aber das allgemeine Beste seinem besondern vor, und unterließ darum nicht, zum Wohl seiner Parten thätig zu seyn, entschlossen: Schwierigkeiten jeder Art durch seinen Muth und seine Klugheit zu besiegen. Auch hatte er schöne Gelegenheiten, beyde zu zeigen und anzuwenden, wie wir in der Folge sehen werden.

Zweytes Buch.

Erſtes Kapitel.

Bündnis des Marſchalls von Bellegarde mit den Proteſtanten in Dauphiné. Bloſſets Bemühungen, Auriac mit Liſt zu fangen.

Lesdiguieres war zu Haus, um anzufangen in Ordnung zu bringen was zu ſeiner Stelle gehörte: als er Veranlaſſung zu einer wichtigen Beſchäftigung erhielt, die ſich hier darſtellt, und eine beſondere Ausführung erfordert. Daher wollen wir bis zum Urſprung davon zurükgehen.

Der im Jahr 1578. in Afrika erfolgte Tod des lezten Königs Sebaſtian von Portugall hatte in Philipp II. König von Spanien die Ehrſucht rege gemacht, ſich ſeines Reichs zu bemächtigen. Da er nun die Franzoſen allein für fähig hielt, ſein Vorhaben wegen des eignen Intereſſe, das ſie dabey hatten, zu durchkreuzen: ſo nahm er ſich vor, ihnen unter ſich zu ſchaffen zu machen, damit die einheimiſchen Angelegenheiten ſie ſich nicht um die auswärtigen bekümmern laſſen möchten. Da er nun bey dieſem Entſchluß wohl unterrichtet war von der Unzufriedenheit mehrerer Großen

des Reichs, welche von der vorzüglichen Gunst herrührte, welche die Biraguen bey der Königinn Mutter genossen, wegen deren die andern von Hof entfernt waren; und da ihm besonders die üble Behandlung bekannt war, welche Roger Marschall von Bellegarde von ihnen erfahren hatte, der deswegen von Hofe weggegangen und gleichsam nach Tarascon in Provence verbannt war: so schlug er dem Herzog Philibert Emanuel von Savoyen, einen großen Fürsten und besondern Freund des Marschalls (wegen des Gouvernements die dieser im Marquisat Saluzzo hatte) vor, ihm in den Kopf zu sezen, Karl Biragne, obersten Befehlshaber und seinen Todfeind, daraus zu vertreiben.

Der Herzog war dazu um so bereitwilliger, als er hofte, dabey seine Rechnung zu finden, und für sich selbst den besten Zug in dem Wasser zu thun, das er zu trüben gedachte. Er berief daher Dominikus la Volvere aus Piemont, zu sich, Hauptmann des Schlosses Carmagnole und vertrauten Diener des Marschalls, an den er ihn, mit Schreiben voll von Bezeugungen ihrer alten Freundschaft, und mit der Versicherung abschikt: er wollte ihm in einer wichtigen Sache, wovon Ueberbringer das Nähere melden würde, dienen; nehmlich dem Karl Biragne die Befehlshaberschaft in Saluzzo für sich selbst abzunehmen, wozu er ihm mit seiner ganzen Macht behülflich zu seyn verspreche. Er stellte ihm deswegen vor: da Karl ein Mensch von schlechter Tapferkeit und seinem Bruder Ludwig sehr ungleich sey: so würde es ihm sicher mit ihm gelingen: und dann werde es ihm auch nicht an Credit und Freunden beym König fehlen, um dessen Genehmigung dazu zu erhalten. Ueberdies müsse er bey seinen gegenwärtigen Umständen darauf bedacht seyn, sich zu heben, und sich wieder in die Achtung zu sezen, aus der seine Feinde ihn gestürzt hätten.

Da

Da dieser Antrag den Marschall just in einer neuen Empfindlichkeit traf, die davon herkam, daß ihm die Bezahlung seiner Pensionen und seiner eignen Rechnungen verweigert wurde: so hörte er ihn willig an, und beschloß Gebrauch davon zu machen. Da nun der Herzog und er wohl einsahen, daß sie einer benachbarten Unterstüzung bedürften, um diese Unternehmung desto sichrer auszuführen: so vereinigten sie sich dahin, daß sie die Freundschaft der Protestanten in Dauphiné in der Person Lesdiguieres erwerben und ihnen irgend einen wichtigen Vortheil anzubieten haben müßten, um sie durch ihr eignes Interesse an das seinige zu binden, indem sicher ohne diese Unterstüzung ihre ganze Arbeit umsonst seyn würde.

Sie fertigten also zu dem Ende le Molat, Geheimschreiber des Herzogs und Anselme, Vertrauten des Marschalls der in großem Ansehen bey ihm stand, nach Dauphiné mit Briefen an Lesdiguieres ab, die voll von der Achtung waren, die sie für seine Person hegten, und von Bezeugungen ihrer Zuneigung für das Wohl seiner Parten, mit der Bitte: er möchte sich in einer Sache geneigt finden lassen, welche ihm zu ihrem gemeinschaftlichen Besten von beyden Ueberbringern vorgetragen werden würde. Zu gleicher Zeit schikten sie eine gleiche Botschaft an den König von Navarra, um ihn für diesen Plan zu gewinnen, indem sie sonst nichts mit Lesdiguieres abschließen konnten.

Während le Molat und Anselme dahin unterwegs sind, soll der Leser erfahren, daß der Herzog, der dies Mittel in Vorschlag gebracht hatte, sich auf das gute Vernehmen verließ, worinn er damals mit dem König von Navarra stand, in Ansehung der Verbindung zwischen der einzigen Schwester des Königs (der

nachherigen Herzoginn von Bar,) und dem Sohn des Herzogs, Karl nachherigen Herzog von Savoyen, die damals durch Salvaing, einen angesehenen Cavalier in Dauphiné in Unterhandlung war. Ueberdies war der Herzog unserm Lesdiguieres noch besonders gewogen, wegen der gegenseitigen Gefälligkeiten, die sie sich oft bey ihrer Nachbarschaft zu erzeigen Gelegenheit hatten, z. B. in Ansehung der Unterhaltung des Verkehrs; Freygebung einiger Gefangenen auf Vorbitte eines von ihnen, und andre dergleichen Dinge, wodurch Lesdiquieres sich bey dem Herzog in Gunst gesezt hatte, welcher seiner Seits sich gern seine Freundschaft erhielt.

Als le Molar und Anselme bey ihm angelangt waren, so eröffneten sie sich ihm über ihre Vollmacht, welche sich dahin erstrekte, zwischen dem Marschall und den Protestanten in Dauphiné ein Bündnis auf die Bedingung zu schließen: daß sie ihn mit allem Erforderlichen unterstüzen sollten, um sich der Befehlshaberschaft im Maraisat zu bemächtigen, und sich während der Unruhen darinn zu erhalten, bis er sie vom König übertragen bekäme. Zu seiner Sicherheit machte sich Lesdiguieres auf Befehl des Königs von Navarra dazu anheischig, wogegen ihm der Marschall zwanzigtausend Thaler gab, die ihm der Herzog geborgt hatte, und dabey versprach, sobald er im ruhigen Besiz der Befehlshaberschaft seyn würde, Lesdiguieres Chateaudaurhin, Demour, Drouier und einige andre auf der Grenze beyder Staaten gelegene Pläze einzuräumen (wie er auch that), welche dazu dienen könnten, die Kommunikation und freye Passage zu gegenseitiger Hülfsleistung offen zu halten; denn der Marschall machte sich ebenfalls verbindlich, den Protestanten in gewissen Fällen beyzustehen.

So-

Sobald dieſe Sache abgethan war, machte er ſich im Jänner 1579. mit Truppen auf den Marſch, welche ihm Lesdiguieres unter der Hand zukommen ließ, welcher zugleich befahl, daß die von Gueyras die Paſſage durch das Gebürge auswerfen ſollten, weil es damals wegen des Schnees unzugänglich war. Er ſchikte ihm auch nachher durch Gouvernet eine gute Verſtärkung an Mannſchaft und Kanonen, mit denen er ſein Unternehmen zu Stande brachte.

Mehr nicht von dieſer Sache. Ich ſeze nur noch hinzu, daß von dieſer Zeit an das gute Vernehmen zwiſchen ihm und Lesdiguieres ſtets ſo groß war, und ſo ſorgfältig unterhalten wurde, daß es bis zu dem zwey Jahr darauf erfolgten Tod des Marſchalls fortdauerte, der noch ausdrüklich Anſelmen, welcher ſich während der Unterhandlung die vertraute Freundſchaft Lesdiguieres erworben hatte, auftrug, ihm ſeinen Sohn Cäſar von Bellegarde, zu empfehlen, der ihn denn auch nach dem Beyſpiel ſeines Vaters jederzeit liebte und ehrte, und ihn wie der Marſchall in allen ſeinen Briefen Mein Bruder nannte, ſich ſeiner Dienſte und ſeines Raths in ſeinen wichtigſten Angelegenheiten bediente, und ihm eine hochachtungsvolle Liebe bewies.

Ueber dieſer Unterhandlung vergaß jedoch Lesdiguieres nicht, ſeinen Feinden zu Leibe zu gehen, welche ihrerſeits nicht aufhörten, Anſchläge gegen ihn zu ſchmieden. So hatte er ſich unter dieſer Zeit des Schloſſes la Motte verſichert, ſowohl wegen ſeiner Nachbarſchaft bey la Mure, als weil es den Katholiſchen in dieſer Gegend zum Schlupfwinkel diente, wohin ſie ihre Lebensmittel ſchaften, um ſie vor ſeinen Beſazungen in Sicherheit zu bringen.

Ausserdem hatte er auch noch einen Streifzug gegen Tallard unternommen, mit dem Erfolg, den wir sogleich sehen werden. Und hier muß ich denn sagen, daß unser Cäsar auch seinen Pompejus hatte, d. h. einen Wetteiferer seiner Vorzüge, und das war Auriac sein Vetter, der gleichen Namen und gleiches Wappen führte, einer der bravsten Männer seiner Zeit, der in dem Ruf stand sich auf den Krieg so gut zu verstehen als irgend einer von Adel in Frankreich. Da er nur immer auf der Lauer lag, um irgend einen Vortheil über Lesdiguieres zu erhalten, bald durch offenbare Gewalt, bald durch Kriegslist, die er sehr geschikt anzulegen wußte: so verfiel Lesdiguieres darauf, sich gleicher Waffen gegen ihn zu bedienen, und beschloß, ihm zwo Schlingen zu legen, in deren einer er ihn gewiß fangen zu müssen glaubte.

Blosset Quartiermeister bey seiner Gensdarmenkompagnie erhielt den Auftrag dazu, und rükte ganz gegen Tallard vor, wo Auriac Gouverneur war. Er zeigte sich davor mit einem hinlänglich starken Trupp, um den Feind herauszuloken, schikte dann die Hälfte davon gegen Gap zurük, und legte sich mit dem Rest in die Meierei des Kapitain la Croix in Hinterhalt. Auriac zieht aus, um denen, die sich hatten bliken lassen, nachzusezen: da er aber durch einige Vorposten von diesem Hinterhalt Nachricht erhielt, zog er sich nach Tallard zurük.

Blosset selbst gieng hierauf nach Gap zurük, nachdem er zuvor noch diesen Avisengebern ihren gebührenden Lohn gegeben hatte, indem er für einen von seinen Leuten, der von ihnen getödtet worden war, ihrer acht bis zehn niedermachte. Dieser eine war eben der Jakob Platel, Lesdiguieres Kammerdiener, von dem

am Ende des vorhergehenden Buchs die Rede war, und der bey seiner Kompagnie Gensdarmes stand und als solcher sich unter Blossets Brigade mit bey dieser Gelegenheit befunden hatte: denn Lesdiguieres hatte unter seiner Dienerschaft keinen, der nicht bey Gelegenheit an Ort und Stelle Soldatendienste that, und entweder bey seiner Gensdarmenkompagnie oder bey seinen berittenen Büchsenschüzen stand.

Blosset hatte sich also nach Gap zurükgezogen, sehr ärgerlich darüber, daß ihm eine so schöne Gelegenheit entwischt war. Am folgenden Tag rükte er, um das zweyte Mittel, Auriac zu überlisten, in Anwendung zu bringen, gegen Abend in Veynes ein, wo er nach einer kurzen Mahlzeit sich stellt, als zöge er längs gegen Serres hin, allein bey der Brüke von Ose längs dem Fluß hin wiederzurük marschirt, und in die Meierey des Kapitain Chappan einen Hinterhalt legt, wohin Auriac oft kam, und nie mit leeren Händen zurükkehrte. Nachdem er drey Tage dort auf ihn gelauert hatte, sieht er ihn endlich mit seinem Trupp anrüken, fällt ihn entschlossen an und zwingt ihn nach einem tapfern Widerstand, sich gefangen zu geben. Indessen behielt er ihn nicht lange, denn der Friede, der bald darauf erfolgte, sezte ihn wieder in Freyheit, und gab der ganzen Lage der Sachen eine andre Gestalt.

Zweytes Kapitel.

Friede von Poitou. Neue Bewegungen in Dauphiné.

Zu der Zeit wurde der Friede von Poitou geschlossen, dessen Artikel durch die Ränke derer, welche die

Unruhen unterhalten wollten, meistens verfänglich und auf Schrauben gesezt, und daher weit schwerer zu vollziehen waren, als alle bisherigen. Die Geschichte dieser Zeit zeigt uns, daß die Konferenzen zu Fley und Nerac 5) gehalten wurden, um sie zu erläutern, und die Protestanten sicher zu stellen, welche dieser leztere Friede nicht ganz von ihren Besorgnissen geheilt hatte. Im Grund war er eigentlich weder ganz verworfen, noch ganz angenommen, in einigen Provinzen, wie z. B. Dauphiné und Languedoc. Dies zu bewirken dienten vorzüglich die geheime Hoffnungen, die der Prinz von Conde bey ihnen unterhielt, daß er ihnen aus Teutschland eine mächtige Hülfe zuführen werde, um den Krieg wieder anfangen zu können, und den König zu einem günstigern Vergleich als dieser leztere war zu zwingen.

In diesem Zwischenraum, der länger als ein Jahr dauerte, war die Königinn Mutter nach Montluel gekommen, von wo sie bis Grenoble gegangen war, nachdem sie beyde Theile vermocht hatte, die Waffen nieder zu legen, und im Namen des Königs dem Marschall von Bellegarde (der ihr nebst dem Herzog von Savoyen zu Montluel aufwartete) die Sorge für die Vollziehung dieses Edikts aufgetragen hatte. Er fand aber dabey so starke Hindernisse, daß seine Kommission dadurch unnüz wurde.

Unter der Zeit ließen Lesdiguieres Feinde, die immer auf alle Art suchten ihn zu fangen, ihm einen Antrag thun, der dem Scheine nach sehr annehmlich in der That aber sehr gefährlich war. Von welcher Seite auch der Rath dazu gekommen seyn mochte, Maugiron, der neue Lieutenant de Roi an des kürzlich verstorbenen Gordes Stelle, ließ ihm sagen: wenn

er den Frieden unbedingt annehmen wollte, so würde ihm der König eine besondere Befehlshaberstelle in der Provinz geben, mit dem Titel seines Lieutenants, in Oberdauphiné, jedoch so, daß er unter dem Lieutenant General stünde. Ueberdies versprach man ihm eine ansehnliche Belohnung an baarem Gelde nebst zween festen Plätzen, wenn er nur die andern übergeben wollte.

Die Absicht hiebey war, Lesdiguieres, wenn er den Vorschlag eingienge, dem Könige von Navarra verdächtig zu machen, und ihn folglich um seinen Credit bey den Protestanten zu bringen: und sie dachten sicher, daß es hinlänglich zu deren Verderben in Dauphiné wäre, wenn es gelänge, ihn von ihnen zu trennen. Da nun Lesdiguieres wohl sah, daß dieser Antrag nichts als eine Lokspeise sey, um ihn zu fangen, und dann zu Grund zu richten: so verwarf er ihn standhaft, obschon verschiedene von seinen Freunden, die das Geheimnis nicht durchschauten, in ihn drangen, zuzugreifen.

Zu eben der Zeit suchte man auch ihn nach Grenoble zu bekommen, und die Königinn Mutter hatte ihm befohlen sich daselbst einzufinden: allein weil er Wind davon bekam, daß er dort nicht ganz sicher seyn würde: so ersann er einen Vorwand, um es zu umgehen. Sie reiste hierauf in Valentinois hinab, wo ihre Durchreise dem Vice-seneschal von Montelimar Jakob Colas Gelegenheit zu folgender Unbesonnenheit gab.

Dieser Vice-seneschal, ein muthiger Anhänger der Ligue, der oft sich neben seiner Civilstelle noch in das Kriegswesen mischte, (es war derselbe der nach den Unruhen Gouverneur von la Fere war) eifrig für die

die Partey der Katholiken, und ein leidenschaftlicher Anhänger des Hauses Guise, hatte der Königinn Mutter einige Mittel vorgeschlagen, die Ausrottung der Calvinisten in Dauphin zu erleichtern, und es sey nun, daß er ihre Einwilligung dazu hatte oder nicht: er suchte izt durch verschiedene Mittel alle Oerter da herum zu einem Bund zu vereinen, um über die Protestanten herzufallen. Dem zufolge machte das Volk einen Aufstand und enrolirte sich (unter dem Vorwand einer Hülfsleistung für Birague) und brachte ganz Valentinois und die Baronien in Verwirrung; plünderte die Häuser der Protestanten, und auch manche von den Katholiken; und nahm endlich noch Meoillon weg, ehe der Kapitain Bragard aus seinem benachbarten Orpierre zur Hülfe herbey eilen konnte.

Das Schloß la Roche du Buys war beynahe ganz von aller Besazung entblößt, indem diese unter dem Kapitain Janson, Gouvernets Lieutenant, dem Marschall von Bellegarde zu Hülfe gezogen war: Colas belagerte es daher ebenfalls, und bekam es durch Kapitulation, mit Hülfe des gleichgestimmten Vibaillo von Buys.

Da nun Lesdiguieres, den man mit langen Traktaten hinhalten wollte, sah, daß dies Feuer weiter um sich greifen könnte; daß diese Ligue täglich neue Anhänger bekam, und der Lieutenant de Roi temporisirte, um diesem Volkshaufen zu einem Streich von Bedeutung Zeit zu lassen: so eilt er nach Meoillon, und entreißt es sowohl durch seine Gegenwart als durch seine Waffen der Ligue wieder. Zu gleicher Zeit kömmt Gouvernet zurük, und nimmt das Schloß von la Roche wieder weg, und so zerrinnt dieser Volksaufstand beynahe sobald wieder als er sich erhoben hatte;

te; jedoch nicht ohne bittere Reue vieler von denen, die allzuleicht den Pflug verlassen und nach dem Degen gegriffen hatten.

Maugiron gieng unterdessen nach Montelimar hinab, und der erste Parlementspräsident Hautefort Bellievre nach Buys, um diesen Aufstand zu dämpfen, weil er von keinem Nuzen war; man liesi die Urheber davon zum Schein hart an, und beschwor Lesdiguieres, die Friedensunterhandlungen darum nicht abzubrechen. Er gieng hierauf, nachdem er durch seinen Besuch und seine Dienste die Wittwe Montbruns, die sich in dieser Gegend aufhielt, getröstet hatte, nach Gap zurük, und verlegte seine Truppen in ihre Garnisonen.

Kaum waren sie aber dort, als sich ein neuer Sturm in seiner Partey erhob, ganz dem ähnlich, den wir in der andern bemerkt haben. Die Protestanten im Vienner Distrikt die unter dem Volk in starker Anzahl waren, ergreifen plözlich die Waffen, aufgemuntert durch ihren Landsmann, den Präsidenten Gentillet, einen der Vornehmsten des Conseils, das Lesdiguieres, bey dem er selbst in Ansehn stand, zu Dye angeordnet hatte. Sie versammeln sich in der Gegend von St. André, unter der Anführung der Kapitains la Pierre und Laubert, bemeistern sich des Fleken Moirene, drey Meilen von Grenoble, und schiken sich an, sich noch weiter auszubreiten. Allein Maugiron und Mandelot, Befehlshaber in Lyon, der auf die Nachricht von diesem Aufstand von dem König nach Dauphiné beordert worden war, greifen sie mit zweytausend Mann zu Fuß, sechs Fähnlein Reuterey und zwo Kanonen an, die in diesem Land, wegen des moraſtigen Grundes sehr schwer fortzubringen waren. Dies Volk, das nicht in der Verfassung war, um eine

ne Belagerung auszuhalten, befand ſich nach einem mehr beherzten als wohlgeordneten Widerſtand von einigen Tagen ohne Pulver und Brod, und fieng nun an, ſeinen Leichtſinn zu erkennen, und fleht Lesdiguieres um Beyſtand an.

Maugiron ſeiner Seits beſchwört ihn, darum nichts an den bisherigen Verhältniſſen zu ändern, und verſichert ihn, daß auch dieſer Aufſtand wie der erſtere verrauſchen werde: und während er ihn ſo mit hin und wieder Gehen hinhält und ihn zu überreden ſuchte, daß dies die Herſtellung des Friedens nicht verhindern dürfe: bringt er die Belagerten endlich ſo weit, daß ſie ſich auf Kapitulation ergeben wollen. Während man darüber verhandelte, beredet ihn Mandelot, erbittert über den Verluſt ſeines bey dieſer Belagerung gebliebenen Neffen, ſie alle treuloſer Weiſe und unbarmherzig niederhauen zu laſſen.

Lesdiguieres, der bis izt an ſich gehalten hatte, um den Katholiken keine Urſache zu geben, ihn, wie ſie immer thaten, zu beſchuldigen, daß er zuerſt breche; und nun ſah, daß man ſich begnügte, ihm bloß leere Entſchuldigungen über den Vorgang zu machen, ohne ſich um andre Genugthuung dafür zu bekümmern, beſchloß es nicht ungerächt zu laſſen. Er ließ alſo durch den Kapitain Bouvier Saint Quentin, Iſeron, la Saune und einige andere Pläze an der Iſer wegnehmen, nebſt einer hinlänglichen Anzahl von Fahrzeugen, um darüber zu ſezen, und Maugiron zu Leibe gehen zu können. Sobald aber Mandelot ſeinen Anmarſch vernahm, gieng er unter dem Vorwand zurükberufen zu ſeyn, nach Lyon zurük, ſo ſehr ſich auch Maugiron Mühe gab, ihn zurükzuhalten, ſo daß ſie beynahe Händel mit einander darüber bekamen,

men, und machte so große Schritte, daß man von einem, der sich so zurükzieht, füglich sagen kann, er fliehe. Blacons, dem Lesdiguieres Befehl zugeschikt hatte, zu ihm zu stoßen, langte bey Mandelots Abzug an der Iser an, fiel über die Hintersten her, und jagte dadurch die andern so sehr in Furcht, daß sie ihre Schritte verdoppelten, und sich nicht eher sicher glaubten, bis hinter den Mauern von Lyon.

Ungefehr um eben diese Zeit lief eine eben so schlecht überlegte Unternehmung eben so übel ab. Der Kapitain Rely, den Lesdiguieres in das Schloß Dauphin gelegt hatte, überrumpelte mit sehr weniger Mannschaft Briançon, aber bloß die Stadt, wurde aber darinn von den Landbewohnern eingeschlossen, und von dem Schloß aus beschossen, so daß er, ehe ihm noch des Crottes 6) zu Hülfe kommen konnte, indem er auch noch durch die von Vollouise auf der Brüke Saint Martin, eine Meile von der Stadt aufgehalten wurde, kapituliren mußte, und von dieser unüberlegten Unternehmung nicht mehr hatte, als die Bünde beyder Parteyen von ihrer eitlen Lärmmacherey davon getragen hatten.

Drittes Kapitel.

Lesdiguieres wird ein Sohn gebohren. Einige besondere Merkwürdigkeiten hievon. Krieg des Herzogs von Mayenne in Dauphiné, und dessen Erfolg. Neue Meutereyen gegen Lesdiguieres.

Unter diesen Unruhen war Lesdiguieres nicht wenig in Verlegenheit, wie er sich benehmen sollte. Auf der einen Seite konnte er die Ränke nicht dulden, die man gegen seine Partey schmiedete: auf der andern aber hielten ihn die unaufhörlichen Vorstellungen und Bitten des Königsstatthalters und des Parlementshofs um Vollziehung des Friedens zurük, welche, wie sie sagten, nun nur noch einzig von ihm abhienge. Er beschwerte sich über den Vorgang bey Moirene als über eine ganz treulose grausame Handlung: und Maugiron formalisirte sich über die Wegnahme der Pläze an der Iser, welche Bouvier zu eben der Zeit unternommen hatte. Da indessen Lesdiguieres sah, daß man alle Art von Gelegenheit hervorsuchte, ihn zu überlisten, und daß man zu dem Ende kein Mittel unversucht ließ: so wollte er ebenfalls keine Sicherstellung die er in Händen hatte, fahren lassen, um dagegen gedekt zu seyn, und war so sorgfältig auf seiner Hut, als wenn er im offenbaren Krieg begriffen wäre: denn sich gegen heimliche Feinde vertheidigen erfordert mehr, als gegen erklärte.

In dieser ungewissen und gefährlichen Lage tröstete ihn eine frohe Begebenheit in seiner Familie, weswegen wir sie hier berühren müssen, indem sie noch

durch

durch einige beſondre Umſtände merkwürdig wird. Es war die Geburt eines Sohnes, mit dem die Frau von Lesdiguieres am eilften April 1580. glüklich niedergekommen war. Sie hatte ihm zuvor ſchon einen andern gebohren, der aber ſogleich wieder ſtarb. Auch hatte er bereits eine Tochter, in deren ſchöner Nachbarſchaft er noch izt fortlebt.

Bey der Geburt dieſes Sohnes hatte er das Vergnügen, einen beſondern Beweis von der günſtigen Geſinnung zu erhalten, welche der Herzog von Savoyen gegen ihn hegte, indem dieſer Fürſt ein beſonderes Verlangen bezeugte, ihm in der Taufe ſeinen Namen geben zu laſſen. Da aber zu gleicher Zeit der König von Navarra gleiches Verlangen gegen ihn bezeugte: ſo befand er ſich in nicht geringer Verlegenheit, beyden gefällig zu ſeyn. Denn bey all dem Gehorſam, den er dieſem als ſeinem Herrn ſchuldig war, hätte er doch jenem nicht gern Urſache zur Unzufriedenheit gegeben, der ihm ſo viele verbindliche Beweiſe ſeiner Freundſchaft gab. Da endlich beyde Fürſten ihre Konkurrenz in dieſem Punkt erfuhren, ſo vereinigten ſie ſich dahin, daß jeder einen von Adel abſchikte, um das Kind zur Taufe zu bringen, und ihm ſo den Namen von beyden beylegen zu laſſen, was denn auch geſchah.

Wir ſehen dies als ein Zeichen von der Achtung an, in welcher Lesdiguieres bey beyden ſtand; wiewohl im Grund die Zuneigung des Savoyers nicht ſo ganz rein war, daß ſie nicht auf ſeinen Eigennuz zum Theil gegründet geweſen wäre, indem er ſich ihn gern verbindlich machte, damit er ihm bey dem Vorhaben auf das Marquiſat Saluzzo nicht zuwider ſeyn möchte, mit dem er damals umgieng, es ſey nun, ſich deſſen zu bemächtigen,

tigen, wie er im Sinn zu haben schien, (indem er sich kurz zuvor des Schlosses Carmagnole versichert hatte) oder um den Marschall von Bellegarde in dessen Besiz zu erhalten, und auf diese Art ein Fürstenthum zwischen den Staaten des Königs und dem seinigen zu errichten.

Allmächtig am Hof ließen indessen die von dem Hause Guise die Zögerung und die Vorsicht der Protestanten in Dauphiné als eine wirkliche Weigerung den Frieden anzunehmen, ansehen, und bewirkten so, leicht bey dem König den Entschluß, ihnen den Krieg anzukündigen, und den Herzog von Mayenne, einen Prinzen aus ihrem Hause, dahin zu senden mit einer Armee von zwanzigtausend Mann zu Fuß und zweytausend zu Roß, die er nach Lyon beschied, wo er sich bald selbst einfand. Von da fuhr er auf der Rhone nach Valence, und sezte das ganze Land umher in Unruhe und Zweifel, auf wen es wohl abgesehen seyn möchte.

Er hatte diesen Weg nicht sowohl des Flusses wegen gewählt, als weil er erfahren hatte, daß die vornehmsten Häupter der Protestanten in Niederdauphiné sich von Lesdiguieres getrennt hatten, dem sie zu gehorchen sich nicht entschließen konnten, einige wenige, wie Blaccons und Gouvernet ausgenommen, welche kein Bedenken deshalb trugen. Diese Desunirte (so nannte man sie gemeiniglich,) waren so weit gegangen, daß sie nach Lyon kamen, und den Herzog versicherten, sie wären nicht von Lesdiguieres Anhang, und das bloß um es ihm auf alle mögliche Art zu erleichtern, mit ihm fertig zu werden. Sie unternahmen sogar zweymal, die Stadt Dye wegzunehmen, die er den Bewohnern zu bewachen überlassen hatte, und ver-

verübten alle Arten von Feindſeeligkeiten gegen ihre eigne Partey, und machten ſich nichts daraus dieſe zu Grund zu richten, wenn nur Lesdiguieres zugleich mit geſtürzt würde. In der That, wie es denn wahr iſt, und ſie ſelbſt nachher erkannten, gewährte auch dieſe Unordnung dem Herzog große Vortheile, der ſonſt ſicher nicht mit Ehren von dieſem Zug zurük gekommen wäre, aus dem er auch ſo noch Mühe hatte, ſich noch mit einigem Anſtand herauszuwikeln.

Nachdem er nun alle dieſe Gegenden in bange Erwartung geſezt hatte, die Desunirte ausgenommen, die in tiefſter Sicherheit lebten; und nachdem er auf ihr Verlangen ſein Geſchüz an Chateaudouble hatte probiren laſſen, einem kleinen Ort, worinn Soldaten von Blacons lagen, dem ſie dieſen Schimpf zugedacht hatten: ſo fertigte er den Marquis von Tavannes mit vierhundert Pferden ab, um nach Ciſteron zu gehen, und zu dem Groß Prior, Befehlshaber in Provence und zu dem Corſiſchen Oberſten Alfons zu ſtoßen. Mit dieſen vereint ſollte er denn einen Verſuch machen, Tallard zu verproviantiren, das in der äuſſerſten Noth war. Lesdiguieres hatte es nämlich ſeit einiger Zeit blokiren laſſen, und der Groß-Prior hatte einen vereitelten Verſuch gemacht, es zu entſezen. Alfons hatte indeſſen doch auf der Seite von Valerne bey Nachtzeit einigen Proviant hineingeworfen; und auch izt brachte der Marquis einiges Getraide hinein, was die Innwohner in Stand ſezte, bis zum Frieden auszudauern.

Auf die Nachricht von den Zurüſtungen zu dieſer Verproviantirung war Lesdiguieres nach dieſer Gegend marſchirt, wiewohl er zu ſchwach war, um ſie zu verhindern, indem er ſeine Truppen anderswo brauchte. Auf ſeinem Rükzug ſtieß er bey Chorges auf Mures

von dem er wußte, daß er einen Anschlag darauf hatte, und grif ihn so heftig an, daß er ihm dreyhundert Büchsenschüzen in die Flucht jagte, und dreyßig von den hundert und zwanzig Argoulets 7) die er bey sich hatte niederwerf, und ihn selbst nöthigte, sich zu Fuß, ohne Hut, einen Stab in der Hand unter seiner Infanterie davon zu machen: so daß sie, ohne Gouvernets Eilfertigkeit, der zu bald angegriffen hatte, alle geblieben oder gefangen worden wären.

Da Tallard verproviantirt war, gieng der Herzog Nachts von Valence ab, zieht an der Iser hinauf, gegen Beauvoir, eine kleine schwach befestigte und besezte Stadt, die er durch viertausend Mann angreifen ließ, ehe Morges, den Lesdiguieres in diese Gegend geschikt hatte, um alles in die gehörige Verfassung zu sezen, Zeit hatte, eine Verstärkung hineinzuwerfen. Als er den Plaz in eigner Person rekognoscirte, erhielt er eine leichte Schußwunde unter dem linken Auge, die ihn jedoch nöthigte, sich nach Romans zu begeben, und sein Lager Maugiron zu übergeben.

Unterdessen hatte Morges Alieres und Colonges 8) nach Beauvoir kommandirt. Zu ihnen kamen noch Villeneuve, Ambiard, Gauthier und Bouvier; der Kapitain Vercors aber, der gleichen Befehl hatte, weigerte sich, einzumarschiren, wiewol die andern sehr in ihn drangen, denen er auch bald darauf noch einen stärkern Beweis seines bösen Willens gab, wie wir bald anführen werden. Dies alles zusammen kunte ungefehr höchstens hundert und vierzig Mann ausmachen, also den dritten Theil der Mannschaft die zur Vertheidigung des Plazes erfordert wurde.

Mau-

Maugiron pflanzte indeſſen ſeine Kanonen von
er Seiten auf, von deren einer, wegen ihrer hohen
ge, der Stadt viel Unheil drohte.

Unter den Soldaten waren die meiſten noch neu,
d den Officiers wenig bekannt; überdies waren auch
ele Katholiken darunter, und machten einander
rch ängſtliche Betrachtung ihrer geringen Anzahl
thloß; waren auch überdies durch Bouvier, der im
erdacht eines Verſtändniſſes mit dem Herzog war,
chtſam gemacht worden. So geſchah es denn,
ß nach einer ſechstägigen Vertheidigung der gröſte
eil der Beſazung zu murren und zu ſagen anfieng,
Plaz ſey nicht haltbar; worauf ſie ſich Nachts
er die Mauern davon machten.

Ein Italiener unter dieſen, welchen Hercole Re-
9) hineingebracht hatte, gieng zu Maugiron,
verrieth ihm den ſchlechten Zuſtand der Belager-
, und die ſchwächſte Seite des Plazes. Dies ver-
bte denn vollends alles. Denn was auch Alieres
Colonges, ein paar wakre Cavaliers, aber hier
cht unterſtüzt, anwendeten, ſo konnten ſie doch
ſe Unordnung nicht hindern. Lesdiguieres, der die
t dieſes Krieges ganz allein trug, und ſich nicht
niger gegen die Streiche der Desunirten als gegen
Macht des Herzogs zu vertheidigen hatte, that
s mögliche, um den Belagerten zu helfen, und
te dem Kapitain Vercors befohlen, ſie mit friſchem
dert Mann zu verſtärken. Allein da dieſer Befehl
t vollzogen wurde, und die Belagerten nach acht
gen keinen Menſchen erſcheinen ſahen: ſo waren
genöthigt ſich zu ergeben, was ſie indeſſen auf ſehr
nvolle Bedingungen thaten.

Auf ihrem Rükzug stießen sie in Dyer Distrikt auf Vercors der sich bey ihnen entschuldigen wollte. Alieres aber, von einem gerechten Eifer hingerissen, nannte ihn hundertmal einen Verräther, fuhr ihm nach der Gurgel und erdrosselte ihn zum verdienten Lohn für seine Zögerung, welche stark einer Verrätherey gleich sah. Diese giebt man ihm zwar da, wo ich diese Nachricht her habe, nicht schuld; es sey aber so oder nicht, so müssen Fehler von dieser Wichtigkeit keine Begnadigung erwarten dürfen.

Nachdem der Herzog Beauvoir und einige andere Pläze erobert hatte, für die die Geschichte keine würdigere Benennung als Nester (bicoques) hat: so glaubte er immer noch nichts gethan zu haben, wenn er nicht la Mure bezwänge, das er als den Schlüssel zum Gebürge ansah, ohne den es schwer halten würde, etwas zu Stand zu bringen. Lesdiguieres hatte den Plaz, wie wir oben gesehen haben, in guten Stand sezen lassen, und würde ihn, ohne die Hindernisse, die ihm seine Neider in den Weg warfen, so befestigt haben, daß jeder Belagerer mit Schande hätte davor abziehen sollen.

Der Herzog zog also vor la Mure, und belagerte es mit achttausend Mann zu Fuß, achthundert Pferden und sechzehn Kanonen. Lesdiguieres, der von Anfang an wohl voraus gesehen hatte, daß er auch noch mit ihm zu thun bekommen würde, hatte sich auf seinen Empfang gerüstet, so gut es ihm seine Umstände erlaubten. Er hatte in die Stadt oder Citadelle ungefehr achthundert Mann gelegt. In diese schloß sich Villars ein; in jene Aspremont, nebst Montrond, Chenebieres, du Port und la Gautiere, auserlesene Officiers von den besten unter der Partey.

Um

Kunſt mit Tapferkeit zu paaren zog auch der Ju-
ieur Ercole-Negro mit ihnen ein.

Lesdiguieres ſelbſt nahm ſein Quartier zu Saint
n Derans, weil er von dorther den Belagerten am
en zu Hülfe kommen und die Belagerer beunruhi-
konnte. Er hatte Villars und Aſpremont und
n ſeinen umliegenden Poſten Befehl ertheilt, ihm
au von allem was ihnen zuſtoßen würde, Nach-
zu geben, vermittelſt gewiſſer unter ihnen verab-
ten Signale, die ihnen ſtatt geheimer Chiffern
en ſollten, z. B. Feuer, Rauch an verſchiedenen
llen u. d. g. damit er ohne erſt Nachrichten erwar-
und geben und ſo Zeit verlieren zu müſſen, nach
nden der Umſtände unmittelbar für alles ſorgen
te.

Der Herzog ſeiner Seits nahm ſein Quartier
ibou, legte die Freywilligen und das Regiment
rot nach Sauze, Roizon und Crozat, um ſie nä-
ey ſich zu haben, und ſich ihrer im Nothfall deſto
er bedienen zu können. Er ließ ſogleich den
durch eine fürchterliche Salve aus ſeinem gan-
Geſchüz begrüſſen, um ihm Angſt einzujagen;
weit entfernt ſich dadurch ſchreken zu laſſen, ma-
die Belagerten häufige und muthige Ausfälle,
zeigen ſich auf alle Art entſchloſſen, ſich wohl zu
eidigen. Indeſſen fängt man auf beyden Seiten
Werker an; und da Aſpremont noch mehr Mann-
von Lesdiguieres verlangt, ſo ſchikt ihm dieſer
achzig Mann unter Poligny einem braven Cava-
und hebt zu gleicher Zeit einen Poſten von drey-
rt Büchſenſchüzen auf, die zu Beaumont lagen,
ie er alle niedermacht, bis auf einige Flüchtlinge,
den Drac erreichten, und ſich lieber dieſem

Strom anvertrauen wollten, in dem sie alle umkamen, als die Ueberfarth in der Bochasse 10) wagen, weil ihnen die Erfindung, deren die Innwohner sich zum Ueberfezen bedienen, zu neu und zu befremdend war.

Sobald Aspremont die Verstärkung erhalten hatte, vertheidigte er sich ganz vortreflich, und auch Desdigieres unterließ seiner Seits nichts, um die Feinde zu beunruhigen. Unterdessen lud er die Desunirten ein, an der Ehre seiner Thaten Theil zu nehmen, und entbot sie zu sich, mehr um ihrem bösen Willen jede Art von Entschuldigung abzuschneiden, als daß er sich irgend Beystand von ihnen versprochen hätte. Da sie nun Ehrenhalber nicht umhin konnten, bey dieser Gelegenheit zu erscheinen, so fanden sie sich wirklich bey ihm ein, trugen aber so wenig zur Förderung seines Unternehmens bey, daß man deutlich sah, ihr ganzes Trachten gehe dahin, ihn in Verfall gerathen zu sehen.

Dabey blieben sie jedoch noch nicht stehen, sondern machten sogar einstimmig den Anschlag, sich ihn eigenhändig vom Halse zu schaffen, und giengen zu dem Ende nach einem Hügel, wohin er oft und beynahe immer allein kam, um die Werke des Feindes und den Zustand der Stadt zu beobachten. Der Prediger Fabry von Mens, der Wind von diesem Complot bekommen hatte, benachrichtigte ihn davon. Er läßt sogleich seine Wache aufsitzen, besteigt selbst sein bestes Pferd, geht gerade nach dem Ort wo die Verschwornen seiner harren, reutet auf sie zu, wie zum Scherz das Pistol in der Hand, und fragt sie: „Glau„ben Sie nicht auch, Messieurs, daß ein Mann von „Herz auf einem Pferd wie dies hier, nicht übel im „Stand seyn möchte, sich zu wehren?“ — Hierauf

sizt

ſizt er ab, weil ſie alle zu Fuß waren, begrüßt ſie und macht durch ſeine Entſchloſſenheit, daß ihnen die Luſt vergeht, ihr Vorhaben auszuführen.

Indeſſen da die Belagerten aufs neue Beyſtand nöthig haben, ſo macht er Anſtalt, ihnen welchen zu ſchiken. Allein le Molar, der dieſen anführte, und Herz genug hatte, hatte kein Glük; denn er wurde gefangen genommen, und ſeine ganze Mannſchaft in die Flucht gejagt. Zur Rache dafür thun die Belagerten, nachdem ſie einen wüthenden Sturm abgeſchlagen und dabey gegen vierhundert Mann getödtet oder verwundet haben, einen ſtarken Ausfall, machen dabey noch gegen anderthalb hundert nieder, verwunden Liverrot und Pouconnas, tödten Chevigny, Kapitain von der Leibwache des Herzogs, der ihn ſehr liebte und ſeinen Verluſt ſehr bedauerte, und führen endlich gar noch Montoiſon gefangen mit ſich davon, aber freylich mehr zu ihrem eigenen als zu ſeinem Unglük.

Sobald nehmlich Montoiſon in der Stadt war, zog er erſt den Ingenieur und durch dieſen einige andre auf des Herzogs Seite, der um ſich ihrer ganz zu verſichern, ihnen in Flaſchen, angeblich mit Wein für Montoiſon gefüllt, Geld zuſchikte. Sobald der Ingenieur gewonnen war fieng er nebſt denen von ſeiner Cabale an, ganz laut zu ſagen, die Länge der Belagerung habe ſeine ganze Erfindungskraft erſchöpft; der Feind ſey ſo ſtark, daß man ſich nicht länger gegen ihn halten könne; es ſey unmöglich die zuſammen geſchoſſene Werker wieder auszubeſſern ꝛc. Kurz, er ſtellte ſich, als ob er ganz an der Rettnng der Stadt verzweifle, und unterließ nichts, um die Herzen der Belagerten mit Furcht zu erfüllen. Du Port und la Gautiere, denen ſein allzu häufiger Umgang mit Montoiſon

toiſon verdächtig vorkam, und welche von ihren Ränken Wind bekommen hatten, widerſezen ſich denen, die von Uebergabe ſprechen. Man ſchließt ihnen aber den Mund und droht ihnen mit Gefängnis.

Endlich macht ſich der Ingenieur aus dem Staub, und geht ins feindliche Lager über. In Angſt geſezt und verrathen, wiſſen die Belagerten nicht wozu ſie ſich entſchließen ſollen. Da ſie zugleich alle Hoffnung eines Entſazes aufgaben, indem Lesdiguieres die äuſſerſte Mühe hatte, ihnen welchen zu verſchaffen: ſo ſteken ſie Nachts die Stadt in Brand und ziehen ſich in das Schloß, wo Villars ſie einläßt, uneingedenk des ausdrüklichen Verbots, das ihm Lesdiguieres deswegen gegeben hatte, welcher den Nachtheil, den wir bald davon ſehen werden, vorher befürchtete. Denn da er ſich mit einer Menge Menſchen überladen ſah, die nicht kämpfte wohl aber viel verzehrte: ſo ſah er bald ſeine Ciſternen erſchöpft und ſeine Magazine ausgeleert. Er hatte zwar wirklich das unbrauchbare Volk hinausgeſchaft: allein da ihm das Brod ausgieng, ſah er ſich genöthigt, ſich in Traktaten einzulaſſen, und zwar um ſo mehr zum Unglük, juſt zur Zeit, da der Herzog die Hoffnung den Plaz zu bezwingen ſchon aufgegeben und beſchloſſen hatte, die Belagerung aufzuheben; wozu ihn beſonders noch der eingefallene ſtarke Schnee und die Krankheiten, die ſeine Armee verwüſteten, beſtimmt hatten.

la Pigne, la Fares Bruder, wurde von den Belagerten zur Geiſel für die Haltung des Vertrags gegeben, zu folge deſſen ſie mit allen möglichen Kriegsehren abzogen, und den Vortheil davon trugen, beſonders der Kapitain, aus dem Munde ihrer Feinde ſelbſt das Lob ihrer Tapferkeit zu hören.

Der

Der Herzog ließ den Plaz ſchleifen, ſo wie die andern die er einbekommen hatte, damit die Proteſtanten bey einem neuen Ausbruch des Kriegs ſie nicht wieder beſezen und ihn nöthigen könnten, noch einmal davor zu liegen.

Viertes Kapitel.

Friede in Dauphiné durch den Herzog von Mayenne. Neue Anſchläge auf Lesdiguieres der endlich von den Proteſtanten in Niederdauphiné als General anerkannt wird.

Unterdeſſen erſchien die den Proteſtanten vom Prinzen von Conde verſprochene Armee aus Teutſchland nicht; und da alſo dieſe Hoffnung denen in Dauphiné nicht in Erfüllung gieng, ſo waren ſie genöthigt, den Frieden anzunehmen, den ſie zuvor ausgeſchlagen hatten. Der Herzog von Mayenne machte ihn alſo mit Beyfall beyder Parteyen, und um ſich ein wenig von den Kriegsſtrapazen zu erholen, begab er ſich nach Grenoble, nachdem er ſich im Gapiſchen gezeigt hatte, um die Stadt Gap und die andern die ihm zurükgegeben werden mußten, zu übernehmen.

Grenoble war juſt der Ort, für ſeine Abſicht, die Süßigkeiten des Friedens zu genießen. Sobald dieſer daſelbſt publicirt war, dachte man daſelbſt auf nichts als Feſte und öffentliche Vergnügungen, wozu ihn ohnehin noch die nahe Faſtenzeit und die glükliche Niederkunft der Herzoginn, die ihn auf dieſem Zuge begleitete, aufzufodern ſchien. Neben andern guten Eigenſchaften geſchäzt auch wegen ſeiner Galanterie, machte

machte sich dieser Fürst diesen Ruhestand zu Nuz, suchte Unterhaltungen die sich für seinen Stand und sein Alter schikten, gieng viel mit Damen um, gab ihnen einen Bal, stellte auch ein Carousſel an, wozu er alle rechtliche Leute der Provinz zusammen bat.

Vorzüglich hatte er Lesdiguieres gebeten, weil er so viel Gutes von ihm gehört und wirklich auch selbst gesehen hatte. Deswegen war er auch bey ihm auf seiner Reise über Lesdiguieres nach Gap, abgestiegen, und bezeugte sich sehr zufrieden mit der guten Behandlung die er dort gefunden hatte, und hatte ihn daher auch nach Grenoble eingeladen.

Lesdiguieres begab sich also mit vielen von seinen Freunden dahin, wird sehr schmeichelhaft von ihm behandelt, zu seinen Vergnügungen gezogen, und kömmt nicht von seiner Person weg. Der Tag wurde mit Ringelrennen und ein Theil der Nacht mit Schmaus und Bal hingebracht.

Avanson, Erzbischof von Ambrun eins der leidenschaftlichen Mitglieder der verbündeten Katholiken, befand sich ebenfalls dabey, und wollte, indem er mehr seinem Eifer als der Stimme der Klugheit folgte, diese Gelegenheit benuzen, um Lesdiguieres Ungelegenheit zu verursachen, indem er sagte, es würde Gott und dem König ein wichtiger Dienst gethan, wenn man einen so gefährlichen Feind aus dem Wege räumte. Allein der Herzog und der Parlementspräsident von Hautefort Bellievre welchen sein Vorhaben bekannt wurde, indem es nicht ohne ihr Wissen ausgeführt werden konnte, erklärten sich gegen diesen Anschlag, so daß sie ganz laut sagten, sie würden sich mit ihrer ganzen Macht dagegen sezen, indem sie nicht wollten, daß öffentliche Treu und Glauben, worauf sie ihnen

so

ſo viele wakre Leute anvertraut hatten, verlezt würden, und zwar unter allen am wenigſten gegen Lesdiguieres. — Indeſſen wurden doch, troz dieſer Erklärung, neue Ränke auf ſein Verderben geſchmiedet.

Zween von den Gensdarmes des Herzogs machten ſich an Lesdiguieres Sekretair, Florent, gaben vor, eine gerechte Unzufriedenheit vermöge ſie, ihre Partey zu verlaſſen, und bezeugten Neigung zu der der Proteſtanten überzugehen, wobey ſie verſicherten, daß es bey ihnen ſtände, dieſen einen wichtigen Dienſt zu leiſten. Das Mittel das ſie dazu hätten, beſtand darinn, daß ſie zur Nachtzeit durch eine gewiſſe Oeffnung Truppen in Grenoble einlaſſen wollten, und zwar wie ſie ſagten, durch ein Loch das ſie in ihrem auf den Graben ſtoßenden Quartier durchbrechen wollten, das von dieſem Loch her ſeinen Namen der ganzen Straſe gab, welche noch heut zu Tage die Lochgaſſe (la pertuiere) heißt.

Da Florent, wiewohl ohne Vorwiſſen ſeines Herrn, dieſem Antrag Beyfall gab, ſo ſchikten ſich die Gensdarmen an, ihn ins Werk zu ſezen. Es ſey nun daß ſie auf eigne Fauſt oder nach fremder Eingebung ſo handelten, welches leztere wahrſcheinlicher iſt: ihre Abſicht war, Lesdiguieres dadurch ins Gedränge zu bringen, wenn ſie ihn beſchuldigen könnten, als hätte er dies Loch machen laſſen, was nicht anders als für eine Verrätherey gelten konnte.

Ueberzeugt, daß ſie ſeiner Partey dadurch einen wichtigen Dienſt leiſten würden, entdekte der Sekretair die Sache Calignon, in welchen Lesdiguieres volles Zutrauen ſezte. Nachdem ſie es wohl mit einander überlegt hatten, mißtraute Lesdiguieres den Unternehmern, und argwöhnte, ſie möchten wo nicht Urheber doch Werkzeuge eines ſchlimmen Streichs ſeyn, den

den man ihm spielen wollte, und beschwerte sich deswegen beym Herzog darüber, der sie beyde gefänglich einziehen ließ, und, als sie schuldig befunden wurden, streng bestrafen lassen wollte. Allein mit seiner gewöhnlichen Großmuth wirkte ihnen Lesdiguieres ihre Begnadigung aus, so wohl um das Vergnügen zu geniessen, ihnen das Leben gerettet zu haben, da er sie hätte zu Grund richten können; als weil er sich wohl dachte, daß dies Stükchen höhern Ursprungs und von ungleich vornehmern Personen gegen ihn angelegt worden sey.

Nachdem also diese Schlinge vergebens gelegt war, so gieng man darauf um, ihn in einer andern zu fangen. Die Achtung in der er bey seiner Partey stand, erwekte ihm am Hof denselben Haß, der Montbrun gestürzt hatte, und es gab geheime Briefe und Befehle an einige Personen von Stand, ihn auf irgend eine Art aus dem Wege zu räumen. Die Sache wurde in einem Hause dem seinigen gegenüber beschlossen. Zu dem Ende begaben sich viele Leute dahin, unter dem Vorwand zu spielen und zu kollationiren, und da diese Art von Zusammenkünften gewöhnlich nicht ablaufen, ohne daß sich das Volk hinzu drängt: so geschah es denn auch, daß unter andern ein Knabe dabey war, Namens Franz Nicoud, nachher des Imbers zugenannt, ein Sohn von Lesdiguieres Wirth. An dem zur Ausführung bestimmten Tage entfuhr einem der Verschwornen über der Tafel in Gegenwart des Knaben, den man nicht wahrgenommen hatte, die Aeusserung: man müsse warten bis nach dem Bal, und nicht eher über die Hugenoten herfallen; eine Magd aus der Nachbarschaft werde an Lesdiguieres Wohnung anpochen, als wenn sie etwas auszurichten hätte, und so würden sie denn gut hineindringen können.

Der

Der Junge hatte auch noch in Körbe gegriffen, die mit Leinwand bedekt waren, und in denen er Speisen vermuthet hatte, und hatte darinn Brustharnische gefunden, die er in seiner Sprache eiserne Wämser hieß. Er kam voller Freude nach Haus zu seiner Mutter, weil er einige Konfituren wegbekommen hatte, und sagte ihr denn ganz von selbst was er gehört und gesehen hatte, worauf sie ihn auf Lesdiguieres Zimmer führt, und ihn dasselbe noch einmal vor ihm erzählen ließ. Da nun dies seinen Verdacht bestärkte, den er in Ansehung der unaufhörlichen Anschläge auf seine Person gefaßt hatte: so versammelte er seine Freunde ohne Aufsehen und Geräusch, legte einen Theil davon in die Nachbarschaft seines Quartiers, und einen andern an die Zugänge.

Einige Stunden darauf gieng er zu einem Bal, zu dem ihn der Herzog (der nicht mit in diesem Complot begriffen war,) bat; er hatte aber eine gute Begleitung von Leuten bey sich, die unter dem Mantel geharnischt und fest entschlossen waren, ihr Leben theuer zu verkaufen. Nachdem der Bal zu Ende war, machte er dem Herzog und der Herzoginn sein Compliment, und begab sich weg. Allein da die Verschwornen bemerkten, daß er ein stärkeres Gefolge hatte, als gewöhnlich, und daß eine Menge Leute um sein Quartier waren, welche die Mine hatten, ihrer Sache sehr gewiß zu seyn, so glaubten sie ihren Anschlag verrathen, giengen aus einander und sprachen weiter nicht davon.

Da er aus dieser lezten Verschwörung wohl schließen konnte, daß er bey allem Schuz den ihm der Herzog angedeihen ließe, dennoch in Grenoble nicht sicher wäre: so erhielt er unter einem Vorwand seine Beurlaubung von ihm. Der Herzog hatte ihn zwar

zwar sehr gebeten, noch länger zu bleiben; er hatte sich aber höflich entschuldigt, worauf ihn denn der Fürst in sehr aufrichtigen und verbindlichen Ausdrüken seiner Affektion versicherte, und ihn ein Unterpfand derselben durch ein Geschenk mit einem seiner besten Pferde, und einer sehr schönen vollständigen Waffenrüstung gab, was Lesdiguieres respektsvoll annahm. Er begab sich hierauf weg, um die Bosheit derer zu vereiteln, welchen seine Anwesenheit ihre Anschläge auf sein Leben erleichterte.

Einige Zeit darauf als der Herzog nach Hof reiste, und durch Valence 11) kam, begleitete er ihn bis Lyon, wo der Herzog von neuem und ganz besonders bezeugte, wie sehr er die Fortsezung seiner Freundschaft wünschte, ihn bat, sicher auf die seinige zu rechnen, und seinen Nachfolgern empfahl, ihn als einen Mann von vorzüglichem Verdienst zu ehren. Lesdiguieres hatte aber auch dagegen seiner Seits vorzügliche Hochachtung für die Prinzen aus diesem Hause.

Indessen währte der Friede, welchen der Herzog in Dauphine bewirkt hatte, drey Jahre ununterbrochen, während deren die Katholiken und Protestanten in einem sehr ruhigen Zustand lebten. Lesdiguieres brachte die Angelegenheiten seiner Partey unterdessen in Ordnung, und ließ die Pläze welche ihm nach dem Edikt verblieben, befestigen. Denn er verließ sich nicht so ganz auf diesen Frieden, daß er nicht auch auf Mittel gedacht hätte, sich gegen die Gewalt seiner Feinde sicher zu stellen, auf den Fall daß sie ihn brechen sollten.

Dies waren denn in diesen drey Ruhe-Jahren seine Beschäftigungen; allein da die Liguisten nicht gesonnen waren, Ruhe zu halten, so gewannen die Sa-

chen

chen zu Anfang des vierten ein anderes Ansehen. Man fieng zuerst mit Mistrauen auf beyden Seiten an, dann kam es zu offenbaren Beeinträchtigungen, und von da zu Kriegsrüstungen.

Die Protestanten, die darauf bedacht seyn mußten, sich in gehörigen Vertheidigungsstand zu sezen, zweifelten nicht, daß das sicherste Mittel dazu wäre, sich endlich unter einen einzigen obersten Anführer zu vereinigen, und daß ihre Trennung unter einander bald oder spät ihr Verderben seyn müßte. Sie sahen wohl ein, daß ihre Uneinigkeit dem Herzog von Mayenne la Mure in die Hände gespielt habe; dies war aber doch noch nicht im Stand, sie von ihrer Eifersucht zu heilen, und sie zu den Entschluß zu vermögen, sich Lesdiguieres zu unterwerfen, den sie jedoch anzuerkennen sich nicht weigern konnten, ohne den König von Navarra zu beleidigen, der ihm erst kürzlich durch Biard noch eine ausgedehntere und bestimmtere Vollmacht zugeschikt hatte, als die vorhergehenden, was sie noch mehr erbitterte.

Eines Tags, als sie sich alle bey einem von ihnen, Vacheres versammelt hatten, um sich diesen Dorn aus dem Herzen zu schaffen, beschlossen die erbittertsten endlich nach mancherley Vorschlägen, sich ihn durch Meuchelmord vom Hals zu schaffen. Sie trugen das Geschäft einem Glüksritter von Vacheres Gensdarmenkompagnie auf, einem entschlossenen Menschen, der, nachdem er fünfhundert Thaler und ein gutes Pferd von ihnen bekommen hatte, nach Mens zu ihm kam, unter dem Vorwand, unter seinen Truppen Dienste nehmen zu wollen.

Lesdiguieres, der unter seinen Neidern auch Freunde hatte, erfuhr seine Ankunft und seine Absicht und

sprach davon mit Preul, Kapitain seiner Leibwache, einen sehr wakern Mann. Dieser bat ihn sogleich um Erlaubnis, dem Meuchelmörder zuvor zu kommen. Lesdiguieres verbot es ihm aber, und befahl vielmehr, ihn gut zu behandeln, worauf er ihn selbst mit aller Höflichkeit aufnahm, und ihn sogar an seine Tafel zog und sich gegenüber sizen ließ.

Einige Tage vergiengen, ohne daß er hätte sein Vorhaben ausführen können, theils wegen der Wachsamkeit der Leibwache Lesdiguieres die sich nicht von ihm entfernten, theils wegen dessen eigner Tapferkeit. Endlich bat ihn Lesdiguieres mit auf die Jagd, ruft ihn zu sich, und befiehlt seinem Trupp, ihm nicht anders als in der Entfernung von fünfhundert Schritten zu folgen. Er führt ihn unvermerkt in ein sehr einsames Dikicht, in der Nachbarschaft, Blache poeillet genannt, und als sie tief darinn sind, sagt er zu ihm: „Nun, mein Kavalier, das wäre so ein Ort dazu um jemand aus der Welt zu schaffen."

Beschämt und in seinem Gewissen betroffen, stürzt der Mensch bey diesen Worten nieder, bekennt ihm auf den Knien sein Vorhaben, und unterwirft sich allem was er mit ihm zu verfügen für gut finden würde.

Lesdiguieres verwies es ihm sehr glimpflich, daß er als Soldat und da er sich sogar einen Edelmann nenne, mit einem so niederträchtigen Auftrag befaßt habe, führt ihn dann wieder nach Haus, und als er ihn da noch immer äusserst betreten sieht, fährt er fort, ihn auf alle Art gut zu behandeln, um ihn wieder aufzurichten, giebt ihm am folgenden Tag Urlaub sich wieder fort zu begeben, und sagt ihm beym Abschied: „machen Sie denen die Sie hergeschikt haben, „meine Empfehlung, und sagen Sie ihnen, sie wür-

„den

„den mich nicht aus der Welt ſchaffen können, ohne „ihren beſten Freund zu verlieren.“

Damit begab ſich dieſer denn dahin, wo man ihn mit Ungeduld erwartete, und erzählte den andern, was ihm begegnet war. Da bewunderten denn die Verſchwornen die Seelengröße und den Muth Lesdiguieres, und achteten ihn um dieſes ſchönen Zuges willen wirklich für würdig ſie zu kommandiren, und ließen allen böſen Willen fahren, den ſie gegen ihn gefaßt hatten. Sie erwählten ihn feyerlich zu ihrem General, und unterwarfen ſich ihm freywillig. Noch an demſelben Tage ſchikten ſie den Prediger la Tour an den König von Navarra ab, um ihm von ihrer Wiedervereinigung Nachricht zu geben, was ihm ſo ſehr zum Vergnügen gereichte, als ihm zuvor ihr Zwieſpalt Misvergnügen verurſacht hatte. Soviel vermag ein erhabner Geiſt.

Da ich mir ſtrenge Wahrheit zum Geſez gemacht habe, ſo kann ich hier Aubigné nicht ungerügt laſſen, in Anſehung der Gründe, welche einige um Lesdiguie- Wahl zu verhindern, angeführt haben ſollen z. B. weil er Juriſt geweſen ſey, und weil er nicht Vermögen genug habe. Es iſt gewiß, daß er ſchon damals nicht weniger als einer von ihnen beſaß, was ſie ſelbſt nicht in Zweifel zogen; und was das andre betrift, ſo habe ich ſchon oben gezeigt, daß er nie ein Obrigkeitliches Amt bekleidete.

Ich entſchuldige dieſe und andre irrige Darſtellungen dieſes Schriftſtellers, wenn ſie nicht vorſäzlich ſind und bloß von unrichtigen Nachrichten herrühren. Ich für mich habe tauſend Zeugen für die Wahrheit meiner Erzählung.

Fünftes Kapitel.

Durch wen der Plan der Ligue zuerſt entdekt wurde. Einnahme von Chorges.

Lesdiguieres befand ſich zu Mens, als der Kapitain Beauregard, der das Schloß Serres mit dem Cadet von Charence vertheidigt hatte, wie wir oben geſehen haben, und nachher nicht aus Piemont weggekommen war, ihm ſeine Dienſte anbot, was Lesdiguieres annahm, und ihn dahin ſchikte. Die Veranlaſſung dazu gaben ihm die Beeinträchtigungen, welche die Proteſtanten in den dortigen Thälern von dem Herzog Karl Emanuel von Savoyen erfuhren, denen Lesdiguieres zum Protektor diente, indem er gerne und willig für ihr Beſtes ſorgte, und ſich oft für ſie bey dieſem Fürſten verwendete. Da ſie nun in einer wichtigen Sache, die ſich erſt ſeit kurzem bey ihnen ereignet hatte, ſeinen Rath und Meynung zu vernehmen wünſchten: ſo glaubte er, ihnen dieſen durch niemand beſſer zu wiſſen thun zu können, als durch Beauregard, der im Gefolge Salvaings, Agenten des Königs von Navarra, lange an dieſem Hof geweſen war.

Sobald er dahin zurükkam, hatte er Gelegenheit, näher um die zu ſeyn, welche um die geheimſten Anſchläge dieſes Fürſten wußten, und da er ihnen, was er auch in der That war, ein brauchbarer Mann ſchien, und noch überdies ſich eifrig katholiſch ſtellte, unerachtet er ſeit kurzem die andre Religion angenommen hatte, ſo gefiel er ihnen ſo gut, daß ſie ihn mit um die Angelegenheiten wiſſen ließen, die ſie damals beſchäftigten. Dies war die Ligue, welche von dem Hauſe Guiſe mit dieſem Fürſten angelegt wurde. Da er nun einmal hinter ihr Geheimnis gekom-

kommen war, und dachte, bey dieſer Sache dem Staat einen wichtigen Dienſt zu erzeigen: ſo ſtellte er ſich ſo eifrig eingenommen für dieſe neue Partey, daß er ſich ein großes Zutrauen bey ihnen erwarb. Und da die ganze Intrigue unter der Auſſenſeite eines Vermählungstraktats verborgen ſtekte, zwiſchen Karl, Prinzen von Piemont, (nachherigem Herzog von Savoyen) und der einzigen Schweſter des Königs von Navarra, unter Vermittlung Anſelms, Vertrauten des Herzogs, der unter dieſem Vorwand mit den Guiſen negociirte: ſo wurden dieſem Beauregard und ein gewiſſer Eſpiard zur Begleitung auf ſeiner Rükreiſe aus Piemont mitgegeben.

Dieſer Eſpiard war ein Provencal, ein großer Ingenieur der ganz wunderbare und unbekannte Kunſtſtüke von Petarden und andern Feuerwerk beſaß, und die Ligueurs wollten ſich ſeiner zu Ueberrumplung der Oerter bedienen, auf die ſie Anſchläge hatten. Der erſte Verſuch damit ſollte nun auf Arles gemacht werden; allein da durch Gottes Zulaſſung es oft geſchieht, daß die Gottloſen ſich ſelbſt ihre Grube graben, und daß dergleichen teufliſche Inventionen zum Verderben ihrer eignen Urheber ausſchlagen: ſo geſchah es denn auch, daß dieſer Eſpiard durch den Schlag einer Petarde getödtet wurde, als er ſie probiren wollte, und er alſo ſelbſt eine traurige Erfahrung von ſeiner neuen und verderblichen Kunſt machte.

Beauregard, deſſen Sache es war, die Pläze auszukundſchaften, kam nach Dauphiné zurük, nachdem er Mittel gefunden hatte, ſich eine Copie von dieſer ganzen Unterhandlung zu verſchaffen, und theilte ſie lesdig ueres mit. Dieſer ſah wohl ein, wie viel daran gelegen war, den König von Navarra ſchleunig

davon zu benachrichtigen, sowohl wegen des eignen wichtigen Interesse, das er dabey (als muthmaßlicher Kronerbe) hatte, als um ihm Mittel zu geben, dem König Heinrich III. zu zeigen, wie eifrig er sich das Beste des Staats angelegen seyn lasse. Er schikte daher eilig eben diesen Beauregard an ihn ab, der sich an Chatillon (Sohn des Admirals,) den er in Guyenne fand, wendete, um sicher nach Bearn zum König von Navarra geleitet zu werden, den er, nach den Briefen von Lesdiguieres alles was er in dieser Sache wußte, sehr umständlich vortrug.

Die große Gefahr, welche diesem Bericht nach dem Staat und der Person des Königs selbst drohte, bewog diesen Herrn, Plessis Mornay mit Beauregard an den König zu schiken. Da dieser sie angehört hatte, und starke Uebereinstimmung ihrer Aussage mit dem Verdacht entdekte, den er ohnehin schon von dieser Seite gefaßt hatte: so konnte er nicht länger an der Wirklichkeit des unglüklichen Entwurfs zweifeln, der ihm in der Folge das Leben kostete. Er bezeugte sich dem König von Navarra sehr verbunden dafür, und erhob Beauregard in den Adelstand, mit Erlassung der dabey gewöhnlich zu entrichtenden Taxe. In der That verdiente er auch diese Belohnung, nach einem so großen Beweis seiner Treue. Er diente nachher noch lange dem Staat unter Lesdiguieres Kommando, und hinterließ würdige Erben seiner Tugenden.

Um wieder in unsrer Geschichte fortzufahren: sobald Lesdiguieres von den Desunirten als General anerkannt war, (wie wir oben gesehen haben) ließ er die Abstellung der Misbräuche die sich während der Suspension seiner Autorität eingeschlichen hatten, und die

Wieder-

Wiederherstellung der Ordnung seine erste Sorge seyn, und brachte alles, was von ihm abhieng so gut in Ordnung, daß seine Politik nicht das geringste ist, was man an ihm zu bewundern hat. Durch sie brachte er mit geringem Kraftaufwand große Wirkungen zu Stand, und sicher war dies oft das Hauptmittel seiner Subsistenz. Ich erinnere mich hierbey, daß er die Kriegszucht des Prinzen von Oranien nicht genug loben konnte, und daß er ihr großentheils den glüklichen Erfolg der Holländer zuschrieb.

Unterdessen hatte der König von Navarra, der daran arbeitete, sich gegen die Gewaltthätigkeit seiner Feinde sicher zu stellen, die Häupter seiner Partey nach Montauban zusammen berufen: Lesdiguieres begab sich also ebenfalls dahin. Es war dabey die Frage, ob er den Krieg wieder anfangen sollte. Da aber die Zeit sowohl als die Sache selbst unbestimmt blieb, so gab er ihnen ein Signal, um ihnen dadurch ganz bestimmt seinen Willen kund thun zu können. Es bestand in einem entzweygebrochenen Goldthaler, wovon jeder eine Hälfte erhielt, er selbst aber die andre bey sich behielt, und wenn er ihnen diese zuschikte, sollten sie zugleich mit ihm zu den Waffen greifen.

Unterdessen bedrohte der Herzog von Mayenne Poitou mit einem großen Heer, zog zufolge der Rollenaustheilung, welche die Liguisten unter sich gemacht hatten, gerade gegen Rochelle, und sezte dadurch diese ganze Gegend so sehr in Schreken, daß es nöthig war, daß der König von Navarra hinkam, um ihnen wieder Muth zu machen. Nachdem er sich zu dem Ende mit zwölf auserlesenen von Adel auf den Weg gemacht hatte, unter denen auch Lesdiguieres war, so erfuhr er, daß der Herzog, der von seiner Ankunft

zu la Rochelle Nachricht hatte, ihn daselbst einschließen oder wenigstens auf dem Rükweg aufheben wollte. Um dem zu entgehen verkleidete er sich in einen Bedienten, und ließ um sich noch unkenntlicher zu machen, einen Mantelsak auf sein Pferd paken. In diesem Aufzug trat er denn seinen Rükweg nach Guyenne an, und sah sich genöthigt, durch die feindliche Armee zu passiren, die sich in der Gegend umher ausgebreitet hatte. Ein unvermutheter Zufall hätte sie aber unterwegs beynahe verrathen und in Unglük gebracht. Ein Soldat nehmlich aus Dauphiné der Lesdiguieres unerachtet seiner Verkleidung erkannte, schrie ihm im Vorüberreuten zu: „Adieu Herr von Lesdiguieres, ge„hen Sie nur, ich kenne Sie recht gut.“ Lesdiguieres wollte zu ihm sagen, er irre sich in der Person, überlegte aber noch, daß es sichrer sey zu schweigen, als sich auf eine Antwort einzulassen, und machte also daß er mit seiner Gesellschaft ausser den Vorposten aber an abgelegene ihnen unbekannte Oerter wegkam.

Darüber war die Nacht eingebrochen, und der König erkundigte sich, ob man nicht ein Haus in der Nähe wüßte, wo sie Nachtlager halten könnten. Es sagte ihm hierauf jemand, eine halbe Meile von da sey ein Edelhof, zum Unglük aber sey der Herr davon von der Gegenparten, und Lieutenant von der Gensdarmenkompagnie des Herzogs. Dies hielt aber den König nicht ab, darauf zu zu reuten, indem er sich versichert hielt, daß der Edelmann, wenn er ihm einmal sein Wort gegeben hätte, ihm nichts zu Leid zu thun, es ihm auch halten würde. Er kömmt also dahin, und entdekt sich ihm gerade heraus. Dieser schäzte sichs zur großen Ehre, einen solchen Gast zu haben, nahm ihn mit allem Respekt auf und bewirthete ihn vortreflich.

Am folgenden Tag hatte der König einen langen Ritt durch schlimmes Land und bey einer verdrüßlichen Jahrszeit, (zu Anfang des Winters) und kam daher erst sehr spät bey einem Schloß des alten Grafen von Curson, Onkels Sr. Majestät an, worinn starke Besazung lag. Als er eine halbe Meile davon war, ritt Frontenac, einer von den zwölfen, voraus, um seine Ankunft zu melden, erhielt aber zum Willkommen nichts als ein rauhes Werda! nebst Drohungen, worüber er sehr befremdet war. Während er so hielt, kam der König nach, verlangte den Grafen zu sprechen, und gab sich zu erkennen, wurde aber nicht besser empfangen. Endlich ließ ihn der Graf, der schon zuvor von seiner Ankunft benachrichtigt war, und sich erst gestellt hatte als kennte er ihn nicht, ein, und verwies es ihm, daß er sich zu sehr wage, wobey er ihm sogar mit der Freyheit, die sein Alter und Stand ihm gaben, sagte: er reise wie ein Buschkleyper nicht wie ein König. Hierauf führte er ihn nebst allen seinem Gefolge in die Zimmer, die für sie bereitet waren.

Bey seiner weitern Reise von da befand sich der König in Länder, wo er mit voller Sicherheit reisen konnte, und als er nach Montauban zurük gekommen war, beurlaubte er Lesdiguieres. Diese kleine Digression beweist das Zutrauen, das dieser große Fürst schon damals in ihn sezte.

Unterdessen sezte sich jene berühmte Faktion, die sich schon lange in Staat gebildet hatte, in Bewegung, und verursachte all das Unheil, was den Stoff zu so vielen Geschichtserzählungen ausmachte, und das nur durch die unvergleichbare Tapferkeit des Großen Heinrichs besiegt werden konnte. Da also die

Angelegenheiten mehr als je wieder in Unruhe und Verfall geriethen, so erhielt Lesdiguieres das zerschnittene Goldstük rükte ins Feld, und vor Chorges, einer Stadt in dem Distrikt von Gap, wo die Ligueurs sich sehr gut eingerichtet hatten. Ausser seinen Mauern hatte der Ort noch eine Art von Befestigung; dreyhundert Mann lagen darinn unter Despraux, Descrottes Lieutenant, der seit kurzem weggereist war. Dies ist derselbe, den wir sonst schon unter den Protestanten gesehen haben, von denen er nachher abgieng.

Entschlossen, hier sich zuerst zu zeigen, versammelte Lesdiguieres zu St. Bonnet zweyhundert Mann zu Fuß, und hundert bis hundert und zwanzig Pferde, aus denen damals seine ganze Armee bestand. Aufgeblasen, weil ihre Forteresse ihnen unbezwingbar schien machten die von Chorges sich über dies Unternehmen lustig, und statt der Besorgnisse, die sich gewöhnlich bey Leuten finden, welche mit einer Belagerung oder einem Ueberfall bedroht sind, dachten diese auf nichts als Tanz und Lustbarkeiten.

Er gieng mit Tagesanbruch von St. Bonnet ab, am 23 Jun. 1585. und kam vor Chorges an, wo man ihm die Spöttereyen der Innwohner, die sich auf die Schwäche seiner Truppen gründeten, aufs neue bestättigte, was ihm denn Gelegenheit gab zu sagen: „unsere Feinde fangen den Tag sehr lustig an; ich „zweifle aber, daß sie ihn so beschließen werden." Er rekognoscirt hierauf den Plaz, und läßt dann die Sturmleitern anlegen. Als die drinnen sehen daß es Ernst wird, besezen sie die Mauern; die Angreifenden steigen muthig hinauf, die andern vertheidigen sich eben so tapfer, allein da sie es mit Leuten zu thun haben, die nicht gewohnt sind sich abtreiben zu lassen, so werden sie

nach

nach einem harten Kampf mit Sturm erobert, und Lesdiguieres ſagte ſcherzend zu einigen ihrer Anführer, die ihm gefangen vorgeführt wurden: wir ſind gekommen um mit Euch zu tanzen. Und ſo hatte er es denn wahr gemacht, daß ſie den Tag nicht ſo luſtig beſchließen würden, als ſie ihn angefangen hatten, und ſie ſelbſt machten die Erfahrung von der Wahrheit: daß die, welche ſich über ihre Feinde luſtig machen, ſehr oft Gefahr laufen, auf ihre eigne Unkoſten zu lachen.

Deſpraux der ſich unter den Gefangenen befand, fürchtete ſehr, noch etwas ſchlimmeres zu erfahren, indem er ſich der gerechten Urſache erinnerte, welche Lesdiguieres hatte, ihn zu haſſen, ja ihn übel zu behandeln, wenn er nicht ſo ganz großmüthig geweſen wäre, als er wirklich war. Als ihn nehmlich einige Zeit zuvor Deſpraux von ſeinem Hauſe abweſend wußte, das nur eine Stunde davon lag, ſo hatte er einen Streifzug dahin gemacht, um es zu plündern; und da ihm die Frau von Lesdiguieres dieſe Handlung muthig verwieſen hatte, als eine ſolche, die mehr einem Räuber als einem Cavalier ähnlich ſehe: ſo hatte er ſich ſo ſehr gegen ſie vergangen, daß er ſie an den Kopf ſchlug daß die Haube davon flog. Er bildete ſich daher izt ein, daß er dafür übel behandelt werden würde: allein Lesdiguieres, dem Rache fremd war, begnügte ſich, ihm ſo ſanft als ein Freund gegen den andern hätte thun können, vorzuſtellen: ein geſitteter Menſch müſſe nie ſo weit gegen ein Frauenzimmer gehen, beſonders gegen eine Dame von Stand, und dies Geſchlecht habe das Vorrecht, überall, beſonders von rechtlichen Leuten, reſpektirt zu werden. Dies nahm ihn ſo ſehr ein, daß er, ſobald er frey wurde, zu ſeiner Partey übergieng, und viele von ſeinen Freunden mit herüberbrachte.

Lesdiguieres hielt sich einige Tage zu Chorges auf, um die Festungswerke vollenden zu lassen, die er noch unvollendet gefunden hatte. Hierauf begab er sich auf eine Versammlung, die er von den Vornehmsten seiner Partey zu Rosans halten ließ, um über einige wichtige Angelegenheiten mit einander zu Rath zu gehen. Hier wurde er von denen von Dye angegangen, sich ihrer in einer Sache anzunehmen, die ihnen sehr am Herzen lag.

De Beaune, ein Katholike, der daselbst nach Glandages Tod als Gouverneur angestellt worden war, hatte ihnen versprochen nicht mehr als eine gewisse festgesezte Anzahl Soldaten in die Citadelle zu legen, denn für die Stadt sorgten sie selbst. Nun hatte er aber zur Nachtzeit eine Verstärkung hinein gezogen, und sich darinn eingeschlossen, was in ihnen einen starken Argwohn erregte. Sie waren daher entschlossen, diese offenbare Ueberschreitung des Vertrags nicht zu dulden.

Lesdiguieres sandte Gouvernet und le Poet dahin, um die Sache zu vermitteln; sie fanden aber die Citadelle umlagert, und so eng von den Einwohnern eingeschlossen, daß de Beaune, der nicht mit dem Erforderlichen versehen war, um eine Belagerung auszuhalten, und die Ankunft dieser beyden für einen Sukkurs ansah, den die Belagerten erhalten hätten, sich sogleich auf Kapitulation ergab. Indessen mußte sich Lesdiguieres dieser Gegend nähern, um einen Plan auszuführen, von dem uns das folgende Kapitel Rechenschaft geben wird.

Sech-

Sechstes Kapitel.

Einnahme von Montelimar.

Der erste Beweis von der unumschränkten Gewalt, die sich die Ligue über das Gemüth des Königs heraus genommen hatte, zeigte sich darinn, daß sie ihn alle Edikte widerrufen ließ, welche die Protestanten zu verschiedenen malen von ihm erhalten hatten, und alle Gnadenbezeugungen, die er ihnen zugestanden hatte. Dem zufolge erschien das Edikt vom Julius, 12) das ihnen verbot, sich nach Verlauf von sechs Monaten im Reich aufzuhalten, wenn sie nicht wieder zur Römischkatholischen Kirche zurükkehren wollten. Die Strenge dieses Verbots betraf aber vorzüglich ihre Geistlichen, denen befohlen wurde, in Monatsfrist das Reich zu räumen.

Dies Edikt, mehr erpreßt als rechtlich erhalten durch die Feinde des Staats, erfüllte das Reich mit neuen Unruhen, und machte, daß die Protestanten auf ihre Sicherheit bedacht waren, und zwar sorgfältiger und eilfertiger als noch nie.

Um seine Obliegenheit gegen seine Partey zu erfüllen, wollte Lesdiguieres bey Zeiten dafür sorgen, sie gegen diesen ausbrechenden Sturm zu sichern. Die Anhänger der Ligue waren im Besiz von beynahe allen Städten der Provinz, und die Protestanten mußten darinn größtentheils ihrer Gnade leben. Er zog daher zu Bordeaux, unter einem Vorwand gegen siebenhundert Mann zusammen, und machte sich mit Anbruch der Nacht auf den Marsch, Montelimar zu überrumpeln.

Sobald seine Truppen glüklich daselbst angelangt sind, brechen drey Petarden, zu gleicher Zeit an die

drey

drey Thore angeschraubt, diese auf, man greift hierauf sogleich zween feste Thürme an, in denen Wache lag, und erobert sie im ersten Schrek. Der Kapitain Cadet de Charence dringt zuerst in die Stadt mit Lesdiguieres berittenen Büchsenschüzen, und die ganze übrige Mannschaft stürzt ihm nach. Die Besazung von ungefehr neunhundert Mann retirirt sich ins Schloß, das sogleich angegriffen und wenige Stunden darauf von ihr wieder geräumt wird, worauf sie sich in den Thurm von Narbonne wirft, der mit dem Schloß in denselben Festungswerkern liegt. Lesdiguieres läßt auch hier sogleich angreifen, findet aber Widerstand der ihn vierzehn Tage lang hinhält, während deren er sich durch eine gute Verschanzung von aussen dekt, indem er wohl vorhersah, daß man bald zum Entsaz herbeyeilen würde.

Wirklich kam auch Maugiron, Lieutenant de Roi bald angezogen, unterstüzt von dem Grafen Sault, Suze, Tournon, Grignan, Montlou, den Obersten Alphons dem Corsen, und einer Menge andern freywilligen Adels, die wohl fünfhundert Pferde und zweytausend fünfhundert Mann zu Fuß ausmachen mochten, und zwey Feldstüke bey sich hatten, gewöhnlich Batarden genannt, mit denen er sogleich einen Versuch auf die Verschanzung machen ließ. Als er aber sah, daß sie nichts dagegen ausrichteten, so ließ er zwey Batteriestüke holen, und sie gegen das Ravelin des Brükenthors und gegen einen kleinen Thurm richten, damit die loßgeschossenen Splitter davon dem Feind Schaden zufügen und ihn nöthigen sollten, abzuziehen. Da sich aber dieser sehr gut gedekt hatte, thaten ihm diese Ruinen nichts.

Unterdessen giengen den Vertheidigern des Thurms die Lebensmittel aus, und die Befehlshaber darinn

Ancon-

Anconne und Boulaty gaben Maugiron Nachricht davon in einem Brief, der in eine Falkonetkugel eingeschlossen war, die sie in sein Quartier schossen. Als Lesdiguieres dies gewahr wurde, schloß er sogleich, es müßte ihnen eine dringende Noth zugestoßen seyn. Als nun Maugiron dagegen nicht Rath zu schaffen wußte, und deswegen noch denselben Tag abgezogen war, so ergaben sie sich am folgenden Tag auf ehrenvolle Bedingungen, so daß Lesdiguieres Herr von den Schlössern und der Stadt blieb.

Während er sich von dieser Expedition erholt, wird der Leser ein kleines Geschichtchen nicht ungern anhören, das nicht ganz ausser meinem Zwek liegt. Kurz vor diesem Ueberfall hatte ein Italienischer Prevot von der Ligue, auf dem öffentlichen Plaz der Stadt, zu Katholiken, die ihm darum anlagen, das Edikt vom Julius publiciren zu lassen, gesagt: er wollte eher einen Prediger dahin führen, um daselbst gehängt zu werden.

Der Erfolg entsprach seinen Worten besser als seiner Absicht: denn nachdem er verschiedener Verbrechen überführt und auf den nehmlichen Plaz geführt worden war, um daselbst gehängt zu werden, führte er an seiner Seite einen Prediger dahin, den man ihm zugegeben hatte, um ihn zum Tode zu bereiten.

Siebentes Kapitel.

Einnahme einiger Pläze in Dyois. Niederlage von achthundert von der Ligue. Einnahme des Schloss:s Ambrun.

Die Bewohner der Stadt Dye begnügten sich nicht, das Joch der verbündeten Katholiken abgeschüttelt zu haben, indem sie solche aus ihrer Citadelle verjagten: sie mußten sich auch noch eine Nachbarschaft vom Halse schaffen, die ihnen verdächtig war und sehr lästig werden konnte. Dies war Chatillon, ein kleiner Ort, aber stark wegen seines Schlosses. Die von der Ligue hatten es in Besiz genommen, und sich noch einiger andern Schlösser da herum bemächtigt, von wo sie umher streiften, und das Volk dieser Stadt in Unterwerfung und Furcht erhielten.

Diese sahen sich daher genöthigt, Lesdiguieres um Beystand anzuflehen, der ohne von seinen übrigen Entwürfen abzugehen, dies Geschäft leicht zu Stand bringen konnte. Nachdem er also für die Sicherheit von Montelimar gesorgt hatte, wo er le Poet als Gouverneur ließ: kehrte er wieder nach Bordeaux zurük, gieng von da nach Dye, und ließ zu gleicher Zeit Chatillon, Aix und Montlau berennen. Das erstere hielt sich vier Tage, allein am fünften, als es sich mit einem Sturm bedroht sah, den es unmöglich aushalten konnte, ergab es sich auf Kapitulation. Aix und Montlau folgten seinem Beyspiel, und Lesdiguieres ließ sogleich ihre Mauern niederreissen, damit sich die Katholiken nicht wieder aufs neue darinn festsezen könnten.

Als er in dieser Gegend war, erfuhr er, daß fünfhundert Büchsenschüzen von der Ligue, und drey Kompagnien

gnien Italieniſcher Lanzen unter Johann Baptiſt von Luzern, Johann Dela Geſia, Johann de Gareno von Ambrun ausrüken ſollten, um nach Gap in Beſazung zu gehen. Entſchloſſen ſie zu bekämpfen, begiebt er ſich mit ſeinen Truppen in ſein Haus Lediguiere, rükt von da in der Nacht mit vierhundert Mann zu Fuß und hundert bis hundert und zwanzig zu Roß aus, kommt gegen Morgen über Chorges auf der Anhöhe vor Conige an, und erwartet die Feinde auf einem Hügel, von wo er ſie leicht kommen ſehen konnte, ohne von ihnen entdekt zu werden, weil der Weg hohl und er von Geſträuche bedekt war.

Sobald ſie dieſe Anhöhe hinanzogen, zieht er auf zwey Seiten gegen ſie herab und macht einen wüthenden Angriff auf ſie, den ſie aushalten, ſo gut es überfallene Leute können. Da ſie aber ihre Glieder gebrochen hatten, um ſich ausbreiten zu können, ſo drang er ſo ſehr auf ſie ein, daß ſie endlich den Rüken kehren müſſen, und ſich fechtend bis zu dem Thurm von Saint Julien am Ufer der Durance zurükziehen. Hier wollten die Berittenen über den Strom ſezen, kamen aber alle darinn um, bis auf einige wenige, deren Pferde ſtark genug waren, um dem reiſſenden Strom zu widerſtehen. Das Fußvolk wurde ſogleich in Stüken gehauen. Lediguieres hatte nicht mehr als zween Tode und ſechs Verwundete.

Das Ausrüken dieſer Truppen aus Ambrun gab Gelegenheit zu Ausführung einer Unternehmung auf die man ſchon ſeit einiger Zeit umgegangen war, und wozu die Gelegenheit nicht erwünſchter ſeyn konnte. Dieſe Stadt, von ſich ſelbſt feſt, indem ſie auf einer Seite an einem Abgrund liegt, und auf der andern durch eine Citadelle gedekt iſt, wird als die Beherr-

scherin des Gebürges angesehen, (man hält sie für die höchste Stadt in Europa) und war ganz passend für die Absicht, die er hatte, einen Zufluchtsort zur Sicherheit der Protestanten in dieser Gegend daraus zu machen, so wie er durch Einnahme von Montelimar für die auf dem platten Lande gesorgt hatte. Er hofte also durch den Besiz dieser beyden Städte einen guten Theil des Landes von sich abhängig zu machen; überdies erforderte es auch sein eignes Interesse, indem er sonst immer noch nicht darauf rechnen konnte, sein Glük sicher gegründet zu haben.

Avanson, Erzbischoff von Ambrun hatte seinen Siz darinn, derselbe den wir schon oben als seinen Todfeind gesehen haben, sowohl der Religion wegen, als weil er ihn seine Einkünfte nicht ruhig beziehen ließ, und Lesdiguieres hätte sich gern seiner Person bemächtigt, um ihn der aufkeimenden Partey der ligue zu entreissen, für welche dieser Prälat leidenschaftlich eingenommen war. Er ergriff also diesen günstigen Zeitpunkt zur Ausführung seines Anschlags, und da er kürzlich die Citadelle durch einen seiner Edelleute, les Orres aus der Stadt geburtig, hatte rekognoscieren lassen, so gieng er in der Nacht vom neunzehnten November von Chorges ab, und ließ seine Leute auf abgelegenen Wegen ziehen. Die, denen dies Geschäft aufgetragen war, kommen ohne Unfall an dem blinden Thor der Citadelle an, und erbrechen es mit zween Petardenschlägen. Allein kaum sind sie drinn, so überfällt sie ein panischer Schreken, sie kehren um und suchen das Thor in solcher Hast und Unordnung, als wenn sie verfolgt würden.

Der Kapitain Jakob, mit dem Zunamen le Roure (die Steineiche) der hinter ihnen war, zieht sobald

er sie kommen sieht, den Degen, hält sie an, und spricht ihnen Muth ein, so daß sobald diese eitle Furcht vorüber ist, sie muthig umkehren, und die Besazung in Stüken hauen.

Herr von der Citadelle greift Lesdiguieres nun die Stadt an, wo die Innwohner sich in Eile mit einer Barrikade gedekt hatten, die aber sogleich bezwungen wurde.

Als Gessan, Commendant in der Citadelle, wo er aber nicht gewöhnlich wohnte, und des Croites, Commendant in der Stadt sich ausser Stand sahen diesen Strom aufzuhalten, so retteten sie sich in den braunen Thurm, und um desto sichrer darinn zu seyn, lassen sie Feuer an die daran stoßende Kirche legen, um sie für die Eroberer unbrauchbar zu machen, welche sich hätten darein legen und ihnen zu schaffen machen können. Dies Feuer wurde aber sogleich wieder auf Lesdiguieres eignen Befehl gelöscht, zu dessen Güte die Innwohner ihre Zuflucht genommen hatten, um die Plünderung abzuwenden, von der sie dann auch jedoch gegen eine versprochene Summe von zehntausend Thalern frey blieben.

Indessen ließen sich doch mehrere von den Soldaten und selbst Officiers, nicht abhalten, in den Erzbischöflichen Pallast und in die Kirche zu stürmen, obschon sie voll von schwarzem erstikendem Rauch war. (Les Orres und Bardonnanche wurden gelobt, daß sie sich dessen enthalten hatten.) Unter andern kostbaren Zierrathen die sie enthielt, und welche weggenommen wurden, waren daselbst zwey große silberne Bildsäulen; eine von der heiligen Jungfrau, die andre vom heiligen Marcellin; diese ganz massiv, an Gewicht ungefehr sechstausend Thaler; jene bloß von vier bis

fünfhundert, weil sie hohl war. Jene wurde dem Petardier zu Theil, der Heilige aber fiel wie man sagt, einen der vornehmsten Lieutenants Lesdiguieres in die Hände, welchen die Ligueurs, um ihn noch gehäßiger zu machen, beschuldigten, daß er selbst diesen Raub begangen habe.

Gessan und Descrottes waren unterdessen aufgefördert worden, aus dem braunen Thurm abzuziehen, und hatten ihn auf Kapitulation übergeben. Der Erzbischoff aber hatte sich auf den ersten Lärm aus dem Staube gemacht, so daß also Lesdiguieres seine Unternehmung nur halb geglükt war.

Da er aus dieser Stadt seine Hauptretraite machen wollte, und nicht gesonnen war, etwas in seiner Nachbarschaft zu dulden, was ihm hätte Sorge machen können, so schikte er am folgenden Tag seine Gensdarmenkompagnie unter le Rosset nach Chateauroux, wo einige Truppen lagen, die bey dessen Ankunft verschwanden. Zu gleicher Zeit zog der Kapitain Jakob vor St. Clement, um sich da die Thore öffnen zu lassen.

Achtes Kapitel.

Niederlage bey Allemagne.

Der Winter überfiel Lesdiguieres zu Embrun, und hielt ihn daselbst während seiner gröſten Strenge eingeschlossen. Allein mit den ersten schönen Tagen stellte er seinen Vetter Prabaud als Gouverneur daselbst an, und ertheilte die erforderlichen Befehle, um sich dieser Stadt zu versichern, und sezte sich dann in Verfassung neue Thaten unternehmen zu können. Die

erste

erste Gelegenheit die er dazu hatte, macht den Gegenstand dieses Kapitels.

Vins, aus einem der besten adelichen Häuser in Provence, und eine der stärksten Stüzen der Katholiken von der Ligue in seiner Provinz, hatte daselbst seine Waffen an verschiedenen Orten mit verschiedenem Erfolg versucht, und sie endlich gegen den Baron d' Allemagne 13) gekehrt, in derselben Provinz, von gleichem Stand, aber verschiedener Religion. Er hatte sein Schloß mit dreytausend Mann Fußvolk belagert, und wollte ihn durchaus zu Grund richten: denn er war äusserst gegen ihn aufgebracht, sowohl wegen der gemeinen Sache, als weil die benachbarte Stadt Riez sehr oft von ihm heimgesucht wurde. Zu schwach um ihm widerstehen zu können, nimmt Allemagne seine Zuflucht zu Lesdiguieres, als seinem Vetter, und interessirt bey Vertheidigung ihrer gemeinschaftlichen Partey.

Einige Oerter, welche die Katholiken in diesem Theil von Dauphiné besaßen, die Baronicen genannt, beschäftigten Lesdiguieres auf der Seite von Royons, von wo aus er Sainte Jalle hatte auffordern lassen. Da dieser kleine Plaz sich nicht ergeben wollte, so wurde er mit drey Kanonen beschossen, die eine Lüke machten. Die Belagerer rükten davor, verlohren dabey la Jonchette, einen wakern Edelmann, fanden sie noch nicht brauchbar, fiengen das Beschießen wieder an, und entschlossen sich zu einem zweyten Sturm. Da es aber den Belagerten an Mannschaft fehlte, um ihn auszuhalten, so kamen sie dem zuvor und kapitulirten.

Mirebel in der Nachbarschaft, das zuvor Miene gemacht hatte sich halten zu wollen, besann sich, sobald

es ihn kommen sah, eines andern, und brachte ihm die Schlüssel entgegen.

Hier war er also, als ihn der Baron um Beystand anrief. Er versuchte zuerst, de Vins in Güte von seiner Unternehmung abzubringen, weil sie ehemals Freunde gewesen waren. Um indessen dem Baron die Pflichten eines guten Vetters zu leisten, und seinem Zureden desto mehr Nachdruk zu geben, zog er seine Truppen nach Serres zusammen, und von Morges, Gouvernet, Champeleon, Rosset und vielen Freywilligen begleitet, brach er nach Oreson auf, wo ihn Baro, Senas, Cadenet, Genson und ihre Freunde erwarteten.

Gleich nach seiner Ankunft schikte er einen Trompeter an de Vins, mit einem sehr höflichen Brief, worinn er ihn bat, es zwischen ihnen nicht aufs Aeusserste ankommen zu lassen. Vins befragt die Seinigen darüber, einige wollen ihm die Tapferkeit, Klugheit und das Glük Lesdiguieres vorstellen, welcher nichts unternehme, das er nicht durchseze, und rathen ihm daher, die Belagerung aufzuheben: die andern aber, voll Feuer rathen ihm zum Gegentheil, und schmeicheln ihm mit der Vorstellung, daß er im Stand sey, Lesdiguieres das Dementi zu geben. Dadurch brachten sie ihn denn zum Entschluß, daß er den Trompeter mit der Antwort zurükschikte: Sag ihnen, sie sollen nur kommen! —

Sogleich sizen Lesdiguieres und seine Freunde auf und gerade auf ihn loß. Er läßt eilig seine Truppen soviel er von der Belagerung entbehren konnte, aus dem Dorf Allemagne ausruken, und breitet sie im Thal von Montaignar aus; postirt einen Theil auf einen Hügel, nicht sowohl zum Streit als zum Kundschaf-

ſchaften, und ſtellt den Reſt im Thal in Schlachtordnung.

Wenige Stunden darauf erſcheint Lesdiguieres mit einem Corps von dreyhundert Pferden zur Linken ſeiner Vorpoſten, und da er nicht ſogleich angriff, und einer ungeſtüm in ihn drang, ſeine Schritte zu verdoppeln, antwortete er: ich gehe in Krieg nicht auf die Jagd. Der Baron, Gouvernet und Blacons und die andern brachen unterdeſſen zur Rechten durch ein Holz, das ſie den Feinden verſtekte, um dieſe zwiſchen ſich und ihn in die Mitte zu bekommen, und fiengen einen wüthenden Scharmüzel mit dem Nachtrab an. Zween der vornehmſten Kapitains fielen dabey ſogleich, worauf der Trupp ſelbſt ſo in Furcht gerieth, daß es Saint Canat, der ihn kommandirte, unmöglich war, den größten Theil deſſelben und was auf dem Hügel war, zu verhindern, daß ſie ſich nicht auf das Hauptkorps warfen. Lesdiguieres fällt zu gleicher Zeit das Vordertreffen an, das muthig widerſteht, bald aber zu ſehr gedrängt in Unordnung und dann in die Flucht geräth.

Beynahe ganz verzweifelnd thut de Vins ſein möglichſtes, um ſie wieder in Ordnung zu bringen. Er ruft: arriere! arriere! allein in der Furcht glauben die Flüchtlinge er rufe: a Riez, und wolle dorthin den Reſt in Sicherheit bringen: Alles läuft alſo davon und nach Riez. Lesdiguieres, der Baron und die übrigen machen ſich dieſen Vortheil zu Nuz, und vollenden die Niederlage. Ueber fünfzehnhundert Tode blieben auf dem Plaz, unter denen viele Adeliche aus der Provinz und viele Kapitains waren. Vins ſelbſt ſieht ſich endlich gezwungen, ſich dem Wortſpiel zu fügen, das für ihn ſo fatal geweſen war, und machte ſich nach Riez.

Allein der Baron genoß nicht lange das Vergnügen, sich gerächt zu sehen. Denn als er sein Casquet abnahm, um sich ein wenig zu erholen, wurde er von einer Kugel erschossen, was Lesdiguieres so sehr schmerzte, daß er kaum für das Vergnügen über diesen glüklichen Ausschlag Empfindung übrig behielt.

Ausser den Todten wurden an diesem Tag auch noch viele Gefangene gemacht. Einer unter andern Namens d' Haups, der am eifrigsten zum Gefecht gerathen hatte, und izt den übeln Erfolg davon sah, verlohr darüber den Verstand mit der Freyheit, bald darauf auch das Leben.

Verdun, ein Adelicher aus Dauphiné, der bey dieser Gelegenheit als Volontair diente, und den wir noch bey manchen Gelegenheiten in dieser Geschichte auftreten sehen werden, eroberte dabey sechs Fahnen, welche nebst den andern, die verschiedene Personen erbeutet hatten, nach Embrun gebracht wurden, wohin Lesdiguieres zurükkehrte.

Als er auf dem Punkt war, dahin abzugehen, gab er der Frau von Lesdiguieres von dieser That Nachricht, auf eine Art, die mit der, womit Cäsar einem seiner Freunde einen seiner Siege meldete, soviel Aehnlichkeit hat, daß ich sie hier nicht mit Stillschweigen übergehen zu müssen glaubte:

„Meine Liebe! Gestern kam ich hier an. Heute „reise ich wieder ab. Die Provenzalen sind ge„schlagen. Adieu.“ —

Neuntes Kapitel.

La Valettes Krieg in Dauphiné. Verschiedene Treffen zwischen ihm und Lesdiguieres.

Eine ähnliche Gelegenheit wie die, welche den Herzog von Mayenne, wie wir im dritten Kapitel dieses Buchs gesehen haben, nach Dauphiné geführt hatte, trachte auch la Valette dahin, und beyde hatten bey diesem Zug das Verderben der Protestanten zur Absicht. Da die Ligueurs sahen, wie sehr viel ihnen Lesdiguieres Waffen zu schaffen machten, besonders mit der Einnahme von Montelimar und Ambrun, zweier der besten Städte in der Provinz, so hatten sie den König vermocht, eine Armee unter dem Herzog von Epernon dahin zu schiken, mit einem besondern Plan, sie wieder wegzunehmen. Weil man aber schon tief im Winter war, der in diesem Land rauh und lang und überhaupt nicht die Zeit für militairische Operationen ist: so wurde die Sache auf das folgende Jahr 1586 verschoben: unterdessen aber machte sich sein älterer Bruder la Valette dahin auf den Weg.

Die Absicht der Liguisten, die ausserordentlich in ihn drangen, daß sie dahin gehen sollten, hatte zwo Seiten. Einmal wollten sie mit den Protestanten fertig werden; und dann wollten sie die beyden Brüder, welche die ganze Gunst des Königs besaßen, von einander trennen, um dadurch ihren Anhang zu schwächen, und sie wo möglich ganz zu Grund zu richten 14).

Gegen das Ende des Herbsts 1586 begab sich also la Valette mit einer kleinen Armee von ungefehr zweytausend Mann Franzosen, tausend Schweizern unter dem Obersten Galaty, und fünfhundert Pfer-

den, nach Grenoble. Nachdem er zufolge seiner Vollmacht mit Beystand des Lieutenant de Roi, Maugiron, und des Parlementshofs die Generalstaaten der Provinz zusammen berufen hatte, um für die Unterhaltung seiner Truppen den Winter hindurch Rath zu schaffen, rükte er im Frühjahr mit ihnen ins Feld, gegen Valentinois, wo er den kleinen Ort Eurre, den die Protestanten eingerichtet hatten, belagerte. Während er aber davor lag, fiel so schlimmes Wetter ein, daß man die äussersten Beschwerlichkeiten davon auszustehen hatte, so daß selbst der Sukkurs, den Lesdiguieres dem Plaz zuführen wollte, vereitelt wurde, daher er sich auf Kapitulation ergab, worauf la Valette Ales und dann l' Estic, benachbarte Nester, belagern ließ, und dann seine Truppen zur Erholung nach Crest führte.

Unterdessen hatte sich Lesdiguieres nach Montelimar zurükgezogen, indem er einen Anschlag darauf muthmaßte, und hatte es hinlänglich mit Munition und Artillerie versehen. Bey seiner Rükkunft rüken la Valette und Maugiron von Crest aus, um ihm den Weg zu verlegen. Sie nahmen drey Kompagnien Gensdarmes und das Regiment Ramefort mit sich, von ungefehr zwölfhundert Mann. Lesdiguieres kam bald darauf mit dreyhundert leichten Reutern und einiger Infanterie zum Vorschein. Gouvernet, le Poet, Blacons und Vacheres waren mit ihm. La Valette ließ sie durch sein Fußvolk angreifen, was sie aber aushalten, ohne sich dadurch an ihrem Marsch hindern zu lassen.

Bey diesem Scharmüzel wurde Reybon 15) sein Pferd getödtet, worauf er sogleich ein anderes erhielt, und zwar auf eine Art, die hier erzählt zu werden verdient.

Gou-

Gouvernet hatte unter den Feinden bemerkt daß der Chevalier de Loriol, Quartiermeiſter der Gensdarmes Maugirons, am beſten beritten war, und jagt daher im Galop auf ihn zu, in der Abſicht ihn herunter zu ſchießen, um ſein Pferd zu bekommen. Da ihn Loriol kommen ſieht, kömmt er ihm halben Weg entgegen. Gouvernet drükt ſein Piſtol auf zwanzig Schritte nach ſeinem Kopf ab, und trift ſo gut, daß er ſogleich niederſtürzt; nimmt ſein Pferd, und giebt es Roybon, der ihm verſpricht damit in ſeinem Namen den König von Navarra ein Geſchenk zu machen, und ihm die That zu erzählen. — Gouvernet wurde für einen der beſten Piſtolenſchüzen ſeiner Zeit gehalten, und hatte oft die Probe gemacht, einen Haſen im Lauf damit zu ſchießen.

Da indeſſen la Valette Lesdiguieres nicht hatte aufhalten können, der nach Ambrun zog, ſo kehrte er nach Creſt zurük und gieng nach einigen Tagen nach Grenoble. Als Lesdiguieres erfuhr daß er ſeine Truppen in Trieves werfen wollte, ſo ließ er die ſeinigen dahin marſchiren, und legte ſich zuerſt hinein. Da la Valette ſeine Annäherung für eine Ausforderung anſah, quartierte er ſich zu Viſ ein, und ſtreifte bis Monetier de Clermont, wohin Lesdiguieres funfzig leichte Reuter nebſt einigem Fußvolk gelegt hatte, alle unter den Befehlen le Poets Gouvernets und Condorſets.

Da la Valette Miene machte, dies Quartier anzugreifen, ſo rüſteten ſie ſich es zu behaupten, ſo daß es zu einem Gefecht kam, wobey der junge Gordes, Sohn des Lieutenant de Roi, ein junger hoffnungsvoller Cavalier, und Auribel, der dem Herzog von Epernon angehörte, blieben; dafür aber Condorſet in Gefangenſchaft gerieth. Endlich waren die Proteſtan-

testanten genöthigt, den andern zu weichen, um zu Lesdiguieres bey Pont de Brion zu stoßen, einem wichtigen Paß, dessen er sich versichert hatte, um sich das ganze Land im Rüken offen zu halten.

Während des Scharmüzels hatte ein Soldat von la Valettes Truppen mit einem Schuß den Schweizeroberſten, der ganz nahe an ihm war, an der Schulter verwundet, und wurde arretirt, als er zu den Feinden übergehen wollte. Ueberführt durch seine Flucht klagte er sich freywillig an, er habe la Valette selbst töden wollen, und beschuldigte ganz verläumderischer weise Lesdiguieres daß er ihn dazu verleitet habe. Es ist also wichtig für uns, uns baldmöglichst darüber zu erklären, um weder Lesdiguieres noch dem Leser lange in Verlegenheit darüber zu lassen.

Die Liguisten dieser Provinz haßten beyde Feldherrn gleich sehr; den einen als Haupt der Protestanten, den andern als Diener des Königs 16). Sie wollten also Lesdiguieres guten Namen zu Grund richten, und zugleich la Valettes Truppen zerstreuen, was sie für leicht hielten, wenn sie ihn einmal aus dem Weg geräumt haben würden. In dieser Absicht nun hatten sie einen Menschen untergeschoben, der sich gegen diesen Soldaten für Lesdiguieres ausgab, und ihn zu diesem Streich verleiten mußte; denn da er ein Ausländer war und Lesdiguieres nicht kannte, so hielt es nicht schwer, ihn auf diese Art durch einen falschen Lesdiguieres zu hintergehen.

Sobald nun Lesdiguieres seine Aussage erfuhr; trieb ihn eine gerechte Ungeduld, sich von diesem Betrug zu reinigen, und er schrieb daher sogleich durch einen Trompeter den er abschikte, an la Valette und den Obersten, und beschwor sie, aufs verbindlichste,

den

den Verbrecher mit dem Profosen, der ihn in Verwahrung habe, zu ihm herüber zu schiken, damit er mit ihm konfrontirt und so die Wahrheit herausgebracht werden könnte.

La Valette der sich nicht denken konnte, daß Lesdiguieres an einer so schlechten Handlung Antheil haben sollte, antwortete ihm höflich; unter andern hieß es in seiner Antwort: „er schäze ihn zu sehr, als daß „er glauben sollte, er könne auch nur den Gedanken „an eine so schlechte That gehabt haben; das Verhör „des Soldaten über Zeit und Ort, wo er ihn gese„hen haben wolle, rechtfertige ihn hinlänglich, in„dem er einen ganz anders gebildeten Menschen als er „sey, angegeben habe." Wirklich wurde auch, als er Tag und Ort der Zusammenkunft mit Lesdiguieres angab, bewiesen, daß dieser sich damals just zu Ambrun befunden hatte, wo der Soldat nie hingekommen war.

Lesdiguieres begnügte sich indessen noch nicht damit, und benachrichtigte besonders die Schweizerkantons sorgfältig von dem Verlauf der Sache, mit denen er schon in starkem Verkehr stand, und die sich in Rükſicht des Obersten um die Sache bekümmern konnten. Einige Zeit nachher wurden die wahren Urheber dieser Bosheit bekannt; ihr Stand, einer der höchsten, schüzte sie aber gegen die Strafe, welche ein solches Verbrechen verdiente, und diese traf ganz allein diesen Unglüklichen, der bald darauf hingerichtet wurde.

La Valette hatte sich indessen vor Pont de Brion gezeigt und sein möglichstes gethan, um es mit Gewalt wegzunehmen. Allein der Kapitain-Cadet von Charence, der es bloß mit Lesdiguieres Leibwache vertheidigte, hatte ihn jederzeit so muthig abgetrieben,

daß

daß das Gefecht zu seinem Nachtheil ausschlug, und er genöthigt wurde, nach Grenoble zurükzugehen.

Der Baron des Adrets, der, seit wir ihn nicht mehr unter den Protestanten gesehen haben, in den Schooß der Kirche zurükgekehrt war, begleitete ihn seines hohen Alters uneracht et auf diesem Zuge, und hatte bey dieser Gelegenheit gesagt: „er habe die Hugenoten groß gemacht, wolle sie aber auch wieder klein machen" 17). Indessen erreichte er doch also diesmal seine Absicht nicht. —

La Valette selbst blieb einen guten Theil des Jahrs unthätig, am Ende desselben aber stellte er seinen Vetter Taian in Gap an, nachdem er Auriac, der von der Ligue darein gesezt war, daraus entfernt hatte.

Wir haben am Eingang dieses Kapitels gemeldet, daß der Herzog von Epernon von den König dazu ersehen worden war, den Krieg in Dauphiné zu führen, mit gemessenem Befehl, Ambrun und Montelimar zu erobern. Nachdem er hierauf nach des Gros-Priors 18) Tod Gouverneur in Provence geworden war, war er dahin gegangen, um diese neue Stelle in Besiz zu nehmen, und brauchte seine Waffen zu Bezwingung einiger von den Protestanten besezten Oerter. Da aber sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet war, gemeinschaftlich mit seinem Bruder an Bändigung derer in Dauphiné zu arbeiten, welche täglich neue Fortschritte machten: so waren sie mit einander auf eine Unternehmung von Wichtigkeit bedacht.

In dieser Absicht nun schien ihnen die Belagerung von Chorges am nothwendigsten, sowohl wegen der Nachbarschaft dieses Plazes bey Ambrun, das er von dieser Seite dekte, als wegen der unaufhörlichen Streyfereyen der Besazung in das Gebiet von Gap, und an den Grenzen der Provence. Sie beschlossen

ſchloſſen daher ſie zu unternehmen, und la Valette ließ ſeine Truppen und ſein Geſchüz dahin gehen, nicht ohne große Schwierigkeiten wegen der Rauheit der Gebirge und der Jahrszeit, denn es war zu Anfang des Winters.

Lesdiguieres vermuthete ſeine Abſicht, und war daher ſchon zuvor dahin gegangen, um das Erforderliche zur Vertheidigung zu veranſtalten. Er hatte darinn Saint. Jean, Poligny und Treminis, ſeine Vettern angeſtellt, weil le Pin, der damals allein dort kommandirte, nicht wohl dem ganzen Geſchäft gewachſen zu ſeyn ſchien. Da Valette erfuhr, daß Lesdiguieres in dem Plaz ſey, ſo wollte er ihn darinn einſchließen, und ließ daher den Ort eilig durch ſeine Reuterey, die den Vortrab ſeiner Armee machte, umringen. Allein Lesdiguieres gieng die Nacht zuvor mit ſeiner Gensdarmeskompagnie daraus ab, umgieng durch lauter abgelegene Wege Descrottes Wachſamkeit, den man in die Päſſe gelegt hatte, um auf ihn Acht zu haben, und kam ohne Hinderniß nach Ambrun.

Unterdeſſen ſtieß der Herzog von Epernon zu ſeinem Bruder, nachdem er in ſeiner Statthalterſchaft den Proteſtanten Merindol abgenommen und dann Seynes la grand Tour eingeſchloſſen hatte, das ſich, weil es ſich nicht halten konnte, auf Kapitulation ergab, die aber nicht gehalten wurde. Auf ſeinem Zuge lag noch das Fort Breolle, das ſich erſt mit einigen Stükſchüſſen bekomplimentiren ließ, und dann kapitulirte, was beſſer gehalten wurde, als die Kapitulation von Seynes.

In dieſem leztern Ort trafen die beyden Brüder einander, ließen ihre Truppen zuſammenſtoßen und fiengen an, ſie zuſammen marſchiren zu laſſen.

Zehntes Kapitel.

La Valette und der Herzog von Epernon belagern Chorges.

Alle diese Truppen zusammen begaben sich also vor Chorges, das, wie wir schon gemeldet haben, bereits von la Valettes Reuterey eingeschlossen war. Beyde Heere machten ungefehr funfzehntausend Mann aus. Es waren dabey sieben alte französische Regimenter, drey Schweizerregimenter, fünf Gensdarmenkompagnien, mit den Leibwachen beyder Chefs und einer grossen Anzahl Freywilliger. Man rechnete daß in dem Plaz fünfhundert Mann lagen, ausser den Inwohnern, die sich nicht einmal so hoch beliefen. Er war mit einigen Basteien befestigt, aber noch nicht fertig.

La Valette wollte ihn bey seiner Ankunft sogleich persönlich rekognosciren, und ließ durch dreyhundert Büchsenschüzen vom Regiment Piemont eine Mühle angreifen, welche die Belagerten auf der Contrescarpe hatten. Er verjagte sie daraus, legte die seinigen darein, und näherte sich dem Plaz noch mehr, um zu sehen, ob er wohl zu ersteigen seyn möchte. Als er sich so umsah, siehe da, so werden seine dreyhundert Büchsenschüzen in der Mühle frisch weg von den Belagerten gejagt, welche einen wüthenden Ausfall auf sie gemacht hatten.

Einige von den Vornehmsten bey der Armee kommen darüber herbey, und unter andern la Marcousse, ein wakerer Cavalier aus der Provinz, mit dem Cadet von Paquiers und vier andern von Adel zu Pferd, worauf la Valette ihm befiehlt, bis dahin zu reuten, um die Mühle wieder einzunehmen. Wiewohl nun

dies

dies mit ſo wenig Leuten keine leichte Sache war, jagt doch Marcouſſe längs der Contreſcarpe dahin. Da die in der Mühle ihn kommen ſehen, und fürchten, man möchte ihnen den Rükzug abſchneiden (was die Belagerten unaufhörlich ſchrieen), ſo werfen ſie ſich eilig in den Graben, ſo daß er ſich alſo der Mühle bemächtigt, jedoch nicht ohne daß viele von denen die bey ihm waren, von der Courtine aus getödtet oder verwundet wurden oder ihre Pferde einbüßten.

Dies begegnete unter andern dem Cadet Paquiers. Sein Pferd wurde erſchoſſen, und fiel auf ihn, ſo daß er nicht hervor konnte. Da Marcouſſe dies ſieht, kommt er ihm zu Hülfe, und damit dem Feind das gute Zeug, das ſchon der Mühe lohnt, mit genommen zu werden, nicht zu gut käme, giebt er ihm ein Meſſer, mit dem Paquieres mit einer Hand den Gurt loßſchneidet, und mit der andern einem feindlichen Soldaten der es ihm abnehmen will, das Piſtol vorhält um ihn im Reſpekt zu erhalten. Er erhielt dafür von la Valette bey ſeiner Zurükkunft ein andres Pferd und große Lobſprüche. — Vorzüglich aber wurde le Marcouſſe gelobt, daß er mit ſo wenig Mannſchaft den Feinden die nicht weniger als zweyhundert Mann ſtark waren, die Mühle wieder abgenommen hatte.

La Valette gedachte nun den Belagerten ein Schreken einzujagen, durch das unaufhörliche Lärmen mit vierzehn Kanonen, die er in drey Batterieen auffahren ließ, und ließ daher in den erſten Tagen unaufhörlich auf die Stadt feuern. Als er aber ſah, daß ſie ſich nicht viel daraus machten, grif er die zwo Baſteien, Sarraſin und Saint Jean, die beyden beſten Werker, an, und ließ nach einigen Tagen zwo Minen ſpringen, wovon die eine durchbrochen wurde, und die andre nicht die gehofte Wirkung hervorbrachte.

Unter der Zeit erfrischte Lesdiguieres die Belagerten durch eine Verstärkung von hundert und zwanzig Büchsenschützen und vierzig Gepanzerten, unter dem Kapitain Cadet de Charence. Von seiner Ankunft benachrichtigt erwarteten ihn die Belagerer auf einem Weg, durch den er ihrer Meynung nach kommen mußte. Er nahm aber einen andern, und warf sich zur Nachtzeit glüklich in den Plaz.

Bis dahin bestand das ganze Uebel, das la Valette dem Plaz zugefügt hatte, darinn, daß er die Flanke der Bastion Saraffin rasirt und die Spize der von Saint Jean abgestumpft hatte; und unglüklicher Weise für ihn war er durch ein ausgekommenes Feuer, das seine Munition ergriffen hatte, genöthigt worden, die Batterie vier und zwanzig Stunden ganz schweigen zu lassen, nach deren Verlauf sie sich zwar wieder, aber sehr abgebrochen bloß mit einigen wenigen Schlägen hören ließ.

Noch an demselben Tage machte Saint Jean in der Nacht einen Ausfall dessen Kühnheit selbst von den Feinden öffentlich gelobt wurde. Er selbst bloß mit sieben andern, fiel zu Pferd in die Laufgräben, machte einige Soldaten nieder, und zog sich dann wieder zurük, ohne andern Verlust, als den Ermel seiner Mandille, der durch einen Pikenstoß abgerissen wurde. Diese so ganz muthvolle That rechtfertigte die Wahl die auf ihn gefallen war, diesen Plaz zu vertheidigen.

Da Lesdiguieres unterdessen Nachricht erhalten hatte, daß es den Belagerten an Bley fehle, so verfiel er auf eine feine List, ihnen welches zu verschaffen. Er stellte sich als wollte er sich mit la Valette und dem Herzog von Epernon in Unterhandlung einlassen; und da er nicht zweifelte, daß der Antrag mit Freuden angenom-

genom-

genommen werden würde, ſo ſchikte er ſeinen Sekretär Florent mit einem Trompeter an ſie, welche beyde ihre Kleider und die Sättel ihrer Pferde ganz mit geſchlagenem Bley gefüttert hatten, und ein Felleiſen voll von Bleykugeln bey ſich führten, das der Trompeter hinten aufgepakt hatte. Nachdem ſie im Hauptquartier zu Montgardin, bey den Generalen angelangt waren, legt ihnen Florent den angeblichen Vergleich vor, den ſie unter gewiſſen Bedingungen annahmen. Er erhielt hierauf die Erlaubnis, ſich in den Plaz zu begeben, um es denen, die darinn kommandirten, zu wiſſen zu thun, und ließ ſein und ſeines Trompeters Bley darinn, was die Belagerten in Stand ſezte, ſich noch einige Zeit zu halten. Als er am folgenden Tag wieder herauskam, erdichtete er einige Schwierigkeiten, welche den Vergleich verhinderten, und wegen deren Auflöſung er an Lesdiguieres zurükgeſchikt wurde, der nicht weiter von Vergleich ſprach, als er ſah, daß ihm ſeine Liſt gelungen war.

La Valette und der Herzog von Epernon befanden ſich indeſſen ſehr in Verlegenheit in Anſehung dieſer Belagerung. Die Witterung war auſſerordentlich ſchlimm, indem es dies Jahr ganz unausſtehlich ſchneite und fror: Krankheiten ruinirten ihre Truppen, beſonders die Schweizer. Die Belagerten, wiewohl es ſchon ſo weit mit ihnen gekommen war, daß ſie Getraide zwiſchen zween Kieſelſteinen zerreiben mußten, um Mehl daraus zu machen, erhielten darum doch noch immer Vortheile über ſie. Auch Lesdiguieres beunruhigte überdies das Lager ſehr durch ſeine häufige Streifereyen. Als die Sachen der beyden Brüder ſo ſtunden, gaben einige ihrer Edelleute, ohne daran zu denken, Veranlaſſung zu Eröffnung wirklicher Unterhandlungen, die ſie aus dieſer Verlegenheit zögen.

Charmont, Buat und Cadillan, so hießen sie, giengen zur Zeit eines Waffenstillstands nach Ambrun um ihren Landsmann Briquemaut, einen der Kapitains Lesdiguieres zu besuchen, und bey dieser Gelegenheit erreichten sie ein gutes Verständnis unter einander, das endlich zur Ausgleichung der Häupter beyder Parteyen ausschlägt. Briquemaut übernimmt es, bey Lesdiguieres daran zu arbeiten, und sie versprechen eben das Geschäft bey ihren Herrn zu betreiben.

Lesdiguieres dem die üble Lage, worinn sich die Belagerten befanden wohl bekannt war, und der nicht zweifelte, daß sie in kurzem endlich unvermeidlich verlohren seyn müßten, benuzt diese Gelegenheit, um ihre Lage zu verbessern, und billigt Briquemauts Unterhandlung. Die beyden Brüder ihrer Seits, froh die Sachen endlich nach ihrem Wunsch eingeleitet und ihre Ehre in Sicherheit zu sehen, lassen sich öffentlich in Konferenz ein. Mehrere Gänge herüber und hinüber folgen darauf oft mit oft ohne Erfolg, wie das so zu gehen pflegt. Endlich verfügen sich Briquemaut und Florent zu den beyden Brüdern, und schließen den Vergleich ab.

Zur Sicherheit wurde als Geisel der Baron von Termes, nachheriger Herzog von Bellegarde, von ihrer Seite, und von der andern Treminis, nachher Morges genannt, gegeben.

Die Bedingungen waren folgende: die Belagerten sollten mit ihren Waffen, Munitions, Geräthschaften, und Geschüz abziehen; mit ausgelöschter Lunte, eingewikelter Fahne, die Trommel auf dem Rüken; die Werker sollten geschleift werden; die Innwohner Gewissensfreyheit genießen; es sollte in ihrem Distrikt nicht Krieg geführt werden, und er überhaupt von allen Feindseligkeiten verschont bleiben.

Diese

Diese Belagerung iſt merkwürdig wegen der ſchönen Thaten die dabey auf beyden Seiten vorfie en. Die von Chorg, s verlohren dabey nicht mehr als zehn bis zwölf Mann: la Valette hingegen ließ den gröſten Theil ſeiner Truppen davor ſizen. Die Zuverſicht, welche die Belagerten bey all ihrer Noth und bey dem äuſſerſten Mangel an Lebensmitteln bliken ließe, zeigt, wie nüzlich es für einen belagerten Plaz iſt, ſo lang und gut als möglich ſeine Ungemächlichkeit zu verbergen, und ſein ſchlechtes Spiel hinter einem heitern Geſicht zu verſtelen.

Eilftes Kapitel.

Rükzug der Truppen nach der Belagerung von Chorges. Lesdiguieres nimmt das Schloß Champs, Monetiers und die Brüke von Coignet ein.

Nachdem der Vertrag über Chorges zur Vollziehung gebracht war, zogen la Valette und der Herzog von Epernon mit ihren Truppen ab, gegen Ventavon, auf der Grenze von Provence, wo der Herzog in ſeine Statthalterſchaft zurükkehrte, la Valette aber in Dauphiné blieb. Ventavon liegt auf einem Hügel in einer kleinen Ebene. Da Lesdiguieres einige Zeit zuvor Nachricht davon hatte, daß es la Valette wegnehmen wollte, ſo war er ihm durch Saint Martin, einem natürlichen Sohn aus dem Hauſe Ventavon, zuvorgekommen, welcher Alons mit funzig Büchſenſchüzen dahin geführt hatte; und Gouvernet hatte während der Belagerung von Chorges für deſſen Erhaltung geſorgt.

Als er die Truppen izt anrüken sah, vermuthete er gleich, sie möchten einen Anschlag auf seinen Plaz haben, und schikt daher Verdun mit dreyzehn leichten Reutern aus, um sie zu rekognosciren. Da diese so weit waren, daß sie nicht mehr ohne Kampf zurük konnten, so fielen sie die erstern auf die sie stießen so heftig an, daß sie sich nicht nur loßmachten, sondern sogar noch zwanzig Pferde und viele Beute mit wegbrachten. Indessen zogen die Truppen vorüber; die des Herzogs von Epernon nach Provence, und la Valette legte die seinigen in Dauphiné in Besazung.

Nachdem dies vorbey war, begab sich Lesdiquieres nach Serres, und besprach sich ganz in Geheim bey Nacht mit dem Baron de la Roche, einem Katholiken, der sein Haus in der Nachbarschaft hatte, und damals Gouverneur von Romans war. Dieser Edelmann, der wie viele andre, bedroht war, seine Stelle durch die Anhänger der Ligue zu verlieren, hatte sich entschlossen, sich mit ihm zu verbünden, und dadurch sich zu behaupten, und sein Glük zu sichern. Lesdiguieres seiner Seits war es lieb, jemand auf den er sich verlassen könnte, in dieser Gegend zu bekommen, wo er sich mit der Zeit weiter auszubreiten gedachte, und hatte ihn daher seit einiger Zeit schon auf seine Seite zu bekommen gesucht. Diesmal schlossen sie also ihren Vergleich ab.

Der Baron versprach ihm, alle seine Absichten in Valentinois unter der Hand zu begünstigen, und Lesdiquieres machte sich verbindlich, ihn unter der Hand zu schüzen, indem er ihn dreyhundert Mann unter Arlouds Kommando überließ, welche der Baron sich erst zu werben und auf des Königs Kosten zu halten stellte. Diese Verbindung dauerte lange Zeit, bis sich

end-

endlich der Baron durch üble Rathgeber verführen lieſi, und dadurch ſeine Stelle und einige Zeit darauf ſogar ſein Leben verlohr.

Die Belagerung von Chorges, von der ſich die Liguiſten einen minder vortheilhaften Ausgang für Lesdiguieres verſprachen, hatte die von Briançonnois ſo kühne gemacht, daß ſie ihm die Contribution verweigerten, und er alſo ſeit einiger Zeit keine Unterſtüzung mehr von dorther erhielt. Als er dahin marſchirt war, um ſie zur Raiſon zu bringen, hatte ſein Neffe Saint Jean mit etwa zwanzig Mann eine Barrikade angegriffen, hinter welcher die vom Thal von Oulx lagen, wurde aber nicht nur zurükgeſchlagen, ſondern auch nebſt dem Kapitain Claveri und einigen Soldaten tod geſchoſſen. Lesdiguieres empfand ſeinen Verluſt ſehr, nicht nur weil er ſein Vetter war, ſondern wegen ſeiner Tapferkeit, und weil er nicht der Mann war, der ſich mit einem gewöhnlichen Ruhm und einer gemeinen Tugend begnügt hätte.

Dies geſchah zu Anfang des Winters, während deſſen Lesdiguieres glaubte, daß es genug ſey, wenn er ſich nur auf ſeiner Huth hielte. Allein in den erſten Frühlingstagen war er auf neue Entwürfe bedacht. Das Schloß Champs bey Grenoble, ſchon durch ſeine Lage feſt, und noch feſter durch ſeine Beſazung, dekte von dieſer Seite die Stadt und vereitelte ſeine beſten Verſtändniſſe. Um ſich dies Hindernis vom Hals zu ſchaffen, begab er ſich nach ſeinem Hauſe Lesdiguieres und ließ auf verſchiedenen Wegen ungefehr dreyhundert Mann dahin ſchleichen, mit denen er ſich dann in der Nacht von dort auf den Marſch begab. Nachdem er mit Tagesanbruch unter dem Schloß angekommen war, ließ er durch eine Petarde eine

zuvor rekognoscirte Stelle in der Mauer aufbrechen. Hinter dieser Oeffnung fanden sie, als sie hinein waren, ein doppeltes Gitter, das ihnen ein zweyter Schlag öffnet; darauf überfallen sie die Besazung, die ihnen in Unordnung entgegenkommt, und machen sie beynahe ganz nieder, so daß ehe es noch recht Tag wird, Lesdiguieres sich des Plazes ganz bemeistert. Le Pin, der in Chorges kommandirt hatte, wird mit sechzig Mann zur Besazung hineingelegt.

Denen von Grenoble war dieser Verlust, von dem sie wenige Stunden darauf benachrichtigt wurden, um so unangenehmer, da sie ihn nicht wieder zu ersezen wußten. La Valette und seine Truppen waren zwar in der Provinz; allein die Belagerung von Chorges hatte sie so übel zugerichtet, daß noch nichts von ihnen zu erwarten war. Daher verfiel man denn nach langem Berathschlagen endlich darauf, Eybens und Bonrepos, ein paar angesehene Edelleute an Lesdiguieres abzuschiken, um ihm einen Vergleich antragen zu lassen, wozu er sich denn geneigt finden ließ. Das Haus Eybens, nahe bey Grenoble, wurde zur Konferenz darüber bestimmt. Man handelte dabey über einige Mittel, den Frieden in der ganzen Provinz herzustellen, und schränkte sich nachher auf einen Waffenstillstand ein, für alles, was zwischen Grenoble und dem Drac gegen Champs gelegen ist. Da aber der Lieutenant du Roi und das Parlement diese Unterhandlung nicht gut hießen, indem sie einen allgemeinen Waffenstillstand haben wollten, so kamen die Sachen wieder dahin, wo sie zuvor gewesen waren.

Nachdem also Lesdiguieres für die Sicherheit dieses Schlosses gesorgt hatte, gieng er mit seinen übrigen Truppen davon ab, und begab sich nach Serres wo

er

er hatte Kanonen gießen lassen, die er probiren wollte. Ehe vierzehn Tage verliefen, zeigte sich eine Gelegenheit dazu.

Auf der Seite von Nyons waren die Katholiken noch stark, und wer daselbst von seiner Parten war, befand sich nicht sehr sicher. Er beschloß daher nichts dort zu dulden, was nicht seiner Bothmäßigkeit unterworfen wäre. Während man das dazu Erforderliche zurüstete, machte er eine Streiferey gegen Mens, sowohl um die Brüke von Coignet wieder zu erobern, was man ihm während der Belagerung von Chorges abgenommen hatte, theils um Monetier zu Paaren zu treiben, der gegen ihre Uebereinkunft nicht nur sein Schloß befestigt sondern auch sogar noch Soldaten darein gelegt hatte. Einige Monate zuvor hatte ihm Lesdiguieres durch verschiedene Personen und zulezt durch seinen Nachbar Ponsonas sagen lassen, wenn er sie nicht wieder abziehen lasse, werde er sie unter den Ruinen begraben. Als ihm dieser dies hinterbracht und Monetier, ein großmüthiger und einer der bravsten Männer seines Landes, ihn ruhig angehört hatte, reichte er ihm kalt den Arm hin, streifte den Aermel ein wenig zurük, und sagte zu ihm: „nun „Herr, hier fühlen Sie, ob mir über all diese Dro„hungen von Lesdiguieres der Puls geschwinder schlägt. „Er mag thun, was ihm gut dünkt." — Worte die wirklich der Größe seines Muths würdig sind, aber die Zerstörung seines Schlosses nicht verhindern konnten, wie wir bald sehen werden.

An einem sehr schwierigen Ort zwischen la Mure und Mens strömt der Drac ein reissender Strom, über den eine Brüke führt, die von dem benachbarten Dorf Coignet den Namen führt. Um sich diese frey und

die Communication mit den beiden Flecken offen zu halten hatte Lesdiguieres ein Fort daben anlegen lassen, dessen sich la Pierre, la Valettes Lagermarschall, mit Ponsonas Beystand bemächtigt hatte, und zwar auf eine merkwürdige Art.

Der Kapitain la Colombieres, in den Lesdiguieres Vertrauen sezte, kommandirte darinn. Ungefehr eine halbe Meile darüber, gegen la Mure hatten die Katholiken zween kleine Thürme, die ihm verdächtig scheinen, weswegen er beschloß, sie sich in einer Nacht mit Morges Hülfe vom Hals zu schaffen. Als er mit siebenzig Mann dahin zog, kam er an la Pierre und dessen Leuten vorbey, die in einem verfallenen Gemäuer auf den Bauch lagen, ohne von ihm wahrgenommen zu werden. Er zieht also vorüber, greift die beyden Thürme muthig an, bemeistert sich derselben, und versenkt zwo kleine Kanonen, die er darinn antrift, in den Drac.

Unterdessen, es sey nun daß la Pierre seinen Befehl im Vorüberziehen gehört, oder anders woher erfahren hatte, geht dieser gerade auf das Fort loß, wo er unter dem angenommenen Namen la Colombiere eingelassen wird und sogleich alles darinn in Stüken haut. Wenige Stunden darauf kommt jener mit den Seinigen zurük, und werden alle mit Dolchen niedergestochen so wie sie hineinkommen, bis auf die leztern, welche den Kapitain Ruberpré gefangen führten. Denn als einige von denen die drinn waren, ihn genannt hatten, um ihn willkommen zu heißen, so erkannten diese, daß sie Feinde vor sich hatten, und retteten sich durch die Flucht vor dem Unglük ihrer Kameraden.

Ent-

Entschlossen also, dies Fort wieder zu erobern, läßt Lesdiguieres seine Truppen davor rüken; welche die Barrikade, die sie am Ende der Brüke vor sich finden, niederreissen, und dann am hellen lichten Tage durch Firmin, einen braven Soldaten auf einer Leiter von sechs Toisen eine Petarde ans Thor des Forts bringen lassen, worüber die Besazung so sehr erschrikt, daß sie sich zur Stunde ergiebt und ohne Bedingungen gemacht zu haben, abzieht. Lesdiguieres ließ es hierauf sogleich demoliren, um sich die Mühe zu ersparen, es wieder einnehmen zu müssen, und geht, um Monetier Wort zu halten, nach la Mure, läßt einen Laufgraben gegen sein Schloß öffnen, mittelst dessen man eine Pulverwurst (saucisse) darunter anlegt, die es mit größerem Gepraſſel in die Luft sprengt, als hundert Kanonen zu machen nicht vermocht hätten. Die da noch davon kamen, wurden niedergehauen, oder gefangen genommen.

Weniger gewaltsam aber nicht weniger nothwendig geschah auf seinen Befehl zu eben der Zeit eine andere Demolirung in Briançonnois. Da die Bewohner dieser Gegend die Nachbarschaft von Ambrun fürchteten, von wo er sie oft heimsuchen ließ, und das Joch der Kontributionen abschütteln wollten, die er ihnen auferlegt hatte: so hatten sie während der stärksten Beschäftigungen Lesdiguieres auf Zureden und unter dem Kommando la Cazettes einen Bund unter einander geschlossen, um, wie sie auch wirklich thaten, den Paß von Pertusrostan 19) durch eine Mauer mit Halbthürmen an den Seiten und einiger Besazung versehen, zu verschließen. Um dies desto besser zu bewerkstelligen hatten sie die Mauer queer durch das ganze Thal gezogen, von einem Ende zum andern.

Pra-

Prabaut, Gouverneur von Ambrun hatte Befehl, das Werk zu zerstören, und begab sich in einer Nacht mit funfzig Mann dahin, welche zu gleicher Zeit funfzehn Leitern anlegen, und so muthig hinan steigen, daß die andern sich erschroken davon machen. Am folgenden Tag ließ er die Mauer niederreissen, die sehr schlecht gebaut war, und ließ überdies noch eine befestigte Kapelle nebst der Kirche von Gueyrieres und dem Schloß la Bastie abtragen, welche die Briançonner verlassen hatten, so daß Lesdiguieres sich wieder wie zuvor über dies ganze Thal verbreitete.

Die von Gap hätten es gern eben so gegen Champs gemacht, und ertrugen höchst ungern eine so schlimme Nachbarschaft. Dies brachte sie auf den Entschluß, sich solche so gut sie könnten vom Hals zu schaffen. Eybens und Bonrepos kommen wieder in Begleitung des Raths Bailly, zu Lesdiguieres, um im Namen des Lieutenant du Roi und des Parlements von einem allgemeinen Waffenstillstand zu sprechen, der endlich bey einem besondern blieb, indem nur die Stadt mit der umliegenden Gegend begriffen seyn sollte. Die Schleifung des Schlosses Champ wurde dabey beschlossen, wogegen man Lesdiguieres eine Schadloshaltung gab, welcher vorzüglich aus zween Gründen diesen Vergleich eingieng. Erstlich weil ihm die Bewachung dieses Plazes viel kostete, der nach seiner Demolirung seinen Verständnissen in Grenoble nicht mehr im Wege seyn konnte. Zweytens weil er, von dieser Seite ruhig, seine andern Unternehmungen um so besser betreiben konnte, besonders gegen Lyons, wohin er nun abgieng.

Zwölftes Kapitel.

Einnahme einiger Pläze in den Baronien. Montelimar wird Lesdiguiéres abgenommen, von ihm aber wieder erobert.

Da indeſſen das Geſchüz zu Nyons angekommen war, hatte es Gouvernet gegen Venterol geführt, und ſich ſogleich die Thore davon öffnen laſſen. Zu Vierindol aber hatte er es nicht ſo leicht gefunden. Dieſer Ort ließ ſich ſechs Tage beſchießen, und konnte nicht eher zur Raiſon gebracht werden, bis Lesdiguieres ſelbſt davor erſchien, nach deſſen Ankunft es ſich auf Kapitulation ergab.

Benivay, Molans und Pierrelongue brauchte er nur aufzufordern; Egaliers nahm eine Beſazung ein, nachdem es bisher neutral geblieben war, und das Städtchen Jonquieres im Fürſtenthum Orange das zuvor dem Gouverneur Blacons zu gehorchen verweigert hatte, wurde zu ſeiner Pflicht gebracht.

Hierauf kam Lesdiguieres nach Nyon zurük, wo er ſein Geſchüz ließ, weil es ein wenig in Unordnung gekommen war, zog gegen Poetlaval eine kleine Stadt in der Nachbarſchaft, die entſchloſſner war als keine andre, ſich zu wehren, weswegen er ſie berennen ließ. Weil er nach zween Tagen merkte, daß er ohne Geſchüz nichts ausrichten würde, gieng er ſelbſt nach Montelimar, welches zu holen, mit zweyhundert Mann zu Fuß und ſeiner Leibwache von funfzig Büchſenſchüzen. Unterwegs ſtieß er auf la Baſtie Roland, Ramefort und Charpey, mit vierhundert Pferden, die ihm in den Weg kamen, trieb ſie in die Stadt, drang bis in

das Ravelin, tödet und verwundet den gröſten Theil davon, ſezt ſeinen Zug fort, holt drey Kanonen, mit denen er gleich darauf Poetlaval ſo wie den ganzen Reſt bezwingt.

Um indeſſen nicht müſſig zuzuſehen, und dem Gerücht, das die von der Ligue ausſprengten, als ob er mit den Proteſtanten einverſtanden wäre, keinen Grund zu geben, hatte la Valette Pierrelongue belagert, und es nach hundert und zwanzig Stukſchüſſen mit Akkord einbekommen. Allein Lesdiguieres, der immer darauf arbeitete, ſich freyern Spielraum zu verſchaffen, hatte Aoſte, vor den Thoren von Creſt, weggenommen, und befeſtigte es, um dieſe Stadt im Zaum zu halten, die bey der Nachbarſchaft von Montelimer und Gap verdächtig war: überdies hatte er dadurch auch ſonſt noch alle umliegende Oerter unter ſeiner Botmäßigkeit.

Zu der Zeit kam Chatillon durch die Provinz Dauphiné, mit ungefehr zweytauſend Büchſenſchüzen, von Languedoc, um zu der großen Armee zu ſtoſſen, welche der Prinz von Conde aus Teutſchland kommen ließ, und um Luzys Einmarſch zu deken, der zu gleicher Zeit ein Regiment brachte, das an die Stelle der aus Languedoc und Dauphiné gezogenen Truppen kommen ſollte. Lesdiguieres kam ihm bis an die Rhone entgegen, und führte ihn durch die Provinz durch ſehr ſchwere und gefährliche Oerter bis auf das Savoyiſche Gebirge, gegen Vauſany in dem Thal von Oyſans. Allein la Valette und der Corſiſche Oberſte Alphons zogen einige Truppen zu Huriage zuſammen, wo das Schweizerregiment durch mußte, jagten es in die Flucht, und machten gegen fünfhundert Mann nieder, die ungerechnet, welche noch unter den Händen der Landleute umkamen 20).

In-

Indessen kostete dieser Zug den Protestanten den braven Merges der bey der Vertheidigung einer Brücke fiel, die sie für Chatillon bey Romenche geschlagen hatten. Lesdiguieres gieng dieser Verlust sehr nahe; wir werden ihn aber bald von einem noch empfindlichern betroffen sehen.

Während er mit dem größten Theil seiner Macht und seiner Freunde beschäftigt war, Chatillons Zug zu erleichtern, ersahen die Katholiken ihre Zeit, um ihm Montelimar wegzunehmen. Serillac von Vivarez hatte den Anschlag dazu gemacht; ihn nachher mit den Grafen von Suze, Vater und Sohn, verabredet, und diese ihn Etranges, Logeres, Teil und den andern Vornehmsten ihrer Partey mitgetheilt. Das Mittel das er dazu besaß, und das wirklich gelang, bestand darinn, daß er das Thor Saint Martin durch einen Haufen Bauern einnehmen ließ, die an einem Markttag in die Stadt giengen, von einem Priester, andre sagen von dem Henker, angeführt, der Hauptwache die Hälse abschnitten, und nachdem sie sich derselben bemächtigt hatten, die Stadt dem Grafen von Suze übergaben, zu welchem Logeres, le Teil, l' Etrange und eine Menge katholischen Adels aus Dauphiné und Vivarez, bald darauf auch aus Lyonnois und Provence stießen.

Der Thurm von Narbonne war ihnen aber noch zu nehmen übrig, worinn damals nur ein Sergent mit einigen Gemeinen lag, denn der Gouverneur der Stadt, le Poet, und sein Lieutenant Saint Genis waren mit Lesdiguieres gezogen, um den Durchzug der Schweizer zu erleichtern; die Katholiken griffen den Thurm sogleich an; die darinn vertheidigten sich aber so gut, daß Vacheres, der auf das Gerüchte von dieser

ſer Ueberrumplung herbey geeilt war, Zeit hatte, ſich mit einem Trupp noch hinein zu werfen, und Chambaut von Vivarez aus ſieben bis achthundert Büchſenſchüzen dahin zu ſchiken.

Lesdiguieres war zu Vif, als die Nachricht von dieſem Verluſt einlief. Er theilte ſie le Poet mit einem tiefen Seufzer mit. Dieſer eine Thräne im Auge, antwortet ihm wie einſt ein Hauptmann am Tag der Pharſaliſchen Schlacht Cäſarn antwortete: ich werde ſterben oder meine Pflicht thun. So voll von Muth als von Schmerz gieng er ſogleich ab, von Blacons, Saint Genis, Sales und zwo Kompagnien berittener Büchſenſchüzen begleitet, und wirft ſich mit äuſſerſter Gefahr in den Thurm, wo ſie ſich ſtark genug befinden um einige Auſſenwerke zu beſezen, und noch Sauberoche und einige andere einnahmen, welche zuſammen nicht weniger als zehn bis zwölfhundert Mann Büchſenſchüzen ausmachten.

Unterdeſſen bekamen die Belagerer Geſchüz, und gegen viertauſend Mann zu Roß oder zu Fuß, welche Ramefort herbeyführte, und fiengen ungeſäumt an, daran zu arbeiten, den Thurm durch ihre Laufgräben unzugänglich zu machen. Lesdiguieres dem dieſe Ueberrumplung höchſt unangenehm war, wurde durch einen eigens dazu von la Poet abgeſchickten von Adel von der Lage der Sachen benachrichtigt, und ſchikte eilig einen von den Seinigen 21) an ihn ab, um ihm ſeine Befehle zu hinterbringen, die im Allgemeinen dahin giengen: er ſollte ſich die Verwirrung zu Nuz machen, welche wie er wohl vorausſehe, die Menge von Anführern unter den Belagerern hervorbringen würde: ſollte ſich der Granaden und Kanonen bedienen, und einen ſtarken Ausfall thun, um ſie aus der Stadt zu jagen.

Die

Die Belagerten gaben ſich hierauf den Handſchlag entweder zu ſterben, oder das Anbefohlne auszuführen, und am folgenden Tag früh am 22 Auguſt erſcheinen ſie auf dem Waffenplaz zwiſchen der Stadt und dem Thurm. Le Poet läßt die Brüke aufziehen, und ſagt ganz laut, diesmal müßten ſie in der Stadt Mittagstafel halten. Nachdem ſie ihr Gebet verrichtet haben, ſtellen ſie ſich in Schlachtordnung. Vacheres zur Linken, mit funfzig Geharniſchten und zweyhundert Büchſenſchüzen, zum Nachtrab unterſtüzt von Souberoche, Salles und zweyhundert andern. Dieſe hatten es mit Logeres und den Soldaten von Vivares zu thun, deren nicht weniger als achthundert waren. Le Poet nimmt den rechten Flügel, mit fünfhundert Mann, unterſtüzt von Blacons und Saint Genis.

Vacheres begann den Angriff mit einem Angriff über die Schanzkörbe und die Barrikaden, gegen die offene Flanken der benachbarten Häuſer. Er wird aber gleich beym erſten Sturm aufgehalten, und nachdem er eine Barrikade weg hat, findet er eine andre, die ihn aufs neue zu ſchaffen macht. Le Poet ſeiner Seits, der zu gleicher Zeit angriff, findet gleiche Schwierigkeit.

Der Graf von Suze, der bey der erſten Salve ſelbſt einigen Edelleuten, unter denen ſich Anconne, le Veil, und le Pui Saint Martin befanden, auf einer Buden-Bank ſaß, ſagte, als er den Lerm hörte: dies ſey die Beſazung der Citadelle, welche komme, ſich ihm zu ergeben. Er hatte ſich aber ſtark verrechnet.

Le Poet und Vacheres feuerten einander an; dieſer fand in einem Winkel einige Ungleichheit, läßt da durch einen Sergenten angreifen, greift nach ihm ſelbſt hin, und wird von den Vertheidigern rechter Hand erſchoſſen, welche einen ſchlimmen Ausgang von dem Ge-

fecht vermuthend, und selbst sehr gedrängt von le Poet, weichen und linksum machen.

Der Graf, der unterdessen aufgesessen war, und die vordersten angreifen wollte, fiel durch einen Büchsenschuß, und die Katholiken fangen endlich nach langem Widerstand an, sich nach der Flucht um zu sehen. Der Sieg und die Stadt bleiben den Protestanten, nebst drey Kanonen. Gewiß ist aber, daß der Tod des Grafen von Suze, eines muthvollen und angesehenen Herrn viel dazu beytrug. So wichtig und gefährlich kann der Verlust eines guten Anführers bey dergleichen Gelegenheiten werden.

Logeres, Anconne, le Teil, le Puy Saint Martin und eine Menge andrer Personen von Stand theilten mit ihm seinen Unfall. Sein Sohn wurde dabey zum Gefangenen gemacht und mit ihm über zwanzig Herrn von Stand. Unter diesen befanden sich der Baron von Ramefort, der Baron de la Garde, l' Etrange, Boulaty und der junge Venterol.

Die Anzahl der Erschlagenen belief sich gegen fünfzehnhundert. Der Kampf war lang und hartnäckig, so daß das Blut durch die Stadt in ganzen Bächen strömte, die noch durch einen Regenguß angeschwellt wurden, der gegen Abend fiel, und das Blut so hoch sprizte, daß es schien als wenn es Blut regnete.

Dieser Sieg trug sehr zu Vergrößerung des Ansehens der Protestanten bey, und diente nicht wenig zu Förderung ihrer Absichten.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Guilletre und Queyras ergeben sich. Heinrich Emanuel von Bonne, Lesdiguieres Sohn stirbt.

Lesdiguieres war damals, wie wir im vorhergehenden Kapitel gesehen haben, bei Chatillon, und hatte ihn sicher durch das Thal von Oysans bis an die Savoyischen Gebirge gebracht. Von hier rückte er gegen Monetier vor, hielt sich da einige Tage auf, und ließ aus einem Grund, den wir an seinem Ort anführen werden, die Kirche befestigen die eine vortheilhafte Lage dazu hatte.

Die Truppen la Valettes und einige andere von der Ligue, hatten die Thäler um Ambrun besetzt, und waren nicht nur der Stadt verdächtig sondern machten sogar auch diese ganze Gegend für Lesdiguieres unbrauchbar, der weder Sukkurs nach Kontribution daher ziehen konnte. Ueberdieß hatten sie Kommunikation mit dem Herzog von Savoyen, was den Protestanten nicht anders als höchst nachtheilig seyn konnte. Nachdem also die Kirche von Monetier beinahe ganz im Vertheidigungsstand war, reiste er ab, um Guil-

letre zu belagern, wo la Valette eine gute Besatzung hielt, die anfangs sehr viel Entschlossenheit bezeugte: sobald aber das Geschütz aufgefahren war, verliessen die Belagerten die Stadt und zogen sich ins Schloß, von wo sie auf Capitulation abzogen, nachdem sie fünfzig Stückschüße ausgehalten hatte.

Ehe er von Guilletre abgieng, ließ er die Werke niederreissen, indem es nicht der Mühe lohnte, es zu bewachen und wendete sich dann gegen das Schloß Queyras, das la Valette noch inne und daß er durch ein Verständniß mit Miranda, dem Lieutenant Chaffardons, der darin kommandirte, der Ligue abgenommen hatte. Bei seiner Ankunft nahm er eine Barrikade weg, die er bei dem Schloß fand und die muthig vertheidigt wurde, ließ es hierauf einschliessen, und kehrte wieder um, um sein Geschütz kommen zu lassen.

Unter dieser Zeit fiel es denen von Briançon ein, daß sie diese befestigte Kirche nicht leiden könnten, sie beschlossen daher, mit denen von Monetier, sie ihnen wieder abzunehmen, und da sie sahen, daß die Arbeit noch nicht ganz zu Stand war, so glaubten sie, sich einen so günstigen Umstand zu Nutz machen zu müssen. In der Nacht also auf den Tag, da die Belagerung von Queyras anfieng, marschirt Claveson, Gouverneur von Briançon, mit du Bonnet Capitain von der Besatzung und la Chapelle, Aquins Lieutenant nebst zweihundert Mann zu Fuß und dreißig Pferden nach Monetier wo le Bousquet und Jourdan kommandirten. Die vom Dorf stiessen zu ihnen, worauf sie denn das Fort angriffen wo die Leitern und Gerüste der Maurer noch waren. Ein Theil steigt auf das Dach der Kirche, der andere bleibt unten, ohne daß die darinn etwas hörten, in-

dem

dem sie sich auf die Schildwacht auf den Glockenthurm verliessen, die aber nicht allzusorgfältig aufpaßte und in der Meinung stand, es wären die Maurer die an die Arbeit giengen.

Indessen wurde ihr doch die gar zu grosse Anzahl verdächtig, sie wollte Lärm machen, allein izt schnitt man ihr die Gurgel ab. Die in der Kirche erwachten über dem Geräusch, das man zu machen anfieng und wollten durch die Thüre des Glockenthurms auf die Feinde losgehen, fanden aber, daß Purat, einer aus dem Dorfe, durch ein Fenster oben an die Treppe gekommen war, und grosse Quadersteine herabrollte, welche mehrere zermalmten, und den andern das Hinaufsteigen unmöglich machten. Zugleich hatten die, welche hinaufgestiegen waren, das Dach abgedeckt, und warfen brennendes Holz und Stroh hinab, um, wie sie sagten, diese Hugenottischen Füchse die ihr Küchlein fräßen, zu ersticken.

Dieß brachte sie so in Verzweiflung daß sie, da sie nicht herauskonnten, Feuer an einige Pulvertonnen unter dem Glockenthurm legten, und diesen dadurch in die Luft sprengten, wodurch ein Theil von den Feinden sowohl, als von ihnen zerschmettert und ihnen ein grosser Schade zugefügt wurde. Dem unerachtet machte sich Claveson von dem Rest Meister, führte die Capitains und einige Soldaten gefangen davon, und überließ den Dorfbewohnern das Fort vollends nieder zu reissen.

Lesdiguieres erhielt bald Nachricht von diesem Verlust, der aber wenig Eindruck auf ihn machte, weil er schon zu tief einen andern weit wichtigern empfand. Sein einziger Sohn, Heinrich Emanuel war

zu eben der Zeit gestorben. Es war ein Kind, eines solchen Vaters würdig, das der Erbe seiner Tugenden zu werden versprach. Er war wohl gebaut, von sehr angenehmen Ansehen, schnellem Geist, hohem Herzen, dabei aber sehr folgsam und gelehrig. Wiewol er viel Anlage zu den Wissenschaften hatte, gieng dennoch seine stärkste Neigung auf die Waffen. Kurz er erweckte so schöne Hoffnungen von sich, daß man von ihm mit Wahrheit sagen kann, was man gewöhnlich von Kindern zu sagen pflegt; er war das vollkommene Ebenbild seines Vaters.

Der König von Navarra und der Herzog von Savoyen seine Pathen hatten ihn kurz zuvor Geschenke gemacht; dieser mit einer künstlich gearbeiteten Rüstung, jener mit einem kleinen Pferd mit reichem Zeug. Almeras, der noch izt lebt, war ihm zum Hofmeister gegeben worden. Er starb in einem Alter von zehn bis zwölf Jahren, betete dabei fromm zu Gott, und tröstete alle die er betrübt über seinen Verlust um sein Bett her erblickte.

Lesdiguieres empfand diesen Verlust über allen Ausdruck, begieng aber darüber nichts, was seiner Tugend unwürdig gewesen wäre. Er blieb blos eine Stunde allein in seinem Kabinet, und als er nach Ambrun zurück kam (denn er war damals zu Serres) untersagte er den Bürgern und der Besatzung die Freudensbezeugungen, die sie sonst bei seiner Ankunft anstellten.

Unterdessen war sein Geschütz vor Queyras angelangt, und zwar auf eine so wunderbare als beschwerliche Art. Es war nämlich ohne Lavetten auf den Armen dahin getragen worden, worauf vor ihm noch niemand verfallen war. Wer die unbeschreibliche

liche Rauheit des Landes nicht kennt, kann die Mühseligkeit und Geschwindigkeit dieses Fuhrwerks nicht genug bewundern. Die Belagerten die es für unmöglich gehalten hatten, glaubten aber auch nun ein Wunder zu sehen, und sprachen plötzlich von Kapitulation. Unerachtet sie nun vermöge derselben gehalten waren, die Waffen niederzulegen; gab er sie ihnen doch wieder, und erzeigte ihnen viele Gefälligkeiten. Es giebt überhaupt keine Gelegenheit, wo sich die Höflichkeit auf eine bessere Art zeigen könnte, als im Krieg.

Er erhielt zu eben der Zeit Nachricht, daß Briquemaut die von der Ligue befestigte St. Peterskirche im Thal von Chateau Dauphin weggenommen und dabei fünfhundert Mann niedergemacht und den Capitain gefangen bekommen hatte. Dieß war Schadloshaltung für den Verlust der Kirche zu Monetier in Briançon, der aber auf eine andre Art noch vortheilhafter ersetzt wurde. Denn der älteste Sohn des Grafen von Grignant, ein wackrer Cavalier, (wie denn dieß Haus überhaupt keine andern hervorbringt) war zu dem Protestanten übergetreten, und ließ sich Clansayes und Montsegur für sie erklären, die seinem Vater gehörten, und mittelst deren Lesdiguieres stark darauf rechnen konnte guten Fuß in der Grafschaft Venaissy zu haben.

Zweites Kapitel.

Rameforts, des Grafen von Suze und Lesdiguieres Unternehmungen. Einnahme des Forts von Giere.

Wir haben den Baron von Ramefort und den jungen Grafen von Suze bei der Wiedereinnahme

von Montelimar gefangen verlassen. Die Folge unsrer Erzälung führt uns in diesem Kapitel wieder zu beiden zurük.

Der Graf der den Tag nach seiner Gefangennehmung auf das Schloß Orange gebracht wurde, wollte seiner Gefangenschaft unerachtet die Gelegenheit seiner Partei zu dienen nicht ungenüzt vorüber lassen. Er fand Mittel, mit Hülfe eines zuvor gewonnenen Corporals mit dem Vicelegaten von Avignon zu kommuniciren, und nahm es auf sich sich des Schlosses zu bemeistern. Sein Plan beruhte auf einem Thor gegen die Stadt, zu dem ihm der Corporal zu verhelfen versprach. Diß wurde umständlicher mit dem Vicelegaten ausgemacht, der an dem zur Ausführung bestimmten Tag funfzig Mann auf verschiedenen Haufen in die Stadt schickte, als Kaufleute verkleidet, indem just ein Markt daselbst gehalten wurde. In der Nacht gehen sie nach dem Thor, werden aber von einer Ronde, die da vorbeigieng, entdeckt, machen sich auf den Lärm den diese macht, davon und so wird der ganze Anschlag vereitelt. Einige Tage darauf wollte der Caporal die Sache wieder vornehmen, wurde aber entdekt und vor demselben Thor aufgeknüpft.

Sobald Ramefort wieder auf freyem Fuß war, gieng er auf Rache für seine Gefangenschaft aus. Er wußte, daß Poligny, Lieutenant von der Gensdarmen Compagnie Lesdiguieres zu St. Etienne d' Avanson an einer Schußwunde krank lag und beinahe niemand als seine Domestiken um sich hatte. Er beschloß daher ihn dort aufzuheben; marschirt in der Nacht mit dem Cadet von Pasquiers, sechzig leichten Reutern, und hundert und funfzig Büchsenschützen dahin, und kommt ungefehr mit Anbruch des Tages

auf

auf fünfhundert Schritte von dem Quartier. Ein Trompeter Polignys, der ſich drauſſen befand, und ſie entdekt hatte, fängt ſogleich an zum Angriff zu blaſen. Darüber machen ſie Halt, in der Meinung, daß man ſie ſchon erwartet habe. Einige von ihnen reuten dennoch bis ins Dorf, und da ſie ſehen, daß niemand da iſt, machen ſie ſich an Polignys Stall, um wenigſtens ſeine Pferde zu erbeuten. Le Blanc, nachher Capitain von Lesdigueres Wache, damals aber noch einer von ſeinen Gensdarmen befand ſich darinn, und da er ſieht, daß dieſe Neuangekommenen Feinde ſind, ſo verfiel er darauf ihnen einen Poſſen zu ſpielen. Er thut als gehörte er mit zu ihnen, ſchwingt ſich auf ein Roß; das er geſattelt findet, zieht raſch den Degen, und fällt ſie ſo nachdrücklich an, daß er ſie alle verjagt.

Lesdigueres der ſich nur eine viertel Meile davon auf dem Schloß von Avanſon mit dem Reſt ſeiner Leute aufhielt, und durch das Blaſen des Trompeters und eine Stimme, welche rief, Poligny ſei tod, geweckt worden war, wirft ſich aufs Pferd, galoppirt dahin, und überfällt die Feinde in Unordnung zum Theil im Dorf zum Theil davor, greift ſie an und jagt ſie in die Flucht. Rameforts Reuterei geräth unter ſein Fußvolk, und ein und dreißig von den Feinden werden niedergeworfen, Paquiers nebſt einigen andern gefangen genommen. Die welche nicht ſo ſchnell zu Pferd geweſen waren als Lesdigueres wollten ihre Zögerung wieder gut machen, und ſetzen Ramefort nach; er ſetzt ſich aber, und ſchikt ſie heim, wobei einige verwundet wurden. Lesdigueres marſchirte von da gegen Grenoble, wohin ihn eine Unternehmung rief, die wir bald erzählen werden.

Doppelt aufgebracht, war aber Ramefort nicht gesonnen, es dabei bewenden zu lassen, und machte Versuche auf einige benachbarte Oerter um Nyons, welche Lesdiguieres seit kurzem seiner Parthei einverleibt hatte. Von Montaut, Esgavaraques und Signac, Capitains von la Valettes Truppen begleitet, und vierhundert Büchsenschützen und hundert und zwanzig Pferden buhlt er um Molacs, Venterol und einige benachbarte Oerter; als er aber sieht, daß er seine Absicht da nicht erreichen kann, geht es bis Jonquieres in dem Fürstenthum Orange.

Blacons war Gouverneur dieses Fürstenthums, und die Einwohner dieses kleinen Städtchens waren nicht sehr mit ihm zufrieden; dieß wußte Ramefort und glaubte daher, daß sie ihm leicht die Thore öffnen würde. Er kommt mit Tages Anbruch davor, und findet sie auch wirklich seiner Vermuthung gemäß nicht abgeneigt, ihn einzulassen. Während sie lange mit ihm Unterhandlung pflegen, läßt er angreifen und erobert die Stadt im ersten Anlauf bis auf einen Thurm, wohin die Besatzung noch Zeit hatte sich zu retiriren.

Sobald Blacons Nachricht davon hatte, eilt er herbei, und kömmt einige Stunden darauf blos mit dreißig Pferden dahin. Ramefort's Infanterie hält diß nur für den Vortrab eines stärkern Trupps, gedenkt an Montelimar, wo sie so übel mitgenommen worden war, verläßt die Stadt und reißt aus, so viele Mühe sich auch Ramefort gab, sie zurük zu halten. Also konnte er auch dießmal wieder nicht Rache nehmen.

Lesdiguieres der seit langer Zeit Verständnisse in Grenoble unterhielt, war die ganze Nacht hindurch dahin marschirt, um einen Versuch damit zu machen.

Da

Da er aber über einen schlimmen Bach, la Planche Marrel genannt, zu seßen hatte, der sehr stark und ausgetreten war, weßwegen seine Leute nur sehr langsam hinüber kommen konnten, so wurde er von den Tag übereilt, und genöthigt wieder umzukehren.

Um indessen nicht ganz umsonst gekommen zu seyn, wendete er sich gegen Giere, wo ein Fort war, worinn funfzig Büchsenschüßen von der Ligue lagen, läßt daselbst am hellen Mittag dieselben Leitern anlegen, die er für Grenoble mitgebracht hatte, erobert es mit stürmender Hand, und macht alles was darinn ist, nieder oder gefangen.

Diese Eroberung bewirkte daß die Kontributionen, die man ihm aus dieser Gegend verweigerte, sehr gut eingiengen. Indessen blieb ihm immer noch übrig Vigile wegzunehmen, wo noch ein andres Fort nebst einer Besatzung im Flecken, lag. Da er aber nicht im Stand war es izt zu stürmen, so mußte er das auf ein einandermal ausgesetzt seyn lassen. Die Einnahme des Forts von Giere kostete ihm nur fünf Mann, und trug ihm soviel ein, daß er deren fünfzehnhundert sechs Monate lang unterhalten konnte.

Drittes Kapitel.

Befestigung von Puymore, und einige Gefechte. —

So viele Vortheile auch Lesdigueres zu verschiedenenmalen über die Bürger von Gap davon getragen hatte, wie wir an verschiedenen Orten im ersten Buch angeführt haben, so war doch keine Stadt, die ihm hitzigern Widerstand geleistet hätte als diese, und

sie

sie war ein Stein des Anstosses für den gröſten Theil seiner Unternehmungen. Da er nicht stark genug war, um sie durch eine Belagerung zu bändigen, so fiel ihm ein, daß er ein Mittel besas, ihr ein Joch auf zu legen, daß sie nicht leicht würde abschütteln können.

Die Stadt liegt am Fuß eines Hügels, Puymore genannt, über alle ringsumher emporragend, und gleichsam blos gebildet um jenen zu beherrschen. Da Lesdiguieres gleich das erstemal als er Gap einnahm, (zu Anfang des Jahrs 1577) diese Lage sehr gut für ein Fort hielt, das die Stadt im Zaum halten könnte, so verschafte er sich den Plaz auf folgende Art. Er und seine Freunde kaufte die Grundstücke die darauf lagen, und verschiedenen Privatpersonen gehörten, armen Leuten, denen es lieb war ein Stük Geld daraus zu lösen. Unter dem Vorwand darauf bauen zu wollen, umschlossen sie den Raum mit Palliſaden, welche Champoleon während der Belagerung von la Mure in so guten Stand seţte, daß das was Anfangs eine blosse Umzaumung war, endlich zu einem wirklichen Fort wurde. Sie waren zwar durch den Frieden des Herzogs von Mayenne genöthigt worden, es abzubrechen; Allein da die Lage des Orts immer sehr gut blieb, so hatte Lesdiguieres nie die Hoffnung aufgegeben, es einst wieder her zu stellen, wie er den dießmal that.

Unter dem Vorwand Tallard belagern zu wollen, zog er zu Serres fünfzehnhundert Mann zu Fuß und drey bis vierhundert Pferde zusammen. Montbrun, ein würdiger Sohn desjenigen von dem die Geschichte so viele rühmliche Thaten erzält; Gouvernet, Morges, Champoleon, Grignan, Beaumont-

mont, Briquemaud und mehrere andere verfügen ſich zu ihm, und die welche nicht in Perſon dabei ſeyn können; wie Eugié, Blacons und Vacheres welche beſchäftigt waren wo wir ſie bald ſehen werden, ſchicken wenigſtens Truppen.

Grignan hatten die ſeinigen aus Provence kommen laſſen, über Tallard. Als nun la Marcouſſe, der darinn an Auriacs Stelle, den Lavalette weggeſezt hatte, kommandirte, ſie unglücklicherweiſe ganz allein rekognoſcirte, ſchlichen ſich zween Büchſenſchüzen von Saint Martin Baſtard aus dem Hauſe Ventavon ſeinem Todfeind, der unter dieſen Truppen war, und ihn von weitem erkannt hatte, angeſtiftet am Wege hinter einer dicken Hecke hin, die ſie verſteckte, und ſchieſſen ihn vom Pferde herunter, das in vollem Rennen nach Tallard zurückſprengte. Er wurde allgemein bedauert, als einer der tapferſten und ſchönſten Männer ſeiner Zeit; man tadelte es aber an ihm, daß er einer ſo unwichtigen Sache zu lieb ganz allein hinausgeritten war.

Nachdem alſo Lesdiguieres ſeine Truppen zu Serres zuſammengezogen und drei bis vierhundert Schanzgräber zuſammengebracht hatte, wollte er ſich die Abweſenheit des Gouverneurs zu Gap, 22) zu Nuz machen, gieng in der Nacht vom vierten April ab, kommt ohne Geräuſch am Fuß des Hügels an, den er ſogleich umringt; und, um der Stadt gleich jede Art von Ungemächlichkeiten zuzufügen, läßt er auf der Stelle die Mühlen verwüſten.

Die Bürger fallen mit der Beſazung 23) heraus, und greifen Lesdiguieres Approchen ſo hartnäckig an, daß er ſie dieſe ganze Nacht nicht zum Rückzug zu bringen vermochte. Am Morgen und den folgen-

genden Tagen würde von früh bis in die Nacht unaufhörlich scharmuzirt.

Unterdessen läßt Lesdiguieres ein Fort abstechen und unaufhörlich daran arbeiten, und um desto eher damit zu Stand zu kommen, weist er jeder Compagnie zu Pferd eine Bastei an, läßt sie Rasen zutragen, und trägt selbst welche, an der Spitze seines Trupps, um den andern mit gutem Beispiel voran zu gehen, so daß sich in zehn Tagen das Fort von fünf Bastionen in Vertheidigungsstand befindet, und seine Courtinen, wo sie am niedrigsten sind, über fünfzehn Fuß Höhe haben. Beauregard und Arabin führten die Aufsicht über dieses Werk.

Sobald Saint Julie dieß alles erfuhr, reitte er eilig zurük, um nach Gap zu kommen und ließ seine Reuter Compagnie nach Curban vorausgehen. Lesdiguieres der ihm entgegengerükt war, kömmt zu gleicher Zeit mit funfzig leichten Reutern daselbst an, und jagt sie so in Furcht, daß sie sich nach Claret davon machen, dort ihre Pferde im Dorf stehen lassen, und sich ins Schloß einschliessen. Lesdiguieres der sie verfolgt hatte, nimmt ihre verlassenen Pferde zu sich als er aber das Schloß angreifen wollte, das ohne Kanonen nicht bezwungen werden konnte, verlohr er einige seiner Leute davor und war genöthigt, nach Puymore umzukehren.

Dort erfuhr er, bey seiner Ankunft, daß der Lieutenant de Roi Maugiron das Land von Trieves durch seine Gensdarmen Compagnie unter Disemieu, und einiges Fußvolk unter Bonvert, Sergent Major von Grenoble ausfouragiren ließ, und schickte sogleich Morges berittene Büchsenschützen mit la Croix de Tallard dahin. Dieser findet die Feinde in Grenier

rier de Gresse, sitzt ab, und nimmt fünfzig Reuter nebst dem Capitain gefangen, richtet das Fußvolk erbärmlich zu, wobei Bowert und die beiden Capitains fallen. Was entkommen konnte, machte sich nach Montagne Elais und Varce. La Croix hatte nicht mehr als drei Verwundete.

Da St. Julie bei seiner Ankunft zu Curban die Stadt Gap von allen Seiten umringt sah, rief er la Valette um Hülfe an. Dieser nimmt Epernons und seine eigene Gensdarmen Compagnie, die des Obersten Alphons Ornano, Tournebons, Rameforts und Monclus nebst einiger Infanterie, und macht sich damit auf den Weg um ihm wo möglich nach Gap hinein zu helfen? LesDiguieres seiner Seits hatte unterdessen sein Fort zu Stand gebracht, und dabey unerachtet der unaufhörlichen Ausfälle aus der Stadt, doch nicht mehr als einen Soldaten und einen Pionnier dabei verlohren.

Sobald la Valette davor anlangt, verdoppelt sein Gegenwart den Muth der Bürger; sie fangen ein grosses Scharmützel an, wobei sie, wie gewöhnlich, Schläge davon tragen. La Valette bringt zween oder drei Tage damit zu, das Fort zu rekognoseiren, und über die Mittel es wegzunehmen zu Rath zu geben. Da er aber nicht damit fertig werden zu können glaubt, ist er genöthigt, wieder abzuziehen.

Hier kann ich nicht umhin, die unglückliche Lage derer zu beklagen, die auf einen wichtigen Posten stehen, wie z. B. das Kommando einer Armee. Denn so richtig ihre Anschläge so unverkennbar aufrichtig ihre Absichten immer seyn mögen, so dürfen sie nur nicht immer ihre beabsichtete Wirkung hervorbringen: sogleich werden sie meistens mit Undank gelohnt, und

mit

mit Vorwürfen überhäuft. Man legt ihnen den schlimmen Erfolg zur Last, wenn sie auch gleich nicht die mindeste Schuld dabei haben.

La Valette kam hier in diesen Fall. Da er, so sorgfältig er sich auch darum bemühte, die Stadt Gap nicht von diesem Joch befreien konnte, so wurde er öffentlich eines Verständnisses mit Lesdiguieres beschuldigt, dessen offenbarer Feind er doch damals sicher noch war 24).

Als Lesdiguieres, der Zeit gehabt hatte eine Reise nach Ambrun zu machen, während der er Poligny in dem Fort Puymore ließ, sah, daß la Valette abzog, so legte er es darauf an, ihn zu überfallen, und gieng in dieser Absicht bis Ventavon. Weil er aber zu spät dort angelangt war, kehrte er wieder um, und nahm unterwegs das Schloß Jarjayes.

Die von Gap setzten unterdessen ihren Krieg gegen das Fort fort, und waren zu diesem Geschäft so gut abgerichtet, daß jeder dabey seinen Posten genau wußte, auf dem er zu erscheinen hatte. Indessen fiengen sie an viel von der Zerstörung ihrer Mühlen zu leiden, und wiewol sie zwo bis drei Handmühlen hatten, so reichten diese doch nicht zu, um ihnen das erforderliche Mehl zu verschaffen. Da aber das Bedürfniß die Mutter der Erfindungen ist, so bediente man sich in jeder Haushaltung des Senfreibers (moutardier) statt einer Mühle, und so gieng ihnen denn das Brod nicht aus. Da Lesdiguieres die Ursache hievon nicht begreifen konnte, schickte er einen eignen Mann ausdrücklich deßwegen hinein, von dem er dann dieß mit so viel Verwunderung als Verdruß erfuhr.

Wir haben oben gesagt, daß seine Freunde sich zu ihm verfügten, um ihm bei dieser Gelegenheit beizu-

zuſtehen, einige ausgenommen, die anderswo beſchäftigt waren. Einer davon, Blacons, war in der Grafſchaft Venicy, um dem Vicelegaten von Avignon und die Katholiken aus dieſer Gegend zu verhindern, daß ſie der Stadt Poet Saint Eſprit nicht zu Hülfe kommen könnten, welche der Herzog von Montmorency, nachheriger Connetable von Frankreich belagerte, und in welche ſie von Zeit zu Zeit unter Begünſtigung der Nacht einige Mannſchaft warfen.

Eugié hielt St. Jean in Royans blokirt, und konnte deßwegen nicht abkommen, und zwar um ſo weniger, da er auf dem Punkt war, einen erwünſchten Erfolg davon zu haben, wie denn auch wirklich geſchah.

Le Poet und Vacheres hatten in vier Tagen Etoile eingenommen, und die Gensdarmen Compagnie Charpeys laufen gelaſſen, ihn ſelbſt hielten ſie im Schloß belagert, gegen das ſie alle ihre Kräfte anſtrengten um ihn gefangen zu nehmen. Es war aber vergebens, weil ſie kein Geſchüz hatten. Entſchloſſen ihm zu Hülfe zu kommen, rükten von der Beſatzung in Valence drei bis vierhundert Mann aus. Als Le Poet und Vacheres Nachricht davon erhielten, theilten ſie ihre Leute, die nicht über vierhundert ſtark waren. Le Poet erwartet ſie unterwegs in einem vortheilhaften Poſten, überfällt ſie und jagt ſie in die Flucht. Um ſich ſeine Abweſenheit zu Nuze zu machen, fällt Charpey auf Vacheres heraus; den er für ganz ſchwach hielt, wird aber geſchwinder wieder zurük gewieſen als er gekommen war.

Unterdeſſen rief Lesdiguieres beide ab, und ſie hoben die Belagerung auf, um ihn zu der Unternehmung zu begleiten von der uns das folgende Kapitel Nachricht ertheilt.

Viertes Kapitel.

Lesdiguieres kömmt dem Herzog von Montmorency bei der Belagerung der Stadt Poet Saint Esprit zu Hülfe. Reunions Edikt. Fort von Boizancieu. Bündniß zwischen la Valette und Lesdiguieres.

Die Wichtigkeit der Stadt Poet Saint Esprit für Languedoc sowohl wegen ihrer Nachbarschaft mit Dauphiné, der Grafschaft Venaissin, und dem Fürstenthum Oranange, als wegen ihrer Lage an der Rhone, wodurch sie das Verkehr mit der Stadt Lyon unterhält, hatte die Ligueurs veranlaßt, sich in ihren Besitz zu setzen.

Der Herzog von Montmorency, Gouverneur der Provinz, und getreuer Diener des Königs, widersetzte sich aus aller Macht ihren Entwürfen, und wollte, es koste was es wolle, ihnen diese Stadt wieder entreissen. In dieser Absicht hatte er sie seit einigen Tagen belagert, weil er sich aber nicht getraute, allein damit fertig zu werden, so rief er Lesdiguieres zu Hülfe. Dieser hatte schon lang eine Unternehmung gegen Avignon im Sinn, diese Gelegenheit sie auszuführen kam ihm daher erwünscht. Er rückte also mit seinen Truppen aus, setzte unterhalb der Stadt über die Rhone, und verstärkte die Belagerung mit ungefehr dritthalbtausend Büchsenschützen, was jedoch nicht ohne Gefecht geschah. Denn als er ein Werk rekognoseiren wollte das die Belagerten vor einem Thor aufgeworfen hatten, entstand ein langer wüthender Scharmützel, der beiden Theilen viel Volk kostete.

Einige

Einige Tage darauf als der Herzog sie beinahe schon ganz so weit hatte, daß sie sich ergeben mußten, erschien das Reunions Edikt, zu Gunsten der Ligue; der König hieß, zu folge einer unglücklichen Gewalt 25) die seinem Geist angethan wurde, alles Geschehene gut; Der Herzog hob die Belagerung auf, und Lesdignieres führte seine Truppen nach Dauphine zurük.

Als er wieder in Puymore war, fiengen die von Gap, weil sie wohl sahen, daß sie mit Gewalt nichts gegen ihn ausrichteten, an, einen Vergleich mit ihm zu suchen. Was sie um so schneller zu diesem Entschluß bestimmte, war das, daß sie bei einem Angriff auf einige Barrikaden, die er an der Mühle von Burle hatte errichten lassen, um ihnen das Verkehr gegen Ambrun abzuschneiden, nicht nur nichts ausgerichtet hatten, sondern sogar mit Verlust eines guten Theils ihrer besten Mannschaft zurükgeschlagen worden waren. Ueberdieß hatten seine dort herum verbreitete Truppen die Aerndte weggenommen, und auch sonst noch die um eine feindliche Stadt gewöhnliche Verwüstungen angerichtet.

Da sie ihn also aus Unvermögen, den Krieg fortzusetzen, um Frieden angiengen, bewilligte er ihnen solchen gern auf sechs Monate, gegen zehntausend Thaler, die sie ihm unter der Bürgschaft ihres Nachbars, des Barons de la Roche versprachen.

Die von Tallard schlossen am folgenden Tag eine ähnliche Uebereinkunft mit ihm, was auch der General des Landes thun wollte, wobei sich aber so starke Schwierigkeiten hervorthaten, daß die Deputirten wieder aus einander giengen, ohne etwas abgeschlossen zu haben.

Unterdessen hatte er einen Vergleich im Werk, dessen Wichtigkeit wohl verdiente, daß er vor allen andern darauf allein bedacht war. Dieß war das Projekt eines Bündnisses zwischen la Valette und ihm, das einige angesehene Personen in Dauphiné und Provence entworfen hatten, denen es aufrichtig um das Beste des Staats und die gemeinschaftliche Erhaltung beider Provinzen zu thun war. Diese hatten überlegt daß das sicherste Mittel, sie gegen die Zerrüttung zu sichern, in welche bald darauf ganz Frankreich verfiel, die Vereinigung dieser beiden Feldherrn wäre, und arbeiteten daher seit einiger Zeit daran, sie beide dazu zu bereden, wobei sie alle dazu dienliche Beweggründe in Anwendung brachten.

So machten sie la Valette begreiflich, daß der König durch die so eben geschlossene Vereinigung mit denen von der Ligue, diesen so gut als sein Reich ganz preisgegeben habe. Die vornehmsten Häupter dieser Faktion seine Todfeinde von seinem Bruder und ihm, wegen der großen Gunst in der beide bei dem König stehen; sie würden unvermeidlich die ersten Opfer der Verfolgung werden, gegen welche der Nahme und das Ansehn Sr Majestät sie von nun an nicht weiter zu schützen vermöchten; sie müßten daher selbst auf ihre Sicherheit bedacht seyn, und sich der vorliegenden Mittel bedienen; das beste wäre sich mit Lesdiguieres zu vereinigen der die Waffen in der Hand hätte, nebst den allgemein bekannten Vortheilen und Vorzügen. Dadurch würden sie ihren Feinden die Möglichkeit, sie zu Grund zu richten, abschneiden, die sie ihnen durch ihre Trennung erleichterten. Sie würden diese beiden Provinzen ganz in ihrer Gewalt haben, um sich darinn sicher stellen und den Entwürfen derer widersetzen zu können, welche den Staat zu Grund richten wollten.

Auch

Auch Lesdiguieres ſtellten ſie den Nutzen vor, den er von dieſer Vereinigung haben würde, indem er ſo als Haupt der Proteſtantiſchen Partei ſchon an ſich verhaßt und der Verfolgung der Ligue ausgeſetzt ſey, und nicht daran zweifeln dürfe, daß man mächtig auf ſein Verderben arbeite; wenn er ſich aber mit la Valette vereinige, werde er ſein Glück befeſtigen, und ſich in Stand ſetzen, alle Bemühungen ſeiner Feinde zu vereiteln.

Dieſe Gründe machten auf beyde Eindruck, und ſo fiengen ſie dann an unter Vermittlung ihrer Freunde öffentlich mit einander zu verhandeln. Le Buiſſon ein Adelicher aus Provence kam in la Valettes Nahmen nach Montmor in Dauphine, um ſich mit Gouvernet zu beſprechen, der in Lesdiguieres Nahmen dahin kam; und hier wurde ein Schutz und Trutz-Bündniß zwiſchen ihnen geſchloſſen, das bald darauf von beyden ratificirt und unterzeichnet wurde, ſo wie wir es von Wort zu Wort nach dem würklichen Original hier einrücken.

„Männiglich ſind die unlautern Abſichten des „Herrn Herzogs von Guiſe und derer aus ſeinem „Hauſe bekannt, welche ſchon ſeit langer Zeit zum „Untergang dieſes Reichs und zum Verderben der „Prinzen von Geblüt und aller ihrer Verwandten, „Freunde und Diener konſpirirt haben. Alle Welt „weiß dies aus den Bündniſſen, Ränken und Ver„ſtändniſſen, die ſie mit den Spaniern und andern „auswärtigen Fürſten und Potentaten, lauter ab„geſagten Feinden des Wohls und der Ruhe Frank„reichs, unterhalten.

„Demnach nun wir Endesgenannte Herrn von „la Valette und von Lesdiguieres dieß alles zur Ge-

„nüge deme so befunden und eingesehen, auch wohl „erwogen die besondern unlautern Absichten, so ge„dachter Herr von Guise, sein Bruder und die von „seinem Hause gegen uns und gegen den Herrn „Herzog von Epernon, als für welchen hiermit der „Herr von la Valette mit verhandelt, und gelobt, „hierobiges und was nun folgt, von ihm beobach„ten und halten zu lassen, hegen:

„Als haben wir gedachte Herrn von la Valette „und von Lesdiguieres zum Besten und Erhaltung „der Prinzen vom Geblüt und unsrer selbst und „der unsrigen Vertheidigung beschworen eine Verein „zu Schutz und Trutz gegen alle und wider alle und je„de auf hiernach folgende Bedingungen und Bestim„mungen, welche wir geloben und schwören feyer„lich vor Gott und seinen heiligen Engeln zu beob„achten und zu halten unverbrüchlich und ohne Ge„fährde, und zu ewigen Zeiten heilig, als eine be„schworne und aus rechten freyen Willen ohn allen „Gezwang noch arge List versprochene Sache: „Nämlich gedachter Herr von la Valette sowohl in „seinem und des Herrn Herzogs von Epernon sei„nes Bruders als aller Herrn und andern von sei„ner Parthei Nahmen; und gedachter Herr von „Lesdiguieres gleichergestalt sowohl in seinem als „aller der Herrn, Edelleute und andern von seiner „Parthei Nahmen, für welche jeder von ihnen sich „anheischig macht und in ihre Seele schwört.

„Erstlich bleibt es gedachtem Herrn von la Va„lette zu freyer Wahl unbenommen, sich der Macht „und Mittel des gedachten Herrn von Lesdiguieres „zu bedienen öffentlich oder unter der Hand bis er „die Gelegenheit dazu für dienlich erkennen, und „er des Dafürhaltens seyn wird.

Wir

„Wir geloben und ſchwören uns beyzuſtehen ei-
„ner dem andern ſoweit und viel wir darum erfordert
„werden, öffentlich nach unſrer Willkühr.

„Daß weder von einer noch der andern Seite et-
„was gegen die Plätze beider Theile unternommen
„werden ſoll; ſollen im Gegentheil gehalten ſeyn,
„einander zu benachrichtigen von den Verſtänd-
„niſſen ſo man gegen ſolche Plätze etwa von einem
„oder dem andern Theil entdecken möchte. Und ſo
„es geſchähe, daß einer oder der andere überfallen
„würde, ſo ſollen wir unverzüglich gehalten ſeyn,
„ſolchem beyzuſpringen, oder wieder aus Feindes
„Hand zu reiſſen, alsbald wir gedachte Herrn von
„la Valette und Lesdiquieres Botſchaft davon erhal-
„ten; als welche Hülfe ſoll öffentlich geſchehen.

„Die Provence betreffend, ſo ſoll daſelbſt keine
„Feindſeligkeit verübt werden können, von beſagtem
„Herrn von Lesdiquieres oder einen von ſeiner Par-
„tei, unter welcherley Vorwand es auch ſeyn möge.
„Und wenn ſie dahin kommen, ihre Kontributionen
„beyzutreiben, ſollen ſie nicht länger als drey Tage
„mit hundert Pferden daſelbſt weilen, welche dann
„auf keinerley Weiſe in Anſpruch genommen noch an-
„gefallen werden ſollen von den Truppen des Herrn
„von la Valette und ſeiner Partey.

„Das Marquiſat Saluzzo betreffend, ſo wird
„ein offner Waffenſtillſtand mit denen im Lande
„geſchloſſen werden, vermöge deſſen ein jeder frey
„in ſeinem Hauſe bleiben, und jedem ohne Un-
„terſchied Handel und Wandel geſtattet werden
„wird, ohne daß um wegen beſagtem Waffenſtill-
„ſtandes etwas entrichtet werden ſoll. Und ſo er-
„meldter Herr von la Valette genothſacht ſeyn ſoll-
„te, Sold und Unterhalt für ſein Heer aus eigner

„seiner Macht von besagtem Lande zu Provence zu
„erheben; soll gedachter Herr von Lesdiguieres und
„er darüber mit einander Rücksprache pflegen.

„Von keinem Gefangenen einer oder der andern
„Partei, so nach gegenwärtiger Verein gefangen
„werden möchte, soll Lösegeld gefordert werden kön-
„nen, und können die von beyden Parteien durch
„alle Oerter unsers Gewalts frey pas- und repassie-
„ren, ohne einige Haft oder Hinderniß; noch sollen
„die einen oder die andern durchsucht noch ihre Brief-
„schaften erbrochen werden, wenn sie nur von einem
„oder dem andern einen Paß-Brief vorweisen kön-
„nen.

„Kein Platz in Provence soll bewältigt, noch
„befestigt noch überrumpelt werden können, sondern
„der gedachte Herr von Lesdiguieres im Nahmen aller
„von seiner Partei nimmt gedachtes Land unter sei-
„nen Schutz, so wie auch ingleichen gedachter Herr
„von la Valette unter seine Salveguardia nimmt
„alle Plätze, welche gedachter Herr von Lesdiguieres
„und die von dessen Partie inne haben. Und die
„Forts Cederon und la Brevolle betreffend, werden
„solche noch am gedachten Tage geschleift werden.

„So geschehen zu Castel-Arnour am vier und
„zwanzigsten Tag Augusti 1588. La Valette,
„Lesdiguieres und mit unsern Insiegeln be-
„siegelt."

Während der Zeit dieser Unterhandlung, war Lesdi-
guieres, der beständig eine Absicht auf Grenoble hatte,
unaufhörlich bemüht, ihm alle mögliche Arten von Tort
anzuthun. Er hielt es auf der einen Seite durch das Fort
Vicre im Zaum, und verfiel nun darauf, es von einer an-

durch

dern durch ein anderes zu drücken, das er zu Vauzancieu anlegen wollte, beyde eine Meile von der Stadt. Da Maugiron der Lieutenant du Roi um dieſe Zeit geſtorben war, welchem Alphons von Ornano, ein Herr von ganz beſondrer Vortrefflichkeit in dieſer Stelle folgte, ſo entſtand eine Zwiſchenzeit, während welcher Lesdiguieres dieß Fort bequem in Vertheidigungsſtand ſetzen konnte. Er legte ſeinen Neffen Morges mit einer Garniſon und vier Kanonen darein.

Da der Stadt dieß neue Joch ſehr läſtig wurde, gieng ſie den neuen Lieutenant de Roi an, und da dieſer wegen der Schwäche der Provinz und wegen der Unternehmungen des Herzogs von Savoyen gegen Frankreich damals nicht ſtark genug war, um ſie davon zu befreyen: hielt er es für dienlicher, ſich mit Lesdiguieres zu vergleichen, als das Kriegsfeuer wieder anzufachen. In dieſer Abſicht ſchickte er Eybens an ihn ab, der ſchon einigemal mit ihm unterhandelt hatte. Da Lesdiguieres ſeinen Vortheil bey dieſem Antrag ſah, ſo ließ er ſich ihn gern gefallen; der allgemeine Stillſtand wurde hierauf nebſt der Schleifung dieſes Forts beſchloſſen. Indeſſen fiel dabey weiter nichts vor, was in der Geſchichte erwähnt zu werden verdiente.

Fünftes Kapitel.

Der Herzog von Mayenne zu Lyon. Belagerung des Flecken Oyſans durch Maugiron. Lesdiguieres erobert von dem Herzog von Savoyen das Schloß Dauphin.

Wir haben im vorigen Kapitel die Union des Königs mit den vornehmſten Häuptern der Ligue berührt;

hier wollen wir wieder darauf zu reden kommen, um dadurch desto mehr Licht auf das zu verbreiten, was jezt in unsrer Geschichte folgt.

Nach jenem ruchlosen und unseeligen Tumult 26) der ersten Stadt des Königreichs, durch welchen der König sich gleichsam von seinem Volk gefangen genommen und beynahe seinen größten Feinden preisgegeben sah, wollten die Urheber dieser schändlichen That sich mit ihm wieder aussöhnen, und fanden in seinem Gemüth eine so große Leichtigkeit zu verzeihen (um nicht zu sagen, eine so verschmizte Verstellung) daß sie so viele Gnadenzeichen von ihm erhielten, als ihre Meuterey sie Beweise seiner Erbitterung und Rache befürchten lassen mußte, und ihnen auch sicher ein weniger gnädiger Fürst als er, würde haben angedeihen lassen. Die Hauptbedingung der er sich durch den Reunionstraktat unterwarf, bestand darinn, daß er aufs neue den Protestanten den Krieg schwur. Er gelobte ihn persönlich in Guyenne gegen den König von Navarra zu führen, gab dem Herzog von Nevers und dem Herzog von Nemours Heere nach verschiedenen Gegenden Frankreichs, und bestimmte noch besonders den Herzog von Mayenne nach Dauphiné.

Dieser Fürst kam also nach Lyon, mit zehntausend Mann zu Fuß und zehn bis zwölfhundert Pferden. Lesdiguieres hatte Ursache zu glauben, daß er so geschwind wie auf seinem ersten Zuge wieder ihm zu Leib gehen werde; allein es sey nun daß das Andenken an die Belagerung von la Mure, die ihn fast um seinen Ruhm gebracht hätte, sein erstes Feuer dämpfte, oder daß eine andre Rücksicht ihn abhielt, weiter vorzurücken: kurz, er kam nicht von Lyon weg, und beunruhigte Mandelot, den Befehlshaber in dieser Stadt, der aus dem Besiz seiner Würde verdrängt zu werden

fürch-

fürchtete, durch seinen Aufenthalt daselbst mehr als die, gegen die er Krieg führen sollte.

Unterdessen setzte Lesdiguieres die Plätze seiner Partei so gut als möglich in Verfassung; und weil er vorhersah, daß unter andern auch der Flecken Vosans in Gefahr kommen könnte, so deckte er ihn durch ein Fort das statt einer Citadelle diente, indem es die Stadt in Stand setzte, jedem der die Vertheidigung davon bekäme, Ehre zu machen. Sein Hauptzweck dabey war, sich durch dies Mittel das ganze Thal zu unterwerfen; und aus eben dem Grund hatte er zuvor ein Fort zu Monetier in Brian on anlegen lassen, das die Bewohner (wie wir oben gesehen haben) wieder zerstört hatten. Indessen hatte er sich dennoch nachher ihrer und ihrer Nachbarschaft versichert. — Sobald der Flecken Vosans im Vertheidigungsstand war, legte er Beaumont Cambourser mit zweyhundert Mann zu Fuß und ungefehr funfzig Pferden darein.

Statt selbst nach Dauphiné zu gehen, begnügte sich der Herzog von Mayenne inzwischen, seine Truppen dahin zu schicken, und das Kommando darüber Maugiron, dem Sohn des verstorbenen Lieutenant de Roi zu übertragen, der sie um Grenoble herum einquartierte. Als Lesdiguieres ihn selbst angelangt wußte, gieng er mit dreyhundert Pferden von la Mure ab, wovon seine Gensdarmen Compagnie, aus hundert kompleten Reutern bestehend, welche Reutröcke von blauen Samt, mit Silber-Zahn verbrämt, und ein sehr muntres Ansehen hatten, den besten Theil ausmachten. Er streifte damit bis vor die Thore der Stadt und macht daselbst Gefangene.

Auf-

Aufgeweckt durch diese Galanterie rückt Maurigon ins Feld, gegen den Flecken Onsans und belagert ihn. Da aber diese Truppen durch den Aufenthalt in Lyonnois um ein Drittel geschmolzen waren, so bestanden sie jezt nur noch aus drey Regimentern zu Fuß, jedes von zwölfhundert Mann, drey Compagnien Gensdarmes, und zwo von Albaniern, welches alles zusammen ungefehr siebentausend Mann ausmachte. Kein Feind richtet eine Armee leichter zu Grund als der Müssiggang, auch das stärkste und muthigste Roß wird weichlich und schwach, wenn es lang auf der Streu bleibt.

Als Lesdiguieres den Flecken belagert sieht, nähert er sich von Puteville her, läßt die Feinde durch Villars und Vacheres rekognosciren, und nachdem er von ihnen den Zustand der Belagerung erfahren hat, schickt er sie wieder fort mit dem Befehl, so nah als möglich am Lager Posto zu fassen. Er selbst postirt sich oben auf das Gebürge gegen den Flecken heraus.

Jene beyden treffen auf einen Vorposten, von funfzig Reutern, und fallen ihn so lebhaft an, daß sie den kommandirenden Officier Mepieu nebst sieben bis acht der Beherztesten erlegen, die andern davon jagen, funfzehn bis zwanzig Pferde nebst Leute davon führen, und das ganze Lager in Alarm bringen.

Maugiron beschießt unterdessen das Fort aus drey kleinen Kanonen, in der Meinung, wenn er nur damit erst fertig wäre, würde das übrige leichte Arbeit seyn. Beaumont hingegen bewies sich sehr entschlossen. Lesdiguieres ließ zu gleicher Zeit seine Truppen marschiren, um ihm zu Hulfe zu kommen, geht nach Paute herunter, eine kleine halbe Meile von dem Flecken, überwältigt eine Mühle, worin funf-

zig

zig Mann unter Jeromes Kommando lagen, macht einen Theil davon nieder, und entwaffnet den Rest, rückt mit seiner ganzen Mannschaft im Angesicht des Lagers, vor, und hier beginnt ein sehr wüthendes und sehr langes Scharmützel, denn es währte nicht weniger als acht Stunden, und kostete auf beyden Seiten viel Mannschaft. Mit Einbruch der Nacht umringt er das Lager, so daß die Belagerer sich selbst belagert sehen.

Am folgenden Tag, am ersten November, und achten Tag der Belagerung erscheint Chevrieres mit Sukkurs für sie. Lesdiguieres der sie sonst so weit gebracht hätte, daß sie ihn hätten um Frieden bitten müssen, stellt seine Leute in Schlachtordnung, um diesem ein Treffen zu liefern, und geht gerade auf ihn los. Die beyden kleinen Heere greifen einander muthig an, und begrüssen sich ganz wüthend.

Sobald Maugiron Lesdiguieres von seinem Lager entfernt sieht, sucht er sich diese Gelegenheit als ein weiser Feldherr zu Nutz zu machen, und detachirt von seinen Truppen ungefehr fünfhundert Büchsenschützen, um ihm in den Rücken zu fallen, und wollte ihn so zwischen sich und den Sukkurs in die Mitte nehmen und einschliessen. Wirklich verfehlte er auch seine Absicht nicht ganz. Denn da diese schon die Barrikaden weg hatten, die er hinter sich gelassen hatte, so lief er Gefahr, sehr in die Enge zu gerathen. Allein la Croix de Tallard, einer seiner besten Officiers, kehrt sobald er die Unordnung bemerkt, gegen die Angreifenden um, hält sie auf und schlägt sie nach einem hizigen Gefecht zurück.

Lesdiguieres der durch das Getöse der Kugeln längs dem Berge hin den Lärm gehört hatte, dachte sich

sich so ungefehr die wahre Ursache davon, und eilt mit zwanzig Reutern la Croix zu Hülfe, wirft sich mit den Schwert unter die Feinde, wirft achtzig bis hundert nieder, erobert seine Barrikaden wieder, und ertheilt la Croix öffentlich das rühmliche Zeugniß, das er dessen Entschlossenheit schuldig ist. Wirklich hätte auch ohne ihn Maugiron sich beynahe gerächt.

Als auf der andern Seite Chevrieres sah, daß der Durchgang für ihn verschlossen war, kehrte er wieder um hinter das Gebürge, und Lesdiguieres der ihn aus Mangel an hinreichender Infanterie, um seine Barrikaden damit besetzt zu halten, und ihm nachzusetzen, nicht daran hindern konnte, konnte nichts Besseres thun, als daß er sich wieder dahin zurückzog, wo er her gekommen war.

Der Herzog von Savoyen der sich unter dieser Zeit die Unruhen im Reich zu Nutze machen wollte, auf dessen gänzliche Zersplitterung er hoffte, und der das Recht zu haben glaubte, zuerst bey dem Kuchen zugreifen zu dürfen, den die Liguisten aufschneiden wollten, hatte unter dem Vorwand eines Angriffs auf Genf eine Armee geworben, den Marquis von St. Sorling nachherigen Herzog von Nemours, aufsitzen lassen, und Carmagnole, das alte Rüsthaus Frankreichs jenseits des Gebürges, überrumpelt und eingenommen. Stolz auf diesen glücklichen Anfang, verschlang er schon in Gedanken Provence und Dauphiné, und nahm auch wirklich Chateau Dauphin ein, den äussersten französischen Plaz gegen seine Staaten.

la Valette, der ehemals eine Besatzung darein gelegt hatte, und nun sah, daß es ihm zukomme, diese Scharte wieder auszuwetzen, zieht seine Macht zusammen, und ruft vermöge der neuerrichteten Union

mit

mit Lesdiguieres diesen zu Hülfe. Seine Truppen also unter Ramefort, und Lesdiguieres seine unter Briquemaut eilen dahin, überfallen fünfhundert Mann des Herzogs, machen sie nieder, und bekommen bald darauf den Platz durch Capitulation.

Um aber wieder auf den Flecken Oysans zurückzukommen; so ließ sich Maugiron zu den Vergleichsvorschlägen die ihm gemacht wurden, geneigt finden. Nach einer muthig ausgehaltenen dreissigtägigen Belagerung und zween abgeschlagenen Stürmen entschlossen die Belagerten sich, denen es an Lunte fehlte, die, sie weder zu bekommen noch zu machen wußten, zu kapituliren, und zogen zween Tage darauf mit ehrenvollen Bedingungen ab.

Diese Belagerung richtete die Truppen des Herzogs von Mayenne vollends zu Grund, welche, die Strapazen eines solchen rauhen meistens überschwemmten Landes nicht gewohnt, die Arbeiten nicht aushalten konnten, so das sie anfiengen ungeduldig zu werden; überdieß waren viele davon gestorben, und noch dazu hatte sie Lesdiguieres sehr oft beunruhigt.

Sechstes Kapitel.

Einnahme einiger Plätze in der Grafschaft Venicy. Ränke des Herzogs von Savoyen in Dauphine.

Gouvernet und Blacons, die seit einiger Zeit in der Grafschaft Venicy waren, um die Beytreibung der von Lesdiguieres dort ausgeschriebenen Contributionen zu erleichtern, fanden dabey von Seiten des Vicelegaten

gaten von Avignon so viele Schwierigkeiten, daß sie nicht damit zu Stand kommen konnten. Weil dieser Prälat nicht stark genug war, und nicht soviel Truppen hatte, um gegen sie zu Feld rücken zu können, so verlegte er die welche er hatte in die stärksten Städte, und ließ so im Einzelnen sich widersetzen, was ihnen nicht im Ganzen gewachsen war: so daß, wenn sie auch einen Vortheil über ihn erkämpft hatten, sie ihn doch bald wieder verlohren, oder er ihn ihnen unnütz machte. Daher hatten sie Lesdiguieres Beystand nöthig, um alle diese Gegenden zur Raison zu bringen.

Er war damals in Valentinois, und beschoß Marsane, aber ohne Erfolg, weil das Wetter äusserst schlecht war und er keine Batteriestücke bey sich hatte. Unterdessen nahm er den Flecken Danzere bey Montelimar weg. Auf die Nachricht also von den Schwierigkeiten welche Blacons und Gouvernet in der Grafschaft Venicy fanden, versammelte er seine Leute zu St. Paul de trois Chateaux versah sich mit drey Kanonen, und nahm unterwegs Chantemerle, Valori und Colonzelles weg. Der Befehlshaber dieses letztern Orts büßte an einem Mandelbaum, an den er aufgeknüpft wurde, für die Verwegenheit, daß er erst das Geschütz abgewartet hatte, und diente dem von Boudet zur Warnung, daß er sogleich kapitulirte. Die Bewohner von Richerence und Rochegude thaten keinen Widerstand; allein Camaret und Aubignon glaubten die Ehre zu verdienen, erst das Geschütz zu sehen, und ließen sich einen Tag lang beschießen, worauf sie sich ergaben. Diese unter der Bedingung daß der Plaz in der Gewalt der Inwohner bliebe, und man keine Besatzung darein legen sollte, wofür sie die Artilleriekosten bezahlten. Ein unerwarteter Zufall aber hätte sie beynahe in großes Unglück gebracht.

Dieß

Dieß war der Tod Veronnis, eines ansehnlichen Edelmanns von der protestantischen Parthie, der während der Kapitulation erschossen wurde: es war aber, wie man nachher erfuhr, aus Unachtsamkeit geschehen, und Lesdiguieres ließ sie diesen Verlust darum nicht theuer bezahlen.

Von hier rückte er vor Villedieu, das ihn sogleich einließ. Querans, Buissote, Puymerat und eine Menge andrer Plätze brauchte er nur zu sehen. Allein Molans ganz aufgeblasen darüber, daß es sonst schon eine Belagerung abgeschlagen hatte, weigerte sich zu kapituliren, und wurde dann acht Stunden beschossen, und dann mit Sturm erobert, obschon die Stücke noch sehr gering war, weßwegen sie sich muthig vertheidigten. Ihre Hartnäckigkeit kostete ihnen hundert und zwanzig Mann, die auf dem Platz blieben. Lesdiguieres verlohr dabey drey oder vier Officiers.

Der Vicelegat, welcher befürchtete, er möchte noch weiter um sich greifen in den Ländern des heiligen Stuhls, ließ ihm einen Vergleich antragen, zu dem er sich auch geneigt finden ließ. Er hatte aber schon eine gute Aerndte auf diesem Zug gehalten.

Aus den im vorhergehenden Kapitel berührten Verhalten des Herzogs von Savoyen konnten wir schließen, was ungefehr seine Absichten waren. Aus einer hier beyzubringenden Probe, die dem Ganzen gleicht, werden wir noch genauer davon unterrichtet werden.

Da dieser Fürst erwog, daß er, um sich die Unordnungen in diesem Reich zu Nutz zu machen, sich diejenigen darin, die seinen Absichten am nächsten hinderlich werden könnten, wie Lesdiguieres

in Dauphiné zu Freunden machen mußte; so schickte er seinen Geheimschreiber Guichard an ihn ab, mit einem sehr höflichen Schreiben worinn er ein Verlangen nach seiner Freundschaft bezeugte, ihn an diejenige erinnerte, welche der hochseelige Herzog sein Vater jederzeit gegen ihn getragen habe, und ihn bat, sie mit ihm fortzusetzen. Soweit und noch etwas weiter giengen die Komplimente: das Geheimniß Guichards aber bestand darinn, daß er ihn bereden sollte: seinen Vortheil bey den Uneinigkeiten in Frankreich zu suchen, und sich mit dem Herzog einzuverstehen, mit dessen Freundschaft er sicher zufrieden seyn würde. Dazu setzte er noch eine Menge Gründe von der Schwachheit der protestantischen Partei hergenommen, die überall gehaßt und verfolgt würde, und der Macht einer großen Ligue nicht zu widerstehen im Stand seyn würde, an welcher der größte Theil der Potentaten der Christenheit Antheil nehmen würden.

Kurz er vergas nichts, um ihn für seinen Herrn zu gewinnen. Aber unerschütterlicher als ein Fels, antwortete Lesdiguieres auf seine Höflichkeiten durch andre, auf seine Gründe durch stärkere, die von seiner Pflicht hergenommen waren, welche ihn unzertrennlich an das Wohl des Staats und das Beste seines Königs bände, und in deren Erfüllung allein er seine Zufriedenheit und sein Glück suchen wollte. Damit schikte er den Sekretär wieder fort, ohne ihm nur im mindesten zu Gefallen gewesen zu seyn.

Wir haben oben angeführt, wie die von Gap, als sie sahen daß sie ihm durchaus nicht länger würden widerstehen können, gezwungen waren, einen Waffenstillstand auf sechs Monathe zu schliessen. Da diese Frist stark zu Ende lief, war er von Nyons nach dem

Fort

Fort Puymore zurückgekommen, wo die Städter, die während des Stillstands von seiner Anwesenheit in Ansehung des Absatzes ihrer Lebensmittel profitirt und sich sehr wohl dabey befunden hatten, ihn besuchten, und mit ihm umgiengen, als wenn sie nie Feinde gewesen wären.

Eines Sonntags Abends als er wieder nach Puymore hinauf gieng, sah er in einem Garten einige Damen, welche tanzten und dazu sungen. Er stand stille und grüßte sie sehr höflich. Sie grüßten ihn wieder und sagte zu ihm: „Herr General, wir vertreiben uns „hier die Zeit mit tanzen; aber wie Sie sehen ohne „Musik." Er antwortete ihnen: „Die Herrn von „Gap sollten Ihnen freylich von Rechtswegen welche „dazu verschaffen; ich verspreche Ihnen aber, meine „Damen, daß Sie, ehe der morgende Tag vergeht, „die meinige hören sollen."

Sie dankten ihm für seine Höflichkeit, und er gieng weiter, und ließ noch denselben Abend alle seine Kanonen gegen die Stadt richten, indem der Waffenstillstand noch in derselben Nacht zu Ende lief. Sobald es Tag wurde, ließ er sie abfeuern, was großen Lärm machte, und eine Menge Kamine einstürzte.

Die Städter, welche der lange Stillstand eingeschläfert hatte, kamen ganz erstaunt über diese Neuerung nach Puymore hinauf, und fragten ihn um die Ursache davon. Lächelnd sagte er ihnen: „er hätte „ihren Damen seine Musik versprochen, und um sich „als einen Mann von Wort zu zeigen, habe er sie „gleich mit Tages Anbruch spielen lassen wollen." Dann mit einer ernsthaftern Miene und einem etwas drohenden Ton: „Wißt Ihr denn nicht, daß der Waf„fenstillstand aus ist? Wann Ihr Euch nicht ent-

„schließt, meine Partei zu nehmen, so sollt Ihr mir „sicher einen schlimmen Walzer dazu tanzen.“

Da sie nicht in der Verfassung waren, ihm widerstehen zu können, versprachen sie ihm jede Art von Befriedigung, gaben ihm sogleich Geisseln, und erhielten dagegen die Verlängerung des Stillstands auf noch einen Monat.

Siebentes Kapitel.

Unruhen der Ligue in Dauphiné. Tod König Heinrichs III. Bündniß des Obersten Alphons mit Lesdiguieres. Bezwingung der Städte Crest Gap und Callard. Einnahme von Moyrenc.

Der Tod des Herzogs von Guise 27) ersten Aufrührers dieser mächtigen Faktion, die sich im Staat gebildet hatte, hätte eigentlich, sollte man denken, dem Strom ihrer Unordnungen Einhalt thun sollen; sie wurden aber dadurch nur noch gewaltsamer, und alles gerieth nur noch mehr in Verwirrung. Denn so wie ein Körper, dem man so eben den Kopf abgehauen hat, noch einige Lebensgeister zu einigen Zuckungen behält: und so wie bey jener Hyder in der Fabel für einen abgeschlagenen Kopf sieben neue hervorschossen: so erhielten die äusserst zahlreichen Anhänger des Herzogs durch seinen Tod neues Leben, und führten seine Entwürfe in mehrern Gegenden des Reichs aus.

Ich verweise den Leser, der die nähern Umstände davon zu wissen wünscht, an die Geschichtschreiber dieser Zeit, und begnüge mich, da ich diesen Punkt nur

nur insofern zu berühren haben, als er mit meinem Gegenstand zusammenhängt, blos zu sagen, daß unter allen Provinzen, wo dieser große Sturm ausbrach, Dauphiné am meisten dabey mitgenommen wurde.

Die Ligue also die sich darin wieder zu rühren anfeng, ergriff die Waffen in Grenoble, und belagerte in der Nacht vom 5ten May 1589. den Lieutenant de Roi, Alphons, in der Tresorerie, und gieng in ihrer Unverschämtheit so weit, daß zween der ärgsten Empörer, Fontelaire d'Auriac und Spinton, ihn am Arm nahmen, und zur Stadt hinausführten.

Genöthigt, der Gewalt zu weichen, und eine Beleidigung zu verbeissen, die er nicht im Stand war abzutreiben, begab sich Alphons eine Zeitlang weg, kam aber, als er die Ruhe wieder ein wenig hergestellt sah, zweymal wieder, jedoch fruchtlos, zurück, weil er die Absicht hatte, Gehorsam gegen den König daselbst zu bewirken. Er mußte sich wieder entfernen, indem er nicht einmal des Lebens daselbst sicher war.

Kurz darauf erfolgt der Tod des Königs Heinrich III. 28) und das Reichsgrundgesetz berief den König von Navarra auf den Thron als das Haupt des Hauses Bourbon, das dem von Valois succedirte. Der Herzog von Mayenne aber, der in die Entwürfe seines Bruders des Herzogs von Guise getreten war, und nach dem trachtete, was ihm keineswegs zukommen konnte, that sein Möglichstes, um diese rechtmäßige Thronfolge zu verhindern, und rüstete sich, sich den Waffen des Großen Heinrichs, von nun an Königs von Frankreich und Navarra, zu widersetzen. Darauf folgten denn die Begebenheiten, welche die Geschichte dieser Zeit uns erzählt.

Alphons, der wohl sah, daß der Religionsstreit in einen politischen übergieng, und den Ligulisten jezt blos zum Vorwand diente, war darauf bedacht, die Provinz im Gehorsam gegen den neuen König zu erhalten, und beschloß mit Gutheissen einiger vom Parlemente, welche diese Seuche noch nicht angesteckt hatte, einen Waffenstillstand mit Lesdiguieres zu schliessen, der, voll guter Gesinnungen gegen den Staat, gleiche Absicht hatte, und sich daher ganz bereitwillig dazu zeigte.

Dem zufolge hatten sie sich in den Vorstädten von Grenoble besprochen, und den Waffenstillstand in einem Hause geschlossen, das noch bis jezt den Nahmen davon führt. Da der Staatssekretär, le Fresne, den der neue König an den Herzog von Epernon nach Provence abgeschickt hatte, zu eben der Zeit, mit dem ausdrücklichen Auftrag, diese beyden Generale zu einer Vereinigung zu vermögen, durch Dauphine gieng, und sie so gut dazu vorbereitet fand, so lud er sie zu einer persönlichen Zusammenkunft ein, nach la Grange an der Iser bey St. Marcelin, wo sich Alphons hinbegeben hatte. Als sie sich daselbst eingefunden hatten, fiel es ihm nicht schwer, seine Absicht zu erreichen, und sie schlossen zusammen folgendes Bündniß:

„Nach seiner Amtspflicht auf die Sicherheit dieser ihm von dem Höchstseeliger König Heinrich III. seinem gnädigsten Herrn, glorreichen Andenkens anvertrauten Provinz bedacht, sah sich der Herr Alphons von Ornano, Lieutenant General im Gouvernement Dauphiné veranlaßt, zu schließen und schließt und beschließt eine Verein und Bündniß mit dem Herrn von Lesdiguieres, kraft deren sie gelobeu und schwören, einander beyzuspringen mit

ihrer

„ihrer ganzen Macht und Mitteln, die in ihrer Ge„walt sind und seyn werden; unter sich ein gutes „festes und brüderliches Vernehmen zu halten, um „sich gemeinsammlich mittelbar oder unmittelbar den „öffentlichen Feinden zu widersetzen, und diese Pro„vinz ihrem rechten natürlichen Herrn, Herrn Hein„rich den Dritten dieses Nahmens zu erhalten, der „von dem Hochseligen König zu seinem rechtmäßi„gen Nachfolger und Erbe der Krone Frankreichs er„nannt worden ist. Deß zu mehrerer Bekräftigung „haben sie gegenwärtige Urkunde eigenhändig unter„zeichnet, und ihr Siegel darauf gedruckt. So „geschehen la Grange am dreyzehnten September, „1589.

Alphons von Ornano.

Lesdiguieres.

Nachdem nun diese Union solchergestalt geschlossen war, waren sie darauf bedacht, sie ins Werk zu setzen, vermittelst der Bezwingung der Plätze, wo die Liguisten sich noch nicht gar zu fest gesetzt hatten. Da unter diesen die Stadt Crest noch unschlüssig war, welche Partei sie ergreifen sollte, so marschirten sie nach dieser Seite hin, machten zu Chabeuil Halt, bis le Mas - Vercoyran, den Lesdiguieres vorausgeschickt hatte, um den Befehlshaber in Crest Montoison zu vermögen, ihnen die Thore zu öffnen — dieß Geschäft zu Stand gebracht hatte. Sie zogen also daselbst ein, nachdem ihm einige Bedingungen zugestanden worden waren, worunter die hauptsächlichste die war, daß er das Kommando in der Stadt und le Puy S.. Martin das in dem Thurm behalten, dagegen aber nicht mehr als die bloße Besatzung darinn begriffen seyn und Alphons ein Thor eingeräumt werden sollte. Allein

lein kaum waren sie eine kleine Tagreise davon, als gegen das gegebene Versprechen Marsane sich mit einigen Soldaten in den Thurm warf. Sie kehren hierauf um, um diese Wortbrüchigkeit zu bestrafen, belagern ihn, und zwingen ihn, noch an demselben Tag abzuziehen.

Kurz zuvor hatte sich Lesdiguieres die von Gap unterworfen, indem er ihnen zu wissen that, nachdem der Tod des hochseligen Königs den König von Navarra, seinen rechtmäsigen Thronfolger, auf den Thron berufen habe, so falle der Religionsstreit weg; sie müßten sich also entschließen, ihn anzuerkennen, sonst würde er sie dazu zwingen müssen, wenn sie es nicht gutwillig thäten. Die Bürger sahen nach einer kurzen Berathschlagung ein, daß ihnen keine Rettung übrig bliebe, als zu gehorchen, und entschlossen sich dazu. Nachdem der Vergleich geschlossen war, zog Bombin nachheriger Vicomte von Paquiers, ab, und Lesdiguieres überließ ihnen ihre Bewachung selbst, um sie durch das Zutrauen, das er ihnen dadurch bezeugte, zur Treue zu vermögen. Er traf bloß einige Verfügungen, zu ihrer eignen gemeinschaftlichen Sicherheit.

Ein gleicher Antrag, den er um diese Zeit an die von Tallard ergehen ließ, machte daß sie sich diesem Beyspiel konformirten. Der Capitain Genton wurde hineingelegt, um Stadt und Schloß zu bewachen.

Wir können nicht umhin, uns hier etwas länger zu verweilen, um den Leser einen merkwürdigen Zug von Großmuth, die Lesdiguieres bey dem Einzug in Gap bewies, als einen gleich angenehmen und nothwendigen Umstand zu erzählen. — Wir haben sonstwo

schon

ſchon erwähnt, daß Auriac, Befehlshaber in Tallard beſtändig auf der Lauer lag, um ihm einigen Vortheil abzugewinnen. Nachdem er verſchiedene Mittel dazu verſucht, verfiel er einſt darauf, zween Officiers von ſeiner Beſatzung, Bajole, wohnhaft, und le Montier gebürtig von Gap, auszuſchicken, welche wie aus eigner Bewegung und Wohlwollen gegen Lesdiguieres zu ihm kommen, und ſagen ſie könnten ihm zu dem Beſitz von Tallard durch ein unfehlbares Mittel das ſie hätten, verhelfen. Dieß beſtand darinn, daß der gröſte Theil der Beſatzung von ihnen hineingebracht worden, alſo auch ihnen ergeben ſei, ſo daß ſie gegen einige Geldgeſchenke unter die von ihrem Anhang ihm den Platz verſchaffen könnten. Um ihn von ihrer Aufrichtigkeit zu überzeugen, ſollte er zum Ueberfluß jemand von den Seinigen mit ihnen dahin ſchicken, um die Soldaten nach dem dazu genommenen Zeichen, ein Neſtel auf der linken Schulter, ſelbſt zu ſehen.

Lesdiguieres glaubt die Sache nicht in Zweifel ziehen zu dürfen, und giebt ihnen zween Mann mit, welche die Geſellen bemerken, die ausdrüklich unter dem Vorwand einer Muſterung dazu auf dem Exerzierplatz verſammelt waren. Wie er alſo die Sachen in dem erwünſchten Stand ſieht, zahlt er die erforderte Summe von ſieben bis achthundert Thalern aus. An dem zur Ausführung beſtimmten Tag begibt er ſich mit einem Trupp ſeiner beſten Leute an einen Ort bei dem Schloß, la Muſcadeliere genannt, und läßt ſie durch ein niedres Fenſter einſteigen, das man ihm verſprochen hatte, und wohinauf man auf einer Leiter ſteigen mußte. Er gab ihnen dabei den Befehl, wenn ihrer zwanzig darinn wären, ſollte einer wieder heraus kommen, um zu berichten, wie es ſtünde.

Allein so wie einer hineinschlupfte, führte man ihn drinnen ans Ende einer Galerie, wo er erstochen und in eine Grube geworfen wurde. Da nun Lesdiguieres keinen wieder kommen sah, so fieng er an, ein Schelmstük zu argwöhnen, und einer seiner Leute, Brussailles, ein sehr braver Soldat, der einen innerlichen Widerwillen fühlte, weiter zu steigen, stieg ebenfalls, unerachtet er schon auf der Leiter stand, wieder herab, und machte sein Mistrauen weiter rege.

Auriacs Vater, la Rochette, ein alter Mann, dem diese Schlächterei ein Gräuel war, wollte sie unterdessen durchaus eingestellt wissen; und da er diß nicht erhalten konnte, so hatte er es doch so weit gebracht, deß er wenigstens nicht mit dabei, seyn durfte, und Auriac hatte ihn, um ihn los zu werden in sein Zimmer geführt und eingesperrt. Der gute Alte in dem das Gefühl von neuem rege wird, läuft sobald er sich frei sieht, an ein Fenster, schnallt seinen Brustharnisch ab, pocht damit verschiedenemal an die Mauer, und ruft dann so stark, daß er gehört wurde: fort, ihr seid verrathen! und wiederholt das fünf bis sechsmal, bis Lesdiguieres der nicht weiter daran zweifeln konnte, sich zurückzieht, wobei er sehr bedauerte eine Menge braver Leute eingebüßt zu haben.

Verschiedene wollen den Cadet de la Laye in diese Unternehmung mischen, als ob er sich anheischig gemacht hätte, Auriac umzubringen, und Lesdiguieres Meister von Tallard zu machen: man hat mir aber so verschieden davon gesprochen und diß Vorgeben paßt so wenig zu der andern Erzählung, daß ich bei meiner genauen Sorgfalt, nichts zu erzählen wovon ich nicht völlige Gewisheit habe, es hier nicht aufnehmen

men zu dürfen glaube, um nicht Gefahr zu laufen, etwas Ungegründetes mit unter zu mischen.

Um wieder auf Gap zu kommen: die Bürgermeister nebst den Angesehensten der Stadt waren nach Puymore hinauf gekommen, um den König in Lesdiguieres Person anzuerkennen, wobei einer von ihnen, darin, die Anrede mit Protestationen anfieng wie daß sie keinesweges in der Absicht gekommen seien, für le Moulin und Bajole ins Mittel zu treten, welche damals in Gap waren, und von denen sie wohl wußten; daß er beleidigt worden war, und nicht hofsen konnten, daß er ihnen auf eine so schwache Verwendung als die ihrige, verzeihen würde. Lesdiguieres fiel ihnen aber sogleich in die Rede, und sagte zu ihnen, es sei izt nicht die Frage davon, sie möchten daher nur auf das andre kommen.

Nachdem sie fertig waren, befahl er ihnen, ihm eine Liste von dem angesehensten unter ihnen zu bringen, die er als Viertelsmeister (capitaines de quartier) anstellen könnten, und die dann dem König für die Stadt verantwortlich seyn könnten. Als sie dieß gethan hatten, und er diese beide, die man absichtlich und aus Respekt weggelassen hatte, nicht auf der Liste fand, ließ er sie noch darauf setzen, und gab ihnen vorzüglich diese Stelle, und bezeugte dabei, er denke nicht weiter an das Vergangene, als um sie in Zukunft zu lieben, und ihnen, was er auch in der Folge that, alles Gute zu erzeigen, das in seiner Gewalt wäre: eine Gnade, die sie jederzeit durch die ganz besondre Zuneigung zu verdienen strebten, mit der sie sich von nun an seinem Dienste weihten.

Der Leser, der die Freiheit hat, diesen schönen Handlungen das Lob zu zollen, das sie verdienen, urtheile

urtheile nun selbst, ob es je eine grosmüthigere gab, und ob sich bei den Helden der Vorzeit ausgezeichnetere Züge eines vortreflichen Seelenadels finden, als bei diesem hier.

Erbittert über die Insolenz die man ihm zu Grenoble bewiesen hatte, war indessen Alphons auf Rache bedacht. Lesdiguieres stimmte mit in sein Verlangen, und stieß mit seinen Truppen zu ihm. Sie waren aber damit doch nicht stark genug dazu, und es reichte nur zu, daß sie die Stadt damit beunruhigen und sich in die Gegend umher legen konnten. Zu dem Ende rükten sie bis St. Marcelin vor, mit der Absicht, Moyrene einzunehmen. Albigny, ein jüngerer Sohn aus dem Hause Gordes, der in Grenoble im Nahmen der Ligue kommandirte, schikte, sobald er diesen Flecken bedroht sah, dreihundert von seinen besten Leuten dahin, unter Spinton und Fonclere, denselben, durch welche Alphons hinausgeworfen worden war. Alphons und Lesdiguieres überfielen von St. Marcelein aus diesen Haufen, ehe er noch Zeit hatte, sich in wehrhaften Stand zu setzen; indessen hatte doch Fonclere seit einigen Tagen eine Art von Befestigung bei einem Thurm der Stadt Schlosses diente, angefangen, hinter die er seine Leute sich zurückziehen ließ. Alphons und Lesdiguieres die damals Maugiron, den Sohn des Lieutenant de Roi, einen guten Officier bei sich hatten, belagern den Thurm, und beschiessen ihn aus zwo kleinen Kanonen von einem Hügel herab, dessen Erhöhung ihnen einigen Vortheil gewährte. Sie richteten aber nicht viel aus, und doch hatte es keinen Anschein, daß man ihn ohne dieß würde bezwingen können. Nach vier Tagen schien ihnen die Lücke brauchbar, und die Belagerer kommen davor mit den Belagerten ins Handgemenge, die sich aber tapfer halten.

Unter

Unter dem Gefecht nun verfiel ein Trompeter von Lesdiguieres auf eine Tollkühnheit, die äusserst nachtheilig für ihn ablaufen konnte, nämlich ganz oben auf den Thurm zu steigen, dessen Mauerwerk nicht über sechs Toisen betrug, und übrigens nur einige schlechte Schanzkörbe und gröstentheils leere Tonnen enthielt. Während also die Belagerten die Stadt Seite des Thurms unbesezt gelassen hatten, steigt er auf einer Leiter hinauf, und bläst, als er ganz oben ist, so wüthend zum Angriff, daß er sie ganz erschrekt, sie den Muth verliehren, und weil sie stark gedränge werden, gröstentheils soviel ihrer dem Schwerdt entgehen in die Gräben springen, die voll Wasser und Schlamm waren, und also die Sturmlücke blos lassen. Die andern ersteigen sie unverzüglich, und machen alles nieder, was sie im Thurm und in den Gräben finden. Von den dreihundert Mann, welche darinn lagen, kamen dabei nur zween davon, welche gefangen genommen und nach Grenoble zurükgeschikt wurden.

Fonclere, der seit einigen Tagen wegen einer Wunde von einem Kanonenschuß das Bette hüten mußte, wurde darinn oft auf Befehl Alphonsos getödet, welchen diese Gelegenheit sowohl an Spinton als an diesem rächte. Der Flecken wurde befestigt, und Polemieu, einem ansehnlichen Edelmann aus der Provinz übergeben.

Achtes Kapitel.

Einnahme des Forts Cornillon, und Montbonnoud. Niederlage bei Pont de Cheruys. Das Fort Giere wird von der Ligue erobert, von Lesdiguieres wieder-erobert. Belagerung der Stadt Vienne.

Die Einnahme von Moyrenc hatte angefangen dem Anschlag Alphonsos und Lesdiguieres sehr förderlich zu seyn, nämlich Grenoble enger einzuschliessen um es dann desto leichter zu seiner Pflicht zurükbringen zu können. Eine Meile von der Stadt, auf derselben Seite am hohen Wege hatten die Liguisten das kurz zuvor auf einem Felsen erbaut Fort Cornillon, von dem man unumgänglich Meister seyn mußte um freie Passage zu haben. Als de l' Isle, der darinn lag Lesdiguieres anrücken sah, der diese Expedition übernommen hatte, so fürchtete er sehr ein Unglücksgefährte derer von Moyrenc zu werden, unerachtet er ungleich besser als jene, im Stand war sich zu vertheidigen. Er übergab ihm daher den Platz sogleich auf Capitulation und lieferte ihm dadurch gleichsam einen Zaum in die Hand, um diese rebellische Stadt zu zügeln und zurückzubringen, deren Bezwingung bald darauf dadurch erleichtert wurde, wie wir sehen werden.

Lesdiguieres ließ le Bar, einen seiner Capitains mit einer guten Besatzung darin, und gieng über die Iser gegen Sassenage, wieder herüber bei Giere, und rükte vor das Fort Montbonaud, einem so gut gelegenen Platz; daß wenn Grenoble im Besitz davon war, die Stadt Sicherheit davon erhielt, im Gegentheil aber davon beherrscht wurde: so daß man

man sagen kann, diese zween Plätze seien zwei Thore der Stadt. Dieß hier bestand in einiger Mauer-Einfassung und zween Thürmen auf einen Hügel gelegen und blos mit Wachtthürmchen an den Flanken. Sobald Lesdiguieres den Flecken inne hatte, pflanzte er zwo Kanonen an einem vortheilhaften Ort auf, um die Thürme zu beschiessen, und zwingt auf diese Art den Kommandanten St. Maury nach vier Tagen, sich auf Capitulation zu ergeben. Weßwegen er, als er nach Grenoble kam, gefangen gesetzt und, aber fälschlich, beschuldigt wurde, durch sein Versehen den Platz verlohren zu haben, dessen Erhaltung um so wichtiger für die Stadt war, da er ihr das Verkehr mit Savoyen offen hielt, von woher sie starke Unterstützung hoffte, und ihre meiste Hülfe erhielt.

Sobald Lesdiguieres Montbonnoud hatte, ließ er es sogleich befestigen. Darüber erhielt er Nachricht, daß der Herzog von Nemours von Lyon achthundert Mann abgehen ließ um in Savoyen zu einem Sukkurs zu stossen, den Grenoble dorther erwartete, um diesen Platz wieder einzunehmen. Er ließ also Beaumont Combourtier mit dem ganzen Fußvolk darinn, nahm dreyhundert Pferde, gieng zu Domane über die Iser, zu Port de la Roche wieder herüber, dann in Einem Strich auf einen Besuch nach Bellacueil, einem der Häuser Abels von Loras, seines alten Freundes, mit dem er Archer-couple gewesen war und von dem er izt sehr gut bewillkommt wurde, so wie seiner Seits auch Lesdiguieres eine besondre Freude bezeugte, ihn zu sehen.

Er setzte hierauf seinen Zug fort bis zur Brücke bei Cherus, überrascht dort die Feinde in Unordnung auf dem Punkt aufzubrechen, läßt ihnen nicht

Zeit

Zeit ihn zu rekognoſciren, greift ſie an und haut ſie alle in Stücken.

Von da geht er nach Ile de Cremieu, wo ſeit der Bezwingung von Gap St. Julien mit einem Regiment von zehn Fahnen unter Dembins Kommando, und mit ſeiner Gensdarmen Compagnie lag, die beinahe aus lauter Adel beſtand, unter dem er in groſſem Credit ſtand. Er hoffte ſich hier wegen des ſumpfigen Grunds halten zu können, beſonders da er auf der einen Seite durch die Rhone die daſelbſt eine Halbinſel bildet, gedekt, und durch die Nachbarſchaft von Lyon unterſtüzt wurde.

Als Lesdiguieres herankam, blos in der Abſicht die Stadt zu rekognoſciren fand er die ganze Beſazung und Inwohnerſchaft auf den Mauern, welche eine Menge Schüſſe nach ihm thaten, durch deren einen le Metral, ein braver Covalier von der Partei des Königs getödet wurde. Da Lesdiguieres ſah, daß er weiter nichts dagegen ausrichten könnte, kehrte er nach Montbonoud zurük, wo er erfuhr, daß Albigny mit zwo Kononen und vier bis fünfhundert Mann zu Fuß ihm das nahe bei jenem nur über dem Fluß gelegene Fort Giere weggenommen und die ganze nur aus ſechzig Mann gelegene Beſazung niedergehauen hatte, indem ſie nicht kapituliren wollte. Sicher verdient auch der Capitain Aſpres, der darinn kommandirte, und mit der äuſſerſten Tapferkeit focht, entſchloſſen eher das Leben zu verliehren, als es von ſeinem Feind an zu nehmen, eine rühmliche Erwähnung in dieſer Geſchichte. Er gleicht hierinn den Kriegern Cäſars, welche ebenfalls nichts von Pardon bitten wußten.

Beau-

Beaumont, der zu Montbonnoud war, hatte zwar verſucht, ihm beizuſpringen, es war ihm aber unmöglich. Lesdiguieres wird aber den Plaz nicht lange in den Händen ſeiner Feinde laſſen.

Nachdem er alſo nach Montbonnoud zurück war, gieng er bei der Furth von la Roche über den Strom, verſieht ſich mit Leitern, marſchirt die ganze Nacht kommt gegen Tages Anbruch vor Giere an, läßt einen Theil ſeiner Reuterei abſitzen, und die Leitern an einen Ort anlegen, wo man noch an der Befeſtigung arbeitete. Die Feinde erſcheinen muthig auf dem Parapet; man greift ſie an; das Gefecht beginnt; erſt eine Zeitlang mit gleichem Glück, endlich aber werden ſie überwältigt: ein Theil bleibt auf dem Platz, die andern werfen ſich hinunter, um ſich zu retten, fallen aber unter die Reuterei, die ſie alle niederhaut.

Der Platz kömmt alſo wieder an Lesdiguieres, was Albigny groſſes Mißvergnügen verurſachte. Kurz zuvor war eine Verbindung zwiſchen ihnen im Werk geweſen, welche durch die Vermählung Albignys mit Magdalena von Bonne, nachheriger Frau von Crequy, Lesdiguieres einziger Tochter, geſtiftet werden ſollte. Bomper ein angeſehener Cavalier in der Provinz hatte auch wirklich die Sache, die durch ihn unterhandelt wurde bereits auf dem Punkt einer vortheilhaften Abſchlieſſung. Sie ſcheiterte aber an dem Haß, welchen Albignys Onkel, der Erzbiſchoff Avanſon von Ambrun auf Lesdiguieres geworfen hatte, dem man in Gemäßheit dieſes Vergleichs ſogar Grenoble wieder einräumen wollte. Dieſer geiſtliche Herr konnte ſich nie entſchlieſſen, darein zu willigen, daß ſein Neffe mit dem, den er für ſeinen ärgſten

Feind hielt, die mindeste Verbindung eingehen, oder Frieden schliessen sollte.

Kurz darauf unterzog sich derselbe Bomper einer gleichen Angelegenheit auf Bitten des Herzogs von Nemours für seinen Bruder den Marquis von Saint. Sorlin. Allein auch diß gelang nicht besser. Dieser Fürst, der grosse Plane auf die Zertrümmerung des Staats baute, hätte es sehr gern gesehen, wenn er sich darinn eine solche Stütze wie Lesdiguieres hätte verschaffen können. Allein kommen wir wieder auf die Waffen zurük, wovon uns diese Liebes-Händel abgebracht hatten.

Verführt durch das Beispiel und die Nachbarschaft von Lyon, einer der wichtigsten Eroberungen der Ligue, hatte sich die Stadt Vienne zu dieser Partei geschlagen, und Maugiron in das Schloß Pipet gedrängt, von wo aus er jedoch die Bürger wegen der erhabenen Lage des Orts, sehr beunruhigte. Chevrieres St. Chaumont, der in Lyonnois das Kommando für die Ligue führte, hatte auf Anrufen der Vornehmsten der Stadt, die Truppen des Landes dahin geführt und beschoß das Schloß mit sieben Kanonen die an verschiedenen Orten aufgepflanzt waren.

Maugiron nun rief Alphons und Lesdiguieres zu Hülfe, die dann mit einigen Truppen dahin eilten, und durch le Poet und Gouvernet Coindrieu belagern liessen, um Chevrieres ins Freie-Feld heraus zu locken. Nachdem dieser Plaz sechs Tage lang aus vier Kanonen über die Rhone hinüber beschossen worden war, wurde er mit Sturm erobert, ohne daß Chevrieres etwas anderes gethan hätte, als daß er einige Mann hinein warf.

Während der stärksten Kanonade fuhr der Kardinal Spondrata, den Papst Grenor XIV. ein grosser Beschützer der Ligue, nach Frankreich gesandt hatte, und der izt nach Avignon gieng, den Strom hinab, mitten durchhin; eine Kühnheit die als eine Seltenheit bei Personen seines Standes auffiel, und seinen ausserordentlichen Eifer für die katholische Religion bewies.

Unterdessen hatten sich Alphons und Lesdiguieres dem Schlos Pipet nach einem langen harten Kampf genähert, und darunter, gegen über von dem Stadtthor gelagert, wo sie sechs Kanonen auffahren liessen, um das Ravelin zu beschiessen. Auriac der zu Grenoble und damals ein eifriger Katholik war, kam Chevrieres zu Hülfe. Pombue begab sich von Cremieu mit einigen Truppen dahin, und legte sich ins Ravelin, das ihm die Lyonner gleich räumten, verschanzt sich mit Erde und Faschinen, und läßt nur eine Oeffnung zur Passage.

Da Alphons und Lesdiguieres sahen, daß die Belagerten viel Entschlossenheit zeigten, und eine gute schwer zu bezwingende Verschanzung von Aussen hatten, und da sie überlegten, daß bei ihrem Abzug das durch die Kanonen vorhin schon stark ruinirte Schloß Pipet sehr in Gefahr wäre, ganz verlohren zu gehen, so liessen sie sich zu einem Vergleiche willig finden, laut dessen es geschleift werden sollte. Es wurde es aber nicht so ganz, daß Maugiron, der einen geheimen starken Anhang in der Stadt hatte, es sich nicht bald darauf mit Hülfe des Kanonikus von Sevel und von Luce, ein paar wakerer Männer, hätte wieder gut zu Nutz machen können.

Neuntes Kapitel.

Alphons geräth in Gefangenschaft. Moretel, Montbonnoud und Giere werden Lesdiguieres wieder abgenommen.

Alphons hatte bei dem Abzug vor Vienne seine Truppen von denen Lesdiguieres abgehen lassen, um nach Lyonnois zu ziehen und sich den Fortschritten des Herzogs von Nemours zu widersetzen, und ihn von seinem Vorhaben, in Dauphiné zu fallen, abzuhalten. Er belagerte Toyssay, daß der Herzog eingenommen hatte: dieß zog ihm aber das Unglück zu, das wir izt erzählen werden.

Der Herzog der seine Absicht merkte, hatte sich dicht an die Stadt gelagert, von der er auf einer Seite gedekt wurde, so daß sie sich zwischen seinem und Alphonsens Heer mitten inne befand. Einige Tage darauf ritt ein Burgundischer von Adel, Nahmens la Barre aus dem Platz und forderte jeden der das Herz habe, sich mit ihm zu messen, auf Pistolen heraus. Alphons vergißt seinen Rang, wirft sich aufs Pferd, und reutet auf ihn los. Dieser reutet ihm halben Weg entgegen, und beim Zusammentreffen drücken sie beide ab; Alphons fehlt, der andre aber trift ihn ins Visiere, wovon er jedoch mehr betäubt als verwundet wurde. Darüber ergreift der Burgunder sein Pferd beim Zügel, und führt ihn fort, ohne ihn zu kennen bis er an Ort und Stelle ist, und ihn das Visier aufschlagen läßt, da er denn sieht, daß er einen bessern Fang gethan hatte, als er dachte: zum grossen Vergnügen des Herzogs und seiner Partei, denen Alphons wegen seiner Herzhaftigkeit furchtbar war.

Sicher

Sicher hatte ihn eben dieſer Muth bey dieſer Gelegenheit weiter geführt als er ſollte. Ein General muß weislich bedenken, daß das Wohl einer Armee und oft eines ganzen Landes von ihm abhängt, und daß er folglich ſeine Perſon nicht leichtſinnigerweiſe aufs Spiel und einer augenſcheinlichen Gefahr ausſezzen darf, beſonders bey unbedeutenden Vorfällen. Denn ſo wie am menſchlichen Körper der Kopf nicht die Arbeit des Arms verrichtet, eben ſo darf am politiſchen Körper der General nicht den Dienſt des gemeinen Soldaten thun, den Fall der äuſſerſten Noth ausgenommen, wenn es darauf ankömmt, das Aeuſſerſte zu verſuchen, und durch ſein Beyſpiel zum Kampf anzufeuern, wo ſeine Befehle nichts mehr fruchten wollen. Indeſſen hat freilich ein tapfrer Mann, trotz ſeiner Ueberzeugung von dieſer Wahrheit, Mühe bey dergleichen Gelegenheiten an ſich zu halten. Ein Soldat iſt bald gemacht, aber nicht ſo leicht bald ein Feldherr, und die Erhaltung dieſer wichtigen Perſonen, die für ſo viele andre zu ſtehen haben, muß um ſo mehr am Herzen liegen, je ſeltner ſie werden.

Alphons hatte nach ſeiner Gefangennehmung das Misvergnügen ſeine Armee aus einander gehen zu ſehen, und wurde alſo ein neuer Beweis für die Richtigkeit dieſer Maxime. Ein Theil ſeiner Leute zerſtreute ſich nach verſchiedenen Seiten, der andre blieb in Dauphiné. Er ſelbſt wurde gleich am folgenden Tag nach Burgund abgeführt.

Lesdiguieres der nun allein zum Dienſt des Königs in der Provinz war, und nicht Luſt hatte, das Gebiet von Vienne zu verlaſſen, ohne ſich erſt darinn eines Platzes verſichert zu haben, ſtellte ſich als wollte er St. Julie beunruhigen, und nahm unterdeſſen

Moretel weg, befestigte es, und legte Eugié mit einer Besatzung darein. Dann bedrohete er Crenieu, fand aber, daß Bombin eine gute Verschanzung gegen St. Hypolite aufgeworfen hatte, um den Abgang der Mauern zu ersetzen, und die Einwohner sicher zu stellen. Da er sich nun nicht stark genug befand, dieß zu überwältigen, kehrte er nach Montbonoud zurück, als einem wichtigern Werke, ließ das Werk, fünf Bastionen mit einem guten Parapet vollführen, legt Beaumont Combourfier mit vierhundert Mann Besatzung darein, und versieht sie mit dem erforderlichen Proviant und Munitions um eine Belagerung aushalten zu können.

Hierauf gieng er wieder nach Gap, und weil der Winter vor der Thüre war, legte er seine Truppen in Garnison. Allein St. Julie, den die Nachbarschaft von Moretel nicht anstand, und der wußte, daß Eugié abwesend war, ließ zwo Kanonen von Lyon kommen, mit denen er den Platz beschoß, mit Sturm eroberte und dann Bombin übergab.

Da Beaumont gegen das Ende des Winters nichts als Kriegsrüstungen in seiner Nachbarschaft sah, und durch die Verständnisse, die er in Grenoble unterhielt, erfuhr, daß Albigny ihm mit einer Belagerung drohe, gab er Lesdiguieres Nachricht davon, der sogleich mit hundert Pferden abgieng um einige Mannschafft in dieß Fort zu werfen. Als er zu Vif war, hielten ihm seine Officiers allerley Vorschläge in Ansehung des Wegs, den man zu nehmen hätte. Da er aber keinen kürzer sah, als den gewöhnlichen, so beschloß er diesen zu ziehen und auf alles einzudringen, was sich ihm da entgegen setzen würde, so viel man ihm auch davon sagen mochte, daß es der gefährlichste

sey,

ſey, und daß ihn die Feinde durch Verhacke und andre Hinderniſſe erſchwert hätten. Ueberhaupt wer ihn auf ſeinen Feldzügen begleitete, bezeugt noch izt, daß nichts weniger fähig war ihn von einem Entſchluß abzubringen, als die Vorſtellung der damit verknüpften Gefahr, ſo ſtark war ſein Muth.

Als man im Begiff war dahin abzugehen, ſchickte das Parlement, das ſehr den Frieden wünſchte, Moydieu, einen Adelichen von der Provinz, an ihn ab, um einen Vergleich mit ihn zu verſuchen. Dieſer Moydieu aber war ein hiziger Liguiſte, und hatte die höflichen Ausdrücke ſeines Auftrags in andre voll Drohungen und Bravaden verwandelte. Er hörte ihn ſehr ruhig an, und als er ausgeredet hatte, antwortete er ihm, denn er war ſo gelaſſen als ein Mann von großen Herzen es ſeyn kann, blos mit einem Lächeln? „Was würden Sie ſagen mein Herr, wenn „Sie wie ich das Feld behaupteten?" Ein Griechiſcher Feldherr ſagte bey einer ähnlichen Gelegenheit zu einem: „mein Freund, deinen Reden fehlt nichts als „eine Stadt." So machte alſo Moydieu ſelbſt ſeine Unterhandlung durch ſeinen unbeſcheidenen Eifer fruchtlos. Zu Geſchäfftsleuten dieſer Art gehört mehr Phlegma als Galle.

Lesdiguieres gieng alſo von Vif ab, und nahm die Hauptſtraße nach Grenoble, wo er weiter kein Hinderniß vorfand; langte zu Domane an der Iſer an, gegenüber vom Fort Montbonoud, und wollte verſuchen, Beaumont einige Mann zuzubringen. Da aber der Schnee, der auf den Bergen zu ſchmelzen anfieng, den Strom ſo ſehr angeſchwellt hatte, daß er weit über ſeine Ufer getreten war: ſo konnte er unmöglich darüber ſezen. Ueberdieß hatte auch Albigny alle

Fahrzeuge auf mehr als drey Meilen in die Runde, wegnehmen lassen. Als ihn Beaumont jenseits sah, rückte er offt heraus, um zu ihm hinüber zu kommen; es war ihm aber gleich unmöglich.

Da nun Lesdiguieres weiter nichts ausrichten konnte, ermahnte er ihn wenigstens sich gut zu vertheidigen, und sich wo möglich bis zum 15. April zu halten, da er ihn zu entsetzen hoffte, weil vielleicht bis dahin das Wasser fallen würde. Er schrieb ihm dieß in einem Brief, der an die Stirne eines seiner Knechte gebunden wurde, den er nackt zu Pferd sitzen ließ, um zu versuchen über den Strom zu kommen. Allein wo der Strom am reissendsten war, ließ ihn das Pferd im Stich, gieng unter ihm weg, und ans Ufer zurück. Der Mensch aber mußte schwimmen, und kam so bey Beaumont an.

Als dieser den Brief gelesen hatte, beschloß er, nichts was in seinen Kräften stünde, zu unterlassen, um der Absicht und den Befehlen Lesdiguieres zu entsprechen. Er hatte aber in seinem Platz nicht mehr als zweyhundert Mann, statt vierhundert, die er halten sollte; und machte das übrige Profit: so wie viele thun, welche mit schmutzigem Geiz das Interesse der Baarschafft dem der Ehre vorziehen, ihren guten Nahmen und ihr Leben dazu gegen einen unehrlichen Gewinnst aufs Spiel setzen, und die Kriegsstellen wie Pachtungen ansehen, also blos um Gewinn davon zu ziehen. Dieser Fehler wird bald den Verlust dieses Platzes nach sich ziehen.

Da Lesdiguieres sah, daß er auf einer andern Seite etwas unternehmen müßte, um eine Diversion zu machen: so kehrte er nach Gap zurück, und zog

alle

alle seine Truppen aus den Garnisonen. Unterdessen nahm Albigny seine Maasregeln um Montbonoud zu belagern, zog von Grenoble mit tausend Mann zu Fuß aus, und stieß zu Sonas der zu gleicher Zeit mit einigen Savoyischen Truppen anrückte, die aus viertausend Mann zu Fuß, und sechshundert Pferden mit sechs Kanonen bestanden. So wurde also der Platz eingeschlossen, und bald darauf beschossen. Das ganze Land umher war von den Feinden besetzt, denen blos noch das Fort Giere Widerstand leisten konnte.

Sonas und Albigny dachten, wenn sie Lesdiguieres Zeit liessen, sie anzugreifen, (wie wohl ihm dieß mehr als je unmöglich war, denn sie hatten die Päße besetzt und der Fluß war noch nicht wieder gefallen), so würde er ihnen hart zusetzen; und schlossen daher den Platz so enge ein, daß Beaumont, dem es an Mannschaft zur Vertheidigung fehlte, und der Lesdiguieres ausser Stand sah, ihm zu helfen, anfieng, nachzugeben, und einige Tage darauf kapitulirte. Zu gleicher Zeit sah sich auch das Fort Giere genöthigt, sich zu ergeben.

Sonas, der sich viel mit dieser Heldenthat wußte, gieng nach Savoyen zurück, nachdem er für die Sicherheit von Montbonoud gesorgt hatte: allein die von Grenoble, die den Platz nicht gern in Savoyischen Händen sahen, liessen ihn sogleich demoliren. Ehe noch drey Monathe vergehen wird Lesdiguieres Sonas Eitelkeit über diesen erhaltenen Vortheil demüthigen.

Zehntes Kapitel.

Uebergabe von Barles und Briançon. Einnahme von Barcelone, dem Fort St. Paul, und Exiles. Sonas Niederlage. La Cazette stirbt.

Die Bezwingung der Plätze in der Provinz, welche dem König den Gehorsam verweigerten, war von izt an der Hauptgegenstand der Bemühungen Lesdiguieres, und da in Ober-Dauphine nur noch Briançon von der Ligue besetzt war, so zog er seine Truppen bey Ambrun zusammen, und setzte sich in Stand, diese Stadt zu ihrer Pflicht zurück zu bringen.

Sie liegt am Fuß eines Felsen, auf welchem ein Schloß ist, und man hält sie in Ansehung ihrer Lage für die höchste Stadt in Europa. Clavezon der darin kommandirte, hatte sich sehr gut eingerichtet. Lesdiguieres belagert ihn und beschießt es einstweilen mit zwey Kanonen, bis zwey Belagerungsstücke nachkommen würden. Anfangs hält sich Clavezon, bald darauf aber läßt er sich in Unterhandlungen ein, und übergiebt den Platz an Lesdiguieres der, überzeugt von seiner Anhänglichkeit an den König, ihm und den vornehmsten Inwohnern die Bewahrung desselben überträgt. Diese Geschichte währte nicht lange, und es fiel weiter nichts Merkwürdiges dabey vor.

Um sich hierauf den Absichten des Herzogs von Savoyen zu widersetzen, der die Liguisten offenbar unterstützte, fiel Lesdiguieres in dessen Staaten ein, auf der Seite von Barcellan, einem kleinen Städtchen, von dem ihm zween Petarden-Schläge Meister machten.

ten. Er rückte alsdann vor das Fort Saint Paul, daß der Stadt Ambrun gefährlich werden konnte, umringte es, und ſetzte ihm mit zwey Feldſtücken ſo ſehr zu, daß es ſich nach drey Tagen ergeben mußte.

Der Herzog, dem an dieſem Platz ſehr viel gelegen war, weil er ihm zur Lauerwarte gegen Dauphiné diente, kam in großer Haſt herbey, um ihm zu Hülfe zu kommen, erfuhr aber auf halbem Wege ſeinen Verluſt, worauf er umkehrte, und über das Gebürge gieng.

Nicht weit von dieſem Fort liegt das von Barles in Provence, das weniger für eine Beſatzung als für einen Räuber-Schlupfwinkel gehalten wurde. Le Salutaire, ein Glücksritter, der es ſeit einiger Zeit beſetzt hatte, richtete eine Menge Verwüſtungen in der Gegend umher an, und ſtreifte bis vor die Thore von Ambrun, als er Lesdiguieres abweſend davon wußte. Um nun ſeinen Inſolenzen Einhalt zu thun, belagerte ihn dieſer, zwang ihn, ſich auf Diſcretion zu ergeben, und gab ihm dießmal noch Pardon. Er verſicherte ſich des Platzes, und legte einige Mann unter dem Capitain Jatigon darein, ſo wohl um den Herzog von Savoyen an dieſer Grenze abhalten zu können, als damit der, den er ſo eben daraus verjagt hatte, ſich nicht wieder einniſten könnte.

Um ſich für den Verluſt von St. Paul ſchadlos zu halten, ſuchte der Herzog durch geheime Verſtändniſſe das von Exiles einzubekommen, das Ponſor für die Ligue inne hatte, von dem er es leicht zu erhalten hoffte. Dieß Fort liegt in der Landvogtey Briançon, über dem Dorfe Exiles, in dem Thale Oulx das ſich von Mont-Genevre bis Chaumont erſtreckt,

der

der letzte Ort in Frankreich gegen Italien und kann das Thor von Frankreich von dieser Seite heißen. Als Lesdiguieres sah daß der Herzog seinen Sonas nach dieser Seite hatte mit einigen Truppen vorrücken lassen, so eilte er dahin, um diesen Marsch zu durchkreuzen, schließt den Platz unter den Augen des Herzogs ein, und zwingt ihn, sich zu ergeben.

Sonas hatte sich nach Suze zurückgezogen und Lesdiguieres war nach Chaumont vorgerückt; welchen Posten der Savoyard erst verlassen hatte. Hier erhielt er durch einen Trompeter eine Ausforderung von funfzig von den Feinden gegen eine gleiche Anzahl der Seinigen 29). Erst antwortete er, „da er nur lau„ter sehr wackre Männer bey sich habe, die alle gleich „tapfer wären, so wüßte er keine Auswahl darunter „zu machen:" nahm aber denn doch die Ausforderung an, und beorderte neun und vierzig Gensdarmen von seiner Compagnie, an deren Spitze er seinen Neffen Morges nebst einem Trompeter stellte. Sie waren alle durchs Loos bestimmt, mit ihren gewöhnlichen Waffen gerüstet, und zogen am folgenden Tag hin, um die Savoyarden an dem bestimmten Ort zwischen Jollasse und Chaumont zu erwarten.

Es sey aber nun, daß Sonas unter den Seinigen nicht Muth genug zu einem solchen Gang fand, oder sich eines andern besann: es erschien niemand von ihrer Seite, unerachtet die andern bis in die Nacht ihrer harrten.

Am folgenden Tag wollte Lesdiguieres auch nicht zurückgehen, ohne den Feind gesehen zu haben, rückte mit dreyhundert Pferden vor bis Jollasse, und legte sich im Hinterhalt hinter einem sehr hohen Felsen, der an-

der Landſtraße liegt. Von hier ſchickte er funfzig rittene Büchſenſchützen unter dem Capitain Bra- r, einem Onkel des Verfaſſers, um bis vor die hore von Suze zu ſtreifen, mit dem Befehl, davor ieder umzukehren, als flöhen ſie, ſobald ſie den eind erſcheinen ſähen.

Dieß wurde ſo gut ausgeführt, daß Sonas, er gegen ſie herausgefallen war, ihnen, weil er glaub- , ſie flöhen wirklich, bis an den Ort des Hinterhalts achſetzte, wo Lesdigueres ſo ſtark über ihn herfiel, daß ihn ſogleich gegen dreyhundert Mann und wohl unfzehn bis achtzehn Officiers niederhieb.

Indeſſen hatte viele von denen, welche Lesdi- uieres bey ſich hatte, eine Furcht befallen, als ſie je- e erſtern fliehen ſahen, wovon ihnen die wahre Be- chaffenheit unbekannt war; ſie ſelbſt hatten ſich daher benfalls davon zu machen angefangen, aber le Blanc, iner von ſeinen Gensdarmen hielt ſie auf, ſprach ih- nen Muth ein, und ſtellte ihnen die Gefahr vor, worinn ſie Lesdigueres lieſſen, wenn der Feind in ſtar- ker Anzahl käme. Dadurch brachte er ſie denn wieder zurück zu Lesdigueres, der ſeine That, die die Klugheit eines Capitains verrieth, lobte, und ſie dadurch be- lohnte, daß er ihn zu dem erhob, weſſen er ſich wür- dig zeigte. Wirklich machte er ihn auch vom Gemei- nen zum Officier.

Sonas hatte ſehr geſchwind links um gemacht, um den Reſt ſeiner Leute nach Suze in Sicherheit zu bringen, und Lesdigueres gieng nach Chaumont zurück. Am folgenden Tag ließ er einige Barrikaden angreifen, welche die Savoyarden zu Jaillon hatten. Funfhundert Büchſenſchützen lagen darhinter, und

der

der Gouverneur von Suze war in Person dab
Nach einem Gefecht von einer Stunde, das
Feinde sehr gut unterhielten, wurden sie mit Stu
erobert; der Gouverneur und gegen fünfhundert Ma
blieben tod auf dem Platz, der Rest wurde in
Flucht gejagt und kämpfend bis an die Thore v
Suze getrieben. Dieß war genug, um Sonas sei
Eitelkeit auf die Einnahme des Forts Montbono
zu benehmen.

Da wir einmal in dieser Gegend sind, woll
wir dem Leser auch noch von den letzten Punkte R
chenschaft geben, da ihr die Ueberschrifft dieses Ka
tels erwarten läßt. Dieß ist la Cazettes Tod, me
würdig sowohl wegen seiner Person als wegen
Veranlassung.

Nachdem er zu Anfang der Unruhen für die
tholische Partey die Waffen ergriffen, und sich den
die das höchste Ansehn in der Provinz besaßen, wi
tig gemacht hatte, bewog ihn sein Eifer, oder
gentlicher zu sagen, seine Verblendung, sich an
Ligue anzuschließen, und in und außer dem Sta
große und gefährliche Intriken anzulegen, besond
in der Nachbarschaft mit dem Herzog von Savoy
Da dieß alles wohl bekannt war, und nicht läng
geduldet werden konnte, so hatten die königlich Gesi
ten in der Provinz beschlossen, anfangs sich sei
Person zu versichern; da ihnen aber dieß zu schw
schien, bey dem Ansehen in dem er in seinem Lan
stand, daß er den Augenblick zu einem allgemeinen A
stand bringen konnte, so beschloß man, sich eines kü
zern Mittels zu bedienen.

In dieſer Abſicht nun wurde der Capitain du Pont mit zwanzig Soldaten abgeſchickt, welche die ganze Nacht durch, auf abgelegenen Wegen gegen Prazela hin, marſchirten, einige Stunden vor Tag bey ſeinem Hauſe ankamen, und ſich davor in zween Haufen theilten, wovon einer eine Petarde ans Thor ſchraubte, der andre von hinten einſteigt.

Als dieſe leztern vor ſein Zimmer kamen, was nicht ohne Geräuſch geſchehen konnte, da ihn noch überdieß der Knall von der Petarde aufgeweckt hatte, ſprang er aus dem Bette, ergriff eine Hellebarde, und lief nach der Thüre um ſie zu vertheidigen; die draußen ſtieſſen ſie ein; er wehrte ſich muthig, retirirt ſich dann in ein andres Zimmer, wohin er ebenfalls verfolgt niedergeſtochen, und tod liegen gelaſſen wurde.

So nahm la Cazette ein Ende, ein Mann, der von ſeiner Tapferkeit ein ſchönes Glück erwarten und machen konnte, hätten nicht Ehrſucht und Religions-Eifer ihn verleitet, die Schranken ſeiner Pflicht zu überſchreiten.

Eilftes Kapitel.

Belagerung von Grenoble.

Da die Hauptabsicht Lesdigueres bey der Einnahme des Forts Cornillon, war, die Stadt Grenoble von dieser Seite unterwürfig zu machen, so konnte er darauf rechnen, seinen Zweck beynahe erreichen und eins der Thore zur Stadt erobert zu haben: und da die Nachbarschaft eines mächtigen Feindes allezeit gefährlich ist, so durfte sie besonders von diesem nichts anders erwarten, als was wir ihr bald widerfahren sehen werden.

Der Kerkermeister Simon im Palais, den man für einen Mitschuldigen an der Entweichung des Capitain Falcoz hielt, eines Mannes von Werth und Wichtigkeit, den man seit sechs Tagen gefangen gesetzt hatte, weil man von Verständnissen benachrichtigt war, die er mit einigen der Inwohner für Lesdigueres anspann, dieser Simon also hatte die Tortur überstanden, ohne etwas bekannt zu haben, worüber man ihn hätte verurtheilen können. Kaum war er aber wieder auf freyem Fuß, so gieng er aus Rache, und um seinen Gläubigern zu entgehen, die ihm sehr zusetzten, darauf aus, den Verdacht den man gegen ihn hatte zu realisiren, und Lesdigueres Mittel zu verschaffen, sich von Grenoble Meister zu machen.

Zu dem Ende ging er erst Nachts von dem Hause seines Gevatters Jolicoeur aus, der zugleich sein Vertrauter in dieser Sache war und in der Straße St. Laurens wohnte, wo die Hinterwand aller Häuser zugleich die Stadtmauer machen. Als er nach Chapparillan, dem letzten Ort der Provinz gegen Suze gekommen war, und mit Bruno einem Capitain

von

von der guten Partey, davon gesprochen hatte, sorgte dieser dafür, daß er sicher zu Lesdiguieres gebracht wurde. Nachdem ihn dieser angehört hatte, schickte er ihn an den Capitain Bar im Fort Cornillon zurück mit einem Billet folgenden Inhalts:

„Ueberbringer hat mir von einem Pferd gesagt, „das er gut für mich glaubt, und das ich um „guten Preis kaufen könnte: sehen Sie also nach „was daran ist, und lassen Sie mich so bald als „möglich Ihre Meynung davon wissen."

Lesdiguieres.

Als Bar das Billet gelesen hatte, und das Pferd zu sehen verlangte, erklärte sich Simon deutlicher gegen ihn über sein Geheimniß, das darinn bestand, daß er Lesdiguieres hinten durch dieß Haus in Grenoble einlassen wollte. Bar schickte sogleich seinen Lieutenant Chabert und Fähnrich Grenatier mit dem Kerkermeister dahin; es war ihnen aber unmöglich, daran zu kommen, sowohl wegen der dißmal sehr starken Dunkelheit der Nacht als weil sie fürchteten zu viel Geräusch zu machen, da sie durch die Weinberge des Hügels von Chalemon hinabzusteigen hatten, an dessen Fuß die Straße St. Laurens liegt. Sie kamen daher den andern Tag wieder, nahmen aber Sicheln mit, um sich einen Weg zu hauen, und kamen so glücklich hinter dem Hause an, wo sie über drey Stunden sich aufhalten konnten.

Versichert daß die Sache unfehlbar gut ablaufen mußte, gab Bar Lesdiguieres Nachricht davon, der sich in die Nähe von Grenoble gezogen hatte, um es zu überfallen, was er um so leichter glaubte, da er wußte daß der Marquis von St. Sorlin die Cavalerie herausgezogen hatte, um mit einem zu Cremieu ge-

nommenen Trupp Vichy in Auvergne anzugreifen, so daß nur noch zwo Compagnieen Fußvolk darinn und Abbigny's leichte Reuter darinn lagen.

Um dem Leser, der die Lage dieser Stadt nicht genug kennt, umständlichere Nachricht davon zu geben, soll er wissen daß sie am Fuß eines Hügels liegt, und die Iser hindurch strömt; indessen macht doch das was am Hügel liegt, nur ungefehr ein Drittel davon aus, und besteht in zwo langen Straßen von denen die eine gegen Lyon geht, die andre gegen Savoyen; diese heißt St. Laurens, jene la Perriere; alle beyde hängen mit dem übrigen Theil der Stadt durch eine Brücke zusammen, auf der ein Thurm mit der gemeinschafftlichen Uhr steht.

Da also die Unternehmung beschlossen war, so berief Lesdigueres, um einen Vorwand zu haben, sich näher an Grenoble zu machen, die Landstände der Provinz nach Voyron zusammen, begab sich am angesetzten Tag dahin, und wurde von dem gemeinen Volk haufenweise als ein ausserordentlicher Mann angestaunt, der doch wirklich verdiente, daß man neugierig war, ihn zu sehen. Er hatte tausend bis zwölfhundert Mann nach Moyrenc kommen lassen, der Rest seiner Truppen stand nicht weit davon, und konnte auf den Nothfall bald dazu stoßen.

Nachdem die Versammlung aus einander gegangen war, gieng er nach dem Fort Cornillon, hörte von neuem Chabert und Grenatier; schickt seinen Hauptleuten Ordre, sich zu einer Expedition fertig zu halten, die er jedoch nicht näher bestimmt: und damit die von Grenoble keinen Wind davon bekommen möchte, läßt er gleich alle Päss dahin besetzen. Sobald es

Nacht

Nacht war, rükte er nach Buiſſeratte, eine Viertelmeile von der Stadt vor, läßt ſeine Reuterey abſitzen, und alle ſeine Leute nach dem Ort deſiliren, durch den eingeſtiegen werden ſollte.

Bar, der an der Spitze war, und hier nicht ſowohl den Kapitain als den Führer machte, ſtieg auf den Hügel, ohne in dem darauf befindlichen Rabots-Thurm gehört zu werden, worinn eine Beſatzung, aber itzt in tiefem Schlaf, lag. Auf dem Marſch befiel die Truppen ein panſcher Schrecken, bey dem Geraſſel einiger Steine, die von einer alten Mauer herabfielen; ſie riſſen unordentlich aus und wollten zurück ſogar, daß der Capitain Mevrargues, in der Meynung es wären die Feinde, unvorſichtiger Weiſe bereits zum Angriff blaſen ließ; was jedoch die in der Stadt glücklicherweiſe nicht gehört hatten. Lesdigueres brachte ſie wieder zum Stehen und in Ordnung, worauf ſie wieder vorrückten, und glücklich an dem beſtimmten Ort ankamen.

Hier ſtieg ein Theil auf ſechs Leitern ins Haus, und in die Laurensgaſſe hinab, wo ſie einige Soldaten niedermachten, die ſich von der Hauptwache entfernt hatten. Sie bemeiſterten ſich hierauf ohne Mühe des Thors, wo ſie keine Gegenwehr fanden, und hieben es mit einer Axt auf, um Lesdigueris einzulaſſen, der auſſen mit den Andern davor wartete.

Nun wurde Lärm in der Stadt, wo die Geſchwindeſten ſogleich nach dem Brükenthurm liefen. Lesdigueres kam zu gleicher Zeit dahin, um eine Petarde daran ſpielen zu laſſen, und da der, der ſie anmachen ſollten, durch einen Wurf mit einem Kieſelſtein verwundet wurde, der aus dem Münzhaus, nahe

bey der Brücke geworfen worden war: so wurde ein andrer dahin kommandirt, der sich sogleich auf die List besann, sich als einen aus Grenoble zu stellen, und so einen aus der Stadt zu sprechen verlangte. Da nun hierauf der Vicomte von Paquiers, tapfer und angesehen als irgend einer vom Adel im Lande herbeykam, gieng die Petarde los, schlägt ihn tod, und reißt beynahe das ganze Thor ein; jedoch ohne Nutzen, weil es mit einem eisernen Gitter gefüttert war.

Dieser Schlag hatte zu gleicher Zeit zwo große und verschiedene Wirkungen: die eine daß er Paquiers tödete, die andre daß er einen Soldaten vor der Stadt rettete, der auf den ersten Lärm auf das Thor geklettert war, von wo bis zur Wölbung nur noch ungefähr ein Fuß hoch Zwischenraum war, wo er nicht durch gekonnt hätte, itzt aber durch den Schlag hineingeworfen wurde, aber freylich wie man leicht denken kann, sehr zerschunden.

Sobald Lesdiguieres sich durch dieß Gitter aufgehalten sah, gab er sogleich Befehl sich mit einer Barrikade zu decken und da ihn die von der Hauptwache in der Straße la Perriere sehr belästigten, indem sie ihn mit einer kleinen Kanone in die Flanke nahmen: so brach er durch die Häuser, um sie anzugreifen. Sobald sie ihn aber kommen sahen, warfen sie sich in ein Fahrzeug und setzten über in die Stadt.

Unterdessen hatte Albigny auf seiner Seite die Brücke abbrechen und blos einige Breter zur Kommunikation mit dem Thurm legen lassen, und legte seine Büchsenschützen darein, welche auf die Barrikade schossen. Andre verschanzen sich am Ufer des Stroms gegen

gegen über von dem Thor der Perriere Straße, wo Lesdiguieres auf seiner Seite ebenfalls einige einlegt, denen Albigny einen schlimmen Streich spielte.

Er ließ nämlich in der Nacht zwo große Kanonen in dieser Trenchee auffahren, und eine zwar leere aber doch eben so, als wenn sie gut besetzt wäre, bedeckte Fregatte ausrüsten, um sie an hellem Tage den Strom hinabgehen zu lassen und dadurch die Feinde hervor zu locken, dieß gelang ihm ganz nach Wunsch. Denn als diese betrügerische Maschine sich gegen über von ihnen befand, kamen sie hervor, um sie anzufallen; und nun ließ er mit den beyden Kanonen unter sie feuern, wodurch die meisten getödet und verwundet wurden.

Als an folgendem Tag Lesdiguieres durch einen Trompeter einen Arzt und Wundarzt verlangte, um Blaccons, der eine Schußwunde bekommen hatte zu kuriren und Albigny sie mit vieler Höflichkeit, woran es ihm so wenig als an Muth fehlte, bewilligt und man deßwegen auf einige Stunden Waffenstillstand gemacht hatte, damit sie sicher herüber und wieder zurück kommen könnten, so hatte Domengin Capitain von der Stadt, der sie zu führen hatte, den Einfall, sie in ein sehr großes Fahrzeug zu setzen, worin er zum Rückweg eine Menge von Bürgern aufnahm, die sich in verschiedene Winkel verkrochen hatten, und die er nun unter Begünstigung des Stillstandes in Sicherheit brachte.

Unterdessen hatte Lesdiguieres sein Geschüz vom Gebürge bringen lassen, und zwar durch Frohnbauern, die es von einem Kirchspiel zum andern transportierten, und das um so geschwinder, da jeder die Kosten des

Aufenthalts vermeiden wollte. Zwey Stücke pflanzte er auf den Hügel von Chalemon, um den Brückenthurm zu beschiessen; die übrigen auf den Grund, gegenüber von der Franziskanerkirche, wo gegenwärtig das Arsenal ist.

Die Belagerten ihrer Seits wanden eine Feldschlange auf den Glockenthurm der St. Andreaskirche, um die Batterie auf dem Hügel zu beunruhigen; allein Lesdiguieres ließ ihnen sagen, wenn sie sie nicht wegschafften, würde er den Glockenthurm und ihre schönsten Gebäude zusammenschießen. Dies nöthigte sie denn, die Feldschlange wieder herab zu lassen und sich des vornehmsten Mittels zu berauben, das sie hatten, ihm Schaden zuzufügen.

Zwölftes Kapitel.

Bezwingung von Grenoble. Merkwürdige Züge von Lesdiguieres Edelmuth.

Diese Belagerung hatte bereits über drey Wochen gedauert, und der Brükenthurm war beynahe ganz zusammengeschossen, als endlich die Bürger, der Kriegsunruhen müde, und in verschiedene Parteien getheilt, wovon einige heimlich auf des Königs Seite waren, und Lesdiguieres nicht übel zu statten kamen, zu kapituliren beschlossen, nachdem sie darüber zu Rath gegangen waren, und nach langem Streit ward man endlich einig, zwo obrigkeitliche Personen abzuschicken, um mit ihm zu unterhandeln. Da er sie nun ohnehin schon von Furcht eingenommen sah, und ihnen noch mehr einjagen wollte, ließ er seine Truppen vor ihnen aufmarschiren, und bediente sich dabey der List, daß ein

Corps

Corps mehrmal vorüberzog, was er durch die Veränderung der Officiers und Umwendung der Reutröcke unmerklich machte: So daß diese beyden, die sich ohnehin auf dergleichen Dinge schlecht verstanden, sich leicht in Ansehung der Anzahl täuschten.

Nachdem sie nun wieder nach der Stadt zurück waren, um den Vergleich abzuschließen, und die ganz honorable Bedingungen für die Bürger von beyden Theilen unterzeichnet waren, zog Albigny ab, unter Bedeckung der berittenen Büchsenschützen-Compagnie Gouvernets, was beyde sich zur Ehre schätzten, und Lesdiguieres hielt zu gleicher Zeit seinen Einzug, wobey er so gute Anstalten machte, um jeden vor Bedrückung zu schützen, und mit so großer Gelindigkeit das Ansehn des Königs daselbst einführte, daß man dadurch eben so sehr Hochachtung und Liebe für ihn faßte, als man zuvor Furcht vor ihm gehabt hatte.

Als die Truppen, welche der Marquis von St. Sorlin nach Auvergne geführt hatte, diese Belagerung erfuhren, so eilten sie zum Ersatz herbey, verstärkt zu Lyon durch die seines Bruders, des Hn. von Nemours und zu Chambery durch die von Savoyen unter Sonas, der Bembin an ihre Spitze gestellt hatte, weil dieser besser als kein andrer die Pässe und das Land kannte. Als sie aber die Uebergabe der Stadt vernahmen, kehrte er wieder um, und jeder ging dahin zurück, wo er hergekommen war.

Unterdessen waren die zu Grenoble ganz entzückt über die Mäßigung mit der Lesdiguieres sie behandelte, indem sie nicht die mindeste Belästigung von seinen Truppen erfuhren, und mit ihnen lebten, als wenn sie, nie Feinde gewesen wären. Montbrun, der bey ihm

war, gieng zwar, hingerissen von dem natürlichen und gerechten Gefühl von dem Tode seines hier enthaupteten Vaters, mit Rachegedanken um; allein die Heiligkeit des gegebenen Worts und die Achtung für Lesdiguieres besiegte seine Empfindlichkeit.

Nachdem sich also Lesdiguieres das allgemeine Wohlwollen bis zu dem Grad erworben hatte, daß es dem Volk wirklich leid war, daß es sich so lange geweigert hatte, ihn anzuerkennen: so brachte er die ersten Tage mit Komplimente annehmen und geben zu; ähnlicher einem Mann, der auf einen Besuch zu seinen Freunden kömmt, als einem Feldherrn, der als Sieger in eine Stadt einzieht. Der König hatte ihm zuvor durch Konfiskation die Stellen derer vom Parlement, welche der Ligue anhiengen, verliehen, denn die von der guten Partei hatten sich weg nach Romans begeben: sobald sie ihm aber, in Corpore oder privatim aufwarteten, gab er ihnen allen solche wieder zurück, zum ersten Unterpfand der Freundschaft die er mit ihnen halten wollte, und die er ihnen nachher jederzeit bewiesen hat.

Von allen aber, deren ganz besondere Zuneigung er sich erwarb, muß ich Expilly auszeichnen, den nachherigen Parlementspräsidenten, dem ich keine bessere Empfehlung machen zu können glaube, als daß ich die besondre Achtung anführe, die Lesdiguieres jederzeit für ihn hegte; indem er sich seines Raths und seiner Dienste bey den wichtigsten Gelegenheiten bediente. Der Stadtrichter Basset, ein Mann von ganz besondrer Rechtschaffenheit und tiefen Kenntnissen, der ihm von diesen Seiten bekannt war, wurde gleich zu seinem Rath und Führung seiner Angelegenheiten berufen, unerachtet er Katholik war.

Allein

Allein sein Todfeind, der Erzbischoff von Ambrun, dessen wir schon verschiedenemal gedacht haben, und der sich damals in Grenoble befand, wohin er als in eine Freystadt geflüchtet war, die jederzeit ganz sicher seyn mußte, erstaunte nicht wenig als er sich, auf Einmal in Lesdiguieres Gewalt sah. Wir haben anderswo die Ursachen des Hasses erwähnt, den er gegen ihn hegte, wovon die hauptsächlichsten darin bestanden, daß er von ihm durch die Einnahme von Ambrun aller seiner Güter beraubt und sogar von seinem eignen Hause verbannt worden war. Er besuchte ihn jedoch hier, und wurde von ihm ganz gegen seine Erwartung sehr gut und höflich aufgenommen.

Als Lesdiguieres seinen Gegenbesuch machte, so sagte er, nach den bey dergleichen Gelegenheiten gewöhnlichen Komplimenten, zu ihm: Unerachtet er hinlänglich seine üble Gesinnungen gegen ihn und die verschiedenen Unannehmlichkeiten kenne, die er ihm zu erregen gesucht habe, und unerachtet er die Hofnung aufgegeben habe, je so glücklich zu seyn, sich seine Freundschaft zu erwerben: so bäte er ihn dennoch darum, und beschwöre ihn, das Vergangene zu vergessen, und setzte dieß Gespräch durch so viele Höflichkeiten und in so herzlichen Ausdrücken fort, daß dieser edelmüthige Prälat endlich besiegt und entzückt durch eine so große Freymüthigkeit, als Lesdiguieres weg war, und er der Sache noch einmal bey sich nachdachte, sich nicht enthalten konnte mit freudevollem Herzen und thränenden Augen auszurufen: Gott! wie konnt' ich je diesen Mann hassen! —

Wirklich wurden auch die Freundschaftsversicherungen, die er von ihm erhalten hatte, bald darauf in Erfüllung gebracht. Denn ausserdem, daß er ihn

wieder in den Genuß aller seiner Güter einsetzte, da er doch, wie wir oft gesagt haben, eine der eifrigsten Stützen der Ligue gewesen war. diente er ihm auch noch auf eine andre Art. Er wußte nämlich, daß er schon lange eine Reise nach Rom zu machen wünschte, daß ihn aber der Mangel davon abhielt, worein er durch die vergangenen Unordnungen gerathen war: Lesdiguieres erbot sich daher, ihm Geld zu leihen, und that dabey als wüßte er nicht, wie sehr er dessen benöthigt wäre, und beschwor ihn, welches anzunehmen, blos um ihm das Vergnügen zu machen, daß er ihm worinn hätte dienen können. Ueberdieß sorgte er ganz besonders dafür, ihm einen ruhigen Genuß seiner Einkünfte zu bewirken; indem er ihm ausgezeichnete Dienste beym König leistete, sogar daß er Se. Majestät vermochte, einen Kardinalshut für ihn zu verlangen, was auch geschah, jedoch ohne Erfolg, indem der Erzbischof bald darauf starb. Kurz er machte sich ihn bey allen möglichen Gelegenheiten so sehr verbindlich, daß dieser geistliche Herr von nun an auf Lesdiguieres eine Zuneigung warf, wie er sie noch nie so stark gegen jemand gehegt hatte. Doch nun zu einer andern edelmüthigen Handlung unsers Helden, die dieser nichts nachgiebt.

Ricou, ein katholischer Edelmann, wie viele andre ganz blind für seine Partei eingenommen, glaubte ihr keinen nützlichern Dienst erzeigen zu können, als wenn er Mittel suchte, Lesdiguieres aus der Welt zu schaffen, und hatte sich über sein Vorhaben gegen einige der Vornehmsten in der Provinz eröffnet; welche aus einer, Personen ihres Standes unwürdigen Schwachheit es nicht nur billigten, sondern ihn sogar noch mehr dazu aufforderten. Als er nun zu dem Ende Pelisson, einen seiner Freunde unter der Gegenpartei zur Ausfüh-

führung zu bestechen gesucht hatte, hatte dieser es ihm versprochen, zugleich aber die Sache Lesdiguieres entdeckt, welcher, gewohnt jeden Vorfall dazu zu benutzen, um sich einen Vortheil über seine Feinde zu verschaffen, ihm befahl, Ricou Gehör zu geben, und darauf den Plan zu der Unternehmung baute, die wir sehen werden.

Nach einigen Zögerungen welche Pelisson machte, indem er noch immer keine rechte Gelegenheit zu dem Streich hatte ersehen können, stellte er sich endlich von Lesdiguieres selbst dazu abgerichtet, als wollte er sich mündlich mit einem der angesehensten der katholischen Partei besprechen, um so desto sichrer zu seyn, daß man ihn nachher nicht in Ansehung dessen, was man jezt von ihm verlange, im Stiche lasse. Dieß wurde ihm zugestanden, und der Ort zur Zusammenkunft vor einem Thore von Grenoble gegen Clays bestimmt, wo beyde Theile sich in der Nacht einfinden sollten.

Lesdiguieres hatte damals in dieser Gegend das Fort Bozencieu, dessen wir oben gedacht haben. Seine Absicht hiebey nun war, bey dem Ort der Zusammenkunft einen Hinterhalt zu machen, um den, der mit Pelisson sprechen würde, aufzuheben; der wahrscheinlich niemand anders als ein angesehener Mann seyn konnte. Als die bestimmte Nacht gekommen war, begab er sich heimlich und wohl begleitet an den Ort Die Sache gieng aber von der andern Seite nicht so, wie er erwartet hatte; denn einer von denen welche Pelisson sehen wollte, hatte wahrscheinlich der Sache so ziemlich auf den Grund gesehen, und schickte daher, statt selbst zu kommen, Ricou dahin, und liess sagen, ein unversehener Zufall hindre ihn, sich einzufinden; und

während diese beyden so mit einander sprachen, entdeckte ein Corporal von der Ronde den Hinterhalt.

Da also die Sachen hierbey geblieben waren, und Ricou sich zu der Zeit da Lesdiguieres Grenoble einbekam, darinn war, so fürchtete dieser ausserordentlich, er möchte es ihn jetzt sehr büssen lassen. Er kannte sie aber noch nicht, diese Heldenseele, zu voll von Edelmuth, um noch Gefühlen der Rache Raum zu geben. Da man ihm den Rath gegeben hatte, einzig in seiner Güte seine Rettung zu suchen, so bat er zu dem Ende Mures um seine Verwendung, bey dem er als Page aufgewachsen war; und da Mures für ihn bat, verzieh ihn Lesdiguieres nicht nur, sondern da er sah, daß er seit der Einnahme der Stadt, wo er vorher eine Stelle gehabt hatte, von der er leben konnte, in sehr übeln Umständen war, gab er ihn sogleich das Traktament eines Reformirten Capitains.

Ich überlasse es dem Leser, über diese Handlung so wie über die andern alle, sein Urtheil zu fällen, bin aber Ricou das Zeugniß schuldig, daß er diesen Anschlag weniger aus eignem als fremdem Antrieb gemacht hatte: indem er sonst schon große Beweise einer wirklich rechtschaffnen edelmüthigen Denkungsart an den Tag gelegt hatte.

Unterdessen hatte Lesdiguieres seinem Sekretair Florent St. Julien an den König abgeschickt, sowohl um ihn die Nachricht von der Eroberung der Stadt Grenoble zu überbringen, als um ihn daran zu erinnern, daß er ihm schon seit einem Jahre das Gouvernement davon verliehen hatte. Wirklich, als er ihn damals durch den Baron von Luz, einen Adelichen aus

der

der Provinz, hatte darum bitten lassen, hatte der alte Marschall von Biron, der sich just bey dem König befand, in seinem schönsten Gascogniſch gesagt: „Fikerment, Sire, geben Sie ihn das Gouvernement von Lyon und das von Paris dazu, wenn er sie kriegen kann!“ Auch hatte der König keine Schwierigkeit gemacht, es ihm zu bewilligen.

Jezt war er zu St. Denis und hielt Staatsrath als St. Julien ihm die Briefschaften von Lesdiguieres überbrachte. Nach deren Durchlesung, und als die Bitte zum Vortrag kam, wies der Finanzoberaufseher von O — den Sekretär sehr unfreundlich ab, denn er war ärgerlich darüber, daß Lesdiguieres, da er doch kein Katholike war, sich erkühnte, ein so ansehnliches Gouvernement zu verlangen, das einem Mann von seiner Religion nicht anvertraut werden konnte. Allein der Marschall von Biron begegnete St. Julien sehr artig, und sprach mit ihm von den Verbindlichkeiten, welche der König und der Staat seinem Herrn hätten, und den großen Belohnungen, die er dafür erwarten dürfte, und führte dann die Gründe an, warum sein Gesuch dießmal nicht wohl statt finden könnte.

St. Julien antwortete blos mit einer tiefen Verbeugung, und begab sich dann ganz kurz abgebrochen weg. Allein just während die Anwesenden den König nachdenkend und düster über diese Sache erblikten, pochte St. Julien wieder an, und nachdem er hereingerufen worden war, sagte er: „Meine „Herrn, Ihre ganz unerwartete Antwort hat mich ein „Wort vergessen lassen, das ich noch zu sagen hatte. „Da sie nämlich nicht für gut finden, meinem Herrn „das Gouvernement von Grenoble zu geben, so möch„ten Sie auf Mittel bedacht seyn, es ihm zu n e h„m e n.“ Damit trat er wieder ab.

Der

Der Marſchall der aus dem Geſicht des Königs, dem dieſe Verweigerung mißfallen hatte, wohl geſchloſſen hatte, daß es ihm nicht unlieb war, durch St. Juliens Dreuſtigkeit gewiſſermaßen zur Bewilligung der Bitte LesDiguieres gezwungen zu werden, da er ohnehin mehr um die Erfüllung eines Verſprechens als um eine neue Gnade angegangen wurde, beſchloß auf der Stelle die Ausfertigung des Dekrets, das er dann St. Julien einhändigen ließ.

Anmerkungen
des
siebenten Bandes.

1) Noch ein komisches Beyspiel, wie es die Städter in jenen unruhigen Zeiten in diesem Punkt zu halten pflegten, werden hier nicht am unrechten Ort stehen.

Die Bürger von Villefranche in Perigord hatten sich unter einander beredet, den benachbarten kleinen Ort Montpacier zu überrumpeln. Die Ausführung des Anschlags geschah just in einer Nacht, wo die von Montpacier, ohne etwas von jenen zu wissen, darauf ausgezogen waren, Villefranche zu überrumpeln. Der launische Zufall wollte, daß beyde Haufen verschiedene Straßen zogen, sich also nicht begegneten. Da nun in beyden Städten die Mannschaft ausgezogen war, also die Mauern wehrlos blieben: so gieng auf beyden Seiten alles ganz nach Wunsch von statten. Die Herrn von Villefranche thaten sich in Montpacier gütlich, während die Herrn von Montpacier sich auf ihre Kosten in Villefranche lustig machten. Man plünderte nach Herzenslust zusammen, soviel man schleppen konnte, bis endlich als man die Sachen mit Tagesanbruch beym Lichte besah, beyde Städte ihren Irrthum gewahr wurden, worauf man sich denn dahin verglich, beyderseits alles in statu quo zu lassen, und mit langen Nasen nach Hause zu ziehn, wie man hergekommen war. — So wurde überhaupt der damalige Krieg geführet; meistens mit List und Ueberrumplungen von Städten, Flecken und Schlössern, wobey es jedoch oft auch sehr blutige Nasen setzte.

(2) Er entfloh heimlich vom Throne Polens, um nach Frankreich zurück zu kehren, das er gleich anfangs höchst ungern verlassen hatte. Man sehe davon Matthieu, T. 1. l. 7.

(3) Diesen Titel führte Franz von Bourbon, der Sohn des Herzogs von Montpensier, der von einem Ludwig von

Bour-

Bourbon, zweytem Sohn Johannes II. von Bourbon abſtammte. M. ſ. Brantome T. III. p. 301.

(4) Der König hatte noch ungleich ſtärkere Dinge dort zu hören. Denn bey ſeinem Abzug vor Livron ſpotteten Weiber und Kinder von den Mauern ſeiner, und ſtießen beſonders gegen die Königin Mutter die bitterſten und beleidigendſten Reden aus, was Heinrich ungeahndet laſſen mußte und gleich zu Anfang ſeiner Regierung ſeinem Anſehen einen harten Stoß gab, ſo daß dieſe ſchimpfliche Flucht vor Livron nach Avignon als der Zeitpunkt angeſehen werden kann, wo ſeine Schande und ſeine und des Reichs Unfälle anfiengen.

(5) Die Konferenzen zu Fler und Nerac waren zwiſchen der Königin Mutter und dem Herzog von Navarra. Da der König nichts ohne Vorwiſſen der ganzen Partei, deren Häupter er nach Montauban zuſammenberief, beſchließen wollte: ſo gewann Catharina einige von dieſen durch ihren gewöhnlichen Kunſtgriff, die Reize der ſchönen Hoffräuleins die ſie bey ſich führte. Allein ihre Tochter, Königinn Margaretha von Navarra, erbittert über ihren Bruder den König, wußte ihre Abſichten zu vereiteln, indem ſie den Rathgeber ihrer Mutter, den berühmten Pibrac in ſich verliebt machte. Die Weisheit dieſes großen Mannes ſcheiterte an dieſer reizenden Klippe, und er erklärte eigenmächtig mehrere Artikel zum Vortheil der Reformirten, und verſchaffte ihnen manche Vortheile, ſelbſt auch einige Sicherheitsplätze.

(6) Ein Katholiſcher von Adel, der es damals mit den Proteſtanten hielt, und nachher einer der beſten Cavallerieofficiers im Reich wurde.

(7) Eigentlich berittene Büchſenſchützen, eine Art von Dragoner, die nach den Umſtänden entweder zu Pferd fochten, oder abſaßen, und zu Fuß dienten. Sie führten erſt Bogen, daher ihr Nahmen (von Arc) als aber die Büchſen aufkamen, erhielten ſie Büchſen dafür, und wurden nun arquebuſiers à cheval, berittene Büchſenſchützen genannt, mit welcher Benennung die alte noch eine zeitlang konkurrirte. Unſer Verfaſſer bedient ſich jedoch meiſtens der neuern.

(8) Ein Katholik, der aber wegen einer Verdrüßlichkeit mit dem Lieutenant de Roi zu den Proteſtanten übergegangen war.

(9) Ein

(9) Ein Piemonteſer, nachher Graf von Saint Front, damals Lesdiguieres Ingenieur.

(10) Ein Weidenkorb, worin einer oder zween Menſchen der Länge nach liegen können, an einem Thau zwo bis drey Piken hoch hängend, welchen die welche darinn ſitzen, nach Gefallen von einem Ufer zum andern lenken können.

(11) Aubigné ſagt hier, ohne daß ich wußte, mit welchem Grund: unter den Figuren, welche der Herzog unter die ſeinige als Trophee ſtechen ließ, ſey Lesdiguieres am beſten getroffen geweſen.

(12) Heinrich IV. ſagte, in dem Augenblick, wo er dieſe unwürdige Schwachheit des Königs erfahren habe, ſey ſein Knebelbart auf einmal an der Seite, die er auf die Hand geſtützt hatte, weiß worden. Selbſt der Papſt ſchien es ungern zu ſehen, daß man ſo weit gegen das königliche Anſehn um ſich grif, daß er zur Vorſorge in einer Bulle mit der Drohung des Bannes gegen alle die etwas dagegen unternehmen würden, verwahren zu müſſen glaubte.

(13) Dieſer war nebſt Franz von Oraiſon, Vicomte von Cadenet das Haupt einer beſondern Partei in Provence, welche aus Hugenoten und Malcontenten beſtand. Epernon, der die Hugenoten nicht weniger als die Ligue vertilgt wünſchte, erhielt durch dieſe Niederlage de Vins ein erwünſchtes Uebergewicht über beyde Parteien.

(14) Die Günſtlinge des Königs hingegen, von denen la Valette einer war, hatten den König ſo ſehr angelegen, ihnen auch ein Kommando zu übertragen, weil ſie eiferſüchtig waren, die ganze Waffengewalt des Reichs in den Händen ihrer Feinde der Guiſen zu ſehen. Der König erfüllte ihre Bitte um ſo lieber, weil er ihnen empor helfen wollte, wozu das Kommando einer Armee, bey dem ſie ſich durch ihre Freygebigkeit die Neigung der Krieger am beſten erwerben konnten, das ſicherſte Mittel ſchien.

(15) Einer von Adel aus dem Gefolge des Königs von Navarra, der ihn aber jetzt an Lesdiguieres abgeſchickt hatte.

(16) Wir haben überhaupt jetzt wieder drey Hauptparteien im Reich. Die Ligue die immer weiter um ſich grif, und das königliche Anſehen endlich ganz zu vernichten drohte. Die Hugenoten mit den Misvergnügten, und zwiſchen beyden hin und her ſchwankend der König mit ſeinen Günſtlingen, welche ſich den Eingriffen der erſtern widerſetzen und

doch zugleich die andern nicht dulden wollten. Sie giengen daher obschon öffentlich mit der Ligue gemeinschaftlich agirend, dennoch den Protestanten nie mit vollem Ernst zu Leibe, um beyde sich unter einander aufreiben zu lassen.

(17) Eine Anekdote von diesem Des Adrets, die mir hier beyfällt, mag zur Probe dienen, wie er die Hugenoten groß machte.

Er war, so lang er noch Hugenot war, einer der blutgierigsten Verfolger der Katholiken, die er mit unerhörter Grausamkeit mishandelte, wenn sie ihm in die Hände fielen. In den ersten Religionskriegen, noch vor der Bartholomäusnacht hatte er eine gewisse katholische Stadt eingenommen, und machte nach der Tafel den Spaß, die ganze gefangene Besatzung, die er alle zu dieser Todesart verurtheilt hatte, von der Plateforme eines sehr hohen Thurms herabspringen zu sehen. Einer davon hatte zweymal angesetzt, aber jedesmal am Rand des Absturzes wieder inne gehalten. Zweymal ist zuviel! rief ihm der Baron zu. Ich geb' Ihnen zehnmal dazu! antwortete der Soldat unerschrocken. Betroffen über die Geistesgegenwart eines Menschen, der in einer so kritischen Lage noch scherzen konnte, begnadigte ihn Des Adrets, und man merkt an, daß dieß das erstemal war, daß er Gefühlen der Menschlichkeit Raum gab.

(18) Dieser hatte einen tödlichen Haß auf einen gewissen von Adel, Nahmens Altoviti geworfen. Als er ihn nun eines Tages im Fenster eines Gasthofs zu Aix erblikte, rennte er geradezu in das Zimmer hinauf, und stieß ihm den Degen durch den Leib. Da sich Altoviti tödlich verwundet fühlte, setzte er den Respekt beyseite, und erstach auch den Gouverneur noch sogleich.

(19) der Ort heißt so, von einer Oefnung in einem Felsen, durch die man nothwendig passieren muß.

(20) Aubigné sagt hier, und nicht ohne Grund, la Valette, der um das Geheimniß des Königs wußte, habe zu dieser Niederlage so wenig als möglich beygetragen, und sey höchst ungern daran gegangen; allein Alphons der sich nicht auf die Hofmaskeraden verstund, sey um so dreuster drauf loß gegangen, weil er glaubte, seinen Fürsten einen großen Dienst dadurch zu thun.

(21) Armand, nachher Parlementsrath zu Grenoble.

(22) St. Julin, ein braver Cavalier, und von großem Ansehen unter seiner Partei. Er war damals in Provence.

(23) Un-

(23) Unter Epinays und Bombins Kommando. Jener war Lieutenant, dieser (der ehmalige Cadet von Paquiers) Fähnrich St. Julins.

(24) Was man hievon zu halten hat, habe ich in einer Anmerkung oben gegen das Ende des zweyten Buchs kurz bemerkt. Wäre es la Valette und dem Herzog von Epernon ernstlich darum zu thun gewesen die Protestanten, so lange die Ligue bestand, zu vernichten, so hätten sie mehr als eine gute Gelegenheit dazu gehabt, und Lesdiguieres wäre viel zu schwach gewesen um gegen sie auszuhalten. Wir werden aber bald sehen, daß la Valette die Maske nothgedrungen abnimmt, und sich öffentlich mit Lesdiguieres verbindet.

(25) Dieß Reuniens Edikt war eine Folge der Furcht, welche der König hatte, die Liguisten möchten, wenn er sie zu weit triebe, sich dem König von Spanien in die Arme werfen, und die sogenannte unüberwindliche Flotte Philipps II. die ausgelaufen war, um England zu erobern, in Frankreich landen lassen. Um nun dieß zu verhüten, bewilligte er ihnen was sie nur verlangten.

(26) Die sogenannten Barrikaden zu Paris, am 13. u. 14. Mai. Die Gemüther waren damals in der höchsten Spannung; der König der alles von der Anhänglichkeit des Volks an den Herzog von Guise befürchten mußte (so wie dieser seiner Seits wohl wußte, daß jener darauf umgieng, ihn aus dem Wege zu räumen) hatte sechstausend Mann größtentheils Schweizer, Abends in Paris einrücken lassen, was auch die Gutgesinnten erbitterte, da er dadurch die Stadt der Gefahr aussetzte, bey einem Aufstand von Fremden ausgeplündert zu werden. Das Volk empörte sich, entwaffnete die Schweizer, verrammelte die Straßen, schlug die königl Leibwache, und machte Barrikaden bis auf funfzig Schritte vor dem Louvre. Unterdessen hielt der König, der sehr in der Klemme war, und fürchtete, in dem Louvre eingesperrt, und nachher, was man sich schon hier und da hatte verlauten lassen, in ein Kloster geschickt zu werden, dem Herzog durch Unterhandlungen hin, und machte sich die Unentschlossenheit desselben zu Nutz, entkam hinten durch die Thuillerien, nach dem Feuillantinerkloster; von da nach Trapes und am folgenden Tag nach Chartres.

(27) Der König, erbittert darüber, diesen Herzog von Guise immer in seinem Wege immer als Gegner des königlichen Ansehens zu finden, die Barrikaden noch in frischem Andenken,

und von der Furcht umher getrieben, daß ihm Guiſe, wenn er länger zögerte, zuvorkommen möchte, hatte die Gefangennehmung deſſelben beſchloſſen, dieſe aber, weil die Bewachung eines ſolchen Gefangenen immer eine mißliche Sache iſt, dahin abgeändert, daß er ihn ganz aus dem Wege räumen wollte. Ein Theil derer, die er darüber zu Rath zog, waren ſehr dagegen, und für eine rechtliche Einziehung; der gewaltſame Entſchluß aber behielt die Oberhand, und Guiſe, obſchon häufig gewarnt, gieng doch in die Falle. Er logirte zu Blois, im Schloß des Königs, war alſo ganz in der Gewalt des Königs, der vor ſeinem Zimmer verſchiedene Cabinetchen hatte bauen laſſen, worein er in der Nacht ſelbſt ſeine Fünfundvierziger führte und verbarg. Dann ließ er Morgens den Herzog aus einer groſſen Verſammlung zu ſich auf ſein Zimmer berufen, und als er hingieng, fielen neun von den Fünfundvierzigern aus den Kabinetchen über ihn her, ergriffen ihn und verſetzten ihm zwölf bis funfzehn Dolchſtiche. Er ſchüttelte einige ab, und ſchleppte die andern mit fürchterlicher Anſtrengung noch einige Schritte gegen das Zimmer des Königs, bis er endlich von einem Degenſtich in die Seite niederſtürzte, wobey er noch ausrief: ha der Verräther! Sein Bruder der Kardinal wurde im Gefängniß erdroſſelt. Das empörte Volk verehrte beyde als Märtyrer des Glaubens und Heilige.

(28) Er wurde von einem Jacobiten Mönch, Jakob Clement aus Sorbonne in Burgund, erſtochen, und ſtarb in der Nacht vom 2ten Auguſt in ſeinem acht und dreiſſigſten Jahre.

(29) Eine gewöhnliche Sache in den damaligen Kriegen, wo oft der Fall vorkömmt, daß ein Zweykampf zwiſchen 4. 6. 8. 10. und mehrere von zwey Heeren angeboten und angenommen wurde, dem die Heere ſelbſt ruhig zuſahen. Oben haben wir das häufigere Beyſpiel des Zweykampfs zwiſchen la Barre und Alphons gehabt, das ganz den Geiſt der alten Ritterzeit athmet, der damals von den Zeiten des romantiſch geſtimmten Franz I. her noch beſonders ſtark unter der franzöſiſchen Nation wehte.

Ankündigung einiger Schriften für junge Personen beiderley Geschlechts.

---

1) **Das geöffnete Schreibepult, zum Unterricht und Vergnügen junger Personen, A. d. Engl. der Mistreß Barbault übersezt. Mit einigen Kupf. und eingedruckten Vignetten. Ein Weihnachtsgeschenk. 48 Jahr. Taschenformat.**

Wir haben seit 3 Jahren es uns zum Vergnügen gemacht, der leselustigen deutschen Jugend ein kleines Weihnachtsgeschenk in einem angenehmen Büchelchen, nach Anleitung der besten neuesten englischen Unterhaltungsschriften für die junge Welt, in die Hände zu geben. Die gute Aufnahme des Prinzen Libu, kleinen Jack und blinden Kindes, ermuntert uns, auch dieß izt laufende Jahr damit fortzufahren, und die Wahl des Mannes, der die vorigen in ein deutsches Gewand gekleidet und der der Welt bereits durch mehrere Schriften, sowohl dieser Art, als in andern Gattungen des Geißes und Geschmacks, auf eine ruhmvolle Art bekannt ist, berechtiget uns ein Gleiches vom gegenwärtigen Werkchen zu erwarten. Das Original ist von der Mistreß Barbault einer der geißvollen Schriftstellerinnen für die englische Jugend. Es enthält eine große Mannigfaltigkeit von angenehmen Aufsätzen zur Belehrung und Unterhaltung in kleinen moralischen Dramen, Fabeln, Gesprächen, Geschichten und Allegorien, die mit einer ungemeinen Leichtigkeit, Wahrheit und vielem Interesse vorgetragen sind. Der deutsche Verfasser liefert eine bloße Auswahl aus dem Original, indem dasselbe auch manche Aufsätze aus der Naturgeschichte enthält, welches Fach für die Jugend bey uns schon so oft und viel bearbeitet worden, daß sie größtentheils Wiederhelungen bekannter Sachen finden würde. Was die äußere Einrichtung betrift, so bleibt sie, wie bey dem blinden Kinde. 4 — 6 Kupfer. — Einen färbigen Band mit artigen Medaillons. — Ein Futteral und ein paar Blätter Pergament. Zur Mich. Messe soll es spätstens erscheinen.

Wir wollen noch einige der Stücke, die dieses Büchelchen enthalten wird, anführen: Der Dörfling. Ein kleines Schauspiel. — Die junge Maus. — Die Wespe und die Biene. Eine Fabel. —

Wun-

Wundergeſchichte eines Reiſenden. — Lebensart verſchiedener Thiere, oder die Seelenwanderung Jburs. — Die Gans und das Pferd. Eine Fabel. — Tagebuch eines Landpachters an ſeinen älteſten Sohn in einer Stadtſchule. — Der Phönix und die Taube. Eine Fabel. — Alfred. Ein Drama. — Das mißvergnügte Eichhörnchen. — Geſpräch über die verſchiedenen Stände im menſchlichen Leben. — Der Stieglitz und der Hänfling. — Die Maus, der Schooshund und der Affe. Eine Fabel. — Canuts Verweiß an ſeine Höflinge. — Lebensgeſchichte und Abentheuer einer Katze. — Der kleine Hund. Eine Fabel. — Die Maskue der Natur. — Beurtheile die Menſchen nie eher, als bis du ſie kennen lernſt. Ein Schauſpiel. — Die weibliche Wahl. Eine Erzählung. — Die zwey Räuber. — Die Ratte mit einer Schelle. Eine Fabel. — Das Gehen auf der Straſſe einer volkreichen Stadt. Ein Gleichniß. — Die Schwalbe und Schildkröte. — Liebe fürs Vaterland. — Der Knabe ohne Kopf (Genie). — Der Beſuch eines Gutsbeſitzers. Ein Drama. — Der kleine Philoſoph u. ſ. w. — —

2) **Burtons, J. Vorleſungen über weibliche Erziehung und Sitten.** 8.

Wir brauchen zur Empfehlung dieſes Buchs nur auf die Rezenſenten der engliſchen Tagebücher, insbeſondere aber auch auf die vortheilhafte Ankündigung eines ſachverſtändigen Mannes in der aethaiſchen gelehrten Zeitung den Leſern zu verweiſen. Ganz gewiß verdient es in jeder weiblichen Bibliothek eine der erſten Stellen, und daß es jede Mutter und Tochter zu ihrem moraliſchen Handbuche und zum Leitfaden bey ihrer Erziehung oder Bildung nach ihren gegenſeitigen Verhältniſſen mache; da kein einziger Gegenſtand der uns betrifft darinnen übergangen iſt, mit Rückſicht auf jeden Stand, auf jede Beſtimmung, die dem weiblichen Geſchlechte in dieſer Welt angewieſen iſt. Der Vortrag iſt zugleich äußerſt einfach und leicht, nicht wie es oft in dieſer Art von Büchern gewöhnlich iſt, mit leeren Declamationen angefüllt, wodurch es mehr moraliſchen Predigten, als einer natürlichen, auf Raiſonnement gegründeten Anweiſung zu den Pflichten des Lebens wird. Kurz, es verdiente den Titel: Weg zur Glückſeligkeit für das weibliche Geſchlecht. Auch dieß Buch wird zur M. M. fertig erſcheinen, und kann füglich auch als ein Geſchenk — das Männer ihren Frauen, Mütter ihren Töchtern beym Jahrswechſel machen — gebraucht werden.

3) Der

3) Der Rathgeber junger Leute beyderley Geschlechts, von J. Böckh. 2ten Bandes 2tes Stück. Mit einem Kupfer und einer Landcharte. 8. (14 gr.) Enthält:

Ueber die Aufklärung. Ein Gespräch eines Vaters mit seinem Sohne. — Warnung vor der Unvorsichtigkeit im Urtheilen. — Ueber öffentliche Lustbarkeiten. — Ueber Menschenkenntniß. — Guter Rath für junge Leute ꝛc. — Herkules auf dem Scheidewege. Eine Ueberſ. aus dem Griechiſchen. — Eine Familiengeſch. von Schubart. — Lehrreicher Briefwechsel zwiſchen einer Mutter und ihrer Tochter. Etwas zuvörderſt für die Leſerinnen des Rathgebers. — Verſuch eines Jünglings beym Andenken an ſeinen Lehrer. — Der Wanderer. — Ein paar Worte über die beygelegte Charte. — Beſchreibung eines, mit einer Univerſal-Sonnenuhr verſehenen, Aſtrolabs, nebſt einer dazu gehörigen kleinen geozokliſchen Maſchine. NB. Die Abbildung dieſes Aſtrolabs, ſo wie die Landcharte, waren wir unſern Leſern noch, nach dem im 2ten Stücke des erſten Bandes gethanen Verſprechen, zu liefern ſchuldig, wir entledigen uns hiermit unſerer Pflicht. — Nachtrag zur Jugendgeſchichte des Rathgebers.

Aus dem Inhalte iſt ſchon zu ſehen, daß dieſes Stück Intereſſe haben muß, und hat es auch in der That ſo viel, als die 3 erſten. Dieſe Erziehungsſchrift gaben wir anfangs auf Pränumeration heraus, da die Stücke aber, weder in Rückſicht der Zeit noch der Bogenzahl regulär erſchienen, ſo ward dieſe bald nicht weiter geachtet, und ganz aufgehoben. In der Folge geſchahen oftmals Anfragen an uns, ob man denn auf den Rathgeber nicht mehr pränumeriren könnte? Wir geſtehen, daß wir wenig oder gar nichts von Pränumerationen halten, weil, wenn ein Buch gut iſt, es doch ſeinen Käufer findet. Sollte inzwiſchen der Fall hier ſeyn, daß man in der That um einige Groſchen vom Thaler zu genießen, ein Buch kaufe, ohne dieſen Vortheil aber nicht, wenn gleich das Buch Verdienſte hat, ſo müſſen wir wohl nachgeben. 8 gr. war die Pränumeration auf jedes Stück, 4 Stücke oder 2 Bände ſind heraus, die nach dem Ladenpreiß 1 Rthl. 22 gr. koſten. Bis zur Oſter Meſſe 1795. mag alſo die ehemalige Pränumeration wieder eintreten. Wer bis dahin 1 Rthl 8 gr. Conv. Münze frey einſendet, oder durch ſeine nächſte Buchh. Beſtellung darauf macht, empfängt dafür die 2 Bände. Wie es mit der Fortſetzung gehalten werden ſoll, das wird dem Publikum in einer beſondern Anzeige bekannt gemacht werden. Einzelne Stücke behalten ihren Ladenpreis.

4) So-

4) Sophie von La Roche Briefe an Lina, als Mutter, oder 2ter Band. 8. Mit Kupf.

Lange, ſehr lange machte uns die würdige Verfaſſerin zu dieſem 2ten Bande Hoffnung. Immer ward ſie durch traurige Ereigniſſe dieſe zu erfüllen abgehalten. Sie verlohr ihren Gatten und ein paar Jahre darauf ihren Sohn. Der Schmerz über den jedesmaligen Verluſt ließ ihr lange nach demſelben noch immer nicht an die Ausarbeitung deſſelben denken. Endlich haben wir von ihrer Güte das Manuſcript bekommen, und nun ſoll das Publikum auch nicht lange mehr nach ihm vergeblich fragen. Zur M. Meſſe erſcheint auch dieſer Band. Wir machen die Leſerinnen der Frau von La Roche Schriften, in voraus darauf aufmerkſam.

5) Machen wir mit Vergnügen hierdurch jungen Damen einſtweilen ein Taſchenbuch, welches Ihnen für das Jahr 1795 beſtimmt iſt, und nachſtehenden Titel erhalten wird, bekannt:

Jahrbuch zur Belehrung für junge Damen für d. J. 1795. Herausg. von J. J. Ebert, Profeſſor in Wittenberg. In einem geſchmackvollen Einbande und mit Kupfern von Verhelſt, Karcher u. a. Künſtlern.

Der Herr Profeſſor, durch ſo viele nützliche Schriften längſt rühmlich bekannt, und vorzüglich bey den Damen durch ſeine ſo lehrreich geſchriebene Schrift: Nebenſtunden eines Vaters dem Unterrichte ſeiner Tochter gewidmet ꝛc. wird denſelben auch hierdurch gewiß ein angenehmes Geſchenk machen. Wir enthalten uns daher aller weitern Empfehlung deſſelben, und ſind überzeugt, daß den Damen dieſes Taſchenbuch ſehr angenehm ſeyn wird.

Leipzig, im Jul. 1794.

Gebrüder Gräff.

CATHARINA

von Médicis

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoire

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet.

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Hofrath und Profeſſor der Philoſophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Achter Band.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1794.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1950 W 1748

Seit Einem Jahre haben Reiſen und nothwendige Rückſichten auf Geſundheit den Herausgeber dieſer Memoires von der nächſten Aufſicht über ſie zurückgehalten. Der Vorſatz, ein nützliches Unternehmen durch vorübergehende Hinderniſſe nicht unterbrechen zu laſſen, veranlaßte Ihn, die bisherige Beſorgung davon mir zu empfehlen. Bis Er ſelbſt wieder zu einer Beſchäftigung zurückkehren kann, von welcher Er ſich nicht zu trennen entſchloſſen iſt, hat Er mich überdieß nun auch aufgemuntert, dem Plan des Werks gemäß, durch einen fortgeſetzten pragmatiſchen Umriß der Geſchichte, in welche die Memoires eingreifen, die Auffindung des Standpunkts zu erleichtern, aus dem ſie der Leſer als einzelne Zeitgemälde leichter und richtiger überſchauen kann. Sollten, ſo ſehr ich mir jede Parallele zum voraus verbitte, vielleicht alle, welche inzwiſchen, um dieſe Selbſtbekenntniſſe der merkwürdigſten in

der Geſchichte handelnden Perſonen anzuhören, an Schillers Hand herzu kamen, und nach ſeinen Einleitungen die Thaten und Sagen der Vorwelt aus gleichzeitiger und mithandelnder Zeugen Mund mit verdoppelter Theilnahme auffaßten, — ſollten alle dieſe jetzt um ſo mehr wünſchen, daß der Herausgeber in ſeiner eigenthümlichen, jeden Gegenſtand ſeines Geiſtes belebenden und veredlenden Wirkſamkeit durch keine der bisherigen Abhaltungen je geſtört worden ſeyn möchte, ſo kann wenigſtens dieſer Wunſch in keinem von ihnen wärmer, inniger, gegründeter ſeyn, als in mir ſelbſt. Wer würde nicht lieber der geiſtigen Wolluſt des Leſens ſich überlaſſen, als ſelbſt zur Feder greifen, wenn jener Genius allen Fächern der Kenntniſſe, die er durchwandert, immer gleich gegenwärtig bleiben könnte. Möchte Hygeia Ihn ſo unzertrennlich, als die Grazien der Anmuth und Würde ſeine ſchöpferiſche Muſe, begleiten!

Jena.
Michaeliomeſſe 1794.

H. E. G. Paulus.

Die

Die

Unruhen in Frankreich

von der Bartholomäusnacht 1572, bis
auf den Tod Carls IX. 1574.

Coligny's Schutzgeist, möchte man sagen, hatte nun das letzte gethan, um diesen großen Mann, durch jenen meuchelmörderischen Angriff gewarnt, seinem Schicksal zu entreißen. Allein, wer entflieht diesem? Oder vielmehr: Unterliegt nicht der bessere Mann, wenn man sich gegen ihn Alles, selbst Treulosigkeiten erlaubt, welche sich zu denken Er unfähig ist, — mit größerem Ruhm, als wenn Er solchen Schlingen entgangen wäre.

Coligny fühlte, und seine ganze Partie, wie durch einen elektrischen Schlag, empfand es mit ihm, daß mitten in der tiefsten Friedensstille, da erst seit vier Tagen durch die Vermälung Heinrichs von Navarra mit der Schwester Carls des IX. die Partien der Häuser Valois und Bourbon, den Guisen zum Trotz, vor dem Brautaltar sich die Hände gereicht zu haben schienen, eine Gift hauchende Schlange auf Ihn und die Seinigen laure. Es war ihr diesmal nicht, wie sie wollte, gelungen, aus ihrem Hinterhalt in Ihm das Haupt der Reformirten zu treffen und mit Einem Schlag alle Glieder dieses Körpers zu lähmen.

Aber wo mochte sie nun selbst ihren lernäischen Kopf versteckt halten? aus welchem Winkel zu neuen Anfällen hervorschießen? Dieß bey Zeiten aufzuspüren, hatte Coligny in der That von ihrer Art zu wenig in sich. Ueberall leiteten die Schlangengänge hin; aber blos um jeden Nachforschenden desto weiter von dem Geheimniß der Bosheit selbst abzulenken.

Klug, bedachtsam, umschauend nach allen Seiten war Coligny. Aber was die Furchtsamkeit hiezu beyträgt, fehlte ihm ganz. Das schwache Insekt streckt seine rege Fühlhörner immer nach allen Ecken und die Furcht rettet es vor tausend Gefahren. So wird Klugheit durch Furchtsamkeit zur Schlauheit, die selten berückt worden zu seyn sich rühmen kann, aber auch nie mit Größe gehandelt zu haben bekennen muß, weil sie alles für eine Schlinge anzusehen pflegte. Coligny hatte keinen Bund mit dem Glück. Als Feldherr verlor er meistens durch Schwäche seiner Truppen und andere Fehler seiner Lage. Der Zufall that wenig für ihn. Es schien, er sollte der Mann seiner Partie seyn, welcher sich selbst alles schuldig wäre. Nach einem Misgeschick, wenn Muthlosigkeit bey allen die Besonnenheit betäubte, wenn sein zusammengerafftes Heer halbnackt, ohne Sold, ohne Brod, so schnell zu zerstieben drohte, als es herbeygelaufen war, wenn Verrätherey

und

und Hofgunſt unter ſeinen nächſten Anhängern wie unwiderſtehliche Geſpenſte ſpuckten — immer war ſein Muth ungetrübt. Seine heitere Stirne machte die Seinige das Unbegreifliche glauben, daß er unter den Mitteln zur Hülfe gleichſam noch zu wählen habe. Und ſprach er dann, ſo theilte ſich die Ruhe ſeines Geiſtes mit jedem Worte den übrigen mit. Er ſprach rein, edel, ſtark, oft originell. Und für die Ausführung hatte er im großen Umfang ſeiner Geſchäfte eine raſtloſe Arbeitſamkeit. Feſtigkeit gegen Unterdrückung war die Seele ſeiner Plane in der Nähe und Ferne. Mag ihn der höfiſche Villeroy darüber tadeln, daß er den Proteſtanten in Frankreich rechtmäßige Freyheit zu ſichern ſtrebte, wie ſein Rath zur Befreyung der Niederlande vom Drucke Spaniens vieles beygetragen hatte. Umſturz einer parteiloſeren, gerechten Staatsverfaſſung wäre nie Coligny's Plan geweſen. Untadelhafte Sitten, auch in ſeiner Ehe und gegen ſeine Kinder, überhaupt die ſtrengſte Religioſität vollendeten ſeinen Beruf zum Oberhaupt einer religiös-politiſchen Partie, deren ganze Exiſtenz auf der freywilligen Unterordnung ſo vieler tapfern, reichen, ehrſüchtigen Vornehmen unter dem Adel und dem Bürgerſtand beruhte, denen nur Ueberlegenheit des Charakters in ihrem Anführer die unentbehrlichſte Folgſamkeit und Einheit abnöthigen konnte.

Alles dieß mußte der Gegenpartie in ihm den Einzigen zeigen, an dessen Untergang seine ganze Partie gekettet seyn würde; um so mehr, da man von ihm als Feind nicht Nachgeben und Verschonung, nur jene unerbittliche Strenge seines Charakters zu erwarten hatte. Die Cabale fand seine schwache Seite aus. Der Schein so vieler Achtung und eines so festen Zutrauens gegen seine Einsichten und seine Biderkeit, als er zu verdienen sich bewußt war, auch die Aussichten, seinem Vaterland und seiner Partie zugleich durch Vereinigung gegen Spanien, den gemeinschaftlichen Feind seiner Religion und des französischen Staats, zu dienen, zogen ihn nach Hof. Er war gefangen, wenn man ihn mit Schlingen umgab, welchen zu entgehen er minder furchtlos, bider und großmüthig hatte seyn müssen. Vor und nach dem meuchelmörderischen Attentat drangen viele Gutgesinnte in ihn, von Paris zu entweichen. „Wenn ich dieß thue, antwortete er ihnen, so zeige ich entweder Furcht oder Mistrauen. Jenes würde meine Ehre, dieß den König beleidigen. Ich würde den Bürgerkrieg wieder beginnen müssen. Und lieber will ich sterben, als das unübersehbare Elend wieder erblicken, das in seinem Gefolge auftritt.“ — Mord und Entehrung waren der Lohn dieses Bürgersinns!

Noch am nehmlichen Tage der Verwundung kam der König selbst mit einem ganzen Zug von Hofleuten, um Coligny zu besuchen. Carl betheuerte dem Admiral sein Beyleid und sein volles Zutrauen gegen ihn als Kriegsanführer und getreuen Unterthanen. Ihr seyd verwundet, mein Vater, rief er ihm zu, aber die Schmerzen fühl: Ich. — Bey Gott schwöre ich Euch: Ich werde eine Rache nehmen, die man nie vergessen soll, sobald nur die Schuldigen entdeckt sind. Ueber sich selbst zu schnell beruhigt, klagte der Admiral nur wenig und suchte bald das unruhige Gemüth des Königs von dem glücklich überstandenen Unfall auf die öffentliche Sache, auf den Feldzug nach den Niederlanden, hinzulenken. Dieses neue Unternehmen sollte die Laune des ungestümmen jungen Fürsten desto fester an den dazu unentbehrlichen Feldherrn und an dessen Partie binden helfen. Aber die Königin Mutter überließ unter dem Vorwand, jetzt den Kranken zu schonen, ihren Sohn dem geheimen Gespräche nicht lange. Mochte dieser immer wieder zu seinem Ballspiel zurückgehen. Denn in dieser seiner leidenschaftlichen Spielsucht durch die Nachricht von dem Mordanschlag gestört worden zu seyn, dies war doch die gröſste Ursache seines wütenden ersten Unwillens gewesen.

Jeden Augenblick aber ſtund nun für Catharina nicht weniger als alles auf dem Spiel. Zwar fiel Coligny's Verdacht von ſelbſt auf die Guiſen. Der Schuß war aus einem Guiſeſchen Hauſe geſchehen. Die Guiſeſche Partie ſchien während der öffentlichen Erhebung der Proteſtantiſchen ſo weit zurückgeſetzt worden zu ſeyn, daß man von ihr gerade den niederträchtigſten Ausbruch der Rache, heimlichen Mord, argwohnen müſſe. Und auf eben dieſe Spur hin zu leiten, fand auch Catharina in der erſten Verwicklung der Umſtände fürs Beſte. Selbſt ihrem Sohn gab ſie auf dieſe Seite hin den Wink: daß wohl der Herzog von Guiſe noch immer in dem Admiral den Mörder ſeines Vaters zu ſehen glaube. Nicht der unmögliche Einfall, beyde Partien zugleich aufzureiben — wäre dieß ihr auch noch ſo erwünſcht geweſen — konnte ihr, wie manche glauben, dieſe Verſtellung rathen. Sie folgte dem Bedürfniß, einen Augenblick Zeit zu gewinnen, um aus den nächſten Wirkungen des mislungenen Streichs auf die Wirkungen eines glücklicher vollführten grauſameren zu ſchließen. Sie hatte nöthig, bey ſich ſelbſt für die Vollendung deſſen, wofür neben der heiſſeſten Rachſucht die Menſchheit in ihr ſchaudern mußte, neue Entſchloſſenheit zu ſammlen.

Der König ließ indeß den Herzog von Guiſe wirklich aufſuchen, und zur Verantwortung an den Hof fordern, und ſelbſt ſeine Schweſter, die Königin von Navarra, hält in ihren Memoires dieß noch für einen ernſtlichen Schritt der Erbitterung Carls. Er war auch ſonſt den Anmaßungen des Herzogs von Guiſe, da er eben dieſe Prinzeſſin als Gemalin ſuchte, gram geweſen. Aber wie ſonderbar! Er ſchaffte hier ſeiner Mutter gerade den Mann, deſſen Arm ihr für das Bevorſtehende unentbehrlich war, auf die unverdächtigſte Weiſe ſelbſt zur Seite. Das Zuſammentreffen aller Umſtände ſchien den Moment zu bezeichnen, welcher durch die ſchwärzeſte Thaten gebrandmarkt werden ſollte.

Hiezu bedurfte man nur noch das Jawort des Herrſchers; und wem konnte dieß entgehen, der die unſelige Kunſt verſtund, das unſtäte Gemüth deſſelben von einem Extrem auf das andere zu ſchleudern. Ein gewandter Höfling, ſein Vertrauter, war das Werkzeug der Königin Mutter, um ihren Sohn mit einemmal zum Mitſchuldigen zu machen. Unter behutſamen Vorbereitungen verwiſcht dieſer die neuſten vortheilhaften Eindrücke, welche der Beſuch beym kranken Admiral im Gemüthe Carls zurückgelaſſen hatte. Er ſtreut Saamen des Argwohns ein, weckt den alten ſchlafenden Groll und drückt zuletzt dem Kö-

nige

nige den Stachel der Furcht für sein eigenes Leben ins Herz. Der König von Navarra und der Prinz von Condé hatten mit ungewöhnlichem Eifer Genugthuung gefordert. Die wahre Macht der Colignyschen Partie war jetzt in Paris wie auf einen Haufen zusammengedrängt. Von ihr sey alles zu fürchten, aber auch gegen sie alles zu wagen. Hatte nicht einer von ihnen, de Piles, dem Könige mit der unverschämtesten Dreistigkeit ins Gesicht zu sagen gewagt: daß man sich selbst Recht zu schaffen wissen werde, wenn es dem König an Kraft oder am Willen dazu mangeln sollte. Und mit einem Wort, rief endlich der listige Unterhändler, seines Ziels gewisser: wer es treu mit dem König meynt, darf es nicht länger anstehen lassen, ihm über die dringendste Gefahr seiner Person und des ganzen Staats die Augen zu öfnen. Catharina selbst trat in diesem Augenblick, auf ihren Lieblingssohn, Heinrich von Anjou, gelehnt mit ihren Vertrautesten ins Zimmer. Ueberrascht von gefahrvollen Entdeckungen, betroffen und beschämt über seine bisherige Sorglosigkeit bey einem so nahe drohenden Umsturz, von allen Seiten durch die schreckenvollste Vorstellungen bestürmt, warf sich Carl seiner Mutter in die Arme. Schon, sagte man ihm, rufen die Hugonotten abermals die verhaßten Ausländer, Teutsche und Schweizer, auf französischen Boden. Die Mißvergnügten im Lande werden

haus-

haufenweiſe dem neuen Vereinigungspunkt zueilen. Die Wuth der Bürgerkriege droht ſchon das Reich aufs neue zu zerfleiſchen. Der König ſelbſt, von Geld und eigenthümlichem Anſehen entblößt, von Hugonotten umringt, bey der Guiſeſchen Partie als Freund der Ketzer verdächtig, wird die Ehre haben, zuzuſehen, wie die Katholiken einen Generalkapitain wählen, und ſich gegen ihre Gegner ſelbſt zu helfen wiſſen werden; während Er vom Uebermuth des alten Admirals zurückgeſtoßen und vor der Nation verächtlich gemacht, mitten zwiſchen beyden Partien unmächtig ſich hin und wieder werfen laſſen muß.

Wütend fuhr Carl unter dieſen Schreckbildern auf. Der Tod des Admirals, der Tod der ganzen Partie in allen Grenzen von Frankreich war ſein Schwur. Nur daß nicht Einer übrig bleibe, der es ihm je vorwerfen könnte! Und daß alles eilend ſchnell vorbeygehe, damit Ihm ſeine Sicherheit ſchleunigſt wieder geſchaft würde!

Die erwünſchteſte Stimmung für die Gegner der Proteſtanten. Mord war jetzt die Loosung, aber die tiefſte Verſtellung der Schleyer, unter welchem auch der König der Erziehung ſeiner Mutter von dieſem Augenblick an völlig entſprach.

Zur

Zur Hauptrolle war der Herzog von Guise bereit. Seit der tapfern Vertheidigung von Poitiers, das ist, seit seinem neunzehnten Jahr hatte dieser seinen Ruhm vor ganz Frankreich gerade dem Admiral gegenüber zu gründen angefangen. Auf Margaretha, die in diesen Tagen des Hugonotten, Heinrichs von Navarra, Vermälte ward, war auch sein Blick gerichtet gewesen. Sie hätte ihm, den Thron selbst zu besteigen, einst die Hand bieten können. Verfolgung der Hugonotten schien also nicht blos seine ererbte Bestimmung zu seyn. Er wählte sie selbst und übte sie bey jeder Gelegenheit. Rief ihn der Geist seines Vaters zur Blutrache wider sie auf, so rief ihm noch lauter seine eigene Ehrsucht zu, daß jetzt der Augenblick gekommen sey, seine Partie durch Austilgung der Protestantischen zur einzigen herrschenden zu machen und sich dadurch dreist der Königin Mutter an die Seite zu stellen.

Das mislungene Verbrechen ward die Hülle des neu beschlossenen. Aus Furcht vor Coligny's Rache, dessen Verletzung man ihm aufbürde, sey er selbst — erklärte der Herzog von Guise — mit seinen Verwandten genöthigt aus der Königsstadt zu flüchten. Geht, sagte ihm der König mit zürnender Miene, seid Ihr schuldig, so werde ich Euch wieder finden! Und nun waren Zurüstungen zur Flucht vor den Hugonotten die

schnel-

schnellen verdachtlosesten Vorbereitungen ihres Untergangs.

Der Admiral mußte vollends selbst seinen Feinden die Schlingen über sich und die Seinigen zusammenziehen helfen. Man warnte ihn von vielen Seiten, daß die Guisen noch vor ihrem Abzug etwas versuchen möchten. Einige riethen, ihn selbst aus der Stadt zu flüchten. Der biedere Mann vertraute, mit den Besten seiner Angehörigen, auf das Wort seines Königs, übergab sich in den Schutz desselben und erhielt eine starke Wache von der in die Stadt kurz zuvor eingezogenen Garde. Auf Befehl von Hof mußten die Catholiken in der Nähe seines Quartiers allen protestantischen Adelichen Wohnungen einräumen, wenn sie zur Sicherheit ihres Haupts ihm nahe zu seyn wünschten; und hiezu wurden diese selbst aufgefordert. Die Polizey ermunterte sie zur Beschützung Coligny's und führte über die Versammelte ein Register — die sichere Todtenliste für ihre Mörder! Der König von Navarra wurde gebeten, seine Vertraute, zur Hulfe für den König gegen die Guisen, ins Louvre zusammenzuziehen, und zugleich seine Schweizergarde dem Admiral zur Bedeckung zuzuschicken. Um Waffen im Louvre zusammenzubringen, wurde ein Turnier vorgegeben und Coligny selbst vom Kö-

nige davon benachrichtigt. Einzelne Funken von Argwohn verlohren bey dieſer ängſtlichen Anhänglichkeit des Hofs an die Hugonotten alle Kraft und ſchienen kaum noch die Furchtſamſten beunruhigen zu können. Indeß erſah die Cabale mit gierigem Auge ihre volle Beute. Dieſe war wie in Eine Heerde zuſammengetrieben. In der Mitternachtsſtunde des 24. Auguſts ihre Rache zu ſättigen, ward in den Tuillerien von dem Blutrath feſtgeſetzt, in welchem zween Brüdern des Königs, dem Herzog von Anjou und dem Grafen von Angoulême, ferner dem Herzog von Nevers, dem Siegelbewahrer Birague, den Marſchällen von Tavannes und von Retz — Catharina von Medicis präſidiert hatte, und wo kaum ihr neuer Dochtermann nebſt wenigen der königlichen Blutsverwandten von dem allgemeinen Mordurtheil über die calviniſtiſche Partie in die Ausnahme geſetzt worden war.

Wäre würklich bey dieſen Stiftern des Blutbads, wie von Tavannes dieß zu erweiſen iſt, der Glaube, Gott einen Dienſt zu thun, die wahre Begeiſterung zur Unmenſchlichkeit geweſen, man würde die Schwachheit des menſchlichen Verſtandes betrauren, den Aberglauben des Zeitalters anklagen; aber man würde die Thäter nicht verabſcheuen. Wir würden, wenn ſie aus Pflicht

die

die Menschlichkeit in sich unterdrückt hätten, Achtung ihrer Absicht schuldig seyn, indem Entsetzen vor der Handlung uns durchschauerte. Aber von den meisten der Handlenden macht es ihr sonstiger Charakter gewiß, daß sie in den Hugonotten nur eine Partie von Gegnern sahen, wider welche man sich alles erlauben zu dürfen freute, weil sie glücklicher weise zugleich Ketzer seyen. Auch Catharina selbst mag Afterglauben genug gehabt haben, um in Coligny den Reformierten von ganzem Herzen zu hassen und diesen Haß sogar für verdienstlich zu halten. Aber eben so gewiß würde es ihr sehr leid gewesen seyn, wenn der Mann, welcher ihrer Herrschsucht Beschränkung drohte, im Augenblick durch einen Gang in die Messe sich weniger hassenswerth gemacht hätte.

Schon hatte Tavannes ausgesuchte Bürgerwachen, deren Anführer in des Königs Gegenwart hiezu befehligt worden waren, in der tiefsten Stille der unglückschwangern Bartholomäusnacht vor dem Stadthaus versammelt. Schon wartete der Grimm des Herzogs von Guise mit 300. Mordlustigen auf das verabredete Zeichen. Carl selbst erstickte in diesem Augenblick auch die Stimme der Freundschaft, in deren Gesellschaft das Mitleiden ihm zum letztenmal sich zu nähern versucht hatte. Er ließ nach der Abendtafel und nach einigem

nigem Widerstreben seinen sonst geliebten Gesellschafter, den Grafen Franz von la Rochefoucauld aus dem Schlosse unwissend dem laurenden Tode entgegen gehen, welchem er nun sogleich selbst das Signal zum Würgen geben lassen wollte. Noch gefühlloser drängte Catharina die neu vermälte Königin von Navarra, ihre Tochter, diesen Abend recht bald in die Zimmer ihres Gemahls sich zu entfernen, wo doch so leicht Rache der Calviniſten oder die im Dunkel der Nacht umherirrende Mordgier ſie selbst überfallen konnte. Alles mochte aufgeopfert werden, wenn nur ihr eigener Plan ſeine bestimmten Opfer erhielte!

Und dannoch, da nun der König, nach gegebenem Mordsignale, über der Pforte des Louvres in den Balcon gegen die Stadt hervortritt, da die wenigen Mitwiſſenden, die Königin Mutter an der Spitze, durch die einſamen Gänge ihn unter drängenden Beredungen begleitet hatten, da die Furien jetzt von ihren Feſſeln losgelaſſen zu werden knirſchten, erſtarrt dieſen Häuptern des Frevels das Herz. Die Menſchheit in ihnen fühlt die letzte Zuckungen. Blaß und auſſer ſich zittern ſie vor ſich ſelbſt, ſtarren einander an und ſind im Augenblicke eins, durch einen Eilenden den Mordbefehl zurückzunehmen und den Ausbruch der Greuel zu hemmen, welche gewünſcht, beſchloſ-

ſen

ſen, geboten zu haben, ſie ſich nun ſelbſt nicht mehr zutrauen. Man hört einen Piſtolenſchuß. Ob er jemand beſchädigte, weiß ich nicht — erzählt Catharinens Lieblingsſohn, der Herzog von Anjou — aber daß er uns allen dreyen ins Herz gieng, daß er uns Gefühl und Beſinnung nahm, dieß weiß ich. Wir waren auſſer uns vor Schrecken und Beſtürzung über die jetzt begonnene Verwirrungen.

Sie kam zu ſpät — dieſe feige Reue. Mehr eine ſchwache Tochter der Unentſchloſſenheit als der Ueberlegung verdient ſie nur vor dem Menſchenkenner als Zeugin aufzutreten, wie überſpannt die Wuth der Leidenſchaft in den Urhebern, der jetzt ſchon ausgebrochenen Jammerſzenen geweſen ſeyn muß, daß ſie nun im Augenblick der Vollendung in die gewaltſamſte Abſpannung aller ihrer Nerven und Kräfte plötzlich ſich auflößte.

Schon hätte Coligny's Schatten ſeine Genugthuung in dieſem Anblick des ſich ſelbſt peinigenden Laſters mit ſich hinübernehmen können. Der Herzog von Guiſe war, nach dem erſten Schall des Signals von der Frühmettenglocke, mit ſeiner Rotte gegen des Admirals Wohnung

losgebrochen. Auf den Zuruf: im Namen des Königs! wurde die Pforte geöfnet, ihre Wächter fielen, die Schweizer verkrochen sich vor der hereinstürzenden wütenden Menge, der alte verwundete Coligny raffte sich aus dem ersten Schlafe auf. Schon schallten seine Vorsäle von wilden Stimmen der Mordenden, mit dem Röcheln der Erwürgten vermischt. Drey französischen Obersten brachen in sein Zimmer und schrieen seinen Tod ihm entgegen. Betend hatte sich der fromme Held an die Wand gelehnt. Ein Italiener (Petrucci) und ein Deutscher von Adel (Besme) drängten sich vor. Bist du Coligny? rief dieser. Ich bins, antwortete mit fester Stimme der Greis — und hier, junger Mensch, achte du meinen grauen Kopf! Besme durchstach ihn in diesem Augenblick, gefühlloser als Marius's Mörder. Rauchend zog er sein Schwerdt zurück, gab ihm einige Kreuzhiebe über das Gesicht. Die Tollheit der Nachfolgenden zerfetzte den Körper mit tausend Wunden. Dieß wäre vollbracht!! grinzte Besme auf den Hof hinab, und da der Graf von Angouleme, Carls Bastardbruder, damit noch nicht zufrieden seyn wollte, warf man ihm zum Fenster hinaus den Ermordeten vor die Füße. Gierig untersuchte er das bluttriefende Gesicht und

da

da er der That gewiß war, ſtieß er — den todten Löwen — mit einem Fußtritt von ſich.

Ueberall leuchteten indeß dem ſich fortwälzenden Mord Pechkerzen vor den Häuſern; die Straſſen waren durch Ketten geſchloſſen; Wachen ſtunden im Hinterhalt gegen die Fliehenden; andere drangen in die Straßen ſelbſt ein, wo, vom Schlummer aufgeſchröckt, die ſchimpflich getäuſchten Proteſtanten, wie ſie aus ihren Thüren hervorkamen, ihren Feinden in die Hände fielen. Für ſie fand ſich in dieſer unerwartetſten Noth weder Rath, noch Führer, noch Sammelplatz. Die Catholiken erkannten ſich unter einander an einem weiſen Tuch um den linken Arm und an einem Kreuz von eben dieſer Farbe. Das Zeichen des großen Dulders und die Farbe der Unſchuld entweihten ſie zum Meuchelmord ihrer Brüder. Hätten ſich die Verfolgten von ihrer Beſtürzung ſammlen können, hätten ſich mehrere vereint und ſo tapfer vertheidigt, wie wenige Einzelne dieſen Ruhm behaupteten, vielleicht hätte der Frevel mitten in ſeinem Triumph ſeine Strafe gefunden.

So bald es an Schlachtopfern auf den Straſſen zu fehlen anfieng, brach man in die

Wohnungen selbst ein. Kein Alter, kein persönlicher Werth schützte hier. Des Admirals Schwiegersohn, Coligny, war so liebenswürdig, daß die ersten, welche ihn zum morden aufsuchten, sich betroffen zurückzogen. Aber bald fanden ihn gefühllosere. Die Pariser Bürgerwachen, welche bey Ertheilung des Mordbefehls zurückgebebt waren, übertrafen nun, in Wuth gesetzt, alle Erwartung der unmenschlichsten Anführer. Die verstümmelten Leichname wurden aus den Fenstern herabgestürzt, und nicht nur nackt in die Seine, sondern oft noch zum Possenspiel des Grimms oder der Wollust sonst umher geschleppt. Wer lebend oder verwundet entrann und sich für gerettet hielt, fiel doch meist noch durch die herumstreifenden Bürger oder durch die Guiseschen Horden, unter welchen Tavannes die Wuth durch Hohngelächter entflammte. „Nur immer zu mit dieser Aderlässe, spottete er. Sie ist im August so gesund als im May.“ — Bey diesem Tavannes war jene wilde Lustigkeit so sehr Folge der soldatischen Ueberzeugung, Gott und dem König den größten Dienst gethan zu haben, daß er selbst noch in seiner letzten Beichte die Bartholomäusnacht für die Unternehmung seines Lebens erklärte, wegen welcher er seiner Sünden Vergebung hoffe. Aber auch jeder Privathaß fand nun

zugleich

zugleich seine Beute, da unter dem heiligsten Vorwand Religionsfanatismus sie ihm in die Hände lieferte. Andere, selbst Edelleute, raubten unter dem Schutz dieses blinden Dämons. Selbst der König und seine Mutter sollen von den geplünderten Kostbarkeiten Geschenke angenommen haben. Die Dinge hatten ihre Namen geändert. Niederträchtigkeit war Herablassung. Einem sterbenden Hugonotten entrissene Brillanten schienen jetzt der Schmuck, welcher den Streitern Gottes als früher, irrdischer Lohn gebühre. Sie wurden das Erinnerungszeichen an Tage, wo selbst unter den Augen des Königs, selbst in dem Pallaste, in welchem der Verlassenste, um seinen Schutz von der Gerechtigkeit zu fordern, sicher seyn sollte, kaum Laune und Willkühr einigen Wenigen ihr Leben als kümmerliches Gnadengeschenk erhalten hatten. Wer sonst im Louvre Rettung suchte, fand durch die Wachen seines Königs schon an den Pforten seinen Tod. Die Geschichte nennt Zeugen, daß der König selbst aus dem Louvre auf fliehende Hugonotten schoß. Und eine Stunde nach dem Ausbruch des allgemeinen Mordfestes war auch in den verborgensten Zimmern des Pallastes kein Winkel mehr ohne Blut und Leichen. Den achtzigjährigen Hofmeister des Prinzen von Conti rettete nicht das Fle-

hen seines Zöglings von den Dolchen, welche dieser mit schwachen Händen aufhalten wollte. Blutend und verzweiflungsvoll warf sich Gasto von Leyran in das Schlafzimmer der Königin von Navarra und machte sie selbst zu seinem Schild gegen vier Söldner, die ihm nachsetzten. Die Königin floh zur Herzogin von Lothringen, ihrer Schwester; an der Thüre stieß man einen Edelmann neben ihr nieder; sie sank ohnmächtig ins Zimmer hin und erwachte mit neuem Schrecken über das Schicksal, in welches diese „Bluthochzeit" ihren eigenen Gemahl gestürzt haben werde.

Dieser war mit dem Brudersohn seines Vaters, dem Prinzen von Condé, während der Tag über den bisherigen Mordszenen anbrach, zum Könige gefordert worden, der es ihnen beyden als Übermaas seiner Gnade anrechnete, daß sie, von der ganzen Hugonottischen Partie die einzigen, von Ihm zum voraus das Leben zum Geschenk erhalten hätten. Aber mit wilder Miene forderte er ihnen nun die schleunigste Abschwörung der reformierten Religion, als einen Beweis, ab, daß sie bisher blos die Verführten gewesen seyen. Sie waren mitten durch die zum Mord bereiten Garden herzugeführt worden. Im Zimmer

mer des Königs konnten sie in einiger Entfernung noch das Winseln der Ihrigen hören, welche, aus dem Pallast unter die in doppelte Reihen gestellte Schloßwachen zusammengetrieben, von diesen niedergestoßen wurden. Da die Prinzen dem König zweifelhaft antworteten, rief er ihnen mit einem seiner Flüche zu: daß sie innerhalb drey Tagen zwischen der Messe und der Bastille zu wählen hätten! Dieß war auch würklich für ihn von den jetzigen Grausamkeiten allen fast der einzige Gewinn, daß sich Heinrich von Navarra mit seiner Schwester in dieser Zeit einen geheuchelten Uebergang zur katholischen Kirche abnöthigen ließen und der Prinz von Condé nach etwas längerem Widerstand ihrem Beyspiel nachfolgte.

Berauscht von dem glücklichen Erfolg der mörderischen Nacht, in welcher man zwischen Furcht und Wuth geschwebt hatte, kannte Carls unbändiger Charakter ganz keine Rücksichten mehr. Noch drey Tage dauerte das Morden, wo man nur irgend in der Gegend ein verstecktes Opfer der Rache aufjagen konnte. Und unter diesen Greuein durchzog der König mit seinen Höflingen die Stadt und lustwandelte unter Blut, Leichen und Trümmern. Man hatte Coligny's Leichnam, auf alle Weise mißhandelt und umhergeworfen,

endlich

endlich bey Montfaucon an den Galgen aufgehenkt. Selbst dahin kam der König, um an den verstümmelten Resten vom Körper eines Greisen seine Lust zu sehen, dessen Anblick ihm vor wenigen Tagen noch unwiderstehlich Achtung geboten hatte. Eines Feindes Leiche, spottete er dem Vitellius nach, riecht immer gut! — Aber noch mehr verächtliche Unbesonnenheit begleitete seine jetzige Staatshandlungen.

Während der offenbarsten Theilnahme an den Verbrechen dieser Tage setzte sich Carl so sehr über allen Schein von Achtung gegen sich und andere weg, daß er am ersten Tage in Schreiben an Statthalter der Provinzen und an auswärtige Höfe jeden Antheil an dem Geschehenen von sich ablehnte und alles vielmehr dem Trotz der Guisen und der Chatillons aufbürden zu können wähnte, am dritten Tage aber eine feyerliche Sitzung im Parlement hielt, um den ermordeten Admiral der schändlichsten Verrätherey gegen Thron und Staat zu beschuldigen, sein Andenken durch die schimpflichsten Strafen eines Majestätsverbrechers schänden zu lassen und den Untergang der Partie als ihre verdiente, von ihm selbst befohlene Strafe zu rechtfertigen. So sehr war er jetzt, unmächtiger als vorher, das Spiel der Intriguen seiner Mutter. Beym ersten Schritt, mit welchem sie

ihn

ihn in den Mordanſchlag hereinzuziehen gewußt hatte, ward er beredet, daß der allgemeine Haß auf die Guiſen fallen, der Gewinn aber, Befreyung von Furcht und Gefahren, ſein eigen ſeyn würde. Sobald aber nun nach vollbrachter That eine neue Faction der Montmorency's, welche für Coligny und die Seinige Rache forderten, wider die Guiſen zu entſtehen drohte, ward er genöthigt, in die ganze Schuld einzuſtehen, um nicht als der ſchwache, nichtsbedeutende Innhaber des Throns zu erſcheinen, unter deſſen Augen jeder ohne ſeinen Willen alles ſich zu erlauben wage. Um den Schein zu haben, von dem, was er nicht war und nicht werden konnte, wurde er wirklich das, was er von ſich zu bekennen erröthete und was für ſich ſelbſt zu unternehmen ihm Muth und Liſt gefehlt hätten. Um nicht ſchwach zu ſcheinen, war er ſchwach genug, von allen übrigen ſich zur Verſchleyerung ihrer Thaten misbrauchen zu laſſen und in ihrem Namen der Gegenſtand jener Verachtung zu werden, zu welcher ſein Reich, das Ausland und die Nachwelt den Regenten, unter dem eine Bartholomäusnacht ſo ſchändlich entheiligt werden konnte, unerbittlich verdammen mußten. Und für all dieſe Unſterblichkeit der Schande hatte er nicht einmal auf einen Augenblick den Zweck erreicht, welchen die

Stif-

Stifter des Unglücks ihm als seine Entschädigung vorgespiegelt hatten.

Es ist eine wahre Genugthuung in der historischen Bemerkung: daß gerade die entschiedensten Wagstücke des Lasters, wenn gleich alle Verschlagenheit an ihnen sich müde gesonnen, die gereitzteste Wildheit sie vollbracht und das furchtbarste Bollwerk gegen Verantwortlichkeit, der Thron selbst, sie geschützt hatte, dannoch ihres Ziels verfehlt, oft die entgegengesetzteste Folgen herbeygezogen und den Thätern nichts als eine verdoppelte Verzweiflung des leeren Bestrebens und der nagenden Vorwürfe ihres innern Richters bereitet haben.

Zwar sparten die Häupter der siegenden Partie nichts von List und Gewalt, um die Früchte der Thaten sich zu sichern, über welche blos ein glücklicher Ausgang, jener falsche Probierstein des Schlechten und des Guten, ihnen die Reue ersparen zu können schien.

Man verhängte noch über einige von der mishandelten Partie förmliche Gerichte, und es wurden Justizmorde daraus; man brandmarkte das Andenken des Admirals durch ein gerichtliches

Urtheil

Urtheil über ihn als Verräther und Königsmörder, und ließ es unter den schimpflichsten Gebräuchen in den Hauptstädten des Reichs exequieren. Sein Wappen wurde durch den Henker zerschlagen. Seine Kinder ihres Vermögens und aller Hoffnung zu Bedienungen verlustig erklärt. Sein Schloß zum öden Denkmal seiner Schande der Zerstörung übergeben. Man eilte in ganz Frankreich durch Mordbefehle die Hugonotten, als Mitschuldige jener Verbrechen, zu verfolgen. Aber nichts hinderte die entgegengesetzte, aus dem Begangenen sich entwickelnde Wirkungen. Was das Parlement zu Paris, in welchem der Präsident de Thou den König als Ankläger der Ermordeten mit halberstickten Seufzen anhörte, in der Nähe des Thrones nicht wagte, das thaten einige brave Statthalter der Provinzen. Einer — der Graf von Orthe, Befehlshaber zu Bajonne — schrieb dem König auf seine Mordbefehle zu: daß er die Seinigen als gute Bürger und als brave Soldaten, aber keinen einzigen Henker unter ihnen gefunden habe. Andere — die Geschichte nennt unter ihnen auch Einen Bischoff — ließen die Befehle nicht zur Vollziehung kommen. Der schnelle Tod von einigen dieser Vertheidiger der Unschuld ließ auf Vergiftung argwohnen. Dannoch blieben besonders in Dauphiné, Provence,

vence, Bourgogne und Auvergne die Protestanten geschont. Manche der vornehmsten waren nicht in Paris gewesen; andere doch dem Blutbad entflohen. Viele suchten im Ausland Hülfe, wo, vorzüglich unter den biederen Deutschen, Catholiken sowohl als Protestanten, der Abscheu gegen ihre Verfolger, den Muth, sie zur Rache zu unterstützen, anfachte, bey andern wenigstens das Mitleiden, ihrer zu schonen, nährte. Denen in Frankreich zurückgebliebenen gaben bald einige über die Katholiken erhaltenen Vortheile neue Hoffnung. Die aufs höchste gestiegene Gefahr vervielfältigt die Kräfte, sobald nur die erste Bestürzung vorüber ist!

Zu frühe feyerten zu Rom die Diener des heil. Stuhls seinen Sieg über die französischen Ketzer durch alles weltliche und geistliche Freudengetümmel, durch Messen und Kanonendonner. Zu leichtsinnig glaubte man am Hofe zu Paris, das Andenken an die vertilgte Hugonotten doch noch durch ein jährliches Fest über ihren Untergang verewigen zu müssen. Mit blutiger Rache brachten sie sich bald selbst wieder in Erinnerung. Siebenzigtausend Calviniſten waren, nach Sülly, in acht Mordtagen in Frankreich gefallen. Aber wen eine solche Verkettung des Verderbens

nicht

nicht zu Grund gerichtet hat, der hält sich bald für unüberwindlicher als er ist! Halb Furcht, halb neue List diktierte dem König schon am 28. October einen Befehl, der ihnen überall Schutz und die Rückgabe ihrer Güter zusagte.

Argliſt und Klugheit welch ein ungleiches Schweſternpaar! Indem dieſe dem erlaubten Zweck auf Pfaden ſich nähert, die von der Rechtſchaffenheit geſichert werden, krümmt ſich jene auf täuſchenden Irrwegen zu Zielen fort, welche ſie nie, oder nur zu eigener Schande erreicht. Das Schwanken des Hofs von Grauſamkeit zur Nachſicht was konnte dieß anders, als gegen fortdaurende Hofcabalen den Blick des Argwohns ſchärfen und die Schwäche der königlichen Partie noch ſichtbarer bloßſtellen. Denn Partie hatte nun der König genommen. Das ganze mächtige Uebergewicht, welches die Erhabenheit des Thrones giebt, iſt verlohren, wenn der Fürſt, vom Ungeſtümm des Partiegeiſtes verführt, ſelbſt in Eine Faktion wider die andere ſich herab ziehen läßt. So lang er auf dem Throne ſteht, gebietet ſein Anſehen Ehrfurcht auf beyden Seiten. Iſt er ſelbſt auf eine Seite getreten, ſo ſieht die gedrückte Partie den Sitz der gemeinſchaftlichen Gerechtigkeit leer. Alles was gegen

ſie geſchieht, iſt nun Verfolgung und wird nicht mehr von jenem geheimen Eindruck begleitet, welcher ſonſt bewirkt, daß Strafen des Staats, vom Vollſtrecker der Geſetze auferlegt, nicht reizen ſondern bändigen.

Indem ſich die Proteſtanten unter den Begünſtigungen der Inconſequenz, welche den Deſpotismus in keinem Zeitalter verläßt, in ihre feſteren Schutzplätze wieder ſammelten, ſahen ſie ihre Partie unerwartet von einer neuen unterſtützt, welche dem Hof weit furchtbarer ſeyn mußte. Sie war mitten in des Feindes Gebiet, am Hofe ſelbſt. Mitgefühl des Unrechts ſchafft dem Unterdrückten unverhofte Freunde. Nicht wenige von den vornehmſten Catholicken wurden gegen die Hugonotten geneigter, je unwiderſtehlicher die hinterliſtige Behandlung das Gefühl der Biederkeit in ihnen beleidigte. Selbſt bey Carls drittem Bruder, dem Herzog von Alençon, war das Gefühl der Geiſtesüberlegenheit des mißhandelten Admirals unauslöſchlich.

Noch mehrere, die gegen allen Religionsunterſchied höchſt gleichgültig zu ſeyn durch Stand und Geburt gleichſam berechtigt waren, lernten, was die Intrigue Catharina's, mit Carls Unge-

ſtümm

ſtümm gepaart, unfehlbar gegen jeden, der ihr im Wege ſtehe, ſich erlauben könne. Wer hätte auch die mächtigen Montmorency bereden können, daß ihnen das Schickſal ihrer Verwandten, der Coligny, weniger drohe, weil ſie wenigſtens mit dem Hofe einerley Glaubensbekenntniß hätten. Sie ſahen zu deutlich, daß ſie die Eyferſucht der Königin Mutter auf jede ihr ſich nähernde Gegenmacht gemeinſchaftlich mit den Ermordeten gegen ſich hatten.

Alles überdieß, was aus irgend einer Urſache mit der herrſchenden Hofpartie misvergnügt war, vor ihr ſich zu fürchten, oder von ihr etwas zu ertrotzen hatte, war wenigſtens, ſo lange es jedem zweckmäßig ſchien, nicht geneigt, in den Hugonotten die Feinde des Hofes völlig unterdrücken zu laſſen.

Kein Wunder, daß die ganze innere Schwäche der königlichen Partie, ſobald es zu einer Kriegsunternehmung kam, gegen die unerwartete innere Stärke des kleinen Haufens der Proteſtanten in einem beſchämenden Contraſt erſchien. Die feſte Seeſtadt Rochelle hielt man für die letzte Schutzwehr der Proteſtanten. Das beſte war, daß dieſe von dem Ort eben ſo dachten. Sie

vertheidigten ihn, wie man um ein Palladium kämpft, da Catharina ihren Lieblingssohn mit einem furchtbaren Heere unter Birons Anführung abschickte, um hier am Ocean auf den Ruinen des französischen Protestantismus ihrem, in der Bartholomäusnacht begonnenen, tragischen Werke die Krone aufzusetzen. Die Stadt wurde nur von 1500 Soldaten und 2000 bewafneten Bürgern vertheidigt. Aber alle, selbst Kinder und Weiber, wurden Krieger. Höchst unbedeutend war eine Hülfe, die Montgomery aus England den Belagerten zuführte. Aber sie fanden genug in sich selbst. Fünf Monate fochten sie, und nicht blos für sich. Denn ihnen allein, schmeichelte man, Gewissensfreyheit und bürgerliche Sicherheit gerne zu accordieren. Sie hörten aber von nichts, so lange ihre Glaubensgenossen nicht mit in den Genuß der Früchte ihrer Tapferkeit eingeschlossen seyn würden.

Unter den vielen Seltenheiten einer solchen Kriegsunternehmung war die sonderbarste der Anführer der Rochelle. Er war ihnen vom König selbst gegeben. De la Noue, ein Kalviniste, welcher kurz vor der Ermordung des Admirals den Krieg nach den Niederlanden zu spielen den ersten, aber unglücklichen Versuch gemacht hatte, ward

vom Könige genöthigt, zu den Rochellern überzugehen, um ihr Vertrauen ganz zu gewinnen und sie zur Uebergabe zu überreden. Sie wußten dieß und dennoch nahmen sie ihn mit der Bedingung auf, ihr Anführer zu werden. Er erfüllte diese kriegerische Pflichten gegen seine Partie so genau als die patriotische gegen das Vaterland, angelegentlichst Frieden zu rathen, so oft er die Rochseller von einem glücklichen Ausfall zurückführte. Nur als Friedensstifter gehorchten sie ihm nicht. Aber eine seltene Ehre bleibt es für die Protestanten, einen Mann besessen zu haben, welcher zwischen einem schmeichlenden Hof und einer unruhigen Religionspartie so fest in der Mitte stund, daß beyde ihn achten mußten, weil kein Theil von der Befolgung seiner Ueberzeugung ihn abzubringen vermochte.

Der größte Vortheil für die Belagerten war, daß man die Macht, welche man gegen sie aufbot, nach der Zahl und nicht nach der Tauglichkeit gewählt hatte. Während man alles zum Heere zusammentrieb, was der Hof auch von falschen Freunden und von Schwächlingen irgend in Bewegung setzen konnte, hatte man nur so langsam herbey rücken können, daß sie indeß den möglichsten Vorrath aller Art in ihre Mauern

brachten. Dagegen war die Menge der Unnützen im Lager gegen die Belagerer selbst der größte Feind, und ihr scheinbares Oberhaupt, der gehaßte Herzog von Anjou, die Ursache zur Fortdauer ihres vergeblichen Kampfs. Wie in seinem ganzen Leben, so quälte ihn auch hier die blinde Ehrsucht, nichts, was er angefangen hätte, aufgeben zu wollen. Dannoch befeuerte ihn eben diese Leidenschaft nicht, für seinen Zweck auch mit möglichster Thätigkeit alle Mittel zu vereinigen. Das Heer wurde ihm ganz ähnlich. Viele Wagstücke ohne Plan und Unordnung hatten seine Reihen schon sehr dünne gemacht. Krankheiten würkten in einem so langwierigen Standlager noch mehr. Und, damit kein Uebel vorbeygienge, ohne den Saamen eines neuen in sich zu erzeugen — gerade die Vereinigung aller Mißvergnügten in diesem Heerzug gab jedem Unruhigen volle Gelegenheit, unter seines gleichen Partie zu machen oder zu nehmen. Noch war es vielleicht blos die unregelmäßige jugendliche Ungeduld, vor der Zeit sich bedeutend zu machen, was den jüngeren Bruder des Herzogs von Anjou, den Herzog von Alençon selbst, zu raschen aber sofgelosen Planen gegen den Hof verleitete. Aber schlimm genug, wenn jene Sucht, den Misvergnügten zu spielen, so frühe geweckt ist. Ei

zweck

zwecklos entzündeter Ehrgeiz hört nie auf, alles in Unruhe zu ſetzen, wäre es auch nur um ſich und andern zu verbergen, daß er nichts zu erreichen habe.

Kaum hatte dem Herzog von Anjou ſeine Wahl zum König von Pohlen den ſcheinbaren Vorwand gegeben, von den Rochellern durch einen Vertrag (vom 6. Jul. 1573.) ſich loszuwickeln; kaum hatte ihn Catharina mit einem bedeutungsvollen Blick auf den ſchon hinwelkenden König Karl aus ihren Armen in jenes Königreich abreiſen laſſen, welches ſeit Jahrhunderten durch ſich ſelbſt zum Spiel der Ausländer gemacht wird; kaum ſchien, durch die ſchauervolle Eroberung der kleinen proteſtantiſchen Veſte, Sancerre, welche mit Rochelle durch Tapferkeit, aber nicht durch äuſſere Begünſtigung des Glücks wetteifern konnte, der letzte Kampfplatz der ſtreitenden Partien zernichtet zu ſeyn, ſo trat das Ungeheuer innerlicher Unruhen in verdoppelter Geſtalt nicht blos in den Provinzen, ſondern auch am Hofe, und ſogar in der Familie des Königs ſelbſt auf.

Mit Carln ſollte es furchtbar enden. Seit er ſich unter den Mordſcenen der Bartholomäusnacht auſſer ſich ſelbſt verlohren hatte, war er

nie wieder, was er seyn konnte. Wie er nich
die Standhaftigkeit gehabt hatte, sich von jene
Herabwürdigung des Menschen und des Fürste
in ihm zurückzuhalten, so war er jetzt nach voll
brachter That weder leichtsinnig noch gewissenlo
genug, der innern Rüge derselben unter irgend e
nem schlüpfrigen Vorwand zu entfliehen oder m
der eisernen Stirne der Schamlosigkeit zu trotze
Der Aberglauben seiner Zeit, welchem er so vie
Opfer gebracht hatte, war selbst seine Straf
Wo er einsam war, glaubte er sich von d
Manen der Erschlagenen verfolgt. Bluten
Gestalten machten seine Nächte schlaflos, sei
Ruhe ihm zur Hölle. Er warf sich mit seine
gewöhnlichen Ungestümm in wilde Zerstreuunge
aber die Ermattung überlieferte ihn wieder d
Peinigungen seiner zerrütteten Seele. Er v
suchte es, durch neue Grausamkeiten sich selbst
zustumpfen; aber er war zu jung und wirklich v
der Natur zu gutartig gebildet, als daß er jen
abscheulichen Trost abgehärteter Frevler zu erei
vermocht hätte. Catharina wußte sich dage
zu bereden, daß sie nur etwa 4. bis 6. von
Ermordungen der Bartholomäusnacht auf d
Gewissen habe. So viele hatte sie selbst
mentlich gefodert. Und von diesen hatte sie le
sich zu absolviren, wenn etwa ihr Beichtva

wie Naudé *), für den ganzen Frevel den feinen, höfischen Namen eines „Staatsstreichs" erfinden oder ahnen konnte.

In Carln hingegen konnten nur, wenn er einen Blick um sich her warf, seine innere Qualen verstummen; sie wurden dann zurückgeschröckt durch Besorgnisse der gegenwärtigsten Gefahren, welche ihn zunächst umschlossen. Er kannte seinen nächsten Bruder. Die Geschichte kennt ihn als Heinrich III. und genug mag es hier zur Schilderung von ihm seyn, wenn man sich immerhin erinnert, daß die Stifterin der Bluthochzeit ihn ihren übrigen Söhnen auffallend vorzog. Eben diese seine Mutter kannte Carl auch. Sie hatte ihn an den Abgrund geführt, an welchem seine Schwermuth jetzt schauerte. Von ihr mußte er sich weiter, wohin es ihr gefiel, treiben lassen. Oder wußte er nicht, wie oft schon wenigstens der Verdacht, auch im Giftmischen eine Italiänerin zu seyn, selbst bey dem Tode von Personen aus der königlichen Familie auf sie gefallen war?

*) Gabr. Naudé in seinen Considerations politiques sur les Cours d'Etat Ch. III. bedauert nur, daß dieser Staatsstreich blos halb ausgeführt worden sey. Sehr consequent!

Er ſelbſt war ſo oft das Werkzeug ihrer über Mittel nie verlegenen Herrſchſucht geweſen, daß er vor ſeiner eigenen Mutter zittern mußte, wenn er einmal ihren Winken ſich zu widerſetzen, die Laune gehabt hatte und den Herzog von Anjou in ihren Armen ſah.

Das Schickſal ſchien ſich ſeiner zu erbarmen, da der Herzog (1573.) als König nach Pohlen abgieng. Höchſt wahrſcheinlich bürdet man ſelbſt der Königin Mutter dießmal zuviel auf, wenn manche glauben, daß ſie ihren zweyten Sohn nicht von ſich gelaſſen habe, ehe ſie ſich von dem baldigen Tode des erſten gewiß gemacht hatte. Es iſt wahr; Carl kränkelte ſchon ſichtbar. Aber der unbändige Jüngling auf dem Throne hatte gegen ſich ſelbſt ſo viel gethan, um durch die geheimeren Gifte der Natur ſich zu zerſtöhren, daß es kaum noch nöthig iſt, den verzehrenden Kummer ſeiner letzten Jahre zur Erklärung ſeines Hinwelkens vor dem fünf und zwanzigſten Lebensjahre hinzuzudenken. Sein Anblick konnte der Mutter Bürge dafür ſeyn, daß ſie ihren Heinrich nach Pohlen ſicher mit den bedeutſamen Worten entlaſſen könne: „Gehe, mein Sohn; lange wirſt du nicht weg ſeyn.“

Nur

Nur Carls Zuſtand war auch durch dieſe Erleichterung um nichts gebeſſert. Je trüber jeden Tag ſeine Kränklichkeit ihm ohnehin die Ausſicht in die Zukunft malte, je verſchloſſener er ſelbſt gegen alle Theilnahme ward, deſto mehr häuften ſich in der Wirklichkeit die Urſachen zum ſchnellen Wechſel zwiſchen Ungeſtümm und Niedergeſchlagenheit.

Für die Abweſenheit ihres zweyten Sohns ſchien ſich Catharina um ſo ausſchließender durch Erfüllung ihrer Herrſchſucht entſchädigen zu wollen. War Carl oft auch gegen ſie ungebärdig und wild, ſo häufte ſie dafür alle Beängſtigungen für ihn aus der wahren oder erdichteten Lage der Dinge, durch die ſorgfältigſte Entwicklung der ſchlimmſten Möglichkeiten, damit er ihr, als Retterin, nach ſeinem Scepter zu greifen deſto geduldiger geſtattete. Er hatte nur noch Kraft genug, ſich überall mit ihren Ränken umgeben zu ſehen und den Haß zu fühlen, welchen ſie auch jetzt noch immer durch angelegte Meuchelmorde, durch gebrochene Zuſagen, durch Verwirrung aller mit allen, ſeinem Namen zuzog, der ihre Handlungen auf alle Fälle decken mußte.

In seinem dritten Bruder gährte die vor Rochelle schon gezeigte Sucht, sich auf irgend eine Weise geltend zu machen, immer aufs neue. Er vertrieb sich eine gute Zeit über blos die Langeweile mit Abwechslung im Anlegen und im Verrathen seiner Plane zu einer Flucht vom Hofe. Er schien entlaufen zu wollen, damit andere seine Wichtigkeit nach dem Bestreben schätzen lernen möchten, ihn wieder aufzufinden und zurückzubringen. Aber hinter diese leidenschaftliche Unbesonnenheit der Jugend versteckten andere erfahrenere Unruhestifter ihre Entwürfe. Unter dem schützenden Namen der Prinzen bildete sich wieder am Hofe selbst eine Partie der Misvergnügten, die sich zum Unterschied von der religiosen Partie der Protestanten die Politiker nannten. In einem wesentlicheren Sinn verdienten sie diese Benennung nie. Ihre Politik nützte niemand als ihren Gegnern. So lange die Protestanten sich an sie anschlossen, hatte Catharina gegen beyde weit leichteres Spiel wie sonst. Wäre nicht das Interesse des Herzogs von Alençon so gewiß den Absichten seines zweyten Bruders auf den Thron von Frankreich und also auch der Königin Mutter entgegen gewesen, so würde die Vermuthung Wahrscheinlichkeit gewinnen, daß der Herzog mehr der Spion seiner Mutter unter den Unzufriede-

friedenen als ſelbſt ihr Gegner geweſen ſey; ſo unbegreiflich leichtſinnig überlieferte er alle, welche mit ihm complotiert hatten, durch die willkührlichſten Entdeckungen der Rache dieſer Frau, welche jetzt aufs neue die Regentſchaft über Carln und über Frankreich in Händen hatte. Wollte ſie dieſen ihren eben ſo unfolgſamen als unglücklichen Mündel zittern machen, ſo wußte ſie ihm die Verſchwörungen des Herzogs ſo furchtbar vorzuſtellen, daß der ganze Hof in Nachtkleidern nach Paris entrinnen und der kranke Carl um Mitternacht vor ſeinem dritten Bruder flüchten zu müſſen glaubte. Hätten ſie doch wenigſtens warten können, bis ich todt bin! ſeufzte der von innen und auſſen umgetriebene lebensſatte Jüngling.

Noch aber erlebte er, daß ſein Heer gegen ſeinen geliebtern Bruder zu fechten auszog, nachdem dieſer endlich doch mit dem in der Hofſclaverey lange mishandelten König von Navarra und dem Prinzen von Condé wirklich entflohen war.

Er erlebte die Unmöglichkeit, ſein Scepter andern Händen als ſeiner Mutter — und alſo gerade ſeinem mit ſo viel Kunſt und Luſt ins ferne Pohlen beförderten Bruder — hinzugeben. Er erlebte ein neues Auftreten der Proteſtanten im offenem

senem Felde, und sah in ihrer Vereinigung mit allen andern Misvergnügten des Reichs den Beweis, daß die Zwietracht künftig durch religiöse und bürgerliche Unzufriedenheit wie aus doppelten Rachen Flammen über Frankreich ausspeyen werde, und daß alles, womit ihn sein Gewissen seit der Bartholomäusnacht folterte, eben so fruchtlos als abscheulich gewesen war. Kurz: er erlebte so viel, daß es ihm noch Trost war, nicht Vater eines Sohnes zu seyn, welcher die Last der Krone von ihm zu erben hätte.

Inhalt
des Achten Bandes.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel. Einnahme der Stadt und des Schloſſes Echelles.

Zweytes Kapitel. Lesdigieres zieht nach Provence. Niederlage des Herzogs von Savoyen zu Esparron.

Drittes Kapitel. Lesdigieres kömmt nach Dauphine zurück. Einnahme von Sevres.

Viertes Kapitel. Zweyter Zug Lesdigieres nach Provence; ſein Erfolg und ſeine Rückkehr. Schlacht bey Pontcharra.

Fünftes Kapitel. Wiedereinnahme von Barcelonne. Lesdigieres geht nach Provence. Niederlage des Herzogs von Savoyen vor Vinon.

Sechstes Kapitel. La Valette ſtirbt. Eroberung von Brignes und andern Plätzen in Provence.

Siebentes Kapitel. Erfolg der Excurſion des Herzogs von Nemours in Dauphiné.

Achtes

Achtes Kapitel. Lesdiguieres zieht nach Piemont. Niederlage der Truppen des Herzogs von Savoyen zu Vignon. Befestigung von Briqueras.

Neuntes Kapitel. Belagerung von Cavours.

Zehntes Kapitel. Der Anschlag des Herzogs von Savoyen auf Briqueras schlägt fehl. Gefecht bey Gressillane. Kanonen in die Höhe gewunden, um das Schloß Cavours zu beschießen.

Eilftes Kapitel. Der Entsatz des Schlosses Cavours wird geschlagen. Es muß sich ergeben.

Zwölftes Kapitel. Zweyter Zug Lesdiguieres nach Piemont. Der Herzog von Savoyen nimmt das Fort Exilles ein.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel. Lesdiguieres schlägt die Spanischen, Neapolitanischen und Mayländischen Truppen des Herzogs von Savoyen bey Salbertran.

Zweytes Kapitel. Verschiedene Beschäftigungen Lesdiguieres. Waffenstillstand in Piemont.

Drittes Kapitel. Bewegungen in Provence.

Viertes Kapitel. Lesdiguieres zieht nach Provence. Uebergang über die Durence zu Durgen.

Fünftes Kapitel. Lesdiguieres Einzug zu Aix. Die Citadelle wird geschleift.

Sechstes Kapitel. Lesdiguieres geht wieder nach Piemont. Belagerung und Einnahme von Briqueras durch den Herzog von Savoyen.

Siebentes Kapitel. Lesdiguieres nimmt das Fort Exilles wieder ein.

Achtes Kapitel. Zweyte Verproviantirung von Cavours. Neue Unruhen in Provence. Verproviantirung von Salon.

Neuntes Kapitel. Fortgang des Kriegs in Piemont.

Zehntes Kapitel. Wiedereinnahme von Mirabel und Echelles. Moretel wird geſchleift. Villenne bezwungen.

Eilftes Kapitel. Lesdigieres Reiſe nach Lion, um dem König aufzuwarten.

Zwölftes Kapitel. Lesdigieres Zug nach Provence, mit dem Herzog von Guiſe. Einnahme von Eſteron und anderer Plätze.

Sechstes Buch.

Erſtes Kapitel. Verfolg der Bezwingung der Provence.

Zweytes Kapitel. Lesdigieres Reiſe an den Hof. Deren Erfolg.

Drittes Kapitel. Lesdigieres Rückreiſe nach Dauphiné. Zurüſtungen und Anfang des Savoyiſchen Kriegs.

Viertes Kapitel. Fortſetzung von Salines Flucht. Der Herzog von Savoyen kommt über das Gebirge. Einnahme der Stadt und des Schloſſes la Roche.

Fünftes Kapitel. Einnahme des Forts Chasmenuſſet, Charbonniere und Lucille.

Sechstes Kapitel. Schlacht bey Moletes.

Siebentes Kapitel. Aufbruch beyder Armeen. Salines Niederlage. Der Herzog von Savoyen legt zu Barreaux ein Fort an.

Achtes Kapitel. Niederlage des Grafen von Sarraval zu Saint André de Maurienne. Einnahme von Allos und andere Verrichtungen.

Neuntes Kapitel. Wiedereinnahme von Algurbelle und la Tour Charbonniere durch den Herzog von Savoyen. Lesdiguieres nimmt das Schloß Saint Barthelemy ein.

Zehntes Kapitel. Lesdiguieres als Lieutenant General in Dauphiné angestellt. Zweykampf zwischen Crequy und Don Philippin, Bastard von Savoyen.

Eilftes Kapitel. Lesdiguieres Reise nach Hof, und Erfolg davon.

Zwölftes Kapitel. Reise des Königs nach Lyon. Savoyischer Krieg.

Siebentes Buch.

Erstes Kapitel. Verfolg des Savoyischen Kriegs. Einnahme von Montmelian.

Zweytes Kapitel. Wichtige Rathschläge Lesdiguieres, den Friedensschluß mit Savoyen betreffend.

Drittes Kapitel. Verschiedene Beschäftigungen Lesdiguieres nach dem Savoyischen Krieg. Achtung die das Ausland gegen ihn beweist.

Viertes Kapitel. Besondere Verrichtungen Lesdiguieres als Lieutenant General in Dauphiné. Ersteigung von Genf.

Fünftes Kapitel. Besondere Merkwürdigkeiten von der Ersteigung Genfs.

Sechstes Kapitel. Einige Reisen Lesdiguieres. Gewaltsame Anstrengungen des Neides, ihn bey dem König zu stürzen.

Siebentes Kapitel. Wiedereinſetzung des Fürſten von Oranien in ſeine Citadelle durch Lesdiguieres.

Achtes Kapitel. Lesdiguieres Reiſe nach Bern.

Neuntes Kapitel. Wichtiger Rath von Lesdiguieres, das Veltlin und das Fort Fuentes betreffend

Zehntes Kapitel. Lesdiguieres Reiſe nach Hof. Seine Rückreiſe und Verfolg ſeiner verſchiedenen Beſchäftigungen in Dauphiné.

Eilftes Kapitel. Skizze des ſogenannten großen Entwurfs Heinrichs IV. Der Dauphin erhält von Lesdiguieres die erſten Waffen.

Zwölftes Kapitel. Lesdiguieres Reiſe an den Hof, wo er zum Marſchall von Frankreich ernannt wird.

Achtes Buch.

Erſtes Kapitel. Rückreiſe des Marſchalls nach Dauphiné. Seine Zuſammenkunft mit dem Herzog von Savoyen zu Bruzol. Tod des Königs.

Zweytes Kapitel. Benehmen des Marſchalls nach dem Tod des Königs. Er erhält das Dekret als Herzog und Pair des Reichs.

Drittes Kapitel. Sorgfalt des Marſchalls für die Ruhe des Reichs. Seine Reiſe nach Hof und Rückreiſe nach Dauphiné. Er beſucht den Connetable, und auch den Vicelegaten zu Avignon.

Viertes Kapitel. Die Adminiſtration des Gouvernements in Dauphiné wird dem Marſchall anvertraut. Montferratiſcher Krieg.

Fünftes Kapitel. Zurüſtungen des Marſchalls, dem Herzog von Mantua zu Hülfe zu ziehen. Friede auf den Montferratiſchen Krieg.

Sechstes Kapitel. Guter Rath des Marschalls in Ansehung des Benehmens des Herzogs von Savoyen. Uneinigkeiten am Hof.

Siebentes Kapitel. Krieg in Piemont. Unterhandlungen des Herzogs von Savoyen mit dem Marschall.

Achtes Kapitel. Politische Versammlung der Protestanten zu Grenoble. Neue Unruhen in Frankreich. Wichtige Dienste des Marschalls hiebey.

Neuntes Kapitel. Folgen des Abgangs der Versammlung von Grenoble bis zum Ende des Jahrs.

Zehntes Kapitel. Verfolg des Betragens der politischen Versammlung. Fernere Dienste des Marschalls. Neue Unruhen in Piemont.

Eilftes Kapitel. Zusammenkunft des Marschalls und des Herzogs von Savoyen zu Turin. Erfolg, und Rückreise nach Dauphiné.

Zwölftes Kapitel. Merkwürdiger Entschluß des Marschalls, dem Herzog von Savoyen beyzustehen.

Neuntes Buch.

Erstes Kapitel. Verschiedene Mittel welche angewendet wurden, um den Marschall von seinem Hülfszug nach Piemont für den Herzog von Savoyen abzubringen. Besondere Merkwürdigkeiten hievon.

Zweytes Kapitel. Zurüstungen des Marschalls zu seinem Zug nach Piemont. Bemühungen des Parlements von Dauphiné ihn davon abzubringen.

Drittes Kapitel. Des Marschalls Zug nach Piemont.

Viertes Kapitel. Thaten des Marschalls in Piemont zu Anfang des Jahrs 617.

Fünftes Kapitel. Rückkehr des Marschalls nach Dauphiné. Seine Vermälung mit der Marquise von Treffort.

Sechstes Kapitel. Zurüstungen des Marschalls zu einem neuen Zug nach Piemont.

Siebentes Kapitel. Zug der französischen Hülfstruppen nach Piemont. Thaten des Marschalls dabey.

Achtes Kapitel. Fortsetzung von den Verrichtungen auf dem Zug nach Felissan.

Neuntes Kapitel. Abreise des Marschalls aus Piemont. Merkwürdige Reden zwischen dem Kardinal Ludovisio, nachherigem Papst Gregor XV. und ihm.

Zehntes Kapitel. Was in Frankreich vorgieng, die Zurückgabe von Vercelli betreffend. Was der Marschall dazu beytrug. Und der Vorschlag einer Verbindung des Hauses Savoyen mit der Krone.

Eilftes Kapitel. Höchstwichtige Rathschläge des Marschalls die Staatsangelegenheiten betreffend.

Zwölftes Kapitel. Schluß der Savoyischen Vermälung. Reise des Kardinals von Savoyen nach Hof. Merkwürdigkeiten von den fernern Bemühungen des Marschalls zum Wohl des Staats.

Zehntes Buch.

Erstes Kapitel. Der Marschall begünstigt zum Besten Frankreichs die Unternehmung des Herzogs von Ossuna, sich zum König von Neapel zu machen.

Zweytes Kapitel. Verfolg und Ausgang der Unternehmung des Herzogs von Ossuna.

Drittes Kapitel. Reise der Prinzessin von Piemont durch Dauphiné. Reise des Marschalls nach Hof, wo er Herzog und Pair des Reichs wird.

Viertes Kapitel. Bemühungen des Herzogs bey der Versammlung zu Loudun, andere von ihm verhandelte wichtige Angelegenheiten.

Fünftes Kapitel. Zusammenkunft des Herzogs mit dem Herzog von Guise zu Lyon, und nachher mit dem Herzog von Savoyen zu Turin, und was dabey vorfiel.

Sechstes Kapitel. Bemühungen des Herzogs um seine Religionsverwandte bey ihrer Pflicht zu erhalten.

Siebentes Kapitel. Ermahnungen des Herzogs an die Versammlung zu la Rochelle, aus einander zu gehen. Beschwerden der Versammlung über ihn, und seine Antwort. Unruhen von Privas.

Achtes Kapitel. Absicht des Königlichen Conseils, den Herzog zum Connetable zu machen. Mittel die man deßwegen versucht. Wichtige Unterhandlungen hierüber.

Neuntes Kapitel. Neue Bewerbungen des Herzogs von Luynes bey dem Herzog, ihm die Connetable Stelle zu überlassen. Reise des Herzogs nach Hof. Verschiedene Ränke, sie rückgängig zu machen.

Zehntes Kapitel. Der Herzog lehnt die angetragene Connetable Stelle ab, und wird Generalfeldmarschall. Fortsetzung seiner Bemühungen, die Versammlung von la Roche zum Auseinandergehen zu bewegen. Seine Reise mit dem König.

Eilftes Kapitel. Fortsetzung der Reise des Herzogs mit dem König und seine Sorgfalt für die Reformirten. Gute Rathschläge, die Belagerung von Montauban betreffend.

Zwölftes Kapitel. Verrichtungen des Herzogs bey der Belagerung von Montauban, und fernere Rathschläge die er dem König darüber ertheilt.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Einnahme der Stadt und des Schlosses Echelles.

Nachdem sich Lesdiguieres noch einige Zeit lang in Grenoble aufgehalten hatte, um das königliche Ansehen desto fester daselbst zu begründen, so rüstete er sich an, aus seiner Nachbarschaft alles zu entfernen, was ihm verdächtig werden konnte: und da der Herzog von Savoyen vermittelst der zu seinen Staaten gehörigen Stadt Echelles an der Grenze von Provence, noch immer einige Verständnisse daselbst zu unterhalten suchte: so machte er sich mit zweyhundert Pferden dahin auf den Weg, meistens Freywilligen von Adel, und zwar von den angesehensten, worunter auch Blanjeu war; ferner zwölfhundert Mann zu Fuß und zwo großen Kanonen.

Er rückte sogleich in die Stadt ein, und ließ das Schloß beschießen, das nach funfzig Schüssen kapitulirte, worauf der Kommandant mit ehrenvollen Bedingungen abzog.

Gleich bey Echelles liegt ein Dorf, la Crotte, wo große rauhe Felsstücke zusammenstossen, und nur

einen schmalen Raum zum Durchgang lassen. Einige Savoyische Truppen hatten sich da gesetzt, um sich den Paß Echelles herzuspringen, offen zu halten. Lesdiguieres ließ sie durch einige Scharmützel probiren, mittelst deren fünfhundert Mann eine Barrikade angreifen und wegnehmen, unerachtet die Savoyarden tapfern Widerstand leisteten, und noch dazu Steine von den Felsen herab auf die Angreifenden wälzten. Als aber diese kurz darauf den Grafen von Martinengo mit dem ganzen Heer des Herzogs aus achttausend Mann zu Fuß und funfzehnhundert Pferden bestehend, anrücken sahen, so waren sie genöthigt, sich zurück zu ziehen; nicht, ohne mehr als funfzig Feinde niedergeworfen zu haben.

Lesdiguieres ließ unterdessen sein Geschütz eilig abgehen, und blieb mit allen seinen Truppen, die er bey sich hatte, am Ufer eines Flusses stehen, der durch eine kleine Ebne zwischen Echelles und la Crotte strömt, und der ihm statt eines Grabens zwischen den Savoyern und ihm dienen sollte.

Der Graf ließ einige Fähnlein Reiterei ans Ufer des Stroms vorrücken, die sich aber damit begnügten, die am jenseitigen Ufer anzusehen, und dann sogleich wieder zu ihrem Trupp zurückkehrten. Lesdiguieres, dem es verdroß, daß sie weiter nichts unternahmen, da sie doch ohne Vergleich die stärksten waren, detaschirte Briquemaut mit fünf und zwanzig leichten Reitern hinüber. Der Graf schickte eine Compagnie Carabiniers ab, um sie zu rekognosciren oder anzugreifen. Briquemaut kommt ihnen zuvor, und da er gleich zum Anfang etwa funfzehn niederwarf, schickte der Graf den übrigen ein Soutien von hundert Lanzen. Auch Lesdiguieres schickte den Seinigen

nigen funfzig leichte Reiter unter le Poet zu Hülfe, welche die Lanzknechte in Respekt erhalten, Briquemaut aufnehmen, und wieder über den Bach zurück gehen sollten.

Den Rest des Tages hindurch thaten die beyden Heere weiter nichts als einander beobachten; am folgenden Tag gieng Lesdiguieres über den Strom, blos mit Blanjeu, um die Truppen und die Postirung des Feindes zu rekognoscirem. Als Blanjeu auf dem Rückweg gewahr wurde, daß ihm eines seiner Pistolen fehlte, so kehrten sie um, um es zu suchen; Lesdiguieres fand es ziemlich nahe an den Feinden, stieg ab, und nahm es auf, trotz einem Hagel von Büchsenschüssen, von deren einem Lesdiguieres Pferd verwundet wurde. Als er sah, daß der Graf einige Truppen gegen den Strom vorrücken ließ, schickte er dreyßig leichte Reiter hin, um sie anzugreifen, und die übrigen herauszulocken, allein der Graf, der sich nicht so weit einlassen wollte, zog sich zurück; und Lesdiguieres, dessen Hauptabsicht war, den Feind jenseits hinzuhalten, um seinem Geschütz Zeit zu lassen, Grenoble zu erreichen, ließ Belliers in dem Schloß Echelles, und gieng am andern Tage dahin ab, wo wir ihn im folgenden Kapitel finden werden.

Zweytes Kapitel.

Lesdiguieres Zug nach Provence. Niederlage des Herzogs von Savoyen bey Sparron.

Noch nicht zufrieden, Versuche auf Dauphiné gemacht zu haben, war der Herzog von Savoyen auch in Provence gefallen, und fieng mit dem Beystand

derer, die ihn dahin gerufen hatten, um ihm die Oberherrschaft über das Land zu geben, an, Fortschritte darinn zu machen; welche La Valette allein nicht im Stand war zu hemmen. Er rief also durch einen der Seinigen, Perronne, Lesdiguieres zu Hülfe, den er zu Echelles antraf.

Nachdem also Lesdiguieres vom Parlement zu Grenoble als Gouverneur anerkannt worden war, und seinen Neffen Morges zum Befehlshaber in seiner Abwesenheit daselbst angestellt hatte, brach er mit seinen Truppen auf, stieß zu Ribiers zu la Valette, von wo sie zusammen nach Vinon zogen, einem kleinen Platz, welchen letzterer den Tag zuvor durch Akkord einbekommen hatte. Als sie weiter ziehen wollten, um Digne anzugreifen, erhielten Sie Nachricht, daß Merplez, der zu Berre, einen für die Sache des Königs sehr wichtigen Ort kommandirte, und darinn von dem Herzog blokkirt war, sich in acht Tagen ergeben müßte, wenn man ihm nicht Lebensmittel zuschaffte. Diese dringende Angelegenheit bewog sie denn grade auf den Grafen von Martinengo, Generallieutenant des Herzogs, und seine Armee, loszugehen, die aus tausend Reitern und zweytausend Büchsenschützen, Spaniern Savoyarden und Provencialen bestund, und in drey Dörfern jedes eine halbe Meile auseinander lag; die Avantgarde zu Sparron, das Corps de Bataille zu Rians; die Arriergarde zu Saint Martin de Pallieres.

La Valette und Lesdiguieres hatten gegen neunhundert Reiter und zweytausend Büchsenschützen, die sie folgendermassen stellten: den Vortrab gaben sie den Truppen von Dauphiné und theilten ihn in zwey Corps ein, wovon eines le Poet, das andre Mures bekam.

bekam. Die Truppen la Valettes machten das Treffen; den Nachtrab nebſt dem Gepäck führte Buous, ein Adelicher aus Provence. Die beyden Chefs ſtellten ſich jeder an die Spitze ſeiner Truppen.

In dieſer Ordnung nun zogen ſie am 5. April gerade auf Sparron los, langten einem Hügel gerade gegenüber vor dem Dorfe an, und erblickten unten den Feind ganz nahe vor ihnen in Schlachtordnung; dem man es jedoch anſah, daß er überraſcht war.

Nachdem beyde ſie wohl in Augenſchein genommen hatten, rückten ſie in die Ebene hinab, und faßten daſelbſt Stand, während der feindliche Nachtrab zu ſeinem Vortrab nach Sparron vorrückte. Ohne ſich lange bey der Vorrede aufzuhalten, kommandirte Lesdiguieres Poligny mit einem Regiment Infanterie, um ſie zu probiren; auf die erſte Salve aber verlieſſen ſie das Schlachtfeld, und zogen ſich nach einem kleinen Hügel über dem Dorf, wo ſie den Rücken frey hatten. Unterdeſſen ließ Lesdiguieres den von den Feinden verlaſſenen Poſten durch le Poet und Mures beſetzen.

Darüber begann das Scharmuziren, und la Valette und Lesdiguieres ſuchten ſich Meiſter vom Dorf zu machen. Da ſie aber ſahen, daß dieß nicht leicht ohne beträchtlichen Verluſt zu bewerkſtelligen ſeyn möchte; ſo detaſchierte Lesdiguieres funfzehn Reiter unter la Croix du Tallard und Bourgade, gegen den Hügel, um denen, die darauf ſtanden, zu thun zu geben; was ſie ſo gut ins Werk ſetzten, daß ſie bey ihrem Angriff auf die Feinde einige davon niederſtreckten, worunter ſich der Lieutenant des Grafen, Alexander Vitelli befand, den la Croix erlegte, was ihm aber ſein Pferd koſtete, welches der andre mit der Parti-

sane niedermachte; wofür ihm aber sein Sohn, Suauf de la Croix sogleich ein andres gab, der sich, unerachtet er erst zehn Jahre alt war, dennoch schon bey dieser Gelegenheit befand, ein Beweis, daß er, wie er auch in der Folge that, in die Fußstapfen seines tapfern Vaters treten würde.

Lesdiguieres der unterdessen den Vortrab übernommen hatte, machte eine grosse Schwenkung, um dem Dorf in den Rücken zu kommen, was ihm so wohl gelang, daß, als er den Feind angreifen wollte, ein Geschwader Cavallerie unter dem Grafen von Bar, das den Paß besetzt hielt, zweymal wankte und endlich floh, und die Infanterie im Dorf, nebst beynahe dreyhundert Pferden im Gedränge im Stich ließ. Lesdiguieres setzte den Fliehenden bis an die Flügel ihres Haupttreffens nach, das von Rians vorgerückt war, und ihn wüthend anfiel, was er aber so muthig erwiederte, daß er sie zum laufen brachte, und eine gute Strecke kämpfend vor sich hertrieb. Dieser Vorfall kostete dem Herzog zweyhundert Reiter und drey Cornets, die auf dem Platz blieben.

La Vallette und Buous, die unterdessen vor dem Dorf geblieben waren, thaten ihr Möglichstes, um es zu erobern, weil aber der Tag sich neigte, mußten sie sich mit einigen Häusern begnügen, wo man sich einrichtete; die übrigen kampirten umher, damit die Feinde sich nicht unter Begünstigung der Nacht und des hier sehr versteckten Landes davon machen möchten. Am andern Tag ergaben sich zweyhundert Savoyarden und Provensalen, die sich in eine Kirche und in einer Wirdmühle mit einem Provensalischen Edelmann, Cucuron, retirirt hatten, auf Discretion; die

die Fremden wurden zu Kriegsgefangenen gemacht, die Einheimischen aber an Bäume aufgeknüpft.

Vom Hunger gequält und in Verlegenheit mit ihren Todten und Verwundeten, und noch dazu ohne Hoffnung eines Entsatzes, ergaben sich einige Stunden darauf die im Dorfe, auf die einzige Bedingung, daß ihnen das Leben bleiben sollte. Es waren dreyhundert Pferde, und tausend Mann zu Fuß, welche das Gewehr streckten und zu Kriegsgefangenen gemacht wurden. Darunter waren Alexander Vitelli, Mestre de Camp, aus einem der größten Häuser in Italien; Saint Romain, ein angesehener von Adel aus Provence, und wohl dreyßig Capitains. Funfzehn Fahnen wurden dabey den Siegern zu Theil, nebst einer großen Anzahl von Pferden, und einer Menge Gepäck, welches la Valette und Lesdiguieres gleich vertheilten.

Als sie alle Waffen hatten zusammenbringen und auf einen Haufen aufschichten lassen, um sie ebenfalls zu vertheilen, wobey der Capitain Genton die Obsicht zu führen hatte, gieng eine Büchse, an deren Zündpfanne man die Lunte auszulöschen vergessen hatte, los, und brannte dadurch zugleich die andern alle ab, wodurch Genton wie durch die Gewalt einer Mine in die Luft gesprengt wurde; jedoch ohne weiter Schaden zu nehmen, was um so mehr zu verwundern ist, da sie alle noch geladen waren. Er wurde aber doch ganz wie gebraten davon, was ihm ohne Zweifel nicht wenig schmerzen mußte.

Auf den Lärm davon eilte Lesdiguieres herbey, in großer Ungeduld, zu sehen, wie es ihm ergangen sey, indem er sich wohl die Gefahr vorstellen konnte, in

in der er sich befunden haben mußte; und als er sich bey ihm darnach erkundigte, antwortete Genton, dem dieser ganz befremdende Zufall dennoch seine natürliche gute Laune nicht genommen hatte; er sey nicht verwundet, wohl aber sey er die drolligste Maske, die man sehen könnte. — Sehr zufrieden, daß er aus einer so großen Gefahr noch so mit einem blauen Auge davon gekommen war, gab Lesdiguieres Befehl, ihn wohl zu kuriren, denn er schätzte ihn sehr, und das sicher mit Recht, indem er einer seiner besten Leute war.

Doch wieder zur Hauptsache zurück. Der Herzog verlohr bey dieser Gelegenheit fünf bis sechshundert Reiter an Todten oder Gefangenen, und beynahe seine ganze Infanterie. Auf Seiten la Vallettes und Lesdiguieres wurde der junge Brionnet, ein vornehmer Adelicher aus Dauphiné allein verwundet; und sonst höchstens ein und zwanzig Soldaten verloren.

Nachdem sich die Armee des Königs auf dirse Schlacht ein wenig erholt hatte, und die beiden Chefs erfuhren, daß der Herzog neue Truppen gegen Salon marschiren ließ, wo er Gran inne hatte: so zogen sie hieher, und eroberten diesen Ort durch Erstei-gung und zwo Petarden; machten den größten Theil derer die darinn waren nieder, und knüpften den Rest auf.

Auf diese Eroberung folgte die Einnehme von Marignane, was sich an Lesdiguieres auf Capitulation ergab. Uebel mitgenommen bey dieser ersten Gelegenheit, zog sich der Herzog von Savoyen schwach in die Grafschaft Nizza zurück.

Drittes Kapitel.

Lesdiguieres Rückkunft nach Dauphiné. Einnahme von Givors.

Allein der Herzog von Nemours hatte, als er Lesdiguieres von Dauphiné entfernt sah, einige Truppen bis Pont de Beauvoisin, eine Savoyische Grenzstadt, vorrücken lassen, von wo sie Streifereyen in die Provinz machten, und die ganze Nachbarschaft verheerten. Dieß bewog ihn, aus Provence zurück zu kommen, wo ihn die Schwachheit des Herzogs noch nichts befürchten ließ.

Bey seiner Ankunft in Dauphiné gieng er bis Briancon, weil man ihm gesagt hatte, daß die Sorglosigkeit der Einwohner diese Stadt in Gefahr bringen könnte, überrumpelt zu werden. Von da begab er sich nach Grenoble, von wo er sich auf den Weg gegen Pont de Beauvoisin machte, um das Vorhaben der Feinde zu vereiteln, welche Kanonen daselbst genommen hatten, um Echelles anzugreifen. Auf dem halben Wege erfuhr er aber, daß sie dahin zurückgekehrt seyen, in der Meynung, daß er selbst einen Anschlag auf diese Stadt im Sinn habe, und daß sie die Mauern daran niederrissen, um sie ihm unnütz zu machen. Da sie nun zu eben der Zeit angefangen hatten Saint Genis zu befestigen, wandte er sich nach dieser Seite hin. Als ihn die Savoyer kommen sahen, legten sie sich vor den Platz. Er rückte an, und mit ihm Alphons, der sich mit viertausend Thalern ranzionirt hatte; reizte sie erst durch verschiedene Scharmützel, um sie aus ihren Verschanzungen hervorzulocken, und als er sah, daß sie nicht Lust hatten hervorzukommen, stellte er sich als zöge er sich zurück, damit sie ihm nach-

nachsetzen und in einem Hinterhalt fallen möchten, den er ihnen auf einer Meierey bey ihrem Lager gestellt hatte. Wirklich liessen sich auch die Feinde dadurch betrügen, und schickten ihm hundert bis hundert und zwanzig Büchsenschützen nach, über welche die aus der Meierey herfielen, und sie alle in Stücken hieben.

Von da zog er sich nach Chambery, von Blanjen und einigen andern von Stande begleitet, die als Volontairs mitgiengen, um daselbst eine Unternehmung auszuführen, die er dem erstern kommunicirt hatte. Da sie ihm aber durch die Schuld seiner Führer fehlschlug, so gieng er gegen Lyon, zeigte sich vor der Vorstadt Eguilletiere, und da er niemand hervorkommen sah, rückte er vor Givors, eine kleine Stadt in Lyonnois, welche der Herzog von Nemours inne hatte; beschoß sie mit drey Kanonen, und eroberte sie mit Sturm in vier und zwanzig Stunden. Ein Theil derer die darinn waren, wurde niedergemacht, die übrigen zogen sich ins Schloß, das sogleich ganz eingeschlossen wurde, und ergab sich am folgenden Tag auf Diskretion, ohne darum mißhandelt zu werden.

Er hatte diesen Streifzug unternommen, um die Feinde zum Kampf einzuladen; sie wollten aber nichts davon hören. Nicht zufrieden damit, sie auf dieser Seite überwältigt zu haben, gieng er wieder zurück, woher er gekommen war, streifte bis vor die Thore von Montmelian, und hielt ohne Schaden die Salve von dreyhundert Mann, die auf der Brücke lagen, und einige Kanonenschüsse aus, die aber weiter nichts als Lärm machten.

Während ihn die Savoyischen Truppen so im Thale von Gersivaudane beschäftigten, näherten sich andre

gabre Chaumont wegen eines Anſchlags auf Echelles. Wie er aber ſorgfältig ein Auge auf alles hatte, ſo ließ er Gouvernet und Bar dort im Thale ſtehen, eilte wieder nach dieſer Gegend, und ſetzte die Feinde ſo ſehr in Furcht, daß ſie ſich in Suze einſchloſſen.

Da ſie nun nichts mit Gewalt ausrichten konnten, wollten ſie es mit Liſt angreifen, und ſo den Fuchsbalg mit der Löwenhaut verbinden. Dieß diente aber zu weiter nichts, als noch mehr einleuchtend zu machen, daß er nicht weniger Klugheit als Tapferkeit beſaß, um ihre Abſichten zu vereiteln.

Unterdeſſen waren Gouvernet und Bar nicht müßig, wo er ſie gelaſſen hatte. Sie legten ſich in Hinterhalt in eine Meyerey vor dem Dorf Bernin. Zwo Savoyiſche Compagnien berittene Büchſenſchützen, welche ſchon drey Tage bis vor die Thore von Grenoble geſtreift hatten, und dieß Handwerk ſo fort zu treiben gedachten, ohne zu argwohnen was ihnen bevorſtand, fielen ihnen hier in die Hände, und wurden niedergehauen, was die andern ſo ſehr in Furcht ſetzte, daß ſie ſich nicht aus Montmelian hervorzukommen getrauten.

Da unterdeſſen la Valette von neuem Hülfe gegen den Herzog von Savoyen nöthig hatte, der wieder zu Kräften gekommen und ins Feld gerückt war: ſo zog Lesdiguieres ſeine Truppen zuſammen, um wieder nach Provence zu gehen. Dieſer zweyte Zug verdient aber eine beſondre Ausführung.

Während er ſich dazu rüſtet, wollen wir erzählen, daß die Republik Venedig, die ihn ſchon lange Zeit hochſchätzte, und ihn für einen der ſtärkſten Pfeiler des Throns hielt, einen Staats-Sekretair an ihn

abschickte, mit Vollmacht und Briefen voll Versicherung ihrer Freundschaft, und Aeusserungen eines besondern Verlangens, das sie trüge, beständige Korrespondenz mit ihm zu unterhalten. Er antwortete darauf erst mit Höflichkeiten und dann, auf Erlaubniß des Königs, mit der Gewährung des geäusserten Wunsches. Von dieser Zeit an unterhielt er beständig ein besondres gutes Vernehmen, und es gieng nichts von Wichtigkeit für das gemeinschaftliche Interesse Frankreichs und dieser Republik, so wie auch mit allen andern Alliirten vor, wovon ihm nicht Eröffnung geschehen wäre. So sehr machte seine Klugheit überall seinen guten Rath nothwendig.

Viertes Kapitel.

Zweyter Zug Lesdiguieres nach Provence. Sein Erfolg und seine Rückkehr. Schlacht bey Pontcharra.

Unterdessen hatte sich Lesdiguieres auf das dringende Anhalten la Valettes, ihm gegen die neuen Angriffe des Herzogs von Savoyen zu Hülfe zu kommen, nach Provence begeben; allein zu spät um Berre zu retten, die Hauptangelegenheit, die ihn dahin rief. Denn unterwegs erfuhr er, daß der Herzog es bereits auf Capitulation einbekommen hatte, so daß also Lesdiguieres genöthigt war, Weg und Absicht zu ändern.

Heinrich von Montmorency, Connetable von Frankreich, und Alphons, welche beyde gleiche Absicht hatten, la Valette beyzustehen, waren unterdessen mit einer Armee in das Vikariat von Tarascon eingerückt, und erwarteten Lesdiguieres, um mit ihm gemeinschaftlich

lich zu agiren. Allein da ſich der Herzog zwiſchen beyde gelagert hatte, um ihre Vereinigung zu verhindern, und Lesdiguieres alſo nicht weiter konnte, ſo belagerte er das Städtchen Lurs, und wollte dadurch verſuchen, ob er ihn, das einzige was ihm noch übrig blieb, durch eine Diverſion aus ſeiner Stellung bringen könnte, beſchoß es mit vier Kanonen, und brachte es in wenigen Tagen zur Capitulation. Die Savoyer zogen drey bis vierhundert Mann ſtark daraus ab, aber ohne Fahnen und Munition, blos mit ihren Waffen, und begaben ſich dann nach Saint Paul, einem von der Ligue beſetzten Platz.

Da indeſſen die Einnehme von Lurs noch nicht die beabſichtete Wirkung hervorbrachte, ſo ſann er darauf, Digne anzugreifen, und nahm ſogleich in dieſer Nachbarſchaft Chantorſier und Corbon auf Capitulation ein. Allein zu eben der Zeit erhielt er einen Courier von dem Befehlshaber in Grenoble, Morges, der ihm meldete, daß Dom Amadeus, unächter Bruder des Herzogs und der Spaniſche General Olivarez das Dauphiné mit einer großen Macht bedrohten, das ganze Thal Greſivaudan verwüſteten, und bereits bis Moretel vorgedrungen ſeyen.

Dieß war nämlich das Heer, welches der Papſt Gregor XIV., den wir bereits als einen großen Beſchützer der Ligue haben kennen gelernt, nach Frankreich ſchickte, unter dem Kommando ſeines Nepoten, des Herzogs von Montemarciano, der noch im Mailändiſchen ſtehen geblieben war.

Dieſe preſſante Nachricht bewog Lesdiguieres eilends nach Grenoble umzukehren, wo er alles was er von Truppen und Freunden auftreiben konnte, zuſammenzog, um dem Feind damit die Stirne zu bieten.

Sobald Dom Amadeo seine Rückkunft erfuhr, brach er vor Moretel auf, und lagerte sich bey Pontcharra, wo er sich über Hals und Kopf verschanzte; da aber der Flecken seine Truppen nicht alle fassen konnte, so verlegte er einen Theil derselben in die Schlösser Bayard und Avalon. So sah er also vor sich zur linken das ganze Thal Gresivaudan, bis Grenoble; die Iser deckte seine rechte Flanke, und im Rücken hatte er Savoyen, woher er alle seine Bedürfnisse zog.

So war die Armee im Ganzen; wir wollen nun auch im Einzelnen die Truppen angeben, aus denen sie bestand. Amadeo hatte für sich siebentausend Mann zu Fuß, Savoyarden und Piemonteser, zehn Gensdarmen- und sechs Carabiniers-Compagnien. Der Spanische General Olivarez, der sich in den Feldzügen in Afrika und Flandern zum vollkommenen Krieger gebildet hatte, und das volle Zutrauen der Soldaten besaß, war mit drey Regimentern zu ihm gestossen; eins von funfzehnhundert gebohrnen Spaniern, das andre von zweytausend Neapolitänern, und das dritte von dreytausend Mailändern, mit ungefehr siebenhundert Pferden.

Dagegen nun hatte Lesdiguieres aufzustellen, dreytausend Dauphinenser, vom Regiment Prabaut, sechshundert Provensalen unter Merplez, und funfzehnhundert andre, theils aus der Garnison von Grenoble, theils vom Gebirge gezogen; nebst seiner Gensdarmen-Compagnie unter Poligny, und Mures, Morges, Briquemauts, Valoüses Gensdarmen-Compagnien und einigen Carabiniers; dazu noch ungefehr hundert Volontairs, wobey Blanjeu dießmal nicht seyn konnte, weil er wegen einer Unpäßlichkeit das Zimmer hüten mußte,

mußte, was ihm um ſo unangenehmer war, da er bis dahin bey keinem Verfall von Bedeutung gefehlt hatte.

Mit dieſem Heer alſo rückte Lesdiguieres von Grenoble aus, wo er viel von einem Fluß auf der rechten Wange ausgeſtanden hatte, weswegen er ſie noch verbunden trug. Er kam am fünften September nach Gonſelin, quartierte daſelbſt einen Theil ſeiner Reiterey ein, ſchickte den Reſt nach Taſſin, und ſein Fußvolk nach Cheylar. Bey ſeiner Ankunft zu Gonſelin fand er zum geſegneten Anfang, daß le Belliers den Poſten des Marquis von Aix aufgehoben und ſeine Compagnie leichte Reiter und Carabiniers zuſammengehauen hatte; unerachtet Belliers wenige berittene Büchſenſchützen weit ſchwächer waren als der Feind.

Da Lesdiguieres niemals durch andre that, was er ſelbſt thun konnte, recognoſcirte er am andern Tag die Poſtirung der Feinde. Unter der Zeit verſuchten Mures und Morges, um nicht müſſig zu gehen, den Feind mit einigen von ihren Leuten, und kommen ihm ſo nahe, daß ſie durcheinander in den Vorpoſten eindringen, ihn zurückdrängen und auf das Hauptcorps werfen, fünf und zwanzig bis dreyßig Mann niederr machen, und noch mehr erlegt haben würden, wenn nicht der ohnehin ſchon enge Weg noch durch einige gefallene Pferde geſperrt worden wäre, welche den Fliehenden zur Barrikade dienten.

Sobald Lesdiguieres zwo Feldſchlangen erhalten hatte, die er längs der Iſer herabgehen ließ, ſo erſah er ſich ſein Schlachtfeld aus, ließ den Feind durch einen leichten Scharmützel in Bewegung ſetzen, um ihn beſſer zu rekognoſciren und zeichnete dann, als er nach Gonſelin zurückkam, die Anordnung der Schlacht

auf, wie er sie auf der Stelle entworfen hatte, wobey er die Bewegungen, die die Feinde machen würden, voraus so richtig beurtheilte, als wenn er mit in ihrem Kriegsrath gesessen hätte.

Am folgenden Tag stellten sich die Feinde in Schlachtordnung. Vor ihrer Fronte lag die Stadt Grenoble, und näher daran das Haus Bernin, worein sie fünfhundert Spanische Büchsenschützen legten, um ihre Cavallerie zu decken, und auf Lesdiguieres seine zu feuern. Sie hatten sich überdieß auch noch eines Hügels bemächtigt, der über Bayard hereinstößt, und darauf ungefehr funfzehnhundert Savoyische Büchsenschützen gestellt, um ihrer Reiterey und ihrem Fußvolk in der Ebene die Flanke zu decken. Diese unterstützten auch noch Soldaten die in Brignon lagen und durch Bayard gedeckt waren; der Rest der aus siebenhundert savoyischen Büchsenschützen bestand, wurde längs dem Hügel und einer kleinen Hecke gestellt, die gegen den Fluß hinablief. Zur rechten gegen die Iser stellten sie ein Bataillon Fußvolk, Neapolitaner und Mailänder, und theilten ihre ganze Reiterey in drey Geschwader, welche das Ansehen hatten, sich tapfer halten zu wollen.

Auf der andern Seite hielt Lesdiguieres Heerschau, und stellte dann seine Leute disseits des Schlosses Bayard in Schlachtordnung, an einem sehr geräumigen Ort, der Plan von Villarnoi genannt. Zur rechten am Fuß eines langen Hügels, stellte er das Regiment Prabaut, und dreyhundert Provensalische Büchsenschützen, in Schanzgräben, um auf die Feinde zu feuern, die sich etwa eines runden Hügels bemächtigen möchten, der disseits Bayard liegt. Zur Linken gegen die Iser stellte er Mexplex mit dem Rest seiner Trup-

Truppen. Die von Grenoble und vom Gebürge nebſt Mures, Morges, Briquemauts und Valouſes Gensdarmen-Compagnien ſtellte er in den Mittelpunkt. Reynier, Bar und Abely kommandirten die Freywilligen im Vordertreffen, die Plänkler aber Verace, Briquemauts Lieutenant, und Neffe des unter den Gelehrten ſo berühmten groſſen Buddeus. Auf dieſen Trupp ließ er ſeine Gensdarmen-Compagnie folgen; dann die Cornette blanche, (Hauptfahne) welche la Villette trug, und endlich die Freywilligen. Auf die Flügel kommandirte er die Karabiniers, und hinten ließ er alle Knechte mit gezogenem Seitengewehr zu Pferd halten, um dieſem Geſchwader das Anſehen zu geben, als wäre es größer, als es wirklich war. Die Hauptfahne erhielt dieſe Stellung gegen die Gewohnheit, weil hinter ihr ein Grund lag, den der Feind nicht ſehen und daher leicht auf den Gedanken gerathen konnte, als wäre noch mehr Reiterey dahinter.

Da nun alſo die beyden Heere in Schlachtordnung ſtanden, das franzöſiſche voll Ungeduld zu ſchlagen, und mit Muth beſeelt durch die Gegenwart eines Feldherrn, der überall über ſeine Feinde zu triumphiren pflegte, und der ihnen auch itzt ſtatt aller Anrede blos die Verſicherung des Siegs gab: ſo fiengen die Vorderſten das Scharmützeln an, und die in den Schanzgräben das Feuer auf den Hügel, das die Feinde ſo ſehr inkommodirte, daß ſie ſich genöthigt ſahen, dieſen Poſten zu verlaſſen, und in die Ebene hinabzurücken; da ſie aber einen ſtarken Umweg zu machen hatten, kamen ſie erſt beym Hauptcorps an, als dieſes bereits in Unordnung gebracht war, und dienten mehr dem Sieger zur Beute, als den ihrigen zur Unterſtützung. Da unterdeſſen ihre Flucht den Muth der königlichen erhöht hatte, überwältigte die

Infanterie rechts und links die Hecken, und warfen die Feinde die dahinter lagen, auf ihr Haupttreffen zurück.

Als hierauf die feindliche Reiterey Miene machte, einzuhauen, bemerkte ein spanischer Lanzenritter — dem Anschein nach ein Mann von Stand, wenigstens wurde er für einen solchen nach der Pracht seines Kopfschmucks und der Stickung seines Reitrocks gehalten — dieser also bemerkte Lesdiguieres, als er Befehle austheilte, und da er ihn wahrscheinlich für das nahm, was er war, ritt er aus dem Hauptkorps hervor; ihm folgten zwanzig andere, über der Rüstung mit einer Rupille (a) von rothem Sammt mit Silber galonirt. So rannte der Unbekannte mit eingelegter Lanze auf Lesdiguieres los; der, als er ihn kommen sah, ihn festen Fußes erwartete, und blos seinen Degen zog, mit dessen Stärke er den Lanzenstoß des Spaniers ausparirte, und ihn dann damit ins Visier stieß, und erlegte.

Zu gleicher Zeit war ein junger französischer Büchsenschütze aus den nächsten Gliedern herbey geeilt, ergriff den Spanier bey einem Bein, und warf ihn auf der andern Seite hinunter; eine Höflichkeit, für welche Lesdiguieres sich nach der Schlacht dankbar zeigen wollte, und deßwegen diesen Cadet sorgfältig aufsuchen ließ; er war aber nirgends zu finden.

Die zwanzig Spiesgesellen des Spaniers, als sie den üblen Ausschlag sahen, hielten sogleich an, und machten dann wieder linksum. Lesdiguieres hatte damals niemand um sich als einige seiner Bedienten, die sich, als sie den Lanzenritter heansprengen sahen, hatten vor ihn werfen wollen, um ihn zu decken;

cken; er hatte es ihnen aber bey Lebensſtrafe verboten, und, gegen ſeine Gewohnheit geſchworen, daß er dem ſeinen Degen durch den Leib rennen werde, der ſich unterſtehen würde ſich von der Stelle zu rühren.

Am Abend zuvor als ſeine vornehmſten Officiere ſich an der Tafel mit ihm unterhielten, und wie gewöhnlich von Sachen aus ihrem Fach ſprachen, war lange darüber diſputirt worden, ob wohl ein ſolcher Coup möglich wäre, wobey der gröſte Theil der verneinenden Meynung war, er ſelbſt aber jederzeit vermöge einer geheimen glücklichen Ahnung von dem, was er am folgenden Tag thun würde, die Möglichkeit behauptete. Doch nun wieder zum Gefecht zurück.

Ein lauter Jubel erhob ſich ſogleich unter den Seinigen, worüber der Feind noch mehr ſtuzig wurde, und dadurch den Muth zu verlieren ſchien, den dieſe That den andern verlieh. Er kam nun von der Verrichtung des Kriegers zu der des Feldherrn zurück, und da er ſah, daß die Reiterey, die bald ſich in Bewegung geſetzt hatte, ihn anzugreifen, jetzt im groſten Trott herankam, ließ er ſie durch ſeine Vorpoſten angreifen, auf welche ſein Vertrab folgte, ſo daß ſie beym Zuſammentreffen einen Angriff aushielt; da ihr aber ſehr hitzig zugeſetzt wurde, den Rücken kehrte, die Flucht ergriff und ihr Fußvolk blosgeſtellt ließ, das ſich nun ſowohl gegen ſeine eignen Leute, die durch ſeine Glieder brachen, und es beynahe über den Haufen warfen, als gegen die andern zu wehren hatte, die es angriffen. Es wurde aber auch bald niedergeworfen, und in die Pfanne gehauen, und in einem Augenblick lag das Schlachtfeld vollgeſät mit Todten.

Die welche in dem Hause Bernin waren, kamen nicht besser weg. Die in Avalon und Bayard ergaben sich auf Discretion; das Leben wurde ihnen geschenkt und ein weißer Stab gegeben, wogegen sie versprechen mußten, nie wieder gegen Frankreich zu dienen; indessen war doch nicht zu verhindern, daß bey ihrem Abzug der größte Theil von ihnen niedergemacht wurde; so sehr hatte die Hitze des Gefechts die Sieger noch jetzt gereizt. Ihr Anführer Galeaz von Beljoyosa wurde gefangen behalten. Dom Amadeo und Olivarez mußten ihre Sicherheit in einem nahgelegenen Gehölz suchen, wo sie sich im Gebüsch sechs und dreyßig Stunden lang versteckt hielten, und dann nach Montmelian entkamen.

Die Anzahl der Gefangenen belief sich auf acht bis neunhundert; die der Gebliebenen auf beynahe fünftausend. Zwey und dreyßig Fahnen nebst einer Gensdarmenfahne und einer Standarte wurden erbeutet, und am folgenden Tag dem König von Navarra überschickt, der ausserordentlich vergnügt darüber war, was er öffentlich und Lesdiguieres noch besonders in der Antwort auf seinen Brief bezeugte, indem er ihm unter andern schrieb: „Die That die „Sie so eben gethan haben ist Ihrer würdig, und der „Freundschaft die ich für Sie hege. Fahren Sie so „fort mein Freund, ich bitte Sie; und erinnern „Sie sich, daß Sie einem Herrn dienen, der Ihr „Verdienst kennt und es zu belohnen wissen wird. ꝛc.“

Die Beute war sehr groß, denn bey dem Mayländischen Regiment, das nach Flandern marschieren sollte, war kein Soldat, der nicht seine goldene Kette und viel Geld gehabt hätte, indem sie einen weiten Marsch vorhatten. Sonst bestand sie noch in Pfer-

den,

den, Waffen, Geräthe und Silbergeſchirr, was alles zuſammen auf zweymal hunderttauſend Thaler geſchätzt wurde.

Von der königlichen Armee fielen nicht mehr als vierzig Mann und niemand von Bedeutung wurde verwundet als Valouſe, und auch der nur ſehr leicht.

Könnten wir hier nicht mit Recht ſagen, es ſcheine, daß der Geiſt des großen Bayard, der den Feinden Frankreichs ſo fatal wurde, ſehr viel zu dieſem Sieg beytrug, der im Angeſicht eines Hauſes erfochten wurde, das uns noch von ihm übrig iſt, und ſo glücklich war, ihm ſeinen Namen zu geben.

Uebrigens gab es noch nie einen Feldherrn, den eine Kette von glücklichen Thaten ſo ſehr hätte eitel machen und aufblaſen können, und der es doch weniger wurde und weniger fähig war, als eben er nach einer ſo großen Heldenthat; ja als la Buiſſe, voll Bewunderung ſeiner Beſcheidenheit, auf eine verbindliche Art (wie er denn überhaupt freymüthig und von angenehmen Weſen war) ſagte: „Was für ein „Mann Sie ſind, Herr General! Sie kommen von „einer der ſchönſten Thaten her, und ſehen doch noch „genau ſo aus wie Sie geſtern auch ausſahen," ſo antwortete er blos: „Man muß Gott für alles loben, „und fortfahren, brav zu handeln." —

Fünftes Kapitel.

Wiedereinnahme von Barcellone. Lesdiguieres Zug nach Provence. Niederlage des Herzogs von Savoyen vor Vinon.

Am Tage nach dieser merkwürdigen Schlacht, welche Frankreich über so viele Feinde den Sieg verlieh, und ein feyerlicher Beweis war, daß Gott sich der Sache rechtmäßiger Könige annimmt, kam Lesdiguieres nach Grenoble zurück, wo er mit Lobeserhebungen überhäuft wurde. Hier erinnerte er sich, daß er la Valette versprochen hatte, wieder nach Provence zu kommen, um ihm zur Zurückdrängung der ehrsüchtigen Unternehmungen des Herzogs von Savoyen behülflich zu seyn, der daselbst immer weitere Fortschritte machte. Nachdem er also seine Truppen sich ein wenig erholen lassen, und sich mit Geschütz von Puymore versehen hatte, gieng er in die Grafschaft Nizza, um Barcellona zu belagern, das ihm der Herzog während der Belagerung von Echelles weggenommen hatte. Nachdem er hier seine Kanonen mit unsäglicher Mühe über das Gebürge des Orres, das über dieser Stadt ist, hatte schaffen lassen, ließ er sie demontiren, und den Berg hinunter rollen, wo sie wieder auf die Lavette gethan und sogleich in Batterie aufgepflanzt wurden. Man mußte jedoch, wegen der noch zu großen Entfernung, etwas näher rücken; allein die Belagerten hatten sich unterdessen entschlossen, zu kapituliren, und zogen mit le Sauze, der darin kommandirte, ab.

Lesdiguieres gieng nun gegen Digne, um la Valette zu helfen, es zu belagern. Diese Stadt war um so wichtiger für den Herzog, da sie ihm Mittel

gab,

gab, ſich ſehr weit in Provence auszubreiten, und aus eben dem Grund mußte ihnen ſehr viel daran liegen, ſie ihm abzunehmen. Da Lesdiguieres zu Brusquet anlangte, wurde er von denen von Ciſteron gebeten, ſie von der Tyranney von Goubert zu befreyen. Dieſen kleinen benachbarten Platz hatte Sautaire beſetzt, den er ehmals aus Barles gejagt und auf das Verſprechen, ſeine Räubereyen nicht weiter fortzuſetzen, begnadigt hatte.

Hier belagerte er ihn alſo und zwang ihn, ſich auf Diſcretion zu ergeben; nicht ohne ihm noch einige Hoffnung zu einer zweyten Begnadigung übrig zu laſſen. Da ihm aber die ganze Nachbarſchaft anlag, ein Exempel an ihm zu ſtatüiren, ſo ſetzte er dießmal ſeine natürliche Güte ein wenig bey Seite, um ihnen dieſen gerechten Wunſch zu gewähren; der Hauptmann und ſeine Geſellen büßten alſo für ihre Uebelthaten, bis auf zween, welche beweiſen konnten, daß ſie nie Antheil daran genommen hatten.

Von hier ſtieß er zu la Valette, der unterdeſſen ſeine Kanonen gegen Digne hatte ziehen laſſen. Sie ſchloſſen den Platz ein, und fiengen an, ein kleines darüber gelegenes Fort zu beſchießen, von wo aus man ihnen hätte läſtig werden können. Einige Schüſſe brachten die darinn lagen zur Einſicht, daß es nicht haltbar ſey; ſie legten alſo Feuer darinn an, und verließen es in der Nacht. Zu gleicher Zeit beſchoß man eine Kirche, die einen Büchſenſchuß von der Stadt ab lag, und mit dreyßig Mann beſetzt war. Da nun die Belagerten ihr Fort eingebüßt hatten, und ihnen auch ſonſt noch aus vier Kanonen ſehr zugeſetzt wurde, welche eine ſtarke Lücke brachen ſo fiengen ſie an, ſtutzig zu werden, und zween Tage

darauf

darauf kapitulirten sie. Die in der Kirche mußten sich auf Discretion ergeben, und behielten das Leben. Und so wurden denn diese und jene bald wieder zu ihrer Pflicht zurückgebracht.

Als der Herzog la Valette und Lesdiguieres mit dieser Unternehmung beschäftigt sah, welche sie seinen Gedanken nach etwas länger aufhalten sollte, so belagerte und beschoß er Puech, in der sichern Erwartung, es entweder zu erobern, oder sie von ihrer Unternehmung abzuziehen. Allein beydes mißlang ihm. Denn nach der Einnahme von Digne kehrten sie wieder gegen ihn um, kamen an der Durance an, und sahen ihn am andern Ufer mit seiner ganzen Reiterey, in drey Geschwadern. Daraus schlossen sie, er wolle die ganze Sache mit Einem Schlag abthun; da aber die Nacht einbrach, zogen sich beyde Theile in ihre Quartiere zurück; unsere Leute, fest entschlossen, Morgen zu schlagen, wenn der Herzog wieder dahin käme, wo sie ihn gesehen hatten; er aber, weit entfernt von dieser Absicht, retirirte sich mit seiner ganzen Macht und Artillerie nach Aix.

Da hierauf Lesdiguieres sah, daß weiter nichts für ihn in Provence zu thun war, kehrte er wieder nach Dauphiné um; und la Valette, der einige Zeit zuvor beschlossen hatte, Vinon zu befestigen, um den Herzog zu beunruhigen, und den Transport der für die Plätze, welche es mit dem König hielten, erforderlichen Lebensmittel zu begünstigen, legte einige Truppen, die ihm Lesdiguieres zu seiner Verstärkung überlassen hatte, in diese Nachbarschaft, um diese Befestigungsarbeit zu decken. Es waren drey Gensdarmen — und vier berittene Büchsenschützencompagnieen, unter Gouvernet und dem Kapitain Gen-

ton.

ron. La Valette legte in Vinon le Perier de la Preole, einen ſeiner beſten Kapitains.

Da der Herzog dachte, dieſe Befeſtigung möchte ihm ſehr viel Nachtheil bringen, und ſeine Hoffnungen gar ſehr zurückſetzen, ſo beſchloß er ſie anzugreifen, ehe ſie noch vollendet wäre, und ließ von Aix zwo Feldſchlangen kommen, mit denen er beſchoß, was bis jetzt von Verſchanzungen aufgeführt war. Zu gleicher Zeit war la Valette bis Orezon vorgerückt; und der Herzog ſetzte mit ſeiner ganzen Reiterey über den Verdon, um ihn anzugreifen. Als nun Gouvernet ſah, daß er ſich aus ſeinem Vortheil gegeben hatte, der darinn beſtand, nicht über dieſen Fluß zu gehen, ſo beredete er la Valette, ihn ſelbſt anzugreifen, was er ſo muthig und zu rechter Zeit that, daß er ihn nöthigte, in Unordnung wieder über den Fluß zurück zu gehen, nachdem er ungefehr fünfhundert von ſeinen Leuten auf den Platz gelaſſen hatte, worunter Vinceguerre ein Mann von Stand aus Provence, von Gouvernet erlegt wurde.

Der Herzog hatte ſich eilig in ſein Laget, wo er ſein Fußvolk gelaſſen hatte, zurückgemacht, ganz befremdet über einen ſo kühnen Angriff von ſo weniger Mannſchaft, und da er befürchtete, es möchte den andern Tag noch ſchlimmer kommen, hob er die Belagerung in ſolcher Eile auf, daß er einen Theil ſeiner Kanonen und ſeines Gepäcks davor im Stiche ließ, und zog eilig nach Aix zurück. Gouvernet, der den Rath zu dieſem Angriff gegeben hatte, erhielt darüber öffentlich Lobſprüche von la Valette, nahm Abſchied von ihm, und führte Lesdiguieres Truppen nach Dauphiné ab.

Sechstes

Sechstes Kapitel.

La Valette stirbt. Einnahme von Beynes und andern Plätzen in Provence.

La Valette, der indessen dem Herzog keine Ruhe ließ, hatte, nachdem er ihm Vinon weggenommen hatte, auch noch Rochebrune belagert; dieß war aber die unglückliche Klippe, an der sein Glück ganz scheiterte; denn hier wurde er bey seinem Geschütz durch einen Schuß getödtet: was Lesdiguieres so tief empfand, als man den Verlust eines Mannes empfinden kann, den man vollkommen schätzt und liebt; denn sicher bestand zwischen la Valette und ihm ein sehr enges Band, und eine mehr als brüderliche Freundschaft. Es war ein sehr vollkommener Cavalier; ein eifriger Diener des Königs; sehr tapfer; sehr großmüthig und von ganz besonderer Rechtschaffenheit. Provence betrauerte ihn auf eine den Verbindlichkeiten die sie seiner Gewogenheit und Tapferkeit hatte, angemessene Art.

Unterdessen fürchteten der Parlementshof und diejenigen vom Adel dieses Landes, welche es mit dem König hielten, der Herzog möchte irgend Vortheil von diesem Todesfall ziehen; und baten daher feyerlich Lesdiguieres um Hülfe. Da ihn nun keine sehr dringende Angelegenheit in Dauphiné zurück hielt, (wo seine Ankunft die Entwürfe des Herzogs von Nemours vereitelt hatte) und der König ihm Befehl gegeben hatte, aufs bäldeste nach Provence abzugehen, um daselbst für seine Angelegenheiten zu wachen: so machte er sich dahin auf den Weg, von mehrern seiner Freunde begleitet, wobey auch Blanjeu nicht fehl-

te,

te, und wurde daſelbſt mit vorzüglichen Freudenbezeugungen aufgenommen.

Auf Bitten der einen und andern ſtellte er ſich alſo an die Spitze der Truppen, die über den Verluſt ihres erſtern Generals durch die Erlangung dieſes neuen getröſtet wurden; und ſobald er in marſchfertigem Stand war, belagerte er Beynes, das ſich nach einem ſechstägigen Widerſtand auf Kapitulation ergab.

Bey dieſer Belagerung fiel weiter nichts merkwürdiges vor als der Tod Poligny's, eines anſehnlichen Cavaliers aus Dauphiné, der dabey durch einen Schuß mitten durch den Kopf, getödtet wurde, und den er hätte vermeiden können, wenn es nicht Schickung ſo geweſen wäre, daß er getroffen werden ſollte. Denn er hatte die Kugel von weitem kommen hören, wie das oft geſchieht; und ſie hatte ihm ſo matt geſchienen, daß er ſie gar nicht mehr für gefährlich hielt, und ſchon angefangen hatte zu ſagen: „Der habe von Unglück zu ſagen, den dieſe Kugel noch verwunde." Indeſſen ward er dieſer Unglückliche ſelbſt.

Nebſt Beynes wurden noch erobert Saint Paul, Rians, Genyſervoy, Aups, Barjaux, Baudouin, Cotignac und Draguignan: und da die guten Beyſpiele oft ſo ſtark befolgt werden als die böſen, ſo kehrten mehrere andere Plätze nach dem Muſter dieſer freywillig zum Gehorſam zurück.

Da dieſe freywillige Rückkehr Lesdiguieres nach Antibe geführt hatte, erhielt er Nachricht, daß die Feinde eine Verſchanzung am Fluſſe Var gegen Nizza machten. Er gieng mit ſeiner Reiterey dahin ab,

entschlossen, alles was sich daselbst betreten lassen würde, in Stücken zu hauen: als er aber über den Fluß gesetzt und die Vordersten angefallen hatte, ergriffen die andern die Flucht, und hinterließen mehr als dreyhundert Todte und eine Menge Gepäck.

Kurz zuvor hatte Briquemaut, der zu Cannes lag, erfahren, daß sie eine Verschanzung beynahe an demselben Ort anlegten, und sie dann daraus verjagt, und dabey Beute gemacht. Blanjeu trug durch seine Achtsamkeit und Tapferkeit sehr viel in beyden Fällen dazu bey.

An diesem Ort erhielt Lesdiguieres den Besuch eines Adelichen, den der Herzog von Savoyen heimlich an ihn abgeschickt hatte, um ihm einige Vergleichsvorschläge zu thun: da sie aber mehr für seine Person als für das Beste seines Herrn vortheilhaft waren, so wollte er nichts davon hören, und schickte den Ueberbringer zurück wie er gekommen war, und ließ alles auch Blanjeu wissen, dessen Klugheit und Freundschaft er ganz vorzüglich schätzte.

Bey seiner Zurückkunft von dieser kleinen Expedition griff er auf Ersuchen des von der Ligue daraus verdrängten Herrn des Orts Vanse an, beschoß es mit drey Kanonen, und bekam es nach sechzig Schüssen auf Kapitulation. Von da gieng er nach Antibe, einer wegen ihrer Nachbarschaft mit Piemont wichtigen Seestadt, versah sie mit allem was zu ihrer Erhaltung nöthig war, und belagerte Muy, um in dieser Gegend nichts übrig zu lassen, das dem Herzog hätte Vortheile gewähren können. Während man damit beschäftigt war, erschienen hundert und zwanzig feindliche Büchsenschützen zur Verstärkung, wurden

den aber von den Belagerten zurückgeschlagen, und dermaßen verfolgt, daß a... niedergemacht oder gefangen wurden, auſſer den O...iers, welche Zeit hatten, ſich hinein zu werfen.

Da den Belagerten dieſe Hülfe fehl ſchlug, entzieng ihnen der Muth; ſie ſprachen von Kapitulieren, und übergaben die Stadt mit den Waffen und Vorräthen, welche dazu dienten, ſich ihrer verſichert zu halten: Denn da alle dieſe Gegenden hier einen gefährlichen Nachbar hatten, ſo mußten daſelbſt überall Beſatzungen gelaſſen und aus allen Plätzen Forteresſen gemacht werden.

Etwas ſeitwärts lag Cadiere, das erſt die Kanonen verſuchen wollte, und daher hundert Schüſſe abwartete: dann kapitulirte es, und wurde, gegen Erlegung der Reiſekoſten mit der Plünderung verſchont. Chatellet, allzuſchwach um widerſtehen zu können, kaufte ſich gleichfalls los, mehr aber koſtete es Ciotat, Cireſte, Caſſis, Roquefort, da dieſe ſchon beträchtlicher waren. Da nun durch Einnahme aller dieſer Oerter der Herzog geſchwächt worden war, ſo ſah er ſich genöthigt, auf einige Zeit in die Grafſchaft Nizza abzuziehen.

Siebentes Kapitel.

Erfolg der Entwürfe des Herzogs von Nemours in Dauphine.

So wie die Abſichten des Herzogs von Nemours durch Lesdigueres Rückkunft nach Dauphiné vereitelt wurden, ſo erhielten ſie in ſeiner Abweſenheit weder

neues Leben, und dieser Fürst benutzte seine Entfernung dazu, um sie ins Werk zu setzen. Beym ersten Ausbruch der Ligue hatte er sich der Stadt Lyon bemächtigt, und gieng schon lange darauf um, sich auch von Vienne Meister zu machen, weil sie sehr bequem für ihn gelegen war, und ihm große Vortheile in Dauphiné gewähren konnte.

Alphons und Lesdiguieres hatten sie zuvor Maugiron zur Verwahrung anvertraut; der Herzog hatte einen Vertrag mit ihm geschlossen, und nahm Gelegenheit von der Unzufriedenheit, die Maugiron darüber empfand, daß er die Stelle seines Vaters nicht erhalten hatte, ihm mit schönen Hoffnungen zu schmeicheln, und schickte sich unter einer gleißenden Aussenseite an, ihn vollends ganz auszuziehen. Um keinen Verdacht bey ihm zu erwecken, gab er seiner Armee die Richtung gegen Bourbonnois; und eines Tags, als sichs Maugiron am wenigsten versah, ließ er ihn durch Chelar sagen, er werde ihm seinen Besuch machen, mit sechstausend Mann, die noch denselben Tag zu Land und zu Wasser aufgebrochen wären.

Betroffen über diese Nachricht und bald darauf durch die Ankunft des Herzogs sah Maugiron sich eines Guts beraubt, das er ganz sein Eigenthum glaubte; und da er erwartet hatte, daß er ihm wenigstens das Gouvernement darüber lassen würde, (wozu er ihm Hoffnung gemacht hatte,) mußte er zum Uebermaaß von Unlust, sehen, wie Disimieux an seine Stelle gesetzt wurde, eine Beleidigung, die er verbeissen mußte, weil er zu unmächtig war sich dafür zu rächen.

Als der Herzog von Vienne nach Saint Marcellin zog, in der Absicht, es wegzunehmen, so ließen sich als er heran kam, fünf und zwanzig bis dreyßig Reiter von der Gensdarmen Compagnie Alphonsens, die in Romans lag, in der Ebene sehen; und da sich das Gerücht verbreitet hatte, es sey Lesdiguieres, so kehrte die Reiterey des Herzogs meistens Spanier und Italiener, die noch mit tausend Schrecken an Pontcharra dachten, um, und floh so eilig, daß es ihm unmöglich war, sie zum Stehen zu bringen, und er sich gezwungen sah, mit fünf andern und Cheylar der seine Hauptfahne trug, sich nach Tullins zu retiriren. Am folgenden Tag indessen erholten sich die Geflohenen wieder von ihrer Furcht, er führte sie wieder vorwärts, bemächtigte sich des Orts, und ließ le Molar, ein Haus Maugirons auf einem Hügel, einem Büchsenschuß von der Stadt, zurecht machen.

Auf demselben Wege zog er zurück, und um den Herzog von Savoyen für die Einnahme von Echelles, das Lesdiguieres ihm weggenommen und worein Belliers sich so eben geworfen hatte, zu rächen, griff er es heftig mit vier Kanonen an, welche eine große Lücke in sehr kurzer Zeit schossen; was den Belagerten Verderben drohte, wenn sie nicht eilends kapitulirten. In der That hatte auch der Herzog sie für verlohren genommen, und beschlossen, sie über die Klinge springen zu lassen. Da aber Abbigny, der einen Platz in Dauphiné haben wollte, seine Hoffnung auf Mirebel gerichtet hatte, welches Belliers besetzt hielt, so wurde nach langen Berathschlagungen beschlossen, ihn das Leben zu lassen, wenn er Mirebel dafür übergäbe; worein er mit dieser edelmüthigen Bedingung willigte: daß wenn Lesdiguieres seine Einwilligung nicht dazu geben würde, er sich dem Her-

zog wieder stellen wolle, dem er Arles als Geisel gab. Allein Lesdiguieres zog die Rettung eines so braven Mannes dem Verlust eines Platzes vor, den er ja wieder erobern konnte, und genehmigte den Traktat.

Dieß alles war vor seiner Rückkunft aus Provence vorgegangen. Als er wieder in Dauphiné war, fest entschlossen, nicht zu dulden, daß die Feinde den mindesten Vortheil über ihn behaupteten, ließ er seine Truppen zu Alphonsos Truppen stoßen, umlagerte damit sogleich Saint Marcelin, und fand sich schon dadurch glücklich vorgearbeitet, daß Blanjeu sich bereits von la Soone Meister gemacht hatte, um dem Herzog zuvor zu kommen, der die Absicht hatte, sich dessen zu bemächtigen, und die Brücke wieder herstellen zu lassen, um freyen Zug nach Valentinois zu haben, wo er Romans wegnehmen, und dann sich ganz an der Rhone ausbreiten wollte.

Nachdem sich Saint Marcelin und le Molar ergeben hatten, suchten sie den Herzog auf, in der Absicht mit ihm zu schlagen. La Cote Saint André war der Sammelplatz, der dazu bestimmt war, weil er sich auf diesem Wege zurückgezogen und seine Truppen um Pont de Beauvoisin bey la Cote gelegt hatte. Allein zu eben der Zeit hatte der Herzog von Savoyen der eifersüchtig auf ihn worden war, bey dem König von Spanien bewirkt, daß er ihm seine Reiterey nahm, wodurch er genöthigt wurde, sich weil er nicht mehr Mannschaft genug hatte, um das Feld zu behaupten, nach Savoyen zurückzuziehen, und den Rest seiner Truppen, ungefehr fünftausend Mann ohne die Besatzungen, nach Vienne, Echelles und Mirebel zu verlegen.

Unter-

Unterdeſſen hatte der König auf Mittel gedacht, den Herzog von Savoyen in ſeine Schranken zurückzuweiſen, und von dem nachherigen Kardinal Oſſat, damaligen Reſidenten Sr. Majeſtät zu Rom, durch Briefe erfahren, die Meynung des franzöſiſchen Anhangs an dieſem Hof ſey, er ſollte dieſen Fürſten in ſeinen eigenen Staaten angreifen, ſowohl um ihn zur Herausgabe des Marquiſats Saluzzo zu zwingen, als um ihn dadurch zu vermögen, aus Provence abzuziehen. Dieß glaubte er nun nicht beſſer bewirken zu können, als wenn er die Ausführung davon Lesdiguieres anvertraute, dem er zu dem Ende durch einen eigenen Eilboten den Befehl zuſchickte, ſich zu einem Zug über das Gebürge bereit zu halten.

Da nun auch der Prinz von Parma damals mit ſpaniſchen Truppen in Frankreich eingerückt war, ſo mußte man verſuchen, ſie durch eine Diverſion nach Italien zu ziehen, da wahrſcheinlich Spanien Savoyen nicht ohne Hülfe im Stich laſſen würde.

Nachdem ſich nun Lesdiguieres mit dem zu dieſer Expedition Erforderlichen verſehen hatte, hielt er dafür, daß er ſich vor ſeiner Abreiſe einer Höflichkeit entledigen müßte, welche der Wohlſtand und die Zeitumſtände ihm gleich ſtark aufzulegen ſchienen. Der Herzog von Epernon war nemlich zu der Zeit nach Provence gekommen, und Lesdiguieres hatte mancherley Gründe, ihn bekomplimentiren zu laſſen, ſowohl um ihn zu dem guten Vernehmen einzuladen, das unter den Dienern des Königs ſtatt finden ſollte, als um mit ihm das Verhältniß fortzuſetzen, in dem er mit ſeinem Bruder la Valette geſtanden hatte. Diejenigen, denen er dieß Kompliment aufgetragen hatte, wurden ſehr günſtig aufgenommen, und der Herzog

antwortete ganz höflich darauf. Allein nachher änderten sich die Umstände unter ihnen, wie wir in dem Verfolg dieser Geschichte sehen werden.

Achtes Kapitel.

Lesdiguieres Zug nach Piemont. Niederlage der Truppen des Herzogs von Savoyen zu Vigon. Befestigung von Briqueras.

Wir haben die Rücksichten gesehen, aus welchen der König es nicht länger anstehen lassen konnte, den Herzog von Savoyen zu Herausgabe der Markgrafschaft Saluzzo anzuhalten, die er während der Unordnungen im Staate besetzt hatte, und haben gehört, daß die Führung des Kriegs, womit man ihn zu dem Ende überziehen mußte, Lesdiguieres übertragen wurde. Sobald er den Befehl dazu erhalten hatte, zog er seine Truppen bey Oulx an der Piemontesischen Grenze zusammen, und theilte sie in zwey Korps, wovon das eine mit ihm gegen Pignerol zog, das andere mit le Poet und Blanjeu gegen Suze, um zu gleicher Zeit diese beyden Städte anzugreifen.

Am Ausgang des Thales Pragelas gegen Piemont liegt der Flecken Perouse, ein Paß, dessen man sich nothwendig bemächtigen mußte, um mit der Unternehmung auf Pignerol zu Stand zu kommen. Lesdiguieres durfte sich beynahe nur vor den Thoren zeigen, um sogleich eingelassen zu werden, und schickte sich denn an, das Schloß anzugreifen. Da er sich aber nicht für stark genug hielt, um es jetzt gleich erobern zu können, begnügte er sich vor der Hand, es ein-

einzuſchließen, und ſchickte unterdeſſen einen Theil ſeiner Leute hin, um die Citadelle von Pignerol zu erſteigen. Sie kamen zwo Stunden vor Tag dahin, einer wirklich günſtigen Zeit für dieſe Unternehmung; da aber von vier Leitern, die ſie bey ſich hatten, nur zwo angebracht werden konnten, wovon noch dazu eine zu kurz war, und die andre umgeworfen wurde, ſo blieb ihnen nichts übrig, als wieder umzukehren.

Auf der Seite von Suze hatte ſich le Poet, unterſtützt von Blanjeu, gleich in die Vorſtädte einquartiert, da er aber nicht ſtark genug war, um ſich darinn halten zu können, und überlegte, daß dieſe Behauptung eben nicht unumgänglich nöthig wäre, erſtieg er den Berg vor Feneſtrelles, zog dann gegen Perouſe hinunter, und kam juſt recht, um zur Einnahme des Schloſſes behülflich zu ſeyn. Mit dieſer Verſtärkung ließ Lesdiguieres eine Streiferey in die Gegend von Pignerol unternehmen, die nicht ohne Nuzzen war, denn das Schloß Oſaſe wurde bezwungen, und eine Beſatzung darein gelegt.

Unterdeſſen war das Geſchüz angelangt, und ganz zur Batterie fertig; da ergab ſich das Schloß von Perouſe; die Beſatzung erhielt freyen Abzug mit Waffen und Gepäck. Lesdiguieres ließ zweyhundert Mann zur Beſatzung darinn, rückte rechts in der Ebene fort, und quartierte ſich in Briqueras ein; und um die Zugänge in ſeiner Gewalt zu haben, ſchickte er dreyhundert Mann ab, den Thurm von Luſerne zu erobern, der ſogleich kapitulirte; ein gleiches thaten hierauf der von Mirebouc und eine Menge andrer kleinen Plätze, ſobald man nur Miene machte, die Petarde zu verſuchen.

Unter der Zeit war der Herzog von Savoyen aus Provence herbeygeeilt, um zu versuchen dieß Feuer zu dämpfen, das bey ihm auszubrechen begann, und zog ein Corps von ungefehr funfzehnhundert Mann Infanterie und einiger Reiterey zu Vigon zusammen. Dieß Vigon ist ein großer Flecken in der Ebene drey Meilen von Turin, auf der Seite von Pignerol. Da Lesdiguieres dem Herzog nicht Zeit lassen wollte, ihn zu rekognosciren, gieng er mit dreyhundert Reitern und fünf bis sechshundert Büchsenschützen ab.

Die Reiterey umringte den Flecken, während das Fußvolk sogleich muthig eine Barrikade angrif, die davor war, sie eroberte, und die Piemonteser zwang, sich in den Platz zu werfen, wo sie sich sehr gut eingerichtet hatten. Die Angreifenden drangen mit ihnen hinein, und nach einem wüthenden Kampf von ungefehr zwo Stunden werden alle Barrikaden erobert, sechs bis siebenhundert Mann niedergemacht, zehn Fahnen erbeutet und Branquety, der darinn kommandirte, getödtet; dieß alles ohne daß von ihrer Seite mehr als sechs Officiers verwundet und etwa ein dutzend Gemeine geblieben wären.

Nach dieser Action, die dem Herzog sehr unangenehm war, da sie beynahe unter seinen Augen vorfiel, ließ Lesdiguieres einen Theil seiner Truppen gegen Chateau Dauphin vorrücken, um unterwegs la Tour du Pont einzunehmen, das der Herzog noch inne hatte. Le Poet schlos es mit tausend Mann ein, worauf der Herzog einen Spanischen General mit ungefehr achthundert Mann dahin schickte, welche versuchten, den Ort zu entsetzen, aber so muthig zurückgeschlagen wurden, daß der größte Theil, und der General selbst dabey blieben.

Da

Da dieſe glückliche Thaten auf der einen Seite ein groſſes Schrecken unter dieſes Volk verbreitet, auf der andern die alte Liebe wieder aufgeweckt hatten, die ſie gegen Frankreich hegten: ſo giengen ſie von ſelbſt zu der Partey des Königs über, und bezeugten eine groſſe Freude darüber, wieder unter ihrer alten Herrſchaft zu ſtehen.

Allein die Italieniſchen Fürſten von Frankreichs Partey waren über dieſen Krieg unruhig geworden, und es war Lesdiguieres daran gelegen, ihnen dieſe Unruhe zu benehmen, ſowohl um ſie in ihrer Zuneigung gegen den König und ſeine Partey zu erhalten, als um bey dieſer wichtigen Unternehmung einige Vortheile von ihnen zu ziehen. Er ſchickte alſo den Kaſſier de Chaunes, einen geſchickten Mann, an ſie ab, um ſie zu verſichern: daß Se. Majeſtät keineswegs gemeynet wären, ihre Ruhe zu ſtören, ſondern blos Ihr Abſehen darauf gerichtet hätten, das Marquiſat Saluzzo wieder zu bekommen, welches der Herzog von Savoyen unrechtmäſſiger Weiſe an ſich geriſſen hätte, wobey ſie ihm ihren Beyfall und ihre Unterſtützung nicht verſagen würden.

Die Venetianer und der Herzog von Mantua, an welche de Chaunes ſich noch beſonders, mehr als an die andrern wendete, nahmen ſeine Botſchaft gut auf, und intereſſirten ſich für dieß Vorhaben; errichteten durch den Franzöſiſchen Geſandten zu Venedig, de Maiſſes, genauere Korreſpondenz mit Lesdiguieres, und ſchafften ihm ſogar etwas Geld; indeſſen freylich immer nicht ſo viel, als er bedurfte, und bey ihrer Verbindung mit dem König gehofft hätte. Denn aus Mangel an erforderlicher Unterſtützung, die er von dieſer Seite erwartet hätte, konnte er eine ſo gerechte

Unter-

Unternehmung nur halb ins Werk setzen. Doch nun dahin zurück, wo er izt ist.

Da ihm Briqueras zu einem Waffenplatz dienlich schien, ließ er es befestigen und trug selbst den ersten Rasen dazu. Erstaunt über eine so plötzliche Revolution wollte der Herzog den Abgang an Macht durch Geschicklichkeit ersetzen, und stellte sich, als wollte er mit ihm einen Vergleich schliessen, und erbot sich zu dem Ende durch den Grafen von Morcta, ihm Antibe, Sala, Craux, Berre und Cran, die er noch in Provence besaß, abzutreten; bloß in der Absicht, um Zeit zu gewinnen. Allein Lesdiguieres, der dieß wohl merkte, und übrigens Nachricht hatte, denn er unterhielt überall Kundschafter, daß seine Absicht weiter nichts sey, als ihn hinzuhalten, um unterdessen Anstalt zur Rettung des Marquisats zu machen: war mit seinen Erbietungen nicht zufrieden, und vereitelte diese Unterhandlung, indem er weit mehr forderte, als er hoffen durfte bewilligt zu bekommen; und unterdessen wurde die Befestigung von Briqueras vertheidigungsmäsig. Eine Unternehmung, die ihm nicht wenig Ruhm brachte; da er sie mit dreytausend Mann zu Fuß und höchstens sechshundert Pferden acht Meilen von Turin so ins Werk gesetzt hatte, daß es schien, der Herzog würde ihm den Platz anders nicht, als durch einen Friedensschluß wieder entreissen können.

Hier muß ich denn doch auch die Ordnung und Kriegszucht bemerken, welche Lesdiguieres bey dieser neuen Expedition hielt; z. B. daß er überall die katholische Religionsübung ungestört ließ, und seinen Soldaten die zum Dienste Gottes geweihten Häuser und Personen unverletzlich machte. Wirklich ist es wahr, daß obschon

diese

dieſe ſich in der Gewalt von Leuten einer ganz andern Religion befanden, ſie dennoch keine Unannehmlichkeiten davon erfuhren, und er überdieß genau darauf hielt, jede Art von Ausſchweifungen zu unterdrücken, ſo daß ſtatt der Unordnungen und Gewaltthätigkeiten, welche heut zu Tage ungeſtraft verübt werden, und wegen deren oft der feindliche Krieger weniger gefürchtet wird als der einheimiſche, Raub, Nothzucht und Gotteslästerung, ſonſt unter den meiſten Soldaten ſo gemein, bey den ſeinigen unbekannte Dinge waren. Die, welche die Contributionen beyzutreiben hatten, betrugen ſich dabey mit ſolcher Beſcheidenheit, daß es ein Hauptverbrechen war, die mindeſten Erpreſſungen zu machen, welche ſonſt bey Perſonen in dergleichen Stellen üblich ſind. Da er ſich ſo verhielt, was die Nachrichten, die ich vor mir habe, nicht genug loben können, und meine Leſer ohne Zweifel ebenfalls ſehr lobenswürdig finden werden, konnte er mit einem kleinen Heere Thaten verrichten, welche in unſern Zeiten die größten Mühe haben zu Stand zu bringen: ſo unentbehrlich ſind für einen Feldherrn Ordnung und gute Mannszucht.

Neuntes Kapitel.

Belagerung von Cavours.

Die Abſicht des Herzogs, Lesdiguieres durch Unterhandlungen hinzuhalten, und unterdeſſen Zeit zu gewinnen, ſeine Truppen nach Saluzzo zu bringen, um ſie dann an die Oerter zu verlegen, die ihrer am meiſten benöthigt wären, war ihm einigermaſſen gelungen. Denn während der Graf von Morete ab und zu reiſte, formirte der Herzog ſein Corps ohne daß

ſich

ſich Lesdiguieres darum bekümmerte, der ſich blos darauf einſchränkte, Briqueras zu befeſtigen, und dieſe Unternehmung ganz bedächtlich zu vollenden. Da es indeſſen nicht ſeine Art war, ſeine Feinde in Ruhe zu laſſen, beſonders wenn ſie nahe bey ihm waren, ſo ſchickte er in die Gegend von Saluzzo, um ihre Feſtung zu beobachten, und ſie aus ihrem Poſten hervorzulocken. Da ſie aber nicht Luſt hatten hervorzukommen, mußte le Poet unverrichteter Dinge wieder umkehren.

Dieſer Zug blieb jedoch nicht ohne Nutzen. Denn da er hörte, daß die von Orbaſſan die Beyſteuer verweigerten, gieng er bis zu ihnen, fand ſie mit einigen Barrikaden gedeckt, und ſchickte ſich an, ſie zu ſtürmen. Allein ſie legten die Waffen nieder, und thaten alles was er von ihnen verlangen konnte.

Auf dem Rückwege traf er Lesdiguieres, der ſeinem Geſchütz entgegen gieng, das er mit der äuſſerſten Geſchwindigkeit über das Gebirge kommen ließ. Es waren vier Kaliberſtücke und zwo Feldſchlangen. Die Ordnung die er bey dieſem Transport befolgte, iſt ebenfalls eine Folge von der Bemerkung, die wir am Schluß des vorhergehenden Kapitels gemacht haben. Denn ohne dazu eine Menge von Auffehern und Pferden zu brauchen, und ohne jenen erſtaunlichen Aufwand, den wir heut zu Tage ſehen, und der eigentlich nur großen Fürſten zukömmt, ließ er ſie mit bewundernswürdiger Schnelligkeit von Ort zu Ort durch Menſchen ſchaffen; ſo daß wie ſie bey einer Gemeinde ankamen, die Einwohner, um die Koſten des Aufenthalts zu vermeiden, ſelbſt das Fuhrweſen beſorgten, und damit um ſo mehr eilten, je mehr ſie dabey intereſſirt waren, dieſe Laſt von ſich ab auf die Nachbarn zu wälzen.

Sobald nun auf dieſe Art das Geſchütz angelangt war, that er es durch deſſen eignen ehernen Mund dem Herzog zu wiſſen, indem er einige Schüſſe daraus thun ließ, welche zu Turin und Saluzzo vernommen wurden. Zu gleicher Zeit war damit eine Verſtärkung von zweyhundert Reitern und eben ſo viel berittene Büchſenſchützen angelangt, welche Alphons ſchickte, und dreyhundert Reiter, hundert Carabiniers und drey bis vierhundert berittene Büchſenſchützen aus Provence von dem Herzog von Epernon. Erſtere führte Gouvernet, die andern Buous an.

Lesdiguieres der die Eroberung von Cavours im Kopf hatte, weil er ſich vorzügliche Vortheile davon verſprach, rekognoſcirte es perſönlich, und da er wußte, daß der Herzog zwo kleine Meilen davon, in Villa Franca lag, ſo ſetzte er ſich in Verfaſſung, mit ihm zu ſchlagen, wenn er ihn auf ſeinem Wege treffen ſollte, indem es wahrſcheinlich war, daß er vorrücken würde, um Lesdiguieres den Durchzug ſtreitig zu machen.

Die Ordnung zur Schlacht, welche muthmaßlich geliefert werden ſollte, war folgende. Gouvernet und Buous führten den Vortrab, jeder mit einer Eſcadron von zweyhundert Reitern; zwiſchen ihnen ein Bataillon Fußvolk unter Auriac *b*). Lesdiguieres führte das Haupttreffen, das aus ſeiner, Mures und Morges Gensdarmen-Compagnie und der Cornette blanche beſtand, die er rechts geſtellt hatte. Zur linken war le Poet mit ſeiner, Briquemauts, Blanjeus, la Buiſſe, du Rivail, de la Pierre und de Valouſes Gensdarmen-Compagnien. Zwiſchen dieſen beyden Geſchwadern war ein Corps Pikeniers und Musketiers unter Prabaut.

In

In dieſer Ordnung marſchierte die Armee, um ſich vor Cavours zu lagern, und als man ſehr nahe war, liefen verſchiedene Nachrichten ein, daß der Herzog entgegen komme, mit dem Vorſaz, zu ſchlagen; allein le Poets Lieutenant, den man bis vor die Thore von Villefranche auf Kundſchaft vorausgeſchickt hatte, berichtete, daß der Feind ſich gegen Vigon zurückziehe, und Lesdiguieres legte ſich ohne Schwierigkeit vor Cavours. Hier wollen wir ihn denn laſſen, und erſt eine Beſchreibung von dem Plaze ſelbſt geben.

Cavours iſt ein großer Flecken mit Mauern eingeſchloſſen, wie die meiſten in Italien. Es liegt in einer großen Ebene, am Fuß eines Berges, der da ganz iſolirt liegt, und von der Natur zur Schildwache für die ganze benachbarte Gegend beſtimmt ſcheint. Oben in Geſtalt eines halben Mondes liegt auf einem Horn ein Schloß, und auf dem andern gegenüber ein Thurm, Bramefan genannt, hundert bis hundert und zwanzig Schritte auseinander. Die Zugänge ſind ſehr ſchwer, wurden aber doch ſogleich eingenommen.

Lesdiguieres hatte einen Theil der Kanonen von Briqueras dahin kommen laſſen, um das Schloß zu beſchießen. Die Batterie wurde unter der Halle des Fleckens angelegt: allein es machte auſſerordentlich viel Schwierigkeit, ſie zu richten, weil der Berg zu hoch war: denn man mußte die Mündung ſo hoch ſtellen, und das Hintertheil der Platformen ſo tief ſenken, daß man ſehr viel Mühe hatte, ſie in brauchbaren Stand zu ſezen. Indeſſen kam man doch damit zu Stand, und richtete zwey Stücke davon auf den Thurm; da ſie aber weiter nichts dagegen ausrichteten, als daß ſie die Galerie um den Thurm (les machecoulies) ein

wenig

wenig zersplitterten, so beschloß Lesdiguieres sich dicht darunter zu legen; was ganz unmöglich schien, und bey einem gewöhnlichen Menschen für einen närrischen verwirrten Einfall gegolten hätte, weil der Felsen sehr abhängig und an vielen Orten ganz schroff abgesprengt war. Da indessen große Seelen durch große Schwierigkeiten nur noch mehr gereizt werden, und es Helden eigen ist, Wunder zu wirken: so ließ er bey Nacht am Abhang des Felsen am Fuß des Thurms, wohin sehr schwer zu steigen war, eine Menge Säcke voll Mist und Erde, nebst Faschinen tragen, und zwar alles in ein so schlimmes Lager, daß es nicht weniger Mühe machte, sie an Ort und Stelle zu legen, als sie dahin zu schaffen. Dadurch machte er eine Verschanzung, hinter der die Soldaten vor denen vom Thurm sicher lagen.

Indessen fehlte es nicht an Nachrichten, daß der Herzog darauf umgehe, die Einnahme dieses Platzes zu verhüten, der die Citadelle seines Staats genannt werden konnte; und wirklich gab er sich auch alle Mühe, fand aber nicht geringe Schwierigkeiten dabey. Auf der einen Seite fürchtete er die Schande, wenn er ihn vor seinen Augen übergehen ließe; auf der andern war er sehr in Gefahr, Zeit, Aufwand und Truppen zu verlieren, wenn er den Entsatz unternähme. Denn da dieß nicht anders als durch eine Schlacht geschehen konnte, so hatte er Ursache zu fürchten, der Ausgang möchte nach so manchem unglücklichen Erfolg, den er schon erfahren hatte, abermals nicht gut für ihn ausfallen, indem er es mit einem sieggewohnten General und mit Kriegern zu thun hatte, die um so entschloßner kämpfen mußten, da sie nirgends in der Nähe einen Zufluchtsort hatten, und wenn sie hinter sich sahen, sagen konnten; die Schiffe seyen verbrannt.

Als endlich Lesdiguieres sichere Nachricht hatte, daß er gewiß erscheinen würde, so berief er seine Officiers zusammen, um zu überlegen, ob man die Belagerung fortsetzen, oder aufheben und ihm entgegen rücken sollte. Die Frage war nicht leicht noch unbedeutend; wurde aber bald einstimmig dahin entschieden, daß man beides thun solle. Zu dem Ende übernimmt ein jeder ein Stück Arbeit. Die Einen arbeiteten daran, die Zugänge zum Lager durch gute Palisaden verwahren zu lassen. Die andern ein vortheilhaftes Schlachtfeld auszusuchen, und noch andre, die Belagerung des Thurms zu betreiben, was ihnen so gut glückte, daß die Belagerten, als sie Leute von denen sie im Anfang gedacht hatten, daß sie es nicht wagen könnten, nur zu ihnen auf zu sehen, auf Pikenlänge nahe bey sich sahen, sich bey Nacht davon machten, ohne daß ihnen die nahe Nachbarschaft des Schlosses hätte Muth machen, oder die andern verhindern können, dieß Vorhaben durchzusetzen.

Zehntes Kapitel.

Der Anschlag des Herzogs von Savojen auf Briqueras schlägt fehl. Gefecht bey Gresillane. Kanonen in die Höhe gewunden, um das Schloß von Cavours zu beschießen.

Am folgenden Tag rapportirten die Schildwachen oben auf dem Felsen, von wo man deutlich Briqueras sieht, sie hätten von dieser Seite her stark schiessen gehört, was sich auch wirklich so befand. Der Herzog hatte nämlich Lesdiguieres auf dem Glauben gelassen, als wollte er Cavours entsetzen, und war

mit

mit Anbruch der Nacht von Vigon aufgebrochen, um Briqueras zu überrumpeln; was er so rasch ausgeführt hatte, daß wenig fehlte, so hätte er es erobert. Denn seine Leute waren bereits durch die Pallisaden gebrochen, und hatten die Spitze der beiden Basteien erreicht, wurden aber so muthig zurückgeschlagen, daß sie ihre Todten und Leitern im Graben im Stich lassen mußten. Der Gouverneur des Platzes, Souberoche, ein tapfrer und einsichtsvoller Cavalier wurde dabey mit einer Hellebarde getödtet, nachdem er sich lange vertheidigt hatte.

Lesdiguieres nahm also auf diesen Rapport seine ganze Reiterey, gieng auf der Straße von Briqueras, eine halbe Meile über Cahors hinaus, und schickte einige seiner Leute auf Kundschaft aus, durch die er erfuhr, daß die Feinde wieder abgezogen wären. Er sprengte ihnen mit dreyhundert Reitern und zweyhundert berittenen Büchsenschützen im Gallop entgegen, und traf sie in dem Dorf Gresillane, in einer so baumvollen Landschaft, daß es äusserst schwer war, sich da in Schlachtordnung zu stellen, was den Erfolg geringer machte, als man den Umständen nach erwarten konnte. Der Herzog hatte einen Bach vor sich, auf beiden Seiten ein Weidengebüsch, und in der Mitte Gärten nebst bedeckten Wegen, so mühsam für Reiterey als vortheilhaft für Fußgänger. Er hatte die seinige hinter das Dorf linker Hand in die Ebene gegen Vigon gestellt.

Gouvernet, Budus und Merargues, welche Lesdiguieres Vortrab führten, ließen sich, so sehr ihnen auch befohlen war, erst den Befehl zum Angriff abzuwarten, von ihrer Hitze und Streitlust hinreissen, hielten sich vor dem Dorfe rechts, wo sie erst ein star-

les Feuer auszuhalten hatten, und dann von der Reiterey des Herzogs, die sie am Eingang der Ebene trafen, auf Lesdiguieres Garde und die berittenen Büchsenschützen zurückgeworfen wurden, welche vorgerückt waren um sie gegen die Infanterie der Feinde zu unterstützen, die sie in die Flanke genommen hatte; so daß sie sehr in Gefahr waren, aufgerieben zu werden, wenn ihnen nicht Lesdiguieres mit zwanzig Volontairs, worunter auch la Buisse war, der den Chevalier du la Mante gefangen nahm, dazu gekommen wäre, und zugleich seine Cavallerie mit le Poet hätte nachfolgen lassen, der diesen Tag unter andern Wunder der Tapferkeit that. So wurden sie von Lesdiguieres noch herausgehauen, und zogen sich aus der Gefahr, worein ihr Ungestüm sie gestürzt hatte, und der Feind mußte sich zurückziehen.

Ihr Hauptfehler war, daß sie mit dem Feind angebunden hatten, ohne Befehl dazu erhalten zu haben. Denn statt daß die Büchsenschützen, welche abgesessen waren um sie zu unterstützen, sich ins Dorf legen sollten, liefen sie querfeld ein, hinter der Reiterey her, in der Meinung, die übrigen folgen ihnen nach; was ihm beynahe die Schlacht verlohren hätte. So sehr gefährliche Folgen können die kleinsten Versehen im Kriege haben.

Indessen hatte Lesdiguieres mit einer, seiner würdigen, Klugheit die von Feinden verlassene Gartenumzäunungen durch seine Büchsenschützen besetzen lassen, und sorgte so genau für alles, daß am Ende der Vortheil auf seiner Seite blieb. Sicher aber hätte, wenn man seinen gegebenen Befehl befolgt hätte, der Herzog selbst unfehlbar gefangen genommen werden und seine Truppen eine gänzliche Niederlage erlei-

erleiden müssen, denen itzt die Beschaffenheit der Landschaft sehr zu Statten kam, um sich gegen Vigon zurückzuziehen. Sie hinterließen das Dorf voll Todter und Verwundeten, und Lesdiguieres den Verdruß, ihnen nicht nachsetzen zu können, weil er kein Fußvolk hatte: denn Reiterey konnte in dieser Landschaft unmöglich etwas ausrichten.

Der Herzog kam bey dieser Gelegenheit so sehr ins Gedränge, daß er genöthigt war, abzusitzen, und eine Pike zur Hand zu nehmen, nicht so wohl um ein Beyspiel zu geben, als vielmehr weil es wirklich Noth that.

Unterdessen schickte Auriac, welchem Lesdiguieres zu Cavours gelassen hatte, ihm fünfhundert Musketiers; da sie aber zu spät kamen, konnten sie ihm itzt weiter zu nichts dienen. Er hielt sich einige Stunden in Gresillane auf, und gieng denn nach Cavours zurück, wo die vom Schloß, welche leicht das Gefecht hatten sehen können, und daraus schlossen, daß es nicht günstig für den Herzog abgelaufen seyn möchte, einige Lust bezeigten zu kapituliren. Lesdiguieres, um ihnen Gelegenheit dazu zu geben, ergriff einen Vorwand, einen Trompeter an sie abzuschicken; allein da sie sehr getheilt waren, verschoben sie die Sache auf den folgenden Tag, bekamen die Nacht durch wieder Muth, und liessen weiter nichts vom Kapituliren hören.

Um sie nun anders als mit blossen Worten zur Uebergabe aufzufordern, verfiel Lesdiguieres auf etwas das man gesehen haben muß, um es nicht unglaublich zu finden; und das auch dann nur noch mehr Bewunderung erregen würde. Da er wohl sah, daß es un-

möglich sey, mit dem Schloß fertig zu werden ohne Kanonen, so beschloß er, zwo auf den Felsen hinauf winden zu lassen, dessen Höhe und Schrofheit jeden an der Möglichkeit der Ausführung verzweifeln liessen, und in der That kann man auch sagen, daß er nicht ohne die äusserste Schwierigkeiten damit zu Stand kam.

Er ließ sie nämlich vom Fuß des Berges bis in die Mitte, so lange noch Boden vorhanden war, worauf man fußen konnte, durch Menschen hinaufziehen; indem er von Raum zu Raum Absätze machen ließ, wo die Kanonen aufgehalten wurden, und die Leute ausruhen konnten. In der Mitte aber mußte man sich eines andern Kunstgriffs bedienen, weil der Felsen abgesprengt war. Er ließ geschwind zween Kranichschnäbel (Kran) machen, wie die Flaschenzüge, deren sich die Werkleute bedienen, um Lasten empor zu winden, brachte sie oben am Felsen an, und ließ so die zwo Kanonen mit ihren Lavetten nach einander hinaufwinden, so daß sie an den Ort kamen, von wo man das Schloß beschiessen wollte, das anfangs sich über dieß Vornehmen lustig machte, es aber bald zu seiner Beschämung gelingen sah.

Eilftes Kapitel.

Der Entsatz des Schlosses Cavours wird geschlagen. Es ergiebt sich.

Diese beyden Kanonen waren also aufgepflanzt und man richtete sie auf eine Terrasse, die den Eingang des Schloßes deckte, wovon man die vornehmsten Vertheidigungswerker zusammenschoß. Da es aber der Herzog nicht gern verlohren gehen lassen wollte, versuchte er anderthalbhundert Mann darein zu wer-

fen,

ſen, wovon jeder einen kleinen Sack mit Mehl und einen andern mit Pulver trug, weil man ihm geſagt hatte, daß die Belagerten ſehr Mangel daran litten. Dieß gelang ihm halb. Denn dieſer Sukkurs, der mit viel Glück zwo Stunden vor Tag bis mitten ins Lager gekommen war, erſtieg einen Theil des Felſen Bernin (c): allein da ſie zu früh riefen: es lebe Savoyen! wurden ſie von einer Schildwache entdeckt welche Feuer gab, und Lärm machte.

Lesdiguieres, der dieſe Zeit über nie anders als gewaffnet ſchlief, und immer vor ſeiner Thüre zwey geſattelte Pferde ſtehen hatte, um überall hineilen zu können, wo ſeine Gegenwart nöthig ſeyn konnte, warf ſich ſchnell auf eins und eilte nach der Gegend hin, wo er Lärm gehört hatte, während ſeine Leute einander beyſprangen, auf die Feinde an einer ſehr ſchweren Paſſage trafen, und ſie ſo heftig angriffen, daß ſie mehr als achtzig davon niedermachten und einige gefangen nahmen, worunter zween Capitains waren. Der Reſt, waffenlos und verwundet, warf ſich ins Schloß, ohne daß man ſich bemühte, es ihnen zu verwehren, weil es lauter unnütze, unbrauchbare Leute waren, von denen vorauszuſehen war, daß ſie dem Schloß mehr zur Laſt fallen und die Uebergabe beſchleunigen würden.

Dem unerachtet machten Dom Hieronimo von Vercelli und der Graf von Lucerna, welche in dem Schloß kommandirten, die beſte Miene von der Welt, und als man aufs neue in ſie drang zu kapituliren, gaben ſie zur Antwort: davon laſſe ſich allenfalls in ſechs Monaten reden. Noch am Tag der Niederlage dieſes Sukkurs hatten die vom Schloß ihre Todten zur Beerdigung verlangt, fanden

aber, daß Lesdiguieres sie bereits hatte begraben lassen. Es waren meistens auserlesene Leute aus ihrem Fußvolk, und die Gefangenen versicherten, der Herzog und Olivarez, derselbe der in der Schlacht bey Pontscharra mit war, hätten sie bis sehr nahe ans Lager begleitet.

Da sich die Belagerten Lesdiguieres sehr für seine liebreiche Sorgfalt für ihre Todten verbunden fühlten, schickten sie zween Tage darauf einen Spanischen Alfier (*d*) heraus, um ihm dafür zu danken, und ihn um Erlaubniß zu bitten, daß sie für ihre Kameraden und ihren Capitain ein feierliches Hochamt nach Art der römischen Kirche halten dürften, was er ihnen um so leichter bewilligte, da seine Erscheinung ihm ein Beweis von zwey Dingen war, daß die Belagerten sich ergeben wollten, und daß die Befehlshaber darinn den Antrag gern durch einen Spanier machen lassen wollten, damit sie bey ihrem Herrn noch eine Art von Entschuldigung hätten.

Wirklich ließ auch der Alfier während den Ceremonien in seinen Reden merken, daß die Belagerten nicht abgeneigt seyn dürften, sich in Traktaten einzulassen, und daß er sich schmeichle, ihre Beystimmung zu erhalten; und nachdem er vorläufig die Bedingungen erforscht hatte, die man ihnen allenfalls machen würde, gieng er ins Schloß zurück, kam aber am andern Tag wieder heraus, und brachte die Capitulation unterzeichnet mit, laut welcher der Graf Emanuel von Luserne und Dom Jeronimo von Vercelli mit vierhundert Mann abzogen, und durch Villars und Herkules mit Lesdiguieres Garden und Gensdarmen bis an Vigon begleitet wurden, wo der Herzog war, der sie ohne Zweifel sehr unfreundlich empfieng, indem

es so seine Gewohnheit war, diejenigen für Verbrecher zu halten, welche seine Plätze übergaben, so dringend auch die Nothwendigkeit seyn mochte.

Nach der Einnahme dieses Schloßes und der Befestigung von Briqueras konnte Lesdiguieres darauf rechnen, einen starken Fuß in Piemont zu haben, indem in der ganzen Ebene bis Turin alles ihm unterworfen war, und ohne Murren die Kontributionen und andre Lasten trug, welche das Unglück des Kriegs gewöhnlich dem Volk auflegt.

Unterdessen rückte der Winter herbey, und da Lesdiguieres keine Abhaltung weiter diesseits der Alpen hatte, denn für die Bevestigung von Cavours und die Bedürfnisse von Briqueras, wo er le Poet als Befehlshaber ließ, hatte er gesorgt: und da er überdieß von dem Parlement in Provence verlangt wurde, um den Streifereyen und Verwüstungen der Savoyarden Einhalt zu thun, die in Moretel lagen, das Montjeux schändlicherweise an sie verkauft hatte, begab er sich nach Grenoble, wo er den Winter zubrachte.

Zwölftes Kapitel.

Lesdiguieres zweyter Zug nach Piemont. Einnahme des Forts Exilles durch den Herzog von Savoyen.

Da Lesdiguieres Rückkunft nach Dauphiné den Marquis von Trefort, Statthalter von Savoyen, im Zaum hielt, und seine Truppen, welche in seiner Abwesenheit Gresivaudan ausplünderten, Furcht einjagte, so traf er solche Vorkehrungen, sie im Zaum zu halten, daß sie künftig nicht wieder zu kommen

wagten, und dieß Thal in Ruhe ließen, das sie zuvor stets beunruhigt hatten.

Hierauf verwendete er den Rest des Winters darauf, die nöthigen Anstalten zu Fortsetzung des Kriegs in Piemont zu machen, wohin er zu Anfang des Frühjahrs wieder abgehen mußte, indem er aus den Briefen le Poets sah, wie sehr ihm der Herzog anlag, sich in einen Vergleich mit ihm einzulassen; das heißt, wie listig er ihn hinhalten wollte, um unterdessen eine Gelegenheit zu ersehen, über ihn herzufallen.

Nachdem er also über die Alpen gegangen und zu Briqueras angelangt war, wurde er daselbst im Namen des Herzogs von dessen natürlichen Bruder Tarnavas besucht; der Oberste Purpurat war mit ihm, und beyde versicherten ihm heilig, die aufrichtige Absicht dieses Fürsten sey, einen Vergleich zu ihrer beyderseitigen Zufriedenheit mit ihm zu schließen; bey dem allen aber sprach er gar nichts davon, die Forderung des Königs zu befriedigen, und die Plätze wieder herauszugeben, die er weggenommen hatte.

Da nun Lesdiguieres wohl dachte, er suche blos Zeit zu gewinnen, um dann einmal Nachts mit den Truppen die er zu Vigon zusammenzog, Briqueras zu überfallen; so stellte er sich, als riefe ein unerwarteter Vorfall ihn in die Gegend von Fenestrelles, damit er nur diesen betrügerischen Vergleich ausweichen konnte. Während er noch damit umgieng erhielt er Veranlassung zu einer wirklichen Reise, in einem Brief, den ihm der Connetable schrieb, worinn er zu einer Zusammenkunft eingeladen wurde, wobey der Herzog von Epernon, Alphons und einige andre seyn sollten, um über sehr wichtige Angelegenheiten des Königs Rath zu halten.

Zu dem Ende machte er ſich auf den Weg, als er aber nach Sezene gekommen war, erfuhr er, daß der Herzog das Fort Exilles belagern wollte, und nach Saint Colomban, einer kleinen Kirche über dem Dorfe drey Compagnieen Fußvolk hatte marſchiren laſſen. Er kehrte ſogleich dahin um, ließ die Kirche angreifen, und machte ſich Meiſter davon, nach einem Gefecht das ihn ſeinen Vetter Prabaut, die Feinde aber achtzig Mann koſtete, die auf dem Platze blieben, eine übrigens ſehr unbedeutende Schadloshaltung für den Verluſt dieſes wackern Cavaliers. Auch ließ er ſonſt noch alle andere Zugänge zu dieſem Fort beſetzen.

Als er es ſicher geſtellt zu haben glaubte, kehrte er nach Brianzon zurück, um zu der Verſammlung zu gehen, wo er erwartet wurde; allein am andern Tag erfuhr er, daß der Herzog mit ſtarken Truppen gegen Exilles vorrücke, die Garden geſchlagen und alle vortheilhafte Poſten beſetzt habe, was hinlänglich ſeine Abſicht zeigte, dieſen Platz zu belagern, welcher ſich aber Lesdiguieres mit ganzer Macht widerſetzen wollte.

Wir haben ſchon anderswo dieſen Platz beſchrieben, hier brauchen wir uns nur zu erinnern, daß er zwiſchen drey Bergen liegt, die ihn beherrſchen, wovon aber einer gegen Mitternacht etwas höher iſt als die andern, und überdieß von der Beſchaffenheit, daß wer zuerſt die Zugänge beſetzt, ſicher ſeyn kann, ſich Meiſter davon zu machen. Entſchloſſen, dem Platz zu Hülfe zu kommen, oder mit dem Herzog zu ſchlagen, wenn er weiter vorrücken wollte, zog Lesdiguieres ſo viel Mannſchaft an ſich, als er zuſammen bringen konnte, nahm ſein Quartier zu Oulx und ließ ei-

ne Brücke über die Doire, eine halbe Meile davon, schlagen, um sich zu sichern. Unterdessen warf er den Gouverneur des Fürstenthums Aurenge, Blaccons in den Platz, mit einigen Freywilligen und einer Compagnie seiner Garden unter Chamrambaud.

Der Herzog seiner Seits ließ unterdeß Approchen machen; neun Kanonen wurden an drey verschiedenen Orten aufgefahren, jedoch nicht ohne Mühe und Gefahr für die Belagerer, denen die andern keine Ruhe ließen. So bald diese Batterieen im Stand waren, griff man die ersten Wälle an, die mit Terreplains verstärkt waren, und unerachtet unaufhörlich geschossen wurde, vergiengen doch fünf bis sechs Tage, ohne daß ein Anschein von einer Lücke zu sehen war. Ungeduldig darüber ließ der Herzog den Angriff auf eine andere Spitze auf der Seite von Chaumont richten, zu deren Vertheidigung die Belagerten nicht kommen konnten, ohne dem Kanonenfeuer ausgesetzt zu seyn, indem der Platz von dieser Seite für die Batterie offen lag. Indessen bekamen doch auch hier die Belagerer nichts als Schläge.

Aufgebracht hierüber setzten sie hier zweymal nach einander an, und wurden jedesmal mit Verlust zurückgeschlagen. Am folgenden Tag kamen sie noch einmal, aber nicht mit besserm Erfolg, als den Tag zuvor.

Den Belagerten fiel indessen das Geschütz sehr beschwerlich, wovon jeder Schuß Schaden unter ihnen anrichtete. Noch dazu büßten sie dabey viele Officiers ein, worunter auch Chamrambaud durch eine Stückkugel erschossen wurde, was nicht der unbedeutendste Verlust für sie war. Da nun kein Wall noch

Ter-

Terreplain mehr übrig war, der nicht zusammengeschossen oder durchlöchert gewesen wäre, und sie nur noch einen großen Thurm mit einem Waffenplatz darunter zu ihrer Bedeckung hatten, überdieß keinen Entsatz hoften, auch nicht vor der Sturmlücke erscheinen konnten: so waren sie genöthigt zu kapituliren, jedoch auf sehr ehrenvolle Bedingungen. Da der Herzog keinem an Tapferkeit und Großmuth nachstand, und selbst die Kraft, die ihm widrig war, ehrte, so fiel es ihm, unerachtet er beträchtlichen Verlust bey dieser Gelegenheit erlitten hatte, nicht schwer, Blacons und seinen Leuten freyen Abzug mit ihrem Gepäck, Waffen, fliegender Fahne, klingendem Spiel und brennender Lunte, ja sogar mit ihren Munitionen, Fahrnisse und Verwundeten zu bewilligen, da gewöhnlichermaßen Geisseln gegeben und empfangen worden waren.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Niederlage der Spanischen, Neapolitanischen und Mayländischen Truppen des Herzogs von Savoyen zu Salbertran.

Wenn es uns befremdete, zu sehen, daß Leodiguieres der sich sonst keinen seiner errungenen Vortheile entreißen ließ, sie dießmal nicht ganz behielt, indem er das Fort Exilles wieder verlohr: so werden wir

wir doch das Vergnügen haben, sie bald wieder rühmlich von ihm behauptet zu sehen. Unterdessen konnte er sich durch folgenden Umstand über diesen Verlust trösten und sogar einigermaßen schadlos halten.

Da er wohl voraus sah, daß die Feinde, nachdem sie einmal Meister von diesem Platz wären, was er nicht vermeiden konnte, Streifereyen in die Nachbarschaft vornehmen und die Gegend umher verwüsten würden, so hatte er ein Fort zu Beaular zwo Stunden von Exilles gegen das Thal von Bardonesche, angelegt, wodurch er ihre Streifereyen abzuhalten, und ihnen einen Zaum anzulegen hoffte. In der That, wenn er mit in ihrem Rath gesessen hätte, konnte er keine bessern Maasregeln nehmen, um ihre Gedanken und Unternehmungen zu vereiteln: denn wirklich war Dom Roderich von Toledo, General der Spanischen, Neapolitanischen und Mayländischen Truppen des Herzogs darauf bedacht, sich weiter auszubreiten.

Nachdem dieß Fort fertig und Lesdiguieres nach Oulx zurück war, bekam Roderich, begleitet von einer Menge vornehmer Officiers und dreytausend Mann größtentheils gebohrnen Spaniern, Lust die Barrikaden der Brücke zu sehen, deren wir oben gedacht haben, um Lesdiguieres Quartier zu stürmen, oder es wenigstens zu besetzen, sobald er es verlassen haben würde. Da einer von den Seinigen ihn von diesem Entschluß abbringen wollte, und zu dem Ende ihm vorstellte: „Die Unternehmung sey gefährlich, er habe es mit einem der besten französischen Generale zuthun, der ihm nach seiner Art mitspielen werde," so machte sich Dom Roderich, voll Eitelkeit und zu

starken

ſtarken Selbſtvertrauens nur luſtig über dieſe Vorſtellung.

Als er unterwegs über das Dorf Salbertran hinaus war, und Lesdiguieres Nachricht bekam, daß er anfienge zu erſcheinen, zog er eilends ſeine Truppen zuſammen, welche bereits aus ihren Quartieren ausrückten, und gieng unterdeſſen über die Brücke, mit der ganzen Mannſchaft die er bey ſich hatte, um die Feinde zu rekognoſciren und mit Scharmüzeln hinzuhalten, in deren einem ihm ſein Pferd getödet wurde.

Auriac, der unterdeſſen den Reſt ſeiner Leute herbeygeführt und den Befehl zum Schlagen nebſt der Schlachtordnung erhalten hatte, gieng mit drey Eſcadrons Cavallerie ab, unten links an den Feinden weg, in einer kleinen Ebene, längs dem Fluſſe hin um das Dorf zu gewinnen, und die Feinde zwiſchen Lesdiguieres und ſich in die Mitte zu nehmen. Darüber ſtuzte Roderich, der gar nicht im Sinn hatte, ſich ſo weit einzulaſſen, gar gewaltig, ſo daß er anfangs nicht recht wußte was anzufangen: denn hielt er, ſo ſah er wohl, daß ihm alle Hoffnung zum Rückzug abgeſchnitten wurde, und Lesdiguieres Reiterey Zeit ließ, ihm in den Rücken zu kommen; zog er ſich zurück, ſo konnte er dieß nur langſam, um ſeine Ordnung zu behalten, und ſich gegen die Infanterie zu wehren, die ihm unabläßig zuſetzte.

In dieſer Verlegenheit entſchloß er ſich doch noch lieber zum Rückzug, und bewerkſtelligte ihn anfangs mit Ordnung, wobey ſeine Leute ſich muthig vertheidigten; bis ganz nahe ans Dorf, wo ihr Widerſtand am ſtärkſten war, weil ſie nicht weiter zurück konnten, und ſich von vorn und hinten zugleich mit dem

Degen

Degen in der Faust und zwar, was die Spanier am meisten fürchten, von Franzosen angegriffen sahen. Hier brachen sie ihre Glieder, und warfen sich in Verwirrung ins Dorf und die umliegende Gegend, um ihr Heil in der Flucht zu suchen. Da kamen sie aber noch schlimmer weg, und das Gemetzel war so groß, daß in weniger als einer Stunde zwölf bis funfzehnhundert Mann auf dem Wahlplatz lagen, und achtzehn Fahnen, eine Menge Waffen, einige Beute und viele Gefangene den Siegern in die Hände fielen. Darunter waren Dom Gárcias de Mirra, Dom Vincentio Toraldo, Dom Diego de Cordova und einige andere Personen vom Stab und von Stand. Dom Garcias, der bey dieser Gelegenheit den Sergent de bataille gemacht hatte, und von einigen Soldaten gefangen genommen und zu Lesdiguieres gebracht worden war, wurde von ihm so gut behandelt als er es nur wünschen konnte. Es war ein Greis von gutem Ansehen, kleiner Statur, aber großem Herzen.

Roderich hatte sich geweigert, sich einem berittenen Büchsenschützen gefangen zu geben, weil er kein Edelmann war, und wollte lieber sterben, als der Gefangene eines Mannes unter seinem Stand werden. Lesdiguieres bedauerte sehr, daß ihm dadurch eine Gelegenheit entgieng, seine Höflichkeit an ihm zu beweisen, und sich ihn verbindlich zu machen, nachdem er ihn besiegt hatte.

Die welche durch die Flucht der Schärfe des Schwerds entrannen, ertranken alle, als sie es wagten über den Fluß zu setzen; Lesdiguieres hatte nicht mehr als drey bis vier Tode, und einige Verwundete, und darunter war nicht einmal einer von Bedeutung.

Er

Er ſelbſt war überall wie gewöhnlich, wo die Gefahr am gröſsten war, und focht perſönlich wie ein Gemeiner. Man kann hierbey ſagen, daſs Roderichs Eitelkeit ſein Verderben war; daſs er ſich mit der Einnahme des Forts Exilles hätte begnügen und bedenken ſollen, daſs es gefährlich iſt, einen mächtigen Feind, wenn ihm das Glück einmal bey einer Gelegenheit abhold war, zu ſehr zu drängen, indem ſich hier leicht Erbitterung und Zorn zu ſeinem Muth geſellen.

Zweytes Kapitel.

Verſchiedene Beſchäftigungen Lesdiguieres. Piemonteſiſcher Waffenſtillſtand.

Lesdiguieres lieſs hierauf in dem Fort Beaular die erforderliche Mannſchaft zur Beſatzung, und da er ſah, daſs in dem von Exilles weiter nichts als die Garniſon lag, von der er nichts zu fürchten hatte, gieng er bis Sezanne zurück, wo er von ſeinem Verweſer in Piemont, Le Poet, Nachricht erhielt, daſs man ſechs bis acht Fähnlein Reiterey, die in Buriac, Maſſel und andern Oertern um Pignerol ſtanden, leicht überfallen könnte. Auf dieſe Nachricht gieng er mit ſeiner ganzen Reiterey und einigen Büchſenſchützen zu Fuſs ab, und bis Feneſtrelles vor, von wo er in Einer Nacht an den bezeichneten Oertern eintreffen konnte.

Allein zu eben der Zeit hatten jene Befehl erhalten, nach Exilles zu gehen, um die Truppen aufzunehmen, welche daher zurück kamen, und ſeit der Niederlage bey Salbertran, ſo in Furcht waren, daſs

sie im Begriff gestanden hatten, ihr Geschüz im Stich zu lassen; jene brachen also noch an eben dem Tag aus ihren Garnisonen auf, so daß Lesdiguieres nichts übrig blieb, als wieder zurückzugehen.

Ehe er von Sezanne abgieng, wollte er wissen, was die in Exilles machten, und hatte daher Saint Vincent mit seiner Compagnie berittener Büchsenschüzen dahin geschickt, welche auf einige Spanier und Neapolitaner im Parteygehen begriffen, stießen, den größten Theil davon niedermachten, und die übrigen gefangen davon führten.

Unterdessen war der Marquis von Trefort von neuem in das Thal Gresivaudan eingerückt, und richtete daselbst große Verheerungen an. Er hatte zu la Buissiere, vier Meilen von Grenoble Posto gefaßt, auf einem Hügel, wo er sich sehr gut verschanzt hatte. Lesdiguieres kehrte also wieder nach dieser Seite um, und da er ihm daselbst nicht recht beykommen konnte, so suchte er ihn durch häufige Anfälle ins Feld heraus zu locken, und zeigte sich oft, um ihn zum Kampf zu reizen. Als er aber sah, daß alle seine Mühe vergebens war, legte er sich in Touvet, in der Nähe, indem er wohl wußte, daß die Feinde, so lange sie ihn so nahe wußten, es nicht wagen würden, sich zu entfernen.

Um indessen nicht ganz umsonst da zu seyn, wollte er einen Versuch machen, Moretel weg zu nehmen, indem ihm jezt ein Donnerschlag zu statten kommen konnte, der in den Thurm des Schlosses eingeschlagen, das Pulver entzündet und sehr viele Soldaten getödet hatte. Ueberdieß lag auch der größte Theil der Barrikaden darnieder. Zu dem Ende gieng er also über den Fluß; allein da der Marquis

von

von Treſort den Abgang an Munition und Mannſchaft bereits wieder gut erſetzt hatte, ſo hielt er es für unmöglich, etwas dagegen auszurichten. Einige Tage darauf führte ihn eine Unternehmung auf Saint Genis, mit der er ſeit einigen Monaten umgieng, wieder ins Feld.

Saint Genis iſt eine kleine Stadt in Savoyen an der Rhone, an deren Eroberung ihm gelegen war, indem er dreytauſend Schweizer erwartete, die er hatte im Namen des Königs werben laſſen, und bey Genf übernehmen und ſicher durch Savoyen führen wollte, was er nicht konnte, wenn er ſich nicht zuvor des Paſſes bey Saint Genis verſicherte. Da er alſo davor rückte, empfieng er den Platz aus den Händen des Kapitain Peliſſon, der zuvor gewonnen war, ihm ein Thor einzuräumen.

Damit war aber noch nichts ausgerichtet, ſo lange er nicht auch das Schloß Murs einbekam, das in der Nachbarſchaft von Saint Genis lag. Die beyden Brüder la Buiſſe und le Belliers übernahmen dieß Geſchäft, rücken am hellen Tage mit einiger Mannſchaft davor, legen die Petarden an ein großes Thor, das ohne Vertheidigung war, ſprengen es auf und bringen in einen hintern Hofraum, wo es aber von allen Seiten Kugeln und Steine auf ſie regnete. Das ſchreckt ſie nicht ab, vor ein anders zu rücken, das in einen Hof führt, von wo man in das Hauptgebäude kömmt. Sie erbrechen es durch eine zwote Petarde; allein da die erſten und andern, welche ſich hineinwagten, ſogleich durch die Schießlöcher niedergeſchoſſen wurden, ſo verlohren die andern den Muth, ſich daran zu machen.

Um nun weiter nichts dabey aufs Spiel zu ſetzen, zog la Buiſſe von auſſen ums Schloß, und fand ein anderes Thor, das ihm eine große Reſerve Petarde öffnet und wodurch er in einen Garten kam, wo er mit weniger Gefahr verweilen konnte. Erſchrocken über dieſen dritten Schlag verlangte die Beſatzung zu kapitulieren; und übergab den Platz ſogleich.

Die benachbarten Oerter Martel und Montdragon kapitulierten ohne Widerſtand, und um ſich alles verſichert zu halten, ließ Lesdiguieres ihnen gegenüber dießſeits der Rhone ein Fort anlegen.

Da aber der Herzog der von der Werbung in der Schweiz gehört hatte, dieſen Sturm von ſeinem Staat abwenden wollte, und einen Waffenſtillſtand in Vorſchlag gebracht hatte, ſo hielt Lesdiguieres ſie für überflüſſig und war es ſehr zufrieden, des Aufwands für ihre Unterhaltung überhoben zu ſeyn, zu einer Zeit, wo er ſehr oft kümmerlich ſehen mußte, wie er ſich durchbrachte. Er ließ daher dieß Fort nebſt dem Schloß von Mure demoliren, damit der Herzog ſich ihrer nicht bemächtigen könnte. Dieß verſchafte den ſchon lange abgematteten Truppen des Königs erwünſchte Gelegenheit, ſich wieder ein wenig zu erholen.

Alphons, der mit dabey war, begab ſich nach Moras, ſeinem gewöhnlichen Aufenthaltsort, und Lesdiguieres nach Grenoble, wo er ſich einige Tage aufhielt, um ſich zu einem neuen Zug über die Alpen anzuſchicken.

Als er dahin auf dem Weg war, wurde der Waffenſtillſtand, den der Herzog zu wünſchen bezeigt, und

und Lesdigueres wegen der bedrängten Lage derer in Tavours und da er ohnehin schon allgemein durch ganz Frankreich war, für den König vortheilhaft erachtet hatte, durch le Poet folgendermaßen geschlossen, daß beyde Heere sich binnen drey Tagen in ihre Garnisonen ziehen und ihnen nicht gestattet seyn sollte, irgend eine Feindlichkeit zu unternehmen, so lange der Waffenstillstand währte, der mit dem ersten September seinen Anfang nahm und drey Monate währen sollte. Die vor und während dem Krieg auferlegte Abgaben sollten auf beyden Seiten ferner beygetrieben, aber keine neue aufgelegt werden.

Da dieß alles sehr vortheilhaft für Lesdigueres war, um seine Sachen in Ordnung zu bringen, ließ er sich willig dazu finden, und vollzog ihn treulich und ohne Gefährde.

Drittes Kapitel.

Unruhen in Provence.

Wenn es einem weisen Piloten zukömmt, nach Vollendung seiner Schifffahrt, wenn er wieder glücklich in den Hafen eingelaufen ist, keine Zeit zu verliehren, sondern zu arbeiten, um sich in Stand zu setzen, wieder in See stechen zu können: so kömmt es ohne Zweifel auch einem klugen General zu, den Ruhepunkt im Krieg zur Zurüstung der Erfordernisse zu benutzen, welche dazu gehören, um ihn wieder anzufangen.

So hielt denn dieser Waffenstillstand Lesdigueres nicht ab, wieder nach Piemont zu gehen, und sein erster Gedanke bey seiner Ankunft daselbst war,

den Besatzungen in Cavours und Briqueras einige Erfrischung zu verschaffen, weil sie durch seine Abwesenheit in große Noth gerathen waren. Er vergaß dabey nichts, was wachsame Feldherrn bey dergleichen Gelegenheiten zu thun pflegen.

Der Herzog seiner Seits traf gleiche Vorkehrungen, und da die Beschaffenheit seiner Angelegenheiten einen längern Waffenstillstand erforderten, dessen Lesdiguieres ebenfalls benöthigt war, so vereinigten sie sich dahin, ihn bis zu Ende des Jahrs 1593. fortlaufen zu lassen, in welchem neue Beschäftigungen vorkommen, die uns sehr tief in das folgende Jahr hinein führen werden, wovon wir um alles ordentlich darzulegen, die Hauptsache ausführlich angeben wollen.

Nach dem unglücklichen Todesfall la Valettes bey der Belagerung von Roquebrune, wie wir oben gesehen haben, wollte sein Bruder und Nachfolger in seinen Stellen in Provence, der Herzog von Epernon Besitz davon nehmen, auf Befehl des Königs, oder, wie das Volk dafür hielt, eigenmächtig, fand aber dabey so große Schwierigkeiten, daß er, da er mit Gelindigkeit nichts ausrichtete, sich genöthigt sah, Gewalt zu brauchen. Darüber griffen der Adel und das Volk, die ihm den Gehorsam verweigerten, zu den Waffen, um sich ihm zu widersetzen, machten den Grafen von Carces, einen angesehenen Cavalier in Provence zu ihrem Anführer, und ließen ihre Vorstellungen durch la Mole, einen Edelmann aus eben der Provinz vor den König bringen, der den ausdrücklichen Auftrag hatte, es dahin zu bringen, daß der König Lesdiguieres befehlen möchte, ihre Vertheidigung zu übernehmen.

Dgven

Davon hieß es in la Moles Vorſtellungsſchreiben alſo: Da männiglich erkennt, daß dieſe arme Provinz erſt da anfieng ſich wieder zu erholen, als auf Befehl Sr. Majeſtät ſie den vortheilhaften Beyſtand der Perſon und der Waffen des Herrn von Lesdiguieres erhielt, ſo wird der Herr von la Mole, nachdem er Sr. Majeſtät unſers getreuen unbeſchränkten Gehorſams verſichert haben wird, Allerhöchſtdieſelbe unterthänigſt bitten, zu Fortſetzung der Wohlthaten, welche dieſe Provinz von Allerhöchſtdero Gnade empfangen hat, allergnädigſt zu geruhen, gedachtem Herrn von Lesdiquieres Befehl zu ertheilen, ſie nicht im Stiche zu laſſen, bis Allerhöchſtdieſelbe gnädigſt geruhen werden, durch Aufſtellung eines Oberſten Befehlshabers anderweitig abhelfliche Maas zu treffen, damit unterdeſſen allerhöchſtdero Diener nicht unterdrückt werden, und dieſe Provinz, welche Gott und die Gegenwart beſagten Herrn von Lesdiguieres bisher noch erhalten, und vor gänzlichem Untergang bewahrt hat, nicht in Gefahr komme, durch die Gewaltthätigkeiten, womit ſie ſich bedrohet ſieht, gänzlich darein zu verſinken, ꝛc. ꝛc.

Der Adel, der in dieſem Schreiben bezeugte, wie ſehr nothwendig für ihn der Beyſtand Lesdiguieres ſey, ſuchte ihn überdieß auch öffentlich, und ſchickte zu dem Ende eine feyerliche Deputation an ihn ab. Er ſelbſt aber wollte erſt verſuchen die Sachen durch einen Vergleich beyzulegen, und da er Nachricht hatte, daß der Connetable auf dem Punkt ſey, mit ſeinem Anſehen ins Mittel zu treten, und dem Herzog, als ſeinem Verwandten beyzuſtehen: ſo hat er ihn, erſt die Befehle des Königs zu erwarten.

Um indessen doch den Abgeordneten wenigstens in etwas zu Willen zu seyn, welche in ihn drangen sich zu erklären und dann aufzubrechen, zog er seine Truppen bey Serres an der Grenze zusammen, wozu Alphons stellte, was er unter seinem Kommando hatte. Dabey machte er öffentlich bekannt, man müsse diese Provinz gegen Bedrückung schützen, wo die Erbitterung gegen den Herzog von Epernon täglich höher stieg.

Lesdiguieres der kein besonderes Interesse bey dieser Mißhelligkeit hatte, und sich blos um dem König zu dienen, darein mischte, wollte in Erwartung seiner Befehle einstweilen Unterhandlungen eröffnen, fand aber die äusserste Abneigung dagegen von Seiten des Adels und des Volks, welche ihm einstimmig versicherten, daß sie lieber die Provinz mit dem Rücken ansehen wollten, ehe sie sich zwingen ließen, den Herzog anzuerkennen.

Auf die Nachricht von diesen Unordnungen schickte der König eilends la Fin de la Noele an den Connetable, dem er volle Gewalt gab, die Sache gütlich beyzulegen, wobey er Alphons und Lesdiguieres mit zu Rath ziehen sollte, und daß sie gemeinschaftlich einen Waffenstillstand auswirken sollten, während dessen der Herzog kommen, und ihm von diesem Aufstand Bericht erstatten sollte, wozu ihm derselbe la Fin ausdrücklichen Befehl mitbrachte. Da aber dieser Befehl unbefolgt blieb, und der König nicht die beste Meynung von den Absichten des Herzogs hatte, so befahl er Lesdiguieres sich mit Gewalt darein zu mischen, indem Er nicht zugeben konnte, daß man ein Volk mißhandelte, das freywillig seine Pflicht erkannt hatte, und zu ihr zurück gekehrt war,

und

und jetzt, da es kaum die Empörung verlassen hatte, veranlaßt werden oder einen Vorwand bekommen konnte, von neuem darein zu verfallen.

Der Herzog blieb dem ungeachtet mit fünfhundert Pferden vom Connetable und dreytausend Mann zu Fuß unter Peraut, nebst einigen Truppen die er für sich hielt, im Felde stehen, ließ Kanonen vorrücken, und belagerte selbst die Plätze, welche bereits zur Botmäßigkeit des Königs zurückgebracht waren, worinn er sich aber, wie man ihn in Provence beschuldigte, zum unumschränkten Herrn aufwerfen wollte. Deßwegen erhielt Lesdiguieres stündlich neue dringende Bitten von ihnen, er möchte ihnen doch zu Hülfe kommen, indem sie sonst, wenn er seinen Aufbruch noch länger verzögerte, nicht für den gänzlichen Ruin dieser Provinz stehen könnten, die aus Verzweiflung über die harte Bedrückung, wieder in Empörung verfallen würde.

Was sie noch mehr vermochten in ihm zu dringen, war, daß sie Nachricht hatten, daß la Fin den Connetable ganz parteyisch für den Herzog fand; denn als er ihm eines Tags dringender anlag, ihm Einhalt zu thun, und ihm vorstellte, daß Lesdiguieres sonst genöthigt seyn würde, mit einer Armee in Provence einzurücken, war der Connetable in Zorn gerathen, und hatte Lesdiguieres verächtlicherweise einen Advokaten genannt; worauf ihm aber la Fin zur Antwort gab: "wenn der König noch so einen Advo„katen hätte, würde er seinen Streit bald gewonnen „haben." Da also die Provenfalen von dieser Seite her nichts hoffen durften, so ließen sie Lesdiguieres keine Ruhe; er hielt sie aber vor der Hand noch mit Versprechungen hin, und machte sich jeden möglichen Vor-

wand zum Aufſchub zu Nutz, um denen, welche an einer gütlichen Beylegung arbeiteten, Zeit dazu zu laſſen.

Viertes Kapitel.

Lesdiguieres Zug nach Provence. Uebergang über die Durance zu Orgon.

Da aber Lesdiguieres nach öfters wiederholten Aufſchub ſah, daß die Sachen in Provence immer ſchlimmer wurden, und er einen neuen Befehl erhielt, dahin zu gehen, ſo wollte er doch dem Connetable noch das Compliment machen, ihn zuvor davon zu benachrichtigen, und gieng unterdeſſen von Puymore ab, übernahm am folgenden Tag zu Serres die Truppen, die er daſelbſt zuſammengezogen hatte, und ließ ſie bis an die Grenze von Provence rücken. Als er weiter vorrücken wollte, kam ihm la Fin, der noch immer nicht an einem glücklichen Erfolg ſeiner Unterhandlungen zweifelte, zu Ribiers entgegen, und beſchwor ihn, da Halt zu machen, damit er wieder zu dem Herzog zurückgehen könnte. Lesdiguieres der hierinn ganz einerley Zweck mit ihm hatte, willigte gern darein, und rechtfertigte ſeine Abſichten in einer Erklärung, die er an den Herzog ſchickte, und die in folgenden Ausdrücken abgefaßt war:

„Der Herr Herzog von Epernon kann, als ein „getreuer affectionirter Diener des Königs, wie er es „iſt, und entſchloſſen Sr. Majeſtät Befehlen zu gehor„chen, wie der Herr von la Fin in ſeinem Namen „dem Herrn von Lesdiguieres und den Herren vom „Parlement von Provence und dem Adel erklärt hat — „billigerweiſe keinen Verdacht aus dem Einrücken

„des gedachten Herrn von Lesdiguieres in Pro„vence mit den Waffen des Königs schöpfen, noch „weniger einigen Nachtheil davon befürchten. Im „Gegentheil kann Er sicher darauf rechnen, daß Er „in allem, was den Dienst Sr. Majestät betrifft, ihn „bereit finden wird, Ihm zu dienen, so wie Er auch „ein Gleiches von Seiten des Adels und des Parle„mentshofs erwarten darf. Und um zu zeigen, daß „sie von keiner besondern Leidenschaft eingenommen „sind, ist man zu Folge der allerhöchsten Willens„meynung erbötig, sich auf den Waffenstillstand auf „bestimmte Zeit einzulassen, wenn der Herr Herzog „von Epernon den Adelichen die Häuser und Plätze „wieder zu Handen stellen wird, die er, seit sich die „Stadt Aix der Bothmäßigkeit des Königs wieder un„terwarf, wegnehmen ließ, wenn er sie anders nicht „lieber schleifen lassen will, was mehr als billig wäre, „da beyde Theile hierinn ihr Augenmerk einzig auf „den Dienst Sr. Majestät des Königs gerichtet seyn „lassen, und um so mehr, da das Fort blos in der „Absicht angelegt wurde, um die Einwohner wider zu „ihrer Pflicht zurück zu führen, welcher Grund gegen„wärtig wegfällt, um ihnen jeden Argwohn zu benehmen, soll es alsbald, nach Bewilligung gedachten „Stillstands, rasirt und demolirt werden. Dieß al„les in Erwartung der Befehle des Herrn Connetable, denen Herr von Lesdiguieres schuldige Folge lei„sten wird. Gegeben zu Ribiers am achten März „Eintausend fünfhundert neunzig fünf.“

Lesdiguieres.

La Fin nahm diese Schrift mit, und zeigte sie dem Herzog, der aber nicht so darauf achtete, als man gewünscht hätte, und sich dadurch nicht von seinem Vorha-

Vorhaben abbringen ließ, und um ihm Autorität zu geben, eine Versammlung von einigen Adelichen zu Riers hielt, welche, sagt man, mehr aus Furcht ihn zu beleidigen, als aus Verlangen ihm zu gefallen, darauf erschienen. Indessen standen seine Truppen im Feld, und die Provensalen sagten öffentlich sie nähmen die Plätze für ihn weg, unter dem Vorwand, sie dem König wieder zu unterwerfen.

Lesdiguieres hielt daher alle weitere Verzögerungen für unütz, und da er sah, daß der Herzog zu Paprolles war, so rückte er nach St. Etienne de Crups vor, wo der Fluß Durance zwischen ihnen war; setzte seinen Marsch nach Mane fort, wo er sich einige Tage aufhielt; am folgenden Tag gieng er durch Saint Tulle nach Pertuis, wo la Fin zu ihm kam, und ihn aufs neue bat, nicht über den Fluß zu gehen, um seine Unterhandlung nicht zu stören, von der er noch immer guten Ausgang hoffte; indem er, wie er sagte, den Herzog sehr geneigt gefunden hatte, sich dem Willen des Königs zu fügen. Allein dieser neue Aufschub blieb ohne Nutzen wie die andern.

Unterdessen wurde Lesdiguieres von einem heftigen Fieber befallen, mit einem gefährlichen Seitenstechen, und zwar just gegen das Ende der Acht Tage, die er zur letzten Frist bestimmt hatte: dieser Umstand nöthigte ihn zu einem neuen Aufschub, und der Herzog machte sich diese Zeit zu Nutz, um Entwürfe und Verständnisse auf die Plätze anzuspinnen, die nicht in seiner Gewalt waren; und betrieb die Arbeit an der Citadelle, die er zu Air hatte anfangen lassen, ehe diese Stadt noch zum Gehorsam zurückgebracht war, und hoffte sich durch dieß Mittel den Ort ganz zu unterwerfen, und in seine Gewalt zu bekommen.

Wäh-

Während Lesdiguieres genöthigt war, zu Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit zu Pertuys ſtille zu liegen, ſetzte la Fin ſeine Gänge fort, bald zum Connetable, bald zum Herzog, der ſehr erbittert über die Klagen, welche die Provenſalen über ihn beym König geführt hatten, nur auf Rache dafür bedacht war, und ſie ganz keine Gnade hoffen ließ. Dieß machte denn freylich die Bemühungen der Unterhändler ſo fruchtlos als zuvor.

Lesdiguieres ſeiner Seits, den der Abgeordnete des Parlements von Aix, der Rath Eſpagnet, ſehr bat, der Stadt zu Hülfe zu kommen, welche von der Citadelle viel auszuſtehen hätte, und der ſich wieder einigermaſſen beſſer befand, gieng von Pertuys ab, nachdem er dem Herzog hatte Nachricht davon geben laſſen, und legte ſich mit ſeinen Truppen gegenüber von Ourgon. Am folgenden Tag mit Tages Anbruch ſtieg er mit fünf andern zu Pferd, und unterſuchte die Furth der Durance, ſetzte hinüber, und fand drüben die vortheilhafteſte Stellung für eine Armee, die man nur wünſchen konnte. Es war eine Wieſe, gegen Senas von Natur retranchirt, und auf der andern Seite mit einem natürlichen Wall verſehen, einem Felſen nämlich und dem Fluß, im Rücken die Stadt Ourgon und eine ſchöne Furth darunter.

Um ſich dieſes Vortheils zu verſichern, ließ er das Retranchement durch den Vicomte von Paquiers beſetzen, gieng über den Fluß zurück, und ließ ſeine Reiterey, ſchlachtfertig, Eſcadron für Eſcadron darüber gehen, in der Erwartung, daß der Herzog erſcheinen würde, um ihnen den Uebergang zu wehren. Denn er hatte ihm mit einer Höflichkeit, die ein wenig die Miene einer Ausforderung hatte, genau

Tag des Uebergangs zu wissen gethan, und der Herzog hatte ganz trotzig gesagt, er werde sich einstellen. Er kam aber nicht, unerachtet er an eben dem Tag von Peyroles aufgebrochen war, da Lesdiguieres von Pertuys abgieng, und ihm jenseits des Flußes stets zur Seite geblieben war. Er begnügte sich, sich zu Senas zu lagern, wo er seine Truppen einschloß.

Da Lesdiguieres sah, daß er den Uebergang offen behielt, führte er seine Reiterey nach Ourgon zurück, ließ seine Infanterie hinübergehen, unter Auriacs Kommando, und legte sie in das Retranchement. Hierauf schickte er Morges mit funfzehn bis zwanzig Reitern gegen Senas auf Kundschaft aus. Bezaudau, Lieutenant der Gensdarmen-Compagnie der Gräfin von Sault, einer berühmten und muthvollern Dame, als ihr Geschlecht gewöhnlich ist, hatte sich zu ihm gesellt, und sie waren noch keine Viertelmeile, als ein Corps Reiterey aus einem Hinterhalt sie anfiel, wobey Bezaudau vom Pferde fiel und gefangen genommen wurde, und Morges, der dießmal seinem Pferde alles zu danken hatte, mit Mühe noch entkam. Bezaudau wurde vor den Herzog geführt, der ihn als einen geistvollen Cavalier für den Verfasser eines von dem Adel wider ihn verbreiteten Manifests hielt, und sich itzt, wie man ihm Schuld gab, seiner auf eine Art entledigte, die man nie erfuhr.

Unterdessen war la Fin zu dem Connetable gereist, und Lesdiguieres erwartete nun den Erfolg seiner Unterhandlung. Die Citadelle von Aix machte itzt beynahe allein noch den streitigen Punkt aus, indem sie der Herzog nicht fahren lassen, der Connetable in Depot nehmen, Lesdiguieres aber dieß nicht zugeben wollte, wegen der Verbindung in der die Truppen

pen von Languedoc mit denen des Herzogs ſtanden, für deſſen Intereſſe der Connetable offenbar eingenommen war.

La Fin, der ſeiner Seits um des Friedens willen ſie in ſeine Verwahrung zu bekommen wünſchte, ſah wohl daß dieſer Streit die Sache in die Länge zog, und verhehlte Lesdiguieres bey ſeiner Zurückkunft nach Ourgon nicht, daß er den Connetable zu keinem guten Entſchluß bringen könne. Lesdiguieres ſchickte hierauf den Vicomte von Paquiers an ihn ab, um die Unterhandlung endlich einmal zu Stand zu bringen. Der Herzog hingegen ſchickte le Paſſage, einen angeſehenen von Adel aus Dauphiné dahin, allein mit einer ſo beſchränkten Vollmacht, als die des Vicomte ausgedehnt war.

Endlich nach langem Streit willigte der Connetable dahin ein, daß la Fin der Depoſitar des Platzes ſeyn und fünfhundert Mann aus der Grafſchaft Venaiſſy, um unverdächtige Leute zu haben, darinn halten ſollte; und ſchickte zugleich la Bertiſſiere mit le Paſſage an den Herzog um die Truppen von Languedoc von ihm abzuführen, auf den Fall, daß er ſich weigern ſollte, in dieß Auskunftsmittel zu willigen. Der Herzog, aus Furcht dadurch ſeine ſtärkſte Stütze zu verlieren, wurde geſchmeidiger und übergab la Fin ſeine Citadelle.

Doch verweilen wir hier ein wenig, um einen ganz bewundernswürdigen Zug von Lesdiguieres Klugheit zu bemerken. Da er ausdrücklichen Befehl vom König hatte, ſich der Citadelle zu bemächtigen, und ſie ſchleifen zu laſſen, und wußte, daß die neue Beſatzung darinn aus der Grafſchaft Venaiſſy gezogen werden

werden sollte: so ließ er unter einem erdachten Vorwand ungefähr fünfhundert Mann von seinen Truppen einzeln nebst Sablieres abgehen, der einer seiner Capitains war, um sein Geheimniß wußte, und sie alle nach dieser Grafschaft führte. Als nun la Fin dahin kam, um für seine neue Besatzung zu werben, bot ihm Sablieres sich und seine Leute an, welche angenommen und in das Fort gelegt wurden; freylich unter einem Capitain Jean, auf den la Fin vertraute, und den Sablieres Befehl hatte, an zu erkennen. Durch diese schöne List konnte Lesdiguieres sich versichert halten, daß ihm seine Absicht gelingen würde.

Fünftes Kapitel.

Lesdiguieres Einzug in Aix. Schleifung der Citadelle.

Auf die öftern Bothschaften und inständige Bitten des Parlements und der Bürgermeister von Aix, die ihn als ihren Retter ansahen, zu kommen und sie von diesem Joche zu befreyen, zog er mit seinem durch die Truppen des Grafen von Carces verstärkten Heer dahin, und fand niemand in seinem Wege, unerachtet der Herzog von neuem ausgesprengt hatte, er wolle ihn aufhalten.

Als er bey der Stadt ankam, wurde er durch zweytausend Büchsenschützen von der Stadt salutirt, hinter welchen das ganze Volk haufenweise heraus ihm entgegen strömte, und ihn unter unaufhörlichen Rufen: es lebe der König und der Herr von Lesdiguieres! nach seinem Quartier begleitete, wo er hierauf alle Ehrenbezeugungen erhielt, die er nur wünschen konnte.

Am

Am folgenden Tag erhielt er Nachricht, daß der Herzog den Waffenſtillſtand ganz gebrochen hätte, wozu ihm einige Gefangene und ein Capitain Gawotte den Vorwand hergeben mußten, welchen Lesdiguieres zu Montelimar deswegen hatte anhalten laſſen, weil der Herzog den Capitain ſeiner Garde, Saint Bonnet zurück behalten hatte, unerachtet er mit ſeinem Paß verſehen war. Ueberdieß hatte er die königlichen Truppen angegriffen, die um Aix lagen, bedrohte die Citadelle mit einem Ueberfall, und hatte ſeine Infanterie, mit Leitern und Petarden dazu verſehen, in das Gehölz von Allieres vorrücken laſſen, was alles für nichts anders als einen offenbaren Bruch gelten konnte; und Lesdiguieres nur zu viel Urſache zu Ausführung ſeines Anſchlags auf den Platz gab, beſonders da auch die Bürger ihn ſo ſehr mit ihren Bitten darum beſtürmten, daß er ihnen dieſe Befriedigung nicht länger verweigern konnte.

Am andern Tag nach ſeiner Ankunft alſo gab er dem erſten Conſul, Baron von Croſe, Ordre, die Miliz zuſammen zu ziehen, ohne ihm weiter zu ſagen, was er damit vornehmen wollte, und gieng aus der Stadt mit einer Menge von Adel, wie zu einem Spaziergang. So näherte er ſich unvermerkt dem Fort; und während man ſich damit unterhielt, einen ſeiner Pagen, la Fare zu zu ſehen, der ein Pferd tummelte, ließ er den Capitain aus der Citadelle zu ſich rufen, erklärte ihm, daß er Befehl hätte, ſie ſchleifen zu laſſen, und forderte ihn im Namen des Königs auf, ſie zu übergeben, was er blos der Form wegen that, indem er ſonſt ſeiner Sache gewiß war.

Der Capitain entſchuldigte ſich mit einem Befehl, den er von la Fin hätte, niemand einzulaſſen;

und Lesdiguieres gieng ohne sich weiter mit ihm aufzuhalten, gegen ein Thor, das ihm sogleich durch Sablieres mit der ganzen Besatzung geöffnet wurde. Er gieng mit seiner Garde hinein, und als er auf den Wällen erschien, geriethen die von der Stadt auf den Gedanken, als hätte er sich dessen blos bemächtigt, um es für sich zu behalten. „Betroffen darüber bereuten sie schon, ihn gerufen zu haben, indem sie, „wie sie sagten, eine zweyte Sklaverey befürchteten, „die nicht minder hart für sie seyn möchte, als die „erste, da sie das Joch eines Feindes nur abgeschüttelt hätten, um einem Tyrannen und noch dazu einem „Hugenoten unterworfen zu werden."

Doch ihr Argwohn schwand bald, denn da der Consul zu ihm schickte und fragen ließ, was er mit seiner Miliz thun sollte, so erhielt er Befehl, sie hinein zu schicken, über dessen Demolirung sie so eifrig herfiel, daß vier und zwanzig Stunden darauf kein Stein mehr auf dem andern war. Da nun hierüber die ganze Stadt im Jubel war, Glockenklang und Freudengeschrey von allen Seiten ertönten, und das entzückte Volk sich in die Straßen stellte, um Lesdiguieres mit Segnungen und Lobsprüchen zu überhäufen: so war er so bescheiden, daß er an den Mauern weggieng, wo kein Mensch war, und durch abgelegene Gäßchen in sein Quartier kam.

La Fin der kurz zuvor nach Marseille und dem Schloße If gegangen war, um den Ränken entgegen zu arbeiten, die der Herzog dort anspann, entrüstete sich, als er diese Nachricht erhielt, sehr über Lesdiguieres, an dem er sich einige Zeit darauf dafür rächen wollte, wie wir an seinem Ort hören werden. Als er bey seiner Rückreise durch Requemaure kam,

wo

wo der Herzog ſich aufhielt, ließ ihn dieſer, der ihm den Verluſt ſeiner Citadelle ſchuld gab, durch Paſſages Reiter-Compagnie arretiren, die ihn an ſeiner Perſon ſehr mißhandelten, unerachtet er ſeit einigen Tagen krank war, und ihm alle ſeine Papiere zerriſſen. Nachdem er ihn ziemlich lange aufgehalten hatte, ſetzte er ihn endlich wieder in Freyheit und ſchrieb an den König: "Herr de la Fin habe eine „Bedeckung verlangt, die er ihm auch gegeben habe, „man habe ſich aber mit ihm vom Wege verirrt." —

Um dafür Genugthuung zu erhalten, gieng la Fin den Connetable an, der ihn aber nicht beſſer behandelte, und ihn in ein Gefängniß ſetzen ließ, weil er ſeine Citadelle ſo fahrläßig bewahrt habe. In dieſer großen Noth nun war er genöthigt, Lesdiguieres Gunſt zu ſuchen, der ihm ein Schreiben von dem König an den Connetable um ſeine Loslaſſung auswirkte.

Unterdeſſen verlohr der Herzog mit der Citadelle von Aix auch noch la Tour, Tholon, Frejur, Camit und einige andre Plätze, welche einmüthig ihre Beſatzungen verjagten.

Lesdiguieres ſelbſt, nachdem er für den größten Theil deſſen, was in dieſen Gegenden von ihm abhieng, geſorgt und viele beſondre Streitigkeiten unter dem Adel beygelegt, das zuvor nach Ort und Geſinnungen getrennte (e) Parlement wieder vereinigt und von den drey Ständen das Verſprechen erhalten hatte, daß ſie im Gehorſam gegen Sr. Majeſtät beharren wollen, und itzt nichts mehr ſah, was ſein weiterer Aufenthalt hier hätte nützen können, und da er noch überdieß häufig und angelegentlich von dem Parlement in Dauphine und den Commis des Landes gebeten wurde,

der nach Grenoble ausgeschriebenen Ständeversammlung beyzuwohnen: so zog er seine Truppen zusammen, und kam nach Pertays, von wo er seine Reise nach Dauphine fortsetzte.

Sechstes Kapitel.

Lesdiguieres geht wieder nach Piemont. Belagerung und Einnahme von Briqueras durch den Herzog von Savoyen.

Wie die Sonne, welche die Welt bestralt und erleuchtet, und zu den edelsten Erzeugnissen der Natur das Ihrige beyträgt, unaufhörlich in Bewegung ist; eben so muß ein Feldherr, von dessen Obsorge das Wohl eines ganzen Volks abhängt, und dessen Vortrefflichkeit seine Gegenwart an mehrern Orten nothwendig macht, stets in Thätigkeit seyn. Einen ewigen Beweis von dieser Wahrheit haben wir an Lesdiguieres.

Kaum war er aus Provence zurück, als er nachdem er mit Alphons und dem Parlement in der Ständeversammlung zum allgemeinen Besten gearbeitet hatte, genöthigt war, wieder nach Piemont zu gehen, wohin ihn dringende Angelegenheiten riefen. Der Herzog von Savoyen hatte sich nämlich seine Abwesenheit zu Nutze gemacht und Briqueras belagert, entschlossen entweder sich zu Grund zu richten, oder es zu erobern. Lesdiguieres seiner Seits, entschlossen ihm zu Hülfe zu kommen, bot zu dem Ende alle seine Freunde auf, indem die dürftigen Umstände des Königs, die des Volks und die Eifersucht, die seine Vortrefflichkeit ihm unter den Grossen des Reichs erweckte, ihm nicht gestatte-

ſtatteten, von dieſer Seite auf große Unterſtützung Anſpruch zu machen.

Er begab ſich alſo nach Ambrun, und von da nach der Grenze bis Guillestre, von wo er den Vicomte von Paquiers mit vierzig Reitern vorausſchickte, um ſo nahe als möglich gegen Briqueras vorzudringen, und Nachricht davon für ihn einzuziehen. Der Vicomte ſchickte d'Ize, einen von den vierzig, mit einem ſeiner Kameraden bis ans Lager, der ſich bis auf hundert Schritte nahe an die Stadt machte, und dem Gouverneur des Schloſſes, Eſpinouſe, ganz laut zurief, Lesdiguieres komme ihm zu Hülfe.

Ize wurde von Saint Veran, einem ſeiner Freunde im Schloß gehört, der ihn an der Stimme erkannte; als er aber ſehen wollte, ob er recht gehört habe, und den Kopf zu einer Schießſcharte herausſtreckte, um zu ſchauen ob er ſich nicht irre, ſo kam ihn dieſe Unterſuchung theuer zu ſtehen, indem er durch einen Schuß getödtet wurde.

Unterdeſſen hatte der Name Lesdiguieres, den die Belagerer noch beſſer vernommen hatten, als die Belagerten, jene in Alarm gebracht, ſo daß Ize, um ſich nicht muthwillig unglücklich zu machen, genöthigt war, ſich fort zu machen. Da ihm eine ganze Compagnie Spanier den Weg verlegte, er aber feſt entſchloſſen war, zu ſterben oder durchzudringen, ſo fiel er den Kapitain an, der eine Partiſane führte, und rannte ihm, ohne ihm Zeit zu laſſen, ſich zur Wehre zu ſetzen, den Degen durch den Leib, wovon er niederſtürzte. Indeſſen ſtand er doch wieder auf und ſetzte mit einem Sprung über einen Graben, um Izes Abſicht auf ſein Leben zu vereiteln. Allein dieſer, der

gut beritten war, setzte ihm nach hinüber, und versetzte ihm einen zweyten Stoß, der ihn vor seiner Compagnie todt darniederstreckte, welche, erstaunt über diese Kühnheit, sich nicht von der Stelle rührte; es sey nun daß niemand sich gleicher Gefahr aussetzen wollte, wie der Capitain, oder daß diese von Natur ernsthafte Nation darum ihre Ordnung nicht trennen noch sich in Bewegung setzen zu müssen glaubte.

Da Lesdiguieres durch den Vicomte bey dessen Zurückkunft die Versicherung erhielt, daß der Platz noch in gutem Stand sey, so gieng er von Guilletre ab, um sich ihm zu nähern. Allein drey Meilen davon erfuhr er, daß die untere Stadt, aus zwey und zwanzig Kanonen beschossen, nach einem zweystündigen Sturm erobert worden sey, wiewol mit beträchtlichem Verlust der Stürmer. Sogleich schickte er seinen Neffen Saint Jurs, aus dem alten Hause Castellane und mit ihm den Capitain la Couronne und einige Mann zu Fuß ab, um zu versuchen, sich in die obere Stadt zu werfen, was ihnen aber nicht gelang.

Da sie nun durch Auriac erfuhren, daß dieser schlimme Vorfall die benachbarten Thäler in Furcht gesetzt hatte, so gieng er eilends über den Montgenevre, und begab sich, um diesen Völkern wieder Muth zu machen, nach Perouse, wo die Besatzung hundert leichte Reiter des Mailändischen Grafen Roger geschlagen hatten, die sich davor hatten sehen lassen. Von da zeigte er sich in dem Thal Angroigne, und erhielt eine Verstärkung von sechzig Reitern, welche ihm Gouvernet zuführte; und ohne mehr zu erwarten, gieng er, entschlossen dem Platz beyzuspringen, so gut er könnte, durch Queyras, nahm sein Quartier zu Bubyane, von wo er den Zustand der Feinde recognoscirte,

ſeirte, und es unmöglich fand, ſie zu bezwingen, noch weniger, den andern Hülfe zuzubringen.

Da es alſo damit nichts war, ſo wollte er verſuchen, die Feinde durch eine Diverſion aus ihrer Poſtirung herauszulocken, ſtreifte bis Vaignol und Barges, nahm das Schloß von Champillon weg, und als er ſah, daß dieß alles ihn ſeinem Zweck nicht näher brachte, und daß ſelbſt, als er bis an die Thore von Briqueras ſtreifen ließ, wo einige Spanier getödtet wurden, die Feinde dennoch nicht aus ihrer Stellung zu bringen waren; ſo beſchloß er gegen Pignerol zu gehen, um ihnen die Zufuhr abzuſchneiden.

Allein unterdeſſen waren Eſpinouſe und Mazeran, welche Briqueras vertheidigten, aufs Aeuſſerſte gebracht; ſie hatten nicht mehr als zweyhundert Mann welche noch dienſtfähig waren, und auch dieſe ſo abgemattet, daß ſie keinen Sturm mehr auszuhalten vermochten, nachdem ſie achttauſend Kanonenſchüſſe ausgehalten hatten, welche fünf Sturmlücken machten, durch die man zu Pferd ſogar eindringen konnte, und übrigens ſehr vom Regen litten, weil ſie kein Obdach mehr hatten, worunter ſie davor hätten ſicher ſeyn können: daher beſchloſſen ſie denn endlich zu kapituliren, und erhielten freyen Abzug mit ihrem Gepäck, fliegender Fahne, klingendem Spiel, Kugeln im Munde, und doppelt brennender Lunte. Ihre Kanonen und Munition lieſſen ſie zurück, jedoch vom Herzog zu bezahlen, wozu er ſich ſchriftlich verband, und ſogar vier Edelleute zu Geiſſeln dafür gab.

Dieſe Belagerung währte beynahe fünf Wochen, und wurde von dem Herzog ſehr hartnäckig betrieben, der alle ſeine Sorgfalt darauf verwendete. Die Be-

lagerten lieferten große Treffen, und kapitulirten erst in der äusserstien Noth. Der Herzog hatte dabey alle Vortheile so gut für sich benutzt, daß es Lesdiguieres unmöglich war, ihnen zu Hülfe zu kommen. Dazu kam noch, daß seine Freunde nicht zu rechter Zeit zu ihm stoßen konnten; daß das Geld, das man ihm auf Verwendung des dortigen französischen Gesandten, Moisses, von Venedig aus versprochen hate, ausblieb; und daß ihm die hauptsächlichste Unterstützung, die er von dem König erwartete, nicht gereicht wurde, und zwar durch den Neid derer, welche die ersten Stellen des Reichs bekleideten: denn sonst hatte er nichts dabey vernachläßigt, was in seiner Macht stand.

Nun blieb ihm weiter nichts übrig, als sich den Paß auf der Seite von Perouse offen zu halten; da er nun durch nichts gesperrt werden konnte, als durch ein Fort, das der Herzog auf einen Hügel bey Pignerol hatte anlegen lassen, so beschlos er es wegzunehmen, und ließ zu dem Ende eine Kanone dahin bringen, mit deren Hülfe man sich gleich in den Graben legte, wobey einige Soldaten getödtet und verwundet wurden. Am andern Tag kapitulirten die Belagerten und zogen mit gleichen Bedingungen ab, wie die von Briqueras, ausser daß sie weder Munition noch Geschütz hatten.

Da indessen Mangel an Lebensmitteln beyde Armeeen drückte, und ihnen die Jahrszeit nicht gestattete, weiter etwas zu unternehmen, so zog der Herzog von Briqueras weg, wo er seit dessen Einnahme nicht weggekommen war, und Lesdiguieres gieng, nachdem er seine Truppen nach Ambrun, Gap und Briancon in Besatzung gelegt hatte, um sich der Gränze zu versichern, nach Dauphiné zurück, und kam nach Puy-

more,

more, wo er einige Tage, jedoch nicht unthätig, verweilte, wiewohl er äuſſerlich ganz ruhig zu ſeyn ſchien.

Siebentes Kapitel.

Wiedereroberung des Forts Exilles durch Lesdiguieres.

Es wäre überflüßig, zu ſagen, wie ſehr der Verluſt von Briqueras Lesdiguieres zu Herzen gieng. Dagegen wollen wir anführen, wie er ihn auf eine andre Art rühmlich erſetzte. Schon lange gieng er mit der Wiedereroberung des Forts von Exilles um, und als er itzt wieder zu Puymore war, rüſtete er heimlich alles zu, was er zu dieſer Unternehmung nöthig hatte; und damit niemand Verdacht ſchöpfen möchte, richtete er ſich nach einer ganz andern Seite, und nahm Gelegenheit dazu von einer Reiſe, die er nach Digne zu machen hatte, um einen, ſeit einigen Tagen zwiſchen den Einwohnern und den Gouverneur entſtandenen Streit auszumachen. Nachdem dieß abgethan war, gab es wieder ein neues Geſchäft, das abermals erſt abgethan werden mußte.

Dieß war die Verproviantirung des Schloſſes Cavours, das großen Mangel litt. Er ſchickte eine Menge Munition und Lebensmittel dahin. Da die, welche dieß Fuhrweſen zu beſorgen hatten, aus Bravade am hellen Tag auf eine Viertelmeile von Pignerol vorbey fuhren, ohne daß die darinn Mine machten, herauszufallen, und ſich blos begnügten, einige Kanonen auf ſie abzufeuern, die keinem Menſchen Schaden brachten, ſo ſtreiften ihrer zwanzig bis an die Thore der Stadt, machten daſelbſt Gefangene, und ſetzten dann ihren Weg fort.

Einige Tage darauf als Lesdiguieres die Zeit zu Ausführung seines Anschlags auf das Fort Exilles ersah, und die Gelegenheit dazu ihm um so vortheilhafter schien, da das ganze Land mit Schnee bedeckt war, und die Pässe so versperrt waren, daß er bey den wenigen, die sich noch zur Handlung offen befunden, weniger Leute um sie zu besetzen nöthig hatte: so ließ er zweytausend Mann zu Fuß unter Auriac und hundert und funfzig Reiter unter Herkules auf Stumpfohren (courtaut) um sich der Piken bedienen zu können, und zween kleine Artillerie-Stücke nach Sezane vorrücken. Auf der andern Seite führte ihm der Vicomte von Paquiers eine Menge Freywilliger von Adel zu.

Hierauf rekognoscirte er das Fort selbst, und legte sich am Neujahrstag 1595 auf der Seite von Chaumont davor, an einer von Querhölzern auf drey starken Tragbalken erbauten Brücke über die Loire. Er ließ durch die Miliz von Pragela und die Thalbewohner die Gebirgspässe besetzen, denn diese Leute liessen sich mit Lust brauchen, da sie gern das Joch des Herzogs von Savoyen abgeschüttelt hätten. Um aber ganz von der Passage Meister zu bleiben, befestigte er das Ende der Brücke durch eine Redoute, worein er Venteron, den Standartenjunker seiner Gensdarmen-Compagnie legte, und ließ eine Verschanzung von trocken aufeinandergelegten Steinen vier Fuß längs dem Fluße links hin aufwerfen; mit bedeckten Hauptwachen von hundert zu hundert Schritten. Darein legte er Herkules. Hinter dem Dorf an einem Ort, Saint Colomban genannt, waren zween Pässe über einander; in den obern legte er Bonne mit seinem Regiment, in den untern Auriac mit dem seinigen; und in der Mitte, ihnen im Rücken, Fou-

couverte

converte mit dreyhundert Mann zu ihrer Unterstüzzung. Er selbst legte sich mit seiner Garde und dem freywilligen Adel in das Dorf Exilles, um über alles zu wachen und Befehl zu ertheilen.

Auf die Nachricht von dieser Belagerung hatte der Herzog seine Truppen zusammengezogen, entschlossen diesen Platz zu retten, und war eilends nach Chaumont gekommen. — Da Lesdiguieres unterdessen zwo Feldschlangen und eine Batarde erhalten hatte, so machte er Anstalt, sie in der Nacht noch auf einen Hügel zu schaffen, der das Fort sehr nahe bestreicht; statt daß man aber nur Eine Nacht damit zuzubringen gedachte, bedurfte es deren drey. Denn da die Belagerten unabläßig aus fünf Kanonen den Ort beschossen, wo sie gestellt werden sollten, so hielt die Sache äusserst schwer. So bald sie indessen aufgepflanzt waren, brachten sie die im Fort in Kurzem zum Schweigen, und bewirkten, daß Lesdiguieres unten bequemer vier Kanonen vom groben Kaliber auffahren lassen konnte, mit denen er den Winkel von der rechten Flanke einer Bastey gegen das Dorf beschoß, und eine brauchbare Oefnung brach, worauf er seine Garde hinschickte, die sich ohne Mühe dareinlegte, weil sie von der noch stehenden andern Flanke der Bastey gedeckt, darüber her nicht beunruhigt werden konnten, indem die Feldschlangen vom Hügel herab Tag und Nacht feuerten, und große Verwüstung an den Gebäuden des Schloßes anrichteten, und stündlich eine Menge Leute verwundeten, was um so mehr Beschwerlichkeit verursachte, da man darinn niemand zum Verband hatte, indem der Chirurgus seit Weihnachten nach Turin gegangen war, um Specereyen zu holen, so daß izt unaufhörlich darüber unter ihnen lamentirt wurde.

Lesdi-

Lesdiguieres beschloß durch diese eingeschossene Flanke den Sturm vorzunehmen; es war am dreys und zwanzigsten Tag der Belagerung. Gegen drey Uhr Abends aber hörte man von dem Retranchement her stark schießen, worauf Lesdiguieres einen seiner Leute, Sarrasin, hinschickte, um zu fragen, was es gäbe, da er dann erfuhr, daß die ganze Armee des Herzogs achttausend Mann zu Fuß und funfzehnhundert Pferde stark, die Verschanzung beunruhige, ohne jedoch noch ernstlich anzugreifen und etwas auszurichten. In der That rüstete sich der Herzog zu einem Generalsturm, und hatte eine Menge Eissporn unter seine Soldaten austheilen lassen, um sicher auf dem Eis gehen zu können. Da indessen die Nacht einbrach, mußte er sich für heute zurückziehen.

Am folgenden Tag fiel ein dicker Nebel, und bedeckte das ganze Thal so, daß selbst die, die sich berührten, einander nicht erkennen konnten. Der Herzog wollte sich diesen Umstand zu Nutz machen, ließ alle Barrikaden auf Einmal angreifen, wo man aber größtentheils den Angriff muthig aushielt, besonders auf dem Gebürge von Crevasse, an einem Ort Namens Aubournay, wo Lesdiguieres seine Garden hingeschickt hatte.

Indessen hatte einer der Generale des Herzogs, Salines, mit zweytausend Mann die Posten derer von Pragela angegriffen, und nach einem lebhaften Widerstand dieser Leute erobert, und wollte so Lesdiguieres in Rücken fallen und ihn einschließen. Als aber dieser keinen Lärm mehr von dieser Seite hörte, und vermuthete, was vorgegangen seyn möchte, detaschirte er den Kapitain Salomon, Fähnrich von seiner Garde, einen sehr wackern Mann, mit ungefehr

zwan-

zwanzig seiner Kameraden dahin. Da sie nun dort auf die Miliz trafen, die sich mit einiger Ordnung zurückzog, so sagte er um ihnen wieder Muth zu machen, Lesdiguieres komme gleich hinter ihm nach, und man müsse die verlohrnen Posten wieder einnehmen. Sie kehrten also mit großem Muth wieder um, griffen die Barrikade an, erobern sie nach einem hitzigen Gefecht, und schlagen die Savoyer in die Flucht, wovon ein großer Theil sich todt stürzte.

Zu gleicher Zeit hatte sich der Herzog mit zwo Feldschlangen und dem Rest seiner Truppen so versteckt der Brücke genähert, daß die, welche sie zu vertheidigen hatten, es nicht eher gewahr wurden, bis er ein heftiges Feuer auf sie machen ließ; so daß sie, überrumpelt, und noch dazu schwach an Mannschaft, in Gefahr waren, sehr in Unordnung zu gerathen, denn die Feinde fiengen an, Breter über die Brücke zu legen. Allein le Blanc, Bar, Ventavon und Gillier (*f*) hielten den Angriff aus, und da sie den größten Theil ihrer Leute in der Flucht sahen, und so in Furcht, daß selbst die Bedeckung der Kanonen diese verlassen hatte, so schickten sie Gillier nach Verstärkung fort, der, statt der Sicherheit nach, in den Laufgräben zu gehen, lieber trotz dem Schießen von drüben herüber hin und wieder zurück den kürzesten Weg nahm, und ungefehr zwanzig Mann vom Regiment Fontcouverte mitbrachte, welche ein ununterbrochenes Feuer unterhielten, und den Stürmern dadurch viel Schaden thaten. Darüber eilte endlich Lesdiguieres mit einigen seiner Garde herbey und schickte den Vicomte von Paquiers und die Freywilligen an die andern Barrikaden, wo Paquiers sie eintheilte, und wo sie ihren Posten, unerachtet seines großen Umfangs glücklich behaupteten, während die

vom

vom Ravelin die Savoyer von ihrer Brücke wieder verjagten, nachdem sie den größten Theil davon getödtet hatten, weil der Ort sehr enge war, und also die Feinde dicht standen, so daß kein Schuß fehl gieng.

Nachdem also der Herzog mit großem Verlust zurückgeschlagen war, ritt Lesdiguieres nach Auriacs Posten, um zu sehen, was da vorgieng, und fand, daß sowohl er, als Beune, und Fontcouverte ihren Posten unerachtet eines Angriffs von sechs Stunden behauptet hatten, wobey auf beyden Seiten sehr muthig gefochten worden war.

Da jetzt die Dunkelheit der Nacht auf die des Nebels folgte, so hatte der Herzog Gelegenheit, sich zurückzuziehen, nachdem er gegen fünfhundert Todte und hundert und zwanzig Stückkugeln auf dem Plaz gelassen hatte. Die welche das Geschütz des Königs im Stich gelassen hatten, kamen dießmal mit einem Verweis davon, eine in der That leichte Strafe für einen so großen Fehler; sie hattens aber mit einem Feldherrn zu thun, der, so genau und streng er auf Kriegszucht hielt, dennoch bisweilen sehr nachsichtsvoll war, und gern verzieh.

Was den Herzog nach der Brücke gezogen hatte, war der Umstand, daß die Kanonen Lesdiguieres aufgehört hatten, zu feuern, weil der Nebel die Constabler verhinderte, ihr Absehen zu nehmen; er hatte sich daher eingebildet, die Belagerten fiengen an zu kapituliren, und wollte also einen Versuch machen, ihnen zu Hülfe zu kommen. Indessen wurde ihm diese Meynung bald wieder benommen, indem sich am folgenden Tag die Batterie noch stärker hören ließ. Ehe er abzog, hatte er drey spanischen Soldaten je-

dem

dem ein Billet einhändigen lassen, um es dem Grafen Gasin der in dem Fort kommandirte, zu überbringen, worinn er ihm meldete: „Er wolle seine Leute zu „Chaumont sich ein wenig erholen lassen, und in „zween Tagen werde er wieder kommen, um mit „Lesdiguieres zu schlagen.“

Als Gasin ihn abziehen sah, und die Hoffnung entsetzt zu werden aufgab, wozu noch das Erstaunen seiner Leute kam, das dadurch vergrößert wurde, daß die Belagerer sich stellten, als wollten sie vor die Sturmlücke rücken, welche ihre Furcht ihnen noch größer einbildete, als sie in der That war, denn es hätte nicht weniger als fünfhundert Kanonenschüsse erfordert, um sie brauchbar zu machen: so fieng er gegen Abend an zu kapituliren, und versprach, morgen abzuziehen.

Man kann sagen, daß Lesdiguieres nie eine Nacht so lang dauerte, als diese. Ein mächtiger Feind stand eine halbe Meile von ihm; die Munition war ihm ausgegangen; und der Platz war noch ganz; so daß er sehr fürchten mußte, Gasin möchte sich über Nacht anders besinnen. Als aber unterdessen die drey Spanier, die man einzeln aufgefangen hatte, vor ihn gebracht wurden, und er ihre Billets gelesen hatte, (es war drey Uhr vor Tag) so schlief er ruhiger bis an den Morgen, da er sie wieder los ließ, unerachtet man ihm gerathen hatte, sie hinrichten zu lassen. Er gab ihnen im Gegentheil Geld und Lobsprüche, daß sie sich so treulich für ihren Herrn gewagt hätten.

Endlich schloß er die Kapitulation mit den Belagerten. Sie erhielten freyen Abzug, und zogen

hundert

hundert und vierzig Mann ſtark aus, mit ihren Waffen und Gepäck, brennender Lunte, klingendem Spiel, fliegender Fahne und Kugeln im Munde. Er ließ ſie bis an die Thore von Chaumont geleiten, wo der Herzog noch war. Sobald ſie abgezogen waren, rückten ſeine beyden Gardekompagnieen ein; man fand darinn zwo große Kanonen und eine franzöſiſche Feldſchlange, welche der Herzog mit vier oder fünf Feldſtücken aus Carmagnole genommen hatte; eine Menge Pulver, Stückkugeln, viertauſend kleine gebackene Brode, Wein, Mehl, Korn, Fleiſch u. d. gl. m. in Menge. Die Belagerung währte beynahe einen Monat; wurde im ſtrengſten Winter unternommen, der in dieſer Gegend äuſſerſt hart iſt, in Schnee und Eis mit unſäglichen Schwierigkeiten; allein mit um ſo mehr Ruhm für den der ſie unternahm, da er nicht geringern Kampf mit der Jahrszeit als mit dem Feind zu kämpfen hatte.

Der Herzog verlohr dabey ſieben bis achthundert Mann im Gefecht, ohne eine große Anzahl von Verwundeten und Kranken, beſonders Neapolitanern und Spaniern, die eine ſo rauhe Luft und Landſchaft nicht gewohnt waren. Lesdiguieres legte Ize in das Fort, dem einige Zeit darauf ſein Bruder gleiches Namens nachfolgte, beyde ſehr fähig für dieſen Poſten, als Officiers, die von Seiten ihrer Tapferkeit und ihres Benehmens ſehr geſchäzt wurden.

Achtes Kapitel.

Zweyte Verproviantirung von Cavours. Neue Unruhen in Provence. Verproviantirung von Salon.

Es war aber noch nicht genug, dem Herzog von Savoyen den Vortheil entrissen zu haben, den ihm das Fort Exilles in Dauphiné gewährte; man mußte auch darauf bedacht seyn, das zu erhalten, was man in seinem Staat besaß, und zu verhüten, daß es mit Cavours nicht eben so gieng wie mit Briqueras, was nur durch Mangel an Lebensmitteln geschehen konnte. Als Lesdiguieres, dessen Vorsichtigkeit und Geschwindigkeit gleichen Schritt hielten, alle Truppen des Herzogs nach Suze zurückgezogen und die Gegend um Cavours offen sah, ließ er eilends Saint Jurs abgehen, um eine Convoy von dreyhundert Centnern Getraide und Mehl dahin abgehen, vermittelst dessen Baratier ihm für sein Schloß zu stehen versprach.

Auf die Nachricht von dieser Zufuhr wollte der Herzog, der nicht mehr Zeit hatte, sie aufzuhalten, Saint Jurs auf dem Rückweg überfallen, dieser nahm aber einen andern Weg heraus, und gieng über Angrougue nach Saint Germain, wo Lesdiguieres ihn erwartete.

Da unterdessen die Angelegenheiten in Provence durch die Einnahme von Salon wieder stürmisch wurden, das der Graf von Carces der Ligue abgenommen hatte, und da man Lesdiguieres von neuem anlag, dahin zu kommen: sowohl um ihm zur Einnahme des Schlosses behülflich zu seyn, das Saint

Romans noch vertheidigte, als um ſich den Bemühungen des Herzogs von Epernon zu widerſetzen, der den Grafen in der Stadt eingeſchloſſen hatte: ſo nahm er erſt Rückſprache mit dem Staatsrath des Königs, der zu la Barre-Saint-Pris von Alphons, Bellievre Calignon (Kanzler von Navarra) und einigen andern angeſehenen Männern gehalten wurde, welche beſchloſſen, den Herzog durch einen ausdrücklich dazu abgeſchickten Edelmann zu ermahnen, von ſeiner Unternehmung abzuſtehen, widrigenfalls Lesdiguieres genöthigt ſeyn würde, denen von Salon zu Hülfe zu ziehen. Die Ermahnung war aber fruchtlos, und Lesdiguieres fand bey ſeiner Rückkunft nach Puymore neue Bitten des Grafen von Carces und des Parlements, um Hülfe, indem der Herzog Salon mit fünf Kanonen beſchoß, entſchloſſen, wie er ſagte, es zu erobern oder ſelbſt zu Grund zu gehen.

Zu gleicher Zeit lagen die von Cavours, welche der Herzog von Savoyen blokirt hielt, der ringsherum Forts angelegt hatte, die durch Linien zuſammenhiengen, Lesdiguieres ſehr an, ſie zu verſtärken, unerachtet er ihnen zween Kapitains mit Langesmontmiral, einem muthigen und geſchickten Mann, in den er großes Vertrauen ſetzte, geſchickt hatte, um ſie zu verſichern, daß er gegen Ende des Aprils bey ihnen eintreffen werde: und da indeſſen beyde Angelegenheiten ihm von gleicher Wichtigkeit waren, glaubte er zuerſt zu der dringendſten eilen zu müſſen. Der Graf von Carces und zweyhundert Reuter mit ihm in Salons eingeſchloſſen, waren bereits ſo weit, daß ſie ihre Pferde mit ihrem Bettſtroh füttern mußten und litten ſelbſt Mangel an Lebensmitteln; ſtatt daß die in Cavours hinreichend damit verſehen waren.

Wäh-

Während ihm beyde vorigte Angelegenheiten Sorgen genug machten, brachte er in ſeiner Familie eine dritte zu Stand, die ihm ſo viel Freude machte als jene beyden Sorgen. Dieß war die Vermälung ſeiner einzigen Tochter, Magdalene von Bonne, mit Karl, Herrn von Crequi, Erben dieſes erlauchten Hauſes, aus dem ſchon ſo viele wackere Männer hervorgegangen ſind, und das die Ehre hat, ſeine Verwandſchaften bis in ſouveraine Häuſer zu erſtrecken. Indeſſen ſah er bey ſeiner Wahl zu ſeinem Tochtermann unter vielen ſehr angeſehenen Perſonen (g) die ſich darum bewarben nicht ſo ſehr auf ſeine Geburt, als auf das gute Vernehmen, in welchem er zum Dienſt des Königs mit der Mutter dieſes jungen Herrn, der Gräfin von Sault ſtand, einer angeſehenen Dame im Reich, beſonders in Provence, wo ſie durch Freunde wie durch eignes Vermögen reich war, und welche ein auſſerordentliches Verlangen nach dieſer nähern Verbindung unter ihnen bezeugt hatte, da ſie ſchon zuvor einander Bruder und Schweſter nannten.

Nachdem er dieſe Angelegenheit glücklich zu Stand gebracht hatte, gieng er von Pupmore ab, um dem Grafen von Carces, der mit den ſeinigen in der äuſſerſten Gefahr ſchwebte, zu Hülfe zu kommen.

Da ſeine Truppen in der Gegend von Serres und Orpierre verſammelt waren, und er auf dem Punkt ſtand, in Provence einzurücken, erfuhr er, daß die Belagerung von Salon aufgehoben ſey. Da es indeſſen daran noch nicht genug war, und dieſe Stadt eine ſtarke Unterſtützung mit Proviant erforderte, rückte er nach Ourgon vor, wo der Herzog ihm, wie man ſagte, den Uebergang über die

Durance ſtreitig machen wollte. Es ſey aber nun daß er nie dieſe Abſicht gehabt, oder ſeinen Ent ſchluß geändert hatte, es war keine Seele da zu ſehen.

Als er hier erfuhr, daß le Paſſage eine Viertel meile unter ihm, über den Fluß gehe, ſchickte er l Poet mit dem Vortrab ſeiner Truppen dahin, die ih aber verfehlten. Sogleich ſchickte er Aſtres, eine Adelichen aus Provence mit funfzig Reitern, drey hundert Büchſenſchützen, und zwo Petarden auf eine Streifzug bis gegen Eyguieres, wohin le Paſſag gegangen war. Nachdem die Vorſtadt mit einer P tarde aufgeſprengt worden war, wobey einige Leut getödet wurden, weil ſie ſich widerſetzen wollten, tru Aſtres kein Bedenken, ſein eignes Haus daſelbſt m einer Petarde aufzuſprengen, weil er le Paſſage d rinn zu finden dachte. Er hatte ſich aber mit de Grafen von Suze in das Schloß geworfen.

Da unterdeſſen das Erforderliche zur Verpr viantirung von Salon herbeygeſchaft war, gieng Le diguieres von Ourgon ab, und ſtellte ſich bey Oreil in einem kleinen Grund in Schlachtordnung, vo wo er ſeine Truppen durch Crau ziehen ließ, ein ſteinigte Ebene, wo auf ſechs bis ſieben Meilen w der Baum noch Wurzel zu ſehen iſt; und nachdem e ſo vor Salon angelangt war, ohne jemand im We gefunden zu haben, ließ er ſeine Convoy im Angeſich des Herzogs hineingehen, der auf einem kleinen Hü gel ſtand. Es waren dabey dreyhundert Maulthier und Pferde, mit Korn und Mehl beladen.

Der Kapitain, der dieſe Zufuhr kommandirte forderte Saint Roman auf, das Schloß zu überge ben, erhielt aber abſchlägige Antwort von ihm, wei

er im Vertrauen auf zwo Kirchen, welche der Herzog in der Vorſtadt hatte befeſtigen laſſen, auf Entſatz hoffte.

Dieß alles war noch nicht in Richtigkeit, als die Nacht Lesdiguieres mitten im Crau überfiel, wo er Halt gemacht hatte, in der Meynung, daß der Herzog gegen ihn anrücken würde; und da er überlegte, daß er ſich wegen Dunkelheit der Nacht nicht ohne Unordnung zurückziehen könnte, beſchloß er, die Nacht da zuzubringen, während der er keine andere Ruhe genoß, als daß er ſich ganz gewaffnet an einen der Seinigen, Sarraſin, lehnte, der einen Stein zu ſeinem Bett gemacht hatte.

Am andern Tag, als neue Nachrichten eingelaufen waren, daß der Herzog ihn in der Ebene von Senas erwarte, um ihm eine Schlacht zu liefern, eilte er dahin; allein der Herzog hatte ſich mit ſeinen Truppen in Senas geworfen, und obſchon Lesdiguieres ganz nahe daran hinzog, ließ ſich doch kein Menſch erblicken.

Neuntes Kapitel.

Fortgang des Piemonteſiſchen Kriegs.

Nachdem alſo Salon mit den nöthigen Bedürfniſſen, um den Unternehmungen des Herzogs von Epernon Widerſtand leiſten zu können, verſorgt war, richtete Lesdiguieres ſeine Gedanken wieder auf Cavours, das nicht nur ſeine Beſorgung, ſondern auch ſeine Gegenwart erforderte, und deren um ſo mehr benöthigt war, da der Kapitain Baratier von der Beſatzung unaufhörlich in ſeinen Briefen in ihn drang, ſo lange der

Paß für Boten offen war, ihn mit Proviant und Mannſchaft zu unterſtützen; wobey er ihm ſeine Noth mit dem Ausdruck zu wiſſen that: Das Licht brenne, und der Leuchter dazu.

Lesdiguieres gieng alſo durch Mees zurück, paſſirte die Durence, im Angeſicht des Herzogs der ſich dießmal ſo wenig als ſonſt rührte, ihn daran zu verhindern, und ſetzte ſeinen Weg durch Digne und Seine ſo angelegentlich fort, daß er ſich nicht einmal Zeit nahm, in ſeinem Haus Puymore einzuſprechen, unerachtet er auf drey Meilen nahe daran vorbey zog. Bey ſeiner Ankunft zu Brianſon erfuhr er, daß der Herzog von Savoyen ſich perſönlich vor Cavours gelegt habe, entſchloſſen die Armee des Königs zu erwarten, und zu ſterben, oder den Platz einzunehmen. Er gieng daher eilig mit einer Verſtärkung von funfzig Reitern und vierhundert Büchſenſchützen ab, welche Alphons ihm ſchickte, und hörte unterwegs zu Perouſe, daß Baratier anfange zu unterhandeln. Da das einzige Mittel, das ihm übrig war, ihm beyzuſpringen, darinn beſtand, dem Herzog eine Schlacht anzubieten, ſo rückte er in dieſer Abſicht vor, unerachtet er nicht mehr als ſechshundert und funfzig Reiter und achtzehnhundert Mann zu Fuß dazu hatte.

Auf dem Wege dahin nahm er im Vorbeygehen Fruſſac ein, einen großen Flecken bey Cavours, mit guten Mauern, Thürmen und einem ziemlich ſtarken Schloß verſehen, das er einige Stunden darauf auf Kapitulation einbekam.

Nachdem er ſich nun dieſes Quartiers verſichert hatte, zog er gerade vor Cavours, um mit dem Herzog

Herzog zu ſchlagen, der nicht weniger als achttauſend Mann zu Fuß, und tauſend bis zwölfhundert Pferde ſtark war; indem er vierhundert da behalten hatte, die aus Mailand kamen und in Franche Comté zu dem Connetable von Caſtilien ſtoßen wollten. Gleich Anfangs wurde die feindliche Vorwacht bis in die Verſchanzungen zurückgetrieben; und man verwandte den Reſt des Tages darauf, ſie zu rekognoſciren; was Lesdiguieres wie gewöhnlich ſelbſt thun wollte.

Er rückte daher zu dem Ende mit ungefehr vierzig Reitern auf tauſend bis zwölfhundert Schritt gegen die Feinde vor, und legte ſich hinter ein kleines Haus, das ihn kaum deckte. Hier ſah er fünfhundert (h) Mann zu Pferde, in voller Rüſtung aus der Verſchanzung hervorkommen, welche gegen Vigon zogen. Dieſe kleine Gelegenheit ſchien ihm geſchickt dazu, ſeinen Schwiegerſohn zu verſuchen, der ihm ſeit ſeiner Vermählung nicht von der Seite gekommen war; er kommandirte ihn alſo, dieſen Trupp anzugreifen und gab ihm Ventavon, Vallonise, Saint Bonnet und Mouchan zu. Alle hatten nichts als ihren Küraß, ohne Helm.

Dieſe fünf ritten alſo auf den Feind ein, und Crequi wählte ſich einen darunter aus, der ſich durch ein großes Maltheſerkreuz auf dem Bruſtſtück auszeichnete, und richtete ſein Piſtol nach deſſen Kopf. Als Neuling unter den Gensdarmen hatte er aber vergeſſen, den Deckel von der Zündpfanne abzunehmen, ſo daß ihm alſo dieß Gewehr unnütz wurde und er es wegwarf, und vom Leder zog. Der andre hatte ſein Piſtol auf ihn abgedrückt, ihn aber gefehlt, und machte ſich daher im Galop davon, wieder nach der Verſchanzung zurück. Crequy ſetzte ihm nach, und zwar ſo

nahe, daß ihre beyden Pferde zugleich den Laufgrabe
betraten, wo er ihm den Degen durch den Leib ſtie
deſſen Zügel ergriff, ſeinem Pferd die Sporn ga
welchem das andre willig nachfolgte, und ſo ſein
Mann gefangen davon führte, der nachher für ein
Maltheſerritter aus dem Herzogthum Ferrara erkan
wurde.

Ventavon und die andern hatten die ihrigen ni
erreichen können. Als aber Crequy auf dem Rü
weg ſeinen Verdruß darüber bezeugte, daß er ſein P
ſtol verloren: kehrte Mouchan, ein kühner Krieg
nach dem Ort um, wo es liegen mußte, trotz tauſ
Schüſſen, die aus dem feindlichen Retranchem
auf ihn gethan wurden, ſtieg ab, hob es auf, u
brachte es ihm friſch und geſund wieder; Crequ
That erfüllte Lesdiguieres mit Vergnügen, und M
chaus ſeine beſtärkte die Achtung, in der er bey je
mann wegen ſeiner Herzhaftigkeit ſtand.

Nachdem nun Lesdiguieres die Stellung
Feinde rekognoſcirt hatte, ließ er das Scharmü
an verſchiedenen Seiten anfangen, um ſie ins f
Feld herauszubekommen; allein niemand wollte
ſcheinen. Er lagerte ſich eine halbe Meile von
Verſchanzungen — wiewohl er weder Fourage
Proviant hatte — um am folgenden Tag den He
zu einer Schlacht zu vermögen. An dieſem Tage
es war der erſte May, rückte er von Seiten der
tey vor, durch eine große Ebene ohne Baum
Graben, ganz zu einem Schlachtfelde geſchickt
der Meynung, der Ort wenigſtens würde den He
zum Schlagen einladen. Allein dieſer Herr, der n
ſuchte, als die Belagerten aufs Aeuſſerſte zu brin
begnügte ſich, ſich hinter ſeiner Verſchanzung zu

gen und einige Kanonen auf Lesdigueres Truppen abfeuern zu lassen, um ihm die Meinung zu benehmen, daß er ihn näher zu sehen bekommen würde.

Als nun Lesdigueres sich in dieser Verlegenheit befand, erbot sich einer seiner Officiers, ihn daraus durch ein Wagestück zu ziehen, wozu er blos seine Einwilligung verlangte. Er wollte nämlich in das Hauptquartier des Herzogs gehen, und ihn besonders zu sprechen verlangen, als wenn er ihm ein Geheimniß zu eröffnen hätte, ihm unter diesem Vorwand ein Pistol durch den Kopf jagen, und sich dann durch die Flucht retten; eine Unternehmung die so schwer eben nicht war, indem es leicht hielt den Herzog zu sprechen, besonders bey dieser Gelegenheit, wo er oft allein vor die Verschanzung gekommen und vor vielen Leuten erschienen war, die etwas bey ihm anzubringen hatten.

Lesdigueres verwarf aber diesen Antrag, der seiner Großmuth zuwider war, welche nicht zugeben konnte, daß er sich Vortheile über seine Feinde zu Nutz machen sollte, die auch nur den mindesten Anstrich von Betrug hatten; er verbot ihm also durchaus, weiter daran zu denken.

Da er es indessen gleich unmöglich sah, ihn aus seiner Verschanzung hervor zu locken, und ihn darinn anzugreifen, so zog er sich, nachdem er ihm diesen ganzen Tag hindurch vergebens das Treffen angeboten hatte, nach Frussac zurück, und hinterließ einen Hinterhalt in einer nahgelegenen Meierey, in der Absicht, daß wenn die Feinde ihm nachziehen wollten, er einen Angriff auf sie machen könnte, der vielleicht doch noch eine Schlacht bewirken würde.

Dieſer Anſchlag gelang ihm zur Hälfte; denn einige Mannſchaft zu Pferd und zu Fuß, welche in ſeinen Nachtrab fallen wollten, wurden ſo übel empfangen, daß gegen hundert auf dem Platz blieben, ohne daß es ihm mehr als ſechs Mann koſtete, worunter ſich Saint Vincent, ein wackerer Cavalier aus Provence befand. Dem ungeachtet verließ aber doch der Herzog ſein feſtes Lager nicht.

Auf ſeinem Rückzug nach Fruſſac alſo kam Lesdiguieres durch Buriaſc und ließ es abbrennen, wegen der Unbotmäßigkeit des Schloßes. Die von Cavours hielten dieß für ein Signal, ſich zu ergeben, und da ſie ohnehin ſchon aufs Aeuſſerſte gebracht waren, ſchickten ſie unter einem Vorwand den Capitain Hebert, einen wackern einſichtsvollen Mann hinaus, um den Herzog zu ſondiren, was er ihnen allenfalls für Bedingungen zugeſtehen würde.

Der Herzog zog ihn zur Tafel, und als er bemerkte, daß Hebert ſeine Taſchen voll Citronen ſteckte, ſo ließ er ihm, um ſich über die Belagerten luſtig zu machen, Körbe voll Brod anbieten, indem er von ihnen, und zwar mit Recht, glaubte, daß ſie deſſen mehr als andre Dinge benöthigt ſeyn möchten. Hebert, der Scherz verſtand, und ihn mit gleicher Münze bezahlen wollte, entſchuldigte ſeine Unhöflichkeit damit, daß ſeine Kameraden zwar zu Eſſen vollauf, aber nur ſchlechten Appetit hätten. Ein an ſich artiger Einfall, der aber ſchlecht auf Leute paßte, denen es bereits an Hunden, Pferden, Ratten und andern dergleichen Delikateſſen fehlte, zu denen die Noth ſie getrieben hatte.

Wirklich kapitulirten ſie auch am folgenden Tag und erhielten freyen Abzug mit ihrem Gepäck, brennender

zender Lunte, Kugeln im Munde, fliegender Fahne und klingendem Spiel. Sie zogen zu Lesdiguieres, der nicht so ungerecht gegen sie war, ihnen Vorwürfe zu machen, da ihm wohl bekannt war, was sie erduldet hatten, und auf welche Noth sie getrieben worden waren.

Dieser Verlust indessen, dessen Wichtigkeit für ihn man sich leicht denken kann, hatte die Soldaten aus den Thälern, die unter seinen Truppen dienten, und die übrigen Thalbewohner selbst so sehr in Unruhe gesetzt, daß die meisten von Ihm abfallen wollten; um nun dieß Uebel zu verhüten, glaubte er nach Dauphiné zurück gehen zu müssen. Als er nun auf den Punkt stand, von Feussasc aufzubrechen, folgte ihm der Herzog, der einen totalen Triumph im Sinn hatte, mit seiner ganzen Macht, um, sagte er, den Fuchs in seinem Garn zu fangen.

Lesdiguieres der seinen Anschlag muthmaßte, rüstete sich an, ihn durch einen rühmlichen Rückzug zu vereiteln. Er war noch in der Meierey, wo der Hinterhalt gewesen war, und die Officiers seines kleinen Heers, ungeduldig aufzubrechen, erwarteten seine Befehle dazu, und verwunderten sich, daß er damit nicht eilte. Le Poet unter andern, verfiel auf den Gedanken, dieser üble Ausschlag habe seinen Geist verwirrt, und ihn unfähig gemacht, für das Weitre zu sorgen; wozu ihn der Umstand veranlaßte, daß Lesdiguieres sich nicht sehen ließ, denn wirklich gieng er ganz allein spazieren, wie ein tiefsinniger Mensch. Er suchte ihn daher auf, und sagte zu ihm etwas lebhaft: "Mein „Gott! was treiben Sie, Herr General; da rückt „der Herzog von allen Seiten heran, um uns einzuschließen; man muß sobald als möglich aufzubrechen „bedacht seyn, sonst ists um uns geschehen."

Lesdi-

Lesdiguieres der nicht umsonst so allein gegangen war, und der wohl wußte, was er zu thun hatte, nahm ihn bey der Hand, zeigte ihm die Oekonomie des Herrn dieses Hauses, seine Wasserleitung, den Anbau seiner Grundstücke, und andre dergleichen landwirthschaftliche Dinge, was le Poet alles mit dem größten Verdruß anhörte. Hierauf aber gab er ihm seine Befehle mit solcher Einsicht, daß le Poet, der vielleicht bis dahin die ganze Vortreflichkeit dieses großen Mannes noch nicht durchschaut und ihm das Unrecht angethan hatte, ihm den Ruhm seiner Thaten abzusprechen, und sie auf Rechnung des Glücks zu setzen, seine seltne Klugheit bewunderte, und von nun an bis an sein Ende stets die vollkommenste Hochachtung gegen ihn hegte.

Lesdiguieres wies also jedem seinen Posten an, und da er aus dem Marsch der Feinde schloß, daß sie die Absicht hätten ihn einzuschließen, so rückte er mit funfzehn gegen den Paß von Perouse vor, um ihnen zuvor zu kommen. Eine in der That sehr nöthige und seiner würdige Vorsicht, denn der Herzog hatte tausend Bogenschützen detaschirt, um diesen Poß zu besetzen, dessen Verlust für Lesdiguieres unfehlbar seinen eigenen Untergang nach sich gezogen hätte.

Als Auriac, der den Vortrab führte, anfieng sich hinauf zu ziehen, während der Nachtrab unter Verdun die Feinde muthig aushielt, so begann ein starkes Scharmützel, wobey beyde Theile Leute verlohren. Dieß hinderte aber doch nicht, daß die beyden, welche diesen Tag Wunder thaten, ihre Leute nicht in sehr guter Ordnung abführten, und wieder zu Lesdiguieres stießen, der auf sie wartete.

In der That bedurfte es seiner ganzen Kraft bey dieser Gelegenheit, denn, wie gesagt, der Verlust dieses Passes wäre sein gänzliches Verderben gewesen: wo wäre aber auch das Hinderniß so groß, das er nicht durch seine Entschlossenheit besiegt, oder wenigstens durch seine Klugheit umgangen hätte. Wenn das Glück großen Seelen große Schwierigkeiten entgegenstellt, so macht es ihnen dadurch mehr Gelegenheit zur Uebung als Mühseligkeit, und erhebt, gegen seine eigne Absicht, die Tugend nur um so mehr, die es niederschlagen zu wollen schien.

Zehntes Kapitel.

Wiedereroberung von Mirebel und Echelles. Schleifung von Moretel. Einnahme von Vienne.

Eine der größten Unordnungen, welche die Oekonomie eines Staats verwirren können, tritt vorzüglich dann ein, wenn die Privatvorurtheile dem Dienst des Fürsten vorgezogen werden, und die, welche eine gemeinschaftliche Pflicht zu einer ungetheilten Mitwirkung auf Einen Zweck verbände, sich davon entfernen, um ihren Leidenschaften zu folgen, und diese befriedigen, statt die ihnen anvertrauten Posten pflichtmäßig zu verwalten. Dieser Fehler war die erste Ursache des Verlusts von Cavours und Briqueras, Plätze von leicht zu erachtender Wichtigkeit. Denn unerachtet der Connetable ausdrücklichen Befehl hatte, Lesdiguieres mit Mannschaft und Geld zu unterstützen, that er nicht nur dieß, aus bösem Willen gegen ihn, nicht, sondern hinderte auch, daß er tausend Büchsenschützen aus Languedoc nicht an sich ziehen konnte, welche Vimar, Fontcouverte, la Couronne und einige

andre

andre ihm zuführen wollten; ließ ihn, als er am meisten Hülfe benöthigt war, im Stich, und setzte ihn der Gefahr aus, die wir im vorhergehenden Kapitel gesehen haben.

Lesdiguieres hatte darüber oft Beschwerden am Hof geführt, damit dieser Fehler nicht ihm zur Last gelegt werden möchte; allein der König, den noch anderswo der Schuh noch mehr drückte, war nicht im Stand hier abzuhelfen, und verschmerzte im Stillen ein Uebel, für das er itzt kein Mittel hatte.

Nachdem sich unterdessen die Piemontesischen Thäler wieder von dem Schrecken erholt hatten, in den sie über die Vorfälle bey Cavours gerathen waren, so kehrte Lesdiguieres nach Dauphine zurück, und da er erfuhr, daß die Feinde des Königs von verschiednen Seiten her um die Stadt Seine wären, so hielt er für nöthig, seinen Weg dort hin zu nehmen, um sie in ihrer Pflicht zu bestärken; was er that, indem er die Besatzung veränderte, die ihm aus einigen Rücksichten verdächtig schien, und Saint Jure als Gouverneur für Saint Vincent anstellte, der bey dem Rückzug von Frussasc geblieben war, wie wir an seinem Ort angeführt haben.

Nachdem dieß abgethan war, kam er zu Saint Marcellin mit dem Staatssekretair le Fresne zusammen, den der König an den Herzog von Epernon abgeschickt hatte, um das Geschäft zu Stand zu bringen, das la Fin unvollendet gelassen hatte, und um die Mißhelligkeiten zwischen dem Herzog und den Provenzalen beyzulegen, so gut sichs thun ließe.

Zu

Zu eben der Zeit erfuhr er auch, daß der Herzog von Savoyen der seine Thäler wieder erobern wollte, la Tour de Mirebouc belagert und so enge eingeschlossen habe, daß die Besatzung nichts bekommen konnte. Er schickte daher Auriac dahin, der mit funfzig Reitern und dreyhundert Büchsenschützen den Platz entsetzte und verproviantirte, so daß der Feind abzog, sobald er anrückte. Sicher konnte auch Lesdiguieres sich versichert halten, dieß Geschäft einem andern Selbst anvertraut zu haben; denn ausser der Sorgfalt und Eile, womit sichs Auriac angelegen seyn ließ, hatte er auch zuverläßig viele Aehnlichkeiten mit ihm.

Nachdem Lesdiguieres indessen nach Grenoble zurück gekommen war, so war er darauf bedacht, die Ligue aus den Plätzen zu vertreiben, die sie noch in der Provinz inne hatte, und schickte sich an, Mirebel zu belagern, wo Albigny, von dem Marquis von Trefort begünstigt, eine Besatzung hielt, welche sich den Gränzörtern sehr lästig machte. Als er von den Landständen auf ihres Kassiers le Blanc Credit die erforderlichen Mittel dazu erhalten hatte, ließ er Morges mit tausend Büchsenschützen dahin abgehen, worauf er selbst mit einer gleichen Anzahl und vier Belagerungsstücken bald nachfolgte.

Er ließ den Platz einschliessen, und eine vorliegende Bastey nebst der Courtine des Schlosses, die es vertheidigte, beschießen. Da er aber wußte, daß Alphons anrückte, um die Ehre dieser Verrichtung mit ihm zu theilen, so ließ er, gespornt von einem edlen Wetteifer, damit eilen, und befahl le Blanc, nachher le Perce, einem seiner Capitains, zwölf Gensdarmen von jeder Compagnie zu nehmen, um zu gleicher Zeit die Ba,tion

und

werth war, eine Beſatzung darinn zu halten. Da indeſſen die Savoyer es nachher beſetzt hatten, ſo mußte man es ihnen wieder abnehmen, was um ſo leichter war, da nur dreyßig Mann darinn lagen, die auf die erſte Aufforderung die Thore öffneten.

Da dieſe Wiedereinnahme einen, von dem Herzog wie gewöhnlich um Zeit zu gewinnen, vorgeſchlagenen Waffenſtillſtand brach, ſo beſchloß man, auch den Kommandanten in Echelles aufzufordern, der den Waffenſtillſtand vorſchützte, in der That aber, weil er auf Entſatz hoffte, ſich weigerte, ſich zu ergeben; und gegen eine Belagerung als gegen einen Vertragsbruch proteſtirte. Lesdiguieres kehrte ſich aber nicht daran, unerachtet der Herzog ſie wieder durch neue Traktaten hatte hinhalten wollen, weßwegen ſie ihr Geſchüz nach Grenoble zurück geſchickt hatten; ſie lieſſen es wieder kommen, ſchloſſen den Plaz ein, und legten ſich ganz nahe davor.

Kaum war dieß geſchehen, ſo erſchienen die Savoyer zum Entſatz bey dem ſchon oben beſchriebenen Paß von la Crotte, von dem wir hier nur wieder erinnern, daß er äuſſerſt ſchwierig iſt. Sie wollten Munition und Mannſchaft hineinwerfen, die aber vor dem nächſten Dorf, wohin ſie vorgerückt waren, und wohin Lesdiguieres Auriac geſchickt hatte, zurückgeſchlagen und gezwungen wurden, wieder umzukehren, wo ſie hergekommen waren: wobey ſie jedoch zuvor Zeit gehabt hatten, das Dorf auszuſourragieren und Beute zu machen, die ihnen aber vor ihrer eignen Barrikade durch Alegret wieder abgenommen wurde, einen beherzten Krieger, auf den ſich Lesdiguieres bey kühnen Ausführungen verlaſſen konnte.

Da Lesdiguieres auſſer dem Dorfe war, ließ er Auriac durch eine Ba[illegible]ade decken, um zu verhindern, daß die Savoyer nicht wieder dahin kämen. Und da einige von ihnen eine Bergſpitze beſetzt hatten, von wo ſie die Ihrigen begünſtigen und Auriac ſehr beläſtigen konnten, ſo wurde Alegret dahin kommandirt, wo er ſie muthig verjagte, und einen Capitain den Berg herabſtürzte, der wie Er gekleidet war, was anfangs die, welche von Lesdiguieres Seite auf den Ausſchlag der Unternehmung warteten, ſehr beunruhigte, indem ſie dachten: der, den ſie herunterfallen ſahen, wäre Alegret ſelbſt.

Dieſer wurde hierauf mit Saint Bonnet und den beyden Garde-Compagnien Lesdiguieres zum Nachſetzen kommandirt, und würde den Feinden unfehlbar eine Niederlage beygebracht haben, wenn Saint Bonnet nicht gefürchtet hätte, zuviel zu wagen, weil die Partey äuſſerſt ungleich war. Dazu kam noch, daß noch unten ein Angriff unternommen werden ſollte, der aber unterblieb, weil die Nacht einbrach. Indeſſen wurden doch ein funfzig Feinde, auf die man ſtieß, zuſammengehauen.

Da unterdeſſen das Geſchütz von Grenoble angelangt war, pflanzte man es noch denſelben Abend auf. Als es im Begriff war abzufeuern, verlangten die Belagerten jemand zu ſprechen, worauf man ihnen Alegret, ihren Landsmann, ſchickte, der einige Neigung zu kapituliren bey ihnen bemerkte, und ſie vollends dazu beſtimmte, wobey ſie ſich jedoch ausbedungen, daß man um ihre Ehre zu wahren, erſt vier Kanonenſchüſſe thun ſollte. Darauf zogen ſie ab, mit Waffen, Geräth und Gepäcke, todter Lunte, fliegender Fahne und klingendem Spiel.

Der

Der Geiz des Kommandanten zog aber der Beſatzung ein großes Unglück zu. Denn, nicht zufrieden alle Proßkaſten (Flaſques, an der Lavette) mit Pulver angefüllt zu haben, wollte man auch noch ganze Säcke voll davon mit fortſchleppen, ſo daß die Weiber ſogar welches im Buſen hatten. Beym Abzug nun hatte einer von den Belagerern mit einer Gabel ein Loch in einen ſolchen Sack geſtoßen, und da das Pulver da heraustrann, einen langen Strich auf den Boden hin machte, legte derſelbe oder ein anderer Feuer daran, das daran fortlief, und unter den Haufen ſchlug und um ſich griff, ſo daß alle wie gebraten wurden und in einen jämmerlichen Zuſtand geriethen, worauf ſie ſich blindlings in einen Bach ſtürzten, ſonſt wäre keiner davon gekommen. Aubigné ſchreibt dieſen Vorfall einer Lunte zu, welche ſeinem Vorgeben nach durch die Taſche eines Soldaten brannte: er wußte aber das nicht recht, indem laut der Kapitulation keine brennende Lunte dabey ſeyn durfte.

Unterdeſſen wurde der Waffenſtillſtand durch Moret, einen angeſehnen Cavalier aus Dauphiné, verabredet und geſchloſſen und darinn feſtgeſetzt, daß Moretel dem König wieder zugeſtellt und unverzüglich darauf geſchleift werden ſollte. Der Baron von Chauvirai' und die Seinigen zogen alſo ab, und noch denſelben Abend wurde mit der Demolition der Anfang gemacht. Lesdiguieres der ſich an die liſtigen Zögerungen des Herzogs nicht kehrte, hatte dieſen Platz belagert, und Morges lag mit dem Geſchütz bereit auf der Contreſcarpe.

Zu eben der Zeit wurde die Stadt Vienne, die letzte Beſitzung des Herzogs von Nemours in Dauphiné auf folgende Art zu ihrer Pflicht zurück geführt. Ein

Volksaufstand der gegen ihn einige Monate zuvor zu Lyon ausgebrochen war, hatte ihn in Pierreciſe eingeſchloſſen, von wo er ſich troz der Obſicht ſeiner Wächter geflüchtet hatte. Als er nun mit guten Truppen zurück kam, um Rache dafür zu nehmen, unternahm der Connetable, der von Lyon, wo er bey der Ankunft des Königs ſeyn wollte, herrückte und viertauſend Mann zu Fuß und tauſend Pferde ſtark war, die Reduction von Vienne. Der Herzog war herbeygeilt, um dieß zu verwehren, und bemächtigte ſich der Vorſtadt Saint Colombe am Ende der Brücke, legte einige Truppen darein, und warf den Reſt in die Stadt. Der Marquis von Saint Sorlin, ſein Bruder, kam zu gleicher Zeit nach Montluel um Beſatzung darein zu legen.

Der Connetable kam dem Herzog zuvor, und machte ſich geſchickt eine Mißhelligkeit zu Nutz, die wie er wußte zwiſchen Diſemieu, einem angeſehenen Cavalier aus der Provinz, der in dem Schloß Pipet kommandirte, und den Chefs in der Stadt ausgebrochen war; ließ ihn ſich an ſeine Pflicht erinnern, und lag ihm an, zu ihr zurück zu kehren. Dazu fand man ihn denn ſo bereitwillig, daß er ſein Wort gab, den Platz zu übergeben, und ſogleich Montoiſon mit tauſend Büchſenſchützen aufnahm. Hierauf rückte der Connetable näher herbey; Alphons, damals Marſchall von Ornano, kam von einer andern Seite her mit guten Truppen, und als Diſemieu, auf dieſe Art alles zur Ausführung ſeines Vorhabens gehörig vorbereitet ſah, ſagte er gerade heraus zu Chaplar und Dom Vincentio, Oberſten der Italiener von der Beſatzung: da er von guter Hand wiſſe, daß ſie einen Anſchlag auf ſeine Perſon hätten, ſo ſey er entſchloſſen, Stadt und Schloß dem König zu übergeben;

den; wolle ihnen aber doch zuvor ſicheres Geleite für ſich und ihre Leute verſchaffen. — Nun entdeckte ſich auch Montoiſon, und jene, überraſcht und erſtaunt mußten die angebotene Partie ergreifen, und zogen mit ihren Leuten ab; Diſemieu geleitete ſie ſelbſt bis Sainte Blandine, wo er den Eyd der Treue gegen den König in die Hände des Connetable ablegte, der ihn daſelbſt erwartete, und wenige Stunden darauf die Stadt übernahm.

Eilftes Kapitel.

Lesdiguieres Reiſe nach Lyon zum König.

So wie wir ſchon einigemal in dieſer Geſchichte, um mehr Licht über den Zuſammenhang der Begebenheiten fallen zu laſſen, aus der Geſchichte der Zeit überhaupt, einiges einfließen laſſen mußten, ſo werden wir hier abermals darauf zurückkommen, um das was ſich jezt in der Folge der Begebenheiten darſtellt, dadurch zu beleuchten.

Nachdem der Herzog von Nemours ſich von Lyon geflüchtet hatte, wie wir oben geſehen haben, unternahmen einige angeſehene Männer, die ſich unter den Unruhen doch noch ein franzöſiſches Herz erhalten hatten, mit Hülfe von vier Schöffen, die das allgemeine Gift noch nicht angeſteckt hatte, die Stadt wieder unter des Königs Bothmäßigkeit zu bringen, und theilten ihren Anſchlag dem Marſchall Ornano mit, der eine auſſerordentliche Freude darüber hatte, ihnen ſeinen Beyſtand dazu verſprach, und ſich zu

dem Ende nach der Vorſtadt Eguilletiere mit Truppen begab.

An demſelben Tag bemächtigte ſich Jacquet, einer der Schöffen, in Geſellſchaft Biergues und Sevres, mit einer guten Anzahl Bewaffneter der Brücke, und machten in Verbindung mit denen, die mit ihnen einverſtanden waren, ihre Sachen ſo gut, daß alles daſelbſt rief: es lebe der König! Darauf wurden überall Freudenfeuer angebrennt, das Spaniſche und Savoyiſche Wappen abgeſchlagen, und dafür mit Ehrengepräng das franzöſiſche aufgehängt, und nun hielten der Marſchall, von d'Andelot, Saint Forjeu, Chevrieres, Botheen, la Liegue, la Baume und einer Menge anderer Perſonen von Stand ihren Einzug in die Stadt, und beſorgten vollends, was noch übrig war, um ſie ganz franzöſiſch zu machen.

Sobald der König von dieſer glücklichen Wiedererlangung Nachricht hatte, wollte er die Liebe des Volks ſelbſt ſehen, und es mit ſeiner Gegenwart beehren, die ohnehin in dieſer Gegend um der benachbarten Provinzen willen nöthig war. Er hielt alſo ſeinen Einzug in dieſer Stadt, die ihn mit ungemeiner Freude empfieng, und durch die Pracht die ſie dabey aufwendete, deutlich an Tag gab, mit welchem Eifer ſie ſich ſeinem Dienſt ergeben wollte.

Da es Lesdiguieres Schuldigkeit erforderte, dahin zu gehen, um ihm ſeine Aufwartung zu machen, ſo machte er ſich, von Crequy und hundert bis hundert und zwanzig Adelichen aus der Provinz begleitet, dahin auf den Weg. Bey ſeiner Ankunft in

der

der Stadt traf er unvermuthet in Beaucaire, einem Platz nahe beym Rhône-Thor den König an, der sich mit Ringelrennen beschäftigte, ihn sogleich erkannte, ungeachtet er ihn seit langer Zeit nicht gesehen hatte, mit freudeglänzendem Gesicht und eingelegter Lanze auf ihn einrannte, und scherzend ihm zurief: Ha alter Ketzer, stirb!

Lesdiguieres hatte sich sogleich vom Pferd geworfen, um ihm seinen Respekt zu bezeigen, worauf der König zu ihm sagte: „Seyen Sie mir tausendmal „willkommen! Sie sind unter allen meinen Dienern „derjenige, den mich am meisten zu sehen verlangte.“ Hierauf befahl er ihm, wieder aufzusitzen, kam nach ein paar Rennen wieder zu ihm her, stieg ab, was zugleich der ganze Hof that, und führte ihn bey der Hand in Eynays Garten, wo er ihn über eine starke Stunde aufhielt, und ihm ganz besonders bezeugte, wie sehr er mit seinen Diensten zufrieden wäre, so daß er ihm verschiedenemal sagte: „es würde kein „vorzügliches Geschäft vorfallen, wobey er nicht je„derzeit die Hauptrolle haben sollte; und er werde „seiner bald bedürfen, um den Herzog von Savoyen „zur Raison zu bringen.

Lesdiguieres versicherte ihn seines unterthänigen Danks, und bekräftigte ihm nachher die Versicherungen seiner Treue durch die That. Am folgenden Tag schickte ihm der König durch Calignon, Kanzler von Navarra, das Dekret eines Staatsraths, eine Ehre die damals noch nicht so gemein war, wie sie nachher wurde, und die man nur Männern von vorzüglichem Verdienst verlieh. Wenige Stunden darauf legte Lesdiguieres darüber den Eyd der Treue in die

Hände Sr. Majestät, des Königs ab, der noch, da ihm die Mißhelligkeit bekannt war, welche die Angelegenheiten von Provence zwischen dem Connetable und ihm bewirkt hatte, besonders Sorge trug, sie miteinander auszugleichen.

La Fin der hieran den Antheil gehabt hatte, den wir oben gesehen haben, befand sich damals am Hof, und da ihm sein Neffe, der Vizdom von Chartres anlag, sich für die Beleidigung zu rächen, die ihm durch Schleifung der Citadelle von Aix zugefügt worden war, so ließ er Lesdiguieres durch den Baron von Camillac fordern, der eines Morgens zu ihm kam, als er noch im Bett lag. Nachdem Lesdiguieres den dazu bestimmten Ort, und daß sowohl der Baron als der Vizdome mit von der Partie seyn wollten, vernommen hatte, so schickte er sogleich den Kasser de Franc nach Crequy und le Poet, die sich mit ihm in eine Barke setzten, um mit ihm die Saone hinunter nach dem Kampfplatz zu fahren.

Da aber aller Sorgfalt ungeachtet Dinge dieser Art unter Personen von Rang nicht so leicht so geheim vorgehen können, als unter Privatpersonen, und Givry dem König Nachricht von diesem Handel und dem dazu bestimmten Platz gegeben hatte, ließ er sogleich den Marquis von Pralin, damals Capitain seiner Leibwache, aufsitzen, um Lesdiguieres den Weg zu verlegen, und ihn im Namen Sr. Majestät zu arretiren, was auch geschah. Da zu gleicher Zeit durch einen andern la Fin herbeygebracht wurde, gegen den der König sich sehr entrüstete, und ihn sogar mit seiner Ungnade bedrohte, so erklärten Se. Majestät öffentlich die Schleifung der Citadelle von Aix

wäre

wäre auf Ihren Befehl geſchehen, verboten la Fin, ſich weiter darüber zu formaliſiren, und befahl beyden, wieder Freunde zu ſeyn.

Da unter der Zeit der Herzog von Guiſe die Statthalterſchaft von Provence erhielt, und erwog, daß es wegen der Macht, und der Plätze, welche der Herzog von Epernon noch darinn beſaß, für ihn ſchwer halten würde, ſich daſelbſt einzurichten, wenn ihm Lesdiguieres nicht beyſtände: ſo beredete er ihn den Poſten ſeines Generallieutenants darinn zu übernehmen, um ihn ſo deſto beſſer in die Abſicht zu verflechten, die er hatte, die Gegenmacht abzutreiben, und verſprach ihm dabey voraus die Stadt Ciſteron zu ſeiner Niederlaſſung. Lesdiguieres der es ſehr zufrieden war, ſich die Freundſchaft dieſes Prinzen zu erwerben, und überdieß nicht zweifeln durfte, daß es dem König zum Wohlgefallen gereichen würde, entſchloß ſich ohne Mühe dazu.

Als der König wenige Tage darauf zum Entſatz von Cambray abgieng, machte ſich Lesdiguieres, nachdem er zuvor deſſen Abſichten in geheim erfahren, und Seine Befehle erhalten hatte, wieder auf den Weg nach Dauphiné, und machte daſelbſt auf ſeine eigene Koſten eine Werbung von viertauſend Mann zu Fuß und drey bis vierhundert Pferden, die er zum Zug nach Provence brauchen wollte.

Zwölftes Kapitel.

Lesdiguieres Zug nach Provence mit dem Herzog von Guiſe; Einnahme von Ciſteron und andern Plätzen.

Sobald der Herzog von Guiſe im Stand war, von ſeiner Statthalterſchaft Beſitz zu nehmen, gieng Lesdiguieres von Puymore am fünf und zwanzigſten November ab, ließ einen Theil ſeiner Truppen nach Serres marſchieren, und Auriac führte den Reſt gegen Tallard. Er ließ ſie ſo dieſe beyden Wege ziehen, weil er einen Anſchlag auf Ciſteron hatte, eine Grenzſtadt von Provence, worinn Ramefort für den Herzog von Epernon lag, und der er ſich nothwendig erſt verſichern mußte, ehe man weiter etwas unternehmen konnte.

Ciſteron liegt unten an einem Berge, worauf ſich ein Schloß befindet. Gegenüber, aber ſeitwärts von der Stadt, liegt eine Vorſtadt, la Baume genannt, die von ihr durch den Fluß Durance getrennt iſt, durch eine Brücke aber mit ihr zuſammenhängt. Dieſe Vorſtadt ließ Lesdiguieres durch Auriac angreifen, und er für ſich übernahm es, ſich des Thors der Stadt zu bemächtigen. Beyde bedienten ſich dazu der Petarde; die am Thor war aber zu gering, und wirkte weiter nichts, als daß ſie die Beſatzung herbey zog. Die in der Vorſtadt aber brach, und man fiel über die her, die ſich zur Wehr ſetzen wollten: dreyßig Mann wurden ſogleich niedergemacht; die andern blieben zum Theil im Fluß, worüber ſie hatten ſchwimmen wollen, und der Reſt fand Mittel, die

die Stadt noch zu erreichen, bis auf einige die gefangen genommen wurden.

Diesem glücklichen Anfang würde ein gleicher Erfolg entsprochen haben, wenn der Herzog von Guise, der sich zugleich mit seinen Truppen dabey befand, gehalten hätte, was er versprochen hatte. Lesdiguieres der ohne Kanonen nichts weiter vornehmen konnte, und sich zu Nibiers einquartiert hatte, schickte einen Adelichen an ihn, durch den er ihn beschwor, zu eilen. Als Ramefort unterdessen aufgefordert wurde, den Platz zu übergeben, so antwortete er, da er den Platz von dem Herzog von Epernon empfangen habe, so werde er ihn auch niemand anderm übergeben, als ihm. Da nun Lesdiguieres das Dementi nicht auf sich kommen lassen wollte, so war er darauf bedacht, mit Ramefort anders als durch Reden fertig zu werden. Er ließ ganz am Schloß einen Hügel besetzen, wo ein Gascogner Regiment lag, die Weißmützen (bonnets blancs) genannt; weil aber die, die sie davon vertrieben hatten, ihn selbst gleich wieder verließen, so daß jene wieder dahin zurück kommen konnten, so kommandirte er le Blanc mit dritthalbhundert Mann dahin, um den Posten wieder einzunehmen.

Auf das erste Anrücken zogen sich die Gascogner ein wenig zurück; ihr Kapitain Artigue kehrte aber wieder gegen ihn um, und sagte zu ihm: Wir haben Ihnen meine Herrn den Platz aus Höflichkeit geräumt; nun ist die Reihe an Ihnen, ein Gleiches zu thun. „le Blanc antwortete ihm aber trocken: Sie werden wohl thun, wenn Sie ihn auf andere Art wieder zu bekommen suchen, denn ich muß nur gehen,

hen, daß ich dazu nicht höflich genug seyn dürfte." — Hierauf griffen ihn die Gascogner von vier Seiten an, mehr mit Steinwürfen als mit Feuergewehr, und warfen ihm sogleich anfangs zehn bis zwölf der Seinigen nieder. Le Blanc vertheidigte sich mit großem Muth, und wiewohl er rings um sich eine Menge Verwundeter sah, unter andern seinen braven Fähnrich Alegret, so verlohr er doch weder Herz noch Einsicht, sondern machte sich an Artigue selbst, versetzte ihm einen starken Stoß mit der Helebarde, woran das Eisen sich umlegte, als wenn er gegen einen Felsen gestoßen hätte, unerachtet jener nur im bloßen Wams war: Er hatte aber einen Panzer darunter, der ihm statt Harnisch diente. Obschon von dem Geblüt geblendet, das ihm von der Stirn herab rann, versetzte ihm Alegret zu gleicher Zeit mit der Schußgabel (*i*) eins über den Kopf, wovon er niederstürzte, so daß le Blanc ihn gefangen nehmen konnte.

Bestürzt über den Fall ihres Kapitains, der jedoch blos betäubt von dem Schlag war, fiengen die Gascogner an den Muth zu verlieren. Da sie ihn aber bald darauf wieder aufstehen sahen, griffen sie wüthend wieder an, und zwar mit um so mehr Vortheil, da sie ihrer fünfhundert gegen höchstens dreyßig waren, und beständig vom Schloß aus mit frischen Leuten abgelöst wurden. Lesdiguieres ließ daher auch, weil er die Partie für zu ungleich hielt, die Seinigen durch Mazeran mit funfzig Reitern unterstützen, vermittelst deren der Hügel ihnen verblieb, und die Gascogner genöthigt waren, sich zurückzuziehen, und zwar anders als aus Höflichkeit.

Da der Herzog von Epernon Ramefort nicht wollte zu Grund richten laſſen, ſo ſchickte er ihm fünfhundert Reiter und dreyhundert Büchſenſchützen, welche aber wieder umkehren mußten, weil Lesdiguieres ſowohl Pont de Gebien, wo ſie durch mußten, als auch die andern Päſſe verlegt hatte. Da er indeſſen unfehlbar nächſtens den Platz einbekommen mußte, wo das Volk in Rückſicht auf die ſonſt von ihm empfangene gute Begegnung, nicht übel gegen ihn geſtimmt war, ſo zogen einige der Angeſehenſten in der Provinz, eiferſüchtig darüber, daß er die Stelle eines Lieutenant general erhalten hatte, die ſie gern gehabt hätten, und aus Furcht, der Platz möchte zu ſeiner gänzlichen Niederlaſſung bey ihnen, die ſie verhindern wollten, Anlaß geben, dieſe alſo zogen einen ſeiner Officiers, Merzlez, auf ihre Seite, um den Herzog von Guiſe zu bereden, daß er an Ramefort ſchrieb, im Fall er in Unterhandlung treten wollte, ſollte er dieß nur unmittelbar mit ihm thun, wobey er ihm die Beybehaltung ſeiner jetzigen Stelle zuſichere. Die ganze Abſicht dabey war, Lesdiguieres davon auszuſchließen, da es ihm doch, wie wir oben geſehen haben, ſchon zu Lyon verſprochen worden war.

Nachdem dieß Complot alſo zu Stand gebracht war, warf ſich Merzlez, der zu Peypin, um den Paß beſetzt zu halten, auf Wache lag, einſt zur Nachtzeit in Ciſteron, wo er im Namen des Herzogs mit Ramefort unterhandelte: eine Betrügerey, die Lesdiguieres mit ſeiner gewöhnlichen Klugheit überſah. Hierüber kam der Herzog dazu, beſtätigte den Vergleich, zog in Ciſteron ein, wo er nur zween Tage blieb, und nachdem er daſelbſt die nöthige Ord-

nung

nung hergeſtellt hatte, um ſich der Stadt zu verſichern, reiſte er mit Lesdiguieres wieder ab, gegen Niez, wo Peyroles für den Herzog von Epernon kommandirte.

Sie rückten ſogleich, und ohne Mühe, in die Stadt, und forderten Peyroles auf, aus der Citadelle abzuziehen; dieß half aber weiter nichts, als daß man auf ſieben oder acht Tage einen Waffenſtillſtand mit ihm ſchloß, und unterdeſſen gieng der Herzog nach Aix, um ſeinen Einzug daſelbſt zu halten.

Nachdem der Herzog als Gouverneur anerkannt und die Stände verſammelt worden waren, ſo wurde beſchloſſen, daß Lesdiguieres hinziehen, und Vinon angreifen ſollte, das Auriac kurz zuvor eingeſchloſſen hatte. Da ihn aber die Schwäche des Landes, oder eigentlicher der böſe Wille der Vornehmſten, welche verhinderten, daß man kein Geſchütz dahin bringen konnte, nöthigten Weg und Abſicht zu ändern, ſo rückte er am hellen Tag blos mit ſeiner Garde von zweyhundert Büchſenſchützen, vor Auriol, und ließ eine Petarde ans Thor ſchrauben, während die ſeinigen die Mauern erſtiegen, und drang in den Flecken ein, wo blos zwo Compagnien leichte Reiter und zwo Carabiniers Compagnien lagen, die er ins Schloß drängte, nachdem er ein dreyßig davon niedergemacht und eben ſo viel gefangen genommen hatte, unter andern le Chatellier, ihren Kommandanten, und anderthalbhundert Pferde. Der Reſt ſchloß ſich in einen Thurm des Schloſſes ein, das ohne Geſchütz nicht zu erobern war.

Nach-

Nachdem er von da nach Aix zurückgekommen war, erhielt er den ehrerbietigen Besuch einiger Marseiller, die um des Königs willen vertrieben worden waren, und ihm ein Mittel vorschlugen, diese Stadt wieder zu ihrer Pflicht zurückzubringen, und zwar durch ein Verständniß, das sie darinn unterhielten, und das ihnen unfehlbar schien. Der Herzog dem er die Sache sogleich eröffnete, konferirte mit ihm darüber; worauf sie zusammen große Zurüstungen zu Ausführung dieses Anschlags machten, die aber aus Mangel an gehöriger Mitwirkung von innen, dießmal vergeblich waren.

Nachdem ihm unterdessen die Stadt Pertuys eine Feldschlange verschafft hatte, kehrte er sich wieder gegen Vinon, und fand, daß durch Auriacs Bemühung Bonnefoy, der darinn für die Ligue kommandirte, sich für den König erklärt hatte.

Von hier zog er fürbas mit einer Kanone, die Ramefort, der ebenfalls zur guten Sache übergegangen war, geschickt hatte, und ließ Puymoisson einschließen, wo die Einwohner nur erst etwas wie Artillerie sehen wollten, und ihm dann sogleich aufmachten, ohne sich mehr als das Leben auszubitten, indem sie es noch für ein großes Glück hielten, daß man sie kapitulieren ließ. Er ließ ihnen indessen doch auch Waffen und Gepäck.

Er hatte unterdessen seine Reiterey gegen Bleyne, Saint André, und einige andere Oerter von geringer Bedeutung geschickt, um da zu rasten; da er aber erfuhr, daß man sich überall geweigert hatte, sie einzunehmen, visitirte er sie selbst, und machte den

An-

Anfang von Monnante, das den Namen daher hat, daß man neunmal über einen Strom muß, ehe man dahin gelangt. Unerachtet der schwierigen Zugänge aber, welche die üble Witterung noch schlimmer machte, brachte er sie alle zur Raison, und verschaffte seinen Leuten Quartier bey ihnen.

Nachdem er dieß abgethan, und aus dem Verhalten der Vornehmsten im Lande, und aus den Widersetzlichkeiten gegen seine Niederlassung wohl geschlossen hatte, daß er sich keines Bessern daselbst zu versehen hätte, und daß er just daher den meisten Widerstand fand, woher er Unterstützung bekommen sollte: so gab er dem König Nachricht davon, und kehrte, nachdem er, ohne sich seine Unzufriedenheit über den schlechten Erfolg dieses Zugs für ihn merken zu lassen, sich seines Versprechens gegen den Herzog entledigt hatte, nach Dauphiné zurück.

Sechstes Buch.

Erſtes Kapitel.

Verfolg der Bezwingung von Provence.

Da der Beyſtand, welchen Lesdiguieres dem Herzog von Guiſe leiſtete, dieſem die Bezwingung der noch widerſpenſtigen Städte erleichtert hatte, ſo ſetzte er ſeine Fortſchritte nach Lesdiguieres Abreiſe fort, jedoch nicht ohne ſich abermals genöthigt zu ſehen, ihn zu Ausführung ſeines Anſchlags auf Marſeille zu Hülfe zu nehmen. Der Leſer wird es mir ſicher Dank wiſſen, wenn ich die nähern Umſtände hievon ſo kurz als möglich anführe, um ihm die Mühe zu erſparen, erſt die Geſchichtbücher darüber nachzuſchlagen.

Dieſe Stadt, von allgemein bekannter Wichtigkeit, wurde von Karl Caſaut und Louis von Aix regiert; beyde Conſuls, heftige beherzte Leute, und erklärte Anhänger des Königs von Spanien. Als ſie im Begriff waren, ſie an ihn zu verkaufen und ſie an Karl Doria aus Genua zu überliefern, der bis an den Hafen gekommen war, um ſie zu übernehmen, ſo unternahm es Peter von Liberta, ein Cavalier voll Tapferkeit und Eifer für das Beſte des Königs, ſie

durch unfehlbare Mittel, die er dem Herzog von Guiſe vorlegte, ihrem rechtmäßigen Herrn zu erhalten.

Dieſe Mittel waren, ſich entweder dieſe beyden Tyrannen vom Halſe zu ſchaffen, oder ihnen das Königsthor zu verſchließen, das er in ſeiner Gewalt hatte, und durch welches ſie beynahe alle Morgen mit ihren Garden auszogen, ſo daß es vermittelſt eines fünfhundert Schritt davon gelegten Hinterhalts nicht ſchwer halten konnte, ſie zu fangen.

Der Herzog fand die Sache ausführbar, und fand noch dazu eine glückliche Vorbedeutung in dem Namen des Unternehmers (Liberta, Freyheit) ſowohl als des Thors. Er entfernte ſich daher vorerſt von Aix, um dieſen beyden Tribunen, denen ſeine Nachbarſchaft verdächtig geweſen war, den Argwohn zu benehmen; beſchäftigte ſich mit Belagerung einiger kleinen Plätze, und als man ihn am engſten darein verwickelt glaubte, gieng er nach Toulon, von wo er gerade gegen Marſeille zog, und zur Nachtzeit la Manon ſich ſo ſehr als möglich der Stadt nähern ließ.

Am folgenden Morgen zog Louis von Aix wie gewöhnlich heraus, worauf Bartholomäus von Liberta, Peters Bruder ſogleich das Fallgatter niederließ, und ihn heraus — Caſaut hinein ſperrte. Als la Manon dieß, das Zeichen ſeiner Annäherung, ſah, ſo ließ er Louis d' Aix und deſſen Leute angreifen, die ſich aber ſo gut hielten, daß er noch Zeit gewann, ſich mittelſt eines Fahrzeugs in die Stadt zu werfen, wo Caſaut, der heraus wollte, von Peter Liberta getödet wurde; worauf dieſen Caſauts Leibwache anfiel, der ſich aber mit dem Beyſtand ſeiner Brüder tapfer vertheidigte, während von auſſen la Manon ſeine ganze Infanterie vor das Thor rücken ließ, ungeachtet

das Geſchütz von der Mauer unaufhörlich auf ſie feuerte, was anfangs Zweifel gegen die Treue der Unternehmer in ihm erregte. Unterdeſſen aber kamen Imperial und Laurens, Officiere von der guten Partey, heraus, und verſicherten den Herzog, daß Caſaut erlegt ſey.

Louis d' Aix hatte unterdeſſen das Thor von innen angegriffen, war aber muthig zurückgeſchlagen worden, und hatte ſich in die Hauptwache des Stadthauſes zurückgezogen, wo er ſich aber wegen des Murrens unter dem Volk noch nicht ſicher genug glaubte, und ſich in das Fort Saint Victor warf. Der Herzog zog mit ſeinen Truppen in die Stadt, wo er einen Theil des Volks fand, das zu ſchreien anfieng: es lebe der König und Liberta, worauf er allen, auch denen, die in Waffen wären, Leben und Freyheit zuſicherte, durch den Baron du Sel, und la Pierre, Capitain ſeiner Garde, aber zehn bis zwölfhundert Spanier zuſamenhauen ließ, die ſich in dem Hafen betreten ließen, die Stadt dem König gewann, und ſie ganz zum Gehorſam zurückbrachte.

Um indeſſen wieder dahin zurück zu kommen, von wo wir ausgiengen. Lesdiguierrs war von dem Herzog gebeten worden, ihm bey dieſer Gelegenheit mit ſeinen Truppen beyzuſtehen, die er aber mit der Behandlung, die ſie in dieſem Lande erfahren hatten, ſo unzufrieden fand, daß die Capitains durchaus nicht zu bereden waren, wieder dahin zu gehen. Um dannoch ſeiner Schuldigkeit gegen den König nachzukommen, ſchickte er Crequy mit fünfhundert Pferden, von ihren Jähnrichen kommandirt, dahin. Da aber dieſer Sukkurs erſt einige Stunden nach vollbrachter That daſelbſt anlangte, ſo konnte er nicht Theil daran nehmen. Deſto größern hatte Crequy dafür an

dem Freudenfeſt, das die Stadt veranſtaltete; denn er gewann bey dem Ringelrennen den Ring, und hatte das Vergnügen, da wenigſtens ſeine Geſchicklichkeit ſehen zu laſſen, wo er ſeine Tapferkeit nicht hatte zeigen können.

Da wir einmal in dieſer Gegend ſind, ſo wollen wir ſie nicht verlaſſen, ohne zuvor den Abzug des Herzogs von Epernon, und damit zugleich die gänzliche Reduktion der Provence abgewartet zu haben. Unſer Gegenſtand führt uns nothwendig dahin, und es paßt zu meinem Vorhaben, die Wißbegierde des Leſers ſo gut zu befriedigen, als es angeht, ohne mich zu ſehr von den mir geſteckten Schranken zu entfernen.

Nachdem alſo der Herzog von Epernon durch Vermittlung des Connetable ſeinen Vergleich mit dem König geſchloſſen hatte, wurde Roquelaure, nachheriger Marſchall von Frankreich, an ihn abgeſchickt, um ihn an den Hof zu bringen. Die Bedingungen ſeines Vergleichs waren: daß er in allen ſeinen Stellen und Würden beſtättigt wurde, daß ſein Sohn die Anwartſchaft auf die Statthalterſchaften von Angoumois, Xaintonge, Perigord und Limoſin bekam, und wurde dieſe letzte ihm von dem Tag des Vergleichs an eingeräumt, zur Schadloshaltung für den Verluſt von Provence; — daß man ihm gute Anweiſungen auf beträchtliche Summen geben ſollte, womit Se. Majeſtät ihn beſchenkte; daß alle Städte, die er in Provence inne hatte, den Capitains verbleiben ſollten, die er darinn angeſtellt hatte.

Einige von dieſen letztern hatten Lesdiguieres durch den Capitain Genton den Antrag machen laſſen, wenn er ſie kaufen wollte, ſo wollten ſie ſich billig finden laſſen. Er antwortete aber darauf: er wolle keine anders

als

als aus der Hand des Königs; er wisse nichts von kaufen; bestrafte also durch diese gleich kluge und edelmüthige Antwort ihre Habsucht.

Auf diese für den Herzog ganz vortheilhafte Bedingungen erhielt Roquelaure die Plätze, die der Herzog noch besas, und stellte sie dem Herzog von Guise zu, und so wurde diese zuvor ganz ordnungslose Provinz unter der Bothmäßigkeit des Königs wieder vereinigt. —

Zweytes Kapitel.

Lesdiguieres Reise nach Hof, und deren Erfolg.

Lesdiguieres war damals in Dauphiné und arbeitete mit dem Marschall von Ornano an Erleichterung des Volks durch Einziehung der unnöthigen Besatzungen, und durch gute Einrichtungen, die bey denen getroffen werden konnten, welche noch beybehalten werden mußten. Der König, dem die Hindernisse zu Ohren gekommen waren, die er in Provence gefunden hatte, glaubte ihm daher auf andere Art eine Vergütung dafür schuldig zu seyn, wozu sich bald eine Gelegenheit fand. Denn da der Marschall von Matignon im Begriff stand, seine Stelle als Lieutenant general in Guyenne mit der in der Normandie zu vertauschen, so beschloß der König, — der diesen Tausch genehmigte, und mit der ganzen Sorgfalt eines guten Herrn Gelegenheit suchte, Lesdiguieres vortheilhafter zu setzen, dabey auch nicht zweifelte, daß es ihm weit lieber seyn würde, in Dauphiné als anders wo angestellt zu werden, — den Marschall von Ornano von dort weg,

und als Lieutenant general nach Guyenne zu verſetzen, dafür aber Lesdiguieres in deſſen Stelle nachrücken zu laſſen.

Er hatte zu dem Ende Roquelaure befohlen, ihm davon zu ſagen, wenn er ihn noch in Provence träfe; da er aber, wie wir geſehen haben, ſchon weg war, ſo ſchickte Roquelaure einen Adelichen mit einem königlichen Handſchreiben an ihn ab, worinn es unter anderm hieß: „Herr von Lesdiguieres, glauben Sie Ro„quelaure, was er Ihnen von mir ausrichten wird, und „daß in meinem Reich kein Mann iſt, den ich mehr „liebte und ſchätzte als Sie.“

Nachdem Lesdiguieres alſo von der Ehre benachrichtigt war, die der König ihm zugedacht hatte, und die er ſo reſpektsvoll als freudig annahm, ſo ermangelte er nicht ihm nach Schuldigkeit dafür zu danken.

Der Neid indeſſen, der ſtets mit tückiſchem Auge jeden Zuwachs ſeines Anſehns belauerte, erweckte die Angeſehenſten am Hofe, den König von ſeinem hier gefaßten Entſchluß abzubringen, indem mehrere derſelben ſich bemühten, Ihn zu bereden: „Es ſey gefähr„lich, in einer von Hugenotten vollen Provinz einen „Hugenotten als Lieutenant general anzuſtellen, der oh„nehin ſchon zuvor daſelbſt in großem Anſehn ſtände. „Ueberdieß würde es der Papſt, dem er doch verſpro„chen hätte, keine wichtige Stelle, einem von dieſer „Religion anzuvertrauen, es ſehr übel aufnehmen.“ — Sie richteten aber weiter nichts damit aus, als daß ſie ſich das Mißvergnügen zuzogen, den König antworten zu hören: „Er kenne ſeinen Mann, und „ſtehe jederzeit für ihn.“ — Der Erfolg hat bewieſen, daß er ſich ſicher für ihn verbürgen konnte.

Da unterdeſſen der Herzog von Savoyen zeigte, daß er an nichts weniger dachte als ſein wegen Zurückgabe des Marquiſats Saluzzo gegebenes Wort zu halten, ſo ſah ſich der König genöthigt, ihm den Krieg zu erklären, weil er ihn auf andere Art nicht zur Ordnung bringen konnte. Da er aber nichts in dieſer Sache beſchließen wollte, ohne zuvor mit Lesdiguieres konferirt zu haben, ſo entbot Er ihn zu ſich, und ſchrieb ihm, als Er hörte, daß er unter Wegs war, eigenhändig, um ſeine Reiſe zu beſchleunigen.

Bey ſeiner Ankunft zu Monceaux empfieng Er ihn ſo gnädig als er es nur wünſchen konnte, und ſagte zu ihm: „Herr von Lesdiguieres, ich kenne Ihr gerechtes Mißvergnügen wegen Provence; reden wir „aber nicht mehr davon, ich will beſſer für Sie ſorgen.“ — Hierauf zog Er ihn bey Seite, und ſagte ihm, was Er in Anſehung des gedachten Tauſches beſchloſſen hätte, wobey er verſchiedenemal wiederholte: Sie ſollen zufrieden ſeyn, ich verſichere Sie! — Worauf Lesdiguieres blos mit neuen Verſicherungen ſeiner Ergebenheit und Treue antwortete. —

Einige Tage darauf befahl ihm der König, Ihn auf Seiner vorhabenden Reiſe nach Rouen zu begleiten, weil er daſelbſt die Sache wegen Savoyen vollends ganz mit ihm verabreden wollte, welches Geſchäft eigentlich für ihn zu gehören ſchien. Denn auſſer dem, daß er Nachbar des Landes war, und die Kräfte dieſes Fürſten beſſer kannte, als kein anderer, ſtand er auch noch in großem Anſehn in Dauphiné und der umliegenden Gegend, und konnte daher viele Vortheile ziehen. Alles unumgängliche Erforderniſſe für jeden, der dieſen Krieg unternehmen ſollte.

Indessen war der Marschall von Ornano schon lange eifersüchtig auf Lesdiguieres, sowohl wegen seiner verschiedenen Thaten, die alle rühmlich waren, als wegen der Macht und Plätze, die er im Land besas, wo der Marschall auf den einzigen Ort Moras eingeschränkt war. Als er nun von Hof Nachricht erhielt, was im Werk sey, so gerieth er in Unruhe darüber, und schickte seinen Sekretär Canapes dahin, um von dem König die Erlaubniß zu erbitten, Ihm aufzuwarten.

Seine Absicht hiebey war, sich, um welchen Preis es seyn möchte, in seinem Posten als Lieutenantgeneral in Dauphiné zu erhalten, wobey er auf seinen Credit und seine Freunde rechnete, um es zu bewirken, und, wenn er nur erst am Hof wäre, eine Aenderung des anders gefaßten Entschlusses zu bewirken hoffte. Zwo Rücksichten vorzüglich waren es, die ihn dieß so sehr wünschen ließen: erstlich, glaubte er nicht sich anderswo so gut als in dieser Provinz einrichten zu können, wiewohl er in Guyenne (wo sein Andenken noch jetzt theuer ist) nicht weniger Ansehn und Ursache zufrieden zu seyn fand, als in Dauphiné. Zweytens befürchtete er, es möchte schimpflich für ihn seyn, wenn er sich seine Stelle nehmen ließe, um einen andern damit bekleiden zu lassen, der sie ihm durch gröſseres Verdienst entwunden zu haben scheinen, und eitel darüber werden, könnte.

Nachdem er nun die nachgesuchte Erlaubniß erhalten hatte, nahm er Post und kam nach Rouen, wo er aber diese Sache zum Vortheil Lesdiguieres beynahe ganz beendigt fand. Da er nun seinen Mißmuth darüber nicht länger zu verbergen vermochte, beschloß er, sich an Lesdiguieres selbst zu halten, aus dem

Grund

Grund, weil er ſich um ſeine Stelle beworben hätte, was ein Mann von Herz nicht dulden könne.

Er theilte ſein Vorhaben ſeinem Vertrauten, einem von Adel aus Dauphin, la Cordonniere mit, der am andern Morgen Crequi in einer Kirche fand, von wo er nach Lesdiguieres Quartier zu gehen im Begriff war. Er fragte ihn, ob er ſicher mit ihm reden könne; und als ihm Crequi deſſen verſichert hatte, ſo ſagte er zu ihm: er habe den Auftrag von dem Marſchall, Lesdiguieres zu fordern; weil er aber fürchte, entdeckt und mißhandelt zu werden, wenn er ſelbſt hingienge, ſo wende er ſich deswegen an ihn, um es Lesdiguieres zu hinterbringen.

Crequy antwortete ihm: es ſey nicht ſeines Thuns, ſeinen Schwiegervater herauszufordern, ſondern ihm zu dienen; und erbot ſich, ihn hinzuführen, mit der Verſicherung, daß er von Lesdiguieres keine üble Begegnung zu fürchten hätte, der zu großmüthig dazu wäre, ſo viel Urſache er auch in der That hätte, da ihn ein Mann aus ſeinem Lande und von ſehr ungleichem Stande gegen ihn herausforderte, der jederzeit getadelt werden würde, daß er ein ſolches Geſchäft übernommen hätte. Indeſſen ſchwur er ihm auf ſeine Ehre, daß er ohne Gefahr hingehen könne und erbot ſich von neuem, ihn dahin zu führen.

la Cordonniere ſchlug dieß aus, und ſagte: er werde es nun aber überall kund machen, daß er ihn gebeten habe, die Ausforderung zu verrichten; worauf ihm Crequy mit Verachtung und um ihm einen Stich zu geben, antwortete: er wolle zu ſeinem Schwiegervater gehen, um ihm bey der Hand zu ſeyn, wenn etwa ein beherzterer als er, käme, um dieſen Auftrag auszurichten.

Am vorigen Abend hatte er den Marschall nach seiner Wohnung begleitet und dieser ihn wieder bis an die Treppe, ohne von ihm ein Wort zu hören, gegen seine Gewohnheit; denn der Marschall war einer der höflichsten Männer seines Standes. Da indessen unter Personen dieses Ranges die mindeste Kälte einen Anschlag vermuthen läßt, und da ihre Zwistigkeiten wegen der Menge von Leuten, die um sie sind, nicht leicht im Geheim ausgemacht werden können: so war der König auch von dieser benachrichtigt worden, und schickte sogleich nach beyden, versprach ihnen, sie zufrieden zu stellen, und befahl ihnen Freundschaft zu halten.

Dieß änderte jedoch den Entschluß des Königs nicht, den Marschall aus Dauphiné weg und Lesdiguieres an seine Stelle zu setzen, dem er in geheim die Bestallung darüber ausfertigen ließ, indeß bis jener sich anders besonnen haben würde. Denn da er sehr gut beym König stand, der bisweilen von ihm sagte: „dieß sey ein Mann, der noch nie Pergament nöthig gehabt habe, (d. h. der noch nie einen Fehler gegen seinen Dienst begangen habe) so erhielt er einige Bedenkzeit, in Hoffnung, daß er mit der Zeit noch andern Sinnes werden würde.

Drittes Kapitel.

Lesdiguieres Rückreise nach Dauphine. Zurüstungen und Anfang des Savoyischen Kriegs.

Da also der Herzog von Savoyen zeigte, daß er an nichts weniger als an die Zurückgabe des Marquisats Saluzzo denke und da Sillery, Resident des Königs

Königs in Piemont, ihm zu wiſſen gethan hatte, daß man von dem Herzoge anders als durch Gewalt nichts erwarten dürfe, ſo beſchloß der König von neuem ihm den Krieg zu erklären, und Lesdiguieres aufs eheſte in der Eigenſchaft eines General-Lieutenants ſeiner Armeen in Piemont, Savoyen und Dauphine, abgehen zu laſſen. Dieſe letztere legte ihm beynahe alle Verrichtungen eines Lieutenant general der Provinz bey, damit er in vorkommenden Fällen Gebrauch davon machen könnte.

Als er ſo mit einer Menge Aufträgen, aber wegen der eignen üblen Lage des Königs, ohne Geld in Grenoble zurück war, koſtete es ihn nicht geringe Mühe, ſich in Stand zu ſetzen, das zu thun, was man von ihm erwartete, und worauf, wie man wohl ſagen kann, damals zum Theil das Wohl des Staats beruhte; indem er durch dieſen Krieg, wie er auch that, den Spaniern den Weg nach Frankreich verſchlieſſen ſollte, welche ſich anſchickten, hereinzufallen um die Wiedereinnahme von Amiens zu verhindern, das Ernand Teillo (1), wie uns die Geſchichte erzählt, kurz zuvor überrumpelt hatte.

Unterdeſſen erhielt er eine Deputation von denen der vorgeblich reformirten Religion, (die wir ſonſt unter den Namen Proteſtanten kennen) die zu Chatellerault verſammlet und im Verdacht waren, ſich dieſe üble Konjunktur zu Nutz machen zu wollen, um den König zu nöthigen, ihnen ihre Forderungen um ſo leichter einzuräumen. Da ſie dem zu folge Lesdiguieres groſſe Anerbietungen thun lieſſen, die wirklich ſeinem Glück ſehr förderlich ſeyn konnten, ſo tadelte er ſie nicht nur darüber, daß ſie den König in ſeinen wichtigſten, dringendſten Angelegenheiten im Stich ließen,

was ohne Zweifel ein schlechter Dank für die sehr wesentlichen Verbindlichkeiten sey, die sie gegen seine Güte hätten; sondern erklärte ihnen auch, daß er sie öffentlich anklagen und seine Waffen gegen sie kehren würde, wenn sie auf ihren übeln Anschlägen und in ihrer Undankbarkeit beharren würden. Eine Handlung, die man nicht ohne das verdiente Lob vorbeygehen darf, und für die ich keinen hinlänglich rühmlichen Namen kenne.

Da er sich bei seinen damaligen Geschäften genöthigt sah, von seinem Credit Gebrauch zu machen, um sich des erhaltenen Auftrags zu entledigen: so brachte er die Monate April, Mai und Juni damit zu, ungefähr sechstausend Mann zu Fuß und sechshundert zu Pferde auszuheben, die er in verschiedene Orte um Grenoble her verlegte. Hierauf gieng er nach Vourey, wo der Marschal von Ornano und er auf Befehl des Königs mit einander zusammenkommen sollten, um das Gerücht von ihrer Uneinigkeit zum Schweigen zu bringen. Der Marschall erschien aber nicht, sondern schützte eine Unpäßlichkeit vor.

Sobald Lesdiguieres nach Grenoble zurück war, ließ er seine Truppen nach Vausserre, im Thale Oysans ausrücken, wohin sie nur mit vieler Mühe gelangten, sowohl wegen der häufigen Gewässer in diesen Gegenden, wo es an Brücken fehlt, als wegen der Rauhigkeit der meistens mit immerwährenden Schnee bedeckten Gebirge. Seine Absicht war, durch Maurienne in Savoyen einzufallen, um sich des Mont Cenis und des kleinen Saint Bernhards zu bemächtigen, der beiden einzigen Pässe, durch welche die Spanier aus Italien her kommen konnten. Nun hatte er sich aber um so mehr zu beeilen, da sie schon

zu Suze waren, und nur auf die Ankunft des Herzogs warteten, um einen oder den andern dieſer Wege zu gewinnen.

Er ſtellte ſich alſo, als wollte er das Thal Oyſans hinabziehen, hinterging aber die Feinde ſowohl als ſeine eignen Truppen durch dieſen falſchen Anſchein, und ſchwenkte ſich gegen das Gebirge Vaviany, das Savoyen von Dauphine ſcheidet; und da er hier erfuhr, daß dreyhundert Bauern ganz oben im Schnee einen mit einer Barrikade beſetzten Paß beſetzt hielten, gab er Befehl, ſie daraus zu verjagen, was ſie aber nicht abwarteten, ſondern ſich davon machten und den Paß für die Armee offen ließen, die nach Saint Jean de Maurienne, der Hauptſtadt dieſer Provinz, hinabzog, wo man ſich dieſes plözlichen Verſuchs nicht verſah, und im erſten Schrecken darüber ſogleich die Thore öffnete.

Noch an demſelben Abend, vor dem Feſt St. Johannis des Täufers, ſollte Sancho Graf von Salines, General der Reuterey des Herzogs, mit achthundert Mann zu Fuß und zweyhundert Pferden dahin kommen; da er aber erfuhr, daß Lesdiguieres ihm zuvorgekommen war, mußte er nahe dabey zu Saint Julien Halt machen.

Indeſſen wird eine Beſchreibung der Landſchaft hier wohl nicht am unrechten Ort ſtehen, um dem Leſer eine deutlichere Ueberſicht deſſen, was wir noch zu ſagen haben, zu verſchaffen. — Die Stadt Saint Jean de Maurienne liegt in einem Thal, das ſich in eine ſehr ſchöne Ebene gegen den Mont Cenis erſtreckt, und wo drey andre Thäler zuſammenſtoſſen, wovon eins in das Thal Oyſans führt, aber durch ſehr beſchwerliche und häufig von Gebirgen unterbro-

chene

ihren Wege, das andre nach dem Berg Cenis und und das dritte nach Conflans und Montmelian. Dieſe beyden dienen dem Arg, einem wilden Strohm, zum Bette, der von Mont Cenis herabſtürzt und über Montmelian in die Iſer fällt.

Da alſo Saluces ſah, daß er zu ſpät gekommen war, ſo ließ er unverzüglich die Brücke von Villar Clement eine halbe Meile von Saint Jean abbrechen, deckte ſich von der andern Seite mit einer Barricade und legte vierhundert Mann darein, um den Zugang zu verwehren. Lesdiguieres ließ zu gleicher Zeit Crequy mit einem Theil ſeiner Infanterie über die Brücke von Ermillon, über Saint Jean gehen, um den Feinden in den Rücken zu kommen. Da ſie ihn aber längs dem Hügel hin hatten ziehen ſehen, machten ſie ſich eilends nach St. Julien zurück, und Crequy ließ die Brücke in Stand ſetzen, daß die ganze Armee darüber paſſieren könnte.

Am folgenden Tag ſtreifte Lesdiguieres bis Saint Julien, wo die Feinde noch waren, die ihn aber kaum erblickten, als ſie ſich davon machten, ſo daß indem die einen hitzig einzogen, und die andern in Unordnung davon gingen, an einigen Häuſern Feuer auskam. Saluces zog ſich etwas geſchwinder als im Schritt nach dem Berg Cenis, und ließ den Capitain Carretto in dem Schloß des Flecken Saint Michel, mit einer Compagnie Fußvolk. Die von Saint Julien aber, beſtürzt über ſeinen Rückzug, den ſie ohne Zweifel eigentlicher eine Flucht nennen, unterwarfen ſich noch an demſelben Tage Lesdiguieres, der den Vicomte von Paquiers mit ſeinem Regiment darinlegte, und das Schloß im Flecken Saint Michel belagerte.

Der

Der Platz war zur Handvertheidigung sehr gut, und Geschütz hatte man noch nicht davor geführet, weil es durch den Weg, den die Armee nahm, nicht hatte passiren können. Daher machte Carretto auch anfangs Miene sich gut zu halten, und ließ ein Haus abbrennen, das zwischen dem Flecken und ihm lag, und von wo aus man ihn hätte beunruhigen können. Da indessen Lesdiguieres Absicht hauptsächlich dahin gieng, Salines nachzusetzen und den Mailändern entgegen zu gehen, um mit ihnen zu schlagen, so setzte er seinen Weg fort und ließ einige Compagnien vor dem Schloß, das noch denselben Tag eingeschlossen wurde, worüber Carretto so bestürzt wurde, daß er zu kapitulieren verlangte und am folgenden Tag abzog. Grenatier wurde mit hundert Mann zur Besatzung hineingelegt.

Lesdiguieres verfolgte seinen Weg, fand aber bey seiner Ankunft zu Saint André die Brücke in so schlechtem Zustand, daß die Armee nur abgebrochen darüber gehen konnte, was ihn sehr verspätete und veranlaßte, einen seiner Capitains, du Serre, mit zweyhundert Mann da zu lassen, um sie wieder in brauchbaren Stand zu setzen. Das Hauptcorps indessen lagerte sich in Modane, einem Flecken, durch den der Arg strömt, und der Vortrab rückte gegen ein andres Dorf vor, wo Salines einen steilen Felsen besetzt hatte, der sich quer über das Thal von beyden Seiten gegen das Gebirge erstreckt, so daß der Durchgang unmöglich scheint. Salines hatte indessen, unerachtet er auf die Flucht bedacht war, an verschiedenen Orten Feuer anbrennen lassen; da er aber sein Gepäck hatte vorausgehen lassen, fieng er an, ihm bald darauf so still als möglich nachzufolgen.

Vier-

Viertes Kapitel.

Verfolg der Flucht des Salines. Zug des Herzogs von Savoyen über das Gebirge. Einnahme der Stadt und des Schlosses la Rochette.

Mit Anbruch des folgenden Tages, als Lesdiguieres Salines Abzug gewahr wurde, setzte er ihm in möglichster Eile nach, über Berge, Waldströme und eingerissene Brücken, und kam bis Aneboug, am Fuß des Berges Cenis, wo er einen Theil der Waffen und des Pulvers der Feinde fand, das diese weggeworfen hatten, um den Berg desto leichter passiren zu können, indem sie über das Nachsetzen so in Furcht waren, daß sie, ohne sich zu Suze aufzuhalten, in Einem fort bis in die Ebenen von Turin zogen, wo sie erst wieder ruhig zu athmen wagten.

Da Lesdiguieres also zu spät kam, um ihn zu überfallen, und zugleich Nachricht erhielt, daß funfzehnhundert Mailänder anfingen, den kleinen Saint Bernhard zu ersteigen, um nach Savoyen zu kommen und da zu den Kardinal von Oesterreich zu stoßen, so kehrte er gegen Bramant, ein wenig seitwärts von dem Gebirge, um, und schickte seinen Vortrab nach Germignon.

Hier hielt er sich zween Tage auf, um zu sehen, ob er auf dem Mont Cenis ein Fort anlegen könnte; da er es aber, sowohl wegen der Höhe, die das Hinaufschaffen der Materialien unendlich erschwert haben würde, als wegen des beynahe unaufhörlichen Schnees unmöglich fand, so kehrte er sich wieder gegen Montmelian, um daselbst sein Geschütz in Empfang zu nehmen, das er von Grenoble herbeyschaffen

ſen ließ. — Da er aber der Meynung war, daß das Schloß von Saint Michael gut eingerichtet werden könnte, ſo befahl er noch zuvor es zu befeſtigen und erhielt eine Verſtärkung von zwey Regimentern aus Languedoc, durch Vimar und Fontcouverte, nebſt drey Compagnien Reiterei unter den Capitains le Poet, la Baume d'Oran und Vicomte von Chameis.

Zu gleicher Zeit ſorgte er für die Sicherheit von St. Jean de Maurienne durch einige Barrikaden und vorgezeichnete Werker ringsherum und durch andere, die er bey den beyden Brücken Villars, Clement und Ermillon anlegen ließ. Hierauf ließ er ſeinen Vortrab gegen Pont Amafrey vorrücken, und avancirte ſelbſt nach Chambre um die Feinde zu rekognoſciren, die über den kleinen Saint Bernhard kamen. Am folgenden Tag ſetzte ſein Vortrab ſeinen Zug fort und legte ſich in den Flecken Saint Catherine von Aiguebelle.

Als der Herzog von Savoyen in ſeinen Staaten einen ihm ſo fatalen Feind ſah, gieng er über das Gebirge nach dem Thal Aoſta, und durch Tarenteſe nach Montmelian, in der Meinung, daß er von ſelbſt abziehen werde und blos der ſpaniſchen Armee ein Treffen zu liefern, zur Abſicht habe. Da er ſich aber in ſeiner Erwartung getäuſcht ſah, indem Lesdiguieres ſeine Progreſſen fortſetzte, ſo bot er ſeinen ganzen Adel auf, aufzuſitzen und rief die mailändiſchen Truppen, die bereits zu Saint Claude waren und gegen Franche-Comté gogen, zu ſich, um, wie er ſagte, ihm den Fuchs von Dauphiné aus ſeinen Staaten jagen zu helfen. Dieſen Namen gab er Lesdiguieres oft, dem doch der eines Löwen ohne Zweifel beſſer zugekommen wäre. Der Obriſte, der ſie anführte, kam zurück, da er aber der Herzog nicht an dem erſtimm-

ten Platz zu Remilly fand, gieng er wieder hin, wo er her gekommen war.

Ledigniéres, dessen Absicht war, sich in Savoyen auszubreiten, gieng von la Chambre ab, recognoscirte Aiguebelle, kam von da nach Argentium (von dem Strom Arg so genannt) und ließ die Brücken wieder herstellen, welche die Feinde abgebrochen hatten. Dieß erleichterte Crequi den Uebergang, so, daß er ohne Schwierigkeit mit der ganzen Infanterie in Aiguebelle einrückte, wo die Besatzung sich sogleich ins Schloß zog.

Hier müssen wir doch die Lage des Platzes bemerken. Es liegt nämlich seitwärts von der Stadt auf einem sehr unzugänglichen Hügel, von den nächsten Bergen einen Musketenschuß ab, und wird la Tour Charbonniere genannt; übrigens ist es merkwürdig als der erste Ort, der durch Berald, einen Adelichen aus Sachsen, den ersten Graven von Savoyen befestigt wurde; und wegen der Geburt Thomas, eines Sohns Humbrechts, Graven von Savoyen und Fürsten von Piemont im Jahr 1177. Heut zu Tage sind nicht mehr als zween befestigte Thürme vorhanden.

Während man damit beschäftigt war, sie zu recognoscieren, streifte die Reuterey, die nicht müßig bleiben wollte, bis la Rochette und die umliegende Gegend, ohne Gelegenheit zu finden ein Pistol abzufeuern. —

Der Capitain Triton wollte ebenfalls am hellen Mittag eine Petarde an das Fort Chamousset schrauben, das auf einem Hügel zwischen Miolans und Chamous in der Nachbarschaft von Aiguebelle liegt.

Als

Als er ſie aber anlernen wollte, wurde er durch einen Büchſenſchuß getödtet. La Murette war ſein Reiſegefährte und wurde auch ſein Unglücksgefährte. Dabey wurden auch noch eine Menge verwundet. Dieß kühlte denn die Hitze derer, die am meiſten darauf los giengen, freylich ein wenig ab.

Der Herzog, der Lesdiguieres weitere Fortſchritte zu hemmen bedacht war, zog ſein Hauptcorps zu Conflans zuſammen, wo er unter ſeinem Generallieutenant, den Graven Martinengo, einige Truppen hatte. Lesdiguieres, der nach Aiguebelle gekommen war, um la Tour Charbonniere zu belagern, und Nachricht hatte, daß Aurioe ihm von Grenoble ein Regiment und drey Batterieſtücke zuführte, nahm zwölfhundert Mann zu Fuß und ſeine ganze Reiterey, um dieſe Verſtärkung an ſich zu ziehen.

Unterwegs griff er la Rochette (eine kleine Stadt mit Ringmauern) an, und eroberte ſie mit Hülfe einer Petarde. Unerachtet die Einwohner, und zwar beynahe Schritt vor Schritt ſehr gute Barrikaden hatten, überwältigte er ſie doch und jagte ſie bis ins Schloß. Da er hier ſah, daß der Kommandant, Perpon, zwo rothe Fahnen aufgeſteckt hatte, zum Zeichen daß er ſich vertheidigen wollte, ſo ließ er in Eile eine Kanone kommen, die er am Ende der Ebne unter der Stadt ohne Plateforme hinſtellte. Als der erſte Schuß daraus in ein Gebäude ſchlug und drey Mann tödtete, verurſachte dieß unter den Andern ein ſolches Schrecken, daß ſie nach fünf bis ſechs Schüſſen, von denen die Achſe am Rädertheil zerſprang, beſchloſſen zu kapituliren; und zu dem Ende einen Tambour hinausſchickten. Unterdeſſen hatte man Zeit, die zerbrochne Lavette wieder auszu-

bessern, die Plateforme zu machen und das übrige Geschütz herbey zu führen.

Da die Nacht dazwischen kam, so wurde der Schluß der Unterhandlung auf den folgenden Tag --rschoben; allein Lesdiguieres, der keine Zeit, ungenutzt ließ, nahm seine ganze Reuterey und vierhundert Büchsenschützen zu Fuß, nebst einer Anzahl Zimmerleute und einigen Kunstfeurern und gieng damit bis auf die Brücke von Montmelian; die er auf mehr als funfzig Fuß Länge abbrach, unerachtet des unaufhörlichen Kanonenfeuers aus dem Schloß, das aber niemand traf.

Am andern Tag, als er wieder nach la Rochette zurück war, vollendete er die Kapitulation des Schlosses, wo Poyon mit den Seinigen frey, aber ohne Waffen und Gepäck abzog. Den Einwohnern wurde es frey gestellt, in der Stadt zu bleiben, wenn sie wollten.

Der Marquis de la Chambre, Herr des Orts, war kurz zuvor daselbst angekommen; da er aber Lesdiguieres Anmarsch vernahm, machte er sich in das Schloß Lucille, unter la Rochette, auf einem hohen Berge, einen der festesten Plätze des Landes.

Zu der Zeit wurde ein Carthäusermönch aus Savoyen, ein Landstreicher von schlechtem Lebenswandel, zu Grenoble hingerichtet, weil er auf Anstiften der Savoyer, wie er vorgab, unternommen hatte, das Brod zu vergiften, das zu der königlichen Armee geschaft wurde. Er hatte sich zu dem Ende bey dem Becker einquartirt, der die Lieferung hatte. Gut wendete aber das Uebel, das er zu thun gedachte, zu seinem eignen Verderben. Seinem Orden gereichte es sehr zum Lobe, daß sie selbst seine Bestrafung betrieben hatten.

Jänner

Fünftes Kapitel.

Einnahme der Forts Chamousset, Charbonniere und Lucille.

Nachdem Lestiguieres Stadt und Schloß la Rochette dem Capitain Vardomenche übergeben hatte, ließ er seine Truppen und Geschüz gegen Chamour abgehen, das er zu seinem Quartier ersehen hatte. Als er unterwegs wie gewöhnlich das Land recognoscirte, bemerkte er zur Rechten in einer kleinen auf die Isere stoßenden Ebene Leute, welche emsig mit Faschinen- und Rasentragen beschäftigt waren. Es waren einige Truppen zu Pferde und zu Fuß, von denen des Herzogs, der die Nacht zuvor diseits des Flusses ein Fort angefangen hatte; um den Uebergang für seine Armee zu decken; und die Arbeit war schon auf Pikenhöhe mit einem Graben.

Als er näher heranritt, um es besser in Augenschein zu nehmen, hatte ein Musketier, der sich ihm auf zweyhundert Schritte näherte, auf ihn angelegt und abgedrückt, und ihn neben dem Cordon durch den Hut geschossen. Ohne sich dadurch im mindesten in seiner Beobachtung stören zu lassen, ließ er seine Truppen und zwo Kanonen anrücken, die er sogleich ohne Schanzkorb und Plattforme in der Ebene aufführen ließ; und weil er sah, daß er kein Pulver hatte und seine Munition noch weit war, so ließ er alle Pulverflaschen und Patrontaschen auf die Reitröcke seiner Gensdarmen zusammen ausleeren, wodurch man so viel zusammenbrachte, daß man sieben bis acht Schüsse thun konnte, die aber ohne Wirkung blieben.

Da unterdessen seine Truppen vollends nachgekommen waren und die feindliche Reiterey sich nicht im Stand glaubte, gegen sie außer dem Fort sich zu halten, das sie noch überdieß nicht ganz zu fassen vermochte: so gieng sie über den Fluß, und ließ jenseits dreyhundert ihrer besten Leute zur Vertheidigung des Forts zurück, ausser dem daß es diseits noch durch vier am Ufer aufgepflanzte Batarden gedeckt und flankirt war.

Lesdiguieres kommandirte Crequy und Verdün mit ihren Regimentern zum Angriff mit dem kurzen Gewehr; was sie so muthig thaten, (besonders unter andern der Capitain Gouverno vom Regiment Verdüne) daß sie trotz einem wütenden Hagel von Büchsenschüssen, und trotz dem unaufhörlichen Kanonenfeuer in den Graben sprangen, um durch eine zum Rückzug gelassene Oefnung in das Fort zu dringen, worüber die Feinde so sehr erschracken, daß sie durch einander hinausstürzten, um eine Insel zu erreichen, deren etwas erhabneres Ufer ihnen zur Brustwehr dienen konnte. Indessen blieben doch noch ungefehr zwanzig im Fort, welche sogleich in Stücken gehauen wurden, bis auf den Obristen Justin, einen Piemonteser, der nebst einigen Andern von Gouverno zum Gefangenen gemacht wurde.

Der Baron von Chauvirey, von dem an einer andern Stelle dieser Geschichte die Rede gewesen ist und der damals Gouverneur des Forts St. Chatarine bey Genf, war, wurde unter den Todten gefunden, die über den Fluß gewollt hatten, und von denen nur einige wenige davon kamen, welche schwimmen konnten, eine Kunst, die ich überhaupt für niemand, wer es auch sey, überflüssig und unnütz achte, die aber für einen Soldaten ohne Zweifel nützlich ja unentbehrlich ist.

Die

Die Feinde holten ihrer sieben bis acht auf einem an zwo Tonnen gebundenem Bret ab, und man sagte, der natürliche Bruder des Herzogs, Don Philippin, der einer der ersten war, die sich nach der Insel flüchten wollten, nachdem er sein Kleid mit dem eines gemeinen Soldaten vertauscht hatte, sey auf eben diese Art entkommen. — Die andern ertranken oder wurden niedergeschossen, so daß eine Menge Volks dabey blieb und zwar von den besten Leuten des Herzogs, der diesen ganzen Vorgang von jenseits herüber, wo seine Armee in Schlachtordnung stand, mit ansehen mußte.

Sobald das Fort eingenommen war, machte man sich darüber her, es zu demoliren und die im Schloß Chamousset, welche Zeugen dieses Auftritts gewesen waren, ergaben sich, als sie die Kanonen auf sich gerichtet sahen, am andern Tage auf die bloße Bedingung, daß ihnen das Leben gelassen werden sollte, wurden alle gefangen behalten, bis sie die Curkosten für die Verwundeten bezahlt hatten, deren ungefehr sechzig nebst etwa zwanzig Todten vorhanden waren, für welche letztere freylich kein Mittel mehr war.

Noch war der Thurm Charbonniere für Lesdiguieres zu erobern übrig. Er ließ zu dem Ende sein Geschütz nach Aiguebelle schaffen. Als aber das erste Stück am Ufer eines Stroms war, den man passiren mußte, zerrissen die Taue, deren Wiederherstellung viele Mühe machte. Unterdessen machte Jariac, um die Zeit nicht zu verlieren, eine Streiferey mit einigen Reiterfähnlein bis unter Chamousset, um zu sehen, ob die Feinde über den Fluß giengen. Der Herzog war damals unter Miolans, und hatte nicht mehr über zwey bis dreytausend Mann zu Fuß.

Da unterdessen die Seile an der Kanone wieder angemacht waren, zog man sie aus dem Strom und am folgenden Tag schaffte man auch die andern hinüber. Ein Stück wurde sogleich noch denselben Tag auf einen Hügel aufgepflanzt, gegen über von dem höchsten Thurm von Charbonniere, auf der Westseite, um daraus einige Schüsse auf die vorliegenden Werker zu thun, von welchen man die Herbeyschaffung des andern Geschützes erschweren konnte. Gegen Abend verlangten die vom Schloß, die sehr in Unruhe waren, Geisseln und gaben welche, um zu kapituliren. Man gab sie ihnen aber gleich darauf wieder zurück, weil sie ganz unvernünftige Forderungen machten. Indessen wurde doch einige Stunden darauf die Unterhandlung wieder angefangen und zu Stande gebracht, worauf sie am folgenden Morgen mit Waffen und Gepäck, brennender Lunte und klingendem Spiel abzogen; von den beyden Fahnen aber, die sie hatten, die eine roth, die andre blau, wurde nur diese einem Capitain zugestanden, weil er ein so gar grosses Verlangen äusserte sie mitzunehmen. Arces wurde als Befehlshaber in den Platz gelegt, den Lesdiguieres befestigen und mit allem zur Vertheidigung erforderlichem versehen liess.

Man hätte aber denen von la Rochette einen schlimmen Nachbar gelassen, wenn man den Marquis de la Chambre in Lucille geduldet hätte, von dem nichts anders zu erwarten war, als daß er sie sehr beunruhigen würde. Lesdiguieres liess daher sein Geschütz vorrücken, und da er zugleich Nachricht hatte, daß die Feinde, rechts von Conflans, über die Isere gehen würden, so machte er sich gefaßt, ihnen daselbst eine Schlinge zu legen. Er saß mit einem guten Trupp auf, und wartete die ganze Nacht zu Eyton.

Ob die Nachricht ungegründet war, oder ob ein ſtarker Regen, der fiel, ſie zurück hielt? ſie blieben jenſeits und zündeten zwiſchen Conflans und Miolans verſchiedene Feuer an, worauf er ſich zurück zog.

Am andern Tag legte er ſeine Armee um Villarſallet, und blieb blos mit ſeiner Gensdarmen Compagnie in Argentine ſtehen, um den Durchzug der Munition zu ſichern, die von Saint Jean und Aiguebelle kam. Nachdem er hinreichend damit verſehen war, rekognoſcirte er die Landſchaft zwiſchen Chamouſſet und Montmelian jenſeits des Waſſers, um daſelbſt ein Schlachtfeld auszuſuchen, weil unaufhörlich das Gerücht lief, der Herzog wolle eine Schlacht liefern. Lesdiguieres, deſſen einziger Wunſch dieß war, bat alle ſeine Freunde dazu, und gründete ſeine Hofnung auf Briefe, welche der Herzog an die von Lucille geſchrieben hatte, und die mit dem Ueberbringer aufgefangen worden waren; in dieſen ſicherte er ihnen einen ſchleunigen Erſatz zu. Er wählte ſein Schlachtfeld zu Chamour und lagerte ſich daſelbſt mit dem Hauptcorps ſeiner Armee; den Vortrab ließ er unter le Poet zu Villarſollet und in den nächſten Dörfern gegen Chamour.

Unterdeſſen war das Geſchütz, nicht ohne große Mühe aufgepflanzt worden, um Lucille zu beſchießen, und hatte achtzig bis hundert Schüſſe gegen die Mauer gethan, aber ohne alle Wirkung, indem ſie beſſer war, als man gedacht hatte. Dazu hatte dieſer Platz noch auſſer ſeinen ſehr guten und wohlflankirten Auſſenwerken noch einen Wall und doppelten Graben, ſo daß er allerdings für einen der beſten im Lande gehalten wurde. Dem ungeachtet wurde mit dem Beſchießen fortgefahren; als aber nach funfzig Schüſ-

ſen das Pulver zu mangeln begann, war man genöthigt inne zu halten, und das gute Glück fügte es, daß zu gleicher Zeit die Belagerten kapitulirten. Sie zogen am andern Tag ab, und le Blanc wurde mit einer Beſatzung darein gelegt.

Sechstes Kapitel.

Schlacht bey Molettes.

Eine Verſtärkung von zwey bis dreytauſend Schweizern und beynahe eben ſo viel Spaniern und Neapolitanern, welche unterdeſſen zu der Armee des Herzogs geſtoßen war, machte, daß er nun nicht weiter ans Stillesitzen dachte, und auf nichts geringeres umgieng, als die franzöſiſche Armee zu ſchlagen. Nachdem er die ſeinige, die damals wohl ſiebentauſend Mann zu Fuß und ſieben bis achthundert Pferde ſtark ſeyn mochte, in Schlachtordnung geſtellt hatte, legte er ſie um Montmelian herum, und ließ über die Iſer eine Schiffbrücke ſchlagen.

Am andern Tag rückte Lesdiguieres an den Fluß, um ein Schlachtfeld auszuſuchen, falls der Herzog herüber käme, wie er im Sinn zu haben ſchien; und da er die Gegend von Molettes am bequemſten fand, ſowohl um ein Treffen zu liefern, als um den Feind zu verhindern, daß er nicht nach Pontſcharra käme, und es beſetzte: ſo ließ er ſeine ganze Armee dahin gehen, legte die Infanterie nach Molettes, die Cavalerie nach la Chapelle Blanche, und er ſelbſt nahm ſein Quartier zu Eſſals.

Auf der andern Seite fieng der Herzog auch an, ſich in Saint Helene jenſeits des Stroms zu ſetzen,

wo

wo die erſten, die dahin kamen, einige Maraudeurs aufhoben. Doch laſſen wir ſie hier ſtehen, um erſt eine Beſchreibung von der Stellung beyder Heere zu liefern.

Es ſind zwey Hügel jenſeits der Iſer in dem Gebiet von Dauphiné, einen Kanonenſchuß von einander und eine halbe Meile von Montmelian. Zwiſchen beyden rechts liegt ein breiter Moraſt, der abnehmend ſich bis vor Molettes erſtreckt, um einer großen Wieſe von ungefehr tauſend Morgen Landes Platz zu machen, die von dem Moraſt durch einen Bach abgeſondert iſt, der in einen Graben von ſechs Fuß Breite und Tiefe läuft. Gegenüber zur linken ſtrömt die Iſer und ſteht ein hochſtammiges Gehölz. Zur rechten liegen Gebüſche und Wieſen, wo ſich der Hügel Saint Helene zu erheben anfängt, auf welchem das Schloß liegt.

Von hier herunter kam die feindliche Armee zur Schlacht auf dieſe große Wieſe, wo ſie gegen Mittag ſchon in Schlachtordnung ſtand, ehe die Armee des Königs noch zu den Waffen griff, ſo daß wenn der Herzog ſie lebhaft angegriffen hätte, ſie in Gefahr geweſen wäre, daß die Sache übel für ſie ablaufen möchte. Es ſey aber nun, daß er nicht wußte, in welchem Zuſtand ſie war, indem er ſie vor den Bäumen und Gebüſchen nicht ſehen konnte; oder daß, wie es hieß, die Schweizer nicht auf dem Gebiet von Dauphiné fechten wollten, auf dem die Hälfte, der Wieſe liegt, und ſich darauf einſchränkten, in die Staaten des Herzogs gekommen zu ſeyn, um ihn zu vertheidigen, und nicht in die des Königs um dieſen anzugreifen: oder, was das Wahrſcheinlichſte iſt, daß der Bach, der den Moraſt von dem Graben ſondert, die

erſten

erſten aufhielt, kurz die königliche Armee hatte Zeit, ſich zu ſtellen und den Bach zu beſetzen.

Hier begann ſogleich ein wütender Scharmützel der nicht weniger als fünf Stunden dauerte; wobey Lesdiguieres ſein Pferd getödtet wurde, und die Feinde gegen fünfhundert Mann an Todten und Verwundeten verlohren, gegen dreyßig Todte und ungefehr achzig Verwundete waren auf der andern Seite. Die Armee des Herzogs beſtand aus drey Bataillons Infanterie, Savoyern, Schweizern und Spaniern, die gegen fünftauſend Mann ausmachten, und aus fünf Escadrons Cavallerie, von ungefehr zweytauſend Pferden. — Da die Nacht einbrach, zogen dießmal beyde Heere ſich zurück.

Am andern Tag erſchien das Heer des Herzogs wieder auf der Wieſe in Schlachtordnung, und da es Lesdiguieres bey ihrer vortheilhaften Stellung für unmöglich hielt, ſie anzugreifen, ſo gab er Befehl, ſich durch das mit Raſen erhöhte Ufer des Bachs zu decken; und ließ Brücken anlegen, mit Halbmonden von auſſen flankirt. Dieß Geſchäft, Crequy anvertraut, war bald in erwünſchtem Stand, ſo daß ſich die Armee in kurzem ſehr gut gedeckt befand.

Da indeſſen die braven Männer von beyden Seiten nicht müßig liegen konnten, ſo kam es bald zu wechſelſeitigen Ausforderungen, zuerſt zwiſchen den Vorpoſten beyder Armeen, die einander zu verdrängen ſuchten, und dann auch unter einzelnen. Crequy war von Dom Philippino, dem natürlichen Bruder des Herzogs gefordert worden, und ſtellte ſich ſogleich; allein der Gegner erſchien nicht; nicht aus Mangel an Muth, denn er war ein ſehr wackerer Mann; ſondern weil ihn, wie man ſagt, der Herzog ſelbſt nicht weg

weg ließ. Ein andrer natürlicher Bruder dieſes Fürſten Tarnavas, ließ Saint Jurs fordern, der ſich einfand, allein der andre blieb ebenfalls aus.

Am folgenden Tag forderten zehn Cavaliers von der Armee des Königs eine gleiche Anzahl von den Feinden heraus, worauf ihrer zwanzig heraus kamen, einige Paſſaden machten und dann wieder zurück ritten, jedoch nicht ohne zween von ihren Kameraden tod zurück zu laſſen. Auf Seiten der zehn wurde de Guerre dabey zum Gefangnen gemacht, weil ihm ſein Pferd getödtet worden war.

Nachdem dieſe Uebung vier Tage angehalten hatte, ſtellte der Herzog am fünften ſeine Armee in Schlachtordnung, griff Lesdiguieres, an den beyden Brücken über den Bach, an, die er aus vier Feldſchlangen beſchießen ließ, und während dreytauſend Büchſenſchützen ſich hinter dem Gehölz wegſchleichen, um in die Verſchanzungen zu fallen, ſtellte er ſeine Reuterey im Thal, und ließ von dem Hügel Saint Helene eine Kanone als Signal des Angriffs, löſen.

Nun beginnt, ungefehr um drey Uhr nach Mittag, der wütendſte Scharmützel, den man ſich denken kann. Der Herzog läßt unter dem Capitain Ambroſio fünfhundert Büchſenſchützen, gebohrne Spanier, über den Moraſt gehen, um Crequys Quartier anzugreifen, wo der Capitain Pierre André lag, aber wegen der Unbequemlichkeit des Orts weniger gedeckt als die andern; ſo daß alſo die königliche Armee ſich an drey Orten zugleich angegriffen ſah. Doch dieß befeuerte aber nur ihren Muth noch mehr.

Mitten im Gefecht eilte Lesdiguieres mit ſeinen Reutern dahin, wo es am hitzigſten war, und fiel den

Feind

Feind so beherzt an, daß er ihn zum Weichen bringt. Ein Theil rennt in die Weinberge, einer in das Gehölz, ein dritter in den Morast, wo man sie verfolgte, und den größten Theil nieder hieb. Crequy, der sich unter einen Baum begeben hatte, um sich eine Schußwunde am rechten Arm verbinden zu lassen, eilte sogleich wieder ins Treffen, das endlich ganz zum Nachtheil des Herzogs ausschlug. Es wurden dabey von seiner Seite nicht weniger als zehn bis zwölfhundert Mann getödtet oder verwundet; auf Lesdiguieres Seite warens nur wenige, weil sie gedeckt waren.

Man wunderte sich, daß der Herzog sich hatte einfallen lassen, eine Armee anzugreiffen, die zwar freylich schwächer als die seinige, dagegen aber von allen Seiten wohl verschanzt war, und ihn festen Fußes und Sinnes erwartete. Die welche ihn deßwegen entschuldigen wollen, sagen, er sey dahin gekommen in der Meynung, daß Lesdiguieres davon mit fünfhundert Pferden gegen Chambery abgegangen wäre; er fand aber wohl, daß Lesdiguieres nicht von der Stelle gekommen war, indem desselben Absicht dahin gieng, durch seinen Aufenthalt die enge beysammenliegenden Feinde aufzureiben, denen es bereits an Munition und Fourage zu fehlen anfieng.

Siebentes Kapitel.

Aufbruch beyder Heere. Salines Niederlage. Fort das der Herzog von Savoyen zu Barraux anlegt.

Nachdem der Herzog am Tag nach der Schlacht seine Todten abgeholt, und noch in der Nacht sein Geschütz und Gepäck hatte weggeschickt, ließ er seine Armee

Armee mit Tagesanbruch gegen das Thal Gresivaudan aufbrechen. Da aber nicht alle seine Leute so marschfertig waren, wie er, so wurden die saumseligsten von den vordersten königlichen Truppen angefallen, welche an Stadt und Schloß Saint Helene Feuer legten, wofür der Herzog einige Thalörter in Brand stecken ließ.

Als Lesdiguieres sah, daß er sich gegen Dauphiné zog, so ließ er eine Furth in der Iser sondiren, rechts von Praquin (so hieß die Wiese, wo die Schlacht war) ließ früh funfzig bis sechzig Pferde darüber gehen, die sich noch die Ueberbleibsel der feindlichen Armee zu Nutz machten, und nicht ohne Gefangene und Beute zurück kamen; unterdessen decampirte er, und da er den Herzog bis an das Dorf Barraur vorgerückt sah, mit der Miene daselbst Quartier machen zu wollen, so nahm er das seinige im Schloß Bayart, so daß der Fluß zwischen beyden war, und ließ seine Truppen zu Pontcharra halt machen.

Da der Herzog sah, daß ihm auf diese Art sein Feind zur Seite blieb, ließ er zwo Feldschlangen auf einen Hügel auffahren, über Port de la Gache, gegenüber von Pontcharra, und ließ daraus einige Schüsse thun, die in das Quartier des Vicomte von Paquiers schlugen, ohne daß jedoch jemand Schaden dabey nahm. Allein Lesdiguieres schickte funfzig Reuter über den Fluß, welche Büchsenschützen hinter sich hatten, um dieß Geschütz zu vertreiben, wodurch die, welche dabey waren, zum Abzug genöthigt wurden.

Unterdessen hatten einige von denen, die er in den Savoyischen Besatzungen gegen Montcenis gelassen hatte, einen Eilboten aufgefangen, den die Herzogin von Savoyen an den Herzog ihren Gemahl schick-

ſchickte, und hatten deſſen Briefſchaften an Lesdiguieres geſchickt, woraus er unter andern Entwürfen des Herzogs erſah, daß er, um einige Diverſion zu machen, Truppen in Brianconnais werfen wollte. Er gab ſogleich Befehl, zur Bewaffnung der Landleute daſelbſt, und zu Sperrung der Päſſe von Prajela durch gute Barrikaden; was Ize Roſans, Kommandant in Exiles, und der Geiſtliche Perron, ein muthiger und einſichtsvoller Mann, mit den vornehmſten Thalbewohnern ſo gut beſorgten, daß der Oberſte Pontus, als er ſich davor zeigte, geſchlagen wurde, und mit Verluſt von mehr als zwölfhundert Mann abziehen mußte, unerachtet der Herzog, der ſeinen Durchbruch daſelbſt für unfehlbar hielt, bey ſeiner Armee Freudenfeuer darüber machen ließ, und ſeine Freude öffentlich bezeugte. Auf dieſe Eitelkeit folgte bald eine andere, die noch übler ablief, wie wir an ſeinem Ort ſehen werden.

Da Lesdiguieres unterdeſſen Nachricht erhielt, daß er einige Fahrzeuge von Montmelian herunter gegen Pontcherra gehen laſſe, ließ er eine gute Trupp vom Fluß gegen das Quartier des Vicomte von Poquieres ziehen, damit ſein Regiment nicht überfallen werden möchte. Indeſſen kamen die Fahrzeuge nicht, und der Herzog that dieß nur, um ſeine Aufmerkſamkeit dahin zu heften, während Graf Sancho von Solines, um ein zweytes Mittel zu verſuchen, ihn aus ſeiner Stellung zu locken, ſich mit fünfhundert Reutern in dem Thal Greſivaudan ausbreitete, und die ganze Gegend umher verwüſtete.

Lesdiquieres konnte ihm dieß nicht ſo hingehen laſſen, und kommandirte la Baume d' Otun und Saint Jars mit zweyhundert Reutern in einen Hin-

verhalt auf einer Inſel in der Iſer. Sie ſchifften ſich Nachts, nicht ohne Gefahr wegen der Heftigkeit des Stroms, ein, und ſetzten glücklich hinüber. Mit Anbruch des folgenden Tages zog Salines vor ihnen vorüber ohne ſie zu bemerken, und ſie ließen ihn ein wenig vor; hierauf ſetzten ſie über den andern Arm des Fluſſes, wo ihnen das Waſſer bis an Sattel gieng, erreichten ihn zu la Frette, und griffen ihn hitzig an. Salines that in der Beſtürzung alles mögliche ſich zu wehren, ſie tödeten ihm aber gleich anfangs Dom Juan de Sequano erſten Capitain ſeiner Reuterey, ſtreckten zweyhundert Mann ins Gras, nahmen achzig gefangen, worunter er ſelbſt nebſt Rocca, l'Evangeliſte, dem Grafen Gatinara, Broillo, Parmenio und Dom Juan Toc, Saliues Schwager, war, alle Staabsofficiere. Dieſe That war um ſo glücklicher zu nennen, da la Baume und Saint Jurs nicht mehr als ſechs Mann dabey verlohren.

Unterdeſſen ſuchte ſich der Herzog in ſeinen Unfällen, durch die Eitelkeit zu tröſten, die er begieng, auf des Königs Grund und Boden über dem Dorfe Barraux ein Fort anzulegen; eine Unternehmung, die, da ſie ſo ganz unnöthig war, nur deſto praleriſcher ſchien. Denn wenn ſeine Abſicht war, ſich dadurch dieß Thal unterwürfig zu machen, ſo war ja ſein vorne daran ſtoßendes Schloß Montmelian hinreichend dazu; und wollte er Savoyen dadurch decken, ſo war ſeine Arbeit noch unnützer. Es war aber, wie geſagt, weiter nichts als um des eiteln Ruhms willen, einen Fuß in jenem Staat zu haben. Denn er hatte den Plan dieſes Platzes an die meiſten italiäniſchen Fürſten geſchickt, und tröſtete ſich durch dieß Bild über alle die böſen Streiche, die ihm in der Wirklichkeit wi erfuhren.

Lesdiguieres, der ſich in das Schloß Bayard gelegt hatte, von wo er dieſe Arbeit gut beobachten konnte, gab den Seinigen, die ihm anlagen, ſie zu verhindern, immer nur zur Antwort: „laßt ſie machen, ſie bauen dieß Fort für uns. Ich will es „ſchon nehmen, wenn ſie damit fertig ſind.“ — Er kümmerte ſich auch weiter gar nicht darum. Da es der Herzog am Saint Bartholomäustag angefangen hatte, ſo gab er ihm dieſen Namen, wodurch er es vielleicht, wie Aubigné bemerkt, noch gehäßiger für die Hugenotten machen wollte. Wie dem auch ſey, er taufte es feyerlich mit einer Menge Kanonenſchüſſen und Freudenfeuern.

Während dieſer Arbeit, die ihn bis ans Ende des Jahrs beſchäftigte, wollte Lesdiguieres, als er den größten Theil des Savoyiſchen Adels zu Chapparillan, eine Viertelmeile über Barraur, liegen ſah, einen Beſuch daſelbſt abſtatten, und gieng zu dem Ende trotz einem Hagel von Kugeln aus dem neuen Fort, zu Port de Glandon über den Fluß. Als er an Ort und Stelle kam, fand er daſelbſt nicht nur die, die er ſuchte, ſondern überdieß noch zwölf bis funfzehnhundert Mann Infanterie, wohl verſchanzt, und allzuſtark, um von einem ſo kleinen Haufen überwältigt werden zu können; denn er hatte nur zweyhundert Pferde mit ſich. Er wurde indeſſen doch mit den Savoyern handgemein, die nicht gut dabey weg kamen; allein als die Armee, die zu Barraur lag, zur Hülfe anrückte, und daher die Parthie zu ungleich wurde, ſo kommandirte er zum Rückzug, den Crequy und la Baume machten, ohne das Gefecht aufzugeben, und in ſehr guter Ordnung, bis ſie über das Waſſer zurück waren. La Baume erlegte dabey mit eigner Hand einen Kapitain vom Fußvolk, der ihnen einen Paß verlegen wollte, wo er poſtirt war.

Allein

Allein das Fort von Barraux hatte am Hof groſsen Lärm verurſacht, und die Uebelgeſinnten ermangelten nicht, dieſe Kühnheit des Herzogs auf Rechnung der Nachläſsigkeit Lesdiguieres zu ſetzen. Der König ſelbſt beſchwerte ſich darüber, ſo daſs er laut ſagte: er thue ihm einen ſehr ſchlechten Dienſt, daſs er ſich nicht dawider ſetze. Als Lesdiguieres dieſs hörte, ſchickte er, um den König darüber zufrieden zu ſtellen, den Baron von Luz, einen Adlichen aus der Provinz nach Hof, und lieſs ihn bitten, „Er „möchte ſich ja darüber nicht beunruhigen laſſen; und ihm vorzuſtellen, dieſs Fort ſey ſo nothwendig an die„ſer Stelle hier, daſs wenn der Herzog es nicht an„legte, Se. Majeſtät es ſelbſt anlegen laſſen müſs„ten; es ſey ein ſehr vollkommnes Fünfeck, und wenn „es nur erſt fertig ſey, wolle er es wegnehmen ohne „Kanonenſchuſs, ohne Belagerung, und ohne, daſs es „einen Heller koſten ſolle.“

Der König, der damals mit der Belagerung von Amiens zu thun hatte, war auch wirklich äuſſerſt mit ihm zufrieden, und da er nicht zweifelte, daſs er Wort halten würde, ſo ſtimmte er ſeine Klagen in Lobeserhebungen ſeiner Klugheit um, und ſagte einſt öffentlich zu dem Staatsrath und nachherigen Kanzler von Bellievre: Dieſs muſs man ſagen, „Herr von Les„diguieres iſt ein braver Mann, und keiner verdient „beſſer als er den Marſchallsſtab.“ — Bellievre führte hierauf noch eine Menge Beweiſe ſeines Verdienſts an, was auch mehrere Groſse thaten, wiewohl nur aus gezwungener Gefälligkeit; denn ſie waren dem gröſsten Theil nach ſehr eiferſüchtig auf ihn.

Der König lieſs den Baron von Luz in ſeinem Zimmer ſchlafen, und fand wenn er von Zeit zu

Zeit aufwachte, Vergnügen daran, ſich Lesdiguieres Thaten erzählen zu laſſen; er ſagte ſogar, wegen Annäherung des Kardinals, zu ihm: was glauben Sie wohl, daß Herr von Lesdiguieres mir rathen würde, wenn er hier wäre? — Ein paar Tage darauf wurde der Baron abgefertigt, und brachte ihm das Verſprechen, daß er in dieſem Platz Gouverneur werden ſollte, wenn er ihn eingenommen haben würde, und Verſicherungen der Zufriedenheit des Königs, welche hier anzuführen, zu weitläufig wäre.

Achtes Kapitel.

Niederlage des Grafen von Sarreval zu Saint André de Maurienne. Einnahme von Allos und andre Verrichtungen.

Nachdem das Fort Saint Barthelemy, auf deſſen Vollendung der Herzog ſeine vornehmſte Sorgfalt richtete, ſo im Stand war, wie er es wünſchte, und überflüßig mit allem verſehen, was zu deſſen Vertheidigung erfordert wurde; ſo wollte er für dieß Jahr damit ſeinen weitern Entwürfen das Ziel geſteckt ſeyn laſſen, und zog ſich mit ſeiner ganzen Macht, die er in verſchiedene Garniſonen verlegte, in ſeine Staaten zurück.

Lesdiguieres, den dieſer Rückzug zum Aufbruch einlud, da noch dazu ſeine Armee anfieng Ungemächlichkeiten zu empfinden, die es nicht thunlich machte, länger im Feld zu bleiben, gieng nach Grenoble, und verlegte ſie da herum. Da er indeſſen hörte, daß der Herzog über einem böſen Anſchlag von Barcellone her brüte, der in Dauphiné zum Ausbruch kom-

men ſollte: ſo ſchickte er dreytauſend Mann unter Bonne, Roſans, Villars und Descrottes dahin. Da ſie nun, was unter Perſonen von gleichem Kommando nicht immer der Fall iſt, ſehr einig unter ſich waren, ſo beſchloſſen ſie mit einander, Allos einzuſchließen; ein Schloß in dem Barcelloniſchen Gebürge, worinn der Capitain Sicard kommandirte, der den benachbarten Ort Lauſet, von des Königs Parthey bedrohte. Wirklich, als er mit Hülfe des Verſtändniſſes, das er mit einigen von der Beſatzung unterhielt, eine Unternehmung darauf ausführen wollte, legten le Villars und die andern, die keinen Antheil an dem Komplot hatten, Hand an die Verräther, und empfiengen die andern ſo übel, daß ſie beynahe alle dabey blieben. Sicard hatte ſich allein und mit genauer Noth noch gerettet. Weil ſich aber der Herzog ſeiner zu ſeinen Ränken in dieſer Gegend bediente: ſo ſchloſſen dieſe vier ihn in Allos ein, führten, obſchon mit äuſſerſter Mühe, Kanonen davor, und beſchoſſen es vier Tage, worauf es mit Kapitulation über gieng.

Unterdeſſen war ein noch ungleich größerer Sturm in der Provinz zu zertheilen, der großes Unheil ſtiften konnte. Dieß war eine Faction, welche Albigny ſeit einiger Zeit für den Herzog mit dem Grafen de la Roche, Gouverneur in Romans, geſtiftet hatte, der von blinder Rachſucht wegen einer angeblichen Beleidigung getrieben, und von den Hofnungen, die ihm der Herzog machte, geſchmeichelt, ihm die Citadelle dieſer Stadt verſprochen hatte. Als Saint Ferriol, ſein Lieutenant, aber ein treuer Anhänger des Königs, dieß merkte, gab er ſogleich Lesdiguieres und den Parlementsbeamten Nachricht davon, die ſich wegen der anſteckenden

den Krankheit, die in Grenoble umgieng, dahin begeben hatten.

Der Plan war, während der Herzog Lesdiguieres zu Pontcharra hinhalten würde, sollte Albigny, der seit einigen Monaten nicht von Romans weggekommen war, und durch große Freygebigkeit gegen das Volk dieß zu gewinnen gesucht hatte, mit dreytausend Mann zu Fuß und einiger Reuterey über Pont de Beauvoisin gehen, und die Citadelle aus den Händen des Grafen übernehmen.

Um ihm nun zuvor zu kommen, schickte Lesdiguieres le Poet dahin, und einige andere Personen von Rang mit zwölfhundert Mann, und war darauf bedacht, unterdessen selbst Saint Genis wegzunehmen, einen Ort nahe bey Pont de Beauvoisin, um Albigny abzuschneiden. Le Poet und Saint Ferriol hatten mit Beystand der Inwohner, die keinen Theil an dieser Konspiration hatten, die Citadelle belagert, und den Grafen gezwungen, sie auf Akkord zu übergeben, worauf sie sie sogleich schleifen ließen, so daß auch von dieser Seite die Hofnungen des Herzogs vereitelt wurden.

Er hatte zwar seine Macht von Maurienne abgezogen, aber nicht seine Gedanken, und konnte nicht ruhen, so lang er nicht die königlichen Waffen daraus weg hatte. Da er also mit äusserster Ungeduld sich davon zu befreyen trachtete, unternahm er die Stadt Saint Jean von zwo Seiten zugleich anzugreifen, und wollte durch Tarenteſe einen seiner natürlichen Brüder, von dem Mont Cenis aber den Obersten Ferrier anrücken lassen. Lesdiguieres, der den Blick überall hatte und dem nicht leicht etwas entgehen konnte, argwöhnte seine Absicht und schickte sogleich

Cre-

Crequy nach Savoyen über den Berg Vausany, der damals um so schwerer zu passiren war, da der erste Schnee noch lag. Er kam indessen mit seinem und dem Regiment Fontcouverte in Saint Jean an, und als er erfuhr, daß der Oberste Ferrier und der Graf von Sarraval auf ihn anmarschirten, jener mit einem Regiment von zwölf Compagnien, dieser mit zwo Fahnen Reuterey; so rückte er eines Morgens aus, ihnen entgegen, fand sie, da sie Nachricht von seinem Anmarsch hatten, zu Saint André haltend, und griff sie so muthig an, daß der Oberste fiel, und der Graf gefangen genommen wurde, ungefehr sechshundert Mann blieben, und alle Fahnen und die Standarten genommen wurden. Sie schmücken noch heut zu Tage die Kirche U. L. F. zu Paris.

Dom Amadeo hatte den Durchbruch versucht; allein der Vicomte von Poquiers, der in Saint Jean lag, hatte ihn zum Rückzug genöthigt. Dieser neue Verlust war eben nicht geschickt, den Herzog über die andern schon erlittenen zu trösten; und er mußte zu Chamberry warten, bis ihm ein günstigeres Gestirn aufgienge. Er war jedoch nicht der einzige, dem es bei diesen Gelegenheiten nicht nach Wunsch gieng: denn man hatte erst kürzlich seinem Schwiegervater dem König von Spanien Amiens entrissen, das er sich hatte zueignen wollen. Wir werden bald sehen, daß beyde, eines so langen und ungerechten Krieges müde, sehr zufrieden seyn werden, zum Frieden die Hände zu schließen.

Neuntes Kapitel.

Wiedereinnahme von Aiguebelle und Charbonniere durch den Herzog von Savoyen — Lesdiguieres nimmt das Fort Saint Barthelemy ein.

Unerachtet dem Herzog sein Versuch, Maurienne wieder zu erobern mißlungen war, und Crequy gedachtermaßen die dazu bestimmte Truppen geschlagen hatte, so nahm er das Projekt doch wieder vor, und benutzte dazu eine Zeit, wo der ausserordentliche Schnee die Pässe so verschüttet hatte, daß ein Durchbruch unmöglich schien. Er gieng in der Mitte des Februars mit zwölf Kanonen, siebentausend Mann zu Fuß und tausend Pferden von Chambery ab, und legte sich vor Aiguebelle.

Auf die erste Nachricht von seinem Marsch ließ Lesdiguieres schleunig Crequy in der Eigenschaft eines Generallieutenants für den König abgehen, der seinen gewöhnlichen Weg über das Gebürge von Savigny nahm, das damals fast ganz unzugänglich war, es mit einer Menge Adelicher zu Fuß passirte, und trotz dieser Schwierigkeit glücklich in Saint Jean anlangte.

Der Vicomte von Paquiers, der ihn hier erwartete, hatte unterdessen die Pässe, durch welche der Herzog hätte an ihn kommen können, verstärkt, besonders bey den beyden Brücken Amafrey und Ermillon. Der Herzog ließ sein Geschütz gegen la Tour Charbonniere in Batterien auffahren, und in weniger als acht Tagen übergab es Arces, der darinn kommandirte, und Lesdiguieres versprochen hatte, sich sechs

Wochen

Wochen zu halten, damit er ihm zu Hülfe kommen könnte. Er gieng dabey noch dazu den unglücklichen Punkt in der Capitulation ein, daß er nicht zu Crequy stoßen, sondern sich sogleich nach Grenoble zurückziehen wolle.

Als sich der Herzog von dem Platz Meister gemacht hatte und erfuhr, daß Crequy ihn angreifen wollte, so erfann er eine Kriegslist, ihn zu überrumpeln. Er ließ sein Geschütz noch immer eben so abfeuern, als wenn er noch in der Belagerung begriffen wäre. Durch dieß Schießen getäuscht, machte sich Crequy auf den Weg, um einen feindlichen Posten aufzuheben, und der Herzog rückte mit seiner ganzen Macht aus, ihm zuvorzukommen, und seine Verschanzungen zu gewinnen. Da sich nun Crequy für zu schwach hielt, um ihn im offnen Feld bestehen zu können, zog er sich fechtend zurück; allein da der Herzog seine Infanterie rechts hin hatte defiliren lassen, um ihm in den Rücken zu kommen, so sah er sich genöthigt, eine Schwenkung gegen das Gebirge zu machen, und der Herzog legte sich in einige Häuser unten, von wo er seine Leute bis auf zwanzig Schritte gegen die andern anrücken ließ, worüber diese so in Furcht geriethen, daß sie sich unter die Feinde warfen, so daß Crequy nur noch zweyhundert Mann übrig behielt, und sich, nachdem er die ganze Nacht im Schnee zugebracht und mit den äussersten Ungemächlichkeiten gekämpft hatte, endlich ergeben mußte und mit ihm der Vicomte von Paquiers, la Bourgade, einer seiner besten Officiers, und alles, was den Muth hatte, sie nicht zu verlassen.

Man führte sie sogleich nach Chambery, und von da jene drey vornehmsten nach Turin, wo sie in

enger Verwahrung im Schloß gehalten und mit einer Härte behandelt wurden, die sich sehr übel für die Größe dieses Fürsten schickte und sehr der Rachsucht glich, einer eines edlen Herzens unwürdige Leidenschaft.

Der Herzog, den dieser erhaltene Vortheil aufgebläht hatte, und der überdieß noch auf sein Fort von Barraux pochte, trug sich mit großen Anschlägen auf Grenoble, wobey er vielleicht nicht an Lesdiguieres denken mochte, der indessen gar wohl an ihn dachte, und nur seine Zeit ersehen wollte, ihm diesen Platz, und damit die Grundlage seiner Hoffnungen und Eitelkeiten zu entreissen.

Daran nämlich hatte er schon seit seiner Zurückkunft ins Geheim gearbeitet, und eine besondere Sorgfalt darauf gewendet, es wohl recognosciren zu lassen. Unter denen die er dazu gebraucht hatte, berichteten ihm der Capitain Tamin, und Brunet, einer seiner Leute, ein Mann von Herz und sehr geschickt in dergleichen Dingen, folgendes: Es könnte wohl erstiegen werden, und zwar bey einer Ecke, die der Fels rechts am Winkel gegen Grenoble bilde; und eben so leicht an der ganzen Courtine hin auf der Wasserseite. Freylich mußte man eine Basteispitze vorbey, um durch eine Oefnung der Contrescarpe, wodurch die Rasenträger aus und ein giengen, in den Graben zu kommen: allein am Ende des Steigs war auch eine kleine Mauer, hinter der man gedeckt war. Dieß alles war so genau untersucht worden, daß Brunet die Höhe des Orts, wo man hinaufmußte, nicht ohne die äusserste Gefahr mit einer Helebarde gemessen hatte.

Lesdiguieres ließ nun in Geheim im Zeughause zu Grenoble dreyßig Leitern verfertigen und zwo Petarden

farben rüſten, und als die Zeit zur Ausführung, der funfzehnte März, gekommen war, ließ er dieß alles zur Nachtzeit in ein bedecktes Fahrzeug laden, das ſogleich bis Gouſelin hinauffuhr. Am folgenden Tag that er, (um bey denen im Fort keinen Verdacht zu erwecken) als wollte er einen andern Weg nehmen, zog die Truppen um Grenoble ein, und ließ ſie über die Iſerbrücke durch die Stadt gehen, als wenn ſie nach dem Thal von Oyſans ziehen ſollten, um ſich in Maurienne zu werfen, wo der Herzog noch ſtand. In der Nacht aber zogen ſie bis Lumbin die Iſer hinauf, wo Fahrzeuge bereit waren, um ſie wieder über den Strom zu ſetzen.

Lesdiguieres ſelbſt hatte die Staabsofficiere dieſes Corps bey ſich behalten, und gieng am andern Tag früh mit einer Menge freywilligen Adels von Grenoble ab, und nachdem er zu la Tereſſe, drey Meilen von da gegen das Fort angekommen war, ohne daß die ſeinigen noch ſonſt jemand das mindeſte von ſeiner Unternehmung muthmaßten, erklärte er ſich darüber gegen ſeine Capitains, die eine große Freude darüber bezeugten. Sie ſetzten alſo ihren Marſch fort bis zu einer kleinen Kapelle über la Buiſſiere, und ſaßen alle ab, worauf er folgende Anrede an ſie hielt: „Mei„ne Herren, ich habe Ihnen bereits das Vorhaben „eröfnet, das uns herführt, und erblicke in jedem „von ihnen ſolchen entſchloſſenen Muth zur Ausfüh„rung, daß es überflüſſig wäre Sie noch mehr dazu „anfeuern zu wollen. Erinnern Sie ſich, wer Sie „ſind, und welchem Monarchen ſie dienen. Der Platz „muß unſer werden, oder wir des Todes. Die ihn „inne haben, ſind Leute die wir oft ſchon beſiegten; zei„gen wir ihnen nun, daß ſie hinter den Mauern ih„res Forts nicht ſichrer vor uns ſind, als im Felde.“

Nach-

Nachdem dieſe Anrede gehalten und freudig aufgenommen worden war, ertheilte er ihnen ſeine Befehle nebſt den Leitern und Petarden die man dahin geſchaft hatte. Er gab Morges, la Buiſſe und Saint Jurs, welche den Vortrab führten, acht Leitern jede zu zehn Mann, mit Piſtolen und Degen bewaffnet; Montauquier und Saint Bonnet, Capitains ſeiner Leibwache, hatten ihrer jeder drey, aber die Mannſchaft dazu blos mit Seitengewehren. Hercules, Montſerrier und Roſans hatten fünf für den zweyten Trupp, mit geharniſchter Mannſchaft, auſſer Roſans, der auserleſene Büchſenſchützen hatte. Auriac führte den dritten Trupp und hatte Beauval und du Buiſſon bey ſich mit Geharniſchten und Büchſenſchützen. Die Petarden bekamen Bimar und Suges, eine für das große, die andre für das Ausfall-Thor; aber blos um den Feinden etwas zu thun zu geben. Du Sauvel erhielt einen Trupp, um damit einen blinden Angriff zu machen. Der Reſt des Fußvolks ſollte mit der Cavalerie auf der Seite von Chapparillon halten, um Sukkurs von Savoyen her abzuhalten.

Mi: Einbruch der Nacht nahm jeder, was er brauchte, bis auf eine Viertelmeile vom Fort, wo man die Knechte und das Gepäck ließ. Weil man aber keinen Officier dabey gelaſſen hatte, um ſie in Ordnung zu halten, ſo brannten ſie über hundert Feuer an, welche dann freylich der Beſatzung zur Warnung dienten, gegen einen nahen Angriff auf ihrer Hut zu ſeyn. Dem ungeachtet folgte jeder ſeiner Anweſung, und nach einem kurzen Gebet, und nachdem man die Loſung ausgegeben hatte: Gott mit uns gieng jeder an ſeinen angewieſenen Poſten.

Die welche Lärm machen ſollten, thaten ihre Schuldigkeit gut, die Petarden ſprangen, und me-

leg

legte die Leitern an, von denen zwar vier ſogleich umgeworfen aber auch unverzüglich wieder gerichtet wurden, da war denn der ganze Platz in Feuer, und die Beſatzung mit den Stürmern am Parapet im Kampf. So ſehr die, welche von der Lenoille her angegriffen, durch die Baſtionen und Wachtthürmchen beläſtigt wurden, von wo aus man unaufhörlich auf ſie ſchoß, ſo bewirkten ſie doch zuerſt den glücklichen Erfolg. Denn nachdem ſie einige der Vertheidiger mit Piſtolen heruntergeſchoſſen hatten, ſetzten ſie eilig das Knie und dann den Fuß auf die Körper, und kamen ſo hinauf, und da ſie durch die andern unterſtützt wurden, ſo machten ſie bald einen Trupp von zehn bis zwölf, worauf ein ſtärkerer folgte und dann die ganze Menge, und ſo griffen ſie die Vertheidiger muthig an, die ſich ungefehr zweyhundert Mann ſtark zehn Schritte von der Courtine wieder geſetzt hatten, machten einen Theil davon nieder, und trieben die andern fechtend vor ſich her, bis ans Terrain gegen Montmelian, wo mehrere mit Lebensgefahr hinabſprangen um ſich zu retten, ſo daß nur noch das Ravelin übrig war, wo man Widerſtand that.

Lesdiguieres der mit drey von ſeinen Leuten zwanzig Schritt von dem Ort des Angriffs hielt, und ungeduldig auf Nachricht von dem Verlauf der Sache wartete, befahl, da er niemand kommen ſah, Bremont, einem ſeiner Sekretäre, (denn wir zogen mit ihm in den Krieg und kamen nie von ſeiner Seite) dahin zu reiten, und zu ſehen, wie es ſtünde. Von dieſem erfuhr er denn, daß der Platz erobert ſey bis auf das Ravelin, das ſich aber nicht lange mehr hielt, daß der Gouverneur Vellegard und einige Adeliche und Krieger von Diſtinktion gefangen genommen, die andern alle niedergemacht und von ſieben Fahnen fünf erbeutet wor-

worden ſeyen. Von den Stürmern waren nicht mehr als zween geblieben, und nur Le Buiſſon und zween Soldaten verwundet worden, ein in der That wunderähnlicher Umſtand in einem Gefecht, wo die Beſatzung ſich ſo gut gefaßt gemacht hatte, daß das ganze Parapet beſetzt war, und ſie den Stürmern gleichſam zur Ausforderung zurief: kommt nur her, da ſind wir! worauf la Buiſſe brav geantwortet hatte: ja, ja, wir wollen ſchon kommen und alle fallen, oder Meiſter von dem Platze werden! —

Lesdiguieres befahl demſelben, der ihm dieſe Nachricht gebracht hatte, nach Grenoble zu gehen und ſie der Frau von Crequy, ſeiner Tochter, dem Präſident Jlins, Parlementchef, ſeinem Buſenfreund, und einer Menge anderer Perſonen zu überbringen, die ſie weiter verbreiteten und die Stadt mit großem Jubel erfüllten; worauf von beyden Religionsverwandten Gott gedankt wurde.

Lesdiguieres gutes Glück fügte es ſo, daß am Tag zuvor funfzig Musketiers mit einem Piemonteſiſchen Capitain aus dem Fort abgegangen waren, um nach Terraſſe zu gehen, und eine Petarde an einen Thurm zu legen, in welchem königliche Beſatzung lag. Da ſie aber den Lärm vernahmen, der bey dem Angriff auf das Fort gemacht wurde, und ſo ziemlich die Wahrheit von der Sache muthmaßten, hatten ſie ſich auf die große Straße gemacht, um da Nachrichten einzuziehen, als eben Vremont vorüber zog. Sie überlegten ob ſie ihn anhalten ſollten, er zog aber vorüber ohne ihnen ein Wort zu ſagen, und ſie, ihres Verluſts allzu gewiß, wurden von Nicou, einem von Lesdiguieres Capitains, gefangen genommen, noch denſelben Tag verabſchiedet und mit Bedeckung fortgeſchickt.

Lesdi-

Lesdiguieres ließ die erforderliche Beſatzung im Fort, kam nach Grenoble zurück, und empfing daſelbſt die allgemeinen, einer ſo ſchönen That würdigen Beyfallsbezeugungen. Einige Tage darauf brachte ſein Courier Marſchand die erbeuteten Fahnen nach dem Schloß Malicorne, wo ſich der König damals befand, den er ſie überreichen ſollte. Der König wickelte ſie ſelbſt aus, betrachtete ſie mit Wohlgefallen, und ſagte: der Herr von Lesdiguieres oder ich werden noch alle Fahnen der Feinde erbeuten. Sie wurden nach Nantes gebracht, wohin Er gieng, und blieben in der groſſen Kirche.

Dieſe letztere That, die dem Munde auch der hartnäckigſten Neider Lesdiguieres Lobſprüche entlockte, brachte den Herzog von Savoyen beynahe aufs Aeuſſerſte. Da ſie indeſſen dem ganzen Hof reichlichen Stoff zur Unterhaltung gab, wobey die einen Lesdiguieres, andere wieder den Marſchall von Biron höher hoben, der ihnen der gröſßte Feldherr ſchien: ſo nahm auch einſt der Herzog von Epernon, der dabey war, und ihnen lange zugehört hatte, das Wort, und ſagte laut zu jenen: wenn er zu wählen hätte, welcher von beyden er ſeyn möchte, ſo würde er lieber der Herr von Lesdiguieres ſeyn. Unparteyiſche verſagten dieſer Meynung ihren Beyfall nicht, da ſie von einem Richter herkam, der ſehr fähig war, in höchſter Inſtanz über das Verdienſt beider abzuurtheilen.

Zehntes Kapitel.

Lesdiguieres Aufnahme als Lieutenant general in Dauphiné. Crequy's Zweykampf mit Dom Philippin, Baſtard von Savoyen.

Der um dieſe Zeit erfolgte Tod des Marſchalls von Matignon hatte den Marſchall von Ornano vermocht, ſeine Stelle als Lieutenant general in Dauphiné niederzulegen, um die in Guyenne dafür zu übernehmen. Da nun die Dienſte, die Lesdiguieres dem König ſo treu und glücklich zu leiſten fortgefahren hatte, die gerechten Urſachen — um nicht zu ſagen, Verbindlichkeiten — erkenntlich dafür zu ſeyn, vermehrt hatten, er auch noch überdieß feierlich ſein Wort darauf gegeben hatte, ſo konnte er es nicht länger aufſchieben, ihn öffentlich mit einer Würde zu beehren, der er ihn zuvor ſchon für ſich ſelbſt verſichert hatte.

Indeſſen koſtete es doch noch viele Mühe, den Marſchall dazu zu bewegen, weil er ſich die Länge der Zeit zu Nutz zu machen gedachte, (wie wir oben bemerkt haben) und noch dazu die Capitainerie von Chateautrompette zu bekommen wünſchte, ehe Lesdiguieres ſeine Beſtallung dem Parlemente wie gewöhnlich vorlegte, um daſelbſt angenommen zu werden. Da man ihm indeſſen rieth, nicht hartnäckig darauf zu beſtehen, gab er nach, und der Entſchluß des Königs blieb unveränderlich hierin. Denn er wußte wohl, daß er Lesdiguieres keine Belohnung geben konnte, die ihm zuträglicher und angenehmer geweſen wäre als dieſe, ſowohl weil der Ehrgeiz aller großen Männer dahin geht, die Erſten in ihrem Lande zu ſeyn, als weil die beſondere Beſchaffenheit dieſer Provinz dieſe Stelle zu einer der ehrenvolleſten in ihrer Art macht, indem die

die Provinz den erſtgebornen franzöſiſchen Prinzen ihren Namen giebt, und beynahe jederzeit einen Prinzen vom Geblüt zum Befehshaber hat, der nicht vom Hofe weg, oder doch wenigſtens ſehr ſelten ins Land kömmt, daher der Lieutenant general in deſto größerm Glanz darinn erſcheint, weil er nicht durch ſtärkere Stralen verdunkelt wird. Da Lesdiguieres übrigens auch ſich viele Freunde und ein großes Vermögen daſelbſt erworben hatte, war dieſe Stelle paſſend für ihn, und kein andrer würde je ſo viel Anſehn darinn erlangt haben, wie er.

Dieſe Betrachtungen alſo beſtärkten den König in ſeinem Vorſatz und Verſprechen, und vermochten ihn, dem Marſchall von Ornano den gemeſſenen Befehl zu ertheilen, nach Guyenne zu gehen; worauf Lesdiguieres von dem Parlement aufgenommen wurde, und den erſten Platz darinn einnahm, vermöge eines beſondern Vorrechts, das die Generalverweſer dieſer Provinz haben. Hierauf hielt er ſeinen Einzug in Grenoble mit großer Feierlichkeit, um ſo mehr als dieſe Ceremonie kurz auf die Eroberung des Forts Barraur folgte, und es eben ſo gut das Anſehn hatte, es halte ein Feldherr einen Triumph, als es komme ein Königsverweſer, um Beſitz von ſeiner Stelle zu nehmen. — Unter allen, welche die Sitte verband, öffentliche Anreden an ihn zu halten, zeichnete ſich Jean de la Croix Chevrieres, Generaladvokat im Parlement, ein groſſer Redner und nachher würdiger Biſchoff von Grenoble durch eine ſehr gelehrte und beredte Rede aus.

Da er alſo als Lieutenant general angeſtellt war, nutzte er ſich die Schwäche der Feinde des Königs, um die nöthigen Anſtalten zu Erleichterung

des durch den langwierigen Krieg niedergedrückten Volks zu treffen, und da dieß Geschäft ihn nach verschiedenen Gegenden der Provinz führte, so brachte seine Gegenwart daselbst Wirkungen hervor, wie die Sonne an Orten, die sie näher bestralt. Um indessen selbst auch für sich einen Antheil an der Erholung zu genießen, die er andern verschaffte, brachte er den Rest dieses Jahrs und einige Monate des folgenden auf seinen Gütern zu, und beschäftigte sich mit seinen besondern Angelegenheiten und den Verrichtungen der Aemter, die er itzt übernommen hatte.

Unterdessen ward der Friede von Vervins geschlossen, worinn der Herzog von Savoyen ebenfalls mit begriffen war. Um des Vortheils willen, der dem Staat daraus erwachsen konnte, mußte sich Lesdiguieres wohl mit darüber freuen; unerachtet er es einiger massen bedauerte, daß ihm dadurch die Frucht einer Unternehmung entgieng, die er für unfehlbar hielt.

Da er nämlich in Erfahrung gebracht hatte, daß der Herzog bey einer Verwandtin des Gouverneurs im Fort von Montmelian, Grafen von Brandir, verliebte Besuche mache, und nach Gelegenheit ganze Tage und Nächte daselbst zubringe, so hatte Lesdiguieres seine Maasregeln darnach genommen, ihm den Spaß zu machen, und ihn dort einzuschliessen. Er hatte zu dem Ende seine Truppen zu Roß und zu Fuß um Barreaux gelegt; die des Herzogs waren in Savoyen, schwach und weit aus einander verlegt, in verschiedenen Garnisonen. Nun dachte er denn einmal Nachts die Stadt Montmelian, mit Hülfe einer Petarde, zu erobern, wie er nachher im Jahr 1601 wirklich that, wie es auch sogleich nicht schwer gewesen wäre;

nähret; so gleich wollte er das Fort blokiren, wo der in Liebesbanden liegende Herzog sich in einer weniger angenehmen Gefangenschaft, als jene, befinden haben würde. Diesen Plan hatte er vorzüglich in der Absicht gemacht, um seinen Tapferkeitsmuth und besten Gehülfen in der Gefangenschaft, wieder auf freyen Fuß zu stellen.

Da aber auf diesen Friedensschluß jeder zu den Seinigen zurückkehrte, so hingen beyde Theile auf eine Zeitlang das Schwerd an die Wand. Indessen werden wir doch zween brave Männer es noch einmal ziehen sehen, um eine Privatsache auszufechten. Diese Sache ist so merkwürdig, daß keine Geschichte dieser Zeit sie mit Stillschweigen übergeht. Da aber die Erzählung davon mir mehr als keinem andern zukommt, so will ich sie hier beybringen, so wie ich sie aus der ersten Quelle selbst habe.

An der Stelle dieser Geschichte, wo von der Einnahme von Chamousset die Rede ist, haben wir gesehen, wie Dom Philippin, natürlicher Bruder des Herzogs von Savoyen, als er gezwungen war, sich zu retiriren, sein Kleid mit dem eines gemeinen Soldaten vertauschte, um die Schande eines Rückzugs zu bedecken, der für eine Flucht gelten konnte. Aus Versehen oder wie es kam, hatte er jenem eine schöne Schärpe gelassen, die durch die Gefangennehmung dieses Soldaten einem Sergent von Crequy's Regiment zu Theil und an diesen für drey Ducatons verkauft wurde.

Als nun am folgenden Tag ein Trompeter von den Feinden kam, um die Todten abzufordern, so gab ihm Crequy den Auftrag, Dom Philippin in seinem Namen zu sagen: er möchte einandermal Ge-

schenke von Damen sorgfältiger aufheben. Empfindlich über diese Warnung, die aus dem Munde eines Feindes eine Bravade scheinen konnte, behielt es Dom Philippin lange auf dem Herzen, bis Crequy, nachdem seine Gefangenschaft durch den Frieden von Vervins geendigt war, dem Herzog zu Chambery aufwartete, wo dann Philippin Mine machte, Genugthuung dafür nehmen zu wollen. Allein der Herzog traf so gute Vorkehrungen ihn daran zu verhindern, daß es blos bey der Miene blieb, und Crequy beynahe an allen Ecken der Strassen Wachen zu seiner Sicherheit fand.

Als er nach Grenoble zurück war, schickte Dom Philippin zu ihm und ließ seine Schärpe fordern; und da er zur Antwort bekam, er möchte sie selbst holen, so kam er, doppelt gereizt, nach Gieres, eine kleine Meile von Grenoble, wo Crequy ebenfalls hinkam, und sie sich ohne Sekundanten schlugen. Dom Philippin wurde gesetzt, erhielt aber von ihm das Leben und einen Wundarzt zum Verband, worauf sie als Freunde aus einander giengen.

Da der Herzog von Savoyen von diesem Zweykampf Nachricht erhielt, und äusserst über Dom Philippin aufgebracht war, daß er sich hatte besiegen lassen, so ließ er ihm verbieten vor ihn zu kommen, bis er diesen Flecken wieder abgewaschen hätte; und sein Zorn stieg noch höher, da er durch das Gerücht vernahm, Crequy habe sich gerühmt, Blut von dem Savoyischen Fürstenstamme vergossen zu haben. Dom Philippin war also genöthigt Revanche zu verlangen, und ihn abermals durch den Baron von Attignac zu fordern.

Da die Strenge der Duellverbote nicht gestattete, diesen Zweykampf auf dem Gebiet von Dauphine

vorzunehmen, und Crequy überdieß als Schwägerſohn des Generalverweſers der Provinz um ſo mehr ein Beyſpiel von Achtung für dieß Verbot geben mußte, ſo machte man einen Ort dazu in dem Staat des Herzogs aus, unter Saint André am Ufer der Iſere, mit folgenden Bedingungen.

„Sie ſollten ſich zu Fuß, im bloſſen Hemde auf „Dolch und Degen ſchlagen; Antignac ſollte Dom „Philippins, la Buiſſe Crequy's Sekundant ſeyn; „auſſer ihnen ſollte ſich niemand auf dem Platz befin„den; und ſie ſollten die Kämpfer nicht trennen, bis „einer von beiden gefallen wäre; zwölf von Adel aus „Dauphiné und eben ſo viel aus Savoyen ſollten ſich „bereit halten, die Leiche des Ueberwundenen zu über„nehmen, und zu verhindern, daß dem Sieger kein „Leid geſchähe; die Savoyiſchen ſollten ſich ſo weit „entfernt halten, als die von Dauphiné nöthig hatten, „um über das Waſſer zu fahren, und an Ort und Stelle „zu kommen, was durch einen Reiter abgemeſſen „wurde, der zu gleicher Zeit als das Fahrzeug ab„ſtieß im Galop vom Ufer landeinwärts ritt.

Man diſputirte lange darüber, ob die Sekundanten ebenfalls Antheil daran nehmen ſollten; indem beyde nicht gern bloſſe Zuſchauer dabey abgeben wollten; endlich aber wurde für gut befunden, daß ſie das Ende abwarten ſollten, ohne ſich darein zu miſchen.

Nachdem Crequy und Dom Philippin nach dem Kampfplatz abgegangen waren, ſo ritt la Buiſſe recognoſciren, ob nicht etwa ein Hinterhalt gelegt oder eine größere Anzahl Adelicher vorhanden ſeyn möchte, als verabredet wäre; nachdem ſie hierauf ebenfalls viſitirt waren, redete la Buiſſe, der Dom Philippin

herbeyführte, ihm dabey unaufhörlich von Crequy's Tapferkeit vor, um ihm Furcht beyzubringen, und kaum hatte er ihn erblickt, so schrie er: wir haben ihn, er ist unser! worauf Dom Philippin kalt versetzte: woher haben Sie denn eine so schlechte Meynung von mir? la Buisse antwortete: „das nicht; ich denke sehr vortheilhaft von Ihnen; sage Ihnen aber dieß deswegen, weil Sie es mit dem rüstigsten schärfsten Degen in ganz Frankreich zu thun haben!“

Als sie anfingen sich zu messen, bemerkte Dom Philippin sehr fein, daß Crequy ihm die ganze Sonne gelassen hatte, und sagte daher zu la Buisse: er sollte sie ihnen theilen, und indem er dieß selbst ins Gleiche bringen wollte, fiel er mit solchem Ungestüm auf Crequy aus, daß die Zuschauer am Erfolg zweifelten, indem sie ihn immer in Dom Philippins falschen Stößen sahen. Dessen Hitze hatte aber nichts gefruchtet, als daß Crequy aus seiner ersten Lage gedrängt worden war; dieser ersah aber den Augenblick, mit solcher Einsicht, Geschicklichkeit und Kraft auszufallen, daß er ihn niederstürzte, an den Boden hefte te und ihm sagte, er solle um sein Leben bitten, was Attignac selbst für ihn thun wollte, aber zu spät, indem er nicht mehr im Stand war, es zu empfangen.

Crequy gieng über die Rhone zurück, mit den zwölf Adelichen, die ihn einholten, und ließ den Savoyarden tod auf dem Platz, wo ihn die andern abholten. Der Sieger dankte Gott für den glücklichen Ausgang des Handels, der die Achtung, in der er schon stand, rechtfertigte, indem jeder sagte: er sey ein würdiger Sohn eines so würdigen Schwiegervaters.

Eilftes Kapitel.

Lesdiguieres Reiſe nach Hof, und deren Erfolg.

Da der Herzog von Savoyen um dieſe Zeit beſchloſſen hatte, den König zu beſuchen, ſo viele Mühe ſich auch die Spanier gaben, ihn davon abzubringen, indem ſie befürchteten, er möchte dann nicht umhin können, das Marquiſat Saluzzo wieder herauszugeben; ſo hatte er ihm ſein Vorhaben durch den Chevalier de Breton einem ſeiner Reſidenten am Hof zu wiſſen gethan. Als nun Lesdiguieres erfuhr, daß er ſich zu dieſer Reiſe anſchicke, und ihn mit Hülfe derer, die ihn beym König unterſtützten, öffentlich anklagen wollte, ſo wie de Jacob und Rocans, Vertraute dieſes Fürſten bereits gethan hatten, die ihm den Bruch des Waffenſtillſtands, die beſondern Ausſchweifungen der franzöſiſchen Garniſonen in den Staaten ihres Herrn, Gelderpreſſungen. wider die Abſicht des Königs und eine Menge ähnlichet Dinge zur Laſt legten; ſo glaubte er ihm zuvorkommen, und ſich vor ihm nach Hof begeben zu müſſen. Denn da ihm nicht unbekannt war, daß die Verläumdung ſich gewöhnlich die Abweſenheit derer zu Nutz macht, die ſie angreift, ſo wollte er ſich zeigen, um ſie zu überführen, und ſich bey dieſer Gelegenheit ſo wenig als im Krieg überrumpeln zu laſſen.

Nachdem er alſo um Erlaubniß zu dieſer Reiſe bey dem König nachgeſucht hatte, ſowohl um ihm von ſeinen letztern Verrichtungen Rechenſchaft zu geben, als für die letzt empfangene Ehrenſtelle zu danken, erhielt er ſie um ſo leichter, da der König vor einigen Tagen, als er bey Gelegenheit der Einnahme des

Forts Barrau ſehr vortheilhaft von ihm ſprach, ſeinem Geſchäftsverwalter Guyton befohlen hatte, ihm zu ſchreiben: Er ſey ausnehmend mit ſeinen Dienſten zufrieden und werde ihn zum Marſchall erheben, ſobald er etwas mehr Muſe habe, und weniger als itzt mit Geſchäften überhäuft ſey.

Er ging alſo am ſieben und zwanzigſten November von Grenoble ab, nachdem er zuvor an einigen Orten der Provinz, die durch die Bürgerkriege daraus verdrängte katholiſche Religionsübung wieder hergeſtellt hatte, und kam nach Fontainebleau, wo der Hof ſich aufhielt und im Begriff war nach Blois abzugehen, wenn die bald darauf erfolgte Ankunft des Herzogs nicht verurſacht hätte, daß man dieſe Reiſe vor der Hand noch ausſetzte. Er wurde öffentlich ſo gut als er nur wünſchen konnte, von dem König aufgenommen, und als er ihn unterthänig bat, für ihn noch ein Ohr gegen die Verläumdungen ſeiner Feinde offen zu haben, antwortete ihm der König: er habe von dieſer Seite nichts zu befürchten; Er habe nicht nur eins, ſondern zwey Ohren für ihn und könne er ſich verſichert halten, daß nichts zu ſeinem Nachtheil vorgehen werde.

Einige Tage darauf, am ſiebenzehnten December, langte der Herzog an, und wurde von dem König mit großen Freudenbezeigungen empfangen, ſo daß er ihn ſogar ſeinen Bruder nannte, und ihn drey bis viermal umarmte. Da ihm der Herzog, was aber der König nicht zugab, die Hand küſſen wollte, ſagte er: er bringe Sr. Majeſtät ſeine Perſon und ſeine Staaten, um nach ſeinem Gefallen darüber zu ſchalten. Nachdem die Complimente vorbey waren, giengen ſie in eine Gallerie, wo ſie eine Zeitlang beyſammen

men blieben, der Herzog immer mit entblößtem Haupte, bis gegen das Ende, da der König ihn ſich bedecken hieß. Hierauf wurde er dem Grafen von Soiſſons, als Kron-Obriſt-Hofmeiſter übergeben, der ihn nach dem Apartement führete, das für ihn eingerichtet war.

Hierauf begab ſich der König in ſein Kabinet, und da Lesdiguieres hinkam, rief er ihn zu ſich, und unterredete ſich lange Zeit im Geheim mit ihm. Dann führte Er ihn nach dem Zimmer des Herzogs, wo Er zu diesem ſagte: „Hier, mein Bruder, iſt der Herr „von Lesdiguieres, einer meiner beſten Diener, der „Ihnen ſeine Aufwartung machen will; ich bitte Sie, „ihn zu lieben, denn er verdient es. Ich habe ihm „befohlen Sie zu ehren und Ihnen Dienſte zu leiſten" — Der Herzog erwiederte nichts, bückte ſich jedoch ihn zu umarmen, wiewohl ziemlich froſtig.

Der Geſchichtſchreiber Matthieu, den man beſchuldigt, daß er ſich eben nicht allzugenau an die Wahrheit binde, hat hievon geſchrieben: „unter den „Herren bey dem König am Hofe habe der Herzog „bemerkt, daß Lesdiguieres, der ihm ſo viel Verdruß „gemacht habe, nicht eben ſo am Hofe, wie in Dau„phiné unter den erſten ſey." Juſt weil dieſe Stelle einer Partheylichkeit für den Herzog verdächtig iſt, deſſen Partie dieſer Schriftſteller beynahe in allen Stücken nimmt, habe ich genau alle Umſtände von dieſer Zuſammenkunft angeführet, um die Unterſchiebung deſto einleuchtender zu machen. Uebrigens übergehe ich es, daß dieſe Bemerkung mehr nachtheilig als vortheilhaft für dieſen Fürſten wäre, als wenn ihm bey ſeiner ſo hohen Kenntniß von den Welthändeln der verſchiedene Rang der Herren eines ſo berühmten und be-

kannten Reichs wie Frankreich, nicht bekannt gewesen wäre, er also im Grund nicht gewußt hätte, was nicht zu wissen schon beynahe an jedem gemeinen Mann tadelhaft wäre.

Nachdem der Hof einige Zeit darauf nach Paris zurückgekehrt war, und der König den Herzog unter andern Vergnügungen, die Er ihm verschaffte, auch zu einem Ballspiel geführt hatte, wo Crequy eine Parthie mit andern Herrn anfieng; wurde Er gewahr, daß ihn der Herzog wegen Dem Philippus Tode nicht gerne sah, und hatte daher die Gefälligkeit, ihn vom Spiel weggehen zu lassen, und seine Raquette zu nehmen; ein Zug von der Herzensgüte des besten vollkommensten Monarchen der je war.

Da unterdessen die Sache wegen des Marquisats Saluzzo von Seiten des Herzogs so in die Länge gezogen wurde, daß man üble Absichten dabey argwöhnte, so fand der König für dienlich, Lesdiguieres auf seinen Posten zurück zu schicken, um sich daselbst bereit zu halten, diesen Staat zu übernehmen, wenn er übergeben werden würde, oder wo nicht, den Herzog mit Krieg zu überziehen. Dessen Zögerungen und Kunstgriffe endlich auf einen Vergleich hinausgiengen, den er unterzeichnete und der in der allgemeinen Geschichte nachgesehen werden kann, worauf er vom Hof abreiste; allein nichts weniger als gesonnen, sein Versprechen zu halten.

Zwölftes Kapitel.

Reiſe des Königs nach Lyon. Savoyiſcher Krieg (2).

Als der Herzog in ſeine Staaten zurück war, und der König wohl ſah, daß er keine Anſtalt machte, Ihm Wort zu halten, ſo beſchloß Er, ihn mit Gewalt dazu anzuhalten, nachdem Er ſich überzeugt hatte, daß alle andere Wege fruchtlos ſeyn würden. Er war zu dem Ende nach Lyon gekommen, und ſo großmüthig, ihm zuvor Nachricht davon zu geben, und erwartete nun ſeine Antwort. Mehrere Gänge wurden in der Sache gethan, weil ſie aber nichts zur Befriedigung des Königs wirkten, und bey allen Unterhandlungen, nichts als Worte herauskamen, konnte Er es nicht länger verſchieben, ihm den Krieg anzukündigen, unerachtet Er dieſe Reiſe beynahe wie ein bloßer Privatmann, und ohne alle Zurüſtung gemacht hatte.

Da aber die Macht großer Monarchen ein Nachbild von der der Gottheit iſt, ſo wirkt ſie auch ſchnell, und es iſt ihnen eigen, in einem Augenblick große Dinge zu wirken. Als einige Seiner Miniſter Ihm vorſtellten, Er ſey nicht im Stand, dieſen Zug zu unternehmen, indem der König von Spanien ſich unfehlbar mit darein miſchen würde, um ſeinen Schwiegerſohn nicht zu Grund richten zu laſſen, antwortete Er ihnen blos: „Er entſchließe ſich dazu auf den „Rath und die Verſicherungen des Herrn von Lesdi„guieres, der kein leerer Schwätzer noch junger Menſch „ſondern einer der weiſeſten Männer ſeiner Zeit ſey, „und dem man glauben müſſe wie dem Evangelium!“ Durch dieſe und viele andere ähnliche Reden bewies Er das vollkommene Zutrauen, das Er in ihn ſetzte.

Lee-

Lesdiguieres arbeitete unterdessen an Aushebung der Truppen, und da einige Regimenter aus Langue Doc nicht sobald kommen konnten, hatte er für gut gefunden, den Kassier de-Franc an den König abzuschicken, um Ihm vorzuschlagen, Sein Garderegiment voraus in Savoyen einrücken zu lassen; allein der König war nicht dieser Meynung, und gab zur Antwort: „Dieß sey die sechste Legion, die ihren „Cäsar nicht verlasse. Er wolle lieber warten."

So bald Seine Armee in marschfertigem Stand war, und Lesdiguieres nach Lyon kam, so beschloß der König, nachdem Er von neuem darüber mit ihm konferirt hatte, drey Unternehmungen, die zu gleicher Zeit ausgeführt werden sollten. Er befahl ihm, sich des Flecken Montmelian zu bemächtigen, während Grillon, Mestre de camp von Seinem Garderegiment, die Hauptstadt von Savoyen, Chambery einschlösse, und der Marschall von Biron in Bresse eindränge, um Bourg wegzunehmen.

Als die Zeit zur Ausführung, der vierzehnte August, gekommen, und Lesdiguieres nach Grenoble in der Eigenschaft eines Generallieutenants der Armee zurück war, was den Marschall und eine Menge andrer äusserst verdroß, so verfügte er sich in einer Nacht vor Montmelian, und übertrug Crequy und Morges die Ausführung seiner Unternehmung. Der erste ließ sogleich eine Petarde an das Thor gegen das Kapuzinerkloster anlegen, und hielt sich mit seinem Regiment, das mit einer Menge Freywilliger aus Dauphiné verstärkt war, zum Angriff fertig. Nachdem die Oeffnung gemacht war, drang Bardonnanche, ein würdiger Sohn desjenigen, der an Lesdiguieres ersten Thaten so großen Antheil hatte, zuerst

in

in die Stadt, der man ſich um ſo leichter bemächtigte, da die erſchrockne Beſatzung ſich nach der Kirche geflüchtet hatte, und die Inwohner ins Schloß gegangen waren.

Morges hatte ebenfalls eine Peterde an das Thor gegen Chambery gelegt, aber ohne Wirkung, weil es terraſſirt war. Der Marſchall von Biron ſeiner Seits bemächtigte ſich Bourges in eben der Nacht. Grillon aber, der nicht ſobald ankommen konnte, begab ſich bald darauf nach Chambery, geführt von dem Capitain Allegret, den ihm LeDiguieres dazu geſchickt hatte. Als das Regiment dahin kam, griff ein Theil die Vorſtadt gegen Montmelian der andere die gegen Reclus an, und trafen beyde in der Mitte auf einander, ohne ſich zu kennen; indem ſie alſo einander für Feinde hielten, fielen ſie einander ſo wütend an, daß von beyden Seiten welche auf dem Platz blieben. Sie erkannten ſich aber bald darauf am Loſungswort.

Als dem König die Nachricht von dieſer glücklichen Eröffnung des Feldzugs hinterbracht wurde, gieng er bis Barraur, und bezeugte ſich ſehr vergnügt, dieſen Platz zu ſehen, von wo Er ſich nach Montmelian verfügte, das er Crequy übergab. Er ließ hierauf de Jacob, dem Kommandanten ſagen: Da es nicht Seine Abſicht ſey, ſo viele arme Leute zu Grund zu richten, die nichts für die Fehler ihres Fürſten könnten, ſo biete Er ihnen Seine Gnade an, und wolle nicht mit Strenge gegen ſie verfahren, wenn ſie ſich nur freywillig unterwürfen.

De Jacob, von dem Präſidenten Rochette begleitet, dankte Ihm, und bat Ihn unterthänigſt, ihnen nur drey Tage Friſt zu ſetzen, um dem Herzog

erſt

erſt Nachricht davon zu geben, was ihm auch bewilligt wurde; allein das Volk, ungeduldig, all das Uebel zu vermeiden, das bey dergleichen Gelegenheiten die gewöhnliche Folge der Hartnäckigkeit iſt, zwang de Jacob, die Thore zu öffnen, unerachtet der Herzog ohne die Einwohner beynahe fünfhundert Mann daſelbſt gelaſſen hatte.

Hier gieng die eitle Weiſſagung in Erfüllung, daß am 15. Auguſt 1600. kein König in Frankreich ſeyn werde.

La Buiſſe wurde als Befehlshaber daſelbſt angeſtellt. Die vom Schloß, die acht Tage Bedenkzeit erhalten hatten, und denen der König ſie um ſo leichter zugeſtanden hatte, da Er ſich ſo verſichert halten konnte, daß ſie ſich unterdeſſen nicht in andre Plätze werfen würden, mußten, als ſie keinen Entſatz ſahen, endlich kapituliren.

Lesdiguieres ſtand unterdeſſen mit der Armee auf der Seite von Conflans, einem ſehr guten Schloß auf dem Weg ins Tarenteſiſche, und nachdem er durch Menſchen zwo Kanonen auf einen Berg hatte ziehen laſſen, um es zu beſchießen, ergab ſich die Beſatzung von nicht weniger als zwölfhundert Mann, nachdem ſie etwa funfzig Schüſſe ausgehalten hatte, auf die einzige Bedingung, daß man ihr das Leben laſſen ſollte. — Das Schloß von Miolans, durch ſeine Lage ſchon feſt, und in großem Ruf, kapitulirte ohne ſich erſt beſchießen zu laſſen.

Nachdem der Paß nach Tarenteſe erobert war, mußte man noch den von Maurienne wegnehmen, der durch das Fort Charbonniere beſetzt iſt, wie wir ſchon oben beſchrieben haben. Lesdiguieres kehrte ſich

alſo

alſo nach dieſer Seite, und ließ durch Crequy und Morges das Städtchen Aiguebelle überfallen, ehe die Beſatzung und Inwohner, die ſich ins Schloß zogen, Zeit hatten, es in Brand zu ſtecken. Hierüber kam der König nach, und juſt auf dem Punkt, als neun Kanonen und zwey kleine Stücke den Ort ſo übel zugerichtet hatten, daß die Belagerten nicht mehr wußten, wo ſie bleiben ſollten. Sie verließen daher auch ihre Auſſenwerker, und hörten ganz auf zu ſchießen. Da nun ihr Stillſchweigen verſchieden erklärt wurde, und jeder den Grund davon angab, der ihm der beſte ſchien, urtheilte der König ſelbſt am richtigſten davon: ſie hätten ſich verſammelt, um ihre Kapitulation mit einander zu verabreden. Wirklich verlangten ſie auch bald darauf zu kapituliren, worauf der König zu den Herrn, die um ihn waren, ſagte: in ſeinen militäriſchen Urtheilen irre er ſich ſo wenig als Hirten in ihren Wetterprophezeihungen.

Da indeſſen die Belagerten, die keine andere Sicherheit als Sein Wort, verlangten, anfiengen Morges und zwo Compagnien vom Garderegiment einziehen zu laſſen, fiengen einige von ihnen, die es verdroß, ohne Fahnen abziehen zu müſſen, (was Kriegsleute für eine groſſe Schande halten) von neuem an zu feuern, worüber das Beſchießen wieder angieng. Sie wurden aber gezwungen, es beym Alten zu laſſen, und zogen ungefehr zweyhundert Mann ſtark ab.

Siebentes Buch.

Erſtes Kapitel.

Verfolg des Savoniſchen Kriegs. Einnahme von Montmeilan.

Die Strapazen, welche der König in dieſem Kriege ausgeſtanden hatte, hatten ſeiner Geſundheit einen Stoß gegeben, weßwegen er ſich nach Chambery und von da nach Grenoble begab, und Lesdiguieres die Sorge für das, was noch übrig war, den Herzog zur Raiſon zu bringen, überließ.

Nachdem ſich Lesdiguieres leicht von dem Reſt von Maurienne Meiſter gemacht hatte, kam er durch Carenteſe zurück, und rückte vor das Fort Brian connet, das den Paß von Monſtiers, der Hauptſtadt des Landes, verſchloß. Die Feinde warfen ſich ſogleich in einen holen Felſen über dem Wege, der ſo vortheilhaft gelegen iſt, daß man ſagen möchte, es gäbe keine Macht, die er nicht aufzuhalten vermöchte. Lesdiguieres hatte bemerkt, daß der Zugang, der nicht über zwey Fuß breit iſt, nicht ſonderlich feſt war, und wußte auch ſonſt noch, daß darinn mehr Bauern als Soldaten lagen; er ließ daher zwey Stücke darauf richten, die auf fünf bis ſechs Schüſſe den Paß öfneten: unterdeſſen kletterten die Soldaten mit unglaublicher Kühnheit trotz allen Schwierig-

rigkeiten hinein, und machten ſich Meiſter davon, hieben in Stücken, was ſich widerſetzen wollte, und nahmen die übrigen, nebſt ihrem Capitain, Lodes, der eine Schußwunde bekommen hatte, gefangen. Ein andres benachbartes Fort, Saint Jacomo, das mit vier Schüſſen beſchoſſen worden, und mit dieſer Ehre zufrieden war, ergab ſich am folgenden Tag, ſo daß die Stadt Monſtiers, die durch Wegnehmung dieſer beyden Forts entblößt war, ſogleich ihre Thore öfnete.

In ganz Savoyen war nun weiter nichts mehr übrig, als das Schloß Montmelian, auf das ſich der Herzog ſo ſehr verließ, daß er den unfehlbaren Untergang der ganzen königlichen Armee davor erwartete. Dieſer Platz wird für einen der beſten in Europa gehalten, weil er vor Minen, Erſteigung und Ueberrumplung geſichert iſt, bis dahin auch nie beſchoßen worden war, und alſo dem Anſchein nach nichts als den Himmel zu fürchten hatte. Er liegt auf der Spitze eines beynahe ringsum jäh abgeſchnittenen Berges; fünf große Baſtions, wohl bekleidet, wohl flankirt und mit guten Zangenwerkern verſehen vertheidigen ihn; einen einzigen Zugang giebt es von der Stadtſeite, aber mit einem Graben. Er war überdieß mit allen Erforderniſſen und Bequemlichkeiten verſehen, um eine lange Belagerung auszuhalten.

Da nun alle dieſe Vorzüge zuſamen das Schloß für unbezwingbar anſehen ließen, ſo zweifelte man, daß es in der Macht des Königs ſtehen würde, damit fertig zu werden, und die Höflinge ſprachen davon als von einer beynahe ganz unmöglichen Sache. Leodiguieres aber, der ihn beſſer als kein anderer kannte, indem er ihn ſorgfältig hatte rekognoſciren laſſen, und man überdieß in der

Stadt das Verzeichniß der seit kurzem hinein geschafften Vorräthe gefunden hatte, trug kein Bedenken, dem König, als er den ganzen Hof in Sorgen darüber sah, gerade heraus zu versichern: er wolle die ganze Kriegskosten bezahlen, wenn der Platz nicht in Monatsfrist durch Gewalt oder Kapitulation eingenommen sey.

Seine Neider, die nichts so sehr wünschten, als seine Umstände in Verfall gerathen zu sehen, glaubten in der That damals: er habe nun dadurch selbst die Gelegenheit dazu durch ein Versprechen an die Hand gegeben, dessen Erfüllung sie weder für ihn noch für einen andern möglich hielten. Der König verließ sich aber auf seine hohe Tapferkeit, verwarf diese furchtsamen Rathschläge, und entschloß sich auf sein Wort nicht nur zu dieser Unternehmung, sondern überließ ihm auch ganz die Ausführung (3).

Der Kommandant des Platzes, Graf von Brandix wurde sogleich zur Uebergabe aufgefordert; antwortete aber mit Drohungen und Bravaden: wenn man ihn belagere, solle Montmelian der Kirchhof der Franzosen werden. — Nachdem die zu Batterieen geschickte Plätze recognoscirt worden waren, ließ Lesdiguieres sieben Kanonen auf einen ganz abhängigen und sehr schwierigen Hügel, gegen über von dem Platze schaffen, was die Belagerten schon sehr stutzig machte; ihre Verwunderung stieg aber noch höher, als sie sich aus sechs Batterien zugleich begrüßt sahen. Neben den sieben Kanonen von der Anhöhe, die bestimmt waren, Lücken zu schießen, waren in der Ebene am Fuß des Berges zwo gegen das Bastion von Miauvoisin und andre Stellen gerichtete Batterien; sie griffen auch zugleich noch

einen

einem alten Thurm an, der zur Hechwarthe diente, und ehmals schon von der französischen Artillerie unter Franz I. als er nach Italien zog, beschossen worden war. Ueberdieß waren noch zwo andre Batterien in der Stadt und zwo über dem Wasser, um in dem untern Theil des Forts das Portal des Hauptgebäudes zu bestreichen, und auf diejenigen zu schießen, welche heraus und zur Vertheidigung der Sturmlücke aufziehen wollten. Dieß setzte die Belagerten noch mehr in Verlegenheit, wie sie auch hernach selbst aussagten. Indessen unterließen sie nicht, Tag und Nacht zu schießen, um die königliche Artillerie zu hindern, welche aber, da sie sich gut gedeckt befand, vielen Schaden that, ohne selbst welchen zu leiden.

Da dieß ohne Unterlaß so fort gieng, so wurden die Belagerten dadurch so weit gebracht, daß sie nur noch aufs Ausharren bedacht waren, und der Graf von Brandix anfieng, von der hohen Meynung, die er von seinem Fort hatte, etwas nachzulassen, und in dem Beystand des Herzogs Sicherheit gegen gänzlichen Ruin zu suchen. Zu eben der Zeit wurde der Cardinal Aldobrandini von dem Pabst abgeschickt, um den König zum Frieden zu vermögen. Ich würde einen großen Umweg machen, und Gefahr laufen meinem Leser Langeweile zu verursachen, wenn ich mich hier über die nähern Umstände dieser Unterhandlung verbreiten wollte, welche man in der allgemeinen Geschichte ausführlich finden kann. Da überdieß Lesdiguieres keinen Antheil daran hatte, so muß ich mich wohl mit ihm auf die Belagerung von Montmelian einschränken, zu deren glücklicher Beendigung jeder Tag ihm größere Hoffnung machte.

Für meinen jetzigen Zweck will ich blos anmerken, daß da er den Legaten bekomplimentiren ließ, dieser sich sehr darüber unter seinen Freunden freute, und große Zufriedenheit darüber bezeugte: „diese „Ehre von einem so ehrenwerthen Herrn zu erhalten, „als Herr von Lesdiguieres, dem zur Vollkommenheit „nichts fehlte, als daß er noch Katholike wäre, und „dessen Vortreflichkeit so wenig ihres gleichen finde.“ — Auch dankte er ihm sehr angelegentlich, und sagte dabey: „Das Glück seiner Bekanntschaft sey eine „der größten Vergnügen, die er auf dieser Reise ge„nossen habe.“ — Indessen hatte es doch sein Oheim, der Payst, in Ansehung seiner Religion, befremdend gefunden, daß der König sich seiner bediene. Da er sich darüber gegen den Cardinal von Ossat, Residenten des Königs zu Rom, herausließ, hatte dieser ihm geantwortet: der König bediene sich seiner nicht aus dieser Rücksicht, sondern als eines Nachbarn von Savoyen, und weil er mehr Kenntniß davon habe, als kein anderer; wobey er ihn überdieß lobte, wegen seiner Sanftmuth die er jederzeit gegen die von der Kirche bewiesen haben, wegen der Vermählung seiner einzigen Tochter und Erbinn an einen katholischen Herrn, und wegen der Hoffnung, die er gebe, nicht in dieser Religion sterben zu wollen, worüber der Payst sich sehr vergnügt bezeugte. Dieß alles kann man ausführlicher sehen in der Sammlung der Briefe dieses Kardinals, worauf ich den Leser verweise.

Die Eile und Sorgfalt Lesdiguieres mit Montmelian zu Ende zu kommen, waren so groß, daß der Graf von Brandix in kürzerer Zeit, als Lesdiguieres sich ausbedungen hatte, zu kapitulieren beschloß, und, nach einigem Widerstand der minder Erschro-

ſchrocknern, ſein Wort und ſeine Geiſſeln und einige Tage darauf den Platz dem König übergab, welcher Crequy als Befehlshaber darinn anſtellte. Sicher empfanden Lesdiguieres Neider dieß nicht minder ſchmerzlich als der Herzog ſelbſt, für den dieſer Verluſt von äuſſerſter Wichtigkeit war; denn er konnte mit Wahrheit ſagen, er habe mit dieſem Platz zugleich den Namen eines Herzogs von Savoyen verlohren, indem dieß der einzige in ſeinem Staate war, auf den er noch einigermaſſen fußte.

Indeſſen iſt ſoviel gewiß, daß, wenn Lesdiguieres allein die Direktion dieſer Belagerung gehabt hätte, man noch eher damit zu Stand gekommen ſeyn würde. Allein er konnte nicht hindern, daß unter dem Vorwand, dem König zu dienen, viele Perſonen, und zwar vom höchſten Rang, ihr Möglichſtes thaten, ihn zu hindern; und dieſe Sache, da ſie ſie nicht ganz unmöglich machen konnten, wenigſtens weit mehr in die Länge zu ſpielen. Wenn ich hier nicht alle die einzelnen Umſtände anführte, die zu dieſer Belagerung gehören, wie die Gänge des Chevalier von Briqueras zum Herzog von Seiten der Belagerten, die Friedensunterhandlungen des Kardinals, die Ankunft des Herzogs zu Emo, um ſich blos zu zeigen; denn weiter that er nichts; und dgl. mehr; ſo geſchieht dieß nicht aus Vernachläßigung, ſondern weil ſie auſſer meinem Zweck liegen, und ich, da die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber ſie ausführlich genug erzählen, mich allzuweit von meinem Gegenſtand zu entfernen geglaubt haben würde, der ſich jederzeit einzig auf die Perſon Lesdiguieres einſchränken und mit der Reihe ſeiner Thaten fortlaufen muß.

Zweytes Kapitel.

Lesdiguieres wichtige Rathſchläge den Friedenstraktat mit Savoyen betreffend.

Da dieſer Krieg ſich mit einem der wichtigſten Verträge endigen mußte, welche die Könige von Frankreich je geſchloſſen haben, und dieß eine Materie iſt, welche den größten Politikern Europens zu ſchaffen machte; ſo wollen wir nun auch ſehen, was Lesdiguieres davon hielt, und dadurch zeigen, daß er nicht minder vortreflich im Rathgeben als im Ausführen war. Als er nämlich vom König Befehl erhielt, ſein Gutachten in der Sache zu ſagen, und doch durch eine Unpäßlichkeit verhindert wurde, perſönlich im Staatsrath zu erſcheinen, ſo brachte er es zu Papier, und überſchickte es an Villeroy, nachdem er zuvor eine Abſchrift davon für ſein Archiv hatte nehmen laſſen, von wo ich es genommen habe, um es mit ſeinen eignen Worten hier einzurücken.

„Obſchon ein Soldat, im Waffengetümmel aufgewachſen, weder Geſchicklichkeit noch Fähigkeit genug hat, um eine ſo wichtige Angelegenheit als die vorliegende, beſonders mit Männern zu verhandeln, die ſeit langer Zeit in wichtigen Geſchäften Uebung und Vollkommenheit erlangt haben, wie die Herrn vom königlichen Conſeil; ſo konnte ich doch nicht umhin dem gnädigſten Befehl Sr. Majeſtät, mein Gutachten über die gegenwärtigen Umſtände vernehmen zu laſſen, ehrfurchtsvoll Folge zu leiſten, und nehme mir, da ich es mündlich zu thun nicht vermag, die Freyheit, es ſchriftlich einzureichen, wobey ich jedoch wiederholt meinen Herrn bezeuge, daß ich es gänzlich ihrem Urtheil unterwerfe.

„D

„Es ſcheint mir demnach, bey allen Verträgen, „beſonders bey denen, die zwiſchen Souverains ge„ſchloſſen werden, ſey beſondere Rückſicht auf die Eh„re, Würde und den guten Ruf der Sachen ſowohl „als der Perſonen zu nehmen, damit Betrug und „Argliſt nicht über die einfache Wahrheit ſiegen, den „Redlichſten der Contrahenten bethören, dem, wel„cher gute Gründe für ſich hat, Zwang auflegen, ihm „ſein Recht entziehen, und ihn dem nachſetzen, der „am wenigſten, ſehr oft auch gar keins hat.

„Dieſe Vorſichtsregeln ſcheinen mir in vorlie„gendem Fall um ſo nöthiger, da man es mit Leuten „zu thun hat, welche in den meiſten Verträgen mit „den Beherrſchern Frankreichs dieſe hintergangen, be„trogen und vervortheilt haben, bald durch falſche „Auslegungen ihrer auf Schrauben geſetzten Worte, „bald durch mißliche Bedingungen, bald durch offen„baren Betrug und baare Wortbrüchigkeit; von „welchem allem leider nur zu viele Proben ſowohl in „italieniſchen und franzöſiſchen Geſchichtſchreibern, als „auch in den Archiven der Rechnungskammer von „Dauphiné vorkommen, namentlich in unſerm Jahr„hundert bey den Traktaten von Chambery, Foſſan, „Carignan u. ſ. w.

„Man hat alſo mit äuſſerſter Vorſicht bey dem „vorgeſchlagenen Tauſch des Marquiſats Saluzzo ge„gen Breſſe zu Werk zu gehen, und wohl zu erwä„gen, ob das, was der Herzog von Savoyen von ſei„ner Seite bietet, eben ſo vieles werth ſey und ausmache, „als was er inne hat; was meines Erachtens ſich nicht „alſo verhält, indem ich im Gegentheil ſehe, daß er „nichts giebt, das dem Marquiſat gleich zu ſchätzen „wäre, deſſen einzige Stadt Carmagnole dem Her-

„ſog ſchon allein mehr Vortheil bringt, als der König
„aus allem, was Ihm geboten iſt, nicht ziehen wird.
„Denn man muß wiſſen, daß dieſe Stadt, in der
„Mitte von Piemont gelegen, ſehr reich und einträg-
„lich iſt, indem es darinn die reichſten Bürger und
„bis Genua die beſten Kaufleute giebt, nebſt den
„ſchönſten Märkten in Italien, auch daß daſelbſt die
„Hauptgewölber oder Magazine von Piemont ſind.
„Ueberdieß iſt da eine Collegialkirche, welche Digni-
„täten und Pfründen von beträchtlichem Einkommen
„und eine Meile davon die Abtey Caſanova, die fünf
„und dreyßig tauſend Pfund jährlichen Einkommens
„hat.

„Ueberdieß iſt das Domanialeinkommen gegen
„achttauſend Thaler werth, und würde ſich wohl dop-
„pelt und dreyfach ſo hoch belaufen, wenn man Zoll,
„Schoß und Salzſteuer auf den Fuß erhöhen wollte,
„wie ſie in dem Lande des Herzogs ſtehen, und wie
„er ſie ſicher noch ſetzen wird, wenn es ihm bleibt;
„noch dazu genommen, die Schenkanlehn (emprunts
„[illegible]) und andere auſſerordentliche Erhebungen,
„die er ſeit der Uſurpation gemacht hat, und die ſich
„ſicher über zweymalhunderttauſend Thaler jährlich
„belaufen.

„Dieß alles nun führe ich an, um dadurch den
„Werth der einzigen Stadt Carmagnole ins Licht zu
„ſetzen, und zu zeigen, wie ungleich an Werth dage-
„gen das iſt, was der Herzog anbietet. Uebrigens
„iſt kein Zweifel, daß ſeine Abſicht und die der Spanier,
„die ihn zu dieſem Tauſch vermögen, vorzüglich dahin
„geht, den König auf die Seite dieſſeits des Gebirgs ein-
„zuſchränken und Ihn ſeiner alten Gerechtſame und
„Freunde in Italien zu berauben, auf welche Se.
„Ma-

„Majeſtät, wenn ſie dieſen Tauſch eingehen, nicht „umhin können werden, gänzlich Verzicht zu thun.

„Um alſo eine ganz vernünftige Eröfnung thun „zu können, muß man vor allen Dingen darthun, „daß der König wirklicher Herr und Eigenthümer ſo„wohl von dem Marquiſat Saluzzo als von ſechs und „dreyßig bis vierzig Städten oder Dörfern iſt, wel„che der Herzog ſonſt noch in Piemont uns vorenthält, „worunter die vorzüglichſten Cavours, Cony, Faſſan, „Savillan, Busque, Mondevis und einige andere „ſind.

„Zweytens, daß Er gleiches Recht auf Pigne„rol, Nizza, Aſti, Barcellonne, Gueraſi, und an„dere Güter hat, deren in den Vorſtellungsſchreiben „hierüber von den verſtorbenen Herrn dem Herzog „von Nevers und Marſchall von Bourdillon Erwäh„nung geſchieht, nebſt den rechtlichen Erkenntniſſen, „welche dem König Franz I das Herzogthum Sa„voyen und die von Breſſe abhängenden Stücke zu„ſprachen.

„Folglich müßte der Herzog dem König Sa„voyen nebſt Breſſe zurückgeben, wenn er nicht lieber „das herausgeben will, was er in Piemont inne hat, „nebſt dem Marquiſat, und noch dazu würde es nach „Verhältniß deſſen, was er vorenthält, nicht einmal „hinreichend ſeyn. Dabey übergehe ich noch mit „Stillſchweigen den Nachtheil, der dem Anſehn und „der Ehre Se. Majeſtat und allerhöchſt Dero Vor„fahren aus dieſer ungerechten Vorenthaltung er„wächſt.

„Sollten nach angeſtammter Huld und Milde „allerhöchſt Se. Majeſtät ſich mit Wenigerm zu be„gnügen geruhen, ſo möchte etwa der Herzog Saluz-

„so, Ravel, Versol, Dronier, Cental, Demont,
„Roque-Esparvieres und andre Güter und Thäler
„auf dieser Seite herausgeben, nebst denen von Sa-
„villan, Mondevis und andern schon genannten: zu-
„samt dem Vikariat von Barcellonne nebst den Graf-
„schaften Lucerne, Saint Martin und Valperouse,
„wovon ohnehin der Herzog wegen der Religion, zu
„der sie sich bekennen, nicht unumschränkter Herr ist.

„Dagegen könnte der König dem Herzog lassen:
„Carmagnole, Casanova, Carnavas, Isabelle-Val-
„feniere, Baudue, Doliane, Chisson, Lecq, Ron-
„din, Castillon, Bonvoisin und Montbarquier, wel-
„ches lauter gute und schöne Orte, in dem Bezirk des
„Herzogs und folglich ihm gut gelegen sind. Ueber-
„dieß ist Monbarquier einer der festen Plätze, und hat
„eine der besten Lagen von einer Stadt in Piemont,
„wofür es der verstorbene Ludwig von Birague er-
„kannte, und Karl dem IX. beschrieb, der ihm befahl,
„es befestigen zu lassen. Gedachter Herr wurde aber
„von dem Tod weggerafft, als er auf den Punkt war,
„dieß Werk anzufangen.

„Ein anderer Ausweg wäre noch dieser: Wenn der
„Herzog Sr. Majestät die Ländereyen gegen Dauphin
„von Pignerol an einschließlich bis Savillan und Co
„ny abträte, begränzt durch die Flüsse Gars bis De
„mont, nebst dem Vikariat von Barcellonne, alle
„zusammenhängende Stücke, welche im Grund der
„König wirklich zustehen, vermöge alter, ihm a
„dem Marquisat zugesprochner Rechte; dafür kön
„ten Se. Majestät entsagen und hinausgeben: Ca
„magnole, Nizza, Fossan, Guerasc, und die ande
„Höchst Ihnen gedachtermaßen zugesprochenen u
„dennoch ungerechterweise vorenthaltenen Länder.

„C

„So glaube ich demnach, daß man bey ei„nem Tauſch-, Reſtitutions- oder andern Vertrag, „Eingangs gedachte Vorſichtsmaaßregeln zu beobach„ten und überdieß dabey zu Rath zu ziehen haben „dürfte, — nicht Leute welche von Hörenſagen davon „reden, ſondern — ſolche, die aufmerkſam und gründ„lich dieſe Materie unterſucht und die Anſprüche und „Documente beyder Herren wohl geprüft haben.

„Dazu nun erachte ich den erſten Parlements„präſidenten dieſer Provinz, Herrn von Illins, vor„züglich geſchickt, indem er ſich eine tiefe Kenntniß „hierinn erworben hat, und ſonach wohl verdient, von „dem Conſeil Sr. Majeſtät hierüber gehört zu wer„den. Ich für meine Perſon ſchließe mit Widerho„lung der Proteſtation, daß es einem Kriegsmann „nicht zukommt, von dergleichen Materien vor ſo er„leuchteten Perſonen zu reden, als meine Herren vom „Staatsrath Sr. Majeſtät, Höchſtwelcher Befehlen zu „unterthäniger Folgeleiſtung ich dieß zu Papier ge„bracht habe, und es Allerhöchſtdero gnädigſtem Er„meſſen heimſtelle; einzig um Allerhöchſtdenenſel„ben einen Beweis meines unterthänigen Gehorſams „zu Füßen zu legen.

Lesdiguieres.

Er ſchickte alſo dieſe Schrif dem damals zu Chambery verſammelten königlichen Staatsrath, der ſie ſeiner großen Klugheit würdig fand. Villeroy unter andern ſagte: er wiſſe nicht, ob Herr von Lesdiguieres größerer Staatsmann oder größerer Held ſey. — Die Lage der Sachen geſtattete nicht, daß man ſich gänzlich an dieß Gutachten hielt; es gab indeſſen doch denen, die an dem Vergleich arbeiteten, große Aufſchlüſſe, und veranlaßte, daß viele von den Abgeordneten

neten des Herzogs zu seinem Vortheil gemachte Vorschläge verworfen wurden.

Drittes Kapitel.

Verschiedene Beschäftigungen Lesdiguieres nach dem Savoyischen Krieg. Beweise der Achtung des Auslandes gegen ihn.

Nachdem die Unterhandlungen des Legaten endlich einen Vergleich zu Stande gebracht hatten, zufolge dessen das Land Bresse und das Marquisat gegen einander ausgetauscht wurden, gieng der König nach Lyon zurück, um daselbst seine glückliche Vermählung mit der Prinzessin von Florenz, Maria von Medici, gegenwärtig Mutter Ludwigs des Gerechten (XIII.) zu vollziehen, und man war von nun an einzig darauf bedacht, die Vergnügungen zu genießen, welche der Friede mit sich brachte.

Lesdiguieres, der seit dreyßig Jahren nicht aus dem Harnisch gekommen war, und also nun in eine ganz neue Lebensart übergieng, schränkte sich itzt auf die Sorge für seine besondern Angelegenheiten, und die Geschäfte des Amts ein, dessen Führung er itzt antrat. Da es aber unmöglich ist, Gewohnheiten in denen man grau geworden ist, gänzlich zu entsagen; und da die, deren Element Thätigkeit war, sich nie wieder an Ruhe gewöhnen können: so hatten auch seine Beschäftigungen in Friedenszeiten noch stets etwas von seiner Art im Krieg zu leben; sowohl bey den häufigen Reisen, die er in und ausser der Provinz machte, als bey den Gebäuden, Befestigungen und andern Arbeiten, die er an verschiedenen Orten vornehmen ließ.

Da

Da der Friede mit Savoyen, die Vermählung des Königs und deſſen Rückkehr nach Paris, Lesdiguieres ruhig in Dauphiné ließen; nahm er, nachdem er einige Tage mit Beſuchung ſeiner Häuſer zugebracht hatte, Gelegenheit, mit Urlaub des Königs eine kleine Reiſe bis an die Schweizeriſche Grenze zu machen, wo er um die Baronie Coppet im Handel ſtand. Als eben dieß Geſchäft ihn kurz darauf wieder dahin geführt hatte, gieng er bis Lauſanne, die erſte Stadt der Herren von Bern, wo ſie ihn feierlich beſuchen ließen, aus Erkenntlichkeit für die guten Dienſte, die er ihnen oft bey dem König gethan hatte; wobey ſie ihn zugleich zu ſich in ihre Stadt baten. Weil er Eile hatte, wieder zurück zu reiſen, konnte er ihnen diesmal hierinn nicht zu Willen ſeyn.

Bey ſeiner Durchreiſe durch Genf erneuerte er daſelbſt die Bekanntſchaften, die er bey ſeinen verſchiedenen Geſchäften unter den Herren und Privatperſonen daſelbſt gemacht hatte; indem er daſelbſt vom Anfang der Unruhen her ſtarke Korreſpondenzen unterhielt, und nachher zum Beſten des Staats und nicht ohne mannigfaltigen Nutzen fortſetzte. Denn da dieſer Freyſtaat unter dem Schutz der Krone ſteht, ſo hatten die, welche ihn regieren, nächſt ihrer eigenen Erhaltung keinen wichtigern Zweck, als das Beſte des Königs, für den ſie auch itzt noch beſondere Zuneigung beweiſen. Als ſie erfuhren, daß Lesdiguieres heran kam, giengen ſie ihm entgegen, ſalutirten ihn mit ihrem Geſchütz, traktirten ihn auf öffentliche Koſten und prächtig in ihrem Stadthaus, und unterließen nichts, ihm die Verehrung zu bezeugen, womit ſeine Vortreflichkeit ſie gegen ihn erfüllte. Er erwiederte dieß mit ſo vielen Höflichkeiten, daß er ſich dadurch in der allgemeinen Zuneigung noch feſter ſetzet.

ſetzte. Auch nachher waren ſie jederzeit ſorgfältig bemüht, ſich ſeine Freundſchaft zu erhalten, und er ſeiner Seits ließ nie eine Gelegenheit vorbey, ihnen Beweiſe von der ſeinigen zu geben.

Während er auf dieſer Reiſe war, machte Crequy eine nach England, welche wegen eines Umſtandes, der Lesdiguieres perſönlich betrifft, mit in unſre Geſchichte gehört. Nachdem nämlich der König im Namen der Königin Eliſabeth von England durch den Grafen von Edmont beſucht worden war, hatte er, um ſeinen Gegenbeſuch zu machen, den Herzog von Biron dahin geſchickt. Als nun die Edelleute, welche ihn begleiteten, worunter ſich auch Crequy befand, dieſer Fürſtin aufwarteten, ſo wendete ſie ſich an ihn, den ſie als Schwiegerſohn Lesdiguieres auszeichnend bemerkt hatte, ſprach viel von der Achtung, die ſie für ſeinen Schwiegervater hegte, ſo daß ſie ihn ſogar unvergleichlich nannte, erkundigte ſich ſorgfältig und mit Vergnügen nach ſeinen Umſtänden, und ſagte dabey: wenn zween Lesdiguieres in Frankreich wären, ſo würde ſie ihren Bruder, den König, bitten, ihr einen davon zu überlaſſen. Als er ſie hierauf bat, verſichert zu ſeyn, daß er ſich ſehr glücklich ſchätzen würde, wenn ſich auf Befehl des Königs Gelegenheit zeigte, wo ſein Schwiegervater und er Ihr dienen könnten, ſo erwiederte ſie darauf: „Ich nehme ſehr „gern die Verſicherung des guten Willens beyder an, „und bitte Sie, deſſen bey Gelegenheit wieder eingedenk zu ſeyn.“ Sie machte ihm darauf viele Kareſſen, und verſtattete ihm den Zutritt in ihr Kabinet beym Ankleiden; eine Gunſt, welche keiner ihrer Unterthanen, auch von den Größten nicht, je von Ihr erhalten hatte.

Dieß

Dieß war aber nicht das einzige mal, daß ſie Beweiſe von der großen Achtung gab, in welcher Lesdiguieres bey ihr ſtand. Denn als ſie im Jahr 1597 hörte, daß er am Hof war, befahl ſie eben dem Milord Edmond, ihrem Geſandten, ihm ihre Empfehlung zu machen, und ihn zu verſichern, daß kein Mann in Frankreich ſey, den ſie höher ſchätzte als ihn. — Gleiche Verſicherung erhielt er noch durch ein Schreiben des Grafen von Eſſex, auf das er, nachdem er es dem König gezeigt hatte, aufs höflichſte antwortete.

Noch eine Menge andrer Perſonen von erhabnem Range zeigten ihm, wie hoch ſie ihn achteten. Als er in der Belagerung von Montmelian begriffen war, bat ihn der Markgraf Georg Friedrich von Baden in einem ſeiner Briefe, einen Adelichen von ſeinem Hof, Namens Bernolff von Helpiſtat, (4) unter ſeine Gensdarmen-Compagnie zu nehmen; dieſer war ſechs Jahre Kammerherr im Dienſt des Markgrafen geweſen, und wollte unter einem großen Feldherrn das Kriegsweſen lernen. Da nun ſein Herr keinen geſchätztern kannte, als Lesdiguieres, ſo hatte er ihn mit einem Brief an ihn geſchickt, wovon die Ueberſchrift folgendermaßen lautete:

Dem hochberühmten und ſehr gefürchteten Herrn
Franz von Bonne, Herrn von Lesdiguieres.

Der Marquis von Brandenburg ſchrieb ihm bald darauf unter andern in einem Brief: „Die Ver„ſicherung die er durch den Herrn von Chatillon er„halten habe, an der Wohlgewogenheit eines ſo be„rühmten Mannes und ſo ausgezeichneten Feld„herrn Antheil zu haben, habe ihn nebſt ſeinen Herrn „Vettern (5) und Freunden mit äuſſerſtem Vergnü„gen erfüllt.“ —

Als

Als Landgraf Moriz von Heſſen im Jahr 1602 zu Paris war, ſchrieb er, ehe er abreißte, noch an ihn: Bey ſeiner Abreiſe bedaure er ſehr, daß es ihm nicht ſo gut geworden ſey, ihn zu ſehen, wie er gehofft und als eines der größten Vergnügen für ſich auf dieſer Reiſe, erwartet hatte.

Der Graf Moriz von Naſſau, Fürſt von Oranien, dankte ihm durch einen von den Seinigen und ein beſonders deßwegen abgefaßtes Schreiben, für die Sorgfalt, die er während der öffentlichen Unruhen für ſein Fürſtenthum getragen hatte, und bediente ſich dabey folgender Ausdrücke: er bedaure es unendlich, daß die *Geſchäfte ſeines Poſtens* ihm nicht erlaubten, eine Reiſe nach Frankreich zu machen, um daſelbſt einen ſo berühmten und vortreflichen Mann perſönlich kennen zu lernen. Er ſetzte durch den Ueberbringer hinzu: er würde ſich glücklich ſchätzen, ihn in den Krieg zu begleiten.

Wir werden anderswo noch ſehen, in welchem Anſehen ſein Name in Italien ſtand. Daß er den Spaniern nicht unbekannt war, kann man ſich leicht denken; ungeachtet ſie ihn für ihren Feind hielten, konnten ſie doch nicht umhin, ihn hoch zu achten, ſo wie er ſelbſt alle vorzügliche Männer jeder Nation hochachtete. Dieß iſt eine wechſelſeitige Pflicht unter Perſonen von ſeltnen Vorzügen, und kein National- oder Partey-Unterſchied kann ſie abhalten, dem Verdienſt dieſen gemeinſchaftlichen Tribut zu zollen.

Er war zu Grenoble und erhielt gedachtermaßen die Beweiſe von der hohen Achtung, welche das Ausland ihm bezeugte, als plötzlich ſeine Zufriedenheit durch die Nachricht geſtört wurde, daß Gouvernet und le Poet, zween ſeiner beſten Freunde, auf dem

dem Kampfplatz wären, um einen Streit auszufechten, den er ehemals schon beygelegt hatte.

In dem Gefecht bey Gresillane nämlich *) war Gouvernet, der den Vortrab führte, von den Feinden zurückgeworfen und etwas in Unordnung gebracht worden, weswegen la Poet an seine Stelle vorrücken mußte, um ihn los zu machen und sich ihnen entgegen zu werfen. Dieß nun hatte jenen heimlich von diesem verdrossen, und es war unter ihnen zu beissenden Stichelreden gekommen, deren Wirkung aber Lesdigueres sogleich sorgfältig niederschlug.

Um die Zeit nun, wo wir gegenwärtig in dieser Geschichte stehen, wurde Gouvernet, der an nichts weniger dachte und la Poet für seinen Freund hielt, so daß er ihm sogar zum Pathen bey einem seiner Kinder genommen hatte, auf eine nachtheilige Zuträgerey von diesem zur Rede gestellt, und weil er schlechterdings darauf bestand, Genugthuung dafür zu verlangen, so fanden sie sich an einem bestimmten Ort, bey Crest ein, wo sie sich zu Pferd schwungen, und so die Waffen wider einander selbst kehrten, die sie so oft und so rühmlich gegen die Feinde des Vaterlandes miteinander geführt hatten. Das Waffenglück wollte, daß la Poet eine Wunde am Hals bekam, woran er bald darauf starb, zu großem Leid für Gouvernet selbst, der blos gezwungen von einer unglücklichen Nothwendigkeit, erschienen war, die er gern vermieden haben würde, wenn seine Ehre es ihm gestattet hätte.

Lesdigueres hatte zwar auf die Nachricht davon, den Baron von Luz mit einigen von seiner Wache ausgeschickt, um die Schlägerey zu verhindern: ihre Eile war aber fruchtlos, was ihm um so unangenehmer

*) s. oben im zehnten Kapitel des vierten Buchs.

genehmer war, da ſie, auſſer dem Freundſchaftsverhältniß, in dem er mit ihnen ſtand, ſo wichtig für den Dienſt des Königs waren, daß er weder den einen noch den andern, ohne beträchtlichen Nachtheil verlieren konnte.

Viertes Kapitel.

Beſondere Amtsgeſchäfte Lesdiguieres als Lieutenant general in Dauphiné. Erſteigung Genfs.

Da die böſen Anſchläge des Marſchalls von Biron um dieſe Zeit entdeckt wurden, ſo wurde er ein Beyſpiel von der Gerechtigkeit des Königs, nachdem er ſich hartnäckig geweigert hatte, eines von Seiner Gnade zu werden (6). Da es vernunftgemäs war, die Würkung ſeiner Ränke zu fürchten und zu verhüten, beſonders von Seiten ſeiner Gouvernements Bourgogne und Breſſe, und um ſo mehr Sorgfalt darauf zu verwenden, da zu eben der Zeit eine Spaniſche Armee unter Spinola, um dem Erzherzog von Oeſtreich zu Hülfe zu ziehen, in Savoyen eingerückt war, und ſich der franzöſiſchen Gränze näherte; ſo fand der König für gut, den Marſchall von Laverdin dahin zu ſchicken, ſowohl um den üblen Saamen im Keim zu erſticken, den der Herzog daſelbſt hinterlaſſen haben konnte, als um ein Auge auf den Anmarſch der Spanier zu haben, damit ſie nichts gegen ſeinen Staat unternähmen.

Lesdiguieres, der auf ſeiner Seite verbunden war, darüber zu wachen, wartete den Befehl des Königs dazu nicht ab, und verſchob die neuen Reiſen, zu denen er ſich angeſchickt hatte, auf eine andre Zeit. Da

aber

aber die Absicht der Fremden blos dahin gieng, vorüber zu ziehen, so erhielt der Marschall Befehl, sich dieser nicht zu widersetzen. Als hierauf der Krongroßstallmeister, nachheriger Herzog von Bellegarde, der Birons Befelshaberstellen erhielt, Besitz davon nahm, erhielten Lesdiguieres und er Befehl, mit einander zusammen zu kommen, und besprachen sich bey Quirieu auf der Grenze von Bresse.

Der Herzog von Savoyen gieng um diese Zeit mit einem Anschlag auf die Stadt Genf um, welche die Fürsten aus diesem Hause als ihnen angehörig ansprachen, und veranstaltete heimlich alles dazu Erforderliche, weßwegen er auch Albigny mit einigen Truppen dahin geschickt hatte. Dieß hatte denn bey dieser Stadt um so mehr Verdacht erregt, da diese Truppen in ihrer Nachbarschaft einquartiert wurden, wozu noch kam, daß sie Ursache zu haben glaubten, gegen einen Nachbar mißtrautisch zu seyn, dem man Schuld gab, daß er eben nicht allzu gewissenhaft sey, Treue und Glauben zu brechen, und starke Neigung habe, sein Wort nicht zu halten, wo es darauf ankäme, seine Umstände zu verbessern.

Allein dieser Fürst, schlau und fein wie je einer war, versteckte seine Absichten hinter einen davon ganz verschiedenen äusserlichen Schein. Er stellte sich als hätte er nichts weniger im Sinn, als die öffentliche Ruhe zu stören, und hatte sie dadurch einiger massen wieder beruhigt, daß er den Präsidenten Rochette dahin schickte, mit dem Auftrag, über die Sicherheit der Handlung zu verhandeln, welche er, wie er vorgab, freyer zu machen gedachte, als sie noch nie gewesen sey. Weil er sich nun wegen dieser Usurpation eben so, wie jer mit der des Marquisats von Saluzzo ge-

[illegible] entschuldigen und Lesdiguieres zum Vorwand nehmen wollte, so muß ich diesen Vorgang erzählen, der aus diesem Grunde nicht ausser meinem Plan liegt, da ich noch überdieß besondre Umstände davon anzuführen im Stande bin, die sich sonst nirgends finden, und doch von großer Wichtigkeit sind.

Der Herzog nahm also die Zeit wahr, die ihm die geschickteste zur Ausführung schien, gieng Dienstags den siebenzehnten December mit Postpferden von Turin ab, und begab sich nach Rochette, einer kleinen Stadt in der Nachbarschaft von Genf, wo Albigny und seine Truppen ihn erwarteten. Mit Anbruch der Nacht berief er alle Chefs zusammen, erklärte ihnen seine Absicht, ermahnte sie, sich muthig dabey zu benehmen, und damit die von Genf keine Nachricht davon erhalten möchten, ließ er alle Pässe dahin besetzen. Albigny nahm einen Eid von den Soldaten, entweder zu sterben oder den Platz zu erobern, ermunterte sie mit guten Worten aller Art dazu, und verbot ihnen zu plündern, bis die Trommel gerührt würde.

Hierauf gieng der Herzog ungefehr um zehn Uhr Nachts von la Rochette ab, und bis eine halbe Meile von Genf, wobey er, wie einige sagen, bey sich dachte: „es sey keine Uebelthat, Ketzern nicht Wort zu „halten; überdieß hoffte er großen Vortheil von dem „glücklichen Erfolg dieser Unternehmung, die er nicht „sehr schwer glaubte, was denn freylich ohne Zweifel „schon der Mühe werth war, sein Wort zu brechen „und trug kein Bedenken, die öffentliche Ruhe zu stö„ren, wobey es ihm nicht an Entschuldigungen bey „den benachbarten Fürsten fehlen konnte, welche dieß et„was unregelmässige Verfahren etwa beleidigen möchte.

Wäh

Während er ſo vernünſtelt und ſein Vorhaben bey ſich ſelbſt zu rechtfertigen ſucht, führt Albigny ſeine Truppen längs dem Arno hin, damit die Schildwachen ſie vor dem Geräuſch des Strems nicht hören könnten, und kam nahe dabey auf eine Wieſe, Plain-Palair genannt, wo er ſeine Leute ſammelte. Die welche die Erſteigung vornehmen ſollten, rücken weiter vor, wohl verſehen mit Leitern, Faſchinen und Flechten um über den mit Schlamm und ſtehendem Waſſer angefüllten Graben zu ſetzen; mit Stahlärten, um die eiſernen Riegel und Stangen damit abzuhauen; mit Hämmern und Zangen, um die Schlöſſer abzubrechen und Nägel auszureiſſen; mit Petarden, um die Thore zu erbrechen, aber mit wenig zur Ausführung von dieſem allem geſchickten Leuten.

Mit dieſem Aufzug begaben ſie ſich an den Graben, warfen ihre Flechten und Faſchinen hinein, auf denen ſie hinüber kommen; Albigny hatte ſie bis an den Fuß der Mauer geführet, wo ſie ihre Leitern anſetzten, die ſehr künſtlich ſo gemacht waren, daß eine in die andre gefügt werden und man alſo ſo hoch ſteigen konnte, als man wollte. Brignolet, oder nach andern Brunaulieu, Gouverneur von Bonne; der Baron Attignac, Sonas, Chafardon aus Dauphine, und einige andre Anführer kommen glücklich auf die Mauer, mit zweyhundert auserleſenen Soldaten, worunter ſechzig ganz geharniſcht und mit Karabinern verſehen waren. Die einen legen ſich am Parapet hin, die andern gehen zween und zween länger als eine Stunde durch die Stadt, um zu ſehen ob ihre Unternehmung daſelbſt etwa ſchon bekannt worden ſeyn möchte; denn ſie wollten erſt gegen Tag anfallen, um alles deſto ſicherer vornehmen zu können.

Endlich hörte eine Schildwache auf dem Münzthurm einiges Geräuſch und gab ſogleich dem Unterofficier von der Wache Nachricht davon, worauf man einen Soldaten nach der Mauer ſchickte, um zu ſehen, was es wäre. Da dieſer Gewaffnete auf ſich zukommen ſah, rief er ihnen Werda? zu, gab Feuer und rief ins Gewehr. Die Schildwache auf dem Thurm feuerte ebenfalls, worauf die Unternehmer, die ſich entdeckt ſahen, und durch die ganze Stadt Lärm machen hörten, genöthigt waren, ihre Ausführung früher anzufangen, als ſie gewollt hatten, und ſich zu dem Ende in zween Haufen theilten. Der ſtärkſte zog ſich gegen das neue Thor, zweyhundert Schritte von da, um es dem Hauptcorps zu öffnen, das auf dem Plain-Palair war; er überwältigte mit leichter Mühe eine Hauptwache daſelbſt, die nur dreizehn Mann ſtark war, wovon einer, als er nach der Petarde rufen hörte, auf das Thor ſtieg, und das Seil abſchnitt, woran das Fallgatter hieng, wodurch ſie unnütz wurde. Einige Einwohner kamen auf die Nachricht derer von der Wache, die entkommen waren, hinzu und griffen die Savoyer heftig an; hier wurde denn auf beiden Seiten tapfer gefochten, ſo daß das Thor zu dreymalen erobert und wieder erſtürmt wurde, und Brunaulieu, der dabey den Petardier machte, vom erſten Schuß der Einwohner fiel.

Als endlich die von der Stadt in größerer Anzahl herbey eilten, waren die Savoyer genöthigt zu weichen, und ſich dahin zurück zuziehen, wo ihre Kameraden heraufſtiegen; welche vor dem Sieg Victoria ſangen und ſchon riefen: die Stadt iſt unſer! es lebe Savoyen! es lebe Spanien! — unerachtet ſie nicht anders in die Stadt kommen konn-

ten,

ten, als hintenher durch die Häuſer, wo ſie ſich mit zwo Petarden Luft machten, nicht ohne dabey Widerſtand zu finden, der ihnen einige Leute koſtete.

Der andre Trupp der Savoyer war nach dem Thor de la Tartaſſe gezogen um daſelbſt Lärm zu machen; dieſer war als er nachher genöthigt worden war, ſich zurück zu ziehen, wieder zu den andern geſtoßen.

Der Leſer mag ſich den damaligen Zuſtand der Stadt denken, wo die Einwohner, die die Anzahl der Feinde weit größer glaubten, als ſie in der That war, nach verſchiedenen Seiten rannten und ihnen durch ihre Beſturzung großen Vortheil über ſich gaben, wenn ſie ihn zu benutzen gewußt hätten; ſie waren aber ſelbſt zu beſtürzt, ſo daß, als ſie den Widerſtand mit der Anzahl des Volks vermehrt ſahen, ſie Sinn und Muth verloren, und blos darauf bedacht waren, die Mauern zu gewinnen, um ſich davon zu machen. Da ſie aber hier nicht alle Leitern bekommen konnten, ſtürzte ſich ein guter Theil von ihnen in den Graben, während die Einwohner einander anfeuerten und den Wall der neuen Brücke beſetzten, von wo ſie eine Kanone, mit Nägeln und Ketten geladen, abfeuerten, wodurch die Leitern zuſammengeſchoſſen und die Mannſchaft dabey ſehr übel zugerichtet wurde. Die übrigen geriethen dadurch ſo ſehr in Schrecken, daß, als zum Abzuge geblaſen wurde, alles was noch in der Stadt war, über die Mauern hinabſprang.

Einige Wenige blieben, und wollten lieber mit den Waffen in der Hand ſterben; dreyzehn davon ergaben ſich auf das Verſprechen, daß ſie als Kriegsgefangene behandelt werden ſollten. Da aber dieſe Unternehmung für einen offenbaren Friedensbruch er-

klärt wurde, glaubte man ihnen keine beſſere Behandlung ſchuldig zu ſeyn, als daß man ſie aufknüpfte und ihre Köpfe als Siegeszeichen auf der Mauer aufſteckte, die ſie erſtiegen hatten. Ihre Körper wurden in die Rhone geworfen.

Die Anzahl der in der Stadt umgekommenen Savoyer belief ſich auf funfzig; den Reſt hielt man gefangen; im Graben ungefehr dreyßig Todte und vier Verwundete, denen man wie den andern, den Kopf abſchlug. Von den Einwohnern blieben ungefehr vierzehn; vier waren verwundet.

Fünftes Kapitel.

Beſondere Merkwürdigkeiten, die Erſteigung Genfs betreffend.

Als der Herzog von Savoyen, der gedachtermaſſen eine Viertelmeile von der Stadt geblieben war, dieſen üblen Verlauf der Sache erfuhr, glaubte er vor Schmerz und Beſchämung zu verſinken. Da er nicht wußte, an wen er ſich ganz halten ſollte, beſchuldigte er bald Albigny, bald Brunaulieu, bald Attignac, daß ſie ihm die Unternehmung als unfehlbar vorgeſpiegelt hätten, ſonſt würde er ſich, wie er ſagte, ſchwerlich darauf eingelaſſen haben. Da er wohl ſah, daß dem Uebel nicht mehr abzuhelfen war, war er blos auf Mittel bedacht, ſich gegen ſeine Nachbarn deswegen zu entſchuldigen.

Wiewohl nun aber dieſe That vornämlich den König, als Beſchützer dieſer Stadt, beleidigte, glaubte er doch vor allen andern die Schweizer Proteſtanten zufrieden ſtellen zu müſſen, wegen ihrer Nachbarſchaft

und

und Religionsgemeinschaft mit der Stadt. Sogleich am folgenden Tag schickte er daher einen seiner Leute an den Grafen von Tournon, seinen Gesandten zu Bern, mit dem Befehl, seine ganze Geschicklichkeit und all seinen Witz aufzubieten, um dieß Verfahren zu rechtfertigen. Dem zu Folge gab der Graf den Bernern zu vernehmen:

„Seit dem Vorfall zu Genf, habe er in großer „Ungeduld einer authentischen Nachricht von dem wah„ren, wirklichen Verlauf der Sache entgegen gese„hen, um dadurch in Stand gesetzt zu werden, die „übeln Eindrücke zu vertilgen, welche dadurch zum „Nachtheil der Ehre und Rechtschaffenheit seines Herrn „bewirkt worden wären, der itzt Sorge getragen „habe, seinen Geheimschreiber Carron eigens deßwe„gen an ihn abzuschicken, um ihn davon zu benach„richtigen, mit dem ausdrücklichen Befehl, sie der „Fortdauer seiner guten Gesinnung zu versichern, und „ihnen zu sagen: daß, da seit den letzten Kriegen, „die von Genf die Steuern und schuldigen Abgaben „von ihren in seinen Staaten gelegenen Gütern nicht „hätten entrichten wollen, wovon sie sich, vermöge „eingebildeter Titel und Privilegien für befreit halten „wollten; so habe er sich genöthigt gesehen, sich durch „den Weg der Waffen, dem gewöhnlichen großer Her„ren, Recht zu verschaffen; und um die Plünderung „der Stadt zu verhüten, wo er weiter nichts als sein „Recht suchte, habe er sich während der Exekution „in der Nähe gehalten."

Zu diesem schlechten Grund setzte er noch einen andern, noch schlechter bescheinigten, für den er sie jedoch zu interessiren verlangte. Er sagte nämlich: „Da sein Herr sichre Nachricht gehabt habe, daß

„Lesdiguieres einen Anschlag auf diese Stadt hätte, „so habe er ihm zuvorkommen wollen, weil ihnen „hätten Ungelegenheiten daraus erwachsen können, in„dem sie stark dabey interessirt seyen, sich keinen so „mächtigen Nachbar wie der König sey, zu wünschen, „der ihnen endlich ihre so lang bewahrte Freyheit ent„reißen dürfte. Ueberdieß sey er unverzüglich wieder „über das Gebürge zurückgegangen, um bey ihnen „keinen Verdacht zu erwecken, indem er jederzeit in „gutem Vernehmen mit ihnen nach ihren gemeinschaft„lichen Verträgen zu bleiben wünsche.

Dieß waren die Entschuldigungen des Gesandten, der bey aller Mühe, die er sich gab, ihnen Eingang zu verschaffen, es doch nicht dahin bringen konnte, daß man die Handlung seines Herrn nicht für sehr schlecht hielt. Es wurde daher auch nur darüber gespöttelt, und er mit der frostigen Antwort abgefertigt: „Da die Sache von Wichtigkeit sey, so behalte „man sich reiflichere Erwägung vor.“ — Er hatte es nicht mit Leuten zu thun, die Lust hatten, sich mit dieser Münze bezahlen zu lassen, sondern — mißtrauisch gegen die Absichten dieses Fürsten, der jederzeit im Verdacht war, sich aus Treulosigkeit kein Gewissen zu machen, — anfiengen sorgfältig auf ihrer Huth zu seyn, und zwölfhundert Mann nach dieser Stadt schickten, um sie gegen einen Ueberfall von den Truppen, die er in der Nachbarschaft zurückgelassen hatte, zu sichern.

Als der König diese Handlung erfuhr, und sie erst äusserst gemißbilligt hatte, wie alle andere Fürsten thaten, sagte er: „Das sey einmal wieder ein „Stückchen von dem Herrn von Savoyen, welcher glau„be, Worthalten sey nur eine Sache für Kaufleute!“

Auch

Auch verſprach er den Genfern, ihnen öffentlich beyzuſtehen, und ſeine ganze Macht gegen den Herzog aufzubieten, falls dieſer ſie förmlich belagern oder bekriegen wollte; und befahl den Lieutenants generaux der benachbarten Provinzen, ihnen jeden Beyſtand zu leiſten, der in ihrer Macht ſtände.

Bemerken wir aber hier, was höchſt wichtig, oder doch wenigſtens ſehr beſonder iſt, und was die andern Geſchichtſchreiber nicht anführen, weil es ihnen vielleicht nicht bekannt war. Der Herzog hielt ſich nämlich eines glücklichen Erfolgs dieſer Unternehmung ſo ſehr verſichert, daß er einige Tage vor der Ausführung durch Mauleſeltreiber aus Dauphine zu Turin ſechzig bis achtzig Centner weiſſe Wachskerzen laden ließ, um ſie nach Genf zu ſchaffen, und ſich ihrer bey der bevorſtehenden Weyhnachtsfeyer zu bedienen, wobey er vorhatte, alle vornehme Geiſtliche aus Savoyen zu einer prachtvollen Proceſſion dahin kommen zu laſſen, die er ſelbſt mit ſeiner Gegenwart beehren wollte. Ueberdieß war ſeine Abſicht, ſeinen Aufenthalt daſelbſt anzulegen, und es zur Hauptſtadt ſeiner Staaten jenſeits des Gebürges zu machen, weßwegen er ſeine ſchönſten Möbels nach Suze hatte bringen laſſen, um ſie ſogleich nach der Einnahme dahin ſchaffen laſſen zu können.

Er hatte aber noch höhere Gedanken, und ſein Ehrgeiz ſchränkte ſich nicht auf ſolche kleine Objekte ein. Er gieng auf eine weitere Uſurpation um, und wollte über den See gehen, an deſſen Ende Lauſanne der erſte Platz der Schweizer, an einem Hügel gelegen iſt. Dieſen wollte er wegnehmen, und eine Citadelle dabey anlegen; er hatte zu dem Ende in der Grafſchaft Nizza bereits eine große Anzahl Bootsleute,

leute, Zimmerleute und Maurer zusammengebracht, um sie nach Genf kommen zu lassen, eine Menge Fahrzeuge auf den See zu werfen, und so denen das Joch auf den Nacken zu legen, für deren Freyheit er sich so sehr besorgt stellte. Urtheilen wir hiernach, ob sie nicht Ursache hatten, ein Mißtrauen in seine Absichten zu setzen, und sich über die Entschuldigungen seines Gesandten lustig zu machen.

Unterdessen schickten die Genfer, um diesen Unfug zu rächen, einige Trupren ins Feld, und überfielen Saint Genis, eine kleine Stadt des Herzogs an der Rhone, deren wir anderswo schon gedacht haben. Da sie aber einen Befehlshaber nöthig hatten, und versichert waren, daß sie keinen besser als aus der Hand Lesdiguieres bekommen könnten, so wendeten sie sich an ihn, und er schickte ihnen le Villars einen tapfern einsichtsvollen von Adel aus Dauphiné, von ihrer Religion, der ihnen bis zu dem bald darauf erfolgten Frieden mit Rath und That beystand.

Ehe wir diese Materie verlassen, wollen wir noch ein Wort von dem Urtheil sagen, das Lesdiguieres von dem Anschlag des Herzogs auf diese Stadt und von dem Grund fällte, aus dem er mißlang. Ich glaube, mir dadurch den Dank aller Krieger zu verdienen, indem sie daraus Unterricht über Unternehmungen dieser Art schöpfen können.

Er fand wirklich dieselbe sehr gut überdacht, und auch sehr glücklich eingeleitet, indem es noch nie erhört worden war, daß jemand je so schön Zeit zu einer Ausführung hatte, als die Savoyer, welche über eine starke Stunde in der Stadt waren, so daß sie durch die Straßen spazierten, ohne entdeckt zu werden. Ueberdieß war es ein Haufen auserlesener Leu-

te

te aus ihren braven, und ſicher hätte dem Anſchein nach ein ſo glücklicher Anfang keinen ſo unglücklichen Fortgang haben ſollen.

Bey ſeiner Prüfung der Urſachen dieſes Fehlſchlagens, die er mit ſolcher Genauigkeit anſtellte, als Philoſophen auf die Aufſuchung des Grunds der geheimen Wirkungen der Natur verwenden, fand dieſer vortrefliche Meiſter nach langem Nachſinnen, daß die Savoyer nicht Feuer genug gemacht hatten. „Denn — ſagte er, — es iſt auſſer Zweifel, daß „wenn ſie Muſketen gehabt hätten, um auf die „Städter ſchießen zu können, ſie dieſe gleich in Furcht „geſetzt, und ſehr inkommodirt haben würden. Ueber„dieß würden die übrigen Savoyer während eines un„terhaltenen Scharmützels Zeit und Gelegenheit ge„habt haben, ſich der Petarden zu bedienen und ein „Thor zu gewinnen. — Auch hielt er dafür, daß „ſie zu lang in der Stadt waren, ohne etwas zu un„ternehmen; ſie hätten ſollen Feuer an einem Viertel „anlegen, um das Volk dahin zu ziehen, während ſie „von einer andern Seite angegriffen hätten.

Seine Urtheile waren in allen Dingen von ſeltener Vortreflichkeit, in dieſer Materie aber waren ſie ſo ganz untrüglich und paſſend, daß man ſich nicht weniger auf ſie als die Alten auf die Orakel verlaſſen konnte. Ich hörte Auriac — der unſtreitig einer der beſten Officiers im Reich war, — ſagen: der geſchickteſte Künſtler verſtehe ſein Metier nicht beſſer als Lesdiguieres das Kriegshandwerk: indem er es gleichſam zu einer gewiſſen Wiſſenſchaft gebracht, und auf Grundſätze zurückgeführt habe, die ihm nie fehlſchlügen.

Sechstes Kapitel.

Einige Reiſen Lesdiguieres. Heftige Anſtrengungen des Neides, ihn bey dem König zu ſtürzen.

Da die Genfer Sache Lesdiguieres das ganze Jahr 1603. hindurch in Dauphiné aufgehalten hatte, ohne andere Beſchäftigung als die ſeines Amts, das jedoch immer einigen neuen Stoff darbot, woran er ſeine Vortreflichkeit zeigen konnte; ſo erhielt er Erlaubniß des Königs eine Reiſe nach Languedoc zu machen, um von der Wikygrafſchaft Villemur Beſitz zu nehmen, die er daſelbſt ſeit kurzem ſich erworben hatte.

Weil ſich aber der König ſo ganz auf ihn verließ, in allem was ſeinen Dienſt nicht nur in Dauphiné ſondern auch überhaupt dort herum betraf; ſo befahl Er ihm dieſe Reiſe ſo kurz als möglich zu machen, weil ein neuer Vorfall, deſſen wir bald erwähnen werden, ſeine ſchleunige Rückkehr nöthig machte, wozu er noch überdieß durch folgende von dem König dem Schreiben eigenhändig beygeſetzte Zeilen aufgefordert wurde.

„Herr von Lesdiguieres, ich bewillige Ihnen „die nachgeſuchte Erlaubniß zu einer Reiſe nach „Villemur, allein unter der Bedingung einer „baldigen Rückkehr, denn wenn Sie in Dau„phiné ſind, bin ich wegen der ganzen dorti„gen Gegend beruhigt, dagegen ich bey Ihrer „Abweſenheit von dort ſtets unruhig bin."

In der That war er auch daſelbſt um ſo nothwendiger, da er auſſer den guten Einrichtungen, die er

er im Innern traf, auch noch ein wachſames Auge auf die Schritte der Nachbarn umher hatte, und zu dem Ende ſowohl mit den Geſandten als mit vielen andern Perſonen Korreſpondenzen unterhielt, mittelſt deren er von allem was vorgieng, genaue Nachricht hatte, ſo daß man ſagen kann: er ſah in jeder Woche einmal von ſeinem Kabinet aus alles was in Europa geſchah. Dieß iſt eine Wahrheit, von der ich lange Zeit Zeuge war, indem ich oft ganze Tage und Nächte mit Dechiffriren der überallher eingelaufenen Briefe und deren Beantwortung zubrachte. Ein Verkehr, das er ſorgfältig bis an das Ende ſeiner Tage unterhielt, und ohne welches ſich ein Mann von ſolcher Würde ſchwerlich je eine gründliche Klugheit erworben haben würde. — Doch kommen wir von dieſer Abſchweifung zurück.

Er gieng am 27. Jänner 1604. von Grenoble troz dem ſtrengen Winter, ab, indem keine ſchlimme Witterung im Stand war, ihn im Zimmer zurück zu halten, wenn er im Feld zu thun hatte. So genau und pünktlich war er in allen ſeinen Handlungen. Als er auf ſeiner Reiſe nach Languedoc durch die Stadt Pont Saint Eſprit kam, wurde er daſelbſt im Namen des Vicelegaten und der Conſuls von Avignon durch einen ausdrücklich dazu abgeſchickten von Adel bekomplimentirt, und auf ſeiner ganzen Reiſe überall ehrenvoll empfangen, indem ſein Ruf und ſeine Vorzüge bey jedermann ein beſonderes Verlangen erweckten, ihn zu ſehen und ihm Ehrerbietung zu bezeugen.

Nachdem er ſich vierzehn Tage zu Villemur aufgehalten hatte, wo ſechzehn Adeliche, die ſeine Vaſallen worden waren, ihm ihre Aufwartung machten, gieng er wieder nach Dauphiné zurück, brachte daſelbſt

ſelbſt den größten Theil des Jahrs, mit Beſuchung ſeiner Landhäuſer zu, und gieng zu Anfang des Herbſts nach ſeiner Baronie Coppet an der ſchweizeriſchen Grenze.

Kaum war er daſelbſt als er — auf eine geheime Nachricht von einem Anſchlag auf das Fort Barraux und die Stadt Grenoble mittelſt eines vorgeblichen Verſtändniſſes, das Morges Feinde dieſem zur Laſt legten — unverzüglich wieder abgieng, und nach Grenoble zurück eilte, wo er jedoch nichts weniger fand, als was man ihm vorſpiegeln wollte. Es war ein Kunſtgriff der Ausländer, um ihm Morges verdächtig zu machen, damit dieſer durch eine üble Begegnung von Lesdiguieres, fähig würde, ſich in üble Anſchläge und gefährliche Ränke einzulaſſen; ein Mittel, deſſen ſich die Feinde des Königs oft bedienten, um ſeine Diener zu verführen. Allein dieſer war von unbeſtechlicher Treue.

Da die damals nach Valence ausgeſchriebene Ständeverſammlung der Provinz Lesdiguieres Gegenwart verlangten, ſo war er daſelbſt bis gegen das Ende des Jahrs, da er nach Grenoble zurück kam, um der Annahme ſeines Tochtermanns Crequy zum Bailly von Viennois und Greſivaudan beyzuwohnen. Der König verlieh ihm bald darauf noch die Stelle eines Metre de Camp ſeines Garderegiments, und die Anwartſchaft auf Lesdiguieres Stelle in Dauphiné, nebſt deren Verwaltung in Lesdiguieres Abweſenheit.

Während Lesdiguieres ſich damit beſchäftigt, wollen wir doch einen Blick auf die Verdrüslichkeiten werfen, die ſeine Feinde ihm bereiteten, und ſo zu dem für den zweyten Theil dieſes Kapitels beſtimm-

ten

ten Gegenſtand ſchreiten. Es iſt eine ſehr gemeine, dabey aber ſehr wahre Maxime, daß der Neid der Tugend folgt, wie der Schatten dem Körper. Wie aber die größten Körper den größten Schatten werfen, eben ſo folgt größerer Tugend größerer Neid. Der, welcher ſich ſeit langer Zeit an Lesdiguieres gehängt hatte, wuchs mit ſeinem Ruhm, und zwar zu einem ſolchen Uebermaaß, daß er ihn bey ſeinem Herrn ganz zu ſtürzen trachtete.

Da die, welche er dazu anſtiftete, wohl wußten, daß keine Art von Menſchen eiferſüchtiger auf ihre Würde iſt, als die Monarchen, ſo gründeten ſie auf dieſen Erfahrungsſatz die ganze Maſchinerie zu ſeinem Sturz. Kurz zuvor war es geſchehen, daß einer von Lesdiguieres Leuten, dem er die wichtigſten Aufträge am Hof anvertraute, nachdem er einigen Einfluß daſelbſt erlangt hatte, und vielleicht durch die Ehre, ſich dem König oft nähern zu dürfen etwas zu eitel worden war, ſich in dieſem Vortheil, den er durch Verdienſt zu beſitzen ſich nicht fähig fühlte, durch niederträchtige Mittel zu behaupten geſucht hatte, indem er bald den König gegen ſeinen Herrn wegen des großen Einfluſſes, den dieſer bey ſeinen Religionsverwandten hatte, argwöhniſch machen wollte, bald wieder in ſeinem Herrn ſtarkes Mistrauen gegen den König zu erwecken, und ſo ſich auf Koſten der Redlichkeit in den Abſichten Beyder auf ſeinem Poſten zu erhalten ſuchte. Als es aber Lesdiguieres, deſſen ſeltner Scharfſinn ihn nicht lange hintergangen werden ließ, merkte, ſo rief er ihn vom Hof ab, und zerriß alſo das Gewebe dieſer argen Ränke.

Da indeſſen dieſer ſchlechte Diener dennoch nachtheilige Eindrücke in dem Gemüth des Königs zurück-

gelassen hatte, welche durch die Feinde Lesdiguieres sorgfältig unterhalten wurden, die ihr Möglichstes thaten, um ihn Ihm verdächtig zu machen, sowohl wegen der hohen Achtung, worinn er in und ausser dem Reich bey seinen Religionsverwandten stand, als wegen des (jedoch mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit) grossen Vermögens, das er besas, und wegen des Ansehens, das er sich in der Provinz erworben hatte; so brachten sie das gleich boshafte und falsche Gerücht von ihm in Umlauf: Er gebe vor, er stamme von Guigues dem dicken, erstem Dauphin von Viennois, ab, und wolle aus diesem Grund die Oberherrschaft des Landes streitig machen.

Dem zu Folge fiengen seine Feinde an von ihm auszusprengen, er maase sich in seinen meisten Handlungen königliches Ansehn an: halte Parlement, Adel und Volk in so strenger Unterwürfigkeit, daß sie ganz und einzig von ihm abhiengen; halte zwo Compagnieen Leibwache unter zween Capitains, die vierteljährig den Dienst bey ihm hätten, was den Souverain spielen hieße; habe ein Zeughaus auf seinem Gut Vizile, aus dem er zehntausend Mann zu Fuß und dreytausend zu Pferd ausrüsten könne, nebst einer Menge Munition und Geschüz zu Puymore, Exilles, Serres und seinen andern Plätzen: endlich unterhalte er auch noch starke Verständnisse in der Schweiz, in Teutschland und anderswo, wobey sie sich jedoch nicht zu sagen getrauten: mit den Feinden des Staats; denn diese Verläumdung wäre zu grob gewesen.

Kurz sie vergaßen nichts, um dem König das äusserste Mißtrauen gegen ihn beyzubringen, und Ihn nachher zu dem Entschluß zu vermögen, ihn zu Grund zu richten, wobey sie sich auf das Beyspiel

des

des Herzogs von Bouillon ſtützten, der ſich damals einige Unbothmäßigkeit zu Schulden kommen ließ, wovon ſie eine gefährliche Anwendung auf Lesdiguieres machen wollten.

Seine Freunde, welche mit Schmerzen ſahen, wie grauſam ſeine Tugend angegriffen wurde, gaben ihm Nachricht davon, und es verurſachte ihm nicht geringes Mißvergnügen, daß ſein Herr ſeinen Verläumdern ſo leicht Gehör gab. Er verließ ſich aber auf ſeine Unſchuld und die Rechtſchaffenheit ſeiner Abſichten, und ließ die Ungerechtigkeit ihre Anfälle auf ihn thun, ohne ſich ſehr darum zu bekümmern. Doch da dieß Gewebe falſcher Beſchuldigungen ſich täglich erweiterte, und der König ſelbſt, von ſeinen Feinden beynahe ganz eingenommen, ſogar einmal geäuſſert hatte: „was ſagen Sie zu dem Herrn von Lesdiguie„res, der ſich zum Dauphin machen will?“ ſo glaubte er, daß ſein Stillſchweigen, das bis dahin von dem vollen Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld herrührte, ihm zum Nachtheil gereichen und ihn der Schuld verdächtig machen könnte, wenn er nicht auf ſeine Rechtfertigung bedacht wäre, welche er durch einen ſeiner anſehnlichſten Diener unternehmen ließ, den er blos deßwegen nach Hof ſchickte, und ihm eine Schrift mitgab, die wörtlich folgendes enthielt.

Man ſagt: der Herr von Lesdiguieres ſpiele in den meiſten ſeiner Handlungen den König.

„Darauf antwortet er: wenn Se. Majeſtät ge„ruhen wollen, alle, gros und klein, durchzu„gehen, und genau zu prüfen, ſo würden „Höchſtdieſelbe nichts finden, das eine ſolche „Beſchuldigung nur im mindeſten zu begrün„den vermöchte; indem Sie unter Ihren Die-

„nern keinen hätten, von dem Sie mehr Un„terthänigkeit und Gehorsam erfahren hätten „und erwarten dürften, als er Höchstdenenselben bis zu seinem letzten Hauch beweisen wird.“

Er halte das Parlement und die Stände der Provinz in solcher Unterwürfigkeit, daß sie blos von ihm abhiengen.

„Er lebt auf einen so guten Fuß mit ihnen, „daß er sie alle zu Freunden hat, oder wenig„stens versichert seyn kann, niemanden von ih„nen beleidigt zu haben. Ueberdieß heiße es „sehr üble Meynung von ihnen haben, wenn „man glaube, daß sie bey der ihnen zustehen„den Freyheit sich einer andern Botmäßigkeit „unterwerfen wollten, als der, die sie von Na„tur dem König schuldig sind. Ueberdieß kann „man sich bey ihnen befragen, ob er einige Ge„walthätigkeit daselbst verübe.„

Er halte zwo Compagnieen Leibwache mit zween Capitains, die vierteljährlich den Dienst bey ihm hätten.

„Die Zahl seiner Wache beläuft sich nicht über „funfzig Mann, die nur eine einzige Compagnie „ausmachen, aus zwo Brigaden bestehend, die „einander im Dienst ablösen, weil sie nicht „Sold genug haben, um alle zugleich zu die„nen. Ihre Officiers waren Titularcapitains, „ehe er sie hiebey anstellte, und er glaubt nicht, „daß sie, da jeder nur fünf und zwanzig Mann „unter seinem Kommando hat, sich Capitains „nennen wollen.“

Er

Er habe in seinem Hause Vizile Waffen für zehntausend Mann zu Fuß und dreytausend zu Roß, nebst einer Menge Munition und Geschütz in seinen Plätzen.

„Wahr; allein mit Genehmigung des Königs, „und Sr. Majestät weiß wohl, daß er dieß zu „Ihrem Dienst hat. Denn da Dauphiné an „die Staaten eines Fürsten gränzt, der sich „kein Bedenken machen würde, die öffentliche „Ruhe zu stöhren, um eine wichtige Unterneh„mung auszuführen, wie der Vorgang zu Genf „beweißt; so ist es nöthig, daß der, welcher die „Ehre hat für den König in dieser Provinz „zu kommandiren, jederzeit in Verfassung ist, „sich ihm zu widersetzen, ja sogar im Nothfall „ihm zuvor zu kommen.“

Er habe großes Vermögen, und erwerbe täglich noch mehr dazu.

„Dieß Vermögen, das so groß eben nicht ist, „besteht aus den Anweisungen, welche der König „an ihn ausstellen ließ, zur Rückzahlung der „Vorschüsse, die er mit Hülfe seiner Freunde bey „verschiedenen wichtigen Gelegenheiten gemacht „hat; namentlich bey den Kriegen in Piemont „und Savoyen, wo er ganze Heere auf seine „Unkosten unterhielt. Allein ohne hier die „Dienste heraus zu streichen, die er in dieser „Rücksicht leistete; was ist es denn auch für ein „großes Uebel, daß er Vermögen hat, da er „so guten Gebrauch davon macht? Und, wenn „man es sagen darf, weiß man denn nicht, daß „die Angelegenheiten Sr. Majestät oft in sehr „große Verwirrung gefallen wären, wenn er

„nicht Kräfte dazu gesammelt gehabt hätte, sie „zu unterstützen?

„So wie er sich endlich wundert, daß es „Leute geben konnte, die unbillig genug waren, „dergleichen betrügerische Angaben in Umlauf „zu bringen, so tröstet er sich mit der Versiche„rung, daß der König sie jederzeit verwerfen „wird, dem seine Anhänglichkeit und Treue „zu bekannt sind, als daß Er sie in Zweifel „ziehen könnte, und gegen den allein er seine „Handlungen und seinen Wandel zu rechtferti„gen gehalten wäre, wenn er so unglücklich seyn „sollte, daß Höchstdieselbe einiges Mißfallen „darüber zu erkennen gäben.

Mit solchen Waffen, die er seinen Freunden am Hof in die Hände gab, bekämpfte er die Bemühungen des Neides, und erhielt bald den Vortheil, ihn da zu beschämen, wo dieser ihn zu Grund zu richten dachte. Sein großes Ansehn bey seinen Religionsverwandten diente seinen Feinden zum Hauptvorwand, um den König bey dem Mißtrauen zu erhalten, das man Ihm gegen ihn beygebracht hatte. Nun ereignete sich zu eben der Zeit noch ein Vorfall, der der Sache einige Wahrscheinlichkeit verlieh. Dieß war die Weigerung Blacons, Gouverneurs des Fürstenthums Oranien, die Citadelle der Stadt an diesen Fürsten zu übergeben, wobey, ihrem Vorgeben nach, Lesdiguieres mit unter der Decke steckte, um unter ihnen eine Partey anzulegen, wovon wir jedoch bald das Gegentheil sehen werden.

Siebentes Kapitel.

Wiedereinsetzung des Fürsten von Oranien in seine Citadelle durch Lesdiguieres.

Wir haben jetzt die diesem großen Mann durch die Feinde seiner Größe erregte Unannehmlichkeiten gesehen; und werden weiter bemerken, wie diese Maschine nach und nach abnahm, und endlich von selbst zusammen fiel. Da die Sorgfalt, womit seine Freunde sich seiner Rechtfertigung annahmen, vorzüglich Calignon, Kanzler von Navarra, dessen Dienste ihm sowohl hier als bey andern Gelegenheiten besonders gut zu statten kamen, dennoch den König noch nicht ganz beruhigt hatte; so fand sich sehr geschickt eine Gelegenheit alle seine noch übriggebliebenen Zweifel aufzuhellen. Um nichts zu übergehen, was zur vollkommenen Kenntniß dieser Sache gehört, wollen wir bis zu ihrem ersten Anfang zurückgehen.

Philipp von Nassau, Fürst von Oranien, erstgebohrner Sohn Wilhelms, der zu Delft ermordet wurde, und Bruder von Moriz und Heinrich, zweener unsterblich berühmten Feldherrn, wurde in seiner Jugend im Collegium zu Löwen durch die Spanier aufgehoben, und war fünf und zwanzig Jahre lang in ihrer Gefangenschaft. Nachdem der Friede zu Vervins zwischen Frankreich und Spanien feyerlich geschlossen worden war, wurde er in Freyheit gesetzt, und kam nach Frankreich, wo er sich mit Eleonore von Bourbon, Schwester des Prinzen von Conde, vermälte. Darauf wollte er Besitz von seinen Gütern nehmen, besonders von dem Fürstenthum Aurange, einem kleinen Staat, zwischen Dauphine, der Grafschaft Venicy, Provence und Languedoc wo-

von es durch die Rhone getrennt iſt, übrigens aber nichts von Bedeutung hat auſſer der Stadt, von der es den Namen führt.

Da zu Anfang der Unruhen Wilhelm es gegen die Unternehmungen derer von der Grafſchaft ſichern wollte, die es gern mit dem päpſtlichen Gebiet vereinigt hätten, und da er es den Proteſtanten nöthig glaubte, damit ſie die Kommunikation dieſer drey Provinzen offen halten könnten: ſo gab er es unter den Schutz des Königs von Navarra, welcher Saint Romain, einen angeſehenen von Adel aus Languedoc, darinn aufſtellte, und ihm befahl, gutes Vernehmen mit Lesdiguieres zu erhalten, was er auch ſorgfältig that. Da er aber bald darauf ſtarb, und der Fürſt einſah, daß Lesdiguieres Fürſorge das ſicherſte Mittel zu Erhaltung ſeines Staats ſey, ſo vertraute er ihn ihm ganz an und Mirebell, nachher Blacons genannt, der Vater desjenigen, von dem hier die Rede iſt, wurde als Statthalter darin angeſtellt.

Nachdem dieſer bey ſeinem Abſterben die Citadelle von Aurenge ebenfalls unter Lesdiguieres Protection ſeinem Sohn hinterlaſſen hatte, kam Philipp, um die Zeit, wo wir gegenwärtig ſtehn, um Beſitz davon zu nehmen und wurde zwar wirklich darin aufgenommen, aber mit einer Art, aus der er leicht ſchlieſſen konnte, daß man ſie ihm, weil er katholiſch war, nicht zurück zu geben gedachte. Wirklich da Blacons, angeblich ſeinem Einzug zu Ehren, in der That aber um darinn der Stärkſte zu ſeyn, die Beſatzung darinn verſtärkt hatte, ſo konnte dieſer Fürſt, der unter dem Vorwand, den allzugroßen Aufwand den ihm dieſer Platz verurſachte, zu beſchränken, Blacons daraus zu entfernen im Sinn hatte, leicht ſchlieſſen,

ſen, daß es ihm um ſo ſchwerer werden würde, dieß zu Stand zu bringen, da er das Thor nicht in ſeiner Gewalt hatte, und er ſich darinn weder in der Freyheit noch in dem Anſehn befand, die ihm zukamen. Was ſeinen Verdacht noch vermehrte, war dieß, daß Blacons ohne Umſtände endlich, unter andern Aeuſſerungen ſeiner übeln Abſichten, ſagte: er habe dem König für den Platz ſtehen müſſen, und würde ihn auch nur auf Befehl des Königs wieder verlaſſen. — Ueber dieß hatte er auch viele Munition und Proviant hineinſchaffen laſſen.

Der Fürſt alſo, den es verdroß, ſich in ſeinem eignen Hauſe gleichſam gefangen zu ſehen, gieng aus der Citadelle, und zog ganz in die Stadt, von wo er, aus Veranlaſſung eines Mords, der an Aramond, Blacons Lieutenant, einem heimlichen Anhänger des Prinzen, begangen wurde, nach Courtezon, einer kleinen Stadt in ſeinem Lande, gieng; und einige Zeit darauf nach Hof kam, um ſich über dieß ganze ſchlechte Verfahren gegen ihn bey dem König zu beſchweren, und dieſen zu bitten, ihm Recht zu ſchaffen.

Lesdiguieres, an den er zuerſt gewieſen wurde, und der wohl vorausſah, daß das Verfahren Blacons nicht gebilligt werden würde, verſuchte alles, um ihn zu bereden, daß er es mit dem Fürſten nicht aufs Aeuſſerſte treiben möchte; indem leicht zu ſchließen war, daß, wenn ſich der König für ihn intereſſirte, wie man gar nicht zweifeln konnte, der Vortheil nicht auf Blacons Seite ſeyn würde. Dieß alles half aber nichts, und er beſtand hartnäckig darauf, ihm den Platz nicht zurück zu geben, indem er ſich Rechnung auf Beyſtand von ſeinen Religionsverwandten machte, beſonders von Gouvernet, ſeinem Schwiegervater, Gouverneur

in dem benachbarten Montelinar, der ihm ſtarke Hoffnung auf mächtigen Beyſtand aus Vivarez machte, durch Hülfe ſeines Schwagers Chambaut, der ebenfalls eine Tochter von Gouvernet hatte.

Endlich als der König wollte, daß die Citadelle dem Fürſten zurückgegeben werden ſollte, (was Lesdiguieres wohl vorausgeſehen hatte) und dieſe Gelegenheit ihm ſehr geſchickt dazu ſchien, ſeine Zweifel aufzuklären, ſchickte er den Präſidenten von Bullon an ihn ab, (der damals anfieng zu den wichtigen Stellen empor zu ſteigen, in denen wir ihn ſeither geſehen haben) mit dem Befehl, Blacons zu ſeiner Pflicht zurück zu führen. Dem zu Folge nahm Lesdiguieres das Regiment du Bourg, das damals in der Provinz in Beſatzung lag, nebſt drey Kanonen und zweytauſend Mann zu Fuß, die er (zum Beweis ſeiner Zuneigung und Treue, was der erſte Schritt zu ſeiner Rechtfertigung war) auf ſeine Koſten warb, und ſetzte ſich in Stand, zu thun, was ihm befohlen war. Während er ſich dazu rüſtet, wollen wir hier einen vortreflichen Zug von ſeiner Klugheit bemerken.

Eine der Haupturſachen von Blacons Halsſtarrigkeit war gedachtermaſſen der Beyſtand, den er von Gouvernet und Chambaut hoffte, die ihm Wunder verſprachen. Nun hatte es ſich zugetragen, daß während der ſchlimmen Dienſte, die Lesdiguieres Feinde ihm am Hof erzeigten, Gouvernet, der ſich daſelbſt befand, und damals juſt nicht in gutem Vernehmen mit ihm ſtand, ſich hatte verlauten laſſen: er ſelbſt ſey ſtark genug in der Provinz, um ſich allenfalls allen ſeinen Unternehmungen widerſetzen zu können. Um ihm nun zu zeigen, daß er eine zu hohe Mey-

nung

nung von ſich hegte, und um zugleich durch daſſelbe Mittel ſeinen Tochtermann zu Paaren zu treiben, ließ Lesdiguieres ſeine Truppen, unter dem Vorwand des Zugs gegen Oranien, vor Montelimar rücken, benutzte die Zeit, da Gouvernet abweſend war, warf ſich plötzlich hinein, und kam eine Stunde darauf durch die Rhone ſelbſt dahin, und ſpielte alſo den Meiſter darin.

Montauban, einer von Gouvernets Söhnen, der bald darauf ankam, hatte das Mißvergnügen, ſich anfangs vor dem Thore abgewieſen zu ſehen. Lesdiguieres wollte ihn aber doch einlaſſen, und ließ ihn ſogar in das Schloß gehen, um ihm zu zeigen, daß er ſich nichts daraus mache, ob er darin ſey oder nicht.

Indeſſen war dieſe getroffene Vorſicht um ſo nöthiger für ihn, da er wußte, daß Chambaut noch denſelben Tag mit ſieben bis achthundert Mann daſelbſt eintreffen ſollte, um Blacons den Rücken frey zu halten, und ihm im Nothfall beyzuſpringen. Indem man ihm alſo dieſe Stütze entzog, zerſtörte man den Grund aller ſeiner Hoffnungen.

Sehr erſtaunt, ſeinen Platz weggenommen zu ſehen, kam Gouvernet zu Lesdiguieres, ſprach aus einem ganz andern Ton, und von nichts als gütlicher Beylegung der Sache. Zu gleicher Zeit ſchickte Blacons, der ſich von Beyſtand entblößt ſah, einen ſeiner Leute an ihn, um ihn um Bedenkzeit zu ſeiner endlichen Erklärung zu bitten. Nachdem er dieſe durch Verwendung ſeiner Freunde erhalten hatte, giengen Gouvernet und Buillon zu ihm, und brachten ihn nach langem Streit endlich dahin, daß er an den König ſchrieb, er ſey bereit, die Citadelle zu übergeben.

Er gab dieß Schreiben Lesdiguieres Eilboten, Marſchant; da ſie aber die Erklärung nur gezwungen von ihm herausgebracht hatten, und er ſich noch mit einiger Hoffnung auf Beyſtand ſchmeichelte, ſo verſuchte er erſt, ſie von Marchant wieder zu bekommen, und da dieß nicht gieng, ſchickte er zween Reiter im Gallop ihm nach, um ſie ihm abzunehmen; dieſer aber ſchnell und entſchloſſen, ließ ſich von ihnen nicht einholen, ſo daß er wenige Stunden darauf zu Montelimar ankam, wo Lesdiguieres ihn erwartete. Blacons, der auf dieſe Art ſein Wort mündlich und ſchriftlich von ſich gegeben hatte, war alſo genöthigt ſeine Zuſage zu erfüllen; und der Fürſt, der unterdeſſen mit Lesdiguieres zu Montelimar war, erhielt ſeinen Willen und bekam die Citadelle zurück. Um ſie indeſſen gegen verſchiedene Unternehmungen ſeiner Feinde und Blacons ſelbſt zu ſichern, der vielleicht ſeine Hoffnungen noch nicht aufgegeben hatte, fand der König für gut, la Chenaye hineinzulegen, dem einige Zeit darauf Lamon, Gefreyter von ſeiner Wache, nachfolgte. Indeſſen erhielt doch der Fürſt endlich die Freyheit, Gouverneurs nach ſeinem Belieben darinn aufzuſtellen, die ganz allein von ihm abhiengen.

Der Präſident von Buillon war unterdeſſen zum König zurückgekehrt, der durch dieſen Erfolg und durch die Zeugniſſe, die er von der Aufrichtigkeit und unveränderlichen Treue Lesdiguieres erhalten hatte, vollkommen mit ihm zufrieden geſtellt wurde. Da Er ſah, daß ſein ganzes Betragen dieſem ähnlich war, und keine krummen Wege in ſeinem Wandel bemerkte, verwarf er alle, die ihm ſonſt des Gegentheils verſichert hatten, und räumte ihm dem Platz wieder ein, den er zuvor in ſeiner Achtung und Liebe gehabt hatte. So, ſich durch ſich ſelbſt rechtfertigend, ließen ſeine

Hand-

Handlungen ihn glorreich über ſeine Feinde triumphiren; und dieſe Bemühung, wodurch ſie ihn zu Grund zu richten gedacht hatten, befeſtigte ihn ſo mächtig, daß von nun an nichts mehr im Stand war, ſein Glück zu erſchüttern. Uebrigens war es die allgemeine Meynung aller Unpartheyiſchen, daß alle dieſe Beſchuldigungen, auſſer dem Intereſſe des Königs und des Staats rühmlich für Lesdiguieres wären, als eben ſo viele Beweiſe der hohen Achtung, die er durch ſeine Kraft errungen hatte.

Der König begnügte ſich nicht, ihn durch ein Schreiben, und bald darauf durch die Zurückkunft deſſelben Präſidenten nach Dauphiné, zu verſichern, wie ſehr Er mit ihm zufrieden ſey, ſondern wollte noch öffentliche Beweiſe davon geben, um dadurch ganz das Andenken an das zu vertilgen, was Ihm etwa während ſeines Argwohns entfallen ſeyn mochte.

Villeroy unter andern ſchrieb ihm: „er ſiege „überall über ſeine Feinde; und ſo wie er die einen „durch Waffengewalt unterdrücke, ſo beſchäme er die „andern durch die Erhabenheit ſeiner Tugend. Der „König bezeuge dieß öffentlich, und könne gar nicht „fertig werden ihn zu loben.“ — Der Brief des Königs, eigenhändig von Ihm geſchrieben, lautete folgendermaſſen:

Herr von Lesdiguieres,

Ich verſah mich zu Ihnen keines geringern, als des guten und angenehmen Dienſtes, den Sie mir ſo eben bey Wiedereinſetzung meines Vetters, des Fürſten von Oranien, in ſeine Citadelle, erzeigten. Es iſt ein neuer Beweis der

Zunei-

Zuneigung, die Sie jederzeit für mein Beſtes bewieſen haben, und die ich ſo ſehr erwiedre, als Sie es wünſchen mögen, indem ich Sie ſo ſehr ſchätze, daß Sie nicht Urſache haben irgend jemand in meinem Reich zu beneiden. Verlaſſen Sie ſich auf mich, Herr von Lesdiguieres, der ich mich auf Sie verlaſſe, und Sie von ganzem Herzen liebe. Gott befohlen! — Fontainebleau am 30. Sept. 1605.

Heinrich.

Dieß wird uns hinlänglich zeigen, wie ſorgfältig dieſer gute Herr war, dieſen guten Diener zu erhalten. Sicher hatten von nun an ſeine Neider, verſtummt und beſchämt, nicht mehr die Kühnheit den Mund aufzuthun.

Achtes Kapitel.

Lesdiguieres Reiſe nach Bern.

Da nach der Sache von Aurange die Anweſenheit Lesdiguieres in Dauphiné nicht ſo nothwendig war, ſo wollte er den Reſt des Jahrs dazu anwenden, das Verſprechen zu erfüllen, das er den Bernern gethan hatte, ſie zu beſuchen; auſſerdem, daß er ihnen auch noch gute Verſicherungen von dem König zu bringen hatte, welche den Zweck und das Ehrenvolle ſeiner Reiſe erhöhten.

Er gieng alſo am dritten Oktober von Grenoble ab, und langte gegen das Ende dieſes Monats in ſeinem Hauſe Coppet an, von wo er ſeinen Weg nach Bern fortſetzte. Als er gegen die Stadt kam, holten ihm der Avoyer und die vornehmſten Diener der Repu-

Republik, mit großen Freudensbezeugungen, die auch unter dem Volk sichtbar waren, ein, führten ihn in die Stadt, wo er sehr ehrenvoll einquartiert und ausgelößt wurde. Am folgenden Tag kamen sie zusammen, um zu vernehmen, was er ihnen von Seiten des Königs zu eröffnen hatte, worauf er ihnen versicherte, daß Se. Majestät das Bündniß mit ihnen unverletzlich halten wolle, und jederzeit ihr Bestes wie Ihr eigenes ansehen werde; daß Höchstdieselben sich ihnen zu Dank verbunden achteten, daß sie auf dem allgemeinen Landtag zu Baden, die Anträge der spanischen Agenten standhaft verworfen und erklärt hätten, daß sie unter keinerley Umständen noch aus irgend einem Grund sich von Frankreich trennen würden.

Nachdem er dieß Kompliment von Seiten des Königs ausgerichtet hatte, entledigte er sich auch für sich besonders dessen, was er ihrer Höflichkeit schuldig war, bat sie, zu glauben, daß er niemals ermangeln würde, sich erkenntlich gegen sie zu zeigen, und daß sie Beweise davon bey jeder Gelegenheit sehen sollten, wo ihr Interesse mit dem des Königs, seines Herrn, vereinbar wäre.

Sie bezeugten dem König ihren unterthänigen Dank für die abermalige Sorge, die er trüge, sie der Fortdauer seiner für sie so ehrenvollen Freundschaft zu versichern; und versicherten, daß sie ihre gemeinschaftlichen Verträge unverbrüchlich handhaben und jederzeit die Ehre einer Verbindung mit Ihm, jedem andern Vortheil standhaft vorziehen würden. Lesdiguieres selbst dankten sie sehr ehrerbietig für seinen guten Willen, und baten ihn um Fortsetzung dieser guten Gesinnungen gegen sie.

Ein öffentliches Ehrenmal folgte auf dieſe Komplimente, wobey prachtvoll und wacker auf die Geſundheit des Königs und Lesdiguieres getrunken wurde. Nach der Mittagstafel führten ſie ihn in ihr Zeughaus, das er ſehr gut eingerichtet fand, nebſt einem ſehr ſchönen Vorrath von Geſchütz.

Am dritten Tag, nachdem er Abſchied von ihnen genommen hatte, begleiteten ſie ihn wieder weit vor die Stadt heraus, wo ſie mit gegenſeitigen Bezeugungen ihrer Zufriedenheit von einander ſchieden. Als er durch Morat (Murten) kam, das durch die mörderiſche Schlacht berühmt iſt, welche die von dieſer Nation ehmals gegen Karl den Kühnen von Burgund daſelbſt gewannen, trieb eine ſeiner würdige Neugierde ihn an, es zu betrachten. Er beſuchte die Kapelle, welche noch itzt voll von Todtenknochen iſt, ſetzte hierauf ſeinen Weg weiter fort, und kam nach Coppat zurück.

Als er in Dauphiné zurück war, gieng er nach der italieniſchen Grenze gegen Chaumont, um zur Vollendung der Befeſtigung des Schloſſes von Exilles das Nöthige anzuordnen; von wo er nach Vizile, demjenigen ſeiner Landhäuſer, das die meiſten Spuren ſeiner Größe trägt zurückkam, und daſelbſt bis zum ſechs und zwanzigſten Juni die Annehmlichkeiten des Frühlings genoß. Endlich kam er wieder nach Grenoble, um mit ſeiner Gegenwart die Einführung ſeines Schwiegerſohns Crequy, als Lieutenant general des Königs in Dauphine, zu beehren.

Wenn mich der Leſer etwa hiereiner überflüßigen Kleinlichkeit beſchuldigt, ſo antworte ich darauf, daß ich bey einer umſtändlichen Lebensbeſchreibung

ſchreibung dieſes groſſen Mannes, wie ich ſie unternommen habe, keinen Raum leer laſſen zu dürfen glaubte, da ſeine ganze Laufbahn glänzend iſt; und daß ich bey der Inſtruktion, die ich dazu bekam, ſo glücklich war, Zeugen zu finden, die mir davon Tag für Tag Nachrichten an die Hand gaben.

Neuntes Kapitel.

Wichtiger Rath, den Lesdiguieres ertheilt, das Veltlin und das Fort Fuentes betreffend.

Als Lesdiguieres zu Bern war, kam de Vic, Geſandter des Königs bey den Schweitzern und in Graubünden, wo er ſich damals aufhielt, nach Veltlin, um ihn zu beſuchen; eine Höflichkeit, welche die Graubünder ihm ebenfalls erzeigten, da ſie ſeine Nähe benutzten, um ihn wegen dem Fort um Rath zu fragen, das der Graf von Fuentes kürzlich an ihrer Grenze angelegt hatte (7). Sie baten ihn dabey inſtändig, ihnen ſein Gutachten darüber mitzutheilen. Da aber dieſe Angelegenheit mehr Aufmerkſamkeit und Zeit erforderte, als ſeine Reiſe ihm darauf zu wenden geſtattete, ſo machte er ihnen Hoffnung dazu, ſobald er nach Dauphiné zurück gekommen ſeyn würde.

Als er nun dahin zurück war, und überlegte, daß er ſich des übernommenen Geſchäfts nicht wohl entledigen könnte, ohne ſich zuvor durch jemand, der eine genaue Unterſuchung an Ort und Stelle angeſtellt hätte, eine ganz ſpecielle Lokalkenntniß verſchafft zu haben, ſo ſprach er mit Auriac davon und fand ihn ſelbſt ganz geneigt zu dieſer Reiſe, weswegen er ihn denn bat, ſie zu unternehmen, und ihm Bonnefons,

einen von den Seinigen mitgab, der ſehr gute Einſichten hierinn beſaß. Weil aber in den meiſten Orten, wo ſie hin muſten, Spanier lagen, und es gefährlich war, ſich über dieſem Geſchäft betreten zu laſſen, ſo wurde Auriac für Bonnefons Bedienten ausgegeben, unterſuchte auf dieſe Art alles Erforderliche, und brachte einen genauen Riß davon mit, ſo wie wir es ſogleich beſchreiben werden. Um jedoch nichts zu übergehen, was dieſen Gegenſtand beſſer ins Licht ſetzen kann, wollen wir weiter bis zur Quelle hinaufſteigen.

Als nach dem Savoyiſchen Frieden vom Jahr 1601 die Spanier keinen Vorwand mehr hatten, ihren Ehrgeiz mit Gewalt zu befriedigen, und ihr natürliches böſes Trachten ihnen doch nicht geſtattete, in Ruhe zu leben, ſo fiengen ſie an, vermittelſt geheimer Ränke auf einen Angriff gegen ihre Nachbarn, die Graubünder, von Mayland herauszugehen. Dem zu Folge war der Graf von Fuentes ſehr freygebig daſelbſt geweſen, um ſie in ein Bündniß mit ſeinem Herrn zu locken, und verfiel endlich darauf, ihnen ein Joch aufzulegen, das ſie nachher lange Zeit vergebens wieder abzuſchütteln ſuchten. Dieß war ein auf der Spitze eines Felſens angelegtes Fort, um die Paſſage von Mayland ins Veltlin zu beherrſchen, einer Landſchaft der Graubünder, die ihnen zur Unterhaltung des Verkehrs mit Italien unentbehrlich war. Um aber dem Leſer eine deutlichere Einſicht hierinnen zu verſchaffen, wollen wir ihm eine Beſchreibung des Orts, wo ſich das Fort befindet, und des dadurch unterjochten Thals vorlegen.

Am Fuß der höchſten Graubündiſchen Gebirge, zwiſchen Mailand und Graubünden, liegt das Veltlin.

zwey

zwey und zwanzig Stunden lang, und eine kleine Meile breit; eine ſehr fruchtbare Gegend, wohl bevölkert, und von dem Fluß Ada durchſtrömt, der ganz oben von dem Thal von Bornio herabkömmt, und von mehrern Bächen, die er aufnimmt, ſo anſchwillt, daß er da, wo er in den Comer See fällt, nicht ſchwächer iſt, als die Marne in Frankreich. Gegen Oſten grenzt es an Oeſtreich und Tyrol, wo es ſehr enge und von Natur feſte Ausgänge hat; gegen Mittag wird es durch die Gebirge von Breſcia und Bergamo, im Venetianiſchen Gebiet, begränzt, deren Gipfel unzugänglich iſt, und alſo der ganzen Länge nach zum Wall dient. Gegen Abend gränzt es an das Herzogthum Mailand, das ſich mit dem Comer See hier ſchließt; gegen Mitternacht an die Alpen der Graubünder. Alle Päſſe nach Italien gehen alſo durch dieß Thal, und ſeine Ausdehnung von Oſten gegen Weſten ſcheidet die Berge der Graubünder von denen, die gegen Italien liegen, nämlich von Oeſtreich bis zum Comer See.

Die Beſchaffenheit und Wichtigkeit dieſes Paſſes gab dem Grafen von Fuentes den erſten Gedanken zu dem Fort, das er auf einem Felſen mitten in der Ebene anlegen ließ. Er hoffte auf dieſe Art die Graubünder zu zwingen, ſich behandeln zu laſſen; oder ſich, wenn ſie ſich deſſen weigerten, des Thals zu bemächtigen, um Oeſtreich mit Mailand zu verbinden, und ſo den Weg für die Truppen abzukürzen, die ſein Herr aus Italien nach Flandern gehen laſſen würde, was der Hauptgrund zu Erbauung dieſes Forts war.

Daß dieß ſeine Abſicht dabey war, konnte man damals ſchon leicht einſehen; denn er hatte ſich zuvor ſchon zu Mailand von den Abgeordneten der Grau-

bünder Artikel einrämmen lassen, die ihrer Freyheit ganz zuwider waren; unter andern: „daß er und seine „Nachfolger in der Statthalterschaft von Mailand „stets freyen ungehinderten Durchzug mit Kriegs„macht nach Gutbefinden durch ihr Gebiet haben sollten.“ Dazu war denn auch noch der Graben, der vom Fort aus bis an den Berg geführt war, um dieß Thal zu unterwerfen, und den Thalbewohnern nichts als den Durchgang durch die Pforten, die man an den Verschanzungen anbringen würde, übrig zu lassen, und zwar nach seinem, nicht nach ihrem Willen.

Nachdem Lesdiguieres, dem die Absicht der Spanier, die sie ohnehin selbst deutlich genug verriethen, nicht zweifelhaft war, dieß alles lange geprüft und überdacht hatte, hielt er dafür, daß man ihr ganzes Vorhaben durch folgende drey Mittel vereiteln könnte:

Erstlich wenn die Graubünder den, einem demokratischen Staat so nothwendigen, Frieden und Eintracht unter sich erhielten, ohne sie durch Religionsverschiedenheit stören zu lassen; wenn sie alle ihre Streitigkeiten beylegten, und angelegentlich alle die Ursachen ihrer Uneinigkeiten wegräumten; um künftighin feste Entschlüsse fassen zu können, indem nichts gefährlicher ist, als Unschlüssigkeit, wenn es darauf ankömmt, gemeinschaftliche Berathschlagungen ins Werk zu setzen.

Zweitens sollten sie sich durch die Unterstützung Frankreichs verstärken, um eines mächtigen Beystands gewiß zu seyn, im Fall sie von einem überlegenen Feind angefallen würden.

Drittens, die besondere Erhaltung Veltlins unter der Bothmäßigkeit der Graubünder betreffend, soll-

ſollten ſie dafür bey Zeiten durch zwo Forteresſen Sorge tragen, eine am Eingang des Thals Poskiane, damit die Graubünder den Paß ins Veltlin beſtändig frey behielten, und mit der benöthigten Mannſchaft dahin zu Hülfe eilen könnten; die andre müßte aus einem Laufgraben mit einem Zangenwerk vier bis fünf Toſſen hoch beſtehen, der von dem Berg gegen Mittag an einem Ort, Tartean genannt, bis an die Ada gezogen werden müßte, die hier an einem Felſen hin ſtrömt; nebſt zween Thürmen an beyden Enden, einem Thor in der Mitte, und einer guten Hauptwache zur Beſatzung.

Dieß waren die Mittel, durch die ſeiner Meynung nach die Graubünder ſich gegen die Anſchläge ihrer Feinde ſicher ſtellen und ihre Unterthanen im Veltlin gegen die Anfälle aus dem Fort verwahren konnten. Denn zu denken, daß die Spanier es je wieder niederreiſſen würden, was man auch mit ihnen ausmachen möchte, hieße ſich um ſo mehr ſelbſt betrügen, als es zuverläßig iſt, daß wenn ſie auch einſt wirklich vollkommene Herren von Veltlin werden ſollten, dennoch nach Kriegsmaximen die Lage des Orts deſſen Beybehaltung jederzeit nothwendig machen würde.

Dieſer Rath der Klugheit, die ihn eingab, ganz würdig, wurde dem Geſandten de Vic, der damals zu Chur war, überſchickt, und von ihm den Graubündern vorgelegt Da ſie aber weder geneigt noch zu bereden waren, ſich unter einander zu vereinigen, und üble Werkzeuge ihrer Uneinigkeit unterhielten, ſo wurde er nicht befolgt. Die Zeit bewies in der Folge ſeine Wichtigkeit, und es iſt gewiß, daß wenn ſie ihn befolgt hätten, man nachher nicht in die Verlegen-

helt gerathen wäre, so wie es geschah, sie von der Unterdrückung ihrer Feinde befreyen zu müssen.

Zehntes Kapitel.

Lesdiguieres Reise nach Hof. Seine Zurückkunft, und der Verfolg seiner verschiedenen Beschäftigungen in Dauphiné.

Da indessen dieß, durch den Bestand dieses Forts, mit dem gänzlichen Verlust seiner Freyheit bedrohte Volk einsah, wie sehr es eines mächtigen Beystandes benöthigt wäre, so flehte es den König um den seinigen an, der um der Ehre willen bey dessen Erhaltung interessirt war, und es nicht zu verlassen versprach. Da aber diese Sache eine der wichtigsten Staatsangelegenheiten war, und man bey Zeiten den unangenehmen Folgen vorbauen mußte, die sie haben konnten, so verlangte der König, Lesdiguieres Gutachten darüber zu vernehmen. Da Er ihm nun noch überdieß ein Geheimniß mittheilen wollte, wovon wir im folgenden Kapitel reden werden, so befahl er ihm sich baldigst bey ihm einzufinden.

Der König hatte um diese Zeit eine Reise gegen Provence im Sinn. Deswegen war Lesdiguieres nach Lyon gegangen, wo der König durchkommen sollte, um Ihn da zu erwarten; da aber so wohl die Graubünder Angelegenheit, als einige andre gleich wichtige Vorfälle, besonders die Taufe des Dauphin, itzigen Ludwigs des Gerechten (XIII.) eine Aenderung in diesem Vorhaben verursachten, so beschied er ihn auf den zehnten September, dem zu dieser Ceremonie bestimmten Tag, nach Hof.

Dem

Dem zu Folge machte ſich Lesdiguieres, von Auriac begleitet auf den Weg, und langte bald darauf zu Fontainebleau an, wo der König ſich befand, der ihn um ſo gnädiger empfieng, da dieſer gute Herr ihm gänzlich die Meynung benehmen wollte, als ob die vorhergegangenen Verläumdungen Seine Liebe zu ihm vermindert hätten, weßwegen Er ihn ſogar, aus einer neuen und ganz beſondern Gnade im Schloß logieren ließ. Nachdem die Taufhandlung mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten vollzogen war und Lesdiguieres ins Geheim mit dem König von dem Dienſt geſprochen hatte, den Se. Majeſtät von ihm verlangten, ſo benuzte er die übrige Zeit zu Schließung einer von der Gräfin von Sault in Vorſchlag gebrachten Vermählung zwiſchen den Marquis Rosny, Sohn des Herzogs von Sully, Generaloberaufſehers der Finanzen, und Franziske von Crequy, ihrer beiderſeitigen Enkelin. Darauf empfing er die Befehle des Königs und gieng nach Dauphiné zurück.

Als er nun ſo in ſeinem Hauſe war, mit Ehren und Gütern überfüllt, zufrieden mit ſich ſelbſt, ſo ſehr als irgend jemand es ſeyn kann, und ſchon bey Jahren, (denn er war damals ziemlich in die Sechzig) überlegte er bey ſich ſelbſt, daß er, um den verſchiedenen Geſchäften gewachſen zu ſeyn, welche ſeine Vortreflichkeit ihm täglich zuzog, auf vernünftige Schonung und Pflege ſeines Lebens bedacht ſeyn müſſe, und die um ſo mehr, da er durch die beſtändigen Krankheiten der Frau von Lesdiguieres, ſeiner Gemahlin, die ſeit einiger Zeit entfernt von ihm, auf Puymore lebte, der Frucht des ſüßeſten Geſellſchaftsbandes unter Sterblichen, beraubt war. Er glaubte daher der Pflege und Wartung einer Perſon benöthigt zu ſeyn, der er ſelbſt theuer und werth wäre, und von der er den

Beyſtand erhalten könnte, der ihm abgieng. Und gewiß, da er bis dahin keine Ruhe genoſſen hatte, und er ſich für künftig eben kein ruhigeres Leben verſprach, erlaubten ihm ſeine ſtarken und gewöhnlichen Geſchäfte nichts weniger, als an ſeine Schonung zu denken. Da ihn nun überdieß ſein Arzt Davie dazu ermahnte, und ihm aus Gründen, die er aus ſeiner natürlichen Complexion zog, vorſtellte, daß ſeine Geſundheit bey dieſer Lebensart Schaden nehmen dürfte: — ſo (g) brachte er ihn dadurch endlich dahin, daß er ſich entſchloß, eine junge Frau, Namens Marie Vignon zu ſich zu nehmen, die er ſeit einigen Jahren im Geheim unterhielt, ſo geheim nämlich als es die Liebeshändel von Perſonen von dieſem Range ſeyn können.

Dieſe Frau ſchön, von angenehmen Weſen und feinem Geiſte, den ſie in der Leitung ihres Glücks bewies, war die Tochter Jean Vignons, Burghauptmanns (Capitaine chaſtelain) der Baronie von Theys, und an Emmond Natel, Seidehändler, verheurathet. Anfangs nahm ſie Lesdiguieres Beſuche in ihrer Wohnung an; als aber ihr Mann ſie darum übel behandelte, gieng ſie von ihm weg und wieder zu ihrem Vater aufs Land, wohin er oft zu ihr kam. Endlich als die Frau von Lesdiguieres ins beſſere Leben hinüber geſchlummert war, ließ er ſie zu ſich in die Stadt kommen, und gab ihr ein Haus und Bedienung. Weil indeſſen eine Menge Leute, denen dieſer Umgang nicht gefiel, ihn zu zerſtören unternahmen, ſo fiel ſie auf einige Zeit aus ſeiner Gunſt, ſo daß die, welche ihren Sturz wünſchten, ihn ſchon für ganz ausgemacht anſahen. Da ſie aber mit ihrer natürlichen Verſchlagenheit große Gewalt über Lesdiguieres Geiſt erworben hatte, und mächtige Vermittler ſich für ſie

bey

bey ihm verwendet hatten; so setzte sie sich nicht nur wieder bey ihm in Gunst, sondern stand sich von nun an noch weit besser bey ihm, als zuvor, so daß er kein Bedenken trug, ihr ein Apartement in seiner Wohnung einzugeben, sie Frau von Moyrene (von einem seiner Güter) nennen zu lassen, und sie auf einer Reise mit zu nehmen, die er nach Verdeyer, zu der Hochzeit eines der Capitains seiner Garden, Venterol, machte. Von allem aber, was rechtmäßige Frauen mit ihren Ehemännern gemein haben, hatte sie noch nichts als das Bette. Indessen erlangte sie doch bald darauf auch noch alle andern Vorrechte. Wir werden die Fortschritte ihres Glücks jedesmal an denjenigen Stellen dieser Geschichte anführen, wo unser Hauptgegenstand uns darauf führen wird.

Eilftes Kapitel.

Entwurf dessen, was man das große Projekt Heinrichs IV. nannte. Lesdiguieres giebt dem Dauphin die ersten Waffen.

Kommen wir aber jetzt wieder zu der Reise zurück, welche Lesdiguieres nach Hof gemacht hatte, und wovon wir den eigentlichen Grund noch nicht gesehen, sondern ihn bis jetzt aufgehoben haben, um in unserer Darstellung davon durch nichts anderes unterbrochen zu werden.

Der große Heinrich, dem sein Muth nicht gestattete, für sich die Ruhe zu genießen, die er andern erkämpfte, hatte den Plan die Grenzen Frankreichs weit in Teutschland und Italien hineinzurücken,

und die zu verschiedenen Zeiten seinen Vorfahren unrechtmäßigerweise entrissenen Staaten wieder zu erobern. Zum nöthigen Anfang hatte er nun wichtige ausgebreitete Verständnisse gegen das Haus Oestreich angelegt, und eine Unternehmung entworfen, die ungefähr auf Folgendes hinaus lief.

Da der Churfürst von der Pfalz und die andern teutschen Fürsten, die bey der Julichschen Erbschaftssache interessirt waren, wie die Zeitgeschichte uns lehrt, Ihn um Seinen Beystand hiezu anflehten, so wollte Er ihnen diesen in Person leisten, mit einer mächtigen Armee, weyen die Zurüstungen ganz Europa in Furcht und Erwartung der Dinge hielten. Von da wollte Er durch Luxemburg in die Staaten des Erzbischoffs von Trier kommen, und dann in Elsas eindringen. Ein in der That der Größe und des Glüks dieses Herrn würdiger Anschlag, der aber kurz hernach durch seinen traurigen Todesfall vereitelt wurde.

Nun hatte Er sich gegen Lesdiguieres darüber erklärt, als gegen denjenigen, dem er eine der Hauptrollen dabey geben wollte, und dieß war der wahre Grund der letztern Reise gewesen.

Weil man aber zuvor dem Hause Oestreich in Italien zu schaffen machen mußte, was ohne den Beystand des Herzogs von Savoyen schwer hielt, so beschloß Er, diesen dafür zu interessiren durch die Vermälung seines Sohns, des Prinzen von Piemont, mit der ältesten königlichen Prinzessin, welche nachher Königin von Spanien wurde. Als Lesdiguieres sich auf Seinen Befehl etwas davon gegen den Residenten des Herzogs am Hof, de Jacob, hatte verlauten lassen, so wurde dieß so wohl aufgenommen,

men, daß nachdem der Reſident ſeinem Herrn Nachricht davon gegeben hatte, dieſer den Oberſten Purpurat, einen ſeiner vertrauteſten Diener an ihn abſchickte, um in ſeinem Namen dem König völlige Verſicherung zu überbringen, daß er Seine Entwürfe mit ſeiner ganzen Macht, ſelbſt mit Gefahr ſeines Lebens unterſtützen wolle. Nachdem die fernere Verhandlung darüber Lesdiguieres und dem Präſidenten Bullion übertragen worden war, arbeiteten dieſe ſo glücklich daran, daß der König verſichert ſeyn konnte, den Herzog ganz auf ſeiner Seite zu haben.

Da man indeſſen, um die Macht des Hauſes Oeſtreich nach Italien zu ziehen, das Mayländiſche angreifen mußte, wollte Lesdiguieres, der mit dem Herzog dieß beſondere Geſchäft zur Ausführung bekommen ſollte, zuvor Brunet, einen von den Seinigen, an Ort und Stelle ſchicken, um das Lokale genau zu unterſuchen, ihm Plane zu verſchaffen und ſich nach dem Zuſtand der Beſatzungen zu erkundigen, ein Geſchäft, wozu einige andere dieſer Art, die er glücklich geführt hatte, ſeine Fähigkeit erprobten. Um aber ſeiner Reiſe in einem Land, wo alles, was von Frankreich kam, verdächtig zu ſeyn anfieng, und wo er ohne Zweifel äuſſerſt genau beobachtet werden würde, einigen Vorwand zu geben, fand man für gut, daß der Dauphin beym Abſchied Lesdiguieres vom König ihn öffentlich, wie er auch that, um eine Mayländiſche Waffenrüſtung bitten ſollte, damit er eine ſcheinbare Veranlaſſung erhielte, bey ſeiner Rückkunft nach Dauphiné ausdrücklich dahin zu ſchicken.

Als Brunet abgehen konnte, gab er ihm ein Empfehlungsſchreiben an den Grafen von Fuentes, damaligen Statthalter von Mayland, um ſeinen Aufenthalt

enthalt daselbst einen Anstrich zu geben, und ihm einigermaßen dessen Gunst zu erwerben. Der Graf nahm Brunet sehr höflich auf, und als er erfuhr, daß er einer von Lesdiguieres Leuten sey, erkundigte er sich bey ihm angelegentlich nach verschiedenem seine Person betreffend, so daß er ihn sogar fragte: „ob „der König nicht vorzüglich viel auf ihn hielte?“ und, als Brunet antwortete: „Sein Herr habe Sr. „Majestät große Verbindlichkeiten,“ versetzte Jener: „der „König ihm wohl ebenfalls,“ und dann, indem er sich zu den Umstehenden wendete: „das ist wahr, „Herr von Lesdiguieres macht sich sehr verdient um „Frankreich; ich würde es für das größte Glück hal„ten, das mir je begegnen könnte, wenn ich jeden „von uns an der Spitze einer Armee sehen sollte, um „eine Schlacht zu liefern.“ — Er erbot ihm hierauf in Ansehung des vorgeblichen Gegenstands seiner Reise allen möglichen Vorschub, den er wünschen konnte. — Einige Zeit darauf wurden die Waffen dem Dauphin gebracht, der eine große Freude darüber hatte. Sie waren blau angelaufen, und ganz mit Kunstlilien und Trophäen von Silber besetzt.

Während man daran arbeitete, gieng Brunet, der keine Zeit verlieren wollte, oft um die Citadelle spazieren, um ihr Bild wohl zu fassen, und erkundigte sich unter der Hand nach allem, was er zu wissen brauchte, so daß er Zeit hatte einen sehr genauen Riß davon zu Papier zu bringen, welchen Lesdiguieres durch ihn selbst dem König schickte, der eine gleiche Nachricht von den andern Plätzen in der Lombardey verlangte, und ihm schrieb: er sollte Brunet wieder dahin schicken. Fontcouverte, ein Adelicher aus Languedoc, der ansehnliche Stellen unter Lesdiguieres gehabt hatte, wurde ihm zugegeben.

Um

Um ihre Abſicht beſſer zu verbergen, verkleide-
en dieſe beyde ſich in Franciſcaner Mönche und beka-
men unter dieſer Maſke durch Vermittlung eines
Kaufmanns, in deſſen Geſellſchaft ſie von Turin aus
gereiſt waren, und von dem ein Sohn darinn ange-
ſtellt war, Zutritt in die Citadelle von Mayland.
Hierauf beſahen ſie auch die andern mit ſolchem Glück,
daß man ſie nirgends entdeckte.

Unterdeſſen ließen die Spanier, denen die Rei-
en des Präſidenten von Bullion zu dem Herzog von
Savoyen ſehr verdächtig wurden, und die nicht zwei-
elten, daß es auf ihr Verderben gemünzt ſey, nichts
nverſucht, um den Herzog auf ihrer Seite zu erhal-
en. Bald verſprachen ſie ihm beträchtliche Sum-
men, damit er mit gutem Grund und kühn die An-
träge des Königs ausſchlagen könnte; bald ſuchten
e ihn durch ſeine Kinder zu gewinnen, und verſpra-
hen dem Prinzen von Piemont die Infantin von
Spanien, jetzige Königin von Frankreich, dem Prin-
en Philibert, ſeinem Bruder, die Spaniſche Kron-
admiralſtelle mit großem Gehalt; dem Cardinal das
Erzbisthum von Sevilla von hunderttauſend Du-
aten Einkünfte, und bald darauf das gleich einträg-
liche von Montreal in Sicilien. Ueberdieß ſuchten ſie
die vornehmſten Räthe des Herzogs auf ihre Seite zu
ziehen, von denen ein Theil aus aller Macht daran
arbeitete, ſeinen Kindern Liebe für Spanien einzupräa-
gen, ſo daß er Mühe hatte, ſie für die neue Parthie
zu gewinnen. Dazu ließen noch die Spanier auch
ihm ſelbſt keine Ruhe, warfen ihm Wankelmuth und
Undank vor, daß er ſich von ihnen trennen wollte, da ſie
ihm jederzeit in ſeinen wichtigſten Angelegenheiten bey-
geſtanden hätten; ſtellten ihm die Gefahr vor, die er
laufe, wenn er ſich ihren Haß zuziehe, indem ſie ſich
unfehl-

unfehlbar bald oder spät dafür rächen würden; kurz sie suchten alles hervor, um ihn von Frankreich abzuziehen; allein Lesdiguieres und Bullion hielten ihn so fest, daß alle gegenseitige Bemühungen fruchtlos waren.

Unterdessen fieng Lesdiguieres an, ernstlich die Hand ans Werk zu legen, und machte sich gefaßt eine Armee auf die Beine zu bringen, um damit zu dem Herzoge zu stoßen, der seiner Seits eine Menge Commissionen gab, so daß die Sachen von dieser Seite in der besten Verfassung von der Welt waren, und man allem Anschein nach keinen andern als sehr guten Erfolg davon hoffen konnte.

Die Vorsehung hatte es aber anders beschlossen und, es sey nun, daß der Ruhm dieser großen That unserm großen König vorbehalten war, oder daß ihm allein der Titel eines Befreyers der Nationen und eines höchsten Schiedsrichters Europens zugehören sollte; kurz dieß edelmüthige Vorhaben blieb, auf dem Punkt seiner Geburt, eine unreife Frucht, durch die Dazwischenkunft des abscheulichen Meuchelmords, der an diesem unvergleichlichen Monarchen verübt wurde.

Zwölftes Kapitel.

Lesdiguieres Reise nach Hof, wo er Marschall von Frankreich wird.

Unter den ausgezeichnetsten Vorzügen der Tugend unsers Helden ist ohne Zweifel der einer besondern Betrachtung würdig, daß er nie eine Ehrenbezeugung erhielt, ohne daß alle Welt, ja der Neid selbst, zugeben

geben müſſen und erkannt hätte, daß er ſie vollkommen verdiene, und daß er, ohne die Mühe, ja beynahe ohne den Ehrgeiz zu haben, ſie zu ſuchen, das Vergnügen und den Ruhm hatte, ſie zu erhalten, und zwar alle zu Haus zu erhalten. Wir wollen hier alle ſeine Stellen unter eine allgemeine Ueberſicht bringen, und rekapituliren, um zu zeigen, daß dieß kein eitles ohne Beweis hingeworfenes Vorgeben iſt.

Das erſtemal, als er Chef der Proteſtanten in Oberdauphiné wurde, befahl ihm der Marſchall, und nachherige Connetable, von Damville, unumgänglich es anzunehmen, da er ſich beſtändig deſſen geweigert hatte. Man mußte ſeiner Beſcheidenheit Gewalt anthun, um gegen ſein Verdienſt keine Ungerechtigkeit zu begehen.

Der König von Navarra beſtättigte ihn gleichergeſtalt in dieſer Stelle, und er erhielt die Beſtallung darüber, als er ſich deſſen am wenigſten verſah.

Eben ſo brachte man ihm ſeine Vollmacht als Lieutenant general in Dauphiné ins Haus, die man ihm zuvor verſprochen hatte, ebenfalls ohne daß er ſie geſucht hätte.

Als er im Jahr 1595. zu Lyon war, erhielt er eines Morgens in ſeiner Wohnung durch den Kanzler von Navarra, Caliguon das Dekret als Staatsrath, woran er gar nicht dachte, und das der König ihm aus eigner Bewegung ſchickte; auſſer vielen andern Würden, die Er ihm ertheilt hatte, als Er nur erſt König von Navarra war.

Wir werden am Schluß dieſer Geſchichte ſehen, wie ſeine Vortreflichkeit ihm die glorreiche Nothwendigkeit auflegte, die Stelle eines Connetable anzunehmen,

nehmen, nachdem er sich drey oder viermal feyerlich dagegen entschuldigt hatte. So daß es also wahr ist, daß nie ein Mann die Ehrenstellen, nach denen andere so mühsam trachten, besser verdiente und doch weniger suchte als Er. Auch kann man mit Wahrheit sagen, daß seine Herrn, die Könige, sich eher einer Verbindlichkeit gegen ihn zu entledigen als ihm eine Gnade zu verleihen schienen; so ganz war es Gerechtigkeit.

Doch wozu anders woher Beweise suchen, da wir bey dem Gegenstand auf den wir jetzt kommen, so sichtbare und so auffallende haben? Wer verdiente je besser als Er die neue ihm zugedachte Würde? Wer verstand das Metier besser als Er? Wer hatte länger kommandirt, glücklicher geschlagen; wer konnte ihm den Ruhm streitig machen, stets Sieger nie besiegt zu seyn? und zwar ein halbes Jahrhundert hindurch, seit er Krieg führte! — Gewiß ist dieß ein Vorzug, um den ihn die größten Männer des Alterthums beneidet haben würden, wenn sie zu seiner Zeit gelebt hätten.

Der König, in Erwägung seines seltnen Verdienstes fühlte sich verbunden, seine langen Dienste zu belohnen, und hatte kaum den Tod des Marschalls von Ornano (9) vernommen, als Er ganz laut sagte: „Da wäre denn also Herr von Lesdiguieres Marschall „von Frankreich," — indem Er ihm sogleich diese Ehre zudachte, und ihm in einem eigenhändigen Schreiben, das Crequy überbrachte, befahl, sich zu Ihm zu verfügen, um den Marschallsstab zu empfangen.

Dem zu Folge ließ er Crequy an seiner Statt in der Provinz, kam am 29. August zu Paris an, und wurde

wurde von dem König mit neuen und ganz besondern Beweisen Seiner Affektion empfangen. „Herr von „Lesdiguieres — sagte Er sogleich zu ihm — Sie „können sich versichert halten, Ihre Mühe nicht ver„lohren zu haben.“ — Wirklich erhielt er auch acht Tage darauf, nachdem der König nach Fontainebleau gegangen war, den Marschallsstab mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten, auf den Knieen, indem er seine Hände zusammengefaltet in die des Königs legte, der ganz laut diese Worte sagte: „wegen der guten und „angenehmen Dienste, die Lesdiguieres Ihm sein ganzes „Leben hindurch geleistet habe, und wegen der besondern „Wissenschaft und Ueberzeugung, die Er von seiner „Treue und Zuneigung gegen Ihn und das Beste „des Staats habe, mache Er ihn zum Marschall von „Frankreich.“ — Der neue Marschall bezeugte ihm hierauf seinen unterthänigsten Dank mit den gewöhnlichen Versicherungen seiner Treue und seines Gehorsams, und hatte die Ehre, von der Königin, dem Dauphin und einer Menge Herrn und andern angesehenen Personen, die dieser Handlung beygewohnt hatten, die Glückwünschungskomplimente zu empfangen.

In der That mußte auch diese Beförderung mit großer Feyerlichkeit vor sich gehen, da sie zur Belohnung einer so vorzüglichen Tugend bestimmt war, und der König sich dadurch der gerechtesten Verbindlichkeit entlud, die ein Unterthan bey seinem Herrn erwerben kann.

Als er einige Tage darauf Urlaub bekam, um sein Diplom dem Parlement von Paris vorzulegen und daselbst den gewöhnlichen Eyd zu leisten, wurde er von vielen Prinzen und Herzogen dahin begleitet,

wovon ein Theil blos in Rückſicht ſeiner Perſon, der andere auf Befehl des Königs dahin gegangen war. Nach einer Rede von dem berühmten Advokaten Marteliere gehalten, welche die Dienſte enthielt, die der Marſchall dem Staat geleiſtet hatte, wurde er vom Parlement auf die gewöhnliche Art aufgenommen, und dann durch dieſelbe Geſellſchaft zurückbegleitet, die er zu einem prächtigen Gaſtmahl behielt, worauf wechſelſeitige Komplimente folgten.

Alle Rechtſchaffene am Hof und beſonders die, welche die Tugend dieſes großen Mannes ohne Neid betrachteten, bezeugten eine beſondere Freude darüber, ſie ſo belohnt zu ſehen; wiewohl man mit Wahrheit ſagen kann, daß die Belohnung noch unter dem Verdienſt war.

Da der König indeſſen nach Paris zurückgekommen war, um den Winter daſelbſt zuzubringen, und ſich zu dem Jülichiſchen Hülfszug rüſtete, welcher der gedachten Unternehmung zum Vorwand dienen ſollte: ſo erhielt der Marſchall Befehl, nach Dauphine zurückzugehen, um ſeine Unterhandlung mit dem Herzog von Savoyen fortzuſetzen. Damit werden wir dann das folgende Buch anfangen, und das gegenwärtige mit einem merkwürdigen Zuge von der Achtung ſchließen, worinn der Marſchall bey dem König ſtand.

Als Er nämlich in ſeiner Gegenwart die königlichen Prinzen, Seine Kinder, hatte kommen laſſen, ſprach Er von ihren verſchiedenen Neigungen, und ſagte zu ihm: „Herr Marſchall, ſehen Sie hier meine Kinder; ich bitte Sie, Vaterſtelle bey ihnen zu „vertreten, wenn ich nicht mehr ſeyn werde; denn ich „werde ſie jung und in einem Zuſtand verlaſſen, wo-

„rinn

„rinn ſie meiner getreuen Diener bedürfen werden.“ — Als der Marſchall darauf antwortete: „Se. Ma„jeſtät ſollten etwas Beſſeres in Anſehung Ihres Le„bens hoffen; Sie würden ſie groß und wohl erzogen „ſehen,“ erwiederte der König, der ſein nahes Ende ahnete: „Ich werde es nicht; glauben Sie mir, Sie „werden länger leben als ich.“ — Ich habe den Marſchall ſagen hören, er habe nie ſo ungern und ſchmerzlich Abſchied von dem König genommen, als dießmal, zufolge einer geheimen Ahnung, die ihm ſagte, daß es das leztemal ſey. —

Achtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Rückkehr des Marſchalls nach Dauphiné. Zuſammenkunft zwiſchen dem Herzog von Savoyen und ihm zu Brüſſol. Tod des Königs.

Nachdem der Marſchall ganz genau von den Abſichten des Königs in Anſehung des obengedachten Projekts unterrichtet war, auf deſſen Ausführung alle ſeine Gedanken gerichtet waren, kam er am funfzehnten des Jahrs 1610. das wir jezt antreten, nach Grenoble, und ſchickte ſogleich Lenterol, Capitain von ſeiner Wache an den Herzog von Savoyen, ſowohl um ihm den Befehl zu melden, den er hatte,

ihn im Namen des Königs zu sprechen, als um von ihm Ort und Zeit zu erfahren, die ihm zu dieser Zusammenkunft gefällig wären.

Der Herzog bestimmte ihm den 21. April nach Brüzol, wo er sich einfand und von ihm alle mögliche Höflichkeit und Ehre genoß. Hier war es, wo die Vermälungs und Kriegstraktaten gänzlich geschlossen wurden.

Als unterdessen der Marschall Nachricht erhielt, daß die Spanier, da sie diesen Fürsten für sich verlohren sahen, den Herzog von Mantua zu gewinnen suchten, und daß der Graf von Fuentes ihn seit kurzem zu Mayland empfangen und traktirt hatte, und sich es sehr angelegen seyn ließ, ihn auf seine Seite zu ziehen; so schickte er den Baron von Marcieur an ihn ab, um ihn zu bereden, die Spanischen Anerbietungen und Schmeicheleyen gänzlich zu verwerfen, was er thun zu wollen aufs bündigste versicherte.

Der Marschall schickte hierauf Crequy und Bullion an den König, um ihm von dem Erfolg dieser Zusammenkunft Rechenschaft zu geben, womit Er vollkommen zufrieden war. Er selbst gieng wieder nach Dauphiné, und der Herzog nach Turin, um für die Erfüllung der Bedingungen, zu denen er sich anheischig gemacht hatte, Sorge zu tragen; so daß sie bald im Stand waren, in die Lombardey einzufallen, während auf der andern Seite der König sich anschickte, nach Champagne zu gehen, wo er seine Armee zusammen zog.

Aber, wie tief sind die Rathschläge des Allerhöchsten, wie unerforschlich die geheimen Wege seiner Vorsehung! Auf dem Punkt, da dieser große König einen

einen allgemeinen Triumph über Frankreichs Feinde ſinnt, da wahrſcheinlich nichts der Gewalt ſeiner Waffen zu widerſtehen vermocht hätte und bey ſeinen Zurüſtungen ganz Europa zitterte, erweckt die Hölle ein Ungeheuer, das ihn mit verruchter Hand ermordet! —

Dieſe Unternehmung blieb alſo unausgeführt, und der Marſchall, dem dieß Unglück empfindlicher war, als ſich ausſprechen läßt, genöthigt den Eroberungsplan in einen Erhaltungsplan desjenigen Theils des Reichs, der ihm anvertraut war, zu verwandeln, ſchickte ſogleich den Baron von Mercieur an die Königin Regentin und den neuen König ab, um ihnen ſeinen Reſpekt zu bezeugen, und ſie der Fortdauer ſeines Gehorſams zu verſichern. Sie waren darüber um ſo mehr vergnügt, da ſie ihn als einen der vornehmſten Staatsbeamten betrachteten, der die Waffen in der Hand und großen Einfluß bey ſeinen Religionsverwandten hatte, die damals im Verdacht waren auf irgend eine Neuerung umzugehen. Es war erwünſcht, daß ſie die Verſicherungen ſeiner Treue in einem mißlichen Zeitpunkt erhielten, und ſahen, daß bey der allgemeinen Erſchütterung des Reichs er unerſchütterlich in ſeiner Pflicht war. Wir haben geſehen und werden noch ferner ſehen, daß er jederzeit ernſtlich befliſſen war und ſichs zum beſondern Ruhm ſchäzte, nie von ſeiner Pflicht zu weichen.

Indeſſen ſah der Herzog von Savoyen, der öffentlich auf Frankreichs Seite getreten war, ſich deßwegen dem Haß der Spanier ausgeſetzt und fürchtete ſehr, ſie auf den Hals zu bekommen. Denn als der Spaniſche Geſandte an ſeinem Hof, im Namen ſeines Königs, die Spaniſchen Truppen zurück forder-

te, die in ſeinem Dienſt waren, und er ſogleich muthmaßte, daß man Händel an ihn ſuchte, da der Geſandte ſogar auf die Weigerung des Herzogs, „ſie ziehen zu laſſen, ſo lange er nicht ein Schreiben „des Königs von Spanien deßwegen erhalten hätte,“ ihm ſagte: „wenn er ſie länger zurück hielte, dürfte „er ſeinen Herrn ſehr beleidigen, der ein großer Monarch ſey,“ was für eine Drohung angeſehen wurde; ſo nahm er ſogleich ſeine Zuflucht zum Marſchall, und ſchickte Chambouys, einen der Seinigen an ihn ab, um ihn zu bitten, die Truppen von Dauphine gegen die Piemonteſiſche Grenze vorrücken zu laſſen, damit ſie zu ihm ſtoßen könnten, wenn er zum Krieg gezwungen würde, indem er überdieß entſchloſſen wäre, alle in ſeinem Sold befindliche Spanier niederhauen zu laſſen, wenn ſie wider ſeinen Willen abmarſchiren wollten.

Der Marſchall, der von Ihren Majeſtäten Befehl hatte, ihn nicht im Stich zu laſſen, hielt ſich gefaßt, ihm zu Hülfe zu kommen, gab ihm indeſſen doch den Rath, nichts zu verderben, und nur im äuſſerſten Fall zum Bruch zu kommen. — Indeſſen hielten ſich die Spanier auf die bloße Mine des Marſchalls zurück, und auſſer einigen kleinen Feindſeligkeiten, die auf der Grenze von Piemont gegen Mayland verübt wurden, unternahmen ſie für dießmal nichts öffentlich.

Zweytes Kapitel.

Benehmen des Marſchalls nach dem Tode des Königs. Er erhält das Dekret als Herzog und Pair.

Während aber der Marſchall ſich anſchickte, dem Herzog gegen deſſen erklärte Feinde beyzuſtehen, fand er ſich ſelbſt von einem innerlichen Feind angegriffen. Dieß war eine Art von Paralyſie, die ihm lange hätte Bett und Zimmer hüten laſſen können, wenn er weniger robuſt und weniger genau in Ausführung ſeiner eignen Entſchlüſſe geweſen wäre. Denn da er die Haltung der Ständenverſammlung der Provinz auf den Anfang des nächſten Februars nach Valence ausgeſchrieben hatte, ſo ließ er ſich nicht abhalten, abzureiſen, um ihr beyzuwohnen, unerachtet ihn das Parlement wegen ſeiner Unpäßlichkeit gebeten hatte, ſie nach Grenoble zuſammen zu berufen.

Während ſeines Aufenthalts zu Valence beſtanden ſeine Zerſtreuungen darinn, daß er einigemal nach der Univerſität gieng, um die Doctorpromotionen mit ſeiner Gegenwart zu beehren; indem dieß ihm eine angenehme Erinnerung an ſeine eigne Studien gewährte, und vielleicht nicht ohne der Betrachtung Raum zu geben, daß nie ein Menſch ſie mit ſo großem Nutzen verlaſſen hatte. Einige Zeit zuvor hatte er zu bewirken geſucht, daß der Doctor Godofredus, einer der berühmteſten Rechtsgelehrten ſeines Jahrhunderts, dahin berufen wurde, wiewohl ſeine Bemühung, aus Gründen welche hier anzuführen unnöthig wären, fruchtlos blieb.

Da auf dieſe Verſammlung eine andre, derer von der vorgeblich reformirten Religion, in der Pro-

vinz folgte, die nach Veynes ausgeschrieben war, um die Abgeordneten zu ernennen, welche der auf königliche Erlaubniß nach Chatelleraud ausgeschriebenen Generalversammlung beywohnen sollten, so gieng er nach seinem Hause Puymore, zwo Meilen von da, um durch seine Gegenwart und seinen Rath zu verhindern, daß nichts beschlossen würde, was der allgemeinen Ruhe nachtheilig seyn könnte; so daß alle ihre Schlüsse der Pflicht guter und getreuer Unterthanen gemäs waren, und der Ausschuß, seiner Absicht gemäs, aus gemässigten Personen bestand, für die er gut sagen konnte. Die Wichtigkeit der Gegenstände, die auf der allgemeinen Versammlung verhandelt wurden, verdienten, daß er die Sorgfalt darauf verwendete, die wir in der Folge sehen werden.

Unterdessen machte der Herzog von Savoyen, der sich mächtig gerüstet befand, und es nicht umsonst seyn wollte, Mine, seine Ansprüche auf Genf und das Walliser Land, das die Berner besitzen, hervorzusuchen, und hatte sie dadurch veranlaßt, den Marschall anzugehen, um für sie bey dieser Gelegenheit die Hülfe Ihrer Majestäten anzuflehen, wozu er sich sehr gern verband, jedoch glaubte, erst den Herzog abmahnen zu müssen: er möchte die öffentliche Ruhe nicht wegen einer Angelegenheit stören, die er anders als durch einen Krieg abthun könnte, welcher Ihre Majestäten, in Rücksicht der Allianz, worinn dieß Volk mit der Krone stehe, beleidigen, und ihn um die Vortheile bringen dürfte, die er von Ihrer Protection zu hoffen hätte, zu einer Zeit, wo der Haß der Spanier diese ihm mehr als je unentbehrlich machte.

Um indessen auf alle Fälle die andern der Frucht seiner Vermittlung bey Ihren Majestäten nicht zu

heran-

berauben, besonders da er den Herzog nicht sehr geneigt sah, ihren Verdacht zu beruhigen, arbeitete er mit so gutem Erfolg daran, daß Höchstdieselbe den Genfern, als den Schwächsten, la Roue mit zweytausend Mann zu Fuß schickten, und die Berner versichern ließen, daß Sie sie nicht im Stich lassen würden.

Dieß war aber nicht die einzige Seite, wo die Waffen des Herzogs Verdacht erregten; auch die Italienischen Fürsten, besonders der Herzog von Mantua, waren sehr eifersüchtig darüber. Um ihnen dieß zu benehmen, rieth man Ihren Majestäten, la Varenne an den Savoyer zu schicken, um ihn zu vermögen, die Waffen niederzulegen, da die Gelegenheit sie zu brauchen, durch den Tod des Hochseligen Königs wegfiele, und Ihr Absehen einzig darauf gerichtet sey, die öffentliche Ruhe zu erhalten. Da aber wegen dem Einfluß, den er auf den Herzog hatte, die Vermittlung des Marschalls hiebey nöthig war, so befahlen Sie ihm, sich der Sache anzunehmen, was er durch den Grafen de la Roche that, der den Herzog sehr unschlüßig in Ansehung dessen, was von ihm verlangt wurde, fand, ihn aber doch endlich dahin zu bringen wußte, daß er sich gänzlich dazu entschloß.

Unterdessen hätte ein unvermutheter Vorfall die Sachen von dieser Seite beynahe in große Verwirrung gebracht. Es hatte sich nämlich unter den Unterthanen des Herzogs ein falsches Gerücht verbreitet, ein Franzose habe ihn ermorden wollen; worauf sie beschlossen, nach Art der Sicilianischen Vesper, über alles herzufallen, was von Franzosen sich in seinen Staaten betreten ließe. Als er aber Nachricht davon

erhielt, traf er gute Anſtalten zu ihrer Sicherheit, und da er ſich in der Achtung von Redlichkeit und Liebe, die er ſich in Frankreich erworben hatte, erhalten wollte, ſchickte er den Oberſten Alard an den Marſchall ab, um ihm zu verſichern: „weit entfernt, „dieß ſchlimme Vorhaben zu billigen, habe er es viel„mehr in ſeiner Geburt erſtickt.“ Womit der Mar„ſchall für die ganze Nation zufrieden zu ſeyn bezeugte.

Indeſſen hielten ihre Majeſtäten, welche vollkommen mit ſeinen Dienſten zufrieden waren, ſich verbunden, die Belohnungen, die ihm gebürten, noch weiter fortzuſetzen, und ſchickten ihm durch den Kaſſier la Motte, einen ſeiner vertrauten Diener, das Decret als Herzog und Pair von Frankreich. Auch dieſe neue Würde wurde ihm eben ſo, wie alle vorhergehenden, ins Haus gebracht.

Unter der Zeit war die obengedachtermaſſen nach Chateleraud berufene Generalverſammlung der Reformirten nach Saumur verlegt worden, wo der Herzog von Rohan, der Herzog von Bouillon, der Herzog von Sully und die vornehmſten Herren dieſes Glaubens ſich hinbegeben hatten. Da alle Gedanken der Regentin auf das Wohl und die Ruhe des Staats gerichtet waren, ſo war Ihr daran gelegen, ſorgfältig darüber zu halten, daß ſie keinen Vortheil von der Minderjährigkeit des Königs zögen, ſo daß ſie, um es nicht an Vorſicht von dieſer Seite mangeln zu laſſen, den Marſchall dabey zu brauchen für gut fand, und ihm ſchrieb: er würde dem Staat einen wichtigen Dienſt leiſten, wenn er durch ſeinen Rath bewürkte, daß alles in der gehörigen Mäſigung bleibe. Er ſchickte hierauf Bellugeon, einen geſchickten Mann, dahin ab, der mit ſo gutem Erfolg daran arbeitete, daß die

die Schlüsse dieser Versammlung alle zum Besten des königlichen Interesse ausfielen. Als die Rede davon war, die Generaldeputirten zu ernennen, die sich bey Ihren Majestäten aufhalten sollten, fragte man ihn darüber durch seinen Neffen Champoleon um Rath, der so gut ausfiel, daß sowohl die Regentin als die Versammlung, ganz besonders wohl damit zufrieden waren und, beyde ihm ausdrücklich dafür danken ließen.

Da hierauf der Herzog von Savoyen sich einigermassen geneigt zeigte, sich mit den Spaniern zu vergleichen, und bey Ihren Majestäten Zweifel erregte, ob er bey seinem ersten Sinn beharren würde; so hatte er dadurch Gelegenheit gegeben, Verdacht gegen ihn zu fassen. Weil er sich aber von beyden Seiten erhalten wollte, eine Politik, welche die Lage seines Staates ihm nothwendig machte, so schickte er den Obristen Alard an den Marschall, um ihn zu einer Zusammenkunft einzuladen, wo er ihn gleichsam zum Bürgen der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen machen wollte.

Nachdem nun der Marschall durch den Präsidenten von Buillon von Ihren Majestäten Befehl dazu erhalten hatten, geschah die Zusammenkunft am 14. November zu Suze, und bewirkte von Seiten des Herzogs eine neue Versicherung, daß er sich nicht von dem Interesse Ihrer Majestäten trennen wolle, so, daß der Marschall ihnen sogleich zu wissen that, und gleichsam für den Herzog Bürge wurde. Es bedurfte aber auch in der That keines Geringern, um das Wort des Herzogs ausser Zweifel zu setzen.

Drittes Kapitel.

Sorgfalt des Marſchalls für die Ruhe des Reichs. Seine Reiſe nach Hof, und Rückreiſe nach Dauphiné. Er beſucht den Connetable und nachher den Vicelegaten zu Avignon.

Da alle Glieder des Staats noch von dem Streich erſchüttert waren, der ihm durch die Ermordung des höchſtſeeligen Königs verſetzt worden war, und da die von der vorgeblich reformirten Religion daran arbeiteten, ſich von dem Schrecken zu erholen, den dieſer Vorfall ihnen verurſacht hatte; ſo verſammleten ſie ſich mit Genehmhaltung des Königs an verſchiedenen Orten, um auf Mittel zu Befeſtigung ihrer gemeinſchaftlichen Ruhe zu denken. Da die von Dauphiné in gleicher Abſicht nach Grenoble zuſammenberufen worden waren, ſo trug der Marſchall abermals Sorge, zu verhindern, daß dieſer aufgeſchreckte Körper nicht aus der Alteration in wirkliche Erkrankung verfallen möchte. Dieß geſchah denn nicht nur nicht, ſondern der Präſident du Eros, einer der geſchickteſten Männer ſeines Standes, wurde auch noch zu einer gleichen, zu Sommieres gehaltenen Verſammlung abgeſchickt, um ſie zu ermahnen, ſich wie dieſe in den Schranken ihrer Pflicht zu halten.

Da ſo viele Bemühungen und Dienſte, welche der Marſchall dem Staat leiſtete, Ihren Majeſtäten gleichſam eben ſo viele Verbindlichkeiten auflegten, Ihre Zufriedenheit mit ihm öffentlich an Tag zu legen; ſo luden Sie ihn zu den Feyerlichkeiten ein, welche zu der Vermählungsfeier des Königs mit der Infantin von Spanien, und der von Frankreich mit

dem Prinzen von Spanien, dem itzt regierenden König, veranſtaltet wurden, indem es Höchſtdenenſelben ſehr billig ſchien, daß einer von denen, die am meiſten daran gearbeitet hatten, dieß große Schiff zu ſteuern, Theil an einer Handlung nähme, die es auf immer in den Hafen bringen ſollte, und dem öffentlichen Feſt eines Volks beywohnte, das er hatte vor dem Schiffbruch ſichern helfen.

Nachdem er alſo durch verſchiedene ausdrückliche Briefe nach Hof beſchieden worden war, gieng er am 15 December von Grenoble ab, und wollte, als er nach Briare kam, ſeinen Verwandten, den Herzog von Sully beſuchen, der dort in der Nachbarſchaft auf einem ſeiner Güter war. Da er zu dem Ende zu Gien über die Loire mußte, wo ſie bey dem ſtrengen Winter ganz gefroren war, ließ er, nachdem er ſie wohl betrachtet hatte, nicht nur Reiter darüber gehen, ſondern gieng auch ſelbſt zu Wagen mit ſeinem ganzen Gefolge darüber, zum großen Erſtaunen derer vom Lande, die ſich kaum zu Fuß darüber getrauten. So iſt Helden das etwas ganz gewöhnliches, was gemeine Menſchen für Mirakel halten.

Nachdem er dieſen Beſuch gemacht hatte, kam er am 10. Januar 1612. nach Paris, und wurde von Ihren Majeſtäten beſonders gnädig empfangen. Die Regentin, die mit ſeinem Lobe gar nicht fertig werden konnte, ſo daß ſie oft ſagte: „Sie halte ſich für ſtark „genug um das Reich in Ruhe zu erhalten, da der „Marſchall von Lesdiguieres ihr beyſtehe," — unterließ nichts, ihn gut zu behandeln, und wollte daß er bey der Feierlichkeit des groſſen Carrouſſels, das alles, was Frankreich und andre Reiche je prächtiges veranſtalteten, weit übertraf, einer von den vier

Kampf-

Kampfrichtern war; ein Amt, eines Mannes würdig, der es zur Vollkommenheit in einer Sache gebracht hatte, wovon dieſe Uebungen nur eine bildliche Vorſtellung waren.

Nachdem das Feſt zu Ende war, erhielt er ihre Befehle zu ſeiner Rückreiſe nach Dauphiné, nebſt neuen Beweiſen ihrer Erkenntlichkeit für ſeine Dienſte, und dem beſondern Befehl, den Herzog von Savoyen der Fortdauer Ihres guten Willens zu verſichern, wobey Sie es ſeiner Klugheit überließen, ihn zum Wohl des Staats ſo zu behandeln, wie er es erforderlich finden würde.

Sobald er wieder in Grenoble war, entledigte er ſich dieſes Auftrags durch la Fare, einen Adelichen aus der Provinz und ſeinen Vertrauten, der in ſeinem Namen den Herzog beſuchte, und von ihm ſehr gut aufgenommen wurde. Dieſer Fürſt bezeugte ſich Ihren Majeſtäten für dieſe neue Gunſt verpflichtet, und dankte dem Marſchall ſo, daß er zeigte, daß ihm daran gelegen war, ſich ſeine Freundſchaft zu erhalten.

Nachdem la Fare zurück war und der Marſchall die Vermählung ſeiner Tochter, Franciske von Bonne (10), mit dem Marquis von Montbrun (11) vollzogen hatte, wurde er von dem Connetable eingeladen, nach Beaucaire zu kommen, wo er einen Vergleich zwiſchen den Reformirten in Nieder-Languedoc zu ſtiften ſuchte, die ſich wegen dem Gouvernement von Aiguesmortes verunreinigt hatten. Er gieng ſogleich dahin, und durch ihre gemeinſchaftliche Bemühung wurde dieſer Streit, der die Provinz und durch Anſteckung das ganze Reich in Aufruhr bringen konnte, beygelegt, und der Platz dem nachherigen Marſchall von Frankreich, Chatillon, in Verwahrung gegeben.

Als

Als dieſe Sache beygelegt war, fand der Marſchall eine andre zu Villeneuve in Avignon, die ihn fünf bis ſechs Tage daſelbſt aufhielt. Es war ein Streit zwiſchen den päpſtlichen Beamten in der Grafſchaft Venaiſſin und einigen reformirten Privatperſonen, Unterthanen des Königs, welche Güter in dieſem Staat beſaßen, weswegen Ihre Majeſtäten ihm befohlen hatten, darüber zu erkennen. Dazu kam noch, daß der Cardinal Filonardi, Colegat von Avignon, ihn gerne beendigt ſah, weil dergleichen Streitigkeiten unter benachbarten Staaten meiſtens üble Folgen nach ſich ziehen. Der Marſchall und er traktirten alſo miteinander darüber in der Capelle Saint Nicolaus, am Ende der Avignoner Brücke; der Eine begleitet von den vornehmſten päpſtlichen Beamten, der andre von dem Präſidenten du Faure, dem Requetenminiſter, und nachherigen erſten Parlementspräſidenten in Dauphiné, de Frere, und dem Generaladvokaten und nachherigen Präſidenten bey demſelben Parlement, d'Expilly, lauter königlichen Kommiſſarien. Die Sache endigte ſich zur Zufriedenheit beider Theile, und es hielt ihn weiter nichts mehr ab, wieder nach Dauphiné zurück zu gehen.

Viertes Kapitel.

Die Adminiſtration des Gouvernements von Dauphiné wird dem Marſchall anvertraut. Montferratiſcher Krieg.

Da itzt der Tod Carls von Bourbon, Grafen von Soiſſons erfolgte, und ſein Sohn Louis von Bourbon, ein ſehr hoffnungsvoller Prinz und Nachfolger in ſeinen Stellen, noch nicht in dem Alter war, ſie übernehmen zu können, ſo wollten Ihre Majeſtäten für die

die Administration des Gouvernements von Dauphiné, als eines der wichtigsten, Sorge tragen. Weil Sie nun solche keinen bessern Händen anvertrauen könnten, als denen des Marschalls, in Ansehung des Einflusses und Ansehens, das er sich im Lande erworben hatte, und wegen der vollkommenen Kenntniß, die er von allem besaß, was zu Ihren Diensten gehörte; so überschickten Sie ihm die Vollmacht dazu durch Tonnard, seinen Haus-Intendanten und ersten Sekretär, der sich damals bey Hof befand.

Der Marschall sagte Ihren Majestäten für diese Würde seinen unterthänigsten Dank, und verwaltete sie, nachdem er den gewöhnlichen Eid im Parlement abgelegt hatte, bis der nachherige Gouverneur, Graf von Soissons, in dem Alter war, sie selbst antreten zu können. Der Leser muß wissen, daß unter andern Vorzügen dieser Stelle die Parlementsschlüsse und Ausfertigungen in der Ueberschrift den Namen der Gouverneurs oder Administratoren führten; daß die meisten Stellen von ihnen vergeben wurden, und daß sie vermöge einer Urkunde, worinn der Monarch ihnen eines seiner höchsten Vorrechte abtrat, einen zum Tod verurtheilten Missethäter begnadigen konnten, weswegen dieß Gouvernement eines der ehrenvollesten im Reiche war. — Doch kommen wir auf die öffentlichen Angelegenheiten zurück, wo dieser große Mann jederzeit seine hauptsächlichsten Beschäftigungen hatte.

Wir haben gesehen, daß unter allen italienischen Fürsten, bey denen die Waffen des Herzogs von Savoyen Verdacht erregt hatten, der Herzog von Mantua, wegen der Ansprüche des Savoyers auf Montferrat am meisten unruhig worden war. Um uns jedoch

jedoch deutlicher über dieſe Sache auszulaſſen, müſſen wir bis zur erſten Quelle zurückgehen.

Franz, Herzog von Mantua und Montferrat, der gegen das Ende des Jahrs 1611 ohne männliche Erben ſtarb, hatte nur eine Tochter aus ſeiner Ehe mit Marie, Infantin von Savoyen, hinterlaſſen, weswegen der Cardinal von Mantua, ſein Bruder, ihm verfaſſungsmäſig ſuccedirte. Der Herzog von Savoyen, den es verdroß, daß ſeine Tochter und ſeine Enkelin um alle Vortheile in dieſem Lande kommen ſollte, beſchloß, ſie daraus hinweg zu nehmen, und benutzte dieſen Vorgang, um die alten Anſprüche ſeines Hauſes auf Montferrat hervorzuſuchen, wobey er ſich ſelbſt Recht verſchaffen wollte.

Um ſeinem Vorhaben eine ſcheinbare Urſache zu verſchaffen, ſchickte er den Grafen von Martinengo, den Grafen von Luzerne, und kurz darauf ſeinen Sohn, den Prinzen von Piemont, an den neuen Herzog von Mantua, um Mutter und Tochter zurückzu fordern, die man ihm anfangs verweigerte, jedoch mit der Höflichkeit, daß man einen Biſchoff an ihn abſchickte, um ihm die Gründe davon begreiflich zu machen. Der Herzog gründete ſein Recht auf dieſe Weigerung und ließ ein Manifeſt ausgehen; brachte auch zugleich Truppen auf die Beine, angeblich nur um ſeine Staaten zu erhalten; allein am 22 April fiel er in Montferrat ein, und nahm ſogleich Alba und San Damiano und bald darauf Trie weg, wo er den meiſten Widerſtand fand. Auch ſollen daſelbſt viele Unmenſchlichkeiten verübt worden ſeyn.

Als der Herzog von Mantua ſich angegriffen ſah, antwortete er erſt auf das Manifeſt, und ſetzte ſich dann in Verfaſſung, Gewalt mit Gewalt abzutreiben.

Der Herzog von Nevers und der Herzog von Mayenne, beyde seine nahen Verwandte, befanden sich damals just auf der Reise nach Italien; als nun der erstere, der bereits zu Savonna war, den Herzog von Savoyen in Montferrat sah, nahm er zwanzig Mann von seinen Leuten, nebst sechzig Matrosen, und warf sich in Casal, das der Savoyer bedrohte, der seine Progressen fortsetzte, und Nizza della Paglia belagern wollte, indem er wohl dachte, daß er dort ungleich weniger Schwierigkeit finden würde.

Der Herzog von Mayenne hingegen war von Dauphiné aus wieder umgekehrt, um Ihre Majestäten um Ihren Beystand anzuflehen. Der Herzog von Savoyen, der nicht zweifelte, daß sein Beginnen, schon gewaltthätig und gehäßig an sich, Ihnen um so unangenehmer seyn würde, da der Herzog von Mantua ein Neffe der Regentin war, wollte dem Uebel vorbeugen, das daraus entstehen könnte, und schickte daher l'Echerena, einen der Seinigen an den Marschall, um ihm zu versichern; „unerachtet er die Waffen einzig in der Absicht ergriffen hätte, das Seinige „wieder zu erlangen, was vernünftigerweise niemand „tadeln könnte; so wollte er doch aus Respekt für „Ihre Majestäten sich unbedingt Ihren Befehlen unterwerfen." — Allein zu eben der Zeit betrieb er aufs ernstlichste die Belagerung von Nizza, und that offenbar durchaus das Gegentheil von dieser Versicherung.

Zu gleicher Zeit befahl der König von Spanien, der sich das Ansehen eines höchsten Schiedrichters zwischen diesen beiden Fürsten gab, dem Marquis de la Inojosa, Gouverneur von Mailand, sich ihren Streit vortragen zu lassen. Der Marquis brachte einige

einige Truppen auf die Beine, unter dem Kommando des Fürſten von Aſcoli, der ſie zu denen des Herzogs von Mantua ſtoßen ließ, und damit zum Entſatz vor Nizza rückte, wo dann der Herzog von Savoyen und er ſich gut verſtanden, indem er dem Grafen Veit von Saint Georg, General der Armee des Herzogs, ſagen ließ: „er habe Befehl von ſeinem Herrn, dem König, die„ſen Platz zu entſetzen und die Savoyer aus Mont„ferrat zu vertreiben. Wenn ſie freywillig abziehen „wollten, würde er ihnen nicht nachſetzen; würden ſie „aber im Gegentheil halsſtarrig ſeyn, ſo würde er „genöthigt ſeyn Gewalt zu gebrauchen.“

Der Graf verſprach ſich zu retiriren, ließ aber dennoch in der Nacht eine ſtarke Batterie fortſpielen, in der Hoffnung die Belagerten vor Ankunft des Entſatzes zur Uebergabe zu zwingen; am andern Tag aber als der Prinz anrückte, verſchob er es nicht länger, die Belagerung aufzuheben.

Indeſſen hatten Ihre Majeſtäten dem Herzog von Modene verſprochen, ſeinem Vetter beyzuſtehen. Sie hatten deswegen den Marſchall durch Bellugeon darüber um Rath fragen laſſen; wiewol Sie die Sache lieber gütlich beygelegt hätten, was Sie ſeiner Klugheit überlieſſen. Dennoch wollten Sie eine mächtige Hülfs-Armee aufſtellen und die Herzogin von Nemours war nach Grenoble gegangen, um die Zurüſtungen dazu zu betreiben. Allein der Marſchall, der Ihre Abſicht wohl kannte, arbeitete daran, den Herzog zu einem Vergleich zu diſponiren, indem er ihm die Gefahr vorſtellte, die er liefe, ſich Ihren Unwillen zuzuziehen, wobey er ſich dennoch zugleich anſchickte, Truppen auf die Beine zu bringen, um ihm wirklich den Krieg anzukündigen, wenn er es aufs Aeuſſerſte ankommen ließe.

Fünftes Kapitel.

Zurüſtungen des Marſchalls, dem Herzog von Mantua zu Hülfe zu ziehen. Friede nach dem Montferratiſchen Krieg.

Der Herzog bemühte ſich indeſſen, den Marſchall, und, durch ſeine Vermittlung, Ihre Majeſtäten zu bereden, daß er ſich ganz mit dem Herzog von Mantua vergleichen wolle; ſchickte Eilboten auf Eilboten ab, und verſicherte in allen ſeinen Briefen, daß dieß ſeine ernſtlichſte Abſicht ſey. Allein ſein Gegner lag zu gleicher Zeit dringend um die verſprochene Hülfsleiſtung an, und dieſe beyden Fürſten hielten ganz Italien in Bewegung.

Allem Anſehn nach begünſtigten die Spanier die Partey des Herzogs von Savoyen, unerachtet ſie thaten, als wären ſie auf Seiten ſeines Gegners; denn als zu Nizza die Franzoſen in den Prinzen von Aſcoli drangen, die Artillerie des Savoyers angreifen zu laſſen, die an einem ſchlimmen Paß in einem Sumpf ſteckte, ſo war er nicht dazu zu bringen, und ſtellte ſeine Armee in Schlachtordnung, nur um ſie hin zu halten und unterdeſſen den andern Zeit zu laſſen, ſich davon zu machen.

Der Herzog von Mantua hatte auf ſeiner Seite den Groſsherzog von Toſcana und die Venetianer. Da nun dieſe einige Beſorgniß über das offenbare Verſtändniß zwiſchen dem Herzog von Savoyen und dem Gouverneur von Mayland äuſſerten, ſo verſicherte ſie der franzöſiſche Geſandte bey dieſer Republik, de Leon, daß der Marſchall Befehl habe, über das Gebirge zu gehen, worauf ſie ſogleich ganz beruhig

ruhigt waren. Ein Beweis von dem Vertrauen das ſie in die Tapferkeit und Klugheit des Marſchalls ſetzten, den ſie gewiß auſſerordentlich hochſchätzten.

Als indeſſen die Regentin ſah, daß das Zureden des Marſchalls bey dem Herzog nichts fruchte, und nicht zweifelte, daß das beſte Mittel, ihn zur Raiſon zu bringen, eine Diverſion in ſeinem Staat ſeyn möchte; ſo hatte ſie beſchloſſen, eine gute Armee zu werben und das Kommando darüber dem Marſchall zu geben. Sie ſchickte den Meſtre de Camp le Bourg mit zweytauſend Mann unter dem Befehl des Chevalier von Guiſe voraus, um ſie in Provence einſchiffen zu laſſen, und durch Savonna in Montferrat zu werfen; wobey ſich deutlich der böſe Wille des Gouverneurs von Milano an Tag legte, der ſich nicht enthalten konnte zu äuſſern: „er würde nicht „zugeben, daß die Franzoſen ſich in dieſe Sache „miſchten;“ — und den Sicilianiſchen und Neapolitaniſchen Galeeren Befehl gab, die Genueſiſche Küſte zu bewachen, um das Anlanden der Schiffe zu hindern, welche etwa Truppen in Montferrat werfen wollten.

Indeſſen hinderten ſeine Drohungen nicht, daß le Bourg zu marſchiren anfieng, und der Marſchall Truppen warb. Allein da die Kabale am Hof, wo er jederzeit viele Neider hatte, in dem erſten Entſchluß, in Anſehung der Anzahl der Mannſchaft, woraus dieſer Sukkurs beſtehen ſollte, eine Aenderung bewirkt hatte; ſo fanden Ihre Majeſtäten für gut, drey Corps daraus zu machen, eins von zwölftauſend Mann zu Fuß und zwölfhundert Pferden, unter dem Marſchall; das andere von viertauſend Mann zu Fuß und vierhundert Pferden, unter

dem Herzog von Guiſe; und den Reſt unter dem Reichsoberſtallmeiſter, nachherigem Herzog von Bellegarde, um die Staaten des Herzogs von Provence und Breſſe her anzugreifen, während der Marſchall von Dauphine aus eindränge.

Als der Herzog von Savoyen auf die Nachricht hievon ſeine Ränke vereitelt ſah, machte er in aller Eile einen Entwurf zu einem Vergleich, und theilte ihn durch einen Eilboten dem Marſchall mit, der ihn ſogleich an die Regentin und an den Herzog von Nevers ſchickte, um ihn dem Herzog von Mantua vorzulegen. Endlich nach den bey dergleichen Gelegenheiten gewöhnlichen Hin- und Wiedergängen, wurde der Entwurf angenommen, und bewirkte den Frieden, zum Theil durch die Sorgfalt des Marſchalls, ohne daß jedoch beyde Fürſten die Waffen ſchon niederlegten, da ſie blos ihre Truppen aus dem Feld zogen und ſie in Beſatzung legten. Hierauf reiſete endlich die Herzogin von Nevers von Grenoble ab, wo ſie dieſe ganze Zeit über nicht weggekommen war. Auch der Herzog von Longueville, der ſchon weit in Provence vorgerückt war, um zu ſeinem Oheim dem Herzog von Nevers zu ſtoßen, kam nun zurück.

Um dieſe Zeit wurde der Marſchall von einem heftigen anhaltenden Fieber befallen, welches machte, daß man eine Zeitlang an ſeinem Aufkommen zweifelte, und ihn verſchiedenemal für tod ſagte. Worüber Ihre Majeſtäten oft in Unruhe waren, in Erwägung der großen Vortheile, die ihnen dieſer vortrefliche Diener gewährte, und des ausgezeichneten Nachtheils, den ſein Verluſt für den Staat nach ſich gezogen hätte. Allein Gott, der ihn für große Dinge ſparte, entriß ihn der Gefahr und ſchenkte ihm ſeine vorige Geſundheit wieder.

Ihre

Ihre Majeſtäten hatten indeſſen den Marquis von Coeuvres, jetzigen Marſchall von Etrees an den Herzog von Mantua, den Herzog von Savoyen und den Gouverneur von Mayland abgeſchickt, um die Vollziehung des Friedens vollends zu Stande zu bringen, und die Schwierigkeiten, die ſie noch auf beyden Seiten aufhielten, zu heben. Da nun der Marſchall auch hierbey ſeine Dienſte leiſten ſollte, ſo erhielt der Marquis Auftrag, ſeine Meynung darüber zu vernehmen, und nachdem er ihn zu dem Ende zu Grenoble geſprochen hatte, formirten ſie unter ſich das Vernehmen, das erforderlich war.

Den Reſt des Jahrs brachte der Marſchall mit verſchiedenen Reiſen in der Provinz zu, welche aber zu unbedeutend ſind, um hier Erwähnung zu verdienen.

Da es das Anſehen gehabt hatte, als würde dieſer Krieg von längerer Dauer ſeyn, ſo hatte ſich eine Menge braver Leute angeſchickt, mit ihm über die Alpen zu ziehen, und es war unter den vornehmſten Herrn ein Wetteifer, in ſeiner Armee angeſtellt zu werden. Der Connetable, an deſſen Zuneigung er aus Gründen die wir anders wo berührt haben, einigemal hatte zweifeln können, hatte ſeinen einzigen Sohn den Herzog von Montmorency dazu beſtimmt, und ſchrieb durch den Präſidenten Du Favre, Juſtizintendanten in Languedoc, und einen der erſten, dem dieſe Art von Amt verliehen wurde, an ihn: „er „hätte dieſen Entſchluß aus Achtung für ſeine „Tapferkeit und Klugheit gefaßt, und weil er ſich „verſichert halte, daß er ihn keines beſſern Feld„herrn Händen als den Seinigen anvertrauen „könnte, da er wegen ſeiner großen und ſeltenen Ei-

„genschaften Ihn unendlich ehre; Er hätte sich glück
„geschätzt, wenn er die Sorge für seinen Sohn h
„übernehmen wollen, um ihm durch seine guten B
„spiele die Leuten ihres Standes so nöthigen Tugen
„Gerechtigkeit, Standhaftigkeit und Mäßigung
„zuprägen." —

Der Herzog von Epernon wollte ihm ebens
einen seiner Söhne, den gegenwärtigen Herzog
la Valette, geben, und schrieb deßwegen in den
lichsten Ausdrücken an ihn, deren man sich bey sol
Gelegenheiten bedient.

Sechstes Kapitel.

Gute Rathschläge des Marschalls in A hung des Benehmens des Herzogs von S voyen. — Unruhen am Hof.

Nachdem der Herzog von Savoyen und der H
von Mantua sich ausgesöhnt hatten, hatte der
sich noch wieder auf einen guten Fuß mit Fran
zu setzen, und das Verlangen, das er deswege
zeugte, zur Wirklichkeit zu bringen. Er hatt
Obersten Allard mit den besten Worten von der
an den Marschall geschickt, und ließ noch übe
Ihre Majestäten durch Gabeleon, einen der S
gen, versichern, daß er von nun an unzertrennli
Ihrem Interesse hängen wolle. Darein aber
die Regentin um so mehr Ursache ein Mißtrau
setzen, als ihr die Ränke, die er zum Gegenthe
legte, nicht unbekannt waren, und sie überdieß
ungleiche Stimmung und seinen Hang zur Ver
rung wohl kannte, was ihr zu einem artigen

ſpiel mit Gabeleon und Thameleon Anlaß gab, um dadurch die Veränderlichkeit ſeines Herrn zu bezeichnen.

In der That hielt er auch zu eben der Zeit, da er ſich bemühte, Ihre Majeſtäten zu bereden, daß er unbedingt von Ihnen abhängen wolle, und lauter gute Geſinnungen in dieſer Rückſicht hege, ſeinen Sohn den Prinzen von Piemont am Spaniſchen Hof, um ſich von dorther Beyſtand zu ſuchen und Krieg gegen Frankreich zu bewirken. Er hatte aber dort gar keine Neigung dazu gefunden, und man hatte ihm gerade heraus geſagt: man habe nicht Luſt um der Fantaſieen ſeines Vaters willen mit Frankreich zu brechen.

Wirklich, als der Herzog von dieſer Seite alle ſeine Gedanken und Hoffnungen vereitelt ſah, glaubte er ſich nicht länger erwehren zu können, ſchlechterdings die andere Partey zu ergreifen, und zeigte ſich von nun an ganz unzweydeutig dazu entſchloſſen. Dazu wurde er noch beſonders durch die häufigen Briefe des Marſchalls aufgefordert, der, überzeugt, daß es zum Wohl des Staats wichtig ſey, ihn beyzubehalten, Ihren Majeſtäten rieth: „ihn durch Ver„ſicherungen Ihrer Freundſchaft zu unterhalten, und „die Erbietungen ſeiner Zuneigung nicht zu verwer„fen, damit er weder Urſache noch Vorwand haben „möchte, ſich noch weiter von Ihnen zu entfernen, „indem Sie ſuchen müßten, nicht übel mit Ihren „Nachbarn zu ſtehen, und durch ein gutes und gün„ſtiges Benehmen gegen dieſen, zu verhindern, daß „er ſich nicht in verderbliche Rathſchläge einließe, um „die Ruhe der Chriſtenheit zu ſtöhren. Wobey Sie „ihm jedoch zur Bedingung machen könnten, daß er

„ſich beſſer gegen Sie betrüge, als er ſeit dem Tod „des hochſeeligen Königs gethan hätte, wogegen er „von Ihrer Seite auf jede Gefälligkeit und Hülfe „rechnen dürfte.“ —

Auf der andern Seite ermahnte er den Herzog: „eine gänzliche Ausſöhnung mit Ihnen nicht länger „anſtehen zu laſſen, da Sie alles Vergangene ver„geſſen wollten; und rieth ihm übrigens, ſich mit dem „Hauſe Florenz durch die Vermälung des Prinzen „von Piemont mit einer Tochter des Großherzogs zu „befreunden, wovon er unter andern den Vortheil zu „hoffen hätte, daß er ſich zum Schiedsrichter der „Italieniſchen Fürſten aufſchwänge, und den König „von Spanien davon verdränge, der ſich täglich mehr „über ſie herausnähme; indem er ihre Uneinigkeiten „und Privatzänkereyen nutze, um ſeine Sache zu „machen.“

Dieß waren ſeine Gedanken in Anſehung einer gänzlichen Vereinigung dieſes Fürſten mit Frankreich, worinn ihm zum Theil beyde Theile folgten. Denn der Herzog ſetzte ſich wieder gut bey Ihren Majeſtäten, welche ihm auf alle Art Ihres Wohlwollens verſicherten. Indeſſen wollte er doch nichts von einer Vermälung mit Florenz wiſſen, und ſein Hauptgrund war, da der hochſelige König ihm eine der königlichen Prinzeſſinnen verſprochen habe, ſo glaube er ſich Schaden zu thun, wenn er eine geringere Parthie treffe. Wirklich wurde auch einige Jahre darauf die Vermälung zwiſchen ſeinem Sohn dem Prinzen von Piemont und Chriſtianen von Frankreich, gegenwärtiger Herzogin von Savoyen und Königin von Cypern, vollzogen.

Während Frankreich ſich mit Wiederherſtellung des Friedens unter ſeinen Nachbarn beſchäftigte wurde es in ſich ſelbſt unruhig, und empfand das Uebel, von dem es andere heilen wollte. Der Prinz von Conde nährte eine geheime Unzufriedenheit in ſich, woran die Herzoge von Nevers, Mayenne, Longueville, Vendome, Bouillon und mehrere Großen des Reichs Antheil nahmen, die ſich beſchwerten, daß ſie nicht in dem ihrem Stand gebührenden Anſehen ſtünden, und daß der Principalminiſter, Marſchall d' Ancre, allzulang die Güte Ihrer Majeſtäten und die Nachgiebigkeit des Prinzen mißbrauche, der ſich deßwegen vom Hof entfernt und ſtarken Verdacht gegen ſich bey Ihnen erregt hatte, beſonders dadurch, daß er auf Ihre Ermahnung dahin zurückzukommen, dieß nicht nur ausſchlug, ſondern ſogar verſchiedene Reiſen ohne Ihre Erlaubniß machte welches alles, beſonders ſeine Reiſe nach Guyenne wider Ihren Willen, Ihren Argwohn noch vermehrte.

Da der Regentin nicht unbekannt war, daß man bey aufkeimenden Unordnungen in einem Staat beyzeiten die Wurzel davon ausrotten, und ihnen gleich anfangs Einhalt thun muß; ſo ſchickte Sie den Abbé Malany und bald darauf Bellugeon an den Marſchall ab, um ihn darüber zu Rath zu ziehen, indem ſie ihn beſchwor, ſeine gewöhnliche Sorgfalt anzuwenden, damit die öffentliche Ruhe nicht dadurch geſtört werden möchte, und beſonders ſich bey dem Prinzen und deſſen Anhang zu verwenden, und ſie zu ermahnen, ſich nicht durch üble Rathſchläge hinreißen zu laſſen.

Da der Marſchall alle Mißvergnügte bey dem Herzog von Bouillon zu Sedan verſammelt ſah, ſchickte er Bellugeon dahin, der nicht nur wohl aufgenom-

genommen wurde, ſondern auch in allen ſeinen Auf-
trägen günſtiges Gehör fand. Er ließ dem Prinzen
vorſtellen: er ſey um ſo mehr verbunden den Frieden
zu ergreifen, da nach dem König und ſeinem Herrn
Bruder niemand bey Erhaltung des Staats ſo ſehr
intereſſirt ſey als er. Er würde Ihre Majeſtäten
vollkommen geneigt und bereit finden, ihn auf jede
mit Vernunft und Wohlſtand vereinbare Art zu be-
friedigen; wobey er ihm noch „ſeine Vermittlung an-
„bot, um ihm die Wirkungen davon deſto ſchleuniger
„zu verſchaffen.“

Der Prinz hatte ſeiner Seits la Grange, einen
von den Seinigen, an ihn abgeſchickt, um ihm ſeine
Beſchwerden vorzutragen und ihn der Aufrichtigkeit
ſeiner Abſichten zu verſichern, welche wie er verſicher-
te, alle auf das Beſte des Staats gerichtet wären.
Darauf fuhr der Marſchall fort, ihn durch öftere
Schreiben zu ermahnen, und verhielt ihm nicht, daß
er für ſich jederzeit ſeiner Pflicht getreu bleiben würde
man möchte auch noch ſo große Bewegungen verur-
ſachen; eine Verſicherung wobey er die doppelte Ab-
ſicht hatte, ſowohl den Unruhigen alle Hoffnung an
ſeinen Beyſtand zu benehmen, als ſie zur Nachfolg
ſeines Beyſpiels zu vermögen.

Bellugeon hatte unterdeſſen mit ſo glücklichen
Erfolg gearbeitet, daß der Prinz und die andern ein
Conferenz zu Soiſſons, mit einem, den Ihre Majeſtäte
dazu zu ernennen geruhen würden, verlangten, un
ihn ſelbſt dazu brauchten, um den erſten Antrag deß
wegen zu machen, der wohl aufgenommen wurde un
endlich zur allgemeinen Zufriedenheit ausſchlug.

Da hiebey der Marſchall abermals thätig mi
gewürkt hatte, bezeugte die Regentin ihm Ihre Z
ſei

ſriedenheit öffentlich in folgenden Ausdrücken: „Sie „müſſe bekennen, daß keiner von den Großen des „Reichs dem König mit ſolcher Aufrichtigkeit und „Treue gedient habe, wie Er; und ſie würde ſich des „äuſſerſten Undanks gegen ihn ſchuldig machen, wenn „ſie ſich nicht in allem, wo es ihr möglich wäre, dank„bar gegen ihn bewieſe.“

Die Unterhandlung zu Soiſſons bewürkte bald darauf eine gänzliche Ausgleichung, worüber ſowohl der Prinz als Ihre Majeſtäten in Ihren Briefen an den Marſchall ihre Freude bezeugten, und bekannten, daß ſie durch ſeine Vermittlung ſehr gefördert worden ſey.

Um dieſe Zeit wurde er von einem anhaltenden Fieber befallen, das ihn auf einige Tage im Bette hielt. Demungeachtet nahm er einen Beſuch von Breves an, der von ſeiner Geſandſchaft nach Rom zurückkam, und gab den Deputirten der zu Tonnins verſammelten Nationalſynode, welche zu ihm kamen, ganz geſunde Rathſchläge. So groß war die Achtung, in der überall ſeine Klugheit ſtand! —

Siebentes Kapitel.

Krieg in Piemont. Unterhandlung des Herzogs von Savoyen mit dem Marſchall.

So ſehr bey dem vorhergehenden Krieg der Herzog von Savoyen Urſache hatte mit dem guten Willen der Spanier in ſeinen Händeln mit dem Herzoge von Mantua zufrieden zu ſeyn; ſo ſehr glaubte er nachher Urſache zu haben, ſich über ihr Benehmen beſchweren zu müſſen.

Der

Der König von Spanien, der sich vermöge des blossen Rechts, das ihm sein Ansehen gab, ihre Streitigkeit gleichsam in höchster Instanz vertragen liess, und sich auf die Seite des Herzogs von Mantua gewendet hatte, unerachtet er sich kurz zuvor als Unterstützer der Savoyischen Partey zeigte, hatte es übel aufgenommen, daß der Gouverneur von Mayland die von beyden Fürsten zu Schlichtung ihrer bürgerlichen Streitigkeiten ernannte Doktoren annahm, ehe der Herzog von Savoyen die Waffen gänzlich niederlegte, und wollte ihn, ohne sich mit der Unterwürfigkeit und dem Respekt, den er Ihm bezeugt hatte, zu begnügen, zwingen, seine Tochter mit dem Herzog von Mantua zu vermählen und zweytausend Schweizer abzudanken, die er für erwünschlich zu Erhaltung seiner Staaten in seinem Sold hielt, und die dem König von Spanien und dem Herzog von Mantua um so weniger verdächtig seyn durften, da er sie für eine denen mit ersterem verbündeten Cantons gezogen hatte, und es also nicht wahrscheinlich war, daß sie gegen ihn dienen würden.

Dessen ungeachtet, und ungeachtet der wiederholten Versicherungen des Herzogs, daß er nichts auf keinerley Art gegen Montferrat unternehmen wolle, erhielt doch der Gouverneur von Mayland Befehl, ihn zu dieser Entwaffnung zu zwingen, und hatte zu dem Ende eine Armee von zwanzigtausend Mann auf die Beine gebracht, womit er ohne weitere Umstände von Vercelli her in Piemont einfiel.

Der Herzog, der Drohung und Vorschlägen zugleich vernahm, glaubte jetzt Klagen und Unterwürfigkeit bey Seite, und sich blos in Stand setzen zu müssen, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Er zog also seine Truppen wieder zusammen und zog gerade auf

auf ihn bis nach Navarra. Da er ſich aber zu ſchwach fühlte um ihm die Spitze bieten zu können; nahm er ſeine Zuflucht zu dem Beyſtand des Marſchalls, einer ſeiner beſten Hoffnungen, und ſchickte den Oberſten Allard an ihn ab, um ihn um die Anwerbung eines Regiments von zweytauſend Mann zu Fuß, nebſt einiger Reuterey in Dauphine, zu bitten.

Der Marſchall gewährte ihm dieſer Bitte in Rückſicht, daß Frankreich ſich zur Protection dieſes Fürſten anheiſchig gemacht, und das Verfahren der Spanier, offenbar ungerecht, das Anſehn einer Neuerung hatte, welche Franzoſen weniger dulden als irgend eine Nation in der Welt. Er wollte ihm deßwegen auch noch den Dienſt erzeigen, ihm die Erlaubniß Ihrer Majeſtäten zu einer noch größern Hülfeleiſtung auszuwirken. Da Montbrun, der Sohn deſſen, der auf eine ſo mörderiſche Art in der Geſchichte bekannt iſt, ſich erbot, darum anzuhalten, ſo ſchickte er ihn ab. Allein die Sachen waren am Hof in einer dieſem Vorhaben ſehr zuwiderlaufenden Verfaſſung.

Da während Montbrunds Reiſe der Oberſte Allard zu Grenoble geblieben war, um den Erfolg davon abzuwarten, ſo wurde er in eine Geſchichte verwickelt, welche ihm für ſich ſelbſt den Beyſtand nöthig machte, den er für ſeinen Herrn ſuchte. Einer von ſeinen Leuten, entweder von ihm oder von jemand anderm angeſtiftet, hatte vorſätzlich Esmond Mazel, den Mann der Frau von Mazran, nachherigen Marquiſe von Treſort, ermordet, als er von einer Meyerey la Taſſa nach der Stadt zurückging, und das Parlement hatte den Oberſten gefänglich einziehen laſſen, indem es ihn mitſchuldig an dieſem

Mord

Mord vermuthete, der, wie das Volk ſagte, wahrſcheinlich auf ſeinen Befehl begangen worden war, um ſich die Vorſprache der Marquiſe bey dem Marſchall zu erwerben, bey dem ihr Einfluß täglich gröſſer wurde, zu deſſen gänzlichem Beſitz ſie aber, ſo ſehr ſie ihn ohne Zweifel wünſchte, nicht gelangen konnte, ſo lange ihr Mann nicht aus der Welt geſchaft war. So bildete ſich dann vielleicht der Oberſte ein, daß er ihr einen groſſen Gefallen erzeigen würde, wenn er ihr dieß Hinderniß aus dem Weg räumte.

Dem ſey nun wie ihm wolle; er ſaß im Gefängniß, als der Marſchall, der von Perpignan, einem ſeiner Landhäuſer bey Lyon, zurückkam, zwey Meilen von Grenoble Nachricht davon erhielt, und ſich dadurch ſehr beleidigt fand. Er eilte vollends nach der Stadt und ohne erſt in ſein Haus zu gehen, das nur zwanzig Schritte von dem Parlementsgefängniß liegt, befahl er ſogleich l'Affrey dem Oberſtergrenadier (ſergent major) der Stadt, den Oberſten auf freyen Fuß zu ſtellen. l'Affrey forderte ihn von dem Gefangenwärter, der ihn erſt verweigert, indem er ihn ohne Befehl des Parlements nicht herausgeben könne. Da aber der Marſchall ſelbſt hinkam, und ihm drohte, ſeine Gewalt zu brauchen, wenn er ihn nicht ſogleich heraus laſſe, ſo mußte er ihn frey geben.

Das Parlement gerieth hierüber ſehr in Bewegung, als über eine Handlung welche geradezu ſeine Autorität beeinträchtigte, und nach einer ſogleich vorgenommenen Berathſchlagung, gieng der erſte Präſident, von dem Generalprokurator und einigen Räthen begleitet, im Namen des ganzen Parlements zu dem

em Marſchall, um ſich über ihn und bey ihm zu be-
ſchweren, und den Oberſten zu gefänglicher Haft wie-
er von ihm zu fordern, mit dem Verſprechen, ihn
hm alsdann ſogleich wieder auszuliefern, indem man
ieß blos zu einiger Genugthuung für die der Würde
er Juſtiz zugefügte Beleidigung verlange. Der
Präſident ließ ſich hierüber kühn und heftig heraus,
orauf der Marſchall, der ihn ſeiner Gewohnheit nach
anz ruhig angehört hatte, erwiederte: „Sein Ver-
fahren rechtfertige ſich durch ſich ſelbſt; er habe alle
Urſache ſich über das Parlement zu beſchweren, daß
man ihn nicht gewürdigt hätte, zu warten, um
über dieſe Sache gemeinſchaftlich zu berathſchlagen,
da er ſo nahe bey der Stadt geweſen wäre, oder
wenigſtens ihm von dieſem Schluß Nachricht zu ge-
ben, damit er Zeit gehabt hätte, ihnen ſeine Gedan-
ken zu wiſſen zu thun. Wenn er auſſerordentlich
verfahren ſey, ſo habe er dieß thun müſſen, um den
Verſtoß gegen das Völkerrecht zu decken, worein
ihre Voreiligkeit gegen den Oberſten ſie geſtürzt ha-
be, von dem ihnen nicht unbewußt wäre, daß er ein
Agent des Herzogs ſey, welchem man den Reſpekt
ſchuldig wäre, ſich nicht an ſeinem Miniſter zu ver-
greifen ohne ihm zuvor Nachricht davon zu geben.
Bis dahin hätte man ihn in ſeinem Quartier bewa-
chen können. Zudem ſey es ja vor der Hand nur
bloſſe Muthmaſung gegen ihn, daß er an dem Ver-
brechen Theil habe, an dem er vielleicht unſchuldig
ſey. Endlich noch ſey er von ſeinem Betragen ein-
zig dem König Rechenſchaft ſchuldig, von deſſen
höchſter Genehmhaltung er ſich in dieſem beſondern
Vorfall verſichert halte.“ —

Dieſer Gründe ungeachtet gab er in ſo weit
ach, daß der Oberſte wieder nach dem Gefängniß

gebracht werden sollte, unter der Bedingung, daß er sogleich wieder an ihn ausgeliefert würde; worinn er dem Rath seines ersten Sekretairs, Tonnard, folgte, eines weisen und geschickten Mannes. Allein der Oberste, dem das Gefängniß schrecklich wie die Hölle vorgekommen war, von der man es wohl das Ebenbild nennen kann, schwur, daß er lieber sterben als wieder in das verwünschte Höllenloch kriechen wolle; denn er traute dem Wort des Parlements, oder vielleicht sich selbst, nicht. — Da nun also der Präsident nichts weiter von dem Marschall erhalten konnte, gieng er weg und schloß mit der Strafe eines alten Liedchens:

Nous verrons, Bergere Rosette,
Qui premier s'en repentira! *)

So sehr übrigens das Versehen des Marschalls seine Rechtfertigung schon in sich hatte, so fand er doch für gut um eine königliche Erklärung und Gutheißen darüber nachzusuchen, die er ohne allen Anstand erhielt, und vom Parlement am achten April des folgenden Jahrs 1615. bestätigen und einregistriren ließ.

Allein der Oberste bestärkte kurz darauf den Verdacht den man bey dieser Gelegenheit gegen ihn gefaßt hatte. Denn nachdem er sich verschiedentlich Untreue gegen seinen Herrn hatte zu Schulden kommen lassen, weswegen er nach Mayland flüchtig werden mußte, wo er sich unter Spanischen Schutz sicher genug glaubte; erweckte das Nachgericht Gottes, gegen

*) Es zeigt sich wohl noch mit der Zeit,
Lieb Röschen, wen's zuerst gereut! —

gen daß es keine verborgene Zuflucht giebt, einen jungen Menſchen, der ihn mit zween Meſſerſtichen auf offener Straße, mitten unter ſeinen Leuten, tödtete, und ſo den Herzog an einem ſchlechten Diener, und was wahrſcheinlich durch ihn vergoſſene Blut Rache.

Indeſſen ſah man bey Hof die Angelegenheiten des Herzogs anders an als in Dauphine, und Montrun konnte kaum die Genehmigung des bereits geſchloſſenen Beyſtands auswirken, vielweniger alſo einen weitern erhalten. Der Herzog von Mantua beſchuldigte den von Savoyen öffentlich: er habe vorſätzlich Schwierigkeiten erregt, um die Waffenniederlegung zu verzögern, wozu er ſich anheiſchig gemacht hätte; und Ihre Majeſtäten, die ſich öffentlich für jenen erklärt hatten, beſchuldigten dieſen, er habe ſich mit Fleiß dieſen Krieg zugezogen, um Gelegenheit zu bekommen, ſeine Feindſeligkeiten gegen Montferrat fortzuſetzen, ſo daß Sie alſo keinesweges ihn von Ihrer Seite unterſtützen laſſen wollten. Ihre Weigerung ſtützte ſich auf Gründe, die ſie dem Marſchall durch Creqny zu wiſſen thaten: daß nämlich der Herzog von Savoyen ſeine Streitigkeiten mit dem Herzog von Mantua anders als durch Gewalt hätte abmachen können, wenn er die Auskunftsmittel angenommen hätte, die Sie ihm hätten vorſchlagen laſſen, und wozu der andere ganz bereitwillig geweſen wäre; und daß der Gouverneur von Mayland weiter keine Abſicht gehabt habe, als zu hindern, damit er nichts gegen Montferrat unternähme, wobey er noch dazu jederzeit verſichert habe, er werde ſich ſogleich zurückziehen, ſobald der Herzog die Waffen niedergelegt hätte.

Dieß waren Ihre Beweggründe, die Hülfsleiſtung nicht zu bewilligen; wobey Sie noch überdieß dem Marſchall befahlen, die Truppen, die er ihm geſchickt hätte, zurückzurufen, und durchaus darauf beſtanden, daß der Herzog erſt die Waffen niederlegen ſollte, um ſein Recht auf dem gewöhnlichen Wege darzuthun, ohne etwas mit Gewalt zu unternehmen. Neben dieſem Grund hatten Höchſtdieſelbe einen andern ſehr wichtigen, nämlich die Schwächung der Volksmenge in denen an Piemont gränzenden Provinzen durch die für den Herzog geworbene Mannſchaft und die Verminderung der zur Erhaltung einer jeden Provinz erforderlichen Waffen; ſo daß der Marſchall von neuem Befehl erhielt, alles Verkehr nach dieſer Seite abzubrechen.

Allein da unterdeſſen der Gouverneur von Mayland mit dem Herzog handgemein, und es wohlgethan war, den üblen Folgen vorzubeugen, die aus dieſem Krieg entſpringen konnten; ſo ſchickten Sie den Marquis von Rambouillet, einen geſchickten und muthigen Herrn, nach Italien, um wegen der Entwaffnung aller Theile zu unterhandeln, mit dem Befehl, den Marſchall darüber zu Rath zu ziehen, wie er dieß bey ſeiner Durchreiſe durch Grenoble that. Nachdem nun die ſachdienlichſten Mittel deßwegen unter ihnen verabredet wären, ſetzte er ſeine Reiſe fort, und der Marſchall, um eben ſowohl die Abſichten Ihrer Majeſtäten zu erleichtern, ſchickte la Fare an den Herzog, um ihm wohlmeinend zu rathen, er möchte ſich darnach fügen; indem er ihm vorſtellte: „er könne ſich mit Ehren damit begnügen, „und Sie dadurch vermögen, ſich ſeiner Rechte anzunehmen; ſonſt aber würde er Sie beleidigen, und „ſich ohne Unterſtützung der Willkühr einer ſo großen

„Macht

„Macht als Spanien preisgegeben ſehen, gegen die „nichts ihn zu ſchützen vermöchte als die Gunſt Ihrer „Majeſtäten.“

La Fare richtete ſein Geſchäft ſo gut aus, daß neben den fortgeſetzten Bemühungen des Marquis um die Waffenniederlegung zu betreiben, ihre gemeinſchaftlichen Unterhandlungen, unterſtützt von denen des Großbritaniſchen Geſandten, Milord Carleton, der im Namen ſeines Herrn den Marſchall zu Grenoble geſprochen hatte, und des Venetianiſchen Geſandten, einen Vergleich zu Stand brachten, vermöge deſſen „ſowohl der Gouverneur von Mayland „als der Herzog von Savoyen und der Herzog von „Mantua in beſtimmter Zeit die Waffen niederlegen „ſollten, der Herzog von Savoyen aber zuerſt.“ —

Dieß fand der Herzog ſo hart, daß er lange überlegte, ehe er ſich dazu entſchloß, ſogar, daß la Fare, der dieß bis zuletzt verwarf hatte, ihm endlich gerade heraus ſagte: der Rath des Marſchalls wäre, er möchte keine Schwierigkeiten weiter machen, indem er ihm ſonſt nicht zu helfen wüßte; wenn er ſich deſſen weigerte, dürfe er kein geringeres Unglück erwarten, als die ganze Macht des Königs auf den Hals zu bekommen, und noch dazu ſich den Tadel der ganzen Chriſtenheit darüber zuzuziehen, daß er allein durch ſeine Hartnäckigkeit dieſen Krieg verurſache. Dieß und die Verſicherung des Marſchalls durch la Fare: daß er nicht nur ſeinen Beyſtand verlieren, ſondern auch nothwendig ſich ihn zum Feind machen würde, wenn er dieſem Vergleich nicht eingienge, brachten ihn zum Nachdenken; und er unterzeichnete endlich.

Da aber der Gouverneur von Mayland ſich weigerte, zu unterzeichnen, bis er noch einen beſondern

Befehl dazu von seinem Herrn hätte, so wurde die Vollziehung noch verschoben; und bald darauf gegen das Ende des gegenwärtigen Jahrs 1615. brach der Krieg von neuem aus. Unterdessen aber war von beyden Seiten Waffenstillstand, und der Herzog ließ einen guten Theil seiner Truppen, nämlich die französischen, unter der Hand nach der Gränze von Dauphiné gegen Barcelonne und Exilles ziehen; unter heimlicher Toleranz des Königs und Begünstigung des Marschalls, der den Spaniern die deßwegen mißtrauisch und voll Argwohns waren, zur Antwort gab: wegen der großen Zurüstungen im Mayländischen sey es ganz natürlich, daß man Frankreich gedeckt halten müsse. Im Grund aber geschah es freylich, damit der Herzog sich ihrer im Nothfall bedienen und sie schleunig an sich ziehen könnte, wenn man den Krieg wieder anfienge.

Achtes Kapitel.

Politische Versammlung der Reformirten zu Grenoble. Neue Unruhen in Frankreich. Ausgezeichnete Dienste des Marschalls bey dieser Gelegenheit.

Der König, der um diese Zeit für volljährig erklärt wurde, hatte aus den Händen seiner Mutter, der Königin Regentin, das zuvor der Leitung dieser weisen Fürstin vertraute Steuer der Regierung übernommen. Da man während seiner Minderjährigkeit ihm immer die großen und ununterbrochenen Dienste des Marschalls und die Wichtigkeit eines so vortreflichen Ministers vorgestellt hatte, so war Er jetzt dafür besorgt, ihm durch ein eignes Schreiben Seine Erkennt-

nehmlichkeit dafür zu erkennen zu geben, und lud überdieß ein, nach Hof zu kommen, um von der en Ehrenstelle Beſitz zu nehmen, die man ihm einiger Zeit durch das Dekret als Herzog und ir des Reichs, verſprochen hätte, das Er jetzt in llziehung bringen wollte, ſowohl um ſeine allbe- s geleiſteten Dienſte, zu belohnen, als um ihn zu en unverdroſſenen lebenslänglichen Fortſetzung da- ch zu verbinden.

Der Marſchall gab Sr. Majeſtät darüber neue erſicherungen, welche Höchſtdero Zufriedenheit ver- hrten. Da er aber das Beſte des Staats jederzeit em eigenen vorzog, und überlegte, daß die Lage der gelegenheiten in Italien ihm nicht erlaubten, ſich Dauphiné zu entfernen; ſo dankte er dem König erthänig für die ihm zugedachte Ehre, und erhielt höchſte Genehmigung dazu, es auf ein andermal verſchieben, wenn er ſie mit weniger Nachtheil für . Majeſtät Dienſt übernehmen könnte, als unter gen Zeitumſtänden.

Der König war itzt im Begriff ſeine Vermählung der Spaniſchen Prinzeſſin, itzigen Königin von ankreich, zu vollziehen, und hatte deswegen eine ie nach Bajonne vor. Die Reformirten, welche Plan dieſer Verbindung mit Argwohn erfüllte, ſie befürchteten, die Zuſammenkunft möchte gleiche rſchlüſſe zum Verderben ihrer Partey zur Folge ben, wie ehemals die von Karl IX und der Königin utter mit dem Herzoge von Alba, wollten gemein- ſchaftlich auf Mittel zu ihrer Sicherheit denken, und ſie noch dazu von einigen mißvergnügte Katholiken ehetzt wurden, die ihren Argwohn vergrößerten, lagen ſie dem König dringend an, um Erlaubniß

zu Zusammenberufung einer Generalversammlung. So gern man ihnen dieß abgeschlagen hätte, wenn die Lage der Angelegenheiten und die Zeitumstände es gestattet hätten; so fand man doch die Umstände so beschaffen, daß weniger Ungelegenheit dabey zu befürchten war es zu erlauben, als es zu untersagen, weswegen der König und die Königin Mutter, deren Rath dieser sich noch bey den meisten wichtigen Angelegenheiten bediente, für gut fanden, daß die Versammlung zu Gergeau gehalten werden sollte, einem Ort, den der hochselige König mehrmals zu dergleichen Handlungen erwählt hatte, wegen seiner Nähe bey dem Hof, mit dem die Deputirten oft zu communiciren haben, und von wo sie bey dieser Nähe ihre Antworten desto früher erhalten können.

Die Protestanten waren damit nicht zufrieden, weil der Aufenthalt nicht Bequemlichkeit genug hatte, und da sie keinen andern Ort angewiesen bekommen konnten, so wollten sie sich eines Dekrets bedienen, das sie im vorigen Jahr zu einer Versammlung zu Grenoble erhalten hatten, wobey sie sich versichert hielten, daß sie daselbst von dem Marschall aufgenommen werden würden, ohne einen neuen Befehl nöthig zu haben. Daher ermangelten seine Neider nicht, verschiedene nachtheilige Gerüchte von ihm in Umlauf zu bringen, als ob seine Absichten unlauter wären, wodurch Ihre Majestäten gewissermassen zweifelhaft wurden, was Sie davon halten sollten. Denn wenn einer Seits die grossen Beweise, die er Ihnen so oft von seiner unvergleichlichen Treue gegeben hatte, Ihr Gemüth dem entgegengesetzten Verdacht verschlossen, so schienen doch auf der andern seine Religion und seine Verbindung mit seinen Religionsverwandten Ihnen nicht zu gestatten, ganz allen Verdacht zu verwerfen.

Unter-

Unterdeſſen kam zum Glück Bellegeon nach Hof, und riß Sie aus dieſer Verlegenheit, indem er Ihnen im Namen des Marſchalls hinterbrachte: „da die „von der vorgeblich reformirten Religion kürzlich le „Cluſel, einen der Ihrigen, an ihn abgeſchickt hätten, „um ſich zu erkundigen, ob er ſie in Grenoble „aufnehmen würde, ohne einen andern Befehl dazu „zu erhalten, als das alte Dekret, ſo habe er ihn mit „einer abſchlägigen Antwort zurückgeſchickt, indem die „Benennung des Orts einzig von Ihren Majeſtäten „abhienge, und man ſich alſo hierinn dem fügen „müſſe, was Höchſtdieſelbe für gut fänden, wobey er „ihnen jedoch verſprochen hätte, ſich bey Höchſt Ih„nen um Verwandlung des Ortes Gergeau in einen „andern zu verwenden.“ — In der That wurden Ihre Majeſtäten hierdurch um ſo mehr in ihrer Ueberzeugung von ſeiner Treue beſtärkt, und empfanden darüber eine Zufriedenheit, die Sie ihm in Ihren Briefen bezeugten.

Da indeſſen ſeine Vermittlung jenen Hoffnung zu einem andern Ort gemacht hatte, ſo hatten ſie dazu Grenoble verlangt, in der Meynung, ſie würden, weil der Marſchall im Begriff war, von da weg nach Hof zu reiſen, volle Freyheit daſelbſt haben, was ſie freylich nur in ſeiner Abweſenheit hoffen konnten. Da aber ſeine Abreiſe aus oben berührten Urſachen eingeſtellt wurde, und ſie nicht glaubten, eine abermalige Aenderung des Orts auswirken zu können; ſo entſchloſſen ſie ſich, ihn ſo anzunehmen.

Indem nun Ihre Majeſtäten ihnen Grenoble anwieſen, ſo wurden Sie dazu vorzüglich durch die Rückſicht vermocht, daß, da der Marſchall daſelbſt wäre, und ihr Betragen beobachtete, er ſie, ſo viel in ſeiner

Macht wäre, verhindern würde, nachtheilige Schlüsse abzufassen. Sie schickten also Verdün an ihn ab, mit Briefen, die dem Wesentlichen nach folgendes enthielten: „Da sie nicht zweifelten, daß diese Versammlung ein angelegter Handel des Prinzen von „Condé und einiger Großen wäre, um sich mit dem „Beystand der Protestanten der Vollziehung der Vermälung des Königs zu widersetzen; so hielten sie sich „versichert, daß da sie an einem Ort gehalten würde, „wo er in Ansehen stände, er dieß ganz dazu verwenden würde, damit nichts Ihren Absichten zuwiderlaufendes dabey vorgienge; wobey Sie ihn bäten „und ermahnten, Ihnen bey diesem wichtigen Vorfall „dieselbe Zuneigung und dieselbe Treue zu beweisen, „die er Ihnen bey allen andern Gelegenheiten bewiesen hätte."

Dieß that er denn zweifelsfrey vollkommen und ganz so, wie Sie es von ihm gewünscht hatten, und wie weiter unten angeführt werden wird. Während nun die Versammlung zusammen kömmt, wollen wir diesen Zwischenraum mit der Zurückkunft des Sekretär Guessier ausfüllen, der aus Piemont kam, und die Versicherung des Friedens mitbrachte, der endlich von beyden Theilen vollzogen worden war. Dieß veranlaßte denn den Marquis von Rambouillet, ebenfalls abzureisen, weil die Unterhandlung glücklich beendigt war, die ihn bis dahin dort aufgehalten hatte, und deren Erfolg ein besonderer Beweis seiner Geschicklichkeit in Führung großer Geschäfte war.

Unterdessen fiengen die Abgeordneten, welche die Versammlung ausmachen sollten, an, sich auf den Weg nach Grenoble zu machen, wo sie am 15 Juli alle

alle erſchienen. Am folgenden Tag nach der Eröffnung wurde der Baron de Blet zum Moderateur (12) dabey ernannt, und der Prediger Durand wurde ihm hierinn als Adjunkt zugegeben. Auf der andern Seite wohnte der Verſammlung als königlicher Commiſſarius der Staatsrath und Requetenmeiſter Frere bey, um ſein Augenmerk darauf zu haben, daß nichts gegen das königliche Intereſſe vorgenommen würde.

In den erſten Tagen kamen nur ganz allgemeine Sachen zum Vortrag, die das gemeinſchaftliche Beſte der Kirchen betrafen, wie ſie's nennen; als aber bald darauf la Haye von Seiten des Prinzen von Condé ankam, der ſich damals bey dem Herzog von Bouillon zu Sedan aufhielt, wo beide mißvergnügt und im Begriff waren, die Waffen zu ergreifen; ſo fieng die bis dahin noch verheimlichte Abſicht der Zuſammenberufenen an, zum Vortheil des Prinzen ſich zu enthüllen, indem ſein von la Haye mitgebrachtes Manifeſt bekannt gemacht wurde, das die Urſache ſeiner letztern Unzufriedenheit und die Gründe enthielt, durch die er ſeine Waffenergreifung zu rechtfertigen ſuchte.

Der Marſchall, der bereits in den Geiſt der Verſammlung eingedrungen war, that erſt ſein möglichſtes, um die heftigen Bewegungen zu hemmen, in die ſie ſich hinreiſſen zu laſſen anfiengen. Da er wußte, daß ihre Hefte voll Klagen und ungerechter Forderungen waren, ſo war er der Meynung, Frere ſollte zu gleicher Zeit mit denen, die dieſe dahin zu bringen hatten, nach Hofe gehen, ſo wohl um ſich bey der Antwort zu befinden, welche Ihre Majeſtäten darauf ertheilen würden, als um Sie von den Entſchlüſſen der Verſammlung zu benachrichtigen, die im Verdacht war, den Prinzen und den Herzog von Bouil-

lon

len begünſtigen zu wollen, welche unterdeſſen nicht aus Sedan wegkamen, und la Haye erwarteten, um zu hören, was ſie ſich von ſeiner Reiſe zu verſprechen hätten.

Die Deputirten hingegen, welche meiſtens durch ihre Ränke und ihre erklärte Anhänger ernannt waren, wollten nichts anders, als im Einverſtändniß mit ihnen vornehmen und hatten deswegen Benevelles an ſie abgeſchickt. Als ſie durch dieſen bey ſeiner Rückkunft erfuhren, daß ſie auf dem Punkt ſeyen, ins Feld zu rücken, nahmen ſie die Larve ab; weil ſie aber nicht in Freyheit waren, um ihre durch die Sorgfalt des Marſchalls durchkreuzte oder unterbrochene Abſichten ins Werk ſetzen zu können ſo beſchloſſen ſie, ins Geheim Grenoble zu verlaſſen, um ſich nach einem andern Ort zu verfügen, wo ſie weniger beobachtet würden.

Sobald der Marſchall Nachricht davon erhielt, verlangte er unter einem Vorwand Zutritt zu der Verſammlung, und hielt dann folgende Rede:

Meine Herren!

„Es war Ihnen bisher gefällig bey Ihren wichtig„ſten Berathſchlagungen auch meine Meynung zu ver„nehmen, und mir erſt kürzlich noch die Briefe mit„zu theilen, die Sie von dem König, der Königin „Mutter und dem Herrn von Sully erhalten haben, „abſchriftlich auch das Schreiben des Herrn von „Rohan an Ihre Majeſtäten, und das Ihrer Depu„tirten an Sie ſelbſt; eine Gefälligkeit, für die ich „mich Ihnen um ſo mehr verbunden achte, da ſie mir „Bürge iſt, daß Sie mich mit Ihrem beſondern Zu„trauen beehren. Da ich ihnen aber meine Gedanken, „Ihrem Verlangen gemäs, bis izt noch nicht eröfnen „konnte, ſo erbat ich mir Ihre Erlaubniß, in Ihre „Ver-

„Verſammlung zu treten, um Ihnen hier mit wohl-
„meynender Freymüthigkeit mitzutheilen, was ich und
„wie ich von unſerm gemeinſchaftlichen Intereſſe denke.

„Erſtlich ſcheint es mir, daß Ihre Majeſtäten
„kein Mißvergnügen über Ihre Verſammlung bezeu-
„gen, daß vielmehr im Gegentheil Ihre Briefe voll
„gnädiger Ausdrücke ſind. Der Herr von Sully ver-
„ſichert Sie ſeiner Liebe zum Beſten unſrer Sache (13);
„und aus den des Herrn von Rohan, blickt unver-
„kennbar ſein warmer Eifer hervor. Indeſſen liegt doch
„in beyden nichts, woraus man beweiſen oder auch nur
„muthmaſen könnte, daß ſie zu einem gewaltſamen
„Entſchluß greifen wollten. Ihre Deputirte betref-
„fend, ſo iſt es zwar wirklich an dem, daß ſie es nicht
„wagen, ſich eine günſtige Antwort zu verſprechen; in-
„deſſen werden Sie mir doch auch zugeben, daß ſie
„noch nicht alle Hoffnung dazu aufgeben dürfen.

„Da es mir nun ſcheint, meine Herren, als ob
„Sie aus etwas zu voreiliger Beſorgniß darauf be-
„dacht wären, ſich anderswohin zu begeben, indem
„Sie fürchten, der Herr Frere möchte Ihnen vom
„Hof den Befehl mitbringen, auseinander zu gehen;
„ſo dachte ich, Sie würden es meiner Freymüthigkeit
„zu gut halten, wenn ich Ihnen gradezu ſage, daß
„dieß der größte Fehler wäre, den Sie je begehen
„könnten. Denn auſſer der Uneinigkeit, welche da-
„her unfehlbar unter uns entſtehen würde, und auſſer
„dem, daß Ihr Entſchluß wohl nicht allgemein be-
„folgt werden dürfte, würde er auch für das königli-
„che Anſehen verkleinerlich ausfallen, würde uns der
„königlichen Gnade verluſtig machen und uns ſtrenge
„Ahndung zuziehen. Ueberdieß würden Sie für Ihr
„Verfahren weder Vernunftgründe noch Beyſpiele an-
„zuführ-

„zuführen vermögen. Denn daß man sich ehmals „ohne Erlaubniß des Monarchen versammelt habe, „davon wird sich in Friedenszeiten, noch seit dem „Edikt, unter dessen wohlthätigen Schutz wir leben, „kein Beyspiel auffinden lassen; ein einziges mal aus„genommen, da während eines Stillstands, der ge„schlossen wurde, ehe der hochseelige König den Rö„mischen Stuhl anerkannte, die von unsrer Religion „sich zu Sainteſoi versammelten, worauf aber der „König sogleich ein Genehmigungsdekret dahin schick„te, um diese herausgenommene Freyheit, als dem „von getreuen Unterthanen ihrem Fürsten schuldigen „Respekt zuwider, in ein rechtmäsiges Beginnen zu „verwandeln.

„Eben so wenig als durch Beyspiele kann dieß „Vorhaben aus der Vernunft gerechtfertigt werden. „Sie müssen die Zurückkunft Ihrer Deputirten ab„warten, um zu wissen, was sie mitbringen werden, „und unterdessen darüber berathschlagen, was zu thun „wäre, im Fall wir genöthigt seyn sollten, zu den „Waffen zu greifen, um die Gerechtigkeit zu erkäm„pfen, welche Ihrer Behauptung nach uns verwei„gert wird, oder um uns gegen diejenige zu vertheidigen, die uns unterdrücken wollen.

„Aber, sagen Sie vielleicht, uns drohen unend„liche Verfolgungen, wenn die durch die Feinde unsrer „Religion beschlossenen Spanischen Verbindungen zu „Stand kommen.“

„Sicher, wenn dieß wäre, hätten wir es be„reits zu lang anstehen lassen, unsre Vorstellungen „dagegen anzubringen. Es aber itzt durch Waffen„gewalt verhindern wollen, wäre nicht nur ungerecht, „sondern die Erfahrung muß uns auch den Unterschied

zwi-

„zwiſchen einem nothgedrungenen und einem freywilli„gen Krieg gelehrt haben; zwiſchen Entſchließungen, „die im Sturm und ſolchen, die in der Ruhe gefaßt „werden. Vergleichen Sie einmal, ich bitte Sie, „vergleichen Sie die Süßigkeit der Ruhe, die wir ge„genwärtig genieſſen, mit den Mühſeligkeiten, wo„durch unſre Väter ſie uns errungen haben! Ueber„dieß, müßte nicht Gott durch die Ungerechtigkeit „unſrer Waffen beleidigt werden, die er im Gegen„theil jederzeit ſegnete, wenn ſie nichts anders zum „Zweck hatten, als die Vertheidigung der Wahrheit, „die wir bekennen? —

„Bedenken Sie, wie viel Unheil dadurch über „uns kommen könnte. Denn wenn es, wie die un„ſtreitig der Fall ſeyn wird, auf der einen Seite ganze „Provinzen giebt, die es zufrieden ſind, ferner wie bis„her unter dem Schuz der Edikte zu leben, ſo iſt es „zuverläſſig, daß die Partey der andern dadurch um „ſo mehr geſchwächt, und daß es unſern Feinden da„durch um ſo leichter werden wird, ſie aufzureiben. „Und, wiſſen wir nicht, daß wir ſogleich über drey„hundert Kirchen verlieren werden, ohne Hoffnung ei„ner Möglichkeit, ſie in unſern Tagen wieder herzu„ſtellen? Ueberdieß kann es gar nicht fehlen, daß „wir uns dadurch den Unwillen der ganzen Welt zu„ziehen, und uns nicht nur Frankreich, ſondern über„haupt der ganzen Chriſtenheit verhaßt machen.

„Endlich, meine Herren, dürfen Sie ſich auch, „in Anſehung des Intereſſe, das ich mit Ihnen ge„mein habe, wohl zu mir verſehen, daß ich erſt einen „zwey und dreymal wiederholten Befehl des Königs „erwarten würde, ehe ich Ihnen in Seinem Namen „den Befehl, aus einander zu gehen, brächte. Ich

bitte

„bitte Sie aber, um Gottes willen, das Unglück zu „überlegen, das übereilte Entschlüsse begleitet, und „ermahne Sie, Ihre Maaßregeln so gut zu nehmen, „daß der Dienst, den ich ihm schuldig bin, mich nicht „verhindern möchte, Ihnen den zu erzeigen, den Sie „bey dieser besondern Gelegenheit von mir erwarten „könnten.“ —

Die Deputirten dankten ihm und bezeugten sich ihm sehr verpflichtet. Er ließ ihnen das schriftlich geben, was er ihnen hier gesagt hatte, damit sie es mit Muße und reiflich überlegen könnten. Sie beschlossen aber dennoch, zween Tage darauf die Stadt zu verlassen. Der Marschall, einigermassen empfindlich, daß sie seinen Vorstellungen so wenig Raum gaben, war auf die Nachricht von ihrem Vorhaben willens, sie anders als durch Worte anhalten und diesen Tag die Thore sperren zu lassen, wie sie denn auch einige Stunden lang geschlossen waren, wobey der Prediger Chaufferié an einem angehalten wurde, als er einen Spatziergang machen wollte. Da er aber überlegte, daß er von Leidenschaft eingenommene Personen, welche diese Abreise gleich seit ihrer Zusammenberufung vorgehabt hätten, aufs Aeusserste treiben würde, und daß er eine, der öffentlichen Freyheit zuwiderlaufende, Gewaltthätigkeit dadurch verübe, auch die Provinzen von ihrer Cabale, daher Anlaß zu einem Aufstand nehmen könnten; so fand er es für dienlicher, sie gehen zu lassen, und begnügte sich es durch einen Eilboten an den König zu berichten und die Deputirten von Dauphiné anzuhalten, die ganz von ihm abhiengen, und nicht die Leute dazu waren, andrer Meynung zu seyn als er.

So sehr Ihre Majestäten mit seiner Klugheit und Treue zufrieden waren, so unangenehm war Ihnen

nen das Verfahren dieſer Verſammlung, welche, während ſie überall ihre gute Geſinnungen ausposaunten, eine dieſem Vorgeben ſo ganz entgegengeſetzte Handlung begieng, nicht einmal de Freres Zurückkunft, durch den ſie die Willensmeynung Ihrer Majeſtäten erfahren ſollte, abwartete, und ſich noch dazu kurz darauf ohne allerhöchſte Erlaubniß anderswohin verlegte. — Da aber dieſelben Gründe, welche gleich anfangs nicht geſtatteten, ihre Zuſammenberufung zu verweigern, noch vorwalteten, und die Sachen hierinn noch in einer ſchlimmern Lage waren, als zuvor; ſo wurde Ihren Majeſtäten gerathen, dieſe Beleidigung zu überſehen, und zur Beantwortung ihrer Schriften zu ſchreiten, um die Sachen nicht in den Abgrund zu ſtoſſen, worein ſie nur zu ſehr von ſelbſt eilten. Politiker kennen die Wichtigkeit eines Ueberſehens dieſer Art bey Staatsregierungen.

Neuntes Kapitel.

Folgen der Abreiſe der Verſammlung von Grenoble bis zum Ende des Jahrs.

Um ihren Abgang von Grenoble einigermaſſen zu rechtfertigen, hatte die Verſammlung ſich mit einigen anſteckenden Krankheiten entſchuldigt, die dem Vorgeben der Deputirten nach, dort einzureiſſen anfiengen, und woran einige von ihnen geſtorben wären. Der wahre Grund lag aber in dem Verdacht, den ſie gegen den Marſchall geſchöpft hatten, welchen ſie bey ſchuldigten, an Ihre Majeſtäten geſchrieben zu haben: „Sie könnten Ihre Reiſe ruhig antreten, und hätten „keine Veränderung in den diſſeitigen Provinzen zu beſor„gen. Denn ſonſt würden Sie ſie verſchoben haben, und die, welche dabey intereſſirt waren ſie zu verhindern,

nicht genöthigt gewesen seyn, die Waffen zu ergreifen. „Die meisten Rathschläge, die Sie von ihm verlangten, seyen immer ihrer Absicht entgegen, und „wenn je wieder eine Versammlung dieser Art gehalten werden sollte, so müßte es an einem Ort seyn, wo „sie durch keine andre Autorität als die des Königs „beschränkt würde, indem sie aus keinem andern „Grund von Grenoble weggegangen sey, als um „Freyheit zu Entschließungen zu erlangen, die Ihren „Majestäten angenehm seyn und die Sie ihnen und „nicht ihm Dank wissen möchten, der sich den Ruhm „davon hätte zueignen können."

Sagen wir lieber der Wahrheit gemäs, daß, da sie Nachricht hatten, ihre Deputirten würden keine günstige Antwort mitbringen, sie nicht erst Frere abwarten wollten, aus Furcht, einen Befehl zum Auseinandergehen zu erhalten; da im Gegentheil ihre Absicht war, beysammen zu bleiben, bis ihren Forderungen gänzlich Genüge geschehen wäre.

Sie begaben sich hierauf nach Nimes, wo ihnen Saint Privat, einer von ihnen, und Nachbar der Stadt, einen Monat zuvor vorangegangen war und die nöthigen Anstalten getroffen hatte. Sobald sie daselbst waren, beschlossen sie, Abgeordnete an den König zu schicken, um diese Verlegung zu entschuldigen. Da der König Nachricht davon erhielt, und glaubte, sie nicht annehmen zu müssen, verlangte er die Meynung des Marschalls darüber zu vernehmen, welche dahinaus lief: „daß Ihre Majestät sie anhören „könnten, um ihnen nicht Gelegenheit zu geben, sich „über Verweigerung der Justiz zu beschweren, und „damit diese Weigerung sie nicht zu noch gefährlichern „Schritten treiben möchte." —

Der

Der König billigte nicht nur dieß, ſondern fand auch für gut, daß der Marſchall die Deputirten von Dauphine nach Nimes ſchicken ſollte, damit die vergrößerte Anzahl der Gutgeſinnten ſich mit deſto beſſerm Erfolg den andern widerſetzen könnte. Da Er es übrigens Seiner Würde angemeſſen fand, der Verſammlung zu befehlen, ſich anderswohin zu verfügen, und der Billigkeit gemäs wollte, daß ſie ſichs angelegen ſeyn ließen, den Fehler ihrer Unbotſamkeit wieder gut zu machen, ſo ſchickte er ihr den Befehl zu, nach Montpellier zu gehen, und übertrug Frere die Sorge für deſſen Vollſtreckung. Dieß kam indeſſen doch nicht zu Stande, weil die Deputirten, da Chatillon ſich damals zu Montpellier befand und gut für das königliche Intereſſe geſinnt war, befürchteten den Marſchall zu beleidigen, wenn ſie ſich unter einen andern, als ihn begäben, und nicht wollten, daß dieſer ſich wieder den Ruhm des Guten, was ſie etwa thun möchten, zueignen ſollte. Wirklich war es auch die Abſicht des Königs, daß ſie ſich, wenn ſie zu Montpellier wären, wieder in derſelben Lage wie zu Grenoble befinden ſollten, nämlich unter der Autorität eines der Groſſen ihrer Partey, der ſie im Zaum halten könnte.

Unterdeſſen verſäumte die Verſammlung nicht, ſich zu bemühen, bey dem Marſchall die übeln Eindrücke auszulöſchen, die ihr Verfahren auf ihn gemacht hatte, und ſchickte Briquemont und Venturie, und bald darauf den Advokat Liche, einen der Deputirten aus Dauphine, ein geſchickter Mann und ſein vertrauter Diener, an ihn ab, um ſich aufs beſte bey ihm entſchuldigen zu laſſen. Allein der Marſchall befolgte denſelben Rath zur Verſtellung wie Ihre Majeſtäten, und ſah über ihre Worte weg, blos auf ihre

Handlungen, die für die Ruhe des Staats verdächtig waren.

Der Prinz von Condé selbst schickte zu verschiedenen malen la Haye und Coignée an ihn ab, mit dem Auftrag, ihn zu versichern: „er habe keine andre „als gesunde Absichten für das Interesse Sr. Majestät, und wollte seine Waffen blos zu Abschaffung „der Mißbräuche und Unordnungen anwenden, worinn „schlechte Rathgeber den Staat zu erhalten suchten.“

Der Marschall stellte ihm dagegen durch eben diese wieder vor: „da seine Geburt nach dem König „und Seinem Herrn Bruder ihm das stärkste Interesse bey Erhaltung des Staats geben, so sey er „verbunden, diese auf alle in seinen Kräften stehende „Art zu besorgen und zu befördern. Während dieser „Unruhen betrachte Frankreich Ihn als den Rothaner seiner Ruhe; dazu setzte er noch durch Crequy, „den er ausdrücklich an ihn abschickte, die Erbietungen seiner Dienste und seiner Vermittlung zum Frieden, den er, wie er nicht zweifle, von ganzem Herzen wünschen würde.“—

Um eben diese Zeit korrespondirte der Herzog von Nevers, nachheriger Herzog von Mantua, der daran arbeitete, die Mißvergnügten auszugleichen, mit dem Marschall, um durch ihre gemeinschaftliche Bemühung die Vollbringung eines so guten Werks zu betreiben.

Unterdessen standen aber der Prinz und sein Anhang mit den Waffen im Feld; der Prinz in Brie, wo er den Marschall von Boisdauphin mit der königlichen Armee gegen sich hatte, der Herzog von Rohan und einige andre in Oberlanguedoc; wobey sie vorgaben,

ben, ſie trügen die Waffen nicht gegen Se. Majeſtät, ſondern blos zu ihrer perſönlichen Sicherheit; nebſt mehreren Klagen, ihr Intereſſe betreffend, und dieß alles dem Prinzen zu Lieb, der nach Poitou vorgerückt war, um dem König bey ſeiner Rückkunft von Bordeaux, wo Er Seine Vermälung gefeiert hatte, den Weg zu verlegen.

Ich darf hierbey die beſondere Zufriedenheit mit dem Marſchall nicht übergehen, welche Se. Majeſtät bezeugten, und ihn deßwegen nicht genug loben konnten, ſo wie auch die Königin Mutter, welche nie ohne Lobeserhebung davon ſprach. Als der König von Bordeaux abreiſen wollte, ſchrieb Er ihm noch durch Verdun, am 14. November dieſe nämlichen Worte: „wären Sie itzt bey uns, ſo würde ich wohl hoffen, „daß Sie mir zu Lieb die große Erfahrung zur An„wendung brächten, welche Ihnen Ihre langen und lo„benswürdigen Arbeiten verſchafft haben, und ich wür„de mich allmächtig fühlen unter der Leitung eines „ſo guten Führers durch dieſe ſchlimmen Paſſagen; „wenn dieſe Unruhen fortdauern ſollten, ſo verſpre„che ich mir das Vergnügen Sie in ähnlichen Fäl„len in meiner Nähe zu haben.“ — Dabey bat er ihn noch, Ihm jederzeit ſeine Liebe zu erhalten, und ſchickte ihm durch denſelben Verdun den Auftrag fünftauſend Mann zu Fuß und fünfhundert Pferde zu werben, die zur königlichen Armee ſtoßen ſollten. Weil aber die Friedensunterhandlungen fortwährten, ſo wurde für gut befunden, die gewaltſamen Mittel einzuſtellen, und ſoviel als möglich gelinde Wege einzuſchlagen.

Die Verſammlung zu Nimes forderte unterdeſſen Oberlanguedoc und Niederguyenne auf, dem

Herzog von Rohan beyzuſtehen, um ſich der Reiſe des Königs zu widerſetzen. Nicht zwar als Feinde; vielmehr gaben ſie öffentlich vor, die Waffen zu ſeinem Beſten ergriffen zu haben: ſondern blos um ſich eine ſo günſtige Gelegenheit zu Nutz zu machen, und ihrer Partey das Uebergewicht zu verſchaffen. Da der Marſchall ſah, daß dieß Feuer weiter um ſich greifen könnte, wenn man ihm nicht bey Zeiten Einhalt thäte, und wohl wußte, daß ein vernachläßigtes kleines Fünkchen oft eine große Feuersbrunſt verurſachte; ſo hielt er es für ſeine Pflicht, die Gouverneurs der benachbarten Provinzen um Dauphiné zu einer mündlichen Unterredung einzuladen, um gemeinſchaftlich an der allgemeinen Sicherheit dieſes Theils vom Königreich zu arbeiten, der ihnen anvertraut war, und um ſie im Frieden zu erhalten, wenn es ſich etwa ereignete, daß die andern Gegenden in das Kriegsunheil verwickelt würden.

Nachdem der Antrag dazu allgemein angenommen worden war, beſtimmten ſie zu ihrer Zuſammenkunft die Stadt Pont-Saint-Eſprit, wo am 9. December der Herzog von Montmorency, der Herzog von Ventadour, der Marſchall und Alincourt, Gouverneur von Lyonnois, alle voll guter Geſinnungen für das Intereſſe des Königs, eintrafen, und mit einander über die Mittel konferirten, zu ihrem Zweck zu gelangen, und Seine Autorität gegen die Factionen, die ihr drohten, zu erhalten; worinn ſie ſich wechſelſeitig ſchleunigen Beyſtand gelobten.

Bey dieſer Gelegenheit war der Präſident de Favre, ein Mann von ganz vorzüglicher Vortreflichkeit, der vermöge königlicher Commiſſion das Amt eines Juſtiz- und Finanz-Intendanten in Languedoc verwal-

verwaltete, mit einem ſo thätigen Eifer geſchäftig, den er bis ans Ende ſeines Lebens in unendlichen wichtigen Gelegenheiten bewies, daß es Pflicht der Geſchichte iſt, ſeiner ehrenvoll zu erwähnen.

Während dieſer Zuſammenkunft ſchickte der Marſchall, der immer etwas von dem Vorhaben der Proteſtantenverſammlung zu erfahren ſuchte, Gillier, einen ſeiner Leute (gegenwärtig einer von den Maitres d'Hotels des Königs) nach Nimes, unter dem Vorwand Chatillon beſuchen zu laſſen, der kürzlich dahin gekommen war, in der That aber, um zu ſehen, was vorgienge, was denn Gillier mit Hülfe einiger Freunde ſeines Herrn ſehr geſchickt bewerkſtelligte. Der Marſchall gab ſogleich dem König Nachricht davon, und zugleich Rechenſchaft von jener Zuſammenkunft, welche ſchon voraus den guten Erfolg bewirkt hatte, daß die Verſammlung ſich davor fürchtete, weswegen zu erwarten war, daß ſie wegen der Hinderniſſe, die ſie nun vor Augen ſah, in ihren Schlüſſen etwas vorſichtiger zu Werk gehen würden. Hierauf giengen der Marſchall und Alincourt nach ihren Gouvernements und lieſſen die Herzoge von Montmorency und Ventadour jeden in dem ſeinigen.

Zehntes Kapitel.

Verfolg des Benehmens der politiſchen Verſammlung. Fernere Dienſte des Marſchalls. Neue Unruhen in Piemont.

Da alſo die Verſammlung nicht zweifelte, daß ihre Abſichten von Seiten des Marſchalls durchkreuzt würden, ſo wollte ſie noch ein Mittel verſuchen, um ihn auf ihre Seite zu ziehen, oder ihn wenigſtens nicht zum

Gegner zu haben. Denn da er unter den Großen ihrer Partey für einen der mächtigsten galt, und die damalige Lage der Angelegenheiten ihn noch wichtiger machte; so sahen die Versammleten wohl, daß seine Approbation ihnen nothwendig wäre, um sich zu ihrem Beystand Gunst zu erwerben, da sogar nach seinem Beyspiel bereits viele sie strafbar zu finden anfiengen.

Sie schickten daher von neuem Caigny und du Pan an ihn ab, so wohl um ihn der Redlichkeit ihrer Absichten zu versichern, als um ihn von ihrem Vorhaben zu unterrichten, wobey sie sich versichert hielten, daß der Zweck davon zugleich auch der seinige sey, da er sich jederzeit großmüthig den auswärtigen Unternehmungen und zu verschiedenen Zeiten angelegten Conspirationen gegen ihre Partey widersetzt hätte: „Ihre letzten Handlungen werden Ihre ersten nicht ver„läugnen, sprachen die Deputirten zu ihm. — Sie „sehen hell genug, um einzusehen, daß unsere Feinde „ihren größten Vortheil aus unsrer Uneinigkeit ziehen, „daß sie uns zu Grund richten wollen, um Sie zu „stürzen, was Sie nicht vermeiden können, wenn Sie „sich von uns trennen. Alle Grossen des Reichs sind „unserm Vorhaben willig beygetreten; urtheilen Sie „selbst, ob es wohlgethan ist, wenn Sie allein sich „davon ausschliessen wollen. Wir beschwören Sie „also um der Ehre Gottes und um der Liebe Ihrer „selbst willen, sich zu dieser Vereinigung zu entschlies„sen, von der, wie Sie wissen, unsre gemeinschaft„liche Sicherheit und die Ruhe des Reichs abhängt."

Er gab ihnen hierauf zur Antwort: „seine Reli„gionsverwandschaft mit ihnen verbinde ihn nicht, mit „ihnen auch nach dem Abgrund zu rennen, worein sie „sich

„ſich unvorſichtiger weiſe ſtürzten; ſo lange ſie ſich bis-
„her in den Schranken des dem Monarchen ſchuldi-
„gen Reſpekts gehalten hätten, habe er gezeigt, daß
„er nur ein und daſſelbe Intereſſe mit ihnen habe;
„würden ſie dahin zurücktreten, ſo würde auch er aller
„Welt ſeinen Eifer leuchten laſſen. Indeſſen wären ſie
„dem König Gehorſam ſchuldig, und er ermahne ſie,
„ihn Ihm zu erzeigen, wie er ſelbſt bis zum lezten
„Hauch ſeines Lebens zu thun entſchloſſen ſey. Ue-
„brigens ſey er nicht der einzige von ihrer Religion,
„der ihr Verfahren mißbillige; der Herr du Pleſſis,
„an deſſen Eifer und Klugheit ſie nicht zweifeln könn-
„ten, habe ihn durch Gillier, der kürzlich von ihm zu-
„rück gekommen ſey, verſichern laſſen, daß ihre Ge-
„ſinnungen hierinn unter einander übereinſtimmen (14).
„Ihr Zuſammenſeyn mache ſie allen Rechtſchaffenen ver-
„haßt. Da Ihre Verſammlung aus unruhigen Kö-
„pfen beſtehe, die nicht anders als mit Bewilligung
„der Mißvergnügten aus einander gehen würde, ſo
„würde man Sr Majeſtät rathen, eine andre zu er-
„lauben, aus unintereſſirten Perſonen beſtehend, die
„einzig das Wohl und die Ruhe des Staats zur Ab-
„ſicht hätten.“

Wirklich, da dieſe Meynung der Klugheit ihres Urhebers würdig war, ſo bezeugten Ihre Majeſtäten, nachdem er Ihnen durch denſelben Gillier Nachricht davon ertheilt hatte, ſich aufs neue vergnügt darüber, und lobten laut den Marſchall wegen ſeiner unerſchütterlichen Standhaftigkeit zu einer Zeit, wo die meiſten ſeines Standes ihren beſondern Vortheil in den Unruhen des Reichs ſuchten. Sie hatten auch wirklich beſchloſſen, dieſen Rath zu befolgen; da aber die Verſammlung Wind davon bekam, und wohl merkte, daß ſie nicht länger würde zu Ri-

mes beſtehen können: ſo verſetzte ſie ſich von ſelbſt nach la Rochelle, wo ſie ſich mehr Freyheit verſprach.

Als unterdeſſen die Bemühungen derer, die an der Beruhigung des Staats arbeiteten, einen Stillſtand mit dem Prinzen und eine nach Loudun angeſetzte Konferenz bewürkt hatten, gab er ſelbſt dem Marſchall durch la Haye Nachricht davon, und bat ihn um ſeine Meynung darüber, um zu einem guten Frieden zu kommen, der ſeiner Verſicherung nach itzt ſein einziger Zweck ſey. Der Marſchall nahm ſich die Freyheit, ihm mit dem ſeinem Stand gebührenden Reſpekt vorzuſtellen: „Seine Hauptabſicht müſſe jederzeit auf Erhaltung des Staats im Ganzen gerichtet „ſeyn, und auf die Wiedereinſetzung des königlichen „Anſehns in den Glanz, den es unter den letzten Unruhen und unter der großen Jugend des Königs einigermaſſen verloren hätte. Um dieß zu bewirken, „wäre das beſte und ſicherſte Mittel, ſich in gutes „Vernehmen mit Ihren Majeſtäten zu ſetzen, was „ihm bey Ihrer Neigung dazu ſehr leicht ſeyn würde. „Dadurch würde er den Rang wieder einnehmen, den „ſeine Geburt ihm verliehen, und ſich wieder in den „Antheil einſetzen, der ihm bey der Staatsverwaltung gebühre; und davon dürfte man nichts Geringeres erwarten, als die von allen Redlichgeſinnten „im Reich gewünſchte Ruhe; endlich verſprach er noch „für ſich, alles was in ſeinen Kräften ſtünde, dazu „beyzutragen.“

Der Prinz nahm dieſen Rath ſehr gut auf und kurz darauf wurde der Friede gänzlich abgeſchloſſen und Verdun brachte die Nachricht davon dem Marſchall, von Ihren Majeſtäten.

So

So wie ihm indeſſen Seine Vortreflichkeit überall Verehrung erwarb, und beſonders im Reich kein durch Geburt oder Verdienſt angeſehener Mann war, der nicht geſucht hätte Bekanntſchaft mit ihm zu unterhalten oder zu machen, ſo wurde er auch in ſeinem Hauſe Verpillere, von Guillaume du Vair, beſucht. Dieſer war erſter Parlements-Präſident von Provence und eine Zierde ſeines Jahrhunderts ſowohl wegen ſeiner ſeltenen Gelehrſamkeit, als ſeiner unvergleichlichen Rechtſchaffenheit, und Lesdiguieres hatte lange Korreſpondenz mit ihm unterhalten. Itzt gieng er nach Hof, um das Siegelbewahrer-Amt zu übernehmen (15), und war erfreut, ihn als ſeinen beſondern Freund bey dieſer Gelegenheit beſuchen zu können, wobey er ihn auch noch wie ein Orakel über den Zuſtand der Angelegenheiten des Reichs um Rath fragte.

Auch Bethune beſuchte ihn auf dieſem Gute, der als auſſerordentlicher Geſandter des Königs nach Italien gieng, um die neuen Uneinigkeiten beyzulegen, die zwiſchen dem Gouverneur von Mailand und dem Herzog von Savoyen ſeit dem Tractat von Aſti ausgebrochen waren. Da gedachtermaſſen der Marſchall ſich von Anfang an des Herzogs in dieſer Sache angenommen hatte, und eine genaue Kenntniß von dem Grund und den Umſtänden derſelben beſaß: ſo hatte Bethune Befehl, mit ihm über die Mittel zu deren Beendigung zu conferiren. Wir wollen nun den Leſer in Stand ſetzen, die ganze Sache vollkommen zu überſehen.

Als der Herzog, der zufolge des durch den Marquis von Rambouillet geſchloſſenen Vertrags von Aſti, und auf den Rath des Marſchalls zuerſt die Waffen niedergelegt hatte, ſah, daß die Spanier in Mailand

unter

unter dem Gewehr ſtehen blieben, und daß Dom Pedro von Toledo, der als neuer Gouverneur dahin gekommen war, nicht nur dieſelben Schwierigkeiten wie ſein Vorgänger, machte, die Waffen niederzulegen, ſondern noch neue dazu — es ſey nun auf Befehl des Königs von Spanien, oder um ſich zum Anfang in Anſehen zu ſetzen — ſo hatte er auf gleichem Wege für ſeine Sicherheit geſorgt, und ſich in Stand geſetzt, das Unrecht, das man ihm zufügen wollte, abzutreiben.

Da nun Ihre Majeſtäten, durch deren Bemühung die erſten Unruhen geſtillt worden waren, dem Uebel vorbeugen wollten, das dieſe neuen Unruhen verurſachen könnten, ſo ſchickten Sie Ihren auſſerordentlichen Geſandten Bethune ab, um nach dem Rath des Marſchalls mit Ihrem Credit und Ihrem Anſehn ins Mittel zu treten. Sobald Bethune über die Appenninen war, fieng er an, die Hand ernſtlich ans Werk zu legen. So ſehr er ſich aber auch Mühe gab, ſo fand er doch auf beyden Seiten ſo groſſe Schwierigkeiten, daß die Sachen endlich zu einem offenbaren Bruch kamen.

Da unter dieſer Zeit in Languedoc zwiſchen den Katholiken und den Proteſtanten über die Stadt Aimargues Unruhen ausgebrochen waren, welche den Herzog von Montmorency nöthigten, ſie zu belagern: ſo ließ ihm der Marſchall zufolge ihres zu Pont Saint-Eſprit geſchloſſenen Vereins durch Billier ſeinen ganzen Beyſtand anbieten. Allein die zu gleicher Zeit erfolgte Uebergabe der Stadt, machte die Leiſtung dieſes Anerbietens überflüſſig, und ließ es bey dem Beweis des guten Willens bewenden.

Eilftes Kapitel.

Zuſammenkunft des Marſchalls und des Herzogs von Savoyen zu Turin. Erfolg und Rückkehr nach Dauphiné.

Bethune hatte die Piemonteſiſchen Angelegenheiten ſo verwirrt und die Parteyen gedachtermaſſen ſo übel geneigt zu einem Vergleich gefunden, daß er nichts ausrichten konnte. Ihre Majeſtäten fanden daher für nöthig, ihn durch die Gegenwart und die Dienſte des Marſchalls zu unterſtützen, wovon Sie ſich zweyerley Wirkungen verſprachen: einmal daß die Spanier nachgiebiger werden ſollten, wenn ſie ihn herankommen ſähen; und dann, daß er ohne Zweifel wirkſamer bey dem Herzog ſich verwenden würde, weil er bey ihm in großen Credit ſtand; da noch überdieß ſeine Perſon größern Glanz hatte, als die eines Ambaſſadeurs und alſo dem Vergleich mehr Anſehn geben und viele Schwierigkeiten beſiegen würde, die ein Miniſter von geringer Bedeutung nicht wegzuräumen im Stand wäre.

Er erhielt alſo Befehl, über das Gebirge zu gehen, und da er noch dazu von dem Herzog ſelbſt öfters inſtändig darum gebeten worden war, ſo gieng er am 13. Juni mit einer auſſerordentlichen Begleitung von Grenoble ab, und begab ſich nach Turin, wo er von dieſem Fürſten prächtig empfangen wurde, der, um ihm noch mehr Ehre zu erzeigen, und ihm um ſo unverkennbarer zu beweiſen, daß er ihn mit offnem Herzen aufnehme, zu ſeinem Einzug die Porta Suſina öffnen ließ, die ſeit dem Einzug ſeiner Gemahlin, der Spaniſchen Infantin, verſchloſſen geblieben war, gleichſam um nur Perſonen von ſo erhabenem Rang zuzu-

einzulaſſen. Nachdem die Complimente vorbey waren, brachte der Marſchall ein Vergleichs-Projekt zu Papier, das Bethune ſogleich dem Gouverneur von Mayland brachte, der durch ſeine Antwort voll doppelſinniger Sätze und Spaniſcher Spitzfindigkeiten ſeine üble Abſicht hinlänglich verrieth. Der Marſchall berichtete ſie durch einen der Adelichen von ſeinem Gefolge, Arſes, an den König und unterdeſſen wurde, damit der Geſandte ſicher hin und her reiſen könnte, ein Waffenſtillſtand geſchloſſen.

Dieß war aber nicht ſein einziges Geſchäft. Die Venetianer, die um eben dieſe Zeit mit dem Erzherzog Ferdinand von Gräz, aus dem Hauſe Oeſtreich, Streit hatten, fanden ebenfalls, wie der Herzog, die Bewaffnung des Gouverneurs von Mailand verdächtig, und fürchteten, die Spanier möchten ſich an ſie machen. Sie wendeten ſich daher durch ihren Geſandten in Piemont, Antonio Donat, an den Marſchall, mit der Bitte, ſich bey Ihren Majeſtäten dahin zu verwenden, daß Sie Ihrem Geſandten, Gueffier, in Graubünden, Befehl ertheilen möchten, für ſie dort freyen Durchzug für ihre Truppen auszuwirken, die ſie aus Frankreich und der Schweiz zogen, und die ſie nur dortdurch bekommen konnten. Da ſie nun anfangs geglaubt hatten, ſich den Weg durch Geld öffnen zu können, ſo hatten ſie dieß Mittel durch ihren Geſandten Patavino verſucht. Weil aber ihre obſchon anſehnliche Geſchenke fruchtlos waren, indem ſie durch den Spaniſchen Geſandten überboten wurden, der durch ſeinen Sekretär Geld um die Wette dort ausſtreute; ſo waren ſie genöthigt, ihre Zuflucht zu der Vermittlung des Marſchalls zu nehmen, um dieſe Gnade von Ihren Majeſtäten zu erhalten.

Er bat auch wirklich für ſie, und da er ihnen unterdeſſen doch Mittel ſchaffen wollte, einige Truppen an ſich zu ziehen, ſo ſchickte er Gillier an Gueſſier ab, um ihnen die Gefälligkeit zu erleichtern, die ſie von ihm verlangten, unterſtützte ſie zugleich ſelbſt mit einigen Leuten, und verſprach ihnen für ſich viertauſend Mann, welche unter dem Namen ſeines Enkels, des Graven von Sault, geführt werden ſollten. Der kurz darauf zwiſchen ihnen und dem Erzherzog erfolgte Vergleich machte aber dieſen Antrag unnöthig.

Als hierauf der Marſchall ſah, daß der Waffenſtillſtand die Sachen einigermaſſen zur Ruhe gebracht hatte, und ſeine Gegenwart bey dem Herzog nicht mehr ſo nöthig war, ſo nahm er Abſchied von ihm, um nach Dauphiné zurück zu gehen. Kaum war er da, als er Nachricht erhielt, daß die Unterhandlung ganz abgebrochen ſey, ſo viel Mühe ſich auch der Geſandte gegeben hatte, es zu verhindern, und daß der Herzog und der Gouverneur von Mailand mehr als je vermeint, im Begriff ſeyen, in einen offenbaren Krieg los zu brechen. — Während ſie ſich dazu rüſten, gehen wir nach Hof, um zu ſehen, was man da für Geſinnungen hierüber hegte.

Der König von Spanien, der dem von Ihren Majeſtäten ausdrücklich wegen der Bewaffnung des Gouverneurs von Mailand an ihn abgeſchickten Commandeur von Sillery bezeugte, Ihnen auch durch ſeinen Geſandten den Herzog von Monteleon verſichern ließ: er ſey weit entfernt von Kriegsabſichten; hatte die Staatsminiſter dermaſſen eingenommen, und die zu Gunſten des Herzogs gefaßten Entſchlüſſe ſo zu ändern gewußt, daß auf das Anliegen, um nicht zu

ſagen,

ſagen, den Ungeſtüm der Spanier und ihrer Anhänger alle Schwierigkeiten, welche die Friedensunterhandlungen aufhielten, dem Herzog zur Laſt gelegt wurden, "weil er, ſagten ſie, ſich nicht auf das Wort „verlaſſen wollte, das man ihm im Namen Ihrer „Majeſtäten gab, daß der Gouverneur von Mailand „zu keiner Feindſeligkeit gegen ihn kommen würde." Was freylich nicht im Stand war, ihm ſein Mißtrauen zu benehmen, da er ihre Art ſchon kannte. Deswegen nun warfen die Miniſter die ganze Schuld auf ihn, und hatten dadurch den König zu dem Entſchluß vermocht, ihm alle Hoffnung auf Beyſtand von ſeiner Seite zu benehmen, und öffentlich und bey ſcharfer Ahndung alle Werbungen im Reich ohne ausdrückliche königliche Erlaubniß, ja ſogar ohne beſondern Auftrag dazu, zu verbieten, wobey es hieß: "es „ſey allerdings vonnöthen, es ſolchergeſtalt zu halten, um den König von Spanien bey den guten Abſichten zu erhalten, die er für den Frieden in Italien „hege, und dem Herzog nicht ſo viel Vortheil zu verſchaffen, der ſich genöthigt finden werde, ſich dazu „zu entſchlieſſen, wenn er ſich der Mittel beraubt ſähe, den Krieg fortzuſetzen." —

Auf dieſe Art befand ſich alſo der Marſchall, des Herzogs beſte Stütze, von dem dieſer in Anſehung der Hülfsleiſtung, die er ſich von Frankreich verſprach, am meiſten hoffte, in nicht geringer Verlegenheit, wie er ihn befriedigen ſollte, ohne den Abſichten Ihrer Majeſtäten beſonders in Anſehung dieſes Verbots zuwider zu handeln, das offenbar auf ihn gemünzt war, den der Herzog als ſeine gewöhnlichſte und zuverläßigſte Hülfsquelle betrachtete.

Indeſſen

Indeſſen waren die Unterhandlungen den Spaniern günſtiger geweſen, als der Anfang des Kriegs. Denn auſſer verſchiedenen Nachtheilen, die ſie bey mehrern Gelegenheiten davon getragen hatten, hatte ihnen der Commandeur de la Mante bey Creſcentino vier Compagnien Reiterey von ihrem Vortrab zuſammengehauen und Dom Franceſco Vives, einen ihrer beſten Officiers gefangen genommen. Sie hatten ſich übrigens einiger kleinen Plätze an der Piemonteſiſchen Gränze bemächtigt; der Herzog aber dafür einige in Montferat weggenommen, ſo daß alſo beyde verſchiedene Fortſchritte machten, während deren Bethüne und der Cardinal Ludoviſio (16) immer fortfuhren, ihre Unterhandlungen zu verſuchen und dazu alle ihre Kräfte aufboten.

Doch in Piemont und gegen den Gouverneur von Mailand war es nicht allein, wo der Herzog von Savoyen zu thun hatte. In Savoyen ſelbſt wurde er von dem Herzog von Nemours bedroht, einem Prinzen aus ſeinem Hauſe, der unter dem Vorwand, verſchiedene vorgebliche Urſachen zur Unzufriedenheit von ihm erhalten zu haben, mit Hülfe der Spanier die Waffen ergriffen hatte, welche nichts mehr wünſchten, als dem Herzog recht viel zu ſchaffen zu machen, um ihn zu ſchwächen. Allein der Prinz von Piemont gieng mit Truppen nach Savoyen und nahm alle Güter des Herzogs von Nemours weg, wodurch er ihn nöthigte, über die Rhone in Franche-Comté ſich zurück zu gehen. Hier harrte er lange vergeblich der Dinge, die ihm die ſpaniſchen Miniſter verſprochen hatten, um es ihm möglich zu machen, dieſen Krieg auszuhalten; und bekam doch endlich durch den Marquis d'Olliani etwas Munition und Geſchüß, womit er auf ſehr ſchlimmen Wegen über hohe Gebirge in das Thal Sizers, ein

neutrales Land, verrückte, wo die Savoyer einige Barrikaden hatten, die er sehr muthig wegnahm. Als er aber weiter wollte, verließen ihn die aus Franche-Comté, die ihm, damit noch nicht zufrieden, auch noch seine Munition und seinen Proviant stahlen. Nachdem er denn drey Wochen blos mit seiner Infanterie, die bey ihm treulich aushielten, in diesem schlimmen Lande zugebracht hatte, war er genöthigt sich zurück zu ziehen, nicht ohne öftere Gefechte, wobey die Savoyer sehr oft am schlimmsten weg kamen. Er zog sich an die französische Gränze, weil man ihn in Franche-Comté nicht haben wollte, bis Bellegarde, Gouverneur von Bourgogne, der sich zu Lyon mit dem Marschall und Halincourt wegen der Annäherung dieser Armee besprochen hatte, endlich auf Befehl Ihrer Majestäten ins Mittel trat, und den Herzog von Nemours zu einem Vergleich bewegte, was ihm mit Hülfe des Staatsrathes Lullin und des Marschalls, der besonders Antheil an der Sache des Herzogs von Nemours genommen hatte, so gut gelang, daß alles zu einem gänzlichen Frieden gedieh. Der Herzog von Nemours schickte dem Herzog von Savoyen die Truppen zu, die er noch hatte, und begnügte dem Marschall, daß er sich ihm dafür ganz verbunden achte, der ihm auch sonst noch in einigen Gefechten mit dem Herzog, welche durch 14 Tage gedauert wurden, mehrentheils Dienste geleistet hatte, während deren er sich beinahe für gezwungen zu Grenoble, selbst in dem Hause des Marschalls, aufhielt.

Zwölf

Zwölftes Kapitel.

Merkwürdiger Entſchluß des Marſchalls, den Herzog von Savoyen zu unterſtützen.

Da die letzten Antworten, welche der Cardinal Lodovico und der Geſandte von dem Gouverneur von Mailand erhalten hatten, keinen Zweifel übrig ließen, daß ſeine ganze Abſicht auf den Krieg gerichtet ſey; ſo rüſtete ſich der Herzog alles Ernſtes dazu. Da es ihm aber ſehr ſchwer gefallen wäre, ihn blos aus eigenen Mitteln zu führen, und er keinen Anſchein hatte, daß er es in die Länge gegen einen ſo mächtigen Feind aushalten vermöchte; ſo beſchloß er ſich Frankreich in die Arme zu werfen, das vermöge des ſiebenten Artikels des Vergleichs von Aſti verbunden war, ihm zu Hülfe zu kommen. Hier ſind die eigenen Worte des Vertrags:

„Se. allerchriſtlichſte Majeſtät werden von „nun an dem Herrn Marſchall von Lettigniere „und allen andern Statthaltern der an die Staa„ten Sr. Durchlaucht gränzenden Provinzen „Befehl ertheilen, im Fall nach Vollſtreckung „des abgeſtochenen, die Spanier ihrer Seits keine „feindſeligkeiten mündern, geachtet Sr. Durch„laucht mit gewaffneter Hand zu Hülfe zu ziehen, „ohne weitere Ordre oder Befehl von Hof zu er„warten, auch ungeachtet eines andern, den „ſie zum Gegentheil haben möchten.“

Da er nun wohl ſah, daß ihm bey den nachtheiligen Einräthen, welche die Staatsminiſter in Anſehung ſeiner durch das unbilligſte Anlangen des Herzogs von Montferrat bekommen und unter welche

mitgetheilt hatten, kein anderer Weg zur Rettung übrig blieb; so schickte er eilends ein dringendes Schreiben an den Marschall, das wir hier einrücken wollen, indem es starkes Licht über diese Materie verbreitet.

Mein Herr Marschall und Vetter!

„Sie werden aus den von mir Ihnen von Zeit „zu Zeit überschickten wahrhaften Berichten ersehen „haben, was dieseits sich ereignet, und welche Feind„seligkeiten sich Dom Petro gegen mich erlaubt hat. „Nach diesen Vorgängen würde ich mich gröblich irren, wenn ich glauben wollte: diese Handlungen „seyen Früchte seiner eigenen Laune, wie einige mich „bereden wollen; denn die Minister Sr. katholischen „Majestät heissen ja alles gut, was er vornimmt, selbst „sogar die Nichtbefolgung des Traktats von Ast, und „unter andern der Herzog von Montalvo, Resident „bey Sr. allerchristlichsten Majestät, wie Sie aus „den Nachrichten das Weitere ersehen werden, die „meine Kourier mir vom Hof zuschickten, und die ja „aus dem eigenen Mund mehrerer vom Staatsrath „haben, welche nicht nur sagen, daß der Spanische „Gesandte widersprechen, der Souverenität von Por„tugal Raum und sollte die Waffen nicht niederlegen, „sondern sogar selbst dieser Meynung sind. Urtheilen Sie also hieraus, ob diese blose Kapricen Dom „Petros seyn mögen.

„Setzen wir aber auch, es wäre wirklich so, und „weiter nichts; so hat doch Sr. katholische Majestät „in sechs Monaten, seit Dom Petro nach Por„tugal gekommen ist, dem nicht abgeholfen; und er „selbst steht seit drey Monaten im Feld, und führt „Krieg gegen mich. Soll ich denn da auch noch zu„sehen, daß es auf mein Verderben angesehen ist? Und

„soll

ſoll ich mich nicht dagegen, auf jede mir mögliche Art zu verwahren ſuchen?

„Es ſind nun bald zwey Jahre, daß ich im Vertrauen auf den Schutz Ihrer Majeſtäten die Waffen niederlegte, und mir alles gefallen ließ, was Sie von mir hierinn zu wünſchen ſchienen. Und dennoch, Sie ſind Zeuge davon, hat man mir von allem was man mir dabey verſprach, nichts gehalten; ungeachtet der Herr Marquis von Rambouillet mich allezeit verſicherte, der Vertrag von Aix würde unverbrüchlich gehalten werden, und ſagte, der Commandeur von Sillery ſey deswegen in Spanien, und nachher, er ſey mit der Genehmhaltung des Vertrags zurückgekommen; Ihre Majeſtäten würden nicht ermangeln, mich zu ſchützen, und die Spanier würden ihre Bewaffnung ungeachtet keine Neuerung [illegible] ſonſt etwas gegen meinen Staat unternehmen, [illegible]ey man mich bereden wollte, dieſe Bewaffnung [illegible]ichte zu einem andern Vorhaben.

„Nun wird Ihnen, mein Herr, noch erinnerlich ſeyn, daß ich zu Aix, vorerſt um dem wiederholten Anlangen Ihrer Majeſtäten zu willfahren, und dann auf Ihr Wort, mir im Fall der Noth nicht gehalten würde, in Perſon zu Hülfe zu ziehen, ohne erſt weitern Befehl Ihrer Majeſtäten zu erwarten, daß, ſage ich, ich mich ſo zu allem reſolvirte, was Sie mir ſchreiben, daß Ihre Majeſtäten wünſchten; nicht ohne meinen Nachtheil, wie ich Ihnen ſelbſt zu ermeſſen anheimſtelle; denn die ſpaniſche Armee war damals in einer ſolchen Lage, daß ſie bey dem Waſſermangel und dem eingeriſſenen Sterben, nicht [illegible] Tage länger ohne Hoffnung war ſich halten zu können; und dieß um ſo weniger, da ich mich ver-

„gestalt in Verfassung gesetzt hatte, daß ich weit über „legen war, und eine weit stärkere Mannschaft hatte, „als zuvor. Ueberdieß sah ich noch einem Succurs „von dem Herrn Grafen von Nassau entgegen, der „bereits mit sechshundert Pferden und zweytausend „Mann zu Fuß zu Bern angelangt war; und einem „andern von dem Herrn von Rosnay und andern Ge„neralen Frankreichs, der auch nicht viel unter sechstau„send Mann zu Fuß und tausend Pferden stark war, und „wofür ich bereits die Werbekosten aufgewendet hatte; „dahingegen die Spanier keine, und auch keine Aus„sicht zu einem mehrn Succurs hatten."

„Auf der andern Seite konnte man keine ähn„liche Probe meiner Neigung zum Frieden von mir „erwarten, noch ich meine Ergebenheit und mein Ver„langen gegen Ihre Majestäten unverkennbarer beweis„en, und Ihrer Vermittlung mehr einräumen, als „ich durch das bewies, was ich bey der ersten Con„ferenz that, welche der Herr Marquis von Aum„ont mit mir hatte, indem er sagte: er hätte Befehl „von Ihren Majestäten, sie nicht in deren Namen an„zunehmen. Ihnen zu gefallen ging ich dann den „Vertrag zu Ast ein, der mir er sagte, Ihren Ab„sichten gemäß war."

„Anstatt aber ihr Versprechen zu erfüllen, „das man mir dabey machte, läßt man mich im Stich „und verbietet sogar in Frankreich öffentlich, irgend „derley Truppenwerbungen zum Dienst außer dem „Staat; was so viel heißt, als geradezu sagen, man „wolle mich zu Grund gehen lassen. Um die Spa„nier zu vermögen, die Waffen niederzulegen, wäre „es hinreichend gewesen, wenn Ihre Majestät frey mit „dem Herzog von Mercoeur gesprochen und ein gleiches

in

„in Spanien hinten thun laſſen, und es wäre itzt mei„ner von nichts mehr die Frage, als es zu thun.
„Wenn aber im Gegentheil der franzöſiſche Staats„rath meinem Miniſtern antwortet, die Spanier müſ„ſen bewaffnet bleiben, und ihre Gründe gut heiſt; „wie iſt es da möglich, daß der Herr von Brihuega „und dann der Herr Cardinal Lodoviſio den Dom „Pedro vermögen können, die Waffen niederzulegen?

„Uebrigens bin ich von den Abſichten, welche die „Miniſter Sr. katholiſchen Majeſtät beſtirnt gegen „meine Staaten ſchmieden, ſo wohl unterrichtet, daß „ich keiner andern Zeichen bedarf als ihrer augen„ſcheinlichen Entwürfe, um ihren böſen Willen zu „entdecken. Denn auſſerdem, daß ſie mich offenbar „mit Krieg überziehen, wie alle Welt ſieht, ſuchen „ſie auch noch alle diejenige an ſich zu ziehen, die ſie „unzufrieden mit mir glauben, und bemühen ſich, „meine Vaſallen aufzuwiegeln, ſo gut ſie können, in„dem ſie öffentlich Empörer und Verräther an ſich zie„hen, was blos unter erklärten Feinden geſchieht.

„Da nun dieß alles ſich ſo verhält, wie niemand „in Zweifel ziehen kann, ſo glaube ich von nun an alles „Ernſts auf meine Sicherheit bedacht ſeyn zu müſſen, „ohne mich weiter mit Unterhandlung oder durch ir„gend eine Nachſicht aufhalten zu laſſen, wodurch man „mich allenfalls hindern wollte, mich den Waf„fen derer zu widerſetzen, die mich offenbar angreifen. „Ich bitte ſie alſo, mein Herr, und beſchwören Sie „bey dem Dienſt, den Sie Ihrem Majeſtäten ſchul„dig ſind, und bey Ihrem eigenen Wohl, mir das „Wort zu halten, das Sie mir gegeben haben, und „auf das, als meines wahren Freundes und gu„ten Nachbars, meiſter ich Sie halte, ich mich verlaſ-

„sich gestützt habe. Es ist weiter nicht mehr die Rede „vom Vertrag, Sie wissen auf den Briefen des „Herrn von Verhamé, in welchem Vorsatz der Herr „Kardinal Ludovisio und er Dom Pedro verlassen ha„ben; und daß sie von diesen Mitteln weiter nichts „hoffen. Ueberdieß verstärkt er sich täglich mit Mann„schaft, und würde bereits zu Turin seyn, wenn ich „ihn hätte machen lassen. Man muß also mit Ernst „die Hand ans Werk legen, und weiter keine Zeit ver„lieren. Verpflichten sie mich Ihnen also dadurch, „daß Sie so schleunig als möglich das Wort in Er„füllung setzen, das Sie mir gegeben, und mehrere„mal bekräftigt haben. Der Ruhm und das Interesse „des Königs, nebst dem vollen Vertrauen, das ich „in Sie gesetzt habe, fordern Sie auf und verpflich„ten Sie dazu. Auch zweifle ich keinen Augenblick, „daß alle diese gegründeten und gerechten Betrachtun„gen Sie nicht genugsam rühren sollten, mir unter diesen „jetzigen Umständen zu zeigen, wie sehr Ihnen das In„teresse des Königs und die Erhaltung derjenigen am „Herzen liege, welcher ist

Mein Herr Marschall und Vetter

Ihr

Turin den 20. Dec. 1618.

beständig affectionirter und dienstbereitwilligster Vetter

C. Emanuel.

Der Marschall, der sich durch diesen Brief und das inständige Bitten Canevarets, den der Herzog an ihn abgeschickt hatte aufzubrechen, um Wort zu erfüllen, und wirklich selbst seiner hülfsbedürftig sey konnte, auf der andern Seite aber auch die Gesinnungen der Staatsminister hierinnen wußte; dem überdieß

dieß erſt kürzlich Verdun, der vom Hof kam, von Seiten der Groſſen zu verſtehen gegeben hatte: „Seine „Bitten ſeyen daſelbſt ſehr übel aufgenommen worden; „die Königin Mutter laſſe, obſchon ohne ſich gerade„zu zu erklären, doch deutlich genug blicken, daß ſie „es nicht gnädig aufnehmen würde, wenn er ihm Un„terſtützung gewährte;" der Marſchall, ſage ich, befand ſich in nicht geringer Verlegenheit, und ſicher bedurfte es keiner geringern Klugheit als der ſeinigen, um ſich aus einem ſo verwirrten Labyrinth herauszuwickeln.

Nachdem er die Sache lange hin und her überlegt hatte, fand er endlich doch, daß er ſein Wort nicht umſtoſſen könne und ſchlechterdings verbunden ſey, es zu halten. Um indeſſen Ihrer Majeſtäten ſeinen gewöhnlichen Reifeeifer zu beweiſen, ſchickte er Verdun an Sie ab, ſowohl um Ihnen Bericht davon zu erſtatten, was vorging, als um Sie unterthänigſt zu bitten: „Sie möchten erwägen, daß Sie ihn „gegen den Herzog zum Beyſtand verpflichtet hätten, „ſowohl durch den Vertrag von Aſti, als durch Briefe, „und beſondre Schriften, ohne daß er einen neuen „Befehl dazu erwarten ſollte, im Fall die Spanier „ihren Vertrag nicht hielten, oder in die Staaten „des Herzogs einfielen; nun fordre der Herzog „ihn auf, ſein Wort zu halten, und zwar in einem „beſondern Schreiben, wovon Verdun das Original „überbrächte; er bäte ſie alſo inſtändigſt und unterthänigſt, es ihm entweder zu erlauben, da er durch „Verpflichtung für Sie eingegangen ſey, oder ihn „derſelben entbinden zu laſſen.

Verdun fand aber hierinn ſo wenig günſtiges Gehör, daß er, nachdem er einige Tage auf Antwort

gewartet hatte, endlich von guter Hand erfuhr: „er „würde gar keine bekommen. Die Absicht Ihrer Ma„jestäten wäre der des Marschalls ganz entgegengesetzt; „denn weit entfernt, sie zu billigen, liessen Sie neue „Verbote gegen die Werbungen ergehen und erklärten „alle, die dawider handelten, für Majestätsverbrecher.“ Darüber reiste er denn ab, nachdem er erst noch Ihre Befehle erhalten hatte, ohne daß Sie sich jemals deutlich über Ihre Absicht erklärt hätten, aus einer gewissen Achtung für die Person, das Alter und die grossen Dienste des Marschalls.

Da nun dieser weiter nichts hierinn hoffte, ungeachtet er in den übrigen Geschäften, welche ihn insbesondere betrafen, günstige Ausfertigung erhalten hatte, so hielt er weiter nicht darum an, und machte sich fertig, seinen Entschluß ins Werk zu setzen; wobey es ihm sehr leid that, daß er nicht die Billigung Ihrer Majestäten hatte.

Neuntes Buch.

Erſtes Kapitel.

Verſchiedene Verſuche, den Marſchall von ſeinem Hülfszug nach Piemont für den Herzog von Savoyen abzubringen. Beſondere merkwürdige Umſtände hievon.

Entſchloſſen alſo, dem Herzog zu Hülfe zu ziehen, wie ihm in häufigen Depeſchen dringend darum anlag, ertheilte der Marſchall ſogleich nach Verdums Ankunft Befehl für die Werbung der dazu erforderlichen Truppen. Unerachtet es nun ſchien, als ob die neuen Verbote Sr. Majeſtät jedermann abhalten ſollten, ſich mit dieſer Sache zu befaſſen, und als ob die meiſten durch das warnende Beyſpiel derer abgeſchreckt werden würden, die ihnen zuwider gehandelt hatten, und von denen einige ſogar am Leben geſtraft worden waren; ſo hatte er doch eine unzählige Menge von Freunden und Dienern, die ſich einen Ruhm daraus machten, ſein Schickſal mit ihm zu theilen, und ſich mit in ſein Schickſal einzuſchlieſſen, überzeugt, daß der Erfolg einer Handlung, die ſie für gerecht hielten, nicht anders als günſtig ausfallen könnte. So brachte er denn in Kurzem ungefähr ſiebentauſend Mann auf die Beine, und war bald im Stand auf eine ehrenvolle Art ſein Wort zu halten.

Dieß veranlaßte eine Zusammenkunft des Prinzen von Piemont mit ihm zu Notre Dame de Myans in Savoyen, um das Nöthige zum Zug dieser Hülfs-Truppen zu reguliren.

Ihre Majestäten, welche bey Ihrer ersten Absicht beharrten, und ihn gern von der seinigen abgebracht hätten, ohne ihm geradezu zu bezeugen, daß er diese Sache wider Ihren Willen unternehme, versuchten indessen ein ehrenvolles Mittel, ihn zu Sich zu berufen, indem Sie ihn einluden, sich schleunig nach Hof zu verfügen, um mit einigen andern Grossen den Eid als Herzog und Pair des Reichs abzulegen, auf welche Würde er gedachtermassen das Dekret hatte. Sie dachten diese Ehre, welche im Reich die höchste Stufe derjenigen ist, zu denen Männer von hoher Geburt gelangen können, würde ihn sicher nach Hof locken, wo man ihn dann leicht andern Sinnes machen könnte. Allein da das Schreiben Ihrer Majestäten keinen ausdrücklichen unbedingten Befehl enthielt, und er die List, die darunter steckte, wohl merkte, so entschuldigte er sich gegen diese Reise mit der Wichtigkeit derjenigen, die er mit so offenbarer Nothwendigkeit, unternahm, um Ihr Versprechen zu erfüllen, und dem Herzog keinen Anlaß zu geben, daß er sich mit Grund beschweren könnte, man habe ihn im Stich gelassen. Wenn man ihn dieser Ehre würdig glaube, so könnten Se. Majestät sie ihm auf eine andre Gelegenheit aufheben, ohne darum diese den andern zugedachte Gnade zu verschieben. Und als man ihm den Nachtheil in Ansehung des Vorsitzes anführte, den die andern auf diese Art vor ihm erhalten würden: gab er zur Antwort: „er habe sich nie etwas aus Dingen „gemacht, welche blos auf den Schein und die eitle „Ehre giengen; er suche seine Ehre nicht darinn, daß er

vor

„vor recht vielen Leuten bey einem öffentlichen Gepränge
„den Vortritt habe, sondern darinn, daß er sich in
„Gelegenheiten dem König zu dienen, von niemand
„übertreffen lasse.“

Um eben die Zeit widerstand er noch großmüthiger einer neuen Versuchung, durch die man ihn zu besiegen hoffte. Als er auf seinem Hause Visite war, um aus seinem Arsenal die nöthigen Waffen für seine Truppen zu beziehen, kam ein Herr aus der Grafschaft Burgund, nur mit einem geringen Gefolge, indem er unerkannt bleiben wollte, dahin, und verlangte geheimes Gehör bey ihm. Er wurde hierauf durch Perce, einen der Gardekapitains des Marschalls, in dessen Kabinet geführt, wo er in Beyseyn des Hauptmanns zu ihm sagte: „der König von Spanien
„schicke ihn her, um dem Marschall zu versichern,
„wenn er dem Herzog nicht zu Hülfe ziehen wolle, wo-
„gegen er sich mit der zuwiderlaufenden Absicht seines
„Herrn, des Königs, recht gut entschuldigen könne; so
„habe er, der Fremde, schriftliche Vollmacht von Sr.
„katholische Majestät, ihm jede selbstbeliebige Summe,
„zahlbar an welchem Ort in Europa er wollte, anzubie-
„ten, oder ihm auch ein gewisses Einkommen anzuweisen,
„wovon er ein Jahr lang eine Armee von vierzigtau-
„send Mann nebst dem erforderlichen Artillerietrain
„unterhalten könnte, um damit Savoyen zu erobern,
„womit man ihn belehnen wolle, wenn er Ihm nur
„Piemont in Ruhe erobern lasse.“

Aeusserst befremdet über diesen ganz unerwarteten Antrag antwortete der Marschall darauf: „Se. ka-
„tholische Majestät erzeigten ihm allzuviel Ehre an ihn
„zu denken, da er statt aller Antwort Ihnen zu melden
„hätte: die Hoffnung einer Krone sey nicht fähig ihn
„auch nur zu dem allergeringsten seiner Pflicht und
„Ehre

„Ehre zuwiderlaufenden Beginnen zu vermögen; er „werde über die Alpen ziehen, um dem Herzog von „Savoyen beyzustehen, zu dessen Vertheidigung Frank„reich sich anheischig gemacht habe; hierinn sey er ge„wis, seinem König einen guten Dienst zu leisten, „wenn es gleich nicht mit Seiner Bewilligung geschehe."

Damit übergab er ihn denn sehr höflich seinem Gardekapitain, um ihn wieder aus dem Schlosse zu führen, und erfüllte diesen Fremden so wie die von der Nation, mit Bewunderung der Größe seines Muths und der Festigkeit seines auf eine so gerechte Nothwendigkeit gegründeten Entschlusses. Es ist ausser Zweifel, daß unter allen Reizen, welche am mächtigsten auf das Gemüth gemeiner Menschen wirken, keiner ist, dem sie weniger zu widerstehen vermögen, als das Gold, das, wie sie, aus der Erde gezogen ist. Erhabne Seelen aber, denen die Reinigkeit ihres Ursprungs anklebt, widerstehen ihm muthig, und betrachten es ohne sich blenden zu lassen.

Als der Marschall, der damals Connetable war, sich im Jahr 1624 zu Compiegne im vertrauten Gespräch mit einigen der vornehmsten Staatsminister im Kabinet des Königs befand, selbst im Beyseyn Se. Majestät; und der Finanz-Oberaufseher la Vieville von diesem Zuge sprach, wovon ihm dieser höchst merkwürdige Umstand bekannt war, und der König selbst darüber neugierig wurde, es von dem Marschall zu vernehmen, so konnte er nicht umhin, davon zu reden; jedoch nicht ohne daß er sich mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit sehr deswegen entschuldigt hätte. Ich merke alle diese Umstände an, um diese für sein Andenken so rühmliche Wahrheit um so mehr dadurch zu

zu beſtärken, und den Fremden ſelbſt, die ſie betrifft, keine Gelegenheit zu laſſen, ſie in Zweifel zu ziehen.

Der Spaniſche Geſandte ſchlug aber noch ein kürzeres Mittel vor, ſeinen Zug zu verhindern, wenn man ihm hätte glauben wollen. „Man müßte, ſagte „er zur Königinn, ihn nach Hof berufen, und ihn „daſelbſt mit der Hoffnung Connetable zu werden, „hinhalten; weigere er ſich aber zu kommen, ſo müſſe „man ihn ganz aus dem Weg ſchaffen laſſen.“ — Der Grav von Tianges, ein wackerer Cavalier und guter Franzoſe, dem dieſer Rath zu Ohren kam, wie denn unter Höflingen nichts verſchwiegen bleibt, gab ihm Nachricht davon, und empfing dafür ſeinen Dank, wie ihn ſein guter Wille verdiente. Indeſſen machten auf den Marſchall die gewaltſamen Anträge dieſes hier ſo wenig Eindruck als die großen Anerbietungen des andern.

Zweytes Kapitel.

Zurüſtungen des Marſchalls zu ſeinem Zuge nach Piemont. Bemühung des Parlements von Dauphiné, ihn davon abzubringen.

Unterdeſſen waren ſeine Truppen marſchfertig und der Herzog lag ihm ſehr an, hinüber zu kommen, wozu er ſich ſehr emſig rüſtete, und auf den 19. December des Jahres 1616., den er zu ſeiner Abreiſe beſtimmte, alle beſchied, die mit dabey ſeyn ſollten.

Zu gleicher Zeit hatte der König ſein Verbot gegen das Truppenwerben erneuert, nebſt einem ausdrücklichen Befehl an den Marſchall, es publiciren und ge-

nau beobachten zu lassen; was so viel war, als ihm stillschweigend sagen, Ihre Majestäten billigten sein Vorhaben nicht. Dieß war aber nicht im Stande, ihn davon abzubringen; sondern er sagte, die schlimmen Rathgebungen, von denen Höchstdieselbe vereinnommen wären, verhinderten Sie einzusehen, wie nothwendig der Dienst sey, den er Ihnen zu leisten im Begriff stehe. Indessen unterließ er doch nicht die Publikation dieses neuen Verbots mit dem Ansehn seines Amts zu unterstützen, und gieng deswegen ins Parlement. Man bemerkte aber, daß zu eben der Zeit, da man es ablas, die Trommel durch die Stadt gerühret wurde, und die Truppen ausrückten, und sah sie von den Fenstern des Parlementsgebäudes aus, welche auf die Iser stoßen, über die Brücke marschiren. Ohne sich also von seinem Vorsatz abbringen zu lassen, unterließ er doch nicht, alles zu thun, um Sr. Majestät seinen Respekt zu beweisen.

Hierauf erhielt er endlich ein neues Schreiben von dem König, das in sehr bestimmten Ausdrücken besagte: aus verschiedenen Gründen wünschten Sr. Majestät nicht, daß er diesen Zug unternähme, welchen besonders die Königin Mutter keineswegs gut heissen könne. — Da nun zugleich das Parlement von Ihren Majestäten Befehl erhalten hatte, zu versuchen, es ihm auszureden, so schickte es eine feyerliche Deputation an ihn ab, aus vielen Räthen bestehend, welche einem von den königlichen Fiscalen und dem ersten Präsidenten, der folgende Anrede an ihn hielt:

„Mein Herr! der Entschluß, den Sie, wie wir „hören, gefaßt haben, über die Alpen zu ziehen, um dem „Herzog von Savoyen beyzustehen, und die Zurüstungen, „welche

„an verſchiednen Orten dieſer Provinz zum Aufbruch „der unter Ihrem Namen und hiezu beſtimmten Truppen gemacht werden, haben die Herrn vom Parlement veranlaßt, uns an Sie abzuſchicken, um Sie „zu bitten, es ihnen zu gut zu halten, daß ſie bey „dem Antheil, den ſie jederzeit an allem genommen haben, was Sie betrifft, ſich auch bey dieſer Gelegenheit bewegen laſſen, Ihnen ihre Gedanken hierüber „zu eröffnen, indem ſie vollkommen wohl von den Abſichten Sr. Majeſtät unterrichtet ſind, wodurch ſie „wiſſen, daß ſie dieſen Zug ohne Seinen Befehl, um „nicht zu ſagen, wider Seinen Willen unternehmen. „Darüber nun haben ſie ſich verbunden erachtet, Ihnen vorzuſtellen, daß Ihr Vorhaben der von Ihnen „ſonſt bezeugten Anhänglichkeit an dieſen Befehl und „Willen nicht entſpricht, womit Sie ſich in dieſen „vergangenen Unruhen den Anſchlägen derjenigen ſo „ſtandhaft widerſetzten, die von den Gehorſam abgewichen waren, und wobey Sie den Ruhm davon „trugen, unter den Perſonen Ihres Standes einer „Seiner getreuſten Anhänger und Diener zu ſeyn. „Da alſo die Handlung, welche Sie vorhaben, gleichſam von der geraden Linie derjenigen abweicht, „welche Ihnen dieſe Ehre erworben haben; ſo haben „wir den Auftrag erhalten, Sie von ganzem Herzen „zu bitten und zu beſchwören: Sie möchten dieß wohl „überlegen, und die gefährlichen Folgen für den Staat „und für Sie bedenken, welche dadurch bewirkt werden könnten.

„Sie haben in Ihren Händen das Anſehen und „die Waffen des Königs, welche Sie über die Grenzen des Reichs zum Dienſt eines fremden Fürſten „tragen wollen, ohne Befehl, ohne Erlaubniß Sr. „Majeſtät. Es kann kommen, daß der Friede mit

„dem König von Spanien dadurch abgebrochen wird, und „es zu einem offenbaren Krieg kommt, welcher Unheil „nach ſich ziehen kann, wovon die Schuld jederzeit „auf Sie geſchoben werden wird. Ueberdieß wiſſen „Sie, mein Herr Marſchall, von welcher Wichtigkeit „in der gegenwärtigen Lage des Reichs die Anweſenheit „eines Miniſters von Ihren Eigenſchaften iſt, und „daß Sie durch Ihre Entfernung Se. Majeſtät eines „der kräftigſten Werkzeuge berauben, deren er ſich zu „Wiederherſtellung der öffentlichen Ruhe bedienen „könnte, wegen welcher die Augen aller Rechtſchaffenen „auf Sie gerichtet ſind.

„Eben ſo wenig kann es Ihnen unbekannt ſeyn, „daß dieſe Provinz Ihre Abweſenheit nicht ohne Ge„fahr erfahren kann, beſonders zu einer unruhigen „Zeit, wo viele geheime Factionen zu fürchten ſind, ſo „daß alſo, wenn auch die Achtung für den Willen des „Königs, dem zu gehorchen Sie ſich jederzeit zum „Ruhm geſchätzt haben, noch nicht hinreichend wäre, Sie „von dieſem Vorhaben abzubringen, Sie doch ohne „Zweifel jedem andern Intereſſe die Sicherheit eines „Volks vorziehen ſollten, das Ihrer Obſorge anver„traut iſt, und das mehr als je Ihrer Sorgfalt und „Ihres Beyſtandes bedarf.

„Ueberdieß iſt Ihre Perſon uns ſo theuer, und „die häufigen Proben Ihrer Gunſt, die Sie uns er„weiſen, verbinden uns ſo ſehr, Ihre Erhaltung zu „wünſchen, daß wir es nur mit empfindlichem Mis„vergnügen ſehen können, wenn Sie in einer ſchlim„men Jahreszeit ſich den Strapazen einer mühſeligen „Reiſe, dem ungewiſſen Kriegsglück, kurz tauſend „Ungemächlichkeiten ausſetzen wollen, welche Sie mit „Ehren vermeiden können, wenn Sie ſich dem Wil-

„len

„len des Königs fügen, und ihm diese neue Ursache „verschaffen, Seine höchste Zufriedenheit mit Ihren „Diensten zu bezeugen.

„Wir leben der Hoffnung, daß diese Betrach„tungen, welche wirklich wichtiger sind, als wir sie „Ihnen vorstellen können, Sie rühren sollen, um „Sie zu dem geneigt zu machen, was der König von „Ihnen verlangt; und darum beschwören wir Sie „abermals von ganzem Herzen, mit der Versicherung, „daß, wenn es Ihnen gefällt, sich unsern Rath gefallen „zu lassen, Sie, ausser dem Vortheil, der daraus „für den Dienst des Königs entspringen wird, bey „dieser Gelegenheit wie bey allen andern Sie betref„fenden erkennen werden, wie eifrig wir Ihre Zufrie„denheit wünschen, und daß Ihr besondrer Vortheil „uns nie weniger am Herzen liegen wird, als unser „eigner." —

Der Marschall bezeugte ihnen schon durch seine Mine das Wohlgefallen über diese ihre Sorgfalt, und ertheilte ihnen hierauf folgende Antwort:

„Meine Herren! ich bin Ihnen sehr verbunden, „für die Ehre, die Sie mir erzeigen, mir die guten „Gesinnungen der Herren Ihres Collegiums gegen „mich zu bezeugen; ich hatte zwar bis itzt nie Gele„genheit, ihnen einen Dienst zu erweisen, der diese „Sorgfalt von ihrer Seite verdiente, bitte Sie aber „zu glauben, daß ich keinen Fall sie zu erwiedern un„benutzt lassen werde. — Es ist allerdings wahr, ich „stehe im Begriff, dem Herrn von Savoyen zu Hülfe „zu ziehen, damit Sie aber bey dieser Gelegen„heit ganz so zufrieden mit mir seyn möchten, wie „ich Sie in allen andern Handlungen meines Lebens „mit mir zu sehen wünschte, werde ich Ihnen sagen,

„meine Herren, daß ich diesen Zug nicht aus beson-
„derer Liebe unternehme, die ich etwa zu diesem Für-
„sten haben möchte, dessen Freundschaft ich mir doch
„wirklich sehr zur Ehre schätze; sondern um meine Pflicht
„gegen die oft wiederholten Befehle des hochseligen
„Königs zu erfüllen, nicht zuzugeben, daß die Spa-
„nier sich zuviel gegen ihn herausnähmen; und um
„den König und die Königin Mutter einer Verbind-
„lichkeit zu entledigen, die ich für Hochdieselben und
„und auf Ihren Befehl bey dem Vergleich von Asti,
„eingegangen habe, wo es im siebenten Artikel aus-
„drücklich heißt: im Fall die Spanier, nach Erfül-
„lung von Seiten Sr. Durchlaucht dem zuwider
„handelten, so sollte ich mit gewafneter Hand über
„die Alpen ihm zu Hülfe ziehen, ohne weitern Befehl
„dazu zu erwarten, als den ich gleich damals be-
„kam, und ohne selbst auf irgend einen Gegenbefehl
„zu achten."

„Da nun also gegenwärtig die Spanier offen-
„bar dem Vergleich zuwider gehandelt haben, und
„der Herzog von S. mich aufferdert, mein Wort zu
„erfüllen; so werden Sie mir verzeihen, meine Her-
„ren, wenn ich Ihnen sage, daß ich keinen vernünf-
„tigen Grund sehe, der mich davon abhalten sollte.
„Denn was die Gefahr betrift, welche diese Pro-
„vinz in meiner Abwesenheit laufen könnte; so bin ich
„nicht nur nicht so ferne, daß ich im Nothfall nicht
„in drey Tagen wieder hier seyn könnte; sondern ich
„hinterlasse sie auch, Gott sey Dank, in einer tiefen
„Ruhe."

„Sie sehen also, daß mein Entschluß nothwen-
„dig ist. Daß er die Billigung Sr. Majestät nicht
„hat, ist mir zwar unangenehm; ich habe aber die

„Ver-

„Beruhigung, daß ich hingehe Ihm dadurch einen „guten Dienſt zu erzeigen; und hoffe — ich bitte „Sie, meine Herren, ſich deſſen zu erinnern — und „hoffe, daß Er mir es einſt noch Dank wiſſen wird.

„Was endlich die Beſorgniß betrifft, die Sie „um mich äuſſern, in Anſehung der Strapazen die„ſer Reiſe in einer ſchlimmen Jahreszeit und bey dem „Alter, worinn ich ſtehe, und das mich in der That „nach Ruhe wünſchen laſſen könnte; ſo genieße ich nicht „nur mit der Gnade Gottes eine dauerhafte Geſund„heit, ſondern bin der Strapazen ſo gewohnt, habe „auch ſo wenig mehr zu leben, daß ich auſſer dem In„tereſſe, das der Dienſt des Königs bey meiner Er„haltung haben kann, weiter nichts mehr als ein eh„renvolles Ende zu ſuchen habe, und würde mich „für den glücklichſten Mann von der Welt halten, „wenn ich es auf dem Bette der Ehren fände. Der „Marſchall von Lesdigueres, würde man dann „ſagen, fiel in einer Schlacht, die er für ſeinen Kö„nig gewann! — Welches ſchönere Lob könnte mir „werden! Welches der Profeſſion und den Beſchäfti„gungen eines Mannes meiner Art angemeſſneres En„de? — Ein groſſer Feldherr ſagte einmal: Männer „unſers Metiers müſſen ſtehend ſterben!

„Uebrigens, meine Herren, danke ich ihnen ganz „ergebenſt für die neuen Beweiſe der Freundſchaft, „womit ſie mich beehren. Ich bitte Sie, zu glau„ben, daß ich ſie mit dem ernſtlichen Vorſatz erwiedre, „Ihnen zu dienen, wo Sie mich im Stand dazu glau„ben werden; noch einmal aber lege ich die Verſiche„rung bey Ihnen nieder: der König wird mir einſt „den Dienſt noch Dank wiſſen, den ich im Begriff „bin, Ihm itzt zu erzeigen.“ —

Da dieſe Antwort ihnen keine Hoffnung übrig ließ, ihn anderes Sinnes zu machen, ſo begaben ſie ſich nach einigen wechſelſeitigen Höflichkeiten weg, mit dem Wunſch, daß ſein Vorhaben ihm ſo wohl gelingen möchte, als ſehr ſie Urſache zu haben glaubten, daran zu zweifeln, und hatten dabey wenigſtens das Vergnügen, ſich deſſen, was ſie dem Dienſt des Königs und dem beſondern Intereſſe des Marſchalls ſchuldig waren, entledigt zu haben.

Drittes Kapitel.

Zug des Marſchalls nach Piemont.

Unterdeſſen marſchierte ſeine Armee gegen Piemont, und er ſchickte ſich an, ihr zu folgen, um der mit dem Herzog getroffenen Verabredung nachzukommen; als er durch einen eignen Eilboten Depeſchen von Ihren Majeſtäten erhielt, welche beſtimmter als Sie ſich nie in dieſer Sache ausgedrükt hatten, dahin lauteten: aus verſchiedenen Gründen wünſchten Sie nicht, daß er ſich weiter einließe; wobey Sie auſſer der Wichtigkeit Ihres Intereſſe noch beſondere Rükſichten anführten, ſeine Perſon betreffend, welche, ſagten Sie, für den Staat allzukoſtbar wäre, um den verſchiedenen Unfällen ausgeſezt zu werden, die ihm zuſtoſſen könnten.

Da der Marſchall bereits alle Anſtalten ſo gemacht hatte, daß er nur abgehen durfte, ſo bezeugte er Ihnen noch die Achtung, Ihnen aufs neue die Nothwendigkeit ſeiner Reiſe vorzuſtellen; und da das Schreiben, das er hierüber an den König ließ, für ein Manifeſt ſeiner Geſinnungen galt, und er ſich darinn ſehr umſtändlich, obſchon jederzeit mit vielem Reſpekt über

ſeine

ſeine gerechte und beſondere Beweggründe herausließ; ſo rücken wir es hier, zur vollſtändigen Verſtändlichkeit unſers Gegenſtands, ein.

Sire!

„Unerachtet der Herr von Verdün, der kürzlich „die Ehre hatte, Ew. Majeſtät in meinem Namen „aufzuwarten, Ihnen die Nothwendigkeit, die mich „zwingt, über die Alpen zu gehen, um den Herzog „von Savoyen zu unterſtützen, ſo umſtändlich darge„than hat, daß ich ohne Ueberfluß beynahe nichts „weiter hinzuzuſetzen vermöchte; ſo würde ich doch „meine Pflicht und meine beſondere Zufriedenheit zu „vernachläßigen glauben, wenn ich mich nicht aber„mals darüber in dieſer Depeſche erklärte, welche der„jenigen zur Antwort dient, mit welcher Ew. Maje„ſtät mich durch dieſen Courier zu beehren gnädigſt „geruhten.

„Ich habe es jederzeit für eine ganz ausgemach„te und meiner Meynung nach vernünftiger Weiſe „unbeſtreitbare Wahrheit gehalten, daß Sie ein ganz „beſonderes Intereſſe bey der Erhaltung dieſes Für„ſten hätten, und daß, ſo verſchieden auch ſein Be„tragen gegen Sie, Sire, ſeit dem Tode des hochſeli„gen Königs war, ja unerachtet es oft Ihre Mißbil„ligung hatte, Sie ihm dennoch die Ehre Ihrer Pro„tection nicht verſagen konnten, wenn er ſie nur mit „dem Reſpekt und der Unterwerfung ſuchte, welche „allen denen zukommen, die ſie ſuchen. Da er nun „um deßwillen ſich nicht ſcheute, ſich den Haß ſeiner „nächſten Verwandten zuzuziehen: ſo war wirklich eine „Art von Nothwendigkeit von Ihrer Seite, Sire, „vorhanden, ſich öffentlich für ihn zu erklären, wie „Sie in dem Vertrag von Aſti durch ausdrückliche Ab-

„ſendung des Herrn Marquis von Rambouillet und „durch die Verſprechungen thaten, die ich ihm im „Namen Ew. Majeſtät und zufolge allerhöchſten Be„fehls machte: daß wenn er beſagten Vergleich auf„richtig beobachtet haben würde, und die Spanier „dann ihrer Seits die Erfüllung verweigerten, ich „mit Ihren Waffen über die Alpen ziehen ſollte, um „ſie dazu zu zwingen."

„Als hierauf Ew. Majeſtät nicht nur die offen„bare Nichtbeobachtung von ihrer Seite, ſondern auch „ihre offenbaren Unterſuchungen gegen ihn gewahr wur„den; ſo verſuchten ſie verſchiedene Mittel, die Spanier „zur Vernunft zu bringen, und ſchickten zu dem Ende „Ihren auſſerordentlichen Geſandten, den Herrn von „Bethune dahin, der nach langen Zögerungen, durch „welche ihre Ränke ſeine Unterhandlung in die Länge „ſpielten, nichts als eine abſchlägige Antwort zurück„brachte, welche, wie ich zu ſagen wage, höchſt beleidigend für Ew. Majeſtät iſt und Ihren getreuen „Dienern ſehr empfindlich fällt."

„Dieß iſts denn auch — und ich nehme Gott zum „Zeugen — was mich am meiſten zu dem Entſchluß „beſtimmte, dieſen Zug zu unternehmen, indem „ich die Erniedrigung Ihrer Würde, Sire, durch „ein ſolches gleich übermüthiges und treuloſes Ver„fahren, nicht zugeben kann. Ich habe geſehen, daß „die Spanier, unter dem Vorwand die Vollſtreckung „dieſes Vertrags zu erleichtern, einen neuen in Vor„ſchlag brachten, worinn ſie wollen, daß Ihrer Ver„mittlung gar nicht Erwähnung geſchehen ſolle. Dieß „heißt denn offenbar, das Vorhaben nicht geheim hal„ten, das ſie haben, den Ruhm Ihres Namens in Ita„lien zu vertilgen, und daſelbſt allen Credit und alles „Anſehn an ſich reiſſen wollen.

„Ueber-

„Ueberdieß, da der Herzog von Savoyen mich „oft aufforderte, das Wort zu erfüllen, das ich ihm „im Namen Ihrer Majestät gab, und auf das er sich „vornämlich verließ; so habe ich Sie unterthänigst „gebeten, wie ich auch noch thue, zu geruhen, daß „ich es in Erfüllung brächte, und so — da ich noch nie „jemand betrog, noch versprach, was ich nicht hielt „— meinen innern Frieden mit mir selbst erhielte. „Ich habe mir die Freyheit genommen, Sire, Sie „daran zu erinnern, daß, wenn die Könige durch un„endliche Vorzüge über die andern Menschen erhoben „sind, sie doch eben so gut wie andre ihrem Wort un„terworfen sind, und nicht mehr Recht haben es zu „brechen, als die geringsten unter dem Volke."

„Dem ungeachtet haben Ew. Majestät mir zu „vernehmen gegeben, daß Sie mein Vorhaben aus „vielen Gründen nicht für gut fänden, die alle auf „zween hinauslaufen, wovon der eine Ihr Interesse, „der andre die Erhaltung meiner Person betrift. Die„sen letztern nun will ich blos in Anschlag bringen „um Ew. Majestät für die Sorgfalt, die Sie für „mich zu tragen geruhen, unterthänigst zu danken; „was aber den andern betrifft, so werden Sie mir „erlauben, Ihnen zu sagen, daß ich bey der tiefen „Ruhe, worinn ich Ihr Reich erblicke, nichts so drin„gendes für Ihren Dienst sehe, das mir nicht gestat„tete, nach Italien zu ziehen, um Ihnen dort den zu „leisten, der mich um Ihrer Ehre willen dahin ruft, „indem Vernunft und Wohlstand nicht gestatten, daß „Sie sich länger um Erfüllung einer Verbindlichkeit „angehen lassen, die Ihnen nichts als die Einwilli„gung kosten wird, die ich von Ihnen verlange. Die „hiesige Provinz ist, wie die benachbarten, in tiefer „Ruhe, so daß sie nicht nur durch meine Abwesenheit,

„die ohnehin nur höchſtens zween Monate währen „wird, nicht Gefahr laufen kann, ſondern auch einſt „den Nutzen von meinem jetzigen Zug zu genießen „haben wird, da ich einen Feind von ihr entfernt „haben werde, deſſen Ehrgeitz ſich nicht auf den Un„tergang des Herrn von Savoyen einſchränken würde, „wenn man ſich nicht widerſetzte.

„Das betreffend, was man Ew. Majeſtät „ſagt, ich könnte einen Bruch zwiſchen Ihnen und „den Spaniern verurſachen; ſo iſt dieß nicht nur eher „für dieſe als für Sie eine Urſache zu fürchten, ſon„dern ich bitte Sie auch, Sire, ſich auf mein Wort „zu verlaſſen, daß ich dieſe Gelegenheit ſo zu handhaben „wiſſen werde, daß nicht nur dieß nicht daraus er„folgt, ſondern es ſich auch noch zeigen ſoll: ich habe „mit gutem Erfolg daran gearbeitet, einen guten „Frieden zu bewirken, was nach der Genugthuung „für die Ew. Majeſtät zugefügte Beleidigung der „Hauptzweck iſt, den ich mir dabey vorſetze, indem „ich nicht zweifle, daß der Gouverneur von Mayland „eher mit ſich reden laſſen wird, wenn er Ihre Waf„fen zur Vertheidigung deſſen erſcheinen ſieht, den er „zu unterdrücken vorhat.

„So gerechte Betrachtungen laſſen mich die „Billigung Ew. Majeſtät hoffen, und ich kann wohl „ſagen, daß Sie mir ſolche nicht verſagen können, „ohne ſich ſelbſt ſehr unrecht zu thun, wenn Sie, „wie ich mit Gewißheit vorausſetzen darf, erwägen, „was Sie Ihrer eignen Ehre ſchuldig ſind. So„bald ich Ihnen dieſen Dienſt geleiſtet habe, der Ih„nen ſicher einſt angenehm ſeyn wird, (um nicht zu „ſagen, daß Sie mir ihn einſt öffentlich Dank wiſſen „werden) ſo werde ich zurückeilen, um in der Erfül-

„lung

„lung meiner Pflichten gegen Sie fortzufahren, und „ich werde nicht ſo ferne ſeyn, daß ich mich nicht in „drey Tagen wieder auf meinen Poſten begeben könn„te. Setzt aber dieſer Zug meinem Leben das Ziel, „(was ich für das kleinſte Uebel rechne, das daraus „erfolgen könnte, wenn ich dabey nur der „Fortdauer „Ihrer Gnade verſichert ſeyn kann) ſo wünſche ich „mir kein glücklicheres Ende ꝛc. ꝛc.

Dieß Schreiben, das ſein Vorhaben feyerlich rechtfertigte; erwarb ihm, als es an verſchiedenen Orten bekannt wurde, den Beyfall und das Lob aller derjenigen, die es ohne Leidenſchaft betrachteten, und als wichtig für die Ehre des Königs und nothwendig für die Würde der Krone anſahen.

Uebrigens ſorgte er unter Kriegsgedanken und Rüſtungen doch auch für eine Angelegenheit, welche eine der größten Zierden des Friedens ausmacht. Die Univerſität Valence, Pflegemutter des Studiums der Geſetze, welche die Staaten blühend machen und die Bande der bürgerlichen Geſellſchaft erhalten, bedurfte eines Rechtslehrers zu würdiger Beſetzung ihres erſten Lehrſtuhls, der durch den Tod Froments erledigt war, eines vortrefflichen Rechtsgelehrten, der ihn lange mit Ehren beſeſſen hatte. Er trug daher ganz beſondre Sorgfalt, Julius Pacius einen Italiener von Adel, einen der berühmteſten großen Gelehrten, dahin zu bringen, ſowohl für das Studium der Philoſophie, worinn er tiefgelehrt war, als des Rechts, das ſein Hauptfach war. Er ſtand zuvor bey der Univerſität von Montpellier, welche wichtige Vortheile von ihm erhalten hatte.

Hierauf gieng der Marſchall von Grenoble ab, am 19. December, nachdem er ungefähr ſiebentauſend

Mann

Mann zu Fuß und fünfhundert Pferde hatte vorausgehen laſſen, von den beſten, die man ſeit langer Zeit geſehen hatte. Da er die Abſicht hatte, mit Nachdruck zu Werk zu gehen, um die Spanier gleich Anfangs zur Raiſon zu bringen, ſo hatte er eine Menge alter Officiers und Soldaten unter ſeine Truppen geſteckt, auf die er ſich verlaſſen konnte. Seine Gensdarmenkompagnie, unter der eine große Anzahl von Adel und braven Leuten, diente, meiſtens fähig ſelbſt zu kommandiren, war, nebſt ſeinen beyden berittenen Büchſenſchützenkompagnieen, jede von hundert Mann, in ſo gutem Stande, daß man ſie ſeine beyden Arme nennen konnte, mit denen er ohne Bedenken auf eine weit überlegene Macht losgieng. Und ich bin Zeuge davon, daß er im Krieg ſich überall vollkommen ſicher hielt, wenn er dieſe beyden Trupps um ſich hatte. Auch brauchte er ſie zu den wichtigſten Actionen, und wo es etwas ſchweres auszuführen gab, konnten ſie ſicher ſeyn, die erſte Ehre dabey zu haben.

Mit dieſem Zug gieng er in der ſchlimmſten Jahrszeit über das Gebürge, und kam am dritten Jänner des folgenden Jahres 1617. nach Turin, wo er von dem Herzog mit ausnehmender Freude und Bezeugung der Verbindlichkeit, die er ihm dafür hatte, empfangen wurde.

Viertes Kapitel.

Kriegsverrichtungen des Marſchalls in Piemont, zu Anfang des Jahrs 1617.

Während der Marſchall ſich anſchickte, über die Alpen zu gehen, hatte ſich der Herzog, ſeines Beyſtands gewiß, in Stand geſetzt, den Spaniern ſo viel zu thun zu geben, daß ſie genöthigt wurden, den Offenſivplan in Defenſivoperationen zu verwandeln. Da er nun, um dieß deſto ſichrer zu bewerkſtelligen, für gut gefunden hatte, ſie an verſchiedenen Orten anzugreifen, um ſie durch Vertheilung ihrer Macht zu ſchwächen; ſo hatte er ſeinen Sohn, den Prinzen von Piemont aus Savoyen durch das Thal von Aoſta nach Ivrea kommen laſſen, um ſich von da auf die Güter des Fürſten von Maſſerano zu werfen, der unter Spaniſchem Schutz ſtand. Da nun dieß, ſogar noch vor der Ankunft des Marſchalls, ausgeführt worden war, und zwar mit ſolchem Glück, daß die Stadt Maſſerano ſich ſogleich ergab, wodurch Don Pedro in große Verlegenheit gerieth, der zu Novara lag, und den wichtigen Platz Crevalcore in demſelben Staat retten wollte; ſo griff man die Feinde gleich nach der Ankunft des Marſchalls von der Seite von San Damiano in Monteferrat an, wohin ſie einen Theil ihrer Armee verlegt hatten.

Der Graf Guy De Saint George, General der Truppen des Herzogs, und des Crottes, Feldmarſchall derer des Marſchalls ſchloſſen San Damiano mit viertauſend Mann zu Fuß und fünfhundert Reutern ein, und ließen von Aſti und Villanova ſechs Batterieſtücke und zwey Feldſtücke kommen, die man noch denſelben Tag auf zween Hügel pflanzte, welche

welche den Platz einigermaßen kommandiren. Zu gleicher Zeit machte sich der Marschall von la Ciſterna Meiſter, das in der Nachbarſchaft von San Damiano liegt, und woher dieß Unterſtützung erhalten konnte. Er brauchte dieſe Vorſicht, um nicht in den Fehler zu verfallen, den ehmals die Kaiſerlichen begangen hatten, als ſie es gegen die Franzoſen belagerten, wie Bovins es erzählt.

Sobald der Herzog und der Marſchall am vierten Februar mit etwas Reuterey, zweytauſend Mann Franzoſen oder Piemonteſern zu Fuß und zwey Feldſtücken im Lager angelangt waren, ſo wurde die Belagerung wirklich formirt, und man machte zwo nähere Batterieen und etwas tiefer als die erſte. Als ſie angefangen hatten zu ſpielen, und bis um zwey bis drey Uhr nach Mittag fortgefahren wären, machten ſie am achten Tag etwas Breche, bey der man die Infanterie zu nähern beſchloß, was an drey Orten und ſehr gut ausgeführt wurde. In die Mitte wurde der Graf von Saint Trivier mit ſeinem Regiment gelegt, nebſt einem Theil der Regimenter des Herzogs und des Grafen Veit, der Baron von Curſy und ſeinen zween Brüdern mit den Garden des Herzogs und ſeinen Gensdarmen, welche abgeſeſſen waren, und hinter ihnen der Baron De la Batie mit der Trabantenwache (Garde des Archers).

Rechts legte ſich der Graf von Guideville, mit den Cuiraſſiern des Herzogs, der Graf von Montluel, Sonas Conſignon und einige andere vom Savoyiſchen Adel. Zur Linken ſtellte man einige Infanterie mit De Breche und Aiguebonne, einem angeſehenen Edelmann aus Dauphiné, gegenwärtig Feldmarſchall der Armeen des Königs.

Hier

Hierauf befahl der Herzog man ſollte auf der andern Seite einen blinden Angriff mit großem Lärm machen, als wollte man den Platz erſteigen, was ſo gut gelang, daß viele Feinde, welche die Breche beſetzt hatten, ſie verließen, um dahin zu eilen, wo der blinde Angriff geſchah, wodurch es den andern leichter wurde, bis auf Pikenlänge anzurücken. Dieß ſetzte die Belagerten in Furcht, und weil ſie ſich noch dazu ohne Chef ſahen, denn der Gouverneur war geblieben, ſo fiengen ſie an, unter den Trümmern eines halbzuſammengeſchoſſenen Hauſes mit einigen der Belagerer von Vergleich zu reden.

Während aber der Graf Veit, der den Herzog von dieſer Eröffnung hatte benachrichtigen laſſen, auf Antwort wartete, warfen ſich die franzöſiſchen Soldaten, ungeduldig und in Hoffnung großer Beute in dem Platze zu machen, unter einem Hagel von Steinen und Feuertöpfen (17) hinein und machten ſich Meiſter davon, wobey ſie jedoch einige an Todten verlohren und funfzig bis ſechzig Verwundete hatten, worunter ſich auch Officiers befanden. Diejenigen von den Inwohnern, die ſich zur Wehre ſetzen wollten, wurden niedergehauen, der Reſt gebrandſchatzt und die Ehre des andern Geſchlechts geſchützt.

Da der Herzog und der Marſchall den Muth ihrer Truppen nicht erkalten laſſen wollten, und wußten, daß in dem gegen Alba gelegenen Schloß Guarena einige Kanonen und zweyhundert Musketier waren, ſchwenkten ſie ſich nach dieſer Seite; ſobald ſie aber hinkamen, ergab ſich der Platz ohne Widerſtand. Der Marſchall, der zu la Ciſterna Halt gemacht hatte, verließ dieß Quartier, um das zu Caſtigliola zu beziehen, das ihn Alba näher brachte, wel-

welches der Herzog und er anzugreifen gedachten; er war zween ganze Tage daſelbſt um die Truppen paſſiren zu laſſen, die zu dem Ende dahinwärts defilirten.

Nahe bey dieſem neuen Lager liegt das Schloß von Calos (18), ein feſtes Haus, wo die Spanier eine gute Beſatzung eingelegt hatten, und zwar wider den Willen der Dame des Orts, welche nur auf Gelegenheit wartete, ſich dieſe ungebetenen Gäſte vom Halſe zu ſchaffen. Dieſe Gelegenheit glaubte ſie denn in der Nachbarſchaft und Annäherung des Marſchalls gefunden zu haben, und that ihm heimlich ihre Abſicht kund. Sie verſprach, ſeine Leute durch ein Fenſter ihres Apartements einzulaſſen, wo die Spanier, aus Achtung für ſie, niemand von ihren Leuten einquartiert hatten, weil ſie um ſo weniger Mißtrauen in ſie ſetzen, da ſie ihre Abſicht ſehr geſchickt verborgen gehalten hatte.

Der Marſchall trug dieſe Exekution ſeiner Garde auf, und die Capitains derſelben, le Perre und Venterol begaben ſich ungefähr um Mitternacht gerade unter das verſprochene Fenſter, und ſtiegen auf einer Leiter hinein. Als ſie aus dieſem Quartier nach dem andern kommen, gerathen ſie mit den Spaniern ins Handgemenge, die ſich bis aufs Aeuſſerſte wehrten. Endlich aber nach einem langen Kampf wurde der gröſte Theil niedergemacht, und der Reſt gefangen genommen, ohne daß die Leute des Marſchalls mehr als drey Tode und einige Verwandete hatten. Dieſe That wurde für eine der kühnſten gehalten, welche die Garde des Marſchalls ſeit langer Zeit ausgeführt hatte.

Da der Herzog und er unterdeſſen gehört hatten, daß der Fürſt von Ascoly, Gouverneur von Alexſandria und Don Alonzo D' Avalos mit ſechstauſend Mann zu Fuß, zwölfhundert Pferden und ſechs ſchweren Kanonen zu Alba ſeyen, ſo wollten ſie eine ſo ſchöne Gelegenheit ſie einzuſchließen, nicht unbenutzt laſſen, und entſchloſſen ſich am vierzehnten Februar, ihn zu umringen. Sie legten zu dem Ende ihre Infanterie nach Barbaresco, der Herzog nahm ſeinen Poſten bey der Stadt, in einer Meyerey, mit ſeiner gewöhnlichen Garde; und nachdem er am folgenden Tag durch la Fare den Rath des Marſchalls, was ſie zu thun haben möchten, vernommen hatte — denn Er zog ihn in allen Vorfällen zu Rath — ſo gieng er, mit Verduns leichten Reitern verſtärkt, von dieſem neuen Quartier ab, ſeiner Infanterie entgegen.

Als dieſe defilirte, ritt er nach einem Hügel über der Stadt vor, wo er einige feindliche Veteranen entdeckte, die er durch ſeine Plänkler bis nach einer Meyerey jagen ließ, wo noch einige dreyßig lagen, die aber ſogleich angegriffen wurden und ausriſſen. Doch blieben zehn bis zwölf Todte auf dem Platz.

Als zu gleicher Zeit die Franzöſiſchen Meſtres De Camp Breche und Leberon die Infanterie aufführten, fielen die Feinde in ſtarker Anzahl aus der Stadt, um ſich den Vorderſten zu widerſetzen, und griffen ſie muthig an. Sie wurden aber zurückgeſchlagen, und fechtend bis an ihre Contreſcarpe getrieben, wobey ſie gegen funfzig Todte und eine Menge Verwundeter hatten. Dagegen waren auf der andern Seite nur vier verwundet und ein Mann geblieben. Unterdeſſen legte ſich De Breche in eine kleine Kirche

ganz an der Stadt, aus welcher die Feinde abermals einen Ausfall und zweymal Miene machten, sie anzugreifen; indessen unternahmen sie doch nichts.

Der Herzog hatte unter der Zeit mit Hebert, einem wegen seiner Erfahrung und Tapferkeit geschätzten französischen Officier, die Stadt rekognoscirt, und urtheilte, daß er sie leicht bekommen würde, indem er sie schwächer schätzte als Saint Damiano. Allein seine Hoffnung, den Fürsten von Ascoli und die andern darinn einzuschließen, wurde ihm vereitelt; denn sie waren die Nacht zuvor abgegangen, um sich weiter hinein ins Montferratische zu ziehen. Die von der Stadt aber, die sich so gut als im Stich gelassen, noch dazu mächtig eingeschlossen und von zehn Kanonen bedroht sahen, welche ganz fertig waren, loszudonnern, beschlossen, sich zu ergeben, und wurden am folgenden Tag auf Capitulation angenommen, nachdem sie sich bey dem Herzog mit zwanzigtausend Ducatons von der Plünderung losgekauft hatten.

Glücklich und siegreich hatte der Prinz von Piemont in wenig Tagen Crevalcuore gezwungen, zu kapituliren, und in dem Thal von Sessia, den Gouverneur des Schlosses von Mayland, Sancho de Lune, mit mehrern Officiers und einiger Infanterie, geschlagen, welche diesem Platz zu Hülfe kommen wollten. Sancho selbst war dabey geblieben. Von allen Seiten übel mitgenommen mußten also die Spanier ihre gewöhnliche Bravaden sehr herabstimmen.

Als die von Crevalcuore auszogen, traf sie ein Unfall wie der, den wir im ersten Kapitel des fünften Buchs bey der Wiedereinnahme von Echelles erzähl-

zählten. Da ſie ſich nämlich gegen die Kapitulation mit Pulver bepackt hatten, und dieß wieder hergeben mußten, hatten ſie es aus Aerger auf die Erde geworfen, wo eine von ungefähr darunter gefallene Lunte es anbrannte, und das Feuer die Pulverflaſchen und von da die noch geladenen Gewehre ergriff, wodurch viele getödet, die andern verſengt wurden, von welchen ein Theil ſich von der Mauer herabſtürzte, um dieſem Unglück zu entgehen. Dieß ſind die Früchte des Geitzes und der Freyheit der Soldaten; und dieß entſteht aus der Nachläßigkeit der Officiere, oder aus den ſchlechten Befehlen, die ſie bey dergleichen Gelegenheiten geben.

Wir ſchließen dieß Kapitel mit Montluel, das ſich um eben dieſe Zeit an den Grafen von Sault, Enkel des Marſchalls, und den Grafen Veit ergab, welche einige Infanterie und einige Reiterey [illegible] hatten. Der Angriff war muthvoll, und ſolcher Truppen würdig, die im Beſitz waren, jede Art von Vortheilen über ihre Feinde zu erhalten. Bey Vollſtreckung des Traktats entſtand, durch den Ungeſtüm der Soldaten, Unordnung, da ſie ſich durch einander in die Stadt warfen, um zu plündern, und aller Mühe der Chefs ungeachtet, ſie behandelten, als wenn ſie mit ſtürmender Hand eingenommen worden wäre. Der Gouverneur wurde durch den Carabinierscapitain Pluviane, der bey Schließung der Kapitulation gebraucht worden war, gerettet; und ſeine Schuld wars nicht, wenn dieſe Ausſchweifung, der er ſo gut er nur konnte, Einhalt zu thun bemüht war, nicht beſſer gedämpft wurde.

Zween von den Inwohnern, die von zween Bedienten des Grafen von Sault gefangen genommen

waren, befreyten ſich durch eine artige Liſt. Sie ſagten nämlich, ſie hätten nichts in dem Platz; wollten ſie ſie aber nach einem benachbarten Dorfe führen, ſo würden ſie dort Mittel finden, ſich loszukaufen. Als die andern allzu leichtgläubig, ſie dahin geführt hatten, ſo wurden ſie ſelbſt gefangen genommen, weil die Einwohner von der feindlichen Partey waren. Indeſſen wurden ſie doch bald darauf in Freyheit geſetzt.

Fünftes Kapitel.

Rückkehr des Marſchalls nach Dauphiné. Seine Vermählung mit der Marquiſe von Treffort.

Da dieſer Krieg in ſeiner Fortſetzung für die Savoyer ſo übel ausſchlug, indem ſie auf allen Seiten verlohren, ſo mußten ſie einen Waffenſtillſtand aus Noth machen, nachdem ſie ihn nicht hatten freywillig machen wollen, und waren genöthigt, eine beſſere Konſtellation abzuwarten, um ihren erlittenen Verluſt zu erſetzen, und mit ihren Unternehmungen zu Stand zu kommen. Nachdem ſie alſo ſo weit gebracht waren, daß ſie blos auf ihre Vertheidigung bedacht ſeyn mußten, und auch da in einer ſehr ſchlimmen Lage ſich befanden; ſo wollte ihr gutes Glück, daß der Krieg in Frankreich wieder ausbrach, weßwegen der König Ereuy eilends abſchickte um den Marſchall zurück zu berufen, der ſich dann auch ſogleich anſchickte, nach Dauphiné zurück zu gehen, um zu zeigen, daß er das Intereſſe ſeines Herrn allem andern vorziehe. So wie eben dieß ihn, ungeachtet aller angewandten Bemühungen, ihn davon abzuhalten, nach Piemont

mont geführet hatte; ſo bezeugte er gleiche Entſchloſſenheit ſich nicht länger daſelbſt halten zu laſſen, ſo ſehr auch der Herzog ihm anlag, zu bleiben.

Da er alſo die Sachen in einer ſolchen Verfaſſung ſah, daß für den Herzog nichts zu fürchten war, ſo verſprach er dem Herzog, wieder zu kommen, wenn es nöthig ſeyn ſollte, gab dem franzöſiſchen und venetianiſchen Geſandten einen Tag zu den wieder angefangenen Friedenstraktaten, und gieng dann am ſechsten April von Turin ab, überhäuft mit Dankſagungen von dem Herzog, der ſeine Dankbarkeit öffentlich an Tag legte, und ſogar dieſe nämlichen Worte zu ihm ſagte: „Ihnen, Herr Marſchall, habe ich mehr zu danken als meinem Vater; er hat „mir meine Staaten blos hinterlaſſen; Sie aber haben ſie mir erhalten.“ — Was wir geſehen haben, beweiſt, daß dieß Kompliment keine leere Schmeicheley war.

Als er zur allgemeinen Freude der ganzen Provinz oder eigentlicher zu reden, aller Rechtſchaffenen im ganzen Königreich, die ihn mit Recht als einen der ſicherſten Bürgen ihrer Ruhe anſahen, noch Gedenke zurück war, erhielt er ein königliches Schreiben, voll Bezeugungen der allerhöchſten Zufriedenheit über ſeine ſchleunige Rückkehr, wobey Se Majeſtät ſich verſichert hielten, gleichwie er überhaupt nicht ermüde, Ihnen zu dienen, ſo würde er nicht nur verhindern, daß die im Staat aufgeſtandenen Factionen keinen Einfluß auf Dauphiné und die benachbarten Provinzen hätten, ſondern auch ſich ſtandhaft denen widerſetzen, die unter dem Vorwand ihrer beſondern Unzufriedenheit einzig darauf ausgiengen, Verwirrung anzurichten.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.
3-598-52550-8
FNr. 20194 / 152

Er beobachtete seine Schuldigkeit auf diese Depesche durch eine Antwort an Se Majestät, worinn er Sie unterthänigst bat, zu glauben: sein heißester Wunsch sey, Ihnen bis an sein Ende seine Treue und seinen Gehorsam zu beweisen, und er werde jederzeit Ihren Befehlen durch seine Dienste zuvor kommen, wenn er so glücklich sey, einzusehen, wo Sie solche etwa verlangen möchten.

Nachdem er einige Tage in seinem Hause Vizile zugebracht hatte, wohin ihn die schönen Frühlingstage lockten, gieng er nach Lyon, sowohl um mit dem dortigen Gouverneur Alincourt von Staatssachen zu handeln, als um ihn zu besuchen, indem er schon lange her Freundschaft mit ihm unterhielt, so wie auch mit dessen Vater Villeroy, woher denn ein wechselseitiges Verlangen unter ihnen entstand, sie durch die damals beschlossene und bald darauf vollzogene Vermälung der zweyten Tochter Crequys mit dem Marquis von Villeroy, fortzupflanzen. Dieß war der älteste Sohn Alincourts, ein junger Herr, von dem der Marschall, der eine sehr richtige und ausgebreitete Menschenkenntniß besas, eine sehr vortheilhafte Meynung hegte. Der Marquis rechtfertigt diese noch jetzt in der Eigenschaft eines Marschalls von Frankreich, in den wichtigen Geschäften, die ihn zum Dienst des Königs beschäftigen, bey dessen Person er Gouverneur ist. Diese Angelegenheit war also eine der vornehmsten Ursachen seiner Reise, von der er sehr vergnügt zurück kam. Nicht weniger war es aber auch Villeroy, der unter denen seiner Vortreflichkeit allgemein gegebenen großen Zeugnissen sich glücklich schätzte, mit einem Mann in Verwandschaft gekommen zu seyn, den er als eine der größten Zierden seines Jahrhunderts kannte und ehrte.

Als L. so von allen Seiten Ursache hatte und erhielt, vergnügt und zufrieden zu seyn, sowohl durch den rühmlichen Erfolg seiner Bemühungen zum besten des königlichen Interesse, das er jederzeit seinen Hauptzweck seyn ließ, als in Ansehung seines persönlichen Vortheils; so wollte er sich auch noch das Gut erwerben, ohne welches man alle andern nur unvollkommen genießt, und das sie alle würzt, nämlich den Frieden und die Ruhe des Gemüths. Ein einziger Umstand störte diesen noch, und machte ihm Gewissensbisse; nämlich die Bettgenoßin, die er sich öffentlich beygelegt hatte. Seine Art von Verbindung wußte er wohl, war Gott und den Menschen gleich mißfällig. Da nun, dieß ausgenommen, sein Leben ganz schuldlos war, so wollte er auch diesen Flecken vollends daraus vertilgen, und diese Handlung zu einer rechtmäßigen machen, indem er sie der Form unterwarf, die ihr abgieng.

Aus dieser Verbindung waren zwo Töchter, wovon die ältere angeführtermasen an den Marquis von Montbrun verheurathet, die andere aber noch bey ihm zu Haus war. Das nun diese sein Herz ganz besaß, so wollte er sie zu einer so ansehnlichen Partie machen, daß die Größten des Reichs mit Ehren ihre Gedanken darauf richten könnten; zuvor mußte er aber den Flecken ihrer Geburt wegschaffen, der sonst manchen hätte abhalten können, sich um sie zu bewerben.

Auch die Marquisin, die sich eine mächtige Stütze verschaffen wollte, um ihr Glück zu sichern, und sich in Stand zu setzen, auch nach dem Tod des Marschalls nicht wieder zu sinken, stimmte in sein Vorhaben in der doppelten Absicht ein, einmal um

als seine rechtmäßige Gemahlin wirklichen Antheil an seiner Größe zu genießen, und dann um diese Tochter der erlauchten Verwandschaft fähig zu machen, zu der sie solche bestimmte. Ein glücklicher Umstand unterstützte noch ihre Absicht. Dieß war der große Einfluß, den sie, wie man wußte, bey dem Marschall hatte. Deßwegen hatte ihr der Herzog von Savoyen, — der unter allen, welche ihre Gunst und ihre Fürsprache suchten, sich am angelegentlichsten darum bewarb, — bey der letzten Reise nach Piemont, auf der sie den Marschall wie auf allen andern begleitete, mit der Hoffnung geschmeichelt, ihre Freundschaft könnte wohl auf eine Verbindung ihrer Häuser hinauslaufen, durch Vermälung eines seiner Prinzen mit dieser Tochter, und einer seiner Prinzessinnen mit dem Grafen von Sault, dem Enkel des Marschalls, der aber freylich besser als irgend jemand die Höflichkeit dieser Fürsten kannte, und sich also dadurch nicht irre führen ließ, und, so hohe Gedanken er auch vernünftigerweise von seinem Glück haben konnte, doch seinen Ehrgeiz nicht so hoch trieb.

Endlich da die Marquise ihn in der guten Stimmung sah, die sie zu Vollbringung dieser Angelegenheit wünschen konnte, und sich übrigens dabey der Unterstützung des Herzogs versichert hatte, der dem Marschall darum anlag; so wußte sie ihn so geschickt zu lenken, daß er sich entschloß, sie wirklich zu heurathen, und es gleich damals gethan haben würde, wenn ihm nicht noch eingefallen wäre, zuvor noch in einem eigenhändigen Schreiben den ersten Parlementspräsidenten Frere in Dauphine darüber um Rath zu fragen, als denjenigen unter seinen Freunden, der sein größtes Vertrauen besaß, und von dessen Klugheit er auch die vortheilhafteste Meynung hegte.

hegte. Dieser widerrieth es ihm denn in seiner Antwort unter andern aus dem Grund: der König würde es nicht gern sehen, daß er diese Handlung im Ausland vornähme. Deßwegen verschob er es bis nach seiner Rückreise.

Bey seiner Zurückkunft von Lyon also berief er eines Tags sowohl diesen als Morges, und Wilhelm Hugues, Erzbischof von Ambrun — einen weisen Prälaten, den er theils wegen seiner Einsicht in wichtigen Geschäften, theils wegen seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit vorzüglich schätzte, — zu sich in sein Kabinet, und erklärte ihnen seine Absicht mit Darlegung der Gründe, durch die er sie rechtfertigen wollte. Er sprach mit ihnen davon als einer beschlossenen Sache, worinn er mehr ihren Beyfall als ihren Rath zu verlangen schien, und noch denselben Tag, den 16. Juli, ließ er sich bey dem Baron von Marcieux durch den Erzbischof von Ambrun mit der Marquise trauen.

Einige Tage darauf unterwarf er sich der Kirchencensur seiner Glaubensgenossen, (die sie Consistorium nennen,) weil er diese Ehe nach den Vorschriften der katholischen Kirche geschlossen hatte, die dem Glauben zuwider sind, zu dem er sich damals bekannte.

Als indessen mehrere seiner Freunde und Diener ihm den Antheil bezeugten, den sie an seinem Vergnügen hierüber nähmen, und ihm die gewöhnlichen Complimente machten, sagt er bey dieser Gelegenheit zu dem Marquis von Villeroy, der sich damals zu Grenoble befand: „Sie, mein Freund, haben sich „in Ihrem achtzehnten Jahr verheurathet, und ich „im fünf und sechzigsten. Nichts weiter davon; man

„muß in seinem Leben wenigstens Einmal einen dum„men Streich machen!“ — Wodurch er also selbst anzeigte, was er von dieser Handlung hielt, die in ihm weniger aus eigner freyer Bewegung, als aus der Nothwendigkeit der oben bemerkten Betrachtungen herkam.

Doch kommen wir wieder auf die öffentlichen Angelegenheiten, wo vielleicht der Leser mehr Befriedigung sucht.

Sechstes Kapitel.

Neue Zurüstungen des Marschalls zu einem abermaligen Zug nach Piemont.

Dom Pedro war ärgerlich über sein Mißgeschick in dem so eben gedachten Krieg, und hatte erfahren, wie viel für den Herzog der Beystand des Marschalls werth war, gegen den er nicht mehr Glück hatte, als ehmals sein Bruder Dom Roderich zu Salbertan (19). Itzt war er auf Rache dafür im Frühling dieses Jahrs bedacht, und verstärkte sich mit Mannschafft, um damit etwas Namhaftes unternehmen zu können. Als er den Marschall in Dauphiné zurück sah und vermuthen konnte, daß er wegen des in Frankreich ausgebrochenen bürgerlichen Kriegs sobald nicht wieder würde über das Gebirge zurück kommen können; so wollte er sich diese Gelegenheit zu Nutz machen, in der Meynung der Herzog sey itzt verlassen, und er habe es blos mit ihm allein zu thun.

Er rüstete sich also, Asti und Vercelli anzugreifen, zween der besten Gränzplätze des Herzogs gegen Mayland, obschon von verschiedenen Seiten, dieses an dem

dem Fluße Seſſin, jenes an dem Tanaro. Nachdem er nun ungefehr ſechzehntauſend Mann zu Fuß, viertauſend Pferde und dreyßig Kanonen zuſammengebracht hatte, kehrte er ſich gegen Vercelli und belagerte es gegen das Ende des May. Der Herzog, der für die Vertheidigung beyder Orte geſorgt hatte, und nur darauf wartete, welchen er zuerſt angreifen würde, näherte ſich nun ebenfalls dieſem mit ſeiner Macht, und that alles mögliche, ihn zu entſetzen.

Meine Abſicht iſt nicht, mich weiter hierüber zu verbreiten, ſondern ich überlaſſe es der Zeitgeſchichte, eine beſondre Darſtellung davon zu liefern, und komme auf meinen eigentlichen Gegenſtand, um zu ſagen, daß die Nachricht von dieſer Belagerung groſſes Aufſehen am Hof machte, und bey dem König und den Staatsminiſtern gerechten Argwohn über das Benehmen der Spanier erregte, die auf einer Seite vom Frieden ſprachen, und auf der andern offenbar den Krieg wieder anfiengen. Eine Folge hievon war, daß man nicht nur den Rath für gut fand, den der Marſchall jederzeit gegeben hatte, den Herzog zu unterſtützen, ſondern daß auch Se. Majeſtät öffentlich ſeinen letztern Zug als durchaus nothwendig für Ihr Intereſſe lobten, „indem, ſagten Sie, er die Wichtig„keit davon beſſer eingeſehen hätte, als keiner von de„nen, die ſich ſo viele Mühe gegeben hätten, Sie zu „bewegen, ihn davon abzuhalten.

Da ſich auf dieſe Art der Hof ganz auf die Seite des Herzogs gewendet hatte, und dieſer neue Schritt der Spanier allen ſeinen Argwohn und alle ſeine Beſorgniſſe rechtfertigte; ſo wurde ſein Geſandter, der Präſident Freſia, nachher mit ſeinem Geſuch um Hülfe eben ſo günſtig aufgenommen, als er zuvor in

eben

eben der Sache auf Verlangen des Spanischen Gesandten öfters hart abgewiesen worden war, der itzt seiner Seits weder Gründe noch Credit mehr fand, um angehört zu werden.

Der König beschloß also feierlich, dem Herzog beyzustehen, und bestimmte dazu fünf alte Regimenter, sechzehn Compagnien von dem Chevauxlegers-Corps, und viertausend Lanzknechte, welche der Graf von Schomberg warb; alles unter dem Kommando des Marschalls, den die Grossen des Reichs und vieler Adel auf diesem Zuge begleiten wollten, indem jeder sich beeilte an einer so ehrenvollen schönen Gelegenheit Antheil zu bekommen.

Als itzt der Spanische Gesandte sah, daß man die Sache ernstlich angriff, so versuchte er zwar den Streich durch seine gewöhnliche Künste noch abzuwenden, indem er schrie: „man wolle mit seinem Herrn „ohne Ursache brechen; die welche hiezu riethen, seyen „Feinde der öffentlichen Ruhe, wollten die Einigkeit „beider Kronen stören, um sie in einen ewigen Krieg „zu stürzen, woraus nichts als höchst gefährliche Fol„gen und am Ende gar die gänzliche Zerstörung des „Christenthums entspringen könnte:" — Allein Se. Majestät liessen ihn zu einer öffentlichen Audienz berufen, selbst in Gegenwart des Savoyischen Gesandten, wo Sie ihm denn ohne Umstände erklärten: „Sie hätten zwar jederzeit den Frieden zwischen „Ihrem Schwiegervater dem König von Spanien, „und ihrem Oheim, dem Herzog von Savoyen ge„wünscht; hätten ihm oft deswegen geschrieben, und „verschiedene Anerbietungen machen lassen; da Sie „aber sähen, daß alles nichts helfe, und daß jener fort„führe, diesen unterdrücken zu wollen, ganz gegen sein

„oft

„oft gegebenes Wort; so hätten Sie sich genöthigt „gesehen, in Ihrem Conseil zu beschließen, dem Her„zog mit Ihrer ganzen Macht beyzustehen, welche Sie „unter dem Befehl des Marschalls von Lesdiguieres „nach Piemont aufbrechen lieſſen, um den Herzog „zu unterstützen, wenn der König von Spanien den „Traktat von Asti nicht hielte, und alle Kriegsunter„nehmungen nicht schleunig einstellte. Dieß könne „er ihm in Ihrem Namen schreiben, denn es sey Sei„ne letzte Entschließung."

Betroffen über diese dringende Erklärung erwiederte der Gesandte: „er habe jederzeit daran gearbei„tet, die Einigkeit unter beyden Kronen zu erhalten, „indem er der Meynung sey, daß sie sich am sicher„sten durch einander selbst erhielten. Er werde auch „bis ans Ende fortfahren und nie ermangeln, dem „König seinem Herrn die guten Absichten Sr. Ma„jestät zum Frieden zu berichten; ihm aber die Erklärung „Ihrer Majestät, dem Herzog von Savoyen gegen ihn „beystehen zu wollen, als dieser Einigkeit zuwiderlau„fend, zu schreiben: — dessen bitte er Sie, ihn zu „überheben. — „Ich sagte Ihnen nicht, versetzte der „König, daß ich dem Herzog von Savoyen gegen „den König von Spanien beystehen, wohl aber, daß „ich Ihren Herrn verhindern wollte, ihn zu unterdrü„cken, wie er bis itzt im Sinn zu haben gezeigt hat. „Und dieß schreiben Sie ihm unverhalten."

Ganz entschlossen also, dem Herzog beyzustehen, ertheilte der König die nöthigen Befehle hiezu, und der Marschall, der Billigung seines letztern Zugs versichert (20), warb einige Truppen, um sie zu dem starken Sukkurs stoßen zu lassen, der kommen sollte, und um sie voraus zu schicken. Denn der Herzog, durch die

die Umstände gedrängt, bat ihn sehr darum, besonders da der Platz sehr im Gedränge war, welcher anfieng die üble Folgen einer langen Belagerung zu empfinden, da nicht alle dahin abgeschickten Convois hatten hineingebracht werden können.

Da der König von Spanien, dem sein Gesandter fleißig von allem Nachricht gab, was diesen Krieg betreffend in Frankreich vorgieng, und der sogar wußte, daß der Sukkurs bereit war, gegen die Grenze vor und in Piemont einzurücken, sich itzt genöthigt sah, den Traktat von Asti, mit dem er zufrieden zu seyn jederzeit erklärt hatte, zu erfüllen, und überlegte, wie er auf keine andre Art verhindern könnte, daß der Herzog keine mächtige Unterstützung von Frankreich erhielte; so ließ er dem König alle mögliche Versicherung ertheilen: „er wolle sein Wort erfüllen, ohne „sich durch das aufhalten zu lassen, was unterdessen „etwa vorfallen möchte, besonders wenn auch Vercelli „mit Sturm oder auf Capitulation erobert seyn sollte, „so verspreche er dennoch es unfehlbar in Monatsfrist „zurückzugeben" und machte sich so stark dazu anheischig, daß man diesmal keinen Zweifel darinn setzen zu dürfen glaubte, unerachtet die Spanische Redlichkeit nicht weniger verdächtig ist, als ehmals die Punische war, und denen, welche die Maximen und Gewohnheiten dieses Hofs kennen, starke Ursachen zum Mißtrauen gab.

Auf diese Versicherung nun, und auf den Entschluß, den der König faßte, dem Herzog nicht unterdrücken zu lassen, aber auch nichts zu thun, was den Spaniern Anlaß geben könnte zu glauben, er wolle die Einigkeit beyder Kronen brechen, fand man für gut, nachdrücklich daran zu arbeiten, um die Sachen

zu

zu einer friedlichen Auskunft einzuleiten. Da aber indessen Vercelli sehr weit gebracht war, und der Spanische Gesandte] versprach: „wenn nur der Spott nicht „auf seinem Herren sitzen bliebe, und er den Vortheil „hätte, mit dieser Belagerung zu Stand zu kommen, „was er in Rücksicht der Ungleichheit zwischen ihm „und dem Herzog gar sehr wünschte: so würde er „ganz keine Schwierigkeit gegen einen Vergleich ma„chen, und den Platz zuverläßig in der versprochenen „Zeit zurückgeben:" — so rieth man dem König ins geheim, dem Marschall Befehl zu geben: „seine „Maasregeln so zu nehmen, daß wenn er nicht glaubte, „den Platz noch retten zu können, was wirklich un„möglich war, er nicht über das Gebirge gienge, um „die Waffen und den Namen ihrer Majestät nicht in „eine mißliche Sache zu verflechten. Denn wenn „Vercelli verlohren gienge, während er noch disseits „wäre, würde die ganze Schuld davon einzig dem „Herzog zugeschrieben werden; wäre er aber schon „jenseits, so würde die Schande davon ihn, und in „seiner Person Frankreich treffen." —

Ueberdieß hatte er auch noch ausdrücklichen Befehl, der Macht des Königs von Spanien, besonders in dessen Staaten, nicht zu nahe zu treten, um nicht beyde Kronen mit einander in Krieg zu verwickeln, was man durchaus vermeiden wollte. Um indessen doch gegen den Herzog wenigstens das Aeusserliche zu beobachten, und nicht den Verdacht bey ihm zu erregen, als wäre der König kälter gegen ihn geworden, sollte der Marschall wirklich mit der versprochenen Hülfe über das Gebirge gehen, aber bloß um das Friedensgeschäft zu begünstigen, ohne es zum wirklichen Krieg kommen zu lassen."

Diesem

Diesem Entschluß zufolge, wovon das Geheimniß unter dem König und dem Staatssekretair Villeroy blieb, fieng man an, die Truppen marschieren zu lassen, und der Marschall, der unterdessen selbst welche geworben hatte, schickte sich an, hinüber zu ziehen, wo man seiner so ungeduldig harrte, als ein Kranker dem Arzt entgegenharrt, von dessen Beystand er Leben und Genesung erwartet.

Siebentes Kapitel.

Der französische Sukkurs geht nach Piemont hinüber. Verrichtungen des Marschalls bey dieser Gelegenheit.

Allein Vertelli war unterdessen aufs Aeusserste gebracht. Die Spanier, die durchaus damit zu Stand kommen wollten, verdoppelten, als sie den Marschall im Begriff sahen, herüberzukommen, ihre Anstrengung, und betrieben die Belagerung mit ausserordentlichem Eifer, was denn auch den Herzog nöthigte, seine Bitten bey dem Marschall zu verdoppeln, dem es sehr unangenehm war, daß es nicht ganz in seiner Macht stand, ihn zu befriedigen, und daß die Erfüllung der von Frankreich versprochenen Dinge so langsam gieng. Ich erinnere mich — denn ich war damals mit in Piemont — daß diese Zögerung ihm ganz allein vom Volk zur Last gelegt wurde, das die Dinge nur nach der Aussenseite beurtheilt, und daß dieser Verdacht ihm die öffentlichen Verwünschungen zuzog, so sehr, daß man ihn gar eines Verständnisses mit den Spaniern beschuldigte, nicht über das Gebirge zu ziehen.

Endlich als er nicht mehr wußte, was er dem Herzog antworten ſollte, und entſchloſſen war, mit dem, was er von Truppen hatte, einſtweilen aufzubrechen, bis der größere Sukkurs nachkäme, machte er ſich am 17. Juli auf den Marſch; doch immer noch mit der Ordre: da er Vercelli nicht retten könne, ſolle er ſich auch nicht bey dem Verluſt des Platzes befinden, damit die Schande davon nicht zugleich auf die Waffen des Königs zurückfiele. Als er nun zu Veillane, eine Tagereiſe in Piemont war, erhielt er die Nachricht, daß Vercelli kapitulirt habe.

Dieſer ſchlimme Vorfall ſchmerzte denn freylich den Herzog ſehr, indem er glaubte, man hätte ihn in Frankreich nur zum Beſten gehabt, und er ſey von dem Marſchall, auf den er ſich am meiſten verließ, verlaſſen. Indeſſen gieng er doch von Yvrea, wo er der Nähe wegen die ganze Belagerung über nicht weggekommen war, ab, und bis Chivasco, um ihn zu empfangen, wie er that, aber freylich nicht mit demſelben Geſicht, wie ſonſt, und ohne Zweifel lief bey ſeinen Komplimenten manche Klage mit unter, welche der Marſchall mit ſeiner gewöhnlichen Klugheit überhörte. Er verſicherte, daß er dem nachgekommen war, was er dem Willen des Königs ſchuldig war, den er hierinn zu ſeinem einzigen Zweck hatte. Indeſſen hatte er Sr. Majeſtät von der Einnahme von Vercelli Bericht erſtattet, durch Sauveterre, der ausdrücklich abgeſchickt wurde, um den Sukkurs zu beſchleunigen, indem itzt der Grund, aus dem man ihn bisher zurückgehalten hatte, weggefallen war.

Bey der Zuſammenkunft des Herzogs mit ihm, wobey ſich der franzöſiſche und venetianiſche Geſandte befanden, wurde zuerſt darauf angetragen, Mittel zu

ſuchen, um das geſchehene Uebel wieder gut zu machen, und nach mehrern Konferenzen wurde beſchloſſen, der Marſchall ſollte an Dom Pedro ſchicken, und ihm die Vollmacht zu wiſſen thun, die er hätte, einen Vergleich zu verhandeln, wozu er ſich ohne Zweifel geneigt finden laſſen würde, zufolge der Verſicherungen, welche Se allerchriſtlichſte Majeſtät darüber von Seiten des katholiſchen Königs erhalten hätten.

Demnach ſchickte er Bellugeon an ihn ab, um zu hören, ob er den Vertrag von Aſti nicht erfüllen wollte. Dom Petro bezeugte ſich in ſeiner Antwort hierauf nicht ganz abgeneigt, jedoch mit gewiſſen Auslegungen, woraus man ſchloß, daß er nur die Sache in die Länge ſpielen wollte, um den Herzog zu ermüden, und ihn endlich zu nöthigen, ſich der Diskretion des Königs von Spanien zu unterwerfen. Weil nun ſeine Antwort ſo unbeſtimmt ausfiel, wurde ausgemacht, daß der franzöſiſche Geſandte zu ihm reiſen ſollte, um zu verſuchen, nähere Erläuterungen von ihm herauszubringen und in ſeine Abſichten einzudringen, um darnach dienliche Maasregeln zu ergreifen, und dem König ſichere Nachricht zu geben, weſſen er ſich zu verſehen hätte.

Da nun der Geſandte in Dom Pedros Antworten dieſelbe Abſicht entdeckte, Zeit zu gewinnen, unter dem Vorwand einiger Befehle, die er noch aus Spanien erwarte, ſo verſchob es der Marſchall nicht länger, Sr. Majeſtät dieß zu berichten, worauf, um der Würde Ihres Namens willen, für nöthig erachtet wurde, Ihre Waffen in Italien zu zeigen, um die Spanier dadurch zu Erfüllung deſſen, was ſie verſprochen hatten, zu vermögen. Deswegen wurde Befehl ertheilt, daß die dazu beſtimmten Truppen aufs

ſchleu-

ſchleunigſte aufbrechen ſollten, und der Staatsrath Bullion, der die Abſichten des Königs genau wußte, mit beſondern Verhaltungsbefehlen an den Marſchall abgeſchickt.

Die Truppen ſetzten ſich alſo zu Anfang des Auguſts in Marſch, ein Theil durch Dauphine, der andre durch Savoyen; mit ihnen giengen zu gleicher Zeit der Herzog Rohan, der Graf von Auvergne, izt Herzog von Angouleme, der Graf von Candale, der Graf von Schomberg, nachheriger Marſchall von Frankreich, Termes, Loiſieres-Temines, le Mentin, der Vicomte von Arpajoux, Saint-André, de Vins, Treyon, und eine Menge andrer Vornehmer von Adel; welches alles unter dem Befehl des Marſchalls, verbunden mit der Macht des Herzogs, ein ſehr muntres Heer von zehn bis zwölftauſend Mann zu Fuß und zweytauſend Pferden ausmachte, nebſt ſieben Kanonen.

Sie marſchierten zuſammen gegen Aſti, wo der Herzog und der Marſchall ſchon voran waren, um dieſe Stadt gegen die Abſichten Dom Pedros zu decken, der ſeine Truppen längs dem Tanaro in Solerio, Felizano, Anone, Rocca, Refrancor und einige andre benachbarte Oerter gelegt hatte, in der Abſicht, dieſen Platz gegen den Herbſt, ſeinem erſten Plane nach, zu belagern.

Nachdem alſo die ganze Armee in der Gegend von Aſti angelangt war, beſchloſſen der Herzog und der Marſchall, die Nachbarſchaft der Spanier nicht länger zu dulden, und die Eitelkeit ein wenig zu dämpfen, welche die Einnahme von Vercelli in ihnen erregt hatte. Der Marſchall ſchickte Brunet, Lieutenant einer ſeiner beyden Gardekompagnien, an den

französischen Gesandten, der zu Alessandria della Paglia war, um die Quartiere der spanischen Armee zu rekognosciren, worauf er sich sehr gut verstand, wie wir an verschiedenen Orten bemerkt haben; und nachdem er durch ihn, bey dessen Rückkunft in Erfahrung gebracht hatte, wie und wo die Feinde lägen, so vermochte er den Herzog dazu, ihnen einen Besuch zu machen. Zu dem Ende fanden sie für gut, mit Felizano, als dem wichtigsten, den Anfang zu machen, und setzten ihren Abmarsch auf den folgenden Tag, den ersten September, an.

Um indessen buchstäblich in den Schranken des Verbots zu bleiben, das er hatte, den Waffen des Königs von Spanien in dessen Staaten nicht zu nahe zu treten, glaubte der Marschall die französischen Fahnen bey diesem Zuge weglassen zu müssen, damit man ihn nicht beschuldigen könnte, diesem Befehl zuwider gehandelt zu haben, indem auf diese Art keine Kennzeichen vorhanden waren, woran man seine Truppen von denen des Herzogs hätte unterscheiden können. Am andern Tag nun stellten sie ihre Armee folgendermassen.

Der Marschall nahm den Vortrab, wiewohl sein Platz eigentlich im Haupttreffen war; er entsagte aber gern dem Vorzug, der seinem Range gebührte, für das Vergnügen, zuerst den Feind zu sehen; die Plänkler bekam der Feldmarschall Termes; der ältere Prinz und sein Bruder der Prinz Thomas wollten das Mitteltreffen führen, und den Nachtrab hatten der Graf Veit und der Graf von Schomberg, mit seinen Lanzenknechten.

Der Vortrab setzte sich sogleich auf der Straße nach Felizano in Bewegung, und der Marschall gieng

um fünf Uhr Abends ab, um ſich an deſſen Spitze zu ſtellen. Als er eine Viertelmeile von der Stadt auf einer Brücke war, die er ſeinen Leuten zum Sammelplatz beſtimmt hatte, kam ihm der Graf von Bourgfranc nach, um ihm von Seiten des Herzogs zu ſagen: in Erwägung der Schwierigkeiten, die ſie wegen der rechts und links gelegenen Spaniſchen Quartiere Anona, la Rocca, u. a. m. haben würden, ſich wieder zurückzuziehen, und beſonders wegen der Nachricht von deren Anmarſch, den man ſattſam aus den angezündeten Feuern ſchlieſſen könnte, fänden Se. Durchlaucht für gut, ihr Vorhaben auf ein andermal ausgeſetzt ſeyn zu laſſen, und bäten ihn, wieder umzukehren.

Sehr befremdet über dieſe Aenderung, die ihm auf ganz keinem ſcheinbaren Grund zu beruhen ſchien, gab der Marſchall zur Antwort: er führe nun bereits ſeit funfzig Jahren Krieg, ohne jemals einen Schritt zurück gewichen zu ſeyn, beſonders bey einer ſolchen Gelegenheit; er ſey daher nicht geſonnen, itzt erſt den Anfang zu machen, indem mehr Schande beym Umkehren, als Gefahr beym Vorrücken ſey. Wenn die Feinde, wie Er ſage, von ihrem Anmarſch Nachricht hätten, ſo ſey deſto mehr Ehre dabey ſie zu bekämpfen. — Und endlich ſetzte er noch hinzu: gehn Sie, Herr Graf, ſagen Sie dem Herzog von Savoyen, wenn es ihm nicht gefällig ſey, zu kommen, ſo werde ich allein gehen. Damit ſtieg er aus der Sänfte, worinn er ſich bis dahin hatte tragen laſſen, und ſas auf, unerachtet er unpäslich war; denn einige Stunden zuvor hatte er einen Anfall von Fieber gehabt.

Als der Herzog ihn nicht mit dem Grafen von Bourgfranc zurückkommen ſah, ſo ſchickte er den alten Grafen von Verrua an ihn, und ließ ihm ſagen: er

habe durch seine Spione Nachricht, daß auf das Gerücht von ihrem Marsch die von Felizano in Furcht gerathen seyen, und sich nach Alessandria davon gemacht hätten. Allein auch dieser konnte weiter nichts von ihm herausbringen, als: man müsse ihnen nachgehen, und die Schlüsse eines Kriegsraths müssen pünktlich vollzogen werden. Da nun diese zweyte Antwort des Marschalls den Herzog nöthigte, zu marschiren, folgte ihm die ganze Armee, jedoch in grossen Zwischenräumen, so daß der Vortrab sich bey Tages Anbruch zweytausend Schritte von Felizano befand, während das Haupttreffen noch zu Refrancor war, wo die Lanzknechte, die sehr langsam marschierten, erst gegen Abend anlangen konnten.

Sobald es hell genug war, um den Platz deutlich zu sehen, wurde man ungefehr funfzig Mann gewahr, die herausgekommen waren, wahrscheinlich auf Kundschaft; und die, als sie die andern erblickten, nicht wußten, ob sie sie für Freunde oder Feinde halten sollten. Nachdem der Marschall den Ort sorgfältig recognoscirt hatte, schickte er Termes mit den Plänklern und dann die Avantgarde auf den Weg von Alessandria, wo Dom Pedro mit seiner Armee stand, damit, während das Hauptcorps mit Felizano zu thun hätte, man von dieser Seite nicht zu Hülfe kommen könnte.

Termes war kaum da, wo er zu stehen kommen sollte, als er ihm zu wissen that, sieben bis achthundert Pferde, die aus einem Gehölz in der Nähe von Alessandria gekommen seyen, hätten ihn auf fünfhundert Schritt recognoscirt. Da er nun wissen wollte, wie er sich zu verhalten hätte, antwortete ihm der Marschall: er solle bleiben, wie er sey; und blos sehen,

hen; was die Feinde vornähmen; da aber den Freywilligen, die mit Termes dahin vorgerückt waren, die Gelegenheit zu schön schien, und sie grosse Ungeduld bezeugten, sie näher zu sehen, so schickte dieser den General-Adjutanten la Moliere wieder an den Marschall und ließ ihm sagen: er könne sie nicht zurückhalten; worauf der Marschall, dem dergleichen ungestüme Hitze nicht gefiel, wieder sagen ließ: wenn sie sich nicht wollten halten lassen, und sich dem Befehl unterwerfen, den er ihnen gegeben hatte, so soll er sie nur machen lassen; aber ohne sie zu unterstützen, noch ihnen zu Hülfe zu kommen, was denn ihre Hitze mäßigte und sie folgsamer machte.

Da indessen die von Felizano sich so von Leuten beobachtet sahen, die sie endlich für nichts als für Feinde halten konnten, feuerten sie ein paarmal nach ihnen, worauf der Herzog und die Prinzen, welche das Haupttreffen führten, das aber noch sehr entfernt war, herbeyeilten, in der Meynung, es sey ein Gefecht vorgefallen. Der Herzog sagte bey seiner Ankunft zu dem Marschall als eine gute Neuigkeit, er habe so eben erfahren, daß in Solerio zweytausend geborne Spanier lägen, mit denen man leicht fertig werden könnte, weil der Ort offen und sie nicht barrikadirt wären, und bezeugte ein großes Verlangen, vollends dahin zu marschiren, da man einmal so weit wäre: wobey er, gleichsam um ihn dadurch um so eher dazu zu vermögen, zwey drey mal wiederholte: es sind Spanier, Herr Marschall, Spanier! — Allein der Marschall überlegte, daß man dadurch Gefahr liefe, zwischen Felizano und Solerio eingeschlossen zu werden, und den Rückzug nicht mehr frey zu haben, wobey er sich desselben Grundes bediente, den der Herzog gestern angeführt hatte, um ihn zu vermögen, nach

Asti umzukehren, und sagte also: man müsse erst Felizano haben, und dann könne man weiter sehen.

Man wunderte sich, daß der Herzog als ein so großer Feldherr einen solchen Vorschlag thun könnte, der für einen Mann, welcher die Kriegsmaximen kennte, gar nicht brauchbar war. Einige beschuldigten ihn, er habe aus Eifersucht, oder irgend einem andern Grund, den Marschall in diesen schlimmen Handel verwickeln wollen, um alsdann den Vortheil zu haben, ihm wieder heraus zu helfen; andre aber schreiben es wahrscheinlicher seinem Muth zu, und einem heissen Verlangen nach Rache gegen einen Feind, der ihm so ungerecht und lange mitgespielt hatte.

Unterdessen wurden die von Felizano zur Uebergabe aufgefordert, und schickten den Major des Regiments der Trentiner nebst einem Kapitain und dem ersten Fähndrich heraus, welche sich erboten, den Platz in drey Tagen zu ergeben, wenn sie nicht entsetzt würden. Da dieß sogleich verworfen wurde, entschloßen sie sich, mit Gepäk, klingendem Spiel und fliegenden Fahnen und Kugeln im Munde abzuziehen, unter der Bedingung, daß man sie sicher nach Alessandria führte, was ihnen halb zugestanden wurde, indem man ihnen blos versprach, man werde sie auf spanisches Gebiet führen. Da sie aber hartnäckig darauf bestanden, daß der Ort genannt werden sollte, was der Herzog und der Marschall nicht thun wollten; so kamen zween Spione dazwischen, mit der Nachricht, Dom Pedro sey mit seiner ganzen Armee nicht mehr zwo Meilen weit.

Nun überlegte der Herzog und der Marschaall, daß, wenn er heran käme, es für sie von Wichtigkeit wäre, nur mit ihm zu thun zu haben, und schick-

ten

ten daher den Major mit Montmiral, dem Stallmeiſter des Marſchalls zurück, um den Belagerten zu ſagen, ſie dürften ſich weiter auf nichts Rechnung machen, als was man ſchon geſagt hätte. In Erwartung ihrer Antwort habe man den Kapitain und Fähndrich zurück behalten. Dieß erklärte denn Montmiral den Trentinern gerade heraus, wobey er nicht vergas ihnen auf gute Manier zu verſtehen zu geben, ihre Weigerung würde ihr Verderben werden. Sie antworteten aber, wenn man ſie nicht nach Aleſſandria führe, wollten ſie lieber umkommen; worauf er ihnen ſagte: ſo möchten ſie ſich nur immerhin darauf gefaßt machen.

Montmiral hatte ſich die Zeit, da er in dem Platz war, geſchickt zu Nutz gemacht, und die vornehmſten Plätze davon recognoſcirt; und als er wieder zurück war, verſicherte er dem Marſchall, wenn man ſtürmen wolle, ſey dieß ein leichtes, wie er glaube. Denn er habe eine Barrikade auf der Brücke bemerkt, wo er hineingekommen ſey, die man überrumpeln könne, wenn man rechts und links im Graben darauf losgehe, und durch zween vortheilhafte Päſſe, die man da gelaſſen habe; man werde zwar noch eine Barrikade mitten in der Hauptſtraße des Städtchens finden, die aber der Feind nicht vertheidigen werde, wenn er die auf der Brücke einmal verloren ſähe. —

Nach dieſem Rath, der treffend ſchien und eines Mannes würdig, der ſeine Sache verſtand, wurden die Befehle zum Angriff gegeben, und dieſer durch die franzöſiſche, ſavoyiſche und piemonteſiſche Infanterie — die Garden des Marſchalls nebſt mehrern andern, die deßwegen abgeſeſſen waren, an ihrer Spitze — ſo muthvoll ausgeführt, daß die Trentiner nach einer ſtündi-

gen herzhaften Vertheidigung gezwungen waren, zu weichen, worauf die Stürmer in den Platz sprangen, und alles niedermachten, was Widerstand thun konnte. Der Rest rettete sich in die Kirchen, und ergab sich dann auf Discretion, so daß auf eine oder die andre Art kein Mann davon kam. Eilf Fahnen wurden erbeutet, neun von den Trentinern und zwo von den Einwohnern.

Nachdem Felizano eingenommen war, blieben der Marschall und der Herzog den Tag über da, um den Grafen Veit zu erwarten, mit der Arriergarde, die wir zu Refrancor gelassen, und die, sobald sie Miene machten, das Geschütz zu brauchen, die Besatzung zur Uebergabe genöthigt hatten. Es lagen zweyhundert Schweitzer darinn, die zu Folge des Bündnisses zwischen ihnen und dem Hause Savoyen mit Waffen und Gepäck abzogen. Am folgenden Tag befand sich der Graf, der immer marschirte, bey guter Zeit vor Quatordeci, einem kleinen Platz, wo zwo Fahnen Trentiner lagen, die er zur Uebergabe auffordern ließ. Sie weigerten sich und wollten erst die Kanonen sehen, welche, jedoch nicht ohne große Mühe, aufgefahren wurden. Sobald sie sie aber gesehen hatten, wurden sie gezwungen, mit einem weissen Stab abzuziehen, zur gerechten Strafe dafür, daß sie die Mühe gemacht hatten, sie abzuprotzen und zu richten, eine Halsstarrigkeit, die sie unstreitig hätten mit dem Leben bezahlen müssen, wenn man mit der gewöhnlichen militärischen Strenge gegen sie hätte verfahren wollen.

Unterdessen erhielten der Marschall und der Herzog von neuem Nachricht, daß Dom Pedro mit seiner ganzen Arme aufgebrochen sey, um ihnen zu Leib

zu

gehen. Der Marschall war entschlossen ihm zu-
r zu kommen, wiewohl der Herzog nicht ganz der
Meynung war; sie stellten also die Armee in Schlacht-
dnung, und ließen sie in guter Ordnung gegen So-
cio ziehen, eine Meile von Felizano, auf dem Wege
n Alessandria, um auf ihn zu stoßen. Der Mestre
Camp von den königlichen Carabiniers, der unter-
ssen zu rekognosciren kommandirt worden, und bis So-
cio vorausgegangen war, hatte aber daselbst nichts
funden als einen Priester, der ihm sagte: auf das
erücht von dem Anmarsch des Herzogs und des Mar-
alls seyen die Feinde alle nach Alessandria zurück.

Achtes Kapitel.

Verfolg der militärischen Operationen auf dem Zug nach Felizano.

Nachdem der Graf Veit mit dem Nachtrab zu dem
erzog und dem Marschall gestoßen war, wollten sie
h eine Nachricht zu Nutz machen, die sie von einem
f dem Weg nach Alessandria aufgefangenen Bauer
halten hatten, daß nämlich funfzehnhundert Walo-
n, die von Vercelli kamen, um zur spanischen Armee
stossen, diesen Tag zu Corniente eingerückt seyen,
n die Nacht da zu bleiben. Man beschloß kurz, sie
die Pfanne zu hauen, und fand dann für gut, die
nfanterie, die sehr abgemattet war, nach Felizano
rück zu schicken, und sich zu dieser Verrichtung blos
r Reiterey zu bedienen.

Der ältere Prinz und der Marschall nahmen
so die Avantgarde rechts, der Herzog und der Graf
chomberg mit der Piemontesischen Cavallerie das
aupttreffen links, mitten durch ein Thal, und hat-
ten

ten zur Seite den Herzog von Rohan mit drey Escadrons Cavallerie. Als man aufbrechen wollte, sah man die feindliche erscheinen, die man sogleich anzugreifen beschloß; während aber die französische und savoyische sich dazu in Bewegung setzten, verschwand die andere, und wurde bis an die Thore von Alessandria verfolgt.

Da der Herzog und der Marschall keine Zeit verlieren wollten, schickten sie ihre Garden voran, mit der Escadron des Obersten Taffin, dem rechts Termes mit seinen leichten Reutern und kurz darauf der Prinz Thomas mit seinem Trupp folgten. Der Graf von Candalle mit dem seinigen zog linker Hand; auf ihn folgten der Herzog von Rohan und la Brosse. Nach diesen allen kam der ältere Prinz und der Marschall mit seinen Gensdarmen, und hinter ihnen der Herzog und das Hauptcorps, sie zu unterstützen. Unterwegs aber erfuhren sie durch Brunet, der zurück kam, und Corniento rekognoscirt hatte, daß die Walonen weiter marschiert seyen. Der Herzog und der Marschall gaben darum ihr Vorhaben nicht auf, ihnen nachzusetzen, und erfuhren abermals durch denselben Brunet, der ihnen zum zweytenmal nachgeschickt worden war, daß sie hinter einem Hügel hielten, unter Bedeckung von vierhundert Pferden, die ihnen entgegengeschickt worden waren. Zugleich schickte der Herzog Cavouret an den Marschall ab, um ihm zu melden, daß man rechts achthundert Pferde erscheinen sehe.

Der Marschall schickte sogleich seinen Ecuyer Montmiral an den Prinz Thomas, der auf dieser Seite marschierte, und ließ ihm sagen: er möchte Halt machen, schickte auch dieselbe Ordre durch den

Gra-

Grafen von Tallard an den Herzog von Rohan und den Grafen von Candalle, damit sie im Fall eines Angriffs alle im Stand wären, sich unter einander zu Hülfe zu kommen.

Als jetzt die Plänkler des Herzogs von Rohan, meistens vornehme Adeliche, Brunet mit den Garden des Marschalls sehr nahe an den Feinden erblickten, wurden sie eifersüchtig darüber, daß andere als sie den ersten Pistolenschuß thun sollten, und jagten, ohne Befehl zu erwarten, und ohne zu bedenken, daß ihrer etwa nur zwanzig waren, auf den Feind ein. Sie wurden aber auch lebhaft zurück gewiesen, und einige von ihnen stark verwundet, wie der Vicomte von Arpajour, Lofieres-Temines, Tremont, Saint Andre de Vins und der Chevalier von Casbris. Diese letztern geriethen zugleich in Gefangenschaft, weil der erstere sehr verwundet unter sein Pferd fiel.

Beauvais-Verdun, ein Adelicher aus Dauphiné, der einer von diesen war, hatte einen feindlichen Fähnrich erlegt, und als er sich bückte, um den Fahnenschaft, der an den Sattel festgemacht war, los zu reissen, wurde er selbst von einem der Feinde, der dazu kam, mit dem Pistol herabgeschossen. Dieser Cavalier war sehr beherzt und stand in großer Achtung; man sagt aber, er habe ohne alle Noth den Tod selbst gesucht, aus Verdruß darüber, daß ihm ein Kommando, um das er sich beworben hatte, abgeschlagen worden war.

Der Herzog und der Marschall muthmaßten aus dem Lärm, was an der Sache seyn möchte, und rückten deßwegen in einem starken Trott vor, um die Gelegenheit nicht entgehen zu lassen; allein die Walonen

lonen fiengen an ſich, ſobald ſie ſie anrücken ſahen, durch einen ſehr hohlen Weg unter Begünſtigung eines Gebüſches, das ſie deckte, mit ſtarken Schritten zurück zu ziehen, doch nicht ohne mehrere Todte auf dem Platz zu laſſen. Hätte der Marſchall das Terrain gekannt, und gute Führer nebſt dem höchſten Kommando gehabt, ſo würde er geſucht haben, ihnen durch einen Umweg den Rückzug abzuſchneiden, und ſie nicht ſo wohlfeilen Kaufs davon kommen laſſen. Da ihm aber die Stellen nicht bekannt waren, wodurch man ihnen vorkommen und ſie einſchließen konnte, überdieß auch die ſehr dunkle Nacht dazwiſchen kam, und die Walonen ſchon einen ziemlichen Vorſprung gewonnen hatten; ſo war er genöthigt, mit dem Herzog nach Feliſſan umzukehren. Wobey beyde die Ehre davon trugen, durch ihre bloße Erſcheinung die Feinde weit gejagt und die, welche ſich zeigten, ſo in Furcht geſetzt zu haben, daß ſie es nicht wagten, ſie zu erwarten.

Die Armee, welche ſeit ſie von Aſti ausrückte, Tag und Nacht marſchiert war, lag am Tag nach der Rückkunft nach Felizano, ſtill. Als aber gegen Abend der Herzog Nachricht erhielt, daß Dom Pedro mit ſeiner ganzen Macht anrücke, ſo wollte er den Marſchall bereden, mit Einbruch der Nacht aufzubrechen, indem ſie, wie er ſagte, ihn nicht wohl in einem ſchlechten Ort erwarten könnten, wo ſie Gefahr liefen eingeſchloſſen zu werden, oder den freyen Rückzug zu verlieren. Der Marſchall war aber gar nicht dieſer Meynung, und ſagte ihm frey: es ſey ihm nie begegnet, ſich in der Nacht vor Feinden zurück zu ziehen; es ſey gar keine Urſache vorhanden, ſo ſehr zu eilen, daß man nicht den Morgen erwarten könnte. Wenn Dom Pedro ſie zu einer ſolchen Zeit aufbrechen

ſähe,

ſähe; würde er Vortheil davon ziehen, und ihren Rückzug eine Flucht nennen; käme er, ſo würde man ihn ſchon ſehen, in der That aber glaube er nicht, daß er ſehr Luſt dazu haben werde.

Nach langem Streit ließ ſichs endlich der Herzog gefallen, und verſchob den Aufbruch auf den folgenden Tag, den fünften September, an welchem ſie alle Truppen in ſehr guter Ordnung gegen Anona abziehen ließen. Weil das Gerücht von dem Anmarſch Dom Pedros ſich ſtündlich verſtärkte und der Marſchall, der die Armee abmarſchiren ſah, ſich deßwegen ausdrücklich aufgehalten hatte, um der Letzte zu ſeyn, ſo bat ihn der Prinz Thomas ſehr höflich, dieſe Ehre ihm zu laſſen, was der Marſchall dann ſeinem Stand einräumte, dabey aber verſicherte, daß er es keinem andern abgetreten haben würde. Indeſſen kam Dom Pedro nicht, und die Armee näherte ſich gegen Anona, eine kleine Stadt unten an einem Hügel, auf welchem ein Schloß liegt. Es lagen drittehalbtauſend Mann darinn, Spanier, Schweizer, Trentiner, oder Italiener, welche Miene machten, ſich wacker wehren zu wollen.

Nachdem man den Platz rekognoſcirt hatte, und das Geſchütz auf einem Hügel aufgepflanzt war, fieng man an, ihn heftig zu beſchießen. Die beyden erſten Tage machten die Belagerten einige Ausfälle; allein Termes zwang ſie, ſich mit Verluſt zurück zu ziehen. Nicht minder voll Ungeduld als voll Muths bildeten ſich die Belagerer am dritten Tag ein, die Breche wäre groß genug, wiewohl ſie erſt halb brauchbar war, und die Infanterie nebſt den Lanzknechten des Grafen von Schomberg machten einen ſo muthigen Angriff darauf, daß ſie die Stadt von dieſer Seite einnahmen,

men, während Termes von einer andern eindrang, und Mazeres den Feinden ein Quartier auf einem Hügel bey der Citadelle wegnahm. Da sie nun hiedurch dahin gebracht waren, sich darein einzuschliessen, und wegen der Wegnahme von Felizano nirgendsher Hülfe zu hoffen hatten, so ergaben sie sich auf freyen Abzug mit Waffen und Gepäck. Die Schweizer durften noch überdieß vermöge des obengedachten Bündnisses mit dem Hause Savoyen, ihre Fahnen mitnehmen. Da nun der Marschall hiezu mitgewürkt hatte und Vermittler des Akkords war, so bezeugten die vom Canton Lucern, wo sie her waren, sich ihm verbunden, und dankten ihm in einem eignen Schreiben dafür.

Nachdem Anona über war, ließen der Herzog und der Marschall die Armee gegen Rocca marschieren, das auf der andern Seite des Stroms liegt, über den man geschwind eine Brücke warf, über welche die Truppen sogleich zu gehen anfiengen. Als der Marschall, der unterdessen den Platz recognoscierte, erfuhr, daß man aus dem Schloß einen gut berittenen Mann hatte herauskommen sehen, der gegen Alessandria ritt, und muthmaste, daß er von den Inwohnern dahin geschickt worden seyn möchte, um Hülfe zu verlangen; so ließ er den Uebergang der Armee beschleunigen, um ihre Furcht zu vermehren. In der That hatte auch die Besatzung kaum die Truppen entdeckt, als sie sogleich anfieng, sich ins Feld zu machen, voran die Spanier, die für eine von Natur so ernsthafte Nation etwas geschwind aufschritten; allein die Furcht macht wohl bisweilen, daß man die Gravität vergißt oder bey Seite sezt.

Diese

Diese Flucht machte den Plänklern Muth, und sie machten zuerst Jagd auf sie; dann setzte die Reiterey über den Fluß, und holte sie zwischen zween Hügeln ein, in einem kleinen Thal, wo die Garden des Marschalls und Termes und la Brosses Carabiniers sie nach einem heftigen Angriff und einem kurzen Gefecht nöthigten, um Leben und Waffen zu bitten, was ihnen zugestanden wurde. Man erbeutete dabey zwo Fahnen unter mehr als fünfhundert Mann. Klug, aber als schlechte Freunde, hatten die Spanier diese Infanterie verlassen, um Zeit zu gewinnen, sich aus dem Staub zu machen, während man mit diesen sich herumschlüge. Einige Truppen rückten zu gleicher Zeit vor den benachbarten kleinen Ort Rocherta, der sich sogleich ohne Gegenwehr ergab, sobald er sie kommen sah.

Nachdem also der Herzog und der Marschall ihrer ersten Absicht gemäs, die Spanier aus dieser Gegend entfernt — sich in sechs Tagen von fünf Plätzen, deren Einnahme die feindliche Armee um fünf bis sechstausend Mann an Todten, Gefangenen oder nach Hause geschickten geschwächt hatte, Meister gemacht — und sie mit ihren Truppen besetzt hatten, giengen sie wieder nach Asti zurück, das man durch dieß Mittel von der Furcht vor der angedrohten Belagerung befreyte. Gezwungen, den Hoffnungen, die er von dieser Seite gehegt hatte, zu entsagen, wurde Dom Pedro dadurch itzt nachgiebiger gegen die Vorschläge der Gesandten, und willigte in einen Waffenstillstand, während dessen sie daran arbeiteten, die Sache zu einem gänzlichen Vergleich zu bringen.

Aber kommen wir wieder auf Frankreich, wo diese neuen Thaten bey den Staatsministern nicht ge-

ringe Besorgniß erregt hatten, der Marschall möchte die Sache auf Extremitäten treiben, die man ihm verboten hatte, und den König in einen Bruch mit dem König von Spanien verwickeln, dem der französische Gesandte das Wort gegeben hatte, wenn man nur die, dem König in Ansehung der Erfüllung des Vertrags von Asti gemachte Versprechungen erfülle; so werde Er nichts vornehmen, daß das gute Vernehmen zwischen den beyden Kronen stören könnte. Auf die Nachricht von jenen Progressen nun schickte der König, welcher nicht wollte, daß Seine Waffen und Dienste eine andre Bestimmung erhielten, als die Betreibung des Friedens zu begünstigen, einen eignen Eilboten an den Marschall, nicht nur um ihm durch einen unbedingten Befehl um Abzug von den Staaten des Königs von Spanien die Hände zu binden, sondern auch ihm zu bedeuten, daß er schleunig nach Dauphine zurück kommen solle, um nicht Ursache zu seyn, daß die Feinde davon neuen Anlaß zu Händeln nehmen könnten.

Zu eben der Zeit hatte der Marschall Bellugeon an den König abgeschickt, um ihm vorzutragen: „die „Gelegenheit, Sein Herzogthum Mailand wieder zu „erlangen, sey nie so schön gewesen als itzt. Wenn Er „geruhe, ihm zweymal hunderttausend Thaler zu „Fortsetzung des Kriegs geben zu lassen, so verspreche „er Ihm, es Ihm spätstens in Jahresfrist wieder zu „verschaffen, oder diese Summe zu ersetzen, wofür er „zur Sicherheit alle seine Güter verpfände.“ — Bellugeon wurde von dem König erst allein, dann im vollen Rath von den Staatsministern angehört, wo der Siegelbewahrer als Präsident, erst diesen Vorschlag als edel und des Unternehmens in der That würdig lobte, „dessen Vortrefflichkeit man dabey keines Wegs

„in

„in Zweifel zöge; auch die Caution für die Summe „sey mehr als hinreichend, allein es bedürfe noch ei„ner andern, ohne welche von der ganzen Sache nicht „weiter zu reden sey, und diese bestehe darinn, daß „man den König müßte versichern können, der „Marschall werde auch noch lange genug leben. Denn „sollte er während des Streits mit den Spaniern ster„ben, wen soll man auf seinen Posten stellen, um eine „so wichtige Sache vollends auszuführen. Se. Ma„jestät seyen aber gar nicht gemeynt, sich in einen Krieg „einzulassen, wozu Sie einen zweiten Marschall von „Lesdiguieres bedürften, um die Last davon auf seine „Schultern zu nehmen." —

Da sich hierauf nichts antworten ließ, so mußte Bellugeon schweigen, und man verdoppelte darum ur den Befehl, den man durch ihn dem Marschall chickte, wieder zurück zu kommen. Allein ein andrer Grund, über den man sich nicht gern frey heraus erlärte, widersetzte sich auch noch diesem schönen Entwurf. Dieß war seine Religion, welche in seiner Person die Sache Sr. Majestät minder beliebt, um icht gar zu sagen, gehässig gemacht hätte, in einem ande, wo die von diesem Glauben durchaus nicht anrs als Ketzer genannt werden.

Als Bellugeon nach Piemont zurück war und r Marschall keinen rechtmässigen Grund mehr hatte, h länger da aufzuhalten, so mußte er zurückreisen, eylich nicht ohne geheimen Verdruß, daß er seinen ng nicht durch eine That von solcher Wichtigkeit auszeichnen durfte, die allein schon ihm die Unsterblichit zusichern konnte.

Bey seiner Zurückkunft erzeigte er mir die Ehre, ich in sein Haus zu berufen, wo ich anfieng ein so

heroiſches Leben ſorgfältig zu ſtudieren, und mir eine genaue Kenntniß davon erwarb, wiewohl damals noch ohne die Abſicht, es der Nachwelt zu hinterlaſſen, indem ich mit Recht ein Mißtrauen in meine Kräfte ſetzte, bey einer ſo erhabnen Unternehmung, wozu ich nachher, durch die in der dieſem Werk vorgeſetzten Vorrede berührten Betrachtungen vermocht wurde.

Neuntes Kapitel.

Abzug aus Piemont. Merkwürdige Reden zwiſchen dem Kardinal Ludoviſio, nachherigen Papſt Gregor XV. und ihm.

Da die ausdrücklichen und wiederholten Befehle, welche der Marſchall von dem König erhalten hatte, nach Dauphiné zurück zu kommen, ihn endlich nöthigten, abzureiſen, ſo verabredete er zuförderſt mit dem Herzog, was noch zu thun war, um die Spanier im Zaum zu halten, ſowohl damit ſie nichts gegen ihn unternehmen möchten, ſo lange der Waffenſtillſtand dauern ſollte, als um ſie zu Erfüllung ihres Verſprechens in Anſehung der Zurückgabe von Vercelli zu vermögen, welche das Hauptintereſſe des Herzogs und der Punkt war, auf den alle Unterhandlungen hinauslaufen mußten. Sie beſchloſſen demnach, ein guter Theil der Hülfstruppen aus Frankreich ſollte auf der Grenze von Dauphiné und Savoyen unterhalten werden, damit ſie, im Fall die Spanier eine neue Uebertretung begiengen, bald wieder bey ihm ſeyn könnten.

Hierauf nahmen ſie Abſchied von einander, wobey der Marſchall dem Herzog verſicherte: es werde jederzeit das angenehmſte Geſchäft für ihn ſeyn, ihm mit

mit Erlaubniß des Königs und auf ſeinen Befehl zu dienen. Der Herzog gab ihm eine Menge Verſicherungen der Verbindlichkeiten, die er ihm hätte, und deren Erhöhung er noch von der Fortſetzung ſeiner Dienſte zur Wiedergabe von Vercelli hoffte. —

Von ihm gieng der Marſchall zu den Geſandten, und als er hier unter andern Höflichkeiten, die bey dieſer Gelegenheit vorfielen, zu dem Kardinal Ludoviſio ſagte: „Ich wünſche Ew. Eminenz, daß Sie „bald Papſt werden" — und der Kardinal darauf erwiederte: „dieſer Ehre bin ich nicht würdig, aber Ihnen, Herr Marſchall, wünſche ich, daß Sie katholiſch werden möchten;" — antwortete der Marſchall: „Herr Kardinal, ich verſpreche Ihnen, katholiſch zu „werden, wenn Sie Papſt ſind." Der Erfolg machte wirklich wahr, was damals blos als Artigkeit unter ihnen geſagt wurde, und vielleicht, ſo fern von der Abſicht des einen als von der Hoffnung des andern, ein Prognoſtikon von dem war, was ihnen nachher begegnen ſollte. Denn einige Jahre hernach wurde der Kardinal Papſt unter dem Namen Gregor XV. und der Marſchall erfüllte den Wunſch durch ſeine Bekehrung.

Nachdem er mit allen ſeinen Abſchiedsbeſuchen fertig war, gieng er am 18. Oktober von Turin ab, und kam zehn Tage hernach zu Grenoble an, wo er von ſeinen Freunden und Dienern mit den gewöhnlichen Freudens empfangen wurde und zugleich mit Ehrenbezeugungen, die des glorreichen Zugs würdig waren, von dem er zurück kam. Glorreich nenne ich ihn, weil er auſſer dem Verdienſt der ſchon an ſich glorreichen Handlung auch noch die Eitelkeit derer gedemüthigt hatte, die unüberwindlich zu ſeyn wähnten, und denen die Einnahme von Vercelli, das man ſie, nach dem oben erzählten Einver-

ſtändniß mit ihrem König, hatte erobern laſſen, die Meynung beygebracht hatte: es würde ihnen überall ſo leicht werden. Auch ſuchten ſie, ſo gut ſie konnten, die Ehre zu ſchmälern, die er von den beyden letztern Gelegenheiten haben konnte, und ſagten: er habe ſie überrumpelt; was ihnen ja noch mehr hätte zur Schande gereichen müſſen. Es gab wohl wirklich Franzoſen, welche ſchlecht genug dachten, um hierinn weniger ſeiner Klugheit und Tapferkeit, als der Schwachheit der Feinde zuzuſchreiben. Allein ſowohl Neid der Landsleute, als die Entſtellung der Ausländer trugen nur zu Erhöhung des Glanzes ſeiner Vortrefflichkeit bey. Die größte Beruhigung nach der, die er aus ſich ſelbſt ſchöpfte, war die Zufriedenheit, welche der König über ihn bezeugte, da Er öffentlich ſagte: wenn die Spanier Ihm in Anſehung der Zurückgabe von Vercelli nicht Wort hielten, und Ihn nöthigten, Krieg gegen ſie zu führen, ſo wolle Er, daß der Marſchall von Lesdiguieres Ihm den Degen in die Hand gäbe.

Zu eben der Zeit zeigte der König auch noch die hohe Achtung, worinn der Marſchall von Seiten ſeiner Klugheit bey Ihm ſtand, indem Er ihn zu einer Verſammlung der Notabeln berief, die nach Rouen ausgeſchrieben war, zu Abſtellung der Mißbräuche, welche die bürgerlichen Unruhen im Staat verurſacht hatten. Ungeachtet er nicht unter denen war, die dazu in den Provinzen gewählt worden waren, ſollte er doch Antheil daran nehmen, damit der Ruf ſeiner Weisheit den Entſchlüſſen, die man dabey faſſen würde, deſto mehr Anſehen verleihen möchte. Allein der Herzog, deſſen einzige Sorge war, Vercelli wider zu bekommen, fürchtete: wenn der Marſchall ſich von der Grenze entfernte, ſo möchten die Spanier die Zurück-

rückhaltung bey Seite ſetzen, worinn ſeine Nachbarſchaft ſie izt hielt und welche ihm in der That ſo viel half als eine Armee. Er hatte daher den König gebeten, zu geruhen, daß der Marſchall nicht abgienge, ſo lange dieſe Zurückgabe noch nicht geſchehen wäre, und dieſer erhielt deswegen Befehl, in der Provinz zu bleiben, wo er ſeinen Amtsverrichtungen oblag, unter welchen er, nach den Strapazen der vorherigen Geſchäfte, wieder ein wenig Ruhe und Erholung fand.

Unterdeſſen kommunicirte er bey allen Gelegenheiten mit dem Herzog durch la Fare ſeinen gewöhnlichen Vertrauten, der deßwegen immer ab und zu reißte. Vercelli war der Zweck dieſer häufigen Kommunikation, und die wichtigſte Angelegenheit, woran man damals in Frankreich arbeitete. Denn da man aus den Zögerungen der Spanier, ihr darüber gegebenes Wort zu halten, wohl ſah, daß ſie nur auf eine günſtige Gelegenheit lauerten, es ganz zurück zu nehmen, ſo war es um ſo nöthiger, in ſie zu dringen, da die Ehre des Königs mit im Spiel war.

Unter den verſchiedenen Verhinderungen, die ſie hervorſuchten, um Zeit zu gewinnen, waren ſie auch darauf verfallen, ſich über den Beſtand der Truppen aufzuhalten, welche der Herzog an der Grenze ſeiner Staaten gegen Frankreich hielt; wobey ſie ſagten: dieß ſey der Erfüllung des Vertrags von Aſti entgegen, vermöge deſſen er gehalten ſey, gänzlich zu deſarmiren; wenn er dieſe Truppen nicht abdanke, würden ſie Vercelli nicht zurückgeben. Als ſich nun ihre Geſandten darüber am Hof erklärt hatten, ſo fand der König für gut, daß der Herzog, um ihrem böſen Willen jeden Vorwand zu benehmen, dieß wirklich leiſten ſollte. Und da er nicht zweifelte, daß man um ſo mehr

Mühe haben würde, ihn hiezu zu bereden, da nicht nur diese von ihnen so schlechterdings verlangte Bedingung das Ansehn verrieth, das sie sich über ihn herausnehmen wollten, sondern er auch mit Recht befürchtete, daß sie sich nach seiner gänzlichen Entwaffnung wenig um ihre Versprechungen kümmern würden, so ließ ihm der König Sein Wort geben, daß Er sie in diesem Fall ohne Umstände mit offenbarer Gewalt dazu anhalten, den ganzen Erfolg dieser Sache auf sich nehmen, und das Interesse des Herzogs ganz zu seinem eignen machen würde.

Zehntes Kapitel.

Was in Frankreich zur Wiedergabe von Vercelli gethan wurde. Was der Marschall dazu beytrug. Vorschlag einer Verbindung des Hauses Savoyen mit der Krone.

Dem ungeachtet konnte der Herzog diese Waffenniederlegung nicht für gut finden, und antwortete auf die Vorschläge, die man ihm deßwegen machte, mit nichts als Klagen, daß man ihn im Stich lasse, und er keine Stütze habe, da wo er am meisten unterstützt werden sollte. Diese Schwierigkeit nun, und die Hartnäckigkeit der Spanier, anders nichts von Zurückgabe hören zu wollen, bewog den König, den Marschall wieder bey dem Herzog ins Mittel treten zu lassen, um ihn zu vermögen, daß er sich nach Seinen Absichten bequemte, mit der Versicherung, daß Er es auf sich nähme, ihm Vercelli wieder zu verschaffen.

Der Marschall arbeitete hieran um so williger, da er der Meynung war, der Herzog müßte sich gänzlich

lich auf das Wort des Königs verlassen, und die hierdurch gewisse Versicherung der Zurückgabe von Verelli jeder andern Rücksicht, die ihn etwa abhalten möchte, vorziehen. La Fare, durch den er ihm diesen Rath bringen ließ, fand ihn sehr schlecht disponirt, darein zu willigen; endlich aber besiegte seine Geschicklichkeit alle diese Hindernisse, und der Herzog that, was man von ihm verlangte.

Da der König nun seiner Seits die letzte Hand an diese Sache legen wollte, deren Betreibung Er, gedachter massen, auf sich genommen hatte, so ließ er Modene in der Eigenschaft eines ausserordentlichen Gesandten hinüber gehen, und befahl ihm, zuvor den Marschall (das unentbehrliche Orakel für alle, welche mit diesem Geschäft zu thun hatten) zu sprechen, um sein Gutachten zu vernehmen, und mit ihm dieselbe Korrespondenz zu formiren, wie Bethune sie beständig unterhalten hatte. Nachdem Modene dieß auf seiner Reise durch Grenoble gethan hatte, setzte er seinen Weg fort, besuchte den Herzog zu Turin, von wo er mit Bethune nach Mailand gieng, und Dom Pedro die Ursache seiner Gesandtschaft erklärte. Sie fanden aber so viele vorsezliche Schwierigkeiten bey ihm, welche alle zeigten, wie wenig er Lust habe, seine Versprechungen zu erfüllen, daß sie nicht umhin konnten, dieß dem König zu berichten.

Jezt sah sich der König genöthigt, gegen den spanischen Gesandten, Herzog von Monteleon, folgende Sprache zu führen: „die Meynung, die man dem Kö„nig, Ihrem Herrn, beygebracht hat, als ob ich nicht „aus meinem Reich gehen könnte, ohne es voll Un„ruhen und Spaltungen zu hinterlassen, ist Schuld an „den Zögerungen, welche Dom Pedro macht, meinen

„Oheim, den Herzog von Savoyen zu befriedigen; „er soll aber wissen, daß nicht nur mein Reich nicht „in der schlimmen Lage ist, wie er sich einbildet, son„dern sollte es auch darüber zu Trümmern gehen, so „soll doch nichts mich abhalten, in Person über das „Gebirge zu gehen, um ihn zu zwingen, das Ver„sprechen zu erfüllen, das er mir gegeben hat, und „womit ich den Herzog beruhigen ließ." — Diese Worte, würdig der Majestät dessen, der sie sprach, machten Eindruck auf den Gesandten, und durch ihn auf den spanischen Staatsrath. Vercelli wurde bald darauf zurückgegeben.

Indessen trug ein andrer, in der Zeitgeschichte nicht berührter, Grund viel dazu bey; dieß war der schlechte Erfolg eines Anschlags, den der Herzog von Ossona, Vicekönig von Neapel, durch einen gewissen Jaques Pierre auf Venedig wollte ausführen lassen, und den man spanischer Seits für unfehlbar hielt. Deßwegen wollten sie erst warten, bis es damit in Richtigkeit wäre, und verzögerten durch alle erdenkliche Hindernisse die Zurückgabe dieses Platzes, indem sie sich versichert hielten, wenn ihre Unternehmung gut gelänge, mächtig genug in Italien zu seyn, um Vercelli mit Gewalt zurück zu behalten; da sie hingegen, wenn sie fehlschlug, wie denn wirklich geschah, nicht umhin konnten, es zurück zu geben, um sich nicht einen schweren Krieg auf den Hals zu ziehen, den sie aus mehrern Gründen fürchten mußten. Dieß ist die wahre Ursache ihrer Zögerungen.

Aller Argwohn und alle Besorgnisse des Herzogs schwanden mit dieser Zurückgabe, und die Spanier waren genöthigt, für dießmal den großen Hoffnungen zu entsagen, welche die Einnahme von Ver-

celli

etli ihnen in Italien gegeben hatte. Wer ihre Art und ihre Maximen kennt, erwartete nicht, daß sie es anders als mit Zwang und ohne Gewaltthätigkeiten zurückgeben würden. Da Eigennutz das Ziel ist, worauf alle ihre Gedanken gerichtet sind, so ist es unstreitig, daß dieser Platz ihre Absichten von dieser Seite ungemein erleichterte, indem er auf der einen Seite die Staaten des Herzogs ihnen öfnete, auf der andern Mailand deckte; so daß, wenn ihr Anschlag auf Venedig nicht fehlschlug, man wohl hätte sagen können, daß sie einen ihrer größten Plane ausgeführt und den besten Theil ihrer Ehrsucht befriedigt haben würden. So groß und weitumfassend sie aber auch ist, so versank sie doch in diesem noch grössern und weitern Meer.

Der Herzog, der die grossen Gefälligkeiten, die er von dem Marschall erhalten hatte, öffentlich erkannte, unterließ nicht, ihm feierliche Beweise seiner Erkenntlichkeit zu geben; wir werden aber sogleich eine neue und noch größere Veranlassung für ihn sehen, diese gegen ihn fortzusetzen. — Schon lange her arbeitete der Marschall daran, den Willen des hochseligen Königs, in Ansehung einer Verbindung des Hauses Savoyen mit der Krone in Erfüllung zu bringen, und itzt setzte er seine durch durch die erwähnten Vorfälle unterbrochene Bemühungen darum angelegentlichst fort, und suchte den Entschluß dazu zu bewirken. Zu dem Ende stellte er dem König vor: da die Lage dieses Fürsten ihm nicht erlaube, lange zwischen so grossen Mächten wie Frankreich und Spanien in der Mitte zu seyn, ohne sich zu einer von beyden zu halten, sich auf einen sichern Fuß zu setzen und sich gegen die verschiedenen Unternehmungen seiner Feinde zu decken; so müsse der Ehre Sr. Majestät daran gelegen seyn, daß

er

er diese Stüze nirgends anders als bey Frankreich suche, da man ihn hier dessen ohnehin schon würdig gefunden, und sich schon so stark für ihn erklärt habe. Da ferner das Haus Savoyen eines der erlauchtesten in Europa sey, und jederzeit große Männer hervorgebracht habe, so sey die Verbindung mit ihm wirklich ehrenvoll. Da ferner nichts solides in Italien unternommen werden könne, ohne daß dieser Fürst Antheil daran habe, so müsse man ihm nothwendig auf seine Seite zu ziehen suchen. Auch bezeuge der König durch Schliessung dieser Verbindung die Achtung, in welcher Er das Andenken des hochseligen Königs, Seines Herrn Vaters, halte, der sie bereits beschlossen gehabt habe, und auch vollzogen haben würde, wenn nicht unglücklicherweise sein Tod ihn daran verhindert hätte.

Während er hier so am Hofe durch den Baron von Marcieux zu dieser Absicht thätig war, bezeugte der Herzog den Gesandten Sr. Majestät, Bethune und Modene, wie eifrig er diese Ehre wünschte, und zeigte zu dem Ende allen möglichen Respekt, damit sie bey ihrer Zurückkunft nach Hof dem König die ersten Eröffnungen davon machen und ihn zu einer günstigen Aufnahme der wirklichen Bitte vorbereiten möchten, die er Ihm nächstens durch den auf Anrathen des Marschalls hiezu bestimmten Kardinal von Savoyen vortragen lassen würde.

Wirklich hielt es auch nicht schwer, die Sache dem König annehmlich zu machen, indem Er schon voll guter Gesinnungen gegen den Herzog und sein ganzes Haus war, so daß von dieser Seite nichts mehr zu wünschen übrig blieb. Indessen fehlte es nicht an Leuten, welche Ihn davon abwendig machen wollten, und dieß durch die Künste Uebelgesinnter und

vielleicht Fremder, die ſo viel Leidenſchaft gegen dieſen Fürſten bewieſen hatten, und, da ſie ihn dießmal nicht hatten unterdrücken können, durch den Beyſtand, den dieſe Verbindung ihm gewährte, alle Hoffnung dazu für die Zukunft verloren. Es wurde ſogar damals eine Konſpiration gegen die Stadt Genf entdeckt, wovon ein gewiſſer Chanalet der Urheber war, und, wie man ſagte, mit dem Gouverneur von Savoyen, dem Marquis von Lans in einem geheimen Verſtändniſſe ſtand. Die, welche die vorgeſetzte Verbindung rückgängig machen wollten, legten dieſe Sache dem Herzog zur Laſt, um ihn dem König gehäßig zu machen, als einen der mitten im Frieden einen Anſchlag gegen ein Volk unternommen habe, das die Ehre hat, unter franzöſiſchem Schutz zu ſtehen. Dem ungeachtet war ſeine Partey doch immer die ſtärkſte, und unter allen, welche ihn am muthigſten bey dem König unterſtützten, widerſetzte ſich den Gegnern am ſtandhafteſten Drageant, einer der vornehmſten Miniſter, ein geſchickter Mann, voll redlicher Geſinnungen für das Wohl des Staats. Kurz darauf wurde die Vermählung wirklich vollzogen.

Eilftes Kapitel.

Höchſt wichtige Rathſchläge des Marſchalls in Staatsangelegenheiten.

Der Baron von Marcieux, der ſich damals gewöhnlich für den Marſchall bey Hof aufhielt, und bey der Kommunikation, die er mit ihm unterhielt, ſtündlich ſeine Gedanken und Geſinnungen über die verſchiedenen Angelegenheiten des Reichs erfuhr, wurde deßwegen oft von den Miniſtern berufen, um ſie ihnen mitzutheilen. Da nun damals juſt eine beſonders

auf

wichtig und der Gegenstand der häufigsten Berathschlagungen des königlichen Staatsraths war; so wünschte man darüber vorzüglich das Gutachten des Marschalls, und der Baron befragte ihn sorgfältig darüber in allen seinen Briefen.

Diese Sache war die Wiedereinsetzung der Geistlichkeit in Bearn in ihre Güter, deren Genuß sie seit funfzig Jahren verloren hatten. Da diese Neuerung einigermassen die öffentliche Ruhe bedrohte und die gutgesinnten Minister und alle Rechtschaffenen üble Folgen befürchten ließ; so arbeiteten sie unaufhörlich daran, diesen vorzubauen, und betrachteten den Marschall als nöthig für ihr Vorhaben. Der Kanzler du Vair unter andern lag ihm besonders dringend an, dabey mit zu wirken, und bat ihn, zu dem König zu kommen und die guten Absichten Sr. Majestät zu unterstützen, so wohl um die öffentliche Ruhe zu erhalten, als die Frechheit der Aufrührer zu zügeln und die beynahe in allen Theilen verkehrte Ordnung wieder herzustellen; kurz, um große Dinge zu bewirken, die man sich von niemand vortheilhafter als von ihm versprach.

Der Marschall, der damit von ganzem Herzen übereinstimmte, aber seine Gegenwart am Hof für weniger nothwendig hielt als in seinem Gouvernement, wo er über das Benehmen der Provinzen wachen konnte, die am meisten der besorgten Unruhe fähig wären, begnügte sich dem Baron durch eine besondre Depesche zu schreiben: in der Verfassung, worinn sich itzt der Staat befinde, und worinn man billig Unruhen über die Veränderungen in Bearn zu befürchten hätte, welche von den meisten der reformirten Religion einer geheimen Absicht, ihre Freyheiten anzuta-

sten

ſten und ſie ihrer Privilegien zu berauben, zugeſchrieben würden, auch in Rückſicht auf den Zuſammenhang dieſes Religionstheils mit jener ſehr erbitterten Faction müßte man ſeiner Meynung nach in allem auf die Erhaltung des königlichen Anſehens bedacht ſeyn, damit es unerſchütterlich in jener Erhabenheit bleibe, die es bey Einheimiſchen und Fremden in Furcht und Achtung erhalte und dadurch ſtets unverletzlich mache. Die Gerechtigkeit müſſe zu dem Ende ohne Anſehn der Perſon oder Religion gleich ausgetheilt, die Pacifications-Edikte genau beobachtet werden, damit die von der reformirten Religion über keine ungleiche Behandlung zu klagen hätten, und alſo nie einen Vorwand bekämen, ſich dem Gehorſam zu entziehen. Befänden ſich dann dennoch welche unter ihnen, die ſo unbeſonnen wären, ſich von ihrer Pflicht zu entfernen, ſo müſſe man ſie erſt durch Gelindigkeit dahin zurück zu bringen ſuchen, und mit den Alliirten gutes Vernehmen unterhalten, ihnen die Gründe zu dem Verfahren in Bearn anzeigen und dieſe den Unterthanen ſelbſt einleuchtend machen, damit der gröſte Theil der Provinzen, wenn auch gleich einige ſich empörten, ſich doch nicht durch das böſe Beyſpiel verführen lieſſen. Würde aber Güte nichts verfangen, dann müſſe man freylich nothwendig zur Gewalt greifen und ſie zur Züchtigung bereit halten, damit die erſten Abtrünnigen nicht Gelegenheit hätten, noch andre zu machen. Er ſey jederzeit der Meynung geweſen, fünfhundert Mann ſeyen eher im Stande eine Unordnung in ihrem Entſtehen zu verhindern, als fünftauſend eine ſchon ausgebrochene durch Zaudern mit den dagegen zu ergreifenden Mitteln angewachſene zu erſticken. Der Fond zu Unterhaltung einer Armee ſey, wenn man gut damit umgehe, weder übertrieben noch auch nur groß zu nennen, ge-

gen den Vortheil, der dem königlichen Intereſſe unfehlbar daraus erwachſen müßte. Wenn man zu dem Ende beſtändig zehntauſend Mann Franzoſen, zwey tauſend Schweitzer und dreytauſend Pferde hielte, ſo würde wohl niemand ſo kühn ſeyn, es zu wagen, Unruhen im Staat zu erregen. Um das königliche Intereſſe deſto ſicherer zu ſtellen, müſſe man den Herzog von Savoyen durch eine Verbindung dafür gewinnen, indem er nicht nur das Thor zu Italien in ſeiner Macht habe ſondern auch ſeine Unterthanen, ſowohl aus Intereſſe, wegen der Nachbarſchaft, als Gleichförmigkeit ihres Naturels, ſtarkes Verkehr mit den Franzoſen haben. Dieſer Fürſt habe dem König Verbindlichkeiten genug, daß man von ihm glauben dürfte, er würde die Aufrührer nicht unterſtützen; zu deſto größerer Sicherheit aber müſſe man ihn ernſtlich in das franzöſiſche Intereſſe ziehen; aus eben dem Grund müſſe man ſich mit den Niederlanden und dem Fürſten von Oranien auf einen guten Fuß ſetzen und erhalten; ein Gleiches müſſe man gegen den König von England beobachten, ihn durch eine Verbindung gewinnen, und zum Zeugen der guten Abſichten Sr. Majeſtät machen, damit die Uebelgeſinnten eben ſo wenig bey ihm Beyfall fänden und, damit ſie, jeder Hoffnung auf Beyſtand beraubt, genöthigt wären, aus Noth gut zu thun, wenn ſie es nicht aus freyem Willen wollten. Endlich ſey überhaupt der beſte und heilſamſte Rath, den er geben könnte, der, den Frieden feſt zu ſtellen und ihn als den ſicherſten Grund des königlichen Anſehens zu erhalten. Der König müſſe, als ein guter Vater, ſeinen Unterthanen, als ſeinen Kindern, bisweilen Fehler überſehen, und nicht ſogleich einen böſen Vorſatz zuſchreiben, was oft blos Unbedachtſamkeit und Leichtſinn war. Bey Fällen von Unbotmäßigkeit müſſe man ſorgfältig den erſten

Uebt-

Urheber nachſpüren, und ſie ohne Nachſicht züchtigen; und was die in Bearn betreffe, ſo mißbillige und verdamme er zwar gänzlich ihr Verfahren; indeſſen würden doch Ihre Majeſtät wohl thun, wenn ſie dabey nur im äuſſerſten Nothfall, wenn alle andre Mittel vergebens verſucht worden wären, Ihrer Gerechtigkeit und ihren Waffen gegen ſie den Lauf ließen.

Der Baron theilte dieſe weiſen Gedanken den Miniſtern mit, und trug ſie auch ſogar im Kabinet des Königs vor; man fand ſie der Klugheit würdig, der ſie ihren Urſprung zu danken hatten, und konformirte ſich darnach, ſo gut die Lage der Sachen und die Zeitumſtände es erlaubten. Der Rath zum Frieden wurde von den Rechtſchaffenen als nothwendig gebilligt. Allein mehrere damalige Miniſter, welche fürchteten, ſie möchten dadurch an Wichtigkeit verlieren, gaben vor: der König habe nur allzugerechte Urſachen, Krieg anzufangen, und überſtimmten die, welche für Mäſigung waren. Auch der Vorſchlag zu jenen Verbindungen fand ſtarken Beyfall. Weil aber in England die Miniſter des Königs gewiſſermaſſen übel behandelt worden waren, was man nicht ſo hingehen laſſen zu dürfen glaubte; ſo wurde dieſe Verbindung verſchoben, und nur die mit Savoyen beſchloſſen, welche bald darauf auch vollzogen wurde.

Zwölftes Kapitel.

Vollziehung der Savoyischen Verbindung. Reise des Cardinals von Savoyen nach Hof. Merkwürdigkeiten von den fortgesetzten Bemuhungen des Marschalls, zum Besten des Staats.

Der Kardinal von Savoyen, der von dem Herzog seinem Vater, dazu ersehen worden war, um im Namen seines Hauses dem König den neuen Respekt zu bezeugen zu dem es sich gegen Ihn, so wohl durch den Schutz, den es von Ihm gegen die spanischen Waffen erhalten hatte, als durch die gehoffte Ehre einer Verbindung mit dem königlichen Hause verbunden fühlte, gieng zu Ende des Herbsts mit einem seines Standes und seines Geschäfts würdigen Aufzug von Turin ab. Als er durch Grenoble kam, wo er wie in allen andern Städten des Reichs, die auf seinem Wege lagen, auf Befehl des Königs prächtig empfangen wurde, wollte er einen Tag bey dem Marschall zubringen, um ihm die Erkenntlichkeit zu bezeugen, welche sein ganzes Haus gegen den Marschall für die Fortsetzung seiner günstigen Gesinnungen hegte; welches der Marschall mit aller möglichen Höflichkeit erwiederte, und nichts vergas, was bey dergleichen Gelegenheiten üblich ist.

Von da gieng der Kardinal an den Hof, der auf die Nachricht von seiner Reise, von Tours nach Paris zurück gekommen war, und wurde daselbst so wohl von Sr. Majestät, als von den Grossen des Reichs so glänzend empfangen und behandelt, daß er neben dem vollkommenen Vergnügen, das er darüber empfand, auch noch Ursache hatte, in allem durchgehends

hends die Pracht des gröſten Monarchen in der erſten Stadt der Welt zu bewundern. Er hielt in einer öffentlichen Audienz bey Sr. Majeſtät im Namen ſeines Bruders, des Prinzen von Piemont, nachherigen Herzogs von Savoyen, um Madame Chriſtiane, zweyte Schweſter des Königs, an, welche ihm bewilligt ward; worüber wenige Tage darauf der Kontrakt geſchloſſen wurde.

Nun wieder zum Marſchall zurück. Er hatte ſich auf königlichen Befehl zu einer Zuſammenkunft mit dem Herzog von Ventadour nach Vienne begeben, um einige Streitigkeiten zwiſchen dem Gouverneur von Lyonnois, Alincourt und dem Lieutenant general des Gouvernements, St. Chamond, beyzulegen, und brachte nach glücklicher Beendigung dieſes Geſchäfts den Reſt des Jahrs mit Beſuchung ſeiner Güter in Breſſe zu, wobey ihn viele vornehme Perſonen begleiteten. Von da gieng er wieder nach Grenoble zurück, und war daſelbſt im Reſt des Winters und des folgenden Jahrs.

Als hierauf im Frühjahr die von der reformirten Religion ſich in der Bearniſchen Angelegenheit etwas hitzig zeigten, ſo arbeitete er unermüdet zur Mäſigung, damit die Sachen nach dem Wunſch der Redlichgeſinnten zur Zufriedenheit Sr. Majeſtät ausfallen möchten. Um deſto wirkſamer hierauf zu arbeiten und einer Seits dem König ſeine guten Geſinnungen zu beweiſen, andrer Seits ähnliche in denen zu erwecken, welche durch Eigennutz oder Beyſpiel mit in den Strom der Verführung hineingezogen wurden, erſah er den Präſidenten du Cros, einen der geſchickteſten Männer ſeines Standes in jeder Art von Geſchäften, und ſchickte ihn an den König, um Ihm

zu berichten, welche Anstalten er getroffen hatte, um die Provinzen in der Nachbarschaft seines Gouvernements in Ordnung zu erhalten, welche in allem auf ihn sahen, und von seinem Rath erwarteten, was sie thun sollten.

Der Präsident wurde von dem König und den Ministern um so günstiger aufgenommen, da der Gegenstand seiner Reise angenehm war, und man von seiner Geschicklichkeit und seinem Einfluß bey seinen Religionsverwandten den für die Ehre des Königs und die öffentliche Ruhe gewünschten Erfolg hoffte. Er wohnte also der Versammlung derer von Bearn zu Orthez bey, und ermahnte sie angelegentlichst, sich hitziger Maasregeln zu enthalten, wozu übelgesinnte Leute sie verleiten wollten, und zu bedenken: „daß die in ihren Angelegenheiten erfolgten Verände„rungen eine blosse nothwendige Folge der Gerechtig„keit des Königs und nicht eine Wirkung einer schlim„men Absicht Sr. Majestät gegen sie seyen.“ — Hierauf gieng er nach la Rochelle, wo man anfieng, den gefährlichen Saamen auszustreuen, der zu ihrem Verderben reifte, den er aber itzt noch im Keim zu ersticken suchte. Er erklärte den Aufrührern überall: von dem Marschall dürften sie sich keine Unterstützung versprechen, noch sich im mindesten mit der Hoffnung schmeicheln, daß er sich je unter dem Vorwand der Religion von dem königlichen Interesse trennen würde, so lang die Pacifications-Edikte aufrecht erhalten würden, und Se. Majestät Ihre gehorsame Unterthanen von den andern unterschieden.

Gott ließ nicht zu, daß so heilsame Rathschläge befolgt wurden, und der Präsident hatte weiter nichts von seinen Bemühungen, als daß er wenigstens

nigſtens ihre Aufrichtigkeit bewieſen hatte. Wir werden ihn bald als das unglückliche Opfer einer Konſpiration erblicken, weil er verſucht hatte, gewiſſe Leute von dem Abgrund zurück zu halten, die ſich mit einer Verblendung, die ich eigentlicher Wuth nennen möchte, hineinſtürzten.

Um dieſe Zeit wollte das Unglück Frankreichs, daß die Königin, Mutter Sr. Majeſtät, welche ſeit denen auf den Tod des Marſchalls von Ancre erfolgten Veränderungen am Hof, nicht von Blois weggegangen war (21) und ihren Aufenthalt als eine Gefangenſchaft, ihre Abweſenheit vom Hof als eine Verweiſung betrachtete, die ihr durch das Bewußtſeyn ihrer Größe und einige beſondre Urſachen zum Mißvergnügen noch unerträglicher wurde; das Unglück wollte, ſage ich, daß ſie ſich mit Hülfe des Herzogs von Evernon nach Angouleme retirirte, wo ſie es ihre erſte Sorge ſeyn ließ, dieſen Schritt ſowohl gegen den König, als gegen die angeſehenſten Groſſen des Reichs zu rechtfertigen, bey welcher Gelegenheit ſie denn auch an den Marſchall, den ſie, wie wir geſehen haben, während ihrer Regentſchaft jederzeit ſehr hoch ſchätzte, folgendes Schreiben erließ.

Mein Vetter!

Die ſchlechte Führung der Angelegenheiten des Königs, meines Herrn Sohns, iſt den meiſten ſeiner Unterthanen dermaſſen zu Herzen gegangen, daß ſeit geraumer Zeit die Klagen und Proteſtationen der Gröſſeſten und Weiſeſten darüber mir zu Ohren gekommen ſind, um ihm die Nachtheile davon vorzuſtellen, und ihn anzuflehen, auf abhülfliche Mittel bedacht zu ſeyn. Zu Blois durfte ich nicht reden, indem ich mich in der Gewalt derer befand, welche

ganz andre Gesinnungen hegen, und ich nicht glauben lassen wollte, als ob mein Privat-Schmerz mich von seinen, obschon von fremden Leidenschaften eingegebenen, Willensmeynungen getrennt hätte. Endlich aber trug doch der Rath der Rechtschaffenen und das Gefühl der Mutterpflicht den Sieg davon, und ich entschloß mich, Blois zu verlassen, wie ich auch mit großer Gefahr that, um mich an einen Ort zu wenden, wo ich Ihm mit Sicherheit vortragen kann, was jeder wünscht und meine Liebe von mir heischt. Ich habe Ihn bereits gebeten, mir Mittel dazu zu verschaffen, und bitte Sie andurch, Sie wollen mit ihrem guten und getreuen Rath meine aufrichtigen Gesinnungen unterstützen, indem mir nicht unbekannt ist, daß Sie die Unruhen kennen und beklagen, und daß die vorzügliche Achtung, zu welcher Ihre Vortreflichkeit Sie sowohl in als ausser dem Reich erhoben hat, Ihren Vorstellungen ein solches Gewicht geben muß, daß der König, gedachter mein Herr und Sohn, die Wahrheit davon glauben und die erforderlichen Gegenmittel anwenden wird, um die augenscheinliche Unruhe zu vermeiden, der ich mit den Empfindungen und den Besorgnissen eines Mutterherzens, bald vorgebeugt zu sehen so eifrig wünsche, als dieß, daß Sie nach ihrer so großen Fähigkeit und so starkem Einfluß auf alle mögliche Art sorgfältig dazu mitwirken möchten. Mit der Versicherung, daß die Dienste, welche Sie bey dieser wichtigen Gelegenheit dem König, gedachtem meinem Herrn und Sohn leisten mögen, mich stark verbinden werden, Ihnen mit der That die Achtung zu beweisen, die ich jederzeit gegen Sie hegte, und zu verbleiben

Mein Vetter ꝛc. ꝛc.

Diesem Brief fügte der Herzog von Epernon noch folgenden in seinem Namen bey:

Monsieur!

Die Achtung, die ich gegen Ihre Vortrefflichkeit hege, legt mir die Verbindlichkeit auf, Ihnen von meinen Handlungen Rechenschaft zu geben, besonders von dem Dienst, welchen die Königin Mutter von mir verlangte. Ich halte mich versichert, daß Sie einsehen werden, ich habe mich ihrem Befehl nicht entziehen können, weil es nicht nur die Freyheit einer so guten und großen Königin galt, sondern auch das Interesse des Königs und das allgemeine Beste seines Staats betraf. Beyde liegen Ihr so sehr am Herzen, daß Sie lieber jedes Elend erdulden, als ihnen nur den mindesten Nachtheil zuziehen will. Dieß, mein Herr Marschall, ist es, was mich verbindet, sie ihrer Absicht gemäs, nach Angouleme zu führen, voll Vertrauens, daß der König diese Handlung nach Seiner gewöhnlichen Güte und Gerechtigkeit beurtheilen wird, und daß die, deren Rath er darüber erfordern dürfte, und unter diesen besonders Sie, dieselbe so auslegen werden, daß das gute Vernehmen, das zwischen Ihren Majestäten bestehen muß, dadurch nicht unterbrochen werde, vielmehr die Gesetze Gottes und der Natur mit denen des Staats bestehen können, für dessen Ruhe Sie schon so viel gethan und gelitten hat, daß die, welche nähere Kenntniß davon haben, wie Sie mein Herr Marschall, Ihrer Entfernung von Blois unmöglich eine unrechte Deutung geben können. — Da Ihre Majestät selbst an Sie schreiben, so will ich Sie nicht länger hier aufhalten, als nur um Sie noch angelegentlichst und freundschaftlichst zu bitten, mich zu lieben, wie ich Sie ehre und hochachte, und nichts sehnlicher

wünſche, als Ihnen durch meine Dienſte zu beweiſen, daß ich in der That bin

Mein Herr Marſchall ꝛc. ꝛc.

Auf dieſe beiden Briefe antwortete der Marſchall durch die beyden hier folgenden:

Madame!

Das Schreiben, womit Ew. Majeſtät mich zu beehren geruhten, habe ich richtig erhalten, und daraus Ihren Abgang aus Blois erſehen. Ich kann Ew. Majeſtät nicht bergen, daß ich über dieſe Nachricht ſehr betroffen war, und daß ſie mir empfindliches Mißvergnügen verurſachte, indem ich befürchtete, dieſe Veränderung möchte nachtheiligen Einfluß auf die Ruhe des Staats haben. Da indeſſen Ihro Majeſtät mir die Ehre erzeigen, mich zu verſichern, daß Sie nichts als gute Geſinnungen hegen; ſo lebe ich der Hoffnung, daß von Ihrer Seite nichts vorgenommen werden wird, was nicht zur Zufriedenheit des Königs gereichte. Was mich betrifft, der ich durch Pflichten und Verbindlichkeiten jeder Art ſo ganz zum Dienſt Sr. Majeſtät des Königs bin, daß nichts je vermögend ſeyn wird, mich unter keinerley Umſtänden davon abzubringen; ſo kann ich weiter nichts als Gott bitten — wie ich von ganzem Herzen thue — daß er Ihnen, Madame, mit ſeinen heiligen Eingebungen beyſtehen wolle, zur Zufriedenheit Sr. Majeſtät und zum Wohl ſeines Reichs; mit der unterthänigſten Bitte, mir die Ehre zu erzeigen, zu glauben, daß ich jederzeit ſey

Madame ꝛc. ꝛc.

An den Herzog von Epernon:

Monſieur!

Monsieur!

Ich bin Ihnen unendlich verbunden für die gute Meynung, die Sie von mir zu haben belieben, und werde jederzeit suchen, mich durch meine Dienste darinn zu erhalten. Aus dem Schreiben, womit die Königinn mich zu beehren geruhte, ersehe ich ihre Entfernung von Blois und Sie setzen hinzu, es sey auf ihren Befehl geschehen, daß Sie ihr hiebey gedient hätten. Ich habe jederzeit vor allem, was von Ihnen kommt, die schuldige Achtung gehabt; allein da diese Handlung in der That eine ausserordentliche ist, so werden Sie mir gütigst erlauben, mein Herr Herzog, Ihnen mit der Freyheit, welche mir die Eigenschaft Ihres unterthänigsten Dieners, wozu ich mich bekenne, giebt, zu sagen, daß ich fürchte, sie dürfte vom Herrn nicht so günstig angesehen werden, als Sie es wünschen möchten; und die schlimmen Folgen, die sie nach sich ziehen kann, möchten zum Theil Ihnen zur Last gelegt werden. Da nun die guten Diener Sr. Majestät allgemein besorgen, diese Veränderung möchte nachtheiligen Einfluß auf den Staat haben, so kommt es Ihrer Klugheit, und dem grossen Einfluß, den Sie bey dieser Fürstin haben, zu, dafür zu sorgen, daß alles zur Zufriedenheit des Königs ausschlage; was man von Ihrer guten Leitung hoffen darf. Was mich betrifft, der ich nie einen andern Zweck als seinen Dienst und nie ein angelegneres Interesse als das Seinige hatte, so bin ich entschlossen, mich zum Stamm zu halten (22), wie es auch kommen mag und mich durch keine Rücksicht aus den Schranken meiner Pflicht ziehen zu lassen. Hierinn habe ich jederzeit meine hauptsächlichste Zufriedenheit gesucht. Eine ganz besondre würde es mir noch gewähren, wenn ich so glücklich wäre, Ihnen beweisen zu können, daß ich bin

Mein Herr Herzog. ꝛc. ꝛc.

Sobald er diese Depesche erhalten hatte, schickte er die Originale selbst sogleich an den König, mit einer Abschrift seiner Antwort darauf, und bestättigte Ihm durch diesen neuen Beweis seiner redlichen Absichten und seiner langen Treue auf eine angenehme Art die Ueberzeugung, die Er schon lange von beyden gehabt hatte. Auch gab ihm der König vor mehreren Standespersonen das Zeugniß: „Er sey ganz versi„chert, daß der Degen des Marschall von Lesdiguieres „Ihm nicht fehlen werde, um Sein Ansehn zu er„halten, und Seine Krone ganz auf Seine Nachfol„ger zu bringen.“ — Wir werden anderswo sehen, wie kurz darauf die Unzufriedenheit der Königin Mutter und derer, die ihren Anhang ausmachten, öffentlich ausbrach, und der Marschall nebst einigen andern Grossen, Befehl erhielt, die Waffen zu ergreifen, um den darauf erfolgten Unordnungen Einhalt zu thun.

Zehntes Buch.

Erstes Kapitel.

Der Marschall begünstigt zum Vortheil Frankreichs die Unternehmung des Herzogs von Ossuna, sich zum König von Neapel zu machen.

Da der Hauptzweck der Sorgen und Gedanken des Marschalls dahin gieng, in allen Dingen das Wohl und die Größe des Staats zu befördern; so zeigte sich ihm eine schöne Gelegenheit hierzu in Italien, die er um so mehr nutzen zu müssen glaubte, da sie ganz in seinen Plan paßte und Frankreich das Mittel erleichtern konnte, sich für den Verlust schadlos zu halten, den es verschiedentlich erlitten hatte.

Dom Pedro Giron, Herzog von Ossona, Vicekönig von Neapel, einer der glänzendsten seines Jahrhunderts, von dem man sagen kann, es war nichts klein an ihm als seine Statur, dem aber sein gegenwärtiges Glück noch nicht genügte, war am spanischen Hof misvergnügt worden, und im Verdacht, über einem großen Anschlag zu brüten, indem Ehrsucht und Rachsucht ihn gleich sehr beherrschten; Leidenschaften, die sich wechselseitig anfeuern und die Menschen zu den äussersten Wagestücken anspornen.

la Verriere, ein Adelicher aus Frankreich, Kapitain von seiner Garde, der in großem Kredit bey ihm stund, sowohl weil er ein sehr geschickter Mann als auch, weil er Franzose war, folglich von einer Nation, für die der Herzog ganz besondre Zuneigung bezeugte, dieser la Verriere also hatte sich, als er den Herzog in einer solchen Stimmung sah, darüber gegen de Veynes, einen Adelichen aus Dauphiné und einen seiner Freunde erklärt. und beyde waren der Meynung: man dürfte diese Gelegenheit nicht vernachläßigen, und es könnten große Vortheile daraus für die Fürsten erwachsen, welche dabey interessirt sind, die Herrschsucht der Spanier zurück zu drängen. De Veynes reiste zurück nach Frankreich, um darüber mit den Staatsministern, besonders dem Kanzler zu kommuniciren, dem er zuerst Nachricht davon gegeben hatte, und entdeckte die Sache auch unterwegs, als er durch Turin kam, dem Herzog von Savoyen und nachher noch umständlicher dem Marschall, unter dessen Leute er bald darauf kam.

Diese beyden nun, der Herzog und der Marschall, fanden die Sache wichtig, und schrieben durch ihn selbst an die Minister, welche, in Rücksicht auf das Verhältniß des Marschalls mit dem Herzog und darauf, daß sie beyde am nächsten bey der Hand waren, folglich die Sache am besten lenken könnten, der Meynung gewesen waren, sie ganz ihrer Sorgfalt zu überlassen Sobald also de Veynes wieder bey ihnen zurück war, schickten sie ihn nach Neapel, mit Briefen an den Vicekönig, um ihm jede Hülfleistung anzubieten, worüber er sich jedoch nicht erklären sollte, bis er ihn zu Ausführung seines Plans würklich entschlossen sähe.

Indes-

Indeſſen arbeitete la Verriere ohne Zeitverluſt daran, ſeine Unzufriedenheit zu nähren und zu vergrößern, und ihn einer mächtigen Unterſtützung von Seiten Frankreichs zu verſichern. Er ſtellte ihm vor: er könnte nie eine ſchönere Gelegenheit finden, ſein Glück durch eine ſeines großen Namens würdige Unternehmung gegen die Bemühungen ſeiner Feinde zu ſichern. Er habe eine Armee von funfzehn bis ſechzehntauſend Mann auf den Beinen; zwanzig Galeeren und zwanzig Gallionen, wohl gerüſtet und wohl bemannt, nebſt dem größten Theil der Artillerie des Reichs und den beſten Plätzen; die Konjunktur ſey um ſo vortheilhafter, da beynahe alle europäiſchen Mächte jetzt an der Erniedrigung des Hauſes Oeſtreich arbeiteten; Teutſchland ſey voll Unruhen und im Aufſtand, und der Kaiſer durch den Böhmiſchen Krieg ſehr in Verlegenheit, ſo daß er alſo nicht zu fürchten hätte, Spanien möchte von dieſer Seite her den gewöhnlichen Beyſtand erhalten; vielmehr müſſe man im Gegentheil, um Teutſchland zu Hülfe zu kommen, Flandern entblößen, wo die Holländer auf dem Punkt ſeyen, den Stillſtand zu brechen; der Herzog von Savoyen erwarte nur die Gelegenheit, um in Montferrat und dann ins Herzogthum Mayland einzufallen. Von Spanien ſelbſt habe man gar nichts zu fürchten, da es ſo ſehr menſchenarm ſey; von Sicilien noch weniger, wegen der augenſcheinlichen Gefahr, die in Anſehung türkiſcher Einfälle das mit verbunden wäre, wenn man die Beſatzungen herausziehen wollte. Da man alſo dem Königreich Neapel von keiner Seite her zu Hülfe kommen könne, ſo werde es ihm ſehr leicht fallen, darinn alles anzufangen was er wollte. Er werde ſich Meiſter davon gemacht haben, ehe der König von Spanien Anſtalt machen könnte, es ihm zu verwehren. Sobald

bald er sich erklärt haben würde, würde er sich von Frankreich und den übrigen europäischen Potentaten unterstützt sehen. Auch der Umstand würde seiner Absicht gut zu statten kommen, daß nämlich seine Armee aus vier Nationen zusammengesetzt sey, Franzosen, Italienern, Walonen und Spaniern; denn die Franzosen würden unbedingt alles thun, was er wollte, die Italiener, blos für ihr Vaterland eingenommen, würde er mit leichter Mühe auf seine Seite ziehen; da es nicht wahrscheinlich wäre, daß die Walonen und Spanier sich sogleich empören würden, so müßte man es mit ihnen anders angreifen, Meuterey wegen schlechter Zahlung unter ihnen erregen, ihnen zeigen, daß der Fehler gar nicht am Herzog liege, sondern blos an den königlichen Beamten, und unterdessen sich die Liebe der Soldaten dadurch erhalten, daß er ihnen von seinem eigenen Geld gäbe; wie er oft that. Er müsse sich freygebig gegen die Chefs erweisen, freundlich gegen sie seyn, sie liebkosen, was er alles mit so guter Art zu thun verstände. Wenn sie sich dann empört hätten, müsse man ihnen vorstellen, jetzt sey keine Sicherheit mehr für sie, und Reue sey gefährlicher noch als das Vergehen; dann würde es nicht schwer halten, sie zu allem zu vermögen, was man mit ihnen anfangen wolle. Wenn nun diese Schwierigkeiten überstiegen wären, zeigte sich eine neue, welche beträchtlich schiene, mit der er jedoch auch leicht zu Stand kommen könnte: nemlich die Ankunft des Prinzen Philibert von Savoyen, Generalissimus zur See, der von dem König von Spanien nach Neapel geschickt wurde, unter dem Vorwand, daselbst eine Flotte zum Kreuzen gegen die Türken auszurüsten, im Grund aber, um über das Betragen des Vicekönigs zu wachen, gegen den man täglich stärkern Verdacht faßte. Das Mittel nun da-

dagegen beſtünde darinn, daß, da man ihm weder Mannſchaft noch Schiffe verſagen könnte, er ihm ſo wenige als möglich von den erſtern, und von den übrigen nur die gäbe, auf die er ſich nicht verlaſſen könnte. Ueberdieß komme dieſer Prinz auch nur mit den Genueſiſchen Galeeren und dem Sicilianiſchen Geſchwader, alſo mit einer weit ſchwächern Macht als die des Vicekönigs; und wenn er mit ſeiner Ausrüſtung fertig wäre, würde er genug zu thun haben, ſich den Streifereyen der Türken und der Venetianer zu widerſetzen, welche letztern einige Neapolitaniſchen Kaufleuten gehörige Barquen mit Getraide beladen, weggenommen hatten, und ſich anſchickten, das Ding noch weiter zu treiben. Die Ankunft des Prinzen könne ihn alſo nicht beſorgt machen; alles ſey ihm vielmehr günſtig. Dabey lag er ihm ſehr an, die Maſke abzunehmen, indem die Fürſten, von denen er Beyſtand zu erwarten hätte, Bedenken tragen würden, ihn ihm zu leiſten, bis er ſich erklärt hätte, und ſie Feſtigkeit in ſeinen Angelegenheiten ſähen, da ſie nicht muthwillig mit dem König von Spanien brechen und einen Krieg anfangen wollten, deſſen Ausgang ſo zweifelhaft wäre. — Indeſſen konnte doch la Verriere für dießmal nichts beſtimmtes aus dem Herzog erzwingen, der ſich lange bedachte, ehe er ſich ganz entſchloß, indem er die Höhe des Felſen, den er erklimmen wollte, mit den Augen maas, und überlegte, daß wenn das Hinaufſteigen ſchon ſehr mühſam iſt, der Herabſturz noch weit gefährlicher ſeyn würde.

De Veynes kam hierüber nach Neapel zurück, und la Verriere nahm ſeine letzten Verſuche bey dem Vicekönig wieder vor, und bereitete ihn vor, die Anträge zu hören, welche ihm im Namen des Herzogs und des Marſchalls gemacht werden ſollten, deren

Ver-

Vermittlung ihm, wie er bezeugte, angenehm war, indem beyde zween große Männer wären, die er seit langer Zeit sehr schätzte, und auf deren Wort er sich gänzlich verlassen zu können glaubte. Nachdem er de Veyne verschiedenemal allein gesprochen hatte, hielt er seine Absicht weiter nicht vor ihnen geheim, und gab ihnen eine Art von Versicherung darüber, daß er sich erklären wolle, wenn er kräftig unterstützt würde.

Unterdessen waren der Herzog und der Marschall der Meynung, es sey nothwendig für sie, am Hof einen Minister zu haben, an den sie sich ganz besonders wenden könnten, und hatten zu dem Ende Deageant erhalten, dessen sie um so mehr benöthigt zu seyn glaubten, da ausser dem großen Kredit, worinn er bey dem König stand, die Wichtigkeit der Sache auch Stillschweigen, Eile und Geschicklichkeit erforderte; Eigenschaften, durch die er sich besonders empfahl, und die ihm vielleicht endlich den Neid derer zuzogen, die am Staatsruder saßen.

Der Herzog und der Marschall welche unterdessen, wie gewöhnlich durch la Fare, mit einander kommunicirten, betrieben am Hof ernstlich den Entschluß der Minister, in Ansehung des dem Vicekönig versprochenen Beystands. Sie stellten vor: da die Sache in der That von vielen Umständen, besonders von der Zeit, abhänge, die sich gegenwärtig ganz nach Wunsch finde, so sey zu fürchten, es möchte sich, wenn man länger zaudre, hierinn eine Veränderung ereignen; und da überdieß die Unterhandlung, was man nicht vermeiden könne, durch mehrere Hände gehen müsse, so möchte sie nicht lange mehr so geheim bleiben, wie bisher. Diese Bewegung würde unfehlbar andere nach sich ziehen; es seyen in der Lombardey

barbey ſehr gedrückte Städte, die man, wenn man ihnen auch nur ein wenig die Hand böte, zum Aufſtand bringen könnte. Der Stillſtand mit Flandern gehe zu Ende; den Holländern werde es lieb ſeyn, dieſe Gelegenheit nutzen zu können. und ſo würden ſie mit ihrer ganzen Macht dazu beytragen; ſie beyde hätten den Fürſten von Oranien fragen laſſen, ob er nicht Theil daran nehmen wollte, und hätten ihn ſehr geneigt dazu gefunden; man wäre sogar bereits gleichſam mit ihm übereingekommen ſobald der Vicekönig die Maſke abgenommen hätte, wolle er eine gute Anzahl Schiffe in die Meerenge ſchicken, um ſie den Spaniern zu verlegen; kurz alles ſey ſo gut vorbereitet, daß man ſich einen guten Ausgang davon verſprechen müſſe.

Der Prinz von Piemont, der damals am Hof war, um ſeine Vermälung zu vollziehen, und Creauy, ließen ſich die Sache äuſſerſt angelegen ſeyn, und drangen ſehr auf den Entſchluß des Staatsraths, der in mancherley Meynungen hierüber getheilt war. Die einen glaubten, man müſſe ſich der Sache öffentlich annehmen, nur mit zweckmäßiger Sicherheit und Vorſicht; die andern waren nicht dieſer Meynung, aus dem Grunde, weil dieß alles blos eine Liſt des Spaniſchen Staatsraths ſey, um zu machen, daß der König ſich unvorſichtig erklärte, und dann die Schuld des Bruchs auf Ihn zu ſchieben. Dieß verzog denn freylich die Sachen in die Länge. Dazu kam noch, daß die Entfernung der Königin Mutter, welche Blois verlaſſen hatte, und mit der man in Unterhandlung ſtand, die Miniſter ſo ſtark beſchäftigte, daß ſie nicht auf auswärtige Angelegenheiten denken konnten, die ihnen ohnehin auch nicht ſo am Herzen lagen, wie man hätte wünſchen mögen. Hiezu trug

auch die Aufmerksamkeit nicht wenig bey, welche die Günstlinge auf die Vergrößerung ihres Glücks wendeten; so daß ihr Privatintereſſe beynahe ihre ganze Sorgfalt und ihren Geist ausschließlich beschäftigte.

Auf der andern Seite hatten la Verriere und de Veynes den Vicekönig so geschickt zu behandeln gewußt, daß er entschlossen war, vorzuschreiten, wenn er nur erst wüßte, wie er unterstützt werden sollte. Und da sein Hauptintereſſe war, unterdessen in den Waffen zu bleiben, so fehlte es ihm nie an einem schicklichen Vorwand, seine Truppen beyzubehalten und zu vermehren, besonders Franzosen, die er sogleich anstellte, indem er sich besonders günstig gegen sie bezeugte, worüber die andern Nationen nicht wenig eifersüchtig waren, vorzüglich die Spanier, welche nicht ohne großes Mißvergnügen mit ansehen mußten, daß er die so gut behandelte, die sie für gebohrne Feinde ihrer Nation ansahen.

Die Regenten von Neapel (23) schöpften Verdacht gegen ihn, versuchten, ihn dahin zu bringen, daß er seine Macht vertheilte, und schlugen ihm unter andern Gelegenheiten dazu den Krieg, zu dem sich die Venetianer gegen sie rüsteten, vor, damit er seine Schiffe ins Meer ausschicken und seine Truppen nach den Plätzen abgehen lassen möchte, welche an der Küste des Adriatischen Meerbusens liegen; allein so wie er sich durchaus geschickt aus allem heraus zu winden wußte, was sich seiner Absicht hätte entgegensetzen können, so gab er ihnen auch hier zur Antwort: aus Respekt gegen den Prinz Philibert wolle er diesen Krieg gegen die Venetianer ihm überlassen. Ueberdieß hätten sie hundert Schiffe, gegen die er mit seinen zwanzig vernünftigerweise nichts unternehmen könnte.

könnte. Die Beſetzung der Plätze an der Küſte betreffend, ließ er ſich willig dazu finden, weil dieß ohnehin in ſeinen Plan paßte, er ſchickte alſo Spanier hin, die den Regenten nicht verdächtig ſeyn konnten, die aber ganz von ihm abhiengen, indem ſie ſeit langer Zeit an ſein Intereſſe und ſein Glück gebunden waren. Er war auch noch ſo ſchlau geweſen, um auch den Hellſehendſten Staub in die Augen zu ſtreuen, ſechstauſend ſpaniſche Muſketier ins Zeughaus von Neapel zu legen, gute Leute, die ihm jederzeit gefolgt und ſo gut als ſeine Creaturen waren.

Allein die Regenten, die auf alle Art ſeine Armee ſchwächen wollten, hatten einen neuen Einfall, dem ein minder verſchlagener als er ſchwerlich entgangen wäre. Sie hatten beſchloſſen, ihm vorzuſchlagen: er möchte alle ſeine andern Truppen behalten, und nur die Franzoſen abdanken, die ihnen verdächtig ſeyen, ſowohl wegen der Anzahl, als wegen ihres mit dem andern Nationen unverträglichen Humors. Allein er bog dieſem Streich durch eine ſeiner würdigen Feinheit aus. Denn ſobald er Wind von dieſem Schluß hatte, ſo gab er Befehl, daß ſie alle en Korps zu ihm kommen ſollten, ihren Abſchied zu verlangen, damit ſie ſich entfernen, aber die Seeleute von ihrer Nation mitnehmen könnten, die auf ſeinen Schiffen dienten. Da ſie nun öffentlich vorgaben, ſie wollten in Venetianiſche Dienſte gehen, und die Regenten nicht wollten, daß ihre Feinde durch ein ſo beträchtliches Korps verſtärkt würden; überdieß auch ihre Schiffe dadurch leer und unbrauchbar geworden wären, ſo baten ſie ihn, ſie zu behalten.

Zweytes Kapitel.

Verfolg der Unternehmung des Herzogs von Oſſuna.

So hatte denn der Herzog von Oſſuna die verſchiedenen Hinderniſſe überſtiegen, die ihm durch ſeine Feinde erregt worden waren, und alle nöthigen Anſtalten zur Ausführung ſeiner Unternehmung getroffen. La Verriere und de Veyne ließen ihn gar nicht an einem mächtigen Beyſtand von Seiten Frankreichs zweifeln. Er hatte heimlich mit denen von Venedig durch ihren Reſidenten zu Neapel unterhandeln laſſen, um ſie ſo wie die andern Italieniſchen Fürſten auf ſeiner Seite zu haben, die nicht vom Spaniſchen Anhang ſind. Indeſſen waren ſie doch nicht entſchloſſen, etwas zu thun, ehe er ſich öffentlich erklärt hätte.

Dann hatte er auch dem Papſt allen Verdacht zu benehmen gewußt, als wollte er etwas gegen das Patrimonium Petri unternehmen, und hatte den Heiligen Vater durch ſeine Abſichten ſehr erbaut, ohne ihm indeſſen das Geheimniß davon zu entdecken; er ſchickte ihm ſeinen natürlichen Sohn, Dom Pedro Girou mit einem großen Zug und prächtigen Geſchenken für den Kardinal Borgheſe, Nepoten Sr. Heiligkeit, um die Gnade ſeiner Legitimation zu erlangen, die er auch erhielt. — Von dieſer Seite hatte er alſo nichts zu fürchten und ſeine Partie war ſo gut gemacht, daß er ſich mit Wahrſcheinlichkeit einen guten Erfolg davon verſprechen konnte.

Indeſſen ſtellte la Verriere ihm ohne Unterlaß die äuſſerſte Gefahr vor, worein längere Zögerung ihn

ihn ſtürze; denn Unternehmungen dieſer Art führe man nie ungeſtraft nur halb aus; da er Spanien einmal verdächtig worden ſey, werde er daſelbſt keine Sicherheit weiter für ſich finden; er wiſſe wohl, daß ſelbſt bloße Vermuthungen einer Untreue dort nicht Verzeihung fänden; die ſchönen Verſprechungen, welche der König ſein Herr ihm mache, ſeyen weiter nichts als eine Lockſpeiſe, um ihn nach Madrit zu locken, worauf man ihn der ganzen Strenge der Juſtiz überliefern würde; die Vornehmſten im Königreich Neapel, die offenbar gegen ihn verbündet ſeyen, wiewohl das ganze Volk ihm anhange, würden ihn nie in Ruhe laſſen, ſo lang er nicht Herr über ſie ſey, und ſie ihn nicht im Stand ſähen, ſie als Unterthanen zu züchtigen, ſtatt ſie als Feinde zu bekämpfen; um nicht weiter genöthigt zu ſeyn, von ſeinem Betragen Rechenſchaft zu geben, müſſe er ſich über die Geſetze empor ſchwingen, und dieſen letzten Sprung wagen, der von nun an ſeine einzige Rettung und ſeine einzige Hofnung wäre."

So zur Ausführung gedrängt hatte er ſich endlich dazu entſchloſſen, weil der Neapolitaniſche Adel eine neue Deputation gegen ihn nach Spanien abgeſchickt hatte, und weil er überdieß auch wußte, daß ſeine Anhänger anfiengen nachzugeben, und keine Entſchuldigungen mehr wußten, um ſein Betragen zu beſchönigen. Wirklich hatte man dort Wind von ſeiner Intrigue bekommen, und ſein Verwandter, der Herzog von Uzeda, Günſtling des Königs, wußte nicht mehr, wie er ihn vertheidigen ſollte. Dieß alles alſo hatte ihn endlich zu dem Entſchluß gebracht, ſich nicht weiter zu verſtellen; er wollte aber nur erſt beſtimmt wiſſen, was er von Frankreich hoffen dürfte, wohin de Veyne zurück gereiſt war.

Der Herzog von Savoyen und der Marschall da sie jetzt die Gelegenheit reif und alles in guter Verfassung dazu sahen, drangen nun in allen ihren Depeschen auf die Entschließung des königlichen Staatsraths, der sich endlich nach einer langen Berathschlagung gegen Crequy darüber erklärte, um sie dem Marschall zu wissen zu thun, dem er folgendes darüber schrieb: „er möchte fortfahren, mit dem Herzog „von Ossuna zu unterhandeln, und ihm unter der „Hand jede Versicherung von Beystand geben; nämlich, daß man dem König von Spanien nicht gegen „ihn beystehen, daß man ihm zu Land und zur See „Truppen in verschiedenen Haufen zukommen lassen „werde; man wollte aber den Namen des Königs dabey nicht mit ins Spiel bringen, damit wenn die „Sachen eine andere Wendung nähmen, und der „Herzog von Ossuna sich etwa mit dem König von „Spanien wieder auf einen guten Fuß setzte, man „Sr. Majestät nicht vorwerfen könnte, einem Rebellen gegen die Krone Spanien, mit der man im „Frieden stände, beygestanden zu haben. Dabey rieth „man ihm, sich nicht durch die Hitze derer hinreißen „zu lassen, die vielleicht dabey weniger Frankreichs „als ihren eignen Vortheil vor Augen hätten, und „sich dieser Sache blos um des eignen Nutzens willen annähmen, den sie daraus zu ziehen gedächten," — worunter sie den Herzog von Savoyen verstanden.

Diese ohne Zweifel sehr billige Zurückhaltung war wohl zum Theil Ursache, daß die Sachen zu Neapel nicht so giengen, wie man gehofft hatte. Denn der Herzog von Ossunna wollte öffentlich unterstützt seyn, ehe er sich erklärte. Indessen würden sich hierinn noch immer Auskunftsmittel haben treffen lassen,

lassen, die seiner Absicht sowohl als der des königlichen Staatsraths Genüge gethan hätten. Denn ausser dem, daß die Sache im Grund wirklich richtig war, würden auch der Herzog von Savoyen und der Marschall, beydes große Meister in der Kunst zu unterhandeln, schon für das übrige gesorgt haben; allein was sie ganz verderbte, war die Eyfersucht, welche Luynes gegen Deageant gefaßt hatte. Er ließ diesem sagen, er verlange die Fortsetzung seines Ministeriums nicht weiter; was man nach den ausgezeichneten Diensten, die er von ihm empfangen hatte, sehr befremdend fand. Die welche nun bisher mit Deageant von Seiten des Vicekönigs unterhandelt hatten, wurden darüber stutzig, und wollten nicht mit einem andern Minister eine Unterhandlung wieder anfangen, die sie mit diesem geführt hatten, der ihr Geheimniß besas, und ihnen angenehm war; sie liessen also jezt alles liegen, und zogen sich zurück.

Deageant, der die Wichtigkeit dieser Angelegenheit kannte, und wußte, daß sie zum Theil von der Verlängerung seiner Geschäftsführung abhieng, hatte sich auch würklich Mühe gegeben, deren Fortdauer nur auf so lange wenigstens auszuwürken, bis dieß Geschäft vollendet wäre, oder sich ganz zerschlagen hätte; allein aus einer unvernünftigen Leidenschaft zog Luynes sein Privatinteresse jedem andern vor, ließ Deageants Verlangen nicht statt finden, und ruhte nicht, bis er ihn vom Hof entfernt hatte (24).

Da jezt de Veynes wieder zu dem Marschall zurück kam, vermuthete dieser gleich, dieses Ungeschick möchte die ganze Lage der Sache ändern, und da sie nicht mehr so gut bey dem König empfohlen würde, noch durch so geschickte Hände gienge wie bisher,

her, so müßte sie unfehlbar scheitern. Indessen ließ er doch de Veyne seine Reise fortsetzen, der bey seiner Ankunft zu Neapel die Sachen in einer ganz andern Lage fand, als er erwartete. Denn nicht nur hatte der Herzog unterdessen seinen Entschluß geändert, sondern wollte jetzt sogar sich wieder auf einen guten Fuß mit Spanien setzen, und gegen alles Zureden der Ausländer unbestechlich scheinen, zu welchem Ende er zween Spanier hinter den Tapeten des Zimmers, worinn er ihm sprach, versteckt hatte, damit sie ihm zur Rechtfertigung dienen könnten. Allein de Veyne merkte dieß, ohne zu thun, als wüßte ers, und sagte ihm weiter nichts Besonderes, woraus sie hätten Vortheil ziehen können.

Wirklich stieg auch der Verdacht in Spanien so hoch, daß man es nicht länger verborgen halten konnte, und der Kardinal Borgia, der zu Rom war, hatte Befehl erhalten, sich nach Neapel zu verfügen, um den Vicekönig zu überraschen, wie er auch that, und ihm die Regierung abzunehmen. In dieser augenscheinlichen Gefahr nun hatte er den Plan sich zu erheben in den sich zu behaupten verwandelt, was ihm dennoch unmöglich war; und nach öfterm Aufschub mußte er endlich doch nach Spanien, um von seiner Verwaltung Nachricht zu geben.

So scheiterte also dieß wichtige Geschäft, das gleichsam auf den höchsten Punkt seiner Vollkommenheit geführt worden war, zum großen Verdruß des Marschalls und des Herzogs von Savoyen, die es durchgeführt zu sehen wünschten, zum gemeinschaftlichen Vortheil der Christenheit, in welcher die ungemessene Ehrsucht der Spanier nachher Unruhen verursachte, die noch dauern, und sie gleichsam in einem

einem allgemeinen Brand erhalten. — Ich würde mich nicht länger bey diesem Gegenstand aufhalten, da der Grund davon hier zu Ende ist, wenn ich nicht glaubte eine unangenehme Lücke zu lassen, wenn ich das fernere Schicksal dieses Ausländers weg ließe, den der Ruf uns als einen großen Mann schilderte, und vielleicht dürfte es dem Leser lieb seyn, ihn etwas genauer kennen zu lernen, als er bisher nicht konnte.

Der Herzog von Ossunna hatte seine Jugend in Flandern mit Ehre zugebracht; kam dann an den Hof, um an den Ehrenstellen Antheil zu nehmen, welche hier Männern seines Standes, eines der erlauchtesten in Spanien, zu Theil werden, und wurde als Vicekönig nach Sicilien und nachher nach Neapel geschickt, wo er sich in allen Theilen seiner Amtsverwaltung vortreflich bewies. Ich nehme diese beyden Völker zu Zeugen, wie theuer ihnen sein Andenken noch jetzt ist. Er arbeitete die Türken durch einen unaufhörlichen Krieg zusammen, wo er so häufige Vortheile davon trug, daß wenn die Christenheit ihnen viele Männer wie dieser, entgegenstellte, sie bald für die ihr daher widerfahrenen Beleidigungen Genugthuung haben würde.

In Ehrensachen, als Mann von Muth, stand er keinem andern nach. Er hatte eine ganz bewundernswürdige Schnelligkeit des Geistes, mit einer sehr hellen Beurtheilungskraft verbunden; und man erzählt von ihm eine Menge Antworten und Handlungen der Gerechtigkeit oder Billigkeit, welche das Ansehn einer inspirirten Weisheit haben. Er war edelmüthig und freygebig so sehr als ein Mann seines Jahrhunderts, und ausser den auffallenden Pro-

ben die er davon während seiner Regentschaften abgelegt hatte, legte er auch auf seiner Rückreise nach Spanien so große Beweise davon an den Tag, daß man mit Bewunderung davon sprach. Auf dieser Reise wurde er zu Montpellier zu einem Ball gebeten, und erhielt von einer der Damen eine kleine goldene Aehre, die sie auf ihrem Kopfputz stecken hatte, und die er auf seinen Hut steckte; sogleich schickte er hin und ließ eine andere holen, von Diamanten von großem Werth, die er ihr gab, mit der Bitte, sie ihm zu lieb zu tragen. — Ich übergehe eine Menge ähnlicher Handlungen, die von ihm während seiner Reise bekannt wurden, und die Geschenke an Geld, das er bey verschiedenen Gelegenheiten mit vollen Händen ausstreute. — Als er in Spanien zurück war, hielt er sich, unter dem Beystand des Herzogs von Uzeda noch lange gegen seine Feinde; bis sie es endlich bey erfolgter Regierungsveränderung dahin brachten, daß er auf das Schloß Alameda verwiesen wurde, wo er einige Monate darauf starb, nicht ohne Verdacht, daß sein Ende nicht natürlich gewesen sey. Doch, kommen wir wieder nach Frankreich zurück, von wo wir uns lange genug entfernt hatten.

Drittes Kapitel.

Reise der Prinzessin von Piemont durch Dauphiné. Reise des Marschalls nach Hof, wo er Herzog und Pair wird.

Die Vermälung Christinens von Frankreich mit dem Prinzen von Piemont Victor Amadeus, war unterdessen vollzogen worden, und beede nahmen am vier und zwanzigsten September Abschied vom Kö-

nig.

uig. — Um eher in Piemont zu ſeyn, und daſelbſt die Prinzeſſin perſönlich zu empfangen, reiſte der Prinz zuerſt ab, und ſie, begleitet von dem Grosprior, ihrem natürlichen Bruder, der Herzogin von Vendome, und vielen andern Herrn und Damen folgte ihm in kleinen Tagreiſen, und wurde auf ihrer Reiſe in den Städten des Reichs mit den ihrem Stand gebührenden Ehrenbezeugungen empfangen.

Vor ihrer Abreiſe von Hof hatte man die Augen auf den Marſchall geworfen, um ſie zu begleiten, und bey dieſer Gelegenheit die Honneur von Frankreich zu machen; weil aber die Großen des Reichs und die Prinzen ſelbſt darüber eiferſüchtig wurden; ſo wurde für gut befunden, dieß Geſchäft dem Grosprior aufzutragen, der vom Hauſe war, und allem Streit darüber ein Ende machte.

Als die Prinzeſſin eine Meile von Grenoble war, fand ſie den Marſchall, die Parlements- und Finanzbeamten und die Bürger in drey abgeſonderten Korps, und unter ihnen eine große Menge Adel. Nachdem die Reden durch alle Korps an ſie gehalten waren, ſetzte ſie ihren Weg fort, und als ſie auf hundert Schritt von der Stadt kam, wurde ſie durch funfzehnhundert Mann von der Bürgerſchaft ſalutirt, die unter dem Weg auf einer großen Wieſe in Schlachtordnung geſtellt waren. Als ſie am Thor war, das man mit allen bey feyerlichen Einzügen gewöhnlichen Verzierungen ausgeſchmückt hatte, trat Demoiſelle de Sillon ein ſehr ſchönes Mädchen, als Nymphe gekleidet aus einer künſtlichen Grotte hervor, hielt eine Anrede an ſie, in Verſen von meinem Machwerk, und überreichte ihr die Schlüſſel der Stadt. Auf dieß Kompliment folgte der Schall der

Trom-

Trompeten und der Donner des Geschützes, unter welchem die Prinzessin unter dem Baldachin nach der Kirche U. L. F. geführt wurde. Nachdem sie ihre Andacht öffentlich gehalten hatte, trat sie in dem Logis des Marschalls ab, und begab sich nach dem für sie bereiteten Appartement.

Den Rest des Tags brachte sie mit Annahme der Aufwartung des Parlements, der andern Justiz-Kollegien, der Stadtdeputirten, des Adels und der Damen zu, welche die Marschallinn ihr präsentirte, und welche sie auf den Abend zu einem Ball zusammen bat, wo sie den Ruf rechtfertigten, in dem sie jederzeit standen, mit von den schönsten im Reich zu seyn. Zween Tage darauf legte die Prinzessin den ersten Grundstein zum Sanct Marien Kloster, eines seit kurzem von dem seeligen Franz von Sales, Erzbischofs von Genf gestifteten Nonnenstifts. Nachdem sie der Ceremonie in eigner hoher Person beygewohnt, und freygebig zu dem Bau beygetragen hatte, gieng sie am andern Tag nach Chambery ab, wobey der Marschall sie begleitete, und dann nach seinem Hause zurück kam.

Wenige Tage darauf riefen seine häuslichen Angelegenheiten ihn nach Provence, und es war ihm lieb, bey dieser Gelegenheit seine alten Freunde wieder sprechen zu können. Er gieng also am neunten November von Grenoble ab, kam durch sein Haus Lesdiguiere und über Montbruns, wo er prächtig empfangen wurde, und setzte seinen Weg nach la Tour d'Aigues fort, einem alten und schönen Haus der Grafen von Sault, wo ihn seine Tochter die Frau von Crequi erwartete, welche seit einiger Zeit sich hier gewöhnlich aufhielt.

Hier

Hier wurde er ſogleich von den Conſuls und den angeſehenſten Innwohnern der Stadt Aix beſucht, welche ihn baten, ihnen die Ehre ſeiner Gegenwart zu ſchenken, um Zeuge von der Hochachtung zu ſeyn, die ſie für ſeine Vorzüge hegten, und von ihrer Dankbarkeit für die ihnen ehmals von ihm erzeigte vielfältige Gunſt. Sie hatten ſogar für ſeinen Einzug die Zurüſtungen und Ceremonien aufgehoben, welche für die Durchreiſe der Prinzeſſin von Piemont beſtimmt waren, wenn ſie den Weg über Provence genommen hätte, wie man erſt dachte, daß ſie thun würde, um von da ſich zur See nach Nizza zu begeben.

Nachdem er alſo drey Tage bey ſeiner Tochter, der Frau von Crequi geweſen war, gab er dem Verlangen der Städter nach, und beſuchte ſie. Er empfieng daſelbſt alle erſinnliche Ehre, die er nur wünſchen konnte, wenn er ſo viel Leidenſchaft für eitlen Ruhm und Ehre gehabt hätte, als er für wahren und rechtmäſigen hatte. Die Bürgerſchaft trat unters Gewehr und zog ihm entgegen; der Adel, die Conſuls empfingen ihn perſönlich mit den Kennzeichen ihrer Würde, wofür er ſich ihnen mit ſeiner gewöhnlichen Höflichkeit verbunden bezeugte.

Die von Marſeille, welche gleiche Verehrung für ihn hegten, hatten ihn gebeten, vollends bis nach ihrer Stadt zu reiſen, und unterlieſſen ebenfalls nichts um ihm Ehre zu erweiſen. Sie gaben ihm bey ſeiner Ankunft ein ſeiner würdiges Schauſpiel. Dieß war eine große See-Parade aller ihrer Schiffe, mit ihren ſchönſten Flagen und Wimpeln geſchmückt, welche ein Seetreffen vorſtellten, mit unzähligen Kanonenſchüſſen, mit denen ſehr angenehm das Wirbeln der Trommeln, der Schall der Trompeten, Clairons,

Oboen

Oboen und andrer dergleichen Instrumente abwechselten und einstimmten, was ihm sehr großes Vergnügen machte. Hierauf folgte ein Ball, wobey die Damen sehr glänzend erschienen; und dieß Schauspiel endigte sich nicht weniger zur gemeinschaftlichen Zufriedenheit als das erstere.

Nachdem sich der Marschall dessen entledigt hatte, was er der Höflichkeit dieses Volks schuldig war, brachte er den Rest der zu seiner Reise bestimmten Zeit mit Besuchung seiner Güter zu, auf deren einem er Nachricht erhielt, daß der König ihn zum Herzog und Pair des Reichs habe aufnehmen lassen, und ihn also, zu Folge eines seinem Verdienst gebührenden Vorzugs von der dazu nöthigen Reise nach Hof dispensirt, indem es billig war, sich dießmal in Rücksicht auf eine so ungemeine Vortrefflichkeit über die gewöhnlichen Formalitäten wegzusetzen, damit die Belohnung der Größe des Gegenstandes angemessen würde. Wirklich ließ sich auch das Parlement von Paris seiner Seits gänzlich geneigt dazu finden, in dem Bewußtseyn, daß es diese Gefälligkeit keinem erzeigen konnte, der es besser verdiente, als er, und der Befehl, den es darüber von dem König erhielt, war mehr ein Beweis zum Ueberfluß von der Affection Sr. Majestät für diesen vortreflichen Diener, als nothwendig in Ansehung dieses erlauchten Kollegii, um es dazu erst zu vermögen, indem es ohnehin schon von selbst hinlänglich geneigt war, eine so hervorstechende Tugend zu ehren.

Dieß legte denn dem Marschall die Verbindlichkeit auf, persönlich nach Hof zu gehen, um dem König seinen Respekt zu bezeugen, und seinen Freunden sein Kompliment zu machen, denen er sogleich schrift-

lich

lich dankte. Indessen widersetzte sich dieser vorhabenden Reise gewissermassen ein wichtiger Grund. Die damals mit königlicher Erlaubniß zu Loudun versammelten Protestanten betrachteten ihn als den, von dessen Rath und Bewegungen zum Theil ihre Berathschlagungen abhiengen, und der in Ansehung der von ihnen vorzutragenden Bitten gleichsam den Schiedsrichter zwischen Sr. Majestät und ihnen machen sollte; deßwegen wollte er alles vermeiden, was ihn bey ihnen verdächtig machen könnte, damit er dann im Stand wäre, den König sonst desto nützlichere Dienste zu leisten, der ihm die Ehre erzeigte, sich mit seinen hierinn zu fassenden Entschlüssen nach seinem Rath zu richten. Er fürchtete also itzt, sie möchten eifersüchtig und argwöhnisch werden, wenn sie ihn am Hofe sähen, und möchten ihn dann ihrer Parten weniger zugethan glauben, als wenn er zu Haus bliebe.

Allein auf der andern Seite stellten ihm mehrere seiner Freunde, besonders Buillon und Deageant in ihren Briefen vor: „ausserdem, daß die Gnade die „ihm der König so eben erzeigt hätte, ihn unumgäng„lich verbände, seine Danksagung dafür persönlich zu „machen, und er es nicht länger anstehen lassen dürfte, „den Eid abzulegen, zu dem ihn diese neue Würde „verpflichte, erfordre es auch der Wohlstand bey sei„nem neuen Stand, zu einer Zeit bey Hof zu erscheinen, „wo er Vergnügen und Ehre aller Art daselbst zu „geniessen hätte; wenn er fürchte, sich dadurch bey „denen von seiner Religion verdächtig zu machen, so „müsse er auf der andern Seite bedenken, daß er ih„nen bey dem König weit nützlicher werden könnte, als „zu Haus, um daselbst ihr Interesse zu besorgen; denn „zu Haus könne er ihnen nur durch Mittelsverſonen „und schriftlich dienen, was nie von der Wirkung

„wäre,

„wäre, als eine persönliche Verwendung; wollten sie „Mißtrauen gegen ihn fassen, so, würden sie es ohne„hin bereits gefaßt haben, daß man ihm diese Würde „ertheilte, zu einer Zeit, wo die, Männern seiner „Religion ertheilte Gnadenbezeugungen für heimliche „Bestechungen gälten, und bey ihm um so mehr so „ausgelegt werden könnten, da er sie zufolge eines „ganz besondern Vorzugs in seiner Abwesenheit und auf„serordentlich angelegentlich von Sr. Majestät erhal„ten hätte; wenn er fürchte, den Credit zu schwächen, „in welchem er bey dieser Versammlung stände, so müsse „er noch weit mehr fürchten, seine Feinde möchten „Gelegenheit nehmen auszusprengen, er wolle sich „vom Hof entfernt halten, in der Absicht, desto eher „Mittel zu haben, die Provinzen in der Nachbar„schaft seines Gouvernements zu einem Aufstand zu „vermögen.“ Denn wirklich gab man schon vor, er bestärke heimlich die von Bearn in ihren bösen Absichten, so, daß er ihnen sogar selbst eine Armee verspreche; ein betrügerisches Vorgeben, dem Bullion und Deageant standhaft als Lüge widersprochen hatten, so daß es wirklich noch keinen Eindruck gemacht hatte. Allein unerachtet der König die Redlichkeit seiner Absichten nicht im Zweifel ziehen konnte, mußte ihm doch unter diesen Umständen daran gelegen seyn, am Hof zu erscheinen, um Ihm seine Versicherungen darüber um so stärker dadurch zu bekräftigen.

Diese Gründe überwogen die seinigen, und der König selbst bezeugte ihm damals, durch eine ausdrücklich an ihn abgeschickte Depesche, das Verlangen und die Ungeduld ihn zu sehen, indem Er seiner Gegenwart höchst nöthig bedürfe. Er trat also seine Reise im Jänner des itzt angetretenen Jahrs 1620. an, traf kurz darauf bey Hof ein, wo er von Sr. Majestät

und

und den vornehmſten Miniſtern mit beſondern Bezeugungen ihrer Freude empfangen wurden, indem ſie hofften, ſeine Vermittlung würde bey dieſer wichtigen Gelegenheit Vortheile bewürken, die man von niemand ſichrer als von ihm hoffen konnte.

Nachdem er nun die erſten Tage mit Komplimenten hingebracht hatte, und der Hauptzweck ſeiner Reiſe nach Hof nicht längern Aufſchub litt, ſchickte er ſich an, den Eid als Herzog und Pair abzulegen. An dem beſtimmten Tag, es war der ſechste Februar, verfügte ſich alſo der Prinz von Cond, unter Begleitung des ganzen Hofs, der noch nie ſo glänzend war als damals, zu ihm und holte ihn ins Parlement ab, wo er den Sitz einnahm, den dieſe neue Würde ihm verlieh. Nachdem die Feyerlichkeit vorüber war, führte man ihn unter allgemeinem Beyfall nach ſeiner Wohnung zurück, unter derſelben Begleitung, welcher er nach einem prächtigen Gaſtmahl ſeine Dankſagungskomplimente machte, und darauf durch ſeine Viſiten die Pflichten der Höflichkeit erfüllte. Nachdem er ſich alſo auf dieſe Art itzt alles andern entledigt hatte, um ſich blos mit dem abzugeben, was der König von ihm in Anſehung der Verſammlung zu Loudun verlangte, ſo verwendete er ſeine ganze Zeit und Sorgfalt darauf.

Viertes Kapitel.

Bemühungen des Herzogs bey der Verſammlung zu Loudun; und andere von ihm verhandelte wichtige Angelegenheiten.

Da alſo die Proteſtantenverſammlung zu Loudun itzt der Hauptgegenſtand war, wo der König den Rath und die Bemühungen des Herzogs von Lesdiguieres

verlangte, so fieng er an mit den Deputirten zu verhandeln, die damals bey Hof waren, und die man ausdrücklich deßwegen bis zu seiner Ankunft aufgehalten hatte, damit er den guten Gesinnungen, die man ihnen zum Besten des königlichen Interesse beybringen wollte, desto leichter Eingang verschaffen möchte. Uebrigens war er bereits durch den Advokat Limache, Deputirten der Provinz Dauphiné, den er zu Lyon getroffen hatte, unter der Hand von ihren Absichten benachrichtigt, und der König hatte für gut befunden, ihm den nachherigen Marschall Chatillon, einen der Großen von der reformirten Religion zuzugeben, damit die Versammlung desto mehr Vertrauen zu ihrem Rath fassen möchte.

Das erste, was sie in ihrer Konferenz vornahmen, war die Abschickung Bellugeons an die Versammlung, um daselbst ihre Gesinnung zu wissen zu thun, welche dahin auslief, sie müßten sich mit dem Versprechen begnügen, daß der Prinz von Condé und der Herzog von Luynes dem Herzog von Lesdiguieres und Chatillon im Namen Sr. Majestät gebracht hätten: „daß binnen sechs Monaten ihren drey Haupt„beschwerden abgeholfen werden sollte, nämlich die „Aufnahme zweyer Räthe dieser Religion in das Par„lement von Paris; die Veränderung des katholisch „gewordenen Gouverneurs von Eyeroure (25), und „die Ausfertigung des zur Fortdauer der Sicherheits„plätze erforderlichen Dekrets betreffend. In Ausse„hung der geistlichen Güter in Bearn würden Sr. „Majestät einen Monat nach den sechsen die Gnade „für sie haben, sie mit ihren Vorstellungen anzuhö„ren; unter der Bedingung, daß die Versammlung „zu gleicher Zeit zu der Ernennung von sechs Perso„nen schreite, aus welchen zween von Sr. Majestät er„wählt

„wählt würden, um bey Ihnen als Generaldeputirte „sich aufzuhalten, worauf die Versammlung unver„züglich aus einander zu gehen hätte."

Bellugeon vernachläßigte nichts um die Versammlung zu diesem Schluß zu vermögen. Er hatte im Namen des Herzogs und Chatillons le Pleſſis Mornay besucht, um seine Meynung zu vernehmen, die mit der ihrigen übereinstimmte. Er stellte sie den Deputirten vor, und bemühte sich, sie zu überzeugen, da der König ihnen so huldvoll entgegen komme, sie ihm ebenfalls durch ihren Gehorsam näher rücken, und Ihn durch ihre Unterwerfung dahin vermögen müßten, daß Er sie ferner die Wirkungen Seiner Gnade empfinden liesse. Dieß sey das sicherste Mittel, das er ihnen vorschlagen könne, und der einzige noch übrige Ausweg, zwischen zwo gleich gefährlichen Extremitäten.

Dieß machte einigen Eindruck auf sie; da aber nicht alle gleich gut gesinnt waren, so fanden sich einige Schwierigkeiten in der Annahme der ihnen gemachten Anerbietungen, welche also den Herzog und Chatillon veranlaßte, aufs neue Gillier dahin zu schicken. Dieser richtete seinen Auftrag so gut aus, daß er das Versprechen von ihnen herausbrachte, nebst einem Brief an dem Herzog: "sie wären ganz bereit, den „Willensmeynungen Sr. Majestät zu gehorchen" — weßwegen sie einige Tage darauf die Namen der sechs Personen einschickten, unter denen die zween Generaldeputirten auserwählt werden sollten. Diese waren dießmal der Vicomte von Faras und der Advocat Chalas von Nimes. Es war also itzt nichts übrig, als daß sie aus einander giengen, wobey sie nur verlangten, daß man ihnen zuvor noch eine schriftliche Versicherung im Namen Sr. Majestät darüber geben

sollte, "daß die drey Punkte, worauf sie ihre Haupt-„beschwerden gründeten, innerhalb der drey versproche-„chenen Monate erledigt werden sollten, in Ermanglung „dessen aber sie sich wieder versammlen könnten, ohne „eine neue Erlaubniß dazu nöthig zu haben." — Da sie aber zur Antwort erhielten: sie dürften das Wort Sr. Majestät nicht in Zweifel ziehen, und von neuem durch le Plessis Mornay die königliche Versicherung bekamen, daß das, was man ihnen versprochen hätte, pünktlich erfüllt werden sollte; so hatten sie weiter nichts darauf zu sagen, und giengen sogleich aus einander.

Allein da die Gutgesinnten und die Friedfertigen nicht die Oberhand hatten, und sie ohnehin schon vielleicht nicht ohne die Hoffnung, oder gar einen geheimen Schluß, sich bald wieder zu versammeln, aus einander giengen, so befanden sie sich gegen das Ende des Jahrs alle wieder zu Rochelle versammelt, wo ihre Halsstarrigkeit den Sturm über sie zog, den sie vermeiden konnten, wenn die Rathschläge des Herzogs und der Rechtschaffenen, die ihn unterstützten, bey ihnen die andern überwogen hätten.

Während dieser öffentlichen Beschäftigungen, die ihm das Vergnügen verschafften, sich in der höchsten Achtung zu sehen, die er nur wünschen konnte, hatte er noch das besondre Vergnügen, daß die Favoriten, welche zu Erhöhung ihres Glücks nichts weiter zu verlangen zu haben schienen, sich um seine Verwandschaft bewarben, indem sie sonst ihre Glückseligkeit für unvollkommen gehalten hätten, und sich nicht weniger Unterstützung als Ehre davon versprachen. Nachdem also die Anträge deßwegen durch die gemeinschaftlichen Freunde gemacht waren, beschlossen sie endlich die Vermälung Annens von Roure, einer Nichte des

Her-

Herzogs von Luynes, mit Canaples, dem zweyten Sohn Crequys. Da dieſe Vermälung von nun an die Favoriten mit dem Hauſe des Herzogs verband, ſo gaben ſie ſich itzt gegenſeitig alle Beweiſe von Freundſchaft, welche die Höflichkeit unter ſolchen Umſtänden mit ſich bringt. — Bey einer ſolchen Gelegenheit nun, es war ein Gaſtmal des Herzogs von Luynes, wobey er die Größten vom Hof tractirte, bemerkte man, daß der Schwiegervater des Favoriten, der Herzog von Montbazon, deſſen Haus eines der älteſten und erlauchteſten des Reichs iſt, nie über dem Herzog ſitzen wollte, und alſo alle Vorzüge ſeines Stands und Rangs der Tugend dieſes groſſen Mannes und den wichtigen Dienſten nachſetzte, die er täglich dem Staat leiſtete.

Indeſſen war er, nachdem die Verſammlung von Loudun auseinander gegangen war, auf ſeine Abreiſe bedacht, die er auf den 23. Juni anſetzte. Nachdem er die Befehle Sr. Majeſtät nebſt neuen Verſicherungen Ihres höchſten Wohlwollens, voll dankbarer Empfindungen für ſeine beſtändigen Arbeiten zum Beſten Ihres Dienſts, empfangen hatte, gieng er an dieſem Tage ab, von dem ganzen Hof begleitet, der ihm große Ehre erzeigte. Als er am erſten Tag ſeiner Rückreiſe zu la Chapelle la Reyne war, wurde Buillon, deſſen Raths er ſich bey ſeinen wichtigſten Angelegenheiten bediente, von dem König ihm nachgeſchickt, um ihm Nachricht zu geben: daß die Groſſen des Hofs, welche der Partey der Königin Mutter anhiengen, ſich zu ihr begeben hätten, und Se. Majeſtät wußten von guter Hand, daß der Herzog von Savoyen und der Prinz von Piemont Antheil an dieſem Anſchlag hätten, weßwegen man ihm empföhle, wohl Achtung zu geben, und hierinn ihnen nicht zu trauen.

Der Herzog, der während ſeines Aufenthalts am Hofe häufige Communication mit dem Grafen von Verrua, dem Savoyiſchen Geſandten, gehabt und ſich verwendet hatte, ein Mißverſtändniß zwiſchen dieſem Prinzen und dem Favoriten auszugleichen, wußte mit Zuverläßigkeit, daß keiner aus dieſem Hauſe Antheil an dem Intereſſe der Königin Mutter nahm, und leiſtete ihnen daher itzt den guten Dienſt, Se. Majeſtät deſſen zu verſichern, und ſich gleichſam dafür zu verbürgen, daß ſie weit von dieſem Gedanken entfernt ſeyen, welches zu thun er gar kein Bedenken „trüge, indem es nicht möglich wäre, daß ſie, da ſie „die Ehre hätten, mit Sr. Majeſtät verwandt zu ſeyn, „und auch ſonſt noch durch unendliche Verbindlichkeiten an die Partey des Königs gebunden wären, ſich „davon trennen würden, um ſich in eine ungewiſſe, „ſchwache und unrechtmäßige Faction einzulaſſen. „Deßwegen bäte er Se. Majeſtät unterthänigſt, die „nachtheilige Meynung fahren zu laſſen, die Sie „hierinn von ihnen haben möchten, indem er Ihnen „verſicherte, daß ſie auf die erſte Nachricht davon nicht „ermangeln würden, ſich zu rechtfertigen, und Sie „auf alle Art mit ihrem Betragen zufrieden zu ſtellen. „Zwar ſeyen ſie ein wenig unzufrieden mit der ſchlechten Sorgfalt, welche die Miniſtr bewieſen, das „zu erfüllen, was man ihnen ſchuldig wäre, oder verſprochen hätte; der Kardinal habe mehrere Benefi„cien erledigt geſehen, ohne eines davon zu erhalten, „wozu man ihm doch Hoffnung gemacht hätte, um „ihm Mittel zu verſchaffen, zu Rom mit dem Glanz „zu beſtehen, wozu ihn die Eigenſchaft eines Protec„tors von Frankreich verbände; die gewöhnliche Un„terhaltung der Gensdarmen-Compagnie des Prin„zen von Piemont habe aufgehört; ihre Penſionen „würden nicht bezahlt, und ſie hätten auch ſonſt noch „mehr-

„mehrere Urſachen, ſich über die Staatsminiſter, und „den Herzog von Luynes insbeſondre zu beſchweren; „darum beharrten ſie aber doch feſt in ihrer Affection „die ſie an das Intereſſe Sr. Majeſtät bände, und „wären bereit, Gut und Blut dafür aufzuopfern.“—

Damit gieng Bullion zurück und der Herzog ſetzte ſeine Reiſe fort. Sobald er aber nach Grenoble gekommen war, ſchickte er la Fare an den Herzog von Savoyen ab, um ihm Nachricht von dem zu geben, was am Hof in Betreff ſeiner vorgieng, und rieth ihm, ſich angelegentlich darüber bey Sr. Majeſtät zu verantworten, wie er auch bald darauf that, ſo, daß aller Verdacht verſchwand, und dieſe Prinzen übrigens nach Wunſch befriedigt wurden.

Fünftes Kapitel.

Zuſammenkunft des Herzogs mit dem Herzog von Guiſe zu Lyon, und dem Herzog von Savoyen zu Turin; und was dabey verhandelt wurde.

Dieſe Zeit war überhaupt fatal in Anſehung der verſchiedenen Bewegungen, die ſie hervorbrachte. Die erſten kamen von der Unzufriedenheit der Königin Mutter her, die erſt lange an ſich gehalten hatte, endlich aber damit losbrach, und Partey mit mehrern Groſſen des Reichs machte, welche ihr beſonderes Intereſſe mit dem ihrigen verbanden, unter dem Vorwand, die Mißbräuche in der Regierung abſtellen zu wollen, in der That aber blos um die Favoriten zu ſtürzen, deren ſchnelles Steigen ihnen unerträglich wurde.

Nachdem nun diese ganze Cabale große Kriegsrüstungen gemacht hatte, und die im Namen der Königin Mutter geworbenen Truppen bereits en Corps bey Argers erschienen, schickte sich der König an, diese Verirrten zu ihrer Pflicht zurück zu führen; erstlich durch Ermahnungen, und dann durch Anbietung seiner Gnade. Als er aber sah, daß dieß alles nichts fruchtete, war er genöthigt zur Gewalt zu greifen, und selbst die Waffen zu führen, um jene zu zwingen, sie niederzulegen. Da ihm nun dieß veranlaßte, die Gouverneurs, die sich bey Hof aufhielten, nach ihren Provinzen zurück zu schicken, so erhielt der Herzog Befehl, nicht nur darüber zu wachen, daß in seiner Nachbarschaft nichts gegen das königliche Interesse unternommen würde, sondern auch Truppen auf die Beine zu bringen, um sie zu denen stossen zu lassen, welche der Herzog von Guise ebenfalls zu werben Befehl hatte, um sie dann alle zusammen der Armee des Königs zuzuführen.

Da diese Gleichheit des Auftrags erforderte, daß sie persönlich zusammen kamen, um sich darüber zu besprechen, so kam der Herzog nach Lyon, um daselbst den Herzog von Guise auf dessen Rückreise nach Provence zu sprechen. Nachdem sie mit einander verabredet hatten, was zu thun wäre, fiengen sie an, daran zu arbeiten. Der Herzog hatte viertausend Mann zu Fuß und fünfhundert Pferde zu werben; kaum war er aber halb damit zu Stande, als die Eile, womit der König die Absichten der Gegenpartey zu vereiteln gesucht hatte, und der bey Pont de Cé erfochtene Vortheil die Sachen zwischen der Königin Mutter und ihm in die Verfassung setzte, worinn die Natur wollte, daß sie seyn sollten.

Nach-

Nachdem diese einheimische Bewegung gedämpft war, zeigte sich eine andre von aussen, gegen welche schleunig Anstalten vorgekehrt werden mußten, weil es sehr gefährlich war sie zu vernachläßigen. Dieß war eine neue, durch die Spanier in Veltlin erregte Unruhe, um die Ausführung des Plans zu beginnen, dem sie seit langem entworfen hatten, dort einen freyen Durchzug für die Truppen zu erzwingen, die sie aus Teutschland nach Italien führen wollten, und die keinen bequemern Paß haben konnten, als diesen. Wir berufen uns auf die oben gegebene Beschreibung und erinnern hier nur wieder, daß es auf der einen Seite an Tirol, auf der andern an Mailand, gegen den Comersee stößt; dieß wird genug seyn, um die wahre Lage davon begreiflich zu machen. In der That kann man sagen, daß die von ihrem Vasco di Gama entdeckte Straße um das Vorgebirge der guten Hoffnung ihnen für die Reise nach Indien nicht so vortheilhaft war, als diese für ihre Kommunikation mit Italien, wo sie nicht so oft Unternehmungen gewagt haben würden, als sie seither thaten, wenn sie nicht auf eine schleunige Unterstützung hierdurch hätten rechnen können.

Nachdem sie nun lange auf diese Anmaßung ausgegangen waren, ohne einen rechtmäßigen Vorwand dafür finden zu können, mußte ihnen die Religion einen dazu hergeben, hinter den sie sich bey ihren meisten Unternehmungen stecken, und die, eigentlich zu reden, nichts als die Maske ihrer Herrschsucht ist. Sie wiegelten also durch geheime Verständnisse die Katholiken des Thals auf, sich die Protestanten vom Hals zu schaffen; so daß sie kurz darauf zu den Waffen griffen, und mit Beystand des aus Mayland dazu herbeygeilten spanischen Ritters Robustel ein grausa-

mes Blutbad unter ihnen anrichteten. Robuſtel erklärte ſich dabey für ſie, als Diener eines Fürſten, der ſich allgemeinen Beſchützer des katholiſchen Glaubens nennt, und gab ihnen Mittel an die Hand, ihre Gewaltthätigkeiten daſelbſt fortzuſetzen, ohne daß ſie einen andern Grund dafür anführten, als den Mißbrauch der von den Proteſtanten geführten Regierung, die ſie dabey beſchuldigten, ſie ſo übel behandelt zu haben, daß ſie es nicht länger hätten ausſtehen können.

Indeſſen gerieth ganz Graubünden darüber in Bewegung, und mit ihnen die Proteſtanten in der Schweiz, ihre Bundsverwandten, welche die Sache anfangs als Religionsangelegenheit betrachteten, und einſt von einem gleichen Sturm betroffen zu werden befürchteten. Daher nahm denn auch Frankreich den Antheil daran, den es vermöge des Bündniſſes mit dieſen Völkern, nehmen mußte, und beſchloß ſeine Empfindlichkeit darüber ernſtlich zu zeigen; was auch geſchah.

Der Herzog, der ſchon ehmals ſo gute Rathſchläge in dieſer Sache gegeben und die üblen Erfolge ſo gut vorausgeſehen hatte, ſtellte dem König ſogleich vor, wie ſehr die Ehre Seiner Allianz darunter litte, und wurde von allen Seiten um Mittel gegen dieſe Eingriffe befragt und beſchworen, ſeine große Klugheit abermals dabey anzuwenden. Da nun der Herzog von Savoyen um ſo mehr hiebey intereſſirt war, weil er ſich nebſt den andern Fürſten Italiens ſeit Eröffnung dieſes Paſſes der Diſcretion der Spanier ausgeſetzt ſah, die ihnen von dieſer Seite her leicht über den Hals kommen konnten; ſo hielt er eine Zuſammenkunft mit ihm für nothwendig, und fand ihn gleicher Meynung. Nachdem nun der

Herzog

Herzog nicht nur Erlaubniß sondern sogar durch den ausdrücklich deswegen abgeschickten Bullion Befehl dazu von dem König nebst einem Schreiben Sr. Majestät an den Herzog von Savoyen, worinn ihm die höchste Zufriedenheit mit seinem Benehmen während den letzten Unruhen bezeugt wurde, erhalten hatte, gieng er zu Anfang des Herbsts von Grenoble ab, und nahm seinen Weg durch Savoyen, nach dem Verlangen des Herzogs, damit er ihm durch die Achtung, die man ihm in diesem Lande erzeigen würde, desto besser die vollkommene Erkenntlichkeit für die Verbindlichkeiten, die man ihm hatte, beweisen könnte. Wirklich wurde er auch von dem Gouverneur von Savoyen, Marchese Lansi, sehr ehrenvoll empfangen, und auf Befehl des Herzogs auf seiner ganzen Reise bis Turin frey gehalten, wo der Herzog gleiche Höflichkeit gegen ihn, sowohl während seines Aufenthalts, als auf seiner Rückreise, so lang er in seinen Staaten war, fortsetzte.

Bullion, der dieser Konferenz im Namen des Königs beywohnen mußte, eröffnete sie durch Versicherungen, die er dem Herzog von Savoyen von der Wohlgewogenheit Sr. Majestät gab, und bat ihn dann zu der Absicht mit zu wirken, welche der König hätte, die Graubünder von der Bedrückung zu befreyen, wozu Er alles Ernsts Hand anlegen wollte, entschlossen, nicht zuzugeben, daß die Spanier daselbst den Meister spielten.

Der Herzog von Savoyen dankte für das, was ihn insbesondre betraf, und dann handelte man von den besten Mitteln zu Ausführung dieses Vorhabens, entweder durch Unterhandlung oder durch Gewalt, und der Schluß fiel dahin aus, man müsse das erstere

re

re versuchen. Denn wenn die Spanier sich willig in das fügten, was man von ihnen verlangte, so würde es dem König mehr Ehre bringen, sie auf diese Art durch den bloßen Respekt seines Ansehns zur Raison gebracht zu haben; würden sie aber Schwierigkeiten dagegen machen, oder nach ihrer Gewohnheit die Sachen in die Länge spielen wollen, dann könne man sich noch immer der Waffen bedienen, wozu die Republik Venedig, die Schweizer und die Italienischen Fürsten, die der spanischen Partey nicht anhiengen, ohne Zweifel beytragen würden, indem sie sämtlich dabey interessirt wären, diese ungerechte Anmaßung nicht zu dulden. Ein Mißbrauch müßte aber vor allen Dingen weggeräumt werden, nämlich die Art, womit die Berner sich bey Unterstützung der Protestantischen Graubünder benähmen: denn sie schienen gedachtermaßen mehr eine Religions- als Staatssache daraus machen zu wollen, indem sie ihre Bundsverwandte, die katholischen Cantons, welche doch gleiches Interesse dabey hatten, nicht mit zuzogen, und ihnen dadurch Ursache gaben zu glauben, sie giengen auf ihre Unterdrückung durch ein mit den Protestanten gemachtes Complot um; so daß sie also, statt sie zu vermögen, sich mit ihnen zu gemeinschaftlicher Anstrengung zu verbinden, vielmehr Verdacht bey ihnen erregten, und sie dadurch nöthigten, sich mit den katholischen Graubündern zu vereinigen, und einen wirklichen Religionskrieg unter ihnen zu entflammen; was das Uebel vergrößere statt es zu heilen. Denn da es hiebey nicht darauf ankam, die unterdrückte Religion zu rächen, die der spanischen Herrschsucht blos zum Deckmantel gedient hatte, sondern die gänzliche Unterdrückung überhaupt abzuwenden, womit sie dieß Volk und dessen Bundsverwandte bedrohte, so war es keinem Zweifel unterworfen, daß das

sicher-

ſicherſte Gegenmittel dawider darinn beſtände, daß man die katholiſchen Cantons dafür intereſſirte, und ſie als eine Staatsſache anſah, wozu alle ſich vereinigen und nur Eine Partey machen ſollten. Demnach müßte man alſo ſorgfältig und gemeinſchaftlich daran arbeiten, mit Verwendung des königlichen Anſehens, um die Graubünder unter ſich wieder auszuſöhnen, und ihnen die Bitterkeit zu benehmen, welche ihre Spaltungen unterhielt, indem man ihnen begreiflich machte, „daß ſie durch ihre Feinde erregt worden ſeyen, „um ſie durch einander ſelbſt aufzureiben, und ihnen „deſto leichter das Joch ihrer Tyranney aufzulegen; „wenn dann die Graubünder unter ſich wieder gut „ſtänden, würde es nicht mehr ſchwer halten, die „Fremden hinaus zu jagen, die ſich unter Begünſti„gung ihrer Uneinigkeiten eingedrängt hätten, und „die Sachen wieder in den Stand herzuſtellen, wo„rinn ſie ſich vor dieſen Unruhen befunden hätten."

Nachdem dieß alſo verabredet und beſchloſſen war, ergriff der Herzog die Gelegenheit einer Antwort auf einen ihrer Briefe, (worinn ſie ihre Eilfertigkeit entſchuldigten,) um dieſen Geſinnungen bey den Bernern Eingang zu verſchaffen; und ſie bezeugten, ſich ganz darnach richten zu wollen, und hatten zu dem Ende einen allgemeinen Landtag aller Cantons nach Baden ausgeſchrieben, und eine feyerliche Deputation an die Graubünder abgeſchickt, um ſie zur Eintracht zu ermahnen, und ihnen zuſammen jeden Beyſtand anzubieten. — Nachdem dieß beſchloſſen war, verhandelte man über die Mittel, die man anwenden müßte, um die Spanier hinaus zu ſchaffen, welche täglich neue Vortheile zu erhaſchen ſuchten. Nach mancherley Vorſchlägen fiel der Schluß dahinaus: wenn gelinde Mittel nichts verfangen wollten, müſſe

müsse man zu einem greifen, das damals sogleich beschlossen und nachher auch angewandt wurde.

Der Rest der Konferenz gieng von Seiten des Herzogs damit hin, daß er den Herzog von Savoyen in den guten Gesinnungen bestärkte, die er für das königliche Interesse zu haben bezeugte, von dem er nicht abgehen zu wollen versicherte, und dem Herzog sehr wichtige Nachrichten von den Ränken mehrerer übelgesinnten Franzosen gab, welche nur dahin zielten, die Sache durch Uneinigkeiten zu verwirren; was ihm der König sehr Dank wußte, und ihm auf alle Art zu erkennen gab, daß es jederzeit sein Vortheil seyn würde, wenn er bey seinen guten Gesinnungen gegen Frankreich beharrte, wo sein Interesse so sehr beherzigt würde, als er es wünschen könnte.

Nachdem endlich die Konferenz geendigt war, wozu man wegen des Interesse, das diese Republik vorzüglich an der Graubündischen Angelegenheit nahm, auch noch den Venetianischen Gesandten zugezogen hatte, beurlaubte sich der Herzog mit den gewöhnlichen Komplimenten von dem Herzog von Savoyen und schickte sich zu einer neuen Zusammenkunft mit dem Herzog von Guise und Chatillon an.

Sechstes Kapitel.

Bemühungen des Herzogs um die Protestanten in ihrer Pflicht zu erhalten.

Nachdem sich die Versammlung der Reformirten, die wir vor Kurzem zu Loudun sahen, wegen einiger vorgeblichen Nichterfüllungen des mit den Staatsministern

niſtern geſchloſſenen Traktats, und wegen einiger bey der Reiſe des Königs in Bearn vorgenommenen Neuerungen, worauf ſie ihre hauptſächlichſten Beſchwerden gründeten, ohne königliche Erlaubniß nach la Rochelle verſetzt hatte, konnte jedermann leicht ſehen, daß die Sachen nicht lange mehr in der Ruhe bleiben würden, worinn man ſie zu erhalten geſucht hatte, und daß das Gewölk, das ſich auf dieſer Seite aufthürmte, nicht ohne Sturm vorüberziehen würde.

Da der Herzog, deſſen Abſichten alle auf das Wohl des Staats gerichtet waren, auf beyden Seiten die Gemüther ſehr erhitzt ſah, bot er ſeine ganze Klugheit auf, um den Ausbruch dieſer übeln Stimmungen abzuwenden, in der Hoffnung, daß wenn es ihm auch nicht möglich ſeyn ſollte, das gefürchtete Uebel ganz abzuwenden, er wenigſtens ſo glücklich ſeyn würde, zu bewirken, daß das, was unter ſeiner Aufſicht ſtand, nicht davon angeſteckt würde, und er die Beruhigung hätte, aus allen ſeinen Kräften dafür geſorgt zu haben. Zu dem Ende glaubte er ſich durch die Mitwirkung einer angeſehenen Perſon verſtärken zu müſſen, die ſich mit ihm zu Beförderung eines ſo guten Werks verbände. Seine letzte Zuſammenkunft mit dem Herzog von Guiſe hatte ihn in ſeiner guten Meynung von den guten Geſinnungen deſſelben für das königliche Intereſſe beſtärkt, und noch mehr überzeugt, daß es keinem Mann von ſeinem Stand im ganzen Reich eifriger am Herzen liege, als eben ihm. Er beſchloß daher, ihm ſein Vorhaben zu eröffnen, und gleiches gegen Chatillon zu thun, von deſſen guten Abſichten für die Ruhe des Staats er ebenfalls überzeugt war, und der noch überdieß bey dem großen Kredit, worinn er bey ſeinen Religionsverwandten, beſonders in Languedoc, ſtand, leichter

Ein-

Einfluß haben und durch sein Beyspiel am meisten wirken würde.

Bey seiner Abreise von Turin schickte er daher an beyde Fascoz, einen seiner Leute, um sie nach Cisteron, einer Grenzstadt von Provence gegen Dauphiné einzuladen, welchen Ort er aus Achtung für den Stand des Herzogs von Guise erwählt hatte, um ihm nicht zuzumuthen, aus seinem Gouvernement zu gehen, wobey zugleich er selbst den Vortheil hatte, sich nicht von dem seinigen zu entfernen. Als sie am siebenzehnten Oktober daselbst angelangt waren, trug er ihnen die Ursache vor, warum er diese Zusammenkunft gewünscht hätte, theilte ihnen die Nachrichten mit, die er von verschiedenen Seiten her von geheimen Conspirationen gegen die Ruhe des Staats erhielte, weßwegen es ihrer Klugheit und ihrer Ergebenheit für den Dienst des Königs zukäme, sich gegenseitig unter einander die Hand zu bieten, um zu verhindern, daß das Feuer, das er dem Ausbruch nahe sähe, nicht auch die Provinzen ihrer Gouvernements ergriffe, und um es zu löschen, wenn das Unglück etwa wollte, daß es auch bey ihnen ausbräche; der Herzog von Guise habe dazu das Ansehn und die Gewalt, wenn es nöthig seyn sollte; und Chatillon würde, als einer der angesehensten Herrn seiner Religion, der darunter viele Freunde und Diener hätte, schon durch sein bloßes Beyspiel großen Nutzen stiften, wenn er sich auch weiter nicht darum bemühte: so dürfe man denn also nicht zweifeln, daß die Gegenparten die schwächste sey, und daß Se. Majestät ihnen für diesen bey einer so wichtigen Gelegenheit geleisteten Dienst sehr danken würden.

Ihre

Ihre Antwort hierauf war eine einſtimmige Billigung ſeines Vorhabens und wechſelſeitige Verſicherungen, daß ſie alles, was in ihrem Vermögen ſtände, dazu beytragen wollten; worauf ſie beſchloſſen ſich wechſelſeitig beyzuſpringen, um alles, was unter ihnen ſtände, in Ruhe zu erhalten; der Herzog von Guiſe und der Herzog ſollten eine Berechnung der Kräfte machen, die ſie aufbiten könnten, um die Unordnungen in ihrer Geburt zu erſticken und einen allgemeinen Aufſtand zu verhindern; Chatillon ſollte ſich nicht von den Plätzen in Languedoc entfernen, wovon er Gouverneur ſey, damit die Aufwiegler daſelbſt nichts vornehmen könnten; und ſie ſollten alle eine genaue Korreſpondenz mit einander unterhalten.

Nachdem dieſer Entſchluß ſo gefaßt war, gieng der Herzog nach Grenoble zurück, wo er mehrere Nachrichten von geheimen Complots gegen den Staat vorfand, der Gefahr lief in groſſe Verwirrungen zu verfallen, wenn man ſie nicht noch durch einen guten Frieden abwendete, um den ihm eine Menge Perſonen dieſer Partey anlag, daß er ihn bey dem König auswürken möchte, weil er bey Ihm in ſo groſſem Anſehn ſtünde, und wie wir ſonſt ſchon geſagt haben, als Vermittler ſeiner Religionsverwandten bey Sr. Majeſtät betrachtet wurde. Es ſey nun daß die, welche wirklich gute Abſichten hegten, die Gefahr gröſſer machten, als ſie wirklich war, um ihn deſto eher zu vermögen, ſeine Bemühungen hierinn zu verdoppeln, oder daß alle Gerüchte ſich wirklich wahr befanden; kurz er erhielt ſtündlich von verſchiedenen Seiten her Nachrichten, die ihm keine Ruhe lieſſen und ihn bewogen ſeine Ermahnungen bey den Verſammelten ſorgfältig fortzuſetzen, damit ſie zum Frieden arbeiten und durch einen ſchleunigen und freywilligen Gehorſam gegen Se. Majeſtät den Verſtoß gegen die ſchul-

dige Ehrerbietung wieder gut machen möchten, den sie sich dadurch hätten zu Schulden kommen lassen, daß sie sich ohne Seine Erlaubniß versammelt und diesen Fehler durch die Weigerung gegen den Befehl, wieder auseinander zu gehen, noch vergrössert hätten. Allein das Uebel fieng bereits an, die Kraft der Heilmittel zu übersteigen, und diese Leute, unfähig, guten Rath anzunehmen, schrieben den seinigen, statt sich ihn zu Nutz zu machen, einer heimlichen Verlassung ihrer Partey zu.

Um eben diese Zeit schickten die Reformirten aus den Sevennen und aus Gevaudan, die zu Anduse versammelt waren, den Marquis de la Charsse, aus Gouvernets Hause der damals von ihrer Religion war, aber nachher katholisch wurde, zu ihm, der sich über seine Gesandschaft folgendermassen erklärte: „die „Veränderungen im Staat und die in der Religion „in Bearn, kränkten sie empfindlichst, und liessen sie „leicht schliessen, daß dieß die Vorläufer einer allge„meinen Verfolgung seyen; das Uebel werde immer „schlimmer, durch den Verlust von Navarries, den „ihre Feinde noch durch den der Schlösser von Pau „und Orther vermehren wollten; man habe mehrern „um der Religion willen Gehalt und Stellen entzogen, „und mache sogar allen denen den Proceß, welche der „Gerechtigkeit ihrer Sache muthig das Wort gespre„chen hätten, wie dem Baron von Escun und einer „Menge andrer. Die Besatzungen behandelten die „Einwohner der Oerter sehr übel, und droheten sie „fortzujagen; in diesem ganzen Verfahren liege ein „offenbarer Bruch des königlichen Worts am Tage; „und wenn einmal das gegebene Wort des Fürsten „trüge, so sey keine Sicherheit mehr für sie. Alle re„formirten Kirchen in Frankreich sähen auf ihn, um „aus seinen Händen die Erfüllung der darein nieder„gelegten

„gelegten Verſprechungen zu empfangen; er müſſe „darauf dringen und nicht zugeben, daß man ſich „ſeiner Verwendung dazu bedient hätte, um ſie einzu„ſchläfern, und dann deſto leichter zu Grund richten „zu können. Wenn er ſich nicht deßwegen rühre, „ſo würde ſein Stillſchweigen von ſeinen Religions„verwandten für eine gänzliche Erkaltung ſeines Ei„fers genommen werden, und bey ihren Feinden für „eine Unmacht ihnen zu helfen, gelten; er ſey aus „Liebe für das Beſte des Staats und durch den Rang, „den er darinn behaupte, verbunden, ſeinem Roth „Nachdruck zu geben, und die Gerechtigkeit ſeiner Kla„gen laut werden zu laſſen, um dem Brand zuvor „zu kommen, welchen die Verzweiflung der Unter„drückten ſonſt verurſachen könnte; auch Gewiſſens hal„ber ſey er dazu verbunden, indem die Wunden der „Kirche ihm ſo empfindlich und ſchmerzlich, als ihnen „ſeyn müßten. Aller Augen ſeyen auf ihn ge„richtet, mit dem feſten Entſchluß, ihr Leben daran „zu ſetzen, um ihn bey einem ſo gerechten Streit zu „unterſtützen; die Zuneigung würde aber erſchlaffen, „und ſich endlich ganz verlieren, wenn man ihn un„thätig ſähe. Es ſey keiner in der Partey, dem Gott, „ſo wie ihm, die nöthigen Mittel zur Beſchirmung „Seines Hauſes verliehen hätte; man würde es nie „wagen, ſie öffentlich anzufallen, ſo lange man ihn „entſchloſſen ſähe, ſich der Gewalt zu widerſetzen; „wenn er dieſe Gelegenheiten vernachläßigte, und bey „einer ſo dringenden Noth ſchwiege, ſo würde er im „Staat ſowohl als bey den Gemeinden alle Bedeu„tung verlieren; und noch dazu könne mit der Zeit „das Unglück auch ihn ſelbſt betreffen, entweder durch „Menſchenhände, die ihn ſeines Anſehens beraubten, „oder durch die Hand Gottes, deſſen gerechte Un„gnade er ſich zuziehen würde, weil er Seine Sache

„nicht vertheidigt hätte. Sie beschworen ihn dabey, „seine Stimme bey Hof zu erheben, und daselbst das „Interesse der Gemeinden zu besorgen, das sein eig„nes seyn müsse und die auf ihn ihre besten Hoffnun„gen stützten.“

Auf diese Anträge nun ertheilte er folgende Antwort:

Aus den Veränderungen, über die sie sich beklagten, folgt noch keine allgemeine Verfolgung; Navarrins sey freywillig abgegeben, nicht weggenommen worden; wenn der König den einen ihre Stelle nehme, und andern den Proceß machen lasse, so müsse man nicht zweifeln, daß dieß mit Recht geschehe; um dieses alles und um der übeln Behandlungen willen, welche den Einwohnern von den Besatzungen widerfuhren, dürften sie den König noch nicht der Wortbrüchigkeit beschuldigen, sondern vielmehr mit ihren Klagen ihre Zuflucht zu Ihm nehmen, und Ihm ihre allgemeinen und besondern unterthänigen Vorstellungen vortragen, mit der festen Ueberzeugung, daß Er den Unordnungen abhelfen würde. Uebrigens rühren ihn die Zweifel, die man gegen seinen Eifer erregen möchte, nicht, und er stehe hierinn keinem andern nach, worüber er Gott zum Zeugen nehme, und seine Liebe zur Ruhe des Staats sey ebenfalls so beschaffen, wie sie bey einem rechtschaffnen Mann und getreuen Diener des Königs seyn müsse. Wenn gleich die Versammlung zu la Rochelle seine Dienste und Rath nicht annehme, wie sie thun könnte, so fahre er dennoch damit gegen sie fort; die welche ihn achteten, verbänden ihn sehr, und er würde jederzeit suchen, ihnen keine andere als gute Beyspiele zu geben; er würde ihre Vorstellungen bey Sr. Majestät mit allem Eifer

den

den man nur von ihm verlangen könnte, unterſtützen. Er ſey weder mächtig noch ein geſchickter Mann, würde es aber jederzeit ſehr zufrieden ſeyn, dafür gehalten zu werden, wenn dieß den Gemeinden dienlich ſeyn, und diejenigen, die ſie unterdrücken wollten, in Furcht halten könnte. Endlich, wenn die Verſammlung zu la Rochelle den Rath befolgte, den er ihr gegeben hätte, ſo würde ſie auseinander gehen und die Generaldeputirten den Auftrag erhalten, Sr. Majeſtät um Erfüllung der erhaltenen Verſprechungen anzuliegen, und die beſondern Klagen, ſelbſt die der Bearner, vorzutragen; vor allem aber müßten ſie Ihm ihren Reſpekt bezeugen, wogegen ſie ſo oft verſtoſſen hätten, daß Er nicht anders als mit Recht darüber unwillig ſeyn könnte; er ermahne und beſchwöre ſie, guten Rath anzunehmen: der beſte, den man befolgen könne, ſey der, ſich gänzlich der Gnade und Gerechtigkeit des Königs zu unterwerfen, den ſie jederzeit bereit finden würden, ſie mit offnen Armen aufzunehmen, und ihnen neue Gnadenbeweiſe zu geben. Noch einmal aber; ſie müßten Ihn dazu durch ihre Unterwerfung vermögen und die Vergehungen wieder gut machen, die ſie ſich bisher hätten dagegen zu Schulden kommen laſſen. — Dazu ſetzte er noch Verſicherungen ſeiner Zuneigung, wenn ſie ſich nur in den Schranken ihrer Pflicht hielten; worauf der Marquis ſich von ihm beurlaubte, und zu der Verſammlung zurück gieng, welche von nun an von den Meynungen und dem Willen der zu la Rochelle abhieng, keine Mäſigung mehr kannte, und jeden für ihren Feind hielt, der ſich nicht für ſie erklärte.

Siebentes Kapitel.

Ermahnungen des Herzogs an die Versammlung zu la Rochelle, auseinander zu gehen; Klagen der Versammlung über ihn, und seine Antwort. Unruhen von Privas.

Die vorzüglichste Sorgfalt des Herzogs war auf die Versammlung zu la Rochelle gerichtet, als die erste Ursache dieser Bewegungen, und die unglückliche Quelle, woraus die übelen Rathschläge hervorquollen. Sobald er die Ankunft der Deputirten, aus denen sie bestand, erfuhr, ermangelte er nicht eine besondre Depesche an sie abzuschicken und sie feierlich zu ermahnen, dem König ihren Gehorsam durch ein schleuniges Auseinandergehen zu beweisen. Allein die Heftigkeit des Uebels überwog die Geschicklichkeit des Arzts, und die Aufrührer überstimmten die Gemäßigtern. So fiengen sie denn, statt sich diese Ermahnung zu Nutz zu machen, an, sich laut über ihn zu beklagen und ihn in einem ihrer Briefe zu beschuldigen: er habe gar wenig Gefühl für die Trübsale der Kirche Gottes und habe sich nicht nur durch die falschen Vorspiegelungen ihrer Widersacher einnehmen lassen, sondern habe auch selbst derselben Gesinnungen angenommen und ihnen seinen Namen dazu hergegeben, um den Entwürfen der Verfolgung, die man ihnen bereite, zur Hülle zu dienen. Sie könnten sich nicht genug wundern, daß er, den sie jederzeit als ihre Stütze betrachtet hätten, sie itzt zur Zeit der Noth im Stich liesse; und daß er, der seine Größe der Kirche Gottes zu danken hätte, für die er sein eignes Leben aufsetzen sollte, sie nicht nur ohne Hülfe lasse, sondern sogar noch drohend den Arm gegen sie erhebe, und

wo nicht Urheber, doch Beförderer der Complots zu ihrem Untergang würde. Die üblen Begegnungen könnten ihm nicht unbekannt seyn, die ihnen durch offenbare Wortbrüche und durch alle ihren Feinden nur ersinnliche Ränke zugefügt worden wären; man verdenke es ihnen mit Unrecht, daß sie sich wieder versammelt hätten. Denn die Nothwendigkeit dringe sie ja dazu, indem die sechs Monate, innerhalb deren die ihnen geschehenen Versprechungen erfüllt werden sollten, ohne Erfolg vorübergegangen seyen, und ihnen im Namen des Königs durch den Prinzen von Condé und den Herzog von Luines das Wort gegeben worden wäre, "sie könnten sich wieder in denselben Personen „oder durch andre Subdelegirte versammeln." Da dieß nicht heimlich geschehen sey, so schließe es eine authentische Erlaubniß oder doch wenigstens eine stillschweigende Einwilligung Sr. Majestät in sich. Er wisse besser als kein andrer, ob ihre Feinde seit der Versammlung zu Loudun eine andre Absicht gehabt hätten, als Zeit zu gewinnen, um die beweinenswürdigen Veränderungen zu Stand zu bringen, worüber die Gläubigen in Bearn seufzten; sie glaubten nicht, daß er es ohne Schmerz mit ansehen könne, daß, nachdem man vor ihren gerechten Klagen die Ohren verschlossen habe, man ihnen auch noch den Mund verschliessen und ihnen die Bemühung ihre Absichten und ihr Betragen zu rechtfertigen, zum Verbrechen machen wolle. Wenn der Vereinigungseid, den er zu Loudun durch den Advokaten Limache, seinen Agenten, nebst denen der andern Grossen ihrer Partey habe schwören lassen, die Wirkung eines freyen und aufrichtigen Vorsatzes, dem Interesse des Religionstheils anzuhängen, gewesen sey, wie sie nicht anders glaubten; so werde es ihn nicht befremden, daß man ihm itzt darum anliege, und in dieser äussersten Noth die

Erfüllung ſeiner Verſprechungen verlange; ſie hofften er werde aus dem Schlaf erwachen der ihn befallen zu haben ſcheine, und zu jener alten Liebe zurückkehren, womit er ſich der Vertheidigung der Kirche ſo muthig angenommen hätte. Alsdann würde er den Abgrund, in den ſeine Feinde ihn ſtürzen wollten, erkennen und ſich ſtandhaft dem Anſchlag auf ſein Verderben widerſetzen ꝛc

Durch dergleichen mit Klagen. Vorwürfen und Beſchwörungen vermiſchte Reden ſuchten ſie ihn dahin zu bringen, daß er ſich zu ihrem Vortheil erklären ſollte. Da er aber ſtandhaft bey ſeinen erſten Geſinnungen blieb, und ſich gleich einem weiſen Arzt durch das verdrüßliche Weſen des Kranken nicht irre machen ließ, ſo ſah er über die Art, womit ſie mit ihm traktirten, und die einen andern hätte beleidigen können, weg, und ſetzte ſeine Ermahnungen in folgender höflichen Antwort fort:

Meine Herren!

Ihr Schreiben vom 28. December v. J. erhielt ich erſt am 9. des vorigen Monats. Ich ſehe darinn nicht auf die Ausdrücke, worinn es abgefaßt iſt, und die freylich das Gepräge der Leidenſchaft tragen, von der Sie eingenommen ſind. Werden Sie meine Handlungen in dem, was ſie betrift, genau prüfen, ſo werden Sie ſolche durchaus redlich finden, und eine beſſere Meynung davon faſſen, als Sie itzt nicht haben.

Sie haben ſich nach dem Schluß, den Sie zu Loudun bey ihrer Abreiſe ſchon faßten, verſammelt; werden aber nicht darthun können, daß Sie Erlaubniß vom König dazu erhalten hätten. Wahr iſts, Sie ſuchten ſie durch ein Decret zu erhalten, das Sie aber

aber aus Gründen, die Ihnen gesagt wurden, nicht auswirken konnten; deßwegen mußten vor allen Dingen unsre Generaldeputirte bey Sr. Majestät darum anhalten, es Ihnen zu bewilligen, und die Nothwendigkeit bescheinigen, worinn Sie sich befänden, sich von neuem zu versammeln. Dieß ist aber nicht geschehen, und ich bin der Meynung, daß da diese Formen nicht beobachtet wurden, Se. Majestät gerechte Ursache hat, ungnädig auf Sie zu seyn, und auf die, von denen Sie aufgenommen wurden.

Von Seiten des Königs hatte man Ihnen versprochen: in sechs Monaten sollte Leitoure zurückgegeben, die Räthe von unsrer Religion ins Parlement aufgenommen, das Dekret wegen Behaltung der Sicherheitsplätze unsern Deputirten ausgefertigt und die Etats davon ihnen übergeben werden, und in Ansehung der Bearnischen Angelegenheit, sollten die Deputirten des Landes innerhalb sieben Monaten mit ihren Vorstellungen bey Sr. Majestät gehört werden. Dieser Monat mehr rührte nicht so wohl von besondrer Rücksicht auf diese Sache, als daher, weil man in der Meynung stand, die von Leitourn würde mehr Schwierigkeit machen, ohne deren Erledigung man doch die Bearnische nicht vornehmen wollte. Der Herr von Blainville kann dieß mit Wahrheit bezeugen, da er es war, der diese Verlängerung in Vorschlag brachte, welche Se. Majestät bewilligte, um Zeit zu haben, erst Leitourn zum Gehorsam zu bringen, ehe man Gehorsam von den Bearnern forderte.

Nun wissen Sie, daß Leitourn einem Adelichen von unsrer Religion übergeben wurde, daß die Räthe aufgenommen worden sind, und das Dekret, die Sicherheitsplätze betreffend, ausgefertigt ist; es ist also

weiter nichts mehr zurück, als daß Sie die Etats davon erhalten, und das iſt ja doch ſo dringend nicht, daß Sie ſich deswegen verſammeln müßten; denn wir haben einmal die Plätze, und ſie werden uns nicht ſtreitig gemacht. Ich weiß wohl, daß das Geſchrey derer von Bearn Sie vermochte, auf Mittel zu ihrer Beruhigung zu denken; allein es iſt auſſer Zweifel, daß ſowohl wegen dieſes Punkts, als wegen des, das Verzeichniß der Plätze betreffenden und noch wegen der von dem Parlement in dem Receptionsſchluß einer der beyden Räthe gemachten Modification, zuvor der König bittlich angegangen werden mußte, ſich deſſen zu erinnern, was der Herr von Chatillon und ich Ihnen in Seinem Namen verſprochen hätten, und was Se. Majeſtät ſelbſt den Deputirten der Verſammlung zu Loudun mündlich bekräftigten, als ſie meldeten, daß ſie auseinander giengen.

Ich habe dieſe Punkte hier ſummariſch berührt, in Antwort auf das, daß Sie mir ſchreiben: die Mishandlungen könnten mir nicht unbekannt ſeyn, welche Ihnen durch Nichterfüllung der meiſten wichtigſten Ihnen verſprochenen Artikel zugefügt worden wären. Ich ſtelle Ihnen hier dar, was daran iſt, damit Sie ſelbſt geſtehen möchten, wie voreilig ihre Verſammlung war, die ich mit ſo vielem Schmerz als Recht, unrechtmäſig nenne, weswegen ſich eben der König dadurch beleidigt findet. Sie können Ihn aber noch gut machen, wenn ſie auseinander gehen; denn wenn auch Ihre vorgeblichen Beſchwerden ſcheinbar und gerecht ſind, ſo können Sie ſie Ihm doch nicht anders vortragen als mit der Ehrerbietung, mit der ſich der Unterthan dem Thron nähern muß; ſonſt wird das Anſehn des Monarchen verletzt, und

das

das heißt eine gute Sache zu einer ſchlechten machen; das heißt überdieß durch ein verderbliches Beyſpiel ſeine andern Unterthanen verführen, und ihnen den Weg des Ungehorſams weiſen. Und dieſes Fehlers dürfen wir uns nicht ſchuldig machen, wir, bey denen es ein Glaubensartikel iſt, unſern Königen in allem zu gehorchen, auſſer einzig in dem was Gottes iſt. Nun verlangt aber der König nicht nur nichts dem zuwider von uns, ſondern will uns auch die Edikte aufrecht halten, und unſre Vorſtellungen hören, wenn wir ſie Ihm mit der ſchuldigen Unterwerfung und Ehrerbietung vortragen.

Ich bitte daher, ermahne und beſchwöre Sie, ſich hiernach zu richten, wenn Sie auseinander gegangen ſeyn werden, und werde mich mit unſern Deputirten vereinigen, um den König unterthänigſt anzuflehen, uns unſre gerechten Bitten zu gewähren, ſowohl für uns, als für unſre Brüder in Bearn, die ſich ihr Unglück durch ihre Unvorſichtigkeit zuzogen, und es vermeiden konnten, wenn ſie mir geglaubt hätten.

Ich dringe auf Ihr Auseinandergehen, weil ich mich ſonſt auſſer Stand geſetzt ſehe, etwas für Sie bey Sr. Majeſtät zu thun. Entſchlieſſen Sie ſich aber dazu, ſo ſeyen Sie verſichert, daß der König Ihnen den Verſtoß gegen Sein Anſehn vergeſſen wird, den Sie ſich zu Schulden kommen lieſſen, daß Er Ihre Klage hören, Seine Truppen aus Poitou, Guyenne und andern Orten, wo unſre Kirchen dadurch beängſtet werden, abrufen, die Deputirten der Verſammlung von dem Vergehen losſprechen wird, damit Sie ſich wegbegeben und in Sicherheit zu Haus bleiben können; daß Er neue Erklärungen zu unſerm Vortheil und Beſtätigung der uns ſchon verliehenen

Gnaden

Gnaden erlaſſen wird, um uns von unſerm Mißtrauen zu heilen; kurz daß Er uns auf alle Art zufrieden ſtellen wird, ſobald er es mit uns iſt. Dadurch wird ein dauerhafter Friede in Seinem Reich hergeſtellt werden, um Sein Anſehn im Ausland zu behaupten: und um ſich zum Schiedsrichter Seiner Bundsverwandten und Nachbarn zu machen, was wir über alles wünſchen und fördern und nicht Ihn daran verhindern ſollten, wie wir ſicher durch bürgerliche Unruhen thun, die uns ewig zum Vorwurf gereichen werden.

Wenn Sie übrigens meinem Rath nicht glauben wollen, ſo iſt es eben nicht nötpig, daß ich eine beſondre Communikation mit Ihnen habe, da Sie ſich ohne Erlaubniß des Königs verſammelt haben. Nicht als wollte ich von unſrer Verbindung abgehen, an der ich vielmehr feſt halte und der Kirche Gottes in meinem Glauben bis zum letzten Hauch meines Lebens dienen will; immer in dem Gehorſam beharrend, den ich Sr. Majeſtät ſchuldig bin. Wollen Sie meinem Beyſpiel folgen, ſo wird es allerdings zu Ihrem Beſten gereichen, das ich ſtets in allem, wo es mir möglich iſt, zu befördern ſuchen werde. Gott laſſe mir die Gnade widerfahren, zu vernehmen, daß Sie meinen Rath gut finden, und ſich auf meine Verſprechungen verlaſſen, welche auf die genaue Kenntniß gegründet ſind, die ich von der Gnade des Königs habe, welcher jederzeit bereit ſeyn wird, Ihre Unterwerfung anzunehmen, und Ihnen Beweiſe ſeiner Gnade zu geben, wenn Sie ſolche mit dem Ihm ſchuldigen Reſpekt und Gehorſam ſuchen werden. ꝛc. ꝛc.

Grenoble am 1. Febr. 1621.

Dieſe Ermahnung fruchtete ſo wenig als ſeine vorherigen Rathgebungen, indem ſie bereits ſehr mißtrauiſch gegen ihn waren, indeß er wenigſtens die Beruhigung hatte, ihnen die Gefahr vorgeſtellt zu haben, worinn ihre Hartnäckigkeit ſie ſtürzen würde, und ihnen die Mittel, ſie zu vermeiden gezeigt zu haben, wann ſie Sinn dafür gehabt hätten. Zu eben der Zeit entſtand eine Unordnung in Vivarez, welche den Aufrührern den erſten Anlaß gab, loszubrechen.

Charlotte von Chambaut, Frau von Privas, Wittwe eines Edelmanns aus dem Hauſe Gouvernet, dem ſie ihren Namen gegeben hatte, beyde proteſtantiſcher Religion, hatte ſich zum zweytenmal mit dem Vicomte von Cheilane, einem Adelichen des Landes, der aber katholiſch war, vermält. Dieſe Verbindung war den Einwohnern verdächtig, weil er die Garniſon, die gleichen Glaubens mit ihnen war, in eine andre katholiſche verwandelt hatte; welches, ſagten ſie, ihren Privilegien und Freyheiten zuwider lieſe, weßwegen ſie unter dem Kommando des Tochtermanns der Dame, Brizon, zu den Waffen griffen, und das Schloß umringten, worinn die Vermälten mit einer Menge ihrer Freunde waren, durch deren Vermittlung der erſte Tumult einigermaſſen geſtillt wurde, und die Angreifenden abzogen. Einige Tage darauf wurden ſie aber noch aufrühriſcher, und als der Herzog von Montmorency, der aus Languedoc herbeygeilt war, dieſen neuen Sturm dadurch gedämpft zu haben glaubte, daß er das Schloß in die Hände Saint Palais, Lieutenants ſeiner Garde, deponirte, ſo empörten ſie ſich zum drittenmal, ſtürmten den Platz, und zwangen Saint Palais, abzuziehen, wodurch die Sachen in noch gröſſere Verwirrung geriethen.

Als der Herzog, der zu Grenoble war, diesen Aufstand erfuhr und fürchtete, er möchte noch andre nach sich ziehen, so glaubte er, von seinem gewöhnlichen Eifer für das Beste des Staats getrieben, den Herzog von Montmorency und den Herzog von Ventadour zu einer Zusammenkunft nach Valence einladen zu müssen, um gemeinschaftlich an Löschung dieses Feuers zu arbeiten, das täglich anwuchs und sich weiter ausbreiten konnte. Er begab sich, von Bullion und Deageant begleitet, welche wegen des Geschäfts, das wir bald anführen werden, kürzlich bey ihm angelangt waren, zuerst dahin, und die vornehmsten Einwohner von Privas mit ihren Geistlichen kamen zu ihm, um ihn von dem zu benachrichtigen, was vorgegangen war, und sich zu rechtfertigen. Der Herzog von Ventadour, war zu gleicher Zeit mit ihm daselbst eingetroffen, nebst einem Cavalier, der den Auftrag hatte, den Herzog von Montmorency zu entschuldigen, daß er nicht mit bey dieser Zusammenkunft seyn könnte, indem ihn einige wichtige vorgefallene Geschäfte in seinem Gouvernement zurückhielten. Nachdem er nun dem Herzog von Ventadour sein Compliment gemacht hatte, verwies er jenen ernstlich diese unbesonnene Ausschweifung, und ermahnte sie, sich in Stand zu setzen, die Verzeihung des Königs zu verdienen, der darüber ohne Zweifel sehr unwillig seyn werde; wobey er ihnen seine Vermittlung anbot, und unterdessen versprach, einige Ausgleichung zwischen ihrem Gerichtsherrn und ihnen zu bewirken, indem er sogleich den Herzog von Montmorency bitten ließ, seine Truppen aus der Gegend ihrer Stadt abzurufen, wo sie große Feindseligkeiten verübten.

Seine Konferenz mit dem Herzog von Ventadour betraf die Mittel, dieſer Zänkerey ein Ende zu machen, aus der die Aufwiegler eine öffentliche Angelegenheit zu machen anfiengen. Er bat ihn, nichts mit den Waffen vorzunehmen gegen das Verſprechen von ihrer Seite, ebenfalls keine Neuerung weiter zu unternehmen. Und da der Streit von zu großer Wichtigkeit war, um ſo bald ausgemacht zu werden, ſo glaubten ſie, die Entſcheidung davon anſtehen laſſen zu müſſen, bis der König ſeinen Willen darüber erklärt haben werde. Unterdeſſen rieth er Ihm, wie es auch wirklich die Nothwendigkeit erforderte, daß Er geruhen möchte, dem Herzog von Montmorency zu befehlen, ſeine Truppen auseinander gehen zu laſſen, weil ſie bey den Einwohnern und der Nachbarſchaft Verdacht erregten, und daran hinderlich wären, daß dieſe nicht auf die Vergleichsvorſchläge hörten, die ihnen gemacht würden.

Demnach ſchickte der König des Ruaux, Lieutenant der Garde du Corps, ab, um denen von beyden Religionen in Seinem Namen zu befehlen: ſie ſollten die Waffen niederlegen. Er beſuchte auf dieſer Reiſe, auf Befehl des Königs, den Herzog auf ſeinem Landhaus Verpillere, und erklärte ihm ſeinen Auftrag. Um dieſem Geſchäft deſto leichtern Fortgang zu verſchaffen, ſchickte dann der Herzog durch Falcez Briefe an den Herzog von Ventadour und die von Privas, die wir itzt ſo ſtehen laſſen, bis wir eine neue Gelegenheit finden werden, das Weitere davon beyzubringen.

Achtes Kapitel.

Vorhaben des königlichen Conseils, den Herzog zum Connetable zu machen. Mittel, dieß zu bewirken. Wichtige Verhandlungen hierüber.

Da das Benehmen der Versammlung zu la Rochelle, die in ihrer Verstockung beharrte, dem König täglich mehr Ursache gab, sie schlimmer Absichten gegen die Ruhe des Staats zu bezüchtigen, und da weder die Bemühungen des Herzogs noch die Dienste der andern Grossen, die ihr anlagen, zu ihrer Pflicht zurück zu kehren, im Stand waren sie dazu zu vermögen, so konnte jeder leicht einsehen, daß man endlich mit mehr Nachdruck als mit blossen Worten zu Werk gehen, und der fatalen Nothwendigkeit nachgeben müßte, der man vergebens auszuweichen versucht hatte. Da dieß alles auf Krieg hinauslief, und die Staatsminister veranlaßte, sich dazu anzuschicken, so war ihr erster Gedanke: um diesen Weg mit Sicherheit einschlagen zu können, müßten sie von dem Interesse dieser Religionspartey diejenigen abziehen, welche ihr am meisten Stärke verleihen und bey den Zeitumständen oder durch ihre besondre Wichtigkeit der Partey, zu der sie sich schlügen, grosse Vortheile gewähren könnten.

Unter diesen nun war der Herzog unstreitig der wichtigste, sowohl in Ansehung des Credits und Ansehns, worinn er bey seinen Religionsverwandten in und ausser dem Reich stand, als in Rücksicht auf seine Klugheit, Tapferkeit, Glück, Verständnisse mit den Alliirten der Krone und sein großes Vermögen. Es wurde daher beschlossen, daß man ihn durchaus von seiner Partey abziehen, und sich seine Zuneigung und

seine

ſeine Perſon erwerben müſſe. Das Geheimniß hierzu war denn, ihn durch den Reiz einer Ehrenſtelle zu locken, welche der Erhabenheit ſeiner Tugenden entſpräche, und ihn zugleich dazu vorbereitete, den Vorſchlägen Gehör zu geben, die man ihm in Anſehung der Religionsveränderung machen würde, ohne welche man ſich ſchwerlich verſichert halten könnte, ihn ganz gewonnen zu haben.

Nachdem nun dieß beſchloſſen war, mußte man ſich nach einer Perſon dazu umſehen, die dieſer Unterhandlung gewachſen wäre, welche eine dem Gegenſtand angemeſſene Geſchicklichkeit erforderte. Dazu wurde Deagrant von den Favoriten erſehen, welche dabey vielleicht noch auſſer der Rückſicht auf ſeine Fähigkeit hiezu, durch das Verlangen ihn zu ihrer Beruhigung vom Hof zu entfernen, beſtimmt wurden. Er nahm den Auftrag mit Vergnügen an, unerachtet er ihre Abſicht recht gut merkte, und tröſtete ſich darüber durch die innerliche Zufriedenheit, die er empfand, bey dieſer Gelegenheit, die dem König ſehr am Herzen zu liegen ſchien, und eine der wichtigſten war, welche damals die Miniſter beſchäftigte, ſeine guten Dienſte fortſetzen zu können. Zu dem Ende kaufte er die Stelle eines erſten Präſidenten bey der Rechnungskammer in Dauphiné, um einen anſtändigen Vorwand zu haben, ſich vom Hof zu entfernen, und damit, wenn er mit dem Herzog negociirte, niemand ſeine Abſicht entdecken möchte. So kam er zu ihm nach Grenoble, wo er ſo aufgenommen wurde, wie es ſich für ſein Verdienſt ſchickte und er es wünſchen konnte.

Nachdem er die Schreiben des Königs und des Herzogs von Luines als Creditiv übergeben hatte, un-

terhielt er ihn ganz geheim von der Lage, worinn er den Hof verlassen hatte, und um ihn für die Eindrücke empfänglich zu machen, die er ihm in der Folge beybringen wollte, versicherte er ihn, als einer ganz unzweifelhaften Wahrheit: "der Neid über seine Größe „erwecke ihm täglich mächtigere Feinde, und eine „Menge Leute arbeiten auf den Umsturz seines Glücks; „aus dem Grund müsse er daran arbeiten sich zu be„haupten; der König liebe und schätze ihn so sehr, daß „Er ihn zum Schiedsmann zwischen Ihm und der „Versammlung zu la Rochelle machen wolle; Er wür„de aber weit besser im Stand seyn, ihm Seine Af„fektion zu beweisen, wenn er nicht von der Religion „wäre, zu der er sich bekenne, indem man sich „wunderte, daß er so lange dabey bliebe, da er doch „eine so vortrefliche Beurtheilungskraft besitze, um „die Wahrheit zu erkennen, wenn er sich die Mühe „nehmen wollte sie zu prüfen." — Hierauf unternahm er, ihn zu seiner Bekehrung zu bereden, und berührte summarisch die Irrthümer der protestantischen Religion, worauf unter ihnen geheime Conferenzen folgten, welche lange währten, und jedesmal von Seiten Deageants damit endigten: wenn er katholisch wäre, würde ihm der König Seine Zuneigung zu ihm noch weit auszeichnender beweisen.

Da er so fortfuhr, bey allen Gelegenheiten in ihn zu dringen, und besonders sich bemühte, ihm die Gründe beyzubringen, die er für fähig hielt, ihn zu überzeugen, so verlangte sie einst der Herzog schriftlich von ihm, und wollte ihm einen Prediger entgegenstellen. Allein Deageant lehnte beides ab, weil er sonst, um die Partey gleich zu machen, einen katholischen Gottesgelehrten mitbringen müßte, was zu sehr auffallen und sogleich auskommen würde; da noch

noch dazu der König der Folgen wegen, keine öffentlichen Religionsdiſpüten litte. Er erbot ſich übrigens, ſich mit jedem andern, der ihm gefällig, und ein rechtſchaffner und verſtändiger Mann wäre, darauf einzulaſſen.

Um dieſe Zeit befand ſich ein junger reformirter Geiſtlicher, den einige Angelegenheiten nöthigten, die Gunſt des Herzogs zu ſuchen, bey ihm, dem er eröffnete, was zwiſchen Deageant und ihm vorgieng. Dieſer gab ihm dann eine Antwort, die ihn ſchlecht erbaute, und ihm ſtarke Zweifel gegen ſeinen Glauben verurſachte. Auch auf eine andre Art kam das Glück Deageant noch zu Hülfe. Es befand ſich nämlich ein Profeſſor des Collegii von Dye zu Grenoble, Namens Viſconti, ein Italiener, ein ſpitzfündiger Philoſoph, der katholiſch und unter dem Dominikaner-Orden geweſen, aber damals von der Religion des Herzogs war, und ſehr bey ihm in Anſehn ſtand, ſowohl wegen ſeiner Wiſſenſchaft, als weil er ehmals die Vertheidigung einer Handlung ſeines Lebens, welche die proteſtantiſchen Geiſtlichen getadelt hatten, in einer eignen Schrift geführt hatte. Da nun Deageant ihm immer noch anlag, er möchte ihm einen Mann ſtellen, mit dem er ihrer Verabredung gemäs traktiren könne, und der Herzog juſt dieſen in ſeinem Kabinet ſah, und ihn ihm nannte, ſo nahm er ihn an, wiewohl er ihn nicht weiter kannte. Da aber einige Geſchäfte dazwiſchen kamen, mußte die Sache verſchoben werden.

Am folgenden Tag fanden ſie ſich wieder bey dem Herzog ein, und die Punkte von der Prädeſtination und der Communion unter beyderley Geſtalt, an denen er ſich vorzüglich ſtieß, und welche am meiſten

bestritten werden, kamen aufs Tapet, wobey Visconti, nach einer Beantwortung, die mehr in spitzfündigen Worten, als in gründlichen Vernunftschlüssen bestand, und ihm nicht Genüge leistete, ihm ins Geheim sagte: die geschicktesten Männer von der Welt würden nicht im Stand seyn, gegen die Gründe auszuhalten, welche Deageant ihm entgegengesetzt hätte.

Sehr wankend gemacht wußte der Herzog nicht was er hierauf erwiedern sollte, und bestürmt auf der einen Seite durch Deageant, auf der andern durch die Herzoginn, (welche von dem König Befehl hatte, diese Sache befördern zu helfen; denn sie war wegen des grossen Credits, den sie bey ihm hatte, sehr angesehen am Hof) beschloß er endlich seine Bekehrung, welche aber aus drey Hauptgründen vor der Hand noch geheim gehalten werden sollte, erstlich damit er, ehe er sich erklärte, sich zuvor seiner Plätze versichern könnte; was er dadurch thun wollte, daß er alle Gouverneurs zu sich beriefe, um ihnen die Hände zu binden und sie zu hindern, daß sie sich seinem Willen nicht widersetzen könnten; zweytens um den Zudringlichkeiten auszuweichen, denen er sonst von Seiten seiner itzigen Religionsverwandten in und äusser dem Reich ausgesetzt wäre; und drittens, um alles desto besser zur Zufriedenheit Sr. Majestät und zum Besten Seines Interesse einleiten zu können. —

Itzt erst eröffnete ihm Deageant sein Geheimniß, und gab ihm im Namen des Königs das Wort, unerachtet die Stelle eines Connetable seit dem des letztern, der sie geführt hätte, eingegangen wäre, so wolle Er sie doch wieder erneuern und herstellen, sobald er katholisch geworden wäre.

So sorgfältig man indessen diese Sache geheim zu halten suchte, konnte man doch nicht hindern, daß sie nicht am Hof bekannt wurde, wo auf der einen Seite die Neider des Herzogs, auf der andern eine Menge Leute, die sich alle Gelegenheiten zu Nutz machten, um dem Favoriten zu schmeicheln, ihn beredeten, sie bekannt zu machen, um die Wiederherstellung dieser Charge unter dem Namen des Herzogs, da es unter seinem eignen schwer gehalten hätte, zu veranlassen, und sie dann für sich zu verlangen, und ihn auf andre Art zu befriedigen. Dieser Rath fand ihn ohne Zweifel ganz geneigt, und ohne zu bedenken, daß diese Ehre, welche weit über seine Kräfte, um nicht zu sagen über sein Verdienst, gieng, ihm nur den allgemeinen Neid noch mehr zuziehen würde, beschloß er, öffentlich darauf Anspruch zu machen, und seinen ganzen Einfluß darauf zu verwenden, um sie zu erlangen.

Diese Unterhandlung, welche die des Deageant ausstechen sollte, übertrug er dem Marquis von Bressieux, einem Mann, der für einen der vollkommensten seines Standes geachtet wurde, den man aber übrigens als ein ewiges Beispiel der Ungerechtigkeiten des Glücks betrachtete; und schickte ihn nach Dauphiné, um zu versuchen, den Herzog dahin zu bringen, daß er die Hoffnung auf diese Stelle aufgäbe, und sich mit der eines Generalfeldmarschalls begnügte, d. h. daß er den beschwerlichen Theil der Verrichtungen eines Connetable auf sich nähme, und ihm die Ehre davon überliesse.

Der Marquis, den der Herzog schon an sich hoch schätzte, als einen Mann, in dem er vorzügliches Verdienst bemerkte, wurde sehr höflich von ihm aufge-

nommen, wie alle, welche von daher kamen, und arbeitete sogleich und mit grosser Geschicklichkeit an dem Hauptzweck seiner Reise. Er wollte zwar, Deageant sollte nichts davon wissen; weil dieß aber der Herzog nicht einräumte, und ihm erklärte, er werde ihn ebenfalls darum wissen lassen, so war er genöthigt, sich gegen ihn darüber zu erklären. Dieser, unerachtet er gerechte Ursache gehabt hätte, zurückzutreten, und alles liegen zu lassen, wenn das Interesse des Staats ihm nicht theurer gewesen wäre, als sein eignes, wollte dennoch seine Bemühungen fortsetzen, indem er wohl von den Absichten des Königs unterrichtet war, der nichts von dieser neuen Intrigue wußte, und jederzeit gleich gut gegen den Herzog gesinnt war. Da aber diese beyden Unterhändler zween verschiedene Zwecke und verschiedene Befehle hatten, und nichts ausrichten konnten, wenn sie sich dabey so durchkreuzten, so kamen sie endlich mit einander überein, sich in der Hauptsache, der Bekehrung des Herzogs, zu vereinigen. So bestättigte er denn endlich zu Valence schriftlich alles, was Deageant mit ihm beschlossen hatte, und unter dem Vorwand, das dem Marquis bey seiner Rückreise gegebene Beglaubigungsschreiben zu bestärken, unterzeichnete er die Artikel in Gegenwart und in der Wohnung des ersten Parlementspräsidenten de Frere, der sich seiner Seits die Sache ebenfalls sehr angelegen seyn ließ.

Neuntes Kapitel.

Neue Bewerbungen des Herzogs von Luynes bey dem Herzog, ihm die Connetablestelle zu überlassen. Reise des Herzogs nach Hof. Verschiedene Ränke dawider.

Der Marquis von Bressieux kehrte itzt an den Hof zurück, mit dem Entschluß des Herzogs, sich zu bekehren; und Deageant blieb bey ihm, um von Hof die Erfüllung der Versprechungen zu erwarten, die er ihm im Namen des Königs gemacht hatte, was seiner Meynung nach weder Verzug noch Schwierigkeiten haben würde. Der Herzog selbst schickte sich an, diese Handlung mit der nöthigen Vorsicht und Feyerlichkeiten in die Hände des Erzbischoffs von Ambrun zu verrichten, der, wie wir oben an seinem Ort gesehen haben, bereits auch seine zwote Vermälung eingesegnet hatte.

Allein bey Hof giengen die Sachen nicht nach Deageants Gedanken; denn der Herzog von Luynes — der durchaus diese Charge für sich verlangte, und ohne Vorwissen des Königs alles aufbot, um dazu zu gelangen, so daß er sogar durch seine Vertraute ausprengte, Se. Majestät wollten ihn solche selbst wider seinen Willen übertragen, und setzten seine Weigerungen einen unbedingten Befehl entgegen — hatte die dem Herzog durch Deageant überbrachten Versprechungen auf die blosse Stelle eines Generalfeldmarschalls einschränken lassen, mit einem monatlichen Gehalt von sechstausend Thalern, indem seine eigentliche Absicht dahin gieng, die andre für sich zu behalten. Zu dem Ende schickte er Bullion ab, den er aus allen herausgelesen hatte, weil er ihn am fähigsten hielt,

seinen Plan durchzusetzen, sowohl wegen des Credits, worinn er bey dem Herzog stand, als wegen seiner Geschicklichkeit, die verwickeltsten Angelegenheiten ins Reine zu bringen. Wirklich wußte er auch dieß Zutrauen zu verdienen.

Der Herzog war bereits durch die von der protestantischen Religion bestürmt worden, welche ihm vorstellten, daß man ihm den schimpflichen Vorwurf machen könnte, er habe sich zu dieser Veränderung blos um zeitlicher Glücksvortheile willen entschlossen; besonders war unter ihnen der Präsident du Cros, ein mächtiger Geist, der ihm eine lange schriftliche Vorstellung darüber zugeschickt hatte, die durch de Quay's, einen der vollkommensten Cavaliers, beantwortet worden war. Trotz dieser Gegenbemühungen aber wußte ihn Bullion so gut zu behandeln, und arbeitete mit so glücklichem Erfolg, daß er endlich den Herzog dahin brachte, sich ganz nach dem Verlangen des Favoriten zu bequemen, wozu die Versicherungen viel beytrugen, die er ihm gab, daß man ihn nicht nöthigen würde, die Religion zu ändern, und die Vorstellungen, die er ihm machte: die Stelle eines Generalfeldmarschalls würde in seiner Person von eben der Wichtigkeit seyn, als die eines Connetable, wegen seiner Tapferkeit und des Glanzes, den er ihr mittheilen würde, bey der Achtung, in der er einmal im Staat und bey den Kriegern stände. Da er sich jederzeit so gar wenig aus Aeusserlichkeiten gemacht und seinen Ruhm mehr in soliden Dingen als im Pomp gesucht habe, so werde er hiebey seine Rechnung finden, und jedermann leicht einsehen, daß, wenn auch der Herzog von Luynes durch Gunst den Namen eines Connetable vor ihm davon getragen habe, die wirkliche Amtsführung doch ihm geblieben sey; er werde in der

That

That und mit weit mehr Ehre Connetable seyn, als wenn der Favorit die Verrichtungen der Stelle für sich behalten und ihm nur den Titel davon gelassen hätte. Dabey gab er ihm noch zu verstehen, so wie man es ihm angegeben hatte: der König würde es ihm sehr Dank wissen, wenn er sich hierzu verstände; die Zeitumstände und die Meynung Sr. Majestät für den Favoriten legten ihm unumgänglich diese Nothwendigkeit auf. Er müsse diese Gefälligkeit für seinen Herrn haben, dessen Willen er sich doch wohl nicht widersetzen wollen würde. Dabey beredete er ihn auch noch, dem Herzog von Luynes den Dienst zu erweisen, und den König zu bitten: Er möchte ihm den Connetable-Degen geben; wodurch er ihn sich ausserordentlich verbinden würde, und um so mehr, da er ihn, unerachtet er ihn für sich verlangen könnte, dennoch ganz ihm überliesse.

Da Bullion dem Herzog dieß alles in Geheim, ohne Vorwissen Deageants, sagte, und diese Verschiedenheit in den Entschlüssen ihm nicht gefiel, er auch unmöglich gern zugeben konnte, daß sein Name der Ehrsucht des Herzogs von Luynes zum Deckmantel dienen sollte, wiewohl er auf der andern Seite entschlossen war, ihm alle seine Ansprüche abzutreten; so stand er eines Morgens sehr früh auf — er war auf seinem Gute Visible — gieng nach Deageants Zimmer, den er auf und mit Depeschen beschäftigt fand, und sagte ihm: er habe diese Stunde erwählt, um frey mit ihm konferiren zu können, indem die öffentlichen Angelegenheiten ihm den Tag über nicht viel Zeit dazu liessen. Hierauf führte er ihn nach einer Gallerie, wo sie sich allein mit einander einschlossen, und er ihm alles erzählte, was zwischen ihm und Bullion vorgegangen war, und sich, nicht ohne viel Klagen, weit-

läufig darüber heraus ließ, wie sehr man ihm bey dieser Gelegenheit Ursache zum Mißvergnügen gäbe, vieler andern zu geschweigen, die er itzt aus Respekt nicht berühren wollte. Er hätte der Gnade des Königs große Verbindlichkeiten, allein der Herzog von Luynes und dessen Rathgeber mißhandelten ihn. Er sey nicht der Mann dazu, sich zum Vorwand herzugeben und glaube, ohne Eitelkeit, zu verdienen, was man ihm versprochen habe; auch abgesehen von seinen persönlichen Eigenschaften, die er gering schätze, heisse dieß doch die Dienste schlecht belohnen, die er dem Staat leistete, besonders bey der gegenwärtigen Gelegenheit, wo er sagen könnte, daß er durch sein Beyspiel und durch seine Sorgfalt eine Million Menschen in Schranken halte, welche sonst ein Feuer im Reich entflammen würden, das die Favoriten mit ihrer ganzen Macht nicht wieder zu löschen vermöchten. Er trage kein Bedenken zu sagen, wenn je Verdruß und Empfindlichkeit fähig wären, ihn von seiner unveränderlichen Liebe für das königliche Interesse zu trennen, so würde er aller Welt zeigen, daß er nicht der Mann sey, sich mißhandeln zu lassen; Beleidigungen, welche keinen Anstrich von Verachtung hätten, wüßte er zu übersehen; allein solche wären ihm ganz unerträglich.

Deageant, der seinen ersten Zweck nie aus dem Gesicht verlohr, und der gleich empfindlich hätte seyn können, indem er gleich übel behandelt war, besänftigte ihn, statt ihn noch mehr zu erbittern; und da er wohl sah, daß der Streich, mit dem man am Hof losschlagen wollte, unvermeidlich sey, so wollte er lieber die Hände dazu bieten, als ihn zu einem heftigen Entschluß vermögen, und stellte ihm vor: seiner großen Klugheit komme es zu, sich in die Zeit zu schicken; seine Liebe zum Besten des Staats, dessen Rettung zum

Theil von ihm abhange, stets beyzubehalten und dieß Opfer der Neigung des Königs gegen den Herzog von Luynes zu bringen, dem er sich dadurch ewig verbinden würde. — Dem zu Folge gab der Herzog Bullion jede gute Versicherung, die er in Ansehung eines glücklichen Erfolgs seiner Reise wünschen konnte, und fertigte ihn kurz darauf ab, worauf er nach Hof zurück gieng, und dem Favoriten, der ihn ungeduldig erwartete, grosse Freude machte.

Da also dieser itzt nahe daran war, Connetable zu werden, setzten ihm mehrere von denen, welche näher um ihn zu seyn Gelegenheit hatten, in den Kopf: er müsse, um sich in dem Credit zu erhalten, wozu diese Würde ihn erhöhe, die Sachen zu einem Krieg einzuleiten suchen, der seinen Posten nicht nur sehr wichtig, sondern auch unumgänglich nöthig mache. Er ließ sich leicht dazu bereden; und da sich unterdessen die Köpfe auf beyden Seiten immer mehr erhitzten, so kam das königliche Conseil wieder auf seinen ersten Vorschlag, sich der Zuneigung des Herzogs zu versichern, und ihn nach Hof zu ziehen, damit er nachher dem König auf seiner Reise folgen müßte und um auf der einen Seite das Mißtrauen zu heilen, das man gegen ihn haben könnte, wenn er nicht aus seinem Gouvernement wegkäme, auf der andern sich seiner Anwesenheit um die Person des Königs, bey seinen Religionsverwandten überhaupt als einer Versicherung bedienen zu können, daß man blos die Einzelnen züchtigen wolle, welche sich Unbotmäsigkeit zu Schulden kommen liessen. Da nun auch der Herzog von Luynes es aus Gründen, die ihn betrafen, gar sehr wünschte, so beschwor ihn der König, sich bey Seiner Person einzufinden, um Seine aufrichtigen guten Absichten zu unterstützen, die er habe, der Versamm-

lung

lung zu la Rochelle zu verzeihen, wenn sie es durch ihre Unterwerfung verdiente.

Als der Herzog sich zu dieser Reise anschickte, bildete sich der größte Theil der Reformirten ein, er wolle sie entweder verlassen, oder man trachte durch ein Complot ihrer gemeinschaftlichen Feinde nach seinem Verderben, geriethen darüber sehr in Unruhe, und versuchten ihr Aeusserstes, ihn davon abzubringen; erst durch flehentliche Bitten, indem sie ihm vorstellten, was er seinen Glaubensgenossen, seinen Dienern und sich selbst schuldig sey; und dann durch die Ränke, die wir sogleich bemerken werden.

Bey Hof war man itzt sehr im Zweifel, wozu er sich entschliessen würde, und seine Neider, die ihn gern verdächtig gemacht hätten, sprengten öffentlich aus: er wolle seine Provinz nicht verlassen, um die Reise rückgangig zu machen, welche der König vor habe, und die er sonst nicht sicher antreten könne; und um etwas zu unternehmen, wenn der König entfernt wäre. Freylich machte dieß im Grund keinen Eindruck beym König; indessen war Er doch ungeduldig, Nachricht von seiner Abreise zu erhalten um die gegentheiligen Gerüchte zu widerlegen, und hatte endlich das Vergnügen zu hören, daß er seit dem 23. Februar auf dem Wege sey.

Als er zu Lyon war, wo seine häuslichen Angelegenheiten ihn nöthigten sich zween Tage aufzuhalten, erhielt er von einem Geistlichen, der am Hof war, und sich hier sehr für ihn interessirte, einen Brief, worinn er ihm Nachricht gab: man wolle ihn blos in der Absicht nach Hof locken, um ihn fest zu nehmen. Zu eben der Zeit kam ein Cavalier vom Gefolge eines Grossen, sein Freund und zugleich Katholik, an,

um ihm zu sagen: als er sich zufälliger Weise allein in der Antichambre des Königs hinter einer spanischen Wand befunden habe, hinter die er wegen der unvermutheten Ankunft des Herzogs von Luynes und einiger Minister getreten sey, welche gekommen wären, um Conseil zu halten, so habe er deutlich gehört, daß sie sich seiner Person versichern wollten, sobald er angekommen seyn würde; dieß habe er seinem Herrn gesagt, der ihn sogleich abgeschickt habe, um ihm dieß selbst zu hinterbringen.

Ueberdieß hatten sich auch die von Dauphiné einer besondern List bedient, um zu machen, daß er wieder zurück käme. Ein Katholischer von Adel ward von einem seiner Verwandten reformirter Religion, sehr angelegentlich gewarnt, auf seiner Hut zu seyn, weil in einer geheimen Versammlung ausgemacht worden sey, unmittelbar nach der Abreise des Herzogs über die Katholiken herzufallen. Da sich nun dieß weiter verbreitete, so waren sie darüber sehr in Unruhe gerathen, und die Urheber dieses Schelmstücks dachten, der Herzog würde unfehlbar zurück kommen, um der Unordnung vorzubeugen, die daraus entstehen dürfte.

Er eröffnete dieß alles sogleich Deageant, der Befehl hatte, ihn zu begleiten, und nach einigen Nachdenken der Meynung war: er habe große Ursache, diesen Warnungen nicht zu trauen. Erstlich schien es ihm, der Urheber der erstern dringe nicht tief genug in die Angelegenheiten des Hofs ein, um darinn [illegible] Geheimniß entdeckt zu haben; und da er gar keinen nähern Umstand von Zeit und Personen angebe, so möchte es wohl nur eine bloße Grille von ihm seyn. Den andern überführte er sogleich einer Unwahrheit,

denn

denn in dem Zimmer, wo der Edelmann hinter einer spanischen Wand gesteckt haben wollte, war keine, noch sonst etwas dergleichen, was Deageant recht genau wissen konnte, da er das Apartement so gut kannte, als sein eignes Haus. Auch bey der dritten entdeckte er die darunter verborgne List, aus Gründen, die hier anzuführen zu weitläuftig wären, die aber den Betrug ganz einleuchtend machten; so daß er dem Herzog alles Mißtrauen, seine Reise weiter fortzusetzen, glücklich benahm.

Um diese Zeit gelangte der Cardinal Ludovisio unter dem Namen Gregor XV. auf den päpstlichen Thron, und da er sich dessen wieder erinnerte, was, angeführtermassen, ehmals in Piemont zwischen ihm und dem Herzog vorgefallen war, that er ihm seine Gelangung auf den heiligen Stuhl durch einen ausdrücklichen Brief seines Neffen zu wissen, forderte ihn auf, das Wort zu halten, das er ihm gegeben hätte, daß er katholisch werden wolle, sobald Er Papst seyn werde, und bezeugte ihm, daß seine Bekehrung ihm großes Vergnügen verursachen würde.

Der Herzog gab hierauf den Cardinal Bentivoglio, der sich damals zu Lyon befand und von seiner Nunciatur in Frankreich zurückkehrte, ein Schreiben an Se. Heiligkeit mit, worinn er Ihm seine Freude über Seine Beförderung bezeugte; was Ihm sehr angenehm war, und wobey er hoffte, ihm bald seinen Apostolischen Seegen ertheilen zu können, was sein Vorgänger, Paul V. so sehr gewünscht hatte. Denn als einst der ehrwürdige Pater Franz de la Riviere, Minimer Ordens, und nachher Generalvisitator in Frankreich, ihm von Seiten des Herzogs aufgewartet und ihm dessen Schreiben gebracht hatte, um ihn

von

von dem geheimen Vorhaben seiner Bekehrung zu versichern, so empfand er eine solche Freude darüber, daß er sich gegen das Crucifix, das auf dem Tisch in seinem Cabinet stand, wandte, und mit gen Himmel erhobnen Augen und Händen sagte: „Ich danke dir „mein Herr und mein Gott, daß es dir gefallen hat, „den Sinn des Herzogs von Lesdiguieres mit deiner „Gnadenwirkung zu rühren, und ihm den Weg zu „zeigen zum Heil seiner Seelen; ich bitte deine göttliche Gnade ihn darinn zu bestärken.“ Und gegen den Pater la Riviere gewandt, setzte er hinzu: „melden Sie ihm, daß ich eine so große Freude über seine Bekehrung verspüre, daß ich keine Ruhe haben „werde, bis ich sie zur Wirklichkeit gebracht sehen „werde, und ihm meinen Seegen ertheile.“ Allein dieß war dem Papstthum Gregors XV. vorbehalten.

Um wieder auf Lyon zurückzukommen. Nachdem der Herzog sich dieser Pflicht gegen Se. Heiligkeit entledigt und den König durch Mouchan von der Fortsetzung seiner Reise versichert hatte, gieng er am folgenden dritten Tag ab.

Zehntes Kapitel.

Der Herzog lehnt die angetragene Connetable-Stelle ab, und wird Generalfeldmarschall. Fortsetzung seiner Bemühungen, die Versammlung zu la Rochelle zu trennen. Seine Reise mit dem König.

Die Ankunft des Herzogs bey Hof erfüllte den König und den Herzog von Luines mit einer Freude, die der Ungeduld gleich war, mit der sie ihm entgegengesehen

sehen hatten, und die sich auf alle diejenigen verbreitete, welche hofften, daß durch seine Bemühungen die Stürme, welche dem Staat drohten, zertheilt und der Saame der Unruhen im Keim erstickt werden sollte. Dagegen beschämte sie aber alle die, welche ausgesprengt hatten: er werde nicht kommen, aus Furcht, sich mit dem König einzulassen, und sich von den Oertern und Mitteln, den Aufwieglern Beystand zu leisten, zu entfernen.

Der König, der ihn durchaus zum Connetable machen wollte, dachte alsdann alles Nöthige vorzukehren, um die Verirrten zu ihrer Pflicht zurück zu bringen, und wollte ihm die Anführung Seiner Armee gänzlich übertragen. Als aber der Herzog von Luynes, der einen andern Zweck hatte, erfuhr, daß er sich dem Hof näherte, schickte er ihm einige seiner Vertrauten unter dem Vorwand von Höflichkeit, entgegen, um ihn in dem Vorsatz zu bestärken, zu halten, was er Bullion versprochen hatte. Der König, der nichts von den Bewerbungen des Favoriten wußte, bestand noch bey Seiner ersten Absicht mit dem Herzog. Denn ausser Seiner natürlichen Neigung, einem der vortreflichsten Feldherrn seines Jahrhunderts und der würdigsten Diener der Krone, diese Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, sah Er auch wohl ein, von welcher Wichtigkeit es für Seinen Dienst sey, und als er erfahren hatte, daß er es ablehnen wollte, ließ Er mehrmals deswegen in ihn dringen. Als Er endlich selbst mit ihm davon sprach, bat Ihn der Herzog unterthänigst, zu geruhen, daß er diese Ehre dem Herzog von Luynes überliesse, der bereits die Stimmen des ganzen Hofs hierinn für sich hätte. Da also auf diese Art die erste Absicht des Königs fehlschlug, konnte Er die Aeusserung der vornehmsten

nehmſten Groſſen des Staats, die aus Zeitgründen dieſe Ehre dieſem zudachten, nicht umſtoſſen, und gab ihm mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten den Degen; um aber zugleich ſeine Neigung gegen den Herzog zu befriedigen, ſchickte Er ihm zu gleicher Zeit die Vollmacht eines Generalmarſchalls ſeiner Läger und Kriegsheere, mit Vorrechten, welche ihm beynahe das ganze Anſehn eines Connetable gaben, ſo daß man wohl ſagen konnte, er beſitze die Charge in der That, wovon der andre nur den Namen führte.

Nachdem dieſe Angelegenheit abgethan war, fieng man an, an derjenigen zu arbeiten, welche damals noch allgemeiner den Hof beſchäftigte. Dieß war die Trennung der Verſammlung von la Rochelle, welche alle Ermahnungen verwarf, und, den Kranken gleich, die durch ihre üble Diſpoſition die heilſamſten Mittel verderben, offenbar in ihr Verderben rannte. Da man nun die Vermittlung des Herzogs als das kräftigſte Mittel hiezu verſpart hatte, nach deſſen Anwendung jeder andre Verſuch unnütz ſchien; ſo arbeitete er mit allem Fleiß daran, den man nur wünſchen konnte. Ehe er aus Dauphiné abgieng, hatte er die Deputirten abermals ermahnt, auseinander zu gehen, und ihnen durch St. Bonnet, einen von ihnen, den ſie an ihn abgeſchickt hatten, ganz umſtändlich ſeine Meynung darüber geſchrieben und geſagt, er gehe nach Hof, um ihnen bey Sr. Majeſtät die guten Dienſte zu erzeigen, die ſie vernünftiger Weiſe von ihm erwarten könnten, wenn ſie nur nicht weiter eigenſinnig dabey beharrten, die Gnade auszuſchlagen, die ihnen angeboten würde.

Nachher als er sah, daß sie doch noch auf ihrem Sinn beharrten, verdoppelte er seine dringende Bitte bey ihnen durch la Roche de Grant, einen Adelichen von seinem Haus, einsichtsvoll und voll der besten Gesinnungen, wenn sie hätten folgen wollen. Dieser schlug ihnen Auskunftsmittel vor, welche unter den geschicktesten Männern am Hof verabredet worden waren, um ihr Interesse mit dem Gehorsam zu vereinigen, den sie dem König schuldig waren: allein da er dieß erstemal nur sehr wenig bewirkt hatte, wurde er wieder dahin geschickt, um ihnen im Namen Sr. Majestät zu versichern, sobald sie gehorsamt hätten, sollten ihre billigen Forderungen befriedigt werden, und der Herzog machte sich noch besonders verbindlich, die Erfüllung zu bewirken. Auch der Vicomte von Favas, einer der Generaldeputirten, war daselbst, und es wurden ihm große Belohnungen versprochen, wenn er ihre Hartnäckigkeit besiegen könnte: kurz, nichts blieb unversucht, und ich kann als Zeuge der Bemühungen des Herzogs hierinn, versichern, daß diese Angelegenheit ihm so viel zu schaffen machte, und ihm so wenig Vergnügen gewährte, als nie eine andre, so viel schwere und dornichte ihm auch durch die Hände gegangen waren.

Indessen war der Connetable schlecht erkenntlich für die Vortheile, die ihm der Herzog abgetreten hatte, und gieng auf Zureden der Feinde desselben auf eine sonderbare Vergeltung um. Er hatte sich eingebildet, man würde den Krieg nie mit gutem Erfolg führen, so lange man ihn in Freyheit liesse, und daher beschlossen, ihn gefangen setzen zu lassen. Allein Deageant eilte, sobald er dieß merkte, voll edeln Unwillens zu ihm, stellte ihm erstlich die Ungerechtigkeit dieses

dieſes Vorhabens vor, und ſagte dann er würde eher ſein Leben als ſeine Einwilligung hierzu erhalten. „Stoßen Sie mir einen Dolch in die Bruſt, fuhr „er fort, wenn Sie wollen, daß ich nicht hingehn „ſoll, ihn davon zu benachrichtigen. Welchen Ruhm „verſprechen Sie ſich dann von einer Handlung, welche „dem guten Ruf des Königs nachtheilig ſeyn, ſeine „Angelegenheiten verſchlimmern, und Sie mit einem „ewigen Schandfleck brandmarken würde?" — Dieſe gerechte Hitze machte Eindruck auf den Connetable, er änderte ſein Vorhaben und ſprach nicht weiter davon: und Deageant war ſo diſcret, nichts davon gegen den Herzog zu äuſſern, um das gute Vernehmen nicht zu ſtören, worinn ſie miteinander ſtanden.

Unterdeſſen war la Roche de Grane von der Verſammlung zurückgekommen, und zwar mit ſo wenig Befriedigung wie die andern male, und der König ſah, daß es nur die Zeit verlieren hieße, wenn man ſich weiter damit aufhalten wollte, ſie um die Erfüllung ihrer Pflicht zu mahnen; daß die von dieſer Partey ſogar ſchon Truppen warben, ihre Garniſonen verſtärkten und ſich offenbar zum Krieg rüſteten: ſo beſchloß er ihnen zuvor zu kommen. Er ertheilte alſo die nöthigen Befehle zum Marſch der dazu beſtimmten Truppen und zu allem, was zu einem glücklichen Erfolg ſeiner Reiſe erforderlich war, und dieß alles mit Zuziehung und Rath des Herzogs, den er zu allen ſeinen Berathſchlagungen rief. Hierauf erklärte Er feierlich, Seine Waffen ſeyen nur gegen die Rebellen gerichtet, und Er nehme die andern in Schutz, und gieng endlich am 19. April von Fontainebleau ab von den Prinzen und Herren des Hofes begleitet. Seinen Befehl zu Folge mußte der Herzog noch

denſelben Tag ſeine Stelle als Generalfeldmarſchall, die ihm das Commando der Armee gab, antreten.

So ſetzte der König ſeine Reiſe fort, und hielt ſich nur einige Tage in den Städten Orleans, Blois und Amboiſe auf. Als er nach Tours kam, wohin der Herzog auf ſeinen Befehl vorausgegangen war, um einen gegen die Reformirten entſtandenen Volksaufſtand zu dämpfen, wurde für gut befunden, daß er ſich bey du Pleſſis Mornay, Gouverneur von Saumur verwenden ſollte, um ihn zu vermögen, ſich nach ſeinem Hauſe la Foreſt zu entfernen, ſo lange der König ſich in der Stadt aufhalten würde, mit der Verſicherung, daß er nachher wieder dahin zurückkommen könnte, worüber ihm der Connetable und der Herzog ihr Wort gaben. Als dem zu Folge du Pleſſis weggezogen war, gieng der König dahin; nahm aber Sein Quartier im Schloß, was du Pleſſis Abſicht nicht geweſen war, und fand es ſehr dienlich für Seinen Zweck, es dem Grafen von Sault, und nachher Aigubonne zur Verwahrung zu übergeben, ſowohl damit dieſe Neuerung denen von der Reformirten Religion, zu der ſich der Graf damals bekannte, nicht verdächtig ſcheinen möchte, als um den Herzog einigermaſſen zufrieden zu ſtellen, der ſich gegen den Connetable äuſſerſt über den Bruch des Worts beklagte, das ſie du Pleſſis gegeben hatten. Dieſer durfte nicht wieder dahin kommen und Se. Majeſtät ſetzten ihren Weg fort.

Als man zu Niort war, erhielt der Herzog Nachricht von einem Trauerfall in ſeinem Hauſe, der ihn mit tiefem Schmerz erfüllte; es war der Tod ſeiner jüngſten Tochter, gegen die er die ganze Zärtlichkeit eines guten Vaters empfand. Nachdem er das Vergnügen

genoſſen

genossen hatte, zu sehen, daß sich viele Personen vom höchsten Rang im Reich um sie beworben hatten, hatte ihn endlich der Wunsch, sein Haus durch Zusammenhaltung seiner Güter mächtig zu erhalten, bestimmt, sie mit seinem Enkel, dem Grafen von Sault zu vermälen, mit Dispensation des heiligen Stuhls, wegen ihrer Verwandschaft, indem sie Neffe und Tante waren.

Dieser Unfall gieng ihm sehr zu Herzen, so daß selbst seine Gesundheit darunter litt, indem diese Wunde in seinem Gedächtniß eine andre aufgerissen hatte, der seine gewöhnliche Standhaftigkeit so sehr unterlag, daß er sogar Thränen vergoß, die er gegen Desgeant entschuldigte: „ach, sagte er zu ihm, Herr Präsident, ich beweine einen Verlust der mich vor vierzig Jahren betraf," worunter er den Tod seines Sohnes verstand, den er damals standhafter ertragen hatte, weil er noch in einem raschern Alter war, das gegen solche Anwandlungen von natürlicher Zärtlichkeit fester ist.

Da er einige Tage zubrachte, ohne diesen Schmerz mäßigen zu können, und noch überdieß seiner daher entstandenen Unpäßlichkeit wegen das Zimmer hüten mußte, so wurde er von dem ganzen Hof mit Beyleidsbezeugungen besucht. Der König selbst erzeigte ihm die Ehre, ihn zu besuchen und zu trösten, wobey er ihn verschiednemal Seinen Vater nannte, eine Gnade, die nicht würdiger angebracht werden konnte. Auch wirkte sie besser auf sein Gemüth, als keine andre Sorgfalt, die man hätte darauf verwenden können.

Dieser Verlust veranlaßte ihn bey seiner Zurückkunft nach Dauphiné die Marquise von Montbrun,

seine ältere Tochter zu sich zu nehmen, die er mit Einwilligung ihres Gemahls scheiden ließ, und einige Zeit darauf dem Marschall von Crequi vermälte: und gleich wie Licht und Kraft eines Auges, das verletzt wird, in das andre übergeht, und sich ganz in dem gesund gebliebenen vereinigt, so hieng sich seine zuvor unter beyde Schwestern getheilte Zärtlichkeit nun nach dem Tod der jüngsten ganz an diese.

Eilftes Kapitel.

Verfolg der Reise des Herzogs mit dem König, und seine Sorgfalt für die von der reformirten Religion. Seine guten Rathschläge, die Belagerung von Montauban betreffend.

Da die Stadt St. Jean d'Angely, wo sich Soubise, der Bruder des Herzogs von Rohan, eingeschlossen hatte, um sie zu vertheidigen, den Hof aufhielt, so gab Auriac, einer der Feldmarschälle der Armeen des Königs, der bey dieser diente, und sich zuvor schon mit einigen Truppen in den Flecken St. Julien, eine Viertelmeile von der Stadt, gelegt hatte, das Kommando und die ganze Direction der vorhabenden Belagerung sogleich an den Herzog, als seinen Obern, ab. Der Herzog von Brissac, dem seine Eigenschaft, als Reichsmarschall, das Kommando der Armee gab, trat es ihm sogleich ab: allein der Herzog von Epernon der kurz darauf anlangte, erhielt von dem König, daß sein Sohn, der Marquis von la Valette die Stelle eines Obersten Generals der französischen Infanterie verse-

verſehen durfte, damit er ſelbſt nicht genöthigt wäre, Befehle von dem Herzog anzunehmen.

Es iſt weder meine Abſicht, noch zu meinem Zweck gehörig, mich weitläuftig über dieſen Gegenſtand zu verbreiten, der eigentlich für die allgemeine Geſchichte gehört, und ich werde mich auch in der Folge bey dergleichen nur in ſofern aufhalten, als es die Nothwendigkeit für mich erfordern wird. Es genügt mir, zu ſagen, daß der Herzog alles was an ihm lag, that, um dieſen Platz zu bezwingen, und daß er ſeine eigne Perſon dabey nicht ſchonte, wobey er eines Tags beynahe durch eine Falkonetkugel erſchoſſen wurde, welche das Pferd ſeines Ecuyer Langes, dicht neben ihm niederſtürzte.

Unerachtet er indeſſen bey dieſer Gelegenheit alle Sorgfalt, alle Wachſamkeit und alle für den Dienſt Sr. Majeſtät nöthige Strenge bewies, fehlte es doch nicht an Leuten, welche ſehr frey gegen ihn ſprachen, und ſeinen Abſichten eine ganz andre als die gute Auslegung gaben; noch an ſolchen, die ihm dann wieder beſtändig mit Berichten von nachtheiligen Reden in den Ohren lagen, welche unter den Miniſtern und Groſſen gegen ſeine Redlichkeit geführt wurden: dieß alles machte aber keinen Eindruck auf ihn, indem er ſchon lange die Ungerechtigkeiten der Verläumdung gewohnt war, und er verwarf mit edler Verachtung was gemeine Menſchen reizt.

Eine Rede machte indeſſen doch Eindruck auf ihn, die dem Beichtvater des Königs, dem Pater Arnoux, einem Jeſuiten, entfallen war, der großen Einfluß auf die Geſchäfte hatte. Ein Prälat hatte

nämlich diesen besucht, der unter andern Dingen, welche Schmeicheley die Menschen sagen läßt; mit vollen Backen den Rath lobte, den der Beichtvater gegeben hätte, den Herzog nach Hof kommen zu lassen, um ihn seiner Partey unnütz zu machen, worauf dieser sich so sehr vergaß, daß er herausfuhr: „ja wir ha„ben ihn, den Fuchs, er soll uns nicht entwischen.“ — Des Blans de Vois vert, ein Adelicher aus Forez, der sich damals in dem Zimmer des Beichtvaters befunden und dieß mit angehört hatte, erzählte es selbst dem Herzog, zu dessen Gefolge er sich seit einiger Zeit hielt, wieder, und es ärgerte ihn, daß sein Eifer so schlecht erkannt wurde, und man von ihm, als von einem Menschen sprach, der das Gute nur aus Noth thäte. Dieß veranlaßte ihn denn auch zu dem Entschluß, sich über gewisse argwöhnische Vermuthungen Licht zu verschaffen, welche einige ihm beybringen wollten, als ob er am Hof nicht frey wäre. Allein Bullion und Deageant, die ihn am genauesten kannten und durchschauten, wußten das Uebel geschickt wieder gut zu machen, das dieser, in der That ein wenig zu kühne, Einfall des Beichtigers hätte anrichten können. Ueberdieß wußte er auch nichts an dem König, das dem gleich gesehen, und womit er nicht hätte können vollkommen zufrieden seyn.

Einige Tage darauf endigte sich die Belagerung durch die Unterwerfung der Belagerten, welche von dem König Verzeihung erhielten, der überall Seine Gnade vorwalten ließ, wo er nicht gezwungen war, Seine Gerechtigkeit auszuüben. In gleicher Absicht gab Er dem Herzog nebst dem Bruder des Connetable, dem Herzog von Chaunes, den Auftrag, die benach-

nachbarte Stadt Pons durch Zureden zu ihrer Pflicht zurückzuführen, was ſie auch ohne Schwierigkeit that.

So wie unterdeſſen der König weiter fortrückte, ermahnte der Herzog jederzeit alle reformirte Oerter die auf ſeinem Wege lagen, in dem Gehorſam zu beharren, oder dazu zurück zu kehren, je nachdem er ſie in einer Verfaſſung fand, wobey er überall die Gerechtigkeit der Abſichten des Königs rühmte, der Seine guten und getreuen Unterthanen erhalten und nur die böſen züchtigen wolle, und keineswegs geſonnen ſey, die Gewiſſensfreyheit, die Er in Seinem Reich erlaube, abzuſchaffen, wie die Aufwiegler dem Volk vorſpiegelten; indem er ſich ja des Herzogs hiezu bediene, und am Hof und in der Arme eine unzählige Menge Officiers und andrer Perſonen von der Religion wären, ein Beweis, daß es nur auf die abgeſehen ſey, die von ihrer Pflicht abgewichen ſeyen.

Der König hielt ſich nicht ſehr in den Städten in Guyenne auf, wo Sein Weg Ihn hinführte, und welche die Reformirten inne hatten; Sainte Foy, Bergerac, von denen man glaubte, daß ſie ſich widerſetzen würden, ergaben ſich ſogleich. Es gab alſo keinen wichtigen Aufhalt, bis Clerac, das die Reformirten befeſtigt hatten, mit dem Entſchluß, es zu vertheidigen, weßwegen es der König belagern ließ. Der Herzog rekognoſcirte es ſogleich, um die Armee darnach verlegen und die Arbeiten anordnen zu können, wobey der Marſchall von St. Geran und Termes ihn begleiteten. Als ſie ziemlich nahe an den Barrikaden waren, welche der Feind hatte, und die man angreifen wollte, und der Marſchall mit funfzehn bis zwanzig Pferden darauf los ritt, wandte ſich Termes

gegen den Herzog und sagte zu ihm: „Was sagen „Sie dazu, mein Vater?“ (26) Worauf der Herzog antwortete: „Der Herr Marschall von St. Geran „spielt den jungen Menschen; seyn Sie aber klüger, „mein Sohn, als er; ich will ihm sagen lassen, er „soll zurückkommen, und unterdessen kommandiren „Sie einen Trupp um diesen Leuten zu Leib zu gehen.“ — Allein Termes ließ sich durch die Nacheiferung hinreissen, und jagte selbst dahin im blossen Kollet, und zwar zu seinem Unglück; denn er erhielt einen Musketen-Schuß, der ihm das Armbein nahe bey der Hand zerschmetterte, wovon er wenige Stunden darauf starb, zu grossem Leidwesen des Herzogs und des ganzen Hofs, der ihn mit Recht als einen der vollkommensten Cavaliers in Frankreich betrachtete.

Uebrigens sind dieß hier die eignen Worte, die zwischen ihnen fielen, wobey ich mich selbst befand; und die ich im prophetischen Geiste sorgfältig bemerkte, gleichsam als wenn ich vorausgesehen hätte, daß ich einst nöthig haben würde, sie der Wahrheit gemäß gegen die Hypothesen eines neuern Annalisten anzuführen, dessen boshafte Verfälschungen, in dem was das Andenken dieses grossen Mannes betrift, ich anderswo schon bemerkte.

Die Belagerung wurde am folgenden Tag angefangen, und einen Monat lang so lebhaft fortgesetzt, daß die Belagerten genöthigt waren, ihre Zuflucht zu der Barmherzigkeit des Königs zu nehmen, und um Gnade zu flehen, die ihnen auch zugestanden wurde.

Nachdem Clerac unterworfen war, gieng der König nach Agen, wo es über die Belagerung von Mon-

Montauban zur Sprache kam, wobey der Herzog es ablehnte, seine Meynung zu sagen damit man ihn, wenn er davon abriethe, nicht beschuldigen möchte, die Rebellion dieser Stadt zu begünstigen, einer der beträchtlichsten und am besten befestigten dieser Partey, oder wenn er dazu riethe, und es gienge dann doch nicht nach Wunsch damit, man den übeln Ausgang nicht ihm zuschreibe. Da indessen der König dennoch in ihn drang, mit Beschwörungen, die bey Ihm so gut als Befehle galten, so hatte er Ihm gerathen, sie durch Forts zu blockiren, indem die Armee schwach, die Jahrszeit schon weit vorgerückt und der Platz ausserordentlich fest und wohl mit Mannschaft und allem Erforderlichen, um eine lange Belagerung auszuhalten, versehen sey, weswegen er nicht wagte, zu versichern, daß man es mit Ehren bestehen würde, wenn man geradezu angriffe, wie der Connetable, und die dessen Meynungen anhiengen, haben wollten. — Wirklich zeigte auch der Erfolg, daß der Rath des Herzogs der beste war, und daß er die Ungemächlichkeiten, die sich bald darauf hervorthaten, richtig voraussah, indem er eine so große Erfahrung und so sichre Grundsätze in dieser Wissenschaft besaß, daß er sich darinn so wenig irren konnte, als in Dingen, welche auf unfehlbaren Demonstrationen beruhen.

Da indessen der Connetable es durchgesetzt hatte, daß man die Belagerung beschloß, so rükte die Armee vor, um sich zu lagern, und der Herzog reiste nach seiner Vicomté Villemür, zwischen Toulouse und Montauban, um sich daselbst ein wenig zu erholen. Als er unterwegs war, erhielt er eine Meile von Montehe, einer kleinen Stadt bey Montauban, Nachricht, daß achtzig bis hundert Mann zu Fuß und einige funfzig

zig Reiter unter Vignaux Anführung von dort ausgerückt seyen, in der Absicht ihn aufzuheben, und daß dieser Trupp unter Begünstigung eines Gehölzes und im Einverständniß mit einem Adelichen heranschleiche, der ein Haus auf dem Wege habe, wo er den Herzog zu einer Collation bitten werde. Da ihre Annäherung durch einen Bauer bestätigt wurde, welcher sagte, er habe sie selbst gesehen, so machte er Halt, und lehnte es ab, in dieß Haus zu gehen, wo er jedoch die Herzogin und ihre Töchter (?) hinschickte. Er selbst rief hierauf seine Garde zu sich, und Eurre mit seiner Compagnie Chevauxlegers, die ihm zur Bedeckung mitgegeben worden war, und ließ, entschlossen diese Leute zu bekämpfen, sie recognosciren, zu welchem Ende er einen Hügel bestieg, von dem er sehr gut entdecken konnte, was sich erblicken ließ: als aber ihre Reiterey einige halbe Schwenkungen (un caracol) machte, was die meisten von der Begleitung des Herzogs für ein Zeichen hielten, daß sie schlagen wollten, urtheilte er, der sich in seinen Vermuthungen nie irrte, ganz anders davon, und sagte laut, sie sezzen sich in Bewegung zum Rückzug, wie sie auch thaten. Er sezte hierauf seinen Weg ununterbrochen fort.

Zwölftes Kapitel.

Verrichtungen des Herzogs bey der Belagerung von Montauban, und fernere Rathſchläge, die er dem König darüber ertheilt.

Die Armee war unterdeſſen vor Montauban gerückt, und fieng an, es einzuſchlieſſen, um die Einwohner in Furcht zu ſetzen, als der König, der einem guten Vater gleich, ihnen mit der einen Hand Seine Gnade bot, obſchon die andre mit der Ruthe drohte, dem Herzog befahl, alles zu verſuchen, um ſie durch gelinde Mittel zurückzuführen; er ſchickte deßwegen den Prediger Gauſide hinein, um zu verſuchen, ſeinem Rath Eingang bey ihnen zu verſchaffen, und ſie zu ihrer Pflicht zurück zu führen. Dazu waren ſie aber ſchlecht geneigt, und entſchuldigten ſich unter andern mit einigen übeln Behandlungen, welche denen von Clerac, wie ſie ſagten, gegen den Laut der Capitulation widerfahren wären, weswegen ſie bezeugten, daß ſie, weit entfernt ſich zu der verlangten Unterwerfung zu verſtehen, es immerhin lieber auf eine Belagerung ankommen laſſen wollten.

Man mußte alſo Gewalt brauchen, und ihnen nun die Vorſtellungen blos durch den Mund der Kanonen thun. Der Herzog war von Villemur ins Lager gekommen, wo der Connetable alle Befehle ertheilte; und weil er ſah, daß er keinen Gehülfen bey dieſem oberſten Theil des Kommandos haben wollte, ſo begnügte er ſich über ein beſonderes Quartier die Aufſicht zu führen, mit dem Prinzen von Joinville, nachherigem Herzog von Chevreuſe, und dem Marſchall von Saint Geran, welche ſich zum Angriff von

der

der Seite, das Münster genannt, vereinigten, wo er nicht am schlechtesten noch am schläfrigsten geführt wurde, selbst nach dem Zeugniß der Belagerten, welche da oft die hitzigsten Kämpfe zu bestehen hatten.

Da ihn dieß Geschäft oft in die Retranchements führte, wo er seine Person wie ein gemeiner Officier und Soldat im Dienst aussetzte, und die welche ihn begleiteten, und fürchteten es möchte übel ablaufen, ihn davon abzuhalten suchten, sagte er zu ihnen: „die „Kugeln und er kennten sich schon seit sechzig Jahren, „sie sollten weiter unbekümmert seyn.“ —

Eines Tags besuchte er einen der vornehmsten vom Hof in dessen Quartier, wo einige Zeit darauf das Unglück Frankreichs wollte, daß er eins der Opfer dieser unglücklichen Belagerung wurde. Dieser, ein sehr muthvoller Herr, es war der Herzog von Mayenne, aber eifersüchtig darüber, daß alle Welt von dem Herzog mit Bewunderung sprach, gab vor, er wollte eine Batterie an einem offnene, sehr gefährlichen Ort anlegen, und bat ihn um sein Gutachten darüber, weßwegen er ihn dahin begleiten möchte. Der Herzog der wohl merkte, daß er unter dieser anständigen Aussenseite von Höflichkeit, ihn auf die Probe stellen wollte, gab ihm, als sie zur Stelle waren, diese Kühnheit durch eine noch größere heim, nahm ihn bey der Hand, und sagte zu ihm: „von hieraus, Herr „Herzog, können wir noch nicht genug sehen; wir „müssen weiter vor; ich will ihnen den Weg weisen.“ — Allein Mayenne hielt ihn zurück, und sagte unverstellt zu ihm, sie würden eine große Thorheit begehen, damit kehrten sie denn um, nicht ohne daß die Feinde scharf auf sie gefeuert hatten (27).

Die

Die Belagerung währte indeſſen fort, und wurde immer hitziger durch den Widerſtand der Belagerten, die dem Muth der Belagerer nichts nachgaben. Darüber ſagte der Marſchall von Saint Geran, als er die groſſen und häufigen Edelthaten, die dabey vorfielen, bewundern hörte, ſehr treffend: "er wundre ſich darüber gar nicht, da auf beyden Seiten Franzoſen „kämpften; es ſey ein Löwenkrieg; und Schade, daß „ſo ſchöne Thaten nicht gegen die Ungläubigen oder „gegen die Feinde des Staats verrichtet würden." — In der That wird auch die Nachwelt erkennen, daß noch keine Belagerung erhört wurde, wo Tapferkeit und Klugheit und alle Kriegsmaximen auf beiden Seiten ſich in einem vortheilhaftern Licht gezeigt hätten als hier.

Da ſich indeſſen die Sache in die Länge zog, und befürchten ließ, der Erfolg möchte nicht ſo ausfallen, wie ihn diejenigen ſich verſprochen haben mochten, die am eifrigſten dazu gerathen hatten: ſo wurden die Abſichten des Connetable dabey nachtheilig ausgelegt, und das Volk ſagte: "anfangs habe er den Platz geſchont, indem er ihn gern für ſich gehabt und ſich zum Herzog von Montauban hätte machen wollen; da er aber „die Einwohner nicht geneigt dazu gefunden hätte, habe „er ſeine Gunſt in Haß verwandelt, und wollte ſie „endlich zu Grund richten, um ſich zu rächen; überdieß fürchte er, wenn die Sache nach ſeinen Verſprechungen und Erwartungen abliefe, möchten ſeine „Neider, worunter er vorzüglich den Beichtvater des „Königs zählte, Anlaß davon nehmen, ihn um ſeinen „Credit zu bringen." — Wie dem auch ſey, der König der ſein Quartier zu Piqueros, eine Meile vom Lager, genommen hatte, berief, als er um dieſe Zeit dahin

dahin kam, den Kriegsrath in dem Quartier des Herzogs zusammen, und befahl ihm seine Meynung über diese wichtige Angelegenheit frey zu sagen. Denn ausser dem großen Widerstand der Belagerten, gegen die man nichts vermochte, und ausser den ansteckenden Krankheiten, von denen die Armee zusehends schmolz, fürchtete man noch ein drittes Ungemach; nämlich die Ungleichheit und Heftigkeit der Jahreszeit, welche zwar überall gewöhnlich regnerisch ist, allein in diesem Land um so lästiger wird, da das Erdreich hier fett und schlüpfrig ist, und leicht aufweicht.

Ohne zu bergen, daß der Hauptfehler gleich in der ersten Anlage gemacht worden sey, weil man den Plaz nicht wohl rekognoscirt und Belagerungsverständige darüber zu Rath gezogen, noch ihnen geglaubt habe, reducirte er sein Gutachten auf fünf Punkte: „man habe die Belagerung just an der stärksten Seite „angefangen, wo die Werker am vollständigsten und „vollendetsten wären; wogegen man die Seite von la „Garrigue offen gelassen habe, was ausser ihrer „Schwäche auch der Weg sey, woher die Belagerten „Sukkurs erhalten könnten, wie kurz darauf auch „wirklich geschah; man müsse eine große Batterie im „Quartier von Moutier anlegen, um die Courtine „von der Seite von Tescou zu beschiessen, wo die Belagerten nur sehr wenig Werker hätten, wenn ihnen „daher von dieser Seite mit dem Geschüz stark zugesezt würde, so könnten sie nicht verhindern, „daß nicht eine starke Bresche daselbst geschossen würde, wovon die Trümmer den Graben füllen und es den Belagerten sehr erleichtern würden, „sich davorzulegen; und wenn dieß Quartier einmal „erobert wäre, so müßte dadurch unstreitig die Ein-

„nahme

„nahme der ganzen Stadt ſehr erleichtert werden.
„Man müſſe den Herzog von Angouleme mit ſeiner
„Reiterey, der in der Gegend von Caſtres war, um
„den Herzog von Rohan zu obſerviren, herbeordern,
„damit er den Paß gegen Garrigue beſetzen und ver-
„legen könne, um das Fußvolk zu ſchonen, das man
„ſonſt aus den andern Quartieren ziehen und dahin
„detaſchiren müßte, was die Wachen ſchwächen und
„die Leute äuſſerſt ſtrapaziren würde, indem ſie auf
„dieſe Art beſtändig in Activität ſeyn müßten, und
„nicht abgelöſt werden könnten; man müſſe eine Cir-
„cumvallationslinie ziehen, hinter der die Quartiere
„einander bedeckt zu Hülfe eilen könnten, und die
„Stadt dergeſtalt abſchneiden, daß nach keiner Seite
„ein Paß offen bliebe, ſtatt daß itzt die Belagerten
„ſo oft es ihnen beliebte, aus und eingingen. Wenn
„die Zeit, oder der ſchlechte Zuſtand, worin die Ar-
„mee ſich verſetzt befände, nicht geſtattete, dieſe Mit-
„tel in Anwendung zu bringen, ſo ſey noch ein andres,
„gleich ſichres und ehrenvolles übrig, nämlich ein
„großes königliches Fort zu Mourier anzulegen, wo-
„von die Lage alle erwünſchten Vortheile gewährte;
„und einige andre weiter unten, bis an den Fluß,
„worin man dann Mannſchaft legen und ſie mit allem,
„was ſie nöthig hätten, um ſich zu halten, nebſt ei-
„ner Menge Geſchütz verſehen, ſie auch nach Gele-
„genheit erfriſchen müſſe, wodurch die Stadt blokirt
„und unfehlbar erobert werden würde; und das um
„ſo mehr, da der König ſtets Meiſter im Feld bleiben
„werde, indem der Herzog von Rohan nicht im
„Stand ſey, viel Truppen aufzuſtellen, ſo daß man
„alſo dieſen Platz ſich ruhig aufzehren laſſen könne,
„ohne ſich nachtheiligen Zufällen auszuſetzen; hätte
„man dieſen Rath gleich anfangs befolgt, ſo wie er

„ihn schon zu Agen gegeben habe, und wäre man „in Languedoc eingerückt, als die Bezwingung „von Clerac und das Beyspiel der Städte in Guyenne, „die sich freywillig unterwarfen, noch einen frischen „Eindruck auf die Gemüther machte, so hätte man „den ganzen Rest des Reichs zur Ruhe gebracht, und „Millionen nebst Menschen ohne Zahl erspart, die „man in diesem Krieg verlohren habe.“ —

Von allen diesen Rathschlägen, die wie Orakelsprüche gebilligt und gelobt wurden, wurde nur der einzige befolgt, daß man nicht weiter auf dem ersten Vorsatz beharrte, wegen der Ungemächlichkeiten, die täglich daraus entstanden, und noch durch die ansteckenden Krankheiten und das Regenwetter vermehrt wurden. Man hob daher die Belagerung auf, und ließ den Marschall von Saint Geran in der Gegend um die Stadt mit sechstausend Mann stehen, bis man im Frühjahr die dabey begangenen Fehler einsah, und dann die Belagerung aufs neue vornahm, aber mit mehr Einsicht als dießmal.

Anmer

Anmerkungen
des Achten Bandes.

(a) Eine Art kurzer Mäntel; von dem Spaniſchen Worte ropa, repilla.

(b) Er war, ſeit wir ihn als Anhänger der Ligue zuletzt geſehen haben, zu der Partey des Königs getreten, und bey dieſer Gelegenheit hatte man ihm als einem guten und einſichtsvollen Officier dieſen Trupp anvertraut, um davon nach Gelegenheit und Befinden der Umſtände und des Terrains Gebrauch zu machen. —

(c) Von einem Adelichen dieſes Namens ſo genannt, der mit ſeinem Regiment darauf ſtand.

(d) Ein Fähnrich bey den Spaniſchen Truppen. Vom Spaniſchen Wort Alferez und dieß vom Lateiniſchen Alifer, Aquilifer.

(e) Ein Theil davon hatte zu Aix, der andere zu Marmoſque eine Zeitlang ſeinen Sitz gehabt.

(f) Einer von Lesdiguieres Gensdarmen, der aber bald darauf ſein Haushofmeiſter wurde.

(g) Z. B. der Herzog von Bouillon, der Marſchall von Biron, der Graf von Clermont Tonnerre, der Graf von Grignan, zu dem er eine ganz beſondere Zuneigung hatte, und einige andere.

(h) Soll wohl heißen fünf, zumal da der Verfaſſer gleich hinzu ſetzt, qui paroiſſoient gens de commandement (Officiers). Dieß wäre alſo ein Druckfehler, dergleichen man noch bey verſchiedenen Stellen dieſer Biographie annehmen muß, wenn man dem Verfaſſer nicht beſchuldigen ſoll, in Katachreſen und Hyperbeln geſchrieben zu haben.

(i) Im Original fourchette, in der damaligen Soldatenrüſtung ein oben mit einer eiſernen Gabel beſchlagener Stock, den der Soldat vor ſich hinpflanzte, um die damals noch ſehr ſchweren Feuergewehre darauf zu legen, und ſo beſſer zielen zu können.

(l) Hernard Teillo von Portocarrero, Befehlshaber in Dourlens, ließ ungefehr dreyßig Spanier als Bauern und Bäuerinnen verkleidet, mit Lebensmitteln nach Amiens zu Markt ziehen. Unter einem Stadtthor mußte ein Karren mit Muſſäcken umwerfen, wodurch ſowohl das Thor geſperrt als die Soldaten unter demſelben mit Aufraffen der Müſſe aus einem aufgegangenen Sack, beſchäftigt wurden. Unterdeſſen kamen die Spaniſchen Truppen, die ſich hinter Hecken herbey geſchlichen hatten, vollens herbey, machten die Wache nieder und bemächtigten ſich der Stadt.

Anm. d. Ueberſ.

(2) Zu dieſer ganzen Geſchichte überhaupt, beſonders aber zu der dieſes Kriegs ſind vorzüglich die Memoires de Sully zu vergleichen, und zwar in unſerer Ueberſetzung II. Abth. III. Band. 11. Buch. S. 230. ff.

Anm. d. Ueberſ.

(3) Der Herr Sekretär begehe hier abermals die Ungerechtigkeit, den Antheil, den Sully als Generalfeldzeugmeiſter hatte, ganz mit Stillſchweigen zu übergehen, und alles ſeinem Prinzipal allein zuzuſchreiben, da doch Sully ſo billig iſt, dieſem und Crequy die Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, die ihnen gebührt, ohne ſein eigenes Verdienſt zu ſchmälern. (S. 193. unſerer Mem. a. a. O.) M. ſ. überhaupt hier bey dieſer Belagerung noch unſere Memoirenſammlung, II. Abth. III. Band. S. 205. ff.

(4) Der

(4) Der Name iſt ſichtbar franzöſiſirt: ich weiß aber nicht, wie der Ehrenmann eigentlich zu Teutſch geheißen haben mag. Zum Glück kann es uns auch ganz gleichgültig ſeyn.

Anm. d. Ueberſ.

(5) Vermuthlich alſo etwas ſpäter, etwa um die Zeit der Jülichiſchen Erbſchaftsſachen, in der die Herrn Markgrafen von Brandenburg den König von Frankreich und deſſen Generale zu brauchen glaubten.

Anm. d. Ueberſ.

(6) Auch hiervon ſehe man in unſeren Memoiren II. Abth. IV. Band. 13. Buch. beſonders in den hinten angehängten Anmerkungen den Auszug des Herrn Redakteurs aus la Guesle u. a.

Anm. d. Ueberſ.

(7) Man vergleiche hierzu unſere Memoirenſammlung II. Abth. in einem der erſten Bücher des fünften Bandes.

Anm. d. Ueberſ.

(8) Was der Mann ſich dreht und windet, bis er endlich herausſtottert, daß ſein Herr Prinzipal — eine Beyſchläferin hielt! Ein merkwürdiges Beyſpiel zu der damaligen Sittengeſchichte, unerachtet die Franzoſen damals beſonders ſeit der langen Regierung Catharinens von Medici, ſchon ſtarke Fortſchritte in der Galanterie gemacht hatten. —

Anm. d. Ueberſ.

(9) Er ſtarb zu Paris unter den Händen der Operateurs, durch die er ſich hatte ſchneiden laſſen.

(10) Dieſe war die älteſte der beyden Töchter, die er von der Frau von Moyrenc hatte.

(11) Einem Enkel desjenigen, der in der Geſchichte einen ſo ehrenvollen Rang behauptet, und den er zu ſeinem Tochtermann erwählt hatte, um dadurch die Achtung zu beweiſen, in der ſeine Perſon und ſein Haus bey ihm ſtanden.

(12) Moderateur de l'action, ſo hieß derjenige, der bey ſolchen Verſammlungen den Vorſitz und die Leitung des

Geſchäftsgangs hatte, alſo was in andern Collegien der Präſes und Director iſt. —

Anm. d. Ueberſ.

(13) La cauſe, war damals, beſonders in den vorhergehenden Unruhen von Franz II. an, der allgemeine Ausdruck, womit die Reformirten in Frankreich ihre gemeinſchaftlichen Angelegenheiten, ihr Intereſſe, und im weitern Sinn ihre ganze Partey bezeichneten. Es hatte dabey den Nebenbegriff: cauſa Dei, und war in dieſer Rückſicht ungefehr von eben der Wirkung, als heut zu Tag unter den Herrnhutern ein: Der Heiland wills!

Anm. d. Ueberſ.

(14) Lesdiguieres vergißt oder überſieht hier, daß der Herzog von Sully einer der angeſehenſten Proteſtanten, ebenfalls keinen Antheil an ihren Unruhen nahm, und ſich überhaupt dabey ſo betrug, daß keine Klage über ihn ſtatt fand, weßwegen er aber auch, da er nicht zur Hofpartey treten konnte, von 1611. an ſo gut als politiſch tod war. — Freylich ſtanden Sully und Lesdiguieres um dieſe Zeit ſchon nicht mehr gut miteinander, und da iſt es denn nicht zu verwundern, wenn Lesdiguieres ſeiner hier nicht erwähnt, und ſich nicht auf ſein Beyſpiel beruft.

Anm. d. Ueberſ.

(15) Zufolge eines geheimen Artikels in dem Vergleich mit den Mißvergnügten, wurde das ganze Miniſterium verändert, und der Kanzler Brulard von Sillery mußte die Siegel abgeben, welche Bair bekam. Bey dieſer Veränderung trat der große Miniſter Richelieu, damals Biſchoff zu Luçon, zum erſtenmal auf den politiſchen Schauplatz.

Anm. d. Ueberſ.

(16) Er wurde nachher Papſt unter dem Namen Gregor XIV. Der Papſt hatte ihn abgeſchickt, um neue Verſuche zu Ausgleichung der beyden ſtreitenden Parteyen zu machen.

(17) Pots à feu, ſo nannte man damals eine Art von Handgranaten.

Anm. d. Ueberſ.

(18) Je

(18) Ich weiß in der Gegend kein Schloß Calos; vermuthlich meynt der Verfaſſer das dritthalb Lieuen von Alba gelegene Calizzo. Ueberhaupt radebrecht er die Italieniſchen Namen ſo arg, daß man oft ſehr Mühe hat, zu errathen was er meynt. So ſchreibt er Caſtilloles für Caſtigliola, Verſel, für Vercelli, Crevecoeur für Crevalcuore, Non für Anone u. d. gl. m.

Anm. d. Ueberſ.

(19) Man ſehe das erſte Kapitel des fünften Buchs dieſer Geſchichte des Connetable.

(20) Der König hatte ihm darüber ein Gutheißen, oder eigentlicher ein Belobungsſchreiben ausfertigen laſſen, das durch das Parlement von Paris beſtättigt wurde.

(21) Bekanntlich war ſie dahin verwieſen und dort in einer Art von Gefangenſchaft, woraus ſie 1619. durch den Abt Ruccelai, mit Hülfe des Herzogs von Epernon, befreyt wurde. — Wer den Gang dieſer Sache in einer unparteyiſch zuſammengetragenen und ſehr intereſſanten Darſtellung leſen will, ſehe das vortrefliche Werk: L'intrigue du cabinet ſous Henri IV. et Louis XIII. etc. p. M. Anquetil. T. II. p. 50. ſs.

Anm. d. Ueberſ.

(22) Eine franzöſiſche Redensart, ſe tenir au gros de l'arbre, ſoviel als: ſicher gehen.

(23) So hießen die Mitglieder des von Spanien dem Vicekönig an die Seite geſetzten Staatsraths.

(24) Man kann dieſe ganze Verhandlung, ſo wie auch die nachherige beſondere, welche Deagent mit dem Marſchall hatte, ganz detaillirt ſehen in den Mémoires de M. Deageant, envoyés à M. le Cardinal de Richelieu, contenant pluſieurs choſes particulieres et remarquables, arrivées depuis les dernieres annees du Roi Henri IV. jusqu' au commencement du miniſtere de M. le Cardinal de Richelieu. Grenoble 1668. Indeſſen iſt ihre Glaubwürdigkeit in allem was Luynes und den Kardinal Richelieu betrifft, bey der Lage, worinn der Verfaſſer ſchrieb, höchſt verdächtig. Der Kardinal hatte ihn nämlich

in

in die Baſtille ſetzen laſſen, wo er nachher die Aufſetzung dieſer Memoiren von ihm verlangte. Deageant glaubte ſich die Freyheit dadurch zu verdienen, und ſo wurde denn dieß Buch ſonderbar genug eine durchgängige Schmähſchrift auf Luynes, ſeinen Wohlthäter, und ein Panegyricus auf Richelieu, ſeinen Feind. Das Kränkendſte war, daß ihm dieſe fürchterliche Selbſtverläugnung nicht einmal etwas half: Der boshafte Kardinal ließ ihn nach wie vor in der Baſtille.

Anm. d. Ueberſ.

(25) Dieß muß wohl Leltoure heißen und iſt alſo wahrſcheinlich ein Druckfehler, die überhaupt in der Ausgabe die ich vor mir habe, (Paris ches Mauger 1666. 2. voll. 12. die erſte erſchien ebend. bey Rocolet 1638. fol.) nicht ſelten ſind, und gar oft den Sinn dunkel machen.

Anm. d. Ueberſ.

(26) Dieſe Verbindung hatten ſie miteinander ſeit den Feldzügen in Piemont.

(27) Die Leſer unſerer Memoiren werden ſich aus denſelben einer ganz ähnlichen Geſchichte erinnern, welche Sully von ſich und Grillon erzählt. Sie ſteht im 5. Band der II. Abth. dieſer Mem.

Anm. d. Ueberſ.

CARL EMANUEL III

von Savoyen, König von Sardinien

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet.

Herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Hofrath und Profeſſor der Philoſophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Neunter Band.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1795.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

A 1950 IV c 1748

Vorrede des Verfassers
der
Denkwürdigkeiten von Lesdiguieres.

Unstreitig ist unter allen Geisteserzeugnissen, denen die Welt ihren vollsten Beyfall schenkt, keines, das sich mit der Würde der Geschichte messen könnte. Sie behauptet ohne Widerrede den ersten Rang unter den Wissenschaften; und man kann sagen, daß die Ehre, die sie genießt, die Könige zu unterrichten, ihr zugleich den Vorzug ihrer Erhabenheit ertheilt. Die Wichtigkeit ihres Stoffs, die Nützlichkeit ihres Zwecks, haben ihr wirklich diesen glorreichen Vorzug erworben; noch unumschränkter aber dankt sie es ihrem Bestreben nach Treue.

Ich wage es zu versichern, daß sie in dem vorliegenden Werk durchaus nicht davon abweicht, und wenn dieß Werk sich eben so glüklich in allen andern Stücken behauptete, wie in diesem, so hätte ich weiter keine Entschuldigung zu machen. Ohne Prunk und geräuschlos entledigte ich mich meiner Verpflichtungen gegen das Andenken dieses großen Mannes, und bezeugte seiner Tugend im Stillen die Verehrung, die sie von mir als einem getreuen Diener und wahrhaften Zeugen erwarten konnte; bis ich bey einem genauern Studium derselben, welches mir die seit funfzehn Jahren von ihm aufgetragenen Beschäftigungen um seine Person nicht gestattet hatten, und bey der leidenschaftlichen Liebe für seinen Ruhm, mit welcher ich täglich genauere Kenntniß von seinem Leben einsammelte, end-

lich fand: sie sey eine zu große Seltenheit, als daß sie nur der Gegenstand einer beschränkten häuslichen Verehrung seyn sollte. Nun hätte ich gefürchtet, eine Ungerechtigkeit zu begehen, wenn ich eigennützig dem Publikum ein so gemeinnütziges Gut vorenthielte. Ich legte mir daher die Pflicht auf, eine Schilderung davon für das Publikum zu unternehmen, und unterzog mich, bey all dem Misverhältniß zwischen meinem Vorhaben und meinen Kräften dennoch muthig dem Geschäft, in der Hoffnung, daß die Vortrefflichkeit des Stoffs den Abgang an Kunst in der Behandlung ersetzen solle.

Da ich indessen dabey überall auf so wundernswürdige Thatenstieß, daß ich selbst, ohne die unzweifelhaften Beweise, die ich von ihrer Gewißheit vor mir hatte, sie schwerlich für glaublich gehalten haben würde; und daher bey mir erwog, daß sie, wenn sie nicht durch das Zeugniß einer ganzen gleichzeitigen Nation unterstützt würden, Gefahr laufen möchten, bey kommenden Jahrhunderten keinen Glauben zu finden, und für leere Erdichtung aus dem unsrigen genommen zu werden; so glaubte ich den Vortheil nicht verlieren zu müssen, der für sie darin liegt, daß die Erzählung davon zu einer Zeit öffentlich erscheint, wo sie noch in so frischem Andenken sind, daß sie beynahe so viel Gewährmänner als Leser finden, und sich also das Ansehen zusichern können, das der öffentliche Glaube nothwendig verschafft.

In Hoffnung, daß der Erfolg dieses bestätigen werde, zweifle ich nicht, daß selbst der moderne Annalisie, den man so manchen Trugs beschuldigt, und der sich durch seine Irrthümer und Entstellungen von Thatsachen in Ruf gebracht hat, erken-

erkennen wird, daß dieser Held eine vortheilhaftere Behandlung verdiene, als er ihm, und zwar beynahe durchaus an allen Stellen, wo er nicht umhin konnte, seiner zu erwähnen, widerfahren ließ. Wenn dann je seine allgemein verrufene Geschichte sich noch aus dem Schlamm ihrer Niedrigkeit erheben sollte, worein dergleichen Flecken sie versenkt haben, und wenn er sie einst von den falschen Hypotheſen reinigt, die bey ihm die Stelle ausgemachter Wahrheiten vertreten; so werde ich zwar nichts dagegen haben, wenn er den Schriftstellern seiner Zeit die Ehre erzeigen will, ihnen Heinrich den Großen zuzuzählen, indem er von ihm sagt: er — übersetzte das Parlament von Paris nach Tours, gleich als wenn das Parlement ein Buch, diese zwo Städte zwo Sprachen wären. Allein dies werde ich nie zugeben, daß er in die Welt hinein schreibe: die Katholiken hätten Lesdiguieres eine Schlacht angeboten, Er aber habe keine Lust gehabt, anzubeißen; da sicher niemand, wer Lesdiguieres kennt, ihm nachreden, oder glauben wird, er sey fähig gewesen, ein Gerüchte auszuschlagen, das unter seine größten Leckerbissen gehörte, und das (um mich gleicher Ausdrücke zu bedienen) seine Feinde nie so oft noch so wacker angebissen haben als er. Ich hoffe daher, daß er ihm wieder geben wird, was er ihn nehmen zu wollen schien, und daß er, mit würdigeren oder wenigstens wahrern Begriffen von ihm nicht ungerechter seyn solle, als der Neid selbst, welcher, so sehr er ihn auch stets verfolgte, ihn dennoch immerdar für eine der größten Zierden seines Jahrhunderts anerkannte.

Vorerinnerung des Uebersetzers.

Ich war erst willens, erläuternde und berichtigende Anmerkungen den Denkwürdigkeiten von Lesdiguieres beyzufügen. Allein die Denkwürdigkeiten von Sülly, wovon die zweyte Abtheilung dieser Sammlung die Uebersetzung liefert, umfassen größtentheils denselben Zeitraum, so daß sich unser Leser in dem dort befindlichen ausführlichen Text und den weitläufen angehängten Anmerkungen berathen finden. Auch werden noch mehrere einander wechselseitig erläuternde Stücke nachfolgen.

Von Videl, dem Verfasser der itzt übersetzten Memoires sind mir, da ich gegenwärtig keine weitern Quellen bey der Hand habe, keine nähern Umstände bekannt, als die ich durch Vermuthungen aus einzelnen im Vorbeygehn hingeworfenen Aeusserungen herauszubringen im Stand war. Diesen zu folge war sein Vater eine Art von Haushofmeister in Diensten des Connetable von Lesdiguieres (s. 12. B. 2. Kap.) Der junge Videl studirte zu Valence, und hatte Zutritt bey dem nachherigen Präsidenten Du Cros, der ihn zum Studium der schönen Wissenschaften, zu denen er Anlagen zeigte, ermunterte, ihm auch durch

praktiſche Anleitung zu deren Ausbildung behülflich war. (ſ. II. B. 2. Kap.) Dieſem Umſtand haben wir alſo die Blumen zu danken, womit Videl ſeinen Vortrag mit nicht geringer Selbſtgefälligkeit ausſchmückt, die aber oft ſehr Chienmäßig ausgefallen ſind. Im Jahr 1617. kam er als Sekretär in die Dienſte des Connetable, damals noch Marſchalls von Lesdiguieres (ſ. 9 B. 5. 9. Kap.) Er war reformirter Religion (ſ. 12 B. 11. Kap.) und blieb es auch bis nach dem Tode des Connetable (ebend. gegen das Ende.) Nachher aber hat er die Religion geändert; vermuthlich in den traurigen Zeiten, die nun über die Reformirten in Frankreich ausbrachen, und um ſich nach dem Tod des C. andre Stützen zu verſchaffen. Daher das ſonderbare Gemiſch von Bigotterie (z. B. 4. B. 7. K.) und Intoleranz neben ſeinem und dann doch wieder durchſcheinenden Indifferentismus (beſonders in den erſten acht Büchern). Die erſte Ausgabe erſchien Paris 1638 Fol. auf 478. Seiten. Die andre: Grenoble 16,6. in 2. Bänden 12. auf 1000. Seiten. Dieſe hatte ich zur Ueberſetzung vor mir. Zu einer dritten macht er ſelbſt noch (ſ. den Anhang.) Hoffnung; es iſt mir aber nicht bekannt, ob ſie wirklich erſchienen iſt. — Da ſie vorzüglich durch beträchtliche Zuſätze, zu näherer Kenntniß des Mannes und Menſchen Lesdiguieres bereichert werden ſollte; ſo würde ſie dadurch einen ſehr weſentlichen Vorzug vor den beyden erſtern haben, aus denen man meiſtens nur den Feldherrn kennen lernt, und im Grund auch dieſen nur unvollkommen. Denn die Darſtellungsgabe des Verfaſſers iſt nicht ſehr glücklich, und ſeine eingeſtreuten Floskeln und Kalachresen

helfen diesem Mangel ganz und gar nicht zu seinem Vortheil ab.

Der ganze Ton des Erzählers zeigt, daß seine Glaubwürdigkeit sich nicht von dem Vorwurf eines parteiischen Lobredners befreien läßt. Thatsachen scheint er indessen nicht erdichtet zu haben, und so kann man das Ganze überhaupt, wie auch einzelne Geschichtchen, die nicht Lesdiguieres betreffen, oder auch Anekdoten, Stratageme u. d. gl. von ihm selbst, als völlig wahr, auch da annehmen, wo sonst keine Autorität dafür vorhanden ist. Ferner kann man aus ihm, weil er nicht selten mit Apologien für seinen Helden beschäftigt ist, größtentheils von der Seite her sehen, daß Lesdiguieres nicht durchgängig in gleich gutem Credit bey seinen Zeitgenossen stand, und was ihm vorgeworfen wurde. Ueberall aber, wo der Vers. sein Verschönerungstalent übt, wo er seinem Zweck gemäs ein besonderes Interesse dabey haben kann, eine Thatsache just zum Vortheil seines Helden darzustellen, und vorzüglich, wo er dessen Vertheidigung gegen Vorwürfe führt, auf welche er meist nur von der Ferne hindeutet, kann man nur äusserst behutsam Gebrauch von seinen Angaben machen.

Inhalt.

Eilftes Buch.

Erſtes Kapitel. Unruhen in Dauphiné, wohin der Herzog zurückgeſchickt wird, um ſie zu ſtillen.

Zweytes Kapitel. Ankunft des Herzogs in Dauphiné, wo die Unruhen geſtillt werden. Der Präſident du Cros wird zu Montpellier ermordet.

Drittes Kapitel. Bezwingung von Pouſin und Bays. Zuſammenkunft des Herzogs mit dem Herzog von Rohan.

Viertes Kapitel. Der Herzog wird Katholik und Connetable. Dabey beobachtete Ceremonien.

Fünftes Kapitel. Der Connetable wird Ritter vom Heiligen Geiſt, und empfängt die heilige Communion.

Sechstes Kapitel. Der Connetable erhält Bays in der Treue gegen den König. Wartet Sr. Majeſtät zu la Verune auf. Leiſtet den Eid von ſeiner Stelle. Verwendet ſich für den Frieden und ſchließt ihn.

Siebentes Kapitel. Der Connetable macht dem König ſeine Dankſagung. Freude Sr. Majeſtät über ſeine Bekehrung. Der König ſchickt ihm den Degen. Er empfängt die Complimente der Prinzen und Großen hierüber.

Achtes Kapitel. Zurückkunft des Connetable nach Dauphiné. Seine Reiſe nach Hof, und nach der Picardie, wo er Gouverneur und Lieutenant-General wird. Entwurf zum Genueſiſchen Krieg. Zurüſtungen des Connetable dazu.

Neuntes Kapitel. Zurüſtungen des Connetable um mit der königlichen Armee nach Piemont hinüber zu gehen. Seine Ankunft zu Turin.

Zehntes Kapitel. Erſte Kriegsverrichtungen des Connetable gegen Genua. Niederlage der Neapolitaner durch den Grafen von Alais.

Eilftes Kapitel. Gavi recognoſcirt. Gefechte die dabey vorfallen. Verrichtungen des Herzogs von Savoyen.

Zwölftes Kapitel. Niederlage der Genueser zu Ottagio. Belagerung und Einnahme von Stadt und Schloß Gavi.

Zwölftes Buch.

Erstes Kapitel. Aufenthalt des Connetable zu Gavi, um sich zur Belagerung von Genua zu rüsten. Anschlag gegen seine Person

Zweytes Kapitel. Aufbruch der Armee gegen Savonna. Einnahme von Cairo, Acqui von den Spaniern erobert.

Drittes Kapitel. Rückmarsch der Armee, die gegen Savonna marschirt war. Rückzug von Bestagno.

Viertes Kapitel. Verlust der Städte Gavi und Novi. Schwere Krankheit des Connetable. Anmarsch der Spanier, um Asti zu belagern, und ihr Rückzug.

Fünftes Kapitel. Der Connetable begiebt sich nach Moncalliery. Verläumdungen gegen ihn. Die Spanier belagern Verrua.

Sechstes Kapitel. Anfang der Belagerung von Verrua. Gefechte die dabey vorfallen.

Siebentes Kapitel. Fortsetzung der Belagerung von Verrua.

Achtes Kapitel. Verfolg der Belagerung von Verrua.

Neuntes Kapitel. Ankunft des Connetable im Lager. Die Belagerung von Verrua wird aufgehoben.

Zehntes Kapitel. Der Connetable zu Saint Ja. Seine Rückkehr nach Frankreich Pousin von Brissou überrumpelt.

Eilftes Kapitel. Soyans, le Pousin, und Mesvillon bezwungen. Krankheit und Tod des Connetable.

Zwölftes Kapitel. Trauerpunk und Leichenbegängniß.

Anhang. Einige besondre Merkwürdigkeiten, die Person des Connetable von Lesdiguieres betreffend.

Lobrede

auf den

Connetable von Lesdiguieres.

Franz von Bonne, Herzog von Lesdiguieres, Pair und Connetable von Frankreich: — den größten Männern der Vorzeit gleich zu achten, zu bewundern von denen der Enkelzeit — war ein Wunder seines Jahrhunderts.

Eine unglückliche Feuersbrunst beleuchtete seine Geburt und sein Hinscheiden, als Vorherverkünderin und Zeugin seiner glänzenden Laufbahn.

Kaum hatte er den Gebrauch der Hände und Sprache, als aus jeder seiner Handlungen die Vorboten seiner werdenden Größe hervorstrahlten. Er lieferte Schlachten, sobald er zu gehen vermochte: seine Spiele, seine Uebungen waren Krieg im Bilde: und man sah bald ein, daß man nichts als Wunder von einem Leben erwarten dürfte, dessen Kindheit schon heroisch war.

Die ersten Jahre seiner Jugend wurden auf seinen Unterricht verwendet: er lernte die schönen Wissenschaften, auf daß keine der natürlichen Anlagen zum Guten in ihm unbenützt bliebe.

Sobald er frey seiner Neigung zu den Waffen folgen konnte, legte er sich so glücklich darauf, daß seine ersten Versuche darin schon wichtige Thaten waren. Er zeigte sich als Feldherrn, beynahe so bald er Soldat wurde; und was seinen Ruhm nur zum Anfang begründete, wäre hinreichend, den eines andern auf seine ganze Lebenszeit zu entscheiden.

Montbruns Tod war die erste Sprosse der Stufenleiter, auf der er in seiner Partey emporstieg, die ihn aber auch zum Ziel der Verfolgungen des Neides machte. Von diesem Zeitpunkt an begann er jene glorreiche Uebung heroischer Tugenden, die ihn seinen Feinden gleich furchtbar und ehr-

ehrwürdig machte; und durch tausend Großthaten der Tapferkeit, Klugheit und des Edelmuths schuf er den würdigen Stoff zu dem Monument, das wir seinem Ruhm errichten.

Die Ligue, dieß tausendköpfige und tausendärmige Ungeheuer, das seinen Gift bis in die gesundesten Theile des Staatskörpers gespritzt hatte, erhob sich nicht sobald in Dauphiné, als es diesen furchtbaren Aeciden dort fand. Nachdem er ihm so viele tödliche Wunden als verschiedene Streiche versetzt hatte, brachte er ihr, durch die Niederlage bey Allemagne beynahe den letzten Todesstoß bey, und zeigte sich durch einen ausgezeichneten Sieg nicht minder schrecklich für die Uebermüthigen, als wohlthätig für die Unterdrückten.

Die Stadt Grenoble bewunderte seine Mäßigung und seine Sanftmuth. Sie segnete den Tag, der sie seiner Gewalt unterwarf, und erkannte feierlich: ihr Widerstand sey die Verzögerung ihres Glücks gewesen. Er zeigte sich ihr als Vater, sobald sie vor dem Sieger zitterte. Alle Segnungen des Friedens zogen mit ihm ein in ihre Mauern. Sie genoß die Ehre, sein gewöhnlicher Aufenthalt zu seyn; und durch die öffentlichen Monumente, womit er sie bereicherte, zog sie reichlich alle die Vortheile von ihm, welche das Alte Rom von der Pracht seines Augustus genoß.

Pont-Charra, errichtete ihm eine unvergängliche Trophee. Spanien lernte hier, daß auch Frankreich seinen großen Feldherrn hatte: und Italien sah in ihm ein Muster von der Tapferkeit und dem Benehmen des berühmtesten seiner Cäsare. Aber gleich als wenn beyde, nach so starken Beweisen von dieser Wahrheit, noch hätten daran zweifeln können, besiegelte er sie ihnen glorreich zu Salbertran: und diese zwo merkwürdige Schlachten zeigten ihn der ganzen Welt als den Unüberwindlichen.

Provence, oft der berühmte Schauplatz seiner Größe, sah ihn, bald als Vertheidiger gegen einen gefährlichen Nachbar, bald als Bekämpfer einheimischer Unruhen, die das Innre zerrissen, Thaten verrichten, von denen jede einzeln genommen, den Stolz eines ruhmvollen Lebens zu krönen vermöchte.

Pie-

Piemont, dem die Höhe seiner natürlichen Wälle und die Unterstützung einer großen Macht eine so hohe Meynung von seiner Stärke beygebracht hatte, Piemont fühlte seine Unmacht gegen Seine Waffen: und Vigon büßte das Unrecht, das sein Fürst bis dahin ungestraft der Ehre des Staats zugefügt hatte.

Cavours schrie Wunder! als es Kanonen aufgepflanzt erblickte, wo kaum Menschen mit Mühe zu wandeln vermochten, und bestättigte die Wahrheit, daß für eine so erhabene Kraft nichts unzugänglich ist.

Gressillane sah Ihn glorreich den Händen Seiner Feinde einen Vortheil entreissen, den ihnen ein unglücklicher Vorfall über Ihn verschafft hatte; und Frussac ließ seine Vorsicht und Kühnheit jeden bewundern, der nach dem Ruhm geizte, über eine von beyden zu siegen.

Die Wiedereinnahme des Forts Exilles, wo Er eben so sehr die Rauhigkeit der Jahrszeit, als die Macht Seiner Feinde zu bekämpfen hatte, bewieß einleuchtend, daß, wenn Ihm das launische Glück auch bisweilen den Rücken kehrte, Er doch der Mann dazu war, ihm dann dafür neue und größere Gunstbezeugungen wieder abzuzwingen.

Mit Staunen und Schrecken denkt Savoyen noch des Durchgangs, den Er sich dort durch Schnee und Eis brach, um den Feinden des Staats zu wehren: und wie Er sich seiner Vesten in so kurzer Zeit bemächtigte, daß die Nachricht von seinen Thaten die von seinem Anmarsch überflog.

Chamousset sah eine That seiner bloßen Tapferkeit, und um so glänzender, da sie nicht zuvor überdacht und angelegt seyn konnte. Molettes lehrte seine Feinde, nie Revanche von ihm zu fordern. Die Einnahme des Forts von Barraux durch ein seiner Tapferkeit würdiges Wunder, schuf eine dunkle Nacht zu einem der schönsten Tage seines Lebens.

Was kann glorreicher seyn, als die bis dahin für unmöglich gehaltene Einnahme der Festung Montmelian? die einem geheimen Schluß seines Schicksals zufolge diesem Helden vorbehalten schien, um das schönste Schaustück in dem Triumph auszumachen, den wir Ihm bereiten.

Durch eine merkwürdige Hülfleiſtung, die er aus ſeinem eignen Vermögen ausrüſtete, ohne Hülfe ohne Unterſtützung außer von ſeiner Tapferkeit ſchützte er gegen gewaltſame Unterdrückung einen der anſehnlichſten Bundsgenoſſen des Staats, und durch einen für die Würde der Krone vortheilhaften Ausſchlag ward ihm der Ruhm zu Theil, die öffentliche Misbilligung ſeiner Kühnheit in eine feierliche Belobung ſeiner Klugheit verwandelt zu ſehen.

Felliſſan, mit Sturm erobert, verwirrte die Anſchläge und Gedanken einer zahlreichen und furchtbaren Macht, und prägte ihr eine ſolche Furcht vor Seinen Waffen ein, daß ſie für ſich all das Schrecken weg trug, das ſie andern einzujagen gedachte. Mailand kannte keine Ruhe, ſo lang es ihn im Felde ſah, und einzig die Verſicherung ſeiner Entfernung war fähig, es von der Furcht vor Seinem Anmarſch zu erlöſen.

Betaigne iſt Zeuge davon, wie er durch eine muthige Herausforderung über die Eitelkeit ſeiner Feinde triumphirte, und wie er durch einen ruhmvollen Rückzug, den man mit gutem Recht das Meiſterſtück ſeiner Kunſt nennen kann, zu Bewunderern ſeiner Tapferkeit diejenigen machte, welche durch ſie in Verwirrung gerathen waren.

Der Stolz Spaniens, beynahe ohne alle andre Macht, als Seine bloße Gegenwart, gebeugt, krönte Seine Thaten zu Verrue, und dieſer berühmte Fels ſchien ſich von der Zeit an nicht ſo ſehr durch ſeine eigenthümliche Höhe als vielmehr durch den Ruhm, Seinen unſterblichen Thaten die Krone aufgeſetzt zu haben, ſo hoch zu erheben.

Nicht minder trefflich und ſelten waren ſeine politiſchen Tugenden als ſeine militäriſchen, und zufolge einer ſchönen und edeln Eiferſucht auf ſich ſelbſt, gab der Staatsmann in ihm dem Krieger nichts nach. Seine unvergleichliche Klugheit war das Geſtirn der Berathſchlagungen; und ſeine Urtheile die Richtſchnur der wichtigſten Entſchlüſſe. Nie war noch ein Orakel in allgemeinerem Credit, und allgemeiner geſucht; nie gab es eins, deſſen Ausſprüche ein mehr unfehlbarer Erfolg beſtättigte.

Aus den ſeltenſten Männern, welche Frankreich in Seinem Jahrhundert hervorbrachte, berief Heinrich der Unüberwindliche, Ihn zur Entwerfung jenes berühmten Plans, von dem die Feinde des Staats noch izt nicht ohne

ne Zittern sprechen. Er war der Vertraute und Bewahrer seiner edelsten und geheimsten Gedanken.

Die Wunder die er nach dem Tod dieses großen Monarchen, zum Ruhm der Regierung seines Erhabnen Thronfolgers verrichtete, können in einem so engen Raum nicht begriffen werden. Die erhabensten Ausdrücke würden nur mittelmäsig ein Bild seiner Bemühungen für das Wohl und die Ruhe des Staats zu entwerfen vermögen.

Als man einen nahen Sturm befürchtete, riefen ihn die, welche das Schiff regierten, ans Steuer. Er that dem Sturm Einhalt, da er schon im Begriff war, loszubrechen. Sein Wort wurde das Cement der öffentlichen Ruhe.

Während dem unglücklichen letztern Brand, den unsre bürgerlichen Zwistigkeiten angesteckt hatten, — widersetzte sich jemand standhafter als er der um sich greifenden Flamme? Wer gab besser als er das Muster denen, die in den Schranken ihrer Pflicht blieben? und wer arbeitete glücklicher daran, die andern wieder dahin zurück zu bringen?

Ins Unendliche würde meine Rede sich erstrecken müssen, wenn ich zu ihrem wahren innern Werth anschlagen wollte die ausgezeichneten Vortheile, welche seine glorreichen Bemühungen dem Staat verschafften, sowohl im Sturm als in der Ruhe; die heilsamen Rathschläge, die er zu verschiedenen Zeiten gab, und bewirkte; seinen beyspiellosen Eifer für die Ehre seines Königs; die merkwürdige Thaten, welche er verrichtete, um sie im Ausland in Achtung zu erhalten; und all die andern erhabnen Wirkungen seiner Tapferkeit und seiner Klugheit.

Sein Glück war das Werk seiner Tugend; sie erhob ihn durch alle Stufen, wo das Verdienst seine Belohnungen findet, und die Könige schienen sich eben so vieler Verbindlichkeiten zu entledigen, als sie ihm verschiedene Ehrenstellen ertheilten.

Die Natur schuf ihm einen Körper, an dessen Verhältnissen die Kunst selbst nichts auszusetzen fand; ein schöner Wuchs, ein gutes Aussehen, Stärke, Gewandheit, und andre Güter, die sie austheilt, waren die Zeichen ihrer Gunst, womit sie ihn beschenkte. Ihr dankte er die vortrefflichste Konstitution, die sie zu geben vermag, und es schien, als wollte sie ihn vermittelst eines besondern Vor-

rechts

rechts von den Gebrechlichkeiten des Lebens befreien, und ihm mit den andern Sterblichen nichts gemein lassen, ausser der Nothwendigkeit zu sterben.

Nicht minder freigebig war gegen ihn der Himmel mit den Gütern, welche von oben herab kommen. Er beseelte ihn mit jenem göttlichen Feuer, welches das Herz der Helden entflammt; erleuchtete ihn mit einem vorzüglichen Verstand, und gleich als wenn er ihm die Weisheit zugleich mit dem Leben eingehaucht hätte, dienten ihm die Erfahrungen in der Welt mehr dazu, sie auszuüben, als sie zu erwerben.

Wo gab es eine große Gefahr, über die seine Tapferkeit nicht erhaben gewesen wäre? Welche noch so gerechte Empfindlichkeit ward nicht durch seine Gnade besiegt? Und welcher noch so tiefe Abgrund, war so unergründlich als seine Güte?

Unumschränkter Herr seiner Leidenschaften erhielt er sein Gemüth stets in einer vollkommenen Ruhe; weder glückliche noch unglückliche Vorfälle vermochten es je daraus zu bringen. Schicksal und Neid krönten so oft seine Kraft, als sie Versuche darauf wagten; und aus diesen Kämpfen so gut wie aus den andern trug er den glorreichen Titel davon: stets Sieger, nie besiegt!

All diese ruhmvolle Thaten, erhabne Eigenschaften und seltene Vorzüge, durch welche dieser Held unsre Bewunderung erregte, würden sie jedoch nur halb verdienen; und so glänzend und strahlenvoll auch sein Leben ist, würden wir es doch düster und dunkel finden; wenn nicht die neue Strahlenkrone hinzukäme, die ihm die Gnade aufsetzte, welche ihm endlich noch zu Theil ward, es da zu endigen, wo er es begonnen hatte, in dem Schoos der Kirche. So wie dieß die höchste Stuffe seines Glücks ist, so ist es auch der schönste Strahl seines Ruhms. Nachdem er sich mit dem Preis der Welt beladen hatte, wollte er sich auch noch einen andern ohne Vergleich kostbarern erwerben. Er glaubte nur unnütz und zu seiner eignen Beschämung gearbeitet zu haben, wenn er sich nicht auch noch des himmlischen Ruhms würdig machte.

Die Stiftung der Ligue unter Heinrich dem III und deſſen Regierungszerrüttung Vom Jahr 1574 bis 1585.

Seit der bluttriefenden Nacht vom vier und zwanzigſten Auguſt war der Reſt von Carls des IX. Regierung — wenn anders jenes Schwanken der herrſchenden Partei zwiſchen Gewaltthaten und Kabale irgend Regierung genannt werden darf — in dem großen tragiſchen Drama von Frankreichs Staatsverwaltung vor Heinrich dem IV., nichts als Fortſchritt zu einer immer tieferen, unauflöslicheren Verwicklung, welche hinter dem düſtern Vorhang der Zukunft deſto banger eine unbeſtimmbare Summe von Elend und Zerrüttung ahnen ließ. Mehrere von den Perſonen, welche nun bald die Hauptrollen ſpielten, ſtunden zwar gleichſam zur Vorübung, erſt noch an den Eingängen. Aber auch in den jugendlichen Vorſpielen, in denen hie und da die Brüder des Königs und andere Prinzen vom Geblüt auf der Bühne der Staatshandlungen auftraten, entdeckte es ſich nur allzu deutlich, mit welch unglücklicher Bildſamkeit ſie der italiäniſchen Intrigue der Königinn Mutter und ihres Anhangs indeß von der Ferne zugeſehen hatten. Immer hörbarer wurde aus dem hochgebietenden Cabinete Philipps des Zweiten Text und Ton des ganzen Trauerſpiels angegeben. Wäh-

rend ein jeder der französischen Großen aus den Trümmern des valesischen Throns, soviel er vermochte, aufzugreifen trachtete, um dadurch zu einer eigenen Souverainetät im Kleineren emporzusteigen, lauerte der Spanier blos, bis sie das Zerstückeln und Niederreissen unter sich selbst vollendet haben würden. Alle sollten alsdann, wollend oder wider ihren eigenen Willen, nur Arbeiter für seinen Plan gewesen seyn. Theilweise wollte er das ganze Frankreich zum Anhängsel von seinem Spanien machen, um bald darauf, so wähnte seine Grandezza, das übrige Europa tief unter sich sehen zu können. Aber glücklicherweise hatte das ganze Schauspiel nichts von innerlicher Einheit. Im Fortgang zernichtete jeder Auftritt sich selbst und lößte sich ohne gemeinschaftliche Entwicklung. Die ganze Zeitgeschichte Heinrichs des III. des ähnlichsten und geliebtesten Sohns der Catharina von Medicis, kann am besten die Inschrift erhalten: die Kabale verschlingt sich selbst. Denn nur dies war das Uebereinstimmende im Ganzen, daß jede Gruppe der handelnden Personen die andere durch List und Gewalt vom ganzen Schauplatz zu verdrängen strebte und daß jeder einzelne seine Rolle mit einer entgegengesetzten vertauschte, so oft es ihm beliebte. Der Schauplatz allein gab eine äußerliche Einheit. Aber welch ein Schicksal für Frankreich, daß dies Land dazu bestimmt zu seyn scheint, andern Nationen überall die tragischen

Situa-

Situationen, durch welche die Verfassung cultivierter Völker im steten Ringen menschlicher Kraft mit den Lastern der Menschheit ihrem Ideal näher gerückt wird, ein Schauspiel zur Lehre und zur Warnung vorzuhalten! Jedes Uebel, welches im Großen das Staatswohl ganzer Völker zu hemmen vermag, hat von jeher in diesem Lande den Boden gefunden, auf welchem es sich in seiner fürchterlichsten Größe zeigte. Die willkührliche Vielherrschaft ungebändigter Kronvasallen, welches Reich zerstückelte sie so lange mit ihren verheerenden Fehden, wie Frankreich? Und da diese vielköpfige Plage einer unregelmäßigen, halb erschlichenen, halb ertrotzten Alleinherrschaft wich, so waren abermals für kein Land die traurigen Folgen dieses Tausches, welche seiner Entstehung aus Uebermacht und Berückung völlig entsprachen, drückender als für Frankreich. Hat alsdann nicht eben dieses Land in der Wuth jener Kriege, die zur Schande des Christenthums die Heiligen hießen, hat es nicht in der fanatischen Verfolgung von Gutmeinenden oder Schwärmern, welche bey ihrer Verschiedenheit im Glauben ans Uebernatürliche an natürlichen Kräften die schwächere zu seyn das Unglück hatten, allen andern das abschreckendste Beispiel vorgezeigt?! Und so wie es in neuern Zeiten durch die selbsterschöpfenden Kämpfe der Ehrsucht mit seinen Nachbarn, durch Maitressenregiment und Sitten vergiftende Ueppigkeit, zuletzt

noch durch die unersättliche Gier eines das Mark des Staats verschlingenden Hofadels weiter an den Abgrund hingedrängt worden war, als irgend eine andere Nation; so wurde eben dies Reich unter und nach Carl dem IX. durch die Empörungen seiner Königsfamilie wider sich selbst und durch die mit dem höhern Beispiel wetteifernde Selbsucht aller übrigen Mächtigen ein schauervolles Exempel von innerlichen Kriegen, in denen die so selten verstandene, Herzen vereinende Religion dem Neid, der Raubgier, dem Trotz des Aufruhrs die Fackel angezündet haben sollte; ein Exempel von innerlichen Kriegen, welche nicht einmal Bürgerkriege genannt werden können, weil blos die Großen des Hofs und die Ränkemacher der Hauptstadt sich mit den Waffen der Schlacht, der Hinterlist und des Meuchelmords so angriffen, daß sie alle wechselseitig die übrigen Classen ihrer Mitbürger, die eben so unentbehrliche Theilhaber der Staatsgesellschaft, blos als das Ding behandelten, dessen uneingeschränkte Benutzung der Kampfpreis ihres endlichen Siegs werden sollte.

Unter diesen Auftritten blutete Frankreich noch funfzehn Jahre, bis dann erst der Kampf für das Recht, sein König zu seyn, von demjenigen unmittelbar durchgeführt ward, welcher, der Erste auf Frankreichs Throne, an den Bürger dachte und dessen Herz sich nicht blos zu einem leeren Wunsch, sondern

ſondern zu dem thätigen Verlangen erhob, zu bewürken, daß auch jeder ſeiner Unterthanen wenigſtens einmal in der Woche ſein Huhn im Topfe haben könne. So viele Hemmungen findet der beſſere Genius der Menſchheit auf ſeiner unendlichen Rieſenbahn. Wenn der einzelne Sterbliche ſeine wegeilende Lebenszeit nach Secunden zählt, wenn ſeine Thätigkeit mit Augenblicken geizen muß, ſo ſcheinen auf der großen Weltenuhr, nach welcher das Leben der Nationen zu berechnen iſt, nur Quinquennien, höchſtens Jahre angeſchrieben zu ſeyn, und die große Entwicklung der Menſchheit kargt mit nichts ſo wenig, als mit der Zeit, und mit dem ſchwachen Produkt derſelben, dem Lebensalter der Individuen.

Aber es iſt dem Geiſte des Geſchichtſchreibers, wenn er auch durch das Detail jener Miſchung von Deſpotismus und Anarchie ſich noch ſo ſtark zurückgeſtoßen fühlte, nicht vergönnt, bei allgemeinen für die Geſchichte der Menſchheit intereſſanten Beobachtungen und Reſultaten ſtehen zu bleiben. Genug, daß wir einen Heinrich den IV. in unſerm Proſpekte haben, indeß wir jetzt noch bei einem Könige, der für das Glück ſeines Reichs und ſeiner Perſon gleich verdorben war, bei einem Hofe, an welchem der letzte Funke von Gemüthsſtärke, die perſönliche Tapferkeit, durch Weiberintriguen zur Flamme aufgeblaſen, in toller Kühnheit und zweck-

losen Aufopferungen sich verzehrte, bey einer Staatswirthschaft, welche den Staat in seinen dringendsten Bedürfnissen verließ und ihre bereicherte Verwalter allein zu Richtern über die Möglichkeit jeder Unternehmung erhob, bey Heeren, unter denen der grausamste Parthiegeist für ritterliche Ehre, ja für religiöses Tugendgefühl galt, kurz bey einer Verfassung verweilen müssen, welche in allen ihren Theilen nur das Bild, wie keine seyn sollte, unter dem grellen Colorit des davon unzertrennlichen allgemein verbreiteten Jammers uns vorhalten kann.

Heinrich der III. da ihm der Tod seines Bruders, Carls des IX das Erbrecht auf Frankreich überließ, schilderte schon in der Art, wie er dieß benutzte, den Geist seiner ganzen Regierung. Er stahl sich auf den französischen Thron, da er seine Gerechtsame zu denselben mit Würde und Offenheit ausüben konnte. Mitten in der Nacht entfloh er aus Crakau. Ungestraft zu täuschen schien ihm ein königliches Vorrecht. Und auch diese Beschimpfung mußte sich die Gutwilligkeit der Pohlen gefallen lassen. Leider im Umfang ihrer Staatsgeschichte bey weitem nicht die letzte Mißhandlung, über welche sie für die Geduld, fremde Herrscher anzunehmen, den Unmuth verbeißen mußten! Auf den Einen Königsthron warf Heinreich Verachtung, indem er einen andern zu bestei-

ſteigen wegeilte. Wäre er nur durch dieſen Wechſel des letzteren würdiger geworden. Oder hätte er doch die Regierung von Pohlen ſich zur Vorbereitung auf die noch wichtigere Regierung Frankreichs genützt.

Beklagenswehrtes Frankreich! Dein Regent kommt ſichtbar ſchlimmer zurück, als er deine Gränzen verließ. So lange er noch als Herzog von Anjou, als Oberfeldherr ſeines ältern königlichen Bruders, zwiſchen dieſem und ſeinem jüngern, noch ſchwächern, Bruder wetteifernd in der Mitte ſtand, galt er zwar für einen Wildling, aber man ſchrieb ihm doch perſönlichen Muth und andere dieſe Gemüthsart begleitende Eigenſchaften der Selbſtſchätzung zu. Man ahnete überdieß Klugheit unter der Hülle der Verſtellung, mit welcher er nach dem Muſter ſeiner Mutter jedermann ſich anders als er war, zu zeigen ſo lange erkünſtelte, bis endlich dieſe zweckloſe Unbeſtimmtheit in ſeiner Gemüthsart fixer Charakter wurde.

Seit ihn der Thron von Pohlen unter die Perſonen erhoben hatte, welche nach der Moral der Höflinge auf alle Geſetze und Verantwortlichkeit tief herabzuſehen berechtigt ſind, enthüllte ſich mit einemmahl das mit Mühe verborgene ſeiner Denkart. Nichts weniger als Klugheit trat hervor, ſobald die läſtige Verſchleirung der Verſtellung unnöthig ſchien. Nur das Unſtäte des Furchtſa-

men und des Heuchlers war darunter versteckt gewesen. Indem diese Gefährten der Geistesschwäche ungescheut hervortraten, gesellten sich frecher Leichtsinn und rohe Schamlosigkeit zu ihnen. Dem Thronbesitzer bleibt nichts verboten. Seine leeren Stunden — und wie viele dieser hat nicht der Fürst, welcher ganz ohne die Sorgen der Regierung Fürst zu seyn für den Wink seines Schicksals hält? — füllten dem Könige von Pohlen seine französischen Hofleute aus der Lästerchronik des Pariser Hofs mit den schändlichsten Anecdoten aus, selbst von Personen, besonders des andern Geschlechts, an deren Tugend bis dahin Heinrich nicht ohne Achtung sich zu erinnern gewagt hatte. Was seine Günstlinge alles von dem Hofe, an welchen sie sich, wie ihr König, täglich zurücksehnter, als lüsterne Erinnerungen ihm vorschwatzten, war an sich ihnen allen zu erwünscht, als daß sie untereinander es bezweifeln wollten, und von den Gegenständen zu weit entfernt, als daß es bestritten werden konnte. Selbst die rechtschaffenste hielt also Heinrich, da die Sehnsucht der Rückkehr sich schnell erfüllte, höchstens noch für Menschen seines gleichen, deren Verstellung ihn so lange getäuscht hätte. Ohne die Zufriedenheit eigener Tugend hatte er Frankreich verlassen, um als Oberhaupt eines ausländischen Reichs zu figuriren. Ohne Glauben an Tugend überhaupt kehrte er zurück, da er für dieß Reich selbst, so sehr

es durch Sittenverderbniß bereits an den Abgrund alles Unglücks hingeworfen war, König, Wiederherſteller, Beſchützer werden ſollte. Nun rächte er ſich an allen, die er bisher für gut gehalten zu haben unwillig war, durch deſto frechere Zudringlichkeiten. Und vermuthlich war auch der König für manche unwiderſtehlicher, als einſt der Herzog. Kein Wunder, daß er alſo ſeinen Argwohn durchaus auf alle auszudehnen ſich befugt glaubte, ſelbſt auf die wenigen, deren Standhaftigkeit er für Laune oder Trotz nahm. Denn welche Ausnahme könnte der zu denken geneigt ſeyn, bey welchem das Laſter nicht nur an Geiſt und Herz zehrt, ſondern ſelbſt am Körper durch widernatürliche Wollüſte nagt. Die Geſchichte hat einen Theil dieſer ſchändlichen Regierung durch den Nahmen des Regiments der Lieblinge gebrandmarkt; eine Benennung, welche nur allzubedeutungsvoll iſt. Das Serail dieſer Mignons, welches Villequier, ein Mitglied des höchſten Cabinetraths, immer zu bevölkern wußte, und dafür ſeine ſchwangere Gemalin im Schloſſe des Königs ungeahndet niederſtechen durfte, entnervte und entehrte den König ſo auffallend, daß, ehe noch zwey Jahre vergingen, unter ſeinen Augen der größte Theil ſeiner Unterthanen in den ehrſüchtigen Bund der Ligue trat, in deſſen Nahmen das Guiſeſche Haus ihn ungeſcheut wie ein Unding behandelte und als den Verächtlichſten in ſeinem ganzen Reiche darſtellte.

Noch

Noch ehe er die Gränzen von Frankreich wieder erreichte, hatte seine Unbesonnenheit und die Kabale seiner Mutter, der Zwischenregentinn, alle mögliche Schritte gethan, welche irgend zu diesem Schluß der Scene hinführen konnten. Aus seiner pohlnischen Residenz, wie aus der Verbannung, entschlüpft, fand Heinrich seine Reise nicht mehr dringend, sobald der Pomp von Wien, die Maskeraden von Venedig, die Feste anderer italiänischen Höfe seinen Leidenschaften Nahrung boten. War er dann je unter diesen Zerstreuungen einen Augenblick für Staatsberathschlagungen empfänglich, so hörte er allgemein den weisen Rath, daß er doch in sein lange genug zerrüttetes Vaterland als Friedensstifter zurückkehren, und als parteiloser Schiedsrichter dem Religionszwist und der Hofcabale durch das Gebot und Beyspiel kluger Vereinigung endlich Stillschweigen auflegen sollte. Seine Tante, Margarethe von Savoyen, übernahm das verdienstvolle Geschäft, noch ehe er sein Reich beträte, ihn mit dem schwer beleidigten Hause Montmorency zu versöhnen, auf welches alsdann gegen Guisen und Hugonotten gleich gut zu rechnen gewesen wäre. Aber umsonst. Das Haupt jener Familie, der Herzog von Damville, welcher selbst deswegen nach Turin gekommen war, entfloh kaum noch der Treulosigkeit der Königinn Mutter, welche sich nicht scheute, ihrem Sohne zur schändlichsten Verletzung der Gastfreundschaft,

ſchaft, zur Gefangennehmung des Herzogs in Turin ſelbſt, rathen zu laſſen.

Würklich den Gutmüthigſten unter allen Großen ſeines Reichs hatte er dadurch für immer zu ſeinem entſchiedenen Feinde gemacht. So wichtig der Herzog von Damville für die Parthie ſeyn mußte, zu welcher er ſich ſchlug — denn er hatte den Ruf des großen Connetables, als deſſen zweyter Sohn, für ſich, und hielt als Statthalter in Languedoc eine der unruhigſten Provinzen in Aufſicht — dennoch hatte er bis dahin noch nie durch den Reiz, eine eigene Parthie anzuführen, zu Anmaßungen gegen die Regierung ſich verleiten laſſen. Liebe zu Vergnügungen hatte an ſeinen Entſchlüſſen für Ruhe unläugbaren Antheil. Doch kannte man ihn auch als einen Mann von feſter Urtheilskraft und von Thätigkeit, wenn er ſich einmahl zu einer Ausführung beſtimmt hatte. Jetzt war ſein Bruder, der Marſchall von Montmorency in der Gewalt der Königinn; jetzt wollten die Mißvergnügten alle, Catholiken und Reformirte, zu Millaud, einer Stadt in Rouergue, gegen das äußerſte, das ſie von dem Lieblingsſohn derſelben befürchteten, gemeinſchaftlich ſich vereinigen; jetzt drohte ſchon Prinz Condé von Teutſchland aus, mit einem Hülfsheer, um dieſem Bündniß Stärke zu geben; und gerade jetzt ſtieß das meuchelmörderiſche Hofregiment den Herzog von ſich. So

war er aus seiner Ruhe mit Gewalt aufgejagt. Gezwungen erklärte er sich für die Gegenparthie, und, sobald er diesen Schritt gethan hatte, hielt er auch seinen Schwur, nie dem Könige sich wieder zu nähern, mit festem Muth.

Umsonst suchte die unstäte Kabale bei der Grausamkeit Hülfe, wo List nicht mehr zureichte. Die Enthauptung des tapfern Grafen, Gabriels von Montgommery, gegen welchen gewiß nicht wegen des unvorsetzlichen Mords ihres Gemahls, sondern um seiner den Reformirten geweihten Kriegstalente willen Katharinens Haß unversöhnlich war, schröckte weniger, als sie erbitterte. Da Thoré, des Herzogs von Montmorency Bruder, mit den teutschen Truppen unter Herzog Kasimir von der Pfalz heranzog, so schröckte ihn selbst die Drohung: daß sein erster Schritt über die Gränze seinem Bruder und Schwager den Kopf kosten sollte, nicht zurück. Und nun sobald er nur Beharrlichkeit zeigte, verrieth die machiavellistische Regentinn ihre Unmacht desto auffallender. Sie ließ diese Gefangene, die Marschälle von Montmorency und Cossé, frey, sie erniedrigte sich zu Gnadenbezeugungen gegen sie, die schmeichlendsten Ueberredungen von ihrem Wohlwollen sollten sie bestimmen, durch Besänftigung ihrer Parthie den Hof von dem Untergang zu retten. Schon

im

im Anfang ſeines zweyten Regierungsjahrs mußte Heinrich mit jenem Theil ſeiner Unterthanen in einen Vergleich treten, welcher ſelbſt, ſobald ſie nur wollten, ihnen neue Kräfte zum Bruch des Stillſtands verſchaffte. Auch ſein Bruder war vom Hofe entflohen und zu jenen ſogenannten Politikern aufs neue öffentlich übergetreten. Heinrichs Verachtung und beißender Spott über den ungeſtalten, ſchwachen Prinzen hatte denſelben längſt zum Theilnehmer an allen Complotten gegen den König gemacht. Selbſt auf dem Wege zu ſeiner Krönung in Rheims unterbrach dieſen die Nachricht, daß Verrätherey unter Begünſtigung ſeines Bruders auf ihn laure; und kaum hatte die Königinn verhüten können, daß nicht die Uebermacht und der Groll des Einen ihrer Söhne den andern unter dem Vorwand eines Staatsverbrechens durch einen öffentlichen Juſtizmord ſich zum Opfer machte. Selbſt die Kränkung wartete auf ſie, daß ihr Lieblingsſohn ſie täglich weniger hörte, und ihrer Raſtloſigkeit für neue Ränke, Projekte und Staatskünſte eben ſo müde wurde, als der beſſern Rathſchläge älterer Diener für den Krieg und das Cabinet, deren er ſich bald möglichſt entledigte. Dem Chaos ſeiner Hofhaltung war der Blick jedes Vernünftigern unausſtehlich. Durch Liebestränke der Wolluſt den Weg zu bahnen, durch Zaubertücke an Nebenbuhlern Rache zu nehmen,

die

die Buhlerey in den geheimſten Winkeln des Louvre belauſchen zu laſſen, dies waren die königlichen Beſchäftigungen Heinrichs des III. anſtatt der Staatsverhandlungen ſchrieb er verliebte Briefe, wohl gar mit ſeinem Blut; anſtatt des Staatsraths beſuchte er Aſtrologen und Wahrſager, welche bald über den Ausgang eines Staatsgeſchäfts bald über die Eroberung einer Dame ihre untrügliche Entſcheidung gaben, und, wenn ein Unglück zu ſtiften war, ihre ſchwarze Wahrſagungen ſelbſt zur Erfüllung zu bringen wußten. Denn, ſah man eine Perſon zu viel im Spiele, und ſchien ſelbſt Dolch und Ueberfall gegen ſie ein unſicheres Mittel, ſo nennt die geheime Geſchichte dieſes Hofs einen Anton Ruggieri aus Florenz und ſeines gleichen mehrere, welche die Todesſtunde noch richtiger durch Gift, als aus den Geſtirnen, zu beſtimmen verſtunden. Und ſelbſt ſolche ſchauervolle Frevel änderten nichts in der Jovialität der übrigen höfiſchen Ausſchweifungen. Oft trieb Ausgelaſſenheit der Höflinge mit ihrem König in die Straßen der Hauptſtadt, um durch Neckereyen und Poſſen jedem Bürger Verachtung gegen ſie ſelbſt aufzudrängen. Selbſt in Familienfeſte der Städter ſtürzten ſie ſich hinein und nahmen für die hohe Ehre ihrer Gegenwart ſich die Erlaubniß, Freude, Wohlſtand und Ordnung zu verhöhnen und zu zerrütten. Und wagte

ein-

einmahl der äußerst gereizte Bürger, der Willkühr dieser Wüstlinge etwas zu versagen, so hatte sein König und jeder seiner Vornehmsten die Herablassung, wie eine Straßenrotte Nachts in sein Haus zu brechen, und durch alle ersinnliche Bübereien und Mißhandlungen ihre beleidigte Ehre — selbst zu schänden. Wozu auch irgend eine Zurückhaltung. Jede Religionsceremonie mitzumachen, in demüthigenden Processionen, so wie in den tollsten Harlequinaden durch die Straßen zu ziehen; für die gebeichtete Sünden so gewiß seine Bußabgaben zu entrichten, als durch neue zu frevlen, dieß alles hielten Hof und König wie ein Gesetz, und glaubten nun sorglos, durch jene Devotion dem Volke, vielleicht der Gottheit selbst, genug gethan zu haben. Laster und Bußen sollten ungestört miteinander abwechslen.

Bei all diesen Gründen der Verachtung gegen den König war für ihn das schlimmste, daß seine Zeitgenossen noch bei weitem nicht die Stimmung angenommen hatten, mehr dem Throne als der Person des Königs anzuhangen. Möchte ein späterer König in seinem Privatleben noch so tief unter die Würde der Menschheit herabsinken; die allgemeine Idee, Achtung für den Thron, für den geweihten Vereinigungspunkt der ganzen Staatsgesellschaft, erwärmt dennoch das Herz des Pa-

trioten. Er widmet der Königswürde unverletzlich die Devotion, ohne welche das Vaterland in Gefahr käme. Aber zu Heinrichs des III Zeiten war die Anhänglichkeit an das Oberhaupt des Staats noch nicht idealisch. Man wußte sie persönlich erwerben können. Ueberreste des alten Rittergeistes gaben noch unter dem zahlreichen Adel den Ton an. Wenn nach damahliger Sitte in den Hallen des königlichen Schlosses die jungen Edelleute in ihren Kampfspielen sich herumtummelten, so konnten nur die geübtesten den übrigen hervorstechende Achtung abnöthigen. An diese schlossen sich die andern fest an. Jugendkraft und Nachahmung entflammte sie zu partheilicher Vorliebe für den, welcher sich hervorthat. Aber keiner konnte hier viel mehr gelten, als in ihm lag. Zog der König selbst nicht durch ritterliche Vorzüge diese Blüthe des Reichs an sich, so konnte er höchstens die Eigennützigste aus den Haufen, welche von ihm, als dem Ausspender von Ehre und Sold, dieses Eigenthum des Staats zu erschmeicheln im Sinne hatten, so lange als sie etwas zu hoffen sahen, zu Anhängern erhalten. Hier war dann alles Partheisache. An das Wohl des Staats als eines Ganzen war selbst der erste Gedanke noch nicht ins Licht hervorgedrungen. Auch Heinrich der IV. hatte so lange nur eine Parthie in seinem Reiche und war glücklich genug, dadurch

endlich die übrigen Parthien der Großen überflüssig zu haben.

Sein Vorgänger dagegen hatte jetzt zwei Jahre lang alles gethan, andern Parthien über sich das Uebergewicht zu erleichtern. Noch hätte er sich retten können. Denn selbst unter Heinrich von Montmorency (dem Herzog von Damville) hatten die aus Catholiken und Reformierten vereinten Mißvergnügten kein eigentliches Oberhaupt. Er ragte zu wenig über den thätigen Prinzen, Heinrich I. von Condé, und über den Anführer der teutschen Hülfsvölker, den pfälzischen Prinzen Kasimir, hervor. Selbst geringere französische Magnaten konnten sich leichter mit ihm messen. Und was dagegen dem vom Hofe zu ihnen übergetretenen Bruder des Königs sein Rang zum voraus gab, dies nahm ihm seine Person. Aber selbst wider diese unter sich getheilte Gegenparthie suchte sich der König nur durch Demüthigungen zu sichern. Unrettbar verloren schien also sein ganzes Ansehn, als überdies mit einemmal die schon bisher glückliche Gegenparthie ein muthvolles Oberhaupt erhielt und zu gleicher Zeit eine noch kühnere, unter den unternehmendsten Anführern, mit unerhörten Anmaßungen gegen den Thron, kurz: als die Ligue — alles verschlingend hervortrat.

Das neue Uebel war das drängendste. Lange schon hatte ein Priester den Plan dazu entworfen

und die Vorbereitungen von der Ferne angelegt. Carl von Guise, gewöhnlich der Cardinal von Lothringen genannt, hatte sich nichts geringeres zum Ziele gemacht, als die Erhebung seines Hauses auf den Thron von Frankreich. Selbst die erfundene Abstammung der Guisen von Carl dem Großen sollte diese Familie, wenigstens dem Volke, vor den valesischen Kapetingern empfehlen. Der Cardinal starb — man argwohnte, durch Gift — im ersten Regierungsjahre Heinrichs des III. Aber seine stolzen Hoffnungen lebten, zunächst in der Brust seines Neffen, welchem nichts mehr unthunlich scheinen mußte, weil ihm seit seiner Wuth in der Bartholomäusnacht kein Wagstück der Grausamkeit vorkommen konnte, worinn er sich nicht schon übertroffen hatte. Sein Kriegsruhm war entschieden. Selbst gegen Colignyn hatte er ihn gegründet. Seine Feinheit hatte sich sogar mit Catharinens Verschlagenheit unter Carls des IX. Regierung mit Vortheil gemessen. So sehr sie ihn fürchtete und also auch haßte, so oft hatte er sie dahin geleitet, daß sie sich ihm ganz, wie ihrem getreusten Günstling, anvertrauen mußte. Und immer hatte er, weil seine Zeit noch nicht da war, diese Umstände nicht so weit benutzt, daß sie gewiß sein konnte, ob er aus Schlauheit oder Gutmüthigkeit er noch größere Vortheile daraus zu ziehen gezögert hätte. Nur sein unbe-

gränz-

gränzter Ehrgeiz hatte indeß noch sein Ziel verfehlt, da er einst durch Vermählung mit der jetzigen Königinn von Navarra als Schwager von Heinrich dem III. dem Throne näher sich zu stellen versucht hatte und bei dessen Regierungsantritt wenigstens durch Freundschaft, wie bisher, von ihm ausgezeichnet zu werden erwartete. Aber auch ihn hatte Heinrich gleich anfangs zurückgestoßen. Und dafür paarte sich nun Rachgier mit Ehrsucht in den Guisen. Während der Beleidiger sich mit seinen „Lieblingen" sicher träumte, schlossen sich von Picardie aus ganze Provinzen in ein Bündniß an einander, das von Spanien genährt, von Rom aus heilig gepriesen, ohne Umstände damit anfing, dem Könige, mochte es ihm belieben oder nicht, einen Stellvertreter an die Seite zu setzen, und — was das schlimmste war — schon beinahe die allgemeine Stimme darüber, daß seine Stelle für das Reich so gut wie erledigt sei, für sich hatte.

Nun lag ein Laster mit dem andern im Kampfe. Der Guiseschen Ehrsucht entging nichts an dem unwürdigen Könige, was ihn zum Abscheu von Frankreich machen konnte. Was er irgend, um seine Schwäche zu retten, den Reformierten nachgab, war jetzt Beweis seiner Verachtung gegen den Glauben der römischen Kirche. Erinnerte sich das Volk der Gläubigen an den Prunk sei-

ner öffentlichen Andachtsübungen, so war die Rachgier scharfsichtig genug, aus all seinen Ausschweifungen dagegen zu erweisen, daß er der Verworfenste unter allen Heuchlern seyn müsse. Die Verbindung, durch welche die Guisen sich seinen Thron zu erbeuten strebten, konnte sich die heilige Ligue nennen, weil sie gegen Hugonotten und Heuchler das Reich dem alleinseeligmachenden Glauben des Katholicismus zu erhalten vorgeben konnte. Hinter dieser Schutzwaffe des Kirchlichen Gottesdiensts konnte sich in Heinrichs Reiche ein Staat im Staate erheben, eine Parthie welche sich eidlich vereinigte, gegen jeden, wer es auch sei, alle Theilnehmer, wie Ein Mann bewafnet, zu vertheidigen, sich einen eigenen Anführer zu wählen, dessen Entscheidung, von Throne unabhängig, alles zu unterwerfen, von den Obrigkeiten des Reichs sich selbst loszusagen und sogar jeden, welcher nicht zu ihnen übertretten würde, mit Feindlichkeit und Fehde zu bedrohen.

Als ein blendender Blitz mußten für Heinrich die ersten Anzeigen seyn, welche er endlich von dieser Verbündung erhielt. Schon donnerten Eiferer gegen ihn von den Kanzeln. Die Beichtstühle warben mit geheimnißvoller Würksamkeit überall zum Abfall von ihm. Den Hugonotten war ein Reichstag zu Blois zugesagt. Dieser sollte der Sammelplatz aller Liguisten werden.

Hier

Hier ſollte der König ſelbſt die Wahl eines Oberhaupts ihnen zu verwilligen gezwungen ſeyn. Der Bruder des Königs ſollte als Anhänger der hugonottiſchen Partie durch ein förmliches Gericht aus dem Wege geſchaft werden. Als erwählter Oberfeldherr des Reichs ſollte dann Heinrich Herzog von Guiſe freie Hand gewinnen, unter dem Seegen des römiſchen Stuhls die Rolle des Major Domus, Pipins, gegen König Childerich zu wiederhohlen und von der Reichsoberſtathalterſchaft aus, ſobald es ihm beliebte, die höchſte Stufe des Thrones ſelbſt zu erſteigen.

Doch mit einemmal, da alles für ihn auf der Spitze ſtund, riß ſich Heinrich, für die Augenblicke der höchſten Noth, aus dem Taumel ſeiner entehrenden Zerſtreuungen. Er rief den Geiſt ſeiner Jugend zurück, den Dämon der laurenden Verſtellung, nebſt der Kunſt, durch Zwietracht zu herrſchen. Auch der Zuſammenfluß der Umſtände begünſtigte ihn. Ein Ereigniß, welches, allein und unter andern Verbindungen entſtanden, der hugonotiſchen Partie das Uebergewicht über ihn gegeben haben würde, hielt gerade jetzt für eine Weile ſeine Waage gegen die Anmaßungen der Guiſen im Schweben.

Bisher nehmlich war Heinrich von Navarra am Hofe, halb durch Gewalt, halb mit gutem Willen, wie angefeſſelt. Seit der Bartholomäusnacht riethen ihm Gefahr und Jugendſinn,

zu seiner Sicherheit an die Messe sich zu gewöhnen. Die Königinn Mutter ließ ihn so genau bewachen, daß, selbst als der Prinz von Condé und dann ihr dritter Sohn zu den Mißvergnügten hinüber entwichen, doch der Bearner noch in ihrer Gewalt war. Denn so wurde damals noch der künftige Heinrich der Große von seinen Feinden genannt, wie einst Friedrich der Einzige nichts als Marquis von Brandenburg heißen sollte! — Die haltbarsten Fesseln für den Navarreser aber waren die Liebesverständnisse, in welche die schlaue Catharine seine unerschöpfliche Reizbarkeit immer aufs neue zu verstricken wußte. Seine Bearnische Erziehung bei schwarzem Brodt, Käse und Knoblauch schien ihm nun blos für Weichlichkeit und Wollust Kräfte vorbereitet zu haben. Daß er schon bei Loudne, bei Jarnac, bei Montcontour tapfer gefochten, daß er an eben diesen heißen Tagen, in einem Alter von 13. bis 16. Jahren über die Fehler der erfahrensten Feldherrn richtig geurtheilt hatte, schien von ihm vergessen zu seyn. Er liebte seinen Wein und seine Tafel, und war seinen röthlichten Haaren zum Trotz, mit seinen schmachtenden Augen der Eroberer der Hofdamen, oder vielmehr ihr Besiegter, weil sie ihn, zugleich mit der Gunst ihrer Gebieterinn, zu erbeuten lauerten. Ein bräunlichter, feuriger Jüngling, mit einer Nase, welche allein schon einen Alcibiades verrieth, fand er fast überall, was er wollte und niemand argwohnte, daß

er

er noch ganz etwas anders ſuchen möchte. Selbſt ſeine Freunde verzweifelten an ihm und waren auf dem Punkt, von dem Hofe und von ihm zugleich ſich loszureiſſen.

Vielleicht hätte ſelbſt dieß ihn nicht geweckt. Aber Madame de Sauves, welche er eben ſo vorzüglich liebte, als Catharina ihr ſicher ſich vertrauen zu können glaubte, hatte ſoviel vom Geiſte der Ritterzeiten, daß ſie einen thatenloſen Anbeter ihrer Belohnungen unwehrt achtete. Sie zeigte ihm, was er ſich vielleicht ſelbſt gerne zu verhehlen ſuchte, daß alle Schmeicheleien des Hofs, all die leere Verſprechungen, ihn zu Geſchäften von Wichtigkeit aufzuſparen, eine lang genug verbrauchte Lockſpeiſe und gewiß am Ende der ganze trügliche Lohn ſeiner Nachgiebigkeit ſeyen. „Soll dann Franz *) Ihnen in Entſchloſſenheit zuvorgekommen ſeyn? Und doch hat Er die Feſſeln des Hofs abgeworfen und wagt ſchon, was er kann, um unter der Parthie ſich geltend zu machen, deren Oberhaupt niemand als — Sie, ſeyn ſollte.“ Heinrichs Heldengeiſt entflammte wieder. Nach den geheimſten Vorbereitungen erſah er ſeine Zeit auf einer Jagd, entfloh nach Guenne, in ſeine Statthalterſchaft, knüpfte ſeine Verbindungen mit den Hugonotten aufs neue an und gewann, ſobald er öffentlich zu ihrem Bekenntniß zurückkehrte, die

*) Der dritte Bruder Heinrichs des III. jetzt Monſieur, oder Herzog von Anjou, vormals Herzog von Alenſon genannt.

ungetheilte Zuneigung der Meisten. Alles dies konnte zu einer andern Zeit gegen Heinrich den III. für die Reformirten entscheiden. Aber jetzt war ihm das Eine Unglück eine Nothhülfe gegen das andere.

Auch die Guisen hatten nun den Navarreser sich gegenüber. Was Montmorency in Languedoc gegen sie bereitete, das that dieser in Gyenne, Poitou und den benachbarten Provinzen. Beide sahen, was der Reichstag zu Blois ihnen bringen würde; sie eilten also, feste Städte zu gewinnen, Schiffe auszurüsten, England, Dänuemark, Schweden für sich zu interessiren, aus dem protestantischen Teutschland und der Schweiz Gleichgesinnte zu Hülfstruppen zu erhalten. Ein mächtiger Damm gegen die Ligue, welchen Heinrich der III. vollkommen gut zur Schutzwehr für sich zu gebrauchen wußte.

Die Reichsversammlung kam zusammen. Liguisten besetzten sie beinahe ganz. Der König würde, ihnen allein gegenüber, zu allem gezwungen gewesen seyn. Aber jetzt konnte er sich zwischen den Herzog von Guise und den König von Navarra in die Mitte stellen. Ihn zum offenbaren Uebertritt auf des letztern Seite zu nöthigen, konnte die Ligue nicht wagen. Sie wollte ihn dafür als das Mittel gebrauchen, das ihr selbst die Reformirten, das letzte Hinderniß ihrer Alleinherrschaft, aus dem Wege räumen sollte. Denn daß er sich dennoch diesen nicht in die Arme werfen werde, war voraus

zu

zu ſehen. Man drang alſo in ihn um ächtkatholiſche Erklärungen für das Concilium von Trident, um Zernichtung der den Hugonotten geſtatteten Vergünſtigungen, um offene Abſagebriefe gegen alles, was antiliguiſtiſch zu ſeyn fortführe. Er ſollte dadurch ſich ſtillſchweigend wider ſich ſelbſt erklären. Alles war dann für den zu ernennenden Anführer der Ligue vorgearbeitet, um ihn zum Stellvertreter des Königs für das ganze Reich zu erheben. Aber wie aus den Wolken gefallen und betäubt hörten die Verſammelten, nach langem Zögern, in der entſcheidenden Seſſion, Heinrich den III. ſich ſelbſt zum Anführer der Ligue erklären. Unvermögend, ſeine Selbſtſtändigkeit zu behaupten, verwirrte er ſeine entſchiedenſten Gegner durch die Erklärung, an ihre Spitze zu treten, auf eine ſo betäubende Weiſe, daß für eine gute Zeit durch dieſe einzige Formel ihre Thätigkeit gelähmt, ihr Plan zernichtet ſchien. Denn ſo reif war dieſer noch nicht, daß ſie in dem Augenblick ihn ausſchlagen und ungeſcheut ſich für Thronſtürmer vor ganz Frankreich erklären durften. Schade, daß es nicht bekannt iſt, ob Heinrich ſelbſt im höchſten Gedräng auf dieſen Meiſterſtreich der Staatskunſt verfallen war oder weſſen Klugheit ihn dadurch vom ſchleunigſten Sturz rettete und Frankreich für einer Thronveränderung bewahrte, deren Folgen wegen Spaniens Einfluß auf einer und wegen der Reformirten auf der andern Seite unabſehbar geweſen wären.

Zu der erſten Beſtürzung wurde der Ligue durch den König und die Reichsverſammlung ihre Conſiſtenz feierlich, aber ſo beſtätigt, daß alle ihre geheimen Angriffe auf den König und ſeinen Hof eben dadurch künſtlichſt abgewendet waren. Eine

Fech-

fechterkunst, in welcher die Politik der Cabinete ihre ganze Gewandtheit zu zeigen pflegt.

Noch blieb den Liguisten das letzte übrig: von dem erklärten Eifer für den katholischen Theil seiner Unterthanen schnelle, entscheidende Schritte gegen die Verketzerten zu fordern. Aber so klug war Heinrich allerdings, die wesentlichen Vortheile zu sehen, welche aus dem Kampfe beider Parthieen auch künftig, wie jetzt, für ihn zu gewinnen seyen. Allzu schwach, um Ruhe zu gebieten, mußte es ihm in diesem Streit aller Theile gegen das Wohl des Ganzen genug seyn, die geraden Stöße von sich abzuhalten und auf andere hinzulenken. Genau blieb er daher bei dem Grundsatz: die Uebermacht und das Untersinken jeder Parthie mit gleicher Sorgfalt zu verhüten. Die erste Frucht dieser Staatsmaxime waren lange Unterhandlungen zu einer Versöhnung zwischen der Ligue und den bisherigen Mißvergnügten unter Montmorency und Heinrich von Navarra. Wurden gleich diese Anträge zur Güte durch den drohenden Ernst zweier Heere betrieben, so gieng doch am Ende nichts hervor, als eine Ausgleichung, welche jedem Theil einige Vortheile gegen den Andern, also neuen Reiz zum Streit, erhielt. Wie hätte man auch von Seiten des Königs Neigung haben können, die Anführer dieser Heere zu entscheidenden Siegen zu unterstützen? Sie waren der Herzog von Guise selbst und sein Bruder, der Herzog von Mayenne, ein jüngerer aber noch mehr furchtbarer Rival des königlichen Ansehens. Vielsagend klang das Resultat, die sogenannten Artikel von Bergerac, noch vielsagender das königliche Edikt von Poitiers. Aber mit diesem Tone von Oberherrlichkeit sprechen zu dürfen, selbst dies hatte der König den Mächtigsten

tigſten unter den Parthieen gegen Gnadengehalte und einträgliche Stellen abhandlen müſſen. Man konnte ſagen: je eher der König in dieſem Tone wieder zu ſprechen ſich beſtreben würde, deſto früher ſei ſein völliges Verſtummen zum voraus zu berechnen. Und doch war ſchon jetzt die tiefe Leere der Staatscaſſe die letzte Urſache ſeiner Nachgiebigkeit gegen jede neue Zerrüttung. Kronjuwelen mußten dem Pfälziſchen Kaſimir ausgeliefert werden, ehe er ſeine teutſchen Söldner von Frankreichs Boden zurückzog. Auch war der erſte Schrecken von der Ligue kaum zur Hälfte gedämpft, als der König in ſeine vorige Sorgloſigkeit zurückſank und Lieblinge mit Lieblingen abwechſeln zu laſſen, wieder zum Zweck ſeines Königthums machte.

Dafür griff die Intrigue der Königinn Mutter noch einmal auf ihre eigene Weiſe in die Triebräder der Staatsmaſchine. Sie durchreiſete die unruhigen Provinzen alle. Sie unterhandelte mit den Mächtigen unter den Mißvergnügten ſelbſt. Aber ſie reiſete und unterhandelte nicht anders, als begleitet von einer Auswahl ihrer Damen, durch welche ſie ſiegte, wo weder Waffen noch Gnadenbeweiſe die Oberhand erhalten haben würden. Sie kannte ſchon ihre Gegner, beſonders auch Heinrich von Navarra, den Mann, welcher ſo oft bei einer Omphale die Keule verlor, die ihm ſonſt ſelbſt kein anderer Herkules aus den Händen zu winden vermochte.

Er gab ſelbſt zu ſehr das Beiſpiel von Schwäche. Daß andere noch leichter ſich anködern ließen, war ſeine erſte Strafe. Ein großer Theil der Catholiken von ſeiner Parthie folgte, von Catharinens Künſten begütigt, ihrem erſten Anführer, dem Herzog von Damville, in der Verſöhnung

mit

mit dem Hofe. Der Name Politiker blieb ihnen, weil man ihren Eigennutz, der befriedigt sie an den Hof zog, unbefriedigt aber eben so schnell wieder zu Anhängern entweder der Hugonetten oder der Guisen machte, mit dem Nahmen Politik zu beehren gewohnt war. Unstätigkeit war allein der Charakter dieses Haufens, der bald furchtbar anschwoll, bald, wie ein Regenbach, sich verlief. Aber die meisten dieser Amphibien gehörten zugleich auch zur Grundsuppe der andern Parthien. In die Laster des Hofs mehr eingeweiht, als die übrigen, erlaubten sie sich bei jeder Partie das äußerste, weil sie denn doch im schlimmsten Falle nur zur andern überspringen durften, um alles jenseits begangene disseits sich zum Verdienste zu machen.

Catharinens Schlauheit würkte wenigstens soviel, daß alles, was die Parteien eine Zeitlang unternahmen, bloßes Zwischenspiel war. Daß die Damen am Navarrischen Hofe ihre Ritter einmal wieder in Athem zu setzen Lust hatten und darüber der „Krieg der Verliebten" (1580) begann, war eben so wenig zum Ernst, als wenn Heinrich III dem heil. Geiste zu Ehren einen Ritterorden umschuf, welcher bis dahin dem ersten der Erzengel sich geweiht hatte, unter dessen allzu ausgedehnter Protection aber — denn St. Michael hatte hier eben das Schicksal, wie späterhin St. Ludwig — soweit herabgesunken war, daß seine Insignien der „Halsschmuck für alle Thiere". genannt wurden.

Heinrichs des III. unruhevoller Bruder hatte dagegen bedenkliche Freiersgeschäfte. Er war überredet, Englands Elisabeth würde für ihn das Penelopeische Gewebe endigen, welches auch so manchem andern Prinzen Europa's zu lange gedauert hat. Im Vorübergehen machte er sich die

Hof-

Hofnung, die um Freiheit kämpfenden Niederländer den Spaniern zu entreiſſen, um ſich ſelbſt ihnen zum Herrn zu geben. Aber die italiäniſchen Künſte wollten dem neuen Herzog von Brabant auf jenem Boden nicht gelingen. Wie mochte wohl auch Er ſich neben einem Wilhelm von Oranien ausnehmen? Da dieſer meuchelmörderiſch fiel, ſtund der Sohn Catharinens bei den Niederländern ſchon in dem Credit, daß der erſte Verdacht der boshaften That auf ihn fiel. Diesmal wahrſcheinlich unverſchuldet. Doch beklagten ſich gewiß die Niederländer nicht, da der Tod unvermuthet ſie von der Furcht befreite, durch Franz ſelbſt noch dem Herzog von Parma um jeden Preis verkauft zu werden.

Eben ſo wenig der Herzog von Guiſe. Denn jetzt war ſeinem Wagſtück, den Thron von Frankreich ſelbſt zu erſteigen, nur noch Heinrich von Navarra im Wege. Deſto heftiger, deſto raſcher mußte nun gegen dieſen gekämpft werden. Mit einem mal erwachte die Ligue mit nie gefühlter Lebhaftigkeit. Die Guiſen hatten jetzt dies durch Religioſität zuſammengekünſtelte Werkzeug ihrer ehrſüchtigen Plane mehr nöthig, als je. Auch der Spanier, welcher am Ende alle Partieen überliſtet haben wollte, fand jetzt fürs beſte, jeden andern Kroncompetenten durch die Guiſen ſo nachdrücklich zu bekämpfen, als wenn der Plan der letztern einzig auch der Seinige geweſen wäre.

Noch nie war das Brandmal des Navarreſers, die Ketzerei, ſo abſcheulich ſchwarz erſchienen, als ſeit man in ihm dem vermuthlichen Kronerben erblickte. Jetzt ſah man deutlich ein, daß für einen vom alleinſeeligmachenden Glauben ſo freventlich Zurückgefallenen, wie er war, nicht einmal beim

heili-

heiligen Vater Vergebung zu hoffen seyn dürfe. Es war unerträglich, daß der edlere Sixtus V., der Ganganelli des sechzehnten Jahrhunderts, die Unentbehrlichkeit dieser väterlichen Unbarmherzigkeit nicht eben so leicht, als Gregor der XIII. sich begreiflich machen lassen wollte. Desto wackerer bliesen Weltgeistliche und Orden in Frankreich das Feuer des Aufruhrs an. Und welchen Zunder gab nicht die Lebensart des jetzigen allerchristlichsten Königs, welchem endlich gar ein Ketzer nachfolgen müßte, wenn man ihm nicht noch bei Lebzeiten einen ächtkömischen Nachfolger bestimmte, oder, wo möglich, schon gäbe.

Der Vatersbruder des Königs von Navarra und des verstorbenen Prinzen von Condé, der alte Cardinal, Karl von Bourbon, wurde in der Zwischenzeit, so lange noch die Guisen sich nicht ganz verrathen wollten (1585), in ihrer Hand das Werkzeug, seinen Neffen vom Throne entfernter zu halten. Sie machten ihn zum Haupt der Ligue, um den ganzen Körper, als seine Stellvertreter, zu regieren. Ihre Truppen waren in Thätigkeit, da noch weder Hugonotten noch Royalisten wußten, aus welchen Mitteln sie welche werben könnten. Heinrich der III. selbst war so sehr im Gedränge, als der ihm so unähnliche Heinrich von Navarra, welchen das Schicksal unter all diesem Drang von Gefahren und Erfahrungen zum Wiederhersteller eines Thrones ausbilden wollte, von dem er jetzt durch eine fast unwiderstehliche Macht weiter, als je, weggeschleudert scheinen mußte.

Eilftes Buch.

Erſtes Kapitel.

Unruhen in Dauphiné, wohin der Herzog zurückgeſchickt wird, um ſie zu ſtillen.

Nachdem beſchloſſen worden war, die Belagerung von Montauban aufzuheben, ſchickte der König ſich an, ſeine Reiſe in Languedoc fortzuſetzen, und der Herzog, Ihn dabey zu begleiten, als ſie Nachricht erhielten, daß die Reformirten in Dauphiné die Waffen ergriffen hätten, daß ſie unter Monbruns Commando die ganze Provinz beunruhigten, und daß zu gleicher Zeit Blacons ſich von Pouſin und Bays Meiſter gemacht habe. Dem König kam dieſer Aufſtand um ſo unerwarteter, da er in der ruhigſten Provinz des Reichs ausbrach, und nicht zu vermuthen geweſen war, daß ſie nach den guten Anſtalten, welche der Herzog bey ſeiner Abreiſe von da, zu Erhaltung des Friedens gemacht hatte, ſich zu ſolchen gewaltſamen Schritten hinreiſſen laſſen würde. Ehe wir daher weiter gehen, wird es nöthig ſeyn, dieß zu erklären.

Die meisten Reformirten im Reich glaubten den Herzog am Hof in einer Art von honetter Gefangenschaft, und besonders war dieß bey seinen Freunden in Dauphiné, die sich in allem durchgängig wärmer für ihn interessirten, eine ausgemachte Sache. Sie glaubten daher auf Mittel bedacht seyn zu müssen, um seine Zurückkunft nothwendig zu machen, und hielten es hiezu für das dienlichste, die Waffen zu ergreifen, und sich das Ansehn zu geben, als hätten sie große Dinge vor, damit der König ihn dahin schicken möchte, um sich zu widersetzen.

Als nun um diese Zeit der Herzog dem Connetable zu verstehen gegeben hatte, er hätte gewünscht, selbst hinzugehen, um diesen Sturm zu legen, so wie auch seine Beurlaubung durch ihn zu erhalten: so war der Connetable, statt ihm hiezu behülflich zu seyn, vielmehr im Begriff, den Argwohn derer von Dauphiné zu rechtfertigen und ihn fest zu setzen, indem er diesen Aufstand ihm zuschrieb, da er durch einen aus seiner Verwandschaft erregt worden wäre, und von einer großen Anzahl seiner ergebensten Diener unterhalten würde, was freylich diesen Verdacht ziemlich zu bestärken schien. Allein Deageant, vom Schicksal dazu bestimmt, diese heftigen Entschlüsse zu entdecken und ihre Ausführung zu hintertreiben, der oben angeführtermaßen schon ein ähnliches Stückchen zu Fontainebleau verhindert hatte, gieng sogleich zum Connetable, und machte ihn nicht nur andern Sinnes, sondern beredete ihn auch, dem Herzog auf alle Art zu seiner Rückreise behülflich zu seyn.

Da indessen die Sachen am Hof, besonders seit dem übeln Erfolg der Unternehmung auf Montauban, noch immer in der Lage waren, daß eine Menge Perso-

Personen mit vielem Grund dafür hielten, der Herzog hätte nicht Freyheit abzureisen so oft es ihm beliebte: so hatte besonders der Herzog von Savoyen sich dieß so stark eingebildet, daß er darauf hin den Geschäftsträger der Herzoginn, zu Turin, Eynardon ausdrücklich deswegen an ihn abschickte, um ihm zu sagen: "in Erinnerung der Verbindlichkeiten, die er „ihm hätte, wolle er sie bey dieser wichtigen Gelegen„heit erwiedern. Zu dem Ende böte er ihm alles an, „was in seinem Vermögen stünde, selbst einen kriege„rischen Einfall in Dauphiné zu machen, (wobey je„doch aus Achtung für ihn seine Plätze auf keinerley „Weise angetastet werden sollten) um den König zu „nöthigen, ihn dahin zurück zu schicken." —

Der Herzog dankte ihm und bezeugte sich ihm unendlich verbunden für seine Freundschaft, beschwor ihn aber, darum ganz ausser Sorgen zu seyn, indem er am Hof so frey sey, als wenn er in seinem Hause wäre. Das Gerücht vom Gegentheil sey eine List seiner Feinde, woran man sich nicht kehren müsse. —

Allein die von Dauphiné bildeten sich ein, sie brauchten sich weiter nicht nach der Wahrheit ihres Argwohns zu erkundigen, und glaubten, ohne ihm ihr Vorhaben zu erklären, aus Furcht er möchte es, wie er auch that, mißbilligen, würden sie es ihm durch ihre Absicht dabey angenehm machen. Sie hatten deswegen die Waffen ergriffen, und bedrohten die besten Städte in der Provinz, wo übrigens die Katholiken sich in Verfassung gesetzt hatten, sich ihnen zu widersetzen, wie wir bald sehen werden; so daß also neben der That Blacons, der Miene machte sich weiter ausbreiten zu wollen, Ursache genug vorhanden war, um die Rückkehr des Herzogs nothwendig zu machen.

Auf diese beyden Nachrichten, welche der König durch einen expressen Courier, der Herzog durch Beausin *), erhielt, folgte bald eine dritte, die nicht minder wichtig war. Der Graf de la Suze war von der Reformirten Partey nach Languedoc berufen worden, um an die Stelle Chatillons, mit dem sie unzufrieden waren, gesetzt zu werden, und war auf den Weg dahin in Dauphine — wo er durch die abgelegensten Oerter reiste, um nicht über einer Handlung ergriffen zu werden, die ihn in den Augen des Königs strafbar machen mußte — eine Meile von Grenoble durch die Landleute angehalten worden, welche darüber, daß sie ihn selbst vierzehn mit Cüraſſen unter den Mänteln bewaffnet und nur des Nachts marschieren sahen, grossen Verdacht geschöpft hatten, der noch dadurch erhöht wurde, daß diese Leute ihnen ihren Namen nicht sagen wollten, und einige Bauern erschlugen, die sie hatten anhalten wollen. Der Graf wurde hierauf nach Grenoble geschafft, und in das Parlements-Gefängniß gesetzt, und war sehr in Gefahr, das Leben zu verlieren, wenn der Präsident Expilly dem Parlement nicht begreiflich gemacht hätte, Person und Sache wären zu wichtig, um auf die gewöhnliche Art behandelt zu werden; man müsse dem König Nachricht davon geben, und Seine Befehle darüber erwarten. Eine wirklich billige Vorsicht, die aber der Präsident besonders zu Gunsten des Grafen, mit dem er bekannt war, in Anregung brachte, um ihm Zeit zu verschaffen, durch Vermittlung seiner Freunde auf seine Rettung bedacht zu seyn. Auch Morges trug als Gouverneur von Grenoble dazu

*) Einen Adelichen aus seiner Verwandschaft, den eine Versammlung der Reformirten zu Dye, an ihn abgeschickt hatte, um zu suchen seinen Beyfall zu diesen gewaltsamen Schritten zu erhalten.

dazu bey, weil einmal eine Verbindung zwiſchen ihnen im Werk geweſen war, und durch dieſe gemeinſchaftliche Begünſtigung wurde der Graf aus dem Parlements-Gefängniß ins Arſenal geſetzt, unter dem Vorwand, daß er Kriegsgefangner ſey.

Dieß alles rief nun unſtreitig den Herzog nothwendig nach Dauphiné, und dem König wurde nicht nur gerathen, ſeine Rückreiſe dahin zu erlauben, ſondern ihm auch Mittel zu geben, dieſe Unruhe zu ſtillen, was ſeine Gegenwart allein zu bewirken vermochte. Unterdeſſen hatte er es den Urhebern ernſtlich verwieſen, und ihnen durch Beauſain, den er zurück ſchickte, bezeugt, daß ein ſolches Verfahren ihm keineswegs angenehm ſey, mit der Verſicherung, wenn ſie nicht zu ihrer Pflicht zurückkehrten, ſo würde er ſich genöthigt ſehen, die Waffen Sr. Majeſtät gegen ſie zu kehren, wobey er ſie beſchwor, ihn nicht dazu zu zwingen, ſondern ſich zu bemühen, ſich durch ihren Reſpekt gegen Se. Majeſtät der Fortdauer der höchſten Gnade würdig zu machen, der ſie ſich ſicher zu ſeiner Huld zu verſehen hätten.

Damit ſchickte er alſo Beauſain voraus, und machte ſich gefaßt, ihm bald nach zu folgen, wobey er dem König verſicherte, daß er durch ſeine Zurückkunft alles ſo in Ordnung bringen wolle, daß Se. Majeſtät vollkommen damit zufrieden ſeyn würden. — Indeſſen war die Sache des Grafen zur Sprache gekommen, und ſein Kopf war ſehr in Gefahr; allein der Herzog und der Marſchall von Baſſompierre brachten ſeinen Werth gegen ſeinen Fehler in Anſchlag, und machten, daß die Stimmen zu ſeinem Vortheil ausfielen, und der Herzog würkte ſeine Begnadigung aus, indem er ſich für ihn verbürgte, daß er dem König

dafür noch nützliche Dienste leisten würde, wie er auch nachher in verschiedenen Geschäften sowohl in als ausser dem Reich that. — Am folgenden Tag beurlaubte sich der Herzog von dem König und trat seine Reise an.

Zweytes Kapitel.

Ankunft des Herzogs in Dauphiné, wo die Unruhen sich legen. Ermordung des Präsidenten du Cros zu Montpellier.

Während der Herzog nach Dauphiné zurückreist, wollen wir sehen, was daselbst vorgieng, und diesen Zwischenraum mit Nachrichten ausfüllen, die dazu nöthig sind. — Da seine Absicht jederzeit darauf gerichtet gewesen war, diese Provinz im Frieden zu erhalten, und die Ruhe darinn zu handhaben, welche ihr seine Sorgfalt während den größten Unruhen des Staats verschafft hatte: so hatte er bey seiner Abreise Vorkehrungen gemacht, daß sie versichert seyn konnten, vor den öffentlichen Stürmen sicher zu seyn, wenn nur alles in den Gang fortgieng, den er angewiesen hatte, und seine Absichten befolgt wurden.

Ehe er nämlich die Reise antrat, von der er itzt zurückkommt, hatte er das Ansehn seiner Stelle übertragen, und gleichsam getheilt zwischen dem ersten Präsidenten Frere, den seine Amtswürde ohnehin zum Verweser des Lieutenant general in dessen Abwesenheit machte, und zwischen dem Gouverneur von Grenoble, Morges, und ihnen die gänzliche Direktion alles dessen was hierinn den königlichen Dienst betraf gegeben, in der festen Ueberzeugung daß er der Absicht des Königs nicht besser als durch eine so gute Einrichtung entsprechen konnte. In der That hatte nicht nur der erste

erſte Präſident dieſes Vorrecht ſchon an ſich, und wurde für einen der geſchickteſten Männer des Reichs gehalten, ſondern Morges hatte auch großen Einfluß und Anſehn, wegen ſeiner Befehlshaberſtelle, wozu noch kam, daß er ſich zur Reformirten Religion bekannte.

Um die Mitte des Junius in dieſem Jahre nun, merkten dieſe beyden einige geheime Plane von Bewegungen in der Provinz, von Seiten derer, die ſich die Abweſenheit des Herzogs zu Nutz machen wollten, um ihren beſondern Vortheil in der allgemeinen Unordnung zu ſuchen, hatten ihnen aber glücklich entgegengearbeitet, indem ſie für die Sicherheit der Katholiken, da wo die von der andern Religion die Stärkern waren, und mit gleicher Billigkeit für dieſe, wo ſie die Schwächern waren, Sorge trugen; und überdieß ſorgfältig darüber hielten, den übeln Wirkungen eines übelverſtandenen Eifers auf beyden Seiten vorzubeugen.

So ſtanden alſo daſelbſt die Sachen, als die Reformirten, in der obgedachten Abſicht einen Aufſtand erregten, und im September ins Feld rückten, und dabey erklärten, ſie hätten die Waffen einzig zu ihrer beſondern Sicherheit gegen die Drohungen der Katholiken ergriffen, die ſie zuerſt in Waffen und im Stand ſähen, ſie anzufallen. Hierauf warfen ſie ſich in Trieves, nachdem ſie glücklich die Stadt du Puys mit einer Petarde aufgeſprengt und erobert hatten, und befeſtigten die Päſſe, auf denen man an ſie kommen konnte, ohne übrigens Miene zu machen, etwas unternehmen zu wollen. Auf der andern Seite hatten die Directeurs eine Menge Leute geworben, unter dem Befehl des Vicomte von Paquiers, eines angeſe-

henen Cavaliers, deſſen an mehrern Stellen dieſer Geſchichte ehrenvolle Erwähnung geſchah.

Dieß alles war während der Belagerung von Montauban vorgegangen, als der Herzog, ſobald er es erfuhr, gedachtermaßen die Urheber dieſer Unruhe tadelte, und öffentlich die Directeurs wegen der Anſtalten lobte, die ſie dagegen vorgekehrt hatten. Beſonders beklagte er ſich aber über Morges, daß er in die allgemeine Bewaffnung der Calviniſten gewilligt hatte, indem einige derſelben ſich dabey viel herausnahmen, und anfiengen, den andern ſehr verächtlich zu begegnen, und Kabalen gegen ſie zu machen, ſo daß dieſe an Oertern, wo ſie die Schwächſten waren, nicht ſicher waren.

Als Morges Nachricht hievon hatte, und ihn im Begriff ſah, zurück zu kommen, was die Feinde des Herzogs nicht glaubten, und vielleicht Morges nicht glauben lieſſen, ſo warf er ſich auf die andre Seite, um ſeinen Beyfall wieder zu gewinnen; und ſtatt daß er zuvor Rath von dem Vicomte von Paquiers annahm, fieng er itzt an, beſondre Berathſchlagungen mit la Fare zu halten, dem Gouverneur des Arſenals und Vertrauten des Herzogs, und ließ von neuem dreytauſend Mann zu Fuß und zweyhundert Pferde werben, unter dem Vorwand, Montbrun damit zu Leibe gehen zu wollen, in der That aber um den Muth der Katholiken damit niederzuſchlagen, in deren Häuſer er neue Truppen legte, die da ſehr ausgelaſſen hauſeten, welchem allem der erſte Präſident nicht ſo abhelfen konnte, wie er gern gewünſcht hätte, weil Morges damals mit ihm vereinigt war, ſich nicht mehr nach ſeinem Gutachten richtete, und einzig darauf ausgieng.

gieng, den Fehler, den der Herzog ihm zur laſt legte, wieder gut zu machen, und ſich bey ihm wieder in Gunſt zu ſetzen.

Auf das dringende Anhalten der von dieſen Kriegsknechten bedrückten Katholiken, waren indeſſen dieſe ihnen abgenommen und verlegt worden, und Morges, der immer davon ſprach, Montbrün angreifen zu wollen, beſchloß mit dem erſten Präſidenten, ſie gegen Vif und Monetier de Clermont zu ſchicken, wohin die Avantgarde Montbrüns vorgerückt war; und beredete den Vicomte, dieß zu übernehmen, bis er ihn mit dem zu dieſer Expedition Erforderlichen verſehen hätte, was aber der Vicomte ausſchlug, indem er Morges Abſichten nicht recht traute und fürchtete, was auch bald darauf geſchah. Denn Morges, der ihm Kriegs- und Mundproviſion verſchaffen ſollte, ſchickte ſie ihm ſo ſpät, und ſo übel beſchaffen, daß der Vicomte ſich dadurch auſſer Stand geſetzt ſah, etwas zu unternehmen.

Unterdeſſen langte der Herzog an, und verwies den Urhebern aufs neue und ernſtlich, daß ſie die Waffen ergriffen hätten, und erhielt von ihnen die zur Befriedigung des Königs nöthige Unterwerfung, wogegen er ſie Seiner Verzeihung verſicherte, alles wieder in den erſten Zuſtand herſtellte, und hierauf an Erleichterung der Provinz von den ausgeſtandenen Bedrückungen arbeitete. — Um eben die Zeit wurde ſein Enkel, der Graf von Sault, Lieutenantgeneral, auf den Fall der Abweſenheit oder des Abſterbens des Herzogs oder ſeines Vaters Crequy, damaligen Marſchalls von Frankreich, der dieſe Stelle unter denſelben Bedingungen ſchon ſeit 1605. hatte.

Hierauf kam es an die Wiedereroberung von Bays und Pouſin, wozu Anſtalt gemacht werden mußte. Denn auſſer dem, daß es dabey auf das königliche Intereſſe ankam, litt auch das Publikum beträchtlich darunter, indem das Kommerz der Städte Lyon und Marſeille dadurch unterbrochen wurde, das zu Land und zu Waſſer aufgehört hatte, und nicht fortgehen konnte, bis die Rhone wieder frey war. Indeſſen war aber die Jahrszeit dieſem Vorhaben zuwider, denn der Winter war dieß Jahr ſehr ſtreng. Um jedoch keine Zeit zu verlieren, verſuchte der Herzog nichts deſto weniger alle Mittel um Blacons zu bewegen, zu ſeiner Pflicht zurück zu kehren. Allein die Bemühungen mehrerer dabey gebrauchten Perſonen blieben fruchtlos, und Blacons antwortete: dieſe beyden Plätze gehörten nicht zu dem Gouvernement von Dauphiné, ſondern unter das von Languedoc, und er ſey entſchloſſen, ſie nicht anders als nach dem Rath der Kreisverſammlung zuzückzugeben, aus deren Autorität er ſie inne habe.

Der Herzog glaubte daher nach Valence hinab zu müſſen, um ihm näher zu ſeyn, bis die Truppen, die er werben ließ, zu ihm geſtoſſen wären, und die ärgſte Strenge des Winters vorüber wäre. Nachdem er alſo für die Erforderniſſe zu dieſer Expedition geſorgt hatte, begab er ſich dahin von einer Menge freywilligen Adels begleitet, beſonders von dem Grafen von Maugiron und dem Marquis von Breſſieux, Feldmarſchällen der Armee, die er werben ließ. —

Einige Tage darauf erhielt er Befehl vom König, mit dem Herzog von Rohan in Unterhandlung zu treten, und zu dem Ende einen Mann von Anſehn an

ihn

ihn abzuſchicken, wozu er niemand beſſer geſchickt glaubte, als den Präſidenten du Cros, deſſen Geſchicklichkeit wir ſchon ſonſt wo zu rühmen Gelegenheit hatten. Nachdem er ihm nun die Abſichten Sr. Majeſtät kund gethan hatte, ließ er ihn abgehen, von Mas-Vercoyran, einem Cavalier aus der Provinz, begleitet, um dieſe Deputation noch ehrenvoller zu machen.

Sobald der Präſident zu Montpellier angekommen war, wurde er von dem Herzog von Rohan ganz nach Wunſch empfangen, und erhielt von ihm viele Verſicherungen ſeines Misvergnügens über die bisherigen Vorfälle, mit der Betheuruug, daß er zu allen Anträgen, die öffentliche Ruhe betreffend, willig die Hände bieten werde, wenn nur die Sicherheit der Gemeinden damit beſtehen könne. Dieſe erſte Konferenz erregte bey denen von der Kreisverſammlung (1) (cercle) ſehr ſtarken Verdacht, und die Aufrührer gaben vor, ſie ziele nur darauf ab, den Herzog zu verführen: deßwegen ſtieg der Haß, den ſie darüber gegen den Präſidenten faßten, zu einem ſolchen Uebermaaß von Wuth und Brutalität, daß ſie ſein Verderben ſchwuren. Und dieß ſchwarze Komplot wurde ſogleich auch ins Werk geſetzt.

Noch an demſelben Tag kam ein Menſch auf ſein Zimmer und ſagte ihm, einige der Vornehmſten von der Stadt, wünſchten ihm ihre Aufwartung zu machen, und lieſſen fragen, ob ſie ihm itzt nicht ungelegen kämen? — Er antwortete, ſie würden ihm ſehr willkommen ſeyn, worauf ſogleich eine Menge andrer hereinſtürmte, von denen einer mit wilden Geberden auf ihn losgieng, und ſagte: „Nun, Herr Verräther, „ſeyd Ihr alſo da, um den Herrn Herzog zu verfüh„ren, im Namen des ſaubern Ledigujeres, deſſen

„Schuld

„Schuld es gar nicht ist, daß wir nicht alle längst „zu Grund gerichtet sind?" — Damit fielen sie über ihn her, versetzten ihm viele Stiche, und ließen ihn tod auf dem Platz.

Sein Unstern wollte daß le Mas, der in diesem Zimmer war, seinen Degen draussen gelassen hatte. Denn hätte er ihn bey der Hand gehabt, so hätten sie ihr Vorhaben nicht leicht ausführen sollen: aber so, da er sich mit einer gleichen Behandlung bedroht sah, blieb ihm weiter nichts übrig, als durch ein Fenster in den Hinterhof hinab zu springen, wobey er jedoch das Unglück hatte, ein Bein zu brechen, wovon er nachher immer viele Beschwerlichkeiten auszustehen hatte. — Der Sohn und die Bedienten des Präsidenten waren in andern Zimmern, und diese Meuchelmörder, die einmal beschlossen hatten, ihn aus dem Weg zu räumen, sperrten sie daselbst ein, um wieder fort zu können, ohne verfolgt oder entdeckt zu werden.

Als der Herzog von Rohan diese abscheuliche Handlung erfuhr, bedauerte er es im höchsten Grad, und verwünschte die blinde Wuth eines Volks, das auf einen blossen leichten Argwohn hin, gleiche Unmenschlichkeit auch gegen ihn selbst verüben konnte. Er ruhte daher auch nicht, bis er an allen Schuldigen, die man habhaft werden konnte, ein scharfes Exempel hatte statuiren lassen. Die obrigkeitlichen Personen, die Consuls und die Angesehensten im Volk waren äusserst betrübt darüber, und die Stadt schien in einer allgemeinen Bestürzung.

Als der Herzog diese schlimme Bothschaft erhielt, empfand er einen Schmerz darüber, der sich nicht leicht beschreiben läßt. Sie schickten sogleich den Advokat

vokat du Tros, einen aus ihrem Mittel an ihn ab, um ſich darüber bey ihm zu rechtfertigen und zu bezeugen, wie ſehr ſie den Vorfall bedauerten, was er gut aufnahm, und ſie beſchwor fortzufahren, die Schuldigen aufzuſuchen, mit der Verſicherung, daß auſſer den allgemeinen Rückſichten, die ihnen dieß zur Pflicht machten, er ſelbſt ſich ihnen noch beſonders verbunden dafür erachten würde.

Der Präſident wurde allgemein bedauert, als einer der würdigſten Männer ſeines Standes. Seine Vortreflichkeit, die ihn zu den angeſehenſten Stellen erhob, auf welche die von ſeiner Religion und ſeinem Stand Anſpruch machen können, hatte ihn bey dem hochſeligen König Heinrich dem Groſſen ſehr in Achtung geſetzt, und er war im Stand deſſen erhabenem Nachfolger noch wichtige Dienſte zu leiſten, wenn es Gott gefallen hätte, ihn noch länger in der Welt zu laſſen.

Hier ſey es mir vergönnt, meine beſondern Empfindungen mit denen des Publikums zu verbinden, denn ich habe ſeiner Freundſchaft ganz beſondre Verbindlichkeiten. Da er die Gewogenheit für mich hatte, mich zu ſeiner vertrauten Geſellſchaft zu zu laſſen, und Neigung zu den ſchönen Wiſſenſchaften in mir bemerkte, ſo munterte er mich hiezu auf, indem er mir Hoffnung zu glücklichen Fortſchritten darinn machte. Er nahm ſich die Mühe, meine Geiſtesprodukte zu prüfen, und ſuchte mir die Geſchicklichkeit, die er ſelbſt darinn erworben hatte, beyzubringen. Dieſe Gewogenheit nebſt vielen andern Beweiſen davon, welche er den Meinigen erzeigte, verbinden mich zu dieſer öffentlichen Dankbarkeit, und ich würde ein

Ver-

Verbrechen zu begehen gefürchtet haben, wenn ich diese Gelegenheit nicht dazu benutzt hätte, mich ihrer zu entledigen.

Drittes Kapitel.

Unterwerfung von Pouſin und Bays. Zuſammenkunft des Herzogs mit dem Herzog von Rohan.

Unerachtet es ſchien, daß die Reiſe des Präſidenten du Tros die Ausführung der Entſchlüſſe des Herzogs den Angriff von Pouſin und Bays betreffend, aufſchieben, und der beſondre Vergleich Blacons eine Folge des allgemeinen, der im Werk war, ſeyn würde: ſo hatte der Herzog dennoch, damit er aus dieſem Aufſchub keinen Vortheil zöge, zu Valence alles hierzu Erforderliche zuſammengezogen, und ließ ſeine Truppen am vierten März 1622 auf der Rhone einſchiffen, und ſie — nachdem er den Commandanten Blacons in Pouſin, Matthieu von Chambaut, vergebens aufgefordert hatte, zu ſeiner Pflicht zurück zu kehren — etwas ſpät abgehen, damit ſie erſt gegen Einbruch der Nacht zur Stelle, wo ſie landen ſollten, und wohin ſie nur vier Meilen zu fahren hatten, kämen, und ſo deſto bequemer einrücken könnten.

Dieſe kleine Flotte unter dem Grafen von Maugiron landete ohne Unfall unter Pouſin, aber an einer ſo übeln Stelle, daß die Feinde die Landung auch nur durch den mindeſten Widerſtand abtreiben konnten. Es ſey aber nun, daß ſie zu ſchwach, oder übel berichtet waren; ſie ließen ſich nicht ſehen, und Maugiron rückte ohne Hinderniß ein. Am andern Tag mit Anbruch des Tages nahm der Graf einen Hügel zwiſchen

zwiſchen Pouſin und Bays weg, worauf einige Soldaten lagen, die ſich ſogleich nach der Stadt retirirten, und von dieſer Seite die freye Kommunikation mit denen von ihrer Partey verlohren. Zu gleicher Zeit ließ er unten die Aprochen machen, allein mit ſo viel Unglück für ihn ſelbſt, als guter Anordnung und Muth. Denn als er gegen eine alte verfallene Kirche ſehr nahe an der Stadt vorgeritten war, wurde er durch einen Muſketenſchuß am Hals verwundet, der ihm die Halsader abſchoß, woran er kurz darauf ſtarb. — Seine Tapferkeit und Klugheit hatte ihn in ſolche Achtung geſetzt, daß der Herzog ſelbſt das Zeugniß von ihm ablegte, er kenne keinen Mann in Frankreich, der beſſere Eigenſchaften zu einem Feldherrn beſäſſe. Sein Verluſt war daher auch allen die ihn kannten, ſehr ſchmerzlich. Ueberdieß war er auch wichtig ſeines Standes wegen, eines der erſten in Dauphiné, wo ſeine Vorfahren die höchſte Würde beſeſſen hatten, wie wir an andern Stellen dieſer Geſchichte ſchon geſehen haben. — Der beſondre Nachtheil der aus ſeinem Tod bey dieſer Gelegenheit für den Dienſt des Königs erwachſen konnte, wurde durch den Marquis von Saint Chamont und den Marquis von Breſſieux erſetzt, welche bey dieſer Armee als Feldmarſchälle ſtanden.

Nachdem alſo die Truppen ſich um Pouſin gelagert und angefangen hatten, die Trancheen zu eröffnen, ohne daß die Feinde ſichs angelegen ſeyn ließen, ſie daran zu verhindern, auſſer durch einige Falkonetkugeln ohne Erfolg: ſo gieng der Herzog von Valence ab, und nahm ſein Quartier zu Loriol gegen über vom Platz, gleich über der Rhone, über die er eine Schiffbrücke werfen ließ, um die Kommunikation mit ſeiner Armee offen zu haben. Zugleich ließ er zwey Kanonen auf die Anhöhe pflanzen, die man weggenommen

hatte,

hatte, und drey andre am Ufer des Flußes auf der Seite von Loriol auffahren, auch eine Fregatte ausrüsten, worüber er den Befehl la Marette gab, dem jüngern Pierregourde, einem Adelichen aus Vivarez, von großem Muth.

Während man hieran arbeitet, wollen wir den Lesern, welche Pouſin nicht kannten, ehe die Gerechtigkeit des Königs es zu einer gänzlichen Zerſtörung verdammte, ſagen, daß es an der Rhone lag, unter einem von mehrern Seiten ſchwer zugänglichen Berg, indem der Fels daſelbſt jäh abgeſprengt iſt. Auf dieſem lagen zwo Forteresſen, die eine, la Sale genannt, nahe an der Stadt die andre, das Schloß, lag weiter davon, angeſehn in gleicher Höhe mit dem weggenommenen Hügel. Was übrigens die ſchon an ſich bizarre Lage noch beſonders vortheilhaft machte, waren einige wohl retranchirte Terrains, wo man mehrere Gefechte liefern konnte. Es wurde vor funfzig Jahren durch den Dauphin von Auvergne belagert, wie wir zu Anfang dieſer Geſchichte erzählt haben, und nach einer langen Gegenwehr endlich bey Nacht von den Belagerten verlaſſen.

Da indeſſen die Batterien große Verwüſtungen daſelbſt anrichteten, ſo bekamen die Belagerer Luſt vor die Breche zu rücken, die ihnen brauchbar ſchien. Zu dem Ende rückte das Regiment la Beaume d'Otun rechts von der Stromſeite an, das Regiment Graf Saulx übernahm den Angriff auf die Sturmlücke an der grünen Baſtei, und das Regiment la Grange das Thor gegen Privas auf ſich. Man ließ drey Sergenten jeden mit zehn Mann voran, auf dieſe folgten drey Lieutenants jeder mit zwanzig Mann, und dann die Capitains mit den Fahnen und dem Reſt der Compagni-

pagnien. In dieſer Ordnung griffen alle herzhaft an, fanden aber ſo ſtarken Widerſtand, daß ſie ſich genöthigt ſahen, von der Breche abzulaſſen, welche noch überdieß noch nicht in dem Stand war, wie man ſie vermuthet hatte. Es wurden dabey viele Officiers verwundet, und die Sache würde überhaupt für die Stürmer weit übeler abgelaufen ſeyn, wenn der Marquis von Breſſieux nicht mit dem freywilligen Adel herbeygeeilt wäre, wobey er unterwegs unter andern den Capitain vom alten Regiment Saulx, Chamanieu, aus dem alten Hauſe Lyons ſehr verwundet fand durch zween Muſketenſchüſſe, deren er nicht weniger als achtzehn auf ſeinen Panzer bekommen hatte. Der Marquis kommandirte zum Rückzug, und beſchwerte ſich ſehr über die Hitze, durch die ſie ſich bey dieſer Gelegenheit hatten hinreiſſen laſſen ohne Vorwiſſen und Befehl von dem Herzog oder ihm anzugreifen; einige ſagten zwar, ſie hätten wirklich Ordre dazu durch den Sergent de Bataille Guillays erhalten, es wurde aber nicht eingeräumt, und der Herzog empfand großes Mißvergnügen über den ſchlechten Erfolg dieſer Action.

Unterdeſſen hatten die Belagerten einen Ausfall mit funfzig Mann gethan, unter Gerjayes Pilon, einem ſehr wackern Edelmann, der nachher in das Haus des Connetable kam; und Chamarande, Capitain vom Regiment la Baume, ein ſehr muthvoller Krieger traf mit ihm auf der Breſche zuſammen, wo ſie ſich mit einander herumſchlugen, und Wunder der Tapferkeit thaten. Bei einem andern Ausfall, den Gerjayes kurz darauf that, gerieth Monchelin aus dem Hauſe la Balme, Chamarandes Fähnrich, in Gefahr ſeine Fahne zu verliehren, die man ihm aus den Händen reiſſen wollte; er wickelte ſich aber darein, und beſtand ſo hartnäckig darauf, ſie nicht fahren zu laſſen,

daß er ſich lieber die ganze Hand mit abhauen ließ; eine Probe von ungemeinem Muth, welche ſchon verdient, daß ich ſie hier beſonders aufzeichne.

Da indeſſen die Breſche, die man noch nicht brauchbar gefunden hatte, es von Stund zu Stunde mehr wurde, indem die Kanonen unausgeſetzt fortfuhren, ſo ließ der Herzog ſeine Truppen ſich zu einem zweyten Sturm fertig machen, und da dieſer ohne Zweifel beſſer veranſtaltet worden wäre, als der erſte, ſo würde man dießmal ſicher mit den Belagerten fertig worden ſeyn. Allein der Herzog von Rohan, der um dieſe Zeit Les-Isles-Maiſons, einen der Seinigen, mit dem Advokat du Cros an den Herzog ſchickte, ließ zugleich durch ſie an Blacons den gemeſſenen Befehl ergehen, dieſe beyden Plätze ſogleich zu übergeben, ſo daß nach verſchiedenen Schwierigkeiten, — die zum Theil daher rührten, daß der Herzog in allem darauf bedacht war, das Beſte des königlichen Dienſts zu befördern, — Blacons ſich endlich unterwarf, und mit Genehmigung Sr. Majeſtät das Gouvernement von Bays auf einige Monate erhielt, damit es nicht das Anſehen hätte, als habe er es nur mit Gewalt abgegeben. Pouſin aber wurde ſogleich übergeben, und der Herzog legte Alons und la Roche de Grane, beide Capitains vom Regiment Sault, und reformirter Religion darein. Kurz darauf wurde auch Bays von Blacons zurückgegeben, und dadurch das Kommerz, das zu Land und zu Waſſer ins Stocken gerathen war, wieder frey, und alles gieng wieder ganz nach Wunſch zur Ehre des Königs und zum Nutzen des gemeinen Weſens.

Allein der Herzog hatte für ſich insbeſondere noch einen andern Krieg auszumachen, wovon die Urſache

mit

mit ihm gebohren war, die ihm Feinde erweckte, mit denen er nie einen sichern Frieden hoffen durfte. Dieß war der Neid, der keine Gelegenheit vorbey ließ, seine schönsten Handlungen zu begeifern. Während er daran arbeitete, die Empörung der iztgedachten beyden Plätze zu bändigen, sprengten die boshaften Gemüther am Hof aus: seine Absicht sey weit von dem entfernt, was er Sr. Majestät versprochen habe, er habe zwar Pousin und Bays wirklich eingenommen, allein blos in der Absicht, sie zu behalten, und den Plätzen beyzufügen, die er in Dauphin habe, um seine Tyrannei unbeschränkter ausüben zu können: er würde nicht ermangeln, einen Zoll auf der Rhone anzulegen, unter dem plausibeln Vorwand des königlichen Interesse, in der That aber, um seine Kisten zu füllen und seine Habsucht desto besser zu befriedigen.

Diese und noch andre Verläumdungen, die sie hinzusetzten, wurden aber von dem Marschall von Crequie und Deageant so muthig bekämpft, daß sie keinen Eindruck auf den König machten. Auch sagte Er einst ganz laut darüber: Er sey ganz unbesorgt über alles, was Er Seinen Dienst betreffend dem Marschall von Lesdiguieres aufgetragen habe; denn, setzte Er hinzu, ich weiß, daß er mich und meinen Staat liebt. Sobald der Herzog von diesem allem Nachricht hatte, schickte Er den Grafen von Brenne an Ihn, um Ihn von dem zu benachrichtigen, was er bey seiner Rückkunft vorgenommen hätte, womit der König öffentlich seine höchste Zufriedenheit bezeugte. Die Boshaften wurden also beschämt. Auch war es wirklich verlohrne Mühe für sie, das Betragen eines Mannes zu verschreyen, der vollkommen aufrichtig gegen das königliche Interesse gesinnt war, und es fehlte ihnen ohne Zweifel hierin gleich sehr an Glauben wie an Stoff.

Unterdessen hatten sich also les-Iles-Maisons und der Advokat du Cros, welcher bey ihm war, um die Uebergabe der Plätze Pousin und Bays an ihn, zu bewirken, dieses Auftrags entledigt, und da sie neben diesem noch den hatten, die durch den Tod des Präsident du Cros unterbrochene Unterhandlung wegen eines allgemeinen Vergleichs wieder anzuknüpfen, so luden sie ihn zu einer Zusammenkunft mit dem Herzog von Rohan ein, um dabey mündlich zu konferiren, indem diese Angelegenheit wegen ihrer Wichtigkeit nicht anders abgethan werden konnte. Der Herzog entschloß und rüstete sich also dazu, und der Ort la Val, bey der Stadt Pont Saint Esprit wurde dazu bestimmt.

Als er auf der Reise dahin am ersten Tag nach Montelimar kam, ließ ihm der Capitain Antomarie, ein Corse, der in Abwesenheit des Gouverneurs Mezargues in der Stadt Pont Saint Esprit kommandirte, durch la Tour, Bruder des la Bastin du Verre, aus dem Adel der Provinz, sagen, er habe ausdrückliches Verbot von dem Herzog von Montmorency, Gouverneur von Languedoc, keine Zusammenkunft ohne ausdrücklichen Befehl vom König oder ihm zu gestatten, und er bäte ihn, nicht übel zu nehmen, daß er ihm den Durchzug verweigern müsse.

Der Herzog, der dieß Verbot auf Rechnung der Eifersucht schrieb, welche der Herzog von Montmorency etwa darüber empfinden mochte, daß er in sein Gouvernement kam, um da ein Geschäft abzuwarten, das ihm zuzukommen schien, wollte eine so nothwendige Verrichtung, von der man sich so viel Nutzen versprach, nicht verzögern lassen, und schickte deßwegen mich sogleich schleunig an Antomarie, um ihm erstlich begreiflich

lich

lich zu machen, wie ſchlecht gegründet das Verbot des Herzogs von Montmorency ſey, und ihm dann zu ſagen, da es hier auf einen ſehr wichtigen Dienſt ankomme, den er dabey dem König zu leiſten im Begriff ſtehe, ſo könne er, ohne Nachtheil für das königliche Intereſſe ihm den Durchzug nicht verſagen, ſonſt müſſe er mit ſeinem Kopf dafür haften.

Antomarie bedachte ſich erſt ein wenig, und entſchloß ſich endlich aus Furcht ein Verſehen zu begehen, ihm das Thor zu öffnen, und auf die Verſicherung, die ich ihm davon überbrachte, ſetzte der Herzog ſeine Reiſe fort, und kam nach Laval wo der Herzog von Rohan ſich befand; beyde mit einigen Compagnien Cavallerie zu ihrer gemeinſchaftlichen Sicherheit. Weil aber der Herzog von Rohan nach eröffneter Konferenz einige Forderungen machte, welche unumgänglich nur von dem König beantwortet werden konnten, ſo verſprach der Herzog ihm die Abſicht Sr. Maj eſtät in einiger Zeit zu wiſſen zu thun, und darauf giengen ſie wieder auseinander.

Viertes Kapitel.

Der Herzog wird Katholik und Connetable. Die dabey beobachteten Ceremonien.

Endlich kommen wir auf den höchſten Gipfel der Ehre, die dieſem vortreflichen Mann von der Dankbarkeit ſeines Jahrhunderts zu Theil ward; die feierlichſte Belohnung, die ſeiner Tugend die Krone aufſetzen ſollte. — Wir werden uns erinnern, daß alle Würden, die ſie ihm zu verſchiedenen Zeiten erwarb, ihm in ſein Haus nachkamen; gleichſam zufolge

einer gerechten Huldigung, welche Fortuna ihm mit den Gütern ablegte, die sie auszutheilen hat. Auch diese glorreiche Würde, mit der wir ihn bald beehrt sehen werden, befolgte dieselbe Ordnung wie die andern; denn ausser dem Vorzug, derselben für würdig geachtet worden zu seyn, hatte er auch noch den, sie bereits schon abgelehnt zu haben, als sie ihm angetragen worden war. Um uns hierüber zu erklären, wie es nöthig ist, wollen wir bis zu dem Zeitpunkt zurückgehen, da sie ihm das erstemal angetragen wurde.

Zu Anfang dieser letztern Unruhen hatte die Achtung, worinn er im Staat besonders bey seinen Religionsverwandten stand, die Minister, welche den größten Einfluß und Antheil an den Berathschlagungen Sr. Majestät hatten, auf den Gedanken gebracht, ehe man Krieg anfange, müsse man durchaus ihn auf die Seite des Königs ziehen, und ihn zu dem Ende durch irgend eine ausgezeichnete Ehrenbezeugung gewinnen, die ihn unzertrennlich an dessen Person und Interesse fesselte; deßwegen wurde denn gedachtermassen in Vorschlag gebracht, die Connetable Stelle wieder einzuführen, um sie ihm unter der nothwendigen Bedingung seiner Religionsänderung zu ertheilen.

Der Herzog hatte sie aber, wie wir wissen, dem Herzog von Luynes überlassen, und da nachher der Tod dieses Herzogs nebst allem was wir weiter gesehen haben, erfolgte, so waren nicht nur dieselben Gründe, welche damals schon das königliche Conseil auf diesen Gedanken gebracht hatten, noch itzt vorhanden, sondern wurken auch täglich stärker und dringender durch die Zeitumstände und Lage der Angelegenheiten. Denn da der König im Begriff war, die Belagerung von Montpellier vorzunehmen, wobey eine Menge Betrach-

tun-

tungen — besonders weil diese Stadt gut, stark befestigt und mit allen Vertheidigungserfordernissen reichlich versehen war, — selbst die Einsichtsvollsten fürchten liessen, der Erfolg möchte nicht nach Wunsch ausfallen: so war es der Klugheit gemäß, auf Mittel bedacht zu seyn, um diesem Ungemach vorzubauen, und ehrenvoll mit einer Unternehmung zu Stand zu kommen, bey der Seine Ehre so sehr interessirt war.

Da man nun den Herzog hiebey als denjenigen betrachtete, von dem zum Theil der gute oder schlechte Ausschlag dieser Sache abhieng, so war man sehr in Verlegenheit darüber, wessen man sich von ihm zu versehen hätte, und würde vielleicht zu gewaltsamen Maasregeln geschritten seyn, um sich darüber Auskunft zu verschaffen, wenn nicht der Marschall von Crequi sein Leben verbürgt hätte, daß er nichts den Absichten Sr. Majestät zuwider unternehmen würde.

Da also die Sache in Ueberlegung kam, waren die Minister einstimmig der Meinung, weil er der Einzige sey, von dem diese Partey, welche wieder neue Kräfte zu gewinnen schien, Unterstützung hoffen könnte, so müsse man nothwendig zu einem von diesen beyden Mitteln greifen, entweder schleunig nach Dauphiné zu gehen, und sich seiner Person zu versichern, oder ihn zum Connetable zu machen, und ihn dadurch ganz für die Entwürfe Sr. Majestät zu gewinnen. Das erstere wurde sogleich als gleich ungerecht und gewaltthätig verworfen, das andre aber angenommen, und ohne eine so nothwendige Sache weiter zu verschieben, schickte der König eilends den Staatsrath und nachherigen Finanzoberaufseher Bullion an ihn ab, um ihm Seine Absichten zu erkennen zu geben, und ihn darnach zu stimmen.

Der Herzog war damals zu Grenoble mit Werbung neuer Truppen beschäftigt, um die Aufwiegler aus Vivarez damit im Respekt zu erhalten, welche Pousin und Baps abermals bedrohten, und sich mit Brissan empört hatten, einem braven Cavalier des Landes, zu dessen Achtung weiter nichts fehlte, als daß er die Waffen für statt gegen das Interesse Sr. Majestät führte. — Da Bullion dem Herzog in einer Stimmung fand, die eben so sehr von dem was einige von ihm geglaubt hatten, entfernt als mit seinem Eifer für das königliche Interesse und seiner Treue ohne gleiche übereinstimmend war, so ließ er nichts unversucht, um ihn zu bereden, eine so erhabne Stelle anzunehmen, die ihn der Person Sr. Majestät für die er so große Neigung bewiesen hatte, so nahe brächte, und wo er reichlichen Stoff finden würde, die Weisheit seiner Rathgebungen und die Größe seiner Liebe zum allgemeinen Besten in ihrem schönsten Glanze zu zeigen: denn der König habe jetzt mehr als je einen Diener von solchen Eigenschaften nöthig, sowohl um mit Würde und Ehre den gegen die Aufrührer begonnenen Krieg durchzusetzen, als um die Waffen Sr. Majestät gegen die Fremden zu führen, und ihre Ehrsucht zurückzuweisen, welche anfieng, sich den Bundesgenossen der Krone lästig zu machen.

Unterdessen hatte der Herzog umständlich erfahren, was in Ansehung seiner bey Hof vorgegangen war, und seine speciellsten Freunde hatten ihm ernstlich vorgestellt, jetzt hätte er keine rechtmäßige Ursache mehr, eine zum Wohl des Staats so nothwendige Handlung ferner von sich abzulehnen, besonders da der König es so angelegentlich wünsche, und er Ihn durch weitere Weigerung beleidigen, sich sogar pflichtwidriger Absichten verdächtig machen würde, vorzüglich zu einer

Zeit

Zeit, wo er ſorgfältig alles zu vermeiden hätte, was irgend einigen Argwohn gegen ihn erregen könnte. Dieſe Gründe legten ihm alſo die unumgängliche Nothwendigkeit auf, ſich den Abſichten Sr. Majeſtät zu fügen, die ihm beſonders hierinn ſo viel als ein ausdrücklicher Befehl galten, und er entſchloß ſich völlig dazu.

Sobald Bullion bey ſeiner Zurückkunft dem König das Verſprechen des Herzogs deßwegen überbracht hatte, ſchickte Er ſogleich den Marſchall von Crequy mit dem Connetables-Patent und dem Auftrag ab, ihm den Heil. Geiſt-Orden umzuhängen, den ihm der Ordensceremonienmeiſter Lomenie nachher überbrachte, wie wir ſehen werden. Weil aber ſeine Bekehrung den erſten Theil der Handlung ausmachen mußte, die er vorhatte, ſo ſetzte er die Ceremonie derſelben auf den vier und zwanzigſten Julius in Grenoble an.

Während er ſich dazu anſchickt, wollen wir noch kürzlich anmerken, daß, da ſein Vorhaben allgemein bekannt wurde, die von ſeiner Religion, die es verdroß ihn, nachdem ſie ihn ſo lange gehabt hatten, zu verliehren, kein Mittel ſowohl öffentlich als in Geheim, unverſucht ließen, und alles was in ihren Kräften war, aufboten, um ihn davon abzubringen, indem ſie ihm auf alle Art, wiewol jederzeit vergeblich, darum anlagen.

Unterdeſſen waren der Erzbiſchoff von Ambrun, in deſſen Hände er ſein Glaubensbekenntniß ablegen wollte, Alincourt, Saint-Chamont, der Graf von Tournon und eine Menge Adel, ſowohl aus der Provinz als aus der Nachbarſchaft in Grenoble eingetroffen, und nachdem er ſeine erſte Religion abgeſchworen, und ſein Verlangen in den Schoos der Apoſtoliſch-

Römisch-Katholischen Kirche aufgenommen zu werden, bezeugt hatte, wollte er die öffentliche Erklärung davon nicht weiter als bis auf den folgenden Tag verschieben.

An diesem Tag also gieng der Marschall, der bereits schon im Namen des Königs im Parlement gewesen war, um ihm den Entschluß Sr. Majestät, in Ansehung der dem Herzog zugedachten Ehrenbezeugungen zu eröffnen, abermals dahin, um das ganze Kollegium zu bitten, dieser Handlung beyzuwohnen, worauf es sich in Corpore nach der Wohnung des Herzogs verfügte, der es in Gesellschaft der Noblesse erwartete, die sich bey ihm eingefunden hatte, um diese Feierlichkeit zu ehren. Nachdem das Parlement angekommen war, wendete sich der Marschall, der sich an dessen Spitze befand, an den Herzog und sagte zu ihm:

„Mein Herr Herzog! ich habe Ihnen schon „verschiedenemal die höchste Absicht Sr. Maje„stät, Sie zum Connetable zu machen, wenn „Sie katholisch werden wollten, zu erkennen ge„geben. Sie haben mir darauf jederzeit ver„sprochen, mich Ihre Gesinnung wissen zu las„sen, und dieß ist es denn, was ich itzt hier in „Gegenwart der Herren vom Parlement er„warte, welche gebeten worden sind, Zeugen „Ihrer Antwort zu seyn.“—

Darauf antwortete der Herzog folgendes:

„Mein Herr Marschall! Ich war jederzeit „durchaus gehorsam gegen die Befehle des Kö„nigs: ich bin Katholik, und im Stand alles „zu thun, was Sr. Majestät gefällt.“—

Damit

Damit wendete er ſich gegen das Parlement und den Adel, der ihn umgab, und ſagte:

„Meine Herren! laſſen Sie uns zur Meſſe „gehen!“

und gieng dann aus ſeiner Wohnung nach der daran ſtoßenden St. Andreaskirche, wo der Erzbiſchof von Ambrun ihn erwartete. Der Marſchall, Alincourt, und Saint Chamont, alle drey mit dem großen Orden, giengen voran; der erſte Präſident gieng an ſeiner Linken, das Parlement und die Rechnungskammer folgten auf ihn, und dann der Adel.

Beym Eintritt in die Kirche wurde er mit dem Zurufen einer Menge Volks begrüßt, mit Trompeten und Trommelſchall und den Salven des Regiments Graf Sault vermiſcht, das den Saint Andreasplatz beſetzte. In der Kirche ſelbſt, wo vom Thor bis zum Chor wegen des Gedrängs Schranken gemacht waren, wies ihm der Erzbiſchof, der ihn beym Eingang empfangen hatte, ſeinen Platz unter einem von dem Intendanten bey dieſer Ceremonie St. Mauris bereiteten Thronhimmel an, wo er ſich niederließ, wobey zween Almoſeniere ſich ihm zur Seite ſtellten, um ihm die Verehrung anzugeben, die er nach Gelegenheit bald knieend bald ſtehend dem heiligen Sakrament zu erweiſen hatte. Hinter ihm waren Alincourt und Saint Chamont; das Parlement, mit dem Marſchall an ſeiner Spitze, an ſeinem gewöhnlichen Platz; der Adel ſetzte ſich, wegen des Gedrängs ohne Ordnung wie er Platz fand.

Nachdem die Meſſe mit der Handlung angemeſſenen Feierlichkeiten von dem Erzbiſchoff gehalten worden war, hielt er eine Ermahnungsrede über den

Text

Text aus Baruch: Wache auf, Jerusalem, und schaue gegen Aufgang deine Kinder die sich versammeln bis zum Niedergang; und nach einem Vortrag voll Gelehrsamkeit und Frömmigkeit versicherte er das Volk, daß der Herzog nicht aus Heucheley zur Kirche getreten sey, sondern seinen ersten Glauben abgeschworen, und heilig und feyerlich versichert habe, von nun an in der römisch-katholisch-apostolischen Religion leben und sterben zu wollen, und fortzufahren, dem König und dem Staat ferner mit eben dem Eifer und eben der Treue zu dienen, wie er bisher allezeit gethan habe.

Hierauf gieng der Herzog in eben der Ordnung, in der er gekommen war, wieder zurück, und erhielt von dem ganzen Volk Segnungen und öffentliche Bezeugungen der Freude, die es über seine Bekehrung empfand. Als er in dem großen Saal in seiner Wohnung angekommen war, und die Trommeln und Trompeten schwiegen, übertreichte der Marschall ihm das Connetable-Patent mit diesen Worten: „Mein „Herr Herzog! da Sie katholisch sind, so ernennt Sie „der König zum Connetable, und hat mir auf diesen „Fall befohlen, Ihnen das Patent darüber, nebst „der Dispensation vom Eid zuzustellen.“— Es wurde hierauf sogleich durch den Sekretär des Marschalls vorgelesen, und unter andern würdigen Ausdrücken, deren man sich darinn bedient hatte, und wovon man mit Wahrheit versichern kann, daß Schmeicheley keinen Antheil daran hatte, bemerkte man auch dieß seltene und wahrhafte Lob darinn: „der König mache ihn zum Connetable, wegen der großen und anhaltenden Dienste, die er der Krone geleistet, und weil er stets überwunden habe, nie überwunden worden sey.“— Ich frage den Leser, ob

ihm

ihm ein Feldherr bekannt iſt, von dem dieß mit mehr Recht gerühmt werden könnte, als von dieſem, der, nachdem er ſich einmal in Beſitz des Siegs geſetzt hatte, ſich ununterbrochen bis auf die letzte ſeiner Heldenthaten darinn erhielt, und dadurch gleichſam dem Glück die Jurisdiction entriß, die es über die Kriegsereigniſſe hat.

Nachdem die Kanonen vom Arſenal und die Salven vom Regiment Sault nebſt dem Zurufen des Volks die Bezeugungen der öffentlichen Freude begonnen hatten, wurden ſie, nach einem ſolennen Gaſtmal, das er dem Parlement und den vornehmſten von Adel gab, durch ein Freudenfeuer fortgeſetzt, das die Conſuls und Bürger der Stadt vor ſeiner Wohnung veranſtaltet hatten, und er brachte den Reſt des Tages mit Annahme der Complimente des Parlements und anderer hohen Collegien und der Privatperſonen zu, welche ſich durch die Menge zu ihm durchdringen konnten.

Am folgenden Tag hielt der Erzbiſchoff Meſſe in der Kapuzinerkirche, wo ſie der Herzog mit derſelben Geſellſchaft wie geſtern hörte. Nach dem Evangelium nahm der Pater Guardian das Miſſale aus den Händen des Almoſeniers, des Erzbiſchoffs, und gab es nebſt dem Heiligen (la paix) dem Connetable zu küſſen, und nach der Meſſe hielt er eine Anrede in Form eines Compliments an ihn, um ihm im Namen ſeiner Ordensbrüder dafür zu danken, daß er ihm die Ehre erzeigt hatte, ſeine erſten Gelübde ihrem Patron darzubringen, dem glorreichen Heiligen Franz, deſſen Namen er führte. Hierauf verbreitete er ſich über die Beweggründe des Königs, ihn zu einer ſohohen Würde zu berufen, weil ſein eigner Name (François de Bonne) der das Anagramm enthielte né de bon

Fran-

François, einen Beweis seines Eifers für das Wohl des Staats abgäbe; er zog eine Parallele mit seinen Kriegsthaten und denen Heinrichs des Grossen, und ihrer Bekehrung, die an Einem Tag, nämlich den fünf und zwanzigsten Juli erfolgt war, und gab ihm endlich eine Medaille, worauf drey Dinge zu sehen waren, welche die drey Zustände seines Lebens vorstellten: nämlich ein Stern in Wolken, ein Mond in der Nacht, und eine Sonne an einem schönen Tag; ein Sinnbild aus den Worten des Predigers gezogen: Quasi stella in medio nebulae, quasi luna in diebus suis, et jam fulget quasi Sol in templo Dei. Durch den Stern in der Wolke deutete er die ersten Jahre an, da der Connetable Katholik war; durch den Mond in der Nacht den übrigen Zeitraum seines Lebens bis auf diesen Tag, da er wieder zum wahren Glauben zurückkehrte, und an der Hemisphäre der katholischen Kirche als eine Sonne betrachtet wurde; eine Applikation, welche den Anwesenden als gleich geistvoll und erbaulich gefiel.

Fünftes Kapitel.

Der Connetable wird Ritter vom Heiligen-Geist-Orden, und empfängt die heilige Communion.

Die zweyte vorzügliche, dem Connetable bestimmte Ehre, war der Heilige-Geist-Orden, von erlauchter und wahrhaft königlicher Einsetzung, vermöge dessen die Großen des Reichs die Ehre haben, in eine geistliche Genossenschaft mit ihrem Fürsten zu treten, und seine Gefährten in Ausübung derselben gottesfürchtigen Pflicht zu werden. Der Marschall von Crequy,

der der Ueberbringer des Connetable-Patents gewesen war, hatte auch als Ordensritter den Auftrag ihm das Ordensband umzuhängen, mit Beyſtand Alincourts und St. Chamonts, beyde gleichfalls Ritter. Der Ordens-Prevſt und Ceremonienmeiſter, Lomenie, hatte ſich deßwegen nach Grenoble verfügt, und dieſe Handlung war auf den 26. dieſes Monats, als den dritten Tag dieſer Ceremonie, angeſetzt worden.

Die Kirche zu U. L. F., Kathedralkirche von Grenoble, war dazu zugerichtet, mit reichen Tapeten behängt, und ganz bis oben hinaus an das Gewölbe mit Bühnen für Zuſchauer verſehen. Der groſſe Altar war reich verziert, und vor ihm war ein Thron von ſechs Stufen, mit einem königlichen Pavillon darüber, mit goldenen Kunſtlilien beſät, unter welchem der Königsſtuhl war, mit den Wappen von Frankreich und Navarra, und weiter unten drey Sitze, einer für den Marſchall von Crequy, der andre für d'Alincourt und der dritte für St. Chamont. Zur Linken war ein Thronhimmel und drey Sitze darunter für die Ceremonie der Reception; in der Mitte des Schiffes der Kirche ſtand ein Triumpfbogen mit der Innſchrift in Ebräiſcher, Syriſcher, Griechiſcher und Lateiniſcher Sprache: Nemo poteſt venire ad me, niſi pater, qui miſit me, traxerit eum.

Nachdem der Connetable dieſen Tag die Pracht ſeiner Feſtins im Arſenal fortgeſetzt hatte, wo der Donner der Kanonen jedesmal die für das Wohlſeyn des Königs gethanen Wünſche verkündete, begab er ſich nach Mittag nach ſeiner Wohnung, um ſich zur Veſper anzuſchicken, und die Kleidung anzulegen, worinn er zum Ordensritter aufgenommen werden ſollte. Dieß war ein langer Mantel von ſchwar-

jem Sammt mit Flammen und Kunſtlilien von Gold beſät, die übrige Kleidung war nach den Ordensſtatuten von weiſſem Satin. Nachdem er angekleidet war, und das Parlement, die Rechnungskammer und die Frau Connetable und die andern Damen ihre Plätze in der Kirche auf den dazu gerüſteten Bühnen eingenommen hatten, gieng er in folgender Ordnung dahin:

Das Regiment Graf Sault voran.

Die Leibwache des Connetable.

Vier Trompeter.

Der Ordenspropſt und Ceremonienmeiſter Lomenie allein, den Stab in der Hand, in dem Ordens-Habit mit dem groſſen Orden darüber.

Drey Chevaliers d'Honneur, le Perce, einer der Capitäins von der Garde des Connetable; Sillan, der den groſſen Rittermantel trug, und St. Mauris mit einem Kiſſen von grünem Sammt, worauf der groſſe Orden lag.

Der Connetable.

Die drey Ritter wie er gekleidet, und mit dem groſſen Orden.

Der Graf von Sault und der Adel durcheinander.

Vom Eintritt der ganzen Geſellſchaft bis ſie vor den Hochaltar kamen, ertönten die Trompeten, und machte man die gewöhnlichen Complimente. Dann führte der Ceremonienmeiſter die drey Ritter nach den hohen Sitzen, über denen das Wappen eines jeden von ihnen hieng; den Connetable aber unten in einen niedern, als Novizen und erſt eintretendes Mitglied des Ordens.

Nachdem

Nachdem ſich jeder an ſeinem Ort niedergelaſſen hatte, und es ſtill geworden war, fieng der Erzbiſchoff von Ambrun in Pontificalibus die Veſper zum heil. Geiſt an, und nachdem ſie zu Ende war, holte Lomenie, Crequi, Halincourt, und St. Chamont ab, und führte ſie nach den drey zubereiteten Sitzen unter dem Thronhimmel neben dem königlichen Thron, und als ſie ſich daſelbſt niedergelaſſen hatten, ſtand Alincourt, als der älteſte von den drey Rittern wieder auf, und gieng hin, den Ceremonienmeiſter vor ſich her, und holte den Connetable ab, ſtellte ihn als Novizen zu ſeiner Linken, und nahm dann ſeinen Platz wieder ein.

Der Connetable kniete vor ihnen nieder auf ein Kiſſen, worauf der Marquis von Saint Chamont nach den gewöhnlichen Bitt- und Antwortformeln den Ordensmantel nahm und ihn ihm umhieng, ſo wie Crequi ihm den groſſen Orden umthat, und ihn den Rittereid leſen und unterzeichnen ließ.

Hierauf ſtand Alincourt wieder auf von ſeinem Sitz, ſtellte den Connetable zu ſeiner Rechten, und führte ihn, unter dem Vortritt des Ceremonienmeiſters nach einem hohen Sitz, der für ihn bereitet und worüber ſein Wappen war.

Der Ceremonienmeiſter holte dann auch die beyden andern Ritter ab, und führte ſie nach ihren Plätzen, worauf die Trompeten wieder erſchallten, und das Zurufen des Volks ſich mit einem dreymaligen Es lebe der König! erhob.

Darauf folgte die Predigt des Pater Petrini, der kleine Carmelit genannt, über die Worte Davids: Haec mutatio dexterae Excelſi, dextera Domini fecit virtutem, dextera Domini exaltavit me, von

denen er Gelegenheit nahm sich über das Lob, des Connetable auszubreiten.

Nach der Predigt gieng die Gesellschaft ungefehr in derselben Ordnung wieder zurück, wie sie gekommen war, ausgenommen, daß sie noch durch das Parlement und die Rechnungskammer vermehrt wurde, und daß das Regiment Sult, das beym Kommen vorauf marschirt war, sich theilte, und ein Theil davon itzt den Zug schloß.

Am folgenden Tag begab sich der Connetable, der sich zur heil. Communion vorbereitet hatte, nach eben der Kirche, mit der gewöhnlichen Gesellschaft, und die Heil. Geist-Messe wurde von dem Erzbischoff von Ambrun feyerlich gehalten. Nachdem sie geendigt war, und alle bey der Oblation gewöhnlichen Ceremonien beobachtet waren, giengen der Connetable und die drey Ordensritter zur heil. Communion; Lomenie trat vor ihnen her, und hatte zur Seite seinen Ecuyer, der seinen Degen, und auf der andern einen Pagen, der ein Kissen trug. Darauf kamen die drey Ritter nach ihrem gewöhnlichen Rang. Ludwig von Simianne, Prior von la Grand und nachheriger Abt von la Coste, und Egidius Frere, Prior von Bellegarde, die ihm am vorigen Tag als Almosenier gedient hatten, assistirten ihm auch bey dieser Handlung. Nachdem er aus den Händen des Erzbischoffs von Ambrun demuthsvoll das hochheilige Sakrament empfangen hatte, und die besondern Andachtsübungen vorbey waren, kehrten sie in derselben Ordnung zurück, in der sie gekommen waren.

Auf den Abend wurde der Connetable von den Vornehmsten vom Consistorium der Reformirten Religi-

ligionsverwandten in Grenoble besucht, mit denen eine Menge Personen verschiedenen Standes eintraten, an ihrer Spitze befand sich Vulson, Rath bey dem Edikts-departement, ein Mann von Rechtschaffenheit und Gelehrsamkeit, der im Namen aller folgende Anrede an ihn hielt:

„Mein Herr Connetable! Wir haben die seit „drey Tagen mit Ihrer Person vorgegangenen Ver„änderungen gesehen; Ihre Beförderung zum Con„netable und zum heil. Geist-Orden, und Ihre „Religionsänderung. Die erste ist eine würdige Be„lohnung ihrer Tapferkeit und der grossen Dienste, „die Sie dem Staat geleistet haben und noch täg„lich leisten; und wir können nicht umhin, uns „aufrichtig darüber zu freuen, indem wir als Ihre „gehorsamsten Diener an allem was sie betrifft, „lebhaften Antheil nehmen. Indessen können wir „doch auf der andern Seite nicht bergen, mein Herr „Connetable, daß unsre Freude ungleich grösser „seyn würde, ohne die zweyte Veränderung, näm„lich die Ihrer Religion, mit der wir eine „Veränderung Ihrer Gewogenheit gegen uns be„sorgen; wir haben auch wirklich billig Ursache zu „fürchten, dieselben Waffen, die Sie so lange und „so glorreich zur Vertheidigung und zum Schutz „unserer Kirchen geführt haben; möchten itzt künf„tig gegen uns gekehrt werden.

Darauf antwortete der Connetable:

Meine Herren! Es darf Sie nicht befremden, „daß ich Ihre Religion verlassen, indem ich schon „einige Zeit her dazu entschlossen war, aus einer „Menge von Gründen, welche aufzuzählen hier zu „lang wäre; und denen ich bey Ihnen selbst Ein-

„gang wünschen möchte. Was die Würden betrift „mit denen der König mich zu beehren geruhte, so „würden sie wohl bey einem andern würdiger an„gebracht gewesen seyn, und ich entspreche ihnen „blos durch ein eifriges Bestreben, Sr. Majestät „meine unterthänigsten Dienste zu weihen; dieß „verändert aber keinesweegs die Bereitwilligkeit, „die ich jederzeit bezeugt habe, mich für Ihre Zu„friedenheit zu verwenden, so lange Sie gute Die„ner des Königs seyn werden.

Wulson erwiederte hierauf:

„Wir achten, mein Herr Connetable, daß Sie „dieß von uns glauben werden: die Dienste, wel„che die Unsrigen dem Hochseligen König, Heinrich „dem Großen, während der letzten Unruhen „leisteten, sind so starke Beweise davon, daß wir „nicht denken, daß jemand einen Zweifel darinn „setzen sollte. Was uns um so mehr schmerzt, ist „das, daß die übeln Eindrücke, welche die Feinde „unsrer Religion täglich gegen uns auf Se. Maje„stät machen, eine Veränderung in diesem Zustand „und in der Gnade bewirken, welche Allerhöchstdie„selbe so mals uns sowohl in Ansehung unsrer Ge„wissensfreyheit als der Sicherheit unsrer Privilegien, „unsrer Güter und unseres Lebens zu beweisen ge„ruheten. Was uns aber noch mehr zum Aerger„niß gereicht, ist das, daß man täglich öffentliche „Anschläge an den Plätzen findet, welche einzig „dahin abzielen, das Volk gegen uns aufzuwie„geln, und uns immer gehässiger zu machen.

Die Antwort des Connetable war:

„Wenn Sie die Urheber davon entdecken kön„nen, so lassen Sie ein Exempel an ihnen statuiren,

und

„zweifeln Sie nicht, daß ich alles was in meinem „Vermögen ſteht, dazu beytragen werde. Und „übrigens ermahne ich Sie, in Ihrer Treue fort„zufahren, vermöge der Sie ſich dann von meiner „Seite jeder Art von Gunſt und Protection zu „verſehen haben.

Vulſon und die andern antworteten hierauf blos mit tiefen Verbeugungen, und begaben ſich dann dem Anſehen nach ſehr zufrieden weg.

Nachdem alle dieſe Ceremonien und fromme Handlungen vorüber waren, war noch eine übrig, welche der Connetable nicht länger als bis zum folgenden Tag anſtehen laſſen wollte. Sein Landhaus Vizile, nur drey kleine Meilen von Grenoble gelegen, ſchien ihn, auſſer der ſchönen Jahrszeit, zu einer Luſtfarth dahin einzuladen. Er hatte ſchon ehmals einen Tempel daſelbſt aufbauen laſſen, den er zum Römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen Gottesdienſt einweihen wollte. Zu dem Ende begab er ſich mit der guten Geſellſchaft, die bey ihm war, dahin, und wurde von den Einwohnern mit großer Feierlichkeit eingeholt. Sein Bildhauer, Jakob Richier, einer der vorzüglichſten Künſtler in ſeinem Fach, hatte es dabey nicht an artigen Erfindungen bey verſchiedenen Werken fehlen laſſen. Kurz darauf begab ſich auch der Capuciner Gardian von Grenoble mit ſechs Religieſen ſeines Ordens dahin, wo er in dieſem Tempel, einen Altar durch die Beſorgung des Generolcaſſiers, und Schloßhauptmanns La Croix in eine Capelle verwandelt fand, deren Einweihung er auf den folgenden Sonntag, den ſiebenten Auguſt anſetzte, und dazu im Namen und auf ausdrücklichen Befehl des Connetable alle zum Marquiſat Vizile, la Mure und

Oysans gehörige Kirchspiele zusammenberufen ließ, um in feierlicher Procession zu kommen, und Gott für die Bekehrung ihres Herrn zu danken und der Einsegnung der Capelle beyzuwohnen, was denn auch mit den der Person sowohl als der Handlung angemessenen Feierlichkeiten und Ceremonien geschah.

Nachdem nämlich alle Processionen, fünf und vierzig, an der Zahl angelangt waren, und sich nach der Priorey begeben hatten, giengen sie nach einem kurzen Stillstand nach der Capelle, um da die erste Messe zu hören, die darinn gehalten werden sollte. Mehrere vom Volk, weiß gekleidet, und barfuß folgten den Kreuzen; nach ihnen kamen die Priester, welche das Veni Creator sangen, denen die Musik antwortete; und dann der Prior von Vizile mit dem Hochheiligen Sakrament unter einem Thronhimmel, an dessen vier Ecken vier Kapucinermönche giengen, jeder mit einer Fackel; das Volk folgte zuletzt.

Als das Hochheilige Sakrament in das Schloß kam, wurde es mit den Trompeten begrüßt, und auf dem Altar der Capelle ausgesetzt, wo die Vornehmsten der Kirchspiele sich in Ordnung stellten; das Volk blieb in der daran stossenden Galerie, an deren Ende man wegen der Menge einen Altar errichtet hatte, wo eine Hochmesse und dann eine Predigt über das Evangelium des Sonntags, von dem Pater Guardian gehalten wurde. Darauf wurde die Vesper und das Exaudiat für den König gesungen. Nachdem dieß geschehen war, zogen die Processionen hinaus zu einem großen Freudenfeuer, das auf dem öffentlichen Platz des Städtchens vor dem Schloß veranstaltet war, wo sie das Te Deum sangen und das Hochheilige Sakrament nach der Kirche zurückbegleiteten.

Sechs-

Sechstes Kapitel.

Dankſagung des Connetable bey dem König. Freude Sr. Majeſtät über ſeine Bekehrung. Der König ſchickt ihm den Degen. Er empfängt die Complimente von den Prinzen und Großen darüber.

Nach dieſen feierlichen Handlungen der Frömmigkeit konnte es der Connetable nicht länger anſtehen laſſen, dem König ſeine Schuldigkeit zu bezeugen, und ſchickte daher Monteiſet, Tochtermann der Frau Conpetable, und einen der Kammerherrn Sr. Majeſtät an Ihn ab, um Ihn einſtweilen voraus ſeines Reſpekts zu verſichern, bis er es perſönlich thun könnte. Er gab ihm dabey ein Schreiben mit, worinn er ſeine Dankbarkeit für die letztern Gnadenbeweiſe bezeugte, welche Se. Majeſtät ihm kürzlich hätten zu Theil werden laſſen, und die er gänzlich und einzig Ihrer Güte zuſchrieb, wobey er ſich dieſer Ausdrücke bediente: Da er ſich unter allen Dienern des Königs für den halte, der Ihm am meiſten verpflichtet ſey, ſo fühle er alle mögliche Regungen des Danks dafür; er ſuche daher eifrig Gelegenheit dieß an Tag zu legen, und Er werde jederzeit von ihm alle Dienſte erhalten, die man von einem blinden Gehorſam und einer vollkommenen Treue verlangen könne, ſo wie er denn dem Herrn von Monteiſet den ſpeciellern Auftrag gegeben habe, Sr. Majeſtät deſſen zu verſichern. — Wir werden in Kurzem ſehen, wie vollkommen er dieß Verſprechen zu gänzlicher Zufriedenheit des Königs bey einer Gelegenheit erfüllte, wo die Bemühungen und Dienſte eines ſolchen Officiers Ihm höchſt nothwendig waren.

Unterdessen erhielt er durch einen eignen Eilboten ein königliches Schreiben, voll von Bezeugungen einer vollkommnen Freude über seine Bekehrung. Es hieß darin unter andern: „Ich kann Ihnen die Freude „nicht ausdrücken, welche diese Nachricht mir machte; „aber das muß ich Ihnen sagen, daß es eine der größ„ten ist, die ich je zu empfinden hoffe; denn die Nei„gung, die ich jederzeit für Ihr Wohl hatte, ver„bunden mit der vorzüglichen Hochschätzung Ihrer „standhaften Treue hatten mich jederzeit wünschen las„sen, Sie in dem Stand zu sehen, daß ich Ihnen zu „meiner eignen Beruhigung die erste Stelle meines „Reichs und das höchste Commando über meine Trup„pen anvertrauen könnte, in der Ueberzeugung, daß „Ihre Vortrefflichkeit und Ihre vergangnen Handlun„gen Sie nicht minder meiner Liebe würdig machten, „als die Unerschütterlichkeit der Ihrigen, und die gro„ßen und anhaltenden Dienste, welche Sie dem Staat „leisteten, dessen Erwartung, die man schon lange von „Ihrer Weisheit hegte, Sie rühmlich entsprechen.“ —

Wirklich erfreute dieser Vorgang auch den ganzen Hof, nämlich alle die, welche von keiner Leidenschaft wider ihn eingenommen waren; denn sonst fehlte es übrigens nicht an Leuten, denen es unangenehm war, indem dadurch die Verläumdungen Lügen gestraft wurden, mit denen sie bey allen Gelegenheiten die Vortrefflichkeit dieses großen Mannes verfolgten.

Da ihm indessen das vorzüglichste Zeichen seiner Würde noch fehlte, nämlich der Degen, den er noch nicht erhalten hatte, weil der König, da Er sich auf der Reise und fern von Seinem Waffencabinet befand, nicht sobald einen hatte erhalten können, welcher der Hand, die ihn geben, und der, die ihn empfangen sollte, würdig gewesen wäre: so sorgte Er dafür zu

Bezie-

Bezieres, und ſchickte ihn ihm durch einen deßwegen abgeſchickten Hofcavalier; er war reich mit Goldarbeit und Edelſteinen beſetzt. Doch nun wieder zur Hauptſache zurück.

Die Belohnungen, welche die Vorzüge des Connetable ihm zu verſchiedenen Zeiten bey dem Hochſeeligen König und deſſen erhabnem Nachfolger verdienten, haben uns gezeigt, in welchem Anſehn er bey den größten Männern ſeines Jahrhunderts, ſowohl in, als auſſer dem Staat ſtand, und welchen Antheil ſie an dem Wachsthum ſeines Glücks nahmen. Er erhielt bey dieſer Gelegenheit ſo beſondre Verſicherungen davon, daß ſie hinreichend geweſen wären, einen Mann zu befriedigen, der ſo voll von Eitelkeit geweſen wäre, als er es von Beſcheidenheit war. Wir wollen ſie hier ſummariſch berühren, nach dem Rang der Perſonen, von denen ſie kamen.

Er hatte ſeine Schuldigkeit gegen den Pabſt Gregor. XV. durch den Abt St. Rambert, einen der Brüder ſeiner Gemahlin, beobachtet, und durch denſelben ein Breve von Sr. Heiligkeit erhalten, welche eine unglaubliche Freude über ſeine Bekehrung hatte. —

Geliebteſter Sohn! — hieß es in dem Breve in lateiniſcher Sprache, die wir hier überſetzt liefern — Der Abt von Saint Rambert Unſer Sohn, hat Uns in Ihrem Namen Ihre glücklich erfolgte Bekehrung zu dem allein ſeligmachenden katholiſchen Glauben und Ihre Beförderung zu der Würde eines Connetable von Frankreich gemeldet, und Wir preiſen von ganzem Unſerm Herzen die göttliche Gnade, daß es dem Höchſten gefallen hat, in ſeine Gemeine einen Mann von ſolchem Verdienſt zu berufen, von dem Wir hoffen dürfen, daß er ſich von nun an

ganz zu ihrer Förderung verwenden wird; wobey Wir überdieß die sonderbare Klugheit Unsers geliebtesten Sohns, des Königs von Frankreich und Navarra unendlich hochschätzten, daß er die höchste Befehlshaberschaft über seine Waffen Ihren Händen anvertraute, indem Wir Ihre große Tapferkeit und Ihre andern lobenswürdigen seltnen Eigenschaften sattsam erkennen. Da es nun also Gott gefallen hat, daß Sie das Versprechen in Erfüllung brachten, das Sie Uns in Piemont gaben, so flehe ich zu ihm mit gefalteten Händen, daß er Sie mehr und mehr in seiner Gnade stärke, zu seinem Preis und zum Nutz und Frommen seiner heiligen Kirche.

Der Rest des Breve enthielt eine sehr umständliche Lobeserhebung des Connetable und eine Ermahnung von nun an seine Tapferkeit zu Zerstörung der Ketzerey anzuwenden, die er sonst verfochten habe. Der päbstliche Nepot, Cardinal Ludovisio fügte dem einen Brief gleichen Inhalts bey, worin er die vorzügliche Freude Sr. Heiligkeit hierüber bezeugte, alles in Ausdrücken, die der Römischen Höflichkeit und des Geists des Cardinals, eines großen Mannes, würdig waren.

Wie indessen wenigstens die Beförderung des Connetable nicht anders als erfreulich für die war, welchen ihre Bekennung zu einem andern Glauben nicht gestattete, sich über seine Bekehrung zu freuen, und welche blos auf den Zuwachs an seinen Ehrenstellen sahen: so befahl der König von Grosbritannien seinem Gesandten am französischen Hofe, ihn sein Compliment mündlich zu machen, wenn er am Hof wäre, oder schriftlich, wenn er sich abwesend befände; was also

der

der Geſandte dieſmal ſchriftlich that, worauf der Connetable mit gleicher Höflichkeit antwortete.

Der große Moriz von Naſſau, Fürſt von Oranien, der vorzügliche Achtung für ſeine Vortrefflichkeit hegte, machte ihm ein gleiches Compliment, ſowohl im Namen der General-Staaten der vereinigten Provinzen, als in ſeinem eignen.

Der Pfalzgraf Johann, Herzog von Zweibrücken, Chriſtian, Fürſt von Anhalt; der Herzog von Wirtemberg, der Herzog von Sachſen, die Berner, und ganz vorzüglich die Venetianer und der Herzog von Savoyen, welche neben ſeiner neuen Würde auch auf ſeine Bekehrung ſahen, bezeugten ihm, wie großen Antheil ſie an ſeinem beſondern Vergnügen, und an der Freude nähmen, welche das Publicum darüber empfand.

Die Großen des Reichs und eine unzählbare Menge Perſonen von beyden Religionen erzeigten ihm gleiche Höflichkeit, und in der That konnte man Bemühungen, Lobſprüche und Ehrenworte nicht beſſer noch bey einer rechtmäßigern Gelegenheit anwenden, wo Schmeicheley weniger Antheil gehabt hätte. Denn man mag die Perſon an ſich betrachten, oder mit dieſer Würde bekleidet, ſo konnte man ihn in keiner Rückſicht zu ſehr loben.

Hier glaube ich, wird es nicht am unrechten Ort ſtehen, wenn ich dem Leſer von der Größe dieſer Belohnung einen Begriff zu machen ſuche, und die damit verbundene Gewalt kurz beſchreibe.

Erſtlich kommen alle Kriegsbefehle einzig dem Connetable zu. Er iſt Generallieutenant aller Armeen des Königs, ohne einer andern Vollmacht als der, die ihm

ihm seine Bestallung giebt, dazu zu bedürfen, und in dieser Eigenschaft führt er überall, wo er sich befindet, in Abwesenheit des Königs das höchste Kommando. Alle Officier, von welchem Stand und Rang sie seyn mögen, stehen unter ihm. Die Marschälle von Frankreich, deren Stelle eine der wichtigsten im Staat ist, haben keine Gewalt, wo er sich befindet. Sie versammeln sich bey ihm, um über das, was zu ihren Chargen gehört, zu berathschlagen, und Verordnungen zu machen. Die Gerichtsbarkeit über Verbrechen, Ausschweifungen und Versehen, welche Kriegsleute im Lager, in ihren Garnisonen, auf dem Marsch oder im Feld begehen, so wie auch über Vergehungen, die gegen sie begangen werden, steht ihm zu. Seine Compagnie von Gens d'Armes des Ordonnances du Roi wird hundert und fünf und siebenzig Mann stark unterhalten. Die Rechnungen über Ausgaben der ordentlichen und ausserordentlichen Kriegskasse wird unter seiner Direction geführt. Er ist Chef des königlichen Conseils, wo er in Abwesenheit der Prinzen vom Geblüt die rechte Hand hat. Die Capitains der Gensdarmen, die Obersten der Corsen, die Viceseneschals, ihre Verweser, die Garde Capitains, die Kriegskommissarien, die Generalcontroleurs der ordentlichen und ausserordentlichen Kriegskasse legen ihren Amtseid in seinen, und in seiner Abwesenheit in die Hände des ersten Reichsmarschalls ab. Er hat das Nominations-Recht zu zwey Kriegskommissariatsstellen, gibt ihnen den Auftrag die Musterung sowohl über Reiterey als Fußvolk zu halten, und schickt sogar zu Anfang des Jahrs diejenigen, welche königliche Vollmacht haben, ab, um auf Betragen und Verfassung der Chevauxlegerscompagnien und der unterhaltnen Regimenter zu sehen. Sobald die Musterung vorbey ist, legen ihm die Kriegskommissarien

Rechen-

Rechenſchaft davon im Auszug vor. Die ordentlichen Controleurs geben nach den Muſterungen die Summarien ihren Generalcontroleurs, und dieſe ſtellen ſie dem Connetable zu, um zu vergleichen, ob ſie mit denen der Kriegskommiſſarien eintreffen. Und wenn der Connetable abweſend iſt, ſo überreichen ſie ſolche dem König, oder dem erſten oder älteſten Marſchall, der ſich bey Ihm befindet. Er hat gewöhnlich den Prevot der Connetablin oder einen ſeiner Lieutenants mit funfzig Mann bey ſich. Ueberdieß hat er ein oberſtes Gouvernement in einer Provinz, und den gröſten Gehalt im Staat, und wenn dieſe Stelle noch durch die Vortrefflichkeit deſſen, der ſie führt, gehoben wird, ſo iſt ſie ohne Zweifel noch erhabner! — Kurz, ſie iſt von der Beſchaffenheit, daß es ſcheint, der Connetable theile die ſouveraine Gewalt mit den König.

Und nun, wenn es je einen Connetable gab, der dieſe Ehre wirklich verdiente, und fähig war, ſeinem Herrn einen Theil ſeiner Bürde zu erleichtern, ſo müßte man ſehr ungerecht ſeyn, wenn man nicht zugeben wollte, daß Er es war.

Siebentes Kapitel.

Der Connetable erhält Bays dem König getreu. Wartet Ihm zu la Verune auf. Legt den Eid von ſeiner Stelle ab. Verwendet ſich für den Frieden und ſchließt ihn.

Während unter den allgemeinen Freudensbezeugungen, welche der Connetable alſo von allen Seiten her über ſeine Beförderung erhielt, von Seiten der Reſer-

formirten in der Provinz, wo einige ſich eingebildet hatten, daß ſeine Bekehrung Unruhen verurſachen würde, alles in der tiefſten Ruhe war, em, örte ſich die einzige Beſatzung von Bayk, — die vermöge des oben gedachten Vergleichs von Blacons abhieng — unter dem Vorwand, daß man ihr nicht halte, was man ihr verſprochen habe. Der Connetable hatte angeführtermaſſen Truppen auf den Beinen. Da ihn nun dieſe unvermuthete Unruhe nach dieſer Gegend rief, ſo begab er ſich nach Valence, und ſetzte durch ſeine Annäherung dieſe neuen Empörer ſo ſehr in Furcht, daß ſie ihn bitten ließen, ihnen zu verzeihen, was er ihnen gern zugeſtand. Um indeſſen doch ihrer Treue ſich ganz verſichert zu halten, legte er den Capitain Falcoz, einen der Seinigen, und gleicher Religion mit ihnen, mit dreißig Mann dahin, mit denen er den Platz ſorgfältig bewahrte.

Da unterdeſſen die Belagerung von Montpellier beſchloſſen worden war, und der König, um in der Nähe zu ſeyn, ſein Quartier zu Lunel genommen hatte, ſo ſetzte ſich der Connetable in Stand, Ihm daſelbſt aufzuwarten, auſſerdem, daß ſeine Gegenwart bey Sr. Majeſtät auch noch durch einige Friedenseröffnungen nothwendig wurde, welche zwiſchen dem Herzog von Rohan und dem Marſchall von Crequy gemacht worden waren, wovon man die Abſchließung bis zur Ankunft des Connetable verſchob, weil der Herzog jederzeit mit ihm verhandelt hatte. Er gieng alſo nach Aramon, und da der König zu eben der Zeit nach Verune zwiſchen Nimes und Lunel gekommen war, wartete Ihm der Connetable daſelbſt auf, und bezeugte Ihm ſeine dankbaren Geſinnungen für die ihm erzeugte Gnade, wobey er den Eid wegen ſeiner übernommenen Charge ablegte.

Hier-

Hierauf ſetzte er ſogleich auf Befehl Sr. Majeſtät die letztern Unterhandlungen von der Conferenz fort, die er obgedachtermaſſen einige Monate zuvor mit dem Herzog bey Saint Eſprit gehalten hatte. Nachdem ſie ſich nun wieder zu St. Privat darüber beſprochen hatten, begab ſich der Herzog, der zum Frieden geneigt war, nach Montpellier, um Vorſchläge deßwegen zu thun. Da aber der Unſiern der Inwohner wollte, daß die Empörer die Oberhand über die Gemäßigten behielten, ſo konnte er ſie dießmal nicht dazu bereden, die Gnadenerbietungen des Königs anzunehmen. Da er alſo keine Ausſicht hatte, damit zu Stand zu kommen, gab er dem Connetable Nachricht davon, und die Sachen blieben in dieſer Lage.

Man mußte demnach zu gewaltſamen Mitteln greifen, um die Hartnäckigkeit dieſes Volks zu bändigen, das ſeinerſeits ſich ebenfalls zum Widerſtand rüſtete. Darüber fielen denn ſtarke Gefechte vor, die meiſtens für die Belagerer übel abliefen, und wovon ſchon ein einziges bey dem Angriff der Anhöhe St. Denys ihnen eine Menge Perſonen von Stand koſtete, unter andern den Herzog von Fronſac, einen hoffnungsvollen jungen Prinzen. Die Miniſter, denen es einzig um das Wohl des Staats zu thun war, glaubten daher mehr als je Urſache zu haben, wegen des Ausſchlags dieſer Belagerung beſorgt zu ſeyn, und hielten den Frieden für unumgänglich nöthig, um die Ungemächlichkeiten zu vermeiden, welche die Fortſetzung des Kriegs verurſachen konnte.

Als der Connetable die Friedensunterhandlung aufgehalten ſah, beſchäftigte er ſich mit Dingen, welche eigentlicher ſeines Amts waren, um die Belagerung zu betreiben. Da er aber von mehr als Einer Seite merk-

merkte, daß seine Anwesenheit Eifersucht bey denen erweckte, welche vor seiner Ankunft das Kommando über die Armee geführt hatten, so bat er den König um Erlaubniß, nach Dauphiné zurückzugehen, von wo er auf der Rhone Truppen schicken wollte, die er bereit hatte: eine Verstärkung, die um so nothwendiger war, da die Sachen nicht so ganz zum Vortheil des Königs giengen, wie man es hätte wünschen mögen. So sehr Er indessen bey dieser wichtigen Gelegenheit seiner bedurft hätte, so beurlaubte Er ihn dennoch, um die Unannehmlichkeit zu vermeiden, die vornehmsten Personen Seines Staats im Streit untereinander sehen zu müssen. Indessen gab Er ihm Befehl, die Friedensunterhandlung möglichst im Gang zu erhalten.

Nachdem er also in Dauphiné zurück war, und wohl sah, daß er, um die von Vivarez in Furcht zu erhalten, einige Truppen in die Stelle derjenigen, die er dem König schickte, einrücken lassen müßte, so gab er Befehl zu einer Werbung von hundert Mann in jeder der zehn Städte der Provinz, welche dem Feldmarschall Cheylar zur Obsorge über diese ganze Gegend anvertraut waren. Unterdessen ließ er seine Truppen auf der Rhone einschiffen. Sie bestanden aus sechs guten Regimentern, Sault, Tremon, Tallard, la Grange, la Baume, und Moucha, und er selbst folgte bald darauf nach, auf einen Befehl, den er vom König erhielt, wieder ins Lager zu kommen, um die Unterhandlung mit dem Herzog wieder anzufangen, welcher die Belagerten jetzt etwas minder hartnäckig fand, und nun ein wenig mehr bey ihnen auszurichten hoffte. Da man indessen königlicher Seits die Vorsicht gebrauchen mußte, nicht zu thun, als wollte man vom Frieden reden hören, damit die Feinde und ihr Anhang

hang die Unterhandlung nicht erschweren möchten, wenn sie es gewahr würden; so machte der Connetable, als er mit seinen Truppen, die eine große Freude im Lager verursachten, eingerückt war, eine ganz andre Mine, als er wirklich dachte, visitierte die Werker, und sagte öffentlich, man dürfe sich nicht des Friedens gewärtigen; alles in der Absicht, daß einer Seits die Belagerten nachgiebiger und andrer Seits die Belagerer nicht in Hoffnung einer nahen Ausgleichung nachläßiger werden möchten, wie die bey dergleichen Gelegenheiten so zu gehen pflegt.

Unterdessen kam im Conseil des Königs die Frage in Anregung, ob der Vergleich beschlossen oder abgebrochen werden sollte; wobey mehrere der Minister und Größten im Staat für das letztere stimmten, es sey nun aus Haß gegen die Belagerten, oder aus Eifersucht auf den Connetable, auf den aller Augen gerichtet waren, da er einen so verwirrten Handel ins Reine zu bringen hatte. In der That kam er auch nie ins Lager, ohne von den Soldaten selbst für die Hoffnung, die er zum Frieden gab, mit Seegenswünschen überhäuft zu werden; denn die Krieger wünschten ihn nicht minder als die andre. Nachdem also nach einer langen Berathschlagung der König ins Geheim mit ihm beschlossen hatte, die Sachen zur Güte einzuleiten, so wurde die Unterhandlung fortgesetzt und von dem Connetable mit Beistand des Herzogs von Chevreuse und des Marschalls von Crequy mit dem Herzog von Rohan beendigt.

Nachdem nun die Traktaten wieder angefangen waren, legte der Connetable dem Herzog von Rohan die Bedingungen vor, die er sowohl im Allgemeinen für die, für welche er unterhandelte, als für sich selbst

hoffen dürfte. Der Herzog war zum Theil damit zufrieden; er verlangte aber noch mehr als man ihm anbot, worüber sich einst die ganze Sache beynahe zerschlagen hätte. Der Connetable, der in allem auf die Würde des Königs sah, gieng sehr vorsichtig in den Erbietungen, die er machte; auf der andern Seite aber stellte der Herzog ihm vor, wie er sich im Stand befände, große Vortheile hoffen zu dürfen; die Stadt Montpellier sey noch ganz, und er habe einen guten Sukkurs auf den Beinen, mit dem sich schon etwas nachdrückliches unternehmen lasse, weßwegen er weniger Lust bezeigte, nachzugeben, und den Erfolg der Unterhandlung zweifelhaft machte.

Allein der Connetable überwand alle diese Schwierigkeiten durch seine seltne Klugheit, erfand durchgängig ehrenvolle Auswege für Se Majestät, und negoeiirte so geschickt, daß der Herzog von Rohan von seinen Forderungen nachließ und nach Montpellier gieng, um die Belagerten von neuem zu ermahnen, zu ihrer Pflicht zurückzukehren; wobey er ihnen erklärte: wenn sie sich nicht dazu entschlössen, würde er sie im Stich lassen, und die Besatzung, die er hineingelegt hatte, wieder herausziehen. Da nun diese Leute fürchteten, dadurch ihre stärkste Stütze zu verliehren, so gelobten sie ihm, sich dem Willen des Königs zu fügen, und nachdem der Herzog sich von neuem mit dem Connetable besprochen hatte, schlossen sie den allgemeinen Frieden unter Genehmigung des Königs, der ihre Verhandlung bestättigte und am folgenden Tag in die Stadt einzog.

Was den Connetable betrifft, so hatte er das Vergnügen von allen Rechtschaffenen deßwegen allgemein gepriesen und gesegnet zu werden, indem jeder

einſah, und laut ſagte: er habe dadurch dem König einen der wichtigſten und nothwendigſten Dienſte geleiſtet, die man nur wünſchen könnte. Da es nun dafür keine Belohnung gab, die groß genug geweſen wäre, ſo genügte ihm der Ruhm, den er davon erndete, und der eigentlich der einzige und würdigſte Lohn iſt, nach dem die Tugend ſtrebt.

Achtes Kapitel.

Rückreiſe des Connetable nach Dauphiné. Seine Reiſe nach Hof und in die Picardie, wo er als Gouverneur und Lieutenantgeneral angeſtellt wird. Entwurf des Genueſiſchen Kriegs. Zurüſtungen des Connetable dazu.

Nachdem die Herſtellung des allgemeinen Friedens, der von dem König itzt den Reformirten zugeſtanden worden war, mit der Unterwerfung der Stadt Montpellier begonnen hatte, wollte Er der Provinz Provence die Freude machen, Ihn zu ſehen, und nachdem Er daſelbſt die Pflicht- und Ehrenbezeugungen dieſes Volks angenommen hatte, kam Er über Avignon zurück, wo Er dem Connetable, der ihn auf der ganzen Reiſe begleitet hatte, vorauszugehen erlaubte, um in Grenoble die Zurüſtungen zu Seinem Empfang zu machen.

Als Er bey Forſetzung Seiner Reiſe nach Montelimar, der erſten Stadt in Dauphiné, auf dieſem Wege, kam, empfieng Er das Gouvernement hievon und das von der Stadt Dye, aus den Händen Montaubans und des Marquis von Gouvernet, zweyer Brüder, reformirter Religion, welche es auf Zureden einiger Gro-

ſten des Reichs niederlegten. Dieſe Veränderung gab einigen Perſonen, welche Ihm die Gröſſe des Connetable verdächtig machen wollten, Anlaß zu dem Vorſchlag, ihn dadurch zu ſchwächen, daß man ihm das Arſenal von Grenoble abnähme, welches ihm ihrem Vorgeben nach zu viel Anſehen über das Volk und ſelbſt über das Parlement gab. Sie ließen nichts unverſucht, um dieß auszuwürken; allein der König, ein Feind alles deſſen, was einer Ungerechtigkeit oder Gewaltthätigkeit gleich ſah, merkte wohl, daß dieß Geſuch die Frucht einer beſondern Kabale von Leuten war, welche dabey nichts weniger zum Zweck hatten als die Beförderung Seines Nutzens, und äuſſerte daher, daß es Ihm keineswegs angenehm ſey.

Wenige Tage darauf traf Er zu Grenoble ein, und empfieng daſelbſt von dem Connetable und dem Parlement nebſt den Ständen der Provinz alle Ehrenbezeugungen, die man dem Monarchen erweiſen kann. Nachdem Er ſich drey Tage daſelbſt aufgehalten hatte, wollte Er Lesdigueres die Ehre erzeigen ſein Landhaus Vizile zu beſuchen, und zu geruhen, daß er Ihn daſelbſt bewirthete, was er denn auch aufs prächtigſte that. Unter allen den verſchiedenen Dingen, die Er daſelbſt mit dem größten Vergnügen ſah, bemerkte Er mit beſonderm Wohlgefallen in einer der ſchönſten Galerien Frankreichs eine Reihe von Gemählden, welche die vorzüglichſten Thaten des Hochſeeligen Königs, Seines Vaters, darſtellten. Am folgenden Tag, nachdem Er wieder nach Grenoble zurück war, wollte Er Seine Abreiſe nicht länger verſchieben, um Seine Reiſe nach Paris fortzuſetzen, Und da die Anweſenheit des Connetable bey Ihm nothwendig war, ſowohl wegen der Würde ſeiner Stelle, als um Ihm mit ſeinem Rath beyzuſtehen, ſo reiste dieſer zu gleicher Zeit ab, und traf wenige Tage nach Ihm in Paris ein.

Nach-

Nachdem der ganze Hof ſich wieder in dieſer prächtigen Stadt verſammelt hatte, die ich die kleine Welt nennen möchte, wenn ihre Größe und ihr Reichthum ſich mit dem Beywort klein vertrügen, brachte der jetzt eintretende Winter nichts hervor, das verdiente erwähnt zu werden. In dieſer Zeit arbeitete der Connetable mit Beyſtand des Canzlers von Sillery und der Miniſter im Staatsrath daran, die Unordnungen abzuſtellen, die ſich während des Kriegs eingeſchlichen oder feſtgeſetzt hatten. Die folgende Jahrszeit brachte er mit gleichen Beſchäftigungen zu, bis gegen Anfang des Herbſts, da ihm das Gouvernement in der Picardie übertragen wurde.

Dieſe neue Stelle nöthigte ihn, dahin zu reiſen, um ſich dort einzurichten; überdieß bedurfte auch dieſe Provinz ſeiner Gegenwart wegen verſchiedener von ſeiner Vorſorge abhängenden Dinge, worunter das wichtigſte die Ausbeſſerung der feſten Plätze war, die ein langer Friede ſehr ruinirt hatte. Er fand auf der Grenze den Marquis von Bonnivat, einen der vornehmern Herrn der Provinz, mit einer Menge Adelicher, welche gekommen waren, ihm ihren Reſpekt zu bezeugen, und wurde dann zu Amiens von dem Lieutenent General, Herzog von Chaunes, nebſt dem ganzen Adel aus der Gegend empfangen, wobey der Herzog ſich durch Ehrenbezeugungen und gute Behandlung jeder Art der Pflichten entledigte, wozu dieſe Gelegenheit ihn verband. —

Nach einem dreytägigen Aufenthalt in Amiens ſetzte der Connetable ſeine Reiſe fort, und beſuchte die beſten Städte der Provinz, die ihn alle prächtig und mit Beweiſen großer Zuneigung empfiengen. Nachdem er beſonders die Veſtungen viſitiert hatte, kam er

zu Anfang des Winters vom Jahr 1624. nach Paris zurück.

Als im Frühjahr der Hof nach Compiegne gegangen war, um die schöne Jahrszeit zu genießen, und die Beförderung des Cardinals von Richelieu zur Würde eines ersten Ministers und Generaldirektors des Reichs, Anlaß gab, mehrere sehr wichtige Angelegenheiten, die sich damals darstellten, in Erwägung zu ziehen, so brachte der Connetable, dessen Auge beständig über alles wachte, wobey der Dienst oder die Ehre Sr. Majestät interessirt seyn konnten, die Graubündter Sache in Anregung, die wir oben schon berührt haben, und die wir hier wieder summarisch durchgehen wollen, um dadurch das desto deutlicher zu machen, was wir in der Folge zu sagen haben.

Zu allen Zeiten hatten die Spanier ein Auge auf Italien, mit dem festen Vorsatz, sich daselbst einzudrängen und eine sichre Besitzung daraus zu machen. Sie hatten alle mögliche Mittel versucht, um einen freyen Paß dahin zu erhalten, und hatten sich endlich des Veltlins in Graubündten bemächtigt, welches Teutschland von Italien scheidet, und der bequemste Paß ist, den sie je suchen konnten. Wir haben schon anderswo die Ränke und Vorwände gesehen, wodurch sie diesen Einbruch versteckten, haben auch gehört, wie der König auf den Rath, wegen Seines Bündnisses mit diesen Völkern Seinen Unwillen darüber zu bezeugen, sich ernstlich und feierlich dafür verwendet hatte, um zu bewirken, daß die Sache wieder in ihren ersten Stand gesetzt und Seine Alliirten von der Unterdrückung befreit wurden.

Nun benutzten gegenwärtig die Spanier die Zeit, da die innern Angelegenheiten dem König

nig nicht gestatteten, Seine Gedanken anderswohin zu richten. Sie hatten sich auf dieser Seite so in Vortheil gesetzt, daß man wohl sah, man würde sie schwerlich anders als mit Gewalt wieder daraus vertreiben können. Der Connetable, der dieß jederzeit so gedacht hatte und die gefährlichen Folgen dieses Einbruchs, wie wir sie nachher gesehen haben, wohl voraussah, bemühte sich, den König zu dem Entschluß zu vermögen, sich da Seiner Gewalt zu bedienen, wo jedes andre Mittel fruchtlos blieb. Da Ihm nun gerathen worden war, ein Bündniß zu schließen, dem die Republik Venedig und der Herzog von Savoyen zu dem gleich anzugebenden Zweck beyträten, so hatte Er das Geschäft, mit deren Gesandten zu verhandeln, ihm übertragen, worauf denn von ihnen auf Befehl ihrer Herrn endlich folgender Vertrag geschlossen wurde.

Der König und der Herzog sollten eine Armee von fünf und zwanzig tausend Mann aufstellen; die Venetianer sollten sich gerüstet halten und zu den Kriegskosten beytragen. Der Herzog sollte das Geschütz und nöthige Fuhrwesen hergeben, wogegen der König monatlich vier und zwanzig tausend Livres an ihn zu bezahlen hätte. Da es aber aus mehrern Gründen, worunter der stärkste der war, daß die Spanier nur Seine Alliirten, nicht Ihn selbst angegriffen hatten, nicht die Absicht des Königs war, ihnen den Krieg öffentlich geradezu zu erklären, so wurde gesagt, daß man sich darauf einschränken wolle, etwas gegen die ihrigen zu unternehmen, um ihre Macht von Veltlin abzuziehen, von wo sie nicht weg wollten, so sehr man auch darum in sie drang. Der Pabst Gregor XV. hatte zwar das Auskunftsmittel vorgeschlagen, daß man die Landschaft ihm in Verwahrung geben sollte, bis die besondern Streitigkeiten dieser Völker abgethan wären, worein

die Spanier gewilligt und sogar päpstliche Truppen eingenommen hatten. Allein, da sie nichts destoweniger fortfuhren, die Päsſe besetzt zu halten, und neue schlecht genug bemäntelte Ausflüchte vorbrachten, um sie nicht aus den Händen zu lassen, so war leicht zu schliessen, daß man die Hoffnung ganz aufgeben müßte, mit Vernunftgründen etwas bey ihnen auszurichten.

Dieser Entschluß gab dem Connetable Mittel, ein andres Projekt wieder hervorzusuchen, das er schon lange her mit dem Herzog von Savoyen ausgesonnen und verabredet hatte. Dieß betraf die Wiedererlangung von Genua, auf das der König ein so großes Recht hat, indem diese Herrschaft ehmals eine Provinz von Frankreich in Italien war. Dieß sein Vorhaben ward um so plausibler, da selbst außer dieser Gelegenheit die Zurückforderung mit Recht gemacht werden konnte.

Nachdem sein Plan von den Ministern wohl aufgenommen und der Krieg darauf beschlossen worden war, wählte der Connetable la Bresse zum Sammelplatz für seine Armee, sowohl weil er sie von da bequem in Savoyen und dann weiter in Piemont einrücken lassen konnte, als um Dauphiné zu erleichtern, für dessen Erhaltung er stets äusserst besorgt war. Nachdem er dann die Befehle Sr. Majestät erhalten hatte, reiste er in der Mitte des Julius ab, und nahm seinen Weg durch Bourgogne, wo der Gouverneur, Herzog von Bellegarde, der sich damals abwesend befand, ihm überall große Ehre erzeigen ließ. —

Er hatte Befehl bey Hof erhalten, den Herzog von Savoyen zu sprechen, um mit ihm über diesen gemeinschaftlichen Gegenstand zu konferiren. Als er nun wieder in Dauphiné zurück war und es dem Herzog zu wissen gethan hatte, so bestimmten sie die Stadt

Susa,

Susa, wo sie gegen das Ende des Herbsts zusammenkommen wollten, und er begab sich dahin, begleitet von dem Marschall von Crequy, der zu seinem Generallieutenant bey dieser Armee designirt war, und mit dem Staatsrath Boullion, der dieser Zusammenkunft von Seiten Sr. Majestät beywohnen sollte.

Nachdem der Herzog am folgenden Tag daselbst angelangt war, so verabredeten sie zusammen alles, was zu Ausführung ihres Vorhabens erforderlich war, und da sie überlegten, daß sie eine Seemacht nöthig hätten, das Meer frey zu halten, sowohl um der Proviantzufuhr aus Frankreich willen, als um zu verhindern, daß die Genueser keinen Sukkurs von Spanien her erhielten; so beschlossen sie, den Herzog von Guise und die Staaten von Holland mit in ihren Plan zu ziehen, um einen guten Beystand an Fahrzeugen zu erhalten. Dem Schein nach blos Anlehnsweise für den Herzog von Savoyen, damit die Spanier, welche einen Stillstand mit ihnen hatten, sie nicht beschuldigen könnten, ihn gebrochen zu haben, wie sie es hätten thun können, wenn diese Hülfsleistung unter ihrem Namen, und um deren Alliirte anzugreifen, abgegangen wäre.

Nachdem dieser Schluß gefaßt war, reiste der Marschall zurück, um dem König von dem Erfolg dieser Zusammenkunft Rechenschaft zu geben, und der Connetable schrieb wegen des Uebrigen sogleich an den Herzog von Guise und die Holländer. Da er sich übrigens nicht so ganz mit den auswärtigen Angelegenheiten beschäftigte, daß er nicht auch für die einheimischen Sorge getragen hätte, und der Meinung war, Friede von innen wäre das beste Mittel dieser Unternehmung einen glücklichen Ausschlag zu versichern; so schlug er

rem König vor, den Herzog von Rohan und dessen Bruder Soubise an dem Krieg in Italien Theil nehmen zu lassen, um den Aufrührern, welche Mine machten, unruhig werden zu wollen, die Hoffnung auf deren Beistand zu benehmen. Dieß wurde von Sr Majestät sehr gebilligt; sie fanden sich aber nicht in der Verfassung, die man deßwegen von ihnen hätte wünschen mögen. — Der Herzog von Rohan diente aber nachher dem König an eben der Stelle, wo ihn der Connetable dießmal so gern gesehen hätte, und trug über die Feinde des Vaterlands so große Vortheile davon, daß er sich dadurch in dem verdienten Ruf eines der besten Feldherrn seines Jahrhunderts setzte.

Neuntes Kapitel.

Zurüstungen des Connetable, um mit der Königlichen Armee nach Piemont zu marschiren. Seine Ankunft zu Turin.

Da die Unternehmung auf Genua ohne eine Seemacht nicht wohl ausgeführt werden konnte; so schickte der Connetable Beausain an den Herzog von Guise, um ihm den Gegenstand der Konferenz zu Susa zu eröffnen, damit er nach der Absicht des Königs dazu beitragen möchte, was von ihm abhieng; wozu er sich ganz geneigt fand, und sogleich seine Schiffe im Hafen von Marseille ausrüsten ließ.

An die Holländer schickte der Connetable den Baron von Coppet, ehmals Bellugeon, um den Staaten und dem Prinzen von Oranien den gleichen Antrag zu thun. Er war in des Prinzen Haus aufgewachsen, weswegen er großes Vertrauen in ihn setzte. Der Gegenstand

ſtand ſeiner Abſendung war, ihnen die Gründe des zwiſchen dem König, der Republik Venedig und dem Herzog von Savoyen geſchloſſenen Bundes vorzutragen; der vorzüglich dahin abzweckte, die Herrſchſucht der Spanier abzutreiben, und die Graubündter, den Pfalzgrafen und mehrere andere unterdrückte Fürſten wieder in ihre alte Freiheit einzuſetzen. Unter allen zu dem Ende in Vorſchlag gebrachten Mitteln habe man eine nachdrückliche Diverſion in Italien unter dem Titel einer Zurückforderung von Genua für das dienlichſte gehalten; da aber dieſer Plan ohne ihre Mitwirkung nicht ausgeführt werden könne: ſo würden ſie, — um des Intereſſe willen, das ſie dabey hätten, ſich mit ihnen dem ausſchweifenden ſpaniſchen Uebermuth zu widerſetzen, — eingeladen und gebeten, unter dem Schein eines Anlehns für den Herzog von Savoyen, zwanzig gerüſtete und benannte Fahrzeuge auslaufen zu laſſen, um das mittelländiſche Meer auf der Seite von Genua frey zu halten und die Zuführer zu decken. Es ſey nöthig, daß dieſe Flotte den ganzen folgenden Jänner hindurch auf der Höhe vor Nizza kreuze, wo für ihren Unterhalt geſorgt werden ſolle. — Die Staaten gaben dieſem Plan vollen Beifall; allein die in Frankreich ausgebrochenen Unruhen verhinderten die Ausführung aller dieſer Projekte, wie wir in der Folge ſehen werden.

Der Connetable hatte unterdeſſen ſeine Truppen in Breſſe zuſammengezogen, mit Hülfe des Marquis von Raigny, Lieutenant du Roi in dieſer Provinz und Feldmarſchalls bey dieſer Armee. Sie beſtand anfangs aus vierzehntauſend acht hundert Mann Infanterie von den Regimentern Normandie, Sault, Chapres, Tremon, Bonne, Blacons, Sancy, Tallard, Laubecour, Beaufort, la Grange; und aus neun-

hun-

hundert und funfzig Reitern, nämlich der Oberſten Compagnia, der des Meſtre de Camp, des Marſchalls von Crequy, Mongon, Coudray, Montpenſier, Bejagny, Tavannes, Thianges, Coeuvres, d'Arancourt, de Laurieres, Valences, Linieres, Chalencey, der des Connetable, nebſt ſeiner Gensdarmen-Compagnie, und vier Compagnien Carabiniers, Coeuvres, Arancourt, Malortie, und Ceton; alles zuſammen im Stand ein großes Königreich zu erobern, beſonders unter der Anführung eines ſolchen Feldherrn. Da aber der General der Armeen des Hauſes Oeſtreich, der Graf Tilly ſich der Schweizer- und Graubündter Grenzen genähert hatten, um mit einer ſtarken Macht, die er bey ſich hatte, die Spanier, die in Veltlin waren, zu unterſtützen; ſo fand der König für ſachdienlich, den beſten Theil dieſer Truppen unter dem Marquis von Coeuvres, nachherigen Marſchall von Etrees, nach dieſer Gegend abmarſchiren zu laſſen, um damit Tilly zu obſerviren und zugleich den Graubündtern das Spaniſche Joch abſchütteln zu helfen. Der Connetable behielt alſo nur ungefehr ſechstauſend Mann zu Fuß und fünf bis ſechshundert Pferde übrig, eine in der That ſehr unbeträchtliche Anzahl, in Betracht der Würde ſeiner Perſon und beſonders in fremden Landen.

Nachdem ihm nun der Marſchall von Crequy und Bouillon die Befehle Sr. Majeſtät überbracht hatten, ſo ließ er die Armee aufbrechen, und gieng ſelbſt zween Tage darauf ab und im ſtrengſten Winter über das Gebürge. Als daher ſein Agent am Hof Saint Sauveur Jomaron dem König Nachricht von ſeiner Reiſe gab, wendete Er ſich gegen die Königinn und ſagte: „Der Herr Connetable beſchämt die heutige „Jugend auſſerordentlich, indem er im ſtrengſten Win„ter und in ſeinen Jahren über die Schneegebürge „geht.

„geht.“ — „Wundern Sie ſich nicht darüber, ant-
„wortete die Königinn, denn er muß hundert Jahre
„alt werden.“ — „Wollte Gott, verſetzte der König
„darauf, daß er zweyhundert lebte; es wäre noch nicht
„genug für das Beſte meiner Krone.“ — In der
That konnte man auch noch hinzuſetzen, daß ein Mann
von dieſer Wichtigkeit, deſſen Gedanken und Wünſche
alle auf die Größe ſeines Herrn und das allgemeine
Beſte ſeines Jahrhunderts gerichtet waren, nie ſter-
ben ſollte.

In Turin wurde er von dem Herzog prächtig
empfangen, der unterdeſſen eine Armee von zwölftau-
ſend Mann nebſt der Artillerie, die er anſchaffen mußte,
aufgeſtellt hatte. Sobald der März die erſten ſchö-
nen Tage herbeyführte, wollten ſie keine Zeit verlie-
ren, und fiengen an, miteinander zu überlegen, was
ſie zu thun hätten, um ins Feld zu rücken. Man
hielt mit den vornehmſten Officiers Kriegsrath, wo-
bey der Herzog die Wichtigkeit des Vorhabens vorſtellte,
um deſſen willen die Fürſten dieſes Bundes die Waf-
fen ergriffen hätten, und daß man, wie in allen Sa-
chen ein guter Anfang halbe Arbeit ſey, beſonders hier
für den Anfang ſo gute Maasregeln nehmen müſſe,
daß der Erfolg nicht anders als glücklich ausfallen könne.
Er ſeiner Seits habe den Bedingungen Genüge gelei-
ſtet, zu denen er ſich verbindlich gemacht habe; denn
ſeine Armee und ſein Geſchütz ſey ganz fertig. Man
müſſe den Genueſern nicht Zeit laſſen, ſich zu beſinnen,
ſondern ſchnell auf ſie einrücken, und bald einen Schlag
thun. —

Nachdem hierauf die Frage, welchen Weg man
nehmen müſſe, aufgeworfen worden war, ſo war der
Connetable nebſt dem Marſchall von Crequy und dem

Gra-

Grafen von Aurlac (2) der Meynung, man müsse Savonna belagern. Denn da dieß, wegen des dasigen Hafens, den die Genueser nachher verschütteten, gleichsam die Pflegemutter von Genua sey, so würde man sie auf diese Art äusserst belästigen. Da die Armee stark und dieser Platz nicht im Stand sey, sich lange zu halten, so würde man ihn leicht wegnehmen; alsdann müßte man daselbst ein gutes Magazin von Mund- und Kriegsvorrath anlegen; so würde man einen sichern Hafen an der Küste haben, und diese mit Hülfe der Schiffe, die man erwartete, frey und die Communication mit Provence offen halten. Unterdessen würde der Herzog von Guise und die von den Staaten versprochene Hülfsleistung anlangen. Da die Erfahrung jeder Zeit gezeigt habe, daß in Italien durchaus nichts mit Sicherheit zu unternehmen sey, so lange man sich nicht eines Hafens versichert habe, so müsse man sich durchaus dieses bemächtigen.

Ohne dieses ganz zu verwerfen, war der Herzog doch andrer Meinung. Er räumte zwar ein, daß diese Bemerkungen richtig wären, fand aber große Schwierigkeit dabey. Unerachtet nämlich der Hafen von Savonna ein sichres Mittel wäre, um bequem Lebensmittel herbey zu schaffen, so könnte sichs doch zutragen, daß entweder durch üble Witterung, oder durch tausend gewöhnliche Vorfälle die Schifffarth unterbrochen würde, so daß es also an Proviant gebräche, und man welchen zu Land herbeyschaffen müßte, in welchem Fall man genöthigt wäre, sich der Bequemlichkeiten zu bedienen, die man von Piemont ziehen konnte; weswegen man die Zufuhr daher bey Zeiten zu sichern hätte, indem die Spanier, die in Mailand wären, und ihr Vorhaben argwöhnten, nicht unterlassen würden, sich dazwischen zu werfen, um der Armee in den Rücken

zu

zu kommen und ihr die Proviantzufuhr abzuſchneiden, was ihr groſſe Noth verurſachen würde, der die Hülfe aus Provence allein nicht abzuhelfen vermöchte; zu dem Ende müſſe man ſich gegen Acqui und Capriata in Montferrat an der Mailändiſchen Grenze wenden, und ſich vor allen andern ihrer verſichern.

Andre erwiederten hierauf: dieß würde von ungleich ſchlimmern Folgen ſeyn, denn, wenn man dieſen, ſehr langen und beſchwerlichen Weg einſchlüge, ſo würde man unterdeſſen den Genueſern Zeit laſſen, ſich zu beſinnen, und ſich zum Krieg zu rüſten, ſtatt daß man ſie jetzt von Savonna her überraſchen könnte. Ueberdieß wären in Mailand nichts als die bloßen Garniſonen, und keine Truppen weiter im Feld, welche die Zufuhr beunruhigen könnten. Piemont allein, obſchon ſehr fruchtbar, würde eben ſo wenig hinreichend damit aushelfen können, auch würde man wegen der Flüſſe ſtarken Zögerungen ausgeſetzt ſeyn, indem meiſtens keine Brücken darüber wären, und ſie bey einem erfolgenden Austritt das Fuhrwerk unmöglich machen oder doch wenigſtens äuſſerſt aufhalten würden. Gienge man hingegen über Savonna, ſo würde man eher im Stand ſeyn, Genua anzugreifen, und die Truppen noch ganz beyſammen haben, ſtatt daß man auf der andern Seite Belagerungen zu unternehmen hätte, die ſie ſehr verringern und die Ausführung des Hauptzwecks um ſo mehr verzögern würden.

Dieſer von dem Connetable ſtandhaft behaupteten Gründe unerachtet, ſetzte der Herzog dennoch ſeine entgegengeſetzte Meinung durch, und man gab ihm Schuld, er wolle ſich dieſer Gelegenheit bedienen, um aus eingewurzeltem Haß gegen das Haus Mantua,

Montferrat zu Grund zu richten, indem er diese Armee dahin schleppte, welche bey aller scharfen Mannszucht, die man zu halten bemüht seyn möchte, dennoch große Verwüstungen und beynahe eine allgemeine Verheerung daselbst anrichten würde. — Alles, was der Connetable hierbey thun konnte, bestand darinn, daß er öffentlich bezeugte, er sey nicht dieser Meinung. Denn, da unter andern Stücken, worin der König den Herzog wegen seines Standes hierbey hatte begünstigen wollen, Sein Wille auch dahin gieng, daß der Connetable ihm in dieser besondern Unternehmung nachgeben, und, wo sie beysammen wären, der Herzog den Oberbefehl führen, und gleiches zwischen dem Prinzen von Piemont und dem Marschall von Crequy Statt haben sollte: so befand sich die Gewalt des Connetable von der des Herzogs beschränkt und abhängig. Da ihm weiter nichts übrig blieb, so tröstete er sich wenigstens mit dem beruhigenden Bewußtseyn, daß er nichts vernachläßigen würde, um ehrenvoll auszurichten, was von ihm abhienge. Allein dieses Nachgeben und die Verschiedenheit der Meinungen, die sich bisweilen zwischen diesen beyden Feldherrn fand, dazu noch die Eifersucht des Herzogs auf den Connetable, nach welcher der Herzog sich die glücklichen Ereignisse ausschließlich zuschreiben wollte, dieß alles, sage ich, war Ursache, daß die Sachen nicht nach Wunsch und Hoffnung abliefen; wie wir in der Folge hinlänglich bemerken werden.

Zehntes Kapitel.

Erste Verrichtungen des Connetable gegen Genua. Niederlage der Neapolitaner durch den Grafen von Alais.

Da unterdessen die Armee marschfertig war, und die Artillerie anfieng gegen Asti, die letzte Stadt in den Staaten des Herzogs auf der Seite von Montferrat, aufzubrechen, wo der Sammelplatz für alle Truppen war; so verfügten sich der Herzog, der Prinz von Piemont und der Connetable, von dem Marschall und den Officiers der Armee begleitet, ebenfalls dahin, und theilten die Posten folgendermassen unter sich. Der Connetable mit den Truppen des Königs, welche den Vortrab machten, zog gegen Acquy, und der Herzog mit dem Rest gegen Cremolino, um von zwey Seiten die Genueser anzugreifen, welche damals nur erst wenige Truppen hatten, so daß man sie überfallen wollte, ehe sie eine stärkere Macht aufzubringen im Stande wären.

Allein der Connetable dachte gleich, daß ihm das schlechteste Loos gefallen sey; da er nur den dritten Theil der Macht nebst zwo kleinen Kanonen, und nur soviel Munition zu hoffen habe, als dem Herzog beliebte, ihm abzugeben; so habe dieser ihn diesen weiten Weg nehmen lassen, um in der Ausführung einen Vorsprung vor ihm zu gewinnen, und ihm den Ruhm wegzunehmen, der ihnen gemeinschaftlich zu Theil werden sollte. Indessen dennoch entschlossen vorzurücken, marschirte er gegen Nizza della Paglia, einer kleinen Stadt in Montferrat, die in einem Grund liegt, und gut genug bestellt ist, um gegen einen Ue-

berfall sicher zu seyn. Bey seiner Ankunft ließ er den Gouverneur durch seinen General-Adjutanten fragen, ob er ihm den Durchzug gestatten wollte. Der Gouverneur gab zur Antwort: er könnte dieß nicht, ohne Ordre des Statthalters Dom Vincentio, eines Prinzen aus dem Hause Mantua, der zu Casale war, und an den er deßwegen einen Eilboten abschickte.

Der Connetable, der sich nicht mit Gewalt einquartieren wollte, was ihm bey seiner geringen Mannschaft ohnehin vielleicht nicht einmal gelungen wäre, entschloß sich in Rocheta Halt zu machen, einem kleinen geschlossenen Flecken mit einem Schloß, wo er sich befand. Als aber die Quartiermeister hinkamen, um Quartier zu machen, fanden sie die Thore verschlossen und einen Mann von Seiten der Einwohner, der ihnen sagte: sie wollten nicht aufmachen. Der Connetable ließ ein Regiment vor das Schloß rücken, dessen Fenster nicht sehr hoch waren, und nachdem die darin liegende Mine gemacht hatten sich zu wehren, auch von beyden Seiten einige Schüsse gefallen waren, öffneten sie endlich mit der Bedingung, daß sie nicht übel behandelt werden sollten, was ihnen zum Theil gehalten wurde.

Von hier kam der Connetable nach Acqui, einer kleinen Stadt, wo sie ohne Schwierigkeit eingelassen wurden, unerachtet die Inwohner zuvor den Durchmarsch dieser Truppen höflich abzulehnen gesucht hatten. Nach einem zweytägigen Aufenthalt daselbst zog er weiter nach Capriate, auf dem Wege nach Gavi, und weil er zweyhundert Schritte von der Stadt die Orba von den Frühlingsregen äusserst angelaufen fand, so ließ er einige Truppen in einem kleinen Fahrzeug übersetzen, weil keine Brücke über den Fluß war;

und

und weil die Nacht einbrach, so fand er für gut, den Rest diſſeits zu laſſen, wobey aber doch einige Soldaten, welche die Furth ſondiren wollten, umkamen. Hierauf ließ er den Gouverneur und die Inwohner auffordern, ihn einzulaſſen, erhielt aber nichts als eine trotzige Weigerung, die ihn nöthigte, ſeine Gensdarmen Compagnie und ſeine Garde abſitzen zu laſſen, um eins der Stadtthore zu verbrennen, was ſie kühn ausrichteten, trotz dem unaufhörlichen Feuer aus dem kleinen Gewehr, das die im Platz auf ſie machten, wobey Brunet, Lieutenant ſeiner Garde und einer ſeiner Compagnons verwundet wurde.

Le Gua, Boutgade, Poligny, Beaufain, der Baron von Vitroles, Saint Etienne du Perce und Barnour, Capitains vom Regiment Sault, unterſtützt von den Lieutenants deſſelben Regiments, Souville und St. Georg, (welche beyde bey dieſer Gelegenheit eine auſſerordentliche Kühnheit bewieſen, indem ſie, den Degen zwiſchen den Zähnen, über einen Holzſtoß wegkletterten) dieſe alle alſo drangen jetzt durch das noch brennende Thor ein, und hinter ihnen mehrere Officiers vom Regiment Tremon, und warfen ſich in den Platz, ohne daß eine Unordnung weiter dabey vorgienge, auſſer daß ein Inwohner von einem Tambour getödtet wurde, weil er ihm kein Geld hatte geben wollen. So machten ſie ſich alſo Meiſter von der Stadt, wo ſie aber die meiſten Häuſer ſowohl leer an Menſchen als an Geräthſchaft fanden, die nach Art dieſes Volks in die Kirche geflüchtet waren.

Nachdem die Stadt erobert war, verbot der Connetable, der nichts als Quartier wollte, ſehr ſtreng alles Plündern, und ließ die Thore ſorgfältig bewachen, indem er ſelbſt des Beyſpiels wegen drauſſen geblieben

war, und kein andres Obdach gesucht hatte als eine kleine benachbarte Kapelle, um sich gegen den Regen zu sichern, der die ganze Nacht anhielt. Da es auch am folgenden Tag noch fortregnete, und die Passage der Armee sehr beschwerlich machte, erlaubte er den Soldaten in die Stadt zu gehen, um sich zu trocknen, und er selbst war genöthigt ein gleiches zu thun.

Unterdessen wurde das Wetter immer schlimmer, der Wind stürmte, der Donner rollte gräßlich, und endlich schlug der Bliz ins Schloß, wo zwo Compagnien vom Regiment Tremon lagen, und erschlug einen Soldaten mitten unter mehrern andern, denen kein Leid dabey widerfuhr. Als man ihn näher untersuchte, fand man bey ihm die heilige Leinwand, gewöhnlich das Corporale genannt, worauf das Hochheilige Sakrament liegt, die er in der Kirche gestohlen hatte. Eine gerechte Züchtigung für einen so großen Kirchenraub, eine Züchtigung, wodurch auch mehrere Personen der entgegengesetzten Religion gerührt wurden, und vielleicht nicht ohne Nutzen, wärs auch nur durch die Warnung, die Hände nicht an geheiligte Sachen zu legen, und ihnen die gebührende Verehrung zu bezeugen.

Indessen war der Aufenthalt, den man gezwungen hier machte, auch sonst nicht ohne Nutzen. Denn, da man um gegen Novi und Gevi, die ersten Genuesischen Städte, zu marschiren, den Fluß Lairna passiren mußte, wo keine Brücken waren, und wo die Heftigkeit des Stroms auch die Mühlen eingerissen hatte; so schickte man den Generaladjutanten Coudron voraus, durch dessen Vorsorge beyden Mängeln glücklich abgeholfen wurde.

Unter der Zeit hatte der Regen aufgehört, und das große Waſſer, das die Armee in Capriata gleichſam eingeſchloſſen hielt, ſich verlaufen, worauf der Connetable den Feldmarſchall Auriac mit zweytauſend Mann gegen Gua im Genueſiſchen Gebiet ſchickte, einen Ort nahe an dem Gebürge gelegen, welches das ganze Meerufer beſtreicht; er ließ ſeine zwo Kanonen dahin ſchaffen, worauf Nicolo Doria, der ſich kurz zuvor mit hundert und zwanzig Genueſiſchen Edelleuten, tauſend Mann zu Fuß und zwo Kanonen hineingeworfen hatte, und Mine machte, ſich halten zu wollen, plötzlich ſeinen Vorſatz änderte, und ſich mit allem, was er hergebracht hatte, retirirte, ohne mehr als dreiſſig Mann im Schloß zu laſſen. Da nun die Inwohner ſich im Stich gelaſſen ſahen, überbrachten ſie an Auriac die Schlüſſel, worauf auch die im Schloß kapitulirten, und der Platz in der Gewalt des Connetable blieb.

Auf der andern Seite war der Feldmarſchall Marquis von Uxelles mit ſeinem Adjutanten Coudron vor Novi, eine Stadt in der Ebene an der Grenze gegen Mailand, gerückt, und hatte es aufgefordert, und dadurch die Einwohner ſo in Furcht geſagt, daß ſie nach einer kurzen Berathſchlagung mit Georg Doria, der mit nicht weniger als fünfhundert Mann darin lag, die Thore öffneten und Beſatzung einnahmen. Der Marſchall von Crequy, den eine Unpäßlichkeit genöthigt hatte, einige Tage das Zimmer zu hüten, nahm, als er ſo ziemlich wieder hergeſtellt war, ſein Hauptquartier daſelbſt, um ein wachſames Auge auf dieſe Gegend zu haben, indem ſie wegen der Nachbarſchaft von Mailand den Unternehmungen des Feindes ausgeſetzt war. Denn der Herzog von Feria war zu Milano, und der General der ſpaniſchen Cavalerie, Dom Hieronimo, Pimentel war nach Aleſſandria vorgerückt von wo nur ein kleiner Strich bis Novi war.

Am Tag nach der Uebergabe dieser Stadt ritten der Lieutenant Chambillac von der Chevauxlegers Compagnie des Connetable, und dessen Fähnrich Boissat an die Mailändische Grenze auf Kundschaft aus, wo sie einen Courier auffiengen, den der Herzog von Feria und Pimentel nach Genua schickten, um Nachricht dahin zu überbringen, daß sie fünf Fahnen Neapolitaner, die besten Leute, die sie hätten, abgehen ließen, um sich in Gavi zu werfen. Nachdem seine mithabenden Briefschaften dem Marquis von Urelles und dann durch Boissat dem Connetable selbst überbracht worden waren, der noch zu Capriata auf die Artillerie wartete, die er zur Belagerung von Gavi nöthig hatte, so beschloß er, diesen Trupp angreifen zu lassen.

Zu dem Ende detaschirte er seine Gensdarmen, und seine Chevauxlegers, die des Marschalls und die des Grafen von Aleks; *) dazu noch achthundert Mann von den Regimentern Sault und Tremon, die zu Novi lagen, und gab das Commando darüber dem Grafen und dem Marquis. Sie rückten zwo Stunden vor Tag von Novi aus, und erfuhren zu Stazano, (3) wo eine Etappe für die Neapolitaner war, daß sie anfiengen zu marschiren. Darauf ließen sie sogleich dreyhundert Musketiere hinter die Cavalerie aufsitzen, um den Fluß Scrivia zu passiren, der sie von den Neapolitanern schied, und der vom Regen ausserordentlich angelaufen war. Als sie durchwollten, wurde Matan, der Ecuyer des Grafen, ein sehr muthiger Mann, der sich

*) Oberster General der französischen leichten Reuterey, ein edelmüthiger und tapferer Prinz, der ungeduldig der Gelegenheit harrte, der hohen Erwartung zu entsprechen, die man von ihm hegte.

ſich zuerſt hineingewagt hatte, von dem wilden Strom mit fortgeriſſen, durch den Fähnrich la Tour aber vom Regiment Tremon noch wunderbarlich erhalten. Dieß machte die andern vorſichtiger, und ſie ſuchten eine Furth eine Viertelmeile höher, bey der mayländiſchen Veſtung Sarra-Seravalle, von wo aus mit dem groben Geſchütz ſtark auf ſie gefeuert wurde, ohne daß jedoch jemand Schaden dabey nahm.

Nachdem ſie endlich hinüber waren, entdeckten ſie den Feind, der nicht weniger als ſieben hundert Mann ſtark war, nebſt einiger Reuterey, und griffen ihn ſo muthig an, daß ſie nach einem von den Neapolitanern ſehr wohl unterhaltenen Gefecht über dreyhundert niedermachten, und dreiſſig gefangen nahmen, unter denen ſich drey vornehme Officiers befanden. Der Reſt rettete ſich unter Begünſtigung eines nahen Dorfs und Gehölzes. Der größte Theil der Bagage, in Silbergeſchirr, Pferden und Kleidungsſtücken, auch etwas baarem Gelde beſtehend, wurde erbeutet. Auch die Infanterie, die wegen des groſſen Waſſers jenſeits geblieben war, war daſelbſt nicht unnütz. Der Major Aſpremont vom Regiment Sault und ſein Adjutant Coudolet hatten ſie in drey Bataillons geſtellt, und ſo hielt ſie die von Seravalle, welche herausgefallen waren, im Reſpekt, ſo daß ſie ſich nicht getraueten, ihre Mauern aus dem Geſicht zu laſſen. — Dieſe Unternehmung wurde mit ſoviel Glück als Tapferkeit ausgeführt; denn von den Leuten des Grafen und des Marquis wurden nur einige Mann verwundet. Der Generalquartiermeiſter der leichten Reuterey le Berchrelle legte dabey ebenfalls groſſe Beweiſe ſeines Muthes ab.

Eilftes Kapitel.

Gavi wird rekognoscirt. Gefechte, die bey dieser Gelegenheit vorfielen. Verrichtungen des Herzogs von Savoyen.

Von dieser Seite des genuesischen Gebiets war die Stadt Gavi allein noch zu erobern übrig. Da sie aber wegen ihres Schlosses, das auf einem Berge liegt, der nur den Himmel über sich hat, und äusserst schwer zu ersteigen ist, eine der vestesten ist; so war keine Wahrscheinlichkeit, daß man anders als durch eine Belagerung damit zu Stande kommen würde, wozu man sich denn auch rüsten mußte. Wir werden uns hier wieder erinnern, daß der Connetable nicht mehr als zwo kleine Kanonen hatte, weniger um etwas damit auszurichten, als um Furcht damit einzujagen; und daß er auch dazu weiter keine Munition hatte, als so viel ihm die Officiers des Herzogs zufließen lassen wollten; was nur sehr wenig war, weil sie entweder selbst nicht viel hatten, oder, wie mehrere der Meynung waren, lieber die Entwürfe ihres Herrn desto mehr fördern wollten.

Unterdessen hatte der Connetable Capriata verlassen, und sich um Gavi näher zu seyn, eine halbe Meile davon in das Schloß St. Christoph einquartiert, wo er das zu dieser schon in Turin beschlossenen Belagerung erforderliche erwartete. Deßwegen drang er unaufhörlich in allen seinen häufigen Depeschen in den Herzog, ihm die Kanonen und Munition zu schicken, die er herzugeben hatte, und wofür er von dem König monatlich vier und zwanzigtausend Livres bekam, welche, wie man sagte, beynahe ganz in seinen Beutel fielen, indem er die Artillerie und andre Fuhren durch

durch seine Unterthanen frohnweise thun ließ. Es sey nun böser Wille von Seiten seiner Officiers oder schlechte Anstalt von dem Herzog selbst kurz, nachdem der Connetable lange genug auf das Geschütz hatte warten müssen, schickten sie ihm endlich einige Stücke, aber nun mußte er aufs Neue wieder auf die Kugeln, von denen die meisten nicht vom Calibre waren, und dann auf die Stricke und Munition warten, die von so schlechter Beschaffenheit waren, daß man sie nicht brauchen konnte. Der Connetable übersah dieß indessen, und begnügte sich, unter seinen Dienern zu äussern: „Da „der Herr von Savoyen alles thun will, so muß man „ihn machen lassen.“

Um indessen doch keine Zeit zu verlieren, ließ er die Wege für das Geschütz zurichten, die man fast alle verdorben fand, und zeigte sich oft den Feinden, die ihr Pulver nicht sparten, ihn zu salutiren. — Als er sich eines Tags, es war der fünf und zwanzigste März, um sie näher zu sehen, bloß mit vier seiner Leute, wovon ich einer war, (die andern waren auf seinen Befehl unten geblieben) etwas weiter vor auf einen Hügel im Angesicht des Platzes, gemacht hatte, sah er einen Mann zu Fuß sehr eilig auf sich zukommen, der weiter keine Waffen hatte, als das Seitegewehr, und von Ferne her, sobald er gesehen zu werden glaubte, Zeichen mit dem Schnupftuch machte. Es war, wie sichs fand, ein Soldat aus Dauphiné, aus Grenoble gebürtig, der bey den Feinden gestanden und Gelegenheit gefunden hatte, sich davon zu machen, und das Feld zu gewinnen. Dieser nun gab ihm Nachricht von der Beschaffenheit des Platzes, und versicherte, daß ungefähr zweytausend Mann in Schloß und Stadt lägen, ohne die Einwohner, die er auf zwölfhundert schätzte.

Da der Connetable sie längs dem Fluß, der an der Stadt hinströmt, verschanzt sah, und einen Angriff auf sie machen wollte, so ertheilte er die Befehle dazu durch Billets, die ich unter ihm schrieb, trotz dem Schießen aus dem Schloß, wo man ihn an einem Tragsessel erkannt hatte, in dem er sich tragen ließ, wovon die Feinde Nachricht hatten, wie wir nachher von ihnen selbst erfuhren. Nachdem er Befehl zum Angriff ertheilt hatte, ließ er dreyhundert Musketier vom Regiment Sault, unter seinem Vetter dem Baron von Vitroles, jetzt von Bonne, und unter Saint Etienne de Perse, und Barnoux, einem Bruder der Connetable, nebst dreyhundert Mann von Tremon ausrücken, um zwey Corps de Garde über den Haufen zu werfen, die ausser der Stadt, aber sehr gut bedeckt waren. Die Angreifenden erstürmten trotz dem Widerstand der Feinde die Verschanzung, machten fünf und dreissig bis vierzig nieder, drängten den Rest sehr nahe an die Stadt, und wären sie nicht auf einen koupirten und beschwerlichen Weg gestoßen, so sollten ihnen nur sehr wenige entkommen seyn. Da indessen ihre Ordre nicht weiter gieng, so kamen sie mit ihrer ganzen Mannschaft zurück, ohne mehr als sechs oder sieben Verwundete zu haben.

Zu gleicher Zeit waren die Regimenter Chappes, Blacons, Bonna und la Grange ausgerückt, und hatten von einer andern Seite über den Fluß, der damals sehr niedrig war, gesetzt, mehr um diese Unternehmung zu begünstigen, als um selbst etwas zu unternehmen. Wirklich hielt auch ihre Gegenwart die übrigen Feinde ab, jenen zu Hülfe zu kommen, um ihr Retranchement nicht bloß zu stellen, und es nicht weggenommen zu finden, bis sie wieder zurückkämen.

Nach-

Nachdem beyde glücklich wieder eingerückt waren, ohne daß das unausgesetzte Kanonenfeuer aus dem Schloß jemand Schaden gethan hätte, kehrte der Connetable, der diesem Manoeuvre mit der Cavalerie, die bey ihm geblieben war, zugesehen hatte, nach seinem Quartier zurück.

Da der geschickte und beherzte Artilleriekommissär Doignani unterdessen den Weg für das Geschütz bereitet hatte, saß der Connetable, der gleichsam zum Divertissement den Feinden immer etwas anzuhaben suchte, zu einem Ausritt auf, und kommandirte dreissig Reuter von seiner Compagnie und seine Chevaurlegers, um ihn darauf zu begleiten. Auf der andern Seite ließ er fünfhundert Mann vom Regiment Bonne, und eben soviel von la Grange, unter ihrem Mestre de Camp kommen, wovon der erste in einem kleinen Grund zwischen zween Hügeln zu ihm stoßen, der andre mit der Reuterey auf die Anhöhe im Angesicht des Schlosses vordringen sollte.

Da er hierauf den Weg der Artillerie rekognoseiren lassen wollte, so kommandirte er den Baron von Arzeliers, Guidon seiner Gensdarmen, und Boissat, Fähndrich seiner Chevaurlegers, gegenwärtig Feldmarschall der Armeen des Königs einen der besten Cavallerie-Officiers im Reich, nach dem Fluß, wo das Geschütz durchmußte; was sie denn auch sehr beherzt a la Françoile, im bloßen Collet thaten, und dem Connetable rapportirten, daß die Ueberfarth keine Noth habe. — Unterdessen hatten sich einige Soldaten durch Hohlwege gegen die Stadt geschlichen, und kamen hinter eine feindliche Feldwache am Ufer des Stroms, die wahrscheinlich da stand, um Nachricht zu geben, wenn ein Trupp anrückte, um darüber zu setzen; sie tödeten

sie

ſie mit zween Stichen in die Seite, ehe ſie ſie noch hatte kommen hören.

Der Herzog und der Prinz von Piemont hatten unterdeſſen mehrere Plätze weggenommen, wovon die beträchtlichſten Voutri, Piego, Ceſtro und einige andre an der Küſte waren, vier bis fünf Meilen von Genua. Dann waren ſie gegen Rouſſillon gezogen, wo die Feinde ihre Macht näher zuſammengezogen hatten, und hatten die drey Forts auf dem Berge von Roſſillon weggenommen, wo derſelbe Nicolo Doria, der ſich von Gua ſo geſchwind retirirt hatte, mit beynahe dreytauſend Mann lag. Da ſie ſich hierbey der franzöſiſchen Truppen von ihrer Armee bedienten, zeichnete ſich Saint Ange de Varſe, ein braver Cavalier aus Dauphiné, Capitain vom Regiment Savine, nachher von Sault und gegenwärtig Lieutenant du Roi in Caſale, beſonders aus, indem er, einer von den erſten, mit ſo viel Muth als Gefahr, blos mit ſechs Musketiers den Berg hinankletterte, und die Feinde, die ſich einige Zeit noch wehrten, angriff, wodurch er es denen, die nach ihm kamen, erleichterte, ſie bis Rouſſillon, auf der andern Seite unten am Berg, zu jagen, wo der Herzog ſo dicht hinter ihnen her war, daß er mit ihnen eindrang und die meiſten Einwohner bey Tiſche überraſchte; denn es war juſt Mittagszeit. Der Reſt der Feinde wollte Campo in der Nachbarſchaft gewinnen; wurde aber verfolgt und zum Theil niedergemacht durch Bartholomelino, einen berühmten Geächteten aus Genua, und Hauptmann über eine Compagnie dergleichen Leute, die der Herzog in Sold genommen hatte. Noch an demſelben Tag rückte die Armee des Herzogs vor Campo, das ſich auf Capitulation ergab. Darauf folgte die Uebergabe von Muſon, Spingo und Sacello, die ohne Umſtände ſogleich kapitulirten.

Der

Der Herzog gieng nun zurück, indem er den Connetable zu St. Chriſtoph ſprechen wollte, um durch ſeine Gegenwart und ſeine Entſchuldigungen den Verdruß zu mildern, den er über die Zögerung der Artillerie empfand. Als der Marſchall von Crequy, der zu Novi lag, ſich auf den Weg gemacht hatte, um dieſer Zuſammenkunft beyzuwohnen, ſo erfuhr er, daß ungefähr fünf und zwanzig Musketier von Gavi einige ſeiner Soldaten angegriffen hätten. Er kommandirte hierauf den Lieutenant Chambillac von den Chevauxlegers des Connetable mit zehn Reutern dahin. Da dieſer die Feinde mit den Unſrigen in Action fand, machte er einen Theil nieder, nahm ſieben Mann gefangen, und jagte den Reſt bis nahe an Gavi. — Saint Mury, ein Adelicher aus Dauphiné, der mit von der Partey ſeyn wollte, ließ ſein Pferd, weil es ſtark mit genommen war, ſtehen, und gieng zu Fuß auf einen feindlichen Unterofficier, der dieſen Trupp ins Treffen geführt hatte, los, ergriff ihn, und führte ihn gefangen mit ſich davon; ein Beweis von Muth, der ſehr gelobt wurde.

Als nun der Herzog, der Connetable und der Marſchall in St. Chriſtoph beyſammen waren, beſchloſſen ſie nach einer langen Berathſchlagung darüber, was zu thun ſeyn möchte, Gavi auf der Seite von Sarraval, wo man noch nicht geweſen war, zu rekognoſciren, in der Meynung, daß das Schloß vielleicht von dieſer Seite zu erſteigen wäre. Es fand ſich aber das Gegentheil; denn der Fels war daſelbſt beynahe überall jäh abgeſchnitten. Zufolge dieſes Entſchluſſes nun, der dazu beytrug, dem Connetable, dem Zeit und Weile lang wurde, bis das Geſchütz anlangte, Verdruß und Langeweile zu vertreiben, übernahm es der Marſchall, in Begleitung des Grafen von Auriac und des Marquis

quis von Uxelles, dieſe Unterſuchung vorzunehmen, und nahm funfzehnhundert Mann von den Regimentern Chappes, Sault, Tremon, Bonne und Saney, mit ihren Meſtres de Camp an der Spitze, nebſt dem Grafen von Alets und ſeinem Trupp, den Gensdarmen und ſeinen eigenen, um nach einem Ort zwiſchen Gavi und Sarraval zu marſchiren.

Nachdem beyde auf ganz verdorbnen und beſchwerlichen Wegen, — denn dieſe ganze Landſchaft iſt mit Hügeln und Gehölz durchſchnitten, — daſelbſt angelangt waren, beſetzte der Marſchall die Zugänge, und nahm dann funfzig Musketiere von Sault, von Aſpremont kommandirt, und rekognoſcirte den Platz ganz nahe, nicht ohne große Gefahr, wegen des Kanonenfeuers aus dem Schloß. Als er nun aus einer Schanze, welche die von Gavi auf dieſer Seite zwiſchen zween Bergen hatten, ungefähr zwanzig Mann hervorkommen ſah, ſchickte er den Capitain ſeiner Garde, la Caſtillere, dahin, bey deſſen Anblick die Feinde ſich ſchnell retirirten, worauf er zum Marſchall umkehrte, der dann nach St. Chriſtoph zurückkam, und dem Connetable ſagte, daß man ſich keine Hofnung machen dürfe, das Schloß von dieſer Seite mit Erfolg anzugreifen.

In der Abſicht, einige von der königlichen Armee zu überrumpeln, war noch denſelben Abend eine Carabiniers Compagnie aus Gavi ausgerückt, und nach einer ſchönen Meierey nahe bey der Stadt zu Wein gegangen, fand ſich aber, nachdem ſie die ganze Nacht daſelbſt im Hinterhalt gelauert hatte, auf dem Rückweg ſelbſt überrumpelt durch den Grafen von Torigny, Meſtre de Camp der leichten Reuterey bey dieſer Armee mit den Chevaurlegers Compagnien, erſt kürz-

lich

lich angelangten Adelichen aus Dauphiné, Saint Jullin - Reaumont und Gerbolles, und einigen Domeſtiken des Connetable, worunter auch ſein erſter Kammerdiener Sarraſin war, ein ſehr wackrer Mann. Dieſe griffen alſo den Feind an, erlegten fünf und zwanzig, und führten zwölf gefangen davon, nebſt dem Lieutenant, der ſchwer verwundet war. Ihrer Seits wurden nicht mehr als vier Mann vermißt.

Zwölftes Kapitel.

Niederlage der Genueſer zu Ottaggio. Belagerung und Einnahme der Stadt und des Schloſſes Gavi.

Die obengedachte Leidenſchaft, die den Herzog beherrſchte, das Hauptſächlichſte in dieſem Krieg allein zu thun, und nicht zuzugeben, daß jemand den Ruhm der großen Thaten dabey mit ihm theilte, zeigte ſich dießmal unverkennbar, und man fragte nicht weiter nach der Urſache der Zögerungen, die den Connetable zu Gavi hingehalten hatten. Denn als endlich nach drey ganzen Wochen, der Herzog triumphirend über die bey Roſſillon erfochtenen Vortheile dahinkam, ſprach er von nichts anderm, als alles Ernſtes daran zu arbeiten, um vollends mit dem Stück Arbeit fertig zu werden, und die Sachen bekamen daher wieder Lebhaftigkeit, woher ſie bis dahin verzögert worden waren.

Er ließ alſo ſeine Armee in die Gegend von Gavi rücken, nicht weit von der obengedachten feindlichen Erdſchanze zwiſchen zween Hügeln. Als er eben das Quartier ſeiner Truppen zu beſehen kam, hörte er Lärm von dieſer Seite, und erfuhr, daß ſein Vorpoſten

posten angegriffen sey. Nun muß man wissen, daß Thomas Caraccioli, ein Cavalier aus einem der ältesten Neapolitanischen Häuser und General der Genuesischen Armee, die sich zu Ottaggio zusammengezogen hatte, damit gegen Gavi vorgerückt war, wo er die äusserſten Posten der Armee des Herzogs angriff, und dadurch denen in der Schanze, deren nicht weniger denn tausend bis zwölfhundert Mann waren, Muth machte, einen Ausfall gegen sie zu wagen.

Der Herzog schickte sogleich das Regiment Saint Reran dahin, bey dessen Ankunft das Gefecht von neuem angieng, und über zwo Stunden anhielt. Unterdessen hatte der Herzog Zeit, das Regiment Savines zwischen zween Bergen vorrücken zu lassen, um das Fort von einer andern Seite anzugreifen. Als nun dieß die feindliche Reuterey gewahr wurde, fürchtete sie, man wollte sie einschließen, und zog sich in Unordnung zurück. Da die vom Fort sich von ihr verlassen sahen, fiengen sie an, ihr zu folgen, worauf sie der Herzog ohne Zeitverlust angrif und kämpfend mit großem Verlust bis Ottaggio trieb.

Hier fand er vier Barrikaden vor sich, unter deren Begünstigung sie im Stand waren, sich wieder zu setzen. Nach einem langen Gefecht wurde die erste erobert, und beynahe die ganze Vertheidigung niedergehauen; worauf man an die beyden andern kam, die den Feind über funfzig Mann kosteten. Die letzte, die ihm noch übrig blieb, wurde indessen so stark befunden, daß der Herzog einmal auf dem Punkt war, davon abzustehen, um davor nicht den ganzen bis dahin errungenen Vortheil wieder zu verlieren. Allein einige Soldaten, die in ein Gäßchen, das in die Stadt führte, gedrungen waren und anfiengen zu schreyen

Schlag

Schlag tod! ſchlag tod! machte, daß dieſe leßten ſo ſehr in Furcht geriethen, daß ſie in der Einbildung, man komme ihnen in Rücken, zurückwichen, und Feuer an einen Pulverſtrich legten, der in einige Minen gieng, deren ſie ſich im äuſſerſten Nothfall bedienen wollten, um die Angreifenden damit aufzuhalten. Allein das ganze Unglück traf ſie ſelbſt. Denn als die Minen ſpielten, wehte der Wind das Feuer nach der Stadt, die davon beynahe ganz in Rauch aufgieng, und wodurch über dreyhundert von den ihrigen ſehr übel zugerichtet wurden.

Der Herzog, den eine dieſer Minen um ſeinen Sergent de Bataille, Flandres, gebracht hatte, auf den er ſehr viel hielt, als auf einen ſeiner beſten Leute, verfolgte den Reſt bis an das Thor des Schloſſes, das er zu kapituliren zwang. Er erbeutete dabey ſiebenzehn Fahnen, die er dem König ſchickte, und machte über ſechshundert Mann Gefangene, unter denen ſich Ludwig Guaſco, Meſtre de Camp, ein Mann von großem Ruf, Pedro Maria Gentil, Stephano Spinola, und der General ſelbſt befanden. In der That, wenn ich bedenke, daß ein einziger Tag ihn als König gebieten und als Sklave gehorchen ſah, und daß kaum drey Stunden zwiſchen dieſen ſo ganz entgegengeſetzten Zuſtänden vergiengen; ſo kann ich die Unbeſtändigkeit des Glücks nicht genug bewundern, noch jenen Kaiſer genug loben, der auf die vier Ecken des Thronhimmels in ſeinem Zimmer kleine goldne Vögel ſetzen ließ, die unaufhörlich wakelten, um ihn beſtändig an die Unbeſtändigkeit der Dinge in der Welt zu erinnern. Gewiß, wenn alle Menſchen dieß ſo bedächten, würden ſie beſſer auf die verſchiedenen Vorfälle gefaßt ſeyn, und die tägliche Erfahrung von der Gebrechlichkeit ihres Zuſtandes würde ſie weniger beunruhigen.

Der Herzog ließ nicht weniger denn tausend bis zwölfhundert Mann von den Feinden todt oder äusserst schwer verwundet auf dem Platz, und dieser Vorgang machte den Genuesern so bange, daß sie noch denselben Tag ihren Schatz und ihre größten Kostbarkeiten nach Porto Venere schickten, und blos so viel Geld behielten, als sie brauchten, um die zu ihrer Vertheidigung bestimmten Truppen zu bezahlen.

Der Connetable hatte unterdessen acht Compagnien vom Regiment Sault und sieben von Tremon nach Madonna, ein Kloster nahe bey Gavi, gelegt, um die Anlegung einer Batterie zu decken, die er auf einer mit dem Schloß zusammenhängenden Anhöhe errichten wollte, von wo allein es mit Vortheil angegriffen werden konnte, und wo die Feinde einige Schanzen hatten, die sie aber nicht lange vertheidigten. Der Rest der Truppen wurde an die vortheilhaftesten Posten um die Stadt her gestellt.

Am andern Tag ließ das Regiment Sancy, und Blacons den Marschall wissen: sie hätten sieben bis acht hundert Mann vom Feind auf dem Weg von Seravalle erscheinen sehen; worauf er sogleich das in jener Gegend stehende Regiment Tremon kommandirte, sie abzuschneiden, in der Meynung, es wäre ein Sukkurs, der den Belagerten zugienge. Allein es waren tausend bis zwölfhundert Mann von Gavi, die in der Nacht von da ausmarschiert waren, um sich nach Seravalle zu ziehen, und die nun, da sie sich entdeckt und zu weit entfernt sahen, um es in Sicherheit noch erreichen zu können, die Rückkehr noch für das sicherste hielten. Tremon, der sie nicht bald genug hatte einholen können, grif die nächsten sogleich an, und setzte den andern nach bis unter die Stadtmauern, wo der

Schar-

Scharmützel lange währte, und Blacons, der von einer andern Seite zur Hülfe herbeygeeilt war, hundert bis hundert und zwanzig Gefangene machte, die sogleich dem Connetable überschickt wurden.

Nun muß ich dem Leser sagen, daß die Inwohner der Stadt und die Besatzung selbst, beängstigt durch die häufigen Angriffe, die auf sie gemacht wurden, als sie das Geschütz zum Beschiessen fertig sahen, da doch der Platz nicht im Stand war, sich dagegen zu halten, den Gouverneur des Schlosses hatten bitten lassen, sie einzunehmen, im Fall sie überwältigt würden. Da sie dieß aber nicht von ihm hatten erhalten konnten, und sich so sehr im Gedränge sahen, daß man sie gar nicht zu Odem kommen ließ, so hatte der Stadtgouverneur Miasco ihm erklärt, er werde abziehen, und hatte sich deßwegen bereits auf den Weg gemacht, um sich ins Mailändische zu begeben. Da er aber gedachtermassen wieder umgekehrt und nicht Willens war, sich zu vertheidigen, so schickte er einen der Seinigen an den Marschall, um sichres Geleite zum Abzug mit seiner Garnison.

Als der Marschall dem Connetable davon benachrichtigt hatte, der noch zu St. Christoph war, so beschlossen sie, ihnen aus dem Grund zu willfahren, weil, wenn die Stadt einmal in ihrer Gewalt wäre, sie desto besser auf das Schloß losgehen könnten, und weil man jederzeit der Absicht eines weichenden Feindes behülflich seyn, und nie einen Vortheil, der sich darbietet, von der Hand weisen muß. Nachdem er ihnen also am folgenden Tag erlaubt hatte, abzuziehen, mit Waffen und Gepäcke, todter Lunte und die Trommel geschultert, mit eingezogner Fahne und unter dem Eid nie, wieder der Republik Genua gegen Frankreich zu dienen,

so ließen sie sie aus dem Lager führen, um hinziehe
wo sie für gut erachten würden.

Alessandro Giustiniani, ein Adelicher aus G
nua, Gouverneur des Schlosses von Gavi aufgebra
hierüber, äusserte seinen Unwillen sogleich durch ei
wüthende Salve aus allen seinen Kanonen auf
Stadt. Er wurde dann von dem Connetable auf
fordert, den Platz zu übergeben, mit der Bedrohu
wenn er das Geschütz abwarte, so würde keine Rettu
mehr für ihn seyn. Seine Antwort war: da er
Platz im Namen der Herrn von Genua besetzt ha
so werde er ihn nie ohne deren Erlaubniß übergeb
Man stellte ihm hierauf die Gefahr vor, die er la
einen Platz hartnäckig behaupten zu wollen, der ni
haltbar sey, und unvermeidlich beym ersten Stu
erobert werden müßte. Giustiniani verlangte d
einen Tag Bedenkzeit, nach dessen Verfluß er zu
worten versprach. Man bewilligte es ihm; worauf
der Connetable und der Marschall sogleich in die St
legten, wo der Herzog bald darauf ebenfalls hink
um Befehl zu ertheilen, dem Schloß härter zuzuse

Da sich am folgenden Tag Giustiniani nicht
ders als durch den Mund seiner Kanonen, und d
eine weisse Fahne mit einem rothen Kreuz erklärte,
er am höchsten Ort des Platzes aufstecken ließ, zum
chen, daß er sich vertheidigen wollte; so antwor
man ihm aus vier Kanonen, die ausser der Stadt
gepflanzt waren, und nichts als einige Wachthürm
abschlugen, während la Bourgade mit der obersten C
pagnie vom Regiment Sault, sich zwischen die
donna-Schanze und das Schloß legte, einen St
wurf weit vor der Bekleidung eines Bastions.
gleicher Zeit legte man eine zweyte Batterie bey d
Schanze und eine dritte in der Stadt an.

Als der Gouverneur noch einmal zur Uebergabe aufgefordert wurde, ſchickte er einen Corſiſchen Fähndrich hinaus, der einen Paſi für einen Mann verlangte, den er nach Genua ſchicken wollte, um der Signoria ſeine Lage zu melden, mit dem Verſprechen, den Platz zu übergeben, wenn er in drey Tagen keine Antwort hätte. Da ihm dieß zugeſtanden worden war, fiel dem Herzog ein, dieſen Mann auf dem Rückweg beobachten und auffangen zu laſſen, eine um ſo nothwendigere Kriegsliſt, da er dem Gouverneur Befehl brachte, ſich zu halten, mit der Verſicherung, daß er entſetzt werden ſolle. Da nun auf dieſe Art der dritte Tag vorübergegangen war, ohne daß er Nachricht erhielt, ſo glaubte er die Kapitulation nicht länger verſchieben zu dürfen, worauf ſie folgendermaſſen geſchloſſen wurde. Er erhielt freyen Abzug mit Mann und Waffen, brennender Lunte, fliegender Fahne, die Trommel geſchultert; was noch an dem nämlichen Tag vollzogen wurde.

Es lagen in dem Platz hundert und funfzig Corſen, zwanzig Genueſer, und neunzehn Schweizer, die er ſelbſt nach Genua führte, wo er ſogleich gefangengeſetzt wurde, weil er der zugefertigten Ordre zuwider gehandelt hätte; denn ſie wußten nicht, daß man den Ueberbringer derſelben angehalten hatte, und er war in groſſer Gefahr, den Kopf zu verlieren. Als er aber darthat, daß dieſe Ordre ihm nicht zugekommen war, und ſich damit entſchuldigte, daß er geglaubt habe, ihr Stillſchweigen für ein Zeichen ihrer Einwilligung nehmen zu müſſen, ſo ward er freygeſprochen, wiewol nicht ohne Mühe, indem die Strenge der politiſchen Maximen ſein Leben lange in Gefahr gehalten hatte.

Da indessen der Herzog behauptete, die Besatzung dieses Platzes komme ihm zu, der Connetable hingegen, sie stehe dem König zu, und dieß sey eine der Bedingungen des Bundes; so drang dieser, nach langem Streit, der eben nicht dazu diente, wieder gut zu machen, was die vergangenen Handlungen zwischen ihnen verderbt hatten, dennoch durch, und legte Gouverno einen Capitain aus Dauphiné hinein, der ihm lange gedient hatte, und auf den er sich, wegen der öftern Beweise, die er bey ähnlichen Gelegenheiten von seiner Tapferkeit und seiner Treue abgelegt hatte, gänzlich verlassen zu können glaubte. Indessen gab er den Platz bald darauf wieder zurück, aus den wahren Gründen, die wir anführen werden, und die ganz verschieden von denjenigen sind, welche die Ungerechtigkeit des öffentlichen Gerüchts ihm nachher zur Last legte.

Zwölftes Buch.

Erſtes Kapitel.

Aufenthalt des Connetable zu Gavi, um ſich zu der Belagerung von Genua zu rüſten. Unternehmung gegen ſeine Perſon.

Durch alle dieſe Kriegsthaten war es mit der Stadt Genua ſo weit gekommen, daß ſie beynahe noch die einzige in ihrem Gebiet war, die ſich nicht in der Gewalt der königlichen Waffen befand, und da ihre Bewohner, erſchrocken über ſo ſchnelle Fortſchritte, ſich in großer Unruhe befanden, ſo war die Gelegenheit unſtreitig ſehr günſtig, um ſie zu belagern und zu vollenden, was man ſo glücklich begonnen hatte. Wirklich war auch dieß die Abſicht des Connetable und des Herzogs, welcher die durch die Action bey Ottaggio erhaltenen Vortheile nicht verliehren wollte. Allein die Sachen befanden ſich auf ihrer Seite nicht in dem Zuſtand, wie ſie hätten wünſchen mögen. Ihre Armee war ſo ſchwach, daß ſie, weit entfernt eine Eroberung von ſolcher Wichtigkeit unternehmen zu können, kaum im Stand war zu behaupten, was man ſchon erfoch-

ten hatte. Zu diesem Mangel, der durch das Einreissen der ansteckenden Krankheiten täglich grösser wurde, gesellten sich noch zween andre gleich unangenehme: erstlich, daß die innern Angelegenheiten Frankreichs bey ihrer starken Verwirrung, nicht gestatteten, sich auf beträchtliche Geldhülfe von da Rechnung zu machen; zweytens, daß man, da die Lebensmittel bereits anfiengen zu fehlen, genöthigt war, zu sehen wie man sich durchbrächte, und die Gedanken, auf Unternehmungen gegen die auf eigne Erhaltung, aufzugeben.

Dazu kam noch der Umstand, daß das Artilleriefuhrwesen äusserst schlecht bestellt war. Denn da die Kanonen durch Ochsen hergeschafft worden waren, so gieng ein Theil davon durch Streifereyen der Feinde und Bauern verlohren, ein andrer war unterwegs gefallen, und der Rest wurde denen von der Armee, welche so schlau waren sie bey Nacht abzuthun, zur Beute; überdieß hatten sich auch die dazu gehörigen Fuhrleute, die meistens gezwungen mitgegangen waren, bey der ersten Gelegenheit, die sie ersehen konnten, wieder davon gemacht.

Indessen nun der glückliche Erfolg dieses Kriegs hauptsächlich davon abhieng, daß das Reich Ruhe, und der König keine dringendere Angelegenheit hatte, die ihn abhielt, ernstlich auf diese zu denken; so wollte das Unglück, daß die Reformirten wieder einen Aufstand in der Gegend von la Rochelle machten, und der Herzog von Rohan in Languedoc, sein Bruder Soubise in Poitou mehrere Anschläge ausführten, wodurch der König genöthigt wurde, seine Gedanken auf das zu richten, was wichtiger war, und die Sorge für die Italiänischen Angelegenheiten auf eine andre Zeit auszusetzen.

Dieſer Uebelſtand zog einen andern nach ſich, der die Unternehmung der Belagerung von Genua ſchlechterdings unmöglich machte. Die Schiffe nämlich, die der Herzog von Guiſe und die Holländer zu dieſer Expedition ausgerüſtet hatten, wurden zurückbehalten, und zum Dienſt Sr Majeſtät gegen die Rocheller gebraucht. So verurſachte alſo die fatale Lage der Angelegenheiten des Staats, daß man für dieſe nur äuſſerſt wenig thun konnte, und der geringe Sukkurs, den man dem Connetable ſchickte, langte ſo ſpät an, daß er beynahe ganz ohne Nutzen war.

Bey all dieſer Noth, die der Herzog und er zu verbergen ſuchten, die aber zu ſehr in die Augen fallend war, als daß nicht ſelbſt die Feinde ſie hätten gewahr werden ſollen, that der Connetable mit Beyſtand Boullions, von dem ich ſagen kann, daß er ihm ganz erſtaunlich zu Statten kam, ſein Möglichſtes und alles nur Erſinnliche, um nur wenigſtens mit Ehren zu beſtehen, wobey beyde ihr eignes Vermögen nicht ſparten, um die Ehre Frankreichs hierbey würdig zu behaupten, und zu verhüten, daß es nicht in der Achtung bey den Ausländern ſänke. Der Connetable war unaufhörlich durch ſeine Briefe und durch ſeine Freunde bemüht, die Angelegenheiten des Staats einigermaſſen ins Reine zu bringen, und einige Hülfe daher zu erhalten, um die Schande zu vermeiden, dieſen Krieg aus Mangel unausgeführt laſſen zu müſſen. Man gab ihm aber vom Hof nichts als Hoffnungen, und, beklagte er ſich, daß man ihn ſo ſtecken laſſe, wie er das öfters ganz laut that, ſo antwortete man ihm blos: ſeine Klage ſey gerecht, man befinde ſich aber auſſer Stand, ihr abzuhelfen. Wie manchen Courier ſchickte er deßwegen ab, der mit bloßen Entſchuldigungen und Verſprechen zurückkam! — Freylich gieng es nicht an,

das Feuer um sich greifen zu lassen, das im Staat ausgebrochen war, und die politische Klugheit erforderte unstreitig dieß erst zu löschen, ehe man sich auf irgend etwas weiter einließ.

Der Herzog brachte zwar seiner Seits frische Truppen auf die Beine, aber so langsam, daß die Feinde unterdessen Zeit hatten, sich wieder zu besinnen, und sich zur Vertheidigung zu rüsten. Endlich nach einer langen und fruchtlosen Berathschlagung über die Mittel, sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen, und nach Verlauf von drey Monaten, da der König wohl sah, daß der beste Rath, den er hierbey befolgen könnte, darinn bestünde, die Belagerung von Genua noch auszusetzen, aus Furcht, der Erfolg möchte, wenn sie nur schwach unternommen würde, nicht so zur Ehre Seiner Waffen ausfallen, wie zu wünschen wäre, ließ Er dem Connetable durch eine besonders abgeschickte Depesche vom dritten Junius zu wissen thun, „wie „Er für gut fände, daß man auf eine andre minder „beträchtliche Unternehmung bedacht wäre, indem man „sich gegenwärtig ausser Stand befände, diese durch„zusetzen; was Se. Majestät übrigens ganz dem Er„messen des Herrn Herzogs und Connetable anheim„stellten." —

Diese beyden traten hierauf zusammen, um auf ein schickliches Mittel zu denken, sich aus diesem Labirinth herauszuziehen, und beschlossen, sich, bis die Angelegenheiten Frankreichs ausgeglichen wären, gegen Savona zu wenden, und es zu belagern, um dem Rest ihrer Armee etwas zu thun zu geben, die durch den Müssiggang vollends ganz verderbt wurde.

Als man sich hierzu rüstete, ertheilten die Genueser ebenfalls ihre Befehle, sich mit Mannschaft zu

verſtärken und mit allem Erforderlichen zu Vertheidigung ihrer Stadt zu verſehen, und hatten zu dem Ende öffentlich um Spaniſchen Beyſtand angeſucht. Die Spanier zogen auch ihnen zu lieb eine Armee von zwanzigtauſend Mann unter dem Herzog von Feria in Mailand zuſammen, und ſtellten eine andre zur See auf, unter dem Kommando des Marquis von Saint-Croix. Unter allen Entwürfen aber, die ſie zu ihrer Erhaltung machten, hatten ſie einen angelegt, der unſtreitig von ſichrer Wirkung war, wenn er gelang, und ſie von allen Beſorgniſſen befreit hätte, die ihnen die Perſon des Connetable erregte; denn ihr Haß war nicht weniger gegen ihn als gegen den Herzog gerichtet. Sie hatten nämlich Stephano Spinola den Auftrag gegeben, ihn durch ſeinen Schwager Marini, franzöſiſchen Geſandten in Piemont, zu ſondiren, ob er ſich nicht zu einem Vergleich verſtehen wollte, worauf er aber auf eine ſeines Edelmuths und der Ehre ſeines Herrn würdige Art geantwortet hatte. „Se Majeſtät pflegten nicht mit Ihren Unterthanen in Unterhandlung „zu treten, und könnten ſich auf keinerley Art von Vergleich mit ihnen einlaſſen, wenn ſie ſich nicht vor allen „Dingen entſchlöſſen, Höchſtſie für ihren höchſten und „alleinigen Oberherrn zu erkennen.“ — Dieß hatte ſie denn ſo verdroſſen, daß ſie ſo weit gegangen waren, auf Mittel zu ſeinem Verderben ſelbſt durch einen Anſchlag gegen ſein Leben bedacht zu ſeyn; wenigſtens wurde dieß ihnen durch den zur Laſt gelegt, der die Ausführung übernommen hatte, und von dem es der Connetable nachher erfuhr.

Dieſer, der ſich Baron von Alegre nannte, ſtammte aus Dauphiné, von der Stadt Montelimar, her. Ein Mann von geringer Geburt, der aber durch Induſtrie ſich ſo in Credit bey ihnen geſetzt hatte, daß

ſie

ſie ihm die Direktion ihres Artillerieweſens während des Kriegs anvertraut hatten. Dieſer nun hatte es übernommen, die Wohnung des Connetable durch Pulver in die Luft zu ſprengen, indem ein ziemlich breiter Canal unter derſelben weggieng, durch den die Unreinigkeiten und das Waſſer von der Straſſe in den Fluß abgeleitet wurden. Zu dem Ende hatte er zu Serravalle, das angeführtermaſſen in der Nachbarſchaft von Gavi aber im Mailändiſchen liegt, einen ſtarken Pulverſchlauch verfertigt, und nachdem er verſchiedenemal unterſucht hatte, wo dieſer anzubringen ſeyn möchte, ließ er ihn endlich vor Oſtern durch einen Bauer nach Gavi tragen, den er an einem gewiſſen Ort zurückließ. Er ſelbſt gieng dann unter Begünſtigung ſeiner Kleidung, welche wie ſeine Sprache, franzöſiſch war, nach der Wohnung des Connetable, um zu ſehen, wer bey ihm wäre.

Als er nun hier in einen untern Saal trat, wo der Connetable von Meſtres de Camp, Capitains, und andern dergleichen Perſonen umgeben war, und beſonders Blacons bemerkte, unter dem er ehmals gedient hatte, und dann ſeinen Blick auf den Connetable heftete, dem er gegenüber ſtand, ſo machte die ehrwürdige Gegenwart dieſes großen Mannes einen ſolchen Eindruck auf ihn, und es befiel ihn ein ſolches Entſetzen über ſein Vorhaben, daß er zu dem zurückgieng, der den Pulverſack trug, und ihn wieder mit nach Saraval zurücknahm, von wo er ſich nach Genua begab, und ſich entſchuldigte: er habe ſein Unternehmen aus Mangel an Gelegenheit nicht ausführen können. Einige Zeit darauf befand er ſich mit den Spaniern zu Verrua, von wo er heimlich zu der franzöſiſchen Armee übergieng, und durch den Capitain Colliſieux vor den Herzog und den Connetable geführt wurde, wo er un-

ter

andern Dingen, die er ihm von den damaligen Gi-
chten entdeckte, auch diese Unternehmung erzählte,
wie wir sie hier beschrieben haben.

Zweytes Kapitel.

fbruch der Armee nach Savonna. Ein-
nahme von Cairo. Acqui wird von den Spaniern weggenommen.

Wir haben jetzt die Hindernisse und Rücksichten ge-
en, welche den Connetable zu Gavi hielten, und
cen uns überzeugt, sie seyen so dringend gewe-
, daß Klugheit so sehr als die Nothwendigkeit ihn
timmte, ihnen nachzugeben. Da nun das einzige
ittel, sich aus dieser schlimmen Lage zu ziehen, darinn
tand, den Soldaten, die in einem unglückseeligen
üssiggang verdarben, etwas zu thun zu geben, so
rde gedachtermassen beschlossen, eine Unternehmung
f Savonna zu versuchen, und sich nach dieser Seite
zuwenden.

Nachdem am zwölften Junius früh alle Trup-
n, bis auf die, welche zur Besatzung nöthig waren,
n Gavi und Novi aufgebrochen, und auf dem Marsch
ammengestossen waren, um nach Rivalta zu mar-
iren, und die von Novi anfiengen zu defiliren, ließen
jenseits des Flusses Laima im Mailändischen bey
ancavilla fünf und dreyssig bis vierzig Pferde erbli-
n. La Motte Verdeyer, Capitain-Lieutenant der
ndarmen des Connetable, der daselbst sein Quar-
hatte, kommandirte sogleich Montserrier und Ar-
ers, diesen als Guidon, jenen als Fähnrich der Com-
gnie, dahin, um sie mit funfzig Reutern zu rekognosciren.

Als

Als diese ans Ufer kamen, setzte Arseliers mit zehn Mann hinüber, und entdeckte auf den nächsten Wiesen ungefähr dreissig berittene Büchsenschützen, Polen, und wohl funfzig leichte Reuter. Er gab Montserrier Nachricht davon, der, entschlossen, sie anzugreifen, die Chevauxlegers Compagnie St. Jurs nimmt, und hinübersetzt. Da aber sein Trompeter in einen Graben gefallen war, und dieser Vorfall den Trupp etwas aufgehalten hatte, so stieß unterdessen die Spanische Reuterey zu der Polnischen, indem sie wohl merkten, daß es auf einen Angriff angesehen war. Dem ungeachtet ließ Montserrier sie abermals durch Fourcault mit sechs Mann rekognosciren; dieser entdeckte dann auf zweyhundert Schritt ungefähr achtzig feindliche Pferde, die noch nicht zum Vorschein gekommen waren, und gleich darauf funfzehnhundert Mann Fußvolk, die von Basaluzzo kamen und gegen den Fluß zogen, um ihn unter Bedeckung von vier Cavalleriekorps, die hinter ihnen waren, zu passiren. Da aber der Sergeant la Fontaine, von der Compagnie Varnoux des Bruders der Connetable, sich mit einigen Musketiern hinter Montserrier befand, und davon an verschiedenen Orten welche postiert hatten, die unaufhörlich feuerten; so wurden die Feinde über drey Stunden dadurch hingehalten, indem sie einen Hinterhalt besorgten. Sie wagten sich daher nicht über den Fluß, und die andern zogen sich an ihr Corps zurück.

Einige Stunden darauf brach die ganze Armee zugleich auf, wobey ihr dieselben Truppen von Ferne immer zur Seite blieben und Gelegenheit suchten sie anzugreifen; und als sie kurz vor der Retraite über den Fluß Orba gegangen war, und der Savoyischen Reuterey, unter dem Prinz Thomas, einem der Söhne des Herzogs begegnet war, hörte der Connetable, der

sich

ſich im Mitteltreffen befand, einige Bewegung im Nach-
trab, wo man die Feinde ſehr nahe hatte erſcheinen ſe-
hen. Da Boiſſat, zu dem ſich noch Chambillon ge-
ſellte, rekognosciren geſchickt worden war, ſchickte ih-
nen der Connetable den Lieutenant von ſeiner Garde,
Brunet, nach, und ließ ihnen ſagen, ſie ſollten ſich in
nichts einlaſſen. Allein, nachdem noch einige Volon-
taire zu ihnen geſtoſſen waren, unter andern auch de Bey-
nes, der den Dienſt bey dem Connetable hatte, der-
ſelbe der mit dem Herzog von Oſſonna negociirt hatte,
ritt Brunet, mit dem Befehl, blos zu obſerviren, ohne
ſich einzulaſſen, ſo tief in den Feind, daß er ſich von
einem ſtarken TruppCavallerie angegriffen ſah, gegen den
r ſich herzhaft vertheidigte. Da aber die Par-
ey zu ungleich war, wurden de Beynes und er nie-
ergeſtürzt, dieſer todt, jener tödlich verwundet.

Chambillac und Boiſſat mit den Chevaurlegers
es Connetable, und du Venan, Sr. Jurs Lieute-
ant und ſein Fähnrich Solignac mit den ihrigen hats
en auf einer andern Seite die Feinde auf dem Hals,
nd thaten Wunder, um ihnen zu widerſtehen; da aber
er Nachtheil zu ſehr auf ihrer Seite war, ſo wurden
e übel zugerichtet, ſowohl durch die Spaniſche und
olniſche Reuterey, als durch einige in Hecken poſtierte
Muſketier. Boiſſat verlohr dabey ſein Pferd, und
Chambillac wurde nebſt mehrern ihrer Leute, verwun-
et, worunter auch Matthieu, mit dem Zunamen le
adet de Vaunaveys war, der ſich durch auſſerordentliche
roben von Tapferkeit auszeichnete, und ſtarke Bleſ-
uren davon trug, wovon er noch jetzt die Spuren am
chtbarſten Ort ſeiner Perſon trägt. Solignac wurde
enfalls dabey bleſſirt, und ſeine Fahne zerriſſen, weil
r ihm die Feinde nicht anders nehmen konnten. Der
andel würde auch wirklich noch ſchlimmer abgelau-
ſen

sen seyn, wenn nicht der Prinz Thomas mit der Savoyischen Reuterey vorgerückt wäre, wodurch die Spanier besorgt, und genöthigt wurden, sich endlich zurückzuziehen.

Chambillac wurde getadelt, daß er sich in das Gefecht eingelassen hatte, ehe Auriac und la Motte Verdeyer, die der Connetable ihnen zur Unterstützung schickte, mit der Cavallerie zu ihm gestossen waren. Der Connetable beklagte Brunet als einen sehr braven Mann, und seinen alten Diener; denn er war in seinem Hause aufgewachsen, und hatte es von einem sehr geringen Anfang ziemlich weit gebracht. Er tadelte aber seine Uebereilung, und sagte, da Gehorsam eine der Hauptpflichten des Kriegers sey, so müsse er seine Ehre darin suchen, die erhaltnen Befehle pünktlich zu befolgen, ohne sie, aus welchem Grund es auch seyn möge, zu überschreiten, oder aus den Augen zu setzen. — De Veynes wurde bedauert, als ein Mann von dem man noch viel hoffen konnte. — Diesen Abend blieb der Connetable und die ganze Armee zu Rivalta.

Am folgenden Tag langten der Herzog, der Connetable, der Prinz von Piemont und der Marschall ohne Anstoß zu Aqui an, mit allen ihren Truppen und ihrem Geschütz, wovon man, aus Mangel an Zugvieh, einen guten Theil hatte zu Gavi lassen müssen. Als sie sechs Tage hier gelegen und das Benehmen der Spanier beobachtet hatten, die mit einer starken Armee im Mailändischen standen; so wurde beschlossen, der Prinz von Piemont und der Marschall sollten mit einem Theil der Armee nach Savonna marschieren, der Herzog und der Connetable aber mit dem Rest sich nicht von dieser Grenze entfernen, um die Feinde in

Be-

ſorgniß zu halten, und ſich ihren Unternehmungen
dirſer Seite zu widerſetzen.

Dieſem Schluß zufolge nahm der Prinz vier Ka-
en, und gieng in Begleitung des Marſchalls, des
kurzem in der Eigenſchaft eines Feldmarſchalls, wel-
n Poſten er bey der Belagerung von Montpellier
erſehen angefangen hatte, angekommenen Marquis
Villeroy, und des Grafen von Torigny mit einer
mpagnie Chevaurlegers ab. Am erſten Tag kam-
en ſie unter Spingo, einem Städtchen, deſſen der
zog ſich verſichert hatte. Von da ſetzten ſie ihren
rſch bis Dego fort. Unterdeſſen ließen der Her-
und der Connetable den Sergent de Bataille Guil-
s mit dem Regiment Nereode und einem Walliſer
der Armee des Herzogs in Aqui, um dieſen Platz
zu ihrer Zurückkunft zu bedecken, und rückten nach
ingo vor, um die Belagerung von Savonna zu
ünſtigen. Jedoch in der Meynung, wieder nach
ui zurückzugehen, wenn die Spanier dahin kommen
lten, wie ſie Mine machten.

Der Herzog machte von da eine Tour nach Tu-
, und der Prinz, der immer fortmarſchierte, fand
ſeinem Marſch das Städtchen Cairo, das vielleicht
z gemacht durch ſeinen Namen, Mine machte, Wi-
ſtand thun zu wollen. Sogleich umſetzten es die
gimenter Chappes, Sault, Tremon, Bonne, Bla-
s, Villeroy und Saint-Neron, einige von der Armee
Herzogs, andere von der des Connetable; die
nonen wurden gegenüber von den Stellen aufgefah-
, von woher das meiſte Feuer aus der Stadt ge-
cht wurde, der Platz wurde mit etlich und achtzig
hüſſen begrüßt, und der Capitain Jourdain, Beau-
s Lieutenant vom Regiment Sault kommandirt,

ein Haus nahe beym Graben zu besetzen, was er auch muthig ins Werk setzte. Da nun die Belagerten, die sich nicht übel vertheidigt hatten, sahen, daß ihnen noch etwas schlimmeres drohte, so kapitulierten sie noch denselben Abend, und ergaben sich gegen freyen Abzug mit klingendem Spiel und brennender Lunte. Ein Theil der Truppen des Prinzen rückten ein, die andern blieben vor der Stadt.

Unterdessen aber war der Herzog von Feria, Statthalter von Mailand, mit zwanzigtausend Mann zu Fuß, fünftausend Pferden und einer Menge Artillerie vor Aqui gerückt. Guillays, der in dem Platz lag, und den dieß alles nicht schreckte, wiewol er nicht im Stand war dagegen auszuhalten, hatte sich doch dazu entschlossen, und gerüstet, und ermahnte die Walliser dazu, denen die Erscheinung dieser Armee Furcht eingejagt hatte. Allein ihr Oberster erklärte ihm ohne Umstände, er werde sich nicht vertheidigen, und wenn Guillays nicht kapitulire, so werde er seine Kapitulation für sich machen, und mit den Seinigen abziehen. Betroffen über diesen Entschluß that Guillays sein Möglichstes, ihm Muth zuzusprechen, und stellte ihm vor, wie viel Ehre sie durch eine muthige Gegenwehr erwerben könnten; daß sie dem Herzog und dem Connetable ihr Wort gegeben hätten, sich wenigstens drey Tage lang zu halten; bis sie wieder zurückkämen, und suchte alles nur Erfindliche hervor, um sie zur Vertheidigung zu vermögen. Allein, da die Furcht ihr Innerstes durchdrungen hatte, so beharrten sie bey ihrem Entschluß, und Guillays, der sich ohne diesen Trupp so schwach befand, daß es Thorheit gewesen wäre, den Platz eigensinnig behaupten zu wollen, da er noch dazu die Inwohner zu Feinden hatte — denn bey Annäherung dieser Armee verlohren alle diese Leute die

Zunei-

uneigung, die ſie zuvor gegen Frankreich bezeugt hat-
n — Guillays, ſage ich, war unter dieſen Umſtän-
en genöthigt zu kapituliren, nachdem er muthig eine
roße Breſche ausgehalten hatte, oder vielmehr einen
inſturz, den die Länge der Zeit an der Mauer ver-
ſacht hatte.

Die Spanier fanden in dem Platz viel Getreide,
as der Connetable ſeit kurzem daſelbſt aufgeſchüttet
atte, nebſt Kriegsmunition und einigen Möbeln des
erzogs. Sie ſchickten die geſunden Soldaten durch
raubündten zurück, ließen die Kranken nach der fran-
ſiſchen Armee fahren, und einige Domeſtiken des
onnetable, ſehr ſorgfältig und ehrenvoll nach ſei-
n Quartier ſchaffen; und dieß auf Befehl Pico-
minis, eines edelmüthigen Herrn, der, als er mei-
en Vater in der Stadt fand, wo der Connetable ihn
laſſen hatte, um für das Proviantweſen, das er un-
r ſich hatte, zu ſorgen, ihn in allen Stücken ſehr höf-
h behandelte, ſich ſorgfältig und mit Vergnügen bey
m nach den militäriſchen Handlungen des Conne-
ble erkundigte, bezeugte: daß er eine ganz beſondre
erehrung gegen den trefflichen Helden hege, und
ßerte; er würde ſich glücklich ſchätzen, wenn er un-
ſchadet dem Intereſſe ſeines Herrn, ſeine Freund-
haft erwerben könnte. — Eine auſſerordentliche Vor-
efflichkeit wie dieſer Held hatte, iſt ſicher, überall
ewundrer zu finden, wo ſich edle oder auch blos ver-
nftige und billige Menſchen finden.

Drittes Kapitel.

Rückmarsch der Armee, die nach Savonna auf dem Marsch war. Rückzug von Bestagno.

Nachdem also Aqui von den Spaniern weggenommen war, und der Prinz und der Connetable, welche drey Tage lang keine Nachricht davon hatten und über diese Ungewißheit sehr in Verlegenheit waren, endlich den wahren Verlauf durch einen Spion erfuhren, den der Adjutant Peyrins Calignon dahin geschickt hatte; so ließen sie die Truppen wieder zurückmarschieren, um sich den neuen Feinden zu widersetzen, welche weiter vorzudringen Mine machten, und geschmeichelt durch die Leichtigkeit, die sie hier beym Anfang gefunden hatten, überall ein gleiches zu finden glaubten. Indessen werden wir doch in Kurzem sehen, wie dieß große Heer, das den Staat des Herzogs ganz umzuwerfen gedachte, nicht einmal eine Warze (4) davon abzureissen vermochte, und der Gegenstand der letzten Triumphe unsers Helden war.

Er war zu Spingo, als er neben dem Mißvergnügen, das er über die üble Lage dieses Kriegs empfand, noch durch einen besondern Vorfall betroffen wurde, der sichtbar die vollkommene Gemüthsruhe störte, die er sonst in allen Dingen zeigte. Dieß war der Tod Machauts, eines der Adjutanten bey der Armee, der tiefe wissenschaftliche Kenntniß mit dem Stand eines Kriegers verband, und sich so sehr seine Achtung erworben hatte, daß Lesdiguieres seinen Verlust sehr zu Herzen nahm, und zwar um so mehr, da er die Folge einer unglücklichen Erläuterung war, zu welcher der Mißbrauch dieses Jahrhunderts denselben genöthigt hatte. Da man

nn in der Lage war, Leute zum Dienſt, wie dieſer, u bedürfen, ſo glaubte der Connetable nicht, daß dier Verluſt ſo leicht wieder zu erſetzen wäre, auſſer en Gründen, die er noch wegen ſeines perſönlichen Verdienſts hatte, ſeinen Verluſt zu bedauern.

Da man nun endlich Gewißheit hatte, daß die Spanier in Aqui wären, und der Prinz wie der Conetable, empfindlich über dieſe plötzliche Verwandlung uf dem Kriegsſchauplatz, die wir bald noch gröer ſehen werden, alle ihre Entwürfe ſtocken ſan; ſo fanden ſie nach einer langen Berathſchlang: das beſte Mittel wäre, ſich in Beſſagno, eine Meile von Aqui, zu werfen, um den Feind aufzuhal-n, welcher Nizza della Paglia einnehmen wollte; as er leicht konnte, und wodurch er im Stand geſen wäre, die Proviantzufuhr von Aſti abzuſchnein. Nachdem nun der Prinz und der Connetable t allen ihren Truppen, die noch durch einige bey dem rinzen angekommene Regimenter verſtärkt wurden, r Beſſagno angelangt waren, legten ſie ihre Cavalie vor den Platz an einem kleinen Fluß hin, der Ebene durchſtrömt, und ihre Infanterie rechts auf höhen bey einem Kaſtanienwald.

Links auf Hügeln längs der Straße von Begno nach Aqui liegt ein kleines Dorf, Terzo gennt, das die Feinde noch nicht beſetzt hatten, und n wo man ihr Lager unten ganz ſehen konnte. Der nnetable war der Meinung: es wäre vortheilſt, ſich deſſelben zu bemächtigen, und zwar aus een Gründen, einmal damit bey der Abſicht, die ſie tten, mit den Feinden zu ſchlagen, die Kanonen rt aufgefahren werden könnten, um ihr Lager daraus beſchießen, während die Armee zugleich längs dem

Wege vorwärts marschierte, und dann um sich, wenn man diesen Posten inne hätte, der auf der Straße von Aqui nach Canelli liegt, den Rückzug nach Piemont offen und bequem zu erhalten, falls man dazu genöthigt werden sollte. Er beschloß daher rekognosciren zu lassen, wie man dahin kommen könnte.

Als er indessen die Hügel rechts, wo seine Infanterie postiert war, erstiegen hatte, entdeckte er unten einige Cavallerie-Trupps, und schickte le Perse, Capitän von seiner Garde, dahin, der auf sie einritt, in der Absicht, sie anzugreifen, wenn sie dem Angriff nicht durch ihren Rückzug zuvorgekommen wären. Da der Connetable zu gleicher Zeit den Grafen von Alets mit einiger Reuterey kommandirt hatte, um le Perse zu unterstützen, im Fall die Feinde sich mit ihm einließen, so sagte der Graf als er zu ihm gestoßen war, voll muthiger Ungeduld, mit ihnen anzubinden, zu ihm: „Vorwärts, Vater, lassen Sie uns diese Leute aufsuchen, die nicht das Herz haben, uns zu erwarten.“ Le Perse, der links am Wege einen feindlichen Posten sah, von wo aus man ihnen in Rücken kommen, und den Rückzug abschneiden konnte, war nicht der Meinung; indessen da der Graf in ihn drang, und er auch nach Art der meisten Männer von Herz, fürchtete, man möchte seine Vorsichtigkeit für eine Schwachheit halten, so fing er an, ihm zu folgen. Allein Montgon, ein alter Cavallerie-Officier, der mit dabey war und die Gefahr sah, in die man sich begeben wollte, machte eben die Betrachtungen, die Perse erst zurückgehalten hatte und brachte sie von diesem Vorhaben ab, worauf der Graf sich gegen le Perse wendete, und sagte: „ich gestehe, Sie verstehen das Handwerk besser als wir. Reuten wir zurück.“ — Damit kehrten sie denn zum Connetable um, der den Muth des Gra-

rafen lobte, und der Vorsicht der beyden andern sei-
n Beyfall gab.

Sobald der Connetable wieder im Hauptquar-
er war, gab er Befehl, den Weg nach Terzo rekog-
oſciren zu laſſen. Da dieß aber nur in der Nacht
ſchehen konnte, und die Dunkelheit, beſonders durch
n Schatten der Bäume, womit dieſe ganze Gegend
ſetzt iſt, auſſerordentlich ſtark war, konnte man nicht
nmal einen Fußpfad entdecken. In der folgenden
acht fand man einen Weg, der aber ſo verſchlungen
ar, daß man ſich nicht einmal bey Tag wieder darauf
recht finden konnte. Da indeſſen die Abſicht des
onnetable war, den Feinden ein Treffen zu liefern,
eachtet ſie um die Hälfte ſtärker waren, als er, ſo
ieb die ganze Armee dieſen Tag über in Schlacht-
dnung ſtehen; die Feinde zeigten ſich auch einigemal,
er nicht in gleicher Abſicht, indem die ihrige blos
hin ging, etwas gegen die Staaten des Herzogs zu
nternehmen, wie wir in der Folge ſehen werden.

Der Connetable, der, weil er nicht Terzo be-
zen konnte, mit ihnen ſchlagen wollte, und beſchloſ-
n hatte, ſie anzugreifen, wurde, als er dieß in Vor-
hlag gebracht hatte, darinn durch eine Nachricht be-
ärkt die ihm ſein Agent am Hof, Saint Sauveur Jo-
aron gab: daß nemlich der Herzog durch ſeinen Geſand-
n ſich dort ſehr darum bewerbe, das Kommando über
e königlichen Truppen in Italien allein zu bekommen,
nd zu bewirken, daß der Connetable zurückberufen
ürde. Da nun dieſer hierdurch vollkommen von der
iferſucht dieſes Fürſten gegen ihn überzeugt wurde,
beſchloß er, er möchte nun zurückberufen werden
der nicht, dieſen Feldzug durch eine große That zu
eſchließen, und wollte durchaus ſchlagen.

Der Prinz von Piemont aber, durch seinen Respekt gegen den Herzog, ohne den er in einer so wichtigen Sache nichts beschließen wollte, zurückgehalten, und nebst dem Monsieur von einer andern Meinung eingenommen, widersetzte sich dem Vorhaben des Connetable aus folgenden Gründen. Da die Feinde doppelt so stark wären, so wäre es zu gewagt, ihnen eine Schlacht zu liefern. Wenn man sie verlöhre, so würde man dadurch die Staaten des Herzogs ganz blos stellen, da man keine andre Armee entgegen zu stellen hätte. Der Connetable wisse besser als sonst irgend jemand in der Welt, daß man es nie auf den ungewissen Ausschlag einer Bataille ankommen lassen dürfe, ausser wenn sonst kein Mittel zur Rettung wäre, und daß dieß eine Sache sey, die man wegen der wichtigen Folgen nie muthwillig anfangen müsse. Ihre Angelegenheiten wären durchaus weit entfernt von jenen gefährlichen Extremitäten, worein die Menschen gerathen seyn müssen, wenn sie sich der Discretion des Glücks überlassen; da der Weg nach Piemont ihnen offen stehe, und der Mangel an Proviant anfange, bey ihnen fühlbar zu werden, denn sie hatten nur noch auf zween Tage, so hätten sie beyzeiten und aus Einsicht zu thun, was sie endlich doch gezwungen und aus Noth würden thun müssen, nämlich auf den Rückzug bedacht zu seyn.

Dazu kam noch eine Nachricht, welche diese Gründe verstärkte: daß nämlich die Feinde, die sich rüsteten, Piemont anzufallen, Carelli wegnehmen wollten, um mit ihrer Unternehmung desto besser zu Stande zu kommen, weil dieser Platz am Paß nach Piemont von dieser Seite gelegen ist. Deßwegen wurde sogleich zum Aufbruch kommandirt, der Connetable stellte sich ohne Verzug an die Spitze seiner Truppen, die nicht

mehr

ehr über dreytausend Mann stark waren, und der
Prinz schickte sich ebenfalls an, mit den seinigen abzu-
arschiren, um alle zusammen nach Canelli zu ziehen.
Der Prinz nahm aber einen andern Weg, seitwärts
on dem Connetable, um die Verwirrung zu vermei-
en, die — ohnehin schon groß durch die Bagage
nd Artillerie — durch die Lage der Landschaft, wo
e zu marschiren hatten, vollends aufs höchste stieg:
enn man mußte sich durch ein langes Thal zurückzie-
en, mit Hecken und Hügeln durchschnitten, bis auf
ie Ebene vor Canelli, wo es ausging.

Der Connetable dachte, da die Absicht und der
Marsch der Feinde ebenfalls hierher giengen, so wür-
e er sie in dieser Ebene finden, entschlossen, ihm ein
Treffen anzubieten; und wirklich wenn sie dieß, bey ih-
er Uebermacht, gethan hätten, so würden sie ihn un-
treitig sehr in die Klemme bekommen haben. Deß-
wegen nun mußte man suchen, schleunig Canelli zu
rreichen, um den Uebelstand zu verhüten, daß sie
ich zuerst darein würfen; und wiewohl es schon spät
war, so waren die Truppen dennoch im Begriff, ab-
umarschiren, als der Marschall, — der sie mit le
Verse in Augenschein genommen, und eine ausseror-
entliche Unordnung unter ihnen bemerkt hatte, in-
em Bagagewägen und Soldaten alles untereinander
war — dem Connetable vorstellte, daß diese Ver-
virrung ihnen sehr große Ungelegenheiten verursachen
könnte, und ihm zuredete, den Abmarsch auf den fol-
genden Tag zu verschieben.

Am andern Morgen nun stieg der Connetable mit
Tagesanbruch zu Pferd, und ließ die Armee an demselben
Orte, wo sie die zween vorhergehenden Tage kampirt
hatte, in Ordnung stellen, um die Feinde in der Mei-

nung zu erhalten, als wollte er ſchlagen; eigentlich aber um die Bagage hinter der Front abfahren zu laſſen, und deſto beſſer im Stand zu ſeyn, ſie zu vertheidigen, im Fall ſie, dem Anſchein und der Kriegsraiſon nach, in den Nachzug fallen wollten. Zu gleicher Zeit ließ der Prinz ſeine Armee auf einem Weg neben dem, den der Connetable zu nehmen hatte, abmarſchiren. Da indeſſen die Feinde eben ſo wenig Mine machten, ſchlagen zu wollen, als zuvor, und da die Bagage ſchon einen guten Vorſprung gewonnen hatte, fing der Connetable an, ſeine Truppen ebenfalls abmarſchiren zu laſſen, und wollte der letzte ſeyn, um zu ſehen, ob die Feinde nachkämen.

Auf dieſem erſten Marſch ereignete ſich ein Umſtand, der vielen Leuten zu reden gab, und wohl ehemals einen jener Römiſchen Feldherrn ſehr beſorgt gemacht haben würde, die aus den Augurien und Anzeichen auf einen guten oder ſchlimmen Erfolg ihrer Unternehmungen zu ſchließen gewohnt waren. Seine Sänfte nämlich, die er hatte voraus gehen laſſen, denn er war zu Pferde, fiel in einen Abſturz, aus dem man ſie kaum wieder herauf bringen konnte; was mehrere Perſonen für ein böſes Zeichen erklärten. Allein das Ende des Tages widerlegte ihren Aberglauben.

Nachdem alle Truppen abgegangen waren, und der Connetable hinten nach, ſo rückten die Feinde, als er kaum eine halbe Meile von Beſtagno war, daſelbſt ein, und machten Mine, weiter gehen zu wollen: begnügten ſich jedoch, zu ſehen, ob man dort etwas vergeſſen habe. Er ſetzte ſeinen Marſch in Einem Zug bis gegen Mittag mit großen Beſchwerden fort, welche noch durch die brennende Hitze des Tags vermehrt

wur-

wurden. Indeſſen fand er, ganz gegen ſeine Erwartung, niemand von den Feinden. Denn da ſie von den Anhöhen über dem Wege Meiſter waren, ſo konnten ſie an mehrern Stellen auf ihn herunter fallen, und ihn angreifen, wodurch ſie ihm unſtreitig ſehr läſtig hätten werden können; allein ſie erſchienen nicht, und ſetzten dafür dem Prinzen nach, der ſie, wie wir bald ſehen werden, mit Verluſt zurückwies.

Gegen Mittag hatte der Connetable an einem Ort, Namens Seſſamo, in einer kleinen Kapelle Halt gemacht, und dann nach kurzer Raſt den Marſch wieder fortgeſetzt. Er zweifelte nicht, in der Ebene von Canelli Feinde zu finden, wo ſie, wenn ſie es recht angegriffen hätten, ihn erwarten mußten, und ſo einen Vortheil vor ihm voraus gehabt haben würden, den er an ihrer Stelle ſicher nicht vernachläſſigt hätte. Wirklich machte ſich, in der Vorausſetzung ſie dort zu finden, jeder ſchon gefaßt, ſich tapfer zu halten, und es war niemand, wer nur im Stand war einen Degen zu führen, der nicht entſchloſſen geweſen wäre, ihn tüchtig zu handhaben; ſowohl aus Noth, um ſich ſeiner Haut zu wehren, als um der Ehre willen, den Sieg zu erkämpfen. Allein man fand niemand daſelbſt, und ich weiß in der That nicht, warum die Feinde, die eher als der Connetable dort ſeyn, und ihn äuſſerſt beläſtigen konnten, eine ſo ſchöne Gelegenheit unbenutzt ließen. In der That war auch, um die Wahrheit zu ſagen, der größte Theil der Unſrigen darüber nicht weniger erſtaunt als erfreut.

Während der Connetable hier einrückt, wollen wir doch auch ſehen, wie es dem Prinzen auf ſeinem Marſch ging, und ſo den ganzen Verlauf dieſes Rückzugs erzählen. Er war kurz vor dem Connetable von

Be-

Bestagno aufgebrochen; die Feinde, die daselbst eingerückt waren, und sich auf unsern Nachtrab werfen, und uns auf dem Marsch sehr belästigen konnten, wenn sie nicht etwa, da sie uns ohne Bagage und Kanonen sahen, der Meinung waren, daß hiebey nichts zu holen wäre, folgten dem Prinzen nach, jedoch mit der Höflichkeit, daß sie sich nicht unterstanden, ein Quartier zu besetzen, bis er es verlassen hatte. Sie amusirten sich so, hinter ihm her zu marschiren, bis gegen Abend, da die beyden Armeen sich in dem Thal von Manustra einen Büchsenschuß weit von einander befanden, da denn die Spanische sich bemühte, zweyhundert Mann in ein Haus auf einer Anhöhe zu werfen, das sie erblickten, und von wo aus sie den Prinzen beunruhigen konnte; er setzte ihnen aber einen Trupp von zweyhundert Musketiern entgegen, um zu schärmuziren, und während sie sich mit diesen herum schlugen, ließ er den Oberst la Passa, aus Dauphiné, einen sehr beherzten Cavalier, und zweyhundert Mann zu Fuß anrücken, die den Feind lebhaft anfielen, einen guten Theil niederstreckten, die andern auf ihre Reuterey zurück warfen, und eine Menge Gefangener machten. Der Prinz hatte diesen Zeitpunkt benutzt, um sein Geschütz vorausgehen zu lassen, das man Mühe hatte, bergan zu schaffen, und wovon ein Stück in einen Absturz gefallen war, aus dem es Doignani sehr geschickt wieder heraufschaffte.

Als er hierauf sah, daß die Feinde vorrückten, um ihn anzugreifen, ließ er seinen Bruder, den Prinz Thomas, der mit der Reuterey ein wenig voraus war, um einige Truppen bitten. Dieser eilte dann herbey, und nöthigte die Feinde zu halten, so daß sie ihren Angriff bis auf die Nacht verschoben, mit deren Anbruch sie einen wüthenden Anfall thaten, von den

beyden

beyden Prinzen aber so muthig zurückgeschlagen wurden, daß sie nach starkem Verlust an Todten und Gefangenen nach Bestagno umzukehren genöthigt waren. Der Connetable hatte, als er den Lärm von diesem Angriff vernahm, dem Prinzen Verstärkung zugeschickt, der dann ohne weitern Anstoß nach Canelli marschirte, wo der Herzog zu gleicher Zeit von Turin eingetroffen war, und ihn mit großer Freude empfing. Der Connetable und er wurden mit Ehre überhäuft, wegen dieses schönen Maneuvre, das die Feinde selbst lobten, und das in den Augen der Nachwelt stets ruhmvoll scheinen wird.

Viertes Kapitel.

Verlust der Städte Gavi und Novi. Große Krankheit des Connetable. Anmarsch der Spanier um Asti zu belagern, und ihr Abzug.

Da der Herzog und der Connetable nach diesem Rückzug Nachricht erhielten, daß die Spanier Asti bedrohten, unter dem Schein Nizza della Paglia angreifen zu wollen, indem wirklich ihre Absicht war, in Piemont einzudringen; so glaubten sie nach dieser Gegend ziehen zu müssen, um ihnen daselbst die Spitze zu bieten. Nachdem sie also ihren Truppen drey Rasttage gelassen hatten, ließen sie sie von Canelli durch Burio gegen Asti marschiren, wo sie am folgenden Tag einrückten, und von dem Prinzen von Piemont in verschiedene Quartiere um die Stadt verlegt wurden, bis man die Absicht der Feinde besser entdecken könnte. Unterdessen ließ Peyrins Calignon einige Werker wieder vornehmen, welche ehmals schon vor dem Thor gegen Alessandria

ſandria angefangen worden waren, um es gegen einen Ueberfall zu ſichern, und in Stand zu ſetzen, wenigſtens ihre erſten Anfälle auszuhalten.

Während die Armee hier zu Aſti liegt, wollen wir unterdeſſen nach Genua umkehren, und ſehen, was ſich dort zutrug, ſeit der Connetable von dort aufgebrochen war, und den Grund der Veränderungen rechtfertigen, die ſich dort zugetragen hatten, und wovon ſo verſchiedene und meiſtens ſo ſchlecht gegründete Reden geführt wurden.

Wir haben geſagt, daß die Spanier, entſchloſſen, den Genueſern beyzuſtehen, zwo Armeen auf die Beine gebracht hatten, eine unter dem Herzog von Feria in dem Herzogthum Mailand: die andre zur See unter dem Marquis von Saint Croix. Da dieſer ſeine Rüſtung in Sicilien gemacht hatte, ging er mit zweyundzwanzig Galeeren und fünf Galionen in See, welche viertauſend Mann zu Fuß am Bord hatten, ſtieg in Genua ans Land, und ſchiffte ſeine Mannſchaft aus, mit der er zu den Truppen ſtieß, die man dort bereits geworben hatte, und die ſich wohl auf zehntauſend Mann zu Fuß beliefen, und beſtimmt waren, einen allgemeinen Aufſtand zu begünſtigen, den beynahe alle Plätze, welche der Prinz von Piemont beſetzt hielt, beſchloſſen hatten, und die andern zu belagern, unter denen Gavi ihnen der ſtärkſte ſchien, wiewohl es, wegen der Mängel, die wir bald ſehen werden, nicht im Stand war, ſich zu halten.

Der Marcheſe ließ alſo Gavi durch den Baron von Vateville, mit einem Theil ſeiner Truppen belagern. Sancy, ein braver Cavalier lag darinn, mit ſeinem Regiment und dem des Grafen von Tallard, und hatte ſchon ſtark gelitten, ſowohl durch die Entfer-

nung

nung des Connetable, als weil man ihm keine Hülfe an Proviant, wie man ihm versprochen hatte, schicken konnte. Indessen machte er doch die beste Mine von der Welt, sich halten zu wollen, und verheimlichte seinen eignen Leuten die Noth, die ihn drückte; denn er hatte weder Mehl, noch Getraide, noch Mittel, welches zu bekommen. Als er sich aber auf dem Punkt sah, aus sechs Kanonen beschossen zu werden, denen er nichts als schlechte Mauern entgegen zu setzen hatte; so urtheilte er mit seinem Kriegsrath: sein Widerstand würde für einen schlecht gegründeten und ganz unvernünftigen Eigensinn angesehen werden; und da er an allem, was erforderlich war um sich zu halten, Mangel litt, sich auch noch überdieß mit einer Menge Kranker beladen sah, welche den Gesunden den Unterhalt wegnahmen, so war er genöthigt, sich zu ergeben, doch immer auf sehr ehrenvolle Kapitulation.

Der Marquis von Sainte Croix schickte, sobald er die Stadt Gavi inne hatte, die Besatzungsmannschaft laut Capitulation nach Genua, um von da nach Provence geschaft zu werden, und gab dann sogleich Befehl, das Schloß anzugreifen. Gouverno, der darinn kommandirte, machte sich gefaßt, sich zu vertheidigen, so gut seine persönliche Unpäßlichkeit, die Schwäche der Besatzung, und die sonstigen Ungemächlichkeiten, die wir in der Folge sehen werden, es ihm gestatten konnten. Bey all dem Vortheil, den dieser Platz von der Höhe seiner Lage zieht, ist er doch von Madonna her weniger fest, wo der Hügel zugänglicher ist, so daß er von hier aus nicht nur dem Beschießen mehr ausgesetzt ist, sondern man sich auch hier sehr nahe davor legen konnte. Dies zu verhüten, mußte da ein Fort angelegt werden, um die Feinde davon entfernt zu halten, wozu der Connetable auch wirklich

An-

Anstalt gemacht hatte. Da er aber bey dem starken Gedränge, worinn er sich befand, sich ausser Stand befunden hatte, es auszuführen, und also der Ort ohne Vertheidigung geblieben war; so besetzte ihn der Marquis sogleich und pflanzte eine Batterie dahin, die den Belagerern äusserst beschwerlich fiel.

Diesen Vortheil hatte also Gouverno bereits verlohren. Es war aber noch nicht das einzige Unglück. Er befand sich auch noch ohne Kanoniere und ohne Chirurgen, indem sie kurz vor der Belagerung gestorben waren. Dabey hatte er nicht mehr als sieben und dreyssig Mann, wovon die meisten erst von einer Krankheit genasen, und die andern ebenfalls nicht von allzu fester Gesundheit waren. Er selbst litt stark von einem Fieber, an dem er kurz darauf starb, als er in Provence ans Land trat; zeigte darum aber dennoch viel Entschlossenheit. Allein da das ewige Feuer aus drey Batterien, welche große Verwüstung im Platz anrichteten, die Soldaten nöthigte, beynahe beständig auf dem Bauch zu liegen, so fiengen sie an, dieser Lage sehr überdrüssig zu werden, und da sie sahen, daß sie weder Wundarzt noch auch nur etwas zum ersten Verband für ihre Blessuren hatten; so sagten sie Gouverno gerade heraus ins Gesicht: es gienge gar nicht an, sich länger zu halten, der Connetable, von dem allein sie Entsatz hoffen könnten, sey todt; (5) und sie seyen nicht entschlossen, sich aufzuopfern.

Aeusserst betroffen über diese Reden, schwur ihnen Gouverno erstlich zu: das Gerücht von dem Tode des Connetable sey falsch und von den Feinden ausgesprengt, um sie muthlos zu machen. Er zeigte ihnen ein Billet, das er von ihm erhalten zu haben erdichtete, worinn er ihm versprach, ihm zu Hülfe zu kommen, und sagte ihnen

nen alles mögliche, um ihnen wieder Muth einzuspre-
en. Allein ein neues Unglück schlug ihn vollends ganz
ieder. Ihr Gewölbe wurde ihnen eingeschossen, und
re Cisterne, nahe daran, von den Trümmern ver-
hüttet. Nun wuchs ihre Muthlosigkeit noch durch
e Furcht, und sie erklärten ihm alle einstimmig: wenn
nicht bald kapitulire, so würden sie sich ergeben;
d ließen sogleich die Bresche ganz blos.

Gouverno, den dieser Entschluß zur Verzweiflung
achte, beschwor sie mit Thränen in den Augen bey
lem, was heilig war, wieder vor die Bresche zu zie-
n, und stellte ihnen vor: sie hätten noch Brod genug
n Sukkurs zu erwarten, und die Cisterne sey nicht so
nz verschüttet, daß sie nicht noch zu brauchen wäre.
a sie aber auf ihrer Hartnäckigkeit beharrten, und
n drohten, den Platz den Feinden zu überliefern;
beschloß er lieber sein Leben zu lassen, und setzte
zweymal auf der Bresche dem Kanonenfeuer aus,
d als ihm sein Sergent la Plume mit Gewalt
griß; so rief er seinen Sohn Champsaur, der sein
utenant war, und den er zärtlich liebte, beschwor
rührend, auf seine Sicherheit bedacht zu seyn,
d erklärte ihm, er für sich sey entschlossen, sein
ißgeschick nicht zu überleben. Allein von gegensei-
er Zärtlichkeit getrieben, und voll derselben Grund-
e, aus denen sein Vater seine Ehre dem Leben
zog, schwur der Sohn, er werde ihn nicht lassen,
d entschloß sich, mit ihm umzukommen.

Unterdessen hatte der Baron von Vateville, als
die Bresche unbesetzt sah, daraus geschlossen, daß
e sehr große Verwirrung im Platz vorgehen müsse,
d hatte sie zur Uebergabe auffordern lassen. Um
leich die Soldaten, die ohnehin nur zu sehr dazu

entschlossen waren, desto eher dazu zu vermögen, ließ er ihnen dabey für ganz gewiß sagen, daß der Connetablz todt sey. Nun wollten sie ihre Capitulation selbst machen, aber Gouverno bat Grangeres, Lieutenant vom Regiment Sancy, der sich kurz vor der Belagerung mit zehn Mann freywillig in den Platz geworfen hatte, für ihn zu kapituliren, um sich wenigstens diesen Rest von Autorität noch zu erhalten, und die Insubordination der Soldaten verborgen zu halten. Allein dieser lehnte es ab, weil er nur Volontär hier seye, und nicht gerne bey einer Handlung mitwirken möchte, wovon nachher der Tadel ihn treffen könnte; worauf die Kapitulation durch den Fähnrich geschlossen wurde, der zu Folge sie noch denselben Tag abzogen. Gouverno, den der äusserste Aerger über den ganzen Verlauf und die Verdopplung seines Fiebers aufs Bett geworfen hatte, verwünschte sein Leben und ihre Feigheit, und würde nach der Stadt geschafft.

Der Baron zog ins Schloß, wo er unter andern einen Gefangenen antraf. Es war ein Genuesischer Priester, der vor drey Wochen zu Gouverno gekommen war, mit großen Erbietungen, wenn er den Platz übergeben wollte. Beleidigt dadurch hatte ihn aber Gouverno in eine Casematte werfen lassen, sowohl um ihn für diese Verwegenheit zu bestrafen, als um seinen Feinden zu zeigen, daß er nicht zu bestechen sey.

Unglücklicherweise starb Gouverno, ehe er sich vor dem Parlement von Provence rechtfertigen und diese besondern Umstände für sich anführen konnte, nach denen ich mich sorgfältig erkundigte, einzig um der Wahrheit willen; denn ich betheure, daß ich sonst kein Interesse dabey habe. Sein Andenken wurde, mit der einem solchen Verbrechen, wenn er es würklich begangen hätte, zu-

zukommenden Strenge verdammt, und daher kam die nachtheilige Vorstellung davon, die noch jetzt unter dem Volke fortdauert. Sein Sohn Champsaur befand sich in der Citadelle von Livron in den Händen des dortigen Gouverneurs, la Bastie du Verre, vom Adel aus Dauphiné. Da nun der König wollte, daß, wenn er an dem seinem Vater zur Last gelegten Verbrechen Theil hätte, er auch dessen Bestrafung theilen sollte: so befahl Er la Bastie in einem ausdrücklichen Schreiben, ihn gefangen zu halten. Zu gleicher Zeit gab Er dem Requetenmeister Seines Hotels, d'Aguesseau, der sich damals in der Provinz befand, Befehl, gegen ihn ganz nach der für solche Fälle herkömmlichen Form zu verfahren; was er nach aller Strenge that. Da er aber wegen Wichtigkeit der Sache die Akten an Se Majestät eingeschickt hatte, so fand der König, nach deren Durchsicht in Seinem Conseil Vater und Sohn mehr unglücklich als strafbar, und ertheilte ihm daher ausdrückliche Vollmacht, sie wieder in Ehre und Güter einzusetzen, was er auch that.

Ich führe diesen Zeugen an, einen Mann von Wichtigkeit, der bey der genauen Kenntniß, die er sich von dieser Sache verschaffen mußte, gleiches Interesse mit mir hat, sie zu unterstützen, und dessen Zeugniß nicht weniger durch den Ruf von Rechtschaffenheit, den er behauptet, als durch die Würde eines ersten Parlementspräsidenten von Guyenne, die er nachher bekleidete, Gewicht erhält. So glaube ich denn meinem Gewissen Genüge gethan zu haben, sowohl als der Verpflichtung, welche mir die Geschichte auflegt, die Sachen ohne Entstellung, ohne Gunst, zu erzählen, so wie sie sind. — Nun wieder auf Gavi zurück.

Nachdem der Marquis diesen Platz den Genuesen wieder zugestellt hatte, welche darin als ersten Vor-

theil bey deſſen Wiedererlangung neunzehn Kanonen fanden, die ſie als eine über den Herzog von Savoyen erfochtene Trophee nach Genua abführen ließen; ſo zogen ſie gerade vor Novi, wo der Connetable la Grange mit ſeinem Regiment gelaſſen hatte, das aber durch die eingeriſſenen Krankheiten auf höchſtens hundert und vierzig Mann zuſammengeſchmolzen war, womit die Stadt nicht vertheidigt werden konnte; beſonders, da ſie auch noch die Inwohner zu Feinden hatten, die nur auf Gelegenheit warteten, ſie ſich vom Hals zu ſchaffen. Da die Genueſiſchen Truppen auf das Thor gegen Sarraval angerückt waren, und die Thorwache dieß vertheidigen wollte, fand ſie ſich ſelbſt von den Städtern angegriffen, die ſie in Stücken hieben. Die Genueſer drangen alſo in die Stadt, und drängten die wenigen Soldaten die ſie darin fanden, nebſt dem Sohn des la Grange, einem wohlgebauten und hoffnungsvollen jungen Menſchen, ins Schloß, wohin ſie ſich mit Mühe retiriren konnten. Der junge la Grange aber wurde durch einen Musketenſchuß, aus einem Fenſter getödtet, und zugleich der Capitain la Gardette und der Fähnrich Galargues, die in der Stadt lagen, gefangen genommen.

Ohne Zeitverluſt giengen die Feinde nun nach Eroberung der Stadt auf das Schloß los, wo la Grange widerſtand, ſo gut es die Schwäche des Orts und der Mangel an allen Vertheidigungserforderniſſen geſtattete. Endlich aber wurde er genöthigt ſich zu ergeben; er ward gefangen genommen wie die andern, und nach Genua gebracht, wo, nachdem er lange da geweſen war, er ſich geſchickt in Freyheit zu ſetzen wußte, denn er war ein Mann von vielem Kopf. Da ihm hierzu vorzüglich ein junges Frauenzimmer behülflich geweſen war, deren Gunſt er ſich wäh-

rend

end ſeiner Gefangenſchaft zu erwerben gewußt hatte, nd die zugleich ſeine Fluchtgefärthin wurde; ſo be- ies er ſich für dieſe Gefälligkeit dankbar, ſobald er u Haus ankam. Denn da er Wittwer war, ſo heu- athete er ſie, ſo ungleich auch das Glück ſeine Güter wiſchen ihnen ausgetheilt hatte, und machte ſie ſo ver- nöge einer billigen Wiedervergeltung zur Gebieterinn er Freyheit, die ſie ihm erworben hatte.

Die, welche mit ihm gefangen in Genua einge- racht wurden, kamen bald darauf an verſchiedenen Orten in Provence an, und hatten nicht die Begeg- ung erfahren, die ſie als Kriegsgefangene erwarten onnten; denn das Volk war äuſſerſt erbittert auf die Franzoſen.

Die Nachricht von dieſen ſchlimmen Ereigniſſen onnte nicht anders als dem Connetable ſehr unange- ehm ſeyn; indeſſen hatte er doch dabey den Troſt, daß r alles gethan hatte, was von ihm abhieng, um ſie u verhüten; und jetzt ſah man deutlich genug, wie ut der Rath war, den er gleich anfangs gegeben hatte, erade auf Savonna, und von da auf Genua loszu- ehen, damit die Feinde nicht Zeit hätten, ſich zu be- innen; ſtatt daß man jetzt eine Armee in eine ſchlimme andſchaft und auf langem Marſch herumſchleppte, auf em ſie auſſerordentlich zuſammenſchmolz. Zuverläſ- ig hätte man Savonna weggenommen und Genua elagert, ſolang die Armee noch ſtark war, und die Genueſer noch nicht im Stand waren, ſich zu wider- etzen. So würde man nachher mit den andern Plätzen ehr leicht zu Stand gekommen ſeyn. Denn wer ſei- nen Feind auf den Kopf ſchlägt, macht ihn dadurch leich anfangs beynahe wehrlos.

Die nachtheiligen Konjunkturen, unter denen man sich wegen der ausgebrochenen neuen Unruhen im Reich befunden hatte; der ausdrückliche Befehl, den der Connetable hatte, die Spanier nicht im Mailändischen anzugreifen, der Mangel an Geld und Proviant, dem man nicht hatte abhelfen können, so dringend er auch darum geschrieben hatte: dieß alles, sage ich, nebst der besondern Eifersucht mehrerer Personen, denen es lieb war, ihm Verlegenheiten zu verursachen, und die es dazu nicht an Kabalen fehlen ließen, trösteten ihn in diesem Unglück, und ließen die vollkommene Zufriedenheit, die er mit sich selbst empfand, ganz nicht darunter leiden.

Dieß Uebel würde aber ohne Zweifel ganz unheilbar gewesen seyn, wenn der besondre Unfall, der ihm zustieß, die Folge gehabt hätte, die man besorgte. Denn wenige Tage nach seiner Ankunft zu Asti wurde er von einem heftigen Fieber befallen, das sein Leben in augenscheinliche Gefahr setzte, und das Gerücht von seinem Tod verursachte, das sich verbreitete. Gott wollte aber, daß er wieder davon genas, zu großer Verwirrung derer, die ihn schon ganz darnieder glaubten. Sie sahen ihn noch bey Verrua dieselben Vortheile über sie davon tragen, die er bey allen andern Gelegenheiten erhalten hatte.

Unterdessen hatte sich der Herzog von Feria, nachdem er einigermassen Mine gemacht hatte, Nizza belagern zu wollen, auf zween Musketenschüsse vor Asty gelagert, an einem Ort, Croce bianca genannt, bey der Brücke über den Tanaro, die er besetzen ließ. Bey dieser Annäherung machte sich alles, was noch von Gesunden in der Stadt war, wo die Krankheit fürchterliche Verwüstungen anrichtete, auf zur Gegenwehr. Der Prinz Thomas, der Marquis von Uxelles nebst eini-

igen andern, und unter dieſen Peyrins-Calignon,
den Dienſt eines Generaladjutanten verſah, und
allen dieſen Gelegenheiten mit Ehre gedient hatte,
ſtellten ſich die Belagerung, mit der ſie offenbar be-
ſchäftigt waren, auszuhalten, und Calignon ließ deßwe-
einen halben Mond und ein Retranchement auf
Contreſcarpe des Grabens vor dem Thor gegen den
ecken Santa Maria anlegen; was jedoch nicht voll-
det wurde, weil der Feind ſeinen Plan geändert hatte,
d man ſich auf einer andern Seite vorſehen mußte.

Der Marſchall von Crequy, der damals krank
Turin lag, und wohl ſah, wie nöthig ſeine Anwe-
heit zu Aſty wäre, wo es an Männern von Kommando
lte, ſaß auf und warf ſich am dritten Auguſt mit
chſtens viertauſend Mann hinein, die von der gan-
Armee noch übrig waren. Am andern Tag machte
mit dem Prinzen Thomas und einigen Truppen ei-
Ausritt, um die Feinde in Augenſchein zu nehmen,
d ließ ſie ſo muthig angreifen, daß er ſie dadurch
thigte, eine Brücke, die ſie über die Verſa, ein Flüß-
n, das dicht unter den Mauern von Aſty hinfließt,
ſchlagen hatten, zu verlaſſen, und auf den Rückzug
denken, den ſie ſogleich in guter Ordnung antraten.
hieß, ſie wären hergekommen auf das Gerücht von
n Tod des Connetable, der ihnen freylich unſtreitig
gut als eine gewonnene Schlacht geweſen wäre, und
von allen Beſorgniſſen befreyt hätte, die ſein lan-
Leben in ihnen erregen konnte.

Als ſie ſich retirirten, ließen ſich einige von denen,
mit dem Marſchall waren, durch ihre Kampfluſt
reiſſen, äuſſerſt in ihn zu dringen, er möchte über
n Fluß ſetzen, um in ihren Nachtrab zu fallen. Er
ar aber der Meynung, es könnte von ſehr übeln Fol-

gen seyn, und wollte sich nicht dazu entschließen, weil er zu wenig Leute hatte, um den Feinden irgend einen Vortheil abzugewinnen. Da die Furth des Flusses so schlecht war, daß man nicht anders als hintereinander — die Brücke aber so schmal war, daß man nur zween Mann hoch darüber marschieren konnte, so war stark zu vermuthen, daß die Feinde, die sehr stark an Cavallerie waren, und sehr nahe am Fluß standen, die ersten, die hinüberkämen, angreifen und leicht niedermachen würden. Dem ungeachtet hatte die Piemontesische und Savoyische Reuterey, da sie links eine ziemlich gute Furth fand, gereizt durch diese Gelegenheit, die ihr günstig schien, über den Fluß gesetzt, worauf die Feinde sich herumwarfen und sie durch zwo Eskadrons angreifen ließen, welche sie muthig aushielten. Allein gleich darauf wurden sie von tausend Pferden, denen noch mehr als funfzehnhundert folgten, umzingelt, und kamen so sehr ins Gedränge, daß es um sie geschehen war, hätte der Marschall nicht einige Musketiers und seinen Vetter le Fretoy mit seiner Chevauxlegers Compagnie vorwärts kommandirt, die den Feind grimmig anfielen, ihm Einhalt thaten, und den Ihrigen Luft machten, um sich zurückzuziehen; dem ungeachtet wurde der Marquis von Beauvais-Plaisian, ein braver Cavalier aus Dauphiné, zween der vorzüglichsten Officiers dieses Trupps, nebst einigen der ihrigen, dabey getödtet.

Auf der Seite des Marschalls, der rechts stand, machten zwölfhundert Pferde von den Feinden Mine an ihn kommen zu wollen, wagten es aber doch nicht mit ihm anzubinden, unerachtet er nur dreyhundert Pferde hatte, unter den Grafen von Alets und von Torigny; beyde blieben daher sechs Stunden lang gegen einander über stehen, worauf jeder linksum machte.

So

So war der Herzog von Feria, der nicht weniger als
chtzehntauſend Mann zu Fuß und viertauſend Pferde
atte, genöthigt von einer Arbeit abzuſtehen, die
ſeit acht Tagen unternommen hatte, und die ihn
ffenbar zur Belagerung führte, womit er dieſe
Stadt bedroht hatte. Verrua aber ſollte das Ueber-
aas ſeines Unglücks und ſeines Verdruſſes vollends
ollmachen.

Fünftes Kapitel.

Rückzug des Connetable nach Montcallieri. Verläumdungen gegen ihn. Die Spanier belagern Verrua.

Da unterdeſſen der Connetable ſich von ſeiner Krank-
eit wieder zu erholen angefangen und geſehen hatte,
aß die Spanier auf dem Punkt waren, Aſty anzu-
reifen, ſo war er in der Nacht auf den Tag, an welchem
er Marſchall dahinkam, dort weggegangen, indem
s nicht ſchicklich, noch der Würde des erſten Kronbe-
mten angemeſſen war, ſich in einen belagerten Platz
inzuſchließen. Er begab ſich alſo nach Montcallieri
n der Nähe von Turin; welchen Ort er gewählt hatte,
m da eine reinere Luft zu athmen, als die in Aſty,
elche die anſteckenden Krankheiten verdorben hatten,
nd um näher bey dem Herzog zu ſeyn, mit dem er
ündlich zu kommuniciren hatte.

Hier nun erfuhr er, daß die Spanier ihren Plan
eändert und ſich nach Montferrat gezogen hatten, um
ann in Piemont einzufallen. Der Herzog und der
Connetable, die ihren Marſch aufmerkſam beobachte-
en, und noch nicht recht klug daraus werden konn-

ten, welchen Weg sie nehmen würden; — denn bald machten sie Mine gegen Chiery zu ziehen, bald bedrohten sie dann wieder Crescentino und Chivasco — waren der Meynung: der Prinz und der Marschall sollten mit ihren Truppen zu Cottarezo und Montaffia gegenüber vom Feind zusammenstoßen, um ihm zur Seite zu bleiben; und zu gleicher Zeit avancirte der Herzog mit einigen Truppen nach Castelunovo und Butigliera, und beobachteten so alle drey die Feinde, ohne noch ihr Absehn errathen zu können. Indessen, da sie solche an einem Ort gelagert sahen, wo sie eben so gut Chiery als Verrua vor sich hatten, so schickte der Herzog nach diesem Platz schleunig die Truppen des Marquis von Saint Keran, eines braven lothringischen Cavaliers, nebst einem Regiment Schweizer und einigen andern Franzosen, die ihr Quartier zu Gazzo nahmen, und der Rest der Truppen zog gerade nach Chiery, um es ebenfalls zu decken.

Der Connetable war unterdessen zu Montcalliery, und ungeduldig zu sehen, wo das Vorhaben der Spanier hinauslaufen würde, — und als wenn er nicht so schon Unlust genug gehabt hätte, daß er durch die von der Krankheit zurückgelassene Schwäche genöthigt war, zu Haus zu bleiben, hatte er auch noch einen Anfall vom Neid auszuhalten, der sich jederzeit hartnäckig an ihn gehängt hatte, und ihm bey dieser Gelegenheit einen neuen Schlag zudachte, indem er ihn beschuldigte, er sey selbst Schuld an dem Verderben seiner Truppen, die damals auf höchstens viertausend dreyhundert Mann zusammengeschmolzen waren; denn er habe die Gelder von drey Musterungen in seinen Beutel gesteckt. Da nun diese Verläumdung Boullion so gut als ihn traf, so wollte er seine Empfindlichkeit darüber öffentlich bezeugen, durch ein eignes Schreiben an

den

den König, das wir hier einzurücken für nöthig erachtet haben.

Sire!

Durch die Zurückkunft des Herrn des Ruaur, den Ew Majeſtät an mich abzufertigen geruhten, werden Allerhöchſtdieſelben alles, was in dieſen Gegenden vorgefallen iſt, ſo vollſtändig erfahren haben, daß ich nichts weiter hinzuzufügen vermöchte, ohne in unangenehme Wiederholungen zu verfallen. — Seit ſeiner Abreiſe aber mußte ich erfahren, daß man Ew Majeſtät allerley nachtheilige Reden zu hinterbringen ſuchte, worein wir, der Herr von Boullion und ich, uns gar ſehr verflochten finden, und die uns zur Laſt legen wollen, als hätten wir die Gelder von drey Muſterungen der Königlichen Armee in unſern Nutzen verwendet; daher ich es nicht länger anſtehen laſſen zu dürfen erachtete, das Mißvergnügen an Tag zu legen, das ich darüber empfinde, und das noch ungleich größer ſeyn würde, wenn ich mir denken könnte, daß dieß betrügliche Vorgeben nur den mindeſten Eindruck auf Ew Majeſtät gemacht haben ſollte. Da ich aber keineswegs im Zweifel ſtehe, daß Ew Majeſtät es ſogleich nach Würde verworfen haben werden; ſo dachte ich nicht, daß wir nöthig hätten, uns dagegen zu rechtfertigen, und ich erkühne mich ſogar, mir mit der Hoffnung zu ſchmeicheln, daß, ſo wie Ew Majeſtät meine Redlichkeit, vorzüglich in Sachen, Allerhöchſtdero Intereſſe und Dienſt betreffend, kennen, Allerhöchſtdieſelbe ſelbſt meine Vertheidigung auf ſich nehmen würden, im Fall es einen höhern Richter

gäbe,

gäbe, vor dem ich von meinem Betragen Rechenschaft abzulegen verbunden wäre.

Es ist schon lange her, daß ich den Verfolgungen des Neides ausgesetzt bin, und ich kann sagen — es sey nun mein besondres Unglück, oder etwa die Vorstellung von einigen Vorzügen, welche die öffentliche Gunst gütig genug ist in mir zu finden; — es giebt niemand, der öfters das Ziel seiner Pfeile wäre, als ich. In diesem besondern Fall aber habe ich den Vortheil, daß die Verläumdung, die er gegen mich erregt, einem jeden als äusserst plump in die Augen fällt, wer nur irgend im mindesten weiß, was ich bin; und die ganze Unannehmlichkeit, die ich davon habe, besteht darin, daß, nachdem ich einigemal weniger unhöflich von ihm behandelt worden bin, und er mich wenigstens unter einem bessern Titel strafbar machen wollte, er mir gegenwärtig eine so niedrige Handlung zur Last legt, und man einen Kron-Gros-Feld-Herrn Frankreichs eines Griffs beschuldigt, wie man ihn kaum den Schreibern eines Finanzbedienten aufbürden würde.

Ich habe Vermögen genug, Sire, um nicht noch mehr zu verlangen; oder wenn ich ja von irgend einer neuen Leidenschaft, welche zu erwerben, getrieben würde, so würde es nicht eine solche Kleinigkeit seyn, als das, was von drey Musterungen abfallen kann. Da es indessen wichtig ist, der Unverschämtheit derer Schranken zu setzen, welche Ihre Gnade mißbrauchen, um Personen meines Standes zu beleidigen, weil sie sicher vor aller Ahndung sind, die sie

nicht

nicht treffen kann, indem ſie es nicht wagen ſich zu zeigen; ſo bitte ich Sie unterthänigſt, Sire, ihnen Stillſchweigen aufzulegen, und Sich über den Grund dieſer Sache in Gegenwart der Herrn Finanzintendanten durch den Mund des Herrn von Saint-Sauveur Erläuterung geben zu laſſen, dem ich ausdrücklich befohlen habe, Ew. Majeſtät angelegentlich darum zu bitten, ſo wie ich ſelbſt hier thue, daß Sie gnädigſt geruhen möchten, ihm die Direktion der Finanzgeſchäfte für Ihre Armee abzunehmen, oder ihm jemand an die Seite zu ſetzen, der Zeuge von ſeiner Amtsführung ſey. Dabey bin ich um ſo mehr intereſſirt, da ich nicht unſchuldig ſeyn kann, wenn er ſchuldig iſt, weil er nichts ohne meine vorgängige Anweiſung vornimmt.

Geruhen Ew. Majeſtät gnädigſt, dem Herrn von Saint Sauveur die Freyheit zu verzeihen, die er ſich nehmen wird, Allerhöchſt Ihnen bey Ueberreichung dieſes Schreibens dieſe unterthänige Bitte vorzutragen. Es geſchieht auf meinen ausdrücklichen Befehl, und ich werde es als eine beſondere Gnade verehren, wenn Ew. Majeſtät ſich die Mühe nehmen wollen, ſich genau von allem zu unterrichten, was dieſe Angelegenheit betrift: denn davon erwarten gedachter Herr von Boullion und ich unſre Rechtfertigung.

Gott erhalte Ew. Majeſtät nach den Wünſchen,

Sire!

Ihres ꝛc. ꝛc.

Boul-

Boullion bat seiner Seits ebenfalls sehr dringend, daß man ihm das Finanzfach abnehmen möchte, das er zu verwalten hatte, und dem er mit solcher Treue und Klugheit vorstand, daß zuverlässig ohne ihn der Dienst des Königs gänzlich zu Grund gegangen wäre; allein eben deßwegen wurde er von dem Neid angefallen. Indessen hatten sie die Beruhigung zu erfahren, daß die Verläumder vergeblich gearbeitet hatten. Denn sobald St. Sauveur dieses Schreiben erhalten und den Auftrag des Connetable bey dem König ausgerichtet hatte, gieng er von Fontainebleau, wo der Hof damals sich aufhielt, ab, und ausdrücklich nach Paris, um den kommittirten königlichen Schatzkassier Fedeau, und dem Kassier bey der ausserordentlichen Kriegskasse, de Bordeaux kommen zu lassen, vor denen bey voller Sitzung des Staatsraths in Gegenwart Sr. Majestät und der General-Finanz-Intendanten Champigny und Marillac dargethan wurde, daß statt die Summe hergegeben zu haben, deren Unterschlagung man dem Connetable und Boullion Schuld gab, Fedeau, aus dessen Händen sie Bourdeaux zu übernehmen hatte, diesem nichts als Anweisungen gegeben hatte, auf die nichts einzutreiben gewesen war. Darüber bekamen sie denn einen nachdrücklichen Verweis von dem Connetable, daß sie in königlichen Dienstsachen so schlechte Verfügungen machten, wobey ihnen Se. Majestät unter andern sagte: „sie müßten wissen, daß die „Soldaten nicht vom Papier lebten!“ —

Indessen konnte Boullion das Finanzfach nicht abgenommen werden, sondern er erhielt im Gegentheil Befehl, unausgesetzt darin fortzuarbeiten, und der König bezeugte beyden durch ausdrückliche Schreiben, und in so günstigen Ausdrücken Seine Zufriedenheit mit ihnen, daß sie sich gleich stark Seiner Gnade

und

und Seiner Gerechtigkeit verbunden fühlten. Und würklich, da dieſe Tugend eigentlich blos darin beſteht, jedem das Seine zu geben: ſo war ſie dieſe Erkenntlichkeit der Rechtſchaffenheit zween ſo guter Diener ſchuldig.

Indeſſen waren die Spanier Verrua ſo nahe gedrückt, daß nicht länger an ihrem Vorhaben, es zu belagern, zu zweifeln war, wiewohl es dem Herzog von Feria durch Gonzalo de Cordova widerrathen wurde, welcher wollte, daß man über den Po gehen und irgend etwas von gröſſerer Wichtigkeit unternehmen ſollte. Die Wahrheit zu ſagen, ſchien auch würklich dieſe Unternehmung des Ehrgeizes und der Entwürfe dieſer großen Armee unwürdig, die ſo viel Wunder thun ſollte, in der That aber am Ende nicht einmal im Stand war ein armſeliges Taubenhaus zu erobern. Denn ſo nannten die Spanier Verrua mit ſpöttiſcher Verachtung.

Da inzwiſchen der Ort offenbar mit einer Belagerung bedroht war, ſo ließ der Herzog ſchleunig die Truppen, die zu Gazzo lagen, aufbrechen, und nach Chivasco marſchiren, wo die Franzöſiſche und Savoyiſche Cavallerie ebenfalls hinbeordert waren. Von da zogen ſie alle zuſammen nach Verolengo, und kampirten am Ufer des Fluſſes, wohin der Herzog von Vische und Maſſeto zwo Fähren kommen und ſie die ganze Nacht durch überſetzen ließ.

Am andern Tag, ſobald der Morgen graute, trafen ſie in Creſcentino ein, worauf der Marquis von St. Keran, der beſtimmte Gouverneur von Verrua, von dem königlichen Ingenieur Dolgnani begleitet, im Angeſicht der Feinde mit ſeinem Regiment, unter klingendem Spiel und fliegender Fahne in den Platz

ein-

einrückte, und das mit solcher Kühnheit, daß er um grösserer Ehre willen lieber durch das Thor der Vorstadt, das nächste bey den Spaniern einmarschiren wollte, unerachtet er sich durch eine geheime Pforte mit mehr Sicherheit für sich, hineinwerfen konnte. — Ehe wir zur Beschreibung dieser merkwürdigen Belagerung schreiten, die wir sorgfältig darstellen werden, wollen wir erst die Lage dieses Platzes bemerken, der bey dieser Gelegenheit so berühmt wurde, daß er noch jetzt in ganz Europa bekannt ist, statt daß sonst kaum die nächsten Nachbarn etwas von ihm wußten.

Der Nahme, den er führt, ist nach einem alten Schriftsteller, eben der, den man zu seiner Zeit allen auf der Spitze eines Bergs angelegten Plätzen beylegte. (6) So wissen wir aus Diodor, daß in der Landschaft der Volsker im Römischen Gebiet ein Ort war, welcher Verrua hieß, und Cassiodor erwähnt eines andern, der am Flusse Athesis lag. Dieß mußten wir im Vorbeygehn berühren, um der Wahrheit willen, und um das trügliche Vorgeben derer zu vereiteln, die zu Bemäntlung des schlechten Erfolgs ihrer Unternehmung auf diesen Platz ihn für denjenigen ausgeben wollten, von dem Cassiodor Meldung thut, der ihn als unbezwingbar beschreibt, und der ausser dem Nahmen wirklich einige Aehnlichkeit mit diesem hat. Auf der andern Seite aber sind auch beyde wieder so sehr von einander unterschieden, daß man gar zu sehr irren müßte, wenn man beyde für denselben Ort halten wollte. Doch nun wieder zu dem wahren Verrua zurück.

Der berühmte Fluß Po, der vom Monte Viso, von den Alten Mons Vesulus genannt, herabkömmt, und die Lombardie durchströmt, ist mit einer Reihe

sol-

ſchöner Hügel beſetzt, die ſich durch eine ziemliche Strecke Landes theils in Piemont theils in Montferrat hinſtrecken. Auf einem derſelben liegt unſer Verrua, gegen über von Creſcentino, ſo daß der Po dazwiſchen hin ſtrömt. Dieſer Hügel läuft gegen Abend ſo nahe an den Fluß, daß er ſeine Wurzeln beſpült, von da windet er ſich gegen Morgen und Mittag und bildet dadurch eine kleine ganz mit Blumen bedeckte Ebene, halb rund geformt; welche nun das Quartier war, das die Franzoſen beſetzten, indem ſie darauf ein ſchönes Fort anlegen ließen, dem gegenüber, aber etwas tiefer, die Spanier ein andres aufwarfen. Von dieſer Seite iſt Verrua äuſſerſt mühſam zu erſteigen; indeſſen iſt doch ein Erdſtück da, das ſich etwas vorwirft, worauf die Franzoſen ſich lagerten, und dieß hieß während der Belagerung das Quartier von Vernatel. Auf der andern Seite iſt der Hügel etwas weniger abhängig, und verkettet ſich mit andern, die gleichſam eine kleine Bergkrone um ihn her bilden, von denen er kommandirt wird, und hier legten denn auch die Spanier ihre Batterien dazu an. Der Rücken dieſes Hügels macht ein ungleiches Dreyeck, deſſen drey Winkel ſo vorſpringen, daß der weſtliche etwas höher iſt, als die beyden andern; und darauf liegt ein Schloß, eigentlich zu reden weiter nichts als ein altes Haus, in einem auf alte Manier gebauten Thurm beſtehend, ohne alle Fortification. Auf dem andern Winkel liegt die Pfarrkirche, wo die Belagerten eine Batterien anlegten. Auf dem dritten, gegen den Po, liegt ein altes Schloß, das Belvedere, oder la Tourraſſe genannt, und hier wurde noch eine Batterie angelegt, die den Feind ſehr beunruhigte, wie an ſeinem Ort geſagt werden wird.

Was das Städtchen betrifft, ſo liegt dieß zwiſchen dieſen Winkeln, und iſt durch die Kirche von

der Vorstadt getrennt, am Abhang des Hügels, etwas südwärts, in Form eines länglichten Vierecks; die Vorstadt ist mit einer alten schwachen Mauer eingefaßt, mit einigen altmodischen Thürmen, ganz ohne Graben. Vorn lag eine Tenne zum Getraide ausdreschen, wo die Bürger ein Ravelin, aber blos von Erde, in Form eines Halbmonds angelegt hatten, ganz von den Mauern abstehend. Diese Tenne wurde während der Belagerung berühmt. — — Ueberdieß hat der Ort nicht über vierzig bis funfzig Feuerstellen, denn der beste Theil seines Gebiets besteht in zwo Pfarreyen, die ziemlich weit davon entfernt liegen. Nichts destoweniger führt es den Titel einer Grafschaft, und gehört einem der angesehensten Herrn des Landes. Dieß die Beschreibung des Orts nach allen seinen Theilen zum nöthigen Verständniß der Belagerung!

Sechstes Kapitel.

Anfang der Belagerung von Verrua. Dabey vorgefallene Gefechte.

Da nun der Marquis von St. Neran in Verrua lag, mit seinem Regiment von ungefehr zehn bis zwölfhundert Mann, stark genug, um zu verhindern, daß es nicht überrumpelt werden konnte, und da der Herzog weiter nichts mehr auf der Seite von Chieri zu fürchten hatte; so berief er den Mareschal von Crequi zu sich, um mit seinen Truppen zu Crescentino zu ihm zu stoßen, wohin er und der Prinz von Piemont marschirt waren. Man brachte sogleich in Erwägung, ob man die Vorstadt von Verrua besetzen, oder sich bloß mit der Stadt begnügen sollte. Die meisten waren der Meinung, man sollte sie nicht vertheidigen, sowohl

wohl weil sie vom Schloß ab liegt und von verschiedenen Orten beschossen werden kann, als weil dadurch zu viel Mannschaft weggenommen würde; und diese waren denn der Meinung, man sollte sie abbrennen, ehe der Feind sie wegnähme, wobey sie sich auf den Grund stützten: weil wenn er sich einmal darein gelegt hätte, er dem Platze von da aus viel Schaden zufügen würde. Allein der Herzog und der Prinz stimmten für das Gegentheil, nach dem Rapport Doignanis, der die Nacht zuvor hineingegangen war, und beschlossen großmüthig, man müsse keinen Zollbreit Land abtreten, und nicht nur die Vorstadt behalten, sondern auch sich in den Halbmond legen, den Doignani an ihrer Vorderseite entwarf, um die Feinde um so mehr entfernt zu halten. Ueberdieß hätte man es, wenn man sie behielte, um so leichter, Hülfe in den Platz zu werfen; indessen könne man sie minuren oder retranchiren, um die Stadt desto eher befestigen zu können.

Auf diesen Entschluß war Doignani in den Platz zurückgegangen, worauf der Herzog und der Prinz Anstalten zur Sicherheit der Proviant und Munitionszufuhren machten. Da man zu dem Ende die Wege frey halten mußte, so hielten sie für nöthig eine Brücke über den Po anzulegen, mit einer Schanze an beyden Enden, um Crescentino mit Verrua zu verbinden, dessen Rettung zum Theil von dieser Communication abhing. Dabey wurde noch beschlossen: ein Theil der Armee sollte sich in der Ebene lagern, wo er Crescentino links den Po rechts und den Fluß Dora im Rücken hätte. Der Rest sollte sich unter das Schloß legen, und sich sowohl im Ries als im Gehölz verschanzen, was pünktlich ausgeführet wurde.

Auf der andern Seite waren die Feinde sehr unschlüssig was sie thun sollten. Mehrere von ihnen behaupteten, man müsse sich gleich zum Anfang der Ebene unter dem Schloß bemächtigen, um den Po zu sperren und dem Platz alle Hoffnung auf Sukkurs abzuschneiden. Allein die andern machten die Ueberlegung, da der Umfang des Berges so groß sey, so würden die Quartiere zu weit auseinander kommen. Die Armee des Herzogs die von Chieri (Guiers) kam, könnte denen, welche gegen Montferrat lägen, in den Rücken kommen, und die Garnison des Platzes zu gleicher Zeit einen Ausfall gegen die unter dem Schloß thun, ohne daß sie einander beyzuspringen vermöchten. So lange bis sie sich verschanzt hätten, würden die vom Platz sich ihrer Höhe bedienen, und ihnen großen Schaden zufügen. Diese Betrachtungen behielten also das Uebergewicht, und es ward für gut befunden, die Spanische Maxime zu befolgen, welche will, daß — man alles mit der größten möglichen Sicherheit thun soll.

Hierauf mußte man überlegen, von welcher Seite der Platz anzugreifen seyn möchte. Der Angriff auf die Vorstadt war zwar der längste, schien aber die wenigsten Schwierigkeiten zu haben. Deßwegen beschlossen sie, ihre Batterie auf den nächsten Hügel zu bringen, um en Cavalier zu schießen, und auch von da dem Schloß zuzusetzen. Zu gleicher Zeit legten sie die Spanischen Regimenter und die Teutschen am Abhang desselben Hügels gegen über von der Vorstadt, jene rechts, diese links, und beyde fingen darauf sogleich an, zu arbeiten, und ihre Laufgräben bis zur Höhe der Spitze der Vorstadt zu treiben. Der Graf von Sulz machte den rechten Flügel des Lagers auf der Seite von Casale, der Graf Serbelloni den linken

zog noch in derselben Nacht eine Schiffbrücke anlegen ließ, von der er nicht abgieng, bis er sie fertig sah, was sie am folgenden Tag wurde. Die Truppen des Mareschals giengen also darüber, um ihre Quartiere zu nehmen, wo sie gleich so gut arbeiteten, daß sie in kurzem bedeckt standen.

Der Herzog seiner Seits legte das französische Regiment Vernatel und das Piemontesische Cavouret an den Fuß des Hügels von Verrua, und die Schweizer zu ihnen, um sie im Nothfall zu unterstützen. Der Graf von Luzerne und seine Leute hatten ein kleines Fort diesseits des Po zu besetzen, nebst einer guten Transchee, die von Crescentino an die Brücke lief, an deren beyden Enden zwey Forts angelegt waren. Die Feinde hatten ebenfalls bey Ponte Stura, zehn Meilen unter Verrua, eine Brücke über den Po geschlagen, wo sie überzusetzen drohten, weßwegen man das Quartier von Crescentino und die Brücke in Vertheidigungsstand zu setzen suchte. Der Herzog ließ überdieß noch eine Brücke über die Doria Baltea schlagen, und zwey Forts daben anlegen, welche durch das Regiment Blaons besetzt wurden; er legte eine gute Anzahl Infanterie und Cavallerie nach Verolengo, einen wichtigen Posten um die Zufuhr offen zu halten, wobey dieser Trupp noch zur Vertheidigung der Posuhrten Diente, über welche die Feinde hatten setzen wollen, weil das Wasser damals sehr niedrig war.

Sobald die Transcheen auf beyden Seiten eröffnet waren, fieng man an, einander mit hitzigen Scharmützeln zu begrüssen, und als am siebenzehnten Augusti Mittags die Feinde ein kleines Gehölz in der Ebene vor der Brücke angriffen, wo der Marschall fünfhundert Mann postirt hatte, wurden sie mit dem

dem Degen in der Faust muthig zurückgeworfen, wo-
bey das Régiment Chappes unter Brouilly und das
von Bourbonne unter Bonneval ihre Schuldigkeit sehr
gut thaten; das Gefecht währte aber auch die ganze
Nacht, weil die Feinde ihre Todten wollten, die man
ihnen heraus zu geben nicht Lust hatte. Endlich muß-
ten sie sie doch zurücklassen.

Da es den Franzosen noch nicht genug war, die
Brücke zu haben, und da die Feinde sich dazwischen
in die Ebene legen konnten; so ließ der Mareschal noch
in derselben Nacht eine Transchee anfangen, die von
der Brücke bis an das Thor von Verrua gehen sollte,
und auch glücklich durchgeführt wurde. So stand es
also nicht mehr in der Macht der Feinde, diesen Weg
zu unterbrechen, wovon zuverlässig zum Theil die Ret-
tung des Platzes bey den häufigen Unterstützungen, die
er von Crescentino erhielt, abhing.

Indessen bestimmte sich das feindliche Geschütz,
das bis jetzt noch ohne festen Zweck bald auf dem Platz
bald ins Lager schoß, wo es immer einige Unglückliche
traf, einzig zum Angriff auf die Brücke, und zwey be-
sonders dazu postirte Stücke schossen endlich nach vie-
len Fehlschüssen zwo Barken zusammen. Da nun die
Feinde sahen, daß man nicht mehr darüber passirte,
bis dieser Schade wieder ersetzt wäre, was er bald
darauf wurde; so bildeten sie sich ein, sie würden jetzt
mit desto größerem Vortheil die fünfhundert Mann im
Gehölz angreifen können, da man ihnen nicht zu Hül-
fe kommen könnte, und beschlossen deßwegen einen
starken Angriff darauf. Als sie hin kamen, wur-
den zwo Stunden scharmuziert, ohne daß die Unsri-
gen auch nur einen Zollbreit Land dabey verlohren,
ungeachtet sie mit den Säbeln aneinander gekommen

wären. Unterdessen ließ der [illegible]areschall sie durch das ganze Regiment Chappes und durch dreyhundert Mann, aus andern Regimentern gezogen, unterstützen. Diese Hülfe setzte er über den Po vermittelst einiger Bretter die man über die Stellen legten, die am meisten zerschossen waren, was so gut ging, daß die im Gehölz nur vier Mann verlohren, und einige Verwundete zählten, nachdem sie selbst mehrere von den Feinden, meistens Polaken und Trentiner, niedergemacht hatten.

Sie wurden aber bald von einem andern Feind angefallen, dem sie nicht so gut widerstehen konnten. Dieß war eine ansteckende Krankheit, die, seitdem sie eingerückt waren, über zweyhundert Mann dienstunfähig gemacht hatte, weil sie wegen Verzögerung des Solds nichts hinlänglich zu leben hatten, was den Mareschall nöthigte, aus seinen eignen Mitteln dazu beyzutragen, was er konnte, zu welchem Ende sein Haus für alle offen stand, die bey ihm Unterstützung suchen wollten.

Unterdessen erhielt er stündlich Nachricht, daß der Herzog von Feria mit sieben bis acht tausend Mann und acht Kanonen von Ponte Stura her gegen ihn im Anmarsch sey, um ihm seine Brücke unnütz zu machen, und die Communication zwischen Crescentino und Verrua abzuschneiden. Deßwegen war er auf seiner Hut, und wollte, sobald das Ausbesserungsgeschäft an seiner Brücke zu Stand wäre, vor seinem Lager auf der Seite, wo der Feind herkommen sollte, eine Schanze aufwerfen lassen. Allein obschon sie in Ponte Stura eingerückt waren, kamen sie doch nicht und begnügten sich damit, glauben zu lassen, daß sie es Willens wären.

Wir haben oben ſchon geſagt, daß der Halbmond, der vor der Vorſtadt lag, ſich während der Belagerung berühmt machte. Hier erſcheint er mit einem großen Gefecht, das zween Tage darauf dabey vorfiel. Die Feinde, die anfiengen, ſich ihm zu nähern, hatten daſelbſt einen wüthenden Scharmützel angefangen, und darunter eine große Menge Kanonenſchüſſe darauf thun laſſen. Jetzt mit Einbruch der Nacht machten ſie unter Begünſtigung der Finſterniß einen beherzten Angriff darauf, fanden aber bey denen, die darin lagen, eine ſolche Entſchloſſenheit, ſie abzuſchlagen, daß ſie genöthigt waren gegen das Ende der Nacht abzuziehen. Als aber die Belagerten, müde vom Streit, und in der Meinung, daß ſie nicht die Kühnheit haben würden, am hellen Tage wieder zu kommen, den Poſten beynahe ganz entblößt hatten, um auszuruhen; waren die andern wieder angerückt, und machten einen ſo wüthenden Angriff, daß ſie ſich deſſelben bemächtigten, bis der Marquis von Saint Neran, der juſt friſche Truppen dahin führte, auf ſie ſtieß, als ſie ſchon durch die Vorſtadt ſtürmten, worauf er ſie zuſammenhieb, und dann muthig in den Halbmond fiel, den er nach einem dreyſtündigen Gefecht, wobey die Feinde ſehr viel verlohren, wieder eroberte.

Da unterdeſſen der Herzog den Lärm gehört hatte, wollte er dem Marquis zu Hülfe kommen, und ſchickte das Regiment la Griva, das nur in abgebrochenen Gliedern aufmarſchiren konnte; weßwegen die Feinde einen neuen angeſtrengten Verſuch machten, den halben Mond wieder zu gewinnen. Da man die erſten Glieder dieſer neu Angekommenen über den Haufen geworfen hatte, worunter der Capitän Montbaſſino verwundet wurde, ſo geriethen die übrigen darüber ſo in Schrecken, daß ſie davon abließen, worauf

die Feinde sich wieder Meister davon machten. Als nun endlich der Herzog, der Prinz und der Mareschall anlangten, und sahen, daß er wegen der starken Batterie, die ihn bestrich, schwerlich ohne starken Verlust bey Tag wieder einzunehmen wäre, so fanden sie für gut, es bis auf die Nacht auszusetzen. Weil zugleich der Herzog seine Leute sehr abgemattet sah, so bat er den Mareschal, die Seinigen darinn aufziehen zu lassen; worauf dieser Bourbonne mit seinem Regiment dahin schickte, der nicht nur den Haldmond wieder gewann, sondern auch noch dazu die Transcheen welche die Feinde darunter hatten, und also machte, daß der Schimpf davon auf ihnen sitzen blieb.

Zu eben der Zeit hatten sie auch noch das Mißvergnügen, daß der Oberste Vernatel (7) bis in das Quartier Serbellonis oben auf einem Hügel streifte, wo eine Korbverschanzung gegen die Brücke und sein Quartier hin war; da er mit weniger Mannschaft die Schanzkörbe theils verbrannte, theils ausriß, eine Menge Leute niedermachte, und viele Gefangene fortführte, so war dies eine in der That seiner Tapferkeit und seiner Klugheit Ehre bringende That.

Seit diesem Tag fiengen die Feinde an, von dem Angriff auf den Platz abzustehen, und sich ganz und allein an die Leute des Marschalls zu machen, die ihnen schon so nahe lagen, daß keine Arbeit mehr unternommen wurde, ohne dem Musketenfeuer ausgesetzt zu seyn. Große Scharmützel waren ihre gewöhnliche Uebung, worunter früh am sieben und zwanzigsten ein sehr hitziger vorfiel. Da nämlich die Feinde ihre Transcheen ganz gegen die andern getrieben hatten, so hatte der Mareschall seine Wachen daselbst verdoppelt, so daß der Mestre de Camp Chappes und der Capitain Brouil-

Drouilly dabey verwundet wurden, und zween Fähnriche blieben. Endlich aber waren die Feinde doch bis in ihre Trancheen zurückgetrieben worden, und die andern hatten nun den Beystand der Regimenter Urselles, Villeroy und Serigny nicht mehr nöthig, die der Mareschall zu ihrer Unterstützung kommandirt hatte.

Da die Brücke durch das unaufhörliche Kanonenfeuer darauf abermals gelitten hatte, wurde sie am folgenden Tag etwas weiter hinunter geschaft, gegenüber von dem Gehölz.

Neben diesem offnen Krieg fiengen die Feinde noch einen verdeckten unterirdischen an, durch Minen. Die erste war unter die Vorstadt geführt worden, die Belagerten merkten sie aber und sorgten sogleich dafür, sie zu lüften, und ihnen gleiches mit gleichem zu vergelten. — Indessen litten beyde Theile schon sehr viel durch das zu Ende des Augusts eingefallene Regenwetter, und dabey sah noch der Mareschall seine Truppen sowohl durch die fortdauernden Krankheiten, als durch andre Zufälle, welche die Armeen zusammenschmelzen, stündlich abnehmen. Da sie nun auf diese Art bis auf dreytausend Mann zu Fuß eingegangen waren, und doch große Werker zu besetzen hatten, so hatte er nicht geringe Mühe, diese zu behaupten, und eine gute Mine zu machen. Diese Mühe würde aber aufs äusserste gestiegen seyn, wenn die Feinde ihm von Ponte Stura her zu Leib gegangen wären. Denn da er nicht Leute genug hatte, um alle seine Werker besetzt zu halten, so würde es ihm sehr schwer geworden seyn, ihnen die Spitze zu bieten. Sie kamen aber nicht, brachen ihre Brücke ab, und zogen die Mannschaft, die sie dort stehen hatten, an sich, um die Belagerung fortzusetzen, und ihr Lager zu verstärken.

Sie

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung von der Belagerung von Verrua.

Nachdem also die Truppen von Ponte Stura zu der Belagerung zurück gekommen waren, und der Muth der Feinde mit dieser Verstärkung gewachsen war; so verdoppelten sie ihre Arbeiten und ihre Scharmützel. Ihr Geschütz beschos vornämlich die Spitze von der Vorstadt, und hatte eine starke Bresche geschossen. Einer ihrer Soldaten hatte die Kühnheit auf diese zu steigen, um sie desto besser zu rekognoseiren, und drückte aus Bravade eine Pistole darauf ab, worauf aber sogleich von Seiten der Belagerten und zwar zu seinem Unglück, mit einer Muskete geantwortet wurde. Man besserte die Oefnung hierauf wieder so gut aus, daß sie es nicht wagen wollten, einen Angriff darauf zu unternehmen.

Indessen war das Geschütz der Belagerten auch nicht müssig, und die Nacht wurde so gut dazu genommen wie der Tag; denn zuverlässig war noch keine Belagerung, wo die Artillerie mehr zu thun hatte und mehr gebraucht wurde, als hier, und wo man in grösserem Ueberfluß Feuer und Eisen hätte fallen und gleichsam regnen sehen. Dieß kam von der Nähe der Werker, wo man beynahe Hand an Hand war. — Da aber die Feinde hauptsächlich auf die Brücke ihr Augenmerk hatten, weil durch diese die Communication zwischen Crescentino und Verrua erhalten wurde; so schossen sie unabläßig darauf, und machten die Passage äusserst gefährlich. Sie hatten zu dem Ende eine neue Batterie in dem Quartier Serbellonis anlegen lassen, um sie daraus zu beschiessen, welche am zweyten September entdeckt wurde, und der die Belagerten zwo

andre

idre entgegengesetzten, eine bey der Kirche, die andre
eim Belvedere, sonst auch Torrazzo genannt.

Die ersten Tage dieses Monats vergiengen ohne
eitere Vorfälle, ausser der Ankunft einer kleinen Ver-
ärkung von Turin, die der Herzog brachte, und in
s Quartier Vernatels legte. Als der Herzog und
r Prinz am sechsten Tag sahen, daß die neue Batte-
e, aus der die Brücke beschossen wurde, dort viel
chaden verursachen konnte, und überdieß auch noch
ihr Lager ging, wo die Hütten nicht sicher waren;
wollten sie diesem Uebelstand durch einen starken
sfall abhelfen, den sie nach dem Quartier Serbello-
veranstalteten. Als sie ihr Vorhaben dem Ma-
chall eröffneten, erbot er sich zu tausend Mann von
en Leuten, die von einer Seite angreifen sollten,
hrend die andern von einer entgegengesetzten stürm-
Allein der Herzog wollte den Ruhm davon für
allein behalten, sprach nicht weiter mit ihm davon,
beschloß den Ausfall auf die folgende Nacht. Da
indessen durchaus nöthig war, daß der Mareschall
on benachrichtigt wurde, weil wegen der unumgäng-
en Correspondenz unter den Quartieren einer Armee
iel Gefahr dabey war, es ihn nicht wissen zu lassen:
ab ihm der Herzog um zwey Uhr nach Mitternacht
h den Adjutanten Coudron von der königlichen
ace Nachricht davon, worauf der Mareschall sein
artier sogleich ins Gewehr treten ließ, um den
den auf seiner Seite zu thun zu geben, und es
n unmöglich zu machen, denen die man anzugrei-
im Begriff war, zu Hülfe zu kommen. Er hielt
überhaupt bereit alles zu thun, was man von ihm
ngen möchte.

Der Commandeur von Valençay hatte die Aus-
ng dieses Anschlags bekommen, der im Grund

sehr

sehr leichtsinnig gefaßt zu seyn schien, wie die Folge lehren wird. Als die Stunde zur Ausführung gekommen war; (es war kurz vor Tag,) so griffen der Commandeur und la Possa mit tausend Mann, wovon letzterer dreyhundert unter sich hatte, links und Vernatel und Valouse mit sechshundert rechts das Quartier Serbellonis muthvoll an, um die neue Batterie gegen die Brücke, wegzunehmen. Nach einem starken Gefecht, das nicht weniger als zwo Stunden dauerte, wobey die Chefs beyder Trupps in der That alles leisteten, was man von äusserst braven Leuten verlangen kann, und nachdem sie einige Linien passirt waren, und alles was sie da vorfanden niedergemacht oder verjagt hatten, drangen sie endlich bis an die großen Retranchements vor, fanden aber diese so hoch und so gut besetzt, daß es ihnen unmöglich war, etwas dagegen zu unternehmen. Der Commandeur gerieth dabey schwer verwundet in Gefangenschaft, und Vernatel und Possa zogen sich ebenfalls verwundet zurück, und führten in guter Ordnung ab, was ihnen an Mannschaft noch übrig war; sie mußten aber eine Menge Todte zurücklassen, so daß diese Action, von der man sich große Vortheile versprach, nichts einbrachte, als die Gefangennehmung eines spanischen Capitains.

Unterdessen hatte der Mareschall die Feinde durch einige Sergeanten angreifen lassen, ihnen zwo Feldwachen getödtet, und mit dreyßig Mann ihre Hauptwache bis an ihre Verschanzungen gejagt, sehr ärgerlich darüber, daß von Seiten des Herzogs die Sache nicht besser ablief. In der That kann man wohl sagen, daß die Klugheit der Unternehmer hierbey nicht gleichen Schritt mit ihrer Tapferkeit hielt.

Am folgenden Tag sprengten die Feinde aus, sie wollten einen General-Angriff unternehmen, der sich aber

aber darauf einſchränkte, daß ſie eine Mine ſpielen ließen, die ſie unter einem Thurm links von der Vorſtadt hatten, wo ſie einen ziemlich ſtarken Einſturz machte, vor dem die Feinde muthig anrückten, aber zurückgeſchlagen wurden. Indeſſen verlohr doch der Herzog zween Capitains dabey, von den Regimentern Reran und la Cote Moyrane. Die Breſche wurde dadurch befreit, und ſogleich wieder zugemacht.

Die folgenden Tage wurden mit unaufhörlichen Scharmützeln und Kanonen-Salven zugebracht, unter die ſich auch einige mündliche und ſchriftliche Scherze miſchten. Die Arbeiten waren an manchen Stellen ſo nahe an einander, daß die Wachen ſich die Hand bieten konnten: da nun vier franzöſiſche Soldaten mit Karten ſpielten, und die, welche verlohren, ſie im Aerger zu den Spaniern hinüber geworfen hatten, raffte ein Spanier ein Pikblatt auf, und warf es ihnen wieder hinüber mit den Worten: Sino cartas ſe ganara con las picas. (8) Dafür warf ein Franzoſe wieder ein Blatt Spadi hinüber, und ſagte: Con ellas ſempre ſi vincien las picas. (9) Von da kam es zu einigen Reimen, aber mit minder ſcharfen Spitzen, und einem weniger gefährlichen Krieg, als der, den ſie mit den Waffen, und um andre Vortheile, als blos ihrem Witz Ehre zu machen, führten.

Da indeſſen die Feinde, die noch zwo Minen an der Vorderſeite der Vorſtadt hatten, ſahen, daß die Belagerten ſehr eifrig daran arbeiteten, ſie ihnen unnütz zu machen, ſo ließen ſie ſolche, nachdem ſie am vierzehnten September von früh an auſſerordentlich gefeuert hatten, endlich ſpringen; allein mit dem unglücklichen Erfolg für ſie, daß ſie gegen ihre Seite ſchlugen und dort viele Leute tödeten und verwundeten. Man

ſagte

sagte auf Seiten des Herzogs: diese Mine sowohl als die, welche einige Tage zuvor gesprungen war, sey deßwegen für die Feinde unglücklich abgelaufen, weil es an festlichen Tagen geschah, indem der erste der Sanct Marientag, der andere der des heil. Kreuzes war, welche beyde von dem Hause Savoyen sehr in Ehren gehalten wurden; deswegen hätte die heilige Jungfrau nicht geduldet, daß die Feinde sie ungestraft entheiligten.

Beyde Theile arbeiteten von nun an so viel unter als über der Erde, die Spanier, um die Pointe der Vorstadt — die Franzosen, um sie selbst in die Luft zu sprengen. Endlich in der Nacht vom zwanzigsten, nach einigen Feuerwerkern, die man in die feindlichen Werker warf und die ihnen großen Schaden zufügten, hörten die in der spanischen Mine ganz nahe bey ihnen arbeiten, und da sie nicht warten wollten, bis man sie darinn überfiele, ließen sie eine Petarde spielen, um mit der Erdwand zugleich die darhinter befindlichen Arbeiter nieder zu schmettern. Allein diese, die so etwas vermuthet hatten, waren just zurückgetreten, und die Petarde richtete weiter keinen Schaden an, ausser daß sie einen erschlug, der sein Geräthe noch hatte wegholen wollen. Da nun der Durchbruch gemacht war, rückten beyde Theile muthig davor, erstlich mit dem Pistol, dann mit den Spießen, und endlich mit Feuerwerk das die beyden Minen mit so dicken Rauch erfüllte, daß man es nicht länger aushalten konnte, und beyde Theile dadurch genöthigt waren, sich zurückzuziehen, worauf der Durchbruch sogleich wieder vermacht wurde.

Das damals eingefallene starke Regenwetter, das den beyden Lagern äusserst beschwerlich fiel, hatte den

Feind

Feind so weit gebracht, daß er weiter keinen Proviant hatte, als soviel ihm die Mühlen verschaffen konnten, die er sechs Meilen von da, zu Gabiano am Po hielt, von wo er alles heraufschaffen mußte. Der Prinz von Piemont beschloß daher, sie um diesen Vortheil zu bringen, und trug dieß einem seiner Capitains, Avogrado, auf. Dieser nahm dazu ungefähr hundert Mann und gieng damit bey Casale, weit unter Gabiano über den Po, weil die Feinde, die nichts von dieser Seite besorgten, keine Schildwache dort ausgestellt hatten. Als er nun hinkam, hieb er einen Wachepoſten, den er vor den Mühlen fand, in Stücken, schnitt die Seile, die sie hielten, ab, ließ sie den Fluß hinabgehen, verbrannte eine große mit Brod beladene Barke, die im Begriff war abzustoßen, und führte alles gefangen mit sich fort, was er von Mannschaft daselbst fand.

In derselben Nacht wurde eine Mine, welche die Feinde rechts an der Vorseite der Vorstadt hatten, durch den Schlag einer Petarde gelüftet, und da sie nahe dabey eine andre hatten, der ein gleicher Unfall drohte, so legten sie Feuer daran, und ließen sie springen, mit mehr Schaden für sie selbst als für die andern. Da sie indessen dennoch eine Bresche gerissen hatte, und sie davor gerückt waren, so bemächtigten sie sich derselben, nach einigem Widerstand von innen, und wollten sich eben darin festsetzen, als der Major Baron vom Regiment Saint Reran und der Major Merard vom Regiment Fleury mit einiger Mannschaft einen so muthigen Angriff auf sie machten, daß sie genöthigt waren, sich wieder zurückzuziehen.

Saint Reran ließ nun ebenfalls durch Molar verstärkt, eine Mine springen, die den Feinden großen

Schaden that, und fiel dann mit Schwerdt und Piken unter die, welche sich bey diesem Schlag noch gerettet hatten, denn der Regen verhinderte den Gebrauch des Feuers; zu ihrem noch grössern Unglück traf ein Kanonenschuß von den Ihrigen, der den andern zugedacht war, just mitten unter sie selbst, zerschmetterte den größten Theil von ihnen, schleuderte eine Menge Köpfe und Aeme in die französischen Transcheen, und zwang den Rest, sich wieder nach ihrem ersten Posten zu ziehen, nachdem sie ungefähr dreyhundert Mann dabey verlohren hatten, ohne daß auf der andern Seite jemand Schaden dabey nahm, bis auf Mante, einen Herrn von Stand, welcher blieb. Die Feinde machten bey ihrem Rückzug Mine, wieder auf die Bresche losgehen zu wollen; da sie aber sahen, daß man sie festen Fußes erwartete, wollten sie sich doch nicht wieder hinwagen.

Unterdessen fuhr das grobe Geschüß auf beyden Seiten wüthend fort, und das Feuer schien diesen Tag mit dem Wasser um die Oberhand kämpfen zu wollen, die dieses, sein natürlicher Feind, sonst überall es behauptet. Denn troß einem Regen, der über vier und zwanzig Stunden ohne Unterlaß anhielt, und Verwüstung anrichtete, hörten Musketen- und Kanonenschüsse gar nicht auf.

Der unablässige Regen nun hatte den Strom so angeschwellt, daß die Brücke losgegangen war, und zu gleicher Zeit ließen die Feinde eine Mühle mit dem Strom fortgehen, die sie zerriß und einige Barken wegnahm. Als der Prinz ans Ufer gekommen war, um den Schaden wieder ausbessern zu lassen, was die Feinde durch unaufhörliches Feuer aus dem kurzen Gewehr zu verhindern suchten; so traf eine schon matte

Kugel

Kugel auf ſeine Wange, wo ſie eine Geſchwulſt verurſachte, um zu zeigen, ſagten einige, daß ſie ſpaniſch ſey (10).

Allein auch das Waſſer ſchwoll ſo an, daß es beynahe die Schanzen anfüllte, die auf dem Sande waren, und machte einen Canal unter den Tranſcheen, der ſie beynahe alle überſchwemmte. Da ſich nun die Soldaten dadurch in der äußerſten Gefahr befanden, weil da nicht wohl zu helfen war, wenn die Feinde einen Angriff wagten; ſo ſetzte der Marſchall bey der Bucht mit einigen ſeiner Leute zu ihnen hinüber; eine Vorſicht, die nichts weniger als überflüſſig war. Denn die Feinde, die eine ſo ſchöne Gelegenheit nicht vorbeygehen laſſen wollten, rüſteten ſich zu einem Angriff darauf. Da ſie ihn aber hinüber ſetzen ſahen, verlangte Gonſalvo, der den Angriff machen ſollte, zwölftauſend Faſchinen, eine äuſſerſt übertriebene Anzahl, die nie vorräthig war, was ihm einen honetten Vorwand gab, den Auftrag liegen zu laſſen; und der Marſchall, der unterdeſſen viel Mannſchaft hinüber an ſich gezogen hatte, wich nicht von den Tranſcheen, bis die Brücke wieder hergeſtellt war.

Nachdem dieſe Ueberſchwemmung bis gegen zehn Uhr in der Nacht angehalten hatte, fiel endlich das Waſſer wieder, und das Wetter wurde wieder gut. Dieß gereichte den Soldaten ſehr zur Erleichterung, die ſo ſehr vom Hunger als vom Regen gequält wurden, weil man ihnen dieſe Zeit über keinen Proviant hatte zuſchaffen können. Auf der andern Seite hatten die Feinde große Freude bezeugt, über das Zerreiſſen der Brücke, indem ſie nicht glaubten, daß ſie ſo bald wieder ausgebeſſert werden könnte, wie ſie es wirklich durch die guten Anſtalten des Prinzen wurde,

der so wachsam und thätig war, als es sich nur denken läßt.

Auf dieß Ungemach folgte ein andres nicht minder beträchtliches; der Marschall wurde nämlich von einer heftigen Diarrhöe befallen, wegen der er das Zimmer hüten mußte. Der Feldmarschall Marquis d'Urelles, ein wackrer Cavalier, der unter ihm kommandiren sollte, stand erst von einer harten Krankheit auf, die ihm nicht gestattete, für etwas anders als die Wiederherstellung seiner Gesundheit zu sorgen. Ueberdieß lag der Adjutant Peyrins Calignon, vortrefflich in Erfindungen zum Angriff und Vertheidigung, krank zu Turin; und sein Kollege Coudron, ein sehr einsichtsvoller und beherzter Mann war kürzlich geblieben. So war also niemand in der Armee, der Befehle geben und überbringen konnte, die vom Chef abhängen, und wenn die Feinde damals angriffen, so hätten sie sicher beträchtliche Vortheile erfechten können.

Nachdem unterdessen die Brücke wieder gemacht und alles in guten Stand gesetzt war, ließ man sogleich alles, was man von Lebensmitteln und Munition bedurfte, hinübergehen, und die Feinde fanden sich eben dadurch, wodurch sie ihre Gegner in große Verlegenheit gesetzt glaubten, selbst in Verlegenheit gesetzt und belästigt. Denn die Leute des Marschalls leiteten das Wasser aus ihren Transcheen ab, und waren so geschickt, es in die feindeliche zu führen, die sie dadurch so plötzlich überschwemmten, daß sie genöthigt waren, solche zu verlassen. In diesem Augenblick feuerte das Geschütz von Verrua auf sie, und richtete ein jämmerliches Blutbad unter ihnen an. Zur Rache dafür schossen die Batterien Serbellonis unaufhörlich

auf

uf die Brücke, um die Hinüberschaffung von Mannhaft und Munition zu verhindern, die aber darum ichts destoweniger hinübergiengen.

Neben der gemeinschaftlichen Freude, welche eyde über die Rückkehr des schönen Wetters empfanen, hatten die Franzosen noch eine besondere Verlassung dazu am sieben und zwanzigsten September, em Fest des Heiligen Cosmus und Damianus, das nen durch die Geburt des hochseligen Königs Ludigs des Gerechten feierlich ist. Da der Prinz nd der Marschall sich verbunden achteten, ihn zu feiln, so ließen sie mit einer doppelten Generalsalve aus llem groben und kleinen Geschütz zu Verrua, im Lager nd zu Crescentino, den Anfang machen; da nun dieß nen Donner verursachte, wie man sich ihn leicht vorellen kann, geriethen die Feinde, denen die Ursache von nicht bekannt war, so sehr in Allarm darüber, ß zwo bis drey von ihren nächsten Redouten von ihen verlassen wurden, und sie unters Gewehr traten, der Meinung: man greife sie von allen Seiten an.

Nach dem gewöhnlichen Gottesdienst und einem ächtigen Festin, das der Prinz dem Marschall und len Offiziers der Armee gab, brachten sie den Rest s Tages mit Ringelrennen zu, einer Uebung, die h sowohl für die Personen als für Zeit und Ort sehr ohl schickte. Die Partie machten auf einer Seite r Prinz, sein Bruder der Prinz Thomas, nebst dem ldmarschall Fleury; Auf der andern der Marschall, r Marquis von Urelles und der Ecuyer des Marschalls, d'Auby, einer der besten Reuter, die zu finn waren. Nach mehrern schönen Rennen im Angesicht der Feinde, mitten unter der ganzen Cavallerie, e auf beyden Seiten an den Schranken aufgezogen

war, und unter dem Schall der Trompeten, gewann Auby den von der Prinzessin von Piemont gegebenen Ring, und der Tag endigte sich wie er angefangen hatte.

Den folgenden Tag zeichneten die Franzosen durch einen Ausfall auf die Feinde aus, die sie aus ihren Vorposten vertrieben, wo man eine Menge Waffen fand, diese nicht hatten mit fortbringen können. Zu gleicher Zeit hatte le Vaucher eine Streiferey bis Ponte-Stura, wo sie ihre Brücke hatten, unternommen, und traf daselbst eine große Barke mit Brod an, die er versenkte. Diese Kühnheit verdroß die Feinde, und sie beschlossen, der Vorstadt noch näher mit ihrem Geschütz zuzuwichen, und sich auf den famösen Halbmond zu richten, den beyde Theile verlassen hatten, weil er nicht haltbar war. Allein die Belagerten stellten eine Batterie entgegen, und waren überdieß sehr gut mit Wällen gedeckt, denen das Geschütz nichts anhaben konnte.

Achtes Kapitel.

Verfolg der Belagerung von Verrua.

Unerachtet die unterirrdische Arbeit durch Minen den Feinden nicht besser gelang als die, die sie über der Erde vornahmen, so unterließen sie doch nicht, hartnäckig damit fortzufahren, allein mit so schlechtem Erfolg, daß die einen gelüftet wurden, die andern gegen sie zurückschlugen und ihnen mehr Schaden zufügten, als den Belagerten. Als zween Tage darauf Mezard merkte, daß sie eine links von der Vorstadt unter der Courtine anfiengen, legte er eine Contremine an, um sie am Vortreiben der ihrigen zu verhindern, und als

er

r ſie am andern Tag gegen Abend ſpielen ließ, wurden ie meiſten von ihnen dadurch verſchüttet und verbrannt.

Nichts deſtoweniger retranſchirten ſie ſich auf dem Parapet rechts von der Vorſtadt, indem ſie eine Gale- ie anlegten, ſo wie ſie weiter vorwärts Land gewannen; ieß half ihnen aber um ſo weniger, da die ganze Ar- eit unterminirt war. Als nun ihr Werk beynahe in em Stand war, in dem ſie es haben wollten, ſo wurde mit der ganzen Mannſchaft geſprengt, und ſie wa- n nicht weiter als zuvor. Sie ſannen aber auf Rache für durch eine andre Mine unter dem Parapet an r Spitze der Vorſtadt, welche ohne Zweifel großen chaden angerichtet hätte, wenn nicht Anſtalt ge- acht worden wäre, ſie bey Zeit zu lüften. Denn waren darin nicht weniger denn fünf und zwanzig ulver-Tonnen, die ihren Schlag mit auſſerordentli- er Gewalt machten, ſieben oder acht Mann tödeten, d vier verſchütteten, die man bald darauf unbeſchädigt eder ausgrub. Unter Begünſtigung dieſer Mine ſen die Feinde dreymal Sturm, um dieß Terrain gewinnen, und weit ſtärker, als ſie noch nie ge- mmen waren; beſonders auf die rechte Seite der orſtadt. Sie wurden aber jederzeit muthig zurück- ſchlagen.

Am folgenden Tag thaten ſie eine Menge Ka- nſchüſſe, und ließen eine neue Mine links ſechs Schritte n der Mauer der Vorſtadt ſpringen, um ſich in ein erk zu legen, das Merard daſelbſt anlegte. Da er aber noch zeitig lüftete, ſo half ſie ihnen ſo wenig die andern. Unterdeſſen machten die Belagerten ter der Verſchanzung zwiſchen Verrua und dem Po e Schanze, die ungefähr ſechshundert Mann faſſen nnte; und der Feind legte ſich unter eine der Bre-

schen an der Courtine zwischen beyden Thürmen des Vorderwerks an der Vorstadt, wo die Minen das Terrain ganz umgewühlt hatten, und pflanzten Schutzpallisaden rechts, um sich dort zu setzen; allein die Belagerten vertrieben sie daraus mit Feuerwerk, nicht ohne ein starkes Gefecht, das die Stürmer ziemlich lange aushielten.

In der Nacht des folgenden Tags hörten die Belagerten den Feind kommen, um eine Mine zu öffnen, die sie rechts hatten, und das Pulver daraus wegzunehmen, und sich ihrer Arbeit gegen sie selbst zu bedienen. Sie legten deßwegen Feuer daran, und verschütteten alles, was sich auf der andern Seite befand, wobey sie noch zu gleicher Zeit eine Galerie auf dem Wall links vom Halbmond abbrannten. Dadurch ließen sich jedoch die Feinde nicht abhalten, sich dabey zu setzen, und eine neue Galerie rechts gegen den Thurm der Vorstadt zu machen. Allein die Belagerten warfen so viel Feuer darunter, daß die Arbeit dadurch oft unterbrochen wurde; und sie würden sie endlich ganz verjagt haben, wenn sie nicht gewahr worden wären, daß eine Mine unter ihrer Traverse war; wenn sie nun die, welche sie etwas weiter vor, und genau unter der feindlichen Arbeit hatten, nicht springen ließen, so verlohren sie den Halbmond; ließ man sie aber springen, so war zu befürchten, sie möchte die Spanische anstecken, und den Halbmond wegreissen. Indessen erfolgte dieß doch nur zum Theil; und es wurde nur eine Spitze gesprengt; die Galerie der Feinde aber flog mit großem Schaden für diese in die Luft.

Demungeachtet machten sie jetzt einen Angriff auf den Halbmond, um den Schaden zu benutzen, den

den die Mine daran gemacht hatte. Sie wurden aber muthig zurückgeschlagen, und das Parapet des Halbmonds, das abgestumpft worden war, wurde bald darauf wieder ergänzt. Weil indessen die Feinde im Graben geblieben waren, mußte man sie daraus vertreiben; denn sie deckten sich mit Faschinen, und an den Halbmond gelehnten Bretern, und wollten einen Versuch machen, diesen wegzunehmen. Deßwegen mußte man darauf bedacht seyn, sie auf alle mögliche Art zu belästigen, und es wurde sogleich sorgfältig daran gearbeitet.

Unterdessen war la Fontaine, einer der wirklichen Kammerherrn des Königs, von Sr Majestät ins Lager geschickt worden, um dem Prinzen zu dem glücklichen Ausschlag seiner Blessur, die gedachtermassen nur eine Geschwulst an der Wange verursacht hatte, Glück zu wünschen. Bey dieser Gelegenheit führten der Prinz und der Marschall den Kammerherrn in allen Werkern umher, um sie ihnen zu zeigen, und machten ihm das Vergnügen, einen General-Scharmützel zu veranstalten, sowohl in der Ebene als an der Vorstadt, wobey er bey der wenigen Mannschaft, die der Marschall hatte, und die sich kaum auf sechzehnhundert Mann belief, so viel Muth bemerkte, daß er ihnen seine Bewunderung nicht versagen noch umhin konnte, darüber zu erstaunen, wie es ihnen möglich war, sich gegen einen so mächtigen Feind zu halten, der mehrmals durch frische Truppen verstärkt worden war, demungeachtet aber doch endlich so weit gebracht wurde, als wir in der Folge bemerken werden.

Von dem geheimen Minenkrieg, der den Feinden nicht nach Wunsch und Hoffnung gelingen wollte, giengen sie wieder auf neue angestrengte Versuche mit

ihrer Artillerie über, und schossen trotz dem starken Regenwetter unaufhörlich von allen Seiten, besonders von der Batterie, die auf den Halbmond gerichtet war, worauf aber die Belagerten die Antwort nicht schuldig blieben, so daß man Tag und Nacht nichts als Stückschüsse hörte, deren Verdopplung auf Seiten der Feinde ihren Aerger darüber bewies, daß sie den Belagerten keinen Vortheil abgewinnen konnten.

Nachdem diese wüthenden Geschäfte fünf Tage angehalten hatten, während deren der Prinz, um einer Krankheit, die ihm drohte, vorzubauen, nach Turin gegangen war, und die ganze Sorge bey der Armee dem Marschall überlassen hatte, hörte endlich der Kanonendonner auf, und am zwanzigsten befahl der Marschall Merard, eine Mine links vor der Vorstadt spielen zu lassen, wo die Feinde anrückten. Dieß gelang um so glücklicher, da sie nicht nur den größten Theil in die Luft sprengte, sondern auch die Arbeiten, die sie auf dieser Seite hatten, verschüttete. — Indessen hielt der Regen zu gleicher Beschwerlichkeit beyder Lager an; allein, da der Marschall dafür gesorgt hatte, bedeckte Wachstuben in den Transcheen anlegen zu lassen, so wurde das Gewehr conservirt und in brauchbarem Stand erhalten.

Da unterdessen das Stillschweigen des feindlichen Geschützes vermuthen ließ, daß sie daran arbeiten möchten, es ganz zurückzuziehen, so brachte man in Erfahrung, daß sie am vier und zwanzigsten dieses Monats angefangen hatten, fünf Batteriestücke vom Halbmond abzuführen. Da sie indessen doch noch einige Schüsse thaten, mehr Ehrenhalber als um sich für den zugefügten Schaden zu rächen; so wurde le Blanc de Boisverd, ein Adelicher aus Forez, Capitain

tain vom Regiment Sault, ein tapfrer und verſuchter Officier, von einer ganzen Salve getroffen, als er aus ſeinem Zelt hervorgieng; jemand war ſo lächerlich, zu ſchreiben, daß er auf der Stelle den Tod davon gehabt habe! — In der Nacht auf dieſen Tag ſuchten die Belagerten eine feindliche Mine, und als ſie eine fanden, in der ſie ſchon reden hörten, petardirten ſie ſolche, und machten ſie ihnen unnütz.

Da indeſſen die Feinde nicht viel ausrichten konnten, ſo machten ſie große Drohungen und großen Lärm von einer Hülfe, die ſie erwarteten, beſonders von einer neuen Armee unter dem Grafen Wolf von Mansfeld, aus Spaniern und Neapolitanern beſtehend, die ſie, wie ſie ſagten, von Ponte Stura her anmarſchiren laſſen wollten. Deßwegen ſchickte der Marſchall funfzehn berittene Büchſenſchützen und eben ſo viele Chevauxlegers unter la Peſieux dahin ab, um die Beſchaffenheit der Brücke zu rekognoſciren, und über die verſchiedenen Gerüchte vom Anmarſch der Feinde Erkundigung einzuziehen. Dieſer berichtete ihm denn bey ſeiner Zurückkunft: es fehlten noch viele Barken an der Brücke zu ihrer Vollſtändigkeit; die, aus denen ſie beſtünde, hiengen nicht an Ketten oder Stricken, wie man geſagt habe, ſondern an Pfählen, die in den Fluß geſchlagen wären, und die Armee ſey noch in dem Städtchen Candia im Mailändiſchen.

Dieſe neue Verſtärkung für die Feinde machte aber doch dem Connetable und dem Marſchall nicht wenig Sorgen, die kaum funfzehnhundert Mann hatten, welche durch Krankheit und üble Witterung täglich noch mehr abnahmen, und nicht hinreichend zur Beſetzung ihrer Werker waren, ſo daß ſie dieſer neuen Armee nichts entgegen zu ſtellen hatten. Zwar war wirklich

ein

ein Sukkurs von sechstausend Mann Infanterie unter der Anführung des Marquis von Vignoles aus Frankreich im Anmarsch; allein sie waren noch fern und marschirten sehr langsam. Da nun in dieser dringenden Noth der Herzog und der Connetable zu Turin miteinander konferirt hatten, und der Connetable nachher bis Chivasco gegangen war, um mit dem Marschall daselbst zusammen zu kommen; so liefen ihre gemeinschaftlichen Berathschlagungen dahin aus, daß man sein Möglichstes thun müsse, um sich mit Ehren aus der Sache zu ziehen.

Auf Seiten der Feinde waren aber ebenfalls nicht mindre Schwierigkeiten zu übersteigen. Der Herzog von Feria war krank und Don Gonsalvo nicht sehr gesund. Dieser rieth, die Belagerung aufzuheben, und zog täglich eine Menge Leute auf die Seite zu seiner Meinung; so daß der Herzog selbst, der immer hartnäckig auf dem Gegentheil bestanden hatte, sich nach und nach durch seine Gründe besiegen ließ, da er nicht mehr im Stand war zu agiren, und die Hoffnung aufgab, einen Platz zu besiegen, wo er in drey Monaten und nach so viel angestrengten Bemühungen nichts hatte ausrichten können.

Wirklich hofften auch der Connetable und der Marschall, denen die schlimme Lage der Feinde nicht unbekannt war: sie würden es endlich müde werden, eine so fruchtlose Arbeit weiter fortzusetzen, und genöthigt seyn, abzuziehen; im Fall jedoch diese neue Armee über den Po gienge, hatte der Connetable beschlossen, den Adel aus Dauphiné aufsitzen zu lassen, um eine Schlacht zu liefern, und so dem ganzen Streif auf einmal ein Ende zu machen. Der Herzog von Savoyen seiner Seits versprach wohl eine Verstär-

kung

kung, sie konnte aber blos aus Miliz bestehen, das heißt aus neuen noch nicht zum Krieg abgerichteten Leuten, von denen sich nicht viel versprechen ließ, indem die Belagerung von Verrua bewies, daß sie weiter nichts als zählen halfen.

Darüber war der Connetable nach Chaumont zurückgegangen, und der Marschall kam wieder ins Lager, da er nun nicht mehr als höchstens funfzehnhundert Mann hatte, und der Herzog ungefähr eben so viel, so schickte er sich an, seine Stellung so zu nehmen, daß, wenn die Feinde vorrückten, er sie empfangen könnte. Seine gröste Besorgniß war aber, sie möchten sich so postiren, daß sie die Proviantzufuhr abschnitten, und die Sachen, die vom Herzog abhiengen, und zu seinem Vorhaben nöthig waren, wie die Kriegsprovisionen, möchten nicht zur bestimmter Zeit eintreffen. Zugleich schickte er auch Pesieux wieder nach der Brücke der Feinde, um einen Versuch zu machen, sie zu verbrennen. Allein Pesieux fand zween Wachepossten davor, die mit so weniger Mannschaft nicht zu überwältigen waren, weßwegen er diese Unternehmung nicht ausführen konnte.

Die Feinde hatten unterdessen eine große Mine von sieben Gängen, die sie deßwegen die Hyder nannten, beynahe ganz fertig gebracht, und da sie einen Gang auf eine Mine der Belagerten getrieben hatten, so machten sie sich fertig, sie spielen zu lassen. Allein der Marquis von Saint Reran hatte es auf sich genommen, sie ihnen unnütz zu machen, ließ sie mit einer Petarde von oben hinein aufbrechen, und in die Oeffnung eine Menge Granaten und Feuerwerk werfen, um die Feinde daraus zu vertreiben, die sehr muthig darin kämpften. Da sie aber darum noch nicht davon

ablie-

abließen, so wurde für gut gefunden, mit Wasser zu versuchen, was man mit Feuer nicht hatte bewirken können. Als man dessen eine Menge hineingegossen hatte, waren sie genöthigt, sich zurückzuziehen, um sich eines von den andern Armen der Mine zu bedienen, mit dem sie aber eben so wenig ausrichteten.

Da die Feinde an den beyden folgenden Tagen kein Wort von sich hören ließen, so gerieth man auf die Vermuthung, sie führten ihr Geschütz ab, und am andern Tag erfuhr man, daß sie das von der Batterie Serbellonis wirklich eingezogen und die große Plateforme vor der Vorstadt ganz geleert hätten. — Als sich um diese Zeit der Marschall in den Transcheen nahe an der Teutschen befand, und der Marquis von Saint Reran mit ihm, und die Wachen von beyden Seiten, die kaum auf halbe Pikenlänge von einander waren, einander sehr mit Steinen, heissem Wasser und siedendem Oel geplagt hatten, alles, wie gewöhnlich, mit wechselseitigen Schimpfreden begleitet: so machten endlich beyde Theile aus eignem Antrieb einen durchgängigen Waffenstillstand, und gestatteten einander, zum Vorschein zu kommen. Da bey dieser Gelegenheit der Baron von Mieré, Chef der Teutschen, seinem Vetter den Marquis von Saint Reran erblickte, grüßte er ihn; was der Marquis erwiederte, und dabey lächelnd sagte: „nun, Vetter, wenn werdet ihr uns denn einmal erobern?" — Der Baron sagte darauf: das würde schon im Escurial ausgemacht werden; und als der Marquis hinzusetzte: „indessen könnte „uns aber doch Ihr Geschütz schlimme Streiche spielen:" so versetzte der Baron: „Wird nicht!" — und winkte dabey mit dem Auge und mit der Hand, daß man es weggeschaft habe. Hierauf fragte er ihn, wo der Marschall sey, und als der Marquis, der bey

ihm

ihm ſtand, ihm ihn gezeigt hatte, ſchlug der Marſchall ſeinen Mantel von einander, um das Ordensband ſehen zu laſſen, worauf die Teutſchen alle nach der Mütze griffen und ihn grüßten. Da ſie aber merkten, daß die Spanier, die bey ihnen waren, ſich über dieſe Höflichkeit aufhielten, ſo warfen ſie ſich wieder in die Tranſchee, und nöthigten die andern, ſich wegzubegeben.

Neuntes Kapitel.

Ankunft des Connetable im Lager. Aufhebung der Belagerung von Verrua.

De Serres, ein großer Ingenieur, der ſich beſonders ſehr gut auf die Operationen mit Feuer unter der Erde verſtand, hatte unterdeſſen einen Gang der Hyder unterminirt, und dieſe Mine ſo zu rechter Zeit ſpringen laſſen, daß viele Feinde, die ſich darin befanden, dadurch in die Luft geſprengt wurden. So nahm alſo dieß Ungeheuer nach und nach ab, und wurde immer weniger furchtbar für die Belagerten, die von dieſem letztern Erfolg um ſo mehr Vortheil hatten, da er ihnen die Bequemlichkeit verſchafte, ſich auf das durch die Mine umgewühlte Terrain zu ſetzen. Da nun dieß links von der Spitze der Vorſtadt war, welche die Feinde ſo oft vergebens angegriffen hatten; ſo wollten ſie zween Tage darauf an Serres Rache durch eine Mine nehmen, die ſie ein wenig ſeitwärts von der ſeinigen ſpringen ließen, die aber den Belagerten weiter keinen Schaden zufügte, außer daß ein Soldat dabey bleſſirt wurde; denn alle andern hatten Zeit, ſich zu retiriren, indem man das Zündkraut hatte ziſchen hören. Darauf kamen ſie an eben die Stelle zurück, und ſetzten ſich noch beſſer darauf als zuvor.

Unter-

Unterdessen aber fuhren die Feinde auch mit Abfahren ihres Geschützes fort, und der Herzog von Feria ließ sich, weil er sah, daß sie bald genöthigt seyn würden die Belagerung aufzuheben, nach Ponte Stura bringen, es sey nun, um seiner Unpäßlichkeit willen, oder um den Schimpf dieses Abzugs zu vermeiden, den er ganz Gonsalva überließ, der im Lager zurückblieb.

Da von sieben Uhr früh die Arbeiten, Minen und Batterien der Feinde beynahe ganz aufgehört hatten, und der Marquis von Saint Reran sah, daß ihr Stillschweigen zusehends das Feuer seiner Truppen erkaltete, und sie weniger sorgfältig bey der Arbeit weniger bereit zu Angriffen machte; so wollte er sie wieder durch große Scharmützel aufwecken, die er anordnete, worauf aber die Feinde nur lässig und mit einigen Schüssen aus einer der Kanonen, die sie noch auf dem Hügel Serbellonis hatten, antworteten, indem sie schon weiter auf nichts mehr bedacht waren, als ihre Werker gut besetzt zu halten, ohne etwas gegen die andern zu unternehmen. So benutzten sie einen dicken Nebel, der am folgenden Morgen fiel, um den Rest ihrer Artillerie vollends einzuziehen. Als nun dieß der Marschall gewahr wurde, wollte er nicht so unhöflich seyn, sie abgehen zu lassen, ohne ihnen wenigstens mit einigen Salven aus der seinigen das Geleite zu geben; was nicht nur die Ordnung ihres Fuhrwesens durch Einhusse einer starken Menge von Leuten, Ochsen und Pferden, die dabey gebraucht wurden, unterbrach, sondern auch die, die den Zug kommandirten, nöthigte, eins ihrer Stücke zu verscharren, bis sie es bequemer wegschaffen könnten.

Wir haben oben die Konferenz gesehen, die zwischen dem Connetable und dem Marschall über die beslen

ſten Mittel gehalten wurde, ſich mit Ehre aus dieſer Sache zu ziehen, und haben geſagt, daß der Connetable und der Marſchall, auf den Fall, daß die Feinde, wie man meiſtens glaubte, über den Fluß giengen, beſchloſſen hatten, alles Mögliche zu einem Hauptcorps aufzubieten, womit ſie ihnen zu Leib gehen wollten. Deßwegen hatte der Connetable bereits dem Adel in Dauphiné Nachricht davon gegeben, der nichts mehr wünſchte, als an der Ehre dieſer Action Theil zu nehmen. Da dieß aber davon was jenſeits dem Po vorgieng, und von der Beſchleunigung oder Zögerung des aus Frankreich erwarteten Sukkurs abhieng, der bereits durch das Thal vor Aoſta anzurücken anfieng; ſo wurde dieſer Plan geändert, weil man um dieſe Zeit Nachricht erhielt, daß die Feinde ſich zum Rückzug gefaßt zu machen anfiengen. Daher glaubten der Connetable und der Marſchall eilen zu müſſen, um einen Schlag zu thun, der ſie vollends ganz dazu zwinge, ehe der Sukkurs aus Frankreich zu ihnen ſtieße, damit man nicht ihren Rückzug dieſer Verſtärkung zuſchriebe, und dieſe Neuangekommenen nicht den Ruhm davontrügen, der den erſtern ganz allein gebührte.

Der Connetable alſo, der die ganze Belagerung über nicht von Chaumont, an der Grenze von Dauphiné weggekommen war, wohin er ſich, ſeit wir ihn nicht zu Moncalieri geſehen haben, der Luftveränderung wegen begeben hatte, verabredete mit dem Herzog einen Tag zu einer Zuſammenkunft zu Creſcentino, wo der Marquis von Vignoles, der gedachten Sukkurs anführte, ſich ebenfalls einfinden ſollte, und traf am ſiebenzehnten Oktober früh daſelbſt ein; der Marquis kam zu gleicher Zeit an, der Herzog aber erſt gegen Abend.

Der Connetable, deſſen Ankunft das ganze Lager mit Freude erfüllt hatte, wartete aus Achtung für den Herzog lange auf ihn, und wollte nichts ohne ihn beſchließen. Als er aber ſah, daß er nicht kam, und der Marſchall in ihn drang, ihm das Vergnügen zu machen, ſeine Werker in Augenſchein zu nehmen; ſo ſas er nach der Mittagstafel auf, und ritt in Begleitung des Marſchalls, des Marquis von Vignoles, des Marquis von Urelles (der ſo krank er auch war, dennoch vom Bett aufſtand, um mit dabey zu ſeyn) und einer großen Anzahl andrer anſehnlicher Perſonen aus. Als er mit dieſer Begleitung in den Platz kam, wo ihn der Marquis von Saint Reran und der alte Meſtre de Camp, Saint Paul (11) erwarteten, ſo ſtieg er ab, im Belvedere, von wo er bey deſſen hoher Lage beyde Lager leicht überſehen konnte. Nachdem er die Werker ſehr aufmerkſam betrachtet hatte, ſagte er ganz laut: es ſchiene ihm, als wäre in den feindlichen Schanzen wenig Mannſchaft, was er mit Fleiß ſo vorgab, um einen Vorwand zu bekommen, ihnen etwas anzuhaben. Der Marſchall verſicherte ihm dagegen, es lägen nicht nur viele darin, ſondern ſie wehrten ſich auch gut, und ſchlug ihm vor, einen Angriff darauf thun zu laſſen, um es ſelbſt zu ſehen.

Der Connaetble befahl hierauf ſeinem Gardekapitain Perſe, einen ſeiner Leute hinunter zu ſchicken, um das Verhalten der Feinde zu beobachten, und der Marſchall kommandirte durch den Adjutanten Peyrins fünf und zwanzig Mann von jedem der aufgezogenen drey Regimenter Chappes, Sault und Urelles, unter einem Sergeanten ſich zur nächſten Ordre fertig zu halten. —

Le Perſe, der nie eine Ordre von dieſer Wichtigkeit einem andern anvertraute, ritt mit ſeinem Lieute-

nant

nant Medard, und seinem Fähndrich Charambaud in die Ebene hinab und sein ganzer Trupp, der damals nicht über fünf und zwanzig Mann betrug, hinter ihm her, und längs dem Strom hinauf bis an die Werker der Feinde, blos in der Absicht, ihre Stellung zu beobachten, und dann zurück zu reuten, um Nachricht zu ertheilen, indem es nicht wohl möglich schien, daß er mit so weniger Mannschaft gegen wohl verschanzte Leute irgend etwas unternähme. Als er nun so vorwärts ritt, traf er auf einen feindlichen Posten, der ein wüthendes Feuer auf ihn machte, das er aber mit weniger Schaden für sich selbst als für die Reutröcke seiner Leute, und das Zeug ihrer Pferde aushielt, und dann so muthig auf die Feinde eindrang, daß sie den Posten verließen, und sich durch einander in eine Kommunikationslinie warfen, die nach einer ihrer Schanzen führte.

Le Perse setzte ihnen nach, hieb sie größtentheils nieder, und trieb sie so weit, daß er mit dem Rest bis in den Graben der nächsten Sternschanze eindrang, und als er über sich blickte, sah er sie ganz mit der Mannschaft, die darin lag, oben besetzt, die einen Hagel von Musketenkugeln auf ihn herabschickte, der aber nicht sehr gefährlich war, weil er sich durch seine Nähe an ihnen, gewissermassen gedeckt befand. Da er indessen muthmaste, sie erschrocken zu finden, indem sie die Niederlage ihres Vorpostens mit angesehen hatten; so drang er durch eine Oeffnung zu ihnen hinauf, und jagte sie dergestalt in Furcht, daß sie in großer Unordnung hinausstürzten.

Wie weit einen braven Mann der Muth führen kann! Er verfolgt sie bis auf zehn Schritte von dem Haus ihres Generals, bis er endlich, nur wenige von

seinen Leuten noch um sich sieht, — der Rest war damit beschäftigt, vollends wieder zu machen, was ihnen ausstieß, und seinen Lieutenant Medard, einen alten beherzten Krieger zu rächen, der sehr schwer verwundet war, und unter seinem niedergeschossenen Pferde lag. Jetzt also hielt er an, um zu sehen, wo seine übrigen Leute wären, und erfuhr von einem derselben, der dazu kam, daß nur der einzige Medard verwundet sey. Er blieb dann so lange, bis dieser aufgehoben und auf ein andres Pferd gesetzt worden war, um nach Haus zurückgebracht zu werden; denn das feindliche Hauptcorps auf dem Hügel, das die Schanzen verlassen sah, sirft den Grafen von Sulmo mit einem Bataillon von drey bis viertausend Mann dahin marschiren, um sich diesem Sturm zu widersetzen; denn sie glaubten, le Perse würde unterstützt, und der ganze Sukkurs käme hinterher, indem sie sich nicht vorstellten, daß ihre Leute vor einem so schwachen Trupp ausreissen.

Unterdessen hatten die drey Regimenter, die der Marschall sich hatte fertig machen lassen, um le Perse zu unterstützen, einen wüthenden Anfall auf zwey andre Forts gethan, die hinter der Sternschanze lagen, und hatten sie nach einem harten Kampf erobert. Chapes war rechts, unterstützt von Urelles, und Sault links, unterstützt von Sahen. Die Regimenter Bourbonne, Villerey, Blacons, Ferrieres, la Grange und Serigny waren ausgerückt und aufgezogen, um überall hin, wo es nöthig war, zur Unterstützung zu marschiren, oder Sukkurs zu detaschiren.

le Perse, der gedachtermassen bis auf zehn Schritte von dem Quartier des feindlichen Generals vorgedrungen war, und den jedermann für verlohren hielt, in-

dem

denn es ohne Wunder unmöglich war, ſich da wieder herauszuziehen, hieb ſich mit ſeinem Trupp doch wieder heraus, kam zum Connetable, der ſehr um ihn beſorgt geweſen war, und erhielt die verdienten Umarmungen und Lobſprüche.

Als hierauf die Feinde offenbar angefangen hatten, ſich zurückzuziehen, ritt der Connetable nach Haus zurück, um die Abendluft zu vermeiden, den einzigen Feind, den er fürchtete. Jetzt langte der Herzog, der den Lärm von Ferne ſchon vernommen hatte, an, und fand den Marſchall noch mit Anordnung deſſen, was noch zu thun übrig war, beſchäftigt. Er bezeugte ihm ſeine Freude über den glücklichen Vorgang, nicht ohne zu bedauern, daß er nicht eher angelangt wäre, und wollte ihn bereden, den Feinden nachzuſetzen, die ſich ſehr erſchrocken davon machten, und daher, wie er meinte, leicht nieder zu machen wären. Allein der Marſchall ſtellte ihm dagegen vor, daß die Meinung, worin ſie geſtanden hätten, der franzöſiſche Sukkurs ſey eingerückt, zu dem ſo eben über ſie erhaltenen Vortheil nicht wenig beygetragen habe; daß es daher nicht wohl thunlich ſey, ihnen mit ſo wenig Mannſchaft nachzuſetzen. Wenn ſie ſich beſännen und ihren Irrthum gewahr würden, ſo würden ſie Revanche nehmen. Dadurch machte er ihn andrer Meinung, und ſie blieben, wo ſie waren.

Indeſſen ärgerten ſich die Feinde über dieſen Unfall, der ſie betroffen hatte, und wollten den Schimpf, ihre Schanzen ſo bald verlaſſen zu haben nicht auf ſich ſitzen laſſen. Deßwegen kamen ſie mit großem Lärm die Hügel herab, in der Abſicht ſie wieder zu erobern. Allein der Herzog und der Marſchall trafen ſo gute Vorkehrungen, ſie daran zu verhindern, daß ſie genöthigt

nöthigt waren, wieder umzukehren, und mit dem Mißvergnügen, diesen Schimpf nicht wieder gut gemacht zu haben, abziehen mußten, nachdem sie vergeblich die ihnen abgenommene Schanzen angegriffen hatten, von denen sie muthig zurückgeschlagen wurden, besonders von der Halbmondschanze, worin der Lieutenant vom Regiment Sault, Souville Bardonnanche lag, der alles Mögliche that, was sich von einem ganz braven Officier erwarten läßt, und sich dadurch die öffentlichen Lobsprüche des Connetable erwarb.

Nachdem der Herzog und der Marschall für die Sicherheit der weggenommenen Posten gesorgt, und sich, denn es war schon über zwo Stunden Nacht, zurückbegeben hatten, so erfuhren sie kurz darauf durch den Lieutenant Neuville vom Regiment Chappes, und den Generalquartiermeister Renaudin — die man nach dem feindlichen Quartier geschickt hatte, um zu sehen, was dort vorgieng — daß sie sich ganz zurückgezogen hätten. Der Herzog und der Marschall ritten darauf hin, und fanden, daß die ganze Armee aufgebrochen war, ohne ein andres Signal zum Rückzug, als Klopfen mit Steinen gegen einander, und einige Racketen, die sie steigen ließen, um ihre Flüchtlinge zu sammeln. Sie konnten indessen doch nicht so schleunig fortkommen, daß nicht mehrere der Ihrigen überfallen und niedergemacht oder gefangen genommen wurden, unter denen ein Capitain und einige Officiers waren, von denen man erfuhr, daß die Aufhebung der Belagerung wirklich auf diese Nacht beschlossen gewesen sey; da sie sich aber dessen, was auf die Ankunft des Connetable erfolgt sey, nicht versehen gehabt hätten, so wären sie genöthigt gewesen, noch vor der bestimmten Stunde aufzubrechen. Als man auf die Ungemächlichkeiten zu sprechen kam, die sie erduldet hät-

hätten, stellten sie diese so gros vor, daß es zu verwundern war, wie sie sich so lange hatten halten können.

Unter andern Beweißen für diese letztere Wahrheit fand man in einer ihrer Baracken einen Brief von dem Sohn des Herzogs von Alcala, worin er seinem Vater schrieb: „Er habe kaum noch Brod, das er „mit etwas Unschlitt fett mache, welches er aber diesen „Tag nicht einmal habe auftreiben können.“ — Was müssen erst die gemeinen Soldaten für Leckerbißchen gehabt haben, da ein Mann von diesem Stand in solche Noth versunken war, und die Lichter ihm zu einem solchen, ihrer Bestimmung so ganz zuwiderlaufenden Gebrauch dienen mußten.

So besiegten also die Franzosen dießmal bey aller Ungeduld und all dem Leichtsinn, den man ihnen zuschreibt, dennoch die Standhaftigkeit der Spanier, und zwar um so rühmlicher, da sie, ohne Sukkurs, und höchstens funfzehnhundert Mann stark, noch dazu von Mangel und Krankheit gedruckt, alle Anfälle einer mächtigen, dreymal mit frischen Truppen verstärkten Armee aushielten, die alles Mögliche that, um mit dieser Belagerung zu Stand zu kommen. Dabey ist es auch unbegreiflich, wie so wenige Mannschaft, eine so weite Strecke behaupten konnte, so daß man sagen kann, dieß war eine Gelegenheit, wo man anhaltend den Muth gegen die Gewalt, und die Tapferkeit gegen die überlegne Anzahl kämpfen sah. Daher glaubte auch niemand, den Ruhm hier zu theuer erkauft zu haben, so viel Blut es auch kostete, und niemand war, der sich geweigert hätte, ihn selbst mit seinem Leben zu bezahlen.

Auf Seiten der Franzosen verlohren dieß wenige; worunter la Tassillere, Capitain der Garde des

Marschalls, ein sehr braver Capitain allgemein bedauert wurde. Die Verwundeten waren: der Marschall selbst, jedoch nur leicht; der Mestre de Camp Chappes, sein Lieutenant la Neuville; der Sergent de Bataille, Vignoles; Sauveterres, Lieutenant; la Riviere; Roches, erster Capitain vom Regiment Ufrelles; Ferron, Capitain von demselben Regiment, gegenwärtig ein sehr verdienstvoller Feldmarschall; nebst dem Stregatmajor Saint Maury und dessen Adjutanten, die bald darauf starben; der Capitain Astres vom Regiment Blacons; der Baron von Virroles, nachher von Bonne genannt, erster Capitain vom Regiment Sault und sein Lieutenant Guychard Perosat: die beyden Trompeter des Connetable an seinen Seiten, weßwegen sein Alter getreuer Diener Ize unter andern, die für seine Person fürchteten, gesucht hatte, ihn zu bereden, daß er sich von der Stelle wegbegäbe, wo er war, und wo er große Gefahr lief. Auch la Tour de Vurtio, der nachher Capitain beym Regiment Sault wurde, und mit Ehren als Generaladjutant bey der Armee in Italien diente, wurde dabey verwundet. Guichard ein Officier von demselben Regiment zeichnete sich dabey rühmlich durch seine Tapferkeit und sein Benehmen aus. Mit Einem Wort, es war niemand, der nicht seine Strapazen und seine Wunden segnete, indem er sie bey einer der ehrenvollsten Gelegenheiten, die er nur wünschen konnte, erhielt.

Um auf unsre Hauptsache zurück zu kommen: nachdem der Connetable und der Marschall am folgenden Tag Befehl gegeben hätten, die Werker zu schleifen, damit diese ganze Gegend wieder die Gestalt bekäme, die sie erst vor der Belagerung gehabt hatte; so gingen sie von Crescentino nach Xantia (12) und sahen,

ſehen, als ſie durch die Ebene von Livorno um Pianze kamen, die Truppen, die der Marquis von Vignoles aus Frankreich herbey geführt hatte, und den es ſehr verdroß, daß ſie an dem Ruhm dieſes Vorgangs nicht hatten Antheil nehmen können. Sie wurden dem kleinen Reſt von den alten Truppen einverleibt und alle zuſammen in verſchiedene Garniſonen verlegt.

Zehntes Kapitel.

Der Connetable zu Saint Ja. Seine Rückkunft nach Frankreich. Ueberrumplung von Pouſin durch Briſon.

Die Nachricht hievon, welche der Courier des Marſchalls, d'Aubi nach Hof brachte, verurſachte dem König und allen denen viel Freude, die ſich für die Ehre des Staats in dieſer Sache intereſſirten, und ungeduldig den Ausgang davon erwarteten, um Frankreich für das Unrecht gerochen zu ſehen, das die Spanier einen ſeiner vornehmſten Bundsgenoſſen zugefügt hatten. — Ganz beſchämt und verwirrt wurden aber dadurch die Neider des Ruhms, den der Connetable ſich erwarb, ſie, die den Glanz davon nicht ertragen konnten, und alles mögliche thaten, um ihn zu verdunkeln, indem ſie vorgaben, er ſey weiter nichts mehr als ein unbeweglicher Schatten, wie ſie ihn nannten; weßwegen ſie den König bereden wollten, es ſey weiter nichts mehr von ihm zu hoffen. Darauf hatte aber Saint Sauveur, der durchgängig und eifrig für ſein Intereſſe beſorgt war, ohne Bedenken frey geantwortet: „Der Körper verdiene wohl, hochgeſchätzt und „geachtet zu werden, deſſen Schatten ſich mit ſo viel

„Kraft und Nachdruck zur Ehre der Waffen des Kö„nigs gerühret habe.“ —

Der König seiner Seits ließ nach seiner gewohnten Billigkeit einen so großen Dienst nicht unbelohnt hingehen, und gab der Vortrefflichkeit des Connetable und des Marschalls die würdigsten Zeugnissen, die sie nur wünschen konnten. Jetzt sah man wohl ein, daß wenn die Rathschläge des Connetable diesen ganzen Krieg über befolgt worden wären, man die bemerkten Ungemächlichkeiten vermieden haben würde, die bloß daher gekommen waren, weil man ihm nicht genug gefolgt hatte. In der That, wenn die damals ziemlich unsichre Lage des Staats die Gedanken des Königs nicht nothwendig von der Sorgfalt für auswärtige Angelegenheiten abgezogen hätte, so hatte Er beschlossen, die gänzliche Sorge für den Krieg dem Connetable ausschließlich zu übertragen, indem Ihn die Erfahrung gelehrt hatte, daß ein so vortrefflicher Arbeiter keinen Gesellen braucht, und daß es ihm die Hände binden hieß, wenn man seine Geschäftsführung von einem andern abhängig mache.

Er war unterdessen zu Saint Ja beschäftigt für die Einquartirung seiner Truppen zu sorgen, als der Herzog ihm einen in der That großmüthigen und seines Muthes würdigen Antrag machte, der aber in der Lage, worin man sich damals befand, nicht angenommen werden konnte. Er bestand darin, daß man sich den über die Feinde erkämpften Vortheil und die Bestürzung, worin sie sich befänden, zu Nutz machen sollte, um sie in ihrem Heimwesen anzugreifen. „Nie war dieß Gelegenheit dazu so schön, sagte Er. „Man muß ins Mailändische einfallen, Novara weg„nehmen, das nicht im Stand ist, sich zu halten; dieß „ganze Volk, der spanischen Tyranney müde, wird

„und

„uns als seine Befreyer mit offnen Armen empfangen;
„wir haben eine frische Armee; die Feinde haben kei-
„ne Truppen weiter, auf die sie rechnen und sich ver-
„lassen können; die Belagerung von Verrua hat sie
„alle zerstreut.“

So drang der Herzog in ihn, sich dazu zu entschlie-
ßen, und würde ihn vermuthlich endlich dahin gebracht
haben; allein der Marschall erinnerte ihn daran: daß
unter allen Befehlen, die sie von dem Könige hätten,
der der ausdrücklichste sey, das Herzogthum Mailand
nicht anzugreifen, damit die Spanier den König nicht
beschuldigen könnten, den Bruch zuerst angefangen zu
haben; die Hände seyen ihnen in dieser Rücksicht ge-
bunden, und sie könnten nichts ohne neuen Befehl un-
ternehmen. Ueberdieß, wenn sie sich auch hierüber
hinwegsetzen könnten, und der Anschlag auf Novara Statt
fände; so würde doch eine von diesen beyden Ungemäch-
lichkeiten daraus entstehen: würde der Platz eingenom-
men, so würden die Unterthanen und Anhänger des
Herzogs diesem allein die Ehre davon zuschreiben, da er
dem Zug persönlich beygewohnt hätte; würde er aber
nicht erobert, so würde man nicht nur die Waffen des Kö-
nigs übel und gegen Seine Absicht darein verwickelt ha-
ben, sondern der Fehler würde auch ganz dem Connes-
table zur Last gelegt werden, und die Schande, die davon
auf ihm haften bliebe, groß genug seyn, um den gan-
zen Ruhm zu verdunkeln, den er sich durch die Action
vor Verrua erworben hätte.“ — Die Gründe mach-
ten Eindruck auf ihn, und als der Herzog wieder zu
ihnen kam, war er stark genug, um nicht von dem
ausdrücklichen Verbot abzugehen, das er hatte, das
Novarèsische nicht zu betreten.

So blieben die Sachen, und der Connetable
brachte den November damit zu, daß er Befehl vom
König

König erwartete, was er mit den Truppen anfangen sollte, bis zum Eintritt der Jahrszeit, da man sie wieder brauchen könnte. Indessen brachte der Aufenthalt zu Saint Ja weiter nichts merkwürdiges hervor, als einen Zweykampf, den der Adjutant Peyrins Calignon mit soviel Offenheit als Muth gegen den Fähnrich de-Cloches vom Regiment Chappes bestand. Dieser ein muthiger und gewandter junger Mann, hatte sich einst geweigert eine Ordre anzunehmen, die ihm der Adjutant am Tag der Schlacht bey Verrua vom Connetable brachte, und da er erfuhr, daß der Adjutant sich deßwegen über ihn beym Connetable beschwert hatte, wollte er zu seinem Unglück Genugthuung dafür haben. Denn als sie zur Stelle waren, fiel er gleich von einem einzigen Stich. So selten können ungerechte Händel gut ablaufen.

Unterdessen war die Ordre, die der Connetable vom Hof erwartete, eingegangen, und da der König wollte, daß die Truppen ihre Winterquartiere in Piemont halten sollten, so legte er sie nahe beysammen in verschiedene Garnisonen in den Distrikten Bielle und Vercelli, übergab das Kommando dem Marquis von Vignoles, und schickte sich an, nach Frankreich zurück zu gehen. Er machte dem Herzog Hofnung, daß sie sich im Frühjahr wieder sehen würden, nahm Abschied von ihm und begab sich nach Dauphiné zurück.

Als er auf seinem Gute la Mure, das schon in den ersten Büchern dieser Geschichte merkwürdig wurde, ankam, hörte er, daß Brison am ersten Jänner dieses Jahres (1626) Pousin weggenommen habe. Wirklich hatten die von Vivarez, noch von dem Geiste besessen, der sie so tief in die vergangenen Empö-

run-

rungen getrieben hatte, unter Briſſons Kommando wieder zu den Waffen gegriffen, und da ſie aus Erfahrung wußten, daß ihr vornehmſter Unterhalt von der Handlung auf der Rhone abhieng, wo ſie ihre Zölle anlegten, ſo hatten ſie ſich dieſes Platzes bemächtigt, und fiengen an, verſchiedene Feindſeligkeiten zu Land und zu Waſſer zu verüben, die in Dauphiné durch Montauban von Gouvernet begünſtigt wurden, der ſich für ſie erklärt, die Beſatzung in Mevillon, einem ihm zuſtändigen Platz, verſtärkt, und ſein Haus Sovans bey Creſt in Vertheidigungsſtand geſetzt hatte, ſo daß es alſo trotz dem kalten Winter dennoch von dieſer Seite ſehr hitzig wurde.

Sobald der Connetable zu Grenoble angekommen war, und da er kaum einen Tag ausgeruht hatte, ging er gegen die Empörten bis Valence, um ſie durch ſeine Nachbarſchaft in Furcht zu ſetzen, und durch ſeine Ermahnungen zu ihrer Pflicht zurück zu führen. Des Fons, ein Adelicher aus Vivarez, der ganz von ihm abhing, indem er in ſeinem Hauſe erzogen worden war, wurde an Briſſon geſchickt, um ihm zuzureden; und le Cheylar, Schwiegervater Montaubans, übernahm es auf Zureden des Marquis von Breſſieux, ein gleiches bey ſeinem Tochtermann zu verſuchen; dießmal aber konnten ſie beyde nichts bey ihnen ausrichten.

Da alſo der Connetable ſah, daß Worte nichts verfiengen, ſo gieng er nach Grenoble zurück, und ließ eine Brigade (13) von ſeiner Compagnie zu Koriol, um die Streifereyen der Feinde zu verhindern, welche ſtündlich in Dauphine einfielen. Sie erſannen eine Kriegsliſt, um ſich dieſen kleinen Trupp, der nur aus fünfundzwanzig Mann beſtand, und ihnen doch ihre Abſichten vereitelte und ihre Streifereyen be-

beschränkte, vom Hals zu schaffen. Sie schickten an Chambillac, der sie kommandirte, einen Innwohner von Bays, Nahmens Chambaut, um ihm zu sagen: da sie im Begriff wären, mit dem Cometable in Unterhandlung zu treten, und einen vorzüglichen Respekt für alles hätten, was von ihm käme, so hätte er sie nicht mehr als Feinde anzusehen, noch zu besorgen, daß sie irgend etwas Feindseliges gegen ihn unternähmen, so lange die Unterhandlung, von der sie sich guten Erfolgs gewärtigten, nicht ganz und gar abgebrochen wäre.

Chambillac traute dieser Gesandschaft nicht so recht, und dachte wohl, sie hätten nichts weniger als Lust, zu halten, was sie versprächen. Er fuhr daher fort, auf seiner Huth zu seyn, und stellte noch einen neuen Vorposten ans Ufer der Rhone aus, um Achtung zu geben, was herüber passierte. Allein Chambaut kam wenige Tage darauf wieder, und sagte ihm, die andern sähen dieß für ein Zeichen schlimmer Absichten an; sein Mißtrauen wäre im Stand die Unterhandlung abzubrechen, während der sie nichts unternehmen würden, und er erböte sich, mit seiner Person für diese Versicherung zu haften.

Chambillac ließ ein wenig nach von seiner Sorgfalt, und zog seinen Vorposten ein. Dieß gab denn der Kriegslist Raum, auf welche Brisson umgieng, und die er noch in dieser Nacht ausführte. Er setzte mit hundert Mann über die Rhone, machte die Wache an dem Handlungsplatz, die aber nicht sehr aufmerksam wachte, nieder, rückte in das Städtchen, und schraubte eine Petarde ans Thor des Quartiers, worin Chambillac seit zween Tagen wegen einer Unpäßlichkeit das Zimmer hütete. Demungeachtet warf dieser sich, als er

das

das Geräusch hörte, aufs Pferd, um auszurücken; allein in diesem Augenblick sprang die Petarde und erschlug ihn. Darauf wurde der Quartiermeister des Trupps, Saint Germain, mit der ganzen überrumpelten Mannschaft genöthigt, sich gefangen zu geben.

Der Connetable bedauerte Chambillac, auch verdiente er es wegen seines Muths, von dem er bey verschiedenen wichtigen Gelegenheiten sowohl in einzelnen Kämpfen von Mann an Mann, als in Kriegsvorfällen schöne Proben an den Tag gelegt hatte. Dem damaligen Cornet bey dieser Compagnie, Boissat, welcher abwesend und anderwärts beschäftigt gewesen war, gereicht es sehr zum Lob, daß er sichs auf alle Art hat- te angelegen seyn ließ, dessen Tod zu rächen, wenn nur die Dinge auf der andern Seite seiner Absicht und seinem Muth entsprochen hätten.

Aufgebracht über diese Handlung, wobey der Respekt gegen seinen Nahmen durch Leute verletzt worden war, die nichts als Gehorsam posaunten, den sie ihm erzeigen wollten, rief er Beaufort, einen Adelichen aus Dauphiné von großem Muth und großen Einsichten, der Bekanntschaften und Einfluß in Vivarez hatte, zu sich, und schickte ihn gegen die Feinde, um ihnen wie für sich, zu verstehen zu geben, der Connetable wollte durchaus seine Gefangene wieder haben, ohne ihnen den Vorzug einzuräumen, sie erst darum zu bitten. Beaufort entledigte sich dieses Auftrags so gut, daß, nachdem er Boisson und dessen Anhang die Gefahr vorgestellt hatte, worin ihre Weigerung sie stürzen könnte, sie solche losgaben.

Unterdessen war der Connetable nach Valence hinab gegangen, und wartete, bis die Armee aus Italien, die zur Bezwingung von Pousin bestimmt war, wie-

wieder über das Gebürge zurück gegangen wäre, was bald darauf geschah. Er schickte unter der Zeit Beaufort nach Vivarez um Brisson zu bewegen, daß er die Rhone frey liesse, weil diese Unterbrechung von beträchtlichem Nachtheil für das allgemeine Beste wäre, besonders für die Städte Marseille und Lyon, durch deren Communication die Handlung im Gang erhalten würde. Beaufort arbeitete auch hieran mit so glücklichem Erfolg, daß Brisson sich mündlich und schriftlich verband, daß von nun an keine Feindseligkeit weiter von Seiner Seite oder von irgend jemand, wer es auch sey, jenseits der Rhone verübt werden sollte.

Darauf gieng der Connetable nach Crest, um sich Soyans, einem Hause Montaubans, zu nähern, entschlossen, nicht von dannen zu gehen, bis er fertig seyn würde. Es liegt auf einem Hügel, an dessen Fuße sich das Dorf Soyans befindet, von dem es den Nahmen führt, und hat weiter keinen Vortheil, als seine hohe Lage. Als unter denen, die es rekognoscirt hatten, ein Adelicher von gleicher Religion mit Montauban sich durch einen unbesonnenen Eifer verleiten ließ, dem Connetable diese Unternehmung abrathen zu wollen, und zwar mit etwas kühnen Worten, gleichsam um ihn in Ansehung des Erfolgs furchtsam zu machen, so hörte ihn der Connetable, der vollkommen gütig war, aber nichts leiden konnte, was einer Bravade ähnlich sah, mit seiner gewöhnlichen Gefälligkeit an, und antwortete ihm dann: „wären „Sie nicht einer meiner Freunde, so wollte ich, Sie „wären da drinn; so beherzt Sie auch sind, so wollte „ich Sie doch bald zur Vernunft gebracht haben.“ — und dann zu den Umstehenden gewendet: „mit diesen „Prahlhansen muß man aus einem hohen Ton spre„chen.“ Dieß schloß diesem den Mund, der in der That

That eine zu gute Meinung von dieſem Haus hatte, wie der Erfolg uns zeigen wird.

Eilftes Kapitel.

Soyans, Pouſin und Mevillons bezwungen. Krankheit und Tod des Connetable.

Des Fons arbeitete unterdeſſen bey Briſſon, und fand ihn ziemlich geneigt, zu ſeiner Pflicht zurück zu kehren, indem das öffentliche Intereſſe ſeiner Partey ihm jetzt weniger anlag als ſein eignes, und nur dies ſein Hauptzweck war, einen Vergleich zu treffen, vermittelſt deſſen er ſich wieder aus der fatalen Lage heraushelfen könnte, in die ihn die vorhergehenden Unruhen unglücklich geſtürzt hatten; und dies gelang ihm ungefehr ſo wie er gehofft hatte.

Montauban bewies ſich hartnäckiger, ſo daß der Connetable, weil er ſah, daß Ermahnungen nichts bey ihm ausrichteten, Soyans anzugreifen beſchloß, und einige Truppen hin ſchickte, die ſich ſogleich ins Dorf legten. Bald darauf ließ er auch drey Kanonen dahin fahren, die man auf einem Hügel gegenüber von dieſem Haus aufpflanzte. Und weil ihm dieſe kleine Angelegenheit, wegen der unvernünftigen Hartnäckigkeit Montaubans, der eine ſtolzere Sprache führte, als er zu behaupten im Stand war, am Herzen lag, ſo wollte er perſönlich bey der Belagerung ſeyn, und quartierte ſich mit großer Unbequemlichkeit in ein kleines Haus ein.

Sobald die Batterie fertig war, rüſtete man ſie auf das Hauptgebäude, um die Garniſon daraus zu vertreiben, die ſonſt nirgends einen ſichern Aufenthalt

hatte, und ließ einen kleinen halben Thurm angreifen, der mit dem übrigen Gebäude durch eine Mauer zusammenhing, hinter der die Belagerten eine Verschanzung hatten. Weil aber der Ort, wo man hinaufsteigen mußte, und der sehr abhängig war, nicht recht rekognoscirt worden war, konnten die Belagerer nichts vornehmen, und verlohren einige Mann dabey, unter denen Limans ein junger wohlgebildeter Cavalier sehr bedauert wurde.

Da unterdessen häufig Nachrichten einliefen, Brisson würde über die Rhone gehen, um diesem Haus zu Hülfe zu eilen (denn er war nur vier Meilen davon, und konnte unter Begünstigung eines nahen und wegen seiner mannichfaltigen Wege schwer zu bewachenden Gehölzes in einer Nacht dahin kommen); so ließ der Connetable an die verdächtigsten Stellen Reuterwachen ausstellen, und hielt sich gefaßt, diesen Sukkurs anzugreifen. In der Nacht, da man sicher glaubte, daß er kommen müßte, blieb er gestiefelt, ließ seine Waffen ganz bereit halten, und ruhte bloß auf einem Stuhl aus, um auf den ersten Lärm bey der Hand zu seyn und aufzusitzen. Allein da Brisson erfuhr, daß der Connetable selbst da war, und er die wenigen Truppen, die er hatte, und durch die er einen vortheilhaftern Vergleich zu schließen hoffte, nicht daran wagen wollten; so blieb er weg. Ueberdieß wäre es auch unüberlegt von ihm gewesen, wenn er, nahe daran seinen Vergleich abzuschließen, eine Unterhandlung wieder abgebrochen hätte, von der er sich einen so günstigen Erfolg versprach.

Unterdessen hatte das Geschütz das Haus Montaubans so zugerichtet, daß es nicht länger haltbar war, und da noch überdieß die Pässe, woher es Sukkurs

kurs erhalten konnte, von allen Seiten beſetzt waren, ſo machten ſich die Belagerten, die, wenn ſie ihre Hartnäckigkeit in der Vertheidigung noch weiter trieben, einer ſcharfen Ahndung nicht entgehen konnten, am fünften Tag der Belagerung bey Nacht und Nebel davon, und ſtiegen an eben dem ſteilen Ort herunter, den wir bemerkt haben. So war alſo Montauban nur noch Mevillons übrig, ein wegen ſeiner Lage wirklich feſter Ort, wo er jedoch ebenfalls nicht unüberwindlich war, wie er ſich vielleicht eingebildet haben mochte.

Als der Connetable nach der Bezwingung von Soyans wieder nach Grenoble zurückgegangen war, um die Zurückkunft der Italieniſchen Armee über die Alpen zu erwarten, die zur Bezwingung von Pouſin beſtimmt war, ſchickte Briſſon den Geiſtlichen von Privas an ihn, gleichſam im Namen der Innwohner, um ihm einige Vorſchläge zu thun; im Grund aber, um zu erforſchen, was er Willens ſey, und ob die Italieniſche Armee ſo nahe daran ſey, zurück zu kommen, wie man ſagte. Denn auf dieſen Fall hatte Briſſon nicht Luſt, ſie zu erwarten, indem er überzeugt war, daß er ſich nicht gegen ſie zu halten vermöchte, und daß dann keine Rettung mehr für ihn wäre. Unerachtet ſie nun im folgenden Julius von Piemont aufgebrochen war, hatte ſie doch nicht ſobald nach Dauphiné kommen, noch vor dem Herbſt zuſammen ſtoßen können. Indeſſen war viel daran gelegen, vorzugeben, daß ſie ſchneller herüber käme, um dadurch Briſſon eher zu einem Entſchluß zu bringen.

Dieſer ſeiner Seits weil er es mit dem Connetable nicht aufs Aeuſſerſte ankommen laſſen wollte, und nicht wußte, was er von dem Zug der Armee glauben

sollte, suchte sich Auskunft darüber durch mich zu verschaffen. Wiewohl er nun mich blos dem Nahmen nach kannte, glaubte er doch, daß der Eifer für die Religion, zu der wir uns damals beyde bekannten, mich vielleicht bewegen würde, ihm zu entdecken, was daran wäre. Er steckte daher in einen Federnkiel ein Billet, worinn er mich mit einer Menge Höflichkeiten beschwor, dem Geistlichen meine Gedanken davon im Vertrauen zu entdecken, der mich dann auch in seinem Nahmen begrüßte, und mir das Billet zusteckte, mit der Versicherung, daß ich seiner Verschwiegenheit in dem, was ich ihm anvertrauen wollte, gewiß seyn könnte.

Sobald ich das Billet gelesen hatte, schützte ich ein dringendes Geschäft vor, das mir nicht gestattete, länger in seiner Gesellschaft zu seyn, und ging zu meinem guten Herrn, dem Connetable, dem ich es zeigte. Als der Connetable sah, daß Brisson mit Zuverlässigkeit zu erfahren erwartete, was er zu glauben hätte, und daß davon der Entschluß abhieng, den er fassen würde; so befahl er mir, nachdem er mir seine Zufriedenheit mit meinem Betragen bezeugt hatte, dem Geistlichen wie für mich zu sagen: „Brisson möchte „sich keineswegs mit der Hoffnung schmeicheln, daß „die Armee aus Italien sobald noch nicht kommen würde. Sie würde zuverläßig den ganzen Monat Julius „schon diesseits des Gebürges seyn, und sollte dieß verzögert werden, so sey der Connetable entschlossen, „Truppen auf seine Kosten zu werben, um Brisson „zu seiner Schuldigkeit zu bringen."

Dieß sagte ich denn dem Geistlichen, der nicht ermangelte, es Brisson wieder zu sagen, und es ist ausgemacht, daß dieß nicht wenig dazu beytrug, Brisson

ſen zu dem was man von ihm verlangte, geneigt zu machen. Denn da einige Groſſen des Reichs, eiferſüchtig darüber, daß der Connetable dieſe Sache allein zu Stand brachte, heimlich an Briſſon geſchrieben hatten, „er möchte ſobald noch nicht unterhandeln, „weil er, wenn er es in die Länge ſpielte, beſſre „Bedingungen erhalten und von Seiten des Hofs „allemal noch auf Capitulation angenommen werden „würde“; ſo hatte er bis dahin alle Vergleichsvorſchläge abgewieſen. Da er aber jetzt durch die Zurückkunft des Geiſtlichen erfuhr, was ich dieſem, den Entſchluß des Connetable betreffend, geſagt hatte, und deſſen Unwillen fürchtete, ſo entſchloß er ſich, zu gehorchen, und war nun einzig darauf bedacht, ſeinen Vortheil durch einen Vergleich zu ſuchen.

Allein Beaufort hätte das Mittel gefunden, weit leichter mit ihm fertig zu werden, wenn die, die die Ausführung ſeines Anſchlags übernommen hatten, ihn ſo geſchickt ins Werk geſetzt hätten, als er einſichtsvoll angelegt war. Er hatte nämlich in dieſer Parthey einen angeſehenen von Adel, einen guten Freund von ihm, gewonnen, um Briſſon die Citadelle von Pouſin wegzunehmen, was er auf folgende Art bewerkſtelligen wollte. Alle Compagnien von der Beſatzung zogen ungefehr um drey Uhr nach Mittag nach dem Marktplatz in der Stadt, um die Wachpoſten zu verlooſen, und unter der Zeit blieb nur ein einziger Mann im Schloß. Nun ſollte ſich der Adeliche mit vier andern hineinwerfen, und man hatte zu dem Ende den Pförtner gewonnen, der ihm die Schlüſſel verſprochen hatte. Darauf ſollte er ein Signal durch Rauch geben, um zweytauſend Mann vom Connetable an ſich zu ziehen, der ſie nahe bey Pouſin gelegt hatte, als er von Soyans zurück kam. Weil aber der Adeliche,

den Ruhm der gänzlichen Bezwingung von Vivarez ganz allein haben wolite, und an einen Vetter in la Baume-Blacons geschrieben hatte: man müsse dem Connetable gehorchen, und er sey entschlossen dazu; so entdeckte dieser die Sache Brisson, der dieß Verständniß vereitelte, wovon der Erfolg sonst unfehlbar war.

Da nun Brisson befürchtete, den Connetable aufzubringen, und den Vortheil den man ihm versprach, zu verlieren, so entschloß er sich endlich geradezu zu kapituliren, gegen hundert und zwanzig tausend Pfund, die ihm binnen einer gewissen Frist ausbezahlt werden sollten, nebst einigen andern Bedingungen, wovon die vornehmsten waren: „Abolition alles Vergan„genen; Schloß und Citadelle Pousin sollten geschleift „werden; ein Feldmarschallsdekret für ihn; Bezah„lung seiner Pension; die Innwohner von Privas soll„ten wegen dieser letztern Unruhe nicht beunruhigt wer„den; das Fort von Tolon sollte bis zu gänzlicher Voll„streckung des Obigen in seinem jetzigen Zustand ver„bleiben." — Zur Sicherheit hierüber gab man ihm vier Geissеln, Leberon, Pisanson, du Mas, und Barnour; diese beyden letztern waren Brüder der Gemahlin des Connetable.

Nachdem nun diese Bedingungen sogleich erfüllt worden waren, wurden alle diese Oerter wieder unter die Botmäßigkeit des Königs gebracht, der alles guthieß, was der Connetable gethan hatte, und um so mehr darüber vergnügt war, da er die hundert und zwanzig tausend Pfund sogleich aus seinem eignen Vermögen vorgeschossen hatte, worüber der Premierminister Cardinal von Richelieu zu Chappollay (14) sagte: Der Herr von Lesdiguieres habe als Herr von Lesdiguieres gehandelt.

Unter-

Unterdeſſen war er nach Valence hinab gegangen, um mit deſſen Bezwingung zu Stand zu kommen, und Mevillon zu ſeiner Pflicht zurück zu bringen, indem er es mit einigen Truppen zu Fuß und zu Roß hatte blokiren laſſen unter dem Kommando des Capitain Lieutenant ſeiner Genedarmen-Compagnie la Motte Verdeyer, eines angeſehenen Cavaliers, der es ſo enge einſchloß, daß Montauban, unerachtet des groſſen Umfangs für die Blocade, democh ſo gut als in einem engen Gefängniß war.

Mevillons liegt auf einem ovalen ringsum abgeſprengten Felſen, auf welchem urbares Land und Schlagholz befindlich iſt, wovon fünf bis ſechshundert Menſchen leben können. Die Hauptſtärke dieſes Platzes beſteht in ſeiner unzugänglichen Lage; er hat nur Einen Zugang gegen das Dorf und auch der iſt ſehr beſchwerlich. Um den Felſen herum ſind einige Wachthürmchen, um zu ſehen, was in der Gegend paſſirt. Gouvernet hatte ſich deſſen zu Anfang der Unruhen ungefehr ums Jahr 1580 bemächtigt, ſich jederzeit darinn erhalten, und es dann an Montauban überlaſſen, der es jetzt mißbrauchte und ſich deſſen bediente, um die umliegende Gegend in Unterwürfigkeit zu erhalten. Er wurde aber bald genöthigt, die Gnade des Königs anzuflehen, der ihm verzieh, und den Platz für hunderttauſend Pfund kaufte, welche der Connetable ebenfalls vorſtreckte, und einen Gefreyten von ſeiner Garde dahin ſchickte, worauf Montauban wieder zu ſeiner Pflicht zurück kehrte.

Unterdeſſen war der Connetable gedachtermaßen zu Valence, wo er einige fieberhafte Zufälle bekam, die ihn die ganze Nacht am ein und zwanzigſten Auguſt beläſtigten. Er glaubte es mit einer leichten

Leibesreinigung zu vertreiben, sah sich aber zween Tage darauf von einem doppelten Tertianfieber angefallen, das bis zum achten anhielt, da es ein alltägliches wurde, das die Sorgfalt des Arztes und die häufigen Mittel, die er gegen dessen weitre Fortschritte anwendete, überstieg. Anfangs wurde das Uebel der dortigen übeln Luft zugeschrieben, die man im Sommer für gefährlich hält, weil einige stehenden Wasser dort herum sie mit ihren bösen Ausdünstungen anstecken. Was diese Meinung offenbar zu bestärken schien, war ein starkes Grassiren ansteckender Fieber unter den Einwohnern, das stündlich welche von seinen Domestiken aufs Lager warf, so daß der Gesündeste kaum sicher seyn konnte, so zu bleiben. Wiewohl aber vielleicht die Unmäsigkeit der Luft und die sengende schon an sich schädliche Hitze des Hundssterns diese nachtheilige Wirkung hervorgebracht haben konnten, so ist doch gewiß, daß es ein Rückfall der Krankheit war, die L. ein Jahr zuvor zu Asti gehabt hatte, wie wir an seinem Ort angeführt haben, die noch zu Moncallieri und nachher zu Chaumont anhielt, und ihn in einem Zustand gelassen hatte, worinn der Rest von Gesundheit in ihm eigentlich nur ein leidliches Intervall genannt werden konnte.

Da er indessen nach mehrern ohne Erfolg gebrauchten Medicamenten fühlte, daß es schlimmer mit ihm wurde, und wohl wußte, daß unter solchen Umständen die Hülfe des höchsten Arztes aller Aerzte, ohne dessen Beystand die andern vergebens arbeiten, die nothwendigste sey; so wollte er es nicht länger anstehen lassen, seine Zuflucht zu ihm zu nehmen, und glaubte, die Zeit nutzen zu müssen, so lange er noch im Stand wäre, die Würdigkeit des Sakraments der heiligen Communion zu begreifen, um sich — sagte er selbst — in Stand zu setzen, ohne

Zwang

Zwang allem zu gehorchen, was Gott mit ihm zu verfügen gefiele. Er beichtete also am vierten September mit großer Zerknirschung dem Prior Bartholmäus Vergnes von Trescleoux, einem seiner beyden Almosenerie; Claudius Ravizel Prior von Serres war der andre. Als er aber auf dem Punkt war, das heilige Abendmahl zu empfangen, befiel ihn ein ausserordentlicher Schauer, der ihn so sehr schüttelte, daß selbst sein Bett davon erzitterte, weswegen der Almosenier ihm vorstellte, er könnte es bis auf den folgenden Tag verschieben, wenn sein Fieber nachließe und ihm verstattete, diese Handlung ruhiger zu begehen. Allein voll von einer heiligen Ungedult und vielleicht die Worte des heiligen Apostels Pauli: wer mag mich scheiden von der Liebe, die da ist in Jesu Christo? im Sinn habend, antwortete der Connetable muthig: „es sey kein Uebel wie „es auch Nahmen haben möge, das ihn vermögen „könnte, ein so heilsames Mittel auf eine andre Zeit „zu verschieben." — Darauf communicirte er denn, mit sichtbarer Erleichterung, indem sein Körper gleichsam diese geistliche Arznen empfand, und sein heißer Eifer den Fieberfrost vertrieb.

Da indessen das Haus des Bischoffs, wo er damals logirte, den Aerzten am ungesundesten Ort zu stehen schien, und in der That die Luft daselbst mehr von der allgemeinen Ansteckung geschwängert war, so fanden sie für gut, ihn nach dem Haus des Canonicus Nesset bringen zu lassen, das an einem Ende der Stadt liegt, und wirklich gesunde Luft hat, aber doch für große Männer fatal ist. Denn achtzig Jahre zuvor hatte der Lieutenantgeneral der Provinz, La Motte Gondrie, daselbst das Leben gelassen, aber in einem Volksaufstand, durch die Hände eines wüthenden Pöbels, der ihn an ein Fenster aufknüpfte; wie die Geschichte dieser Zeit uns lehrt.

Als Lesdiguieres in dieſem neuen Logis war, gab er einige Hoffnung zur Beſſerung, und genoß einer anſcheinenden Ruhe. Allein wenige Tage darauf hatte er neue Anfälle und das Quotidianfieber verſtärkte ſich durch verdoppelte Kriſen des Tertian- und Quartanfiebers, weswegen er auch das geiſtliche Arzneymittel verdoppeln wollte, und von neuem beichtete, um von Gott die Gnade zu erlangen, ſein heftiges Uebel geduldig und ohne Murren zu ertragen.

Hierauf wollte er ſein Gewiſſen gänzlich reinigen, wie ein guter Chriſt bey dergleichen Gelegenheiten thun ſoll. Als er den Sekretär ſeiner Gemahlin und Executor ſeines letzten Willens Bouſſin ins Zimmer kommen ſah, ſagte er ausdrücklich zu ihm: „Herr „Bouſſin, ich bitte Sie, meinen Erben, welche der „Graf von Sault und meine Tochter, die Marſchal„lin von Crequi ſind, nach dem Teſtament das ich zu „Paris gemacht habe, zu ſagen, daß ich nicht ver„meinet habe noch vermeine, ihnen das Kirchengut zu „geben das ich beſitze, ſondern ich thue es vielmehr „von mir, um es ſeinem rechtmäßigen Herrn, wem es „gehört, wieder zuzuſtellen, indem ich erkenne, daß es „mir nicht zugehörte. Und was die Einkünfte betrifft, „die ich davon gezogen habe, ſo habe ich angefangen, „dieſe zurück zu erſtatten, durch die Stiftung des Hoſpi„tals, das ich zu Vizille bauen ließ, und mit einem „Einkommen von vierhundert Pfund auf ewige Zei„ten verſah.

Neben dieſer frommen und redlichen Erklärung that er eine andre noch wichtigere, indem er ſich an einige ſeiner vornehmſten Diener von der vorgeblich reformirten Religion wendete, um ſie zu vermögen, dem Beyſpiel ſeiner Bekehrung zu folgen, nachdem

er

er ſie der freyen eignen Gemüthsregung verſichert hatte, durch die er ſich dazu bewegt gefunden habe, und des Troſtes, der ihm dadurch zu Theil geworden ſey. „Ihr „wißt, meine Freunde, ſagte er zu ihnen, daß es vier „Jahre her ſind, ſeit ich mich zur Römiſchkatholiſchapoſtoliſchen Religion bekenne, zu der Gott mich durch „ſeine heilige Gnade berufen hat. Ich bitte euch, und „alle meine andern Diener, auch die nicht hier ſind, „hierinn meinem Beyſpiel nachzuahmen, denn ihr werdet dadurch eurer armen Seelen Heil und Seligkeit „erlangen, die ihr nicht hoffen dürft, wenn ihr in der „Religion beharrt, zu der ihr Euch jetzt bekennt. Ich „ermahne euch dazu von ganzem Herzen, und beſchwöre „euch darum.“ — Sie antworteten ihm darauf blos mit Dankſagungen für den neuen Beweis, den er ihnen hierdurch von ſeiner Zuneigung gäbe.

So hart auch die Lage war, worein ſein Uebel ihn verſetzt hatte, ſo ertrug er es doch mit heldenmüthiger Standhaftigkeit, und hatte nichts von der Schwachheit der meiſten Kranken, die ſich ſehr oft aus Gewohnheit beklagen und übel geberden, bezeugten auch nicht mehr Ungeduld noch Verdruß, als wenn er bey vollkommener Geſundheit geweſen wäre. Wirklich ſprach er auch, wenn ſeine Aerzte ihm das Reden erlaubten, mit ſolcher Deutlichkeit und Stärke, daß man wohl ſah, die Krankheit des Körpers erſtrecke ſich nicht auf die Seele, und dieſe bleibe geſund und ruhig mitten unter den Schmerzen, von denen er heimgeſucht wurde. Dabey war er in ſeinen guten Zwiſchenzeiten nicht unthätig, und ertheilte die Befehle, die von ihm abhiengen, beſonders zur Einquartierung der Armee aus Italien, welche wieder ganz nach Frankreich herüber gekommen war.

Wenn aber vermöge eines besondern Vorrechts sein Geist seine Lebhaftigkeit behielt, so verlohr sein Körper dagegen mehr und mehr die seinige, und die Fortdauer seines Fiebers, das keine Mittel zu mildern vermochten, bewirkte eine augenscheinliche Abnahme aller seiner Kräfte, so daß man anfieng zu glauben, ohne eine ausserordentliche Gnadenwirkung des Himmels sey es nicht möglich, daß er genäse. Außer seinem gewöhnlichen sehr geschickten Arzt Davin hatte man noch den Arzt Sarrasin von Lyon und Villeneuve von Vaureas zween der berühmtesten und glücklichsten ihrer Zeit, zu ihm berufen; allein ihre Hülfe half ihm nicht.

Von nun an sah er auch selbst ein und sagte es ohne Gemüthsunruhe: er habe keinen Theil mehr an diesem Leben, und seine stärksten Beschäftigungen waren Gebet und Betrachtung. Er hatte sich so gänzlich in Gottes Willen ergeben, daß er mit jener Fassung, die wir schon angemerkt haben, und die nicht erschüttert wurde, allezeit heitern Angesichts war, und man darauf durch die Schatten hindurch, womit die Krankheit es bedeckt hatte, eine ernste Milde leuchten sah, die jedermann entzückte. Nie hörte man in dieser Lage ein ungeduldiges Wort von ihm; und so wie er unstreitig einer der besten Herrn und höflichsten Männer seines Standes war, so bewies er dieß auch besonders jetzt auf seinem Krankenlager. Wenn es sich nämlich bisweilen zutrug, daß die, welche ihn bedienten, (15) ihm nicht geschwind genug, wie er wollte, gaben, was er haben mußte; so sprach er, statt sich von Zorn und Aerger hinreissen zu lassen, so sanft und gelassen mit ihnen, daß sie ganz beschämt und entzückt darüber wurden. Und wenn er sie auf sah, daß sie wachen wollten, so wurde er unruhig darüber, und nahm die Dienste, die sie ihm leisteten nicht ohne eine Art von anständi-

gem

gem Zwang an. Sie reden noch jetzt mit Entzücken von den vortreiflichen Reden, die er führte, und den schönen Antworten, die er verschiedenen Personen gab.

Als das Parlement ihn durch den Präsident Deborne und den Rath Pûtod besuchen ließ, um ihm zu bezeugen, wie leid es ihrem Kollegio wäre, ihn krank zu wissen, und um ihn zu versichern, daß sowohl die Einzelnen als alle zusammen allgemein seine Wiedergenesung wünschten und Gott brünstig darum anflehten; so wurden sie ganz entzückt, in ihm einen so starken Geist und eine so richtige Urtheilskraft zu finden. Nicht minder bewunderten ihn die Staatsräthe Boullion und d'Aguisseaux und Bouffin, der mit ihm bey verschiedenen wichtigen Gelegenheiten für das königliche Interesse gearbeitet hatte, besonders in dem was Pouſin und Mevillons betraf. Als hier le Pelletier, der vom Hof abgeschickt worden war, um mit Montauban zu unterhandeln, vorgeschlagen hatte, dessen Gemahlin die Frau von Montauban aus dem Platz abreisen zu lassen, widersetzte er sich dem standhaft, und wollte ihm diesen Vortheil nicht einräumen, bis er gänzlich gehorcht haben würde. Selbst als er erfuhr, daß seine Neider am Hof sich bemühten, auszuwirken, daß der Vicomte, ein bloßer Privatmann, ohne sein Vorwissen abgeschickt werden sollte, um diesen Vergleich vollends abzuschließen, was er als eine Art von Beleidigung aufnahm, so bezeugte er seine Empfindlichkeit darüber so lebhaft und muthig, als wenn er auf und im Stand gewesen wäre, zu thun was er sagte.

Bey dem allem aber waren seine Gedanken meistens auf den Himmel gerichtet, und sein Geist fieng an, sich nach und nach von dieser Welt loszumachen. Seine vornehmsten Beschäftigungen waren Gebet und

gott-

gottſelige Unterhaltungen, worin er ſo pünktlich war, daß er, ohne ſich erſt von ſeinem Almoſenier an ſeine gewöhnliche Andachten erinnern zu laſſen, ihm zuvorkam, und alles ſtehen und liegen ließ, um ſie abzuwarten, und oft Nahrung oder Arzneimittel zu ſich zu nehmen verſchob, um ſich deſſen zu entledigen, was er mit Gott abzuthun hatte.

In dieſem Zuſtand lebte er hin bis zum ſieben und zwanzigſten September, an dem er ſein nahes Ende vorausſah, das auch wirklich am andern Tag erfolgte. Als am ſieben und zwanzigſten ſein Almoſenier zu ihm ins Zimmer trat, und ihm einen guten Morgen wünſchte, was er ihm, wie gewöhnlich, nach ſeiner natürlichen Güte zurückwünſchte, wie er dem allergeringſten ſeiner Domeſtiken zu thun pflegte, ſo beurlaubte er alles um ſich her, um frey und ungeſtört beichten und communiciren zu können, was er mit in der That auſſerordentlich gottſeeligen und zerknirſchten Geſinnungen that. Dann brachte er den größten übrigen Theil des Tages in einem tiefen Schlummer zu.

Gegen zehn Uhr Abends nahm ſein Almoſenier auf Anrathen der Aerzte, Gelegenheit, ihn von der Verdienſtlichkeit und dem Werth der Handlung zu unterhalten, die er früh begangen hatte, und als ich eine Viertelſtunde darauf hineinkam, fragte er mich, ob ich noch nichts von Mevillons gehört habe? Ohne etwas davon zu wiſſen, und blos um ihm eine Freude zu machen, antwortete ich ihm, Montauban habe ſich unterworfen, was ſich zu gutem Glück wahr befand, worüber er ſich ſehr erfreut bezeugte. Dieſe Freude wurde noch erhöht, als la Motte Verdeyer die ſichre Nachricht davon an den Marſchall von Crequy ſchrieb, der auf die Nachricht von ſeiner Krankheit ſeit drey Tagen von

Hof

Hof angekommen war. Seine Gemahlin, die Marſchallin, hatte ſich ebenfalls, von einer andern Seite her, dahin verfügt. Da er nun der Unterwerfung dieſes Platzes verſichert war, und ſah, daß die Truppen davor abgeführt werden mußten, wies er mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit jedem ſeine Garniſon an, was uns mit Freude und Bewunderung erfüllte.

Als ihm nach einer Stunde Speiſe gebracht wurde, nahm er etwas davon zu ſich aus der Hand ſeiner Tochter, der Marſchallin, die ihn ſeit ihrer Ankunft immer bedient hatte; denn ihre Mutter, die Connetable, die dieß Geſchäft niemand abgetreten hätte, wenn ſie im Stand geweſen wäre, es zu übernehmen, lag ſeit einem Monat ebenfalls ſehr krank darnieder. Er verfiel hierauf in eine Ohnmacht, die ihm die Sprache raubte, und von Stund an verlohr er die Kraft, die Feuchtigkeit von dem Magen auszuwerfen, die ſich aus dem Gehirne dahin ſammelte. Da nun jedermann glaubte, dieß ſey ſein Letztes, wie denn auch wirklich ſein Ende nicht mehr fern war, ſo ließ man eilig den Seelſorger der Stadt holen, um ihm die letzte Oelung zu geben.

Als dieſer, und mit ihm der Capuciner-Guardian und einige Mönche, angekommen war, welche alle um ſein Lager herſtanden, hielt ſein Almoſenier, ehe dieß Sakrament ihm gereicht wurde, eine andächtige Ermahnung an ihn, um ihm gut ſterben zu helfen, während welcher er Blick und Hände zum Himmel erhob, und mit den Mönchen während der Reichung dieſer letzten geiſtlichen Arzeney betete, deren Vortrefflichkeit ihm der Guardian ſummariſch erklärte, weil die Umſtände ihm keine lange Rede geſtatteten, und ihm dann ein Crucifix darreichte, das er mit thränenden Augen küßte. Den ganzen Reſt der Nacht hindurch

durch fuhren der Almoſenier und der Capuciner wechſelsweiſe mit ihrem geiſtlichen Zuſpruch fort, und der Connetable, dem die Sprache zu entgehen anfieng, bezeugte, daß er ſie verſtehe, und daß er mit Sinn und Gedanken den Gebeten folge, die ſie für ihn verrichteten. Er ſprach von Zeit zu Zeit den heiligen Namen Jeſu und drückte mit Augen und Hände die Gefühle ſeiner von der Reue über ſeine Fehler tief gerührten Seele aus, gab auch auf alle Art zu erkennen, daß er in guter Verfaſſung wäre. Als hierauf der Capuciner und der Almoſenier ſahen, daß ſein Puls nach und nach ausblieb, hielten ſie eine dringende Ermahnung an ihn, ſich Gott zu befehlen, durch das Verdienſt des theuren Bluts ſeines Sohnes, und durch die Fürſprache ſeiner Mutter, der hochheiligen Jungfrau, der Fürſprecherin der Sünder und Tröſterin der Betrübten. — Nachdem er dieß durch einen tiefen und letzten Seufzer mit gen Himmel gerichteten Augen gethan hatte, ſprach der Almoſenier ein kurzes nach Zeit und Ort eingerichtetes Gebet, der Capuciner legte ihm abermals das Crucifix auf den Mund, und ſo gieng dieſe große Seele davon zu Gott, ungefähr um halb acht Uhr Morgens am acht und zwanzigſten September.

Dieſer Monat war überhaupt der Sterbemonat mehrerer großen Prinzen und berühmten Männer, wie ein guter Schriftſteller unſers Jahrhunderts fleiſſig bemerkte. — Er hatte vier und achtzig Jahre gelebt, was bey einem gemeinen Menſchen einen langen Zeitraum ausgemacht hätte, bey dieſem aber nur für kurz gerechnet werden konnte, wenn man bedenkt, wie nothwendig es geweſen wäre, daß ein ſo ruhmvolles und für das Beſte des Staats ſo nützliches Leben länger gedauert hätte; ſeines Vaterlandes nicht zu gedenken, das ihn noch jetzt täglich vermißt.

Wirk-

Wirklich, ſo wie der äußerſte Schmerz, den ich über ſeinen Verluſt empfand, mir den Mund verſchloß, ſo lähmt er mir hier die Hand, und erneuert ſich ſo empfindlich in meinem Gemüth, daß er mir nicht geſtattet hier weiter fortzufahren.

Zwölftes Kapitel.

Leichenbegängniß des Connetable.

Nachdem der Tod dieſes großen Mannes erfolgt war, wobey ſich zu gleicher Zeit eine plötzliche und allgemeine Feuerbrunſt in dem Städtchen St. Bonnet, ſeinem Geburtsort ereignete, ganz jener ähnlich, die wir zu Anfang dieſer Geſchichte anmerkten; ruhte ſein Leichnam, mit den Thränen der Seinigen benezt, auf einem Paradebette, um welches her acht Mönche in andächtigen Gebeten ſtanden, während das Volk haufenweiſe kam, um ihm ſeine letzte Pflicht zu erzeigen, wobey es die Majeſtät bewunderte, die noch von ſeinem Geſicht ſtralte, und die der Tod, den er ſo oft erſchrekt hatte, noch jetzt, ſchien es, nicht zu verwiſchen wagte.

Auf den Abend wurde er aus dieſem Bett genommen, um einbalſamirt zu werden, ſowohl wegen der unter Perſonen dieſes Standes üblichen Gewohnheit, als damit ein ſo vortrefflicher Körper, der ſo viele Vorzüge von der Natur empfangen hatte, ſelbſt im Grabe noch dieſe nicht verlöhre. Als ihn ſein Chirurgus Touſſanits Jolliot, in Gegenwart und auf Befehl der Aerzte Villeneuve und Tardy und mehr als dreyſſig Perſonen, öffnete, und man das Herz herausnahm, das man

ſehr klein fand, wie das gewöhnlich bey Perſonen von großem Muth zu ſeyn pflegt; ſo bemerkte man an deſſen obern Theil ein Bein, womit es umgeben war, wie mit einer Dornenkrone, ſo daß, wenn man es anfühlte, man etwas ſpürte, das einen ſtach; was die Umſtehenden ſehr in Verwunderung ſetzte, unter denen man, — nach einer gelehrten Bemerkung der Mediciner, die dieß Bein einen verhärteten Knorpel nannten, der ſich bisweilen bey allen Perſonen finde, — ſo ſchlos: gleichwie es heilige Perſonen gab, denen die vollkommene Liebe, ſo ſie zu Jeſu Chriſto trugen, ſichtbar deſſen Namen ins Herz geprägt hatte; ſo habe die ganz beſondre und ſtandhafte Liebe, die dieſer große Mann jederzeit für das Beſte der Krone hegte, beſonders unter der Regierung des großen Heinrichs und unter der Seines Sohns Ludwigs des Gerechten, ihm eine Krone ins Herz eingedrückt, wo man mit Wahrheit verſichern kann, daß dieſe Leidenſchaft am tiefſten eingegraben war. — Dabey bemerkten die Aerzte: alle ſeine andern edeln Theile ſeyen ſo geſund, daß er ohne dieſes hitzige Fieber, das alle ſeine Lebensſäfte aufgetrocknet hatte, noch ſehr lange hätte leben können.

Noch an demſelben Abend wurde der einbalſamirte Leichnam in einem bleyernen Sarg nach der Cathedralkirche von Valence gebracht, in Begleitung aller geiſtlichen und Mönchsorden, ſeiner Domeſtiken und des Volks mit einer Menge Kerzen. Er wurde in das Chor der ganz ſchwarz ausgeſchlagenen Kirche unter eine erleuchtete Trauerkapelle geſetzt, wo er bis zum eilften Oktober ruhte, von vier Religioſen, die ununterbrochen über ihm beteten und von ſechs Soldaten bewacht, auſſer der Hauptwache an dem Thor der Kirche. Seine Eingeweide wurden vor dem Thor eingegraben.

Am

Am andern Tag wohnten der Marſchall von Crequy und deſſen Sohn, der Graf von Sault, von einer großen Menge Adel begleitet, einem feyerlichen Hochamt bey, das die Oberherrn der Kirche hielten, die nebſt allen andern Geiſtlichen von jetzt an unausgeſetzt damit fortfuhren. Und als am folgenden Tag dieſe beyden durch die öffentlichen Geſchäfte nach Grenoble abgerufen wurden; ſo giengen ſie dahin, auch um dort ſein Leichenbegängniß anzuordnen.

St. Mauris, derſelbe, der die Direction der bey der Aufnahme des Connetable in ſeine Charge veranſtalteten Ceremonien gehabt hatte, bekam auch dieß Geſchäft zu beſorgen, und ſo befand ſich alles im Stande, die Leiche zu empfangen, die am eilften Oktober von ſeinen Domeſtiken und ſeiner Garde begleitet, nach Grenoble abgieng, und unterwegs von den Inwohnern der Oerter, durch welche ſie kam, alle Ehrenbezeugungen erhielt, indem ſie in Proceſſion, bewaffnet und mit großem Reſpekt, gleich voll von Schmerz und Liebe vor ihr herzogen.

Drey Tage darauf, traf ſie in Grenoble ein und wurde mit großen Feierlichkeiten eingeholt, und in einen untern ſchwarz ausgeſchlagenen Saal ſeines Hauſes geſetzt. Die Bahre ſtand auf einem kleinen Gerüſt unter einem großen Thronhimmel, mit einem bis auf die Erde herabfallenden Bahrtuch von ſchwarzem Samt bedekt, worauf ein Kreuz von weiſſem Atlas lag, nebſt dem Wappen ſeines Hauſes und einer großen Menge Tag und Nacht brennender Kerzen; alles mit einem Geländer eingefaßt, um das Volk davon entfernt zu halten, das mit Haufen kam, um die bey ſolchen Gelegenheiten gewöhnlichen Gebete zu verrichten. Die Wache dabey hatten ſechs Mann Franzo-

ſen und eben ſo viele Schweizer, nebſt einer gleichen Anzahl Religioſen und einem ſeiner Haus-Cavaliers. Vor der Bahre war noch ein andrer Thronhimmel und am Ende des Saals ein Altar, um Meſſe daran zu halten, womit man bis Mittag unausgeſetzt fortfuhr.

Am folgenden neunzehnten, dem zum Leichenge-präng beſtimmten Tag, war die Façade ſeiner Woh-nung mit ſchwarzem Samt behangen, nebſt dem Wap-pen des Hauſes, und das Parlement, das bereits dem Marſchall und dem Grafen kondolirt hatte, begab ſich dahin, worauf der Zug in folgender Ordnung vor ſich gieng.

Die fünf Stadtmilizkompagnien — voran die Lieu-tenants, in der Mitte die Fahnjunker, die Capitains hinten, und der Oberſte allein — marſchirten vorn mit geſenktem Gewehr, und ſchwarz behangnen Trom-meln.

Zweyhundert und vierzehn Arme, in langen ſchwar-zen Röcken, jeder eine weiße Wachsfackel in der Hand, die zweyhundert mit dem Wappen des Connetable, die vierzehn mit dem der Stadt.

Die Ausrufer und Stadtknechte mit ihren Schil-len, Röcken und Schildern.

Die Mönchsorden der Auguſtiner, Capuciner, Barfüſſer, Minimer, Franziſcaner, Jacobiner, die von Sankt Clara, und die von Sankt Lorenz, jeder nach ſeinem Rang, mit ihren mit Flor überzogenen Kreuzen.

Der General Prevot, der Mareſchauſſee von Dau-phiné mit ſeinen Lieutenants vorn langen und vorn

gen Rock, seinen Gerichtsschreibern, und seinen Häschern mit verkehrten Pistolen.

Der Lieutenant des General Prevot der Connetablie mit fünf und zwanzig Häschern, die ebenfalls ihre Pistolen verkehrt trugen.

Die Gardecompagnie des Connetable, ihr Capitain an ihrer Spitze nebst seinen Officiers, zusammen funfzig Mann in schwarzen Reutröcken mit weissem Kreuz und gesenkten Carabinern.

Die Stallbediente und andre Laquayen in Trauer.

Sechs große Pferde mit schwarzem Tuch behängt und von Pagen geführt.

Ein Bataillenpferd und ein Succurspferd, beyde mit schwarzem Samt behängt und von Stallmeistern geführt.

Sein Haushofmeister mit dem Stab.

Die Küchenbediente.

Der Hausarzt allein.

Der Chirurgus, der Apotheker.

Die Kammerbediente.

Die Sekretairs und die Leute vom Conseil.

Vier Trompeter in langen Trauerkleidern.

Die Officiers der Gensdarmen Compagnien.

Die Officiers von den Chevaurlegers Compagnien, mit ihren sämtlichen Fahnen.

Die kleinen Ehrenstücke.

Allons allein mit dem vergoldeten Sporn.

Hourieres allein mit den Handschuhen.

La Bastie des Vignaux mit dem Waffenrock.

Orres mit dem blasonirten Wappenschild.

Der Commandeur vom Baronnat mit dem Degen.

Monmiral und Hebert, Ecuyer des Connetable mit Helm und Lanze.

Das Domcapitel von der Kirche zu U. L. Frauen,

und

Das Domkapitel von der St. Andreaskirche mit ihren Stabträgern, und ihren schwarz beflorten Kreuzen.

Meſſire Pierre Scarron, Fürſtbiſchoff von Grenoble, in Pontificalibus.

Der General Prevot der Connetablie allein, vor den großen Pieces d'Honneur, nämlich:

Bonrepos mit dem Rittermantel vom Heil. Geiſt-Orden.

Chamanien mit dem Orden ſelbſt auf einem ſchwarz ſamtnen Kiſſen.

Ventavon mit dem Herzogs-Mantel, unterſtützt von zween andern, die mit entblößtem Haupt hinter ihm giengen.

La Motte Verdeyer, Capitain-Lieutenant der Gensdarmen-Compagnie allein mit der Herzoglichen Krone auf einem Kiſſen von Silberſtück.

Die Leiche, von ſechs Schweizern getragen, und mit zehn andern umgeben, mit geſenkten Helebarden. Die Bahre war mit einem großen ſchwarzſamtnen Tuch bedeckt, worauf ein weiß ſeidnes Kreuz lag; der Graf von Auriac und ſein Sohn der Graf von Tallard trugen die beyden hintern Enden davon rechts; der Baron von Auriac das Ende links hinten; der Baron von Vitrolles das links, als Vettern gleiches Namens und Wappens mit dem Connetable.

Dar-

Darauf folgte der Trauerzug, wobey der Marſchall von Crequy, Herzog von Lesdiguieres, und ſein Sohn der Graf von Sault in langen Trauer-Ceremonienkleidern mit langen Schweifen, welche zween Cavaliers trugen; ſie ſelbſt geführt von dem erſten und zweyten Präſidenten.

Das ganze Parlement;

Die Rechnungskammer;

Das Finanzbureau, vor ihnen her die Thürſteher und Sekretäre, mit weißen Wachsfackeln.

Der Stadtrath mit ihren Knechten voran, und dann das Volk.

Als der ganze Zug an der Kirche zu U. L. F., die von innen und auſſen ganz ſchwarz und mit dem Wappen des Connetable behängt war, ſo ſtellten ſich alle auf beyden Seiten vor der Kirchthüre in zwo Reihen; die Armen giengen hierauf in die Kirche und dann nach den Klöſtern; die Religieſen ebenfalls, um nach der Pfarrkirche zu St. Vincent zu gehen. Die Häſcher von der Mareſchauſſee ſtellten ſich im Paradies (16) links; die von der Connetablie rechts. Die Gardiſten zogen nahe am Thor links auf. Die Stalldienerſchaft rechts; die beyden Stallmeiſter, die das Bataille- und das Sukkurspferd bis vor die Kirchthüre geführt hatten, bekamen ihren Stand im Chor nebſt den andern Adelichen, welche die kleinen Honneurs trugen. — Die Küchenbediente auſſer dem Chor vor denen vom Stall. Die Kammerbediente vor den Garden. Die Sekretairs und die vom Conſeil wurden im Thor, links, dem biſchöfflichen Stuhl gegenüber geſtellt. Die Gendarmenofficiers und die von den Chevaurlegers mit den Cavaliers, welche die kleinen Honneurs getragen hatten, kamen vor dieſe leztern zu ſitzen, und hatten

eine Bank vor sich, um die Pieces d'Honneur darauf zu legen. Die, welche die großen Honneurs getragen hatten, bekamen ihren Sitz vor der Trauerkapelle, mit einer andern Bank, worauf sie die großen Honneurs legten. Die Leiche wurde unter die Kapelle gesetzt, die Trauer nahm ihren Sitz rechts vom Chor, und das Parlement links.

Als alles in Ordnung war, wurden die Vigilien gesungen, worauf die Gesellschaft sich in derselben Ordnung zurück begab, in der sie gekommen war.

Am folgenden Tag kam dieß alles wieder, um der Seelmesse beyzuwohnen, welche der Bischoff feierlich hielt, und worauf eine Leichenrede von dem Pater Grillot, einem Jesuiten, folgte, einem berühmten Mann in Handlungen dieser Art, dessen Beredsamkeit aber dennoch eine so erhabne Materie noch nicht erreichte.

So wie das Herz des Connetable noch bey seinen Lebzeiten zur Kirche zurück gekehrt war, so wurde es auch nach seinem Tode noch daselbst in einer Kapelle gelassen, welche seine Erben daselbst nebst einer auf ewige Zeiten zu haltenden Messe gestiftet hatten. Der Leichnam wurde mit allen ihm zukommenden Ehren und in großer Begleitung nach Les diguieres geführt, und in ein Begräbniß gelegt, das er sich schon lange daselbst durch den vortrefflichen Bildhauer Jacob Richier hatte bauen lassen, ein in der That der Hand seines Meisters würdiges Monument, unstreitig aber noch wichtiger durch dieß ihm anvertraute Gut, für welches das Mausoleum und die Pyramiden nicht zu prächtig gewesen wären. Der Leser wird es mir vielleicht Dank wissen, wenn ich ihn hier näher damit bekannt mache.

Das ganze Werk ruht auf einem Fussgestell von schwarzem Marmor, mit vier Basreliefs von weissem Marmor, die Einnahme von Grenoble, die Schlacht von Pontcherre, das Gefecht bey Molettes, und die Einnahme des Forts Barreaux vorstellend. Darüber befindet sich eine Vase oder Tombeau von schwarzem Marmor, von vier weiß marmornen Cherubim gehalten, worauf sein Bild von gleichem Marmor, liegend und in moderner Waffenrüstung ruht. An beyden Seiten sind zween Engel von weissem Marmor, die eine Tafel von schwarzem Marmor für das Epitaphium halten. Ganz oben erscheint das Wappen von weissem Marmor mit einer Menge Trophеen: alles mit sehr schönen Karniesen, und andern dergleichen Verzierungen, welche die Kunst reichlich und fleissig daran anbrachte.

Die Kapelle dieses Monuments liegt im Umfang des Schlosses, das aus sechs großen Thürmen besteht, welche zwey große Hauptgebäude einfassen, mit tiefen breiten und vollen Gräben umgeben, nebst drey Höfen, mit Zugbrücken verschlossen; ein Haus übrigens, das für seine Lage in einer unfeuchtbaren mit Schönheiten und Reichthümern der Natur wenig versehenen Landschaft vieles für das Vergnügen gewährt, und die Größe und Pracht dessen verräth, der es in seinen gegenwärtigen Stand setzte.

Doch kommen wir wieder auf die Kapelle, wo die Leiche bereits angelangt ist, und erzeigen wir ihr, ehe sie in das Monument hinabsteigt, die letzte Pflicht; verehren wir dieß kostbare Pfand als einen Schatz, worein der Himmel so viele seltne Eigenschaften gelegt hatte; als einen Tempel, worin die Tugenden sich so lange anbeten ließen, als einen Thron von dem man

sagen kann, daß sie auf ihm unumschränkt über das Glück gebet; und da Wünsche die letzte Verehrung sind, die wir ihm noch erzeigen können, so begleiten wir ihn mit folgendem: daß, so wie er ins Grab niedergesteigt mit der Glorie der Welt überhäuft, er auch eben so wieder zur ewigen Glorie und Herrlichkeit erwachen und mit den übrigen Seeligen die Seeligkeiten des Himmels theilen möge! —

Anhang.

Einige merkwürdige besondre Umstände die Person des Connetable von Lesdiguieres betreffend.

Ich habe ziemlich glücklich, wie es mir scheint, mein Vorhaben vollführt, das Andenken des Großen Connetable von Lesdiguieres zu vergöttern, und das Meinige zur Unsterblichkeit seines Namens beyzutragen. Der Beyfall, den diese meine Bemühung nicht nur in Frankreich, sondern auch im Ausland fand, wo er, wie ich zu erfahren das Vergnügen habe, in der Verehrung steht, die ihm gebührt, und wo man seine Vortrefflichkeit so hoch schätzt als sie es verdient, läßt mir keinen Zweifel übrig, daß ich meinen Zweck erreicht habe, und daß das Monument, das ich ihm jetzt errichtete, eins von denen sey, welche nichts von dem nagenden Zahn der Zeit zu befürchten haben, und deren Dauer der Dauer der Welt selbst gleich kommen wird.

Dieß

Dieß iſt die allgemeine Meinung unſers Jahrhunderts, der die Nachwelt, ich weiß es gewiß, beſtimmen wird. Sie wird erkennen, daß nichts ihrer Bewunderung würdigeres von uns auf ſie kommen kann, als der Held, deſſen Geſchichte ich ihr hinterlaſſe.

Um ihr dieſe Wahrheit deſtomehr zu bekräftigen, und deutlicher zu zeigen, wie gerecht dieſe Bewunderung ſeyn wird, glaubte ich, da ich jetzt das Vermählte retouchirte, noch dieſen letzten Pinſelſtrich hinzufügen und ſo das Vergnügen, das man empfunden haben wird, ihn öffentlich zu kennen, durch das noch erhöhen zu müſſen, das man noch in ſeiner Privatbekanntſchaft genießen wird.

Ohne Zweifel iſt es nur die Sache gemeiner Schönheiten, die ſich eines beſondern Fehlers bewußt ſind, ſich nicht in der Nähe ſehen laſſen zu wollen, und das helle Licht zu fürchten und zu fliehen. Die Vorzüglichern und ſeltnern Schönheiten hingegen ſind es ſehr zufrieden, ſich nahe zu zeigen; ihr Glanz wird dadurch noch beträchtlich erhöht, und ſie finden darin oft den Vortheil, den jene da verlieren. Es hat Männer gegeben, die in der Welt für gros galten, und denen man den Namen Helden beylegte, die es doch in der Wirklichkeit gar nicht waren; die ihren Ruf und ihre Gröſſe der öffentlichen Unwiſſenheit zu danken, und blos darum das Glück hatten, ſo ſehr geſchätzt zu werden, weil ſie ſchlau genug waren, ſich nicht oft ſehen zu laſſen. Wie viele, ich bitte Euch, wie viele gibt es deren, die ſich ganz verſtellen, wenn ſie öffentlich zu erſcheinen haben; die darauf ſtudieren, was ſie zu thun haben, um es mit einem gewiſſen blendenden Schimmer zu thun; die ſich ſelbſt innerlich Gewalt darum anthun, und deren Handlungen bey all ihrem

An-

Anſchein von Freyheit und Natur, dennoch oft ſehr erzwungen oder wenigſtens ſtudiert ſind. Dieß ſind Leute, die ſich ſchmücken und ſchmücken, um auf dem Theater aufzutreten, die eine Perſon vorſtellen, die ſie nicht ſind, und eine Rolle ſpielen, die ſie erſt einſtudiert haben, d. h., welche die Tapfern, Edelmüthigen, Freygebigen und Grosmüthigen machen, und doch im Grund nichts weniger als dieß ſind; und welche dann, wenn ſie ihr Paradekleid abgelegt haben und für ſich ſind; ihren Leidenſchaften, die ſie ſuſpendirt oder eingezwängt hatten, freyen Lauf laſſen, und mit ſo vielen Laſtern behängt ſind, als man ſich einbildete, daß ſie Tugenden beſäſſen; oder deren Tugenden wenigſtens nichts als nachgeahmt und erborgt ſind, die nicht aus Saft und Wurzel ſproßten, erkünſtelte und falſche Tugenden, angeſetzte zuſammengeſtoppelte Stücke, die man ablegen kann, wenn man will, und ſobald man ihrer nicht mehr zu bedürfen glaubt.

Genau das Gegentheil von dieſen Leuten war der Comtable von Lesdiguieres. Gewiß war er nicht minder groß, nicht minder bewundernswürdig im nähern Umgang, wenn er für ſich ſelbſt war, als öffentlich. Es gab noch keinen Mann von ſo hohem Rang, deſſen Leben ſich mehr ſtets gleich und einförmig geblieben, weniger nachgemacht, weniger geſchminkt geweſen wäre. Nie ſah man einen, deſſen Vortrefflichkeit ſich mehr mitgetheilt, allgemeiner über alles was er ſprach und that ergoſſen hätte. Auch über ſeine gemeinſte und familiärſte Handlungen verbreitete ſich ein Zug, ein Stral, eine Spur von ihr. Dieß darf keineswegs in Erſtaunen ſetzen. Er war ächt gros, weil er es nach der Beſtimmung und den angelegten Plan der Natur war; darum war ers auch immer und überall. Nie gab es eine Seele von beſſerem Schlag und

edle-

edlerer Art, als diese. Alle seine Neigungen waren redlich und gut; alle auf die Tugend gerichtet, und folglich konnte er nicht anders als redlich und tugendhaft handeln, nicht anders als so, daß man aus diesen Handlungen die Güte und Vortrefflichkeit ihrer Quelle ersah.

Man muß hierüber Zeugen hören, die um so mehr Glauben verdienen, als sie gewöhnlich nicht geneigt sind, die, von denen sie zu zeugen haben, mit Glimpf und Gunst zu behandeln, und, weit entfernt, Schmeichler zu seyn, meistens Feinde sind. Ich meine die Domestiken, die, wenn sie vortheilhaft von ihrer Herrschaft reden, um so eher glaubwürdig sind, da sie ihnen gewöhnlich gern Böses nachreden. Nun rufe ich jeden, so viel ihrer davon noch am Leben sind, die wie ich, die Ehre hatten, diesem großen Mann anzugehören, auf, und nehme sie zu Gewährsleuten der Wahrheiten, die ich hier vorgetragen habe, und noch vortrage, ohne zu befürchten, daß sie solche läugnen und als falsch angeben können, vielmehr in der festen Ueberzeugung, daß sie solche täglich bekräftigen und mir nicht nur nicht vorwerfen werden, zu viel gesagt zu haben, sondern mich sogar weit eher beschuldigen können, nicht genug zu sagen.

Wirklich hatte er nicht weniger unsre Bewunderung als aller derer, die nicht beständig um ihn waren. Wir fanden keine Verschiedenheit zwischen seiner öffentlichen und zwischen seiner Privat-Handlungsweise, noch zwischen ihm in seiner Wohnung und ihm im Feld. Er war überall gleich, überall gemäßigt, überall sich selbst ähnlich. Nie war ein Geist, nie ein Angesicht heitrer als das seinige. Ich werde sogar sagen, nie eins schöner, besonders in einem Alter, das

ge-

gewöhnlich die Lieblichkeiten und die Schönheit zerstöret, nämlich im hohen Alter. Dieß verlieh ihm die Annehmlichkeit, die es gewöhnlich andern nimmt. Einer der größten Geister des Reichs, Herr Boutru, nahm daher Veranlassung zu einer sehr sinnreichen Devise, die er zum Lob dieses seltnen Mannes machte, der er zum Sinnbild einen Pomeranzenzweig gab mit den Worten: Nil mihi rollie hyemes: d. h. der Winter nimmt mir nichts; wodurch er nicht weniger seine innere als die andre Frischheit bezeichnen, die Stärke seines Geistes und seiner Vernunft sowohl als die seines Körpers ausdrücken wollte.

Diese angenehme Gesichtsfassung, die bey ihm in dem höchsten Grad, als je bey einer Person, sichtbar war, wurde noch sehr durch seine natürliche Güte erhöht, und durch die Gabe, die er besas, daß ihn jedes Kleid, das er trug zu seinem Vortheil kleidete, sogar schmückte; er beobachtete aber in seiner Kleidung große Bescheidenheit, und verfiel weit eher in den Mangel als in das Uebermaas; er war und sprach jederzeit gegen den Kleiderluxus bey denen seines Rangs, sowohl als gegen die andern Ausschweifungen, gegen die er eine natürliche Feindschaft hegte. Er begnügte sich daher sehr oft mit einem Kleid von schlichtem aber sehr feinem Tuch, wo der Hof von Tressen und Stickerey glänzte und strotzte. Dieß that er einzig aus tugendhaften Grundsätzen, und um hierin ein Beyspiel zu geben, wie er es sonst in allen Stücken gab.

Zu einer angenehmen Gesichtsbildung kam bey ihm noch eine ganz bewunderswürdige Gesprächsamkeit und Leutseligkeit, und es war gewiß, daß nie ein Mann, zum Befehlshaber gebohren, wie er, mehr Sanftmuth besas; aber eine ernste und majestätische

Sanft-

Sanftmuth, die nicht minder Achtung einflößte, als sie die Furcht benahm. Ohne Zweifel brachte nie emand die Maxime eines der ersten Cäsars glücklicher n Ausübung: niemand, wer mit ihm zu thun hatte, reuig und mißvergnügt von sich gehen zu lassen.

Man konnte schon aus den in seiner Geschichte ngemerkten Handlungen der Güte schließen, daß, wenn nach dem bey seiner Geburt gestellten Prognestico Souverain geworden wäre — was ihm widersahren äre, wenn er nur eine Stunde später zur Welt gekommen äre er nicht weniger den Zunahmen des Gütigen als s Tapfern und Weisen verdient haben würde. Und gewiß ürde er ihn um so rechtmäßiger geführt haben, als es ge- ß ist, daß man nie eine reinere und tiefere Güte sah als nige war. Daher glaubte auch der große Cardinal n Richelieu, als er sie einst aufmerksamer erwog, kein ringeres für sie finden zu können, um ihre Größe szudrücken, als das eines Abgrunds, indem er st, da er sich lange über seine vortreffliche Eigen- aften verbreitet hatte, sein Lob damit schloß: „man uß gestehen, der Herr Connetable war ein Abgrund on Güte!“ —

Ein alter Cavalier aus Dauphiné, der Herr von ssie, angesehen durch die großen Stellen, die er uns den Lieutenants generaux in Dauphin: den Herrn rdes, Maugiron und Ornano und unter andern ßen Personen bekleidet hatte, pflegte zu sagen: der r von Lesdiguieres, unter dem er ebenfalls im Krieg ent hatte, stehe keinem von ihnen in ihren guten enschaften nach; er sey so tapfer als der und der, so guter Feldherr als der und der, über alles aber r ein Monstrum von Klugheit! Dieß war er That kein monströser mit seinem Gegenstand im verhältniß stehender Ausdruck.

Ich

Ich komme wieder auf seine Güte zurück, um zu sagen, wie sie sich vorzüglich darin zeigte, daß er keine Gelegenheit vorüberließ, seinen Dienern Vortheile zu verschaffen. Wir haben anderswo schon oben gesehen, wie sie sich willig bewies, nicht nur seinen größten Feinden zu verzeihen, sondern ihnen auch sogar noch Gutes zu thun, und hierin übertraf ihn niemand in der Welt.

Den ächten Zeugnissen, die ich hier von seiner Klugheit und seiner Güte anführe, könnte ich noch eins beyfügen, das eine andre Gabe betrift, welche die Schnelligkeit und Lebhaftigkeit des Geistes zur Quelle hat, womit er nicht weniger begabt war, als mit andern vortrefflichen Eigenschaften, und wovon er große und häufige Proben durch viele sehr sinnreiche und überraschende Antworten ablegte, die viele Leute behalten haben, und die sich noch im Andenken erhalten. Ich würde sie hier anführen, wenn ich nicht genöthigt wäre, sie für eine dritte Auflage dieser Geschichte zu versparen, nebst einer Sammlung seiner Apophthegmen und merkwürdigen Reden, die mir versprochen ist, und die ich hier nicht beybringen kann, weil ich sie noch nicht besitze.

So gewiß ist es, daß er auch hierin nicht weniger stark war, als sonst überall. Dabey besas er die Gabe, gut zu erzählen, besonders was man bons contes nennt, die er sehr angenehm vorzubringen wuste. Auch seine Unterhaltung war sehr einnehmend; besonders besas er eine seltne und bewundernswürdige Stärke darin, seine Urtheile von großen und wichtigen Vorfällen an den Tag zu legen; und sprach von Staatsgeschäften so lichtvoll und gründlich, daß, wer aufgeschrieben hätte, was er sagte, sich rühmen könnte, das beste Kollegium zu besitzen, das man über Politik lesen kann.

Nie-

Niemand zieht in Zweifel, daß er ſo viel Offenheit und Ehrlichkeit als Muth beſas, und er kann für ein vollkommenes Muſter dieſer Tugend, die den rechtſchaffenen Mann macht, angeſehen werden, einer um ſo bewundernswürdigen Tugend, je ſeltner ſie beſonders in dieſem Jahrhundert iſt, wo Liſt und Trug herrſchen. — Dabey beſas er eine vollkommene Gottesfurcht; er begann und endigte nie den Tag, ohne öffentlich mit ſeiner Dienerſchaft zu beten, und that dieß ſehr oft noch für ſich allein in ſeinem Cabinet und in ſeinem Bette, wo er, ſobald er aus dem erſten Schlaf erwachte, dieſen Zwiſchenraum mit Gebet ausfüllte, ſo wie dieß noch jetzt die Frau Connetablin bezeugt.

Wirklich verſchafte ihm auch ſeine Frömmigkeit, — wenn man die Anlage, die er dazu hat, ſo nennen und den Namen des Originals einer falſchen Copie beylegen darf, da es außer dem wahren alleinſeligmachenden Glauben, den er noch nicht angenommen hatte, keine wahre Frömmigkeit geben kann — ſeine Frömmigkeit, ſage ich, verſchaffte ihm die Gnade der Erleuchtung des wahren Glaubens, und bewirkte endlich ſeine Bekehrung, die nicht aus weltlichen Rückſichten geſchah, wie ſich diejenigen bereden wollten, welche die beſten Abſichten übel auslegen, und den unſchuldigſten Handlungen von der Welt einen verkehrten Sinn unterſchieben. Er hatte den Vortheil, ein ſo ſchönes Leben mit einem ſo ruhmvollen ſeligen Ende zu krönen, als man geſehen hat. Ja er ſtarb, wie ein wahrer Chriſt zu ſterben wünſchen muß, was ohne Zweifel den verdienten Lohn zur Folge hatte.

Der Leſer erkundigt ſich wohl hier bey mir nach ſeinen häuslichen Beſchäftigungen in Friedenszeiten, und möchte gewiß gern wiſſen, wozu er vorzügliche Nei-

gung hatte, und womit er sich unterhielt. Ich hörte ihn sagen: er sey ein ausserordentlicher Liebhaber von der Jagd gewesen, und habe sich diese Lust so oft als möglich verschafft, wenn es ihm die wichtigen Geschäfte die er allezeit auf sich hatte, gestatteten. Diese Lust ist, für den Adel, besonders auf dem Land.

Dabey liebte er das Spiel (17) mit dem er den grösten Theil seiner Erholungsstunden ausfüllte. Es ist aber allgemein bekannt, daß der Verlust ihn nicht kränkte, und ihn nicht einmal verdrüßlich machte. Ich erinnere mich hiebey folgender besondern Geschichte. Einst Abends nach der Tafel spielte er zum Zeitvertreib mit einigen Cavaliers seines Hauses Prime, als — es war zu Paris, im Winter — einige von seiner gewöhnlichen Spielparthie zu ihm kamen, von denen ihn einer sehr höflich und anständig um Revanche wegen zweyhundert Pistolen bat, die er am vorigen Abend an ihn verlohren hatte. Er ließ Würfel bringen, und hatte noch nicht lange gespielt, als er an eignem Gelde achtzehnhundert Pistolen verlohren hatte, die ihm mit Geschicklichkeit und auf eine Art abgewonnen wurden, die nicht die Sache ehrlicher Spieler ist.

Sobald die, welche man beschuldigte, falsche Würfel für die ächten untergeschoben zu haben, (18) diesen Gewinn gezogen hatten, entschuldigten sie sich, weiter zu spielen, machten ihm ihr Kompliment und giengen. Er fragte ganz kalt die übrige Gesellschaft, wie viel Uhr es wäre? und als man ihm sagte, daß es neun Uhr sey, meinte er: es sey noch zu früh, um sich schon nieder zu legen, und er könnte wohl noch eine Parthie Prime spielen. Hierauf setzte er sich wieder mit den andern Spielern; denn er hatte einen Würfeltisch bringen lassen.

Als der Herr Marschall von Crequy (19) am andern Morgen erfuhr, daß unter denen, welche diese Verschwörung gegen die Börse des Connetable gemacht hatten, zween seiner Verwandten wären; so kam er zu ihm, und bezeugte ihm, wie unangenehm ihm dieß sey, und daß er ihnen verbieten wolle, wieder vor ihn zu kommen, wenn sie ihm nicht den ganzen Gewinn zurück gäben. Der Connetable sagte aber nur lächelnd zu ihm: lassen Sies ihnen, sie brauchens. Ich werde schon wieder Genugthuung für den Streich erhalten, den sie mir gespielt haben; dieß soll aber auf eine ehrlichere Art geschehen. Dieß sagte er alles ohne irgend eine Bitterkeit; und als jene auf den Abend wieder kamen, um zu spielen, so gewann er nicht nur das seinige wieder, sondern sie ließen auch noch eben so viel von dem ihrigen sitzen; worauf er sich sie lustig machte, und ihnen unter der Hand zu verstehen gab: Betrügerey dürfe unter Männern von wahrer Ehre nicht Statt finden. Da das Spiel eine Art von Krieg sey, so müsse es redlich und ohne andere Vortheile zugehen, als die man sich durch rechtliche Mittel verschaffe. In der That kann ich sagen, daß nie ein Philosoph selbst von denen, die sich am meisten der Herrschaft über ihre Leidenschaften rühmten, diese mehr und beständiger in seiner Gewalt hatte, als dieser große Mann.

Auf dergleichen Beschäftigungen folgte die Lektüre, vorzüglich guter Historiker, wobey ich —, ich der ich dieses schreibe, die Ehre hatte, ihm die Biographien von Plutarch ganz vorzulesen; ausser verschiedenen andern vorzüglichen Schriftstellern, mit denen er sehr gut bekannt war. Er ließ keinen Tag hingehen, ohne ihnen wenigstens eine Stunde zu schenken. Er unterhielt sich auch bisweilen damit, daß er dem Ball und

Maillspiel zusah. Einmal des Tags gieng er spazieren. Denn Er war so genau und regelmäßig, als je ein Mann dieses Standes es seyn kann; besonders darin, daß er, wenn er einmal etwas für eine gewisse Zeit bestimmt hatte, darin keinen Aufschub machte; und wenn er seine Abreise irgendwohin einmal festgesetzt hatte, so war nichts im Stand, ihn aufzuhalten, weder schlechtes Wetter, noch sonst irgend etwas. Denn, sagte er, ein Mensch, der weder Ordnung noch Regel hat, kann nie recht handeln, und wird sich allezeit große Verlegenheiten zuziehen; besonders aber haben Geschäftsleute und Soldaten nöthig genau und pünktlich zu seyn, indem Ein Augenblick verlohren oder aufgeschoben oft Ursache war, daß ein großer Plan oder eine höchstwichtige Sache scheiterte.

Er sagte so viel andre schöne Dinge, und hatte in allem so edle Grundsätze, daß ich nie fertig werden würde, wenn ich sie alle hier anführen wollte; überdieß spare ich sie auch auf eine andre Gelegenheit.

Gewiß es gab nie einen Mann, von dem man mit mehr Recht als von diesem sagen konnte: er war ganz dazu geschaffen, um ein beständiges unaufhörliches Muster von Tugend und Weisheit für alle andre zu seyn. Der Hochseelige Prinz von Condé sagt: seine Geschichte sollte das Brevier aller Krieger seyn, und empfahl sie zu lesen dem jetzigen Herrn Prinzen mit diesem Lobspruch. Der Hochseelige Graf von Soissons nannte ihn oft den Unvergleichlichen, und fand ein besonderes Vergnügen an eben der Lektüre.

Als der Hochseelige Herzog von Montmorency aus Italien zurück durch la Mure kam, wo er sein Absteigquartier bey einem Herrn von Adel, dem Herrn du Port, hatte, und bey diesem unter andern

Ge-

Gemählden berühmter Perſonen auch das Portrait dieſes vortrefflichen Mannes erblickte; betrachtete er es mit Aufmerkſamkeit und Vergnügen, und ſagte zu denen, die ihn begleiteten: „Sehn Sie hier, meine Herrn, „den König der Männer. Es war eine Zeit, da wir „nicht ſehr gut mit einander ſtanden; ich ſage Ihnen „aber, daß, wenn ich ihn betrachte, ich ihn anbete.“— Und dann verbreitete er ſich weiter zu ſeinem Lobe. Als er einige Zeit darauf erfuhr, daß ich ſeine Geſchichte ſchreibe, bat er Perſonen von Stand aus dieſem Lande, die in Languedoc waren, mir in ſeinem Namen zu ſagen, wenn ich damit fertig wäre, ſollte ich ſie ihm bringen: meine Mühe ſollte mich nicht reuen. Sein noch vor Beendigung dieſer Arbeit erfolgter Tod erlaubte mir nicht, dieſem Befehl nachzukommen.

In der That ſagte dieſer grosmüthige Herr nicht zuviel, indem er dieſen Helden den König der Männer nannte. Man konnte kein geringeres Wort gebrauchen, um die Größe und ſo zu ſagen die Souverainetät ſeiner Vortrefflichkeit auszudrücken. Sie allein brachte ihm dieß gute Glück zuwegen, dem der Neid oft ſeine große und anhaltende glückliche Thaten zuſchrieb; ſie war, und wird jederzeit die feſte und unerſchütterliche Stütze ſeines Ruſs, und ſeines Ruhms bleiben.

So ſehr ich mir übrigens vorgenommen hatte, dieſe Darſtellung nicht weiter zu führen, und mich nicht in eine unendliche Materie einzulaſſen, ſo ſehr bin ich doch in Verlegenheit, wo ich aufhören ſoll, ſo ſehr feſſelt mich die Menge der Dinge, die ich noch zu ſagen hätte, und ſo ſehr läuft dieſe Quelle wieder voll, je mehr man daraus ſchöpft. Da ich keinen Ausgang zu finden weiß, ſo bin ich genöthigt, mir einen zu machen

chen, und da, wo ich anders nicht wegkommen kann, damit zu entwischen, daß ich noch anführe: daß, wenn man bey dem großen Connetable von Lesdiguieres das Glück nicht verkennen kann, das manche bey ihm bemerkt haben wollen, dieß sich ganz vorzüglich in der Vortrefflichkeit des Monuments zeigt, welches ihm eine der würdigsten Hände errichtete, die je daran arbeiten konnten: eine Hand, sage ich, die nichts macht, das vergehen könnte, und der es warhaft zukommt, Menschen unsterblich zu machen. Dieser Alexander hat seinen Lysipp gefunden. Dieß ist der Herr Dionysius von Salvaing, Herr von Boissieu, Staatsrath und erster Präsident in dem Rechnungs- Steuer- und Finanz- Kollegium in Dauphiné, der mit dieser Urkunde seiner Gerechtigkeit gegen ihn einen Beweis seiner Dankbarkeit an den Tag legte, indem er sich der Ehre erinnerte, die er gehabt hatte, sowohl wegen seiner Geburt als wegen seines Verdiensts, sehr hoch von ihm geachtet zu werden. Er setzte ihm folgendes Epitaphium, wodurch er nicht weniger zur Dauer seines eignen Ruhms als für die Verewigung dieses Helden arbeitete, indem er gleichsam ihre beyde Namen in eine Ceder, d. h. an einen unvergänglichen Ort, eingrub. Das Epitaphium ist folgendes:

P. M.

et aeternae. memoriae.
Herois. illius.
ad. aeternam. seculi. sui. gloriam. nati.
qui. manu. fecit.
quae. nullus. miles. ausus. esset.
consilio. perfecit,
quae. pauci. duces. copiarum. magnitudine.
gesserint.

ex.

ex. quo. per. omnes. militiae. gradus.
ad. fummum. Franciae.
dignitatum. et. honorum. apicem. evectus.
nec. unquam. potentia. fua.
ad. impotentiam. ufus.
fortunam.
erga. fe. non. minus. fidelem. expertus. eſt.
quam. ipſe. in quattuor. reges.
afflictis. etiam. rebus.
ſemper. ſe. fidelem. praeſtitit.
cumque.
ſuis. ſibi. parum. patriae. nimis. hoſtibus.
vixiſſet.
eique. potius.
materia. triumphi. quam. triumphus.
deeſſet.
denique. coeleſtis. illi. religionis. verae. lux.
affulſerit.
ne. quid. felicitati. deeſſet.
octuagenario. major.
anno. M. DC. XXVI. 4. Kal. octobris.
et. vivendi. et. vincendi.
finem. fecit.
nullusque. in. eius. locum. ſuffectus. eſt.
nemine. ambiente.
quod. ei. muneri.
parem. auctoritatem. adferret.
omnes. deſperarent.
nulli. rege. deferente.
quod. ei. nemo.
rei. militaris. diſciplina. aequalis.
reperiretur.

Quis. ille. fuit.
ignorare.
tum. inscitia. tum. injuria. fuerit.
Cui. namque. Francorum. post. hominum. memoriam.
nisi. magno. illi.

FRANCISCO. BONNAEO. LESDIGUIERIO.

cujus. ad. solum. nomen.
Hispani. et. Italus. etiam. nunc. contremiscant.
tanta. feliciras.
cum. tanta. virtute. contigit.

Dionysius Salvagnius Boessius,
Eques, Sacri Consistorii
consiliarius, beneficiorum
erga se non immemor P.

Anmerkungen

(1) Sicherheits- und Wohlfahrtsausschuß der Protestanten.

(2) Er war hierbey erster Feldmarschall; der Marquis d'Ugeles war der andre.

(3) So wenigstens, glaube ich, muß der Text verbessert werden, wo Cosan steht, das ich nirgends in der Gegend zu finden weiß.

(4) Der Verfasser will hier witzig seyn, und spielt mit dem Worte Verrue, was im französischen eine Warze bedeutet, zugleich aber auch der Name einer Stadt in Savoyen ist.

(5) Dieß Gerücht hatte sich nämlich aus Veranlassung einer Krankheit verbreitet, an der er zu Asti lag.

(6) Verruca, eine Warze.

(7) Ein Adelicher aus Dauphiné, ein sehr guter Offizier, und einer der Obersten von der Armee des Herzogs.

(8) Wir werden schon ohne Karten mit Piken gewinnen.

(9) Diese (nämlich Spadi, teutsch Degen) stegen allemal über die Piken.

(10) Ein Wortspiel mit flure, welche Geschwulst bedeutet, und zugleich auf den Schwulst und Hochmuth dieser Nation anspielt.

(11) Ein Adelicher aus Dauphiné, der bey dieser Gelegenheit wichtige Dienste gethan hatte, wie er auch nachher noch in der Eigenschaft eines Feldmarschalls, bey den königlichen Truppen in Italien that.

(12) Vermuthlich Sen Ja.

(13) Rotte, oder Piket.

(14) Einer der Sekretaire des Connetable, und nachher Advocat du Roi beym Finanzbureau in Dauphiné.

(15) Es waren sechs Adeliche von seiner Seite; denn alle seine Kammerdiener und übrige Dienerschaft waren krank.

(16 Parvis, Vorgebäude vor der Kirchthüre.

(17) Heinrich der vierte war ein sehr großer Liebhaber vom Spiel, wiewohl bey allen seinen übrigen Vortrefflich-

leiten kein ſchöner Spieler, wie ſein Biograph Perefixe verſichert. Es wurde ſehr hoch bey Hof geſpielt, und dadurch eine ſehr verderbliche Spielſucht unter den Hofleuten, und von dieſen weiter, verbreitet. Es gab daher Leute, welche die freylich ganz grundloſe Vermuthung geltend machen wollten: Heinrich habe ſeine Höflinge ſogar von einem Ausländer betrügen laſſen, um ſie arm und dadurch geſchmeidiger zu machen. — Der Herzog von Epernon verlohr auf dieſe Art anſehnliche Summen und alle ſeine Koſtbarkeiten. Der Herzog von Biron in Einem Jahr über fünfmalhunderttauſend Thaler. ſ. Memoires de Sully.

(18) Ein Italiener, Namens Pimantel, ſoll dieß Kunſtſtück vorzüglich getrieben haben. Man ſagte, er habe alle Würfel in Paris aufkaufen und dafür falſche, die er beſorgt hatte, unterſchieben laſſen. Auf dieſe Art gewann er über zweymal hunderttauſend Thaler, mit denen er ſich fortmachte. Im folgenden Jahr kam er wieder, und hielt abermals gute Aernte. Memoires de Baſſompierre.

(19) Dem Herrn Marſchall gieng es ebenfalls bisweilen fatal im Spiel. Dieß zeigt unter andern eine drolligte Anekdote von ihm, die in den Memoires pour ſervir á l'hiſt. de France folgendermaſſen erzählt wird: „Herr von „Crequy, der nachher Herzog von Lesdiquieres und Mar„ſchall von Frankreich wurde, verlohr im Spiel bey „Hofe ſo ſtark, daß er eines Tags von dem König, wie „ganz auſſer ſich, wegaieng, ſo daß er den Herzog von Guiſe, „der ihm auf dem Weg ins Schloß begegnete, ganz zer„ſtört fragte: Mein Freund, mein Freund, wo ſitzen die „Wachen heute? — Guiſe trat zween Schritte zurück, und „ſagte: Sie werden verzeihen, mein Herr, ich bin hier zu „Land nicht zu Hauſe. Damit gieng er zum König, dem „er damit was zu lachen gab.“

Denk-

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben

des

Herrn

Theodor Agrippa

d'Aubigné.

Von ihm ſelbſt beſchrieben.

Vorerinnerung.

Aus der Vorrede der Amſterdamer Ausgabe von 1731, verdienen folgende Notizen ausgehoben zu werden.

„Die Lebensbeſchreibung von Theodor Agrippa d'Aubigné, welche man gegenwärtig dem Publicum mittheilt, war nirgends als in den Cabineten einiger Liebhaber von Seltenheiten zu Paris zu finden. Nach dem Urtheile des gelehrten le Long, Paters beym Oratorium, in ſeiner hiſtoriſchen Bibliothek von Frankreich, hat d'Aubigné in dieſer von ihm ſelbſt geſchriebenen Lebensgeſchichte ſeinen Character nicht verläugnet. Denn er ſpricht darin mit ſehr großer Freymüthigkeit. Gleichwohl beſchuldigt ihn dieſer Kritiker, daß die Lebensbeſchreibung hin und wieder nicht mit der Univerſalhiſtorie, welche d'Aubigné herausgegeben, übereinſtimme. Er hätte zugleich anzeigen ſollen, daß dieß ein Lebenslauf voll ſeltner Züge iſt, die man in andern Biographien vergeblich ſucht. Man hatte ſich vorgenommen, dieſer Vorrede das Geſchlechtre-

giſter

giſter des Herrn d'Aubigné anzuhängen, das in einem Merkur von 1690. ſteht. Allein nach genauer Unterſuchung hat man ſich berechtigt geglaubt, daſſelbe für eine Fabel zu halten, welche von irgend einem Schmeichler zum Vergnügen für Madame von Maintenon, als Enkelin des Herrn d'Aubigné, erdacht worden ſey. Dieſe romanhafte Genealogie muß auch wirklich ſehr verſchrien ſeyn, weil nicht einmal die Sammler des Dictionaire von Moreri, die ſonſt in einem ſolchen Puncte kein allzu zärtliches Gewiſſen haben, ſich unterfangen haben, ihr Werk damit zu bereichern. Man hat alſo für beſſer gehalten, einige Lebensumſtände dieſes Manns anzuführen, welche wahrhafter und zuverläßiger ſind.

D'Aubigné war nicht bloßer Soldat. Er war auch Gelehrter. Wir haben von ihm eine allgemeine Geſchichte, welche die Begebenheiten von dem Jahre 1550. bis 1601. in drey Bänden enthält. Sie wurde zu Maillé in den Jahren 1616. 1618. und 1620. in Folio gedruckt. Darauf erſchien im Jahre 1626. die Amſterdamer Ausgabe, gleichfalls in Folio. Die ganz verſchiedenen Urtheile der Kritiker darüber kann man in der hiſtoriſchen Bibliothek von Frankreich nachſehen. Die meiſten machen ihm den Vorwurf, daß er mit dem Lobe der Proteſtanten zu verſchwenderiſch ſey, den Catholiken aber nicht Gerechtigkeit widerfahren laſſe und mithin Ruhm und Tadel blos nach Gefallen austheile. Nach Sorels Urtheil beſteht ſein größtes Verdienſt in treffenden Beſchreibungen kriegeriſcher Begebenheiten. Seine trotzige und ſoldatiſche Schreibart habe ihm Leſer verſchaft, und man bemerke in allem, was er unternommen habe, vielen Geiſt und Verſtand.

Noch wird sein Styl von andern Kritikern sehr herabgesetzt. Ich begnüge mich, hierüber das Urtheil des Abbe le Gendre anzuführen, das der Pere le Long nicht angegeben hat. Er sagt: „die Historie des „d'Aubigné ist sehr viel umfassend. Er erzählt darinn „nicht nur, was sich in Frankreich, sondern auch, was „sich in allen Theilen der Welt zugetragen hat. Dieser Geschichtschreiber redet nicht wie andre Menschen, „er drückt sich nie anders, als durch Metaphern aus, „und zwar durch solche Metaphern, die wegen ihrer „Undeutlichkeit oft nicht verstanden werden können. Er „ist ein aufgedunsener Kopf, der jedem seiner Gedanken eine unnatürliche Wendung gibt. Da er ein Hofmann war, so muß man sich wundern, daß er sich so „gemeiner und niedriger Ausdrücke bedient, die einem „Hofmann, wie einem Gelehrten, unanständig „sind. Seine Geschichte ist keine Erzählung, worin „die Begebenheiten zusammengeordnet und mit einander verbunden sind; sie ist vielmehr eine freye Unterredung. Seine wenige Mässigung, wenn er von „Catholiken redet, und die allzugroße Freymüthigkeit, womit er die geheime Untugenden Heinrichs des „dritten und andrer Personen vom ersten Range, „blos darstellt, haben verursacht, daß dieses Werk „verboten, und zum Feuer verurtheilt worden ist. Doch „ist nicht zu läugnen, daß viele sonderbare Thatsachen „darinn enthalten sind, von denen er ein Augenzeuge „war."

Der Pere le Long hat noch eines merkwürdigen Umstandes nicht gedacht, dessen der Herausgeber dieser Geschichte in der Vorrede zu dem ersten Theil derselben Erwähnung gethan hat. Die Jesuiten hatten es bey Heinrich dem vierten dahin zu bringen gewußt, daß ihm die Ausarbeitung dieser Geschichte untersagt

wurde,

wurde. Aber der Cardinal du Perron bewirkte, daß dieses Verbot wieder aufgehoben wurde. Ich will hier die hieher gehörige Stelle aus jener Vorrede beysetzen:

„Es sind nun fünfzehn Jahre, daß Heinrich der „Große durch die Jesuiten dahin verleitet worden ist, „dem Herrn d'Aubigné die Ausarbeitung dieser Geschichte „zu untersagen. Aber der Cardinal du Perron ver„mochte dagegen den König, die Vollendung dieser „Arbeit nicht nur zu erlauben, sondern ausdrücklich zu „befehlen. Er behauptete, daß ihm kein Mensch be„kannt wäre, der zur Vervollkommnung eines solchen „Werks nach allen Theilen mehr beytragen könnte, als „d'Aubigné. Und der König wurde dadurch bewo„gen eine beträchtliche Summe zu den erforderlichen „Reisen auszusetzen, damit die belagerten Plätze, die „Schlachtfelder und ihre Situationen und Lagen auf„genommen, und die Plane davon, anstatt der unzu„länglichen und dem Auge nicht zu Hülfe kommenden „Beschreibungen, dem Werke beygelegt werden könn„ten." D'Aubigné setzt hinzu; daß die Ausführung dieses Projects durch den Tod Heinrichs des vierten vereitelt worden sey.

Das Urtheil, welches von dem Parlamente über diese Geschichte ausgesprochen wurde, erklärt: daß die Historie des Herrn d'Aubigné, weil sie viele Dinge wider den Staat und wider die Ehre der Könige, Carls des neunten, Heinrichs des dritten und vierten, der Königinnen, Prinzen und andrer vornehmen Personen in diesem Königreiche enthalte, Samstags den vierten Januar 1617. unter der Urtheilsvollstreckung des Prévot von Paris oder seines Lieutenant

civil

civil, durch Nachrichters Hand öffentlich verbrannt werden ſollte.

D'Aubigné, welcher wohl einſah, was er von der Ausgabe dieſes Werks zu gewarten haben würde, flüchtete ſich nach Genf. Spon in ſeiner Geſchichte von Genf redet im zweyten Theil, Seite 226. hievon auf folgende Weiſe: „Die Stadt Genf diente „dem Herrn d'Aubigné, einem franzöſiſchen Edelmann, „zur Freyſtädte. Dieſer Mann hatte durch die Her„ausgabe ſeiner Hiſtorie von Frankreich den König ſo „ſehr wider ſich aufgebracht, daß er ihn beym Kopf „nehmen laſſen wollte. Ein Sohn von ihm, den die „Jeſuiten an ſich gezogen hatten, trug hierzu ſehr vie„les bey. Aber er ſah das Unglück, das ihn bedrohte, „voraus, nahm ungefähr dreyßigtauſend Goldſtücke „zu ſich, verſteckte ſie in die Sättel ſeiner Pferde, und „flüchtete ums Jahr 1619. nach Genf. Er wurde „daſelbſt von dem Magiſtrate und der Geiſtlichkeit „mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen; denn „man war von ſeinem für die proteſtantiſche Sache „in ihren Verſammlungen bezeugten Eifer und von „ſeiner Fähigkeit in der Kriegskunſt vollkommen un„terrichtet. Er wurde auch von den Genfern im„mer zu Rath gezogen, wenn von irgend einer „Verbeſſerung der Veſtungswerke die Frage war. „Man ſagt von ihm, daß er eine geheime Kunſt be„ſeſſen habe, mit einem hundert Schritte weit von ihm „entfernten Freunde zu reden, ohne daß andre ein „Wort davon gehört hätten.“

Nichts iſt witziger geſchrieben, als ſein gaſconiſcher — Dialog des Barons von Feneſte. Sorel in ſeiner franzöſiſchen Bibliothek, S. 198. fällt darüber folgendes Urtheil: „Dieß iſt eine Unterre„dung

„dung zwiſchen einem vernünftigen Manne und ei„nem gaſconiſchen Plauderer, der alle ſeine Begeben„heiten auf eine ſehr drolligte Weiſe erzählt. Wenn „man einige Reden davon weggeſchnitten hätte, die „den Hugenoten zu ſehr verrathen; ſo würde dieß „eine ſehr gute Schrift in ihrer Art ſeyn. Das „Werk iſt von dem Herrn d'Aubigné, der ſich ein „Vergnügen daraus gemacht hatte, viele Geſchichtchen „von dem vorigen Hofe hineinzumiſchen.“

Der Herr du Chéſne ſagt in ſeiner hiſtoriſchen Bibliothek: dieſer Dialog beweiſe, wie groß das Talent des Herrn d'Aubigne zur Satyre geweſen ſey. Er ſetzt aber ſogleich hinzu, wie ſehr es zu wünſchen geweſen wäre, daß d'Aubigne daſſelbe bey Verfertigung einer wahren und richtigen Geſchichte mehr im Zaum zu halten gewußt hätte. Bayle geſteht ebenfalls, daß d'Aubigné ſeine Geſchichte durch viele ſatyriſche Ausfälle verdächtig gemacht habe.

Der Pater le Long ſagt: einige haben behaupten wollen, der Baron von Feneſte, der in dieſem Dialog redend eingeführt wird, ſey niemand anders, als der Herzog von Epernon, wider welchen dieſe Satyre, die ſonſt noch viele Begebenheiten aus der Regierungszeit Heinrichs des dritten und vierten und Ludwigs des dreyzehnten enthalte, eigentlich geſchrieben ſey. Ainay aber, der in dieſem Dialog immer ſo vernünftig ſpricht, iſt niemand anders, als du Pleſſis Mornay.

Bayle in ſeinem 123ſten Brief meynt, unter dem Baron von Feneſte ſey keine wirkliche Perſon zu verſtehen, ſondern es werde nur ein Gaſconier redend eingeführt, welcher die thörichte Bewundrung ſchildere, womit ſeine Nation den Herzog von Epernon ver-

verehrte; wofür er bey dieſer Unterredung alle Gelegenheiten ergreift, ihm eines an zu hängen.

D'Aubigné iſt auch der Autor des Glaubensbekenntniſſes von Sanci, einer Satyre, die eben ſo witzig geſchrieben iſt, als der Baron von Feneſte. (1)

D'Aubigné ſtarb zu Genf in ſeinem achtzigſten Jahre, 1630. Er liegt in dem Cloſter von St. Pierre begraben; wo auch eine von ihm ſelbſt, in ſehr ſonderbaren Ausdrücken, verfaßte Grabſchrift oder teſtamentliche Verordnung zu ſehen iſt. Ich ſetze ſie, wie ſie Spon in ſeiner Geſchichte von Genf, S. 387. angeführt hat, in die Note *).

Spon bemerkt dabey, daß die in dieſer Grabſchrift enthaltene Moral ſehr edel ſey, und daß ſie daher jedermann bekannt zu werden verdiene. Der wahre Sinn davon ſcheine folgender zu ſeyn.

*) D. O. M.
Teſtor, Liberi, quam vobis aptus ſum
Solo favente Numine,
Adverſis ventis, bonis auſibus,
Irrequietus. Quietem eam
Colere, ſi Deum colitis,
Si patriſſatis, contingat.
Si ſecus, ſecus accidat.
Haec Pater, iterum Pater,
Per quem, non a quo, veré
Vivere et bene, datum vobis,
Studiorum heredibus monumento,
Degeneribus opprobramento
ſcripſit
Theodorus Albinaeus, Octuagenarius.
Obiit anno CIↃIↃCXXX, Aptil. Die XXIX.

Im Namen Gottes des Allerhöchsten und Besten! Hier habt ihr, meine Kinder! meine letzte Gedanken und meine letzten Wünsche für euer Bestes! Genießet die Süssigkeiten eines ruhigen Privatlebens, diese wichtigen Vortheile, die ich euch durch erlaubte und ehrliche Mittel, aber auch mit vielen Sorgen und unter den widrigsten Stürmen, die mich, von allen Seiten her, bedrohten, verschafft habe. Ihr werdet euch dieses ruhigen Lebens zu erfreuen haben, wenn ihr Gott fürchtet, und in die Fußstapfen eures Vaters tretet; wo nicht, so wird euch unfehlbar das Gegentheil begegnen. Dieß empfiehlt euch euer treuer Vater, durch welchen, aber nicht von welchem, Ihr Leben und Wohlstand erhalten habt. Dieß wollte euch noch schriftlich hinterlassen, als ein für euch rühmliches Zeugniß, wenn ihr Erben seiner Denkungsart seyn, und als einen öffentlichen Verweis, wenn ihr ausarten werdet, Theodor d'Aubigné, in seinem achtzigsten Jahr, gestorben im Jahre 1630. den 29. April.

Wenn es uns möglich gewesen wäre, einige vollkommen zuverläßige Lebensumstände von Franciſca d'Aubigné, Marquisin von Maintenon, seiner Enkelin, aufzutreiben; würden wir nicht ermangelt haben, dieselbe dieser Vorrede einzurücken. Allein alles, was man von dieser berühmten Favoritin geschrieben hat, ist voll von so romanhaften Umständen, daß man die Wahrheit nicht davon scheiden kann.

Nur einen einzigen sonderbaren Umstand, an dessen Wahrheit nicht zu zweifeln ist, kann ich nicht unberührt lassen. Zu derjenigen Zeit, da diese Dame den höchsten Gipfel ihres Ansehens bey Ludwig dem vierzehnten erreicht hatte, sandte ihr Pabst Alexander der siebente, im Jahre 1690. ein Breve zu, worin er ihre aus-

ausnehmende und edle Vorzüge erhebt (2). Er ersucht sie, dem Ueberbringer dieses Breve, dem Abbé Trevisani, allen möglichen Schutz und Beystand an demjenigen Hofe zu verschaffen lassen, wo ihre vortrefflichen Eigenschaften ihr die allgemeine Zuneigung aller Stände mit so vielem Recht erworben hätten. (3) Wir ersuchen Sie, setzt der Pabst hinzu, auf das eifrigste, daß Sie bey jeder andren Gelegenheit nicht entstehen möchten, Ihre dem heiligen Stule gewidmete kindliche Ehrerbietung zu bewähren, und dessen Angelegenheiten mit allen Kräften zu unterstützen. (4) Dieses sonderbare Breve, das in dem Mercure Galant, auf den Monat April 1690 angeführt ist, könnte dereinst eine Urkunde zur Heiligsprechung der Madame von Maintenon abgeben.

Man hat folgende Grabschrift von d'Aubigné:

Cy git le fameux d'Aubigné.
Plains le, Paſſant, ſ'il eſt damné,
Car pour ſon Dieu et ſon Parti
Il quitta tout et fut proſcrit,
Ainſi que lui-meme l'ecrit,
Pour ſ'en venir mourir ici.

Meine Kinder!

Ihr findet im Alterthum in den Lebensbeschreibungen der Kaiser und anderer Großen lehrreiche Beyspiele, wie man den Angriffen ungehorsamer Unterthanen und einzelner Feinde begegnen könne. Ihr sehet dort, wie sie den Empörungen von jenen und den Angriffen von diesen entgegen gewirkt haben. Aber ihr findet eben daselbst wenig Unterricht, wie man sich in einem gewöhnlichen Privatleben weislich zu betragen hat. Da diese letztere Lebensart mehr Geschick und Richtigkeit im Betragen erfordert, als die zwo erstern, so ist euch hiezu ein Unterricht weit nothwendiger. Zu einem guten Benehmen in dieser Lage nützt Schlauheit und Nachgiebigkeit mehr als jener Steifsinn, jene Unbiegsamkeit, welche im Fürstendienste oft so schädlich sind, da ihr vermuthlich hier nur mit Euresgleichen zu kämpfen habt. Ihr müsset euch deswegen mehr nach den Beyspielen von Männern aus dem Mittelstande, als nach den Mustern jener Großen bilden. Heinrich der vierte sah es sehr ungern, wenn seine Diener auf das Lesen der Lebensgeschichten von Kaisern sehr begierig waren, und ich entsinne mich, daß er dem Neufov, den er einmal mit großer Begierde und Aufmerksamkeit im Tacitus lesend fand, diese Leserey ernstlich abgerathen, und dagegen nichts anders als Lebensbeschreibungen von Männern seines gleichen zu lesen befohlen hat. Er besorgte: der hohe Muth dieses Manns möchte durch das Lesen solcher Schriften in Verwegenheit ausarten. Ich rathe euch das nehmliche, und in dieser Absicht erfülle ich euer billiges Verlangen, und übergebe euch die gegenwärtige Lebensbeschreibung mit der Vertraulichkeit eines Vaters. Ich erzähle euch

auch

auch diejenige meiner Begegniſſe, welche ich ohne Verletzung des Wohlſtands in meiner Geſchichte von Frankreich nicht anführen konnte. Da ich gegen euch, mit Erzählung meiner löblichen Handlungen, nicht eiteln Ruhm ſuche, aber auch bey dem Geſtändniß begangener Fehler nicht erröthen darf; ſo will ich euch alles, was ich gethan habe, Gutes und Böſes, ſo vertraulich hererzählen, als wenn ich euch, noch auf meinen Knieen ſitzend, unterhalten wollte. Möchten meine gute und ehrliebende Handlungen den Trieb zu gleichen Thaten, meine Fehler aber, die ich euch in ihrer Blöſſe darſtelle, zu gleicher Zeit Abſcheu vor ähnlichen Vergehungen in euch erwecken! Dieß iſt es, was euch dieſe meine Lebensgeſchichte nützlich machen kann. Im übrigen ſteht es euch frey, Anmerkungen darüber zu machen. Nur vergeſſet nie, daß unſer Glück und Unglück nicht von uns ſelbſt, ſondern von oben kömmt. Noch befehle ich euch, von dieſer meiner eigenhändigen Geſchichte mehr nicht, als zwo Abſchriften zu nehmen, und euch mit einander zu vergleichen, wer von der Familie dieſe in Verwahrung nehmen ſoll, auch keine davon in fremde Hände kommen zu laſſen. Werdet ihr mir hierinn nicht folgen; ſo wird dieſer Ungehorſam durch eure Neider gezüchtigt werden. Dieſe werden die wunderbare Leitungen Gottes bey meiner oftmaligen Rettung und Erhaltung, und bey der Art von Prophezeihungen, die ich gehabt, lächerlich machen, und euch eure thörichte Eitelkeit bereuen laſſen.

Ich bin gebohren in dem Hotel St. Maury bey Pons, den achten Februar 1550 von Johann d'Aubigné, Herrn zu Brie in Xaintonge, und von Damoiſelle Catherine von Letang. Meine Mutter ſtarb über meiner Geburt. Die Aerzte hatten ihre Umſtände ſo äuſſerſt ſchlimm gefunden, daß ſie meinem Vater die

Wahl vorlegten, ob Mutter oder Kind erhalten werden sollte? Man gab mir den Namen Theodor, und um meine schwere Geburt zu bezeichnen, den Beyna, nem Agrippa, (quasi ægre partus.)

In meiner Kindheit wurde ich ausser dem väterlichen Hause erzogen. Denn mein Vater hatte sich bald nach meiner Mutter Tode wieder verheurathet, und meine Stiefmutter, Anna von Limour, war über die Kosten der ausnehmend guten Verpflegung und Erziehung, die mir mein Vater gab, unwillig.

Kaum hatte ich das vierte Jahr zurückgelegt; so gab mir mein Vater einen Lehrmeister aus Paris, Johann Cottin, einen liebloſen trotzigen Mann. Er hat mich im Französischen, Lateinischen, Griechischen und Hebräischen zugleich, und so gut unterrichtet, daß ich in meinem sechsten Jahre diese vier Sprachen lesen konnte. Mein Vater folgte hernach dieser Lehrart eben so wenig weiter, als mein zweyter Lehrmeister, Johann Morel, gleichfalls ein Pariser. Ein berühmter Mann, welcher mich mit mehr Freundlichkeit, als Cottin, behandelte.

In diesem meinem Alter von sechs Jahren lag ich eines Tags auf meinem Bette, vollkommen wach, und erwartete meinen Lehrmeister. Ich hörte jemand in mein Zimmer kommen, und ersah gleich darauf in dem Gange zwischen meinem Bette und der Wand eine ganz weisse Frauensperson. Ich hörte ihre Kleider an meinen Bettumhängen anstreifen. Sie zog die Vorhänge weg, gab mir einen Kuß, kalt, wie Eis, und verschwand. Sogleich kam mein Lehrmeister Morel herein, fand mich ohne Bewegung und Sprache, und diese Erscheinung verursachte mir ein alltägiges Fieber, das vierzehn Tage lang dauerte.

Da ich sieben und ein halbes Jahr alt war, übersetzte ich den Crito des Plato, weil mir mein Vater ver-

verſprach, dieſe Ueberſetzung mit meinem jugendlichen Bildniß vor dem Buche drucken zu laſſen.

Ein Jahr ſpäter nahm mich mein Vater mit ſich nach Paris. Unterwegs kamen wir durch Amboiſe, an einem Markttage. Mein Vater ſah hier die Köpfe ſeiner Freunde, die mit ihm in der Verbindung von Amboiſe geſtanden waren, auf Pfählen ſtecken. Da ſie noch ganz kenntlich waren, ſo wurde er durch dieſen Anblick ſo ſehr bewegt, daß er mitten unter der umſtehenden Menge Volks von ſieben bis achthundert Menſchen laut ausrief: Sie haben Frankreich enthauptet, die Henker! und ſeinem Pferde die Sporen gab. Ich folgte ihm ſogleich nach, weil ich eine ganz auſſerordentliche Veränderung auf ſeinem Geſichte bemerkt hatte. Da ich ihn eingeholt hatte, legte er mir ſeine Hand auf den Kopf, und ſagte: Mein Sohn! nach meinen Kopf ſollſt du auch den deinigen nicht ſchonen, um die ehrenvolle Anführer, deren Köpfe du geſehen haſt, zu rächen. Wirſt du deinen Kopf ſchonen, ſo gebe ich dir meinen Fluch! Obſchon unſre Geſellſchaft aus zwanzig Pferden beſtand; ſo konnten wir uns doch kaum aus den Händen des Pöbels retten, welchen dieſe Vorſätze meines Vaters aufgebracht hatten, und der ſich in Bewegung ſetzte, uns zu mishandeln.

Als wir zu Paris angekommen waren, übergab mich mein Vater einem groſſen Gelehrten, Beroald, einem Vetter des berühmten Vatablus in Koſt und Erziehung. Allein bald darauf begann der erſte Religionskrieg mit Ueberrumplung der Stadt Orleans durch den Prinzen von Condé, und die häufigen Verfolgungen, Niedermetzlungen und Verbrennungen der Hugenotten, welche in Paris geſchahen, nöthigten endlich Beroald, nachdem er groſſen Gefahren entgangen war, mit ſeiner Familie und ſeinen Lehrlingen aus Paris zu entfliehen. Dieß that mir unendlich

wehe; weil ich ein schönes Zimmer voll sauber gebundner Bücher nebst anderm schönen Geräthe verlassen mußte. Beydes hatte mir mein Vater, um mir das Heimweh zu vertreiben, angeschaft, und dieß auch wirklich dadurch bewürkt. Als wir zu Villeneuve St. Georges ankamen, preßte mir das Andenken an meinen Verlust bittere Thränen aus. Aber Bereald nahm mich freundlich bey der Hand, und sagte zu mir: kleiner Freund! empfindest du nicht, was dieß für ein Glück für dich ist, daß du schon in deinem zarten Alter, etwas um desjenigen willen zu verlieren im Stande bist, von dem du Alles hast?

Von Villeneuve aus nahm unsre kleine fliehende Gesellschaft, welche aus vier Mannspersonen, drey Frauenzimmern und zwey Kindern bestand, ihren Weg nach Coudrai, dem Wohnsitz des Präsidenten de l'etoile. Da sie dort wieder eine Kutsche bekommen hatte; so erreichte sie bald die Veste von Courances. Aber hier traf sie den Ritter Dachon an, der mit einer Besatzung von hundert Pferden darin lag. Dieser nahm sie sogleich in Arrest, und übergab sie in die Hände eines Ketzermeisters, Demochares, den er bey sich hatte. So sehr ich noch Kind war, weinte ich doch nicht, da man mich ins Gefängniß brachte. Aber ich konnte meine Thränen nicht mehr zurückhalten, als man mir meinen kleinen silbernen Degen, samt dem Wehrgehänge mit seiner silbernen Kette wegnahm. Jener Ketzermeister nahm mich besonders ins Verhör, und erzürnte sich sehr über mich wegen meiner Antworten. Einige Offiziere von der Besatzung, die mich sehr gut, in weissen Atlas, gekleidet sahen, und aus meinem Betragen schlossen, daß ich nicht von niedriger Geburt sey, führten mich in das Zimmer des Commendanten Dachon. Dieser gab mir zu verstehen, daß unsere ganze Gesellschaft zum Feuer verurtheilt, und

es

es alsdann nimmer Zeit ſey, durch Verläugnung meines Glaubens mein Leben zu retten, wenn ich auf die Richtſtätte geführt ſeyn würde. Ich antwortete hierauf: der Abſcheu für der Meſſe benehme mir alle Furcht für dem Feuer. Gerade waren zween Muſikanten im Zimmer des Commendanten, und die Geſellſchaft tanzte. Er befahl mir, eine Gaillarde zu ſpielen, und ich that es, zum Vergnügen der ganzen Geſellſchaft, die mich lobte und mir dankte. Aber dieß hinderte den Ketzermeiſter nicht, mich unter greulichem Schimpfen wieder ins Gefängniß führen zu laſſen.

Als Beroald hier von mir erfuhr, daß uns das Urtheil geſprochen ſey, ſo erforſchte er den Muth unſrer Geſellſchaft und machte ſie, mit wenig Mühe, entſchloſſen, viel eher den Tod zu leiden, als die Religion zu verläugnen. Am Abend da man uns Eſſen brachte, zeigte man uns den Henker von Milly, der bereits Zurüſtungen mache, um uns am folgenden Tage hinzurichten. Sobald die Thüren des Gefängniſſes geſchloſſen waren; fiengen wir alle an zu beten, um uns zum Tode zu bereiten. Allein, zwo Stunden hernach, kam ein Offizier von der Beſatzung, dem unſre Verwahrung anvertraut und der ehmals ein Mönch geweſen war, zu uns in das Gefängniß. Er küßte mich auf die Wangen und ſagte zu Beroald: Entweder will ich ſterben, oder euch alle retten, aus Liebe zu dieſem kleinen Jungen. Haltet euch bereit, wegzugehen, wann ich euch es ſagen werde! Sehet aber nach, ob ihr mir nicht 50 oder 60 Thaler geben könnet, damit ich ein Paar Männer beſtechen kann, ohne deren Beyſtand ich nichts vermag. Man handelte nicht lange mit ihm, 60 Thaler hinzugeben, die man in den Schuhen verſteckt hatte. Um Mitternacht kam der Offizier wieder zu uns mit zween Männern, und ſagte zu Beroald: Mein Herr! ſie haben mir geſagt, daß

der

der Vater dieſes Kleinen (er redete von mir) einer von den Befehlshabern in Orleans geweſen ſey. Verſprechen Sie mir Dienſte unter ſeiner Compagnie? Man verſprach ihm dieſe und noch eine gute anſehnliche Belohnung dazu. Nun ließ er jedes von uns das andere bey der Hand faſſen; die meinige nahm er ſelbſt, führte uns in der Stille bey einer Wache vorbey, von dort aus, unter unſrer Kutſche weg, in eine Scheune, und dann gewannen wir queer Feld ein die große Straſſe von Montargis, wo wir endlich, nach Ermüdung und Gefahren, alle wohl ankamen.

Die Herzogin von Ferrara, Renata von Frankreich, empfieng uns dort mit ihrer gewöhnlichen Gütigkeit, beſonders mich. Sie ließ mich neben ſich auf einen kleinen Seſſel ſitzen, und unterhielt ſich drey Stunden mit mir über die Verachtung des Todes, aus Gelegenheit der Antwort, die ich Dachon gegeben hatte, da er mir den Scheiterhauffen drohte. Sie behielt uns drey Tage lang bey ſich, damit wir uns wieder erholen könnten. Alsdann ließ ſie uns auf eine bequeme Weiſe nach Gien begleiten, wo wir einen Monat lang bey dem Procureur des Königs, Chaſſeray, blieben. Da aber la Fayette die Belagerung von Gien unternahm; ſo waren wir genöthigt, den Ort zu verlaſſen, und uns auf Schiffe zu ſetzen, um nach Orleans uns zu retten. Dieß konnte nicht geſchehen, ohne einigen Schüſſen ausgeſetzt zu ſeyn, die in der Gegend von Boteilles von dem gemeinen Volk auf uns geſchahen.

Nach unſerer Ankunft zu Orleans wurde Beroald, aus Achtung für meinen Vater, der damals unter dem Herrn von St. Cyr eine Befehlshaberſtelle in der Stadt hatte, in dem Hauſe des Präſidenten von l'etoile ſehr gut aufgenommen und beherbergt. Hier war ich der erſte, der von der Peſt angeſteckt wurde, welche da

damals dreyßig tauſend Einwohner dieſer Stadt wegrafften. Der Wundarzt, der mich beſorgte, und vier Perſonen von meiner Geſellſchaft, worunter auch Beroalds Frau war, ſtarben in meinem Zimmer. Mein Bedienter, Echalaſt, der hernach als Pfarrer in Bretagne geſtorben iſt, verließ mich keinen Augenblick und bediente mich während meiner ganzen Krankheit, ohne angeſteckt zu werden, und doch ohne irgend ein anderes Verwahrungsmittel zu brauchen, als einen Vers aus dem fünf und vierzigſten Pſalm, den er beſtändig im Munde führte (ſ).

Während meiner Krankheit war mein Vater genöthigt, in die Provinz Guyenne zu reiſen, um von dorther die Ankunft der Hülfsvölker zu beſchleunigen. Nach ſeiner Zurückkunft fand er mich zwar von meiner Krankheit wieder völlig hergeſtellt, aber zugleich meine Sitten etwas verdorben; wie es bey der Zügelloſigkeit in bürgerlichen Kriegen leicht möglich iſt. Pacis artes non vigent inter Martis incendia.

Dieß bewog meinen Vater, mir einſt Morgens ein Kleid, wie es Handlungsbediente zu tragen pflegen, zu überſchicken, und mich in dieſem Aufzuge in allen Krambuden und Werkſtätten der Stadt herumführen zu laſſen, damit ich wählen könnte, welches von dieſen Handwerkern ich erlernen wollte; weil ich gar nicht wie ein Edelmann lebe. Dieſe öffentliche Beſchämung rührte mich ſo empfindlich, daß ich ſchwer krank wurde, ſo daß ich an dieſer Krankheit zu ſterben fürchtete. Als ich mich doch wieder erholt hatte, warf ich mich meinem Vater zu Füſſen, und bat ihn ſo beweglich um Vergebung, daß ich der ganzen gegenwärtigen Geſellſchaft Thränen auspreßte. Mein Vater ſelbſt wurde ſo zärtlich gerührt, daß er mir in der Folge eine Einrichtung gab, die weit über meine Umſtände war.

Gegen

Gegen das Ende des Jahrs wurde die Belagerung von Orleans unternommen. Damals nahm Berrald seinen Aufenthalt in der Königin Haus, in dem Closter von St. Agnan, ich aber blieb in meines Vaters Wohnung. Dieß gab Gelegenheit, daß seine Bediente mich aufs neue verführten, und in liederliche Häuser mit sich nahmen. In einem derselben war ich gerade, da der Herr von Duras ermordet wurde.

Eines Tags nahm mich mein Vater mit sich, den Herrn Dochon zu besuchen, welcher, mit dem Connetable, in der Schlacht von Dreux gefangen und nach Orleans gebracht worden war. Mein Vater hatte diese beyde Gefangene in seiner Verwahrung; denn er hatte sie nach Orleans gebracht. Dochon wurde auf dem neuen Thurm verwahrt, wo auf dem Boden seines Zimmers zwo Feldschlangen aufgepflanzt waren. So sehr er erstaunt war, seinen jungen Gefangenen vor sich zu sehen; so war er es noch mehr, da ich ihm seine Unmenschlichkeit in Ausdrücken vorwarf, die ihm meine, noch nicht erloschene, lebhafte Empfindlichkeit zeigten. Doch enthielt ich mich aller Schimpfreden gegen ihn, ob ich gleich von der Gesellschaft, die uns dahin begleitet hatte, hiezu aufgemuntert ward. Ich begnügte mich, ihnen zu antworten: daß ich mich nicht entschließen könne, einem Unglücklichen grob zu begegnen.

Damals verbanden sich vierzehn Offiziere in Orleans, ein Werk der Belagerer wegzunehmen, oder über der Unternehmung zu sterben. Aber da es zur Sache kam, hielten nicht mehr als sechs ihr Wort. Mein Vater war einer von diesen, und bekam dabey einen Stich von einer Picke unter seinem Harnisch durch. War gleich seine Wunde nur halb geheilt; so wurde

er

er doch zu den damaligen Friedenshandlungen mitere wählt, und war von ſeiner Partey der Vierte in der Ordnung, der in das blaue Zelt der Königin-Mutter, das auf der Ochſeninſel aufgeſchlagen war, und worinn der Friede wirklich geſchloſſen wurde, hineintrat.

Durch dieſen Vertrag und wegen ſeiner andern Verdienſte erhielt mein Vater die Stelle eines Maitre des Requêtes honoraire, um in den Angelegenheiten ſeiner Religionsverwandten Dienſte zu leiſten. Nach ſeinem Tode folgte ihm in dieſer Bedienung der Herr von Charanes.

Nach dem Friedensſchluß wurde meinem Vater aufgetragen, in die Provinz Guienne zu reiſen, und dort für Vollziehung der Friedensartikel zu ſorgen. Er reiſete alſo von Orleans weg. Beym Abſchied von mir empfahl er mir auf das dringendſte: ich ſollte nie, was er mir zu Amboiſe geſagt habe, vergeſſen; für meine Religion ſolle ich einen brennenden Eifer, und für Wiſſenſchaften und Wahrheit eine beſtändige Liebe behalten. Er küßte mich dabey wider ſeine Gewohnheit und ich ward dadurch auf das zärtlichſte gerühret. Unterwegs wurde er krank und genöthigt, zu Amboiſe Halt zu machen. Seine Krankheit wurde durch ein Geſchwür ſchlimmer, das in der Wunde wieder aufbrach, welche er bey dem Angriffe jenes Veſtungswerks bekommen hatte. Er ſtarb, und nichts auf der Welt ſchmerzte ihn mehr, als daß meine allzugroße Jugend mich hinderte, ihm in ſeiner Bedienung als Maitre des Requetes zu folgen. Dieß ſagte er, indem er ſeinen Staat in der Hand hielt, um ihn an den Prinzen von Condé zurückzuſenden. Bey Ueberſendung deſſelben bat er dieſen, ſein Amt keinem andern anzuver-

vertrauen, als einem Manne, der für das Beste der reformirten Kirche auch zu sterben gefaßt seyn würde.

Sechs oder sieben Tage nach seinem Tode sah ich, da ich gerade unter dem Thore unsers Hauses stand, zween von meines Vaters Bedienten ankommen. Sie kamen nach Orleans zurück, um das Gewehr und die übrige Geräthschaften, welche mein Vater in Orleans zurückgelassen hatte, in ein Inventarium zu bringen. Bey ihrem ersten Anblick hatte ich eine Ahnung von meines Vaters Tode, die mir das Herz durchbohrte. Ich verbarg mich anfänglich, um ihre Minen und übrige Gebährden heimlich zu beobachten, indem sie ihre Pferde im Stalle besorgten. Allein sie hatten mich bemerkt, und kamen zu mir. Was sie aber auch sagen mochten, um den Tod meines Vaters mir zu verbergen, war alles vergeblich. Ich hatte mir meine Vermuthung so fest in den Kopf gesetzt, daß ich drey Tage lang im Verborgenen weinte. Ich wollte auch kein anders, als ein Trauerkleid anziehen, so sehr man mich daran hindern wollte.

Nachdem endlich meines Vaters Tod bekannt geworden war; gab man mir einen Vormund, den Herrn Audubeuil. Dieser ließ mich auf meine väterliche Erbschaft, die in vier tausend livres jährlicher Einkünfte bestand, um der großen Schulden willen, die der Verstorbene hinterlassen hatte, Verzicht thun. Er ließ mich noch ein Jahr lang unter der Aufsicht Beroalds. Die Kosten zu meinem Unterhalt und Studieren wurden von meiner Mutter Vermögen bestritten. Als ich dreyzehn Jahre alt war, schickte mich mein Vormund nach Genf. Damals war ich im Stande, in einem Tage so viele lateinische Verse zu machen, als irgend ein rüstiger Schreiber niederschreiben

en möchte. Die Rabbinen las ich fertig, ohne
Punkte, las ſie auch, wie das Griechiſche und Latei-
iſche, in franzöſiſcher Ueberſetzung vor, ohne den Text zu-
leich vorher vorzuleſen. Hatte ich nun gleich zwey Jahre
ng in den öffentlichen Schulen zu Orleans zugebracht,
nd dort auch die mathematiſche Wiſſenſchaften durch-
ſſen; ſo wurde ich doch zu Genf wieder ins Colle-
um geſchickt, weil ich einige Dialekte des Pindars
icht gut erklärt hatte. Dieß verurſachte, daß ich das
Studiren haßte, die Wiſſenſchaften verachtete, über
e Schulzucht mich ärgerte, und mich auf allerley Poſ-
n legte, die mir zwar oft zum Lob ausſchlugen, und von
errn Beza immer entſchuldigt wurden, welcher ſie
ehr ſinnreich und ergötzend als tückiſch und boßhaft
nd. Aber meine Aufſeher waren darüber unerbittlich.

Dieß alles entleidete mir zu Ende des zweyten
ahres meinen Aufenthalt zu Genf ſo, daß ich ohne Vor-
ſſen der Meinigen nach Lyon gieng. Hier kam ich wie-
r zu der Mathematik zurück, und erlernte die erſten
ründe der Magie (6), jedoch mit dem Vorſatz, dieſelbe
t auszuüben. Aber bald mangelte mirs an Geld,
d da mir meine Wirthin gedroht hatte, mich aus dem
auſe zu jagen, wenn ich ſie nicht bezahlte; zog ich
r meinen Mangel und dieſe Drohung ſo ſehr zu
rzen, daß ich mich nicht nach Hauſe wagte, ſon-
n, in äußerſter Traurigkeit, einen ganzen Tag ohne
ſen blieb. Während ich in dieſem traurigen Zuſtande
chdachte, wo ich übernachten wolle, kam ich mitten
f die Brücke über die Saone. Da ich meinen Kopf
er das Geländer der Brücke neigte, um meine Thrä-
in den Strom fallen zu laſſen, fühlte ich mich auf
mal von einem gewaltigen Verlangen durchdrungen,
ch hinabzuſtürzen, um mit einemmale aller meiner
th ein Ende zu machen. Ich hatte aber von mei-

ner guten Erziehung her noch so viel Gottesfurcht, daß ich dachte: ich müßte doch vorher zu Gott beten, eh ich meiner Verzweiflung folgte. Dieß that ich, und da das letzte Wort in meinem Gebet: Ewigkeit, war; so entsetzte ich mich dabey, und fieng an, Gott zu bitten, daß er mir in meinem Kampf beystehen möchte. Kaum war dieß geschehen; so erblickte ich, da ich meine Augen nach dem Ende der Brücke wendete, einen Bedienten zu Pferde, mit einem rothen Felleisen hinter sich, und einen Augenblick hernach seinen Herrn, den ich sogleich für den Herrn von Thillaud, meinen Vetter, erkannte. Dieser reiste auf Befehl des Herrn Admirals von Chatillon nach Deutschland, brachte mir Geld, und riß mich aus meiner Verzweiflung.

Einige Zeit hernach, da der zweyte Religionskrieg entstand, reiste ich zu meinem Vormund nach Xaintonge. Da dieser mich halsstarrig entschlossen fand, nicht wieder zu meinen Studien zurückzukehren, sondern den Soldatenstand zu erwählen; — meine Kinder! so setzte er euren Vater ins Gefängniß, und behielt mich innen, bis zum Ausbruch des dritten Religionskriegs.

Einige meiner Cameraden hatten sich damals mit einander verbunden, wie ich, in den Krieg zu gehen. Diese thaten vor meinem Gefängniß einen Flintenschuß, wie wir dies Zeichen des Aufbruchs verabredet hatten. Sogleich befestigte ich meine zerschnittene Bettücher an das Fenster, und ließ mich daran auf die Gasse herunter, nur im Hemde und mit bloßen Füssen, weil mir mein Vormund meine Kleider alle Abende wegnehmen, und auf sein Zimmer bringen ließ. Ich mußte über zwo Mauren hinab springen, und wäre beynahe an dem Fusse einer dieser Mauern in ei-

nen

nen Schöpfbrunnen geſtürzt. Hierauf lief ich, wie ich war, meinen Cameraden nach, welche nicht wenig erſtaunten, einen Menſchen zu ſehen, der ihnen im Hemde nacheilte, ihnen nachſchrye und heulte. Meine Füſſe bluteten und ſchmerzten mich entſetzlich. Ich erreichte ſie endlich, und ihr Anführer, St. Lo, nachdem er lange mit mir gezankt, und mir vergeblich gedroht hatte, um mich zum Umkehren zu bewegen, nahm mich endlich hinter ſich aufs Pferd, und legte mir ſeinen Mantel unter, weil mich die Schnallen an dem Schwanzriemen wund rieben.

Eine Meile von da, bey dem Paſſe von Reau, ſtieſſen wir auf einen Hauffen von Papiſten, die nach Angouleme ziehen wollten. Wir überwanden ſie nach einem leichten Scharmützel; ich legte dabey mein erſtes Probſtück ab und erbeutete eine Flinte mit Zugehör, die eben nicht ſonderlich war. Doch wollte ich von den Ueberwundenen durchaus kein Kleid nehmen, obſchon meine Cameraden und mein Bedürfniß mich dazu antrieben. Ich kam alſo nackt auf dem Sammelplatz zu Jonſac an, wo einige Hauptleute für meine Bekleidung ſorgten. Ich ſtellte ihnen eine Quittung darüber aus und ſchrieb unter dieſelbe: daß ich in meinem Leben dem Kriege nicht Schuld geben wollte, er habe mich ausgezogen und beraubt; denn ich würde in keinem erbärmlichern Zuſtand daraus ſcheiden können, als wie ich in denſelben gekommen ſey.

Von Jonſac begab ſich unſer Trupp nach Xaintes, wo ſich die Armee von unſrer Religion verſammelte. Ich kam daſelbſt in einen Wortwechſel mit dem Gouverneur der Provinz, dem Herrn von Mirbeau, welcher mich, auf Anſtiften meiner Verwandten, wieder nach Haus ſchicken wollte. Im Anfang brauchte

er ſanfte Ermahnungen gegen mich, hernach harte Drohungen. Ich half mir mit einer Lüge: daß ich würklich im Dienſte ſey, und alſo nicht gehorchen könne; und — plötzlich entgierg ich ihm und Soubran, dem Hauptmann von der Wache, der mich in Arreſt nehmen wollte. Ich drang durch das Volk, und entfloh, nachdem ich einem meiner Anverwandten, der mich auf dem Fuß verfolgte, den Degen auf die Bruſt geſetzt hatte. Ich nahm meine Zuflucht in die Wohnung des Hauptmanns Aſnieres, von dem mir bekannt war, daß er mit dem Herrn von Mirebeau nicht gut ſtand. Zwey Tage darauf, da er und Mirebeau einen Wortwechſel mit einander hatten, war ich der erſte, der ſich zur Wehre ſetzte, und beynahe tödtete ich meinen jetzt eben angeführten Verwandten, der bey dieſem Streit die Parthie des Herrn von Mirebeau genommen hatte.

In dem nächſten ſehr harten Winter befand ich mich eines Abends auf der Feldwache, mit der Compagnie von Aſnieres, vor der Fronte des Lagers, an dem Rande eines gefrornen Moraſtes, wo wir, ohne Feuer, bis an die Knice im Koth ſtunden, ſo daß ein jeder von uns von der Kälte ganz erſtarrt war. In dieſem Zuſtande both mir ein Sergeant, welcher gekommen war, um mich die Feuerlunte anzünden zu laſſen, und der mich, wie die andern, mit den Zähnen klappernd antraf, ſeinen Mantel an. Ich ließ mich nicht lange bitten, und nahm ihn. Doch, dieß war nicht die Gelegenheit, wo ich am meiſten auszuſtehen hatte, wohl aber in der Landſchaft Perigord, da ich bey dem Regiment de Piles ſtand, und hernach bey der Belagerung von Angouleme, wo ich mitfochte, da die Stadt vom Park aus beſtürmt wurde, und bey der Einnahme der Stadt eine ganze Rüſtung erbeutete. Denn da ich von dort aus nach Pons zurückkam, war ich ſo äußerſt

er

rſchöpft und abgemattet, daß ich mich bey der Armee
ur hintennach ſchleppen und alle Nacht ein warmes
Zimmer ſuchen mußte. Allein — um mir wieder eine
lbwechslung zu machen — hörte ich ſogleich am fol-
enden Morgen, da ich mich zu meiner Compagnie
egeben hatte, von allen Seiten den Marſch ſchlagen,
daß ich aneinander fort marſchiren mußte, ohne ei-
en Tag Ruhe zu haben. Hierzu kam noch, daß ich
ich oft verbergen mußte, um keinem meiner Vettern
u begegnen. Denn dieſe waren gut gekleidet und be-
itten, und würden mir tauſend Vorwürfe über die
ielen Uebel, die ich ausdaurte, und über den erbär-
chen Zuſtand gemacht haben, in welchen ich mich,
urch Ungehorſam gegen meinen Vormund, geſtürzt
itte.

Endlich kam ich bey der Belagerung von Pons
n, übermäſſig abgemattet, aber noch nicht vom Kriege
bgeſchreckt. Denn als einige Tage darauf dieſer
Platz beſtürmt wurde; war ich mit bey dem Sturm,
nd einer von den erſten, die durch die Breſche in die
Stadt drangen, wo ich das Glück hatte, die Vermeſ-
nheit eines Capitains, Blanchereau, zu beſtrafen,
er ſich unterſtanden hatte, eine meiner Tanten auf
ine gewaltſame Weiſe an ihrer Ehre anzutaſten. Ich
ar hernach auch bey dem Angriff von Janſeneuil,
ey der Schlacht von Jarnak, und bey dem großen
charmützel von Roche-Abeille. Aber ich verſäumte
ie Gelegenheit, der Schlacht von Montcontour an-
uwohnen, indem ich in mein Vaterland Xaintonge
erreißt war, wo ich dannoch keinen geringern Ge-
ahren ausgeſetzt geweſen bin, als wenn bey dieſem
reffen geweſen wäre. Denn gerade um dieſe Zeit
nternahm der Herr von Savignac das, was ich in

meiner Geschichte von Frankreich im fünften Kapitel des ersten Buchs beschrieben habe (7).

Ich wollte aber doch in meiner Historie nicht erzählen, welch großen Gefahren ich bey jenem nächtlichen Ueberfall ausgesetzt war. Sie wären weit größer, als alle, die ich in meinem Leben überstanden habe. Damals dachte ich redlich an meinen Ungehorsam gegen meine Verwandten, und vergaß in diesen äußersten Nöthen nicht, Gott um Vergebung zu bitten, und seine Barmherzigkeit mit dem bekannten Gebet anzuflehen: den Ungebändigten bezähmen jetzt Unglücksfälle ohne Zahl ꝛc.

Nachdem ich damals über die Drogne gegangen war, indem ich einen Bauer, der auf mich loskam, um mich todt zu schlagen, genöthigt hatte, mir die Fuhrt zu zeigen; so kam mein Pferd durch den Fluß, wider alle meine Hofnung, mir selbst nach. Aber ich hatte unendliche Mühe, es aus dem Moraſt herauszuziehen. Hernach gieng ich über die Lisle bey Aubardemont, und mein Führer begleitete mich bis an den Eingang der Vestung von Contras, unterstand sich aber nicht, mit mir hineinzugehen. Ich bemerke im Vorbeygehen, daß man mir lange hernach diesen Bauer auf dem Schlosse von Savignac gezeigt hat; er hieß Perrot de Fargues. Ich habe ihn unter sechs Bauern, die man mir vorstellte, den Augenblick wieder erkannt; so stark hatte mir die Furcht sein Bild eingedrückt.

Ich gieng allein nach Contras hinein, und durch die Hauptstrasse, um an das Ufer des Flusses zu kommen. Hier suchte ich mit dem Auge eine Fuhrt; allein ich erblickte zugleich vier Personen mit Feuergewehren, die aus einer Mühle herauskamen, sich zum

Schuß

Schuß fertig machten, und auf mich losgiengen. Ihnen folgten noch mehrere. Ich bedachte mich also nicht lange, warf mich augenblicklich in den Strom, zum ſchwimmen, und da ich bald feſten Fuß hatte; ſo nahm ich die einzige geladene Piſtole, die mir übrig geblieben war, in die Hand, und gieng auf dieſe Weiſe vollends über den Fluß; zum groſſen Verdruß der vier Schützen, und ihrer Cameraden, die in den Fluß nach mir ſchoſſen, wie nach einer Ente, und mir den Uebergang verwehren wollten. Die Gefahren, die ich bey dieſer Gelegenheit ausſtand, waren unzählbar. Aber ſie machten mich weder beſſer, noch weiſer, noch fürſichtiger. —, Hier habt ihr ein Exempel von meiner Verwegenheit und Unvorſichtigkeit, das ich euch aber keineswegs zum Muſter gebe. Eines Tags, da ich mit fünfhundert Büchſenſchützen vor dem Prinzen von Conde die Revüe paſſirte, nannte ich laut alle, die mit dem Hut ſalutirten, Reulinge. Da es der Prinz hörte, ließ er mich heraustreten und fragte nach meinem Namen Ich ſagte ihn, und er bezeugte Luſt, mich um ſich zu haben. Er ließ mir durch den Herrn de Caze die Stelle eines Hofcavaliers bey ihm anbieten. Aber der Herr de Caze machte bey ſeinem Antrag den wichtigen Mann, und brauchte den Ausdruck; er wollte mich dem Prinzen geben. Hierauf antwortete ich auf eine brutale und höchſt unbeſonnene Weiſe: er ſollte dem Prinzen ſeine Hunde und ſeine Pferde geben, aber nicht einen Mann meiner Art. Eine Antwort, durch welche meine damalige bäuriſche Grobheit genug verrathen wird.

Die ganze übrige Zeit während des dritten Religionskriegs brachte ich in Xaintonge zu, und war auch bey der Niederlage der zwo italiäniſchen Compagnien. Damals fieng ich an, in einigen Ruf zu

kommen. Man gab mir zwanzig mit Büchſen bewafnete Freywillige zu Pferd anzuführen, (8) die ich bey der Niederlage der zwo übrigen Compagnien von Jeerbette commandirte. Dieſe zwo Compagnien lagen in Jonſac, wo ich eine ſehr hohe und ſtarke Verſchanzung angriff, die zwar ſehr gut vertheidigt, aber doch zuletzt durch die Tapferkeit des Boisrond mit Sturm eingenommen wurde.

Einige Zeit nach dieſem Gefechte von Jonſac verſchanzten ſich Clermont d'Amboiſe, Renty und noch mehrere Edelleute, mit unſerer Compagnie, zu Archiac, wo la Riviere-Puitaillic, der zu Pons lag, mit fünf italiäniſchen und vier franzöſiſchen Compagnien zu Pferde, ſehr oft mit uns ſcharmuzierte. Dieß gab Gelegenheit zu vielen ſehr ſchönen Gefechten, wo die Leibwache von Dacier gemeiniglich die kriegeriſche Lehrmeiſterin der Saintonger machte. In einem von dieſen Scharmützeln hatte ich die Ehre, mich, Mann für Mann, mit einem Cavalier zu ſchlagen, der mich herausgefodert hatte; ich jagte ihm, mit der Piſtole, eine Kugel durch den Kopf. Damals wurden mir mehrere Fahnen von dem Regimente, worunter ich ſtand, angeboten; aber ich ſchlug ſie alle aus, weil ich bey der Compagnie des Oberſten die Fahne haben wollte, welche ich auch bald hernach erhielt. Als hierauf Archiac förmlich belagert wurde, ich aber damals in Cognac war; ſo fand ich ein Mittel, mich mit Soldaten, die ich mit Pulver beladen hatte, in Archiac zu werfen. Einer von dieſen Soldaten wollte ſeine Lunte anblaſen, ſein Pack von Pulver fieng Feuer, und er verlohr ſeine Augen. Dieß war der einzige Zufall, der mir bey dieſem gewagten Unternehmen zuſtieß.

Sobald ich die Fahne von der Oberſten-Compagnie unter dem Regimente d'Aubieres erhalten hatte; ſo

ſo führten Blanchard, der ſich hernach Cluteau nannte, und ich, den verlohrnen Hauffen, zum Angriff von Cognac. Wir drangen durch bis an den bedeckten Weg, wo wir aber von einem ſtarken Hauffen Soldaten, der von Unterofficieren commandirt wurde, ſehr herzhaft empfangen wurden. Wir miſchten uns mit vielem Muth untereinander, ich vorzüglich. Da ich aber nur im Koller fochte, und ſahe, daß der Streit hartnäckig wurde; fieng ich an, am Ende der Zugbrücke mir, vermittelſt eines Schenktiſches und zweer Kiſten, eine Bedeckung zu verſchaffen. Dieſe rückte ich immer vorwärts, ſo wie wir in die Veſtung weiter eindrangen; doch verlohren wir dabey eine ſchöne Anzahl braver Soldaten. Mein Hauptmann überließ mir hiebey die Ehre, die Capitulation nach meinem Gefallen zu errichten. Mitten im Angriff wurde ein Edelmann von den Unſrigen durch Aufziehung der Zugbrücke in den Platz hineingehoben, und wir fanden ihn bey der Uebergabe dort unbeſchädigt. Die letzte Unternehmung in dieſem dritten Religionskriege, nehmlich die Einnahme von Pons, könnet ihr in meiner Geſchichte von Frankreich leſen, wo ich ſie zu Ende des 24ſten Capitels im 5ten Buch beſchrieben habe (9).

Noch kann ich folgenden Umſtand nicht unberührt laſſen. Als ich von der Einnahme von Cognac zurückkam, traf ich das Regiment d'Asnieres auf einem gefährlichen Marſch an, bey Royan. Ich bat ſogleich um die Erlaubniß, 30 Reuter mit Feuergewehr gegen den Feind führen zu dürfen. Mit dieſen hielt ich mich ſo muthig gegen den Baron de la Garde, der unſer Regiment anzugreiffen anmarſchierte, daß ich durch mein beſtändiges und verwegenes Scharmuzieren mit dem Baron unſerm Regimente Zeit gewann, ſich in Sicherheit zurückzuziehen. Allein zwo Stun-

den nach diesem heftigen Scharmützel überfiel mich ein hitziges Fieber, das mich nöthigte, das Bett zu hüten. Da ich glaubte, daß ich sterben müßte; bekannte ich den Offizieren und Kriegscameraden, die mich besuchten, alle Ausgelassenheiten und Räubereyen, die ich mit meinen Soldaten verübt hatte, so daß ihnen allen die Haare zu Berg standen. Hauptsächlich bereute ich, daß ich einen meiner Soldaten nicht hatte bestrafen lassen, der in meiner Gegenwart, mit kaltem Blut, ohne einige Ursache, einen alten Bauren erstochen hatte. Auch gestand ich redlich, daß ich einen heßlichen Fehler begangen habe, in so fern ich mich in das Commando über meine Cameraden eingedrungen hätte, ehe ich zu einem Alter gekommen war, welches mir zum Befehlen ein Ansehen gegeben hätte. In der That machte diese Krankheit, daß ich in mich gieng, und bewirkte eine sehr beträchtliche Verbesserung meiner Sitten.

Da auch dieser dritte Religionskrieg sich durch einen Frieden endigte; so gab mir mein Pfleger ein wenig Geld und einen Pachtbrief über mein Gut, des Landes, statt aller Beweiße, daß dieses Gut mir gehöre. Auf meiner Reise dahin kam ich nach Blois, wohlversehen mit diesem meinem Pachtbrief und einem viertägigen Fieber, das mich nicht verlassen wollte. Hier erfuhr ich: daß ein Haushofmeister des Herzogs von Longueville sich zu meinem Erben gemacht, und meines Gutes bemächtigt habe. Ich gieng zu ihm, um ihm zu zeigen, daß ich noch keinen Erben nöthig hätte. Aber er empfieng mich sehr schlecht; wollte mich durchaus nicht vor den erkennen, der ich war, behandelte mich als einen Betrüger, und behauptete mir ins Angesicht, daß ich in dem Treffen

von

von Savignac geblieben ſey, und daß er hierüber gute Zeugniſſe beybringen könnte.

Dieß boshafte Verfahren, der ſchlechte Zuſtand, worin ich mich befand, und die Härte meiner Verwandten von mütterlicher Seite, die von mir aus Haß gegen meine Religion ſich abzogen, rührten mich ſo gewaltig, daß ſich mein viertägiges Fieber in eine hitzige Krankheit verwandelte, die mich in ſo erbärmliche Umſtände verſetzte, daß ich im ganzen Ernſte dieß für mein Letztes hielt. Unter dem Irrereden im Fieber prophezeyte ich einſt meinen liebloſen Verwandten: es werde eine Zeit kommen, da ſie mich zu verehren und meine Freundſchaft zu ſuchen nöthig haben würden.

Mein Pachter erkannte mich zwar wohl für den Theodor Agrippa d'Aubigné, und zwar an einer Narbe auf der Stirne, die ich von einer Peſtbeule, da ich in der großen Peſt von Orleans gleichfalls angeſteckt worden war, behalten hatte. Aber der Böſewicht ſah, daß ich ſo übel und ohne Hoffnung des Lebens war. Er ſtellte ſich alſo, wie wenn er mich nicht kennte, und behandelte mich ebenfalls als einen ehrloſen Betrüger, um mir ein dreyjähriges Pachtgeld, das er mir ſchuldig war, nicht bezahlen zu dürfen.

In dieſer äußerſten Noth, verkannt von meiner Familie, entblößt von Gelde, verhöhnt von meinem Pachter, aller Art von Hülfe beraubt und noch mit einem ſchrecklichen Fieber behaftet, ließ ich mich zu Schiffe nach Orleans bringen, wo ich halbtodt ankam. In dieſem jämmerlichen Zuſtande hatte ich noch Muth genug, zu den Richtern zu gehen, die mir die Erlaubniß gaben, meine Klage in eigner Perſon vor den Schranken vorzutragen. Ich that dieß mit einer ſo feurigen Beredſamkeit, und auf eine ſo bewegliche Wei-

Weiſe, daß meine Richter, zum gerechten Zorn wider meine Gegenparthie gereizt, von ihren Richterſtühlen aufſtanden und einmüthig ausriefen, daß niemand, als der Sohn des verſtorbenen d'Aubigné, ſeine Sache auf dieſe Weiſe vortragen könne. Sie verurtheilten meine Gegner, mir wegen meines Gutes Rechenſchaft zu geben und mich um Verzeihung zu bitten.

Da ich mich nun, vermöge dieſes Urtheils, wieder in dem Beſitz meiner kleinen Erbſchaft ſah; verliebte ich mich bald darauf in Diane Salviati, die älteſte Tochter des Herrn von Taley. Dieſe Liebe brachte mir die franzöſiſche Poeſie in den Kopf. Damals verfertigte ich meiner Geliebten zu Gefallen das Gedicht, welches man nachher den Frühling des d'Aubigné genannt hat. Die Wahrheit zu geſtehen, ſind viele Stellen darin nicht genug gefeilt, aber es hat auch ein gewißes poetiſches Feuer, welches wahre Kenner immer loben werden.

Einige Zeit hierauf begann der Krieg von Mons in Hennegau. Ich errichtete eine Compagnie, um darin zu dienen, und reißte nach Paris, zur Zeit der Vermählung des Königs von Navarra, um mein Patent dort abzuholen. Kaum aber war ich daſelbſt angekommen, ſo fand ich mich genöthigt, wieder wegzureiſen. Denn ich hatte einen Häſcher ins Geſicht verwundet, der mich in Arreſt nehmen wollte, weil ich einen meiner Freunde in einem Duell ſecondirt hatte. Drey Tage hernach war die Bluthochzeit, worin ich, wenn dieſe Begebenheit nicht dazwiſchen gekommen wäre, wahrſcheinlicher Weiſe, umgekommen ſeyn würde.

Jetzt, meine Kinder! will ich euch ein Beyſpiel von der Macht geben, die ſich Gott über die Herzhaftigkeit der Menſchen „vorbehalten hat.“ Da ich die

Rach-

Nachricht von dem Blutbade am Bartholomäustage erhielt, hatte ich 80 Soldaten von meiner Compagnie um mich, worunter ſicherlich ein Dutzend der muthigſten und entſchloſſenſten Leute von ganz Frankreich war. Wir giengen ſo eben miteinander ſpazieren, ohne an irgend etwas zu gedenken. Auf einmal ließ ſich eine ſchreyende Stimme hören, ohne daß wir wußten, was die Urſache und Abſicht dieſes Geſchreys ſeyn möchte, und ohne daß die Stimme eine Beziehung auf unſre Geſellſchaft zeigte. Wir aber fiengen alle zugleich an, davon zu laufen, bis wir aus dem Athem kamen. Endlich erholten wir uns. Je drey und vier von uns ſtanden zuſammen, nahmen ſich bey der Hand, und ein jeder ſah den andern an, als einen Zeugen ſeiner Muthloſigkeit und Flucht. Alle errötheten aus Scham über unſern unzeitigen Schrecken. Zuletzt machten wir alle die Anmerkung: daß Gott dem Menſchen Verſtand und Herzhaftigkeit nicht für beſtändig gebe, ſondern nur auf eine Zeitlang leihe.

Zween Tage nach dieſem paniſchen Schrecken giengen 40 von dieſen meinen nehmlichen Soldaten auf 600 jener Mörder von Paris los, welche auf der Loire, von Orleans aus, nach Boisgenci herabkamen. Meine Leute verbargen ſich hinter einen Damm, und ſobald eine gute Anzahl von jenen ans Land geſtiegen war, griffen ſie dieſe an, tödteten einige, und jagten die andre zurück auf ihre Schiffe. Nach dieſem Gefecht gieng ich nach Talcy zurück, ſchickte 40 meiner Soldaten nach Saucerre, und ſparte mich mit denen, die ihr Glück mit mir theilen wollten, für Rochelle.

Einige Monate durch hielt ich mich zu Talcy verborgen. Ich erzählte eines Tags meinem Schwiegervater all mein Unglück, und wie ich jetzt aus Man-

gel

gel der erforderlichen Mittel verhindert sey, mich nach Rochelle zu begeben. Der Greis unterbrach mich, und sagte zu mir: mein Sohn! Sie haben mir zu einer andern Zeit erzählt, daß die Originalurkunde von der Verbindung von Amboise Ihrem seeligen Vater anvertraut und in Verwahrung gegeben worden, und daß diese Urkunde mit der Namensunterschrift des Canzlers de l' Hopital, der sich wirklich in die Einsamkeit, in sein Haus bey d' Etampes begeben, bekräftiget sey. Nun ist dieser Mann von keiner Bedeutung mehr, und hat ihre Parthie verlassen. Wenn Sie wollen, so will ich ihm sagen lassen: daß sie diese Urkunde in Händen haben; und ich verspreche Ihnen, daß entweder er, oder die, welche sich derselben bedienen wollen, um ihn ins Unglück zu bringen, Ihnen tausend Thaler für die Herausgabe derselben bezahlen sollen. Ich antwortete nichts auf diesen Antrag, begab mich augenblicklich hinweg, und holte aus meinem Zimmer einen Sack von braunem Sammt, worin alle Urkunden von der Verbindung von Amboise befindlich waren. Ich zeigte sie ihm, nahm sie wieder aus seiner Hand zurück, und warf sie in seiner Gegenwart ins Feuer. Der Herr von Talcy schalt mich gewaltig darüber. Ich aber antwortete: ich habe diese Schriften ins Feuer geworfen, damit sie nicht in der Folge die Ursache wären, daß ich — ins Feuer geworfen würde. Denn ich hätte der Versuchung irgend unterliegen können. Den Tag darauf kam der rechtschaffene Mann zu mir, und redete mich so an: Mein Herr! ob sie sich schon mir nicht entdeckt haben; so hab ich doch allzu gute Augen, daß ich nicht ihre Liebe zu meiner Tochter bemerkt haben sollte. Sie wissen, daß sie von mehreren Liebhabern gesucht wird, die Ihnen in Absicht auf Titel und Güter vorzuziehen wären. Allein die Schriften, die Sie gestern verbrannt

brannt haben, damit nicht Sie ſelbſt „ein Brand würden" veranlaſſen mich, Ihnen zu ſagen: daß ich Sie zu meinem Tochtermann zu haben wünſchte. Ich antwortete: mein Herr! dieſe That verdient keine ſo hohe Belohnung, und ein ſo geringer und ohne Mühe erworbener Schatz verdient eine ſolche Vergeltung durch einen Schatz, den ich einer Krone vorziehe, bey weitem nicht.

Einige Tage nachher ritt ich über Feld, kam durch Beauce und ſtieg in einem Dorfe ab, wo mich ein Unbekannter, der ein türkiſches Pferd ritt und mir bis dahin nachgefolgt war, unter dem Thor der Schenke, wo ich abgeſtiegen war, beynahe erſtochen hätte. Bey dieſem Ueberfall nahm ich den Degen des Kochs, den nächſten, der mir unter die Hand kam, und gieng ihm in Pantoffeln entgegen, eben da er zum zweytenmal auf mich losgieng. Ich ſtieß, in der Hitze, meinen Kopf wider den Kopf ſeines Pferdes, welches mich ein wenig betäubte. Aber ich erholte mich augenblicklich wieder und that einen Stoß nach ihm, der aber nicht eingieng, weil mein Mörder geharniſcht war. Ich that den zweyten, und dieſer drang ihm, unter dem Harniſch, ungefähr einen halben Schuh tief in den Leib. Da ich ihn hierauf vom Pferde werfen wollte, glitſchte ich mit den Füſſen auf dem Eiſe, und fiel auf den Boden. Mein Feind ſah dies, gieng noch einmal auf mich loß, und gab mir zween Degenſtiche. Einer davon verwundete mich gefährlich am Haupt. Noch hinderte mich dieß nicht, ſo verwundet ich auch war, mich vom Boden aufzuraffen, über ihn herzufallen und ihn beym Wammis zu packen. Aber der Schelm gab ſeinem Pferde die Sporen, warf mich dadurch zum zweytenmal, ganz mit Blut bedeckt, zu Boden, und entfloh. Ich ließ mich in die Schenke

zurück

zurückbringen und verbinden. Da ich aber aus den Minen des Wundarztes ſchloß, daß meine Wunde äuſſerſt gefährlich ſey, ſo reißte ich vor Tags Anbruch weg, ohne zu geſtatten, daß mir der erſte Verband abgenommen würde, in der Abſicht, in den Armen der Diana Salviati, meiner Geliebten, zu ſterben.

Die Reiſe von zwey und zwanzig Meilen, die ich in dieſen Umſtänden, ohne auszuruhen, machte, verurſachte, daß ich vieles Blut verlohr. Da ich bey dem Herrn von Taley ankam, fiel ich in Ohnmacht, und lag ohne Empfindung, ohne Puls und ohne Bewußtſeyn. Man brachte mich endlich durch viele ſtärkende Mittel wieder zu mir ſelbſt. Nachher hat man dafür gehalten, daß ich ohne dieſen großen Blutverluſt nicht lange hätte leben können, und mein ſiedendes Blut, das über mich herrſchte, und mich antrieb, blindlings in alle Arten von Gefahren zu ſtürzen, zu bezähmen, nicht im Stande geweſen ſeyn würde.

Als meine Verwandten endlich den Ort meines gegenwärtigen Aufenthalts erfahren hatten; brachten ſie es bey dem Biſchoff von Orleans dahin, daß er ſeinen Promotor (10) mit ſechs Juſtitzdienern an den Herrn von Taley abſchickte, um ihn zu nöthigen, daß er ſeinen Gaſt in ihre Hände übergäbe. Allein ſie konnten ihren Zweck nicht erhalten. Alle ihre Bemühungen waren umſonſt, und ſie mußten mit leerer Hand wieder abziehen. Doch drohten ſie beym Abzug, daß ſie mit bewaffneter Hand wiederkommen und das Haus des Herrn von Taley dem Boden gleich machen wollten. Man erzählte mir hernach alles, was vorgegangen war. Den Augenblick ſetzte ich mich zu Pferd, holte die Herrn ungefähr zwo Meilen von Taley ein, und nöthigte, mit der Piſtole in der Hand,

den

den Promotor, alle Artikel des papiſtiſchen Glaubens abzuſchwören, und mir eine Urkunde in beſter Form auszuſtellen; wodurch der Vater meiner Geliebten von aller Schuld befreyt war, die ihm wegen dieſes Vorgangs aufgebürdet werden könnte.

Ich hatte mir zwar vorgenommen, mich nach Rochelle zu begeben. Aber meine Armuth und meine Liebe hinderten mich gleich ſtark an dieſem Vorhaben. Ich gab mir alſo alle Mühe, meine Heurath zu Stande zu bringen. Allein der Ritter Salviati, ein Oncle meiner Braut, zernichtete alles, wegen des Unterſchieds der Religion. Ich wurde ſo ſehr dadurch gekränkt, daß ich ſchwer erkrankte. Während meiner Krankheit wurde ich von mehreren Aerzten beſucht, unter andern auch von Poſtel, der mir den Rath gab, bey einem catholiſchen Geiſtlichen zu beichten, und dadurch zu verhindern, daß ich nicht von den Catholiken umgebracht würde. Ich verwarf ſeinen Rath. Er aber blieb hernach, bis zu Wiederherſtellung meiner Geſundheit, um mich, damit er die böſe Abſichten, die man wider mein Leben haben könnte, vereiteln könnte.

Nach dem Frieden von Rochelle, und da meine Heurathstractaten unwiederbringlich abriſſen, damals aber der Herzog von Alençon angefangen hatte, mit dem König von Navarra bey Hof einige heimliche Anſchläge zu ſchmieden, gab der Haushofmeiſter des Königs, Eſtourneau, ſeinem Herrn den Rath, mich in ſeine Dienſte zu ziehen, theils wegen der Verdienſte meines verſtorbenen Vaters, theils weil ich ein entſchloſſener Mann ſey, der nichts zu heiß und nichts zu kalt fände. Der Handel ward heimlich geſchloſſen, gerade nach der Gefangennehmung des Grafen von

Montgommery.' Da aber der König von Navarra damals selbst ein Gefangener war, und alle seine Handlungen sorgfältigst beobachtet wurden; so ward zugleich ausgemacht, daß ich mich bey dem Herrn von Fervaques aufhalten solle, welcher damals den Hugenotten unendlich feind war, um die Leute glauben zu machen, daß ich mich ihm ganz und gar ergeben hätte. Nachdem ich mich also unter das Gefolg des bemeldten Fervaques begeben hatte, setzten mir la Poupeliére und ein Prediger aus der Normandie den Anschlag in den Kopf, den Grafen von Montgommery in Freyheit zu setzen, da ich es mit gutem Gewissen thun könnte, weil ich noch keinen Diensteid geschworen hätte. Was ich bey dieser Gelegenheit gethan habe, könnet ihr in dem 7ten Kapitel des zweyten Buchs im zweyten Abschnitte meiner Historie von Frankreich, unter dem Titel: Guido von Fervaques, und unter dem Titel: Ecuier du Roi de Navarre lesen (11).

In der Zwischenzeit ließ mich mein neuer Herr, welcher erfahren hatte, was heimlich wider ihn geschmiedet worden sey, zu sich kommen. Ich langte eben zu Vincennes an, da der König, Carl der neunte, daselbst starb, und gieng hin, ihn auf seinem Bette todt zu sehen. Da ich wieder aus dem Zimmer herauskam, begegnete ich der Königin Mutter. Diese war durch Matignon wider mich eingenommen, der mich persönlich haßte, weil ich bey einer zufälligen Zwistigkeit ihm eine Pistole präsentirt hatte. Ohne dieß war er, so sehr als diese Prinzeßin, meinem Namen feind. Die Königin griff mich mit Drohungen an, und warf mir vor, daß sie wohl wüßte, was ich in der Normandie angesponnen hätte, und dieß ich meinem Vater vollkommen ähnlich sey. Wollte dieß Gott im Himmel! war meine ganze Antwort. Hierauf

las

las ich aus ihren Minen, daß ſie ſich nach einem Offizier von der Wache umſah, der mich in Arreſt nehmen ſollte. Denn ſie hatte damals niemand bey ſich, als den Herrn von Lanſak, der nicht der Mann zu dieſem Unternehmen geweſen wäre. Da ich dieß bemerkte, entfernte ich mich eiligſt. Ich würde den Hof ganz verlaſſen haben, wenn mich nicht der König und Fervaques ernſtlich gebeten und beſchworen hätten, von meinem Vorſatz abzuſtehen. Der letzte betheurte hoch und theuer gegen die Königin, fluchte auch nach ſeiner löblichen Gewohnheit, wie ein Heide, dazu, daß er für ſeinen Cornet haften wolle. Dennoch blieb ich nicht immer bey Hofe. Denn Fervaques nahm mich mit allen übrigen Offizieren meines Herrn, welcher noch beſtändig als ein Gefangener am Hofe gehalten wurde, mit ſich auf die Reiſe nach Deutſchland. Ich befand mich bey der Einnahme von Archicouſt, und war der erſte, welcher hineinkam, ſo wie ich auch in dem Scharmützel oder Treffen bey der Brücke von Aiſne war. Nicht weniger war ich auch, zween Tage hernach, bey der Schlacht von Dormans. Dieß that ich alles, ohne daß ich den Eyd geſchworen hatte, da mich die heftige Begierde beſtändig begleitete, den Grafen von Montgommery zu befreyen.

Bey der Schlacht von Dormans warf ich mich, da beyde Schlachtordnungen nur dreyßig Schritte von einander entfernt waren, mitten unter die Feinde, und that mein äuſſerſtes, einen von den feindlichen Anführern gefangen zu nehmen. Aber ich konnte keinen bekommen, als einen Edelmann aus Champagne, Namens Vergers. Dieſer verſprach mir öfters ein gutes Löſegeld nebſt ſeinem Reutpferde. Allein ſein Anerbieten reizte mich nicht. Ich ſchlug alles aus, und antwortete ihm nur mit folgendem Vers aus einem Pſalmliede.

Die unglücksvolle Wohnung hier,
Ach! wie entleidet iſt ſie mir! ꝛc.

Dieſe Reiſe brachte mich in eine genaue Vertraulichkeit mit dem Herrn von Guiſe, welche mir dazu diente, daß ich mich bey Hofe in Anſehn erhielt, und hernach eine enge Freundſchaft zwiſchen meinem Herrn und dieſem Prinzen ſtiften konnte, welche endlich ſo ſehr wuchs, daß ſie nicht ohne einander eſſen, trinken und ſchlafen konnten. Auch hielten ſie ihre Verkleidungen, Tänze und Ringelrennen miteinander, und ich machte die Entwürfe und Deviſen dazu. Damals verfertigte ich auch das Trauerſpiel Circe. Aber die Königin Mutter verhinderte die Aufführung deſſelben, wegen der Koſten. Nachmals wurde es an der Vermählung des Herzogs von Joyeuſe vorgeſtellt, König Heinrich der dritte trug den Aufwand.

Bald machte ich mich unter den Hofcavalieren und Hofdamen auf eine unterſcheidende Weiſe durch meine witzige Reden, und treffende Antworten bekannt. Zum Exempel: ich ſaß auf einer Bank in dem Vorzimmer des Königs, und drey Hofdamen der Königin Mutter, die Termes, Bourdeilles und Beaulieu, welche ſicherlich miteinander ein hundert und vierzig Jahre alt waren, fiengen an, mich als einen erſt kürzlich am Hofe angelandeten zum Beſten zu haben und meine Kleidung zu belachen. Da ich mich nicht rührte; trieb eine von ihnen die Unbeſcheidenheit ſo weit, daß ſie mich in einem höhniſchen Ton fragte: mein Herr, was machen Sie hier für Betrachtungen? Ich antwortete augenblicklich in dem nehmlichen Ton: meine Damen! ich betrachte hier die Alterthümer des Hofs. Dieſe Antwort machte ſie ganz beſchämt und verwirrt. Am Ende gieng die Sache ſo aus, daß ſie

mich

mich um meine Freundſchaft erſuchten und ein Trutz- und Schutzbündniß mit mir errichteten. Dieſe und noch mehrere Antworten von gleichem Schlage brachten mich in eine zahlreiche Bekanntſchaft mit dem ſchönen Geſchlecht. Verſchiedene Duelle aber, die zu meiner Ehre ausſchlugen, erwarben mir die Achtung der Hofleute. Dieß war die Mode der damaligen Zeit, ſich durch thörichte aber zugleich herzhafte Thaten hervorzuthun. Einſt griff ich, mit drey andern, dreyßig Pariſer Scharwächter an, von denen der größte Theil mit Hellebarden bewaffnet war, und jagte ſie in die Flucht. Ein andersmal widerſetzte ich mich ganz allein einer großen Anzahl von Häſchern, welche die Söhne des Marquis von Trans arretieren wollten, und gab dieſen dadurch Zeit, ſich in Sicherheit zu ſetzen. Bey einer andern Gelegenheit griff ich die Wache des Marſchalls von Montmorency an, die ſich um den Gaſthof zum rothen Hut verſamlet hatte, um Fervaques gefangen zu nehmen, der daſelbſt wohnte. Ich nöthigte ſie zum Abzug. — Fervaques und ich wollten an einem Abend nach Hauſe gehen. Wir hatten niemand bey uns, als einen Page und einige Bedienten. Wir wurden durch eine Geſellſchaft von dreyſſig loſen Burſchen angefallen, die ſich mit Panzerhemden und andern Künſten wider Verwundung verwahrt hatten. Zwar wurden wir beyde dabey verwundet; doch zogen wir uns mit Herzhaftigkeit aus dem Streit.

Alle dieſe Händel, nebſt andern Gefechten, die ich in Geſellſchaft des muthigen Buſſi, zu Fuß und zu Pferde, unternommen habe, ſetzten mich in ſo großes Anſehen, daß dieſer Liebling des Herzogs von Alen on — der mich von der Zeit an in ſeine Freundſchaft aufgenommen hatte, da ich in dem Zweykampf mit Fervaques

ques, des letztern Secundant wider ihn war — mich zu dem muthwilligen und unbesonnenen Streich verleitete, daß wir nebst einigen jungen Herrn vom Hofe, den Grafen von Courton, von Sagonne, von Preseigny, und andren, mit dem Degen in der Faust in die Stadthauptwache einfielen. Aber wir wurden alle dabey brav zerarbeitet, entwaffnet und in Arrest genommen. Doch fand ich damals Mittel, meinen Degen wieder zu bekommen, und mich in Freyheit zu setzen.'

Einst hatte ich die Ehre, in der Quadrille des Königs von Navarra, meines Herrn, und der beyden lothringischen Brüder, von Guise und von Mayenne, bey einem Turnier mit stumpfen Lanzen zu rennen, in welchem wir Viere alle Preiße davon trugen. Meine ehmalige Geliebte, Diana Salviati, befand sich bey diesem Turnier, und sah, in welch grosem Ansehen ich bey Hofe stand. Da sie nun keine Hofnung vor sich sah, daß unsre Heurathstractaten, welche um des Unterschieds unsrer Religionen willen, wie ich oben erzählt habe, zernichtet wurden, je wieder angeknüpft werden könnten, und sie bereits mit Limeux versprochen war; so grämte sie sich so sehr darüber, daß sie in eine tiefe Schwermuth verfiel, ihrer Krankheit endlich unterlag und starb.

Um diese Zeit fiel es der Königin Mutter bey, dem Könige von Navarra, meinem Herrn, vorzuhalten, daß sein Haushofmeister, Falleche, und seine Hofcavaliere nicht in die Messe giengen. König Heinrich der dritte fragte mich daher am Dienstage nach Ostern, eben da mein Herr mit den Prinzen von Lothringen Ball spielte: ob ich auch meine Osterandacht gehalten hätte? Die Frage machte mich verwirrt. Ich ant-

antwortete aber: allerdings Sire! Der König fragte weiter: wann und welchen Tag ich meine Andacht gehalten hätte? Ich antwortete: am letzten Freytage! Denn ich wußte nicht, daß dieß der einzige verworfene Tag im ganzen Jahre iſt, woran keine Meſſe geleſen, und das Nachtmahl nicht gehalten wird. Ueber dieſer Antwort rief der Herzog von Guiſe mir laut zu: hoho! d'Aubigné, dießmal weißt du deinen Catechismus nicht zum beſten! Die ganze Geſellſchaft lachte darüber, bis auf die Königin Mutter. Sie ließ mich, von dieſer Stunde an, ſehr genau beobachten. Denn ſie hatte, in jenen Zeiten, zwanzig oder dreyßig Spionen um ſich, welche alle die ärgſten Spitzbuben waren. Einer von ihnen, du Buiſſon, gab vor: er habe den ältern Dangeau beſtellt, den Herzog von Guiſe zu ermorden. Ich entdeckte dieſe Verrätherey, die von dem du Buiſſon zu keinem andern Endzweck angelegt war, als um Dangeau ins Unglück zu bringen. Dieß ſagte ich Fervaques, welcher mir den Rath gab, und mich aufmunterte, du Buiſſon in einer entlegenern Straſſe, wohin er gemeiniglich den Dangeau mit ſich führte, um ihn des vorhabenden Mords verdächtig zu machen, ſelbſt niederzumachen. Ich würde es auch gethan haben, wenn nicht zu der nehmlichen Zeit, da du Buiſſon mit Dangeau in dieſer Straſſe, als ihrem gewöhnlichen Zuſammenkunftsort angekommen waren, eben daſelbſt ein gewiſſer Rambüre, um einer andern Urſache willen, die aber mit du Buiſſons Vorhaben von gleichem Schlage war, umgebracht worden wäre.

Nachher entzweyte ich mich mit Fervaques, weil ich eines Tags der Frau von Carnavalet mit wahrer franzöſiſcher Offenherzigkeit einige Vorſtellungen über ihren zu vertrauten Umgang mit ihm, als ihrem ſo nahen Verwandten, machte, und ihr auch darüber Vor-

ſtellungen machte, daß ſie ihre Mutter, die Gräfin von Maurevart, ins Gefängniß gebracht hatte. Da dieß Fervaques ſehr mißfiel; ſchwur er zu Gott, daß ich ihm ſterben müßte. Um aber dieß mit Gefahr eines andern auszuführen, gab er dem Herzog Nachricht von der Verſchwörung des du Buiſſon und Dangeau gegen ſein Leben, mit dem Zuſatz, daß ich, d'Aubigné, dem du Buiſſon dieß ins Geſicht ſagen würde. Ob ich nun ſchon die wahre Abſicht des du Buiſſon wohl wußte, wie ich ſchon erzählt habe; ſo gieng ich doch, da ich einmal ſo tief in dieſen Handel verwickelt war, zum Prinzen, da er ſchlafen gehen wollte, und erbot mich, mit dem Verräther du Buiſſon mich in das Ballhaus einzuſperren, und ihn zu nöthigen, daß er die Wahrheit der mit Dangeau gemachten Verſchwörung bekennen müßte. Da ich zum Prinzen hineingekommen war, befand ſich du Buiſſon eben bey ihm, und lehnte ſich auf ſeinen Seſſel; der Prinz aber hatte gemerkt, daß ich ihm eine Heimlichkeit zu entdecken habe. Er hieß deswegen du Buiſſon nach dem Louvre gehen, um zu ſehen, was dort vorgehe. Als ich dem Prinzen mein Anerbieten gemacht hatte; ſo antwortete er darauf: mein Freund d'Aubigné! um dich aus dieſem Handel herauszuziehen, iſts mit Dolch und Degen nicht ausgerichtet. Du haſt es eigentlich mit der Königin Mutter zu thun. Denn dieſer ſchlechte Kerl, du Buiſſon treibt ein Handwerk, das du nicht verſtehſt. Er iſt zwar bisher in meinen Dienſten geſtanden; aber in Zukunft ſoll er nicht einen Biſſen Brods mehr bey mir eſſen. — Wenn ich von der Großmuth und Klugheit dieſes Prinzen gerührt war; ſo war ich es noch mehr von dieſem Beweiſe ſeiner Güte und Zuneigung, die er mir bey dieſer Gelegenheit gab.

Da auf dieſe Weiſe dem Fervaques ſein erſter verrätheriſcher Anſchlag wider mich mißlungen war; erdachte er eine andre Art, ſeiner Baaſe, der Frau von Carnavalet, Wort zu halten, und ihren Tadler und Erinnerer wegzuſchaffen. An einem Abend fieng er an, ſich wahnwitzig zu ſtellen. Er bat mich, mit ihm hinter die Werkſtätte von St. Catherine ſpazieren zu gehen, wollte aber durchaus nicht, daß ich einen Dolch, den mir mein Bedienter nachzutragen pflegte, mit mir nehmen ſollte. Dieß ließ mich nun zwar ſogleich vermuthen, daß er etwas ſchlimmes gegen mich im Sinn haben möchte. Ich gieng aber dennoch mit ihm. Sobald wir auf eine kleine Brücke kamen, die über einen Pfuhl geſchlagen war, nachmals aber abgebrochen worden iſt, redete er mich an: mein Freund d'Aubigné! ich bin entſchloſſen, die Welt zu verlaſſen, und ich laſſe nichts weniger gerne zurück, als dich. Ich bin hieher gekommen, um mich zu erſtechen; umarme mich, dann will ich zufrieden ſterben! Auf dieſe Anrede trat ich einen Schritt zurück, und ſagte zu ihm: Mein Herr! Sie haben mir zu einer andern Zeit geſagt, daß es bey ihrem Tode ihr größter Troſt ſeyn würde, wenn Sie durch einen Dolchſtich ihren beſten Freund mit ſich in die andere Welt nehmen könnten. Ich rathe Ihnen, gegenwärtig aus keiner ſo ſchlechten Veranlaſſung, woran weder Stoff noch Form etwas taugt, zu ſterben. Und hiemit verbitte ich mir alle Umarmungen! Fervaques zog hierauf ſeinen Degen und Dolch, gieng hitzig auf mich los, und ſagte unter abſcheulichen Fluchen zu mir: Weil du ein Mißtrauen in mich ſetzſt; ſo mußt du jetzt mit mir ſterben! Du allein, antwortete ich, ſollſt ſterben, wenn ichs machen kann! trat drey oder vier Schritte zurück, und blieb auf meiner Hut. Da mich Fervaques in dieſer Stellung ſah, blieb er auf einmal ſtehen, warf

seinen Degen und Dolch auf die Erde, fiel auf seine Kniee nieder, gebährdete sich wie ein Wahnwitziger, und bat mich: ich sollte ihn umbringen. Da ich dieß nicht thun wollte, giengen wir kalt auseinander, ein jeder seines Wegs.

Ich war nach einiger Zeit einfältig genug, mich mit ihm auszusöhnen. Aber dieser Bösewicht fand Mittel, mir in einer Brühe Gift beybringen zu lassen. Dieß verursachte mir achtzig Stuhlgänge an einem Tage, meine Haare fielen mir aus, und die Haut an meinem ganzen Leib schälte sich ab. Ich erfuhr diese Vergiftung, erst lange hernach, von dem Arzt, der mich curirt hatte. Er erzählte mir zugleich: daß Fervaques ihn mit dem Dolch bedroht hätte, wenn er sich unterstehen würde, mir zu entdecken, daß ich vergiftet sey.

Eben dieser Fervaques, gab sich in der Folge alle mögliche Mühe, das Gouvernement von der Normandie zu erhalten. Da ihm aber seine Absicht fehlschlug; so setzte er sich in den Kopf, es dahin zu bringen, daß der König von Navarra dieses Gouvernement erhielte. Denn er bildete sich ein, unter ihm würde er die höchste Macht in die Hände bekommen. In dieser Absicht that er sein äusserstes, und machte mir tausend Liebkosungen, damit ich mich mit ihm vereinigen, und meinen Herrn, dessen ganzes Vertrauen ich damals besaß, zur Mitwürkung in dieser Sache bewegen möchte. Dieß gab zu der Berathschlagung Veranlassung, die ich in dem achtzehnten Kapitel des zweyten Buchs der zwoten Abtheilung meiner Geschichte von Frankreich beschrieben habe. Ich habe aber dort nicht für schicklich erachtet, alle die kleinen Umstände anzuführen, die ich hier bemerke (12).

End-

Endlich, nach einem langen Aufenthalt bey Hof, verließ ich ihn mit meinem Herrn, dem König von Navarra. Dieser Prinz wurde wegen der vielen Unannehmlichkeiten, die ihm täglich widerfuhren, und wegen der Galanterien der Königin, seiner Frau, des Aufenthalts am Hofe so überdrüssig, daß er den Entschluß faßte, ihn zu verlassen, und die Loire zwischen sich und seine Frau zu setzen. Er nahm eine Jagd in der Gegend von Livry zum Vorwand. Gleich beym Anfang derselben entfernte er sich und nahm nur eine kleine Anzahl seiner geheimsten Vertrauten mit sich, unter welchen auch ich war. Er gieng über die Seine bey Poyssi, und ruhte ein wenig aus in einem Dorfe bey Montfort-l'Amauri. Hier begegnete ihm der Zufall, daß, da er seine Nothdurft in einem Schweinstall verrichtete, ein altes Weib, die ihn in dieser Stellung, antraf mit einer Sichel hinter ihn sich her schlich, und ihn in den Kopf gehauen haben würde, wenn ich den Hieb nicht aufgehalten hätte. Um meinen Herrn aufzumuntern, sagte ich ihm hernach über diese Begebenheit: Sire! wenn Sie hier auf eine so ehrenvolle Art um ihr Leben gekommen wären; würde ich Ihnen im Stil des heiligen Innocenz folgende Grabschrift gemacht haben:

Hier liegt ein König, groß als Held und hochgehalten,
Er starb, wie's Gott geschehen ließ,
Durch einen Sichelhieb von einer Alten,
Als er in einen Schweinstall sch . . .

An eben diesem Tage begegnete dem König von Navarra noch ein andrer lustiger Streich. Ein gewisser Edelmann sah, daß unsre Gesellschaft sich seinem Dorfe näherte. Er kam uns entgegen, um zu bewürken, daß wir nicht Quartier bey ihm nehmen möchten.

Da

Da er den Herrn von Roquelaure für den Vornehmſten von unſrer Geſellſchaft anſah, weil ſeine Kleider am reichſten bordirt waren, wandte er ſich an ihn mit ſeiner Bitte um Quartierfreyheit für ſein Dorf. Dieſe wurde nun ſogleich verwilligt, doch unter der Bedingung: daß er unſer Führer und Wegweiſer bis nach Chateauneuf ſeyn ſollte. Bey dieſer Bedingung hatten wir keine andre Abſicht, als zu verhüten, daß die Zeitung von unſrer Flucht nicht ſo bald nach Hofe kommen möchte. Indem der Edelmann die Reiſe mit uns fortſetzte, fieng er an, mit dem Könige ſelbſt ſich in Unterredung einzulaſſen, und ihn von Hofgalanterien zu unterhalten; beſonders von den Liebeshändeln der Prinzeſſinnen, worunter die Königin, ſeine Frau, eine von den erſten handelnden Perſonen war. Er erzählte ſo leichtfertige Streiche, daß der König, ſo wenig als wir, das Lachen halten konnte. Aber nun war der Teufel los, als wir des Nachts vor dem Thore Chateauneuf ankamen, und Frontenac dem Commendanten des Platzes, Lepine, der unſers Herrn Quartiermeiſter war und ſich auf einem Thürmchen über dem Thor befand, zurief: öffnen Sie geſchwind das Thor, der König von Navarra, ihr Herr, iſt da! Unſer armer Anecdotenmann erkannte nun unſern Herrn, und erſchrack ſo ſehr, daß ich mir alle Mühe geben mußte, bis er ſich nur wieder in etwas erholte. Ich zeigte ihm hernach einen Umweg, um wieder nach Hauſe zu kommen. Aber die Furcht hatte ihm ſo ſehr das Hirn zerrüttet, daß er nicht eher, als nach dreyen Tagen dahin zurückkam.

Von Chateauneuf kamen wir nach Alençon, und dann nach Saumur. Auf dieſer ganzen Reiſe hatte keiner von unſrer Geſellſchaft einem Gottesdienſt beyge-

gewohnt, als la Roque und ich, die wir das Nachtmahl genoſſen haben.

Als ſich, einige Tage nachher, Lavardin nach gedachtem Saumur begeben hatte; zog ich mit ihm in den Krieg in die Landſchaft Maine, und erbeutete in dieſem Streifzug die Fahne von St. Falcau. Der Hof von Frankreich begab ſich damals nach Thouars, von wo aus mein Herr dreyßig Hofcavaliere an ſich lockte und in ſeine Dienſte nahm. Mit dieſen befand ich mich bey dem Treffen, das in meiner Geſchichte von Frankreich im zweyten Buch im neunzehnten Kapitel beſchrieben iſt (13).

Einige Zeit hierauf begab ſich der König von Navarra zum zweytenmal in die Provinz Gaſcogne. Dort machte Fervaques aufs neue viele Anſchläge wider mein Leben. Um Zeit und Gelegenheit zu Befriedigung ſeiner Rache zu gewinnen, fand er für gut, ſich auf einige Zeit von dem König zu entfernen. Er nahm daher Abſchied, und hielt ſich drey Monate lang verborgen.

In dieſer Zeit begann der Liebeshandel meines Herrn mit der jungen Tignonville, welche, ſo lange ſie unverheuratet war, ſeinen Anträgen auf das tugendhafteſte widerſtand. Der König, welcher von mir glaubte, daß mir nichts unmöglich ſey, wollte mich hiebey zum Unterhändler brauchen. Allein, ſo laſterhaft ich auch in andern Dingen ſeyn mochte und ſo wenig ich vielleicht einem von meinen Freunden einen ſolchen Dienſt verſagt haben würde; ſo hatte ich doch, aus bloßem Eigenſinn einen ſolchen Abſcheu gegen das Handwerk und den Namen eines Kupplers, die ich immer für das Laſter eines Bettelmanns hielt; daß ich meinem Herrn hierin nie etwas zu Gefallen

that, ob er schon seine Liebkosungen und Versprechungen so sehr an mich verschwendete, daß er einst vor mir auf die Knice fiel, und mich mit aufgehabenen Händen bat, diese Gefälligkeit für ihn zu haben.

Nach diesem Widerstand gab er seinem bisherigem Betragen gegen mich eine andere Wendung. Er griff mich von einer andern Seite an, um mich für seine Absichten zu gewinnen, und gieng so weit, daß er sich in die Händel mischte, die ich mit Fervaques hatte. Einst sagte er in einer großen Gesellschaft zu mir: d'Aubigné! Fervaques giebt vor, daß er sich der Verräthereyen, deren Sie ihn bezüchtigten, nie gegen Sie schuldig gemacht habe, und daß er bereit sey, sich deswegen mit Ihnen zu schlagen. Hierauf antwortete ich: Sire! Fervaques konnte mir dieses Ehrenwort, das er einmal von sich hören läßt, durch keinen Mann aus einem bessern Hause sagen lassen. Ich habe die Ehre gehabt, sein Cornet zu seyn, und deswegen werde ich ihn vorher mit Abziehung des Huts salutiren, ehe ich den Degen wider ihn ziehe. — Die Sache gieng damals nicht weiter. Denn da der Prinz bey den vielen Bewegungen, die er deswegen machte, keine andre Absicht hatte, als Fervaques und mich wieder mit einander auszusöhnen; so erinnerte ich ihn an den Eyd, den wir beyde ihm, indem uns auf die Backen geküßt hatte, schwören mußten: daß wir uns nie mit einander schlagen wollten außer, wenn einer von uns durch den andern dazu genöthigt würde. Daher sey nun unsre Versöhnung ganz unnöthig.

Da Fervaques seine bösen Anschläge wider mein Leben beständig fortsetzte; so wurde ich von meinen guten Freunden immer begleitet, um seine Absichten zu vereiteln. La Boulaie und Fervaques eigener Vet-

ter,

ter, St. Gelais, mit welchem ich, auf einer Reiſe durch die Landſchaft Poitou, durch Vermittlung eines Lautenſpielers, Tougiras, der ehmals bey meinem Vater, jetzt aber bey eben gemeldtem la Boulaie ſich aufhielt, Bekanntſchaft und Freundſchaft geſtiftet hatte, dieſe beyde wollten immer um mich ſeyn und mich überall begleiten. Ja, da ich eines Tags, mit dieſen beyden, beym Auskleiden meines Herrn blieb, verſammlete ſich, auf Veranlaſſung einiger meiner Freunde, eine ganze Geſellſchaft von Cavaliers, z. B. Montbion, Bertauville und andre in der Garderobe, ſetzte ſich auf die Coffres, und wartete meiner bis um Ein Uhr nach Mitternacht, um mich nach Hauſe zu begleiten, und gegen die meuchelmörderiſche Nachſtellungen des Fervaques, die er täglich gegen mein Leben unternahm, zu ſichern.

Einer von dieſen Nachſtellungen, die er zu Leitoure erdacht hatte, und welche eines Abends, als ich nach Hauſe gieng, ausgeführt werden ſollte, entgieng ich glücklich auf folgende Weiſe. Ein Edelmann aus Burgund, Saquenay, ein Freund von Fervaques, lauerte mir in dem Winkel einer Straſſe, mit zwo Piſtolen bewaffnet, auf. Ohne ihm Zeit zum Schuſſe zu laſſen, ſprang ich auf ihn los, ergriff ihn bey der Gurgel und nahm ihm ſeine Piſtolen, ehe er Gebrauch davon machen konnte. Dieſer Edelmann, der mich zu anderer Zeit in den Krieg begleitet hatte, bezeugte mir hierauf, daß er, mit äußerſtem Widerwillen und durch Fervaques gezwungen, dieſe That unternommen habe. Ich that ihm alſo nichts übels, ſondern gab ihm ſogar ſeine Piſtolen wieder. Dieß rührte ihn ſo ſehr, daß er mir hoch betheurte, ins künftige nicht nur nichts wider mein Leben vorzunehmen, ſondern

auch

auch von allen ſolchen Unternehmungen des Fervaques mir Nachricht zu geben.

Als Fervaques alle ſeine böſe Anſchläge in der Geburt erſtickt ſah, und bemerkte, daß er mir wegen meiner Wachſamkeit nicht beykommen könne; ſo entſchloß er ſich endlich im Ernſte, den Hof des Königs zu verlaſſen. Allein ehe er weggieng, bezeugte er der Fräulein von Fegnieres, Hofdame der Madame Catharine von Bourbon, daß ihm alle die boßhafte Streiche, die er mir, ſeinem alten Freunde, erwieſen, unendlich leid ſeyen. Er wolle noch von mir Abſchied nehmen, und mich deswegen um Verzeihung bitten. Man hinterbrachte mir dieſe ſeine Aeuſſerung wieder, und den Augenblick lief ich in ſeine Wohnung, um ihm in der Verſöhnung zuvorzukommen. Allein, da ich die Treppe in ſeinem Hauſe hinaufſtieg, begegnete mir le Roque, der eben von ihm herunterkam. Dieſer rieth mir, den Augenblick wieder hinzugehen, wo ich hergekommen war. Er verſicherte mich, daß dieß ein Falle ſey, die mir der Verräther gelegt habe, um mich vor ſeinem Abſchied deſto gewiſſer noch ums Leben bringen zu können.

Um dieſe Zeit ſank ich ſichtbar in der Gnade meines Herrn wegen meiner anhaltenden Weigerung, ihm in Abſicht auf die Tignonville Dienſte zu thun. Dieß veranlaßte meine Freunde, welche dieſe Abnahme der Gnade meines Herrn bemerkten, mir beſtändig Vorſtellungen zu machen, um mich zu mehrerer Gefälligkeit gegen ihn bey ſeiner Liebesgeſchichte zu bewegen. Eines Tags machte ich mit Foulbon und einem ſeiner Cameraden eine Reiſe. Die ſechs Meilen über, welche wir mit einander reiſten, ſetzten ſie wegen dieſer Sache auf das nachdrücklichſte in mich. Sie ſtellten mir vor, daß

daß die Pariſten, die um unſern Herrn wären, ſich nicht ſo viele Bedenklichkeiten darüber machten, ſondern zu Befriedigung ſeiner Leidenſchaften ihm ohne Widerwillen behülflich ſeyen, nur um ſein Herz zu gewinnen. Ich ſollte alſo um ſo weniger Schwierigkeiten machen, da dieß mein Betragen, in der Folge, der reformirten Religion und der proteſtantiſchen Kirche ſchaden könnte, weil inzwiſchen Roquelaure, Lavardin und die andern Catholiken, durch ihre Bereitwilligkeit, ſeinen Leidenſchaften zu ſchmeicheln, ſein ganzes Vertrauen gewinnen und die Hugenotten gänzlich von ihm verdrängen würden. Dieß nun müßten wir alle, ſo viel unſer wären, mit allen Kräften zu verhindern trachten; und kein Menſch habe hierzu mehr Geſchick als ich. Mir würde am leichteſten ſeyn, wenn ich nur wollte, ſein Herz zu gewinnen, und ſein einziger Vertrauter zu werden; weil keiner von unſrer Parthie mir in Abſicht auf Wiſſenſchaft, Beredſamkeit, Dichtkunſt und Hofmanieren gleich käme. Kurz! ſie hörten nicht auf, mir auf dieſe Weiſe vorzupredigen, bis wir an unſer Nachtlager gelangten. So bald ich dort vom Pferde geſtiegen war, begnügte ich mich, ihnen folgende Antwort zu geben: Ihr ſagt alſo, daß ich zum Beſten unſrer Religion meine ganze Natur verläugnen ſolle, und daß mir deswegen ſo große Gaben von Gott gegeben worden ſeyen. Allein, wenn ich nun alles zuſammenrechne, zweckt Euer langes Gerede nur dahin ab, mich — zum Kuppler zu machen.

Je mehr ich Widerwillen zeigte, die Liebeshändel des Königs von Navarra zu begünſtigen, deſto mehr ſetzte dieſer Prinz ſeinen Kopf darauf, daß ich es thun ſollte. Da er glaubte, daß mir dieſe Widerſpenſtigkeit, wenn ich ſie durchſetzte, Ehre machen würde; ſo that er ſein äuſſerſtes, alle Menſchen glauben zu

machen, daß ich heimlich nicht so bedenklich und gewissenhaft sey, als ich öffentlich dafür angesehen seyn wollte. Hiezu bediente er sich eines Zufalls, da ich ihn des Nachts zu einer Galanterie begleitet hatte, wo er beynahe genöthigt worden wäre, seinen Degen wider einige Pflastertreter zu ziehen, und wo ich mich vor seine Person gestellt und ihn mit meinem Leibe bedeckt hatte. Diese Begebenheit erzählte er den geistlichen Herrn und den übrigen vornehmsten Hugenotten an seinem Hofe, dem Schein nach, blos um mich mit Lobeserhebungen zu überhäuffen. Aber seine wahre Absicht war, mich durch diese Erzählung in Ruf zu bringen, indem er dadurch zu verstehen geben wollte, daß ich ihm heimlich in seinen Liebeshändeln diene. Kurz! wie er der listigste und verschlagenste Prinz war, den die Welt sah; so ließ er keine Art von Tücken unversucht, um mich in schlimme Händel zu verwickeln, und mich zu zwingen, sein Vertrauter zu werden. Er erniedrigte sich so weit, daß er mein Gehalt beschnitt, und sich eine Freude daraus machte, mir meine Kleider zu verderben, um mich in Kosten zu setzen. Dieß that er alles, damit mich die Noth geschmeidiger und gefälliger zu seinen Absichten machen möchte.

Einst schickte er mich heimlich aus, dem äussern Vorwand nach, um die Provinzen Guienne, Perigord, Xaintonge, Angoumois, Aunis, Poitou, Touraine, Anjou, le Maine, le Perche, la Beauce, Isle de France und Normandie, zum Kriege aufzuwiegeln. Nach diesem sollte ich in die Landschaft Artois gehen, und unter Begünstigung einiger sehr zweifelhaften und gefährlichen Verständnisse, die er daselbst hatte, das nehmliche zu bewirken suchen. Aber kaum war ich abgereißt, so war auch die Königin Mutter davon benachrichtigt. Sie schickte mir verschiedene Parthien

nach,

nach, um mich gefangen zu nehmen; wie ich dieß in dem vierten Kapiteldes dritten Buchs in dem zweyten Abſchnitt der Geſchichte von Frankreich beſchrieben habe. Ich begnüge mich, hier beyzufügen, daß ich unterwegs auf dieſer Reiſe die öffentliche Rede ausgearbeitet habe, welche der Baron von Mirembeau hernach in der allgemeinen Verſammlung unſerer Kirche abgelegt hat; und daß ich auf dem Rückweg einem Haufen Soldaten begegnet bin, welcher auf dem Marſch begriffen war, den Herrn von St. Gelais zu überfallen. Ich ließ mich damals durch bemeldten Haufen gefangen nehmen, um gedachtem St. Gelais, meinem Freunde, von dieſem vorhabenden Ueberfall deſto ſicherere Nachricht geben zu können. Durch die Bediente des Vanſay wurde ich dahin begleitet, eben da der Herr von Dauville zum Gefechte von Nois marſchirte. Mein Freund St. Gelais gab mir damals die leichte Reuterey zu commandiren, und mir wurde bey dieſem Gefechte der Rock mit einer Flintenkugel durchſchoſſen.

Als ich von dieſer meiner langen und gefährlichen Reiſe nach Gaſcogne wieder zurückkam, gab mein Herr mir ſtatt aller Gnadenbezeugungen ſein Portrait. Darüber war ich ſo erbittert, daß ich unten an dieſes Bildniß folgende vier Verſe ſchrieb: *)

Dieß iſt ein Prinz von ſonderbarer Art,
Ich weiß nicht, welcher Teufel ihn dieß lehrt.
Wer ihm in Wahrheit dient,
Dem lohnt er blos gemahlt.

*) Ce Prince eſt d'étrange Nautre
je ne ſçais, qui Diable l' a fait:
il recompenſe en Peinture
ceux qui le ſervent en effet.

Kurz nach meiner Zurückkunft führte ich mit la Roue die tolle Unternehmung aus, welche ich im ſechsten Kapitel des dritten Buchs meiner Hiſtorie unter dem Namen des Lieutenants de Vachonieres beſchrieben habe (14).

Doch will ich noch ein Paar Eitelkeiten anzeigen, die ich damals begangen habe. Die eine iſt dieſe: daß ich vor dem Angriff meinen Armharniſch ablegte, weil ich ſahe, daß ich der einzige ſey, der auf dieſe Weiſe verwahrt war. Die zweyte, daß ich mitten im heiſſeſten Treffen meinen Degen in die linke Hand genommen habe, um mit der rechten Hand ein Armband von Haaren meiner Geliebten, das durch einen Flintenſchuß in Brand gerathen war, zu löſchen. Der Commendant der Veſte, mit welchem ich damals ins Handgemenge gekommen war, erzählte mir nach dem Gefechte unter andern Dingen: daß er, im Gefechte mit mir, dieß wohl bemerkt, und, um gleiche Unerſchrockenheit zu zeigen, während jener Zeit mit ſeiner Degenſpitze einen Zirkel und ein Kreuz in den Sand gezeichnet hätte. Nachdem ich dieſer Gefahr entgangen war, fiel ich bald wieder in eine andre, nehmlich in die bey St. Macaris, welche ich zu Ende des eben angezeigten Capitels meiner Geſchichte mit allen Umſtänden beſchrieben habe (15).

Dieſe meine Begierde, alle gefahrvolle Gelegenheiten aufzuſuchen, wo ich mich von dem gemeinen Haufen unterſcheiden konnte, und mich überall einzufinden, wo Ruhm zu erwerben war, zog mir den Haß und Neid des Königs von Navarra, wegen des vielen Lobs zu, das mir deswegen zu Theil wurde, und das er alles für ſich allein haben wollte. Ich will hiebey überhaupt die Anmerkung machen: daß der König im-

mit

er ungeduldig darüber wurde, wenn man ſeine Die-
r lobte, wenn ſie auch ſchon die ſchönſten Thaten im
riege verrichtet und ihm die nützlichſten Dienſte ge-
iſtet hatten. Doch hinderte ihn dieſe wider mich ge-
ſte Mißgunſt nicht, mich nach Languedoc zu verſen-
n, weil er über das, was ſich in dieſer Landſchaft
getragen, ſehr unruhig worden war. Die Unter-
ndlung, die ich damals zu Stande brachte, habe
in dem ſiebenten Kapitel des dritten Buchs meiner
eſchichte angezeigt (16). Bey dieſem Auftrag hatte
eine Menge Gefahren überſtanden, und ſehr vieles
wagt. Da ich zurückkam, begieng ich, ein gar zu
riger Hugenotte, noch einen ſehr wichtigen Fehler.
ſtatt, daß ich die Treuloſigkeiten, die ich an vie-
von unſrer Parthie auf meiner Reiſe bemerkt hatte,
n Herrn de la Noue, welcher allein den Auftrag
te, mich darüber anzuhören, hätte hinterbringen
len, war ich ſo unvorſichtig, und erzählte ſie nicht
r meinem Herrn, ſondern redete auch öffentlich und
r laut davon. Dieß hätte ich nun nicht eher thun
len, als in der Folge und wie es die Begegniſſe zu-
aſſen hätten, die ich im zwölften Kapitel des drit-
Buchs meiner Geſchichte beſchrieben habe (17).

Und nun, meine Kinder! kann ich nicht umhin,
h zu ſagen: daß, bald nach meiner Zurückkunft
s Languedoc mein Herr, welchem ich aus Unvor-
tigkeit oder vielmehr Verwegenheit den Vorwurf
macht hatte: daß Verräther unter uns ſeyen, und
er ſie ganz gut kenne; den Entſchluß faßte, mich
chen, und, damit niemand nichts davon erführe,
nen Körper in den Fluß werfen zu laſſen. So bald
dieß erfahren hatte, ſu hte ich ihn auf, und redete
in einer anſehnlichen Geſellſchaft ſo an: Wie?
re! Sie — haben auf den Tod eines Dieners denken

können, den Gott zum Werkzeug der Erhaltung Ihres Lebens gebraucht hat? Zwar bin ich weit entfernt, Ihnen dieſen geleiſteten Dienſt und die viele Wunden aufzurücken, die ich in Ihren Kriegen bekommen habe. Aber dieß glaube ich, berechtigt zu ſeyn, Ihnen vorhalten zu dörfen, daß ich Ihnen mit Redlichkeit und Eifer gedient habe, ohne daß es Ihnen möglich geweſen wäre, mich zu Ihrem Schmeichler oder zu Ihrem Kuppler zu machen. Gott verzeihe Ihnen meinen Tod, auf welchen Sie ſo begierig ſind! Aus dieſer meiner Rede aber können Sie ſchlieſſen, wie wenig mir an meinem Leben gelegen iſt.

Dieſe freymüthige, ich will nicht ſagen, unverſchämte Rede, beleidigte den König von Navarra ſo ſehr, daß er, nach vielen ſehr beiſſenden Gegenreden, voll Zorn und Mißvergnügen über mich, von der Tafel aufſtand. Ich habe dieß nur berühren wollen, um euch, meine Kinder! zu warnen, daß ihr euch ja nie dergleichen Freyheiten bey euren Herrn herausnehmet. Bey dieſer Gelegenheit finde ich auch für gut, noch folgendes anzumerken. Gleich nach jener Unterredung mit meinem Herrn, da ich mich von ihm wegbegab, überfiel mich ein hitziges Fieber, das acht Tage lang dauerte. Ich war noch nicht davon hergeſtellt; ſo erhielt ich eine Ausfoderung zu einem Zweykampf, ohne die geringſte Gelegenheit dazu gegeben zu haben. Da ich wegen meiner noch fortdaurenden Schwachheit außer Stande war, mich meines Degens zu bedienen; ſo konnte ich zu dieſem wider mich ausgeſonnenen Gefecht keine andere Waffen wählen, als eine Piſtole in die eine, und einen Dolch in die andre Hand. Der Zweykampf gieng zwar für beyde Theile ohne Beſchädigung vorbey. Da aber meine Freunde muthmaßten, wer dieſen Handel angeſtiftet haben möchte; riethen ſie

e mir alle, den Hof zu verlaſſen. Ich that es, und gab mich nach Caſtelgeloux, wo ich Commendant ar. Da ich mir vorgenommen hatte, mich bey dem önig von Navarra zu beurlauben, machten viele delleute, die in ſeinen Dienſten ſtanden, mir den Anag, mich dahin zu begleiten. Unter dieſen meinen reunden waren auch Conſtant, Ste. Marie, L. ... ... und Rambures. Wir ſtiegen alle zu Pferde, d ritten aus, um meinem Herrn, der eben von nem Spazierritt zurückkam, zu begegnen. Wir tra- ihn an, und, ohne daß einer von uns vom Pferde ſtiegen wäre, beurlaubte ich mich von ihm, und eng den Augenblick von Nerac weg.

Sobald ich in Caſtelgeloux angekommen war, rieb ich an Lavardin folgenden Brief:

Mein Herr!

„Ich erinnere Sie hierdurch an die Aufrich-
„tigkeit, deren ich mich gegen Sie bedient habe,
„da ich, blos auf Ihr Ehrenwort, mich auf den
„von dem Herrn von Magdelaine mir angezeig-
„ten Platz zum Zweykampf eingefunden habe,
„ob ich ſchon viele Warnungen erhalten hatte,
„daß derſelbe höchſt unſicher für mich ſey. Die
„Ehre der Aufforderung war alſo ganz auf mei-
„ner Seite. Allein Sie haben bey dieſer Gele-
„genheit, wo nicht Ihre Redlichkeit, doch Ihre
„Vorſichtigkeit zweifelhaft gemacht. Wenn
„alſo der Herr von Magdelaine Luſt haben ſollte,
„dieſen Zweifel aufzuklären; ſo iſt eine ſchöne
„Wieſe zwiſchen Caſtelgeloux und Nerac, wo ich
„auf dem Platz und auf die Stunde erſcheinen
„werde, die Sie mir anzuberaumen belieben
„werden, ohne daß ich eine andere Sicherheit,
„als Ihr Ehrenwort verlange. Ich bin ꝛc.

Nachdem ich dieſes Schreiben weggeſchickt hatte, hielt ich mich zu dieſem neuen Zweykampf bereit. Allein dem Herrn von Magdelaine war vermuthlich die Luſt, ſich mit mir zu ſchlagen, vergangen. Er nahm meine Ausfoderung nicht an. Einige Zeit hernach war ich bey dem gefährlichen Gefechte, das ich im zwölften Kapitel meiner Geſchichte beſchrieben habe (8); und da ich nach dieſem Gefecht wegen der Wunden, die ich dabey bekommen, das Bett hüten mußte; ſo dictirte ich damals die erſten Stanzen meines Trauerſpiels dem Beamten zu Caſtelgelour in die Feder.

Noch muß ich euch einen deutlichen Beweis von dem Neide meines Herrn gegen mich anführen. Kurz nach dem eben gemeldten Treffen hatte ſich der junge Bacoue, von dieſem Treffen weg, nach Agen begeben, wo ſich der König von Navarra damals aufhielt. Der König fragte ihn nach allen Umſtänden des Gefechts, und Bacoue lobte in ſeiner Erzählung mich übermäßig, entweder weil junge Leute insgemein ihr Lob und ihren Tadel übertreiben, oder weil er glaubte, daß er oder einige ſeiner Cameraden mir die Erhaltung ihres Lebens ſchuldig ſeyen, indem ich ſie durch meine lebhafte Anfälle aus den Händen der Feinde gerettet hätte. Unter anderm erzählte er dieſen Umſtand, daß er mit ſeinen Augen geſehen, wie d'Aubign in dieſem Gefecht ſeine Piſtole zwiſchen den Harniſch und zwiſchen das lederne Koller des Kapitains Metan hineingeſteckt, ehe er losgedrückt, damit er ihn gewiß treffen möchte. Der König hieß ihn darüber einen Lügner. Dieß nöthigte den Bacoue, an ſeine Verwandte in Caſtelgelour zu ſchreiben, und ſie zu erſuchen, daß ſie ihm das, was ihnen von dieſer Thatſache bekannt wäre, überſchreiben möchten. Nachdem er ihre Antwort erhalten hatte, zeigte er ſie Lavardin,

welcher nicht nur von der Wahrheit dieſer Sache dadurch überzeugt wurde, ſondern auch noch weiter in dieſem Schreiben angezeigt fand, daß die zween Offiziere, Méges, Baſtanes, und noch drey andre ihre Wunden aufweiſen könnten, die ſie in jenem Gefechte von mir, Aubigné bekommen haben, da ich auf dem Boden gelegen hätte. Lavardin hinterbrachte alle dieſe Umſtände dem Könige, mit dem Beyſatz: daß Kapitain Dominge einer von den vorderſten bey jenem Gefechte geweſen ſey und Wunder dabey gethan hätte. Dieſer Kapitain hatte nehmlich einen Eyd gethan, nicht eher an den Hof von Navarra zurückzukehren, bis er vorher die Feinde des Königs hätte ſchlagen helfen. Und dieß gab mir Veranlaſſung, ihn, ſo bald ich von meinen Wunden hergeſtellt war, mit mir in den Krieg bey Bayonne zu nehmen, wo mir jene Begebenheit aufſtieß, die ich im zwölften Kapitel meiner Geſchichte erzählt habe. Da alſo Dominge ſeinem Eyd ein Genüge gethan hatte, gieng er nach Agen zurück. Er zeigte ſich dem Könige, da er eben mit Lavardin Ball ſpielte. Dieſer verließ das Spiel, ſo bald er ihn ſah, um ihn über das Treffen auszufragen. Dominge ertheilte mir dabey viele Lobſprüche, die, wenn ſie nicht ſo übertrieben waren, zum wenigſten mit mehr Klugheit vorgetragen wurden, als ſie mir der junge Bacoue ertheilt hatte. Aber er hatte damit unſerm gemeinſchaftlichen Herrn ſo ſchlecht den Hof gemacht, daß er weder ſeine Zuneigung noch irgend eine Belohnung für die acht und dreyßig Flintenſchüſſe erhielt, die er in ſeinem Dienſte bekommen hatte. Merket meine Kinder! weſſen die großen Herrn, und ſelbſt die größten und beſten, fähig ſind. Der König von Navarra, mein Herr, war gewiß ein ſehr tapferer und mit großen Tugenden begabter Mann; dennoch hatte er einen neidiſchen Character. Es war

ihm ein Vergnügen, seine Diener wegen ihrer Fehler zu beschimpfen, und das Lob, das ihnen gegeben wurde, wenn sie etwas gut ausführten, war sein Verdruß.

Inzwischen war der Gouverneur von Castelgelour gestorben, und die ganze Stadt war eines Sinnes, dieß Gouvernement von dem Könige für mich zu erbitten; theils aus Freundschaft für meine Person, theils weil ich des Verstorbenen Lieutenant war. Allein ich verhinderte es, weil ich damals so schlecht in der Gnade meines Herrn stand, daß ich mich dem Schimpfe einer abschlägigen Antwort nicht aussetzen wollte. Um eben diese Zeit widerfuhr mir noch eine empfindliche Kränkung. Ich hatte Castelnau-de-Maumes, bey Bourdeaux, mit Leitern erstiegen und eingenommen. Allein die Frau des Orts, die sich in die Freundschaft des Lavardin und hernach in sein Bett einzuschleichen gewußt hatte, brachte es mit leichter Mühe dahin, daß die Anführer bey dieser Unternehmung unrecht haben, und den dadurch verursachten Schaden ersetzen mußten. Die Gegenvorstellungen, welche von den Herrn von Meru und de la Noue, im Namen der ganzen reformirten Parthie, gemacht wurden, waren vergeblich.

Dessen ungeachtet blieben die von Castelgelour hartnäckig dabey, daß sie diesen Platz behalten wollten. Und obschon die Frau von Castelnau es durch ihre Unterhandlungen und Vorstellungen so weit brachte, daß der Herr von Villars mit vierzehn Kanonen gegen den Ort anrückte, um ihn zu belagern, auch der König von Navarra sein Wort gegeben hatte, dem Ort keine Hülfe zuzuschicken; so warf ich mich doch, da schon der General die Laufgräben davor eröffnete, mit fünfzig Soldaten und beynahe zweyhundert Büchsenschützen zu Pferde in den Platz, und machte damit

eine

eine ſolche Parade, daß der Herr von Villars glaubte, dem Orte ſey, wider die gegebene Verſicherung, Hülfe zugeſendet worden. Er ließ alſo den Marſch ſchlagen, und zog ſich gegen Manciet zurück.

Da alſo dieſe Unternehmung mißlungen war, verſuchte Lavardin, einige Soldaten von Caſtelgelour, die zu Caſtelnau in Beſatzung geblieben waren, zu verführen. Er ſtellte ihnen vor, daß er ihr Oberſter ſey, und man ſie alſo der Verrätherey keineswegs beſchuldigen könne, wenn ſie ſeinen Befehlen Gehorſam leiſteten. Dieſe waren: daß ſie dem la-Salle de-Chiron, einem Papiſten, behülflich ſeyn ſollten, damit er den Platz überrumpeln könnte. Allein meine Soldaten entdeckten mir alles. Ich gab ihnen Anweiſung, wie ſie ſich hiebey zu verhalten hätten, machte Mine, als wenn ich meine Beſatzung in den Krieg führen wollte, gieng des Nachts wieder mit ihr in den Platz zurück und empfieng die Papiſten ſo gut mit Büchſenſchüſſen, daß ihrer ſechs und vierzig auf dem Platz blieben. Doch wurde ich bey dieſer Gelegenheit auch verwundet.

Der König von Navarra war über dieſen Vorgang ſo ſehr erzürnt, daß er den Herrn des Orts nach Caſtelgelour abſchickte und uns drohen ließ: er wolle diejenige von uns, die ſich in Caſtelnau befänden, mit vier Canonen belagern laſſen. Man antwortete ihm, daß, wer vierzehn Kanonen nicht geachtet hätte, ſich vor vieren nicht fürchten würde.

Als es kurz hierauf Friede worden war, verließ ich Caſtelgelour. Doch ehe ich abzog, nahm ich von dem Könige von Navarra folgenden ſchriftlichen Abſchied:

„Sire!

„Sire!

„Ihr Gedächtniß wird Ihnen ſagen, daß ich „Ihnen zwölf Jahre lang gedient, und in Ihren Dienſten zwölf Wunden auf meinen Leib „bekommen habe. Es wird Sie an Ihre Gefangenſchaft erinnern, und wie die Hand, die „Ihnen dieſes ſchreibt, die Riegel derſelben „zerbrochen hat. Endlich wird es Ihnen ſagen: „daß dieſe Hand in Ihren Dienſten rein geblieben iſt von allem Unrecht, leer von Ihren Wohlthaten, unbeſchmutzt durch irgend eine Beſtechung, ſowohl von Ihrer, als von Ihrer Feinde „Seite. Durch dieſes Schreiben empfehle ich „Sie Gott, dem ich meine vergangene Dienſte „zu belohnen oder zu beſtrafen überlaſſe. Meine „künftigen Dienſte werde ich Ihnen auf dieſe „Weiſe widmen, daß ich mich beſtreben will, Sie „zur Erkenntniß zu bringen, wie Sie, durch „den Verluſt meiner, verlohren haben.

„Ihren ꝛc.

Da ich mich von Caſtelgeloux wegbegab, nahm ich mir vor, meinen Weg über Agen zu nehmen und der Frau von la Roque, die mir in allem meinem Unglück und Nöthen Muttertreue erwieſen hatte, meine Dankſagung zu machen. Da ich zu ihr nach Agen kam, traf ich in dieſem Ort den großen Wachtelhund an, welcher ehmals in dem Bette des Königs, zu ſeinen Füſſen, öfters auch zwiſchen ihm und Frontenac zu ſchlafen pflegte. Dieß arme Thier, welches damals von ſeinem Herrn verlaſſen war und für Hunger kaum ſeine Haut tragen konnte, erkannte mich augenblicklich, kam zu mir, und machte mir tauſend Liebkoſun-

ſungen. Der Anblick rührte mich ſo ſehr, daß ich den unglücklichen Hund einer armen Frau in der Stadt in die Koſt gab und für ihn bezahlte. Auf ſein Halsband aber ließ ich folgendes Sonnet ſtechen *):

Kennſt du ihn dann nicht mehr, den ehrlichen Citron?
Einſt ſchlief er ja auf deinem heil'gen Bette.
Nun iſt der harte Boden ſeine Lagerſtätte,
Für Treue und Naturtalent ein bittrer Lohn!
Er kannte Freund und Feind, ſo bald er ihn erblickt,
Mit Bellen ſchröckt' er Diebe, Mörder mit den Zähnen.
Wie kömmt es, daß jetzt Herr und Diener ihn verhöhnen,
Ihn Froſt und Hunger plagt, ihn Schimpf und Elend drückt?
Ha! dieſer Lohn für Fürſtendienſt iſt königlich!
In ſeiner muntern Jugend hat er dir gefallen,
Durch ſeine Artigkeit gefiel er allen,

Sein

*) Le fidelle Citron, qui conchoit autrefois
ſur vôtre Lit ſacré, couche ors ſur la dure.
C'eſt ce fidelle chien, qui addrit de Nature
á faire des Amis et des traitres le Choix.
C'eſt lui, qui effravoit les Brigands de ſa voix,
des Dents les Aſſaiſſins. D'où vient donc qu'il endure
la faim, le froid, les coups, le dedains et l'injure?
Payement coutumier du Service des Rois.
Sa fierté, ſa Beauté, ſa Jeuneſſe agréable,
le fit chérir de vous, mais il fut redoutable
a vous haineux, aux ſiens pour ſa Dexterité.
Courtiſans! qui jettez vos dedaigneuſes vues
ſur ce chien delaiſſé, mort de faim par les Rues,
Attendés ce Loyer de la fidelité!

Sein Muth war dein- und seinen Feinden fürchterlich.

Hofschranzen! die ihr jetzt mit ecklem Blick
Das arme herrenlose Thier betrachtet,
Wie es im Elend irrt, in Hunger schmachtet,
Hofft, wenn ihr redlich dient, kein andres Glück!

Ein paar Tage nachher reiste der König von Navarra durch Agen, und der arme Citron wurde ihm in diesem seinem Halsschmuck zugeführt. Er las die Aufschrift, veränderte die Farbe, und schien bestürzt zu seyn. Aber einige Zeit hernach fand er sich in einer noch größern Verlegenheit. In einer allgemeinen Versammlung, die zu Ste. Foi gehalten wurde, fragten ihn die Abgeordnete von Languedoc: wo d'Aubigné sey, und was er mit einem solchen nützlichen Diener gemacht habe, der ihre Provinz gerettet hätte? Hierauf antwortete er doch noch so viel: er sehe d'Aubigné noch immer als seinen Diener an und werde ihn bald wieder zu sich rufen lassen.

Meine Kinder! Da ich von Castelgeloux weggieng, hatte ich mir vorgenommen, erst meine Freunde in Poitou zu besuchen, dann meine Güter zu verkaufen, mich zum Prinzen Casimir, dem zweyten Sohn des Churfürsten von der Pfalz, dem ich sehr wohl bekannt war, zu begeben, und ihm meine Dienste anzutragen. Aber meine Sachen nahmen eine ganz andre Wendung. Denn da ich zu St Gelais anlangte, und noch nicht vom Pferde gestiegen war, hatte ich, an einem Fenster, Susanne de Lezai aus der Familie von Vivonne erblickt, und in dem Augenblick wurde ich so sterblich in sie verliebt, daß sich meine Reise sogleich hier bey meinen Freunden, den Herrn von St.

Gelais und de la Boulaie, endigte. Sie ergriffen dieſe Gelegenheit eilends, um mich von jenem Vorhaben abzubringen, und mich bey ſich zu behalten, in der Abſicht, mir die Ausführung verſchiedener Projecte, die ſie gemacht hatten, anzuvertrauen. Sie hatten keine große Mühe, mich dazu zu überreden. Denn der Eckel für einer beſtändigen Ruhe, der Durſt nach Ruhm, der Eifer für die Religion und die Begierde, meinen undankbaren Herrn den Verluſt von mir empfinden zu machen, bewogen mich, alle ihre Vorſchläge einzugehen.

In dieſer Abſicht begab ich mich nach Nantes, um dieſe Stadt auszuſpähen. Aber ich wurde daſelbſt beynahe in Arreſt genommen, und meine Reiſe war ganz fruchtloß. Denn ich fand die Sachen dort in keiner ſolchen Lage, daß eine Unternehmung auf dieſe Stadt räthlich geweſen wäre. Nach meiner Zurückkunft entwarf ich einen Anſchlag auf Montaigú, und hernach einen auf Limoges, zu welchem letztern mich die Herrn von Prinçay und von Bouchet ermunterten, indem ſie mir die ſchmeichelhafte Vorſtellung machten: daß ich, außer meinem Muth und Fähigkeit, Anſehen genug bey den Hugenoten hätte, um von ihnen Genehmigung alles deſſen, was ich unternehmen würde, zu erhalten. Dieſe letztere Unternehmung iſt von mir, der Länge nach, in dem vierten Kapitel des vierten Buchs und des zweyten Abſchnittes beſchrieben (19). Ich will hier nur noch dieß beyfügen: daß ich damals zween Miſſethätern, die zum Schwerdt verurtheilt waren, in dem Augenblick, da das Urtheil an ihnen vollſtreckt werden ſollte, die Anzahl Hiebe, die ihnen gegeben werden würden, vorausgeſagt habe.

Die Vorwürfe, welche dem König von Navarra meinetwegen gemacht wurden, und ein heimliches Miß-

ver-

vergnügen, daß er gewiß überzeugt war: ich hätte gegründete Urſache, mich wegen vieler Dinge über ihn zu beſchweren; hatten nach und nach einen Eindruck auf ſein Gemüth gemacht. Einige Verrätherenen und Untreue, die er an andern erfahren, vermehrten dieſen Eindruck. Hiezu kam nun noch Eiferſucht und Furcht, ich möchte, wenn ich mich dem Prinzen Caſimir ergäbe, dieſem Fürſten Mittel und Wege zeigen, ſich zum Beſchützer unſrer Kirchen aufzuwerfen. Dieß alles zuſammengenommen, nebſt mehrern herzhaften Thaten, die er von mir erfuhr und allemal ſeinen Hofleuten wieder erzählte, bewog ihn endlich zu dem Entſchluſſe, mich wieder zu ſich zu rufen. Er ſchrieb mir deswegen vier Briefe hintereinander, die ich alle, ſo wie ich ſie erhielt, ins Feuer warf. Aber mein Mißvergnügen verſchwand gänzlich, als mir hinterbracht wurde, daß er, ſo bald ihm die Nachricht von meiner Unternehmung auf Limoges und von meiner dortigen Gefangenſchaft zugekommen war, einige Kleinodien ſeiner Gemahlin bey Seite gethan habe, um mein Löſegeld damit zu bezahlen und mich in Freyheit zu ſetzen, und daß er, da ihm die Zeitung zugekommen, als wenn mir der Kopf abgeſchlagen worden ſey, ein großes Mitleiden darüber bezeugt und alle ſeine Gemüthsruhe darüber verlohren habe. Dieß alles rührte nun auch mich wieder ſo ſehr, daß ich ſogleich den Entſchluß faßte, wieder in ſeine Dienſte zurückzukehren.

Während meiner Entfernung von dem Hofe von Navarra, befand ſich la Boulaie einſt in der Geſellſchaft des Herrn von Magdelaine, und fieng an, mit ihm von den oben beſchriebenen Händeln zu reden, die jener mit mir gehabt. Da ihm derſelbe eingeſtand, daß man uns damals ohne einzige Urſache an einander ge-

hetzt hätte; ſo machte ihm la Boulaie, als ein junger hitziger Mann, eine Ehrenſache daraus, und ſagte ihm: wenn er es verlange, wolle er ihm ſeinen Freund d'Aubign', den Degen in der Fauſt, auf den Platz ſtellen. Mir wurde dieß wieder geſagt, und ſogleich ſchrieb ich an Boulaie: daß er an einem feſtgeſetzten Tage den bemeldten la Magdelaine bey ſich zum Nachteſſen und Nachtquartier behalten möchte, damit er und ſein Gaſt am folgenden Morgen ſich auf den Weg, zwiſchen Barbaſte und Merac, begeben könnten, um ſich im bloßem Hemde, auf Dolch und Degen, mit mir zu ſchlagen. In dieſer Abſicht begab ich mich auf der Poſt, von Mer bey Orleans, wo ich mich damals aufhielt, nach Caſtelgeloux, und ſchickte ſogleich einen Bedienten nach Barbaſte, der mir ein Schreiben von la Boulaie zurückbrachte, worinn er mir anzeigte, daß der Handel richtig ſey. La Magdelaine werde bey ihm zu Nacht ſpeiſen, und ſein Nachtquartier nehmen, um ſich an dem anberaumten Ort und Zeit einfinden zu können. Da nun die Parthie auf dieſe Weiſe ausgemacht war, ſtand ich früh auf, verrichtete mein Gebet ſehr andächtig, frühſtückte gut, und begab mich auf den Platz. Nach einer halben Stunde, die ich dort warten mußte, ſah ich zween zu Pferde auf mich zukommen. Einer von ihnen, la Boulaie, galoppirte, ſobald er mich erblickt hatte, zu mir her, und rief mir noch von weitem zu: Mirakel und kein Krieg! Unſer Mann iſt um Mitternacht durch einen Catharr an allen Gliedern lahm geworden! Ich antwortete: dieß habe ich heute frühe durch mein Gebet bewirkt! und den Augenblick kehrte ich nach Caſtelgeloux zurück. Acht Jahre darauf begegnete ich dem nehmlichen la Magdelaine wieder, zu Montauban. Er hatte damals ſeinen Degen bey ſich, und trat ganz ſteif einher. Ich ſchickte Frontenac an ihn, und ließ ihn fragen: ob er jetzt von ſei-

ner Krankheit gut genug hergeſtellt ſey, daß er einen Gang mit mir wagen könnte, weil er doch die Zweykämpfe ſo ſehr liebe? Er antwortete: Nein! und Frontenac brachte mir dieſe Antwort vor die Stadt hinaus, wohin ich mich begeben hatte, den la Magdelaine zu erwarten. Dieß war eine Handlung von mir, die ich nicht rechtfertigen will. Ich unternahm ſie wider den Rath meiner Freunde, bloß weil dieſer Renommiſte im Ruf ſtand: daß er acht Edelleute im Zweykampf erlegt hätte, ohne einen Tropfen Bluts zu verlieren.

Nachdem die Neuigkeit von meiner Rückkehr in meines Herrn Dienſte bekannt worden war; kamen mir alle junge Edelleute des Hofs von Navarra — welche eine beſondere Geſellſchaft unter dem Namen, Demogorgoniſten, unter ſich errichtet hatten, weil ihr Anführer ſich Demogorgon nannte — an dem Tage, da ich in Nerac anlangte, entgegen. Mein Einzug wurde dadurch auffallend genug. Und hier muß ich noch einen närriſchen Streich von einem ſehr kurzweiligen und beherzten Burſchen, Decour, erzählen, welchen ich, vor dieſem, zu dem König von Navarra, als Kammerdiener in Dienſt gebracht hatte. Sobald ich in Ungnade gefallen war, wollte er nimmer bey Hofe bleiben, ſo ſehr ihn auch der Prinz dazu aufmunterte. Mit aller Gewalt verlangte er mich in meinem ſchlimmen Schickſal zu begleiten. Wie ich alſo mit ihm nach Nerac reiste, und wußte, daß wegen des geſchloſſenen Friedens alle Wege ſicher ſeyen, ſandte ich ihn voran, um meine Ankunft zu melden. Der König von Navarra kannte ihn ſogleich, und fragte ihn, wo er her komme? Er antwortete auf dieſe Frage nichts, als Ja! und auf alle andre Fragen, die der König an ihn that, gab er keine andre Antwort, als

die

dieſe, ſie mochte ſich ſchicken oder nicht. Da ſich der König darüber wunderte, ſagte er: Sire! ich werde in Zukunft nichts reden, als, Ja! Denn die einzige Urſache, warum rechtſchaffene Leute von den groſſen Herrn weggejagt werden, iſt dieſe: daß ſie nicht auf alle Fragen, die an ſie gemacht werden, immer mit dieſem Wort antworten.

Mein Herr empfieng mich mit groſſen Liebkoſungen und vielen Verſicherungen ſeiner Verſöhnung. Dieß bewog auch ſeine Gemahlin, mir höchſt gnädig und ſogar vertraulich, zu begegnen. Sie mochte auch vielleicht gewiſſe Dienſtgefälligkeiten von mir erwarten; aber darin wurde ihre Erwartung getäuſcht. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Nerac hielt der König von Navarra, der auf einen neuen Krieg dachte, einen Rath darüber. Er rief aber niemand dazu, als den Vicomte von Turenne, Favas, Conſtant und mich. Unter den fünf Perſonen bey dieſer Berathſchlagung waren die vier erſtere ſterblich verliebt und ließen ſich blindlings von ihren Maitreſſen leiten. Da nun dieſe den Krieg durchaus haben wollten, weil ſie von dem Hofe von Frankreich einige Beleidigungen erlitten zu haben glaubten; ſo ward der Krieg beſchloſſen. Und dieß war die Urſache, warum dieſer Krieg der Krieg der Verliebten genannt wurde. Denn auch auf der andern Seite wurden die Lieblinge Königs Heinrichs des dritten durch ihre Maitreſſen zum Kriege gereizt, welche in der Tapferkeit ihrer Liebhaber, die ſie in dieſem Kriege beweiſen würden, einen eiteln Ruhm ſuchten. Ihr werdet dieſen Krieg der Verliebten im fünften Kapitel des vierten Buchs und des zweyten Abſchnitts meiner Geſchichte beſchrieben finden (20).

Ich habe oben geſagt, daß die freundſchaftliche Aeuſſerungen, die mir der König von Navarra aus

Gelegenheit der Unternehmung auf Limoges bewiesen, mich zur Rückkehr in seine Dienste bewogen haben. Ich erinnere euch deswegen, meine Kinder! alles, was ich von dieser Unternehmung im Anfang des ebn angezeigten vierten Kapitels geschrieben habe, mit Bedacht zu lesen. Ihr werdet dort lehrreiche Unterweisungen finden, die euch sehr nützlich werden können. Leset ferner in dem folgenden Kapitel die Zurüstungen zum Krieg der Verliebten, und in dem sechsten Kapitel die Einnahme von Montaigu, wo ihr sehen werdet, was euer Vater dabey gethan und welche Gefahren er dabey überstanden hat. Hauptsächlich aber leset mit Aufmerksamkeit im zehnten Kapitel des angezeigten Buchs meiner Geschichte die Unternehmung auf Blaie (21). Wenn ich bey derselben einen Fehler gemacht habe, so war es dieser: daß ich, da ich zu unsrem Haufen wieder zurückkam, welcher in meiner Abwesenheit den Rückzug beschlossen hatte, nicht genug Vorsicht angewandt hatte, die Sturmleitern gut und sicher anzulegen. Betrachtet meine unmässige Eitelkeit, die ich damals gezeigt, die vermessene Worte, die ich gebraucht habe, und wie mich Gott auf eine gerechte Weise dafür gestraft hat, wie theuer sie mich in der Folge zu stehen gekommen sind! Diese Rede gab dem Pardaillan Gelegenheit, meinem Herrn zu sagen: es würde die äusserste Unbesonnenheit seyn, einem Mann von meiner Art, von einem so stolzen und ungebändigten Gemüthe, ein Gouvernement anzuvertrauen.

Da die Unternehmung auf Blaie gefehlt hatte, begab ich mich nach Montaigu. Und als ich daselbst erfahren hatte, daß der Graf von Rochefoucaut den Gouverneur von Pons, Usson, mit sich nach Nerac genommen und dieser letztere jene Unternehmung auf

Blaie

Blaie zu meinem Nachtheil erzählt habe; reiste ich sogleich mit Lallu und drey andern Edelleuten, die mit bey jener Unternehmung gewesen waren, die achtzig Meilen von Montaigu nach Nerac. Wir machten die Reise zwischen diesen beyden Orten unter tausend Gefahren. Gleich am zweyten Tage nach unsrer Ankunft zu Nerac bat ich den König, den Gouverneur Usson und den Grafen von Rochefoucaut in unsrer Gegenwart vor sich kommen zu lassen, damit ich mich wegen Blaie rechtfertigen könnte. Ich erzählte dann die ganze Unternehmung von Umstand zu Umstand auf eine so überzeugende Weise, daß ich dem d'Usson das Bekenntniß abnöthigte: es habe sich alles so zugetragen, wie ich es erzähle. Mein Herr erlaubte mir hierauf, alle diejenige Lügen zu strafen, die das geringste an meiner Erzählung ändern würden. Dieß konnte nun nicht geschehen, ohne daß sich einige von dem Gefolge des Gouverneurs dadurch beleidigt gefunden hätten. Daher erfolgten hierauf viele Ausforderungen, die sich aber in einen gütlichen Vergleich endigten, kraft dessen der König von Navarra eine öffentliche Erklärung zu meinem Vortheil that. Diese werdet ihr noch unter meinen Papieren finden, und ihr müsset sie, als eine sehr rühmliche Urkunde unserer Familie, sorgfältig aufbewahren.

Diese Reise war Ursache, daß ich mich gerade damals zu Nerac befand, als der Marschall von Biron vor diesen Ort kam, und die Bravade machte, welche ich im eilften Kapitel meiner Geschichte beschrieben habe (22). Eine epidemische Furcht hatte damals die Hugenotten in Gascogne befallen. Ich versammelte also in der Geschwindigkeit einige meiner alten Freunde von Castelgelour, und hielt mich mit ihnen so herzhaft, daß ich unsern muthlosen Hof wieder beruhigte. In dieser Zeit befand sich niemand an dem-

ſelben, als die zwo Prinzeſſinnen, die Königin von Navarra und die Schweſter meines Herrn. Dieſe erhoben meinen bey dieſer Gelegenheit bezeugten Muth weit über Verdienſt, und ſo, daß die Hofleute, welche bey dieſer Gefahr einige Muthloſigkeit bezeugt hatten, gar nicht damit zufrieden waren.

Nachdem die Angelegenheit, welche mich nach Nerac gebracht hatte, auf die ſchon erzählte Art geendigt war, gieng ich wieder nach Montaigu zurück, nur von fünfzehn Büchſenſchützen zu Pferde begleitet. Auf meinem Wege wurde ich nahe bey Cours von ſechzig leichten Reutern von la Hait angegriffen. Aber ich wußte mich meiner Vortheile ſo gut zu bedienen, daß ich mich mit Ehre aus dem Gefechte zog, und drey Edelleute von jener Seite auf dem Platz blieben. In dem Verfolg meiner Reiſe hätte ich in den Weinbergen von St. Preux beynahe einen großen Schimpf erlitten. Ich paſſirte dort um Mitternacht mit vier andern einen ſchmalen Fußweg und ſah einige Leute zu Pferde auf uns zukommen, die uns, ſobald ſie bey uns waren, ohne ſich zu bedenken, mit dem Degen in der Fauſt anfielen. Es iſt wahr; wenn ich und meine Gefährten hätten ausweichen und das freye Feld gewinnen können, ſo würden wir dieß gethan haben. Denn wir verlangten nichts, als nur unſern Weg in der Stille fortzuſetzen, weil wir uns damalen mitten zwiſchen vier feindlichen Beſatzungen befanden. Und dennoch würde es eine große Schande für uns geweſen ſeyn, wenn wir wirklich ausgewichen wären. Denn es waren nur ihrer vier, die uns ſo hitzig anfielen, zween Pfaffen, und zween Betrunkene, die ſich zuſammen verſchworen hatten, alles, was ihnen auf ihrem Wege begegnen würde, anzugreiffen. Wir beſtraften ſie alſo für ihre Unbeſonnenheit recht tüchtig.

Ich

Ich brachte dieſes Jahr zu Montaigû in lauter muthigen Kriegsübungen zu. Die Reuterey, welche dort lag, war in drey Brigaden eingetheilt, welche wechſelsweiſe auf Parthien ausgiengen. Die eine davon wurde von la Boulaie, die zweyte von St. Etienne und die dritte von mir angeführt. Dieſe dritte Brigade erwarb ſich in dieſer Gegend den Zunamen: Albaneſer, weil ſie beſtändig auf Streiferey ausgieng. In einer dieſer Streifereyen hatte ich ein Gefechte mit Peliſſoniere, Cornet des Herzogs von Mayenne. Er mußte acht der Seinigen auf dem Platz laſſen und rettete ſich ſelbſt mit einem durch einen Piſtolenſchuß zerſchmetterten Arm. Bey einer andern Streiferey ſchlug ich eine Compagnie vom Regimente von Brûére, in der Gegend von Angers.

Noch wurde Montaigû belagert, und ihr könnet die Zurüſtungen zu dieſer Belagerung, und was ſie für ein Ende genommen, in dem fünfzehnten und ſechzehenten Kapitel meiner Geſchichte leſen. Ich will hier nur noch dieß erwähnen, daß in dieſem Jahre, das ich in Montaigû zugebracht, zehn Verräthereyen zur Uebergabe dieſes Platzes angeſponnen, aber mit Galgen und Schwerdt an denen, die ſie unternahmen, beſtraft worden ſind, indem ich die Verräther alle durch die Phyſiognomik entdeckt hatte. Die Belagerte haben dreyßig Ausfälle, wobey es ſehr heiß hergieng, und wovon ich neun und zwanzig commandirt habe, gewagt. St. Etienne that einen davon, und führte nur die Mannſchaft aus Niederpoitu dazu an, um den Ruhm, den ſich die Albaneſer durch ihre Ausfälle erworben hatten, in etwas herabzuſetzen. Allein der erbärmliche Ausgang, den dieſer Ausfall gewonnen, diente vielmehr zu Vermehrung des Ruhms der letztern. Noch will ich euch nicht verſchweigen,

daß ich der Capitain gewesen bin, welchen damals der Graf du Lude herausgefordert hat, und daß alle die übrige Thaten, die in den angeführten Kapiteln meiner Geschichte einem erdichteten Namen zugeschrieben sind, gleichfalls mir zugehören.

Dieser Krieg, welcher der Krieg der Verliebten genannt wurde, war nur Strohfeuer. Es ward Friede, und ich begab mich nach Libourne in Guienne, wo ich eine große Versammlung der Prinzen antraf, bey welcher ich die im zweyten Kapitel des fünften Buchs und des zweyten Abschnitts meiner Historie angeführte Geschäfte betrieb (23). Ich finde bey dieser Gelegenheit nichts weiter hinzuzusetzen, als einen poetischen Einfall von mir, der nicht in meine Geschichte taugte.

Ich befand mich eines Tags mit dem Marschall d'Anville an dem Ufer der Drogne. Der Marschall fieng an tief zu seufzen, lößte ein Stück einer Rinde von einem Baume ab, der im Saft stand, und schrieb, weil er damals eine gewisse Dame liebte, folgende verliebte lateinische Verse darauf:

Oceanum felix properas si flumen ad oras,
Littus et Hesperium tangere fata sinunt,
Siste parum et liquidas qui jam dilolvor in undas
Extinctum lacrumis ad vada nota feres.
Sic poterit, teneras urit quae flamma medullas,
Mersa tamen patriis vivere forlan aquis.

Beglückter Fluß! du eilst, ins Meer dich zu ergiessen,
Und bald vielleicht wirst du sein westlich Ufer grüßen.
Steh still! und — wie ich in Thränen zerflossen bin —
Nimm mich mit dir an die geliebte Küste hin!

Die

Die Flammen, die mein Innerſtes verbrennen,
Sie werden dann in vaterländiſchen Fluten brennen können.

Der Marſchall wollte dieſe überſchriebene Rinde in den Strom werfen, und bückte ſich deswegen. Ich bemächtigte mich aber derſelben, überſetzte in der Geſchwindigkeit die lateiniſchen Verſe in franzöſiſche Lyriſche, und ſchrieb dieſe auf die nehmliche Rinde *). Dieſe Ueberſetzung auf der Stelle, erwarb mir die Freundſchaft des Marſchalls, und bewog ihn, in der Folge einige Unterredungen über die Religion mit mir zu halten.

In dieſe Zeit fällt die Begebenheit, wobey ich gute Dienſte gethan habe, und die ihr im vierten Kapitel des fünften Buchs und des zweyten Abſchnitts meiner Geſchichte leſen könnet (24). Kurz darauf befand ſich der König von Navarra in Verlegenheit, wegen der groſſen Kriegsrüſtungen, die der Herr von Lanſac auf der einen, und der Vicomte d'Aubeterre auf der andern Seite machten und wozu ſie den Vor-

*) Fleuve, ſi le cours de tes eaux
va rendre l'Ocean proſpére,
ſi la fortune moins amére
après tant de morts et de maux
permet aux bienheureux ruiſſeaux
de l'Eſpagne, ma douce mére,
de méler leur onde belle et claire
avec le flots de mes flambeaux,
ſais une pauſe, pour me prendre
et me preus, afin de me rendre
a ces bords diſtillé en pleurs;
le feu, qui brule mes mouelles,
pourra, ſans noyer ſes ardeurs,
vivre en ſes ondes naturelles.

wand von Privatſtreitigkeiten nahmen, die ſie mit einander auszumachen hätten. Luſſan, der um ihr Geheimniß wußte, und ſich nicht zu den ernſtlichen Gegenanſtalten, die der König im Sinne hatte, gebrauchen laſſen wollte, kam zu meinem Herrn auf der Jagd und entdeckte ihm, daß die Abſicht jener großen Zurüſtungen dahin abzwecke, Rochelle zu überrumpeln, und zwar durch das eiſerne Gitter vor den Mühlen von St. Nicolas. Sogleich ſandte mich mein Herr ab, um die Rochelleer deswegen zu warnen. Als ich in Rochelle angekommen war, verlangte ich: die Bürger ſollten drey zuverläßige Männer aus ihrem Mittel wählen, denen ich ein Geheimniß von großer Wichtigkeit anvertrauen und mich mit ihnen darüber berathſchlagen könnte. Sie antworteten mir: daß ſie alle zuverläßige Leute ſeyen, man könne ihnen ſicher alles anvertrauen, und ſie verlangten alle, dieß Geheimniß zu wiſſen. Allein ich ſagte ihnen hierauf: Jeſus Chriſtus, welcher mehr Unterſcheidungskraft gehabt habe, als ſie, habe unter ſeinen Apoſteln einen Verräther gefunden. Wenn ſie alſo nicht anders ſprechen wollten, ſo nähme ich hiemit meinen Abſchied von ihnen. Dieſe trozige Antwort machte, daß ſie drey von ihren angeſehenſten Bürgern zu dieſem Geſchäft ernannten. Ich führte ſie zu dem oben angezeigten Gitter. Wir unterſuchten es, und fanden alle eiſerne Stangen daran durchgefeilt, bis auf zwo. Da nun auf dieſe Weiſe der Anſchlag auf Rochelle außer Zweifel geſetzt war; gab ich ihnen den Rath, auf die Ueberrumpler einen Hinterhalt zu machen. Aber ſie konnten nicht Blut ſehen — und ich konnte ſie nicht dazu bewegen.

Ungeachtet hierdurch das Unternehmen der Herrn von Lanſac und von Aubeterre vereitelt worden war, wagten ſie ſich doch einen Monat hernach noch einmal

mit

mit ihren Völkern ins Feld. Aber ich verſprach meinem Herrn, alle ihre Unternehmungen rückgängig zu machen. Ich nahm zu dieſem Ende nicht mehr, als zehn Mann von ſeiner Garde und einige andere Soldaten zu mir, miſchte mich mit dieſem kleinen auserleſenen Haufen unter die Feinde, und da ſie des Nachts marſchirten, folgte ich ihnen beſtändig auf dem Fuſſe nach, ohne daß ſie mich entdeckten. Sobald es Tag wurde, machte ich in einiger Entfernung von ihnen Halt. Dieß that ich alles in der Abſicht, um mich ſogleich in den erſten Platz, den ſie anzugreifen Mine machten, mit Hülfe der Nacht werfen zu können. Alsdann würde ich in einem ſolchen Platz einige Büchſenſchützen an mich gezogen, und mit dieſen Leuten, in einiger Entfernung von dem Ort, einen Hinterhalt auf den Vortrab des Feindes gemacht haben. Dieß iſt überhaupt das ſicherſte Mittel, alle Ueberrumplung eines Platzes zu verhüten. Allein dießmal wurde mir keine Mühe gemacht. Die ganze Unternehmung blieb ein bloßer Spaziergang. Einige Zeit darauf begab ſich der König von Navarra nach Cadillac. Er bat dort den großen Franciſcus von Candale, der unter dieſem Namen männiglich bekannt war, ihm ſein fürtreffliches Cabinet ſehen zu laſſen. Dieſer verwilligte es, mit der Bedingung, daß niemand hineingehen ſollte, als wer von dergleichen Cabinetsſtücken Kenntniß hätte. Mein Herr antwortete hierauf: Nein! mein Oncle! ich werde keinen Menſchen mit mir hineinbringen, der es nicht mit mehr Verſtand anſehen, und den Werth deſſelben beſſer ſchätzen könnte, als ich. Er ließ ſich alſo von niemand dahin begleiten, als von den Herrn von Clervant, von Pleſſis Mornay, von Ste. Adelgonde, Conſtant, Peliſſon und von mir. Die Geſellſchaft fieng ſogleich an, ſich bey einem mechaniſchen Verſuche aufzuhalten, da eine ſchwere Kanone vermit-

vermittelſt einer kleinen Maſchine, die ein Kind von ſechs Jahren bewegte, von der Stelle gehoben wurde. Indeß ſie auf dieſen Verſuch aufmerkſam waren, betrachtete einen ſchwarzen Marmor, von ſieben Schuhen ins Gevierte, der dem Herrn von Candale anſtatt eines Tiſches diente. Ich nahm eine Kreide, die ich fand und ſchrieb, indem die andern auf die kleine Maſchine Acht hatten, folgende zwey Verſe auf den Marmor:

Non iſthaec, Princeps, Regem tractare doceto:
Sed docta Regni pondera ferre manu.

Nein! führe nicht, o Prinz! den König hiezu an!
Lehr ihn, wie er die Laſt des Reichs mit Klugheit, lenken kann!

Nachdem ich dieß geſchrieben hatte, deckte ich den Marmor wieder zu, und gieng wieder zur Geſellſchaft. Dieſe kam endlich auch zu dem Marmor, und der Herr von Candale ſagte zu meinem Herrn: Sehen Sie! dieß iſt mein Tiſch. Drauf that er die Decke davon weg, und ſah ſogleich meine zween lateiniſche Verſe. Ha! rief er darüber aus: da iſt ein Mann unter uns! — Wie? verſetzte der König von Navarra, halten Sie uns andre für Thiere? Ich bitte Sie, mein Oncle! aus der Mine zu errathen, welcher von uns dieſen Streich geſpielt hat? Dieß gab hernach Gelegenheit zu einer weitern ſcherzhaften Unterhaltung.

Da die Königin Mutter eine Reiſe in Languedok vorgenommen hatte, beſtimmte ſie auf der Rückreiſe dem König von Navarra zum Ort ihrer Zuſammenkunft St. Mairant. Die Königin, ſeine Gemahlin, welche mit der Königin, ihrer Mutter, ſich nach dem Hof von Frankreich begab, begleitete ſie auch nach St. Mairant. Dieſe Prinzeſſin hatte ſeit einiger Zeit eine

groſſe

große Ungnade auf mich geworfen, theils weil ich so wenig Gefälligkeit gegen ihre Zumuthungen bezeugte, theils weil sie argwöhnte, daß ich der Urheber eines boshaften Streichs wäre, welcher ihrer vertrauten und geheimsten Freundin, der Frau von Duras, gespielt worden war, oder daß ich wenigstens den Clermont-d'Amboise dazu verleitet hätte. Sie fiel daher bey dieser Zusammenkunft ihrem Gemahl zu Füssen und bat ihn, unter dem Beystand ihrer Mutter, die sie dazu zu bewegen gewußt hatte, mit Thränen, mich, ihr zu Gefallen, von seinem Hofe zu verbannen, und mich nimmer vor sich kommen zu lassen. Mein Herr versprach es ihr. Unter andern Dingen konnte sie mir einige Stachelreden, die mir wider sie entwischt waren, und besonders folgende, nicht verzeihen. Die Marschallin von Rez hatte dem d'Entragues, ihrem Liebhaber, ein Herz von Diamanten gegeben. Die Königin von Navarra aber hatte d'Entragues der Marschallin entführt, und um ihren Sieg vollkommener zu machen, forderte sie ihm jenes Herz von Diamanten ab. Sie rühmte sich hernach bey jeder Gelegenheit, daß sie ein Herz von Diamant besitze. Da ich nun von der Parthie der Marschallin wider die Königin war; so sagte ich darüber: Ja! sie hat wirklich ein Herz von Diamant; denn nur Bocksblut kann einen Eindruck darauf machen (25).

Da mein Herr den beyden Königinnen sein Wort gegeben hatte; so gab er mir öffentlich meinen Abschied, heimlich aber sagte er mir: ich sollte bey ihm bleiben, mich den Tag über verborgen halten, alle Nächte aber bey ihm auf seinem Zimmer zubringen. Diese verstellte Ungnade gab mir Gelegenheit, meine wahre und falsche Freunde kennen zu lernen.

Um dieſe Zeit bemühte ich mich auch, in meiner Liebe mit oben gemeldter Suſanne von Lezay weiter zu kommen. In meiner Abweſenheit ſchrieb der König von Navarra ſelbſt viele Briefe an meine Geliebte zu meinen Gunſten; und da einige ihrer Verwandten und meine Nebenbuhler vorgaben; dieſe Briefe ſeyen alle falſch und nachgemacht, ſo begab er ſich ſelbſt an den Ort ihres Aufenthalts, und bezeugte ihr, daß dieſe Briefe wirklich von ihm geſchrieben worden ſeyen. Er that noch mehr, um der Anwerbung ſeines Dieners Ehre zu machen. Er gab ihr zu gefallen Ringelrennen und Maskenbälle. Die Liebe bewog mich, meinem Herrn hierinn nachzufolgen. Ich gab gleichfalls Bälle, Turniere, Ringelrennen und Wettläufe, wobey ſich ſelbſt der Prinz von Condé, der Graf von Rochefoucaut, und mehrere Perſonen vom erſten Rang einfanden. Ganz Poitou wurde dadurch lebendig, aber zugleich auch der Haß und Neid vieler Edelleute dieſes Landes gegen mich vermehrt. Sie konnten einen Hofmann nicht ausſtehen, deſſen Glanz ihre Augen blendete, aber eben deswegen ihnen unerträglich war.

Da ich jetzt auf den Punct meiner Liebſchaft gekommen bin; ſo muß ich euch, meine Kinder! einen von meinen kleinen Streichen erzählen, den ich geſpielt habe, um zu meinem Zweck zu gelangen, und die Vollziehung der Heurath zu beſchleunigen. Ich verabredete mit meinem Freunde la Tiſſardiere, daß er ſich mit Baugouin, dem Pfleger meiner Geliebten, mit welchem er Streit gehabt hatte, auf eine verſtellte Weiſe wieder ausſöhnen ſollte. Sobald dieß geſchehen war, ſagte er eines Tags zu gemeldtem Baugouin: ich weiß es, daß Ihnen ſowohl d'Aubigné mit ſeinem beſtändigen Anſuchen, als auch verſchiedene vornehme Perſonen durch ihr Zureden zu ihrer Einwilligung in

seine Heurath mit ihrer Pflegtochter sehr überlästig sind; ich weiß aber auch, daß Sie ganz andre Absichten haben, und selbst Ihr Wort schon anderwärts gegeben ist. Wenn Sie mir nun schwören wollen, mich nicht zu verrathen; so will ich Sie ein Mittel lehren, seiner los zu werden, ohne daß er sich darüber beschweren kann. Baugouin gab ihm die verlangte Versicherung unter vielen Umarmungen, und la Tissardiere fuhr weiter in seiner Rede fort. Sie müssen, sagte er, d'Aubigné erklären, wie Sie an ihrem Theil es für eine Ehre hielten, daß er sich um Ihre Pflegtochter bewerbe, indem Sie ihn für einen Edelmann von einem sehr guten Hause und vielen Vorzügen ansähen. Aber zu seinem Unglück hätten einige seiner Mitwerber falsche Nachrichten ausgestreut, die seiner Ehre sehr nachtheilig wären. Sie bäten ihn, sich zu erinnern, wie einige Personen, bey einem öffentlichen Festin, Briefe von Fervaques vorgezeigt hätten, worinn sehr übel von ihm gesprochen werde. Er, d'Aubigné, hätte zwar damals zu jenen Personen öffentlich gesagt: wenn er ihnen durch Vorwürfe über ihre Lügen ihr Herz nicht erschüttern könnte; so wollte er ihnen doch das Gesicht durch Maulschellen in Bewegung bringen. Auch habe er, da ihm niemand hierauf eine Antwort gegeben, dem Fervaques ein Schreiben zugeschickt, worinn er ihn förmlich einen Lügner gescholten und ihm Trotz geboten habe, seine Verläumdungen erweisen zu können. Dieß alles sey nun zwar ihm, Baugouin, sehr wohl bekannt, und er lasse ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß seine Ehre bey dieser Gelegenheit nicht verletzt sey. Allein, da diese ehrenrührige Ausstreuungen über seine Person den Frauen von Rez, von Dampierre, von Brissac, von Rochefoucaut und andern mit dem Fräulein von Lezay verwandten Personen zu Ohren gekommen; so

wünschte

wünschte er, diesen sämtlichen Anverwandten beweisen zu können, daß er nicht aus Uebereilung und Unbedachtsamkeit in die Anwerbung von d'Aubign einwilligte. Daher finde er nöthig, daß eine Uebereinkunfts acte errichtet würde, kraft deren diese sämtlichen Verwandten sich schriftlich verbindlich machten, sogleich den Ehecontract zu unterzeichnen, wenn d'Aubigné seinen Adelstand und das Alter seines Hauses durch tüchtige Beweise und Urkünden dargethan haben würde; daß aber d'Aubigné, sein Wort gebe, von aller Anwerbung abzustehen, wenn er mit den nöthigen Beweisen nicht aufkommen könnte. Nun weiß ich gewiß, fuhr la Tiffardiere weiter fort, daß es d'Aubigné durchaus unmöglich ist, mit solchen Urkunden aufzukommen; folglich werden Sie auf diese Weise von allem ungestümmen Ansuchen des d'Aubigné befreyt und aus aller Verlegenheit, worein Sie sich durch die viele hohe Empfehlungen zu seinen Gunsten gesetzt finden, auf einmal herausgezogen werden.

Baugonin, der dieß alles für Wahrheit aufnahm und durch diesen Vorschlag, den er als ein untrügliches Mittel für seine Absichten ansah, ganz entzückt war, umarmte la Tiffardiere aufs neue von ganzem Herzen, machte ihm tausend Danksagungen und war entschlossen, seinem Rath pünctlichst zu folgen. Der Vergleich wurde also nach den bereits angezeigten Bedingungen errichtet, und es war nun weiter nichts übrig als dieselbe zu erfüllen. Ich meines Orts war darüber nicht einen Augenblick verlegen. Denn ich hatte auf eine glückliche und in der That zufällige Weise, weil ich mich in meinem Leben um keine Beweise meines alten Adels bekümmert habe, einige Urkunden meines Hauses, welche nebst einigem Geräthe auf das Schloß von Archiac in Verwahrung gebracht worden

waren

waren, wieder zur Hand bekommen. Da ich alſo meiner Sache gewiß war, und nun meinen kleinen Streich vollends ausführen wollte; wählte ich den Herrn von Corniou, einen von den Vettern meiner Geliebten, um bey ihm meinen kleinen Schatz zu hinterlegen. Ich that hiebey die öffentliche Erklärung: daß, wenn ein anderer von den Anverwandten, der Alters halben im Stande wäre, ſich mit mir zu ſchlagen, ſich in dieſe Sache mengen würde, derſelbe mich auf dem Leibe haben ſollte. Der Herr von Corniou verſammlete nun die Herrn Demarets, Baugouin und Cataille zu ſich, um meine Papiere zu unterſuchen. Sie fanden darin eine ſonderbare Begebenheit, die ſich aus Gelegenheit einer Streitigkeit und eines darüber entſtandenen Proceſſes zwiſchen dem verſtorbenen d'Aubigné, meinem Vater, und einem Edelmann, Ardenné, zugetragen hatte. Dieſe nehmlich ſchlugen ſich mit einander über den Vortritt bey einer feyerlichen Proceſſion. Sie fanden darin noch weiters, daß mein Vater aus dem Hauſe d'Aubigné d'Anjou abſtammte. Und dieß erhellte ſo. Ermeldter Ardenné hatte in dem Gang des Proceſſes mit meinem Vater, welcher drey Jahre lang gedaurt und mehr als tauſend Thaler Unkoſten verurſacht hatte, den königlichen Fiſcal wider meinen Vater aufgehetzt. Hierdurch wurde mein Vater damals genöthigt, um ſeiner Freylehen willen, einen Heurathstractat und eine Stammtafel von ſechs Generationen vorzulegen, die ſich mit einem Savari d'Aubigni, Gouverneur des Königs in England über das Schloß von Chinon anfieng. Mein Vater hatte damals noch mehr gethan. Er hatte einen gerichtlichen Augenſchein von einer Capelle einnehmen laſſen, die durch gemeldten Savari erbaut worden war. Es wurde eine Augenſcheinsurkunde darüber errichtet, kraft deren ſich in jener Kapelle das

Wappen unſers Hauſes vorgefunden, nehmlich ein ſilberner Löwe, kriechend, mit goldnen Klauen, und einer ausgereckten goldnen Zunge. Das Haus von la Jouſſeliniére, das von dem nehmlichen Stamm abſtammt, hat nachmals ſeinen Löwen geſtygert, weil es ſich mit dem Hauſe von Bretagne in Verbindung eingelaſſen hat.

Nachdem alles auf dieſe Weiſe unterſucht, erwieſen, und durch die oben benannte vier Perſonen anerkannt und unterſchrieben war; vermählte ich mich endlich mit meiner Geliebten, Suſanne von Lezay, nach vielen überwundenen Hinderniſſen, dem oben angezeigten Contract gemäß, ſo bald ich von einer Reiſe, die ich während dieſer Unterſuchung und Beweisführung an den Hof von Navarra gemacht hatte, zurückgekommen war.

Bey meiner neuen Frau durfte ich nicht länger, als drey Wochen, mich aufhalten; denn ich war genöthigt, mich nach Pau zu begeben, wo ich meinen Herrn in einem raſenden Zorn über die Beſchimpfungen, die ſeiner Gemahlin, der Königin, an dem Hofe von Frankreich widerfahren waren, antraf. Er hielt eine große Berathſchlagung darüber, und das Reſultat davon war: daß er mich an den König Heinrich den dritten abſchickte, um wegen dieſer Beſchimpfungen ſeiner Gemahlin und wegen noch andrer Beſchwerden, die in meinem Verhaltungsbefehl angezeigt und von ihm unterſchrieben waren, Genugthuung zu fordern. Da ich beſorgte, ich möchte unterwegs beraubt werden; ſo behielt ich blos eine beglaubte Abſchrift von meinem Verhaltungsbefehl und ſandte das Original in einem verſiegelten Käſtgen meiner Frau, mit dem Verbot, es ja nicht zu öfnen, welches ſie auch — wider die Gewohnheit ihres Geſchlechts —

red-

redlich gehalten hat. Ich begab mich hierauf an den Hof von Frankreich und ſtellte dem König Heinrich dem dritten vor: wie empfindlich der König von Navarra, mein Herr, ſich durch die üble Behandlung ſeiner Gemahlin beleidigt finde, und wie er ſowohl deswegen, als wegen anderer Beleidigungen, die ich anzeigte, öffentliche Genugthuung fordere. Seine allerchriſtlichſte Majeſtät antworteten: daß ſie deswegen an den König, ihren Bruder, ſchreiben wollten. Ich erwiederte mit Unerſchrockenheit: daß ſich eine Schmach von dieſer Art durch bloßes Schreiben nicht wieder gut machen laſſe, und daß mein Herr dies nicht ertragen würde, wenn er nur noch einen Degen hätte, der einen Fuß lang wäre. Und was würde er denn thun? fragten ſeine Majeſtät weiter. Ich antwortete trotzig: Er wird kommen mit dreyßigtauſend Mann, und wird ſich eine Genugthuung nehmen, die der erlittenen Beleidigung gemäß ſeyn wird. Ueber dieſe Reden wurde der König feuerroth im Geſichte, und ſagte zu mir: gehen Sie! ich weiß nicht, was mich abhält, Sie Ihre Unverſchämtheit bereuen zu machen. Er hatte in der That groſſe Luſt, mich in Arreſt ſetzen zu laſſen. Allein die Königin Mutter beſänftigte ihn. Es wurde beſchloſſen, daß man mich mit der Antwort zurückſenden wolle: Seine allerchriſtlichſte Majeſtät würden hienächſt eine Perſon aus ihrem Rath an den König von Navarra abſenden, um Ihn über alle die Klagen, die ich angebracht hätte, zufrieden zu ſtellen.

Dieß war der Ausgang von dieſem meinem Auftrag. Ich will hier nur noch eines beyfügen. Mein Freund, St. Gelais, befand ſich eben zu Pau, da ich von dort zu Ausführung deſſelben abreiſete. Er wurde ſo ſchwermüthig über meine Abweſenheit, daß er ſeine Haare und ſeinen Bart bis zu meiner Zurück-

kunft wachsen ließ. Als mich nun mein Herr ankommen, und in den Garten zu Pau, wo der König gerade spazieren ging, hineintreten sah; schickte er sogleich, ehe er etwas mit mir gesprochen hatte, einen Edelmann an St. Geleis, und ließ ihm sagen: er könne sich nun barbieren und die Haare beschneiden lassen; denn sein Freund, d'Aubigné, sey von seiner Reise zurückgekommen.

Einige Jahre nachher kam der Herzog von Epernon in Gascogne an, in der Absicht, mit dem König von Navarra sich zu unterreden und ihn zu bewegen, daß er sich mit dem König von Frankreich, seinem Schwager, aufrichtig aussöhnen möchte. Die Papisten, die um unsern gemeinschaftlichen Herrn waren, hatten eine Zusammenverschwörung unter sich gemacht, alle ihre Kräfte anzuwenden, um ihn zur Genehmigung der Vorschläge des Herzogs von Epernon so zu bewegen, daß er dem Hofe von Frankreich auf dem halben Wege entgegen gienge. Segür, der erste Rath des Königs, widersetzte sich anfänglich diesem Vorhaben, auf meinen Antrieb sehr nachdrücklich. Aber die Papisten kannten die schwache Seite desselben zu gut, und wußten ihn so sehr einzunehmen, daß sie ihn selbst zu einer Reise an den Hof des Königs Heinrichs bewogen. Da er einmal dort war; wurde ihm von allen Seiten so sehr mit Schmeicheleyen zugesetzt, daß dieser von einem Aeussersten auf das andere abspringende Greis seine ganze Gesinnung änderte, und seinen Herrn nach Paris zu bringen versprach. Um sein Vorhaben auszuführen, predigte er nach seiner Zurückkunft nichts als Wunder von dem König in Frankreich. Er sagte bey aller Gelegenheit: wenn auch gleich seine Minister Teufel wären, so sey doch er, der König, ein Engel. Er that noch mehr. Er

stie-

ſchäfte ſich mit der Gräfin von Guiche, die damals meines Herrn Maitreſſe war und welcher er ſonſt immer mit Verachtung begegnet hatte, wieder aus, damit auch ſie den König nach ſeinem Willen lenken möchte. Durch dieſe Betriebſamkeit nun änderte ſich der Hof von Navarra auf einmal vom Weißen ins Schwarze, und jedermann war über die vorhabende Reiſe des Königs betreten.

Um dieß Vorhaben, das den eifrigen Hugenotten durchaus nicht gefiel, zu zernichten, that ich folgendes. Da ich die Gemüthsart des von Segür ſehr gut kannte; trat ich eines Tags, da er durch den Saal ging, worin die jungen Edelleute des Hofes ſich im Fechten übten, gerade vor ihn hin, noch ganz erhitzt von dieſer Uebung. Ich nahm ihn bey der Hand, führte ihn an ein Fenſter, unter welchem die Felſen von la Bayre lagen, und veranlaßte ihn, in den Abgrund unter dieſem Fenſter hinab zu ſchauen. Ich habe, ſagte ich ihm, von allen rechtſchaffenen Leuten, die ſich hier befinden, den Auftrag, Ihnen zu ſagen, daß Sie an dem nehmlichen Tage, woran unſer Herr von hier an den Hof von Frankreich gehen wird, dieſen Sprung über die Felſen hinunter machen müſſen. Segür war zwar über meine Anrede erſtaunt, doch unterließ er nicht, mich zu fragen: und wer wird ſich unterſtehen, mich zu dieſem Sprung zu zwingen? Der bin ich, antwortete ich ihm; und wenn ichs allein zu thun nicht im Stande ſeyn werde; ſo ſehen Sie hier die, welche mir helfen werden. Segür wandte ſich ſogleich um, und erblickte ein Dutzend meiner Cameraden, lauter entſchloſſene Leute, die, ohne zu wiſſen, von was zwiſchen mir und Segür die Rede war, ihre Hüte ins Geſicht drückten, welches ihre Gewohnheit war, wenn man ſie ſcharf anſahe. Segür erſchrack

über diese Erscheinung, begab sich in dem Augenblick zu dem Könige von Navarra, und hinterbrachte ihm: nicht, wie ich ihn in Furcht gejagt habe, sondern daß ich die Gräfin von Guiche öffentlich eine Hexe, die meinen Herrn behext, genennt und sogar den Arzt Hottemann (26) darüber zu Rath gezogen hätte, ob er keine geheime Künste wüßte, wodurch der König von Navarra entzaubert werden könnte? Er setzte noch hinzu: daß ein huguenottischer Prinz so viele Bemerker und Tadler seiner Handlungen habe, als Diener. Ja, weil er glaubte, daß es ihm Glück und Ehre gelte; erzählte er dem König noch folgende Stachelrede von mir. Der Herr von Bellievre, welcher gerade über von der Gräfin von Guiche wohnte, habe sie sehen in die Messe gehen, von niemand begleitet, als von einem Lauser, einem Hofnarren, einem Mohren, einem Bedienten, einem Affen und einem Schoßhunde. Bellievre habe mich damals, unter Anführung der Ehrenbezeugungen, die einer Maitresse des Königs von Frankreich widerfahren, gefragt: wie es doch komme, daß die Hofleute des Königs von Navarra die Freundin desselben so allein gehen ließen, und nicht einmal die Höflichkeit hätten, sie zu begleiten? Darauf nun habe ich geantwortet: an unserm Hofe befinde sich nur ein feiner und tugendliebender Adel, und der Lauser, der Hofnarr, der Mohr, der Laquay, der Affe und der Schoßhund, die er eben gesehen, seyen die einzigen Sclaven an demselben. —

Unter diesen Umständen machte ich einen kurzen Besuch bey meiner Frau. Allein auf der Rückreise zu meinem Herrn wurde ich von la Boulaie und Constant gewarnt, vom Hofe wegzubleiben, weil die Gräfin von Guiche bey ihrem Liebhaber den Vorsatz eingewickt hätte, daß er mich unbedingen lassen müsse, sobald

ſobald ich wieder zurückkäme; und weil der König auch dem Segür das nehmliche verſprochen hätte. Dieſe Warnung kam mir zu, da ich eben zu Montieu angelangt war. Ich ließ ſogleich meine Dienerſchaft mit meinem Reiſegeräthe Halt machen, nahm die Poſt, kam an den Hof, und ſtieg in meinem Reiſehabit bey der Frau von Boulaie ab. Dieſe war für Schrecken über die Gefahr, welcher ich mich ausſetze, ganz auſſer ſich, und bat mich mit aufgehabenen Händen, daß ich mich wieder zu Pferde ſetzen, und dahin zurückkehren möchte, woher ich gekommen ſey. Aber ich gab auf ihr Bitten wenig Acht, und, entſchloſſen, es koſte, was es wolle, mein Unternehmen auszuführen, ſteckte ich, wider meine Gewohnheit, einen Dolch in meinen Gürtel, begab mich durch eine heimliche Treppe in das Schloß, um den König aufzuſuchen, und überraſchte ihn auch in ſeinem Cabinete, wo er ſich mit der Gräfin von Guiche ganz allein befand. Mein Herr war über meine unvermuthete Zurückkunft und Erſcheinung vor ihm erſtaunt und ſprachloß. Da ich ihn unentſchloſſen ſah, auf welche Weiſe er mich empfangen ſollte, nahm ich mit Unerſchrockenheit das Wort, und redete ihn mit einer ehernen Stirne und auf die Weiſe an, welche mir bey unſern vertrauten Unterredungen ſonſt erlaubt war. Wie? mein Gebieter! kann ſich ein ſo entſchloſſener Mann, wie Sie ſind, durch ſo viele Zweifel und Argwohn aus ſeiner Faſſung bringen laſſen? Hier bin ich, um zu vernehmen, womit ich mich vergangen haben ſolle, und ob ſie meine treuen Dienſte, als ein guter König, oder als ein wahrer Tyrann belohnen wollen? Der König wurde hierüber unruhig und verwirrt, und antwortete mir: Sie wiſſen es, d'Aubigne! daß ich Sie lieb habe; aber ich bitte Sie, erſänftigen Sie das Gemüth des Segür, der ganz auſſerordentlich wider Sie aufgebracht iſt! Den Au-

genblick begab ich mich zu Ségür, und sagte ihm durch meine Vorwürfe, und vermittelst des Dolchs, mit dem er mich bewafnet sah, eine solche Furcht ein, daß er, sobald ich ihn verlassen hatte, sich in höchster Eile zum Könige begab, und ihm sagte: Sire! d'Aubigné ist ein rechtschaffenerer Mann, als ich und Sie! Ségür ließ mir nachmals, um mir zu zeigen, daß er weiter nicht den geringsten Haß gegen mich hege, zweytausend fünfhundert Thaler auszahlen, die man mir wegen verschiedener, auf Befehl meines Herrn gemachter Reisen, schuldig geblieben war, und wovon ich nur einen Sou zu erhalten, alle Hofnung aufgegeben hatte.

Ich habe zu erzählen vergessen, daß die Königin von Navarra, als sie von der Reise, bey welcher ihr der oben angezeigte Schimpf begegnet war, zu ihrem Gemahl zurückgekommen war, sich mit allen Dienern meines Herrn vollkommen ausgesöhnt hatte; nur mit mir nicht. Aber dieß hinderte mich nicht, in einem großen Rath, welcher ihrentwegen gehalten werde, und wobey ich auch war, durch mein Gutachten und meine Vorstellungen das Urtheil der ganzen Versammlung, die bereits einmüthig auf ihren Tod angetragen hatte, gänzlich umzustossen; worüber mir der König, ihr Gemahl, in den stärksten Ausdrücken dankte.

Durch einen Punct meines Ehecontracts wurde festgesetzt, daß ich ein Gut in Poitou kaufen sollte. Ich kaufte also das von Chaillou. Nun müßt ihr wissen, meine Kinder! daß la Parisiére, der Secretair des Königs von Navarra, verschiedene male an seinen Herrn geschrieben hatte: er sollte ja verhindern, daß dergleichen Dinge in Poitou nicht zu Stande kämen; erstlich die Vermählung des Prinzen von Condé mit einer la Trimouille, wegen Taillebourg; zweytens die Heurath einer

einer gewiſſen Perſon wegen Niort; und drittens die meinige mit Suſanne von Lezay, wegen Murſci. Allein alle dieſe drey Dinge kamen zu Stande. Doch widerſetzte man ſich meinem Kauf des Guts von Chaillou, damit ich mich nicht in dieſer Provinz in einen allzu guten Credit ſetzen möchte. Ich vereitelte aber auch dieſen Widerſtand durch meine Vorſtellungen bey dem königlichen Fiſcal zu Poitiers, indem ich ihm begreiflich machte, daß es ſchimpflich ſey, die Namen großer Herrn in ſo geringe und ihrer Aufmerkſamkeit ganz unwürdige Händel zu miſchen, und daß dieß in der Folge ihr Angedenken beflecken müßte.

Der Krieg wider die Reformirte brach nun, durch Betrieb und Anſtiften der Ligue, von neuem aus. Die Prinzen und angeſehenſten Herren von der Parthie der Hugenoten hielten alſo eine ſehr merkwürdige Verſammlung zu Guiſtres. Was dort verhandelt und beſchloſſen worden, auch das kleine aber gefährliche Gefecht von St. Mandé, findet ihr in dem ſechsten Kapitel des fünften Buchs und des zweyten Abſchnitts meiner Geſchichte beſchrieben (27).

Was den Zug des Herzogs von Mercoeur in die Landſchaft Poitou betrift, will ich dabey nur dies berühren, daß ich mich damals bey der calviniſtiſchen Armee, welche dem ermeldten Herzog die Spize bot, als Sergent de Bataille befand, und damals den Fußvölkern die Wichtigkeit und Nothwendigkeit des Gebrauchs der Piquen bemerkbar machte, und zwar wider die Meynung des Königs von Navarra, der nichts auf den Gebrauch der Piquen hielt. In meiner Hiſtorie habe ich bey dieſer Gelegenheit unter dem Titel eines Meſtre de Camp mich ſelbſt verſtanden.

In diesem Feldzug machten St. Gelais und ich nur mit zehn Edelleuten und fünfzehn Soldaten drey Compagnien Fußvolks zu Gefangenen. Da wir sie ihre Capitulation unterzeichnen ließen, nöthigten wir sie, daß sie noch die Clausul hinzusetzen mußten: dem abscheulichen Artikel des constanzischen Concilium zu entsagen, kraft dessen man nicht verbunden ist, den Ketzern Treu und Glauben zu halten.

Nachher begleitete ich den Prinzen von Condé zur Belagerung von Brouage, und nachdem er dieselbe aufgehoben hatte, zu der Unternehmung auf Angers, die ich in dem zweyten Abschnitt, fünften Buch und zwölften Kapitel meiner Geschichte beschrieben habe. Bey dieser Unternehmung war ich unendlich vielen Gefahren ausgesetzt. Meiner Frau kam einmals die Nachricht zu, daß ich bey einer Gelegenheit, wo unsre Völker in Unordnung gerathen waren, das Leben eingebüßt hätte. Diese falsche Sage erhielt sich drey Wochen lang. Da sie nun, eines Tags, fünfzehn Pferde und sieben Maulthiere von meiner Equipage, auf deren einem, und zwar oben auf der Decke, mein Hut und mein Degen lag, in dem Hofe ihres Hauses ankommen sahe, erschrack sie über diese unvermuthete Erscheinung so heftig, daß sie plötzlich in Ohnmacht fiel. Ich war an diesem Zufall ganz unschuldig. Denn da ich mich aus der Vorstadt von Angers herausgezogen, hatte ich den Befehl gegeben, daß meine Equipage dem Regiment folgen sollte, und nichts bey mir behalten, als eine Kopfdecke unter meine Sturmhaube und einen sehr kurzen Degen. Als ich nun ausser aller Gefahr und bereit war, nach Hause zu gehen; gab ich meiner Frau voraus von meiner Ankunft Nachricht, und zwar durch zween Briefe, die ich nach einander in einem Abstande von zehn Meilen ablaufen

ließ,

eß, um die gefährliche Wirkungen einer unverhofften nd plötzlichen Freude zu verhindern.

Nun, da ich wieder zu Hauſe war, ſchmeichelte ch mir mit der Hofnung, nach überſtandner ſo vieler Mühe und Gefahr, wenigſtens eine Zeit lang, ausuhen zu dörfen. Allein der Herr von Rohan, die Reſſer und hauptſächlich die geſammte Geiſtlichkeit baen mich um Gottes willen, ein Regiment zu errichten, nd die Fahne von Iſrael wehen zu laſſen; ſandten mir uch zu dieſem Ende die nöthige Geldhülfe.

Ich fieng alſo damit an, daß ich die vier Compagnien, welche ich zu der Unternehmung auf Angers eführt hatte, wieder zuſammen brachte. Hernach rwählte ich die Inſel von Rochefort zum Sammelplaz, eil ich daſelbſt in gröſſerer Sicherheit war. Ich rachte dort eilfhundert Mann auf, und fieng mit ihen den Krieg in der Provinz Poitou an. Was ich ort ausgerichtet habe, iſt in dem zweyten Kapitel es erſten Buchs im dritten Abſchnitt meiner Gechichte beſchrieben. Wenn die viele Bitten des Herrn on Laval nicht geweſen wären, würde ich mich damals n den Inſeln von St. Philibert feſtgeſezt haben.

Da die Hugenoten in Poitou und Xaintonge chlecht angeführt wurden, ſo bemächtigte ich mich der Inſel Oleron, machte aber dabey einen merkwürdigen Fehler. Ich vermuthete nehmlich einigen Widerſtand ey meiner Landung auf der Inſel. Daher verbot ich llen meinen Offizieren, daß keiner von ihnen vor mir n Land gehen ſollte. Um dieſe Pralerey zu behaupen, warf ich mich in einen Nachen, und hatte niemand bey mir, als Menteil, de l'Isle und den Capitain Brou, der ſelbſt ruderte. Als ich nun nahe an dem Platz war, wo ich an Land ſteigen wollte, erblikte

blickte ich eine Barke, die wir zwar anfangs nur für ein Fischerfahrzeug ansahen, die ich aber bald darauf für ein zum Krieg ausgerüstetes Fahrzeug erkannte. Es wurde von dem Capitain Medecin commandirt, der ein braver Soldat war und sich großen Ruhm erworben hatte. Da er nicht nur zur See sehr erfahren war, sondern auch alle Untiefen und Sandbänke in dieser Gegend vollkommen kannte; so spannte er alle Segel auf, und gieng gerade auf den künftigen Gouverneur von Oleron loß. Sogleich rief mir der Capitain Broue zu: d'Aubigné! Sie sind verlohren! und da ist kein anderer Rath zu unserer Rettung, als daß wir an dem Vordertheil dieses Schiffs, das auf uns loßgeht, wegfahren. Ich war seiner Meynung, und wir ruderten gerade auf dasselbe zu. Medecin, der unsre Absicht bald errieth, ließ sogleich sechzig Mousquetiere, die er auf seinem Schiffe hatte, sich fertig machen, und da wir ungefähr noch zwanzig Schritte mit unserm Nachen entfernt waren, alle zumahl Feuer auf uns geben. Allein die Uebereilung, mit welcher sie uns die Salve gaben, war Schuld, daß niemand verwundet wurde, als Capitain Broue, und zwar nur leicht. Sobald wir zwanzig Schritte vorbey waren, stand er wieder auf, und rief unsern Feinden zu: an Galgen mit euch, ihr Henkersknechte! Ihr habt den Gouverneur von Oleron verfehlt! Diese Prahlerey zog uns einige Canonenschüsse zu, die uns gleichwohl mehr Furcht als Schaden verursachten. Nachdem also diese Gefahr vorüber war, gewannen wir das Land, stiegen aus, und wir drey, an der Spitze einiger Soldaten, die auf andern Fahrzeugen angelangt waren, verjagten die Einwohner der Insel, die sich gegen uns versammelt hatten, ohne Schwerdstreich. Nachher aber, da sie sich wieder gefaßt hatten, kam es denn doch zu verschiedenen Gefechten mit ihnen. Ich besonders

mich bey allen, und zwar immer ungeharnischt; ausser bey zwo Gelegenheiten, da ich einen festen Platz recognoscirte. Die Einwohner auf Oleron hatten vier Wagen, mit Proviant beladen, zusammengebracht und für den Herrn von St. Luc bestimmt, der damals die Völker der Catholiken in Niederpoitou commandirte und von welchem sie Beystand erwarteten. Da sie sich aber in ihrer Erwartung hintergangen sahen, wollten sie diese Proviantwagen wieder in ihre Stadt zurückschicken. Dagegen setzte sich der Procureur der Insel, Roger Bontems, und wollte durchaus haben, daß mir damit eine Verehrung gemacht würde. Als er mir sie nun übergab, redete er mich folgendergestalt an: Ich muß Ihnen die Wahrheit nicht verschweigen mein Herr! Dieß Geschenk war eben nicht geradezu für Sie bestimmt, sondern eigentlich fürden, welcher Meister von unsrer Insel bleiben würde....

Das erste, was ich that, nachdem ich auf der Insel angekommen war, und die Hugenoten wider die Anfälle der Catholiken sicher gestellt hatte, war dieß, daß ich den Capitain Bordeau cassirte. Dieser war Sergentmajor daselbst, und ihm war die Vertheidigung der Verschanzung der Calvinisten wider die Catholiken anvertraut gewesen. Er hatte aber capitulirt, ohne jemand darüber zu fragen, und die Verschanzung verlassen. Nachher wollte er sich auf eine unstatthafte Weise damit entschuldigen, daß zwey Drittheile von seinen Soldaten Catholiken gewesen seyen. Nach diesem ließ ich eine Citadelle anlegen, die in Zeit von vierzehn Tagen schon in gutem Vertheidigungsstande war. In drey Monaten war sie mit einem doppelten Graben umgeben, davon der eine sich von Brunnenwasser, und der andere von fischreichem Meerwasser anfüllte. Und so sahe ich mich in kurzer Zeit in den Stand gesetzt,

ſetzt, in meiner neuen Eroberung eine Belagerung aushalten zu können; und zwar dieß um ſo mehr, als ich auch in Abſicht auf die nöthige Kriegs- und Mundbedürfniſſe alles wohl beſorgt hatte.

Der König von Navarra, welcher inzwiſchen nach Rochelle gekommen war, begab ſich auch nach der Inſel Oleron, um meine angelegte Veſtungswerke in Augenſchein zu nehmen. Aber mein Regiment wollte er nicht beſichtigen, weil ihm der Graf von Rochefoucaut geſagt hatte, daß er mehr, als zweyhundert von meinen Soldaten in ſcharlachenen Hoſen, mit ſilbernen Borden beſetzt, erblicken würde. Dieß, nebſt den prächtigen Feſtins, die ich bey dieſer Gelegenheit dem Prinzen und allen denen gab, die ihn begleiteten, zog mir den Neid des Herrn und ſeiner Diener zu. In dem Zeitraum, da ich auf Oleron commandirte, wagten die von Brouage fünf Landungen auf dieſe Inſel, und wurden eben ſo oft geſchlagen und zurückgetrieben. Endlich aber wandte mir das Glück den Rücken zu. Ich ward belagert, gefangen genommen, und meine Völker wurden ganz und gar aus der Inſel gejagt. Man ließ mich zwar auf mein Ehrenwort loß, aber kurze Zeit hernach ſtellte ich mich wieder in die Gefangenſchaft, worin ich die äuſſerſte Lebensgefahr auszuſtehen hatte. Damalen, als meine Gefahr aufs höchſte geſtiegen war, verfertigte ich ein Gebet zu Gott; und am zweyten Tag hernach wurde ich aus meiner Gefangenſchaft befreyt. Ich überſetzte dieſes Gebet nachher in lateiniſche Verſe, die ihr unter meinen Papieren finden werdet. Es fängt mit den Worten an: Non ea cura lacent etc.

Ich habe euch, meine Kinder! oben ſchon etwas von der weibiſchen Gemüthsart des Königs von Na-

Navarra gesagt. Jetzt will ich euch noch ein Exempel davon geben. Ich hatte mir in diesem letzten Krieg das Zutrauen aller eifrigen Calvinisten erworben. Nach meiner Befreyung aus der Gefangenschaft begab ich mich wieder nach Rochelle, wo sich der König von Navarra noch aufhielt. Er sah also, wie man mich daselbst mit Ehrenbezeugungen empfieng und mir mit unterscheidender Höflichkeit begegnete, sah, daß die angesehensten Männer dieser Stadt mich fleißig besuchten und alle gute Hugenoten, hauptsächlich die Geistlichen, die sich in seinem Gefolge befanden, mir viele Achtung zeigten. Dieß erweckte bey ihm eine solche Eifersucht, daß er sich die äusserste Mühe gab, eine Gelegenheit auszufinden, um mich kränken zu können. Sie zeigte sich endlich, oder sie wurde vielmehr von ihm gemacht. Da ich auf der Insel Oleron Befehlshaber war, begab es sich, daß ein Soldat von meinem Regimente, der aus einem guten Hause in Rochelle war, einem Unteroffizier von der Obristencompagnie, der ihn auf die Wache commandirte, den Gehorsam verweigert, und ihn, weil er ein armer Teufel war, auf der Hauptwache mit höhnischen Worten beschimpft hatte. Ich ließ Kriegsrecht über ihn halten; und da er eingestehen mußte, daß ihn der Unteroffizier zweymal auf die Wache commandirt, und er dennoch nicht habe gehorchen wollen, so wurde er verurtheilt, arquebusirt zu werden. Doch wurde hernach dieses Urtheil auf Fürbitte der Fähnriche meines Regiments dahin gemildert, daß er für untüchtig zu fernern Kriegsdiensten erklärt und vom Regiment gejagt wurde. Sobald der König von Navarra nach Rochelle gekommen war, wußte sich eine Tante von diesem Soldaten, vermittelst einer sehr argen Baase von ihr, bey meinem Herrn einzuschmeicheln, und beklagte sich bey ihm über die Strenge, womit ihr Vetter in dem oben gemeldten Kriegsrechte

behan-

behandelt worden ſey. Der mißgünſtige Prinz ergriff dieſe Gelegenheit, mir eine Tücke zu beweiſen, ſogleich, und ließ mich, da er einſt Rath hielt, in dieſer Abſicht durch einen Rathsdiener vorladen. Ich vermuthete, daß ich in den Rath gefordert worden ſey, um meine Meynung über die Annäherung des Marſchalls von Biron zu ſagen. Ich erſtaunte alſo nicht wenig, als ich an die Thüre des Saals kam, worin die Rathsverſammlung gehalten wurde, und dort den gemeldten Soldaten antraf, begleitet von dem Bürgermeiſter Guiton und zwanzig andern Bürgern, die alle mit ihm verwandt waren, und daſelbſt das Reſultat dieſer Rathsverſammlung abwarteten. Ich trat in den Verſammlungsſaal hinein, und ſobald mich der König von Navarra erblickte, redete er mich unter vielen ſpöttiſchen Verbeugungen alſo an: Seyen Sie mir gegrüßt, Sertorius, Manlius, Scipio, Cato Cenſor, und wenn das Alterthum noch einen berühmtern Heerführer aufzuweiſen hat, ſo ſey er mir auch in Ihnen gegrüßt! Ich empfand dieſen beleidigenden Spott, und antwortete augenblicklich: Sire! wenn in dieſer Rathsverſammlung von einem Punct die Frage iſt, der die Kriegszucht betrift, von welcher Sie ein Feind ſind; ſo verwerfe ich Sie, als Richter. Der König war deſſen zufrieden, und verfügte ſich in ein andres Zimmer. Ich aber, ohne mich niederzuſetzen, begnügte mich anſtatt aller Verantwortung und Rechtfertigung des von mir ausgeſprochenen Kriegsrechts, bloß den Umſtand anzuführen: daß dieſer Soldat ſeinem Unteroffizier den Gehorſam verweigert habe. Dann ſchwieg ich.

Der Herr von Voir, der in Abweſenheit meines Herrn in der Rathsverſammlung präſidirte, ſammelte hierauf die Stimmen, und nachdem dieß geſche-

ſchehen war, fieng er die Publication des Urtheils damit an, daß er mir viele Lobeserhebungen ertheilte, und mich ermahnte, die Kriegszucht ferner zu erhalten. Nur haben, ſetzte er hinzu, wir bey ihrem Kriegsurtheil den einzigen Umſtand zu tadeln gefunden: daß Sie ſich, da dieſer Rebelle im Kriegsdienſte auf eine ſo gerechte Weiſe zum Tode verurtheilt worden war, die Macht herausgenommen haben, ſeine Strafe zu mildern; eine Befugniß, die nur einem General zuſteht. Sehr zufrieden, daß man bey dieſer Gelegenheit nichts an mir auszuſetzen gefunden hatte, als meine Gütigkeit, ſtellte ich hierauf der Verſammlung vor: daß ich, als Gouverneur von der Inſel Oleron, abgeſchnitten von der Communication mit dem feſten Lande, und nach der Vollmacht, die ich gehabt hätte, Stücke zu gießen, und Schlachten zu liefern, wohl berechtigt geweſen ſey, dieſen Pardon zu ertheilen. Die ganze Rathsverſammlung gab mir Recht, und der König von Navarra ſelbſt wurde bey dieſer Gelegenheit auf eine zwar beſcheidene Weiſe, aber doch ſehr getadelt, daß er ſo wenig Achtung für die Erhaltung einer guten Policey und Kriegszucht bezeuge, ohne deren Beobachtung doch ein Soldat nichts anders, als ein Räuber, wäre.

Dergleichen beleidigende Begegnungen vom Könige von Navarra, und noch mehr die gänzliche Räumung der Inſel Oleron, die ich nicht genehmigen und ertragen konnte, weil ich das Gouvernement dieſer Inſel mit ſo vieler Mühe, Koſten und Gefahr mir erworben hatte, nöthigten mich endlich, mich nach Haus zu begeben. Dort erwachte in mir eine Rachbegierde, die mir einen Gedanken eingab, welchen alle üble Begegnung, Verdruß und Gefahr nicht bey mir hatte regemachen können. Ich nahm mir vor, mich gänzlich von

meinem Herrn Abſchied zu nehmen, und, in einem Anfall von Verzweiflung, faßte ich den Entſchluß, meiner Religion einen großen und ausgezeichneten Dienſt zu erweiſen, und dabey mein Leben aufzuopfern. Allein, als ich nachdachte, daß ich meiner Religion keine Dienſte leiſten könnte, ohne der Parthie, die ich verlaſſen wollte, zugleich nützlich zu ſeyn, blieb ich zweifelhaft, was ich thun ſollte, bis der Teufel ſich dieſer meiner Unentſchloſſenheit und Verwirrung dazu bediente, daß er mir eingab: alles, was ich in Abſicht auf Religion in meiner Jugend erlernt hätte, als Vorurtheile wegzuwerfen, und die Religionsſtreitigkeiten aus dem Grunde zu ſtudieren, um zu ſehen, ob dann nicht ein Schatten von Wahrſcheinlichkeit dafür da wäre, in der römiſchen Religion ſelig werden zu können.

Während dieſer meiner ſtürmiſchen Gemüthsverfaſſung waren mir einige Aeuſſerungen meines Vorhabens entfahren. Daher beiferten ſich die Herrn von St. Lüc, von Lanſac, von Allupe und andre Papiſten um die Wette, mich mit Controverſsbüchern zu verſehen. Der erſte, den ich las, war Panigarola. Ich warf ihn weg, als einen Schwätzer. Der zweyte war Campianus. Ich bewunderte an ihm ſeine Beredſamkeit. Aber da ich gute Gründe und nicht ſchöne Ausdrücke ſuchte, verließ ich ihn gleichfalls, und ſchrieb auf das Titelblatt ſeines Buchs ſtatt decem Rationes (zehn Beweisgründe den Titel: decem Declamationes (zehn Ueberredungen). Nun kam die Reihe an Bellarmin. Ich fand Geſchmack an ihm. Seine Gründe und ſeine Art, ſie vorzutragen, gefielen mir. Ich war entzückt über die ſcheinbare Aufrichtigkeit, mit welcher er die Gründe der Reformirten anführte; und ich glaubte nun, gefunden zu haben, was ich ſuche. Allein, da ich mir Mühe gab, die Gründe, womit er die unſrige umzuſtoſſen und zu widerlegen ſucht, mit

Er-

Genauigkeit zu unterſuchen und zu zergliedern; fand ich ſie weder überzeugend, noch genugthuend. Ich wurde alſo in meiner Religion mehr, als jemals, feſt; wozu mir die Widerlegungen des Ritakers und Sir Brand Luberts, welche ſich dieſem Jeſuiten entgegengeſetzt haben, ſehr behülflich wären (28). Als nun jene Papiſten, die mir die angezeigte Bücher zugeſandt hatten, ſich bey mir erkundigten, was das Leſen derſelben bey mir bewürkt hätte; antwortete ich ihnen: daß ich vermittelſt fleißigen Nachſinnens, und durch Hülfe des Gebets zu Gott, das ich allemal vor der Leſung dergleichen Schriften auf den Knien verrichtete, alles das Blendende und Verführeriſche, das ich in denſelben angetroffen, bemerkt und weggeräumt hätte, und ihnen wegen der Ueberſendung jener Bücher danke.

Zu Ende der ſechs Monate, die ich zu Hauſe zubrachte, waren die Angelegenheiten der Hugenotten in einen jämmerlichen Zuſtand herabgeſunken. Dieß erweckte bey meinem undankbaren Herrn den Gedanken, mich wieder an ſich zu locken. Um mich wieder zu beſänftigen, ließ er mir den Antrag machen, daß ich einen natürlichen Sohn, der ihm eben damals gebohren wurde, zu mir in die Koſt nehmen möchte. Aber ich dankte ſchönſtens. Nachher lud er mich ein, mich bey der Recognoſcirung auf Talmont einzufinden. Als ich von dort zurückkam, fiel ich in eine ſchwere Krankheit, welche vier Monate dauerte. Sobald ſie ein wenig nachließ und mir die Nachricht zugekommen war, daß es in kurzer Zeit bey Taillebourg zu einer Schlacht kommen würde, begab ich mich auf den Weg dahin. Da aber die Armee ſchon weiter vorgerückt war, ſo traffe ich in der Geſchwindigkeit fünfzehn Mouſquetiere, die ſich verloffen hatten, acht Reuter und eine

beträchtliche Dienerſchaft zuſammen, und machte da-mit einen langen Zug, um allem Hinterhalt von Sei-ten der Beſatzung von Xaintes zu entgehen. Bey die-ſer Vorſicht befand ich mich ſehr wohl. Denn in ei-nem ſehr dichten Walde, auf einem ſehr engen Wege, ſtieß ich auf drey Compagnien, die dort im Hinter-halt lagen; und die lange Reihe meiner Bedienten verurſachte, daß dieſe Völker aus ihrem Vortheil her-vorbrachen, ehe meine Soldaten eingeſchloſſen wurden. Dieß gab mir Zeit, meine Leute in Ordnung zu ſtellen, zwo Salven zu geben, und dann mit dem Degen in der Fauſt dieſes Geſindel davon zu jagen. In die-ſem Scharmützel verlohr ich mehr nicht, als einen ein-zigen Soldaten, der Feind aber einen Lieutenant und Fähndrich; er bekam auch viele Verwundete.

Da ich mich auf dieſe Weiſe glücklich aus dieſem Hinterhalt gezogen hatte, langte ich bey der Armee an, wo ich ſogleich mein Amt, als Stallmeiſter bey dem König von Navarra, meinem Herrn, wieder an-trat, und ſolches bis zur Schlacht von Coutras ver-waltete. Aber ſobald ich am Tage dieſer Schlacht meinem Herrn aufs Pferd geholfen hatte, nahm ich meinen Platz unter den Marechaux de Camp. Mein Herr hatte mir die Ehre, das Schlachtfeld zu beſtim-men, und die Schlachtordnung einzurichten, gänzlich überlaſſen. Sobald nun die Schlacht ihren Anfang nahm, mußte ich mich in ein beſonderes Gefechte mit dem Herrn von Vaux, Lieutenant des Herrn von Bel-legarde, einlaſſen. Weil ich wegen der Schwachheit, die mir von meiner Krankheit zurückgeblieben war, kei-nen Helm aufſetzen konnte, gab er mir eine ſtarke Wunde ins Kinn, und ich gab ihm dagegen einen Stich ins rechte Aug, der tief in den Kopf drang. Dieß war das dritte oder vierte mal, daß wir bey Schlachten be-

ſon-

ſonders an einander gekommen waren. Nachdem die Schlacht gewonnen war, verfolgte ich mit zehn Edelleuten, die ſich mit mir vereinigten, und mich zum Anführer wählten, die Flüchtigen, und jagte mit dieſem kleinen Haufen dem Feinde drey Meilen weit nach, erlegte viele, und verhinderte, daß ſie ſich nicht wieder ſetzen konnten.

Da der König von Navarra, nach der Schlacht von Coutras, mehr freye Hand bekam, als jemals, wollte er eine Unternehmung in Bretagne ausführen, die ich lange Zeit vorher ausgedacht hatte. Erſt hatte er die Abſicht, dieſe Ausführung dem Herrn von la Roue, und hernach dem Vicomte von Turenne, zu übertragen. Der letztere bat auch meinen Herrn auf das inſtändigſte, ihm dieſe Unternehmung anzuvertrauen. Allein der König wollte dem erſtern keine Gelegenheit verſchaffen, ſeinen Ruhm höher zu bringen, und auch dem zweyten keinen Anlaß geben, ſeinen Credit zu vermehren. Er wollte einen Mann von weniger Bedeutung dazu wählen, den er ſtecken laſſen konnte, wenn ihm die Luſt dazu ankam. Seine Wahl fiel alſo auf du Pleſſis Mornay; mich, als den ehemaligen Angeber dieſer Unternehmung, nöthigte er, ihn zu begleiten und ihm beyzuſtehen. Ich gieng Ehrenhalber mit; aber ich ſagte meinem Herrn voraus, daß dieſe Unternehmung nicht glücken würde, weil er befohlen hatte, daß ſich die Unternehmungen der Schiffflotte der Rochelle nach den Progreſſen der Landmacht richten ſollten, welches gerade umgekehrt hätte ſeyn ſollen. In der That wurde dieſer ganze Anſchlag ſo ausgeführt, daß nichts dabey herauskam.

Einige Zeit nachher ließ der König den Herrn von Turenne und mich zu ſich rufen, und entdeckte uns

während eines Spaziergangs ſeine Verlegenheit und Verwirrung, wegen ſeiner vorhabenden Vermählung mit der Gräfin von Guiche. Denn er hatte ihr bereits den unbedingten Verſpruch gethan, ſich mit ihr zu vermählen, und befahl uns, die ganze Nacht darüber nachzudenken, was wir ihm am folgenden Tage für einen Rath in dieſer verwickelten Sache geben wollten. Der Vicomte von Turenne beſchäfftigte ſich in der That die ganze Nacht durch mit Nachdenken darüber. Allein er ſah ein, wie gefährlich es wäre, in einer ſolchen Sache zu rathen, faßte den Entſchluß, aller Verantwortung auszuweichen, und erdichtete zu dieſem Ende eine unumgängliche Nothwendigkeit, nach Maraas zu verreiſen.

Ich konnte mich als Stallmeiſter nicht ſo leicht von meinem Herrn entfernen, entſchloß mich alſo, meine Pflicht zu thun, wie es einem redlichen Diener zuſtünde. Der König ritt am folgenden Morgen zur Stadt, wo ſich damals der Hof aufhielt, hinaus, gleichſam um Spazieren zu reiten. Er nahm mich hier beyſeite, und als er ſeinem übrigen Gefolge befohlen hatte, ſich zu entfernen, hielt er mir eine ſtudirte und wohl überdachte Rede von mehr als zwo Stunden. Er fieng damit an, daß er mehr als dreyßig Beyſpiele von Prinzen aus dem gegenwärtigen und aus den ältern Jahrhunderten anführte, die ſich bey ihren Vermählungen mit Frauen von geringerm Stand ſehr wohl befunden hätten. Alsdann erzählte er viele Begebenheiten, wodurch er erweiſen wollte, daß die Verbindungen der größten Häuſer unter einander, öfters den Ruin ſowohl der großen Herrn, als ihrer Staaten, nach ſich gezogen hätten. Er beſchloß ſeine Rede damit, daß er ſich über die Ungerechtigkeit beſchwerte, womit Leute, die nichts von Liebe empfänden, die Ver-

lieb-

liebten beurtheilten, und ſich anmaßten, ihnen Regeln des Lebens vorzuſchreiben. Endlich redete er mich an: d'Aubigné! bey meinen gegenwärtigen Umſtänden habe ich deines Raths mehr, als jemals, nöthig. Ich bitte dich alſo, daß du mir deine Meynung über den gegenwärtigen Fall, nach deiner gewohnten Treue und nach den Regeln deiner ſtrengen Moral, eröfneſt, und mir nach der Wichtigkeit der Sache, da all mein Glück und meine Ruhe auf dem Spiel ſteht, deinen Rath ertheileſt, was ich zu thun habe?

Da ich meine Lection, die verwichene Nacht über, auch gut ſtudirt hatte, und ich ſahe, daß der König Offenherzigkeit von mir verlange; ſo fieng ich meine Antwort damit an, daß ich auf die ſchlechten Diener groſſer Herrn ſchalt, die ſich auf dergleichen Beyſpiele und Begebenheiten ſtützten, um den unordentlichen Begierden ihrer Herrn zu ſchmeicheln. Ich ſagte: ſie ſeyen um ſo weniger zu entſchuldigen, da ſie die ſtrafwürdige Neigungen ihrer Herrn auf eine vorſetzliche Weiſe anfachten und unterhielten. Und Sire! fuhr ich fort, ſo verführeriſch auch alle dieſe Beyſpiele ſeyn mögen; ſo paſſen ſie doch alle nicht auf Ihren Fall. Denn die Prinzen, die Sie angeführt haben, befanden ſich alle unter ruhigen Umſtänden, ſie hatten keine Feinde auf dem Halſe, ſie waren nicht genöthigt, ein irrendes Leben zu führen, wie Sie, Sire! der die Erhaltung ſeines Lebens und ſeines Glücks blos ſeiner Herzhaftigkeit, ſeiner eignen Tugend und ſeinem bereits erworbenen Ruhm danken muß. Es iſt nöthig, Sire! daß Sie ſich ſelbſt aus vier unterſchiedenen Geſichtspuncten betrachten, nehmlich, als Heinrich von Bourbon, als König von Navarra, als vermuthlichen Erben der Krone von Frankreich, und als Beſchützer der reformirten Kirche. Nach dieſen vier Beziehungen haben ſie viererley Anhang und viererley Diener,

wovon ſie eine jede Art nach ihren beſondern Abſichten und zu erwartenden Vortheilen mit unterſchiedener Münze bezahlen müſſen. Denen, die dem Heinrich von Bourbon dienen, müſſen Sie das Wohl Ihrer Perſon und die Sorge für Ihr Haus anvertrauen, den Dienern des Königs von Navarra die Staatsämter und haltbare Plätze übergeben, die Anhänger des vermutlichen Cronerben von Frankreich mit glänzenden Hofnungen ſpeiſen; denn blos in dieſer Abſicht werden ſie Theil an Ihrem Glück nehmen. Aber die Erwartung derer, welche Sie als den Beſchützer ihres Glaubens anſehen, iſt viel ſchwerer zu befriedigen. Denn dieſe letztere müſſen durch brennenden Eifer für Ihre Sache, durch einen unbeſcholtenen Lebenswandel, durch gute Handlungen und durch ſchöne Beyſpiele befriedigt werden. Denn obſchon Sie, Sire! in gewiſſem Betracht ihr Herr und Gebieter ſind; ſo ſind doch dieſe Ihre Diener in einem andern Betracht Ihre Brüder und Gehülfen. Sie nehmen die gröſten Gefahren auf ſich, und überlaſſen Ihnen nur die geringere, und was die Ehrenſtellen und alle Vortheile des Kriegs anbelangt, laſſen ſie Ihnen freye Hände, nach Ihrem eigenen Belieben damit zu ſchalten. Da ſie das Leſen haſſen, ſo kann ich nicht vermuthen, daß ſie die böſen Exempel, die Sie ſo eben angeführt haben, vermittelſt ihrer eigenen Kenntniſſe zuſammen gebracht haben. Eine ſolche Wiſſenſchaft iſt ihrer unwürdig; aber ſie iſt den ungetreuen Dienern ganz angemeſſen, welche die gewinnſüchtige Abſicht haben, Ihnen in allem zu gefallen, Ihre Gnade zu erwerben mit Gefahr Ihres ganzen Glücks, und Ihren Liebeshandel zu unterſtützen auf Koſten Ihrer Ehre. Nun bin ich ſelbſt nur allzu verliebt geweſen, und kenne die Wirkungen dieſer Leidenſchaft allzu gut, als daß ich es wagen könnte, mein Beyſpiel anzuführen, und Ihre Liebe

auf dieſe Weiſe zu beſtreiten. Sie ſind von einer heftigen Leidenſchaft eingenommen. Alſo wäre es ein unnützes und unwirkſames Unternehmen, wenn ich Mittel vorſchlagen wollte, dieſelbe in Ihrem Herzen auszulöſchen. Aber dieß mag mir erlaubt ſeyn, zu ſagen: daß Sie, um das Recht zu haben, Ihrer Liebe ganz zu genießen, verbunden ſind, ſich Ihrer Geliebten würdig zu machen, das iſt, daß Ihnen Ihre Liebe zum Sporn diene, ſich der Beſorgung Ihrer Angelegenheiten mit allem Ernſte zu wiedmen. Dieß iſt die einzige Sache, welche Ihre ganze Aufmerkſamkeit verdient. Alles ſteht hier auf dem Spiele. Aut caeſar, aut nihil. Seyen Sie fleißig in Ihrem Rath, den Sie ſo ungerne beſuchen, wenden Sie mehrere Stunden des Tags auf nothwendige Dinge, als Sie bisher gethan haben, geben Sie den weſentlichen und wichtigen Geſchäften bey jeder Gelegenheit den Vorzug vor der Sorge um Kleinigkeiten, bemühen Sie ſich, die Schwachheiten abzulegen, die Sie in Ihrem Hauſe zeigen, und die Ihnen keine Ehre machen, und alsdann, wenn Sie Ihre Feinde überwunden, die Herzen der Franzoſen gewonnen, und ihr Leben nebſt ihrem Glück ſicher geſtellt haben werden, — alsdann erſt mögen Sie, wenn es Ihnen gut dünkt, den Exempeln folgen, die Sie mir ſo eben angeführt haben. Der Herzog von Alençon iſt todt; Sie haben alſo nur noch eine einzige Stuffe zu ſteigen, um auf den Thron von Frankreich zu gelangen. Laſſen Sie ſich jetzt von keiner eiteln Furcht für Neid und Eiferſucht, die Sie wider ſich erregen könnten, bethören, nur halb zu thun, was Sie wirklich ganz zu thun im Stande ſind. Wenn Sie jetzt nicht ſchon den einen Fuß aufgehoben haben, um auf den Platz zu ſpringen, nach welchem Sie ſtreben, jetzt, ehe er leer iſt —; ſelbſt alsdann, wenn dieſer Fuß nicht ſchon auf dem Platze ein wenig feſt ſteht, wird

Sie ein einziger geringer Stoß zurückstürzen. Mit einem Wort, Sire! wenn Sie bey Ihren gegenwärtigen Umständen darauf beharren, sich mit Ihrer Maitresse zu vermählen; so versperren Sie sich auf ewig den Weg zur Krone der französischen Monarchie.

Als ich aufgehört hatte, zu reden, dankte mir mein Herr wegen dieser meiner Vorstellungen gütigst und versprach mir, mit vielen Betheurungen, daß er wenigstens in den nächsten zweyen Jahren diese Sache mit der Gräfin von Guiche nicht weiter treiben wolle.

Ich begleitete ihn wieder nach Hause, und suchte, sobald ich ihm vom Pferde geholfen hatte, den Herrn von Turenne auf, der sich nach seiner Zurückkunft von der Reise zu Bette gelegt hatte. Ihm erzählte ich alles, was zwischen dem Könige und mir bey dieser Gelegenheit vorgefallen war. Aber mitten in meiner Erzählung wurde ich durch meinen Herrn unterbrochen, welcher selbst zu Turenne kam, um ihm von unsrer Unterredung Nachricht zu geben.

Einige Zeit hierauf wurde die Unternehmung auf Niort und Maillezais ausgeführt, und ich blieb in dem letztern Ort, als Gouverneur, sehr zum Widerwillen meines Herrn, welcher alle seine Beredsamkeit anwendete, um mir dieses sehr mittelmäßige Gouvernement zu entleiden. Allein ich war des beständigen Herumstreiffens müde, und dieß war der Ort, wo ich anfieng, von all n meinen Bemühungen ein wenig auszuruhen. Denn dieses mühsame Leben hatte nun seit meinem fünfzehnten Jahre, bis auf mein damaliges Alter von sieben und dreyßig Jahren, an einem fort gedaurt. Ich hatte in diesem ganzen Zeitraum nicht vier ruhige Tage aneinander gehabt, die ich nicht unter schweren Geschäften und Gefahren hin-

ge-

gebrache hätte; die Zeit ausgenommen, wann ich genö-
thigt war, mich an meinen Wunden und Krankheiten
curiren zu laſſen.

Wenige Tage vor der eben angezeigten Unter-
nehmung ſchlief ich in der Garderobe meines Herrn
mit dem Herrn de la Force. Zu dieſem ſagte ich in
der Nacht: la Force! unſer Herr iſt ein Erzknauſer,
und der undankbarſte Menſch auf dem ganzen Erdbo-
den! Weil er mir keine Antwort gab; ſo wiederholte
ich dieſe Reden noch einige mal. Endlich erwachte
la Force, und fragte mich, aber noch halb im
Schlafe: was ſagſt du, d'Aubigné? Der König,
der mein ſchönes Geſchwäz gehört hatte, antwor-
tete: er ſagt, ich ſey ein Erzknauſer und der un-
dankbarſte Menſch auf dem ganzen Erdboden. Dieß
machte mich nun ein wenig beſchämt und unruhig bis
an den folgenden Tag. Allein dieſer Prinz, der weder
am Belohnen noch am Beſtrafen einen Gefallen hatte,
machte mir deßwegen keine ſaure Mine, gab mir aber
auch nicht einen halben Thaler weiter, als vorher.

Nachdem ſich die beyden Könige zu Tours wie-
der ausgeſöhnt hatten, ſchlugen ſie den Herzog von
Mayenne zurück, der mit der Abſicht dahin gezogen
war, den König von Frankreich unverſehens zu über-
fallen. Er würde auch ſeinen Vorſatz ausgeführt ha-
ben, wenn die Völker des Chatillon nicht geweſen wä-
ren, die ſeine Angriffe von der Seite der Vorſtadt
über der Loire muthig abſchlugen. Die zween Schwä-
ger unternahmen hernach die Belagerung von Ger-
gean. Was ich und Frontenac bey dieſer Gelegen-
heit gethan habe, findet ihr, unter einem andern Na-
men, in dem ein und zwanzigſten Kapitel, zweytem Buch
und dritten Abſchnitte meiner Geſchichte, beſchrieben.

Ich

Ich führte darauf die Freywilligen zur Belagerung von Etampes. Da ich nachher zur Belagerung von Paris commandirt wurde, gieng ich, ganz allein, zwischen den fünf Redouten durch, die mein Herr mit eigner Hand ausgesteckt hatte, um mich gegen Préaux-Clercs zu begeben, und daselbst den Sagonne zum Zweykampf herauszufodern. Da ich mich einem Gendarme, Leronniére, näherte, welcher Quartiermeister bey der Compagnie des Grafen von Tonnerre war, um ihm den Auftrag an den Sagonne zu geben; antwortete mir dieser blos mit Schimpfen und Fluchen und forderte mich selbst heraus, weil er glaubte: ein breiter und tiefer Graben, der zwischen uns war, würde unser Handgemenge unmöglich machen. Eine solche Brutalität jagte mich in Zorn, und da ich silberne Waffen an ihm gewahr wurde, so kam meine Begierde, mich derselben zu bemächtigen, dazu. Ich entschloß mich sogleich, mich an ihn zu machen, und setzte, da ich ein vortreffliches Pferd ritt, über den Graben, ohne mich einen Augenblick zu bedenken. Er empfieng mich, als ich nahe bey ihm war, mit einem Pistolschuß. Da er aber nun sahe, daß ich den Vortheil hätte, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen, bat er um sein Leben, und ergab sich im Angesicht von zehn Reutern, die zu seinem Beystande herbeyeilten, zum Gefangenen. Ich sandte ihn an den Prinzen von Conti und an den Herrn von Chatillon, als den Commendanten über das Quartier von Vaugirard. Dieß geschah an dem nehmlichen Tage, woran König Heinrich der dritte zu St. Cloud verwundet wurde. Als ihm diese meine That gleich nach seiner Verwundung erzählt wurde, wollte er den Leroniére selbst sprechen, und mein Herr befahl mir, ihn selbst zu dem König zu bringen. Aber ich that es nicht; sondern gab einem andern diesen Auftrag. Denn ich wollte mit dieser

ſer That nicht pralen, und beſonders vor einem Prinzen, dem ich das unmenſchliche Blutbad am St. Bartholomäustag nicht verzeihen konnte.

In der Nacht, die auf den Tag der Verwundung des Königs von Frankreich folgte, beſuchte mein Herr dieſen ſterbenden Monarchen. Er nahm niemand mit ſich, als acht von ſeinen allervertrauteſten Dienern, die alle unter dem Wamms geharniſcht waren. Ich und la Force waren unter dieſer Zahl. Den Rath, den ich damals meinem Herrn gab, habe ich in dem dritten Abſchnitt meiner Geſchichte, und zwar in dem drey und zwanzigſten Kapitel des zweyten Buchs angeführt (29).

Als nun mein Herr, den ich von nun an, ohne andern Beyſatz, den König nennen werde, durch den Tod Heinrich des dritten, König von Frankreich worden war, hob er ſogleich die Belagerung von Paris, die er nach der Schlacht von Ivry unternommen hatte, auf, und zog dem Herzog von Parma entgegen, welcher Paris zu Hülfe eilte. Mir machte er an dem erſten Abend, da die franzöſiſche und ſpaniſche Armeen zwiſchen Chelles und Lagny einander im Geſicht ſtanden, den Auftrag, die Poſten zu wechſeln. Bey dieſem Geſchäfte nöthigten mich die feindlichen Carabiniers, die mich für einen General angeſehen haben mochten, zu einem Scharmützel, der ſehr lebhaft war, und wobey ich ſelbſt oft handgemein werden mußte. Am folgenden Tage waren der König, der Marſchall von Biron und ich, nur zu dreyen, bey der Berathſchlagung, die in meiner Geſchichte, im dritten Abſchnitt, im dritten Buch und ſiebenten Kapitel, beſchrieben iſt (30). Und in dem Gefechte von Roullet war ich der, welchen der Feind von einem erhabenen Weg hinunterjagte und den

den Arembure, der mir zu Hülfe eilte, rettete. Bey der Belagerung von Royen, da man erfahren hatte, daß der Herzog von Parma zum Entsatz dieses Platzes anrückte, machte mich mein Herr zum Sergent de Bataille.

Hierauf gieng ich von Hof weg, und kam einige Jahre nimmer dahin. Doch begab ich mich in der Zwischenzeit nach Chauny, um der Belagerung von Fere beyzuwohnen. Damals traurte ich um meine Frau. Ihr Verlust war mir so schmerzlich, daß in dreyen Jahren keine Nacht vergieng, in welcher ich nicht ihren Tod beweint hätte. Damit meine Thränen nicht des Tags über ausbrechen möchten, hatte ich die Gewohnheit angenommen, mich in der Gegend der Milz mit meinen Händen stark zu drücken. Mit der Zeit verursachte mir dies eine Sammlung von geronnenem Blut in meinem Leibe, das aber eines Tags, zu meinem Glück, in Gestalt eines Stücks Bley, welches man Saumon nennt, von mir gieng.

Mich bewog hauptsächlich dies, bey der Belagerung von Fére mich einzufinden, daß meine Cameraden meine Entfernung vom Hofe, meine Abneigung, wieder dahin zurückzukehren, und beynah alles lobenswürdige, das ich verrichtet hatte, einer Verzweiflung über den Verlust der Gnade meines Herrn zuschrieben. Sie glaubten, ich vermeide den Hof aus Furcht für einer übeln Begegnung, und sagten aus: daß der König an einer öffentlichen Tafel mir den Tod geschworen habe, sobald er mich in seine Gewalt bekäme. Um diesen Schwätzern zu zeigen, daß ich mich freywillig von Hof weggegeben hätte, und es blos von meinem eignen Belieben abhange, ob ich wieder dahin zurück kommen wollte, oder nicht; machte ich diese und beynach noch mehrere Reisen dahin.

Sobald ich zu Chauny angelangt war; begab ich mich augenblicklich in die Wohnung der schönen Gabrielle, Herzogin von Beaufort, woselbst der König eben erwartet wurde. Zween Edelleute, meine Freunde, bemerkten mich dort sogleich, und baten mich inständigst und freundschaftlichst: daß ich mich wieder zu Pferde setzen, und meinem Herrn ja nicht unter die Augen kommen möchte, weil er, wie sie sagten, erschröcklich auf mich erbittert sey. Ich hörte auch wirklich, einige von seinen Offizieren sich darüber unterreden, ob ich dem Capitain von der Wache oder dem Prévot de l'Hotel in Verwahrung übergeben werden sollte. Allein dies alles jagte mir keine Furcht ein, und ich blieb da, wider den Rath und Willen meiner zween Freunde. Am Abend stellte ich mich zu den Fackeln, die auf den König warteten. Und wie die Carosse unter dem Altan des Pallasts anhielt, hörte ich meinen Herrn zu denen, die um ihn waren, sagen: Sehen sie! da ist Monseigneur d'Aubigné. Dieser Beyjatz von Seigneuire war von keiner guten Vorbedeutung für mich. Dessen ungeachtet drang ich mich vor, da der König ausstieg. Er that mir die Ehre und küßte mich; befahl mir, seiner Maitresse die Hand zu geben, und ließ sie zu theuerst sich demasquiren, um mir auch einen Kuß zu geben. Dies gab den Hofleuten Anlaß, einander mit Lachen zu fragen: ob denn dies die üble Aufnahme sey, die sie für mich vermuthet hätten? und ob etwan die schöne Gabrielle vermittelst ihres Kusses das Amt des Prevot de l'Hotel verrichtete, der mich, nach ihrer Meynung, einen Augenblick vorher hätte in Arrest nehmen sollen?

Ich führte also die schöne Gabrielle, im Angesichte des ganzen Hofes, nach ihren Zimmern, wohin sich mein Herr sogleich selbst verfügte. Er ließ dann jeder-

jedermann von ſich, und niemand, als mich und Julietten von Etrées, die Schweſter ſeiner Maitreſſe, in das Zimmer der ſchönen Gabrielle eintreten. Hier gieng ich zwiſchen ihm und ihr, über zwo Stunden lang, auf und ab, und bey unſrer damaligen Unterredung brachte ich das bon Mot an, welches hernach in ganz Frankreich von Mund zu Mund gelaufen iſt. Der König nehmlich zeigte mir damals ſeine Lippe, wie ſie mit einem Meſſer durch und durch geſtochen war, und erzählte mir dabey die Umſtände, wie ihm dieſer Stich zu Paris, nach ſeiner Zurückkunft von der Belagerung von Laon, durch die Hand eines jungen Studenten, Jean Chaſtel, beygebracht worden ſey. Darüber ſagte ich zu ihm: Sire! wie Sie bis dahin nur mit Ihren Lippen Gott verläugnet haben; ſo hat er ſich auch an der Strafe begnügt, daß Ihre Lippen durchſtochen worden ſind. Wenn es aber eines Tags mit Ihnen dahin kommen ſollte, daß Sie ihn auch mit dem Herzen verläugneten; dann wird er zulaſſen, daß Ihr Herz durchbohrt werde. Mein Herr war weit entfernt, mir dieſe freye Rede übel aufzunehmen. Aber ſeine Maitreſſe rief darüber aus: Hoho! die treffliche Rede! Schade, daß ſie ſo übel angewandt iſt! "Ja! Madame! antwortete ich, Sie haben Recht! denn ſie wird ohne Wirkung ſeyn."

Und doch war die ſchöne Gabrielle von meiner Freymüthigkeit ſehr eingenommen. Sie wünſchte ſich die Freundſchaft einer Perſon von dieſer Denkungsart zu gewinnen, und erweckte in dem König den Vorſatz, mich zu ſeinen geheimſten Dienſten zu gebrauchen, und, um mich gänzlich an ſich zu ziehen, mir die großen Projecte, die ihm wegen der Standesbeſtimmung des kleinen Céſars, nachmaligen Herzogs von Vendome, in dem Kopf herumgiengen, anzuvertrauen. Er ließ

auch

auch dieſen ſeinen kleinen Sohn ganz nackt ins Zimmer bringen, gab mir ihn in die Arme, und ſagte: daß ich ihn, ſobald als er drey Jahre alt ſeyn würde, mit mir nach Fontenge nehmen, und ihn unter den Huguenoten auferziehen müßte, damit er in Zeiten ihre Zuneigung gewinnen möchte. Ein Project, das ohne Folgen war, und in der Geburt erſtickt wurde!

Einige Zeit nachher, da ich mich noch am Hofe befand, überfiel den König die ſchwere Krankheit, an welcher er zu Vincennes beynahe geſtorben wäre. Damals ließ mich dieſer Prinz zu ſich kommen und ſchloß ſich ganz allein mit mir in ſein Zimmer ein. Nachdem er ſich zweymal auf die Knie geworfen und ein kurzes Gebet zu Gott verrichtet hatte, befahl er mir: ihm, nach allen den bittern aber höchſt nützlichen Wahrheiten, die ich immer gegen ihn im Munde geführt, noch dies offenherzig zu ſagen: ob ich dafür halte, daß er die Sünde wider den heiligen Geiſt begangen hätte? Vergebens bat ich ihn, mich mit Ertheilung einer Antwort zu verſchonen, und an meiner Statt einen Geiſtlichen zu fragen, der zu Auflöſung dieſer Frage geſchickter wäre. Ich wurde genöthigt, ihm meine Gedanken zu ſagen, und fieng daher an, mich, in meiner Antwort, über die vier Kennzeichen dieſer Sünde, der Länge nach, auszubreiten. Ich ſagte: das erſte Kennzeichen ſey, der Vorſatz und die völlige Kenntniß des Uebels, ehe es begangen wird; das zweyte: wenn man die eine Hand dem Geiſt des Irrthums geboten, und mit der andern den Geiſt der Wahrheit zurückgeſtoſſen hätte; das dritte: wenn man ohne Reue in der Sünde verharre. Die Bereuung aber müßte ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie einen vollkommenen Haß wider uns ſelbſt und wider die Sünde bewirkte inſofern ſie Gott mißfällig ſey. Das vierte Kennzeichen ſey

endlich dies: wenn man an der Barmherzigkeit Go
:tes verzweifle. Darauf fuhr ich fort: Und nun komm
.es Ihnen zu, Sire! sich selbst zu untersuchen, o
Sie sich in einem von diesen vier Fällen, welche Ih
sonderbarer Casuiste so eben angezeigt hat, wirklic
befinden. Auf diese Weise überließ ich die Entschei
dung der Frage dem Könige selbst. Aber diese unse
Unterredung daurte länger, als vier Stunden, un
öft unterbrach sie der Monarch mit heissem Gebet, da
er von Zeit zu Zeit zu Gott schickte. Doch war di
ganze Unterhaltung von keiner Wirkung. Der Kö
nig genas in ein paar Tagen darauf, und nachher wa
keine Rede mehr von dieser Materie.

Sehet, meine Kinder! wie gut meine Reise an
den Hof, wider das Vermuthen meiner besten Freunde
und aller Hofleute, ablief. Noch müsset ihr wissen,
daß der König, wie er überhaupt sehr schnell war,
damals wirklich und so sehr über mich erzürnt gewe-
sen war, daß er verschiedene male öffentlich gedroht
hatte, mir übel mitzuspielen, wenn ich mich jemals
unterstehen würde, vor ihm zu erscheinen. Und dies
veranlaßte die falschen Gerüchte, die auf meine Rech-
nung herumliefen. Die Ursache, warum mein Herr
so oft über mich in Zorn gerathen war, lag in der Art,
mit welcher ich mich in Religionssachen betragen habe.
Einige Monate vorher hatte ich bey einer Synode, die
zu St. Mairant gehalten wurde, die beynahe ver-
lohrne und in einen verzweifelten Zustand gerathene
Angelegenheiten unsrer Parthie, vermittelst einer an
einer öffentlichen Tafel, an eine große Anzahl von Mit-
gästen gehaltenen Rede, so sehr wieder aufgerichtet,
und die Gemüther auf unsrer Seite so gut belebt, daß
darauf die Wirkung erfolgte, welche ich in meiner Ge-
schich-

ſchichte, im zehnten und eilften Kapitel, im vierten Band, im dritten Abſchnitt beſchrieben habe (33).

Hernach wurde ich zu den groſſen Verſammlungen, die zu Vendome, Saumur, Loudun und Chatelleraud gehalten wurden, und länger als zwey Jahre daurten, immer zum Abgeordneten erwählt, und war allemal einer von den dreyen oder vieren in der Verſammlung, die den Abgeordneten des Königs bey den Berathſchlagungen herzhaft die Stirne boten. Bey dieſen Gelegenheiten entfuhren mir viele harte Reden, die meinem Herrn unendlich mißfielen, und ſowohl ihn, als ſeine Staatsräthe wider mich aufbrachten. In einer von den Sitzungen der Verſammlung machte der Präſident von Freſnes-Canaie, unterſtützt durch den Vicomte von Turenne, nachmaligen Herzog von Bouillon, einen hochtönenden Vortrag, der auf die Erhebung der ſouverainen Gewalt, wie auf die Herabſetzung der huguenotiſchen Parthie, abzweckte. Als ich wahrnahm, daß ſechſe von meinen Mitbrüdern, die vor mir votirten, ihren Ton ſehr herunter geſtimmt hatten; ſo gab ich, wider meine Gewohnheit, einen deſto höheren Ton an. Dies reitzte den Präſidenten Freſnes-Canaie, mich mitten in meiner Rede zu unterbrechen, und laut auszurufen: Wie? iſt dies die Art und Weiſe, das Wohl des Staats und den Dienſt des Königs zu beſorgen? — Ich, entrüſtet über dieſe Unterbrechung, antwortete hierauf: und wer ſind denn Sie, mein Herr! Sie, die mich lehren wollen, was der Dienſt des Königs iſt? Ich war in dieſem Dienſte, und kannte diesfalls alle meine Pflichten, ehe Sie ein Schüler darin waren. Glauben Sie Ihr Glück damit zu machen, daß Sie den Dienſt des Königs dem Dienſte Gottes entgegen ſetzen? Lernen Sie ſchweigen, mein Herr! wenn es Zeit iſt und unterbrechen Sie die nicht, welche das Recht haben, in dieſer Ver-

ſammlung ihre Stimme zu geben! Auf dieſe hitzige Antwort folgten von beyden Seiten noch viele harte Reden. Freſnes zitterte für Zorn, und rief noch einmal aus: was ſehe ich? wo ſind wir? Und ich antwortete: ubi mures ferrum rodunt. (Da, wo die Mäuſe am Degen nagen).

Dieſer lateiniſche Spruch, zu rechter Zeit angebracht, that ſeine Wirkung in den niedergeſchlagenen Gemüthern der Verſammlung. Denn eben damals war die Frage von den Verſicherungsplätzen, die der Hof aus den Händen der Huguenoten zurückhaben wollte. Der Präſident de Freſnes aber, der von mir auf die angezeigte Weiſe heimgeſchickt worden war, leiſtete mir alle mögliche ſchlechte Dienſte bey dem König. Der Herzog von Bouillon wollte mir Vorſtellungen machen, daß ich doch gegen eine ſolche obrigkeitliche Perſon, wie der Präſident wäre, mehrere Achtung bezeugen ſollte. Ja! .. vor Einem, ſagte ich, der in Zeit von drey Monaten ſeine Religion verläugnet wird. Und dies geſchah auch wirklich. Kurz! der Hof ſchrieb alle die Zänkereyen und alles Mißvergnügen, während dieſer Verſammlung blos auf meine Rechnung. Und daher wurde ich der Sündenbock genannt, weil ich die Sünden des ganzen Volks von unſrer Seite tragen mußte.

Noch muß ich euch, meine Kinder! bey dieſer Gelegenheit ſagen, daß mir zwar mein Eifer für meine Religion, meine Freymüthigkeit, womit ich meinen Herrn tadelte, meine wenige Nachgiebigkeit gegen ſeinen Willen, das Zutrauen, das ich mir bey den Huguenoten erworben hatte, und die Herzhaftigkeit, die ich bey allen Vorfallenheiten äuſſerte, öfters die Ungnade des Königs und harte Verweiſe von ihm zugezogen

zogen haben. Aber ſeine Achtung verlohr ich niemals. Und davon will ich euch einen überzeugenden Beweis geben, obſchon dieſer Fall, den ich euch erzähle, ſich lange vor den eben angezeigten Begegniſſen zugetragen hat. Der König hatte ſich entſchloſſen, den alten Kardinal von Bourbon, der nach dem Tode Heinrichs des dritten von der Ligue als König anerkannt, und unter deſſen Namen, als Carl dem zehnten, bereits Münzen geſchlagen worden waren, von Chinon, wo er gefangen gehalten wurde, hinweg, in eine ſicherere Verwahrung, und unter die Aufſicht einer Perſon von geprüfter Treue bringen zu laſſen. Denn Er traute dem Herrn von Chevigny, dem ſeine Verwahrung zu Chinon anvertraut war, nicht gänzlich. Dagegen faßte er den Entſchluß, ihn nach Mailleſais bringen zu laſſen, wo ich damals Gouverneur war, und wollte alſo mir dieſes wichtige Depot anvertrauen. Du-Pleſſis-Mornay ſetzte ſich zwar wider dieſes Vorhaben, und verſuchte, um den König davon abzubringen, ihm begreiflich zu machen, daß man mir wegen der vielen Urſachen, die man mir zum Mißvergnügen gegeben hätte, in dieſer wichtigen Sache nicht trauen könnte. Aber der König antwortete ihm: Er verlange bey dieſer Gelegenheit nichts, als mein Wort; und wenn er dies von mir hätte, würde er meiner Treue wegen ohne alle Sorge ſeyn. Dieſer Staatsgefangene wurde mir alſo zur Verwahrung anvertraut. Kaum war er mir übergeben, ſo ſandte die Herzogin von Retz einen italiäniſchen Edelmann an mich, der mir, nachdem ich ihm zu ſeiner Sicherheit, eine halbe Meile von Mailleſais, einen Paßport entgegen geſandt hatte, folgendes Schreiben von ihrer Hand zuſtellte:

„Mein Vetter! Ich erſuche Sie, gegenwärti-
„ges Schreiben von dem Ueberbringer deſſelben
„freundſchaftlich aufzunehmen, und es als ein

„Zeugniß der vollkommensten Freundschafft und „aufrichtigsten Sorgfalt anzusehen, womit der „Herr Marschall von Retz, mein Gemahl, und „ich, auf Ihre Beförderung und Erhöhung, und „auf das Glück Ihrer Kinder, unserer Vettern, „bedacht sind. Zeigen Sie bey dieser Gelegen„heit, daß Sie das Ihnen angethane vielfache „Unrecht empfinden. Ergreiffen Sie die Gele„genheit, Ihre Empfindlichkeit zu zeigen, wo„durch ich Ihnen einen Beweis zu geben wünschte, „daß ich sey ꝛc.

Nachdem ich dies Schreiben gelesen hatte, eröffnete mir dieser Edelmann seinen Auftrag, welcher dahin gieng, daß mir zweymal hunderttausend Thaler, baar, oder, wenn mirs lieber wäre, das Gouvernement von Belle Isle mit fünfzigtausend Thalern angeboten wurde, wenn ich die Augen zuthun, und meinen Gefangenen entwischen lassen wollte. Ich antwortete auf diesen Antrag: daß mir das zweyte Anerbieten besser gefiele, als das erste; denn da würde ich das Brod meiner Untreue in Ruhe und Sicherheit geniessen können. Allein, da mir mein Gewissen auf dem Fusse folgen müßte, so würde es sich auch mit mir zu Schiffe begeben, wenn ich nach Belle Isle überführe. Es sey also für ihn nichts weiters zu thun, als daß er hingienge, woher er gekommen sey. Und wenn ich ihm nicht sicheres Geleit gegeben hätte, würde ich ihn, an Hand und Fuß gefesselt, dem Könige, meinem Herrn, zuschicken.

Ungefähr um diese nehmliche Zeit, da ich die angezeigte Botschaft von der Herzogin von Retz erhielt, befand sich zu Poitiers ein gewisser Capitain, Dauphin, der in den morastigen Gegenden von Niederpoi-

tou

ten herumſtreifte, und viele Räubereyen verübte. Dieſen hatte der Graf von Briſſac, damaliger Commendant der Ligue in dieſer Provinz, wiſſen laſſen, daß er ihn hängen laſſen wollte, wenn er ſeine Streiffereyen und Räubereyen nicht unterlieſſe. Der Capitain dachte wegen dieſer Drohung auf Rache, und ließ mich gerade zu der Zeit, da die Liguiſten verſchiedene Unternehmungen auf Mailleſais entworfen hatten, zu einer geheimen Unterredung mit ihm einladen. Allein zu gleicher Zeit wurde ich auch, von Poitiers und Rochelle aus, durch vertraute Perſonen gewarnet, daß dieſer Dauphin dießfalls mit dem Grafen von Briſſac einverſtanden ſey, und dieſe Unterredung mit mir aus keiner andern Abſicht verlange, als um ſo leichter etwas wider meine Perſon unternehmen zu können. Ob ich nun ſchon dieſe Warnung für gegründet hielt; ſo hinderte mich doch dieſer Umſtand um ſo weniger, ihm einen Unterredungsort, in einem an einem Moraſte gelegenen und unbewohnten Hauſe, wo wir uns am folgenden Morgen frühe einfinden wollten, zu beſtimmen, als ich ſelbſt einen Anſchlag gefaßt hatte, mich des Grafen von Briſſac zu bemächtigen. Nachdem wir nun wegen des Orts und der Zeit übereingekommen waren, begab ich mich ganz allein aus meiner Veſtung, ließ die Fallbrücke hinter mir aufziehen; und da ich den Dauphin an dem beſtimmten Orte antraf, redete ich ihn mit folgenden Worten an: man hat mich gewarnt, bey dieſer Unterredung mit dir nicht zu erſcheinen. Denn du biſt im Verdacht, als wenn du den Auftrag hätteſt, mich umzubringen. Ich wollte dies nicht glauben, und begab mich alſo hieher. Sollteſt du aber dennoch dieſe Abſicht haben, ſiehe! ſo bringe ich hier zween Dolche; wähle einen davon, da kannſt du deinen Vorſatz mit gleichen Waffen ausführen! Und hier iſt ein Rachen, den ich ausdrücklich

trauten Hofe sicher bringen lassen, damit es sich, wenn das Glück der Waffen der günstig seyn sollte, über diesen See retten könnte. Dagegen, der über diese meine Antrede eben so erstaunt, als von meiner Freymüthigkeit eingenommen war, warf augenblicklich seinen Degen zu meinen Füßen, und versicherte mir seine Hochachtungsbezeugungen, daß ihm ein solcher Anschlag nie in den Sinn gekommen sey. Wir hatten hierauf noch eine lange Unterredung, die aber am Ende doch nichts nützte. Ich erzähle euch, meine Kinder! diese Begebenheit nicht, als ein Beyspiel, daß ihr euch in einem ähnlichen Falle zum Muster nehmen sollet. Ich muß euch vielmehr zu meiner Schande bekennen, daß ich bey dieser Gelegenheit einen recht plumpen Fehler begangen habe. Denn ein Gesandter soll nie auf eine so unbesonnene Weise, wie ich that, aus dem ihm anvertrauten Platze herausgehen.

Als ich mich vierzehn Tage nach der berühmten Entfernung von Fontainebleau zwischen dem Bischoff von Evreux und dem du-Plessis-Mornay nach Paris begeben hatte, wollte der König, daß ich mich mit diesem Prälaten gleichfalls in einen Religion-Streit einlassen sollte. Ich disputirte also mit ihm über die Religionspunkte, worüber die Catholiken und Protestanten streiten, fünf Stunden lang, in Gegenwart von mehr als hundert angesehenen Personen beyderley Religion. Der Prälat gab sich Mühe, die Schwierigkeiten, die ich vortrug, vermittelst eines weitläuftigen und blumenten Vortrags zu lösen. Dies veranlaßte mich, meine Sätze in syllogistischer Form vorzutragen, und zwar so, daß ich immer die zween Vordersätze meiner Schlußreden wörtlich aus seinem eigenen Vortrag nahm. Diese Gegenbatterie brachte meinen Gegner in eine solche Unordnung und Verle-

gen-

gerichtet, daß ihm die Schweißtropfen über sein Gesicht herab und auf ein Manuscript vom Chrysostomus rollten, das er damals in Händen hatte. Die ganze Versammlung bemerkte dies. Und endlich beschloß ich meine Unterredung mit folgendem Syllogismus: Wer in einer Lehre unrichtig befunden worden ist, der kann kein rechtmäßiger Richter darüber seyn. Nun sind die Kirchenväter in den jetzo streitigen Religionslehren unrichtig erfunden worden, indem sie sich einander widersprechen; also können sie keine rechtmäßige Richter darüber seyn. Der Bischoff von Evreux gab den Vordersatz zu. Da ich also den Nachsatz zu beweisen hatte; so schrieb ich meinem Tractat: de Deificis Patrum, auf welchen aber der Prälat nicht gut fand, zu antworten, obschon der König Bürge dafür seyn wollte, daß er es thun würde. Die Geschicklichkeit und Stärke des Bischoffs bestand darin, daß er seinen Gegner mit Citationen betäubte.

Kurz nach meiner Zurückkunft von meiner Pariser Reise starb der Herzog von Trimouille, erdrückt von der Ungnade des Königs. Da ich nun in ganz Poitou keine Seele mehr sah, der ich mich anvertrauen, und mit deren Beystand ich die heimliche Nachstellungen des Hofs wider mein Leben vereiteln konnte, indem alle übrige papistische Herrn sich durch Pensionen hatten bestechen lassen; so faßte ich den Entschluß, das Königreich zu verlassen. Ich ließ daher ein kleines Schiff zurüsten um meine besten Habseligkeiten darauf wegzubringen. Allein eben da ich meine letzten zwey Kisten auf das Schiff bringen ließ, und im Begriff war abzufahren; erhielt ich einen Eilboten, der mir ein eigenhändiges Schreiben von meinem Herrn, und ein anderes von la Varenne überbrachte, worin sie mir Verlangen bezeugten, mich bey Hofe zu sehen,

mit der Versicherung, daß ich deßlich wohl aufgenommen werden würde. Ob ich nun gleich damals in Ungnade bey meinem Herrn war, weil ich für mir verhaßt schon so viel zugetragen hatte; so ließ ich mich doch durch diese Schreiben bewegen, meinen Entschluß zu ändern, und nach Paris zu gehen. Selbst der Brief des la Varenne, der eigentlich den wenigsten Eindruck auf mich hätte machen sollen, trug dennoch das meiste dazu bey, daß ich diesen Entschluß faßte; obschon das Schreiben meines Herrn in den nehmlichen vertraulichen Ausdrücken gefaßt war, deren er sich nur alsdann bedient, wenn ich bey ihm in Gnaden stand.

Ich begab mich also nach Hof, wo mich der König, unter dem Vorwande, daß er mir die Aufsicht über die von dem la Brosse und Bonnouvrieres entworfene Turniere und Lanzenrennen übergab, länger als zween Monate hinhielt, ohne mir das mindeste von dem zu sagen, was er wider mich auf dem Herzen hatte. Endlich redete er mich eines Tags, da ich ihn auf die Jagd begleitete, sobald wir in den Wald gekommen waren, an. „D'Aubigné! sprach er, ich habe bisher nichts mit Ihnen von Ihren Religionsversammlungen reden wollen, bey welchen Sie, mir beynahe alles verdorben haben; denn ich bin überzeugt, daß Sie dabey noch Ihrem besten Gewissen gehandelt haben. Ich war auch sicher, daß, Ihrer Bemühungen ungeachtet, bey diesen Versammlungen nichts beschlossen werden würde, was meinem Willen und meinen Absichten entgegen wäre. Denn ich hatte die Hauptanführer von ihrer Parthie gewonnen, und die Anzahl derer, die sich der gemeinen Sache annehmen, war, in Vergleichung mit jenen, sehr gering. Der größte und wichtigste Theil von ihren Abgeordneten dachte auf nichts, als auf ihre eigene Vortheile, und

wie ſie meiner Gnade mit Aufopferung der gemeinen Sache gewinnen möchten. Dies iſt ſo wahr, daß ich mich rühmen kann, einen Mann von ihrer Parthie, aus einem der beſten Häuſer in Frankreich, mit fünfhundert Thalern, ſo ganz zu meinem Orden erkauft zu haben, daß er mir von allem, was bey dieſen Verſammlungen vorging, den genaueſten Bericht erſtattete. Ha! d'Aubigné! wie oft hab' ich, da ich Sie ſo widerſpenſtig wider meinen Willen ſahe, ausgeruffen;

Ho! que ſi ma Gent
Fût ma voix avec ele,
J'irois en moins de rien
par vaincre et deffaire ec. (32).

Nach einigen weitern Reden in kurzem Ton von Seiten [illegible]nigs, antwortete ich: Sire! Sie wiſſen, daß [illegible] wider meinen Willen, und da unter dieſer Anz[illegible] das eifrigſte ſuchten, zum Abgeordneten dieſer Ver[illegible]ammlungen erwählt worden bin. Ich will Ihnen al[illegible] auch ohne die Ehre zu verlieren, welche mir durch dieſe Erwählung widerfuhr, noch mich damit zu brüſten aufrichtig eingeſtehen, daß es mir jetzt wohl bekannt war, wer von uns die ſchimbar eifrigſte Hugenotten alle, außer dem verſtorbenen Herrn von la Trimouille, ſich an Ihre Majeſtät verkauft hatten. Allein, da die reformirten Kirchen mich aus beſonderm Zutrauen zu ihrem Abgeordneten ernannt hatten; ſo hielt ich mich um ſo mehr für verpflichtet, ihnen meine eifrigſten Dienſte zu widmen, als ihre Angelegenheiten durch den Verluſt Ihres Schutzes, Sire! und Ihres Beyſtandes ſo tief geſunken waren. Wenn ich Ihnen hierdurch mißfallen habe, Sire! ſo muß ich Ihnen jetzt noch einmal die Erklärung thun, daß ich lieber mein Leben verlieren, oder Ihr Reich mit

den,

den, als durch Verrätherey gegen meine Brüder und Glaubensgenossen Ihre Gnade gewinnen will. Und dennoch, Sire! mir mag begegnen, was da will, werde ich nie aufhören, Gott um seinen Segen für Sie, und um seinen Beystand zu allen Ihren Unternehmungen eifrigst zu bitten.

Der König fragte mich hierauf: Kennen Sie den Präsidenten Jeannin, der in voriger Zeit alle Angelegenheiten der Liga unter der Hand geführt hat? Ich wünschte, daß Sie fleißig mit diesem Manne umgiengen. Ich wollte mich viel mehr auf Sie und Ihn verlassen, als auf die, welche auf beyden Achseln Wasser getragen haben. Bey diesen Worten umarmte mich mein Herr, und folgte der Jagd. Aber ich ritt ihm noch, und da ich ihn eingeholt hatte, sagte ich zu ihm: Sire! wenn ich Sie ansehe, so kann ich mich nicht entbrechen, mich meiner alten Freyheit und Kühnheit bey Ihnen zu bedienen. Lösen Sie den Knöpfe an Ihrer Weste auf, lassen Sie mich in Ihr Herz sehen, und ertheilen Sie mir die Gnade, und sagen Sie mir, was Sie eigentlich bewogen hat, mich zu hassen! Der König wurde blaß, wie etwas gemeiniglich wurde, wenn er recht von Herzen sprach, und antwortete mir: Sie haben den la Trimouille zu sehr geliebt. Sie wußten, daß ich ihn haßte. Und dennoch setzten Sie die Freundschaft mit ihm fort. Ich sagte hierauf: Sire! Ich bin zu Ihren Füßen ausgezogen worden, und da habe ich vorzüglich gelernt, daß man unglückliche und von einer höhern Macht unterdrückte Personen nicht verlassen darf. Billigen Sie an mir, Sire! diese Dankbarkeit, die ich den Ihren erwiesen habe! Bey dieser meiner letzten Rede umarmte mich mein Herr noch einmal und nahm von mir Abschied. Hier muß ich die Anmerkung wiederholen, daß

daß Frankreich durch seinen Verlust einen der größten Könige, die es je gehabt, verlohren hat. Er war nicht ohne Fehler; aber diese wurden durch seine auszeichnende Tugenden reichlich ersetzt (33).

Da ich bey dieser Gelegenheit auf den Herrn von la Trimouille gefallen bin, finde ich für gut, euch auch davon Nachricht zu geben, daß, da der König kurz vor der eben erzählten Begebenheit einige Völker hatte marschiren lassen, um ihn in Thouars einzuschliessen, dieser Herr an mich folgendes Billet geschrieben habe:

„Mein Freund, d'Aubigné! ich bitte Sie hier„durch ein, daß Sie, Ihren ehrlichen Versiche„rungen gemäß, hieher kommen möchten, um „zu sterben mit Ihrem ergebensten ꝛc.

Ich sandte folgende Antwort zurück:

„Mein Herr! Ihr Schreiben soll befolgt werden; „nur tadle ich es wegen Eines Umstands. Es „hat mich an meine eidliche Zusagen erinnert. „Sie hätten glauben sollen, daß mit meinen Ver„sicherungen so unverletzlich und so unvergeßlich in „meinem Gedächtniß geblieben seyen, daß es nö„thig seyn könne, mich an dieselbe zu erinnern ꝛc.

Nachdem ich mich auf diese Einladung nach Thou[illegible] begeben hatte, fingen wir, der Herr von la Trimouille und ich an, in dem Lande herum zu streifen, und unsere Freunde zu uns zu versammlen. Auf unserm Streifzuge kamen wir bey einem Dorfe vorbey, wo, zween Tage zuvor, einige Wärter und Straßenräuber enthauptet, und auf das Rad gelegt worden waren. Der Herr von la Trimouille verdoppelte bey diesem traurigen Anblick die Farbe. Dies bemerkte ich und sagte zu ihm: be-

betrachten Sie diese schrecklichen Gegenstände mit Gelassenheit! Bey der Handthierung, die wir treiben, ist es räthlich, sich zu Zeiten mit dieser Todesart bekannt zu machen.

Zwey Jahre nach meiner eben gemeldten Reise an den Hof und meiner Zurückkunft nach Poitou, wurde eine allgemeine Versammlung unserer Religionsverwandten zu Charellerand gehalten. Der Herzog von Sully wurde von dem Könige als Präsident dazu abgeschickt. Da ich nun vernommen hatte, daß in einer Provinzialversammlung zu St. Maixant der Herr de la Noue mit mir als Abgeordnete zu der allgemeinen Versammlung, in unserer Abwesenheit erwählt worden sey; so begab ich mich nach Charellerand, um mich zu entschuldigen, daß ich jene Ernennung zum Abgeordneten nicht annehmen könne, weil die gewöhnliche Formalitäten bey dieser Wahl nicht beobachtet worden wären. Zugleich machte ich der allgemeinen Versammlung die Vorstellung, daß ich zu glücklicher Ausführung der Geschäfte, womit man mich belasten wollte, nicht der Mann sey, indem sie durch mich mehr gehindert, als gefördert werden würden. Allein ich machte vergebens, was ich wollte; die ganze Versammlung beharrte nicht nur bey der auf mich gefallenen Wahl, sondern machte mir auch sogleich den Auftrag, mich zu dem Herzog von Sully zu begeben, der, kraft seines königlichen Befehls, bey der allgemeinen Versammlung das Präsidium führen wollte, und ihm die Erklärung zu thun, daß man ihn in dieser Eigenschaft bey der Versammlung nicht zulassen, noch ihn nur in sofern anhören würde, als er etwas im Namen des Königs vorzutragen hätte. Der Herzog von Sully befahl mir hierauf im Namen des Königs, daß ich mich gegen das Ende dieser Versammlung mit ihm vereinigen, und dann

dahin arbeiten ſollte, daß ſeine Vorſchläge von Seiten des Königs von der Verſammlung angenommen würden. Allein ich nöthigte ihn ſelbſt, ſich von Chatelleraud wegzubegeben, und vor ſeiner Abreiſe ſeinen königlichen Befehl wegen der Sicherheitsplätze, den er vorher verläugnet hatte, an die Verſammlung abzugeben. Dies geſchah alles, ehe die Verſammlung aus einander ging, vermittelſt meiner geheimen Betriebſamkeit, die der Herzog von Sully nicht bemerkte *).

Bey der nehmlichen allgemeinen Verſammlung trug ſich noch folgendes zu. Sie hatte ſich damals auch über eine Angelegenheit wegen Oranien zu berathſchlagen. Eine Sache, die um ſo bedenklicher und ſchwerer aus einander zu ſetzen war, als dabey die ganz verſchiedenen Rechte und Vortheile des Prinzen von Oranien, des Marſchalls von Lesdiguieres, der Stadt Orange ſelbſt und der Kirchen von Languedoc und Dauphiné in Betrachtung gezogen werden mußten. Es wurde daher vor der Hand beſchloſſen, Commiſſarien zu ernennen, welche dieſe Sache mit Muße überdenken, und, wenn ſie reiflich überlegt und aus einander geſetzt ſeyn würde, der Verſammlung ihren Bericht darüber erſtatten ſollten, damit man deſto leichter im Stande wäre, die dabey ſich ereignende Schwierigkeiten zu heben. Ich war einer von den ernannten Commiſſarien, und hat mir zu Fertigung meines Berichts nur drey Tage aus. Sogleich verließ ich die Verſammlung, und als ich nach Hauſe kam, entwarf ich auf der Stelle ein Project, wie alle die verſchiedenen

*) Vergl. Sullys Nachrichten von ſeinen Verrichtungen bey dieſer Generalverſammlung der Reformirten im XXI. Buch ſeiner Memoiren (vom J. 1605.) Sie fiel in den März und April dieſes Jahrs.

den Ansprüche und Vortheile der Parthien vereinigt werden könnten. Da ich überlegte, daß eine weitläuftere Ausführung der in meinem Project angezogenen Gründe, und alle die Mühe, die ich mir dißfalls geben möchte, vielleicht nichts weiters nützen würde, und daß ich dennoch dem Tadel nicht würde entgehen können; so kehrte ich auf der Stelle in die Versammlung zurück, und legte ihr meinen unausgearbeiteten Entwurf vor. Er wurde untersucht, und von der gesammten Gesellschaft seinem ganzen Inhalt nach, ohne Ausnahm einer einzigen Stelle, genehmigt. Und immer habe ich diese meine Arbeit aus dem Gesichtspunkt für die glücklichste und verdienstlichste unter allen, die ich in meinem ganzen Leben ausgefertigt, angesehen.

So lange mein Herr noch lebte, unternahm ich eine noch eine einzige Reise nach Paris. Ich nahm meinen Abstand bey dem Prediger zu Vitrolle, wo ich noch zween andre Prediger, die Herrn Chanier und Durand, nebst einigen andern Geistlichen von unsrer Kirche antraf. Sobald sie mich gegrüßt hatten, sagten sie mir einstimmig: daß man in der ganzen Stadt von nichts, als von der Vereinigung beyder Religionen spreche. Daß dieses Gerücht allgemein würde, habe nach ihrer Meynung, keine andre Bedeutung als diese: daß einige von ihren angesehensten Leuten durch den Hof gewonnen worden seyn müßten. Sogleich wurden wir über einige Puncten eins, um der Fortgang eines solchen Vertrags, der am Ende doch gar betrüglich ausfallen konnte, zu verhindern. Nachdem wir diese vorläufige Punkte festgesetzt hatten, fragte ich sie: ob sie mich allenfalls in einem Auftrage verfügen wollten, welches meiner Meynung nach, bey einem Religionsvergleich, unsern Gegnern ohne Bedenken gemacht werden könnte. Dieses Anerbieten sey

ſey: daß alle Religionsſtreitigkeiten, zwiſchen uns und ihnen, nach den Lehrbegriffen und nach der beſtändigen und ununterbrochenen Obſervanz der vier erſten Jahrhunderte der Kirche bis zu Anfang des fünften Jahrhunderts entſchieden und beygelegt werden ſollten. Chamier ſagte Ja dazu, und die andern fielen ihm ſogleich bey. Mit dieſer Vollmacht verſehen, begab ich mich am folgenden Morgen zum Könige in ſein Cabinet. Er ließ mir kaum Zeit, ihm einen Reverenz zu machen und befahl mir, zu dem Cardinal du Perron, ehemaligen Biſchoff von Evreux, zu gehen. Augenblicklich verfügte ich mich dahin, und dieſe Eminenz empfing mich mit ſolchen Liebkoſungen und Schmeicheleyen, daß ſie durch ihre Ungewöhnlichkeit leicht verrathen, man habe die Abſicht, mich zu hintergehen. Zu Ende aller Complimente fieng er an, den elenden Zuſtand, worin ſich gegenwärtig die Chriſtenheit befinde; zu bejammern; alsdann fragte er mich, ob ſich denn kein Mittel ausfindig machen laſſen würde, ſie aus dieſem Jammer zu retten? Endlich verſicherte er ſeine Aufmerkſamkeit, mit welcher er jeden Vorſchlag ergreifen würde, der die unſelige Zwiſtigkeiten der Gemüther, der Familien, des Königreichs und des ganzen Europa beylegen könnte. Ich ließ mich zu dreyen nöthigen, ehe ich mich in die Materie einließ; und dann erklärte ich mich auf folgende Weiſe: Weil Sie, mein Herr! ein Verlangen bezeugen, daß ich meine Gedanken gerade heraus ſagen ſolle; ſo dünkt es mich, man ſollte von Seiten der Kirche eben ſowohl, als von Seiten des Staats, jene Hauptregel des Gutcarimi befolgen: daß, wenn wohleingerichtete Geſellſchaften einmal in Verfall gerathen, dieſelben auf keine andere Weiſe wieder aufgerichtet werden könnte, als wenn man ſie in den Stand ihrer erſten Errichtung wieder zurückbrächte. Laſſen Sie uns von beyden

Seiten die Verordnungen der Kirche, die von Anfang an bis zu Ende des vierten Jahrhunderts aufgestellt und beobachtet worden sind, als unverbrüchliche Gesetze annehmen. Was die Glaubensartikel anbetrift, von denen man glaubt, daß sie verfälscht worden seyen, so werden Sie, da sie sich auf das Alterthum ihrer Religionslehren berufen, den Anfang unserer Vereinigung damit machen, daß Sie in dem ersten Artikel, dessen Aenderung wir verlangen, nachgeben werden. Wir wollen sodann in dem zweyten Artikel, den Sie ihrer Seits verlangen werden, nachgeben, und so ferner abwechslungsweise, bis das Ganze wieder in die alte Form gebracht seyn wird. Der Cardinal rief hierüber aus: aber werden nicht ihre Geistliche alle diese Vorschläge verwerfen? Ich antwortete: daß ich meine Ehre und meinen Kopf daran setze, sie zur Annahme derselben zu vermögen. Hierauf drückte er mir die Hand, und sagte: geben Sie uns, über die bereits zugestandene vier Jahrhunderte, nur noch vierzig Jahre (34). Ich sehe wohl, antwortete ich, was Sie damit wollen? Sie wollen noch das chalcedonische Concilium zu ihrem Vortheile haben. — Wohlan! auch dies gebe ich Ihnen zu; lassen Sie uns nun zur Sache selbst schreiten! Der Cardinal, der nun in der Hauptsache mit mir einverstanden war, fuhr fort: Sie halten sich demnach für verpflichtet, den Artikel von der Creutzverehrung anzunehmen, weil er damals ohne Schwierigkeit angenommen worden ist? Ja! sagte ich, aus Liebe zum Frieden wollen wir dem Creutz die vormalige Ehre erzeigen, in welcher es zu jener Zeit gestanden ist. Aber Sie ihrer Seits werden sich nicht erkühnen, darein zu willigen, daß das Ansehen des Pabsts auf die Stufe herabgesetzt würde, auf welcher es sich in den vier ersten Jahrhunderten befunden hat. Wenn es also die Noth erfordert; so wol-

wollen wir Ihnen in Absicht auf diesen Artikel noch zwey Jahrhunderte eben drein geben. Die Cardinäle, der ehmals zu Rom gefangen gehalten wurden, und sehr mißvergnügt von dort zurückgekommen war, erhob hierüber seine Stimme, und antwortete: daß man wegen dieses Artikels zu Paris übereinkommen müßte, wenn man sich zu Rom nicht darüber vergleichen könnte.

Nach dieser Unterredung begab ich mich sogleich wieder zum Könige. Dieser hatte mich kaum erblickt, als er fragte: ob ich den Cardinal du Perron gesprochen hätte, und was zwischen uns vorgegangen sey? Als ich ihm nun in Gegenwart vieler Herrn alles, was bey dieser Conferenz abgehandelt und gesprochen worden, genau hinterbracht hatte; so entspinnte dem Monarchen die Frage an mich: warum haben Sie dem Herrn Cardinal, da Sie auf das ökumenische Concilium zu reden kamen, sich anerboten, daß Sie ihm dasselbe als einen Aufsatz des Vergleichs zu seinem Vortheile zugestehen wollten? Warum haben Sie ihm solches nicht ohne Bedingung zugestanden? Dies habe ich deßwegen gethan, Sire! antwortete ich, weil, wenn die Lehrer der römischen Kirche über die ihnen zugestandene vier Jahrhunderte annoch fünfzig Jahre weiter zu ihrem Vortheile verlangen sollten, dies ein stillschweigendes Bekenntniß seyn würde, daß sie die vier ersten Jahrhunderte nicht zu ihrem Vortheile anführen könnten. Auf diese Antwort fingen einige Prälaten und Jesuiten, die zugegen waren, an, laut zu murren, und der Graf von Soissons, der das Wort nahm, sagte in einem bittern Tone, daß dergleichen Reden in Gegenwart des Königs nicht vorgebracht werden sollten. Der Monarch hörte dies, wandte mir den Rücken zu, und begab sich in die Zimmer der Königin.

Hiebey blieb damals die ganze Sache. Aber einige Tage darauf wurde dem Könige äuſſerſt zugeſetzt, mich als einen Aufrührer, der alle Abſichten auf die eben angezeigte Religionsvereinigung zerſtört und vereitelt hätte, umbringen, oder doch wenigſtens gefangen ſetzen zu laſſen. Er ſagte auch wirklich zu dem Herzog von Sully, daß es nöthig wäre, mich in die Baſtille zu ſetzen, da ich ein Friedensſtörer ſey, und man Urſache genug finden würde, mir den Proceß machen zu laſſen.

Die Frau von Chatillon, welche dieſe Aeuſſerung des Königs gegen den Herrn von Sully, ich weiß nicht, durch welchen Canal, erfahren hatte, ließ mich zu ſich bitten, um etwas nothwendiges mit mir zu reden. Ich begab mich ſogleich zu ihr, und nachdem ſie mir Verſchwiegenheit empfohlen hatte, beſchwur ſie mich, daß ich noch in dieſer Nacht den Hof verlaſſen ſollte, oder könnte ich verſichert ſeyn, daß ich verlohren wäre. Ich antwortete ihr unbekümmert: daß ich hierüber zu Gott beten, und dann thun wollte, was er mir eingeben würde. Meine Eingebung war dieſe: daß ich den König ſelbſt ſprechen ſolle. Ich begab mich alſo am folgenden Morgen ſehr frühe zu ihm, und nachdem ich ihm kürzlich meine langen Dienſte vorgeſtellt hatte, bat ich ihn um eine Penſion, wozu ich mich ſonſt niemals entſchlieſſen konnte. Der König verwunderte ſich über meine Bitte, war aber dabey ſehr vergnügt, daß er mitten aus meinem unbiegſamen Muth etwas von Eigennuz herausleuchten ſahe. Er umarmte mich hurtig, und verwilligte mir augenblicklich, was ich gebeten hatte. Am folgenden Tage begab ich mich ins Arſenal, den Herzog von Sully zu beſuchen. Dieſer lud mich zum Mittageſſen ein und nahm mich hernach mit ſich, um die Baſtille zu beſehen, indem er mich

theuer verſicherte, daß ich — aber erſt ſeit vier und zwanzig Stunden — nichts dabey zu befürchten hätte.

Am folgenden Sonntage, da wir aus der Predigt giengen, nahm mich die Frau von Chatillon, mit dem Prediger du Moulin und der Frau von Queuvigny, mit ſich zum Mittageſſen. Als wir uns zur Tafel geſetzt hatten, bezeugte ſich die Frau von Chatillon ganz erſtaunt, daß ich mich ſo glücklich aus der mir bevorgeſtandenen Gefahr herausgezogen habe, und bedaurte mein unglückliches Schickſal, welches mich in dieſe Gefahr verwickelt hätte. Dies rührte die Frau von Queuvigny, die Gemahlin des Commendanten von der Baſtille, ſo ſehr, daß ſie mich unbeweglich anſah und ſich der Thränen nicht enthalten konnte. Man ſetzte hierauf in ſie, die Urſache ihrer Thränen anzugeben. Sie geſtand, daß ſie zweymal den Befehl, mir ein Zimmer in der Baſtille zurecht zu machen, erhalten, und bey dem letzten Befehl bis um Mitternacht auf mich gewartet habe.

Nachdem der König auf dieſe Weiſe von ſeinem harten Vorſatz gegen ſeinen alten Diener wieder abgebracht worden war; ſo nahm er mich aufs neue ſo ſehr zu Gnaden und in ſeine Freundſchaft auf, daß er den Entſchluß faßte, mich als auſſerordentlichen Geſandten nach Teutſchland zu ſchicken, und zwar mit dieſem Vorzug, daß ſeine übrigen Geſandten an den Höfen, zweymal im Jahr, von ihren Geſchäften Bericht an mich erſtatten ſollten. Allein es kamen ihm nachmals die großen und weitausſehenden Projecte in den Kopf, welche die ganze Welt in der Folge erfahren hat (35). Er vertraute mir ſeinen Entwurf mit allen Umſtänden an, und meine Geſandtſchaft unterblieb. Da ich damals Viceadmiral von den Küſten von Poitou und

Saintonge war; ſo wollte ich bey dem groſſen Kriege, den man vorhatte, nicht müßig bleiben. Ich lag daher meinem Herrn inſtändigſt an, einen Theil ſeiner Abſichten auf Spanien zu richten, und indem man dieſes Reich im Herzen angriffe, daſſelbe zu gleicher Zeit von allen Seiten anzufallen. Aber er wollte meinen Vorſchlag nicht eingehen, und berief ſich auf ein altes Sprüchwort, das er mir immer wiederholte: Wer mit einer geringen Macht nach Spanien geht, wird geſchlagen; und wer mit einer groſſen Macht dahin kömmt, ſtirbt Hungers. Ich that ihm dagegen den Vorſchlag: daß ich mich anheiſchig mache, wenn er mir nur eine kleine Anzahl von Kriegsſchiffen unterhalten würde, der Armee, die er nach Spanien ſchicken wollte, ſo ſtark ſie auch immer ſeyn möchte, alle Lebensmittel in dem nehmlichen Preiſe, worin ſie in Paris ſtünden, zuzuführen. Dieſes mein Anerbieten, wobey ich noch den Deſcures in Geſellſchaft zog, wurde endlich nach vielen von dem Herzog von Sully gemachten Schwierigkeiten angenommen, und der Accord darüber ſchriftlich aufgeſetzt und unterzeichnet. Ich nahm ſogleich Abſchied von dem König, um mich nach Saintonge zu verfügen, und dort die nöthige Anſtalten zu Erfüllung meines Contracts zu machen. Bey meiner Beurlaubung ſagte mein Herr die Worte zu mir: d'Aubigné! ich will Sie nicht länger im Zweifel laſſen. Ich habe mein leibliches und geiſtliches Leben in die Hände des Pabſts übergeben, und erkenne ihn für den wahren Statthalter Gottes. — Von dieſem Augenblick an prophezeihte ich, daß nicht nur ſeine weitausſehenden Projecte alle zerflattern würden, ſondern auch das Leben des unglücklichen Prinzen in der äuſſerſten Gefahr ſchwebe, weil er die Sorge dafür einem ſterblichen Menſchen anvertraute. Dieſe Gedanken ſagte ich auch meinen vertrauteſten Freunden,

den, und zu meinem großen Herzenleid war ich nur ein gar zu guter Prophet. Denn kurze Zeit hernach erhielt ich des Morgens, da ich noch im Bette lag, die entsetzliche Nachricht von der Ermordung dieſes großen Königs. Man ſagte mir dabey den Umſtand, daß der König, der allgemeinen Sage nach, den tödtlichen Stoß in den Hals bekommen hätte. Allein ich verſicherte ſogleich in Gegenwart mehrerer Perſonen, die mit dem Ueberbringer dieſer Nachricht zu mir in mein Zimmer gekommen waren: daß der Stoß nicht in den Hals, ſondern ins Herz gegangen ſey, wie es ſich auch nachher ſo fand. Was mich zu dieſer Vermutung leitete, war dies, daß ich mich, in dem Augenblick, deſſen wieder erinnerte, was ich dieſem Monarchen, aus Gelegenheit des ſchröcklichen Unternehmens von Jean Chaſtel, zu Chauny prophezeiht hatte.

Die Königin wurde ſogleich nach dem Tode des Königs, durch das Parlement von Paris, zur Regentin des Reichs während der Minderjährigkeit Ludwigs des dreyzehnten erklärt, und dieſe Regentſchaft von allen Provinzialverſammlungen von Seiten unſrer Religion anerkannt; auch in Poitou unterſtand ſich keine Seele, etwas darwider einzuwenden, außer mir allein. Denn ich behauptete, daß eine ſolche Wahl nicht blos und allein von dem Parlemente zu Paris, ſondern auch von den Generalverſammlungen des Reichs abhange. Obſchon eine ſo freye Erklärung von meiner Seite mir bey Hofe einen ſehr üblen Namen machte; ſo wurde ich deſſen ungeachtet von meiner Provinz als Abgeordneter an die Königin geſandt, um ſie der vollkommenſten Unterwerfung unter ihre Regentſchaft zu verſichern.

Ich begab mich alſo in dieſer Abſicht nach Paris, wo ich aber noch mehrere Abgeordnete von verſchiede-

nen Provinzen erwarten mußte, damit wir insgesammt und auf einmal der Königin unsre Unterthänigkeit bezeugen könnten. Nachdem wir endlich alle beysammen waren, wurden wir einig, uns durch den Herrn von Ville-Arnoul, Generalabgeordneten unsrer Kirche, vorstellen zu lassen. Aber große Streitigkeiten entstanden unter uns, theils wegen des Rangs, theils wegen der Ausdrücke, deren wir uns in unsrer Anrede an die Königin bedienen sollten. Endlich wurde beschlossen, daß man mir, als dem ältesten und erfahrensten unter den Abgeordneten, die Ehre überlassen wolle, das Wort zu führen. Ich hielt auch meine Anrede zum Vergnügen und Wohlgefallen meiner Collegen. Aber mit Rivet, der den Auftrag erhalten hatte, nach meinem Glückwunsch eine Rede zu halten, gieng es anders. Er that sein Amt sehr schlecht, und legte seine Rede zitternd ab, ob er schon diesen Auftrag mit vieler heimlichen Betriebsamkeit gesucht hatte. Der Rath des Königs ärgerte sich bey dieser Gelegenheit sehr darüber, daß keiner von uns weder zu Anfang noch zu Ende die Knie gebeugt hätte. Der Herr von Villeroy gieng sogar auf mich zu, da wir uns aus dem Audienzsaal begaben, und fragte mich: warum ich Ihren Majestäten die Ehre der Kniebeugung nicht bezeugt hätte? Ich antwortete ihm unerschrocken: daß niemand unter uns sey, als Edelleute und Geistliche, die Ihren Majestäten nur eine Reverenz, aber keine Kniebeugung schuldig seyen.

Vier Monate hernach kam die Königin auf den außerordentlichen Einfall, mich in der Stille zu sprechen. Sie schrieb mir deßwegen, und ich begab mich sogleich auf der Post nach Paris, obschon meine Freunde mit dieser Reise nicht zufrieden waren, weil sie Gefahr für mich dabey besorgten. Die Prinzessin schloß sich

zwo Stunden lang mit mir in ihr Cabinet ein, und die Herzogin von Mercoeur hielt selbſt Wache an der Thüre. Sie hatte mich unter dem Vorwand zu ſich kommen laſſen, daß ſie einige Erläuterungen in einer geheimen Angelegenheit von mir verlange. Aber ihre wahre Abſicht bey dieſer geheimnißvollen Art war mich meiner Parthie ungetreu oder doch wenigſtens verdächtig zu machen.

Endlich kam es zu der bekannten Verſammlung von Saumur. Bey der Eröffnung derſelben machte mir der Herr von Boiſſiſe, Abgeordneter des Königs, ſehr herrliche Verſprechungen, um mich zur Parthie des Hofes zu verleiten. Ich begnügte mich, ihm die Antwort zu geben: Mein Herr! ich bin verſichert, daß mir die Königin alle Gnade erzeigen wird, die ich verlangen kann; denn ich werde mich ſo betragen, daß ſie mich für einen guten Chriſten und für einen guten Franzoſen halten wird. Hernach ſchickte man mir la Varenne zu, der mir ſo fleißig und ſo öffentlich den Hof machte, daß ein Mitglied von unſrer Parthie, welches bereits für den Hof beſtochen war, die Verwegenheit hatte, mich in Gegenwart des Herzogs von Bouillon zu fragen: was hat denn la Varenne ſo oft in ihrem Hauſe gemacht, da er ſeit geſtern zwölfmal dort geweſen iſt? — Was er da gemacht hat? antwortete ich. Er verſuchte, was er bey Ihnen gleich zum erſtenmal, da er zu Ihnen kam, zu Stand gebracht hat, und bey mir beym zwölftenmale nicht durchſetzte.

Bey dieſer Generalverſammlung geſchahe es, daß ich die Freundſchaft des Herrn von Bouillon verlohr, die ich mir auf eine rühmliche Weiſe erworben, und dreyßig Jahre lang erhalten hatte. Ich verhinderte, daß er präſidiren durfte, und widerſetzte mich öffentlich und mit aller Macht verſchiedenen höchſt nachtheiligen Vor-

ſchlägen, die er zu Gunſten des Hofes that, und die ihn um alles Zutrauen unſrer Religionsverwandten brachten. Beſonders verlohr er allen Credit, da er eine feurige Rede hielt, um die Verſammlung dahin zu vermögen, daß wir die Verſicherungsplätze verlaſſen, und uns der Regentſchaft und ihrem Rath auf Gnade und Ungnade ergeben möchten. Da er endlich ſeine Rede damit beſchloß, daß er auf eine ſehr unanſtändige Weiſe die Ehre erhob, welche ſich die Reformirten dadurch erwerben würden, wenn ſie ſich freywillig dem Märtyrertum ausſetzten; ſo beantwortete ich dieſe Rede auf der Stelle, entkräftete alle angebrachte Gründe, und beſchloß meinen Vortrag mit folgender Anrede an ihn: Ja! mein Herr! die Ehre des Märtyrertums kann nicht genug erhoben werden, und unendlich glücklich iſt, wer um Chriſtus willen leidet; es iſt das Kennzeichen eines guten und wahren Chriſten, ſich dem Märtyrthum auszuſetzen: aber ſeine Brüder demſelben auszuſetzen, und ihnen die Wege dazu vorzuſchlagen und zu erleichtern, dies iſt das Kennzeichen entweder eines Verräthers oder eines Henkers.

Ich hatte die Gewohnheit, bey ſolchen Verſammlungen von niemand förmlichen Abſchied zu nehmen, als von denen, von welchen ich vermuthete, daß ſie entweder bald ſterben, oder ihre Religion verläugnen würden. Bey dieſer Verſammlung nahm ich, am Ende, von dem Prediger du Ferrier vor der ganzen Geſellſchaft Abſchied. Dies wurde mir nun von du Ferrier ſowohl, als auch von einigen aus der Verſammlung, ſehr übel genommen. Als aber dieſer Geiſtliche, zwey Monate darauf, wirklich ſeinen Glauben abgeſchworen, und damit meine Prophezeihung wahr gemacht hatte; ſo wurde, was ich damals that, ſehr gelobt, und von jedermann gebilligt.

Und

Und nun fiengen die Angelegenheiten unſrer Religion und ihrer Verwandten an, ſo ſehr zu ſinken, daß ſie den gänzlichen Einſturz drohten. Viele von den vornehmſten Huguenoten ließen ſich durch den Hof gewinnen, und der Geiz der Geiſtlichen, wovon drey mit Gelde beſtochen wurden, du Ferrier nehmlich, Rivet und noch ein anderer, gab Gelegenheit zu tauſend geheimen Unterhandlungen, wodurch viele dahin gebracht wurden, das gemeine Beſte aufzugeben, und blos auf ihre Privatvortheile zu denken, ſo, daß die noch übrig gebliebenen eifrigen Reformirten bey der Synodalverſammlung von Thouars ſehr vieles auszuſtehen hatten. La Forcade, ein Geiſtlicher, ſtand in dieſer Verſammlung öfters von ſeinem Platz auf, und ſchrie: Meine Herrn! laſſen Sie uns die Königin nicht beleidigen! Ein andrer Geiſtlicher wiederholte ſehr oft die lateiniſchen Worte: Principibus placuiſſe viris non ultima laus eſt. Ich mußte dies alles mit anhören und anſehen, und konnte dem Unweſen nicht abhelfen. Ich begab daher mich von der Synode weg, und ſchützte mein hohes Alter vor, das mich von dergleichen öffentlichen Verſammlungen freyſprechе, zumal, wenn ſie Verſammlungen von gemeinen Dirnen gleich wären.

Auch der Herzog von Rohan begab ſich von der allgemeinen Verſammlung von Saumur weg, gehaßt und empfindlich beleidigt von dem Hofe, weil er bey derſelben ſeine Pflicht gethan hatte. Er verfügte ſich höchſt mißvergnügt nach St. Jean d'Angely, wo er Gouverneur war, und machte Mine, ſich daſelbſt mit Freunden und Truppen verſtärken zu wollen. Da mir der Hof zur Unterhaltung der Beſatzung von Maillezais eben ſo wenig mehr gab, als dem Herzog von Rohan zu Unterhaltung der Beſatzung von St. Angely;

da ich auch an meinem von dem verſtorbenen König verwilligten Gehalt von ſiebentauſend Livres nicht einen Sou erhielt, weil ich die mir von der Königin angebotene Vermehrung derſelben mit fünftauſend Livres nicht verdienen wollte; ſo ward ich hierdurch in die Nothwendigkeit geſetzt, meinen Unterhalt in der Gegend des Fluſſes Seure ſelbſt zu ſuchen. Der Hof bedrohte mich deßwegen mit einer Belagerung; allein bey dieſer meiner kleinen Streiferey hatte ich die gute Lage um den Doignon bemerkt, kaufte dort eine kleine Inſel, und legte ſogleich eine Schanze darauf an. Da ſie fertig war, kam Parabelle auf ausdrücklichen Befehl der Königin, nahm ſie in Augenſchein, und ich bewirthete ihn nach meinem beſten Vermögen. Im folgenden Jahre kam der nehmliche Parabelle wieder mit einem gleichen Auftrag, aus Gelegenheit einiger neuern Schanzen, die ich an dem Doignon aufwerfen ließ. Er ließ mir ſeine Ankunft melden und mich erſuchen, daß ich mich ſelbſt dahin begeben möchte. Allein ich ließ ihn wiſſen, daß die Sache nicht der Mühe wehrt ſey. Er ſchrieb dies nach Hof, und darauf erfolgten allerley Bewegungen mit Hin- und Herreiſen auf meiner und ſeiner Seite.

Kurz hierauf verließ der Prinz von Condé den Hof, und machte einige kriegeriſche Anſtalten. Die Herzoge von Rohan und von Bouillon, die ſich für ihn erklärt hatten, ſchickten deßwegen an mich, und ließen mich auffordern, ihnen zu erklären, was ich hiebey zu thun geſonnen wäre? Ich gab ihnen zur Antwort: wir wollen gerne die Laſt ihres Kriegs mit auf unſre Schultern nehmen; aber ſie müßten uns für die bedenkliche Folgen ihres Friedens gut ſeyn. Ich ſah nehmlich voraus, daß ſie nicht verſäumen würden, ſobald als möglich, wieder Friede zu machen. Bald her-

hernach verglichen ſie ſich auch wirklich wieder; aber von der für ſie ſelbſt und alle, die es mit ihnen gehalten hatten, bedungenen Amneſtie wurde ich ganz allein ausgeſchloſſen. Um mich alſo gegen alle vermutliche Anfälle ſicher zu ſtellen, ſetzte ich nicht nur Mailleſais, ſondern auch meine erſt gekaufte Inſel in einen beſſern Vertheidigungsſtand.

Der getroffene Scheinfriede konnte zu nichts nützen, als daß man Zeit und Gelegenheit zu neuen heimlichen Unternehmungen gewann. Es erfolgte alſo ein zweyter Krieg, wobey mich der Prinz von Condé, als Haupt der Mißvergnügten, zu ſeinem Marſchall de Camp wählte. Er ſandte mir die Beſtallung zu; aber ich wollte ſie nicht von ſeiner Hand annehmen, ſondern willigte erſt alsdann ein, da ſie mir im Namen der zu Niſmes verſammelten Gemeinden zugeſtellt wurde.

Der Herzog von Sully, Gouverneur in Poitou, der ſich damals zu Poitiers aufhielte, hatte bey dieſer Gelegenheit, gemeinſchaftlich mit zwölf der angeſehenſten Perſonen dieſer Provinz, der Königin die Verſicherung gegeben, daß er ſein Gouvernement in ſeinen Pflichten erhalten und jeden Aufſtand für den Prinzen von Condé, verhindern wollte. Er kam daher zu mir nach Mailleſais, in der Abſicht, mich entweder in Gutem oder durch Drohungen zu dem nehmlichen Verſpruch zu bewegen. Da er mir aber drohte, daß, wenn ich mich nicht mit gutem Willen dazu bequemen wollte, die übrigen angeſehenen Herrn in Poitou mich ſchon dazu nöthigen würden; antwortete ich ihm: er habe bey Anführung ſeiner angeſehenen Perſonen einen großen Mann vergeſſen, der ihm am folgenden Morgen ſagen würde, was ich zu thun gefinnt

ſinnt ſey. Unter dieſem groſſen Mann verſtand ich ihnen Trommelſchläger von dem Regimente, das ich für meinen Sohn errichtet hatte. Dieſen ließ ich am folgenden Morgen Marſch ſchlagen, und gab dadurch Sully zu verſtehen, daß ich ſeine Drohungen nicht fürchte. An dem nehmlichen Tage machte ſich mein Lieutenant mit der Beſatzung von Mailleſais Meiſter von Moureille, vermittelſt einer Petarde. Einige Tage darauf marſchirte der Herzog von Bouillon auf Lusignan zu, um es zu belagern. Er traf mich auf meinem Wege, da ich in gleicher Abſicht dahin marſchirte. Bey dieſer Gelegenheit erneurten wir unſre alte Freundſchaft, die bey der Generalverſammlung zerriſſen, oder wenigſtens ſehr geſchwächt worden war.

In dieſem ganzen Kriege wurde nichts auſſerordentliches, das angemerkt zu werden verdiente, ausgeführt, auſſer der einzigen Begebenheit, daß ich zu Ende des Kriegs den Prinzen von Condé faſt wider ſeinen Willen Tonnay-Charente zu belagern bewogen habe; wo mir aber durch einen ungefähren Zufall der halbe Körper gebraten wurde. Hierauf erfolgten die Tractaten von Loudun; aber dieſer Congreß war nichts, als ein öffentlicher Markt von Staatsbetrug und Privattreuloſigkeit. Der Prinz von Conde, der mich bey den Berathſchlagungen immer nur ſeinen Vater nannte, verlieſs mich und ſeine eigne Ehre. Er ſetzte noch Hohn zu ſeiner Falſchheit. Denn nachdem er den Vergleich unterzeichnet hatte, rief er mir in einem ſpöttiſchen Ton zum Fenſter heraus: d'Aubigné! Glück auf den Weg, und wieder an den Doignon! Ich verſetzte drauf: und Sie! in die Baſtille! Er that noch mehr. Mit der ſchwärzeſten Undankbarkeit bezahlte er meine ihm in dieſem Kriege geleiſtete Dienſt und die ſechzehn tauſend Thaler, die ich für ihn aufgewandt hatte.

hatte. Denn als er wieder an den Hof zurückgekommen war, legte er mir in einer geheimen Rathsversammlung, wozu er gezogen wurde, das Zeugniß bey: ich sey ein aufrührischer Kopf, ein Feind der königlichen Gewalt, und würde allein, so lang ich lebte, im Stande seyn, den König zu hindern, daß er nicht mit unumschränkter Macht regieren könnte. Noch nicht zufrieden mit diesem letzten feindseligen Streich, vermochte er den Herzog von Epernon, meine tragischen Schriften zu lesen, und machte ihn glauben, daß er in dem zweyten Buche derselben persönlich von mir angegriffen worden sey. Dadurch hetzte er ihn zu tödtlicher Rache wider mich auf. Der Herzog suchte sie auch wirklich auf verschiedene Weise an mir auszuüben Allein, da ich dies alles wußte, hielt ich mich auf meiner Hut. Unter diesen Umständen kamen zween Edelleute zu mir, und brachten mir auf Befehl des bemeldten Herzogs die Nachricht von dem zu Rochelle geschlossenen ersten Frieden. Ich bewirthete sie, und da bey dem Nachtische die Rede von dem erklärten Haß wurde, den dieser Herr gegen mich trug; so sagten mir diese zween Edelleute: der Herzog habe in Gegenwart von mehr als fünfhundert Personen von Ansehen erklärt, daß, wenn er keine andere Gelegenheit zu meinem Tode finden könnte, er sich herablassen würde, mich zum Zweykampf zu fodern, um mich einen von den besten Degen in Frankreich versuchen zu lassen. Hierauf antwortete ich: meine Herrn! so unwissend bin ich nicht, daß mir nicht die Rechte und Vorzüge der Herzoge und Pairs von Frankreich, und das besondere mit ihrer Würde verknüpftes Privilegium, bekannt wäre, kraft dessen sie nicht verbunden sind, sich mit einer Person aus einer niedrigern Classe zu schlagen. Auch weiß ich die Ehrerbietung, die ich einem Colonel General der französischen Völker schul-

dig bin. Allein, wenn der Herzog durch das Uebermaß ſeines Zorns oder ſeiner Tapferkeit dahin verleitet werden ſollte, zu mir ſchlechterdings befehlen, meinen Degen mit dem ſeinigen zu meſſen; ich — würde ihm ganz zuverläßig gehorchen. Und da er mir einsmals auf der Wache einen Degen gewieſen, deſſen Griff mit Diamanten von mehr als zwanzigtauſend Thalern am Werth beſetzt geweſen; ſo würde es mir ſehr angenehm ſeyn, wenn er dieſen und keinen andern zum Gefechte mitbringen wollte.

Einer von dieſen Edelleuten verſetzte hierauf: der Herzog von Epernon könne ſeinen Stand nicht ausziehen, und die Vorrechte deſſelben nicht verläugnen; mithin ſtehe ein ſolcher Beweis ſeiner perſönlichen Herzhaftigkeit nicht zu erwarten. Mein Herr! antwortete ich ihm; wir leben allerſeits in Frankreich, wo die Prinzen, die in der Haut ihrer Würde zur Welt kommen, dieſelbe nicht ablegen können, ohne ſich zu ſchinden. Aber Sie werden mir eingeſtehen, mein Herr! daß man ſeine Würde, ohne ſich zu verwunden, abſtreifen kann, wenn man ſie erſt erworben hat. Der Herzog von Epernon kann ſich alſo ſeiner Vorrechte begeben; denn er iſt von Geburt ein bloßer Edelmann, wie ich. Hierauf verſetzte der zweyte Cavalier: er wollte zwar dies alles gelten laſſen; allein da der Herzog immer von ſo vielen Edelleuten und andern großen Herrn umgeben ſey, die ihn niemals verließen; ſo würde dieß alle Ausforderung vereiteln, und jeden Platz des Zweykampfs für mich unſicher machen. Dieſe letzten Worte reizten meinen Muth, und ich konnte mich nicht enthalten, folgende Antwort zu geben: daß ich den Herzog dieſfalls aller Sorge überheben wollte; ich verſpräche, ſelbſt alsdann für die Sicherheit des Kampfplatzes zu ſorgen und ihn gegen alle ſeine Freunde zu

decken,

decken, wenn auch gleich der Plaz des Zweykampfs in ſeinem eigenen Gouvernement beſtimmt werden ſollte. Hier endigte ſich unſre Unterredung. Sie wurde aber dem Herzog von Wort zu Wort hinterbracht, und er fluchte aufs neue nach ſeiner Weiſe: daß er mich dieſe Verwegenheit bereuen machen wolle, und ſie mir das Leben koſten ſollte.

Schon lange hatte ich bemerkt, daß ich mich durch meine häufigen Vorſtellungen bey denen, die den huguenotiſchen Angelegenheiten vorſtanden, verhaßt gemacht hatte. Dennoch ließ ich in meinem Eifer nicht nach, und es wurde keine Verſammlung unſrer Religionsverwandten gehalten, ohne daß ich einen Bericht an dieſelbe erſtattet hätte, worüber zu berathſchlagen ich nach meiner langen Erfahrung für würdig und ſchicklich halte. Ich gieng noch weiter. Ich gab ihnen Nachricht von den Entdeckungen, die ich gemacht hatte, da ich die päbſtliche Inſtructionen eines gewiſſen Caſpar Baronius, eines Vetters von dem Cardinal dieſes Namens, den Gott mit dem Lichte des reinen Evangeliums erleuchtet hatte, zu ſehen bekommen.

Dieſer Caſpar Baronius war durch die Gunſt ſeines Vetters ſowohl, als durch ſeine eigene Verdienſte ein Mitglied der Congregation de propaganda Fide geworden. Er war einer von den drey Mitgliedern die von dieſer Congregation jährlich in die entfernteſte Länder von Europa mit Inſtructionen abgefertigt werden, um den gegenwärtigen Zuſtand der chriſtlichen Welt zu erforſchen. Dieſer Abgeſandte nun, der den Entſchluß gefaßt hatte, das Pabſtum abzuſchwören, reiſete von Rom aus, wohl verſehen mit Gelde und glaubwürdigen Verhaltungsbefehlen, unter dem Vorwande, nach Spanien überzugehen.

Allein er flüchtete nach Briançon; daselbst traf er den Herrn von Lesdiguieres an, und begab sich unter seinen Schutz. Dieser ließ ihn durch einen Bürgermeister bemeldter Stadt nach Paris begleiten, und zu Paris wurde er in eine Versammlung geführt, die bey dem Herrn von Bouillon gehalten wurde. Ich und der Herr von Feugré wurden ernannt, ihn abzuhören. Um uns nun von seiner Aufrichtigkeit und Treue zu überzeugen, gab er die eben gemeldte Instruction in unsre Hände. Sie war in Provinzen abgetheilt, bestand aus zwey besondern Heften, auf deren einem und zwar auf dem ersten Blatt geschrieben stand: Artes Pacis (Friedenskünste) und auf dem zweyten: Artes Belli (Kunstgriffe für den Krieg). Nachdem wir diese beyde Hefte durchgegangen hatten, verlangte ich und der Herr von Feugré seine besondere Instructionen in Absicht auf die den römischen Drohungen am nächsten ausgesetzte Provinzen von Frankreich zu sehen. Nach vielen, seiner Seits gemachten Schwierigkeiten, und von unsrer Seite angewandten Drohungen zeigte er uns endlich ein drittes Heft, dessen Titel war: Rhoetorum Commentarius (Aufsatz, die Rhätier betreffend). Aus diesem lernten wir, daß die Verfolgung der Reformirten dort ihren Anfang nehmen sollte. Auch ist dies eigentlich die Quelle, woraus ich meine Weissagungskunst geschöpft habe, die, weil sie öfters eingetroffen, mir den Beynamen: d'Aubigné der Prophet, zugezogen hat. Denn sicherlich hatte ich meine Vorhersagungskunst nicht dem stummen Menschen zu danken, den ich in meinem Hause unterhielt und den man mir so oft vorgeworfen hat.

Dennoch ist die Geschichte dieses Stummen so sonderbar, daß ich mich nicht enthalten kann, hier seiner kurz zu erwähnen. Er war ein junger Mensch, wenn-

wenn man ihm anders die Benennung eines Menſchen geben kann. Denn die gelehrteſten Leute haben, wenn ſie mit ihm Umgang gehabt hatten, das Urtheil gefällt: er ſey ein eingefleiſchter Dämon. Da ich ihn zu mir ins Haus nahm, ſchien er ungefähr neunzehn oder zwanzig Jahre alt zu ſeyn. Er war von Geburt an ſtumm und taub, ſein Geſicht war ſchwarzgelb, und ſein ganzes äußerliches Anſehen fürchterlich. Vermittelſt einer langen Uebung hatte er ſich eine Fertigkeit erworben, durch ſeine Finger und übrige Gebärden ſeine Gedanken auf eine ſehr verſtändliche Weiſe auszudrücken. Er hielt ſich vier oder fünf Jahre lang bey mir in Poitou auf, theils zu Chevreliéres, theils zu Ouſches. Jedermann kam aus Neugierde dahin, um ihn zu ſehen. Denn ſeine Weiſſagungskunſt erſtreckte ſich ſo weit, daß er die geheimſten Dinge entdecken, und das Verlorne wieder finden konnte. Allen, die ihn darum befragten, ſagte er ihr Geſchlechtregiſter, die Handthierungen, die ihre Väter, Großväter, Urgroßväter und Ururgroßväter getrieben hatten, und die Anzahl ihrer Ehen und Kinder. Er zeigte einem jeden das Geld an, das er in der Taſche hatte, nach allen Sorten und nach der Anzahl der Geldſtücke. Er errieth die geheimſten Gedanken derer, die ihn befragten, kurz! er weiſſagte das Entfernte. Einige ſehr angeſehene Geiſtliche dieſer Provinz lehrten mich den Menſchen kennen, und erweckten in mir die Begierde, ihn bey mir zu haben. Als er zu mir kam, verbot ich meinen Kindern und Bedienten bey ſchwerer Strafe, ihm irgend eine Frage über zukünftige Dinge vorzulegen. Aber mein Verbot war vergeblich. Sie fragten ihn ſonſt um nichts, als um dergleichen Begebenheiten, der gemeinen Regel gemäß: was verboten iſt, ſchmeckt deſto beſſer! Aus Vorwitz fragte ich ihn einen ganzen Monat hindurch nach den Stunden, die Heinrich

der vierte mit Spazierenreuten zubrachte, nach den Unterredungen, die dabey vorfielen, nach den Namen derer, mit welchen er sich unterhielt, und nach andern Umständen von dieser Art. Ich hielt die Nachrichten, die ich hierüber von dem Aufenthaltsorte des Königs erhalten hatte, mit den Antworten des Stummen zusammen, und fand sie, der Entfernung von hundert Meilen ungeachtet, durchaus zutreffend. Eines Tags fragten ihn die Weibsleute in meinem Hause, wie viele Jahre der König noch leben würde, auch um die Zeit und andere Umstände seines Todes. Er bemerkte ihnen durch Zeichen drey und ein halbes Jahr, ja er bezeichnete ihnen die Stadt, die Strasse, die Carosse, worin er umgebracht werden würde, und die zween Messerstiche durchs Herz. Ferner sagte er ihnen alles voraus, was König Ludwig der dreyzehnte bis auf das gegenwärtige Jahr 1630. unternommen hat, die Gefechte, welche vor Rochelle gehalten worden sind, die Belagerung dieser Stadt, die Einnahme davon, die Schleifung ihrer Vestungswerke, den gänzlichen Umsturz der huguenotischen Parthie und noch viele andere Dinge, die in meinen jetzt gedruckten und jedermann bekannten vertraulichen Briefen zu lesen sind. Kurz, meine Kinder! wenn ihr an allem, was ich von diesem Stummen erzählt habe, im mindesten zweifeln solltet; so ist nichts leichter, als hierüber zu einer völligen Ueberzeugung zu gelangen. Ihr könnet die Hausgenossen, die damals in eures Vaters Diensten waren, und welche noch am Leben sind, darüber befragen (36).

Von diesen wunderbaren Aeußerungen meines Stummen nahmen meine Feinde Gelegenheit, meine Vorstellungen fruchtlos und meine heilsame Nachrichten unnütz zu machen. Denn sie sagten: alle meine Ein-

Erinnerungen gründen ſich blos auf die Offenbarungen meines Stummen, denen ich leichtſinnig genug glaube. Allein es iſt reine Wahrheit, daß ich dieſen angeblichen Propheten nie um zukünftige Dinge befragt habe, und wenn es mir einige male geglückt iſt, gewiſſe Begegniſſe vorherzuſagen; ſo geſchah dies durch bloße Vermuthungen, die ſich auf meine eigene Kenntniſſe und Erfahrungen gründeten, vielleicht auch vermittelſt der Anzeigen und Vorbedeutungen, die ich aus den oben angezeigten Nachrichten des Caſpar Baronius gezogen hatte, indem ich ſie mit ungemeiner Aufmerkſamkeit las.

Genug; da ich ſah, daß man auf meine Nachrichten und Vorſtellungen ſo wenig achtete; ſo gab ich mir bey zwo zu Rochelle gehaltenen Verſammlungen alle Mühe, die Erlaubniß von ihnen zu erhalten, meine Aemter niederzulegen, und die Verwahrung der mir anvertrauten zween veſten Plätze, Mailleſais und Doignon, in die Hände treuer und herzhafter Männer zu übergeben, damit der Herzog von Epernon und der Biſchoff von gemeldtem Mailleſais, die auf eine heimliche und ungerade Weiſe wegen der Uebergabe dieſer Plätze bereits mit mir hatten handeln laſſen, ſich derſelben vermittelſt der nehmlichen Ränke nicht einſt bemeiſtern möchten. Ein Theil der Abgeordneten von dieſen Verſammlungen hörte mein Geſuch ſehr gerne; aber verſchiedene Zünfte der Stadt waren dagegen. Die Syndici des Volks, das auf meiner Seite war, wählten den Advocat Bardouin, um meine Angelegenheit vor der Verſammlung vorzutragen. Dieſer ließ ſich durch meine Feinde beſtechen, und beſchloß ſeinen Recess damit, daß er auf die Schleifung von Mailleſais und Doignon antrug, welche doch meinen Abſichten gerade entgegen war. Der Herr von Villeroy

nahm daher Gelegenheit, mir folgenden Brief zu schreiben:

„Was denken Sie von Ihren guten Freunden,
„um welcher willen Sie einen Gehalt von sie-
„bentausend Livres verlohren, und eine Ver-
„mehrung derselben mit weitern fünftausend
„Livres, die Ihnen die Königin angeboten,
„von der Hand gewiesen haben, ohne die Un-
„gnade des Königs zu rechnen, die Sie um
„ihretwillen auf sich luden? Diese Herrn
„betreiben es mit aller Gewalt, daß Ihnen Ihr
„Haus unter Ihrem Bart wegrasirt werden
„solle. Dies sind die eigentlichen Worte Ih-
„rer schönen Freunde. Wenn nun Sie auf
„ein solches Verlangen eine Antwort zu geben
„hätten; wie würden Sie dieselbe fassen? Ich
„erbitte mir Ihre Nachricht hierüber ꝛc.

Hier ist die Antwort, die ich auf dieses Schreiben gab:

„Mein Herr! Da Sie es haben wollen, daß
„ich, als Ihr Secretair, auf die Bittschrift
„der Rocheller antworten soll; so gebe ich Ih-
„nen die Nachricht, daß ich unten an die Bitt-
„schrift hinsetzen würde: wie gebeten, so ver-
„willigt! aber auf Unrechts Kosten und Ge-
fahr! ꝛc.

Der Herr von Villeroy legte diese kurze Abfertigung sogleich dem Rath vor und der Präsident Jeannin sagte mit dem Fluch: daß er den Sinn davon ganz gut verstünde. D'Aubigné will soviel sagen, daß er weder Sie, die Rocheller, noch Uns fürchte.

Es

Es wurde daher dem Marſchall de Camp, Vignolles, der Befehl ertheilt, in der Nähe zu unterſuchen; worauf ſich meine Verwegenheit ſtützte. Er kam, wie ein Freund, auf einen Beſuch zu mir; denn er war als Edelknabe des verſtorbenen Königs, meines Herrn, unter meiner Aufſicht erzogen worden. Ich nahm ihn als Freund auf, und bewirthete ihn aufs beſte. Nachdem er alles unterſucht, und die beyden Plätze ſeines Wirths wohl in Augenſchein genommen hatte, ſchrieb er nach Hof, daß Rochelle, auf deſſen Belagerung man umgieng, nicht belagert werden könnte; daß der Fluß Seure durch die beyden Plätze Mailleſais und Doignon zu gut verwahrt ſey, und man die für die königliche Armee erforderliche Lebensmittel in dieſer Gegend nicht ſicherfortbringen könnte; daß endlich, was die Stärke meiner beyden Plätze betreffe, Mailleſais immer eine ſtarke Belagerung koſten, Doignon aber zu belagern, mehr Zeit und Koſten erfordern würde, als Rochelle einzunehmen. Auf dieſen Bericht ſandte der königliche Rath zween Maitres des Requêtes, zuerſt den Herrn von Monthelon, und dann den Herrn von la Vacherie, um mit mir über die Abtretung beyder Plätze und über meine Belohnung zu handeln.

Dieſe Tractaten wurden zwey Jahre lang mit vieler Liſt betrieben; endlich ließ mir der Herzog von Epernon durch den Marquis von Vrez zweymal hundert tauſend Livres anbieten. Allein es gefiel mir beſſer, meine beyden Plätze, Mailleſais und Doignon, in die Hände des Herzogs von Rohan zu übergeben, und zwar nur um die Summe von hundert tauſend Livres, deren Hälfte bey Ueberlieferung der Schlüſſel, und der Reſt auf eine andre von uns beſtimmte Zeit zu bezahlen war. Nach der Uebergabe meiner Plätze

begab ich mich nach St. Jean d'Angely, und sobald ich mich daselbst eingerichtet hatte, besorgte ich den Druck meiner Werke auf meine eigene Kosten. Allein kaum waren sie ans Licht getreten; so wurden sie zu Paris verurtheilt, in dem Hofe des College Royal durch den Henker verbrannt zu werden.

Um diese Zeit brach der kleine Krieg der Königin Mutter aus. Der Herzog von Rohan erklärte sich für sie, und versammelte einige seiner Freunde, unter denen auch ich war, nach St. Maixant, um mit ihnen zu berathschlagen, was für Verbindungen er, in Absicht auf diesen Krieg, eingehen sollte. Bey einer dieser Berathschlagungen fragte er mich besonders; wie man sich zu betragen hätte, wenn die Königin die Stadt Paris mit sechzigtausend Mann belagern sollte? Allein anstatt auf eine so tolle Frage zu antworten, bat ich ihn, zu überlegen, daß die Verwirrung und das Misverständniß, die bey dieser ganzen fürchterlichen Parthie herrschten, dieselbe sicherlich in der Geburt ersticken würden, und erklärte ihm dabey, daß ich bey dieser Gelegenheit mein bisgen Degen nicht aus der Scheide ziehen würde. Nach dieser Erklärung nahm ich von dem Herzog von Rohan, und seinem Bruder, dem Prinzen von Soubise, meinen Abschied; mit der Versicherung, daß, wenn ich gleich nicht gesonnen sey, de. Königin Parthie zu nehmen, ich dennoch in dem äussersten Nothfall nicht ermangeln würde, ihnen beyzuspringen. Hierauf gieng ich nach St. Jean d'Angely zurück. Da ich aber bald erfuhr, daß die, welche Paris belagern wollten, selbst belagert und auf der Brücke von Cé überwältigt worden seyen, zugleich auch ein Schreiben von dem Herzoge von Rohan erhielt, worin er mir seine äusserste Noth schilderte und mich an mein Versprechen erinnerte; so eilte

ich

ich wieder zu ihnen. So wie ich die beyden Brüder antraf, hatten sie mehr Volk nicht bey sich, als hundert Reuter und zwey Regimenter Fußvolk; alles zusammen machte ungefähr zwölf bis fünfzehnhundert Mann aus. Was war damit anzufangen? Ich nahm diese Eroberer von Paris bey der Hand, und that ihnen einen Vorschlag, welcher ohnfehlbar in der nehmlichen Nacht ausgeführt worden seyn würde, wenn wir nicht in diesem Augenblick die Nachricht von dem mit der Königin Mutter und ihren Anhängern geschlossenen Frieden erhalten hätten.

Nachdem der König mit gar geringer Mühe und beynahe allein mit seiner Garde das vielköpfige Thier, die Parthie der Königin seiner Mutter, die ohngefähr hunderttausend Fäuste, aber nicht einen einzigen Kopf dabey hatte, völlig ausgerottet hatte, rückte er an der Spitze seiner siegreichen und durch das überwundene Heer beträchtlich verstärkten Armee in Poitou ein. Alles schmiegte sich vor seinem Triumph. Ich hatte daher keine andere Wahl, als mich nach Genf zu flüchten. Ich verließ St. Jean d'Angely mit zwölf wohl bewaffneten Reutern, und obschon alle Pässe aufs beste besetzt und der Befehl, mich gefangen zu nehmen, überall ausgegeben war; so reiste ich doch mit so grosser Vorsicht, und benutzte meine vollkommene Kenntniß der Wege so gut, daß ich beynahe allen Nachstellungen glücklich entgieng. In der ersten Nacht meiner Reise gieng ich zwischen drey Regimentern und ihren Feldwachen mitten durch, ohne daß ich bemerkt wurde. Zu Chateauroux wurde ich zwar angehalten, allein ein Bauer des Orts rettete mich, indem er mir die Fuhrt eines Flusses zeigte, welche nicht besetzt war, damit man sie nicht erkennen möchte. Auf gleiche Weise rettete ich mich bey Bourges. Aber das sonderbarste

bey meiner Flucht war, daß verschiedene Edelleute, die den Befehl hatten, mich gefangen zu nehmen, mich selbst mit Wegweisern versehen, indem sie mich nicht kannten.

Als ich zu Consorgien angekommen war, überredete mich der Edelmann des Orts, bey ihm zu Nacht zu speisen und zu schlafen, unter der Versicherung, daß er bereits einen sichern Wegweiser für mich, einen gewißen Petit-Roi, auf den folgenden Tag ausfindig gemacht habe. Aber der feine Herr gab noch in dieser Nacht vielen Edelleuten in dasiger Gegend Nachricht von dem Wege, den ich am folgenden Morgen nehmen würde, damit sie sich in einen Hinterhalt legen könnten. Doch am Morgen, da ich mich zur Abreise rüstete, befiel diesen Verräther, indem er mit mir redte, auf einmal ein solches Herzweh, daß er sich genöthigt sah, zurückzubleiben, und seine Commission einem andern zu geben, der mich einen ganz verschiedenen Weg führte. Dies rettete mir das Leben; die Umstände aber habe ich erst nachher von einem jungen Edelmann erfahren, der mit von dieser Parthie gewesen war, die vorgehabte Verrätherey auf seinem Todbette bekannte, und mich deßwegen um Verzeihung bat.

Der Pfarrer von St. Leonard, der mich selbst nach Consorgien begleitete, zeigte mir unterwegs eine Frau von siebenzig Jahren, deren Tochter gestorben war, und ein neugebohrnes Kind hinterlassen hatte, das hernach diese Großmutter achtzehn Monate durch säugte, indem sich ihre Brust, sobald sie das Kind angelegt, sogleich mit Milch angefüllt hatte. Dies ist keine zum Vergnügen ersonnene Geschichte; denn sie ist durch eine bewährte Urkunde der Kirche des Orts, wo sie

sich

ſich zugetragen, beſtätigt worden, und hernach im Druck erſchienen (37).

Da ich durch Macon kam, und meine Geſellſchaft nur zwey und zwey nach einander durch den Ort gehen ließ, damit wir unerkannt durchkommen möchten; hielt ein alter Mann einen von meinen Leuten an, und ſagte ihm ins Ohr: d'Aubigné thut ſehr wohl daran, daß er dieſe Vorſicht gebraucht. Vor der Stadt auſſen traf ich einen Bedienten von dem Herrn von Foſſat an, der mich zu dem Herrn von Aſnières begleitete, von wo aus ich mich hernach nach Gex begab. Wie ich in dieſem Ort ankam, fielen einige Soldaten von der Beſatzung meine Leute an, die ſie bewaffnet ſahen, welches nicht erlaubt war. Sie wollten mir auf die nehmliche Weiſe mitſpielen; allein durch meinen muthigen Widerſtand verhinderte ich ſie an ihrem Vorhaben, und war ſo glücklich, aus ihren Händen zu kommen, ohne einen von ihnen zu tödten. Denn ſonſt würde ich gefangen genommen worden, und unfehlbar verlohren geweſen ſeyn, weil ich von dem Marquis von Coppierre, dem Befehlshaber in dieſer Landſchaft, der mir auf dem Fuſſe folgte, und der, um mich ja nicht zu verfehlen, mein Portrait bey ſich hatte, bald genug erkannt worden ſeyn würde.

Endlich, nach überſtandenen tauſend Gefahren und Beängſtigungen, langte ich am erſten Tag des Septembers 1620. in Genf an. Ich wurde mit viel mehreren Beweiſen von Achtung und Freundſchaft aufgenommen, als ein Flüchtling hoffen konnte. Denn man bezeugte mir nicht nur die Höflichkeiten, welche bey der Ankunft der Fremden von einem gewiſſen Range daſelbſt gewöhnlich ſind; ſondern der erſte Syndicus der Stadt holte mich in meiner Wohnung ab, begleitete

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20195 / 153

tete mich in die Predigt, und wiese mir in der Kirche den Platz an, den sein Amtsvorfahrer in dem abgewichenen Jahre innen gehabt hatte, und welcher sonst nur Prinzen und Abgesandten gekrönter Häupter angewiesen zu werden pflegt. Nach der Predigt gab mir die Stadt ein öffentliches Fest, wobey der sämtliche Magistrat erschien, und viele Fremde von Stande eingeladen hatte. Es wurde Confect aufgetragen, das mein Wappen vorstellte, und auf meine Gesundheit giengen die Gläser rüstig herum.

Auf diese freundschaftliche und ehrenvolle Aufnahme erhielt ich bald noch mehrere Beweise eines vollkommenen Zutrauens von dieser kleinen Republik. Die Stadt miethete mir auf ihre Kosten das Haus des Herrn Sarrasin, man ließ mich alle Magazine sehen, man vertraute mir Geheimnisse der Regierung, man ließ alle Truppen der Republik vor mir die Revüe passiren, man verordnete einen Kriegsrath von sieben Personen, und wählte mich zum Präsidenten desselben. Allein, da einige Tage hernach dieser Kriegsrath den Eyd der Treue und unverbrüchlichen Verschwiegenheit von mir verlangte; so legte ich meine Präsidentenstelle wieder nieder. Denn ich wollte meine Freyheit nicht verkaufen. Endlich vertraute man mir die Aufsicht über die Vestungswerke, und ich vermehrte dieselbe mit neuangelegten Werken, auf der Seite von St. Victor und St. Jean.

Sechs Wochen nach meiner Ankunft in Genf erhielt ich zween von der allgemeinen Versammlung zu Rochelle deswegen abgefertigte Gesandte. Der erste überbrachte mir von derselben ein Schreiben, worinn sie mir ihre Reue über die ungerechte Behandlung, die mir von ihrer Seite widerfahren sey, ausdrücklich zeugte;

zeugte; der zweyte überbrachte mir eine schriftliche Vollmacht und Instruction, die reformirten Kirchen in Frankreich überhaupt, und die Rocheller insbesondere, zu gewissen Tractaten, die in der Vollmacht angezeigt waren, verbindlich zu machen; ich wurde versehen mit den nöthigen Beglaubigungsschreiben, um mit den protestantischen Schweizer-Cantons, der Stadt Genf, den Hanseſtädten und verschiedenen deutschen Fürsten von unsrer Religion ein wechselseitiges Schutzbündniß zu errichten. Ueberdies sandte sie mir freie schon unterzeichnete Papiere zu, die ich nach Gefallen ausfüllen konnte, nebst fliegenden Sigeln, die diese Versammlung erst kürzlich eingeführt hatte, und deren ich mich bedienen konnte, wie und wenn es die Nothdurft erforderte. Noch besonders wurde ich mit einer Instruction versehen, die protestantische Schweizer freywillig anzuwerben, und für die Völker, welche ich durch meine besondere Sorgfalt zusammen bringen würde, einen freyen Durchzug auszumachen. Wie mir denn auch der Auftrag gemacht wurde, diese idealische Armee zu commandiren.

Diese letztere Briefschaften überbrachte mir der Herr von Anias nach Genf, als Bauer verkleidet. St. Julain, der zuerst an mich abgesandt worden war, sandte mir einen Menschen zu, der auf die nehmliche Weise verkleidet war, um mit mir den Ort unsrer Unterredung auszumachen. Wir hatten diese Vorsicht nöthig, weil wir den Respect kannten, den die Genfer gegen Frankreich hegten. Nachdem ich die neue Casernen ausserhalb der Stadt zum Conferenzort erwählt hatte, hielten wir daselbst mehrere Unterredungen. Unter dieser Zeit hatte auch der Herr Sarrasin von dem Bastard von Mansfeld Briefe erhalten, worinn er ihm seine schlechten Umstände in Böhmen anzeigte,

zeigte, und ihn bat, einen andern Herrn für ihn ausfindig zu machen. Ich ließ mich sogleich mit diesem Abentheurer und den zween Herzogen von Weimar in Unterhandlung ein, und schloß eine Uebereinkunft mit ihnen, kraft deren sie sich anheischig machten, gegen eine gewisse Summe, die ich ihnen versprach, zum Dienste der Reformirten in Frankreich zwölftausend Mann zu Fuß, sechstausend Reuter, (38) zwölf Canonen, nebst der verhältnißmäßigen Zugehör, gemeinschaftlich bis an die Saonne zu führen, wo ich mit drey Regimentern, jedes zu zweytausend Mann, zu ihnen stossen, und bey dieser Armee als Marschall de Camp General Dienste thun wollte. Von oort aus wollten wir in die Landschaft Forez marschiren, wo die allgemeine Versammlung von Rochelle sich verbindlich machte, ihnen einen zweymonatlichen Sold auszuzahlen, und die Zahlung des Rests der von mir versprochenen Summe auf die Salzwerke von Aigues-Mortes und Pequais, die sich damals noch in den Händen der Huguenoten befanden, anzuweisen und zu versichern.

Nachdem dies alles von beyden Seiten ausgemacht und unterzeichnet worden, und Mansfeld bereits bis ins Elsaß vorgerückt war, erhielt ich, da ich nur noch einen Wechsel von zweymal hunderttausend Livres erwartete, um mich mit meinen drey Regimentern ins Feld begeben zu können, die unvermuthete Nachricht: daß einige von meinen Neidern die allgemeine Versammlung von diesem Vorhaben abgebracht, und dieselbe beredet hätten, daß diese wichtige Angelegenheit sich besser in den Händen des Herrn von Bouillon, als in den Meinigen, befinden würde. Dahier marschirte jetzt Mansfeld gegen Sedan, und ich ward zum Besten gehalten, nachdem ich fünfhundert

Pisto-

Piſtolen von meinem Vermögen auf die verſchiedene Unterhandlungen verwendet hatte.

Während derſelben und zur Zeit, da Frankenthal belagert wurde, ſandten die Berner den Sohn eines ihrer erſten Staatsglieder an mich, und ließen mich erſuchen, ihre Stadt in Augenſchein zu nehmen. Ich begab mich dahin, und wurde mit vielen Canonenſchüſſen, Feſten und andern Ehrenbezeugungen empfangen, an denen ich nichts als ihre Umſtändlichkeit, auszuſetzen fand. Einige Zeit hernach reiste ich noch einmal dahin, und hielt mich drey oder vier Monate lang dort auf. Nachdem ich in dieſer Zeit die Gegend um die Stadt herum genugſam beaugenſcheinigt hatte, unternahm ich, dieſen Platz regelmäßig zu befeſtigen, wider das Gutachten derer, die die Kriegsbaukunſt verſtehen wollten, und ungeachtet des Widerwillens der angeſehenſten Männer dieſer Stadt, und ungeachtet der Geſetze und Gewohnheiten des Landes, die dieſem Vorhaben zu widerſprechen ſchienen. Endlich machte ich dem geſammten Magiſtrate die unumgängliche Nothwendigkeit dieſes Unternehmens ſo begreiflich, daß niemand mehr etwas gegen die Ausführung einzuwenden wußte. Der Herzog von Bouillon ſelbſt ſchrieb deßwegen an mich und einige Magiſtratsglieder, um mich von dieſem Unternehmen abzubringen. Unter ſeinen Gründen führte er die üble Lage der Stadt an, die nicht wohl einer Befeſtigung fähig wäre, auch daß der Platz in einem ſo entfernten Winkel des Cantons gelegen ſey. Allein ich gab ihm die Antwort: daß ich durch meinen Fleiß und die Anlage der Veſtungswerke die üble Lage der Stadt gut machen würde; und was die Entlegenheit des Platzes anbelange, ſo bitte ich ihn zu bedenken, daß das Herz nur einen Finger breit von der Seite entfernt ſey.

Das

Das gemeine Volk zu Bern hatte einen solchen Abscheu an aller Art von Bevestigung, und war so sehr in ihre Feldmacht vernarrt, von welcher sie glaubte, daß sie im Stande wäre, sie gegen alle Gefahren zu schützen, daß gleich auf die erste Mine, die man machte, mit dem Vestungsbau den Anfang machen zu wollen, einige Betrunkene ihre Hellebarden ergriffen, zum Thor hinaus rannten, und aneinander fort schrieen: man müsse die Schurken von Franzosen, die zu ihnen gekommen seyen, um ihre alten Gewohnheiten zu verletzen, alle ins Wasser werfen. Allein dies alles schröckte mich von der Ausführung meines Entwurfs nicht ab, da ich durch den Herrn von Erlach und einige Geistliche der Stadt genug unterstützt war. Der vornehmste von den letztern, der sich mit dem gesammten Magistrat vor die Stadt hinaus begeben hatte, um mir zuzusehen, da ich meinen entworfenen Vestungsplan abstach, that den Vorschlag, über diesen gefaßten so heilsamen Entschluß Gott zu danken, und augenblicklich fiel er und der gesammte Magistrat, nebst allen Anwesenden, auf die Kniee nieder, und dankten dem Allmächtigen. Am folgenden Tage begab sich die ganze Stadt auf den nehmlichen Platz, der gemeldte Geistliche verrichtete abermals ein langes Gebet, und nach Anstimmung eines Psalmen ermahnte er die Berner, zur Ausführung eines so höchst nützlichen Unternehmens mit allen Kräften behülflich zu seyn. Sogleich hierauf ließ ich die Pfäle zum Abstich des Vestungswerks herbeybringen, und überreichte einen davon dem Herrn Manuel, um ihm die Ehre zu lassen, den ersten Pfal einzuschlagen; allein er überließ diese Ehre mir. Ich warf meinen Hut in die Luft, knieete auf die Erde nieder; und indem ich den ersten Hammerschlag that, rief ich mit lauter Stimme aus: Es geschehe dies zur Ehre Gottes und zum allgemeinen

Wohl

Wohl der verbündeten Schweizer! Hernach pflanzten die Magistratspersonen, der Ordnung nach, die übrigen Pfäle zu dieser neuen Bevestigung. Das Werk wurde mit Feuer ausgeführt, und diese Bevestigung ist noch heute eine der schönsten und regelmäßigsten in Europa.

Einige Tage hernach ließ der Magistrat von Bern unter dem Vorwande der zu dieser Bevestigung nöthigen Arbeit alle Miliz von ihren Landvogteyen vor mir die Revue passiren, und ich fand ihre Stärke acht und vierzig tausend Mann, alle wohl bewaffnet. Hernach nahm ich die übrigen Plätze des Cantons in Augenschein, auch die Versammlungsorte der Völker, deren auf meinen Bericht sieben bestimmt wurden. Zu gleicher Zeit wurde in Vorschlag gebracht, mich zu ihrem Capitaine General zu erwählen, und der Landschreiber gab mir die Feder in die Hand, um meinen Staat und Amtseid zu unterzeichnen. Allein ich entschuldigte mich mit meinem hohen Alter und mit der Unkenntniß ihrer Sprache. Man setzte hierauf in mich, ihnen drey andre zu dieser Stelle vorzuschlagen. Ich nannte ihnen den Vicedom von Chartres, den Marquis von Montbrün und den Grafen von la Suze. Ihre Wahl fiel auf den letztern.

Nach dem Beyspiele von Bern fragten mich auch die Basler wegen ihrer Bevestigung um Rath, und sandten deßwegen den Herrn Luckelmann an mich. Ich ließ ihnen durch den Herrn von la Fosse zwey und zwanzig Bastionen ausstecken; aber sie begnügten sich, nur vier davon ausführen zu lassen. Dieses ganze Bevestigungswerk blieb also in der Unvollkommenheit, worinn es sich gegenwärtig noch befindet.

Während meines Aufenthalts in der Schweiz wollte mich Squaramel, der Gesandte der Republik Venedig bey den Cantons, in die Dienste der Venetianer ziehen, und zwar als General der Franzosen, die in ihrem Solde standen. Der Vertrag hierüber war dem Abschlusse nahe, zu beyderseitigem Vergnügen. Allein der französische Gesandte in der Schweiz, Here Miron, schrieb an den venetianischen: daß sich seine Republik den Unwillen des allerchristlichsten Königs zuziehen würde, wenn sie einen Mann in ihre Dienste nähme, der seiner Majestät so äußerst verhaßt sey. Dies machte, daß sich unsre Tractaten zerschlugen; obschon meine Freunde dem Squaramel vorstellten, daß, was einem Mann den Haß eines unumschränkten Herrn zuzöge, ihm bey den Republiken als Empfehlungsschreiben gelten sollte. Allein diese Vorstellung machte auf das Gemüth des Gesandten keinen Eindruck. Die Furcht, Frankreich zu mißfallen, besiegte das Verlangen der Venetianer, einen tüchtigen und redlichen Mann in ihre Dienste zu bekommen.

Der obengemeldte Miron begnügte sich nicht daran, daß er meine Unterhandlung mit Venedig rückgängig gemacht hatte, sondern unternahm es auch auf vier verschiedene Arten, mich aus Genf zu vertreiben. Erst beklagte er sich bey den Genfern, als wenn ich mich unterstanden hätte, von dem König, seinem Herrn hin und wieder in der Stadt übel zu sprechen. Ich verlangte sogleich von dem Magistrate, daß eine genaue Untersuchung darüber angestellt würde, um die Wahrheit dieser Klage herauszubringen. Sie fand sich aber gänzlich ungegründet. Hernach schrieb er an den Magistrat, daß er von seiner allerchristlichsten Majestät ein Schreiben erhalten hätte, worinn ohne meinen Namen zu nennen, meine Person als ein offenbarer

rer Feind von Frankreich bezeichnet worden ſey. Der Rath verſammelte ſich d. 3ten, und es wurde dem Miron, mit meinem Vorwiſſen, folgende Antwort ertheilt:

„Was das übrige ihres Schreibens anbelangt, „betreffend verſchiedene Privatperſonen, die ſich „in unſre Stadt geflüchtet, und welche wegen „ſchwerer Verbrechen, wegen Meutereyen und „heimlicher Verbindungen wider Frankreich, und „wegen Verletzung des dem allerchriſtlichſten Kö„nige ſchuldigen Reſpects öffentlich angeklagt, „und dieſer Verbrechen wirklich überführt wor„den ſeyn ſollen; ſo müſſen wir Ihnen, mein „Herr! die Erklärung thun, daß niemals irgend „eine Privatperſon eine Klage wider jemand vor „uns angebracht hat, über welche ihm nicht ſo „geſchwind, ſo ernſtlich und ſo gut Recht verſchaft „worden wäre, als an irgend einem Ort in der „Welt. Wenn alſo die, welche ſich zu beſchwe„ren Urſache zu haben glauben, jemand abord„nen wollen, der im Stande wäre, ſeine Parthie „zu vertreten und ſchriftliche Beweiſe vorzule„gen; ſo werden wir uns beeifern, beſonders „aus Achtung für die Befehle ſeiner allerchriſt„lichſten Majeſtät, und für Ihre Empfehlung, „mein Herr! den Ruhm Gerechtigkeitliebender „Richter, den ſich unſre Vorfahren bereits er„worben haben, zu erhalten. Wir ſetzen noch „hinzu, daß, was insbeſondere den König in „Frankreich betrift, wir mit dem nöthigen Eifer „und Ernſte diesfalls zu Werk gehen werden, um „zu beweiſen, wie groß unſre Ehrerbietung für „einen ſo erlauchten Namen iſt. Wir hoffen, „hievon einen überzeugenden Beweis in dem ab-

„gewichenen Jahre gegeben zu haben; da wie „wegen eines Edelmanns, der sich in unsre Stadt „geflüchtet, und der uns, in einem gleichen Falle „mit dem gegenwärtigen, über eine bey Ihnen, „mein Herr! geschehene Anzeige um Untersuchung „gebeten hatte, zween von unserm Rath mit Syn„dicis niedergesetzt haben, um die verlangte Un„tersuchung entweder zur Loszählung oder Ver„urtheilung des Angeklagten auf das fleißigste „und sorgfältigste vorzunehmen. Diese gerichtliche Untersuchung daurte sechs Monate lang, „und binnen dieser Zeit wurde gemeldter Edelmann in unsre Stadt gesprochen; daher ꝛc.

Mitten unter allen diesen Widerwärtigkeiten, die mir ohne Ursache erregt wurden, unterließ ich nicht, das Landgut von Chresi zu kaufen, und darauf einen Bau aufzuführen. Es kostete mich überhaupt mehr nicht, als eilf tausend Thaler, jedoch beynahe auch mein Leben. Da ich in mein Bauwesen ausserordentlich verliebt war; so stieg ich einst auf ein Gerüste im fünften Stockwerk, um meine Handwerkleute arbeiten zu sehen. Allein indem ich mir mit Beobachtung des Geschäftes die Zeit vertrieb, begann das Gerüste auf einmal unter meinen Füssen einzustürzen. In diesem plötzlichen Zufall ergrief ich mit einer meiner Hände, die bereits verwundet war, einen kleinen Stein, der erst frisch auf die Mauer gesetzt worden war, und hielt mich, in der Luft schwebend, so lange fest daran, bis meine Bediente kamen, und mich aus dieser Gefahr erretteten, welche um so fürchterlicher war, als gerade unter mir zwo sehr spitzige Stangen in die Erde gepflanzt standen, wie wenn sie ausdrücklich deßwegen hier aufgerichtet worden wären, um mich zu spiessen, wenn ich herunter gefallen wäre. Wie sehr hatte ich auch hier, wie

in tausend andern Begegnissen, Ursache, die göttliche Vorsehung zu bewundern und zu verehren, die es zuließ, daß ich an allen Orten so vielen und so ausnehmend großen Gefahren ausgesetzt war, um mich zu ihrem ewigen Preis daraus zu erretten.

Dies Landgut von Chresi diente mir einige Zeit lang zur Freystadt, zu einer Stätte der Ruhe, Zuflucht und Sicherheit gegen die beständige Verfolgungen des französischen Hofs, die mir den längern Aufenthalt in Genf entleideten, und mich gewiß genöthigt haben würden, mich auf ewig von dort zu entfernen, wenn mich nicht die häufige Bedrohungen und der sichtbare Anschein, daß diese Stadt hienächst belagert werden würde, zurückgehalten hätten.

Der dritte Streich, den mir der gemeldte Abgesandte spielte, war der heftigste und empfindlichste für mich. Er sandte nach Genf ein Urtheil, das zu Paris über mich gefällt worden war, nebst einer langen höchst nachtheiligen Beschreibung von mir. Kraft dieses Urtheils wurde ich, unbeschieden und ungehört, zur Enthauptung verdammt, weil ich im Jahre 1572. von einer zerfallenen Kirche einige Materialien zum Bau einer Bastion angewandt hätte.

Dies war bereits das vierte Todesurtheil, das aus Ursachen von nehmlichem Gehalt, die mir eigentlich zur Ehre gereichten, über mich ausgesprochen worden war. Die Absicht des Gesandten aber war: mich eines Theils in Genf verhaßt und ehrloß, und andern Theils eine Heurath, die ich daselbst vorhatte, rückgängig zu machen.

Es war nehmlich damals die Rede von einer Vermählung zwischen mir und der Wittwe des Herrn

Barnaby, Renata, aus dem Hause der Bourlamachi aus Lucca. Sie war in Genf durchgängig beliebt, und theils um ihrer Tugenden, um ihrer Gutmüthigkeit und Wohlthätigkeit willen, theils wegen ihres berühmten Geschlechts, und ihrer sehr beträchtlichen Güter hochgeschätzt. Da ich die Denkungsart und den Muth dieser meiner künftigen Frau auf die Probe setzen wollte; gieng ich selbst hin, und brachte ihr die Nachricht von dem über mich gefällten Todesurtheil. Aber die Heldin antwortete mir, ohne ihre Mine zu verändern: ich schätze mich sehr glücklich, daß ich den Proceß Gottes mit Ihnen theilen kann, und also soll kein Mensch das scheiden, was Gott zusammenfügen will! Ich schloß also meine zweyte Heurath mit ihr, und der Herr von Fossiat, von dem ich oben Erwähnung gethan, machte folgende vier Verse darauf: *)

Leer ist das Grab, das dir Paris errichten ließ;
Zu Genf wirst du geführt zum Hochzeitbette.
Stirbst du im Bildniß zu Paris;
So lebe hier beglückt, am Busen der Renette!

Gleich bey meiner Verheurathung entließ ich vier Edelleute, die ich bisdaher immer bey mir unterhalten hatte. Denn ich richtete mich gänzlich nach der Wirthschaft meiner Frau. Der Stadt gab ich das Haus zurück, das sie seit meiner Ankunft daselbst für mich gemiethet hatte. Auch trat ich aus freyem Willen den Ehrenplatz, der mir in der Kirche angewiesen war, wieder ab, um dem Neide einiger teutschen Herrn auszuweichen, welche über die Ehrenbezeu-

*) Paris te dresse un vain Tombeau,
Geneve un certain Hyménée,
A Paris tu meurs en Tableau;
Vis ici au Sein de Renée!

zeugungen, welche mir zu Genf widerfuhren, böſe waren. Dagegen ließ mir die Republik einen andern Platz in der Kirche anweiſen, der zwar nicht ſo anſehnlich, aber bequemer war, als der erſte, und worinn ich dennoch oft den pfälziſchen Prinzen und viele vornehme Franzoſen ſtehen geſehen hatte.

Ich hatte bemerkt, daß der Herr von Béthune an dem Veſtungswerke von St. Victor zwey Hornwerke unvergleichlich gut angelegt hatte. Aber ſie waren nur in der Geſchwindigkeit errichtet, und man ſah an ihnen, daß die Koſten dabey geſpart worden waren. Ich that alſo den Genfern den Vorſchlag, ſie mit denen Werken zu verſtärken, welche man jetzt noch vorangebracht ſehen kann. Weil die Flanke der Courtine in Verhältniß gegen das Innere jener Hornwerke ein wenig zu entfernt war; ſo entwarf ich zwiſchen beyden ein Verbindungswerk, ohne daß ich die Abſicht gehabt hätte, die Verbindung ſelbſt eher auszuführen, als man ſie nöthig hätte. Denn eines Theils konnte man ſie im Angeſicht des Feindes erſt ausführen, andern Theils wollte ich den Beutel der Privatperſonen ſchonen, und die Feindſchaft mir nicht auf den Hals ziehen, die man durch dergleichen Unternehmungen gewöhnlich verurſacht. Allein meine Vorſicht wurde vereitelt. Einer von den Eigenthümern der guten Plätze, die zu Errichtung des neuen Werks nothwendig weggenommen werden mußten ein Sohn eines angeſehenen Syndicus der Stadt und General-Procurator, hatte ſich, zum Mißvergnügen des ganzen Magiſtrats, über meinen gemachten Vorſchlag, und den Schaden, der für ihn durch die Ausführung deſſelben entſtehen müßte, allzulaut aufgehalten. Der Magiſtrat befahl daher ihrem Ingenieur auf der Stelle, und bey Verluſt ſeines Dienſtes, in Zeit von zwo

Stunden das bemeldte Verbindungswerk auszustecken. Nachdem dies pünctlich geschehen war, begab sich der Magistrat selbst auf den Platz, um die Arbeit wirklich anfangen zu lassen. Sobald ich Nachricht hievon erhalten, eilte ich selbst auf den Platz, und ersuchte sie, nichts zu übereilen. Aber weder mein Bitten noch meine Vorstellungen konnten sie bewegen, die Arbeit und ihren einmal genommenen Entschluß nur einen Augenblick aufzuschieben. War ich nun gleich unschuldig; so erfolgte doch, was ich befürchtet hatte. Die zu Genf sehr mächtige Familie des Generalprocurators wurde mir von dieser Stunde an feind, und ergriff jede Gelegenheit, mir Verdruß zu machen.

Da diese Feindseligkeit von Tag zu Tag höher stieg; so mißbrauchte diese Familie jeden Anschein von Gelegenheit zur Rache. Zum Exempel. Da ich meine Geschichte von Frankreich herausgab, sprengte sie überall aus, wie sehr der französische Hof über dieses Werk entrüstet sey, und daß dieses Mißvergnügen wahrscheinlich auch auf die Republik sich ausdehnen würde. Als der alte Marggraf von Baden sich nach Genf begeben hatte, verbreiteten sie das Gerücht, daß derselbe auf meine Veranlassung dahin gekommen sey, um dort eine Armee aufzubringen; dies aber müßte den Kaiser äußerst wider die Genfer reizen. Was diese letzte Beschuldigung betraf, war es mir ein leichtes, auf das überzeugendste darzuthun, daß dieser Marggraf und ich niemals einige Correspondenz, Bekanntschaft oder auch nur einige Unterredung miteinander gehabt hätten.

Der vierte Fall, der mir durch den oben genannten Miron auf den Hals gezogen wurde, schien meinen Feinden gewonnenes Spiel zu geben, und beängstigte auch

auch einen Theil meiner Freunde. Die Veranlassung dazu war: daß Rozet, der mit dem Herrn Sarrasin von der Republik an den Hof von Frankreich abgesandt worden war, auf Anstiften des gemeldten Gesandten sich bey dem Herrn von Herbaut listig eingeschmeichelt, sein ganzes Vertrauen erworben, und diesem Staatssecretair so viele falsche Nachrichten wider mich beygebracht hatte, daß ich wegen dieser falschen Nachrichten und eines vorgeblichen Verständnisses, das ich mit dem gemeldten Herrn von Herbaut unterhielt, drey Monate hindurch in entsetzlicher Unruhe und in Todesangst zubrachte. Dazu kam noch, daß, nach meinem Vermuthen, entweder der Herzog von Epernon, oder der Erzbischoff von Bourdeaux, oder vielleicht beyde mit einander, zehn sehr entschlossene Leute, zu der nehmlichen Zeit bestellt hatten, um mich meuchelmörderisch umzubringen. Diese Mörder, durch große Versprechungen gewonnen, schwärmten zwey Jahre über in der Gegend von Genf umher, und äusserten hin und wieder unter Ausstoßung gräulicher Flüche, daß sie mich mit Verlust ihres Lebens umbringen wollten.

Dannoch zernichtete ich alle ihre Anschläge. Denn da ich sah, daß ich von allen Seiten her so sehr bedroht wurde; hielt ich mich auf meiner Hut, und begab mich nie anders, als wohl begleitet, außer meinem Hause. Auch schrieb ich hierüber an den Herrn von Candale: er möchte seinem Vater den Rath geben, seine Meuchelmörder besser zu wählen, und sich besserer Arbeiter zu bedienen, wenn er sein Geschäft ausgemacht sehen wollte. Endlich siegte einer Seits die Freundschaft der Genfer, über allen Argwohn, den man ihnen gegen meine Redlichkeit und Treue einflößen wollte, und andern Theils entgieng ich durch mei-

ner Behutsamkeit allen Nachstellungen wider mein Leben.

Einige Zeit vorher hatte der Connetable von Lesdiguiéres, der sich in den Krieg von Genua eingelassen hatte, dessen ungeachtet, daß wir damals entzweyt waren, den Staatsrath, Herrn von Bouillon, an mich geschickt, um mich dahin zu vermögen, daß ich mit drey Regimentern Fußvolk, und einer Anzahl Reuterey, worüber er mir das Commando anvertrauen wollte, eine Unternehmung auf die Franche-Comté ausführen möchte. Allein dies Project fiel weg, weil dieser Krieg sich eben so schnell endigte, als er angefangen worden war.

Als ich endlich allen hinterlistigen Nachstellungen und allen Verschwörungen wider mein Leben glücklich entgangen war, dachte ich weiter auf nichts, als wie ich den Rest meiner Tage in Ruhe und Frieden und in dem Genusse der Annehmlichkeiten, die mich meine zweyte Heurath hoffen ließ, zu Genf verleben möchte. Allein es stand in dem Buch des Schicksals geschrieben, daß ich nie zu einer solchen Ruhe des Lebens gelangen sollte. Denn, so zu reden, in dem Augenblick, da ich mir diese reizenden Aussichten in mein künftiges Privatleben machte, langte der Graf von Carlisle, der mit seinem Bruder, dem Chevalier, von seiner Gesandtschaft nach Constantinopel zurückkam, in Genf an. Beyde überhäuften mich mit Liebkosungen und ausnehmend großen Ehrenbezeugungen, und setzten mir so lebhaft zu, daß ich mich mit ihnen nach England begeben möchte, bis ich meinen Entschluß verwaß und den Vorsatz faßte, mit ihnen nach England überzugehen. Ich hatte mich hiezu bereits so verbindlich gemacht, daß mein Platz in dem Schiffe,

das die beyden Brüder schon zu Straßburg gemiethet hatten, um den Rhein hinunter bis nach Holland zu fahren, ausgemacht und bestimmt war. Doch, da das Gerücht, daß die Stadt Genf nächstens eine Belagerung zu befürchten hätte, immer anhielt und sich vermehrte; so hielt mich meine Furcht, diese allgemeine Sage möchte einmal wahr werden, um so mehr von dieser Reise zurück, als diese Stadt sich damals zum Theil in einem schlechten Vertheidigungszustande befand, und ich mich andern Theils Ehren halber für verpflichtet hielt, sie in dieser drohenden Gefahr nicht zu verlassen.

Aus Gelegenheit dieser meiner nach England vorgehabten Rrise will ich euch, meine Kinder! eine äusserst verdrüßliche Familiensache erzählen. Die Erinnerung daran kann weder mir noch euch angenehm seyn, und gerne hätte ich sie mit Stillschweigen übergangen, wenn es ohne Verletzung der Wahrheit möglich gewesen wäre.

Wie Gott die Gaben, die er den Menschen austheilt, nicht nach Geburt und Herkunft ausspendet; so war auch mein ältester Sohn, Constant d'Aubigné, seinem Vater durchaus unähnlich, ob ich gleich auf seine gute Erziehung alle mögliche Sorgfalt verwendet hatte. Wenn er ein Prinz gewesen wäre, hätte ich ihm keine sorgfältigere und kostbarere Erziehung geben können. Ich hatte ihm die vortrefflichsten Lehrmeister in jeder Art der Wissenschaften und ritterlichen Uebungen, die ich in Frankreich ausfindig machen konnte, ausgesucht, und achtete diesfalls die Kosten so wenig, daß ich diese Lehrmeister aus den besten Häusern des Königreichs durch Verdopplung der Besoldungen an mich zog.

Aller

Aller dieser Vorsicht ungeachtet ergab sich dieser elende Mensch gleich anfangs, da ich ihn zum Studiren nach Sedan geschickt hatte, dem Spiel und der Trunkenheit. Er bekam einen Eckel an Erlernung der Wissenschaften, und stürzte sich endlich in den Musikhäusern in Holland durch den Umgang mit liederlichen Dirnen in das vollkommenste Verderben. Als er nachher nach Frankreich zurückgekommen war, verheurathete er sich, wider meinen Willen, mit einer schlechten Person, die er aber in der Folge ermordete. Ich hatte die Absicht, ihn von Hof zu entfernen, wo er sein ausgelassenes Leben fortsetzte; ich errichtete daher auf meine Kosten ein Regiment, und übergab ihm solches, um damit in dem damaligen Kriege des Prinzen von Conde zu dienen. Aber nichts konnte seine unregelmäßige Begierden und die Unmäßigkeit dieses frechen und ruchlosen Kopfs zähmen oder sättigen. Er kam wieder an den Hof zurück, verlohr im Spiel zwanzigmal mehr, als sein ganzes Vermögen betrug, und da er keine Rettung für sich sah, schwur er seine Religion ab, und gieng zur Römischen über, bey welcher er sich, vermittelst seines durchdringenden Verstandes, worin ihm damals keiner von dieser Parthie gleichkam, in einiges Ansehen zu setzen wußte. Sobald ich seinen häufigen Umgang und Vertraulichkeit mit den Jesuiten erfahren hatte, untersagte ich ihm alle fernere Gemeinschaft mit ihnen schriftlich und unter Androhung meines Fluchs. Er antwortete mir hierauf nur soviel, daß er die zween Jesuiten, Arnoux und May, einige male gesprochen habe. Allein ich erfuhr sonst her, daß er, durch Vermittlung dieser beyden Väter, von dem Pabst ein Breve erhalten hätte, kraft dessen er seiner Papisterey unbeschadet dem reformirten Gottesdienst anwohnen, und das Abendmahl dort genieſſen durfte. Diesem Breve gemäß hielt er

sich

sich öffentlich nicht zu dem catholischen Gottesdienst, aus Furcht, ich möchte ihn enterben, und da er zu mir nach Poitou kam, hielt er sich gleichfalls beständig zu unsern Religionsübungen. Seine eigentliche Absicht, weswegen er damals zu mir kam, war: mich um meine beyden veste Plätze, Maillesais und Doignon zu bringen. Da aber ich mir eine so gottlose Absicht von ihm nicht träumen lassen konnte; so machte ich ihn zu meinem Lieutenant in Maillesais, mit der Vollmacht, in meiner Abwesenheit daselbst zu commandiren, und begab mich nach Doignon.

Durch diese meine eigene schöne Einrichtung ward die Stadt Maillesais bald zu einem öffentlichen Spielhaus, zu einem Versammlungsort liederlicher Weibsleute, und zu einer wahren Werkstatt von falschen Münzern. Noch mehr! der würdige Commendant schrieb nach Hof und an andere Personen, und rühmte sich, daß alle Soldaten seiner Besatzung sich weit mehr an ihn, als an mich, hielten. Es stand nicht lange an, bis ich dies alles von einer Hofdame und von einigen Geistlichen dieser Provinz erfuhr. Ich eilte, dem Unwesen zu begegnen, und setzte mich, mit einer Anzahl vertrauter Soldaten mit Petarden und Sturmleitern, in ein Schiff, näherte mich, zur Nachtzeit, den Mauren von Maillesais, und gieng voran, allein und verkleidet, um das Thor der Citadelle zu gewinnen. Die Schildwache, die mich bald entdeckte, machte sich fertig, um mich an meinem Vorhaben zu hindern. Allein ich ließ ihr keine Zeit dazu, sondern sprang ihr auf den Leib, ließ ihr einen Dolch in die Augen blitzen, und brachte sie dadurch zum Schweigen. Da ich auf diese Weise Meister von dem Thor war, führte ich meine Leute in die Citadelle hin-

ein,

ein, und jagte alle die heraus, welche ich für Anhänger meines Sohns hielt.

Da nun mein unwürdiger Sohn sich auf diese Weise aus seiner Höhle herausgejagt sah; begab er sich nach Niort zu dem Baron von Neuillan, der wider seinen Vater eben so sehr aufgebracht war, als er selbst. Dort fieng er an, auf Unternehmungen gegen Doignon zu denken, welchen Platz ich eben damals an den Herzog von Rohan verkauft hatte, und worin der Herr von Hautefontaine in dessen Namen commandirte, nebst einem Lieutenant, der zwar ein sehr ehrlicher Mann, aber ein sehr schlechter Soldat war.

Nachdem ich meine zween obenbemeldte Plätze an den Herzog von Rohan verkauft, und ihm wirklich übergeben hatte, hielt ich mich noch einige Zeit in Doignon auf, wo mir folgender Zufall begegnete. Eines Tags, da ich an einem starken Fieber zu Bett lag, kam ein gewisser Hauptmann, ein Freund meines Sohns, welcher aber doch die Verbindlichkeiten, die er dessen Vater schuldig war, noch nicht gänzlich vergessen hatte, zu mir, und hinterbrachte mir, daß mein Sohn mit achtzig Mann zu Lande, und noch mit einem Haufen Volks auf Schiffen, anrücke, um in der nächsten Nacht Maillesais oder Doignon zu überrumpeln. Augenblicklich sprang ich aus dem Bett, kleidete mich an, bewaffnete mich, und versammelte sechs und dreyßig Soldaten ohne Offizieren, um meinen schelmischen Sohn an einem Paß zu erwarten, den er nicht vermeiden konnte. Allein mein Fieber hatte sich durch die Hitze, mit der ich diese Gegenanstalten betrieb, so sehr vermehrt, daß Dadé, mein Tochtermann, und noch zween von meinen Freunden mich mit aufgehabenen Händen baten und beschwuren, mich wieder zu

Bette

zu begeben, indem ich außer Stand ſey, eine ſo mühſame Ausführung zu unternehmen. Ich gab endlich ihren Bitten und Vorſtellungen nach, unterrichtete meinen Tochtermann Dadé, wie er ſich zu verhalten hätte, und dieſer rückte an der Spitze der ſechs und dreyſſig Soldaten ſeinem Schwager entgegen, und ſtieß auf ihn, da er gegen Doignon anrückte. Dadé griff ihn ſogleich an, ob er ſchon zweymal ſtärker war, ſchlug ihn, und machte einige Gefangene, die er an den Gouverneur von Poitou, den Herzog von Rohan, übergab. Aber dieſer konnte es bey Hof nie dahin bringen, daß dieſe Sache unterſucht, und nach Verdienſt beſtraft worden wäre.

Endlich ſah ſich dieſer unnatürliche Sohn, dem der König bey ſeiner Religionsabſchwörung zugeſagt hatte, Vatereſtelle bey ihm zu vertretten, in kurzer Zeit von aller Welt verachtet und verlaſſen, ausgenommen von la Broſſe, einer berühmten Gelegenheitmacherin, und einigen mitleidigen Schweſtern nicht, die ihn unterhielten. Da ſich nun dieſer Elende in ſo jämmerlichen Umſtänden ſah, daß er nicht wußte, wo er ſein Haupt hinlegen ſollte; ließ er bey mir um Verſöhnung bitten. Ich gab zur Antwort: wenn er ſich mit dem himmliſchen Vater ausgeſöhnt haben würde; ſo würde es bey dem irrdiſchen keinen Anſtand haben.

Er kam, auf dieſe Antwort, zu mir nach Genf, erſchien vor den dortigen Geiſtlichen, und that alles, was man von ihm verlangte. Dies war blos, daß er nach Paris und Poitou ſchreiben mußte: er ſey wieder in den Schooß der reformirten Kirche zurückgekehrt. Er that noch mehr, und verfertigte einige Schriften wider die Papiſterey in gebundener und ungebundener

Rede.

Rede. Dies alles bewog mich, ihm einen Gehalt auszusetzen, so groß ihn die Glücksumstände eines Verbannten, der sein meistes Vermögen eingebüßt hatte, zuließen; doch immer noch gröſſer, als er ihn von mir zu erwarten berechtigt war.

Da nun mein Sohn auf diese Weise in die Gemeinschaft der Protestanten zurückgetreten war; so riethen ihm seine Freunde, sich zu dem Könige in Schweden zu begeben, mit der Versicherung, daß dieser Prinz ihn ganz unfehlbar in seine Dienste nehmen würde. Allein er scheute die lange und beschwerliche Reise dahin, und erwählte den Weg nach England. Ich hatte nicht den Muth, ihm an den König oder an den Herzog von Buckingham Empfehlungsschreiben mitzugeben, begleitete ihn also nur mit Briefen an einige meiner besondern Freunde in England, und empfahl ihnen denselben mit vieler Vorsicht und unter mancherley Einschränkungen. Denn wie konnte ich dem Character eines so boshaften und gefährlichen Menschen trauen? Aber er war unverschämt genug, sich selbst dem Könige und seinem Liebling zu präsentiren, und gab vor: ich hätte wegen Unsicherheit des Wegs Anstand genommen, ihn schriftlich zu empfehlen.

Gleich nach seiner Ankunft in England, fieng man daselbst an, auf die Belagerung von Rochelle zu denken. Der König hielt deswegen eine geheime Berathschlagung, wozu der Herzog von Buckingham, vier Lords, und der Herr von St. Blancard, Abgeordneter des Herzogs von Rohan, gezogen wurden. Aber auch mein Sohn wurde dazu gelassen, weil er vorgab, sein Vater setze vieles Vertrauen in ihn. In dieser Berathschlagung wurde der Entschluß gefaßt, Frankreich den Krieg anzukünden, und, vor allen Dingen, mich

mich nach England einladen zu laſſen. Anfangs wollte man den Auftrag hiezu dem Ritter Vernon machen; aber mein Schurke von einem Sohn that die Vorſtellung, daß er ſelbſt geſchickter wäre, als irgend ein anderer, ſeinen alten Vater zu dieſer Reiſe zu bewegen: Die Commiſſion wurde alſo ihm aufgetragen.

Er kam nach Genf, eröfnete mir ſeinen Auftrag der Länge nach, und da ich zu verſchiedenen malen fragte: ob er ſeinen Weg nicht über Paris genommen hätte? ſo läugnete er ſolches mit hohen Betheurungen. Ich hatte dies zu einem Hauptartikel bey unſrer Ausſöhnung gemacht, daß er nie mehr den Fuß in dieſe Stadt ſetzen ſollte. Denn es war mir gar zu wohl bekannt, wie die Ueppigkeit der Weibsperſonen, die Unordnung der liederlichen Häuſer, die Pracht des Hofs, die Lockungen der Wolluſt und Reichthümer in dieſem Ort ihm das Gehirn ſo ſehr zerrütten würden, daß man ſich keinen Augenblick auf ihn verlaſſen, und für ſeine Aufführung gut ſtehen könnte.

Nach dieſer Vorrede unterredeten wir uns über die Anſtalten zu unſrer Reiſe. Allein in der Zwiſchenzeit, da ich die Zubereitungen dazu beſorgte, gab er mir Gelegenheit, einen Argwohn wider ihn zu faſſen. Und obſchon dieſer mein Verdacht nicht ſehr gegründet zu ſeyn ſchien; ſo benahm er mir doch die Luſt, nach England hinüber zu gehen. Ich ſandte ihn daher mit einem Auftrag in allgemeinen Ausdrücken und voll ſchöner Verſprechungen in dieſes Königreich zurück, ohne ihn mein Geheimniß und meine wahre Abſichten merken zu laſſen.

Nun müßt ihr wiſſen, meine Kinder! daß Conſtant d'Aubigné, euer unwürdiger Bruder, auf ſeiner Reiſe von England nach Genf, wirklich ſeinen Weg

über Paris genommen und daselbst sich mit dem Herrn von Schomberg unterhalten hatte, daß er auf seinem Rückreise abermals durch Paris gekommen ist, den gedachten Herrn von Schomberg und den König wiedergesprochen, und denselben, ungeachtet seines geleisteten Eydes der Treue, und aller ihm in England erwiesenen Ehrenbezeugungen und Wohlthaten alles entdeckt hat, was ihm von den englischen Anschlägen wider Frankreich bekannt war. Diese entsetzliche Treulosigkeit war mir so empfindlich, daß ich von nun an auf ewig mit ihm brach, und alle Bande des Bluts und der Verwandtschaft, die mich mit diesem nichtswürdigen und schelmischen Sohn verknüpften, auf immer zerriß. Und ich beschwöre hiemit euch, meine übrigen Kinder! daß ihr nie anders, als mit Verwünschung und Abscheu an diesen euren unwürdigen Bruder gedenket.

Sobald ich diese Treulosigkeiten alle erfahren hatte; entschloß ich mich, meines hohen Alters ungeachtet, nach England überzugehen, um mich daselbst zu verantworten, daß ich an der schändlichen Verrätherey dieses Bösewichts nicht den geringsten Antheil hätte. Ich hatte auch bereits alle Anstalten zu dieser Reise getroffen. Allein der mantuanische Krieg hatte von allen Seiten her so viele Völker in die Nachbarschaft von Genf gezogen, und diese Stadt war damals mit Früchten, mit Salz und andern Hauptnothwendigkeiten des Lebens so schlecht versehen, daß mich die Furcht vor einer Belagerung, die in meiner Abwesenheit bey diesen critischen Umständen unternommen werden könnte, abermals von meinem genommenen Vorsatz abbrachte. Ich gieng also über alle andre Betrachtungen weg, und entschloß mich, da zu bleiben, der Vertheidigung von Genf mein Leben aufzuopfern,

und

und dadurch dieſer Stadt, die mich mit Ehrenbezeugungen überhäuft, und mir ſo unendlich viele Merkmale ihrer Achtung, Liebe und thätigen Freundſchaft gegeben hatte, meine ewige Erkenntlichkeit und Dankbarkeit zu bezeugen. Aus freyem Muth entſchloſſen, hierinn alle meine Ehre zu ſuchen, und allem andern, was noch ſonſt meine Ehrbegierde reitzen könnte, zu entſagen, habe ich mir nun feſt vorgenommen, den Reſt meiner Tage nirgends als in Genf zu verleben.

Anmerkungen

zu der Neuen Denkwürdigkeiten

Neuntem Bande.

(1) Bayle ſagt hievon in einem Schreiben an Almeloveen über die Anonymen-Schriften: Es wollen einige vermuthen, die Satyre de Divortio regio ſey von dem vortrefflichen Geſchichtſchreiber d'Aubigné verfertigt. Aber kein Menſch zweifelt daran, daß er die Confeſſionem catholicam de Sancy geſchrieben habe, ein Werk voll des feinſten und treffendſten Witzes, nur oft zu beiſſend. Die andre Satyre, die er unter dem Titel: der Baron von Feneſte, geſchrieben, iſt ungleich witziger, als jene, und viel angenehmer zu leſen.

(2) Praeſtantes ac magnopetè commendabiles Nobilitatis tuae dotes.

(3) Illud viciſſim a te petimus, ut praedicto filio . . . eâ gratia, quam apud omnes ordines, ob ſupra memoratas dotes ac praerogativas tuas, merito iſtic obtines diligenter adeſſe velis.

(4) Nec minori contentione a te flagitamus, ut filialem tuam erga ſanctam hanc ſedem, obſervantiam, quotiescunque opus fuerit, adimplere ſatagas, ejusdem ſedis rationes impenſè promovendo.

(5) D'Aubigné citirt nach der Vulgata. Wahrſcheinlich iſt (nach Luthers Ueberſetzung) Pſ. 46, 2. 3. gemeint.

(6) Damahls verſtand man unter dieſer Benennung: Aſtrologie, Cabbaliſtik, Phyſik und Phyſiognomik.

(7) Der Baron von Savignac hatte damahls an der Spitze von achtzig Pferden, die ihm Caſenauve, la Cheſneſe und d'Aubigné zugeführt hatten, einen Streifzug gegen Libourne vorgenommen, und zwo Compagnien von dem Regimente Masbrün daſelbſt geſchlagen. Aber in der fol-

gen-

genden Nacht wurde er von dem nehmlichen Regimente, den Besatzungen der Provinz und andern Völkern angegriffen, und alle seine Leute gingen bey dem Gefechte zu Grunde, bis auf die angezeigte drey Hauptleute und einen einzigen Soldaten. D'Aubigné führt zwar von der Gefahr, die ihn dabey traf, keine besondern Umstände an. Aber er erzählt eine wundernswürdige Begebenheit, die ihm, nach seinem Urtheile, würdiger geschienen hat, in seiner Geschichte bemerkt zu werden, als dieses unwichtige Gefecht. Der Baron von Savignac war gichtbrüchig (paralitique) von der Hüfte an bis zu den Füßen, und seit zehn Jahren ausser Stande, einen Fuß auf die Erde zu setzen. Sein Muth trieb ihn dennoch an, alle Gelegenheiten aufzusuchen, wo er zu Pferde fechten konnte. Aber bey dieser Gelegenheit würkte der Schrecken so stark auf ihn, daß er sich aufs geschwindeste retten und entfliehen konnte. Da der Geschichtschreiber diesen Umstand als eine ganz ausserordentliche Begebenheit anführt; so läßt sich nicht zweifeln, daß dieser Gichtbrüchige zu Fuße entflohen seyn müsse. Eine Erscheinung, die nahe an das Mirakel gränzt, aber doch nicht ohne Beyspiel ist.

(8) Der Text sagt: vingt Enfans perdus, tous Arquebusiers a Cheval. Enfans perdus hießen zu den damahligen Zeiten, wie noch jetzt, Soldaten, die auf eine verlohrne Schildwache, zu Forcirung eines Postens, zur ersten Unternehmung eines Sturms, und zu jeder halsbrechenden Unternehmung im Kriege commandirt wurden.

Jetzo sind es gewöhnlich Freywillige aus verschiedenen Regimentern, die mit Versprechungen aufgefordert, oder aus Bravour heraustreten und zu dergleichen verzweifelten Angriffen gebraucht werden. Diese Biographie gibt in verschiedenen Stellen Anlaß, zu vermuthen: daß zu den Zeiten unsers d'Aubigné die Enfans perdus bey einer jeden Armee ein eigenes Corps ausgemacht haben.

Arquebuse ist das älteste Feuergewehr mit einem Schaft und einem Radschlosse. Pere Daniel behauptet; daß diese Art von Musqueten ungefehr zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erfunden und gebraucht worden sey. Soldaten, mit einem solchen Feuergewehr bewaffnet, hießen Arquebusiers. Man hatte dergleichen zu Fuß und zu Pferde.

(9) Die Einnahme von Pons geschah auf eine sehr sonderbare Weise. Die Generale der Reformirten hatten

Anſtand genommen, die Belagerung dieſes Platzes zuvor zu verſuchen. Dem Herrn von Aenieres ward aus bloßer Gefälligkeit erlaubt, Miene zu machen, als wenn er die Belagerung im Sinn habe. Er ließ alſo, wirklich ſein Regiment gegen dieſen Platz anrücken. D'Aubigné, der damahls bey dieſem Regimente Fähndrich der erſten Compagnie war, hatte mit genauer Noth die Erlaubniß erhalten, ſeinen Cameraden den Weg zu bereiten (den Platz zu recognoſciren). Er drang aber bis in die Vorſtadt vor und ſtieg rittlings an den Lehnen der Brücke aufwärts. Da er durch eine Oeffnung einen Menſchen erblickte, rief er ihn zu ſich her, entdeckte ſich ihm und ſagte: daß er begleitet von allen Einwohnern der Gegend da ſey, und ihm die Thore geöffnet werden müßten, wenn anders die Stadt der Plünderung entgehen wollte. Der leichtgläubige Bürger zeigte dieß in der Stadt an, kam bald hernach mit drey andern Bürgern zurück, und übergab d'Aubigné die Schlüſſel der Stadt.

(10) Promotor heißt einer von des Biſchoffs Juſtizbeamten, ſein Fiſcal.

(11) Alle Völker des Königs waren beordert, auf den Grafen von Montgommery loszugehen, eben den, welcher den König Heinrich, den zweyten, ehmahls in einem Turnier auf den Tod verwundet hatte. Nun hatte ſich damahls dieſer Graf aus St. Lo gerettet, wo er beynahe gefangen worden wäre, und ſich in Domfront, einen ſehr feſten Platz, hineingeworfen. Die königlichen Völker hatten aber bereits auch dieſen Ort berennt, und ihm kein Anders Rettungsmittel übriggelaſſen, als was ihm ſeine Verzweiflung oder irgend ein Glückszufall darbieten konnte. Der Herr von Matignon war einer von den Generalen der Catholiken, und Fervaques, der ihn haßte, verſprach dem König von Navarra, den Grafen entwiſchen zu laſſen, nur um Matignon, ſeinem Feinde, Mißvergnügen und Verantwortung zu verurſachen. Weil nun Fervaques wußte, daß d'Aubigné ebenfalls die Abſicht hatte, den Grafen zu retten; ſo verband er ſich mit ihm, dieß Vorhaben auszuführen, ehe das ganze königliche Heer vor den Platz gerückt ſeyn würde. Er nahm ihn als Cornet in Dienſte und gab ihm vier Compagnien zu commandiren, mit dem Befehl an die Offiziere derſelben, ihm in allem zu gehorchen. Dieſe Völ-

Völker, weil sie catholisch waren, fanden kein Hinderniß, bis an den Graben der Stadt vorzudringen. D'Aubigné sprach den Grafen heimlich und machte ihm das Anerbieten, ihn mit seiner ganzen Besatzung zu retten, und bis in die Provinz Beauffe zu begleiten, wo er zuverläßig ein Corps von Reutern unter den Waffen antreffen würde. Allein der Graf schmeichelte sich zu sehr mit einer Anzahl Reuter, die er zu seinem Entsatz erwartete, und schlug daher dieses Anerbieten aus. Den folgenden Tag aber rückten fünftausend Mann vor den Platz, gegen welche sich seine fünf und vierzig Edelleute und die achtzig Mouskquetiers, welche er bey sich hatte, natürlich nicht halten konnten. Nachdem sie durch einen Sturm, den sie mit der äussersten Herzhaftigkeit abgeschlagen hatten, gar sehr geschwächt worden waren, mußten sie sich zu Kriegsgefangenen ergeben. Man versprach ihnen allen das Leben, außer dem Grafen. Diesem hintergieng man mit zweydeutigen Versprechungen, brachte ihn nach Paris, und die Königinn Mutter ließ ihm bald hernach dort den Kopf abschlagen.

(12) Diese Berathschlagung betraf bloß die Nothwendigkeit und die Mittel, den König seiner Gefangenschaft zu entreissen, und ihn hernach zum Haupt und Beschützer der Hugenotten zu machen. D'Aubigné sagt hievon in seiner Geschichte folgendes: dieser Prinz hatte nicht nur eine Garde, die ihn bewachte; sondern die Königinn Mutter fesselte auch seinen Geist mit Liebeshändeln, in die sie ihn verwickelte, und mit dem Versprechen der Generallieutenantsstelle in dem Königreiche. Vermittelst dieser Kunstgriffe wurde Heinrich in einer solchen Unthätigkeit erhalten, daß alle seine Freunde mißmuthig wurden, und sich aus Besorgniß, bey Fortsetzung ihrer vergeblichen Berathschlagungen über seine Rettung endlich ein Opfer seiner Unentschlossenheit zu werden, von ihm entfernten. Von allen seinen treuen Dienern blieb also niemand mehr um ihn, als d'Aubigné sein Stallmeister, und Armagnac, sein erster Kammerdiener. Aber auch diese machten bereits Anstalt, ihn zu verlassen. Doch, als sie ihn an einem Abend, da er an einem alltägigen Fieber zu Bette lag, über seine traurigen Umstände, und über die Flucht seiner Freunde seufzen hörten; ergriff d'Aubigné diesen Augenblick, ihm sehr lebhafte Vorstellungen und Erinnerungen zu machen.

Er schien davon sehr gerühret zu seyn. Gleich hierauf liessen Fervaques und Lavardin, die mit dem Hof übel zufrieden waren, den König wissen, daß sie entschlossen wären, sich seinen Diensten zu widmen. Sie wurden mit offenen Armen aufgenommen, traten sogleich mit in die heimliche Verbindung, den König zu retten; und bey dem ersten dieser Herrn wurde darüber eine geheime Conferenz gehalten. Das Resultat davon war: daß der König sich stellen sollte, als wenn er allen Vorschlägen des Hofs Gehör geben wollte. Er solle eines Tags eine große Jagdpartie anstellen, sich während der Jagd von seiner Garde und seinen Beobachtern entfernen, und an einem bestimmten Versammlungsort zu einer Gesellschaft zu Pferde, die ihn daselbst erwarten würde, stoßen. Dieß wurde den 10ten Februar 1576 würklich ausgeführt. Der König spielte seine Rolle so trefflich, daß der Hof ihn von dem Reiz der Lieutenance generale angelöckt glaubte, und von seinem Vorhaben nicht die geringste Ahnung hatte. Die Jagd wurde gehalten, Heinrich sandte die Offiziere seiner Garde unter mancherley Verwand, einen nach dem andern, weg, nach Hof, entfernte sich von seiner Garde, traf seine Gesellschaft auf dem verabredeten Platz, und nach vielen, wegen der auf seinem Wege hin und wieder zerstreuten königlichen Völker ihm drohenden Gefahren, erreichte er Alençon.

13) D'Aubigné rückte mit dieser kleinen Truppe bis vor die Thore von Orleans, und schlug dort zwanzig Cavalleristen. Denn marschirte er auf der großen Heerstraße nach Paris. Aber vier Meilen von Etampes gerieth er zwischen die große Armee von dreytausend Pferden, die der Herzog von Guise anführte. Er dachte auf Mittel, wie er ihm ausweichen könnte. Aber in dem Augenblick erblickte er ein Corps von achthundert Reutern, wovon sechzig gerade auf ihn losgingen, um ihn zu recognosciren. In dieser äussersten Verlegenheit besetzte er mit der Hälfte seiner Leute eine Mühle, und befahl ihnen, ein starkes Feuer gegen den Feind zu unterhalten; mit der andern Hälfte machte er Miene, dieses Detaschement zu unterstützen, und die Verschanzungen der Stadt Pluviers, denen er sehr nahe war, zu gewinnen. Das Detaschement verlohr einige Soldaten. Mit Hülfe eines starken Rauchs und Staubs

aber

eher ſetzte d'Aubigné über einen kleinen Fluß und kam ſeinen Feinden glücklich aus dem Geſichte.

14) La Noue hatte, nur mit hundert und zwanzig Reutern und ſechzig Arquebuſiers zu Pferde, Marmende berennt, eine wohl befeſtigte und mit einer ſtarken Beſatzung verſehene Stadt. Bey ſeiner Annäherung thaten die Einwohner einen Ausfall mit ſechs bis ſiebenhundert Mann. Sogleich ließ la Noue ſeine Arquebuſiers und einige Reuter, die ihm von Tonneins aus zu Hülfe gekommen waren, abſitzen, und ſetzte die Feinde gegen ſich ungefähr auf hundert und funfzig Schritte von der Contreſcarpe. Hierauf befahl er dem d'Aubigné, zwölf Reuter von ſeiner Compagnie herauszuziehen. Mit dieſen, und noch zween Offizieren, ging d'Aubigné auf jenen großen Trupp der Feinde los. Allein zween tiefe Graben ohne Bruſtwehr, die er nicht bemerkt hatte, hielten ihn auf, und er mußte dort des Feindes Feuer aushalten. Noch hatte er mehr nicht, als zween ſchwer Bleſſirte, die er zurückſandte. Nachdem er bis an die Contreſcarpe vorgedrungen war, glaubte er einen Weg angetroffen zu haben, worauf man an den Feind kommen könnte. Er ſchickte an la Noue Nachricht davon, und dieſer kam ſogleich dahin, wurde aber ſehr übel empfangen, und zum Rückzug genöthigt, nachdem er viel Volks verlohren, er ſelbſt ſechs Wunden bekommen hatte, und beynahe der ganze Reſt ſeines Trupps verwundet worden war.

15) Dieß geſchah bey der Beſtürmung von St. Macaris, oder Macaire, einer auf einem Felſen gelegenen Stadt, den die Garonne beſpült. Die Unternehmung geſchah durch zweyhundert und ſechzig Mann, wovon alle bis auf zwölf entweder umkamen, oder verwundet, oder gefangen wurden. D'Aubigné, der dabey bereits einen Flintenſchuß bekommen hatte, wurde durch einen von den Feinden herabgeworfenen Balken an den Kopf getroffen, und nebſt vielen andern in den Fluß hinabgeſtürzt. Und dennoch kamen ſie alle wieder zum Angriff, und hatten dabey das ſchon erzählte Schickſal.

(16) Dieſe Unterhandlung hatte den Zweck, ſich des Marſchalls von Anville zu verſichern, weil man von ihm erfahren hatte, daß er durch die Verſprechungen des Hofes beynahe gewonnen worden wäre, die Parthie der Hugenotten zu verlaſſen. D'Aubigné, dem dieſe Unterhandlung

aufgetragen worden war, wurde, auf seiner Reise zu dem Marschall, von den Feinden gefangen genommen. Er war auf dem Punct, zum Tode verurtheilt zu werden, und rettete sich nur dadurch, daß er einige Briefschaften hervorzog, die dem Hofe angenehm seyn mußten, und mit welchen er sich in Voraus versehen hatte. Man setzte ihn wieder in Freyheit; er verfolgte seine Reise, und war so glücklich in seiner Unterhandlung, daß er von dem Marschall eine neue Versicherungsurkunde und schriftliche Versprechungen zu einer Hülfe an Volk und Geld erhielt.

(17) Diese Umstände waren: daß der Hof des Königs von Navarra voll von Factionen war, die durch die Königinn Mutter unterhalten wurden; daß dieser Prinz den catholischen Herrn einen sehr beleidigenden Vorzug vor den Reformirten gab; daß er den erstern seine einträglichste Aemter nach ihrer eigenen Wahl anvertraute, und daß er sein ganzes Einkommen an sie verschwendete. Dieß Verfahren konnte nun nichts anders nach sich ziehen, als daß die angesehenste von den Reformirten sich von seiner Person entfernten.

(18) Bocholiere, Gouverneur von Castelgelour wurde von den Soldaten seiner Besatzung öfters gebeten, auf eine Unternehmung auszugehen. Er setzte sich mit acht und dreyßig Reutern und vierzig Büchsenschützen zu Pferd und nahm seinen Weg gegen Marmende. Seinen Lieutenant d'Aubigné hatte er bereits mit funfzehn Pferden vorausgeschickt, und diese sollten durch funfzehn Büchsenschützen, unter der Anführung des Hauptmanns Dominge, unterstützt werden. Sie fanden das Ufer mit feindlichen Soldaten bedeckt, die über den Fluß setzen wollten, griffen dieselbe sogleich an, und tödteten oder ersäuften ihrer sechzig, die sich ihnen zuerst entgegen gestellt hatten. Der Rest der Feinde machte Anstalt, den Tod ihrer Brüder zu rächen. Bocholiere sah die Uebermacht und wollte sich zurückziehen. Allein seine jungen Offiziers wollten davon nichts hören; sie erneuerten das Gefecht wider den Willen des Commendanten, der nicht Ansehen genug hatte, sie im Gehorsam zu erhalten. Obgleich der Streit so sehr ungleich war; so setzten ihn doch die Reformirten mit aller nur erdenklichen Herzhaftigkeit fort. Allein sie wurden endlich durch die Menge der Feinde

überwältigt und verlohren viele Leute. Wochentere selbſt wurde tödtlich in die Lenden verwundet, und bekam überdieß noch vier Flintenſchüſſe. Er bat ſeinen Lieutenant, ihn auf ein Pferd zu legen und aus dem Gedränge zu bringen. Allein, indem d'Aubigné Anſtalt machte, ihm dieſen Dienſt zu erweiſen, wurde er ſelbſt an fünf Orten verwundet, fiel neben ihm nieder, und ſie beyde wurden von drey der Ihrigen bedeckt, die todt auf ſie fielen. Nachdem die Reformirten endlich genöthigt waren, das Gefechte aufzugeben; traf der Hauptmann Dominge auf d'Aubigné, wie er, auf dem Boden noch, ſich mit dem Degen in der Fauſt gegen drey feindliche Offiziers wehrte, und bereits einen davon auf den Tod verwundet hatte. Dominge kam ihm augenblicklich mit drey andern zu Hülfe; ſie retteten ihn, legten ihn auf ein Pferd, und brachten ihn nach Caſtelgeloux zurück, ob ſie ſich ſchon unterwegs durch verſchiedene Parthien durchſchlagen mußten. Kurz, dieſes Gefecht endigte ſich damit, daß der Commendant der Catholiken, Baron von Mauveſin, da er ſelbſt verwundet war, zum Abzug blaſen ließ.

(19) Dieſe Unternehmung geſchah kraft eines geheimen Verſtändniſſes mit drey Offiziers in Limoges, die ihr Vaterland verrathen wollten. D'Aubigné leitete dieſe Unterhandlung. Allein, nachdem ſie lange genug herumgezogen worden war, zerſchlug ſie ſich endlich durch das üble Betragen jener Verräther.

(20) Dieſer Krieg war ein Werk der Königin von Navarra. Sie erneuerte ihn eigentlich aus Haß gegen ihren Bruder, Carl den Neunten. Um zu ihrem Zweck zu gelangen, ſteckte ſie ſich hinter die Maitreſſen ihres Gemahls und ſeiner Kriegsanführer. Denn ſie hatte, wie d'Aubigné in ſeiner Geſchichte ſagt, die Gemüther "envroſtet,, und poliert, und dagegen die Waffen roſtig gemacht. Sie hatte den König, ihren Gemahl, gelehrt, daß ein Cavalier ohne Seele ſey, wenn er ohne Liebe wäre. Die eigene Anwendung, welche ſie von dieſer Maxime machte, war ganz kein Geheimniß. Denn ſie hatte die Abſicht dabey, der Galanterie durch öffentliche Ausübung einigen Schein der Tugend zu geben, und die Verheimlichung derſelben zum Zeichen des Laſters zu machen. Kurz, ſie gewann durch ihre Liſt jene Maitreſſen, und dieſe gewann

nannen ihre Liebhaber, daß sie, unter dem Vorwand einiger Beleidigungen von Seiten des französischen Hofs, die Waffen ergriffen.

(21) Drey Edelleute, die als Offiziers in Blaye standen, hatten wegen eines Privatverdrusses den Entschluß gefaßt, diesen Platz in die Hände des Königs von Navarra zu überliefern. D'Aubigné commandirte bey dieser Unternehmung nach der getroffenen Verabredung, und war auf dem Punct, dieselbe glücklich auszuführen. Denn die Verschwornen hatten bereits den Gouverneur des Schlosses umgebracht und sich des letztern bemächtigt. Die Einwohner machten Anstalt zur Vertheidigung, und d'Aubigné ließ die Leitern anlegen. Indem er in den Graben hinunter stieg, schrie er mit einem schweren Fluch, daß er Herr von Blaye sey. Allein, wie er selbst eingesteht, Gott bezahlte ihn um seine Thorheit, indem er jenen schlechten Burschen, den Verschwornen, auf einmahl allen Muth nahm. Sie verliessen ihn wirklich, vereinigten sich mit einigen Völkern, die der Stadt zu Hülfe eilten, und d'Aubigné war genöthigt abzuziehen.

(22) Dieß geschah zu Ende des Feldzugs von 1580. Die Angelegenheiten des Königs von Navarra fanden sich damahls, wie d'Aubigné in seiner Geschichte sagt, in so jämmerlichen Umständen, daß er genöthigt war, sich in Nerac zu werfen, wo er nicht einmahl hundert Pferde bey sich hatte, bis ihm der Graf von Rochefoucaut einige achtzig Pferde und zweyhundert Büchsenschützen zu Pferde zuführte. Der Marschall von Biron rückte mit vier tausend Mann zu Fuß, sechshundert Pferden und zwey Feldschlangen herbey, und postirte sich oberhalb der Weinberge von Nerac. Einige unsrer Edelleute, nur von vierzig Soldaten unterstützt, scharmuzierten daselbst ein Paar Stunden lang. Der Marschall that einige Stückschüsse auf Nerac und zog wieder ab, ohne etwas weiters ausgerichtet zu haben, als daß er Mezin und noch ein Paar andre geringe Plätze, die er sich nicht einmahl zu besetzen getraute, weggenommen hatte.

(23) Nach der Schlacht von Alcasarquivir in Africa, worin der König von Portugal, Don Sebastian getödtet worden war, kam Don Antonio Virmiose, Connetable von Portugal, nach Frankreich, um Beystand wider die Spa-

nier

hier zu ſuchen. Eben damahls war die Königin von Navarra in ihrem allzuvertraulichen Umgange mit Chanvallon zu Cadillac überraſcht worden, und die Königinn hatte den Argwohn, daß d'Aubigné ſie verrathen hätte. Um ſich an ihm zu rächen und ihn zu Grunde zu richten, gab ſie ihm den Auftrag, dem Virmioſe, der ſich damahls zu Libourne an dem Hofe von Navarra aufhielt, den Beyſtand der Reformirten zuzuſichern. Dieſe Unterhandlung war für d'Aubigné äußerſt bedenklich. Denn die Königin dachte: wenn die Unterhandlung zu Stande käme, ſo müßte dieß den König von Navarra mit ſeinem Schwager dem König von Frankreich entzweyen, welcher ſich bereits mit Virmioſe, in Abſicht auf die Hülfe von Frankreich, eingelaſſen hatte. In dieſem Falle wollte ſie die Schuld des Bruchs zwiſchen den zween Schwägern auf d'Aubigné wälzen. In dem andern Falle, wenn ſich die Unterhandlung zerſchlüge, gedachte ſie ihn bey dem König, ſeinem Herrn in Ungnade zu bringen, welchem der glückliche Ausgang dieſer Unterhandlung mit Virmioſe ſehr am Herzen lag. D'Aubigné ſah die Abſichten dieſer Prinzeſſin ſehr wohl ein, und gab ſich alle mögliche Mühe, des Auftrags los zu werden. Endlich mußte er ihn doch übernehmen und trieb die Sache ſo weit, daß eine Zuſammenkunft zwiſchen dem Könige von Navarra und Virmioſe beliebt wurde. D'Aubigné gab ſeinem Herrn davon Nachricht, und dieſer ermangelte nicht, ſich mit der Poſt nach Coutras, dem dazu beſtimmten Ort, zu begeben. Allein die Unterhandlung zerſchlug ſich. Denn Virmioſe hatte ſich bereits mit Monſieur, dem Bruder Carls des Neunten, in ſo enge Verbindungen eingelaſſen, daß er nimmer davon abzubringen war. Die Königinn von Navarra legte zwar hierauf d'Aubigné zur Laſt, daß er bey ſeiner Unterhandlung den Hof von Frankreich geſchont, und den Dienſt ſeines Herrn vernachläßigt habe. Allein dieſe Beſchuldigungen wurden, wie er in ſeiner Geſchichte von Frankreich ſagt, von einem Pfinzen, der ſeine Gemahlin und ſeinen Stallmeiſter zu gut kannte, ſo aufgenommen, wie ſie es verdienten.

(24) Er rettete dem Könige von Navarra das Leben. Hier iſt die Geſchichte davon. Der Herzog von Grammont hatte die Abſicht gefaßt, ſich mit dem Könige wieder auszuſöhnen. Er hatte eine Unternehmung auf Fontarabien entworfen, die er vermittelſt eines geheimen Verſtändniſſes

in

in dieser Stadt auszuführen gedachte. Allein die Spanier kamen hinter dieses Geheimniß, und um gleiches mit Gleichem zu vergelten, stellten sie sich an, als wenn sie jene geheime Unterhandlung fortsetzen wollten, und sandten hiezu einen ihrer Officiere, Loro, nach Nerac ab. Dieser wandte sich an d'Aubigné, und übergab ihm einen erdichteten Plan von den Verschwornen in Fontarabien, worinn von nichts, als Mord und Todschlag die Rede war. Aus der kaltblütigen Anzeige so vieler Greuel und Grausamkeiten und aus der Gesichtsbildung dieses Abgeschickten schloß d'Aubigné: daß Loro ein Meuchelmörder sey. Denn er hatte eine fürchterliche Miene, sein Blick war schielend, seine Nase aufgestülpt, die Nasenlöcher weit offen, und seine Stirne rund aufgeschwollen. D'Aubigné gab dem König Nachricht von allem, entdeckte ihm seinen Verdacht, und bestand darauf, daß er den Spanier auf keine andre Weise, als wie er, d'Aubigné, für nöthig hielt, mit ihm, dem Könige, reden lassen wollte. Ueber diesen letzten Punkt erhob sich zwischen dem Könige und seinem Stallmeister ein hitziger Streit. Endlich behielt der Eifer und feste Muth des letztern die Oberhand. Der Abgeschickte übergab dem Könige seine schriftlichen Vorschläge in einem kleinen verborgenen Gange, der in der dicken Thurnmauer des Schlosses angebracht war, und der an das Zimmer des Königs stieß, unter der Vorsicht, daß sich d'Aubigné und ein anderer Stallmeister des Königs, Fontenac, jeder mit einem Dolch bewaffnet, dergestalt in dem Gange postirt hatten, daß der Spitzbube nicht anders, als zwischen ihren Schenkeln durch, mit dem Könige reden durfte. Auch hatten sie den König genöthigt, ein Panzerhemd anzuziehen, und während der Unterredung, den Degen in der Hand zu halten. Der König war hernach sehr mißvergnügt über diese Art der Audienz, und beklagte sich sogar über seine Stallmeister, daß sie mit ihm umgingen, als wenn sie seine Vormünder wären. Damit er nun diese Sache nach seinem eigenen Belieben vollends ausführen könnte, entfernte er den d'Aubigné von sich, unter dem Vorwand einer ihm anvertrauten Unternehmung auf Brouage. Allein d'Aubigné war kaum weg; so kamen solche Nachrichten aus Fontarabien an, daß seine Muthmaßungen vollkommen bestätigt wurden. Der saubere Bursche wurde gefangen genommen, nach Lastageour geschickt, seines vorgehabten Frevels so überführt, daß er es nicht zu läugnen vermochte, und darauf hingerichtet.

(29)

(25) Nach der alten Tradition, als wenn Bockesblut eine mische Würkung auf den Diamant haben könnte.

(26) Von einem Arzt, Hottomann, oder wie des Orizi sagt, Hottemann, der um diese Zeit gelebt, und sich an n Hofe von Navarra aufgehalten hätte, schweigt die Ge chte der Gelehrten. Aber dieß ist gewiß, daß sich der be mte französische Rechtsgelehrte, Franciscus Hottomann, ade um diese Zeit an bemeldtem Hof aufgehalten hat, d nachmals sogar des Königs von Navarra geheimer Rath esen ist. Inzwischen sagt d'Aubigné ausdrücklich, le Me in Hottemann, und es ist zugleich von geheimen Künsten d Liebestränken die Rede, wodurch die Liebe des Königs ickt werden könnte. Da nun der Rechtsgelehrte Hotto nn zugleich ein Alchemiste war, so muß man glauben, daß r dennoch dieser Jurist genennt ist: daß d'Aubigné ihn Betracht seiner chemischen Kenntnisse le Medicin nennt, r daß er sich überhaupt bloß als Alchemiste an dem Hofe von varra aufgehalten haben möchte.

(27) Die Reformirten hatten damals die Waffen noch t ergriffen, sondern der König von Frankreich selbst ersuchte ie, ihm mit ihren Völkern wieder die Ligue beyzustehen. rüber wurde nun in der Versammlung, von welcher hier Rede ist, berathschlagt. Der Hof des Königs von Na ra war in seinen Meynungen, was für eine Parthie zu reiffen sey, sehr getheilt. Die Meisten hielten es fürs ste, wenn man, bey diesem Streit der Liguisten mit ihr n Herrn, bloß Zuschauer bliebe. Der Vicomte von Tu ne behauptete diese Meynung in dem Rath mit großem chdruck, und hatte bereits den größten Theil dieser Ver mlung, die aus sechzig Personen bestand, auf seine Sei gebracht. Allein da die Reihe an d'Aubigné kam, bewies selbe die Nothwendigkeit, bey den gegenwärtigen Umstän die Hände nicht in den Schoß zu legen, mit so triftigen ünden, daß der König bey dem Beschluß seiner Rede aus ! ich bin seiner Meynung. Augenblicklich fiel jederman bey, der Prinz von Condé und du Plessis Mornay bestärkten diese Meynung mit vielen Beyspielen. Das hier bemerkte Ge t erfolgte sogleich auf jene Berathschlagung, und war das gnal zum Kriege. Es dauerte eilf Stunden lang, d'Au gné und St. Gelais führten dabey die Reformirten an, che hundert und siebenzig Mann stark waren. Die Ka-

theilen hatten ungefähr dreyhundert und funfzig Mann. Da die erstere auch noch mit dem Feuer zu kämpfen hatten; indem die Häuser, worein sie sich geworfen hatten, angesteckt wurden; so waren sie genöthigt, sich zu ergeben, erhielten aber eine sehr vortheilhafte Capitulation. Sie verlohren in diesem Gefechte drey Edelleute von Ansehen, und sechzehn gemeine Soldaten; dagegen blieben auf der katholischen Seite 193 Mann auf dem Platz.

(28) Franciscus Panigarola, oder Panicarola, war Bischoff von Asti zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Er hat viele Bücher geschrieben, besonders aber Disceptationes calvinisticas, welche d'Aubigné gelesen haben mag. Campianus, ein berühmter Jesuite, gleichfalls aus dem sechzehnten Jahrhundert, von London gebürtig, hat nebst mehrern Schriften einen Tractat von der Wahrheit der katholischen Religion hinterlassen, welchen d'Aubigné hier gemeynt zu haben scheint. Von Bellarmin, dem berühmten Jesuiten und Cardinal ist die Schrift, worauf d'Aubigné hier zielt, vermuthlich sein grosses opus controversiarum gewesen. Nitaker. Dieser Name ist im Original falsch angegeben. Vermuthlich ists der englische Theologe Whitaker, welcher obigen Campianus und Bellarmin widerlegt hat, und von dem letztern so sehr geschätzt worden ist, daß er sein Bildniß aus England verschrieb, und in seinem Studierzimmer ausstellte. Sibrand Lubbert, ein Friesländer, in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gebohren, war Professor der Theologie zu Franeker. Unter den vielen Schriften, die er hinterlassen, mag d'Aubigné hauptsächlich seine Streitschriften wider Bellarmin gelesen haben.

(29) Unmittelbar nach dem Tode Heinrichs, des dritten, verbanden sich alle katholische Herrn, die sich damahls in des Königs Zimmer befanden, eidlich unter einander; daß sie keinen Prinzen von der reformirten Religion, als König von Frankreich erkennen wollten. Heinrich der vierte, der über diese Erklärung bestürzt war, wußte in der Geschwindigkeit nicht, wozu er sich entschließen sollte. Er verfügte sich mit la Force und d'Aubigné in die nächste Garderobe; und da der erstere sich nicht anlassen wollte, befahl Er dem letztern, ihm über die gegenwärtigen Umstände zu rathen. D'Aubigne gab diesen Rath: Er sollte als König sprechen, sein Gewissen nicht verletzen, sich wenig um alle die bekümmern, die

die dem Papst mehr anhingen, als ihrem rechtmäßigen Herrn, und dies um so weniger, als diese Art von Leuten ihm immer gefährlicher seyn würde, wenn sie sich um seine Person befänden, als wenn sie weit von ihm entfernt wären. Er machte ihm begreiflich, daß die mächtigsten unter den katholischen Herrn niemals ihren Eifer für ihre Religion bis zu dem Wageſtück treiben würden, einen Prinzen herabzusetzen, dem sie kraft der Rechte der Natur und der göttlichen Gesetze Gehorsam schuldig wären. Nach diesen Vorstellungen rieth er ihm an, die vornehmsten Offiziers der Armee vor sich kommen zu lassen, und mit Entschlossenheit von ihnen zu verlangen, daß sie ihm ihre Dienste und ihr Ansehen bey ihren Völkern geloben sollten. Vor allen Dingen sollte er den Marschall von Biron, General der Schweizer, dahin vermögen, daß er dieses Corps ausrücken, den Eid der Treue leisten, und ausrufen lassen solle: Es lebe König Heinrich der vierte! Ferner sollte er verschiedene groſse Herrn, von deren Treue und Anhänglichkeit an seine Person er bereits überzeugt sey, zum Exempel Givry und Humiere, das zu gebrauchen, ihre Landsleute, die Edelleute aus ihren Provinzen, welche bey der Armee in Diensten stünden, auf seine Seite zu bringen. Endlich zeigte er auch dem Könige, daß er hier der stärkste sey, und auf die Unerschrockenheit von 200 Edelleuten, die er um sich hätte, sichere Rechnung machen dürfte, lauter Leute, die den Muth hätten, jeden, der ihn nicht als König erkennen wollte, zum Fenster hinaus zu werfen.

Dieser Rath wurde befolgt. Der König redete mit dem Marschall von Biron, und dieser erfüllte alle Wünsche seines neuen Herrn augenblicklich und mit allem möglichen Eifer. Kaum aber hatte Heinrich diesen ersten Schritt gethan; so erschien der Marquis d'O, nebst einer groſsen Anzahl katholischer Herrn vor ihm, hielte eine weitläuftige Rede über die Unmöglichkeit der Regierung eines protestantischen Prinzen über Frankreich, und erklärte zuletzt mit trockenen Worten, daß sie alle entschlossen seyen, den König von Navarra nicht für ihren Herrn zu erkennen, wenn er nicht seine Religion änderte. Heinrich erblaßte hierüber, wie d'Aubigné in seiner Geschichte sagt, entweder aus Zorn, oder aus Furcht. Nachdem er sich aber erholt hatte, antwortete er: bey gegenwärtigen Umständen sey es um nichts zu thun, als daß vor allen Dingen die Ermordung ihres letzten Herrn gerächt,

und sein letzter Wille befolgt werden müßte. Die vorgeschlagene Religionsveränderung sey kein Werk eines Augenblicks; es würde vielmehr den Franzosen schimpflich seyn, wenn sie sich einem Könige unterwürfen, der ihre Krone mit einem Meineide und Religionsverläugnung erkaufte. Noch würde er allen, welche hartnäckig darauf beständen, daß er einen solchen Schritt thun müßte, welcher auf der einen Seite sein Gewissen verletzen, und auf der andern, ihn vor der ganzen Welt als einen Menschen ohne Religion darstellen würde, von Herzen gerne den Abschied geben. Endlich setzte er in einem ernsten Ton hinzu: er sey überzeugt, daß ihm alle Katholiken, welche Frankreich und die Ehre liebten, zu Diensten stünden. Und kaum hatte er seine Rede geendigt; so trat Givry herein, und sagte zum Könige mit lauter Stimme: er sey von dem tapfersten Adel abgesandt, ihm anzuzeigen, daß sie zu allen seinen Befehlen bereit seyen. Gleich darauf erschienen die Schweizer vor dem Könige, der Marschall von Biron stellte die Obersten und andere Officiers dieses Corps demselben vor, und der König nahm den Eid der Treue von ihnen schriftlich an. Endlich verfügten sich la Noue, Chatillon, Guitri und andere Häupter der Reformirten zum Könige, und er wurde wirklich als König ausgerufen.

(30) Dies ereignete sich, da Heinrich der vierte Paris belagerte. Der Herzog von Parma eilte in starken Märschen dieser Hauptstadt zu Hülfe, war bereits bis nach Lagni vorgedrungen, und drohte, diesen Platz zu belagern. Der König dachte: er wäre genug, wenn er einige Völker dahin zu Hülfe schickte; der Marschall von Biron aber und d'Aubigné, die er darüber zu Rathe zog, waren der Meynung, daß er dem Herzog mit seiner ganzen Macht entgegen gehen sollte. Heinrich blieb bey seinem ersten Entschluß, und die Spanier nahmen die Stadt mit stürmender Hand ein. Diese Eroberung öffnete ihnen den Weg nach Paris, und verbreitete Furcht und Schrecken unter die königliche Armee, welche bereits durch die heimliche Rottirung der theils aus Privatabsichten, theils aus Religionshaß, mißvergnügten Heerführer zerrüttet war. Ueber dies alles war der König damahls so arm, daß es zu theuerst an Brod auf seine Tafel fehlte. Sein Finanzminister d'O, welchen d'Aubigné, vermuthlich aus Verachtung, nur le Financier, oder den Rentmeister, nennt, versagte die Bezahlung der Armee, und

hatte

hatte das Vergnügen, daß sein Herr ein Mittagsmahl an seiner Tafel erbetteln mußte, das aber aus dreyen Gängen bestund, alle niedlich und leckerhaft zugerichtet. In dieser äussersten Verlegenheit hob Heinrich die Belagerung auf. Aber dies war nicht sein einziger Verdruß. Der größte Theil des Adels verließ die Armee, seine Räthe ließen ihn in dieser seiner äussersten Noth stecken, und er war auf dem Punkt, von allen Menschen verlassen zu werden, wenn nicht der Marschall von Biron, ob er schon selbst mißvergnügt zu seyn Ursache hatte, weil ihm die Abtey Marmoutier genommen, und dem Oberstallmeister gegeben wurde, die Großmuth gehabt hätte, bey ihm auszuharren, und durch sein Beyspiel die ganze Infanterie bey dem Könige zu erhalten.

(31) Diese von d'Aubigné gehaltene Rede betraf das Elend der reformirten Kirche und die nöthigen Mittel, ihrem gänzlichen Umsturz zuvor zu kommen, welcher nach der Religionsveränderung Heinrichs des vierten unvermeidlich zu seyn schien. Die Vorstellungen unsers Vf. waren von so schneller Wirkung, als er sie unter den gegenwärtigen Umständen, da der Hof einen groſsen Theil der angesehensten von dieser Parthie genommen hatte, nie hätte erwarten können. Es ward ihm aufgetragen, die Artikel einer Association zu entwerfen, man kam überein, jährlich wenigstens Eine allgemeine Versammlung zu halten, auch sich unter den Schutz der Königinn von England und der Generalstaaten zu begeben.

(32) Diese vier Verse sind vermuthlich aus einem damals bekannten verliebten Liedchen genommen, und von dem Könige mit liebenswürdiger Vertraulichkeit auf d'Aubigné angewandt worden.

(33) Hier ist der Ort, für eine Anmerkung, die den lange verjährten Nachruhm Heinrichs des vierten betrift. Perefix sagt in seiner Lebensbeschreibung dieses vortreflichen Königs: „daß mehr als funfzig Geschichtschreiber und mehr als fünfhundert Panegiristen, Redner und Dichter, die an der Verewigung desselben gearbeitet hätten, noch lange nicht die Hälfte alles des Schönen und Guten, das von ihm und seiner Regierung zu sagen gewesen wäre, erschöpft haben." Aber daß dieß ein König war, so gut und vortreflich, als sie Gott, der Allmächtige den Menschen geben kan, davon ist uns kein stärkerer Beweis übrig, als die nackte Erzählung der wilden Trauer, der Todesangst seines Volks über seinen

Tod. So eine Volksstimme ist die Stimme Gottes. Sie allein, wenn alle andre Beweise untergehen sollten, wird diesem Könige den Beynamen des Großen auf alle künftige Zeiten sichern und gewiß bey ruhigeren partheiloseren Zeiten auch in Frankreich wieder verschaffen. Dagegen werden dem Leser dieser Lebensbeschreibung einige Handlungen dieses großen Mannes, besonders in Absicht auf seinen treuen Diener d'Aubigné, aufgefallen seyn, welche diesem allgemein angenommenen Charakter desselben vollkommen widersprechen. Wie wir Menschen geneigt sind, uns unsre Helden, die wir in Affection genommen, wie die großen Bösewichte, die wir verabscheuen, zu idealisiren, und einem Titus keine Fehler, einem Nero keine Tugend übrig zu lassen; so möchte es auch hier einige Leser geben, welche diese Verunzierung ihres Lieblings übel empfänden. Wie soll ich sie hierüber zufrieden stellen, wenn sie die eigene auf Menschen- und Geschichtkenntniß gegründete Bemerkung unsers d'Aubigné nicht befriedigt, daß sie lernen sollen, wessen die Menschen, sogar die Beste unter ihnen, fähig seyen? Da ich ihnen die Wahrhaftigkeit unsers Geschichtschreibers nicht Preis geben kann, indem selbst einige Panegyristen unsres großen Heinrichs seinen Jähzorn über seine beste und getreueste Diener nicht unangezeigt gelassen haben; so bleibt mir nichts übrig, als sie damit zu beruhigen, daß es gleichfalls erwiesen wahr ist, dieser große Mann habe seine Vergehungen dieser Art immer auf der Stelle bereut, und — wessen sich nur kleine Seelen schämen — durch öffentliche Ehrenerklärungen und Abbitten vergütet. Noch eines! laßt uns lernen, die Wahrheit dulden, wenn, wie und wo wir sie finden; und dem Himmel danken, daß ein Ungeheuer, welches sich durch gar keine gute Eigenschaft gleichsam auslößte — (Monstrum nulla virtute redemtum) — eben so gewiß ein Unding ist, als ein fehlerloser Mann.

(34) Wenn der Kardinal noch das chalcedonische Concilium für sich haben wollte; so mußte er mehrere Jahre, als vierzig, verlangen. Denn bekanntlich ist diese Kirchenversammlung im Jahr 451. gehalten worden.

Die Zugabe von zweyen Jahrhunderten war besser abgemessen. Denn im sechsten Jahrhundert war blos die Schmeicheley so keck, und wessen unterfängt sich diese nicht? von einem Stellvertreter Gottes zu murmeln. Aber Gregor, der

Gre-

Große selbst noch nannte die Anmassung des Titels eines allgemeinen Bischoffs gottlos, teuflisch und antichristisch.

(35) Das bekannte, etwas romanhafte Projekt, die ganze Christenheit in funfzehn ganz unveränderliche Staaten, nähmlich fünf Erbreiche, sechs Wahlreiche, zwo democratische und zwo aristokratische Republiken einzutheilen, und durch diese Eintheilung den gesammten großen christlichen Staat in ewiger Ruhe und Frieden zu erhalten. s. Süllys Memoires von XXIII. Buch an.

(36) Von dieser Geschichte des Tauben und Stummen mag der Leser glauben, was er verdauen kann! D'Aubigné spricht von ihr mit einer solchen Dreistigkeit, daß man wohl sieht, er war von ihrer Zuverlässigkeit überzeugt. Er beruft sich auf seine eigene mit diesem sonderbaren Menschen angestellte Erfahrungen, auf die Mitwissenschaft verschiedener angesehenen Geistlichen, die ihm die Bekanntschaft desselben verschaft hätten, auf das Zeugniß vieler Neugierigen, die in seinem Hause zusammengeflossen seyen, hauptsächlich aber auf die Zeugschaft seiner Hausgenossen und Bedienten. Fragt sie! sagt er, sie sind noch am Leben. Ich bedaure, daß ich seine gedruckte freundschaftliche Briefe, worinn er noch viele wunderbare Dinge von diesem Menschen angeführt haben will, nicht auffinden konnte. Und ich bedaure es nicht sowohl um der weiters angeführten Erfahrungen willen, denn wer wird an den gegenwärtigen nicht genug haben? sondern weil ich wissen möchte, ob er sich in jenen Briefen nicht mehrere Mühe gegeben, ihre historische Wahrheit darzuthun. D'Aubigné war uns über die Gewißheit dieser ganzen Geschichte um so mehr Brief und Siegel schuldig, als er sich hin und wieder in dieser seiner Lebensbeschreibung einer nicht genug bezähmten Einbildungskraft verdächtig gemacht hat. Da dergleichen psychologische Versuche mit einem Stumm- und Taubgebohrnen unendlich vielen Schwierigkeiten unterworfen sind, und die Erklärung seiner Aeusserung immer sehr willkührlich bleibt; da alle die Erscheinungen, welche der Verf. von seinem Stummen angegeben, aus unsern bisherigen psychologischen Erfahrungen durchaus unerklärbar sind, und da wir, wenn uns je unser historischer Beyfall über eine solche Geschichte durch die unlängbarste Beweise abgenöthigt würde, alsdann erst unsre liebe Noth hätten, eine Hypothese zu finden, die unsern philosophischen Glauben nur einigermaßen beruhigte; so hätte man

von d'Aubigné die bündigste Erklärungen hierüber zu fordern. Der unmittelbare Einfluß des höchsten Geistes erfordert einen andern Endzweck, als die Befriedigung menschlicher Neugierde, läßt sich also hiebey gar nicht gedenken. Dämonen, Genien, und andrer untergeordnete Geister zu Hülfe nehmen; dies zerschneidet den Knoten, und löst ihn nicht.

Es sey mir erlaubt, zum Beschluß dieser Note noch eine kurze Geschichte von einer ebenfalls stummen und tauben Person anzuführen, welche die Frau von Beaumont aus ihrer eigenen Erfahrung in ihrer Familie erzählt! „Eine von den gewöhnlichen Ergötzungen in der Stadt Rouen ist die Spazierfahrt auf dem Flusse. Mein Vater ließ wenige Wochen vorbeygehen, ohne sich dieses Vergnügen zu machen. Einst als eine solche Spazierfahrt mit einer grosen Gesellschaft verabredet, ein großes Mahl nebst Musik zu Schiff gebracht, und mein Vater eben in Begriff war, sich zu seiner Gesellschaft auf das Schiff zu begeben, stieß eine von seinen Tanten, welche taub und stumm war, auf einmal eine Art von Geheul aus, stellte sich an die Thüre, versperrte sie mit ihren Armen, schlug die Hände zusammen, und gab ihm durch tausend Zeichen zu verstehen, daß sie ihn beschwöre, zu Hause zu bleiben. Mein Vater lachte anfangs über alle diese Gebärden. Allein das Frauenzimmer fiel ihm zu Füßen, und bezeugte einen so heftigen Schmerz, daß er sich endlich entschloß, die Spazierfahrt auf eine andere Zeit zu verschieben. Er meldete diese ausserordentliche Erscheinung seiner Gesellschaft, und suchte sie gleichfalls zu Aufschiebung der Lustfahrt zu bewegen. Seine Erinnerung wurde verspottet. Die andere Gesellschaft fuhr ab. Aber auf halbem Wege riß das Schiff von einander, und viele von der Gesellschaft ertranken. S. Allgemeines Magazin der Natur und Kunst 8. B. S. 117." Es giebt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, wovon sich eure Philosophie nichts träumen läßt, sagt Schakespear im Hamlet.

(37) Dies ist kein Wunder mehr. Der vermehrte Zufluß des Blutes hat bey Mädchen, alten Weibern, und selbst bey Mannspersonen Milch erzeugt, ohne Anlegung eines Kindes. S. Hallers ersten Umriß der Geschäfte des körperlichen Lebens. S. 515.

(38) Das Wort Reistres, welches d'Aubigné hier und anderswo in seiner Geschichte braucht, und welches man bey den gleichzeitigen französischen Geschichtschreibern häufig antrift, ist nichts

nichts anders, als das deutsche Wort: Reuter. Nach der gewöhnlichen französischen Mißhandlung der fremden Nahmen sind die damals in französischem Solde gestandene teutschen Reuter in Reistres und die Landsknechte in Lansquenets umgeschmolzen worden. In Schweden heißen Berittene, welche von gewissen Hemmaten, das ist, Heimaten, oder Höfen, zum Dienste der Krone gehalten werden müssen, noch immer Reuster.

S. 296. Marschall d'Anville — schrieb folgende verliebte lateinische Verse ꝛc.

„Dieser Marschall war Heinrich von Montmorency, Herzog von d'Anville, zweyter Sohn des Connetable, Marschall und nachher selbst Connetable von Frankreich. Brantome im VII. Tom sr Oeuvres (s. die kleinere Ausg.) erzählt, daß derselbe ganz und gar nichts von gelehrten Kenntnissen besessen habe. Er habe kaum lesen können. Statt seiner Unterschrift habe er blos ein Zeichen gemacht. Von ihm sagte Heinrich IV. der seine Talente wohl kannte: ich kann alles ausrichten durch einen Connetable, der nicht schreiben kann, und durch einen Kanzler, der nicht Latein versteht.

So verschieden wird der nehmliche Mann von 2 Zeitgenossen, die am nehmlichen Hofe mit ihm lebten, geschildert. Welchem soll man glauben?" Anquetils L'esprit de la Ligue. T. I. p. LIX.

HEINRICH II

König von Frankreich

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoire

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Hofrath und Profeſſor der Philoſophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Zehnter Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1795.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1950 IV e 1748

Vorrede.

Peter von Bourdeille, Herr von Brantome, der Verfaſſer der biographiſchen Anekdoten, welche die nächſten Bände unſerer Sammlung liefern, hat das Glück gehabt, daß ſeine Werke nicht bloß von Geſchichtſchreibern als eine Fundgrube mancher geheimen Nachricht benutzt worden, ſondern ſelbſt als Unterhaltungsſchriften auf die Toiletten gekommen ſind. Man hat deswegen mehrere Taſchenausgaben von denſelben. Aus einer ſolchen*) iſt auch unſre Ueberſetzung gemacht

*) Oeuvres du Seigneur de Brantome, nouv. Edition, conſiderablement augmentée et accompagnée de remarques hiſtoriques et critiques. 15 Tom. in 12. à la Haye, 1740. Im nächſten Jahre vorher war eine ähnliche Ausgabe in 14 Tomen, in 12. zu London erſchienen. Die Hauptausgabe hat die Aufſchrift: Leide. ches Jean Sambix le Jeune. 1666. Sie iſt aber in der That im Haag bey den Gebrüdern Steucker, in 8 Tomen, in 12. erſchienen.

worden. Sein Bild und ein Abriß seines Lebens soll aus dem funfzehnten Tom dieser Ausgabe dem nächsten Bande der Memoiren vorgesetzt werden. Ueber seine Schriften macht Anquetil, der noch lebende Verfasser des Esprit de la Ligue (a Paris 1770. III. Tom.) im I. Th. S. XXXIII. folgende Bemerkungen:

„Ueberall findet man Brantome. Alle Welt will ihn gelesen haben. Man muß ihn besonders den Großen in die Hände geben, damit sie sich belehren, daß sie nichts von sich geheim halten können. Sie haben für ihre Höflinge eine solche Wichtigkeit, daß diese jedem ihrer Schritte nachspähen und früh oder spät das Verborgenste davon der Nachwelt verrathen. Diese Bemerkung werden sie nirgends öfter machen, als wenn sie Brantome lesen, und sehen: wie viele kleine Vorfälle, leicht entfallene Worte, gleichgültig scheinende Handlungen und Thatsachen er aufbewahrt hat, deren Andenken die handelnden Personen gewiß für ewig verlohren und verborgen gehalten hätten. Gesammelt, mahlen sie ihre Charaktere. Mögen andere dadurch wenigstens vorsichtiger werden!“

„Sonderbar sind oft Brantome's Urtheile über das Sittliche. Er kann diese oder jene seiner Damen als die feinste und ausgelassenste Freundinn von Ausschweifungen schildern

dern und am Ende hinzuſetzen: daß ſie eine kluge Frau und ächte gute Chriſtinn geweſen ſey. Von manchem Prieſter, Mönchen und Geiſtlichen erzählt er mehr als luſtige Geſchichtchen und ſchließt mit der Verſicherung: daß der Mann ſehr regelmäßig und zur Ehre ſeines Standes ſich betragen habe."

Anquetil löst ſich dieſes Räthſel der Brantomeſchen Widerſprüche, durch die Vermuthung, daß derſelbe entweder ſich über ſeine Zeitgenoſſen (und dann wohl auch über ſeine Leſer) insgeheim habe luſtig machen wollen, oder daß er ſelbſt als Höfling ohne Grundſätze und Feſtigkeit im Urtheil, Laſter und Tugenden miteinander verwechſelt habe. Wir treten in gewiſſer Rückſicht der letzteren Deutung bey. Brantome urtheilte, wie die Großen, deren unterthänigſter Verehrer er war, damahls an dem Hofe von Frankreich und Spanien ihm und dem Volke vorurtheilten. Auf gewiſſen Stufen war und iſt, was noch irgend mit einem guten Anſtand geſchieht, bloß unter den Galanterien; auf noch höheren Stufen darf ſelbſt der Schleyer jenes willkührlichen Anſtands meiſt wegfallen. Sollen denn die Götter der Erde durch gar nichts mehr beweiſen dürfen, daß ſie auch noch Menſchen ſind! Zu andern Stunden iſt man deſto devoter, ſetzt ſich mit dem Beichtvater auf einen ſchicklichen Fuß, ſtiftet Beneficien und Klöſter; oder man gebie-

tet andern desto strenger die Einheit und Unveränderlichkeit des allein seligmachenden Glaubens. Und wäre es in diesem Fall nicht unbillig, wenn es der Himmel mit einzelnen, welche ihm so viele Seelen zuführen, ja aus allen Kräften zutreiben, allzugenau nehmen sollte?

Anquetil bemerkt ferner: „daß man in Brantome überall einen der gebohrnen Hofleute höre und sehe, welche von Jugend auf jene überfeine Luft athmen und darin ihre Tage, wie sie kommen, ohne Plan und ohne Anstrengung wegtändeln. Alles unterhält sie, bald weil es eine lächerliche Seite hat, bald weil nichts in der Welt ist, dem sie nicht einen lächerlichen Anstrich geben könnten."

Hierin urtheilt Anquetil von Brantome etwas zu niedrig. In seinem Zeitalter gehörte er gewiß unter die kleine Zahl mehr als gewöhnlich unterrichteter, belesener und selbst urtheilender französischer Hofleute. Durchaus aber hört man den Mann, welchem es natürlich ist, in Uebertreibungen zu sprechen, und welcher von allem nur im Vorbeygehen zu reden gewohnt worden war. Eben so schreibt er. Ohne Ordnung wird hingeworfen, was ihm zuerst beyfällt. Daran knüpft sich eine Digression, eine beyläufige Parallele an; und dann „kommt er wieder zurück" wie er hundert für

ein-

einmahl dieß zur einzigen Bindungsformel ſeiner Erzählungen macht.

„Bey all dieſer Unordnung, ſchließt Anquetil, gefällt er doch. Denn er gibt Unterhaltung.“ Wir wünſchen ſehr, daß unſre Leſer eben ſo urtheilen mögen. Eine noch mehr abkürzende Umarbeitung hätte ihn unterhaltender machen können. Aber Umarbeitungen verbittet ſich nicht bloß der Geſchichtforſcher, ſondern ſelbſt auch der Liebhaber der Geſchichte, für welchen die Memoiren der Zeitgenoſſen, ſelbſt durch das Fehlerhafte ihrer Einkleidung, ihr Zeitalter und ihre eigene Geſchicklichkeit und Glaubwürdigkeit anſchaulicher machen, als jede critiſche Beſchreibung. Nur überflüſſige Widerholungen haben wir hie und da weggeſchnitten und werden dieß in der Folge noch etwas häufiger thun, da man indeß aus dem gegenwärtigen von der Redſeligkeit, oder, wenn man will, von der Naivetät des Verfaſſers Proben genug erhält.

Daß er ſelbſt gewiß nicht zu mißfallen, ſich ſchmeichelte, beweiſt ſein lezter Wille am beſten. Nichts iſt ihm wichtiger als daß ſeine Schriften nach ſeinem Tode gedruckt werden möchten. Vor allem ſollte von ſeiner Hinterlaſſenſchaft ſo viel genommen werden, als zum Druck derſelben nöthig ſey, „ſo wie er ſie nach ſeinem Geiſt und ſeiner Erfindung verfaßt und

mit großer Mühe und Arbeit eigenhändig niedergeschrieben habe." Seine Krankheiten und häusliche Unfälle führt er als Entschuldigung an, daß er diese Reste seines Geistes nicht besser ausgefeilt habe. Aber, setzt er hinzu: L'on y verra de belles choſes, comme Contes, Hiſtoires, Diſcours, et Beaux-mots, qu'on ne desdaignera, s'il me ſemble, lire, ſi l'on y a mis une fois la Veuë. T. XIII. p. 170. So viel ist gewiß. Alle übrige Memoiren dieſes Zeitalters erhalten durch die gegenwärtige mehr Licht und Intereſſe, weil man ſich ſo manche merkwürdige Perſon, welche dort öffentlich handelnd auftritt und alſo mehr figuriert, hier von einem Augenzeugen verrathen laſſen kann, welcher ſie in unbewachteren Augenblicken belauſcht hatte. Ueberdieß findet man hier von Einer Perſon mehreres zuſammengeſtellt, was ſonſt unter der Menge des Erzählbaren zerſtreut oder gar vergeſſen wurde.

Paulus.

Fort-

Fortgang
und
Ende der Ligue
von 1586
bis
zur Anerkennung
Königs Heinrichs IV.

Mit Ungeduld ſieht man das Schickſal von Frankreich auf der Wage des Zufalls ſchweben, und von den Partheyen, in welche ſich jetzt das ganze Reich aufgelößt hatte, auf Gerathewohl nach allen Seiten geſtoßen werden, ſo lange noch jede derſelben unter ſchwankenden Vorbereitungen dem Glücke den Augenblick ablauren wollte, durch den ſie entſchiedenes Uebergewicht zu gewinnen hoffte. Schon zählte man ſieben, durch trugvolle Pacificationen, immer nur auf kurze Friſt unterbrochene Bürgerkriege. Jeder Friedensvergleich ſchien die Flamme bloß deswegen zu unterdrücken, damit ſich das Feuer unter der Aſche glimmend deſto weiter verbreiten könnte. Jede Bedingung war ein neuer Stoff für die Treuloſigkeit und den alles antaſtenden Argwohn. Jede Ausſöhnung vermehrte Beſchwerden und Uneinigkeit. So häufte ſich die entzündbare Maſſe, von welcher endlich das ganze unglückliche Land, reich an Kräften zur Selbſtzerſtörung, wie unterminirt war.

Jene

Jene sieben, in sich selbst so unbedeutenden Fehden waren die Vorübungen, durch welche der Hang des Adels und der Nation zu den flüchtigen Reizen eines gesetzlosen Zustandes genährt, und die kriegerische Kühnheit aller Abentheurer und Unzufriedenen inzwischen geweckt und in Athem erhalten wurde, bis die Häupter der unstäten Factionen zum vereinten Ausbruch ihr Signal zu geben für gut fanden.

Diese, wie im betäubenden Geräusche der innern Zwietracht dieß gewöhnlich ist, wußten eigentlich allein, um welchen Preis es ihnen zu thun sey. Indeß machte sich jeder andere, meist unbekümmert um den gemeinschaftlichen Gegenstand seiner Parthie selbst, ins geheim sein eignes Ziel, wie bald Ehrsucht oder Raubgier, bald Rache oder Aberglauben es ihm vor seinen verblendeten Augen absteckten. Wie selbst das nahmenloseste Mitglied die ganze Vereinigung nur als Mittel für seine besondere Absichten betrachtete, so waren noch mehr die Vornehmsten, an deren Nahmen die Geschichte den Faden der Begebenheiten anknüpft, darüber mit sich längst im reinen, daß Religion und Wohl des Staats, heilige Symbole, die man sich gegenseitig zurief, nur die schön klingenden Worte seyen, welche den Aushängeschild für den zulaufenden, gaffenden Haufen zieren müßten.

Drey

Drey Partheyen fielen auf dem Kampfplatz in die Augen. Alleinherrschaft des alleinseligmachenden, des apostolisch-römischkatholischen Glaubens und Vertilgung aller Ketzer war das Losungswort des Guiseschen Anhangs. Die Stimme der Royalisten gebot Unterwerfung unter die Alleinherrschaft des Königs, welchen Gott und die Geburt nun einmahl dem Reiche gegeben hatten, wenn er dieß gleich bey seinen Lieblingen, so viel er konnte, schweigend und die meiste übrige Zeit zur Erholung bey tausend Kinderspielen zu vergessen geruhte. Die dritte Parthie verlangte die Herrschaft der Toleranz, die Wiedererhebung, die gleichen Rechte der Unterdrückten. Mochten Hofcabalen oder Religionsverfolgung der Grund der Unzufriedenheit seyn; jeder Gedrückte schloß sich an diese Parthie an, um durch sie den Bedrückern sich furchtbar zu machen. Für jetzt wollte man sicher seyn, wenigstens geduldet zu werden, um zu seiner Zeit, wenn erst das Scepter zu ihnen übergegangen seyn würde, selbst zwischen Duldsamkeit und Intoleranz nach Gefallen wählen zu können.

Sah man erst tiefer, als diese Aussenseite der Partheyen ihre Geheimnisse verrathen sollte, so waren nicht nur sie unter sich selbst wieder zerstückelt, sondern auch jedes bedeutende Mitglied der Liguisten, der Royalisten und der Hugonotten kann-

konnte sein eigenthümliches Interesse nicht verbergen.

Früher war würklich die Trennung über Religionsmeinungen wenigstens Ein Hauptgrund der Unruhen gewesen. Die Clerisei befürchtete den Untergang des geistlichen Despotismus. Schlau wußte sie die Macht des weltlichen Arms für sich zu bewaffnen. Der Pöbel, vom Bettler im Pilgerkleide an bis zum Wollüstling am Throne, welcher sich die Verkäuflichkeit des Himmels und aller Heiligen Verdienste in der letzten Stunde um vieles nicht nehmen lassen möchte, wird leicht durch den plumpesten Eifer des Aberglaubens aufgereizt, Gott und seine Kirche mit Menschenhänden zu retten. Für den feineren Staatsmann aber gab es der Winke genug, daß jede Ungleichförmigkeit unter den Unterthanen der großen Kunst zu herrschen ihr leichtes Spiel zu erschweren drohe. Und wenn selbst die heilige Macht der Kirche vor Untersuchung ihrer Rechtsansprüche nicht mehr gesichert seyn sollte; welches Palladium mochte dann hinreichen, um die Machtsprüche des Gebieters und alles, was die Gewalthaber auf den Stufen des Thrones noch weiter der gnädigsten Laune des Königs unterschieben mochten, über Einreden zu erheben!

So weit war es anfangs die Sache selbst, was einen Hof, wie der französische damahls war,

war, vermochte, selbst Parthie gegen einen Theil der Bürger zu machen, welcher sich erfrecht hätte, fürs erste im Fach der Religion klüger als andere wenigstens werden zu wollen. Aber längst hatte man diesen ersten Gesichtspunkt fast ganz verlohren. Die Calviniſten sahen allzu klar, daß die Herrschsucht allein die Mühe übernommen hatte, sie in den Zustand des leidenden Gehorsams der alten Mutterkirche zurück zu nöthigen. Die Gegenparthie hielt es nicht immer für wichtig, den Grundsatz genug zu verstecken, daß man bloß wegen Einheit des Staats auf Einheit der Kirche bestehe. Und nur die stupide Andacht der Menge weihte sich in den weissen Prócessionen des „heiligen Bundes der Ligue" um des Glaubens willen zu Rächern der christcatholischen Märtyrer, deren grausame Leiden im Ausland man nach einem wohl ausgesonnenen Schreckenssystem ihrer erhizten Einbildungskraft in Ketzerpredigten und auf Mordgemählden vorlog, während auf den Synoden der Calviniſten die Religion bloß in den Voreingängen der Redner paradierte und zur Einleitung in das, was man „die Sache" nannte, gut genug schien.

Die Partheyen waren einmahl zusammengebracht. Jetzt blieb es die Sache der klügern Führer, die rathlosen Haufen zu lenken und wohin sie stürzen sollten, die Dämme zu öffnen.

Es galt jetzt die Hauptfrage, welche Familie nach Heinrich des III. Tode dem erlöschenden Hause Valois auf dem Throne folgen sollte. Die Hirten stritten sich um die Heerde. Für dieselbe zu streiten, war von jeher zum wenigsten eine höchst seltene Ausnahme von der Regel.

Heinrich hatte es seinen unmännlichen Ausschweifungen zu danken, daß ihn noch in seinen besten Jahren das ganze Reich dreist für erbenlos annahm. Dem Hause Valois, dessen Erlöschen mit ihm man als gewiß voraussetzte, war in der Erbfolge, — da die Pflicht zu regieren ohne Anstand nach den Gesetzen eines jeden andern Erbstücks beurtheilt wurde — die Bourbonische Familie die nächste. Sie stammte von Ludwig (IX.) dem Heiligen ab, durch dessen jüngsten Sohn, Robert von Clermont. Diese Abkunft brachte bis aus dem dreyzehnten Jahrhundert her in der neunten Generation ihre wohlbejahrten Ansprüche auf den französischen Thron auf Heinrich von Navarra. Sind gleich zufällige Folgen nie Beweisgründe, so kann man doch nicht läugnen, daß dießmahl das älteste Erbrecht und der Wunsch, den Würdigsten aus dem königlichen Hause auf dem Throne zu sehen, zusammenstimmten. Aber den Prinzen von Lothringischen Hause, Ausländern, welche seit weit kürzerer Zeit an dem Geblüt der Monarchen Frankreichs Antheil bekommen hatten, würde es weit besser gefallen haben,

wenn

wenn die reiche Erbschaft nach einer näher entstandenen Theilnahme an der Königsfamilie beurtheilt worden wäre. Da nun aus ihrem Wege zum Throne das Schicksal selbst den verdorrten Valoisischen Stamm wegzuschaffen eilte, so schien dieß einzige ihnen selbst überlassen zu seyn, daß sie zugleich auch die wenigen Reste des Bourbonischen Hauses auf die Seite zu drängen wüßten.

Diesen Wettstreit zwischen Guisen und Bourbonen hätte gewiß Heinrich III. gerne mit größter Gleichgültigkeit angesehen, wenn sie ihn selbst in seinem Vorzug, ganz nach allen seinen Launen zu leben — denn dafür war er ja König! — ungestört gelassen hätten. Nachfolger mochte werden, wer da wollte und konnte, wenn Er die Gegenwart genossen hatte. Allein der Ehrgeiz der Guisen bedurfte ihn selbst. Um durch ihn sich des Thrones zu versichern, sollte er noch bey seinen Lebzeiten den Herzog Heinrich von Guise sich zum wenigsten an die Seite stellen! Und da er zur jetzt seine Macht mit jemand zu theilen noch keine Lust hatte, so mußte er selbst so tief erniedrigt werden, bis der Guise aus den Ruinen von Valois und Bourbon sich die Stufen zum Throne zusammensetzen konnte.

Ganz so schlimm, wie der endliche Erfolg, war gewiß der Plan des Guisen selbst nicht.

Bekam Er nur nur den König so weit in seine Gewalt, daß dieser mit ihm gemeine Sache gegen die Succession der Bourbone zu machen entschieden genöthigt war, so war sein Ziel erreicht. Und dazu konnte er hoffen ohne offenbaren Bruch den König zu vermögen, weil auf dessen Hang zur Musse für seine Lustbarkeiten eben so viel als auf die laute Unzufriedenheit und Verachtung, welche der größte Theil der Nation auf ihn geworfen hatte, beynahe alles zu rechnen war. Es konnte hinreichend scheinen, wenn man nur dem König seine äussere und innere Schwäche so fühlbar zu machen sich bestrebte, daß er, um Ruhe zu haben, den Guisen die Bourbone aufopferte, und dann wenigstens seinen Nahmen den ersteren borgte, um auf diese mit zernichtender Macht loszustürzen.

Höchstwahrscheinlich würde sich der Held der Ligue auf diese Aussichten eingeschränkt haben. Er ließ sich offenbar höchst ungerne überreden, gegen den König seinen Degen zu ziehen, weil er, so bald er einmahl gezogen hatte, wie er selbst sagte, „die Scheide für weggeworfen halten" mußte. Eine achte Fehde ward bloß zum Schein begonnen, um durch die Pacification von Nemours (7 Jul. 1585.) den König gegen die Hugonotten an ganz entscheidende Erklärungen zu binden, Sicherheitsplätze, wie sie vorher nur von den Ketzern gefordert und dem Hofe abgenöthigt wor-

den

den waren, für die Ligue selbst zu erhalten und sogar die Truppen derselben aus dem Schatze des Königs bezahlen zu lassen. Da dieser seine Ruhe durch so demüthigende Einwilligungen erkauft hatte, so war es sehr zu vermuthen, daß er auch die Ausführung des Verwilligten, den Vertilgungskrieg gegen den Ketzer aus Navarra, den Guisen auf ihre Gefahr überlassen würde, um ungestört das niedrig erworbene zu genüßen. Heinrich III. allein möchte dieß gewählt haben.

Aber seinen Lieblingen war es unerträglich, den Guisen in dieser Allmacht zu erblicken. Epernons Heftigkeit konnte sich nicht einmahl gegen einen Nebenbuhler zurückhalten. Und Joyeuse wähnte sogar den Augenblick gefunden zu haben, um selbst an dem Ketzer aus Navarra zum Ritter zu werden, mit einemmahl durch dessen Vertilgung sich den Katholiken unentbehrlich zu machen, und zum Lohne die Stelle des Guisen an ihrer Spitze einzunehmen. Kaum bedurfte es bey dem König der Aufreizungen seiner Geliebten. Sein eigner charakteristischer Hang war es, die, welche ihm etwas abzugewinnen strebten, aufs höchste kommen zu lassen und dann aus dem Verwilligten selbst für sich neue Vortheile zu ziehen. Hatte er doch zu Blois im entscheidendsten Moment die ganze Ligue durch ein einziges Wort getäuscht, indem er dem Körper, welcher ihn zerstören wollte, sich selbst zum Haupte gab. Auch jetzt sollte die

ganze Guiſeſche Partei durch die Forderungen ſelbſt, welche er ihr zu Nemours zugegeben hatte, in ein unauflösliches Nez ſich verwickelt haben. So nahm Heinrich III. immer gerne die Stellung der Kaze in der Fabel zwiſchen dem Adler und Eber, und — war ſein Verhältniß gegen die Nation und ihre Factionen noch ſo verworren, ſo beluſtigte ihn der Gedanke: daß es nur von ihm abhänge, Einen Schritt auf die Seite zu treten und den einen Theil auf den andern losſtürzen zu laſſen. Dieß ſchien ihm der Gipfel der Politik, auf welchem er ſich ſo wohlgefiel, daß er die Unterhaltung, welche er mitten aus den Verwicklungen ſchöpfte, ſelbſt durch die unzeitigſte Nachgiebigkeit gegen Beleidiger nicht allzu theuer zu bezahlen meinte. In dieſer Abart von Regierungskünſten machte er ſeiner Abkunft von Catharina von Medicis nur allzu viele Ehre; nur beſaß er die Stätigkeit nicht, mit welcher dieſe ausgelernte Tauſendkünſtlerinn ihre Plane verfolgte, und am Ende durch jedes Mittel durchzuſetzen ſich erlaubte.

Auch ſie — denn Alter entwöhnt am wenigſten von Herrſchbegierde — fand ihre Rechnung dabey, wenn ihr Sohn ſeinem eigenen Hang und den leichten Eingebungen ſeiner Lieblinge folgte. Sobald eine Parthie die entſchiedene Obermacht erhielt, ſo bedurfte ihr Sohn ſeine alte Führerin nicht einmahl mehr zu Unterhandlungen; dem einzigen Geſchäft, worin

worin ſie ſich ihm, ſeit er ihren unbeſchränktern Einfluß, durch die von ihr ſelbſt erlernte Meiſterkünſte abgeſchnitten hatte, unentbehrlich gemacht zu haben ſcheint. Dieß allein ſchon wäre für ſie Urſache genug, um die ſtreitende Kräfte in ihrer Spannung erhalten zu wollen, wenn es auch zu unglaublich ſcheinen möchte, daß ſie dem bis zur vollen Ungewißheit über ſeine Rechtskraft alten Saliſchen Geſetze zum Troz, und zur Täuſchung aller Partheyen, den Plan gehabt haben ſolle, ihre, ins Lothringiſche Haus vermählte Tochter, zum König von Frankreich zu erheben.

Sich und allen um ihn her zur Wonne erſann ſich der König für ſeine Erklärung an die Häupter der Ligue: daß er entſchloſſen den Vertrag von Nemours, den beſchloſſenen Vertilgungskrieg gegen die Ketzer mit Macht zu erfüllen, drey Kriegsheere aufzuſtellen, und hierzu alle mögliche Geldbewilligungen für nöthig finde! den beſtürzenden Zuſatz, daß er eines der Heere ſelbſt anzuführen beſchloſſen habe. Mit dem zweiten ſollte Heinrich von Guiſe ſelbſt die Gränzen gegen Deutſchland decken, während deſſen Bruder, der Herzog von Mayenne, das Dritte gegen Heinrich von Navarra führen würde. Jener Zug, dieß war der geheime Sinn, ſollte den Helden der Ligue möglichſtweit vom Hofe und von den Truppen ſeines Bruders entfernen, welchen der König in den

gefährlichſten Momenten ohne Unterſtützung der Tapferkeit des Navarreſers überlaſſen wollte.

Mochte der Guiſe die Abſicht des Königs noch ſo hell durchſchauen. Der Ausſpruch blieb — Wille des Königs. Und ſobald es nur vorübergehende Anſtrengung koſtete, war dieſer auch gewandt genug, ſeine Entſchlüſſe gehen zu machen. So kamen jetzt ſchnell neue Geldbeyträge und ſo die drey Heere würklich zuſammen, von welchen das unter Mayenne gegen die Hugonotten nach Guienne bald blos deswegen vorgerückt zu ſeyn ſchien, um den Navarreſer aus dem Zuſtand, welcher für ihn immer der gefährlichſte war, aus ſeiner Muſſe, aufzuwecken. Auf allen Seiten ſah ſich Mayenne zurückgedrängt. Selbſt die Blize, welche Sixt der V. auf ſpaniſche Inſpiration vom Kapitol her ſchleuderte, machten den ſieggewohnten Kezer, den doppelt verwünſchten Apoſtaten der Kirche, in ſeinen Fortſchritten nicht ſtuzend. Er überließ es ſeinem Mornay, in gleichen Tönen dagegen zu dönnern, unter dem Zunicken aller Glaubigen gegen den Antichriſt auf den ſieben Hügeln alle erſinnliche Bannflüche wiederſchallen zu laſſen und durch nachdrückliche Manifeſte ganz Frankreich anſtatt des Glaubens zur Treue aufzufordern. Er ſelbſt aber focht und ſiegte nicht nur mit den Waffen; er blieb dießmahl ſelbſt da, wo er ſonſt ſelten ohne Erniedrigung wegkam, Sieger. Abermahls

mahls als Unterhändlerinn war ihm die Königinn Mutter bis St. Bris entgegen gegangen; aber umsonst von den Schönen ihres Hofes, umsonst von ihrer reizenden Enkelinn, Christine von Lothringen, begleitet. Sie gewann nichts, als den steigenden Argwohn der Guisen. Doch diese freute sich ja der König durch solche Annäherungen an ihren Gegner unaufhörlich zwischen Furcht und Hofnung zu setzen, ohne zu bedenken, wohin dies, wenn sie einmal zum letzten Schritt getrieben würden, am Ende führen müßte.

Guise kam mit innerm Widerstreben diesem Extrem immer näher. Er war, was man immer ist, wenn man Parthie gemacht hat; er war nicht mehr allein seiner Schritte Meister. Beging der liguistische Unionsrath Uebereilungen, so mußte er wenigsteus zum Theil sich mit fortreissen lassen. Und dafür, daß in diesem Rathe des unbesonnenen genug beschlossen und gewagt wurde, hatte der spanische Einfluß aufs beste gesorgt. Denn Spaniens Cabale war die versteckte Hand, welche im Seitengrund der Schaubühne alle Maschinen in Bewegung setzte, blos um Frankreich durch beständige Unruhen, sie kommen, von wem sie wollen, von aller neuen Theilnahme an dem Kampfe der Niederländer gegen seine Unterdrückung zurückzuhalten. Und wollte Guise diesem herrschsüchtigsten der damaligen Cabinete nicht mit Bereitwilligkeit zum Werkzeuge gegen den Frieden seines Vater-

lands dienen; so wußte er wohl, daß es demselben ein leichtes seyn würde, an seinem Gegner Ketzerey und Privathaß zu übersehen, sobald er nur für den Stolz des Universalmonarchen, Philipps, brauchbarer scheinen würde.

Entschlüsse zu entscheidenderen Versuchen gegen den König selbst, kamen wahrscheinlich bey der Ligue gerade um diese Zeit zur Reife, da, nach dem äußern Scheine zu urtheilen, eine gewisse Stille über die Bewegungen der Parthieen sich verbreitet hatte. Man findet jetzt die ersten Attentate auf die Freyheit, wo nicht selbst auf das Leben des Königs. Sein gutes Glück entdeckte sie ihm so oft und mit so leichter Mühe, als ob er selbst hierdurch in seiner Sorglosigkeit bestärkt werden sollte, da er einmal sich alles zum Spiel zu machen gewohnt war. Nicht genug, daß er, sobald er alles um sich her in widerstreitende Bewegung gesetzt hatte, unbekümmert die Zwischenzeit (1586) zu Lyon vertändelte. Zum Scherz beleidigte er zugleich die Gesandte der teutschen Freunde der Hugonotten. Und da diese entrüstet, in einer Art von Kreuzzug nach Frankreich einströmen, so ist es wieder meist zum Scherz, daß er gegen sie, während Guise die Unbesonnenheit ihrer Anführer zu ihrem Untergang mit Feldherrnklugheit benutzte, auch zu Felde zieht und dann die schrecklichen Niederlagen, durch welche

che jener ſein Vaterland von den Fremden reinigte, in Triumpheinzug zu Paris feyert.

Aber von jetzt an bekam dieß gefährlich hohe Spiel immer ſichtbarer die bedenklichſte Wendungen. Von allen Seiten wurde alles gewagt und am Ende war's — die Cabale, welche alles verlohr.

Noch während des Kriegzugs der Teutſchen hatte Heinrich III. dem König von Navarra, welcher dieſen Hülfsvölkern ſich zu nähern verſuchte, anſtatt des Herzogs von Mayenne ſeinen Mignon, den Herzog von Joyeuſe, als Feldherrn entgegengeſtellt. In der Eile wollte dieſer ſich die kriegriſche Lorbeere brechen, mit welchen er gegen den allgemeinen Vorwurf eines unmännlichen Ausſehens vor ganz Frankreich ſich decken könnte. Aber im Schlachtfeld verſtund der Navarreſer keinen Scherz. Sieggewohnt zog er mit ſeinen Hugonotten aus dem Süden von Frankreich gegen Lothringen herbey. Die Burg Coutras in Perigord ſah ihrem weit kleinern und ungeſchmückten Heerhaufen, dem ſeine devote Stimmung ſowohl als der Mangel immer ein düſteres Anſehen gab, Joyeuſe's zahlreiches Heer gegenüber ſchimmern. Eines Mignons würdig, ſchien dieß mehr zu einem Hoffeſt als zum Kampfe mit Heinrich von Navarra ſich zu ordnen. Mit dem früheſten Morgen am Schlachttag überſchaute dieſer ſeine glänzende Gegner. Er ſchloß

seine ernsteren Ueberlegungen mit der scherzenden Bemerkung, daß seine Krieger im Treffen wenigstens die Freude haben würden, immer einen galanten Anblick vor sich zu sehen! Joyeuses Hofleute blickten mit Verachtung herüber und da Heinrich, wie gewöhnlich, vor dem Angriff seine Truppen zu einem Kriegsgebet niederknieen ließ, weil nach seinem Grundsatz man den Menschen nie zuviel trotzen, vor Gott nie zu tief sich erniedrigen könne, so glaubte der leichtsinnige Feldherr, daß sie vor ihm zitterten. Mein Herr, sagte ihm der erfahrne Lavardin ins Ohr, wenn diese das Kriegsgebet sprechen, so ist ihr Amen — Sieg oder Tod! Und kaum entwickelten sich die ersten Angriffe der Reuterey, so war auch das Schicksal der ehrsüchtigen Entwürfe entschieden. Was ist zu thun, rief Joyeuse aus. Denn rathlos sah er eine allgemeine Flucht, ehe er die Schlacht gesehen hat. Ein bärtiger Krieger rief ihm mit Bitterkeit zu: Nichts als zu sterben. Auch ein Sardanapal verbrannte sich mit dem letzten Rest seiner Schätze. Joyeuse stürzte sich mit Verzweiflung den Lanzen der Sieger entgegen, und da Heinrich III. im Triumphzug nach Paris zurückkehrte, so hatte ihm seine Spielerey ein Heer, und was ihm wohl noch mehr war, den ersten seiner Lieblinge verlohren.

Paris war am wenigsten gestimmt, irgend einen Verlust ihm ersetzen zu wollen. Diese Stadt,

Stadt, schon damahls von der Sucht angesteckt, die ganze Nation vorzustellen, war in sechszehn Distrikte getheilt. Zu diesen hatten sich seit einigen Jahren eben so viele Clubs von Unzufriedenen gebildet, die sich eine Lust daraus machten, mit neidischen Augen den nächsten größten Gegenstand, den Hof, zu kritisieren, welcher täglich nur allzureichen Stoff für die Lästerchronik auskommen ließ. Vor den Augen des Parisers verschwand die Glorie der königlichen Majestät, die in ihrem Widerschein auf die entlegeneren Anbeter der politischen Rechtgläubigkeit immer kräftiger, als im nächsten Lichtkraise, zu würken pflegt. Dem Pariser war es leichter, seinen König etwa in dem Aufzug zu erblicken, in welchem ihn Sülly einst bey einer wichtigen Unterredung antraf: einen Degen an der Seite, einen Kapuzmantel auf den Schultern, auf dem Kopfe eine kleine Mütze, und am Halse herabhängend einen Korb voll junger, spannenlanger Hunde. Wenn auf der einen Seite ein so läppischer Anblick und mehr noch die kindischen Aufzüge, in welchen der König und seine Lieblinge oft durch die ganze Stadt schwärmten, jeden Rest von äusserer Ehrerbietung aus diesem Umkreis verjagten, so rief dagegen der König selbst durch immer neue Taxen die Mutter der Unruhen, die Dürftigkeit, und durch widersinnige Gesetze gegen Luxus und Sittenlosigkeit, welche er blos, um sie am Hofe ungestraft übertreten zu

lassen,

lassen, allen andern vorgeschrieben zu haben schien, Erbitterung und verbissene Wuth an ihre Stelle. Man gewöhnte sich in den Zusammenkünften der sechszehn Stadtabtheilungen bald, andere Zeiten nicht blos zu wünschen, sondern auch mit List und Gewalt sie sich selbst schaffen zu wollen. Die Argusaugen der Polizey, welche in neuerer Zeit die letzten Ausbrüche ähnlicher Deliberationen so lange zurückgeschreckt haben, waren damals dem Hofe noch gar nicht unterworfen. Vielmehr sah Heinrichs III. Sorglosigkeit, da jene Clubs ihre Absichten schon sehr laut werden ließen, auch in diesen Sechszehnern nichts als einen neuen Gegenstand, mit welchem er sich von Zeit zu Zeit eine spielende Unterhaltung machen könnte, da er einmahl von seiner Regierungspolitik die hohe Meinung hatte, daß sie, sobald er nur einen Augenblick für solche Dinge sich heraus nehmen wollte, alle Entwürfe der Unruhigen wie Seifenblasen zerstören würde.

Spaniens Gold und Trotz hauchte dem Ungeheuer, das dem Hofe so nahe aufwuchs, täglich mehr Muth ein. Und wenn die bekannte Vergleichung in gewissem Sinn von allen übergroßen Residenzen gilt, daß sie wie Beulen die gesunden Säfte des ganzen Körpers an sich ziehen und eiternd verzehren, so ist dieß ganz auffallend und im höchsten Grade von Paris wahr;

einem Ungeheuer von einer Stadt, das weithin vom festen Lande eingeschlossen und nicht einmahl von einem bedeutenden Fluß begünstigt, seine Nahrung durch den Handel aus der Fremde zu ziehen nach seiner Lage ganz keine Bequemlichkeit hat. In einer wenig fruchtbaren Gegend angebaut, muß sie vielmehr zur Erhaltung der Nothdurft sowohl als der Ueppigkeit den Zufluß des ganzen Landes für sich erkünsteln oder erzwingen. Mit diesem ströme ihr aus allen Provinzen jeder müßige Glücksritter, jeder anschlägige Taugenichts zu, um hier sein äußerstes zu versuchen. Nie fehlte es deswegen den Sechszehnern an tausend Werkzeugen, ihre Gesinnungen durch das Reich, so weit es ist, zu verbreiten, jede Sottise des Hofs durch Flugschriften unter allen Gestalten in den entferntesten Provinzen so bekannt zu machen, als sie im Louvre selbst war, ja selbst das kleinste Spottgedicht und jeden hämische Einfall ihrer Parthie in allen Ecken von Frankreich wiederschallen zu lassen. Unter einem Volke, dessen Jovialität zu allen Zeiten durch ein witziges, wohlklingendes Liedchen leichter als durch Ketten von Schlüssen zu lenken war, dienten auch den Sechszehnern Wortspitzen mehr als Waffen. Aber eben so wenig fehlte es ihnen, sobald sie mehr wagen zu dürfen glaubten, an tausend andern Menschen, welche bloß, weil sie nirgends etwas zu gewinnen hatten, in Paris waren. Mit diesen Hülfsmitteln der Zerrüttung

waren

waren es die Pariser, welche die ersten Angriffe auf die Person des Königs selbst wagten. Da der widerhohlte Vorsatz ihn auf seinen Austritten aufzuheben, mißlang, so ward das Projekt gewagt, in der Stadt selbst ihn zu belagern. Und wurde gleich das erstemahl diese Expedition, an welcher sogar schon der Herzog von Mayenne persönlichen Antheil nehmen wollte, entdeckt, so verschwand doch, da der König nur durch Spott und leere Drohungen sich rächte, der erste Schrekken der Schuldigen, und ging aus dem Grimm der Beschämung natürlich mit desto gröſſerem Trotz in entscheidendere Plane über.

Bald waren diese so zusammenhängend und fest, daß selbst das Haupt der Ligue, der eben so muthvolle als bedachtsame Herzog von Guise an ihnen öffentlicheren Antheil zu nehmen, nicht für unklug hielt. Alles war zum Aufstand von ganz Paris vorbereitet, da Er unter dem Vorwand, sich persönlich zu rechtfertigen, gegen des Königs Befehl in die Stadt kam.

Ohnehin der schönste Mann am Hofe, in welchen nach dem Ausdruck eines Zeitgenossen ganz Frankreich nicht bloß verliebt, sondern vernarrt war, zog er mit der Zuversicht, das höchste zu gewinnen, indem er das Letzte wagte, durch die vollgedrängten Straßen bis zum Pallaste der

Königin

Königinn Mutter. Er war so gewiß, ganz Paris zur Bedeckung zu haben, daß seine Begleitung bloß aus sieben Personen bestund. Der Stolz seiner Hofnungen verbarg sich unter der lächelnden Mine der Popularität, durch welche die Großen ein so leichtes Spiel haben, mit bloßem Kopfnicken sich die Menge zu Sclaven zu machen. Man fiel vor ihm nieder, man küßte den Saum seiner Kleider. Die Entfernteren streckten flehend die Hände gegen ihn aus, und verkündigten dem weiten Umkreis der Stadt seinen unvorbereiteten Triumph mit dem allgemeinen Jubel: es lebe der Guise, der Retter des Vaterlands! Ungestört in der schmeichlendsten Herablassung schien Er dies alles, wie das absichtloseste Werk des Zufalls anzunehmen.

Kaum war er einige Tage in der Stadt, meist in seinen Pallast zurückgezogen und für neue Unterhandlungen offen, so wetteiferte Paris, seine Gegenwart zu verdienen. Einige Sicherheitsanstalten des Königs wurden als öffentliches Zurückstoßen alles Volksvertrauens gedeutet. Mit einemmal, niemand wußte, auf wessen Befehl — wurden alle Straßen mit Ketten geschlossen, und alle Thore verrammelt. Jedes Haus wurde wie eine Burg zur Fehdezeit verwahrt. Da die Munition nicht hinreichte, so schleppte man Steine auf die Böden, und in kurzer Zeit hätte es ein ganzes Heer vergebens gewagt, durch die Straßen

zu

zu drängen. Ein neuer Wink und die Sturmglocke erscholl. Eine tobende Menge von Weibern und Männern ergriff, was sie von Waffen finden konnte. Die Wuth fiel über die Schweizergarde des Königs her, welche für diesen Ausbruch keine Ordre hatte. Ohne Erlaubniß zu schleuniger Gegenwehr und bald so dicht umringt, daß jede Vertheidigung Unmöglichkeit wurde, mußte sie zusehen, wie dreyßig und mehrere in Stücken gehauen wurden, und wie die Feigsten auf die Häuser stiegen, und auf die Krieger wie auf einen wehrlosen Haufen ihren Steinregen herabstürzten. Die Verrammlungen der Straßen reichten schon bis an das Louvre. Ganz Paris war in eine Belagerungslinie gegen das Schloß seines Königs verwandelt.

In dem ersten Gedräng der Umstände blieb diesem nichts übrig, als selbst den Herzog von Guise zum Wiederhersteller der Ruhe, zum Gewährsmann seiner Sicherheit aufzufordern. Lange genug ließ dieser sich umsonst bitten. Und da er sich endlich zeigte, da sein bloßer Anblick für die wüthenden Haufen Befehl war, da sein Wort die Garden des Königs rettete, und er selbst sie, aber ohne alle militairischen Ehrenzeichen, mit entblößten Köpfen und gesenkten Waffen, in den Schloßhof begleitet hatte, so schienen jetzt die Pariser den längst ersehnten Augenblick ihm herbergerufen

gerufen zu haben, in welchem er den König unbeschränkte Forderungen als Gesetze vorschreiben könnte. Er verlangte nicht weniger als zum Reichsverweser und Oberfeldherrn des Königs, und zwar nicht bloß durch diesen, sondern durch eine Reichsversammlung, welche sogleich nach Paris zusammen berufen werden sollte, feyerlichst ernannt zu werden. Der Herzog von Epernon, das Haupt von der Mignonsregierung, sollte mit seinem Anhang vom Hofe verbannt, und dem ketzerischen Hause Bourbon jeder Anspruch auf den Thron für immer abgesprochen werden. Sicherheitsplätze für die Ligue und eine Menge von Belohnungen für alle seine Getreue machten den Anhang dieser unerhörten Prätensionen.

Die Räthe Heinrichs III. staunten, seine Mutter begann ihren gewohnten Weg von Unterhandlungen. Der König täuschte abermahls, da es aufs höchste gekommen schien, die Maasregeln seiner Gegner durch sie selbst. Er schien ein Gefangener, dessen Bewachung ganz Paris übernommen hatte; denn die Barricaden gingen bis an die Thore des Schlosses, und schon fieng man an, Verschanzungen gegen dasselbe aufzuwerfen. Guise selbst hatte diese Anstalten noch am Abend überschaut und diesen Monumenten seiner Volksgunst Beyfall zugelächelt. Von ihm hatten die Wachen die Parole nicht nur angenommen, sondern gefordert. Mit dem nächsten Morgen aber

sollte sich eine Truppe Pariser auch auf der entgegengesetzten Seite des Louvres lagern, wo das Schloß von der Stadt nicht umgeben war.

Frühe schon ließ sich die Königinn Mutter zum Idol der Hauptstadt, zum Gebieter seines Königs, in einer Sänfte hinbringen, weil die geschlossenen Straßen ihrem Wagen nicht geöffnet wurden. Die zögernde Sprache der Unterhandlungen würkte wenig auf den Guisen, als ihm plötzlich ein Bote in die Ohren raunte: der König ist entflohen! Ein unwillkührlicher Ausruf der Bestürzung entfuhr dem Getäuschten und verrieth ihn mehr als alles, was er bisher würklich gewagt hatte. Sein Anhang bebte.

Indessen erreichte Heinrich III. ohne Hinderniß Chartres. Paris erschien jetzt als Empörerinn. Nahmen die Guisen noch länger entschiedenen Antheil an dem Schicksal der rebellischen Hauptstadt, so war ihr Krieg gegen den König selbst erklärt. Warf dieser sich in die tapfern Arme des nächsten Thronfolgers, so hätte der beste Katholike in Frankreich nicht mehr Franzose seyn müssen, wenn er sich nicht überzeugt hätte, daß selbst die Ketzerflecken desselben durch seine schützende Treue gegen den König ausgewaschen seyen, welcher immer wenigstens wegen der milden Deutungen, die er auch jetzt den Verbrechen der Pariser zu geben

fortfuhr, bey den weniger Partheyischen theilneh-mendes Mitleiden finden mußte.

Sah man auf Ihn selbst, so schien bereits alles wieder ruhig und gefahrlos. Er war kaum bis Rouen entwichen, so war wieder rings um ihn her nichts als Scherz und Belustigung. Und da er, zu diesen Vergnügungen seine bisherigen Gesellschafter zu behalten, allzu viele Widersprüche fand, so ließ er mit einenmahl alle, welche die Volksstimme gegen sich hatten, von sich, um wie ein neu gereinigter mit allen Parteyen in neue Verhandlungen zu treten. Mochte der allgemeine Unwille, welchen er so lange es ihm beliebte, mit seinen Günstlingen verdient hatte, die Verbannte allein verfolgen.

Doch, der Guise verließ seine Plane nicht eben so leicht, als Heinrich III über sie sich weggesetzt haben wollte. Er bestand auf den obigen Bedingungen so sehr, als ob ihm die Pariser den König noch auszuliefern vermöchten. Ganz kaltblütig ließ es sich dieser gefallen, daß er zu Rouen seinen Lustbarkeiten hie und da eine Stunde abbrach, um die demüthigendsten Vergleichspunkte selbst zu redigieren, von denen endlich ein Theil im Unionsedict (vom Julius 1588 publiciert wurde. Gab dieß die Verketzerten der Rache der Ligisten zum Opfer, so überlieferten die geheimeren Punkte

die größten Stellen des Reichs den Anhängern der Guiſen. Eine Reichsverſammlung zu Blois ſollte der Obergewalt der letztern das Sigill ausdrücken. Heinrich von Navarra ſchien verlohren.

Uebermüthig bey dieſen Ausſichten vergaßen die Guiſen alle Schonung und Zurückhaltung. Die Provinzen wählten ja die Mitglieder der Reichsverſammlung nach ihrem Winke; Leute, welche mit ihnen alles zu verlieren oder zu gewinnen hatten. Ein Fußtritt des Herzogs, und Paris war mit den benachbarten Provinzen für ihn im lauten Aufſtand. Der König mußte geſchehen laſſen, daß überall die Magiſtrate mit Liguiſten beſetzt wurden. Die Reichsverſammlung begann. Schnell wurde das Unionsedict zu einem Reichsgeſez erklärt. Der König war auf dem Punkt, daß die Guiſen ſelbſt durch den Schein, als ob er ſeine Macht gutwillig mit ihnen theilte, ihm noch allzuviel zu überlaſſen wähnten.

Noch einmahl half ſich Heinrich III. aber durch das letzte empörendſte Mittel der Herrſchers-politik. Umſonſt hatte er die Sitzungen mit den ſchönſten Declamationen über Abſtellung aller Mißbräuche, über Befreyung des Volks von allen Laſten der Bürgerkriege und des Throns von allen Factionen eröffnet. Neue Königstreue, rief Er, ſoll die Nation unter Einem König nur zu

Einem

Einem Ganzen verbinden! Es sah einem Schauspiel ähnlich, da der Herzog von Guise selbst, als Oberhofmeister, ihn zu dieser Rede an den Thron führte. Mochte der König hier seine Rolle spielen, wie er konnte; den Erfolg glaubte sein Führer längst bestimmt zu haben. Man gestand Heinrich dem III. zu, daß er, sobald er sich nur zusammennehme, ganz gut figuriere. Aber in der That schien er so unbedeutend, daß man es nicht einmahl zu bemerken für nöthig hielt, wie er deutlich genug durch seine Einheitsprojecte eben so sehr den heiligen Bund der Ligue als die Parthie der Calvinisten aufzuheben wünsche. Man lachte der wohlgesetzten Worte des Unmächtigen. Und da unter hundert andern Warnungen dem Herzog ein Billet über der Tafel sagte, daß er wenigstens der Dolche der Hofcabale nicht blos spotten sollte, so schrieb er darunter: Er wagts nicht! und warf das Blatt unter den Schenktisch.

Und doch war das Wagestück bereits beschlossen und unter dem dicksten Schleyer des Lasters zubereitet. Welcher Feind ist gefährlicher, als die gereizte Arglist des Schwachen! Die sichere Rechnung, welche der Herzog auf die oft erprobte Unentschlossenheit Heinrichs III. gründete, war diesmahl trüglich. Seine Insolenz, noch mehr die ausgelassensten Anmassungen seiner Schwester, der Herzoginn von Montpensier, der erklärtesten

Feindinn des Königs, verriethen diesem allzudeutlich, daß es die Alternative gelte, welcher von ihnen beyden den andern für immer unumschränkt in seine Gewalt bekommen solle. Es war der 22. Dec. als der Herzog mit der unbefangensten Verstellungskunst zum Conseil des Königs eingeladen, sich aus den Armen einer warnenden Geliebten riß, um in der Sitzung einigen seiner Günstlinge ihre Wünsche decretiren zu lassen. An der Treppe drängten sich die Garden des Königs mit entblößtem Haupte zu ihm, und flehten von ihm als Oberhofmeister den Rückstand ihres Solds. Konnte er gesicherter scheinen, als da er unter einer Menge von Bittenden ins Vorzimmer des Königs trat. Seine Begleiter traten zurück, die Thüren schlossen sich. Gibt es Vorgefühle, so schien ein solches den Herzog jetzt anzuwandeln. Erblaßt klagte er ein plötzliches Uebelbefinden. Er nahm etwas stärkendes; der Anfall war vorüber; man ruft ihn zum König; er verläßt den Vorsaal mit seiner gewöhnlichen Popularität gegen die Umstehende. Im Augenblick, da er sich die Thüre des Königs öffnen will, durchbohren ihn von beyden Seiten Dolche, an Stellen, die selbst ein verborgener Harnisch nicht geschützt hätte. Noch stoßen seine letzten Kräfte die Mörder zurück. Auch am Kopfe verwundet taumelt er in unwillkührlichen Bewegungen, mit ausgereckten Armen und starren Blicken, gegen den Eingang

hin.

hin. Aber kaum ſtieß man ihn an, ſo ſtürzte er, der einzige Mann ſeiner Partey! entſeelt zu den Füßen ſeiner Mörder.

Doch nein! ſein Mörder lauerte mit banger Feigheit während des entſcheidenden Moments hinter der verſchloſſenen Thüre. Mißlang die That, ſo hing es von ſeinem Wort ab, ſie für hochverrätheriſche Verletzung ſeiner majeſtätiſchen Gegenwart zu erklären. Sie war gelungen. Umſonſt wollte der Cardinal von Guiſe, da er ein Geräuſch hörte, ſeinem Bruder mitten aus dem Conſeil zu Hülfe eilen. Er ward ſogleich feſtgeſetzt, der nächſte Morgen war ſein letzter, und ſelbſt die Leichname der beyden Brüder wurden miteinander vernichtet, um dem Aberglauben der Liguiſten nicht Reliquien ihrer Märtyrer übrig zu laſſen.

Sobald der Befehl, auch andere Häupter der Parthie in der Stadt gefangen zu nehmen, ausgeführt war, eilte Heinrich III. zum Krankenbett ſeiner Mutter und rief ihr zu: „Mit dem König von Paris iſts vorbey. Nun bin Ich wieder König!“ Er war's; wie hätte er ſonſt über den frevlenden Meuchelmord als über eine Großthat unbeſorgt frohlocken dürfen? Aber er war's nicht mehr lange. Welch ein Beyſpiel hatte er ſelbſt der Rache ſeiner Feinde gegeben!

Für die Liguisten war jetzt Heinrich III. nicht mehr König. Er hatte sich allzu sichtbar zu ihnen in den gleichen Rang einer wettstreitenden Parthie herabgesetzt. Wer sich jedes Mittel erlaubt, hat auch allen Gegenmitteln die Freyheit gegeben. Selbst seine Mutter zitterte für ihn. Sie erlebte nicht mehr, was sie ahnete. Die erste Unterhaltung ihres Sohns nach dieser Gräuelscene war die kurze Abfertigung der Reichsversammlung und ihre Exequien. Niemand vermißte die Frau, welche einst den Scepter dreyer Könige gelenkt hatte. Sie hatte ihre Macht überlebt; doch lebte sie noch lange genug, um von allen Parthieen, die sie abwechselnd getäuscht hatte, erkannt und verabscheut zu werden. Die getreue Nachahmung ihres Beyspiels zeigte sich in kurzem als die letzte Ursache, weswegen ihr Sohn nicht einmahl die neue Begründung seiner Macht erlebte.

Hätte Heinrich III. die Momente mit voller Thätigkeit benutzt, selbst Paris würde ihn zu Füßen gefallen seyn; so sehr setzte die Nachricht, daß der angebetete Guise nicht mehr sey, Pöbel und Vornehme in die sinnloseste Bestürzung. Aber nach jeder Anstrengung, ist man es schon gewohnt, diesen König in eine doppelt verächtliche Ermattung zurücksinken zu sehen. Nicht einmahl auf dem Gipfel des Frevels machte er die Ausnahme, zu bedenken,

daß

daß er mit allem am Ende sey, wenn er jetzt auch das letzte seiner Nothmittel ohne dauernden Nutzen verschwendet haben würde. Nur die Gegenparthie lernte, was sie im äußersten Fall zu fürchten habe.

Während man zu Paris wehklagte, flüchtete, verzweifelte; kamen statt eines Heerhaufens Unterhändler des Königs dahin, und nun krochen natürlich auch die Feigsten aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Das Parlament, welches unter seinem würdigen Präsidenten, Harlay, zum Frieden rieth, ward in die Bastille gesetzt. Die getreusten Freunde der Ruhe und des öffentlichen Wohls wurden aufgehangen. Dagegen versammelten sich auf dem Stadthaus die Sechszehner. Sie wählten den Halbbruder des Erstochenen, den Herzog von Aumale, zum Gouverneur, schickten ihn der Stadt Orleans gegen Heinrich III. zu Hülfe und erklärten, die Waffen in der Hand, den Krieg gegen den König. Der Herzog von Mayenne war der Gefangennehmung entgangen und gegen seine Neigung blieb ihm nichts übrig als zuzugeben, daß man ihm zum Reichsverweser wählte und zum Dank dafür die Gewalt des neuen liguistischen Unionsraths und der Sechszehner zu bestätigen.

Je schwächer die wahren Kräfte der Partie waren, desto rastloser vervielfältigte sie die lermende

Volkswuth und vor allem der tausendstimmige Fanatismus. Auf allen Kanzeln erschallten Verwünschungen gegen den Mörder der Guisen, dieser neuen Heiligen. In den Beichtstühlen war Todeshaß gegen ihn das gültigste Verdienst der Sündenerlassung. Man verschwor zur Rache jener Märtyrer den letzten Blutstropfen, Sixtus V. zeigte von der Ferne seinen vollen Segen — dem Sieger. Die liguistischen halb nackten Processionen zu Paris, in denen roher Pöbelsinn, schlaue Parteysucht und höfische Wollust alle Geschlechter und Stände fraternisierten, sündigten mitunter zum voraus auf den Schatz seiner reichen Absolutionen.

Indessen näherte sich nothgedrungen Heinrich III. dem einzig möglichen Retter, dem König von Navarra. That die heilige Sorbonne ihr äusserstes, diesem den Weg zum Throne durch decretorische Thesen zu verlegen, welche der heilige Vater selbst zu bestätigen nicht ungeneigt war, so blieb er ruhig bey seiner kriegerischen Auflösung dieser canonischen Knoten, und versicherte auch Heinrich III. bey ihrer ersten Unterredung: daß vom päpstlichen Bann nichts als das Schwert befreye. Besiegt zu seyn, war sein Sprüchwort, ist zu Rom die einzige unverzeihliche Sünde. Um diese nicht zu begehen, zog er, jetzt eben einer tödtlichen Krankheit entflohen, schleunigst aus Xaintonge

tonge mit all seiner Macht dem bedrängtem Könige von Frankreich zu Hülfe, welcher aus diesem seinem selbstgeschaffenen Feinde, dem er bis jetzt ein Heer entgegengestellt hatte, den Wiederhersteller seines Throns zu machen, zögernd und gewiß nicht ohne heimlichen Vorbehalt, sich entschlossen hatte.

Kaum war er mit dem entschlossenen Navarreser in neuer Verbindung, als ein verdienteres Glück auch zu ihm zurückzukehren schien. Mayenne griff ihn zu Tours mit Verlust an. Mehrere Haufen der Liguisten wurden in den Provinzen zerstreut, eine parisische Truppe wurde von der Belagerung von Senlis zurückgetrieben. Schweizer und Teutsche Hülfstruppen verstärkten seine Macht, mit welcher er zur Belagerung der Hauptstadt selbst vorrückte, indem der König von Navarra mit 40,000 tapferer und geübter Hugonotten an ihn sich anschloß. Die Tage von Jarnac und Montcontour schienen für Heinrich III. nicht ganz vorüber zu seyn. Schon vergaß man ihm, daß er so lange derselben vergessen hatte! Wie leicht verzeiht man diesen Göttern der Erde, daß sie ihrer selbst vergaßen.

Aber jeder Beleidiger kennt Versöhnlichkeit, besonders gegen einen Mächtigen, leichter als der Religionsschwärmer. Da Heinrich III. schon von den Höhen bey St. Cloud her dem tobenden

Paris

Paris den Untergang schwören konnte, da die mit den Calvinisten vereinte Royalisten unwiderstehlich schienen, so reichte der Fanatismus den geweihten Dolch einem seiner blindesten Zöglinge. Ein unwissender, pöbelhafter, ausschweifender Jakobiner von 22. Jahren, Schak Clement, war es, der aus den Armen der Wollust, welche ihm jene unversöhnliche Feindinn Heinrichs, die Herzogin von Montpensier, dürstend nach Rache für ihren erstochenen Bruder geöffnet hatte, mit dem kaltblütigsten Mordentschluß Abends am letzten Julius in das Lager überging, welches dem Herzen des heiligen Bundes mit dem letzten Stoße drohte. Mit den beßten Empfehlungen hatte man ihm den Zutritt zum Könige selbst vorbereitet, welchem er wichtige Papiere eigenhändig überreichen müsse. So sorglos, als er selbst schien, wurde er, sobald Heinrich III. am nächsten Morgen aufstand, vor ihn gelassen. Mit eben der Hand, mit welcher er ihm seine Papiere hingegeben hatte, faßte der Mörder ein großes Messer, das er aus dem weiten Ermel seines Mönchshabits hervorschob und stach es dem König durch den Unterleib. Der Verwundete war entschlossen genug, daß er es herausriß und mit dem Blute des Mörders selbst färbte, dem er es ins Gesicht stieß. Denn in starrem Staunen stand dieser da, und genoß im Geiste die Hoffnung der Canonisation, da die herbeygelaufenen Hofleute unbesonen über ihn her-

fielen,

fielen und, ehe man über den Zusammenhang des Frevels von ihm ein Wort erfahren konnte, ihn niederstießen.

Die Wunde des Königs war schlimmer, als die ersten Anzeigen vermuthen ließen. Indem die wütendsten Priester in Paris den martyrisierten Mörder mit lauter Stimme selig priesen, ward der Gemordete von der hohen Stufe, auf welcher er so oft mit Unehre sich gezeigt hatte, glücklicherweise in einem Augenblick weggerissen, in welchem er sich wieder in seine Rolle hineingefunden zu haben schien, ohne daß man es wissen konnte, wie bald er sie wieder, im Schooße des Glücks, mit neuer Unbesonnenheit von sich geworfen haben würde. Das vereinte Heer beklagte ihn; denn es hatte ihn wieder als Krieger gesehen. Seine Höflinge weinten um sein Bett; ihnen starb ein Herr, mit welchem es sich lustig leben ließ, und der erst 38. Jahre alt war. Die Kirche eilte, ihm voll Mitleiden seine Sündenbußen zu erlassen. Und, was das beßte war, das Vaterland sah seinen Retter in den Armen des Sterbenden. Denn Heinrich von Navarra war's, den er seinen Nachfolger nannte und unter dessen Fahnen die Wiederherstellung des Ganzen zu beschleunigen Er in seinen letzten Reden Freunde und Feinde beschwor.

Uebereilt von dieser Wendung seines Geschicks staunte König Heinrich der Vierte

in

in den ersten Augenblicken vor den neueröfneten Aussichten. Nie werdet ihr, hatte ihm der Sterbende gesagt, mit Ruhe König von Frankreich seyn, wenn ihr nicht katholisch seyd. Und eben dieß las er jetzt, da der Tod ihm die Krone hinbot, auf den Gesichtern der Vornehmsten unter den Umstehenden. Man zauderte, man zog sich zurück. Er, der Einzige, welcher gewählt werden mußte, wenn man aus dem ganzen Königshause frey den Würdigsten hätte wählen dörfen, sollte am wenigsten wahlfähig seyn, weil er mit dem Einen Theile seiner Unterthanen die Messe nicht besuchte, da doch der andere Theil beweisen konnte, daß seit Jahrhunderten die Voreltern aller Franzosen zur Messe gegangen waren. — Um zwey Jahrhunderte ist indeß der gebildetste Theil des Erdbodens älter geworden und doch heißt auch jetzt ein solcher Unterschied der Kirchengebräuche noch immer Verschiedenheit der Religion. Und daß die Religion verletzt sey, wenn von andern andächtlende Sitten des düstern Mittelalters verlassen werden, dieß rufen noch immer gerade die Tausende, die durch jede ihrer Handlungen die Religion entheiligen. Vor allen jene Verewiger der Volkstäuschung, Politik genannt, deren Religion insgeheim ein Unbegriff ist, aber gut genug, um im Leben den Zweck ihrer Leidenschaften und im Tode die Schrecknisse der Zukunft zu verschleyern; jene, welche disseits des Meeres als

ument-

unentbehrliche Religion eben dasjenige mit Recht verworfene Chaos von Meinungen und Angewohnheiten der barbariſchen Zeiten auf den Thron ſetzen wollen, das ſie jenſeits des Meers Religion zu nennen ſich und andern verbieten, allein geltend zum Ausſchließungsgrund von allen Vorzügen und Würden im Staate machen und zur Scheidewand zwiſchen Bürgern und Bürgern willkührlich aufſtellen; jene, deren Unwiſſenheit, Aberglauben und Vernunft in einander mengte und dieß ihr eigenes Phantom von Religion ſo lange zum Geſpött machte, bis ſie ſich für genöthigt hielten, zu dem todten Götzen um Hülfe zu ſchreyen und ſeine Verehrung aufs neue zum Geſez zu machen, damit man thatenloſe Götterſchatten zu verehren ſich nicht durchaus entwöhnen möchte. — —

Ungebärdig klagten die eifrigſte und gutmeinendſte der umſtehenden Katholiken den Himmel an, daß er die Religion verlaſſe. Andere riefen murrend: daß ſie lieber ſterben, als einen Hugonottiſchen König anerkennen würden. Unter allen ahnete der tapfere Givry am deutlichſten die Wahrheit, welche indeß der aufgeklärteſte der Könige in dem Paradoxon ausgedrückt hat, daß „der König, wie der Staat, keine Religion haben müſſe.“ Mit einigen ſeines gleichen warf ſich dieſer Krieger, offener für das Urtheil des ſchlichten Menſchenverſtands als für den abergläubiſchen Parteygeiſt, Heinrich dem IV. zu Füßen. „Sire, rief er;

er: Sie werden der König der wackern Leute in Frankreich seyn, und von niemand verlassen werden, als von den Lärmenblasern.“ Eben dieser Givry ließ sich nachher vom römischen Legaten auf großes Zureden für alles, was er für Heinrich den IV. dem heiligen Bunde der Ligue zuwider gethan hatte, knieend die Absolution ertheilen, und fiel, da er diese hatte, zum zweytenmahl vor dem Stellvertreter des römischen Sündenerlassers mit den Worten nieder: „Absolvieren Sie mich lieber zugleich auch für alles, was ich künftig der heiligen Ligue zuwider thun werde. Denn ich habe dessen, so lang ich lebe, noch so viel im Sinn, als meine Kräfte hinreichen!“

Durch den Anblick solcher Anhänger entschädigten Heinrich den IV. seine Verdienste, da viele der vornehmsten Royalisten mit ihren eigenen Truppen, der Eine aus Eifersucht über die jetzt mehr geltende Personen, der Andere, um sich seinen Gehorsam durch Vergünstigungen abhandeln zu lassen, dieser aus Stolz, jener aus Trägheit, mancher, weil er sich noch nicht zu entscheiden wußte — sich in die Provinzen zurückzogen. Erklärt gleich jener alte Patriot bey innerlichen Kriegen Neutralität, die Tochter der Feigheit oder des lauschenden Eigennutzes, für das erste Verbrechen, so mußte der König doch zufrieden seyn, daß wenigstens die Ligue selbst sich durch diese Glücksfreunde

freunde nicht verstärkt sah. Immer hatte ihm seine letzte großmüthige Vereinigung mit Heinrich III. vieles gewonnen. Der erste Augenblick, welcher so viel entscheidet, war für ihn; er war gerade an der Stelle, wo er selbst sehen und gesehen werden mußte. Die katholischen Royalisten hatten ihn näher kennen gelernt und auch Hugonotten als Waffenbrüder umarmt. Nicht bey allen zerriß der liguistische Zold dieses einmal festere geknüpfte Zutrauen. Selbst von denen, welchen ihre Selbstsucht für Heinrich IV. sich zu erklären verbot, nahmen doch die meisten ein Gefühl seiner Ueberlegenheit, eine Ahnung mit sich, daß am Ende ihm alles weichen müßte.

Desto kraftloser war jetzt die Ligue. Zwar schäumte die Masse der Unruhigen in der Hauptstadt, wie in dem Kessel der Medea. Und nicht bloß in Frankreich sondern weit gefährlicher noch aus Spanien und vom Hofe des Papstes, welcher seine Orakel meist aus Spanien erhielt, bedrohte den neuen König der eigensinnigste Widerstand. Dennoch war das Ganze der Gegenpartie so gut als ohne Haupt. Denn zur ersten Rolle, besonders einem Heinrich dem IV. gegenüber, war der Herzog von Mayenne durchaus nicht gebohren; wenn er gleich, da sein Rang, seine nach Rache dürstende Verwandschaft und das Drängen der wütenden Sechszehner ihn an die Spitze der

Geschäfte stellte und er jetzt das erstemahl als Reichsverweser ausmarschierte, nun „den Bearner einfangen zu wollen" erklärte; welcher den indeß zu seinem Gegenkönig ausgerufenen Cardinal von Bourbon würklich gefangen hielt.

Angegriffen von einem sehr überlegenen Heere, zerriß der Löwe auf dem Felde vor Arques seine Stricke. Da die Pariser Heinrich IV. als Gefangenen zu sehen hofften, da man schon für die Straßen, wo Mayenne ihn im Triumphe durchführen würde, die Fenster steigerte, stand er (1. Nov. 1589.) mit Hülfstruppen aus England und mit vielen Inländern, welche sein Muth und Glück anzogen, umgeben, in ihren Vorstädten. Umsonst eilten die bewaffneten Städter zum Widerstand. Sie wurden in ihre Thore zurückgeworfen, und was aussen war, dem siegenden Heere zur Beute überlassen.

Den Winter über schien die Ligue nichts wichtigeres zu haben, als daß sie ein halbes Dutzend vonn Kroncompetenten ausheckte und durch ein so vielfach getheiltes Interesse ihren eigenen Untergang entschied. Der gefangene Cardinal erklärte zwar Heinrich dem IV. wiederholt seine Unterwürfigkeit. Aber Paris erscholl, bey feyerlicher Erneurung des Unionseides vom Geschrey: es lebe Karl X., eben so laut, als der Vorsatz

der

des Reichsverwesers, in ihm bloß einen Schattenkönig zu haben, auffallend war. Der eingebildete Weltmonarch Philipp II. bestimmte Frankreichs Krone seiner Infantinn, der Schwestertochter Heinrichs des III. Der Herzog von Lothringen verlangte sie für seinen Prinzen, den Schwestersohn eben dieses Königs. Dem Salischen Gesetze getreuer setzten andere auf den jungen Herzog von Guise ihre Hoffnungen, wenn des ermordeten Vaters Geist auf ihn ruhen würde. Savoyen machte Ansprüche auf ganz Frankreich, um wenigstens — Saluzzo zu gewinnen. Mayenne wollte, daß die Krone nur aus seiner Hand, die mit Thesen fechtende Sorbonne, daß sie nur gewiß nicht an Heinrich den IV. kommen sollte. Und gerade dieser setzte sie mit dem kommenden Frühjah. (14 März 1590.) auf dem Schlachtfelde bey Ivry mit einemmahl auf seinem Haupte so fest, daß wenigstens in Frankreich keine Macht übrig war, welche sie zu erschüttern wagen durfte. Er war Einer für alle. Sein ganzes Heer konnte er auffordern, seinem weißen Helmbusch statt der Hauptfahne zu folgen. Von einem solchen Feldherrn ist es dann nicht Prahlerey, wenn er den Sammelplatz für einen Rückzug zu bestimmen vergißt „weil er sich nirgendshin einen Rückzug denke, als auf das Schlachtfeld".

Das Heer, dessen flüchtige Haufen jetzt in die Hauptstadt sich einschlossen, war das letzte in-

ländische, welches sich mit Heinrich IV. zu messen gewagt hat. Und dennoch sah sich der würdige Sieger erst nach neun langen, trüben Jahren im Besitz der Folgen dieses Treffens. Denn nun erst waren seine Gegner gezwungen, für ihren Trotz Spaniens Hülfe ohne allen Vorbehalt zu erbetteln, dafür aber auch das dienstbare Werkzeug zu seyn, durch welches alle jenseits der Pyrenäen zur ewigen Zerrüttung Frankreichs entworfene Plane mehr als je realisirt wurden. Das Interesse dieses Gebieters wollte daß sein Sclave eben so wenig als sein Gegner entschiedener Sieger würde.

Frankreich wäre gerettet und beglückt gewesen, hätten sich Liguisten und Hugonotten nur halb so viele Resignation gegeneinander auferlegen wollen, als jene gegen die hochgebietende Gesandten Spaniens, welche diese ganze Zeit über das Schicksal von Paris in ihren Händen hatten, sich gefallen liessen. Aber nur, als sie unter der Tyranney des Partheygeistes das unglaubliche erlitten hatten, erblickten sie gegen den zur Vollendung reifen Entwurf, durch welchen ihr Vaterland in eine Provinz von Spanien umgeschaffen werden sollte, in dem, dessen Untergang sie zum Gelübde gemacht hatten, den einzig möglichen Retter.

Die Gutmüthigkeit Heinrichs IV. selbst ließ sie jetzt den Weg zu den äussersten Verirrungen finden. Hatte er nicht Gefühle für Großmuth

und

und ächte Vaterlandsliebe in ſeinen bitterſten Gegnern vorausgeſetzt, ſo wäre es dem Sieger von Ivry ein leichtes geweſen, die von der Furcht der Flüchtlinge ſelbſt angeſteckte Hauptſtadt, den letzten Sammelplatz aller Kräfte der Ligue, ſo ſchnell zu ſperren und ſo heftig zu beſtürmen, daß vielleicht in wenigen Wochen die ganze Flamme des Bürgerkriegs hier auf dem Heerde der Göttinn Zwitracht hätte verlöſchen müſſen.

Der Edelmüthige wollte den zuſammengedrängten Zeit laſſen, durch das Verdienſt einer freywilligern Unterwerfung ſich ſeiner Liebe zu verſichern. Und ſelbſt da er ſie nur durch die äuſſerſte Noth bezwingen zu können überzeugt wurde, ſo war ſein Herz doch zu weich, um durch die ſchnellſte Häufung des möglichſten Jammers das Unglück des Ganzen zu verkürzen. Paris litt, was nur ein von allen Leidenſchaften zugleich gehärteter Eigenſinn dulden kann. Aber die Noth des Mangels ſtieg allmählich. Und ſchon deswegen war es denen, die den blinden Volksgeiſt am Seile zu führen wiſſen, leichter, ſtufenweiſe die Erduldung auch des härteſten durchzuſetzen.

Sobald Heinrich die Zufuhr abſchnitt, wurde täglich das Brod in immer kleineren Portionen vertheilt. Hingehalten bey einer immer erbärmlicheren Koſt ſah man den langſamen Hungertod

ſich nähern. Dennoch lehrte die Wuth der Parteyſucht ſelbſt Weiber und Weichlinge die entſchloſſenſte Unempfindlichkeit gegen alle dieſe Verläugnungen; und die Volksführer verſäumten nichts, was die Gemüther erhitzen und auf den Gipfel der Zeitumſtände erheben konnte. Man glaubt, die Geſchichten der neuſten Zeiten zu leſen. Oeffentliche Aufzüge, ſelbſt die abgeſchmackteſten Miſchungen von Lächerlichem und Feyerlichkeit, waren auch damahls ein gewöhnliches Mittel, dieſe Circenſer ſelbſt ihres Brods vergeſſen zu machen. Die Rednerſtühle der Prieſter und Mönche thaten, was neuerlich die Tribünen wirkten. Denn dieſe Art von Wuth iſt ſchon durch den Anblick anſteckend. Auf den Fall aber, daß die Declamationen der Clubs, die läſterndſten Lügen über den neuen König, die angeſtaunten Decrete der Sorbonne, die reichen Indulgenzen des päpſtlichen Legaten und alle andern Mittel der fanatiſchen Volkstäuſchung vom Gefühle des ſteigenden Jammers überwogen wurden, waren überall Patrullen und Wachen gewaffnet. Für einen Miot Korn ſtunden den Spaniern Tauſende in dem nahe verwandten Geſchäffte von Spionen und Meuchelmördern zu Gebot. Nach einem Parlementsſchluß verſchwor man vom Frieden zu ſprechen, und der erſte, welcher ſich beklagte, ſollte in die Seine geſtürzt werden.

Indeß die Spanier mit zögernden Schritten den Herzog von Parma aus den Niederlanden zum Entsatz anrücken ließen, lehrten sie die Pariser — man schaudert! — selbst Todtenknochen aus dem Moder der Gräber hervorgerissen zermalmen, und statt des Mehls unter ihr aus Kleyen und Spreu gebacknes Brod zu mischen. Auch das Unerhörte des Jammers wußten sie so für ihren Vortheil zu berechnen. Denn hat man erst seine Partie bewogen, für ihre Sache das äußerste zu leiden, so bleibt man ihrer Beharrlichkeit schon deswegen gewiß, weil ein jeder in der Folge seinen Kopf darauf setzen wird, so vieles nicht umsonst erduldet zu haben.

Da endlich doch Verzweiflung über das Unleidlichste die von den Spaniern ganz gelenkte Sechszehner mit einem Ausbruch bedrohte, so ließ man die Niederländische Hülfsheere so nahe kommen, daß Heinrich IV. welcher indeß mit Thränen in den Augen das Maaß des Unglücks für Paris nur zögernd höher und höher bestimmt hatte, die Belagerung aufheben und jetzt zu spät beklagen mußte, nach dem Gesetze der Noth viel, und nach der milderen Stimme der Nachsicht doch nicht genug gethan zu haben.

Sobald nur so viel geschehen war, daß Heinrich IV. die Ligue nicht zum Glück des allge-

meinen Friedens zwingen konnte, zog sich auch die spanische Hülfe, verderblicher durch die Rettung als durch eine öffentliche Treulosigkeit, wieder zurück. Mochte indeß Savoyen sich über die Provence ausdehnen, mochte der Herzog von Mercoeur in Bretagne, gegen Mayenne, so wohl als gegen Heinrich, wie in einem eigenen Staat seine Unabhängigkeit begründen; alles arbeitete für ihren Plan, weil sie den Franzosen jeder Partie dieß lange abgemerkt hatten, daß nur völlige Unmacht sie bewegen könne, aus Philipps Hand einen König, unter welcher Form es sey, anzunehmen.

Auf Heinrich IV. häufte sich indeß aller Verdruß einer vielköpfigen Kabale, die zum Widerstand in offenem Felde zu schwach, durch Neckereyen sich desto unerträglicher machte.

An die Stelle seines wenigstens halb gezwungenen Nebenbuhlers zu treten, zeigte dessen Neveu, der jüngere Cardinal von Bourbon, da der Tod Heinrich den IV. von jenem zu befreyen geeilt hatte, mehr Lust als Geschick. Eine sogenannte dritte Partie machte ihn dennoch zu ihrem Haupt und immer kostete es doch den König einige fortdaurende Aufmerksamkeit, einen Verwandten, welchen er schonen wollte und der doch zu allem zu verführen war, durch Klügere unschädlich leiten zu lassen.

Un-

Unſtreitig der ekelhafteſte Kampf für ihn war der mit den geiſtlichen Streitern von Rom. Er liebte, wie er ſich jetzt gerade bey der Eroberung von Chartres ſelbſt ausdrückte, das laut gebietende Recht der Canonen. Aber in jedem Hinterhalt des kanoniſchen Rechts, aus welchem die päpſtliche Kurie ihn als Ketzer und Apoſtaten angriff, Feinde zu verfolgen, die bloß das Schwert des Geiſtes zu haben ſich rühmten, dieß war am wenigſten ſeine Sache. So gewiß dieſe Fehde der geiſtloſeſte Theil ſeines großen Streits um Frankreichs Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit war, ſo gewiß war ſie doch nach ihrer Ausdehnung auf den Pöbel von allen Ständen bey weitem nicht die unwirkſamſte und gefahrloſeſte.

Zwar hatte ſchon Sixt **V.**, bald nachdem er ſich ſo weit vergeſſen hatte, den Meuchelmörder Heinrichs des **III.** in einer öffentlichen Sitzung ſeiner Cardinäle der heiligen Judith und andern Patrioten aus dem jüdiſchen Volke an die Seite zu ſetzen, über den Sieger von Arques einige richtigere Inſpirationen erhalten. Die Legaten nach Frankreich bekamen ſeit dieſer Zeit Winke genug, mit einer gewiſſen Schlangenklugheit doch auch auf das ungeweihte Schwerdt dieſes Kriegers Rückſichten zu nehmen. Aber um Heinrichs **IV.** Aerger zu vollenden, waren bey einem dreymahligen ſchnellen Papſtswechſel immer nur ſolche Legaten

im Reiche, welche, sobald sie diesseits der Alpen waren, unter Spaniens Einfluß die Instructionen Sr. Heiligkeit selbst durchgängig vergaßen. Umsonst erinnerte den jetzt gerade angekommenen Landriano der Herzog von Mayenne selbst, daß die Donnerkeile des Banns, welche er auf einer Versammlung zu Rheims bereitete, erst, wenn der Himmel sich auf dem Schlachtfelde wieder für den heiligen Bund erklärt haben würde, eine erwünschte Wirkung thun könnten. Der Priester aus Mayland that, was er gelernt hatte. Und Heinrich hatte nun Parlamente und Bischöffe aufzubieten, um die Wirkung dieses Unsinns von geistlicher Acht auf die Menge von Abergläubigen zeitig genug zu dämpfen.

Mehr als alles dieß drängte ihn sein eigener Anhang. Die wenigsten waren uneigennützige Freunde seiner Person. Unbedeutend wäre der König von Navarra für die katholische Royalisten gewesen, wenn sie ohne ihn Frankreichs Unabhängigkeit von Fremden gesichert gewußt hätten. Und hätten die eifrigeren Hugonotten ihre kirchliche und politische Freyheit ohne ihn schützen können, so würden die wenigsten unter den Fahnen eines Helden geblieben seyn, dessen verliebte Launen und Ausschweifungen längst ihrer Andacht zum Aergerniß waren, und der jetzt, zwischen Katholiken und Protestanten in der Mitte stehend,

durch

durch jede Gunſtbezeugung gegen jene ſich den Vorwurf von dieſen zuzog, daß er das, was er doch durch ſie allein geworden ſey, mehr zur Befriedigung neuer Freunde als zur Entſchädigung der alten verwende. Wie hart muß dieſer Stand für das Dank fühlende und freygebige Herz Heinrichs IV. geweſen ſeyn.

Er that unläugbar mehr für die Catholiken ſeiner Parthie als für die Hugonotten. Allein dort mußte er ſich Leute, auf die er nie anders hatte rechnen können, zu Freunden erkaufen; hier ſah er oft mit Ekel, daß er nur Freunde aus Hofnung auf den künftigen Kaufpreis gehabt habe. Ueberhaupt beruhte das Wohl des Ganzen, die Wiederherſtellung von Frankreich, zu einem Staat, zu einem geſetzmäſig ſich ſelbſt ſchützenden Ganzen, auf milder Behandlung der Catholiken mehr, als auf Erhebung der Reformirten. Es war ſehr gut, daß er die, für welche bisher eine ungeſtörte Toleranz die höchſte Hofnung ſeyn konnte, nicht ſo mächtig werden ließ, um Verfolger zu werden. Aber ſieht man auf den Erfolg, ſo hat Heinrich IV., in dieſes unglückliche Dilemma geſtellt, doch die Hugonotten ſelbſt inſofern aufgeopfert, als er ihre kirchliche Freyheit nur auf einen Grund baute, welchen die Willkühr des Deſpotismus, ehe noch ein Jahrhundert verfloß, mit einem Federſtrich (22. Oct. 1685.) zu zernichten vermochte.

Nur

Nur nach dieſem Erfolg darf die Gerechtigkeit der Geſchichte Heinrichs Abwägen zwiſchen dem Staat und den Religionspartieen, oder richtiger: ſeine Mißbegriffe über bürgerliche und kirchliche Vereinigungen nicht beurtheilen. Glaubt doch jetzt noch ein jeder, welcher nicht durch Schlüſſe aus der Natur der Sache ſelbſt ſich über den handgreiflichen Beweis der Gewohnheit und des Herkommens erheben kann, daß in jedem Staate eine Kirche, aber auch nur Eine, herrſchen müſſe. Wie können wir von dem Zeitalter Heinrichs die Einſicht fordern, daß der Staat nichts als die Alleinherrſchaft der Religioſität und Sittlichkeit zu wünſchen und zu befördern habe und wie ſehr dieſe von dem Alleinherrſchen irgend einer religiöſen Geſellſchaft, irgend einer Kirche verſchieden ſey. Sobald Heinrich die Nothwendigkeit Einer herrſchenden Kirche im Staate von Frankreich vorausſetzte, ſobald alſo nur zwiſchen Erhebung der catholiſchen oder calviniſchen Kirchenparthie zu dieſem Gipfel von Herrſchaft die Wahl ſeyn konnte, ſo bewies ſich der große Blick dieſes Fürſten aufs Ganze in ſeiner Entſcheidung für den zahlreicheren und mächtigeren catholiſchen Theil ſeiner Unterthanen. Da nach falſchen Vorausſetzungen die Frage ſelbſt rein und wahr aufzulöſen eine Unmöglichkeit war, ſo war es ſehr richtig, daß er als König die Beruhigung des Reichs zum Maasſtab nahm. Ein ſchwächerer Regent würde etwas großes zu leiſten gewähnt haben,

haben, wenn er partenisch für seine älteren Anhängern in endlichen Zerrüttungen mit unbeugsamtreuer Beharrlichkeit den übrigen größeren Theil diesem kleineren aufgeopfert hätte. Parteyloser übersah Heinrich IV. nicht, daß seine Hugonotten, um die herrschende Kirche zu werden, auf alle Fälle zu ohnmächtig seyen. Er wog es ab, daß der Kampf um die kirchliche Herrschaft, von der Königsgewalt unterstützt, gegen die Catholiken gerade nur zu einem Gleichgewicht alles zerstörender Kräfte erheben würde, das mit dem Untergang beyder Theile endigen müßte. Und so war es die wohlthätigste Klugheit, den Hugonotten als Kirchenparthey eine Existenz zu verschaffen, deren Ruhe und Dauer großentheils von der Rechtschaffenheit ihrer Absichten abhing.

Auch nur dieses zu bewürken, hielt äußerst schwer. Heinrich wählte den Augenblick, da der Sieg für seine Partey überhaupt noch nicht entschieden war und vornehmlich von dem thätigsten Willen teutscher und englischer Hülfsvölker, das heißt, von auswärtigen Freunden der Hugonotten abzuhangen schien, um den Vorschlag durchzusetzen, daß diesen so viel kirchlicher Freyheit und Sicherheit gegeben werden müsse, als selbst Heinrich III. im Edikt von Poitiers (1577.) ihnen verwilligt hatte. Die Catholiken gestanden nicht mehr zu, als daß selbst dieß nur bis zu Endigung

des

des Kriegs die Kraft eines Staatsgesetzes haben sollte. Denn noch war ja das Vorurtheil, daß über kirchliche Gegenstände zwischen dem Staat und den Kirchengesellschaften Pacificationen nöthig seyen, in unwidersprochenem Ansehen, wie es überall so lange bleiben wird, als man noch nicht in die Begriffe selbst eingedrungen ist, daß die Gewalt, welche das Eigenthum aller Mitbürger in Schutz zu nehmen verbunden ist — und dieß allein ist ja der Staat! — auch das Eigenthum der Verbindungen, für welche Religionsmeinungen ein besonderes Vereinigungsband geworden, sind, nicht zu beurtheilen, sondern, so lange sie freywillig bestehen, gemeinschaftlich zu beschützen habe.

Nur die uneingeschränkte Gleichheit dieses Schutzes vom Staate, wenn sie damahls schon als Grundsatz anerkannt worden wäre, hätte das Mißtrauen vertilgen können, dessen Stachel durch wiederhohlte Pacificationen in keiner von beyden Parteyen abzustumpfen war. Das Paradoxon war allzu auffallend, daß eine herrschende und eine unabhängige Parthie nebeneinander verträglich seyn sollten. Man bezeugte sich allzu deutlich, daß man auf die Treue des Versprechenden dann alles mögliche baue, wenn man sich erst versichert hätte, daß er sein Wort ohne eigene Gefahr zu brechen nicht vermöge. Je mehr die Hugonotten auf Sicherheitsplätze für sich drangen, desto gewisser

wiſſer war es, daß ſie ſich neben der andern Partie mit den Waffen in der Fauſt ihrer Exiſtenz gewiß denken.

Und dieß wenigſtens würden ſie geblieben ſeyn, wenn nicht der Eigennutz der Einzelnen jetzt und in der Folge auch ihre gemeinſchaftliche Sache bloß nach den ſchändlichen Maximen der Convenienz geſteigert und käuflich ausgeboten hätte. Ungeachtet jede Kirchenpartie durch den Begriff eines religiöſen Vereins jeder Wirkſamkeit über ihre Gränzen hinaus verboten iſt, ſo war doch ſchon gegen Heinrich IV. wenn er die Unerſättlichkeit der bedeutenderen Mitglieder nicht befriedigen konnte oder wollte, das Ganze ihrer Kirche ſo oft das Werkzeug ihrer Privatabſichten, daß der geduldigſte darüber alle Mäßigung hätte verlieren mögen. Weil er nicht jeden Hugonottiſchen Magnaten in ſeiner Staathalterſchaft, nicht jeden Edelmann auf ſeiner Burg den König ſpielen laſſen wollte und konnte, ſo war er ein Undankbarer, ein Verräther der „guten Sache". Selbſt wenn ſchleunige Hülfe gegen gemeinſchaftliche Feinde unentbehrlich war, handelten die Synoden ganz in der Geſtalt eines Staates im Staate, maßen die Pflichten des Bürgers nach den Verwilligungen gegen ihre Kirche und lieſſen ſich als Hugonotten abkaufen, was ſie als Franzoſen auf alle Fälle ſchuldig waren.

Nie war Heinrich IV. so glücklich, beyde Theile in Ein Ganzes zu verbinden, so natürlich der Vereinigungspunkt für beyde in Ihm gewesen wäre. Sie blieben Partieen. Und in diesem Worte selbst, so viel auch der König, als ihr gemeinschaftlicher Freund, dagegen versuchte, war ihr künftiges Schicksal — daurender Todeskampf bis zum Untergang des schwächeren Theils — vorher bestimmt.

Von all diesen Verdrießlichkeiten fand Heinreich IV. jetzt nicht einmahl als Krieger Zerstreuung genug. Stückweise mußte er erobern, was er zu regieren haben sollte. Der ganze Krieg verwandelte sich in Belagerungen und Entsetzungen einzelner Städte. Die Kunst — die schreckliche Kunst des Verderbens — und selbst der kriegerische Heldensinn entwickeln sich zwar bey diesen Unternehmungen mit einer daurenderen Anstrengung, als an einem schnell entscheidenden Schlachttag. Eben deswegen aber bleibt auch bey ihnen nur die kleinere Anzahl der Kenner und die charakteristische Geschichte der Individuen stehen, und schätzt in vereinzelten Zügen, was auf den Umrissen der Zeitalter sich dem Ueberblicke entzieht.

Der nächste Trost für den König mußte aus der Aussicht auf seine noch weit mehr getheilte Gegenpartie fließen. Mayenne hatte bey weit schwäche-

schwächeren Kräften ungleich drohendern Stürmen gebieten. Heinrich IV. hatte auf den Mangel der Hauptstadt einen überraschenden Sieg gründen wollen. Er schickte mit reichen Kornvorräthen in Bauren verkleidete Krieger, welche begierig aufgenommen die Thore besetzen und seinem andrängenden Heere öffnen sollten. Die Kriegslist wurde entdeckt, die Sechszehner benutzten den Schrecken der Pariser, so daß die Stadt spanische Besatzung einzunehmen eilte, und Mayenne war nun der Willkühr der Wütenden und der Fremden mehr, als je, unterworfen. Nur seine gewohnte zögernde Bedachtsamkeit ließ ihn unter den gehäuften Ausbrüchen von Unverschämtheit und Zügellosigkeit eine schreyende That erwarten, bey welcher er einmahl durchgreifen konnte.

Unbestimmte Schreckensgerüchte und ein tobendes Declamieren über Hochverrath gegen die gute Sache hatten den ungebändigten Ocean der Pariser Volksmasse lange nach allen Seiten in Bewegung gesetzt, Mayenne war durch tausend ekzentrische Petitionen bestürmt, und hatte mit großer Feinheit durch gelindere Mittel das Gegengewicht zu erhalten gewußt, als endlich die schamloseste Cabale sich auf eine bestimmte Person warf. In einem engeren Ausschuß des Unionsraths trat mit den Gebärden eines Rasenden der Gouverneur der Bastille, Büssi le Clerc auf und erklärte eine neue Acceptation des Unionsedikt für so dringend nothwendig. Unter dem Schein enthusiastischer Ungeduld ließ er die Mitglieder auf ein leeres Papier unterzeichnen, auf welches die Unionsacte nachher vorangesetzt werden sollte. Sein Complot schämte sich nicht, sobald er die Unterschriften hatte, wider drey der verdientesten Rechtsgelehrten,

ten, welche ihrer Wuth bisher furchtlos die Stimme gerechterer Parlamentsaussprüche entgegengesetzt hatten, das Todesurtheil darüber zu schreiben, und sogleich diese Opfer der Anarchie in der Bastille aufhängen zu lassen.

Dieß war endlich empörend genug, daß Mayenne mit Gewalt dazwischen zu treten wagen konnte. Umsonst suchten sie das Volk und den Unionsrath für ihren Frevel gutsagen zu lassen. Selbst die spanischen Agenten waren nicht schamlos genug, öffentlich dafür Partie zu nehmen. In der Verzweiflung drohten die Verbrecher, der Verwandten des Reichsverwesers als Geissel sich zu bemächtigen. Aber Mayenne eilte mit bewafneter Macht nach Paris und nach fünf Tagen waren die Vollstrecker des erschlichenen Urtheils in den untern Sälen des Louvres aufgehangen.

Auf einige Zeit war das wüthendste Ungestüm gebrochen. Aber nicht einmahl der Verfälscher des Todesurtheils selbst konnte gestraft werden. Er übergab die Bastille nur unter der Bedingung der Lossprechung und selbst in dem höchsten Act der Gerechtigkeitspflege des Reichsverwesers lag das Beyspiel, wie unter dieser Herrschaft des Glücks und des Eigennutzens Strafloſigkeit dem Mächtigern gewiß sey.

Mayenne gewann nur so viel Zeit, als ihm unentbehrlich war, zum Entsatz für das belagerte Rouen den Herzog von Parma zum zweytenmahl nach Frankreich zu bringen. Die Kriegsverständigen erstaunen, mit welcher Kunst die beyden Feldherrn, die Größten in der Geschichte der Ligue, der unternehmende Held aus Navarra und der kluge Farnesische Zauderer in jedem Schritte dieses Feldzugs sich miteinander gemessen haben.

Bey

Bey Aumale hatte Heinrich IV. welcher, ungeduldig den großen Knoten zu lösen, bloß mit einem Theile seines Heers von Rouen her den Spaniern entgegengeeilt war, bloß der zögernden Bedachtsamkeit seines Gegners den Augenblick zu danken, in welchem er sich aus der entscheidenden Gefahr zog. Rouen wurde durch Märsche und Gegenmärsche befreyt. Aber auf dem Rückzug, welchen Farneſe darauf sogleich unternahm, erwiederte ihm Heinrich IV. eben die schwere Aufgabe, einer Schlinge sich mit großer Noth zu entziehen. Wider seinen Willen wurde der Herzog in die Belagerung von Caudebec verwickelt. Schwäche und Mismuth über eine Wunde, die er dort erhielt, hielten ihn von einem offenen Angriff auf Heinrichs Heer zurück. Dem Unternehmenderen öffneten sich einige Hülfsquellen, und kaum waren ihm neue Truppen zugeeilt, als er das ganze spanische Heer zwischen eine Krümmung der Seine einschloß, in welcher der Fluß drey Seiten abschnitt und ihn die vierte schließen ließ. Parma schien gefangen. Bestürzung und Hunger drangen auf Unterhandlungen und Uebergabe. Heinrich schien schon die Hände nach ihm auszustrecken, da sein umschauender Gegner plötzlich alle Mittel versammelt hatte und die Royalisten an einem der erwartungsvollsten Frühmorgen das feindliche Lager ausgeleert und bereits die Breite des Flusses zwischen sich und jenen sahen. Kaum noch ihr Bundsgenosse, hatte sich nun der Strom in ihren Gegner verwandelt. Farneſe war nicht mehr zu erreichen. Aber die Verwundung von Caudebec folgte ihm bis nach den Niederlanden und befreyte Heinrich von einem dritten Feldzug gegen denselben.

Staatsrechtliche Formen sollten den Streit beendigen. Die längst verlangte Versammlung der

Reichsstände konnte von dem Reichsverweser nicht länger aufgeschoben werden. Nach den Vorbereitungen bedrohte sie Heinrich IV. mit einer förmlichen Entsetzung. Umsonst setzt er ihrer Zusammenberufung sein Königswort entgegen. Sie eröfnete ihre Sitzungen zu Paris. Aber am Ende gewann dabey gerade der, welchen sie stürzen sollte.

Viele der Vornehmsten zeigten durch ihr Zurückbleiben, wie sehr sie in neue Verwicklungen sich zu verstricken scheuten. Noch mehr waren Adel und Volk des endlosen Elends müde. Die trotzenden Vorschritte der spanischen Grandezza zerrissen das ganze Gewebe der Cabale.

Gebietender als je erklärten die Agenten Philipps II. daß Frankreich von seinem Hugonottischen Kronbewerber durch ihn nur alsdann gerettet werden würde, wenn es seiner Prinzessinn als Valesischen Abkömmlinginn sich zu Füßen würfe. Unerträglich war es den Franzosen, einen auswärtigen Gebieter sich zu denken. Und stimmten gleich die Spanier am Ende sich so weit herab, daß ein französischer Gemahl mit der Tochter Philipps den Thron unter gleichen Rechten besitzen sollte, so sah man doch von Philipp selbst voraus, daß er das gegebene Scepter auch in der Folge zu lenken streben würde. Unter den Magnaten vereinigte Eifersucht Alle gegen Einen, gegen den Beneidenswerthen und doch Verächtlichen aus ihrer Mitte, welcher wider alles Herkommen, dem Salischen Gesetze trotzend, zur Krone durch die Schürze kommen würde. Dies zu wollen, hieß der Gipfel der Niederträchtigkeit, die letzte Entehrung des königlichen Geblüts und des französischen Namens bey allen, welche besorgen mußten, daß sie es umsonst wollen würden.

Jetzt war für Heinrich der Moment da, den Knoten zu lösen. Er wollte sich nie zum Uebertritt

auf

auf die catholische Kirchenparthie bindend erklären, so lange dieser Schritt abgenöthigt scheinen konnte. Seine Biderkeit fühlte es zu sehr, daß es ihm die Achtung jedes Redlichen rauben müßte, den ruhigen Besitz des Throns als Heuchler erschlichen zu haben. Und Heucheley mußte doch sein Uebertritt einem jedem scheinen, so lange er ein Nothmittel für ihn selbst gewesen wäre. Jetzt war es, da sein Schwerdt und noch mehr die Achtung für seinen Charakter alles übrige für ihn entschieden hatte, nur ein Mittel zu Frankreichs Beruhigung, daß er mit einemmal — catholischen Religionsunterricht angefangen zu haben erklärte. Dies Opfer brachte er dem Frieden des Vaterlands und den Vorurtheilen des Zeitalters, welchem das Licht noch nicht schimmerte, daß auch der König nur als Mensch eine Religion annehme, und daß die kirchliche Gesellschaft des Privatmanns, wenn gleich die Nation ihn als ihren Beherrscher anerkenne, nicht mehr und nicht weniger die herrschende zu seyn das Recht erhalte, da überhaupt einer nur für innere Zwecke verbundenen Gesellschaft, wie dies jede Kirche seyn soll, äußere Herrschersrechte gegen eine andere ähnliche Gesellschaft zu fordern oder beyzulegen dem Denker als der klarste Widerspruch in den Begriffen ins Auge fällt.

So gewiß die Spanier dies Licht noch gar nicht ahneten, eben so gewiß hatten sie gegen das Licht, welches Heinrichs Umkehr zur herrschenden Kirche auf ihre Sache warf, Allen cimmerische Verblindung gewünscht.

In der verächtlichsten Nacktheit erscheint jetzt die Cabale in den letzten Auftritten des vielumfassenden Schauspiels. Es blieb nichts mehr übrig als die Redlichkeit des Neubekehrten zu beargwohnen. So erröthet die Politik nie, verhärtet in Un-

redlichkeiten und des allgemeinsten Mißtrauens gegen sich gewiß, jeden Gegner ihrer eigenen Schande zu zeihen. Himmel und Erde wurden dafür bewegt, daß der Sprecher der Kirche, der Stellvertreter des Allerbarmenden, alle Rückkehr dem Apostaten versagen müsse. Denn so nannte man den Mann, dessen Biderkeit auf dem Throne dem Menschenbeobachter für die Falschheit so vieler Cabinete ein Aequivalent werden kann, bloß weil ihn einst die Bartholomäusnacht in die Messe getrieben und er sich von jenem Zwang, so bald er freyer athmete, wieder losgesagt hatte.

Diese Erbärmlichkeiten waren doch stark genug, Frankreichs Wiederherstellung vom dritten noch bis ins neunte Jahr zu verzögern. So lange hatte Heinrich nöthig, um das Interesse der einzelnen Magnaten auszugleichen und was sie ihm schuldig waren, ihnen abzuhandeln. So lange drehte sich die römische Curie in den Krümmungen selbst ersonnener Formen, bis Heinrichs IV. Gesandten mit einigen Schlägen auf den Rücken von der Hand des heiligen Vaters den letzten Forderungen des kirchlichen Stolzes genug thun durften. Spanien mußte selbst unmittelbar noch mit dem Schwerte zurückgewiesen werden. Die Herzen eroberte sich Heinrich erst als Besitzer durch beyspiellose Güte und Klugheit. Paris konnte man nur durch List einnehmen. Und so, nachdem alle Köpfe der Hydra, Ligue, theils abgehauen theils allmählig eingeschläfert waren, konnte endlich der Sieger seinem Vaterland frey die Hand reichen, um durch eine Menge von Beweisen seiner Kronwürdigkeit die Wunden eines 39 jährigen Bürgerkriegs zu heilen und durch eine ganz neue Schöpfung der Staatsmaschine sich einzig neben Carl, dem Stifter dieser Monarchie, den Nahmen des Großen zu verdienen.

In-

Inhalt.

I.

Catharina von Medicis, Königinn von Frankreich. S. 3

II.

Maria, Königinn von Schottland. 66

III.

Elisabeth, Königinn von Spanien. 110

IV.

Margaretha, Königinn von Navarra und Frankreich. 131

V.

Heinrich der Zweyte, König von Frankreich. 191

VI.

Der Connetable Montmorency. 233

VII.

Der Kanzler de l'Hospital. 250

VIII.

Fortsetzung von dem Connetable. 274

IX.
Der Marſchall von Montmorency. S. 293
X.
Der Marſchall d'Amville. 313
XI.
Der Herr von Montberon. 323
XII.
Der Herr von Meru. 325
XIII.
Der Herr von Tore'. 326
XIV.
Renatus, Baſtard von Savoyen. 329
XV.
Der Graf von Tande und ſein Sohn der Graf von Sommerive. 331
XVI.
Der Marquis von Villars. 334
XVII.
Der Herr von Eſſe. 335
XVIII.
Der Herr von Burie. 347
XIX.
Der Herr von Sanſac. 349

Biographiſche Nachrichten

von

Erlauchten Damen

Frankreichs.

Aufgezeichnet

von

Pierre de Bourdeille

Herrn von Brantome.

I.

Katharina von Medicis,

Königinn von Frankreich.

Hundertmahl habe ich mich schon gewundert, daß von so vielen guten Schriftstellern, die wir in unsern Tagen in Frankreich haben, noch keiner darauf verfallen ist, das Leben und die Thaten der Königinn Mutter, Katharina von Medicis, zu beschreiben, da sie doch so reichen Stoff dazu geliefert hat, als irgend eine Königinn der Welt. Der Kaiser Karl sagte einst zu dem Geschichtschreiber Paul Jovius bey seiner Zurückkunft von seinem siegreichen Zug nach la Goletta, als er im Begriff stand, den König Franz mit Krieg zu überziehen: er sollte nur für Dinte und Papier sorgen, für Stoff habe er im Ueberfluß gesorget. Eben so hat auch diese Königinn so viele Materialien geliefert, daß ein guter, junger Schriftsteller eine ganze Iliade daraus hätte verfertigen können. Sie waren aber alle träge oder undankbar, wenn gleich Sie nie-

mahls karg gegen Gelehrte, besonders gegen Schriftsteller gewesen ist. Ich könnte mehrere nennen, welche viel Geld von ihr gezogen haben, und daher um so mehr des Undanks schuldig sind.

Einer hatte indessen doch den Einfall, dergleichen etwas schreiben zu wollen, brachte auch wirklich ein kleines Buch zur Welt, dem er den Titel gab: Von dem Leben Katharinens [1]). Er ist aber ein Betrüger ganz ohne alle Glaubwürdigkeit. Sein Buch enthält mehr Lügen als Wahrheiten, wie das jeder auf den ersten Blick erkennen und widerlegen kann, und wie auch sie selbst davon sagte, als sie es sah. Der Verfasser war aber auch ein erbitterter Feind von ihr, der die schlimmsten Absichten gegen ihren Nahmen, ihr Leben, ihren Staat und ihre Ehre hegte. Er ist daher ganz verwerflich. — Was mich betrifft, so wünschte ich sehr, die Gabe eines guten Vortrags zu besitzen und einer guten Feder mächtig zu seyn, um sie nach Verdienst loben und preisen zu können. Indessen will ich es doch mit meinen geringen Fähigkeiten auf gut Glück wenigstens versuchen.

Diese Königinn stammt väterlicher Seits aus dem Hause Medicis, einem der edelsten und erlauchtesten nicht nur in Italien, sondern auch in ganz Frankreich. Freylich ist sie also von dieser Seite immer eine Fremde; allein solche Verbindungen der Großen können gewöhnlich nicht wohl mit Personen ihres Reichs geschlossen werden, wie dieß ohnehin oft nicht sonderlich gut wäre. Denn auswärtige Vermählungen sind oft so gut oder noch besser als die mit nahen Verwandten.

Das Haus Medicis war übrigens gleichsam jederzeit mit der Krone Frankreich verwandt und verbündet,

bündet; daher es auch die Lilien im Wappen führt, die der König Ludwig der Eilfte ihm zum Zeichen einer beſtändigen Verbindung und Conföderation verlieh.

Von mütterlicher Seite ſtammt ſie urſprünglich aus einem der edelſten Häuſer Frankreichs ab, das nach Stamm, Herz und Neigung ächt franzöſiſch iſt, nähmlich aus dem großen Hauſe derer von Boulogne und der Grafen von Auvergne, von welchen beyden es ſchwer zu entſcheiden iſt, welches wohl die meiſte Größe und merkwürdigſte Thaten aufzuweiſen hat. Ich will hier anführen, was der Herr Erzbiſchoff von Bourges [2]), ein ſo gelehrter und würdiger Prälat, als irgend einer in der ganzen Chriſtenheit (wiewohl einige ſagen, er ſey etwas leicht im Glauben und halte nicht Probe auf der Wage des heiligen Herrn Michaels, auf welcher dieſer am Tage des Weltgerichts die guten Chriſten abwägen ſoll) in dem Trauer-Sermon ſagt, den er der gedachten Königinn zu Blois hielt.

„Zur Zeit, als jener groſſer Galliſche Feldherr Brennus ſein Herr durch ganz Italien und Griechenland führte, befanden ſich zween Franzöſiſche Cavaliers dabey, einer Nahmens Felonius, der andre Nahmens Bono [3]). Da dieſe die ſchlimme Abſicht merkten, welche Brennus faßte nach ſeinen ſchönen Eroberungen hinzuziehen und den Tempel von Delphi anzufallen, um ſich und ſein Heer mit dieſem Kirchenraub zu beſudeln, verließen ſie ihn beyde und gingen mit ihren Schiffen und Leuten nach Aſien, wo ſie ſo tief eindrangen, daß ſie ins Land der Meder kamen, das an Lydien und Perſien gränzt. Nachdem ſie hier verſchiedene Eroberungen gemacht und groſſe Siege erfochten hatten, traten ſie endlich den Rückzug an, um nach Frankreich zurückzugehen.

Auf ihrem Durchzug nach Italien hielt Felonius in einem Ort an, wo gegenwärtig Florenz liegt; es war eine Gegend am Fluſſe Arno, die ihm vorzüglich wohlgefiel und an der er viele Aehnlichkeit mit einer andern bemerkte, die ihm ehemahls im Lande der Meder gefallen hatte. Er bauete deßwegen eine Stadt daſelbſt, welche das heutige Florenz iſt. Eben ſo baute ſein Kamerad Bono die Stadt Bononien, Bologna genannt, welche beyde nahe bey einander liegen.

Von dieſer Zeit an hieß Felonius von den vielen Eroberungen und Siegen im Lande der Meder, bey den Seinigen Medicus, welcher Zunahme ſeither in der Familie blieb, ſo wie wir von Paulus leſen, der den Zunahmen Macedonicus erhielt, weil er Macedonien vom Perſeus erobert hatte, und eben ſo Scipio Africanus, wegen ſeiner Eroberungen in Afrika.

Ich weiß nicht, wo der gedachte Herr von Beaune dieſe Geſchichte her haben mag. Indeſſen iſt es doch wahrſcheinlich, daß er in Gegenwart des Königs und einer ſo glänzenden Verſammlung, welche das Leichengefolge der Königinn ausmachte, ſie nicht angeführt haben würde, ohne gültige Autoritäten dazu zu haben. So iſt alſo dieſe Abſtammung himmelweit entfernt von dieſer neuen ſupponirten, die man unſchicklicher Weiſe und ohne Grund dieſem Hauſe Medicis geben will; wie dieß auch das oben gedachte lügenhafte Buch vom Leben der Königinn thut.

Ferner führt der gedachte Herr Erzbiſchoff an, daß in den Chroniken ſteht, wie ein gewiſſer Eberhard von Medicis, Herr von Florenz, nach mehrern Jahren auf dem Zug Karls des Großen gegen den Longobardiſchen König Didier ihm mit verſchiedenen ſeiner

Ba-

Vaſallen zuzog und nachdem er ihm ſehr wacker beygeſtanden hatte in der gedachten Herrſchaft Florenz beſtätigt und damit belehnt wurde. Verſchiedene Jahre darauf zog ein Annemond von Medicis ebenfalls Herr von Florenz, mit mehrern ſeiner Getreuen nach dem gelobten Lande, mit Gottfried von Bouillon, wo er bey der Belagerung von Nizea in Aſien ſtarb.

So erhielt ſich dieß Haus ſtets in ſeiner Größe, bis Florenz durch die einheimiſchen Kriege in Italien zwiſchen den Kaiſern und ihren Italieniſchen Unterthanen zur Republik wurde, in welcher Periode erlauchte Perſonen aus dieſem Hauſe ihre Tapferkeit und ihre Hoheit von Zeit zu Zeit an den Tag legten. So ſehen wir in dieſen letzten Jahrhunderten den großen Cosmus von Medicis, der durch ſeine Heere, Fahrzeuge und Flotten, bis an die entfernteſten Gränzen des mittelländiſchen Meers und des Orients das Schrecken der Türken war, ſo daß er zu ſeiner Zeit von keinem, auch dem Größten, nicht an Macht, Vortrefflichkeit und Schätzen übertroffen wurde, wie Raphael von Volaterra davon ſchreibt.

Die von ihm erbauten Tempel und heilige Oerter, die bis nach Jeruſalem von ihm geſtifteten Hoſpitäler ſind ein einleuchtender Beweis von ſeiner Gottesfurcht und Großmuth.

Es war ferner Laurentius von Medicis, der durch ſeine vortrefflichen Handlungen den Zunahmen des Großen erhielt. — Die beyden großen und ehrwürdigen Päpſte Leo und Clemens und ſo viele andre Cardinäle und große Männer, ſind aus dieſem Hauſe und dann auch jener große Cosmus von Toſkana; ſo weiſe und einſichtsvoll, als je einer war. Kurz man kann dieſem Hauſe Medicis in keiner Rückſicht

abſprechen, daß es ſehr erlaucht, edel und groß in jeder Beziehung iſt.

Was das Haus Boulogne und Auvergne betrifft, ſo kann niemand in Abrede ſeyn, daß es ſehr groß iſt, da es von jenem großen Gottfried von Bouillon abſtammt, der Waffen und Wappen mit einer ſo großen Anzahl von chriſtlichen Fürſten, Herrn, Rittern und Soldaten führte und damit bis nach Jeruſalem vordrang zum heiligen Grab unſers Herrn und Erlöſers, wo er ſich mit Gottes Gnade und Beyſtand und durch ſeinen tapfern Arm zum König machte; zum König nicht allein von Jeruſalem, ſondern auch von einem großen Theil des Orients, zur Beſchämung Mahomeds, der Saracenen und Mahomedaner, ſo, daß alle Welt darüber erſtaunte, das dort ganz unterdrückte Chriſtenthum durch ihn wieder aufgerichtet zu ſehen.

Alle Thronen und große Häuſer der Welt ſuchten daher auch die Verbindung mit dieſem Hauſe wie z. B. Frankreich, Schottland, England, Ungarn und Portugall, ſo daß dieß letztere Königreich ihm eigentlich mit Recht zukäme, wie ich von dem erſten Präſidenten de Thou *) gehört habe, und wie die Königinn ſelbſt mir die Ehre erzeigte, mir zu ſagen, als ſie zu Bourdeaux den Tod des letzt verſtorbenen Königs Sebaſtian erfuhr; weswegen ſie auch zu Darthuung ihres Rechts auf gerichtlichem Wege in der letzten Verſammlung der portugieſiſchen Reichsſtände zugelaſſen wurde, noch vor dem Abſterben des Königs Heinrich, nachdem aber der König von Spanien das Reich bereits weggenommen hatte. Sie würde ſich jedoch dabey nicht beruhigt haben, wenn ſie nicht durch Gründe dazu vermocht worden wäre, die ich bey einer andern Gelegenheit anführen werde.

Hier-

Hieraus laſſe ich nun einen jeden erwägen, ob dieß Haus Boulogne groß war; ja, ſo groß, daß ich einſt den Papſt Pius den Vierten, als er ſeine Creaturen die Cardinäle von Ferrara und von Guiſe nach ſeiner Erhebung zur Tafel gezogen hatte, hierbey ſagen hörte: er halte dieß Haus für ſo groß, daß er in ganz Frankreich keines wüßte, von dem es an Alterthum, Vortrefflichkeit und Größe übertroffen würde.

Dieß mögen die heilloſen Verläumder beherzigen, welche vorgegeben haben, dieſe Königinn ſey eine Florentinerinn von niedriger Herkunft; man ſieht hier das Gegentheil. Ueberdieß war ſie auch nicht ſo arm, daß ſie der Krone nicht als Heirathsgut Ländereyen mitgebracht hätte, welche gegenwärtig hundert und zwanzigtauſend Livres einbringen; als die Grafſchaften Auvergne, Lauraguais, Leverous, Douzenac, Chouſſac, Gorreges, Hondocourt und andre Güter, alles aus der Verlaſſenſchaft ihrer Mutter. Dazu bekam ſie noch als Mitgabe mehr als zweymahlhunderttauſend Scudi oder Ducaten, welche heutzutage mehr als viermahlhunderttauſend ausmachen würden, nebſt einer großen Menge Meublen, Koſtbarkeiten, Schmuck und Edelgeſteine, worunter auch die ſchönſten und größten Perlen waren, die man je in ſo großer Anzahl beyſammen geſehen hat und welche ſie nachher ihrer Schwiegertochter, der Königinn von Schottland gab, an deren Hals ich ſie ſah.

Ueberdieß brachte ſie auch noch eine Menge Herrſchaften, Landgüter und Anſprüche mit, die ſie in Italien hatte.

Mehr noch als jenes alles iſt noch dieß werth, daß durch dieſe Vermählung die Franzöſiſchen Angelegen-

legenheiten, welche durch die Gefangenschaft des Königs und den Verlust von Mailand und Neapel so sehr erschüttert worden waren, anfingen, wieder Festigkeit zu gewinnen.

Der König Franz wußte es aber auch wohl zu erkennen, daß diese Vermählung seinen Angelegenheiten sehr aufgeholfen hatte. Auch gibt man ihr zur Devise einen Regenbogen mit der Umschrift in griechischer Sprache:

Sie bringt Licht und Klarheit

womit man so viel sagen wollte, daß, wie der Regenbogen am Himmel schönes Wetter nach dem Gewitter bringt und verkündet, so auch diese Königinn ein wahres Himmelszeichen der Heiterkeit und Ruhe des Friedens war.

Der Kaiser wagte nun seinen stolzen Wahlspruch: Immer weiter, nicht weiter zu treiben. Denn ungeachtet zwischen ihm und dem König Franz Waffenstillstand war, brütete er dennoch stets über ehrsüchtigen Anschlägen und trachtete stets darnach, wo er nur irgend konnte, Frankreich etwas abzuzwacken. Daher kam ihm jene Verbündung mit dem Papst sehr ungelegen, weil er ihn als einen schlauen muthvollen Mann kannte, der noch Rache gegen ihn im Herzen trug, weil er ihn bey der Plünderung Roms durch die kaiserliche Armee hatte gefangen nehmen lassen.

Auch diese Vermählung mißfiel ihm so sehr, daß ich von einer wahrhaften damahls am Hof befindlichen Dame versichern hörte: wenn er nicht mit der Kaiserinn schon vermählt gewesen wäre, würde er gesucht haben, auf diese Art in die Verwandschaft des gedachten Papsts zu kommen. Denn wenn dieser so lange

gelebt

gelebt hätte, als er wohl leben konnte, so würde er es ihm wohl gedacht haben und hätte sich jene Gefangennehmung theuer bezahlen lassen und zwar zum Vortheil seiner Nichte und des Throns auf den sie verpflanzt worden war; so aber starb er sehr frühe.

Nachdem unsre Königinn ihre Mutter Magdalena von Boulogna in ihrer zarten Jugend verlohren hatte, wurde sie durch ihren guten Onkel an unser Frankreich vermählt, wohin man sie zur See nach Marseilles in großem Triumph brachte und in einem Alter von 14 Jahren ihre Vermählung mit aller Pracht vollzog. Da sie zehn Jahre lang unfruchtbar war, so gab es eine Menge Personen, welche dem König und dem Dauphin zuredeten, sich von ihr scheiden zu lassen, weil es nothwendig war, Nachkommenschaft für den französischen Thron zu bekommen. Sie hatte sich aber bey ihrem königlichen Schwiegervater und bey ihrem Gemahl, dem König Heinrich, so beliebt gemacht, daß beyde nie darein willigen wollten. Wirklich brachte sie auch endlich nach den zehn Jahren erst, wie denn die Damen aus dem Hause Medicis später Natur sind, den nachherigen König Franz den Zweiten zur Welt.

Hierauf wurde die Königinn von Spanien gebohren, und dann nacheinander jene schöne und erhabene Nachkommenschaft, die wir gesehen haben und die zu Folge eines unglücklichen Verhängnisses gleichsam plötzlich entstand und plötzlich verschwand. Der König, ihr Gemahl, liebte sie um dieser Descendenz willen noch weit mehr, wie wohl er sie zuvor schon sehr geliebt hatte, so daß, ob er gleich verliebter Complexion war und die Veränderung in der Liebe sehr liebte, er dem ungeachtet sehr oft sagte: von allen Damen

der

der Welt, die er kenne, wüste er doch keine, die ihr hierin gleichkäme.

Er hatte auch sehr Recht, denn sie war eine schöne und liebenswürdige Fürstinn. Sie war von sehr schöner und reicher Taille, von großer Majestät, wobey sie jedoch zu seiner Zeit sehr sanft seyn konnte, von schönem reitzenden Ansland, von schönen und angenehmen Geschichtszügen, hatte einen sehr schönen weißen und vollen Busen, so wie sie denn auch überhaupt sonst an ihrem Leibe sehr weiß, von schönem Umriß und reiner Haut war, sehr vollkommen, ein schönes Bein, das sie gern sehr knapp kleidete, was ich alles von einigen ihrer Hofdamen gehört habe. Endlich hatte sie auch die schönste Hand, die, glaube ich, je gesehen worden ist. Die Dichter priesen ehemahls Auroren wegen ihrer schönen Hände und schönen Finger; ich glaube aber, daß die Königinn sie hierin ganz verdunkelt haben würde. Auch behielt sie solche so schön bis an ihren Tod.

Ihr Sohn, der König Heinrich der dritte erbte viel von dieser Schönheit der Hand.

Ueberdieß kleidete sie sich auch jederzeit sehr gut und prächtig und hatte immer irgend eine neue und artige Erfindung, kurz sie besaß eine Menge Schönheiten, die sie liebenswürdig machten.

Ich erinnere mich hierbey, daß sie einst in Lyon zu einem Mahler Nahmens Corneille ging, der in einem großen Zimmer alle große Herrn, Prinzen, Cavaliers, und große Königinnen, Prinzessinnen, Hofdamen und Hoffräuleins gemahlt hängen hatte. Als wir nun in diesem Gemählezimmer waren, erblickten wir darin diese Königinn abgemahlt in ihrer Schönheit und Vollkommenheit, französisch gekleidet

in

in einem Chapperon mit ihren großen Perlen und einer Robe mit großen Aermeln von Silberstoff mit Luchs gefüttert. Alles so vortrefflich gut dargestellt, besonders ihr schönes Gesicht, daß dem Bild nur die Sprache fehlte; ihre schönen drey Töchter waren mit dabey gemahlt.

Dieß Gemählde machte ihr und der ganzen anwesenden Gesellschaft viel Vergnügen, da man sich sehr damit amüsirte, sie zu betrachten, zu bewundern und ihre Schönheit über alle zu erheben. Sie selbst vertiefte sich so sehr in den Anblick, daß sie kein Auge davon verwenden konnte, bis der Herr Herzog von Nemours zu ihr sagte: Madam, ich finde Sie hier sehr gut getroffen, so daß sich gar nichts daran aussetzen läßt. Ihre Töchter machen Ihnen meines Erachtens viele Ehre, da sie Sie nicht zurücklassen und nicht übertreffen.

Sie gab ihm zur Antwort: Mein Vetter, ich glaube, daß Sie sich wohl noch der Zeit, des Alters und der Kleidung dieses Gemähldes erinnern werden; und da Sie mich so gesehen haben, so können Sie weit besser, als irgend jemand von der Gesellschaft hier beurtheilen, ob man mich für das hielt, was Sie sagen und ob ich so war, wie ich hier gemahlt bin.

Es war nicht eine Person in der ganzen Gesellschaft, die diese Schönheit nicht unendlich hochgeschätzt und gepriesen und nicht gesagt hätte: die Mutter sey der Töchter, und die Töchter der Mutter würdig. Diese ihre Schönheit verlohr sich auch nicht bey ihr, weder in ihrem Ehestand, noch in ihrem Wittwenstand, beynahe bis ans Grab; nicht daß sie so frisch gewesen wäre, wie in ihren Blüthejahren, aber doch erhielt sie sich gut und blieb stets sehr reizend und angenehm.

Sie

Sie war eine sehr gute Gesellschafterinn von muntrer Laune und liebte alle anständigen Leibesübungen z. B. den Tanz, wo sie sehr viel Grazie und Majestät zeigte.

Auch die Jagd liebte sie sehr. Hievon hörte ich von einer großen damahligen Hofdame folgendes erzählen: der König Franz hatte sich einen besondern Zirkel auserlesen, welcher die kleine Bande genannt wurde und aus den schönsten artigsten Damen seines Hofs bestand, denen er vorzüglich gewogen war. Da stahl er sich denn oft von seinem Hofe weg nach andern Häusern, um da zu jagen und sich die Zeit zu vertreiben, und blieb dann bisweilen, acht, zehn Tage oft mehr oft kürzer daselbst, je nachdem er gerade Lust dazu hatte. Da unsre Königinn, welche damahls die Frau Dauphine war, sah, daß solche Parthien ohne sie gemacht wurden, und daß hingegen ihre Schwägerinnen sich dabey befanden, während sie das Haus hüten mußte, so bat sie den König, sie jedesmahl auch mit zu nehmen: Er möchte ihr die Ehre erzeigen, ihr zu erlauben, daß sie nicht von seiner Seite käme.

Man sagt, daß sie, so fein und scharfsinnig als sie war, dieß nicht sowohl um der Jagd willen, als vielmehr in der Absicht that, die Handlungen des Königs zu beobachten, in seine Geheimniße einzudringen und alles zu hören und zu erfahren.

Der König Franz wußte ihr diese Bitte, die er als einen Beweis ansah, daß sie sich gerne in seiner Gesellschaft befinde, so sehr Dank, daß er sie ihr ganz bereitwillig zugestand. So sehr er sie auch vorher schon liebte, so liebte er sie doch darum noch weit mehr und machte sichs zum angenehmen Geschäfte, ihr

auf

auf der Jagd alles mögliche Vergnügen zu verschaffen, wobey sie ihn nie verließ und ihm auf jedem Rennen folgte. Sie war eine sehr gute und kecke Reiterinn und saß sehr gut zu Pferd; sie war auch die erste, die sich des Männersattels bediente, was sich viel besser ausnimmt, als auf dem Damen-Sattel (planchette). Sie ritt auch jederzeit sehr gern bis in ihr sechzigstes Jahr und darüber, da sie es denn aufgeben mußte, was sie äusserst ungern that. Denn dieß war so eine ihrer größten Vergnügungen, starke Ritte zu machen, ungeachtet sie öfters gefährlich gestürzt war. Sie wurde einigemahl so hart abgeworfen, daß sie ein Bein brach und am Kopf Schaden nahm, worüber sie trepanirt werden mußte. Als sie Wittwe war und die Vormundschaft des Königs nebst der Reichsregierung zu besorgen hatte, begleitete sie den König jederzeit und führte ihn und alle ihre Kinder mit sich. So lange der König ihr Gemahl noch lebte, ritt sie gewöhnlich mit ihm auf die Hirsch Jagd und sonst auf Jagden.

Wenn er Pallemail spielte, sah sie dem Spiel öfters zu und spielte auch wohl selbst mit. Sie schoß auch gern mit der Armbrust und schoß sehr gut. So oft sie spatzieren ging, ließ sie sich solche nachtragen und wenn sie einen guten Schuß anzubringen sah, schoß sie.

Sie erfand immer irgend einen neuen Tanz, wenn Sie sah, daß das Wetter nicht gut war.

Eben so erfand sie auch Spiele und spielte solche durcheinander bald mit diesem bald mit jenem. Denn sie war sehr herablassend, aber auch wieder sehr streng und rauh, wenn es seyn mußte.

Sehr gern sah sie Lust- und Trauerspiele aufführen, seit der Sophonisbe aber, von dem Herrn von Saint-Gelais, die sie bey der Vermählung des Herrn von Cypiere und des Marquis von Elboeuf zu Blois durch ihre Hoffräuleins, andere Damens, Fräuleins und Hofcavaliers aufführen ließ, glaubte sie, den Angelegenheiten des Staats dadurch Nachtheil verursacht zu haben, wie auch geschah, weswegen sie nie wieder spielen ließ, wohl aber Comödien und Tragi-Comödien, besonders die von Hanswursten und Pickelheringen. Sie fand sehr viel Vergnügen daran, und lachte sich recht herzlich darüber satt wie eine andre; denn sie lachte gern und war auch von Natur sehr aufgeweckt, machte gern ihr Späßchen und liebte witzige Repliken.

Oft bestand ihr Zeitvertreib Nachmittags darin, daß sie in Seide arbeitete, worin sie es zu einem äußerst hohen Grad von Vollkommenheit gebracht hatte.

Kurz diese Königinn war allen anständigen Uebungen sehr ergeben und es gab nicht eine, die sie nicht verstanden und getrieben hätte, wenn solche nähmlich anders für sie und ihr Geschlecht anständig war.

Wenn sie jemand mon ami nannte, so war dieß ein Zeichen, daß sie ihn entweder für einen Dummkopf hielt oder im Zorn war. Der Kammerherr von Bois-Fevrier sagte es ihr daher einst bey einer solchen Gelegenheit gerade heraus: ach, Madam, ich wollte lieber, Sie hätten mich Ihren Feind genennt. Denn wenn Sie sagen, mein Freund, so ist dieß so gut, als ob Sie mir sagten, ich sey ein Narr oder Sie seyen aufgebracht über mich. Dieß habe ich schon lange weg-

Was ihren Geist betrifft, so war dieser sehr groß und bewundernswürdig; wie sie bey so viel schönen und ausgezeichneten Handlungen gezeigt hat, die ihr Leben auf ewig glorreich machen. Der König, ihr Gemahl und ihr Vetter schätzten sie so sehr, daß, als der König seinen Zug nach Deutschland antrat, er sie durch eine feierliche Erklärung in voller Sitzung des Parlaments zu Paris zur Regentinn und Statthalterinn seines ganzen Reichs, während seiner Abwesenheit, verordnete und einsetzte. Auf diesem Posten bewies sie so viele Klugheit, daß ungeachtet der Abwesenheit des Königs kein Aufstand, keine Veränderung noch Gährung in unserm Reich erfolgte, im Gegentheil stand sie der Führung der Geschäfte so gut vor, daß sie den König mit Geld, Mitteln, Leuten und Beystand jeder Art unterstützte, was ihm sehr gut zu statten kam, besonders zu Eroberung der Städte Y..oy, Montmedy, Dampvilliers, Chimay und andrer im Herzogthum Luxemburg.

Hiernach mag man also beurtheilen, ob der Verfasser der oben gedachten saubern Lebensbeschreibung recht unverschämt verleumdet habe wenn er sagt: der König ihr Gemahl habe nie zugeben wollen, daß sie die Nase in Staatsangelegenheiten stecke. Indem er sie, wie gesagt, zur Regentinn in seiner Abwesenheit ernannte, gab er ihr dadurch doch wohl die schönste Gelegenheit, sich vollständig damit bekannt zu machen, wie sie auch in der Abwesenheit des Königs während aller Reisen, die er jährlich zu seinen Armeen machte, gethan hat.

Was that sie nach der Schlacht bey Saint Laurens, wo der Staat erschüttert und der König nach Compiegne gegangen war, um eine neue Armee zu errichten? Sie nahm sich der Angelegenheiten mit solchem

Eifer an, daß ſie die Herrn von Paris dahin vermochte, ihrem König einen ſchleunigen Beyſtand zu leiſten, der ihm, ſowohl was das Geld, als was andre nothwendige Kriegsbedürfniſſe betraff, ſehr willkommen war.

Nachher, als der König, ihr Gemahl verwundet war, iſt jedermann, der ſich jener Zeit noch erinnern kann, die große Sorgfalt bekannt, die ſie für ſeine Heilung trug; wie manche Nächte ſie bey ihm durchwachte, ohne ſich niederzulegen, wie ungeſtüm und unabläſſig ſie Gott mit Gebeten, Prozeſſionen und Kirchgängen darum anflehte, und wie viele Eilboten ſie nach allen Enden der Welt ausſchickte, um geſchickte Aerzte und Wundärzte aufzutreiben.

Als aber endlich ſein Stündlein gekommen und er aus dieſem Leben in jenes hinüber gegangen war, wehklagte und weinte ſie ſo ſehr um ihn, daß ihre Thränen bey ſeinem Andenken nie vertrockneten. Wenn man von ihm ſprach, ſo traten ihr, ſo lange ſie lebte, jederzeit noch welche vom Grunde des Herzens in die Augen. Daher nahm ſie auch folgende für ihre Trauer und ihr Klage paſſende Deviſe nämlich einen Berg von lebendigem Kalk, auf welchen Waſſertropfen vom Himmel fielen, mit der lateiniſchen Umſchrift:

Ardorem extincta teſtantur vivere flamma.

Dies Sinnbild war von der Natur des lebendigen Kalks hergenommen, der, wenn er mit Waſſer begoſſen wird, ſtark brennt und ſeine Hitze zeigt, ungeachtet die Flamme gelöſcht iſt.

So zeigte alſo unſre Königinn ihre heiſſe Liebe durch ihre Thränen, wenn gleich die Flamme, der König ihr Gemahl, erloſchen war. Es hieß ſo viel: ungeachtet

geachtet er todt ſey, zeige ſie doch durch ihre Thränen, daß ſie ihn nicht vergeſſen könne und ihn noch jederzeit liebe.

Als der gute König Renatus von Sicilien ſeine Gemahlinn Iſabelle, gebohrne Herzoginn von Lothringen, verlohren hatte, betrauerte er ihren Verluſt ſo ſehr, daß er nie wieder des Lebens froh wurde, und als ſeine vertrauteſten Freunde und Günſtlinge ihn zu tröſten verſuchten, führte er ſie in ſein Kabinet und zeigte ihnen einen eigenhändig von ihm gemahlten türkiſchen Bogen mit zerriſſener Sehne, worunter geſchrieben war:

Arco, per lentare, Piaga non ſana

alsdann ſagte er zu ihnen: durch dieß Gemählde, meine Freunde, beantworte ich Euch alle Eure Vernunftgründe. Denn ſo wie man die Wunde von einem Pfeil, dadurch, daß man den Bogen abſpannt oder deſſen Sehne zerreißt, nicht zu heilen vermag, eben ſo iſt die Wunde von der rechtlichen Liebe, die ſie in ihrem Leben meinem Herzen ſchlug, durch den Tod meiner theuren Gemahlinn, darum noch nichts weniger, als geheilt.

An mehrern Orten zu Angers ſieht man dergleichen türkiſche Bogen gemahlt mit ſolchen zerriſſenen Sehnen und der gedachten Umſchrift, beſonders bey den Franziſkanern in der von ihm erbauten Kapelle des heiligen Bernhardins. Dieſe Deviſe nahm er erſt nach dem Tode ſeiner Gemahlinn an; denn ſo lange ſie noch lebte, führte er eine andre.

Unſre Königinn ließ um ihre obengedachte Deviſe zerſchlagene Trophäen und Spiegel, zerbrochene Fächer und Federbüſche und auf den Boden zerſtreute Edelſteine und Perlen neoſt Gliedern von zertrümmerten Ketten bilden, um damit anzuzeigen, daß ſie

den festen Entschluß gefaßt habe, allen Eitelkeiten der Welt zu entsagen, weil ihr Gemahl, um den sie zu trauern nie aufhörte, nun gestorben sey: Wirklich würde sie auch endlich, ohne Gottes sonderbaren Beystand und die ihr von ihm verliehene Standhaftigkeit, ein Opfer dieser großen Traurigkeit und Betrübniß geworden seyn. Vieles trug hierzu auch dies bey, daß sie es für Pflicht hielt, sich für ihre Kinder zu sparen, welche noch sehr jung waren und, so wie das Reich, ihrer Vorsorge sehr bedurften, wies nachher auch die Erfahrung gelehrt hat. Denn, wie eine zweyte Semiramis oder Athalia, versorgte, schützte, rettete sie ihre gedachten Kinder in ihren Regierungen vor manchen in ihren zartem Alter gegen sie geschmiedeten Unternehmungen mit solcher Klugheit und Anstrengung, daß alle Welt sie darüber bewunderte.

Als sie nach dem Tod ihres Sohns des Königs Franz, während der Minderjährigkeit unsrer Könige, auf Verfügung des Reichstags zu Orleans Regentinn des Reichs wurde, [4]) wußte sie dem König von Navarra gar geschickt den Rang dabey abzulaufen; und hätte sie es weiter treiben wollen, so hätte sie ihn des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklären lassen können [6]). Wenn die Frau von Montpensier [7]) nicht gewesen wäre, welche sehr vielen Einfluß auf sie hatte, hätte sie dies auch vielleicht gethan wegen der Ränke, welche der Prinz von Conde gegen den Staat geschmiedet hatte, oder geschmiedet haben sollte [8]). Es kam so daß nun gedachter König von Navarra noch froh seyn mußte, unter ihr zu stehen. In der That für einen Anfang ein schöner Zug, der ihrem politischen Talent viele Ehre machte [9]).

So bald sie einmahl fest saß, wußte sie ihren Rang und ihr Ansehen so gut zu behaupten und so gebie-

gebieterisch, daß niemand, so groß und unruhig er sonst auch seyn mochte, ihr zu widersprechen, wagte, bis drey Monathe darauf, als der Hof zu Fontainebleau war, der König von Navarra seine Lust büssen wollte. Die Veranlassung dazu nahm er daher, daß es ihn verdroß, wenn der Herrzog von Guise sich als Obristhofmeister alle Abende die Schlüssel zum Logis des Königs bringen ließ und die ganze Nacht auf seinem Zimmer behielt. Dieß gehörte aber mit zu seinem Posten und niemand darf ohne sein Vorwissen hinausgelassen werden. Doch verdroß es, wie gesagt, den König von Navarra und sein Verdruß, als er die verlangte Aenderung hierin nicht erlangen konnte, war so stark, daß er eines Morgens kam und sich vom König und der Königinn um den Hof zu verlassen, beurlaubte, wobey er alle Prinzen vom Geblüt, dieser zu gewinnen gewußt hatte, nebst dem Herrn Connetable und dessen Kindern und Enkeln mitnahm.

Die Königinn, die sich dieses Auftritts gar nicht versah, war anfangs sehr betreten darüber, versuchte alles mögliche um es zu hintertreiben, und machte dem König von Navarra gute Hoffnung, daß er wenn er Geduld habe, gewiß noch befriedigt werden solle. Sie konnte aber mit guten Worten nichts ausrichten und er trat wirklich seine Abreise an. Da nun also alles nichts half verfiel, die Königinn auf eine List [10]). Sie schickte nähmlich dem Herrn Connetable den Befehl zu: als der vornehmste, erste und älteste Kronbeamte müße er bey seinem Herrn dem König bleiben, und seiner Pflicht und Stelle gemäß, dessen Person nicht verlassen.

Klug und einsichtsvoll, eifrig seinem Herrn ergeben und um seine eigne Größe und Ehre besorgt, wie der Herr Connetable war, sann er ein wenig nach,

was wohl bey der Forderung seiner Pflicht und bey dem ihm ertheilten Befehl zu thun seyn möchte, ging hierauf zum König, um ihm aufzuwarten und zu versichern, daß er bereit sey, sein Amt und seine Pflicht zu erfüllen und nicht von seiner allerhöchsten Person zu weichen ").

Der König von Navarra wurde äusserst darüber betreten. Er war schon im Begriff aufzusitzen und wartete nur noch auf den Herrn Connetable, als dieser kam und ihm den erhaltenen Befehl und die Pflicht seines Postens vorstellte und ihm dabey zuredete, ebenfalls da zu bleiben und den Hof nicht zu verlassen; denn sonst sehe er sich genöthigt, ihn allein reisen zu lassen, indem er um seiner Ehre und Pflicht willen ihm nicht folgen könne. Auf dieß Zureden des Herrn Connetable ging der König von Navarra denn auch wirklich zum König und zur Königinn und nach einer Conferenz mit Ihren Majestäten wurde seine Reise eingestellt und sein Gepäck, das schon bis Melun voraus war, zurückberufen.

Alles wurde zur Zufriedenheit des Königs von Navarra beygelegt, ohne daß jedoch der Herzog von Guise etwas von seiner Stelle verlor, noch etwas von seiner Ehre nachgab; denn er behielt jederzeit den Vorzug und was ihm sonst gehörte, ohne sich durch irgend etwas irre machen zu lassen, ungeachtet er hier nicht der Stärkste war. Er war aber überhaupt in dergleichen Dingen ein Mann, der den Kopf so leicht nicht verlor, sondern gut zu trotzen und sich zu behaupten, und was er hatte, zu behalten wußte.

Es ist kein Zweifel, so wie auch damahls jedermann dafür hielt, daß wenn die Königinn sich nicht

der

der gedachten List gegen den Herrn Connetable bedient hätte, dieser ganze Trupp hingegangen seyn und Paris aufgewiegelt haben würde "), was in der That nicht gut gewesen wäre. Ihre Klugheit verdient also schon um dieses einzigen Zugs willen hochgepriesen zu werden. Ich weiß es, denn ich war damahls dabey, weiß auch, daß einige damahls wähnten, er sey nicht von ihrer Erfindung, sondern, von dem Cardinal von Tournon, einem weisen einsichtsvollen Prälaten. Allein dies ist alles lauter Lüge, denn so ein alter geübter Schlaukopf und erfahrner Rathgeber dieser auch war, so war doch die Königinn meiner Treue noch schlauer, als er, ja als der ganze Staatsrath des Königs zusammen. Denn gar oft, wenn dieser sich nicht zu helfen wußte, half sie ihm wieder ein und brachte ihn auf die rechte Spur, wie ich eine Menge Beyspiele davon anführen könnte. Ich will mich aber mit einem einzigen ganz frischen begnügen, das sie selbst mir die Ehre erzeigte, mir zu entdecken. Es ist folgendes:

Als sie nach Guyenne und Coignac kam, um die, Prinzen von der reformirten Religion und die von der Ligue] mit einander auszusöhnen und die Ruhe im Reiche herzustellen, das unter solchen Spaltungen seinem Untergange nahe gebracht wurde, so verfiel sie darauf, vorläufig einen Waffenstillstand zu schließen, um alsdann während desselben desto bequemer am Frieden arbeiten zu können. Der König von Navarra und der Prinz von Conde waren sehr schlecht damit zufrieden und murrten darüber, weil eine solche Bekanntmachung eines Waffenstillstands ihnen sehr zum Nachtheil gereichen müßte, indem ihre fremden Truppen, die sie verschrieben hatten, auf die Nachricht davon unterwegs kälter werden oder ihren Marsch gar verzögern könnten. Sie waren dabey fest überzeugt, die Königinn habe bloß diesen Zweck; sie sagten und beschlos-

sen sogar, nicht zu ihr zu kommen noch, in Unterhandlungen mit ihr zu treten, bis dieser Waffenstillstand wiederrufen würde.

Da sie nun den Staatsrath, den sie damahls bey sich hatte, ungeachtet er aus sehr geschickten Männern bestand, sehr in Verlegenheit darüber fand, wie es wohl anzufangen seyn möchte, dieß, was sie für lächerlich und unanständig ja beynahe unmöglich hielten, zu bewerkstelligen, so sagte sie zu ihnen: „was seyd Ihr denn so verlegen über dieß Mittel? Iſts weiter nichts? Dieß ist eine wahre Kleinigkeit. Ihr habt da zu Mellzais die Hugenottischen Regimenter von Neufvy und Sorlu, laßt nur von hier so viel Büchsenschützen, als ihr auftreiben könnt, dahinmarschieren und sie alle zusammenhauen, so ist ja der Waffenstillstand augenblicklich wieder aufgehoben und wiederrufen, ohne daß Ihr Euch weiter die Köpfe darüber zu zerbrechen braucht [1]).

Gesagt, gethan. Die Büchsenschützen wurden sogleich aufgebracht und unter dem Capitain von Etelle hingeschickt, wo sie das Fort und die Barrikaden erstürmten und gleich mit ihnen fertig wurden. Sorlu ein sehr tapfrer Mann blieb nebst mehrern andern auf dem Platz und Neufvy mit einer Menge andrer wurde gefangen, alle ihre Fahnen erbeutet und sie so nach Niort zur Königinn geführt, welche gegen sie eines ihrer gewöhnlichen Gnadenstückchen ausübte, ihnen allen Pardon gab und sie mit ihren sämmtlichen Fahnen zurückschickte.

Dieß ist etwas seltenes; sie wollte dieß aber, wie sie mir sagte, eben um der Seltenheit willen thun, um dem Prinzen zu zeigen, daß sie mit einer sehr einsichts-

ſichtsvollen und ſchlauen Fürſtinn zu thun hätten, und daß man ihr nicht mit einem ſolchen Begehren kommen dürfe, ihr zuzumuthen, daß ſie einen von ihr ausgerufenen Waffenſtillſtand durch denſelben Trompeter wieder ſollte wiederrufen laſſen. So fiel alſo dieſer Schimpf, den ſie ihr zugedacht hatten, auf die Prinzen ſelbſt zurück, denen ſie durch die Gefangenen ſagen ließ, ſie könnten hieraus ſehen, daß ſie durch unvernünftiges und unanſtändiges Begehren nicht ſo leicht auſſer Faſſung zu bringen ſey, ſie könnten ſich alſo ein andermahl dieſe Mühe ſparen, da es in ihrer Macht ſtehe, ihnen Gutes oder Böſes zu erzeigen.

So wußte dieſe Königinn den Herren von ihrem Staats-Rathe zu zeigen, was ſie zu thun hatten. Ich könnte noch eine Menge andrer ſolcher Fälle anführen. Vor allen Dingen aber, will ich denen antworten, welche ich oft habe ſagen hören, daß ſie zuerſt die Waffen ergriffen habe und an unſern bürgerlichen Kriege Schuld ſey. Wer bis zur Quelle derſelben hinaufſteigt, der wird dieß nicht glauben. Denn als das Triumvirat errichtet, und beſonders als der König von Navarra ihm beygetreten war und ſie die Ränke ſah, welche angeſponnen wurden und die Veränderung des Königs von Navarra, der als ein zuvor ſo eifriger Hugenot zu den Katholiken übergetreten war [14]), fing ſie an, von dieſer Veränderung für den König, das Reich und ihre eigene Perſon nachtheilige Folgen zu befürchten und ſann daher ernſtlich nach, was wohl dieſe geheimen Schliche, Verabredungen und Conferenzen für einen Zweck haben möchten. Da ſie nun nicht hinter die eigentliche Beſchaffenheit zu kommen vermochte, ſo bediente ſie ſich der Liſt. Sie ging nähmlich, als die ganze geheime Berathſchlagung auf dem Zimmer des Königs von Navarra gehalten wurde, in

ein Zimmer über dem seinigen, wo sie vermittelst eines längst der Tapeten hinlaufenden Sprachrohrs, ohne entdeckt zu werden, alles hörte.

Unter andern hörte sie einen Antrag, der für sie sehr schrecklich und bitter war. Der Marschall von Saint André, einer vom Triumvirat war nähmlich der Meinung, man müßte die Königinn in einem Sack ins Wasser werfen, denn sonst dürften sie nie hoffen, ihr Vorhaben je ungestört auszuführen. Allein der Herzog von Guise, der durchaus gut und edel gesinnt war, stimmte dagegen; indem es gar zu ungerecht sey, die Gemahlinn und Mutter ihrer Könige so elendiglich umkommen zu lassen, er widersetzte sich also durchaus und darum liebte ihn auch die Königinn allezeit [11]), was sie vorzüglich dadurch bewies, daß sie nach seinem Tode seinen Kindern alle seine Stellen verlieh.

Man denke sich, was die Königinn dabey empfinden mußte, als sie dieß Urtheil so mit eignen Ohren anzuhören bekam, und welche Furcht es ihr einjagen mußte, ungeachtet der Widerstand des Herrn von Guise sie wieder beruhigte. Denn wie mir eine von ihren vertrautesten Damen sagte, so befürchtete sie, sie möchten es doch noch ohne sein Vorwissen ausführen, eine Furcht, die in der That nicht ganz ungegründet war. Denn bey einem so verabscheuungswürdigen Vorhaben darf man einem rechtschaffenen Mann nie trauen, noch es ihm eröffnen.

So war es also ihre Sache, auf ihre Rettung bedacht zu seyn, und sich dazu derer zu bedienen, die sie bereits unter den Waffen sah [12]), und die sie bat, sich der Mutter und ihrer Kinder zu erbarmen. Dieß

ist

iſt die ganze Urſache des bürgerlichen Kriegs: denn ſie hatte nie im Sinn, mit den andern nach Orleans zu gehen, noch ihnen den König und deſſen Staaten auszuliefern, wie ſie hätte thun können, ſondern wollte bloß beym Ausbruch der Unruhen in Sicherheit ſeyn, nebſt dem König und ihren andern Kindern; und dies kann man ihr doch nicht verdenken.

Indeſſen war ſie doch ſelbſt bey dieſem Schritt noch ſo vorſichtig geweſen, ſie zu bitten, und ſich ausdrücklich von ihnen verſprechen zu laſſen, daß, ſo oft und ſo bald ſie ſie auffordern würde, die Waffen niederzulegen, ſie ſolches thun wollten; was ſie aber freylich nicht thaten, als ſie zuſammengeſtoßen waren, ſo viel Mühe ſich auch die Königinn bey ihnen darum gab, und ſo viele Gänge ſie auch deßhalb machte und ungeachtet der Unannehmlichkeiten, die ſie zu Talſy ertrug [17]), um ſie dahin zu bringen, daß ſie ſich den Frieden gefallen laſſen möchten, den ſie bereits für ganz Frankreich gut und ſicher entworfen hatte. Und ſo würde dies Feuer und ſo viele andere, die wir von den Ueberbleibſeln der erſten Brände entflammen ſahen, auf ewig in der Geburt erſtickt worden ſeyn, wenn ſie ihr hätten folgen wollen. Ich weiß, was ich ſie oft mit Thränen in den Augen davon habe ſagen hören und mit welchem Eifer ſie ſich dieſe Sache angelegen ſeyn ließ.

So kann man ihr alſo den erſten Ausbruch des bürgerlichen Kriegs nicht zur Laſt legen, eben ſo wenig als den zweyten durch die Affaire bey Meaux [18]). Denn damahls war ſie auf nichts bedacht, als auf die Jagd und dem Könige in ſeinem ſchönen Land-Hauſe Monceaux Vergnügen zu machen, als die Nachricht kam, daß

daß der Prinz von Conde und alle die andern Herrn von der reformirten Religion unter den Waffen und im Felde stünden, um den König zu überfallen, unter dem Vorwand, als hätten sie ihm eine Bittschrift einzureichen. Gott weiß, wer damals Ursache an diesem ersten Aufstand war. Ohne die kürzlich geworbenen sechstausend Mann Schweitzer weiß man nicht, was aus der Sache hätte entstehen können.

Sonderbar genug mußte ienen aber eben die Werbung dieser Schweitzer gewissermaßen zum Vorwand ihrer Waffenergreifung dienen. Denn sie sagten und sprengten öffentlich aus, man habe sie bloß deswegen geworben, um sie damit zu bekriegen; und doch waren sie, wie ich ganz gewiß weiß, da ich mich damahls bey Hof befand, die ersten welche dem König und der Königinn darum anlagen, sich zu rüsten [19]), weil zu besorgen wäre, der Herzog von Alba, der mit einer Armee an der französischen Gränze hinzog, möchte unter dem Vorwand, nach Flandern zu ziehen, einen feindlichen Einfall in Frankreich unternehmen. Sie führten dabey selbst als Beweggrund an, daß es gebräuchlich sey, seine Gränzen in Vertheidigungsstand zu setzen, wenn man seinen Nachbar Kriegerüstungen machen sehe.

Es ist ganz bekannt, wie sehr sie dem König und der Königinn schriftlich sowohl als durch Abgeordnete darum anlagen, besonders der Herr Prinz und der Herr Admiral, welche ausdrücklich dieser Angelegenheit wegen nach Saint-Germain en Laye zum König kamen, wie ich selbst gesehen habe.

So möchte ich auch ferner wissen — denn alles, was ich hier schreibe, habe ich selbst gesehen, — wer wohl den Festnachtsauflauf veranlaßte, und wer den Bruder

des

des Königs und den König von Navarra aufhetzte und verführte, sich in die Unternehmungen einzulassen, um derentwillen la Mole und Coconas zu Paris fielen. Gewiß die Königinn nicht. Denn durch ihre Klugheit verhinderte sie noch, daß das Feuer nicht um sich griff, indem sie Monsieur und den König von Navarra zu Bois des Vincennes in so genauer Verwahrung hielt, daß sie nicht entwischen konnten. Ebendeswegen verschloß sie solche auch nach dem Tod des Königs Karl so gut zu Paris im Louvre und vergitterte eines Morgens ihre Fenster, wenigstens die des Königs von Navarra, der etwas niedriger logirte. Ich weiß, was mir der König von Navarra mit Thränen in den Augen davon sagte. Man bewachte sie dabey so gut, daß sie nie im Stand waren zu entwischen, wie sie im Sinn gehabt hatten, was freylich große Unruhen im Staat verursacht und die Zurückkunft des Königs aus Polen verhindert haben würde; denn dahin ging ihr Plan vorzüglich.

Ich kann dies alles recht genau wissen, weil ich mit dabey war, und es ist abermahls ein Zug, der dem Geist der Königinn Ehre macht. Bey ihrer Abreise von Paris führte sie die Prinzen mit sich, dem König entgegen und dies mit solcher Feinheit und Vorsicht, daß es niemand, der sie sah, eingefallen wäre, sie für gefangen zu halten. Sie hatte sie bey sich in ihrem Wagen und übergab sie dem König in seine Hände, der sie jedoch zum Willkommen begnadigte.

Wer ist es wohl, der Monsieur verführte, in der Nacht aus Paris zu entweichen und seinen königlichen Bruder, der ihn so sehr liebte, zu verlassen, sich seiner Freundschaft verlustig zu machen, die Waffen zu ergreifen, und ganz Frankreich in Aufruhr zu brin-

bringen? Der Herr von La Noue weiß dieß alles, und die Ränke, die sich von der Belagerung von Rouen an entspannen, und was ich ihm damahls hierüber sagte.

Die Königinn Mutter wars also gewiß nicht. Denn bey dieser noch dazu so ganz unvermutheten Entfernung ihres Sohnes schmerzte es sie so sehr, den Bruder gegen seinen Bruder und König empört zu sehen, daß sie schwur, ihr ganzes Leben daran zu setzen, um sie wieder so gut mit einander auszusöhnen, als sie es zuvor waren; was sie auch richtig ins Werk setzte. So hörte ich sie auch zu Blois sagen: ihr eifrigstes Gebet zu Gott flehe darum, daß er ihr die Gnade erzeigen möchte, diese Wiederaussöhnung zu Stand gebracht zu sehen, alsdann möchte er ihr immer den Tod senden, sie würde ihn mit Freuden empfangen; oder sie wollte sich auch auf ihre Landhäuser Monceaux und Chenonceaux begeben, ohne sich je wieder in Staatsangelegenheiten zu mischen und wolle den Rest ihrer Tage in Ruhe zubringen. Wirklich war auch dieß ihre Absicht; allein der König bat sie, sich ihm nicht zu entziehen, indem er und sein Reich zu sehr ihrer bedürften.

Ich halte mich fest überzeugt, daß wenn sie dießmahl den Frieden nicht zu Stande gebracht hätte, es um Frankreich geschehen gewesen wäre. Denn es standen funfzigtausend Fremde auf beiden Seiten, welche dem armen Reich sehr übel mitgespielt haben würden.

Sie war also dießmahl nicht Schuld daran, daß die Waffen ergriffen wurden, eben so wenig, als der erste Reichstag zu Blois, der nur eine einzige Religion im Reiche haben wollte, und darauf antrug, die

der

der ihrigen entgegengesetzte abzuschaffen und zu vertilgen, und deswegen verlangte, daß, wenn man sie nicht durchs geistliche Schwert ausrotten könnte, man sich des weltlichen dazu bedienen sollte. Einige wollten hierbey vorgeben, als ob die Königinn sie dazu gestimmt habe; dies ist aber nicht wahr, denn von manchen Provinzen waren Deputirte da, welche nichts für sie thaten. Ich will damit jedoch nicht sagen, daß sie sie nicht nachher für sich gewonnen hätte, was allerdings ein schöner Beweis von ihrem hellsehenden Geiste war. Auch war sie es nicht, welche jene Stände-Versammlung zusammen berufen hatte; im Gegentheil war sie anfangs ganz dawider gewesen, indem sie dem Ansehen des Königs und ihrem eigenen sehr Abbruch thaten. Die Reformirten hingegen waren es, die schon lange her auf ihre Zusammenberufung gedrungen hatten, und so sind also sie an allen den Unfällen Schuld, die uns bis jetzt betroffen haben.

So wollte man auch ferner ihr zur Last legen, als ob sie an dem Krieg der Ligue Schuld gewesen sey. Allein wenn dieß wäre, warum hätte sie sich denn so viele Mühe gegeben, den gedachten Frieden zu Stande zu bringen. Warum hätte sie den Barricaden-Auflauf zu Paris gestillt, und den König mit dem Herzog von Guise zusammengebracht, um ihn so aus dem Wege räumen zu lassen, wie wir gesehen haben.

Kurz, man mag sie verläumden, wie man will, so bleibt es dabey, daß wir nie wieder eine so friedliebende Königinn in Frankreich haben werden [20]).

Man legte ihr ebenfalls das Pariser Blutbad sehr zur Last. Was dieß betrift, so ist es für mich ein versiegelter Brief. Denn damahls war ich zu Schiffe; jedoch

jedoch hörte ich sagen, daß sie nicht die erste Urheberinn davon gewesen sey. Drey bis vier andre, die ich nicht nennen will, waren weit hitziger darauf, und trieben sie vorzüglich dazu, indem sie ihr glauben machten, bey den Drohungen, die man wegen der Verwundung des Herrn Admirals ausstoße, sey zu befürchten, daß man den König, Sie und Ihre Kinder und den ganzen Hof ums Leben bringen möchte, oder daß wenigstens ein schlimmerer Krieg, als je, daraus entstehen würde.

Hierbey hatten nun freylich die Reformirten sehr Unrecht, daß sie solche Drohungen verlauten liessen, als man versichert, daß sie ausstiessen. Sie verschlimmerten dadurch die Lage des Herrn Admirals und beförderten seinen Tod. Hätten sie sich ruhig verhalten und sich nichts verlauten lassen, sondern gewartet, bis der Herr Admiral geheilt gewesen wäre, so hätte er ganz ungehindert und nach seiner Bequemlichkeit Paris verlassen können, ohne daß weiter etwas erfolgt wäre. Der Herr von La Noue war wohl dieser Meinung, und ich weiß, daß er und der Herr von Strozzy vermöge der letztern Friedensartikel darauf drangen, daß sie berufen und gehalten werden sollten [21]), wogegen die Königinn sich sehr setzte, indem sie die Mißbräuche davon voraus sah, was sie aber dennoch, um sie zu befriedigen, sich gefallen lassen mußte, damit sie nicht länger darnach schreien möchten. Es gereichte aber zu ihrer Beschämung und zu ihrem Nachtheil, nicht zu ihrem Nutzen und Vergnügen, wie sie gedacht hatte, weswegen sie denn auch die Waffen ergriffen. Die Königinn war also abermahls nicht Schuld daran.

Eben so wenig war sie es, als man Mont de Marsan, La Fere in der Pikardie und Cahors einnahm.

Ich

Ich berufe mich hier auf das, was der König zu dem Herrn von Miossans sagte, der von Seiten des Königs von Navarra zu ihm gekommen war, und den er sehr anfuhr und sagte: dies sey ein sauberes Stückchen, daß man indessen aber ihn mit glatten Worten hinhalte, zu den Waffen greife und ihm seine Städte wegnehme!

Hieraus sieht man, wie gegründet das Vorgeben ist, als ob diese Königinn an allen unsern Kriegen und Unruhen Schuld wäre. Ungeachtet sie solche nicht verursacht hatte, so gab sie sich doch jederzeit alle ersinnliche Mühe, ihnen ein Ende zu machen, indem sie es verabscheute, zuzusehen, daß so viele Cavaliers und wackre Männer dabey umkamen. Dessen ungeachtet nun und ohne Rücksicht auf diese ihre Verdienste wurde sie tödtlich gehaßt von Leuten, welche, wenn sie nichts gethan hatte, sehr übel weggekommen seyn, längst der Erde liegen und ihre Partey itzt nicht in so blühenden Umständen sehen würden. Dieß ist ihrer Güte zuzuschreiben, der wir itzt gar sehr benöthigt wären. Denn wie alle Welt es sagt und das arme Volk davon laut schreit, so haben wir leider keine Königinn Mutter mehr, die uns den Frieden verschaffte.

Ihre Schuld war es nicht, daß dieser nicht zu Stand kam, als sie kürzlich nach Guyenne reiste, um mit dem König von Navarra und dem Prinzen von Condé zu Coignac und Jarnac darüber in Unterhandlung zu treten. Ich weiß, was sie mit Thränen in den Augen und Schmerz im Herzen sagte, als die Prinzen sich nicht dazu bequemen wollten. Vielleicht werden wir nie wieder solche Bravaden, Vermessenheit und Drohungen hören, wie wir da-

mahls *) erlebten, noch dazu am Hofe des Königs und in seiner Stadt Paris. Der Herr von Teligny tadelte aber auch damahls seinen Schwiegervater, welcher einer der hitzigsten war, sehr und nannte ihn und seine Compagnons wahre Thoren und unvorsichtige Leute. Der Herr Admiral bediente sich niemahls solcher Ausdrücke, wie ich von mehrern versichern hörte, wenigstens nie laut. Ich will aber damit nicht sagen, daß er in geheim und in Gesellschaft seiner vertrautesten Freunde nicht sehr laut davon gesprochen hätte.

Dieß ist also die Ursache von dem Tod des Herrn Admirals und der Ermordung der Seinigen, nicht aber die Königinn: und dies haben mir Leute versichert, die es recht gut wissen, wiewohl es auf der andern Seite auch viele gibt, die sichs nicht aus dem Kopfe bringen lassen, daß dieß Stückchen von lange her schon angelegt und angesponnen gewesen sey.

Dieß ist aber ganz irrig. Wer am wenigsten von Leidenschaften und Vorurtheilen eingenommen ist, wird meiner Meinung seyn, die eigensinnigsten und leidenschaftlichsten aber glauben anders. Denn oft erzeigen wir Königen und andern großen Fürsten diese Ehre, sie, wenn sie sich gut zu verstellen wissen, für klug und einsichtsvoll zu halten wegen Veranlassung und Lenkung geschehener Dinge, an die sie in ihrem Leben nie so gedacht haben.

Noch einmahl auf unsre Königinn zurück zu kommen. Ihre Feinde warfen ihr unter andern vor, daß sie nicht gut französisch gesinnt sey. Gott weiß es und

*) Der Verfasser kommt hier wieder auf die unvorsichtigen Aeusserungen der Reformirten, nach der Verwundung des Admirals und vor der Bluthochzeit, zurück.

und ich bin Zeuge, wie sehr sie sichs angelegen seyn ließ, die Engländer aus Havre de Grace zu vertreiben, und was sie hierüber dem Herrn Prinzen sagte, und wie sie ihn mit einer Menge Cavaliers von seiner Partey und den Haupt-Compagnien des Herrn von Andelot und andern Hugenotten dahinschickte, und wie sie selbst die Armee anführte, wobey sie gewöhnlich gleich einer zweyten schönen Königinn Marphise zu Pferd saß und sich den Büchsen- und Kanonenschüssen so gut aussetzte, als einer ihrer Officiers, indem sie jederzeit die Batterien beritt und für das Beschiessen Sorge trug, wobey sie sagte: sie könne nie ruhig seyn, so lange sie diese Stadt nicht erobert und die Engländer aus Frankreich vertrieben hätte, weswegen sie auch diejenigen, die solche an diese verkauft hatten, mehr als Gift haßte. Sie brachte es wirklich dahin, daß die Stadt wieder in französische Hände kam.

Als Rouen belagert wurde, sah ich sie äusserst aufgebracht, da sie den englischen Secours hineinrücken sah, der durch die französische Gallerie dahinkam, die im Jahr zuvor erobert worden war. Sie fürchtete, dieser Platz möchte, wenn er von uns nicht erobert würde, unter die Herrschaft der Engländer gerathen, weswegen sie alles daran setzte, ihn weg zu nehmen und selbst täglich nach dem Fort Saint-Catharine kam. Es regnete bey solchen Gelegenheiten Kanonen- und Büchsenschüsse; sie machte sich aber so gut als nichts daraus.

Die, welche damahls dort waren, haben es so gut gesehen, als ich. Es sind noch Damen und Fräuleins von ihr am Leben, die sie dabey begleiteten und denen der Spaß nicht gefallen wollte. Dieß ist mir bekannt und ich habe sie gesehen; und als der

Herr Connetable und der Herr Herzog von Guise ihr vorstellten, sie könnte Schaden dabey nehmen, so lachte sie bloß und sagte: Warum sie sich denn mehr dabey schonen sollte, als Sie? Sie habe so gut Herz, als Sie, obschon nicht so viel Stärke, was ihr Geschlecht nicht anders mit sich brächte. Denn Strapatzen scheute sie gar nicht, es mochte zu Fuß seyn oder zu Pferd. Sie ritt mit dem besten Anstand, ohne darum das Ansehen eines Mann-Weibs (hommalle) nach Art und Weise einer bizarren Amazone zu haben, sondern wie eine artige, schöne, angenehme und sanfte Prinzessinn.

Man hat ihr nachgesagt, sie sey sehr spanisch gesinnt. Es ist wahr, so lange ihre Tochter noch lebte, liebte sie Spanien, nachdem aber diese todt war, so ist es, wenigstens einigen, bekannt, ob sie Ursache hatte, das Land und die Nation zu lieben. Freylich ist es wahr, daß sie jederzeit so klug war, dem König von Spanien auf den Fuß ihres guten Tochtermanns zu begegnen, damit auch er ihre schöne und gute Tochter desto besser behandeln möchte und dann auch darum, damit er nicht unser Frankreich und dessen Ruhe stören, noch uns mit Krieg überziehen möchte, wie er wohl nach seinem ehrgeizigen Sinn Lust und Neigung dazu haben mochte.

Man hat ferner gesagt, daß sie den französischen Adel nicht liebe, und sehr darauf ausgehe, dessen Blut zu vergießen. Zum Beweis, wie sie es schonte, berufe ich mich auf so viele von ihr zu Stand gebrachte Friedensschlüsse; überdieß merke man darauf, ob, so lange sie während der Minderjährigkeit ihrer Kinder Regentinn war, man bey Hof so viele Zänkereyen und Schlägereyen gesehen hat, als seither. Denn sie suchte der-

derzeit dergleichen zu verhüten und verbot stets ausdrücklich, so weit zu kommmen, auch ließ sie die, welche dawider handelten zur Strafe ziehen. Nachher habe ich sie oft bey Hof gesehen, wenn der König auf einige Tage verreiste und sie allein mit der höchsten Gewalt zurückblieb zur Zeit, als die Zänkereyen und Schlägereyen bey Hof häufig zu werden anfingen. Da weiß ich denn, daß sie nie darein willigen wollte und plötzlich den Hauptleuten von der Wache Befehl gab, sie zu verhindern und den Marschällen, sie zu vergleichen. In der That fürchtete man sie auch hierinn weit mehr, als den König. Denn sie wußte solchen Unbotmäßigen und Zänkern die Meinung tüchtig zu sagen und sie kräftig auszufilzen.

Ich erinnere mich, daß als der König einst im Bade von Bourbon war, mein verstorbener Vetter la Chastaignerape eine Zänkerey mit Pardaillan hatte. Sie ließ ihn überall aufsuchen, um ihm bey Lebensstrafe zu verbieten, sich nicht zu schlagen. Zween Tage lang hatte man ihn nirgends finden können, sie ließ ihm aber so gut aufpassen, daß, als er eines Sonntags früh auf der Insel Louviers war und seinen Gegner erwartete, der Regiments-Profoß ihn überfiel und auf Befehl der Königinn gefangen nach der Bastille brachte. Er blieb jedoch nur eine Nacht daselbst, dann ließ sie ihn holen und gab ihm einen halb harten halb gelinden Verweis, so wie sie denn ganz gut und auch streng seyn konnte, wenn sie wollte. Ich weiß wohl, was sie auch mir dabey sagte, weil ich mich als Secundant meines Vetters dabey befunden hatte. Als der ältere meinte sie, hätte ich auch der klügere seyn sollen.

In dem Jahre, da der König aus Pohlen zurückkehrte, entstand eine Streitigkeit zwischen dem Herrn

Gillon und Entraques, beyde brave und wackere Cavaliers; sie forderten sich und als sie schon auf dem Punkt waren, sich zu schlagen, ließ es ihnen der König durch den Herrn von Rambouillet, einen der Hauptleute von seiner Leibwache, der damahls den Dienst hatte, verbieten und befahl zugleich dem Herrn von Nevers und dem Marschall von Rez sie mit einander auszusöhnen, was aber nicht geschah.

Die Königinn schickte Abends nach ihnen und ließ sie zu sich auf ihr Zimmer kommen und da ihre Zänkerey über zwo vornehme Damen von ihrem Hofe entstanden war, so befahl sie ihnen mit aller Strenge, bat sie auch hernach, mit aller Sanftmuth, ihr die Schlichtung ihres Streits zu überlassen, da sie ihnen einmahl die Ehre erzeigte, sich darein zu mischen. Da die Prinzen, Marschälle und Officiers ihre Aussöhnung nicht hätten zu Stand bringen können, so wollte sie diese Ehre haben, dieß zu bewirken und wollte sich ihre Sache vortragen lassen. Sie söhnte sie hierauf aus und machte, daß sie sich umarmten, ohne weitere Umstände, indem sie alles auf sich nahm, so daß durch ihre Klugheit der Grund ihres Zwists, der die Ehre dieser beyden Damen nahe anging und etwas schlüpfrig war, nie bekannt wurde, sondern stets unter ihnen blieb.

Dies ist doch eine große Güte von dieser Fürstinn, wie kann man nun da noch sagen, daß sie den Adel nicht geliebt habe! Ha, wohl liebte sie ihn und schätzte ihn mehr, als zu gut. Ich glaube, daß nicht ein großes Haus in ihrem Reich war, das sie nicht kannte; und viel, sagte sie, habe sie dem großen König Franz zu verdanken der alle Geschlechtsregister der großen Familien seines Reichs kannte; auch hatte sie dies von dem Kö-

nig

nig ihrem Gemahl, der die Eigenschaft besaß, daß, wenn er einmahl einen Cavalier gesehen hatte, er ihn jederzeit persönlich sowohl, als nach seinem Charakter kannte.

Zur Zeit der Minderjährigkeit des Königs habe ich es oft selbst gesehen, daß sie sich die Mühe nahm, ihm Cavaliers aus seinem Reich vorzustellen und ihn dabey zu erinnern: der und der hat dem König Ihrem Vater Dienste geleistet, und dergleichen mehr; wobey sie ihm empfahl, sich dessen zu erinnern, sie zu lieben, ihnen Wohlthaten zu erzeigen und sie bey Gelegenheit wieder zu kennen; was er nachher sehr gut befolgte. Denn durch diesen Unterricht kannte er vollkommen Leute von Rechtschaffenheit, von guter Geburt und von Ehre, die er in seinem Reich hatte.

Die Verläumder haben ebenfalls vorgegeben, als liebte sie ihr Volk nicht. Dies hat sich gezeigt. Wurden je so viele Steuern, Beden, Auflagen und andre Abgaben gefordert, so lange sie während der Minderjährigkeit ihrer Söhne an der Regierung war, als nachher nur in einem einzigen Jahre? Hat man wohl bey ihr so viel Geld verborgen oder nach den Italienischen Banken geschafft gefunden, als man ausgesprengt hat? So weit gefehlt, daß sich nach ihrem Tode nichts, gar nichts, nicht ein Heller fand, und wie ich von einigen ihrer Financiers und verschiedenen ihrer Damen versichern hörte, so fand sich nach ihrem Tode sogar, daß sie achtmahlhunderttausend Thaler Schulden hatte, der Gehalt ihrer Hofdamen, Hofcavaliers und Hausofficianten von einem Jahre her noch rückständig und ihre Einkünfte auf ein ganzes Jahr hinaus schon voraus eingenommen waren. Als ihr daher einige Monathe vor ihrem Ende ihr Cas-

sen-Bedienten diese Verlegenheit vorstellten, lachte sie nur darüber und sagte: man müsse Gott allezeit loben und sehen, wie man sich durchbringe.

Dieß war also ihr verschrieener Geiz und der große Schatz, den sie aufgehäuft haben sollte. Sie dachte gar nicht daran, sich einen zu sammlen. Denn sie war äußerst freygebig und glich hierin ganz ihrem großen Oheim dem Papst Leo und dem Pracht liebenden Herrn Lorenz von Medicis. Sie gab alles wieder weg, verschenkte oder ließ bauen oder brachte es mit anständigem Pracht-Aufwand durch und fand ein Vergnügen daran, ihrem Volk oder ihrem Hof immer irgend ein öffentliche Lustbarkeit zu verschaffen mit Gastereyen, Kämpfen, Bällen und Ringelrennen, deren sie drey sehr prächtige in ihrem Leben gab.

Eins war zu Fontaine-bleau zu Fastnachten nach den ersten Unruhen, wobey ein Turnier und Lanzenbrechen nebst Schrankengefechten waren, kurz alle Arten von Waffenspielen nebst einer schönen Comödie von der schönen Genievra beim Ariest, die sie durch die Frau von Angouleme und ihre wackersten und schönsten Prinzessinnen, Damen und Fräuleins vorstellen ließ, die es auch so gut machten, daß sicherlich noch nie eine schönere Vorstellung gesehen worden ist.

Nachher war eines zu Bayonne bey der Zusammenkunft der Königinn mit ihrer guten Tochter der Königinn von Spanien, wo die Pracht durchgängig so weit getrieben wurde, daß die Spanier, die sonst gewohnt sind, mit Verachtung auf jede andre, als die ihrige, herab zu sehen, zugeben mußten, nie etwas schöners gesehen zu haben und daß ihr König es nicht weiter treiben könnte; daher sie denn auch vollkommen zufrieden wieder weg reisten.

Ich

Ich weiß, daß manche dieſen gar zu übertriebenen Aufwand mißbilligten; allein die Königinn ſagte, ſie thue das, um dem Auslande zu zeigen, daß Frankreich durch die vorhergegangenen Kriege noch nicht ſo ganz zu Grund gerichtet und verarmt ſey, als man es wohl dafür halte und daß man, da für dergleichen Nebendinge ſolcher Aufwand gemacht werde, ihn für nothwendige und weit wichtige Dinge noch weniger ſcheuen würde. Auch habe ſie dabey die Abſicht, Frankreich bey den Ausländern noch mehr in Furcht und Achtung zu ſetzen, ſowohl durch den dabey bewieſenen Reichthum, als durch den Anblick ſo vieler wackern und in den Waffen erfahrnen Cavaliers, wie ſich denn in der That ſehr viele dabey befanden, die ſehr gut ausſahen und Bewunderung verdienten.

Ueberdieß war es nicht mehr als billig, daß man wegen der gröſten ſchönſten, vortreflichſten und beſten Königinn in der ganzen Chriſtenheit auch ganz vorzügliche Feyerlichkeiten veranſtaltete. Denn ſicher würde das Ausland, wenn dieß unterblieben wäre, ſich über uns aufgehalten haben und in ſeiner alten Meinung beſtärkt worden ſeyn, uns alle in Frankreich für Bettelvolk zu halten. So war es alſo nicht ohne guten gültigen Grund, daß dieſe weiſe Fürſtinn und einſichtsvolle Königinn dieſen Aufwand machte.

So machte ſie ebenfalls einen ſehr ſchönen bey der Ankunft der Polen zu Paris, die ſie ſehr prachtvoll in den Thuillerien feierte. Nach der Abendtafel gab ſie ihnen in einem großen in aller Eile erbauten und mit einer unendlichen Menge Fackeln erleuchteten Saal das ſchönſte Ballet, das, wie ich wohl verſichern kann, je in der Welt geſehen worden iſt. Es beſtand aus ſechzehn Damen und Fräuleins, den ſchön-

sten und geschicktesten an ihrem Hof, welche auf einem großen ganz versilberten Felsen erschienen, wo sie in Nischen, die als Wolken geformt waren, zerstreut saßen. Diese sechzehn Damen stellten die sechzehn Provinzen Frankreichs vor, und dabey war die schönste melodische Musik, die man je hören kann. Nachdem sie in diesem Felsen zur Parade, wie in einem Feld, im ganzen Saal umhergefahren waren und sich allgemein hatten sehen lassen, stiegen sie alle hernieder, stellten sich in Form eines kleinen Bataillons von eigner Erfindung, worauf die Saiten-Instrumente, deren wohl gegen dreyßig seyn mochten, eine sehr artige Kriegs-Musik anstimmten, bey der sie sich in Marsch setzten. Bey einer schönen Cadenz näherten sie sich und machten vor Ihren Majestäten ein wenig Halt und hierauf tanzten sie ihr Ballet von einer ganz eignen sonderbaren Erfindung mit so vielen Touren, Contouren, Detouren Verwicklungen, Verwirrungen, Angriffen und Haltungen, wobey jedoch keine einzige Dame je ihre Tour noch ihren Platz verfehlte, so daß alle Welt sich wunderte, daß bey einer solchen Verwirrung und Unordnung dennoch die Ordnung stets so genau beobachtet werden konnte, so sehr besaßen diese Damen eine richtige Beurtheilungskraft, gute Haltung und Kenntniß vom Tanz.

Dieß sonderbare Ballet dauerte wenigstens eine gute Stunde, nach dessen Beendigung alle diese Damen, welche gedachtermaßen die sechzehn Provinzen vorstellten, dem König, der Königinn, dem König von Polen, Monsieur seinem Bruder, dem König und der Königinn von Navarra und andern Großen französischen sowohl als polnischen jede jedem eine goldne Medaille präsentirte von der Größe einer Hand, gut emaillirt und fein gearbeitet, worauf die Früchte und

Besons

Besonderheiten einer jeden Provinz, woran sie vorzüglich fruchtbar waren, vorgestellt waren. z. B.

Provence: Zitronen und Pomeranzen,

Champagne: Getreyde,

Burgogne: Wein,

Guyenne: Kriegsleute, eine große Ehre für diese Provinz, und s. w. alle übrigen Provinzen.

Zu Bayonne wurden ziemlich ähnliche Geschenke gemacht, bey einem Turnier, das daselbst gehalten wurde, und das ich nebst den Präsenten und den Damen, die es hier hielten, wohl näher beschreiben möchte, wenn es mich nicht gar zu weit führte [22]). Es war dabey der kleine Unterschied, daß dort die Herren sie den Damen gaben, und hier die Damen den Herren. Dabey muß man noch wissen, daß alle diese Erfindungen aus keinem andern Kopf kamen, als von der Königinn. Denn sie war Meisterinn hierin und sehr erfinderisch in dergleichen Dingen. Daher kam es denn auch, daß, so viele Feierlichkeiten auch bey Hof vorfielen, diejenigen, die sie veranstaltete, dennoch stets alle andern übertrafen. Auch pflegte man deswegen zu sagen, wenn man etwas schönes sehen wolle, so müsse es von der Königinn Mutter kommen und wenn solche Lustarbeiten auch großen Aufwand verursachten, so gewährten sie dagegen doch gewiß auch allemahl Vergnügen. So sagte sie hiebey oft, sie wolle dem Beyspiel der alten römischen Kaiser nachahmen, welche darauf bedacht waren, dem Volk Schauspiele zu geben und ihm Vergnügen dadurch zu verschaffen um es damit zu beschäfftigen, damit es keine nachtheiligen Beschäfftigungen

gen erwählen möchte. Neben diesem Zweck und ausserdem, daß es ihr Freude machte, dem Volk Vergnügen zu verschaffen, gab sie ihm dadurch auch noch Gelegenheit zum Erwerb. Denn sie liebte alle Arten von Handwerkern sehr, bezahlte sie gut und gab jedem nach seiner Profession dabey zu thun, ohne sie drücken zu lassen, besonders die Maurer und Baumeister, wie das ihre schönen Gebäude in den Tuillerien, zu Saints-Maur, Monceaux und Chenonceaux beweisen. Auch liebte sie die Gelehrten sehr und las ihre Schriften gern oder ließ sich solche vorlesen, wenn sie ihr von ihnen gebracht wurden, oder wenn sie hörte, daß welche erschienen waren, die sie den kaufen ließ. Ja sie las sogar die Schmähschriften, die gegen sie selbst gerichtet waren, machte sich lustig darüber und lachte, ohne sich weiter zu ärgern, sondern nannte sie Schmierer und Aufhefter (des Tarards, et des Donneurs de belle-vélées).

Sie wollte alles wissen. Bey dem Zug nach Lothringen in den letztern Unruhen hatten die Hugenotten eine sehr gute und schöne Feldschlange bey sich, die sie die Königinn Mutter nannten. Sie waren Willens sie zu Villenoces einzugraben, weil sie sie wegen ihres starken Marsches, ihres schlechten Zugviehes und ihrer Schwere nicht weiter bringen konnten; doch wurde sie dort von niemand entdeckt noch gefunden.

Da die Königinn Mutter nun hörte, daß man diesem Geschütz auf solche Art ihren Nahmen gab, wollte sie die Ursache davon wissen und drang deswegen so sehr in einen Officier, bis er es ihr endlich sagte: Madame, sagte er, der Grund hievon liegt darin, daß dieß Stück von größerem und weiterem Caliber

bre iſt, als die andern. Sie war die erſte, welche hierüber recht herzlich lachte.

Es dauerte ſie keine Mühe um etwas nachzuleſen, was ſie auch ſonſt im Kopf haben mochte. So ſah ich ſie einſt, als ſie von Blaye zu Schiff gegangen war, um zur Mittagstafel nach Bourg zu fahren, den ganzen Weg hin in Akten leſen, wie ein Referent oder Advokat. Es war der ganze Proceß verbal des Sekretairs und Günſtlings von dem Herrn Connetable, Dardois, der verſchiedener geheimer Ränke und Verſtändniſſe beſchuldigt und deswegen gefangen nach Bayonne gebracht worden war. Sie verwendete kein Auge davon, bis ſie es durch hatte, und doch waren's über zehn ſtarke Folio-Seiten.

Wenn ſie ſonſt keine Abhaltung hatte, ſo las ſie alle Briefe von Bedeutung, die an ſie einliefen, ſelbſt und ſchrieb ſehr oft mit eigner Hand die Ausfertigungen darauf, nämlich an hohe und vertraute Perſonen. So ſah ich ſie einſt an einem Nachmittag richtig ihre zwanzig noch dazu lange Briefe ſchreiben.

Ohngeachtet ſie eine Italienerinn war, ſprach ſie dennoch ſehr ſchön und gut franzöſiſch, ſelbſt mit Perſonen von ihrer Nation ſprach ſie oft dennoch nicht anders als franzöſiſch. So ſehr hielt ſie Frankreich und die franzöſiſche Sprache in Ehren und ließ ihren ſchönen Ausdruck vor Großen, Fremden und Geſandten hören, die ihr jederzeit nach dem König aufwarteten. Sie antwortete ihnen allemahl ſehr treffend mit einer ſehr feiner Grazie und Majeſtät, wie ich ſie denn auch in den Parlamentern bey öffentlichen und verſchloſſenen Sitzungen reden hörte, wobey ſie dieſe Herrn oft gar gewal-

tig

tig mitnahm. Hatten sie so ihren eigenen Kopf oder wollten nicht recht herausrücken, oder in die in ihrem Staats-Rath entworfenen Edikte, Ordonnanzen des Königs oder auch ihre eigenen nicht willigen, so, kann man versichert seyn, wußte sie einen andern Ton anzustimmen und sich als Königinn gefürchtet zu machen.

Ich sah sie einst zu Bourdeaux, als sie die Königinn von Navarra dem König, ihrem Gemahl, zuführte. Sie hatte ihr befohlen, vom Hof an mit ihr zu kommen, indem sie diese Herren sprechen wollte, welche eine von ihnen erfundene und gehaltene Brüderschaft nicht wieder abschaffen wollten, die sie doch abgeschafft wissen wollte, weil sie voraussah, daß sie einst einen Schwanz nach sich ziehen würde, der nichts taugen und dem Staat nachtheilig seyn möchte. Sie warteten ihr im bischöfflichen Pallast auf, Sonntags früh, als sie eben im Garten spatzieren ging. Es war einer dabey, der das Wort für die andern führte, und sich in seiner Rede alle Mühe gab, zu beweisen, wie großen Nutzen diese Verbindung für das allgemeine Beste haben würde. Ohne darauf vorbereitet zu seyn, antwortete sie doch so schön und wohlgesetzt, und wußte so gute Gründe anzuführen, warum diese Brüderschaft nichts taugen könne und nicht zu dulden sey, daß alle den Geist der Dame bewundern mußten und ganz erstaunt und verwirrt wurden, besonders da sie am Ende hinzugesetzt hatte: „Kurz und gut, ich will es nun einmahl so haben, und der König mein Sohn will es ebenfalls so haben, daß sie ausgerottet werden soll, und daß nie wieder davon gesprochen werde. Denn wir haben ausser den angeführten noch unsere besondern geheimen Gründe dazu, die ich Euch nicht sagen will. Wollt Ihr nicht, so werde ich Euch schon zeigen, was das auf sich hat, dem König und mir nicht gehorchen

horchen zu wollen.“ Damit schlichen sich denn die Herrn nach Hause, und es wurde nicht weiter davon gesprochen.

Aus diesem Ton sprach sie auch sonst noch oft mit Prinzen und den vornehmsten Herrn, wenn diese sich etwas Großes zu Schulden hatten kommen lassen wobey sie in Zorn gerieth und sich aufs hohe Pferd setzte; denn nichts in der Welt kann so stolz und trozig seyn, als sie, wenn es seyn mußte, wobey sie den Leuten die Wahrheit derb zu sagen wußte.

Ich sah den Herrn Herzog von Savoyen, der viel um den Kaiser, den König von Spanien und so viele andere Große gewesen war, sie aber mehr fürchtete und hochachtete, als wenn sie seine Mutter gewesen wäre; auch so der Herr Herzog von Lotheringen; kurz alle Großen in der Christenheit. Ich könnte mehrere Beyspiele davon anführen, erspare es aber, bis ich sonst daran komme; für itzt mag es an dem genug seyn, was ich davon gesagt habe.

Bey ihren andern Vollkommenheiten war sie vorzüglich noch eine gute Christinn und sehr andächtig, ging oft zum Abendmahl, fehlte täglich nie beym Gottesdienst, zur Vesper und zur Messe, die sie gleich sehr angenehm und andächtig zu machen gewußt hatte, indem sie ihre Capelle mit den besten Sängern aus den vortrefflichsten Musikern besetzte. Sie liebte auch von Natur die Musik und verschaffte dem Hof oft Vergnügen damit in ihrem Zimmer, wovon wackere Damen und Cavaliers keineswegs ausgeschlossen waren, indem sie es nicht auf spanische Weise verschlossen halten wollte, noch auf Italienische Art nach der Sitte ihres Vaterlands oder wie unsere andern Königinnen Elisabeth von Oesterreich und Louise von Lothringen es

hiel-

hielten, denn sie sagte: so wie ihr Schwiegervater der König Franz es ihr frey angelegt habe, so wolle sie es auch auf gut französisch erhalten, ohne eine Aenderung oder Neuerung darin vorzunehmen und so habe es auch der König ihr Gemahl gewollt. Ihr Zimmer war also das größte Vergnügen des Hofs.

Sie hatte gewöhnlich sehr schöne und vortreffliche Hoffräuleins, die man täglich in ihrem Vorzimmer fand, wo man mit ihnen sich unterhielt, plauderte, scherzte, aber dies alles so sittsam und bescheiden, daß man sich nicht unterstanden hätte, etwas anders vorzunehmen. Denn der Cavalier, der dagegen sündigte, wurde von nun an davon ausgeschlossen, bedroht und mußte noch mehr sogar fürchten, bis sie ihm verzieh und ihn begnadigte, wie sie denn überhaupt von Natur sehr gut und dazu geneigt war.

Kurz ihre Gesellschaft und ihr Hof war ein wahres irdisches Paradies und eine Schule aller Ehrbarkeit und Tugend, eine Zierde Frankreichs, wie dies die Ausländer sehr gut zu sagen wußten, wenn sie herkamen. Denn sie wurden da sehr gut aufgenommen und ihre Damen und Fräuleins hatten den ausdrücklichen Befehl, sich bey ihrer Ankunft vorzüglich herauszuputzen, sich Göttinnen gleich zu schmücken und es ihr einziges Geschäft seyn zu lassen, sie gut zu unterhalten. Im Ermanglungsfall erhielten sie einen starken Verweis und wurden tüchtig von ihr ausgefilzt.

Kurz ihr Hof war so gut von ihr eingerichtet, daß bey ihrem Absterben jedermann laut und einstimmig sagte: jetzt sey der Hof kein Hof mehr und nie würde Frankreich wieder eine solche Königinn Mutter zu sehen bekommen. Aber was für ein Hof war es auch! Ein Hof so glänzend, daß ich glaube, kein Kai-

ser

ſer der Welt noch irgend einer unſerer franzöſiſchen Könige hielt in Anſehung der Damen je einen ſolchen.

Zwar iſt es richtig, daß jener große Kaiſer und König von Frankreich, Karl der Große, ehemahls ein großes Vergnügen daran fand, eine große, ſtarke Hofhaltung zu haben, ſowohl von Pairs, Herzogen, Grafen, Pfalzgrafen und franzöſiſchen Rittern als von Damen, deren Frauen, Fräuleins und mehrern andern aus ihren Gegenden, um, wie die alten Romane aus dieſer Zeit uns lehren, der Kaiſerinn und Königinn zur Geſellſchaft und zum Hofſtaat zu dienen und die ſchönen Rennen, Turniere und Prachtfeſte als Zuſchauerinnen mit ihrer Gegenwart glänzend zu machen. Denn damahls gab es noch eine Menge ſolcher ſehr prächtiger Auftritte, bey der großen Anzahl irrender Ritter, die von allen Seiten her dem Kaiſer zu Hof ritten. Allein dieſe ſchönen und großen Verſammlungen und Geſellſchaften fielen des Jahrs etwa drey bis viermahl vor, und jedesmahl, wenn ſo ein Feſt zu Ende war, ging alles wieder nach ſeinem Heimweſen zurück, bis aufs nächſtemahl. Noch dazu ſagen einige: dieſer Karl der Große ſey auf ſeine alten Tage dem ſchönen Geſchlecht ſehr ergeben geweſen und ſeine Töchter haben wacker mit gemacht, ſo daß ſein Sohn Ludwig, als er zur Regierung kam, ſich genöthigt ſah, ſie nach verſchiedenen Orten zu verbannen, weil ihn die Liebſchaften mit den Mannsperſonen ärgerten. Auch jagte er dabey eine Menge Damen vom Hof, die von der luſtigen Geſellſchaft geweſen waren. Jene Hofhaltungen Karls des Großen waren indeſſen ohnehin auch ſonſt nicht von Dauer, nähmlich zur Zeit ſeiner beßten Jahre. Denn er war damahls mit ſeinen Kriegen beſchäfftigt und auf ſeine alten Tage war der Hof wie gedacht ſo ausſchweifend.

Ganz anders verhielt es sich mit dem Hof unsers Königs Heinrichs des Zweyten und unsrer Königinn; dieser war von Fortdauer im Krieg sowohl als im Frieden, in der Residenz sowohl als bey einem kürzern Aufenthalt von Lustreisen aufs Land oder nach Schlössern unserer Könige, die daran keinen Mangel leiden, sondern deren so viel haben, als irgend ein Monarch der Welt. Diese schöne und große Gesellschaft war stets bey der Königinn, so daß ihr Hof immer wenigstens über dreyhundert Damen und Fräuleins stark war.

Die Quartiermeister und Fouriers des Königs versicherten daher auch, daß sie jederzeit die Hälfte der Quartiere einnähmen, was ich nicht nur so gehört, sondern auch in einem Zeitraum von drey und dreyßig Jahren gar oft gesehen habe. Denn so lange war ich bey unserm Hofe, ohne ihn zu verlassen, Kriege und einige Reisen ins Ausland abgerechnet. Als ich aber davon zurück war, blieb ich stets dabey. Denn dieser Aufenthalt hatte viel Angenehmes für mich, indem ich nie einen schönern gesehen habe, und glaube, daß seit Erschaffung der Welt noch kein schönerer gesehen worden seyn muß.

Da es unbillig wäre die Nahmen dieser schönen Damen, welche der Königinn Hof verschönern halfen, mit Stillschweigen zu übergehen, so will ich deren einige hersetzen, so wie sie mir einfallen, wie ich sie gegen das Ende des Ehestandes unsrer Königinn, und in der ganzen Zeit ihrer Wittwenschaft gesehen habe; denn zuvor war ich zu jung.

Zuerst waren da Mesdames, die Prinzessinnen des königlichen Hauses. Ich setze sie zuerst; denn sie verlieren nie ihren Rang, und gehen stets allen andern

vor:

vor Dies gebührt ihnen vermöge der Größe und des uralten Adels ihres Hauses. Also:

Madame Elisabeth von Frankreich, nachherige Königinn von Spanien.

Madame Claudia, nachherige Herzoginn von Lothringen.

Madame Margaretha, nachherige Königinn von Frankreich.

Madame, die Schwester des Königs, nachherige Herzoginn von Savoyen.

Die Königinn von Schottland, nachherige Königinn Dauphine und Königinn von Frankreich.

Die Königinn von Navarra. Johanna von Albret.

Madame Catharina ihre Tochter, gegenwärtig Schwester des Königs (Heinrichs IV).

Madame Diane, natürliche Tochter des Königs (Heinrichs II) nachher legitimirt, und Madame von Castres. Zweymahl vermählt, als Frau von Montmorency und nachher als Frau von Angouleme.

Frau von Anquien aus dem Hause St. Pol und Touteville; Erbfrau.

Die Frau Princessinn von Conde, aus dem Hause Roye.

Frau von Nevers, aus dem Hause Vendome.

Frau von Guise, aus dem Hause Ferrara.

Madame Diana von Poitiers, Herzoginn von Valentinois.

Ihre Töchter, die Herzoginn von Aumale und von Bouillon.

Die Frau Marquise von Rothelin aus dem Hause Rohan,

Die Frau von Montpensier aus dem Hause Longwy oder Givry.

Die Frau Admiralinn von Brion, ihre Schwester.

Die Frau von Rieux, Schweſter des Herrn Herzogs von Montpenſier.

Die Frau Marquiſe von Elbeuf, ihre Tochter, aus dem Hauſe Rieux.

Die Frau Prinzeſſinn von la Roche-ſur-Yonne, Wittwe des Marſchalls von Montejan.

Die Frau Marquiſe von Saint-Andre, aus dem Hauſe Luſtrac.

Die Frau Marſchallinn von Strozzi, aus dem Hauſe Medicis, eine ſehr nahe Verwandte der Königinn.

Die Frau Gräfinn von Sommerive und von Tende, ihre Tochter.

Die Frau Gräfinn von Uſez, ihre innige große Vertraute.

Die Frau Marſchallin von Briſſac aus dem Hauſe Eſtelan in der Normandie.

Die Frau Marſchallinn von Termes in Piemont.

Die Frau Connetable.

Die Frau Marſchallinn D'Amville.

Die Frau Admiralinn von Chatillon, aus dem Hauſe Laval.

Die Frau von Roye, Schweſter des Admirals.

Die Frau von Andelot, aus dem Hauſe Laval.

Die Frau von Martigues, ehemahls Fräulein von Villemontois, große Günſtlinginn der Königinn von Schottland.

Frau von Curſol, nachher Herzoginn von Uſez.

Die Frau Gräfinn von la Rochefaucault, aus dem Hauſe Miranda.

Die Frau von Randan, ihre Schweſter.

Die zweyte Gemahlinn des Grafen von la Rochefoucault, aus dem Hauſe Roye, Schweſter der Prinzeſſinn von Conde.

Kurz; eine Menge andrer ſchöner Damen hatte dieſe Königinn an ihrem Hof, deren Nahmen mir itzt nicht alle einfallen, als ſie noch an der Regierung war, und ihr Gemahl noch lebte. Nachher in ihrem Wittwenſtand hatte ſie die beyden Königinnen, ihre Schwiegertöchter.

Eliſabeth von Oeſtreich und Louiſe von Lothringen.

Die Königinn von Navarra, ihre Tochter das Wunder der Welt.

Mademoiſelle die Prinzeſſinn von Navarra ihre Schwägerinn.

Die Frau Prinzeſſinn von Conde, aus dem Hauſe Longueville.

Die Frau Prinzeſſinn von Conde, ihre Schwiegertochter, aus dem Hauſe Nevers.

Die Frau von Nevers, Erbinn des Hauſes und deſſen Erſtgebohrne.

Die Frau von Guiſe, ihre andre Schweſter, zuerſt mit dem Fürſten von Porcian und zum zweytenmahl mit dem Herrn von Guiſe vermählt.

Die Frau von Nevers, aus dem Hauſe Montpenſier, Wittwe des Grafen von Eu, nachherigen Herzogs von Nevers.

Die Frau von Nevers, aus dem Hauſe Bouillon mit dem zweyten Herzog von Nevers vermählt, und nachher mit dem Grafen von Clermont-Tallard und mit dem Herrn von Sagonne, und dann Frau von Montpenſier.

Frau von Longueville, Wittwe der Herrn von Auguien und Nevers.

Die Frau Prinzeſſiun Dauphine, aus dem Hauſe Meſieres und Anjou.

Die Frau von Candale, aus dem Hauſe Montmorency.

Die Frau von Epernon ihre Tochter.

Die Frau von Joyeuſe, Schweſter der Königinn.

Die Frau von Mercoeur, Tochter des Herrn von Martigues.

Die Frau Prinzeſſinn von Conty, aus dem Hauſe Luce.

Die Frau von Metz, aus dem Hauſe Dampierre, Wittwe von Herrn von Annebault, nachmahls mit dem Herrn von Metz vermählt.

Die Frau Gräfinn von Fiesque, aus dem Hauſe Eſtrade.

Die Frau Marſchallinn von Biron, aus dem Hauſe St. Blancart.

Die Frau von la Valette, aus dem Hauſe Bouchage.

Die Frau Marſchallinn von Joyeuſe, ihre ältere Schweſter.

Die Frau von Nancay, ihre andre Schweſter.

Die Frau von Bouchage, aus dem Hauſe la Valette.

Die Frau Herzoginn von Uſez, die letzte aus dem Hauſe Clermont-Tallard.

Die Frau von Montros, ihre Schweſter.

Mesdames von Cypiere und Allupe Schweſtern, aus dem Hauſe Pienne.

Mesdames du Barbeſieux, de Pienne und de Chateauroux, drey Schweſtern aus dem Hauſe Brion.

Mesdames de Carnavalet, eine aus dem Hauſe Auteville, die andere aus dem Hauſe Baulme.

Die Frau von Rouannez, aus dem Hauſe St. Blanzay, zuvor Frau von Chateaubrion genannt, jetzt in Gunſt bey ihrer Gebieterinn, der Königinn.

Frau von Sauve, ihre Nichte.

Frau von Lenoncourt, nachherige Frau von Guiment.

Frau von Schomberg.

Frau von Sanſac, aus dem Hauſe Montberon.

Frau von Bourdeille, ebenfalls aus dem Hauſe Montberonn; ſehr nahe Verwandte.

Mesdames von Lanſac, aus dem Hauſe Mortemart, und die andre jüngere aus dem Hauſe Poitou von Xaintrailles.

Frau von Daſſigny.

Frau von Breſſac, ihre Tochter.

Frau von Clermont d'Amboiſe, Wittwe des Herrn von Aubeſſine des Jüngern, aus dem Hauſe Oyſel, oder Ville-Pariſis.

Frau von Villeroy, ihre Schwägerinn, aus dem Hauſe Aubeſſine.

Frau von la Bordeſiere, aus dem Hauſe Roberter.

Frau von Etrees.

Die Frau Gräfinn von St. Aignan.

Die Frau von Sourdis.

Die Frau von Arvaut, und

Frau von Montoirons, ihre Töchter.

Die Frau von la Tour, nachher Frau von Clermont d'Entragues, aus dem Hauſe Bon von Marſeille.

Frau von Entragurs, die erſte, aus dem Hauſe Guimene.

Frau von Entragues, die zweyte, die noch itzt lebt.

Frau von Villeclair die jüngere aus dem Hauſe de la Mark oder Bouillon.

Frau von Villeclair aus dem Hauſe Breteſche.

Mesdames von Meru und Thore, die eine aus dem Hauſe Coſſe, die andre aus dem Hauſe Humieres.

Die Frau Gräfinn von Montlevrier, aus dem Hauſe Lunevil.

Die Frau von Raigny, aus dem Hauſe Cypiere.

Die Frau Marquiſe von Maillerage aus dem Hauſe Rove.

Die Frau von Faray, aus dem Hauſe Pienne.

Die Frau von Senerpont, und

Frau von Beaudine ihre Tochter, aus dem Hauſe Dovarty.

Frau von Leſigny.

Frau von Lude, aus dem Hauſe la Fayette.

Die Frau Gräfinn, von Sancerre, ihre Tochter.

Die Frau von Fontaine-Guerin, aus dem Hauſe Sancerre.

Die Frau von Lavardin, aus dem Hauſe Negrepeliſſe.

Die Frau Marſchallinn von Matignon.

Die Frau von Ruffec, und

Die Frau, von Melicorne, drey Schweſtern aus dem Hauſe Lude.

Frau von la Chatre.

Frau von Clermont de Lodeve, aus dem Hauſe Bernoy.

Madame Bourdin.

Frau von Brulard.

Frau von Pinard.

Auſſer dieſen war noch eine groſe Menge andrer da; wollt' ich ſie alle herzählen, müßte ich mir den Kopf darüber zerbrechen, und je mehr ich darüber nachdächte, deſto mehr würde mein Gedächtniß die Nahmen durcheinander werfen. Darum übergehe ich ſie mit Stillſchweigen. Wollte man mir vorwerfen, daß ich ſie nicht ordentlich nach ihrem Rang aufgeführt habe, ſo ſage ich dagegen, wenn ſie bey ihrer Königinn waren, wußten ſie ihn wohl zu beobachten, ohne daß ich mir die Mühe zu nehmen brauche, ſie hier zu rangiren.

Itzt muß ich auf die Hoffräuleins kommen, die ich geſehen habe, ſowohl bey der Königinn Mutter, als

bey

bey Mesdames den Königinnen ihren Schwiegertöchtern, und andern großen Prinzessinnen am Hof, und welche ich, ungeachtet ich sie beynahe alle noch verheirathet gesehen habe, dennoch als Fräuleins aufführen werde, weil sie als solche anfangs zu ihren Gebieterinnen kamen. Ich könnte zwar dabey alle die Cavaliers nennen, mit denen sie vermählt wurden, dieß würde aber zu weitläufig und überflüssig seyn; auch glaube ich die beßte Zeit, die sie je gehabt haben, und wenn man sie selbst darüber befragte, war ihre Mädchen-Zeit. Denn sie hatten da freye Wahl als Nonnen — der Venus sowohl als der Diana zu leben, wenn sie sich dabey nur klug und vorsichtig betrugen, um sich — vor schwülstigen Folgen zu wahren [31]).

Hier sind also einige, und zwar von den ältesten und ersten, so ungefähr gegen zwanzig.

Fräulein von Rohan.
Fräulein von Pienne.
Fräulein von Sourdis.
Fräulein von Bourlemont.
Fräulein von Levic.
Fräulein von Cabriane, und
Fräulein von Guyonieres, Schwestern.
Fräulein von Bourdeille.
Fräulein von Boulet.
Fräuleins von Limeuil, Schwestern, wovon die ältere am Hofe noch starb.
Fräulein von Charlus.
Fräulein von Brion.
Fräulein von Saint Boire la Belle, nachher Madame le Grand.
Fräulein von St. Andre, eine sehr reiche Parthie, Tochter des Herrn Marschalls von Saint-Andre.
Fräulein von Montbrun, eine reiche Erbinn aus dem Hause d'Ausances.

Fräulein von Burlans, ehemals Telignn.

Die Fräuleins von Auteville, drey Schweſtern.

Die Fräuleins von Flammin, von Ceton, Beton, Leviſton alle aus Schottland.

Fräulein von Pont-Pertuis.

Fräulein von Lorigny.

Fräulein Noyan.

Die Fräuleins von Riberac, ehemahls Guitinieres.

Fräulein von Chateauneuf.

Fräulein von Montal.

Fräulein von Chataignerape, die ältere.

Fräulein von Charanſonet.

Fräulein de la Chatre.

Fräuleins von Aſterau, beyde Schweſtern.

Fräuleins von Certan, beyde Schweſtern.

Fräulein d'Atri.

Fräulein von Caratte, ihre Couſine.

Fräulein de la Mirande.

Die Fräulein von Briſſac, zwey Schweſtern.

Fräulein von Dampville, eine gebohrne Cyprierinn, die ſich aus der Verheerung von Cypern noch gerettet hatte [24]).

Fräulein von Cypiere.

Fräulein d'Ayelle [25]).

Fräulein de la Motthe.

Fräulein von Vitry [26])

Fräulein von Faucault.

Fräulein von Tiers.

Fräulein von Vernay.

Fräulein von Beaulieu, aus dem Hauſe Briſſac, unehelich.

Fräulein von Grammont.

Fräulein von Luden.

Fräulein de la Bretesche [27]).

Fräulein von Bouilly.
Fräulein von Chataigneraye, die jüngere.
Fräulein Gabriele von Etrees.
Fräulein Diane von Etrees.
Fräulein von Surgeres.
Fräulein von Roſtaing.
Fräulein von Joſſeuſe.
Fräulein von Rebeurs.
Fräulein von Ville-Savin.
Fräuleins von Barbezieux, drey Schweſtern.
Fräulein von Luce.
Fräulein von Cheronne.
Fräuleins von Vacqueville, und endlich um dem Schluß die Krone aufzuſetzen,
Fräulein von Guiſe, ganz jung, vortrefflich gebildet, eine ſehr ſchöne vortreffliche Prinzeſſinn, und die
Prinzeſſinn von Longueville von gleichen herrlichen Qualitäten.

Soll ich ihrer wohl noch mehrere hernennen? nein! denn mein Gedächtniß iſt mir nicht treu genug. Indeſſen ſind doch auſſer den itzt genannten noch eine ſolche Menge andrer Damen und Fräuleins übrig, daß ich mich genöthigt ſehe, ſie um Entſchuldigung zu bitten, daß meine Feder ſie überhüpft. Nicht als wollte ich ſie darum für unbedeutender halten und ſie weniger achten; ich würde mich aber nur zu ſehr dabey aufhalten, wenn ich mich erſt lange auf die Nahmen alle zu beſinnen hätte und doch möchte ich endlich gerne zum Schluß kommen und ſagen, daß man an dieſer ganzen Geſellſchaft, die ich da hergenannt habe, zu ihrer Zeit gar nichts auszuſetzen fand. Denn alle Schönheit, alle Artigkeit, aller guter Anſtand und alle Majeſtät waren da in Ueberfluß zu ſehen, und der hatte von Glück zu ſagen, der noch mit heilem

Her-

Herzen davon kam; denn ich schwöre euch, daß unter allen diesen Damen und Fräuleins, die ich da hergenennt habe, nicht eine war, die nicht sehr schön, angenehm und vollkommen und ganz dazu geschaffen gewesen wäre, alle Welt in Feuer zu setzen.

So lange sie daher noch in ihrer Jugendblüthe standen, verbrannte sich auch mancher, so wohl von uns Hof-Cavaliers, als von andern, die ihrer Flamme zu nahe kamen, die Flügel: gegen manche aber waren sie auch sehr sanft, freundschaftlich, gewogen und artig, ich verstehe hier einige, von denen ich noch manches artige Geschichten in diesem Buch zu erzählen hoffe, ehe ich schließe [14]); von andern aber auch, die nicht darunter begriffen sind: alles aber so sittsam und mit solcher Vorsicht, daß man nicht im Stande seyn soll, sie zu errathen: denn ich werde alles dadurch verschleyern, daß ich ihre Nahmen verschweige, so, daß vielleicht manche, welche Geschichtchen von sich selbst darunter lesen, es nicht unangenehm finden oder übel aufnehmen werden. Denn da die Freuden der Liebe wegen mancherley Unbequemlichkeiten, Abhaltungen und Veränderungen nicht immer dauern können, so gewährt wenigstens die Rückerinnerung des Vergangenen noch Vergnügen.

Um sich nun einen rechten Begriff davon zu machen, was für einen schönen Anblick diese schöne Sammlung von Damen und Fräuleins, von mehr göttlichen als menschlichen Wesen, gewährte, muß man sich die feierlichen Einzüge in Paris und andre Städte, die geheiligten und unübertrefflichen Vermählungs-Feyerlichkeiten unsrer Könige und ihrer Schwestern vorstellen, wie die des Königs Dauphin, des Königs Karl, des Königs Heinrich des Dritten, der Frau Herzoginn von Lothringen, der Königinn von Spanien,

der Königinn von Navarra und eine Menge anderer Vermählungen von Prinzen und Prinzessinnen, wie die des Herrn Herzogs von Joyeuse, die die andern alle übertraf, wenn die Königinn von Navarra dabey gewesen wäre. Alsdann die Zusammenkunft zu Bayonne, die Ankunft der Polnischen Gesandten und eine Menge anderer ähnlicher Prachtfeste, mit deren Erzählung ich gar nicht fertig werden würde, wobey diese Damen immer eine schöner, reizender und glänzender als die andre, erschienen. | Denn bey dergleichen Feyerlichkeiten gaben ihnen die Könige und Königinnen ausser dem großen Aufwand, den sie aus eigenen Mitteln bestritten, noch Zuschuß an sehr schönen Stücken zu ihrem Putz. Kurz, man sah dabey, nichts als lauter Schönes, Glänzendes, Herrliches und Prächtiges und dies funkelte im Tanz-Saal, im Pallast oder im Louvre, wie himmlisches Gestirn in einer heitern Sommernacht. Ihre Königinn wollte aber auch und befahl ihnen jedesmahl, daß sie groß und prächtig geschmückt erscheinen sollten, ungeachtet sie selbst während ihrer Wittwenschaft nicht mit weltlicher Pracht geschmückt, sondern ganz in Trauer erschien, jedoch selbst hier noch so geschmackvoll, daß die Königinn in ihr unter den andern nicht zu verkennen war.

Es ist wahr, daß sie am Tag der Vermählung ihrer beyden Söhne Karl und Heinrich ganz in schwarzen Sammet gekleidet erschien, indem sie, wie sie sagte, das Fest dadurch noch feierlicher machen wollte, allein so lange ihr Gemahl noch lebte, kleidete sie sich sehr reich und prächtig und zeigte wohl, was sie war.

Was vorzüglich schön anzusehen und bewundernswürdig war, das waren die allgemeinen und feyerlichen Prozessionen zu Paris oder auch an andern,

wenn

wenn gleich nach so kleinen Oertern, bey denen sich der Hof befand z. B. am Frohenleichnamsfest, Palmfest wobey sie ihre Palmenzweige mit so gutem Anstand trugen und zu Lichtmesse, wo sie ebenfalls ihre Kerzen trugen, deren Feuer mit ihrem eignem um die Wette zu strahlen schien. Bey diesen drey Prozessionen, welche die feierlichsten sind, bemerkte man in der That nichts als lauter Schönheit, Grazie, richtige Haltung, schönen Gang und Pracht, so daß die Zuschauer ganz entzückt davon wurden.

So war es ebenfalls ein schöner Anblick, wenn die Königinn während einer Schwangerschaft in der Sänfte sich über Land tragen ließ, oder wenn sie wohin ritt, wobey vierzig bis funfzig Damen oder Fräuleins ihr auf schön geschmückten Zeltern folgten, und wobey sie mit so gutem Anstand zu Pferde saß, daß kein Mann sich besser darauf ausnehmen konnte und in einem so schönen Reithabit, daß nichts darüber ging. Ihre Hüte waren dabey so schön mit Federbüschen verziert, daß ihr schöner Anstand noch unendlich dadurch erhöht wurde und die in der Luft flatternden Federn Liebe oder Kampf zu fordern schienen. Virgil der sich darauf einließ, den prächtigen Aufzug der Königinn Dido, wenn sie auf die Jagd ging, zu beschreiben, kömmt in seiner Beschreibung, er mag mir meine Offenherzigkeit immer zu gut halten, dem lange nicht bey, was zu sehen war, wenn unsre Königinn mit ihren Damen ausritt.

Diese Königinn von unserm großen König Franz gebildet, der jene schöne Pracht und Herrlichkeit zuerst bey uns aufbrachte, wollte nichts ungeübt und unausgeführt lassen, was sie in dieser Schule gelernt hatte, sondern war stets darauf bedacht, ihn nachzuahmen,

ja

ja selbst zu übertreffen und ich habe sie drey oder viermahl so hievon reden hören. Wer dies alles gesehen hat, wie ich, der kann mirs bezeugen, das ich hier als Augenzeuge nichts als die Wahrheit rede.

So war also der Hof unserer Königinn. — Unglückseliger Tag, an dem der Tod sie uns entriß. Ich habe erzählen hören, daß unser gegenwärtiger König ungefähr anderthalb Jahre darauf, als das Glück eine günstige Wendung für ihn genommen und er Hoffnung hatte, nächstens allgemein als König angesehen zu werden, mit dem verstorbenen Marschall von Biron davon sprach, wie er seinen Hof dereinst glänzend zu machen im Sinn hatte und hoffte, so daß er ganz dem gleichkommen sollte, den die gedachte Königinn hielt, unter welcher er in seinem höchsten Glanz und Pracht stand. Der Herr Marschall gab ihm aber zur Antwort: dies steht weder in Ihrer Macht, Sire, noch in der irgend eines Königs nach Ihnen. Es müßte denn seyn, Sie stünden so gut bey Gott, daß er Ihnen wieder die Königinn Mutter von den Todten auferweckte, um Ihnen den Hof wieder so einrichten zu helfen.

Dieß war aber freylich eben nicht der Wunsch des Königs. Denn es gab kein Wesen auf Erden, das er so sehr gehaßt hätte, als sie, da sie starb und jedoch ohne Grund, wie ich das recht gut sehen konnte; doch muß ers besser wissen, als ich.

Noch einmahl unglückseliger Tag, an dem uns diese Königinn starb, und zwar just in einem Zeitpunkt, da wir ihrer am meisten benöthigt gewesen wären und noch sind.

Sie starb zu Blois aus Traurigkeit, die sie über den dort begangenen Mord und das dort gespielte unglückliche Trauerspiel empfand und weil sie sah, daß sie, obschon unwissender Weise und in der besten Absicht, die Prinzen an diesen Abgrund gebracht hatte, wie denn auch der Herr Cardinal von Bourbon zu ihr sagte: „Ach, Madam, Sie haben unschuldiger Weise uns alle zur Schlachtbank geführt.“ Dieß griff ihr nebst dem Tod dieser armen Leute so sehr ans Herz, daß sie sich — denn sie war zuvor schon krank gewesen — wieder niederlegen mußte, und nicht wieder aufstand.

Man sagt, daß, als der König ihr ankündigte, der Herzog von Guise sey aus dem Wege geräumt, und er jetzt allein unumschränkter König ohne Nebenmann noch Gebieter, sie ihn fragte: ob er wohl vor diesem Schritt schon seine Maßregeln für die Staatsangelegenheiten genommen habe. Als er es bejahte, sagte sie: Gott gebe es, mein Sohn. Als eine sehr kluge Dame sah sie nähmlich schon voraus, was für ihn und das Reich daraus erfolgen würde.

Es gab Leute, welche verschiedentlich von ihrem Tod sprachen, sogar von Gift. Dies kann seyn, vielleicht aber auch nicht. Die gemeinste Meinung ist, daß sie aus Verdruß starb, wie sie denn auch Ursache dazu hatte.

Sie wurde auf ihr Parade-Bett gelegt, wie mir eine von ihren Damen erzählte, gerade so, wie die Königinn Anna und mit den nähmlichen königlichen Kleidern, welche die gedachte Königinn hatte, und die seit deren Tod nicht wieder gebraucht worden waren. Dann wurde sie mit gleichem Aufzug und gleicher Feierlichkeit, wie die gedachte Königinn Anna,

, nach der Schloßkirche gebracht, wo sie noch liegt und ruht.

Der König hatte sie wollen nach Chastres, und von da nach Saint-Denis bringen und mit dem König ihrem Gemahl in denselben Sarg legen lassen, den sie für ihn so schön und prächtig machen ließ; allein der Krieg, der darauf folgte, verhinderte es, so daß man nicht weiter darauf dachte.

Dieß ists, was ich für jetzt von dieser großen Königinn anführen kann. Sie in der That so viel Ursache gegeben, eine würdige Lebensbeschreibung von ihr aufzusetzen, daß diese kleine Abhandlung freylich für ihr Lob nicht hinreichend ist. Ich weiß dies recht gut; allein die Beschaffenheit meiner Kenntnisse würde auch dazu nicht hinreichen, indem selbst die beßten Redner dabey in Verlegenheit kommen würden. Indessen, so wie sie nun einmahl ist, lege ich sie in aller Unterthänigkeit und Ehrfurcht ihr zu Füßen. Auch mochte ich nicht gern gar zu weitläufig werden, indem ich wohl fühle, daß ich nur gar zu leicht in diesen Fehler verfalle.

II.

Maria Stuart,

Königinn von Schottland, ehemahls auch von Frankreich.

Wer je von dieser erhabenen Königinn von Schottland schreiben will, hat einen doppelten sehr reichen Stoff dazu, einmahl ihr Leben, und dann ihren Tod. In beyden war sie sehr übel mitgenommen vom Glück, wovon ich einige Beyspiele in dieser kleinen Abhandlung anführen werde, jedoch nur bloß in Form eines kurzen Abrisses, und nicht einer langen Geschichte, deren Beschreibung ich gelehrtern und geschicktern Federn überlasse.

Der Vater dieser Königinn war der König Jacob, ein sehr vortrefflicher und tapfrer Mann, und sehr gut französisch gesinnt. Nachdem er seine erste Gemahlinn Magdalena aus dem französischen Hause durch den Tod verloren hatte, bat er den König Franz, ihm eine anständige und tugendhafte Prinzessinn aus seinem Reich zu nennen, mit der er sich wieder vermählen könnte, indem er nichts so sehr wünschte, als die Verbindung mit Frankreich fortzusetzen.

König Franz glaubte keine bessere Wahl treffen zu können, um das Verlangen dieses guten Fürsten zu

befriedigen, als indem er ihm die Tochter des Herzogs von Guise, Claudia von Lothringen gab, welche damahls Wittwe von dem verstorbenen Herzog von Longueville war, und welche dieser König so schön, einsichtsvoll, tugendhaft und vortrefflich fand, daß er es sehr zufrieden war und sich sehr glücklich schätzte, sie zur Gemahlinn zu bekommen und auch alle Ursachen dazu fand, nachdem er mit ihr vermählt war; so wie auch das ganze Königreich Schottland, das sie sehr weislich regierte, als sie zur Wittwe wurde, was einige Jahre nach ihrer Vermählung geschah, nachdem sie ihm zuvor diese Schönheit, zu ihrer Zeit eine der schönsten Prinzessinnen der Welt, gebohren hatte, nähmlich unsere Königinn, von der wir jetzt reden wollen.

Als diese gleichsam kaum gebohren war, und noch an den Brüsten sog, machten die Engländer einen Einfall in Schottland, wodurch ihre Mutter genöthigt war, sie aus Furcht vor diesen wüthenden Anfall von Gut zu Gut in Schottland zu flüchten; und ohne den guten Beystand, welchen unser König Heinrich dahin sandte, würde sie wohl schwerlich gerettet worden seyn. Demungeachtet mußte man sie zu Schiffe bringen und den Wogen, Stürmen und Winden des Meeres aussetzen, um sie größerer Sicherheit wegen nach Frankreich überzusetzen.

Hier konnte ihr denn ihr Unstern nicht übers Meer folgen. Da er sie dießmahl in Frankreich nicht anzugreifen wagte, so ließ er ab von ihr und das Glück reichte ihr die Hand. So wie sie weiter heranwuchs, sah man an ihr, wie ihre Schönheit und ihre großen Tugenden sich so schnell in ihr entwickelten, daß gegen ihr fünfzehntes Jahr schon ihre Schönheit wie der helle Mittag, zuleuchten, und den stärksten Glanz

zu verdunkeln anfieng. So groß war ihre körperliche Schönheit.

Ihre Seelenschönheit war es nicht minder: denn sie war sehr stark im Lateinischen, in ihrem dreyzehnten bis vierzehnten Jahre deklamirte sie vor dem König, der Königinn und dem ganzen Hof öffentlich im Saal des Louvres eine von ihr aufgesetzte lateinische Rede, worin sie gegen die gemeine Meinung den Satz behauptete und vertheidigte, daß es sich für das schöne Geschlecht sehr gut schicke, in den Wissenschaften und freyen Künsten erfahren zu seyn. Man stelle sich nun einmahl vor, was für eine herrliche und bewundernswürdige Sache es darum gewesen seyn muß, diese gelehrte und schöne Königinn solchergestalt lateinisch deklamiren zu hören, was sie sehr gut verstand und sprach. Ich habe sie bey dieser Gelegenheit selbst gesehen. Sie ließ auch von Antoine Fochaine aus Chauny in Vermendois eine ihr zugeeignete Rhetorik in Französischer Sprache, aufsetzen, die wir noch haben, um diese Sprache besser zu verstehen und noch beredter zu werden, wie sie denn auch wurde und besser, als wenn sie in Frankreich selbst gebohren gewesen wäre, sprechen lernte.

Es war auch sehr angenehm ihr zuzuhören, wenn sie sprach, es mochte nun mit den höchsten oder mit den niedrigsten seyn. So lang sie in Frankreich war, behielt sie sich immer zwo Stunden täglich frey zum Studieren und Lesen; dadurch brachte sie es denn auch so weit, daß es unter allen menschlichen Wissenschaften keine gab, wovon sie nicht gut zu sprechen gewußt hätte.

Vor allen Dingen liebte sie die Poesie und darin vorzüglich den Herrn Ronsard, den Herrn von

Bellay

Belley und den Herrn von Maison-Fleur, die auch sehr schöne Gedichte und Elegien auf sie gemacht haben, besonders auf ihre Abreise aus Frankreich, welche ich sie in Frankreich sowohl als in Schottland mit Thränen in den Augen und Seufzen im Herzen oft selbst lesen sah.

Sie gab sich auch selbst mit der Poesie ab und machte Verse, wovon ich einige sehr schöne und gut gerathene gesehen habe, welche keineswegs denen glichen, die man ihr aufbürdete, auf die Liebe des Grafen von Boutheville [22]) gemacht zu haben. Denn diese sind zu grob und zu unfein, als daß sie von ihr seyn könnten. Der Herr von Ronsard war hierin ebenfalls meiner Meinung, als wir einst mit einander daron sprachen und sie lasen. Sie machte wohl schönere und artigere und zwar sehr schnell, wie ich dies oft gesehen habe, daß sie sich in ihr Cabinet zurückzog, und gleich darauf wieder heraus kam und uns, einigen honetten Cavaliers, die da waren, welche zeigte.

Ueberdieß schrieb sie auch sehr gut in Prosa, besonders in Briefen, die ich von ihr gesehen habe, und die sehr fließend und in einem hohen Styl geschrieben waren. Sprach sie aber mit jemand vertraulich, so konnte sie sehr sanft, gefällig, leicht und angenehm sprechen. Sie hatte dabey eine gewisse Majestät, die mit einer sehr anständigen und sittsamen Vertraulichkeit, besonders aber mit einer sehr feinen Anmuth vermischt war. Selbst ihre Muttersprache, die an sich sehr bäurisch, barbarisch, unangenehm und häßlich klingt, sprach sie mit solcher Anmuth und wußte sie so zu modeln, daß sie in ihrem Munde, obschon sonst bey niemand, sehr schön und angenehm zu hören war.

Solche Kraft hatte eine solche Schönheit und Anmuth, daß ein grober Barbarismus durch sie in eine süße Höflichkeit und anmuthsvolle Liebenswürdigkeit verwandelt wurde, und so darf man sich nicht darüber wundern, daß sie, wie ich selbst gesehen habe, ungeachtet sie nach der barbarischen Mode der Wilden ihres Landes gekleidet war, in einem sterblichem Leibe und barbarischem groben Gewand dennoch eine wahre Göttin schien. Diejenigen, die sie so gekleidet gesehen haben, könnens noch aller Wahrheit bezeugen, so wie auch die welche sie so abgemahlt gesehen haben. Ja ich habe den König und die Königinn sogar sagen hören, daß Sie sie so noch schöner, angenehmer und reizender fänden, als in allen andern Kleidern.

Wie mußte sie sich nun erst ausnehmen, wenn sie in ihrem schönen und reichen Schmuck erschien, in französischer oder spanischer Kleidung, oder mit einem Italienischen Korsezug, oder auch in ihren andern Kleidern in der weissen tiefen Trauer-Tracht, worin sie vorzüglich schön zu sehen war. Denn die Weisse ihres Gesichts wetteiferte mit der Weisse ihres Schleyers, dessen künstliches Gewebe aber dennoch endlich unterliegen mußte, indem der Schnee ihres schönen Gesichts den andern verdunkelte. Daher machte man auch bey Hof folgendes Gedicht auf sie in ihrer Trauer-Tracht.

L'on voit sans blame Atour
En grand deuil et triſteſſe
Se pourmener mainte Tour
De beauté la déeſſe.
Tenant le trait en main
De son fils inhumain;

Et Amour ſans fronteau
Voletter autour d'elle,
Deguiſant ſon bandeau
En un funebre voile
Ou ſont ces mots ecrits:
MOURIR OU ETRE PRIS.

So war alſo dieſe Fürſtinn in jeder Kleidung ſchön, dieſe mochte barbariſch, weltlich höfiſch oder rauh ſeyn. Um die Herzen noch deſto ſtärker in Brand zu ſetzen, beſaß ſie auch noch die Vollkommenheit, daß ihre Stimme ſehr ſanft und vortrefflich war Sie ſang ſehr gut zur Laute, die ſie mit dieſer ſchönen weiſſen Hand und dieſen trotz denen der Aurora ſchön geformten Fingern ganz meiſterhaft ſpielte.

Was läßt ſich überhaupt noch weiter ſagen von ihren Schönheiten, als dies noch, daß man von ihr ſagte, die Sonne ihres Schottlands komme ihr gar nicht gleich: denn manche Tage im Jahre leuchtet ſie dort nicht fünf Stunden, ſie hingegen ſtrahlte allezeit, ſo daß ihr Glanz ſich über ihr Land und über ihr Volk verbreitete, das wegen der großen Entfernung ſeines Klimas von der großen Sonne des Himmels mehr Licht bedürftig war, als irgend ein andres.

Ha, Schottland, jetzt müſſen wohl deine Tage noch weit kürzer ſeyn, als ſie es zuvor ſchon waren, und deine Nächte weit länger, da du dieſe Fürſtinn verlohren haſt, die dich übe ſtrahlte. Du warſt aber auch ſehr undankbar und bevieſeſt dich nicht durch Treue und Liebe erkenntlich, wie es deine Pflicht erfordert hätte.

Dieſe Dame und Fürſtinn nun gefiel Frankreich ſo ſehr, daß es den König Heinrich bat, ſich näher mit ihr zu verbinden, und ſie dem Herrn Dauphin

seinem geliebten Sohn zur Gemahlinn zu geben, welcher seiner Seits sterblich in sie verliebt war. Die Vermählung wurde in der großen Kirche und dem Pallast von Paris feyerlich vollzogen, wobey diese Königinn noch hundertmahl schöner erschien, als eine himmlische Gottheit, sowohl früh, als sie voll erhabner Majestät zur Trauung ging, als Nachmittag, da sie zum Ball spazierte, und endlich Abends, als sie mit bescheidenem Gang und angenommenem gleichgültigem Wesen sich wegbegab, um dem Gott Hymen ihre Gelübde darzubringen. Am ganzen Hof und in der ganzen großen Stadt war nur eine Stimme, überglücklich sey der Fürst, der sich mit dieser Fürstinn verbinde, und wenn das Königreich Schottland eine Sache sey, welche Werth habe, so sey doch diese Königinn allemahl noch mehr werth: denn wenn sie auch weder Scepter noch Krone hätte, so sey schon ihre bloße Person an sich und ihre göttliche Schönheit einem ganzen Königreich gleich zu schätzen, da sie aber dabey noch dazu schon Königinn sey, so bringe sie Frankreich und ihrem Gemahl doppeltes Glück und Vermögen zur Mitgabe.

So sprach die Welt von ihr. So wurde sie, die Königinn Dauphine, und der König ihr Gemahl Dauphin genannt, und beyde lebten in großer Liebe und vortrefflicher Eintracht mit einander.

Als hierauf jener große König starb, gelangten sie auf den französischen Thron und wurden beyde König und Königinn von zwey großen Königreichen, beyde glücklich und überglücklich, wenn der König Franz ihr Gemahl nur nicht durch den Tod hingerafft und sie dadurch im schönsten Frühling ihrer Jahre zur Wittwe gemacht worden wäre, nachdem sie ihre Liebe, Wonne

und

und Seligkeit nicht länger als ungefähr vier Jahre genossen hatten.

Dies war also eine Glückseligkeit von gar kurzer Dauer, welche das Unglück für dießmahl billig noch hätte verschonen sollen. Grausamer Weise nahm es aber keine Rücksicht darauf und wollte mit dieser Fürstinn so übel spielen, welche von ihrem Verlust und ihrer Trauer selbst folgendes Lied dichtete:

En mon triste et doux chant
D'un ton fort lamentable.
Je jette un oeil tranchant
De perte incomparable
Et en soupirs cuisants
Passe mes meilleurs ans.

Fut il un tel malheur
De dure destinée,
Ni si triste douleur
De dame fortunée
Qui mon coeur et mon oeil
Vois en tierre et cercueil?

Qui en mon doux printemps
Et fleur de ma jeunesse
Toutes les peines sens
D'une extréme tristesse,
Et en rien n'ai plaisir
Qu'en regret et desir.

Ce qui m'etoit plaiſant
Ores m'eſt peine dure,
Le jour le plus luiſant
M'eſt nuit noire et obſcure,
Et n'eſt rien ſi exquis
Qui de moi ſoit requis.

I'ai au coeur et à l'oeil
Un portrait et image
Qui figure mon deuil
Et mon pale viſage
De violettes teint
Qui eſt l'amoureux teint.

Pour mon mal etranger
Ie ne m'arrete en place,
Mais j'en ai beau changer,
Si ma douleur j'efface
Car mon Pis et mon Mieux
Sont mes plus deſerts lieux.

Si en quelque ſẽjour
Soit en bois ou en prée
Soit pour l'aube du jour
Ou ſoit par la vespŕée
Sans ceſſe mon coeur ſent
Le regret d'un abſent.

Si partois vers ces lieux
Viens à dreſſer ma vue,
Le doux trait de ſes yeux
Ie vois en une nuë;
Soudain je vois en l'eau
Comme dans un tombeau.

Si je suis en répos
Sommeillant sur ma couche
I'oy qu'il me tient propos,
Ie le sens qu'il me touche:
En labeur en recoy
Toujours est pres de moy.

Ie ne vois autre objet
Pour beau qu'il se presente
A qui que soit sujet,
Ongues mon coeur. consente,
Exempt de perfection
A cette affliction.

Mets chanson ici fin,
A si triste complainte,
Dont sera le refrain
Amour vraye et non feinte,
Pour la séparation
N'aura diminution.

So äusserte diese traurige Königinn auf eine rührende Art ihren Schmerz in ihrem Gesang, der noch sprechender auf ihrem bloßen Gesicht ausgedrückt war; denn von der Zeit an, daß sie zur Wittwe wurde, habe ich nicht bemerkt, daß sie je wieder Farbe bekommen hätte, so oft ich auch die Ehre hatte, sie in Frankreich sowohl als in Schottland zu sehen, wohin sie nach Verlauf von achtzehn Monathen zurückkehren mußte, um ihr durch Religionsspaltungen sehr beunruhigtes Reich wieder in Ordnung zu bringen.

Sie that diese Reise gar nicht gern und wollte lange nicht dran. Oft hörte ich aus ihrem Munde, daß

daß sie diese Reise fürchte, wie den Tod, und hundertmahl wünschte, lieber in Frankreich als bloße verwittwete Königinn zu bleiben, und sich mit dem ihr verschriebenen Witthum Touraine und Poitou zu begnügen, als in ihr wildes rauhes Land zurückzukehren. Allein ihre Herren Oheime, einige, nicht alle, riethen ihr, ja drängten sie dazu: ich will hier nicht anführen, aus welchen Gründen; aber nachher bereuten sie diesen Fehler gar sehr.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß wenn bey ihrer Abreise ihr Schwager Carl, der damahls noch sehr klein und jung war, in den erforderlichen Jahren auch so voll Liebe zu ihr gewesen wäre, wie ich ihn gesehen habe, er sie nicht abreisen lassen, sondern frisch geheirathet haben würde. Denn ich sah ihn nachher so verliebt in sie, daß er nie ihr Portrait erblickte, ohne starr und entzückt daran hangen zu bleiben, und des Anblicks fast gar nicht satt werden zu können; wobey er oft sagte: dieß sey die schönste Fürstinn, die je in der Welt gebohren worden sey; und er halte seinen königlichen Bruder für allzuglücklich, daß er eine so schöne Prinzessinn besessen habe; er dürfe sich daher nicht über seinen frühen Tod beklagen, da er in dieser Welt sein Vergnügen im Besitz einer solchen Schönheit gefunden und es mit ihr getheilt habe: denn dieser Genuß sey in seinen Augen mehr werth, als der Besitz seines Reichs.

Wäre sie also noch in Frankreich gewesen, so würde er sich mit ihr vermählt haben, ungeachtet sie seine Schwägerinn war: denn er war fest dazu entschlossen, und der damahlige Papst würde ihn auf keinen Fall seine Dispensation verweigert haben, die er sogar einem seiner Unterthanen bewilligt hatte, dem Herrn en

Love,

Love, der ebenfalls die ſeinige heirathete; was man nachher auch noch in Spanien ſah, wo der Marquis von Aguilar ein Gleiches that, ſo wie noch viele andere dieſes Landes, die hierin nicht allzubedenklich ſind, um den Glanz ihres Hauſes nicht ſinken zu laſſen, und es in ſeinem Wohlſtand zu erhalten, und die Güter nicht zu verſplittern, wie wir in Frankreich thun.

Alle dieſe Betrachtungen hörte ich ihn und andre hierüber anſtellen, ich laſſe mich jedoch hier nicht näher darauf ein, um nicht zu weit von meinem eigentlichen Gegenſtande, der Königinn Maria, abzukommen.

Als ſie, endlich beredet worden war, nach ihrem Reich zu gehen, und als ihre Reiſe auf das Frühjahr feſtgeſetzt war, zögerte ſie doch noch ſo lange, daß ſiche von Monath zu Monath hinausſchob, und ſie endlich erſt gegen das Ende des Monaths Auguſt unter Segel ging. Merkwürdig iſt hiebey, daß dieß Frühjahr an dem ſie abreiſen ſollte, ſo ſpät, ſo traurig und ſo freſtig war, daß es im April noch gar nirgends den Anſchein hatte, als ob es grün werden wollte. An Blumen war noch nicht zu denken. Dieß gab denn den galanten Herrn am Hof Anlaß, allgemein und überall und hundertmahl zu ſagen: dieß Frühjahr habe ſeine ſonſtige Heiterkeit und Annehmlichkeit in einen häßlichen ſtürmiſchen Winter verwandelt, und wolle ſich nicht mit ſeinem ſchönen Grün und Florens bunten Kindern ſchmücken, weiles wegen der Abreiſe dieſer Königinn Trauer tragen wolle. — Der Herr von Maiſonfleur, ein vortrefflicher Cavalier in den Wiſſenſchaften ſo gut als in den Waffen, verfertigte hierauf eine ſehr ſchöne Elegie.

Als demnach der Herbſt angebrochen war, muſte die Königinn, ſo lange ſie auch damit gezögert hatte

den

dennoch endlich Frankreich verlassen. Sie reiste also zu Land nach Calais in Begleitung ihrer Herrn Oheime, des Herrn Herzogs von Nemour und des gröſten Theils vom Höfe mit Inbegriff mehrerer Damen, wie der Frau Herzoginn von Guiſe und andrer, welche alle die Abreiſe einer ſolchen Königinn beklagten und beweinten.

Im Hafen fand ſie zwo Galeeren, eine des Herrn von Nievillon, die andere des Herrn Capitains Albize und nicht mehr als zwey andere Fahrzeuge. Nachdem ſie ſich nicht länger als ſechs Tage in Calais aufgehalten hatte, nahm ſie mit Wehmuth und Seufzen von der ganzen groſſen Geſellſchaft, welche da war, vom Höchſten bis zum Niedrigſten Abſchied und ſchiffte ſich ein. Von ihren Oheimen reiſten mit ihr der Herzog von Aumale der Groß-Prior und der Herzog von Elbeuf und der Herr von Danville, der gegenwärtige Herr Connetable und eine Menge Adel, die wir alle zuſammen mit ihr in der Galeere des Herrn von Nievillon als der ſchönſten und beſten waren.

So wie ſie nun im Begriff war, aus dem Hafen auszulaufen und die Ruder ſich in Bewegung ſetzen wollten, ſah ſie vor ihren Augen ein Schiff ſtranden und zu Grunde gehen, wobey der gröſte Theil des Seevolks ertrank, weil ſie den See-Pfad nicht richtig getroffen hatten. Als ſie dieſs ſah, rief ſie plötzlich: Ach Gott! welche Vorbedeutung für meine Reiſe.

Die Galeere lief aus dem Hafen aus und da ſich ein kleiner friſcher Wind erhob, fing man an, die Seegel aufzuſpannen und lieſs die Ruder ruhen. Ohne ſich um irgend etwas weiter zu bekümmern, ſtützte ſie beyde Arme auf das Hintertheil des Schiffs auf der Seite des Steuerruders, und fing an häufige Thränen

nen zu vergießen, indem sie ihre Augen unverwendet nach der Seite des Hafens hin, wo sie ausgelaufen war, richtete und dabey die traurigen Worte aussprach: Adjeu Frankreich, Adjeu Frankreich, die sie alle Augenblicke wiederholte. In dieser schmerzhaften Stimmung fuhr sie beynahe fünf Stunden fort, bis es endlich Nacht wurde und man sie bat, sich doch da weg zu begeben und etwas zu Nacht zu speisen.

Nun verdoppelten sich ihre Klagen und wurden heftiger als bisher, wobey sie sagte: jetzt mein theures Frankreich verliere ich dich ganz aus dem Gesicht, weil die dunkle Nacht eifersüchtig auf das Vergnügen, das ich darin suchte, dich so lange als möglich zu sehen, mir einen schwarzen Schleyer vors Gesicht zieht, um mich deines geliebten Anblicks zu berauben. Noch einmahl, Adjeu, also, mein geliebtes Frankreich, das aus meinen Blicken schwindet, ich werde dich nie wiedersehen.

So begab sie sich dann weg, wobey sie sagte, sie thue hier ganz das Gegentheil von dem, was ehemahls Dido that, welche bloß ins Meer hinausblickte, als Aeneas von ihr schied, statt daß sie aus dem Meer nach dem festem Land blickte. Sie wollte sich niederlegen, ohne etwas von Speise zu sich zu nehmen, und wollte auch nicht von dem Verdeck hinunter in ihre Kajüte, sondern man ließ ihr oben auf dem Verdeck ein Lette zurecht machen.

Hier ruhte sie ein wenig aus, ohne ihre Seufzer und Thränen zu vergessen, wobey sie dem Steuermann befahl, wenn er bey Tages Anbruch noch einen Theil der Küste von Frankreich entdecken könne, so sollte er sie aufwecken und sie ohne Scheu rufen.

Das Glück war ihr hierin günstig. Denn da sich der Wind gelegt hatte, und man wieder rudern mußte, so legte man diese Nacht keine große Strecke zurück, so daß bey Tagesanbruch die Küste von Frankreich noch zu sehen war; da nun der Steuermann ihren Befehl richtig befolgte, stand sie auf und sah Frankreich noch, so lange sie konnte. Als aber die Galeere weiter kam, schwand dieß schöne Land und mit ihm ihre Zufriedenheit und nun wiederholte sie noch die Worte: „Adjeu, Frankreich, nun ists aus, Adjeu, Frankreich, nun ist aus, Adjeu Frankreich, ich sehe dich wohl nie wieder" [30]).

Sie wünschte jetzt, daß eine englische Flotte erscheinen möchte, die wir sehr zu fürchten hatten, damit sie Ursache haben und genöthigt seyn möchte, umzukehren und nach dem Hafen zu flüchten, aus dem sie ausgelaufen war. Allein Gott wollte ihren Wunsch hierin nicht erfüllen. Denn wir kamen ohne allen Anstoß glücklich nach Petit-Leith, wobey ich diese kleine Anekdote erzählen will. Am ersten Abend, da wir eingeschifft waren, sagte der Herr von Chastelard [31]), als er sah, daß man den Leuchtthurm anzündete, diese witzige Rede: es bedürfte dieses Leuchtthurms und dieser Fakel nicht, um uns zur See zu leuchten. Die schönen Augen dieser Königinn werfen Strahlen genug, um das ganze Meer zu erleuchten, ja im Nothfall sogar es in Flammen zu setzen.

Es ist ferner anzumerken, daß einen Tag zuvor an einem Sonntag früh, ehe wir in Schottland landeten, ein so starker Nebel entstand, daß wir nicht einmahl vom Hintertheil im Schiff bis zum Vordertheil sehen konnten, worüber die Schiffleute sehr erstaunt waren, so daß man genöthigt war in hoher See vor Anker zu legen und das Senkbley auszuwerfen, um zu sehen, wo wir waren.

Dieser

Dieſer Nebel dauerte einen ganzen Tag und die ganze Nacht bis an den andern Morgen früh um acht Uhr, da wir uns von einer Menge Klippen umgeben fanden, ſo daß wir, wenn wir vorwärts oder ſeitwärts von der Stelle gekommen wären, ſcheitern mußten und alle verlohren waren. Die Königinn ſagte dabey: ſie für ſich hätte ſich nicht viel daraus gemacht, indem ſie ohnehin nichts mehr wünſche als den Tod. Doch hätte ſie es nicht gewünſcht oder gewollt in Rückſicht auf das allgemeine Beſte des ganzen Königreichs Schottland. Als man endlich am Morgen, nachdem dieſer Nebel zerſtreut war, die Küſte von Schottland erblickte, ſo urtheilten manche, dieſer Nebel bedeute, daß man in einem benebelten, unruhigen und in einer unangenehmen Verfaſſung befindlichen Königreich ans Land ſteigen werde. Wir liefen in Petitleith in den Hafen ein, und ſtiegen ans Land und lernten die Vorſteher dieſes und des benachbarten Orts, Iſlebourg kennen. Dieſer war eine kleine Meile entfernt. Die Königinn ging zu Pferd bis dahin, ihre Damen und Herrn aber folgten in Landwagen, mit Poſtpferden beſpannt, ſo gut man ſie hatte und mit ſehr ſchlechtem Geſchirr. Bey dieſem Aufzug fing die Königinn an zu weinen und ſagte: hier gebe es keine franzöſiſche Pracht noch Feyerlichkeiten, noch ſtolze franzöſiſche Reitpferde, die ſie ſo lange genoſſen habe, man müſſe aber Geduld haben.

Noch ſchlimmer kams am Abend. Als ſie ſich nähmlich zu Bette legen wollte, wobey ſie in die Abtey Iſlebourg, was in der That ein ſchönes Gebäude iſt und kein ſchottiſches Anſehen hat, einquartirt war, kamen fünf bis ſechshundert Menſchen aus der Stadt unter ihr Fenſter, die ihr eine Nachtmuſik mit ſchändlichen Violinen und kleinen Bäſſen (rebecs) brachten,

woran in diesem Lande kein Mangel ist, und dann anfingen Psalmen zu singen, so abscheulich und so unharmonisch, als man sich gar nichts vorstellen kann. Himmel, welche Musik und welche Ruhe für sie in dieser ersten Nacht!

Am folgenden Morgen hätte man ihr bald ihren Allmosinier in ihrer eignen Wohnung umgebracht, was auch richtig geschehen wäre, wenn er sich nicht noch bey Zeiten aus dem Staube gemacht hätte, da sie denn mit ihm eben so verfahren wären, wie nachher mit ihrem Sekretair David, [11]) den die Königinn als einen Mann von Kopf gern in ihren Geschäften brauchte, den man ihr aber vor ihrem Saal so nahe bey ihr tödete, daß sein Blut ihr aufs Kleid sprützte und er todt zu ihren Füßen fiel.

Welche unwürdige Behandlung! Sie erlaubten sich aber wohl noch andre gegen sie, und man darf sich daher nicht irre machen lassen, wenn sie nachtheilig von ihr sprachen. Diese Begegnung gegen ihren Allmosinier machte sie so traurig und niedergeschlagen, daß sie sagte: dieß ist ein schöner Anfang und ein guter Beweis, den meine Unterthanen mir zur Bewillkommung von ihrem Gehorsam geben. Ich weiß nicht, was dieß für ein Ende nehmen wird, aber ich verspreche mir gar nichts Gutes davon. Die arme Fürstinn zeigte sich auch hierin als eine große Cassandra von Seiten des prophetischen Geistes, so wie sie es an Schönheit ohnehin schon war.

Hier lebte sie drey Jahre sehr untadelhaft in ihrem Wittwenstand, in dem sie auch geblieben seyn würde, da sie kein Verlangen trug, den Manen ihres Gemahls zu nahe zu treten; allein die Stände ihres Königreichs baten sie und lagen ihr darum an,

sich

ſich zu vermählen, damit ſie ihnen einen von ihr gebohrnen König hinterlaſſen möchte, wie es der gegenwärtige iſt.

Es gibt Leute, welche ſagten, in den erſten Kriegen habe der König von Navarra ſie heyrathen wollen, und im Sinn gehabt, zu dem Ende ſeine Gemahlinn der Religion wegen zu verſtoßen. Sie wollte aber nicht darein willigen, indem ſie ſagte: ſie habe eine unſterbliche Seele, die ſie um alle Hoheit der Welt nicht verlohren gehen laſſen wolle; denn ſie machte ſich gar ſehr ein Gewiſſen daraus, einen ſchon anderwärts verheiratheten Mann zu heirathen.

Endlich vermählte ſie ſich wieder mit einem jungen Herrn aus England aus einem ſehr guten Hauſe, jedoch ihr noch nicht gleich [33]). Dieſe Ehe war nicht glücklich, weder für den einen noch den andern Theil. Ich will mich hier nicht auf eine Erzählung einlaſſen, wie der König, ihr Gemahl, nachdem er ein ſehr ſchönes Kind, den itzt regierenden König, mit ihr erzeugt hatte, durch eine Mine ermordet wurde, welche man unter ſeiner Wohnung angelegt hatte.

Die Geſchichte davon iſt ſchriftlich verfaßt und gedruckt, jedoch nicht der Wahrheit gemäß, wegen des Antheils, welcher der Königinn hierbey zur Laſt gelegt wird. Dieß iſt eitel Lug und Trug: denn dieſe Königinn war nie grauſam, ſie war im Gegentheil lauter Güte und Sanftmuth. Nie verübte ſie in Frankreich irgend eine Grauſamkeit, fand auch nie Gefallen daran, nicht einmahl konnte ſie übers Herz bringen, die armen Miſſethäter hinrichten zu ſehen, wie manche andre große Damen, die ich kannte; und als ſie zu Schiff war, wollte ſie nie zugeben, daß der ſchlechteſte Galeerenſklave Schläge bekam, ſondern bat den

Großprior ihren Oheim ausdrücklich, und befahl dem Rudermeister es zu unterlassen, indem sie äusserstes Mitleid mit ihrem Elend fühlte, und es zu Herzen nahm.

Kurz, nie wohnte Grausamkeit im Herzen dieser großen und sanften Schönheit, sondern es sind eitel Betrüger, die ihr dieß mündlich oder schriftlich Schuld gaben, wie unter andern Herr Buchanan, worin er sich für die Wohlthaten, die seine Königinn in Frankreich und Schottland ihm erzeigte, sehr undankbar bewiesen hat, indem sie ihm das Leben schenkte, und seine Achtserklärung aufhob. Er hätte besser gethan, wenn er seine göttliche Gelehrsamkeit darauf verwendete, besser von ihr zu sprechen als er that, statt daß er ihr übel nachredete, und von ihrer Liebschaft mit Bothwel plauderte, und sogar einige Sonnets einrückte, die sie gemacht habe, welche niemand für echt erkennen wird, der sie und ihren Geist und ihre Poesie kannte, so wenig als ihre Liebschaft. Denn dieser Bothwel war der häßlichste Mann von so scheußlichem Ansehen, als man sich nur irgend denken kann.

Wenn jedoch dieser Buchanan ihr Böses nachgeredet hat, so gibt es dagegen wieder andre, die ein sehr schönes Buch von ihrer Unschuld geschrieben haben, das ich selbst gesehen habe, und worin diese so sonnenklar dargethan und erwiesen ist, daß es dem schwächsten Kopf einleuchten muß, wiewohl ihre Feinde wenig Rücksicht darauf nahmen, sondern in dem hartnäckigen Vorsatz, sie zu Grund zu richten, (was ihnen denn endlich auch gelungen ist) sie so bitter verfolgten, daß sie nicht eher abließen, bis sie in einem starken Schloß gefangen saß, wo sie endlich nach einer Jahrlangen jämmerlichen Einkerkerung durch einen sehr wackern tapfern

tapfern schottischen Cavalier aus einem sehr guten Hause, Nahmens von Beton, befreyt wurde, den ich ebenfalls gekannt und gesehen habe, und der mir alles umständlich erzählte, als er die Nachricht davon dem König brachte. Er war ein Neffe des Bischoffs von Glasgow, der als Gesandter in Frankreich stand, und ein so rechtschaffener Mann und würdiger Prälat war, als man selten zu sehen bekommt, der dabey sich als einen getreuen Diener gegen seine Gebieterinn bis zu ihrem letzten Hauch bewies, und es auch noch itzt nach ihrem Tode ist.

Nachdem also diese Königinn sich wieder in Freyheit befand, säumte sie nicht lange, und hatte augenblicklich ein Heer von denen auf den Beinen, die sie für ihre getreusten hielt, und das sie selbst anführte. Sie ritt dabey an der Spitze auf einem guten Roß, und hatte einen einfachen Cotillon oder Rock von weißem Taft an, und ein flornes Kopfzeug auf. Ich hörte hierbey von mehrern Personen, besonders von der Königinn Mutter, daß sie sich wunderten, wie eine so zarte, empfindliche und feingebaute Fürstinn, wie sie war, und ihr ganzes Leben gewesen war, sich den Ungemächlichkeiten des Kriegs so gut unterziehen konnte. Was wäre aber auch so schwer und ungemächlich, dem man sich nicht aussetzte und das man nicht unternähme, um unumschränkt zu herrschen, an seinem rebellischen Volk sich zu rächen, und es zum Gehorsam zurückzuführen!

So ritt also diese schöne, edelherzige Fürstinn, eine zweyte Zenobia, an der Spitze ihres Heers, das sie anführte, um die Feinde anzugreifen, und ihnen eine Schlacht zu liefern. Aber ach! welches Unglück! Als sie dachte, jetzt sollten die Ihrigen handge-

mein mit den Feinden werden, und als sie ihnen mit Worten, welche Felsen hätten erweichen können, zuredete, um sie zu ermahnen und anzufeuern, schulterten sie plötzlich ihre Piken, ohne sich zu schlagen, worauf beyde Theile das Gewehr wegwarfen, und sich als Freunde in die Arme eilten, und sich zusammen verschwuren und verbündeten, ihre Königinn zu greifen, und gefangen nach England zu liefern.

Der Herr von Crosy, ihr Haushofmeister, ein Cavalier aus Auvergne, erzählte den ganzen Hergang auf diese Art der Königinn Mutter, als er aus Schottland herüber kam. Ich sah ihn zu Saint Maur, wo er ihn einigen von uns erzählte.

Endlich wurde sie nach England geführt, wo sie auf ein Schloß gesetzt und so enge und gefänglich verwahrt wurde, daß sie in achtzehn bis zwanzig Jahren nicht herauskam, bis zu ihrem Tod, den ihr das gar zu grausame Urtheil brachte, das sich auf mehrere nicht sehr einleuchtende Gründe stützt, welche darin angeführt werden. Ein Hauptgrund war, wie ich von guter Hand weiß, daß die Königinn von England sie nie wohl leiden mochte und jederzeit und schon lange her auf ihre Schönheit eifersüchtig war, weil sie sich gestehen mußte, daß sie die ihrige übertraf. Dieß nenne ich doch Eifersucht! Dann war es aber auch wegen der Religion.

Diese Fürstinn wurde also nach ihrer langen Gefangenschaft endlich zum Tod durchs Schwert verurtheilt, und dieß Urtheil wurde ihr zwey Jahre zuvor angekündigt, ehe sie hingerichtet wurde. Einige sagen, sie habe nichts davon gewußt, bis man sie habe zur Hinrichtung abholen wollen, andre reden davon, daß man es ihr zwey Monathe vor der Hinrichtung bekannt

bekannt gemacht habe. So wie die Königinn Mutter Nachricht davon erhielt, als ſie zu Coignac war, was ſie ſehr ſchmerzte. Man ſagte ihr dabey noch den beſondern Umſtand, daß ſobald das Urtheil ihr publicirt geweſen ſey, man ihr Zimmer und ihr Bett ſchwarz ausgeſchlagen habe. Die Königinn Mutter lobte dabey ſehr die Standhaftigkeit der Königinn von Schottland und ſagte, ſie habe noch nie geſehen oder gehört, daß eine hohe Perſon ſich ſtandhafter im Unglück betragen hätte.

Ich war damahls anweſend, glaubte aber doch, daß die Königinn von England ſie nicht hinrichten laſſen würde, indem ich mir nicht vorſtellen konnte, daß ſie in einem ſo hohen Grad grauſam ſeyn ſollte, und daß ſie es überhaupt von Natur wäre; allein ſie bewies es hier. Auch hoffte ich, der Herr von Bellievre, den der König abgeſchickt hatte, ſich für ihre Rettung zu verwenden, würde etwas ausrichten, allein er konnte nichts bewirken.

Um alſo auf dieſen jämmerlichen Tod zu kommen, den man nicht anders als mit großem Mitleiden beſchreiben kann, ſo kamen am ſiebenzehnten Februar des Jahrs 1587 die Commiſſarien der Königinn von England an dem Ort ihrer Gefangenſchaft, auf dem Schloß Foteringhen, gegen 2 oder 3 Uhr Nachmittags an, und verlaſen ihr, in Gegenwart ihres Gefangenwärters, ihre Commiſſion, ihre Hinrichtung betreffend, wobey ſie ihr erklärten, daß dieſe am andern Morgen früh vor ſich gehen und ſie ſich alſo zwiſchen ſieben und acht Uhr bereit halten ſollte.

Ohne auſſer Faſſung zu gerathen, dankte ſie ihnen für ihre Nachricht und ſagte, ſie hätten ihr keine erwünſchtere bringen können, weil ſie nun doch endlich

das Ende ihres Elends vor Augen sähe und sich schon lange zum Tod bereitet und entschlossen habe, seit sie in England gefangen gehalten werde. Sie bat jedoch die Commissarien, ihr etwas Zeit zu vergönnen, um ihr Testament zu machen und ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, da doch dieß von ihrem guten Willen abhinge, wie ihre Commission besage.

Hierauf gab ihr der Graf von Shrewsbury in einem ziemlich harten Ton die Antwort: Nein, nein, Madam, es muß gestorben seyn, halten Sie sich morgen zwischen sieben und acht Uhr früh bereit, man wird Ihnen nicht einen Augenblick länger Aufschub verstatten.

Es war noch ein etwas höflicherer dabey, wenigstens seiner Meinung nach. Dieser wollte ihr einige Vorstellungen machen, um ihr Muth zu diesem Schritt einzusprechen. Sie sagte ihm aber, sie bedürfe keines Trostes, wenigstens von ihm nicht, wollte er ihr aber noch eine Gefälligkeit erzeigen, so könnte er sie ausnehmend dadurch verbinden, wenn er machte, daß ihr Almosenier zu ihr dürfte, um ihre Beichte zu hören. Denn was ihren Leichnam beträfe, so glaube sie nicht, daß man so unmenschlich seyn werde, ihr die Beerdigung zu versagen. Er antwortete ihr aber: dazu dürfe sie sich keine Hoffnung machen; sie war also genöthigt, ihre Beichte schriftlich abzulegen, was sie folgendermaßen that.

„Ich bin heute meiner Religion wegen angefochten und darum angegangen worden, den Trost der Ketzer anzunehmen. Sie werden von Bourgoing und andern hören, daß ich meinen Glauben getreulich bekannt habe, auf den ich auch sterben will. Ich verlangte Sie bey mir zu sehen, um meine Beichte abzu-

abzulegen, und das heilige Sakrament zu empfangen, was mir aber grauſamer Weiſe verſagt worden iſt, ſo wie auch die Hinwegſchaffung meines Leichnams nach der Gruft meines Hauſes, und die Befugniß, frey und nicht anders als durch ihre Hände mein Teſtament nieder zu ſchreiben. In Ermanglung deſſen, bekenne ich hier im Allgemeinen, daß ich ſchwerlich und mannigfaltig geſündigt habe, wie ich Ihnen noch insbeſondere umſtändlich hatte beichten wollen, und bitte Sie um Gotteswillen, dieſe Nacht mit mir zu Tilgung meiner Sünden zu wachen und zu beten, und mir Ihre Abſolution und Verzeihung für alle meine Miſſethaten zu ſchicken. Ich werde verſuchen, Sie in anderer Gegenwart zu ſprechen, wie ſie mir bewilligt haben, und wenn ich darf, ſo will ich Sie in Gegenwart aller um Ihre Abſolution bitten. Zeigen Sie mir die ſchicklichſten Gebete für dieſe Nacht und für Morgen früh an, denn die Zeit iſt kurz und ich kann nicht wohl ſchreiben, ich werde Sie aber empfehlen, ſo wie die andern, und beſonders ſollen Ihnen Ihre Beneficien bleiben und verſichert werden, und ich werde Sie dem König empfehlen. Ich habe keine Zeit übrig, melden Sie mir alles, was Sie für mein Seelenheil dienlich erachten, ſchriftlich. Ich will alsdann Sorge dafür tragen."

Vor allen Dingen verlor ſie keine Zeit und ſo wenig ſie auch deren noch übrig hatte (freylich lang und viel genug, um eine wenn gleich ſehr feſte Standhaftigkeit zu erſchüttern; allein bey ihr war keine Todesfurcht zu erblicken, wohl aber eine große Zufriedenheit darüber, daß ſie endlich ihres Elendes in dieſer Welt ein Ende ſah); ſo ſchrieb ſie doch darin Briefe an unſern König, an die Königinn Mutter, die ſie ſehr verehrte, an Herrn und Frau von Guiſe und

noch andre Vertraute, alle freylich sehr erbarmenswürdig, jedoch alle in der Absicht, ihnen zu zeigen, daß sie bis auf den letzten Augenblick ihrer gedenke, und herzliche Zufriedenheit darüber empfinde, sich endlich erlößt zu sehen aus so vielem Uebel, das sie schon seit zwanzig Jahren niederdrückte. Dabey schickte sie ihnen allen kleine Geschenke, welche von dem Werth und Preis waren, wie sie eine arme, unglückliche, gefangene Königinn geben konnte.

Hierauf schickte sie nach ihrer Dienerschaft und ließ sie kommen, vom größten bis zum kleinsten, ließ ihre Coffres aufschließen und sahe nach, wie viel sie wohl noch baares Geld hätte, worauf sie es unter sie nach ihrem Vermögen und den Dienstleistungen eines jeden vertheilte. Unter ihre weiblichen Bedienten vertheilte sie, was sie noch an Kostbarkeiten, Halsketten, Bändern, Kleidungsstücken u. dgl. hatte, und sagte ihnen dabey, es thue ihr sehr leid, daß sie ihnen nicht mehr geben könne, um ihre Treue zu belohnen; allein sie hoffe mit Zuversicht, daß ihr Sohn es nach Bedürfniß für sie thun werde. Sie bat dabey ihren Haushofmeister, dieß ihrem Sohn zu sagen, dem sie ihren Seegen schickte, und ihn dabey bitten ließ, ihren Tod nicht zu rächen, sondern alles Gott und seinem gerechten, gnädigen Willen heimzustellen. Sie nahm hierauf Abschied von allen, ohne eine Thräne zu vergießen, sondern tröstete vielmehr sie und sagte ihnen: sie sollten doch nicht weinen, da sie ja auf dem Punct stehe, nach so viel überstandenen Leiden zur frohen Seligkeit einzugehen; alsdann ließ sie alle bis auf ihre Frauenzimmer hinausgehen.

Da es bereits Nacht worden war, begab sie sich in ihr Oratorium, wo sie über zwo Stunden auf ent-

entblößten Knieen betete: denn ihre Frauenzimmer ſahen dieß wohl. Alsdann kam ſie auf ihr Zimmer zurück und ſagte zu ihnen: ich glaube, daß es weit beſſer iſt, meine Freundinnen, wenn ich etwas eſſe und mich dann ſchlafen lege, damit ich morgen nichts beginne, das meiner unwürdig wäre, und den Muth nicht verliere.

Welcher Edelmuth und welche Herzhaftigkeit. Sie that es, nahm bloß eine geröſtete Schnitte mit Wein und legte ſich dann nieder, ſchlief ſehr wenig und verwendete den größten Theil der Nacht auf Bitten und Gebete.

Zwo Stunden vor Tag ſtand ſie auf, kleidete ſich in möglichſter Eile an, und beſſer als gewöhnlich, und legte eine Robe von ſchwarzem Sammt an, das einzige was ſie von ihren Kleidungsſtücken zurück behalten hatte, und ſagte zu ihren Frauen: meine Freundinnen, gern hätte ich Euch lieber dieß Stück gelaſſen, als was ich geſtern an hatte, allein ich muß doch etwas anſtändiger zu meinem Tode gehen, und etwas beſſer als gewöhnlich gekleidet ſeyn. Hier iſt ein Schnupftuch, das ich ebenfalls zurück behalten habe, um mir die Augen damit zu verbinden, wenn wir ſo weit ſind, und ich gebe es Euch, meine Liebe, (ſagte ſie zu einer von ihren Frauen), weil ich dieſen letzten Dienſt von Euch empfangen will.

Hierauf begab ſie ſich wieder nach ihrem Betzimmer, nachdem ſie abermahls Abſchied von ihnen genommen, ſie geküßt und ihnen einiges an den König, die Königinn und ihre Verwandte aufgetragen hatte, nichts was auf Rache abgezweckt hätte, ſondern vielmehr im Gegentheil. Sie hielt hierauf das Abendmahl mittelſt einer geweihten Hoſtie, die der gute

Papſt Pius der Fünfte ihr geſchickt hatte, um ſich ihrer im Nothfall zu bedienen und die ſie jederzeit ſehr ſorgfältig und heilig aufgehoben und bewahrt hatte.

Nachdem ſie alle ihre Gebete, welche ſehr lang waren, hergeſagt hatte, war es ſchon tief in den Morgen hinein und ſie kam auf ihr Zimmer, wo ſie ſich zum Feuer ſetzte und ſie tröſtete, ſtatt daß die andern ſie hätten tröſten ſollen, wobey ſie ſagte: es ſey nichts um die Glückſeligkeiten dieſer Welt und ſie könne ein redendes Beyſpiel davon abgeben für die Größten der Erde bis auf die Geringſten hinaus, da ſie, weiland Königinn der beyden Königreiche Frankreich und Schottland durch Geburt und durch Glück, ſie, die in Ehre und Größe jeder Art geſchwelgt habe, ſich jetzt ſo weit gebracht ſähe, daß ſie in Henkershände falle, obſchon unſchuldig, was noch ihr einziger Troſt ſey. Ja, der ſtärkſte ihrer Verdammungsgründe ſey von der katholiſchen Religion hergenommen, um derentwillen ſie jetzt ſterben ſolle, einer guten heiligen Religion, die ſie bis auf ihren letzten Hauch nicht verlaſſen werde, da ſie darin getauft ſey. Sie verlange daher auch keinen andern Dunſt noch andern Ruhm nach ihrem Tode, als daß ſie bey ihrer Zurückkunft in ganz Frankreich ihre Standhaftigkeit im Glauben bekannt machen ſollten. Und ungeachtet ſie wiſſe, daß es ihnen ſehr ſchmerzlich fallen werde, ſie zu einem ſolchen Trauerſpiel auf der Blutbühne zu ſehen, ſo wolle ſie doch, daß ſie Zeugen ihres Todes ſeyn möchten, indem ſie überzeugt ſey, daß ſie keine getreuern finden könne, um das was dabey vorfalle, zu bemerken und zu erzählen.

Als ſie dieſe Worte geſagt hatte, wurde ſehr ſtark an ihre Thür gepocht. Ihre Frauenzimmer, wel-

welche vermutheten, daß man komme, um sie abzuholen, wollten sich widersetzen und nicht öffnen; sie sagte aber zu ihnen: das hilft nichts, meine Lieben, mache nur auf.

Da traten zuerst herein ein Geselle mit einem weißen Stab in der Hand, der, ohne seine Rede bestimmt an jemand zu richten, zweymahl sagte: da bin ich, da bin ich. Die Königinn, welche vermuthete, daß die Stunde der Hinrichtung gekommen sey, nahm ein kleines elfenbeinernes Kreutz zur Hand.

Alsdann kamen die oben gedachten Commissarien, und als sie hereingetreten waren, sagte die Königinn zu ihnen: Nun, meine Herren, Sie sind da, um mich abzuholen. Ich bin bereit und ganz entschlossen zu sterben, und finde, daß die Königinn, meine gute Schwester, viel für mich thut. und Sie andern insbesondere, welche diese mühsame Untersuchung angestellt haben. Lassen Sie uns also gehen. Da sie diese von so großer Sanftmuth und Schönheit begleitete Standhaftigkeit sahen, waren sie sehr erstaunt. Denn nie war sie noch schöner gesehen worden, auch hatte sie jetzt wieder Farbe auf den Wangen, die sie verschönerte.

So schreibt Boccaz von der Sophonisbe, als sie in ihrem Unglück, nach der Gefangennehmung ihres Gemahls und der Einnahme ihrer Stadt, mit Massinissa sprach. Ihr hättet gesagt, erzählt er, ihr eigenes Unglück verschönere sie und leihe ihrem sanften Gesicht neue Reize, um sie noch angenehmer und einnehmender zu machen.

Die Commissarien wurden stark vom Mitleiden gerührt. Dennoch wollten sie, als sie das Zimmer ver-

verließ, nicht gestatten, daß ihre Frauen ihr folgten, weil sie befürchteten, durch deren Wehklagen, Seufzer, Schluchzen und Angstgeschrey möchte die Execution einigermaßen gestört werden. Sie sagte aber zu ihnen: „Wie, meine Herren, wollten Sie wohl die Strenge so weit treiben, nicht einmahl zu erlauben oder zu bewilligen, daß meine Frauen mich zur Hinrichtung begleiten? Lassen Sie mich wenigstens diese Gefälligkeit von Ihnen erlangen." — Sie gestatteten ihr's endlich gegen das Versprechen, daß sie ihnen Stillschweigen auflegen und sie nachkommen lassen sollte.

Der Ort zur Hinrichtung war der Saal, in dessen Mitte man ein zwölf Fuß ins Gevierte breites und zwey Fuß hohes Gerüste mit schlechtem schwarzem Fries beschlagen, errichtet hatte.

In diesen Saal nun trat sie mit gleicher Majestät und Grazie, als wenn es in einen Tanzsaal ginge, wo sie ehedem so reitzend und prächtig zu erscheinen gewohnt war. Sie war nicht im mindesten ausser Fassung.

Als sie an dem Gerüste war, rief sie ihren Haushofmeister und sagte ihm: „Helft mir hinauf, dieß ist der letzte Dienst, den ich von Euch erwarte, dabey wiederholte sie wieder alles was sie ihm auf ihren Zimmer gesagt hatte, das er ihrem Sohne melden sollte. Auf dem Schaffot selbst verlangte sie ihren Almosenier und bat die Officiers, welche da waren, zu erlauben, daß er herkäme, was ihr aber geradezu abgeschlagen wurde, wobey ihr der Graf von Izenty sagte, er beklage sie höchlich, sie dem Aberglauben aus den vorigen Zeiten noch so sehr ergeben zu sehen, und man müsse das Kreutz Christi im Herzen tragen,

nicht

nicht in der Hand. Worauf ſie antwortete: „Es ſey ſchwer einen ſo wichtigen und rührenden Gegenſtand in der Hand zu tragen, ohne daß zugleich das Herz ſich von Gefühl und Rührung ergriffen finden ſollte; das ſchicklichſte für alle chriſtgläubige Perſonen ſey doch immer das wahre Zeichen ſeiner Erlöſung zu tragen, wenn man vom Tod bedrohet ſey.

Als ſie endlich ſah, daß ſie ihren Allmoſinier nicht bekommen würde, ließ ſie ihre Frauen kommen, wie man ihr verſprochen hatte, was auch geſchah. Eine derſelben konnte, da ſie beym Eintritt ihre Gebieterinn in einem ſolchen Aufzug unter den Henkersknechten erblickte, ſich nicht enthalten auſſer Faſſung zu gerathen, und zu weinen und zu ſchreyen; allein die Königinn gab ihr ein Zeichen, indem ſie den Finger auf den Mund legte, worauf ſie ſich faßte und an ſich hielt.

Ihre Majeſtät fing hierauf an zu verſichern: „Daß ſie nie einen Anſchlag gegen den Staat noch gegen das Leben der Königinn, ihrer guten Schweſter, gemacht hätte, daß ſie zwar geſucht habe, ſich wieder in Freyheit zu ſetzen, wozu alle Gefangene verbunden ſeyen, daß ſie aber wohl ſehe, die Urſache ihres Todes ſey die Religion, daher ſie ſich denn auch ſehr glücklich ſchätze, ihr Leben um einer ſolchen Urſache zu verlieren. Sie bäte die Königinn, ihre gute Schweſter, mit ihren armen Dienern Mitleiden zu haben, die ſie in der Gefangenſchaft hielte, und ſollte ſie Rückſicht auf die treue Zuneigung nehmen, die ſolche veranlaßt hätte, ſich für die Befreyung ihrer Gebieterinn zu verwenden. Sie müſſe und wolle es für alle büßen.“

Man brachte ihr einen reformirten Geiſtlichen, um ihr zuzuſprechen, ſie ſagte aber zu ihm: „O, mein

Freund,

Freund, geduldet Euch! und erklärte ihm, daß ſie ſich nicht mit ihm einlaſſen noch irgend etwas mit denen von ſeiner Secte zu thun haben wolle, ſie ſey bereit und gefaßt, auch ohne geiſtlichen Zuſpruch zu ſterben, und ſolche Leute wie er, könnten ihr keinen Troſt noch Beruhigung des Geiſtes gewähren."

Als ſie ſah, daß er dem ungeachtet ſeine Gebete in ſeinem Kauderwelſch fortſetzte, ſo ſagte ſie die ihrigen, ohne ſich dadurch unterbrechen zu laſſen, in lateiniſcher Sprache her und erhob ihre Stimme, noch lauter, als dieſer Geiſtliche, und dann wiederholte ſie: „Sie ſchätze ſich ſehr glücklich, ihre letzten Blutstropfen für ihre Religion vergießen zu können und ziehe dieß ſelbſt einem längern Leben noch vor, ſie könne es nicht erwarten, bis die Natur den beſtimmten Lauf ihres Lebens vollendet habe, und lebe der gewiſſen Hoffnung zu dem, der am Kreutz vorgeſtellt ſey, den ſie in ihren Händen halte und zu deſſen Füßen ſie ſich hinwerfe, daß dieſer zeitliche Tod, um ſeines Nahmens willen erduldet, ihr zum Uebergang, Anfang und Eintritt ins ewige Leben mit den Engeln und auserwählten Seligen dienen werde, welche ihr Blut empfangen und es zum Sühnopfer für alle ihre Sünden vor den Thron Gottes bringen werden, welche ſie auch bitte, Fürſprecher für ſie bey Gott zu werden, um ſeine Gnade und Verzeihung zu erhalten."

Dieß war ihr Gebet, als ſie auf dem Schafot auf den Knien lag und ſie ſprach es mit großer Inbrunſt und ſetzte noch mehrere andere Gebete hinzu für den Papſt, die Könige von Frankreich und Spanien und ſelbſt für die Königinn von England und bat Gott, ſie mit ſeinem heiligen Geiſt zu erleuchten, betete auch

für

für ihren Sohn die Insel Brittanien und Schottland, ſie zu bekehren.

Hierauf rief ſie ihre Frauen zu ſich, um ihr ihren ſchwarzen Schleyer, ihr Kopfzeug und ihren andern Putz abzunehmen, und als der Henker dabey zugreifen wollte, ſagte ſie zu ihm: „Halt, mein Freund, laß mich unberührt.“ Indeſſen konnte ſie doch nicht ganz verhüten, daß er ſie nicht angegriffen hätte; denn nachdem man ihre Robe bis auf den Gürtel abgeſtreift hatte, nahm dieſer ſchändliche Kerl ſie ſehr grob beym Arm, und zog ihr ihr Ruſtſtuck, ihren Rock nebſt dem Unterleibchen ab, ſo daß ihr Leib und ihre ſchöne Bruſt weiſſer, als Alabaſter, ganz frey und bloß zu ſehen war.

Sie ſelbſt nahm ſich ſo ſorgfältig zuſammen, als ſie konnte, und ſagte dabey, „ſie ſey nicht gewohnt, ſich vor den Leuten auszukleiden, noch in ſo großer Geſellſchaft (es ſollen vier bis fünfhundert Perſonen gegenwärtig geweſen ſeyn), noch einen ſolchen Kammerdiener zu haben.“

Der Henker kniete nieder und bat ſie um Verzeihung, worauf ſie ihm zur Antwort gab: „ſie verzeihe ihm und allen, welche Schuld an ihrem Tode ſeyen, eben ſo aufrichtig und bereitwillig, als ſie glaube, daß ihre Sünden ihr von Gott verziehen werden.

Hierauf ſagte ſie zu der Kammerfrau, der ſie zuvor das Schnupftuch gegeben hatte, ſie ſollte es ihr herbringen.

Sie trug ein goldnes Kreuz an ſich, worein ein Stückchen Holz vom wahren Kreuz Chriſti nebſt ſeinem Bild gefaßt war; dieß wollte ſie einer von ihren Fräuleins geben, der Scharfrichter gab es aber nicht zu,

ungeachtet ſie ihm darum gebeten und ihm verſprochen hatte, daß das Fräulein ihm den Werth dreyfach erſetzen werde.

Als ſie nun ganz fertig war, küßte ſie alle Frauenzimmer, und gab ihnen Erlaubniß ſich weg zu begeben, wobey ſie ihnen noch mit dem Zeichen des Kreuzes ihren Segen ertheilte. Und als ſie ſah, daß eine derſelben ihre Thränen und Wehklagen nicht mäßigen konnte, legte ſie ihr Stillſchweigen auf und ſagte: „ſie hätte ſich durch ihr Verſprechen anheiſchig gemacht, daß ſie durch ihr Weinen und Schluchzen keine Störung verurſachen ſollten. Sie befahl ihnen noch einmahl ſich ſtill zurück zu ziehen, für ſie zu beten und gut und getreulich zu bezeugen, daß ſie in ihrer alten, heiligen und chriſtlichkatholiſchen Religion ſtandhaft geſtorben ſey.

Nachdem eine von ihnen ihr die Augen mit ihrem Tuche verbunden hatte, warf ſie ſich unverzüglich mit großem Muth auf die Knie, ohne das mindeſte Zeichen von Todesfurcht zu verrathen.

Ihre Standhaftigkeit war ſo groß, daß alle Anweſenden ſelbſt ihre Feinde dadurch gerührt wurden, und waren nicht vier Perſonen da, die ſich des Weinens zu enthalten vermochten, ſo ſehr fanden ſie dieß Schauſpiel hart, und verurtheilten ſich ſelbſt in ihrem Gewiſſen über dieſer Ungerechtigkeit.

Weil der Henker und der Diener des Satans ihr zuſetzten, und ihre Seele mit dem Leib, zu tödten trachteten und ſie in ihrem Gebet ſtörten, erhob ſie ihre Stimme, um ihn zu überſchreien und ſprach in lateiniſcher Sprache den Pſalm: In te, Domine, ſpe-

ravi, non confundor in aeternum, den ſie ganz bis zu Ende herſagte.

Hierauf legte ſie ihr Haupt auf den Block und als ſie von neuem wiederholte: In manus tuas, Domine, commendo ſpiritum meum, gab ihr der Scharfrichter einen ſtarken Hieb mit dem Beil, womit er ihr die Schläfe einſchlug und den Kopf erſt auf den dritten Hieb herunter brachte, um ihren Märtyrer-Tod länger und glorreicher zu machen, indem es nicht die Strafe, ſondern die Urſache iſt, was das Märtyrerthum ausmacht.

Hierauf nahm er den Kopf, den er den Umſtehenden zeigte und dabey ſagte: Heil der Königinn Eliſabeth, ſo müſſe es allen Feinden des Evangeliums gehen. Dabey nahm er ihren Kopfputz weg, gleichſam aus Verachtung, um ihre ſchon grauen Haare zu zeigen, die ſie jedoch in ihrem Leben ſchon nicht ſcheute zu zeigen, und zu kräuſeln und zu friſiren, ſo gut als ehemals, da ſie noch ſchön und blond — waren. Denn es war nicht das Alter, was ſie in ihrem fünf und dreyßigſten Jahr ſo verändert hatte, ſondern Kummer, Traurigkeit und Unfälle, die ſie in ihrem Reich und während ihrer Gefangenſchaft erduldet hatte.

Nachdem dieß unglückliche Trauerſpiel geendigt war, wandeten ſich ihre Frauenzimmer, beſorgt für die Ehre ihrer Gebieterinn, an ihren Gefangenwärter Paulet und baten ihn, nicht zuzugeben, daß der Scharfrichter den Leib ihrer Gebieterinn weiter berühre, und daß es ihnen vergönnt ſeyn möchte, ſie auszukleiden, wenn die Anweſenden wegwären, damit nichts unanſtändiges damit vorgenommen würde, wobey ſie ihm verſprachen, ihm zu geben was ſie anhabe und alles, was er verlangen und fordern wollte; der Nichtswür-

hier wies sie aber grob ab und befahl ihnen, aus dem Saal wegzugehen.

Unterdessen kleidete der Scharfrichter sie aus und betastete sie überall nach seinem Gefallen. Man glaubt sogar, er habe ihr gethan, wie jener Elende — — in den hundert Novellen der Königinn von Navarra. Es wandeln die Menschen oft noch sonderbarere Versuchungen an als diese.

Nachdem er damit vorgenommen hatte, was er wollte, wurde der Leichnam in ein Zimmer gebracht, welches an das ihrer Diener stieß, und das wohl verschlossen wurde, aus Furcht, sie möchten hineinkommen um ihm eine fromme und gute Pflicht zu leisten. Dieß erhöhte noch und verdoppelte ihren Schmerz, denn sie erblickten sie durch ein Loch halb bedeckt mit einem Stück groben Tuches, das man von ihrer Billiard-Tafel abgerissen hatte. Welche Schändlichkeit, ja welche unanständige boshafte Erbitterung, daß man ihr nicht einmahl hatte ein schwarzes anständigeres kaufen wollen.

Dieser arme Leichnam lag lange so da, bis er endlich anfing, in Fäulniß überzugehen, da sie denn genöthigt waren, ihn einzusalzen und leicht einzubalsamiren, um die Kosten zu ersparen. Hierauf legten sie ihn in einen bleyernen Sarg, worin er sieben Monathe stehen blieb, und dann in die ungeweihte Erde der Kirche von Petrumbourg gebracht wurde. Zwar ist diese Kirche dem heiligen Peter geweiht und die Königinn Catharina von Spanien liegt darin auf katholische Weise begraben, allein gegenwärtig ist sie protestantisch, wie alle Kirchen in England.

Man hat gesagt und geschrieben, besonders Engländer, die von diesem Tod und seinen Ursachen ein

Buch

Buch aufgesetzt haben, die letzten Kleidungsstücke der todten Königinn seyen dem Scharfrichter abgenommen und ihm der Werth ihrer Kleider und königlichen Schmucks in baarem Gelde bezahlt worden.

Einige Spanier thaten ein Gleiches, als sie Franz Pizarro hinrichten ließen, wie ich an einer Stelle, wo von ihm die Rede ist, gesagt habe oder noch sagen werde.

Das Tuch, womit das Schaffot beschlagen war, selbst die Breter dayen, und das Pflaster des Hauses und alles worauf ihr Blut gesprützt war, wurde unverzüglich aufgerissen und theils verbrannt, theils rein abgewaschen, um nicht mit der Zeit ein Gegenstand des Aberglaubens zu werden, d. h. damit nicht einige sorgsame Catholiken sie einst an sich kaufen und mit Achtung, Ehrerbietung und Verehrung zu sich nehmen möchten, wie weiland die guten Väter im Gebrauch hatten, Reliquien aufzuheben und die Denkmähler der Märtyrer mit Andacht zu bewahren.

Welche Furcht! die vielleicht eine Weissagung und Vorbedeutung ist, welche mit der Zeit in Erfüllung gehen dürfte! Indessen ist dieß nicht das erstemahl, daß es die Ketzer so machten. Eusebius sagt schon: omnia, quae Martyrum erant, crem abant, et cineres in Rhodanum spargebant, ut cum corporibus interiret eorum quoque memoria. Allein trotz allen diesen Maßregeln wird darum doch das Andenken dieser Königinn nicht erlöschen, sondern in Glorie und Triumph bleiben für und für.

Ich habe diese ganze Erzählung von ihrem Tode aus dem Munde zweer Fräuleins, welche dabey anwesend und ihrer Gebieterinn sehr getreu waren, in-

dem sie ihren letzten Befehl befolgten und ihre Standhaftigkeit und Frömmigkeit im Glauben überall bezeugten. Sie kamen, nachdem sie Sie verlohren hatten, nach Frankreich zurück: denn sie waren daher gebürtig. Eine davon war eine Tochter des Fräuleins von Aré, die ich in Frankreich unter den Damen der Königinn gekannt hatte. Steine hätten sich erbarmen mögen, wenn man diese beyden wackern Frauenzimmer ihre traurige Geschichte erzählen hörte, die sie ganz rührend machten, durch die Thränen sowohl, die sie dabey vergossen, als durch ihre sanften beweglichen und schönen Reden.

Viel erfuhr ich ferner davon durch ein gedrucktes Buch unter dem Titel: Le Martyre de la reine d'Ecosse, Douairiere de France. Ach wie wenig half es ihr, unsre Königinn gewesen zu seyn! Ich dächte schon aus diesem Grund allein hätte man es nicht wagen sollen, sie hinrichten zu lassen, aus Furcht vor der Rache. Auch würde man es wohl überlegt haben, ehe man diesen Schritt gethan hätte, wenn unser König sich ihrer mit Nachdruck und Ernst angenommen hätte. Weil er aber damahls ihre Vetter, die Herrn von Guise tödlich haßte, kümmerte er sich wenig darum, und nur so viel, daß man sagen konnte, er habe ja etwas versucht. Ach! was konnte denn die arme Unschuldige dafür!

So sagten Einige davon. Andre sagten und versicherten, daß er sich sehr Mühe deswegen gegeben, und sich der Sache alles Ernstes angenommen, wie er denn in der That den Herren von Bellievre an die Königinn von England abschickte, einen der größten einsichtsvollsten und geschicktesten Senatoren Frankreichs, der nicht ermangelte, alle Vernunftgründe, Fürbitten und Drohungen seines Königs, anzuführen und alles mög-

mögliche versuchte, wobey er unter andern sagte, es komme einem König und Souverain nicht zu, einen andern König oder Souverain hinrichten zu lassen über den ihm weder von Gott noch von Menschen irgend eine Gewalt verliehen sey.

Er führte ihr hiebey mit unwilligem Gesicht die Geschichte Konradins zu Gemüth, der zu Neapel hingerichtet wurde, und drohte der Königinn, daß dieß Beyspiel ihr Rache prophezeyhe, wie dem wiederfahren war, welcher Konradin hatte hinrichten lassen [34]).

Man sagt, die gedachte Königinn von England habe hierin weislich und einsichtsvoll gehandelt; denn sie habe sich nicht bey dem Rath der Ihrigen in ihrem Reiche beruhigen, sondern das Gutachten mehrerer protestantischen Fürsten und Herrn, so wohl aus Deutschland als aus Frankreich einhohlen lassen wie z. B. des verstorbenen Prinzen Conde und des Prinzen Casimir, welche kurz darauf starben; auch des Prinzen von Oranien und mehrerer andern, welche diesen gewaltsamen Tod gut hießen. Sie belasteten aber ihr Gewissen damit, da dieß sie nichts anging, und ihnen keinen Vortheil brachte und sie es bloß thaten, um sich der Königinn gefällig zu bezeigen, es brachte ihnen aber unschätzbaren Nachtheil.

So sagt man ebenfalls, daß als die gedachte Königinn Elisabeth diese traurige Sentenz der armen Königinn Maria hinterbringen ließ, derjenige, der den Auftrag dazu hatte, ihr versichert habe, es thue ihr äußerst leid und sehr weh, dieß thun zu müssen. Sie sey aber von ihren versammelten Reichsständen dazu genöthigt worden, die ihr deswegen sehr angelegen hätten, worauf man ihr antwortete: sie hat wohl größere Macht, als nur soviel, um ihren Befehlen Gehorsam zu verschaffen, wenn sie will; denn sie ist eine Fürstinn,

die ſich in einem vorzüglichen Grad gefürchtet und geehrt macht.

Uebrigens berufe ich mich hier durchgängig auf die Wahrheit welche die Zeit ans Licht bringen wird. Indeſſen wird die Königinn Maria in dieſer Welt ſo wohl als in jener glorreich fortleben, bis mit der Zeit irgend ein guter Papſt auf den heiligen Stuhl kömmt, der ſie kanoniſiren wird wegen des Märtyrerthums, das ſie zur Ehre Gottes und ſeines Geſetzes erduldet hat.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn jener große, tapfre, edelmüthige Fürſt der Hochſelige Herr Herzog von Guiſe nicht geſtorben wäre, die Rache einer auf ſolche Weiſe hingerichteten ſo edeln Königinn und Muhme bereits vollzogen ſeyn dürfte. Für jetzt mag es genug ſeyn, von einem ſo kläglichen erbarmungswürdigen Gegenſtand, daher ſchließe ich:

Cette Reyne, qui fut en Beauté non semblable,
Fut par trop d'Injuſtice executeé à Mort,
Pour ſouſtenir ſa Foy, d'un Coeur inviolable.
Se peut-il faire donc qu'on n'en venge le Tort?

Es hat jemand eine Grabſchrift auf ſie in lotriniſchen Verſen verfertigt, wovon der Inhalt ohngefähr folgender iſt: die Natur hatte dieſe Königinn hervorgebracht, um von aller Welt geſehen zu werden, auch wurde ſie wirklich ihrer Schönheit und ihrer Tugenden wegen im Leben allgemein bewundert. Allein England, deſſen Neid dadurch erregt wurde, brachte ſie aufs Schaffot, um ſie dem Spott und Hohn Preis zu geben. Es betrog ſich aber hierin: denn dieß gereichte ihr zum Lob und Bewunderung bey Gott und den Menſchen.

Ehe ich ſchließe, muß ich noch eins hinzuſetzen.

Man

Man hat nähmlich verſchiedentlich übel von dem Tode Chaſtelarts geſprochen, den die Königinn in Schottland hinrichten ließ, und wollte es ihr ſehr verdenken, ja man ſagte dabey ſogar: die göttliche Rache habe gerechter Weiſe über ſie verhängt, was ſie über andere verhängt habe. Dieſer Aeußerung nach ſollte man nun meinen, daß es keine Gerechtigkeit gäbe und daß man ſie nicht ausüben dürfe: denn wer die Geſchichte davon weiß, wird unſre Königinn keineswegs deswegen tadeln, ich will es daher zu ihrer Rechtfertigung erzählen.

Dieſer Chaſtelard nun war ein Cavalier aus Dauphine von hoher guter Geburt. Er war mütterlicher Seits ein Enkel von jenem tapfern Herrn von Bayard, auch ſagte man, daß er ihm an Wuchs ſehr ähnlich ſey: denn er war mittelmäßig, ſehr hübſch und ſchlank gewachſen, wie der Herr von Bayard geweſen ſeyn ſoll. Er war ſehr geſchickt in den Waffen, wie auch ſonſt noch in allen beſonders in anſtändigen Leibesübungen z. B. Fechten, Ballſpiel, Springen und Tanzen.

Kurz er war ein ſehr vollkommener Cavalier, und was die Sele betrifft, ſo war auch dieſe bey ihm ſehr ausgebildet: denn er ſprach ſehr gut und ſchrieb vorzüglich ſchön, beſonders in Reimen, ſo gut als irgend ein Cavalier in ganz Frankreich und ſeine Poeſie war ſehr ſanft und artig.

Er hielt ſich zu dem Herrn vom Damville, der damahls ſo hieß und jetzt Connetable iſt; und als wir mit dem Herrn Groß-Prior aus dem Hauſe Lothringen und ihm gedachte Königinn begleiteten, war dieſer Chaſtelard ebenfalls in ſeinem Gefolge, der in dieſer Geſellſchaft der Königinn in allen ſeinen Handlungen,

besonders in seinen Versen zeigte, was zu ihm war. Unter andern machte er ein Gedicht auf sie nach dem Italienischen, das er sehr gut verstand und sprach. Das Original fängt an: Che giova posseder Citta e Regni etc. und ist ein sehr schönes Sonnet ungefehr von folgendem Inhalt: Was hilft es, so viele Reiche, Städte und Provinzen zu besitzen, über so viele Völkerschaften zu herrschen, überall und allgemein verehret, gefürchtet und bewundert zu werden und dabey frostig wie Eis auf einsamen Lager als Wittwe zu schlafen. Er machte auch noch sonst verschiedene sehr schöne Gedichte, die ich alle handschriftlich gesehen habe: denn gedruckt sind sie meines Wissens nie worden.

Die Königinn nun, welche den Wissenschaften besonders den Gedichten, gewogen war, indem sie zu Zeiten selbst welche verfertigte, ließ sich die von Chastelard gefallen, antwortete ihm sogar bisweilen darauf, hielt ihn gut und sprach öfters mit ihm. Bey dieser Gelegenheit wurde er denn unvermerkt von einem allzu erhabenen Feuer ergriffen, ohne daß der Gegenstand desselben etwas dafür konnte: denn wer kann es verbieten, geliebt zu werden. Hat man doch ehemahls die keuschesten Göttinnen und Fräuleins geliebt und liebt sie noch, ja sogar Bildsäulen von Marmor: darum sind aber die Damen nicht zu tadeln, wenn sie nur keinen Theil daran nehmen. Mag also brennen, wer will und sich von diesem verborgenem Feuer verzehren lassen.

Chastelard kehrte mit dem ganzen Gefolge nach Frankreich zurück, und bedauerte sehr einen so vortrefflichen Gegenstand sobald verlassen zu müssen. Nach Verfluß eines Jahres entstand der erste Krieg in Frankreich.

reich. Da er von der reformirten Religion war, so war er unschlüssig, welche Partey er ergreifen, ob er mit den andern nach Orleans ziehen, oder bey dem Herrn von Damville bleiben und unter ihm gegen seine Religion streiten solle. Dieß letztere schien ihm jedoch zu bitter, so gegen seinen Glauben und sein Gewissen zu kämpfen, das erstere, die Waffen gegen seinen rechtmäßigen Herrn zu führen, mißfiel ihm ebenfalls. Er entschloß sich daher, weder eins noch das andere zu thun, sondern sich aus Frankreich zu verbannen und nach Schottland zu gehen und unterdessen fechten zu lassen, wer wollte.

Er eröffnete dieß Vorhaben dem Herrn von Damville, und entdeckte ihm seinen Entschluß, und bat ihn um ein Empfehlungsschreiben an die Königinn, was er auch erhielt, worauf er Abschied nahm und abreiste. Ich sah ihn hier bey der Abreise noch, wo er ebenfalls Abschied von mir nahm, und mir einen Theil seines Vorhabens mittheilte: denn wir waren sehr gute Freunde.

Er trat also diese Reise an und legte sie glücklich zurück. Er kam in Schottland an, wo ihm die Königinn, der er seinen Entschluß eröffnete, sehr gnädig empfing und ihn willkommen hieß. Er mißbrauchte aber diese gute Aufnahme und wollte sich an eine so erhabene Sonne machen, worüber er sich aber wie Phaeton verbrannte.

Denn von Liebe und Raserey getrieben, erkühnte er sich, sich unter dem Bett der Königinn zu verbergen, wo er aber entdeckt wurde, als sie sich eben niederlegen wollte. Die Königinn verzieh ihm dießmahl, ohne weiter Aufheben davon zu machen, und befolgte so

den

den guten Rath, den jene Dame D'Honneur in den Novellen der Königinn von Navarra ihrer Gebieterinn gibt, als ein Herr von dem Hofe ihres Bruders sich ebenfalls bey ihr eingeschlichen hatte, und sie zu seinem Willen nöthigen wollte, wovon er aber nichts als Schimpf und tüchtige Scheltworte davon trug. Als ihn jedoch diese Dame für seine Frechheit bestrafen lassen und es ihrem Bruder klagen wollte, gab ihr ihre Dame d'Honneur den Rath: es möge an dem erhaltenen Schimpf und Scheltworten vor der Hand zu seiner Bestrafung genug seyn. denn sie möchte sonst, indem sie ihre Ehre hell ins Licht setzen wollte, sie nur verdunkeln, indem die Ehre von solchem Werth sey, daß man sie nie dem Gerede aussetzen dürfe und jemehr man sie zu vertheidigen suche, desto mehr werde sie der Verleumdung in den Mund gebracht.

Als eine weise und einsichtvolle Dame vermied also unsre Königinn das Aufsehen diesmahl. Allein Chastelard beruhigte sich dabey noch nicht, sondern wiederholte, mehr als rasend vor Liebe, diesen Versuch, ohne sich durch den ersten Ausschlag seines Vergehens und die erhaltne Verzeihung abhalten zu lassen. Um ihrer Ehre willen, und um ihren Frauen nicht Veranlassung zu geben, nachtheilig von ihr zu denken, besonders dem Volk, wenn der Vorfall weiter bekannt würde, konnte es die Königinn nun nicht wieder so hingehen lassen, sie verlohr die Geduld und überlieferte ihn den Händen der Gerechtigkeit, die ihm in Rücksicht auf die Größe seines Verbrechens sogleich den Tod durchs Schwert zuerkannte.

Als nun der Tag zu seiner Hinrichtung gekommen war, nahm er auf dem Blutgerüste, ehe er hingerichtet wurde

wurde, die Hymnen des Herrn von Ronsard zur Hand, und las zu seinem ewigen Trost die ganze sehr schöne Hymne an den Tod, welche sehr geschickt ist, die Todesfurcht zu vertreiben; er bediente sich dabey auch weiter keines andern geistlichen Buchs, noch eines Predigers oder Beichtvaters.

Nachdem er die Hymne ganz durchgelesen hatte, wendete er sich gegen den Ort, wo seinen Gedanken nach die Königinn seyn mußte, und rief laut: „Adieu, schönste und grausamste Fürstinn der Welt!“ Hierauf streckte er dem Nachrichter den Hals sehr standhaft dar, und ließ sich sehr bequem und ruhig hinrichten.

Einige haben sich mit der Untersuchung der Frage abgegeben: warum er sie wohl möge grausam genannt haben? ob wohl deßwegen, weil sie mit seiner Liebe, oder weil sie mit seinem Leben kein Erbarmen gehabt habe? Was hätte sie denn aber hierbey thun können? Hätte sie ihn nach der ersten fruchtlosen Begnadigung eine zweite angedeihen lassen, so hätte sie sich dem allgemeinen Gerede ausgesetzt. Um also ihre Ehre zu retten, mußte sie der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen.

Hier endige ich meine Geschichte.

III.

Elisabeth von Frankreich,

Königinn von Spanien.

Ich schreibe hier von der Königinn von Spanien, Elisabeth von Frankreich, einer ächten französischen Prinzessinn, so schön, weise, tugendhaft, geistreich und gut, als je eine war; und glaube, daß seit der heiligen Elisabeth nie eine diesen Nahmen führte, die sie an Tugenden und Vollkommenheiten aller Art übertroffen hätte, wiewohl dieser Nahme Elisabeth wegen Güte, Tugend, Heiligkeit und Vollkommenheit für die bestimmt scheint, die ihn führten, wie manche dafür halten.

Als sie zu Fontainebleau gebohren wurde, waren der König, ihr Großvater, und Vater und Mutter äusserst darüber erfreut, und es war, als wäre ein glückliches Gestirn vom Himmel herniedergekommen, um Frankreich alles Heil zu verkünden. Denn ihre Taufe brachte dem Reich Frieden, so wie nachher wieder ihre Vermählung. Man sieht hieraus, wie das Glück sich bey einer Person vereinigen kann, um bey verschiedenen Gelegenheiten ausgetheilt zu werden: denn damahls wurde der Friede mit dem König Heinrich von England geschlossen, und um diesen desto mehr zu bestärken

ſtärken und zu befeſtigen, nahm ihn der König zu ſeinem Gevatter und legte ihr dieſen ſchönen Nahmen Eliſabeth bey. Bey ihrer Geburt und Taufe wurden ſo große Feyerlichkeiten und Luſtbarkeiten veranſtaltet, als bey der ihres Bruders des lezt verſtorbenen Königs Franz.

Schon ganz früh in ihrer zarten Kindheit zeigte es ſich an ihr, daß ſie einſt etwas Großes werden würde: denn man entdeckte bey ihr einen Ueberfluß von Güte und Vortrefflichkeit jeder Art und als ſie heranwuchs, verſprach ſie noch weit mehr, ſo daß der ganze Hof ſie bewunderte und ihr eine erhabene Größe und hohen Königsthron für die Zukunft prophezeyte. Man erzählt hiebey, daß der König Heinrich, als er ſeine zwote Tochter, Madam Claudia, mit dem Herzog von Lothringen vermählte, und ihm einige vorſtellen wollten, daß er der Erſtgebohrnen Unrecht thue, indem er die jüngere vor ihr vermähle, ihnen zur Antwort gab: meine Tochter Eliſabeth iſt von ſolcher Vortrefflichkeit, daß ſie nicht an einen Herzog vermählt werden darf, ſie muß einen Königsthron haben und zwar keinen von den geringſten, ſondern von den höchſten, ſo erhaben als ſie ſelbſt durchgängig iſt, ich halte mich auch verſichert, daß es ihr nicht fehlen kann, und darum mag ſie mir wohl noch eine Zeitlang warten. Man ſollte glauben, er habe mit prophetiſchem Geiſt in die Zukunft geblickt, auch ſäumte er ſeiner Seits in der That nicht, ihr einen zu verſchaffen und zu erziehen. Denn als zwiſchen beyden Königen der Friede zu Cercan geſchloſſen war, wurde ſie dem Dom Carlos verſprochen, dem Kron-Prinzen von Spanien, der ein ſo braver und tapfrer Fürſt und das wahre Ebenbild ſeines Großvaters, des Kayſer Karls worden wäre, wenn er am Leben blieb. Als aber ſein Vater, der König

von

von Spanien durch den Tod seiner Gemahlinn, der Königinn von England, Wittwer worden war, und das Portrait der Madame Elisabeth gesehen hatte, fand er sie sehr schön und nach seinem Geschmack, und nahm sie seinem Sohn vor der Nase weg, und behielt sie für sich, in der Ueberzeugung, daß die Liebe von sich selbst anfange.

Die Franzosen und Spanier sagten damahls alle einstimmig: diese große ausserordentliche Vollkommenheit scheine vor der Welt erschaffen und in den Gedanken Gottes aufgehoben worden zu seyn, bis sein Wille sie mit diesem großen König, ihrem Gemahl verband: denn es könne im Rathschluß Gottes nicht anders beschlossen seyn, als daß er als ein so erhabener, mächtiger und an jeder Größe beynahe dem Himmel gleicher König keine andern als eine übermenschliche, himmlische und durchaus vollkommene und vollendete Prinzessinn zur Gemahlinn bekomme.

Als daher auch der Herzog von Alba nach Frankreich kam, um sich im Nahmen des Königs, seines Herrn mit ihr zu vermählen, fand er sie äusserst angenehm und gedachtem seinem Herrn angemessen, und sagte dabey: diese Prinzessinn würde den König von Spanien den Schmerz über den Verlust seiner beyden ersiern Gemahlinnen der englischen und der portugiesischen bald vergessen lassen.

Wie ich von guter Hand weiß, so wurde gedachter Prinz Carlos nachher, als er sie sah, so verliebt in sie, und so voll Eifersucht, daß er seinen Vater sein ganzes Leben durch darum beneidete, und so aufgebracht über ihn blieb, daß er ihn von der Zeit an nie wieder lieben konnte, weil er ihm einen so guten Bissen weggefischt hatte. Dieß ging so weit, daß er ihm ins Ange-

sicht

ſicht ſagte und vorwarf: er habe ihm groß Unrecht gethan, indem er ihm die Prinzeſſinn genommen habe, die ihm durch einen öffentlichen Friedensſchluß ſo feyerlich zugeſagt worden ſey. Man ſagt daher auch, daß dieß nebſt andern Gründen, die ich hier nicht anführe, ſeinen Tod verurſacht habe. Denn er konnte es nicht laſſen, ſie in ſeinem Herzen zu lieben, hoch zu halten und zu verehren; ſo liebenswürdig und angenehm fand er ſie, wie ſie es denn auch in der That in allen Stücken war.

Ihr Geſicht war ſchön. Ihre ſchwarzen Haare beſchatteten ihre blendend weiße Haut und machten ſie ſo reitzend, daß ich in Spanien habe ſagen hören: die Herrn am Hofe hüteten ſich, ſie anzuſehen, um nicht von ihren Reitzen gefeſſelt zu werden, und die Eiferſucht des Königs, ihres Gemahls, zu erregen, wodurch ihr Leben ſehr in Gefahr gerathen könnte.

Eben ſo machtens die Geiſtlichen, um nicht in Verſuchung zu gerathen, indem ſie ſich nicht Kraft und Stärke genug zütrauten, um den Anfechtungen des Fleiſches zu widerſtehen, oder ſich davor zu hüten.

Ungeachtet ſie ſchon groß und erwachſen die Blattern gehabt hatte, als ſie ſchon vermählt war, ſo kam man dennoch ihrem Geſicht durch das Weiſſe von friſchen Eyern ſo ſorgfältig zu Hülfe, daß keine Spur davon zurück blieb. Die Königinn, ihre Mutter, war dabey, wie ich ſelbſt geſehen habe, ſehr beſorgt, und ſchickte ihr durch häufige Couriers eine Menge Mittel, unter denen aber das mit dem fueur d'oeuf das beſte blieb.

Ihr Wuchs war ſehr ſchön und höher als bey ihren andern Schweſtern, was ihr vollends ungemein

Bewunderung in Spanien erwerben half, indem hohe Taillen dort eine Seltenheit und daher sehr geschätzt sind. Mit dieser Taille nun verband sie noch eine Haltung, Majestät, eine Bewegung, einen Gang, und eine Grazie, die das Mittel zwischen Spanischer Gravität und Französischer Sanftheit und Leichtigkeit hielt, wie ich selbst gesehen habe; so daß wenn sie durch den Hof hinging, oder sonst wohin, nach den Kirchen, Klöstern oder Gärten ging, ein so großes Gedränge und Zusammenlaufen vom Volk entstand, um sie zu sehen, daß man sich nicht zu rühren vermochte; und glücklich, überglücklich war der oder die, welche am Abend eines solchen Tages erzählen konnte: ich habe die Königinn gesehn.

Man sagt daher auch, nie sey noch eine Königinn so sehr in Spanien geliebt worden als sie, ohne der Königinn Isabelle von Castilien übrigens zu nahe reden zu wollen. Auch nannte man sie deßwegen: Isabella de la Paz y de Bondad (Isabelle von Fried und Güte), und unsre Franzosen nannten sie: la Sylvie de la paix (die Friedens-Sylvie).

Ein Jahr, ehe sie zu Bayonne nach Frankreich kam, wurde sie so gefährlich krank, daß die Aerzte sie bereits aufgaben. Da kam denn ein gewisser Italienischer Arzt, der indessen bey Hof nicht sonderlich in Credit stand, und trat vor den König und sagte: wenn man ihn machen ließe, so sollte sie wohl wieder gesund werden. Da man sie ohnehin schon für todt nahm, so gab der König um so leichter seine Erlaubniß dazu. Er unternahm also die Kur und gab ihr eine Arzney ein, worauf ihr wie durch ein Wunder plötzlich wieder Farbe ins Gesicht stieg, die Sprache zurück kehrte und sie dann wieder nach und

nach

nach gemaß. Unterdessen waren alle Straßen voll von Prozessionen und Wallfahrern, vom Hof sowohl als vom Volk nach Kirchen und Hofoktälern, um ihre Gesundheit zu erbeten: die einen im Hemde, manche barfuß, manche barhäuptig, wobey sie Opfer, Bitten, Gebete und Fürbitten bey Gott darbrachten durch Fasten, Kreuzigungen des Fleisches und andere dergleichen andächtige Uebungen, einzig um ihre Genesung dadurch zu bewirken. So daß man mit mehr Zuversicht glaubte, alle diese frommen Gebete, Thränen, Gelübde und Schreyen zu Gott haben Erhörung gefunden und so weit eher diese Genesung bewirkt, als die Kunst jenes Italienischen Arztes.

Einen Monath nach Wiederherstellung ihrer Gesundheit traf ich in Spanien ein, und fand unter dem Volk noch eben so viele Andacht, um Gott dafür zu danken, als es zuvor gezeigt hatte, um sie zu erbitten und dabey eine Menge Feste, Freudensbezeugungen, prächtige Feyerlichkeiten und Freudenfeuer.

Durch ganz Spanien fand ich überall dasselbe, und da ich zween Tage vor ihrem ersten Ausgang aus ihrem Zimmer bey Hof ankam, so sah ich sie auch noch ausgehen und sich in den Wagen setzen, wo ihr gewöhnlicher Platz am Schlage war; eine solche Schönheit durfte auch freylich von rechtswegen nicht im Hintergrund sitzen, sondern mußte darin sichtbar seyn.

Sie hatte eine Robe von weissem Satin ganz mit Silberstückereyen bedeckt, ihr Gesicht war jederzeit unverhüllt. Ich glaube aber, daß nie etwas so Schönes erblickt worden ist, als diese Königinn, wie ich mich zu sagen erkühne. Denn sie hatte mich sehr gut

aufgenommen und ausgehalten, besonders da ich aus Frankreich und vom Hof kam und ihr Nachricht von ihrem guten Bruder dem König und ihrer guten Mutter der Königinn brachte. Dieß war ihre ganze Freude und Vergnügen, sich davon erzählen zu lassen. Ich wars nicht allein, der sie so schön fand; sondern auch der ganze Hof und die ganze Stadt von Madrid; so daß man hätte sagen mögen, ihre Krankheit habe ihr zum Vortheil gereicht, und nachdem sie ihr so grausam mitgespielt hatte, habe sie noch ihren Teint verschönert und ihn so zart und fein gemacht, daß man sie jetzt noch schöner fand, als zuvor.

Als sie nun zum erstenmahl wieder ihr Zimmer verließ, geschah es in der schönsten und heiligsten Absicht, indem sie nach den Kirchen ging, um Gott zu danken, daß er ihr die Gnade verliehen hatte, ihr ihre Gesundheit wieder zu schenken. Dieß fromme und heilige Werk setzte sie vierzehn Tage fort, ohne das Gelübde, das sie noch unserer lieben Frauen zu Guadeloupe that. Sie ließ sich dabey mit entblößtem Gesicht, nach ihrer Gewohnheit, von dem Volke sehen, das sie mehr abgöttisch anzubeten, als zu ehren und zu verehren schien.

Der verstorbene Herr von Ligneroles, der just zur Zeit, als sie starb, nach Spanien gekommen war, um dem König von Spanien die Nachricht von der Schlacht bey Jarnac zu bringen, sah sie sterben und erzählte mir, daß wohl nie ein Volk so betrübt und trostlos gewesen sey, und solches Schmerzgeschrey ausgestoßen und so viele Thränen vergossen haben müsse, als die Spanier, die sich bey dieser Trauerpost gar nicht fassen konnten und ganz in Verzweiflung geriethen.

Sie

Sie ſtarb ſehr ſchön und verließ dieſe Welt voll Muths und Verlangens nach jener beſſern.

Man ſpricht ſehr verſchieden von ihrem Tode, als ob er beſchleunigt worden ſey. Ich habe mir von einer ihrer Damen erzählen laſſen, daß ſie das erſtemahl, als ſie mit ihrem Gemahl zuſammen kam, ihn ſo ſtarr betrachtete, daß der König, dem das nicht gefiel, ſie fragte: que mirais? ſi tengo canas? (was ſehen Sie mich ſo an? Ob ich graue Haare habe?). Dieſe Worte gingen ihr ſo zu Herzen, daß man ihr von da an nichts Gutes prophezeite.

Man ſagt, daß ein Jeſuite, ein ſehr wackerer Mann, als er einſt in ſeiner Predigt von ihr ſprach und ihre ſeltenen Tugenden, ihr liebreiches menſchenfreundliches Weſen und ihre Güte lobte, ſich die Worte entfallen ließ: es ſey ſehr ſchändlich, daß man ſie, und noch dazu ſo unſchuldig, habe umbringen laſſen. Er wurde deßwegen tief ins innerſte ſpaniſche Indien verbannt. Dieß iſt vollkommen wahr, wie man mir verſichert hat.

Es gibt noch andere wahrſcheinlichere Muthmaßungen, auf die ich mich aber hier nicht einlaſſen darf. So viel iſt gewiß, daß ſie die ſchönſte Fürſtinn ihrer Zeit war, und eben ſo auch allgemein geliebt wurde.

So lange ſie in Spanien war, verlohr ſie nie ihre Liebe zu Frankreich, ſondern ſetzte ſie jederzeit fort, machte es nicht, wie Germana von Foy, die zwote Gemahlinn des Königs Ferdinand, welche, da ſie ſich zu einem ſo hohen Rang erhoben ſah, ſo ſtolz dadurch wurde, daß ſie ſich nie weiter um ihr Vaterland bekümmerte und es ganz verſchmähte. Als daher

König Ludwig der Zwölfte, ihr Oheim, und ihr Gemahl Ferdinand zu Savonne mit einander zusammen kamen, wobey sie ihren Gemahl begleitete, betrug sie sich so übermüthig, daß sie die Franzosen kaum über die Achsel ansah, selbst ihren eigenen Bruder, den Herzog von Nemour, Gaston von Foy, und da sie selbst die vornehmsten französischen Personen nicht würdigte mit ihnen zu sprechen oder sie auch nur anzusehen, was man sehr übel von ihr aufnahm. Allein nach dem Tod ihres Gemahls mußte sie auch dafür büßen. Denn sie mußte nun ihren Ton gar gewaltig herabstimmen und kam in elende Umstände, so daß man sich nicht viel aus ihr machte und ihr also Gott Gleiches mit Gleichem vergalt.

Man sagt ohnehin, daß es kein übermüthigeres Thier gäbe, als eine geringe und niedrige Person, die plötzlich zu einer großen Höhe empor gehoben wird. Nicht als ob ich damit sagen wollte, daß diese Prinzessinn von geringer niedriger Herkunft gewesen sey; denn sie stammte ja aus dem sehr erlauchten und großen Hause Foy; allein da sie aus einer bloßen Grafentochter auf den Thron eines so großen Königreichs gelangt war, so war dieß freylich schon viel und sie hatte allerdings Ursache stolz darauf zu seyn, nicht aber sich zu vergessen und sich so gegen einen so großen König von Frankreich ihren Oheim zu betragen und gegen ihre nächsten Anverwandte und Landsleute, wodurch sie ganz unverkennbar an den Tag legte, daß sie keine große Seele hatte, oder eine hochmüthige Närrinn war.

Auch ist noch ein großer Unterschied zwischen dem Hause Foy und dem Französischen, nicht als ob jenes nicht groß und sehr edel wäre, allein das Französische ist es denn doch noch mehr.

Unsre

Unsre Königinn Elisabeth that nie etwas dergleichen. Sie war aber auch schon an sich von Geburt groß, von sehr großem Geist und sehr hellen Einsichten und die Größe eines Reichs konnte ihr nicht fehlen. Sie hätte dabey, wenn sie gewollt hätte, eine doppelte Veranlassung gehabt, die Hochmüthige und Stolze noch weit mehr zu machen als Germana von Foy: denn sie war Tochter eines großen Königs von Frankreich und vermählt mit dem größten Monarchen der Welt, der nicht nur über ein einziges Königreich, sondern über mehrere herrschte als König aller Spanischen Reiche, von Jerusalem, beyden Sicilien, Majorca, Minorca, Sardinien, Westindien, das allein eine ganze Welt ausmacht, und Herr von einer unzählbaren Menge andrer Länder und großer Herrschaften, welche Ferdinand nie besaß.

Wir müssen daher unsre Prinzessinn wegen ihrer Sanftmuth und Leutseligkeit loben, Eigenschaften, die einem großen Herrn oder einer großen Dame gegen jedermann wohl anstehen; und wegen ihrer Liebe zu den Franzosen, die, wenn sie nach Spanien kamen, so freundlich und gnädig von ihr aufgenommen wurden, sie mochten vornehm oder gering seyn, daß keiner wegreiste, ohne sich sehr geehrt und zufrieden zu fühlen.

Ich kann hier aus meiner eignen Erfahrung davon reden, indem sie mir die Ehre erzeigte, oft mit mir zu reden und sich oft mit mir zu unterhalten, wobey sie mich um Nachricht von dem König, der Königinn, ihren Herrn Brüdern, ihrer Frau Schwester und allen Personen am Hofe, fragte, wobey sie solche nahmentlich nannte, und sich nach ihnen erkundigte: so daß ich mich oft wunderte, wie sie sich ihrer

ſo gut noch erinnern konnte, als käme ſie ſo eben erſt vom Hofe. Ich ſagte ihr daher auch mehrmahls, wie es möglich ſey, daß ſie bey ihrer Hoheit ein ſo gutes Gedächtniß habe.

Als ſie zu Bayonne war, bewies ſie ſich gegen die Hofdamen und Hoffräuleins ſo vertraulich, als ehemahls vor ihrer Vermählung, und erkundigte ſich dabey ſorgfältig, nach denen, welche abweſend und verheirathet, oder erſt ſeit ihrer Abweſenheit an den Hof gekommen waren.

Eben ſo that ſie in Anſehung der Cavaliers und derer, welche mit anweſend waren, und ſagte dabey oft: die und die waren zu meiner Zeit am Hof; ich kenne ſie recht gut; die und die waren noch nicht bey Hof; ich wünſche ſie kennen zu lernen. Kurz, ſie bezauberte und vergnügte alle Welt.

Bey ihrem Einzug zu Bayonne ritt ſie auf einem prächtig und reich gezierten Pferd mit einer Decke, die ganz von Perlenſtickerey ſtarrte, und welche der höchſtſeeligen Kaiſerinn gehört hatte; man ſchätzte ſie weit über hunderttauſend Thaler. Sie ſaß ſehr ſchön zu Pferd, und war gar lieblich anzuſehen: denn ſie nahm ſich darauf ſo reitzend und angenehm, daß jedermann darüber entzückt ward.

Wir hatten alle Befehl, ihr entgegen zu reiten um ſie bey ihrem Einzug zu begleiten, wie unſere Schuldigkeit erforderte; ſie nahm dieß ſehr wohl auf und erzeigte uns, als wir ihr das Compliment machten, die Ehre, uns dafür zu danken; gegen mich war ſie vorzüglich gnädig, indem noch nicht vier Monathe verfloſſen waren, ſeit ich aus Spanien von ihr abgereiſt war. Dieſe Gnade rührte mich ſehr, weil ſie

mir

mir Vorzugsweiſe vor allen meinen Gefährten erzeigt wurde und mich mehr ehrte, als mir gehörte. Als ich aus Portugal und von Pignon de Vellez, das in der Barbarey erobert wurde, zurückkehrte, ließ ſie mich durch den Herzog von Alba dem König von Spanien vorſtellen, der ſehr gnädig gegen mich war und mich um Nachrichten von der Eroberung und der Armee befragte.

Sie ſtellte mich dem Don Carlos vor, als dieſer zu ihr auf ihr Zimmer gekommen war, ſo wie auch der Infantinn und dem Don Juan. Ich war zween Tage in Madrid, ohne ihr aufwarten zu können, wegen eines Zahnfluſſes, den ich auf dem Meer bekommen hatte. Sie fragte frey den Riberac, wo ich bliebe und ob ich etwa gar krank ſey? Und als ſie meine Krankheit erfuhr, ſchickte ſie mir ihren Apotheker, der mir ein ganz beſonderes Kräutlein für dieß Uebel brachte, welches die Eigenſchaft hat, daß wenn man es in die hole Hand legt und darin hält, das Uebel ſogleich vergeht, wie es denn auch mir wirklich auf der Stelle verging.

Ich kann mich rühmen, daß ich der Erſte war, welcher der Königinn ihrer Mutter die Nachricht von ihrem großen Verlangen brachte, nach Frankreich zu kommen und ſie zu beſuchen, weswegen ſie damahls und nachher ungemein gnädig gegen mich war: denn dieß war ihre Goldtochter, die ſie vorzüglich und weit mehr liebte, als die andern beyden, was ſie auch mit gleich ſtarker Gegenliebe erwiederte: denn ſie ehrte, verehrte und fürchtete ſie ſo ſehr, daß ich ſie habe ſagen hören, ſie habe nie Briefe von ihrer Mutter empfangen, ohne daß ſie dabey gezittert habe und in Unruhe geweſen ſey, ſie möchte ungehalten

auf sie seyn, und ihr etwas hartes sagen: und Gott weiß doch, daß sie ihr seit ihrer Vermählung, nie etwas dergleichen sagte, noch je ungehalten über sie war. Allein sie fürchtete sie nun einmahl so sehr, daß sie stets in dieser Besorgniß schwebte.

Bey dieser Reise nach Bayonne hatte der ältere Pompadour zu Bourdeaux den Chambret erstochen und zwar eben nicht auf die beßte Weise, wie man sagte: die Königinn Mutter war daher so aufgebracht über ihn, daß, wenn sie ihn gehabt hätte, sie ihm ohne Gnade würde haben den Kopf abschlagen lassen: und niemand wagte es, sein Fürsprecher zu werden und um Gnade für ihn zu bitten.

Der Herr von Strozzy hatte den Einfall, seine Schwester die Senniora Strozzy, Gräfinn von Tende zu schicken, welche die Königinn von Spanien von ihrer zarten Jugend auf und seit sie miteinander zum Unterrichte gingen, vorzüglich liebte. Aus Liebe zu ihrem Bruder, wollte es diese Gräfinn ihm nicht abschlagen, und bat die Königinn von Spanien darum, welche ihr zur Antwort gab: sie wollte ihr alles zu Gefallen thun, was sie nur wünschte, nur dieß nicht; denn sie befürchtete, die Königinn Mutter unwillig zu machen und sie dadurch zum Zorn gegen sie zu reitzen.

Die Gräfinn ließ jedoch darum nicht nach und lag der Königinn so lange an, daß sie endlich durch eine dritte Person unter der Hand ihre Mutter sondiren ließ, welche der Königinn Mutter sagte: ihre Tochter möchte der gedachten Gräfinn zu Gefallen sie so gern um diese Gnade bitten, sie wagte es aber nicht, indem sie befürchte, ihr zu mißfallen. Da nun die

Königinn Mutter hierauf antwortete: die Sache müßte sehr unmöglich seyn, wenn sie eine Fehlbitte bey ihr thun sollte, und man der Königinn von Spanien dieß wieder gesagt hatte, so brachte sie endlich ihre kleine Bitte vor, jedoch selbst da noch nicht ohne Furcht. Sie wurde ihr sogleich gewährt.

Es liegt hierin ein schöner Beweis von der Herzensgüte und Tugend dieser Fürstinn, daß sie ungeachtet ihrer Größe dennoch ihre Königliche Mutter so sehr ehrte und fürchtete. Ach das christliche Sprichwort, daß, wer lange leben will, Vater und Mutter fürchten und ehren solle, traf bey ihr gar nicht ein. Denn ungeachtet sie dieß redlich that, mußte sie dennoch in der schönsten Blüthe ihrer Jahre hinsterben. Jetzt, da ich dieß schreibe, wäre sie noch nicht sechs und vierzig Jahr alt, und doch mußte diese schöne Sonne so bald verschwinden und in ein finsteres Grab verschlossen werden, welche mit ihren schönen Strahlen diese schöne Welt noch zwanzig volle Jahre hätte erleuchten können, ohne daß das Alter ihr geschadet hätte; denn sie war von einer Beschaffenheit und Haut, bey welcher die Schönheit sich lange hält, auch hätte das Alter sich nicht an sie gewagt. Ihre Schönheit wäre stärker gewesen.

In der That, wenn ihr Tod für die Spanier hart war, so war er für uns Franzosen nicht weniger bitter: denn so lange sie lebte, sahen wir in Frankreich nie solche Verwirrungen, als uns nachher von Spanien her erregt wurden. So gut wußte sie den König ihren Gemahl für unsere Ruhe zu gewinnen und hin zu halten; dieß muß machen, daß wir ihren Verlust auf ewig betrauern, wegen der Liebe, die sie uns jederzeit, als ihren Kindern, bewies.

Sie hinterließ zwo Töchter, ein Paar der vortrefflichsten, tugendhaftesten Frauenzimmer in der ganzen Christenheit. Als sie etwas erwachsen und drey bis vier Jahr alt waren, bat sie ihren Gemahl, ihr die Aeltere ganz allein zu überlassen, indem sie solche nach französischer Art erziehen wollte; was der König ihr gern bewilligte: sie nahm sie also hierauf zu sich und gab ihr eine so schöne und gute Erziehung und französischen Anstrich, daß sie gegenwärtig eben so gut französisch ist, als ihre Schwester die Frau Herzoginn von Savoyen gut spanisch, und die Franzosen liebt und schätzt, nach der Unterweisung ihrer königlichen Mutter. Man darf daher versichert seyn, daß sie allen Credit und Einfluß bey dem König ihrem Vater zum Beßten und zur Unterstützung armer Franzosen verwendet, wenn sie solche in Verlegenheit und in den Händen der Spanier weiß.

Ich habe erzählen hören, daß sie, als nach dem Unfall des Herrn von Strozzy eine Menge französischer Soldaten und Cavaliers auf Galeeren gebracht worden waren, sie eines Tags, als sie zu Lissabon war, alle daselbst befindliche Galeeren besuchte, und alle Franzosen, die an der Kette waren, und die sich wohl auf hundert und zwanzig beliefen, los machte und ihnen allen Geld gab, um nach Hause zu reisen; so daß die Capitains der Galeeren genöthigt waren, diejenigen zu verbergen, die sie noch übrig hatten.

Sie ist eine sehr schöne und sehr angenehme Fürstinn, von sehr gebildetem Geist, welche die Staatsangelegenheiten des Königs ihres Vaters aus dem Grund kennt; auch erzog er sie sehr dafür. Ich hoffe, noch besonders hievon zu reden; denn sie verdient große und besondere Ehre, wegen der Liebe, die sie zu

Frank-

Frankreich trägt. Auch sagte sie, daß sie ihren Antheil daran nicht aufgäbe, sondern sich ihre guten Rechte darauf vorbehalte; und wenn wir dieser Fürstinn Verbindlichkeit dafür haben, daß sie uns liebt, so müssen wir sie noch stärker gegen ihre königliche Mutter empfinden, welche sie uns so erzog und bildete.

Wollte Gott, ich wäre ein anderer Petrarch um Elisabeth von Frankreich recht nach Herzenswunsch erheben und preisen zu können: denn wenn ihre körperliche Schönheit mir einen sehr reichen Stoff dazu an die Hand gäbe, so würde dieß ihre Seelenschönheit wenigstens im gleichen Grad thun, wie folgende Verse davon zeigen, welche bey ihrer Vermählung bey Hof auf sie gemacht wurden:

Heureux le prince, à qui le ciel ordonne
D'Elisabeth l'amiable accointance!
Plus vaut que sceptre ou hautaine courone
D'un tel tresor l'heureuse jouissance.
Biens si divins elle eut en sa naissance
Qu'on en admire et la preuve et l'effet.
Ses jeunes Ans en montrent l'apparence;
Mais ses vertus portent le fruit parfait.

Als diese Königinn dem Herzog von Infantado und dem Cardinal von Burgos, welche von dem König abgeschickt waren, um sie zu Montevaux in einem großen Saal zu empfangen, übergeben war, und die Abgeordneten ihr ihre Ehrerbietung bezeugt hatten, stand sie von ihrem Stuhl auf, um sie zu bewillkommen, worauf der Cardinal von Burgos eine Anrede an sie hielt, die sie so anständig und so artig beantwortete, daß er ganz darüber erstaunte: denn sie

sprach

ſprach ungemein gut, und war vorzüglich wohl erzogen und unterrichtet.

Darauf wurde der König von Navarra, der eigentlich die Hauptperſon ihrer Begleitung und der Chef der ganzen ihr zur Bedeckung mitgegebenen Armee war, aufgefordert, ſie ihnen ganz zu überlaſſen, zufolge der ihnen zu dem Ende ertheilten Vollmacht, die ſie dem Cardinal von Bourbon vorgezeigt hatten. Der König von Navarra, der einen ſehr guten Vortrag hatte, gab ihnen nun zur Antwort:

„Ich übergebe Ihnen dieſe Prinzeſſinn, die ich aus dem Hauſe des größten Königs der Welt empfing, um ſie dem erlauchteſten Monarchen der Erde zu übergeben. Da ich nun Sie, meine Herrn, ſehr geſchickt hierzu und von Ihrem Herrn und König vollkommen gut dazu gewählt finde, ſo mache ich weiter keine Schwierigkeit und nehme keinen Anſtand, ſie Ihnen zu übergeben, ſo daß Sie ſich Ihres Auftrags nun würdig entledigen mögen. Ich lege ſie alſo in Ihre Hände nieder, und bitte Sie, ſich ihre Perſon und Geſundheit vorzüglich empfohlen ſeyn zu laſſen: denn ſie verdient es, und ich verſichre daß nie in Spanien ein ſolcher Schmuck aller Tugenden und Reinheit, ſo wie Sie dieß in der Folge durch die Erfahrung ſelbſt erkennen werden.“

Die Spanier gaben hierauf ſogleich zur Antwort, ſie hätten gleich auf den erſten Anblick an ihrer Art und ernſten Majeſtät in ihrem Benehmen ihre Vortrefflichkeit vollkommen erkannt, wie denn in der That ihre Tugenden von großer Seltenheit waren.

Sie

Sie beſaß viele Wiſſenſchaft, da ihre Mutter ſie durch ihren Präceptor, den Herrn von Saint Etienne, den ſie ihr ganzes Leben hindurch liebte und ehrte, gut hatte unterrichten laſſen. Sie war eine große Liebhaberinn von der Poeſie und Lectüre, ſprach gut, mit ſehr ſchönem Anſtand, ſowohl franzöſiſch als ſpaniſch; ihr ſpaniſches klang ſo ſchön, ſo munter und reizend als möglich; ſie lernte es in drey bis vier Monathen, die ſie dort war.

Mit Franzoſen ſprach ſie jederzeit franzöſiſch, das ſie nie aufgab, da ſie immer die beßten Bücher las, die man ihr aus Frankreich verſchaffen konnte, wornach ſie ſehr begierig war. Mit Spaniern und andern Fremden ſprach ſie ſpaniſch, und zwar ſehr gut. Kurz dieſe Fürſtinn war in allen Stücken vollkommen, und dabey über alle Maßen edelmüthig und freygebig.

Sie trug nie ein Kleid zweymahl, ſondern ſchenkte es ihren Damen und Fräuleins, und dieß waren wahrhaftig lauter ſo reiche und prächtige Roben, daß die geringſte auf drey bis vier hundert Thaler kam: denn ihr königlicher Gemahl hielt ſie hierin ſehr prächtig. Sie hatte alſo täglich ein neues Kleid, wie ich von ihrem Schneider weiß, der als ein armer Schlucker hinkam, und ein ſteinreicher Kerl dabey wurde, wie ich ſelbſt geſehen habe.

Sie kleidete ſich ſehr gut und prächtig, die Kleider ſtanden ihr auch gut, beſonders die geſchlitzten Aermel, die mit Eiſen ſo gemacht werden, welche im Spaniſchen Puntas heißen. Ebenfalls ihr Kopfputz, der ganz unverbeſſerlich war. Wer ſie ſo gemahlt ſieht, bewundert ſie ſchon: wie viel mehr mußte

alſo

also derjenige dabey empfunden haben, der das Glück hatte, sie von Angesicht, in ihren Bewegungen und allen ihren Reizen zu sehen! —

An Perlen und Edelgesteinen in Menge fehlte es ihr nicht, denn ihr Gemahl hatte eine große Summe für sie und ihren Hofstaat ausgesetzt. Ach! was konnte ihr dieß alles bey einem solchen Ende helfen! Ihre Damen und Fräuleins empfandens wohl gar sehr. Diejenigen derselben, welche, nach französischer Art, es nicht über sich erhalten konnten, im Ausland zu bleiben, sondern nach Frankreich zurück wollten, ließ sie, nachdem sie ihren Gemahl darum gebeten hatte, jeder viertausend Thaler Ausstattung anweisen, wie z. B. den beyden Schwestern Fräuleins Riberac, ehemahls Guitinieres genannt, von Fumel, die beyden Schwestern Thorigny, von Noya, Parue, de la Motte au Groin, Montal, u. m. a.

Diejenigen hingegen welche blieben, standen sich besser; wie die Fräuleins von Saint-Ana und Sainte Jegier welche die Ehre hatten, Gouvernanten ihrer Prinzessinnen zu werden, und sehr vortheilhafte Partien mit zween vornehmen spanischen Herrn machten. Diese thaten auch traun am klügsten: denn es ist allemahl besser in fremden Landen groß zu seyn, als klein in seinem Vaterlande; auch sagt Jesus, kein Prophet gelte in seiner Heimath.

So viel wollte ich für itzt von dieser schönen, guten, weisen und tugendhaften Königinn sagen, bis ich bey einer andern Gelegenheit wieder auf sie zu sprechen komme. Unterdessen will ich ein Sonnet auf sie hersetzen, das von einem sehr wackern Cavalier zu ihrem

Lobe

Lobe verfertigt wurde, als ſie noch Madame, jedoch ſchon verlobt, war.

Princeſſe, à qui les Cieux ont fait tant d'Advantage,
Que, pour la Part qu' avez en la Divinité,
Vous couronnant du Los de l'Immortalité,
Ils vous ont octroyé les Vertus en Partage.

Depuis qu'il leur a pleu, que l'on voit en voſtre Age
Les celeſtes Effets de voſtre Deité,
Lorsque vous tempérez, d'une humble Gravité,
La royale Grandeur d'un divin Heritage.

Puis qu'il leur plaiſt auſſi vous tant favoriſer,
Qu'on oyra voſtre Nom par tout jamais priſer,
Et qu'en vous ils ont mis le meilleur de leur mieux,
Auſſi deut-on changer voſtre Nom de Naiſſance;
Et, au lieu qu'on vous nomme Elizabeth de France,
On vous devroit nommer Elizabeth des Cieux.

Ich weiß, daß man mir in dieſer Abhandlung den Vorwurf machen kann, daß ich viele ſehr überflüſſige Nebendinge mit eingeflechten habe. Ich weiß dieß recht gut; weiß aber auch, daß wenn ſie einigen mißfallen, ſie andern dagegen gefallen werden. Ich bin nähmlich der Meynung, daß es nicht genug iſt jemand zu loben, wenn man ſagt: die Perſon iſt ſchön, weiſe, tugendhaft, vortrefflich, tapfer, großmüthig, freygebig, prachtliebend, und durchaus vollkommen. Dieß ſind bloß allgemeine Lobeserhebungen und Beſchreibungen, und längſt abgenutzte Gemeinplätze. Man muß nähere Umſtände davon angeben, und

die Vortrefflichkeiten besonders beschreiben, damit sie desto leichter ins Auge fallen. So denke ich, und mache mir dabey gern das Vergnügen noch einmahl im Gedächtniß zu genießen und zu behalten, was ich einst selbst sah.

Grabschrift.

DESSOUS ce Marbre gist Elizabeth de France,
Qui fut Reyne d'Espagne, et Reyne du Repos,
Chrestienne et Catholique. Sa très-belle Présence,
Nous fut utile à tous. Or que ses nobles Os
Sont du tout effeichés, et gissent dessous Terre,
Nous n'aurons rien que Mal, que Trouble, et que
Guerre.

IV.

Margaretha von Valois,

Königinn von Frankreich und Navarra.

Wenn ich das Elend erwäge und die Unfälle jener ſchönen Königinn von Schottland, von der ich oben ſchon geſprochen habe, und anderer Fürſtinnen und Damen, die ich hier nicht anführen will, neben denen, welche die Königinn von Navarra, von der ich itzt rede, trafen, als ſie noch nicht Königinn von Frankreich war, ſo kann ich nicht anders glauben, als daß Fortuna die unumſchränkte Göttinn des Glücks und Unglücks eine ganz erbitterte Feindinn aller menſchlichen Schönheiten ſey. Denn war je eine Dame in der Welt eine vollkommene Schönheit, ſo iſt es die Königinn von Navarra, die aber dabey ſo ſchlecht von dem Glück begünſtigt wurde, daß man von der Fortuna ſagte, aus Neid, daß die Natur dieſe Fürſtinn ſo ſchön geſchaffen habe, habe ſie dieſelbe vorſätzlich verfolgt.

Ihre Schönheit bleibt ſo erhaben, daß die Anfälle der gedachten Fortuna ihr nichts anhaben konnten. Ueberdieß leiſtete ſie ihr auch bis dieſen Augenblick ſtets muthigen Widerſtand, vermöge der edeln

Beherzthеit, die ſie von ſo vielen braven und tapfern Königen, ihrem Vater, Großvaeer, Urgroßvater und übrigen Ahnen ererbte.

Um alſo auf die Schönheit dieſer ſeltenen Fürſtinn zu kommen, ſo glaube ich, daß alle welche ſind und ſeyn werden und je geweſen ſind, häßlich gegen ſie ſcheinen müſſen und gar keine Schönheiten genannt werden können. Denn die Strahlen der Ihrigen verbrennen jeder andern in der Welt die Flügel ſo ſehr, daß ſie es nicht wagen noch vermögen, ſich bis zu ihr empor zu ſchwingen und um die ihrige zu flattern.

Sollte jemand ſo ſchwergläubig ſeyn, daß er aus ſchwachem Glauben nicht an Wunder-Gottes und der Natur glaubte, ſo komme er und ſehe. Ihr ſchönes ſo herrlich gebildetes Angeſicht muß ihm der ſtärkſte Beweis ſeyn; und möchte man ſagen die Mutter Natur, die vollkommenſte Bildnerinn, habe ihren ſeltenſten Stoff und den feinſten Geiſt zuſammen genommen, um ſie daraus zu bilden. Denn ſie mag ihre Sanftheit oder ihren Ernſt zeigen, ſo iſt ſie jederzeit ſicher, eine ganze Welt damit in Flammen zu ſetzen, ſo herrlich ſind ihre Formen, ſo vortrefflich gezogen ihre Züge, ſo durchdringend und doch ſo angenehm ihre Augen, daß nicht das mindeſte zu wünſchen übrig bleibt. Noch mehr, dieß ſchöne Geſicht ſteht auf einem ſchönen Körper von dem ſchönſten, ſtolzeſten und üppigſten Wuchs, den man je ſehen kann, mit einer ſolchen Haltung und ſo ernſten Majeſtät, daß man ſie allemahl eher für eine himmliſche Gottheit, als für eine irrdiſche Fürſtinn halten wird: auch glaubt man leicht mit mehreren, daß nie eine Göttinn ſchöner geweſen ſeyn kann ſo daß um ihre Schönheiten

ten, ihre Verdienſte und Tugenden zu verkünden, Gott die Welt verlängern und den Himmel höher empor ziehen müßte, indem der Raum der Welt und des Luftkreiſes viel zu enge iſt für den hohen Schwung ihrer Vollkommenheit und ihres Ruhms. Ueberdieß, wenn die Erhabenheit des Himmels nur eines Zolls breit weniger wäre, ſo iſt es gar nicht dem mindeſten Zweifel unterworfen, daß die Ihrige ihr ganz gleich käme.

So ſind alſo die Schönheiten des Geſichts und Körpers dieſer ſchönen Fürſtinn, wie ich ſie vor jetzt als ein getreuer Mahler nach dem Leben darſtellen kann. Ich rede nähmlich hier von denjenigen, die man äuſſerlich ſehen kann: denn die, welche geheimer ſind und unter weißem Linnen und reichem Schmuck und Putz verborgen ſtecken, laſſen ſich nicht beſchreiben, wiewohl man ſie nicht anders als für ſehr ſchön und vorzüglich halten kann; dieß iſt indeſſen doch nichts als bloßer Glaube und Muthmaßung, da ihr Anblick leider verſagt iſt. Sehr hart in der That, daß man ein ſo ſchönes Bild von einem göttlichen Meiſter nur halb in ſeiner Vollkommenheit ſoll ſehen dürfen, allein die Sittſamkeit und löbliche Schamhaftigkeit dieſer Fürſtinn verſtattete es nicht anders; Eigenſchaften, die ſich weit eher bey großen Fürſtinnen und Damen als bey dem niedern Pöbel zeigen.

Um einige Beyſpiele anzuführen, welche beweiſen, wie ſehr die Schönheit dieſer Königinn bewundert und hoch gehalten wurde, ſo erinnre ich mich noch, daß, als die polniſchen Abgeſandten nach Frankreich kamen, um unſerm König Heinrich ſeine Wahl zum polniſchen Thron zu verkünden, und ihm ihre Huldigung darzubringen, ſie, nachdem ſie dem König Karl

und der Königinn Mutter, wie auch ihrem Könige die Aufwartung gemächt hatten, auch noch an verschiedenen Tagen besonders dem Bruder des Königs und dem König und der Königinn von Navarra aufwarteten, wobey ihnen diese letztere so schön und so prächtig und reich geschmückt und gekleidet mit so großer Majestät und Grazie erschien, daß sie alle beym Anblick einer solchen Schönheit ganz erstaunt waren. Unter andern war Einer dabey, Lasqui, einer der Vornehmsten von der Gesandschaft, den ich beym Hinweggehen ganz entzückt über eine solche Schönheit sagen hörte: „Nein, nach dem Anblick einer solchen Schönheit mag ich nun gar nichts weiter sehen. Gern wollte ich es nun machen, wie manche türkische Pilgrimme nach Mecca zum Grab ihres Propheten Mahomeds, welche so froh und entzückt sind, eine so schöne und prächtige Moschee gesehen zu haben, daß sie nun gar nichts weiter sehen wollen, sondern sich mit glühenden metallnen Platten die Augen ganz subtil ausbrennen lassen, und sagen, sie könnten nun nichts Schöneres in ihrem Leben mehr sehen und wollten also lieber gar nichts sehen."

So sagte dieser Pohle von der bewundernswürdigen Schönheit dieser Fürstinn: und in der That, wenn die Polaken von solcher Bewunderung hingerissen wurden, so gings noch vielen andern eben so. Ich berufe mich hier auf Don Juan von Oesterreich, welcher, wie ich oben von ihm angeführt habe, bey seiner geheimen Durchreise durch Frankreich, als er nach Paris kam und hörte, daß denselben Abend glänzender Ball im Louvre sey, ihm verkleidet beywohnte, mehr aus Verlangen die Königinn von Navarra dabey zu sehen, als aus irgend einem andern Grund. Er hatte Gelegenheit, sie ganz bequem zu sehen, wie

sie

ſie tanzte, indem der König, ihr Bruder, wie gewöhnlich, ſie hinbrachte, und er betrachtete ſie mit aller Aufmerkſamkeit, bewunderte ſie und erhob ſie dann über alle Schönheiten Spaniens und Italiens, ohnerachtet dieſe beyden Länder ſehr fruchtbar daran ſind, und ſagte dabey dieſe ſpaniſchen Worte: aunque la hermoſura déſta Reyna ſea mas divina que humana, es mas para perder y dannar los hombres que ſalvarlos. (Obſchon die Schönheit dieſer Königinn mehr göttlich als menſchlich iſt, ſo iſt ſie doch mehr dazu gemacht, die Männer zu Grund zu richten und in die Hölle, — als in den Himmel zu bringen.)

Kurz darauf ſah er ſie, als ſie nach Spa reiſte auf ihrer Durchreiſe zu Namour, wodurch ſein heiſſeſter Wunſch eines ſo ſchönen Anblicks zu genießen, erfüllt wurde. Er kam ihr mit großer ſtolzer ſpaniſcher Pracht entgegen und empfing ſie, als wenn es die Königinn Eliſabeth ihre Schweſter, zur Zeit da ſie noch lebte, und ſeine und Spaniens Königinn war, geweſen wäre. So ſehr er nun ſchon von ihrer körperlichen Schönheit entzückt war, ſo ſehr wurde ers jetzt von ihrer Seele, die ich noch unten zu beſchreiben hoffe.

Dom Juan war indeſſen nicht der Einzige, der ſie lobte und ſie gern ſo hoch erhob; ſondern alle dieſe großen und braven ſpaniſchen Offiziers bis auf die berühmten Soldaten jener alten Regimenter hinaus, welche überall auf ihre ſoldatiſche Art ſagten: Que la conquiſta de tal hermoſura valia mas que la d'un reame; y que bien eventurades ſerian los ſoldados, que por ſervirla podria morir ſobre ſu bandera. (Die Eroberung einer ſolchen

Schönheit sey mehr werth, als die eines ganzen Königreichs, und glücklich seyen die Krieger zu preisen, die zu ihrem Dienst unter ihrem Panier fielen.)

Man darf sich nicht wundern, wenn Leute dieser Art, von guter artiger Geburt und Erziehung, diese Fürstinn so reizend fanden; hab ich doch selbst Türken, die als Abgesandte an unsern Hof kamen, gesehen, welche so sehr sie auch Barbaren waren, sich ganz in ihr Anschauen verloren und sagten: die Pracht ihres Großherrn, wenn er zur Moschee gehe, oder mit seinem Heer ausziehe, sey lange nicht so schön anzusehen, als die Schönheit dieser Königinn.

Kurz ich habe eine Menge anderer Fremden gesehen, die nach Frankreich und an den Hof einzig in der Absicht kamen, um diese berühmte Schönheit zu sehen, deren Ruhm, wie sie sagten, sich durch ganz Europa verbreitet habe.

Ich sah einst einen galanten neapolitanischen Cavalier, der nach Paris und an den Hof kam und sich, weil er diese Königinn, die damahls just ins Bad gereist war, nicht zu sehen bekommen konnte, noch zween Monathe länger aufhielt, bloß um ihre Rückkunft zu erwarten, und als er sie gesehen hatte, sagte er: „Ehemahls stand die Prinzessinn von Salerno bey uns in Neapel von Seiten der Schönheit in einem solchen Ruf, daß ein Fremder, der dahin kam und bey seiner Zurückkunft nicht sagen konnte, er habe sie gesehen, sich der Antwort aussetzte: er sey also zu Neapel gewesen, und habe Neapel nicht gesehen. Eben so, wenn ich zurückgereist wäre, ohne diese schöne Fürstinn gesehen zu haben, und man mich gefragt hätte, ob ich Frankreich und den französischen Hof gesehen habe, hätte ich, ungeachtet ich dieß alles sah,

dennoch mit gutem Gewissen sagen können: Nein, — weil ich diese Königinn nicht gesehen hätte, die ich mit vollem Recht die Zierde und den Stolz dieses Hofes nennen kann. Aber jetzt, da ich sie so gut gesehen und betrachtet habe, jetzt kann ich sagen, ich habe alle Schönheit der Welt gesehen, und versichern, daß unsere Prinzessinn von Salerno gegen diese Königinn für gar nichts zu rechnen ist. Und jetzt reise ich vergnügt weg, weil es mir so gut worden ist, eines so schönen Anblicks zu genießen. Ihr Franzosen möcht also selbst hieraus schließen, wie sehr Ihr glücklich seyd, daß Ihr dieß schöne Gesicht täglich mit Muse sehen und Euch diesem sanften Feuer nähern könnt, das von weitem schon jede kalte Brust weit mehr zu erwärmen und in Flammen zu setzen vermag, als alle andern schönen Damen, selbst in der Nähe nicht vermögen." So sprach dieser artige neapolitanische Cavalier damahls zu mir.

Ein vortrefflicher französischer Cavalier, der einst eben diese schöne Königinn in ihrem höchsten Glanz und prachtvoller Majestät im Tanzsaal erblickte, sagte dabey zu mir, als wir mit einander davon sprachen, folgendes: „Ach wenn Desessard, der sich in seinem Amatis so sehr bemüht hat, der Welt seine schöne Nieza und ihre Herrlichkeit darzustellen und vollkommen zu beschreiben zu seiner Zeit diese vortreffliche Königinn gesehen hätte, so hätte er nicht so viel schöne prächtige Worte zu borgen gebraucht, um sie so schön zu schildern, er hätte nur sagen dürfen, sie gleiche der Königinn von Navarra der Einzigen in der Welt, und so hätte er sie ohne großen Wortaufwand weit besser geschildert, als jetzt mit all seiner Weitläufigkeit."

Der Herr von Ronsard hatte daher vollkommen Recht, jene vortreffliche Elegie zu machen, die sich in

seinen Werken findet und zu Ehren der Margaretha von Frankreich vor ihrer Vermählung gedichtet ist, worinn er die Göttinn Venus ihren Sohn fragen läßt, ob er bey seinen Wanderungen auf der Erde und besonders am französischen Hof nicht eine Schönheit bemerkt habe, welche die Ihrige übertreffe? Ja, antwortet der kleine Amor, ich habe eine gesehen, liebe Mutter, in welche sich das Glück des schönsten Himmels gleich von ihrer Geburt an ergoß. Venus erröthete darüber und wollte ihm nicht glauben, sondern schickte erst eine ihrer Charitinnen ab, um sie in Augenschein zu nehmen und ihr dann wieder zu sagen, wie sie es gefunden habe. Hierauf findet sich denn in dieser Elegie eine schöne sehr prächtige Beschreibung von den Schönheiten dieser vollkommenen Fürstinn unter dem Nahmen und der Gestalt der schönen Huldgöttinn Passidea.

Dieß Gedicht kann beym Lesen nicht anders als jedermann sehr wohlgefallen. Allein wie mir einst eine vortreffliche und sehr einsichtsvolle Dame sagte, so hatte der Herr von Ronsard hier ein kleines Versehen begangen und viel zu kurz abgebrochen. Denn er hätte sollen die Grazie Passidea wieder nach dem Himmel zurückkehren, sich da ihres Auftrags entledigen und der Venus sagen lassen, ihr Sohn habe noch lange nicht so viel gesagt, als er hätte sagen sollen; und dann mußte Venus traurig werden und vor Eifersucht fast vergehen und sich bey Jupiter über das Unrecht beschweren, das er ihr zugefügt habe, auf Erden eine Schöne zu bilden, welche die himmlischen Schönheiten beschäme, besonders die Ihrige, die sie vor allen andern für die höchste halte. Aus Verdruß darüber müßte sie sich in Trauer kleiden und auf eine Zeit lang allen Freuden und Lustbarkeiten entsagen: denn nichts

kränkt

kränkt eine ſchöne Dame mehr, als wenn man ihr ſagt, daß eine andere Dame eben ſo ſchön ſey oder gar ſie übertreffe.

Man bemerke hierbey, daß, wenn unſre Königinn ſchon ſchön an ſich und von Natur war, ſie ſich dabey auch noch ſehr gut und ſo geſchmackvoll und prächtig zu kleiden wußte, am Leibe ſowohl als Kopf, daß nichts mehr übrig war, um ihre Vollkommenheit noch in ein helleres Licht zu ſetzen.

Man rühmt von der Königinn Iſabelle von Bayern, Gemahlinn König Karls VI. daß ſie prächtige vortreffliche Moden nach Frankreich gebracht habe, um die Damen prächtig und ſtattlich zu kleiden. Sieht man auf den alten Tapeten jener Zeit in den Königlichen Schlöſſern die Damen ſo abgemahlt, wie ſie ſich damahls trugen, ſo ſind dieß nichts als Poſſen, Albernheiten und Schwülſte gegen die ſchönen und herrlichen Arten, Erfindungen und Zierrathen unſrer Königinn für den Kopfſchmuck ſowohl als die Bekleidung des Leibs; was ſich alle Damen am Hof und im Reich ſo gut zu Nutz machten, daß ſie nachher auf dieſe Art herausgeputzt, weit eher großen Damen glichen, als zuvor gemeinen Mädchen, und dadurch weit angenehmer und reizender wurden, und dieß haben ſie alles unſrer Königinn von Navarra zu danken.

Ich erinnere mich: denn ich war mit dabey, daß als die Königinn Mutter ihre Tochter dem König von Navarra, ihrem Gemahl, zuführte, bey ihrer Durchreiſe durch Coignac, wo ſie ſich einige Zeit aufhielt, verſchiedene vornehme, ſchöne und vortreffliche Damen des Landes ihnen aufwarteten, welche alle ganz entzückt über die Schönheit dieſer Königinn von Navarra wurden, und gar kein Ende finden konnten, ſie

gegen

gegen die Königinn Mutter zu loben, welche darüber ganz wirbelnd von Freude wurde. Sie bat daher eines Tags ihre Tochter, sich aufs herrlichste zu kleiden und ihren prächtigsten schönsten Schmuck anzulegen, den sie bey Hof an den höchsten festlichen Gallatagen trage, um diesen wackern Damen ein Vergnügen dadurch zu machen.

Sie that es denn, um einer so guten Mutter zu gehorchen, und erschien sehr prächtig gekleidet, in einer Robe von Silberstoff oder Colombin a la Boulonnoise, mit hängenden Aermeln, reichem Kopfzeug, weißem, nicht zu großen und nicht zu keinen Schleyer, und dabey mit einer Majestät und so vortrefflichem Anstande, daß man sie eher für eine himmlische Göttinn als irdische Königinn angesehen hätte. Waren die Damen zuvor über ihren Anblick entzückt gewesen, so waren sies nun noch hundertmahl mehr.

Die Königinn sagte daher zu ihr: Sie sind sehr gut gekleidet, meine Tochter.

Sie antwortete ihr: „Madame, ich fange bey Zeiten an, meine Roben zu tragen und zu brauchen, so wie ich sie iht nach der neuesten Mode mit von Hof gebracht habe: denn wenn ich dahin zurück gehe, werde ich nichts als Scheeren und Stoffe mitnehmen, um mich alsdann nach der laufenden Mode zu kleiden.“

Die Königinn gab ihr hierauf zur Antwort: „Warum sagen sie dieß, meine Tochter, da ja Sie diejenige sind, welche die schönsten Kleidermoden erfindet und aufbringt; wohin Sie auch kommen mögen, wird der Hof sie von Ihnen annehmen, nicht Sie vom Hof.

In der That fand man auch bey ihrer Zurückkunft nichts bey ihr, das nicht noch besser gewesen wäre,

wäre, als bey Hof, so gut wußte ihr seiner Geist alle diese artigen Dinge zu erfinden.

Wie sich auch diese schöne Königinn kleiden mochte, auf französisch mit ihrem Chaperon oder in einem bloßen Escoffion mit ihrem großen Schleyer, oder in einer Mütze, so war man doch nie im Stande zu sagen, was ihr am besten stehe, oder welche Art sich zu tragen, sie schöner, bewundernswürdiger und reizender mache, so sehr wußte sie alle diese Arten vortheilhaft anzulegen, indem sie irgend immer eine neue, nicht gemeine und unnachahmliche Erfindung hinzufügte. Wenn auch andere Damen es versuchen wollten, ihr Modell ganz nachzuahmen, so konnten sie ihm doch nicht ganz beykommen, wie ich hundertmahl habe bemerken hören.

Ich habe sie oft so wie auch andere mit mir in einer Robe von weißem Satin mit einer Menge Goldflittern, und etwas Incarnat untermischt nebst einem Schleyer von braunem Flor oder Gaze a la Romaine, der nur nachläßig übergeworfen schien, gesehen; allein ich weiß mir keinen schönern Anblick, und was man auch von den Göttinnen der Vorzeit sagen mag und von den Kaiserinnen, wie wir solche auf alten Metaillen prächtig geschmückt erblicken, so scheinen sie gegen sie doch bloße Kammermädchen.

Ich habe oft unter uns Hofleuten darüber streiten hören, welches Kleid ihr wohl am besten stehe und sie am meisten verschönere. Jeder blieb dabey auf seiner Meinung; was mich betrifft, so war nach meiner und auch nach mancher anderer Meinung der Putz der sie am besten kleidete, derjenige, den sie einst anhatte, als die Königinn Mutter den pohlnischen Gesandten in den Thuillerien ein Festin gab. Sie war nähmlich

da in einer Robe von spanischem Incarnat Sammt gekleidet, stark mit Franzen besetzt mit einer Mütze von demselben Sammt auf dem Kopf, welche so herrlich mit Federn und Edelgesteinen besetzt war, daß nichts darüber ging. Sie schien darin so schön, wie ihr auch gesagt wurde, daß sie es nachher oft wiederholte, und sich auch darin abmahlen ließ, daher denn auch unter allen Gemählden von ihr dieß die andern alle übertrifft, so wie man dieß denn noch sehen und mit den andern, deren sehr viele und schöne vorhanden sind, vergleichen kann.

Als sie so geschmückt in den Thuillerien erschien, sagte ich zu dem Herrn von Ronsard, welcher bey mir war: „Sagen Sie einmahl die Wahrheit, Herr von Ronsard. Kömmt Ihnen diese schöne Königinn in dieser Kleidung nicht vor, wie die schöne Aurora, wenn sie mit ihrem schönen Gesicht vor Tag erscheint, so wie denn auch ihre Kleidung sehr viel auffallende Aehnlichkeit und Uebereinstimmung damit hat?" Der Herr von Ronsard gab mirs zu, und auf diese Vergleichung die er sehr schön fand, verfertigte er ein sehr schönes Sonnet, das er mir gab und das ich noch zu besitzen wünschte, um es hier einzurücken.

Ich sah ebenfalls diese schöne große Königinn auf dem ersten Reichstag zu Blois am Tag, als der König, ihr Bruder, seine Rede hielt. Sie hatte eine Robe von schwarzem Grund mit Orangefarbnen Streifen, mit einer Menge Franzen und ihrem großen Schleyer, und als sie sich an ihren Platz gesetzt hatte, war sie so schön und reitzend anzusehen, daß ich mehr als dreyhundert Personen in der Versammlung sagen hörte: ihre Aufmerksamkeit sey mehr durch den Anblick einer so himmlischen Schönheit gefesselt und entzückt worden, als durch den schönen anmuthsvollen Vortrag

ihres

ihres königlichen Bruders, ohnerachtet seine Rede vorzüglich schön war.

Ich sah sie auch oft, bloß in ihren natürlichen Haaren, ohne irgend etwas Erkünsteltes von Perüquen hinzu zu thun, und ungeachtet sie wie die ihres Vaters des König Heinrichs ganz schwarz waren, so wußte sie doch nach Art ihrer Schwester der Königinn von Spanien, welche ebenfalls bloß die ihrigen und zwar auf spanisch ganz schwarz trug, sie so gut zu kräuseln, zu kapiren und zurecht zu machen, daß dieß ihr so gut oder noch besser stand, als irgend ein anderer Kopfputz. So großen Werth hat eine schöne natürliche Anlage, welche jede Künsteley, wie sie auch seyn mag, weit übertrifft. Indessen gefiel sie sich doch nicht darin und trug sich selten so, sondern meistens zierlich verfertigte Perüquen.

Kurz ich würde nie fertig werden, wenn ich den Putz und die Kleidungsarten alle beschreiben wollte, worin sie vorzüglich schön war: denn sie wechselte damit so häufig, daß ihr alle gut und schön standen, so daß Natur und Künst mit einander wetteiferten, wer sie am schönsten zu machen vermöge.

Dieß ist noch nicht alles: denn ihre schöne Kleidungen und Schmuck wagten sich nie daran, ihren schönen Hals und ihren reizenden Busen zu bedecken, aus Furcht, den Augen der Welt, die sich an einem so entzückenden Gegenstand weideten, Unrecht zu thun. Denn nie muß noch ein so schöner, weißer, voller Busen gesehen worden seyn als der ihrige, der so bloß da lag, daß die meisten Cavaliers am Hof darüber fast verschmachteten und selbst die Damen sogar, von denen ich gesehen habe, daß einige ihrer Vertrautesten

sich

ſich der Freyheit ihres Umgangs bedienten und ihn mit feurigem Entzücken küßten.

Ich erinnre mich hiebey, daß ein wackerer, neu an den Hof gekommener Cavalier, als er ſie zum erſtenmahl ſah, zu mir ſagte: „Ich wundre mich nicht mehr, wenn Ihr Herrn ſo gern bey Hof ſeyd: denn wenn Ihr täglich ſonſt kein Vergnügen hättet, als dieſe ſchöne Fürſtinn zu ſehen, ſo wäre das doch ſchon ſo gut, als wenn ihr in einem irdiſchen Paradieſe wäret.“

Die alten römiſchen Kaiſer gaben dem Volke, um es ſich gewogen und ihm eine Luſt zu machen, Spiele und Kämpfe in ihren Theatern: um aber das franzöſiſche Volk zu gewinnen und ihm Vergnügen zu verſchaffen, dürfte man ihm nur öfters dieſe Königinn Margaretha vorſtellen und zeigen, damit es ſich an dem Anblick eines ſo himmliſchen Geſichts weiden und ergötzen könnte, das ſie nicht wie andre Damen unſers Hofs hinter eine Larve verſteckte: denn ſie ging meiſtens mit bloßem Geſicht.

So ſah ich ſie einſt am Palmfeſt zu Blois, als ſie noch Madame und Schweſter des Königs war, wiewohl damahls ſchon über ihre Vermählung verhandelt wurde, in der Proceſſion erſcheinen, ſo ſchön, daß man in der Welt nichts ſchöners ſehen konnte. Denn auſſer der Schönheit ihres Geſichts und ihrer ſchönen ſchlanken Größe, war ſie auch noch ſehr prächtig und reich geſchmückt und gekleidet. Ihr ſchönes weißes Geſicht, das dem ſchönſten heiterſten Himmel glich, war auf dem Kopf mit einer ſolchen Menge großer Perlen und reicher Steine, beſonders Brillanten, Diamanten, die als Geſtirne angebracht waren, geziert, daß man hätte ſagen mögen, die natürliche

Schön-

Schönheit des Gesichts und die künstliche der Edelsteine und Brillianten wetteifern mit der Gestalt des schönsten gestirnten Himmels um den Preis der Schönheit. Ihr schöner Leib mit ihrem schönen hohen Wuchs war in den schönsten und reichsten Goldstoff gekleidet, der je in Frankreich gesehen worden ist.

Es war ein Geschenk, das der Großherr dem Herrn von Grand-Champ bey seiner Abreise von seinem Gesandschaftsposten zu Constantinopel gemacht hatte, so wie er überhaupt vornehme fremde Gesandte zu beschenken pflegte. Es war ein Stück von funfzehn Ellen, und Grand-Champ sagte mir, die Elle habe hundert Thaler gekostet: denn es war ein Meisterstück. Als er nun nach Frankreich zurückkam und nicht wußte, wo er diesen reichen Stoff würdiger anbringen könnte, um ihm beym Tragen neuen Glanz zu verleihen, so verschenkte er ihn wieder an Madam, die Schwester des Königs, welche eine Robe daraus machen ließ, die sie an diesem Tag zum erstenmahl trug und die sie sehr gut kleidete: denn Größe und Größe reichen sich untereinander die Hand.

Sie trug dieß Kleid den ganzen Tag, ohnerachtet es ausserordentlich schwer war und drückte: allein ihr schöner, reicher und starker Wuchs kam ihr hierbey sehr zu statten, daß sie dieß Gewicht zu tragen vermochte: denn wäre sie eine kleine Zwerginn von Prinzessinn oder so ein Dämchen einer Elle hoch gewesen, wie ich ihrer wohl gesehen habe, so wäre sie unter der Last zerdrückt worden, oder hätte wenigstens die Robe ausziehen und sich umkleiden müssen.

Noch mehr, als sie in der Prozession in ihrem Range ging, hatte sie das Gesicht ganz bloß, um das Volk an einem so hohen Feste nicht ihres schönen Lich-

tes zu berauben; auch dieß ließ ihr schön, daß sie in der Hand eine Palme trug, wie unsere Königinnen jederzeit pflegen, und zwar mit einer durch Grazie gemilderten Majestät und auf eine ganz eigene und gar nicht gewöhnliche Art; so daß wer sie noch nie gesehen noch gekannt hätte, gesagt haben würde: siehe da eine Fürstinn, die sich durchgängig vor allen andern gewöhnlichen vortheilhaft auszeichnet.

Wir alle vom Hof sagten dabey einstimmig und ohne Hehl, diese schöne Fürstinn trage die Palme mit Recht, indem sie alle andere in der Welt an Schönheit, Anstand und jeder Vollkommenheit übertreffe und besiege. Ich kann dabey auch wohl darauf schwören, daß es bey dieser Prozession mit unserer Andacht gar schlecht bestellt war. Denn wir waren mehr damit beschäfftigt, diese göttliche Fürstinn zu betrachten und zu bewundern, und uns durch ihren Anblick zu entzücken, als auf den Gottesdienst Acht zu geben, und dennoch glaubten wir hierin nicht uns einer Sünde theilhaftig zu machen: denn wer eine Gottheit auf Erden betrachtet und bewundert, der kann die Gottheit im Himmel nicht dadurch beleidigen, da diese jene so schön geschaffen hat.

Als die Königinn Mutter sie vom Hof wegnahm, um sie ihrem Gemahl in Gascogne zu bringen, sahe ich gleichsam den ganzen Hof ihre Abreise betrauern, als wenn alle ein großer allgemeiner Unfall betroffen hätte. Die Einen sagten: der Hof ist Wittwer, denn er hat seine Schönheit verlohren; die Andern sagten: der Hof ist sehr verdunkelt, er hat seine Sonne eingebüßt. Andre, es ist rabenschwarze Nacht am Hof, weil kein Licht mehr leuchtet.

Noch andre versetzten: das fehlte uns noch, daß Gascogne uns noch unsre Schönheit weg gascogniren und rauben mußte, welche doch bestimmt ist, Frankreich, und den Hof und den Pallast im Louvre, Fontainebleau, Saint-Germain und andere schöne Schlösser unserer Könige zu verschönern, statt daß sie jetzt nach Pau und Nerac soll, Oerter die himmelweit von jenen unterschieden sind.

Noch andre sagten: Nun ists aus, der Hof und Frankreich haben die schönste Blume aus ihrem Kranz verlohren.

Kurz man hörte allerwärts nichts als solche und andre dergleichen kurze Aeusserungen über diese Abreise, halb aus Verdruß und Unwillen, halb aus Traurigkeit; ohnerachtet die Königinn Louise von Lothringen, eine sehr schöne, geistreiche und vortreffliche Fürstinn, noch da war, von der ich bey einer andern Gelegenheit nach Verdienst reden werde. Allein da der Hof sich schon lange her an einen so schönen Anblick gewöhnt hatte, so konnte er nicht umhin ihren Verlust zu bedauern, und solche Reden zu führen, und es gab verschiedene, welche den Herrn von Duras aus Aerger darüber, daß er sie im Nahmen des Königs von Navarra seines Herrn abverlangt hatte, umbringen wollten.

Als man vor einigen Jahren bey Hof Nachricht erhielt, daß sie vor acht Tagen in Auvergne gestorben sey, so sagte jemand hierüber: „Das kann nicht seyn: denn unterdessen war der Himmel viel zu schön und heiter: wäre sie gestorben, so würden wir wegen der großen Sympathie zwischen diesen zwo Sonnen eine Sonnenfinsterniß und nichts als Dunkel und Wolken gehabt haben.

Dieß iſt meines Erachtens genug geſagt von ihrer körperlichen Schönheit, wiewohl der Stoff ſo reich iſt, daß er eine ganze Decade verdiente: indeſſen hoffe ich, bey einer andern Gelegenheit noch einmahl darauf zu kommen. Itzt aber muß ich doch auch etwas von ihrer ſchönen Seele ſagen, die ſo ſchön in einem ſo ſchönen Leibe wohnte. So ſchön dieſe auch ſchon von ihrer Geburt an war, ſo ſchön wußte ſie ſolche zu bewahren und zu erhalten. Denn ſie iſt eine große Freundinn von den Wiſſenſchaften und der Lectüre, ſo wohl von ihrer frühen Jugend an als noch itzt.

Man kann von ihr rühmen, daß ſie die Fürſtinn, ja überhaupt die Dame iſt, welche von allen in der Welt am beſten und beredteſten ſpricht, und im Reden die ſchönſte angenehmſte Art hat. Als die pohlniſchen Geſandten, wie ich oben ſchon erwähnt habe, ihr aufwarteten, hielt der vornehmſte derſelben, der Biſchoff von Cracau, ein gelehrter und geſchickter Prälat, im Nahmen aller eine lateiniſche Anrede an ſie, und die Königinn beantwortete ſie äuſſerſt treffend und beredt, ohne ſich eines Dolmetſchers zu bedienen, indem ſie die Rede vollkommen verſtanden hatte. Alle geriethen darüber ſo ſehr in Bewunderung, daß ſie ſie einſtimmig eine andre Minerva oder Göttinn der Beredſamkeit nannten.

Als die Königinn Mutter ſie dem König ihrem Gemahl zuführte, hielt ſie einen feyerlichen Einzug zu Bourdeaux, was ihr als Tochter und Schweſter des königlichen Hauſes und Gemahlinn des Königs von Navarra, des erſten Prinzen von Geblüt, und Gouverneurs von der Provinz mit Recht zukam. Ihre Mutter wollte es ſo: denn ſie liebte und ſchätzte ſie ſehr. Ihr Einzug war

ſchön,

ſchön; nicht ſowohl wegen dabey herrſchender Pracht und Aufwands, als vielmehr, dadurch, daß man dabey die ſchönſte vollkommenſte Königinn der Welt im Triumph einziehen ſah, auf einem ſchönen weißen, ſehr gut gerüſteten Zelter, wobey ſie ſelbſt Orangefarb mit Franzen gekleidet war, und ſo prächtig, daß das Volk gar nicht ſatt werden konnte, ſie zu ſehen, anzuſtaunen, zu bewundern und bis in den Himmel zu erheben.

Vor ihrem Einzug kamen ihr die Stände der Stadt entgegen, um ihr ihre Ehrfurcht zu bezeigen und ihr alles anzubieten, was in ihren Kräften ſtünde und ſie im Karthäuſer Kloſter zu harangiren, wie das ſo herkömmlich iſt. Der Herr von Bourdeaux redete im Nahmen der Geiſtlichkeit; der Herr Marſchall von Piron als Maire und in der Kleidung des Maires im Nahmen der Stadt; als Lieutenant-General hielt er ſeine Anrede nachher noch beſonders; und der Herr von Lageſbaton erſter Präſident im Nahmen des Parlaments.

Sie antwortete ihnen allen nacheinander (denn ich ſahe es, indem ich auf ihren Befehl mich bey ihr auf ihrem Gerüſte befand) ſo beredt, ſo einſichtsvoll und ſo geſchwind, mit ſolcher Anmuth und Majeſtät, und in jeder Rede mit ſo vieler Abwechſelung, ohne ſich, ungeachtet der Gegenſtand jedesmahl derſelbe blieb, zu wiederholen, daß gedachter Herr Präſident, als er am Abend darauf in das Zimmer der Königinn kam, zu mir und andern ſagte: Er habe in ſeinem ganzen Leben durchaus noch nie jemand beſſer reden hören, (und er verſtand ſich doch auf ſolche Waare;) er habe oft die Ehre gehabt, die Königinnen Margaretha und Johanna bey eben ſolchen Gelegenheiten, wie die

heutige, reden hören; allein ungeachtet sie zu ihrer Zeit zwo der beredtesten Damen Frankreichs waren, so haben sie doch zu der Beredsamkeit dieser jetzigen Königinn Margaretha nicht hingereicht und seyen sie bloße Anfängerinnen gegen sie.

Ich sagte es der Königinn Mutter nachher, was mir gedachter Präsident gesagt hatte; es freute sie ungemein und sie sagte zu mir: er habe Recht, es zu glauben und zu sagen: denn ungeachtet sie ihre Tochter sey, könne sie doch mit Wahrheit sagen, daß sie die vollkommenste Prinzessinn von der Welt sey und ihre Sprache durchgängig ganz vortrefflich in ihrer Gewalt habe. Ein Gleiches hörte ich von einer Menge Gesandter und großer Herrn vom Ausland; wenn sie mit ihr gesprochen hatten, gingen sie ganz verwundert über ihr schönes Redner Talent von ihr weg.

Ich hörte oft so schöne, nachdrückliche und sinnreiche Reden von ihr, daß, wenn ich solche ordentlich und richtig zu Papier bringen könnte, alle Welt darüber erstaunen und entzückt seyn sollte; es wäre aber mir so wie jedem andern schlechterdings unmöglich, sie aufzufassen, so ganz unnachahmlich sind sie.

Ist sie erhaben, voll ernster Majestät und beredt, in ihren wichtigen und ernsthaften Reden, so ist sie dagegen auch wieder leicht und reizend, in witzigen Scherz und Stichelreden; so daß ihre Gesellschaft angenehmer als irgend eine in der ganzen Welt ist: denn wenn sie gleich jemand sticheln und schraubt, so geschieht dieß doch auf eine so feine Art, daß man unmöglich verdrüßlich darüber werden kann, sondern selbst noch eine Freude daran haben muß. Ferner, wenn sie gut zu reden weiß, so weiß sie auch wenigstens eben so gut zu schreiben. Die schönen Briefe, die man

von

von ihr hat, beweisen dieß hinlänglich: denn die ernsthaften sowohl als die vertrauten sind die schönsten, bestgeschriebenen, so daß alle großen Schriftsteller der Vorwelt sowohl als unseres Zeitalters sich verkriechen müssen, wenn die ihrigen erscheinen, gegen welche jene bloßes Geleyer sind. Niemand kann sie daher sehen, ohne sich über den armen Cicero mit seinen vertrauten Briefen lustig zu machen, und wer eine Sammlung davon und von ihren Reden veranstalten könnte, der unternähme ein verdienstliches Werk, und es würden eben so viele Schulen und Unterweisungen für jedermann werden. Man darf sich dieß gar nicht befremden lassen: denn sie ist schon von Natur, von fähigem schnellem Geist und tiefem gründlichem Verstand. Kurz sie ist eine wahre Königinn in allen Stücken und verdiente wohl ein großes Königreich, ja Kaiserthum zu regieren. Ich will hierbey folgende Digression machen, da sie doch ebenfalls zu unserer Materie gehört.

Als ihre Vermählung mit dem König von Navarra zu Blois endlich in Richtigkeit war, wobey es viele Schwierigkeiten setzte, welche die Königinn Johanna machte, die jetzt ganz andern Sinnes war als ehemahls, da sie an meine Mutter ihre Dame d'Honneur, damahls krank und abwesend schrieb. Ich habe diesen Brief von ihrer eignen Hand im Archiv unsers Hauses gesehen, worin sie sagt:

Meine große Freundinn! Um Ihnen Freude zu machen und zu Wiederherstellung Ihrer Gesundheit durch die guten Nachrichten beyzutragen, welche der König mein Gemahl mir meldet, schreibe ich Ihnen, daß, da er so kühn war, dem König, und Madam, seine jüngste Tochter

für meinen Sohn zu bitten, Seine Majestät ihm solche bewilligten, worüber ich Ihnen meine Freude nicht bergen kann, u. s. w.

Es ließe sich viel davon reden. Zur Zeit nun, da diese Sache in Richtigkeit kam, war eine Dame, die ich nicht nennen will, bey Hof, die einen sehr albernen Streich machte. Abends beym Auskleiden fragte nähmlich die Königinn Mutter ihre Damen, ob sie ihre Tochter gesehen hätten, und welche Freude sie über die Berichtigung dieser Vermählung bezeigt habe.

Diese einfältige Dame nun, die noch nicht bey Hof gewesen war, war am ersten mit der Antwort bey der Hand und sagte: Wie, gnädigste Frau, sollte sie nicht froh seyn über eine solche Vermählung, da sie dadurch zu einer Krone kömmt, und vielleicht gar noch Königinn von Frankreich werden kann. Wie wenn diese Krone dem König, ihrem Verlobten, heimfallen sollte, wie das mit der Zeit geschehen könnte?

Die Königinn gab ihr auf diese alberne Rede zur Antwort: meine Freundinn, Ihr seyd eine große Närrinn. Ich wollte lieber, daß Ihr hunderttausendfach des Todes wäret, als daß Eure dumme Prophezeihung je in Erfüllung ginge: denn ich wünsche dem König und meinen andern Kindern langes Leben und alles Wohlergehen. Eine andre große Dame, die auf einem sehr guten Fuß mit ihr stand und jetzt dabey gegenwärtig war, sagte hierauf: „Allein, Euer Majestät, wenn nun dieß Unglück, was Gott verhüte, sich wirklich eräugnen sollte, wäre es Ihnen nicht lieb, Ihre Tochter als Königinn von Frankreich zu sehen, da die Krone ihr vermöge der Gerechtsame ihres Gemahls mit vollem Recht heimfiele.

Die

Die Königinn gab ihr zur Antwort, wiewohl ich dieſe Tochter ſehr liebe, ſo denke ich doch, daß, wenn dieß ſich eräugnete, wir Frankreich von vielem Unglück und Trübſalen zerrüttet ſehen würden. Und ich wollte hundertmahl lieber ſterben, (wie ſie auch wirklich that) als es in dieſem Zuſtande erblicken: denn ich glaube, man würde dem König von Navarra aus verſchiedenen Gründen, die ich jetzt nicht anführen mag, nicht ſo unbedingt gehorchen wollen, wie meinen Kindern.

Hier ſind alſo zwo Prophezeihungen, welche beyde in Erfüllung gingen, eine von einer einfältigen, die andre von einer ſehr einſichtsvollen Dame, und zwar beyde in einem Zeitraume von wenigen Jahren. Eine Weiſſagung iſt jedoch gegenwärtig wieder aufgehoben, durch die Gnade, welche Gott ihm verlieh, durch die Kraft ſeines guten Schwerts und die Tapferkeit ſeines braven Herzens, die ihn zu einem ſo großen, ſiegreichen, gefürchteten und unumſchränkten König gemacht haben, als er nach ſo vielen Unfällen und ausgeſtandenen Strapatzen gegenwärtig iſt. Gott erhalte ihn durch ſeine heilige Gnade bey dieſem Glück, ſo wie wir armen Unterthanen es allerdings bedürftig ſind.

Wenn nun durch Aufhebung des Saliſchen Geſetzes, fuhr die Königinn fernet fort, das Reich vermöge ihrer unbeſtreitbaren Gerechtſame meiner Tochter zufiele, ſo wie denn auch andere Reiche von der Lanze auf die Kunkel fallen, ſo iſt zuverläßig meine Tochter ſo gut fähig zu regieren oder noch beſſer, als viele Männer und Könige, die ich kenne und die ſonſt ſchon regiert haben; und ich glaube, daß ihre Regierung ſchön ſeyn und ſie ſolche der ihres Großvaters gleich machen würde: denn ſie beſitzt einen großen Geiſt und große Eigenſchaften hierzu.

Bey dieſer Gelegenheit ſagte ſie, es ſey eine ſehr üble ſchlechte Einrichtung um dieß Saliſche Geſetz und ſie habe den Herrn Cardinal von Lothringen ſagen hören, ehmahls als er mit den andern Abgeordneten in der Abtey Cercan den Frieden zwiſchen beyden Monarchen ſchlieſſen half, und dabey einen Punkt des Saliſchen Geſetzes, die Erbfolge der weiblichen Linie auf den franzöſiſchen Thron betreffend, berührt habe, habe der Cardinal von Granvelle, ehemahls von Arras genannt, ihn ſehr angefahren und zu ihm geſagt: es ſeyen wahre Albernheiten und Betrügereyen um dieß unſer Saliſches Geſetz, und habe ihm den Staar darüber geſtochen; bloß alte Träumer und Chronikenſchreiber hätten das ſo geſchrieben, ohne zu wiſſen, Warum? und es den Leuten ſo weiß gemacht; es ſey in Frankreich nie gegeben noch eingeführt geweſen, ſondern eine Gewohnheit, welche bey den Franzoſen von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt und ſo eingeführt worden ſey, und welche, da ſie ganz gegen alle Billigkeit laufe, gar wohl aus den Augen geſetzt werden dürfe.

So ſagte der Cardinal von Lothringen zur Königinn Mutter. Und überhaupt war es ja Pharamond, wie man gröſtentheils dafür hält, der ſie aus ſeinem Lande mitbrachte und ſie einführte; wir ſollten ſie alſo nicht halten, da er ein Heyde war: denn unter uns rechtgläubigen Chriſten, die Geſetze eines Heiden ſo ſtreng befolgen, heißt Gott gröblich beleidigen. Es iſt wahr, daß der gröſte Theil von denen, die wir haben, von heydniſchen Kaiſern herſtammt, dieſe ſind aber heilig, gerecht und billig, wie es deren viele gibt, und der gröſte Theil davon iſt. Allein dieß Saliſche Geſetz von Pharamond iſt unbillig und gegen das Geſetz Gottes: denn im alten Teſtament

im fünf und zwanzigſten Kapitel des vierten Buchs Moſis ſtehet ausdrücklich geſchrieben: die männlichen Kinder ſollen zuerſt erben und dann nachher in deren Ermanglung die Töchter. Dieß heilige Geſetz läßt alſo die Töchter nach den Söhnen zur Erbfolge zu.

Noch dazu, wenn man dieß Saliſche Geſetz recht dem Buchſtaben nach nähme, wäre es ſo ſchlimm nicht, als man es gewöhnlich verſteht, wie ich von großen Perſonen habe ſagen hören: denn es beſagt folgendes: So lange männliche Erben da ſind, erben und regieren die Töchter nicht. Folglich ſollten ſie erben und auf den Thron gelangen können, wenn keine männliche Erben da ſind. Und da es Rechtens iſt, daß in Spanien, Navarra, England, Schottland, Ungarn und Neapel die Töchter regieren, warum ſollte es nicht eben ſo gut in Frankreich angehen? Denn was recht iſt, iſt überall und aller Orten recht und der Ort macht nicht, daß ein Geſetz recht iſt.

So viele Lehen, die wir in Frankreich haben, Herzogthümer, Grafſchaften, Baronien und andere königliche Herrſchaften, welche nach ihren Gerechtſamen und Freyheiten gleichſam und zwar ſtark königlich ſind, fallen auf Weiber und Töchter wie wir Bourbon, Vendoſme, Montpenſier, Nevers, Rhetel, d'Eu, Flandres, Bourgogne, Artois, Zelande, Bretagne haben und wie Mathilde, welche Herzoginn von der Normandie war, und Eleonora Herzoginn von Guyenne, welche den König Heinrich den Zweiten von England bereicherten; Beatrix Gräfinn von Provence, die dieſe Provinz ihrem Gemahl dem König Ludwig zubrachte; die einzige Tochter des Grafen Raymond von Toulouſe, mit welcher es Alfons der Bruder Ludwig des Heiligen verheirathete und noch ganz kürzlich Anna Herzoginn von Bretagne und

andere: warum sollte denn das Königreich Frankreich nicht eben so die Töchter dieses Hauses auf seinem Thron zulassen.

Herrschte die schöne Galathee als Hercules sich nach Eroberung Spaniens mit ihr vermählte, nicht ebenfalls schon in Gallien, von welcher Vermählung unsere braven tapfern und heldenmüthigen Gallier abstammen, die sich ehemahls so berühmt gemacht haben.

Und warum sollten die Töchter der Herzoge in diesem Reich fähiger zur Regierung und Gerechtigkeitspflege in einem Herzogthum oder einer Grafschaft seyn, was nahe an das königliche Ansehen gränzt, als die Töchter der Könige zur Regierung des Reichs? Und warum sollten französische Prinzessinnen nicht eben so gut im Stand seyn zu befehlen und zu herrschen, wie die Töchter in andern genannten Königreichen und großen Herrschaften.

Was die Albernheit dieses Salischen Gesetzes noch deutlicher beweist, sind die Menge Chronikschreiber, Schriftsteller und Schmierer, die davon geschrieben haben, und nicht einmahl über die Abstammung des Worts unter sich einig werden können.

Einige, wie Postel, halten dafür, daß es von den Galliern herkomme und salisch statt gallisch genannt worden sey, wegen der großen Aehnlichkeit der Buchstaben G. und S. in der alten Schreibart; allein er ist ein Träumer hierinn so gut, als in andern Stücken, wie mir eine große Person versichert hat.

Jean Ceval Bischoff von Avranches, ein großer Alterthumsforscher des französischen Galliens wollte es

von

von dem Wort Sal herleiten, weil dieß Geſetz bloß für königliche Säle und Palläſte gegeben ſey.

Claudius Seiſel war ſehr albern der Meinung, es komme von dem lateiniſchen Wort Sal her, als ein Geſetz voll Salzes, das heißt, voll Weisheit, zu Folge der figürlichen Bedeutung des Wortes Salz.

Ein Doctor der Rechte, Nahmens Ferrarius Montanus wollte behaupten, Pharamond habe ehedem Salik geheiſſen.

Andre leiten es von Salogaſt ab, einem der vornehmſten Räthe Pharamonds.

Andre wollen noch feiner ſeyn, und ſagen, die Benennung komme daher, weil ſo viele Artikel, die darin vorkommen, ſich mit den Wörtern anfangen, ſi aliquis, ſi aliqua.

Noch andre endlich leiten es von den Saliſchen Franken ab, deren im Marcellin Erwähnung geſchieht.

Kurz, es ſind große Albernheiten und Träumereyen, und darf man ſich nicht wundern, wenn der Herr Biſchoff von Arras dem Herrn Cardinal von Lothringen darüber zu Leibe ging. Die von ſeiner Nation nannten daher auch in ihren Farcen- und Bänkelſängerliedchen, in der Meinung daß dieß Geſetz von ganz neuer Erfindung ſey, Philipp von Valois den gefundenen König, als wenn er vermöge eines ganz neuen zuvor in Frankreich noch nie üblichen Rechts König worden wäre.

Hierbey beruft man ſich darauf, daß, als die Grafſchaft Flandern auf die weibliche Linie gefallen war, König Karl V. damahls nicht den mindeſten Anſpruch darauf machte, ſondern im Gegentheil ſeinem Bruder Philipp, Burgund zur Abfindung gab, um

ihn

ihn mit der Gräfinn von Flandern zu vermählen, welche er nicht für sich behalten wollte, weil er sie nicht so schön, obgleich reicher als die von Bourbon, fand.

Dieß ist freylich ein starker Beweis, daß der Artikel dieses Salischen Gesetzes nicht jederzeit im Ganzen wie im Einzelnen befolgt wurde, daher es denn keinem Zweifel unterworfen ist, daß die Töchter, wenn sie zur Krone gelangten, besonders wenn sie schön, wacker und tugendhaft sind, wie diese, durch ihre Schönheit und andre Reize das Herz ihrer Unterthanen weit stärker an sich ziehen würden, als alle männliche Stärke.

Der Herr du Tillet schreibt, daß die Königinn Clotilde die christliche Religion in Frankreich einführte, und von dieser Zeit an findet man keine wieder, welche vom rechten Glauben abgefallen wäre, was den Königinnen sehr zur Ehre gereicht, und nicht eben so von den Königen seit Chlodwig gerühmt werden kann: denn Chilperich der erste war von der Arianischen Ketzerey angesteckt, und nur zween Prälaten von der Gallicanischen Kirche rissen ihn davon los, wie Gregorius von Tours meldet.

Ferner, wurde Catharina, die Tochter Karls VI. nicht von ihrem Vater und dessen Staatsrath zur Königinn von Frankreich verordnet?

Du Tillet sagt noch überdieß, die Prinzessinnen des königlichen Hauses haben in solcher Verehrung gestanden, haben, ungeachtet sie mit geringen Fürsten nicht mit Königen vermählet gewesen seyen, dem ungeachtet den königlichen Titel geführt, und seyen mit Zusetzung ihres eignen Nahmens Königinnen genannt worden, welche Ehre ihnen lebenslänglich blieb zum Zeichen, daß sie Prinzessinnen des Königs von

Frank-

Frankreich seyen. Diese alte Gewohnheit gab stillschweigend zu erkennen, daß die königlichen Prinzessinnen so gut Königinnen seyn könnten als die Prinzen.

Man findet, daß zur Zeit Ludwigs des Heiligen bey Hegung des Pair-Gerichts die Gräfinn von Flandern als anwesend genannt wird, und ihren Platz unter den Pairs einnahm.

Der Herr du Tillet sagt ferner von dem Salischen Gesetz, das bloß für die Unterthanen geschrieben ist: wenn keine Söhne da wären, so erbten die Töchter das alte Eigen. Sollte eine Verfügung mit der Krone getroffen werden, so würden also die königlichen Prinzessinnen in Ermanglung von Prinzen sie bekommen, dem ungeachtet sind sie vermöge besonderer Verfügung und Gewohnheit des französischen königlichen Hauses davon ausgeschlossen, was von dem Stolz der Franzosen herrührt, die es nicht erdulden können, von Weibern beherrscht zu werden.

Ferner, sagt er anderswo: man muß sich sehr wundern über den Irrthum, der diese Gewohnheit so lange dem Salischen Gesetz zuschrieb, das doch ganz dagegen ist. Als König Karl der Fünfte über die Vermählung seiner Tochter mit Wilhelm Grafen von Hennegau, im Jahr 1374 unterhandelte, so ließ er sich ausdrücklich von diesem Grafen auf das Recht zur Krone und als Dauphine' entsagen; dieß ist ein wichtiger Punkt, und daher kommen denn die Streitigkeiten.

Wirklich, wenn die Weiber so gut die Waffen führen könnten, als die Männer, so würden sie wohl die ihnen günstige Meynung durchsetzen. Zum Ersatz für diesen Mangel der Tapferkeit, haben sie ihre

Schön-

Schönheit, die man aber nicht so erkennt, wie man sollte: denn es ist doch traun besser, von schönen, artigen und trefflichen Damen commandirt werden, als von mürrischen, dummen, häßlichen und heillosen Männern, wie es deren ehemahls in Frankreich gegeben hat.

Ich möchte wohl wissen, ob unser Vaterland sich unter einer unzählbaren Menge alberner, dummer, tyrannischer, schläfriger, nichtswürdiger, unwissender und närrischer Könige, welche regiert haben, besser befunden hat? Wobey ich jedoch unsern braven Königen, Pharamond, Chlodio, Chlodwig, Pipin, Martell, Karl, Ludwig, Philipp, Johann, Franz und Heinrichen nicht zu nahe treten will: denn diese waren allzubrav und edelmüthig; und glücklich war das Volk, das unter ihnen lebte, auch erzeugten sie eine Menge Prinzessinnen, welche sehr vortrefflich, einsichtsvoll und würdig waren, zu regieren. Ich berufe mich hierbey darauf, wie gut man sich verschiedentlich unter der Regentschaft der königlichen Mütter befunden hat.

Wie gut verwaltete Fredegunde das Reich während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, des Königs Chlotar, denen sie so weise und geschickt vorstand, daß er Monarch von Gallien und einem großen Theil von Deutschland wurde.

Ein Gleiches that Mathilde die Gemahlinn Thagoberts in Ansehung ihres Sohns, des Königs Clodwigs des Zweyten: und lange hernach Blanka, Mutter Ludwigs des Heiligen, welche sich so weislich benahm, daß gleichwie ehemahls die römischen Kaiser sich zum Andenken der glücklichen Zeiten Roms unter dem großen Kaiser Augustus, Augustus nennen

ließen, eben ſo alle Königinnen Mütter nach dem Hintritt ihrer königlichen Gemahle reines blanches heiſſen wollten, zum ehrenvollen Andenken der Regierung dieſer weiſen Fürſtinn. Gedachter Herr von Tillet iſt zwar hierin etwas andrer Meinung, indeſſen habe ich doch dieß von einem großen Parlamentsglied ſo vernommen.

Um noch etwas weiter herunter zu gehen, ſo erhielt Iſabelle von Bayern die Regentſchaft für ihren Gemahl Karl den Sechsten auf Anrathen und Gutheiſſen des Staatsraths, als der König am Verſtand litt; gleichfalls Madame von Bourbon während der Minderjährigkeit ihres Bruders König Karls des Achten; Madam Louiſe von Savoyen unter dem König Franz dem Erſten und die Königinn Mutter für ihren Sohn den König Karl den Neunten.

Wenn nun auswärtige Damen, Madam von Bourbon ausgenommen, welche aus dem franzöſiſchen Hauſe war, ſo fähig waren, Frankreich ſo gut zu beherrſchen, warum ſollten es unſere einheimiſchen nicht eben ſo gut ſeyn und nicht eben ſo gut mit gleichem Eifer und gleicher Liebe regieren, da es doch ihr Vaterland iſt, wo ſie die erſte Milch geſogen haben und da überhaupt die Sache ſie näher angeht.

Ich möchte wohl wiſſen, worin unſere letzten drey Könige, unſere letzten drey königlichen Prinzeſſinnen, Eliſabeth, Claudia und Margaretha ſo ſehr übertroffen haben, daß ſie, wenn ſie zur Regierung gekommen wären, nicht eben ſo gut ſollten regiert haben, als ihre Brüder? ohne übrigens deren Geſchicklichkeit und Regententugenden in Zweifel ziehen zu wollen, da ſie allerdings ſehr weiſe waren.

Ich habe von verſchiedenen, groſsen, einſichtsvollen und weitſehenden Perſonen verſichern hören, daſs die Unfälle, die wir zu erdulden hatten und noch erdulden müſſen, uns in dieſem Fall nicht betroffen haben würden und zwar aus Gründen, die ſie anführten, deren Auseinanderſetzung mich aber hier zu weit führen würde.

Allein ſiehe da, troſs dem allem ſagt der dumme gemeine groſse Hauffe: man muſs das Saliſche Geſetz befolgen. Elender Einfaltspinſel, weiſs Er denn nicht, daſs die alten Teutſchen, von denen wir abſtammen, gewöhnlich die Weiber zu Staatsgeſchäften zogen, ſo gut, als die Männer, wie wir aus Tacitus ſehen. Da ſie nun ſolche damahls würdig fanden, auf die Regierung Einfluſs zu haben und zu befehlen, ſo erhellt deutlich daraus, daſs dieſs Saliſche Geſetz nach der Hand verfälſcht worden ſeyn muſs. Es iſt aber auch nichts als eine bloſse Gewohnheit, und da die armen Mädchen zu ſchwach waren, ihr Recht mit der Schärfe des Schwerts zu beweiſen und zu behaupten, wie dieſs vor Alters Sitte war, ſo wurden ſie von den Männern davon ausgeſchloſſen und ganz verdrängt. Ach, daſs unſere braven und tapfern franzöſiſchen Paladins nicht mehr am Leben ſind, ein Roland, ein Renaud, ein Ogier, ein Olivier, ein Deudon, ein Graffon, ein Yvon und eine unzählige Menge anderer tapferer Ritter, die ſichs zum Beruf und zum Ruhme machten, den Damen in ihren Unfällen und Drangſalen an Ehre, Gut und Blut, beyzuſpringen; ach daſs dieſe noch lebten, um die Gerechtſame unſerer Königinn Margaretha zu verfechten; welche, weit entfernt auch nur einen Zoll breit Land von dem Reich zu beſitzen, von dem ſie ſo edel abſtammt und das vielleicht nach

göttlichem und menſchlichem Recht ihr gebührte, ſo gar nicht einmahl ihre Grafſchaft Auvergne genießt, die ihr als einziger noch übrigen Erbinn ihrer königlichen Mutter gebührte, ſondern einſam in dem Schloſſe Uſſon in den Einöden, Felſen und Gebürgen von Auvergne lebt; einem Aufenthalt, der gar zu ſehr gegen eine groſſe Stadt, wie Paris abſticht, wo ſie gegenwärtig ihren Thron und ihren Stuhl der Gerechtigkeit haben ſollte, wie es ihr zukäme nach eignem angebohrnem Recht ſowohl, als von Seiten des Königs ihres Gemahls. Das Unglück iſt aber, daß man weder Eines noch das Andere anerkennen will. Wären beyde recht einig zuſammen, leiblich ſo wohl als in Freundſchaft, wie ſie es ehedem waren, ſo ginge vielleicht alles beſſer für das Allgemeine und ſie würden gefürchtet, verehrt und für das anerkannt werden, was ſie ſind. (Gott hat es ſeither gefügt, daß ſie ſich wieder mit einander ausgeſöhnt haben, was ein ſehr groſſes Glück iſt.)

Ich hörte einſt von dem Herrn von Pibrac ſagen, dieſe Verbindung mit dem Hauſe Navarra habe überhaupt auch ſonſt das Unglück gehabt, daß Uneinigkeiten zwiſchen dem Ehepaar obgewaltet haben, wie ehemahls zwiſchen Ludwig dem Greiner (Zänker), König von Frankreich und Navarra, und ſeiner Gemahlinn Margaretha von Burgund, Tochter des Herzogs Robert des Dritten.

Ferner, Philipp der Lange, König von Frankreich und Navarra, mit Johanna, Tochter des Herzogs Othelin von Burgund, welche, da ſie unſchuldig war, dieſe Unſchuld ſehr überzeugend darthat.

Ferner, Karl der Schöne, König von Frankreich und Navarra, mit Blanca ſeiner erſten Gemahlinn,

ebenfalls einer Tochter des Grafen Othelin von Burgund.

Und ganz neuerlich der König Heinrich von Albret mit Margaretha von Valois, wie ich von guter Hand weiß, der sie sehr übel behandelte, und es noch schlimmer gemacht haben würde, wenn ihr Bruder, König Franz nicht gewesen wäre, der ihn darüber zur Rede setzte, und ihm stark drohte, wenn er seine Schwester nicht besser in Ehren hielte, und nicht mehr Rücksicht auf ihren erhabnen Rang nähme.

Der letztverstorbne König, Anton von Navarra, lebte ebenfalls sehr übel mit seiner Gemahlinn der Königinn Johanna.

Eben so ist nun auch unsre Königinn Margaretha ein wenig vereuneinigt und geschieden von ihrem Gemahl; Gott wird sie aber trotz dieser jammervollen Zeit einst wieder vereinigen und zusammen führen.

Ich habe von einer Fürstinn versichern hören, daß sie ihm bey dem Pariser Blutbad das Leben rettete; denn er war ganz unstreitig mit geächtet, und stand auf dem rothen Papier (Blutliste) wie man zu sagen pflegt. Man sagte, man müsse die Wurzeln ausrotten, wie den König von Navarra, den Prinzen von Condé, den Admiral und andre Großen. Die Königinn von Navarra that aber einen Fußfall vor ihrem Bruder dem König Karl, und bat für die Begnadigung ihres Herrn und Gemahls. Ungeachtet sie nun seine geliebte Schwester war, so hielt es doch hart, bis ihr der König ihre Bitte gewährte. Ich muß dieß indessen dahin gestellt seyn lassen, da ich es nur vom Hörensagen habe.

Ueber-

Ueberhaupt ging ihr dieß Blutbad ſehr zu Herzen, und ſie rettete dabey mehreren das Leben, unter andern ſogar auch einen Gaſcogniſchen Cavalier, (ich denke er hieß Lerac,) der ſchon ganz verwundet ſich unter das Bette warf, worin ſie lag, und wovon ſie die Mörder, die ihn bis dahin verfolgten, verjagte; denn ſie war nie grauſam, ſondern lauter Güte, nach Art der franzöſiſchen Prinzeſſinnen.

Die Uneinigkeit zwiſchen ihr und ihrem Gemahl ſoll ihren Grund mehr in der Religionsverſchiedenheit als in irgend etwas anderm haben; denn jeder Theil liebt und behauptet die ſeinige. Als nun die Königinn zu Pau, der Hauptſtadt in Bearn, war, und Meſſe daſelbſt leſen ließ, war ein Sekretär des Königs, ihres Gemahls da, Nahmens le Pin, der ehemahls bey dem Herrn Admiral in Dienſten geweſen war, und ſich über dieß Meſſeleſen ärgerte, und deßwegen einige von der Stadt, die ihr beygewohnt hatten, einziehen ließ.

Die Königinn war ſehr unzufrieden darüber; als ſie ihn deßwegen zur Rede ſetzte, antwortete er ihr in einem hohen unanſtändigen Ton, der ihm gar nicht zukam, ſogar in Gegenwart des Königs, der ihm einen ſtarken Verweis darüber gab, und ihn aus ſeinem Dienſt jagte. Denn als ein edelmüthiger wackrer Herr weiß Er wohl zu lieben und zu achten was Er ſoll, wie Seine ſchönen und edeln Handlungen jederzeit bewieſen haben.

Dieſer du Pin nun berief ſich auf das Edikt, das dort gilt und Meſſeleſen und Meſſehören bey Lebensſtrafe verbietet. Da die Königinn ſich, der Himmel weiß wie, darüber beleidigt fand, ſchwur ſie hoch und theuer daß ſie nie wieder einen Fuß in dieß Land ſetzen

wolle, indem sie freye Religionsübung verlange, und so reiste sie denn ab, und hielt von der Zeit an ihren Schwur heilig.

Ich habe sagen hören, daß ihr nichts so sehr je zu Herzen ging, als diese Begegnung, mit der man ihr die freye Uebung ihrer Religion rauben wollte; um diese ganz nach Herzenslust abwarten zu können, bat sie ihre gute Mutter, die Königinn, sie abzuholen, um alsdann mit ihr nach Frankreich zu ihren lieben Bruder, dem König, zu gehen, den sie sehr ehrte und liebte.

Als sie an seinen Hof kam, wurde sie nicht so von ihm empfangen und aufgenommen als er wohl gesollt hätte. Sie fand eine große Veränderung, die seit ihrer Abreise vorgegangen war, und daß mehrere Personen, von denen sie es gar nicht gedacht und geglaubt hätte, unterdessen hoch ans Bret gekommen waren. Dieß verdroß sie denn gar gewaltig. Sie konnte sich nicht entschließen, ihre Gunst zu suchen und ihnen zu hofieren, wie wohl andre, die ihr jedoch keineswegs gleich waren, thaten; vielmehr verachtete sie solche tief, wie ich gesehen habe. So groß war ihr Muth.

Ach nur allzu groß war er, und zog ihr all ihr nachheriges Unglück zu. Denn hätte sie sich ein wenig Gewalt anthun und nachgeben wollen, so würde sie nicht von so vielen Unfällen betroffen worden seyn, als sie leider wurde.

Ich muß bey dieser Gelegenheit folgendes erzählen. Als ihr Bruder, der König, nach Pohlen reiste und daselbst war, erfuhr sie daß der Herr von Gua der bey diesem König vorzüglich in Gunst stand, ziemlich nachtheilige Reden von ihr geführt hatte, so daß sie gar

wohl

wohl zwischen dem Bruder und der Schweſter einige Feindſchaft oder Bitterkeit ſtiften konnten. Einige Zeit darauf kam gedachter Herr von Gua nach ſeiner Zurückkunft aus Pohlen an den Hof, und ging, da er Briefe von dem König von Pohlen an ſeine Schweſter mit hatte, ſelbſt hin, um ihr ſolche auf ihr Zimmer zu bringen und ihr die Hände zu küſſen.

Als ſie ihn hereintreten ſah, gerieth ſie ſehr in Zorn; als er ſich ihr näherte um ihr ſeinen Brief zu übergeben ſagte ſie mit zornigem Geſicht zu ihm: „Dieß iſt Ihr Glück, de Gua, daß Sie mit dieſem Brief von meinem Bruder vor mir erſcheinen, der Ihnen zur Salvagarde dient, indem ich Ihn ſo ſehr liebe, daß alles, was von Ihm kömmt, bey mir alle Freyheit hat. Ohne dieß wollte ich Sie lehren, von einer ſolchen Fürſtinn, wie ich bin, einer Schweſter Ihrer Könige, Ihrer Herrn und Soverains übel zu reden.“ —

Der Herr von Gua antwortete ihr ſehr demüthig: „ich würde es auch nie gewagt haben, gnädigſte Frau, Ihnen je unter die Augen zu treten, da ich weiß, daß Sie ungnädig auf mich ſind, wenn ich nicht einigermaſſen einen Schutzbrief von dem Könige meinem Herrn hätte, welcher Sie liebt und den auch Sie ſehr lieben; ich ſchmeichle mir daher mit der Hoffnung, daß Sie, gnädigſte Frau, aus Liebe zu ihm, und da Sie ohnehin ganz Gnade und Großmuth ſind, mich wenigſtens anhören werden.“ — Er brachte hierauf ſeine Entſchuldigungen vor und führte ſeine Vertheidigungsgründe an, wie er denn überhaupt ſehr gut mit der Sprache fort zu kommen wußte. Er läugnete dabey rund weg, daß er von der Schweſter ſeiner Könige je anders als mit der äuſſerſten Ehrerbietigkeit geſprochen habe.

Sie schickte ihn darnach fort mit der Versicherung, daß er stets eine bittre Feindinn an ihr haben werde, was sie ihm auch bis an seinen Tod richtig hielt.

Nach einiger Zeit schrieb der König an die Frau von Dampierre und bat sich von ihr als die größte Gefälligkeit aus, die Königinn von Navarra dahin zu bringen, daß sie dem Herrn von Gua um seinetwillen vergeben und ihn wieder zu Gnaden annehmen möchte. Die Frau von Dampierre unterzog sich diesem Geschäft höchst ungern, indem sie das Naturell der Königinn sehr gut kannte. Weil indessen der König sie liebte und großes Vertrauen in sie setzte, so wollte sie auf gut Glück einen Versuch damit wagen.

In dieser Absicht kam sie denn eines Tags zu der Königinn auf ihr Zimmer und da sie solche ziemlich bey Laune antraf, brachte sie ihr Anliegen aufs Tapet. Sie stellte ihr vor, da sie die Gewogenheit, Gunst und Freundschaft ihres königlichen Bruders, welcher bereits König von Frankreich war, besitze, so sollte sie dem Herrn von Gua verzeihen, ihm alles Vergangene erlassen und ihn wieder zu Gnaden annehmen; der König liebe ihn sehr und sey ihm mehr gewogen, als irgend einem seiner andern Diener und so könnte sie denn, wenn sie ihm ihre Freundschaft schenkte, viele angenehme Dienste und Gefälligkeiten von ihm erhalten, da er das Herz des Königs seines Herrn so sicher in der Hand habe und lenke; es sey doch besser, daß sie ihn auf ihre Seite bringe und sich seiner bediene, als daß sie ihn zur Verzweiflung treibe und ihn gegen sie erbittere, wo er ihr sehr viel schaden könnte; sie hätte zu ihrer Zeit unter der Regierung des Königs Franz des Ersten

die

die Prinzeſſinnen Magdalena und Margaretha, deren erſtere nachher Königinn von Schottland, die andere Herzoginn von Savoyen wurde, beydes ihre Tanten, geſehen, wie ſie, ungeachtet ſie ſehr hohen und ſtolzen Herzens waren, ſich dennoch ſo weit herab ließen, dem Herrn von Sourdis zu hofieren, der doch weiter nichts als Garderobenmeiſter ihres Vaters war und ſeine Gunſt zu ſuchen, bloß um durch ſeine Vermittlung die Gnade und Gewogenheit ihres königlichen Vaters für ſie wirkſam zu machen; nach dem Beyſpiel dieſer ihrer Tanten ſollte ſie es eben ſo mit dem Herrn von Gua machen.

Nachdem ſie ihr aufmerkſam zugehört hatte, antwortete die Königinn von Navarra der Frau von Dampierre ziemlich freylig, jedoch nach ihrer Art ein wenig lächelnd: „Frau von Dampierre, was Sie mir da ſagten, möchte allenfalls wohl für Sie gut ſeyn, die Sie Gunſt, Gefälligkeiten und Wohlthaten bedürfen; und wäre ich Sie, ſo würden ſolche Reden, wie Sie mir da ſagten, ſehr gut angebracht ſeyn, und würde ſie ſehr gern annehmen und befolgen: allein für mich, eine Königstochter und Schweſter franzöſiſcher Monarchen und Gemahlinn eines Königs ſind ſie nicht. Denn mit dieſen erhabnen und ſchönen Eigenſchaften, kann ich nicht mit Ehren um Gunſt, Gnade und Wohlthaten des Königs, meines Bruders, betteln; er iſt hoffentlich ſo gut geſinnt, und kennt ſeine Pflicht genau, daß er mir ſolche auch ohne die Gewogenheit de Gua's nicht verſagen wird, wo nicht, ſo würde er ſeiner Ehre und königlichen Würde einen großen Flecken anhängen. Sollte er aber auch ſo ſehr ausgeartet ſeyn, daß er ſich ſo weit vergeſſen könnte, mich anders zu halten als ihm zukömmt; ſo gebieten mir mein muthiger Stolz und mein Ehrge-

fühl, lieber ſeine Gewogenheit, darüber daß ich de Gua und deſſen Gunſt nicht ſuchen wollte, zu entbehren, als daß man mir vorwerfe, oder von mir argwöhnen könnte, ſie durch deſſen Vermittlung und Verwendung erlangt zu haben. Mir ſcheint, um ſie zu verdienen, hinlänglich, daß ich das bin, was ich bin; und wenn er ſich werth fühlt, König zu heiſſen und von mir und ſeinem Volk geliebt zu werden; ſo fühle ich mich, als Seine Schweſter, würdig, Königinn zu ſeyn, und nicht nur von ihm, ſondern von aller Welt geliebt zu werden. Wenn endlich meine Tanten, wie Sie mir ſagen, ſich ſo tief erniedrigten, ſo — konnten ſies thun, wenn ſie Luſt und Belieben hatten; allein ihr Beyſpiel kann kein Geſetz für mich machen, noch mich zur Nachahmung verbinden, indem ich mich nach keinem andern als meinem eignen Model formen mag." —

Damit ſchwieg ſie, und die Frau Dampierre ging, ohne daß jedoch die Königinn ihr es nachgetragen hätte; denn ſie liebte ſie ſehr. —

Ein andermahl, als der Herzog von Epernon nach dem Tode Monſieurs nach Gaſcogne ging — eine Reiſe wobey verſchiedene Gründe vorwalteten, wie man ſagte — beſuchte er den König von Navarra zu Pamiers und beyde erzeigten einander große Höflichkeiten und Liebkoſungen. Ich rede ſo, weil damahls der Herr von Epernon Halbkönig in Frankreich war wegen der ausſchweifenden Gunſt, worin er bey dem König ſeinem Herrn ſtand.

Nachdem ſie ſich alſo hier große Careſſen und Höflichkeiten erzeigt hatten, bat ihn der König von Navarra, ihn auf dem Rückwege von Toulouſe zu beſuchen, was er ihm auch verſprach.

Der

Der König von Navarra machte ſich hierauf auf den Weg, um ſeine Einrichtungen zu einer guten Bewirthung für ihn zu treffen. Aber die Königinn, welche damahls dort war und aus mehrern wichtigen Gründen den Herzog von Epernon bis auf den Tod haßte, ſagte zu dem König ihrem Gemahl: „ſie wolle unterdeſſen wegreiſen, um das Vergnügen nicht zu ſtören noch zu verhindern, indem ſie ſchlechterdings den Anblick des Herrn von Epernon nicht ertragen könnte, ohne daß ihr giftiger Zorn ſich Luft ſchafte und zum Ausbruch käme, wodurch dem König, ihrem Gemahl, Ungelegenheit und Verdrüßlichkeit verurſacht werden könnte.“ — Da ſie wirklich ernſtlich im Begriff war, wegzureiſen, ſo bat es der König ſich als die größte Gefälligkeit von ihr aus, da zu bleiben gedachten Herrn von Epernon empfangen zu helfen und ihm zu lieb allen ihren Groll gegen ihn bey Seite zu ſetzen, da ſehr viel für ſie beyde und für ihre Hoheit davon abhinge.

„Gut, mein Gemahl, ſagte die Königinn zu ihm, da Sie mir es zu befehlen geruhen, ſo will ich bleiben und ihm gut begegnen aus ſchuldigem Reſpekt und Gehorſam gegen Sie; und dann ſagte ſie zu einigen von ihren Damen: aber ich ſtehe Euch dafür, daß ich bey Seiner Ankunft und die ganze Zeit ſeines Aufenthalts über ein Kleid anziehen werde, das ich ſonſt nie wieder anziehe, Heucheley und Verſtellung. Denn ich will mein Geſicht ſo gut verlarven, daß er nichts als alles Liebes und Gutes darin leſen ſoll; gleichen Zwang werde ich auch meinem Mund auflegen und alſo äuſſerlich ſo ſcheinen, daß man mein Innres für gut halten ſoll, wofür ich jedoch nicht gut ſagen kann, denn es ſteht keineswegs in meiner Gewalt, da mein Herz ganz von ſich abhängt, ſo voll Freymüthig-

müthigkeit ist es. Es vermag nicht den Gift irgend einer Heucheley zu verbergen, noch sich im mindesten zu erniedrigen, indem nur Gott und der Himmel es erweichen und zärtlich machen kann, wenn er es umschüfe oder umschmelzte." —

Um also den König ihren Gemahl, den sie, so wie er seiner Seits ebenfalls wieder sie, gar sehr ehrte, zufrieden zu stellen, verstellte sie sich dergestalt, daß sie den Herzog von Epernon bey seinem Besuch auf ihrem Zimmer eben so empfing, wie der König sie gebeten, und sie ihm versprochen hatte: so daß das ganze Zimmer, das voll von einer Menge Menschen war, die sich drängten um diese Zusammenkunft zu sehen ganz erstaunt darüber, so wie der König und der Herr von Epernon ihrer Seits sehr zufrieden waren; allein die hellsehendsten, welche das Naturell der Königinn kannten, vermutheten wohl einen Hinterhalt dabey: auch sagte sie, sie habe bey dieser Comödie eine Rolle ungern übernehmen müssen. Ich habe dieß alles von guter Hand.

Dieß sind zwo Anekdoten, welche gar wohl zu erkennen geben, wie hoch der Muth dieser Königinn ging, so daß ich die Königinn, ihre Mutter, davon sagen hörte, sie gleiche hierin sehr dem König, ihrem Vater, so wie denn überhaupt keins ihrer Kinder ihm mehr gleiche als sie, so wohl an Manieren, Launen, Bildung und Gesichtszügen, als an Herz und Edelmuth: denn sie habe den König Heinrich unter der Regierung seines Vaters des Königs Franz gesehen, welcher um sein ganzes Reich dem Cardinal von Tournon oder dem Admiral von Annebaut, großen Günstlingen des Königs, nicht hofiert noch geschmeichelt haben würde.

In

Ja er würde oft von dem Kaiser Karl Frieden oder Waffenstillstand erhalten haben, wenn er darum hätte bitten wollen, allein sein Edelmuth vermochte nicht, sich unter dergleichen etwas zu schmiegen.

So war der Vater und so gerieth auch die Tochter, indessen hat doch dieß alles ihr sehr zum Nachtheil gereicht. Ich berufe mich hiebey auf eine Menge Widerwärtigkeiten und Unanständigkeiten, die ihr darüber am Hof wiederfuhren und die ich nicht anführen mag: denn sie sind zu gehässig. Dieß ging so weit, daß sie in der That mit großem Schimpf zurück geschickt wurde, wiewohl sie in Ansehung dessen, was man ihr zur Last legte, unschuldig war, wie sich auswies und mir wohl bekannt ist. Als der König, ihr Gemahl, sich davon überzeugt hatte, verlangte er von dem König Genugthuung, worüber zwischen beyden Brüdern beynahe heimlicher Haß und Groll entstanden wäre.

Der Krieg der Ligue brach hierauf aus, und da die Königinn von Navarra sich zu gewissen Leuten nichts Gutes versah, weil sie sehr eifrig katholisch war, so begab sie sich nach Agen, das ihr, nebst der zugehörigen Landschaft, ihre königlichen Brüder zur Apanage und zum Geschenk auf Lebenslang gegeben hatten. Weil es nun die katholische Religion betraf und alles darauf ankam, diese zu behaupten und die andre auszurotten, so wollte sie ihrer Seits alles hierzu beytragen, was in ihren Kräften stand und die reformirte Religion möglichst verfolgen. Sie wurde aber hierin durch die Frau von Duras sehr übel bedient, die sie ganz beherrschte und unter ihrem Nahmen große Bedrückungen und Erpressungen ausübte.

Das Volk in der Stadt wurde darüber erbittert und sann unter der Hand auf seine Befreyung und auf Mittel, sowohl ihre Frau als ihre Besatzung zu verjagen. Der Marschall von Mattinon bediente sich dieser Unzufriedenheit, um einen Anschlag auf die Stadt zu machen und auszuführen, wie ihm der König, als er ihm den Plan dazu vorgelegt hatte, mit großer Freude seines Herzens befahl, um seiner Schwester, die er nicht liebte, mehr und mehr Mißvergnügen zu verursachen.

Die Unternehmung, welche aufs erstemahl fehlgeschlagen war, wurde aufs zweytemahl durch den gedachten Herrn Marschall und die Inwohner so geschickt ausgeführt, daß die Stadt berennt und erobert wurde, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß dieser unglücklichen Königinn nichts übrig blieb, als sich hinter einen Cavalier aufs Pferd zu setzen (wie die Frau von Dürat hinter einen andern) und mit solcher Hast zu fliehen, daß sie am ersten Tag zwölf starke Meilen in einem Ritt machten und am andern Tag wieder eben so viel, bis sie endlich die stärkste Festung Frankreichs, Carlat, erreichten.

Als sie hier in Sicherheit zu seyn glaubte, wurde auch dieser Platz durch die geheimen Verständnisse des Königs, ihres Bruders, der ein so feiner und schlauer König war, als je einer, von den Bewohnern des Landes und des Orts verkauft; da sie nun Argwohn geschöpft und den Platz verlassen hatte, fiel sie auf ihrer Flucht dem Marquis von Canillac, Gouverneur von Auvergne in die Hände, der sie gefangen nahm und auf das Schloß Usson brachte, das ebenfalls ein sehr fester ja unbezwingbarer Platz ist, den der feine und schlaue Fuchs, König Ludwig der Eilfte,

zum

zum Theil so angelegt hatte, um seine Gefangenen darin zu verwahren, wiel er sie dort hundertmahl sicherer glaubte, als zu Loches, Bois de Vincennes und Lusignan.

So saß also diese arme Fürstinn hier gefangen und wurde, nicht wie eine königlich französische Prinzessinn und wie einer so großen Fürstinn zukäme, behandelt. Wenn indessen ihr Leib gefangen war, so war es doch ihr braver Muth nicht, der sie nicht verließ, sondern ihr sehr gut zu statten kam, um sich durch ihre Betrübniß nicht ganz niederdrücken zu lassen.

Was vermag ein großes Herz nicht, unterstützt von einer großen Schönheit. Dadurch wurde derjenige, dessen Gefangene sie war, in kurzem selbst ihr Gefangener, ohnerachtet er sehr brav und tapfer war. Armer Mann, wie konnte Er auch unternehmen, diejenige in seiner Verwahrung, Abhängigkeit und Gefangenschaft zu erhalten, die mit ihren Augen und ihrem schönen Gesicht die ganze Welt in Fesseln schlagen kann, wie einen Galeerensklaven.

So war dann der Marquis von dieser Schönheit entzückt und gefesselt; allein sie, welche nicht auf die süssen Freuden der Liebe, sondern auf ihre Ehre und Freyheit bedacht war, spielte ihr Spiel mit solcher Verschlagenheit, daß sie die Stärkere wurde, sich des Platzes bemächtigte und den Marquis daraus verjagte, welcher sehr erstaunte, sich so überrumpelt und überlistet zu sehen. Sie behielt den Platz nun schon seit sechs bis sieben Jahren, wie wohl nicht ganz im übrigen zufrieden und vergnügt, indem sie sich der Grafschaft Auvergne beraubt sehen mußte, welche ihr der Großprior vorenthielt, den der König von der Königinn

Mut-

Mutter in ihrem Testament zum Erben einsetzen ließ, zu deren großen Verdruß, den sie darüber empfand, daß sie ihrer guten Tochter nicht wenigstens etwas von ihrem Eigenthum hinterlassen konnte.

So weit ging der Haß, den der König, ihr Bruder, auf sie geworfen hatte. Ach welche Veränderung gegen ehemahls, wo ich sah, daß sie einander so inbrünstig liebten, und nur ein Leib, eine Seele und ein Wille waren. Ach wie schön sah sichs ehemahls zu, wenn sie mit einander sprachen: denn es mochte über einen ernsthaften oder einen scherzhaften Gegenstand seyn, so konnte man nichts Schöneres sehen noch hören, so gut hatten sie die Sprache in ihrer Gewalt. Ach wie sehr haben sich die Zeiten verändert gegen damahls, wo man sie noch im großen Tanzsaal mit Lust und himmlischer Harmonie mit einander tanzen sah. Der König führte sie gewöhnlich zum großen Ball. Zeigte Eins dabey schöne Majestät, so zeigte es das Andre nicht minder. Ich sah sie oft mit einander die spanische Pavanne tanzen, ein Tanz, worin Grazie und Majestät sich liebenswürdig mit einander paaren. Alle Augen im Saal konnten sich dabey nicht satt sehen, noch des Entzückens bey diesem angenehmen Anblick ein Ende finden: denn die Passagen wurden darin so gut ausgeführt, die Tritte so kunstvoll abgemessen und die Cadenzen so richtig eingehalten, daß man nicht wußte, was man mehr bewundern sollte, das kunstreiche Tanzen, oder die Majestät in der Ruhe, wo angehalten wurde und worin bald eine angenehme Munterkeit, bald ein schöner und ernster Stolz lagen. Denn wer sie diesen Tanz tanzen sah, mußte allemahl gestehen, daß er ihn noch nie habe so schön tanzen sehen, an Grazie so wohl als an Majestät, als von diesen königlichen Geschwistern. Was mich betrifft, so bin ich über-

ebenfalls ganz dieſer Meinung, ungeachtet ich ihn auch noch von den Königinnen von Spanien und Schottland ſehr gut tanzen geſehen habe.

Ich ſah ſie gleichfalls den italieniſchen Tanz Pazzameno ſehr ſchön tanzen, worin ſie bald mit ernſter Haltung und Miene und mit feyerlichem Schritt marſchirten, bald nur ſo dahin rollten, bald ſo ſchöne, artige und ausdrucksvolle Paſſagen machten, daß kein Prinz noch anderer es ihnen darin gleich zu thun vermochte. So wie auch keine andere Dame: denn es erforderte ſehr viel Majeſtät.

Dieſe Königinn fand aber auch großes Vergnügen daran, dergleichen ernſte Tänze zu tanzen, weil ſie darin ihre ſchöne Grazie, ihren herrlichen Anſtand und ihre ausdrucksvolle Majeſtät ungleich vortheilhafter ins Licht ſetzen konnte, als in keinem andern Tanz, wie z. B. in den Branslen, Volten und Courantten. Ungeachtet ſie dieſe ebenfalls ſehr gut tanzte, war ſie dennoch keine Liebhaberinn davon, weil ſie ihrer Majeſtät nicht angemeſſen waren, wohl aber den gewöhnlichen Reizen der andern Damen.

Aus eben dem Grunde ſah ich ſie ebenfalls öfters den Fakeltanz gerne tanzen. Ich erinnre mich hiebey, daß ſie einſt zu Lyon bey der Zurückkunft des Königs von Pohlen auf der Hochzeit einer ihrer Fräulein Debeenes dieſen Tanz ebenfalls tanzte, wobey viele Fremde aus Savoyen und Piemont und andre zugegen waren, welche ſagten, ſie hätten nie etwas ſo ſchönes geſehen, als dieſe Königinn, noch einen ſo ſchönen ernſten Tanz, als dieſer in der That auch iſt.

Bey dieſer Gelegenheit ſagte jemand, als davon geſprochen wurde, dieſe Königinn hätte nicht nöthig gehabt, eine Fakel zu tragen, wie die andern Damen:

denn die, welche aus ihren schönen Augen flammte und nicht erlöſche, wie die andern, wäre schon hinreichend und beſäße eine ganz andre Kraft als bloß den Männern beym Tanze zu leuchten, indem ſie alle im ganzen Saal in lichterlohe Flammen ſetzen könnte, ohne jemahls zu erlöſchen, wie die andre, die ſie in der Hand habe und ſey vermögend zur Nachtzeit die Finſterniß zu erhellen und am Tage ſelbſt die Sonne zu überſtrahlen. . . .

Ich muß hierbey ſagen, daß das Glück ſich gegen uns andre hierin eben ſo feindlich bewieſen hat, als gegen ſie, da wir dieſe ſchöne Sonne nicht mehr ihre Strahlen über uns verbreiten ſehen, und ſie ſich hinter jene Fels- und Bergſpitzen von Auvergne verborgen hat. Hätte ſie ſich doch nur wenigſtens auf irgend einen ſchönen See-Haafen gelagert, daß bey ihren Strahlen die vorüberfahrenden Seeleute ſich vor Schiffbruch bewahren könnten, und ſie ihnen ſolchergeſtalt zum Leuchtthurm diente, ſo würde ihr Aufenthalt, doch wenigſtens ſchöner, nützlicher und ehrenvoller ſeyn, für ſie ſowohl als für das allgemeine Beſte, als jetzt.

O du Volk von Provence, du ſollteſt ſie um die Gnade anflehen, in deinen ſchönen Seehäfen und an deinen ſchönen Seeküſten ſich niederzulaſſen, welche ſie durch ihre Gegenwart noch berühmter, bevölkerter und reicher machen würde, als ſie jetzt ſchon ſind: denn aus allen Theilen der Welt würden alsdann Wallfahrten, Galleeren, Fahrzeuge und Schiffe dort anlanden, um das Wunder der Welt zu ſehen, ſo wie ehmahls das zu Rhodus wegen ſeines ſchönen, berühmten Pharus, ſtatt daß ſie jetzt in die engen Schranken ihrer Auvergniſchen Gebirge eingeſchloſſen,

welche

welche nicht leicht zugänglich sind, vor unser aller Augen verborgen und unbekannt ist; Ausser in so fern ihr schönes Bild noch unserm Andenken vorschwebt.

Ach! schöne und uralte Stadt Marseille, wie glücklich wärst du, wenn dein Hafen mit der Flamme und dem Leuchtthurm ihrer schönen Augen beehrt wäre. Eigentlich gehörte auch die Grafschaft Provence ihr zu, so wie noch mehrere andere Provinzen, ja ganz Frankreich. Verwünscht sey der unglückliche Eigensinn, den man in diesem Königreich hat, sie nicht eben so gut zu ehren, hoch zu halten und ihr den Hof zu machen, als man sollte und als man bey ihrem Gemahl thut.

Ich schrieb dieß mitten in der größten Hitze der Kriege der Ligue. Wäre sie eine schlimme oder boshafte, geitzige oder tyrannische Fürstinn, wie es deren ehmahls in Frankreich die Menge gegeben hat und vielleicht noch giebt, so wollte ich kein Wort darum verlieren: so aber ist sie lauter Güte und Freygebigkeit, hat kein Eigenthum ausschließend, giebt aller Welt und behält wenig für sich, aus lauter christlicher Liebe, Milde und Wohlthätigkeit gegen die Armen. Die Größten beschämte sie mit ihrer Freygebigkeit, wie ich denn selbst gesehen habe, daß sie zum Jahrstag dem ganzen Hof Präsente machte, über welche die Könige, ihre Brüder, erstaunten und es ihr nicht gleich thaten.

Sie gab der Königinn Louise von Lothringen einst zum neuen Jahrsgeschenk einen Fächer von Perlmutter mit Steinen und großen Perlen besetzt, so schön und so reich, daß man ihn für ein wahres Meisterstück hielt und auf mehr als zwölfhundert Thaler schätzte. Jene erwiederte ihr Geschenk mit langen Schmuck-Nadeln, die der Spanier Puntas nennt, woran einige Perlen und Steine befindlich waren,

die sich am Werth ungefähr höchstens auf hundert Thaler belaufen mochten, und so bezahlte sie also die Königinn Margaretha ziemlich ungleich für ihr Neujahrs-Geschenk.

Kurz diese Königinn ist ganz königlich und freygebig und Ehr- und Pracht-liebend. Und die Kaiserinnen der Vorzeit mögen mir es zu gut halten, ihre uns von Suetonius, Plinius und andern beschriebene Pracht kömmt dieser gar nicht bey, sowohl wenn sie am Hof und in Städten war, als wenn sie sich unterwegs und auf dem Lande befand, wobey sie prächtige, schönvergoldete und mit schönen Devisen bemahlte Sänften, Kutschen, Karossen und Reitpferde mit reichem Zeuge hatte.

Wer sie in solchem prächtigen Aufzug gesehen hat, wie ich, der kann davon reden und itzt muß sie dieß alles entbehren, da sie seit sieben Jahren nicht von diesem rauhen und unlustigen Schloß weggekommen ist, was sie sich's doch in aller Geduld gefallen läßt, indem sie in einem vorzüglichen Grad die, nach der Meynung mehrerer Philosophen, sehr große Tugend besitzt, über ihre Neigungen zu gebieten.

Um noch einmahl auf ihre Güte zu kommen, so ist solche so groß, so edel und so großmüthig, daß ich glaube, sie hat ihr sehr geschadet. Denn ungeachtet sie große Ursache und auch Mittel hatte, sich zu rächen und ihren Feinden zu schaden, hielt sie sich dennoch öfters zurück, da doch, wenn sie der Rache hätte Raum geben oder sich auch nur andrer, die auf jedem ihrer Winke bereit waren, bedienen wollen, sie vielleicht durch das Beyspiel einiger, die sie ihre Rache hätte empfinden lassen, bewirkt haben würde, daß die andern vorsichtiger und bescheidner worden wären; sie stellte aber jederzeit die Rache Gott heim.

Dieß

Dieß sagte ihr auch einst der Herr von Guz, als sie ihm drohte: „Madam, Sie sind so gut und so großmüthig, daß ich noch nie gehört habe, daß Sie jemand beleidigt hätten. Ich hoffe, daß Sie nicht bey mir, Ihrem allerunterthänigsten Diener, den Anfang machen werden. Und, ungeachtet er ihr sehr viel geschadet hatte, so rächte sie sich doch nicht und vergalt ihm nicht Gleiches mit Gleichem. Zwar, als er ermordet wurde und man ihr, da sie just krank war, seinen Tod meldete, sagte sie: das thut mir sehr leid, daß ich nicht recht wohl bin, um diesen Tod recht vergnügt zu feyern." Sie hatte aber auch dabey die gute Eigenschaft, daß sie, wenn man sich demüthigte und ihre Verzeihung und Gnade suchte, alles erließ und verzieh, und dadurch die Großmuth des Löwen nachahmte, der dem, der sich demüthigt, nie etwas zu Leide thut.

Ich erinnre mich hierbey folgenden Vorfalls. Als beym Ausbruch des Kriegs der Marschall von Biron damahls Königsstatthalter in Guyenne auf seinem Zug, was er vielleicht auch mit Fleiß that, an Nerac vorbey kam, wo damahls der König und die Königinn von Navarra sich aufhielten, so ließ er durch seine Büchsenschützen einen Angriff darauf machen. Es kam zu einem Scharmützel, wobey der König von Navarra an der Spitze der Seinigen in eigner Person bloß im Kollet wie ein gemeiner Officier herausfiel und sich so gut vertheidigte, daß er, da seine Büchsenschützen besser waren, keinen Verlust dabey hatte.

Der Herr Marschall trieb hierbey die Bravade noch weiter und ließ einige Kanonen-Schüsse auf die Stadt thun, so daß die Königinn, welche herbey geeilt war, und sich auf der Mauer befand, um dem Scharmützel zu zu sehen und einen Zeitvertreib dabey zu haben, beynahe davon getroffen wurde: denn eine

Kugel schlug ganz nahe bey ihr ein. Dieß brachte sie sehr auf, sowohl deswegen, weil der Herr Marschall so wenig Respekt für sie bezeigte, daß er kam, um ihr in ihrem Platz zu trotzen, als weil er von dem König Befehl hatte, sich mit Kriegs-Operationen dem Ort, wo die Königinn von Navarra sich aufhielte, nie auf fünf Meilen in der Runde zu nähern; da er dieß hier nicht befolgte, so faßte sie einen solchen Groll und Haß auf den Marschall, daß sie stark darauf bedacht war, es ihn empfinden zu lassen und sich dafür zu rächen.

Anderthalb Jahre darauf kam sie nach Hof, wo der Marschall ebenfalls war, den der König aus Guyenne zu sich zurückberufen hatte, aus Furcht, es möchten sonst neue Unruhen entstehen: denn der König von Navarra hatte gedroht, los zu brechen, wenn er ihn nicht da weg nähme.

Die Königinn von Navarra noch erbittert auf den Marschall begegnete ihm nicht mit Achtung, wie andre, sondern verachtete ihn sehr und sprach überall schlecht von ihm, und dem Schimpf, den er ihr zugefügt hatte. Der Herr Marschall fürchtete endlich die Wuth und den Haß der Tochter und Schwester der Könige seiner Gebieter, und da er das Naturell dieser Fürstinn kannte, so bemühte er sich um ihre Verzeihung und Gnade, entschuldigte sich sehr wegen des Vorgefallnen und demüthigte sich. Mit ihrer gewöhnlichen Großmuth nahm sie denn dieß an, vergaß das Vergangene und nahm ihn wieder zu Gnaden und Freundschaft auf.

Ein Cavalier, der nachher nach Hof kam und die gute Begegnung bemerkte, die der Marschall von dieser Königinn erhielt, wunderte sich sehr darüber, und da er die Ehre hatte, daß ihn die Königinn bisweilen gern hörte, so sagte er zu ihr: „er wundre sich

sehr

ſehr über dieſe Veränderung und gute Behandlung, und er hätte es nach der zugefügten Beleidigung und Beſchimpfung nie gedacht.“ Sie gab ihm aber zur Antwort: „da der Marſchall ſeinen Fehler erkannt, ſeine Entſchuldigung deswegen gemacht und auf eine unterthänige Art ihre Gnade geſucht habe, ſo habe ſie ihm ſolche angedeihen laſſen, was freylich nicht geſchehen wäre, wenn er ſein übermüthiges Betragen fortgeſetzt hätte.“ — So iſt alſo dieſe gute Fürſtinn nicht leicht zur Rache geneigt, und ahmte hierin der Königinn Anna, die ſich gegen den Marſchall von Gié ſo rachſüchtig betrug, nicht nach.

Ich könnte eine Menge anderer ſolcher Beyſpiele von ihrer Güte anführen, womit ſie zur Verzeihung und Verſöhnung geneigt war.

Eine ihrer Hoffräuleins, welche zu Chenonceaux ſtarb, hatte ſich ihr Mißfallen in einem hohen Grade zugezogen ohne daß ſie ſolche darum mißhandelt hätte. Da ſie nun ſehr krank wurde, beſuchte ſie ſolche, ſprach ihr, als ſie den Geiſt aufgeben wollte, zu und ſagte dann: „Dieß arme Mädchen leidet viel, ſie hat aber auch viel Böſes gethan, Gott verzeihe ihr, wie ich ihr verzeihe.“ Dieß war ihre ganze Rache und Verfolgung, und ſo war denn dieſe groſſe Königinn vermöge ihrer Großmuth ſehr langſam und gelind in ihrer Rache und war lauter Güte.

Jener groſſe König Alphons von Neapel, ein feiner Kenner und Liebhaber von der Schönheit der Damen, pflegte daher auch zu ſagen: „Schönheit ſey ein Zeichen von Güte und von guten ſanften Sitten, ſo wie ſchöne Blüthe ſchöne Frucht verkünde: daher iſt es denn keinem Zweifel unterworfen, daß wenn unſre Königinn nicht mit ſo groſſer Schönheit, ſondern häßlich gebildet geweſen wäre, ſie in Rückſicht

auf die ſtarken Veranlaſſungen, die man ihr dazu gab, ſehr bösartig geworden ſeyn würde.

Die hochſelige Königinn Iſabelle von Caſtilien eine einſichtsvolle, tugendhafte und chriſtgläubige Fürſtinn pflegte zu ſagen: Que el Fruto de la Clemencia en una Reyna de gran Beldad, y de Animo grande, y codicioſa de verdadera Honra, ſin duda es mas dulce que qualquiera Vengança, aunque ſea emprendida con juſto Titulo „Die Frucht der Gnade bey einer ſehr ſchönen, großmüthigen und Ehr-begierigen Königinn ſey ſüſſer, als jede Rache, wenn ſie auch noch ſo gegründet und rechtmäßig ſey.“

Dieſe Königinn beobachtete dieſe Regel heilig und getreu. Um ſich den Befehlen Gottes gemäß zu betragen, welchen ſie jederzeit geliebt, gefürchtet und andächtig angebetet hat. Jetzt, da die Welt ſie verlaſſen hat, und ſie verfolgt, hat ſie ihre einzige Zuflucht zu Gott genommen, und hält gewöhnlich alle Tage, und ſehr andächtig Gottesdienſt, wie ich von denen gehört habe, die ſie in ihren bedrängten Umſtänden geſehen haben, unterläßt nie, ſich Meſſe leſen zu laſſen, geht oft zum heiligen Abendmahl, und lieſet fleißig in der heiligen Schrift, welche ihr Ruhe und Troſt gewährt.

Sie iſt ſehr bemüht, ſich alle guten Bücher, die Religion ſowohl als weltliche Dinge betreffend, anzuſchaffen und hat ſie einmahl Eins zu leſen angefangen, ſo läßt ſie, es ſey ſo groß und lang es wolle, nicht ab und hört nicht auf, bis ſie es durchgeleſen hat, worüber ſie oft Eſſen und Schlaf verſäumt. Sie ſelbſt ſchreibt ſowohl in Proſa, als in Verſen und es läßt ſich gar nicht anders erwarten, als daß ihre Aufſätze ſehr ſchön, gelehrt und unterhaltend ſeyen: denn ſie beſitzt ganz das Talent dazu und würde man ſie

heraus-

herausgeben, ſo würde die Welt ſehr viel Nutzen und Vergnügen daraus ſchöpfen.

Sie macht oft ſehr ſchöne Verſe und Stanzen, welche ſie von kleinen muſikaliſchen Kindern, die ſie hält, ſingen läßt, oft auch ſelbſt ſingt, indem ſie eine ſehr ſchöne und angenehme Stimme hat, die ſie mit der Laute, worauf ſie ſehr ſtark iſt, begleitet. So vertreibt ſie ſich denn ihre Zeit und bringt ihre unglücklichen Tage hin, ohne jemand zu beleidigen, in ihrem ruhigen Leben, das ſie als das beſte Theil erwählt hat.

Sie hat mir die Ehre erzeigt, mir in ihrem Unglück ziemlich oft zu ſchreiben, indem ich mir die Freyheit genommen hatte, mich nach ihrem Befinden zu erkundigen: denn da ſie Tochter und Schweſter meiner Könige war, hielt ich es für Schuldigkeit, und war froh und glücklich, wenn ich hörte, daß ſie ſich wohl befand. Im erſten Brief ſchreibt ſie mir folgendes.

„Aus Ihrem Andenken an mich, das mir weniger neu, als angenehm war, erkenne ich, daß Sie die Zuneigung, die Sie jederzeit gegen unſer Haus bewieſen, noch ſtets ſelbſt gegen den kleinen Reſt, der aus deſſen jämmerlichen Schiffbruch noch übrig iſt, fortſetzen und welcher, wie auch ſeine Lage ſeyn mag, ſich dennoch jederzeit geneigt fühlen wird, Ihnen zu dienen, indem ich mich glücklich ſchätze, daß das Glück nicht vermocht hat, meinen Nahmen aus dem Andenken meiner älteſten Freunde, wie Sie ſind, zu vertilgen. Ich habe gehört, daß Sie, ſo wie ich, ebenfalls das ruhige Leben erwählt haben; glücklich, meines Erachtens, wer ſich darin zu erhalten vermag, wie ich durch Gottes Gnade ſeit fünf Jahren von mir ſagen kann, da ich mich in eine Arche des Heils geflüchtet habe, worinn die Stürme jetziger Zeitläufte mir, Gott Lob! nicht ſchaden können. Bin ich hier-

bey noch einigermaßen im Stand, meinen Freunden, besonders Ihnen, zu dienen, so werden Sie mich jederzeit geneigt und vollkommen bereitwillig dazu finden."

Das war doch schön geschrieben, und hieraus wird man auch den Gemüthszustand und die Entschlossenheit dieser schönen Fürstinn erkennen. Dies ist eine Frucht davon, daß sie aus einem so edeln, ja dem größten Hause der Welt abstammt, worin sie diesen großen Muth von so viel braven und tapfern Königen, ihrem Vater, Großvater, Ahnen und Vorfahren geerbt hat. Wie hart ist es, daß sie, als das Einzige Ueberbleibsel aus einem so großen Schiffbruch, wie sie sich nennt, dennoch von ihrem Volk nicht so erkannt und verehrt wird, wie ihr gebührte, daher ich denn auch glaube, daß die französische Nation durch ihre jetzigen Trübsale und Bedrängnisse, die sie in diesem Krieg der Ligue duldet, bloß dafür so hart zu büßen hat.

Dieß letztere ist gegenwärtig weggefallen: denn durch die Tapferkeit, Weisheit und vortreffliche Einrichtung unsers Königs ist Frankreich gegenwärtig in einer so blühenden, ruhigen und vortrefflichen Verfassung, als es noch nie war, was in der That das größte Wunder ist, das man jemahls gesehen hat, daß es sich aus einem so tiefen Abgrund von Elend und Verderben wieder empor zu arbeiten vermochte. Hierin zeigt sich deutlich, daß Gott unsern König liebt, welcher auch in der That lauter Güte und Barmherzigkeit ist.

O wie sehr irrt derjenige, der heut zu Tag auf die Liebe des Volks traut. Wie ganz anders bewiesen sich die Römer dankbar gegen die Nachkommenschaft des Cäsar Augustus, von dem sie so viele Wohlthaten und Ehre empfangen hatten. Und das französische Volk, das seinen letzten Königen seit hun-

dert

dert Jahren her, besonders Franz dem Ersten und Heinrich dem Zweyten, so viel zu verdanken hat, daß ohne sie Frankreich längst von seinen Feinden, die ihm auflauerten, besonders von dem gierigen und herrschsüchtigen Kaiser Karl gänzlich zerrüttet seyn würde, dieß französische Volk, sage ich, beweist sich so undankbar gegen deren Tochter Margaretha, die Einzige noch übrige Prinzessinn des königlich-französischen Hauses, daß leicht voraus zu sehen ist, daß ein göttliches Strafgericht über sie ausbrechen muß, indem vor Gott nichts so verhaßt ist, als der Undank besonders gegen Könige und Königinnen, welche hinnieden an Gottes statt sind, die ihn vorstellen.

Und du, ungerechtes Glück, das du hierin deutlich zeigst, daß keine Person so sehr vom Himmel geliebt und von der Natur begünstigt ist, die sich auch nur auf einen einzigen Tag deiner versichert halten könnte, du hast es wenig Ehre, diejenige so grausam zu beleidigen, welche so ganz vollkommen ist an Schönheit, Sanftmuth, Tugend, Großmuth und Güte.

Dieß alles schrieb ich zur Zeit, als die Kriege der Ligue in ihrer stärksten Flamme waren. Dächte ich nicht noch bey einer andern Gelegenheit auf diese große Königinn zu kommen, so würde ich gegenwärtige ihr gewidmete Abhandlung noch so weit als möglich verlängern. Denn bey einem so vortrefflichen Gegenstand hat man nicht zu befürchten, durch Weitläuftigkeit lange Weile zu machen.

Indessen leben Sie, beste Fürstinn, leben Sie dem Glück zum Trotz und Verdruß. Sie werden nie anders, als unsterblich seyn, auf Erden wie im Himmel, wo Ihre vortrefflichen Tugenden Sie über alle erhöhen werden. Hätte die öffentliche Stimme oder

der allgemeine Ruf Ihr Lob und Ihre Verdienſte bereits bis unter die Sterne erhoben, oder wäre mir die Gabe eines angenehmen Vortrags verliehen; ſo würde ich noch weiter fortfahren: denn war je auf Erden eine Perſon in himmliſcher Geſtalt, ſo ſind Sie 35). —

Celle, qui nous devoit a bon Droit ordonner
Ses Loix, et ſes Edits, et ſur nous regner,
Qu'on verroit deſſous elle un Regne de Plaiſance,
Tel qu'il fut ſous ſon Frere, Aſtre heureux de la France!
Fortune l'en empesche. He! faut-il qu'un bon Droit
Injuſtement perdu par la Fortune ſoit!
Jamais rien de ſi beau Nature n'a pû faire,
Que cette grand' Princeſſe unique de la France;
Et Fortune la veut totalement défaire!
Voilà comme le Mal avec le Bien balance.

Biographiſche Nachrichten

von

Erlauchten Perſonen

und

großen Feldherrn

Frankreichs

---

von

Pierre de Bourdeille

Heinrich der Zweyte

König von Frankreich.

Als dieser große König auf den Thron gelangte, befand er sich in einer sehr glücklichen Lage: denn sein Reich hatte Frieden, und alle Kriege mit dem Kaiser waren beygelegt. Was den Englischen König betrifft, so hatte es damit nicht viel auf sich, weil er, gegen den Kaiser betrachtet, nur ein schwacher Feind war.

Er fand die Finanzen in sehr gutem Zustand besonders den Schatz im Louvre, den man auf drey bis vier Millionen schätzte, die noch stehende Einkünfte des angetretenen Jahres ungerechnet und ganz ohne alle Schulden. Der König, sein Vater hinterließ ihm diese ganze schöne Erbschaft. Schön kann sie heißen, wenn man sie nicht mit verwirrten Händeln mit Kriegen und Schuldenlast hinterläßt; und hierin verdient in der That die Weisheit und das schöne Benehmen dieses großen Königs Franz alle Bewunderung, so wie auch darin, daß er sein Gut nicht verschleuderte, wie man ihm jedoch hatte Schuld geben wollen wegen unmäßiger Geschenke an Damen, die er liebte.

Frey-

Freylich ist nicht zu läugnen, daß er ein großer Liebhaber des schönen Geschlechts war: denn es ist doch allemahl besser, sie zu lieben, da wir nun einmahl schwache Sterbliche sind, als in größres und unnatürlicheres Laster fallen 1); nur dies ist tadelnswerth, wenn man sich ihnen gar zu sehr dahingiebt so, daß man Verstand, Leben, Ehre, Staat und Gut darüber verliert und seit der Zeit unsrer Vorältern, Großväter und Väter hat man unter unsern Königen und andern Großen nicht Einen gesehen, der nicht die Damen geliebt hätte, die einen mehr, die andern weniger: denn freylich, wenn man großen und schönen Flammen ein wenig zu nahe kömmt, so kann es nicht wohl anders seyn, als man versengt sich.

Ohne diese Könige weiter rückwärts im fernen Alterthum aufzusuchen, so liebte zum Beyspiel Philipp von Valois schon sehr bejahrt und gebrechlich Blanken von Evreux und heirathete sie auch, ohnerachtet sie nur erst siebenzehn Jahr alt, dabey aber doch die schöne Prinzessinn ihrer Zeit war, welche sein Ende beschleunigte, als wenn er nicht so schon alter Ehekrüppel genug gewesen wäre, um bald genug zu sterben, ohne erst nöthig zu haben, durch diese neue Glut sich zu verzehren.

Jener edle und tapfere König Johann kehrte zum zweytenmahl nach England zurück, mehr um daselbst seiner Geliebten aufzuwarten, die er sich dort während seiner Gefangenschaft erworben hatte, als um des größern Geschäfftes seiner Ranzion willen, oder um sich seines Versprechens zu entledigen: denn dies ließ sich alles noch ganz anders abmachen, ohne daß er nöthig hatte, selbst dahin zurück zu gehen.

Sein Sohn König Karl der Fünfte dieses Nahmens, der den Zunahmen der Weise führte, nahm

seine

ſeine Gemahlinn aus dem Hauſe Bourbon um ſeines Vergnügens und ihrer Schönheit willen; und ließ die Erbinn von Flandern trotz ihren großen Gütern und Schätzen ſitzen und gab ſie ſeinem letzten Bruder Philipp dem Kühnen, weswegen man von ihm ſagt, daß er hierin den Nahmen des Weiſen verlohr und die Schönheit zu hoch in Anſchlag brachte.

Der König Karl der Sechſte liebte die junge Herzoginn von Berry, die ihm mit ihrem Kleid und mit ihrer Robe bedeckte, verhüllte und vom Flammentod befreyte bey der Maskerade der Wilden von Viele 1), er liebte ebenfalls gar brünſtig Madame Valentine ſeine Couſine, was Urſache ſeiner großen Krankheit und des Verluſts ſeines Verſtandes war.

Karl der Siebende liebte die ſchöne Agnes ſo hitzig, daß er darüber alle Angelegenheiten ſeines Reichs vergaß; nachher aber kam er doch zur Einſicht ſeines Fehlers und nahm ſich der Geſchäfte und ſeines Staats wieder an; ſo daß er am Ende noch mit dem Ruhme des Glücklichen und Siegreichen ſtarb.

Jener gute Krauskopf König Ludwig der Eilfte liebte auch; allein ohne Unterſchied jedes weibliche Weſen und pflanzte ſeine Frau hin in das Schloß von Amboiſe, wo ſie nicht wie eine Königinn, ſondern wie ein bloßes Fräulein lebte. Ohnerachtet er indeſſen liebte, lies er darum dennoch ſeine Angelegenheiten nicht ungeflickt, ſondern flickte ſie ſo gut, daß der beſte Flicker in Frankreich ſie nicht beſſer hätte flicken mögen. Auch habe ich ſagen hören, und auch ſelbſt geſehen, daß die Liebe zu einer Einzigen einem Liebhaber weit mehr zu ſchaffen macht, als die zu mehrern zugleich: und es iſt eins der vorzüglichſten Gegengifte gegen die Liebe, ſich mehreren zu ergeben, und ſich nie

an den Schoos einer einzigen zu heften: denn da handhabt sie euch ganz ihres Gefallens, die Veränderung hingegen heilt euch von den Qualen, Uebeln, Martern und Eifersuchten, die eine einzige Geliebte verursacht, so wie ein Nagel den andern treibt. Daher behauhte sich denn auch jener gute Schlaukopf nicht mit einer einzigen Haube oder Mütze, sondern nahm bald hier, bald dort her eine, so wie man in Gasthöfen und Häusern, wo man keine Nachtmütze noch Haube noch Kopfuch mitgebracht hat, nehmen muß, was man findet um das Haupt zu bedecken, wer das will und nöthig hat: auch befand er sich so lang er lebte und regierte, recht gut dabey.

Der König Karl der Achte, weil er die Damen zu sehr liebte, und ihnen in Festen und Turnieren zu sehr zu gefallen suchte, verlohr darüber sein Königreich Neapel und bald darauf das Leben, und alles weil er sich ihnen zu sehr ergeben hatte, ungeachtet seiner schwachen Complexion und Natur.

König Ludwig der Zwölfte liebte stark. Er hätte auch wenn er das nicht gethan hätte, nicht der Sohn seines Großvaters Ludwig seyn müssen, von dem er den Nahmen führte, und der äußerst genäschig war, was ihm auch das Leben kostete. Er lies seine erste Gemahlinn sitzen, um die Anna zu heirathen, eine sehr reiche und sehr schöne Wittwe, und dann jene schöne Maria von England, welche Ursache an seinem Tod war, weil er sie zu oft umarmte, und überdieß liebte er auch noch andre nebenher, und selbst eine große damahls vermählte Dame, wie ich mir von einer alten Dame habe erzählen lassen. Dieß alles ist schon gut, wenn man ohne Nachtheil seiner Person und seines Staats liebt, wie einer, der sich in seinem eige-

nen Weine berauſcht: denn ſo lang er jung und frey war, umarmte er ohne Unterſchied, was ihm in den Weg kam, ſo wie denn überhaupt damahliger Zeit der nicht galant hieß, der nicht überall ohne Unterſchied ein guter H.... Bruder (putallier) war. Davon bekam er denn endlich auch die — Krätze an den Hals, die ſeine Tage beſchleunigte, und ihn früh ins Grab ſtürzte: denn er wurde nicht älter als drey und fünfzig Jahre, und das will nichts heißen. Da er ſich nun von dieſer garſtigen Krankheit entzündet und übel mitgenommen ſah, ſo überlegte er, daß wenn er dieſe unverſchweifende Liebe fortſetzte, er noch ärger ankommen könnte, und gewitzigt durch das vergangene, verfiel er darauf, die Liebe auf einen artigen Fuß zu treiben, daher er ſich einen ſchönen Hof von ſo ſchönen und tugendſamen Prinzeſſinnen, großen Damen und Fräuleins ſammelte, bloß um ſich vor häßlichen Krankheiten zu wahren, und ſeinen Leib nicht mehr mit ehemahligem Unrath zu beſudeln. Er ergab ſich nun ganz einer nicht unfläthigen, ſondern artigen und reinen Liebe.

Zu ſeiner vorzüglichſten Geliebte, nahm er nach ſeiner Rückkunft aus der Gefangenſchaft Fräulein von Helly, welche die Frau Regentinn unter ihre Hoffräuleins aufgenommen, und er bis dahin noch nicht geſehen hatte, bis er mit gedachter ſeiner Frau Mutter wieder zuſammen kam. Er fand ſie ſehr ſchön und nach ſeinem Geſchmack. Nachher machte er ſie zur Herzoginn von Eſtampes und verheirathete ſie mit dem Herrn von Penthievre und gab ihr große Geſchenke und Güter. Indeſſen hieng er doch nicht ſo ganz allein an ihr, daß er nicht auch noch andre nebenher geliebt hätte; dieſe war aber doch ſtets ſein Haupt-Stichblatt. Eben ſo wenig war aber auch

ſie ihm ſonderlich treu, wie das ſo die Art der Damen iſt, die ſonſt ſchon Profeſſion von der Liebe gemacht und es einmahl geſchmeckt haben. Dieſe Dame war jedoch eine gute und honette Dame und mißbrauchte nie die Gunſt, in der ſie ſtand, zum Nachtheil anderer.

Bey allen Liebſchaften vernachläſſigte dennoch der König ſein Reich und ſeine Angelegenheiten nicht, auch nicht ſeine Erhaltung ſeine Größe noch irgend etwas an ſeiner Ehre, ergab ſich keineswegs dieſen Damen zum Sklaven, noch ließ er ſich von ihnen bey der Naſe herumführen, wie ein Büffel und wie eine Menge andrer Könige, Prinzen und Große, deren Geſchichten voll ſind von dergleichen Beyſpielen; ſie durften ihn nicht ausſaugen, wie Blutſauger, ſondern er liebte ſie mit Verſtand und Mäßigung und bedurfte er welche, ſo genoß er ſie wie andre Speiſen bey Mittag- und Abend-Eſſen. Wohl machte er ihnen übrigens Geſchenke und war ſehr freygebig gegen ſie: denn jede Liebſchaft groß und klein nimmt gern Geſchenk und Gaben, auch iſt es billig, daß eine Wohlthat durch eine andre vergolten werde; allein alle ſein Gut darauf verſchwenden, das ſoll nichts gelten. Dieſer Vorwurf und Tadel triſt daher auch dieſen großen König nicht.

So war auch ſein Sohn König Heinrich, von welchem ich jetzt rede; er liebte, wie der König ſein Herr Vater that, und wie andre Könige thaten und ergab ſich den Damen und ſelbſt beſonders jener großen Frau von Valentinois; daß er ſich aber ganz ihr aufgeopfert hätte, mit nichten. Wie hätte er ſonſt ſo großen Aufwand erſchwingen können, als er für die Kriege zu machen hatte: denn auf einmahl hatte er

fünf

fünf ſtarke Heere zu unterhalten, an der Gränze der Picardie, wo er ſich allezeit befand, in Piemont, in Korſika und in Toskana und noch eine Armee zur See, ſo wohl in Oſten als in Weſten, die wohl ſo viel koſtet, als eine andre: und allen dieſen gebrach es an nichts.

Seine Freygebigkeit gegen die Damen konnte daher ſo ausſchweifend eben nicht ſeyn, ohnerachtet man ſagt, daß er ſich zu ſehr von ihnen beherrſchen ließ, worüber man ſo gar einſt, wie es denn immer Klaſſer in der Welt giebt, welche reden wollen, und nicht wiſſen, was ſie ſagen, folgendes Quatrain machte:

Sire, ſi vous laiſſes, comme Charles deſire,
Comme Diane fait, par trop vous gouverner
Fondre, petrir, mollir, refondre, retourner
Sire, vous n'etes plus, vous n'etes plus que Cire. 2)

Unter dieſem Karl verſteht er den Cardinal von Lothringen, der zur Deviſe eine von Epheu umrankte Pyramide führt, mit der Umſchrift:

Te ſtante virebo

Pasquino aber kehrte es um, und ſchrieb

Sed te virente peribo,

indem der Epheu die Eigenſchaft haben ſoll, daß alles um was es ſeine Ranken ſtrickt, verdorrt.

Unter dieſer Diana aber verſtand er die Frau Herzoginn von Valentinois, bey der die Liebe ein ſchuldiger und gut angebrachter Tribut iſt: denn außer ihrer großen Schönheit war ſie eine ſehr kluge und edelmüthige Dame von groſſem edlem Herzen. Auch ſtammte ſie aus einem der größten und älteſten Häuſer in Frank-

reich ab, wie das von Poictiers und Luſignan, das ſehr edle Perſonen aufzuweiſen hat, von einem wie vom andern Geſchlecht, wie dies das Beyſpiel von Meluſinen und dieſer Frau von Valentinois ſattſam beweist.

Bey dieſer edeln und großmüthigen Denkungsart nun konnte ſie ihrem König nichts anderes rathen, einreden und zumuthen, als lauter groſſe erhabene und edelmüthige Dinge, was ſie auch wirklich gethan hat, wie ich von guter Hand weiß. Beſonders war ſie eine ſehr gute Katholikinn und haßte die Reformirten ſehr: daher kömmt es denn auch, daß dieſe ſie zum Dank wieder haßten und gar ſehr verleumdeten.

Nicht alle Liebſchaften der Könige ſind gleich geſinnt. Die einen ſind edelmüthiger als die andern, die einen klüger, als die andern, eine närriſcher als die andre, ſo wie auch eine ſchlimmer als die andre. Kurz es giebt ihrer von allen Sorten. Glücklich aber iſt der König, der eine gute, wohlgezogene und vollkommene Geliebte findet, wie das in ſeiner Macht ſtehet ſich dergleichen gute auszuleſen: denn iſt ſie ſo beſchaffen, ſo werden er und ſein Reich ſich nicht ſchlimm dabey befinden.

Man wunderte ſich außerordentlich über das groſſe und unermeßliche Geſchenk, das dieſer unſer König bey ſeiner Thronbeſteigung der gedachten Frau von Valentinois machte, nehmlich mit den Einkünften von der Beſtätigung aller öffentlichen Bedienungen in Frankreich, wie das bey Regierungsveränderungen ſo Sitte iſt, woraus bey der langen Regierung des Königs Franz etwas ſehr anſehnliches einkam. Ein ſolcher König konnte aber einer ſolchen Dame ein ſolches Geſchenk wohl machen: denn es gehörte unter die zufälligen Einkünfte und nicht zu ſeinem Haupt-Einkommen,

kommen, noch zum Kronen-Gut, noch zu Boden und Steuern. Und die Könige waren zu der Zeit ſehr freygebig mit dergleichen zufälligen Einkünften, wie ich von guter Hand weiß; auch gereichte es ihnen zum Vorwurf, wenn ſie ſolche ſelbſt einzogen: denn damit belohnten ſie ihre Diener bis auf unſre letztern Könige, die ſolche in ihren eigenen Beutel fallen ließen und ſie mit verpachteten, weil ſies ſelbſt brauchten.

Dazu kömmt denn noch, daß dieſe Dame keinen ſchlechten Gebrauch von dieſen Geldern machte; denn ſie ließ davon jenen ſchönen Sitz zu Anet erbauen und einrichten, der zu ewigen Zeiten Frankreich zu einer unvergleichlichen Zierde gereichen wird; wohl verſtanden, wenn er nicht durch gewaltthätige Hände zu Grunde gerichtet werden ſollte, wie er erſt kürzlich nahe daran war, als der Prozeß des Herrn von Aumale gemacht wurde, der ihn von ſeiner Mutter erbte. Denn ſo wie er ſelbſt zum Tode verurtheilt war, war auch darauf erkannt worden, daß das Wohnhaus geſchleift und von Grund bis zum Giebel zerſtört werden ſollte, was Jammerſchade geweſen wäre: denn was konnten die Marmor- und andern Steine dazu, die ja keinen Sinn noch Verſtand haben. Unſer braver und gnädiger König ließ ihnen daher auch Gnade wiederfahren und wollte die Vollziehung des Spruchs nicht zugeben.

Hiebey iſt es ſehr zu verwundern, daß dieſe Dame, die zur Zeit, da ſie in Gunſt ſtand ſo vielen Perſonen Verbindlichkeiten und Gefälligkeiten erzeigt hatte, nicht einen einzigen alten Senator finden konnte, der für ſie und ihr Andenken zu Mäßigung dieſer Sentenz geſprochen hätte. Denn wirklich hat ſie zu ihren Lebzeiten mehrern Perſonen Gefälligkeiten erzeigt und

war sehr leutselig, liebreich und eine große Allmosengeberinn gegen die Armen, auf sehr andächtig und Gottergeben.

Zur Devise hatte sie daher auch ein Grab, aus dem ein Pfeil hervorgieng, der durch die Luft drang, von gewißen grünen Strahlen begleitet, auf denen die Worte stunden:

Sola vivit in illo.

indem sie bloß in Gott lebte. — Die Französische Nation hat Gott zu bitten, daß keiner ihrer Könige je eine Favoritinn haben möchte, die schlimmer und übelthätiger sey, als diese.

Um nun wieder auf unsern König Heinrich zu kommen, so liebte er, wie er denn ganz kriegerisch gesinnt und gebohren war, sehr den Krieg und schonte sich dabey so wenig als der Geringste seiner Soldaten. Daher sagte auch einst der Herr Connetable bey dem Feldzug gegen Teutschland, da er ihn gewöhnlich in den Laufgräben vor den Städten, die er belagerte und einnahm, erblickte, zu ihm: „Sire, Sire, wenn Sie es so machen wollen, so ist uns unser König nicht sicherer, als ein Vogel auf dem Baum; und müßten wir eine neue Schmidte haben, um täglich neue zu schmieden, wenn alle andern es eben so machen wollten wie Sie." — In der That war er ein sehr braver, tapferer und großherziger König und ganz den Waffen ergeben.

Sein erster Befehl beym Antritt seiner Regierung war, daß er eine Armee nach Schottland schickte zum Beystand der jungen schottischen Königinn unter dem Commando des Herrn d'Esse 3); in der That ein großmüthiger und eines solchen besonders eines

Aller-

Allerchriſtlichſten Königs würdiger Liebesdienſt, ſich der Wittwen und Waiſen erbarmen, wie die junge Königinn und ihre Mutter waren.

Er beſuchte ſein Land Savoyen und Piemont und zog durch die Städte ein, die er mit ſo guten und braven Soldaten beſetzt fand, daß er eine herzliche Freude darüber hatte, ſie zu betrachten; auch wurde er dadurch noch mehr in ſeinen weitausſehenden Planen für die Zukunft gewiß und beſtärkt.

Nachdem er ſein ſchönes Land Piemont durchreiſet und nützliche Verfügungen darin gemacht auch in das wegen der Salzſteuer empörte Guyenne einige Fahnen unter dem Befehl ihres Oberſten des Herrn von Bonnivet geſchickt hatte, kehrte er über Lion zurück, wo er mit außerordentlicher Pracht empfangen wurde, ſo daß es ſchon verdient, daß ich hier eine etwas lange Digreſſion deßwegen mache, um eine Beſchreibung davon zu liefern.

Bey dieſem Einzug alſo gab es mehrere artige Merkwürdigkeiten; unter andern beſonders vier ſehr ſchöne und rare. Eine beſtand in einem Kampf auf Tod und Leben nach Art der Alten 4) zwiſchen zwölf Gladiatoren, wovon ſechs in weiße, die andern ſechs in carmoſinrothe Seide in römiſcher Tracht gekleidet waren und die in vier Gliedern drey Mann hoch vor dem König erſchienen.

Als ſie nun ſo vor Seiner Majeſtät aufmarſchirt waren, begannen ſie ein Gefecht ganz nach alter Art, nicht zwar in Anſehung der Waffen, ſondern in Anſehung der Ordnung, mit der ſie einander unterſtützten und in ihre Glieder wechſelſeitig einzutreten wuſten, ohne Verwirrung zu verurſachen. Sie fochten erſt mit verſchiedenen Waffen, nähmlich mit einer Con-

fesque oder Zagaye gegen ein zweyschneidiges Schwert und ohnerachtet dieß lange Waffen waren, die einen weiten freyen Raum erfordern, wenn man sich ihrer bedienen soll, so waren sie doch damit mitten in ihren Gliedern und in nicht weit offener Gasse: die andern mit zween Degen gegen einen Degen, und eine Tartsche oder Schild am Arm einen Fuß breit und ausgerundet: noch andre mit dem Degen und Boulognischen Dolch, wie man es damahls nannte gegen den Degen und Parceloniſchen Schild, den man so in Spanien nannte, auch in Frankreich, wenn man sich seiner bediente.

In dieser Ordnung nun warf das zweyte Glied sich gegen das dritte herum, und nachdem sie einander wüthend angesehen hatten, wie ehmahls die Horatier und Curiatier, fieng das zweyte Glied an, mit grossem Grimm und Wuth das dritte mit gedachten schneidenden und wirklichen Waffen anzufallen und das mit solcher Hitze, daß, nachdem sie lange gekämpft und auf einander eingehauen hatten, die zweyten ihre Feinde aufs vierte Glied zurückwarfen. Als nun diese ihre Kammeraden außer Odem und zurückgetrieben sahen, traten sie in sie ein und trieben die zweyten muthvoll und wüthend zurück, die schon ermüdet und abgearbeitet waren, sich aber dennoch muthig vertheidigten und hielten bis an ihre Kammeraden, die das erste Glied ausmachten, welches ebenfalls zur Unterstützung in sie eintrat; und während die beyden Glieder, welche zuerst gefochten hatten, sich erholten, setzten diese den Kampf fort.

So befanden sich also jetzt das erste und letzte Glied in der Mitte, wo sie sich mit solcher Wuth schlugen, daß kein Spieß so stark war, der nicht in

zwey

zwey bis drey Stücken zerhauen wurde und selbst der gröſste Theil ihrer Degen, so gute alte Klingen es auch waren, flogen in Stücken, worüber sich die Zuschauer anfangs äuſserst erstaunt bezeigten, indem sie dachten, es wären einige Missethäter, oder auch sie machten Ernst aus der Sache, indem sie in Zorn gerathen seyen, daher denn auch manche, die ihre Geschicklichkeit nicht wuſsten, riefen: man sollte ihnen beyspringen und sie auseinander bringen.

Eins der ersten abgetretenen Glieder hatte sich unterdessen wieder erholt, trat in seine Kammeraden ein und standen sie so sechs Mann hoch gegen das andre Glied, das nur drey Mann stark war, so, doſs also einer mit zween Gegnern zu kämpfen hatte; sie hielten sich indessen ziemlich lange, bis sie endlich durch einen so derben Angriff zu sehr gedrängt, genöthigt waren, sich zurückzuziehen, wobey sie sich jedoch stets wacker hielten, bis zu den letzten, die ihnen zu Hülfe kamen und sich sehr geschickt in sie einrangirten, so, doſs also jetzt sechs gegen sechs standen.

Nun griffen sie einander mit äuſserster Wuth an und kämpften beyder Seits mit gleichen Waffen, Zagaye gegen Zagaye, zweyschneidiges Schwert gegen zweyschneidiges Schwert, zween Degen gegen zween und so weiter, womit sie so hitzig auf einander losgiengen, daſs endlich, ohne daſs darum eine Verwirrung entstanden wäre, die einen durch die andern durchbrachen, plötzlich wieder Front gegen einander machten und sich noch einmahl so lebhaft angriffen, daſs die ersten, durch welche die andern gebrochen waren, wieder durch diese brachen und dies mit so gutem Anstand und Lust am Schluſs für die Zuschauer, als sie ihnen beym Anfang Schrecken eingejagt hatten.

Dies war denn ein Zeitvertreib und Gefecht, wie es vielleicht seit den Zeiten der alten Römer nicht so vorgestellt worden ist, und das man besser sehen als beschreiben kann, indem die Beschreibung es keineswegs so weit zu bringen im Stande ist, vollkommen darzustellen, was menschliche Augen leicht erreichen können.

Der König fand so viel Vergnügen daran, als an einer zu unsern Zeiten noch nie gesehenen Sache, daß er es sechs Tage nach seinem Einzug noch einmahl zu sehen verlangte, was auch geschah.

Dieß Lustgefecht, so wie ich es beschrieben habe, dauerte etwas über eine halbe Stunde und sie würden noch einmahl angefangen haben, wären ihre Waffen ihrem guten Willen zu Hülfe gekommen, so sehr sie auch schon im Schweiß und außer Odem waren. So in ihre erste Ordnung zurückgekehrt, stellten sie sich hinter die Avant-Garde, die sie an der Ecke der Straße erwartete. Diese wackern und auserlesenen Leute, die dieß Gefecht so artig vorstellten, mußten traun ihre Lectionen gut einstudirt haben und mehr martialisch, als Gaukler und Comödien-Spieler seyn.

Ha, edle Stadt Lyon, wie zeigtest du da wieder, daß du edel, geschickt und sinnreich bist, wie du jederzeit gewesen bist, bey allem was du unternehmen wolltest nicht nur hier bey diesem Einzug und Gefecht, sondern auch bey jener schönen Jagd der Diona, welche ebenfalls als eine sehr rare und sehr seltene Sache anzusehen war.

Die dritte schöne Sache war jenes schöne Seegefecht mit Galeeren ganz nach alter Art, so wohl in Ansehung der Form, als Verzierungen der Vorder- und Hintertheile, Zimmerwerk und Tischerarbeit daran, alles

alles so zierlich und antik, wie man an den römischen Antiquitäten sieht, so daß das Auge sich nicht satt daran sehen konnte. Unter diesen Galeeren waren zwo große Hauptgaleeren, die eine weiß, schwarz und roth, wie alle Galeeren sind; die andre grün nebst einem Bucentaur, den der König bestieg, um dem Zeitvertreib zuzusehen.

Die beyden Hauptgaleeren nebst den kleinern Schiffen in ihrem Gefolge, als Fregatten, Barken, Kähne und Fuslen waren von gleicher Farbe mit ihnen. Da ist gar keine Frage, ob die Wimpeln, Flaggen und Fähnlein schön und prachtvoll waren: denn alles war von Damast und Taft, mit Bildern von den gehörigen Farben; auch die Ruder Sklaven waren eben so gekleidet, mehr nach alter Art mit langen Röcken, als auf heutige Weise. Die Soldaten an den Brustwehren, auf dem Verdeck, dem hinteren und vordern Theile des Schiffes und in den Mittelgängen waren so gut gekleidet und mit hellglänzenden Waffen bewafnet, daß es eine Lust war, sie zu sehen. Sie hatten Bruststücke von Küraſſen, Sturmhauben, bald runde, bald große, bald viereckigte gebogene Schilde, Schlachtschwerdter, Spieße nach alter Art, Partisanen, Hellebarden und verschiedene andere Arten von Lanzen.

Die schwarze Hauptgaleere mit ihrem Gefolge erschien zuerst, die grüne mit dem ihrigen hernach. Der König bestieg den für ihn zubereiteten Bucentaur nebst der Königinn, den Damen und Prinzessinnen, um dem Schauspiel zuzusehen. Nachdem die Schiffe halt gemacht und Anker geworfen hatten, wurde das Signal zur Schlacht mit drey Kanonenschüssen gegeben, worauf die grüne Hauptgaleere zwischen zwo andern

dern mittlern sich schwenkte und mit ihren kleinern Fahrzeugen im Gefolge in Form eines halben Mondes in vollem Rudern die andre weiß, roth und schwarze Hauptgaleere angriff, so daß große gegen große, mittle gegen mittlere, kleine gegen kleine zu stehen kamen, worauf ein großes so wütendes Gefecht begann, daß man hätte denken sollen, es sey ganz ernst und daß alle Zuschauer äusserst darüber erstaunten.

Die schwächern machten sich hierauf vor zum zweyten Angriff und fielen mit einer Menge Kanonenschüssen, und Büchsenschüssen die großen vorne und hinten an, die sich aber so tapfer wehrten, daß die mittlern endlich, da sie sahen, daß ihre Mühe vergebens war und sie nichts ausrichteten, sich von beyden Seiten zurückzogen.

Zum dritten Angriff rückten die kleinern vor die Fronte, um sich anzufallen und einander zu entern (angriffsweise zu besteigen). Ihre Hauptgaleeren kamen ihnen zu Hülfe, wobey sie alle Arten von Kunstfeuer auf einander abschossen, Granaten, Feuertöpfe, Feuerlanzen, welche brennend auf dem Wasser hinfuhren, ohne auszulöschen, nebst einer Menge Kanonen-Büchsenschüssen und Racketen von beyden Seiten. Endlich bohrten zwey von den schwarzen eine von den grünen in Grund, und dann zog alles sich mit großem Siegsgeschrey zurück. Der König hatte viel Vergnügen daran gefunden, auch die Königinn, ohnerachtet die grünen Galeeren ihre Farben führten. Denn sie hatte grün jederzeit geliebt und getragen bis auf den Tod des Königs ihres Herr und Gemahls, welcher Seiner Seits wegen jener schönen Wittwe, die er liebte, weiß und schwarz trug und vorzog.

Dieß

Dieß war also die schöne Vorstellung dieses Seegefechts, das freylich besser anzusehen, oder sich im Geiste vorzustellen, als zu beschreiben ist, und, glaube ich, daß seit den Zeiten der alten Römer kein schöneres gesehen, noch vorgestellt werden seyn mag.

Die vierte schöne Merkwürdigkeit war jene schöne Tragi-Comödie, die der große prächtige Cardinal von Ferrara, Primas von Gallien und Erzbischoff von Lyon in dem schönen noch itzt vorhandnen Saal vorstellen ließ, den er dazu einrichten ließ: denn zuvor wars ein wüster leerer unförmlicher Raum ohne alle Schönheit noch Verzierung, wie eine Dachkammer. Er soll aber auch auf diese Vorstellung über zehntausend Thaler verwendet haben, indem er mit großen Kosten die besten Schauspieler und Schauspielerinnen aus Italien dazu verschrieb.

Man hatte damahls dergleichen in Frankreich noch nicht gesehen. Denn zuvor sprach man nur von Hanswursten, Cuards von Rouen, Spielern von der Basoche (Schreiber-Bande) und anderen dergleichen Possenreissern, Pickelheringen und Narrenspielen. Ja selbst in Italien waren dergleichen schöne Tragödien und artige Comödien noch nicht lange erfunden, gespielt und vorgestellt worden, und man sagt, und findet auch in Urkunden, daß der letzte Papst Leo es war 5) der sie zuerst aufbrachte, daher mans ihm denn auch zum Vorwurf machte, daß er dergleichen Leute zu sehr liebe, und zu viel Gefallen daran finde, nachdem er von den großen schweren Geschäften, die ihm auf dem Halse lagen, ein wenig Lust bekommen hatte.

Es ist noch eine sehr schöne Tragicomödie, Sophonisbe vorhanden, in Italienischer Sprache geschrieben, welche sonst vor Sr. Heiligkeit zu Rom auf-

aufgeführt wurde. Ich habe sie gesehen; sie ist schön; doch finde ich sie noch nicht so schön, als die, welche die Königinn, seine Nichte, zu Blois vor dem König aufführen ließ, und worin der Herr von St. Gelais 6) eben den Stoff bearbeitete, oder vielmehr von der andern borgte, aber besser ausschmückte. Ich denke ich habe schon anderwärts davon gesprochen in meiner Abhandlung von den Damen, und zwar just in der von dieser Königinn 7).

Ich habe von mehrern Herrn und Damen gehört, daß wenn die Tragicomödie dieses großen Cardinals schön war, sie auch von den Schauspielern und Schauspielerinnen sehr gut aufgeführt wurde, welche sehr schön waren, und sehr gut und angenehm sprachen; auch kamen verschiedene Intermezzos darin vor, die dem König, der Königinn und dem ganzen Hof ungemein viel Vergnügen machten.

Dieß sind die vier schönen Merkwürdigkeiten, nur die vorzüglichsten unter einer Menge andrer die bey diesem herrlichen Einzug in Lyon zu sehen waren, worunter auch besonders der Anblick des triumphirenden, schönen holdseeligen und äußerst gnädigen Königs gehört, so wie auch der so schönen und holdseeligen Königinn, begleitet von der Königinn von Navarra, Tante des Königs, und mehrern Prinzessinnen, großen Damen und Fräuleins.

Als nun der Tag sich neigte, und die Nacht über diesem Einzug der Königinn einbrach, sah man plötzlich die ganze Stadt Lyon in Feuer, von Fackeln, Lichtern und Lampen, in den Fenstern, Buden und Straßen, so daß man da so hell sehen konnte, als am Tage; was gar artig und geschickt kam: denn

diese

diese hellen Fackeln begleiteten die der Augen dieser schönen Damen, und wetteiferten gleichsam miteinander, um überall Licht und Klarheit zu verbreiten.

Als alle diese Pracht gefeyert wurde, und unser großer König auf diese Art triumphirend durch die bereiteten Einzüge der schönen Städte seines Reichs einher zog, that ungefähr zu gleicher Zeit der Prinz von Spanien, nachheriger König Philipp II. ein gleiches in seinen schönen Städten in Flandern, welche in der That, wenigstens zum Theil, die schönsten in der Christenheit übertreffen. Er wurde als derjenige, der völlig Besitz davon nahm, sehr prächtig und schön empfangen *).

Unser großer König Heinrich, so bald er aus Piemont und von Lion zurück war, ging selbst in Person hin, um Boulogne wieder einzunehmen und mit dem König von England Friede zu machen. Wie er überhaupt ein äußerst großmüthiger, gütiger und frommer Herr war, so warf er sich auch zum Beschützer des Herzogs Ottavio Farnese auf, der ihn um Beystand gegen den Papst und den Kaiser angesteht hatte, die ihm sein Herzogthum Parma nehmen wollten. Deswegen schickte er ihm einen so guten Succurs, daß sein Herzogthum nicht verschlungen wurde, sondern ihm blieb.

Wohl zu merken, daß er diese Hülfsleistung auf eigne Kosten that, und daß sie ihm über zwölfmahlhundert tausend Thaler zu stehen kam, welche der Herzog von Parma oder dessen Erben noch jetzt dem König oder dessen Hause schuldig sind. Der verstorbene Herzog Ottavio stand daher auch wirklich einst sehr in Furcht, man möchte ihm die Interessen davon abfordern, (wie

ich von guter Hand weiß), und in Ermanglung der Bezahlung sich mit gutem Grund an sein Herzogthum oder eine seiner Städte halten.

Möglich ists, daß ihm, wenn unsere Kriege nicht dazwischen kamen, so was wiederfahren wäre, wie ich aus guter Hand weiß, wegen der Ränkemächereyen, in die sich der letzt verstorbene Fürst von Parma in Frankreich einließ. Und dies wäre schon ganz gut gewesen. Denn nachdem der Herzog so große Hülfe, Wohlthaten und Verbindlichkeiten von dem König empfangen hatte, stellte er alles bald wieder in Vergessenheit, verließ seinen Schutz und verband sich mit dem Kaiser, durch seine Vermählung mit dessen natürlicher Tochter, der Wittwe des Herzogs von Florenz, die nachher als Fürstinn von Parma so viel Aufsehen in Flandern machte.

Sein Bruder der Herzog von Castro hätte diesen Streich nicht gemacht. Denn dieser war bereits in Frankreich vermählt und liebte den König und sein Reich sehr. Viele Personen fanden deswegen jenen Herzog sehr undankbar, da er doch zur Zeit der Noth so gut unterstützt worden war; auch sagte man, der König wolle ihn darüber strafen.

Die Teutschen machtens ihm eben so, die, von dem Joch des Kaisers gedrückt, zu diesem großem König um Hülfe schrien. Deswegen brachte er jene große Armee auf die Beine und unternahm den schönen so genannten teutschen Zug, auf dem er glücklicher Weise Metz, Toul, Verdun und eine Menge anderer Reichsstädte wegnahm, die er jedoch bis auf die drey erstern nicht für sich behalten mochte. Er kam dabey bis Straßburg, wo er zum Zeichen des Triumphs alle Pferde seiner Armee nach Herzenslust im Rhein tränken ließ.

Dieß war aber auch alles; denn bis dahin hatte er überall nichts als einen ganz höflichen und ehrbaren Durchzug gefunden, ohne den geringsten Widerstand. Zu Straßburg aber, als er weiter vorrücken wollte, erfuhr er, daß die Teutschen sich mit dem Kaiser gesetzt hatten, welcher schlau und listig, wie er war, sich von dem hitzigen Angriff eines jungen und tapfern Königs, der mit einer so großen muthigen Armee ihm zu Leibe ging, nichts Gutes versprach und sich lieber vergleichen, als seine Sache auf das ungewisse Kriegsglück ankommen lassen wollte.

So kam denn diese Nation zu der Ruhe, die sie seit langer Zeit nicht genossen hatte, durch Hülfe und Beystand dieses großen Königs. Sie hat ihm aber nach der Hand diesen Dienst in seinen königlichen Söhnen schlecht vergolten, gegen welche sie fünf und zwanzig Jahre lang so heftig und muthwillig Krieg führte, daß man denken sollte, sie hätte nie die mindeste Gefälligkeit von Frankreich erhalten. So sehr ließen sichs diese guten Teutschen angelegen seyn, es zu plündern und zu verwüsten. Diese Teutschen, sage ich, welche, wenn sie sonst den König Heinrich um Beystand baten, als Hauptbewegrund für sich anführten: sie und die Franzosen seyn ja von Einem Stamm und Brüder, und müßten sich deswegen einander helfen und beyspringen in allen Nöthen. Sind mir saubere Vettern und Brüder!

Der König ließ sich wegen jener Verbündung und Vergleich zwischen ihnen und dem Kaiser, eben keine graue Haare wachsen noch Furcht blicken. Er machte linksum von ihnen und zog eben so glücklich wieder zurück, eroberte Roquedamar, Nov, Montmedy, Chimay, Damvilliers und eine Menge andrer

wegen seiner Größe und Herrschsucht beneidete, er wollte ihm übel und liebte ihn nicht.

Die Schlacht bey Renty folgte hierauf, wo er dem Gipfel seiner Wünsche nahe war, indem er den Kaiser in der Nähe zu sprechen, und ihn persönlich anzugreifen dachte, so wie er dies kurz zuvor in der Anrede an seine Leute sagte. Der Kaiser war aber nicht mehr so frisch, wie ehmahls und befand sich in einer Sänfte. Da nun das Treffen in einem Nu entschieden war, mußte er heraus und einen türkischen Hengst besteigen, um sich zu retten. Dieß verdroß ihn denn bitterlich, sowohl weil er die Schlacht verlohr und sich zurückziehen mußte, als weil er sah, daß alles nicht so gut veranstaltet worden noch gegangen war, als wenn er selbst hätte Hand ans Werk legen können, wie sonst bey andern Schlachten, wenn er gesund und frisch war. Ich hörte dies so von einigen alten spanischen Feldherrn.

Der König, der in voller Stärke und Gesundheit war, bedauerte es ebenfalls sehr, daß dieser Kaiser nicht mehr jener brave Kaiser war, der er sonst gewesen war, um sich persönlich mit demselben messen zu können. Der Kaiser aber, weil es nun einmahl nicht mehr so recht gehen wollte, wie sonst, behalf sich damit, den Krieg wie ein Fuchs zu führen; unser König aber führte ihn gegen ihn wie ein Löwe.

Er nahm ihm Siena weg, eine Reichsstadt, und ganz Toskana, welches das Kaiserliche und spanische Joch abschüttelte und sich unter den ungleich sanftern Schutz unsers Königs begab.

Die Insel Korsika that ein gleiches, so sehr war dieser König gnädig und Beschützer armer Bedrängten, und führte den Nahmen und Ruf davon. Er

gewann immerfort einigen Vortheil über den Kaiser, so glücklich war er, und so wenig glücklich der Kaiser gegen ihn, indem das Glück anfieng diesem in seinem hinfälligem Alter zuwider zu seyn. Auch sagte daher ein wackerer Mann davon, das Glück sey eine feine H.... die, um ihre Geilheit zu ersättigen, sich lieber junge Leute wählt und sich denen Preis giebt, welche tüchtiger dazu sind, als alte Graukopfe.

Der Kaiser machte, weil er die Complexion dieser Metze kannte, einen Waffenstillstand auf fünf Jahre, den schönsten und zeitgemässesten, der je in Frankreich geschlossen wurde und den glücklichsten, wenn er gehalten worden wäre. Denn alle unsere Eroberungen von dreyßig Jahren her bis dahin blieben uns zum ruhigen Besitz überlassen; so daß als der Krieg mit dem König von Spanien nach der Hand wieder losging, unsere Sachen eben nicht sonderlich dabey liefen. Wir mußten nachher einen Frieden machen, vermöge dessen in einer Stunde und auf einen Feder-Strich alles wieder zurück gegeben werden mußte, und unsere schönen ehmahligen Siege mit drey oder vier Tropfen Dinte befleckt und verdunkelt wurden. Um noch das Maas unsers Unglücks voll zu machen, mußte uns auch dieser große König noch vor der Zeit sterben zu großem Schaden nicht nur für uns Franzosen, sondern auch für viele Ausländer, die ihn sehr vermißten und ewig vermissen werden.

Als er nähmlich die Vermählung seiner Frau Tochter und seiner Frau Schwester mit allem möglichen Pracht und Aufwand feyern wollte, richtete er ein feyerliches Turnier für alle Gäste an. Dabey waren Er, der Herr Herzog von Ferrara, der Herr Her-

zog von Guiſe und der Herr Herzog von Nemours die vier Platzhalter.

Er hatte zur Livrey weiß und ſchwarz, wie gewöhnlich wegen der ſchönen Wittwe, welcher er aufwartete.

Der Herr Herzog von Guiſe hatte ſein weiß und Incarnat, das er nie verließ, wegen einer Dame, die ich nennen könnte, welche Hof-Fräulein und der Gegenſtand ſeiner verliebten Aufwartungen war.

Der Herr Herzog von Ferrara hatte gelb und roth. Der Herr Herzog von Nemours endlich gelb und ſchwarz. Dieſe beyden Farben ſchickten ſich ſehr gut für ihn, indem ſie Genuß und Standhaftigkeit oder ſtandhaft im Genuß bezeichneten. Denn damahls genoß er, wie man ſagte, die Gunſtbezeigungen einer der ſchönſten Damen in der Welt und deswegen mußte er wohl ſtandhaft und ihr getreu ſeyn, und dies aus ſehr guten Gründen. Er hätte es nirgends beſſer finden und haben können.

Dies ſind denn vier Fürſten, die unter die vortrefflichſten Waffengenoſſen gehören, die man je, nicht nur in Frankreich allein, ſondern auch in andern Gegenden hätte finden können und die dieſen ganzen Tag über Wunder thaten; man wußte nicht, wem man den Vorzug des Ruhms geben ſollte, ohnerachtet der König einer der beſten und geſchickteſten Reiter in ſeinem Reich war.

Das Unglück wollte, daß gegen Abend, als das Turnier ſchon ziemlich zu Ende war, der König Luſt hatte, noch eine Lanze zu brechen und daher dem Grafen von Montgommeri befahl, in die Schranken einzureiten und die Lanze einzulegen. Er weigerte ſich ge-

rade zu und brachte alle mögliche Entschuldigungen dagegen vor; allein der König, den seine Weigerungen verdrüßlich machten, befahl ihm schlechterdings es zu thun. Die Königinn schickte zu ihm und bat ihn zweymahl, er möchte aus Liebe zu ihr nicht weiter rennen; es wäre schon an dem bisherigen genug. Es half alles nichts. Er ließ ihr wieder sagen; er wolle nur diese Lanze noch ihr zu Lieb und Ehren brechen. Sie bat den Herrn von Savoyen, ihn in ihrem Nahmen darum zu bitten: er möchte ihr doch das Vergnügen machen, es für jetzt gut seyn zu lassen, er habe so gut turniert, daß es unmöglich sey, es noch besser zu machen; er möchte sich doch jetzt zu den Damen begaben. Es wollte aber alles nichts verfangen. So bald nun der andere in die Schranken eingeritten war, rannte der König. Es sey nun, daß das Unglück des Generals es so wollte, oder daß den König sein Verhängniß hineintrieb; der Gegenstoß faßte ihn am Kopf ins Auge, wo ein großer Splitter von der Lanze stecken blieb. Er wankte sogleich und fiel herab auf den Plan, wo er von seinen Stallmeistern, die bey der Hand waren, aufgehoben wurde; auch der Herr von Montmorenci, der dabey einen der Kampfwärter machte, kam herbey und fand ihn sehr verwundet. Indessen verlohr er darum den Muth nicht und war weiter gar nicht betreten sondern sagte: es habe nichts zu bedeuten; auch vergab er sogleich dem Grafen von Montgommeri.

Man darf nicht erst fragen, ob der Hof und besonders die Königinn bestürzt war. Nachdem man das emsigste Bestreben und die tiefste Wissenschaft der Welt aufgeboten und Gott und Menschen um Hülfe angegangen hatte, um ihn zu heilen, starb er endlich nach einigen Tagen als ein sehr guter Christ und rechtgläubi-

gläubiger Katholike, was er so sehr war, als je irgend einer seiner Vorfahren am Reich es seyn konnte. So starb also dieser große König hier, nachdem er in so vielen Kriegen gewesen war und sie so sehr geliebt hatte und darin nicht hatte umkommen können. Dieß ists was ein damahliger großer lateinischer Dichter, der seine Grabschrift machte (er hieß Forcatel) in dem letzten Vers durch folgende Worte ausdrückt:

Quem Mars non rapuit, Martis imago rapit.

Der König starb zu großem Leidwesen nicht nur seiner eigenen sondern auch aller Nationen in der gesammten Christenheit; denn er war äußerst gütig und nichts gefiel ihm so sehr, als wenn er seine Güte gegen alle bedrängte Personen zeigen und beweisen konnte. Er hatte alle Fremde äußerst für sich eingenommen, sowohl hohe als niedre, welche nach Paris gekommen waren, um den Frieden zu beschwören, die Vermählungen zu feyern und den großen daselbst veranstalteten Pracht - Schauspielen beyzuwohnen. Alle zusammen konnten nicht satt werden, seine Majestät, sein einnehmendes Wesen, seinen schönen und königlichen Anstand und seine sanfte und anständige Gesprächigkeit zu bewundern. So sehr wußte er sie anständig und herablassend zu unterhalten und zu vergnügen bis auf die Geringsten herunter. Besonders aber bewunderten sie sehr an ihm seinen schönen Anstand in der Waffenrüstung und zu Pferd, wie er denn wirklich der Fürst war, der den besten Anstand und die schönste Richtung in der Welt hatte und sich gleich gut darauf verstand, die Vortrefflichkeit und Güte eines Pferdes zu zeigen, als dessen Mängel zu verbergen.

Von seiner frühen Jugend an war er ein groſser Liebhaber von diesen Uebungen zu Pferde gewesen; er setzte dieſs auch fort und hatte jederzeit eine groſse Menge derselben in seinem groſsen Marstall; so wohl in den Tournellen, wo der vorzüglichste war, als zu Mons, Saint-Leger, Ooron bey dem Herrn Oberstallmeister von Boissy. Die meisten, ja die besten waren auf seinen eigenen Stutereyen gezogen und es machte ihm ein vorzügliches Vergnügen, diese gut zu unterhalten.

Ich hörte von dem Herrn von Carnavallet (der nebst dem Herrn Sipiere die vornehmste Stelle bey dem groſsen Marstall hatte) folgende Anekdote: der Kaiser hatte einst seinen Oberstallmeister an den König geschickt, der ihm in eigner Person alle seine Pferde in und auſser dem Stalle zeigte. Der Oberstallmeister fand sie so schön und gut zugeritten, daſs er darüber erstaunte und sagte: sein Herr, der Kaiser, habe bey weitem keinen schönern Marstall. Er lobte diesen aufs äuſserste, besonders da die meisten seiner Pferde auf seinen eigenen Gestüten gezogen wären. „Dies ist noch nicht alles, erwiederte der König, ich will Ihnen noch eine schönere Fohlenzucht zeigen.“ Er lieſs sich hierauf alle seine Pagen, denen er schon Befehl zugeschickt hatte, sich bereit zu halten, vor ihn kommen, so wohl die Kammer-Pagen, als die vom Marstall, von der Jägerey, von der Falken-Jagd und andere, die sich wohl auf hundert und zwanzig bis hundert und vierzig belaufen mochten: „Hier, sagte er zu ihm, sehen Sie meine andere Fohlenzucht, die mir so lieb ist als jene: denn dieſs sind lauter Adeliche aus guten Häusern meines Reichs, die ich erziehe; alljährlich versetze ich so ein funfzig von den Pagen weg und schicke sie in den Krieg unter die

die Infanterie, Gendarmerie oder leichte Reiterey. Als adeliche und wohlerzogene Leute mit Hülfe der guten Beyspiele, die sie vor Augen haben, bilden sie sich dann in kurzem und werden wackere Soldaten und Krieger. So sind unter denen, welche unter mir gegen den Kaiser, Ihren Herrn, zu Feld zogen, viele von meiner Zucht. An ihre Stelle stecke ich dann sogleich wieder andere unter die Pagen und mache diese wieder vollzählig, so daß mir hier die Zucht nie ausgeht, so wenig als auf meinen Gestütten."

Der Oberstallmeister hörte dieß mit großer Verwundrung an, und bewunderte und schätzte diese Pflanzschule von wackern Pagen und jungen Adelichen wohl so hoch als einen Fohlen-Hof. Er hatte Recht: denn ich habe daraus wackere und tapfere Kriegsleute, Soldaten, Capitains und Gendarmen von der leichten Reiterey sowohl als vom Fußvolk hervorkommen sehen. Auch that sich der König was rechts zu Gute darauf, wenn er von ihrer Vortrefflichkeit, Tapferkeit und Großthaten hörte und sagte sogleich: dies sey von seiner Zucht. Denn er verlohr sie nie aus dem Gedächtniß und kannte sie allezeit wieder, wie zu der Zeit, da sie noch Pagen waren, und begnadigte sie immer noch mehr als die andern mit irgend einer Wohlthat.

Wenn der König die Reitübungen zum Vergnügen liebte, so liebte er sie dabey nicht weniger um des Kriegs willen, den er sehr liebte. Er gefiel sich außerordentlich, wenn er dabey war; auch fand er, sagte man, das Kriegsleben weit angenehmer als jedes andre. Nie errichtete er eine Armee an der Gränze, ohne daß er sie stets mit unter den ersten angeführt hätte. Er fing im März an, so bald das

Früh-

Frühjahr anbrach, und endigte den Feldzug zu Anfang des Octobers. Dieß war etwas gewöhnliches. Im October verlegte er dann einige seiner Leute in Garnisonen, wo es nöthig war, ließ die andern auf Urlaub in ihre Heimath gehen und kehrte selbst wieder zurück, um seinen Hof zu halten.

Hier blieb er nicht müssig, so wenig als bey der Armee: denn wenns gleich Winter war, so trieb er doch die Jagd stark und zwar nach allen Arten. Besonders liebte er die Hirsch-Jagd und das Hetzjagen mit Windspielen, wozu er zwey sehr gute Racen hatte; die eine grau, die sehr alt, und von seinen Vorfahren her von Hand zu Hand auf ihn herabgeerbt war; die andre weiß, die er selbst erst zugerichtet hatte, stärker als die grauen, aber nicht so sicher und zuverlässig als diese; wie ich dies selbst gesehen, und von guten Jägern gehört habe, selbst von dem Vice Oberjägermeister, Marconay, einem sehr würdigen Mann in seinem Stand, dem wenige gleich gekommen seyn sollen.

Wenn er nicht auf dem Hirschjagen war, so ging er auf den Vogelheerd. Ritt er nicht, so spielte er Ball und dies sehr gut; nie wollte er aber das Spiel selbst führen, sondern secondirte oder tertirte, was die beyden schwersten und gefährlichsten Plätze sind. Auch war er der beste zweyte oder dritte Mann (letzteres aber am besten) in seinem ganzen Reich und dabey sehr leidenschaftlich. Nicht aus Habsucht; denn den Gewinst überließ er ganz seinen Mitspielern und wenn er verlor, so war es ebenfalls für ihn verloren; denn er bezahlte für alle. Die Parthien zu der Zeit waren aber auch nicht höher als zu zwey, drey, höchstens fünf hundert Thaler, nicht wie jetzt zu vier tausend,

sechs

ſechs tauſend und zweymahl ſo viel. Dafür geſchirht aber auch die Bezahlung nicht mehr ſo ſchön, wie das mahls; und man muß gegenwärtig ſich gar manchen ſonetten Vergleich darüber gefallen laſſen.

Er gefiel ſich ſehr, wenn ſeine Gemahlinn, die Königinn, ſeine Frau Schweſter und die übrigen Damen öfters kamen, um ſeinem Spiel mit zuzuſehen, und wie die andern, ihre Sentenzen oben von den Fenſter herab dazu gaben; denn er war ſtark und geſchickt und machte da ſehr ſchöncund lange Schneller mit.

Wenn ein ſtarker Froſt einfiel und es hart gefroren war, ſo mußte man auf dem Eis fahren, ſelbſt auf dem Teiche zu Fontainebleau, wo man ſchöne Sprünge und Rennen ſah. Hatte es einen tüchtigen Schnee gelegt, ſo mußte man Baſteyen bauen, und Treffen mit Schneeballen liefern.

Kurz dieſer König konnte nie müſſig ſeyn; alle ſeine Uebungen aber mußte er mit ſeinem Hof-Adel gemein haben, den er mit dazu zog. Auf zwey bis drey Parthien, in denen er einen geſehen hatte, kannte er einen ſogleich; denn er hatte ein ſehr gutes Gedächtniß, ſich die Leute zu merken, und rief ſie bey ihren Nahmen, die er ſich hatte ſagen laſſen. Die, welche es recht machten, lobte er dann und ſo bildete ſich die Jugend in gar kurzer Zeit an dieſem Hof durch ihre ſchöne Uebungen. Alsdann, wenn ſie auf ſolche Weiſe ihrem König bekannt worden war, ging ſie in den Krieg und that ſich durch einige ſchöne Thaten hervor; kamen nun dieſe zur Wiſſenſchaft des Königs, ſo ließ er ſie keineswegs unerwähnt, ſondern rühmte ſie laut und umſtändlich an ſeiner Tafel oder anderwärts vor aller Welt. Denn er war der Fürſt, der am wenigſten fähig

war

war, einen empfangenen Dienst oder die Tapferkeit dessen, der sich bey irgend einer Gelegenheit im Krieg gut gehalten hatte, in Stillschweigen zu begraben. Vorzüglich war er nicht verleumderisch; auch gewann er durch dies Betragen das Herz seines Adels und vielleicht besaß es kein König vor ihm in einem höhern Grad als er; denn er war sehr gesprächig und herablassend.

Dieß sind die Uebungen dieses großen Königs nebst so vielen andern, welche alle herzusetzen, zu lang wäre; als da sind Ringelrennen, wilde rohe Pferde zu reiten oder in seiner Gegenwart zureiten zu lassen, wobey sich indessen doch die Parthie nicht ohne ihn machte, und er immer eins oder zwey ja drey vier bis sechs sogar reiten wollte, so sehr gefiel es ihm; auch mußte man allezeit die Damen dazu einladen, um ihm dabey zuzusehen.

Regnete es und er konnte nicht ausgehen, so hatte man zu Haus unter einer Menge anderer Zeitkürzungen zu wählen, woran es nicht fehlte, entweder mit den Damen zu spielen oder mit den Cavaliers zu fechten, wobey er das Rapier sehr gut zu führen wußte, und nur zu gut für seinen Stallmeister den Herrn von Boucard, dem er, als er noch Dauphin war, das Auge ausstach. Er bat ihn darüber um Verzeihung; denn es war ein sehr wackerer und braver Cavalier. Nachher in unsern bürgerlichen Kriegen wurde er Hugenot.

Kurz dieser Fürst war nie müssig. Die Morgen und Abendstunden bey seinem Aufstehen und Schlafengehen widmete er seinen Geschäften und verwendete darauf Morgens zwey bis drey gute Stunden und Abends mehr oder weniger, je nachdem es die Angelegenheiten erfoderten. Alsdann hörte er sehr an-

andächtig seine Messe; denn er war ein sehr guter Katholik und sehr andächtig, ohne jedoch bigott zu seyn, hörte Messe und Hochamt nach den bestimmten Stunden und Tagen, aber ohne außergewöhnliche Ceremonien dazu zu erfinden, wie man wohl nachher dergleichen gesehen hat *).

So bald die Mittagstafel vorbey war, ging er mit seinem Hof in das Zimmer der Königinn, seiner Gemahlinn, die er sehr liebte. Hier fand er eine Versammlung von menschlichen Göttinnen, immer eine schöner als die andere, unter denen jeder Herr und Hofmann sich mit derjenigen unterhielt, die er am meisten liebte, während der König die Königinn, seine Frau Schwester, die Königinn Dauphine und die Prinzessinnen, Prinzen und Herren unterhielt, welche um ihn her saßen. Diese Conversation dauerte zwey Stunden. Dann begab er sich wieder weg und ging zu seinen oben gedachten Vergnügungen, wohin ihm die Damen oft nachfolgten und an dem Vergnügen Theil nahmen.

Abends nach der Tafel wurde die Conversation mit den Damen ebenfalls gehalten, wenn nicht Bal war. Dies geschah ziemlich oft, doch nicht so häufig, als wir unter der Regierung unsrer letzten Könige gesehen haben, welche die Königinn ihre Mutter angewöhnte, bey dergleichen Handlungen ihren Vater nachzuahmen, so wie dieser König Heinrich sich ebenfalls befliß, seinen Vater dem König Franz nachzueifern.

So war der Hof dieses großen Königs und seine Regierung beschaffen, die man mit der Regierung des Cäsar Augustus vergleichen konnte, da diese nach Beendigung der bürgerlichen Kriege an Größe, Vergnü-

gungen

gungen und öffentlichen Anstalten so sehr zu Rom sich auszeichnet. Ein Unterschied war indessen doch. Die Regierung Cäsars blühte erst nach dem Krieg; die unsers Königs aber in dem Krieg. Nach geschlossenem Frieden verlor sie ihre ganze Blüthe, Stärke und Frucht durch seinen unglücklichen Tod; so daß seine Regierung und sein Hof mit gutem Recht die Lust unsers Zeitalters genannt werden konnten; sein Tod hingegen das Unglück Frankreichs.

Ich habe erzählen hören und weiß es von guter Hand, daß einige Jahre (andre sagen einige Tage) ehe er starb, ein Wahrsager kam, der ihm die Nativität gestellt hatte, und ihm solche überreichte. Darin fand er denn, daß er in einem Zweykampf umkommen würde. Der Herr Connetable war dabey anwesend und der König sagte zu ihm: „Sehn Sie, Gevatter, welcher Tod mir prophezeyht wird." — „Ach, Sire, antwortete der Herr Connetable, wollen Sie denn diesem Gesindel glauben, dessen Sache nichts als Lug und Trug ist. Lassen Sie doch diese alle ins Feuer werfen." — „Warum denn Gevatter? erwiederte der König. Diese Leute sagen bisweilen Wahrheit, ich mache mir nichts daraus, wenn ich eher dieses als eines andern Todes sterben soll, ja ich wollte lieber so oder von der Hand eines Feindes sterben, wer er auch seyn möchte, wenn er nur brav und tapfer wäre, und mein Ruhm dabey unbefleckt bliebe."

Ohne weiter auf das zu achten, was ihm der Herr Connetable gesagt hatte, gab er diese Prophezeyhung dem Herrn von Aubespine aufzuheben, bis er sie einmahl fordern würde. Ach! weder er noch der Herr Connetable dachten an den Zweykampf, der ihm nachher wirklich den Tod brachte, sondern hatten nur

einen

einen andern Schrankenkampf auf Ernst und Tod im Sinn, wie gewöhnlich feyerliche Zweykämpfe gehalten werden. Denn was einen solchen betrifft, so hatte der Herr Connetable freylich Recht, dieß zu bezweifeln und zu sagen, daß es Lappalien seyen; wiewohl wir verschiedene Könige gesehen haben, die sich herausforderten, wie ich noch zu sagen hoffe [10]).

Gott wollte es also. Denn gar zu frey und gern hatte er den Zweykampf meines Oheims, des Herr von Chastaigneraye mit dem Herrn von Jarnac zugegeben [11]): und was noch ärger ist, er der ihn in seinem Leben so sehr geliebt und begünstigt hatte, bedauerte ihn gar nicht, ohnerachtet er für seine Sache gekämpft hatte, und liebte und liebkoste den Herrn von Jarnac so lang er lebte. Man sagte, dieß sey seinem Naturell zuzuschreiben, daß er nichts liebte und in seinen Freundschaften keine Beständigkeit kannte.

Er liebte den Herrn Connetable und den Marschall von Saint-André; nachdem sie aber bey Saint-Quentin in Gefangenschaft gerathen waren, bedauerte er sie gar nicht; und ich habe mir sagen lassen, daß, wenn sie davon gekommen wären ohne in Gefangenschaft zu gerathen, er ihnen nicht zum besten mitgespielt haben würde. So lang sie sich in der Gefangenschaft befanden, bekümmerte er sich daher auch gar nicht um sie; bis die Herrn von Guise anfiengen, sich der Gunst, in der sie bey ihm standen, ein wenig zu sehr zu überheben. Da er sich nun diese vom Hals schaffen wollte, so berief er den Herrn Connetable und den Herrn von Saint-André zurück, das heißt: er trug ihnen auf, einen Frieden zu vermitteln, was sie auch, zu unserm Nachtheil, bewerkstelligten. Indessen bewirkte dieß

doch so viel, daß die Herrn von Guise sich zurückzogen. Kurz er war nicht so fest in der Freundschaft, als zu Pferd.

Der König war kaum verwundet und verbunden und auf sein Zimmer gebracht, als der Herr Connetable sich dieser Prophezeyhung erinnerte, den Herrn von Aubespine rief, und ihm den Auftrag gab, sie herbeyzuholen, was er auch that. So bald er sie nun herbeybrachte, und der Connetable sie angesehen und gelesen hatte, traten ihm die Thränen in die Augen: „ach, sagte er, dieß ist der unglückliche Zweykampf, worin er umkommen sollte; es ist aus, er muß sterben!"

Es war hier unmöglich, daß der Wahrsager deutlicher und richtiger prophezeyhen konnte, als er gethan hatte, ohnerachtet solche Leute gewöhnlich nach ihrem Naturell oder nach Anleitung ihres Spiritus Familiaris, dunkel und zweydeutig sprechen; hier aber sprach dieser ganz unzweydeutig. Verwünscht sey doch der Kerl, der so wahr und so unglücklich prophezeyhte!

Die schönen Kriege, welche dieser große König theils in Person, theils durch seine Stellvertreter führte, zu beschreiben, wäre von mir eine sehr überflüssige und müssige Unternehmung, da die Geschichtschreiber seiner Zeit solche beschrieben haben, wie wohl — aufrichtig zu sagen, sehr schlecht. Er hatte ihnen sehr schönen Stoff gegeben, ihre Feder, Papier und Dinte sehr gut zu verwenden; ihre Schriften blieben aber weit unter ihren Gegenständen.

Ich sage dies nicht von mir selbst, sondern aus dem Munde des Herrn Kardinals von Lothringen, welcher so davon sprach. Dieser tadelte sehr jenen saubern

Pas-

Pascal, dem er die Ehre und den Titel eines Historiographen des Königs verschaft hatte. Er zog davon einen guten Gehalt von zwölf bis funfzehn hundert Livres jährlich und versprach dafür eine Geschichte unsrer Zeit, wie sie noch nie geschrieben worden wäre; so daß ich mit eignen Augen gesehen habe, wie unsre Könige und unsre Prinzen und der Herr Kardinal deswegen groß Wesen mit ihm trieben und ihm wunder artig begegneten.

Der schlaue Vogel mochte wohl dabey in sein Bärtchen lachen, ihrer spotten und bey sich denken: Nicht also, wie ihr denkt, meine guten Freunde! —

Sicher war Betrügerey darunter und das Kerlchen war ganz aufgeblasen darüber, wie ich ihn selbst so gesehen habe. Nachdem er Miene gemacht hatte, ganze Berge zur Welt zu bringen, war der ganze Quark, den er am Ende zu Stande brachte, nichts als eine lumpichte Lobrede nach dem Tode des Königs, die ich in Latein und zwar von dem Seinigen, wie man sagte, gesehen habe, und die nachher ins Französische, Italienische und Spanische übersetzt wurde. Dieß ist alles, womit er seinen König und den Herrn Kardinal, seinen Mäcen, und ganz Frankreich bezahlte, die eine schönere und reichere Zahlung und nicht eine solche Lumperey von ihm erwarteten.

Was noch mehr ist, man fand nachher in seiner Bibliothek [nicht] einen einzigen armseligen Aufsatz, welcher hätte beweisen können, daß er wirklich die Absicht gehabt hätte, sich hierin seiner Schuldigkeit zu entledigen, ohnerachtet er gewöhnlich im Gefolge des Hofes war und alles mit eignen Augen sah, von seinem König und den Großen hörte und alle Materialien bey der Hand hatte, um sein Gebäude aufzuführen,

ren, wie der Herr Kardinal sich ausdrückte. Es fehlte ihm aber an Kunst und Wissenschaft zu solch einer erhabenen Unternehmung, ohnerachtet er bisweilen einige lateinische Brocken von sich gab, bloß zur Parade, aber nicht anhaltend und im Zusammenhang. Denn er war so pfiffig, sich sehr zu hüten, daß er sich nicht in einen Discurs vertiefte. Kurz; er hielt alle Welt für Narren. So habe ich mir ihn vom gedachten Herrn Kardinal schildern lassen.

Es ist kein Zweifel, daß dieser Pascal etwas Gutes und Schönes hätte zu Stand bringen können, da sein König ihn so liebreich behandelte; denn er liebte die Gelehrten und unterhielt sich mit ihnen, wie der König sein Herr Vater. Auch muß man bekennen, daß er das Glück hatte, unter seiner Regierung größere, scharfsinnigere und gelehrtere Personen zu haben, als es unter der Regierung seines königlichen Vaters gab.

Herr Fernel war unter ihm sein erster Leibarzt, der größte und tiefste in seiner Kunst, welcher je, seit Galen und Hippokrates, gelebt hat, wie ich dies von Leuten gehört habe, die sich besser darauf verstanden, als ich.

Herr Galandius Torticolis war stark in der Redekunst; worin ihn aber sein Gegner der Herr Ramus übertraf, ein sehr schöner und beredter Redner; es gab wenige seines gleichen. Er besaß einen ganz ausgezeichnet schönen Anstand, der seiner Beredsamkeit ganz vortrefflich zu statten kam.

Davon kann ich ein auffallendes Beyspiel anführen. Als er nach einiger Zeit Hugenot worden war, und sich in der Gesellschaft des Herrn Prinzen und des Herrn Admirals auf dem Zug nach Lothringen befand, wollten die teutschen Hülfsvölker, die sie hatten

ten kommen laſſen, nicht gegen Frankreich marſchiren, bis man ihnen das accordirte Geld auszahlte. Sie ließen ſich aber doch endlich durch eine kleine Summe, welche die Hugenotten unter ſich zuſammengeſchoſſen hatten, und durch eine Rede, welche Herr Ramus an ſie hielt, bewegen und in das Herz von Frankreich führen, wo ſie Unheil genug anrichteten. Dieſer Herr Ramus wurde in dem Pariſer Blutbad umgebracht. Es war ſehr Schade um ihn.

Herr Turnebus [42]) war ebenfalls ein ſehr gelehrter Mann im Griechiſchen, ſo wie im Lateiniſchen, jedoch ohne den Sporn zu haben, als Herr reden zu wollen, wie Ramus.

Herr Dorat folgte auf Turnebus, er und Herr Muret, zween ſo gelehrte Limuſiner, als je welche Rettige ſchabten und aſſen.

Die Herrn Gebrüdere Sylvius waren ſehr gelehrte und geſchickte Leute, einer in der Arzneykunſt, der andre in der Beredſamkeit, ſo wie Leodigarius zu Queren.

Es gab noch eine ganze Menge von königlichen Profeſſoren in allen Wiſſenſchaften, die ich nicht alle aufzählen kann und welche alle beſoldet und bezahlet wurden. So viele Kriege und ſchwere Händel auch der König auf den Hals bekam, verlohren ſie doch nie einen Heller von ihrem Gehalt.

Ferner waren da Herr Danezius und Herr Amyot, der eine Inſtructor des Königs Franz II, der andere des Königs Karls IX., zween ſehr große Männer; dabey auch noch der wackre Mann, Robert Stephanus.

Und um auf unſre franzöſiſchen Dichter zu kommen, welch ein Mann war Herr von Ronſard! Er war ſo groß, daß alle die andern Dichter, die nach ihm ka-

men und kommen werden, sich seine Kinder und ihn ihren Vater nennen können, denn er hat sie alle gezeugt. Er ist es, der die häßliche, grobe, fade, alberne und übel passende Poesie, welche vorher gewöhnlich war, aus der Mode brachte und die reizende, die wir gegenwärtig sehen, einführte. Er schmückte sie mit erhabenen und nachdrücklichen Sentenzen, gab ihr neue Worte und flickte sie mit alten aus, die er wieder gut ausbesserte und auffrischte, wie ein Ausbesserer mit einem alten Rock thut.

Unter ihm und in seinem Gefolge bildeten sich aber auch jene bewundernswürdigen Herrn von Bellay, Baif, Belleau, Jodelle, Nicolas, Deriset, Olivier, und Passerat. Ich übergehe hier den Herrn Desportes, du Perron, d'Orleans und eine Menge andrer, die nachher kamen, wie Bartas, ein großer Mann und andre, wie Herr Garnier, der sie alle im Erhabenen, Nachdrücklichen und Tragischen übertraf.

Eins muß ich doch noch von diesem Herrn von Ronsard anführen. Als ich eines Tags zu Venedig bey einem der vorzüglichsten Buchhändler war und einen Petrarch mit großer Schrift in großem Format und mit einem Commentar verlangte, so war zugleich ein großer Herr bey ihm, der sich mit Lesen amüsirte und der mir, als er dieß hörte, halb Italienisch, halb sehr gut Französisch (denn er war ehmahls Gesandter in Frankreich gewesen) sagte: ich wundre mich, mein Herr, wie Sie einen Petrarch unter uns suchen mögen, da Sie doch selbst einen in ihrem Frankreich haben, welcher zweymahl besser ist, als der unsrige, nehmlich Ihr Herr von Ronsard. Darüber fing er denn an, ihn über alle Poeten zu erheben, die er je gelesen hätte, und unterhielt mich sehr lange Zeit nicht

nur

nur von diesem, sondern auch von mehrern andern schönen Gegenständen mit der dieser Nation eigenen einnehmenden Höflichkeit und Herablassung. Man sieht hieraus, welche Ehre dieser gute vornehme Greis unserm Herrn von Ronsard mit Recht wiederfahren ließ.

Diese Poeten waren ganz andre Leute als ein Marot, ein Sallet und ein Saint Gelais, ohnerachtet Herr von Saint-Gelais ein ganz artiger Dichter für seine Zeit war, und nichts von der barbarischen und alten Poesie an sich hatte.

Es machte dem König sehr viel Vergnügen, ihre Arbeiten zu sehen, besonders die des Herrn von Ronsard, den er seinen Pflegling nannte, und dem er jederzeit Wohlthaten und Geschenke zutheilte wie er auch andern that.

Er gab Jodelle für sein Trauerspiel: Cleopatra, fünf hundert Thaler aus seiner Chatulle und überhäufte ihn noch überdieß mit andern Gnadenbeweisen, indem dieß damahls noch eine ganz neue, sehr schöne und seltene Sache war.

Kurz dieser König, ohnerachtet er nicht so in den Wissenschaften bewandert war, wie sein Vater, liebte doch die Gelehrsamkeit und die Gelehrten sehr, und fand oft Gefallen daran, sich vorlesen zu lassen, wenn man ihm ein schönes Buch schrieb. Vorzüglich las er gerne Spanisch, das er auch sehr gut sprach, und großes Vergnügen daran fand; denn er hatte es nicht vergessen seit er von seiner Geisselschaft in Spanien zurück war. So liebte also dieser große König Waffen und Wissenschaften zugleich.

Kurz, welche Farben könnte ich noch anbringen, um das Gemählde dieses so großen und großmüthigen Königs zu vollenden! was kann ich mehr von ihm sagen, als daß er ein ausserordentlich großer

Fürſt war. Er war ſchön, ohnerachtet er etwas ins Schwärzliche fiel; dieſe braune Farbe verdunkelte manche weißere; er war ſehr angenehm, ſehr gerade und gut, munter und gewandt.

Ich habe von der Königinn Mutter ſagen hören, die es mir ſelbſt erzählte und ihn gegen mich lobte, daß er zu ſeiner Zeit der beſte Springer am Hofe geweſen ſey, und daß es ihm darin nie jemand habe gleich thun können, als der verſtorbene Herr von Bonnivet, beſonders im vollen Satz; denn da machte er immer ſeine drey und zwanzig bis vier und zwanzig große Fuß. Am liebſten ſetzte er über einen großen Waſſergraben; und bey einer ſolchen Gelegenheit wäre Herr Bonnivet, ſein Wetteiferer, der es ihm hierin überall gleich thun wollte, beynahe ertrunken, weil er über einen nicht hatte ſetzen können, über den der König ſchon vor ihm weggeſprungen war. Dieß war, wie ſie mir ſagte, zu Chaſteau-Neuf bey Cognac, und wenn ihm der König, der ihm die Hand reichte, nicht ſelbſt zu Hülfe gekommen wäre, ſo wäre er wirklich ertrunken, worüber nachher am Hof viel gelacht wurde.

Kurz, es war ein ſehr vollkommener und ſehr liebenswürdiger König. Ich habe von der jetzt lebenden Königin von England ſagen hören, dieß ſey der König und Fürſt, den ſie unter allen in der Welt am meiſten gewünſcht hätte, zu ſehen, wegen der ſchönen Schilderungen, die man ihr von ihm gemacht hatte und wegen des großen Ruhms, der ſich überall von ihm verbreitete. Der jetzt lebende Herr Connetable wird ſich deſſen wohl noch zu erinnern wiſſen. Es war damahls, als auf ihrer Rückkehr aus Schottland den Herr Groß-Prior von Frankreich aus dem

Hau-

Hause Lothringen und er bey der Königinn zur Abendtafel waren, auf welche ein Ballet von ihren Hoffräuleins folgte, das sie selbst angeordnet und eingerichtet hatte, wobey die Hoffräuleins die Jungfrauen aus dem Evangelium vorstellten, wovon die einen ihre Lampen angebrannt, die andern aber weder Oel noch Feuer hatten, sondern erst welches verlangten. Diese Lampen waren von Silber sehr artig gemacht und ausgearbeitet und die Damen waren sehr schön und ehrbar, und hatten ihre Rollen sehr gut gelernt und zogen uns andre Franzosen zum Tanz auf. Selbst die Königinn tanzte und dies mit sehr gutem Anstand und schöner königlicher Majestät; denn dieß war ihr eigen und stand sie damahls in der Blüthe ihrer Schönheit und schönen Grazie. Nichts hat sie verdunkelt, als die Hinrichtung der armen Königinn von Schottland. Ohne dieß war sie eine gar rare Fürstinn.

Ich weiß nicht, ob ich dieß schon anderswo beschrieben habe. Es ist mir zu verzeihen: denn ich habe kein so gutes Gedächtniß, daß ich bey einer so langen Schreiberey alles merken könnte. Um also wieder auf meine Rede zu kommen; da sie so an der Tafel saß und ganz vertraulich mit diesen Herrn plauderte, sagte sie, nachdem sie den König sehr gelobt hatte, folgende Worte: „Dieß war der Fürst, den ich unter allen am meisten Verlangen trug zu sehen. Ich hatte es ihm bereits zu Wissen gethan, daß ich ihn bald besuchen würde, hatte auch deswegen Befehl ertheilt, mir meine Galeeren recht schön auszurüsten, um nach Frankreich über zu setzen, bloß um ihn zu sehen.“

Der gegenwärtige Herr Connetable, der damahls noch Herr von Anville war, antwortete: „Ich bin versichert, gnädigste Frau, daß Sie sehr vergnügt ge-

weſen ſeyn würden, ihn zu ſehen; ſein ganzes Thun und Weſen würde Ihnen gefallen haben. Auch würde es ihm ſehr viel Vergnügen gemacht haben, Sie zu ſehen. Er würde Ihre ſchöne Stimmung und Ihren angenehmen Umgang ſehr liebenswürdig gefunden, Sie ſehr ehrenvoll aufgenommen vortrefflich bewirthet, und Ihnen die Zeit ſehr gut verkürzt haben."

„Ich glaube es und halte mich deſſen verſichert," erwiederte die Königinn. — Der Herr Connetable kann ſich deſſen noch wohl erinnern, ſo wie ebenfalls auch die Königinn.

Ich glaube, daß von hundert bis hundert und zwanzig Cavaliers, die nebſt mir dieſe Reiſe mit machten, nur noch der Herr von Guyche, der Herr von Caſtelnau in Languedoc, der damahls Fähndrich des Herrn von Anville war, und der Herr von Beloy leben. Wenn ſie die Königinn ebenfalls ſo reden hörten, wie ich, ſo könnten ſie ſich deſſen noch wohl erinnern.

Jetzt mache ich ein Ende und ſchließe meine Erzählung von dieſem großen König und großen Feldherrn: denn er war eins ſowohl als das andre. Er hatte wenigſtens, was zu einem großen Feldherrn gehört, ſchon lange und in ſehr früher Jugend gelernt. Er war viermahl Lieutenant des Königs, ſeines Vaters: im Lager von Avignon und in dem von Piemont darauf, wo der Waffenſtillſtand bald hernach erfolgte; im Lager von Jalon und im Lager von Boulogne. Und nachher, als er den Thron beſtieg, war er, wie geſagt, bey allen ſeinen Armeen diſſeits der Chef und General, commandirte jederzeit ganz vortrefflich in ſeinem Treffen, und fecht aufs tapferſte, wenn es zum Handgemenge kam.

Er

Er ſtarb jung und hätte noch nicht ſterben ſollen. Die Hugenotten ſagen, Gott habe ihn geſtraft und getödet, und am Sinn des Geſichts geſchlagen, womit er, wie er ſich rühmte, den Rath Anna du Bourg wegen Ketzerey verbrennen ſehen wollte. Die Hugenotten mögen es auslegen und ihn verdammen, wie ſie wollen; ich meiner Seits glaube aber, daß die vorzüglichſte Abſicht, warum Gott ihn uns nahm, dahin gieng, uns mit den Unfällen heimzuſuchen, welche in Frankreich auf ſeinen Tod erfolgen ſollten, wie wir auch ſeither geſehen und erfahren haben.

Der Herr Graf von Montgommeri wurde nachher ſehr getadelt, daß er, nachdem er das Unglück gehabt hatte, ſeinen Tod zu verurſachen, nicht größere Reue und Leid darüber trug und Buße that. Aber weit gefehlt. Nachdem er nur einigermaßen ſo dergleichen gethan hatte, indem er ſich ſelbſt aus Frankreich verbannt und dafür er in Italien herum eine Luſtreiſe und ſich gute Tage gemacht hatte, ergriff er, als der bürgerliche Krieg ausbrach, ſogar noch die Waffen gegen den König, den Sohn deſjenigen, an deſſen Tod er Schuld war, brachte ein Heer zuſammen, nahm Plätze weg, vertheidigte Rouen gegen ihn, der, damahls noch in zarter Jugend, in Perſon davor gerückt war, nahm endlich ſogar Engländer in den Platz und bediente ſich ihrer gegen ſeinen König.

Hiemit noch nicht zufrieden, behauptete er ſich hartnäckig und ſo ſchlimm er nur konnte, bis er endlich zu Damfront gefangen genommen wurde. Dieß koſtete ihm aber auch den Kopf, der ihm zu Paris abgeſchlagen wurde. Denn die Königinn, welche damahls Regentinn war, hatte hoch und theuer geſchworen, daß, wenn er ſtille geſeſſen wäre, und

Reue

Reue und Leid über seinen unglücklichen Stoß bewiesen hätte, so würde sie ihm nie weder Gutes noch Böses bewiesen haben, da der König, ihr Herr und Gemahl ihm verziehen gehabt habe [13]). Weil er aber solche freche und feindliche Unordnungen angefangen und gegen ihre königlichen Kinder Meutereyen angesponnen habe, so beweise er dadurch, daß ihm das Geschehene ganz lieb sey und verdiene daher den Tod.

Viele andre Personen von großen Einsichten urtheilten eben so davon, wie sie, daß er einen großen Fehler begangen habe. Diejenigen, welche ehmahls in alten Zeiten ihren Vater oder Mutter getödet hatten, zogen in der Welt umher, unstät und und flüchtig als Pilgrimme, um durch ihre Strapatzen und Mühseligkeiten ihre Sünde abzubüßen; und dies mehrere Jahre hindurch, mehr oder weniger. Sie hätten es sonst nicht gewagt, wieder in ihr Vaterland zurück zu kommen und in ihren Häusern zu wohnen. Dieser, sagte man, hätte ein Gleiches thun sollen und zehn bis zwölfmahl das barbarische und rauhe Land der Graubünder auf und abstolpern und durchwandern sollen, oder irgend ein andres, um dadurch Buße zu thun, anstatt so köstlich zu Venedig und im Venedigerland in den dasigen angenehmen und lustigen Wohnungen zu leben. Denn wer seinen König tödet, verletzt und tödet dadurch nicht nur seinen Vater, sondern den Vater eines ganzen Staates, besonders in der Person eines so gnädigen Königs.

So hätte also der Herr von Montgommeri diesen Todschlag durch Bußethun und Leidtragen abbüßen und nicht noch Feindseligkeiten obendrein verüben sollen. Auch sagt man, daß sein guter und alter braver

Vater

Vater darüber früher ins Grab sank und vor Kummer starb [14]).

Uebrigens war er ein braver hugenottischer Offizier und ein sehr tapferer Mann, dem man außer diesem, weiter nichts vorwerfen konnte. Es ist ein braves tapferes Geschlecht, dieß Geschlecht der Montgommeri's, das bis jetzt sehr tapfre und wackre Männer aufzuweisen hat, wie ich anderswo davon rede.

Dieß mag genug seyn von diesem großen König. Doch, eines muß ich noch sagen und dann nichts mehr. Bey dem merkwürdigen und höchst prächtigen Leichenbegängniß dieses großen Königs Heinrichs wurde durch die vier und zwanzig Ausrufer von Paris, die den Zug begleiteten und Schilder mit dem Wappen Sr. Majestät hatten und mit ihren Schellen klingelten, auf allen Kreuzstraßen und gewöhnlichen Plätzen ausgerufen: „Betet zu Gott für die Seele des Allerdurchlauchtigsten Großmächtigsten Tugendhaftesten und Großmüthigsten Fürsten Heinrichs durch die Gnade Gottes Allerchristlichsten Königs von Frankreich des Zweyten dieses Nahmens, der bey seinem Leben war ein kriegerischer Fürst, die Liebe aller Länder, voll Gnade, freygebig und bereitwillig, eine Stütze der Gebeugten, voll Tapferkeit und Weisheit."

Dies sind doch herrliche Titel und schöne Qualitäten, die man diesem großen König beylegte, und die er auch in der That und mit Wahrheit verdiente.

Der Connetable

Anna von Montmorency.

Reden wir jetzt von diesem großen Herrn Connetable, dem Herrn Anna von Montmorency. Er führte den Nahmen Anna, weil er ein Taufpathe von jener vortrefflichen Anna von Bretagne Königinn von Frankreich war und derjenige, von dem man sagt, daß er der erste christliche Cavalier und Baron in Frankreich war [45]); was ihm zu ausnehmender Ehre gereicht. Er wußte aber auch dieses Christenthum, so lang er lebte, gut in sich zu erhalten und hat ihm nie Abbruch gethan, indem er nie seine Andachtsübungen noch Gebete unterließ. Alle Morgen ermangelte er nicht sein Paternoster herzusagen, er mochte nun zu Hause seyn oder zu Pferd im Feld herum reiten, wenn er bey der Armee war.

Hier bey dem Heer nun war es zum Sprichwort worden, daß man sich vor dem Paternoster des Herrn Connetable zu hüten hätte; denn während er es so hersagte oder herdudmelte, sagte er dazwischen, je nachdem er, wie das da häufig der Fall ist, eine Unordnung oder Ausschweifung erblickte: „Hängt mir den da auf;

uf; knüpft mir den Kerl an einen Baum; ſtecht
ir, oder, ſchieſt mir den da nieder, aber hier vor
einen Augen; haut mir all die Hunde in Granat-
ücken, die das Neſt da gegen den König behaupten
ollten; brennt mir dieß Dorf ab; ſteckt mir auf eine
Viertelmeile rundum alles in Brand." Und ſo brachte
r dieſe und ähnliche Kriegs- Juſtiz- oder Policeyver-
ügungen vor, ohne dadurch im mindeſten in ſeinem
Vaternoſter irre zu werden, bis er es ganz durch hatte.
Er hätte wohl geglaubt, groſſe Sünde zu thun, wenn ers
uf eine andre Stunde verſchoben hätte, ſo gewiſſen-
aft war er.

Ich will die Urheber der erſten bürgerlichen Krie-
e nicht nennen: ſo viel kann ich aber verſichern, daß
ieſer brave und chriſtliche Cavalier *) ..... als er ſah,

*) Ich laſſe hier vom Original eine lückenvolle Stelle weg, die ich jedoch hier herſetzen will: .... bien qu'il fut un peu blamé, de l'etre fait traduire du Latin de ..... en François la guerre de ..... trouve encore imprimé.....

welchen Vorſprung die neue Religion vor der unſrigen
gewann, und welche Herrſchaft ſie an ſich zu reiſſen
usgieng, zuſammt den Inſolenzen, die ſich die Huge-
otten in ihren Predigten erlaubten, mit denen ſie
überall nur zu ſehr um ſich griffen, und verſchiedene
ehr gehäſſige Schritte von ihnen, die er am Hof ſeines
ungen Herrn: denn ſo nannte er ihn, bemerkte, ſelbſt
u Fontainebleau an einem Bußtage, wo es gar an-
ers zugieng, als er ſonſt an dem Hof ſeiner andern
Könige und Herrn, und zu Paris geſehen hatte, daß
ſage ich, als er dieß alles ſo mit anſehen mußte, es ihn höchlich verdroß, und er ſich deswegen
wieder mit den Herrn von Guiſe, den einzigen,
ie nicht auf die andre Seite hiengen, verband;

ſo

so daß er, der Herr von Guise und der Herr Marschall von Saint André ein Bündniß, das Triumvirat genannt, schlossen, um sich dem Umsturz der katholischen Religion, um die es sonst geschehen war, zu widersetzen.

Es giebt keine schönere Brüderschaft oder Verbündung, als die, so man Gott und seiner Kirche zu lieb schließt; woraus erfolgt, was man nachher gesehen hat.

Der Herr Connetable fing zuerst an, die hugenottischen Geistlichen von ihren Kanzeln zu Paris herabzujagen. Er gieng selbst nach Popincourt ihrem bestimmten Versammlungsort, wo er vor seinen Augen die Kanzel des Herrn Predigers und alle Kirchenstühle verbrennen ließ; sie nannten ihn deswegen den Kapitain Baukbrenner, was ihn aber gar nicht bekümmerte: denn er hatte wohl andere schönere Titel aufzuweisen und rühmlichere Ehrenzeichen, als dieser Spottnahme war.

Er haßte sie sehr und zu Anfang des Kriegs ließ er ihrer viele aufknüpfen, wie bey der Einnahme von Blois. Denn ich habe es selbst gesehen und sagte allemahl zu ihnen: da ihr auf euern Köpfen geht und wir auf unsern Füßen, so müßt ihr da durch.

Die Hugenotten waren aber auch auf ihn sehr erbittert, und deswegen stürzten sie bey der Schlacht von Dreux alle auf ihn und auf sein Treffen, wie ein wüthendes Hagelwetter auf ein Kornfeld; so daß er die ganze Wuth des Gefechts auszuhalten hatte, wie ich selbst sah und wie der Herr von Guise auch nachher der Königinn Mutter erzählte, als er von dieser Schlacht mit ihr sprach, wobey er sich dieser nähmlichen Worte bediente und ihn überaus lobte. Der

wackre

wackre Greis that aber auch hier, was ein braver Feldherr nur thun kann. Er sah sein Treffen ganz durchbrochen, wurde zur Erde gestürzt, zerschellte sich einen Arm und ein Bein und wurde sehr verwundet; endlich wurde er, nachdem er sich tapfer gewehrt hatte, gefangen genommen.

Ich erinnre mich, daß er am Abend vor der Schlacht starke Schmerzen von seiner Kolik und vom Blasenstein auszustehen hatte, und zu Mezieres im Quartier lag, welches Schloß nachher an den Herrn de la Tour, einen Bruder des Herrn von Perron [16]) kam. Er hatte damahls die ganze Nacht und den ganzen Abend heftige Schmerzen, so daß man, da er immer in der Senfte getragen werden mußte, nicht glaubte, ihn am folgenden Tag zu Pferd zu erblicken. Allein am andern Morgen früh da er wußte, daß der Feind sich zur Schlacht rüstete, steht er muthig auf, steigt zu Pferd und kömmt geritten, so wie man ausrückte; so daß jeder sich sehr verwunderte, wer ihn kurz zuvor noch so krank gesehen hatte. Indessen waren doch alle sehr erfreut, da sie diesen großmüthigen Greis so viel Muth beweisen und dem ganzen Heer ein so schönes Beyspiel eines pflichtmässigen Verhaltens geben sahen.

Ich erinnre mich von dieser Gelegenheit her noch — denn ich sah und hörte dieß alles selbst — daß der Herr von Guise ihm entgegen ritt, ihm einen guten Morgen wünschte, und sich nach seinem Befinden erkundigte, worauf ihm der Connetable ganz gewappnet, das Haupt ausgenommen, antwortete: „Wohl, mein Herr; sehn Sie da die wahre Arzney, die mich kurirt hat, die Schlacht, die sich darbietet und zur Ehre Gottes und unsers Königs geliefert werden soll.“ In der That

schöne Worte, eines tapfern Feldherrn würdig, die auch durch die That bestärkt wurden.

Einige Monate darauf wurde der Herr von Guise ermordet, die Friedensunterhandlungen nahmen ihren Anfang und wurden betrieben. Da darf man denn glauben, daß er seinem Neffen und der Frau Prinzessinn, seiner Nichte, seinem Neffen dem Herrn d'Andelot (denn der Herr Admiral war nicht dabey) und andern, welche die Unterhandlung zu führen hatten, gar ernstlich anlag. Da er sie äusserst unbillig in ihren Forderungen sah, so redete er ihnen so sehr zu, daß sie sich endlich billig finden ließen. Er fuhr sie sehr an, wie er denn überhaupt einer der größten Anschnarcher war, und gar sehr zu poltern und anzufahren pflegte.

Hievon will ich als Beyspiel ein kleines Geschichtchen erzählen. Als einst bey der Belagerung von Rouen die Königinn nach dem Fort Sanct Katharina gieng, und ihre Hoffräuleins bey sich hatte, begegnete der Herr Connetable, nachdem er ein Wort mit ihr gesprochen und Abschied von ihr genommen hatte, dem Fräulein von Limeul, einer der schönsten und geistreichsten Damen am Hof, welche ebenfalls gern plauderte und witzig war. Er ritt zu ihr hin, begrüßte sie um mit ihr zu kosen, nannte sie seine Gebieterinn und hätte sich gar zu gern mit ihr eingelassen. Denn der wackre Mann war kein Feind von einem Paar schönen Augen oder von der Liebe, es sey in Worten oder Werken; denn er hatte in seiner Jugendzeit gar wacker mitgemacht, wovon ich aber hier nicht reden will.

Fräulein von Limeul, welche just diesen Tag nicht gut bey Laune war, machte nicht viel Umstände mit ihm; denn sie trug die Nase sehr hoch, wenn sie wollte. Sie

war also ganz kurz und ließ den Herrn Connetable gar sehr abfahren, so daß er endlich zu ihr sagte: Nu, Nu, meine Gebieterinn, ich will mich trollen; denn Sie sind sehr kurz angebunden, wie ich sehe. Sie antwortete ihm: dieß geschieht Ihnen gar recht, daß Sie endlich einmahl auf eine Person stoßen, welche Sie anschnarcht, da Sie selbst die löbliche Gewohnheit haben, ebenfalls alle Welt anzuscharchen.

Gut, gut, sagte er, leben Sie wohl meine Gebieterinn, ich will ja gehen; denn Sie haben mir mein Theil tüchtig abgegeben.

In der That war er ein großer Anschnarcher. Ihm ließ dieß indessen noch gut; denn er hatte so viel gesehen, gethan und beachtet, daß, wenn er Fehler machen sah, oder man vor ihm sich verlief, er es aus guten Gründen gar sehr zu rügen wußte. Ha, wie strigelte er euch die Herrn Kapitains groß und klein, wenn sie etwas im Dienst versahen, und noch naseweis seyn und recht haben wollten. Warlich er gab ihnen derbe Brocken zu verschlucken; und nicht nur ihnen, sondern auch allen Arten von Ständen, wie den Herrn Präsidenten, Räthen und andern Justizbeamten, wenn sie einmahl so einen Schnitzer gemacht hatten. Der geringste Titel, womit er sie beehrte, war Esel, Kälber, Narren; und, sie wollten immer so superklug seyn, und seyen doch nur eitel Dummköpfe. Wenn daher einer nicht sehr sattelfest war, so zitterte er gewiß vor ihm, wie Espenlaub und waren oft so verdutzt, daß sie nicht wußten, was sie antworten sollten. So ließ er sie denn mit ihren Ehrentiteln abziehen.

Ich habe mir ein Geschichtchen erzählen lassen, daß einmahl ein Präsident, dem man seine Herkunft

überlaut anrief, zu ihm kam, um mit ihm in Amtssachen zu reden. Weil es sehr heiß war, hatte der Connetable seine Mütze abgenommen, und war barhäuptig. Indem jener zu ihm trat, sagte er zu ihm: „Nun so lassen Sie hören, Herr Präsident, was Sie mir sagen wollen und bedecken Sie sich;“ und dieß wiederholte er einigemahl.

Der Präsident in der Meynung, daß er sich seinetwegen nicht bedecke, gab zur Antwort: „In der That ich werde mich nicht bedecken, wenn der Herr Connetable es nicht zuerst thun.“

„Sie sind ein Narr, Herr Präsident, sagte der Connetable: was zum Teufel glauben Sie denn, daß ich mich Ihretwegen nicht bedecke? Ich thue das meiner Commodität wegen, guter Freund, und weil ich vor Hitze fast verbrenne. Sie thun ja meiner Seele da, als säßen Sie auf ihrem Präsidentenstuhl, bedecken Sie sich, wenn Sie wollen; und reden Sie.“

Der Herr Präsident war so verblüfft, daß er nur halb sagte, was er hatte sagen wollen und auch dieß nur stammelnd. „Sagt ichs nicht, Herr Präsident? sagte der Herr Connetable abermahls, Sie sind ein Narr. Gehen Sie und lernen Sie Ihre Lection erst und dann kommen Sie morgen wieder her.“

Diese großen Herrn Senatoren machen bisweilen wohl auch ihre Schnitzer so gut als die kleinen, wie die, die ich jetzt anführen will.

Als nach dem kürzlich mit dem König geschlossenen Frieden das Parlament, das sich geflüchtet und nach Castelnaudary begeben hatte, um da die Gerechtigkeit zu verwalten, wieder nach Toulouse zurück mußte, begegnete der Herr Herzog, der an eben diesem

Tag

Tag von ungefehr oder absichtlich auf diesem Weg auf die Jagd geritten war, diesen sämmtlichen Herrn bey ihrem Einzug. Da er sie so daher kommen sah, spornte er sein Roß, um sie einzuholen.

Nachdem er sie erreicht hatte, gesellte er sich zu dem ersten Herrn Präsidenten und begleitete ihn im Gespräch eine kurze Strecke Wegs, ohne darauf zu achten, auf welcher Seite er ginge, oder vielleicht that er es auch absichtlich. Der damalige erste Präsident sagte hierauf zu ihm: „Gnädiger Herr, nehmen Sie Ihren Rang ein.“ Der Herr Herzog von Joyeuse, der, wie er auch durch die That bewies, ein sehr einsichtsvoller Herr war, gab ihm sehr verständig zur Antwort: „Herr Präsident, ich habe keinen Rang, wenn ich auf dem Feld bin.“

Er unterhielt sich hierauf noch eine Zeitlang über andre Gegenstände mit ihm, und nachdem er noch eine Strecke mit ihm geritten war, schied er von ihm und sagte weiter nichts zu ihm, als: „Adieu, Herr Präsident; ermangeln Sie nicht gehörigen Orts Ihren Rang einzunehmen und zu wahren.“ Damit gab er seinem Pferd die Sporn und folgte seiner Jagd und ließ den Herrn Präsidenten mit seinem Gefolge stehen.

Ich habe diesen Fürwitz des Herrn Präsidenten von einigen sehr tadeln hören, daß er so eifrig war, sich um den Rang des Herrn Herzogs von Joyeuse zu bekümmern. Es hätte sich eher an einem öffentlichen Ort bey einer feyerlichen Gelegenheit oder Ceremonie, wenn sichs so traf, geschickt. Er hatte es aber auch mit einem sehr einsichtsvollen Mann zu thun, der ihm seine Antwort darnach gab und

an einem andern Ort dem Herrn ersten Präsidenten wohl nicht Gelegenheit dazu gegeben haben würde, ihn an seinen Rang zu erinnern; denn er wußte gar zu gut, was ihm zukam, was aber dießmahl gedachter Herr Präsident nicht sonderlich verstand. Denn gar oft habe ich gesehen, wie unsre Könige und unsre große Prinzen, wenn sie über Feld gingen und uns zu sich riefen, gar keine Umstände machten, mit uns zu reden, zur rechten oder zur linken Hand, je nachdem die Breite oder die Enge des Wegs es gab, oder die Eile oder ihre Bequemlichkeit es gestatteten mit uns zu reden; wir machten dann eben so wenig Umstände, Bemerkungen oder irgend eine vorlaute Anmerkung dabey und alles war gut und hatte weiter nichts zu sagen.

Es ist daher sehr gut alles zu wissen und noch etwas mehr, als bloße Schulwissenschaften und Rechtsgelahrtheit. Man sagt daher auch, daß sich nicht alle Weisheit der Welt unter eine viereckigte Mütze bringen lasse, wie dieß der Papst Eugenius zeigte, als er einen großen und unvergleichlichen Mann aus Griechenland, den Erzbischoff Besarion, als Legaten abschickte, um den Frieden zwischen dem König Ludwig dem Eilften und dem Herzog von Burgund zu vermitteln.

Um noch einmahl auf unsern Herrn Connetable zu kommen; wenn solche Herrn vom Bürgerstand, als Bürgermeister, Schöffen oder andre Abgeordnete von Städten, kamen, um mit ihm zu sprechen und sich einiger Fehler wegen zu entschuldigen und ihre Gründe anzuführen, so mußten diese sehr tristig und wohl gewürzelt seyn, wenn er sie nicht herumtermachen und gar weidlich ausschimpfen sollte.

Die

Die Herrn von Bourdeaux wiſſen ein Lied davon zu ſingen aus Gelegenheit ihrer Salzſteuer. Als ſie nach ihrer enormen Beleidigung hörten, daß er gegen ſie anrückte, gingen ſie ihm auf zwo Tagreiſen weit entgegen und brachten ihm die Stadtſchlüſſel. „Marſch, marſch mit euern Schlüſſeln, ſagte er, ich frage den Teufel darnach, ich bringe ganz andre mit (ſeine Kanonen meinte er) die mir ſchon ein ander Loch aufmachen werden, als die eurigen. Alle will ich euch aufknüpfen laſſen. Ich will euch lehren, euch gegen euern König zu empören und ſeinen Befehlshaber und Statthalter tod zu ſchlagen.“

Er hielt auch ehrlich Wort und verhängte eine exemplariſche Strafe über ſie, jedoch noch lange nicht ſo ſtreng, als ihr Verbrechen es verdient hätte: denn es war von ſolcher Beſchaffenheit, daß es nicht durch einen Strom von Blut, ſagte man damahls, hätte abgebüßt werden können; denn dieß will was ſagen, einen Königsſtatthalter ermorden, ihn einzupökeln, und ihm die Beerdigung zu verweigern.

Dieſer Mord, und das Aufknüpfen des Königsſtatthalters in Dauphiné, la Motte-Gondrin, unter dem Herrn von Guiſe bey den erſten Unruhen, waren zwey ſehr ſchwere und barbariſche Verbrechen. Daher wurden auch ſehr viele an dem Herrn Connetable irre, bey dieſer Beſtrafung, von der man dachte, daß er ſie noch mehr hätte ſchärfen, noch blutiger machen ſollen, beſonders, da er ſonſt ein ſehr ſtrenger Gerechtigkeits-Verwalter war.

Wenn er daher hier auch nicht alle zur Strafe zog, ſo darf man doch ſicher glauben, daß er ihnen wenigſtens durch Reden und Drohungen gar weidlich Furcht einjagte. Denn wenn er wollte, konnte

er mit harten schrecklichen Drohworten um sich werfen, daß alles zitterte und bebte.

Ich erinnre mich, daß Herr Strozzy, als der König auf der Reise zur Zusammenkunft in Bayonne zu Bourdeaux war, eines Tags zu ihm kam, um ihn mit seinen Offiziers speisen zu sehen; ich war bey ihm. So bald er ihn erblickte, sagte er zu ihm: „Strozzy, Ihre Leute hatten gestern Musterung (es war die Leibwache des Königs) es sieht sich ihnen gut zu. Sie werden heute Geld erhalten, ich habe es befohlen."

Der Herr von Strozzy sagte zu ihm: „Mein Herr Connetable, meine Leute hätten eine Bitte an Sie. Das Holz ist hier sehr theuer und sie können es bey dieser strengen Kälte gar nicht mehr erschwingen. Sie lassen Sie daher bitten, ihnen ein Fahrzeug zu überlassen, das auf dem Strand liegt; es heißt das Fahrzeug von Montreal und taugt nichts mehr, sie möchten es daher gern in Stücken schlagen, um sich damit zu wärmen.

Gut, sagte der Herr Connetable, sie sollens haben; sie sollen sogleich hin und ihre Troßjungen mitnehmen und es in hundert tausend Stücken schneiden und sich baß damit wärmen.

Zufälligerweise waren einige Geschworne von der Stadt und Räthe vom Parlament, die ihn speisen sahen, anwesend. Diese wollten ihm vorstellen, daß dieß nicht wohl anginge und großer Schaden sey, wenn dieß schöne Fahrzeug von drey hundert Tonnen, das noch See halten könnte, zerschlagen werden sollte.

„Und wer, zum Teufel, seyd denn ihr, fuhr er sie an, ihr Herrn Dummköpfe, daß ihr mir sagen wollt,

wollt, was ich zu thun habe und mir mit Gegenvorstellungen kommt? Ihr seyd tüchtige Kälber, daß ihr so frech seyd, euch drein zu mischen. Ich thäte am besten, ich schickte den Augenblick hin und ließe statt des alten Wracks eure Häuser zu Brennholz zusammenhämmern.“

Wer ganz verblüfft da stand und das Maul aufsperrte, das waren meine Herrn Geschwornen und Räthe, welche alle vor Scham bis über die Ohren roth wurden. Das Fahrzeug wurde in einem Nachmittag klein gemacht, so daß man Soldaten und Troßjungen noch nie so emsig über eine Arbeit her sah, als hier.

Ich könnte, wenn ich wollte noch eine Menge solcher Geschichten erzählen, wo er die Leute anfuhr, was er jedoch nie anders als mit Grund und ganz zu rechter Zeit that. Er erlaubte sich dieß gar nicht gegen Personen von der Geistlichkeit; denn diese ehrte er sehr, wiewohl er ihnen bisweilen ziemlich rauhe Vorstellungen machte, wenn er Fehler von ihnen wußte. Eben so hielt er es gegen den Adel, dem er übrigens sehr gebietrisch befahl.

Wollte Gott er wäre noch im Leben und wir hätten noch einen solchen eben so würdigen Censor wie er war, um alle Stände unsers Frankreichs zu censiren, das ganz rein verdorben ist; und wollte Gott es wäre noch ein Kanzler l'Hospital unter uns, von dem ich wohl sagen mag, daß er der größte, der gelehrteste, der würdigste und der umfassendste Kanzler war, der je in Frankreich gesehen worden ist.

Digreſſion
den
Kanzler von l'Hoſpital
betreffend.

Dieß war ein anderer Cato Cenſorius, dieſer Kanzler, der die verderbte Welt gar ſehr cenſiren und zu corrigiren wußte.

Er hatte auch ganz das Anſehen dazu mit ſeinem großen Silberbart, ſeinem blaſſen Geſicht, ſeinem gravitätiſchen Benehmen und Anſehen. Wenn man ihn ſah, hätte man ſagen mögen, er ſey das leibhafte Ebenbild von Sanct Hieronymus: auch ſagten dieß mehrere am Hof.

Alle Stände fürchteten ihn, beſonders aber die Herrn von der Juſtiz, deren Chef er war; wenn er ſie über ihren Lebenswandel, über Amtsſachen, über ihre Fähigkeiten, über ihre Wiſſenſchaften examinirte, fürchteten ihn alle, wie die Schüler ihren Schulmeiſter, beſonders die, welche in Stellen und Gehalt rücken wollten. Man glaube nur, er arbeitete ſie weidlich zuſammen, wenn ſie nicht würdig und fähig waren.

Ich erinnre mich, daß ich einſt zu Moulins den Herrn Strozzy (denn er liebte ihn ſehr) gebeten hatte, mit

mit ihm in einigen meiner Angelegenheiten zu reden, daß er mir solche beschleunigen möchte. Er behielt uns beym Mittagessen, wo wir sehr gut speisten, bloß Gesottenes (denn dieß war sein gewöhnliches zu Mittag). Wir waren bloß unser vier bey Tisch auf seinem Zimmer, und es fielen vor dem Essen lauter angenehme Gespräche, vortreffliche Reden und herrliche Sentenzen, die aus dem Mund dieses großen Mannes kamen; mit unter auch hier und da einige Scherze zum Lachen.

Nach Tische sagte man ihm, es sey ein neuer Präsident und ein neuer Rath außen, welche von ihm in die Posten, die sie erhalten hatten, aufgenommen zu werden wünschten. Sogleich ließ er sie vor sich kommen, ohne sich von seinem Stuhl zu verrücken. Die andern zitterten wie das Blatt im Winde.

Er ließ ein großes Corpus Juris auf den Tisch bringen, schlug es selbst auf und zeigte ihnen einem nach dem andern ein Gesez, das sie auslegen sollten, indem er ihnen verschiedene Fragen, Zweifel und Einwürfe darüber vorlegte. Sie antworteten ihm so ungeschickt und mit so großer Bestürzung, daß sie nichts als stotterten und nicht wußten, was sie sagen sollten, so daß er endlich genöthigt war, ihnen einen derben Verweis zu geben und ihnen dann zu sagen: sie seyen ganz entsezliche Esel, und ungeachtet sie schon nahe an die fünfzig seyen, sollten sie immerhin noch einmahl in die Schule gehen und wieder von vorn anfangen.

Wir beyde, der Herr von Strozzo und ich, waren nahe beym Feuer und sahen, was sie für gräßliche Gesichter schnitten, verzerrter als ein armer Teufel, den man nach den Galgen führt. Wir lachten uns recht herzlich satt darüber in den Kamin.

So schickte der Herr Kanzler sie wieder zurück, ohne ihren Eyd anzunehmen und sagte ihnen, er würde dem König ihre Unwissenheit vorstellen und ihn bitten, andre an ihre Stelle zu ernennen.

So bald sie aus der Thüre waren, wendete sich der Herr Kanzler gegen uns und sagte: Nun das sind doch ein paar tüchtige Esel. Der König hat schwere Verantwortung, wenn er solche Leute bey seiner Gerechtigkeitspflege anstellt.

Der Herr von Strezzy und ich sagten zu ihm: Vielleicht, Herr Kanzler, haben Sie ihnen zu harte Nüsse aufzuknacken gegeben und mehr verlangt, als von ihnen zu erwarten und zu fodern ist. Da fieng er aber an herzlich zu lachen und sagte: „Ihr Wort in Ehren, meine Herrn, es sind nichts als ganz triviale Dinge, die sie wissen müssen.“

So übel waren also die Ignoranten bey diesem grosen Kanzler daran; eben so kamen bey ihm diejenigen weg, welche schlechte Streiche machten. Ich erinnre mich hievon folgender Geschichte.

Auf eben der Reise nach Bayonne und in eben der Stadt Bourdeaux war der Marquis von Trans vergeladen, persönlich vor dem geheimen Rath zu erscheinen, wo er auch wirklich erschien, auf die Versicherung des Herrn von Foyes, der nachher unter dem Nahmen eines Herrn von Sauve geheimer Sekretair wurde. Dieser hatte hier von der Königinn Mutter das Versprechen erhalten, daß ihm ausser der Furcht kein Leid wiederfahren sollte, wogegen er, wenn er contumazirt worden wäre, grose Gefahr lief.

Als er vor dem Herrn Kanzler war und dieser ihm seine Jugendstreiche, seine Thorheiten, seinen leich-

Leichtſinn und ſeine gefährlichen und muthwilligen Streiche vorhalten wollte, die er gewöhnlich beging, und von denen er ihm einige beſonders hererzählte, ſo fängt dieſer an zu lachen. „Wie! ſagte der Kanzler, Sie lachen noch, ſtatt traurig zu werden und Reue über ihre Thorheiten in Ihrem Geſicht zu zeigen? Hüten Sie ſich, dieß will ich Ihnen geſagt haben, daß ich Ihnen mit Ihrem Gelächter und mit Ihren Pickelheringsſtreichen nicht den Kopf vor die Füße legen laſſe, ſo bald ich Ihnen das Todesurtheil darüber ausgefertigt habe. Danken Sie es nur immerhin der Königinn und dem Herrn von Foyes; denn ſonſt ſollte dieß gleich auf der Stelle geſchehen; und noch weiß ich nicht recht, ob ich mich nicht noch jetzt dazu entſchlieſſen werde."

Wer ſtaunte und zitterte, das war mein Herr Marquis. Das Lachen verging ihm gar mächtig, wie wir hernach erfuhren: und ich glaube, ſein Handel würde ſehr ſchlimm abgelaufen ſeyn, wenn der Herr von Foyes nicht ſein beſtes gethan hätte, der, weil er einſt bey dem Herrn Siegelbewahrer Bertrandi geſtanden hatte, ſich der ſeinigen, annahm, wie zum Beyſpiel der Frau Marquiſe von Trans, die deſſen Tochter war. Deswegen verwendete er ſich auch bey der Königinn für gedachten Marquis.

Es war mit dieſem groſſen Richter und ſtrengen Senator gar nicht zu ſcherzen. Indeſſen war er doch bisweilen gelind, wo er Grund dazu vor ſich ſah. Ich erinnre mich zum Beiſpiel, daß einmahl ein Kanzley-Sekretair, Mornet, welcher bey dem Herrn von Lanſac im Dienſt geſtanden hatte, anfing falſche Siegel nachzumachen: ſo daß, wer etwas zu ſiegeln hatte, wenn die Sache noch ſo ſchwierig war,

und

und der Herr Kanzler das Siegeln verweigerte, sich damit an den Sekretair wendete, und mittelst einer guten Summe Geldes die Ausfertigung darüber erhielt. Der Mensch trieb dieß Gewerbe so gut, daß er nebst einem seiner Gesellen in ganz kurzer Zeit zehn bis zwölf tausend Thaler damit gewann. Dieser letzte, der nicht fein genug war, wurde erwischt und sogleich aufgeknüpft, dem Mornat ging es nahe daran vorbey, er rettete sich aber doch noch nach Teutschland und entkam glücklich und wurde von der Zeit an nichts wieder von ihm gesehen.

Ein Cavalier, den ich kenne, ein wackrer Mann, hatte eine Ausfertigung, welche erst von dem Herrn Kanzler besiegelt werden mußte. Da ihm dieß abgeschlagen wurde und er zweymahl mit seinem Gesuch durchgefallen war, kam er unvermuthet damit an Mornat, der sie ihm für hundert harte Thaler sogleich mit seinen Siegeln besiegelte; die Sache war übrigens nicht von besondrer Wichtigkeit.

Nach sechs Monaten mußte eben dieser Cavalier eine zweyte Jussion vom Herrn Kanzler haben. Als nun dieser die erste sah, erinnerte er sich und bemerkte, daß er diese nie besiegelt hatte. Er befragte daher ganz im Vertrauen den Cavalier, wer ihm denn diese Schrift hätte ausfertigen lassen?

Dieser antwortete, Mornat habe sie ihm so für hundert Thaler eingehändigt. Der Herr Kanzler sagte darauf: „dieß war also der zweyte Reichskanzler, von dem Sie Ihre Ausfertigung haben. Ich will Ihnen weiter keine Ungelegenheit erregen und Sie nicht darüber in Anspruch nehmen, aber, daß weiter nicht davon gesprochen wird!“ —

Der

Der andre wollte repliciren: „Herr Kanzler, was kann denn ich dafür, da jener sagte, er sey von der Kanzley und mir versprach mich abzufertigen? Ich wendete mich an den ersten Besten, der mir die Ausfertigung meiner Sache versprach.“

„Reden wir nicht weiter davon, versetzte der Kanzler; denn wenn ich wollte, so könnten Sie große Ungelegenheit davon haben. Lassen Sie sich aber nicht wieder so finden.“ So verwies er diesem Cavalier auf eine gelinde Art seine Unvorsichtigkeit und dieß Beyspiel beweißt, daß dieser große Censor nicht so ganz streng war, daß er sich nicht auch bisweilen gemäßigt hätte.

Er war aber auch so vollkommen in den Humanioren, daß er gar wohl Humanität vorwalten zu lassen wußte, wo es nöthig war und wo er einsah, daß die Personen es verdienten. Es milderten also diese sanftern Wissenschaften seine Strenge in der Gerechtigkeit um gar vieles.

Er war ein großer und sehr beredter Redner, ein großer Historiker und vorzüglich ein ganz göttlicher lateinischer Dichter, wovon mehrere seiner Werke unverkennbare Beweise sind.

Wollte Gott, er lebte noch, er und jener große Herr Connetable, um uns zu Censoren zu dienen, wie wir sie nöthig haben. Sie waren traun ganz andre Leute, als ein Cato, jener römische Censor, der überall zu tadeln fand alles censurirte und reformiren wollte, wovon aber der Grund bey ihm mehr in einer gewissen eigensinnigen und mürrischen Laune, in einer rauhen und harten Tadelsucht lag, als in einem bescheidenen und einsichtsvollen Bestreben eine wahre Besserung zu bewirken. Dieß letztere war

war der Fall bey dem Herrn Connetable und dem Herrn Kanzler zu ihrer Zeit, welche von Natur und durch Erfahrung so weise waren, nicht strenge, außer zu rechter Zeit und am rechten Ort, billig wenn es seyn mußte, nicht verdrüßlich und mürrisch noch Feinde von angenehmen Unterhaltungen zu seyn. Sie nahmen Raison an, waren nicht störrisch noch phantastisch, wie jener Cato, der bey seinen so rauhen Sitten und barbarischen Redensarten nicht für uns Franzosen so getaugt hätte, wie jene beyden großen Männer für uns taugten, die durch eine Reihe von Jahren und lange Erfahrungen gebildet worden, und nicht wie einige heutige Neulinge waren, die sie nachahmen wollen und doch erst von eilf Uhr bis Mittag dabey sind.

Der Herr Kanzler wurde dannoch von mehrern gehaßt und dieß zwar bloß deswegen, weil er politisch und gemäßigt und nicht hitzig und leidenschaftlich war.

Ich erinnre mich, daß als der Herr Kardinal von Lothringen vom Tridentinischen Concilium nach Fontainebleau zurückkam, er dem König und der Königinn gar sehr darum anlag, es in Frankreich publiciren zu lassen, worüber denn im Staatsrath in Gegenwart Ihrer Majestäten viel debattirt wurde. Der Herr Kanzler sprach sehr stark und entschlossen dagegen und widersetzte sich dem Antrag aus allen Kräften, indem er anführte, „es sey durchaus gegen die Gerechtsame und Freyheiten der Gallikanischen Kirche, die man nicht im mindesten verkümmern lassen dürfe, sondern vielmehr bis auf den letzten Blutstropfen aller Franzosen behaupten und verfechten müsse. Die vorigen Könige hätten ohnehin gar zu unachtsam ein Vorzugsrecht verlohren gehen lassen, das sie nie-

niemahls hätten fahren laſſen ſollen, nähmlich das Recht die Päpſte zu wählen und einzuſetzen, das ſie ſich nach Gerechtigkeit und Billigkeit erworben hatten, da ſie die Päpſte wieder in ihren Sitz eingeſetzt hatten, woran ohne ſie nie zu denken geweſen wäre. Und daran wäre kein Menſch Schuld, als ſolche zuredende Rathgeber, wie die, welche jetzt ſo angelegentlich auf die Publication dieſes Conciliums antrügen.

Er führte hierauf an: da man ſo eben erſt von einem Krieg herkomme, den Frieden theuer genug erkauft und den Krieg mit groſſem Aufwand von Frankreich nicht nur an Geld, ſondern vorzüglich an Blut ſo vieler braven und tapfern Franzoſen und ſelbſt ſeines Herrn Bruders geführt habe, ſo ſey es ganz und gar nicht rathſam, daß der König ſich dieſes ſaubern Conciliums wegen abermahls einen neuen Krieg auf den Hals ziehe; man müſſe ſich daher ſchlechterdings nicht damit einlaſſen; wenn die, welche jetzt ſo angelegentlich dazu riethen, eben ſo gut mit ins Feuer müßten wie die andern, ſo würden ſie eine ganz andre Sprache führen und weit eher auf Erhaltung des Friedens, als auf Veranlaſſung neuer Händel bedacht ſeyn.

Der Herr Kardinal nahm das Wort, und erwiederte ganz entrüſtet: „nicht er ſey es, der den Krieg wolle, oder ihn je unterzeichnet habe, wie der Herr Kanzler, der das ſeine Jämmer-Edikt unterzeichnet und geſiegelt und publicirt habe, das an allem Unheil und denen darüber in Frankreich ausgebrochenen Kriegen Schuld ſey.

Kurz beyde kamen darüber vor Ihren Majeſtäten hart aneinander; es gieng bis zu Schimpfreden und

Vorwürfen, so daß endlich Ihre Majestäten sich genöthigt sahen, sich darein zu legen, und ihnen Stillschweigen zu gebieten. Dies war aber: wie man in den Wald schreyt, schallts wieder heraus. Ich war damahls bey Hof zu Fontainebleau, und wir erfuhren es sogleich brühwarm.

Kurz, der Herr Kanzler drang durch; sein Rath wurde gut befunden und angenommen. Von der Zeit an standen sie nie gut miteinander. Es wurde ihm auch gar fein nachgetragen und heimgegeben, als man ihm die Siegel abnahm, die er sehr gern und frey abgab. Er sagte dabey: er tauge ohnehin nicht mehr für die Welthändel, die zu sehr im Argen lägen, und begab sich hierauf ganz ruhig nach seinem Gut bey Etampes. Uebrigens hatte er sich schlecht auf seinem Posten bereichert, den er zwölf bis dreyzehn Jahre bekleidet hatte, ohne je Tiranneien oder Erpressungen auszuüben, wie wohl andre sonst gethan haben.

Er befand sich just zu Haus, als das Parisser Bluthad erfolgte. Als er davon hörte, sagte er: „Ein gar schlimmer Rath! Ich weiß nicht, wer ihn gegeben hat, allein ich fürchte, ich fürchte, Frankreich wird es sauer büßen müssen!“ — Als seine Freunde ihm sagten, er möchte sich vorsehen, gab er zur Antwort: „nichts, nichts, es geschehe was Gott verfügt, wenn meine Stunde gekommen ist.“

Am folgenden Tag sagte man ihm: man sehe eine Menge Pferde auf dem Weg, welche gerade daher zögen; ob er nicht wollte, daß man Feuer auf sie geben und ihnen das Thor verschließen sollte? „Nein, nein, sagte er, wenn die kleine Pforte nicht groß genug ist, um sie herein zu lassen, so macht ihnen die große auf.“ —

Es iſt auſſer Zweifel, daß dieß beſtellte Leute waren, um ihm einen üblen Poſſen zu ſpielen. Allein ſeine Diener machten, ungeachtet ſeines Befehls die Thore feſt zu und einige ſtanden darauf; es kamen noch einige Pferde, wovon man dem Herrn Kanzler Nachricht gab, der, ohne eine Miene zu verändern, noch eine andre Sprache zu führen, als zuvor, gleiche Standhaftigkeit bewies, dem Tod unter die Augen zu treten. Es fand ſich aber endlich, daß dieſe leztern die Nachricht brachten, ſein Tod ſey nicht beſchloſſen, ſondern ihm das Leben geſchenkt.

Er antwortete trocken: er glaube nicht, je verdiene zu haben, weder daß man ihm das Leben ſchenke, noch daß man ſeinen Tod beſchleunige.

So erzählte dieß ein rechtſchaffner Mann, einer von den Freunden des Kanzlers, dem Herrn von Strozzy und mir bey der Belagerung von la Rochelle; denn wir beyde befanden uns nicht bey jenem Blutbad. Ich hätte auch nicht dabey ſeyn mögen und wenn ich zehntauſend Thaler dabey zu verdienen gewußt hätte, ſo wie mehrere meiner Kameraden.

Wir waren zu Brouage um uns zur See einzuſchiffen und eine Reiſe zu machen, als ohngefähr nach einem Jahr und drüber, glaube ich, dieſer groſſe Kanzler ſtarb, ſehr hintangeſezt, und doch der würdigſte, der jemahls dieſen Poſten bekleidete.

Ich habe zu der Zeit eine Vergleichung zwiſchen ihm und Thomas Morus anſtellen hören, einem Kanzler von England, ebenfalls dem gröſten, der je in jenem Lande war, auſſer daß der eine ſehr katholiſch war, der andre aber für einen Hugenotten gehalten wurde, ungeachtet er in die Meſſe ging. Man pflegte aber bey Hof zu ſagen: Gott bewahre uns vor der Meſſe des Herrn von Hoſpital.

Was man übrigens auch davon halten mag, ſo war er doch auf alle Fälle in jeder Rückſicht ein groſſer Mann und ein Mann von vorzüglicher Rechtſchaffenheit und Ehre.

Ich muß doch hier von ihm einen Aufſatz beybringen, den ich mit groſſer Mühe von einem meiner Freunde erhielt, und woraus man einen Theil ſeines wirklich ſchönen Lebens, die nicht gemeine Form ſeines Teſtaments und ſeine Faſſung zum Tode erſehen kann.

„Michael von l'Hoſpital, Kanzler von Frankreich, machte in ſeinem acht und ſechszigſten Jahr ſein Teſtament folgender Weiſe:"

Teſtament

des

Herrn von l'Hoſpital,

Kanzlers von Frankreich.

Ich war jederzeit ungewiß über mein Alter, weil meine Freunde ſagten, ſie hätten meinen Vater verſchieden davon ſprechen hören; bald ſagte er, ich ſey gebohren, ehe der Krieg gegen die Genueſer ausbrach, bald behauptete er, ich ſey gebohren als dieſer Krieg durch den hochſeeligen König Ludwig XII. beygelegt wurde.

Mein Vater befand ſich dabey, indem er bey dem Herzog von Bourbon als Leibarzt ſtand, der ſich ſeiner

ſeiner bald mehr wie eines Raths, als wie ſeines Arztes bediente, und keine noch ſo wichtige Angelegenheit abmachte, die er nicht erſt meinem Vater mitgetheilt und deſſen Rath darüber vernommen hatte. Als geraume Zeit hernach Karl von Bourbon durch den Neid aus Frankreich vertrieben aller ſeiner Güter beraubt wurde, und ſich zu dem Kaiſer Karl von Oeſtreich begeben hatte, folgte ihm mein Vater nach, und verließ deswegen ihm zu lieb, alle ſeine Kinder, Söhne und Töchter, indem er ſie wegen ihrer zarten Jugend und der gefährlichen Folgen dieſes Schritts nicht mit ſich nehmen konnte.

Ich war damahls zu Toulouſe, achtzehn Jahre alt, und wurde gerichtlich eingezogen, weil man Verdacht gegen mich faßte. Ich ward in die öffentlichen Gefängniſſe geſperrt, bis man mich endlich auf ausdrücklichen Befehl des Königs wieder los ließ, weil man keine Schuld an mir gefunden hatte.

Bald darauf erfolgte jene nachtheilige und berühmte Schlacht bey Pavia, wo König Franz beſiegt und kurz darauf gefangen nach Spanien abgeführt wurde. Um dieſe Zeit fing Bourbon an, bey den Spaniern, wegen ſeiner Kraft und Majeſtät verhaßt zu werden, und gerieth ſelbſt bey Kaiſer Karl in Verdacht, weil unſre Geſandte oft mit ihm zuſammen kamen, und abſichtlich mit ihm conferirten. Dieß brachte ihn zu dem Entſchluß, lieber wieder nach Italien zurück zu gehen, da er ſeine Hoffnung auf die Hand der Schweſter des Kaiſers verſchwunden ſah.

Bey ſeiner Rückkunft nach Italien fand er alles verändert; denn König Franz, der ſich unterdeſſen mit den dortigen Fürſten verbündet hatte, belagerte

Mayland. Um diese Zeit kam ich zu meinem Vater, um ihn zu besuchen. Da er sah, daß die Belagerung sich gar zu sehr in die Länge zu ziehet, und nicht wollte, daß ich meine Zeit müssig verlieren möchte, so gab er einigen Fuhrleuten den Auftrag, mich mit nach Haus zu nehmen. Mit diesen kam ich als Maulthiertreiber verkleidet aus der Stadt, ging nicht ohne große Lebensgefahr unterhalb der Stadt Asano, wo eine Besatzung lag, über den Fluß Adda. Nachdem ich diesen passirt hatte, kam ich nach Martinengo im Venetianischen Gebiet und von da nach Padua, wo von Alters her das Studium der Rechtswissenschaft florirte.

Nachdem ich mich hier sechs Jahre aufgehalten hatte, berief mein Vater mich nach Bologna und dann nach Rom, wohin der Kaiser Karl gegangen war, um sich die römische Krone aufsetzen zu lassen; denn seit dem Tod des Herzogs von Bourbon war mein Vater im Gefolge des Kaisers.

Von Bologna kam er nach Rom und von da nach Marseille, wo der Papst Clemens und der König Franz eine Zusammenkunft mit einander hatten; hier wurde auch die Vermählung Katharinens von Medicis aus der Familie des Papsts Clemens, brüderlicher Seite, mit Heinrich, dem Sohn des Königs Franz, vollzogen.

Bey meinem damahligen Aufenthalt zu Rom erhielt ich die Ehre, daß man mir die Stelle eines Richters übertrug, von denen, welche zu Rom Auditor Rotä heißen. Als ich diese auf Zureden meines Vaters wieder niederlegte, weil ihm der Kardinal Gramont die Versicherung ertheilt hatte, daß ich im Land zu größern Stellen befördert werden sollte, so kam

kam ich dadurch um meine Aussichten auf beyden Seiten. Denn meine Stelle als Auditor wurde einem andern gegeben, und auf der andern Seite blieb ich sitzen, weil der Kardinal von Gramont starb, der mich durch die Hoffnung einer Beförderung veranlaßt hatte, zurück zu gehen.

Ich fing an, das Parlament zu Paris zu besuchen, wo ich nach drey Jahren Marie Morin heyrathete, die Tochter des Kriminal-Lieutenant Morin, die mir zur Mitgabe eine Rathsstelle im Parlament mitbrachte. Nachdem ich diese ohngefähr neun Jahre bekleidet hatte, wurde ich von König Heinrich als Gesandter nach Bologna geschickt, wohin alle Bischöffe zu einer allgemeinen Kirchenversammlung zusammenberufen waren, um die Religion zu reformiren.

Nachdem ich mich hier sechszehn ganzer Monathe aufgehalten hatte, fand ich statt der Versorgung, zu der man mir Hoffnung gemacht hatte, nichts als Erbitterung und Zänkereyen unter den Prinzen und großen Herrn, die um die Person des Königs waren; denn, wie man zu sagen pflegt, die Tugend findet auf ihrem Pfad viel Hinterlist und Hindernisse.

Unterdessen nahm die Schwester des Königs Heinrich, Margaretha, eine vortreffliche Prinzessin, sich meiner an, und begnügte sich nicht, mich aus der Gefahr gerettet zu haben, sondern stellte mich auch mit unumschränkter Gewalt in ihrem Hause an, und verschaffte mir durch ihre Güte und Gnade großen Einfluß bey dem Fürsten.

Bald darauf wurde ich als Chef und Oberaufseher der Finanzen des Königs bey seiner Rechnungskammer angestellt und in dem geheimen Rath nach dem Tod des Königs Heinrich erwählt. Hernach wurde

ich dazu ausersehen, die Schwester des Königs Margaretha meine Gebieterinn nach dem Hause ihres Gemahls Philibert zu begleiten. Hier hatte ich Gelegenheit, meine Pflicht in ihrem ganzen Umfang zu erfüllen, indem ich bey der Person meiner Durchlauchtigsten Gebieterinn war, während sie schwer krank darnieder lag.

Unter der Zeit langte eiligst ein Curier vom König Franz bey mir an, der mich als Kanzler nach Haus berief, also auf den ersten und höchsten Ehrenposten, zu welchem obrigkeitliche Personen bey uns gelangen können, und der durch das Absterben des vortrefflichen Herrn Franz Olivier erledigt worden war.

Ich langte bey Hof an, sehr bestürzt und in großer Bewegung über die kriegerischen Aussichten gleich nach dem Tumult von Amboise, der nicht so wohl an sich als wegen der bald darauf erfolgten Unruhen der Partheygeister gefährlich war. Von der Zeit an hatte ich es mit jenen gleich mächtigen und verwegnen Personen zu thun, welche lieber überall mit Gewalt durchgreifen, als Vernunft und Billigkeit hören wollten [17]). Ein einleuchtendes Beyspiel davon kann die Königinn Mutter geben, die damahls in einen solchen Zustand versunken war, daß sie sich beynahe die ganze Reichsverwaltung entrissen sah. Sie beklagte sich oft deshalb gegen mich, ich konnte ihr aber kein andres Mittel angeben, als das Ansehen Seiner Majestät, mittelst dessen sie, wenn sie sich seiner geschickt bedienen wollte, leicht die Ehrsucht und die Anmassungen ihrer Gegner schwächen und in die gehörigen Schranken zurückweisen könnte.

Nun begab sichs, daß nach dem Tod seines ältern Bruders, des Königs Franz, der König Karl auf dem Thron folgte. Die Partey derer, die zur Zeit

des

des Königs Franz am meiſten gegolten und vermocht hatten, ſank, und die Macht der Königinn Mutter ſtieg ungemein. Dem ungeachtet war der Neid noch immer geſchäftig. Denn, von falſchem Irrwahn hingeriſſen, zog der König von Navarra alle Herrſchergewalt an ſich, und legte ſich den Titel eines Vormunds des jungen Königs nach den Grundgeſetzen Galliens, eigenmächtig bey.

Die Königinn Mutter im Gegentheil ſetzte ſich dagegen, und berief ſich dabey auf eben die Geſetze und Gewohnheiten, zog auch noch dazu die Beyſpiele von denjenigen Fällen für ſich an, die man ſonſt in dergleichen Umſtänden für beweiſend und entſcheidend hatte gelten laſſen.

Da dieſer Streit vor die verſammelten Stände des Reichs kam, ſo wurden dieſe durch Billigkeit — denn was kann wohl billiger ſeyn, als die Obſorge und Vormundſchaft eines Unmündigen ſeiner leiblichen Mutter übertragen? — durch Billigkeit, ſage ich, oder durch unſer unabläſſiges dringendes Anhalten bewogen, und gaben der Königinn Mutter die Obſorge und Bevormundung des Königs und ſeiner Güter, ſetzten ihr aber zugleich als Gehülfen und Rath den König von Navarra bey.

Wir währten, durch dieß Mittel die Herzen der Prinzen wieder vereinigt und durchs ganze Reich ſoviel möglich Fried und Ruhe hergeſtellt zu haben. Allein die Faction und Ligue, welche zur Zeit des Königs Franz den Zügel der Geſchäfte in Händen gehabt hatte, fand es unerträglich, daß dieſe izt von andern geleitet und geführt werden ſollten. Sie wiegelten daher den König von Navarra und die andern Herrn am Hof auf, — die ſich beſchwerten, daß ihre Macht und

Anſehn durch das Anſehn einer bloßen einzigen Mutter verkümmert würden, — um unter dem Vorwand der Religion die Waffen zu ergreifen.

Hier iſt nun nicht der Ort dazu, unſre Abſicht, zu ſagen, wie dieſe Dinge gewendet und gedreht wurden und welchen Ausgang ſie gewannen. Ich kann bloß verſichern, daß ohnerachtet vier oder fünfmahl zu den Waffen gegriffen wurde, ich dennoch jederzeit zum Frieden rieth und Frieden predigte; indem ich des Dafürhaltens war, daß nichts ſo gefährlich für ein Land ſey, als ein bürgerlicher Krieg und nichts vortheilhafter, als ein Frieden, unter welcher Bedingung er auch geſchloſſen werden möchte.

Seit dieſer Zeit fingen alle diejenigen an beynahe laut meiner zu ſpotten, die auf nichts anders ausgingen, als auf neue Veränderungen im Gang der öffentlichen Angelegenheiten, und die ganz laut und dreiſt ſagten, dieſer Krieg könnte ohne Schwierigkeit ganz gut hinausgeführt werden.

Deswegen brachten ſie den ganzen Adel, die Prinzen, Magiſtratsperſonen und Richter gegen mich auf, berathſchlagten über Krieg und Frieden ganz in geheim weil es nicht öffentlich geſchehen durfte, ohne Meynung und Rath des Kanzlers darüber zu vernehmen. Sonſt hätten ſie es auch aus eignen Kräften ausführen müſſen, ohne jemand andern darüber um Rath zu fragen, oder ſie mußten die Meynung der Parlamenter darüber erwarten, welche oft in vorkommenden Fällen Richter ſind und entſcheiden.

So haben wir beynahe den König und das Reich zu Grund gerichtet, indem alles ſich zum Verderben des Vaterlandes wendete; und damit noch nicht zufrieden, die Kräfte des Landes zu Kampf und Aufruhr

ruhr gegen einander aufgereizt zu haben, ließen sie auch noch von außen her bis in das Herz des Reichs Fremdlinge, von ihnen herbeygerufen, eindringen, die aus verschiedenen Theilen Spaniens, Italiens und Teutschlands herzuströmten.

Ach wir haben gesehen, was ich beynahe nicht ohne Schluchzen und Thränen zu sagen vermag, daß die fremden Soldaten mit uns, unsern Collegien, und unsern Gütern ihren Spott und Frevel treiben, wenn diejenigen, die sie zuerst daran verhindern sollten, selbst die Urheber und Rädelsführer davon waren, und jedes Unheil und jede Schändlichkeit gut fanden, die in Frankreich verübt wurden.

Was mich betrift, so sah ich wohl vor Augen, daß mein Bestreben dem König und der Königinn nicht zum Wohlgefallen gereichte, da der König so im Gedränge war, daß er gar keine Macht mehr besaß, ja daß er nicht einmahl mehr zu sagen wagte, was er davon dachte: und eben weil ich dieß sah, so überlegte ich mir, daß es weit anständiger und nützlicher für mich wäre, der Noth des gemeinen Wesens und den neuen Beherrschern desselben freywillig zu weichen, als mit solchen Personen mich in einen ungleichen Kampf einlassen, neben denen ich unmöglich länger bestehen konnte.

Ich räumte also der Macht des Stärkern das Feld, und entfernte mich mit meiner Gattinn, meinen Kindern und meiner Familie aufs Land. Ich bat den König und die Königinn bey meiner Abreise nur um das einzige: da sie beschlossen hätten, den Frieden zu brechen, und diejenigen mit der Schärfe des Kriegs zu verfolgen, mit denen sie kurz zuvor den Frieden verhandelt hätten, und da sie mich eben deswegen vom

Hof

Hof entfernten, weil sie gehört hätten, daß ich gegen ihr Unternehmen und damit unzufrieden sey; so bäte ich sie doch, daß sie, wenn sie auch meinen Rath nicht anzunehmen geruhen wollten, doch wenigstens einige Zeit darauf, wenn sie den Wunsch ihres Herzens befriedigt und ihren Durst nach dem Blut ihrer Unterthanen gesättigt hätten, die erste Gelegenheit, die sich zum Frieden darböte, mit beyden Armen ergreifen möchten, ehe die Sache noch zu einem unheilbaren Verderben ausschlüge; denn, was auch hinter diesem Krieg stecke, so könne er doch nicht anders, als für den König und das Königreich höchst verderblich seyn.

Nachdem ich diese Vorstellung vor meiner Abreise vom Hof vergeblich gemacht hatte, gieng ich mit der äußersten Traurigkeit weg, indem es mir schmerzlich zu Herzen gieng, daß der junge König und seine Brüder mir in einem solchen Alter und zu einer solchen Zeit entrissen worden waren, da sie unsrer Leitung und unsers Beystandes am höchsten bedurft hätten. Wenn ich ihnen weder mit meinem Rath noch mit meiner Hülfe beystehen konnte, so sehr und so lange ich es auch wünschte; so rufe ich Gott und alle Engel und Menschen zu Zeugen an, daß dieß nicht meine Schuld ist, und daß nie etwas meinem Herzen so theuer war, als das Wohl und Heil des Königs und meines Vaterlands. Was mich vorzüglich schmerzte, war dies, daß die, die mich vertrieben hatten, sich hinter den Deckmantel der Religion versteckten, während ihnen selbst Erbarmen und Religion fremd waren, und während ich versichern kann, daß nichts sie mächtiger zu diesem Schritt antrieb, als der Gedanke, daß es ihnen, so lang ich meine Stelle bekleidete, unmöglich seyn würde, die Edicte des Königs zu übertreten,

ten, und sein und seiner Unterthanen Vermögen zu plündern.

Uebrigens sind es beynahe fünf Jahre, daß ich hier das Leben des Laërtes lebe, ohne der Meinigen zu gedenken, so wenig als sie meiner gedenken. Ich möchte nicht gern das Andenken der Leiden auffrischen, die ich in dieser Stelle bey Hof sowohl öffentlich als im Stillen erduldete. Doch darf ich auch nicht verschweigen, daß mir von Seiten des Königs und der Königinn nichts Uebels wiederfuhr, und wenn mir auch etwas dergleichen wiederfahren ist, so ist es sicher wider ihren Willen geschehen.

Gegenwärtig da ich mich außer einer ganzen Menge andrer seit sechs Monathen erduldeter Krankheiten von der unheilbaren Krankheit, Alter genannt, hart mitgenommen sehe, habe ich erwogen, daß es Zeit sey, meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, wie dies unter den Menschen so üblich ist, und Einrichtungen zu machen, welche ich von meinen Erben unverletzlich gehalten wissen wünschte, und von denen ich hoffe, daß sie solche aus rechtem guten freyen Willen ins Werk setzen sollen, mehr durch Freundschaft zu mir, als durch irgend einen Zwang des Gesetzes vermocht. Denn diese Einrichtungen weichen in nichts von den Rechten und Vorschriften der Natur ab, sind auch ihrem Nutzen und Vortheil keineswegs zuwider.

Erstlich will und ordne ich, daß all mein Gut und Erbe denjenigen zukomme, denen es vermöge der Gesetze und Gewohnheiten des Landes gehört, und mache hierinn keinem eine Satzung noch Verordnung zu seinem Nachtheil.

Ferner will ich, daß meine geliebte Frau und Ehegattinn Maria Morin das alles zum gemeinschaftlichen

lichen Nutzen mit sonderer Treue verwalte, und versehe mich zu ihr mit aller Zuversicht, daß sie das Vermögen nicht in Abnahme gerathen lassen, sondern vielmehr pflichtlich erhalten, und zum Nutzen der Kinder vermehren wird; weswegen ich hiermit verbiete, ihr einige Rechnung oder Rechenschaft über ihre Tutel und Curatel abzufordern, sondern will, daß alles ganz ihres Gefallens gehe und geschehe.

Ich verordne ferner, daß alles, was sie vorgenommen haben wird, von den Erben und Erbnehmen nicht nur für richtig, sondern auch für gut gehalten werden solle.

Gleicherweise will ich, daß meine Enkel, von meiner Tochter gebohren, welche von der Familie der Hurauts sind, neben ihrem Geschlechtsnahmen noch einen führen sollen, dergestallt, daß der Erstgebohrne sich Karl Huraut L'Hospital nenne, welcher beygefügte Nahme dazu dienen wird, die sehr zahlreiche Familien der Hurauts von einander zu unterscheiden; so wie solche Zunahmen überhaupt ehedem in Rom gebräuchlich waren, und man auch in Frankreich ähnliche Beyspiele davon findet.

So ist auch meine Absicht hiebey, daß meines Nahmens Gedächtniß bey dieser Familie erhalten werde, in welche ich die schönsten Stellen des gemeinen Wesens selbst das Amt eines Kanzlers mit gebracht habe; dieß soll sie, wie ich hoffe, anfeuern in die Fußstapfen ihres Großvaters zu treten, um sich dereinst zu dergleichen Ehrenstufen zu erheben.

Ich nenne und setze Magdalenen von L'Hospital zur Universalerbinn meines sämmtlichen Vermögens, und verlasse und legire kraft dieses meines letzten Willens meinen ganzen schriftlichen und Bücher-Nachlaß mei-

meinem Enkel Michael Huraut L'Hospital, der mir mehr Anlage und Neigung zu den Wiſſenſchaften zu haben ſcheint, als die andern kleinen.

Dabey will ich jedoch, daß meine Ehegattinn und Tochter mein ganzes Bücherweſen unter ihre Aufſicht und Verwahrung nehmen, auf daß niemand etwas davon entfremde, und ſollen es gedachtem Michael übergeben, wenn er die Jahre erreicht haben wird; unter der Bedingung, daß meine Bibliothek zum Gebrauch derer von ſeiner Familie zuſammt ſeinen Domeſtiquen und andrer, die im Hauſe aus- und eingehen, offen ſtehen ſoll.

Dagegen will ich, daß man jedem meiner Enkel fünf hundert Pfund zur Ausgleichung für ihren rechtlichen Antheil daran gebe, damit keiner ſich beſchweren könne, ein andrer hätte etwas vor ihm vorausbekommen und er habe um ſo viel nachſtehen müſſen.

Was die Verzeichniſſe und Aufſätze von den Gold- und Silber- und Kupfer-Alterthümern und Münzen betrifft, wie auch was ſonſt noch dergleichen in meinem Hauſe befindlich iſt; ſo ſollen ſolche demjenigen zukommen, den meine Gattinn und Tochter dazu ernennen werden, was ich, ſo wie auch ſonſt in allen Stücken, ganz ihrem Gutdünken anheimſtelle.

Ich würde mich nie erdreuſtet haben, die Königinn Mutter mit meinen Privatangelegenheiten zu behelligen, da mir allzu gut bewußt iſt, wie ſehr ſie ohne dem ſchon mit der Sorge für ſo viele Staatsangelegenheiten beläſtigt iſt, wenn ſie ſich nicht aus eignem gnädigen Willen erboten und mir öffentlich erklärt hätte: daß ſie für mich und die meinigen ſo wohl zu meinen Lebzeiten als nach meinem Hinſcheiden ſorgen wolle; indem ſie mich laut und vernehmlich verſicherte,

ſicherte, daß wenn ſie vor mir ſtürbe, ſie gegen alle Menſchenpflicht verſtoßen würde, wenn ſie dem König und ihren andern Kindern nicht die Treue, Einſicht, Betriebſamkeit und den mühevollen Fleiß rühmte, die ich für ihre Angelegenheiten in ihrem noch zarten Alter bewieſen hätte, die ich auch ſelbſt zu den ſtürmiſchſten Zeiten, bey großen und kleinen Angelegenheiten des Königs und des Reichs verwendete, was gedachte königliche Kinder wegen ihres zarten Alters noch nicht ſo einſehen konnten: da aber Ihre Majeſtät ſo liberal und gnädig gegen mich waren, ſo iſt es auch billig, daß ich ihrer Liberalität und Wohlthätigkeit genieße, ſo weit die Vernunft es will und erlaubt.

Es genügt mir und den meinigen, daß ſie uns gnädig ſey und ſie und der König erzeigen uns ſchon große Gnade dadurch, wenn ſie nicht zugeben, daß man uns einige Ungerechtigkeit zufüge, und uns ſchlecht und recht zu leben erlauben: wollen ſie zu dieſer Gnade noch etwas drüber hinzufügen, ſo werden wir es alles für eine beſondere Wohlthat und als unverhofftes Gut erkennen.

Es kann ihnen traun nicht zur Unehre oder Tadel gereichen, ihren unterthänigen Diener mit irgend einer anſtändigen Belohnung begnadigt zu haben.

An Sie wende ich mich jetzt, gnädigſte Frau Herzoginn Margaretha von Savoyen und bitte Sie, die Sie jederzeit mir Güter und Ehrenſtellen zugewendet und mir und den meinigen in Förderung meines Glücks niemahlen entſtanden ſind. Ich bitte Sie alſo flehentlich, daß Sie die Liebe und Gnade, die Sie zu mir und den Meinigen im Leben trugen, auch noch meinem Tod gegen meine Frau und Kinder fortſetzen möch-

möchten; doch allemahl ſo, daß Sie ſich eben ſo gut Ihrer Macht und Ihres Anſehens ganz nach Ihrem gnädigen Wohlgefallen bedienen, ſo daß Sie die Verwaltung meines Vermögens meiner Frau überlaſſen und einigen von meinen Domeſtiquen, wie es Ihnen gefallen wird.

Ich will, daß alle meine Medaillen von Kupfer, Marmorbilder und auch alle meine alten Gold- Silber- und andre Münzen unzertrennt bey meinem Hauſe verbleiben, der Discretion meiner Frau überlaſſen, ſo wie auch vier ſchöne Vaſen von teutſcher Arbeit und jene ſchöne Münze, die ich von meiner Frau Gebieterinn empfing.

Ich will, daß man zwanzig Thaler Einkommen Gottes Gabe meiner Schweſter Franziska im Kloſter gebe, ſo lange ſie lebt.

Mein Schwiegerſohn wird darauf ſehen und Sorge tragen, daß meine Briefe über das bürgerliche Recht, die ich in meiner Jugend methodiſch in Artikeln ordnete, nicht zerriſſen noch verbrannt, ſondern dem fähigſten meiner Enkelſöhne gegeben werden, der ſie nach dem Vorbild ſeines Großvaters nach Gelegenheit vollenden kann.

Was mein Leichenbegängniß und Begräbniß betrifft, Dinge, welche bey Chriſten nicht in großer Achtung ſtehen; ſo überlaſſe ich es meiner Frau und meinen Hausgenoſſen es damit zu halten, wie ſie wollen.

Ferner will ich, daß meine Diener und andre ganz nach dem Gutdenken meiner Frau belohnt werden ſollen, als welche über alle mein Vermögen zu ſchalten und zu walten hat, und dafür angeſehen werden ſoll.

Endlich empfehle ich euch allen, euch unter einander zu ehren und zu lieben.

„Ich habe dieß alles eigenhändig unterzeichnet, als ich mein Ende im Herrn herannahen fühlte, am dritten März, 1573."

Dieß iſt der Aufſatz dieſes großen Mannes, den er ganz eigenhändig ſchrieb. Wollte Gott, wir könnten noch andre von ihm ſehen, die uns vorenthalten werden und um die es gar ſehr Schade iſt.

Auch nach ſeinem Tode konnten ihm ſeine Feinde den Preis nicht nehmen, daß er der größte Mann ſeines Standes war, der je war und ſeyn wird, wie ich dieß ſelbſt von ihnen gehört habe, ohnerachtet ſie ihn immer dabey verleumdeten, daß er im Herzen ein Hugenot geweſen ſey.

Fortſetzung

von dem

Connetable von Montmorency.

Ich kehre jetzt wieder auf meine Hauptſtraße zurück, von der ich einen längern Abſtecher gemacht habe, als ich erſt gedacht hatte.

Ich komme alſo noch einmahl auf dieſen großen Connetable, der, wenn er den erſten bürgerlichen Krieg zur Ehre Gottes unternahm, mit gleich frommen Geſinnungen auch in den zweyten zog, ſowohl zum Preis und Ruhm Gottes und ſeiner Kirche, als aus Unwillen

über

über den Ueberfall bey Maux und den Schimpf, der dabey dem König angethan wurde; worüber er so entrüstet war, daß er schwur, die Hugenotten und seine Neffen und alle müßten zu Grund gerichtet werden, oder er auf dem Platz bleiben. Deswegen lieferte er ihnen die Schlacht bey Saint Denis, wozu er die Gelegenheit sehr einsichtsvoll ersah, nach seiner gewöhnlichen Vorsicht und Weisheit im Krieg. Doch dieß ist in unsern Geschichtbüchern zu lesen.

Ich will nur das einzige anführen, daß dieser große Feldherr sich bey dieser Gelegenheit nicht nur als ein einsichtsvoller General, sondern auch als ein sehr tapferer Kriegsmann bewies. Und man erwäge einmahl in welchem Alter! Er stand in seinem vier und achtzigsten Jahr, und dennoch kämpfte er, da er als derjenige, den man vorzüglich bemerkte, wütend angefallen wurde, mit außerordentlicher Tapferkeit und wehrte sich wie ein braver Mann. Er stach einen Adelichen, da wo der Harnisch zu Ende ist, mit dem Degen durch den Leib, daß er nieder stürzte. Während er dieß that, kam ein andrer her, der ihn selbst mit einem Pistol durch den Leib schoß; der Schuß drang leicht ein, da der Küraß nicht Probefest war, und dieß der Leichtigkeit wegen, weil man den alten Greis nicht mit einem schweren beladen durfte.

Er verlohr indessen den Muth nicht, warf sich augenblicklich gegen den, der ihn verwundet hatte, herum, und stieß ihn mit seinem Degengefäß ins Gesicht, so daß ihm zween Zähne davon in Hals fuhren und er lange Zeit nur Brühen kauen konnte.

Ueberdieß war er noch hartnäckig aufs Gefecht erpicht, so daß er noch an drey oder vier Orten verwundet wurde. Endlich aber schwanden nach und nach

seine Kräfte und er sank erschöpft nieder. Als er wieder zu sich selbst gekommen war und man ihn aufgehoben hatte, erkundigte er sich sogleich, ob es noch hoch am Tag sey und sagte, man müsse sich nicht damit aufhalten, sondern den Sieg hitzig verfolgen; denn er war unser.

Welch ein Herz und welcher Geist in diesem braven Greis! Er wendete sich hierauf gegen den Herrn von Sansay, einen wackern Cavalier, den er sehr liebte und sagte zu ihm: „Mein Vetter von Sansay, (denn so nannte er ihn allezeit) ich bin ein Mann des Todes; ich achte es aber für ein großes Glück, eines solchen Todes zu sterben. Ich hätte auf keinem schönern Kirchhof, als dieser ist, sterben und begraben werden können. Sagt meinem König und der Königinn, ich hätte das glücklichste Ende und den schönsten Tod in meinen Wunden gefunden, den ich so oft für ihre Väter und Ahnen gesucht hätte."

Hierauf fing er an, seine gewöhnlichen Gebete zu verrichten, indem es ganz sein Wille und Gedanke war, auf diesem Schlachtfeld zu sterben. Allein die welche um ihn waren, versicherten ihn, wie dieß gewöhnlich geschieht: daß es nichts zu bedeuten habe, und daß er unter Gottes Beystand gar wohl wieder genesen könne; es sey höchst nöthig, daß er sich von da weg und nach Paris bringen lasse, was er sehr ungern zugab, indem er immer sagte — der wackre Mann! — er wolle auf dem Schlachtfeld sterben, wie das von jeher sein Wunsch gewesen sey. Endlich wurde er aber so lange gebeten, ermahnt und gedrängt, bis er endlich zugab, daß man ihn wegbrachte.

„Nun so sey es denn, sagte er, aber nicht, als ob ich hoffte davon zu kommen. Denn ich bin ein

todter Mann; sondern um den König und die Königinn noch einmahl zu sehen, Abschied von ihnen zu nehmen und ihnen durch meine Wunden und meinen Tod die Versicherung der Treue zu überbringen, die ich jederzeit für ihren Dienst gehegt habe." Dieß wußte er ihnen mit grosser Standhaftigkeit zu sagen, ohnerachtet ihm dabey die Thränen in den Augen standen; auch sagte er ihnen dieselben Worte, die er dem Herrn von Sansay an sie aufgetragen hatte, und noch eine Menge anderer.

Ihre Majestäten hörten ihn mit häufigen Thränen an, so wie auch alle, die im Zimmer waren und nicht satt werden konnten, den grossen Muth dieses Herrn zu loben und zu bewundern. Er verschied hierauf unter heftigen Schmerzen, aber mit einem unsterblichen Ruhm. Denn man schlage mir einmahl alle Geschichtbücher der Welt nach und nie wird man eine solche Tapferkeit, ein solches Alter und einen solchen Tod zusammen in einer Person vereint finden.

Wir glaubten bey der Armee, und so war es auch wirklich, Stuart, ein schottischer Cavalier aus einem sehr guten und grossem Hause, sey derjenige, der ihm diesen Pistolenschuß beygebracht habe; denn dieser gab sich damit ab, Kugeln von solcher Zusammensetzung zu machen, daß kein Küraß so fest und probehaltig war, den sie nicht durchschlugen. Man hieß diese Kugeln, Stuarten; und er machte gewöhnlich unter seinen hugenottischen Freunden Geschenke damit.

Es bedurfte aber keiner solchen, um durch den Küraß des Herrn Connetable zu dringen; denn er waffnete sich, wie gesagt, sehr leicht wegen seines Alters und der Schwäche seines hinfälligen Körpers.

Dieſer Stuart wurde nachher bey der Schlacht bey Jarnac lebendig gefangen und vor Monſieur unſern General gebracht. Der Herr Marquis von Villars, welcher gegenwärtig war, konnte ſich nicht enthalten, ſo bald er ihn erblickte auf ihn los zu gehen: „Ha, Schurke! Du biſts, der meinen Bruder den Connetable ſo ſchändlich ermordete. Du ſollſt mir ſterben!“

Er wendete ſich hierauf an Monſieur und ſagte zu ihm: „Gnädigſter Herr, ich bitte Sie, ich flehe Sie, geben Sie mir ihn, um der Dienſte willen, die ich Ihnen je leiſtete, damit ich ihn augenblicklich hier vor Ihren Augen niederſtoßen laſſe.“ Monſieur ſchlug es ihm ab; da aber der Marquis mit Bitten gar nicht nach ließ und lang und ungeſtüm in ihn drang, ſagte Monſieur endlich, mit abgewandtem Geſicht: „Nun gut, ſo ſey es.“ —

„Ach, gnädigſter Herr, ſchrie Stuart, Sie ſind ein ſo edler großmüthiger Prinz, daß Sie unmöglich Ihre Augen noch Ihre ſchöne Seele mit einem ſo ſchandlichen Anblick beflecken wollen können.“ Man führte ihn aber etwas abwärts von Monſieur, jedoch nicht ſo weit, daß er es nicht noch wohl hören konnte, entwaffnete ihn und ſtach ihn mit kaltem Blut nieder.

So opferte ihn der Bruder den Manen des Bruders zum Zeichen ſeiner brüderlichen Liebe, in der Hoffnung, ſeine abgeſchiedne Seele dadurch ruhiger und glücklicher zu machen. Wie einſt Achilles mit Hektor, ſeinem Vertrauten, Patroklus, zu lieb, that in der Meinung, daß dieß ihm etwas helfen oder doch zu ſeiner Zufriedenheit beytragen könnte. Man ſagte, daß dieſer Stuart einige Jahre zuvor den Präſidenten

Minard Abends, als er von dem Parlament nach ſeiner Wohnung gieng, ebenfalls getödet habe, es ſey nun wegen einiger Prozeſſe, in denen er ihm nicht nach Wunſch geſprochen hatte, oder um der Religion willen.

Dieß war ſo ein Cavalier, der ganz für dergleichen Streiche gemacht war: denn er war ſehr eifrig reformirt und dabey ſehr brav und tapfer, von gutem Anſtand und Ausſehen und ſehr entſchloſſen. Er hatte ſich auch in dieſen Credit geſetzt und furchtbar gemacht, beſonders bey dem Herrn Kardinal von Lothringen, woher das kleine Pasquill entſtanden iſt:

Garde-toi, cardinal, que tu ne ſois traité à la Minarde, d'une Stuarde. *)

*) Sieh dich für, Kardinal, daß dirs nicht gehe wie Minard, durch eine Stuarte.

Einige waren damahls der Meynung, gedachter Stuart hätte damahls um dieſer Sache wegen nicht auf ſolche Weiſe ums Leben gebracht werden ſollen; denn wenn man ſich im Handgemenge eines hitzigen Gefechts befindet, ſo überlegt man nicht erſt lange, wo man hinſchlägt, ſondern haut zu ins Kreutz und in die Quere, es mag nun einen König, einen Prinzen oder einen Großen treffen. Jeder iſt nun einmahl darum da, um tod zu ſchlagen, ſich ſeiner Haut zu wehren und Ruhm zu erwerben.

Auf der andern Seite aber muß man doch auch der Freundſchaft eines Bruders etwas zu gut halten und dem Blute, daß ſich nicht verleugnen läßt und um Rache ſchreyt, es ſey auf welche Art es wolle. Nur ſollten ſolche Schritte höchſtens in der erſten Hitze und nicht mit kaltem Blut gethan werden.

Es gab damahls viel darüber zu reden und fehlte nicht an Leuten, welche sagten: da er im Krieg gefangen genommen worden sey, so hätte er auch als Kriegsgefangener behandelt werden müssen; oder hätte er gar nicht gefangen genommen werden sollen.

Dem ohnerachtet hatten er und Chaßelier gleiches Schicksal hierinn, was freylich der Baron d'Ingrande und Prune zur Wiedervergeltung mit ihrem Leben büßen mußten. Denn da sie in feindliche Gefangenschaft geriethen, so wiederfuhr ihnen, da man feindlicher Seits die Erwerbung jener Leuten vernahm, gleiches Schicksal, nach dem Kriegsrecht, welches nicht gestattet einem Feind mehr hingehen zu lassen, als man selbst thut, wenn man sich nicht etwas aus Bravade heraus nimmt; was man nachher oft zu bereuen hat. Dies haben Kriegsleute wohl zu überlegen und die Folgen zu bedenken, die daraus entstehen können.

Um nun noch einmahl auf unsern großen Connetable zu kommen, so haben wir gesehen, was für ein schönes Ende er nahm und welche schöne Gedanken er dabey äußerte, daß er endlich einmahl gefunden hätte, was er so lange gesucht habe. Daran sprach er wahr, und hatte es oft und viel bewiesen. Denn außer einer Menge Gefechte und Scharmützel, deren Aufzählung und Darstellung viele Zeit und Mühe erfordern würde, hat er sich in seinem Leben in sieben großen Schlachten befunden, welche der Spanier im eigentlichen Sinn Jornadas oder Batallas nennt, worinn er auf vorzüglichen Posten commandirte und in welchen er entweder gefangen oder verwundet wurde, bis er bey der letzten endlich gar blieb, nachdem er in jeder sich ganz vorzüglichen Ruhm erworben hatte.

Die

Die erſte war die Schlacht bey Ravenna, wo er wegen ſeiner groſſen Jugend noch nicht commandirte, ſondern ſich bloß ſeines Vergnügens wegen bey der Armee aufhielt und bey der Hauptfahne diente, unter der ſich oft der freywillige Adel befindet und ſo viel oder noch mehr leidet, als die, welche obligirt ſind.

Die zweyte iſt die Schlacht bey Marignan gegen die Schweizer, wo er (ich glaube, dieß ſo gehört zu haben, wo ich nicht irre) in der Qualität eines Hauptmanns bey der Compagnie der Grauarmen des Baſtard von Savoyen, eines Bruders der Frau Mutter, Chrisms des Königs und nachherigen Schwiegervaters derſelben diente. Ein ſehr anſtändiger Poſten für ein Alter um dieſe Zeit. Wenigſtens, wenn er nicht daſelbſt commandirte, ſo commandirte er doch bald nachher, und commandirte er auch nicht, ſo hatte er doch irgend einen andern ehrenvollen Poſten; denn ſo habe ich es gehört, wiewohl ich mich nicht mehr ſo ganz deutlich darauf beſinne.

Die dritte Schlacht war die bey la Bicoque, wo er als Oberſter bey den Schweitzern ſtand. Er war an der Spitze, hatte, wie ſichs gehört, eine Pike in der Fauſt, war vom Kopf bis zum Fuß gerüſtet und geharniſcht, und kämpfte ſo tapfer und unermüdet, daß er ſtark dabey verwundet wurde, und unter den Todten auf dem Schlachtfeld liegen blieb.

Bey der vierten, welches die Schlacht bey Pavia war, war er durch den Tod ſeines Schwagers, des Herr Marſchalls von Caſtillon, Marſchall von Frankreich. Als er hier Abends von der Nachtwache auf Kundſchaft ausgegangen war und am andern Morgen früh das Getöſe der Schlacht vernahm, die durch Kanonen-

Kanonenschüsse von beyden Seiten verkündet wurde, kehrte er sogleich um, marschierte zurück und dieß in solcher Eile, daß er in dem Augenblick anlangte, als eben das große Schauspiel seinen Anfang nahm. Unverweilt stürzte er sich hier so tief ins Gedränge, daß er, nachdem er wacker um sich geworfen hatte, endlich ebenfalls gefangen genommen wurde, wie die andern.

Bey der Schlacht bey Saint-Quentin, welches die fünfte war, gerieth er ebenfalls in Gefangenschaft. Diese Schlacht wurde ihm von dem Prinzen von Piemont und dem Grafen von Egmont geliefert, nachdem er sich unter den Augen des Feindes verproviantirt hatte. Er mußte sich zurück ziehen, weil er ohngefähr fünf hundert Büchsenschützen, die er nicht im Stich lassen wollte, aus einem Paß herauszog, dessen sich der Graf Egmont bediente. Er hatte durch Verproviantirung des Platzes einen sehr schönen Coup und einen sehr schönen Rückzug gemacht; denn bisweilen haben große Feldherrn die Maxime, daß es nützlich sey, einen kleinen Posten verlohren gehen zu lassen, um eine ganze Armee zu retten.

Der Herr Connetable verlohr darüber, daß er auf seinem Rückzug überfallen wurde, die Besonnenheit nicht, denn er hatte wohl schon andre Fälle erlebt, sondern faßte wacker Fuß und wählte sein Schlachtfeld sehr einsichtsvoll. Er bot hierauf dem Feind die Spitze, schlug sich tapfer mit ihm herum und nachdem er sich wie ein Mann gehalten hatte, wurde er endlich gefangen genommen.

Man sagte sich damahls in Frankreich, er beschwere sich über einige, die ihn nicht gar zu gut unterstützt hätten, worüber sich eine große Dame am Hof damahls sehr artig folgendermaßen ausdrückte:

„Man

„Man bedenke, daß er, wenn er ſich von Leuten, die ihn allezeit umgaben nur im mindeſten gedrängt und incommodirt ſah, die Gewohnheit hatte, zu rufen: Vorgeſehn, Platz da! Retirirt euch!“ *)

Wirklich hatte er es auch in der Gewohnheit, ſo zu rufen, es ſey nun daß er wirklich Urſache dazu hatte, oder daß es ihm nun einmahl ſo gelauf war, dergeſtalt, daß ein jeder fürchtete: er möchte eben das zu ihm ſagen. Oder vielleicht ſagte ers auch juſt damahls und man entfernte ſich ſo weit von ihm und wagte ſich ſo wenig ihm nahe zu kommen und um ihn zu ſeyn, daß er ganz im Stich gelaſſen und allein gefangen genommen wurde. Auf alle Fälle hatte er die größte Ehre davon, denn er hätte ſich gar gut davon machen können, wenn er gewollt hätte.

Seine ſechſte Schlacht war die Schlacht bey Dreux, wo er, wie ich ſchon geſagt habe, verwundet und gefangen wurde.

Das letzte Treffen endlich lieferte er wie ebenfalls erzählt iſt, bey Saint-Denis, wo er einen ſo ehrenvollen Tod fand.

Dieß ſind die ſieben Schlachten, worin er ſich befand. Bey den drey letztern commandirte er als Connetable und General.

Die erſte ſchöne Probe, die er ablegte, die erſte Gelegenheit, wo er die ſchöne Hoffnung erregte, einſt einen großen Feldherrn zu zeigen, war in der Lombardey unter dem Herrn von Lautrec. Dieſer hatte Caſſano ſechs Wochen lang belagert. Als er Nachricht erhielt, daß von der andern Seite her ſtarke Proviant-Zufuhren geſchähen, ſchickte er den Herrn von Montmorency und den Ecuyer Boucard ab, um dort zu ſtreifen, den Furagirern das Handwerk zu legen,

und

und die Mühlen abzubrechen, wenn sie dazu kommen könnten.

Beucard, welchem der Herr von Montmorency die Plänkler gegeben hatte, stieß sieben bis acht Meilen vom Lager des Herrn von Lautrec auf die Feinde, und fiel sie nachdrücklich an, denn er war brav und tapfer. Hier war es aber zu seinem Nachtheil; denn die Feinde hielten seinen Stoß aus, durchbrachen ihn und warfen ihn auf den Herrn von Montmorency zurück. Als dieser sie von ferne her in Unordnung auf der großen Straße von Mayland daher stehen sah, warf er weislich seine Büchsenschützen auf beyde Flügel, indem die Straße breit und geräumig ist, ließ dann seine Leute rechts und links schwenken, um die Flüchtlinge durchzulassen, indem er befürchtete, sie mögten sonst seine Schlachtordnung einreissen, was auch ohne diese Vorsicht unfehlbar geschehen wäre; sobald sie durchwaren, ließ er sogleich wieder schließen, so daß die Feinde, die in gebrochnen Gliedern nachsetzten, vermittelst der Büchsenschützen überflügelt und geschlagen wurden und man den Lieutenant, den Fähndrich und den Fahnenjunker zu Gefangenen machte, nebst einer guten Anzahl von Gensdarmen des Dom Raymond von Cardonna, welcher als Vice-König zu Neapel geblieben war; eben derselbe, der bey Ravenna geschlagen wurde!

Dieß war immer ein schöner Zug von einem jungen Offizier, der hier anfing zu zeigen, daß er einst mit der Zeit ein großer Feldherr werden würde, wie wir auch seither gesehen haben. Man darf sich daher nicht wundern, wenn jener große Kaiser Karl V. selbst ihn für einen solchen hielt.

Ich habe sagen hören, daß als er die Einnahme von Metz, Toul und Verdun, besonders aber die von

Metz

ets erfuhr, er ihn lobte und ganz außerordentlich be-
nderte, daß eine solche, so große und so volkreiche
ichsstadt ohne Schwertstreich weggenommen wur-
, einzig durch eine solche Kriegslist und Verschlagen-
t, die ich hier nicht beschreiben will, da sie in den
schichtbüchern aufgezeichnet ist.

Man nannte ihn daher auch von der Zeit an den
en, weisen und seinen Nestor der Franzosen, wie der
dre beym Homer der Nestor der Griechen war. Im-
sen war doch zwischen beyden ein sehr großer Unter-
ied, wenn man anders annimmt, daß es einen alten
geben habe. Denn der Griechische war ein alter Kauz,
nicht aus seinem Zelte oder aus seiner Küche kam,
dern wie eine unbewegliche Bildsäule da saß, und
h Art eines finstern Präsidenten sein Gutachten und
e Rathschläge gleich Orakelsprüchen ertheilte.

Unser französischer Nestor hingegen ertheilte die
igen im Krieg, auf seinem Sattel oder zu Fuß,
z gerüstet und geharnischt, den Degen in der Faust,
rte sich selbst mit und sorgte für unversehene Kriegs-
gnisse nach dem eignen Anblick und nicht nach dem
rensagen.

Was Staatsangelegenheiten betrift, so ist da
z außer Zweifel, daß er darin mehr Einsichten be-
, als irgend einer in der ganzen Christenheit; denn
hatte unter dem König Franz beynahe dreyßig Jahre
diesem Fach gearbeitet, indem er sich diese Zeit über
stentheils in dem Fall befand, daß der König ihn
ait belud.

Nachher unter der Regierung des Königs Hein-
, der sie ganz seiner Sorge überlassen hatte, ohne
htet der Herzog von Guise und sein Bruder der Kar-
l ihm dabey in etwas unter die Arme griffen,

wollen

wollte er doch alles selbst wissen und ansehen. Er präsidirte gewöhnlich bey den Staats-Rathsversammlungen und den Geschäften des Königs, wenn er nicht durch Krankheit oder andere wichtigere Geschäfte abgehalten wurde. Denn durch Lustbarkeiten ließ er sich nicht abhalten und verlegte sich solche mehr, als seiner Neigung angemessen war, indem er ein großer Liebhaber von der Jagd, besonders von der Vögeljagd, war.

Alle geheimen Sekreteirs ermangelten nicht, ihm täglich Rechenschaft von ihren Stellen zu geben, worunter sehr große Personen waren, wie die Herrn von Aubespine, von Bourdin, du Thier, sonst Beauregard und Marchaumont; seinen eigenen, Dorbois, ein Biscayer, ungerechnet, der ein sehr geschickter Mann war und seinen Herrn so ganz in seiner Gewalt hatte, wie seit langer Zeit nicht gesehen worden ist.

Sehr oft ließ er sie unter seiner Aufsicht schreiben. Es war oft der Fall, daß er auf einmahl ihrer dreyen dictirte, und dazu er selbst, der wackre Mann, noch eigenhändig etwas dabey schrieb, was ein großer Beweis von einem scharfen Verstand und einem glücklichen Gedächtniß ist.

Er verstand sich sehr gut auf die Finanzen, denen er zu seiner Zeit sehr gut vorstand, um damit die großen Kosten zu bestreiten, die durch die Kriege und andre Gelegenheiten für den König nothwendig wurden, ohne dem Volk zur Last zu fallen, dem es damahls lauter Süßigkeit war, statt daß es nachher zu Gift wurde. Auch muß man ihm dabey zum Ruhm nachsagen, daß er bey dem großen Gouvernement, das er hatte, und bey dem großen Ansehen, in dem er in allen Fächern stand, sich nicht so sehr bereichert hat, als

ls man wohl denken ſollte und als manche gethan ha-
en, die nach ihm gekommen ſind und ſich ſo voll ge-
ſtopft haben, daß es ſie, glaube ich, ſchwer auf der
Seele drücken wird, von allen den harten Bedrück-
gen, die ſie das arme Volk leiden ließen, Rechenſchaft
u geben.

Denn, wenn der Herr Connetable auch reich
arb, ſo iſt doch ſicher nicht zu leugnen, daß er von
einen Herrn, den Königen, Geſchenke und Wohlthe-
en erhielt, die er aber auch wohl verdient und im
Schweiß ſeines Angeſichts erworben hat, durch die
ielen guten Dienſte, die er ihnen leiſtete und dadurch
hr und des Landes Wohl ſehr beförderte, wäre es
uch nur durch die Stadt Mez, welche von ſolcher
Wichtigkeit iſt, daß wenn die Herrn Fürſten Teutſch-
ands eine Peruaniſche Goldmine hätten, wie ein
König von Spanien, ſie gerne viele Millionen Gol-
es dafür geben würden, und daß der König von Spa-
ien ſelbſt, wenn es feil wäre, das Geld daran wen-
en würde, da ihm der Platz ſehr gut zu ſtatten käme,
ngeachtet er für ihn nicht von ſolcher Wichtigkeit iſt,
ls für die Teutſchen. Den Erwerb dieſes ſo wich-
igen Platzes hat man niemand anders zu danken,
ls dem Herrn Connetable, und zwar ihm ganz allein.
Denn hätte er ihn nicht durch Weisheit und Liſt ein-
ekommen, ſo würde er nie erobert worden ſeyn; er
wäre bey dem mindeſten Widerſtand von Seiten
er Beſatzung, nie in franzöſiſche Hände gekommen.
Dieß hat man alſo ihm zu danken, ſo wie ſonſt noch
ine Menge andrer beträchtlicher Dienſte. Es iſt all-
emein bekannt, daß ohne ſein einſichtsvolles Bene-
men im Lager bey Avignon der Kaiſer ganz Provence
ufgerieben haben würde. Hätten wir nicht Piemont
urückgegeben, um den Frieden damit zu erkaufen, ſo

wäre

wäre es noch unser, und die erste Eroberung davon hat man dem Herrn Connetable zu verdanken, durch die Erstürmung des Passes von Susa, von welcher alles abhing.

So viele andre schöne Eroberungen und Erwerbungen und Züge hat dieser gute Geist unter seinen Königen und Herrn zu Stand gebracht, welche alle sattsam bekannt sind, ohne daß ich sie anzuführen nöthig habe. Wer noch mehr davon wissen will, kann solche sehr gut abgemahlt und dargestellt finden in einer Gallerie seines Hotel de Montmorency zu Paris.

Ich sage also und schließe, daß wenn die Könige ihm Geschenke und Wohlthaten zufließen ließen, er solche sehr gut verdient hat; so gut als ein Domestike, der seinem Herrn gut aufwartet, von diesem ausser seinen gewöhnlichen Gehalt noch sonst ein Geschenk erhält. So müssen denn auch der Billigkeit nach dergleichen Günstlinge der Könige durchgängig beschenkt und belohnt werden. Denn der Saame hiebey ist gut angewendet und trägt vielfältige Früchte; nicht aber bey denen, die sich nicht rühmen können, ihrem König auch nur den allergeringsten Dienst geleistet und ihm auch nur einen Zoll breit Landes, weder in Frankreich noch auswärts, erobert zu haben und doch von ihm so viel zogen, daß sie von armseligen dürren Wichten groß und dick und fett worden sind, so sehr, daß sie nicht wissen, was sie mit alle dem Vermögen anfangen sollen, weil sie nicht im Stand sind, es in den großen Stellen, deren sie unwürdig waren, anzuwenden; so wie wir deren einige unter der Regierung der letztern Könige, Karls des Neunten und Heinrichs des Dritten, gesehen haben.

Indeſſen kömmt der Reichthum des Herrn Connetable nicht ſo ganz allein von der Freygebigkeit ſeines königlichen Gebieters her, daß er nicht ſelbſt auch ſchon ein anſehnliches Vermögen von ſeinem Herrn Vater von Montmorency geerbt haben ſollte, welcher ſelbſt ſchon groß und hoch geſtiegen war, unter der Regierung des Königs Karl des Achten und Ludwigs des Zwölften, wie ſich das an den ſchönen und merkwürdigen Landgütern zeigt, die ihm anfielen, wie Montmorency, Eſcouan, Chantilly, l'Iſle-Adam, und eine Menge anderer; auſſerdem daß einige Perſonen ihm noch ganz aus eignem Antrieb Geſchenke machten, ihr Vermögen ihm zu Lieb ſich entzogen, um Ehrenſtellen und Würden zu erhalten, wie z. B. der Herr von Chaſteaubriant, der ihm ſein ſchönes Haus, Chaſteaubriant ſchenkte, um den Orden zu bekommen, und andre mehr. Da dieß die Königinn nichts koſtete, ſo konnten ſie ihm hierin ja wohl zu Gefallen ſeyn. So vergröſſerte ſich dieſer Herr nach und nach, und nicht plötzlich auf Koſten des Volks oder durch deſſen Ausſaugung, ſondern ſo, daß er dabey arbeitete, um zu verdienen, was er erhielt.

Hierbey erinnre ich mich, einſt von ihm gehört zu haben, daß ſein Vater ihm bey ſeinem erſten Ausflug zur Armee, um das Kriegshandwerk zu lernen, nicht mehr, als fünfhundert Franken mitgab nebſt guten Waffen und Pferden, und dieß in der Abſicht, damit er ſich behelfen lernen möchte und nicht alle Bequemlichkeiten andrer Söhne aus guten Häuſern hätte, ſondern wirthſchaften und aus der Noth eine Tugend machen lernte. Er ſagte dabey von Kindern aus guten Häuſern, welche die Aeltern verderben, indem ſie, wenn ſie ſolche auf eine Reiſe ſchicken, alle ihre Sorge darauf verwenden, ihnen eine groſſe Equipage

und alle mögliche Bequemlichkeiten mitzugeben, auf daß ja nichts daran fehle. Sie wissen hernach nicht, was es um die Welt ist und wie man leben muß; denn niemand kann je dieß recht wissen, sagte er, wer nicht sich zu behelfen gelernt hat.

Diese Lehre von diesem großen Feldherrn ist sehr gut für eine Menge junger Leute, die wir gesehen haben und noch sehen, welche um alles nicht von Haus wegreisen würden, wenn sie nicht alle mögliche Bequemlichkeiten mit schleppen könnten; so daß sie lieber zu Haus bleiben und darauf warten und zögern, solche erst zusammen zu bringen, als daß sie abreisten; und unterdessen darüber eine schöne Gelegenheit zu schönen Thaten versäumen, die so bald nicht wiederkömmt. Und doch wäre es besser, sagte der Herr Connetable, mit einer Büchse oder Pike hinaus zu gehen, als seine Pflicht vernachläßigen und so ängstlich auf seine Bequemlichkeiten bedacht zu seyn; wie ich mehrere junge Leute und zwar aus guten Häusern gesehen habe, welche nicht so viele Umstände machten, sondern gemeine Soldaten wurden, um die Welt zu sehen.

Dieser große Feldherr wußte sehr gründlich und gut zu unterhalten, wenn er bisweilen darauf kam, wie er oft und sehr gut that, sowohl an der Tafel, als nachher. Er sagte immer irgend etwas Lustiges und lachte gern. Hatte auch, so gut als andere, gern Narren, welche Spaß machten, bis auf den kleinen Narren Thony, den er vorzüglich liebte und sehr oft bey sich essen ließ, wobey er auf einem Stuhl und Schemel vor und bey ihm essen mußte, da er ihn wie einen kleinen König behandelte. Wenn die Pagen und Lakaien ihm nur das Geringste zuwider thaten, so schrie er überlaut und ließ sie oft prügeln. Dabey

war

war dieſer kleine Narr oft ſo boshaft, ſich ohne Grund zu beklagen und den Bedienten Strafe zu zu ziehen, worüber er nachher recht herzlich lachte; denn man kann wohl ſagen, daß nie ein ſo artiger, angenehmer und drollichter kleiner Narr gefunden worden ſeyn muß.

Er hatte erſt dem Hochſeligen Herrn Herzog von Orleans zugehört, der ihn von ſeiner Mutter in der Pikardie bey Couſſy verlangte, die ihm ſolchen ungern überließ, weil ſie ihn der Kirche und dem geiſtlichen Stand gewidmet habe, damit er Prieſter werden und für ſeine beyden andern Brüder beten möchte, welche beyde ſchon Narren waren. Einer hieß Gozen, und der andre, deſſen Nahmen mir itzt nicht einfällt, gehörte dem Herrn Kardinal von Ferrara. Man bedenke hierbey nur die Unſchuld dieſer armen Mutter; denn der kleine Thony war noch ärgerer Narr als die andern.

Anfänglich war er ein bischen unwiſſend, einfältig und albern, er wurde aber durch die Schurken-Pagen- und Bedientenſtreiche, Galanterien und Spitzbübereyen bey Hof, und durch die Unterweiſungen ſeiner Lehrmeiſter, la Farce und Guy, in kurzem ſo wohl unterrichtet, dreſſirt, abgefeimt, diſtillirt und quinteſſentiirt, daß er ein ganz vortrefflicher Narr wurde.

Nach dem Tode des Herrn Herzogs von Orleans kam dieſer Thony in den Dienſt des Königs Heinrich, der ihn auſſerordentlich liebte. Der Herr Connetable liebte ihn dem König zu lieb, weil dieſer ihn liebte und er ſo ungemein viel Luſt gewährte; er liebte aber auch den Herrn Connetable und nannte ihn ſeinen Vater, jedoch nicht allezeit; denn der Herr Connetable ſagte: ſo ſehr er dumm und Narr ſey, ſo wiſſe er ſich doch nach Zeit und Umſtänden, nach der ver-

derbten Weise des Hofs zu richten, so gut, als ein anderer Geschneider.

Wenn er jemand bey Hof in Gunst sah, so suchte er ihn und machte viel aus ihm; fiel er in Ungnade, so verließ er ihn plötzlich und ohne Umstände. Und dieß, sagte der Herr Connetable, habe er an sich selbst erfahren, als er nach dem Tod des Königs Heinrich in Ungnade fiel, daß er der feinste höfische Narr sey, den er je gesehen habe. Der wackere Mann sagte dieß mit lachendem Mund und zum Spaß. Kurz dieser Herr war überall groß, so wohl in ernsthaften als scherzhaften Dingen.

Man kann mirs übel auslegen, daß ich diese Digression vom kleinen Thony gemacht habe; indessen, man muß von Narren so gut sprechen, als von Weisen. Zudem, was ist es auch wohl für ein großes Versehen, da ja dieser große Mann selbst Vergnügen daran fand, von ihm zu sprechen, ihn zu sehen und über ihn zu lachen.

Was ließe sich nicht noch weiter von diesem großen Feldherrn sagen. Er war ein Mann von Gewissen und von Rechtschaffenheit. Er war stark in der Rechtspflege, besaß so gute Kenntniß von der Justiz, als irgend ein Parlaments-Präsident in Frankreich und hätte ihnen allen Lection darin geben können; denn er wußte sie sehr gut zu verwalten und auszutheilen.

Er war sehr politisch, sowohl im Frieden als im Krieg, haßte sehr die Räuber und Plünderer und ließ sie tüchtig abstrafen und aufknüpfen. Was hätte er erst heut zu Tage unter unsern Kriegsleuten angefangen? Sein Generalprofos hätte täglich alle Hände voll zu thun bekommen mit Aufknüpfen. Ich glaube, er würde

würde oft an Stricken Mangel gehabt haben, um zu thun, was ſeines Amts war, wie ich ſonſt wohl geſehen habe; ſonſt würde er ihn ſelbſt beſtraft oder zum Teufel gejagt haben. Er ließ aber auch ſeine Soldaten gut bezahlen.

Er machte ſehr vortreffliche militäriſche Verordnungen, beſonders für die Gensdarmerie; wir ſehen deren noch jetzt welche, und befolgen ſie ſehr gut vor den Unruhen dieſer letztern Kriege der Ligue.

Zwey Jahre vor ſeinem Tode machte er eine, die ſehr ſchön war, aber wenig befolgt wurde. Er ſagte nähmlich, daß die meiſten Kriegskommiſſarien und Gegenſchreiber große Diebe ſeyen und die Muſterungen für Geld hingehen ließen, wie mans verlange, ſo, daß alsdann der König, wenn er ſeine Compagnien brauche, ſolche ſo klein, ſchlecht gerüſtet, unanſehnlich und in ſo übler Verfaſſung fände, daß er nicht für einen Groſchen Dienſt oder Nutzen davon ziehen könne. Daher traf er die Einrichtung, daß in den Provinzen und Ländern, wo die Muſterungen wären, von dem König durch offene Briefe einer oder zween Cavaliers von den angeſehenſten des Landes erwählt werden ſollten, welche im Kriegsweſen wohl erfahren, den Muſterungen ſelbſt beywohnten und ſie in ihrem Beyſeyn halten ließen, alſo ſelbſt die Kommiſſarien dabey machten und ſie controlirten, erinnerten, was ſie dabey zu erinnern nöthig fänden, und alsdann ihren Bericht darüber an den König oder ihren Herrn Connetable einſchickten; ſo daß alſo bey dieſer Einrichtung der Muſterungen, wobey ſie nicht durch die Hände von Vettern und Gevattern liefen, wie man zu ſagen pflegt, die Compagnien ſchön, vollzählig und ganz dienſtfähig werden müßten. Dieß

geſchah ein bis zweymahl, und dann hatte es ein Ende. Die Verfügung war gut, wenn ſie nur vom Dauer geweſen wäre.

Er wollte noch andre machen, beſonders ein gutes General-Reglement, allein er ſtarb zu bald. Man darf ſich nicht wundern, wenn der König ihn bey ſo vielen vortrefflichen Eigenſchaften einzig liebte, wie er that.

So bald der König ſein Vater geſtorben war, ſchickte er nach ihm, um ſich ſeiner zu bedienen; denn zuvor, da er nur noch Dauphin war, liebte er ihn ſchon ſehr. Auch war ihm der Herr Connetable vorzüglich zugethan, ſo daß der König eiferſüchtig darüber wurde, was ſehr viel zu ſeiner Entfernung vom Hof beytrug.

Man ſagt, der König habe auf ſeinem Todbette noch ſeinen Sohn gebeten, ihn nicht zurück zu berufen und ſich ſeiner nicht zu bedienen; und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß der Sohn ihm hierin ſehr gern gehorcht haben würde, wenn der Herr Connetable ein Mann von geringer Bedeutung geweſen wäre, von dem er keine großen Dienſte zu erwarten gehabt hätte; da er aber ein ſo großer Feldherr war, ſo war es in der That dem König zu verzeihen, wenn er ihn wieder zu ſich nahm. Er befand ſich auch ſehr gut dabey, indem er ihm ſehr weſentliche Dienſte leiſtete.

Die von Arras in Artois waren von jeher große Schwätzer, und nannte man ſie Haugineurs; ſie brachten Dinge vor, die man Rebus d'Arras nennt. Als nun der Herr Connetable nach Hof zurückgekehrt war, ſtellten ſie einen Eſel vor, der hinten aufgezäumt war, und einer ſagte dabey: „wer hat mir denn mein Thier ſo verkehrt aufgezäumt?“ der andre, der nach ihm

ihm kam und den Esel anfaßte, sagte: „Hary. Hary“ *). Der dummste albernste Spaß, der je erhört worden ist, der ihnen aber einige Zeit darauf bey den dort herum vorgenommenen Feuerexecutionen theuer zu stehen kam.

Der König nannte ihn jederzeit seinen Gevatter, weil er dem gegenwärtigen Herrn Connetable in der Taufe seinen Nahmen beylegte, den der jetzige König ebenfalls so nannte. Ein Beyspiel wie man große Männer wie im Kleinen nachzuahmen sucht.

Kurz, dieser Connetable war so groß und hoch berühmt, daß nicht nur der Kayser, sondern auch alle andern Könige, Fürsten, Potentaten und Republiken in der ganzen Christenheit ihn so hoch achteten, daß sie nie einen Gesandten an den König abschickten, ohne ihm zugleich aufzutragen, auch dem Herrn Connetable in ihrem Nahmen den Besuch zu machen. Er wußte sie aber auch sehr ehrenvoll und anständig zu empfangen, auch schrieben sie nie an den König, ohne zugleich ein Schreiben an den Herrn Connetable beyzulegen.

Ja, nicht nur die großen christlichen Fürsten thaten dieß, sondern so gar Ungläubige, wie der Großherr, Sultan Solimann, der Stolz der Welt, der ihn für würdig hielt, seine Freundschaft zu suchen, ihm öfters zu schreiben, ja ihm so gar oft Präsente zu schicken, wie z. B. türkische Pferde, Hunde und besonders Vögel, vorzüglich Tunesische Falken, Geyerfalken und Straußvögel: denn beyde waren große Liebhaber von der Vogeljagd, wie mir denn der Herr Baron de la Garde erzählte, daß der Großherr einige Monate des Jahrs sich bloß deswegen zu Adrianopel

aufzuhalten pflege, um dieß Vergnügen zu genießen, weil dieser Ort vorzüglich gut dazu ist.

Barbaroſſa König von Algier bewarb ſich ebenfalls ſehr um ſeine Freundſchaft und ſogar Dragut und andre Korſaren, die ihn fürchteten und ihm aus der Barbarey immer irgend etwas Artiges zuſchickten, beſonders an Vögeln, wie ich deren oft ankommen ſah; denn ſie fürchteten ihn, weil er ein großer Feldherr und ſehr zu fürchten war, wenn man einen Fehler machte und ausſchweifte, beſonders wenn ſie es wagten, die Küſten von Frankreich unſicher zu machen.

Er wollte ſich ihrer wohl bedienen und mochte ſie gern leiden zum Dienſt ſeines Königs, nicht aber um das Geſtade zu plündern; denn im Grund und ſeiner Neigung nach war er ihnen eigentlich nicht gut, weil ſie ſo unmenſchlich mit den Chriſten verfuhren. Er war ſelbſt ein wahrer Chriſt und liebte ſeine chriſtlichen Mitbrüder.

Die Königinn Mutter beklagte ihn ſehr und war ſehr traurig über ſeinen Verluſt; denn auch ſie liebte ihn.

Nie aß er Freytags zu Nacht, ſondern faſtete. Wenn er bey Hof war, ermangelte er nicht, alle Abende der Königinn beym Soupee aufzuwarten, welche ihm ſogleich einen Stuhl geben ließ, ihr Geſpräch mit andern abbrach und ſich bloß mit ihm unterhielt, bald laut, bald leiſe. Es ſah ſich ſehr gut zu, wenn ſie ſich mit einander unterhielten und war angenehm zu zu hören; denn ſie brachten auch oft Schnurren vor zum Lachen, worauf ſie ſich ſehr gut verſtanden, und lachten dann ſie und der ganze anweſende Hof mit ihnen.

Die-

Er hatte eine sehr schöne Nachkommenschaft von seiner Frau Gemahlinn, die eine der weisesten und tugendhaftesten Damen ihrer Zeit war. So viele neue Kleidermoden aufkamen, so veränderte sie doch nie ihre altfranzösische Tracht, bestehend in einer Robe mit langen Ermeln, die ihr ein sehr stattliches Ansehen gab. Sie zeigte, daß sie aus einem guten Hause war, nähmlich eine Tochter des Herrn Renatus, eines natürlichen Sohns aus dem Hause Savoyen, königlich französischen Oberhofmarschalls, Bruders der Frau Regentinn und Oheims unsers Königs, folglich eines Cavaliers von Ehre und Verdienst, und eines sehr guten Dieners der Krone Frankreich.

Es war gröss Glück und Ehre für den Herrn Connetable, diese Dame, eine so nahe Verwandte der Frau Regentinn und des Königs, zur Gemahlinn zu bekommen. Auch habe ich einen Brief aufgefunden in unserm Archiv von dem Herrn Montmorency, dem Vater, an den Herrn Seneschal von Poitou, Messire André de Vivonne meinen Großvater, der damahls zu Blois bey den königlichen Prinzen als Einer ihrer Hofmeister angestellt war.

„Mein Herr Kammerad,

„Ich wollte Sie hiemit benachrichtigen, daß gestern in dieser Stadt die Vermählung meines Sohns Montmorency mit der Tochter des Herrn Oberhofmarschalls vollzogen wurde, so wie sie bekanntlich festgesetzt war. Alles wurde mit Pracht vollzogen, besonders aber zu großer Ehre und Zufriedenheit für mich und meinen Sohn. Der König hat mir zweymahl versichert, wie er es bedaure, daß er nicht auch Sie habe zur Hochzeit bitten lassen, um uns beyde

Graubärte auf dem Ball dabey tanzen zu ſehen. Ich glaube, daß Sie vergnügten Antheil an dem Glück meines Sohnes nehmen werden, wie ich ein Gleiches Ihren Kindern wünſche."

Hierauf ſchließt er den Brief, nach Sitte und Gewohnheit, mit ſeiner Empfehlung, und unterzeichnet:

Ihr

Beſter und Getreueſter und zu allen Dienſten bereitwilligſter Kamerad

Montmorency.

Aus dieſer glücklichen Ehe ſind entſproſſen, die Herrn von Montmorency, d'Amville, Méru, Montberon und Touré, auch fünf Töchter, wovon vier an vier Cavaliers und Herrn von den reichſten in Guyenne, wenigſtens die dort ihre Güter hatten, vermählt wurden, wie die von la Trimouille, Turenne, Vantadour und Candale; die fünfte wurde Braut in dem höchſten Hauſe, in dem Hauſe Gottes, nähmlich, Madam von Montmorency, Nonne zu St. Peter in Reims und nachher Aebtiſſinn; meinem Urtheil nach die ſchönſte, ohne daß ich den andern zu nahe reden will.

Der

Der
Herr Marschall von Montmorency.

Der älteste Sohn des Herrn Connetable, der Herr Marschall von Montmorency, war ein sehr braver und tapfrer Herr. Er zeigte dieß in Therouanne, wohin er sich, um die Belagerung zu erwarten, ganz aus eignem Antrieb warf, eine schöne französische Jugend mit sich hineinführte, und sich bey allen Gelegenheiten, bey Treffen und Stürmen, tapfer zeigte, so daß er nach dem Tod des Herrn von Esse, Generalverwesers des Königs, einstimmig an dessen Stelle erwählt wurde, weil man ihn bereits derselben würdig erfunden hatte. Sie fanden auch nicht Ursache, dieß zu bereuen; denn er erfüllte die Pflichten seines Postens würdig und tapfer, und hielt sich noch zehn bis zwölf Tage, worauf er sich endlich ergeben und der Uebermacht weichen mußte, wie ich anderwärts davon rede.

Eine Menge Adelicher geriethen hierbey in Kriegsgefangenschaft, worunter der Herr von Montmorency der Vornehmste war, welcher, und zwar von Rechtswegen, dem Herrn Prinzen von Piemont als General-Lieutenant des Kaisers zufiel, der ihn sehr gut behandelte, weil er die Ehre hatte mit ihm, wegen der Bastardschaft, verwandt zu seyn. Dem ungeachtet hielt er ihn lange in Gefangenschaft, worin er jedoch seine Zeit nicht verlor; denn so wie das Unglück immer zu

etwas gut iſt, ſo fing er hier, aus Mangel an anderm Zeitvertreib und Beſchäftigung, an, in Büchern zu ſtudiren und zu leſen, die er ehmahls, wie ich oft habe ſagen hören, weit verſchmäht hatte, nach Art und Weiſe der ehmahligen Herrn und Cavaliers. Er gefiel ſich dießmahl ſo gut bey dieſer Lectüre, daß er nichts lieber that und auch großen Nutzen daraus zog; denn auſſerdem, daß er ſchon an ſich ein Mann von Geiſt und gründlicher Einſicht war, bildete er ſich noch mehr durch dieſe Lectüre aus, wovon er die Früchte ſein ganzes Leben hindurch zu genießen hatte und daher für einen ſo guten Kopf, als je ein Herr in Frankreich gehalten wurde.

Bey ſeiner Zurückkunft von dieſer Gefangenſchaft wurde er ſterblich verliebt in Fräulein von Pienne, eine der Hoffräuleins der Königinn, ſo ſchön und ſo vollkommen, als irgend eine in ganz Frankreich und auch von ſehr gutem Hauſe. Da nun der Herr Connetable für ihn die Vermählung mit der Frau Herzoginn von Caſtres [20]) ausgemittelt und geſucht hatte und ihm dieß nebſt dem Tag der Vermählung ankündigte, gab der Herr von Montmorency ihm zur Antwort: „er könne ſich hierauf gar nicht einlaſſen, indem er bereits dem Fräulein von Pienne ſein Wort gegeben habe.“ Wer darüber ganz erſtaunte, das war der gute Mann, der ſich mehr ſeinen Thränen und einer großen Niedergeſchlagenheit als einer bittern Entrüſtung gegen ſeinen Sohn überließ, jedoch nicht ohne gute und billige Gegenvorſtellungen. Da er aber ſah, daß ſein Sohn auf ſeiner Meynung und bey ſeiner Verſicherung verharrte, verfiel er darauf, ihn eine Luftveränderung vornehmen zu laſſen, und nach Italien zu ſchicken, um zu ſehen, ob die Veränderung des Aufenthalts und der Luft

nicht

nicht auch zugleich eine Willensänderung bey ihm bewirken möchte, indem er nicht der Meynung des Horaz war:

Coelum non Animum mutant qui trans Mare currunt. —

Als er zu Rom war, gab ihm die Belagerung von Oſtia, einem Platz, der für den Dienſt des Papſtes und des Königs ſeines Herrn wichtig war, Veranlaſſung, dahin zu gehen, wo er ſich große Ehre erwarb. Hierauf kam er nach Frankreich zurück, wo er, ſeiner erſten Liebe uneingedenk, ſich mit der Frau Herzoginn von Caſtres, zu großer Freude ſeines Vaters, vermählte, wodurch zugleich das Edikt des Königs veranlaßt wurde, das noch gegen Kinder beobachtet wird, welche ohne Einwilligung der Aeltern die Ehe verſprechen. Der Herr von Montmorency ließ ſich dieſe Vermählung gefallen, um dem Willen ſeines Vaters zu gehorchen, den er ſehr ehrte, ſo wie ihm auch auf der andern Seite eine ſo gute und hohe Partie angenehm war.

Auch bey mehrern andern guten Gelegenheiten befand er ſich, wo er jederzeit ſeine Tapferkeit ſehr bewies, wie z. B. bey dem teutſchen Zug bey der Belagerung von Metz, bey der Einnahme von Calais und noch ſonſt bey unzählichen andern Gelegenheiten: beſonders bey der Schlacht bey Saint-Denys, wo ihm der Ruhm gebührt, daß er den Schweitzern, welche ſchon einigermaßen wankten, wieder Muth und Feſtigkeit gab, auch einige Flüchtlinge zum Stehen brachte, und dann ſo zu rechter Zeit angriff, daß er einer der vornehmſten Urheber und Helden war, durch deren Zuthun die Schlacht gewonnen wurde, indem er einige der muthigſten Truppen des Herrn Prinzen

von

von Condé zum Weichen brachte und ein große
Schrecken unter die wenige Infanterie des Herrn Prin
zen verbreitete, die sich, jedoch in einiger Unordnung
fechtend zurückzog, und weil sie dem Herrn Prinzen und
Admiral hatte folgen können, auf dem Marsch noch
immer mit unserer katholischen Infanterie zu scharmu
ziren hatte. Denn diese kam bey dieser Schlacht nicht
anders daran, als bloß auf diese Art. Der Herr von
Andelot hatte den größten Theil ihres Fußvolks zu
Unternehmung gegen Pontoise weggenommen, so daß
dem Herrn Prinzen dessen nur sehr wenig übrig blieb,
welches jedoch sehr gut angeführt wurde durch den
Obersten Valefreniere, einen wackern Soldaten und
guten Officier, der sich unter den französischen und
spanischen Truppen gebildet hatte. Ich werde noch
anderwärts auf ihn zu sprechen kommen.

Ausserdem, daß der Herr von Montmorency ta
pfer war, war er auch ein geschickter und einsichtsvoller
Officier und sehr politisch, daher ihn denn auch der
König, wenn er eine Reise durch sein Reich antrat,
als Gouverneur von Isle de France und Paris zurück
ließ. Hier zeigte er dann seine Weisheit in seinem
einsichtsvollen Benehmen: denn da er dieß Volk von
Paris, das erst frisch aus dem bürgerlichen Krie
ge her kam, noch sehr feindselig gegen die Hugenotten
gesinnt, unruhig, aufrührisch, wankelmüthig und noch
kochend von Bluddurst fand, indem es seinen stark
pochenden Puls noch nicht in eine ruhigere Bewegung
zu setzen vermochte, so war er mit gutem Erfolg be
müht, es bald durch Gelindigkeit, bald durch Tem
porisiren, bald durch Strenge, bald durch Justiz, so
schön und gut zu lenken, daß er es endlich in die
Schranken seines alten Gehorsams gegen die königli
chen Edikte zurückführte. Er machte es so biegsam und

geschmeidig, wie einen rehledernen Handschuh von Vendome, so daß der König äusserst wohl damit zufrieden war.

Auch war dieser Dienst nicht so gering, daß er nicht heilsame Folgen für das ganze Reich gehabt hätte; denn mehrere Städte warfen ihre Augen auf das Beyspiel von Paris, das er in solcher Furcht und Bothmäßigkeit erhielt, daß er unter der Nase der Pariser und in ihren Straßen jene Bravade gegen den Herrn Kardinal von Lothringen ausführte, welcher bewaffnet in die Stadt einziehen wollte, ungeachtet ers ihm hatte untersagen lassen. Diesen griff er vor ihren Augen an, da sie doch zuvor so laut geschrien hatten: es lebe Guise! und alle diesen Nahmen so hoch in Ehren hielten. Wer sonst nur in mindesten deren Bedienten zu nahe getreten wäre, hätte besorgen müssen, die Pariser würden alle unters Gewehr treten, und einen Aufruhr und Blutbad ohne alle Rücksicht noch Schonung beginnen; und doch widerfuhr hier dem Haupt dieses Hauses ein solcher Schimpf, ohne daß einer von den Inwohnern der Hauptstadt es gewagt hätte, nur zu muchzen. Dieß war ein großes Glück für den Herrn Marschall, noch größer aber war der Respekt und die Furcht, die man ihm dadurch bewies. Nach diesem Beyspiel sollten sich denn freylich mehrere andre Gouverneurs in unsern Städten und Provinzen bilden und richten.

Ich kam so eben aus Spanien zurück und befand mich bey dem Hof zu Arles in Provence, als die Nachricht von diesem Vorfall einlief. Der König, die Königinn und der Connetable waren darüber sehr in Bewegung und traurig; nachdem man aber die Grün-

Gründe beyder Theile gehört hatte, war man darauf bedacht, die Sache so gut als möglich beyzulegen.

Man sprach verschiedentlich davon nach den verschiedenen Gründen und Leidenschaften beyder Gegner und nach den Vorgeben ihrer Anhänger. Die des Herrn Kardinals sagten: „schon lange her habe König Franz der Zweyte ihm seine eigne Wache gegeben und Bewilligung und volle Freiheit ertheilt, solche zu halten und mit sich zu führen am Hof und überall und zwar seit dem Aufstand von Amboise, wo ich die Sache einleiten sah und wobey er seinen Kammerjunker, la Chosse, als Capitain anstellte." Der König Karl bestättigte ihm diese Vergünstigung, und habe ich solche lange Zeit am Hof beobachten sehen; jedoch nicht, daß solche Wache bewaffnet aufmarschirt wäre, wenn der König marschirte, wie zur Zeit des Königs Franz, unter dem er damals allen Einfluß hatte, auch nicht daß sie das Gewehr in die Wohnung des Königs mitgenommen hätten, wo sie bloß des Seitengewehr behielten.

Die von des Herrn Marschalls Parthie sagten: „dieß alles sey wohl wahr, allein, wenn der König es so wolle und dulde, und ihn davon dispensire, komme es dennoch ihm nicht zu, ihn ebenfalls davon zu dispensiren; denn was der Souverain thut, kann der Unterthan nicht ebenfalls thun. Wenn der König von dem Gesetz dispensiren könne, wovon er selbst der Urheber ist, so folge daraus nicht, daß auch der Gouverneur oder eine andere obrigkeitliche Person hiezu befugt sey, indem es eine unumstößliche Regel sey, daß es bloß demjenigen, der die Gesetze einführt, zukomme, sie aufzuheben, oder Privilegien dagegen zu ertheilen: und jeder, welcher selbst dem Ansehen des Gesezes unter-

unterworfen iſt, iſt als Diener deſſelben nicht befugt, irgend etwas dem zu widerlaufendes zu verfügen oder zu geſtatten.“ Denn man muß hierbey wiſſen, daß der König alles Feuergewehr verboten und ein Edikt deswegen erlaſſen hatte, das ich ſelbſt ſehr ſtreng habe beobachten ſehen. Als wir nehmlich von Maltha zurück kamen, mußten wir alle Schafte unſerer ſchönen Büchſen verſtecken und abnehmen, und ſie einpacken, damit man ſie nicht ſah.

Die Freunde des Herrn Kardinals ſagten: „der Herr Marſchall habe ſie angefallen ohne vorgängige Warnung und ohne dem Herrn Kardinal zuvor ſagen zulaſſen, daß er nicht bewaffnet nach Paris kommen dürfe, und daß der Marſchall in Rückſicht auf das königliche Edikt, das er in ſeinem ihm anvertrauten Gouvernement ſtreng befolgt wiſſen wolle, dies nicht zugeben dürfe.“

Die Vertheidiger des Herrn Marſchalls ſagten: „es bedürfe keiner vorgängigen Warnung, bey denen, welche dem König und ſeinen Geſetzen Gehorſam ſchuldig ſeyen. Die Publication der Geſetze ſey hinreichend, um jeden ſeine Pflicht zu lehren. Ueberdieß habe der Marſchall ihm auch laut und oft genug zugerufen: wenn er ſich unterfinge, bewaffnet in ſein Gouvernement zu kommen, ſo würde er ihn angreifen; auch habe er ſogar den König ſelbſt zu Chalons, Bar, Maſcon und Lyon benachrichtigt, daß, wenn der Herr Kardinal mit ſeiner Wache bewaffnet in ſein Gouvernement trette, ſo werde er ſich ſogleich daran machen, ſie zu entwaffnen. Da nun der König hierauf nicht geantwortet habe, ſo habe er durch dieß Stillſchweigen ſattſam zu erkennen gegeben, daß er es genehmige.“

Auch wußte man die geheimen Unterhandlungen des Herrn Kardinals mit dem Herrn Prinzen von Condé, um dieſen von der reformirten Religion abzuziehen und eine neue beſondre Partey zu ſtiften, indem er ihm, da er ganz kürzlich Wittwer worden war, ſeine Nichte, Fräulein von Guiſe, zur Gemahlinn geben wollte [21]), oder auch ſeine andre Nichte, die Königinn von Schottland; ein Antrag, gegen den der Prinz ſich ſehr geneigt bezeigte. Es würde ein ſehr wichtiges Ereugniß und große Ehre für dieſe vortreffliche Königinn geweſen ſeyn, um ſie von all dem Elend, den Unfällen, Qualen und Mißhandlungen zu erlöſen, die ſie nachher zu erdulden hatte.

Auch ſagte man, die Sache würde wirklich zu Stand gekommen ſeyn, wenn die Unternehmung lebhaft genug betrieben worden wäre. So aber gieng ſie zu lau und ſchläfrig, oder vielmehr das Schickſal wollte es nicht. Auch die Prediger (reformirten Geiſtlichen) machten den Prinzen davon abwendig und beſiegten hierin den Kardinal. Endlich war ihm überhaupt vielleicht die nahe Schönheit des Fräuleins von Longueville einer der ſchönſten Prinzeſſinnen ihrer Zeit lieber, als ſo lange auf die andre noch entferntere zu warten.

So ſprach man damahls bey Hof davon. Indeſſen glaubte oder befürchtete man in Anſehung dieſer Unterhandlungen wegen der Königinn von Schottland etwas und der Herr Marſchall ſeiner Seits war in Unruhe in Anſehung ſeines Gouvernements und ſagte, er könne den Herrn Kardinal hinlänglich als einen großen Unruhe-Stifter, wie einige ſeiner Collegen ſagten, beſonders der Herr Kardinal Vitelli, den ich ehmahls als einen guten Franzoſen und Penſionnair

des

des Königs Heinrichs des Zweyten kannte. Dieſer war es, der ihm zu Rom öffentlich vorwarf, er werde mehr Arbeit unter einander werfen und aufbringen, als alle Kardinäle des heiligen Stuhls wieder zuſammen zu flicken im Stand ſeyn würden.

Aus dieſem Grund hatte der Herr Marſchall ſich wohl vorzuſehen, und auf ſein Gouvernement, beſonders auf die Stadt Paris ein wachſames Auge zu haben, welche damahls ſehr auf Seiten der Guiſen war; ſo wie mehrere Städte, nähmlich die unruhigen und aufrühriſchen, nur darauf lauerten, was die Ankunft des Kardinals zu Paris für Bewegungen verurſachen würde. Daher ſie ſich denn auch gar mächtig wunderten und in Furcht geriethen, als ſie hörten, was dort vorgefallen war.

Die Freunde des Herrn Kardinals ſagten: „um den großen Schimpf zu vermeiden, den er ihm zu Paris zugefügt habe, hätte er ihm lieber die Thore verſchließen ſollen; was immer nicht ſo ſchimpflich für ihn geweſen wäre, als jene andre Behandlung, indem auf dieſe Art alles damit abgethan geweſen wäre, daß er alsdann, wenn er nichts als ein Geſicht von Holz fand, wieder umkehrte und ſeine Straße zog.“

Die Vertheidiger des Herrn Marſchalls ſagten: „vor einem Unbotmäßigen die Thore verſchließen, wäre die Sache eines feigherzigen Gouverneurs, der weder Macht, noch Klugheit noch Muth habe, um in einem ſolchen Fall die Unbotmäßigkeit der Rebellen dem Anſehen des Geſetzes zu unterwerfen; allein einſichtsvolle, tapfere und rechtſchaffene Gouverneurs, die es verſtehen, wo, wann und bey welcher Gelegenheit man ſich von Rechts wegen des Anſehens gegen die Uebertreter des Geſetzes bedienen müſſe, züchtigen und unterwerfen ſie

an eben dem Ort, wo sie sich rühmen, die meiste Gewalt zu haben, um dadurch ihr Ansehen auf ewig zu Grund zu richten, wie er hier auf öffentlicher Straße von Saint-Denis that."

Ueberdieß, wenn man das Thor vor ihm verschlossen hätte, mußte man gewärtig seyn, daß der Herr Kardinal, statt sich über den Schimpf zu beklagen, übermüthig genug gewesen seyn würde, sich zu berühmen: „Ha, wie sehr war der gute Mann in Furcht, ich möchte in seine Stadt kommen und das Ansehen, das er dort besitzt, zu Boden werfen! was zuverlässig auch geschehen seyn würde; denn wäre ich hineingekommen, so hätte ich ihn um seinen ganzen Credit gebracht und ihm tüchtig warm gemacht. Er hütete sich aber wohl, der feine Mann, mich hinein zu lassen. Ein andermahl werde ich wohl ohne ihn hinein zu kommen wissen. Bis dahin werde ichs ihm gedenken." Und so noch eine Menge anderer Prahlereyen, die er dabey hätte machen können. Darum that also der Herr Marschall sehr wohl daran, sich so zu benehmen, wie er that.

Der Herr von Ruffet Gouverneur von Angouleme verschloß auf solche Art das Thor vor dem Herrn Herzog von Montpensier der sich der Stadt bemächtigen wollte, um sie dem Bruder des Königs oder einem andern von ihm Bevollmächtigten zur Besitznehmung in die Hände zu spielen, weil der König sie ihm, vermöge eines getroffenen Accords, gegeben hatte. Gedachter Herr von Montpensier mußte vor dem Thore bleiben, das er verschlossen fand und wo man ihm von der Mauer herab sagen ließ: „der Herr von Ruffet sey nicht da," ohnerachtet dieser die Antwort selbst einem andern aufgetragen hatte. Und so war denn

denn der Herr Herzog genöthigt nach Poitiers zurückzugehen, woher er gekommen war, und wo er nun der Königinn alles erzählte, und ziemlich böse und aufgebracht darüber schien.

Ich war damals im Zimmer, als er es der Königinn erzählte, die ihn versicherte, der König würde ihm Genugthuung deswegen verschaffen. Nachdem er ein wenig nachgedacht hatte, sagte er: „Madam, ich werde mir schon Genugthuung deswegen zu verschaffen wissen, ohne daß der König oder Sie sich deswegen zu bemühen brauchen. Er glaubt mir einen Schimpf damit angethan zu haben, daß er mir das Thor verschließen und mit mir von der Mauer herabreden ließ, und zwar durch eine alte Frau, ohne selbst das Herz zu haben, sich sehen zu lassen; indem er als Memme und Hasenherz sich verborgen hielt und sagen ließ, er sey nicht da. So machens Leute seines gleichen. Denn wär er brav und edelmüthig gewesen, so hätte er mit den Seinigen aufsitzen sollen und mit tapferm und muhigen Anstand mit mir reden und mir gerade heraus und mit dürren Worten, beschneiden, oder trotzig, sagen müssen: ich würde nicht hineinkommen. Denn so müssen brave und tapfre Männer bey dergleichen Gelegenheiten verfahren und als Löwen reden, nicht Füchsen gleich in ihre Löcher versteckt. Wo er aber auch stecken mag, ich werde ihn schon kriegen.“

Man fand, daß der Herr Herzog von Montpensier hierin sehr richtig urtheilte; auch sagten mehrere bey Hof zu ihm: „es schicke sich besser für einen wackern Cavalier und braven Offizier, sich Cavaliersmäßig als so feige zu betragen, wiewohl übrigens gedachter Ruffet sonst bey vielen in dem Credit stand, ein Mann von Herz zu seyn.“

Nach Verlauf einiger Zeit bat ihn der König, alles zu vergeſſen. Es fand ſich aber eine Menge Schwierigkeiten von ſeiner Seite, die ich hier mit Stillſchweigen übergehe. Als indeſſen nachher die Königinn Mutter ihre Tochter zu deren Gemahl dem König von Navarra nach Guyenne führte, wollte der Herzog von Montpenſier dieſen Herrn von Ruffet nie ſehen, noch nach Coignac kommen, ſo lange er daſelbſt wäre, wo er Lieutenant de Roy im Lande war, ſondern drohte: wenn er ſich vor ihm erblicken ließe, wolle er ihm den Dolch in die Bruſt ſtoßen. Die Königinn war alſo genöthigt, um unangenehme Auftritte zu vermeiden, gedachtem Herrn von Ruffet zu befehlen, daß er ſich entfernen ſollte.

So ſprach der Herr von Montpenſier, und ſo wollte denn auch der Herr Marſchall von Montmorency vor dem Herrn Cardinal die Thore nicht verſchließen; indem er es für die Sache eines furchtſamen und feigherzigen Gouverneurs hielt, ſich nicht in Furcht und Achtung ſetzen zu wiſſen, ohne das Thor zu verſchließen.

Den Herrn Prinzen verdroß dieſe Beſchimpfung gar ſehr, weswegen er denn auch einen Adelichen an den Herrn Marſchall abſchickte, um von der Sache mit ihm zu ſprechen. Der Herr von Montpenſier that ein Gleiches, der ſich die Sache ſehr annahm, indem der Herr Kardinal ihm beygebracht hatte, die Sache betreffe alle Prinzen von Frankreich und ſo gut den Herrn von Montpenſier als ihn ſelbſt, weswegen er ihm dem auch die Abſchrift eines von ihm aufgeſetzten Briefes beylegte, die er ihn zu unterzeichnen und dem Herrn Marſchall zuzuſchicken bat.

Dieſer Brief war etwas ſtolz und ziemlich trotzig abgefaßt. Denn es iſt außer Zweifel, daß er aus

ſehr

ſehr guten Materialien verfertigt und mit guter ſehr ſchwarzer Dinte geſchrieben war, da er von einem ſehr geſchicktem und höchlich aufgebrachtem Schreibe-Meiſter herkam. Der Herr Herzog von Montpenſier hatte ſich auch wirklich dazu bereden laſſen: allein der Herr Marſchall antwortete ſehr geziemend darauf und verſicherte, „daß ihm wohl bekannt ſey, welcher Unterſchied zwiſchen Prinzen vom Geblüt und Auswärtigen gemacht werden müſſe; was den Herrn Herzog betreffe, ſo würde er ihn jederzeit erkennen und in allen Stücken reſpektiren; was aber auswärtige Prinzen betreffe; ſo würde er ſolche erkennen, wo es ihm beliebte, indem ſie in Frankreich nicht mehr ſeyen, als er ſelbſt."

Dieß wurde durch die Vorſicht und Weisheit der Königinn einigermaßen wieder beygelegt, jedoch nicht ſo ganz, daß nicht immer noch einige Empfindlichkeit im Herzen zurückgeblieben wäre, und gedachter Herr Kardinal dem Herrn Marſchall unter der Hand alles mögliche Unangenehme zubereitete, wo er nur konnte. Dieß gieng ſo weit, daß er nebſt einer ſehr unruhigen Dame bey Hof, die ich jedoch hier nicht nennen will, vorzüglich die Gefangenſetzung des Herrn Marſchalls betrieb. Dieſe Dame ſelbſt hat mirs erzählt, daß ſie ihr Möglichſtes that, es dahin zu bringen. Sie war eine ſehr große dem Hauſe Guiſe ſehr anhängende Dame, und dagegen ſehr feindlich gegen das Haus Montmorency geſinnt, weil man ihr beygebracht hat, es habe vorzüglich die Waffen-Ergreifung beym Faſtnachts-Auflauf verurſacht, und den Bruder des Königs nebſt dem König von Navarra beredet, den Aufſtand zu unternehmen, welchen der Graf von Coconnas und la Mole unternahmen. Da ich damahls bey Hof war und um alles ſehr genau weiß, ſo wer-

de ich unten, wo ich auf den Bruder des Königs zu ſprechen komme, noch ausführlicher davon reden.

Unverſehens wurden alſo eines Morgens der Herr Marſchall von Montmorency und der Marſchall von Coſſé zu Bois de Vincennes gefänglich eingezogen, und hierauf an einem ſchönen Morgen durch die franzöſiſche und Schweitzer-Garde mit klingendem Spiel nach Paris in die Baſtille gebracht, wo ſie beynahe anderthalb Jahre ſitzen mußten und nicht weg kamen, bis Monſieur das erſtemahl den Hof im Unwillen verließ, zu den Waffen griff, und zur erſten Bedingung des Friedens ihre Loslaſſung verlangte, da ſie denn ohne weitern Prozeß frey gegeben wurden.

Man ſagte bey Hof, ohne ſeine Gemahlinn die Frau von Montmorency, welche der König ſein Bruder vorzüglich liebte, würde man dem Herrn Marſchall ſogleich den Prozeß gemacht haben. Denn es ſollen einige Beweiſe gegen ihn vorhanden geweſen ſeyn und der Herr Marſchall von Coſſé, der bisweilen gerne ſcherzte, ſagte: „ich weiß nicht, was der Herr von Montmorency gethan haben mag; was aber mich betrift, ſo weiß ich wohl, daß ich nichts gethan habe, weswegen man mich mit ihm gefangen ſetzen könnte, außer allenfalls um ihm Geſellſchaft zu leiſten, wenn man ihn abthun wird, ſo wie man bisweilen armen Teufeln thut, die man aufknüpft, bloß um ihren Kameraden Geſellſchaft zu leiſten, wenn gleich ſie ſelbſt nichts gethan haben.“

Es mag ſeyn, daß man ihm durchaus zu Leib wollte. Denn ich wüßte nichts anders von ihm zu ſagen, als daß ich ihn ſtets als einen Mann von großer Rechtſchaffenheit, Ehre und Tapferkeit gefunden habe, der

ein

ein ſehr getreuer Diener des Königs war, und ihm ſehr gute Dienſte leiſtete.

Aufgebrachte Leute wollten ihm Uebels, weil er ein ſehr kluger und politiſcher Herr und kein Freund von Verwirrung und Aufruhr war.

Der Herr

Marſchall d' Amville.

Zu eben der Zeit oder eigentlich noch etwas eher hatte der König Karl, um gegen das Haus Montmorency das Aeußerſte zu unternehmen, den Herrn von Mongiron und den Herrn von Villeroy nach Dauphine und Languedoc abgeſchickt mit dem Auftrag, den Herrn Marſchall d'Amville tod oder lebendig zu liefern. Denn der Herr von Meru hatte ſich bereits mit der Hugenotten und der Herr von Toré nach Teutſch and geflüchtet, was freylich den Verdacht erregte, daß ſie alle mit in die Händel des La Mole und Coconnas verwickelt ſeyen.

Der Herr Marſchall von d'Amville bekam Wind von der Sache. Er nahm ſich alſo in Acht, ſo daß ich manche Leute bey Hof gar ſehr darüber verwundert ſah, als die Nachricht daſelbſt ankam, daß ſie ihn verfehlt hätten; denn die Unternehmer hatten die Sache äußerſt leicht gemacht; auch ſprach man ſehr verſchiedentlich davon

bey Hof, was ich wohl herſetzen würde, wenn es nicht zu weitläuftig wäre.

Der König blieb indeſſen jederzeit feſt bey ſeiner Meynung und Vorſatz, ſogleich nach ſeiner Wiederherſtellung eine gute ſtarke Armee gegen Languedoc ins Feld zu ſtellen und dem Marſchall d'Amville ſo offen und ſo hitzig zu Leib zu gehen, daß er ihn entweder tod oder lebendig in ſeine Gewalt bekommen oder ganz verjagen würde. Allein der Tod übereilte ihn und vereitelte ſein Vorhaben, welches jedoch ſein Bruder der König Heinrich bey ſeiner Zurückkunft aus Pohlen wieder aufnahm und gegen Avignon zog, um ihn mit Krieg zu überziehen, ohnerachtet verſchiedene ihm riethen, bey ſeiner Thronbeſteigung jedermann zu vergeben und Frieden zu machen. Dieſer heilſame Rath wurde ihm aber, wie man ſagt, von der Königinn Mutter und dem Herrn Kanzler von Biragues, dem nachherigen Kardinal, wieder ausgeredet, welcher dem Herrn Marſchall ſchon lange her nicht gut war, ſeit er ſich ſo ſtark für Scipio Micarvat gegen den Herrn Ludwig von Biragues ſeinen Bruder, in dem Streit, den ſie mit einander hatten, intereſſirt hatte, was er ihm auf gut lombardiſch immer nachtrug und auch jetzt ſo gedachte, daß er ſehr zum Krieg gegen ihn in Languedoc rieth.

In dieſem Krieg lief indeſſen alles ſehr übel ab; denn der Herr Marſchall griff wie ein Verzweifelter zu jedem Mittel, das er erreichen konnte und ſo ein guter Katholike er ſonſt war, bediente er ſich dennoch des Beyſtands der Hugenotten, der ihm auch ſo gut zu ſtatten kam, daß der König ſich endlich, nachdem Aiguesmortes unter ſeinen Augen weggenommen war, genöthigt ſah, in ſein Reich zu ziehen, um ſich ſalben

und

und krönen zu laſſen, und zwar auf den Sonntag vor Faſtnacht, eben den Tag, da er auch in Pohlen gekrönt worden war, daher er ihn ſehr heilig und in Ehren hielt.

Bey dieſer Gelegenheit hatte der Herr Marſchall ſeine Klugheit und ſeine Tapferkeit im Krieg, die er jederzeit bewieſen hatte, zu zeigen. Auch that er es wacker; denn er ſah ſich dabey ſo wohl vor, ſo wohl damahls, als hernach, daß, ſtatt ihn zu Grund zu richten, wie man im Sinn gehabt hatte, ſein Anſehen, ſein Vermögen, und ſeine Größe nur noch mehr dadurch erhöht wurden und noch itzt fortdauern.

Dies war noch nicht alles. Er wurde auch noch vergiftet, ſo daß wenn man ihm nicht ſchleunig zu Hülfe gekommen wäre, und wirkſame Gegenmittel angewendet hätte, es um ihn geſchehen war; daher lief denn auch wirklich bey Hof die Nachricht ein, daß er an dieſem Gift geſtorben ſey.

Ich befand mich damahls juſt im Zimmer des Königs, als ihm dieſe Nachricht gebracht wurde. Er hütete noch das Bett von einem Fieber her, das er ſeit zehn bis zwölf Tagen gehabt hatte, weswegen er Nachmittags nach unſer ſechs bis ſieben, die er vorzüglich liebte, geſchickt hatte, um mit ihm zu plaudern und ihm die Zeit zu vertreiben.

Er gerieth weiter nicht in beſondre Bewegung darüber, und bezeigte ſich weder erfreut noch traurig; er ſchickte nur den Eilboten an die Königinn, und wir blieben nach wie vor bey ihm.

Das Gouvernement von Languedoc wurde ſogleich dem Herrn von Nevers übertragen, worüber mehrere ſich ſehr freuten: denn er war ein ſehr großmüthiger und ſehr gütiger Herr. Nachher lief die

Nach-

Nachricht ein, der Herr Marschall sey noch nicht tod, sondern fange an, sich allmählig wieder zu erholen, womit es jedoch ziemlich langsam gieng.

Verschiedene sagten, wenn er an diesem Gift gestorben wäre, so würde der Herr von Montmorency hingerichtet worden seyn, ungeachtet ich oben sagte, seine Frau Gemahlinn habe ihn gerettet. Allein man fürchtete, der Herr Marschall möchte, wenn er seinen Bruder todt sähe, aus Furcht vor einem gleichen Schicksal, wenn er in Gefangenschaft geriethe, sich wie ein Verzweifelter wehren, wobey ihm seine Verbindung mit den Hugenotten, ja selbst mit dem König von Spanien die dienlichsten wirksamsten Mittel an die Hand gegeben hätten, deren er sich unstreitig auch bedient haben würde.

Gott hatte es anders beschlossen. Nachdem Monsieur der Bruder des Königs mit Benutzung des Beystandes der Hugenotten und folglich auch des Herrn Marschalls d'Amville die Waffen ergriffen hatte, so wurden bey dem darauf folgenden Frieden beyde mit eingeschlossen. Als aber nachher, nachdem der Friede wieder gebrochen war, Monsieur die Hugenotten verlassen hatte, waren sie sehr übel auf ihn zu sprechen, der König hingegen sehr gut, der es ihm ungemein Dank wußte; daher er auch die Frau Marschallin seine Gemahlinn, eine sehr schöne und vortreffliche Dame aus dem Hause Bouillon, die ihr Herr Gemahl an ihn abschickte, um ihm jede Pflicht, Unterwürfigkeit und Gehorsam wieder zu geloben und zu erbieten, sehr gut aufnahm und diese Dame sehr zufrieden wieder entließ.

Ich sah sie bey dem ersten Reichstag zu Blois wieder abreisen, wobey sie mir im Zimmer der Königinn

ginn sagte: „sie gehe sehr vergnügt und zufrieden mit dem König weg, so sehr, als sonst noch nie. Sie bringe ihrem Gemahl eine Antwort mit, mit welcher er zufrieden seyn könne.“

Dieß alles währte jedoch nicht lange: denn einige Zeit darauf wurde er wieder in den Krieg verwickelt und schlug sich zum zweytenmahl zu den Hugenotten, welche ihm aber nicht trauen wollten, weil er schon einmahl abtrünnig von ihnen worden sey. Allein der König von Navarra, der ihr Protector war, gieng diese Conföderation ein, und setzte sie auf einen festen Fuß, indem er wohl sah, daß es ein großer, guter und sehr mächtiger Feldherr sey, welcher beträchtliche Mittel besaß, ihre Sache zu bauen und zu befestigen.

So war er also jetzt so enge verbunden mit diesem König, daß er ihn nie anders, als seinen Vater nannte, ihn liebte und ehrte, so daß sie sich bis auf diese Stunde in dieser engen Verbindung erhielten, ohne sich je wieder zu trennen und ihr Schicksal treulich mit einander theilten. Daher machte er ihm denn auch wegen solcher treu geleisteten Pflichten, Beystande, Freundschaft und gemeinschaftlicher Sache zu seinem Connetable und statt des Vaters zu seinem Gevatter; für dieß Haus Montmorency eine große Ehre, daß sechs und zwanzig oder sieben und zwanzig Jahre nach einander Vater und Sohn mit dieser großen Würde beehrt waren.

Es ist wahr, man kann sagen, wie ich auch wirklich von verschiedenen gehört habe, daß der Vater getreuer war, als der Sohn, indem jener nie die Waffen gegen den Staat führte, wohl aber der Sohn. Auch führte der Vater zum Wahlspruch als Umschrift um seine Connetable-Degen das Wort: Ἄπλανος (d. h. er verfehlt nicht!)

Es iſt aber auch in der That ein groſſer Unterſchied dazwiſchen, bloß in Ungnade gefallen und vom Hof verwieſen zu ſeyn, und ruhig auf ſeinen Gütern leben; auf der andern Seite hingegen an Ehre, Gut und Leben verfolgt ſeyn, drey Punkte, welche wohl die getreuſten und gehorſamſten zur Verzweiflung zu bringen vermöchten. Ueberdieß iſt mir auch recht gut bekannt, wie ſehr der Herr Marſchall ſich wehrte und hütete, ſo weit zu kommen und wie oft er ſeine Könige angieng und ſich vor ihnen demüthigte, worüber ich bey Hof eine Menge Gänge thun ſah. Allein es war nun einmahl ſein Unglück ſo, oder ſein Schickſal; denn er ſtand ebenfalls auf der Liſte der Geächteten zur Bartholomäus Nacht, wenn er ſich juſt zu Paris befunden hätte.

Kurz er brachte ſich bisher als ein wackrer Mann und ſehr kluger Feldherr vortrefflich durch, und ſteht gegenwärtig beym König, dem er ſo wie ſeinem Vaterlande überhaupt ſehr gut und ſehr getreu dient, und noch beſſer dienen würde, wenn man ſeinem Rath folgen und eine gute Verfaſſung im Kriegsweſen einführen wollte, die er ehmahls von ſeinem Herrn Vater ſo gut beobachten ſah. Er hatte von dieſem mehrere ſchöne und gute Lehren gelernt, die er beſſer als irgend ein franzöſiſcher Feldherr in den Gang bringen konnte. Denn wir haben keinen, der ſich beſſer darauf verſtünde oder in der ganzen Chriſtenheit gegenwärtig länger gedient und mehr Erfahrungen geſammelt hätte, als er; ſo bald er nur fähig war, Waffen zu tragen, trug er ſie auch ſogleich und bekam wichtige Poſten, um ſie mit Ruhm und Nachdruck zu führen.

Unter andern war er Oberſter von der Piemonteſiſchen Cavallerie, die er tapfer zum Sieg anführte;

denn außerdem, daß er ſchon für ſeine Perſon brav und tapfer war, hatte er auch noch gute Offiziers unter ſeinem Corps, beſonders eine ſchöne muntre Jugend von franzöſiſchen Cavaliers. Dies war damahls ſo Sitte, daß ſie, ſobald ſie anfiengen, die Waffen zu führen, ſich dem Herrn von Nemours, oder dem Herrn d'Amville, den beyden damahligen Paragone in der Cavallerie, präſentirten.

Wollte ich mich darauf einlaſſen, ſo könnte ich wohl die guten und braven Offiziers hernennen, welche nachher unter den Händen dieſer beyden vortrefflichen Feldherrn hervorgiengen; dieß würde mich jedoch zu weit führen.

Unter andern ſchönen und ausgezeichneten Gefechten, welche der Herr von d'Amville lieferte, iſt auch die Niederlage der Spanier bey Pont d'Aſtura in Piemont, wo ihrer fünfhundert auf dem Platz blieben, jedoch nicht ohne ihr Leben theuer verkauft zu haben. Denn dieſe Leute hielten ſehr hoch im Preis damit, und hätten ihm beynahe ſeinen Schwager, den Herrn von Vantadour, einen braven und tapfern Herrn, getödtet, der auf den Tod verwundet war.

Er lieferte ebenfalls ein ſehr ſchönes Scharmützel vor Fouſſant, wo er ſeinen Lieutenant, den Paul Baptiſta Freguſſo verlohr, ſo wie auch ſeinen Fähnrich, den jungen Rambouillet, einen tapfern jungen Mann, welcher ſo weit ins Thor hinein drang, daß er darüber getödtet wurde. Auch noch eine Menge anderer wurden dabey theils getödtet, theils verwundet. Denn es gieng dabey ſehr warm zu.

Gedachter Herr Paul Baptiſt war Lieutenant des Herrn von Nemours geweſen; weil aber der Herr Connetable damahls in beſonders gutem Credit ſtand, und

alles

alles ihm zulief, so verließ er ihn, und wurde Lieutenant unter dem Herrn von Amville, der ihn gewonnen hatte. Er war für einen von den vorzüglichen leichten Reitern seiner Zeit berühmt, weil er lange darunter gedient hatte: denn er war bereits sehr bey Jahren. Beym Rückzug nun von diesem Scharmützel unterhielt er sich mit dem Herrn von Amville und mit dem Herrn Vizdom und erzählte ihnen, „er habe in seinem Leben schon manchem schönen und hitzigen Scharmützel beygewohnt, aber doch noch keinem so hitzigen und häcklichen wie heute, und da er aus diesem davon gekommen sey, so würde ers wohl aus andern ebenfalls, auch sey er in seinem ganzen Leben noch nie verwundet worden.“ Kaum hatte er dieß gesagt, so kam ein Kanonen-Schuß aus der Stadt, der ihm den Kopf wegnahm.

Dieß war das Schicksal dieses guten Greisses, der von allen in Piemont, besonders von seinem Obersten, dem Herrn von Amville, sehr bedauert wurde, welcher jederzeit gern Italiener so wie auch Albaneser unter seine leichte Reiterey nahm: denn in seinem Gouvernement und als man ihn bekriegte, hatte er jederzeit Mittel gefunden, deren welche zu bekommen, die er dann sehr gut besoldete und bezahlte, weswegen sie ihm gute Dienste leisteten, und behülflich waren sich zu behaupten.

Da meine Absicht gegenwärtig nicht ist, alle schöne Kriegsthaten unserer Feldherrn zu erzählen, so will ich mich nicht weiter über die des Herrn von Amville verbreiten, und nur dies noch von ihm sagen, daß wenn er ein guter Kriegsmann war, er nicht minder groß als Ritter in allen ritterlichen Uebungen gewesen sey.

Er

Er war ein sehr guter und geschickter Reiter; uch übte er sich hierin vorzüglich und hatte ge- öhnlich eine große Menge sehr guter und schöner Pferde in seinem Stall, welche die ganze Schule urch zu machen wußten, so gut als er selbst sie zureiten verstand. Es war nicht möglich ei- en bessern Reiter zu sehen als ihn, es mochte nun f einem Bataillen-Pferd, oder auf einem bloßen pazierreiter seyn.

Gewöhnlich that er bey Ringelrennen mit seinem önig oder mit andern die schönsten Ritte von der elt; er hatte aber das Unglück selten den Ring zu ien wegen seines Gesichts, das nicht sicher genug r; dem ohnerachtet waren seine Ritte immer so viel rth, als die Ritte deren, welche trafen.

Wenn er hierin unglücklich war, so war er um glücklicher bey seinen Kampfen zu Pferd auf den eb; denn der mußte fest sitzen, der auf einen reich von ihm nicht wanken wollte, so gut und chickt und richtig wußte er ihn anzubringen.

Bey der Zusammenkunft zu Bayonne konnte der arschall Retz wohl ein Liedchen davon singen: denn einem Pallet zu Pferd, worin mit dem Degen ge- ten wurde, rennte er mit dem Herrn von Amville mmen, wurde aus dem Sattel gehoben und fiel gesichts der Königinnen und der ganzen Versamm- g von Zuschauern vom Pferd; wobey plötzlich das ücht entstand, es sey der Herr von Guise, der da- ls ein junges Blut von noch nicht funfzehn Jah- doch schon sehr geschickt war, und bereits ein wackerer Kämpfer wurde, so gut als andre, die älter wären, als er. Seine Mutter, die Frau Guise, die sich mit den Königinnen auf dem

Schau-Gerüſte befand, gerieth darüber in den äußerſten Schrecken. Voll Beſtürzung wegen ihres Sohns war ſie ganz außer ſich, eben ſo ſelbſt die Königinnen und alle Damen. Als nun der Herr Connetable das Gerücht und das Schrecken der Damen vernahm, eilte er zu ihnen hin und rief ihnen zu: „es iſt nichts, es iſt nichts; es iſt la Perron:“ denn ſo hieß Retz damahls noch, ehe er durch Gunſt zu den Stufen emporgeſtiegen war, auf denen er gegenwärtig ſteht. Dieß beruhigte die Mutter wieder und erheiterte ihr ſchönes helles Geſicht, das von dem Sturm eines ſolchen Schreckens getrübt worden war. Nun wurde allgemein über den Vorfall auf dem Kampfplatz unter den Zuſchauern gelacht.

Ungefähr zwey Jahre nach dieſer Reiſe, als König Karl ſeine Faſtnacht im Louvre mit einer Parthie Ringelrennen und Gefechten mit dem Degen bey Paſſaden zu Pferd feierte, ſtieß der Herr von Amville eben ſo wieder mit dem Herrn Longueville an, den er durch einen gleichen Stoß ebenfalls wieder vom Pferd warf. Dieß war jedoch nicht ſein Fehler: denn er war ein ſehr geſchickter Prinz und guter Soldat. Der Sattel und der Gurt ſeines Pferdes waren ſchuld daran, indem der Sattel ſich gedreht hatte.

Hierüber wäre bald eine Schlägerey entſtanden. Denn als der Herr von Longueville erfuhr, daß der Herr von Amville ſich deſſen gewiſſermaßen berühmen wolle, ließ er ihn auf die Pfaffen-Wieſe fordern, wo außer ihnen beyden niemand war, als der Chevalier de la Batreſſe, Lieutenant des Herrn von Amville, und der Capitain la Gaſtirie, ein tapfrer Limoſiner, Lieutenant des Herrn von Longueville, alle vier ſehr wackre und tapfre Männer, die ſich ſehr gut mit einander herumgi-

umgeſchlagen haben würden, wenn der Herrn von Anville ſeinem Gegner nicht durch eine befriedigende Erklärung Genugthuung gegeben hätte, worauf ſie auseinander giengen.

Der
Herr von Montberon.

Der dritte Bruder dieſer beyden Herrn von Montmorency war der Herr von Montberon, der dieſen Nahmen von der Baronie Montberon führte, die man für die erſte in Angoumois hält. Sie hatte der Herr Connetable, der Vater, aus dem Vermögen des Herrn und Barons von Montberon, Großvaters der gegenwärtigen Frau von Bourdeille, an ſich gebracht, welcher Senior des Hauſes Montberon iſt, eines ſo erlauchten und alten Hauſes, als irgend eins in Guyenne. So gehen durch üble Wirthſchaft der Väter die Stammgüter für die wahren Erben verlohren!

Man konnte wohl ſagen, daß der Herr Connetable dieſen Nahmen und Baronie Montberon beſonders hochſchätzen mußte, da er bey ſo vielen andern ſchönen Gütern, die er beſaß, dennoch ſeinen Sohn keinen andern Titel führen laſſen wollte, als eben dieſen.

Dieſer Titel iſt denn auch freylich ſehr ſchön; der, welcher ihn führte, machte ihm aber auch Ehre und Glanz; denn es war einer der wackerſten vollkommenſten Herrn in Frankreich, der groſſe Hoffnungen von ſich erregte, wenn er am Leben geblieben wäre.

Er war ein so schöner Cavalier, daß er für den schönsten unter seinen Brüdern gehalten wurde, wie auch ich selbst der Meynung bin, da ich sie alle kenne und mit ihnen umgegangen bin. Er war brav und tapfer und wurde als ein ganz junger Mensch in der Schlacht von Saint-Quentin zugleich mit seinem Herrn Vater gefangen genommen, an dessen Seite er wacker kämpfte und ihn unterstützte.

Phillpp der Kühne erwarb sich diesen Zunahmen dadurch, daß er, so jung er auch war, seinen Vater, den König Johann in der Schlacht bey Poitiers nicht verließ, sondern wacker an seiner Seite kämpfte und sich mit ihm gefangen nehmen ließ.

Eben so that der Herr von Montberon in dieser Schlacht gegen seinen Vater; und um seiner Tapferkeit die Krone aufzusetzen, hielt er sich in der Schlacht bey Dreux so nahe zu diesem Vater, und unterstützte ihn so gut, daß er im tapfern Kampf an dessen Seite getödet wurde.

Traun ein schönes und ehrenvolles Schicksal des Sohnes, dem Vater so auffallend seinen kindlichen und liebevollen Edelmuth noch vor seinem Ende bewiesen zu haben. Der Väter beklägte aber auch seinen Verlust gar sehr; denn er liebte ihn und erkannte ihn für einen sehr edelmüthigen jungen Mann.

Es konnte auch nicht anders seyn. Er war ein tüchtiger Schläger auch ein wenig stolz. seine Ruhmsucht und sein Stolz aber waren erträglich, indem sie einen schönen und angenehmen Anstrich hatten. Wer nun so bestimmt ist, muß freylich stets darauf bedacht seyn, diesen Ruhm immer durch irgend eine großmüthige ganz untadelhafte Handlung zu unterhalten. Denn sonst ist er verlohren, und muß sich vor aller

Welt

Welt verbergen, so wie ich denn deren mehrere gesehen habe, die, wenn ihnen so ein Unglück wiederfuhr, ihren Stolz durch irgend eine Feigherzigkeit verdunkelt zu haben, nicht für die Hunde mehr gut waren, da hingegen die, welche ihren Stolz immer durch irgend eine tapfre That zu unterstützen wußten, mehr gefürchtet und geachtet wurden; wobey immer einer erträglicher war, als der andre.

Der Herr von Meru.

Der vierte Sohn des Herrn Connetable war der Herr von Meru, den man bey Hof jederzeit für ihr hochmüthig hielt. Man sagte aber, dieß sey ein Familienfehler; denn alle fünf Brüder waren es, weil sie einen sehr vortrefflichen Vater hatten und sie selbst groß und vom Vater in diesem Stolz erzogen und unterhalten wurden, so, daß sie ausser dem grossen Herzen, das sie von Natur hatten, durch dessen Größe noch um so mehr in diesem hohen Stolz bestärkt wurden. So sprach man hiervon bey Hof.

Ohne mich weiter bey dem Lob des Herrn von Meru aufzuhalten, will ich bloß dies noch von ihm anführen, daß man ihn gegenwärtig für den würdigsten und einsichtsvollsten Mann im königlichen Staatsrath hält. Unser König, der sich auf solche Leute versteht, hält ihn öffentlich dafür, und beehrte ihn daher vor mehrern Mitbewerbern mit der Stelle eines Advocats.

Was seine Tapferkeit betrifft, so berufe ich mich auf die Herrn Schweitzer, die ihn als ihren Obersten jederzeit hochschätzten und in diesem Posten lange behielten und sehr liebten. Dieß ist ein sehr schönes Zeugniß für ihn, wenn ein Tapfrer den andern hochschätzt und vom Tapfern angeführt werden will; denn ein tapfrer Anführer schlägt jederzeit die andern aus dem Feld.

Daher setzten denn auch diese Herrn Schweitzer solch Zutrauen in ihren Obersten, dem seine Weisheit Klugheit und Tapferkeit gar sehr zu statten kamen, als man dem Hause Montmorency in allen fünf Brüdern so sehr zu Leibe ging.

Der Herr von Toré.

Dies traf auch den Herrn von Toré, den man eben so gut, wie die andere, gern eingefangen hätte; daher er sich denn genöthigt sah, sich nach Deutschland zu flüchten, so wohl um der eignen Gefahr willen, als um dort eine kleine Armee zu Unterstützung seines gefangenen Bruders und seiner andern Brüder, denen man übel mit spielte, zusammlen.

Er brachte funfzehnhundert Reiter zusammen durch Unterstützung seiner Mutter, der Frau Connetablinn, die ihn vorzüglich und mehr als alle seine andern Brüder liebte und ihm in Deutschland ungefähr dreytausend Thaler verschoffte, wie

man ſagte, worüber ſie beynahe in Verlegenheit und Unterſuchung gekommen wäre: weil ſie aber Dame d'Honneur der Königinn Eliſabeth, und um ihrer Tugenden willen, von dem König zu dieſem Poſten auserſehen worden war, ſo trieb man es hierin gegen ſie nicht weiter, ſondern ſahe ihr durch die Finger.

Was hätte ſie aber auch beſſers thun können, als alles mögliche zu verſuchen, um ihren älteſten Sohn aus der Gefangenſchaft und ihre andern Kinder aus der Verlegenheit zu befreyen. Und dies mit Recht, ohne auf die dem König ſchuldige Treue Rückſicht zu nehmen, und ohne ſich des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig zu machen, weil die Liebe der Mutter gegen ihre guten Kinder jeder andern Rückſicht vorgeht.

Mit ſeinen Reitern nun und einigen nach Sedan und anderwärts verwieſenen Franzoſen, die ſich zu ihm geſchlagen hatten, rückte der Herr von Torè von Champagne her in Frankreich ein, wo der Herr von Guiſe, dieſer groſſe, obſchon damahls noch ſehr junge, Feldherr ihm entgegenrückte, und ihn ſchlug.

Ich werde hiervon anderwärts im Leben des Herrn von Guiſe reden. So vollſtändig war indeſſen doch die Niederlage nicht, daß der Herr von Torè ſich nicht mit einigen leichten franzöſiſchen Truppen gerettet hätte, worauf er zu Monſieur, dem Bruder des Königs, ſtieß, der damahls Waffen ergriffen hatte.

Wir waren der Meynung, daß wir ihm ohne die damahls erfolgte Verwundung des Herrn von Guiſe wacker nachgeſetzt und ihn wohl verhindert haben würden, ſich mit Monſieur zu vereinigen; denn dieſer Herr von Guiſe war ſo muthig, daß er ſich nie mit einem halben Sieg begnügte, ſondern ihn ſtets ganz

und vollständig haben wollte. Ein Beweis hiervon ist die Hartnäckigkeit, mit der er eben bey dieser Gelegenheit jenen Soldaten verfolgte, der vor ihm floh und durch den größten Zufall, der je gesehen wurde, im Fliehen ihm rückwärts einen Schuß beybrachte.

Nachher diente gedachter Herr von Toré seinem Könige sehr gut und machte den Fehler wieder gut, den er dadurch begangen hatte, daß er mit bewaffneter Hand und fremder Macht in sein Reich gegen ihn eindrang; denn er war es, welcher verursachte, daß nicht ganz Isle de France für ihn verlohren gieng noch Paris sich von Senlis Meister machte. Dies that er nebst den Herrn, du Hallot, Montmorency und Doarty und mehrern andern braven französischen Cavaliers, welche alle sich in diese Stadt warfen und sehr gut in der Belagerung vertheidigten, welche der Herr von Aumale dagegen unternommen hatte, worauf die Schlacht bey Senlis erfolgte, die er verlohr, wodurch die Angelegenheiten der Ligue einen starken Stoß, und die des Königs eine starke Stütze erhielten, wovon ich anderwärts reden werde.

Man kann daher dem Herrn von Toré und den andern Cavalieren den Ruhm zuschreiben, daß sie zuerst und vorzüglich die Krankheit verursacht hatten, worein nachher die Ligue verfiel: denn hätte er Senlis nicht weggenommen, so wäre diese für den König so höchst wichtige Schlacht nicht erfolgt.

Dieß mag für izt genug seyn von den fünf Söhnen des Herrn Connetable, wobey man eine Bemerkung gemacht hat, welche sehr viele Personen dieser Zeit in Verwunderung setzte, daß er nähmlich keinen von allen der Kirche weihte. Hätte er dieß gethan, und ihr nur einen geschenkt, so würde er ihn bey der Gunst, worin er stand, sehr reich an Kirchengütern

und

und groß und vielvermögend auch ſein eigenes Haus noch größer und reicher gemacht haben; nach dem alten Sprichwort, daß es nur eines rothen Huts oder Krumm-Staabs bedürfe, um ein Haus groß zu machen. Allein der gute Mann that dieß nie, entweder aus einer beſondern Gewiſſenhaftigkeit, oder aus irgend einem andern uns unbekannten Grund. Denn ſonſt bleibt es doch immer eine ſehr große Ehre für ein Haus, ſey es übrigens auch noch ſo groß, einen Kardinal unter ſich zu zählen.

So that alſo dieſer wackre Mann der Kirche des heiligen Herrn St. Petrus kein Gelübde, ſondern alle dem Tempel des Mars, indem er der Meynung war, daß ſeine Kinder alle hier beſſer dienen würden.

Man ſagt, die Frau Connetablinn, welche die Andacht ſelbſt war, habe es anders gewünſcht; er hingegen war hierin entgegengeſetzter Meynung, und ihr zuwider. Dieſe vortreffliche Dame war, wie ſchon geſagt, Tochter des Oberhofmeiſters Baſtards von Savoyen.

Renatus, Baſtard von Savoyen, Grand-Maitre von Frankreich, und ſeine beyden Söhne.

I. Der Vater.

Er war ein ſehr einſichtsvoller Cavalier, der dem König Franz überall, wo er ſich befand, ſehr gut diente, wie z. B. in der Schlacht der Schweitzer bey

la Vieuque, wo es seine Schuld nicht war, daß die Schweitzer so sehr in den Herrn von Lautrec drangen, die Schlacht zu liefern. Er bat sie gab ihnen die besten Wörtchen, um sie zur Geduld zu bewegen, und versicherte, der König werde sie und ihre Kinder belohnen, und sie würden alle Ursache finden, auf ewige Zeiten mit ihm zufrieden zu seyn. Sie waren aber nicht zu bewegen, und die Schlacht mußte geliefert werden, die sie verlohren, wodurch man genöthigt wurde, mit einer langen Nase nach Frankreich abzuziehen, und das ganze Mailändische verlohren zu geben, bis König Franz wieder kam, und es eroberte, aber auch nicht lange behielt, wegen der Schlacht bey Pavia, wo so viele brave Leute, und darunter auch dieser Herr Grand-Maitre, geblieben seyn.

Er war nähmlich dabey in Gefangenschaft gerathen, und als er sich daraus losgekauft hatte, und den Rückweg nach Frankreich antreten wollte, wurde er von einem Wundfieber befallen, woran er starb. Es war sehr Schade um ihn; auch wurde er sehr betrauert von der Frau Regentinn seiner Schwester, die ihn aufs äußerste liebte und beförderte, und ihn zu einem größen Posten in Frankreich erhob.

Man hielt ihn für einen sehr weisen und einsichtsvollen Feldherrn. Von einigen alten Kriegern hörte ich versichern, daß seine Leibcompagnie von hundert Mann, die er hielt, die schönste gewesen sey, die man je gesehen habe, seit dieß eingeführt war. Dies war man damahls allgemeine Meynung. Denn da jeder nach Gunst und Ehre rennt: so ließen sich alle jungen Leute aus den größten Häusern darunter einschreiben, so wie auch die ältesten erfahrensten Krieger; so daß ordent-

…entlich jeder junge Cavalier ſich glücklich pries, der …s Archer dabey angeſtellt wurde.

Heutzutag iſt dies nicht mehr ſo. Man begnügt …ch nicht mehr mit ſo Wenigem. So bald der Jun… anfängt Waffen erſchleppen zu können, ſoll er auch …leich ein Commando bekommen, entweder in der leich… Reiterey, oder in der Gensdarmerie, oder unter …r Infanterie, ohne daß er je gehorchen gelernt hat. …aher ſieht man denn auch bey vielen ſo dumme Feh… bey manchen jedoch auch nicht: denn oft machens …rgleichen junge Leute ſo gut ja noch beſſer, als die Al… …. Ich könnte eine Menge Beyſpiele hiervon an… …hren.

Der Herr Grand Maitre hinterließ zween Söhne …n Herrn Grafen von Tande, und den Herrn Mar… …is von Villars. Von dem ältern hier zuerſt.

Der Graf von Tande

und ſein Sohn,

Der Graf von Sommerive.

Der Herr Graf von Tande war ein braver und tapferer Herr und Offizier. Er bekleidete zu …ner Zeit mehrere ſchöne Poſten. Er war Oberſter …r Schweitzer im Königreich Neapel, ſo wie er es eh… …hls, wovon ich in meinem Kapitel von den Oberſten …r, unter dem Herrn von Lautrec war, wo er ſich je… …zeit ſehr gut hielt, und ſeine Leute ſtets in Pflicht …d Gehorſam gegen ihren König erhielt. Er war

lange

lange Zeit Gouverneur von Provence und stand diesem Posten mit vielem Ruhm vor, wo er es mit eigensinnigen, wunderlichen und schwer zu behandelnden, obschon übrigens sehr braven und tapfern Leuten zu thun hatte, die er so gut zu lenken wußte, daß man unter ihm nichts von Unruhen und Empörungen sah, wie nachher unter den andern Gouverneurs.

In den ersten Kriegen zwar hatten sie ihn wegen seiner reformirten Gemahlinn ein wenig wegen der reformirten Religion in Verdacht, wobey sie in ihrer Sprache sagten: „drey Dinge verderben Provence, der Wind, die Gräfinn und die Durance. Denn wenn die Winde dort einmahl anfangen, so sind sie fürchterlich, und verursachen großen Schaden im Lande, so wie auch der Fluß Durance, wenn er anschwillt und austritt, so heftig und wüthend wird, daß er große Verheerungen anrichtet.

Als sehr eifrige Catholiken wurden also die Provencalen der Religion wegen mißtrauisch gegen den Herrn Grafen, und ihm ein wenig abgeneigt, wogegen sie ihr Vertrauen auf seinen Sohn, den Herrn Grafen von Sommerive setzten, den sie außerordentlich hoch und werth hielten, weil sie in ihm einen erbitterten Feind der Hugenotten erblickten, der diesen sehr nachdrücklich und sehr grausam zusetzte, so daß sie deren eine Menge unter ihm erlegten.

Wenn der König Karl daselbst war, hörte man bey allen seinen Ausritten und Einzügen keine andre Stimme vom Volk, als: „Es lebe der König, die Messe und der Herr Graf von Sommerive, der sie uns erhält."

Hierbey muß man diesen Herrn ganz ungemein loben, daß er, ungeachtet er ein sehr starker Verfolger

der

der Hugenotten gewesen war, dennoch den Befehl nicht vollstreckte, der ihm, wie einigen andern Gouverneurs, nach der Bartholomäus Nacht zugefertigt worden war, alle Hugenotten in seinem Gouvernement eben so nieder zu machen, wie man in Paris gethan hatte. Er weigerte sich dieß zu thun und sagte: „diese That sey zu schändlich; der König habe dieß wohl thun und sich, wenn es ihm beliebte, als König davon wieder rein waschen können; allein Er würde seine Seele jederzeit damit belastet und seine Ehre befleckt fühlen."

Der König nahm dieß sehr übel auf und war äußerst ungehalten auf ihn. Man sagt, er sey aus Kummer über diesen ohne Grund gefaßten Unwillen des Königs gestorben: andre sagen, sein Ende sey beschleunigt worden. Es war sehr Schade um ihn; denn ein sehr braver und tapfrer Herr war Er, und ein Mann von großer Rechtschaffenheit und Ehre.

Er hatte einen Halbbruder, von einer andern Mutter. Dieser brave und tapfre Cavalier war Hugenott und die beyden Brüder standen oft gegen einander im Feld, wobey sie sich jedoch mehrmahls Artigkeiten erzeigten.

Er wurde einige Zeit hernach während des Friedens ermordet, als er im Vertrauen auf den Frieden in eine Stadt von Provence kam, wo ein Niederträchtiger ihn umbrachte, den ich hundertmahl alljährlich der Königinn Mutter Pomeranzen bringen sah. Ich habe seinen Nahmen vergessen, so wie auch den der Stadt, wo dieß geschah.

Die Hugenotten von Provence setzten starkes Vertrauen auf ihn, und wenn er nicht gestorben wäre,

so

so würde er große Unruhen erregt haben; denn er war brav und tapfer, und dort ein sehr angesehener Herr.

Der
Marquis von Villars.

Ein anderer Bruder des Herrn Grafen von Tande war der Herr Marquis von Villars, ein vortrefflicher und einsichtsvoller Cavalier und Feldherr, der sich bey allen Gelegenheiten, wo er sich befand, überall sehr wacker hielt. Er wurde in dem Schloß Hesdin gefangen, worein er sich zu seinem Vergnügen geworfen hatte, und sich sehr tapfer hielt. Eben so wurde er auch bey der Schlacht von Saint-Quentin verwundet und gefangen. Er erhielt das Gouvernement von Guyenne, dem er sehr gut vorstand.

Er errichtete dort, besonders zu Bourdeaux, eine gewisse Brüderschaft gegen die Hugenotten, welche die Königinn, als sie nach Guyenne kam, und ihre Tochter dem König von Navarra zuführte, gar sehr tadelte, und gänzlich umstieß. Ich rede hiervon in ihrem Leben; allein der Herr Marquis von Villars war damahls schon todt und der Herr Marschall von Biron kommandirte dort. Indessen hatte sie doch von ihrer Errichtung an bis dahin gedauert.

Ich erinnre mich hierbey, daß die Königinn zu dem, welcher im Nahmen der Brüderschaft an sie abgeschickt war, sagte: „Nichts, nichts. Der König und ich wollen, daß sie abgeschafft und nicht weiter da-

von geredet werden ſoll. Wäre ihr erſter Stifter, der Herr Marquis von Villars, gegenwärtig noch am Leben, ſo würde er ſie als ein erprobter getreuer und folgſamer Diener des Königs ſogleich aufheben, wie ihr ſie eingerichtet habt.“

So mußten alſo nun dieſe Verbrüderten, als ſie die Königinn ſo entſchloſſen reden hörten, wie ich ſelbſt mit anſah, und anhörte, da ich mich damahls ganz nahe bey ihr befand, ihre ſchöne Brüderſchaft aufheben und vernichten.

Der
Herr von Eſſe.

Reden wir izt von andern Feldherrn. Der ſelige Herr von Eſſe war ein ſehr guter, einſichtsvoller, braver und tapfrer Mann. Er wurde von dem Herrn Connetable wegen ſeiner Tapferkeit und Vortrefflichkeit vorgezogen, und ſeine Herrn, die Könige, kannten ihn und wußten ſich ſeiner ſehr gut zu bedienen. Der König Franz ſagte oft, „wir ſind vier Edelleute aus Guyenne, die mit jedem, der nach Frankreich kömmt, und aus Frankreich geht, in den Schranken fechten und nach dem Ringel rennen mögen, ich, Sanjac, Eſſe, und Chaſtegneraie.“

Er wurde Lieutenant de Roy in Landrecy mit dem Capitain la Lande, einem alten braven verſuchten Krieger. Beyde hielten die Belagerung ſehr gut aus, welche der Kaiſer mit großer Macht unternommen hatte, ſo wohl mit ſpaniſchen, als italieniſchen, flandriſchen,

schen, deutschen und englischen Truppen. Denn der König von England und er waren damahls wieder Freunde und starke Bundesgenossen worden.

Diese Stadt war damahls noch nicht so fest, wie sie es nachher wurde. Damahls sagte man, sie sey bloß aus Koth und Speichel zusammen gemacht; solcher Reden bediente man sich, um ihre Schwäche anzuzeigen. Die Belagerung zog sich sehr in die Länge und ohnerachtet der Stürme, Strapatzen, Nachtwachen, des Hungers und andrer Ungemächlichkeiten, die sie dabey zu erdulden hatten, thaten sie dennoch gewöhnlich sehr schöne Ausfälle auf den Feind, wobey sie nicht immer den kürzern zogen; auch nahmen sie ihm dabey ein Stück Geschütz ab, das sie in den Graben laufen liessen. Nach einer Menge schöner Thaten kam König Franz herbey und verproviantirte den Ort, Angesichts des Kaisers. Eine sehr merkwürdige That, so wohl der Verproviantirung, als des Rückzugs wegen, daher denn auch der Kaiser die Belagerung wieder aufheben mußte.

Diese beyden Feldherrn, beyde sehr wackre Kriegscameraden, wurden, als sie den Platz verließen, sehr hochgeschätzt und gepriesen. Um im Kriege groß zu werden, bedarf es nur bald wenig, bald viel, je nachdem das Glück will: denn wo dieß zu wider ist, könnte man eiserne Wagen auffressen und so viele Heldenthaten thun, als ehmahls die alten Paladins oder zwölf Pairs des Ruhms (so nennen sie die Spanier, traun eine sehr schöne und vorzügliche Auszeichnung!) und würden doch Zeit und Mühe vergebens daran wenden.

So kam also diesen beyden Vertheidigern von Landrecy das günstige Glück sehr zu statten. Sie thun-

wurden hochgeschätzt und hochgelobt im Ausland, wie in Frankreich, beyde bey Hof sehr gut aufgenommen, wie ich mir von denen habe erzählen lassen, die sich damahls dort befanden, beyde von ihrem König umarmt und sehr gut belohnt.

Der Herr von Esse wurde Kammerherr, was damahls ein sehr hoher und ehrenveller Posten war, wohl zweymahl größer, als gegenwärtig, und beyde hatten zwölfhundert Franken Gehalt, und nur sechs Monathe den Dienst.

Der Capitain La Lande wurde Haushofmeister des Königs, damahls ebenfalls eine schöne Stelle, und ungleich schöner als gegenwärtig. Sie hatten sechshundert Franken und ebenfalls nur sechs Monathe Dienst.

Als sie von ihrem Posten Besitz nahmen, sagte man bey Hof: der Herr von Esse sey geschickter, den Feind im Hemde zu überfallen, als dem König das Hemd zu geben [22]), und eben so hielt man den Herrn von La Lande für geschickter, eine Pike als den Hofmarschalls-Stab zu führen.

Manche zogens damahls in Zweifel und stritten sich darüber, ob wohl beyde in Landrecy gleichen Rang gehabt und beyde den Titel als Lieutenants de Roy geführt hätten. Einige sagten La Land sey zuerst hingeschickt worden, und wegen eines dreytägigen Fiebers, das ihn befiel, habe man ihm den Herrn von Esse nachgeschickt, und als Gehülfen zugegeben. Wie dem auch sey, so vertrugen sie sich auf ihrem Posten sehr gut zum Dienst ihres Herrn. La Land war ein alter geübter Krieger, welcher, durch lange Erfahrung belehrt, die Infanterie sehr gut zu commandiren verstand.

Der Herr von Esse commandirte und commandirt noch eine Compagnie Chevaux-Legers, und der andre eine Compagnie Fußvolk; jens war ehrenvoller, als das andre, wenn schon die Compagnien zu Fuß damahls sehr ehrenvoll und noch nicht so gemein waren, als sie nachher wurden: ganz eben so verhielt es sich mit den Compagnien Chevaux-Legers, welche nicht, wie nachher, dem ersten besten anvertraut wurden; sondern wobey man eine Auswahl machte, und sehr auf tüchtige Personen sah. So viel ist jedoch gewiß, daß die leichte Reiterey der Infanterie vorging.

Der Herr von Esse war ein Cavalier aus sehr gutem Hause; der Capitain La Land hingegen war ein Glücks-Ritter und von Grad zu Grad durch seine Tapferkeit und seine dem König geleisteten Dienste empor gestiegen; dieß that der Herr von Esse zwar ebenfalls. Er hatte denselben Weg gemacht, er war aber doch von edlerem Stamm, als der andre, sagte man: was ein wichtiger Punkt ist, wenn man beydes hat; denn zwo Tugenden zusammen sind stärker als eine einzige. Der König Franz wußte daher auch einen besser als den andern von geringerem Herkommen zu belohnen. Jener wurde auch hernach Lieutenant unter dem Herrn von Montpensier in dessen Compagnie von funfzig Mann, und bekam nachher eine andre eigene Compagnie zu commandiren, als er nach Schottland kam, wobey der Herr von Boisseguin, ein sehr braver und tapfrer Cavalier, sein Lieutenant wurde.

Der Herr von Esse wurde zu dem seeligen Herrn Seneschal von Poictou, Andreas von Vivonne, meinem Großvater, als Page gethan, als er mit König Karl dem Achten in das Königreich Neapel zog, wohin er ihn mit sich nahm, als er noch nicht zwölf

Jahr

Jahr alt war, weil er ihn für einen gutartigen jungen Menschen erkannte, sich viel von ihm versprach, und ihn, so jung er auch war, dennoch nicht zu Haus zurücklassen wollte. Er machte auch die Reise sehr gut mit, ohne irgend einen Anstoß von Krankheit.

Nachdem er ihn einige Jahre erzogen hatte, ließ er ihn nicht mehr Page seyn, sondern schickte ihn unter die Ordonnanzen mit einer sehr schönen Equipage, wie er sie den andern nicht gegeben hatte; denn er hoffte viel von ihm, und dann that ers auch deswegen, weil der junge Mann, ungeachtet er von sehr gutem Adel war, dennoch von seinem Vater, der, bey seinen vielen andern Kindern, für sich selbst nicht genug hatte, nicht gehörig unterstützt werden konnte.

Für solche Verbindlichkeiten, so wohl in Ansehung der Erziehung, als der übrigen Wohlthaten, bewies sich dieser edle Herr nie undankbar. Er war schon zweymahl Lieutenant de Roy in Landrecy und in Schottland gewesen, war auch Capitain von funfzig Männ und Ordens-Ritter, als er meine Großmutter, die Frau Seneschallin, die ihn hatte erziehen helfen, besuchte, und ihr so große Ehrfurcht bewies, daß er vor der Tafel nie zugleich mit ihr die Hände waschen wollte, und dabey sagte: „keine Ehrenstelle, zu der er empor gestiegen sey, werde ihn die Ehrerbietung aus den Augen setzen lassen, die er ihr schuldig sey, da er von ihr als Page und Diener in ihrem Hause erzogen worden sey.“ Wohl aber wusch er sich mit ihren Töchtern, den Damen von Bourdeille und von Dampierre, die er, wie er sagte, wohl hundertmahl gewiegt und geschaukelt und seine Lection mit ihnen gelernt hatte. So gewissenhaft war dieser vortreffliche und höfliche

Herr. Auf der andern Seite hingegen trug er kein Bedenken und fand keinen Anſtand, ſich um meine Tante Madam de Dampierre zu bewerben, wenn ſie ihm hätte Gehör geben wollen, als ſie eine junge Wittwe von meinem ſeeligen Oncle dem Herrn von Dampierre und ſehr reich war. Dieſer war als Lieutenant de Roy in dem Krieg zwiſchen dem König von England und dem König Franz vor Arvres geblieben.

Gleiche Bedenklichkeit äußerte der Prinz von Wallis, welcher, am Abend nach der Schlacht bey Poitiers, nicht mit dem König Johann zu Nacht eſſen wollte, und ſich doch kein Gewiſſen daraus machte, ihn gefangen zu halten. Ein Gleiches that der Herr Herzog von Bourbon, der am Abend nach der Schlacht bey Pavia den König in aller Unterthänigkeit bediente, ihm die Serviette reichte und ihn dabey dennoch ebenfalls gefangen hielt.

Als König Heinrich zur Krone gelangte, ſchickte er als Beſchützer der Unglücklichen den Herrn von Eſſe als ſeinen Lieutenant General nach Schottland, den beyden Königinnen Mutter und Tochter zu Hülfe. Dies war eine ſehr große Ehre für ihn; denn er commandirte dabey Herrn, welche weit reicher und aus weit angeſehnern Häuſern waren, als er; wie z. B. den Herrn von Strozzy, und den Prior von Capua, zween Brüder und Vetter der Königinn, den Herrn d'Andelot, den Herrn von la Rochefoucaut, d'Eſtanges, Baudiné, Pienne, Bourdeille, Montrezat, Negrepellice, den Grafen von Reingrafe [21]) und eine Menge andrer.

Daher ſagte er denn auch oft zu ihnen: „Ich weiß wohl, meine Herrn, daß keiner unter Ihnen iſt, der

der nicht größer wäre, als ich, und der nicht, wenn ich von hier weg bin, es sey nun am Hof, oder sonst in Frankreich, mir vorginge und mehr heißen wollte, als mein Kammerad. Weil es indessen dem König gefallen hat, mich mit dieser Selle zu beehren, so muß ich ihr auch vorstehen und den Großen wie den Kleinen commandiren. Gehen wir von hier weg, und ich habe dann diese Größe wieder abgelegt, so werden wir beyde wieder gleich und Kammeraden seyn."

So hörte ich es von meinem Bruder, dem Herrn von Bourdeille erzählen, welcher ebenfalls mit dabey war. Dieser sagte hierbey: er habe eine so gute Art zu commandiren gehabt, daß jeder ihm mit Lust gehorcht und ihn so sehr in Ehren gehalten habe, daß nie Verdrüßlichkeiten entstanden und alles gut gegangen sey: denn beym Commandiren familiarisirte er sich sehr. Er hatte keinen andern Schwur als: Avous ouy, was eigentlich nicht einmahl ein Schwur heißen kann, sondern eine bloße angewöhnte Redens-Art, die er statt Schwurs zu führen pflegte. Wenn er in den Krieg gieng und einige von den Blänklern ihm rapportirten: „die Feinde rücken gegen uns an," so antwortete er, ohne dadurch außer Fassung zu gerathen, bloß ganz trocken: „Und wir gegen sie." —

In Schottland lieferte er sehr schöne Treffen und verrichtete sehr schöne Kriegsthaten; er sagte dabey oft: „Ach, meine Herrn, dies ist Nichts, was wir hier thun, wenn der König unser braves Verhalten nicht selbst sieht: denn es ist allemahl mehr werth, im Beyseyn des Königs und unter seinen Augen mit dem Feind eine Lanze zierlich zu brechen, als eine ganze Schlacht gewinnen, oder eine Stadt erstürmen, wenn ers nicht sieht und nicht dabey ist, besonders in

einer Entfernung von fünfhundert französischen Meilen! denn in diesem Fall ist weder Ruhm noch Dank so groß."

Indessen ist doch so viel gewiß, daß der König ihn bey seiner Zurückkunft von dieser Expedition sehr ehrte, ihm zum Zeichen seiner Zufriedenheit und seines guten Verhaltens den Orden gab und ihn auch sonst noch anständig belohnte, freylich aber nicht mit so ausschweifenden Geschenken, wie nachher unter den andern Königen Mode wurden: denn damahls war man hierin noch etwas mäßiger. Auch mußte jedem bald mehr bald weniger davon zufließen, nach den Verdiensten und Diensten, weil sie viele Ungemächlichkeiten und Strapatzen, besonders starken Frost ausgestanden hatten; er nicht bloß allein, sondern noch eine Menge wackrer Leute von seiner Armee, so daß manche die Zehen darüber einbüßten.

Er holte sich hier eine starke und sehr schlimme Gelbsucht, welche so weit ging, daß ich mir habe versichern lassen, daß sein Hemde so gar gelb wie Saffran davon gefärbt wurde, wenn er schwitzte. Dieß veranlaßte ihn, den König um Urlaub zu bitten, um nach seinem Hause Epanvilliers zu gehen, die Luft zu verändern, und nach drey Jahren das erstemahl wieder seine Gattin zu sehen, welche eine sehr schöne und vortreffliche Dame aus dem Hause des Adrets Anjou und in dem Hause der Frau Herzoginn von Vendome erzogen war, einer sehr vortrefflichen Fürstinn, der ihre Zöglinge viel Ehre machten.

Als er nun auf seinem Gut war, verbesserte sich seine Krankheit nicht nur nicht, sondern wurde sogar noch schlimmer und plagte ihn ärger als zuvor, so daß er stündlich sein Ende vorhanden glaubte, und sein Le-

ben so hinschleppte. Ich habe mir sagen lassen, er habe es des Tags hundertmahl verwünscht, in so vielen Schlachten und Kriegen, wobey er sich befunden hatte, es nicht verlohren zu haben, und jetzt auf dem Bett wie der heilloseste Lumpenhund von der Welt sterben zu müssen.

Als er einst wie er öfters that mit thränenden Augen und Seufzern dergleichen Reden gegen seine Freunde führte, langte ein Eilbote von dem König bey ihm an, der ihm den Befehl brachte, sich sogleich nach Hof zu verfügen, um sich alsdann in Théroüanne, das der Kaiser mit einer Belagerung bedrohte, zu werfen und als Lieutenant de Roy darin zu commandiren. So bald er die Sache vernommen, und den Brief seines Königs gelesen hatte, sagte er sogleich zu seinen Freunden, die um ihn waren (denn da er sehr beliebt war, hatte er gewöhnlich viele Besuche). „Jetzt, meine Freunde, habe ich den Gipfel meiner Wünsche erreicht: denn ich wünschte nichts so sehr, als auf einer ehrenvollen Stelle zu sterben, und fürchte nichts mehr, als in meinem Hause und auf dem Bett den Geist aufzugeben. Jetzt gehe ich und schwöre euch hoch und theuer, daß Madame Gelbsucht nicht die Ehre haben soll, mich ums Leben zu bringen; denn muthvoll will ich im Kriege sterben und nicht zurückkehren, bis ich den Tod dort gefunden habe. Adieu also, meine Herrn und Freunde, ich gehe, sehr glücklich und zufrieden, das zu suchen, was ich so sehr gewünscht hatte."

Am andern Morgen stieg er auch wirklich muthig zu Pferd, ohne sich erst lange einladen und nöthigen zu lassen, noch sich mit grossen Reise-Anstalten aufzuhalten, wie es wohl manche gibt, die mehr Umstände machen, als ein Todkranker, der sich mit Lad-

wergen und Juleps präparirt, um die Haupt-Arzney einzunehmen.

So kam er also vor seinen König, der ihm mündlich den Befehl wiederholte und zu dem er sagte: „Sire, ich gehe also, mit gutem und rechtlichem Herzen hin; ich habe aber sagen hören, daß der Platz sehr schlecht verproviantirt, und nicht einmahl mit Pfählen, Palliſaden noch Trag-Körben verſehen iſt, um die Erde aufzuwerfen, was dem Gouverneur, Herrn von Villebon, ſchlechte Ehre bringt (wie denn in der That dem also war.) Sollten Sie aber hören, daß Therouanne eingenommen ſey, ſo ſagen Sie kühn, daß d'Eſſe von ſeiner Gelbſucht geheilt und tod iſt."

So wie er es hier verſicherte, hielt er auch Wort. Der Herr von Grille ein braver Officier, Seneſchall von Beaucayre, der damahls eine Compagnie Fußvolk darin hätte, erzählte mir folgende nähere Umſtände hiervon: „Beym Sturm machte ſich ein ſpaniſcher Fähnrich, ein großgewachſener Mann, von ſchönem Anſehen, und vorzüglicher Stärke, mit ſeiner Hauptfahne vor allen hervor, und ſtieg mit großer Leichtigkeit und Geſchicklichkeit die Breſche hinan. Der Herr von Eſſé, der mit einer Pike oben-auf dem Wall ſtand, richtete ſich mit beſonderer Entſchloſſenheit gegen dieſen Fähnrich und rief ihm zu: , Hierher, hierher, Capitaine Enſeigne, ich bin der General." Sogleich ging der Fähnrich auf ihn zu, und ſagte zu ihm: „Ello quiero yo por mi Gloria;" (‚den ſuche ich eben um meines Ruhms willen,") womit er ſagen wollte, daß es ihm auf ewige Zeiten zur Ehre gereichen würde, ſich bey einer ſo ſchönen Gelegenheit mit dem General oder Lieutenant de Roy geſchlagen zu haben.

Als er nun mit dem Herrn von Eſſe handgemein wurde, ſchoß ein franzöſiſcher Büchſenſchüze, der nicht weit vom General war, ſein Gewehr ſo richtig los, daß er den Alſier in den Kopf traf und todt zur Erde ſtreckte. Dieſer Schuß war kaum geſchehen, als ein ſpaniſcher Soldat, der ſeinen Fähnrich tapfer ſecundirte, ebenfalls losdrückte und den Herrn von Eſſe niederſchoß. Traun ein ſchöner und ſehr rühmlicher Tod dieſer beyden Officiers, und eben ſo ſchön und rühmlich die Rache der beyden Soldaten. Ich will es einſichtsvollern Perſonen zur Beurtheilung überlaſſen, welches von beyden wohl größere Lobeserhebungen verdient; meines Erachtens alle vier gleich ſehr. Und dies war alſo das von ihm ſo ſehr gewünſchte Ende des Herrn von Eſſe.

Den Tag zuvor hatte der Capitain Ferrieres de Perigord, welcher eine Compagnie commandirte, einen Ausfall in den Graben gemacht, den die Spanier ſchon beſetzt hatten. Dieſer Ausfall aber war ein ſehr unüberlegter Schritt, er wurde daher auch mit ſeinen Leuten zurückgeſchlagen. Als nun dieß der Herr von Eſſe ſah, daß der Capitain mit ſeinen Leuten in der äußerſten Unordnung floh und von den Spaniern verfolgt wurde, ſagte er: „Kommt, wir wollen dieſen beſoffenen Narren zu Hülfe kommen, wenn er getrunken hat, weiß er nicht, was er thut.“ Damit rückte er aus ihm entgegen, fand ihn aber ſchon mit einem ſtarken Schuß im Leib, woran er plözlich ſtarb. Man warf nachher den Zweifel auf, daß er in Rückſicht auf die Stelle die er bekleidete, eigentlich nicht hätte ausrücken ſollen; man ſchrieb aber alles auf Rechnung ſeines tapfern Muthes. Ich überlaſſe die Entſcheidung dieſer Streitfrage einſichtsvollen Officiers.

Man ſagte zu ſeiner Zeit in Guyenne: es gebe drey edle und tapfre Ritter, alle drey Zeitgenoſſen und in mehrern Punkten beynahe ganz gleich, der eine aus Poitou, Herr von Eſſe, der andre aus Xaintonge Herr von Burie, der dritte Herr von Sanſac aus Angoulmois, welche drey Länder ein Dreyeck bilden und an einander gränzen. Dabey lobte denn jeder den, den er loben wollte, von ſeiner Nation, je nachdem er juſt eingenommen war. Indeſſen habe ich doch von Unparteyiſchen ſagen hören, daß Herr von Eſſe beyden andern vorzuziehen ſey: denn er war mehr, als die andern, ſo wohl an artigem Betragen, als an annehmlichem Umgang, ſchöner Haltung und angenehmer Unterhaltung. Die Tapferkeit rechne ich hier gar nicht: denn davon hatten Gott lob alle drey ihre gute Portion, ſo wohl an ritterlicher Geſchicklichkeit, als an artiger Unterhaltung unter Herrn und Damen.

Als er in Schottland war, ſpielte er einſt mit der verwittweten Königinn, einer ſehr artigen und vortrefflichen Fürſtinn und ächten Schweſter der Herz von Guiſe. Mehr bedarf es nicht zu ihrem Lobe: denn dieß iſt alles, was man zu ſagen braucht. Sie war eine große Liebhaberinn vom Spiel und ſpielte oft mit dem Herrn von Eſſe und andern franzöſiſchen Cavaliers. Allein an dieſem Tag, da ſie ſpielten, ſetzten ſie einander ſo zu, daß die Königinn ſechstauſend Thaler paar verlohr, und da ſie den Herrn von Eſſe bat, auf ihr Wort noch bis auf andre ſechstauſend Thaler fort zu ſpielen, ſo ſchlug ers ihr nicht ab, ſo ſehr höflich und reſpektsvoll war er gegen die Damen. Die Königinn ſpielte alſo weiter und zwar ſo glücklich, daß ſie ihren ganzen Verluſt wieder gewann. „Nun Madame, ſagte der Herr von Eſſe, ſind Sie heraus:

Sie

Sie haben als eine groſse Königinn und edle Fürſtinn geſpielt, ich hingegen als ein lumpichter Edelmann gar zu verſchwenderiſch. Indeſſen will ich doch lieber, daſs Sie mich dafür, als für filzig und ungalant gegen eine ſo vortreffliche Fürſtinn, als Sie ſind, halten."

Ich hörte dieſs von meinem Bruder, dem Herrn von Bourdeille, erzählen, welcher damahls dabey war, und um dieſes Zugs willen liebte den Herrn von Eſſe die Königinn von dieſer Zeit an nur noch mehr; auch auſser den groſsen Dienſten, die er ihr im Krieg leiſtete, war er ſchon um ſeiner artigen Manieren und ſeines gefälligen Umgangs willen, ſtets bey ihr willkommen.

Der

Herr von Burie.

Der Herr von Burie war ein wackrer Kriegsmann und ſehr guter einſichtsvoller Feldherr; daher er auch ſo wohl in Piemont als in Italien und Frankreich ſehr ſchöne Stellen bekleidete. Er war Oberſter von der franzöſiſchen Infanterie bey dem Zug des Herrn von Lautrec nach Neapel, hatte auch das Commando über ſeine Artillerie, und ſtand allem ſehr gut vor. Allein der erboste Himmel, gegen uns Franzoſen damahls aufgebracht, vernichtete unſre Armee

und

und unſre Anſchläge, nachdem er uns in jenes fatales Clima gezogen hatte.

Der Herr von Bellay erzeigte ihm in ſeinem Buch von der Kriegskunſt die Ehre, von ihm zu ſagen: „daß er in ganz Frankreich keinen Mann kenne, welcher mehr verdiente die Stelle des Dom Petro von Navarra einzunehmen, ſo wohl in Anſehung einer wirkſamen Richtung des Geſchützes, als der Fähigkeit verſchiedene Arten und Minen zu Eroberung von Plätzen zu erfinden.“ Dieß iſt kein geringes Lob; auch hatte er von gedachtem Dom Petro viel gelernt.

Er bekam nachher alle Hände voll im Krieg zu thun als er nach dem Tod des Herrn von Lude Lieutenant de Roy in Guyenne wurde, das er, ſo lange der ſpaniſche Krieg dauerte, ſehr weislich beſorgte. Lange zuvor hatte ihn der König mit ſeinem Orden beehrt. Nachher erhob ſich der bürgerliche Krieg, worin er ſich nicht ſo hitzig bewies, wie der Herr von Montluc, der ihm als College beygegeben war, jedoch nicht in ſeinem Amt: denn er war allein Gouverneur, ſondern in Executions Sachen. Ich berufe mich hierbey auf das Buch des Herrn von Montluc, ohne mich hier weiter darauf einzulaſſen, außer daß ich das noch anführe, daß man den Herrn von Burie im Verdacht hatte, als ob er der reformirten Religion zugethan wäre. Einige halten es wirklich für eine ausgemachte Sache, andre nicht, ſondern glauben nur, er habe das franzöſiſche Blut ſchonen und es nicht ſo verſchwenderiſch vergießen wollen, wie andre bey andern Gelegenheiten.

Er war Edelmann ſo gut als der König, nur ſehr arm [24]). Und habe ich ihn ſagen hören, „daß er das erſte Pferd, mit dem er unter die Ordonnanzen in

der

der Compagnie des Herrn Grand-Maitre von Savoyen kam, von meinem seeligen Vater bekommen habe, den er daher auch sehr liebte und ehrte und oft besuchte.

Es gereichte ihm sehr zur Ehre, daß er von einem bloßen Archer, wie er gewesen war, es in einer Zeit von zwanzig Jahren so weit brachte, eine eigene Compagnie von funfzig Mann zu commandiren. Er starb nicht reich, was ihm keineswegs zur Unehre gereicht; denn da er so viele schöne Stellen bekleidet hatte, so konnte er sich ja mit deren Hülfe wohl eben so gut bereichern, als andre, die ich gesehen habe; allein wo ist nun auch deren Seele? da hingegen der Herr von Burie in dem Ruf eines rechtschaffenen Mannes gestorben ist. Ich rede noch anderwärts von ihm: denn dieß hier ist freylich wenig.

Der

Herr von Sansac.

Der Herr von Sansac, als der Dritte, von den drey oben gedachten, war ebenfalls ein guter tapferer und einsichtsvoller Officier, bis auf eine einzige Unvollkommenheit, die er hatte, daß er nähmlich immer im größten Zorn und Grimm commandirte, worein er nicht nur gerieth, so bald er im Sattel saß und in der Schlacht war; sondern auch sonst im gewöhnlichen Umgang und Gespräch, bey Berathschlagungen oder unter seinen Freunden, wo von Kriegs-Sachen die Rede war. Daher sagte man auch von ihm,

ihm, „er gerathe nie in Zorn, außer wenn er von Waffen und Vögeln spreche, und im Krieg oder auf der Vogelbeize sey.

Denn, wie er den Krieg liebte, so liebte er die Vogeljagd nicht minder und beydes war ihm nicht wenig zu seinem Fortkommen behülflich; denn der Herr Connetable, der damahls am Bret war, hatte ihm seine Vögel gegeben, und nachher erhielt er auch die Aufsicht über die königlichen, als er anfing, sich am Hof bekannt zu machen und so lang er lebte, liebte er diese Uebung, nach den Waffen, vor allen andern. Er hatte das Glück, als er zu Fossan war, daß er bey der Belagerung an den König abgeschickt wurde, um ihm von der Belagerung und der Capitulation Nachricht zu melden und die Antwort des Königs zu überbringen, welche den Befehl und Erlaubniß enthielt, die vorgeschlagenen Capitulations-Punkte anzunehmen, da er in der bestimmten Zeit nicht zum Entsatz herbeyrücken konnte.

Er hatte den Ruhm einer der besten Chevauxlegers seiner Zeit und auch würdig zu seyn, leichte Reiterey zu commandiren. So lange der Herr von Aumale Gefangener des Marquis Albert war, wurde dessen Stelle als General der leichten Reiterey ihm übertragen, die er auch in dieser langen Zeit sehr würdig bekleidete. Dabey sah man denn diesen Herrn von Sansac, Prinzen vom Geblüt, wie die Herrn von Anguien, Condé und Nemours commandiren und eine Menge andre Prinzen und große Herrn, welche leichte Reiter hatten; denn damahls gingen die vornehmsten zum Anfang ihrer Kriegs-Laufbahn alle unter die leichte Reiterey.

So

So war also die Ehre nicht gering, die dem Herrn von Sansac zu Theil wurde, diese schöne fürstliche und adeliche Jugend zu commandiren, welche alle ihm wegen seiner Vortrefflichkeit sehr bereitwillig gehorchten, ungeachtet manche sein Ausfahren und seine allzu harten Reden und Befehle nicht gut fanden. Freylich eine große Unvollkommenheit an einem Offizier; denn sanfte und höfliche Worte sind angenehmer und gefallen besser, auch kömmt man weiter damit, wenn es nicht just bey einer Gelegenheit ist, wo Strenge und harte Reden nothwendig sind.

Wir haben hiervon eine Menge von Beyspielen, daß Befehlshaber, welche höflich waren, sich sehr gut dabey befanden. Ich will nur zween davon nennen: Cäsar und den verstorbenen Herrn von Guise. Ich könnte dagegen noch zween andre französische aufstellen, die sich bey ihrer hochfahrenden Strenge und aufbrausenden Hitze nicht sonderlich gut befanden, die ich jedoch nicht nennen will.

Um noch einmahl zu dem Herrn von Sansac zurückzukommen, so erwarb er sich große Ehre bey der Belagerung von La Miranda, die er lange aushielt und deswegen als Lieutenant de Roy großes Lob verdiente, und von dem König mit seinem Orden beehrt wurde, einem Ehrenzeichen, das man damahls noch bloß ausgezeichneten Handlungen ertheilte.

Er hatte ebenfalls die Ehre, nebst dem wackern Mann, Herrn de la Brosse, einem artigen Ritter und würdigen Offizier, auf den ich gelegenheitlich noch zu reden kommen werde, dazu erwählt zu werden, sich für gewöhnlich um die Person des jungen Königs Franz aufzuhalten, nicht als Gouverneur; denn dieser Nahme hätte ihm, da er schon bey Jahren und ver-

verheirathet war, nicht gefallen, sondern so ungefähr als Rath und Gesellschafter.

In unsern bürgerlichen Kriegen führte er mehrmahls bey verschiedenen Expeditionen als Lieutenant de Roy unsre Armeen an; wie z. B. bey den Belagerungen von La Charité und Vezelay und sonst noch. Kurz dieser Herr war mit verschiedenen schönen Posten beehrt, und starb mit dem Titel eines Marschalls von Frankreich, was er zwar nie wirklich war, jedoch Rang, Gehalt und Pension gleich einem wirklichen Marschall von Frankreich hatte. Hierbey sagten verschiedene zu Lyon, als der Herr von Montluc dem guten Herrn von Sansac vor der Nase weg zum Marschall von Frankreich gemacht wurde, „man habe ihm sehr Unrecht gethan, daß man nicht ihn dazu gemacht habe, da er doch schon seit geraumer Zeit in diesem Rang stehe, und der andre nicht.“

Ich weiß wohl, woran es hierbey lag, werde es auch bey einer andern Gelegenheit anführen, nebst dem was der Herr von Sansac mir in Ansehung seiner Unzufriedenheit hierüber sagte. Denn die Frau von Sansac und ich waren sehr nahe Verwandte und der wackre Herr liebte mich sehr. Von diesem Vorfall an zog er sich auf sein Landgut zurück und kam nicht wieder nach Hof; ungefähr zwey Jahre darauf, wenn mir recht ist, starb er zu Haus.

Dieß ist das kürzeste, was ich von der Uebereinstimmung dieser drey vorgedachten wackern Cavaliers und Offiziers und von ihrem Schicksal anführen wollte. Nicht so übereinstimmend war ihre Todes-Art denn der Herr von Esse starb oben auf einem Wall, die andern beyden in ihren Betten. Sie starben alle drey arm an eignen oder erworbenen Gütern, außer der

der Ehre, den Wohlthaten des Königs, den Einkünften ihrer Stellen und Petitionen und Kirchen-Gütern für ihre Brüder und Verwandte, den Herrn von Burie ausgenommen, welcher deren wenig hatte.

Alle drey vermählten sich mit Damen aus guten Häusern. Der Herr von Esse, wie gedacht, mit jenem sehr schönen und vortrefflichen Fräulein des Adrets aus einem sehr guten Hause nicht aus Dauphiné sondern aus Anjou oder Maine, oder Vendosmois, was ich nicht mehr ganz gewiß weiß.

Der Herr von Sansac mit einer aus dem alten Hause Montberon in Angoumois, einer Schwester des Herrn von Ausances, welche ein Alter von siebenzig Jahren erreichte, und eine sehr schöne, angenehme Dame war.

Der Herr von Burie heirathete eine Tochter aus dem Hause Tanquilliers, ein schönes Fräulein, welches den Nahmen Luxembourg führte.

Der Herr von Esse hinterließ einen einzigen Sohn, der ihm bloß an Tapferkeit, nicht aber an schönem Anstand und Betragen glich. Er starb sehr jung bey der Niederlage der Provencalen zu Perigord.

Der Herr von Sansac hinterließ ebenfalls einen einzigen Sohn, welcher gleichfalls sehr schön, angenehm und wacker war, so sehr als irgend ein Cavalier in ganz Frankreich und brav und tapfer dazu. Er starb ebenfalls jung bey der letzten Belagerung von Chartres an einer Krankheit.

Der Herr von Burie starb ohne Nachkommen, hatte auch nie welche. Seine Gemahlinn, welche sehr offen und frey war, sagte: „es sey weder seine noch ihre Schuld; sie hätten es nicht an ihrer Schuldigkeit fehlen lassen, welche zu bekommen, allein ihr

Gemahl habe ehmahls im Krieg einen Streich mit einem Degen oder Kolben ins Genick bekommen, was auf den Gang des Saamens Einfluß habe.“....

Es war dieser Dame überhaupt von Natur eigen, sehr frey und offen zu schwazen, ohne daß sie übrigens etwas Böses dabey dachte, so daß man von ihr in Xaintonge eine Menge drollichter Anekdoten zu erzählen wußte. Ich will hier eine davon zum belachen hersetzen, ohnerachtet sie als leiblich Geschwister-Kind mit meinem Vater meine nahe Verwandte war.

Als der König Karl, auf der Reise zur Zusammenkunft in Bayonne, nach Bourdeaux kam, so war die Frau von Burie ein paar Jahre zuvor, als ihr Gemahl eine Revüe halten ließ, im Vorbeygehn auf der Straße durch die Ungeschicklichkeit eines Büchsenschützen, dem sein Gewehr losgieng, gefährlich in den Arm gegen die Schulter zu verwundet worden.

Bey dieser Gelegenheit nun kam sie ebenfalls nach Bourdeaux, um dem König und der Königinn aufzuwarten. Als sie im Zimmer der Königinn und mit allen Reverenzen fertig war, invitirte sie der Herr von Cyvière, damahls Gouverneur des Königs, nachdem er sie ebenfalls begrüst hatte, sich mit ihm auf ein Coffre zu setzen, indem sie beyde einen Arm in der Schlinge trugen, der Herr von Cyvière wegen des Podagra, von dem er sehr gequält wurde, und die Frau von Burie noch von ihrem Schuß her. Da er nicht wußte, daß es von einem Schuß war, sondern in der Meinung stand, es sey auch von einer Art von Gicht wie bey ihm, so sagte er ganz unbefangen zu ihr: „Madame, wir müssen uns zusammen über unser Unglück trösten: denn es ist hier niemand, als wir beyde, der den Arm in der Schlinge trüge.“

„Nein,

„Wohl, mein Herr, antwortete ihm die Frau von Burie, es iſt aber ein groſſer Unterſchied in Anſehung der Urſache. Sie habens vom Zipperlein und ich von einem Büchſenſchuß.“

Wie erſtaunt war der Herr von Cypiere, als er von einem Büchſenſchuß reden hörte. Ich ſchreibe, wie er es ſogleich dem Herrn von Nemours erzählte, wobey ich mit zugegen war und es anhörte. Er ſtand von ihr auf, und ſagte mit einem kalten Lächeln: „Wahrhaftig, Madame, Sie haben Recht und ſetzen mich ſehr in Verwundrung. Dies iſt ja wie in der verkehrten Welt, daß Sie ſich über Ihren Schuß beklagen, den ich nie bey Ihnen geſucht noch vermuthet hätte. Dies iſt ja wohl ein Zeichen, daß Sie im Krieg geweſen ſind. Ich könnte bis dieſe Stunde keinen aufweiſen. Sie ſind hierin glücklicher, als ich. Es hat mir nichts geholfen, ſo oft dabey geweſen zu ſeyn und mich ſo oft gewagt zu haben, da ich Ihnen jetzt kein dergleichen Ehrenzeichen aufzuweiſen vermöchte, ohnerachtet ich ihrer wohl an meinem Leibe habe. Statt daß ich alſo Ihnen ſagen ſollte, ich trage meinen Arm in der Schlinge von einem Büchſenſchuß her, und Sie von der Gicht, ſo geht das nicht und bin ich es nicht im Stande. Gott befohlen, Madame, Gott heile Sie von Ihrem Büchſenſchuß, und mich von meinem Zipperlein. Nie war wohl die Welt verkehrter, als dießmahl.“

Er erkundigte ſich hierauf bey andern, wie dieſe Frau in den Krieg gekommen und verwundet worden ſey, und erzählte dann, was ihm mit ihr paſſirt war. Man muß ſich aber freylich hierbey eigentlich ſeine Art zu erzählen, vorſtellen, wer ihn gekannt hat; denn er war der Mann dazu, eine Sache aufs intereſſanteſte

mit dem beſten Anſtand und den ſchönſten Worten, die man ſich denken kann, vorzuſtellen. So vollkommen war er durchgängig.

Ich ſah die Königinn Mutter ſelbſt darüber lachen, wenn ſie ſich, ſagte ſie, recht lebhaft vorſtellte, wie der Herr von Coppiere, da er von dieſem Schuß hörte, erſtaunte, als wenn er damit ſagen wollte: Schwerenoth! dieſe Frau wollte ſich wohl hierdurch über mich berühmen, und ſich etwas darauf zu gut thun, daß unſre Gebrechen nicht gleich ſeyen. Denn das Ihrige war allerdings weit ehrenvoller.

Meine Erzählung iſt hiermit am Ende; gut oder ſchlecht: ich bin nicht da, um allen zu gefallen. Ich glaube wohl, man wird mir vorwerfen können, ich hätte eine Menge Poſſen, die zu nichts helfen gar wohl ungeſchrieben laſſen können; ich glaube es. Allein ich will nun einmahl meine Zeit vertreiben, und mitunter auch einmahl lachen.

Anmerkungen
zu den
Biographiſchen Nachrichten
von
Erlauchten Damen Frankreichs.

Meiſt vom Ueberſetzer.

1.

Ohne Zweifel meint der Verfaſſer hier das Buch: Discours merveilleux de la vie, actions, et deportemens de la reine Catherine de Medicis, das dem Theodor Beza, von andern dem de Serres, oder wohl am richtigſten dem Henricus Stephanus zugeſchrieben wird, ſeiner aber von einer Meiſter-Hand iſt. Es wurde ſchon 1574. gedruckt und ins Publicum verbreitet, obſchon auf dem Titel 1575 angegeben iſt. Bald darauf wurde es in den dritten Band der 1577 erſchienenen Mémoires d'etat ſous Charles IX. und nachher noch in den verſchiedenen Ausgaben des Recueil de diverſes pieces pour ſervir à l'hiſtoire du regne de Henri III. eingerückt. Was auch Brantome davon ſagen mag, ſo hat die Schrift doch auf alle Fälle weſentliche Vorzüge vor ſeinem Panegyricus.

2.

Renaud de Beaune.

3.

Ich überſetze dieſe Stelle bloß zur Probe von der damahligen hiſtoriſchen Hof-Manier. — Aus dieſen dunkeln Zeiten leiten überhaupt mehrere franzöſiſchen Familien ihren Urſprung ab, und es gibt nicht leicht einen Kriegsknecht unter jenen räuberiſchen Horden, die damahls die Welt durchſtreiften, von dem nicht irgend ein franzöſiſches Haus abzuſtammen ſich zur Ehre ſchätzte, ſo bald nur einige Buchſtaben ihren beyderſeitigen Nahmen gemeinſchaftlich ſind; denn hierauf beruht gewöhnlich der ganze Beweis. — Von dem hier genannten Beno leitet auch das Haus de Bonne ſeinen Urſprung her.

4.

De Thou ſagt gerade das Gegentheil im IX Buch ſeiner Geſchichte, zum Jahr 1578. — Man kann auch noch einiges hierher gehörige finden in unſrer Memoirenſammlung II Abth. I Bd.

5.

Der Verfaſſer irrt hier. Die Königinn Mutter wurde bey dieſer Gelegenheit nicht Regentinn im ſtaatsrechtlichen Sinn und nach der franzöſiſchen Verfaſſung. Da keine Verfügung etwas anderes beſtimmte, ſo kam die Regentſchaft während der Minderjährigkeit Karls eigentlich den Bourbonen, zunächſt dem König von Navarra, zu. Dieſer befand ſich aber damahls in einer ſehr ſtarken Verlegenheit, durch die Uebermacht der Guiſen; ſein Bruder Condé ſaß auf den Tod und ſo benutzte denn die Königinn auf Anrathen ihres Kanzlers l'Hopital dieſe Umſtände, um ſich mit dem König von Navarra in die ihm eigentlich ganz und allein zuſtehende Rechte der Reichsregentſchaft zu theilen. Daß ſie, die den ſchwachen Anton von Bourbon weit überſah, in ihrem Geiſt Reſſourcen fand, deſſen Einfluß weit zu übermögen, mochte ſie noch nicht dem Titel nach zur Regentinn; wäre ſie jedoch ſo zu nennen, ſo wäre ſies durch ſich ſelbſt, durchaus aber kann nicht geſagt werden, daß ſie vom Reichstag dazu erklärt worden ſey; es iſt vielmehr geſchichtmäßig, daß einer ihrer erſten Schritte war, den verſammelten Stän-

den,

den, die ſich auf eine Regulirung der Regentſchaft u. d. gl. einlaſſen wollten, durch ein Arret des Staatsraths befehlen zu laſſen, „ſie ſollten ſich damit nicht incommodiren, und Sr. Majeſtät würdens mißfällig wahrnehmen, wenn die Herrn ſich in ihren Propoſitionen mit dergleichen etwas beſaßen wollten.“ — Ueberhaupt war dieſer Reichstag nicht zu Geſchäften, ſondern zu Legaliſirung der Rache der Guiſen gegen die Bourbonen zuſammen berufen.

Unſerm Verfaſſer kann man ſo etwas zu gut halten. Zu arg iſts aber, wenn Voltaire (Eſſai ſur les moeurs etc. T. V. p. 166. Lauſanne 1780.) ſagt: dieſe (ſchon lange verſammelten) Stände ſeyen nach dem Tod Franz II. zuſammenberufen worden, weil ohne ihre Mitwirkung in dergleichen Fällen nichts vorgenommen werden könne, und ſie hätten Catharinen die Reichsregierung übertragen. — Drey grobe Unrichtigkeiten in drey Zeilen! —

6.

Er ſollte, nachdem ſein Bruder bereits gefangen geſetzt war, in einer Audienz beym König, ermordet werden. Alle Anſtalten waren ſchon getroffen, und auf das erſte Zeichen, das der König gab, ſollten gedungne Mörder aus ihrem Hinterhalt hervorſtürzen und ihn niederſtoßen. Bourbon, der davon benachrichtigt war, gieng nach einem harten Kampf mit ſich ſelbſt, endlich doch in die Audienz, wo er ſich ſo vorſichtig gegen den König benahm, daß dieſer, ohnehin ſchwach und nicht böſe, dadurch entwaffnet wurde, und das verabredete Zeichen zum großen Aerger der Guiſen, nicht gab.

7.

Dieſe Herzoginn von Montpenſier, eine Vertraute der Königinn Mutter, aber dabey eine nützliche ſorgſame Freundinn der Bourbonen, hatte dieſen zuvor ſchon Nachricht gegeben, daß es bey dem bevorſtehenden Reichstag eigentlich auf ſie gemünzt ſey. Da ſie nicht wohl umhin konnten, dabey zu erſcheinen, ſo rieth ſie ihnen, ſie möchten zu gleicher Zeit die Kinder des Herzogs von Guiſe aufheben und als Geiſſeln für ihre eigne Sicherheit, nach Sedan in Verwahrung bringen laſſen.

8.

Am 30 Okt. 1560. kamen die Bourbonen nach Orleans. Gleich bey ihrer erſten Aufwartung beym König verkündete der Hofbaremeter, die Geſichter in der Antichambre, das nahe Gewitter, das auch ſogleich ausbrach und einſchlug. Der König macht dem Prinzen von Conde in wenigen harten Worten Vorwürfe über die Verbrechen, deren er beſchuldigt wurde, hört ihn kaum an, und läßt ihn beym Weggehen verhaften.

Es wird, denn man wollte ihn ſchuldig finden, und hatte ſich zu dem Ende mit allem Erforderlichen voraus verſehen, ein verfaſſungswidriges Tribunal niedergeſetzt, ihn zu verurtheilen, das ihm auch den Tod zuerkannte, der trotz aller Verwendung vollzogen werden ſeyn würde, wenn nicht der Kanzler Hopital und der Präſident Guillard, in Rückſicht auf die bedenklichen Geſundheitsumſtände des Königs ſo lange damit gezögert hätten, daß endlich der König darüber ſtarb, wodurch die Sachen ein ganz andres Anſehen gewannen, und der Prinz gerettet wurde.

9.

Der Verfaſſer erzeigt hier der, bloß ränkevollen, Catharina zu viel Ehre, indem er dieſen weiſen Plan ihr zuſchreibt. Er iſt das Werk des großen Kanzlers de l'Hopital, den Catharina zu Rath zog, als ſie nach dem Tod Franz II. nirgends Rath zu finden wußte, und ſich in der peinlichſten Verlegenheit und gefahrvollſten Lage befand. „Izt iſt der Zeitpunkt, — ſagte er — wo Sie der Nation zeigen müſſen, daß das allgemeine Beſte die einzige Triebfeder Ihrer Handlungen iſt. Es iſt gegen Ihre Würde ſowohl als gegen Ihr Intereſſe, der Leidenſchaft der Partheien zum Werkzeug zu dienen; man muß eine durch die andre balanciren, und ihnen gebieten, nicht folgen. Ueberdieß ſind beyde dabey intereſſirt, die Regentſchaft in Ihren Händen zu ſehen; die Guiſen, um ſie nicht ihren Feinden, den Bourbonen zukommen zu laſſen, denen ſie mit Recht gebührt; die Bourbonen, weil ſie bey ihrer izigen bedrängten Lage und dem großen Anſehen der Guiſen befürchten müſſen: ſie möchte, trotz ihrer Gerechtſame, dennoch dieſen zu Theil werden.“

Catha-

Catharina hat hierbey kein andres Verdienſt, als dieß, einen weiſen Rath befolgt zu haben, was indeſſen, beſonders bey einem Weib von ihrem Charakter, nicht zu geringe anſetzen iſt.

10.

Auch dieſer Rath kam nicht aus dem Kopf Catharinens, ſondern iſt abermahls vom Kanzler. Auf deſſen Gutachten ließ der junge König den Connetable auf ſein Zimmer rufen, wo er ihm befahl bey ihm zu bleiben und ſeine Perſon nicht zu verlaſſen, ſondern zu thun, was ſeines Amts ſey. — Dabey ſaßen vier Staatsſecretäre, um im Fall einer Weigerung, ſeine Antwort ſogleich zu protocolliren, und ihn auf dieſe Art gerichtlich dafür verantwortlich zu machen. — Dieſe Unbotmäßigkeit war denn doch dem Connetable zu förmlich; er wagte es nicht, ſich zu weigern, und ſo wurde durch dieſen entſchloßnen Schritt des Kanzlers die ganze bereits begonnene Auswanderung, die von den ernſtlichſten Folgen ſeyn konnte, wieder rückgängig.

11.

Mezeray (Abrégé de l'hiſt. de Fr. Charles IX.) verſichert, daß der ganze Auftritt im Zimmer des Königs bloße Spiegelfechterey geweſen ſey: der Connetable ſey von der Königinn bereits zuvor gewonnen geweſen und von den andern abtrünnig worden, und man habe jene Umſtände bloß darum gemacht, um ihm einen ſchicklichen Vorwand zu verſchaffen, unter dem er bleiben und gegen ſeine Freunde, von denen er nun ganz abgieng, ſein Wort brechen konnte.

12.

Der Plan war nähmlich, der Connetable und die Vornehmſten vom Adel wollten mit dem König von Navarra nach Paris gehen, und dieſen dort durch das Parlament zum Reichsregenten erklären laſſen, wenn man die verhaßten Lothringer nicht fortjage.

13.

Die Ehre der Erfindung dieſes politiſchen Temperaments können wir freylich dem erhabnen Geiſt Catharinens nicht abſprechen; es iſt ein zu ſchätzbarer Beytrag zu ihrer Characteriſtik, und trägt zu ſehr das Gepräge dieſer politi-

schen Pfuscherinn, die ohne Blick in die Zukunft nur jedesmahl für den itzigen Augenblick Rath schaffen wollte, und dabey in der Wahl der Mittel nichts weniger als delicat war. Sie trieb dieß Spiel so lange, bis Frankreich, das ohne diese weibliche Vormundschaft unter einem festen Mann nie so tief gesunken wäre, in die verwirrteste Zerrüttung fiel, deren unglücklich verschlungener Knoten nur durch wiederholte Schwerdtstreiche Heinrichs IV. gelöst werden konnte. Als die Verwirrung aufs höchste stieg, machte sich Catharina hinter die Coulissen. Sie starb ohne noch alles erlebt zu haben, was sie als ihr Werk zur gerechten Strafe billig noch hätte erleben sollen, besonders die Ermordung Ihres geliebten Heinrichs, dem ihre falsche Politik den Dolch in die Brust stieß. Ihr folgte die verdiente Verachtung beyder Parteien.

14.

Der König von Navarra, dessen Beytritt zu dem Triumvirat für die katholische Partey von Wichtigkeit war, hatte verschiedenen Lockungen widerstanden; so hatte man ihn lange mit der Hoffnung hingehalten, daß man ihm zu dem Besitz des von Spanien usurpirten Königreichs Navarra wieder verhelfen welle. Als dieß abgenutzt war, brachte man eine Vermählung zwischen ihm und der Königinn Maria von Schottland, Wittwe Franz II., aufs Tapet, mit der Aussicht, so gleich König von Schottland und mit der Zeit vielleicht gar noch von England zu werden. — Anton sah zu viele Schwierigkeiten dabey, und schlug endlich die glänzende Parthie aus. Sogleich hatte man eine neue Lockspeise bey der Hand. Catharina ließ ihm ihre Tochter Margaretha (die nachher die Gemahlinn seines Sohnes wurde) antragen. Er ließ sich nicht blenden.

Endlich versprach man ihm zur Schadloshaltung für Navarra von spanischer Seite das Königreich Sardinien, und malte ihm die Herrlichkeiten dieser Insel so reizend aus, daß er sich endlich würklich dadurch verführen ließ, ganz zur katholischen Partey übertrat, und nach Apostaten-Art, ein hitziger Verfolger der Calvinisten wurde.

15.

So gut nähmlich ein Weib ihrer Art dieser Empfindung fähig war. Ihre Gesinnungen litten eine starke Verän-

de-

änderung nach der Schlacht bey Dreux, nach welcher der Herzog von Guiſe ſich etwas viel herausnahm, und aus einem Ton ſprach, der ſie ziemlich beunruhigen mußte.

16.

Des Prinzen von Condé nähmlich und ſeines Anhangs. — Nach dem triumphirenden Einzug des Herzogs von Guiſe zu Paris, wo er mit lautem Jubel empfangen wurde, zitterte die Königinn für ihre und ihres Sohnes Sicherheit, und ſah keine andre Rettung, als ſich den Calviniſten in die Arme zu werfen, welche der Partey der Guiſen noch das Gegengewicht halten konnten, da ſie eine Menge Anhänger und Verſtändniſſe durchs ganze Reich hatten, welche bereit waren, auf den erſten Wink loszubrechen.

Conde, nach einem verunglückten Verſuch, den Herzog von Guiſe zu Paris die Stange zu halten, gieng nach Meaux, um ſeine Macht zuſammen zu ziehen, und dann der Königinn zu Hülfe zu eilen. Die Guiſen ſpielten aber das Präwenire, hoben zu Fontainebleau die Mutter und den Sohn auf, und transportirten ſie nach Melun. — Der Prinz kam kurz darauf mit dreytauſend Mann ebenfalls dahin, fand aber das Neſt bereits geleert, und mußte nur auf ſeine eigne Sicherheit bedacht ſeyn, zu welchem Ende er Orleans wegnahm, und zu ſeinem Waffenplatz machte, der ihm und ſeiner Partey gutes Dienſte that.

Er hatte auf Verlangen der Königinn dieſe Schritte gethan; ſie hatte ihn auch, als ſie ſchon in der Gewalt der Guiſen war, aufgefordert, ſeine Bemühungen darum noch nicht aufzugeben. Die Gegenbefehle, deren unſer Verfaſſer gedenkt, konnten alſo um ſo weniger Eindruck auf ihn machen, da er ſie als eine Gefangene betrachtete, die nicht Freyheit hatte, ihren wahren Willen zu ſagen, und da es überhaupt unvernünftig geweſen wäre, ſich wehrlos ſeinen Gegnern preis zu geben.

17.

Durch Liſt hatte die Königinn Mutter dem Prinzen von Conde zu Telin das Verſprechen abgelockt, mit ſeinen Freunden das Reich zu verlaſſen, um nur die Ruhe wieder

her

her zu ſtellen, wenn nur dann die Triumvirs ebenfalls den Hof verlaſſen würden. — Sie wollte ihn beym Wort nehmen und der Prinz war, als er ſah, daß aus der Sache Ernſt werden ſollte, woran er gar nicht gedacht hatte, in der größten Verlegenheit, entweder ſein Wort zu halten, wodurch er ſich zu Grund gerichtet, und ſeinen Feinden freyen Spielraum gegeben hätte, oder ein ſo feyerlich gegebenes Wort (die Königinn hatte ihn künſtlich dahin gebracht, es einigemahl zu wiederhohlen) zu brechen, wodurch er ſich entehrte.

Endlich ſann man ein Mittel dagegen aus, das ſelbſt der Königinn Mutter Ehre gemacht haben würde. Der Prinz fand ſich am folgenden Tag richtig wieder bey der Conferenz ein. Der Prinz fängt an ſich zu beklagen, daß man ihn hintergehen wolle, die Königinn will antworten. Es entſteht ein Gemurmel, das immer lauter wird; man ſchreit endlich, es ſey hier nicht ſicher für den Prinzen; es ſey nichts ausgemacht, wie lange die Conferenz währen müſſe; man müſſe ſich von hinnen flüchten, um den Triumvirs nicht in die Hände zu fallen ꝛc. Man ſteht in Unordnung durcheinander auf; die Königinn ſuchte den Prinzen zu halten, er entwiſcht ihr; ſie folgt ihm; ſeine Freunde werfen ihn aufs Pferd, jagen mit ihm davon, und die Königinn .... hat das Nachſehen, und weiß gar nicht, wie ihr geſchieht! —

18.

Der Hof war auf dem Lande zu Meureaux als man Wind von dem Vorhaben der Calviniſten bekam, denſelben zu überfallen, und den gegen ſie gemachten Anſchlägen zuvorzukommen. Zur Vorſicht ging man nach Meaux und ließ den Marſch der im Anzug begriffenen Schweizer beſchleunigen, wiewohl man noch nicht recht glaubte, daß die Sache würklich ſo ſeyn ſollte. Allein plötzlich (am 28 Sept. 1567) brach das Feuer durch ganz Frankreich aus, und nahe bey Meaux erſchien ein Corps Reiterey von Edelleuten unter dem Commando des Prinzen von Condé, des Admirals, und des Oberſten Andelot, und der König rettete ſich noch kümmerlich mit Hülfe ſeiner eingerückten Schweizer nach Paris.

19.

Daß die Calviniſten ebenfalls darauf angetragen hatten, das Reich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, iſt richtig; es

war

war auch nothwendig, weil in der That spanische Truppen unter Alba an der französischen Gränze hin durch Lothringen nach den Niederlanden zogen. Allein eben so richtig ist es auch, daß Catharina und die Guisen sich dieser Gelegenheit bloß als eines guten Vorwandes bedienen wollten, Rüstungen zu machen, mit denen sie nachher auf die Conföderirte zu Leib gehen wollten. Nachdem also des Scheins wegen im Staatsrath von Protestanten sowohl als Catholiken für nöthig erkannt worden war, sich in Verfassung zu setzen, wurde die Rüstung mit möglichstem Eifer betrieben, die alten Regimenter completirt, neue errichtet, überall Geld aufgeborgt, und sechstausend Mann Schweizer gemustert, die sich sogleich in Marsch setzten. Man trieb das Spiel sogar so weit, daß man einen Gesandten nach Madrid schickte, der verabredtermaßen öffentlich ziemlich unfreundlich aufgenommen wurde.

Die Conföderirten wurden indessen aufmerksam gemacht dadurch, daß ihr Anerbieten, die Reformirten zu bewaffnen, von dem Hof mit Mißfallen aufgenommen wurde; daß verschiedene ihnen gebührende Stellen, andern, Catholiken, ertheilt wurden; daß endlich die Rüstungen selbst, nachdem der Herzog von Alba vorüber gezogen war, nichts desto weniger fortgesetzt und mit Eifer betrieben wurden, und die, vorgeblich bloß gegen die Spanier geworbenen sechstausend Schweizer nichts desto weniger ihren Marsch fortsetzten. Endlich erhielten sie sogar von einem angesehnen Herrn des Hofs sichre Nachricht, daß in einer geheimen Sitzung beschlossen worden sey, den Prinzen von Conté und den Admiral aufzuheben ꝛc. So konnten sie vernünftigerweise nicht anders als der Gefahr in möglichster Eile zuvor zu kommen suchen, und so waren also doch die Ränke der Königinn Mutter an diesem Ausbruch Schuld, den der Verfasser den Calvinisten zuschieben will.

20.

Man müßte am Ende wohl mehr Anmerkungen, als Text liefern, wenn man sich bey jedem falschen oder schiefen Satz des Verfassers aufhalten wollte. Die Brauchbarkeit des Verfassers ist aber nichts desto weniger von Bedeutung, wenn er mit Kritik benutzt wird.

21.

Die Reichsſtände nähmlich, von denen der Verfaſſer weiter oben ſchon ſprach und auf die er hier wieder zurück kommt, und zwar mitten in einer Periode, wo man den Nachſatz des Nächſtvorhergegangenen erwartet. Brantome wirft aber überhaupt alles ſo konfus durch einander aufs Papier, wies in ſeinem Kopf lag und aus deſſen Chaos in bunter Verwirrung hervor trat; eine Eigenſchaft ſeiner Werke, die dem Ueberſetzer die Arbeit unendlich erſchwert.

22.

Man kann eine ziemlich gute Beſchreibung von den bey dieſer Zuſammenkunft vorgefallenen Feyerlichkeiten finden in folgender Schrift: Recueil des choſes notables qui ont eté faites a Bayonne à l'Entrevue du roi Charles IX. Paris 1566.

23.

Ich finde nicht überflüſſig hier zu erinnern, daß ich es, wenn Brantome nicht ganz umgeſchaffen werden ſollte, was hier nicht Zweck war, für das Beſte hielt, ihn getreu zu überſetzen und ſeine Manier bey zu behalten, die zwar mitunter langweilig iſt, im Ganzen jedoch durch manche drolligte Wendung und Naivetät ſchadlos hält. Einige Unſittlichkeiten, die hin und wieder darin vorkommen, habe ich ganz ausgeſchnitten.

24.

Der Verfaſſer erfüllt dieß Verſprechen im II und III Tom ſeiner Werke, welche beyde Bände auch den beſondern Titel führen: Vies des Dames Galantes etc. und eine Sammlung der ſkandalöſeſten Anekdoten von dem franzöſiſchen Hof enthält, die der Verfaſſer mit der frappanteſten Unbefangenheit erzählt. Wir liefern hier von beyden Bänden nichts.

25.

Dieß Fräulein, eine ächte Cyprierinn von Geburt, eine Schweſter des aus Cypern gebürtigen Geſchichtſchreibers Davila, wurde mit Jean de Hemery oder du Hemeries einem Cavalier aus der Normandie vermählt. Ihr Nahme war aber Davilla, nicht Dampville, wie hier der Verfaſſer, oder d'Auville, wie le Laboureur ſchreibt in den Additions aux Memoires de Caſtelnau.

25.

Vielmehr d'Apelle. Sie hatte einen Bruder oder Verwandten, Nahmens Oratio. M. ſ. Memoires de Monſieur de Nevers T. I. p. 388. woraus ich ſchließe, daß ſie eine Italienerinn war, wie le Laboureur T. I. p. 318. verſichert, und nicht aus Provence, wie Davila, L. VI. anno 1576. ſagt. Mezeray, der ſie zur Griechinn macht, und dabey anführt, daß ſie mit Jean d'Hemerias vermählt geweſen ſey, verwechſelt ſie offenbar mit Fräulein Davilla, in welchen Fehler ſchon vor ihm Herr d'Aubigné verfiel.

26.

Louiſe de l'Hopital, nachher jene Frau von Simmiers, wovon in den Perroniana unter dem Artikel Cotton die Rede iſt.

27.

Louiſe von Savonniers Tochter des Herrn de la Bretesche, und Fille d'Honneur der Königinn Catharina. Sie vermählte ſich im Jahr 1586. mit eben dem Renat von Villequier, der ſeine erſte Gemahlinn, Francoiſe de la Marc Ehebruchs wegen erwordet hatte.

28.

Man wiederhole die Anmerkung 23.

29.

The count of Bothwell. Dieſe Verſe und ganz das Gegentheil von dem, was der Verfaſſer hier ſagt, findet man in den Mémoires de l'etat de France ſous le regne de Charles IX. T. I. p. 142—261. beſonders, 224—228.

30.

Ein kleines herzliches Gedichtchen von ihr auf ihren Abſchied von Frankreich, das in der franzöſiſchen Anthologie ſteht, wird wohl hier nicht ungern geſehen werden.

Adieu plaiſant pays de France
O ma patrie
La plus chérie!
Qui as nourri ma jeune enfance:
Adieu France, adieu nos beaux jours.
La nef, qui déjoint nos amours
N'a eu de moi que la moitié.
Une part te reſte, elle eſt tienne,
Je la lie à ton amitié
Pour que de l'autre il te ſouvienne.

31.

31.

Derselbe, dessen Geschichte der Verfasser noch am Schluß dieser Nachrichten von Maria Stuart kurz erzählt.

32.

David Rizzo, ein italienischer Musicus, in den Maria sich verliebt hatte, und den ihr Gemahl aus dem Weg räumen ließ. Der gute Brantome geht hierüber weg, wie über Kohlen, und hütet sich wohl, uns den schimpflichen Grund dieser Ermordung zu sagen. Unten macht ers eben so bey dem Tod des Königs, ihres Gemahls, den diese Heilige ebenfalls ermorden ließ.

33.

Es war Heinrich Stuart, Graf von Lenox, ihr Vetter.

34.

Der Verfasser erzählt hier nach seiner Art etwas wortreich auf einem halben Bogen die bekannte Geschichte Conradins von Schwaben. Da sie nicht hierher gehört, lasse ich diese Stelle unübersetzt.

35.

In dieser ganzen Abhandlung, so wie auch in der von Maria Stuart ist der gute Brantome ein wahrer Enthusiast, der uns aus diesen Prinzessinnen ächte Heilige machen würde, wenn wir so gut seyn wollten, ihm aufs Wort zu glauben. Es ist nicht zu läugnen, daß Margaretha ein sehr schönes Weib war, und daß er Ursache hatte, ihren vortrefflichen Anstand, ihr schönes Aeußerliche und selbst ihren Geist zu loben. Was aber ihre Güte, ihre Verdienste und ihre Tugenden betrift, so schweift er aus, und nur ein — von der Rückerinnerung an Lustgenüsse so verdorbener Höfe als der dieser Königinn und ihrer Mutter — noch ganz trunkner Mensch konnte an eine so gränzenlos ausschweifende Fürstinn solche Lobeserhebungen verschwenden. So bitter auch das Divorce satirique ist, so schildert es doch ihren Charakter weit aufrichtiger, und unglücklicherweise für ihr Andenken bekräftigen es unsre besten und aufrichtigsten Schriftsteller nur allzusehr.

Anmerkungen
zu den
Biographiſchen Nachrichten
von
Erlauchten Herrn in Frankreich.

Meiſt vom Ueberſetzer.

1.

Dieſer tragiſche Spaß hat folgenden. Am Tag der Hochzeit eines Hoffräuleins war ein Ball veranſtaltet, wobey einige Hofcavaliers ein Ballet als Wilde tanzen wollten. Der König kleidete ſich dabey ebenfalls wie die andern in Leinewand, mit Flachs oder Werg behängt, das mit Pech und Harz auf die Leinewand befeſtigt war. Fünf dieſer Maſſen waren aneinander gekettet, der König, die ſechste ging ungefeſſelt voran. Der Herzog von Orleans, der nichts von der Mummerey wußte, und die Maſſen nicht kannte, brachte die Fackel, die er einem Pagen abnahm, indem er ſie beleuchten und erkennen wollte, ein wenig zu nahe,

die Masken fingen Feuer, worauf in einem Augenblick der ganze Saal in Flammen stand, und vom Wehegeheul der Masken wiederhallte. Die Herzoginn von Berry erkannte den König, warf sich auf ihn, umwickelte ihn mit der langen Schleppe ihres Kleides, erstickte das Feuer, und rettete ihm das Leben. Zwo der andern Masken starben auf der Stelle, die andern schleppten noch bis an den folgenden Tag ihr Leben unter den entsetzlichsten Qualen. Der König, dessen Verstand zuvor schon verwirrt gewesen, aber wieder hergestellt worden war, verfiel über dem Entsetzen dieses Auftritts aufs neue in Verwirrung, die bald Wuth bald Dumpfheit war, und ihn bis an sein Ende nur in einzelnen lichten Zwischenräumen verließ.

2.

Der ganze Witz dieses Quatrains liegt in einem Wortspiel mit Sire und Cire; wie wenn bey uns jemand mit Majestät und Magestät spielen wollte, worein sich zur Noth für ein Quatrain eben so viel richtiger Sinn bringen lassen dürfte, als der Franzose hier in seine Anspielung mit weichem biegsamen Wachs auf einen schwachen weichen biegsamen König.

3.

Andreas von Montalembert, Herr von Esse aus Poitou, der 1553 bey der Belagerung von Therouanne starb. Wir haben unten noch einen eignen Abschnitt von ihm.

4.

Dieß war am 16 Sept. 1548. Diese Beschreibung ist aus Paradin hist. de Lyon, wo dieser Einzug das ganze 27 Kap. des dritten Buchs füllt. M. s. auch Goulart hist. admir. et mem. T. II. p. 644.

5.

Es ist merkwürdig, daß ein Papst es war, der die ersten Schauspiele überhaupt veranstaltete, und ein Cardinal, der sie in Frankreich einführte.

5.

6.

Melin von Saint-Gelais. Dieß Stück befindet ſich indeſſen nicht in (den alten Ausgaben von) ſeinen Werken.

7.

M. ſ. oben in unſern Memoiren, wo von der Königinn Mutter gehandelt wird.

8.

Ich nahm mir hier die Freyheit, eine ſehr gedehnte Beſchreibung von dergleichen Feyerlichkeiten, welche Maria, Königinn von Ungarn dem Kaiſer zu Ehren zu Marienberg veranſtaltete, wegzulaſſen. Dergleichen Beſchreibungen müſſen ſehr gut gemacht ſeyn, wenn ſie nicht Langeweile erregen ſollen. Ueberdieß gehörte dieſe Stelle auch nicht in unſre franzöſiſche Memoiren.

9.

Ein Hieb, der vermuthlich dem König Heinrich III. gilt, der eine Menge Religionspoſſen mit Proceſſionen und dergleichen, ſpielte, dabey aber ungefähr eben ſo unſchuldig war, als bey ſeinen leidenſchaftlichen Spielereyen mit jungen Hunden, Papageien, Bildchen und — Mignons. Der Verfaſſer cenſirt alſo hier beyläufig dieſen König, den er darum nachher nichts deſto weniger eine große vortreffliche Majeſtät nennt. Es kömmt ihm auf Titel nicht ſehr an; man muß ſich daher auch nicht daran, ſondern an die Thatſachen halten.

10.

Der Verfaſſer hat nähmlich eine eigne Sammlung von Duellgeſchichten geſchrieben, die unter dem Titel Traité des Duels den zehnten Band ſeiner Memoiren füllt, die wir indeſſen hier nicht liefern, indem ſie zu wenig für unſern Zweck enthalten, auch zu ſehr mit Fremdem überladen ſind.

11.

Zu St. Germain en Laye, am 10 Jul. 1547. zwischen Franz von Vivonne, Herrn von Chataigneraye, dem Fordernden, und Guy Jabot Herrn von Jarnac, dem Geforderten. Chataigneraye hatte dem König Heinrich II. erzählt, daß Gui Chabot ihm im Vertrauen gestanden habe, er schlafe öfters bey Madame von Gui Guyon, zweyter Gemahlinn seines Vaters. Chataigneraye hatte dieß in der Absicht gethan, um H. alle Gewissensscrupel zu benehmen, die er sich anfangs machte, Dianen von Poitiers, die Geliebte seines Vaters Franz I. ebenfalls zu unterhalten, wie er that. M. s. Le Laboureur, Addit. aux mém. de Castelnau T. II. p. 601.

12.

Etwas Pedant, übrigens aber zu seiner Zeit der gelehrteste Mann seit einem ganzen Jahrtausend. M. s. Montaigne L. I. c. 25.

13.

Im Discours merveilleux de la vie de Catherine de Medicis p. 445—446. und im Journal de Henri III. p. 3. 5., welche damahls zu eben der Zeit geschrieben wurden, wird ganz anders von dem Tod dieses unglücklichen Cavaliers gesprochen.

14.

Dieser Vater Montgommerys hatte ebenfalls Franz I, den Vater Heinrichs II. verwundet, als sie einst mit Schneeballen zusammen spielten. Paquier, Recherches de la France. p. 700. Du Bellay und Mezeray erwähnen diesen Umstand gleichfalls, jedoch ohne Montgommery dabey zu nennen.

15.

Hist. de Charles VIII. p. 400. (1684.) wird bey einer Aufzählung der Herrn, die der Ständeversammlung zu Tours

Tours 1484. beywohnten, der Herr von Montmorency premier Baron de France betitelt, wobey er aber erſt an der Spitze der Edelleute vorkömmt, d. h. nach den Grafen, Wickgrafen und dem Vizdom von Chartres.

16.

Carl von Gondi, Garderobenmeiſter des Königs, geſtorben am 15 Jun. 1574. Der Herr du Perron, deſſen Bruder er war, iſt Albrecht von Gondi, nachher als Marſchall von Retz bekannt. Vor ſeiner Beförderung zu dieſer Würde nannte man ihn nur den Herrn von Perron

17.

Der gute Canzler zielt hier auf die Guiſen, von deren Macht und Uebermuth die Leſer unſrer Memoiren ſowohl in den Einleitungen des Herrn Herausgebers, beſonders zu den erſtern Bänden der zweyten Abtheilung, als in dem Lauf der Memoiren ſelbſt, und unſern Anmerkungen Beyſpiele genug gefunden haben werden.

18.

Heinrich IV. ſagte eben ſo bey der Schlacht bey Ivry.

19.

Während der Belagerung von Meaux durch den König Heinrich V. von England im Jahr 1422. hatten die Belagerten dieſen Herrn durch eine ganz ähnliche Poſſe inſultirt, indem ſie auf der Stadtmauer einen gekrönten Eſel herumführten, den ſie zum Spott den König von England nannten. M. ſ. Hiſt. M. S. de Charles VI. par M. de Travesy, p. 764.

20.

Sie war Wittwe vom Herzog von Caſtres, der vor Hesdin in der Mine ſtarb, und eine natürliche, aber legitimirte Tochter des Königs Heinrich.

21.

Der Herr von Larrey sagt eben dieß, und ich weiß nicht, woher ers genommen haben mag, wenns nicht hierher ist; denn eigentlich wurde, wie alle Memoiren der Zeit sagen, die Vermählung mit der Königinn von Schottland dem König von Navarra, seinem ältern Bruder, nicht ihm, angetragen.

22.

Ein Wortspiel mit chemise, Hemde, durch dessen Ueberreichung beym Lever des Königs die Kammerherrn investirt wurden, und camisade, nächtlicher Ueberfall. Ich suchte es auf die Art, wie man oben sieht, in der Uebersetzung bey zu behalten, so unbedeutend es im Grund auch seyn mag.

23.

Ein Gallicismus und Pleonasmus, den man dem Franzosen schon zu gut halten muß.

24.

Um zu verstehen, was der Verfasser hiermit will, muß man wissen, worauf er anspielt. Man erzählt nähmlich von armen adelichen Krippenreitern spanischer Nation, daß sie Nachts betteln gehen, den Tag aber sich ein Air geben, und sagen: Pesi a tal! semos hidalgos com' el rey, dineros menos! (trotz sey jedem geboten! Wir sind braun Cavaliers so gut als der König, nur daß wir nicht so viel Geld haben!) Der Verfasser, — der selbst viel in Spanien gereist ist, und einen ganzen Band spanischer Anekdoten und Characterzüge die unter dem Titel Rodomontades et gentilles rencontres espagnoles etc. den XII Band seiner Memoiren füllen, hinterlassen hat — hatte wahrscheinlich dieß im Sinn, als er obiges schrieb.

Zu S. 210. Deswegen brachte Er jene große Armee auf die Beine, und unternahm den schönen sogenannten teutschen Zug. —

Das große Heer bestand aus 35,000 Mann. Das Kriegs-Manifest vom 3 Febr. 1552. hatte ein vorgedrucktes Spa-

Symbol: eine Freyheitsmütze mit 2 Dolchen und der Unterschrift: Libertas. (s. Hortleder.) Im Manifest wurden die heiligsten Zusagen gegeben:

„Es sind uns allerley schwere Klagen vieler Kurfürsten, Fürsten und anderer trestlichen Leute deutscher Nation vorgekommen, daß sie mit unerträglicher Tyranney und Servitut von dem Kaiser verdruckt und in ewige Dienstbarkeit und Verderben geführt würden."

„Dieß zu vernehmen, ist uns zum höchsten beschwärlich gewesen, nicht allein daraus, dieweil wir mit den Deutschen einen gemeinen Ursprung haben; denn es seyn unsere Vorfahren auch Deutsche gewesen, sondern auch von wegen des Bündnisses und von alter hergebrachter Freundschaft, welche jederzeit unverbrüchlich gehalten worden ist; zu dem unsere Vorfahren jederzeit mit den Ständen des heiligen Reichs, von Gleichheit wegen der Sitten, je und allewege höchste Freundschaft gehabt haben."

„Deshalben haben Wir aus göttlichem Eingeben nicht allein ein Bündniß mit den Ständen uffgericht, sondern wollen auch alle unsere Macht, Rath, auch unsere eigene Person mit den Fürsten in Gemeinschaft aussetzen. Wir versprechen in diesem Krieg, daß Männiglich bey seiner habenden Gerechtigkeit, Ehren, Güter und Freyheiten, welche wir wieder zu erretten und zu recuperiren, diesen Krieg vorgenommen haben, unverletzt bleiben, und verheißen bey Gott dem Allmächtigen, für allen Christlichen Königen, Potentaten und Fürsten, daß wir in keinem Wege gestatten sollen noch wollen, daß mit unserm Vorwissen, auch allen sämmtlich und sonderlich, was Wesens, Condition oder Standes es sey, einiger Schaden soll zugefügt werden; also weit ist fehl, daß wir, so den Titel des Allerchristlichen Königs führen, sollten oder wollten euch den ehrwürdigsten Prälaten, Aebten und andern geistlichen Personen und Ständen, auch im geringsten Schaden zufügen, welche wir alle in unsern Schutz und Schirm aufgenommen haben wollen. ꝛc."

Den-

Dennoch war der Erfolg nicht nur Wegnahme der S. 220. 21. genannten teutſchen Städte und Gegenden, ſondern auch Wegführung des Prinzen Carls (II) von Lothringen, den Heinrich II. mit ſeiner Prinzeſſin Claudie vermählte. — Schon von K. Maximilian I. hat man dieſe Charakteriſtik der Franzoſen: „Sie ſingen höher, denn geſchrieben; ſie leſen anders, denn geſchrieben, ſie reden und ſingen anders, denn ihnen im Herzen iſt.“ Vergl. teutſche Monatſchr. März. 1795.

Pierre de Bourdeille

SEIGNEUR DE BRANTOME

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Hofrath und Profeſſor der Philoſophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Elfter Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1796.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1958 IV 1148

Biographiſche Fragmente

über den

Verfaſſer

der gegenwärtigen Memoires

Pierre de Bourdeille

Abbt und Herrn

von

Brantome.

Peter von Bourdeille unter dem Nahmen Brantome bekannt, machte ſich der Nachwelt durch ſeine Memoiren merkwürdig. Die Zeit ſeiner Geburt iſt nicht anzugeben. Man war auch nicht im Stand, etwas gewiſſes darüber dadurch herauszubringen, daß man die in ſeinen Werken zerſtreuten und nur im Vorbeigehen erwähnten Handlungen ſeines Lebens zuſammenſtellte, und unter einander verglich. Indeſſen liefern wir unſern Leſern hier dieſe Zuſammenſtellung.

Er war der dritte Sohn von Franz, Vicomte und Baron von Bourdeille, und Anna von Vivonne de la Chataigneraye. Er wurde in ſeiner Kindheit am Hof der Königinn von Navarra, Margaretha von Orleans, Schweſter Franz I. erzogen, bei der ſeine Mutter Dame d'Honneur war. (Dames illuſtres T. I. p. 341. 42. Hommes illuſtres etrangers T. V. p. 264.) Dieſe Königinn ſtarb im Jahr 1549.

Sein Vater vermachte ihm in ſeinem Teſtament von 28. Jun. 1546. die Gerichtsbarkeit von Commarche, nebſt einigen Renten, und ſubſtituirte ihn unmittelbar ſeinem ältern Sohn Andreas von Bourdeille, mit Vorbeigehung des zweiten, Johanns, damals noch Dechants von Saint Yrier, der ſich nachher unter dem Nahmen der Capitain Bourdeille bekannt machte. Ihm hätte dieſer der Geburt nach vorgehen ſollen, beſonders wenn unſer Brantome, wie er vorgiebt, von ſeinem Vater zum geiſtlichen Stand beſtimmt geweſen wäre, was ſich aber aus dieſem Teſtament nicht erweiſen läßt.

Er wurde noch als ein ſehr kleiner Knabe nach Paris auf die Schule geſchickt, wo er noch ſich aufhielt, als ſein Bruder, der Capitain Bourdeille nach der Eroberung von Chimay, wo er in die Schulter verwundet worden war, dahin kam. (Hommes ill. Fr. T. VI. p. 37. 38. T. VII. p. 262.) Die Eroberung von Chimay fällt bekanntlich ins Jahr 1552.

Brantome ſcheint ſeine Studien zu Paris nicht fortgeſetzt zu haben. „Das Teſtament, das ſein Bruder, der Capitain in dieſer Stadt am 29. Jun. 1553. machte, erwähnt ſeiner nicht. Auch war Brantome als junger Schüler zu Poitiers, als die reformirte Religion dort aufkam, und die ſchöne Gotterelle, eine Advokatenfrau, ſich aus Reli-

Religionsgrundſätzen den Schülern von ihrem neuen Glauben preis gab. (Dames galantes T. II. p. 217. 218.) Bekanntlich flüchtete Calvin, als er im Jahr 1533 Paris verlaſſen mußte, zuerſt nach Angouleme, von wo er mit ſeiner neuen Lehre nach Poitiers kam, und von 1538 an iſt er nicht mehr in Frankreich zu ſuchen. Daher konnte 1553, und ſelbſt nachher, der Calvinismus zu Poitiers noch neu heiſſen. — So war Brantome ebenfalls noch ſehr jung zu Poitiers, als Anton, König von Navarra, ſeinen Prediger David daſelbſt predigen ließ, den er nachher mit nach Fontainebleau an den franzöſiſchen Hof nahm. (Hommes ill. Fr. T. VIII. p. 265.)

Brantome beſaß damals die Dechaney von Saint Yrier in Limoſin, die Priorey von Royan, und eine andre Pfründe, unter dem Titel Saint Vivien les Xaintes, welche der Capitain Bourdeille zu ſeinem Vortheil reſignirt hatte.

Nach dem Tod dieſes Bruders konferirte Heinrich II. ihm in Rückſicht der Verdienſte des Verſtorbenen die Abtey Brantome, auf Verwendung des Herrn von Auzances, welchen Brantome ſeinen guten Vetter nennt. (Hommes ill. Fr. T. VI. p. 317.) Dieß war Jakob von Montberon, Herr von Auzances, Sohn Magdalenens von Mareuil, von der Linie Montmoreau, Ritter vom königlichen Orden und Gouverneur von Metz ꝛc.

Sein älterer Bruder, der Vicomte von Bourdeille, ſcheint damals noch in der Kriegsgefangenſchaft geweſen zu ſeyn.

Er ſuccedirte Petern von Mareuil, Abt dieſes Orts, und Biſchoff von Lavaure, der, ein Onkel des Herrn von Auzances, am 20. März 1556 geſtorben war, und führte von dieſer Zeit an beſtändig den Nahmen Brantome. Daher findet man ihn jetzt unter dem Titel: „Reverend Pere en dieu, Meſſire Pierre de Bourdeille, Abbé de Brantosme demeurant en l'univerſité de Poitiers," in dem Teſtament vom 26. May 1557, worinn die Frau von Bourdeille ſeine Mutter ihm überhaupt die Summe von fünftauſend Livres vermachte; — eben ſo in dem Heurathscontract ſeiner Muhme, Claude Catherine von Clermont, der nachherigen Herzoginn von Retz, mit Johann, Herrn und Baron von Annebaut, wo er als Zeuge zu Poitiers am 28 April mit unterzeichnete. Ueberdieß hat er darinn auch noch das Prädicat eines Dechant von Saint Pierre; eine Dechaney, die im Auszug dieſer Urkunde wohl mit der von Saint Priere verwechſelt worden ſeyn kann. (Hiſt. général. de la maiſon de Gondy, T. II p. 555.) Er nahm indeſſen erſt am 13. Jul. 1558 Beſitz von dieſer Abtey, und behielt ſie ſelbſt unmittelbar bis 1583, von da an aber unter

ter dem Nahmen von drei Confidentiarien, deren einer an Gift ſtarb. (Gallia Chriſtiana, Ed. 1720. T. II. p. 1494. E.)

Der Antheil von dem Gut und Herrſchaft Brantome, der ſeit mehrern Jahrhunderten dem Hauſe Bourdeille zugehört hatte, war dem Oncle Brantomes, Jean de Bourdeille, Herrn von Saint Juſt und Greſignac, zugetheilt worden. Es iſt unbekannt, wie es nachher damit wurde, und wie Brantome ſie wieder an ſein Haus brachte.

Brantome erhielt vom König die Genehmigung, in dem Forſt von Saint Yrier in Limoſin Holz zu ſchlagen, und verwendete den Erlöß von 500 Rthlr. auf ſeine erſte Italieniſche Reiſe, (1557.) wobei er in Piemont diente. (Hommes ill. Fr. T. VII. p. 330.) Man findet in ſeinem Traité des duels Nachrichten von verſchiedenen Zweikämpfen, von denen er im Jahr 1558 hörte, als er nach Gayetta kam, und deren einigen er ſelbſt beigewohnt hatte. (Oeuvres, T. XI. p. 107.)

Er befand ſich (ib. p. 75.) zu Rom während der Vacanz des H. Stuhls nach dem am 18. Aug. 1559 erfolgten Tode Pauls IV. und bewerkſtelligte in dieſem Jahr, was ſchon ſein Vorfahrer, Pierre de Mareuil projectirt hatte, die Reunion des Kloſters Brantome mit der Congregation von

Chezal-Benoit. Die Bedingungen, unter denen dieß Geschäft zu Stande kam, sind nicht bekannt. Nur erhellt aus seinem holographischen Testament, daß er in der Folge nicht Ursache hatte, mit seinen Religiosen zufrieden zu seyn, und daß sie überhaupt alle Dienste, die er ihnen bei verschiedenen Gelegenheiten geleistet zu haben angiebt, sogar mit Undank vergalten.

Unerachtet man Brantome mit Recht den Vorwurf machen kann, daß er sich gewöhnlich und allzuleicht allgemeinen, oft sehr schlecht gegründeten Klagen überließ, so scheint ihn doch hier dieser Vorwurf um so weniger treffen zu dürfen, da die Abtei Brantome ihm ihre Existenz zu danken hat, wie Gallia Christiana zu seinem Ruhm bekennt. (Ed. 1720. T. II. p. 494. E.)

Bei seiner Zurückkunft nach Frankreich fieng Brantome an, die Verwaltung seiner Pfründen selbst zu übernehmen, deren Genuß er in den 12 Jahren bis dahin seinem ältern Bruder, dem Vicomte überlassen hatte, der ihm dafür jährlich nicht mehr als 400 Livres abgab, unerachtet sie, die Abtei Brantome ungerechnet, über 2000 Livres jährlich Renten betragen. Dieser Vorwurf, den er seinem Bruder ebenfalls in seinem Testamente macht, verdiente näher untersucht zu werden, und scheint ein Ausfluß von seinem beissenden Humor zu seyn, der seiner Verwandten so wenig

nig schonte als anderer. Es kommt allerdings dabei die Verschiedenheit des Alters, der Lage und der Dienste des Vicomte von Bourdeille in Betrachtung, da Brantome ganz neuerlich erst am Hof erwarmte, wie er dies selbst bezeugt, indem er bekennt, er sey zu jung gewesen, um mit dem Marschall von Strozzy, welcher 1559 starb, conversirt zu haben (Hommes ill. Etr. T. V. p. 277.); ferner, er sey als er anfieng den Hof zu besuchen, zu jung gewesen, um den Character der an demselben befindlichen Damen zu durchschauen und richtig zu fassen; erst gegen das Ende des Lebens Heinrichs II. habe er angefangen, sie kennen zu lernen; und endlich, — beim Tod Catharinens von Medici, welche 1589 starb, seyen es 33 Jahre gewesen, daß er sich zum Hof gehalten habe. (Dames ill. T. I. p. 99.) Wornach leicht zu berechnen ist, daß er erst ums Jahr 1556 eingeführt wurde, um welche Zeit er die Abtei Brantome erhielt.

Wirklich spricht Brantome erst seit seiner Zurücklunft von diesem ersten Italienischen Zug von sich als Hofmann, und äußert bestimmt seine Anhänglichkeit an das Haus Guise, wovon er als Grund die Verbindung anführt, worinn sein Oheim Chataigneraye († 1547.) mit dem Herzog von Guise, Franz von Lothringen, stand.

In einem vorzüglichern Grade scheint er von Franz von Lothringen, Großprior von Frankreich und Admiral über die Galeeren Anhänger gewesen zu seyn, indem er erklärt, dieser sey einer seiner guten und ersten Herrn, und er sey mit ihm in Italien gewesen, wahrscheinlich auf der Fahrt, die dieser Herr dahin machte, um im Jahr 1559 den Cardinal von Guise nach Rom zu bringen. (Hommes ill. Fr. VII. 439—58.)

Seit Brantome sich zum Hof hielt, blieb er auch in den Jahren 1559 und 1560, dabei, und befand sich — zu Amboise zur Zeit der Verschwörung der Hugenotten, wo er zum erstenmal den Herrn de la Roche-sur-Maine, einen großen Freund seines Vaters, als einen schon 70jährigen Greis sah (Hommes ill. Fr. VII. 232. VIII. 169.) — zu Orleans, als der Prinz von Condé arretirt wurde (VIII. 236.) und — zu Poissy, bei der großen feierlichen Ritterpromotion vom St. Michels-Orden. (VI. 434.)

Nach der Krönung Karls IX. 1561 nahm der Herzog von Guise unsern damals noch sehr jungen Brantome mit nach seinem Schloß Guise, wo er sich einige Zeit aufhielt. Zum Frohnleichnamsfest aber mußten sie schleunig nach Paris zurück, weil der Hof aus Furcht — die Reformirten möchten die Abwesenheit dieses Generals benutzen, um das Fest zu beunruhigen, — Eilboten auf

auf Eilboten an den Herzog abſchickte, um ſeine Zurückkunft zu beſchleunigen. (T. VIII. 90.)

Als gegen das Ende dieſes Jahrs 1561 der Großprior Franz von Lothringen den Auftrag bekam, die Königinn Maria Stuart, Wittwe Franz des II. nach Schottland zurück zu bringen, ſo begleitete Brantome, wie mehrere andre Cavaliers, ihn auf dieſer Fahrt, bey welcher Gelegenheit er auf dem Rückweg über London, den engliſchen Hof beſuchte. (I, 138. VI, 293. VII, 439—58. VIII, 151.)

Er kam juſt zu der Zeit von dieſer Reiſe zurück, als nach dem Colloquium zu Poiſſy König Karl IX. das Edict vom Jänner 1562 den Reformirten zugeſtanden hatte, und am Hof alles von reformirten Predigern wimmelte. (VIII, 268. 69.)

Nachdem der bürgerliche Krieg in dieſem Jahr wieder ausgebrochen war, diente Brantome in der königlichen Armee, bei der Einnahme von Blois, und bei den Belagerungen von Bourges und Rouen. (XI, 341. 35 f.) Bei dieſer letztern gab die Königinn Mutter ihm Beweiſe ihrer Gnade, ſelbſt ihres Zutrauens, indem ſie ſich über verſchiedene Staatsangelegenheiten, beſonders Portugall betreffend, mit ihm beſprach. Er befand ſich auch mit in der Schlacht bei Dreux, nach welcher er den Großprior verlohr, der einige Monate

nate darauf starb. Er scheint diesen Verlust um so tiefer gefühlt zu haben, da dieser Herr ihn sehr liebte und ihm mehr Ehre erzeigte, als er verdiente, — sagt er VII. 446-458. VIII. 111.

Unerachtet Brantome den Soldatenstand ergriffen hatte, so sieht man ihn doch bis hieher noch mit keiner kriegerischer Würde bekleidet. Das erste Testament seines ältern Bruders, des Vicomte, vom 24. May dieses Jahrs 1562, betitelt ihn daher bloß noch als Abt von Brantome. Kraft dieser Urkunde wurde er gemeinschaftlich mit dem Baron von Ardelay, den Kindern dieses Bruders substituirt.

Da der Tod des Großpriors Brantome veranlaßt hatte, sich noch näher an dessen Bruder, den Herzog Franz von Guise anzuschließen, so begleitete er diesen zur Belagerung von Orleans 1562, wo dieser Fürst durch Poltrot ermordet wurde. — Unerachtet der Herr von Aubeterre mit seiner Nichte verbunden war, beschuldigt er ihn nichts desloweniger, durch seine Rathschläge zu diesem Meuchelmord mit gewirkt zu haben. Ja er verschont mit diesem Vorwurf sogar in der Folge selbst den Herzog von Maine nicht, da dieser in einem Streit Brantomes mit Aubeterre des letztern Partey nahm. (VIII, 117. 128.)

Im Jahr 1564 diente er bei der Einnahme von Velez auf der barbarischen Küste, (V, 107.)

bei

bei welcher Gelegenheit der König von Portugall ihn mit seinem Christus-Orden beehrte. (X. 138.) Nach dieser Expedition kam er an den spanischen Hof, wo die Königinn Elisabeth (eine französische Prinzessinn) ihn durch den Herzog Alba ihrem Gemahl dem König, dem don Carlos, der Infantinn, und dem don Juan vorstellen ließ. (I. 201. 203.) Er hatte mit dieser Königinn mehrere Conferenzen, unter andern in Betreff des Herrn von Bellegarde, nachherigen Reichsmarschalls, für welchen Karl IX. Se. katholische Majestät um eine Commanderie des Calatrava-Ordens von 1500 Ducaten Renten ersuchten. (IX, 265.) Brantome merkt hiebei als einen Beweis der besondern Consideration, welche diese Königinn für ihn hatte, an, daß Ihro Majestät — als ein durch die Seeluft zugezogener Fluß ihn einige Tage verhinderte, bei Hof zu erscheinen — nicht verfehlten, sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und ihm sogar Allerhöchst dero Oberhofapotheker zukommen ließen, der ihn auf der Stelle heilte, wobei denn freilich — die Kräuter Wunder würkten. (I. 204.)

Bei seiner Zurückkunft nach Frankreich war er der erste, welcher der Königinn Mutter das Verlangen bezeugte, das ihre königliche Tochter in Spanien trüge, sie zu sehen. Als König Karl sich bei ihm nach der Beschaffenheit der Marine in Spanien erkundigte, entwarf Brantome Ihm ein vortheilhaftes Detail davon, und be-

nutz-

nutzte dieſe Gelegenheit, Ihm fühlbar zu machen, wie nöthig eine gleiche Marine für Frankreich wäre.

Drei Monate darauf erhielt er nebſt mehrern andern Befehl, der Königinn von Spanien entgegen zu gehen, um ſie bei ihrem Einzug in Bayonne zu begleiten.

1565. beſuchte Brantome nach einer preijährigen Abweſenheit ſein Haus wieder zum erſtenmal, und dann machte er die Reiſe nach Maltha mit. (IX. 265.)

Als nämlich zu Anfang des Jahrs 1566 der Hof zu Moulins war, ſchlugen Brantome und ſein Bruder, der Baron von Ardelay, ſich zu 20—30 andern Cavaliers, um dem von den Türken belagerten Maltha zu Hülfe zu ziehen. Zu ihren Generalanführern erwählten ſie die Herrn von Strozzy und von Briſſac, und nahmen 80 Mann Geldner mit dahin. Weil aber der König aus Staatsgründen dieſen Zug nicht öffentlich geſtatten wollte, ſo ſchützte Strozzy, damals Oberſter von der Garde, eine nothwendige Reiſe nach Provence vor, wozu ihm der König auf zween bis drey Monate Urlaub gab.

Auf dieſem Zug begann Brantomes Verbindung mit dem Herrn von Gua. — Sie trugen alle die Büchſe, und Patrontaſche, und thaten Dienſte gemeiner Soldaten. Sie nahmen ihre

Ab

Weg über Rom, wo der Papſt ihnen Agnus Dei mit auf die Reiſe gab. In Maltha ſelbſt wurden ſie vierthalb Monate lang von dem Groß-meiſter in allem frei gehalten. (X. 154. 159. 161. 204. 239.)

Brantome bekam damals Luſt, ſelbſt in dieſen Orden zu treten. Allein ſein Freund, der Herr von Strozzy, redete es ihm aus, und ſtellte ihm vor, daß er das Glück, das ſeiner in Frankreich warte, nicht ſo gering ſchätzen ſollte. (X. 138. 139.) Sein älteſter Bruder hatte damals noch keinen männlichen Erben!

Auf der Rückreiſe von Maltha bereiste er verſchiedene Italiäniſche Städte, wobei er ſich einen Monat zu Mailand aufhielt, um ſich unter einem großen Meiſter im Fechten zu vervollkommnen. (X. 225.) Als er nebſt ſeinem Bruder Ardelai und wohl hundert andern Franzoſen zu Rom war, erſchienen plötzlich vor Oſtia Türkiſche Fahrzeuge. Beängſtigt dadurch bat der Papſt die Herrn Franzmänner, da zu bleiben und den H. Stuhl zu vertheidigen. Die Türken verſchwanden aber wieder, und Se. Heiligkeit kamen diesmal bloß mit der Angſt davon. (X. 161.) — Brantome rühmt an einer andern Stelle die Gefälligkeit, die eine galante Römerin, Fauſtina, bei dieſem zweiten Aufenthalt zu Rom ſeinen ſchönen franzöſiſchen Thalern bewies. (II. 194. 195.)

Ebendaselbst verschaffte der Zufall ihm die Bekanntschaft eines reichen neapolitanischen Grafen von zwölftausend Thalern Revenuen, Namens Bourdella, oder Burdeglia, gleichen Nahmens und Wappens mit ihm. Er genoß viele Beweise seiner Freundschaft, und sie schlossen eine nähere Verbindung miteinander. Der Graf erzählte ihm, seine Vorfahren seien eigentlich aus Gascogne, und erst in den neapolitanischen Kriegen dahin verpflanzt worden. — Als Brantome bei seiner Zurückkunft seinem ältsten Bruder hievon erzählte, suchten sie miteinander in ihrem Familienarchiv nach, und fanden, daß würklich ein jüngerer Sohn aus dem Hause Bourdeille, ein jüngerer Bruder des braven Arnold von Bourdeille, Seneschals von Perigord, und des Cardinals von Bourdeille, in den damaligen Kriegen unter König Ludwig mit dahin gezogen sey, und daß man nachher nichts weiter von ihm habe erfahren können. (X. 132.) Diese Abstammung scheint würklich Grund zu haben.

Vor seiner Zurückkunft nach Frankreich besuchte er den Hof von Savoyen, und hatte eine Unterredung mit dem Herzog von den Flandrischen Unruhen. (V. 192.) Die Aufnahme, die er dort fand, scheint indessen seiner Erwartung nicht entsprochen zu haben. Als er nämlich einst mit der Frau von Pontcallier, Dame d'Honneur der Her-

zogin

zoginn, zu Nacht speiste, präsentirte sie ihm im Namen der Fürstinn einen Beutel mit 500 Thalern. Da aber diese Dame hinzusetzte, es geschehe in Rücksicht auf die Freundschaft, welche ihre Fürstinn mit Brantomes Tante, der Frau von Dampierre, Jeanne de Vivonna, unterhalten hatte, so schlug er dieß Geschenk aus, indem er noch mit Geld versehen sey, um sich vollends nach Frankreich zu bringen. (I. 357.) Wäre ihm dieß Präsent als Zeichen der persönlichen Achtung gegen ihn angeboten worden, vielleicht hätte er's nicht abgelehnt.

Seine beleidigte Eigenliebe zeigt sich noch deutlicher in seinen Beschwerden, die er über das Haus Savoyen wegen Vernachlässigung der Verwandschaft äußert, worinn er mit diesem so wie mit dem Nassauischen stund. (X. 266. 267.)

Unerachtet Brantome ferner, wie bisher, in der That selbst Abt des Klosters blieb, von dem er den Namen führte, so behielt doch der kriegerische Geist in ihm das Uebergewicht über den Geistlichen, und so legte er denn den Titel davon, ohne die Abtei selbst fahren zu lassen, ab, um die Benennung eines Herrn von Brantome anzunehmen.

Als gegen Michaelis des Jahrs 1567 die Hugenoten durch ihren Versuch, König Karl IX.

zu Meaux aufzuheben, den Krieg erneuerten, so ergieng an alle Obersten der Befehl, neue Compagnien zu stellen. Brantome als einer derselben sollte sogar zwey neue errichten, schränkte sich aber auf Eine ein, indem ihm diese Eine schon genug zur Last fiel, wie er sagt X. 76. 77. Indessen gründet es sich doch bloß hierauf, was er in seinem Testament sagt, er habe zwo Compagnien zu commandiren gehabt. — Er diente dieß Jahr in der Schlacht bei St. Denis und auf dem lothringischen Zug, als man versäumte, die Feinde bei Notre Dame de l'Epine zu schlagen. (VII. 125. 358)

Nach dem 1578 zu Longjumeau geschlossenen Frieden rückte er mit seiner Compagnie in Chartres ein, wo man die Leibcompagnie des Herrn von Andelot, der Religion wegen nicht hatte einnehmen wollen. (X. 175.)

In eben diesem Jahr wurden Ihm, als er mit seiner Compagnie in Peronne in Garnison lag, durch seinen Freund Teligny von Seiten des Prinzen von Conde und des Admirals von Chatillon vortheilhafte Anträge gemacht, wenn er ihnen diesen Platz in die Hände spielen wollte. Ungeachtet er vom König Anlaß zur Unzufriedenheit, den er jedoch nicht angiebt, bekommen hatte, wies er dennoch diese Anträge ab, wodurch er sich beim König, der es nach einiger Zeit anders-

woher

woher erfuhr, aufs neue ſehr in Gnade ſetzte. (VII. 409.)

Man findet ihn unter dem Titel eines Kammerjunkers bei dem Herzog von Orleans, nachherigen König Heinrich III. mit 600 Livres Gehalt, von 1564 bis 69. und 1570 (Maiſon du roi, Fol. 2914.) Eben ſo bei König Karl IX. mit 600 Livres vom Jahr 1568—70. wobei als ſeine Nebenmänner in gleichem Poſten aufgeführt ſind Herrn aus den Häuſern Roche = chouart, Chabannes, d'Ailly, Montluc, Crevant ꝛc. Man hat Grund, zu glauben, daß er dieſe Stelle erſt gegen die Mitte des Jahrs 68. antrat. Denn man hat eine Quittung von ihm für die Summe von 500 Livres in 200 Rthlr. Piſtolets zu 50 Sous, welche Se. Majeſtät ihm bewilligt hatten in Erwägung ſeiner treugeleiſteten Kriegsdienſte und zur Unterſtützung in ſeinem Kriegskoſten; dieſe Quittung vom 28 März 68. iſt noch bloß unterzeichnet: Pierre de Bourdeille, ſeigneur de Brantome. In Einer andern Quittung hingegen ausgeſtellt unterm 1 Dec. deſſelben Jahrs auf ſeine Penſion von jährlichen 2000 Livres, nennt er ſich: noble Pierre de Bourdeille, Seigneur du dit lieu, gentilhomme ordinaire de la chambre du Roi. Beide ſind mit ſeinem Wappen beſiegelt.

Während Brantome am Hof war, fiel einſt der Baron Montesquion (derſelbe der zu Jarnac

den Prinzen von Condé erſchoß) bei einer Waſſerſete, welche Karl IX. gab, in den Fluß. Brantome zog ihn heraus und rettete ihm das Leben. Seit dieſer Zeit nannte der Baron ihn ſeinen Vater, unerachtet er älter war als Brantome. (VIII. 245.)

Im Jahr 1569. nach der Schlacht bei Jarnac, bei der er ſich noch mit befand, verließ er die königliche Armee, um nach Brantome zu gehen, weil er einen Anfall vom dreitägigen Fieber hatte, das zehn Monate lang anhielt. Während ſeines Aufenthalts daſelbſt zog die reformirte Armee dort durch, ohne den mindeſten Unfug zu verüben, und dies bloß aus Achtung gegen ihn. Der Prinz von Zweibrücken ſtarb in ſeinem Hauſe. Dieſe Truppen bezeugten ihm auch nachher noch einmal gleiche Attention, unerachtet er ſich damals nicht dort anweſend befand. Darum nennt er dieſe Abtey die unverletzteſte Jungfer in ganz Guyenne, die es unter allen Stürmen der Religionskriege blieb, und ſchrieb die Mäſigung, welche die Reformirten daſelbſt bewieſen, der Achtung zu, die der König von Navarra für ihn hatte, und ſeiner Verwandſchaft mit Charlotte von Laval, Gemahlinn des Admirals von Chatillon, welche eine Tochter Antoinettens von Daillon war. (V. 208. 209. VII. 317. Hiſt. des cinq Rois. p. 366.)

Bran-

Brantome hatte ſich vorgenommen der Schlacht bei Lepanto beizuwohnen, die im Jahr 1571. geliefert wurde; allein der Herr von Strozzy redete es ihm aus und propouirte ihm dagegen eine andre Seefahrt, die aber nicht vor ſich gieng. (V. 140.)

Als im Jahr 1572. Margaretha von Frankreich, Schweſter König Karls IX. mit Heinrich König von Navarra, (nachher auch von Frankreich) vermählt wurde, hatte Brantome die Ehre, dieſe Fürſtinn auf ihrem Einzug zu Bourdeaux zu begleiten, und ſogar ſich mit ihr auf der Bühne zu befinden, von welcher herab ſie die Gratulationen der Collegien dieſer Stadt mit ſolcher Beredſamkeit beantwortete, daß die Königinn Mutter durch die Erzählung, die ihr Brantome davon machte, ganz entzückt wurde. (I. 241.)

Die obgedachte von Strozzy vorgeſchlagene Fahrt und Rüſtung zur See hatte eigentlich zum Zweck, Eroberungen in Peru zu machen. Der Admiral von Chatillon aber wollte die Herrn von Strozzy und von Brantome dahin bereden, daß ſie lieber damit einige Landungen an den Flanderiſchen Küſten verſuchen ſollten, und verſprach ihnen dabei zu gleicher Zeit eine Diverſion zu Land zu unternehmen. Man kann aber aus Brantome nicht errathen, ob dieſe Anträge angenommen wurden oder nicht. Man ſieht nur ſo viel, daß er ſich

nebſt dem Herrn von Strozzy, mit dieſer Unternehmung beſchäftigt, juſt zu Brouage befand, als das Pariſer Blutbad vorfiel, in welchem der Admiral nebſt ſeinem Freund und Verwandten Teligny ermordet wurden, was Brantome ſehr bedauert zu haben verſichert. VI. 161. VII. 102. VIII. 179.

Da alſo die projectirte Seerüſtung rückgängig worden war, kam der Marſchall von Biron, den der König nach deſſen Gouvernement Xaintonge geſchickt hatte, um die Stadt la Rochelle zu bändigen, zu den Herrn von Strozzy und Brantome nach Brouage, und befahl ihnen im Namen des Königs, ihn bei dieſer Expedition zu unterſtützen. (IX. 130.) Da nun Brantome nicht mehr im Dienſt war, wohnte er der ganzen Belagerung von la Rochelle als Freiwilliger, ohne Sold, bei, mit ſeinem Freund, dem Oberſten Strozzy unter dem er ehmals eine Infanterie-Compagnie commandirt — ſie aber aus bloßer Caprice wieder aufgegeben hatte. Die Wunden die er bei dieſer Gelegenheit vor dem Platz bekam, waren ſo leicht, daß bei einer nachherigen Unterredung mit dem Herzog von Guiſe, ſie einander gratulirten, ſo guten Kaufs davon gekommen zu ſeyn. Bei der Eröffnung der Laufgräben im Monat April traf ein abgeſprungenes Stück Stein ihn ſehr hart an die linke Hand, und verurſachte ihm vierzehn

Tage

Lage lang Schmerzen. Ein andermal wurde er in einem Scharmützel, doch nur leicht, verwundet. Da das Glück sein unzertrennlicher Gefährte war, so war er bei verschiedenen Gelegenheiten; ganz von Blut und Gehirn seiner Nebenmänner bespritzt, ohne selbst Schaden zu nehmen. (X. 43. 48. 51—56. 281. 316. 321.)

Bei einem Sturm, der auf den Rath des Herzogs von Nevers am hellen Tage vorgenommen wurde, befand er sich mit dem Herrn von Strozzy und dem Herzog von Longueville auf der ersten Leiter, als zwo Granaten zu ihren Füßen niederfielen, von denen sie beinahe erschlagen worden wären. (VIII. 291.) An einem andern Tage wurde ein Soldat auf dem Stuhl, von dem Brantome so eben aufgestanden war, von einer Kugel weggeschleudert, die aus dem großen Stück die Kuh genannt aus dem Platz geschossen worden war. (X. 56.)

Die Rochelleer machten sich die Bewegung, welche die Ankunft der Schweizer unter den Belagerern verursacht hatte, zu Nutz, thaten einen Ausfall und nahmen zehn Fahnen weg, die sie als Siegeszeichen auf ihre Mauern pflanzten. Als man am folgenden Tag Unterhandlung pflog, gieng Brantome in den Platz und vermochte die Rochelleer dahin, daß sie diese Fahnen von ihren

Mauern wieder abnahmen, um die Gemüther nich
gegen ſich zu erbittern. (X. 42.)

Bei dieſer Belagerung gab er dem Köni
von Navarra die allererſte Büchſe, aus der dieſe
Fürſt je ſchoß. Sie war zu Mailand gemach
worden, ſehr ſauber und leicht gearbeitet. De
Herr von Strozzy hatte ihn zu Brouage dam
beſchenkt. Eben der Herr von Strozzy führte be
dieſer Belagerung zuerſt den Gebrauch der Muſke
ten ein. (X, 309. 310.)

Die Anhänglichkeit Brantomes an ihn wa
ſo groß, daß er ihm überall folgte. Noch ſtärke
bewies er ihm ſolche durch den Beiſtand, den e
ihm leiſtete, als er zween Schüſſe in ſeinen Kü
raß bekam. Dieſe Freundſchaft gieng ſo wei
daß er gar nicht von ihm weichen wollte, une
achtet Strozzy ihm anbot, ihm eine feſte Ver
ſorgung zu verſchaffen, und auch abweſend ſein
Freundſchaft gegen ihn fortzuſetzen. (X. 282. 321

Dennoch wurde dieſe enge Verbindung durc
folgenden Umſtand getrennt. Brantome konnt
eine Parthie machen, die ihn Zeit Lebens glück
lich gemacht hätte; er trat dennoch zurück, u
zu ſeinem Strozzy nach Bourdeaux zu gehen
fand aber daſelbſt, daß dieſer ihm einen ſeh
böſen Streich zugedacht, und ſich als den undank
barſten Freund bewieſen hatte. (X. 322.)

Er bestimmt dieß nicht näher, doch könnte es wohl auf die Versuche gehen, welche Strozzy in eben dem Jahr da er starb, machte sich mit der Wittwe des ältesten Bourdeille zu verbinden. — Der Herr von Strozzy, sagt Brantome, war weder ein guter Freund noch ein böser Feind. Diese Antithese verdiente aber wohl erst näher geprüft zu werden.

Im März 1574 war er zu Brantome, und wurde von seinem Bruder, dem Vicomte de Bourdeille ersucht, Volk bereit zu halten, um ihm damit beizustehen, im Fall er dessen in seinen Amtsverrichtungen als Seneschall von Poitou benöthigt seyn sollte.

Er scheint jedoch nicht lange vom Hof abwesend geblieben zu seyn; denn nach dem am 30 May 1574 erfolgten Tod Karls IX. wohnte Brantome nebst dem Herrn von Strozzy dessen Leichenöffnung bei, und da sie kein Merkmal einer Vergiftung entdecken konnten, sprachen sie mit dem Leibchirurgus Ambrosius Paré davon, der ihnen dann sagte: der König habe sich seinen Tod selbst durch das zu starke und häufige Hornblazen auf der Hirschjagd zugezogen. (IX. 442.) Die Prinzen und Herrn vom Hof verließen alle, bei der Sankt Lazaruskirche in der Vorstadt den Leichenconduct, und es blieb zur Begleitung bis St-

Denis,

Denis, niemand bei der Leiche als Brantome, vier andre Kammerherrn und einige Trabanten von der Leibgarde. (I. 25.)

Gegen das Ende dieſes Jahrs 1574 wurde Brantome zu Friedensunterhandlungen mit La Noue einem der Häupter von der reformirten Parthei, gebraucht. (VIII. 328.) Er hielt zu dem Ende eine Conferenz zu Pons, wovon der Vicomte von Bourdeille in ſeinen Briefen vom 15 Nov. und 10 Dec. 1574. einen umſtändlichen Bericht an den König Heinrich III. erſtattete. (XIV. 213. 229.)

In den Geſchichtſchreibern (Hiſt. de Fr. p. la *Popeliniére* Livre 39. p. 253. f. Hiſt. de *d'Aubigné*, T. II. p. 144. Hiſt. des cinq rois (1599.) p. 522.) findet ſich davon folgendes. Der Abt von Brantome war einige Tage zuvor von Seiten des Königs nach Brouage gekommen, um das Friedensgeſchäft einzuleiten und auszumitteln, mit der Verſicherung, daß Se. Majeſtät ſehr geneigt dazu wären. Der Statthalter von Poitou war lange bei ihm, und endlich wurde eine Conferenz zu Augoulin, eine Lieue von la Rochelle, beliebt. Am 15. gedachten Monats und bei der Conferenz über dieſe Angelegenheiten mit Brantome, ſagten la Noue und einige von la Rochelle, ſie erwarteten ihre Deputirte von Lion zurück. Die Deputirten kamen drei Tage nach der Conferenz, und

brach-

brachten die Genehmigung des Königs mit, den Prinzen von Condé und andre nach Teutschland zu schicken, um den Frieden zu vermitteln. Der Vicomte von Bourdeille, sein Bruder, schickte ihn hierauf an Se. Majestät um Rechenschaft von dieser Negociation abzulegen, und gab ihm einen Brief an den König mit, datirt Perigueux am 30 Jänner 1575. (XIV. der 94. Brief, S. 263.)

In Erwägung der Dienste beider Brüder, verlieh ihnen der König durch ein Decret vom 18. Jul. 1575 das Nominationsrecht zum Bißthum Perigueux, um den durch das Absterben Pierre Fourniers erledigten bischöflichen Sitz wieder mit einem von ihnen zu wählenden tauglichen Subjekt zu besetzen, wobei jedoch die bischöflichen Einkünfte mit zwo Pensionen belegt wurden, eine nämlich von 1000 Livres für ihre Schwester, Fräulein von Bourdeille, eine von den Hoffräuleins der Königinn Mutter; die andre von 800 Livres, für Anton de la Sestre, der ebenfalls an dieser Unterhandlung Theil gehabt hatte.

Zufolge dieses Decrets nominirten die Herrn von Bourdeille zum Bißthum von Perigueux ihren Vetter Franz von Bourdeille, damals Religiosen von St. Denis. Nach seinem gewöhnlichen Stil eignet Brantome die Ehre davon sich ganz allein zu. Man bemerkt indessen von dieser Zeit an nicht, daß er sonderliche Beweise von seinem

nem großen Einfluß bei Hof gegeben hätte, wie wohl er, nach den Rechnungen des königlichen Hauſes, von 1575—89. noch immer einer der königlichen Kammerjunkers war.

Er kam in dieſem Jahr 1575 nach Hof und logirte in der Straße Grenelle, bei der Straße St. Honoré. Er war Zeuge von allen Händeln der Herrn von Buſſy und Saint-Fal, die ſich jedoch dießmal, unerachtet ihres guten Willens ohne Blutvergießen endigten. Nach einem meuchelmörderiſchen Anfall, der auf Buſſy einige Zeit darauf in eben der Straße geſchah, wurde ihm gerathen ſich zu entfernen. Unerachtet nun Brantome juſt das dreitägige Fieber hatte, verfehlte er doch nicht als deſſen Vetter und ſehr guter Freund zu den übrigen Cavaliers zu ſtoßen, um ihm zur Bedeckung zu dienen. So begleiteten ſie ihn alle bis in die Vorſtadt Petit Saint Antoine. Dieſer Schritt Brantomes mißfiel dem König; er entſchuldigte ſich aber bei Ihm mit ſeiner Verwandſchaft und Freundſchaft, und mit dem Gerücht als ob Buſſy auf der Straße angefallen und ermordet werden ſollte. Damit ließ es der König, der juſt gnädig gegen ihn war, gut ſeyn. (IX, 214. 226.)

Im Jahr 1576 begleitete er die Königin Mutter auf der Reiſe, die ſie machte, um ihren jüngſten Sohn, den Herzog von Anjou an den Hof zurückzubringen, den er aus Unzufriedenheit verlaſſen hatte

hatte. Eine Folge dieſer Reiſe war der Waffenſtillſtand, der zu Jaſeneuil in Poitou zu Stand kam. (VIII. 322.)

Brantome befand ſich juſt bei Hof, als die Nachricht von der Niederlage dahin kam, welche der Armee der vereinigten Staaten durch Dom Juan d'Auſtria beigebracht wurde. Wenige Tage zuvor hatte La Noue, ſein Freund, der auf Seiten der Staaten war, ihn gebeten, der Schlacht mit beizuwohnen. (V. 162.) Dieſer Vorfall ſcheint die im Jahr 1578 vorgefallene Schlacht bei Gembloux zu ſeyn.

Als ums Jahr 1579 Heinrich III. zu Saint-Germain an Laye war, und die Königinn Mutter zu Paris, erhielt Brantome ein Geſchenk vom König, und hörte mit an, was der König über der Tafel gegen den Luxus und die Verſchwendung des Adels äußerte, in Gegenwart des Herrn von Arques, (nachherigen Herzogs von Joyeuſe) der erſt ſeit kurzem in Gunſt beim König gekommen war. (V. 432. 244.)

Brantome ſcheint ſich nun vorzüglich an den Herzog von Alençon gehalten zu haben, und nach dem Tod ſeines Bruders, des Vicomte von Bourdeille gieng ſeine Sorge einzig darauf, zu verhindern, daß deſſen Witwe ſich wieder vermählte.

Als: Haut et puiſſant Seigneur Pierre de Bourdeille, Seigneur Abbé de Brantosme, Seig-

Seigneur de Richemont et de Saint-Crespin, Gentilhomme ordinaire de la chambre du Roi, chambelan de Monſieur, et Chevalier de l'ordre du Roi de Portugal unterzeichnete er den Heurathscontract, der am 16 Febr. 1579 zwiſchen ſeiner Nichte Renata von Bourdeille und David Bouchard, Vicomte d'Aubeterre geſchloſſen wurde.

Hingegen heißt er nur ſchlechtweg: „Pierre de Bourdeille, Abbé de Brantosme, Seigneur de Saint-Crespin, de Richemont, gentilhomme ordinaire de la chambre du roi" in dem Teſtament ſeines Bruders vom 25 Dec. 1581, worinn er zu einem der Vollſtrecker deſſelben ernannt wird.

Die Weglaſſung des Titels eines Ritters vom königlichen St. Michelsorden in dieſen beiden Urkunden, könnte auf die Vermuthung bringen, als wäre er damals noch nicht mit dieſer Würde bekleidet geweſen: wenn ſich dieſe Weglaſſung nicht durch das erläuterte, was die Memoires de Caſtelnau hierüber berichten: (alte Ausg. T. I. p. 365). „Es dient hiebei dem Leſer zur Nachricht, „daß dieſe Errichtung des Ordens vom H. Geiſt „dem Herrn von Brantome ans Herz griff, maſſen „er Ritter vom St. Michaels-Orden war, daher „es ihn ſehr verdroß, dieſen durch einen neuen abkommen zu ſehen." ꝛc. Nun wiſſen wir alſo auch,

auch, warum Brantome (T. IX. p. 105.) sagt: „es war eine so schöne Sache um diese Errichtung des St. Michael-Ordens, daß vielleicht all unsre Könige, so viel ihrer noch kommen mögen, keine schönere erdenken noch erfinden werden, sowohl was Satzungen, Formen, Regeln und Ceremonien, als was das Ordenszeichen und den Ordens-Habit betrift, von solcher Pracht und Herrlichkeit, daß ich den Herrn von Lansac, der doch ein altes Inventarium der Antiquitäten des Hofs und Reichs war, versichern hörte, der vom H. Geist sey sowohl dem Ordenszeichen als Mantel nach eine wahre Lumperey und Armseligkeit gegen den von Sankt Michel!" —

Daß Brantome würklich Ritter vom h. Michaelsorden war, zeigt sich noch zuverlässiger aus dem Heurathscontract seiner Nichte Johanna, mit Claudius von Epinay, Grafen von Duretal vom 8 Nov. 1584. worinn er sich unterzeichnet: „Messire Pierre de Bourdeille, Seigneur et Baron de Richemont et de Saint-Crepin, Chevalier de l'ordre du roi, et gentilhomme ordinaire de sa chambre." —

Der Titel eines Abts von Brantome fehlt hier, weil er, vom Jahr 1583 an, diese Abtei nicht mehr unmittelbar und unter seinem Nahmen benutzte.

1588 war er mit bei der Taufe eines nachgebohrnen Sohns des Herzogs von Guiſe, dem die Stadt Paris den Namen Paris beilegte. (VIII. 147.)

Drei und dreißig Jahre waren verfloſſen, ſeit er bei Hof und ein beſondrer Anhänger der Guiſen und der Königinn Mutter war, (I. 199.) als dieſe Fürſtinn im Jahr 1589 ſtarb. Die Damen ihres Hofs hatte er erſt gegen das Ende ihrer Ehe (mit Heinrich dem II.) zu kennen angefangen; auch verſichert er, ſich derer vor dieſer Zeit nicht mehr zu erinnern, weil er damals zu jung war, als daß ihre Reize hätten auf ihn würken können.

Seit dem Tod dieſer Königinn ſcheint er den Hof nicht weiter frequentirt zu haben, weil dort jetzt der Credit wegfiel, den ihm bei dieſer Fürſtinn ſeine Bemühungen, das Anſehen des Saliſchen Geſetzes zu ſchmälern, geben konnten. Man ſehe nur wie er in ſeinen dames illuſtres im Artikel der Königinn Margaretha von Frankreich, deren gar zu warmer Verfechter er war, ſich über dieſen Punkt verbreitet. (I. p. 217. 247.)

Im Jahr 1594 erhielt er vom König Heinreich IV. in Rückſicht ſo wohl auf ſeine eignen Dienſte als auf die ſeines Neffen des Vicomte von Bourdeille als Geſchenk die Abgaben von Ausſpielen und Verkäufen, für den Capitän la Chambre,

bre, der damals in Stadt und Schloß Brantome königlicher Commandant war.

Die Vicomteſſe Bourdeille, ſeine Schwägerinn ernannte ihn in ihrem Teſtamenten und Codicill von den Jahren 1594, 95. zu einem der Vollſtrecker ihres letzten Willens, mit Bezeugung ihres Danks für den ungemeinen Beiſtand, den er ihr ſeit dem Tod ihres Gemahls in allen ihren Angelegenheiten und Nöthen treulich geleiſtet habe. Dieſe Urkunden betiteln ihn: haut et puiſſant Seigneur, Meſſire Pierre de Bourdeille, Baron de Richemont.

Der Tod dieſer Dame gieng ihm ſehr nahe, wie er ſelbſt verſichert. Dieſe Betrübniß verbunden mit ſeiner Unzufriedenheit über den Hof, und mit dem ſchlechten Vernehmen, das er mit ſeiner Familie unterhalten zu haben ſcheint, waren ohne Zweifel die Gründe, die ihn beſtimmten, ſich von der Welt zurück zu ziehen, während welcher Abgeſchiedenheit er ſeine Denkwürdigkeiten aufſetzte. Krankheiten und andre Ungemächlichkeiten und Gebrechlichkeiten des Alters unterbrachen ihn öfters in dieſer Beſchäftigung und brachten in ihm die gewöhnliche Würkung hervor, für die ein Character wie der ſeinige, ohnehin beſondre Empfindlichkeit hat. Es kann daher nicht befremden daß er — nicht zufrieden ſeine Galle in ſeine Memoiren ausgegoſſen und darinn ſeine Ehrſucht wie

ſeine mürriſche Laune gegen die ganze Menſchhei
an den Tag gelegt zu haben — deren doch noch
eine gute Parthie für ſein holographiſches Teſta
ment übrig behielt, das ſeiner Sonderbarkeit we
gen verdiente ganz eingerückt zu werden. *) Ma
wird ſich aber hier auf einen etwas ausführliche
Auszug daraus einſchränken.

Das üble Vernehmen, worinn er mit ſein
Familie ſtand, erhellt hinlänglich aus der gän
lichen Vergeſſenheit, worein er bei derſelben ve
fiel. So wird ſeiner mit keiner Silbe gedacht
den Heurathscontracten ſeiner Neffen des Vicom
von Bourdeille und des Baron von Matas von d
Jahren 1602 und 1604 noch in dem Teſtame
ſeiner Schweſter, der Frl. von Bourdeille v
Jahr 1611. Indeſſen hatte er doch vom 5 N
1602 an, eine Tabelle von allen ſeinen Neff
und Enkelneffen aufgeſetzt, um nur Gelegenheit
haben, von allen ſeinen hohen Verwandſchaf
zu reden, beſonders von der mit den Häuſern S
voyen und Montpenſier, durch die von Vivo
und Mareuil. (XIII. 126.) Man ſieht ſatt
daraus, in wie weniger Achtung er bei den H
zogen von Savoyen, Nemours und Montpen
ſtand. Vortheilhafter hingegen dachten dieſe F

*) Man findet es nebſt ſeinen Codicillen im T. XIII.
ner Oeuvres p. 161. ſ. (ed. Haye 1740.)

ſten in Anſehung der Vicomtes von Bourdeille, ſeines Bruders und Neffen.

Sein Teſtament iſt überſchrieben: „Ich Peter von Bourdeille, Herr und Baron von Richemont, von Saint-Crespin, von la Chapelle-Montmoreau; uſufructuariſcher Mitherr von Brantome, Ritter des königlichen St. Michael-Ordens, benebſt dem portugieſiſchen l'Habito de Chriſto genannt; würklicher Kammerjunker der höchſtſeeligen Könige Karls IX. und Heinrichs III. meiner allergnädigſten Herrn und Gebieter; Penſionair auf 2000 Livres jährlich von höchſt gedachtem Könige Karl IX. während Allerhöchſt dieſelbe lebten; und Kammerherr Ihro königlichen Hoheit des Herzogs von Alençon meines gnädigſten Herrn, auch weiland Cammandeur über zwo Fahnen Fußvölker im zweiten bürgerlichen Krieg, tadelfrei." —

Darauf beſtimmt er ſein Begräbniß in der Capelle ſeines Schloſſes Richemont, in Hoffnung daß die Grüft, die er zu dem Ende bauen laſſe, vor ſeinem Ableben noch fertig werden ſolle; und verordnet, auf ſeinen Grabſtein folgende Grabſchrift mit großen Buchſtaben nebſt dem Wappen der Häuſer Bourdeille und Vivonne, und des St. Michaelsordens rings herum einhauen zu laſſen:

„Wandrer! fällt deine Neugier darauf, wiſſen zu wollen, wen dieß Grab umſchließt; ſo vernimm. Es iſt die ſterbliche Hülle von

Meſſire

Peter von Bourdeille,

in dieſem irrdiſchen Leibe Ritter, Herr und Ba ron von Richemont, von Saint Crespin, von l Chapelle Montmoreau, und uſufructuariſcher Mit herr von Brantome. Abgeſtammt — väterliche Seits von dem hoch edeln alten Geſchlecht dere Bourdeilles, berühmt ſchon von den Zeiten Karl des Großen, wie die alten Geſchichtbücher un Romane ſpaniſcher, franzöſiſcher und italieniſche Zungen, wie die bewährteſten Urkunden und Do cumente des Hauſes Meldung thun und vom Va ter auf Sohn bis auf unſre Tage herab nachwei ſen; — Mütterlicher Seits aber von dem eben falls hohen erlauchten Hauſe Vivonne und Bre tagne, das darum zum Wahrzeichen die Herme lins im Wappen führt. Von einer ſo erhabne Sippſchaft iſt er, Gott ſeys gedankt, nicht ausge artet. Er war ein Mann von Rechtſchaffenhe Ehre und Tapferkeit ſogut als ſie, und hat ſich i mehrern Kriegen, Fährlichkeiten und Reiſen i fremder Herren Länder verſucht, wie folgt. — Seine erſte Schule in den Waffen war unter je nem großen Feldherrn, dem Herrn Herzog vo

Guiſ

Guiſe, Franz von Lothringen; eine Ehre die er ſo ſehr zu ſchätzen weiß, und die ſo rühmlich für ihn iſt, daß er keine größere zu wünſchen weiß. In dieſer Schule erwarb er ſich vortrefliche Einſichten, die er nachher im Dienſt der Könige, ſeiner Gebieter, mit vielem Ruhm in Ausübung brachte. Unter ihnen führte er das Commando über zwo Compagnien Fußvolk. Er war in ſeinem Leben gedachtermaßen Ritter des königlich franzöſiſchen Ordens, ſo wie auch des königlich portugieſiſchen l'habito de Chriſto genannt, den er ſelbſt holte und empfieng aus den Händen des Königes Dom Sebaſtian, der ihn damit beehrte, bei ſeiner Zurückkunft von der Eroberung der Stadt Velis (Velez) und ihres weltberühmten Thurms in der Barbarey, wo jener große König von Hiſpania Dom Philipp ein Kriegsheer von hundert Galeeren und zwölftauſend Mann Fußvolk hingeſchickt hatte. — Nachher wurde er würklicher Kammerjunker der beiden Könige Karl IX. und Heinrich III., wie auch Kammerherr ſeines gnädigſten Herrn, des Herrn Herzogs von Alençon Königlicher Hoheit, Bruders Höchſtgedachter Majeſtäten, und überdieß Penſionirter mit jährlich 2000 Livres von Höchſtgedachtem Könige Karl XI. die ihm richtig gezahlt wurden, ſo lange derſelbe regierte, maßen Er ihn ſehr liebte, und ihn ſehr hoch erhoben haben würde, ſo Er das Leben behalten hätte, mehr als gedachter König Heinrich III. obſchon er die-

ſem ſo gut diente als jenem. Der Humor des erſtern war aber nun einmal mehr dazu geneigt, ihm Geſchenke und Ehrenſtellen zu ertheilen, als der des letztern. Auch wollte es das Glück einmal ſo. Mehrere ſeiner Camaraden, keineswegs ihm gleich, liefen ihm vor an Wohlthaten, Gehalt und Ehrenſtellen, nicht aber an Tapferkeit, Werth und Verdienſt. Darum iſt er jedoch nicht minder zufrieden und vergnügt. Gehab dich wohl, Wandrer, und geh ſo bas. Ich kann dir jetzt nicht weiter ſagen, als daß du dem jetzt die Ruhe gönnen mögeſt, der in ſeinem Leben weder Wohlbehagen noch Ruhe noch Zufriedenheit fand. Gott ſey jedoch gelobt für alles, und für ſeine heilige Gnade." —

Hierauf unterſagt er alles Verſammeln von Anverwandten und Freunden bei ſeiner Leichenbeſtattung, wobei ſich bloß zwanzig Arme befinden ſollen, in grobes ſchwarzes Tuch gekleidet, jeder mit einer Fackel in der Hand, mit ſeinem Wappenſchild. Man ſoll ihnen, ſo wie allen Armen überhaupt, die ſich dabei einfinden werden, Almoſen geben, auch nachher am achten, vierzehnten, vierzigſten Tage und am Jahrstag. — Er vermacht die Summe von 500 Livres nebſt zwei ſeiner beſten Pferde, zwei Büchſen und der Mühle von la Rode dem Meiſter Pierre Petit, Sieur Catanho (ſonſt Cotencie) genannt, weil er ein gu-

ter

ter Commendatar der Abtey Brantome war; vergiebt und verzeiht ihm dabei noch obenein die Kümmernisse und Sorgen, die er ihm, dem Testirer, gemacht hat. Ferner jedem der Soldaten die die Wache an seiner Pforte haben, fünf Thaler und ihren Gehalt: nebst andren Vermächtnissen, unter andern an seine vornehmsten Domestiken, z. B. Sekretärs, Pagen, u. d. gl.

Vorzüglich befiehlt er seinen Erben, die Bücher drucken zu lassen, die er mit großer Mühe und mit Anstrengung seines Geists und seiner Erfindungskraft verfertigt, in fünf Sammtbänden von verschiedenen Farben hinterlasse. Besonders trägt er ausdrücklich seiner Nichte, der Gräfinn von Duretal, die Sorge für diesen Druck auf, und empfiehlt ihr über alles, darauf zu sehen, daß man nicht statt seines Nahmens einen andern auf den Titel setze, um nicht des ihm gebührenden Ruhms verlustig zu werden. Auch soll sie das erste fertige Exemplar in Sammt gebunden der Königinn Margaretha *) seiner durchlauchtigsten Gebieterinn (*Maitresse*) überreichen.

Man soll bezahlen, was er dem Herrn de la Chatre noch schuldig sey, der übrigens ihm sein

c 5 Glück

*) Erste Gemahlinn Heinrichs IV. Von ihm geschieden starb Sie bald nach Brantome im Jahr 1615. „Nach der Dissolution ihrer Ehe," sagt hier das Original etwas equivoc. —

Glück zu danken habe, indem er der Teſtirer deſſen erſte Ehe geſtiftet habe, die ſolchem beſonders eine Menge Thaler eintrug.

Er erklärt, daß er ſeinen Erben fünfmal mehr hinterlaſſe, als ſein Erbtheil betragen habe; das väterliche ſei von 8000 und das mütterliche von 5000 Livres geweſen. Ueberdieß habe er ſeinem älteſten Bruder, was ihm aus der Erbſchaft ſeiner beiden verſtorbenen Brüder gebührt hätte, für ein Spottgeld überlaſſen, theils weil er ſich die Größe und den Glanz ihres Hauſes ſtets zum Augenmerk gemacht habe, theils aus beſondrer Conſideration und Freundſchaft für ſeine Frau Schwägerinn. Er habe ferner ſeinem Bruder, dem Vicomte, zwölf Jahre lang ſeine Güter zur Diſpoſition gelaſſen, ſo wie auch den Genuß der Pfründen von Saint Vivien les Xaintes, der Dechaney von Saint Yvier in Limoſin, und der Prioreÿ Royan, die dem Teſtirer von ſeinem braven Bruder dem Capitain Bourdeille abgetreten worden waren, und wofür der Vicomte ihm jährlich nicht mehr abgab, als vierhundert Livres, und davon einen Ueberſchuß von mehr als zweitauſend Livres für ſich behielt, und dieß bis zu ſeiner Zurückkunft von ſeiner erſten italieniſchen Reiſe. Dieſe Reiſe habe er mit 500 Thalern gemacht, dem Erlös aus einem ihm vom König verwilligten Holzſchlag im Forſt von Saint Yvier. Durch ſchlechte Haushaltung

haltung und etwas Spielſucht ſey der Vicomte in ſeinem Vermögen ſehr zurückgekommen, übrigens aber ein Mann von Ehre, Rechtſchaffenheit und Muth geweſen, ſehr ſplendid, prachtliebend und freigebig am Hof und bei den Armeen. Nach deſſen Tode habe er, der Teſtator, unerachtet der Gunſt, worinn er bei Hof ſtand, dennoch alles ſtehen und liegen laſſen, um ſeiner Schwägerinn in ihrem Wittwenſtande beizuſpringen, und zugleich zu verhüten, daß ſie ſich nicht wieder vermählte, indem ſie damals erſt ſieben und dreiſig Jahre alt, ſchön an Leib und Seele und Beſitzerinn großer Reichthümer geweſen, und daher von großen Parthien, jedoch fruchtlos, geſucht worden ſey, weil Brantome, ſagt er, ſehr wachſam war, alle angeſponnenen Verſtändniſſe zu vereiteln, um ſein Haus bei ſeinem alten Glanz zu erhalten. Denn ſonſt, wenn dieſe Dame ſich wieder vermählt und in einer zweiten Ehe Kinder bekommen hätte, wären denen von erſter Ehe jetzt keine 1000 Livres Einkünfte übrig. Bei dem allem habe er doch nicht den mindeſten Beweis von Dankbarkeit von ihnen erhalten, beſonders vom älteſten, ſtelle aber die Rache Gott heim.

Brantome läßt ſich hierauf in ein Detail über die Verbindlichkeiten ein, die ſeine Neffen und Verwandte gegen ihn hätten und zählt ihnen die ihm dagegen bewieſene Undankbarkeit vor.

Als ſeine Univerſalerben ſetzt er dennoch ein
den Meſſire Heinrich von Bourdeille und Meſſir
Claudius von Bourdeille, ſeine Neffen, wie auc
Madame Johanna von Bourdeille, Gräfinn vo
Duretal, Mesdames d'Ambleville und de Sain
Bonnet, ſeine Nichten, und befiehlt ihnen, a
dieſer Erbſchaft ebenfalls Theil nehmen zu laſſe
die Frau von Aubeterre, Hypolita Bouchard
nicht in Rückſicht auf ihren Vater David Bou
chard, der ihm, ſagt er, für große Verbindlich
keiten ſchlechten Dank bewieſen habe, ſonder
wegen der Freundſchaft die er, der Teſtirer, j
derzeit für ihre Mutter, Madame Renata Bou
deille, ſeine Nichte, hatte.

Er enterbt diejenigen ſeiner Erben, die kein
Achtung für ihn beweiſen werden, wenn er alt u
gebrechlich wird, und die nicht, durch Waffeng
walt oder gerichtlich ſeine Rache übernehmen, f
Beleidigungen von Fremden, die er der Gebrec
lichkeit des Alters wegen, nicht ſelbſt zur Reche
ſchaft ziehen könne. Im Fall ſeine Erben i
hierin vernachläſſigen würden, ſolle ſein Verm
gen unter die Armen, die vier Bettelorden u
das Hoſpital zu Paris vertheilt werden. Un
gleicher Bedrohung legt er ſeinen Erben auf, f
nen Proceß vor dem Parlement zu Bourdeaux u
dem Herrn von St. Crepin, eifrigſt fortzuſet
und zu betreiben. Er widerruft die den Mönch

zu Brantome gemachte Schenkung, um der Undankbarkeit willen, die ſie ihm für all ſeinen Schutz und Wohlthaten in den ſchweren Kriegsläuften, bewieſen hätten; indem er ſogar überzeugt ſey, daß ſie nach ſeinem Tod ſolche ſo weit treiben würden, ſeine Erben gerichtlich in Anſpruch zu nehmen.

Brantome überläßt, jedoch nur auf Lebzeiten, die Nutznießung ſeines Schloßes Richemont ſeiner Nichte, der Gräfinn von Duretal, unter der Bedingung, es in gutem Stand zu erhalten, und im Fall ſie ſich vermählte, ſeinem Enkelneffen, Claudius von Bourdeille zu übergeben, dem kleinen niedlichen Junkerchen, damit er einſt ſagen könne: „dieß iſt ein Präſent von meinem Groß„onkel.“ Nur daß dieß Schloß, das ihn ſo viel zu bauen koſtete, nicht von ſeinem Hauſe abkomme! Denn wenn es dort oben, wo der liebe Gott ihn aufzunehmen die Gnade haben werde, ihm verſtattet würde ein wenig auf dieß Schloß hernieder zu gucken — ſagt der naive Alte — und er müßte dann ſehen, daß es in fremden Händen wäre, ſo würde es ihn in der Seele ſchmerzen. *)

Die

*) Ein Glück für ihn alſo, wenn er nicht herniederguckeu darf, denn dieß Gut kam nachher durch die Tochter der Frau von Juſſac d'Ambleville an das Haus Chabans in Perigord. Und — wie mag es itzt eben damit ausſehen! —

Die Hälfte seiner Bibliothek soll auf ewige Zeiten bey diesem Schloße Richemont verbleiben, so wie auch verschiedene Waffenstücke die er nennt, und die in seiner Capelle Richemont, nach der alten Ritterweise aufgehängt werden sollen.

Endlich ernennt er zu Vollstreckern seines letzten Willens seinen lieben Neffen, den Herrn von Chataigneraye; den Herrn du Preau, Lieutenant du Roi und Gouverneur von Chatellerault, den er als Page erzogen hatte, und Monsieur Thomassin, Präsidialgerichts-Advocaten zu Perigueux, seinen vertrautesten und gewöhnlichen Consulenten. Erstirt, er habe bei Abfassung dieses Testaments, das von ihm ebenfalls seinen Werken (VII. 103.) einverleibte Testament des Kanzlers de l'Hopital als Muster vor Augen gehabt.

Uebrigens, da er Ehrgeiz sein ganzes Leben hindurch gehabt habe, habe er auch weichen nach seinem Tode zeigen und dann auch seine Willensmeinungen nicht Advocaten anvertrauen wollen, welche meistens Sinn und Absicht eines Testirers nicht auszudrücken noch darzustellen verstanden.

Unterzeichnet

Pierre de Bourdeille.

Unerachtet der Weitläuftigkeit dieses Testaments, in welchem auch nicht ein Zug von der Weisheit und dem hohen Sinn seines

großen

groſſen Muſters zu entdecken iſt, hängt er doch noch ein Codicill an, ebenfalls ohne Datum, worinn er ſein Schloß Richemont auf ſechstausend livres anſchlägt, und in dieſer Voraussetzung verordnet, daß derjenige ſeiner Erben, der es nach der Gräfinn von Duretal durch Erbrecht beſitzen werde, ſeinen andern Erben eine Summe von ſechzehn bis zwanzigtauſend livres darauf hinauszahlen ſolle; — daß die groſſe Brücke zu Brantome nebſt dem daran ſtehenden Feld und Garten unter ſie vertheilt werden ſollen; — wobei er erklärt, daß er dieſe Erbſtücke ſowohl durch Schenkung von ſeinem guten Vetter, dem Herrn von Auzances als durch Ceſſion der Schweſter deſſelben, der Frau von Sanſac, beſitze, der er für dieſe Ceſſion einen Ring von hundert Thalern zu Werth, verehrt habe; der Herr von Auzances und deſſen Schweſter hatten ſolche als freies Eigenthum beſeſſen, als Erben des Meſſire Peter von Marcuil, Biſchoffs von Lavaur und Abts von Brantome, der ſie für ſich perſönlich und nicht für ſeine Abtei erworben habe. Die Lage dieſer Grundſtücke werde den, der in der Folge Abt von Brantome ſeyn werde, einſt nöthigen ſie theuer an ſich zu kaufen; auch habe er ſie für wichtig genug gehalten, um ſich vorzunehmen, ein Schloß in Form einer Citadelle daran zu bauen, was er auch gethan haben würde, wenn ihn der ſtarke Aufwand nicht abgehalten hätte, der ihm durch

ſeine

seine Feldzüge, sein Hofleben, und seine Reisen verursacht worden wäre. Endlich ermahnt er denjenigen seiner Erben, dem seine Maierei Sous in Poitou zufallen werden, auf die dortigen Ruinen des ehmaligen Schloßes ein Gebäude aufzuführen, da es ein sehr schönes Gut sey.

Unterzeichnet

Pierre de Bourdeille.

Brantome starb in einem sehr hohen Alter am 15 Jul. 1614. und wurde in der Capelle seines Schloßes Richemont beigesetzt. (Gallia Christiana T. II. p. 1494.) die Memoires de Castelnaud enthalten (Ed. 1659. T. II. p. 760. Ed. 1731. T. II. p. 702.) bei Erwähnung des Testaments der Gräfinn von Duretal folgende preiswürdige Aeußerungen über ihn.

„Peter von Bourdeille, Abt von Brantome ꝛc. Verfaßer der Memoiren, deren ich mich in verschiedenen Stellen dieser Geschichte bediente, hielt es in Ansehung seines Standes wie verschiedene jene kriegerischen Prälaten, die man unter dem zweiten Stamm unsrer Könige *Abbates milites* nannte, und ließ sich dadurch nicht abhalten, sich zum Lager und zum Hof zu gesellen, wo seine Dienste ihm den königlichen Orden und die Würde eines königlichen Kammerjunkers erwarben."

„Mit beſonderer Achtung ſeines Muthes und ſeines Geiſtes bereiste er die vornehmſten europäiſchen Höfe, z. B. den Spaniſchen, den Portugieſiſchen — wo der König ihn mit ſeinem Orden beehrte — den Schottiſchen und alle Italieniſchen Fürſtenhöfe. Er machte einen Zug nach Malta mit, um Gelegenheit zu ſuchen, ſich auszuzeichnen und verſäumte nachher deren keine in unſern einheimiſchen Kriegen. Indeſſen war ihm doch ungeachtet ſeiner Einſichten, Verwandtſchaften und Freundſchaften, das Glück ſtets ſo zuwider, daß er nie einen Poſten erhalten konnte, der nicht nur ſeinem beſondern Verdienſt, ſondern dem eines ſo erlauchten Nahmens als der ſeinige iſt, angemeſſen geweſen wäre.“ — —

„[illegible] machte ihm in ſeiner Abgeſchiedenheit zu Brant[illegible] ziemlich mürriſch, wo er anfieng, ſeine Bücher [illegible]ſchen in einer ſehr abwechſelnden Gemüthesſtimmung, je nachdem die Leute, die vor ſeinem Gedächtniß vorüber paſſirten, ſeine Galle oder ſein Herz rührten. Es wäre zu wünſchen, er hätte ein Kapitel von ſich ſelbſt geſchrieben, ſo wie von den andern Herrn ſeiner Zeit. Er hätte uns da viel neues über ſeinen Gegenſtand ſagen können, wenn er nichts vergeſſen hätte. Vielleicht unterließ er um ſeine Verliebe für das Haus Lothringen nicht zu ſehr an den Tag zu legen, die ſich ſelbſt zur Zeit da deſſen Entwürfe ſchon in Trümmern lagen, noch nicht verlohren hatte; denn er

war ein sehr starker Anhänger derselben, und scheint, in mehrern Stellen, mehr Respect als Liebe für das von Bourbon besessen zu haben. Daher seine Angriffe auf das Salische Gesetz, zu Gunsten der Königinn Margaretha, die er unbeschränkt verehrte, und mit Unwillen der französischen Krone beraubt sah.

„Bei mehrern andern Vorfällen äußert er Gesinnungen welche mehr den Höfling als den Abt verrathen: jenes war aber auch sein Hauptfach wie, noch bei den meisten heutigen Abbés; und dieser Eigenschaft muß man denn mehrere kleine Freiheiten zu gut halten, die bei einem geschwornen Geschichtschreiber minder verzeihlich wären.

„Ich rede hier nicht vom zweiten und dritten Band seiner Damen, um nicht den Stab zu brechen über das Andenken eines Cavaliers, den seine übrigen Werke so vieler Achtung würdig machen; so wie ich übrigens die Schuld davon auf die Zügellosigkeit der Hofsitten seiner Zeit werfe, von denen man noch weit schrecklichere Dinge erzählen kann, als er berichtet.

„Auch in Ansehung der Ordnung seines Vortrags ließe sich einiges erinnern; allein der Titel Memoiren entschuldigt diesen Fehler, und was auch daran seyn mag, so findet man darin doch immer eine Menge Merkwürdigkeiten für unsre Geschichte, und Frankreich hat ihm für diese Ar-

beit

heit so starke Verbindlichkeit, daß ich offenherzig gestehe: alle Dienste seines Degens stehen denen seiner Feder nach. — Er besaß viel Geist und gute Kenntnisse. Er war auch sehr artig in seiner Jugend: ich habe mir aber von Personen, die ihn kannten, sagen lassen, daß der Verdruß seiner alten Tage ihm drückender war als seine Waffen, und unangenehmer als alle Kriegsstrapazen und Beschwerden seiner Land und Seereisen. Er bedauerte die verflossne Zeit, den Verlust seiner Freunde, und sah überall nichts, was dem Hof der Valois gleich kam, an dem er aufgewachsen war.“ —

So weit Castelnau.

Brantome hatte mit vieler Sorgfalt eine Sammlung von Briefen gemacht, welches Könige und Fürsten an seinen Bruder und seine Vorfahren schrieben. (T. XIV) Da er diese Aufmerksamkeit nicht auch auf sich selbst erstreckte, so wird allerdings der große Credit, den er an allen europäischen Höfen gehabt zu haben versichert, dadurch verdächtig, und die Einbildungskraft scheint mehr Antheil daran gehabt zu haben, als die Wirklichkeit. Denn man findet in seinen Memoiren nicht mehr als Einen Brief, welchen Margaretha von Frankreich, Königinn von Navarra an ihn schrieb. (I. 289) Man bemerkt auch nicht, daß ihm an den verschiedenen Höfen Europens die er durchlief, irgend

gend eine Unterhandlung aufgetragen gewesen wäre.

Die Zeit worin er seine Memoiren aufsetzte, läßt sich nicht wohl ganz genau bestimmen. Indessen scheinen seine Dames galantes und seine Dames illustres seine ersten Werke gewesen zu seyn, besonders die letztern, welche im Jahr 1597. geschrieben scheinen, wie sich aus seinen Declamationen gegen das Salische Gesetz vermuthen läßt, wo er in Ansehung einer guten glücklichen Regierung gern den Damen den Vorzug vor den Männern einräumt, statt daß seine Hommes illustres besonders der erste Tom, vor dem sich ein vom Jahr 1604. datirter Brief befindet, sicher erst unter Heinrich IV. geschrieben worden sind, den er (T. VI. 320.) lobpreist, weil er die weltlichen Edelleute in dem Genuß der Kirchengüter geschützt habe.

Zusatz des Uebersetzers.

Der Verfasser dieser — freilich nur für den nähern Kenner des Gegenstandes — mit feiner Ironie gewürzten Zusammenstellung der Lebensumstände Brantomes aus Brantome selbst, hat den Geist seines Manns ganz richtig gefaßt, und dem Uebersetzer seine Arbeit durch einige heitre Augenblicke erleichtert, die ihm die Wahrnehmung des Zusammentreffens gleicher Urtheile in zween verschiedenen Köpfen gewährte. Nur bemerkt letzterer noch gegen den erstern: daß in den Memoi-

ren

ren Brantomes noch eine Menge hier nicht benutzter Aeußerungen zerſtreut liegt, die für eine ſolche Biographie à la Cento von Erheblichkeit geweſen wären, und die beſonders über ſeine nähern Verhältniſſe mit verſchiedenen Perſonen Aufſchlüſſe geben, auch ſolche, die, mit einiger Kritik ausgehoben, weit befriedigender und zuverläſſiger wären, als die welche Brantome ex profeſſo giebt, bei denen man immer ſehr gegen — die Fazen auf der Hut ſeyn muß. Freilich wollte der Verfaſſer das Leben Brantomes nur im Grundriß hinwerfen, und freilich würde es etwas mühſam ſeyn, alle ſolche zerſtreute Züge aus den vierzehn Bänden ſeiner Memoiren zuſammen zu leſen, mit ihrem Zuſammenhang ſowohl als untereinander ſelbſt zu vergleichen, und ſo die Geſchichte ſeines Lebens ſowohl als ſeines Characters zu entwickeln; aber anziehend ſehr anziehend müßte eine ſolche Darſtellung immer werden.

Am meiſten vermißt man, daß ſich auf die von dem Verfaſſer dieſer Biographie verſuchte Art am allerwenigſten beſtimmen läßt, in welchem chronologiſchen Verhältniß die einzelnen Werke, welche die Memoires de Br. ausmachen, untereinander ſtehen. Man kann in dem Werk A eine ganz klare Anzahe haben, daß es ſpäter erſchienen iſt als das Werk C, und dieß Werk C ſelbſt kann deutliche Spuren enthalten, welche jene Anzeige beſtätigen; dennoch kann ſich das Gegentheil

wahr seyn. Noch mehr. Alle solche Stellen, wo Anzeigen dieser Art, wie der Verfasser sie benutzt wissen will, recht deutlich sind, können gar nicht oder doch nur mit großer Vorsicht zu dem angegebenen Zweck gebraucht werden.

Die Auflösung dieses anscheinenden Räthsels ist sehr einfach. Ich habe nämlich bei einer vertrauteren Bekanntschaft mit Brantome bemerkt, daß häufig Stellen in seinen verschiedenen Schriften vorkommen, von denen sich fast bis zur Evidenz darthun läßt, daß sie, nachdem das Werk selbst schon geschrieben war, entweder bei einer Durchblätterung oder auch bei einzelnen Verfällen, erst nachher als Anmerkung dem Text beigeschrieben, und dann erst bei dem von Brantome in seinem Testament verordneten Abdruck der sämmtlichen Werke vom Rande geradezu in die Columne aufgenommen worden seyn müssen. Natürlich enthalten dann solche, ohne Unterscheidung ihrer Entstehungsart in den Text aufgenommene Stellen, mehr oder minder deutliche chronologische Angaben, aber eben so natürlich kann aus ihnen nur geschen oder geschlossen werden: wann sie selbst, nicht aber, wenn der Text und die verschiedenen Werke geschrieben wurden! Alles was man daraus sehen kann, ist daß der Text vor der und der Zeit geschrieben gewesen seyn müsse. — Nach meinem kritischen Gefühl nun hat es diese Bewandniß fast mit allen solchen chronologischen Fingerzeigen

zeigen in Brantome, und ich könnte dieß mit mehrern Beispielen die mir aufstießen, belegen, wenn überhaupt der Gegenstand von größerer Erheblichkeit wäre.

Uebedieß ist mir sehr wahrscheinlich, daß Brantome nicht einmal die einzelnen Werke, woraus seine Memoiren bestehen, noch viel weniger aber diese Werke untereinander selbst in einer chronologischen Reihe schrieb. Ich glaube vielmehr daß er, ohnehin mit aller Muße, und dann ganz nach Laune bald an dem einen bald an dem andern schrieb, je nachdem er just für eine oder die andre der verschiedenen Classen (Dames illustres, Dames galantes, Hommes ill. etc.) gestimmt war, oder ein Sujet im Kopfe herum warf.

Daß aber endlich Brantome seine Memoiren erst in seiner Abgeschiedenheit, nach seinem Hofleben geschrieben haben soll, wie unser Verfasser und die Mémoires de Castelnau sagen, dieß ist mir noch zweifelhafter. Wenigstens ist dieß in Ansehung des T. II. und III. ganz eitel unbegründet. Diese beiden Bände enthalten die Vies des dames galantes, welche er für den Herzog von Aengen bestimmt hatte. Er muß auch schon bei dessen Leben den Anfang zur Ausführung der Idee im Geschmack des Herzogs gemacht haben und ziemlich weit darin vorgerückt gewesen seyn. Er hatte bereits die Dedication für ihn fer-

tig,

tig, in welcher er davon als schon vollendet spricht. Der Herzog starb noch vor der gänzlichen Vollendung, vielleicht bloß vor dem Abdruck, für den er es etwa bestimmt hatte. — Meine weitern Schlüsse hieraus wird man jetzt sogleich errathen. Der Tod des Herzogs von Alençon fällt ins Jahr 1584. Erst fünf Jahre hernach 1589. starb Catharina von Medicis, und erst nach dem Tod dieser Königinn zog Brantome sich vom Hofe nach Brantome zurück. Folglich sind diese zween Bänder der Memoiren, vor seiner Abgeschiedenheit, und zwar mehrern Jahre zuvor angefangen, und höchst wahrscheinlich auch vollendet worden.

Sie sind übrigens nicht das einzige Werk, das früher fällt. Zum Beweis, daß er nicht bloß mit solchen frivolen muthwilligen Artikeln seine Feder beschäftige, sagt er in eben dieser Dedication dem Prinzen, den er auf ernsthaftere Arbeiten vertröstet, vorläufig von einem Werk das beinahe ganz vollendet sey, (also 5 Jahre wenigstens vor seiner Einsamkeit) worinn er eine Vergleichung zwischen sechs großen Fürsten und Feldherrn (Heinrich III. dem Prinzen selbst, dem König von Navarra, dem Herzog von Guise, dem Herzog von Maine, und dem Prinzen von Parma) anstelle. Doch; dieß Werk besitzen wir gar nicht.

Zu bestimmen, welcher historische Gebrauch von Brantome zu machen sey, dieß würde eine ganze Abhandlung erfordern, geht also

über

über die Grenzen dieser ohnehin schon zu lang gewordenen bloß gelegenheitlichen Nachschrift. „Brantome spricht viel und denkt wenig," sagt der Verfasser richtig, und charakterisirt in diesen vier Worten den ganzen Mann fast vollständig. Aber solche Leute sind eben — nicht die schlechtesten Memoirenschreiber, und hat man erst ihren Ton weg, so kann man von ihren Nachrichten meistens mit mehr Zuverlässigkeit Gebrauch machen, als von den vollendetsten Werken mancher Denker.

Unsre Leser sollen in dieser Sammlung Diejenigen Stücke aus Brantome erhalten, wo er als Augenzeuge, oder wenigstens als Zeitgenosse sprechen konnte. Dieß ist jedoch nicht ganz rein auszuführen; denn unser Mann überschreibt einen Artikel z. B. Franz I., und erzählt die Schlachten bei Jarnac und Montcontour; ein andermal fängt er von La Noue an, und ergreift die erste beste Veranlassung, uns, wenn er noch hierer mit uns verfährt, in die Zeiten Karls VII. oder gar A. U. C. 399 zurückzuführen, und all seine Belesenheit in seiner Weise auszukramen, ohne wieder zu seinem ersten Gegenstand zurückzukehren. Unser Publikum wird indessen in dem, was wir hier liefern, immer viel Interessantes finden; eine andre Bearbeitung wäre für diese Sammlung gewiß nicht planmäßig gewesen.

Meiner Ueberzeugung nach darf Brantome überhaupt, das heißt ſeine ſämmtlichen Werke, weder überſetzt noch excerpirt werden. Sollte etwas recht Genießbares herauskommen, ſo müßte ſich jemand finden, der ungefehr ſo wie der Bearbeiter der Economies royales ... de ... Sully, mit Geſchmack, Kritik und Kenntniß der Zeitgeſchichte es unternähme, ihn ganz umzuarbeiten, und ein Werk aus ihm zu bilden, das ich nicht kürzer und vollſtändiger characteriſiren kann, als daß es dem Titel entſprechen müßte: Brantome's Geſchichte ſeiner Zeit. — Man könnte dem Verfaſſer alle ſeine leidlichern Eigenthümlichkeiten laſſen, und doch ein äußerſt anziehendes Werk liefern, das in einigen Bänden ſeine vierzehn vollſtändig erſchöpfte.

Inhalt.

I.

Der Herr von la Roche du Maine. S. 1

II.

Der Herr Marſchall von Termes. 10

III.

Der Herr von Auſſun. 16

IV.

Der Herr von Montluc. 30

V.

Der Baron des Adrets. 37

VI.

Fortſetzung vom Herrn von Montluc. 43

VII.

Der Marſchall von Vieil. 64

VIII.

Der Marſchall von Briſſac. 65

IX.

Der Marſchall von Coſſé. 87

X.

Der Herr von Vaſſé. 97

XI.

Der Herr von Salvoiſon. S. 100

XII.

Der Herr Leo Strozzy, Prior von Capua, nebſt ſeinen drey Brüdern und ihrem Vater. 115

XIII.

Der Baron de la Garde. 143

XIV.

Der Groß-Prior von Frankreich. 153

XV.

Der Herzog von Nemours. 162

XVI.

Der Herzog von Guiſe. 184

XVII.

Der Admiral von Chatillon. 271

XVIII.

Anton von Bourbon, König von Navarra. 342

XIX.

Die beiden Prinzen von Anguien, und der Herzog von Nevers, ihr Schwager, nebſt ſeinen Kindern. 354

XX.

Der Herzog von Montpenſier. 379

XXI.

Der Prinz de la Roche ſur Yon. 386

Der

Der
Herr La Roche du Mayne.

Der Herr la Roche du Mayne war ein alter, guter, braver und tapfrer Feldherr zu seiner Zeit. Er war Lieutenant über die hundert Mann des Herrn Herzogs von Alençon; damals ein großer Beweis von Tüchtigkeit und Tapferkeit, der ihm auch gut zu statten kam. Denn bei der Schlacht bei Pavia wurde der Capitain stark beschuldigt, sich nicht pflichtmäßig verhalten zu haben, dem Lieutnant hingegen das Lob eines sehr guten und tapfern Verhaltens beigelegt, indem er bei seiner wackern Vertheidigung in Gefangenschaft gerieth. Nach jenes Tode erhielt er daher auch die Hälfte seiner Compagnie und einige Zeit darauf den Orden. Die Spanier loben ihn in ihren Geschichtbüchern sehr und nennen ihn: Hombre Rocha; da der Kaiser selbst sich nach der Belagerung von Fessano lange mit ihm zu unterhalten geruhte, bei welcher Gelegenheit er sich ebenfalls befunden und sehr wacker gehalten hatte.

Der Herr von Bellay erzählt in seinen Memoiren eine einzige Geschichte von seinen Gesprächen mit

dem Kaiser, wobei es Schade ist, daß er deren nicht mehr beibrachte; denn er sprach und erzählte ausnehmend gut. Das erstemal in meinem Leben, daß ich ihn sah, war zu Amboise, als der Hof sich daselbst befand. Er war sehr gut gekleidet, halb altfranzösisch halb neumodisch. Er hatte eine Mütze von Scharlach auf, rings herum mit einem goldnen Gewinde eingefaßt, nebst einer schönen Enseigne und trug sie sehr auf einem Ohr. Er mochte damals siebenzig Jahre oder drüber alt seyn und kam in den Hof. Als er nun sein Maulthier besteigen und nach der Stadt reiten wollte, um den Herrn von Richelieu zu sprechen, war ich bei ihm und er frägte ihn, wer ich wäre?

Als ihm nun mein Name, der junge Bourdeille, genannt wurde, wendete er sich plötzlich gegen mich und sagte: „He mein kleiner Vetter, mein Freund, komm, „laß dich umarmen. Ihr Vater und ich sind so gute „Vettern und Freunde gewesen, und Teste bleu pleine „de Reliques (dieß war sein Leibschwur) haben Dir „kraun saubere Streiche gemacht jenseits des Gebürges, ehemals, als wir noch jung waren." Und dabei erzählte er mir Geschichtchen, die freilich sehr erbaulich ausfielen und unterhielt mich wohl eine halbe Stunde damit; dann als er gehen wollte, verlangte er sein Maulthier, das er jederzeit seine Madame Maulesélin nannte, das über dreyßig Jahr alt, und über die Maßen klug und bequem zu reiten war.

Als ich ihn nun aufsitzen sah, so sagte ich zu ihm: „Monsieur, Ihr Maulthier ist sehr verständig „und muß sich sehr gut reiten lassen."

„Was die Schwerenoth, mein kleiner Vetter, „warum sollt es auch nicht, antwortete er mir, sie ist „nahe an die vierzig, und hat ihre Lection unter mir sehr

„sehr gut gelernt, sie bedient mich sehr gut und ich „besteige sie nach meiner Bequemlichkeit, so oft ich „will. Wollte Gott, ich könnte es bei allen Damen „dieses Hofes eben so und sie ließen sich eben so leicht „besteigen. Würde Dir auch lieb seyn, kleiner Vet„ter, denn bist schon ein junger * * * * für sie. „Adjeu kleiner Vetter und Freund, wenn du mich be„suchen und mit mir zu Nacht essen willst, so wollen „wir zusammen plaudern von dem närrischen Zeug „und den Thorheiten, die ich und dein Vater mit ein„ander gemacht haben.“

Dießmal gieng ich noch nicht hin, wohl aber ein andermal, wo er mich ganz vortrefflich unterhielt; kam man aber auf Kriegssachen, auf hohe und ernste Dinge, so wußte er ebenfalls gut davon zu reden.

In den ersten bürgerlichen Unruhen nahmen ihm die Hugenotten sein Schloß Chinon durch Ueberrumpelung weg [1]) wie sie auch noch mit andern im Reich thaten, als man sich dessen am wenigsten versah, und er als Schloßhauptmann just abwesend war. Als man ihm die Nachricht davon hinterbrachte, sagte er: „Schock Schwerenoth, muß denn der Unser „Vater den Vater Unser wegnehmen [2]) ich will „die Kerls schon wieder hinaustagen.“ Dieß that er auch und schwur dabei ein tüchtiges weiter, wenn ihm dieß nicht gelungen wäre und er es nicht wieder erobert hätte, würde er den lieben Gott für einen Hugenotten gehalten und ihm nie wieder andächtig und gern gedient haben.

Die Spanier loben ihn in ihren Büchern gar sehr, wo sie von der Schlacht bei Pavia reden. Sie sagen folgendes: „Der einzige Capitain von Alençon „floh mit heiler Haut nebst einem starken Geschwader von

„seinen Leuten um die Nachricht von einem so großen „Verlust und der starken Niederlage nach Frankreich zu „überbringen, daher er vielleicht das Lob einer beson„dern Klugheit verdiente, wenn man nicht eher „geglaubt hätte, seine Absicht sey zunächst dahin ge„gangen, sich und seine Soldaten aus der Gefahr zu „retten und das Blut derer, die ihm als ihren Be„fehlshaber folgten, nicht zu vergießen, als dahin ei„nen Trupp tapferer Männer zu retten, um seinem „ganz entblößten Vaterlande damit beizuspringen.“ Da indessen gedachter Capitain wenige Tage darauf aus großem Kummer darüber starb, so verhindert la Roche Du Magne sein Lieutenant den Ruhm dieser That, weil er als ein tapferer Kriegserfahrner Mann, als er sah, daß der Sieg nicht mehr zu gewinnen war, ganz andrer Meinung als sein Capitain nicht wich noch wankte, und es für schöner hielt, sich mit seinem König und seinen andern besiegten Kameraden unter das Gesetz der Nothwendigkeit zu beauemen, da er denn tapfer kämpfend gefangen genommen wurde.

Dieß ist das schöne Lob, das ihm die Spanier ertheilten und was ich für dießmahl von diesem guten und großen Officier sagen kann, der sich nie anders als sehr gut verhielt, so wie er auch bei der Schlacht bei Saint Quentin that, wo er, unerachtet er über sechzig Jahr alt war, mit seinen schwachen Kräften aufs äusserste kämpfte bis sein Sohn ihm an seiner Seite getödtet wurde, indem sie beide muthvoll sich bestrebten, einander aus allen Kräften zu unterstützen. Als endlich sein Sohn neben ihm gefallen war, wurde er gefangen genommen und lebte noch einige Zeit hernach, ohne Kinder zu hinterlassen; was gar sehr Schade ist. Denn seine Art war sehr schön und gut.

Was

Was die Schloßhauptmannschaft auf dem Schlosse Chinon betrifft, so darf man sich nicht wundern, wenn diese alten und großen Officiers sichs zur Ehre schätzten, dergleichen Stellen auf den Schlössern des Königs zu bekleiden, indem solche ehmals sehr ehrenvoll waren und einen großen Rang gaben.

Der verstorbene Herr Andreas von Vivonne, Seneschal von Poitou, mein Großvater, schrieb sich nach seinen andern edeln Titeln, nach seinen Herrschaften, Plätzen und Gütern, (deren er große hatte:) „Seneschal von Poitou, Gouverneur des Herrn Dau„phin [1]) Kämmerer des König und Hauptmann von „dem Schlosse Poitiers."

Der Herr Marschall von Brisac schrieb sich unter seinen schönen Titeln und hohen Prädicaten ebenfalls Hauptmann des Schlosses Angers und Salaise.

Ein gleiches sah ich bei dem Herrn von Archiac, dem Großvater meiner Schwägerin der Frau von Bourdeille, der unter seinen großen Herrschaften, Plätzen und Titeln sich auch noch als Hauptmann von dem Schlosse Chinon schrieb, so wie ich denn mehrere dergleichen Titel in seinem Archiv gesehen habe und eine Menge Briefe von den Königen seiner Zeit mit der Aufschrift: „An den Herrn von Archiac „Hauptmann meines Schlosses Chinon."

Unter andern sah ich dort zween Briefe von Madame von Bourbon, der Schwester und Vormünderinn Königs Karls des Achten in dessen Jugend, die ich unverändert hersetzen will:

„Mein Herr von Archiac!

„Ich habe vergessen, Ihnen zu schreiben, daß „auf dem Schlosse Chinon auch noch vier Zimmer

„nöthig sind für die Capitains, eins für den Herrn „von Montpensier und eins für den Herrn von „Vendome. Auch lassen Sie mir die Gallerie an „meinem Zimmer zurecht machen, und drey Betten „für meine Frauen darinn aufschlagen; besonders „aber soll mein Logis mit Spann-Betten durchgän„gig versehen seyn. Gott befohlen."

„Geschrieben zu Amboise am sieben und zwan„zigsten Jänner."

Und unten, (so stolz war sie), bloß unterzeichnet:

Anna von Frankreich.

Ein andrer Brief in eben der Angelegenheit besagt folgendes:

„Mein Herr von Archiac!

„Von Ihrem Bedienten habe ich vernommen, „mit welcher bereitwilligen Eile Sie die Repara„tion des Schlosses Chinon betrieben haben. Ich „sende Ihnen hier die Liste von den Personen, die „im Schloß logirt werden müssen, nämlich: Ein „Zimmer, ein Cabinet und eine Garderobe für den „König; ein Zimmer für den Herrn von Gravil„le *); ein Zimmer für den Herrn de la Trimouil„le; eins für den Herrn d' Isle; eins für den „Herrn von la Solle und eins für den Herrn „Bailliß von Meaux."

Und unten:

Anna von Frankreich.

Hiebei muß man wissen, daß einige dieser Herrn ihre Schooshündchen und Schlafkammeraden waren.

Ueber-

Ueberſchrieben war der Brief: „An Herrn von „Archiac Schloßhauptmann von Chinon“ und weiter nichts. Dagegen finden ſich mehrere andere Briefe von vielen hohen Perſonen, welche ſchrieben: „An Herrn von Archiac, Roth, Kämmerer des Königs und Hauptmann des Schloſſes von Chinon.“

Der König Karl ſelbſt ſchrieb nie anders, als: „An Herrn von Archiac, Hauptmann meines Schloſ„ſes Chinon,“ wie ich eine Menge ſolcher Briefe ſah, die er an ihn ſchrieb.

Man bemerke bei dieſen Briefen, beſonders bei den erſtern, daß die Wohnung der Könige damals noch nicht ſo bequem eingerichtet war, als gegenwärtig, und daß dabei die Damen noch nicht ſo gut logirt und noch nicht mit ſolchen Bequemlichkeiten verſehen waren, als heut zu Tage.

Auch iſt dabei zu bemerken, daß ehmals manche Gouverneurs von Provinzen dergleichen Schloßhauptmannſchaften zu vergeben hatten, ſo wie ich noch einen Brief im Archiv unſers Hauſes fand, den der verſtorbene Herr von Lautrec, Statthalter in Guyenne, an den Herrn von Archiac, Enkel des angedachten, und Vater meiner Schwägerinn, ſchrieb, und welcher ganz unverändert folgendermaßen lautet.

„Mein Vetter,

„Um Ihnen zu zeigen, daß ich mich Ihrer „erinnere und um Ihnen Wort zu halten, ſchicke „ich Ihnen mein Patent über die Schloßhaupt„mannſchaft Blaye, die ich Ihnen verleihe. Ich „ſchreibe gegenwärtig zugleich an den Herrn de la „Roche, der in beſagtem Blaye liegt, daß er Ih-

„nen diesen Platz übergeben und Ihnen durchgän-
„gig gehorchen soll. Weil er ein sehr rechtschaf-
„fener Mann und mit den besondern Beschaffen-
„heiten und Angelegenheiten des Orts besser als ein
„andrer bekannt ist, so will ich und bitte Sie, daß
„er Ihr Lieutenant sey und Sie ihm die Archers,
„die er hat, lebenslänglich lassen. Sie werden
„mir hierinn einen großen Gefallen erzeigen; denn
„ich habe ihm geschrieben, daß er ganz auf den
„Fuß behandelt werden solle, wie zu Lebzeiten des
„seeligen Herrn von Estissac, dem ich ihn ebenfalls
„zum Lieutenant gab, so wie gegenwärtig Ihnen.

„Ich habe geschrieben, daß der Cassier, der den
„Gehalt von Blaye auszuzahlen hat, mit dieser
„Bezahlung nicht eher anzufangen habe, als von
„dem Tage an, da Sie werden den Eyd abgelegt
„haben. Daher und um Ihnen nicht die Mühe zu
„machen, erst zu mir zu reisen, schreibe ich dem
„Capitain Sainte-Colombe, den ich zu meinem
„Verweser in meinem Gouvernement Guyenne ge-
„macht habe, und der sich zu Bourdeaux befindet,
„daß er Ihnen in meinem Namen den in dergleichen
„Fällen gewöhnlichen Eyd der Treue abnehmen soll,
„nach dessen Ablegung Sie in den Besitz der ge-
„dachten Schloßhauptmannschaft eingewiesen wer-
„den sollen, wie dies des Weitern in meinem Pa-
„tentbrief enthalten ist. Weil nun gedachter Capi-
„tain Sainte-Colombe gern zu seiner Gattinn rei-
„sen möchte, so werden Sie sich beeilen, so bald
„als möglich nach Blaye zu kommen, um Besitz zu
„nehmen, und die Angelegenheiten im Platz zu be-
„sorgen, und werden ihm den Tag Ihrer Ankunft
„melden, damit er sich einfinden und Ihnen den Eyd
„abnehmen kann.

„Ueber

„Uebrigens bitte ich zu Gott, daß er Ihnen ge-
„be was Ihr Herz begehrt."

Ihr

Saint Germain en Laye
am 29. Sept.

guter Vetter
Odet von Foix.

Hier iſt alſo ein ſchöner Beleg dazu, daß ehmals die Schloßhauptmannſchaften durch Gouverneurs von Guyenne vergeben wurden, ſelbſt zu meiner Zeit im Anfang der Regierung Königs Heinrich des Dritten ſahe ich unſern gegenwärtigen großen König Heinrich den Vierten die, durch das Abſterben des Herrn von Bellegarde aus Perigord erledigte Schloßhauptmannſchaft des Schloſſes Bergerac, dem Herrn von Sainte-Colombe verleihen, dem Capitain ſeiner Leibwache und Gouverneur der Citadelle von Mez.

Ich weiß nicht, ob andre Gouverneurs von Provinzen ein Gleiches thaten, allein das, was ich hier angeführet habe, weiß ich ganz gewiß, wie auch dieß, daß der Herr von Lanſac nach dem Tode des Herrn des Roys ſie von dem König erhielt und der Herr von Ervaur dem Lanſac ſie abtrat, der aber nicht hineinkam und nachher der Herr von Luſſan. Der König mußte immer ſein Wort dazu geben.

Um noch einmahl auf das Schloß Chinon zu kommen! Nach dem Herrn de la Roche de Mayne erhielt der Herr von Chavigny dieſe Schloßhauptmannſchaft, der zu ſeiner Zeit ein ſehr guter braver und einſichtsvoller Officier war. Er bewies es in unſern Kriegen von Piemont und in unſern bürgerlichen Unruhen als Lieutenant des Herrn, von Montpenſier in ſeinen

Gouvernements und Armeen. Ich rede anderwärts von ihm.

Wer gegenwärtig darinn commandirt, iſt mir unbekannt, dies iſt auch meine geringſte Sorge; es iſt aber ein ſchöner Poſten, und gereicht ihm ſehr zu Ehren, daß man davon ſpricht: Chinon eine kleine Stadt, aber groß berühmtes Schloß; wärs auch nur durch unſern guten Meiſter Rabelais, der daher gebürtig iſt.

Der
Marſchall von Termes.

Der Herr Marſchall von Termes war ein ſehr großer Feldherr, der nach dem Abgang des Herrn von Eſſe an ſeine Statt nach Schottland geſchickt wurde, mit gleichem Rang wie er gehabt hatte, welchem Poſten er auch ſehr gut vorſtand. Merkwürdig iſt bei ihm, daß vielleicht kein Cavalier ſeiner Art öfter Lieutenant de Roi war, als er.

Der König hatte, als Termes von Schottland abgieng, von den angeſponnenen geheimen Ränken des Papſts Julius des dritten Nachricht erhalten, weßwegen er ihn als Geſandten an Se. Heiligkeit ſchickte, ſo daß der Papſt ganz verwundert ſagte: „Wie! der „König hat keinen Ambaſſadeur, ſondern einen Officier „an mich abgeſchickt, und zwar ſeinen beſten. Ich muß „mich vorſehen; denn er ſieht mir aus, als wenn es ihm „mehr darum zu thun wäre, mich mit Krieg zu überzie„hen, als eine Geſandſchaft an mich zu ſchicken.“

Bald darauf ſchickte ihn der König als ſeinen Lieutenant general nebſt dem Herzog Ottavio nach

Par-

Parma, wo er ſich ſo tapfer verhielt, daß die Belagerung, welche von keiſerlicher und päpſtlicher Macht lange unterſtüzt und eifrig betrieben worden war, endlich aufgehoben werden muſte, ohne etwas vor dem Plaz ausgerichtet zu haben.

Er war ebenfalls Lieutenant de Roi in Siena, mit dem Cardinal von Ferrara und erwarb ſich bei dem dortigen Aufſtand und der Beſizznehmung für den König groſſe Ehre. Die Spanier legen ihm auch in der That viel bei, und die Sieneſer waren wegen des guten Beiſtands, den er ihnen leiſtete, ſehr mit ihm zufrieden.

Hierauf wurde er Lieutenant de Roi in Corſica, wo er ſich eben ſo gut als ſonſt überall verhielt, die Inſel der Botmäßigkeit des Königs unterwarf, und mehrere Anfälle und Gefechte aushielt, welche die Kaiſerlichen und Genueſer, ſehr nahe Nachbarn und Herrn der Inſel, ihm lieferten. Er eroberte ſie ganz und behauptete ſie ſo gut, daß, als König Heinrich vermöge des Friedensſchluſſes ihre Zurükgabe bewilligt hatte, er ſie, ganz der Botmäßigkeit des Königs unterworfen, übergab.

Alsdann wurde er Lieutenant de Roi in Piemont in Abweſenheit und zur Vorſorge, nicht ohne Unzufriedenheit und Meutereien einiger Groſſen und Mittlern; jedoch wurde alles wieder geſtillt und beigelegt. (Der Herr von Montluc ſpricht davon in ſeinen Memoiren, und eine Menge alter Officiers können's bezeugen.)

Zum fünftenmal war er Lieutenant de Roi in Valoiſe und der ganzen Grafſchaft Oye, und bei der Armee, die ihm gegeben wurde, um damit in Flandern einzurücken und das Land zu verheeren, wobei ihn das

Glük

Glück anfangs einigermaßen begünstigte, indem er Bergen St. Winox und Dünkirchen einnahm; bald aber wendete es sich wieder, und der Graf von Egmont, damals der kühnste und tapferste General des Königs von Spanien, lieferte ihm eine Schlacht und gewann sie und — ihn mit.

Der wackre Mann hatte sich indessen doch dabei tapfer gewehrt, so krank er auch schon seit acht Tage, und besonders an dem Tage der Schlacht war; so daß ihn also hierinn kein Tadel treffen kann. Denn in diesem kranken Zustande und in seiner tapfern Gegenwehr wurde er verwundet, und als Mann von Ehre gefangen genommen, wie ich von dem verstorbenen Herrn Connetable gehört habe. Wer auch der Officier oder General einer Armee seyn und was er auch für ein Treffen oder Schlecht verlieren mag; wenn er nur dabei fällt oder (wohlverstanden auf eine rechtliche Art) in Gefangenschaft geräth, so macht sein Tod oder seine Gefangennehmung (für ihn selbst) alles wieder gut, wenn auch der Verlust noch so wichtig wäre.

Indessen gab es doch verschiedene in Frankreich, welche ziemlich darüber murrten, daß nach dem starken Verlust der Schlacht bei Saint-Quentin diese bei Gravelines noch dazu kam und Frankreich gerieth wirklich darüber einigermaßen in Furcht. Jedoch der Herr von Guise stellte die Ruhe wieder her durch das große Zutrauen, das man zu seiner Tapferkeit gefaßt hatte, und durch eine Armee, die er auf den Beinen hatte, so wie auch durch die Einnahme von Thionville dem stärksten Platz des Königs von Spanien, wie man damals sagte; wobei auch der große Marschall Strozzy blieb, so daß der König dessen Stelle wegen alter viel geleisteten Dienste und Meriten dem Herrn von Termes verlieh.

Zu

Zum sechsten und letztenmal war er Lieutenant de Roi zu Paris zu Anfang der ersten Unruhen. Als er nun hier sah, daß in dieser Stadt reformirter Gottesdienst gehalten wurde, und mehrere ungewohnten Dinge und Neuerungen in der Hauptstadt des Reichs vorgiengen, auch mehrere Zurüstungen bemerkte, die dort zum Untergang der Größe dieses großen und unüberwindlichen Frankreichs, so wie es zu seiner Zeit gesehen hatte, gemacht wurden; so starb er vor Kummer; und an einer Krankheit, die er schon lange an sich gehabt hatte und wovon der Herr von Montluc in seinem Buche sagt, daß sie jezt viel dazu beitrug. Er starb als ein weiser einsichtsvoll in die Zukunft blickender Feldherr, und sagte dabei viel Elend voraus, das wir nachher erlebten.

So starb also dieser große Feldherr gekrönt in seinem Leben mit so schönen Stellen und mehr Ehrenzeichen, als er Vermögen hatte; denn er starb arm, übrigens als ein Cavalier von gutem Hause aus Gascogne und als ein sehr rechtschaffener Mann.

In seiner Jugend, wie mir seine Verwandte, Bellegarde und Boisjordan, erzählten, brachte er einen Cavalier bei Hof um, der von dem König sehr geliebt wurde, daher er das Reich meiden und flüchtig werden mußte. Er schiffte sich ein, um sich zu dem Herrn von Lautrec bei der Belagerung von Neapel zu begeben und als, er nach der Niederlage der Armee ebenfalls zur See wieder zurückgieng, hatte er das Unglück von Corsaren weggenommen zu werden und blieb lange in der Sklaverey, wo er viel auszustehen hatte. Von dieser Zeit an, wurde er nie wieder recht gesund.

Nach-

Nachdem er losgekauft worden war, diente er in den Kriegen in Piemont, wobei er sich überall wo er sich nur befand, so hervorthat daß er bei der Schlacht bei Cerizoles Anführer und Oberster der leichten Reuterey war, die er auch so gut zum Angriff führte, daß man die Wirkungen davon sah, welche die Geschichte erzählt, ohne daß ich mich dabei aufzuhalten brauche; er gerieth dabei in Gefangenschaft. Auf der Karte, worauf diese Schlacht vorgestellt ist und die ich, wie ich oben schon erzählt habe, im Cabinet des verstorbenen Königs Heinrich von England sah, ist an einer Stelle nahe bei einem Holz folgendes beigeschrieben: „Hier stand der Herr von „Termes, der in einem großen Treffen, das er mit „seiner leichten Reuterey lieferte, niedergeworfen und „gefangen wurde."

Man sagte von ihm in Piemont: Termes Weisheit und d' Aussun's Kühnheit," Eben so sagte der Spanier: „ Gott behüte uns gegen die Weisheit des „Herrn von Termes und die Kühnheit der Herrn von „Aussun" den man damals für einen sehr tapfern, kühnen und verwegenen General hielt.

Ich hörte aus dieser Veranlassung unter uns bei Hof die Fragen aufwerfen, welchem von beiden man lieber gleichen wollte, und was wünschenswerther sey, Weisheit oder Kühnheit bei einen Kriegsmann? Die Wahrheit zu sagen, so ist bei einem jungen Mann die Kühnheit besser angebracht, als die Weisheit; denn nie hat sich noch ein junger Mann, welcher klug sey und alle Zufälle und Gefahren im Krieg sorgsam abwägen wollte, so sehr in Achtung gesetzt, als ein kühner verwegner Narr. Allein wenn sein Feuer und seine erste Hitze verraucht ist, dann ist es gut, daß er

wei

weiſe zu werden ſucht, wenn er ein geſchäzter Officier werden und ſich zu Stellen, die ihm ſein König übertragen möchte, brauchbar machen will. Indeſſen braucht er nicht ſo ganz den Zurückhaltenden und Klügler zu machen, daß er nicht im Nothfall immer noch irgend einen alten, tollen und vermeßnen Streich im Vorrath habe, um ihn ſeiner Klugheit und weiſen Anführung beizumiſchen; denn ſonſt geht das Kriegshandwerk ſchlecht.

Darum waren auch die Römer glücklich in ihrem Krieg mit Hannibal, da ſie Schwerdt und Schild, den Marcellus und den Fabius Maximus zuſammen hatten. Glücklicher aber noch waren die Kaiſer, Könige und großen Republiken, deren General-Lieutenants die Weisheit des Maximus und die Kühnheit des Marcellus in ſich vereinigten, denn ſonſt haben wir eine Menge Beiſpiele geleſen und geſehen von ſolchen, welche dieſe Eigenſchaften abgeſondert und vereinzelt beſaßen, und freylich nicht ſo groſſe Thaten damit verrichteten, als wo ſie ſich verbunden und vereinigt bei einander befanden.

Wir haben hievon eine Menge Beiſpiele an alten, die uns vor den Augen liegen, ſo wie auch an neuern. Ohne ſie anderwärts weit zu ſuchen, kann man welche in dieſem Buche finden unter den Feldherrn, die ich hier aufgeſtellt habe. Ich will damit ſchließen, daß die Weisheit des Herrn von Termes ihn keineswegs verhinderte, zugleich viele Kühnheit zu beſitzen, und daß er, wie ſichs bei mehr als einer Gelegenheit gezeigt hat, wohl Gebrauch davon zu machen wußte, wo es nöthig und gut angebracht war.

Der
Herr von Aussun.

Auch der Herr von Aussun wußte sich im Nothfall bei einer wichtigen Sache und einem grossen Treffen trotz seiner Verwegenheit dennoch als einen weisen, vorsichtigen General zu beweisen, jedoch nicht so sehr als jener. So urtheilte man von ihm bei Hof und im Feld, als er in der Schlacht bei Dreux starb, wo er einige Zeit zuvor von dem König von Navarra zu einem der Feldmarschälle ernannt worden war, weil dieser seine Tüchtigkeit hiezu kannte und ihn auch, da er von Bigorre und sein Vasall war, vorzüglich liebte. Doch weiß ich einige von den Vornehmsten bei der Armee, die ihn nicht dafür erkennen wollten, weil sie seine Vorzüge nicht näher kannten, denn er war nie aus den Kriegen in Piemont weggekommen, wo er sich indessen so gut gehalten hatte, daß er es durch seine Tapferkeit und Kühnheit nach und nach ziemlich hoch brachte.

Er war zuerst Capitain von einer Compagnie Fußvolk im Königreich Neapel, wo er schöne Proben von seiner Kühnheit ablegte, nachher war er bei den Eroberungen und der Besatzung von Savoyen und Piemont. Darauf erhielt er leichte Reiter und eine Compagnie Gens-d' Armes, und wurde Ritter des königlichen Ordens und Gouverneur von Schloß und Stadt Turin. Schöne und seiner Kühnheit würdige Belohnungen.

Dieß

Dieſe Kühnheit zeigte ſich bei ſeinem Tod noch ſchöner und gröſſer, als in ſeinem Leben. Denn da er das Unglück gehabt hatte, ſich bei dieſer Schlacht etwas geſchwinder und Flucht ähnlicher zurück zu ziehen, als er ſollte, und ſich von der erſten Beſtürzung wieder erhohlte, zog er dies ſo ſehr zu Herzen, daß er darüber ſtarb und gleichſam vor Zorn und Aerger platzte, wobei nicht ein Mann in der ganzen Armee war, der ihn, wie ich ſelbſt mit angeſehen habe, nicht ſehr bedauert und mehr gelobt hätte, als wenn er auf dem Schlachtfeld gefallen wäre. Ich hörte ſchöne Aeuſſerungen hierüber von dem Herrn von Guiſe. Auch iſt dieß ein ſchönes Beyſpiel, woran ſich groſſe Feldherrn und wackre Krieger ſpiegeln mögen, wenn ſie dergleichen Fehler begangen haben. Es giebt ihrer aber viele, die ſich in ſolchen Fällen nichts daraus machen; es bedarf dazu ja nur einer unglücklichen Stunde!

Ein andrer alter Capitain und Ritter, der ſich ſonſt ſehr gut, dießmal aber ſehr ſchlecht gehalten, und es gemacht hatte, wie die andern, auch deswegen ſehr ins Gerede kam, befand ſich bei dem Herrn von Guiſe zur Tafel, als er, nicht von der Jagd ſondern von der Flucht zurück war. Als nun ein Cavalier, — denn ich habe es ſelbſt mit angeſehen, — mit dem Herrn von Guiſe von einigen beſondern Umſtänden, die er geſehen hatte, ſprach und zwar ſehr gut und richtig, ſo war dieſer alte Capitain ſo unverſchämt, zu ihm zu ſagen: „Sie ſagen hier zu viel, mein Herr, es „ſcheint mir, als ob Sie wohl mehr dem Spiel „zugeſehen, als ſelbſt mitgeſpielt hätten, denn Sie „reden mir zu gut davon.“ Der Cavalier antwortete: „Ihr Wort in Ehren, mein Herr, ich habe bei„des gethan.“ Der Herr von Guiſe, ein ſehr kluger Herr, nickte dabei ein wenig mit dem Kopf und lenkte

das Gespräch auf einen andern Gegenstand, allein die Anwesenden merkten wohl daß er gern gesagt hätte: „was will denn dieser Mensch da, ich glaube, er ist „nicht recht bei Trost.“

Andre waren dabei, die kein kleines Stück Wegs, sondern ganzer sechs, acht Meilen und noch mehr ausrissen. Aber hol mich dieser und jener, wenn nur einer davon aus Betrübniß darüber gestorben ist. Vielmehr machten alle ein so trotziges Eisenfresser-Gesicht, als wenn sie allein die Schlacht gewonnen hätten. Verschiedene davon sind jezt gestorben, andre leben noch und glauben im Vertrauen auf die alles vertilgende Zeit steif und fest, daß nie von der Sache gesprochen werde und überhaupt nichts dran sey und brüsten und rühmen sich jezt über die Maßen.

Bei der ganz neuerlich in unsern Tagen vorgefallenen Schlacht bei Coutras gab es ebenfalls eine Menge Windbeutel und Aufschneider, die sich in eben dem Fall befanden und die unterwegs immer brummten, daß sie mit ihren kurzen Tagreisen die Hugenotten nicht mehr einholen könnten, denen sie drohten, sie kurz und klein zu hauen, die aber gleich beim ersten Angriff so wacker ausrissen, daß zwo Stunden darauf verschiedene von ihnen schon zu Aubeterre halb todt vor Schrecken anlangten, wie mir eine Menge Personen versicherten, die sie bei sich aufnahmen und bewirtheten. Noch dazu waren sie dort noch nicht einmal ruhig, so sehr schlug ihnen der Puls. Andre stürzeten sich nach andern Plätzen und waren dort eben so unruhig als jene. Zum Teufel, wenn nur Einer sich bekümmert darüber bezeigt hätte. Aber sie liessen ganz sachte ihre Schaam-Röthe wieder verfliegen.

Der Herr Herzog von Alençon, so groß er auch war, (denn die Grossen haben das Vorrecht, dergleichen

chen Fehler leichter nehmen zu dürfen als andre,) machte es nicht so, nach der Schlacht bei Pavia, sondern der Kummer über einen ähnlichen Fehler nahm bei ihm dergestalt überhand, daß er ihn ins Grab sirekte, worüber er sehr gelobt wurde.

Sein grosser und braver Anherr, der Graf von Alençon warf sich in der Schlacht bei Azincourt so tief ins Gedränge, daß er einen grossen Hieb auf die Bückelhaube des Königs von England führte und ihm mit diesem Schwerdstreich einen grossen Theil seiner Krone weghieb, wobei er ihm zurief: „Ich bin der Graf „von Alençon.“ Er wurde aber sogleich von den Leib-Trabanten des englischen Königs umringt, die ihn gegen den Willen ihres Herrn niederhieben.

Dies war ein Zug, der gepriesen zu werden verdient. Ha, was für eine köstliche Sache ist es um die Ehre eines Ritters, eines Feldherrn und überhaupt eines Kriegers. Dieß sollten unsre Kriegsleute wohl bedenken, wenn sie sich in Treffen und Schlachten und Scharmützeln und Belagerungen ihnen zur Vertheidigung anvertrauter Plätze befinden.

Der Vicomte d'Uza, welcher die Belagerungs-Flotte vor La Rochelle commandirte, starb vor Traurigkeit darüber, daß er mit eignen Augen hatte jene mit Pulver beladene Barke einlaufen sehen, die uns um diese Stadt brachte, welche an diesem Artikel Mangel gelitten hatte. Und doch konnte dieser Vicomte nichts dafür, indem er keinen Fehler dabei begangen hatte. Denn es kann niemand so vorsichtig seyn, daß er nicht auch betrogen worden wäre. Ich werde diese Geschichte anderswo erzählen, so wie auch von der Tapferkeit dieses Manns.

Kommen wir von groſſen Beiſpielen auf kleinere; z. E. was zu Rom vor ungefähr dreiſſig Jahren ein braver und guter Fechter, Bartholomäo von Urbino gethan hat. Man erzählte mir dieß Geſchichtchen von ihm, als ich ein Jahr darauf zum zweitenmal nach Rom kam, und es iſt noch jezt daſelbſt unter den Alten bekannt, wenn man ſich dort erkundigen will.

Dieſer Bartholomäo von Urbino war zu ſeiner Zeit in Italien und zu Rom ein ſehr guter Fechtmeiſter und ſo geſchickt, daß er hierin alle andere in Italien an Ruhm übertraf. In dieſer Kunſt nun unterrichtete er einen jungen Adelichen aus Mayland ſo gut und machte ihn ſo ſehr zum Meiſter darin, daß dieſer bei ſeiner Zurückkunft in ſein Vaterland der ſtärkſte Fechter war, der es mit jedem aufnahm und über jeden Meiſter wurde, ſo daß es keiner mehr wagen wollte, mit ihm zu fechten, indem er bei ſeinem gewandten Geiſt, beſtändiger Uebung und Erfahrung, zu dem, was er erlernt hatte, immer noch irgend eine neue Erfindung hinzuſetzte.

Er wurde darüber ſo ſtolz und übermüthig, daß er mit der Ehre, die er ſich dadurch in ſeiner Heimath erwarb, noch nicht zufrieden, den ſtolzen Vorſatz faßte, ſich mit ſeinem Lehrer ſelbſt zu meſſen. In dieſer Abſicht gieng er ein Jahr darauf von Mayland ab und nach Rom, wo er es juſt ſo gut traf, daß er zu einem Tag ankam, an welchem auf dem Fechtboden ſeines Lehrers Fechterſpiele um ausgeſetzte Preiſe gehalten wurden, wobei jedermann Zutritt hatte. Er beſchließt, ſich mit ſeinem Lehrer zu meſſen, der ihn beim Wort nimmt, und nachdem beide drei Gänge gethan hatten, war das Glück dem Schüler ſo günſtig, daß er ſeinem Lehrer zween freye Stöſſe beibrachte

der

der — aus Aerger darüber seinen Degen zerbricht, ihn an die Erde wirft, sich verflucht, Himmel und Erde verwünscht, beschließt, seinem Leben ein Ende zu machen, und nur darauf sinnt, welche Todesart er erwählen sollte.

Endlich nimmt er ganz ausser sich und einem Rasenden gleich seinen Mantel, geht aus seinem Hause, wobei verschiedene von seinen Schülern ihm von Ferne folgen, murrt und brummt, er sey nicht würdig die Waffen länger zu führen, da sein Schüler ihn besiegt habe, noch zu leben, da er entehrt sey; und so sehr man sich auch Mühe gab ihn zu trösten, so war doch alles vergebens und ehe seine Freunde und Schüler, die bei ihm waren, sichs versahen, stürzte er sich mit den Worten: „Nein, ich will nicht länger leben, „Adieu," von der Brücke in die Tiber hinab, wo er elendiglich ertrank.

Welch ein Entschluß und welch ein Muth von diesem Manne! Diese That ist übrigens nicht christlich, denn es ist uns nicht erlaubt, die Garnison dieses Lebens zu verlassen, ohne von dem Obersten, welches der höchste Gott ist, Urlaub zu haben; darum dürfen wir auch seinen Tod nicht loben; die Herzhaftigkeit hingegen und seine edelmüthige Seele verdienen allerdings unser Lob.

Wir haben in Frankreich eine ziemlich ähnliche That gesehen von dem Capitain Hautefort, einem Adelichen aus Perigord, einem Bruder von eben dem Hautefort, welcher in diesen letzten Kriegen zu Pontoise umkam. Dieser Capitain Hautefort nun hatte auf dem Zug nach Deutschland Händel mit einem Gascognischen von Adel, Namens Perelongue, und sie kamen in dem Quartier der Compagnie des Herrn

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20196 / 154

Connetable, wo gedachter Hautefort ihn aufgesucht hatte, so weit zusammen, daß sie bereits zogen, als einige wackre Cavaliers sie verhinderten, und auseinander brachten.

Indessen hatte der Capitain Hautefort dennoch unglücklicher Weise entweder von denen, die sie auseinander brachten, oder von seinem Gegner eine ganz kleine unbedeutende Wunde an einer Hand bekommen, mit der er sich zurückziehen mußte. Er ließ ihn durch meinen Bruder, den Capitain Bourdeille, weil er ein Vetter, sehr guter Freund, und Waffenbruder, noch von Piemont her, mit ihm war, fordern. Da es aber der Herr Connetable erfuhr, so ließ er beiden bei Lebensstrafe verbieten, sich zu schlagen und zwar so wohl um des Kriegsrechts willen, als weil er den Perelongue unterstützte, der unter seinem Corps war, und den er nicht für so stark im Fechten hielt, als Hautefort dafür gehalten wurde, und sich auch in Schottland bewiesen hatte.

Da nun der Capitain Hautefort sah, daß er bei diesem Verbot für dießmal wegen seiner Wunde nicht Genugthuung von seinem Gegner bekommen konnte, so zog er sich den Kummer und Aerger darüber so sehr zu Herzen, daß er, wie seines Verstandes beraubt, seine schönen Kleider, denn er gieng damals stets sehr gut gekleidet, ablegte, und von seinem geringsten Bedienten welche trug, gleich dem rasenden Roland die Gesellschafft floh, im Feld und Wäldern herum irrte, und seinen Freunden, wenn sie ihm Vorstellungen machten, und ihn bei seinem Namen nannten, zur Antwort gab: „Wer, ich? ich bin „nicht der Capitain Hautefort, ich bin der ärgste „Schufft in dieser ganzen Armee. Der Capitain Hau-

„Hautefort war nie ohne Waffen, ihr seht aber hier,
„daß ich keine habe, (er hatte sie weggeworfen,)
„weil ich mich für unwürdig halte, je wieder welche
„zu führen, da dieser Mensch, der so tief unter mir
„steht, mich verwundet hat und ich keine Genugthuung
„dafür erhalten kann."

Diese Bitterkeit hielt bei ihm einige Tage an, bis endlich die Zeit ihre Schuldigkeit that, und der Capitain Bourdeille sein vorzüglicher Freund einst bei einem Besuch es ihm ausredete, indem er ihm vorstellte: „es sey besser, sie würfen sich beide mit einander
„in ein schönes Treffen vor Yvoy, wo sie damals
„just standen, um dadurch zu zeigen, daß sie noch im
„Stande seyen, ihrem König wacker zu dienen und
„um dort eine schöne Wunde oder einen ehrenvollen
„Tod zu finden, als hier dieß fantastische Leben zu
„führen. Mit der Zeit könnte er doch noch Genug-
„thuung erhalten."

Er folgte dem Rath meines Bruders. Sie sizen beide auf, fallen den Feind an, hauen sich herum, und werfen sich ins Gedränge, wobei Hautefort getödet, mein Bruder verwundet und sein Pferd ihm unter dem Leibe erschossen wurde. Er zog sich mit genauer Noth noch zurück und beklagte sehr den Verlust seines guten Vetters und Waffenbruders. Dieß erzählte mir bei seiner Zurückkunft von diesem Zuge mein Bruder, der sich wegen eines andern starken Schusses, den er in Chimay in eine Schulter bekommen hatte, und woran er bald gestorben wäre, in einer Sänfte hatte nach Paris bringen lassen. Ich war damals noch sehr jung auf der Schule und behielt diese Erzählung sehr gut, bis ich sie nachher noch von verschiedenen andern Cavaliers und Officiers bestätigen hörte.

Dies sind seltsame Launen von Personen, die man jedoch nicht so sehr tadeln kann, daß man nicht noch weit mehr ihren Edelmuth und ihre schöne Seelen loben sollte, daß sie keinen Flecken auf ihrer Ehre sitzen lassen wollen. Es sind Taschenspieler-Künste, die ihnen nicht jedermann nachmacht.

Ich hörte bei einer solchen Veranlassung eine Streitfrage aufwerfen, ob es nähmlich erlaubt sey, Feigherzige zu bestrafen, die aus Furcht und Feigherzigkeit aus Schlachten flohen und Plätze übergaben. Dabei hörte ich denn von den größten Theologen versichern, daß sie, wenn man auf Gott sieht, keineswegs strafbar seyen, was aber die Welt betrift, so überliessen sie es der Welt Urtheil; denn, sagten sie: „hält „Gott nicht die Herzen der Menschen in seiner Hand, „denen er nach seinem Wohlgefallen Tapferkeit, Muth „und Furcht einpflanzt und eindrückt. Warum will „man also einen Menschen tapfrer machen, als Gott „ihn gemacht hat; oder wenn Gott ihn von Natur und „Geburt tapfer gemacht hat, nimmt er ihm dennoch „oft wegen seiner Missethaten und Verbrechen seinen „Muth und seine Kühnheit, so daß man Beispiele ge„nug davon hat, daß die tapfersten Männer von der „Welt, die sich sonst sehr wacker gehalten hatten, auf „einmal von Gott verlassen wurden, von Furcht „ergriffen, wankten und in die äusserste Feigher„zigkeit verfielen (so wie ich denn selbst Beispiele hievon gesehen und angeführt habe,) und hierinn offenbart „sich die wunderbare Kraft und der Wille Gottes, der „sie dadurch heimsucht; denn es giebt manche un„ter ihnen, die so stolz auf ihre Tapferkeit und ihren „Arm sind, daß sie diesen und nicht Gott allen Ruhm „und Ehre davon zuschreiben. Auf solche Weise „werden sie also dafür von Gott bestraft."

„Dar-

„Darum sollten solche Leute sich jederzeit Gott be„fehlen, daß er ihnen stets dieß Geschenk der Tapfer„keit erhalten wolle und man findet, daß es keine Per„sonen in der Welt giebt, die so sehr Ursache hätten, „sich Gott zu befehlen und zu ihm zu beten, als „Kriegsleute, wenigstens diejenigen, welche zu einigen „Posten und vorzüglicher Würde empor gestiegen sind; „denn es giebt keine Ehre in der Welt, die so leicht „dem Verfall unterworfen und weniger wieder herzu„stellen wäre, als die ihrige."

„Ueberdieß, wenn man die heilige Schrift recht „verstehen und auslegen will, stehet allerdings zu ver„muthen, daß Gott die Tapfern und Starken nicht so „sehr liebt, da man wohl sagen möchte, daß sie blos „aus Blutvergießen und Todschlagen ein Handwerk machen; „was Gott sehr verabscheut, da er selbst gesagt und „befohlen hat: so dir jemand eine Ohrfeige giebt, so „biete die andre Seite auch dar. Der tapfre Mann „ist freilich hierzu nicht geschickt, dieß Gebot zu befol„gen und seine kühne Seele vermöchte dieß nicht zuzu„geben, wohl aber die feige und furchtsame. Auch „zieht Gott bei solchen Gelegenheiten und Expeditio„nen im Krieg, weil er die Grausamkeiten und „große Mordthaten, die geschehen würden, voraus„sieht, den muthigsten Männern vermittelst der Furcht „den Zügel an, um sie von ihrer grausamen Exe„cution zurückzuhalten."

„Es giebt noch so viele andre Geheimnisse Got„tes, die wir nicht verstehen und zu Folge deren wir „von mehrern feigherzige Handlungen begehen sehen; „darum steht es ihm zu, über die Menschen und ihre „Leiber und Seelen zu gebieten, und sie nach seiner „Weise und seinem Willen zu bestrafen. nicht aber

„den eigenen Willen der Menschen. Ueberdieß ist „kein Befehl Gottes noch seiner Kirche vorhanden, „vermöge dessen man die Tapferkeit in dem Menschen „eben so gebiethen, könnte, wie andre rechtschaffene „Handlungen und Tugenden, gegen welche zu sündi„gen vor Gott und Menschen strafbar ist, hier aber „ist blos ein Fehler in Ansehung der Tapferkeit, da „man den Menschen nicht zwingen könnte, tapfrer zu „seyn, als er von Natur ist. Denn Gott sagt nicht: „Du sollst tapfer seyn. Dies klänge recht türkisch „und barbarisch, Leute mit Stockschlägen in den „Krieg zu treiben. Dies ist sehr übel gehandelt, „und von Gott verbothen, so wie auch die Bestra„fung darüber."

„Wenn ein General oder ein anderer Heer„führer, ein Officier, oder anderer Soldat eine „Verrätherey begeht, so ist er strafbar, denn er handelt „Pflichtwidrig und treulos, bricht seinen Eyd, giebt „seinen Fürsten, seine Provinz und seine Leute Preis „und liefert sie ans Messer. Dies ist eine sehr schänd„liche Handlung, Gott verabscheut sie und gebietet „dem Menschen eine sehr strenge Rache und Bestra„fung." *).

Ich hörte noch eine Menge anderer Gründe über diesen Gegenstand, ehmals von gedachten Gottesgelehrten anführen, aus Veranlassung eines besondern Falles dieser Art; enthalte mich aber für diesmahl, hier mehr davon zu Papier zu bringen.

Was die Welt betrifft, so sind sie vor dieser freilich ganz unstreitig strafbar. Denn es bedarf nur eines oder zweyer Feigherzigen in einer Schlacht, die beim ersten Angriff in Furcht gerathen und fliehen und schreyen: „Es sey alles verlohren", so laufen alle andere

re erſchrocken davon und es entſteht eine große Niederlage, worüber die ganze Schlacht verlohren geht. Thun die General-Anführer oder auch andre geringere Officiers etwas dergleichen, ſo iſt es noch ſchlimmer; denn jeder folgt dem Beiſpiel ſeines Vorgeſetzten, wie man das bei mehrern Schlachten in unſern Tagen erlebt hat. Und geht eine ſolche Schlacht verlohren, ſo iſt es vielleicht um das ganze Reich, und den ganzen Staat eines Fürſten, für den ſie geliefert wurde, gethan.

Eben ſo verhält es ſich mit denen, denen das Commando in Veſtungen und wichtigen Städten anvertraut iſt, wenn ſie ſolche aus Furcht und Feigherzigkeit übergeben, indem es oft nur eines gut vertheidigten und gehaltenen Platzes bedarf, um die ganze Macht eines großen Kaiſers oder Königs aufzuhalten und zu vereiteln, wie z. B. der Herr von Guiſe die Macht Kaiſer Karls des Großen vor Mez, deſſen Einnahme ſehr nachtheilige Folgen für Frankreich gehabt haben würde. Solche und eine Menge anderer Gründe führen die Großen für die Beſtrafung in ſolchen Fällen an, ſo daß ich nicht fertig werden würde, wenn ich ſolche alle hier aufzählen wollte.

Darum ließ der große König Franz den Capitain Franget beſtrafen und degradiren, weil er Fontarabien ſo unverantwortlich übergab, nachdem es Herr du Lude ſo gut und ſo lange erhalten und vertheidigt hatte. Der König Heinrich ließ ebenfalls den Herrn von Nervin wegen Boulogne beſtrafen. Indeſſen wurde er dennoch nach ſeinem Tode gerichtlich für unſchuldig erklärt. Ob er mit Recht oder Unrecht gelitten hatte, darüber ſtritt man ſich lange Zeit.

Fer-

Ferner wurde der Capitain Salignac wegen dem Castelet zur Strafe gezogen; dieser hatte indessen blos Gefängniß und Schimpf auszustehen und rettete sich, wie man, damahls sagte, durch Gunst des Herrn Connetable. Der Herr Marschall von Strozzy ließ nach seiner Niederlage dem Grafen von Otto den Kopf abschlagen, weil er ohne Noth und ohne Schwertstreich aus bloßer Feigherzigkeit die Stadt Lusignano in Toskana übergeben hatte. Ebenso ließ er den Fähnrich von der Compagnie Miranda aufknüpfen, weil er am Tag seiner Schlacht zuerst den Rücken gekehrt und die erste und vornehmste Ursache des Verlusts dieser unglücklichen Schlacht gewesen war, denn er machte die Spitze der Schlachtordnung, und weil er linksum machte, sprengte die ganze Cavallerie auseinander, worauf der gänzliche Verlust der Schlacht erfolgte.

Unser letzter König Heinrich der Dritte ließ auf Anliegen der Königinn Mutter den Herrn von Saint-Souline gefänglich einziehen, weil er seinen General, den Herrn von Strozzy, zu Sanct Michael und zu Tercera nicht unterstürzt hatte; sein Prozeß war schon gemacht und er in Gefahr des Todes, wenn ihm nicht die Gunst seiner Freunde zu statten gekommen wäre, mit deren Hülfe er sich reinigte.

Ich habe von dem Herrn Admiral le Grand gehört, daß wenn er denjenigen warm gehalten hätte, der im dritten bürgerlichen Krieg auf eine bloße Aufforderung das Schloß Lusignan, den stärksten Platz in Frankreich, übergab, er ihn hätte um den Kopf bringen können; und doch sah ich diesen Mann nachher ein Gesicht schneiden, als wenn er sich ein ganzes Jahr darinn gehalten hätte; wobei gedachter

Herr

Herr Admiral sagte, „man hätte ihm eigentlich dieß „thun sollen, um denen zum Beispiel zu dienen, wel„che, da die Ehre nicht stark genug ist, sie zu einem „rechtschaffnen Verhalten zu vermögen, durch Furcht „vor der Strafe, oder Schande oder Degradirung „dazu angehalten werden müsten.“

Man sagt auch, es gehe keine Tapferkeit und Entschlossenheit über die eines Feigherzigen, wenn man sie ihm einmal recht und stark in die Seele gepfropft habe. So wie ich denn deren zween oder drei in meinem Leben gesehen haben, die so sehr feigherzig waren, daß sie lieber jeden Schimpf und Beleidigung auf sich sitzen ließen, als daß sie sich mit ihren Feinden geschlagen hätten: die aber, nachdem man lange genug in sie hineingeschrien und ihnen Herz in den Leib gestopft hatte, so beherzt wurden, daß sie Wunder der Tapferkeit thaten und ihre Feinde besiegten; gerade wie man bei einer Kanone oder einer Büchse sieht, die, wenn der Pfropf bei ihrer Ladung stärker aufgestoßen ist, stärker schlägt, als wenn sie nur leicht geladen ist. Es giebt mehrere von dieser Gemüthsart, die von Natur nicht sehr kühn noch tapfer sind, die aber gedrängt, getrieben, geprellt und gezwungen seyn wollen, und alsdann den Teufel im Leib haben.

Wahre herzhafte Thaten entspringen indessen doch nur aus dem natürlichen Ehrgefühl. Darum lobe ich sehr jene Aegyptier, welche, nachdem ihnen ihre Philosophie die Unsterblichkeit der Seele lange genug vorgepredigt, und sie mit diesen Gedanken berauscht hatte, davon so entzückt und begierig wurden, die Wirklichkeit hievon selbst zu erfahren, daß die meisten derselben, die dummen Tröpfe! sich umbrachten, um dahin zu gelangen, so daß das Land in Gefahr war,

bei-

beinahe ganz entvölkert zu werden, ohne daß man ein Mittel ausfindig zu machen wußte, sie davon abzubringen, bis man endlich ein Gesetz gab: wer sich ferner selbst umbringen würde, solle sogleich aufgehenkt werden und dem Volk zum schändlichen Schauspiel dienen, worauf denn diese Thorheit nachließ. Was alle Drohungen und Verbote nicht zu bewirken vermocht hatten, bewirkte die Furcht vor der Schande.

Die Spanier, die sich sehr gut aufs Kriegswesen verstehen, lassen ebenfalls diejenigen stark bestrafen, die sich Feigherzigkeit zu Schulden kommen lassen, wie der Herzog von Alba und Alvaro von Sando die vornehmste Officiers aufknüpfen ließen, die dem Marschall von Brissac Montecalvo zur Unzeit übergeben hatten und — in Flandern einige der Vornehmsten vom Regiment Sardinien, die an der Niederlage des Grafen von Arenberg Schuld waren.

Noch eine Menge anderer Beispiele giebt es. Ich rede hier nicht einmahl von den Türken, die es gewohnt sind, bei jedem Fehler sogleich den Kopf zu verlieren, ja ihn sogar selbst dem Großherrn hinzutragen, um ihn ihnen abschlagen zu können.

Der
Herr von Montluc

Ich kehre zu meinem eigentlichen Gegenstand dem Herrn von Montluc zurück ohnerachtet sein Buch, das er selbst geschrieben hat, ihn genug erhebt, indem es so viele schöne Thaten erzählt, die

die er zu seiner Zeit verrichtete, daß es im Grund ein Ueberfluß ist, noch mehr davon zu schreiben. Doch, da ich mehrere große Officiers ihn darüber tadeln hörte, daß er sich so sehr lobe, wie wenn man meynen sollte, er habe in den Kriegen, wo er sich befand, alles allein gethan und die andern nichts, da es so gar augenscheinlich unmöglich sei, daß er so viel gethan habe; So will ich hier zeigen, daß er recht gut dieß alles, oder doch zum Theil gethan haben kann, was er von sich anführt. Er war ein Gascogner, brav, tapfer und hitzig und wer von dieser Art ist, der kann nicht anders, als sich jederzeit wacker halten, wenn er nicht auf halbem Wege umkömmt. Ich will hierüber das Zeugniß des Herrn von Guise des Großen anführen aus Gelegenheit einer Erzählung, die ich von ihm zu machen habe, und die ich selbst mit anhörte.

In den ersten bürgerlichen Kriegen waren die Herrn von Caumont vier Brüder von der reformirten Religion, jedoch nur heimlich, und ohne die Waffen zu führen, wie die meisten thaten, die daher Realisten-Hugenotten genannt wurden, da man hingegen die andern die Memmen nannte, und sie mit weit ungünstigern Augen ansah, als die Bewaffneten, welche im Feld standen. So stark ist die Kraft der Tapferkeit, vermöge deren sie sich durch sich selbst Achtung erwirbt.

Diese vier Brüder nun begünstigten die Hugenotten sehr und gaben ihnen Zuflucht in ihren Häusern, von wo aus immer mancherley Muthwillen verübt wurde. Aufgebracht darüber nahm der Herr von Montluc, wie er auch in seinem Buche erzählt, eine Untersuchung darinn vor, worauf der ältere Herr von Caumont nach Hof kam, um sich darüber beim König

und

und der Königinn zu beschweren, ihn als den gröſten Räuber, Freibeuter und Mordbrenner abzuschildern, und Genugthuung deswegen zu fordern. Ihre Majestäten verschoben diese immer von einem Tag zum andern, bis endlich der Herr von Guise nach der Schlacht bei Dreux nach Blois kam, um dem König die Hände zu küssen, welcher ebenfalls dahin gekommen war.

Als nun der Herr von Guise mit einer Menge alter Officiers, groſten und andern Cavaliers öffentlich an seiner Marschalls-Tafel speiste, so kam auch dieser Herr von Caumont der ältere, welcher endlich zu ihm sagte, „er möchte gern ein Wort mit „ihm reden, wenn es ihm gefällig wäre." Der Herr von Guise, der schon etwas vermuthete, stand auf und sagte zu ihm: „ob es etwas wäre, das jedermann wis„sen dürfte, oder etwas, das er ihm insgeheim ver„trauen wollte." Da nun jener ihm zur Antwort gab: „er mache sich nichts daraus, wenn es auch jederman „wisse und höre," so trat der Herr von Guise ins Fenster im Saal und sagte zu den Anwesenden: „Treten „Sie nur näher, meine Herrn;" worauf er den Herrn von Caumont ganz gefällig anhörte.

Dieser fing denn an, von ihm, als Lieutenant de Roy, Genugthuung zu verlangen, und den Herrn von Montluc so schwarz abzumahlen, als ihn lüstete, besonders ihn auf mancherlei Art zu schimpfen, wegen seiner Räubereien, Brandschatzungen, Plünderungen, Mordthaten und Grausamkeiten.

Der Herr von Charry, welcher mit dabei stand, konnte sich nicht länger halten, und sagte: „Mein „Herr von Caumont, ich bin hier, um den Herrn von „Montluc zu vertheidigen, und versichere, daß

„aus

„aus dem Hauſe Caumont, als ich mit meinem Re„giment vorübermarſchirte, zweimal ſieben bis acht „Schüſſe nach uns gethan wurden, die mir von mei„nen Leuten welche tödteten und verwundeten.“

Als der Herr von Caumont hierauf antworten wollte, ſagte der Herr von Guiſe ſchnell zu Charry: „Schweigen Sie Charry. Ich weiß ſelbſt die Vertheidigung eines rechtſchaffenen Mannes und königlichen „Dieners, wie Montluc, in ſeiner Abweſenheit zu „führen; fahren Sie fort, Herr von Caumont.“ Nachdem nun dieſer ferner eine Menge Verleumdungen gegen den Herrn von Montluc vorgebracht und Genugthuung von ihm verlangt hatte, ſchwieg er endlich; worauf der Herr von Guiſe blos antwortete: „Ich „wundre mich ſehr, Herr von Caumont, wie Sie we„gen einer Sache Genugthuung verlangen mögen, „wovon doch der ganze Grund in Ihrem Betragen „liegt, und die Schuld alſo Ihnen ſelbſt zur Laſt fälle, „wie der König und ich recht gut wiſſen. Die ganze „Genugthuung, die der König Ihnen hierinn geben „könnte, würde darinn beſtehen, daß er über Sie ſelbſt „die Strafe verhängte, welche Montluc wiederfahren „müßte, wenn man Ihnen glauben und folgen wollte. „Eben ſo erſtaune ich, wie Sie es wagen können, ihm „ſo viel Uebels nachzureden, da er doch ein ſehr guter „Diener des Königs iſt, wie er jederzeit bewieſen hat, „und als einer der beſten und bravſten Offiziers in ſeinem Reich im Dienſt der Könige, ſeiner Herrn, „mehr Ströme Bluts fließen machte, als Sie, und „Ihre drei Brüder, Tropfen. Denn jeder weiß, und „es hat ſich auch ausgewieſen, daß Ihr Degen da an „Ihrer Seite und die Mordgewehre Ihrer Brüder nie „einem Menſchen zur Ader gelaſſen haben. Der ganze „Unterſchied zwiſchen dem Herrn von Montluc und

„Ihnen besteht darinn, daß er grosse — und Sie „schlechte Verdienste haben, und daß Sie reicher „an Geld, als er, er hingegen reicher an Ehre, als „Sie sind. Darum hätten Sie sich schämen sollen, „alle die hier vorgebrachten Verleumdungen gegen ihn „vorzubringen; und — — hüten Sie sich ein ander„mal vor dergleichen." Damit brach der Herr von „Guise ab und gieng zur Königinn.

Unter den drei Brüdern des Herrn von Caumont verstand er den Herrn Abt von Clerac, der nach dem Tod seines Bruders den langen Rock verließ, dafür zum Degen griff und die Frau Marschallin von Saint-André heirathete, auch übrigens ein sehr wackrer Cavalier war. Der andre war der Herr von Feuillet, mit der Frau von Brisambourg in Xaintonge vermählt, ebenfalls ein wackrer Cavalier; der dritte war der Herr La Force, der sich zum zweitenmal mit der Wittwe meines Onkels des Herrn de la Chastaigneraye vermählte, dem er zwar an Vermögen glich, aber an Tapferkeit, Muth und schöne Thaten sehr ungleich war; — sonst übrigens ein sehr umgänglicher Mann. Er wurde bei dem Pariser Blutbad nebst seinem ältern Sohn ermordet. Des Mords wurde ihre Halbschwester die Frau von Archant ungerechter Weise beschuldigt. Derjenige von seinen Söhnen, der noch jezt lebt, wurde für todt bei ihm liegen gelassen und flüchtete sich ins Arsenal zu dem Herrn Marschall von Biron. Es wäre sehr Schade um ihn gewesen; denn er ist ein sehr wackrer Cavalier und hat es, ohnerachtet er Hugenot ist, dennoch bei seinem Könige sehr hoch gebracht.

Man wunderte sich sehr über die Reden, welche der Herr von Guise bei dieser Gelegenheit gegen den

Her-

Herrn von Caumont führete; denn er war sonst nichts weniger als beleidigend, und sagte es auch selbst am Abend: „er habe wider seinen Willen und gegen seine „Gewohnheit so gesprochen; es habe ihn aber sehr ver„drossen, einem so rechtschaffenen Mann, wie der „Herr von Montluc, so übel nachreden zu hören, und „darum sey er von seiner sonstigen Gewohnheit abge„wichen."

Andre verwunderten sich ebenfalls über den Herrn von Caumont, daß er, nachdem der Herr von Guise ihn so sehr herunter gemacht hatte, ihn dennoch, als er gleich darauf sich zu Pferd sezte, um zur Belagerung von Orleans abzugehen, eine ganze Meile weit begleitete, und ihm beim Abschied versicherte: er sey sein unterthäniger Diener; wofür der Herr von Guise ihm höflich dankte.

Als er von hier nach Blois zurückritt, begegnete er eine Viertelmeile nachdem er den Herrn von Guise verlassen hatte, dem Capitain Hautefort nebst einer Menge andrer Officiers, die dem Herrn von Guise folgten. Gedachter Hautefort zog sogleich den Degen und gab ihm einen starken Hieb über den Kopf; und zwar deswegen, weil, obgleich Caumont es läugnete, aus seinen Häusern Antheil am Krieg genommen worden sey, da Hautefort, wie auch Charry gesagt hatte, behauptete, daß man von dort heraus ihm welche von seinen Leuten im Vorüberziehen verwundet habe. Der Herr von Caumont sagte nachher, er sey heimtückischer Weise verwundet worden, was aber Hautefort läugnete. Daraus entstanden denn über den Hieb sowohl, als über die Reden solche Händel, daß endlich Hautefort den Caumont in seinem Hause ermordete, vermittelst eines Verständnisses

mit dem Capitain La Pezie, einem sehr tapfern beherzten Soldaten aus Perigord.

Dieß war also der gute Dienst, den der Herr von Guise dem Herrn von Montluc leistete, indem er sich solchergestalt in seiner Abwesenheit seiner annahm. Auch liebte er ihn sehr; nur hielt er ihn für zu wunderlich und unleidlich, und sagte: wer ihn lieb behalten wolle, müsse nicht viel mit ihm umgehen. Er diente indessen in den ersten bürgerlichen Kriegen dem Könige sehr gut. Auch machte er sich ein hübsches Stück Geld dabei, und da er zuvor nicht viel gehabt hatte, fand er beim Schluß des Kriegs seine guten Hunderttausend Thaler in Casse. Deswegen war ihm denn auch, wie man sagte, nicht sehr an gänzlicher Ausrottung der Hugenotten gelegen, indem er die Maxime hatte: man müsse einen Baum, welcher gute und schöne Früchte bringe, nie gänzlich abhauen oder ausrotten.

In diesem Krieg bewies er sich sehr grausam, und, sagte man, er und der Baron des Arrets wetteiferten mit einander, wer es dem andern hierinn zuvor thun könne; denn der Baron als Hugenot verfuhr ebenfalls sehr unmenschlich gegen die Catholiken. Auch sagte man ferner, er erziehe seine Kinder hiezu von Jugend auf, und gewöhne sie, im Blut zu baden, was der ältere, der hernach catholisch wurde, in der Bartholomäus Nacht nicht schonte; so wie auch ein andrer jüngerer Bruder, welcher königlicher Page war. Der ältere starb bei der Belagerung von La Rochelle, unter heftigen Gewissens-Bissen über das viele Blut, das er vergossen hatte.

Digreſſion
auf den
Baron des Adrets.

Manche ſtellten damals eine Vergleichung an zwiſchen dieſem Herrn von Montluc, und dem Herrn des Adrets, welche, beide ſehr brave und tapfre Männer waren, beide ſehr wunderlich, beide ſehr grauſam, beide Waffen-Gefährten voneinander von Piemont her, beide ſehr gute Officiers. Denn ſo kurze Zeit auch der Baron um der Religion willen die Waffen trug, ſo führte er dennoch ſehr ſchöne Kriegsthaten aus. Er machte Lyonnois, Foreſt, Vivarez, Auvergne, Dauphine, Languedoc, Provence, kurz das ganze Land jenſeits zittern. Man fürchtete ihn mehr, als Hagelwetter im Saatfeld; ſo daß man zu Rom in Furcht ſtand, er möchte Schiffe ausrüſten und ſo zur See einen Beſuch daſelbſt abſtatten. So allgemein hatte ſich ſein Ruhm, ſein Glück und ſeine Grauſamkeit verbreitet und bekannt gemacht. Auch war das nachtheiligſte, was er bei dieſem Ruhm thun konnte dies, daß er ſeine Laufbahn nicht bis ans Ende unwandelbar verfolgte, ohne zu einer andern Parthey überzutreten. Sich gegen ſeine erſtere Parthie zu empören, bekam ihm ſehr übel. Denn als er ſo wankte, wurden ſeine Abſichten entdeckt und er von dem Herrn von Montbrun, Mouvans, Saint-Auban und andern ſeiner Kriegs cammeraden gefangene genommen, die ihm bis dahin alle gehorcht, und ſeiner

Tüchtigkeit wegen sich seinen Befehlen unterworfen hatten. Hier war nun das Ziel seiner Ehre; denn von dieser Zeit an that er nie für die katholische Parthey die Thaten, die er sonst für die hugenottische verrichtet hatte. Und so ist das Glück einigen Subjecten günstiger, als andern.

An Grausamkeit übertraf Adrets den Herrn von Montluc, wärs auch nur um der einzigen Unmenschlichkeit willen, die er bei dem Thurm von Montbrison verübte, worinn er hundert bis hundert und zwanzig Soldaten und andre Leute auf Kapitulation und auf sein Ehrenwort gefangen bekommen hatte, die er nachher alle von der Höhe herabstürzen und so ermorden ließ. Dieß ist Thatsache. Sie entschuldigten sich beide damit, da man ein wenig grausam seyn müsse, und im Krieg dieß erlaubt sey.

Hätte dieser Baron für den König gethan, was er für die Hugenotten that, so wäre er Marschall von Frankreich worden, wie ich von der Königinn versichern hörte, so gut, als der Herr von Montluc, der es wegen der großen, dem Reich und seinen Königen geleisteten Dienste, zu Lyon wurde, als der König aus Pohlen zurückkehrte, und, mehr zum Krieg als zum Frieden geneigt, den Marschall von Rez nach seinem Gouvernement Provence schickte, um dort den Krieg zu betreiben und den Herrn von Uzes in gleicher Beschäfftigung in Languedoc zu unterstützen. Der Herr Marschall von Bellegarde, der es kürzlich erst geworden war, wurde ebenfalls nach Livron in Dauphiné geschickt. Beide aber verrichteten eben keine grossen Heldenthaten. Der Marschall von Montluc in Guyenne, auf dessen Tapferkeit und ehmahlige schöne Thaten der König sich verließ, glaub-

te,

te, er würde in einem Augenblick alle Hugenotten dort ausgerottet haben, wie er denn auch in der That versprochen hatte, alle mögliche Grausamkeit, und mehr als je, dort auszuüben. Das Herz war wohl noch unverändert und lebhaft bei diesem wackern Greis; allein jener tapfre Arm und jene schöne ehmahlige Stärke gebrachen ihm so sehr, daß, als der König zwölfhundert Reuter und das Regiment des Herrn von Bussy, das sich auf zweitausend Mann der besten Truppen belief, dahingeschickt hatte, er sich entschuldigte, sie zu übernehmen und überhaupt den Krieg zu führen, indem sein Alter und seine geschwächte Gesundheit es ihm nicht gestatteten.

Der König gab den Auftrag meinem Bruder; als aber dieser dem König recht gut zu dienen gedachte, empörte sich das Regiment des Herrn von Bussy unter der Hand durch die Ränke seines Obersten, welcher unzufrieden war, daß man ihn bei Hof beinahe ermordet hätte. Da dieser sah, daß Monsieur nur auf eine günstige Gelegenheit warte, den Hof zu verlassen, um die Waffen zu ergreifen, so hatte er seine Maasregeln so genommen, daß dieß ganze Regiment ein Complott gemacht hatte, in einer Nacht alle Reuter zu ermorden und zu plündern. Dieß ganze Complott gieng durch die Hände des Herrn von Saint-Seval, eines großen Günstlings des Herrn von Bussy, der nachher zu Antwerpen erschlagen wurde, und übrigens ein sehr wackrer und geschickter Kriegsmann war. Allein der Stabs-Wachtmeister, der einäugige Capitain Page genannt, verrieth das schlimme Complott meinem Bruder, der es den Reutern und Officiers entdeckte. Diese wurden darüber so erbost und aufgebracht, daß sie das ganze Regiment auf dem Marsch in Stücken hauen wollten; was aber mein

Bruder nicht zugab, sondern ihnen ausredete, indem er, um sie zu befriedigen und allen unangenehmen Folgen zuvor zu kommen, die vornehmsten Officiers als Anstifter der Unternehmung, wie den Capitain Vintanille, den Capitain Maigret, den Capitain Lacoste, und vier bis fünf andre, gefangen nahm und sie an den Herrn von Montpensier auslieferte, dem der König das Commando über jene Truppen alle übertragen hatte; denn Monsieur hatte schon Paris verlassen und war bereits bewaffnet ins Feld gerückt. Indessen widerfuhr ihnen weiter nichts, als daß sie einen Monat im Gefängniß zu Poitiers sitzen mußten; und ich bat die Königinn, sie wieder daraus zu befreyen auf Bitten meines Bruders, der hierinn nichts um seines eigenen sondern um des königlichen Interesse willen suchte.

Die andern Officiers und Soldaten, nachdem sie meinem Bruder für die Erhaltung ihres Lebens gedankt hatten, giengen auseinander, der eine dahin, der andere dorthin. Einige suchten wieder ihren Obersten auf, andre auch nicht; denn es hatte auch welche darunter gegeben, die gar nicht damit einstimmig, sondern ihrem König getreu gewesen waren. Und darum wurde auch gedachter maßen mein Bruder gelobt, daß er nicht dieß ganze Regiment hatte zusammen hauen lassen. Es wurde nachhher dem Herrn von Lancosme übertragen wurde, einem braven Cavalier, den der Herr von Bussy aus Neid und Zorn einst überfiel, und ihm einige Leute niedermachte. Darunter befand sich auch gedachter Capitain Page, welcher gefangen genommen und vor den Herrn von Bussy geführt wurde, der ihn, so bald er ihn erblickte, hundertmal einen Verräther und Treulosen nannte, und ihn niederstechen wollte, was jedoch einige anwesende Officiers verhinderten und der Capitain Page selbst da-

dadurch abwendete, daß er ihn bei der Person, die ihm am theuerſten ſey, beſchwor, ihm das Leben zu ſchenken. Dieß griff ihm ans Herz und er ſagte: „So „gehe denn, und ſuche überall die ſchönſte Prinzeſſin „und Dame von der Welt; wirf dich ihr zu Füßen „und danke ihr und ſage ihr: Buſſy habe dir, ihr zu „lieb, das Leben geſchenkt.“ Dieß alles geſchah alſo.

Ich habe dieſe Digreſſion gemacht, um zu zeigen wie der Herr von Montluc ſich mit ſeiner Unpäßlichkeit entſchuldigte, daß er das Commando nicht übernehmen könne, und dieß andern überließ, und ſich von dieſer Zeit an nicht weiter mit dem Krieg befaßte. Zwei Jahre darauf ſtarb er auch in ſeinem achtzigſten Jahr bei vollkommenem Verſtand. In ſeinem einundſiebenzigſten Jahre war er durch einen Schuß an der Naſe verwundet worden, als er ſelbſt Rabaſtain ſtürmen half und dabei noch ſo jung that, als in ſeinem zwanzigſten Jahr. Welch edler Muth, der ſich nie legte! Ich hörte ihn hiebei verſichern, wenn er dieſe Wunde nicht gehabt hätte, welche ſehr ſtark war, ſo hätte er ſich bis auf ſein hundertſtes Jahr für unüberwindlich gehalten. Dieſe Wunde aber hatte ihn ſehr mitgenommen und ſeine Geſundheit ſtark untergraben. Er ſagte dieß zu dem Herrn von Guiſe eines Abends bei der Belagerung von La Rochelle, was ich doch hier erzählen muß, weil es ein drollichtes Geſchichtchen iſt.

Es war am Abend und in der Nacht, da wir anfiengen, die Schanze Saint-Martin aufzuwerfen, welche ſo genannt wurde, weil der Capitain Saint-Martin Brichanteau ſie mit vier Compagnien, die er unter ſich hatte, beſetzt hielt. Als man daran arbeitete, erſchien ein Soldat, ein Gaſcogner, auf dem

Wall, wo er bei Mondschein einigermaßen zu erkennen war, fieng an in seinem Gascognischen Dialect herab zu wälschen, und fragte: „Ob nicht einer aus „seinem Lande da sey, mit dem er reden könnte?" Alle Prinzen und Herrn hatten, in der Meinung, daß der Feind einen Ausfall machen würde, um die Arbeit zu stören, ausdrücklich verboten, man sollte mit niemand reden noch antworten. Allein dieser Freund plauderte und fragte so unaufhörlich, daß ich endlich, da ich mich bei dem Herrn von Guise befand, zu diesem sagte: „Er möchte le Berget einen wackern „Mann unter den unsrigen, der noch nicht Officier „war, mit ihm reden lassen; denn dieser würde wohl mit ihm im Reden fortkommen und wir viel Lust dabei haben."

Sie fiengen also an, einander zu begrüßen und sich in Reden mit einander zu messen; denn der aus der Stadt sprach sehr gut, immer aber sein Gascognisch. Nach einigen vorläufigen kleinen Witzeleyen fragte er ihn, was wir denn da bauten, obs nicht der Babylonische Thurm sey? Diese Rede schien uns, zum wenigsten einigen von uns, von übler Vorbedeutung für unsre Belagerung, daß solche in Verwirrung gerathen und wir nichts dagegen ausrichten würden, weil zu verschiedene Sinnesarten und Meinungen unter uns waren. Wir führten nachher oft die prophetische Rede dieses Soldaten unter uns an, die er, durch irgend eine besondere göttliche Schickung getrieben, vorgebracht hatte.

Nachher fragte er „was für Herrn und Prinzen „die Belagerung commandirten und ob der Herr von „Montluc auch dabei wäre?" Als der andre ihm dieß bejahte, sagte er ferner: „Und wie gehts denn „der

„der Naſe von Rabaſtain?“ Der andre antwortete ihm: ſie befände ſich recht gut und ſey noch munter genug, um allen Hugenotten zu Leibe zu gehen, wie ſonſt. „Ach! antwortete jener, immer in ſeinem „Gaſcogniſch: Wir fürchten ihn nicht mehr in ſeinem „Naſen-Futteral.“ Denn der wackre Mann trug immer eins, wenn er zu Feld war, damit Froſt und Wind ihm ſeine Naſe nicht noch ärger zurichten möchten. Er fuhr ferner fort, und lobte gar ſehr den Herrn von Guiſe, weil er, nachdem er ſeinen Feind den Herrn Admiral, aus der Welt geſchafft hatte, zufrieden geweſen ſei, und ſich nachher gegen einige Hugenotten in der Bartholomäus Nacht ſehr menſchlich bewieſen und ihrer mehrere gerettet habe. Auch den Herrn von Longueville lobte er ſehr, ließ ſich darauf auf die Veränderlichkeit des Glücks und der Dinge in der Welt ein, und ſagte: „Ganz kürzlich hatten „wir noch den König von Navarra, jetzt iſt er euer: „Wir hatten den Prinzen von Conde, jetzt iſt er euer; „noch mehr, wir hatten die Carraque, jetzt iſt ſie eu„er. Welcher Glücks-Wechſel!“—

Dieß alles ſagte er ſo naiv in ſeinem Gaſcogniſchen Dialect, daß, wenn ich es ſo recht herſetzen könnte, wie er es ſagte, es gar artig laſſen müßte. Dieſes Carraque war ein Venetianiſches Schiff, das ſchönſte und größte, das man ſehen konnte, denn es hatte zwölf bis dreyzehnhundert Tonnen und war dabei ein ſehr ſchneller Segler. Der Capitain Sore, ein Normann, einer der beſten Seeleute des Herrn Admirals, die damals, ja ſelbſt nachher noch zu finden waren, hatte es in der Meerenge von Gibraltar auf dem Weg nach England angetroffen. Es war damals mehr zum Kauffarthei-Schiff, als zum Kriegs-Schiff ausgerüſtet und wurde nach La Rochelle und Brouage gebracht,

wo es gegen die Hugenotten sehr zur Einnahme behülflich war, indem auf den weiten und sehr großen Mastkorb einige Stücke geschafft wurden, welche denen, die die Bresche vertheidigten, großen Schaden zufügten.

Es wurde nachher ganz entwaffnet und im Hafen gelassen, indem man es sehr brauchbar dazu fand, die Einfahrt zu verhindern, wo es durch die Galeeren vorgezogen, auf den Strand geführt, halb versenkt und mit einigen Feldstücken besetzt wurde, welche die Einfahrt sehr erschwerten und uns sehr gut zu statten kamen, den Hafen zu sperren, so daß nur zwo Barken hineinkamen, die der Capitain Arnaud ein guter Seemann mit Pulver hinein brachte, das denen in Rochelle sehr zu gut kam, da sie stark Mangel daran litten.

Nun wird man also das Lächerliche der Vergleichung einsehen, die dieser Soldat zwischen dieser Carroque und den beiden großen Prinzen zog, worüber einige sich entrüsteten, andre lachten.—Die ganze Unterredung zwischen diesen zween Soldaten dauerte sehr lange und gewährte den Umstehenden viel Lust; dabei fielen immer von beiden Seiten von Zeit zu Zeit gute Schüsse, wobei einer dem andern zurief, er sollte nichts fürchten, es seien keine Kugeln drinn, sondern bloß Lustsalven; es waren aber wohl welche drinn, und zwar gute, die uns tüchtig um die Ohren pfiffen.

Ich weiß, daß viele sagen werden—ich bringe fade Histörchen bei, die ich wohl unterlaßen könnte; dies mag wohl sein für manchen, nicht aber für mich, dem es bloß darum zu thun ist, das Andenken daran in mir zu erneuern, und mir eine Lust damit zu machen.

Fortsetzung
von dem
Herrn von Montluc.

Um noch einmal auf den Herrn von Montluc zurück zu kommen, so that er bei dieser Belagerung sehr gute Dienste; denn er verstand sich vorzüglich gut auf Belagerungen, weil er mehreren beigewohnt hatte, also viele Erfahrung hierinn besaß. Demohnerachtet wurde trotz aller der vielen Mühe dennoch die Stadt dießmal nicht erobert Ich werde zu seiner Zeit sagen, warum dieser wackre Mann im Kinderbekommen sehr glücklich, sehr unglücklich aber im Erhalten war.

Sein ältester Sohn Mark Anton war ein braver und tapferer junger Mann, der bei dem Sturm auf Ostia bei Rom umkam. Er war als Page der Frau von Guise, nachherigen Frau von Nemours, erzogen worden, die ich auf einen so vortreflichen Zögling stolz sah.

Der andre war der Capitain Perot, ebenfalls sehr tapfer, muthig und ehrgeizig. Er kam auf der portugiesischen Insel Madera um, als er sie mit Gewalt und Sturm erobert hatte, und das Schloß bestürmen wollte, wo er eine Schuß-Wunde bekam, an der er starb und dort begraben wurde. Die Franzosen, welche dabei waren, kehrten zurück, wurden aber sehr getadelt, daß sie seinen Leichnam dort gelassen

lassen und nicht mit genommen hatten; denn nach ihrem Abzug gruben ihn die Portugiesen wieder aus und nahmen eine Menge schändlicher Dinge und Beschimpfungen mit ihm vor, mit ihm, dem sie zuvor nicht ins Gesicht zu sehen gewagt hatten. Die Franzosen hielten sich ein wenig zu lange mit Beute machen und Plündern auf und vergaßen dabei die Erhaltung der Ehre des Leichnams ihres Generals.

Ich war damals just bei Hof und so eben von dem Hülfszug nach Maltha zurückgekommen, als die Nachricht hievon daselbst anlangte. Viele tadelten darüber mehrere französische Officiers, die sich freylich hier nicht so betragen hatten, wie jene braven spanischen Officiers und Soldaten, welche die Leiche ihres Herrn von Bourbon mit sich nahmen, als sie von Rom abzogen, und solche voll frommer Achtung nach Gayetta in Sicherheit brachten.

Hätte Capitain Perot das Leben behalten, so würde er große Dinge gegen Spanien, und Portugall ausgeführt und diesen Staaten viel Abbruch gethan haben; denn er hatte sehr große Entwürfe im Kopf, die alle darauf abzielten. Er erzählte mir einige davon, als ich nach Spanien gieng und ihn auf der Durchreise zu Bayonne sprach, wo er zwei schöne Fahrzeuge ausrüsten ließ. Man sagte mir viel von ihm und erwartete ihn in Spanien und Portugall in guter Andacht, wenn er damals hingekommen wäre, um ihm einen Stoß zu geben. Er verzögerte aber seine Reise beinahe ein ganzes Jahr; denn wer dergleichen Unternehmungen ausführen will, muß entweder selbst gut bei Mitteln oder von einigen Grossen unterstützt seyn. Sonst ist es nicht von Dauer und er kann es nicht aus-

aushalten. Ich weiß wohl, was ich ihm bei meiner Zurückkunft aus Spanien und Portugall hierüber sagte, und was man überhaupt auch von ihm urtheilte. Der Herr Vicomte von Orte war dabei gegenwärtig, der uns beide zur Abend-Tafel gebeten hatte, indem ich ihn zufälliger Weise nach sieben Monaten noch daselbst antraf.

Kurz, es war sehr Schade um diesen Mann; denn wie dem auch sey, sein braver Muth trieb ihn zu großen Unternehmungen. Er hinterließ einen Sohn sehr jung, der gegen seinen tapfern Vater nicht aus der Art schlug. Er bewies dieß jederzeit und überall, wo er sich befand, seit er in seiner sehr zarten Jugend anfieng, die Waffen zu führen und noch bei seinem Ende, bei der Belagerung von Ardres, wo er, nachdem er bei einem Ausfall auf die Spanier mehr als ein Cäsar gethan, zwei bis drey Hauptwachen niedergemacht, einen großen Theil der Laufgräben geleert, und einige Stücke in den Graben geschleppt hatte, durch einen Kanonenschuß beide Schenkel verlor und starb. Er stand in solcher Achtung, daß jedermann der Meinung war, wenn er das Leben behalten hätte, so würde der Platz nicht eingenommen worden seyn, wie er es hernach wurde. Ein großer Ruhm für ihn, der ihm zur ehrenvollen Aufschrift auf seinem Grabmahl dient.

Der dritte Sohn des Herrn von Montluc war der Chevalier von Montluc, ein sehr artiger Mann, der schönste und geschickteste von allen, in jeden galanten Uebungen und dabei dennoch so brav und tapfer, als seine Brüder. Der Herr Großmeister schätzte ihn sehr. Als wir dort wieder abzogen, begehrte er seinen Abschied von dem Großmeister, der ihm solchen nicht

ohne

ohne Schwierigkeit gab, da er seine Zeit noch nicht gedient und ausgehalten hatte. Er dispensiete ihn indessen doch und sagte ihm beim Abschied: „Gehen Sie, „machen Sie Ihrem Herrn Vater, dem Herrn „von Montluc, meine Empfehlung, und wenn Sie „in Ihrem Vaterlande sind, so werben Sie mir ein „fünfzig wackre Gascogniſche Cadets an, jung und „muthvoll, wie Sie, um mir solche, wenn ich Ih„nen schreibe, zuzuführen." Solche gute Meinung hatte der Groſsmeister von ihm.

Es gereichte ihm in der Folge keineswegs zum Vortheil, daß sein Vater ihm den Degen nahm, um ihn zum Bischoff zu machen und das Bisthum Condon zu übernehmen, das er nicht gern verlieren, sondern in so guten Händen wissen wollte, indem es sehr viel eintrug. Er besaß es einige Zeit lang, wobei er jedoch sein Herz stets mehr bei weltlichen Dingen als beim Hochamt hatte; bald darauf starb er an einer Krankheit.

Der vierte und jüngste Sohn war Fabian, Herr von Montesquiou genannt. Sein Vater gab ihm den Namen Fabian, meinem seeligen Onkel de la Chastaigneraye zu Ehren, der sein Pathe war, weil sie sehr gute Freunde waren. Dem Herrn von Montluc gieng sein Tod sehr zu Herzen und er veränderte darauf den Namen seines Sohnes, welcher nach dem Namen seines Pathen meines Onkels Franz hieß und gab ihm den, Fabian, weil er bei seinem Aufenthalt in Italien einen jungen Italiesnischen Cavalier gekannt habe, welcher Fabian hieß, und den Tod seines ermordeten Pathen gerächt hatte. So war er wunderlicher Weise der Meinung und Hoffnung, daß dieser Name Fabian seinem Sohn

zu einer guten Vorbedeutung dienen, und er ebenfalls den Tod seines Pathen de la Chastaigneraye rächen würde. Allein dieß erfolgte gar nicht. Denn während das Kind heranwuchs, verlöschte die Zeit, der Vater der Vergessenheit, die Freundschaft und das Andenken an meinen Onkel und Fabian wurde ein großer Freund von dem Herrn von Jarnac. Bisweilen ist es nicht gut, so viel zu versprechen.

Dieser Fabian war, wie seine beyden Brüder, ein sehr wackrer und tapfrer Cavalier und bewies dies in vielen Fällen, wo er sich sehr auszeichnete. Er wurde, wie sein Vater, bei dem Sturm auf Rabastain, stark am Munde verwundet, so, daß er beinahe daran starb; jedoch, er kam wieder davon, bloß mit einer kleinen Verunstaltung am Munde, die selbst wieder verging, so daß er seine erste Schönheit wieder erlangte, denn er war sehr schön und angenehm. Einige Jahre darauf, als der Krieg mit den Hugenotten wieder ausbrach, wurde er getödtet, was gar sehr Schade war.

Er hinterließ zwey wackre, artige und brave Söhne, der eine hieß der Herr von Montesquieu, der andre der Herr von Pompignan; beide sehr brave und tapfre Cavaliers, welche keineswegs aus ihrer edlen Art schlugen. Besonders Schade war es um den Herrn von Pompignan, der in Ungern, wohin er den braven Herrn Herzog von Nevers begleitet hatte, an einer Krankheit starb; ein in der That seiner Tapferkeit nicht würdiger Tod, welche einen ehrenvolleren verdient hätte. Indessen, sein Schicksal wollte es so; was will man machen?

Dieß ist die vortreffliche Nachkommenschaft des armen Herrn von Montluc, die er alle vor sich noch

ſterben ſah. Er war ſehr tief gebeugt, ſeine Kinder ſo gut erzeugt, erzogen und befördert zu haben, und ſie nun alle in ihrem ſchönſten Glück und Alter zu verlieren.

Er hatte zween Brüder, wovon einer der Herr von Lioux war, den man den jungen Montluc nannte, ebenfalls ein braver und geſchickter Cavalier. Noch mehr aber, als die beiden Brüder, war dies der Herr Biſchof von Valence, ein feiner, geſchickter Kopf, ſchlau, liſtig und gefeilt, ſo wohl in Anſehung ſeiner Gelehrſamkeit, als ſeiner Handlungsweiſe. Er hat zuerſt bei den Jacobinern Profeß gethan, wo ihn aber die hochſeelige Königinn von Navarra, welche gelehrte und geiſtreiche Leute liebte, und ihn als ſolchen kannte, aus der Kutte weg und an den Hof nahm, ihn bekannt machte, beförderte, unterſtützte, und bei mehrern Geſandſchaften anbrachte; denn ich glaube, daß kein Land in Europa iſt, wo er nicht Geſandter war und irgend eine große, oder kleine Unterhandlung zu betreiben hatte, bis nach Conſtantinopel, (was ſein erſter Poſten war) Venedig, Pohlen, England, Schottland und anderwärts.

Man hielt ihn anfangs für ein Lutheraner, nachher für einen Calviniſten, obſchon dieß im Grund mit ſeiner biſchöflichen Würde nicht beſtehen konnte; er betrug ſich aber ſehr vorſichtig dabei, und wußte ſich gut zu verſtellen. Die Königinn von Navarra nahm ihn auch deswegen aus dem Kloſter. Doch war er nicht der erſte, mit dem ſie dieß that, denn ſchon ihr erſter Prediger war Jacobite geweſen. Man nannte ihn Bruder Girard, und nachher Meiſter Girard und endlich machte ſie ihn noch zum Biſchof von Oleron.

Damals gab es überhaupt mehrere Bischöfe zugleich, deren Catholicismus verdächtig schien; dieser Herr von Montluc, Bischof von Valence; der Bischof von Uzais aus dem Hause Saint-Geloys, beide von Adel; der Herr von Marillac Bischof von Vienne; der Herr Bischof von Bayonne, ein Limosiner, aus dem Hause du Fraizet, von Adel, der lange Zeit als Gesandter in Deutschland gestanden hatte. Und endlich dieser Bischof von Oleron, Herr Girard *); sämtlich große und gelehrte Männer in jeder Rücksicht!

Für jetzt mag es von diesem guten Geschlechte der Montlucs genug seyn; jedoch muß ich noch folgendes anführen. Als ich einst mit einem großen Feldherrn und Prinzen von dem Buche des Herrn von Montluc sprach, so lobte er ihn zwar sehr, in Ansehung seiner Tapferkeit, seiner Einsichten und seiner schönen Kriegsthaten. Jedoch sagte er dabei, sey er etwas zu prahlerisch, wie wohl er sich mehrere Fehler habe zu Schulden kommen lassen: Von diesen entdeckte er mir zween sehr starke, die er bei der Belagerung von Siena begangen hatte.

Der eine bestand darinn, daß er es hartnäckig aufs Aeußerste ankommen ließ, bis er und seine Leute nicht mehr konnten, was zwar für einen gemeinen Officier und Soldaten eine sehr tapfre und edelmüthige Sache gewesen wäre, nicht aber für einen General und vorsichtigen Kriegsanführer. Denn da der König ihm ausdrücklich durch den Herrn de la Chapelle des Ursins hatte sagen lassen: er solle wohl darauf sehen, daß ers mit der Stadt nicht aufs äußerste kommen lasse, noch sie auf Diskretion übergeben müße, wodurch die Ehre des Königs compro-

mittirt würde, so hätte er sich freilich dabei besser vorsehen sollen; wie er denn selbst bekennt, hierinn gefehlt zu haben.

Denn wenn der Herr Marquis und der Herzog von Florenz eben so grausam und blutdürstig gewesen wären, als sie mild und menschlich waren, oder wenn er es mit andern strengen, harten Feldherrn zu thun gehabt hätte, wie man deren wohl gesehen hat, und wie ein Herr von Lautrec und andre waren, oder mit dem Pabst Julius [a]) so würde der Herr von Montluc und alle Sieneser verlohren gewesen, und ganz zusammen gehauen worden seyn, ohnerachtet er beschlossen hatte, sich noch in der Stadt zu schlagen. Dies war gut, wenn der Marquis seine Noth, seinen Hunger und Mangel nicht gewußt hätte, und sie mit Gewalt hätte erstürmen und einnehmen wollen; allein so, da er sie verlohren und dem Hunger und Untergang ganz nahe wußte, hütete er sich wohl, sich mit verzweifelten Leuten in ein Treffen einzulassen, die er bereits mit dem Strick um den Hals auf Gnade und Ungnade, so gut als in seiner Gewalt hatte.

Darum hätte es Montluc mit sich und seinen Leuten nicht so weit kommen lassen sollen. Er hätte besser daran gethan und mehr Ehre davon gehabt, wenn er, ehe er noch mit dem Hunger zu kämpfen hatte, und so lange er noch bei guten Kräften war, capitulirt, oder irgend eine Unterhandlung darüber eröffnet und zugesehen hätte, was man ihm wohl für Bedingungen zugestehen würde, die er dann nach Befinden entweder annehmen oder ganz den Verzweifelten spielen und einen wüthenden Ausfall auf den Feind machen konnte, indem es nach der Meinung mehrerer großen, ältern und neuern Feldherrn besser ist, etwas zu wagen und

es auf gut Glück ankommen zu lassen, so lange dieß noch helfen kann, als gar nichts versuchen, wo man doch seinen Untergang ganz gewiß vor Augen sieht.

Dieß hätte denn freilich auch der Herr von Montluc thun sollen, so wie zu eben der Zeit der Capitain Bernhardin aus Corsika that, welcher, da er von Andreas Doria in St. Florens auf Corsika nebst andern Franzosen und Italienern belagert wurde, und sich bis aufs äußerste, wo sie mit Hunger und jedem Mangel zu kämpfen hatten, gewehrt hatte, endlich zugeben mußte, daß sie mit gedachtem Fürsten Doria eine Capitulation eingiengen, der ihnen freien Abzug mit Gepäck bewilligte; nur den Capitain Bernhardin ausgenommen, den er schlechterdings ausgeliefert wissen wollte, um alsdann nach seinem Gefallen mit ihm zu verfahren.

Als dieß der Capitain sah und also keine Hoffnung hatte, auf diese Art mit dem Leben durchzukommen, faßte er mit ungefehr dreißig Mann seiner besten, beherztesten Soldaten den Entschluß, einen Ausfall zu wagen und sich durchzuschlagen oder eines schönern Todes zu sterben; was er auch that. Denn nachdem er drey Hauptwachen nach einander angefallen, und überwältigt, und eine Menge Feinde erschlagen hatte, entkamen die Tapfre glücklich, obschon sehr blutig und mit einer Menge Wunden bedeckt und retteten sich meistens dahin, wo der Herr von Termes Lieutenant de Roi stand, der die Tapferkeit und den Muth dieser wackern Leute nicht genug bewundern konnte.

So hätte es auch der Herr von Montluc machen, oder es überhaupt gar nicht so weit kommen lassen sollen, wie mir dieser große Prinz sagte. Denn zur Zeit, da man sich noch wacker rühren konnte, hätten

wahrscheinlich er und die Sieneser eine vortheilhaftere Capitulation und etwas von ihrer ersten Freiheit und ihren alten Gerechtsamen bewilligt bekommen, so wie ich selbst von mehrern wackern Herrn und Damen in Siena versichern hörte, und wie dies auch das Kriegs-Recht mit sich bringt, daß man eher denen, die sich abgearbeitet haben und unterliegen müssen, Gnade und Barmherzigkeit angedeihen läßt, als denen, die noch aufrecht stehen und die Waffen in der Hand haben. Hätte der Herr von Montluc mit Sicherheit auf Beistand von dem König oder dem Herrn von Strozzy rechnen können, so gieng das Gegentheil wohl an und Beharrlichkeit hätte von großem Nutzen seyn und ihnen viel Ehre bringen können; allein so, da er nirgends her etwas mehr zu hoffen hatte, so mußte er der Vernunft Gehör geben, und sich zu einer guten Capitulation entschließen so lange diese noch wohlfeil zu erhalten war. Dadurch würde diese gute Republik in einen weit bessern Zustand und in Freiheit versetzt worden seyn.

Wir lesen, daß jener große Feldherr Marius, als er gegen die Teutonen zu Feld gezogen war, statt sogleich mit ihnen zu schlagen, sich ganz gegen seine Neigung ruhig verhielt und temporisirte, sogar eine Menge Bravaden und Schimpfreden von den Feinden, nebst einer Menge Stichelreden von seinen eigenen Leuten ertrug, welche bitter darüber waren, daß er sie nicht in die Schlacht führte. Er antwortete ihnen aber blos: „Wir sind nicht hier, um „Triumphe, Siege und Ruhm für unsre eignen Per„sonen zu gewinnen, sondern um die Römische Repu„blik und ganz Italien zu retten, worauf ich mehr, als „auf eure muthvolle Forderungen zu sehen habe. Wenns

„Zeit

„Zeit seyn wird zu schlagen, wollen wir schon dazu „kommen.“

Eben so hätte der Herr von Montluc nicht so sehr auf seinen besondern Ruhm, der freilich groß war, als vielmehr darauf sehen sollen, die Republik Siena durch eine nützlichere und anständigere Capitulation zu retten, als die nachherige noch im Grunde blos aus Mitleiden, bewilligte wurde besonders, nachdem er so schöne Treffen geliefert, so schöne Scharmützel gehalten, und eine Menge großer Stürme abgeschlagen hatte, vorzüglich den am Fort Camoglia, wo den Feinden so tüchtig eingeheizt wurde, daß sie zweimal mehr Volk verloren, als wir.

Ja hier war eigentlich der rechte Zeitpunkt, die Unterhandlungen zu eröffnen, und, die Waffen in der tapfern Faust, zu capituliren. Auch würde vielleicht der Feind damals eben so gern capitulirt haben, als sich länger mit so vieler Gefahr und Beschwerde bei Fortsetzung der Belagerung aufzuhalten. So rieth auch der Herr Marschall von Tavannes dem Bruder des Königs nach der Schlacht bei Montcontour, indem er zu ihm sagte: „Wir haben sie tüchtig ge„klopft, jetzt machen sie Frieden.“

Der Herr von Montluc wollte aber nicht dem Rath der Vernunft folgen, sondern es au ſgut Glück ankommen lassen, und dies aus bloßer Ehr- und Ruhmsucht; so wie es auch sonst große Feldherrn gegeben hat, und noch täglich giebt, die einen Zoll breit Ruhm für sich selbst einer ganzen Elle Wohlfahrt und Ruhm für andre vorziehen, sehr verschieden hierinn von dem braven Römer Catulus dem Collegen des Marius im Cimbrischen Krieg.

Solche Generale giebts aber gar nicht mehr, die diesem Catulus gleich eine solche Schande für den General auf sich nehmen wollten; und wer den Herrn von Montluc kennt, brav, tapfer und ehrbegierig, wie er war, der wird leicht mit mir darauf schwören, daß er lieber hätte hunderttausend Tode sterben, als dieß thun wollen, und daß er viel eher die Rolle anderer braven römischen Generals übernommen haben würde, die den Flüchtlingen die Fahne entrissen und sich damit ins Gedränge warfen, wo die Schlacht am hitzigsten war. Es gab und giebt noch täglich eine Menge gemeiner sowohl, als hoher Officiers, welche lieber diese Rolle, als die des Catulus übernahmen und übernehmen würden.

Ich gebe es also jedermann zur Erwägung: ob diese Betrachtungen den Herrn von Montluc hätten vermögen sollen, seine Ehre um fremden Vortheils willen hintan zu setzen. Ueberall giebt es indessen einen Mittelweg, und man kann das eine thun, und das andre nicht lassen. Hiebei wunderte sich der Prinz, daß König Heinrich ihm keinen Verweis deswegen gab, oder doch wenigstens der Herr Connetable, als er davon herkam. Denn diser war ein großer Feldherr, der alles wohl erwog und überlegte, und dem es besonders recht gut bekannt war, daß man es weder im Glück noch im Unglück aufs äusserste ankommen lassen soll. Denn, wie gesagt, man hätte einen verzweifelten Versuch wagen, herausfallen und mit den Waffen in der Hand sterben sollen; vielleicht hätte man ihnen so viel Volk getödtet, als sie uns! oder aber man mußte bei Zeiten capituliren.

Der zweite Fehler war, daß Montluc nicht für die Stadt hatte capituliren wollen, sondern dieß den Herrn

von

von Siena überließ. Der Prinz, dessen Urtheil ich erzähle, wunderte sich über die Bedenklichkeit und Ceremonie, die er hierinn beobachtete, denn es war seinem König sowohl, als ihm selbst, der ihn repräsentirte, nachtheilig, und er begab sich seines Ansehens um die Herrn von Siena damit zu bekleiden. Besonders da sie Unterthanen des Königs waren, welche sich ihm ergeben hatten und die er als solche ansah und liebte, war es unschicklich, daß er sie reden und den König schweigen ließ, er ließ sie ihre Capitulationen abschließen und er der General blieb stumm dabei. Er erhob sie über sich, und erniedrigte sich unter sie; kurz, er gab ihnen die Ehre, die ihm gebührte, und es war nicht ohne Ursache, daß der König Heinrich, als er ihm diese Capitulation erzählte, zu ihm sagte: „er wundre sich, daß der Marquis ihn beim „Abzug nicht niedergemacht habe," worunter er nämlich verstand, daß seine Unterthanen nicht für ihn, seinen abwesenden Herrn, capitulieren könnten, wie hier der Herr Marquis recht gut zu sagen wusste, als er diese Capitulation abschloß, das weder der Herr von Montluc, noch seine Leute den Sienesen angehörten, sondern dem König, und diese nicht befugt wären, für sie zu capitulieren. Allein der Herr von Montluc, ganz auf seine besondere persönliche Ehre vergessen, antwortete: „er wolle lieber, daß die Sienesen für ihn „capitulierten, damit der Name Montluc nie in irgend einer Capitulation vorkäme." Hierauf konnte der Herr Marquis sehr gut antworten: „er habe „wohl ehmals zwo Vestungen übergeben, allein aus „guten Gründen, und darum habe ihm der Kaiser „keinen Verweis gegeben, noch ihn weniger geschätzt, „oder unterlassen, sich seiner in ehrenvollen Posten „zu bedienen."

Doch hier mußte wohl Eigensinn bei dem Herrn von Montluc vorwalten und Ehrsucht seine Schritte leiten. Er vermied dabei nicht, was er dem Herrn von Terride nach seiner Niederlage bei Ortez vorwarf, wo er ihn einer eiteln Ruhmsucht beschuldigte, daß er schwach, geschlagen, und beinahe vernichtet, noch aus dem hohen Ton sprechen wolle und noch dazu gegen den, in dessen Händen die Rettung seines Lebens und seiner Ehre stehe. Wäre der Herr von Montluc damals eben so fein und bewandert in Staatssachen gewesen, als er es nachher wurde, so würde er dem Herrn Marquis nicht so getrotzt haben, wie er that.

Ein andrer Grund, den er dem König Heinrich anführte, warum er nicht im Namen des Königs capitulirt habe, bestand darinn, daß es ihm sehr gut zu statten kommen könne, bei seinen Ansprüchen, die er deswegen jederzeit wieder hervorsuchen könne, um Siena wieder zu erlangen. Dieser Grund ist sehr schwach; denn darum, daß Neapel und Mailand und andre Plätze durch Gewalt, Capitulation oder Friedensschlüsse verlohren giengen, wie Piemont, Savoyen oder durch andre Zufälle, wie die Grafschaft Roussillon und Nizza gehn die Ansprüche und Gerechtsame, welche unsre Könige darauf haben, nicht verlohren. Sie sind immer berechtigt, sie wegzunehmen, wenn sie wollen, auf welche Art es sey; denn die schönsten Ansprüche und die größten Gerechtsame, welche die Könige und diese hohen unabhängigen Fürsten haben, ohne in Ansehung der Gerechtigkeit oder Ehre so viele Bedenklichkeiten zu machen, beruhen auf der Spitze ihres Degens, und wer den besten hat, gewinnt die halbe Parthie, ja oft wohl gar die ganze. Wie jener wackre Herzog

Phi-

Philipp von Burgund ſagte, gehören die Königreiche von Rechtswegen denen, welche ſie durch Gewalt der Waffen oder anders zu bekommen wiſſen; was ſich beſonders von den Gallien oder Franzoſen ſagen läßt, die, nach der Verſicherung des Titus Livius, ihr Recht auf der Degenſpitze tragen.

Dieſer alſo von dem Herrn von Montluc angeführte Grund war nicht triftig, ſo wenig, als der ſeiner Ruhmſucht und ſeiner Eitelkeit. Denn wie viele, brave, tapfere und groſſe Feldherrn hat es nicht ſchon gegeben, welche zu rechter Zeit Plätze auf Capitulation übergaben, und darum nicht das mindeſte von ihrer Ehre verlohren. Wie z. B. zur Zeit unſerer Väter, und ſelbſt in unſern Tagen der Herr von Eſcu mit Cremona, der Herr von Vandeneſſe mit Como, die Herrn von la Palize und Montpezat mit Foſſano, der Graf Sancerre mit Saint-Dizier, der Herr von Montmorency mit Terouanne, Sennor Petro Colunna mit Carignan, Cäſar von Neapel mit Vulpiano thaten. Noch eine ganze Menge andrer übergehe ich, die ein gleiches thaten; haben ſie darum ihre Ehre verlohren? Ließen ſie die Innwohner in den Plätzen capituliren? Sie waren es, die in ihrem Namen und in dem ihrer Herrn, die ſie vorſtellten, alles thaten, wie die Vernunft gebot. Sonſt wäre es ein wahrer Schimpf und eine groſſe Schande geweſen.

Freilich, wenn der Herr von Montluc und ſeine Leute nicht dem König angehört, noch in ſeinem Sold geſtanden, und wenn die Sieneſer ſie dahin berufen und beſoldet hätten oder wenn ſie ihnen von ſelbſt als freywillige und Miethtruppen zugezogen wären, wie

das

dies bei der Belagerung von La Rochelle und anderwärts der Fall war, so wäre es ganz billig und vernünftig gewesen, daß Sieneser für sie gesprochen und capituliert hätten; allein da, wo der Königsmann sich hören läßt, muß ohne alle andre Rücksicht die Majestät vorgehen und allein gehört werden, besonders bei einer so artigen Republick, als die von Siena. Es mußte zu großer Ehre gesagt werden, daß es der König gewesen sey, der sie durch seinen Namen und seine Capitulation vor einem gänzlichen Untergang bewahrt habe, an dessen Abgrund sie durch die Belagerung gebracht worden sey, nicht aber, daß Siena die Leute des Königs, oder seinen Lieutenant gerettet habe; indem es, wie gesagt, nicht schicklich ist, daß die Unterthanen für den König reden und ihn sich nach ihren Gesetzen Gutbefinden und Capitulation richten lassen, was nachher wohl zur Sprache kam; denn ich habe in Siena selbst manche Personen von beiden Geschlechtern gehört, die sich etwas hierauf zu gut thaten, und aus dieser Capitulation eine Trophäe für sich machten, wie auf ewige Zeiten zur Schande der Franzosen gesagt und gelesen werden wird.

Ein andrer Umstand, den ich sehr übel finde und der auch jenem Prinzen sehr übel gefiel, ist der, daß es der Herr von Montluc so lange anstehen ließ, so viele unnütze Mäuler hinaus zu schaffen. Wozu, daß er sie nicht gleich anfangs hinausschaffte? Da sie ihre Lebensmittel unnützer Weise verzehrten, die man noch sehr gut hätte brauchen können, und er sie doch dem Niedermetzeln, dem Hunger, den Schlägen und andern Gewaltthätigkeiten dadurch Preis gab. Denn hätte ers gleich anfangs gethan, ehe der Feind die Stadt so enge einschloß, so würden alle diese Leute

sich

sich entfernt und ihr Unterkommen ohne Gefahr gefunden haben.

Der seelige Herr von Guise machte es bei seiner Belagerung von Metz nicht so. Gleich anfangs traf er so gute Verfügungen, daß nur die nöthigen und nützlichen Mäuler darin blieben. Dieser brave Prinz war in allen Stücken vorsichtig und zeigte wohl, daß er Gott fürchtete, der ihn darum vielleicht mehr, als um andrer Ursachen willen, begünstigte. Denn was für größeres Elend konnte man schauen, als diese armen Creaturen solchergestalt jedem Jammer Preis gegeben?

Eben so hätte er die Lanz-Knechte gleich anfangs hinausjagen sollen, den er wußte ja wohl, daß diese aufrührische Leute sind, so bald Mangel an Brod und Wein eintritt; und daß sie besser im freien Feld, als zu einer Belagerung zu gebrauchen sind. Sie hätten eine große Verwirrung in der Stadt verursachen können, wenn man dem nicht noch auf ihre Unkosten zuvorgekommen wäre, denn es kamen dabei sehr viele um.

Um übrigens dem Herrn von Montluc doch auch Entschuldigung widerfahren zu lassen, so darf man nicht zweifeln, daß wenn er gleich anfangs Zeit gehabt hätte, dieß alles in Ordnung zu bringen, er es gethan haben würde, denn er war ein sehr vorsichtiger und erfahrner General. So aber war er kaum in Siena angelangt, als er sogleich belagert wurde, so daß er nicht Zeit hatte, sich zu rühren oder Vorkehrungen zu machen, nicht einmal für Proviant zu sorgen, sondern gleich alle Hände voll mit dem Krieg zu thun bekam. Ueberdieß verhinderte ihn auch die starke Krankheit, in die er fiel, und die sehr lange anhielt, an allen diesen Vorkehrungen. So that er alles, was er nur konnte, und mehr, als seine Kräfte vermochten.

Viel

Noch über einen andern Umstand wunderte sich jener Prinz ebenfalls sehr, daß nämlich der Herr von Strozzy nicht oft Streifereyen, nächtliche Ueberfälle, Anfälle auf einzelne Quartiere, Laufgräben, oder das Lager des Marquis vornahm, besonders gegen das Ende der Belagerung, wo es ihm gar nicht schwer gewesen seyn würde. Denn er war sehr mit genommen und schlug nur noch mit einem Flügel, wie man zu sagen pflegt, sowohl wegen der Länge der Belagerung, als wegen der Strapazen des Frostes, der langen und mühevollen Gefechte und selbst des Hungers; denn gar oft kamen die Munitionen gar nicht, oder blieben doch wenigstens sehr lange aus. Wenn also unter diesen Umständen der Herr von Strozzy sie oft heimgesucht, mit häufigen Angriffen, nächtlichen Ueberfällen, Bestürmung der Laufgräben und Wegnehmung einzelner Quartiere in Odem erhalten hätte, wenn sie also vornen von den Strozzyschen, und von hinten von der Stadt aus angefallen worden wären, so hätten sie wohl anders, als sie so thaten, auf ihre eigene Sicherheit bedacht seyn müssen und die Capitulation würde denn mehr zum Vortheil der armen Sienesser ausgefallen seyn. Besonders da gedachter Herr Strozzy so nahe in der Gegend stand und noch eine ziemliche Macht hatte, wenn gleich nicht, um eine Schlacht damit zu liefern, doch zu einzelnen Anfällen und Neckereyen um den Feind zu ermüden und zu beläs stigen; denn an Cavallerie war er noch stark, wie mir der Herr von Montluc versicherte. Der Marquis hingegen hatte nicht mehr, als funfzig leichte Pferde, die vor Hunger beinahe umfielen, weil es an Fourage gebrach. Der Herr von Strozzy hatte die schöne Compagnie des Herrn von Syppiere unter der Anführung des braven

Serillat und noch einige andere Italieniſche Reutereyn, die dem Feind großen Abbruch gethan haben würden.

Demohnerachtet that er von dem allem gar nichts, ſo daß man hätte ſagen mögen, nach der Gegend hin, wo er ſtand, ſey Waffenſtillſtand, worüber ich nachher die Sieneſer in Siena ſehr unzufrieden ſah: ſo wie ehmals die von Luſignan bei ihrer Belagerung über den Herrn von La Noue und die Hugenotten, die draußen ſtonden und ihnen auf keine einzige der hier gedachten Arten zu Hülfe kamen.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß von beiden Seiten Gründe in Menge vorhanden waren, um den Herrn von Strozzo zu entſchuldigen. Die des Herrn von Montluc, ſagte er dem König. Die des Herrn von La Noue, ſagte er mehrern, und auch mir, und ſie waren ſehr triftig; denn, was Muth und Tapferkeit betrifft, ſo hatte er deren genug, und konnte ein gut Theil noch andern abgeben.

Ich ſah bei der Belagerung von La Rochelle den Tag und die Stunde, wo, wenn fünfhundert Pferde, beſonders gegen das Ende, nebſt fünfhundert Büchſenſchützen, gekommen wären, ſie hätten Wunder verrichten können.

Um endlich einmal zu ſchließen, ſo war der Herr von Montluc ein ſehr großer, braver und guter Feldherr zu ſeiner Zeit. Es hörte ſich ihm recht gut zu, wenn er von Waffen und Krieg ſprach und erzählte, wie ich ſelbſt aus Erfahrung ſagen kann; indem ich gegen das Ende ſeiner Tage ſehr viel um ihn war, beſonders bei der Belagerung von La Rochelle und zu Lyon, als er Marſchall von Frankreich wurde. Er liebte mich ſehr, und ſah es gar gern, wenn ich ihn

darauf brachte, und einige Fragen über Kriegs- oder andre Sachen an ihn that. Denn ich war jederzeit sehr lernbegierig; und da er dieß an mir bemerkte, so antwortete er mir gern und gut, denn er hatte eine sehr schöne militärische Beredsamkeit; auch hielt er mich darum noch werther als zuvor. Gott tröste seine Seele. Schließlich muß ich hiebei noch erinnern, daß jener große Prinz das obige niemand sagte, als mir ganz allein.

Der Marschall von Biè.

In einer Stelle seiner Memoiren, wo er von dem Krieg um Boulogne und in der Grafschaft Oye handelt, spricht der Herr von Montluc sehr vortheilhaft von dem Herrn Marschall von Biè, daß er nämlich, als einst die Cavallerie sich schlecht hielt, und die Infanterie im Stich ließ, unerachtet er Marschall war, abstieg, eine Pique ergriff und sich an die Spitze stellte, um mit eigener Gefahr die Ordnung wieder herzustellen. Der Herr von Montluc schreibt hier sehr artig.

Dieser gute und tapfre Cavalier hatte auch in der That ein solches schriftliches und öffentliches Zeugniß seines Wohlverhaltens und seiner Tapferkeit sehr nöthig; denn er wurde von den Schriftstellern damaliger Zeit nicht sehr günstig behandelt. Der Grund davon mochte meines Erachtens wohl darin liegen, daß sein Tochtermann Boulogne übergeben hatte, worüber er selbst

ſelbſt angeſehen wurde. Auch ſagte man damals, er ſelbſt hätte darüber in groſſe Verlegenheit kommen können, wenn man nicht auf ſein ehrenvolles Alter und ſeine vorigen Dienſte Rückſicht genommen hätte. Beſonders aber, habe der König ihn darum begnadigt, weil er von ſeiner Hand zum Ritter geſchlagen worden ſey, ſo wie ſein Groſsvater von dem Herrn von Bayard. Es würde alſo nicht fein für den König gelaſſen haben, wenn ſein Pathe auf ſolche Art behandelt worden wäre. Er wurde zum Gefängniß, ja nach andern gar zum Tode verurtheilt.

Man wollte ſagen, ihm ſey unrecht geſchehen. Ich laße dieß hier ununterſucht; allein zu ſeiner Zeit war er ein ſehr edler Ritter geweſen. Ein Beweis hievon iſt, daß er Nachfolger des Herrn von Bayard war, indem nach deſſen Tod der König Franz ihm die Hälfte der Leibcompagnie deſſelben von hundert Mann übertrug. Es iſt der Stelle eines Mannes zu einen jeden, Nachfolger in groſses Glück und Ehre für werden, der ſo ganz Vortrefflichkeit und Tapferkeit war. Auch kam dieſe Compagnie bei dieſem Herrn nicht übel an, denn er wußte ſie gut zu gebrauchen. Nach ſeinem Tod erhielt der Herr von Sanſac die Hälfte davon. So kam ſie alſo von Hand zu Hand an gute Commandanten.

Der
Marſchall von Briſſac.

Ich komme jetzt auf den groſsen Marſchall von Briſſac. Herr Karl von Coſſ, Marſchall von

Brissac, war edel in jeder Rücksicht an eignen Verdiensten sowohl, als durch Geburt. Seine Vorfahren sollen aus dem Königreich Neapel nach Frankreich gekommen seyn; der gute König Renatus von Sicilien, andre sagen, König Karl der Achte brachte sie dahin und liebte und begünstigte sie sehr, so, daß sie allezeit vom Vater auf den Sohn Gouverneurs vom Schlosse Angers waren, der schönsten Vestung Frankreichs, bis auf diesen Krieg der Ligue, da der Graf von Brissac, gegenwärtig Marschall von Frankreich, es auf die Art verlohr, wie man in Geschichtsbüchern findet. Dieser grosse Marschall, von dem ich jezt handle, wurde mit dem Herrn Dauphin und dem Herrn Herzog von Orleans, beiden königlichen Prinzen, erzogen, bei welchen die vortreffliche und einsichtsvolle Dame die Frau von Brissac in ihrer Kindheit so wie auch bei den königlichen Prinzessinnen Gouvernante war. Von diesen beiden Herrn liebte ihn der Dauphin ganz vorzüglich, so, daß, als er groß und ihm ein besonderer Hofstaat eingerichtet wurde, er ihn zu seinem ersten Kammerherrn, andre sagen, zu seinem Oberstallmeister machte, was damals ein weit höherer und mehr geachteter Posten war, als heut zu Tage. Das Liedchen bestätigt dieß letztere:

Mon Ecuyer Brissac, je la vous recommande.

Es ist nämlich hier von einem schönen und vortrefflichen Hoffräulein aus gutem Hause die Rede, wie ich anderswo schon gesagt habe, die ich hier nicht nennen will, unerachtet weiter keine Gefahr dabei ist; denn er liebte sie nicht anders, als in allen Ehren. Das Lied selbst war dies:

Brunette suis, jamais ne serai blanche;
Monsieur le Dauphin malade dans sa chambre:
S'amie le va voir bien triste et dolente!

Si vous mourres, Monsieur, à qui doisje me rendre?
Mon ecuyer Brissac, je la vous recommande.

Als nun der Herr Dauphin gestorben war, und der Stallmeister Brissac mit grossem Schmerz den Leichnam seines Herrn in seinem Sarge verlassen hatte, gieng er gerade zu nach dem Lager von Avignon ab, entschlossen den Tod seines Gebieters an seinen Feinden zu rächen, so viel ihrer ihm vor die Schärfe seines Schwerds kämen und nicht leicht Pardon zu geben, so lange noch Leben in ihm wäre.

Dieser Unfall kam ihm gar sehr zu statten: denn vielleicht würde er sich zu lange blos bei seinem Gebieter und dessen Gnade aufgehalten haben, wie ich bei verschiedenen gesehen habe. Er wäre dann nie der brave Feldherr geworden, der er nachher wurde.

Dieser Durst nach Rache nun, nebst seinem braven, ehrbegierigen Herzen trieb ihn so tief in die Gefahren des Kriegs, denen er sich so oft und so mannichfaltig entgegen warf, daß er sich unter den Franzosen in kurzem den Ruhm eines sehr braven und tapfern Cavaliers erwarb und dabei noch vom Glück begünstigt, viele schöne und ehrenvolle Stellen nacheinander erhielt. Er bekam eine Compagnie von Chevaux-Legers und Gens-d'armes wurde General der französischen leichten Reuterey und Oberster der französischen Infanterie vor Perpignan. Zu Vitry widerfuhr ihm freilich ein schlimmer Streich durch die Niederlage, Unordnung und Flucht seiner leichten Reuter; er wuste sich aber sehr gut aus der Affäre zu ziehen und seinen Rückzug auf Wolfsart zu nehmen, indem er sich dabei stets noch herumwarf und wehrte, wie der Herr von Bellay in seinen Memoiren erzählt, dem man hiebei mehr Glauben beimessen muß, als dem Paul Jovius.

Dieser nämlich spricht folgendermassen davon: „Brissac, der sich mit hitzigem Muth auf die Caval„lerie des Francisco von Este geworfen hatte, und „das Ungestüm der andringenden Feinde nicht aushal„ten konnte, als gleich darauf das Treffen seinen völ„ligen Anfang nahm, fieng an, nach seinen Leuten zu„rückzufliehen und wurde so sehr gedrängt, daß er ge„nöthigt war, durch die Schlachtordnung seines eig„nen Fußvolks zu brechen, indem er tumultuarisch „floh, ohne seinem Pferd den Zügel zu halten; durch „welchen Unfall das ganze Bataillon der Franzosen „in einem Augenblick zerstreut wurde. Wenn „Sant Petro der Korse nicht mit seinen Büchsen„schützen erschienen wäre und Stand gehalten hätte, „so würde Brissac selbst noch am Furth des Flusses „eine Niederlage erlitten haben.“ Wahr ists, die Unordnung und Flucht waren hiebei groß; doch wars allemal noch nicht so arg, als Paul Jovius es macht, und man muß vielmehr dem Herrn von Bellay glauben.

So viel ist richtig, daß Brissac sich in allen Posten, die er bekleidete, so gut und wacker hielt, daß er nachher für einen vortrefflichen Feldherrn gehalten wurde. Den Beweis hievon führen seine merkwürdige Thaten, mit deren Erzählung ich mich hier nicht aufhalten will. Denn man findet sie hinlänglich in unsern französischen Geschichtbüchern, besonders in den Memoiren des Herrn von Bellay und des Herrn von Montluc.

Diese seine Thaten waren in Wahrheit so beschaffen, daß sie ihn zum Marschall von Frankreich, jedoch nicht ohne gute Gunst, die ich nicht nennen will, und zum Lieutenant de Roy in Piemont machten. Und hier bildete er sich vollends zu dem grossen vollkommenen Feldherrn aus, als der er unter uns

so

ſo wie auch im Ausland bekannt iſt. Er bewahrte daſelbſt ſehr gut und ſehr weislich, was der König ihm anvertraut hatte, ein Ruhm, den man unſern franzöſiſchen Generalen in Anſehung unſrer Italieniſchen Eroberungen äuſſerſt ſelten nachſagen kann. Ja Er that noch mehr: denn er nahm auch den Feinden noch mehr dazu ab und vereinigte es mit unſerm Erwerb, ohnerachtet während ſeines dortigen Poſtens groſſe Generale des Kaiſers gegen ihn in Mayland und Piemont commandirten, denen er wacker Stand hielt, obſchon ſie noch dazu die beſten Officiers und Soldaten hatten. Denn die beſte Mannſchaft der Kaiſerlichen eilte dahin, ſo wie man auch von unſerer Seite ſich zu jenen Feldzügen hinzudrängte.

Jene groſſen Feldherrn waren Ferdinand von Gonzaga, der Herzog von Alba und der Herzog von Seſſia nebſt noch verſchiedenen andern. Tapferkeit gegen Tapferkeit muß ſich wohl in ein helles Licht ſetzen und um ſo mehr leuchten. Er fürchtete ſie nie, noch unterließ er je ihrentwegen ſeine Unternehmungen und machte ihnen viel zu ſchaffen.

Als der Parmeſaniſche Krieg angieng, war Dom Ferdinand Statthalter von Mayland. Man gab ihm damals Schuld, er habe die Ermordung des Peter Ludwig Farneſe veranſtaltet.

Dieſer Mann verſtand ſich ſehr gut auf Taſchenſpielerſtückchen; nicht die des Meiſter Gonnin, ſondern Machiavels. Er ließ die braven Soldaten, welche der Marſchall von Briſſac ſchickte, und zu Anfang dieſes Kriegs einzeln hinſchleichen ließ, um ſich in Parma und Mirandola zu werfen, auffangen, alle ermorden und ins Waſſer werfen, je nachdem man ſie fand, obſchon es mitten im Frieden war; worüber er

gar sehr getadelt wurde. Indessen führte er dabei doch zu seiner Rechtfertigung an, es sey nicht erlaubt, unter dem Vorwand eines bestehenden Friedens Feindseeligkeiten, obschon noch so versteckt und heimlich, zu veranstalten und zu verüben. Es wurde ihm aber auch bald wieder heimgegeben; denn als er um Parma zu thun hatte, befahl der König dem Herrn Marschall, den Krieg mit allem Nachdruck in Piemont zu eröffnen, um Parma Luft zu machen.

Besser wünschte er sichs gar nicht. Denn schon seit dem Tod seines Herrn, des Herrn Dauphin wäre er ihm gern zu Leibe gegangen; indem dieser ihm sehr zur Last gelegt wurde. *). Kaum hatte er daher den Befehl, als er auch sogleich zur Ausführung schritt, und ihm Quiers und San Damiano in einem Augenblick wegnahm, was Parma rettete, indem Ferdinand davon ablassen mußte. Denn als dieser Nachricht davon erhielt, und daß wenn er nicht nach Piemont käme, der Herr Marschall ihm alles ja selbst ganz Mailand zum Frühstück, wie man zu sagen pflegt wegnehmen würde: so zog er vor Parma ab, wo er jedoch noch einige Mannschaft unter dem Marquis von Mutz und andern Officiers stehn ließ, sowohl päpstliche als kaiserliche, die man aber nicht fürchtete. So mußte er also alles unvollendet lassen, und Parma kam in Ruhe und Sicherheit. Was nach der Hand weiter zwischen Dom Ferdinand und dem Herrn Marschall von Brissac vorfiel, mag wers wissen will, in dem Buche des Herrn von Montluc und anderwärts nachschlagen.

So gewiß ist es, daß Ferdinand dem Herrn von Brissac nichts anhaben konnte, wohl aber dieser jenem gar viel, so sehr war ihm das Glück günstig, das Seini-

ge zu erhalten und noch von Fremden dazu zu nehmen. Dies that er, als er eipige Zeit darauf Vorea einen sehr gelegenen Paß nach Mailand und Italien wegnahm, worauf noch verschiedene andre Eroberungen folgten, indem die dortigen Bewohner sich ihm aus Furcht und auch freywillig ergaben, als sie die Einnahme von Vorea vernahmen, wobei sie ihn nur baten, sie bei ihren Gerechtsamen und Freiheiten zu erhalten, was er ihnen sehr großmüthig bewilligte. Ja, er that noch mehr und statt, daß die Spanier sich von ihnen alljährlich zwanzig tausend Thaler Tribut bezahlen ließen, erließ er ihnen deren zehn und setzte ihnen nur die Hälfte an; welche sie ihm sehr freudig versprachen und ihm alle Treue schwuren.

So muß man frisch eroberte Unterthanen sanft behandeln, wie der König Ludwig der Zwölfte mit denen von Mailand und König Heinrich mit denen von Siena that; wofür ihm auch die Sieneser bis aufs äußerste getreu blieben.

Diese Eroberung des Herrn von Brissac war für seinen Herrn keine Kleinigkeit, so wenig als die von Casal und von dem Marquisat und Montserat, Sant-Salvador, Valencia und eine Menge andrer Plätze. Noch mehr, als der Herzog von Alba darüber herbei marschirte und drohte, und versprach, in einem Augenblick einen großen Theil von Piemont wieder zu erobern, traf der Herr von Brissac so gute Vorkehrungen dagegen, und setzte sein Land und seine Plätze in so gute Verfassung, daß jener, unerachtet er eine Armee von mehr, als dreißigtausend Mann hatte, ihm dennoch nichts anhaben konnte, sondern vor Sanjac, das er drei Wochen belagert hatte, wieder abziehen mußte, so gut hatte dieser Marschall für

alles geſorgt, ſowohl mit guten tapfern Soldaten, als mit allem andern Kriegsbedürfniſſen; beſſer traun und klüger als einige Gouverneurs von gewiſſen Provinzen in unſern Tagen, die aus Mangel an Vorkehrungen ihren Gebietern ſehr gute Plätze verlohren gehen ließen, wie wir geſehn und erlebt haben.

Nachdem der Herzog von Alba vor Sanjac hatte abziehen müſſen, war der Herr Marſchall ebenfalls nicht glücklicher mit der Belagerung von Conis, ſo daß wenn die Franzoſen den Spaniern Sanjac vorwarfen, ſie uns dagegen an Conis erinnerten, und beide Theile gegen einander aufheben konnten. Man ſagte aber damals: Conis ſey überhaupt für die Franzoſen fatal, die es ſchon unter Franz I. ernſtlich belagert hatten, ohne etwas dagegen auszurichten, unerachtet blos die Bewohner der Stadt und der umliegenden Gegend darin lagen; denn ſie hatten ſich für neutral erklärt. Eben ſo unter Heinrich II. [10]).

Was alſo bei den Sternen beſchloſſen iſt, dagegen vermögen die Menſchen mit allen ihren Anſtrengungen nichts. Und ſo giebt es wirklich Plätze, welche vom Himmel oder vom Schickſal dazu beſtimmt ſind, menſchlicher Macht fatal zu ſeyn, wie weyland die Mauern von Troja, die ſich zehn Jahre gegen die ganze verbündete Macht Griechenlands hielten.

Andre Plätze und Städt giebt es, die ſo ſchlecht gebaut und vom Glück ſo verlaſſen ſind, daß ſie ganz gewöhnlich Eroberungen und Wiedereroberungen, Plünderungen und Verheerungen unterworfen ſind.

Ein wißbegieriger Leſer betrachte und erwäge einmal, wie oft in den Kriegen in der Lombardey Pa-

via beſchoſſen und wieder beſchoſſen, eingenommen und wiedereingenommen, geplündert und verheert wurde! gleichergeſtalt bei uns an der Grenze der Pikardie die Stadt und Schloß Heſdin; und ſo viele andre, die ich leicht aufzählen könnte, wenn ich Liebhabern nicht das Vergnügen laſſen wollte, ſie ſelbſt aufzuſuchen, die ſie vielleicht beſſer herauszufinden wiſſen werden, als ich.

Nachdem der Herr Marſchall Valercia erobert hatte, ließ er die Werke daran niederreißen: wegen der Wichtigkeit aber, die der Ort durch ſeine nahe Nachbarſchaft bei Mayland hat, beſetzten es die Spanier wieder, und befeſtigten es ſo gut, daß der Herr von Guiſe, als er mit ſeiner Armee und der des Herrn von Briſſac, der ſich ebenfalls in Perſon dabei befand, nach Italien zog, einige Mühe hatte, es wieder einzunehmen. Der Herr von Briſſac legte hierauf Franz Bernhardin einen wackern Officier mit einer guten Beſatzung darein, welche ſowohl das nahe dabei liegende Aleſandria, als das ebenfalls nicht ſehr ferne Mayland ziemlich beunruhigte. Allein als der Herr Marſchall ſchon auf dem Punct war, ſehr ſchöne Unternehmungen gegen die mayländiſchen Plätze, ja gegen Mayland ſelbſt auszuführen, kam unglücklicher Weiſe der Verluſt der Schlacht bei Saint-Quentin dazwiſchen, worauf der Herr Marſchall dem König die Hälfte ſeiner beſten Truppen, ſowohl Franzöſiſche, als Schweitzer und Deutſche zuſchicken muſte, um der dringendſten Noth da, wo es am wichtigſten war, abzuhelfen.

Auf ſolche Weiſe gieng alſo die ſchöne Gelegenheit, auf Mayland zu fallen, verlohren. Der Friede folgte darauf und nun nahmen alle ſchönen Kriegs-

Entwürfe Abschied von diesem großen Feldherrn, der statt Plätze zu erobern, deren verschiedene zurückgeben mußte, und statt welche zu befestigen, verschiedene schleifen mußte, was ihn in der Seele schmerzte.

Ich kam damals just nach Piemont, als er die Werke von Villiane schleifen ließ, und machte ihm meine Aufwartung, wobei ich ihn auf der Strasse fand. Er wies mir diese Ruinen und sagte beinahe mit thränenden Augen zu mir! „Sehen Sie „hier die schönen Meisterstücke, mit denen wir uns ge„genwärtig amüsiren, nachdem wir seit dreyßig Jah„ren so viele Mühe, Arbeiten, Unkosten, Tod und „Wunden darauf verwendet haben."

Ich habe mir von seinem Sohn dem Herrn Grafen von Brissac versichern lassen, daß er nach dem Tod des Königs Heinrich diese Zurückgabe nie vollstreckt haben würde, wenn ers nicht der Frau Herzoginn von Savoyen zu lieb gethan hätte. Allein diese Dame liebte und ehrte er aus verschiedenen Gründen, die ich wohl anführen könnte, so sehr, daß er in Ansehung seines Stolzes sowohl, als des allgemeinen Besten schon ein Auge zudrückte.

Er kam hierauf nach Frankreich zurück, wo er von dem König Franz II., der sich damals zu Rambouillet befand, wo ich ihn anlangen sah, sehr ehrenvoll aufgenommen und mit dem Gouvernement von der Pikardie und nachher mit dem von Isle de France und Paris belohnt wurde, wo er starb *), nicht sowohl vor Alter, denn er war erst sieben und funfzig Jahr alt, als vielmehr, weil seine Gesundheit von vielen Krankheiten, besonders von der Gicht, stark mitgenommen war, an der er mehrere Jahre vor seinem Tode litt.

Ich

Ich sah ihn noch vor Orleans nach dem Tod des Herrn von Guise, wohin der König und die Königinn ihn berufen hatten, um das Commando über die dortige Armee zu führen und wo er bei all seinen körperlichen Leiden doch noch stets denselben schönen Anstand und das Ansehen eines grossen Feldherrn hatte, wozu er so rühmlich gelangt war, so daß es sich sehr schön zusah, wenn er commandirte. Es währte indessen nicht lange, indem bald darauf der Friede erfolgte.

Es ist sehr Schade, daß solche große Feldherrn alt werden und sterben. Ich vergleiche sie mit schönen Kornähren, die, wenn sie im schönen Maymonat grün und stark in ihrem besten Wachsthum sind, hoch hervorragen und ihr Haupt stolz erheben. Wenn sie aber reif und weiß werden, lassen sie es sinken und hängen, und erwarten nur noch die Sichel, die sie abmäht. So sind auch diese grossen und braven Feldherrn, die in der Blüthe und Kraft ihrer Jahre das Haupt empor heben, trotzig umher schauen, triumphiren und keine Unmöglichkeit kennen, wenn sie aber alt und von Krankheiten heimgesucht werden, sinken sie nach und nach und wanken Schritt vor Schritt ihrer Grube zu. Alsdann bleibt ihnen nichts, als der schöne Ruhm und Name, den sie sich erworben haben. Wenn sie dann doch nur wenigstens wie das Getreide in dieser Welt wieder wachsen und sich erneuern könnten, so wäre dies eine sehr schöne und sehr süsse Erwartung für sie. Zwar die seelige Auferstehung, die Gott uns versprochen hat, ist für alles gut.

Von mehrern wackern Personen habe ich gehört, daß wenn der Herr Marschall so schöne Thaten in Piemont verrichtete, und dort sich den Nahmen und Titel eines grossen Feldherrn erwarb, er dieß doch auch dem

Bei-

Beistand der guten und grossen Officiers, die er bei sich hatte, so gut zu danken habe, als seiner Tapferkeit und Klugheit: so wie ein großer Banquier oder Kaufmann noch so geschickt, einsichtsvoll, unternehmend, thätig und erfinderisch seyn mag, und doch nichts ausrichten kann, wenn er keine geschickte und gewandte Factors hat, um mit ihrem Pfunde zu wuchern. Denn Einer allein kann nicht alles thun.

Dieß ist wohl wahr; allein ein braver, tapfrer und kluger General vermag im Kriege sehr viel, wie dies mehrere unsrer Geschichten zeigen, und wie die Fabel von dem Trupp Hirsche lehrte, die unter der Anführung eines tapfern muthvollen Löwen einen Trupp Löwen schlugen, die von einem Hirsch angeführt wurden. Was mußte aber vollends der Marschall ausrichten, er selbst Anführer und Löwe mit einer ganzen Armee von Löwen, die er stets unter sich hatte, wie z. B. die Herrn von Vasse, Chavigny, Terride, d' Aussun, Gondrie, de la Motte, Gondrie, Gourdon, Montluc, Franz Bernardin, Salvoison, Gordes, Bellegarde, Vater und Sohn, Renouard, Graf von Gene, Briquemaut, Tande, Vedene, die Gebrüder Sautal [13]), der Bischof und der andre, der mit seinem Krummstab und seiner Bischofsmütze einen guten Officier machte; Maugiron, Gordes, Anucbaut, Amville, Oberster der leichten Reuterey, Clermont, Renouard, Biron, Vantadour, die Herrn Bonnivet und der Vizdom von Chartres, Oberster der französischen Infanterie, Fursy, Oberster der Schweizer, Caillat Feldzeugmeister, die Herrn von Biragues, von grossem Einfluß im Staatsrath, Ludwig Karl, und der Herr Präsident, der damals für einen guten Degen galt, und nachher Kanzler und Cardinal wurde, der Capitain Moret aus Calabrien, Johann von Turin,

rin, und San Petro der Corſe, Oberſten; kurz, eine unzählbare Menge andrer ſo guter und braver Officiers, die alle heutzutage verdienten Befehlshaber ganzer Armeen zu ſeyn, nicht blos um Piemont ſondern um ein ganzes großes Königreich damit zu erobern und zu beſetzen.

Ich würde nie fertig werden, wenn ich ſie alle hererzählen wollte, ohne noch eine Menge andrer ſubalternen Officiers zu nennen, ſowohl von der leichten Reuterey als von der Infanterie, wie die beiden Capitains Saint-André, die beiden Brüder Molle, die Brüder Richelieu, die beiden Brüder Iſle, die beiden Villemagnes und Taix, Gourdan, Mentinas, die Capitains Bourdeille, Hauteſort, Roqueſeuil, Aunoux, die zwey Rivieres, Puytallier, Muns, Buno, Eſtanges, Bacillion, Cobros, la Chaſſe, Montluc der jüngere, der Herr Baron d Eſpic, Meſtre-de-Camp; kurz ein Tauſend andre, mit deren Aufzählung ich nie fertig werden würde, welche alle ſo gute Soldaten unter ſich und mit ſich hatten, daß einem die Wahl darunter ſchwer worden wäre.

Hierbei rechne ich noch nicht die Prinzen und groſſe Herrn, wie die Herrn von Anguien und Condé beide Brüder, von Nemours, von Elbeuf, von Montmorency, von Aumale und andre Großen, die ſogleich mit der Poſt nach Piemont eilten, wenn ſie erfuhren, daß dieſer Marſchall eine Schlacht zu liefern vorhatte, und welche alle, groß und klein, wie ich ſelbſt geſehen habe, gegen dieſen General ſo viel Reſpect, Gehorſam und Ehrfurcht bewieſen, als wäre er ein Prinz vom Geblüt.

Er ſelbſt wußte dies aber auch recht gut zu behaupten, und nahm ſich ein wenig zu viel gegen ſie

her

heraus: denn er gab sich solche Ehre und Ansehen, daß ich verschiedene sich darüber beschweren und unzufrieden sagen hörte: „Der König selbst treibe das nicht „so weit und sey herablassender gegen sie, und von einem „bloßen Edelmann, wie er, sey dies doch wirklich zu „viel." Manche jedoch sagten „er müsse das so thun, „da er sich im Ausland befinde, und dadurch unter den „Ausländern seinem König und Stand ein Ansehen „geben müsse, damit sie ein Beispiel daran nähmen, „ihn mehr zu respektiren und auch, weil er ein Gleiches von den Kaiserlichen Lieutenants in der Nachbarschaft sähe, da er doch seinen König nicht geringer „achte, als sie ihren Kaiser."

Indessen hatte er dabei eine so gute Art, sich in Ansehen zu erhalten, daß viele nicht unzufrieden darüber werden konnten. Denn er war ein sehr schöner Herr, und Alles, was er sagte, befahl und that, ließ ihm gut. Er sprach gut, aber wenig, was manchem mißfiel.

Ich habe von Leuten, die es gesehen haben, versichern hören, daß er und der Herr von Bonnivet oft vom Mittag bis auf den Abend Schach spielten, ohne zwanzig Worte zu sprechen.

Alles dieß änderte sich, als er in Frankreich und am Hof war, denn da wurde er umgänglicher, vertraulicher und gesprächiger. Ich hörte hiebei den Herrn von Lansac, der ein altes Hofregister war, erzählen, daß der seelige König Franz I. zu sagen pflegte: solche Großen seines Reichs, wenn sie nach Hof kämen, würden wie kleine Könige empfangen, das heißt, sie allein würden den ganzen ersten Tag becomplimentirt, geehrt, geschmeichelt, gesucht von den Großen sowohl, als überhaupt von jedermann am ganzen Hof, am

andern Tag werden ſie wie Prinzen behandelt, indem die Höflichkeitsbezeigungen, Ehrerbietung, und Schmeicheleyen anfiengen zu ſinken. Am dritten Tag endlich ſeyen ſie ſchon wieder bloße Edelleute und ihr ganzes glänzendes Beneveniat und ihre ehrenvolle Aufnahme ſey rein verſchwunden, und ſie wieder auf dem Fuß, wie ganz gemeine Edelleute behandelt. Ich habe oft ſolche Erfahrungen gemacht, auch kann man dergleichen noch täglich ſehen. Die Hofleute, die es getrieben und treiben geſehen haben, können wohl ſagen, wie, und warum?

Ich ſah dieſen Herrn Marſchall an den Hof kommen, der gedachter maßen damals zu Rambouillet war, wo er von dem Könige Franz II. ſehr gut empfangen wurde. Umarmt, geſchmeichelt und reſpektirt von dem Herrn von Guiſe, der damals alles regierte, wurde er auch von dem ganzen übrigen Hof, Herrn ſo wohl, als Damen ſehr geehrt und bewundert. Wobei er, ohne Verwundrung darüber zu zeigen, eine gute Miene machte und ſich ein gutes Anſehen gab, wie er denn in der That auch hatte. Nach einigen Tagen aber gieng die jetzt gedachte Rede des Königs Franz an ihm in Erfüllung: denn dies iſt ſo die Art des Hofes, daß man ſich blos um große Günſtlinge bekümmert; und andre mögen noch ſo viele Vortreflichkeiten, Tugenden und Ehre beſitzen, alles Nichts. So mußte alſo dieſer große Marſchall, der in Piemont der erſte war, hier bei Hof noch viele Kammeraden neben ſich leiden, und noch dazu gern.

Er hatte bei ſeiner Ankunft eine ſtarke Begleitung von einer Menge Cavaliers und Officiers aus Piemont, die ſehr darüber verdrüßlich waren, einen Aufenthalt verlaſſen zu haben, wo ſie ſich ſehr gut befun-

funden hatten. Sie nahmen sich sehr gut aus und waren sehr schön und stattlich geputzt, jedoch noch nicht so glänzend als die Hofleute, die selbst für sich schöne Moden erfinden oder wenigstens diejenigen, die man trägt, sehr vortrefflich nachzuahmen wissen, Herrn so wohl, als Damen. Darum fanden wir denn diese Piemontischen Hofleute ein wenig ungeschickt herausgeputzt, besonders standen uns die großen hohen Federn auf ihren Mützen nicht recht an.

Sie wollten anfangs Miene machen, als ob sie sehr bissig und flink mit der Fuchtel heraus wären, ließen sichs jedoch bald wieder vergehen. Ich erinnere mich hier folgender Geschichte. Als drey Monathe nach ihrer Ankunft einst zu Orleans, wo der Reichstag gehalten werden sollte, zween Adeliche des Herrn von Randan, wovon einer Namens Pusset, als Page bei ihm aufgewachsen und erst seit sechs Monathen davon versetzt worden war, Ball spielten, kamen auch zween Capitains aus Piemont, die mit den Herrn von Brissac gekommen waren, dahin und sagten gleich bei ihrem Eintritt mit Piemontesischen Uebermuth zu jenen: „es sey jetzt genug gespielt, sie wollten nun spielen.“ Die andern gaben zur Antwort: sie wollten ihre Parthien ausspielen und würden jetzt nicht aufhören zu spielen.

Der junge la Riviere Puytallier, einer von den beiden Piemontesern, wollte hierauf zum Degen greifen: die beiden aber, Pusset und sein Kammerad liefen nach dem ihrigen. Pusset nahm den la Riviere auf sich und arbeitete ihn so zusammen, daß er ihn, ohne selbst verwundet zu werden, mit drei bis vier Stichen auf dem Platz ließ. Der andre jagte seinen Gegner vom Platz, der nach dem Logis des Herrn von Brissac rannte, um sich einiger seiner Kammeraden

den zum Beistand zu holen, welche drohten, alles niederzumachen; da sie aber niemand antrafen, als la Riviere verwundet, was ihnen sehr ärgerlich war, setzten sie den andern nach.

Der Herr von Randan, welcher Wind davon bekommen hatte, gieng mit dem größten Theil der Cavaliers vom Hofe, (denn er gouvernirte damals — ganz gemächlich — die Herrn von Guise,) ihnen entgegen und brachte sie schneller als im Schritt zum Rückzug nach ihrem Logis, ohne daß weiter etwas daraus erfolgte.

Wir giengen am Abend, unser vier bis fünf, zur Abendtafel beim Herrn von Guise, wo der Herr von Nemours, der Herr von la Rochefoucaut, der Herr von Randan sein Bruder, der Herr von Guery, Genlis und mehrere andre vom Hof anwesend waren, die für witzige Köpfe galten. Der Herr von Randan erzählte das Geschichtchen, ganz laut an der Tafel und als einer der witzigsten, feinsten Köpfe wuste er es denn gar erbarlich zu geben.

Ich schwöre euch, daß ich noch nie einen Menschen jämmerlicher zusammen hauen sah, als hier diesen la Riviere und die prahlerische Officiers aus Piemont, „daß sie sich hätten von jungen Pagen zusammenstoßen lassen, und ihr Piemontesisches Exercitium dabei so ganz vergessen hätten. Nie hörte man wohl mehr lachen noch witzigere Reden fallen, als hier in die Wette vorkamen; auch die Frau Herzoginn von Guise und andre Damen mit ihr lachten recht herzlich.

Selbst der Herr von Guise, so ernst und gemäßigt er sonst auch war, lächelte doch hierbei ebenfalls

ein wenig unter seiner Mütze und tadelte sehr die Kühnheit der beiden Piemonteſiſchen Officiers, daß ſie zween Cavaliers von ihrem Spiel hatten vertreiben wollen, was kein Prinz und er ſelbſt nicht ſich hätte einfallen laſſen. So gieng alſo das Soupee auf Koſten der Piemonteſiſchen Officiers vorüber.

Capitain la Riviere wurde nachher ein ſehr guter Officier, ſo daß er in dem dritten Bürgerkriege als Capitain der Leibwache des Monſieur und Capitain von Chevaux Legers den Hugenotten in Xaintonge ſehr warm machte und ſich ſehr in Ruf ſetzte. Nachdem er ihnen aber Uebels genug zugefügt hatte, erwiſchten ſie ihn endlich in einem Hinterhalt, den ſie ihm gelegt hatten, in dem jungen Buſch nahe bei Xaintes, wo er von einem ſtarken Schuß fiel.

Puſſet, der ihn ſo zuſammen gearbeitet hatte, wurde nachher in den erſten Unruhen einer der Hauptfähnriche des Herrn von Raudan, wo er ſich ſehr hervorthat, und einige Zeit darauf zu Joinville, das dem Herrn von Guiſe gehörte, mit dem Herrn von Guermand auf den Stich ſchlug, dem er ſehr glücklich einen ſtarken Stoß an den Kopf beibrachte, ohne daß er ſelbſt dabei verwundet wurde.

Dieſer Herr von Guermand war ein junger braver und tapferer Cavalier von den reichſten in Bretagne; er badete ſich in der Seine bei Paris mit dem Herrn von Guiſe und ertrank, was dem Herrn von Guiſe beinahe ebenfalls wiederfahren wäre, als er ihn retten wollte. Sie waren damals beide noch ſehr jung.

Von dem Herrn von Briſſac iſt noch beſonders anzumerken, daß er in Piemont ungeachtet ſeiner Ehrfurcht fordernden Größe ſich nie und nirgends

gends Monſieur ohne Beiſatz nennen ließ, wie wir doch mehrere in Frankreich erlebt haben, die ein wenig ihre Größe mißbrauchten, und es ſehr gern hörten, ja ſogar befahlen, ſie nicht anders als Monſieur ſchlechtweg in ihren Gouvernements und den Oerter wo ſie zu befehlen hatten, zu nennen. In ganz Piemont ſagte man nicht anders, als Monſieur le Maréchal. In ſeinem Hauſe zwar ſagten manche auch blos Monſieur, wie z. B. wenn man fragte: que fait Monſieur? oder: où est Monſieur? u. dgl: Allein außer ſeinem Hauſe hieß es allezeit: Monſieur le Maréchal. So muß es eigentlich auch ſeyn: denn niemand kömmt es in Frankreich zu, Monſieur ſchlechtweg zu heißen, als dem erſten Prinzen vom Geblüt nach dem König.

Die Herrn von Guiſe und der ältere Connetable von Montmorency hielten es hierinn eben ſo: denn es hieß allezeit Monſieur de Guiſe, Monſieur le Connetable, und nach ihrem Beiſpiel thaten eine Menge andrer Prinzen und Herrn ein gleiches. Wir haben dies alles ſelbſt erlebt.

Der Herr Marſchall beſchloß in Frankreich und am Hof ſeine hinfälligen gebrechlichen Tage im bleibenden Genuß der Größe, die er ſich erworben hatte; denn er wurde immer in den Geſchäften mit zu Rath gezogen, und ſeine Meinung wurde hoch gehalten. Ich ſah die Königinn Mutter, als ſie noch friſch und munter auf den Beinen war, und gern lang ſpazieren gieng, oft zu Fuß ſpazieren gehen, und auf ihren Befehl den Marſchall zu Pferd neben ihr her, auf einem kleinen falben ſehr ruhigen und ſchönen Pferde, während ſie ſich mit ihm unterhielte, und ſich Raths bei ihm erholte.

Eben so pflegte sie es auch mit dem Herrn Connetable zu halten; eine große Ehre für diese beiden Herrn und große Güte von ihr; denn die Gicht des einen wie des andern verhinderte sie, der Königinn bei ihrer guten Gesundheit nach zu kommen; und diese Gicht raffte denn auch endlich diesen großen Marschall hin.

Er hatte eine schöne und vortrefliche Gemahlinn, Erbinn des großen, guten, reichen Hauses Estellan in der Normandie. Er liebte sie sehr, und behandelte sie sehr gut, jedoch nicht in dem Verstand, in dem ich mehrere Damen dieß nehmen sah, die nicht gut von ihren Männern behandelt zu werden glauben, wenn diese Extra gehen, und ihnen den Tribut entziehen, der ihnen gebührt, und ihn in den Schoos andrer bringen; so daß ich oft die närrische Frage unter ihnen hörte: "behandelt ihr Gemahl sie gut? Oder, ihr Gemahl tractirt sie nicht gut." —Wer nun dies hört und den Rummel nicht versteht, giebt einfältiglich zur Antwort: "Jesus! ja doch; er behandelt sie so gut! Er liebt sie sehr und schlägt sie nicht!" — Zum Teufel auch, dies will man ja gar nicht wissen; sondern dies ist die Frage, ob der Herr Gemahl auch bei andern schläft. So hab ich denn viele unsrer Damen über diesen Punkt plaudern hören, so daß man es als einen Grundsatz bei den Damen aufstellen kann: jeder Mann, der nicht andern nachjagt, ist ein sehr guter Gemahl, wenn er sie gleich sonst auf mancherlei Weise sehr übel behandelt. Denn Essen und Ehre, die man ihnen verschafft, ist noch nicht ihr Leben, wie bei den Pferden Heu und Haser.

So behandelte also der Herr Marschall seine Gemahlinn nicht sonderlich gut; sonst aber in der ganzen Behandlung, was Ehre, Respekt und gutes Leben

be-

betrifft, hatte ſie nicht im mindeſten zu klagen. Und wenn ſie nach Piemont kam, ließ er ihr jede gute Behandlung wiederfahren; dann aber, wenn ſie ſchwanger war, ſah er es recht ſehr gern, daß ſie aufs ſchleunigſte nach Frankreich zurückgieng, um ihre Wochen zu halten. Denn er hatte ſich ſonſt mehrere gute Freundinnen erworben, indem in Piemont kein Mangel an Schönheit iſt; unter andern die Sennora Novidalla, nach meinem Geſchmack eine der ſchönſten Damen in Italien, von dem ſchönſten Anſtand und Betragen. Weil ſie ſich Freundinn des Generals und Lieutnants des Königs wußte, warf ſie ſich auch noch etwas mehr in die Bruſt und zeigte etwas mehr Majeſtät, als die andern.

Der Herr Marſchall wußte ſie aber auch als ſolche, ja wie eine Prinzeſſin zu halten, ſowohl an Reſpekt und Ehrenbezeugungen, als an Pracht, Kleidern und andern koſtbarem Aufwand, bis auf Tanz und Muſik hinaus, ſo daß er ſeine eigene Muſikanten-Bande hatte, die beſte in ganz Italien, wo er ſie ſorgfältig zuſammengeleſen hatte, und ſehr gut beſoldete.

Als man dem hochſeeligen König Heinrich und der Königinn groß Rühmens davon gemacht hatte, ſchickten ſie darnach und baten den Herrn Marſchall darum, ſie ihnen auf einige Zeit zu überlaſſen, damit die ihrigen bei ihnen lernen könnten, welche nichts thaten und gegen jene blos ſchlechte ſchottiſche Bierfiedler waren. Er ermangelte hierauf nicht, ſie ihnen zu ſenden. Jacob Maria, und Baltazarino waren die Vornehmſten darunter und Baltazarino wurde nachher Kammerdiener der Königinn und hieß Herr von Beau-joyeux.

Die Wahrheit zu sagen, zeigte sich dieser Marschall groß und prächtig in seinem ganzen Gouvernement; ein Lieutenant General des Königs muß ja wohl groß seyn in allen Stücken. Er hatte von der schönen Novidalla eine Tochter, schön wie die Mutter, welche Tochter Gotte gelobt und ins Kloster gethan wurde, um unter ihrem Schleyer ihre große Schönheit zu verbergen, damit die Welt nicht lüstern darnach würde.

Der Herr Marschall hatte noch eine andre natürlicher Tochter, ich weiß nicht, von wem, die wir bei Hof gesehen haben und welche Beaulieu hieß; ein sehr schönes und artiges Frauenzimmer. Er hatte auch einen unehlichen Sohn, schon ehe er nach Piemont gieng, als er noch am Hof war. Man hat mir die Mutter davon genannt, die ich aber hier nicht nennen will; denn sie war von zu vornehmen Stoff [1]).

Er machte ihm zum Bischoff von Coutances. Es war ein sehr wackrer angenehmer Prälat, ein Mann von Geist und Wissenschaft. Er folgte in diesem Bisthum seinem Onkel, dem Bruder des Herrn Marschalls und starb, als er nahe daran war, Cardinal zu werden. Dieser war ebenfalls ein sehr einsichtsvoller und wackrer Prälat, von sehr angenehmen Umgang und Wesen, wie sein älterer Bruder, von gleicher Schönheit und gleichem Wuchs. Ich rede anderwärts noch von diesen beiden Söhnen, so wie auch von seinen Töchtern und deren vortrefflichen Eigenschaften.

Sein Bruder
der
Marſchall von Coſſé.

An Schönheit und angenehmem Weſen kam dem itzt gedachten Marſchall ſein dritter Bruder der Marſchall von Coſſé nicht gleich; denn er war ſehr klein, ſo wie ſein Vater, den man daher auch den kleinen Coſſé nannte. In unſern Geſchichtbüchern, ſo wie auch in denen von Neapel findet man einen Coſſé, der ein groſſer Günſtling des Königs Renatus von Sicilien war und von welchem die jetzigen abſtammen, wie man ſagt. Auch zur Zeit des Königs Franz nannte man ihn den kleinen Coſſé.

Ohnerachtet ſeiner kleinen Figur war er dennoch nichts deſto weniger ein guter, weiſer und einſichtsvoller Feldherr, wie er dies bei mehrern Gelegenheiten bewieſen hat. Er hatte zweimal das Gouvernement in zween Plätzen nach einander, nämlich in Metz und Marienburg, wo der Poſten ſehr miſslich war, indem der Kaiſer unabläſſig ein Aug darauf hatte und wobei es ihm daher ſehr gut zu ſtatten kam, das wirklich zu ſeyn, was er war, beſonders zu Marienburg; denn da lag er ſehr weit ab und es war ſehr ſchwer, Unterſtützung an Proviant und Mannſchaft hinein zu bringen.

Kopf und Hirn waren an ihm ſo gut als der Arm, ohnerachtet manche ihm den Namen Marſchall von Bouteillen geben, weil er bisweilen gern flott

lebte, lachte und mit seines gleichen schäckerte; darum blieb aber sein Kopf nichts deste weniger gut und gesund und der König und die Königinn befanden sich gut bei seinem Rath, wie sie selbst sagten. Auch beförderten sie ihn: denn sie machten ihn zum Finanz-Oberaufseher, wo er — seine Geschäfte nicht übel machte.

Daher passirte folgendes Stückchen. Er hatte eine Gemahlin aus dem Hause Puy Greffier in Poicton[14]), deren Verstand aber nicht weit her und die zuvor noch nie nach Hof gekommen war, bis er diese Stelle als Finanz-Oberaufseher bereits hatte. Als sie nun bei dieser Gelegenheit der Königinn ihre Aufwartung machte, dankte sie Ihrer Majestät sogleich für das ihrem Mann verliehene Finanzoberaufseher-Amt: „denn meiner Treu, sagte sie, „sonst waren wir geschlagene Leute, Madam, denn „wir waren auf die hunderttausend Thaler schuldig. „Gott Lob und Dank, seit dem Jahre haben wir „aber diese Schuld bezahlt und haben noch über hun„derttausend Thaler zurückgelegt, um ein hübsches „Landgut davon zu kaufen."

Wer darüber lachte, das war die Königinn und alle, die mit in ihrem Zimmer waren, nur ihr Gemahl nicht, der ganz verdrüßlich darüber wurde und vor sich hinmurmelte; „zum Teufel, Frau Närrinn, „ihr müßt mir fort von hier; die Schwerenoth, da „bin ich schön angekommen." Die Königinn, die sonst Gefallen an seinen Späßchen hatte, hörte das und lachte nur noch mehr darüber. Gleich am folgenden Tag ließ er sie einpacken und schickte sie fort.

Nachher heyrathete Cossé eine zweite Gemahlinn, die mehr Kopf hatte, die Seneschallinn von Aginez.

Nach

Nach dieſer Finanz Oberaufſicht wurde er Marſchall von Frankreich. Der erſte Auftrag, den er in dieſem Poſten bekam, beſtand darinn, daß ihn die Königinn dem Monſieur, Bruder des Königs, und deſſen Lieutenant auf den Lotringiſchen Zug als vornehmſten Rath mitgab. Hiebei wurde der Marſchall ſehr getadelt, daß man den Hugenotten nicht zu Noſtre-Dame de l'Eſpine im Champagne eine Schlacht lieferte: denn man würde da ſehr leichte Arbeit gehabt haben, bei Leuten, die ſich in groſſer Unordnung und mit ſtarken Schritten zurückzogen. Allein nachdem man ſie hiez beinahe eingeholt hatte, ließ man ihnen Zeit und Muſſe, ſich ganz nach Bequemlichkeit zu entfernen und das Weite zu ſuchen und dies wegen eines Aufhalts von zwei Tagen, den man ſich ungeſchickter Weiſe erlaubte, aus Veranlaſſung einer Krankheit des Marſchalls, von der noch dazu einige ſagten, ſie ſey verſtellte, andre hingegen nicht geweſen. So viel iſt gewiß, daß die Gelegenheit dieſen Hugenotten zu Leib zu gehen, entwiſchte, die um ſo bequemer war, da ſie ohnehin ſchon auf dem Rückzug begriffen und dann auch noch überdieß ſehr ſchwach waren, die königlichen Truppen hingegen in der beſten Verfaſſung und erſt kürzlich noch durch Truppen aus Guyenne anſehnlich verſtärkt, die ihnen der Herr von Terride zugeführt hatte, die ſich auf zwölf hundert Pferde, ſchwere ſowohl als leichte Cavallerie, und achttauſend Mann Fußvolk beliefen. Wir (denn ich war ſelbſt dabei) waren ganz friſch, nachdem wir die Truppen des Poncenat beſiegt hatten, die aus fünfhundert Pferden und mehr als fünftauſend Mann Fußvolk beſtanden. Wir hatten ſolche in Auvergne geſchlagen unter der Anführung jenes tapfern und braven Herrn von Montfallez, des jungen Tillade, Oberſten der Legionairs von Gaſcogne, eines ſehr braven und tapfern

Generals, der uns hier commandirte, ohnerachtet wir nur dreihundert Pferde und eben so viel berittene Büchsenschützen stark waren, indem wir drey starke Märsche gemacht hatten, um sie in diesen rauhen Gebürgen von Auvergne noch einzuholen und deswegen das Haupteorps zurücklassen mußten.

Ich weiß unter diesen Umständen nicht, warum wir diese Schlacht bei Neste e. Dame de l Espine nicht lieferten: ich sah aber diesen Tag, da man diesen Coup unterließ, den Herrn von Nemours sehr aufgebracht darüber, denn er commandierte auf diesem Zug die Avant-Garde nebst dem Herrn von Montpensier und dem Grafen von Brissac mit seiner Infanterie, dessen Schuld es gar nicht war, daß sein Onkel nicht schlug; denn er hatte bereits angefangen, einige Leute in einem Dorf niederzumachen.

Zur Entschuldigung des Herrn Marschalls führte man an: er habe Befehl von der Königinn, keine Schlacht zu wagen; besonders, weil sie befürchtete, es möchte Monsieur, ihrem geliebtesten Sohn ein Unfall zustossen, da er jung und zärtlich, erst in einen so großen und hohen Posten gekommen war, der bei einer großen Schlacht allzugefährlich für ihn werden konnte.

So wurde also gedachter Marschall hierüber entschuldigt; welcher fünf Monathe darauf, ohne sich entschuldigen zu wollen, commandirt wurde, als Lieutenant de Roy nach der Pikardie zu gehen und den Herrn von Coqueville in die Enge zu treiben, welcher gegen zwölfhundert französische Büchsenschützen nebst einigen Pferden an sich gezogen hatte, welche von den besten Leuten, aber wegen des Friedens von Chartres verabschiedet worden waren. Wir wurden damit in einem Augenblick fertig und erstürmten Saint-Vallery, wo-

wohin sie sich gezogen hatten, mit geringem Verlust auf unsrer Seite; denn wir verlohren dabei blos den Capitain Gouas, den zweyten von den drey Brüdern, um den es sehr Schade war; denn er war ein braver und sehr tapfrer Cavalier. Er hinterließ einen eben so braven und tapfern Sohn, welcher gegenwärtig in Provence unter dem Herrn von Epernon Gouverneur von Antibes ist.

Nachdem diese Truppen geschlagen waren, welche nach Flandern gegen den Herzog von Alba ziehen wollten, oder deren Absicht eigentlich war, noch einmal in Frankreich Unruhen unter dem Prinzen von Oranien anzufangen, der mit einer großen Armee aus Deutschland kam; wurde der Capitain Coqueville gefangen genommen und nach Paris gebracht, wo ihm der Kopf abgeschlagen wurde, nachdem er zuvor mehr gebeichtet hatte, als man von Seiten der vornehmsten Anführer der Hugenotten, wohl gern sah.

Als nun dieser Prinz von Oranien mit jener großen Armee nach Flandern kam, zog der Herzog von Alba ihn entgegen, und machte dieß Heer durch seine Klugheit für den, der es gegen ihn aufgestellt hatte so unnütz, daß es zu gar nichts half. Da es hierauf uns auf den Hals wollte, traf der Marschall von Cossé, der sich noch in der Pikardie befand, so gute Vorkehrungen dagegen, daß es uns gar nicht schaden konnte und nach Deutschland zurück mußte, wie es gekommen war, ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben.

Zuvor zogen sie jedoch noch die Herrn von Mouy, von Jaulis, Antricourt und andre reformirte französische Herrn fünf bis sechshundert Pferde und ohnge-

sehr

sehr zwölfhundert gute Büchsenschützen reformirter Religion an sich, welche nicht zu den Herrn Prinzen und den Herrn Amiral hatten stoßen können, als sie nach Guyenne kamen und blieben immer in Deutschland, wo sie, was wohl zu merken ist, auf Discretion lebten, wie mir nachher einige von ihnen sagten, bis endlich der Herzog von Zweybrück seine Armee nach Guyenne führte, wobei sich auch der Prinz von Oranien befand, nicht als großer Befehlshaber, sondern blos als Privatmann, er und der Graf Ludwig.

Es brachte dem Marschall von Cosse große Ehre, diesen Sturm von Seiten der Armee des Prinzen von Oranien, abgewandt zu haben, welcher über die Pikardie ausbrechen wollte; auch dies, daß er den Herrn von Bouchavanes d' Orlan Lieutenant des Herrn Prinzen, dessen Rathgeber er war weg brachte. Ein sehr wackrer Cavalier; es gab in der Pikardie keinen andern Dorn als diesen, welcher für die Hugenotten gegen die Katholiken hätte stechen können.

Alle diese Thaten verrichtete der Marschall sehr glücklich und mit wenigen Truppen, blos mit den dortigen Garnisons-Compagnien, die er ausrücken ließ, wobei sich die meinige ebenfalls befand, die in Péronne lag; weil sie sehr gut und schön war, nahm er sie zu seiner Leibwache.

Hierauf folgten die Schlachten bei Jarnac, Montcontour und Arnai-le-Duc, wobei der Marschall sich grossen Ruhm erwarb, so wohl durch seine Tapferkeit, als durch seine Klugheit und seinen Rath; allein der Herr von Tavennes that doch noch mehr bei der Belagerung von Rochelle. Als der Herr Graf von Montgommery den englischen Succurs dahin führ-

führte, [illegible] gedachter Herr Marschall allein die vornehmste Ursache, die sein Einlaufen dort verhinderte; denn er wars, welcher rieth und anordnete, daß Canonen an der Seeküste aufgepflanzt wurden, wovon eine dem Admiralsschiff, worauf sich der Graf befand, so geschickt in die Seite fuhr, bis beinahe untersank, wenn nicht fast alle im Schiff herbeigeeilt wären und sich damit beschäftigt hätten, so daß über diesem Lerm und Hin- und Herrennen die Ebbe einfiel und sie genöthigt waren, sich rechts zu wenden und eine halbe Meile seewärts vor Anker zulegen und sich den ganzen Tag, so wie auch den folgenden stille zu halten, jedoch nicht ohne von unsern Galeeren salutirt zu werden, die mit ihnen scharmuzieren und sie zum Gefecht herausfordern wollten. Da sie hiezu nicht Lust hatten, lichteten sie am folgenden Tag die Anker und giengen wieder hin, wo sie hergekommen waren. Diejenigen, welche drauf waren, sagten nachher, „ohne diesen Schuß würde sicher „das Admiralsschiff nicht nur, sondern auch alle „andern Schiffe eingelaufen seyn," so wie man auch schon aus ihrem trotzigen Ansehen und stolzen hitzigen Betragen bei ihrer Ankunft schließen konnte. Wären sie hineingekommen, so hätte uns dies sehr zum Schimpf gereicht. Wir hätten entweder die Belagerung aufheben müssen, wie bereits einige davon munkelten, oder: hätten wir sie hartnäckig fortgesetzt, so würden wir zweymal mehr Leute davor verloren haben, als wir so einbüßten, ohnerachtet wir richtig gezählt zwei und zwanzigtausend Köpfe davor verlohren, worunter zwey hundert und siebenzig Offiziers waren.

Ich weiß dies aus einer Liste, die ein Mann von Kopf unter unsern Truppen verfertigt hatte, und die sehr richtig war, wie der Herr von Strozzy, der Oberste, als er sie durchsah, in meiner Gegenwart versicherte.

Die

Diesen guten Dienst leistete also damals Marschall de Cossé seinem König, der ihn nichts desto weniger acht Monate darauf nebst dem Herrn von Montmorency in Bois de Vincennes gefangen nehmen und dann sechzehn bis siebenzehn Monate lang in der Bastille sitzen ließ, bis endlich Monsieur sie daraus befreyte. Ich habe hievon schon anderwärts gesprochen.

Von dieser Zeit an ergab sich der Herr Marschall um dieser Verbindlichkeit willen mehr dem Dienste Monsieurs, als dem des Königs. Doch als Monsieur ihn mit nach Flandern zur Verproviantirung von Cambray nehmen wollte, erwog der König, daß dies nicht gut klingen würde, wenn ein Marschall von Frankreich sich in der Gesellschaft des Monsieur bei diesem Krieg befände, was der König von Spanien ihm sehr übel nehmen könnte, und befahl ihm daher, nicht dahin zu gehen, sondern zu ihm nach Hof zu kommen, was er auch befolgte.

Dieß schlug nachher sehr zur Ehre Monsieurs aus; denn der Zug war sehr glücklich für ihn, indem er nicht nur Cambray entsetzte und sich zum ruhigen Besitzer davon machte, sondern auch noch andre Plätze eroberte; wobei jedermann, ja Monsieur selbst zuerst sagte: „wäre der Marschall von Cossé bei ihm gewesen, so würde alle Welt gesagt haben, der Marschall sey es, der diese schöne Thaten mit Hülfe seiner großen Erfahrung, Klugheit und Weisheit gethan habe, ihm würde also auch die ganze Ehre und der ganze Ruhm davon zugefallen seyn und Monsieur nur sehr wenig.“ Ich sah, wie die Königinn Mutter einst zu Saint-Maur ebenso davon sprach und daß ihrem Herrn Sohn und zwar allein der ganze Ruhm hievon gebühre.

Um

Um endlich von dem Herrn Marschall zu schlie-
ßen, so starb er, wie der Herr Marschall von Brissac
sein Bruder, in seinem Bette von der Gicht gequält,
über die ich ihn oft ganz außer sich sah. Ich erinnre
mich hiebei, daß wir, der Herr von Strozzy und ich,
ihn zur Zeit des ersten Reichstags zu Blois in der
Krankheit besuchten, wobei der Herr von Strozzy ihn
fragte: „Nun was machen sie denn?"

„Was ich mache, mein lieber Freund? Mein
„Gott! Ich beschle mich dreißigtausend Paar Teufeln,
„die zu mir eilen, mich heilen sollen, weil Gott es
„nicht thun will." Und dann wieder etwas aufge-
räumter, fuhr er fort: „Schwerneth, ihr, die ihr
„meine guten Freunde seyd, wollt ihr mir denn nicht
„dazu behülflich seyn, mich an den Henkersknechten
„von Aerzten zu rächen, die mich keinen Most trin-
„ken lassen wollen: zum Teufel, ich will ihnen zum
„Trotz jezt welchen mit euch trinken. Man hole mir
„gleich welchen. Ihr seyd meine besten Freunde;
„wenn sie kommen, so werdet ihr sie schon zum Teu-
„fel jagen."

Der Most wurde gebracht, wir tranken jeder ei-
nen tüchtigen Theil davon und wurde was ehr-
liches dabei gelacht. Allein das Unglück war, daß da
wir ihn zwey Tage darauf wieder besuchten, er uns
klagte, wie viel er seither von den Folgen dieses Mosts
zu leiden gehabt habe, so wie ihm die *** die Aerz-
te, weiß machen wollten, er kümmre sich aber den
Teufel um ihre Verbote und Eseleyen, die ihn doch
nicht heilen könnten. Endlich sagte er zu uns noch:
„nun gut, man muß Geduld haben."

Eines Abends, als er mit Monsieur vertraulich
kose, wobei er ihm einige seiner kleinen Wahrheiten

„an den Hals warf, sagte er zu ihm: „Schwerenoth „ihr Könige und groſse Herrn, taugt allzumal den „Teufel nicht. Wollte Gott euch nach Gebühr thun, „ſo verdientet ihr alle gehenkt zu werden.“

„Was gehenkt, sagte Monſieur, dies gehört „für Schurken und Lumpenhunde.“

„Ha, Par Dieu, antwortete der Marſchall, ſind „wohl ſchon welche gehenkt worden aus einem hun„dertmal beſſern Hauſe, als ſie.

„Aus beſſerm Hauſe als ich? verſetzte Monſieur, ſo eines hat es wohl noch nicht gegeben.“

„Doch, doch, Par Dieu, doch, erwiederte der „Marſchall. Jeſus Chriſtus — wurde der nicht ge„henkt? Und der war doch wohl aus einem beſſern „Hauſe, als ſie?“

Nun mußte Monſieur lachen und ſich zufrieden geben, ſo ſehr er auch zuvor aufgebracht war, weil jener geſagt hatte: es gebe jemand aus beſſerm Hauſe in der Welt, als er, da doch das Franzöſiſche allen andern vorgeht.

Ich ſprach oben von verſchiedenen guten und großen Feldherrn, welche dem Herrn Marſchall von Briſſac bei ſeinen ſchönen Kriegen in Piemont mit beiſtanden. Wollte ich mich mit den Thaten aller aufhalten und ihre Tapferkeit durchgängig beſchreiben, wie ich nur mit einigen thue, ſo würde ich nie fertig werden, und ein meine Kräfte überſteigendes und mir unmögliches Werk unternehmen. Darum werden ſie mich entſchuldigen, wenn ich mich hier nicht einzeln auf ihr Lob einlaſſe. Ich werde ſie indeſſen nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen, und ihrer

hin und wieder gelegenheitlich gedenken. Darum laſſe ich ſie für jetzt, um den Herrn von Vaſſé vorzunehmen.

Der
Herr von Vaſſé.

Der Herr von Vaſſé, ein ſehr guter und tapfrer Feldherr hatte das Glück, auf Befehl des Königs wegen Parma, den Frieden in Piemont zuerſt zu brechen, durch die Eroberung von San-Damiano, das er überfiel und auf eine ſehr artige Art einnahm. Die Geſchichtbücher, beſonders der Herr von Montluc, handeln davon.

Seine Tapferkeit bewirkte ſeine Beförderung. Der Herr Connetable trug aber ebenfalls dazu bei, den der Herr von Vaſſé, als er in Ungnade gefallen war und ſich auf ſeine Güter entfernt hatte, nie verließ, ſondern oft beſuchte; ganz anders als eine Menge Hofleute, die ihn ganz vernachläßigten, ſo große Verbindlichkeiten ſie ihm auch hatten. Als er daher nach dem Tod des Königs Franz wieder an den Hof zurückkam, begünſtigte er den Herrn von Vaſſé ſehr, und beförderte ihn, und war ihm zu dem Gouvernement der Markgrafſchaft Saluzzo behülflich, das er ſehr weislich verwaltete unerachtet, er ſehr raſch hitzig und wunderlich war.

Ich erinnere mich hiebei, daß bei der Ritterpromotion, die der König Franz II. zu Poiſſy vornahm der Ceremonienmeiſter Chemont-Errault ihn mit dem Herrn von Montluc zuſammen kuppelte, daß ſie bei den Aufzügen und dem Opfern miteinander gehen ſollten

ten, wobei der Herr von Guise sagte: „Nun, das ist „mir ein Paar, wie sichs schickt: beide gleich wun„derlich, gleich hitzig, gleich zornig, wie keiner in „der ganzen Gesellschaft; dabei aber doch beide sehr „brave und tapfere Generals.“

Dieser Herr von Vassé hatte einst eine starke Affäre mit dem Capitain von Montmas, einem sehr tapfern und beherzten Officier. Die Sache kam daher, daß Montmas, durch Vorschub des Herrn von Vassé, Gouverneur eines kleinen Platzes in Piemont, einen Diener oder Soldaten von den Leuten des Herrn von Vassé, der mit einer Büchse einem Stück Rothwildpret auflauerte, tüchtig durchgeprügelt hatte, der dann zu seinem Herrn gieng und sich darüber beklagte.

Als hierauf der Herr von Montmas auf der Pobrücke spazieren gieng, kam der Herr von Vassé zornig wie er war, hinzu und stieß ihn so hart an, daß er ihn beinahe ins Wasser geworfen hätte. Nachdem hierauf Friede wurde, verlangte Montmas, als ein wackrer Degen, sich zu schlagen, was ihm von dem Herrn Marschall verweigert wurde, worauf er Post nahm und zum König reiste, der es ihm wegen des Eides von meinem Onkel la Chaistaigneraye ebenfalls abschlug.

Der Herr von Vassé, der dieß erfuhr, nimmt ebenfalls Post und eilt nach Hof, um sich zum Zweikampf zu stellen. Der König verweigerte es ihm ebenfalls und versuchte, sie mit einander zu vergleichen, was aber das erstemal nicht gieng; denn beide waren brav und eigensinnig.

Endlich nahm der König dem Herrn von Vasse eines Tags bei der Hand, und sagte zu ihm: „Sa„was halten Sie den Montmas?„

„Sire

„Sire, antwortete Vaſſé, ich halte ihn für ei„nen der bravſten Officiers, die Sie in Ihrem Reich „haben, und werde mirs zum vorzüglichen Ruhme „ſchätzen, wenn ich mich mit ihm ſchlage und ihn er„lege.“

Der König that hierauf dieſelbe Frage an Montmas, der ihm gleiche Antwort gab. (Sie hüteten ſich nämlich beide wohl, anders zu reden, um ihrer eigenen Ehre willen.)

Hierauf nahm Er beide vor, und ſagte zu ihnen: „Da ihr eine ſo gute Meinung von einander „habt, ſolltet ihr auch zufrieden mit einander und „ruhig ſeyn, und euch nicht um einer ſo elenden Klei„nigkeit willen ſchlagen, die nicht verdient, daß man „nur davon ſpricht. Und nun will ich, daß ihr gute „Freunde ſeyn ſollt.“ Damit ließ er ſie einander umarmen und befahl ihnen, ſich weiter keine Vorwürfe über das Vergangene zu machen. Allein Montmas ſagte Ihm: Er möchte es nicht ungnädig vermerken wenn er nie wieder mit Vaſſé ſpreche noch ihn je grüße.

Nach einiger Zeit ſchickte Montmas, der zufälligerweiſe vom König ein Geſchenk im Lande Mayne nahe bei dem Hauſe des Herrn von Vaſſé bekommen hatte, jemand dahin, dieſe Angelegenheit in ſeinem Nahmen in Richtigkeit zu bringen. Der Herr von Vaſſé, der dies erfuhr, traktirte dieſen Bevollmächtigten gut, und war ihm in ſeinem Geſchäfte ſehr behülflich.

Einige Zeit darauf hatte der Herr von Vaſſé ein Geſchäft in Gascogne in der Nähe des Guts des Herrn von Montmas, ebenfalls in einer Schenkungsſache; und Montmas erwiederte bei dieſer

ser Gelegenheit seine Höflichkeit gegen seinen Abgeordneten. So erwiesen sie sich denn wechselsweise Höflichkeiten; jedoch ohne sich je zu sprechen.

Nachher verließ Montmas Piemont, und wurde in Frankreich Oberster von der Infanterie. Er war sehr dafür bekannt, daß er ein braver tapfrer Mann und seines Postens ganz würdig sey, den er dem unerachtet nicht behielt, wie ich anderwärts davon rede.

Der Herr von Vassé überlebte ihn noch lange, nachdem er eine sehr hübsche Nachkommenschaft hinterlassen hatte, die nicht aus der guten Art schlug. Ich werde ihrer weiter unten noch gedenken.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß wenn diese beiden braven und tapfern Officiers mit einander in die Schranken gekommen wären, wacker Blut vergossen worden seyn würde.

Diese Geschichte wurde mir von zween vortrefflichen und sehr artigen Capitains erzählt, die sich damals in Piemont befunden hatten.

Der

Herr von Salvoison.

Reden wir jezt von dem braven Herrn von Salvoison, der zu seiner Zeit ein so guter, tapfrer, kluger und glücklicher Feldherr war, als der König von Frankreich je einen hatte. Wäre er nicht so bald gestorben, so hätte er wohl noch brav von sich zu reden gegeben.

Er

Er war ein ſo groſſer Mann, daß wegen der vielen ſchönen Thaten, die er verrichtete, viele Franzoſen, Spanier und Italiäner von ihm ſagten, und es ſteif und feſt glaubten: er habe einen Spiritus Familiaris, der ihm alle ſeine Aufſätze und Plane entwerfe, und ſie ihm ſo gut ausführen helfe. Daher ich denn Leute in Piemont geſehen habe, welche glaubten und verſicherten, der Teufel habe ſeinen Tod beſchleunigt und ihn geholt.

Dies iſt aber alles falſch und albern. Sein feiner Geiſt, ſein großer Verſtand, ſeine Einſichten, ſeine Wachſamkeit, ſeine Geſchwindigkeit, ſeine Klugheit, ſein gutes Herz und ſein Glück waren ſein einziger wahrer Dämon und Spiritus Familiaris; einen andern hatte er nie. Ich habe ein Gleiches dem Admiral und mehrern andern großen Feldherrn, welche mehr als gewöhnliche Menſchen verrichteten, nachſagen hören, und der unwiſſende Pöbel ſchreibt alles dieſem Spiritus Familiaris zu.

Was ſeinen Tod betrift, ſo ſtarb er wie ein andrer und guter Chriſt, jedoch äuſſerſt ungern und untröſtlich, daß er ſeine ſchönen Plane nicht erleben ſollte, die er ſo gerne vor ſeinem Ende noch ins Werk geſetzt hätte, wie er gedacht und gehofft hatte. Dieſe Plane giengen auf mehrere Städte in der Lombardey, beſonders auf Pavia, das er in kurzer Zeit weggenommen hätte, vermittelſt eines Thors, deſſen er ſich durch erkaufte Verſtändniſſe bereits verſichert hatte, wie er daraus einigen ſeiner vertrauteſten Freunde, kein Geheimniß machte. Ihnen ſagte: man müſſe hin und den Huth oder die Mütze des Königs Franz wieder holen, den er nach ſeiner Gefangenſchaft dort gelaſſen hatte. Wiewohl einige ſagen, es ſey zu Genua geweſen, was man für richtiger hält.

Dieß Mährchen verhielt sich folgendermaßen. Als dieser König gefangen genommen wurde, brachte man ihn nach Pavia. Als jedermann hinzu lief und ein Gedränge entstand, ihn zu sehen, sagte er zu einigen: „Nun, Messieurs, was wollt Ihr denn? „wollt Ihr etwas von mir? für jetzt kann ich Euch „nichts geben, als meinen Huth; da ist er. Ich ge„be ihn Euch: hebt ihn aber wohl auf, bis ich wie„derkomme oder jemand von den Meinigen herschicke, „um ihn abzuholen.“

Darum also, sagte der Herr von Salvoison, er wolle den Huth des Königs holen, den der Herr vor Lautrec, als er diesen Platz einnahm, vergessen und nicht mitgenommen hätte, den er aber nicht zurücklassen werde. Auch sagte er zu seinen Soldaten, einige Tage zuvor: „Muth, Kameraden, es „soll nicht mehr lange währen, so sollt ihr mir den „Sammt mit der Pike messen.“

Unglücklicher Weise aber starb er über dieser schönen Unternehmung, und sein Ende war folgendes. Nachdem er Casal eingenommen hatte, wovon ich weiter unten reden werde, setzte er den Spaniern in den benachbarten Garnisonen hart zu, und that ihnen viel Schaden. Daher faßten sie den Entschluß, in große Haufen zusammenzustoßen und ein altes Wrack vom Schloß zwischen Valencia und Casal, das ehmals ruinirt worden war, und jezt Castelet hieß, nahe bei Casal zu befestigen. Sie arbeiteten und wühlten in der Erde so gut, daß sie es in ganz kurzer Zeit in Vertheidigungs Stand und haltbar herstellten.

Da dem Herrn von Salvoison diese Nachbarschaft nicht recht gefallen wollte, so zog er sogleich die Besatzungen von Valencia, Verrua und Casal zu-

sam-

ſammen, machte ein Corps daraus, rückte damit auf den Feind an, beſtürmte, ehe dieſer noch Zeit hatte, ſich noch mehr zu befeſtigen, das Fort, nahm es mit Sturm ein, machte den größten Theil derer, die darinn lagen, nieder und nahm den Capitain gefangen, der ein Spanier war, ſich Capitain Fornes nannte und im Geſicht ſtark verwundet wurde. Es war im Auguſtmonat, wo die Sommerhitze in dieſen Gegenden am ſtärkſten iſt.

Dieß Stück Arbeit, ſo wie auch der Rückzug machte dem Herrn von Salvoiſon ſehr viel zu ſchaffen, weil die Garniſonen von Aſti, Crescentino und andre ſehr zahlreich ausgerückt waren, um ihm in den Rücken zu fallen. Er zog ſich aber ſo tapfer und weislich zurück, daß er alle ſeine Soldaten, Franzoſen ſowohl als Schweitzer, dem Capitain Fusberg übergab, ohne daß ihnen der Feind etwas anhaben konnte. Er ſelbſt aber trug dabey ein fatales Seitenſtechen und hitziges Fieber davon, woran er nach ſechs Tagen in einem Alter von ſieben und dreißig Jahren ſtarb, als er erſt in ſeiner Blüthe und in ſeiner vollen Kroſt ſtand, um große Dinge auszuführen.

Dieſe Nachricht mag denn diejenigen zum Schweigen bringen, die geſagt haben, der Teufel habe ihn geholt. Ich will aber nicht ſagen, daß dieß hitzige Fieber nicht eine Menge Wahnſinn in ſeinem Gehirn und viel Aerger erzeugt habe, wobei er in der Verzweiflung, ſo jung und auf dem Punkt, dem König große Dienſte zu leiſten, ſterben zu müſſen, ihn manche Verwünſchungen mag haben ausſtoßen laſſen, was vermuthlich die Leute veranlaßte, ſo falſch von ſeinem Tod zu reden.

Eben ſo wenig will ich behaupten, daß er, der ſo gern alles wiſſen wollte, ſich nicht eben ſo gut über-

natürlicher, wie natürlicher Mittel bedient habe, um seine hohen Unternehmungen durch zu führen, wie es denn in der That verborgene Geheimnisse in der Natur giebt, mit deren Hülfe man, wer sie zu entdecken und zu ergründen vermag, erstaunliche Dinge verrichten kann, die der Welt unmöglich scheinen. Deswegen läugne ich nicht, daß er um seine Ehrsucht zu gründen und zu nähren, nicht alle mögliche Mittelchen hervorgesucht habe. Daher mag denn die Meinung kommen, daß er einen Spiritus Familiaris habe; daß er sich aber dem Teufel ergeben haben sollte, das ist eine grobe Lüge und Betrug.

Ich kann mir wohl vorstellen, daß meine Leser nicht wenig darüber lachen werden, daß ich vom Tod eher als vom Leben handle, mir gilt aber alles durch einander gleich viel, da ich es nicht darauf anlege, gut und methodisch zu schreiben, sondern so wie mein Gedächtniß, mein Verstand, meine Laune und meine Feder mir es geben.

Um also endlich doch auch auf einige Züge von dem Leben des Herrn von Salvoison zu kommen, soll man wissen, daß er in seinen jungen Jahren für die Kirche bestimmt war, indem er, wie ich gehört habe, sogar schon eine Pfründe in der Kirche Caors besaß. Auf Universitäten, besonders zu Thoulouse studirte er so gut, daß er sehr tiefe Wissenschaften erlangte, wobei er nichts destoweniger etwas lüderlich war, den Degen nicht umsonst trug, und auf dem Pflaster wetzte, wie dort die Studenten auf hohen Schulen zu thun pflegen. Man konnte nicht anders von ihm sagen, als er sey stark, mit dem Degen so wie mit der Feder: denn er wußte mit beiden gut umzugehen.

Da

Da er jedoch endlich der akademiſchen Laufbahn überdrüſſig wurde, und die Gelegenheit, den Zug nach Schottland unter dem Herrn von Eſſe mit zu machen ſich darbot, ſattelte er um, und gieng unter die Compagnie Chevaux-Legers des Herrn von Negrepelliſſe, wo er für den Anfang ſich ſehr hervorthat, ja eines Tags bei einem Gefecht ſich ſo weit hineinwagte, daß er von den Engländern gefangen genommen wurde. Dieſe fanden ihn ſo geſchickt, in allen Wiſſenſchaften ſo bewandert, und in ſeinen Reden ſo angenehm, daß einige ihn gegen den jungen König Eduard ſehr rühmten, der als ein ſehr gelehrter Prinz nach ihm ſchickte und ihn holen ließ, wie jedermann eine Vorliebe zu ſeines Gleichen hat.

Der König unterhielt ſich mit ihm, fand ihn wie man ihn beſchrieben hatte, und ſo ſehr nach ſeinem Geſchmack, daß er ihn ſehr vortheilhafte Anträge machte, wenn er bei ihm bleiben wollte. Er entſchuldigte ſich aber mit ſeinem Eyd, mit ſeiner Liebe für ſeinen König und ſein Vaterland und bat ihn auslöſen zu laſſen und zu beurlauben, wobei er verſicherte, daß er in allen Stücken, ſo weit es mit ſeiner Ehre beſtehen könne, auf alle Befehle Seiner Majeſtät Ihr unterthäniger Diener ſeyn würde. Der König dankte ihm dafür, erwiederte ſeine Höflichkeiten mit gleichen, und ließ ihn ohne Löſegeld frey.

Von England aus gieng er nach Piemont, wo er ſich in kurzem durch ſeine vortrefliche Eigenſchaften hervorthat.

Er machte eine Unternehmung auf das Schloß Miayland mit Hülfe des Herrn Ludwig von Birgoues, ſo wie auch des Präſidenten von Biragues, welche

damals in der Stadt waren; seit ihrem Verlust aber von allen allein der Krone Frankreich jederzeit getreu geblieben sind. Ich will hiebei folgendes erzählen.

Als bei dem ersten Reichstag zu Blois und schon zuvor mehrere der Meinung waren und laut schrien, man müsse die fremden Italiäner aus Frankreich vertreiben, unter welche sie auch gedachten Kanzler und die Biraguen überhaupt zählten, so sagte der König, indem er mit einigen in seinem Zimmer davon sprach: „ich muß also mein Recht auf das Herzogthum May„land, das so gut zu meinem Erbtheil gehört, als „das Herzogthum Normandie, Bourgogne, Guyen„ne und andre in meinem Reich, aufgeben. Wenn „die Mayländer Fremde seyn sollen, so müstens die „andern eben so gut seyn. Sie sind es also „nicht, und ich muß die Mayländer lieb und werth „halten; folglich auch die Biraguen, die ihr „ganzes Vermögen, das sie in Mayland besaßen, „im Stich ließen, um als gute und getreue Unter„thanen unter dem Französischen Scepter zu stehen." Ja er sagte sogar, diese Biraguen hätten einen Schwur gethan, sich nie taufen zu lassen, ausser in Mayland, wenn es wieder in französischen Händen sey. Ein Gleiches sagten sie von ihren Nachkommen. Dieß war eine gemeine Sage, die jedoch wenig Glauben verdient, denn sie waren sehr gute Christen, Catholiken und wackre Leute.

Durch die Bekanntschaft nun und das Verständniß, welche die Herrn von Biragues in Mayland hatten, fand der Herr von Salvoison Mittel, ein Haus daselbst zu gewinnen, wohin er unvermerkt nach und nach Leute und Waffen brachte.

Als

Als der Tag zur Ausführung gekommen war, führte er zuerſt ſeine Leute in den Waſſergraben, der durch einen von Viragues beſtochenen Sieneſiſchen Sergent; aber nicht richtig, ſondirt war, bis über den halben Leib und kam an den Fuß der Mauer bis an die Stelle, wo die Strickleitern befeſtigt waren; aber ſo ſchlecht, daß, ſo viele Mühe man ſich auch gab, ſie doch immer wankten, und niemand daran hinaufſteigen konnten, nicht einmal ein einziger Mann, um die Haken oben beſſer zu befeſtigen. Darüber vergieng dann ein guter Theil der Nacht, bis die Ronde, die vorbei kam, murmeln, und im Waſſer plätſchern hörte, worüber Lerm gemacht wurde und ſich rettete, wer konnte. Andre erzählen jedoch die Sache anders als wir Franzoſen. Der Herr von Salvoiſon wurde dabei in dem Graben gefangen genommen.

Der Cardinal von Trient aus dem großen Hauſe Madruſe in Deutſchland, den ich zu Rom als einen ſehr wackern und würdigen Prälaten und tüchtigen Zechbruder nach Art ſeiner Heimath kennen lernte, war damals Kaiſerlicher Statthalter von Mayland und wollte die Sache gerichtlich abmachen. Er ließ denn auf dieſem Wege den Herrn von Salvoiſon ſowohl, als alle die mit ihm gefangen worden waren, zum Tode verurtheilen.

Allein Herr von Salvoiſon proteſtirte bei ihm gegen dieſen Spruch, und that mit den ſchönſten und gelehrteſten Gründen von der Welt dar, daß weder er noch ſeine Kammeraden den Tod verdient hätten, indem ſie im Kriege und von ihrem König darauf beſoldet wären, dieſen auf alle und jede Weiſe zu treiben. Schlüßlich appellirte er an den Kaiſer und das Kaiſerliche Reichs-Kammer-Gericht und bewies die Statthaftigkeit dieſer ſeiner

Be-

Berufung so gut, daß seine Gründe, zu Papier gebracht und von dem Herrn Cardinal und dessen Räthen erwogen und bewundert, diese dahin vermochten, nicht weiter vorzuschreiten, indem sich ihr Gewissen widersetzte und sie durch die schöne mit Beweisen, Beispielen und Vernunftgründen des Herrn von Salvoison unterstützte Vertheidigung ganz gerührt wurden. Sie verschoben daher die Vollstreckung des Urtheils und schickten den ganzen Proceß an den Kaiser, der, nachdem er ihn in seinem Beisein seinem Hofrath hatte vorlegen lassen, die Schrift des Herrn von Salvoison für einen Kriegsmann so schön und bewundernswürdig fand, daß er nebst seinem ganzen Hof-Rath ganz entzückt davon wurde und nach Mayland reskribirte: „der Herr von Salvoison und seine Franzosen „sollten nicht sterben, wohl aber die Italiener und „andre in der Stadt, die um die Unternehmung gewust hätten, und dazu beförderlich gewesen wären."

So rettete also der Herr von Salvoison sich und die Seinigen durch seine erlernte Wissenschaften und hatte große Ehre und Achtung davon, bei den Unsrigen so wohl, als bei den Ausländern. Seine Gelehrsamkeit kam ihm hier im Fall der Noth recht sehr gut zu statten. Wäre er ein Esel gewesen, so wars um ihn geschehen und er wurde aufgeknüpft. Dieß sollten sich Kriegsleute gar wohl zu Gemüth führen, und gleichergestalt etwas lernen, wenn sie können.

Ohnerachtet diese Unternehmung fehlgeschlagen war, ließ er sich dennoch dadurch nicht abschrecken, einen neuen Anschlag auf Vercelli zu machen, welcher glücklicher ausgieng. Es gieng aber dabei so sehr in Eile, daß er kaum Zeit hatte, den Herrn Marschall von Brissac dahin zu bitten: hätte ers noch

ein

ein wenig länger verſchieben können, bis die Kaiſerliche Armee ſich etwas weiter entfernt gehabt hätte, ſo wäre die Unternehmung ganz vollſtändig ausgeführt worden. Denn nun wurden blos Stadt und Schloß erobert, und alles, was man thun konnte, war daß man ſie in aller Eile möglichſt rein ausplünderte; die Citadelle hingegen hielt ſich wacker, und bezeigte ſich entſchloſſen, ſich zu halten, daher ſie denn nicht eingenommen werden konnte.

Als Dom Ferdinand, der mit ſeinen Truppen nicht weit davon ſtand, Wind davon bekam, brach er ſogleich auf und ſetzte ſich in Marſch, jedoch nicht geſchwind genug, daß der Herr Marſchall nicht noch Zeit gehabt hätte, ſich als ein großer General vor ſeiner Fronte und unter ſeinen Augen mit der ganzen ſchönen und anſehnlichen Beute, die er und ſeine Leute gemacht hatten, zurück zu ziehen, ohne einen Mann zu verlieren.

Auf dem Schloß wurde das ſchöne und reiche Cabinet des Herrn Herzogs von Savoyen geplündert. Der Herr von Briſſac erhielt für ſeinen Antheil jenes ſchöne und rare Einhorns Horn. Einige ſagen, er habe auch die ſchöne und reiche ganz mit Perlen und Brillanten beſetzte Haube der Herzoginn bekommen, andre hingegen ſagen, dieſes ſey dem Herrn von Salvoiſon zu Theil geworden, wie denn auch das von Rechtswegen ſo ſeyn mußte, da er der Hauptanführer der Unternehmung war; auch bekam er dabei eine goldne Planchette,[14]) die am Reutpferd der Herzoginn war, wenn ſie ausritt.

So viel iſt gewiß, daß ſein Antheil an der Beute auf vierzig tauſend Thaler werth war; nach ſeinem Tode theilten ſich in dieſen reichen Raub ſeine Erben,

nämlich

nämlich der Capitain Gironde sein Lieutenant und der Capitain Melse sein Fähnrich und ein jüngerer Bruder von ihm, den man Monsieur Gottfried nennte und der nur sechs Monathe vor dem Tod seines Bruders bei ihm angekommen war und ihn besucht hatte. Dies war aber auch sein Glück: denn die andern würden ihm eine sehr schmale Portion gelassen haben. Sie fanden bei ihm sonst kein Vermögen weiter, auch kein Geld, denn er war sehr ehrsüchtig und um seine Ehrsucht zu befriedigen, machte er starken Aufwand, besonders auf Spions, was freilich einem großen Feldherrn gute Dienste thun und ihn sehr weit bringen kann; daher ein geitziger General nie viel ausrichten wird.

Nach der Eroberung von Vercelli verbreitete sich der Ruhm des Herrn von Salvoison ungemein. Deswegen gab der König ihm eine Compagnie Fußvolk, was damals etwas großes hieß; denn sie war dreihundert Mann stark, gut besoldet und noch gar nicht gemein. Allein der König erzeigte ihm noch eine vorzügliche, noch nicht viel gehörte noch gesehene Gnade, indem er ihm die Erlaubniß ertheilte, sich solche aus der Armee des Herrn Marschalls von Brissac auszulesen, so daß er dabei die Trommel rühren lassen durfte, als wenn es, auf dem Land oder in Städten gewesen wäre, wobei es jedem Soldaten frei stand, sich darunter anwerben zu lassen, ohne von den andern Officiers bestraft oder verhindert oder in Anspruch genommen werden zu können; nach Verfluß des Monats nämlich, versteht sich.

In der That eine sehr große Gnade. Sein Ruhm verschaffte ihm aber auch eine so schöne Compagnie, daß ihm die besten Leute in Piemont und mehr Mannschaft zulief, als er brauchen konnte. Sie drängten

sich

ſich hinzu, weil ſie bei den Unternehmungen des Herrn von Salvoiſon hofften, nie arm zu werden.

Er wurde Gouverneur von Verrua. Ein Platz am Po, wichtig wegen Creſcention, das ganz nahe dabei liegt und von den Spaniern beſetzt war, wobei denn mancher Strauß vorfiel. Der Herr von Salvoiſon behielt aber ſtets die Oberhand, wie er dies bei der Ueberrumplung der Stadt Caſal, der Hauptſtadt im Markgrafthum Montferrat zeigte, welche Unternehmung und Einnahme doch in der That zu ſchön iſt, um hier mit Stillſchweigen übergangen zu werden.

Als Gouverneur von Verrua, das nicht weit von Caſal liegt, hatte der Herr von Salvoiſon durch ſeine Freigebigkeit und Geſchicklichkeit einige in dieſer Stadt, der er ſchon lange auflauerte und gern etwas angehabt hätte, gewonnen, ſo daß ſie bei ihm ab- und zugiengen, und ihm von allem Nachricht gaben, er alſo alles durch ſie erfahren konnte. Beſonders fand er einen gewiſſen Fructerol, einige ſagen er ſey ein Schulmeiſter geweſen, ſehr brauchbar für ſeinen Plan.

An einem ſehr feſtlichen Hochzeittage nun, wobei eine Menge Herrn und Damen ſowohl Inländer als Spanier beiſammen waren, und folglich viele Tänze, Schmauſereien, Ringelrennen, Maskeraden, Turniere, und Gefechte gehalten wurden, welche Don Lopez de Figarot, Gouverneur der Stadt, und eine Menge ſpaniſche Officiers und Italieniſche Cavaliers mit großer Pracht veranſtaltet hatten, — an dieſem Feſt Abends, als jedermann müde und eingeſchlummert war, wollte der Herr von Salvoiſon, der nichts weniger als ſchlief, doch auch ſein Stück vom Hochzeitkuchen haben.

Er hatte zuvor schon dem Herrn Marschall, dem er seine Unternehmung vertraut hatte, geschrieben, er möchte ihm sieben bis achthundert Mann von den auserlesensten unter seinen Soldaten so geheim und still als möglich zukommen lassen, und zwar so, daß sie in der Nacht bei ihm einträfen; er selbst möchte sich unterdessen mit guten Truppen um sieben bis acht Uhr früh an dem Thore vor Casal bereit halten, damit er seine Unternehmung und Ersteigung, im Fall sich Widerstand fände begünstigen und unterstützen könte; was denn der Hr. Marschall zu thun nicht ermangelte.

Endlich das Beste; damit die Inwohner von Verrua keine Vermuthung von einem geheimen Plan bekommen, noch Spione sie ausgattern und verrathen könnten, stellte er sich krank, und ließ Aerzte aus Casal kommen, um sie zu consuliren und sich von ihnen curiren zu lassen, weil er in sehr großer Gefahr sey. Als die Aerzte auf den Abend spät eintrafen, wurde ihr Besuch auf morgen verschoben, und sie gebeten, zu Nacht zu speisen und sich niederzulegen und auszuruhen.

Während nun die Herrn im Bette liegen und schnarchen, bricht er mit seinen Leuten und Leitern so leise als möglich auf und zieht hinab gen Casal, um dort seine Arzney zu holen. Er langt glücklich um ein Uhr nach Mitternacht an, wo die von der Stadt und der Wache, müde von den vielen Durchzügen des Tages, im ersten tiefsten Schlafe liegen. Er fieng also an, seine Leitern anlegen zu lassen, so leise als möglich. Die ersten die in den Graben hinabstiegen, waren der Capitain Cluzeau von Sarlat im Perigord, und der Capitain Pont-d' Asture aus diesem Ort Pont d' Asture gebürtig, auf die der Herr

von

von Salvoiſon ſich ſehr verließ, weil ſie brav, tapfer und klug waren. Sie hatten auch verſchiedentlich zuvor den Graben unterſucht und einen ſehr befriedigenden Rapport davon erſtattet.

Dieſe alſo kommen zuerſt hinein mit ihren Leuten, und legen ihre Leitern an. Sie machen raſch und ſäuberlich die Wache nieder, ohne daß man auf der Hauptwache etwas davon merkt, bis der Reſt mit dem Herrn von Salvoiſon ihnen eilends zu Leibe geht, und todſchlägt wer kann, manche im Schlaf, andre halbwachend.

Als nun die Franzoſen Herrn vom Walle und der Mauer waren, erhob ſich das Geſchrei durch die Stadt; es wird Lerm gemacht, nach dem Waffenplatz rennt, wer nur kann, wo ſie aber bereits unſre Franzoſen finden, welche da Platz genommen haben, und ſchlachtfertig ſtehen.

Dom Lopez, der nahe dort wohnte, und dachte, es wären Betrunkene, die ſich balgten, nahm ſich nicht Zeit, ſich weiter anzukleiden, ſondern fuhr bloß in ſeinen Schlafrock, nahm eine Hellebarde zur Hand und gieng hinab, um dieſe Buriche zuſammen zu ſegen; wer aber erſtaunte, das war er, als er rufen hörte: France, France; ſchlagt tod! ſchlagt todt!—

Endlich wurden die Unſrigen, die überall um ſich griffen, ſich rührten, wacker zuſchlugen, und die Spanier zurücktrieben, Meiſter, und verfolgten ihren Sieg bis aufs Schloß, worein ſich geworfen hatte, wer konnte, auch Dom Lopez.

Der Herr Marſchall ſeiner Seits ſpielte ſein Spiel ſo gut, daß er, ein einſichtsvoller und wachſa-

mer General auf den Punkt am Thore eintraf, das ihm von unsern Leuten geöffnet wurde, worauf er einrückte, sich gänzlich vom Rest der Stadt Meister machte, das Schloß besonders die Citadelle sogleich belagerte, und so schnell und wüthend beschoß, daß Domlopez sich auf Capitulation ergab, unerachtet der Capitain Salines von Asti aus, wo seine Garnison war, herbei kam, und um den Belagerten Muth zu machen, schrie: A qui stá el Capitan Salines con su bandera! (Hier steht der Capitain Salines mit seinem Fähnlein.) Der Herr Marschall und der Herr von Salvoison hatten aber ihre Vorkehrungen so gut getroffen, daß er es dabei bewenden lassen, wieder umkehren und abmarschieren mußte.

So kam also diese am Po, dem König der dortigen Flüße gelegene, schöne Stadt, und meines Erachtens eine der schönsten in dortiger Gegend, die stets so gut Französisch gesinnt gewesen war, in ihren ersten und erwünschten Zustand zurück, und der Herr von Salvoison wurde nach Recht und Billigkeit Gouverneur davon, so wie die Capitains Cluzeau und Pont d'Asture vom Schloß; jeder von ihnen wurde noch dazu mit tausend Thalern beschenkt, wie man ihnen zuvor auf den Fall eines glücklichen Ausgangs, versprochen hatte. Bei der großen Lebensgefahr immer ein mißlicher Handel, wofür dies im Grund sehr wenig war. Allein damals war der Geiz unter unsern Soldaten noch nicht so hoch gestiegen, und die Ehre gieng ihnen über alles. Der Capitain Cluzeau hat mir dies so erzählt, der aus meiner Provinz und mein Nachbar war, und gar nicht reich starb.

Ich habe erzählen hören, daß der König Heinrich und der Herr Connetable, als sie diese Eroberung

rung erfuhren, sagten: „der Herr von Salvoison ha„be sich dabei ganz anders und weit geschickter benom„men, als der Herr von Burie zur Zeit des Königs „Franz in eben dieser Stadt.“ Er hatte nämlich solche durch Verständniß mit einigen Inwohnern, welche den Französischen Namen noch nicht vergessen konnten, eingenommen und völlig im Besitz; weil er aber nicht Sorge getragen hatte, auch das Schloß einzunehmen, verlohr er sie sogleich wieder, wurde gefangen genommen und zum Gelächter nach Mayland geführt. Der König Franz verwies es ihm sehr und schätzte ihn darum weniger; denn hätte er sein Vorhaben dem Herrn Guy-Rangen einem braven und tapfern Officier, der mit einer hübschen Macht nicht weit davon stand, entdeckt und ihn zu Hülfe gerufen, so würde er sich gänzlich Meister davon gemacht haben; so aber wollte er die Ehre davon ganz allein haben. Dafür wurde er auch ganz allein ausgelacht wie der König sagte, weil er nicht allein Vorsicht und Klugheit genug gehabt hatte, die erforderlichen Vorkehrungen zu treffen.

Der Herr von Salvoison machte es ganz anders, sagte der Herr Connetable; denn entweder aus eigener Ueberlegung oder durch das Beispiel des Herrn von Burie gewitzigt, bat er seinen General, den Herrn Marschall von Brissac um seine Unterstützung dabei. Dem General muß man jederzeit das seinige einräumen, welchen Ehrgeiz man auch haben mag; denn sehr oft entstehen große Fehler daraus. Dagegen gieng denn hier, wo dieß beobachtet wurde, alles ganz nach Wunsch.

So wurde also diese schöne Stadt eingenommen. Die stärksten Anhänger des Herrn von Brissac schrei-

ben die größte Ehre davon, sowohl was die Unternehmung überhaupt, als was die Ausführung betrift, dem Marschall zu, da doch alles gänzlich und allein dem Herrn von Salvoison zuzuschreiben ist; dem Herrn von Brissac hingegen die Vollendung und Vervollständigung durch die Einnahme des Schlosses und der Citadelle, wobei er sich als einen großen General bewies.

Die Stadt wurde einige Zeit darauf zu folge des den Franzosen, wie den Einwohnern höchst unangenehmen Friedensschlusses wieder zurück gegeben, w bei ich den Herrn Marschall von Brissac sagen hörte: „es sey weder recht, noch billig und klug, sie zurück zu „geben, so wenig ale die Rückgabe der Markgrafschaft; „und dieß so wohl wegen des Rechts, das der König dar„auf hatte, als wegen der möglichen Vermuthung, „wie wenn der König es gethan habe, um den Frie„den aus Furcht vor dem Fürsten, der es verlang„te zu erkaufen. Er sagte es aus der Veranlassung, daß er überhaupt die Bemerkung machte, es sey nicht gut gethan, daß man diese Markgrafschaft, oder Corsika, oder Toskana zurückgegeben habe, welche alle kleinen Fürstchen gehörten, die der König mit einem Körnchen Salz, wie man zu sagen pflegt, aufgegessen und verschlungen hätte, wenn sie sich nur im mindesten hätten einfallen lassen, sie mit Waffen-Gewalt wieder zurück zu verlangen.

Er behauptete: diese Friedensartikel habe man eigentlich nie recht überlegt, als man sie in Vorschlag brachte. Denn der König von Spanien würde um dieser kleinen Fürsten willen nicht unterlassen haben, den Frieden mit einem so großem Könige abzuschließen, welcher im Stand war, ihm an einem Tage mehr zu

scha-

ſchaden, als alle jene Fürſten in zwanzig Jahren, wenn ſie gleich darüber aufgebracht worden wären, daß er ſie hätte ſitzen laſſen. Wäre unſer König und der König von Spanien von ihren Dienern in dieſer Sache gut bedient worden, ſo hätten ſie es zu einem ſehr guten Vernehmen unter beiden bringen und ihre Händel ausgemacht können, ohne ſich in fremde zu miſchen, unbekümmert, wie es dieſen gehen mochte.

Was Savoyen oder Piemont betrifft, ſo ſagte gedachter Herr Marſchall ferner, wie wohl ungern: „da laſſe ſich noch Grund und Billigkeit finden, dieſe „Zurückgabe zu bewilligen, wegen der Frau Herzo„ginn von Savoyen, als Schweſter des Königs, wel„che wegen ihres Rangs, ihrer Tugenden und der „Liebe ihres königlichen Bruders einige, ja ſehr groſſe „und weit umfaſſende Gefälligkeit verdiene; auch „weil auf der andern Seite der König von Spanien „ſeinen Vetter, den Herzog von Savoyen liebe, und ihn „um hohen Preis nicht im Stich gelaſſen noch unzu„frieden gemacht haben würde.“ Darum mußten freilich die beiden Könige hier keineswegs hartnäckig auf ihrem Sinn beſtehen.

Was aber die andern kleinen Fürſten betrifft, ſo durften dieſe keineswegs ſo viel prätendiren: da groß und groß gleich ſind, nicht aber der Große und der Kleine, vielmehr die Großen den Kleinen die Geſetze und Theile vorſchneiden, und dieſe unter jenen ſtehen müſſen, hingegen noch nie erhört worden iſt, daß die Groſſen die Factors der Kleinen ſeyen.

Noch viele andre Gründe führte der Herr Marſchall an, aus deren guter Auseinanderſetzung ſich ergab, daß der katholiſche König ſich um dieſer Zurückgaben willen keineswegs formaliſirt haben würde, und

daß der allerchriſtlichſte König eben ſo wenig ſie hätte zurückgeben ſollen, vorzüglich nicht die Markgrafſchaft Montſerat, die er vielmehr auf ewige Zeiten hätte behalten und mit der Markgrafſchaft Saluzzo nebſt einigen vorzubehaltenden Städten in Piemont hätte vereinigen ſollen, um ſtets freye Verbindung unter ihnen zu erhalten. So würde er ſtets einen guten Fuß in Italien gehabt haben, wie der König von Spanien.

Nun aber gaben wir ohne alle Rückſicht mit einem halben Dutzend Schriftzeilen alles wieder zurück, was uns große Schande brachte, da wir nach unſrer alten franzöſiſchen Art und Sitte zwar ſehr gut zu erobern aber nicht gut zu behalten gewußt hatten. Will man auf Beiſpiele zurückgehen; wie eroberten nicht weyland unſre Voreltern das gelobte Land mit tapferm Arm und verlohren es dann nach ungefehr neun und achtzig Jahren wieder? Das Königreich Neapel, Sicilien, Mayland eroberten wir, um ſie dann wieder zu verlieren. Savoyen, Piemont, die Markgrafſchaft Montſerat beſaßen wir und hatten ſie gleichſam Pfand-Weiſe oder wie zur Verwahrung inne, wir gaben ſie ſämtlich wieder zurück.

In der That ſollten ſich die Franzoſen keine Eroberungen mehr vornehmen, da wir nicht einmal das zu behalten wiſſen, was unſer iſt. Beweiſe hievon ſind Cambray, Calais, Ardres, Dorlan, la Capelle, Amiens, welche wir vor unſern Augen verlohren gehen ſahen, jedoch durch den Frieden wieder bekamen. Ich glaube, wenn wir beide Indien erobert hätten, würden wir ſie doch nicht lange behalten. Ha, wie viel beſſer wiſſen die Spanier die Fauſt zuzuhalten, wenn ſie einmal etwas haben. Sie laſſen weit

ſchwe-

ſchwerer fahren, wie wir die Beiſpiele davon vor Augen haben.

Um noch einmal auf den Herrn von Salvoiſon zurückzukommen, ſo war er als Gouverneur von Caſal gar nicht läſſig, ſondern führte gar wacker Krieg und lieferte manches ſchöne Treffen. Zwei derſelben muß ich doch hier anführen. Als nämlich die Compagnie leichter Reuter des Herrn von Clermont geſchlagen war, nahm er bald darauf Rache dafür; denn einige Tage darauf faß er auf, und machte ganz nahe an den Thoren von Aſti zweihundert feindliche Chevaux-Legers nieder.

Das andre war die Niederlage bei Pont d' Aſtura, womit es folgende Bewandniß hatte.

Da der Herr Marſchall von Briſſac gewohnt war, öfters die Beſatzungen in den Plätzen abzulöſen und zu wechſeln, ſo nahm der Herr von Salvoiſon ſeine Spions, deren er ſtets welche hatte, von jeder Art und Treue zuſammen und ließ ſie das Gerücht verbreiten, als ob auf einen gewiſſen Tag die Ablöſung geſchehen ſollte.

Die von Aſti, Cresceritino und Pont d' Aſtura und andern benachbarten Plätzen zogen ſich nun auf dieſe Nachricht zuſammen und machten ein kleines Corps von zwölfhundert Mann Fußvolk, Spanier, Italiener und Deutſche, nur aber funfzig Pferden, womit ſie ſich in die Päſſe warfen, die die unſrigen paſſiren mußten. Der Herr von Amville, Oberſter der leichten Reuterey ſtand damahls in Caſal in Garniſon, was am nächſten an den Feind grenzte, mit ſeiner Com-

pagnie von hundert Chevaux-legers, die ungemein schön und complet war, wie man ohnehin schon von selbst vermuthen kann, da man weiß, daß sein Vater alles regierte. Diesen nun bat der Herr von Salvoison auszurücken und mit ihm zu kommen. Er wollte ihm behülflich seyn, Ehre zu erwerben. Jener that es sogleich, indem er als ein wackrer muthvoller Cavalier sonst gar keinen Wunsch hatte.

Der Herr von Salvoison selbst nahm von Infantrie nichts weiter mit, als seine Compagnie, welche ebenfalls sehr schön, gut und vollzählig war, und die Hälfte der des Capitain Montluc des jüngern. Er wollte durchaus keine Soldaten weiter aus der Stadt lassen, wo er alle gute Anstalten zur Vertheidigung und Erhaltung der Ordnung traf. Zum ersten Vortrapp stellte er sechzig junge Cadets, die er seine Unbärtigen (Esbarbats) nannte und jederzeit welche davon unter seiner Compagnie haben wollte, weil er sagte: „diese werde er allemal zuerst ins Feuer werfen, weil „sie selbst lauter Feuer seyen und nicht zu befürchten „hätten, daß das andre Feuer ihnen schade." So hatte er ebenfalls gern junge Studenten, welche das Universitäts Pflaster schon ein wenig gewetzt, darum aber doch bei ihren Schwärmerein das Studiren nicht versäumt hatten: „denn er sagte, es gäbe auf der „ganzen Welt keinen so guten Schmergel, um die „Waffen vorzüglich glänzend zumachen, als die Wis„senschaften. Er konnte selbst aus Erfahrung davon „reden, die er an sich gemacht hatte.

Nachdem also der Herr von Salvoison seinen Lieutenant beordert hatte mit diesen Esbarbats, unter die noch einige alte Kriegsknechte gesteckt waren, den Scharmützel zu beginnen, und dieß bereits geschehen war,

war, so daß der Kampf sehr hitzig wurde; merkte er an der Haltung des Feindes bald, (einige sagen hierbei, sein Spiritus Familiaris habe es ihm prophezeiht; allein ein großer General wie er, kann auch ohne einen solchen richtig urtheilen und voraussehen) daß sie ihrer Sache nicht sehr gewiß waren. Er sagte daher zu dem Herrn von Anville, von dem er nichtferne ritt: „darauf los, Herr Cammerad, ganz gewiß sie sind unser. „Sie griffen denn alle so gut und geschickt und mit solcher Hitze an, daß die feindliche Cavallerie, über die es zuerst her gieng, im Hui geschlagen und auseinander gesprengt war, und dann auch die Infanterie gleichergestalt; wobei über fünfhundert auf dem Platz blieben, beinahe lauter gebohrne Spanier, und eine große Anzahl Gefangener gemacht wurde.

Eine Menge andre schöne Thaten verrichtete der Herr von Salvoison, deren Beschreibung hier zu weitläuftig wäre. Dafür hielt ihn aber auch der König so hoch und in Ehren, daß Er ihm nach dem Tod des beim Sturm auf Conis gefallenen Barons von Espic die Stelle als Meistre-de-Camp in Piemont gab, ihn zu seinem Kammerherrn machte, und ihm eine eigne Compagnie leichte Reuter verlieh, die er aus jenen Bartlosen anlegen wollte, sagte er, worüber er aber starb, ehe er noch von diesen seinen neuen Posten Besitz nehmen konnte.

Es war sehr Schade um den Mann. Er hatte sehr schöne und hohe Unternehmungen im Sinn, die er alle zu bewerkstelligen mit voller Zuversicht hoffte. So z. B. Anschläge auf ungefehr ein Duzent gute und vorzügliche Städte in Italien, sogar auf zwo selbst in der Türkey, und auf Arragossa, die er für sehr leicht hielt. Sein Mann war der Herr Marschall von

Brissac, der als ein grosser ehrliebender General ihn liebte, und ihn wohl in allem unterstützt haben würde. Der Herr Capitain von Tholose der bei ihm und einer seiner Vertrauten war, hat mir viel von ihm erzählt.

Dieser Capitain Saint Martin war ein sehr geschickter Mann, den ich ganz speciell kannte. Er besaß mehrere Geheimnisse, natürliche und übernatürliche, die er wohl von seinem Obersten gelernt haben mag. Er besaß eine ganz vorzügliche Geschicklichkeit, Hände und Signets nachzumachen, sowohl alte als neue. Dafür gieng es ihm aber auch einmal hart an's Leben, allein der Herr Marschall, der sein Verdienst und seine Geschicklichkeit kannte, und um seine Geheimnisse wußte, befreyte ihn aus dem Gefängniß zu Turin. Ich wollte wohl die nähern Umstände davon erzählen, es ist aber etwas lang.

Nachher haben wir ihn bei Hof gesehen mit dem Baron von Vantenac, einem meiner vorzüglichen Freunde, dem er die Unternehmung auf Aragossa mitgetheilt hatte, wovon sie nun bei Hof die Eröffnung machen wollten. Ich fand gedachten Baron zu Venedig, als ich von Maltha zurückkam, er kam just davon her und fand alles ganz leicht. Nur mußte sich ein Großer der Sache annehmen, was er wegen des bürgerlichen Kriegs nicht erhalten konnte. Es war sehr Schade darum, denn die Sache war sehr leicht. Wäre der Herr von Salvoison nicht gestorben, so war in einem Jahr die Ausführung fertig; denn er hatte seinen Mann den Herrn Marschall, der ihm in allen behülflich war, wie mir gedachter Saint-Martin erzählte, dem sichs gar gut zuhörte. Er hatte nur ein

Au-

Auge; er hätte aber einen Brief auf zehn Schritte geleſen, worüber der verſtorbene Prinz von Condé ihm im erſten Krieg bald Ungelegenheiten verurſacht hätte.

Kurz, dieſer Saint Martin hatte ſich unter dem Herrn von Salvoiſon zu einem guten Meiſter gebildet, woraus ich ſchleß, daß der Meiſter, bei dem er gelernt hatte, mehr als ein gemeiner Menſch ſeyn, und etwas Himmliſches an ſich haben mußte. Es iſt ſehr Schade, wenn dergleichen Leute vor der Zeit ſterben, ehe ſie wenigſtens die ſchöne Früchte getragen haben, die ihre ſchöne Mühe uns verſpricht. Ich muß doch noch folgendes Geſchichtchen von ihm erzählen.

Der Ruf von ſeiner Tapferkeit, Kriegskunſt und Wiſſenſchaft war durch ganz Italien erſchollen, ſo daß eine Dame aus einem guten Hauſe zu Mailand, die ebenfalls große Kenntniſſe beſas, neugierig wurde, ihn zu ſehen, wie dies bei Perſonen von Geiſt ſehr leicht der Fall iſt. Sie hätte alſo gern dieſen Herrn von Salvoiſon kennen gelernt, von dem man ſo viel Aufhebens und Geſchrei machte, und bat ſich in dieſer Abſicht eines Tags von dem Gouverneur von Mailand Erlaubniß wegzureiſen, und einen Paß nach Caſal aus. Eben darum bat ſie auch den Herrn von Salvoiſon und beide bewilligten ihr dies Verlangen ſehr gern, worauf ſie ſich denn auf den Weg machte, und nach Caſal kam.

Der Herr von Salvoiſon hatte ihr, denn es war eine Dame von Stand, ein Quartier in einem Bürgerhauſe anweiſen laſſen und dabei ausdrücklich dem Officier von der Thorwache befohlen, ſie bei ihrer Ankunft ſogleich dahin zu begleiten. Er ſelbſt machte

ihr,

ihr, als sie angelangt war, sogleich die Aufwartung, küßte ihr die Hände, und erkundigte sich bei ihr, welche Angelegenheiten sie hierher führten, und ob er ihr etwa worin dienen könnte, in welchem Fall er mit Leib und Seele zu ihrem Befehl sey.

Sie, eine sehr schöne und wakre, dabei sehr geistreiche und gelehrte Dame sagte ihm hierauf: nichts anders habe sie hergeführt, als sein Ruhm und das Verlangen, sich mit einem so vortrefflichen Mann näher bekannt zu machen und zu unterhalten.

Der Herr von Salvoison erkannte hierauf alsbald an ihrer Grazie, ihrem Benehmen, ihrem Geist und ihren schönen Reden, daß sie ein göttliches Genie sey, stimmte sich daher auf seinen schönen galanten Ton, um sie zu preisen und zu erheben, wogegen sie ihrer Seits sich herabsetzte und so kamen denn beide von Rede zu Rede in einen so angenehmen Wettstreit, daß sie sich wechselseitig mit Bewunderung erfüllten, und beide ganz entzükt von einander wurden und jedes dem andern den Vorzug aufdringen wollte.

Ihre Unterhaltung war nicht blos für diesen einzigen Tag und diese Stunde, sondern währte wohl acht Tage, während deren sie nicht säumten, sich von allen Arten von Wissenschaften zu unterhalten, ja auch von Liebe. Nach diesen Unterhaltungen und mehrern Festins, die der Herr von Salvoison ihr zu Ehren gab, reiste sie ab und kehrte nach Mayland zurück, wo sie den Herrn von Salvoison über alles zu loben und seine Vortrefflichkeit zu erheben begann. Der Herr von Salvoison that ein Gleiches von der Dame: und so waren sie denn beide äusserst mit einander zufrieden.

So

So waren ehmals verſchiedene begierig, den Scipio Africanus auf ſeinem Landgut zu ſehen, wovon die alten merkwürdigen Ueberbleibſel noch itzt auf der Heer-Straße von Rom nach Neapel zu ſehen ſind. Alle Reiſende giengen dahin, um ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen, bis auf die Seeräuber hinaus, die ihre barbariſche Grauſamkeit und ihre Waffen ablegten, und in aller Unterthänigkeit kamen, ihm ihren Reſpekt zu bezeigen, ihn zu ſehen und ſeine Tapferkeit und Vortrefflichkeit zu bewundern.

Der Herr

Leo von Strozzy,

Prior von Capua;

ſeine

drey Brüder und ihr Vater.

Da ich ſonſt ſchon von guten Seecapitains gehandelt habe, die der Kaiſer und der König von Spanien hatten, ſo will ich hier ebenfalls einige anführen, die unſre groſſen Könige Franz I. und Heinrich II. und deren Kinder hatten. Den Anfang will ich mit dem Herrn Leo Strozzy, Prior von Capua, machen, welcher kurze Zeit darauf, nachdem der unehliche

liche Sohn des Herrn von Strozzy bei Porto Ercoule umgekommen war, ebenfalls umkam, nachdem er jenen seinen Revers sehr bedauert hatte.

Mit diesem seinem Tod hatte es folgende Bewandniß. Als er einen Platz recognoscirte, schoß ein Bauer, der hinter einer Hecke versteckt war, auf gerathe wohl und schlecht genug nach ihm. Denn er war eben kein sonderlicher Schütze, mußte aber dennoch unglücklicher Weise hier just treffen. Bisweilen thut solches Lumpenvolk, dem mans nicht ansehen und zutrauen sollte, dennoch einen gefährlichen Schuß, wo man gar nicht daran gedacht hätte. So wurde der Herr von Bourbon durch einen Priester getödet: so der Prinz von Oranien vor Saint-Dizier durch einen Priester: so unser großer König Heinrich durch einen Mönch. Gott lenkt die Hände solcher Leute eben so gut, als die von andren.

Dieser Prior von Capua war ein so großer General zur See, als sein Bruder zu Land, so daß alle Seehäfen, Küsten und Meere gegen Morgen von seinem Ruhm erschallten, wo sein Name noch lebt. Auch habe ich keine Seeleute, Matrosen, Piloten, Schiff-Patrons, Ruder-Vögte, Ruder-Sklaven, Capitains und Soldaten gesehen, die ihn nicht für den größten Seehelden seiner Zeit erkannt hätten; und glücklich war der, welcher rühmen konnte, unter dem Prior von Capua gefahren und gefochten zu haben; wenns gleich oft nicht einmal wahr war, so sagtens doch manche von sich aus Eitelkeit, um damit groß zu thun.

Als wir Maltha zu Hülfe zogen, kamen bei dieser Gelegenheit unglaublich viele Leute dahin, um den Herrn von Strozzy, seinen Neffen, zu begrüßen und

ihn kennen zu lernen und ihm Ehre zu bezeigen, blos dem Andenken dieſes großen Oheims zu Ehren. Dieß war ihm denn über die Maßen angenehm, denn er liebte und ehrte ihn, wie er mir oft verſicherte, mehr als ſeinen Vater, weil er gelinder gegen ihn war. Auch wünſchte er mehr ihm ähnlich zu werden, als ſeinem Vater, indem er ſo ſehr eiferſüchtig und neidiſch auf den Ruhm war, der ſeinem Vater beigelegt wurde, daß es ihn gleichſam verdroß und erbitterte und er ſogar ſagte: „er ſey früher Feldherr geweſen, als ſein Vater „Soldat, indem dieſer erſt der Kirche gewidmet geweſen „war, und dann ſpät zu den Waffen gegriffen hatte, zu „denen hingegen der Sohn ſehr jung gekommen war.“

In dieſer Behauptung betrog er ſich jedoch und es war ein gar mächtiger Unterſchied: denn der Herr Marſchall verſtand mehr vom Krieg in ſeinem kleinen Finger, als der Sohn in ſeinem ganzen Kopf, ohnerachtet er in dem Ruf eines guten Generals ſtarb und ich ihn auch als einen ſolchen kennen lernte. Was das Alter betrift, ſo iſt dies ohnehin gar nichts geſagt: denn es giebt Leute, die in einem einzigen Kriegsſtückgen mehr davon verſtehen lernen, als andre auf hundertmal; denn Geiſt und Uebung macht den Meiſter, und das Alter thut nichts dazu.

Des Herrn Prior von Capua erſter Anfang im franzöſiſchen Dienſt war, als Barbaroſſa in den Gewäſſern von der Provence erſchien und die Stadt Nizza belagerte, wo er mit ſeinem Trupp von verbannten Florentinern von einer Seite, und die Türken auf der andern tapfer Sturm lief, welche, ohnerachtet eine Menge Janitſcharen die beſten und geübteſten Krieger unter ihnen waren, dennoch die Chriſten,

die

die von diesem braven Prior von Capua angeführten Florentiner nicht beschämten, denn diese drangen zuerst durch ihre Bresche hinein.

Von dieser Zeit an faßte der König Franz eine grosse Meinung von ihm, und gewann ihn, da ihm auch sein Umgang besonders gefiel, sehr lieb; denn er war kalt, verschwiegen und ein sehr sanfter Gesellschafter; weswegen ihn der König mehr liebte, als den Herrn von Strozzo. Der König Heinrich hingegen that just das Gegentheil, und liebte den Herrn von Strozzo mehr, wie ich von einem grossen Herrn und einer grossen Dame vom damaligen Hof sagen hörte.

Der König Franz schickte ihn nachher, nach diesem Zug mit Barbarossa als Gesandten an den Sultan Solimann mit zehn Galeeren. Ein Gleiches that einige Zeit darauf auch der König Heinrich, wobei er seine Pfeifen sehr gut zu schneiden wuste, was ihm nachher gut zu statten kam, als er von dem König auf fer Gehalt gesetzt wurde; denn er hatte dabey die Küsten, Meere, Forts, Terrains, Inseln, Vorgebürge und besonders die im Archipelagus so gut recognoscirt und bemerkt, daß er nachher großen Schaden dort anrichtete.

Als der König Heinrich auf den Thron gelangte, erhielt der Herr Prior den Auftrag, mit zehn Galeeren durch die Meerenge von Gibraltar aus dem mittelländischen Meer ins große Weltmeer zu fahren, um den Krieg in Schottland zu führen, wo er ihn denn auch mit seinen Schiffen sehr gut führte, und besonders das starke Schloß von Sanct Andreas einnahm und den an dem wackern Mann und Prälaten dem Herrn Cardinal von Saint-André begangenen Mord rächte und alle die Schurken aufknüpfen ließ,

die

die ihn so jämmerlich und heilloser Weise ermordet hatten.

Er machte sich in dieser Gegend sehr gefürchtet und jene englischen großen Schiffe und Küsten-Bewahrer verursachten ihm keine große Furcht noch Schaden, ohnerachtet dieß Gewässer günstiger für sie, als für die Galeeren war.

Ich wundre mich hiebei, im Vorbeigehn gesagt, daß die zwölf Galeeren des Königs von Spanien, als sie in Ecluse lagen, nicht mehr gegen Ostende und die täglich ganz ungestört dort einlaufenden Fahrzeuge unternahmen und ausrichteten. Ich will nicht just sagen den Winter hindurch; denn da hätten sie all ihr Latein, ihre Kunst und ihre Stärke wohl vergeblich verschwendet, sondern im Sommer, während der guten Jahreszeit und Meeresstille, denn da nimmt wohl jede Galeere recht gut ihre sechs, bis sieben runde Schiffe auf sich, wie ich selbst schon anderwärts gesehen habe, z. B. zu la Rochelle, wo die Flotte des Grafen von Montgommeri, die sich auf funfzig Fahrzeuge belief, vor sechs Galeeren zitterte, die auf Befehl unsers Generals sie ganz nahe kanonirten, ohne daß jene es wagten, von der Stelle zu weichen.

Das Glück lächelte ihm in diesen Meer so gut als im Mittelländischen, bis er endlich starke Ursache erhielt, mit dem König unzufrieden zu seyn. Ich will die Sache hier nicht erzählen. Denn sie ist bekannt, auch, wer der Urheber davon war, und welche Ungerechtigkeit man gegen ihn begieng, indem man ihm seine Stelle nahm und sie einem andern übertrug, der lange nicht so viel davon verstand als er. Ein gleiches war dem Andreas Doria wiederfahren.

Er verbiß seinen Unwillen, verschloß seinen Aerger und seine Wuth in sich, und ohne sich an seinem König oder, an Frankreich rächen zu wollen, faßte er den Entschluß, alles zu verlassen, nach Maltha zu gehen, und da gegen die Feinde des Glaubens für seine Religion zu streiten und sein Gift gegen sie auszuspeien. Eines Morgens nahm er daher mit Thränen im Auge von allen seinen Freunden und königlichen Officiers Abschied, gieng mit zwo von seinen Galeeren, die ihm eigenthümlich zugehörten, aus dem Haven von Marseille ab, und segelten auf Maltha zu. Ein für einen beleidigten und aufgebrachten in der That allzu schöner und edelmüthiger Zug! Denn wollte er sich rächen, so konnte er Schaden genug anrichten, sich mehrerer königlichen Galeeren bemächtigen, die Küsten von Frankreich damit verheeren, ja selbst zu Marseille einen schlimmen Streich spielen, oder sich eines andern guten See-Havens versichern und in der Verzweiflung es aufs Aeußerste ankommen lassen und schlimmer machen als der schlimmste Corsar aus der Barbarey. So aber that er von dem allen nichts, und bedachte, daß es nicht schön noch anständig ist, sich der anvertrauten Mittel und Plätze seines Königs dazu zu bedienen, um ihm nachher einen verdrüßlichen Krieg an den Hals zu werfen.

Darum tadelte man auch gar sehr an Andreas Doria, daß er es so machte, wie er that. Denn ehe er seinen König bekriegen konnte, mußte er erst alle seine Stellen niedergelegt, die Gefangenen, die er hatte, losgegeben und den Krieg angekündigt, jedoch der König ihm auch bezahlt haben, was er ihm schuldig war. Manche dagegen entschuldigen ihn sehr.

sehr. Ich berufe mich auf ihre Entscheidungen und denke, daß ich anderswo davon rede.

Während des letztern Kriege der Ligue haben sich verschiedene auf diese Art der Plätze bedient, deren Bewahrung ihnen der letzte König anvertraut hatte; auch seiner Macht und seiner Finanzen, die sie dann gegen ihn kehrten und damit Krieg gegen ihn führten, wie wir gesehen haben. Dieß wußte er ihnen aber auch wohl zu sagen und vorzuhalten, welchen Schaden sie sich und ihrem Gewissen und ihrer Ehre dadurch zugefügt hätten. Weit mehr als diejenigen, die als Privatleute lebten und in keinem öffentlichen Amt standen, und denen ers auch nicht so sehr übel nahm, wie den andern.

Ein gleiches thaten auch mehrere gegen den Herzog von Mayne, den sie verließen und dem König die Plätze übergaben, die ihm gehörten: Einige sagen, sie hätten unrecht, andre nicht; denn was man zum Dienst seines Königs und aus Dankbarkeit gegen ihn thut, daß könne nicht unrecht noch Tadelnswürdig seyn. Ich berufe mich auf Leute, die sich darauf verstehen, von dergleichen Materien gut zu reden; auch darauf, daß es vom Himmel so verordnet und vorher bestimmt ist, daß der, dem es gehörte unumschränkter Monarch von Frankeich werden mußte, wie weyland Cäsar Octavianus vom römischen Kaiserthum.

Ich hörte den Herrn von Mont d' Espan einen sehr braven und tapfern Cavalier aus Gascogne wegen einer That in diesem Krieg der Ligue sehr loben. Er hatte nämlich, so wie die andern, beschlossen, sich seinem König zu unterwerfen und ihn anzuerkennen. Er gieng in dieser Absicht zu dem Herrn von Nemours, dessen Verweser er in seiner Provinz und

Gouverneur von drey bis vier guten Plätzen war. Nachdem er ihm nun seinen Entschluß, zu dem König zu gehen, entdeckt hatte, und ihn entschlossen sah, den König nicht anzuerkennen, bat er ihn, es nicht übel zu vermerken, daß er ihn verlaße, indem er nicht falsch mit ihm handeln, noch ihm einen treulosen Streich in Ansehung seiner Städte spielen wolle, die er ihm zuvor alle richtig wieder überliefern werde, was er auch vor seiner Abreise that. Darauf nahm er höflich Abschied von ihm, ohne einen Vorwurf darüber zu bekommen, indem ihn vielmehr der Herr von Nemours wegen dieses edeln Zugs gar sehr lobte, und ihm die besten Diensterbietungen that. Dieser Zug von Rechtschaffenheit wird ihm auf ewige Zeiten zum Ruhm gereichen und ich bin überzeugt, daß der König selbst ihn darum höher schätzte, wie er auch noch jezt thut, indem er sich seiner in diesen Spanischen Kriegen bediente.

Der Gouverneur von Vienne verhielt sich nicht so edel gegen eben diesen Herrn Herzog von Nemours, der ihn als Page erzogen, gebildet und befördert hatte; denn er verrieth ihn und übergab die ihm anvertraute Stadt an den König. Ja er machte es noch weit schlimmer; denn er soll ihn sogar vergiftet haben [15]). Dieß drückt ihn aber auch mit hunderttausend Aengsten auf dem Gewissen und er schwebt immer in Gefahr des Todes und in Furcht, man möchte es ihm wieder ebenso machen, wie ers gemacht hat; auch ist er darum schlecht geachtet. — Ich muß hiebei doch auch etwas von mir erzählen, so gering und unbedeutend ich auch seyn mag.

Zu Anfang der dritten Unruhen lag ich in Garnison zu Péronne mit meiner Compagnie Fußvolk,

wo

wo ich von meinem König einige Urſache, unzufrieden zu ſeyn erhielt. Der Herr Prinz und der Herr Admiral erfuhren es. Sie ſchickten daher den Herrn von Teligny, weil dieſer ein beſonders guter Freund von mir war, an mich ab und ließen mir verſchiedene gute und ehrenvolle Anerbietungen machen, wenn ich zu ihrer Partei übertreten und ihnen zu Peronne verhelfen wollte, wo ich nachher Gouverneur ſeyn ſollte. Sie wollten mir dazu eine Menge Leute verſchaffen, um mich darin zum Stärkſten zu machen und zu behaupten, indem es ihnen an nichts weniger, als an Mannſchaft fehlte. Ich gab ihnen aber zur Antwort: „ich wollte lieber hundertmal ſterben, als meinem „König einen ſo ſchändlichen und ſchlechten Streich „ſpielen und ihn verrätheriſcher Weiſe um eine Stadt, „die er mir zur Bewahrung anvertraut hatte, bringen „oder gar mich ihrer gegen ihn zu bedienen.“ Der König erfuhr es einige Tage hernach, wußte mir es gar ſehr Dank und liebte mich darum mehr als je. So muß man ſich in Poſten betragen, die einem der König anvertraut hat, was man auch für Urſache haben mag, unzufrieden zu ſeyn.

Verlangen ja doch auch wir, daß unſre Gefangenwärter, unſre Mayer, unſre Kammerdiener und ſ. w. wenn ſie mit uns unzufrieden ſind und uns verlaſſen wollen, uns zuvor Rechenſchaft von dem ablegen, was ſie unſrer den Händen gehabt haben, uns die Schlüſſel überliefern und alles richtig übergeben. Thun ſie anders, ſo laſſen wir ſie dafür beſtrafen. Was ſollten demnach unter ſolchen Umſtänden unſre Könige gegen uns thun, wenn wir ihnen ihre Plätze vorenthalten?

Um alſo wieder auf den Herrn Prior von Capua zurück zu kommen, ſo habe ich in dem Cabinet des

Herrn von Strozzy einen Brief von ihm, den er bei seinem Abgang an seine Brüder schrieb, gesehen, den ich hier einrücken will, weil ich ihn gar schön fand. Hier ist er.

„Meine Herrn Brüder,

„Ich habe mich genöthigt gesehen, den Dienst des „Königs zu verlassen aus Gründen, welche Ihr wissen „könnet und durch Ueberbringern dieß Jean Ca„pon noch beßer erfahren werdet. Von ihnen konnte „ich Euch nicht eher als bis diese Stunde Nachricht „geben, indem ich mit großer Mühe Mittel und „Zeit fand, mich zu entfernen."

Hätte ich keiner andern Ueberlegung Raum geben „wollen, als der, für das mir angethane Unrecht „Rache zu suchen, so hätte ich wohl schöne und große „Mittel in Händen, dieß zu thun; allein ich wollte „niemanden etwas von dem Seinigen entziehen, ich „habe vielmehr noch von meinem eigenen man„ches im Stich gelassen. Mit unsrer Galeere und „einer andern, die ich in diesem Krieg erwarb und „die Seine Majestät mir überließen, entferne ich mich „also dahin, wo ich genöthigt bin, Dienst zu thun; „jederzeit bereit über alles, worüber man mich be„fragen wird, Rechenschaft abzulegen, damit jeder„mann erkenne, wer ich bin, und damit auch Ihr, „meine Brüder, in Ansehung der wohl erworbenen „Ehre unsers Hauses gänzlich unbesorgt bleiben mö„get. Für diese schickt es sich nicht anders, als daß „alle Welt von unserm Recht und Gerechtigkeit gewiß „werde, und wir nicht von denen unterdrückt werden, „die mich um meine Ehre bringen und meiner Person „schaden wollten, ohne sich durch eine Rücksicht auf „die getreuen Dienste und die redliche Liebe abhalten „zu lassen, die ich jederzeit unserm Gebieter erwies,

„gegen

„gegen den ich, wie ich hiemit feyerlich verſichre nie „irgend etwas unternehmen werde, das Euch zum „Schaden oder Unluſt, oder mir zu Schimpf und „Tadel gereichen könnte.

„Ich nehme den Capitain Mont mit mir. „Mein Vorhaben iſt, Krieg gegen die Ungläubigen „zu führen, zum beſten meiner Religion. Ich be„fehle Euch Gott, meine Brüder, den ich von gan„zem Herzen bitte, Euch in Frankreich beſſers Glück „zu ſchenken als mir. Geſchrieben am 18 des Chriſt„monats. 1551."

Wer dieſen Brief mit gehöriger Aufmerkſamkeit lieſt, kann ihn nicht anders, als ſehr ſchön finden. Er war urſprünglich Italieniſch geſchrieben. So wie der tapfre Mann hier ſagte, gieng er auch wirklich nach Maltha, wo er ſehr ſchöne Thaten gegen die Türken verrichtete, wie ich von mehrern braven Cavaliers und Soldaten, die dort mit waren, noch erzählen hörte, welche ihn ungemein lobten. Auch brachte er der Religion, und nicht minder ſich ſelbſt groſſen Vortheil und Reichthum. Denn, wie geſagt, er hatte die Länder und Meere des Türken, als er noch im Dienſt unſrer Könige ſtand, an Ort und Stelle ſelbſt ſo gut ſtudirt und gemerkt, daß er ſich dieß alles jezt ganz vortrefflich zu Nutz machen konnte.

Nachher brach der Krieg über Siena und Toskana aus; da ihn nun der König als einen ſehr brauchbaren Mann kannte, ſo ſchickte er nach ihm und ließ ihn bitten, wieder zu ihm zu kommen. Sogleich vergaß er alles erlittene Unrecht und kam ſehr gern zurück, indem er den König ſehr liebte und ehrte.

Wäre er nicht ſo früh geſtorben, ſo würden ſein Bruder, der Herr von Strozzy und er dem König

große Dienste geleistet haben; denn diese beiden Brüder verstanden, halfen und unterstützten einander sehr gut, so daß alsdann der Krieg wohl glücklicher geführt worden seyn dürfte.

Er war der erste Urheber der Fortresse Porto Ercules, die noch jetzt zu sehen und sehr schön ist: die Spanier haben aber auch selbst noch mehr von dem ihrigen hinzugefügt. Alle die schönen Thaten zu erzählen, die dieser große Feldher verrichtete, würde zu weitläuftig und zu langweilig seyn. Ich will unter seinen schönsten nur noch diejenige ausheben, die er verrichtete, als er im Dienst des Königs Barcellona hätte wegnehmen sollen.

Er lief einst mit zehn bis zwölf Galeeren von Marseille aus, nachdem er gethan hatte, als wenn er auf Befehl seines Königs nach der Levante fahren wollte, und die besten Soldaten, Bootsleute und Officiers an Bord genommen hatte; denn da er die ganze Mannschaft vollkommen gut kannte, so war es ihm leicht, die besten auszulesen. Er nahm auf einige Monate Abschied, damit die feindlichen Spions dieß und daß er nach der Levante seegle, nach Haus berichten möchten.

Sobald er sich aber auf hoher See und aus dem Gesicht befand, wendete er sich rechts gegen Spanien, indem er gute Nachricht hatte, daß in Barcellona weder Galeeren noch Soldaten, außer sehr wenigen, lägen; denn alle waren auf eine Expedition ausgezogen; wenn mir recht ist gegen Africa. Er nahm daher die Zeit wohl wahr, da die Spanischen Galeeren ungefähr wieder dort einlaufen sollten, und machte seine Galeeren so zu recht und an Wimpeln, Flaggen und der ganzen Rüstung so nach Spanier Art vermummt, daß sie ganz wie Kaiserliche Galeeren aussahen.

So

So kam er denn an einem schönen Festtag halb segelnd halb rudernd vor Barcellona, daß die in der Stadt, in der Meinung, es seyen ihre Galeeren, an den Hafen und die Seeküste eilten, um sie, wie dies so gebräuchlich ist, bei ihrer Rückkehr aus dem Kriege freundlich willkommen zu heißen.

Er kam dem Hafen ganz nahe, und spielte seine Rolle vortrefflich; unglücklicherweise aber wurde er durch einen Unvorsichtigen, wie es denn deren immer giebt, entdeckt und verrathen; worauf Lerm gemacht, der Hafen verschlossen wurde, und alles eilend sich zur Wehre setzte. So schlug die ganze Unternehmung fehl.

Indessen zog er sich doch nicht zurück, ohne zuvor wenigstens etwas ausgeführt und aufgerafft zu haben. Denn sobald er sah, daß seine Unternehmung scheiterte, ließ er die kleinen Fahrzeuge ins Meer setzen und an der Küste streifen, wo sie eine ganze Menge Herrn, Damen und Kaufleute einfiengen, die am Gestade spazieren giengen und die Stadt nicht mehr erreichen konnten. Er behielt diese Gefangenen, um Lösegeld von ihnen zu ziehen; wacker und galant aber, wie er war, ließ er die Damen ziehen, indem sein großmüthiges Herz ihm sagte, es schicke sich nicht wohl, Damen Unlust zu erregen.

Gleiche Galanterie bewies sein Bruder, der Herr von Strozzy auf dem teutschen Zug gegen eine wackre Dame, die Gemahlinn des Capitains und Gouverneurs von Danvilliers; wie er in dem Sieneſischen Krieg dem Marquis von Marignano gar gut vor zu halten wußte, als einige von dessen leichten Reutern eine edle Sieneserin, Signora Lucrecia, gefangen genommen hatten, während um eben die Zeit die seinigen eine florentinische einbrachten, die er aber sogleich wieder frei ge-

geben hatte. Daher bat er ihn, aus der den Damen schuldigen Achtung jene Sieneſiſche Dame ebenfalls ohne weitre Umſtände und Bedingungen wieder los zu laſſen.

Der Herr Marquis ſchickte ihm auch hierauf ſogleich die Donna Lucrecia und war ganz der Meinung des Herrn von Strozzy, daß er den Krieg nicht mit den Damen führen noch dieſe in Contribution und Ranzion ſetzen wollte; wußte ihm aber wohl vorzuwerfen wie zur Zeit des Königs Franz, als die Armee gegen Perpignan ſtand, einige Officiers im Dienſt des Königs beſonders ein Herr Franz von Vimerat mehrere ſpaniſche Damen gefangen, ihnen ihr Gepäck abgenommen, und ſie dann doch noch ein enormes Löſegeld bezahlen ließen; was weder ſchön noch honett war.

Damals ſtand man in der Meinung, einige dieſer Officiers ſeien vom Gefolge des Herrn von Strozzy, daher es denn das Anſehen gewann, als wollte der Herr Marquis hierauf ſticheln, und ihm dieſen Stein in ſeinen Garten werfen. Wenigſtens vermuthete der Herr von Strozzy ſo etwas, und ließ ihm daher zur Antwort blos ſagen: wenn dies zur Zeit des Königs Franz geſchehen ſey, ſo werde man doch keinen ähnlichen Fall aus der Regierung des Königs Heinrich nachweiſen können, in welchem eine Dame nicht mit aller Höflichkeit behandelt und keineswegs nur gegen Ranzion losgegeben worden wäre; Beweis zur Zeit des teutſchen Zugs Fräulein von Bourlemont aus einem großen Hauſe, die in einem Schloß gefangen genommen und zur Königinn Mutter gebracht wurde, um Hoffräulein bei ihr zu ſeyn, und an ihrem Hof erzogen zu werden, wo ſie nachher, lieber war, als in ihrem Vaterlande, und ſtets als ein wackres ſchönes und angenehmes Fräulein, wie ſie war, gehalten

wurde,

wurde, bis ſie durch Vermählung in das groſſe Haus Bonneval kam.

So ſagten alſo dieſe beiden groſſen Generals einander ihre Meinungen ſehr artig; wobei ich mich wundern muß, daß dieſer Marcheſe ſich dieſer ſpaniſchen Damen erinnerte und ſich auf ſie berufen konnte, da es doch ſchon ſo lange her war. Er wunderte ſich aber des Falls hier ganz zu rechter Zeit, weil er ihn für ſeine Abſicht ſo gut gebrauchen konnte; denn in dergleichen Umſtänden muß man alle Gründe und Beweiſe zuſammennehmen, die man irgend auftreiben kann, um ſeiner Sache dadurch einen deſto beſſern Anſtrich zu geben.

Ich habe dieſe Digreſſion aus Veranlaſſung der Höflichkeit gemacht, die der Prior von Capua gegen die Damen von Barcellona bewies.—Ihm mißlang ebenfalls ein ſehr ſchöner Entwurf Saara, in der Barbarei, zwölf Meilen landeinwärts, zu überrumpeln, wohin er mit vier reformirten und zween ſeiner eigenen Galeeren gegangen war, die eine auserleſene Anzahl braver Cavaliers und tapfrer Soldaten an Bord hatten. Zum Unglück mußte aber juſt in der Nacht, da ſie nach Saara zu marſchirten, Salaris dahin kommen, der ſie unterwegs entdeckte, worauf ſie vertrieben wurden, und ihre Unternehmung aufgeben mußten, die ſie ohne dieſen fatalen Vorfall ſicher ſehr gut ins Werk geſetzt und den Platz erobert und geplündert haben würden.

Ich ſchlieſſe jezt das Lob dieſes groſſen Seehelden, nachdem ich mich bemüht habe, ihn ſo kurz als möglich zu loben und ſetze nur noch die Grabſchrift her, welche der Herr von Bellay, als ſein Bruder in lateiniſcher

scher Sprache[16]), auf ihn verfertigte und die dem wesentlichen Inhalt nach ohngefähr so lautet:

„Ich jener große Feldherr, Leo Strozzy, liege „nicht hier in dieser Urne; denn eine so kleine Ur„ne könnte einen so großen Mann nicht fassen. „Eben so wenig vermag die Erde mich zu fassen; „sondern ein Ruhm, größer als die Erde, hat mich „an den Himmel versetzt, als ein schönes Gestirn „für die Seefahrer, indem es mir itzt, gleich wie „ehmals die Fluthen meine Schiffe auf ihrem Rü„cken trugen und sich unter meinen Scepter beug„ten, gefällt Gott des Meeres zu seyn. Auf! al„so ihr, die ihr nach mir kommen und meine Stel„le erlangen werdet: denn ich bereite euch dort ei„nen guten ganz sichern Weg."

Diese zween Brüder hatten zween andre Brüder, die den beiden erstern nicht ganz gleich, aber doch ziemlich nahe kamen, nämlich der Herr Robert Strozzy und der Herr Cardinal; gute, wackre und geschickte Herrn. Alle vier waren aber auch Söhne eines braven Vaters, des Herrn Philipps Strozzy, welcher, ohnerachtet er nicht durch so viele Proben, wie seine beiden ersten Söhne an den Tag legte, daß er ein so großer Feldherr sey, als sie, dennoch ein sehr geschickter, braver und muthvoller Mann war; wie er bei seinem Tod bewies.

Er war nämlich in den Kriegen und Unruhen zu Florenz gefangen genommen worden, in die er sich auf Zureden und gewissermaßen durch Zwang von seinem Sohn Peter Strozzy gemischt hatte, welcher ein thätiger, heftiger, unruhiger und braver Mann war, und ihm unaufhörlich zuschrie: „man müsse für das Va„terland auf stehen." Da er unglücklicher weise bei dieser Gelegenheit gefangen genommen und auf das

Schloß

Schloß zu Florenz geſetzt wurde, ſo wollte er, ehe er ſich der grauſamen Qual unterwarf, ſeine Geheimniſſe zum Verderben ſeiner Freunde zu verrathen, lieber einen ſeiner und ſeiner Herkunft würdigen Tod anthun, und erſtach ſich ſo edelmüthig als ſtandhaft mit einem Degen, den ein Spaniſcher Soldat von ſeiner Wache unvorſichtiger Weiſe zurückgelaſſen hatte. Man fand ihn ganz blutig am Boden und ein kleines Billet von ihm auf dem Tiſch, worauf geſchrieben ſtand: da ich nicht gut zu leben wuſte, ſo iſt es billig, daß ich wenigſtens gut zu ſterben wiſſe und meinem Leben und meinem Elend groß denkend ein Ende mache. Weiter unten ſtand noch etwas, das diejenigen, die ſeinen Tod erzählen, nicht anzuführen pflegen, das aber, wie der letzte Herr von Strozzy, ſein Enkel, der auch den Namen Philipp von ihm führte, mir verſicherte, der bekannte Vers aus dem Virgil war:

Exoriare aliquis noſtris ex Oſſibus Ultor.

Die Herrn von Strozzy, als Nachkommen dieſes Herrn Philipps brachten nach der Hand dieſen Wunſch vollkommen in Erfüllung und rächten ſeinen Tod reichlich, beſonders die Herrn Peter und Leo Strozzy, die ſtatt einiger Tropfen Bluts, welche ihr Vater vergoß, deſſen ganze Ströme von Spaniern, Florentinern und andern ihrer Widerſacher vergoſſen.

Der letzte Herr von Strozzy, ſein Enkel, hatte wegen ſeiner großen Jugend nicht ſonderlich Zeit ein Gleiches zu thun; denn als der Friede zwiſchen den beiden Königen dem Allerchriſtlichſten und Katholiſchen geſchloſſen wurde, war er noch ſehr jung und in den Waffen wenig geübt, ohnerachtet er ſie ſchon ein wenig getragen hatte. Indeß iſt doch kein Zweifel, daß wenn die Kriege fortgedauert oder wieder neue entſtanden wären, wie die bürgerlichen

Krie-

Kriege, er keineswegs zu träge würde gewesen seyn, seinen alten Feinden zu schaden: denn er trug einen tödlichen Haß gegen den Großherzog Cosmus und wünschte nichts so eifrig, als zwo gute Galeeren und einen kleinen Hafen in der Provence, um ihm und seinen Küsten alles mögliche Herzeleid anzuthun, ohnerachtet die Königinn Mutter dem Grosherzog viele Freundschaft bewies und sogar seine Obsequien in der Kirche Nostre Dame zu Paris ganz so feyern ließ, wie man bei Kaisern, Königen und andern großen Fürsten pflegt, was ich selbst gesehen habe, und was den Herrn von Strozzy fast wüthend machte. Ich weiß wohl, was er mir dabei sagte: auch fürchtete ihn der Großherzog so sehr, als ehmals seinen Vater.

Um noch einmal auf diesen älteren Philipp zu kommen, so hatte er, so wie ich an verschiedenen Orten sein Portrait gesehen habe, gar wohl die Miene solch eine That auszuführen, als die erzälte Todesart war; auch war er nicht sehr fest im Glauben und hatte so ziemlich die alten römischen Grundsätze jener Braven, die um ihren Namen unsterblich zu machen, sich nicht davor fürchteten, sich selbst zu vernichten. Man sagte und schrieb daher auch von ihm, er halte nicht gar viel vom Paradies und von der Hölle und spotte ganz ohne Scheu über die Gebote des christlichen Glaubens. Daher glaubte man denn ferner, er mache sich gar kein Gewissen daraus, häufig Liebschaften mit Nonnen zu haben und trage kein Bedenken, sie zu seinem Willen zu verführen. Ubrigens war er freigebig, Pracht liebend, sehr beliebt bei seinen Mitbürgern und sehr gelehrt. Es schadete also die große Gelehrsamkeit seinem Glauben, indem sie überhaupt ein sehr gefährliches Werkzeug ist, diesem Abbruch zu thun, wenn man sie nicht gut zu handhaben weiß, so gefährliches

liches als ein spitziges Messer in der Hand eines Kindes.

Man sagt, der seelige Herr von Strozzy, sein Sohn, gleiche ihm ein wenig in diesem Glauben. Ich weiß nichts davon; allein er war ein sehr wackrer und rechtschaffener Mann. Wahr ist es, die Königinn, die ihn und seine Seele und alles sehr liebte hatte ihm oft angelegen, in der Bibel zu lesen, indem er da vieles zu seiner Erbauung finden und großen Trost daraus schöpfen würde. Nachdem er sich mehrmals geweigert hatte, zeigte sie ihm einst, als er auf ihrem Zimmer war, die Bibel, damit er wenigstens ihr zu Lieb nur ein Kapitel darin lesen sollte, worauf ers denn that und las. Als er aber im Lesen auf eine Stelle kam, die ihm nicht so recht behagen wollte, schlug er plötzlich das Buch zu und sagte zur Königinn: „diese Stelle habe ihm alle Lust „benommen, die andern zu lesen. —

Der

Baron de la Garde.

Da ich einmal hier bei dem Prior von Capua den Einfall bekommen habe, von Seeleuten zu reden, so will ich auch noch von einigen andern guten reden, welche unsre Könige in ihrem Dienst hatten. Besonders hier von zween, welche Admirals der französischen Galeeren waren, nämlich der Herr Baron de la Garde und der Herr Groß-Prior von Frankreich aus dem Hause Lothringen.

Weil

Weil der Baron de la Garde der erste war, so rede ich auch von ihm zuerst. Anfangs nannte man ihn Capitain Paulin, welcher Name ihm lange Zeit blieb. Der verstorbene Herr von Langeay als Lieutenant de Roy in Piemont zog ihn hervor und beförderte ihn, weil er ihn als einen Mann von Geist und Muth, gutem Betragen und schöner Person kannte, denn er war schön, von schönem Wuchs; er war auch, wenn man ihn kannte sehr dienstfertig und brauchbar.

So erprobte er sich dem König Franz, der als er ihn würdig befand, zu wichtigen Diensten gebraucht zu werden, ihn als Gesandten an den Sultan Soliman schickte, um mit ihm zu unterhandeln, daß er dem König mit einer beträchtlichen Seemacht beistehen möchte, um die Flotten und Küsten des Kaisers damit heimzusuchen.

Er fand bei dieser Unterhandlung große Schwierigkeiten und mußte alles aufbieten, was sein Geist vermochte; denn er hatte mit den geheimen Schlichen des Kaisers zu kämpfen, mit den festen Entschlüssen der Venetianer, mit dem bösen Willen der Bassen und was noch mehr ist, mit dem Uebermuth und der Unbeständigkeit Solimanns, der izt etwas versprach und dann es wieder zurücknahm; allein er gieng, wand und drehte sich, handelte und trieb so lange und gewann den Janitscharen-Aga des Groeherrn so gut für sich, daß er mit dem Großherrn sprach, wie er wollte, ihn oft unterhielt und sich ihm so angenehm machte, daß er endlich von ihm verlangte, was er wollte und Barbarossa mit jener bekannten großen Flotte mitbrachte.

Allein nun bedenke man noch, mit welcher Ehre gedachter Capitain Paulin dieß große Heer anführte, er, der ganz kürzlich noch nichts weiter als ein gemeiner

ner Soldat und Capitain Paulin gewesen war. Der Großherr befahl nämlich bei der Abreise seinem Barbarossa, dem Capitain Paulin in allen Stücken zu gehorchen und sich in seinen Kriegsoperationen gegen die Feinde des Königs ganz nach dessen Rath und Willen zu richten. Ein Ansehen, worinn dieser sich auch ganz gut zu erhalten wuste. Denn Barbarossa wagte es niemals Christen anzugreifen, noch ihnen irgend etwas zu Leid zu thun, wo er auch durchkam, besonders in allen Staaten des Pabstes, wie in dem Hafen von Ostia und andern, welche so wie Rom selbst und alle Cardinäle, die daselbst waren, vor Furcht zitterten. Denn der Pabst war nicht dort, sondern damals just zu Bologna. Allein der Capitain Paulin ließ ihnen sagen, sie sollten sich nicht fürchten, man würde ihnen kein Haar krümmen, wie überhaupt keinem Christen, welcher Freund und Bundesgenosse des Königs wäre.

Ich habe mehrere alte Capitains gesehen, die das ganze Geheimniß des Zugs nach Provence und der Belagerung von Nizza mit angesehen haben. Es war aber etwas ganz erstaunliches, welches Ansehen und welchen Gehorsam dieser Capitain Paulin sich unter diesen Leuten erworben hatte, mehr als weit gröſsere, denn er, welche dabei waren. Ich hörte ihn einst von diesem Zug und dieser Unterhandlung reden und von der Miene, die er dabey hatte, wobei sichs gar sehr gut zuhörte. Unter andern nähern Umständen davon sagte er mir auch: „er sey in ein und zwanzig Tagen von Constantinopel nach Fontainebleau, „wo der König damals war, gekommen;" was eine ausserordentliche Geschwindigkeit ist.

So hörte ich ihn auch sagen: er habe bei dem Groß-Herrn einen sehr schönen Federbusch von Phönix-Fe-

dern gesehen, den er ihm nur aus besondrer Gnade und Vertraulichkeit habe zeigen lassen. Als ich undandre ihm vorstellten, es sey ja nur ein einziger Phönix in der Welt, der sich selbst verbrenne, wenn sein Ende herannahe, daß es also schwer sey, Federn von ihm zu bekommen; so gab er uns zur Antwort, es sey gar nichts widersprechendes darinn, anzunehmen, daß man durch sorgfältiges Suchen und Forschen in Ländern, wo er sich aufzuhalten pflege, welche gefunden habe könne, besonders zur Zeit, wenn er sich mause, so wie auch andre Vögel in dieser Zeit die Federn verlöhren. Dies läßt sich denn hören, auch ist zu glauben, daß einem so großen und mächtigen Herrn wenn er einmal etwas haben will, nichts unmöglich ist: denn er darf nur mit den Augen winken, so geschieht alles, was er verlangt, ganz pünktlich.

Ich hörte von dem Herrn Lansac den jüngern, daß der König von Spanien, um zu seinem ewigen Andenken sein Wappen an jenem prächtigen Gebäude, dem Escurial, aufzuhängen, es in einen Donnerstein schneiden ließ, der so groß war, daß es ganz vollständig darauf angebracht werden konnte, der ihn aber auch zweimalhunderttausend Thaler kostete, indem er überall herum geschickt hatte, bis nach Arabien, um ihn aufzukaufen. So konnte sichs ja ebenfalls mit dem Federbusch des Groß-Türken verhalten.

Durch jene Dienste nun brachte es der Capitain Paulin dahin, daß sein König ihn zum Admiral über sein Galeeren machte. Da er sich aber in Provence ein wenig allzustreng gegen die Ketzer zu Merindol und Cabrieres bewiesen hatte (denn er haßte diese Leute auf den Tod) fiel er bei seinem König in Ungnade und mußte lange im Gefängniß sitzen. Als er wieder heraus kam, sagte er daher, „er hoffe nun Magister der

„freien

„freien Künſte zu werden, indem er ſeinen dreijährigen „Curſus darinn zurückgelegt habe.“ Ohne ſeine geleiſteten guten Dienſte, würde er aber noch ſchlimmer weggekommen ſeyn; denn da der König fühlte, daß er ihn ſehr gut zur See brauchen konnte, nahm er ihn heraus und ſetzte ihn noch einmal über ſeine Galeeren.

Er that auch wirklich ſehr gute Dienſte in den Kriegen von Toskana und Corſica, wo er einſt eine ſehr brave, gewagte und glückliche Schlacht lieferte. Denn als er mit zwo (andre ſagen mit ſechs) Galeeren von Civita Vechchia zurückkehrte, erhob ſich ein ſo wüthender Orkan, daß er genöthigt war, ſich unter St. Florens in Corſica zu legen, um die ärgſte Wuth des Sturms vorüber zu laſſen. Während er nun hier lag, kamen eilf große zum Krieg wohlgerüſtete Schiffe mit ſechstauſend Mann Spaniern vor ihm vorbei, die nach Italien beſtimmt waren und zu Genua ausgeſchifft werden ſollten. Allein Baron de la Garde fiel ſie ſogleich auf dieſer hohen ſtürmiſchen See, unerachtet dieß kein Vortheil für ihn, wohl aber ein großer für die runden Schiffe war, mit ſeinen Galeeren an.

Er nahm ſich das gröſte und ſtärkſte heraus, beſchoß es und bohrte es in Grund. Dann machte er ſich an ein anderes, das gleiches Schickſal hatte; ſo daß die übrigen, als ſie dieſen kläglichen Zuſtand ihrer Cameraden ſahen, die Flucht ergriffen. Die Galeeren ſetzten ihnen zwar nach, allein die See gieng ſo hoch und war für die Galeeren ſo nachtheilig, daß ſie jene nicht mehr einholen konnten, welche die See gewannen und ihnen aus dem Geſicht ſchwanden. In den beiden verſenkten waren funfzehnhundert Spanier, wovon der gröſte Theil ertrank; die wenigen, welche davon kamen, wurden in Feſſeln geſchlagen.

Wer sich darauf versteht, was es heißt, ein Seetreffen! der wird unschlüßig seyn, ob er das izt gedachte, mehr glücklich als tapfer, oder mehr tapfer und kühn als bloß glücklich nennen soll. Was mich betrift, so sage ich: es war beides, und Herr de la Garde war sehr brav und von großer persönlichen Tapferkeit, wie er dies jederzeit bewiesen hat.

Ich sah ihn einst bei Hof zu Paris zu Anfang der Regierung des jungen Königs Carl IX. den jungen la Motte zum Zweikampf heraus fordern; denn er schlug sich sehr gern, und verstand sich daher nicht leicht zu einem Vergleich. Deswegen hatte er auch den Orden abgelegt, dessen sich weniger beherzte zu der Zeit gar gerne als eines Freibriefs bedienten; er aber wollte nicht daß er ihn hier etwas helfen sollte: darum schätzten ihn viele noch höher. Ich erinnre mich recht gut: er war damals noch nicht Admiral, sondern der Herr Groß Prior war es noch.

Er war sehr unglücklich in diesem Posten, denn er hatte und verlohr ihn mehreremal: daher sagten einige nach dem Tod des Herrn Groß Priors als der Herr Marquis von Elboeuf in dieser Stelle folgte, bei Hofe: man habe diesem ehrwürdigen Greis und Feldherrn, welcher der Krone Frankreich so gute Dienste gethan habe, sehr Unrecht gethan, besonders bei der kurzen Zeit, die er noch zu leben habe, und da der Herr von Elboeuf recht gut, ohne diese Stelle hätte seyn können. Denn dieser war reich, groß und sonst noch mit Aemtern versehen genug, ohne das gegenwärtige noch zu bekommen, worinn er ohnehin ganz Neuling war; indem er keine Kenntniße vom Seewesen besaß. Endlich gelangte doch nach dem Tod des gedachten Herrn Marquis der Herr de la Garde wieder zu seinem ersten Posten, den er dann auch bis zu seinem

Tod

Tod ganz untadelhaft behielt. Auch konnte sein Alter ihm keinen Tadel zuziehen, indem er sich dessen ungeachtet stets wacker hielt, besonders auf seine ganz alten Tage bei der Belagerung von La Rochelle, wo er die Einfahrt des Hafens so gut bewachte und besetzt hielt, daß nichts hineinkommen konnte, und selbst der Herr von Montgommeri mit seinem Succurs davon abstehen und sich zurück in die See ziehen mußte, wo ihn der Herr de la Garde am folgenden Tag mit seinen Galeeren beschoß und zum Treffen herausforderte, wozu er aber nicht gut Lust hatte. Dieß war ein Mann, der sein Seehandwerk aus dem Grund verstand.

Er wars, der jene schöne Galeere, La Reale genannt, bauen ließ, dergleichen man zuvor in Frankreich noch nie gesehen hatte. Seither ist diese Art fortgesetzt worden. Sie ist weit besser, als die alte. Die welche Andreas Doria zu dem Zug gegen Tunis hatte bauen lassen, um den Kaiser zu fahren, war nur vierfach besetzt und wurde doch damals sehr schön und prächtig gefunden. Diese Reale war so gut gebaut und von dem braven General so gut geführt worden, daß sie über dreißig Jahre Dienstfähig war, ohnerachtet sie unter dem verstorbenen Herrn Groß Prior viel gelitten hat.

Nach ihr wurde auch auf Befehl des Herrn Marquis von Elbeuf eine andre sehr schöne und ganz ähnliche gemacht, welche nach ihm die Marquise hieß. Der Graf von Rez kaufte sie hernach und sie hält noch See, ist aber eine beßre Seglerinn. Sie diente als Admiralsschiff, so lange er lebte und der Herr de la Garde bekam seine Reale wieder, die er noch lange Zeit als Admiralsschiff führte. Als sie aber endlich doch unbrauchbar wurde, ließ er eine neue bauen, noch schöner und besser als die Reale und die Marquise.

Neben seinen Fähigkeiten für seinen Posten war er auch sonst noch ein sehr ehrenwerther Mann. Er lebte prächtig, machte vielen Aufwand auf sein Amt und war sehr freigebig. Dies nur zu sehr: denn er starb arm, ohnerachtet er zu seiner Zeit sehr schöne Beute gemacht hatte; seine Prachtliebe brachte aber alles durch.

Nachdem Monsieur, unser nachheriger König Heinrich III. die Hugenotten in den beiden Feldschlachten Jarnac und Montcontur geschlagen und sich auch noch anderwärts durch Schlachten und Belagerungen bekannt gemacht hatte, durchflog der Ruhm von ihm und seiner Tapferkeit den ganzen Erdkreis, so daß eine Vermählung zwischen ihm und der Königinn von England in Vorschlag und Unterhandlung kam. Ich sage anderwärts, woran es lag, daß nichts aus der Sache wurde: allein Worte und andre Umstände giengen so weit, daß wir einige Zeit, von Monat zu Monat hingehalten, sagten: wir werden nach England, wir werden nach London gehen.

Da nun Monsieur auf den französischen Galeeren, die noch in diesem Weltmeer kreuzten, dahingebracht werden sollte, so machte der Herr de la Garde einen so prächtigen Aufwand auf die Ausrüstung und Verzierung seiner Galeeren, daß es ihn über zwanzigtausend Thaler gekostet haben soll. Das schönste unter andern war, daß alle Ruderſclaven von seiner Galeere la Reale durchgängig in carmosinrothen Sammet auf Matrosen Art gekleidet wurden (der Herr Groß Prior von Lothringen hatte die seinigen schon lange hier so kleiden lassen). Das Hintertheil und die Kajüte darinn war ganz mit gleichem Sammet ausgeschlagen, woran sich eine einen starken Fuß breite Stickerey von Gold und Silber befand, nebst einer gold-

goldgeſtickten Palme, als Deviſe, die von allen Winden herumgeweht wurde, mit der griechiſchen Umſchrift: „Werd ich gleich noch ſo ſtark geſchüttelt, ſo falle ich darum doch nicht.“ Wie es denn auch in der That ſo war, da Er jederzeit brav und rechtſchaffen blieb. Die Betten, Decken, Kopfkiſſen und Bänke im Zimmer, wie im ganzen Hintertheil waren eben ſo ausgeſchlagen: die Flaggen und Wimpel halb eben ſo, halb von Damaſt ganz mit Gold- und Silber-Franzen beſetzt. Kurz es war ungemein prächtig anzuſehen.

In dieſem prächtigen Aufzug nun ſollte er mit den andern Galeeren, die ſich wohl auf zehn belaufen mochten, auf der Themſe in London einlaufen. Ich laſſe jeden ſelbſt urtheilen, was für ein prächtiger Einzug dieß geweſen wäre, die übrige Pracht und Begleitung von herrlich ausgerüſteten Cavaliers ungerechnet. Und von dieſem allem hatte der arme Baron de la Garde weiter nichts, als Aufwand und daß er bisweilen ſeine Kajüte nachher noch damit aufputzen konte; wie ich ſie ſelbſt ſo geſehen und mit Unwillen in den ſchönen Betten geſchlafen habe, worinn ſichs übrigens recht ſehr gut ſchlief.

Endlich ſtarb er und hinterließ ſeinen Erben mehr Ehre als Gut. Er war ſchon über achtzig Jahr alt, ohne daß man ihm dieß hohe Alter angemerkt hätte, indem er noch immer einen ſchönen guten Anſtand aus ſeinen frühern Jahren zeigte und ſich jedermanns Bewundrung erwarb mit ſeinen ſchönen Erzählungen aus den vorigen Zeiten, und von ſeinen Reiſen und Schlachten, welche ſo häufig waren, daß die Meere von Frankreich, Spanien, Italien, der Barbarey, Conſtantinopel und der ganzen Levante lange Zeit noch davon erſchallten. Ich glau-

he, daß die Wellen selbst seinen Namen noch brausen.

Er brachte mich zwar einst um eine Beute von zwölftausend Thalern, die ein Schiff, das ich auf der See hatte, mir machte, die er aber nicht für eine gute Prieſe erkannte, weswegen ich ſie zurückgeben mußte, wobey er ſich ſehr darüber bei mir entſchuldigte: demohnerachtet aber werde ich ſtets ſeine Vortrefflichkeit anerkennen und rühmen. Ehe ich ſchließe muß ich doch noch eins von ihm erzählen.

Wie ich und andre mit mir, (denn er machte gar kein Geheimniß daraus und rechnete ſichs vielmehr zum Ruhm an.) öfters von ihm hörten, ſo war er von ſehr niedriger Abkunft. Als beim Ausbruch der Mayländiſchen und Piemonteſiſchen Kriege ein Unterofficier durch ſeinen Geburtsort kam (das Dorf hieß la Garde und er nahm nachher den Namen davon an), fand er Gefallen an dem artigen, aufgeweckten, hübſchen Knaben und bat ſich ihn vom Vater aus, um ihn mitzunehmen. Der Vater ſchlug es ihm ab, er ſtahl ſich aber ſelbſt weg, gieng mit dem Corporal und diente ihm ungefehr zwey Jahre als Troßjunge. Als dieſer denn ſah, daß er viel guten Willen hatte, gab er ihm die Büchſe und bildete ihn zu einem ſehr guten Soldaten, wofür er jederzeit paſſirte. Nachher wurde er Fähnrich, Lieutnant, Capitain und ſtieg immer weiter. Was für vortreffliche Soldaten ſind nicht oft ſchon aus dieſen Troßjungen entſtanden!

Der
Groß Prior von Frankreich.

Da Paulin als Admiral abgesetzt worden war, erhielt der Herr Groß Prior von Frankreich aus dem Hause Lothringen, Bruder jenes großen Herzogs von Guise, seine Stelle wegen seiner Vortrefflichkeit und seiner Verdienste; denn nachdem er seine erste Kriegsschule unter seinem Herrn Bruder bei der Belagerung von Metz und der Schlacht bei Renty durchgemacht und gezeigt hatte was er war und einst noch werden konnte, gieng er nach Maltha um für seine Religion zu streiten, wo er wegen seiner hohen Abkunft, Vortrefflichkeit und Verdienste, Admiral wurde.

Da nun dort die edle Gewohnheit eingeführt ist, die Galeeren nicht müssig liegen und in Unthätigkeit verderben zu lassen, so sind sie gewöhnlich meistens auf der See, wie ich dort selbst gesehen habe. Als einst der Herr Großprior blos mit vier Galeeren ausgelaufen war, und die See lange befahren hatte, ohne auf etwas zu stoßen, und doch nicht gern ganz leer nach Hause kommen wollte; kam ihm (freilich ganz gegen den Rath der ältesten Capitains und Seeleute) zu Sinn, vor den Haven der Stadt Rhodus zu fahren und die darinn liegenden Galeeren zum Kampf heraus zu fordern. Nachdem er nun lange davor gewartet hatte, kamen endlich nur sechs heraus auf ihn los, welche aber, nicht die schlechtesten sondern

sehr gut mit Ruderern, Matrosen, Soldaten, Janitscharen und Türken versehen waren.

Ohne Zaudern wird sogleich die Schlacht begonnen, wobei man sich mit solcher Wuth anfällt, daß der Sieg lange zweifelhaft bleibt. Endlich, aber nach großem Gemetzel von beiden Seiten, neigt er sich auf die Seite des Prinzen, ohne daß sie jedoch noch auseinander giengen, bis die Nacht sie dazu nöthigte. Am folgenden Morgen giengs jedoch wieder von neuem an, und währte von acht Uhr früh bis abermals in die schwarze Nacht, so daß man nichts sah noch hörte, als Schüsse aus dem groben und kleinen Geschütz.

Der Prinz verlohr dabei gute Leute und edle Ritter nebst einer seiner Galeeren, die in den Grund gebohrt wurde; er behielt aber dennoch den Sieg, indem drei flohen, eine genommen und als Beute mit fortgeführt wurde, und zwo in den Grund geschossen waren; eine davon besonders wurde es durch eine edelmüthige That eines Gascognischen Ritters, dessen Nahmen ich ärgerlicher weise vergessen habe: denn er sollte aller Welt bekannt gemacht und mit goldnen Buchstaben geschrieben werden.

Dieser brave tapfre Ritter nämlich war nebst andern seiner Cameraden in eine der feindlichen Galeeren gesprungen, hatte den Vorder-Raum eingenommen, und war ganz Meister bis zum großen Mast. Hier aber fand er neuen Widerstand von dem Hintertheil aus, wo man Stand hielt, und die unsrigen, als die schwächern zurücktrieb, so daß sie genöthigt waren, sich zurück zu ziehen und wieder in ihre Galeeren zu springen.

Dieser Gascognische Ritter aber, entschloßen muthvoll durch eine edle große That seinen Tod zu finden, geht

nach

nach dem Heerde, nimmt einen Brand, eilt damit nach der Pulverkammer, und brennt das Pulver an, so daß er selbst zwar umkam, dadurch aber zugleich die Galeere mit Mann und Maus zu Grund richtete und zu allen Teufeln schickte. Dies ist wohl eine ächt alt-Römische That; doch wird man ihrer wohl kein Dutzend finden, die dieser an die Seite zu stellen wäre.

Eine Dame aus Cypern, die ein Jahr nach der Eroberung dieser Insel durch die Türken als Sklavinn fortgeführt wurde, that ein Gleiches und steckte die Galeere, worauf sie war, in Brand, indem sie edelmüthig lieber sterben, als sich zur Sklavinn machen lassen wollte.

So zog sich also der Herr Groß Prior siegreich zurück, jedoch so, daß er den Sieg sehr theuer bezahlt hatte, da er selbst zweimal stark verwundet war, alle seine Leute, die er noch davon brachte, Wunden hatten seine Galeeren sehr zusammengeschossen und übel zugerichtet waren, und gleichsam die Form von Galeeren verlohren. Er hielt seinen triumphirenden Einzug in den Hafen von Maltha, wobei jedermann, der die Erzählung von dem Treffen vernahm, ihm seine volle Bewundrung nicht versagen konnte; und wundre ich mich sehr, daß die Geschichtschreiber damaliger Zeit dieser so sehr merkwürdigen Schlacht nicht gedenken.

Ich habe sie so von dem Herrn Groß Prior selbst, und auch sonst noch von einer Menge andrer Cavaliers erzählen hören, welche mit dabei gewesen waren, und denen sichs gar gut zuhörte. Als der Herr Groß-Prior von Rom zurückkam, wohin er seinen Herrn Bruder den Cardinal von Guise zur Pabstwahl übergefahren hatte, kam er durch Genua, wo er ans Land

stieg,

ſtieg, weil damals Friede war. Er beſuchte den Herrn Andreas Doria, der damals noch lebte, aber ſehr alt und gebrechlich war, jedoch noch ſeinen vollen guten Verſtand hatte, mit der Sprache noch recht gut fortkommen konnte, und überhaupt ſehr artig war. Er erzeigte dem Herrn Gros-Prior ſehr große Ehre, bewirthete ihn und lobte ihn gar ſehr wegen des jezt gedachten Treffens, auf das er ausdrücklich deswegen das Geſpräch gebracht hatte, um ihn darüber loben zu können und zu ſagen, daß es eines der ſchönſten Gefechte ſey, die in dieſem Meer geliefert worden wären, wegen der geringen Anzahl von Schiffen, die ſich dabei befunden hätten, wobei er dann auch noch verſchiedene von ſeinen eigenen anführte, die er ehmals geliefert hatte.

Der Herr Groß-Prior meinte es ganz ungeheuchelt mit ſeiner Religion und hatte einen tödlichen Haß gegen die Unglaubigen. So erinnere ich mich, als der König Franz ihn nach Marſeille ſchickte, um da die Galeeren abzuholen, mit denen er ins Weltmeer hinausfahren und den Krieg in Schottland führen ſollte, daß er dieſen Vorfall hundertmal verwünſchte, ſo wie auch nachher die bürgerliche Kriege, die in Frankreich ausbrachen; denn er hatte im Sinn gehabt Frankreich auf einige Zeit zu verlaſſen um nach Maltha zu gehen, dort die Flagge wieder zu übernehmen und eine Unternehmung auf Rhodus auszuführen, wozu er den Plan entworfen hatte, und die er für ſehr leicht hielt. Wenn man ihm zuhörte, ſo konnte es gar nicht fehlen, daß er die ganze Inſel eroberte, wiewohl er noch nicht das eigentliche Geheimniß davon entdeckte.

Er nahm ein Duzend von ſeinen Galeeren und führte eine ganze Menge vortrefflichen jungen Adels ſo

wie

wie auch die Blüthe der beſten Soldaten aus Frankreich mit weg. Er hatte ſich von mir verſprechen laſſen, daß ich mit ihm gehen würde, und ich hielt auch ganz richtig Wort; denn in meiner Jugend gieng mir nichts über Reiſen. Er hatte eine ſehr ſchöne Erfindung gemacht, ſeine Galeeren zum Kampf zu rüſten, dergleichen ich noch nie gehört noch geſehen habe.

Am Morgen der Schlacht bei Dreux, als er und wir andern, die dabei waren, mit ihm frühſtückten hörte ich ihn ſagen: „wenn er in dieſer Schlacht falle, „ſo ſey es ihm dabei um nichts ſo ſehr leid, als daß „er ſeine Unternehmung auf Rhodus, das er ganz un„fehlbar zu erobern gedächte, nicht zuvor noch aus„führen könnte. Denn, wenn dieſe Unternehmung „ausgeführt wäre, ſo mache er ſich alsdann weiter „nichts daraus zu ſterben.“ Er hat auch an dieſem Tag wacker gefochten. Da er ſich aber dabei zu ſehr erhitzt hatte, und am Abend, wo es außerordentlich kalt war, ganz im Schweiß zurückkam, war unglücklicher Weiſe ſein Page nicht bei der Hand, um ihm ſeinen Pelz zu geben; ſo mußte er denn in ſeinem Schweiß bleiben, der zurückſchlug, woraus ein falſches Seitenſtechen entſtand, das er über ſechs Wochen behielt, und das ihn endlich ins Grab ſtreckte.

Es war Schade um ihn, und mehr als ſich ſagen und beſchreiben läßt: denn da er erſt dreißig Jahr alt war, ſo würde er einer der größten Seehelden geworden ſeyn, die man je ſehen kann. So brav, tapfer und kühn er war, ein ſo erfahrner und guter Seemann war er zugleich, ſo daß er oft die beſten Piloten, Rudervögte und Matroſen zurecht weiſen konnte, wie ich ſelbſt ſah, und ſie belehrte, wie ſies beſſer machen könnten oder müßten. Dieß zeigte er vornämlich bei dem obengedachten ſtarken Nebel an der

ſchot-

schottischen Küste, wo jeder die Besinnung verlohren hatte, nur er allein nicht, da er vielmehr allen Muth einsprach, zu Rath ging was zu thun seyn möchte, und etwas ganz anders rieth, als die Seeleute und Steuermänner gewollt hatten, wobei man aber am Ende fand, daß es das Beste gewesen war, was man nur hatte thun können. Ich hörte ihn bei dieser Gelegenheit so einsichtsvoll stimmen, als der beste Steuermann von der Welt je hatte thun können.

Als er mit den Galeeren aus Italien, wohin er seinen Bruder den Cardinal gebracht hatte, zurückkam, waren alle diese Galeeren, besonders die seinigen, nahe daran zu Grund zu gehen, wenn er und sein Rath nicht geholfen hätte.

Eben so waren seine Galeeren auf der Heimfarth aus der Levante bei den Klippen von Bourbeaux[17]) ohne ihn verlohren; denn er schickte nie ein Fahrzeug voraus um sondiren zu lassen, sondern fuhr stets selbst voran, da es Sitte ist, daß das Admirals-Schiff stets den andern vorfährt: was in der That in der Schlacht sowohl als in dem bloßen Zuge gar schön und stattlich anzusehen ist.

Er kommandirte einst vierzig Galeeren auf Einmal beisammen. Die stärkste Seemacht, die unsre Könige je hatten, höchstens allenfalls zwei bis drei mehr. Da nahm sich denn der Admiral sehr gut aus in einem so glänzenden Gefolge von Cavaliers, Schiffskapitains, Soldaten, Rittern und andern vortrefflichen Personen in Menge, die ihn gewöhnlich begleiteten, da er noch überdieß sehr prachtliebend, freigebig und ein sehr schöner Spieler war.

Unter jenen waren: Sein Generallieutenant, der Herr von Carces, ein sehr einsichtsvoller braver, tapfrer, reicher und prachtliebender Cavalier, und eben-

ebenfalls ein sehr schöner Spieler wie sein General. Er hatte eine schöne Probe von seiner Tapferkeit in Piemont abgelegt, wo er zwo Fahnen Fußvolk commandirte. Als ein vornehmer Herr von großem Vermögen, machte er auch starken Aufwand.

Die beiden Lieutenants seiner zwo Galeeren waren der Herr Ritter von Tenance, und der Herr von Beaulieu-Chataigner aus Poitou, Brüder des Herrn von Chataigner, welcher Erzieher des Herrn Groß-Priors gewesen war, dem also dieser Zögling sehr zur Ehre gereichte. Diese beiden Herrn von Tenance und von Beaulieu waren sehr umgänglich, und gut auserlesen.

Ferner war dabei der Herr von Basche-Martel, ein sehr guter Seemann, den der Groß Herzog nach dem Frieden in seine Dienste zog und zum Anführer seiner Galeeren machte.

Der Herr Graf von Fiasko ein Herr von Ehre, großen Vorzügen, und besondrer Treue gegen Frankreich, die er jederzeit unverbrüchlich hielt, so daß ihn die Könige Carl und Heinrich um seiner vortrefflichen Eigenschaften willen zum Chevalier d' Honneur ihrer Gemahlinnen ernannten, nachdem er zuvor als Gesandter am Hofe des Kaisers Maximilian (II.) gewesen war, und die Vermälung zwischen dem König und unsrer vortrefflichen Durchlauchtigsten Isabella (Elisabeth) von Oestreich verhandelte und in Richtigkeit brachte.

Dessen Vetter, der Herr Cornelio Fiasco, ein sehr guter tapfrer und vortrefflicher Officier.

Der Capitain Pierrebon, Herr von Nevillon genannt, ein sehr guter Officier, der daher auch Gouverneur von Marseille und vom Fort Notre Dame de la Garde wurde.

Sein Lieutenant, der Officier Moriz, ein sehr wackrer Mann.

Der Herr Ritter von Carlus aus einem sehr guten alten Hause in Auvergne, ein sehr guter braver und tapfrer Seemann, der viel gesehen und behalten hatte

Der Capitain Albize ein guter alter Degen.

Kurz eine ganze Menge verdienstvoller Männer befanden sich in seinem Gefolge, welche sehr schön in Gesellschaft dieses ihres braven Admirals anzuschauen waren, der ihnen allen wie der Mond seinen Sternen, Glanz und Licht mittheilte.

Dieß ist indessen noch nicht alles Merkwürdige von ihm; denn war er ein guter Anführer zur See, so war er es nicht minder zu Land. Im Kampf betrug er sich jedesmal als Mann von Tapferkeit und Ehre. Er war ein sehr guter Reuter, da es doch selten, oder gar unerhört ist, daß ein Seemann ein guter Reuter wäre; wie ich aus Erfahrung weiß, daß es sich drollig ansieht, wenn solche Seeleute auf ein Pferd kommen, und darauf los stechen. Der Herr Groß-Prior aber saß sehr geschickt, und mit sehr schönem Anstand.

Ich sah ihn einst zu Amboise bei einem Ringelrennen, das der König Franz der II. hielt, den Ring mit dem Herrn Nemours einen der besten Reuter in ganz Frankreich, zehnmal nacheinander herunter stechen; endlich gewann doch der Herr Groß-Prior als er zum eilftenmal traf.

Er saß auf einem barbarischen Pferd sehr artig als Aegyptierinn gekleidet mit seinem großen runden Hut und Kleid und Rock sehr bauschig von Sammt und Taffent: in seinem linken Arm trug er statt eines kleinen Kindes ein kleines Aeffchen, das ihm gehörte,

und

und ein sehr drolligtes Thier war, eingewickelt wie ein kleines Kind, das ganz die Miene eines solchen Kindes machte, und den Zuschauern viel zu lachen gab. Indessen machte es ihm doch Ungelegenheit wegen seines Rennens, so daß er sich, nachdem er vier Rennen damit gemacht hatte, endlich doch genöthigt sah, es abzugeben.

Der Herr von Nemours war als eine Bürgers-Frau aus der Stadt gekleidet mit einer altmodischen Haube und einem Rock von schwarzem Tuch, am Gürtel eine große Tasche nebst einem großen Bund zum wenigsten von hundert Schlüsseln mit einer großen silbernen Kette. Er blieb ebenfalls immer maskirt, und ritt in die Schranken auf einem sehr schönen Turnier-Hengst, welcher Real hieß und den der Herr Jules, Stallmeister des Herrn Vidasme vortreflich abgerichtet hatte. Der Herr von Nemours ritt dabei ganz vortreflich.

Wenn der brave Herr Groß Prior sich so beim bloßen Spiel vortreflich, tapfer und geschickt bewies, so zeigte er dieß noch mehr im Kriege, wo es Ernst galt, wie zum Beispiel in der Schlacht bei Renty, wo er noch sehr jung war, bei Dreux und in einer Menge anderer Gefechte und Schlachten.

Er hatte gewöhnlich seinen großen Marstall von zehn bis zwölf großen Pferden bei sich, als wenn er nie vom festen Lande weggekommen wäre und ungefähr ein zwanzig sehr schöne Stutzschwänze. Wenn er zur See gieng, ließ er alles zu Hause. Kam er dann wieder zurück, so bediente er sich ihrer wieder; so ein Prachtliebender freygebiger Herr war er. Auch eine Menge Pagen und Lakaien hielt er, die gewöhnlich sehr gut und reich gekleidet waren. Seine Farben waren immer weiß und incarnat, einer schönen vortreflichen Dame zu Ehren, die ich kenne,

und von der, so wie auch von andern Er sehr geliebt wurde, wozu er auch mehr als eine Liebenswürdigkeit besaß. Er war sehr schön im Gesicht, blond, sanft, höflich, einnehmend und ehrerbietig, von sehr schönem und schlankem hohem Wuchs und dabei sehr gewandt und kraftvoll. Denn es giebt wohl der Großen viele, welche große lange Laternen sind, so unbehülflich und ungeschickt gebaut, daß es zum Erbarmen ist. Der Herr GroßPrior war nichts weniger, als dies.

Er führte die Waffen sehr gut, sehr geschickt und mit ganz vorzüglichem Anstand.

Ich sah ihn einst zu Paris in der Vorstadt Saint Germain zu Anfang der Regierung des Königs Karls IX. einen Schrankenkampf unternehmen, mit dem Herrn Avaret welcher ebenfalls groß, von gleichem Wuchs und einer der galanten Herrn bei Hofe war; er starb nachher als Hugenot in Orleans an der Pest. Beide waren die Platzhalter und hielten gegen mehr als funfzig Kämpfer aus, ohne sich je zu ergeben noch Hülfe zu verlangen. Allein nie sah man auch so schöne Rennen, nie besser die Lanze führen, besser sie brechen, besser sich auf den Degen schlagen, besser und mit schönerm Anstand hauen. Dabei war noch jener große Herr von Guise, welcher der Pathe seines Bruders war, dem sichs sehr schön zusah, wie er seinen Bruder und Pathen bediente. Endlich trugen diese beiden den Preis und die Stimme des Königs, der Prinzen, der Königinnen und der Damen davon.

Kurz, dieser Herr GroßPrior war zu allem zu gebrauchen. Als wir aus Schottland zurückkehrten und der Königinn von England aufwarteten, nahm sie ihn sehr gnädig auf und hielt ihn in großer Achtung, tanzte auch ein oder zweimal mit ihm, denn er tanzte

ganz

ganz vortreflich und mit dem schönsten Anstand alle Arten von Tänzen. Er brachte immer irgend einen neuen mit nach Hof, wenn er von einer Reise zurückkam.

Diese Königinn begegnete ihm auf einem sehr freundschaftlichen Fuß, wie er es denn in der That bei dem Rang seines Hauses und bei seinen vortreflichen Eigenschaften verdiente. Daher hörte ich sie denn oft sagen: „Mein Herr Prior, (denn so sprach „sie) ich liebe Sie sehr, nicht aber Ihren Herrn Bru„der, der mich um meine Stadt Calais gebracht „hat.“

Da ich die Ehre gehabt habe, daß er einer meiner ersten guten Herrn und Gebieter war, dem ich nach Italien, nach Schottland zur See und in Frankreich zu Land folgte, er auch mich sehr liebte und mir mehr Ehre erzeigte, als ich verdiente, so bringe ich seiner Asche und seinem verehrungswürdigen Andenken auf ewige Zeiten einen Strom von aufrichtigen Thränen dar, so gut noch jetzt, als an dem Tage da er starb.

Der

Herzog von Nemours.

Da ich so eben beiläufig des Herrn von Nemours gedacht habe, so will ich hier von ihm handeln ohne es auf eine andre Gelegenheit zu verschieben. Dieser Prinz, Jacob von Savoyen genannt, war zu seiner Zeit einer der vollkommensten vollendetsten Prin-

zen, Herrn und Cavaliers, die je gelebt haben. Ich muß dieß gerade heraus sagen, ohne zu befürchten, deswegen getadelt zu werden. Wenn ich es würde, wäre es doch sehr mit Unrecht. Wer ihn gesehen hat, der kann es so gut als ich', bezeugen.

Er war ein schöner Prinz von sehr gutem Aussehen, brav und tapfer, angenehm, liebenswürdig, wohlredend, schrieb sehr gut sowohl in gebundener als ungebundener Rede und kleidete sich ganz vortrefflich, so daß der ganze Hof damals, besonders die Jugend in der Art sich zu kleiden, ganz ihn nachahmte, so wie er auch sonst in allen Bewegungen und Handlungen zum Muster genommen wurde. Er besaß vorzüglichen Verstand und Geist und wußte durch seinen guten Vortrag seine Vorschläge einleuchtend und angenehm zu machen. Ueberdieß that er alles, was er that, mit so vortrefflichem Anstand und solcher ungezwungener Leichtigkeit, (nicht so schwerfällig, wie ich wohl von andern gesehen habe, die ihm nachahmen wollten,) daß man hätte sagen mögen, es sey alles gleichsam mit ihm gebohren.

Er liebte alle Arten von Leibesübungen und besaß dazu so viel natürliche Anlage, daß er in allen stark war. Er war ein sehr guter Reuter, sehr geschickt und mit sehr schönem Anstand, sowohl im Reuten überhaupt, als beim Lanzenbrechen, Ringelrennen oder andern Uebungen zur Lust oder im Krieg; sehr gut zu Fuß, um sich auf Pike oder Degen zu schlagen; in den Schranken, wo er die Waffen sehr schön zu führen wußte, spielte sehr gut Ball; daher denn auch die Redensart war: die Schläge des Herrn von Nemours. Er sprang, voltigirte, tanzte und dies alles mit so gutem Anstand, daß man sagen konnte, er sey vollkommen in allen ritterlichen Uebungen, und daß,

wer

wer den Herrn von Nemours nicht in seinen frischen Jahren sah, nichts gesehen hat, wer ihn aber gesehen hat, ihn gewiß auch durch die ganze Welt die Blume aller Ritterschaft nennen kann. Deswegen wurde er von jedermann gar sehr geliebt, besonders von den Damen, von denen er, wenigstens von einigen, Gunstbezeigungen erhielt, und mehr Glück bei ihnen machte, als er suchte; daher er denn auch in dem Fall war, mehreres auszuschlagen, was man ihm gern erwiesen hätte.

Ich kannte zwo sehr große Damen, von ganz vorzüglicher Schönheit, die ihn sehr liebten und von einem Feuer für ihn brannten, das halb sichtbar, halb versteckt war, indem die Asche der Vorsichtigkeit dessen Flamme nicht so ganz verborgen zu halten vermochte, daß sie nicht zum Theil sichtbar worden wäre. Oft sah ich sie mitten aus der Vesper weggehen, um ihn spielen zu sehen, wenn er im Hof unserer Könige Ball schlug oder sonst ein dergleichen Spiel trieb. Weil er eine derselben zu sehr liebte und ihr zu gerau war, so wollte er die andre nicht ebenfalls lieben, die jedoch darum ihn ferner zu lieben nicht aufhörte.

Ich hörte ihn verschiedenemal von seinen Liebesabentheuern erzählen; er sagte aber dabei jedesmal, das sicherste Rezept, ans Ziel seiner Wünsche zu gelangen, sey in Liebessachen die Kühnheit; wer diese das erstemal gleich beobachte, der werde unfehlbar die Fortresse seiner Dame erobern. So habe er auf diese Weise in seinen jüngern Jahren, halb mit Gewalt, halb spielend ihrer viele eingenommen.

Zu Anfang der Regierung des König Heinrichs machte er eine Reise nach Italien mit dem Marschall von Vouillon, den der König an den Pabst Paul III. abschickte, um ihm die Obedienz zu leisten, wie dies

bei unsern neuen Königen so herkömmlich ist. Ich hörte hiebei versichern, von Franzosen sowohl, als Italienern, an Ort und Stelle selbst, daß dieser Prinz von allen Damen des Landes die ihn sahen, geliebt wurde. Von den Freudenmädchen, hatte er großen Anlauf.

Ich habe mir erzählen lassen, daß ihm einst zu Neapel, als er an einem Festtag in einer Prozession gieng, von einem Engel im Namen einer Dame ein sehr schönes Blumen-Bouquet überreicht wurde. Der Engel erschien auf eine künstliche Art, von einem Fenster herabgelassen so, daß er just vor ihm stille hielt, und es ihm mit den Worten überreichte: „Dem „schönen jungen Prinzen und tapfern Herzog von Ne„mours.“

Seine erste Kriegsschule war in Piemont in zween bis drey Feldzügen, die er dort machte, und in Frankreich bei den Belagerungen von Boulogne, Metz, der Schlacht bei Renty und andern schönen Gelegenheiten wo er sich stets so betrug, daß er sich den Ruhm eines braven tapfern und sehr beherzten Prinzen erwarb. Er war bei der leichten Reuterey und bei den Gensdarmen angestellt, hatte in Italien nachher auch Fußvolk zu kommandiren, indem er Oberster über alle Fahnen wurde, die dort unter dem Herrn von Guise standen. Ich rede noch sonst hievon.

Bei seiner Rückkunft wurde er Chef der ganzen leichten Reuterey, welchen Posten er sehr gut und mit Würde bekleidete, besonders bei Amiens, wo er bei Pont-Dormi stand, nicht weit vom Feind, den er daher wenig schlafen ließ, weswegen man auch allgemein von den schönen Streifereyen des Herrn von Nemours sprach.

Nachdem der Friede geschlossen war, hielt der König von Spanien sehr viel auf ihn, besonders aber

der Herzog von Savoyen, sein guter Vetter, welcher anfieng, ihn ungemein zu lieben, sowohl wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften, als wegen seines angenehmen Umgangs. Denn er lebte damals gleich auf einen so vertrauten und freundschaftlichen Fuß mit ihm, als ob sie nie von einander gekommen wären. Meistens ritt er hinter ihm auf demselben Pferd ohne weitere Umstände, und ehe er sichs versah, indem er im Hui sich hinter ihm hinaufschwang; was der Herzog gar wohl leiden mochte und es ungemein zufrieden war. Von der Zeit an liebten sie sich auch ununterbrochen, und vertrugen sich sehr gut in Ansehung ihrer Theilung, ohne einander im mindesten darum anzufeinden. Auch gab ihm der Herr Herzog von Savoyen auf seine alten Tage Moncallieri in Piemont, um sich dort in Ruhe zu setzen.

Wenn der Herr Herzog von Savoyen gut spanisch war, so war der Herzog von Nemours dagegen gut französisch gesinnt. Er befaßte sich nie mit den Verwirrungen des Staats in Frankreich, wie wohl es einige nicht an sich fehlen ließen, ihm dabei die Katze zwischen die Beine zu werfen, wie man zu sagen pflegt. Z. B. zu Saint-Germain en Laye nach dem Religionsgespräch zu Poissy. Als die Herrn von Guise und er sich vom Hof entfernten, weil sie die neue Religion überhand nehmen sahen, beschuldigte man ihn, er habe Monsieur den Bruder des Königs zu eben diesem Schritt verführen wollen, daß er mit ihnen gehen sollte; wie eine Kammerfrau der Königinn, Deinse genannt, die sehr gut sang, angab, jedoch ohne Grund. Man sagte, der König von Navarra habe sie dazu veranlaßt, weil er den Herrn von Nemours sehr haßte, wegen der Prinzessin von Rohan, die er nach dem Willen dieses Königs hätte heurathen

sollen. In der That hätte er auch, wenn er sich nicht vorgesehen und entfernt hätte, in Verlegenheit darüber kommen können, wie das Beispiel des Herrn von Lignerolles zeigte, der bald darauf gefangen gesetzt wurde.

Dieß alles gieng ohne weitre Folgen vorüber, bis beim Ausbruch des ersten Kriegs nach ihm geschickt wurde, indem man seiner vortrefflichen Eigenschaften zum Dienst des Königs benöthigt war. Er kam und wurde als Lieutenant de Roy nach Lyonnois, Forests, Mascon nais und Dauphine abgeschickt, wo er den Hugenotten in jenen Gegenden gar sehr den Daumen aufs Auge drückte, daß sie nicht so wirthschaften konnten, wie sie zuvor gethan hatten. Er brachte dem Baron des Adrets und seiner Truppe eine große Niederlage bei, unweit dem Forst von Sillan, und würde ihnen noch schlimmer mitgespielt haben, wäre er nicht von einer starken Krankheit befallen worden, die ihn so sehr mitnahm und zurückbrachte, daß man wohl noch nie jemand dem Grab so nahe gesehen haben muß. Mit vieler Mühe erholte er sich endlich doch wieder, und erlangte seine erste Gesundheit. Unterdessen kam der Friede zu Stand und er wurde durch das Absterben des Marschalls von Saint-André Gouverneur von Lyonnois, Forests, und Beaujolois.

Nach den ersten Unruhen kamen die andern und die Affäre bei Meaux, wo der Herr Prinz von Condé, der Herr Admiral und andre Großen von der reformirten Religion mit funfzehn hundert Pferden und wohlgewafnet erschienen, um dem König eine Bittschrift zu überreichen. Welch eine schöne Art zu bitten, sagte man damals, — mit dem Pistol auf der Brust!

Der

Der König hatte keine andere Truppen bei sich, ausser seiner Leibwache und sechstausend Schweitzern, die eben zufälliger Weise; aber sehr zu rechter Zeit angelangt waren, auf das Betreiben eben dieser Herrn wegen des Vorüberzugs der Armee des Herzogs von Alba nach Flandern. Ich rede anderswo davon. Es war damals ein sehr großer und alter General, welcher sehr dafür stimmte, daß der König zu Meaux bleiben und erst nach Hülfe schicken sollte. Der Herr von Nemours aber beharrte nachdrücklich und standhaft auf der Meinung, man müsse Paris zu erreichen suchen, aus mehrern stattlichen Gründen, die er anführte: daher man denn auch seinem Rath folgte, wogegen er versicherte, daß er den König frisch und gesund nach Paris bringen wollte.

Der Auftrag hiezu wurde ihm sogleich vom König ertheilt, gegen den er sich denn desselben bescheiden bediente und ihn bat, sich in die Mitte seiner Schweitzer zu halten, an deren Spitze er selbst sich stellte, worauf sie so geschlossen und ununterbrochen in so guter Schlachtordnung marschirten, daß jene sich nicht getrauten, sie anzufallen, ohnerachtet sie ihnen stets zur Seite blieben und nur auf die allermindeste Gelegenheit lauerten, sie anzugreifen. So rettete sich der König ohne die mindeste Ungemächlichkeit nach Paris; daher er denn auch sagte: Ohne den Herrn von Nemours und seine guten Gevattern, die Schweitzer, wäre sein Leben oder seine Freyheit gar sehr in Gefahr gewesen. Dies nenne ich denn einen Rückzug und zwar einen der schönsten am hellen Tage, nicht wie der Herr von Monluc dem Herrn von Strozzy und allen Kriegsleuten den Rath ertheilte, den ihrigen nur bei Nacht anzustellen.

Muß man nicht diesen über viele andre setzen, besonders, da er stets unter den Augen des

Feindes bewerkstelligt wurde. Und welcher Feinde? Der bravsten, tapfersten und beherztesten in ganz Frankreich.

Bald darauf wurde die Schlacht bei Saint Denis geliefert, wobei dieser Prinz sich so tapfer hielt, als er sich stets bei allen andern Gelegenheiten, wo er sich befand, bewiesen hatte. Nachher beim Lothringischen Zug führte er nebst dem Herrn von Montpensier den Vortrab und es war nicht seine Schuld, daß die Schlacht bei Nostre Dame de l'Espine unterblieb. Dabei war dieser arme Prinz meistentheils vom Podagra geplagt, so, daß ihn nur sein braves großes Herz stets aufrecht erhielt. Ach diese Gicht quälte ihn nachher noch so sehr und so lange, bis sie ihn endlich ins Grab streckte. Und ich wundre mich nicht, wenn Lucian sie die Königinn der Krankheiten nennt, wegen der Tyranney, die sie an den Menschen ausübt so wie sie hier an diesem braven Prinzen that und zwar so tyrannisch, daß er einige Jahre, ehe er starb, beinahe kein einziges seiner edlern Glieder mehr brauchen konnte, die Zunge ausgenommen, welche noch so gut und gesund blieb, daß sie im Stand war die schönsten Reden, die sinnreichsten Sentenzen, die ernstesten Vorträge und die angenehmsten Scherze vorzubringen.

Ach, wie war dieser tapfre Hektor so ganz verändert gegen jenen, welcher ehmals der vollkommenste Prinz von der Welt gewesen war. Ach, es war sogar nicht mehr jener, der im Krieg so tapfer kämpfte, und so schöne Beute, Sieg und Ehre über seine Feinde trug. Es war nicht mehr jener, gegen den jener weit berühmte tapfre Marquis von Pescaria zur Zeit unserer Piemontesischen Kriege, als er den Ruf von der Tapferkeit und den schönen Thaten dieses

Prin-

Prinzen vernahm, ſich verſuchen wollte, um ſeinen eigenen Ruhm deſto mehr dadurch zu erhöhen, indem er ihn eines Tages mit aller ritterlichen Artigkeit zum Kampf herausfordern ließ; ihn nebſt vier andern gegen eben ſo viel oder noch mehr auf ſcharfe Lanzen, entweder Damen zu Ehren oder um gemeiner Sachen willen. Der Kampf wurde ſogleich angenommen und der Trompeter beim Wort gehalten.

Der Herr von Nemours erſchien vor Aſti, wo der Marquis lag, der ſich unſerm Prinzen in einem ſehr ſtattlichen Aufzug zeigte, welcher jedoch, ſo ſchön er auch war, dem unſers Prinzen noch nicht gleich kam. Sie nahmen hierauf ihre Plätze ein und rennten in den Schranken ſo geſchikt, aber auch ſo ſcharf gegen einander, daß ihre Lanzen darüber zerbrachen und die Splitter davon hoch in die Luft flogen, ohne daß einer dem andern etwas abdrang.

Nach dem Rennen öffneten ſie ihr Viſier und umarmten einander ſehr höflich; wechſelſeitig erfüllt von hoher Bewunderung fiengen ſie an, ſich mit einander zu unterhalten, während die andern gegen einander rannten.

Es war der Herr von Vaſſé, der Sohn des Herrn von Vaſſé, der hierauf rennte, gegen den Marquis von Malaſpina, welcher ſeine Lanze auf dem Herrn von Vaſſé brach, die durch ſeinen Hals wohl einen halben Fuß lang eindrang, wovon der junge Herr ſtark verwundet wurde, und einige Tage darauf ſtarb.

Hierauf rennte der Capitain Manets, Lieutenant des Herrn la Roche-Pouzey, mit dem es Dom Alba ein ſpaniſcher Officier aufnahm, der dem Herrn von Manets einen Lanzenſtich in den Hals verſetzte, woran er vier Tage darauf ſtarb.

Der

Der letzte Herr du Moucha, Fähnrich des Herrn von Pinars, funfzig gute Jahr alt, hatte zum Gegner den Grafen Caraffa, einen Neapolitaner und Neffen des damaligen Pabsts. Der Herr von Moucha versetzte ihm einen solchen Lanzenstich, daß er ihn durch den Arm und mitten durch den Leib durchstach und die Lanze wohl vier Fuß lang hinten durchgieng, wovon der Herr Graf auf der Stelle tod blieb. So endigte sich denn dieser Kompf mit zweifelhaftem Sieg und jeder gieng nach Haus.

Die Spanier, welche davon reden, erzählen es anders, und sagen, es seyen nur drey gegen drey gewesen, nämlich der Herr von Nemours; dessen Lieutenant der Herr von Navaille aus Biscaja, ein wackrer Offizier von den Chevaux-legers und endlich der Herr von Vassé. Auf der andern Seite waren der Herr Marquis, Dom Georg Mauritius von Lara und der Capitain Mylerd, welcher Name anzeigt, daß er ein Engländer von Geburt war, den die Spanier für einen sehr wackern Officier hielten.

Dieser Kampf wurde unter den Mauern von Asti gehalten. Es war dabei zuvor ausgemacht, nicht auf die Pferde zu stechen; wer eins erstechen würde, sollte seinem Gegner fünfhundert Thaler dafür erlegen. Diese Bedingung konnte aus mehrern Gründen gemacht und gehalten werden.

Der Herr von Nemours und der Herr Marquis rennten zuerst und machten drey Gänge. Die Spanier sagen, das Pferd des Herrn Marquis habe beständig die Schranken vermieden, so daß er kein schönes Rennen habe machen können, außer ein einziges mal, da er den Herrn von Nemours leicht am Arm verwundete. Allein dies ist just umgekehrt, denn das Pferd des Herrn von Nemours wars, das immer nicht

nicht an die Schranken wollte, indem der Herr Marquis einen sehr großen mit einer Menge Flittern bedeckten Federbusch, worinn die Federschmücker von Mayland ganz vorzügliche Meister sind, auf sein Casquet befestigt, und gleichfalls seinem Pferd einen zwischen die Ohren gepflanzt hatte, was er, wie man versichert, absichtlich gethan haben soll; so daß das Pferd des Herrn von Nemours, wenn es sich dem des Herrn Marquis näherte, an dessen Flittern, die ihm ins Auge blitzten, scheu wurde, immer seitwärts gieng und verzagt die Schranken floh. So kam also der Herr von Nemours durch die Furchtsamkeit seines Pferdes um die guten und schönen Stöße, die er gewöhnlich anzubringen wußte.

Dieß war schon öfters der Fall, und ist es auch noch unter uns, daß ein scheues Pferd der Tapferkeit seines Herrn sehr zum Nachtheil gereicht. Dagegen ist aber auch oft der Fall, daß ein tolles, eigensinniges und hartmäuliges Pferd seinen Herrn tapfrer macht, als er ist und seyn will; denn es reißt ihn ins Gedränge der Feinde wider seinen Willen, wo er denn sich seiner Haut wehren muß, er mag wollen, oder nicht, wie ich einen sehr wackern Cavalier kannte, den sein Roß, ein starker weißer Turnierhengst in der Schlacht bei Dreux einen solchen Possen spielte.

Die Spanier sagen ferner: der Herr von Nemours habe das Pferd des Herrn Marquis getödtet und ihm sogleich nach dem Kampf die fünfhundert Thaler geschickt, der Herr Marquis aber sey so galant gewesen und habe solche nicht angenommen, sondern sogleich wieder zurückgeschickt. Allein dieß ist falsch, denn der Herr von Nemours war ein zu guter Kämpfer, um den Mann zu fehlen und das Roß zu treffen; auch war er zu edel und großmüthig, wenn je etwas

an

an der Sache gewesen wäre, die fünfhundert Thaler zurückzunehmen; er würde solche eher den Trompetern des Herrn Marquis geschenkt haben.

So muß man also in Ansehung dieses Kampfs einzig dem glauben, was die Franzosen davon erzählen, die es gesehen und beschrieben haben. Wie ich denn eine kleine Abhandlung hierüber gedruckt in spanischer Sprache zu Gesicht bekommen habe, und wie auch einige mir selbst erzählt haben.

Eben so wenig ist an dem, was sie von dem Herrn von Navaille erzählten, der mit dem Mauritius von Lara stach und den dieser mit seiner Lanze durch die Schulter durchgestochen haben soll, woran er einige Tage darauf gestorben sey; denn er starb auf der Reise des Herrn von Guise nach Italien, weil er zu stark Post geritten war, wie ich anders wo erzählt habe.

Der Capitain Mylord stach mit Herrn von Vassé und dieser büßte zwar sein Leben dabei ein, wie ich selbst schon gesagt habe, allein die Spanier und Franzosen stimmen in Ansehung seines Namens nicht miteinander überein; und so laufen denn große Unrichtigkeiten beim Reden und Schreiben der Leute vor. Allein die Spanier können freilich ihre alte Gewohnheit nicht lassen, sich brav zu rühmen und groß zu thun und wollen sich nie etwas vergeben, sondern haben immer das Prahlen, und das Großthun im Mund.

Ich muß hiebei doch ein Gefecht erzählen, das unter der Regierung des Königs Ludwigs XII. im Königreich Neapel vorfiel zwischen dreyzehn edlen französischen und dreizehn spanischen Rittern, wovon die Spanier und Italiener den ganzen Sieg und Ruhm sich selbst beimessen, wie sie auch in die Welt hinein

ge-

geſchrieben haben, wovon aber die Franzoſen ganz anders ſprechen.

Nach der Schlacht, welche der Herr von Bayard dem Alonzo de Solto-Major geliefert und dadurch ihn überwunden hatte, wovon ich anderwärts ſpreche, wollten die Spanier vor Aerger beinahe berſten und ſuchten immer irgend eine Veranlaſſung zu bekommen, Rache dafür zu nehmen. Als ein Stillſtand auf zween Monathe geſchloſſen wurde, beſuchten die Franzoſen und Spanier einander, bisweilen in ihren Garniſonen oder im freyen Felde und ſprachen vertraulich zuſammen; man ſah aber immer, daß die Spanier darauf ausgiengen, Händel anzufangen.

Eines Tags unter andern kam ein Trupp von dreizehn ſpaniſchen Rittern ſehr gut beritten auf einem Spazierritt gegen die Stadt Moncrvine, wo die Garniſon des Herrn von Bayard lag, welcher zufälliger Weiſe an eben dem Tage mit dem Herrn von Auroſe einem wackern Cavalier aus dem Hauſe Urſe gleichfalls ausgeritten war, um friſche Luft zu ſchöpfen und ſpazieren zu reuten. Eine halbe Meile von der Stadt ſtießen ſie auf dieſen Trupp Spanier, die ſie ſehr höflich grüßten, was ihnen eben ſo höflich erwiedert wurde.

Unter andern nun befand ſich dabey ein tapfrer und muthvoller Mann, Diego von Biſſagno, der von der Compagnie des Don Alonzo geweſen war und ſich noch des Todes ſeines Generals erinnerte, worüber er ſehr zu loben iſt. Dieſer ritt vor den andern vor, und ſagte zu ihnen: „Ihr Herrn Franzoſen, „ich weiß nicht, ob dieſer Waffenſtillſtand euch nicht „ſehr zuwider iſt; was mich betrifft, ſo iſt er mir „ſehr verdrüßlich, unerachtet er erſt ſeit acht Tagen

ſei-

„seinen Anfang genommen hat. Wenn, so lange er „dauern wird, unter euch ein Trupp von zehn ge„gen zehn, zwanzig gegen zwanzig, mehr oder we„niger zu finden wäre, die für die Sache unsrer Herrn „kämpfen wollten, so wollte ich wohl dafür stehen, „solche unsrer Seits zu finden und die Besiegten blie„ben dann die Gefangenen der andern."

Der Herr von Bayard antwortete ihm: „wir „haben, meine Kamerad hier und ich, eure Worte „gar wohl vernommen und daß ihr einen Kampf „zwischen einer bestimmten Anzahl Gegner verlangt. „Ihr seyd hier dreizehn wackre Männer. Wollt ihr „von heute an über acht Tage euch zweitausend Schritt „von hier einfinden, beritten und gewapnet, so wollen „mein Kamerad und ich euch auch dreizehn herbrin„gen, worunter wir selbst seyn werden: und wer „dann guten Muth und guten Arm hat, mag es „zeigen."

Die Spanier riefen hierauf alle einstimmig: „gut gut, wir wollens;" worauf sie Abschied nahmen und auseinander giengen.

Als die Herrn von Bayard und von Autose nach Monervine zurück waren, hinterbrachten sie dieß alles ihren Kameraden, welche hierauf darum loosten, wer unter der Zahl dieser dreizehn seyn sollte. Diese dreizehn, durchs Loos erwählt, rüsteten sich gut zum Gefecht und ermangelten nicht, sich am bestimmten Tag und Ort einzufinden. Die Spanier ermangelten eben so wenig und von beiden Nationen, so wie auch von den Neapolitanern waren eine Menge Leute hingegangen, um dem Kampf zuzusehen.

Es war hiebei unter den Kampfbedingungen ausgemacht, daß derjenige, welcher abgesetzt worden wäre, nicht weiter fechten, noch seinen Kameraden hel-

helfen könnte. Im Fall, daß bis auf die Nacht ein Trupp den andern nicht ganz besiegen könnte, sollte, bliebe auch nur noch ein einziger zu Roß, der Kampf geendigt seyn und dieser seine Kammeraden frank und frey mitnehmen so, daß dann die Ehre des Kampfs auf beiden Seiten gleich bliebe. Dies waren denn freilich gut ersonnene und sehr spitzfindige Kampfbedingungen. Ich weiß nicht, wer sie erfunden haben mag; es ist aber sehr zu vermuthen, daß es die Spanier waren, die sich zu allen Zeiten sehr fein und spitzfindig bewiesen haben. Unsre Franzosen ehmals waren es nicht so sehr und giengen ganz offen zu Werk.

Nachdem diese Bedingungen festgesetzt waren, stellten sich die Spanier auf eine Seite, die Franzosen auf die andre und rennten so mit eingelegter Lanze gegen einander; die Spanier hielten nicht auf den Mann, sondern legtens darauf an, die Pferde nieder zu stechen, indem sie die Maxime haben: Muerto el Cavallo, perdido l' Hombe d' Armas. (Ist das Roß todt, so ist der Reuter verloren.)

Darum war es auch bei dem obengedachten Kampf des Herrn von Nemours ein guter Einfall, auszumachen, daß wer das Pferd seines Gegners tödten würde, fünfhundert Thaler dafür erlegen sollte. Nur ist diese Strafe noch viel zu leicht, denn mancher mag gern dieß Geld und wohl noch doppelt so viel in die Schanze schlagen und das Roß seines Gegners niederstechen, um nur nachher mit seinem Mann desto leichter fertig zu werden. Besser wäre es, eine Ehrenstrafe und den Verlust des Siegs darauf zu setzen, so wie es auch ehmals unter den irrenden Rittern beobachtet, verboten und für eine Schande gehalten wurde, sich mit Tödten der Pferde abzugeben,

dieser armen Thiere, welche unschuldig sind und sich nicht wehren und nichts dafür können, daß ihre Reuter, welche Fehler machen und Händel anfangen, sich schlagen und herumbalgen. Auch bei den Turnieren unsrer Könige war es keineswegs schön und anständig, tief zu stechen. Man mußte allzeit seinen Stoß so hoch als möglich richten, und wer dieß that, galt für einen bessern Ritter. In allgemeinen großen Feldschlachten und Scharmützeln hauet und sticht man freilich, wohin man kann, und tödtet, was man vermag, nicht aber bei Zweikämpfen.

Die Spanier beobachteten dieß schöne Gesetz nicht, denn sie legten sich so sehr darauf, die Pferde zu tödten, daß sie ihrer endlich bis auf eilf erstachen und niemand, als die Herrn von Auroſe und Bayard beritten zurückkamen. Allein diese Betrügerey half den Spaniern nichts, denn nun wollten ihre Pferde, weil sie die andern tod da liegen sahen, nicht weiter fort, so sehr sie ihnen auch die Sporen gaben.

Dieß machten sich die Herrn von Auroſe und von Bayard zu Nutz, ersahen ihre Zeit und machten unaufhörliche Anfälle auf den großen Trupp ihrer Gegner, und wenn diese sie angreifen wollten, zogen sie sich hinter die todten Pferde ihrer Kammeraden wie hinter einen Wall zurück. Und so hielten diese braven Franzosen die dreizehn Spanier vier Stunden lang hin, bis die Nacht sie auseinander schied, ohne daß ein Theil etwas gewonnen hatte. Nun zogen beide sich zurück, wie es ausgemacht war.

Dieß ist denn die ganze Geschichte, wie ich sie in dem alten Romanvom Herrn von Bayard gefunden und von einigen alten, denen sie ebenfalls erzählt worden war, gehört habe. Es ist also nicht an dem, was die fremden Geschichtschreiber erzählen, als ob die

die unſrigen beſiegt worden wären. Es erhellt vielmehr und iſt auch gar nicht unwahrſcheinlich, daß die Wahrheit ſich, wie ich erzählte, verhalte, und daß dieſe beiden braven tapfern und geſchickten Kämpfer ſich gegen dieſen Trupp ſo wacker gewehrt und ihm ſo viel zu ſchaffen gemacht haben ſollten. Die Geſchichtbücher liefern ja eine Menge ähnlicher Beiſpiele.

Die auswärtigen Geſchichten ſagen noch ferner, daß ſeit dem Verluſt in dieſem Kampf die Franzoſen keinen Vortheil mehr erringen konnten, und ſchlechte Geſchäfte im Königreich Neapel gemacht haben. Ich möchte nicht ſagen, daß dieß darum geſchehen ſey, denn ſie wurden ja nicht überwunden wie wir geſehen haben. Ich habe mir aber von groſſen Generals ſagen laſſen, daß es nie gut ſey, dergleichen Kämpfe zwiſchen einzelnen beſtimmten Gegnern aus zwei Heeren zuzulaſſen oder vorzunehmen, da dieß groſſes Unheil nach ſich ziehe, oder doch ſonſt bedeutende Folgen habe. Denn jeder Theil ſpricht nachher davon, wie er will, nach ſeinen Leidenſchaften und Neigungen, legt dem öffentlichen Ruf in den Mund, was er mag und ſchmeichelt ſeiner Nation und ſeiner Partey, ſo, daß der Ruhm ihn und der Tadel dem Gegentheil bleibt, je nachdem man die Sache einſeitig nach ſeinen Reden vorſtellt. Wobey überhaupt zu bemerken iſt, daß nie ein Zweykampf gehalten worden iſt, weder unter einzelnen noch unter mehrern, der ganz getreu und der Wahrheit gemäß erzählt worden wäre, wie ich öfters bemerkt habe. Denn man läßt ſich dabey allemal von Vorſtellungen und Leidenſchaften hinreißen, ſo daß alſo bei ſolchen Ausforderungen nichts Gutes herauskommen kann. Ich könnte dieſe Bemerkung mit mehreren Gründen und Beiſpie-

spielen erweitern, wenn ich wollte; es würde mich aber gar zu weit führen.

Von dem Herrn von Nemours muß ich wiederholen, wie sehr Schade es war, daß seine schöne Seele und sein großer Muth nicht mit körperlicher Gesundheit verbunden waren. Denn außer den schönen Proben, die er in seinen gesunden Tagen von seiner Tapferkeit ablegte, würde er deren noch schönre ausgeführt haben, wenn er länger und gesund gelebt hätte. Er war erst funfzig Jahr alt, als er starb.

Ich habe hiebei die Bemerkung gemacht, daß seit hundert Jahren, ich will nicht von noch früher reden, alle diejenigen, die den Namen und Titel Herzog Nemours führten, sehr brav, tapfer, muthvoll und große Generals waren; so glücklich ist dieser Name und Titel an Tapferkeit und Muth für diejenigen, die ihn führen. Eben so waren die Herzoge von Burgund, einer nach dem andern gleichfalls von Philipp den Kühnen an bis auf diese Stunde, nämlich gedachter Philipp, Herzog Johann, Herzog Philipp der Gute, der Herzog Karl, der Kaiser Maximilian, Kaiser Karl V. und der gegenwärtige König Philipp. Alle diese sieben Herzoge nach einander waren brav, beherzt, groß, ehrsüchtig und muthvoll.

Von den Herzogen von Nemours war es zuerst Ludwig von Armagnac, der im Königreich Neapel starb, Gaston von Foix, der in der Schlacht bei Ravenna blieb, der Vater des Herrn von Nemours, von dem ich jetzt rede, der ein Mann von großer Rechtschaffenheit, Ehre, Tapferkeit und sehr gut französisch gesinnt war; auch war er ein sehr naher Anverwandter vom Könige Franz, der ihn liebte und sehr hochhielt; denn er wollte lieber dem König als dem Kaiser An-

anhängen, und dies bekam ihm auch beſſer, als ſeinem Bruder, dem Herzog Karl von Savoyen. Nun folgte der Herr von Nemours, von dem ich jezt rede, und endlich zum guten Schluß der Herr von Nemours, ſein Sohn, welcher es jezt iſt und in keinem Stück gegen ſeine Vorfahren aus der Art ſchlägt; denn er iſt ſehr brav, tapfer, einſichtsvoll und beherzt. Er hat dieß, ſo jung er auch iſt, noch nicht in ſeinem zwanzigſten Jahr, in dieſer lezten Schlacht bei Ivry bewieſen, wo er tapfer kämpfte, und einer der lezten war, die ſich zurückzogen, wie auch bei der Belagerung von Paris, wo er, wie billig, das oberſte Commando führte; denn unerachtet er ganz eingeſchloſſen war, und ihm vom Feind ſowohl, als vom Hunger, ja ſelbſt von der Peſt ſtark zugeſezt wurde, verlor er darum doch weder Muth, noch Gegenwart des Geiſtes, was unter ſolchen Umſtänden wohl einem ältern und erfahrnern General, als er hätte wiederfahren können. Er hielt ſich gut und bot den Pfeilen des Himmels und der Erde mit aller Standhaftigkeit die Spitze: zur verdienten Belohnung dafür, wurde er aber auch zu Lyon darnach behandelt, er, der nach ſo vielen, ſeiner Partey und ſeiner Religion gut geleiſteten Dienſten, gefangen genommen und gleich einem groſſen Miſſethäter in Stadtarreſt geſezt wurde; woraus er ſich aber durch ſeinen feinen Geiſt ſinnreich und liſtig zu retten wußte.

Er bewies ebenfalls in einem hohen Grad ſeine Tapferkeit bei dem Anſchlag, der zu Vienne von dem Herrn Connetable und dem General Alfons dem Corſen auf ihn gemacht wurde. Als ſchon fünf bis ſechshundert Mann in der Stadt waren, ſagte man ihm, die Stadt ſey überrumpelt und eingenommen. Sogleich verläßt er mit gefaßtem Muth und ohne ſich

weiter zu bewaffnen, sein Quartier, nimmt seine Wache und einige Edelleute, die sich zu ihm schlagen, eilt dahin, wo der Feind ist, greift ihn an, schlägt ihn und treibt ihn hinaus, wo er hergekommen ist. Ich habe mir dieß von glaubwürdigen Personen erzählen lassen, welche in und ausser dem Gefecht waren: wenigstens gieng die schon eingenommene Stadt wieder verloren.

Ich habe erzählen hören, daß ihm einst in Burgund gesagt wurde, eins seiner Regimenter sey in einem gewissen Dorf vom Feind so gut, als belagert. Ohne zu zögern, oder sich zu bewaffnen, nimmt er ein andres seiner Regimenter und stellt sich auf einem kleinen Klepper an dessen Spitze, thut Dienst eines Obersten, eines Capitains, eines Infanteristen und eines gemeinen Soldaten überhaupt zugleich, greift die Belagerer an, nöthigt sie, von ihrem Unternehmen abzustehen und schlägt sie tüchtig zusammen. Ich werde noch bei einer andern Gelegenheit eine Menge ähnlicher Heldenthaten von ihm erzählen, worüber man sich höchlich verwundern wird.

Er bemühte sich so sehr, sich ganz nach seinem Bruder den Herrn von Guise zu bilden, daß er ihn in allen Stücken nachahmte. Ein vollkommneres Muster konnte er auch nicht wohl wählen; und was er diesen thun sah, das bemühte er sich, aus allen Kräften ebenfalls zu thun, am Hof sowohl, als im Feld, so jung er auch noch war. Er hatte noch nicht sechzehn Jahr, als er bei der Vermählung des Herrn von Joyeuse bei allen Gefechten, die dabei gehalten wurden, mit war; er wollte sich in alle mit mischen, und gab und bekam dabey Stöße, so gut, als irgend einer der Stammhaftesten. Selbst der Herr von Guise, einer der stärksten Kämpfer schonte ihn dabei

nicht

nicht, ſo wie überhaupt keiner. Daher ſich jedermann über die Stärke und Geſchicklichkeit dieſes jungen Prinzen wunderte, er mochte zu Fuß, oder zu Pferd erſcheinen.

Er iſt einer der ſchönſten Prinzen von der Welt und das leibhafte Ebenbild ſeines Vaters und ſeiner Mutter. Sein Wuchs iſt etwas höher, als der ſeines Vaters war, ſeine Sanftheit und Güte machen ihn ſehr liebenswürdig, beſonders auch ſeine große Freigebigkeit, worinn er ganz ſeinem Vater gleicht; denn er behält nichts für ſich, ſondern was er mit der einen Hand nimmt, giebt er mit der andern wieder weg gerade wie der Herr von Guiſe, ſein Bruder that. Er hat ein großes Ehrliebendes Herz.

Ich habe hiebei erzählen hören, daß, als unſer jetziger König mit der Eroberung von Bourgogne zu Stand gekommen war und der Herr von Guiſe ihm aufwartete, um ſich ihm zu unterwerfen, ein anweſender Cavalier, um ſeine Freude darüber zu bezeigen, zu dem König ſagte: „Sehen Sie, Sire, wie man „Sie nach und nach ſucht und ſich Ihnen demüthig „unterwirft. Der Herr von Mayne ſteht in Unter„handlung, der Herr von Guiſe hier hat ſich ſchon „unterworfen und nun fehlt nur noch, daß auch der „Herr von Nemours ein Gleiches thue.“

„Ha, ſagte der König, der hat das Herz zu „groß und zu hoch. Nie wird er ſich entſchließen „können, mir zu dienen. Ich erwarte gar nicht, „daß er mich anerkennen wird, ſo lange er es nur ir„gend vermeiden kann. Sein Stolz und ſein „Muth werdens ihm nicht zulaſſen. An ihm habe ich „einen ſehr gefährlichen Feind, der die Waffen ſehr „ſpät niederlegen wird.“ Dieſe Reden aus dem Mund eines ſo großen Königs gereichen dieſem Prin-

zen mehr zum Ruhm, als hundert andre, die davon hätten reden wollen.

Von ihm sowohl, als von seinem Bruder, dem Herrn Marquis von Saint Sorlin, werde ich anderwärts noch ausführlicher handeln. Diesen Herrn Marquis habe ich übrigens nicht selbst gesehen, wohl aber von ihm sagen hören, daß er ein ganz vorzüglicher Prinz sey, besonders ein sehr rechtschaffner Mann, äußerst gutherzig und gewissenhaft, was in der That gar sehr zu loben ist.

Die Mutter von beiden war jene schöne, erhabene und tugendhafte Dame, die sich als Wittwe von jenem großen Herzog von Guise zum zweitenmal mit dem Herzog von Nemours vermählte, dem jezt gedachten so großen und vollkommenen Prinzen, um jederzeit die Gemahlinn eines vortrefflichen Mannes zu bleiben, da sie sich nun einmal wieder vermählen wollte. Sie wollte es nicht so machen, wie mehrere Damen, die ich gesehen habe, wie sie als Wittwen von großen Männern sich erniedrigten, und zu ganz geringen unbedeutenden herabstiegen.

Der

Herzog von Guise.

Dieser große Herzog von Guise war in der That groß. Er muß unter uns der Große genannt werden, so gut, als andre Fremde den ihrigen diesen Beinamen und Titel zugelegt haben. Ich selbst hörte ihn mehreremal von den Italienern und Spaniern

niern den großen Herzog von Guiſe und den großen Feldherrn von Guiſe nennen.

Ich erinnre mich hiebey, daß bei der Zuſammenkunft zu Bayonne groß und klein außerordentlich viel aus dem verſtorbenen Herrn von Guiſe ſeinem Sohn machten, der damals noch ſehr jung war und ihn nicht anders als den Sohn des großen Herzogs von Guiſe nannten: und auch ſeiner Gemahlin, der Frau von Guiſe, große Bewunderung bewieſen, ſowohl wegen ihrer großen Schönheit und Grazie, als weil ſie den Titel einer Gemahlinn des Herrn von Guiſe führte, daher ſie ſie auch nicht anders, denn die Frau des großen Herzogs von Guiſe nannten. Große Ehre und Achtung erwies ihr beſonders jener große Herzog von Alba, welcher Sachen und Perſonen, die es verdienten, gar wohl zu ſchätzen wuſte.

So wie man nun einen vortrefflichen Künſtler und guten Arbeiter ſehr lobt und bewundert, der ein ſchönes Meiſterſtück zu Stand gebracht hat, noch mehr aber denjenigen, der mehrere gemacht hat: eben ſo muß man dieſen großen Feldherrn, von dem wir izt handeln, hochſchätzen und preiſen, nicht um eines einzigen Meiſterſtücks im Kriege willen, ſondern wegen mehrerer, die er zu Stand brachte. Es verdienen darunter vorzüglich ſeine ſchöne Vertheidigung in der Belagerung von Metz, die Schlacht bei Rendy, der Italieniſche Zug, die Einnahme von Calais, Guynes und Hames, die von Thionville, die Belagerung von Amiens vor allen andern angeführt und bewundert zu werden; alsdann im bürgerlichen Krieg die Eroberung von Bourges, Rouen, die Schlacht bei Dreux und hernach die Belagerung von Orleans.

Dieß alles, Stück für Stück, beschreiben und einzeln durchgehen wollen, wäre eine sehr überflüßige Sache, da unsre Geschichtschreiber ihre Bücher hinreichend damit angefüllt haben. Wer indessen die große Macht, welche jener große Kaiser vor Metz führte, gegen die Schwäche des Platzes hält, der damals noch nicht den vierten Theil so stark war, als gegenwärtig; wer ferner die große Vorsicht, womit er den Platz mit Munition, Proviant, Verfügungen und andern zu einer langen Belagerung erforderlichen Dingen versah, und die kurze Zeit bedenkt, die er hatte, dieß alles noch vor dem Ausbruch der Belagerung zu thun; wer sich die schönen Kriegseinrichtungen vor Augen stellt, die er daselbst einführte, besonders den schönen Gehorsam, der ihm von einer so großen Menge fürstlicher und adelicher Personen, Officiers und gemeinen Soldaten bewiesen wurde, ohne daß der geringste Verdruß oder die mindeste Unruhe im Innern dabey entstanden wäre; dann die schönen Scharmützel und Ausfälle dabey: wer dieß alles und noch so viele andre Dinge, deren Aufzählung hier zu weitläufig werden würde, und endlich auch jene schöne und sanfte Mildthätigkeit der Gnade in Erwägung zieht, die er gegen seine halbtode und todte, von Hunger, Krankheiten, Armuth und Elend, die ihnen Erde und Himmel zugeschickt hatten, sterbenden Feinde bewies: kurz, wer dies alles recht in Anschlag bringen will, was bei dieser Belagerung geschah, der wird sagen und bekennen: es sey die schönste Belagerung gewesen, die je war, so wie ich auch von großen Feldherrn, die ihr beiwohnten, sagen hörte, blos große Stürme ausgenommen, dergleichen dabei nicht geliefert wurden, so sehr es auch der Kaiser wollte. Er hatte auch einst Ordre zu einem Generalsturm ertheilt, zu dem sich aber der Herr von Guise so

brav

brav rüſtete, und ſo gute Vorkehrungen traf, ſelbſt mit allen ſeinen Prinzen, Herrn, Adelichen, Officiers und Soldaten auf dem Wall erſchien, und ſich ſo entſchloſſen zeigte, den Feind zu empfangen und die Breche zu vertheidigen, daß die älteſten, bravſten, und tapferſten Generals des Kaiſers beim Anblick dieſer ſchönen und muthvollen Verfaſſung der Unſrigen ihm riethen, dießmal von dem Sturm abzuſtehen, indem er unfehlbar ſeine Armee dabey zu Grund richten würde: was der Kaiſer, ſo ſehr es ihn auch verdroß, dennoch der augenſcheinlichen Gefahr wegen that und dieſen Rath befolgte.

Bei der Mildthätigkeit, Höflichkeit, Gelindigkeit und Barmherzigkeit, die dieſer groſſe Herzog hier gegen die armen Kriegsleute bewies, fällt mir ein, wie ſehr es nachher unſre Franzoſen bei der Belagerung von Therouanne zu genießen hatten. Als nämlich der Platz bei einem Hauptſturm bezwungen und erobert wurde, ſollten alle unſre Leute, wie dies die Kriegsmanier in ſolchen Fällen erlaubt, niedergehauen werden. Da ſie aber alle anfiengen zu rufen: „Schonung, Kameraden, erinnert euch der guten „Behandlung bey Metz;“ ſo gaben die Spanier, welche die erſten im Sturm und im Platze waren, den Soldaten, Herrn und Adelichen Pardon und nahmen ſie, ohne ihnen ein Leid zufügen zu laſſen, zu Gefangenen an: und ſo rettete denn dieſer groſſe Herzog durch ſeine ehmalige milde Behandlung hier mehr, als ſechstauſend Perſonen das Leben. Dieſe Belagerung wurde merkwürdig hierdurch ſo wohl, als durch die Geburt der Königinn Margaretha von Frankreich, Königinn von Navarra, die am 20. Juny 1553. gebohren wurde [1]).

Wenn gleich die Belagerten in Metz keine Gelegenheit erhielten, ihren Muth und ihre Tapferkeit in

Ab-

Abschlagung von Stürmen zu beweisen, so machten sie sich dagegen selbst welche, indem sie die Feinde anfielen; denn alle Augenblicke thaten sie die schönsten Ausfälle von der Welt, die wohl so viel werth waren, als die Abschlagung von Stürmen, da sie den Feinden begreiflich machen konnten, daß, wenn sie auch Stürme auf sie gewagt hätten, sie dennoch nie etwas gegen sie ausgerichtet haben würden. Diese Ausfälle geschahen theils zu Fuß, so daß sie oft durch die Laufgräben brachen, und die feindliche Arbeit vereitelten, theils zu Pferd in beträchtlicher Entfernung von der Stadt, besonders gegen das Quartier des Marquis Albert, dem der Herr von Guise vorzüglich zu Leib wollte, weil er seine Verpflichtung gegen den König gebrochen und seinen Bruder, den Herrn von Aumale geschlagen und gefangen genommen hatte. Er bezahlte ihn auch wacker; denn er brachte nicht den vierten Theil seiner Leute davon, worüber weder der Kaiser, noch die Spanier sich im mindesten bekümmerten, weil sie dem Verräther nicht gut waren, auch weil er sich dem Kaiser nur aus Zwang ergeben hatte.

Diese Belagerung währte vom Abend vor aller Heiligen an, bis ohngefähr den zwanzigsten Jänner. Der Kaiser hob sie mit großem Verdruß und Aerger auf: denn er hatte den Deutschen versprochen, um sich desto beliebter bei ihnen zu machen, Metz, Toul und Verdun wieder ans Reich zu bringen und auf ewige Zeiten wieder damit zu vereinigen; was sie über alles wünschten, indem es gute Schlüssel für sie waren. Allein sein gutes Glück verließ ihn hierbey.

Unter andern schönen Zügen, die ich von dieser Belagerung erzählen hörte, die Scharmützel ausgenommen, gefiel mir vorzüglich das artige Benehmen des Herrn von Guise gegen den Dom Louis d'Avila, dama-

li-

ligen General der leichten Reuterey des Kaisers. Ein Mohren- oder Türken-Sklave hatte diesem ein sehr schönes spanisches Pferd gestohlen und sich damit nach Metz geflüchtet. Dom Louis, welcher erfuhr, daß er sich dort hineingeworfen hatte, schickte einen Trompeter an den Herrn von Guise und ließ ihn bitten, ihm aus Höflichkeit seinen Sklaven zurückzugeben, der ihm ein spanisches Pferd gestohlen und sich damit in seine Stadt geflüchtet hätte, wofür er ihn gern zur Strafe ziehen möchte. Er hoffe mit Zuversicht von ihm, daß er ihm dieß nicht abschlagen würde, indem er ihn für einen tapfern und großmüthigen Prinzen halte, der um alle Güter der Welt nicht Diebe und schlechtes Gesindel bei sich aufnehmen und verheimlichen würde.

Der Herr von Guise ließ ihm wieder sagen, ihm den Sklaven zurückschicken könne er nicht, indem ihm hierinn die Hände durch ein altes französisches Gewohnheits-Recht gebunden seyen, das seit undenklichen Zeiten eingeführt sey, vermöge dessen in diesem freyen Reiche kein Sklave seyn könne. Möge daher einer seyn, wer er wolle, sei er noch so weit hergekommen und noch so fremd, so werde er, sobald er das französische Gebiet betrete, augenblicklich frey und aller Gefangenschaft und Sklaverey quitt und los, so gut als in seinem eigenem Vaterlande. So könne denn er, der Herr von Guise, nichts dieser französischen Freiheit zuwider vornehmen. Das Pferd hingegen schickte er ihm aus Artigkeit zurück. Ein schöner Zug in der That, wodurch dieser große Prinz und Feldherr zeigte, daß er noch etwas mehr verstand, als blos Krieg zu führen, so wie denn überhaupt jeder große General in allen Fächern zu Haus seyn muß. Dieß mag für jezt von dieser Belagerung

von

von Metz genug seyn, indem solche anderwärts sattsam beschrieben ist.

Was die Schlacht bey Rendy betrift, so ist es eine ausgemachte und allgemein bekannte Sache, daß der Sieg dort hauptsächlich dem Herrn von Guise zu zu schreiben ist, so wohl wegen seines einsichtsvollen Verhaltens, als wegen seiner Tapferkeit. Er war der erste von unsern Generalen, welcher anfieng, die teutschen Reuter kennen zu lernen und zustriegeln; sein Herr Sohn aber der letzte und einzige in dieser Kunst.

Bei dieser Schlacht hatte ein Graf Wulfenfort dem Kaiser zwei tausend Pistolen-Schützen zugeführt, die man Reuter nannte, weil sie, wie man damals sagte, schwarz waren, wie der Teufel. Dieser Graf hatte sich gerühmt und dem Kaiser versprochen, er wollte mit seinen Leuten die ganze französische Cavallerie über den Haufen werfen; und dieß hatte dem Kaiser einige Zuversicht gegeben, daß er die Schlacht gewinnen würde; es gieng aber ganz anders, denn sie wurden geschlagen und flohen, was sie nur laufen konnten. Vielleicht, wenn der Herr von Guise nicht dabey gewesen wäre, hätten sie uns dort eben so mitspielen können, wie andre Reuter in der Schlacht bei Saint Quentin; denn sie waren es, nebst noch fünfhundert burgundischen Lanzen, alle unter dem Commando des Grafen Egmont, die uns schlugen.

Ein wenig zuvor hatte ihr Oberster (ich erinnre mich seines Namens nicht mehr recht, es war aber ein großer Herr aus Teutschland, und wenn mir recht ist, ein nachgebohrner Prinz aus dem Hause Braunschweig,) sich mit seinem Trupp von ohngefehr zweitausend Pferden dem König Heinrich anbieten lassen, indem er in seinen Sold treten wollte, wie diese Leute immer zu thun pflegen, wobei sie ganz ausschwei-

schweifende Forderungen machen. Der Herr Connetable wies ihn weit ab und stellte dem König vor, es seyen Kerls, die nichts taugten, ganz übertrieben forderten, ein ganzes Land ausplünderten, und, wenn es darauf ankäme, sich nicht einmal rührten, nicht um sich hieben, sondern davon liefen, wie die Niemmen, wie sie denn auch in der Schlacht bei Rendy thaten, wo drey bis vierhundert Pferde von unsern Gensdarmen sie in die Flucht jagten und wo sie selbst durch ihre Unordnung ein ganzes großes Bataillon des Kaisers von ihren Landsleuten in Unordnung und Verwirrung brachten.

Dieß hatten der König und der Herr Connetable allerdings zu bedenken. Allein die in der Schlacht bei Saint Quentin hielten sich besser, als die andern, wobei sie jedoch vielleicht, wie man damals sagte, nicht besser gewesen seyn würden, wie die bei Rendy, wenn sie es dabey mit dem Herrn von Guise zu thun gehabt hätten, wie wohl sie sehr gute, brave und tapfre Officiers hatten: so daß es hier ein Unglück für sie war und ein Glück für den Herrn von Guise, welchen viele Leute damals auch dorthin wünschten. Denn wirklich, wenn man einmal gelernt hat und gewohnt ist, gewisse Leute einmal, zweymal zu schlagen, so ist man auch ein andermal wieder glücklich darinn, wie der Herr von Guise nachher bei jener Schlacht bei Dreux bewies.

Sein Herr Sohn, sein wahrer Erbe in allen Stücken, erbte von ihm auch dieß Glück, diese Leute zu schlagen, welche mehr durch Ruf, als durch Thaten so schlimm und furchtbar worden waren. So schlug er sie z. B. in der Schlacht, die er dem Herrn von Loré in Champagne lieferte, welcher deren zweitausend mit sich geführt hatte. Er setzte ihnen so sehr

zu

zu, daß sie ihn in freier Ebene um Gnade und um Quartier und, um sichern Abzug in ihr Land baten, was er ihnen auch bewilligte, worauf sie abmarschirten. Unsre armen Franzosen aber, die dabei dem Gemetzel noch entgangen waren, mußten sich mit ihrem General, dem Herrn von Tore, retten, so gut sie konnten und suchten Monsieur, den Bruder des Königs, auf, der damals die Waffen ergriffen hatte.

Dieser Herr von Guise striegelte ebenfalls den Baron Dona und seine Reuter bei Montargis. Er warf sie vollends über den Haufen und machte mit ihnen Garaus zu Auneau, wie ich in seinem Leben noch anzuführen hoffe. Bei diesem Baron Dona aber muß ich doch noch folgendes Geschichtchen erzählen, das mir hier beifällt.

Als unser gegenwärtiger, großer und braver König während seiner schönen Kriege zu Eroberung seines Reichs gegen die Liguisten vor Dreux stand, wünschte er sehr, die Frau von Guise, seine gute Muhme, zu sehen und schickte daher zu ihr und ließ sie bitten, sie möchte sich zu ihm bemühen, denn sie war damals zu Paris. Sie wünschte es ebenfalls, denn sie war eine der vortrefflichsten Fürstinnen. Der König schickte ihr daher einen Paß und als er hörte, daß sie kam, ritt er ihr mit einer sehr ansehnlichen Begleitung von Herrn entgegen. Nachdem er sie mit aller Ehrerbietung und Artigkeit bewillkommt hatte, begleitete er sie nach ihrem Zimmer und sagte ihr, indem er das Gesprech fortsetzen wollte: „meine gute Muhme, Sie „sehen, wie sehr ich Sie liebe, denn ich habe mich Ihnen zu Lieb geschmückt."

„Sire, oder Monsieur sagte sie zu ihm mit la„chendem Mund, ich danke Ihnen nicht dafür; denn „ich kann eben nicht sehen, daß Sie so sonderlichen

„Putz

„Puß an ſich hätten, daß Sie ſich deſſen ſo rühmen „dürften, wie Sie thun.“

„Doch, doch, ſagte der König, Sie ſehens nur „nicht. Sehen Sie hier hier ein Feldzeichen, indem „er auf ſeinen Hut wies, das ich bei der Schlacht „von Coutras für meinen Antheil an der Beute und „dem Sieg erhielt. Dieß, das hier angemacht iſt, „erbeutete ich in der Schlacht bei Jarn. Wollten „Sie nun wohl, liebe Muhme, zwey ſchönere Ehren„zeichen und Stücke Schmuck an mir verlangen, um „mich für ſchön geſchmückt zu erkennen.“

Die Frau von Guiſe geſtand es ihm zu, und antwortete ihm dabey noch: „Sie können mir aber doch, „Sire, nicht ein einziges von meinem Herrn Ge„mahl aufweiſen.“

„Nein, ſagte er, indem wir nie einander gegen „überſtanden, noch einen Strauß mit einander hatten; „wären wir aber würklich je einmal an einander ge„kommen, ſo weiß ich nicht, was es geſetzt haben „dürfte.“

Die Frau von Guiſe verſetzte hierauf: „Sire, „wenn er Sie nicht angriff, ſo hat Gott Sie davor be„wahrt, dafür hat er ſich aber an Ihre Generals ge„macht und ihnen brav eingeheizt, wovon der Baron „Dona ein Lied ſingen kann, von dem er ſchöne Feld„und Ehrenzeichen gewann, ohne ſich damit anders „zu ſchmücken, denn mit einem ſchönen Triumphhut, „der ihm ewig bleiben wird.“

Fräulein von Guiſe, eine ſehr artige, ſchöne und eines ſo großen Vaters würdige Prinzeſſin, die ſich mit dabei befand, war ungeduldig, ebenfalls ihr Wort anzubringen. Sie trat näher zu ihm und ſagte: „Sire, „Sie haben eben ſo wenig ein Ehrenzeichen von mei„nem Herrn Bruder aufzuweiſen.“

„Nein, sagte der König, er ist aber jung genug, „um mir ebenfalls welche zu liefern, wenn er sich „nicht begreift."

In solchen feinen und artigen Reden bestand gewöhnlich die Unterhaltung dieses großen Königs und dieser schönen Prinzessinnen.

Der brave Prinz, der Herr von Guise, ließ nicht von denen ab, welche von den teutschen Reutern übrig blieben und vermöge der Capitulation des Königes freyen Abzug hatten, welcher sie nicht ganz zu Grund richten wollte, weil er einen heimlichen Groll gegen den Herrn von Guise hegte. Dieser verfolgte sie trotz des königlichen Willens so sehr und setzte ihnen so unablässig zu, daß von funfzigtausend Mann welche gedachter Baron Dona mitgebracht hatte, wie mir von einem glaubwürdigen Mann von reformirter Religion versichert worden ist, als sie zu Genf ihrem Zufluchtsort anlangten, nicht mehr, als etwa höchstens fünfhundert Pferde zur Noth noch übrig waren. Ueberdieß fiel er in seiner Bosheit dabey noch in Teutschland ein, in die Grafschaft Mömpelgard, wo er große Verheerung, Blutvergießen und ein gar schönes Feuer anrichtete, und dies alles nur mit sehr wenigen Truppen; so daß, wenn er nur zehntausend Mann frischer Leute gehabt hätte, dieß hinreichend für ihn gewesen seyn würde, so weit in Teutschland ein zu dringen, daß er ohne Zweifel an mehrern Orten gar gewaltige Furcht eingejagt hätte. Er würde dieß auch sicher, so wie er es sagte, ausgeführt haben; denn sein großer Muth hätte ihn dazu angespornt haben und sein erworbener großer Ruhm, der sich bereits überall verbreitet hatte, würde ihm sehr dabei zu statten gekommen seyn, indem ihm das Schrecken überall vorangegangen wäre.

Ha,

Ha, braver Fürſt, du hätteſt nie ſterben ſollen, wenigſtens nicht, ehe du ein wenig dieß Teutſchland durchſtreift gehabt und noch einigen Haufen Reutern gezeigt hätteſt, daß wenn ſie auch Einigen Furcht einjagten, du ihnen ſolche ganz zurückgeben könnteſt, beſonders da ſie ſich ehmals ſo berühmt machten, daß ſie ſich rühmen durften, überall Furcht und Tod zu verbreiten.

Ich habe ſagen hören, daß der Herr von Guiſe kurz zuvor, ehe er dieſen Baron Dona ſchlug, ſein Vorhaben dem Prinzen von Parma meldete, und ihn bat, ihm ſeinen Degen zu borgen, damit er mit deſſen Hülfe dieſe Leute zuſammen hauen könnte. Der Prinz antwortete ihm dagegen: er brauche keinen beſſern, als ſein eigner ohnehin ſchon ſey, und wenn er mit dieſen Leuten fertig wäre, wollte er ſelbſt ihn darum gebeten haben, ihm ſolchen zu borgen, indem er ihn für den beſten in der ganzen Chriſtenheit hielte. So iſt alſo auch unter groſſen Perſonen die Schmeicheley gemein, wie unter kleinen, wiewohl dieſe Reden eigentlich im Grund mehr Wahrheit, als Schmeicheley ſind, wegen den vortreflichen Eigenſchaften, die dieſe Herrn wirklich beſaſſen, wie auch der Herr von Guiſe ſelbſt ſagte. Ueberdieß hatte einige Jahre zuvor der Prinz von Parma den Prinzen Caſimir mit neun bis zehntauſend Reutern, die er den Staaten zuführte, ſo zuſammen gearbeitet, daß ſie einpacken und ſich über Hals und Kopf davon machen mußten, nachdem ſie wenig Pulver aus ihren Piſtolen verſchoſſen hatten. Sie flohen theils ſchon gezwungen theils aus Furcht über einen Brief, den ihnen der Prinz von Parma ſchrieb, und der ſo brav und trotzig geſchrieben war, als irgend ein Brief je geweſen iſt.

Ich war damals bei Hof, als er gebracht wurde. Der König sah ihn und fand ihn sehr schön: der Herr von Guise wies mir ihn und sagte dabei: „auf solche Weise müsse man dergleichen Leute behandeln und hinaustjagen, nicht mit Geld oder Furcht. „Statt, daß man bisher, wenn sie kaum in Frankreich „eingerückt waren, gleich auf nichts weiter bedacht gewesen sey, als so viel Geld zusammen zu scharren, „um sie damit zu befriedigen und wieder nach Haus „zu schicken; hätte man nur die Hälfte von dem, was „man ihnen auf diese Art gab, dazu anwenden sollen, „eine gute Armee auf die Beine zu bringen. So hätte „man sie damit so gut schlagen und striegeln können, „daß ihnen auf ewige Zeiten der Appetit nach den guten Bissen und Thalern in Frankreich hätte vergehen „sollen. Besonders hätte man, sagte mir der Herr „von Guise ferner, um mit ihnen fertig zu werden, „einen guten Trupp Musquetier und Scharfschützen „haben müssen. Denn dieß sey die Brühe, die man „ihnen vorsetzen müsse, um ihnen den Appetit zu vertreiben, so wie er es mit denen des Herrn von Toré „machte, wo seine Büchsenschützen, so wenig ihrer „auch waren, dennoch sehr gute Dienste thaten, besonders aber die Musquetire, über die sie sich gar gewaltig wunderten, indem sie nie dergleichen gesehen noch „gehört hatten."

In der That, wer gegen diese Leute so gut hätte Eisen, als Silber oder Gold brauchen wollen, wäre wohl mit ihnen fertig worden; er hätte aber auch zum General einen der beiden Guisen haben müssen, den Vater, oder den Sohn, wiewohl übrigens in der Schlacht bei Montcontour unser König Heinrich (III.) ebenfalls die des Herzogs von Zweybrücken, die den Hugenotten zu Hulfe gezogen waren, wacker zusammen

rieb;

hieb. Freylich war aber auch der Herr von Guiſe der brave Sohn mit dabey, der es auch empfand; denn er wurde dort mit einem Piſtolenſchuß ſtark und lebensgefährlich unten am Bein verwundet. Ich werde davon anderwärts reden und komme jezt auf jenen braven Brief des Prinzen von Parma zurück, wovon der weſentliche Inhalt ohngefähr folgender war.

Ihr Herrn Reuter, die ihr ein Handwerk daraus macht, die chriſtlichen Fürſten zu beunruhigen, und euch mit dem jämmerlichen Raube ſo vieler armer Creaturen bereichert, die euch niemals Uebels thaten! da ihr billig den unſeeligen Zuſtand verdient, in den ihr jezt verſezt ſeyd, ſo haltet euch verſichert, daß ihr es mit Männern zu thun haben werdet, die euch bis aufs Leben verfolgen werden, und denen Gott, der ewige Beiſtand gerechter Waffen, beiſtehen wird, wie ihr bereits erkannt und empfunden habt. Wenn die Franzoſen höflicher ſind, als wir in Behandlung ihrer Feinde, ſo wißt, daß ihr nicht in Frankreich ſeyd und daß wir noch weniger geſonnen ſind, die Angelegenheiten des Königs unſers Herrn ſo ſchlecht zu beſorgen. Ihr verlangt von uns bezahlt zu werden, damit ihr das Land alsdann verlaſſet; wir hingegen verlangen, von euch Bezahlung, wenn wir euch nur mit heiler Haut davon ziehen laſſen. Haltet euch gefaßt, mit nächſtem die Entſcheidung der Waffen zu erfahren; denn unſer Curier erwartet blos die Todtenliſte, um die vollſtändige Nachricht von eurer Niederlage unſerm Herrn dem König von Spanien zu überbringen.

Dies waren brave Drohreden, welche auch ſo gut wirkten, daß ſie ſich in aller Eile davon machten, ohne einen Heller vom König von Spanien davon zu tragen, wie ſie bei unſern Königen gethan hatten.

Das beste im Topf war noch, daß, nachdem sie gar nichts gethan hatten, was der Rede werth wäre, sie so unverschämt waren, ihren Sold von der Königinn von England zu verlangen, die sie dahin geschickt ihnen Geld versprochen hatte. Allein sie, eine der einsichtsvollsten Damen, die je Krone und Scepter trugen, ertheilte ihnen eine entschlossene und ihrer würdige Antwort. Sie richtete nämlich ihren Brief statt aller an den Prinzen Casimir, den General derselben und faßte sich kurz so:

Ich sehe wohl, daß Ihre Leute mein Geld nicht wollen, was Sie auch sagen mögen. Sie haben unsern Contract aufgehoben, zu Folge dessen Sie gehalten waren, mir Kriegsleute zuzuführen und Ich stelle es Ihrem eignen Urtheil anheim, wie sehr diejenigen Lügen zu strafen sind, welche ihre Truppen mit diesem Namen benennen wollten. Ihre unglückliche Lage thut mir leid und um Sie darinn zu unterstützen, ertheile ich Ihnen hiemit die Versicherung, daß Sie von mir alles erhalten werden, was Sie billiger Weise verlangen können; mehr nicht.

Dies war noch nicht alles, denn dieser Prinz Casimir, der seine und seiner Leute Angelegenheiten besser mündlich als schriftlich abzumachen gedachte, gieng selbst zur Königinn, wo ihm aber seine Gegenwart eben so wenig half, und sie, eine sehr verständige Fürstinn, welche wohl selbst zusprechen, ihre Majestät zu behaupten und wenn es seyn muß, die Leute anzufahren weiß, wuste ihm zu antworten.

Zu eben der Zeit, als gedachter Prinz daselbst war, hatte Monsieur der Bruder des Königs den Ritter Breton in Angelegenheiten ihrer vorgehabten Vermählung an diese Königinn abgeschickt. Wie mir

aber

aber dieſer Ritter erzählte, ſo machte ſie nicht viel Umſtände mit dieſem Prinzen und ließ ihn oft im Vorzimmer ſtehen, ſtatt daß der Ritter gewöhnlich in das Zimmer der Königinn gieng, wo ſie mit ihm über jenen ſpöttelte, was ſie ſehr gut verſtand und ihn auslachte. So beſtrafte Gott hier ſeinen Stolz und ſeine vorige Verwegenheit.

Ein andrer General, der mit dieſen Herrn Reutern gut umzuſpringen wuſte, war jener groſſe Herzog von Alba bei verſchiedenen Gelegenheiten. Einmal gegen den Prinzen von Oranien, und das andremal gegen deſſen Bruder Ludwig. Wie arbeitete er ſie euch da zuſammen und ſchickte ſie nach Haus.

Ich habe mir von dem verſtorbenen Herrn Herzog von Ferrara erzählen laſſen, daß dieſe Reuter keine Truppen ſo ſehr fürchten, als die Türken; ſo daß zweitauſend berittene Türken es ohne Anſtand mit zehn tauſend Reutern aufnehmen. Ich fand dieß, wie ich ihm ſagte, ſehr ſonderbar, indem ja die Reuter bis an die Zähne gewaffnet und zum Angriff und Vertheidigung ſo gut auf ihre Piſtolen geübt ſeyen, da hingegen die Türken ganz blos ſind und nichts als Lanze, Schild und Säbel führen. Dies iſt einerley, ſagte er, und hilft darum doch nichts. Er habe es ſagt er oft ſelbſt mit angeſehen, als er bei der Armee des Kaiſer Maximilians ſeines Schwagers war. Wenn man ihn fragte, warum der Kaiſer damals keine Schlacht mit dem Sultan Soliman gewagt habe, da er doch über fünf und dreyßigtauſend Pferde und darunter dreyßigtauſend teutſche Reuter gehabt hätte, welche allein ſchon hätten hinreichend ſeyn ſollen, alle dieſe halb nackte und ungeharniſchte Türken, wenns auch hunderttauſend Pferde waren, in Stücken zu hauen und in die Flucht zu jagen: ſo ſagte er,

diese Reuter fürchteten sich so sehr für ihnen, daß sie sich durchaus nicht mit ihnen ins Handgemenge einlassen wollten. Auch führte er noch einen Grund an, daß nämlich diese Türken, sie selbst sowohl, als ihre Pferde mit einer so großen Menge Federn und Zierrathen behängt seyen, und beim Angriff ein so großes Geschrey und Geheul machten, daß die Reuter und ihre Pferde in Furcht darüber geriethen und diese letztern sich nicht halten ließen, sondern umkehrten und ausrissen.

Ich habe diese Digression von den Reutern gemacht, weil sie mir just so in die Feder kam. Ich habe einen großen General gesehen, der sich mit mir sehr darüber verwunderte, daß der König von Spanien sich ihrer in seinen Kriegen gegen unsern gegenwärtigen König Heinrich nicht ebenfalls bedient und daß er, der so viele Millionen hat, nicht eine Million daran gewendet, um ihrer funfzehn tausend auf einmal zu bekommen, und eine Schlacht damit gegen uns zu wagen, wobei sie nebst einigen alten burgundischen und neapolitanischen Truppen die Hauptrolle zu spielen hätten. Ich halte mich versichert, daß dieß uns einen großen Stoß geben würde; denn funfzehntausend Reuter in zwey großen Corps zu sehen, dies will schon etwas heißen und kann Furcht einjagen, und wenn man sie angreift, so verliert man mehr dabei, als man gewinnt; wenn er also diese funfzehn tausend Reuter nebst andern tausend Pferden daran wagte und sie auf gut Glück in uns einhauen ließe, so würden wir ohne Zweifel gar übel dabey wegkommen, wie zu Saint Quentin; dann aber müßte er sie sogleich in ihr Land wieder zurückschicken, denn sonst würden sie einen Abgrund von Geld verschlingen.

Kom-

Kommen wir wieder auf den groſſen Herrn von Guiſe, Franz von Lothringen, zurück, welchen einige ſehr tadeln wollten, daß er den für Frankreich ſo vortheilhaften Stillſtand brach. Allein, wer brach ihn denn anders, als der Pabſt Paul IV. und der König Heinreich, um ihm beizuſtehen. Man hielt damals dafür, der Pabſt ein ehmaliger Theatiner Mönch von ſehr ſtrengen und rauhen Grundſätzen ſey ſo ehrſüchtig worden, daß er ſich vorgenommen habe, ſich die Güter der vornehmſten römiſchen Herrn, wie die der beiden Häuſer Colonna und Urſini zuzueignen. In der That ließ er auch einige gefänglich einziehen und bemächtigte ſich ihrer Güter, worüber ein ſo groſſes Murren entſtand, daß der Pabſt, nachdem ſie ſich an den Kaiſer gewendet hatten, ſehr in die Enge kam, und einmal ſogar in der Engelsburg belagert wurde.

Alles dieß und noch mehr zuſammen veranlaßte den Pabſt, unſern König um Hülfe zu bitten, daher er ſeinen Nepoten, den Cardinal Caraffa an ihn abſchickte, welcher ihm (er war ehmals Officier geweſen, und hatte dem König in Toskana gut gedient,) als Legat einen Degen und einen Hut überbrachte; Geſchenke, welche die Päbſte den Königen zu ſchicken pflegen, wenn ſie von ihnen etwas Beſſers dafür verlangen; Geſchenke ſage ich, welche, wie man bemerkt hat, verſchiedenemal fatal und von den nachtheiligſten Folgen waren, ſo wie man auch damals ſagte und dabei prophezeihte, daß ſie es ebenfalls für unſern König werden würden. Dieſer voll guten Willens und getrieben von jenem alten groſſen Ehrgeiz ſeiner Vorjahren, welche einige Päbſte aus ihren Bedrängniſſen befreit, gegen die Tyranney mancher Leute geſichert und wieder auf ihre Stühle eingeſetzt hat-

te, brachte eine groſſe Armee auf die Beine, und machte den Herrn von Guiſe zu ſeinem Lieutnant General auf einem ſo heiligen Zuge. Auch glaubte man damals, unſer König habe dem Kaiſer zuvor ſagen laſſen, er möchte davon abſtehen, den Pabſt ſolchergeſtalt zu bedrücken.

Was konnte alſo der Herr von Guiſe anders thun, als ſeinem König gehorchen und einen ſo heiligen Auftrag übernehmen, deſſen, ja eines noch viel höhern er ſo würdig war. Er wars alſo nicht, der den Waffenſtillſtand brach. Ueberdieß behaupteten damals noch manche, der verſtorbene Herr Admiral, Gouverneur von der Pikardie ſey der erſte geweſen, der ihn durch ſeine Unternehmung auf die Stadt Douay brach, die er einſt des Nachts überrumpelte und eingenommen haben würde, wenn nicht ein altes Weib Lerm gemacht und die Wache durch ihr Geſchrey aufgeweckt hätte. Nachdem ihm hier ſein Anſchlag vereitelt war, wendete er ſich nach Lens in Artois, wo es ihm beſſer gelang, indem er hineindrang und eine Menge Plünderenen und Ausgelaſſenheiten verüben ließ, welche die Feinde uns gar wohl vorzuwerfen wuſten, und davon Veranlaſſung nahmen, ſich dafür zu rächen und uns Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Es wurde noch ſonſt verſchiedentlich über den Bruch dieſes Waffenſtillſtands und deſſen eigentliche Urheber geſprochen, was ich alles einſichtsvollern Leuten zur Unterſuchung überlaſſe. Der Herr von Guiſe führte die heilige Hülfsleiſtung dem Pabſt tapfer und weislich zu und ſo, daß er dadurch den Herzog von Alba nöthigte, ihm den Frieden zu ſchenken, wobei jedoch der Pabſt ſowohl unſern König als den Herzog von Guiſe täuſchte. Dieſer Friede kam ſehr zu rechter

Zeit

Zeit; denn nach dem Verluſt der Schlacht bei Saint Quentin, wurde der Herr von Guiſe abgerufen, um die Angelegenheiten in Frankreich wieder herzuſtellen.

Nachdem er alſo lange Zeit mit ſeiner Armee in Italien geſtanden hatte, wo ſie ganz gegen das ſonſt übliche Sprichwort, daß Italien der Kirchhof der Franzoſen ſey, friſch und geſund geblieben war, trennte er ſolche und theilte ſie in drey Corps ab; das eine führte er mit ſich, es beſtand aus ſeinen beſten Leuten, mit denen er in den franzöſiſchen Galeeren, die ihn holten, abfuhr; das andre gab er ſeinem Bruder, dem Herrn von Aumale, um es mit der ganzen Cavallerie zu Land zurück zu führen; was dieſer auch ſehr gut, einſichtsvoll und glücklich bewerkſtelligte, ſo daß er im Graubünder Lande, wodurch er ſeinen Weg nahm, große Ehre einlegte: das dritte blieb bei dem Herrn Herzog von Ferrara, wovon ich anderwärts rede.

Damit aber iſt noch nicht alles gethan, daß man Heere führet und hat, man muß ſie auch zu erhalten wiſſen und der General, der ſie ganz und geſund wieder nach Haus zu bringen weiß, verdient darum ſehr großes Lob. Dieß that bei dieſer Gelegenheit der Herr Herzog von Guiſe, welcher durch ſeine glückliche Zurückkunft, wo er zu rechter Zeit eintraf, allgemein eine große Freude erweckte, ſo daß man ſagte, was auch der große Kanzler Hopital in einem ſeiner lateiniſchen Gedichte hievon ſchrieb: „jezt wird dieſer Ma„uns unſre Angelegenheiten durchaus wieder herſtell„oder wäre es gänzlich darum geſchehen und nie wür„man das Glück in Frankreich wieder blühen ſehen, „ſondern es würde auf ewig verächtlich am Boden lie„gen bleiben.“ So ſagte und ſchrieb man damals, wie ich ſelbſt mit angeſehen habe.

Die-

Dieser so vielfältig prophezeihte Ruhm wurde dem Herrn von Guise nachher auch wirklich zu Theil, durch die Einnahme von Calais, welche aller Welt ganz unerwartet kam. Ich habe mir versichern lassen, daß der verstorbene Herr Admiral der erste Erfinder dieser Unternehmung war, er während des Stillstandes diese Stadt durch den Herr von Bricquemaud recognoscirren ließ, der in der Sanct Bartholomäus Nacht umgebracht wurde. Ein in der That seiner und der guten Dienste, die er auch anderwärts der Krone Frankreich geleistet hatte, sehr unwürdiger Tod, besonders, da er schon ein alter sehr wackrer Cavalier war. Es ist wahr, er war sehr eifrig für seine Religion, allein darum verdiente er den Tod nicht, sondern mußte vielmehr um seiner großen Dienste willen verschont werden.

Nachdem derselbe, sagen einige, verkleidet den Platz recognoscirt hatte, erstattete er dem Herr Admiral Rapport davon und stellte die Einnahme so leicht dar, daß der Herr Admiral einen sehr schönen Aufsatz davon machte, den Plan zeichnete und den Gang der ganzen Unternehmung entwarf; auch von der ganzen Sache mit dem König sprach, welcher Geschmack daran fand und die Ausführung auf die erste gute Gelegenheit vorbehielt. Als daher der Herr von Guise kam, erinnerte er sich dessen wieder und schickte an die Frau Admiralinn, (denn der Herr Admiral war damals noch Gefangener von Saint Quentin her,) den jungen Jequieres, der von dem verstorbenen Herrn von Orleans erzogen und ein sehr geschickter, braver, tapfrer und sinnreicher Cavalier war, um unter den Sachen und Papieren des Herrn Admirals nach zu sehen, ob er die sämtlichen hieher gehörigen Aufsätze nicht noch finden könnte, was er auch that.

Der

Der König, dem er sie brachte, legte sie dem Herrn von Guise vor, welcher es aber sehr schwer, ja ganz unmöglich und ganz unwahrscheinlich fand, einen solchen unbezwinglichen Platz nach dem Verlust einer so wichtigen Schlacht, noch dazu mitten im Winter, zu belagern. Denn dies lag eben im Plan des Herrn Admirals, weil der Engländer im Winter sich auf Meer und Wasser verließ, das alsdann höher anschwillt, als im Sommer. Daher ließ man die Besatzung sehr schwach und warf die starke nur im Sommer darein wo sie wegen des niedern Wassers nicht trauten. Einige sagen, der Herr von Guise habe dieß aufrichtig und mit Grund und Wahrheit gesagt; andre hingegen sagen, er habe es blos darum so schwierig gemacht, damit er nach vollbrachter Einnahme desto mehr Ruhm und Triumph davon haben möchte.

So sagt man ebenfalls, der Herr von Sennerpont und der Statthalter des Königs in der Pikardie haben den Platz sehr genau recognoscirt lassen und dadurch die Unternehmung gar sehr erleichtert. So viel ist gewiß, daß der König die Unternehmung durch den Herrn von Guise versuchen lassen wollte und ihm ernstlich befahl, mit der Armee, die er ihm dazu gab, dahin abzugehen, was er auch that.

Zu beschreiben, wie die Sache ausgeführt wurde, wäre hier etwas sehr überflüssiges, da unsre Geschichtbücher hinlänglich davon erzählen. Merkwürdig und zu bewundern ist es, daß er in weniger als acht Tagen zwey Forts erstürmte, und die Stadt einnahm, die wir zuvor für so stark und unbezwinglich gehalten hatten, daß seit zweihundert und zehn Jahren, da die alten Franzosen sie verlohren, die nachfolgenden sich gar nicht einmal einfallen ließen

sie

sie auch nur anzugreifen, viel weniger zu erobern. Auch waren die Engländer so übermüthig, wozu sie ohnehin von Natur sehr geneigt sind, daß sie auf die Stadtthore schrieben, wenn die Franzosen Calais belagern würden, werde man Bley und Eisen auf dem Wasser schwimmen sehen, wie Pantoffelholz.

Ihr Witz traf hier nicht ein, wie wohl man sagt, ihr großer Prophet und Wahrsager Merlin habe geweissagt, es werde erobert werden, wenn ein Fremder in England regieren und eine Königinn aus ihrem Lande sich mit einem Fremden vermählen werde. Dieß werde unter der Macht und Regierung eines Großen aus dem Hause Valois stammenden Königs geschehen, welcher das vergossene Blut und die jämmerliche Niederlage der Franzosen in der Schlacht bei Crecy unter Philipp von Valois, zu rächen, der den Platz verlohr, wiewohl jener tapfre und große Ritter ohne Tadel, Herr Johann von Vienne ihn ein ganzes Jahr lang so gut vertheidigte, daß er und die Seinigen endlich genöthigt waren, sich mit Ratten, Katzen und Ochsenhäuten zu nähren, unerachtet der Platz damals noch nicht den hunderten Theil so stark war, als er es gegenwärtig ist.

Es war ein König Philipp, der ihn verlohr und ein König Heinrich eroberte ihn wieder. Nachher verlohr ihn unser jetziger König Heinrich wieder und der König Philipp derselbe, der ihn zuletzt verlohren hatte, eroberte ihn wieder. Nachher bekam ihn unser großer König Heinrich in einem Augenblick und durch einen einzigen Federzug wieder nach dem Frieden, den er mit dem Spanier schloß. Man muß bekennen, daß hierinn, so wie in andern Dingen — gewisse göttliche Geheimnisse oder Glücksbestimmungen verborgen liegen, die wir nicht begreifen.

Der

Der Herr von Guiſe bat den König um Calais als Gouvernement für den Capitain Gourdan und machte ihn da zum Gouverneur: was mehrere ſehr befremdend fanden, da er dadurch mehrern alten Generals, großen Herrn und Ordens-Rittern vorgezogen wurde, beſonders dem Herrn von Sennerpont, welcher halb Ueheber der Unternehmung war. Alle würden ſich durch dieſen Auftrag ſehr beehrt gehalten haben und ſehr damit zufrieden geweſen ſeyn. Daher murrten auch einige darüber, daß ein bloßer Infanterie-Officier ihnen hierin vorgezogen werden ſollte.

Allein der Herr von Guiſe verfuhr hierinn als ein großer mitleidiger General, denn der Herr von Gourdan verlohr dabei durch einen Kanonenſchuß ein Bein, daher es denn ſehr billig war, daß er auf ſolche Art belohnt wurde. Er hatte ja nicht mehr zwey geſund und ganze Beine, um ſein Glück anderwärts zu ſuchen, mußte alſo da bleiben, wo er eins verlohren hatte. Wirklich war er auch ein ſehr guter, tapfrer, einſichtsvoller, getreuer und rechtſchaffner Mann, wie er ſich auch, ſo lang er lebte auf dieſen Poſten bewieſe, ſo daß man nie etwas dagegen zu unternehmen noch auszurichten vermochte, ſo ſehr es auch die Königinn von England wünſchte und ſichs angelegen ſeyn ließ, ihn zu beſtechen, um den Platz wieder zu bekommen, ſo daß ſie ihm, (während der größten Unruhen, wo jeder ſeine Sachen machte, und Meiſter war, wie die Mäuſe im Stroh,) hunderttauſend Angelots dafür bieten ließ, worauf er aber zur Antwort gab: ſeine Ehre ſey ihm lieber, als alle ihre Schätze und ſie möchte dieſe für andre aufheben, denen ſie lieber wären, als ein ehrlicher Name.

Der Herr von Epernon hatte ebenfalls große Luſt dazu, zur Zeit, als ſein Glück hochſtrömte und ihm

ihm nichts entgieng, sondern alles zufiel. Der König ließ ihn [1]) verschiedenemal darum angehen und berief ihn deswegen zu sich nach Paris; er kam auch, wollte sich aber durchaus zu nichts verstehen, sondern sagte, da der König, sein Herr Vater, ihm dieß Gouvernement übertragen und ihn dabei mehrern weit grössern Männern vorgezogen habe, so bäte er ihn unterthänigst, ihn auf diesem Posten sterben zu lassen, indem er ja ohnehin nur noch wenige Tage zu leben übrig hätte.

Der König drang deswegen nicht weiter in ihn, und so starb er denn, wie er gesagt hatte, und hinterließ seinem Neffen den Posten mit mehr, als dreißig tausend Pfund Einkünften, die er sich dort herum und in jener Grafschaft Oye erworben hatte und zweimalhunderttausend Thalern baar, was er alles nevst Stadt und Leben auf einmal verlor, die Ehre ausgenommen, die er mit auf den Wall trug, daher sie ihm mit unsterblichem Ruhm auf ewige Zeiten verbleiben muß; das Leben aber verlor er im tapfern Kampfe; was die gröste Ehre war, die ihm wiederfahren konnte, aus mehrern Gründen, die nun sich dabey denken mag. Denn sonst, wenn es überlebt hätte, dürfte es ihm nicht gar zu gut gegangen seyn. So Wechselt also das Glück wunderlich mit seiner Gunst; jetzt für den, jetzt für einen andern, jetzt wurde Calais für uns verlohren, jetzt von dem König von Spanien erobert. Wäre es zu verkaufen gewesen, so würde er eine hübsche Summe Geld dafür gegeben haben, und ebenso, wie gedacht, die Königinn von England. Da es also dieser König auf die Art bekam, wie es geschah, kam er wohlfeiler, dazu, als zu manchem andern: er hätte wohl mehr Zeit darauf verwenden müssen, den Handel darüber ab-

abzuſchließen, als es ihn koſtete, den Platz wegzunehmen, was er in eben ſo viel Zeit bewerkſtelligte, als der Herzog von Guiſe.

Nachdem der Herr von Guiſe Calais erobert hatte, und wohl einſah, daß damit noch nicht alles gethan ſey, beſchloß er, den Sieg zu vollenden und eroberte mit Sturm Guynes, einen ſehr feſten Platz, worinn ein ſehr guter und tapfrer Commandant, Mylord Gray lag, auch Hames nebſt der ganzen Grafſchaft Oye. Kurz er jagte die Engländer vollends aus ganz Frankreich, wo ſie ſich ſchon lange her ſo ſehr eingeniſtet hatten, daß man ſie nicht vertreiben noch fortbringen konnte, ohnerachtet man ſie anderwärts oft geſchlagen und verjagt hatte. Es war daher ein altes Sprichwort unter uns, wenn wir einen Kriegsmann herabſetzen wollten, zu ſagen: der wird die Engländer auch nicht aus Frankreich jagen.

Welcher Ruhm war es alſo für den Herrn von Guiſe, ſie wirklich verjagt zu haben. Einige Zeit darauf belagerte und eroberte er Thionville, einen in Wahrheit ganz unbezwinglichen Platz, ſo wohl wegen der Kunſt und Befeſtigung, als wegen der natürlichen Lage; er war mit Sümpfen und Moräſten von der tiefen Moſel umgeben und überdieß mit funfzehn hundert Mann Kriegsleuten beſetzt. Das nähere von der Belagerung und Einnahme kann man in den Memoiren des Herrn von Montluc finden. Als daher der König die Nachricht davon erhielt, war er ganz erſtaunt darüber und konnte es gar nicht glauben: wie denn auch in der That, wer den Platz geſehen hat, wie ich, ſich gar ſehr darüber wundern wird.

Der zweite Stoß, welchen Frankreich nach dem bei Saint Quentin erhielt, kam von der Niederlage bei Gravelines. Sie war ſo groß, daß

der König und seine Unterthanen die Augen sogleich auf den Herrn von Guise warfen, als ob sie von ihm allein verlangten, von einem solchen Sturz wieder aufgehoben zu werden. Er bot auch wirklich dem Feind so entschlossen die Spitze, daß dieser stracks inne hielt.

Hierauf folgte der Zug und das Lager vor Amiens, was man damals so nannte, weil der König sich mit einer sehr schönen und starken Armee beinahe drey Monathe davor und der König Philipp nicht weit davon mit seinem ebenfalls schönen und starken Heer lagerte, wo er sich stark verschanzte und gar bedächtlich überlegte, ob er noch einmal eine Schlacht wagen sollte, und ob das Glück ihm dabey wohl noch so günstig seyn möchte, als die beiden erstenmale. Er hielt sich zurück und ließ es sich von einigen seiner alten und einsichtsvollen Generals ausreden, die ihm begreiflich machten, daß das Temporisiren zuträglicher für ihn seyn möchte, als das Wagen, weil der Herr von Guise dabey sey, welcher gewohnt wäre, in allen seinen Unternehmungen zu siegen, was vielleicht hier wieder eintreffen könnte.

So hörte ichs von einigen Spaniern erzählen, welche mir dabey sagten, daß sie sehr erfreut gewesen seyen und bereits über uns zu seyn gedacht haben, da in ihrem Lager die Nachricht einlief, daß er von dem Baron von Luxemburg getödet oder doch wenigstens verwundet worden sey, was freilich ein falsches Gerücht war, aber doch große Freude und Jubel unter ihnen verursachte.

Dieser Baron von Luxenburg war einer von den Cavallerie-Officiers des Herzogs von Sachsen, der mit einer großen Macht dem König zugezogen war. Einer der vorzüglichsten; brav, tapfer und rasch.

Als

Als eines Tags der Herr von Guiſe das Lager viſitirte, war dieſer Baron ſo hitzig, oder vielmehr, wie er ſelbſt bekannte, ſo ſehr von Wein erhitzt, daß er ſich einige unanſtändige Reden gegen ihn erlaubte, ja ſogar mit dem Piſtol auf ihn ſchoß. Allein der Herr von Guiſe, ſchnell und gewandt, wie er war, zog ſogleich den Degen, ſchlug ihm das Piſtol damit aus der Hand und ſetzte ihn ihm auf die Bruſt.

Wer erſtaunte, das war der Baron. Der Herr von Montpezat, welcher damals im Gefolge des Herrn von Guiſe und juſt bei ihm war, machte den Dienſtfertigen und zog ſogleich vom Leder, um ihn niederzuſtoßen. Herr von Guiſe aber rief ihm zu: „ſchon gut Montpezat. Sie verſtehen ſich doch „nicht beſſer darauf, als ich, einen Menſchen umzu„bringen. Könnte ich ihn denn nicht ohne Sie töden? „Gehen Sie, ſagte er zum Baron, ich verzeihe die „Privatbeleidigung, die mir erwieſen iſt. Ich hatte „dich dafür in meiner Gewalt! was aber die betrifft, die du dem König, dem General und dem „Rang zugefügt haſt, den ich hier als Stellvertreter „des Königs bekleide, ſo überlaſſe ich dieß dem Kö„nig zur Unterſuchung und Ahndung."

Er ließ ihn hierauf in Arreſt nehmen, was ſogleich geſchah: worauf der Herr von Guiſe, ohne weiter beunruhigt darüber zu ſeyn, hundert gute Pferde nahm und damit durchs Lager, beſonders das Quartier der Reuter ritt, und den Officiers von der Cavallerie ſowohl, als von der Infanterie, auftrug, ein wachſames Auge darauf zu haben, ob einer ſich rühre, was aber keinem einfiel.

Der Herzog von Sachſen kam ſelbſt zu ihm in Begleitung ſeiner Cavallerie Officiers, um ſich in aller Gelaſſenheit bei ihm zu erkundigen, wie ſich die

Sache verhielte, und fand dieß Betragen wirklich zu unanständig und zu unverschämt, schrieb jedoch alles auf Rechnung des Weins, dessen jener zuviel getrunken hätte, wie ihm der Baron selbst bekannte; daher er denn auch Pardon erhielt und einige Tage darauf aus dem Gefängniß entlassen und vom Lager entfernt wurde; worauf er jedoch, als er in seinem Vaterlande zurück war, verschiedene Drohungen ausstieß. Er hatte es aber mit einem tapfern Mann zu thun, der sich nicht darum bekümmerte.

Nach allen diesen Verrichtungen und Feldzügen erfolgte der gänzliche Friede zwischen den beiden Königen; und — zur Belohnung der von diesem großen General dem Vaterland geleisteten Dienste, hatte der König auf Antrieb des Herrn Connetable und andrer, die dem Hause Guise eben nicht allzuwohl wollten, beschlossen, sie von seinem Hof zu jagen und nach Haus zu schicken. Wäre er nicht gestorben, so wäre dieß auch richtig so ins Werk gesetzt worden, dies weiß ich von guter Hand.

In der That ein wichtiges Beispiel für alle, die sich auf die Gunst der Könige und auf die ihnen geleisteten großen Dienste verlassen und wähnen, bei ihnen darum hoch am Bret zu stehen und ihrer Gnade sicher seyn zu können. Um einer unbedeutenden Kleinigkeit willen können sie alles dessen beraubt und gänzlich entfernt werden. Was noch schlimmer ist, sie laufen Gefahr ihres Lebens, wie der letzt verstorbene Herr von Guise.

Nachdem König Heinrich gestorben und König Franz II. ihm auf dem Thron gefolgt war, stand der Herr von Guise als Oheim der Königinn besser und höher, als je. Denn er und sein Bruder der Herr Cardinal erhielten die ganze Sorge für die Reichs-

re-

regierung, wie ihnen auch wirklich vollkommen zukam, weil sie alle Verdienste und Fähigkeiten dazu besassen. Dies lief indessen nicht ohne groſsen Neid und Verläumdung ab; denn König Anton von Navarra hätte als erster Prinz vom Geblüt dieß Ansehen gern für sich gehabt. Auch wäre dies richtig gewesen, wenn der König unmündig und minderjährig war. Allein er war groſsjährig und so stand es ihm frey, zu wählen und um sich zu haben, wen er wollte, besonders so nahe Anverwandte und Oheime von Seiten seiner Gemahlinn.

Was den Herrn Connetable betrifft, so wiederfuhr ihm, was er andern zugedacht hatte. Er wurde nach Haus geschickt oder gieng vielmehr selbst, ohne sichs sagen zu lassen, indem er sehr klug war und die Zeiten wohl zu unterscheiden und sich darnach zu richten wuste.

Eins fand man sehr übel beim Anfang der Regierung dieser Herrn von Guise: daß nämlich zweymal am Hof bei Trompetenschall ausgerufen wurde, alle Officiers, Soldaten, Kriegsleute und andre, welche gekommen waren, um Geld und Belohnungen zu holen oder zu erbitten, sollten sich bei Lebensstrafe entfernen. Diese Verfügung verdroß sehr und machte mehrere wackre Leute und andre unzufrieden, daher der Herr von Guise und sein Bruder der Herr Cardinal sehr darum angefeindet und getadelt wurden.

Sie verdienten indessen diesen harten Tadel nicht so sehr, als es wohl scheinen möchte. Denn der König fand sein Reich so arm und so verschuldet, daß er gar keinen Rath wußte. Die Venetianer verlangten eine so übertriebene Summe, daß man gar keine Möglichkeit sah, sie zu befriedigen. Auch glaube ich, ist man ihnen noch jezt wohl die

Hälfte, vielleicht gar die ganze Summe noch schuldig. Die Schweitzer verlangten ebenfalls ihren Sold, worauf man ihnen bis jezt noch schuldig ist. Eine Menge Wechsler hatten eben so starke Forderungen. Dabei übergehe ich noch mit Stillschweigen den grossen Aufwand und die Kosten, welche zur Vermählung der Königinn von Spanien und zu ihrer Heimführung und Geleitung auch zu Vermählung der Frau Herzogin von Savoyen, und der großen Geschenke und Verehrungen, die man Fremden dabei machte, nöthig waren. Kurz das Reich befand sich damals so arm, daß die Finanzen seit langer Zeit nicht in so übeln Umständen gesehen worden waren.

Was konnten also der König und seine Finanzbeamte thun, als diese Leute mit ihren Forderungen auf ein andermal verweisen? Man hätte sie ja mit einem zehnfachen Einkommen des Reichs nicht sättigen können; denn die Kriegsleute haben jederzeit, besonders aber damals dies eigene gehabt, daß sie um einer lumpichten Schußwunde willen, die sie bekommen hatten, oder wegen eines geleisteten kleinen Dienstes, meynten, der König müsse ihnen das Gold mit Scheffeln zumessen. So wie ich denn deren eine Menge gesehen habe, welche darum, daß ihnen nicht gleich gewillfahrt wurde, unzufrieden und aufgebracht wurden, sich mit Schwüren und Betheurungen auf ihre Tapferkeit beriefen, sich hoch und theuer vermassen, daß sie wichtige Dienste geleistet hätten und dabey aus einer Fliege einen Elephanten machten. Daher kams denn, daß die lästige Zudringlichkeit solcher Leute den König, seine Finanzbediente, ja den ganzen Hof endlich gar sehr verdrüßlich machten.

Ich will damit nicht gesagt haben, daß der Herr Cardinal von Lothringen, der sich die Finanz-

Ober-

Oberaufsicht vorbehalten hatte, an diesem allem nicht ein wenig Schuld gewesen sey; allein der Herr von Guise war es nicht, indem er sich nur äusserst wenig um dieß Fach bekümmerte, ausser um der Kriegsleute willen, welche unterhalten wurden, und um ihrer Bezahlung willen, wofür er zu sorgen hatte, so wie überhaupt für alle Kriegsangelegenheiten, worauf er sich besser verstand, als irgend einer im ganzen Reich, ich will sagen, außer dem Herrn Connetable. Wer aber sagt, daß der Herr von Guise an dieser gegen die Kriegsleute gar zu geschärften Verfügung Schuld sey, verdient keinen Glauben, wie ich selbst bezeugen kann: denn er liebte sie sehr und kannte sie sehr genau. Wenn welche an den Hof kamen, nahm er sie sehr gut auf, wie ich selbst gesehen habe, bis auf die geringsten hinaus.

Selbst aus jenen Zeiten erinnre ich mich noch, daß er zu mehrern, wenn sie hinkamen und noch nichts vor der ergangenen Verfügung wußten, oder wenn sie es auch wußten, ganz im Vertrauen sagte: „gehen Sie auf einige Zeit nach Haus, meine Freun„de. Wissen Sie denn nicht, was ausgerufen wor„den ist? Gehen Sie also immer hin. Der König „ist jezt sehr arm, seyen Sie aber versichert, bei der „ersten Gelegenheit und sobald es nur irgend thunlich „ist, werde ich Sie nicht vergessen, und Ihnen Nach„richt geben:" was er auch wirklich mehrern that, die ich selbst sah und kannte.

Man hat gesagt, jene schöne Ausrufung und die dadurch erregte Unzufriedenheit, nebst dem Vorwand der Religion, habe sehr viel dazu beigetragen, die Verschwörung von Amboise zu bewirken, deren erster Urheber und Anführer la Renaudie war. Ein schöner Dank, den er dadurch gegen den Herrn

von Guise bewies, dafür, daß er ihn behülflich dazu gewesen war, sich aus den Gefängnissen von Dijon zu flüchten, wo er wegen einer gewissen Verfälschung deren er überwiesen war, zum Tod verurtheilt werden sollte. Der Herr von Guise, der sich damals bei seinem Herrn Vater befand, erfuhr es: da er um diesen la Renaudie als einen braven und tapfern Mann bei Hof und zu Paris kennen gelernt hatte, wie junge Leute sich Prinzen bekannt machen, so hatte er, ebenfalls jung, brav und tapfer, ihn dieser Aehnlichkeit wegen lieb gewonnen. Da er jezt diesen armen Mann seinem Untergang so nahe sah, wendete er alles an, was er nur zu ersinnen vermochte und war ihm auch wirklich zu seiner Flucht aus dem Gefängniß so geschickt behülflich, daß er am hellen Tag und noch dazu bei einer Prozession am frohen Leichnamsfest durch die Stadt gieng. (ich habe sagen hören, daß er sich zauberischer Mittel dabey bedient habe,) davon kam und sich nach Bern in der Schweitz flüchtete, wo er sich lange Zeit aufhielt. Endlich kam er zurück, um diesen saubern Streich zum Verderben seines Wohlthäters auszuführen. Dies war mir eine feine Erkenntlichkeit zum Dank für die Rettung seines Lebens. Ich hörte die Geschichte eines Abends von dem Herrn von Guise selbst während eben dieser Verschwörung bei der Tafel erzählen.

Der König Franz starb zu Orleans, wo der Herr von Guise bewies, daß er nicht von so großer Ehrsucht besessen sey, um sich das französische Reich zueignen und sich halb zum König darinn aufwerfen zu wollen, wie man ihm Schuld gegeben hatte, und ihn mit so viel bösen Zeugen verläumdete. Eben so wenig wollte er sich zum Vize-König machen und den

Kö-

König und sein Reich nach seinem Gefallen regieren. Er machte sie alle zu Lügnern. Denn wenn dieß seine Absicht gewesen wäre, so wäre es ihm ja nur gar zu leicht gewesen, indem er sich recht gut des Königs von Navarra, (der Prinz von Conde saß ohnehin schon im Gefängniß,) des Herrn Connetable und aller derer bemächtigen konnte, welche auf dem Reichstag erschienen und ihm verdächtig waren. Denn der ganze Hof stand ihm zu Gebot, wie ich weiß und gesehen habe, daß sieben oder acht Tage nach dem Tod des Königs, als er zu Fuß nach Clery wallfahrtete, beinahe der ganze Hof und Adel ihm nachfolgte und der König und Hof so allein und leer blieb, daß man darüber murrte und eifersüchtig wurde.

Ueberdieß hatte er fünfzehn bis zwanzig Compagnien Infanterie, lauter gute, muthvolle und erprobte Soldaten, die ihm zu Gebot standen, und auf seinen Wink bereit waren. Er hatte sie nach Orleans gelegt, wo sie alle Abende die Wache bezogen und nicht nur den Hof, sondern ganz Frankreich hätten zittern machen können. Wer hätte es also verhindert, daß er durch den Pulverdampf von diesen über den König und die andern ganz nach seinem Gefallen hätte schalten können.

Auch aussen um Orleans herum standen in der ganzen Gegend beinahe alle Ordonnanz-Compagnien und Gensdarmen, die ihm ebenfalls ganz zu Gebot gestanden haben würden, bis auf einige wenige, nehmlich die dem Herrn Connetable, dessen Herrn Söhnen, dem Herrn Admiral, dem König von Navarra und einigen andern gehörige. Der größere Theil, der auf seiner Seite war, würde doch leicht mit diesen fertig worden seyn, da er sie noch überdieß so verlegt hatte, daß sie bei der geringsten Bewegung, die sie machten, aufgehoben werden konnten.

Auf alle Fälle würde es ihm nicht viel Mühe gekoſtet haben; denn der gröſste Theil der einzelnen Gensdarmen war auf ſeiner Seite wegen der katholiſchen Religion, die, wie ſie wohl ſahen, durch die neue, die ſich erhob, anfieng erſchüttert zu werden; daher ſie den Herrn von Guiſe ſehr liebten, weil man ihn als einen ſehr guten und eifrigen Katholicken bis in den Tod erkannte. Sie ſahen wohl, daſs wenn der König von Navarra, deſſen Religion bereits verdächtig war, ſich zum Regenten aufſchwänge, groſſe Unruhen in Frankreich darüber entſtehen würden, wie man nachher auch wirklich geſehen hat. Denn es iſt keinem Zweifel unterworfen, daſs, wenn man damals in Orleans, wo es noch leicht war, durchgegriffen hätte, alle die nachherigen Unruhen und bürgerlichen Kriege nicht entſtanden ſeyn würden.

Dieſe beiden Mittel nun, der Vorwand und die Vertheidigung der katholiſchen Religion und die Macht, welche dem Herrn von Guiſe zu Gebot ſtand, waren in der That groſs genug, um ihn über groſs zu machen und ganz Frankreich auf ſeine Seite zu ziehen. Er hätte ſich mit deren Hülfe der Perſon des Königs bemächtigen können und ſo hätten wir Frankreich vielleicht glücklicher geſehen, als wir nachher nicht erlebten und als es nicht iſt. So habe ich mehrere davon reden hören. Auch eine Menge groſser Herrn, Generals und Perſonen von hohem Rang, beſonders ſein Bruder der Herr Cardinal redeten ihm ſehr zu und wollten ihn dahin bringen. Er wollte ſich aber nicht dazu verſtehen und ſagte: es ſey keineswegs vor Gott und der Billigkeit zu verantworten, die Gerechtſame und das Anſehen eines andern an ſich zu reiſſen. Indeſſen konnte dies in einer Sache von ſolcher Wichtigkeit dennoch wohl rechtmäſsig geſchehen. Dieſer gute und

brave

brave Prinz war also dießmal hierinn ein wenig zu gewissenhaft.

Der Herr Cardinal sein Bruder, hatte ohnerachtet seines geistlichen Standes keine so reine, sondern eine gar sehr befleckte Seele. Wäre er so tapfer gewesen, als sein Herr Bruder und als er selbst gar sehr wünschte, so hätte er das Panier aufgesteckt und sich wohl einen guten Theil herausgenommen. So aber war er von Natur sehr schüchtern und furchtsam und sagte es selbst. Nichts war dießmal Ursache, daß er den Hof verließ, als seine Furchtsamkeit, wobei es ihn sehr kränkte und ärgerte, als er bei seiner Abreise in den Straßen, Buden und Fenstern rufen hörte: „Adieu, Herr Cardinal, die Messe ist ver„loren.“ Ich habe ihn oft sagen hören, daß wenn er den Muth und die Tapferkeit seines Herrn Bruders besessen hätte, er wohl wieder umgekehrt seyn und von sich zu reden gegeben haben würde.

Auf diese Weise also strafte der Herr von Guise alle Lügen, welche sagten, er brenne von Ehrgeiz und gehe darauf aus, König zu werden, oder etwas dergleichen.

Eben so sagte man von ihm, als er nach Italien zog, wenn er auf Kosten des Königs und mit dessen Macht das Königreich Neapel erobert hätte, so würde er sich selbst haben krönen und zum König ausrufen lassen; er würde mit dem König seinem Herrn gar ungleich getheilt haben.

Solche Personen sprachen auf diese Weise davon mehr aus Leidenschaft, als aus vernünftigen Gründen. Denn außer der Furcht Gottes und seiner Gebote hieng seine Größe gänzlich von der seines Königs ab, und nie würde er sich ohne den Beistand seines Königs und Gebieters für sich selbst als König haben

behaupten können, wiewohl er Ansprüche auf diese Krone hatte. Vice-König dort zu bleiben und einige Güter darinn zu genieſſen, dies hätte er wohl gewünscht und sein König würde es ihm auch nicht abgeschlagen haben; daß er aber selbst hätte König werden wollen, dies ist nicht wahr.

Das Beispiel Karl Martells und des Marquis von Bescaria muß diejenigen wohl vorsichtig machen, welche Könige werden und sich als solche gegen ihre wahren und natürlichen Herrn behaupten wollen. Sie müssen sich begnügen, unter ihrem Schatten zu seyn.

Man murrte ebenfalls darüber, daß er es, als er aus Italien kam, zugab, daß man ihm den in Frankreich ungewöhnlichen Titel Vice-König gab. Er hatte ihn aber nie gesucht, sondern der König hatte ihm solchen aus eigenem Antrieb gegeben und wollte es also. Er behielt ihn aber nicht und hörte sich lieber General-Verweser des Königs durch ganz Frankreich, als mit irgend einem andern Titel nennen.

Dieß war also der Ehrgeiz dieses Fürsten den man so sehr darüber verschrie, daß er dessen so viel in seiner Seele hege. Er besaß freilich welchen, als ein muthvoller edelmüthiger Prinz: aber nicht so, daß er damit hätte gegen den König oder dessen Ansehen etwas unternehmen wollen, sondern nur gegen andre Könige und Fürsten, was gar keinem Zweifel unterworfen ist. So glaube ich, daß wenn er das Leben behalten hätte, er England gar sehr in Furcht gesetzt haben würde, denn er führte immer etwas gegen diese Krone im Schild und hatte Anschläge darauf, wie mir wohl bekannt ist; denn ich hatte ihn öfters bei seinen vertrautesten Unterhaltungen

tungen ganz im Stillen davon reden hören, ohne daß er ſich jedoch gar zu ſehr deſſen berühmte. Er war in dieſem Stück gar weit von Prahlerey entfernt, und hatte ſtets mehr Sachen, als Wind. Man ſah aber wohl aus ſeinen flüchtig hingeworfene Reden und aus ſeinen Mienen und Gebehrden, beſonders wenn er mit ſeinen Fingern auf der Hand ſpielte, daß er über etwas Beſonderem brütete.

Als einen andern Beweis, wie wenig Ehrſucht der Herr von Guiſe beſonders gegen das franzöſiſche Reich hegte, und wie wenig er je dazu geneigt war, es in Unordnung und Aufruhr zu bringen, muß ich doch noch folgendes erzählen. Nach der Krönung und Weihe des Königs Karl nahm er Abſchied von dem König und der Königinn, ſo ſehr er auch gebeten wurde, zu bleiben. Er gieng nach Guiſe, um ſich dort einige Zeit aufzuhalten und ſich mit ſeinen Freunden, ich war damals mit dabei, die Zeit zu vertreiben, entſchloſſen geraume Zeit nicht wieder wegzugehen. Kaum war er vierzehn Tage dort, als der König und die Königinn an ihn ſchickten und ihn ſehr bitten ließen, wieder zurück zu kommen, indem ſeine Anweſenheit ſehr nöthig ſey. Er entſchuldigte ſich aber mit ſeinen häuslichen Angelegenheiten und dem Entſchluß, den er gefaßt habe, künftig nicht mehr ſo viel für den Hof zu leben, wie bisher, wiewohl er übrigens jederzeit bereit ſey, ſein Leben für den Dienſt Ihrer Majeſtäten zu wagen und es ihnen darzubringen, wo es die Noth erfordre.

Hierauf kam das Fronleichnams Feſt herbei und das Gerücht entſtand und kam zu großer Beunruhigung des Königs und der Königinn in Umlauf, als ob die Hugenotten an dieſem Tage das Feſt und die Prozeſſion ſtören und große Unordnungen und

Ausschweifungen begehen wollten, daher Ihre Majestäten nach Paris giengen und in der Abtey Saint Germain abstiegen, weil der König seinen Einzug noch nicht gehalten hatte, wie die Könige ehmals gewissenhaft zu thun pflegten. Ihre Majestäten gaben hierauf dem Herrn von Guise sogleich Nachricht davon, und baten ihn eilig dahin zu kommen, indem sie seiner Gegenwart mehr benöthigt wären, als irgend eines andern Herrn in ganz Frankreich.

Ich sah daher bei dieser Gelegenheit, indem ich die Ehre hatte, im Gefolge dieses großen Prinzen zu seyn, an einem Tag drei Eilboten nach einander Schlag auf Schlag ankommen und hörte ihn sagen: „wäre „es um einer andern Ursache willen, so gienge ich „nicht; da es aber die Ehre Gottes betrift, so ge„he ich und bin bereit für diese zu sterben, wenn je„mand etwas dagegen unternehmen wollte; denn ei„nen rühmlichern Tod könnte ich nicht finden.

Er reiste auch wirklich ab und eilte dabei so sehr, daß wir in zween Tagen auf unsern eignen Pferden am Abend vor dem Fest so spät eintrafen, daß er dem König nicht mehr aufwartete, und im Hotel de Guise über Nacht blieb. Der Herr von Entraques, welcher noch lebt und damals ebenfalls im Gefolge dieses Herzogs war, kann sich dessen noch wohl erinnern; denn er war mit dabei, so wie ich selbst. Wollte Gott, ich könnte jezt noch so frisch und munter seyn, wie damals.

Als sich früh am andern Morgen das Gerücht von seiner Ankunft verbreitet hatte, so wurde das Volk, das ziemlich betreten und niedergeschlagen gewesen war, wieder froh und faßte Muth. Der gröste Theil des Adels bei Hof bis auf eine geringe Anzahl der Parthie des Königs von Navarra und von der hu-

hugenottischen Leibwache des Prinzen von Conde warteten ihm bei seinem Lever auf und zwar so zahlreich, daß es gar schön anzusehen und ein augenscheinlicher Beweis war, wie sehr dieser Herr in Frankreich geliebt und geehrt wurde.

Nachdem er alle gegrüßt und ihnen sehr höflich gedankt hatte, (denn neben seiner Tapferkeit und seinen andern vortrefflichen Eigenschaften war er auch noch sehr höflich und einnehmend) saß er zu Pferd um dem König beim Lever aufzuwarten, wobei ich ihn so schön und gut sitzen sah, als keinen andren Prinz in ganz Frankreich. Er ritt auf einem kleinen spanischen Rappen, das Mohrchen genannt, das sich sehr gut dabei ausnahm, denn es trabte sehr stolz einher, besonders auf dem Pflaster und war mit einer grossen schwarz sammtnen, silber gestickten Decke behängt. Er selbst war in einem Collet und Beinkleidern von carmosin rothem seiden Zeug denn stets liebte er roth und incarnat, schon ehe er verheyrathet war; und ich könnte die Dame wohl nennen, der zu Ehren er diese Farbe trug). Er trug ferner ein Kriegskleid von schwarzem Sammt mit Band von eben der Farbe, wie man damals trug, nebst einem Mantel von gleicher Farbe und Band und einer Mütze von schwarzem Sammt mit einer rothen sehr schönen Feder, denn er war ein grosser Liebhaber von Federn: endlich und vorzüglich trug er noch einen sehr schönen und guten Degen an der Seite nebst einem Dolch, denn er ließ sich diesem Morgen drey aus seinem Cabinet bringen, worunter er den besten wählte und ich hörte ihn dabey sagen, er würde sich heute zur Ehre und Dienst Gottes wacker herumschlagen. Kurz er war sehr gut gekleidet und geschmückt und es war sehr schön anzusehen, wie dieser grosse Mann und Prinz unter drei bis vierhundert Cavaliers

ein-

einher ritt, gerade wie eine große und dicke Steineiche, als der Stolz des Waldes unter den andern Bäumen.

Bei seinem Zug durch die Stadt drängte sich das Volk in dicken Haufen so sehr herbei, daß er beinahe eine ganze Stunde brauchte, um nach dem Quartier des Königs zu kommen; so sehr hielt das Gedränge den Zug auf. Das Jauchzen und Freudengeschrey, womit man ihm zurief und sich seiner Ankunft freute, war ein Beweis von dem Zutrauen, das man in ihn setzte und wie viel man sich von seiner Zurückkunft versprach. So begleitet kam er nach dem Quartier des Königs. Was noch besonders merkwürdig dabei war, ist dies, daß man den König von Navarra wegen seiner dortigen Vermählung den König und Vater der Gascogner nannte, worinn er aber dießmal von Guise übertroffen wurde, denn er hatte von Gascognern zweimal mehr, als er in seinem Gefolge, sowohl an freiwilligen Cavaliers, als an Officiers von der Infanterie und Cavallerie, die theils noch im Dienst, theils außer Dienst waren, alle aber ihn hier am Hof, wie ehmals im Krieg, als ihren General erkannten.

Kurz die Prozessionen, so wie die ganzen Andachtsübungen bei Hof und in der Stadt giengen in aller Andacht und Ruhe vor sich, ohne Unordnung, Tumult oder Ausschweifung, ganz wie gewöhnlich. Jedermann sagte einstimmig: ohne die Anwesenheit des Herrn von Guise würde es Unordnungen und Ausschweifungen in Menge gesetzt haben, gegen welche er aber vom Abend bis auf den Morgen so gute Vorkehrungen getroffen und mit den vornehmsten Herrn von der Stadt so gute Maasregeln verabredet hatte, daß, wenn man sich nur im mindesten gerührt hätte, es gar blutige Köpfe gesetzt haben würde, wobei

bei die Hugenotten am schlimmsten weggekommen wären.

Ohngefehr sechs Monate darauf erfolgte das Religionsgespräch zu Boissy, wo dieser große gute und gottselige Prinz fremde sonderbare Neuerungen in den Religionssachen sich einschleichen sah, und aus Verdruß und Kummer darüber nach seinen Gütern in Champagne und Lothringen gieng, von denen er nicht weg kam, bis sechs oder sieben Monate darauf der bürgerliche Krieg wieder rege zu werden begann. Der König und die Königinn schickten sogleich nach ihm und als er durch Vassy passirte, trug sich dort der bekannte Aufstand und die Unordnung zu, welche die Hugenotten damals und nachher so oft und viel das Blutbad von Vassy nannten und ausschrien, so unbedeutend auch die Sache an sich war.

Ich befand mich damals nicht dabei, kam einen Monat darauf aber zu Paris an, wo ich den Herrn von Guise und andre von seinem Gefolge so davon reden hörte. Als er die Messe hören wollte und sein Geistlicher solche bereits angefangen hatte, kamen die dort herum versammelten Hugenotten absichtlich und in größter Eile herbey und fiengen an ebens falls ihre Psalmen zu singen. Der Herr von Guise, welcher nicht gewohnt war, solche Noten zu hören, ließ sie bitten, noch ein wenig zu warten und ihren Gesang aufzuschieben, bis er mit seiner Messe fertig wäre. Sie kehrten sich aber nicht daran, sondern sangen noch viel lauter und ordentlich ihm zum Trotz; worauf einige von seinen Officiers, Pagen und Bedienten anfiengen, ärgerlich und unruhig darüber zu werden. Die ersten, welche das Spiel anfiengen, waren Chelegue und Klinquebert, (Schalg und Klingenbert) zween große teutsche Pagen, die wir nachher in

unsern Kriegen als Capitains von Reuter-Compagnien, brav und tapfer und als sehr wackre und vollkommene Cavaliers sahen, besonders aber wurde Schalg von unsern Königen sehr geliebt.

Diese beiden Pagen trugen, der eine die Jagdbüchse der andre die Pistolen des Herrn von Guise und fiengen damit an zu schießen; die andern folgten nach. Als der Herr von Guise den Lerm hörte, verließ er plötzlich die Messe, eilte mit dem Degen in der Faust herbei, ohne jedoch jemand zu verwunden und stillte so den Tumult, der ohne ihn ein ganz andres Ansehen gewonnen hätte. Es war aber gar nicht seine Sache und verdiente den Lerm nicht, den man darüber machte, oder daß man ihn, wie man that, den Schlächter von Vassy nannte. Er wars weder hier, noch anderwärts, denn ich sah ihn hundertmal mitleidiger gegen die Hugenotten, als der König von Navarra und der Herr Connetable im umgekehrten Fall, die immer gleich vom Henken sprachen, da hingegen er blos ihre Bekehrung verlangte, wie ich dies bei mehrern selbst gesehen habe.

Auf seinem Sterbebette beichtete er auch dieß so genannte Blutbad und bat Gott, ihm seine Sünden zu behalten, wenn er je daran gedacht hätte noch auf die entfernteste Weise der Urheber davon gewesen sey, machte auch die Sache sehr leicht und unbedeutend. Weil indessen Blut dabey vergossen worden war, beichtete ers und bat Gott um Vergebung deswegen, was ich nebst mehreen Anwesenden mit eignen Ohren hörte. Und wenn diejenigen, die seine Rede auf dem Todtbett beschrieben, worunter auch der Herr Bischoff von Riez war, diesen Zug verschwiegen, so hatten sie Unrecht, daß sie bei dieser Gelegenheit dadurch nicht seine Unschuld in einer Sache zeigten, wegen der man ihn so sehr verschrieen hatte.

Der

Der König errichtete eine Armee gegen die Hugenotten, wobei er sich denn freilich so wenig träge finden ließ, als bei den vorhergehenden Kriegen gegen Fremde. Denn das war so seine Lust und Seelenspeise, die er am meisten liebte; er konnte keine angenehmere Beschäftigung finden, als mit dem Krieg. Als Blois, Bourges und Rouen eingenommen wurden, zwey mit Sturm, Bourges aber mit Capitulation, so wurde diese Capitulation sehr gut gehalten und die Soldaten und Officiers, welche dem König dienen wollten, wurden sehr gut aufgenommen und behandelt, wie ich selbst gesehen habe. Rouen wurde mit Sturm erobert, wobei er selbst mit anlief. Auch war er der erste Heerführer unsrer Zeit, der Dienste eines Obersten, Feldzeugmeisters, Majors, Capitains und Soldaten zugleich that. Wenn daher die Rede davon war, einen Platz zu recognosciren, so sagte er nie: Capitain, Unterofficier oder Soldat geht mir hin und recognoscirt mir den Platz; oder wenn er ja sonst jemand schickte, so pflegte er doch selbst nachzugehen, wenn sie es ihm nicht ganz recht gemacht hatten.

Meistens aber gieng er selbst und führte seine Officiers und Soldaten in eigner Person voran in die Laufgräben, Gräben, Thürme, auf die Sturmlücken, oder anderwärts. So sah ich ihn bei der Belagerung von Rouen einst den Herrn von Bellegarde, nachherigen Marschall von Frankreich, commandiren, weil er ihn für einen Hugenotten hielt, und man ihn versichert hatte, daß er in Piemont sehr rasch im Aufschreiten und ein Erzstürmer gewesen sey. Um ihn nun in diesen beiden Stücken zu probieren, commandirte er ihn, den Winkel an einem Thurm zu recognosciren und zu sehen, ob nicht eine falsche Flanke dahinter versteckt sey. Und da er ihn ohne Bückelhaube und ohne Schild sah, borgte er ihm die seinigen.

Der Herr von Bellegarde unterzog sich auch dem Auftrag sehr gut, gieng hin und kam wirklich in Gefahr dabei; denn auf dem Rückweg bekam er zween Schüsse in seinen Schild, den er hinter sich geworfen hatte und machte dann dem Herrn von Guise seinen Rapport. Da aber dieser sah, daß er ihm nicht Genüge leistete und ihm nicht so aufrichtigen und zuverlässigen Rapport abstattete, sagte er zu ihm: „geben „Sie mir meinen Schild, ich muß selbst hin. Ich „bin nicht mit dem zufrieden, was Sie mir gesagt „haben."

Gerüstet gieng er also selbst hin, und zwar trotz dem Regen von Schüssen, welche fielen, so entschlossen und beherzt, daß nicht die mindeste Furcht noch Verlegenheit an ihm zu bemerken war, besah und recognoscirte alles genau und mit Muße, ohne sich zu übereilen, wie manche bei solchen Gelegenheiten nur halb oder ganz unvollkommen thun. Alsdann kehrte er langsam nach den Laufgräben zurück, wo wir wohl unser Tausend dieß alles mit ansahen, waffnete sich und sagte; „er sey nun weit besser zufrieden, als er gewesen sey und habe über etwas, das er vermuthet habe, befriedigende Auskunft erhalten.

Diese Erzählung ist sehr richtig und habe ich gesehen, daß der Herr von Bellegarde auf seine alten Tage dieß nicht läugnete. Der Herr von Guise habe dies aber gethan, um ihm einen Schimpf zuzufügen; denn er liebte ihn nie so, wie er eine Menge braver Cavaliers und Officiers aus Gascogne liebte, die ihn auch sehr anbeteten und ehrten.

Nachher wurde der Sturm auf die Stadt Rouen vorgenommen, wobei er, nachdem er alle nöthige Vorkehrungen dazu getroffen hatte, selbst in Person mit angieng und hartnäckig kämpfte, so daß die Officiers,

ciers, Soldaten und Cavaliers,*) als ſie dieß tapfre Verhalten ihres Generals ſahen, der ſie mit braven, muthvollen Reden noch mehr anfeuerte, ihr äuſſerſtes thaten, den Platz tapfer mit Sturm eroberten und den Sieg wütend verfolgten. Ihr braver General war dabei ſtets an ihrer Spitze und als ſie die Breſche erſtürmt und den Wall erſtiegen hatten, empfahl er ihnen drei Dinge: die Ehre des andern Geſchlechts, das Leben der guten Catholiken, die durch Gewalt und Noth in der Stadt aufgehalten worden waren und keine Gnade gegen die Engländer, als alte Feinde Frankreichs.

So zeigte alſo dieſer tapfre General ſeinen Leuten den Weg, und gieng ihnen mit gutem Beiſpiel voran, wie ſie tapfer fechten, ſich in die Gefahren ſtürzen und ihre Haut ſo wenig ſchonen ſollten, als er die ſeinige. Man ſagte auch nachher von ihm, er ſey der erſte General unſrer Zeiten geweſen, der manchen, die nach ihm gekommen ſind, den Weg zeigte, ein Gleiches zu thun und ſich in gleiche Gefahren zu ſtürzen, wie wir Monſieur, unſern nachherigen König Heinrich III. bei der Belagerungen von Saint-Jean und la Rochelle, ſeinen Herrn Bruder und den Herrn von Guiſe ſeinen Sohn bei der Belagerung von Iſouere und la Charité und andern Plätzen thun ſahen; ſo wie auch den Herrn von Mayne und unſern jetzigen König an vielen Orten, wo ſie, wenn ſie ſich Ruhm und Ehre erwarben, dieß dieſem groſſen Feldherrn, dem Herrn von Guiſe zu danken haben, der hundertmal höher zu ſchätzen und zu preiſen iſt, als der Herr von Lautrec, dem man den Namen eines zweiten Demetrius und groſſen Städte-Erſtürmers beilegte. Denn ſo wie mir mehrere alte Officiers, Cavalier und Kriegs-Kameraden aus jenen Zeiten verſicherten, unternahm

er nie so gefährliche und mißliche Dinge, als ich hier von dem Herrn von Guise anführte. Er machte die Anordnungen und Befehle zu Stürmen und Eroberungen, entweder in seinem Zelt, oder von einem Hügel herab, wo er dem Spaß zum Zeitvertreib zusah. War dann der Ort eingenommen, so hielt er ganz gemächlich seinen Einzug. Meistens ließ er die Plätze durch andre recognoscirn, und wenn er ja einmal selbst recognoscirte, so geschah doch dieß in solcher Entfernung, daß ihn oft sein Auge betrog; nur sehr selten gieng er in die Laufgräben. Er machte seine Verfügungen nach dem — bald guten, bald schlechten — Rapport und hätte sich, so zu sagen, gar großen Tort zu thun und seiner Würde etwas zu vergeben geglaubt, wenn er dergleichen ehrenvolle und glorreiche Thaten gethan hätte. Dennoch hatte er bei dem allem das Glück, den Namen eines Demetrius davon zu tragen; Glück nenne ich das, weil er selbst die Hand nicht gar zu tief hineinsteckte, so brav und tapfer er auch übrigens war.

Es giebt aber Leute, welche brav und tapfer zu Pferd sind, so wie andre hingegen zu Fuß und nicht zu Pferd; einige gut in Schlachten und Scharmützeln, andre in Stürmen und Breschen. Ich überlasse der Beurtheilung eines jeden, welches von diesen wohl das rühmlichste seyn mag.

Der Herr von Guise war in beidem stark, daher auch sein großer Ruhm und Name. Ich habe mir von jenen alten oben gedachten Kriegskameraden erzählen lassen, daß der Herr von Lautrec, als er auf seinem Zug nach Neapel Alessandria, Pavia und Vosco mit Sturm einnahm, nicht aus seinem Zelt herauskam, das auf einem Hügel aufgeschlagen und vorne weit offen war, um das Beschießen, die Stürme

me und überhaupt die ganze Eroberung recht gut mit anſehen zu können. Dieß ſcheint mir, ſich mehr für einen groſſen Satrapen, einen König Sophi, einen Sultan oder Groß-Sultan vor Rhodus zu ſchicken, welche gar ſehr darauf ſehen, ihrer Gravität und Würde nichts zu vergeben und ſich auch im Kriege in ihrem aufgedunſenem Weſen anſtauen zu laſſen, als für einen groſſen Feldherrn, der im Kriege blos darauf ſehen muß, ſich als einen wackern Kampfgefährten aller ſeiner Leute zu beweiſen, alles in allem und überall zu ſeyn und nicht zu glauben, daß er ſeiner Ehre etwas vergebe, wenn er ſich zu ihnen herablaſſe. Denn dieß iſt die gröſte Ehre und der gröſte Ruhm, denn ſie ſich geben können.

So hielts jener groſſe Marquis von Beſcaria unter den Seinigen, welcher zu ſagen pflegte: ein groſſer General müſſe bei ſeiner Armee ohne Charge ſeyn, das heißt, er müſſe ſich nicht ſo ſehr und ſo ausſchlieſſend an eine Charge binden, daß er bei vorkommenden Fällen nicht auch davon abgienge und eine andre übernähme; ſondern er allein müſſe alles regieren, mit Leib und Seele dabei thätig ſeyn, jetzt bei der Infanterie, jetzt bei der Cavallerie, jetzt beim Sturm, jetzt beim Geſchütz, bis auf Proviant-Weſen hinaus. Kurz er müſſe das Auge überall haben; denn ein groſſer und einſichtsvoller Feldherr, dürfe nie blos durch fremde Augen ſehen, ſondern müſſe ſich ſtets ſeiner eignen bedienen. Wie oft hätten groſſe Generals ſchon in Schlachten, Treffen und Stürmen geſiegt, wenn ſie ſich nicht auf ihre Leute verlaſſen, ſondern alles, ſo klein und unbedeutend es auch geſchienen haben möchte, ſelbſt hätten ſehen und beſorgen wollen.

So muß von Rechtswegen jeder groſſe Feldherr ſeyn, wie wir auch ſchon vor dieſem groſſen Marquis

Pescara in neuern Zeiten und unter unsrer Nation zween Männer hatten, die es in diesen Stücken genau ebenso zu halten pflegten. Wie lesen wir in dem Roman des Herrn von Bayard von jenem tapfern Helden, Gaston von Foix, welcher bei der Einnahme der Stadt Bresse an der von den Venetianern in der Stadt aufgeworfnen Verschanzung selbst Sturm lief, und, um nicht zurück zu bleiben und keiner der letzten zu seyn, sich die Schuhe ausziehen ließ und in Strümpfen gieng, weil es geregnet hatte und man also auf den schlüpfrigen Boden leicht ausglitschte. Alle andern folgten seinem Beispiel liefen Sturm, wobei eine Kanonenkugel neben ihm und den Seinigen einschlug, ohne jedoch Schaden zu thun. So wurde denn die Stadt durch den Herrn von Mollard [1]) und Bayard, die an der Spitze waren, erobert.

Ferner, unser braver Herr von Bourbon, war er nicht bei der Eroberung von Rom der erste auf der Leiter? Daher folgten auch alle andern seinem Beispiel, thaten ein Gleiches und die Stadt wurde erobert. Was auswärtige große Feldherrn betrifft, so war obengedachter großer Marquis von Pescara bei der Eroberung von Genua und bei einer Menge andrer von ihm erstürmten Plätze und andern Kriegsthaten der Seinigen, bald bei der Cavallerie, bald zu Fuß, je nachdem es ihm die Nothwendigkeit zu erfordern schien. Er war überhaupt mit seinem Leib, wie mit seinem Geist überall. So auch jener brave und tapfre Prinz von Oranien bei der Belagerung von Neapel und bei der von Florenz und den Forts umher.

So hatten wir auch Dom Johann von Oesterreich und den Herzog von Parma zu unsrer Zeit. Und wie sehr verdiente sich nicht jener große und brave Herzog von Biron seinen Rang unter den tapfern und männlichen

lichen Rittern, wie ich in seiner Lebensbeschreibung noch anzuführen hoffe *). Der große Herr Admiral that ein Gleiches. Auch der Herr von Montluc; wie seine Nase von Rabastain beweist: und so ferner noch eine Menge einheimischer und auswärtiger.

Was aber mich betrift, so glaube ich, nie einen gesehen zu haben, der dem großen tapfern Herrn von Guise an die Seite gesetzt zu werden verdiente; denn er war in allen Stücken durchaus vortreflich. Die Hugenotten pflanzten sich vor Paris: ich will nicht sagen, um es zu belagern; denn abgerechnet, das Feld das sie auf ihrer Seite frey hatten, so wie wir auf der unsern, waren sie so sehr in die Enge getrieben und im Grund so gut belagert, als wir. Indessen glaube ich doch, was man auch damals sagte, daß sie, wenn der Herr von Guise nicht da gewesen wäre, irgend eine große Unternehmung gewagt haben würden.

Selbst an dem Tage, als sie auf eine sehr gute Weise, wovon ich anderwärts rede, unsre Vorstädte recognoscirten, that der Herr von Guise gute Dienste dabei. Nachdem sie einige Zeit davor gelegen hatten, ohne daß eben sehr große Kriegsthaten vorgefallen wären, denn die meiste Zeit wurde mit Stillstand und Unterhandlungen hingebracht, brachen sie eines Morgens auf und nahmen ihren Marsch nach der Normandie, theils um zu einigen englischen Truppen zu stoßen, theils um von der Königinn von England etwas Geld zur Besoldung der frisch angelangten teutschen Hülfstruppen zu erhalten.

Unsre Armee folgte ihnen zween Tage darauf unter der Anführung des Herrn von Guise. Der Herr Connetable war zwar auch dabei und hatte, wie billig, das oberste Commando, allein der wackre Mann war stets krank, wie ich an seinem Ort angeführt

habe. Die Hugenotten wollten nichts, als ihren Marsch fortsetzen, ohne sich auf eine Schlacht oder ein Treffen einzulassen; allein der Herr von Guise verfolgte sie und setzte ihnen dergestalt zu, daß er sie endlich zum Stehen nöthigte, worüber er gar sehr gelobt wurde.

Denn wie ich auch damals sagen hörte, so verräth es einen sehr großen Feldherrn, wenn man seinen Feind dahin zu bringen und zu nöthigen weiß, wider seinen Willen zu schlagen.

Der Herr Admiral wuste aber auch, wie ich von dem Herrn von la Noue hörte, dieß sehr gut zu sagen und diesen großen Feldherrn darum zu loben. Denn ohnerachtet er eigentlich nichts mehr wollte, als seinen Zufluchtsort erreichen, überlegte er doch, daß es dabei nicht anders kommen könnte, als daß dieser grosse General, wenn er ihm so nachsetzte, ihn drängte und beästigte und ihm in den Nachtrapp fiele, dadurch irgend eine Unordnung und Verwirrung unter den Seinigen bewirkte, wie dies oft bei dergleichen Rückzügen zu geschehen pflegt, welche so weit gehen, als dieser.

Er fand daher für das beste und rathsamste, Halt zu machen, seinem Gegner die Spitze zu bieten und die Schlacht zu wagen, welche Anfangs auch wirklich für die Hugenotten vortheilhaft ausfiel. Denn sie warfen das Haupttreffen, nahmen den commandirenden General, den Herrn Connetable, gefangen, richteten den Herrn von Aumale, der ihn unterstützte, übel zu, indem er zu Boden geworfen wurde und eine Schulter zerbrach; und brachten die übrigen in Unordnung und Flucht, wobei sie viele davon niedermachten. Ich würde diese ganze Schlacht hier wohl beschreiben, sie ist aber ohnehin schon weitläufig genug von unsern

Ge-

Geſchichtſchreibern beſchrieben, beſonders von dem Herrn von la Noue, der nach ſeiner gewöhnlichen Tapferkeit am tiefſten mit im Gedränge war und eine Menge intereſſanter Nachrichten davon beibringt.

So viel iſt gewiß, daß der Herr von Guiſe, der bisher immer ſtille gehalten hatte, und ſeinen Zeitpunct erſah, nachdem dieſe Schlacht bereits ganz verlohren war, alles wieder gewann und gut machte und einen entſchiedenen Sieg erkämpfte. Mehrere wunderten ſich ſehr, ja murrten ſogar laut darüber, daß dieſer große General, als er den Herrn Connetable und ſeine Schlacht ſolchergeſtalt verlohren gehen ſah, nicht ſogleich zu Hülfe eilte; allein er that dies nicht, weil es noch nicht Zeit dazu war, ſondern paßte erſt die beſte Gelegenheit dazu ab und machte ſeinen Angriff auf die übrigen friſchen hugenottiſchen Truppen, die noch gar nicht zum Treffen gekommen waren, beſonders ihre Infanterie ſo zu rechter Zeit, daß er auf einmal wieder zur Auferſtehung brachte, was man längſt für tod und begraben hielt.

Denn ich erinnre mich, indem ich dabei war, daß er, indem er das ganze Spiel vom Verluſt der Schlacht, die Unordnung und Flucht der Unſrigen, die verwirrte Verfolgung und die Unordnung, womit die Hugenotten ihnen nachſetzten, an der Spitze ſeines abgeſonderten Corps die Augen hin und her warf, ihnen befahl, ſich halb zu öffnen, um leichter paſſiren zu können, durch einige Glieder ritt, ganz gemächlich umher ſah und dabei ſogar in den Steigbügeln emporſtand, um ſich beſſer umſehen zu können, ohnerachtet er ſchon an ſich groß und hochgewachſen war. Als er hierauf merkte, daß ſein Zeitpunct herannahe, ritt er zurück, ſah ſich noch ein wenig um und rief dann plötzlich: „friſch, Kameraden, alles

„iſt

„iſt unſer, die Schlacht iſt für uns gewonnen.“ Hierauf that er einen kühnen Angriff und ſo wurde ein gänzlicher Sieg erfochten.

Dieß wußte der Herr Admiral nach der Weiſe Hannibals ſehr gut einzuſehen, als er den Herrn Connetable bereits gefangen genommen und die Schlacht ſchon gewonnen war, und man ihm deswegen gratuliren und Beifall zu jauchzen wollte: „ach, ſagte er, „ich ſehe dort eine Wolke, die bald über uns herein„brechen und großen Schaden unter uns anrichten „wird.“ Als auch der Herr von Mouy, ein ſehr braver und tapfrer Officier zum erſten Angriff gieng, hatte er von dem Herrn Admiral Befehl die Avant-Garde, die, wie er wohl wußte, von dem Herrn von Guiſe commandirt wurde, nicht anzugreifen, ſondern ſie vorbei zu gehen und wie ein Blitz auf das Haupttreffen zu ſtürzen; wie er es auch ſehr gut ausführte.

Als man ihn daher anrücken ſah, glaubte jedermann von der ganzen Avant-Garde ſogleich, daß es auf ſie gemünzt ſey und der Herr von Guiſe ſelbſt hielt dieß für gewiß und machte ſich fertig, den Stoß auszuhalten und ſie dann ſelbſt dagegen anzugreifen und ſagte dabei: „da kommen ſie auf uns los.“ Plötzlich aber ſahen wir ſie ſich aus dem Weg, den wir gedacht hatten, abwärts ſchwenken und hinab marſchiren, wo ſie all das gedachte Unheil anrichteten, was wir ganz bequem mit anſahen, ſo daß manche ſagten, wir ſollten doch unſern Kammeraden zu Hülfe kommen und ihnen in der jetzigen Bedrängniß beiſtehen. Nachher aber lehrte der Erfolg ganz augenſcheinlich, daß alles verlohren war, wenn er von der Stelle rückte. Was der Herr Admiral ſelbſt, ſo wie mehrere große Generals einſahen und zu würdigen wußten.

Da ſie indeſſen nicht Luſt hatten, ihm gar zu viel Ruhm zuzutheilen, ſo ſagten ſie, es ſey im Grund eigentlich mehr ein Zug von einem feinen und verſchlagenen, als von einem eifrigen und auf die Rettung ſeines Kammeraden, des Herrn Connetable, bedachten General. Auf dieß alles wußte aber der Herr von Guiſe ſehr gut zu antworten, in einer Rede, die er einen Monat darauf an die Königinn Mutter zu Blois hielt, als ſie den König Karl dahin brachte.

Es war den Tag nach ihrer Ankunft, als der Herr von Guiſe, da ſie ſich zur Tafel ſetzte, und dieſer kluge reſpectsvolle Prinz ihr die Serviette gereicht hatte, ſie fragte, ob ſie nach der Tafel geruhen wollte, ihm Audienz zu geben.

Die Königinn, betroffen über dieß Wort, ſagte: „Jeſus, mein Vetter, was ſagen Sie mir da?

„Ich ſage dies, gnädigſte Frau, ſagte der Herr „von Guiſe, weil ich Ihnen gern vor jedermann „Rechenſchaft ablegen möchte von allem, was ich ſeit „meiner Abreiſe von Paris mit Ihrer Armee gethan „habe, worüber Sie mir, nebſt dem Herrn Connetable, das Commando anvertrauten; auch weil ich „Ihnen dabei gern alle wackern Officiers und des Königs und Ihre Diener vorſtellen möchte, die Ihnen „ſo getreu gedient haben, ſo wohl Ihre Unterthanen, „als auswärtige, von der Cavallerie und Infanterie.“

In ſolcher Geſellſchaft kam er denn vor die Königinn, nachdem ſie abgeſpeiſt hatte. Nachdem er ihr eine große Reverenz gemacht hatte, wie er denn ſeine Schuldigkeit ſehr gut wußte, erzählte er ihr den ganzen Erfolg ſeiner Reiſe, von ſeinem Abgang von Paris an, und als er auf die Schlacht bei Dreux kam, ſtellte er alles ſo gut und ſo lebhaft dar, daß man wirk-

wirklich noch dabei zu seyn glaubte, was der Königinn gröſses Vergnügen gewährte, lobte gar sehr den Herrn Connetable, den Herrn von Aumale, den Herrn Marschall von Saint André und den wackern Mann, den Herrn du Brosse und dann alle andern, so wohl gebliebene, als noch lebende; er lobte die Spanier, wie wohl sie sich nicht so sonderlich gehalten hatten, als man gedacht hätte 7). was aber nicht an ihnen lag, indem sie nicht wohl Gelegenheit dazu bekamen; jedoch kam die gute beherzte Mine, die sie machten, indem sie sich stets gut geschlossen und in schöner Ordnung hielten, uns sehr gut zu statten. Besonders aber lobte er die Schweitzer, weil sie sich tapfer und hartnäckig herumgeschlagen und sich mehreremal, nachdem sie auseinander gesprengt worden, und eine Menge ihrer Kammeraden geblieben waren, dennoch wieder jedesmal sammelten, formirten, und den Kampf erneuerten. Dieſs alles stellte er so herrlich vor, daſs die welche nicht mit dabei gewesen waren, ihr Geschick verwünschten, das ihnen diese schöne Gelegenheit nicht verschaft hatte; und die, welche sich dabei befunden hatten, sich glücklich schätzen, dabei gewesen zu seyn und jetzt von ihrem General mit gelobt zu werden.

Eins that er, was sehr befremdete, daſs er nämlich eine Menge Officiers, und zwar von den gröſsten, lobte, von denen man doch wuſste, daſs sie wacker geflohen waren. Als nun die Königinn und einige seiner vertrautesten Freunde ihn nachher um die Ursache und den Grund davon fragten, gab er zur Antwort: dieſs sey ein Kriegs-Zufall, der ihnen vielleicht nie begegnet wäre, noch je wieder begegnen würde; ein andermal würden sie es daher besser machen, und Muth haben, sich besser zu halten. Auch gieng er nur sehr leicht über ihr Lob hinweg, da er hingegen bei denen,

die

die ſich wirklich gut gehalten, mit Wohlgefallen verweilte, ſo daß man leicht merken konnte, wo er ſchmeichelte, oder wo er die Wahrheit ſagte.

Seine Rede währte ziemlich lang und jedermann hörte aufmerkſam zu, ohne das mindeſte Geräuſch und da er ſehr ſchön ſprach, war jedermann ganz entzückt davon. Denn er war einer der beſten Redner, nicht etwa mit einer gezwungenen und gezierten, ſondern mit einer naiven und militäriſchen Beredſamkeit, und einer ganz beſondern Annehmlichkeit im Vortrag; ſo daß die Königinn Mutter nachher ſagte, ſie habe ihn nie ſo reitzend geſehen.

Hierauf präſentirte er der Königinn alle Officiers, die ihr alle nach einander ihren Reſpect bezeigten. Sie, die damals in ihren ſchönen Jahren, lebhaftem Geiſtes und friſch und reizend war, nahm ſie äuſerſt gnädig auf und ſagte dem Herrn von Guiſe zur Antwort: wiewohl ihr zuvor ſchon aus ſeinen Briefen und andern, die er ihr geſchickt habe, alles bekannt geweſen ſey, ſo hätte ihr doch ſeine mündliche Erzählung ungemeines Vergnügen verurſacht. Der König und ſie würden ihm ſtets für dieſe gewonnene Schlacht ungemein verbunden ſeyn, ſo wie allen den übrigen vortrefflichen Officiers, welchen allen ſie mit ungemeinem Anſtand dankte und ſie ihrer beſondern Erkänntlichkeit verſicherte, ſobald ſich eine Gelegenheit dazu ereignen würde, welche ſie ſogar zu finden ſich ſelbſt bemühen werde.

So entfernte ſich denn jeder äuſerſt zufrieden mit dieſer Fürſtinn und ihrem General. Was mich betrift, ſo hörte ich nie einen beſſern Vortrag, als damals der dieſes Prinzen war, der ſelbſt ſeinen Bruder den Herrn Cardinal, wenn er dabei geweſen wäre, beſchämt haben würde.

Zwen

Zween Tage darauf reiste er ab und gieng vor Orleans, wo ihn der unglückliche Vorfall traf, indem er da zur Ehre Gottes als Stüze seines Glaubens, seines Gesetzes und zum Dienst seines Königs starb. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn er nicht da getödet worden wäre, er ganz gegen die Hoffnung des Königs, der Königinn und des ganzen Staatsraths die Stadt eingenommen haben würde, die ihn davon abhalten wollten, weil sie diesen Platz für ganz unbezwingbar ansahen, so wohl wegen seiner Vestung, als wegen der guten Mannschaft, die darinn lag. Sie änderten aber ihre Meinung, als sie ganz in kurzem, sowohl die beiden Vorstädte bestürmt und eingenommen, als die Schleussen und die Türmchen weghatten, unsre Leute bis auf die Hälfte der Brücke vorgedrungen und die beiden Inseln auf dem Punkt waren, verloren zu gehen, wo wir uns zu ihren Schaden gelagert und dadurch den Verlust der Stadt bewirkt hätten.

Ich hörte daher einst diesen Herrn sagen: „nur „zu. Ehe ein Monat vergeht, werden wir näher „bei ihnen seyn, als sie nicht denken.“ Dies sagte er nicht etwa aus Prahlerey, denn er war nichts weniger, als großsprecherisch noch windig. Ach, als er mit diesem schönen Entwurf am Abend nach seinem Quartier zurückkehrte, wurde er durch jenen Schurken den Poltrot ermordet, der ihn an einer Ecke erwartete und ihn von hinten mit seinem Pistol, das mit drei Kugeln geladen war, in die Schulter schoß.

Dieser Schurke war aus Auberterre von dem Vicomte von Auberterre erzogen. Als er als Flüchtling zu Genf war, ein Knopfmacher seines Handwerks, wie das Gesetz da eingeführt war, daß jeder von ihnen ein Handwerk lernen und davon leben mußte, so

ein

ein großer Cavalier und Herr er auch seyn mochte. So hatte denn auch Aubetere, ohnerachtet er von gutem Hause war, das Knopfmacher-Handwerk erwählt. Auf meiner Reise durch Genf sah ich ihn daselbst einst sehr arm und in kümmerlichen Umständen.

Nachher wurde er bei dem Aufstand von Amboise eingefangen und wie die andern verurtheilt; allein auf Bitten des Herrn Marschals von Saint-Andre rettete ihm der Herr von Guise das Leben und wirkte ihm Begnadigung aus. Zum Dank dafür stiftete er diesen Poltrot an und munterte ihn auf, ihn zu ermorden, präsentirte ihn auch dem Herrn von Soubise seinem Schwager, welcher Gouverneur von Lyon für die Hugenotten war. Nachdem ihn beide dort noch besonders aufgemuntert und gehetzt hatten, schickten sie ihn dem Herrn Admiral. Auch der Herr von Soubise wurde noch besonders des Undanks beschuldigt; denn als er einst von den Sienesern verschiedener in Toskana (wo er unter dem König Heinrich stand) begangener Dinge wegen angeklagt worden und nahe daran war, groß in Verlegenheit darüber zu kommen, hatte der Herr von Guise sich für ihn verwendet.

Poltrot wurde, als er nach der Schlacht bei Dreux nach Orleans kam und sich mit Briefen vom Herrn von Soubise bei dem Herrn Admiral präsentirte, sehr gut von ihm aufgenommen und abgefertigt. Daher wurde auch der Herr Admiral stark beschuldigt, ihn zum Meuchelmord abgeschickt zu haben.

Der Herr Admiral lehnte es sehr von sich ab, und setzte zu dem Ende eine Apologie auf, worinn er auf alle Angaben des gedachten Poltrot antwortete. Ich sah sie mit kleiner Schrift gedruckt. Manche

fanden seine Einwendungen wirklich von Belang und gut; andre hingegen fanden sie nicht mehr nur scheinbar und bemäntelt. Die beste und vornehmste darunter war, daß erwiesen wurde, gedachter Herr Admiral habe dem Herzen von Guise einige Tage zuvor geschrieben und ihn gewarnt, er möchte sich vorsehen, indem ihm jemand nach dem Leben trachte. Genug er entschuldigte sich sogleich sehr, indem er an die Königinn schickte und sie bitten ließ, diesen Elenden nicht hinrichten zu lassen, bis er ihm erst unters Gesicht gestellt und mit ihm confrontirt wäre, um ihn die Lügen, die er gegen ihn vorbrächte, widerrufen zu machen.

Kurz er konnte sich nie so ganz reinigen, daß nicht immer noch starke Beschuldigung und Verdacht gegen ihn geblieben wäre, was ihm nachher auch das Leben kostete. Der Herr von Guise selbst meinte auch wahrscheinlich ihn mit den Worten, die er bei seinem Sterben unter andern sagte: „auch dir, der du der Ue„heber davon bist, verzeihe ich.“ Darunter verstand er, wie manche sagten, niemand anders, als den Herrn Admiral. Auch dies war sehr nachtheilig für diesen, daß er oft sagte: „ich bin keinesweges der Ue„heber davon, habe es auch nicht angestiftet, und wolle „te es um vieles nicht angestiftet haben. Indessen ist „mirs doch lieb, daß er todt ist; denn wir haben in „ihm einen sehr gefährlichen Feind unsrer Religion „verloren.“ Viele wunderten sich, wie er, der sehr frostig und bescheiden in Reden war, diese vorbringen mochte, die zu nichts dienten und die er gar wohl hätte können ungesagt lassen.

Andre sagten, der Herr Admiral habe das Vorhaben durch einen Adelichen erfahren, den der Herr von Soubise zuvor an ihn abgeschickt habe, um es ihm zu eröffnen.

Man

ſen ſagte, dieß ſey Chaſtelier, ein groſſer Vertrau-
r des Herrn von Soubiſe, geweſen, ein ſehr ge-
ickter Mann, den ich ſehr genau kannte und den
an ſo leicht nicht beim Schnabel gefangen hätte.
ieſer Chaſtelier ſollte von dem Herrn Connetable
e Antwort bekommen haben, er ſolle dem Herrn
n Soubiſe ſagen, die Sache müſte ſehr geheim
halten werden, und er möchte ihm den Mann ſchicken,
och nicht ſo, daß er ihm geradezu ſagte, er komme,
n dieſe That zu vollführen, ſondern blos, er trage
rlangen, ſeiner Religion zu dienen, wozu freilich
n beſſer Mittel war; wie das wohl der Herr Admiral
n gedachten Poltrot ſehr gut vorzuſtellen wuſte.
nn nachdem dieſer ihm ſeine Briefſchaften überge-
, und er ſie in deſſen Gegenwart geleſen hatte, ſag-
r zu ihm: „der Herr von Soubiſe ſchreibt mir da,
Sie groſſes Verlangen tragen, der Religion einen
en Dienſt zu leiſten. Seyen Sie mir willkom-
, und dienen Sie ihr alſo recht gut.“

Der Herr Admiral, ſagte man, hütete ſich wohl,
dieſem Schurken und Verräther anzuvertrauen, er
ite zu gut, daß es ihm übel bekommen würde,
n man ihn entdeckte und einfienge, und daß ſolche
urken und Verräther in ihren Ausſagen alles ver-
en, und alles unter einander herausplaudern, wie
haen vor den Schnabel kömmt, ja ſogar mehr ſagen,
wirklich iſt, wenn man ſie feſt hat.

Es war alſo fein und pfiffig von dem Herrn Admi-
daß er ſich gegen dieſen Elenden ſehr vorſichtiger
en bediente. Hierbei beſonders machte ers wie
Hirte, den die Jäger fragten, ob er ihrem Hirſch
geſehen habe, den er unter dem Verſprechen,
nicht zu verrathen, in ſeiner Scheune verber-
hatte: er ſagte ihnen und ſchrie ganz laut,

damit es der Hirsch in seinem Schlupfwinkel hören konnte, er habe ihn nicht gesehen, schwur auch hoch und theuer dazu, daß er nichts von ihm wisse; mit dem Finger aber und andern mit Geberden zeigte er, wo er verborgen war, und so wurde er gefangen.

Poltrot gieng nun von Orleans ab und kam zu dem Herrn von Guise, dem er sagte, er sey zur Erkenntniß der Irrthümer seiner vorigen Religion gekommen und habe solche ganz und gar verlassen. Darum habe er ihn jezt aufgesucht, in der Absicht, sie gänzlich zu ändern, in der wahren zu leben und Gott und seinem König zu dienen. Der Herr von Guise, welcher ganz gut, großmüthig und edelmüthig war, nahm ihn nach seiner Gewohnheit sehr gut und liebreich auf, hieß ihn willkommen, ließ ihm ein Quartier anweisen und zog ihn oft an seine Tafel, so daß ich ihn einst mitten in der Mittagsmahlzeit erst kommen sah, da der Herr von Guise ihn fragte, ob er gespeist habe und auf seine Verneinung ihm Platz machen und ihn mit essen ließ.

Alle diese Güte erweichte sein Herz nicht. Er kaufte ein spanisches Pferd von dem Herrn von Mauvaisbiere 8) für hundert und zwanzig Thaler, die der Herr von Soubise ihm gegeben hatte. Man wollte zwar sagen, der Herr Admiral habe sie ihm gegeben, der war aber zu klug hiezu; auch sagte Poltrot dieß nicht aus.

Nun begleitete er den Herrn von Guise oft nebst uns andern von seinem Logis bis zu den Schleußen, wohin dieser Herr täglich ritt, daher er auch hier eine bequeme Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens suchte, bis er sie endlich fand. Denn hier war es sehr bequem und leicht. Abends, wenn dieser Herr zurückkehrte, war er gewöhnlich allein nebst seinem Stall-

Stallmeiſter oder einem andern. Diesmal hatte er den Herrn von Roſtain bei ſich und kam übers Waſſer in einem kleinen Boot, das ihn alle Abende erwartete. Er ritt dann vom Land an nach ſeinem Quartier, das noch ziemlich entfernt war.

Als er nun auf einen Kreuzweg kam welcher ſeitdem nur zu ſehr, durch den Verluſt eines ſo großen Mannes bekannt wurde, ſchoß Jener, der ihm auflauerte, nach ihm und fieng dann ſogleich an, davon zu rennen und zu rufen: „Haltet ihn, „haltet ihn!“ Der Herr von Guiſe, der ſich ſtark verwundet fühlte, hieng ein wenig auf die Seite, ſagte aber blos: „das galt mir, ich glaube aber, es wird „nichts zu bedeuten haben.“ Dann begab er ſich mit großem Herzen nach ſeinem Quartier, wo er ſogleich verbunden und von den beſten Wundärzten im ganzen Reich beſorgt wurde. Allein, nach Verfluß von acht Tagen ſtarb er dennoch.

Dies muß ich hierbey noch anführen, daß der Herr von Saint-Juſt d' Allegre, der in Kuren von dergleichen Wunden durch Leinewandtücher, Waſſer und Beſprechungen ſehr erfahren war, dieſem braven Herrn vorgeſtellt wurde, um ihn zu verbinden und zu heilen. Allein er wollte ihn nicht annehmen noch zulaſſen, indem er ſagte, dies ſeyen lauter zauberiſche Mittel, welche von Gott verboten wären und er wolle keine andre Kur noch Hülfe, außer ſolche, die von ſeiner göttlichen Gnade und den durch ſie erwählten und ihm zugeſchickten Aerzten und Wundärzten käme. Im übrigen möchte es gehen, wie es Gott gefiele, indem er lieber ſterben, als ſich ſolcher von ihm verbotenen zauberiſchen Mittel bedienen wolle. So gottesfürchtig und gewiſſenhaft war dieſer wackre Prinz, daß er Gott nicht beleidigen, ſondern lieber ſterben, als

dieß thun wollte. Ich sah dieß alles selbst. Doch sagte mir der Herr von Saint-Just, der mein besonderer Freund war, daß er ihn sehr geheilt haben wollte.

Auch dies ist zu merken, daß dieser gute und brave Prinz, um seinem König ungefehr zwölfhundert Pfund zu ersparen, dadurch an seinem Tod Ursache war. Denn ich erinnere mich noch wohl, daß der wackre Mann, Herr von Serre, 9) ihm vorstellte, er möchte doch die Brücke Saint Remin wieder herstellen lassen was ihm bei seinen öftern Reisen von den Schleußen nach seinem Quartier gar gut zu statten kommen und zu großer Erleichterung dienen würde; eben so auch dem ganzen Adel, der ihn dabei begleitete, da wir so mit großer Mühe und Strapaze einen starken Umweg machen und über die Brücke Olivet gehen mußten. Die ganze Sache könne mit vier bis fünfhundert Thalern eingerichtet werden. Der Herr von Guise antwortete ihm aber, wir wollen das Geld unsers Königs sparen, er braucht sonst genug. Er hat alles nöthig, denn jeder zupft und plündert ihn auf allen Seiten. Wir können diese Brücke wohl entbehren, und ich kann mich mit meinem kleinen Fahrzeug begnügen. Diese fünfhundert Thaler, können wohl auf einen andern Gegenstand zum Dienst des Königs angewendet werden, wo sie besser angebracht sind, als hier.

Wenn nun diese Brücke mit so geringen Kosten gemacht worden wäre, so hätten wir unsern General jedesmal darüber nach seinem Quartier begleiten können und hätten nicht nöthig gehabt, den Umweg zu machen und vereinzelt über die Brücke Olivet zurück zu gehen. Alsdann wäre er stets in guter Begleitung gewesen und dieser Schurke hätte seinen Streich nicht voll-

vollführt, so wie er selbst aussagte, daß er es anders, als bei dieser leichten Gelegenheit nicht gewagt haben würde, sich an ihn zu machen.

Er wurde gefangen genommen, entweder zufolge eines göttlichen Rathschlusses, oder weil er nicht Herz noch Kopf genug hatte, sich davon zu machen; denn er rennte die ganze Nacht umher und als er wenigstens zehn Meilen weit vom Lager zu seyn glaubte, befand er sich bis auf zwo nahe daran. Er bekannte alles; ich sprach selbst mit ihm, und er blieb stets bei der Aussage: die Herrn von Soubise und Aubeterre hätten ihn angestiftet. Was aber den Herrn Admiral betraf, so war er sich in dieser Aussage gar sehr ungleich und änderte solche oft, so wohl bei seinem Verhör, als auf der Folter und bei seiner Hinrichtung. - Er wurde mit vier Pferden zerrissen.

Ich muß hiebei doch noch folgendes von mir erzählen. Als ich vor einigen Jahren mit dem Herrn von Aubeterre Händel hatte, ohnerachtet er mit meiner Nichte vermählt war, nahm der Herr von Mayne seine Parten gegen mich; die Veranlassung wäre hier etwas zu weitläuftig und verlohnt der Rede nicht. Ich erzählte es dem Herrn von Guise wieder und sagte ihm: ich hätte nie gedacht, daß sein Bruder, der Herr von Mayne, die Partey das Aubeterre nehmen würde, dessen Vater seinen Vater habe ermorden lassen! und zwar gegen mich, der stets seines Hauses getreuer Diener gewesen sey, indem ich auch damals, als er ermordet wurde, die Waffen für ihn führte und seinen Tod sehr beweinte und beklagte. Der Herr von Guise fand dieß sehr befremdend und gar nicht schön, sagte mir auch: der Name Aubeterre müßte von Rechtswegen seinem Hause stets verhaßt bleiben. Demohnerachtet nahm ihn der Herr von Mayne

ne nachher mit in seine Ligue auf; jener vergalt ihm aber auch dieß Zutrauen nach Verdienst. Denn nach sechs Monaten verließ er ihn geradezu und machte sich noch lustig über ihn.

Und so habe ich dann das Leben und den Tod des grossen Prinzen so summarisch, als möglich, beschrieben. Wenn sein Leben höchst bewundernswürdig war, so war sein Tod dagegen höchst beklagenswerth für die ganze Christenheit. Von den Höchsten bis auf die Geringsten hinaus wurde er beweint, seine Todesfeyer aber mit allen Arten von Trauergepränge, die man einem so grossen christlichen Fürsten schuldig ist, begangen.

Ich würde das prächtige Leichenbegängniß, das ihm an verschiedenen Orten in Frankreich gehalten wurde, wie ich selbst sah, und was in andern Ländern, wie ich mir erzählen ließ, deswegen geschah, beschreiben; es würde aber hier zu nichts dienen. Wenn sein Tod damals sehr beklagt wurde, so wurde er nachher in der Sanct Bartholomäus Nacht auch brav gerächt ganz anders, als der seines Herrn Sohnes, bei dem man nicht für einen Dreyer Rache aufweisen kann, weder an den Urhebern, noch an den Rathgebern und Vollstreckern, welche noch ganz frey und ohne Scheu umher wandeln, worüber man sich gar sehr wundert. Und dies um so mehr, da gar kein Anschein vorhanden ist, daß man Rache an ihnen zu nehmen gesonnen wäre, wenn man sich anders nicht des Denkspruchs ihres grossen Anherrn, des guten und braven Königs Renatus von Sicilien bedienen will, der zum Sinnbild zween fliegende Ochsen hatte, mit der Umschrift: Passo a passo (Schritt vor Schritt) womit er sagen wollte, daß man mit langsamen und schweren Schritten dennoch auch an sein Ziel zu Stand käme, wie dießmal der Herr

von

von Guiſe, dieſer brave vortreffliche Sohn, welcher ſechs Jahre nachher oder etwas darüber in der Bartholomäus Nacht für dieß alles gebührende Rache nahm.

Manche Hugenotten, nämlich die leidenſchaftlichſten beklagten dieſen wackern Fürſten nicht; und um ſo größer war ſein Ruhm, groß gegen Gott und rechtgläubige Catholiken. Dennoch gab es auch einige reformirte Männer von Ehre, beſonders Kriegsleute und brave Soldaten, die ihn ſehr bedauerten und ſehr gut von ihm ſprachen, wie ich ſelbſt mit angehört habe.

Es wurden verſchiedene Grabſchriften ihm zu Ehren verfertigt. Der erſte, welcher eine ſolche aufſetzte, war jener große Kanzler von Hoſpital, ein eben ſo großer Dichter, als Staatsmann. Ich ſah dieſe ſogleich, nachdem er ſie gemacht hatte. Sie war ſehr kurz, dabei aber dennoch ſehr reich an Sinn und Inhalt.

Quem non bellorum rabies, non hoſticus enſis,
Abſtulit in mediis verſantem saepe periclis;
Hunc infirma manus ſceleraſto perdidit aſtu,
Aeternis juſto redimitum Marte coronis.

Dieß wurde hernach ſo überſetzt:

Celui, que la Fureur des Guerres plus cruelles,
Ny le Glaive ennemy aux Dangers n'a oſté,
Par la débile Main d'un Traiſtre eſt emporté,
Couronné juſtement de Gloires immortelles.

Das lateiniſche übertrifft aber das Franzöſiſche.

Auch Herr Dorat, ein großer lateiniſcher und griechiſcher Dichter machte eine auf ihn; ihrer

Weitläufigkeit wegen will ich sie nicht ganz, sondern nur die ersten und letzten vier Verse davon herſetzen.

Fortia si fas est sua fortibus acta referre,
Inque suas laudes testibus esse sibi;
Fas mihi, Guisardae, qui bella tot inclita gessi,
Vero quae feci fortiter ore loqui.

dies heißt: (von Brantome überſetzt)

Wenn es Helden vergönnt iſt, Helden ihre Helden Thaten zu erzählen und ihr eignes Lob ſich zu bezeugen: ſo iſt es auch mir, dem Herrn von Guiſe, der ich zu meiner Zeit ſo viele Kriege geführt, ſo viele Helden-Thaten verrichtet habe, vergönnt, ſolche mit meinem wahrhaften Mund zu erzählen.

Hierauf erzählt er denn alle ſchöne Thaten ſeines Lebens, und, indem er auf ſeinem Tod kömmt, ſagt er:

Als ich Orleans ſeinen Fluß und ſeine Brücke genommen hatte, näherte ich mich unglücklicherweiſe meinem eignen Untergang; nicht durch Heldenhand und Tapferkeit; denn hierin weiche ich niemand. Von hinten her gab man mir den Tod durch drei Kugeln.

denn ſchließt er:

Fraude perit virtus, quia non nisi fraude perire
Vera potest, virtus si tamen illa perit
Sed non illa perit, cujus laus usque superstes
Fraude vel invitâ vel manet invidiâ.

das heißt:

So fiel die Tapferkeit durch Trug und Hinterliß, weil ſie auf andre Weiſe nicht gefällt werden

den kann, wenn sie anders überhaupt je gefällt werden mag; denn sie geht nie zu Grund an einem Mann, dessen Ruhm, dem Neid und der Argliß zum Trotz unsterblich fortlebt.

Was die hier von Dorat gedachte Tapferkeit dieses großen Prinzen betrift, so kann man nicht anders sagen, als daß er deren so viel als irgend ein Prinz in der Welt besessen habe, wie er auch in allen Gefechten, wobei er sich je befand, zeigte, indem er sich jederzeit mehr als der geringste Soldat wagte. Schon von der frühsten Jugend an war er von Natur sehr ehrsüchtig und wo die Ehrsucht sich in der Seele eines jungen Mannes festsetzt, da treibt sie ihn überall zu gewagten Thaten an: so wie sich dieß auch bei der Eroberung von Luxenburg durch den Herrn Herzog von Orleans, zeigte, wo er, weil er sich zu sehr wagte, eine starke Schußwunde bekam; hernach bei dem Sturm auf Limars bekam er ebenfalls eine. Bei dem Sieg von Boulogne drang er so tief vor und in die Wunde ein, daß er einen starken Lanzenstoß zwischen dem Auge und der Nase davon trug, der so tief hineingieng, daß ein ganzes Stück davon stecken blieb, doch zwar so fest, daß ich den guten Mann, Meister Nicolaus Lavernan, einen sehr erfahrnen Wundarzt, der ihn zu curiren hatte, versichern hörte, er habe ihm müssen den Fuß gegen den Kopf stemmen, um mit der angestrengten Kraft den Rumpf herauszuziehen, weil es ihm sehr große Schmerzen verursachte, so daß er schon zu sterben glaubte, wie man ihn denn auch in der That lange Zeit für tod hielt. Allein mit seinem guten Muth kam er wieder durch; denn er ließ die Wundärzte alles mit sich vornehmen, was sie wollten. Sie besorgten ihn aber auch so gut, daß er mit Leben und Gesicht davon kam, was in der That kei-

keine Kleinigkeit war. Er behielt es aber so schön und gut, als zuvor und war nicht das mindeste daran zu sehen noch verunstaltet. Ueberhaupt war er ein sehr schöner Prinz und von schönem Ansehen, an dem man den großen und tapfern Kriegsmann nicht verkennen konnte und der seinem Mann, der sich hätte an ihn machen wollen, jederzeit Furcht eingejagt hätte.

Ich erinnre mich hiebey, daß bei der Verschwörung von Amboise durchs Loos oder auf andre Art ausgemacht war, daß der Herr von Mazieres den Herrn von Guise umbringen sollte. Dieser Capitain war ehmals in Piemont für einen sehr tapfern und beherzten Soldaten, jedoch dabei für einen sehr wunderlichen Kopf bekannt gewesen. Er hatte sehr viel gesehen und war mit dem Herrn von Aramont in der Levante gewesen. Ueberdieß sprach er auch gut spanisch und hatte, da er an der spanischen Gränze zu Haus war, überhaupt viel vom spanischen Wesen angenommen.

In diesem bösen Entschluß wurde er, wie die andern, gefangen genommen und mit einem sehr langen Degen ergriffen. Er bekannte alles und da der Herr von Guise zu ihm sagte: er wundre sich sehr, wie er, als ein Mann von Welt und Erfahrung, welcher wissen müsse und auch gewiß Kenntniß davon besitze, wie man einen Menschen töde, einen so langen Degen habe nehmen mögen, der bei dergleichen Verrichtungen und im Gedränge nicht so gut zu führen ist, wie ein kurzer, welcher weit leichter zu ziehen und zu handhaben ist, so gab ihm der Capitain Mazier zur Antwort: „gnädigster Herr, mir war recht gut bekannt, „was Sie mir da sagen, und ich hatte es wohl mehr „als viermal bei mir selbst überlegt; allein, die Wahr-

„heit

„heit zu sagen, wenn ich Ihren Muth und Ihre bra„ve Tapferkeit bedachte, so verlor ich sogleich das „Herz, Sie in der Nähe anzugreifen. Deswegen be„schloß ich, es nur von weitem mit Ihnen aufzuneh„men. Hätte ich statt dieses Degens eine Picke mit „nehmen können, so würde ich es gethan haben, so „sehr stellte sich mir Ihre Person unter einem schreck„lichen fürchterlichen Bilde vor, und machte mich „zittern.“

Bei eben dieser Verschwörung wurde der Herr von Castelnau von Bigorre gefangen und hingerich-tet, wie die andern. Ohngefehr drei Jahre darauf kam im Gefolge des Herrn Prinzen ein Neffe desselben an den Hof, der Capitain Bonnegarde genannt, ein artiger Soldat und brav. Er rühmte sich an mehrern Orten, er werde den Tod seines Onkels Castelnau rächen und den Herrn von Guise umbringen.

Dieser erfuhr es und ohne sich dadurch erschrecken zu lassen, ließ er sich ihn zeigen, um ihn kennen zu lernen. Nachdem er ihn wohl angesehen und betrachtet hatte, sagte er weiter nichts, als: „der „wird mich nicht umbringen.“

Nach einigen Tagen ließ er ihm aufpassen, wenn er nebst einem andern in den Park von Saint Germain spazieren gehen würde. Sein Spion brachte ihm einst die Nachricht, wie er nebst einem andern Officier allein dahin spazieren gegangen sey. Sogleich ging ihm der Herr von Guise nach und nahm mit sich den jungen la Brosse, einen sehr braven und tapfern Cavalier, den Sohn eines sehr vortrefflichen Vaters. Beide giengen ohne andre Begleitung, ohne nur einen einzigen Pagen mit zu nehmen, nach ihren Leuten und fanden sie auf dem Rückweg von ihrem Spaziergang.

Der

Der Herr von Guise sagte weiter nichts, als: „da sind unsre Leute, weichen Sie nicht, ich weiche „auch nicht.“ Damit gieng er mit entschloßner Miene auf sie zu und machte ein Gesicht dazu, als wollte er alles umbringen. Wer aber auswich, das war Bonnegarde und sein Begleiter, welche dem Herren von Guise Platz machten, sich an die Seite stellten, die Mütze abnahmen und sehr ehrerbietig grüßten.

Der Herr von Guise stand ein wenig still, gieng weiter, wendete sich noch einmal um gegen die andern und sagte: „wir haben genug gethan, la Brosse; mein „Mann wird mich nicht umbringen. Er ist ehrer„bietiger, besser und höflicher, als man mir ihn be„schrieben hatte. Ich schwöre Ihnen aber, wenn er „mich nicht gegrüßt hätte, so würde ich ihn geradezu „umgebracht haben, während Sie mit dem Ihrigen „ein Gleiches gethan hätten. Für diesmal muß man „ein wenig bedächtig seyn: sie legen uns nichts in den „Weg und nehmen uns nichts; sie werden uns nie „umbringen.“

Der Herr Prinz erfuhr dieß und fand es sehr artig, machte auch dem Herrn von Guise alle mögliche Entschuldigungen darüber, mit der Versicherung, daß man ihn falsch berichtet habe. Der Herr von Guise antwortete weiter nichts darauf, als: „wenn „dieser gefährliche Mann will, so kann er mich jeder„zeit finden.“

Manche wunderten sich, daß der Herr von Guise ihn nicht gleich umbrachte. Allein er antwortete, er sey mehr gerächt durch eine so demüthige Genugthuung, als wenn er ihn umgebracht hätte; denn dadurch zeige der andre, daß er entweder solche Reden nicht geführt habe, oder daß er sie bereue, oder endlich, daß er sich nicht getraue, auszuführen, was er

ſich gerühmt hätte. Auch müſſe man es ſchon eher überlegen, wenn es darauf ankomme, einen Menſchen umzubringen, und nicht blos ein unvernünftiges Thier. Er konnte noch eine Menge andrer Gründe hiebei anführen, denn er verſtand ſich vorzüglich gut auf Ehrenſachen und deren Spitzfindigkeiten, und wie ſie geſchlichtet und ausgemacht werden mußten, was er in ſeiner Sache mit dem Herrn Prinzen von Condé gar gut zeigte. Dieſe Sache verhielt ſich folgendermaßen.

Nach dem Tod des jungen Königs Franz II. kam der Herr Prinz aus dem Gefängniß und wollte dieſem großen Herrn von Guiſe darüber zu Leib gehen; weil er ihn im Verdacht hatte, daß er an ſeiner Gefangenſetzung Schuld ſey. Dieß Gerücht gieng damals ſtark am Hofe; ich ſah aber nicht, daß der Herr von Guiſe darüber je auſſer Faſſung gekommen wäre. Er machte jederzeit eine gute Miene, ſchaute frey um ſich her und war entſchloſſen ſich gut zu ſchlagen, wenn man ihn angreifen würde.

Die Königinn Mutter ſehr einſichtsvoll in allen Stücken überlegte mit ihrem Staatsrath, daß die Sache wichtige Folgen haben und gefährlich werden könnte, und bemühte ſich daher, einen Vergleich zwiſchen beiden Prinzen mit annehmlichen Bedingungen zu ſtiften, welche darinn beſtanden, daß der Herr Prinz öffentlich ſagte: derjenige, welcher die Bewegurſache ſeiner Gefangennehmung geweſen ſey, ſey ein ſchlechter Kerl, worauf der Herr von Guiſe zur Antwort gab, er glaube es, allein dieß Wort könne ihn keineswegs treffen. So umarmten dann dieſe beiden Herrn ſich, als wiederverſöhnt, der Herr Prinz, als befriedigt und der Herr von Guiſe, als wenn er ſich nichts vergeben hätte.

Hierüber ſprachen nun, wie ich ſelbſt hörte, manche bei Hof verſchiedenes, nach ihren verſchiedenen

Nei-

Neigungen und Leidenschaften. Sie sagten: der Herr von Guise habe ihm dadurch eine Art von Genugthuung und Ehrenerklärung gegeben, weil jener ihn für die Ursache seiner Gefangennehmung gehalten hätte. Andre hingegen, welche heller sähen, und in Ehrensachen feiner und subtiler waren, sagten: der Herr von Guise habe sehr weislich und fein geantwortet, als ein Herr, der sich auf dergleichen Dinge sehr gut verstand. Er wollte nämlich dadurch sagen, es sey sonst kein Mensch an dieser Gefangennehmung Schuld, als jener selbst, von dem man sage, daß er das Vergehen begangen und den Fehler gemacht habe, um dessentwillen er gefangen gesetzt worden sey. So war also ein Doppelsinn hierinn, wie man bei Hof sagte, und es sollte für einen nachtheiliger seyn, als für den andern: nun rathe man einmal, für wen?

Ich hörte diesen Herrn bisweilen von Ehrensachen und Genugthuungen reden, vortrefflicher als irgend ein Herr oder Officier, so daß seine Lehren den größten Cavaliers hätten zum Unterricht dienen können. Er beleidigte nie jemand vorsätzlich und zuerst: oder wenn es ja einmal aus Versehen geschah, so gab er Genugthuung dafür; denn er verstand sich hierauf sehr gut. Ein Beispiel hievon.

In der Schlacht bei Rendy hatte er zum Unterbefehlshaber den Herrn von Saint-Fal. Da dieser früher vorgerückt war, als er sollte, ritt der Herr von Guise zornig auf ihn zu, und versetzte ihm einen starken Schlag mit dem Degen auf seinen Reutermantel, damit er halten sollte. Dieß verdroß jenen sehr, und er sagte zu ihm: „wie, Herr General, Sie schlagen mich, Sie thun mir Unrecht.“ Der Herr von Guise hielt sich aber nicht weiter dabei auf, sondern ritt weiter, wo seine Gegenwart dringender erfordert

wurde. Als man ihm aber nach der Schlacht sagte, Saint-Jal halte sich durch diesen Schlag für beleidigt und wolle ihn verlassen, sagte der Herr von Guise: „ich will ihn schon zufrieden stellen.“

Er fand ihn in dem Zelt des Königs und sagte zu ihm vor der ganzen Gesellschaft öffentlich: „Herr „von Saint-Jal, Sie halten sich durch den Degen„schlag, den ich Ihnen gestern gab, weil Sie zu weit „vorrückten, für beleidigt. Es ist aber besser, daß „ich Ihnen solchen gab, um Sie bei einem Treffen „zurück zu halten, in das Sie allzukühn vordrangen, „als wenn ich Ihnen solchen gegeben hätte, um Sie „vorwärts zu treiben, wenn Sie sich dieß zu thun „feigherzig geweigert hätten. So gereicht Ihnen „also dieser Schlag im Grund mehr zur Ehre, als „zur Beleidigung. Und alle diese Herrn Officiers „hier können mir dieß bezeugen.“ (Sie bewunderten alle diese schönen Reden und diese treffliche Genugthuung.) „Darum lassen Sie uns ferner zusammen „leben, wie bisher.“ Dieß geschah auch. Herr von Guise, der Sohn, erzählte mir dieß bei Hof. Als Bussi und Saint-Jal eine Schlägerey mit einander hatten, kam der gute alte Vater Saint-Jal ebenfalls dahin, um seinem Sohn beizustehen.

Jezt ist es Zeit, diesem Abschnitt von dem großen Herzog von Guise ein Ende zu machen, welcher bei seinem Tode seiner Frau Gemahlin und seinen Herrn Söhnen mehr Ruhm und Schulden, als Vermögen hinterließ. Er war bei seinem Absterben über zweimalhunderttausend Thaler schuldig, so daß die Frau von Guise genöthigt war, den Aufwand für ihre Kinder sehr einzuschränken, besonders für die beiden jüngsten, den Herrn von Mayne und den nachherigen Herrn Cardinal von Guise, welche sie auf

das Collegium von Navarra thun mußte, wo sie sich einige Jahre des Studirens wegen aufhielten.

Der junge Herr von Guise mußte, um dem König und seinem Hof zu folgen, ein Haus machen und Gefolge halten, jedoch nicht so groß als nachher, wiewohl er seine Schulden noch nicht abbezahlt hatte; denn fünf Jahre vor seinem Ende sagte er mir, er sey über zweimalhundert und funfzig tausend Thaler schuldig, ohnerachtet er eine sehr reiche Gemahlin aus dem Hause Nevers geheirathet, und die allgemein für sehr schön und stark gehaltene Erbschaft von seinem Onkel, dem Herrn Cardinal von Lothringen bekommen hatte. Allein der Herr von Guise sagte mir nach dessen Tode, als ich mit ihm scherzte, daß er nun sehr reich seyn müßte und seine Schulden mit dem Geld seines Oheims bezahlen könnte: er habe ihm so viel Schulden hinterlassen, als sein Herr Vater, und darum wollte er Güter verkaufen, um sich dieser Schulden, die ihm sehr zur Last fielen, zu entledigen. Würklich verkaufte er die Grafschaft Nanteuil, eins seiner besten Güter an den Herrn von Schomberg.

So darf man also nicht glauben, daß der Herr von Guise und sein Bruder der Herr Cardinal von Lothringen die Finanzen der Könige, Heinrichs II. FranzII. und Karls IX. so sehr mitgenommen hätten; besonders nicht der Herr von Guise, wie man doch in Frankreich ausschrie. Auch darf man dem Sprichwort keinen Glauben beimessen, von dem ich nicht weiß, wo man es her haben mag, daß König Franz I. gesagt haben solle: die von Guise zögen die Könige von Frankreich und deren Kinder bis aufs Hemde aus. Ich weiß nicht, ob es der König je gesagt hat; allein dies habe ich von der Frau von Dampierre, meiner Tante, einem wahren Register von Hof-Merkwürdigkeiten, wel-

welche Dame d'Honneur der Königin Louiſe war, mir ſa-
gen laſſen, daß ſie von dem hochſeligen König Franz gar
öfters gehört habe, wie er ſagte: „ſoll ichs auf Ritter-
„Ehre betheuern? Ich erzeige dieſen Lothringiſchen
„Prinzen noch lange nicht ſo viel Gutes, als ich ſollte;
„wenn ich bedenke, daß der König Ludwig XII. ſie
„um die Herzogthümer von Anjou und die Grafſchaften
„von Provence und eine Menge andrer ihnen mit Recht
„zuſtändiger Güter gebracht hat, die man ihnen noch jezt
„vorenthält; ſo fühle ich ordentlich Gewiſſensbiſſe da-
rüber.“

Dieß iſt wirklich gegründet und ſo muß man als
eher glauben, daß es die Könige ſind, von denen
ch eigentlicher ſagen ließe, daß ſie dieſe Prinzen bis
ufs Hemde ausgezogen hätten.

So hörte ich ferner von mehrern ſagen und habe
ſogar gedruckt geleſen, daß dieſe Lothringiſchen Prin-
n, als ſie zu unſern Königen in Dienſte kamen, ſehr
m geweſen, darauf plözlich aber ſehr reich worden
en und große Güter erworben haben. Allein ihre
rwerbungen ſind noch lange nicht ſo zahlreich und ſo
eſchweifend groß, als man ſie wohl dafür ausgeben
chte; und wir haben nachher gar kleine Herrn ge-
en, welche hundertmal größere machten, als ſie.
berdieß hatten ſie ein ſchönes und gutes Familien-
enthum, das wie wir noch bei ihnen ſehen, daß
das Hauptvermögen ausmacht, das ihre Nach-
mmen beſizen. Ihre Erwerbungen aber ſind ge-
g, bis auf die Grafſchaft Nanteuil und Chevreuſe.

Ueberdieß, welche Dienſte haben ſie unſern Kö-
en geleiſtet? und mit welchen Gütern und Plätzen hat
n ſie belohnt? für die Erhaltung von Metz? für die Er-
rung von Calais? (wenn man dies nicht behielt, was
nen ſie dafür?) für Guines, die Grafſchaft Oye und

Thionville und so viel andre ausgezeichnete Dienste, welche Großväter, Väter und Kinder leisteten. So waren also diese Herrn von Guise wohl große Blutsauger der Finanzen Frankreichs!

Ferner, welches Unrecht thut man der Frau von Nemours, der Tochter der Frau von Ferrara, welche zum Theil Erbin des Herzogthums Bretagne ist. Traun sie hat einen schönen Theil davon, für alles und alles ist sie Frau von Montargis; statt die Hälfte von Bretagne zu haben, welche fünfzehnhunderttausend Thaler und mehr jährlich einbringt.

Und wie befriedigte man gedachte königliche Prinzessinn Renata, als Tochter eines großen Königs? blos mit einer leichten Summe Gelds zu ihrer Vermählung, einer Summe, wie sie andre Damen in Frankreich seither wohl zweimal größer mitbekommen haben. Und wenn diese Herrn ihre Erbgüter ein wenig vergrößert haben, so bekamen sie auch großes Vermögen, mit ihren fürstlichen Gemahlinnen, wie Madame Antoinette von Bourbon, Madame Anna von Este, Madame Catharina von Cleves? Wenn sie das Geld von ihrem Heirathsgut zu ihrem Vortheil anlegten, wer kann dies tadeln? Hatten sie nicht ihren Gehalt und ihre Pensionen, die sie durch gute unsern Königen geleistete Dienste gar wohl verdienten? So hatten auch die Cardinäle viele Kirchengüter und wenn sie ihre Verwandte damit unterstützten, so ist dies doch kein Unrecht.

Kurz, wer nicht von Leidenschaft gegen dieß Haus eingenommen ist, erwäge alles wohl und er wird nach Vernunft und Billigkeit sehr wahr finden, was ich hier sagte; denn ich sage es nicht blos für mich, sondern rede es weit höhern Personen nach, als ich bin. Und der letzt verstorbene Herr von Guise starb so ver-

verschuldet, daß die Stadt Paris in Rücksicht auf seine großen Dienste und Verdienste einen Theil seiner Schulden zu bezahlen versprach.

Ich weiß nicht, was daran seyn wird. Man wird sagen, seine Schulden seyen zu Errichtung der Ligue gemacht worden. Aber ehe man noch den Plan dazu entworfen hatte, hatte er deren schon genug. Und wenn er welche für die Ligue gemacht hat, wofür mußte die Ligue selbst gemacht werden? Dies ist ein andres Stück Arbeit, die ich anderswo berühren werde, wo ich von jenem letztern großen Herzog von Guise handle, dem Sohn dessen, von dem hier die Rede ist und mit ihm von dem Herrn von Mayne, dem Cardinal von Guise und zween andern, welche jung starben, besonders einem davon, den die Stadt Paris taufte und welcher daher auch Paris, zur Zeit der ersten Unruhen genannt wurde, wegen der großen Freundschaft, welche die Pariser gegen Vater hatten; Man sagte damals bei seiner Taufe, denn ich war mit dabei, wenn er das Leben behalten hätte, würde ihm gedachte Stadt, als ihrem guten Pathen, einen gar ansehnlichen Unterhalt ausgeworfen, ihm große Geschenke gemacht, ja ihn gar als ihren Sohn gehalten haben.

Der Herr von Guise, welcher noch lebt und seine Herrn Brüder versprechen so viel von sich, daß man sagen sollte, dieser edle Stamm sey durch sein Geschick zu aller Tapferkeit, Vortrefflichkeit und Großmuth bestimmt.

Unser Herr von Guise hatte fünf Brüder, daß also ihrer in allem sechs waren, welche so eingetheilt waren, daß drey davon sich im weltlichen, und drei im geistlichen Stand befanden: die drey

weltlichen waren die Herrn von Guiſe, von Aumale und von Elbeuf: die drei geiſtlichen die Herrn Cardinäle von Lothringen, von Guiſe und der Großprior des vortrefflichen und heiligen Ordens von Jeruſalem, alle ſechs ſehr vortreflich in ihrem Beruf.

Der Herr Cardinal von Lothringen wurde für einen der vortrefflichſten gehalten, ſeit es Cardinäle giebt. Ich will nicht ſagen, daß einer derſelben an Heiligkeit oder Gelehrſamkeit oder an irgend einem andern Vorzug im einzelnen ihn nicht allenfalls übertreffen hätte, allein er war in jedem Stück vortrefflich; beſonders beſaß er einen ſehr feinen Geiſt, eine ſehr ſcharfe Beurtheilungskraft und ein ungemeines Gedächtniß. Er war von ſehr gutem Anſtand, ſchönem Betragen, ungemeiner Artigkeit, wußte von allem ſehr gut und ſehr beredt zu ſprechen, ſo wohl von weltlichen als geiſtlichen Dingen, verſtand ſich ſehr gut auf die franzöſiſchen Staatsangelegenheiten, ja ſelbſt auch auf die von auswärtigen Ländern.

Auch beſtand daher, wie mir ehmahls ſein Neffe, der Herr von Guiſe, ſagte, ein großer Theil ſeines Aufwands darinn, daß er alle Neuigkeiten aus allen Gegenden der Chriſtenheit, ja auch anderwärts her, zu erfahren ſtrebte und in dieſer Abſicht Leute unterhielt und beſoldete, die ihn überall her mit Nachrichten verſorgen mußten.

Er verſtand ſich auch ſehr gut auf die Finanzen, und wußte alles an Finger herzuerzählen, wo man Mittel nehmen und ausdenken müßte für die Bedürfniſſe ſeines Königs, ſo wie auch für ſeine eignen, wie er dies gar gut an den Tag legte in den bedrängten Umſtänden, worein ſein König nach der Schlacht bei Saint-Quentin gerieth.

Man hielt ihn für einen ſehr unruhigen, aufrühriſchen und ehrſüchtigen Mann. Wäre er ſo tapfer

ge-

gewesen als sein Herr Bruder, (wie er denn selbst sagte, daß er von Natur sehr feigherzig sey,) so würde er große Dinge unternommen und gar gewaltige Händel angestiftet haben. Er war sehr der Kirche ergeben, und wurde daher von den Hugenotten stark gehaßt. Dennoch hielt man ihn für sehr versteckt und heuchlerisch in seiner Religion, welcher er sich blos zu seiner Größe bediente. Ich hörte ihn oft von der Augspurgischen Confession reden und sie unter der Hand gut heissen, ja sogar preisen und herausstreichen, mehr um einigen teutschen Herrn zu Gefallen, wie man sagte, als aus einem andern Grund. So sah ich ihn einst zu Rheims in der Char-Woche vor seiner Frau Mutter dieß öffentlich thun, wobei sichs ihm gar gut zuhörte; denn ohnerachtet er sehr gelehrt war, war er doch nicht so wohl gründlich an Wissenschaft, als stark in der Beredsamkeit.

Nach dem tridentinischen Concilium kam er nach Fontainebleau und predigte am ersten Fastensonntag vor dem König, der Königinn und dem ganzen Hof, wobei der Herr Prinz von Condé mit einem großen Gefolge von Adelichen und andern von seiner Religion ebenfalls zugegen war. Wirklich hörte sichs ihm sehr gut zu; denn man konnte gar keinen schönern Vortrag hören, und er wurde sehr bewundert selbst von den Hugenotten, welche nichts an ihm auszusetzen fanden, als da, wo er auf die Versuchung des Teufels kam [10]).

Bei dem tridentinischen Concilium erwarb sich dieser Herr Cardinal große Bewunderung bei der ganzen edeln und heiligen Versammlung, so wohl in seinen Reden, Vorträgen und Disputationen, als in seinen Antworten und Spitzfindigkeiten. Denn er war sehr schnell, scharfsinnig und fein in seinen Worten und Gesprächen, (man sagte von ihm, er habe einen

Spiritus familiaris) Auch lobte ihn jener große Mann der Herr von Beza sehr, sowohl wegen dieses schönen Beweises, den er öffentlich ablegte, als wegen einer Conferenz, die sie noch besonders mit einander hatten. Beide konnten sich gegenseitig nicht genug erheben und preisen, wie zwey schöne Pferde, die einander kratzen, und nicht wie ein Paar Esel, sagte man damals! Denn sie waren über diesen Rang, indem sie zu viel Gelehrsamkeit dazu besaßen.

Ich war damals nicht bei Hof und also nicht bei diesem Colloquium, denn ich hatte gerade die Königinn von Schottland begleiten helfen: ließ mir aber bei meiner Zurückkunft an den Hof alles erzählen. So zeigte dieser große Cardinal seine Wissenschaft und seine große Beredsamkeit nicht nur bei diesem Religionsgespräch, sondern auch noch bei mehrern andern Gelegenheiten und Gesandschaften an den Papst, die Potentaten und Republiken in Italien, an den König von Spanien, bei den Congregationen der Prälaten, bei dem Colloquium zu Poissy, bei den Merkurialen, bei den Parlementssitzungen, bei großen Versammlungen und beim Empfang von Gesandten. Kurz bei einer zahllosen Menge schöner, großer und ehrenveller Gelegenheiten, that dieser Herr sich so sehr hervor, daß er sich dadurch schon bei seinen Lebzeiten den Namen der Perle aller Prälaten in der Christenheit erwarb.

Wenn er jetzt heilig war, (wie wohl man ihn im Grund nicht allzu gewissenhaft fand,) so war er in seinen jungen und schönen Jahren nichts desto weniger sehr weltlich; auch hatte er manches sehr schöne Glück gemacht, wie ich wohl anführen könnte. Unter seinen weltlichen Eigenschaften hatte er auch die, daß er im Glück sehr übermüthig und verblendet war, auf keine Personen sah und keine Rücksichten nahm;

in ſeinem Unglück hingegen war er der geſchmeidigſte, höflichſte und liebenswürdigſte Mann, den man ſehen kann.

Bei Hof war eine von den Fräulein der Königinn, Fräulein von la Guyonniere, nachher Frau von Lignerolles, die ihn wegen dieſer Art in ſeinem Betragen oft aufzog; denn wenn er oben ſchwamm, ſah er die Leute, Herrn und Damen, gar nicht an, giengs aber bei ihm enge zu, ſo ſuchte er beide und war die Sanftmüthigkeit und Demuth ſelbſt. Sobald ihn alſo Fräulein von la Guyonniere, ein ſehr kluges, ſchönes, vortreffliches und witziges Frauenzimmer, kommen ſah, machte ſie ſich an ihn und ſagte: „ſagen Sie einmal „aufrichtig, Herr Cardinal, iſt es Ihnen heute nicht „ſchief gegangen? Sagen Sies uns; denn ſonſt reden „wir nicht mit Ihnen. Nicht wahr, ich habe „Recht.“

Kurz der Cardinal war ein ſehr großer Mann in allen Stücken. Er ſtarb zu Avignon an Gift, wenn wir der Legende de Saint-Nicaiſe glauben wollen.

Was den Herrn Cardinal von Guiſe betrift, ſo kam er ſeinem Herrn Bruder, dem Herrn Cardinal, bei weitem nicht gleich, indem er ſeine Jugend mehr auf Vergnügen und Luſtbarkeiten des Hoflebens verwendet hatte; auf ſeine alten Tage aber legte er ſich doch auf Geſchäfte und ſtarb mit dem Ruf eines ſehr geſchickten Prälaten, der ganz gegen die gemeine Meinung ſo viel Verſtand und gründliche Beurtheilungskraft beſaß, als ſein Herr Bruder und dabei ſehr bedächtlich war, und ſich nicht leicht übereilte. Er hatte auch gute Einfälle und ertheilte ſo guten Rath, als irgend einer, der mit den Geſchäften des Königs zu thun hatte, und in ſeinem Staatsrath ſaß.

Er war der einzige auf den das Sprüchwort des hochseligen Königs Franz I. paßt, welcher sagte: „die „lothringischen Prinzen glichen den neapolitanischen „Pferden, welche spät erst würden, dann aber in „ihrem Alter sehr vortrefflich wären." Dieß ist, wie gesagt, der einzige Prinz, auf den dieß Sprüchwort paßte; denn alle seine andern Herrn Brüder und Neffen, die ich gesehen habe, waren schon in ihrer Jugend sehr gut, brav, muthig und edel; kurz so in ihrer Jugend, wie in ihrem Alter, und in ihrem Alter, wie in ihrer Jugend, wie ich den Herrn Großprior gesehen habe, von dem ich oben schon handelte, und auch den Herrn Marquis von Elbeuf, der seinen Herrn Bruder in allen Kriegen begleitete.

Bei diesen Umständen darf man gar nicht fragen, ob dieser Herr von Elbeuf, nachdem er bei einem so vortrefflichen Meister, seinem Bruder in der Lehre gewesen, ein sehr wackrer, braver und einsichtsvoller Prinz war, wie ich ihn auch kennen lernte. Auch hatte er einen sehr wackern Hofmeister, den jungen Rance aus Champagne, den man Contenant nannte und der ihn sehr gut und weise erzog und führte. Unter andern Vollkommenheiten, die dieser Prinz besaß, war er auch sehr beredt und sehr rechtschaffen und machte nicht leicht jemand mißvergnügt, ausser den Ritter von Tenance, einen sehr braven und wackern Cavalier und alten Diener ihres Hauses, besonders des verstorbenen Herrn Groß-Priors seines Bruders. Er ließ diesen nämlich um einer geringen Ursache willen auf die Galeren bringen und ihm sogleich den Bart wegscheeren, als der König zu Marseille war, was dieser, so wie mehrere vom Hof nicht gut fand.

Er hinterließ einen Sohn und eine Tochter von seiner Frau Gemahlin aus dem Hause Rieux. Der

Sohn

Sohn iſt der gegenwärtige Herr Marquis von Elbeuf, ein ſehr wackrer Prinz und Mann von Rechtſchaffenheit und Ehre. Er wurde zu Blois bei der Ermordung des Herrn von Guiſe gefangen genommen und dem Herrn von Epernon überlaſſen, um Löſegeld von ihm zu ziehen, was er auch that. Die Schweſter iſt die Frau von Aumale, eine ſehr ſchöne und vortreffliche Prinzeſſin.

Der andre ſechſte Bruder der Herrn von Guiſe war der Herr von Aumale. Er war ein ſehr guter General, wie wohl man ihn dabei für unglücklich hielt. Doch hatte er ſo viele Gelegenheit nicht gegeben, ihm dieſe Eigenſchaft beizulegen, die einzige Niederlage ausgenommen, die ihm der Markgraf Albrecht von Brandenburg (jener große Feind der Biſchöffe und Pfaffen,) beibrachte, und die eine Folge ſeines allzu großen Muths und ſeiner Herzhaftigkeit war. Denn er hatte, obſchon nicht einmal halb ſo ſtark, als gedachter Markgraf, welcher zwanzigtauſend Mann commandirte, dieſen dennoch tapfer angegriffen und bekämpft. Damals wurde er denn geſchlagen, verwundet und gefangen.

Bei eben dieſer Gelegenheit blieb jener brave Herr, der Herr von Rohan, um den es gar ſehr Schade war, denn er war ein ſehr guter tapfrer Herr und General und ſehr getreuer Diener des Königs. Auch hatte er die Ehre, mit ihm verwandt zu ſeyn: denn der Graf Johann von Angoumois hatte eine Tochter aus dem Hauſe Rohan geheirathet, welche Großmutter von dem Könige Franz wurde. Dieſer Herr von Rohan wurde ſehr elendiglich von zween Soldaten umgebracht, die ſich darum ſtritten, wer ihn gefangen genommen haben und bekommen ſollte, bis ihn aus Aerger beide umbrachten, damit ihn weder der eine noch

noch der andre bekommen sollte, ohnerachtet er ihnen sagte und zuschrie, er habe genug für sie beide, um sie auf ihre ganze Lebenszeit mit seinem Lösegeld reich zu machen. Dies passirt oft im Krieg und darauf sollten Kriegsleute wohl Acht haben und sich vorsehen. Auch noch eine Menge andrer Herrn und vornehmer Cavaliers kamen bei dieser Niederlage ums Leben, die ein großer Verlust für den König war.

Dieß zog dem Herrn von Aumale zuerst den Titel des Unglücklichen zu; denn als General der französischen Cavallerie war er bei allen Treffen, die er lieferte, glücklich. Eben so war ers als Lieutenant de Roy in Piemont, besonders bei der Einnahme von Vulpiano. Eben so war er glücklich auf dem Rückmarsch von dem Italienischen Zug seines Herrn Bruders, wo er alle seine Truppen frisch, gesund und glücklich durch Graubünden zurückführte, ohne ihnen Italien zum Kirchhof werden zu lassen. Kurz bei mehrern sehr schönen Kriegsthaten war er sehr glücklich.

In unsern bürgerlichen Kriegen war er etwas unglücklich zu Rouen, da er es erst belagerte, einige Monate aber darauf die Belagerung wieder aufheben muste, weil er zu wenige Truppen zu einer solchen Unternehmung hatte. Auch in der Schlacht bei Dreux war er unglücklich; denn nachdem er mit dem Herrn Connetable, mit dem er im Haupttreffen stand, den Angrif tapfer ausgehalten und gut gefochten hatte, wurde er niedergeworfen und brach einen Arm. Der Herr von Guise lobte ihn dabei sehr.

So war er also bald glücklich, bald unglücklich; ein Schicksal, das ihn nicht allein betraf, sondern das er überhaupt mit großen Feldherrn gemein hat, welche bald vom Glück begünstigt bald von Unglück angefallen

fallen werden. Denn ſonſt könnte es keine guten und groſſen Feldherrn geben, wenn ihnen das Kriegsglück ſtets günſtig bliebe.

Zum Beweis, daß dieſer Herr von Aumale ein groſſer Feldherr war, bedarf es blos des Zeugniſſes von ſeinem eignen Bruder, dem Herrn von Guiſe, welcher bei ſeinem Tod der Königinn ſagte: ſie möchte darauf bedacht ſeyn, ſeinen Poſten wieder gut zu beſetzen und ihn ſo wie ihre ganze Armee einem würdigen General zum Commando übertragen, wobei er keinen beſſern wüßte, als ſeinen Bruder den Herrn von Aumale, der ihr und dem König ſehr gut dienen würde; wie ich dieß alles ſelbſt mit anhörte.

Die Königinn befolgte dieſen Rath und ſchickte ſogleich nach ihm in ſeinem Hauſe Anet, wo er ſich aufhielt, da er von ſeinem Armbruch noch nicht ganz wieder hergeſtellt war. Er kam nach Orleans, erhielt das höchſte Commando über die Armee, ohnerachtet der Herr Marſchall von Briſſac da war, und verfolgte, ſo kurz es auch noch währte, die Plane ſeines Herrn Bruders ſehr gut. Bald darauf erfolgte der Waffenſtillſtand und nachher der Friede.

Einige Jahre darauf ſtarb er bei der Belagerung von la Röchelle, wo er Monſieur, dem Bruder des Königs, als erſter vornehmſter Rath beigegeben worden war; denn er verſtand ſich ſehr gut auf Belagerungen, Recognoſciren, Retrenſchiren, Beſchieſſen und Stürmen, und beſaß dabei ein ſehr gutes Augenmaas und eine ſehr richtige Beurtheilungskraft. Jedermann folgte daher auch ſeinem Gutachten, indem niemand da war, der ihn übertroffen hätte, ohnerachtet ſich groſſe Prinzen und Feldherrn dabei befanden. Sie hatten aber alle nicht geſehen, was er geſehen hatte. Denn er hatte unſern Kriegen beigewohnt und ſie ſehr gut mitgemacht, auch den Teutſchen zwiſchen den

dortigen Fürsten und Bischöffen, wo der Markgraf ihn stets als seinen Gefangenen mit sich führte, indem er ihn nicht sicherer bewachen zu können glaubte, als in seiner Gesellschaft; wobei wie ich ihn sagen hörte, er sehr viel gesehen und gelernt hat.

Vor la Rochelle nun fand er seinen Tod, wie er oft vorher gesagt hatte und ich ihn selbst sagen hörte: „dieß ist der Ort, wo ich sterben werde". Sein Dämon ließ ihn vielleicht dieß sagen, oder empfand er vielleicht in seinem Gewissen so etwas, weil er, wie man sagte, in dem Pariser Blutbad gegen die Hugenotten sehr grausam war, die er gar nicht schonte, so ein rechtschaffener Mann er auch sonst war; allein sie hatten ihm seinen Bruder ermordet.

Als vor la Rochelle einst ein Schuß aus der großen und langen Feldschlange geschah, welche die Kuh genannt wurde, und dieser Schuß von der Seite her durch einen Schanz-Korb geschlagen hatte, fiel die Kugel schon ganz kraftlos auf ihn nieder, ohne ihm eine Wunde zu machen, und erdrückte und erstickte ihn. So starb er zu großem Leidwesen der Unsrigen und zu großer Freude der Hugenotten, die ihn aus dem angeführten Grund nicht liebten.

An dem Tag, da er starb, sollte eigentlich noch Waffenstillstand seyn, der auf vier Tage geschlossen worden war; allein am Morgen des vierten Tages hatte sein Neffe, der Herr von Bouillon, ihn durch vier bis fünf Kanonenschüsse gebrochen, welche sehr gut gerichtet waren und trafen. Einige sagten, der Herr von Aumale, sein Onkel, habe es ihm geheißen, und dies konnte auch wohl seyn. Andre sagten, der Herr von Bouillon habe es für sich selbst und aus eignem Antrieb gethan. Ich weiß, was er mir hierüber sagte, denn er war mir besonders gut. Nachdem also der Stillstand

ge-

gebrochen worden war, und zwar mit Unrecht, da er noch einen Tag gedauert hätte; (denn man muß sein Wort stets halten und darauf bedacht seyn, Recht und Gerechtigkeit auf seiner Seite zu haben,) schossen wir von beiden Seiten so stark auf einander, daß endlich gegen Abend der Herr von Aumale seinen Todesschuß bekam, den einige als eine alte Rache für die Sanct-Bartholomäus Nacht und eine neue für den Bruch des Waffenstillstands ansahen. Dies sind aber alles göttliche Geheimnisse.

Er hinterließ drei brave edle Söhne, den Herrn von Aumale, den von Saint-Valier, der den Namen seines Großvaters führte und schöne Blüthen von künftigen Früchten zeigte, die er getragen haben würde, wenn er nicht so frühzeitig gestorben wäre; und endlich den Ritter von Aumale.

Der

Admiral von Chatillon.

Jetzt muß ich von einem Feldherrn reden, groß, wenn je einer groß war, nämlich dem Herrn Admiral von Chatillon. Ich ihn dem großen Herzog von Guise gegenüber stellen, damit man den Werth beider desto besser würdigen möge: gerade wie ein guter Juwelier zween Edelsteine gegen einander stellt, um ihren Werth desto einleuchtender zu machen. Ich will diese Erfindung übrigens nicht mir allein zuschreiben. Ich habe auch schon andre sie mit einander vergleichen hören, welche fanden, daß sie einander sehr nahe kämen; ausser daß sie sagten, der

Herr

Herr von Guise wäge noch schwerer auf der Waagschaale; und das schönste, was der Herr Admiral in seinem Leben gethan habe, sey gegen seinen Gott und seine Religion, in der er getauft worden sey, gegen sein Vaterland und gegen seinen natürlichen König gerichtet gewesen, bei dem Herrn von Guise hingegen sei dies alles umgekehrt. Darum gebührt aber nichts desstoweniger dem Herrn Admiral der Titel eines großen Feldherrn; denn unter den römischen Kaisern gab es mehr heydnische als christliche große Generale, die sich dabei wider ihr Vaterland empörten; ja auch aus andern Nationen, denen darum nichts desstoweniger dieser Titel gebührt, wenn sie gleich solche Fehler begangen hatten.

Unsre beiden Männer waren in ihren jungen Jahren gegen das Ende der Regierung König Franz I. und noch weit hinein in die von Heinrich II. so gute Kameraden, Freunde und so eng mit einander am Hof verbunden, daß ich von mehrern, welche sie sahen, gehört habe, wie sie sich öfters ganz gleich schmückten, kleideten, die Parthie im Turnier, bei Luststechen, Ringelrennen, Maskeraden und andern Zeitvertreib und Spielen am Hof zusammen machten: beide sehr aufgeräumt waren und noch weit mehr mit einander schwärmten, als alle andern; besonders hatten sie nicht leicht einen Jugendstreich ausgeführt, wobei nicht jemand Schaden genommen hätte, so wilde Spieler und so unglücklich waren sie bei solchen Possen.

Unter der Regierung Franz II. hatten sie indessen doch einen kleinen Streit zusammen. Der Herr von Guise war unzufrieden mit Ch. wegen eines Raths, um den er ihn in einer Heyrathssache [21]), die ich hier nicht nennen will, gebeten hatte; worinn der Herr Admiral ihm abrieth und sagte, sie wäre nicht allzu ehren-

ehrenvoll für ihn und, „es sey allemal besser, dieß „waren seine eignen Worte, einen Zoll breit Gunst „und Ansehen mit Ehre, als einen ganzen Arm voll „ohne Ehre zu haben.“ Der Herr von Guise sagte, er habe ihm hierinn nicht als Kamerad und Freund gerathen, sondern als ein solcher, der ihm das Glück und Vermögen beneidete, das diese Vermählung ihm hätte bringen können. Diese Uneinigkeit währte aber nur kurze Zeit, und sie waren nachher nichts desto weniger Freunde wie zuvor.

Aber welche Veränderung folgte auf diese grosse Freundschaft. Diese Veränderung entstand zum Theil am Abend nach dem Sieg bei Rendy auf dem Zimmer und in Gegenwart des Königs. Als nämlich hier davon gesprochen wurde, bestritt der Herr Admiral dem Herrn von Guise (vielleicht neidisch auf den Ruhm und die Ehre, die er diesen Tag erworben hatte,) eine Kleinigkeit, die dieser behauptete; worauf der Herr von Guise sagte: „Ach, Schwere„noth, Sie müssen mir meine Ehre nicht nehmen „wollen.“ Der Herr Admiral antwortete: „Dies „will ich auch nicht“; worauf der Herr von Guise erwiederte: „Sie könntens auch nicht“ Da der König sah, daß die Sache weiter gehen könnte, befahl er ihnen zu schweigen und gute Freunde zu seyn. Dieß geschah auch, jedoch nur dem äussern nach, denn sie wurden nie wieder so gute Freunde, als sie zuvor gewesen waren. Nachher zündete die Gefangensetzung des Herrn von Andelot nebst andern Gründen von Neid und Ehrsucht das Feuer des Hasses noch mehr an, das bis an ihren Tod fortwährte.

Der Herr Admiral sagte zu jemand, von dem ich es wieder habe: er sey dem Herrn von Guise sehr behülflich dazu gewesen, sich die Liebe des Dauphins

zu erwerben, der eine Menge Günstlinge hatte, worunter aber die vornehmsten Andouin, Dampierre, Saint-André, Chastaignerape, Chatillon und des Cars waren. Andouin wurde vor Landrecy getödtet und von seinem Herrn sehr bedauert. Dampierre fiel in Ungnade und wurde vom Hof gejagt, was der Herr von Chatillon bewirkte, welcher einige Briefe aufgefangen hatte, die gegen seinen Herrn und die Frau von Valentinois waren, welche der König liebte.

Man fand diesen Zug von Undankbarkeit von Seiten Dampierres (ich muß so davon reden, ohnerachtet er mein Onkel war) sehr befremdend. Er war erst von der Schule gekommen und hatte noch gar nichts vom Kriege gesehen; demohnerachtet nahm ihn der Dauphin zu sich und wurde so sehr sein Freund, daß er ihm eine Compagnie von funfzig Gensdarmen geben ließ und ihn zu seinem ersten Hofjunker machte, nicht ohne großen Neid mehrerer anderer, die es besser verdienten, als er. Dem allem ohnerachtet wurde er an seinem Herrn zum Verräther. Er hatte meine Tante geheirathet, allein wenn er diesen Streich wirklich machte, so kann ich doch nicht anders, als ihn tadeln, und muß die Sache sagen wie sie ist. Der Herr des Cars gerieth dabei ebenfalls mit ihm stark in Verlegenheit, und fiel in Ungnade.

Mein Onkel de la Chastaignerape machte es nicht so. Er war sehr standhaft und redlich gegen seinen Herrn in der Sache, der er sich für ihn gegen Jarnac annahm. Dieser Jarnac hatte nämlich sich berühmt, bei einer Dame, die nahe mit ihm verwandt und seine Stiefmutter war, geschlafen zu haben. Da er dieß dem Herrn Dauphin wieder sagte, brachte dieser es weiter unter andre aus. Als dieß Jarnac erfuhr, sagte er: wer ausgesagt habe, daß er dieß behaup-

haupte, oder ſich damit berühmt hätte, der habe es gelogen. Mein Onkel, für die Ehre ſeines Herrn beſorgt, den er hier in Verlegenheit darüber ſah, (denn er muſte befürchten, der König möchte mit ihm darüber ſprechen, indem gedachter Jarnac die Schweſter der Frau von Eſtampes der Geliebten des Königs geheirathet hatte,) nahm das Dementi für ſeinen Herrn auf ſich und ſagte: er ſelbſt habe es geſagt und er wolle ſich mit ihm ſchlagen, wie auch geſchah; aber ſo, daß er das Unglück hatte, zu bleiben, als eben ſein Herr zur Regierung kam und ihn zu großen Ehren hätte erheben können.

Die Herrn von Chatillon und Saint-André blieben nun die einzigen Günſtlinge; ſie hatten zwar unter der Regierung Franz I. eine Zwiſtigkeit mit einander, welche jedoch nicht lange währte.

Der Herr von Guiſe, ohnerachtet er noch ein junger Prinz war, ſchön, von gutem Anſtand, gewandt und geſchickt in den Waffen, der ſich ſehr in den Turnieren bei Hof hervorthat, machte Kameradſchaft mit dem Herrn Admiral, wobei ſie ſich, wie gedacht, Freundſchaft ſchwuren, und darum ſagte man und der Herr Admiral hatte es ſelbſt einem Mann geſagt, der es mir wiederſagte, der Herr Admiral ſey ihm zur Liebe des Herrn Dauphin behülflich geweſen, bis endlich Haß ſich zwiſchen ihnen entſpann. Dieſer gieng jedoch noch nicht ſo weit, daß der Herr Admiral nicht zur Zeit Königs Franz II. der Frau von Guiſe Nachricht gegeben hätte, es ſey eine geheime Verſchwörung gegen den Herrn von Guiſe und ſein Leben im Werk, ſie möchte ein Auge darauf haben und ihn warnen.

Der Herr Admiral wollte dieſe Nachricht dem Herrn von Guiſe nicht ſelbſt geben aus dem Grund,

wie ich mir habe sagen lassen, damit er nicht denken möchte, er suche dadurch seine Freundschaft wieder zu gewinnen und wolle damit den Augendiener machen, und zuvorkommend seyn. Er wollte sich also damit lieber an dessen Frau Gemahlinn wenden. Diese Nachricht wurde nach der Verschwörung von Amboise gegeben, von welcher gedachter Herr Admiral nie etwas wuste, wie ich von einigen der ältesten Reformirten habe sagen hören, unter andern auch von la Vigne, dem Bedienten des la Renaudie, der um das ganze Geheimniß wuste. Man wollte ihm nämlich solches nie anvertrauen, weil die Verschwornen ihn für einen Herrn von Ehre und Rechtschaffenheit und für einen weisen, klugen, einsichtsvollen, politischen, braven, strengen, bedachtsamen, Ehr- und Tugend liebenden Mann hielten, als den er sich in allen seinen Handlungen jederzeit bewiesen hatte; daher er sie wohl mit ihrem Antrag gar weit weggewiesen, ausgefilzt und alles verworfen hätte, ja selbst mit behülflich gewesen wäre, ihre Plane zu vereiteln.

Er war damals nicht zu Amboise, wohl aber sein Bruder, der Herr Cardinal, und ich sah ihn sehr aufgebracht und entrüstet gegen die Anführer und so hitzig darauf, ihnen den Prozeß machen und sie aufknüpfen zu lassen, als irgend einer. Ja ich sah ihn selbst mit bei den Ausfällen gegen sie, als sie vor dem Ort erschienen.

Er hatte Recht, sich so darüber zu formalisiren, und der Herr Admiral, nichts davon zu wissen; denn es war auch die schändlichste, schlechteste und abscheulichste Handlung, die je begangen wurde. So sehr mans auch bemänteln, verdecken und anstreichen mag, und so sehr sie auch vorgaben, sie hätten blos dem Herrn von Guise zu Leibe gewollt, (andre sagten

gar

gar, sie wollten blos dem König eine Bittschrift überreichen,) so ist dennoch kein Zweifel, daß, wenn sie ihren Plan ausgeführt und die Oberhand behalten hätten, es dem König gegangen seyn würde, wie den andern; wie la Vigne mir selbst sagte, und auch andre.

Die erste Zwietracht zwischen dem Herrn von Guise und dem Herrn Admiral um der Religion willen zeigte sich zu Fontainebleau, als König Franz II. eine Art von Reichstag daselbst versammeln liess, und der Herr Admiral dem König im Namen seiner Religions-Verwandten eine Bittschrift überreichte und Religions Freiheit verlangte; wobei er sagte, er spreche im Namen von funfzigtausend Mann. Da konnte der Herr von Guise seinen Zorn nicht zurückhalten und sagte: er wolle hunderttausend gute Catholiken gegen sie ins Feld führen, die ihnen die Köpfe einschmeissen sollten.

Als König Franz starb, kam der Herr Admiral mehr empor, als je; durch Hülfe des Königs von Navarra, der von der neuen Religion angesteckt war und über den er sehr viel vermochte, so wie auch über den Herrn Prinzen, der sein Neffe war, indem er seine Nichte, die Tochter seiner Schwester, der Frau von Roye, geheirathet hatte.

Der Herr Admiral bediente sich dieser Stütze nicht blos, um seine Religion zu unterstützen, sondern auch um sie hoch zu erheben, wie sich dies von diesem Todesfall bis zur ersten Waffenergreifung gar deutlich zeigte. Alles geschah durch die künstlichen Ränke und den feinen Geist des Herrn Admirals, der bei Hof alles lenkte und regierte, als das Jänner-Edict gemacht wurde, wie ich selbst mit ansah.

So war die neue Religion so sehr empor gebracht, gehoben und befestigt, daß bei dieser ersten Waffen-

ergreifung plötzlich beinahe alle die besten Städte im Reich von den Reformirten überrumpelt und weggenommen wurden, was eine gar große Sache war. Selbst Paris war in Gefahr, ohne die Thätigkeit und Hülfe des Herrn Connetable, des Herrn von Guise und des Herrn Marschall von Saint-André.

Thoulouse ebenfalls, welches nach Paris die festeste catholische Stadt ist und unter allen in Frankreich am meisten Catholiken hat. Es war bereits eingenommen; und ohne den ältern Herrn von Boyjourdan, einem sehr braven und tapfern Officier, und Neffen des Herrn Marschall von Termes und andre tapfre und brave Gascogniſche Cavaliers, welche der Herr von Montluc aufzählt, würde die Stadt hugenottisch geworden seyn, wie andere. Sie war zwanzig Stunden in Feindes-Gewalt, wurde aber durch die Waffen und die schönen Anstalten des gedachten Boyjourdan und andrer braver tapfrer Männer in der Stadt wieder erobert.

Alle die Städte, welche damals überrumpelt und weggenommen wurden, namentlich aufzählen zu wollen, wäre eine sehr überflüssige Sache: denn ich erinnre mich, daß man, wenn man zur Zeit dieses großen Aufstands jemand fragte, welche Städte denn eingenommen wären, und welche es mit den Hugenotten hielten, zur Antwort bekam: „so fragen Sie doch „lieber, welche es nicht mit ihnen halten.“ Und von dieser ganzen großen, bewundernswürdigen und unglaublichen Unternehmung war der Herr Admiral der alleinige Urheber und Leiter. Hieraus kann man schließen, welch ein großer Feldherr er war.

Ich habe mir erzählen lassen, daß jüngst der Prinz von Parma, als er von der großen Empörung hörte, welche der verstorbene Herr von Guise

durchs

durchs ganze Reich bewirkte, besonders in der Stadt Paris durch jene Barikaden, die in einem Augenblick gegen den König errichtet und zu Stand gebracht waren, sagte und bekannte: der Herr von Guise sey gegenwärtig der gröste Feldherr in der ganzen Christenheit, da er im Stand gewesen sey, so plötzlich eine so starke Empörung gegen seinen König zu bewirken. Ich glaube, daß er in seinem Herzen wohl gewünscht haben mag, ein Gleiches in den Niederlanden thun zu können, um sich zum Herrn davon zu machen, und sie dem König von Spanien abnehmen zu können, um dann selbst den Titel zu führen, den er andern verschaffte, wiewohl er ihn anders wo her ebenfalls führte.

Wir müssen also den Herrn Admiral für einen sehr bewundernswürdigen und vollkommnen General halten, weil er im Stand war gegen seinen eignen König, dessen Reich zu verbünden und die ganze Unternehmung durch seine Waffen so tapfer, und durch seinen Geist seine geheimen Unterhandlungen und Einflüsse so weislich zu unterstützen und zu behaupten.

Ich habe sagen hören, daß er eines Tags in einem vertrauten Gespräch mit dem Herrn Marschall von Strozzy sich über die Gröse und den Glanz des französischen Reichs verbreitete, wie es nicht leicht zu Grund gerichtet noch verdunkelt werden könnte, und durch welche Mittel dieß indessen dennoch zu bewirken wäre; worauf ihm der Herr Marschall zur Antwort gab: kein andres Mittel würde hiezu wirksamer seyn, als wenn man eine Religionsänderung darinn bewirkte und eine neue Religion einführte; indem die Religionsänderungen den Reichen mehr Abbruch thäten, als irgend andre Mittel, Erfindungen, Ränke, Ehr-

sucht, Bedrückungen, neue Freiheiten, Verminderung der Steuern und Abgaben, Erleichterung des Volks oder ein neuer Fürst je zu bewirken im Stand wäre.

Dieß sagte einst ein gewisser päbstlicher Gesandter dem Könige Franz, den, weil er über den Papst Clemens einer gewissen Sache wegen unzufrieden war, zu ihm sagte: wenn er sich ihm nicht gefälliger bezeige, werde er die neue Religion Luthers in seinem Reiche zulassen, so wie der König von England gethan habe. Der Gesandte antwortete ihm aber ganz frey: „Si„re, dies würde Sie zuerst reuen; Sie würden „mehr nachtheilige Folgen davon empfinden und mehr „dabei verlieren, als der Papst; denn eine neue Re„ligion unter einem Volk erfordert nachher weiter „nichts, als eine Veränderung auch in Ansehung des „Fürsten." Der König überlegte sichs und umarmte den gedachten Nuncius, sagte, es sey wahr und liebte ihn um dieses guten Raths willen nachher allezeit. Aus gleichen Gründen verbot auch der Groß-Sultan Soliman die lutherische Religion, wie die Pest.

Ich habe mich hier des Worts Nuncius bedient, weil es heut zu Tage gebräuchlich ist; allein, als ich an den Hof kam, war es noch nicht Mode, sondern da hieß es noch päbstlicher Gesandter: und als dieser Name Nuncius aufkam, sagte man spottweise: Voila l' Once du Pape). Manchen wollte es anfangs gar nicht gefallen, indem es so viel sagen wolle, als der Bote des Papstes, denn das Wort Nunius bedeutet im Lateinischen nichts anders, als Botee und so ersonnen denn die saubern Wortschöpfer denen Ambossadeur des Papstes nicht recht klingen wollte, die Benennung Nuncius des

Pab-

Papſtes, ſo daß bei Hof anfangs, als dieſe Benennung eingeführt wurde, die Damen, Fräuleins und Cavaliers, wenn der päpſtliche Geſandte oder Nuncius ins Zimmer des Königs oder der Königinn kam, ſpottweiſe ſagten: „vorgeſehn, die Unze des Papſtes „kömmt.“ So ſagte auch der verſtorbene Herr von la Fayette, welcher ſehr witzig war, ohnerachtet er übrigens ein wenig ſtotterte: „Pardieu, man wird dieſe „Namen von Geſandten und Nuncius des Papſtes ſo „lange verändern, bis man endlich gar noch ſagt: da „kömmt der Engel oder der Verkündiger oder der „Vorläufer des Papſtes, um mit dem König und der Königinn zu ſprechen.“

Um wieder auf den Herrn Admiral zu kommen, ſo fand er an dieſer Ruſt, die ihm der Herr von Strozzy gab, ſo viel Geſchmack, daß er ihrer nicht überdrüßig wurde, bis er die Sache ſelbſt in der Wirklichkeit und Erfahrung geſehen hatte. Darum wollten auch manche ſagen, er habe mehr Ehrgeiz, als Religion, und ſeine Handlungen ſeyen mehr auf das eine als auf das andre gerichtet. Ich weiß nun nicht, wie es damit in ſeinem Herzen beſchaffen geweſen ſeyn mag; allein der Eifer und die Andacht, die er ſtets in ſeiner Religion bewies, und wie gut und getreu er ihr ſtets diente, laſſen doch vermuthen, daß er es aufrichtig gemeint habe; beſonders aber die Friedensſchlüſſe, die er machte. Denn ſobald der König ihm und ſeinen Anhängern darinn nur die Religionsübung zugeſtand, ſchloß er ſogleich ab, legte die Waffen nieder und gab alle Städte zurück, ohne nur eine einzige zu ſeiner Sicherheit zu behalten. Dieß thaten die andern nicht, die nach ihm commandirten. Wenn man ihm dann ſagte, warum er denn keine für ſich und die andern überhaupt behielte, antwortete er: ſie könnten ſich nicht

ſtrafbarer machen, als auf dieſe Art, wenn ſie die Städte des Königs zurück behielten. Da er ihnen Gewiſſensfreiheit und Religionsübung verſtatte, ſo könnten ſie ja nichts mehr verlangen.

In dem erſten und zweiten Krieg gab er ſogleich Orleans zurück, das ihnen ſo große Vortheile gewährt hatte; unerachtet viele darüber ſchrien, warum er nicht wenigſtens dieſe Stadt zu ſeiner Sicherheit behalten habe, beſonders da ſie ſo nahe an ſeinen Güteen liege. In den dritten Unruhen übergab er gleichfalls Angouleme, ſo ſehr auch die groſſe Brut von Hugenotten in Poitou, Xaintonge, und Angoumois ſchrieen und baten, es nicht zu thun, und auf den Herrn von Saint-Mieme, einen einſichtsvollen und guten General tödlich erbittert wurden, daß er den Platz ſogleich übergeben, und nicht lieber für ſie behalten hatte.

Dieſer groſſe Admiral war ſo groß gefürchtet und hatte ſolche Macht und ſolches Anſehen bei den Seinigen, daß ſie es nicht im geringſten wagten, irgend etwas gegen das zu ſagen, was er einmal beſchloſſen hatte; beſonders da er ſich immer auf den ſtarken Religions-Grund berief, und ſagte: „was wol„len wir denn mehr als Religionsfreiheit?" — Hieraus erhellt wohl deutlich, daß er rechtſchaffener und religiöſer dachte, als man glaubte.

Dieſe Güte verurſachte aber auch ſein Verderben. Denn hätte er ſich gute Städte vorbehalten, ſo würde man ſich wohl zehnmal bedacht haben, ehe man ſeinen Tod beſchloſſen hätte. Auch iſt es wahr, daß er ſehr auf die Ehre ſeines Königs hielt, und ſehr darauf bedacht war, ihn groß zu machen. So erinnere ich mich daß, als er an den Hof kam, wo er ſtarb, (der König war damals juſt zu St. Cloud) in demſelben Hauſe, wo die Verſchwörung gegen ihn geſchmiedet wur-

wurde, (da, wo nachher auch unſer König Heinrich III. der groſſe Urheber und Beförderer der Verſchwörung, ermordet ward, und die Königinn Mutter krank lag) eines Morgens als die Königinn Arzney genommen hatte, der Herr Admiral in den Saal kam, wo er uns fand, indem wir, der Herr von Strozzy und ich, ganz allein waren. Als er an die Zimmerthüre der Königinn anpochte, ſagte einer ihrer Kammerfrauen, welche alle, wenigſtens die vornehmſten, hugenottiſch waren, die Königinn habe ihre Medicin noch bei ſich, und er möchte noch ein wenig warten.

Indeſſ fieng er an mit uns auf und nieder zu gehen und von den flandriſchen Angelegenheiten zu reden, welche gut giengen, indem die Städte Valenciennes und Mons bereits erobert waren, worüber er eine ungemeine Freude hatte. Dann ſprach er mit uns von unſrer Einſchiffung zu Brouage, die wir vorhatten und von den Befehlen, die er nach allen Höfen ſeiner Admiralſchaft geſchickt hatte, uns mit allem beizuſtehen. „Nun, ſagte er, Gottlob, es geht alles „gut; in kurzem werden wir den Spanier aus den „Niederlanden verjagt und unſern König zum Herrn „davon gemacht haben, oder wir wollen alle ſterben „und mein Leben iſt mir nicht zu lieb, um es für ei„ne ſo herrliche Unternehmung aufzuopfern.“

Aus eben dem Grund war er ſehr dafür, daß der Herr von Strozzy ſein Vorhaben, nach Peru zu gehen aufgeben ſollte, wogegen wir einen Angriff zur See auf Flandern machen ſollten, während er zu Land dahin marſchirte. Denn wenn wir uns ſo zuſammen verſtänden, ſo müſte alles ganz unfehlbar nach Wunſch gehen. Er ſchickte uns ſogar einen Cavalier noch nach Brouage nach, um uns zu bitten, daß wir dahin ſegeln

geln möchten, indem er selbst im Begrif sey, abzumarschiren. Wir wurden wirklich dadurch zweifelhaft, hüteten uns jedoch, da wir auf den Punct unsrer Abfahrt den unglücklichen Tod des großen Feldherrn vernahmen.

Unglücklich mag ich diesen Tod wohl nennen für ganz Frankreich in Rücksicht auf die Unfälle und Drangsale, welche darauf erfolgten und noch ferner erfolgen werden. Denn was konnte der König bessers und größers wünschen, als sich auf solche Weise einen so mächtigen Feind vom Hals zu schaffen, wofür er ihn denn doch nun einmal hielt, so freundlich er sich auch gegen ihn stellte. Er wäre aus seinem Reich abmarschirt, hätte zwanzigtausend seiner Anhänger und, Gott weiß, von den besten mit genommen, um damit ein Land so groß als ein Königreich für ihn zu erobern und es ihm als Eigenthum zu verschaffen. Denn für sich wollte ers nicht; wer dies sagt, daß er sich hätte zum König von Frankreich machen wollen, der redet nicht wahr. Er hatte eben so viel Wunsch und Verlangen darnach, als ich. Wohl aber wünschte er eine große Stelle unter seinem König zu bekleiden, bei ihm in einem Rang zu stehen, den er verdiente und in dem er ehmals bei seinem großen König Heinrich gestanden hatte, Generalstatthalter in seinen neuen Eroberungen zu seyn und mit einigen Gütern darinn beschenkt zu werden, was alles nicht mehr, als billig war. Dabei würde er sich unter dem Schutz des Ansehns eines solchen Königs über ihm besser behauptet, vergrößert und furchtbar gemacht haben, als wenn er alles hätte sich zueignen und sich zum unumschränkten Herrn davon hätte aufwerfen wollen. Es würde ihn große Mühe gekostet und mit vieler Gefahr für ihn verbunden gewesen seyn, diesen Titel und Vorzug lange zu behaupten.

Dieß

Dieß wars alles, was er wollte; denn ich weiß
von guter Hand und von jemand, der es von ihm
lbſt wuſte und gehört hatte und dieß hätte ihm der
önig auch zugeſtehen und ihn machen laſſen ſollen,
n auf gute Art ſein Reich von Leuten zu reinigen,
e er nicht liebte, ohne ſeine Hände mit einem ſehr
händlichen Blutbad zu beflecken; ſo wie Bertrand du
ueſelin jener groſse General that, als er Frankreich
n jenem lüderlichen Kriegs- und Raub-Geſindel
inigte, indem er es mit ſich fortführte. Dies war
n wahres ganz ähnliches Mittel, ſich hier der Hu-
notten zu entledigen; und dieß wuſte der Herr Ad-
iral dem König ſehr gut vorzuſtellen; als er bei ihm
rauf antrug, daß man Spanien entweder den Krieg
kündigen oder ſichs gefallen laſſen müſte, noch ferner
rieg in ſeinem eignen Reiche zu haben, was einige
m Staatsrath ſo ſehr aufbrachte, daß ſie ſchon un-
ſich zu ſagen anfiengen: tolle, tolle, crucifige.
aspheinavit und groß Aufhebens und Lermens darüber
achten.

Die guten Leute faßten nicht den Schluß,
n ſie hätten faſſen ſollen und nahmens nicht ſo wie
genommen werden muſte. Denn der Herr Admi-
l kannte das Naturell ſeiner Hugenotten ſehr gut
d wuſte wohl, daß wenn er ihnen nicht anderwärts
thun gab und ſie auſser dem Reich beſchäftigte, ſie
her wieder Zänkereyen von innen anſtiften würden;
ſehr kannte er ſie als unruhige, händelſüchtige und
ubluſtige Leute. Ich weiß, was er mir einſt zu la
ochelle ſagte, wo ich ihn ein Jahr vor ſeinem Tod
ſuchte und wo er mir die Ehre erzeigte, ſich mit mir
unterhalten, ohnerachtet ich nicht von ſeiner Par-
und noch jung und gar nicht im Stand war, ſei-
Geheimniſſe zu faſſen; allein er liebte mich, denn
ich

ich war von Seiten seiner Frau Gemahlinn sehr nahe mit ihm verwandt.

So weiß ich auch, was der Herr von la Noue mir davon sagte, welcher, so lang er konnte, in die Fußtapfen des Herrn Admirals trat, um den Krieg von innen nach außen zu treiben, wie er durch seinen langen Aufenthalt in Flandern bewies. Er schwur mir hundertmal zu, er verabscheue nichts so sehr, als bürgerlichen Krieg und der Herr Admiral verabscheute ihn eben so sehr; er würde nie anders, als wie durch Gewalt dazu zu bringen seyn.

Statt sich in so guten Geschäften seiner zu bedienen, entschloß sich der König, entweder aus eignem Antrieb, oder auf fremdes Zureden, ihn ermorden zu lassen. Zu dem Ende wurde der Herr von Montravel angestellt, welcher zuvor ebenfalls den Herrn von Moui seinen Herrn ermordet hatte, und den man den königlichen Mörder, oder den Mörder im Dienst des Königs nannte. Als der Herr Admiral sich nach seinem Logis begab und vor der Wohnung des Canzlers vorüber gieng, schoß dieser Montravel aus einem Fenster in einem schlechten kleinen Hause, worinn er sich versteckt hatte, den Herrn Admiral in den Arm, als er eben im Gehen einen Brief las.

Sobald der Admiral sich verwundet fühlte, sagte er nichts, als: „der Schuß kömmt dorther" und begab sich nach seiner Wohnung, wo er sich sogleich verbinden ließ. Der König nebst seinem ganzen Hof, sowohl Catholiken als Hugenotten war sehr bestürzt darüber, besonders aber die Hugenotten, welche gar zu unverschämte Reden und Drohworte ausstießen und sagten: sie wollten zuschlagen und alles umbringen. Dieß brachte dem Herrn Admiral den

Tod. Nicht, daß er von diesem Schuß gestorben wäre; denn der war weiter von keiner Bedeutung, sondern weil man nun ernstlich darauf bedacht war, ihn aus dem Weg zu räumen, eben dieser Drohungen wegen. Darum wurde das allgemeine Blutbad auf die Bartholomäus Nacht geschloßen und geschworen. Ich berufe mich auf das, was an der Sache ist. Es kann es heut zu Tage niemand besser wissen, als der Marschall von Rez, der erste und vornehmste Urheber und Rathgeber hiezu, welcher noch an Leben ist: denn alle die andern sind nach göttlichem Rathschluß gestorben, weil Gott nichts mehr haßt, als die Vergießung des Bluts, von welcher Kreatur es auch seyn mag, denn sie ist nach seinem Ebenbilde erschaffen. Dieser Marschall ist zwar noch nicht tod, allein es sind schon beinahe zwanzig Jahre her, daß er so ungesund ist, daß sein Leben kein Leben, sondern vielmehr eine Marter heißen kann.

Die Wunde des Herrn Admirals wurde von den Aerzten und Wundärzten des Königs, besonders von seinem ersten Wundarzt, Meister Ambrosius Paré, einem großen Mann, der stark Hugenot war, sorgfältig geheilt; denn der König hatte alle hingeschickt. Er wurde auch vom König selbst besucht, welcher schwur und betheuerte, daß er seine Verwundung rächen wollte, er sollte nur Muth fassen; er würde wohl sehen, wie sehr er sich den Vorfall zu Herzen nähme. Die Königinn besuchte ihn ebenfalls, und er sagte ihnen beiden insgeheim große Dinge, wie man sagt, und offenbarte ihnen große Geheimnisse, welche alle auf ihre Größe abzweckten. Seine Rede währte sehr lange und wurde von Ihren Majestäten sehr aufmerksam angehört, welche äusserlich thaten, als ob sie sehr viel Geschmack daran fänden, allein dieser

ser ganze Schein schlug hernach sehr übel aus, worüber man sich nachher sehr wunderte, wie Ihre Majestäten eine solche Rolle so vermummt spielen konnten, wenn sie dieß Blutbad schon zuvor beschlossen hatten.

Als nun in der Nacht die Stunde dieses blutigen Festes gekommen war, gieng der Herr von Guise von dem König dazu beordert und sehr erfreut, eine Gelegenheit zu finden, den Tod seines Herrn Vaters zu rächen, in guter Begleitung nach der Wohnung des Herrn Admirals, wo die Thüre sogleich eingeschlagen wurde. Er hörte den Lerm davon, vermuthete daraus sogleich sein Unglück, und verrichtete sein Gebet zu Gott.

Hierauf stieg Böhm, ein teutscher Edelmann, gut begleitet zuerst hinauf, stieß die Thüre vom Zimmer ein, und gieng auf den Herrn Admiral mit einem großen breiten Spies los. Der Herr Admiral sagte zu ihm: „ach, junger Mann, besudle deine Hände „nicht mit dem Blut eines großen Generals.“ Allein dem ohnerachtet stieß jener ihm diesen breiten Spieß in den Leib, und dann nahmen er und andre ihn (der Herr von Guise, welcher unten stand, rief herauf: ist er todt?) und warfen ihn aus dem Fenster in den Hof hinab nicht ohne Mühe; denn der Körper hatte noch etwas von jener ehmaligen edeln Lebhaftigkeit und widerstand ein wenig diesem Fall, indem die Beine sich gegen die Mauer des Fensters stemmten. Allein mit Hülfe andrer wurde er dennoch hinab gestürzt.

Der Herr von Guise betrachtete ihn blos, ohne ihm einen Schimpf zuzufügen. Die Beschimpfungen und Vergehungen, welche andre mit seinem Körper vornahmen zu beschreiben, ist für die Feder eines honnetten Cavaliers zu unanständig: Dies aber ist gewiß,

daß

daß Leute ihm hier Schimpf und Schande und Mißhandlungen zufügten, welche ihn zuvor nicht anzusehn wagten und vor ihm zitterten. So sah man ehmals vor Troja die feigherzigsten Griechen um die Leiche Hektors jubeln; so sieht man noch jezt oft in den Wüsten der Barbarey die furchtsamsten Thiere um die Leiche eines in den Sand gestreckten Löwen hüpfen, der zuvor das Schrecken des ganzen Landes gewesen war. Auch die Größten, welche den großen Admiral sonst fürchteten und mit gesenktem Haupt sich vor ihm neigten, trotzten und triumphirten jezt übermüthig um diesen armen Rumpf.

Sein Haupt wurde sogleich von dem edlen Körper getrennt und dem Papst gebracht, sagen einige; nach andern hingegen, und wohl richtiger, dem König von Spanien als ein Sieges-Zeichen und sehr angenehmes Geschenk, das mit sehr freudigem Gesicht und Herzen angenommen wurde. So viel ist gewiß, daß beide, welcher von ihnen es bekommen mochte, große Ursache hatten, sich darüber zu freuen; denn sie verlohren einen großen und sehr gefährlichen Feind, der ihnen noch großen Schaden gethan haben würde, wenn man ihn hätte machen lassen.

Ich hörte von einem sehr wackern Cavalier erzählen, welcher sich damals, als die Nachricht von dem Blutbad in der Bartholomäus Nacht anlangte, in Spanien befand, vieles erzählen, was er bei dieser Gelegenheit bemerkt hatte. Die Nachricht wurde durch einen Eilboten des Königs von Spanien überbracht, einen der besten, die man sehn konnte. Er hieß Johann Burachio und eilte so sehr, daß er in drei Tagen und drei Nächten ohne zu schlafen von Paris nach Madrit kam, was der König, sein Herr, sehr be-

wunderte und dafür ihm auch ein gutes Trinkgeld gab, sowohl wegen seiner Eile, als wegen der guten Nachrichten, die er brachte.

Es ist gar keine Frage, ob der König von Spanien sich sehr darüber freute; denn er hatte keine schlimmern Feinde in der Welt, als den Herrn Admiral und dessen Anhänger.

Anfangs konnte er gar nicht glauben, daß alle die vornehmsten Häupter so erwischt worden seyen, wenn der Brief, welchen der König „sein Bruder" wie er sagte, ihm schrieb, ihm nicht volle Gewißheit darüber gegeben hätte. Nachdem der König seinen Eilboten wohl ausgefragt hatte, schickte er ihn von sich hin zum Amirante von Castilien, welcher damals zu Madrit war, zugleich mit dem Brief, den der König an ihn schrieb, um ihm die erhaltenen guten Nachrichten mitzutheilen.

Als der Curier hinkam, fieng er schon unter dem Thor und dem Hofe der Wohnung des Amirante an zu schreien: Nuevas, Nuevas, buenas Nuevas;[11]) und als er in den Saal kam, wo der Amirante sich so eben zur Abendtafel niedergesetzt hatte, schrie er noch einmal: Buenas Nuevas. To dos los Luteranos, y de los mas principales, son muertos, y matados en Paris ay tres Dias[12]) trat darauf zum Admiral hin und gab ihm den Brief, den der König ihm schickte. Der Admiral, der daraus sowohl, als durch den Eilboten alles erfuhr, wendete sich zur Gesellschaft, die bei der Tafel war und sagte: No es Cosa mas cierta, que todos los principales son muertos, sino tres: el Vandomillo primiero, al qual perdono el Rey, por l' Amor de su Esposa: al Principe de Condé perdone tan bien, perque es Nuno: por tercero, el Conde de Montgomery,

huyo

huyo y se salvo con una yega, y hizo sestenta Leguas sin parar, et assi se salvo, per grand Miraglo de Diablo, no de Dios.'[14])

Damals speiste mit bei diesem Admiral von Castilien der Herzog von Infantado, ein sehr junger noch unerfahrner Prinz, welcher fragte: ob dieser Herr Admiral von Frankreich und alle seine Anhänger Christen gewesen seyen? und, da man dieß bejahte, versetzte: Como Diablo puede ser, que, pues que son Franceses y ally Christianos, se matan como Bestias:'[15])

Der Amirante gab ihm hierauf zur Antwort: Calla, Sennor Ducque, que la Guerra dy Francia, es la Pax d' Espanna, y la Pax d' Espanna es la Guerra dy Francia con nuestros Dublones.'[16]) Dieß erzählte mir dieser Cavalier, der damals bei diesem Amirante zur Tafel war, und alle diese Reden mit anhörte.

Von der Art, womit der gute, heilige Pabst Pius V. die Nachricht von diesem Blutbad aufnahm, hörte ich von einem Mann von Ehre, der damals zu Rom war und um die Geheimnisse desselben wuste, daß er Thränen dabei vergossen habe, nicht aus Freude, wie eine Menge Leute, sondern aus Leid. Als einige der Herrn Kardinäle, die bei ihm waren, ihm vorstellten, warum er über diese schöne Nachricht von diesen heillosen Leuten und Feinden Gottes und seiner Heiligkeit weine und traurig sey, gab er zur Antwort: „ach ich weine über die gar zu unrechtmäßige und „Gott mißfällige Art, womit der König verfahren ist, „eine solche Strafe zu verhängen, und fürchte, es „möchte darum in kurzem eine über ihn selbst kommen." Dieß war von diesem heiligen Mann sehr richtig im

Geiſte Gottes prophezeiht, der ihn meines Erachtens mehr bewohnte, als irgend ein andrer Pabſt. „Auch „dies beweine ich, fuhr er fort, daß unter ſo vielen „Ermordeten vielleicht eben ſo viel Unſchuldige, als „Schuldige ſeyn mögen.“

Dieß war auch wahr, beſonders ſehr gute Catholiken, welche ihre Feinde für Hugenotten ausgaben. Ueberdieß ſetzte dieſer gute heilige Vater noch hinzu: „vielleicht hätte Gott mehrern von dieſen Ermordeten „die Gnade wiederfahren laſſen, ſich zu bekehren und „auf den rechten Weg zurückzukehren, wie man ſchon „oft dergleichen Fälle erlebt hat.“ Auch dieß iſt wahr und richtig, denn wie viele Hugenotten haben wir nachher noch geſehen, die ſich noch bekehrten und gute Catholiken wurden. So ſchön ſprach und prophezeihte der heilige Vater von dieſem unglücklichen Blutbad.

Es iſt eine große Sache, daß ein bloßer nicht ſouverainer Adelicher, — übrigens aus einem ſehr hohen und alten Stamm, der von Coligny in Savoyen, welche ehmals ſouverain und ſehr groß waren, — die ganze Chriſtenheit zittern machte und mit ſeinem Namen und Ruhm erfüllte, ſo, daß damals von dem Admiral von Frankreich mehr geſprochen wurde, als von dem König von Frankreich. Sein Name war nicht unter den Chriſten allein bekannt, ſondern erſcholl ſelbſt bis zu den Türken: ſo daß ganz gewiß der Großſultan Soliman einer der größten Männer und Feldherrn, ſeit Osmannen herrſchten, im Jahr vor ſeinem Tode zu ihm ſchickte und ihn um ſeine Freundſchaft und nähere Verbindung bitten ließ, auch ſich Raths bei ihm erholte, wie bei einem Apolliſchen Orakel. Wie ich von guter Hand weiß, hatten ſie ein Verſtändniß zuſammen zu irgend einer hohen

hen Unternehmung, wovon ich jedoch das Nähere von dem Herrn von Teligny, nicht erfahren konnte meinem großen Freund und Bundesbruder, der von dem Herrn Admiral mit dem Herrn von Villeconnie nach Constantinopel geschickt worden war, wo sie aber den Sultan nicht fanden, indem er bereits nach Sigeth abgegangen war, wo er starb. So groß und berühmt war dieser große Admiral unter den Christen und unter den Ungläubigen. Ich rede von ihm ausführlicher in meinem Buch von den Obersten.

Mit diesem schönen Ruhm starb er. Es machte jemand eine Grabschrift auf ihn in griechischen Versen, worinn einen Wandrer eingeführt ist, der sich erkundigt, wo das Grabmahl dieses großen weltberühmten Admirals sey, das er aus Bewundrung besuchen wolle: ein andrer antwortet ihm: „Wandrer, gehe „nicht weiter, denn du magst weiter oder zurück ge„hen, so wirst du's nicht hienieden finden. Die „Welt und der Himmel haben ihn an sich gezogen und ihn „in den Schooß der Unsterblichkeit begraben, wo er „jetzt ruht."

Reden wir itzt ein wenig davon, was aus jenem Böhm wurde, der ihn ermordete. Man sagte jedoch damals, Sarlabous, Gouverneur von Havre, habe sich gerühmt, ihn ermordet zu haben. Sey es Wahrheit, oder habe er sich dessen ohne Grund gerühmt, so bleibt es allemal ein schlechter Dank von einem Offizier gegen seinen Obersten, unter dem er ehmals gestanden hatte. Sicher aber war es Böhm. Vielleicht daß der andre ihm auch noch einen Stich gab. Wir wollen hier nähere Nachricht davon geben, um in ihm ein Beispiel der göttlichen Rache aufzustellen.

Er war ein Adelicher aus Teutschland, den ich ehmals als Page beim Cardinal von Guise aufwach-

sen sah. Er setzte sich bei dem Herrn von Guise in solche Gunst und Freundschaft, daß er unter der Hand viel über ihn vermochte. Derselbe ließ ihn auch die unehliche Tochter des großen Cardinals von Lothringen heirathen. Ich könnte die Mutter wohl nennen; diese Tochter, Arne genannt, war ein sehr schönes und ehrbares Fräulein, am Spanischen Hof wohl erzogen und mit unsrer großen Königinn [17]) aufgewachsen, bei der ich sie gesehen habe. Nach deren Tod kam sie nach Frankreich zurück, um bei der Königinn Mutter zu bleiben, welche keine von diesen Fräuleins abwies.

Der König von Spanien war so freigebig gegen alle die Fräuleins, die mit der Königinn, seiner Gemahlin, aufgewachsen waren, daß er ausser andern schönen Geschenken jeder noch drei bis viertausend Thaler Ausstattung gab, wenn ich mich noch recht erinnre, ich glaube aber, daß es eher mehr, als weniger war. Diese Ausstattung wurde aber nicht ausbezahlt, außer wenn sie sich wirklich verheiratheten.

Nachdem also Arne verheirathet war, entschloß ihr Mann sich, zwei Jahre darauf, nach Spanien zu gehen, sowohl um die Ausstattung zu holen, als um zu prahlen und bei dem König von Spanien und den Spaniern dicke damit zu thun, daß er es sey, der dem Herrn Admiral den Todesstoß gegeben habe. Und welch ein Stoß, um sich damit zu rühmen, da ein Kind ihn eben so gut gethan hätte. Er gieng also hin, ohne Gefahr, wurde dort sehr gut aufgenommen und bezahlt, und setzte den größten Theil seines baaren Geldes in Edelsteine, Ringe, Juwelen und Kleinigkeiten um, um sie leichter fortzubringen, und weil er wohl wuste, daß der Herr von Guise ihm

diese

dieſe wieder abnehmen würde. Außer dem allem beſchenkte ihn der König von Spanien auch ſonſt noch zum Dank und Lohn des Mordes und gab ihm die Reiſekoſten zum Rückweg.

Er war ſo unvorſichtig und an Sinn und Verſtand ſo arm, oder — Gott, der gerechte Rächer der Frevelthaten ſchlug ihn vielleicht mit Blindheit, oder ſein böſer Dämon oder unglückliches Geſtirn führte ihn vielleicht ſo, daß er den groſſen Poſtweg durch Guyenne zu ſeiner Rückreiſe einſchlug, wo die Hugenotten ſtarken Einfluß hatten, und damals juſt wegen der kleinen Forteresſen, die ſie hatten, einen kleinen Krieg führten. Hier wurde er zwiſchen Barbezieux und Chaſteauneuf gefangen und auf das Schloß Bouteville geſetzt, wo damals der Herr von Bertauville commandirte, der jezt zu Ponts commandirt.

Er muſte hier lange gefangen ſitzen. Endlich wurde gedachtem Bertauville vorgeſtellt, was er denn mit dieſem Menſchen machen wolle? es bedürfe nur einer Stunde, ſo käme er davon; wie er denn wirklich einmal nahe daran war. Ob er denn nicht wiſſe, was er verdiene.

Eines Tags nun machte man ihn glauben, er wolle aus dem Gefängniß brechen und ſich davon machen, wie denn in der That einiger Anſchein dazu vorhanden war; und nun wurde er umgebracht und bekam, was er dem Admiral gethan hatte. Dies geſchah ihm auch ſehr recht. Denn er war zu übermüthig und zu ſtolz auf dieſe That geworden, ohnerachtet er ſonſt nicht ſchlimmer war, als andre, wie ich bei der Belagerung von la Rochelle ſah, wo er ſehr eifrig daran war, den Herrn von Guiſe aus dem Feuer zu bringen und ihm ſeine Gefahr vorzuſtellen, und zugleich die, welcher er um ſeiner Ehre willen mit ſeinem Herrn ſich ſelbſt ausſetze.

Hätte der Herr von Guiſe ihm glauben wollen, ſo hätte er den Ruhm, ſo tapfer zu ſeyn, als er war, nicht erworben. Auch glaube ich, daß ſchon damals ſein Gewiſſen ihn für die Zukunft richtete, denn der Tod von ſo großen Perſonen iſt jederzeit von ſchlimmen Folgen für die, die ihn bewirken oder befördern. Mehrere, wie dieſer hier, haben dies wohl an ſich erfahren, wenn ſie gleich von den Höchſten waren, die ich hier nicht anführen mag [8]). Ich könnte noch mehr ſagen. Obſchon der König von Spanien und der Herzog von Alba, damals ſein Verweſer in Flandern und bei der Belagerung von Mons in Hennegau, damals als dieß geſchah, mit ihren Spaniern ſehr erfreut über den Todesfall dieſes Herrn und mehrerer ſeiner Anhänger waren, billigten ſie dennoch nie die Art ſondern waren der Meinung, daß dieß mehr einem barbariſchen türkiſchen Mord, als dem Meſſer chriſtlicher Gerechtigkeit gleich ſey.

Ich habe es ſo von einigen braven ſpaniſchen Soldaten gehört, die dabei ſagten, der Herzog von Alba habe es nicht ſo mit denen von Harlem gemacht, die er alle auf dem Wege Rechtens ſtrafen ließ. Warum hätte denn auch Gott die Gerechtigkeit den Großen anders verliehen, als um damit zu ſtrafen und ſie auszuüben, wie es ſeyn muß und nicht zum Mißbrauch.

Auch habe ich ſagen hören, daß bei ſeinem Tod gedachter Herzog von Alba ſagte: Muerto l' amirante perdido an gran Capitan por la Francia, y an gran enemigo por Espanuna [9]).

Manche wollten ſagen, der Herr Admiral ſey kein ſo kühner und tapfrer, als weiſer, vorſichtiger und einſichtsvoller General geweſen. Nennt ihr denn den nicht kühn und tapfer, der zu ſeiner Zeit ſo viele

Schlach-

Schlachten lieferte und sie so herbeiführte, wie man von ihm gesehen hat.

Man erwäge ein wenig, wie viel wir in so viel Kriegen, die wir diß- und jenseits des Gebürges geführt haben, Schlachten erlebten, seit der von Ravenna und noch dazu in so langen Zwischenräumen von einander, daß man es für ein großes hielt, sich bei einer Schlacht befunden zu haben. Man eilte dazu herbei, wie zu einem Jubiläum, der eine zu seiner Seelen Heil, der andre, um die Ritterwürde dadurch zu gewinnen und seiner Frau den Titel Madame zu verschaffen.

Nach Ravenna nun kam die Marignan mit den Schweitzern, die zu Pavia, die zu Cerizoles, die zu Renty, welche jedoch einige mehr ein bloses Scharmützel als eine Schlacht nennen wollten: allein wo die Artillerie spielt und zween große Heerführer in Person dabei und unter den Waffen sind, und wo man so kämpft, daß eins der Vordertreffen gänzlich geschlagen und in die Flucht gejagt wird, da mag man wohl sagen, daß es eine Schlacht war, wie ich aus dem Mund großer Feldherrn gehört habe. Eben so kann man von der Schlacht des Marschalls von Strozzy sagen, welche jedoch manche stets lieber die Niederlage des Marschalls von Strozzy, als anders nannten. Dann kamen die Schlachten bei Saint-Quentin und Gravelines.

Man sieht hier, wie wenige Schlachten in so langen Jahren und unter so kriegerischen Leuten, als die Franzosen, Spanier, Schweitzer und Italiäner sind, geliefert wurden. Dagegen sehe man nun auf der andern Seite, wie viele der Herr Admiral in dem kurzen Zeitraum von fünf bis sechs Jahren lieferte.

Die bei Dreux, die ich von den ältesten Generalen mit der bei Ravenna vergleichen hörte, weil sie

sehr gut und hartnäckig durchgekämpft wurde. Besonders von den Schweitzern. Die bei Saint Denis mit einer Hand voll Leute, die die Hugenotten gegen uns hatten, da wir vier gegen einen waren. Die bei Jarnac oder Vassac, wo wir Reuter des Rheingrafen und andre fremde Hülfstruppen, sie hingegen blos Franzosen waren. Die bei Moncontour, wo auf beiden Seiten viele fremde Truppen standen. Und endlich die bei Arne-le-Duc, die man eher ein Scharmützel, als eine Schlacht nennen wollte.

Zu bemerken ist besonders noch hiebei, daß in allen diesen Treffen, der Herr Admiral jederzeit im Vordertreffen commandirte und einer der ersten bei gewagten Angriffen war, daher er bei manchen gar seine Blessuren davon trug. Ist nun ein solcher nicht tapfer und kühn zu nennen? Ich bringe hier nicht einmal in Rechnung, wie oft er Schlachten anbot, wo es gar nicht an ihm lag, daß sie nicht geliefert wurden. Wie zu Talsy, zu Pamyrou, zu Jazeneuil, zu Lodun. Sie sind wegen Zufällen und Umständen unterblieben, die den Zeitgenossen so gut bekannt, als mir auch geschrieben zu lesen sind; unter andern bei dem Herrn von la Noue, der solche beschrieb, so wie auch noch mehr andre wahrhaftige Dinge, die er so getreu beschreibt, als je ein Mensch, der geschrieben hat, wie wohl er seine Partey bisweilen ein wenig begünstigt.

In welchen Rang werden wir ferner die Niederlage bei la Roche-la-Bélin setzen, wo der oberste General unsrer Infanterie gefangen genommen wurde und fünf und zwanzig seiner Officiers nebst ohngefehr achthundert seiner besten Leute auf dem Platz blieben. Ich überlasse es denen, welche dabei waren, die Ursache anzugeben, warum es damals nicht wirklich zur Schlacht kam, besonders auch zu Klein Limoges.

So leitete also dieser große General Schlachten ein; wenn einige derselben zu ihrer Vollkommenheit und Reife gediehen und die andern nicht, so konnte er nichts dafür, so wenig als ein Vater, welcher Kinder zeugt, wovon einige gebohren werden und gedeihen, andre hingegen sogleich sterben und nicht gerathen. Er hat nichts destoweniger seine Pflicht zur Fortpflanzung erfüllt.

Ich könnte noch eine Menge andrer ähnlicher Beweise anführen, ich würde aber gar nicht damit fertig werden. Man mag daher solche in den Memoiren des Herrn de la Noue selbst nachschlagen, wo man sie nebst verschiedenen sehr schönen Treffen und Scharmützeln finden wird, worunter auch das gehört, was der Herr von la Noue zu meiner großen Verwunderung mit Stillschweigen übergangen hat, was ich aber sehr loben und preisen hörte, als er bei der Belagerung von Bourges uns das Pulver verbrannte. Wir waren nämlich genöthigt, erst nach Paris zu schicken, woher man uns sechs Kanonen nebst Pulver und Kugeln zu viertausend Schüssen nebst den übrigen Erfordernissen schickte, unter der Bedeckung der Gensdarmen Compagnien des Herrn von Anville, wenn ich mich noch recht erinnre, und des Herrn von Supierre, welche der Capitain Bonnasse commandirte nebst noch vier bis fünf Compagnien Fußvolk unter verschiedenen Officiers, worunter auch der Capitain la Chambre war, ein guter Soldat und Schlaukopf, der so genannt wurde, weil er ehemals Kammerdiener bei dem Herrn Prinzen gewesen war.

Der Herr Admiral, welcher Nachricht davon hatte, gieng mit fünf bis sechshundert Pferden von Orleans ab und nahm euch alles dieß in einem Augenblick bei Chasteaudun weg. Während man sich

mit Fechten aufhielt, spannten die Fuhrleute ihre Pferde ab, schnitten die Stricke weg und machten sich davon, was nur reuten und laufen konnte; so daß alles in den Händen des Siegers blieb. Da nun der Herr Admiral die Unmöglichkeit einsah, dieß alles nach Orleans schaffen zu lassen und doch nicht wollte, daß der Feind Nutzen davon ziehen sollte, ließ er alles Pulver und Kugeln auf einen Haufen schütten, die Kanonen mit der Mündung gegen einander stellen, einen langen Zug mit Pulver machen und diesen, nachdem er sich mit den Seinigen weit davon entfernt und in Sicherheit gebracht hatte, anbrennen, da sie denn von einem Hügel herab aus der Ferne her das ganze Feuerwerk, dergleichen man noch nie gesehen hatte, mit ansahen und anhörten, wie alles mit ungeheurem Gekrache und Gepraſſel zu allen Teufeln fuhr. Hätten die in Bourges sich damals nicht doch ergeben, so hätten wir uns wirklich in Verlegenheit befunden, den Platz zu erobern, weil es uns an Pulver dazu fehlte.

Dieß sind einige Zeugnisse, aus denen man sich versichern kann, daß es dem Herrn Admiral nichts weniger, als an Muth und Tapferkeit fehlte. Er muste auch wohl diese Eigenschaften haben, denn er stammte von sehr braven und tapfern Ahnen, so daß er ihrem Vorbild schon in seinen ersten Kriegsjahren nachlebte und stets den edeln angestammten Muth bewies, wie er vor Landrecy that und in der Schlacht bei Cerizoles, wo er stark verwundet wurde, ohnerachtet er sich nur zu seinem Vergnügen dabei befand, auch an mehrern andern Orten, wo er ordentlich war. Ich hörte ihn einst sagen: ohnerachtet er bei Hof gut stehe, wegen seines Onkels, des Herrn Connetable, so falle es ihm darum doch nicht ein, sich dort aufzuhalten und Vergnügen zu suchen. Er gieng gewöhn-

wöhnlich hin, wo es Stöße gab und Ehre zu erwerben war.

Er wurde daher auch schon in seiner frühen Jugend blos um seiner Verdienste willen Oberster. Dies ist doch wohl kein Posten für einen Feigherzigen; wer ihn also erhält, und ihm ohne Tadel vorsteht, von dem darf man kek glauben, daß er brav und tapfer ist, so wie der Herr Admiral sich hier und nachher bewies. Denn noch in den Hugenottischen Kriegen diente er stets als Oberster, besonders bei der Belagerung von Poitiers, welche so mißlich und gefährlich war, als man noch nicht leicht eine gesehen hat, wegen der grosen Anzahl von braven und tapfern Prinzen, Herrn und Adelichen, welche dabei waren.

Wäre der Herr Admiral nicht so gut Infanterist als Cavallerist gewesen, so weiß ich nicht, was aus seiner Armee und dieser Belagerung geworden seyn dürfte. Er schonte sich aber dabei nicht im mindesten und scheute weder Gefahren noch Kugeln, so wenig, als der gemeinste Soldat bei seiner Armee. Ja noch mehr, denn er wurde hundertmal bedroht, daß er ermordet werden sollte, und es waren Leute gedungen und von allen Seiten aufgestellt, um ihn aus dem Wege zu räumen, bald bei Hof, bald bei der Armee, in Städten, auf seinen Gütern und sonst allerwärts. Ohnerachtet er nun gewisse Nachricht davon hatte, zeigte er doch nie die mindeste Furcht, legte sich darum nicht mehr Begleitung zu, sondern bewies sich so ruhig, daß man ihn oft fand, ohne mehr, als vier Personen bei sich zu haben, wie ich dies selbst gesehen habe. Wenn man ihm seine Verwunderung darüber bezeigte, antwortete er blos, „wer mich angreift, „dem werde ich schon so viel Furcht einzujagen wissen, „als er mir.“

Ich

Ich sah ihn einst zu Moulins, als ihre Majestäten ihn und die Herrn von Guise mit einander aussöhnten, die von der Kirche nämlich, von welchen man sagte, daß sie im Namen aller handelten, nicht die vom Degen. Es war dabei ein italiänischer französirter Edelmann, den ich nicht nennen will, der Herr Johann Baptist, der sich bei ihm entschuldigte, weil man von ihm ausgesprengt habe, er wolle ihn ermorden. Er lachte blos dazu und machte sich lustig darüber, indem er ihm sagte, er denke das weniger von ihm, als sonst von keinem Menschen am ganzen Hof, daß er ihm so etwas thun sollte. Wodurch er kalt darauf anspielte, daß er zu einem solchen Wagestück nicht muthig und entschlossen genug seyn dürfte.

Als er zu dem König nach Blois gieng, stellte man ihm vor, wie sehr unvorsichtig es von ihm sey, dahin zu gehen, und wie übel es für ihn ablaufen könnte. Er sagte aber: „Nichts, nichts, ich verlasse mich auf mei„nen König und sein Wort. Was wäre es sonst „auch für ein Leben, wenn man stets in solcher Unru„he leben müßte. Es ist besser, auf einmal plötzlich „aus der Welt geschafft werden, als hundert Jahre „in Furcht leben.“

Ein Gleiches sagte man ihm, als er nach Paris gieng und von da zum König nach Saint-Cloud und dann noch einmal nach Paris. Er blieb stets bei derselben Antwort.

Solche Aeusserungen und Furchtlosigkeiten gegen Gefahr bewiesen doch wohl, daß er muthig und unerschrocken war. Ich sah wohl welche nach ihm in solchen Posten, welche ganz anders in Furcht schwebten und die Gegenwart der Könige fürchteten, wie den Teufel.

Auch habe ich von dem Herrn von la Brosse dem wackern Mann, einem der besten, weisesten und tapfer-

ſtrſten Cavaliers ſeiner Zeit ſagen hören, daß ein junger Mann, welcher kühn und muthvoll gebohren iſt, und von ſeinem Muth und ſeiner Tapferkeit in ſeinen jungen Jahren einmal Proben abgelegt hat, dieſe Eigenſchaften nie verliere, ſo alt er auch werden mag, es wäre denn durch einen ganz beſondern großen Unfall; beſitzt er ſie aber nicht in ſeiner Jugend, ſo mag er ſich ja nicht einbilden, daß das Alter ihm den Muth mitbringen werde, nicht einmal lange Erfahrung im Krieg, es wäre denn durch großes Glück und Ohngefehr.

In der That war ich einſt in guter Geſellſchaft mit dem verſtorbenen Herrn von Gua, wo man auf einen Herrn, den man für brav und tapfer ausgeben wollte, den ich aber hier nicht nennen mag, zu ſprechen kam. Der Herr von Gua ſagte: „Was zum „Teufel, wollt ihr denn, daß er auf ſeine alten „Tage brav und tapfer ſeyn ſoll, da ers in ſeinen feu„rigen Jugendjahren nicht war, und dies ſich jetzt ſo „leicht nicht mehr lernt.“ Zufälliger Weiſe befand ſich in der Geſellſchaft ein großer philoſophiſcher Arzt, welcher eben dieſer Meinung war und zu Beſtätigung derſelben ſagte: der natürliche Grund davon liege ganz beſtimmt darinn, daß das heiße kochende Blut in einem jungen Menſchen ihn kühn, ſchnell, thätig und voll feuriger Tapferkeit mache und da er ſich bei dieſer Beſchaffenheit von ſeiner Jugend an und bei Zeiten daran gewöhnt habe, ſich zu bewegen, zu rühren, zu üben und überhaupt thätig zu ſeyn, ſo müſſe er darinn fortfahren, und könne an Ort und Stelle nicht anders; derjenige hingegen, der ſchon alt ſey und ſein Blut noch nicht an ſolche Bewegung gewöhnt und in Gang gebracht, ſondern in ſeinem erſten Zuſtand gelaſſen habe, könne es ſchwerlich aus dieſer Gewohnheit zu einer neuen bringen. Er führte auch noch mehrern phi-

philoſophiſche Gründe an, in Anſehung deren ich mich aber auf dieſe Kunſt ſelbſt berufe.

So konnte alſo der Herr Admiral ſtets und in jedem Alter ſeines Lebens tapfer und muthvoll ſeyn, da er bei Zeiten angefangen und fleißig fortgefahren hatte, ſein Blut und ſeinen Muth in Bewegung zu ſetzen. Indeſſen muß man doch geſtehen, daß, wenn er mit ſeiner Tapferkeit nicht die Schlauheit, Liſt und Verſchlagenheit ſeines großen Geiſtes und tiefen Verſtandes verbunden hätte, er nie die großen Dinge vollbracht haben würde, die er ſo zu Stand brachte. Ein Beweis davon ſind die großen Unternehmungen, die er durch ſeine Einſicht leitete und zu Stand brachte. Wo er mit dem Löwenfell nicht durchkommen konnte, da wußte er ſehr geſchickt, den Fuchsbalg anzuziehen, beſonders wenn er eine Schlacht verlor; denn ſo viel er deren lieferte, verlor er alle. Allein er war der Feldherr dazu, der ſich bei jedem Fall und Verluſt ſogleich wieder aufzurichten wuſte und den Muth nicht verlohr, noch ſich dadurch abſchrecken ließ.

Ich habe ihn ſagen hören, daß die größte Mühe, die er je bei ſeinen Armeen hatte, und die einem von Mitteln entblößten General zuſtoßen kann, ihm dadurch gemacht wurde, wie er die Reuter zu befriedigen hatte. Bei dem letzten Frieden, den er ſchloß, ſchwur er und ſagte mirs auch einſt im Vertrauen, er würde ſich ſo ſpät, als möglich, ja nicht anders, als durch die äuſſerſte Noth und Gewalt gezwungen, wieder in ſolche Bürgerkriege einlaſſen; und wenn er ja ſo unglücklich wäre, noch einmal dazu genöthigt zu werden, ſo würde er den Krieg auf eine ganz andre Art führen, als bisher, und keine ſolche große Heere mehr im Feld halten, beſonders aber ſich nie wieder mit einem

nem ſo ſtarken Trupp Reuter belaſten, welche eher Geſetze vorſchrieben, als annähmen.

Indeſſen beſaß er doch die Feinheit und Einſicht, daß er dieſe Leute beſſer zu bekommen und zu behandeln wuſte, als irgend jemand in der Welt, oder irgend ein andrer General, ſo wie er von Mitteln entblößt zu thun vermöchte. Nach der Schlacht bei Dreux wollte man ihm die Seinigen, wie ich weiß, verführen: er nahm ſie nach Orleans zurück und behandelte ſie hier mit ſolcher Einſicht, daß er ſie dahin brachte, den größten Theil ihres Gepäcks daſelbſt zurück zu laſſen, worauf er ſie nach der Normandie abführte. Als ſie indeßen einen großen Theil deſſelben bei der Schleuſſe verlohren hatten, und auf die Nachricht davon ganz wüthend wurden, wuſte er ſie dennoch wieder ſo gut zu beſänftigen und zu befriedigen, daß ſie ihn nicht verließen und ihm ſtets bis zum Frieden dienten.

Nach der Schlacht bei Moncontour, als er ſah, daß man ſie bereits halb gewonnen hatte, und der Finanzoberaufſeher Marillac ſchon mit einer Menge Geld nach Limoges gekommen war, wußte er ſie dennoch ganz fein von dieſem Köder abzuziehen und verlegte ſie von da nach Xaintonge. Er machte ihnen eine Menge ſchöner Sachen weiß, wodurch er ſie dahin brachte, daß ſie in drei Tagen dreißig ſtarke Meilen machten. Am erſten Tag giengs von Barbazieux nach Brantome, zwölf bis dreizehn Meilen weit: am andern Tag nach Montignac, wohin acht ſtarke Meilen ſind: am dritten endlich giengs eben ſo weit nach Dourdoigne. So brachte er ſie alſo nicht nur dahin, daß ſie dieſe dreißig Meilen machten, ſondern ſetzte auch noch mit ihnen dabei über die Flüſſe Drone, Iſle, Vezera und Dordogne, welche nicht

nur ſchon an ſich ſtark, ſondern auch noch überdieß vom Schneewaſſer ſehr angelaufen waren. Von ſolchen Zügen wurden ſie dergeſtalt mitgenommen, daß man ihrer Spur, nach ihren müd und lahm geritten Pferden folgen konnte, die man auf der Straſſe ſo abgemattet fand, daß meiſtens ſie ſelbſt und die Bauern ſolche liegen ließen, weil ſie in dieſem Zuſtand nicht zu gebrauchen waren.

Wer dieſen Marſch geſehen hat, der wird ein großes Wunder darinn finden, daß der Herr Admiral dieſe Herrn Reuter zu einem ſolchen in der That ganz übertriebenen Dienſt im Feld zu bringen im Stande war. Als er ſie aber an Ort und Stelle hatte, wußte er ihnen auch ſehr dafür zu danken und zu lohnen. Denn nachdem er zu den Truppen der Vicomte und zu dem Herrn Grafen von Montgomery, welcher ſiegreich zurückkehrte, geſtoßen war, führte er ſie in die ſchöne Landſchaft Agen, wo ſie ſichs wohl ſeyn ließen, und ſich bis oben an voll pfropften.

Wer hätte je gedacht, daß nach dem Verluſt einer ſolchen Schlacht, wie die bei Moncontour und nach einer ſolchen Niederlage, dieſer General je im Stand ſeyn würde, ſich wieder zu erholen. Mir iſt, als ſähe ich Brutus und Caſſius, welche, der zu dieſem, jener zu jenem Thore Roms als verlohren zu Grund gerichtete Landſtreicher auswanderten, und in weniger als Jahresfriſt ein Heer von hunderttauſend Mann auf die Beine brachten und die Schlacht bei Philippi lieferten.

Dies war noch nicht alles; denn er rückte vor Toulouſe, um da ein ſchönes Feuer zu machen und die Herrn von der Stadt, beſonders die Herrn vom Parlament, zu lehren, etwas mehr Waſſer unter ihren Wein zu miſchen und ein andermal nicht wieder

ſo hitzig ans Werk zu gehen, als ihr gar zu unmäßiger Zorn und ihre Hitze ſie ohne alle Rückſicht verleitet hatten. Denn wer nur den Namen Huzenot führte, wurde ohne Umſtände ſogleich gefangen und gehangen; ſo gar ein ſehr wackrer reformierter Cavalier, Ropin, der im Namen des Königs und des Prinzen Conde das Friedens-Edict überbrachte, den ſie aber, ſo bald er ankam, auch ſogleich hinrichteten. Dieß war eine ſehr häßliche That, da er im Namen des Königs und mit Aufträgen von ihm kam, ſie aber doch auf ſolche Weiſe mit ihm verfuhren und das Recht des Friedens brachen. Dies war freilich nicht ſchön, dafür wurden ihnen aber Strick und Henkerlohn tüchtig bezahlt; denn es blieb kein Haus von allen dieſen Herrn vom Feuer verſchont. So polizirte ja der Herr Admiral; denn wie ich von ihm ſelbſt gehört habe, muß man die Polizey durch Uebel- wie durch Wohlthun handhaben.

Nachdem er ſich alſo an dieſen ſchönen Feuern hier wohl gewärmt hatte, führte er ſeine Armee nach Languedoc und ſchickte von da einige ſeiner Truppen ab, um die Ebene und das ſchöne Thal der Grafſchaft Rouſſillon ein wenig zu begrüßen, wobei einige der Herrn ſo gar bis gegen Perpignan hinkamen. Sie beſchautens aber nur von ferne, wie weyland der König von England Jeruſalem. Indeſſen hätten die Spanier nie gedacht, daß ein Huguenot ſo weit kommen würde, die Hennen in ihrem Lande zu rupfen.

Hierauf giengen ſie nach Dauphine, Vivarez und ſpazierten dort herum, indem ſie öffter den Stab als den Degen, Piſtol und Büchſe in der Hand hatten, auſſer bei Arne-le Duc, wo jener Scharmützel vorfiel, den man eine Schlacht nennen kann, wenn

man will, wie ich ihn auch wirklich von einigen so habe nennen hören.

Unterdessen wurde der Friede geschlossen, vermöge dessen die Herrn Reuter auf Unkosten des Königs sehr gut bezahlt wurden, mit dem Herrn Admiral also sehr zufrieden waren und ihm versprachen, für den Preis ein andermal wieder zu kommen, wenn er ihrer benöthigt wäre. Und nun kehrten sie denn zurück und brachten den Ruhm des Herrn Admirals in ihr Vaterland, wo er so gut erscholl, als irgend in Frankreich. So weislich lenkte und fesselte dieser große Admiral diese Herrn Reuter, die sonst so schwer zu beschlagen sind. Dabei ist noch zu merken, daß sie trotz ihrer rohen und barbarischen Störrigkeit sich dennoch gegen ihn stets so ehrerbietig bewiesen, daß sie nie etwas unverschämtes noch Pflichtwidriges begiengen, wenn er ihnen etwas verwies, sich besserten, ihm gehorchten, ja ihn fürchteten.

Was die Franzosen betrift, so wußte er sich unter diesen ohnehin so gefürchtet zu machen, selbst bei den Großen und Vornehmen, daß ihr gesagt hättet, es wäre König.

Ich habe mir sagen lassen, daß er nach der Belagerung von Poitiers mehrern Adelichen, die sich von der Armee entfernt und zu ihrer Erholung nach ihren Gütern oder nach Städten begeben hatten und nun nach der Schlacht bei Moncontour wieder zu ihm kamen, so derbe nachdrückliche Verweise gab, als wenn sie in seinem Sold gestanden hätten.

Es war dabei der Herr Genlis der jüngere, Poop genannt, der den Kopf nahe bei der Mütze hatte und für alle reden wollte, und zu ihm sagte: „aber, „Schwerenoth, Herr Admiral, wer hätte denn auch „je gedacht, daß Sie so geradezu eine Schlacht lie„fern würden?"

„Wir

„Wie, antwortete der Herr Admiral, kleiner „Lumpen-Hauptmann, könnt Ihr euch unterſte„hen, meine Handlungen controliren zu wollen" und damit wollte er ihm eins mit dem Degen verſetzen, wurde aber noch zurückgehalten und gebeten, ihm zu verzeihen; was er auch that, nachdem ihm jener alle mögliche befriedigende Entſchuldigungen gemacht hatte. Und doch war dieſer groß, von gutem Haus und hatte vor Poitiers die Artillerie commandirt. Er hörte nicht auf, den Admiral hochzuſchätzen und zu ehren, wie ſeinen König, und dieſer gab ihm auch den Auftrag, ſeine Truppen nach Flandern zu führen, welche geſchlagen und er gefangen genommen wurde.

So wuſte dieſer Admiral ſeine Leute zu regieren, die ihm doch weder Zins, noch Abgaben und nichts als bloße Höflichkeit ſchuldig waren; denn ſie waren weder ſeine Unterthanen, noch Vaſallen, noch Söldner, noch Miethlinge. — Dennoch war, wenn ſie ſich ihm gegenüber befanden, ein einziges kleines Wort des Zorns hinreichend, ſie zu erſchrecken und in ſeiner Abweſenheit machte ſeine bloße Unterſchrift, daß ſie alles thaten, was er wollte; ſo ſehr hatte er ſie gewöhnt, ſeine Befehle zu befolgen, daß es ſchien, als ob dieß Recht mit ihm gebohren und ſeine Anhänger dieſen Gehorſam ihm ſchuldig wären.

Was die Soldaten und andre Geringere von ſeiner Partey betrift, ſo wußte er ſolche, wenn ſie ſich vergiengen, gar fein zu züchtigen. Denn er hatte ſich in ſeinem ganzen Leben ſo gut aufs Kriegsweſen und die dabei nöthige Politik verſtanden, daß er, ſo ſehr er auch Leute brauchte, ihnen dennoch nie Ausſchweifungen geſtattete; von allen, ſo viel ihrer auch waren, wurde er dabei ſo ſehr geliebt und geehrt,

daß, wenn er mit einem ein vertrautes Wort sprach, sie so sehr erfreut darüber waren, als wenn es der König selbst gewesen wäre.

Wo nun aber eine solche Uebereinstimmung zwischen dem Haupt und den Gliedern besteht, da sind sie auch unüberwindlich, wie denn, so lang er lebte, seine Leute weit schönre Kriegsthaten verrichteten, als nachher je. Und als er starb, waren sie so bestürzt und erstaunt, daß die, welche sonst am hartnäckigsten an ihrer Religion gehalten hatten, solche plözlich änderten, wenn nicht von Herzen, doch wenigstens äuserlich und dem Schein nach; der gröste Theil der vorzüglichern von ihnen wendete sich nach la Rochelle, um dort dem Monsieur, Bruder des Königs zu huldigen und ohnerachtet sie nachher das Haupt wieder empor hoben, so bedauern sie doch noch immer diesen großen Admiral und vermissen ihn.

Eins muß ich noch sagen. Als der König von Pohlen nach seinem Reich gieng, kam er auf der Reise durch Teutschland zuerst durch die Länder jenes großen Pfalzgrafen (groß nenne ich ihn, weil er in jeder Rücksicht sehr groß war,) der ihn sehr ehrenvoll empfieng, wie es ihm auch gehörte. Eines Tags unter anderen führte dieser ihn nebst zween oder dreyen der Seinigen, (der dicke Villeclair denke ich, war einer davon und der Herr von Gua,) in sein Cabinet, wo er beim ersten Blick das Portrait des verstorbenen Herrn Admirals in seinem ganzen Glanz und sehr gut getroffen fand. Der Pfalzgraf sagte zu ihm: „Sie „kennen diesen Mann wohl, Monsieur? Sie haben „in ihm den gröstten Feldherren in der ganzen Christen„heit umbringen lassen, und hätten es nicht thun sol„len, denn er hat Ihnen und dem König sehr große „Dienste geleistet.“

Der

Der König wollte hierauf den Mord so viel, als möglich, bemänteln und beschönigen und sprach davon, der Admiral selbst habe sie alle wollen umbringen lassen; sie hätten ihm deswegen nur zuvor kommen müssen, worauf ihm aber der Pfalzgraf blos zur Antwort gab: „die ganze Geschichte ist uns be„kannt, Monsieur," und damit giengen sie wieder aus dem Cabinet. Ich weiß aber von sehr guter Hand, daß der König sehr betreten war, als er dieß Portrait erblickte und die Reden des andern vernahm, indem er besorgte, die Karte möchte absichtlich so gelegt und ihm selbst etwas mehr dafür zugedacht seyn.

Solchen Ruhm legte dieser Pfalzgraf dem Herrn Admiral bei. Und in der That war er ein so vortrefflicher Mann, wenn man seine edeln Thaten betrachtet, daß wenn wie oben gedacht ist der Herr von Guise in jeder Rücksicht ein vortrefflicher Feldherr war, dieser nicht minder dafür gehalten werden muß; und dieß war er zu Pferd wie zu Fuß, wie er auch bei der Belagerung von Poitiers bewies, bei der er noch alte Fechterstückchen machte, wie weiland zur Zeit, da er Oberster war, sowohl bei der Cavallerie, als beim Proviant, bei den Finanzen, und beim Geschütz.

Indessen hatte doch (wobei ich es übrigens geistreichern Personen, als ich bin, überlasse, die Vergleichung zwischen beiden zu vollenden) der Herr von Guise eines mehr, als er, das ich aber hier nicht nennen mag.

War der Herr von Guise sehr beredt, so war der Herr Admiral es nicht minder. Er war aber gelehrter, als er, denn er verstand und sprach sehr gut lateinisch, wie ich selbst gesehen habe; denn er

hatte ſtudirt und las und ſtudirte immer, wenn er konnte und von Geſchäften frey war: auch wurde nach ſeinem Tod ein ſehr ſchönes Buch gefunden, worinn er ſelbſt die merkwürdigſten Dinge ſeiner Zeit beſonders von den bürgerlichen Kriegen aufgezeichnet hatte. Man brachte es dem König Karl, wo es mehrere ſehr gut geſchrieben und des Drucks würdig fanden. Allein der Marſchall von Rez redete dieß dem König aus, warf es ins Feuer und ließ es verbrennen, neidiſch auf den Nutzen und das Vergnügen, welche dieß Buch der Welt hätte gewähren können, oder neidiſch auf das Andenken und den Ruhm dieſes großen Mannes. Dies hätte er nicht ſeyn ſollen, denn Neid kann eigentlich nur zwiſchen gleichen Perſonen ſtatt finden, da hingegen, ſagte man, hier ſo viel Aehnlichkeit war, als zwiſchen einem Eſel und einem edeln ſpaniſchen Roß.

Dieß mag genug ſeyn von dieſem großen Feldherrn, da ich ohnehin noch anderwärts von ihm handle in dem Buch von den Oberſten, wie von dem Herrn von Andelot, ſeinem Bruder, und ich auch noch an verſchiedenen andern Stellen, wie es die Gelegenheit mit ſich bringen wird, ſeiner gedenken werde.

Doch ehe ich dieſen langen Abſchnitt ſchließe, muß ich noch kürzlich der Verleumdung und der großen Schuld, gedenken, die man dieſem großen Herrn Admiral beimeſſen wollte, als ob er durch ſeinen bürgerlichen Krieg den Verfall und die Verarmung Frankreichs verurſacht hätte. Davon fanden einſt zween große Männer genau das Gegentheil, einer ein Kriegsmann, der andre ein Staatsmann und beide ſehr gute Catholiken.

Ich hörte ſie nämlich einſt bei Hof im Zimmer der Königinn Mutter darüber reden. Weit gefehlt, daß dieſer Krieg Frankreich arm gemacht haben ſollte,

ſollte, habe er es vielmehr reich gemacht, indem dadurch eine unendliche Menge Schätze, die in der Erde verborgen waren und zu nichts dienten, in den Kirchen entdeckt und an das Tageslicht gebracht worden ſeyen, aus denen man hernach ſchöne und gute Münzen in ſo großer Menge ſchlug, daß man in Frankreich von dieſer Zeit an mehr Millionenin Gold glänzen ſah, als zuvor Millionen Livres in Silber und mehr neue, ſchöne, gute und feine aus dieſen verborgenen Schätzen gemachte Kopfſtücken (testons) als zuvor Zwölfer (douzains). Ein Beweis hievon war ein gewiſſer Herr, der aus den Reliquien des heiligen Martin von Tours und aus den von dem heiligen Ludwig XI. dahin geſtifteten Silberſtangen ganze Fäſſer voll Kopfſtücke machen ließ. So viele andre Herrn und Prinzen ließen ebenfalls welche aus andern Schätzen und Reliquien ſchlagen, jedoch alles unter dem Stempel und Bild unſers jungen Königs Karls IX, der damals herrſchte. Man ſieht davon noch jetzt viel ſchöne und gute im Umlauf.

Ich will indeſſen doch damit nicht geſagt haben, als ob es ſchön und erlaubt wäre, auf ſolche Art die Kirchen zu plündern, um damit Privatperſonen zu bekleiden und zu bereichern. Indeſſen wurde es dem König Karl oder Ludwig von Anjou I. ehmals von dem Papſt erlaubt, die Reliquien in ſeinem Reich zu nehmen und in ſeinen Nutzen zu verwenden, um damit den Krieg führen zu können. Man ſehe die Geſchichte von Neapel.

Dies iſt noch nicht alles; die reichen Kaufleute, Wucherer, Wechsler und Pfennigfuchſer bis auf die Prieſter, welche ihre Thaler in ihren Koffern verborgen und eingeſperrt hielten, hätten niemand einen Ge-

fallen damit erzeigt, noch einen Heller geborgt, ohne grosse Zinsen und übertriebenen Wucher oder gegen Verkauf und Verpfändung von Gütern, Häusern und Mobilien um ein Spottgeld; so daß der Adeliche, der während den auswärtigen Kriegen verarmt war, und sein Gut verkauft, oder verpfändet hatte, nun nicht mehr konnte und nicht wußte, was er anfangen oder mit welchem Holz er sich wärmen sollte; denn diese Tagediebe von Wucherer hatten alles wegegrafft. So aber half ihnen dieser gute bürgerliche Krieg, so nannten sie ihn, wieder auf die Beine und setzte sie wieder in gute Umstände.

Ich sah daher manchen Edelmann von gutem Hause, der zuvor mit zwey Pferden und einem kleinen Bedienten durchs Land zog, während und nach dem bürgerlichen Krieg mit sechs, sieben guten Pferden einher stolziren, und zwar von beiden Parteien; nachdem sie auf solche Weise ihr Vermögen wieder an sich gebracht, ja durch das Lösegeld und die Brandschatzungen von diesen fetten Wucherern noch vergrößert hatten. Denn wenn man sie einmal hatte, so wußten sie schon die schönen Thaler von ihnen heraus zu locken, sie mochten nun wollen oder nicht und wenn sie solche in ihre Knochen verborgen gehabt hätten.

So half der brave französische Adel sich wieder auf mit Hülfe dieses guten bürgerlichen Kriegs. Eine Menge alter Leute, welche gleich mir zu der Zeit lebten, werden davon zu reden wissen, wenn sie es untersuchen und die Wahrheit unparteiisch sagen wollen.

Auch dies ist noch nicht alles; denn unser König Karl, der so viel Schulden auf dem Hals hatte, und Gott und der Welt schuldig war, weil ihm sein Vater und

Groß-

Grosvater das Reich sehr verschuldet hinterlassen hatten, war in der äußersten Verlegenheit ohne diesen guten Krieg, der ihm gar großen Nutzen und Vortheile brachte durch diese Entdeckung von Schätzen und durch Verkauf und Veräußerungen der Reliquien, Kostbarkeiten und zeitlichen Güter der Kirche; alles jedoch mit Genehmigung des heiligen Vaters, woraus er gar schöne Summen zog, welche ganz Frankreich zu genießen hatte. Besonders die Adelichen und Kriegsleute so wohl von den Ordonnanz Compagnien, als vom Fußvolk, welche nicht geitzig, sondern edle Verschwender, das Geld wieder bald hier, bald dort durch brachten und es nicht in den Beutel sperrten.

Was überdieß noch ganz besonders zu bewundern bleibt, ist der Umstand, daß man bei einer genauen Untersuchung finden wird, beinahe alle gute Städte im Reich, welche in diesen Kriegen Plünderungen, Brand und Brandschatzung erlebten, seyen heut zu Tage reicher und wohlhabender, als die andern, wiewohl es nicht leicht Jungfern darunter giebt; bis auf die gute Stadt Paris hinaus, welche kaum noch so arm und herunter war, daß sie beinahe in lezten Zügen lag, da die schönsten Weiber, um ein Stück Brod, alles mit sich machen ließen. Man wird sie heut zu Tage stolzer, reicher und prächtiger finden, als je und vermißt nichts darinn, sondern findet alles im Ueberfluß. Sie hat zur Gnüge, wenn sie nicht unersättlich seyn will, wie ich denn freilich glaube, daß man sie nicht leicht wird sättigen können.

Ich erinnre mich aus den ersten Kriegen her, als wir Rouen mit Sturm eroberten, daß es zween oder drei Tage der Plünderung Preis gegeben wurde. Als aber der König nachher ohngefehr fünfzehn bis sechzehn Monate darauf, um Havre wieder zu erobern, aus-

auszog und mit seinem ganzen Hof und einigen Truppen von seiner Armee wieder hinkam, war keine Spur mehr von der Plünderung zu merken, so daß sich die Königinn Mutter sehr verwunderte, wie ich selbst gesehen habe, daß die Stadt sich wieder so gut erholt hatte und so wohlhabend war, als zuvor, daß uns gar nichts darinn abgieng.

Ich sah die Stadt Angouleme zweimal hinter einander geplündert im ersten und dritten Krieg halb im Sturm, halb durch die großen und starken Garnisonen, welche die Hugenotten und andre darein legten, auch von denen der Catholiken hernach; kurz ich sah sie sehr zurückgekommen und verarmt. Gegenwärtig ist sie, wie man versichert, nach Bourdeaux und la Rochelle die bemitteltste Stadt in unserm Reich, was man gar nicht glauben sollte.

Auch die Stadt Perigueux, welche von den Hugenotten gar sehr mitgenommen und geplündert wurde, ist darum heut zu Tage nichts desto weniger reich, ja mehr als jemals. Ich könnte noch eine Menge andrer Städte dieser Art aufführen, überlasse es aber andern.

Kurz man muß von Frankreich sagen, was jener große General Prospero Colonna von dem Herzogthum Mayland sagte, daß es einer fetten Gans gleiche, bei der die Federn, je mehr man sie rupfe, desto stärker wieder wüchsen. Die Ursache davon ist also diesem bürgerlichen Krieg zuzuschreiben, der von diesem großen Herrn Admiral so gut erfunden und eingeleitet wurde.

Dies ist noch nicht alles; die Geistlichen, die so sehr über die Hugenotten und ihren Krieg schrien, haben dabei so gut gewonnen, als die andern; ein Beweis davon sind die Schätze, Reichthümer und Reliquien, die sie unter der Hand verkauften, indem sie vorgaben,

die Hugenotten hätten ſie mit Gewalt weggenommen; andre habe ſie aus der Erde ausgegraben, die ſie verborgen gehabt hatten und dabei gezeigt, daß wenn jene viel weggenommen hatten, es doch immer noch lange nicht ſo viel war, als ſie ſelbſt ſich heimlich zugelegt hatten. Wenn ſie mit Diſpenſation des Papſtes und dem Willen des Königs für hundert Thaler davon verkaufen ſollten, verkauften ſie für tauſend und gaben vor, ſie hätten von den Goldſchmidten, Wechslern, Kaufleuten und Fürkäufern nicht genug dafür bekommen können, welche vielleicht von den Verkäufern im Grund dazu angewieſen waren und für ſie aufkaufen muſten.

Der Schatz von Saint Denis iſt ein Beweis hievon. Er wurde von dem Kaiſer Karl, als er ihn ſo ſchön, groß und reich ſah, ſo ſehr bewundert, daß er ſagte: er wäre durch das große Cruzifix hinreichend, um zweimal einen König aus der Gefangenſchaft loszukaufen. Nachher bekam dies alles eine ganz andre Geſtalt und ſah dem erſten gar nicht mehr ähnlich.

Ueberdieß, wie gut haben dieſe Herrn Geiſtlichen von Frankreich ihre Pfeifen bei der Veräußerung von zeitlichen Güteen der Kirche geſchnitten, wo ſie ſtatt fünfhundert Thaler nach dem Anſchlag immer für tauſend verkauften und immer aufs höchſte giengen, ohne etwas nachzulaſſen. Und, was die Vertheilung der Zehnten betrift, wie ſehr haben ſie ſich nicht damit bereichert, indem ſie ſolche unter dem Vorwand des Kriegs und der Kriegskoſten ſo hoch trieben, daß ſie größern Profit davon zogen, als der König ſelbſt. Nie belief ſich auch der Zehnte ſo hoch, ſelbſt nicht unter der Regierung des Königs Heinrich, der ihn einſt in ſeiner dringenden Noth auf das fünf bis ſechsfache ſetzte, da man hingegen

gen nachher solche so ausschweifend steigen sah, daß die armen kleinen Abteyen, Priorien, und Pfarreyen so sehr dadurch verarmten, daß die vorigen Besitzer genöthigt waren, ecclo bonis zu machen und alles im Stich zu lassen; und dies alles durch den Geiz und die Bereicherung der großen fetten mit großen Würden, Graden und Prämivenzen versehenen Herrn, bis auf ihre Faktoren, Collektoren, Sammler und Einnehmer hinaus, welche sich ungeheuer dabei bereicherten, z. B. einer Namens Castille, den ich, es sind noch keine vierzig Jahre, in Umständen sah, wo er nichts im Vermögen hatte, als was er auf dem Leibe trug, und was er in einer Hand bei Seite bringen konnte. Er hielt sich so wacker daran, daß er oder seine Erben ungefähr über vierzigtausend Pfund Einkünfte hatten.

Dies nenne ich mir nichts! Was konnten nun vollends die großen Oberaufseher machen? hatten sie also wohl Ursache diese Herrn, so sehr über die bürgerlichen Klerisey, ihre Stiefmütter, zu schreien?

Was kann man ferner von den Herrn von der Justiz sagen, als daß sie nicht so sehr dabei verarmt sind. Was, verarmt? Ungeheuer reich und groß sind sie an großen Gütern und Erwerbungen geworden. Ich berufe mich auf die armen Parteyen, die unter ihren Händen waren. Ich weis was man an ihnen nicht gut fand, war das, daß sie, zum wenigsten einige, sehr ungelind und unbarmherzig mit den armen Hugenotten, ihren halben Stiefmüttern, verfuhren: denn sie haben derer, (wenigstens mache ich) eine unendliche Menge durch ihre Sentenzen, Urtheilsprüche und Executionsmesser ums Leben gebracht, nicht weil sie den Namen Hugenotten führten, als irgend aus andern wichtigen Gründen. Allemal eine große Härte seine Wohlthäter ums Leben bringen.

Was

Was ſoll man endlich von dem dritten Stand ſa-
en', welcher mit den andern ebenfalls ganz frey räſon-
ierte und ganz ungebunden auf den Herrn Admiral
nd ſeinen Krieg ſchimpfte? Haben ſie ſo viel dabei
erlohren? nein gewiß nicht, wohl aber viel gewon-
en und ſich bereichert. Denn Kaufleute, Künſtler,
Handwerker und andre von dieſem Bürgerſtand ſtanden
ch dabei ſo gut, daß das, was zuvor ein Kopfſtück koſte-
, gegenwärtig wenigſtens für einen Thaler verkauft
ird.

Wenn daher ſo viele fremde Kriegsleute, die
an gar zu theuer bezahlen muſte, nicht ſo viel Gold
nd Silber zum Reich hinausgeſchleppt hätten, ſo
t gar keinem Zweifel unterworfen, daß Frankreich
ch voll wäre, wie ein Ey und nie zu erſchöpfen
yn würde.

Aber ſagen einige, wer hat denn dieſe Herrn
remde kommen heißen, welche auf den Klang von
lbernen Trompeten und Pauken ſchneller bei der Hand
nd, als auf den von kupfernen? Dies möchte leicht
wiſſen. Bei den erſten Unruhen hatten wir zuerſt
Schweitzer und Lanzknechte von den Rheingrafen.
Der Herr von Andelot reiſte hierauf aus, um Reuter
bekommen, und brachte ſie auch wirklich ſehr
ut.

Wir hatten Spanier in Guyenne und nachher in
rankreich; dieſe koſteten uns nichts, vermöge des gu-
n Beiſtandes und der großen Freigebigkeit jenes gro-
n und erhabenen Königs von Spanien. Die Hu-
enotten hatten einige Engländer in Rouen und Ha-
re ebenfalls durch Unterſtützung und die Freigebig-
it der Königinn von England.

Aber dies iſt gewiß, daß ich ſelbſt geſehen habe,
ie die Hugenotten uns zwo Schlachten lieferten, oh-
fremde Truppen bei ſich zu haben, nämlich die bei

Saint-

Saint-Denis, wo wir sechs tausend Schweitzer hatten und die bei Jarnac, wo sie eben so wenig Fremde, wir hingegen Schweitzer und sogar Reuter hatten, jedoch nur sehr wenige, die der junge Rheingraf anführte. Die Hugenotten hatten freilich nachher gar viele, und nur zu viele zum Schaden Frankreichs, womit sie freilich damals viel, in der Folge aber wenig schadeten, wie ich schon gesagt habe. Da es einmal ein bürgerlicher Krieg unter der Nation selbst war, hätten wir ihn auch blos unter uns mit einander ausmachen, und keine Fremden dazu herbeirufen sollen.

Gewiß der Krieg würde dadurch weit edler worden seyn, wenn man in einer Compagnie einerley Fahnen, einerley Waffen, einerley Trommelschlag und Trompeten Schall und einerlei Kriegsarten und Befehle gesehen hätte: so wie ehemals unter den Römern bei ihren bürgerlichen Kriegen. Was mich betrift, weiß ich wohl, was ich den Herrn Admiral davon sagen und schwören hörte, wie es ihn verdroß, daß er genöthigt gewesen, sich dieser Reuter zu bedienen, und daß sie je nach Frankreich gekommen waren und wie, wenn sichs noch verbessern ließe, oder wenn der Krieg je wieder ausbräche, was Gott verhüten wolle, er nicht wieder solche Leute herbei gerufen haben würde, um sich ihrer zu bedienen. Sie wären zu verdrüßlich, habsüchtig, ungestüm und zu schwer zu befriedigen. Unser gegenwärtiger großer und braver König hat sich dieß gemerkt und seine Kriege geführt, durchgeführt und, sein Reich erobert ohne diese Leute; außer einigen Truppen, welche der Herr von Turenne ihm zuführte, die aber nicht dienten: auch schaffte er sie bald wieder fort.

Es war ein Beweis seines großen Herzens und seiner großen Weisheit, daß er sich solcher Leute nicht

ediente und ſeinen Krieg mit ſeinen eignen ausmach-
. Ich habe anderwärts von ihnen geſprochen, wo
) ſie indeſſen dennoch lobe, indem ich keineswegs der
apferkeit, die ſie wirklich beſitzen, noch ihrer krieger-
ſchen Nation zu nahe treten noch übel nachreden mag:
nn man kann ihnen nichts vorwerfen, als ein wenig
abſucht; ſonſt ſind ſie in allen Stücken wackre
d tapfre Krieger.

Der
Prinz von Conde.

Jeden wir itzt von dem Herrn Prinzen von Con-
dé, Ludwig von Bourbon, von dem mehrere
nnern Tagen ſagten, er ſey beim Anfang dieſer bürger-
en Kriege von dem jetzt gedachten großen Admiral ge-
et worden, wiewohl er ſchon zuvor einen ſehr ſchönen
fang zu einem ſehr braven Prinzen gemacht und ſich
ichtsvoll und tapfer in den auswärtigen Kriegen
igt hatte, ſo wohl im Cavallerie Dienſt bei den
ten Reutern und Gensdarmen, als zu Fuß. Denn
ar Oberſter von der Infanterie in Piemont, wie ich
erwärts ſchon angeführt habe.

Ich erinnre mich hiebei folgender Geſchichte.
die Königinn Mutter die Frau Prinzeßin von la
ſur. Von zu ihrer Dame d' Honneur gemacht
, wollte der Herr Prinz von Conde ihr vorſtellen,
ch darüber luſtig machen und ſpotten, (wie dies
s ſo ſeine Sache war) daß ſie ſich und ihren Ver-
oten hierdurch ſehr viel vergeben habe, indem ſie
die Gemahlinn eines Prinzen vom Geblüt dieſe

Stelle angenommen habe, um gleichsam als Magd zu dienen.

Die Frau Prinzeßin antwortete ihm: sie glaube sich und den ihrigen dadurch nicht mehr vergeben zu haben, als er dadurch, daß er ehmals die Stelle als Oberster bei seiner saubern Infanterie angenommen habe, noch dazu nach zween Adelichen, welche weit geringer wären als er, dem verstorbenen Bonnivet, und dem Vice-Dom von Chartres. Er möchte daher nur auf seine Fehler sehen, und nicht auf die ihrigen, wenn sie auch wirklich hierinn einen begangen hätte: allein sie könne dies gar nicht finden, indem es doch nicht heißen könne, man vergäbe sich etwas, wenn man seiner Königinn und Gebieterinn in einem so ehrenvollen Posten diene.

Nun wars an dem Herrn Prinzen zu schweigen, so gut er auch sonst mit der Sprache fort kommen konnte. Dies konnte er so gut, als, ich will nicht sagen, ein Prinz sondern überhaupt irgend jemand in der Welt, wobei er besonders gern witzig war, spöttelte und lachte.

Es wurde auch in Frankreich ein Liedchen auf ihn gemacht nach Art eines Gassenhauers, worinn es hieß:

Ce petit Homme tant joly.
Tousjours cause et tousjours rit,
Et tousjours baisa sa Mignonne:
Dieu garde de Mal le petit Homme.

denn sehr klein und schmächtig war er, darum aber nichts desto weniger stark, frisch, lebhaft und geschickt in den Waffen zu Fuß und zu Pferd, so sehr als irgend ein Mann in ganz Frankreich wie ich selbst gesehen habe.

Dabei

Dabei war er ſehr angenehm, umgänglich und liebenswürdig. Der Italiäner ſagte daher auch: Dio mi guarda de bel Gigneto del Principe di Condé, et de l' Animo et Stecco del Admiraglio, das heiſt, „Gott bewahre mich vor der Artigkeit des Prinzen von Condé und vor dem Muth und Zahnſtocher des Herrn Admirals;" denn er trug immer einen, entweder im Mund, oder hinter den Ohren oder im Bart.

Man hielt dieſen Prinzen zu ſeiner Zeit für mehr ehrgeizig, als religiös. Der gute Prinz war ſo weltlich als ein andrer, und liebte die Frau eines andern ſo gut, als ſeine eigene; und artete hierinn ſehr denen vom Geſchlechte Bourbon nach, die ſehr verliebter Complexion waren.

Er wurde von den Reformirten und von den Theilhabern an der Verſchwörung von Amboiſe zu ihrem Oberhaupt erwählt. Nicht, als ob er etwas davon gewußt hätte, ſagte man, ſondern es geſchah, ohne ihm ein Wort davon zu ſagen, und ganz ingeheim; nach teutſcher Art, was man le Capitaine Ruet nennt. Wäre ihre Unternehmung damals gelungen, ſo würde mans ihm erſt entdeckt haben.

Manche ſagten jedoch, er habe darum gewußt, und beſonders ſey der Herr von Maligny, ein braver und tapfrer Cavalleriſte von ſehr gutem Hauſe, der ſehr vertraut und gut mit ihm und ſein Verwandter war auch ſich mit ihm zu Amboiſe befand, als er alles entdeckt ſah, ſogleich ohne zu erſchrecken, nach dem Stall des Prinzen gegangen, habe dort den beſten Stutz ohne Schwanz genommen und ſich ſchleunig davon gemacht: was ihm wohl gerathen war. Er gieng nach Genf woher er nicht wieder zurück kam, denn er ertrank beim Baden im See. Man ſetzte ihm nach, er machte ſich

aber zu flüchtig davon. Man sagte indeß am Hof, wenn man ihn bekommen hätte, so würde er den Herrn Prinzen sehr in Verlegenheit gesetzt haben.

Am Sonntage Morgens, als die Verschwornen vor dem Thor erschienen, wo der Herr von Aumale die Woche hatte und in die Stadt eindringen wollen, begab der Herr Prinz sich dahin, half sie verjagen und machte sehr gute Miene dazu. Allein nachher erkannte man den Fehler und er kam deswegen stark in Verdacht. Er machte hierauf einige Rodomontaden, warf mit Lügnern um sich, jedoch nur in die Luft, nicht ins Angesicht, wie gesagt und geschrieben worden ist, denn damals wagte er noch nicht, so laut zu reden, wie wohl er übrigens schön, gut, stolz und kühn zu sprechen wußte. Weil er indessen merkte, daß es nicht gut für ihn da seyn möchte und man bereits anfieng auf die Spur zu kommen, reißte er vom Hof weg und suchte den König von Navarra, seinen Bruder auf; worauf man, wie ich weiß, sehr bedauerte, daß man ihn hatte gehen lassen.

Ohnerachtet er indessen dießmal durchgekommen war, so entgieng er dennoch seiner Gefangenschaft nicht. Denn er kam nach Orleans, wo man ihn fest nahm: und man glaubte, ohne den Tod des Königs Franz wäre sein Prozeß gemacht gewesen, und er hingerichtet worden.

Als er nach der Wohnung des Königs kam, nicht zu Pferd, wie der König sein Bruder, was einige gesagt haben, denn ich sah es, daß er abgesessen war, sah ich keinen Prinzen eine beßre Miene machen. Allein beim Herausgehen aus dem Zimmer des Königs, als er durch den Herrn von O und den Herrn von Chavigny nach dem Gefängniß geführt wurde, war er ganz bestürzt: eben so der Kö-

nig

nig von Navarra, welcher bei seiner Ankunft dachte, als erster Prinz vom Geblüt etwas laut zu reden, zu trotzen und den ganzen Hof in Staunen zu setzen.

Nun wars an ihm sich zu schmiegen und nicht den Prinzen, sondern den bloßen Edelmann zu machen: denn ich sah ihn zweymal den Herrn Cardinal von Lothringen besuchen, einmal in seinem Garten und das andremal auf seinem Zimmer, um ihn um seine Fürsprache für seinen Bruder zu bitten; er sprach sogar mehr entblößt als bedeckt [20]) mit ihm, der andre hingegen bedeckte sich ohne Umstände ganz nach seiner Bequemlichkeit, denn es war sehr kalt. Allein zween Monate darauf sah man ein ganz andres Spiel Fortunens.

Die Verschwörung von Amboise war die Hauptursache von seiner Gefangennehmung: denn der König hatte sich so fest davon überzeugt, daß wenn diese Verschwörung gelungen wäre, er wie seine Herrn Brüder nebst den Herrn von Guise und andern aus dem Weg geräumt worden seyn würden und er sich gar nicht wieder auf seinen königlichen Stuhl gesetzt haben würde; denn der Prinz war von hohem Herzen und ehrgeitzig und mochte ein Königreich lieber, als ein Fürstenthum. Deswegen hielt man ihn auch von der Zeit an für mehr ehrgeitzig, als religiös.

Was ihn noch mehr in seinem Ehrgeitz verblendete, war in den ersten Kriegen, als er sich an der Spitze beinahe von der Hälfte von Frankreich sah; ein sehr fetter Bissen, den sein Herr Admiral ihm sehr gut zubereitet hatte. Darum sagte auch ein gewisser Herr: „da steckt der Teufel drinn, wenn der und der an der Spitze steht. Denn ich kenne seine Art. Wenn er einmal seine Nase in das Regierungswesen gesteckt hat, so wird er es nicht

„wieder lassen können und stets Frankreich beunruhigen, „um seine Größe zu unterhalten. Es wäre besser für „uns, wenn der Herr Admiral sich allein damit befaß„te, denn er ist weit sanftmüthiger und weit fähiger „in allem, als jener."

Er wurde so übermüthig, daß er Silbermünzen [31]) schlagen ließ, mit der Umschrift Ludwig XIII. König von Frankreich. Der Herr Connetable, der immer noch seine gute alte Weise an sich hatte, zeigte diese Münze einst ganz entrüstet in einer General-Versammlung vor, die am siebenten Oktober 1567. Nachmittag im Louvre gehalten wurde. Man verabscheuete sehr so wohl die Münze, als die Umschrift. Ich weiß nicht ob es wahr ist; es wurde aber viel davon im Zimmer des Königs und der Königinn, selbst im Schloßhof gesprochen.

Ein andrer Ehrgeiz wandelte ihn an, als der Herzog von Alba nach Flandern zog. Er nebst andern stellten nämlich bei dieser Gelegenheit dem König vor, da der Spanier Kriegsrüstungen mache, müsse man sich ebenfalls rüsten und die Gränze mit Truppen besetzen, wie dies von Alters her gebräuchlich sey: und jetzt ließ man hierauf sechstausend Schweizer werben, welche nachher ankamen. Was man auch sagen mag, man findet es auch geschrieben, so warens doch zuverläßig der Herr Prinz mit seinen Hugenotten, welche zuerst darum schrien, denn ich war damals bei Hof; und die, welche es anders geschrieben haben, wußtens vielleicht nicht besser, als ich.

Bei eben dieser Gelegenheit säumte der Herr Prinz nicht, auch für sich zu sorgen; denn er brauchte den Herrn Connetable, seinen Groß-Onkel von Seiten seiner Gemahlin, so gut, daß er ihm die Stelle ei-

nes

nes Lieutenant Generals des Reichs bewilligte, wenn der König ſie ihm geben wollte: und er hielt auch wirklich bei dem König darum an, General dieſer Armee zu werden, die man neuerlich gegen den Herzog von Alba errichten wollte.

Die Königinn Mutter, der dieſe Stelle eines Lieutenant General gar nicht gefallen wollte, welche ſie ihrem Liebling dem Monſieur, Bruder des Königs, dem nachherigen König Heinrich III. lieber gönnte und auch zugedacht hatte, ohnerachtet er noch ſehr jung war, gab dieſem ihrem Sohn einen Wink davon und unterrichtete ihn ſo gut daß ich mich noch wohl erinnre, wie er eines Abends im Saal, als die Königinn zu Saint Germain de Prez ſpeiſte, den Herrn Prinzen, der dazu kam, bei Seite führte, gar vernehmlich mit ihm ſprach und ihm den Uebermuth verwies, daß er es wage, auf eine Stelle, die ihm gebührte, Anſpruch zu machen. Wenn er ſichs je einfallen ließe, ſo ſollte es ihn ſchon reuen und er wollte ihn ſo klein machen, als er ſich groß machen wolle.

Er ſagte ihm noch viel andre Reden (denn er hielt ihn ſehr lange) die wir aber nicht hörten; denn wir hielten uns entfernt, ſahen aber wohl, daß er nachdrücklich und ſehr ſtark mit ihm ſprach, jetzt ſeinen Degen ſehr hoch am Gefäß hielt, als griff er nach ſeinem Dolch, jetzt ſeine Mütze tief auf die Augen drückte, jetzt ſie wieder aus der Stirne ſchob; kurz wir ſahen, daß er ſich ſehr ſtolz und trotzig benahm und ſo, daß wir, ohnerachtet wir ihn noch bei tauſend andern Gelegenheiten ſehr ſchön ſahen, dennoch nie wieder einen ſo ſchönen und entſchloſſenen Anſtand an ihm wahrnahmen. Dabei ſahen wir ebenfalls den Herrn Prinzen, der ſtets mit entblößtem Haupte da ſtand,

und nach seinen Geberden zu urtheilen, sehr sanft sprechen muste.

Nachdem die Königinn gespeist hatte, löste sich alles auf und sie erfuhr es ausführlich von ihrem Herrn Sohn, den sie darum desto stärker liebte: nachher auch von dem Herrn Prinzen, der sich beschweren wollte, worüber sie sich aber nicht bekümmerte. Der Herr Prinz machte es nicht lange mehr am Hof, sondern gieng, gedachte es aber dem Monsieur sehr gut; denn nach viertehalb Monaten wurde der Anschlag auf Meaux gemacht. Und dieß war die erste Quelle davon, welche viele nicht wissen, und es der Religion zuschreiben, wie selbst der Herr von la Noue, denn vielleicht wußte er nicht, was ich gesehen habe.

Monsieur ebenfalls trug es ihm, weil er wuste, daß dieser Anschlag, wenigstens eben so gut oder vielleicht noch mehr auf ihn als auf den König gemünzt war, noch besser nach: denn als er nach dem Tod des Herrn Connetable Lieutenant General des Königs worden, ruhte er nicht, bis er Rache von dem Prinzen hatte, den er auf den Tod und mehr als alle Hugenotten haßte; denn es war seine Schuld nicht, daß zu Nostre Dame de l' Espine die Schlacht nicht geliefert wurde. Er wünschte auch aus keiner andern Ursache so sehr den Frieden, als um den Prinzen in seinem Hause Noyers in Bourgogne zu überfallen, wie ihm beinahe gelungen wäre.

In den dritten Unruhen setzte er ihm so lange mit Gefechten und kleinen Scharmützeln zu, daß er ihn endlich zur Schlacht bei Jarnac brachte, wo dieser Prinz sich sehr tapfer und muthvoll einließ, wiewohl er sehr ungern sah, daß er dazu genöthigt war, weil er entweder sein Unglück ahndete oder den Nachtheil von der Schlacht einsah: darum sagte er auch, als er sich

ein-

einließ: da man einmal das Verſehen gemacht habe, ſo müſſe man durch. Kurz vor dem Angriff hatte er von dem Pferd des Grafen von la Roche-Faucant einen Schlag ans Bein bekommen und ſtürzte ſich wie ein Verzweifelter über den Schmerz blos von ſeinem tapfern Muth begleitet, ins Treffen, wo er ganz wüthend kämpfte. Es währte aber nicht lange, ſo ſtürzte er vom Pferd.

Der erſte, welcher abſtieg, um ihn gefangen zu nehmen, war ein ſehr wackrer Edelmann des Herrn de la Vauguion, der ſich Rozier nannte. Als aber der Herr von Argence an dem Herrn Prinzen vorbei kam, erkannte er ihn und ergab ſich an ihn. Allein unterdeſſen kam der Baron von Montesquiou, ein braver und tapfrer Cavalier und Capitain von der Leibwache des Monſieur, dazu, fragte, wer es ſey, und als man ihm ſagte, daß es der Herr Prinz ſey, ſo rief er: „Nieder, nieder, zum Teufel nieder mit ihm, ritt heran und ſchoß ihm ſein Piſtol durch den Kopf, wovon er auf der Stelle ſtarb.

Er wäre auch ſonſt nicht davon gekommen: denn er war mehrern Günſtlingen von Monſieur empfohlen geweſen, wie ich ſicher weiß, und dies um des Haſſes willen, den er ſeit der obengedachten Geſchichte auf ihn geworfen hatte; auch darum, weil ein Großer nichts mehr haßt, als einen andern Großen, der ſeines Gleichen iſt, oder noch mehr einen ſolchen, der es nicht iſt, ſich aber ihm gleichſetzen will.

Kaum acht Monate zuvor hatte ich dieſem Baron von Montesquiou das Leben gerettet, den ich ſeit dem Zug nach Maltha ſehr liebte. Bei der Zurückkunft von dort hatte er ſich zum erſtenmal bei Hof gezeigt, wo er durch den Grafen von Briſſac eingeführt wurde, der ihn als einen braven und dabei auch wirklich guten

Mann liebgewonnen hatte und ihn auch bei Monsieur beliebt machte, wo er ihm gedachte Stelle verschaffte.

Mit obiger Lebensrettung verhielt es sich folgendermaßen. Als König Karl vor dem Louvre zu Paris ein Seetreffen vorstellen lassen wollte, begab er sich in sein großes bedecktes Schiff, das noch lange nachher vor der Wohnung des Controleur du Mas zu sehen war. Der König hielt und vertheidigte sein Schiff mit seinen Leuten gegen Monsieur und dessen Leute, die wir ihn angriffen. Als wir hinüber wollten und der Baron schon halb drüben war, stieß ihn Fervaques, der sich allemal als einen wilden Spieler gezeigt hatte, vom Verdeck ins Wasser, wo er ertrunken seyn würde, wenn ich nicht herbei gesprungen wäre, ihn beim Collet ergriffen und in unser Schiff geworfen hätte, wo er ganz ohnmächtig war: er erholte sich jedoch einiger massen wieder und dankte mir auf den Knien die Erhaltung seines Lebens, nannte mich auch von der Zeit an nicht anders, als seinen Vater, ohnerachtet ich jünger war, als er. Er wurde nachher bei der Belagerung von Saint durch einen starken Schuß getödtet. Die Hugenotten sagten, es sey eine besondre Zulassung und Strafgericht Gottes.

Um wieder auf den Herrn Prinzen zurückzukommen, so bezeugte sich Monsieur über seinen Tod keineswegs betrübt, sondern vielmehr erfreut: denn er stand in der Meinung, daß er es ihm eben so gemacht haben würde. Denn großen Feinden bleibt nichts anders übrig, als sich voreinander vorzusehen. Monsieur wollte ihn nach der Schlacht sehen und seine Leiche wurde auf eine alte Eselin, die sich just da befand, gelegt, mehr zum Spott, als aus einem andern Grund. So wurde sie mit herabhängenden Armen und Beinen nach Jarnac in einen Saal unter dem

dem des Monſieur geſchafft, wo dieſer Prinz den Tag zuvor logirt hatte. Welche Veränderung! Eben ſo logirte zu Coutras der König von Navarra im Zimmer des Herrn von Joyeuſe, der den Abend zuvor da geſchlafen hatte und nun tod unter ihm lag. Hätte man ihnen ſolchen Glückswechſel vorausſagen wollen, ſie würdens nicht geglaubt haben.

So blieb dieſer Prinz zur Schau für alle diejenigen vom Lager liegen, die ihn ſehen wollten. Nachher verlangte ſein Schwager, der Herzog von Longueville, von Monſieur den Leichnam, um ihn zu begraben, der ihm auch frey verabfolgt wurde.

Es wurde folgende Grabſchrift auf ihn gemacht.

L' An mil cinq cens ſoixante-neuf.
Entre Jarnac et Chaſteau neuf,
Fut porté ſur nue Aſneſſe
Cil qui vouloit oster la Meſſe.

Einige der Seinigen wurden gefangen genommen die Clermont d' Amboiſe und Corbozon, welche gar nicht glauben wollten, daß er todt ſey; allein Monſieur ließ ſie ſich ſatt daran ſehen, worüber ſie ſehr betrübt waren; denn ſie waren bei ihrem Herrn ſehr geliebt.

So kam dieſer Prinz ums Leben, der in drei Schlachten, die er ſeinem König lieferte, nichts von Glück ſagen konnte. Bei der letzten ſtarb er. Die vorletzte zu Saint-Denis verlohr er wie die andern, kam aber doch noch mit Ehren davon. Bei der erſten bei Dreux nämlich wurde er gefangen genommen: nicht ohne große Gefahr ſeines Lebens, wenn der Herr von Guiſe ihm hätte heimgeben wollen, was er ſelbſt ihm in der Verſchwörung von Amboiſe zugedacht hatte.

Er

Er war aber weit entfernt, ihm seinen bösen Anschlag so zu erwiedern. Als er ihm vorgestellt wurde, nahm er ihn sehr gut und ehrenvoll auf, nahm ihn zu sich in sein Quartier und bot ihm die Hälfte seines Bettes an, wo sie beide zusammen in solcher Vertraulichkeit schliefen, als wenn sie nie Feinde gewesen wären, sondern als gute Freunde und Vettern, wie sie waren. Den ganzen Abend war er nicht zu sehen und der Herr von Guise rieth ihm auch dazu, sondern blieb in seiner Garderobe, wiewohl sie sehr klein und schlecht war; denn es war ein sehr ländliches Dorf-Haus. Eine Menge Leute wollten ihn sehen: allein der Herr von Guise hatte es verboten. Denn eine betrübte Person sieht dergleichen Besuche nicht gern.

Ich bekam indessen doch die Erlaubniß, ihn sehr nahe an einem Feuer zu sehen, wo er sich sehr betrübt und ziemlich bange und besorgt bezeugte. Man brachte ihm Abendessen und er aß auch: nachher, als der Herr von Guise sich niederlegen wollte, beurlaubte er einen jeden, nachdem er lange am Feuer gesessen und mit uns von der Schlacht gesprochen hatte, wo jeder sein Wort ebenfalls dazu gab.

Er und der Herr Prinz schliefen beisammen und am folgenden Tag giengen wir zu seinem Lever. Er schrieb an den König und die Königinn so kurz, als möglich und gieng dann aus, um das Schlachtfeld zu besehen.

Unterdessen stand auch der Prinz auf, der noch im Bett gelegen hatte, als wir im Zimmer waren, wo alle Bettvorhänge vorgezogen waren. Wäre er genöthigt gewesen aufzustehen, um nach der Garderobe zu gehen, so würde er sich sehr verwundert haben.

Als man hierauf von da weg muste, gab ihn der Herr von Guise dem Herrn von Anville in Verwah-

wahrung (wir nannten ihn damals den Herrn Admiral, weil er die Stelle ſeines Vetters hatte,) und um ihn gegen den Herrn Connetable auszuwechſeln, wie es das Kriegsrecht mit ſich bringt.

Es ſind hiebei zwei ſchöne Dinge zu bemerken, die man auch damals dafür hielt, wie ſie jederzeit dafür gehalten werden müſſen: einmal iſt die Großmuth und edle Geſinnung dieſes großen Prinzen, des Herrn von Guiſe zu loben, die er gegen ſeinen gefangenen Feind dadurch bewies, daß er ihn ſo anſtändig behandelte; was ein andrer vielleicht nicht gethan hätte, in Rückſicht auf die ſtarken Gründe, die er dazu hatte. Das andre iſt der ſchöne Einfall und die kluge Rückſicht, die der Herr von Amville dadurch bewies, daß er ſeinen Gefangenen, den Herrn Prinzen, dem Herrn von Guiſe abtrat. Denn er wars eigentlich, dem er zuerſt ſein Wort gegeben hatte. Aber er übergab ihn ihm als ſeinem General, (das hieß doch, ſeine Schuldigkeit als Kriegsmann, wiſſen,) dem man alles, beſonders aber die Kriegsgefangenen von Rechtswegen heimſtellen ſoll.

Wäre der Herr von Amville nicht ein kluger einſichtsvoller Officier geweſen, wie er ſich jederzeit bewieſen hatte, ſondern ein unbeſonnener, und hätte er nicht gewußt, was ſeine Pflicht erforderte, ſo würde er dieß nie gethan haben, da er ſeinen Vater gefangen ſah, den er auf ſolche Weiſe durch dieſen Gefangenen wieder los machen konnte. Er that es aber nicht, ſondern befolgte auf dieſe Art ſeine Pflicht und erwarb ſich die Freundſchaft ſeines Generals dadurch noch in einem höhern Grad, indem er ihm dadurch bewies, daß er die Großmuth des Herrn von Guiſe ſchätzte und in ihm ſolche Vortrefflichkeit und Güte erkannte, daß er den Herrn Connetable nie vernach-

nachläſſigen würde. So iſt es alſo bei dergleichen Vorfällen gut, ſich mit Klugheit zu benehmen und ſeinem warmen Blut nicht allein zu folgen.

Um eines ſolchen Zuges willen entſtand während dieſer letzten Kriege zwiſchen dem Herrn von Longueville und dem Herrn von Epernon beinahe ein ſtarker Handel; denn als der Herr von Epernon aus Pohlen nach Frankreich kam, um zu dem König zu gehen und durch Montreuil reiſte, wo er auf die Garniſon unter dem Herrn von Meſny, Gouverneur des Platzes, ſtieß, ſchlug er ſie glücklich und eine Menge wurden gefangen genommen, worunter gedachter Herr von Meſny ſelbſt war. Er kam hierauf nach Corbie ins Quartier, wo der Herr von Longueville als Lieutenant de Roy in der Pikardie ſtand und die Gefangenen verlangte. Allein der Herr von Epernon verweigerte ſie ihm, worüber ein Zwiſt entſtand, wobei der Herr von Longueville ſchwur, daß er eher nicht aus der Stadt kommen ſollte und ihm ſehr hart begegnete, ſo daß er ſogar eine ſtarke Wache vor ſein Logis ſtellte und die Stadtthore ſchließen ließ.

Der Herr von Epernon wurde hierüber beſorgt und fürchtete, man möchte gegen ihn etwas im Schild führen, ſo wie zu Angouleme, wo man ihn einſt beinahe ermordet hätte; daher beſchloß er denn, ſich tapfer zu wehren und wenigſtens mit den Waffen in der Hand zu ſterben. Durch die Geſchicklichkeit einiger wackern Leute kam aber unterdeſſen eine Art von Vergleich zu Stand, und der Herr von Epernon gieng aus der Stadt und nahm ſeine Gefangenen mit.

Der Vergleich war indeſſen doch nicht ſo vollſtändig, daß ſie völlig als Freunde aus einander gegangen wären. Denn hätte ihn der Herr von Eper-

non nachher angetroffen, so würde er ihm wohl zu Leibe gegangen seyn, wie ich zuverlässig weiß. Manche sagten hiebei, der Herr von Longeville hätte hier mehr oder weniger thun sollen: und diejenigen, welche den Abzug des Herrn von Epernon vermittelten, hätten sie völlig aussöhnen und es dahin bringen sollen, daß sich die beiden großen Herrn umarmt hätten, welche mit Hülfe ihrer Freunde und Diener und ihres Ansehens im Stand waren, ganz Frankreich in Aufruhr zu bringen.

Manche sagten nun hiebei, der Herr von Epernon habe Unrecht; er hätte diese Gefangne dem Lieutenant General des Orts, wo sie gefangen wurden, sogleich anbieten, und dadurch seinen Rang anerkennen sollen, wiewohl er selbst auch groß war, und große Stellen und Ehrenposten besaß: denn die Repräsentation eines Königs als dessen Stellvertreter und Verweser bleibt immer ein Großes.

Ich überlasse scharfsinnigern dieß auseinanderzusetzen, und komme noch einmal auf unsern Prinzen zurück. Er hinterließ sehr wackre und vortreffliche Kinder, den Herrn Prinzen von Condé, seinen Haupt-Erben; den Herrn Prinzen von Conti und den Herrn Cardinal von Bourbon: und von seiner zwoten Gemahlinn den Herrn Grafen von Soissons einen artigen Prinzen, voll Ehre und Vortrefflichkeit.

Wäre der letzte Herr Prinz von Condé nicht an Gift gestorben, (wie man sagt) so würde er ein eben so großer Feldherr worden seyn, als sein Herr Vater, denn er hatte schon einen guten Anfang dazu, und war doch noch sehr jung, als er starb. Er wußte die Leute eben so gut an sich zu ziehen und zu gewinnen, als sein Herr Vater, war sehr freigebig, sanft, huldreich und beredt; lauter sehr anziehende Eigenschaften.

Ich habe von dem Herrn von Montpenſier ſagen, und gegen mich behaupten hören, daß er noch weit beredter geweſen ſey, als ſein Herr Vater. So viel iſt gewiß, daß wenn er auch ſo wohlredend war, es ihm doch am Ohr fehlte, denn er hörte nicht gut. Er war brav, tapfer, großmüthig und ſehr geſchickt in Waffen und zu Pferd, unerachtet er ſehr klein war, wie der Vater.

Als der erſte Herr Prinz von Condé in der Schlacht bei Jarnac geblieben war, verfielen die meiſten Catholiken, beſonders die bei unſrer Armee, auf den albernen Gedanken, es ſey um die Hugenotten geſchehen, weil ſie ihren großen vornehmſten Anführer und General verlohren hätten, der in der That groß und tüchtig war, und von dem man glaubte, er habe von dem Herrn Admiral ſo viel gelernt, daß er ihm gleich zu achten ſey, ja daß ihn einige ſogar für größer hielten, was aber falſch war. Sie glaubten ferner die Hugenotten würden den Herrn Admiral nicht ſoviel Reſpekt, Furcht, Ehrerbietung und Folgſamkeit beweiſen, als einem Prinzen, der ein großer Prinz vom Geblüt war, ſo hohen Rang und Anſehen beſaß, und den ſie ſo ſehr geehrt und für ihren Vertheidiger und Beſchützer gehalten, daß einige ſogar die Unverſchämtheit begiengen, ihn ihren König zu nennen.

Es gieng aber ganz anders; denn ſo viel ihrer auch in der Hugenottiſchen Armee waren, rührte ſich doch deren keiner, auſſer einem oder zween ſeiner vertrauteſten. Sie ſtellten ſich alle unter die Protection das Anſehn und Commando des Herrn Admirals, der unter den Nahmen der Prinzen von Navarra und Condé, welche beide noch ſehr jung waren, ihr Schiffelein ſo gut ſteuerte, daß ſie ihren verlohrnen großen Piloten keineswegs vermißten, und alle feſt und eifrig

rig bei ihrer Partey hielten, was eine groſse Ehre für den Herrn Admiral war.

Es giebt aber auch keine feſtere und eifrigere Verbindung und Verbrüderung, als eine um der Religion willen eingegangene, beſonders für eine neue noch unter dem Druck befindliche Religion, wie ich dies von einem groſsen Mann gehört habe. Was dieſe Säule noch mehr ſtützte und befeſtigte, die man ſchon im Wanken und Sinken zu ſehen glaubte, waren ihre braven und tapfern Generals, die noch feſt ſtanden, wie z. B. der Herr von Andelot, einer der tapferſten und berühmteſten, in Frankreich, der jedoch bald darauf ebenfalls ſtarb; — der Herr von la Roche Foucault, ein ſehr groſser Herr in Guyenne, der bei denen ſeines Landes groſsen Einfluß hatte, beſonders unter dem Adel, wo er ſehr verehrt wurde.

Er war aber auch ſchon ein ſehr alter Feldherr, wiewohl er noch jung war; denn er hatte im Gefolge des Herrn Herzog von Orleans von ſeiner frühen Jugend an die vielen auswärtigen Feldzüge mitgemacht, und unter dem König Heinrich fortgeſetzt, der ihn ganz vorzüglich liebte, und auf einen vertrautern freundſchaftlichern Fuß mit ihm lebte, als mit keinem ſeiner andern Günſtlinge: ſie ſpielten gewöhnlich zuſammen, als wären ſie ebenbürtig; denn der Graf war ein ſehr guter angenehmer Geſellſchafter und ſehr witzig; dabei ein ſehr guter Herr, der nie jemand beleidigte. Indeſſen wurde er doch in den bürgerlichen Kriegen, als Schwager des Prinzen und Hugenotten-Königs, etwas übermüthig, wiewohl ich ſelbſt ihn für meine Perſon ihn nie ſo fand; denn er war allzu aufgeweckten Humors. Die guten Trompeter der franzöſiſchen und teutſchen Hülfstruppen (reitres) bliesen oft das Liedchen:

Le prince de Condé
Il a été tué.
Mais Monsieur l' amiral
Est encore à cheval,
Avec la Rochefaucaut
Pour chasser tous ces Papaux, Papaux, Papaux.

Ferner war da der Herr von Mouy, ein sehr braver tapfrer General. Er bewies dieß in der Schlacht bei Dreux; denn er that den ersten Angriff mit den funfzig bis sechzig weißen Reutern. Man hielt ihn für einen mehr beherzten als weisen General; er bewies sich aber als beides, als er den Herzog von Zweibrücken mit seinen Truppen bis nach Guyenne führte, und la Charite einnahm, trotz einer Menge Hindernisse, die sich ihm in den Weg warfen. Er hatte auch viel auswärtige Feldzüge mitgemacht und sich dabei sehr hervorgethan.

Ferner der Herr von la Noue, der noch itzt, da ich dieses schreibe, den ehrenvollen Titel des grösten Feldherrn Frankreichs führt, weil er sich als einen ungewöhnlich erfahrnen Krieger stets bewiesen hat. Ich rede anderwärts von ihm ausführlich [22]).

Ferner der Herr von la Loue, gleichen Nahmens mit dem Herrn von la Noue, bis auf Einen Buchstaben, auch ihm gleich an Tapferkeit; er war bei der königlichen Jägerey angestellt gewesen, die Hirschjagd wollte ihm aber nicht so gut gefallen, als die Menschenjagd, und er führte besser Soldaten in den Krieg, als Hunde auf die Jagd; doch war er gut in beiden Gattungen von Jagen.

Der Herr von Teligny, Stiefbruder des Herrn von la Noue, ein einsichtsvoller wackrer Cavalier, aller Vortrefflichkeiten voll.

Bouc-

Herr Boucard, ehmals sehr beliebt und in Gunst bei dem hochseeligen König Heinrich II. und sein Stallmeister als er noch Dauphin war. Er hatte sich in den auswärtigen Kriegen gut umgesehen, und berühmt gemacht, wie auch der Herr von Eternay und der Herr von Genlis; der Herr von Acier, von dem ich anderswo rede, und der gute Greis, Herr von Briguemaud, ihr Generalfeldmarschall, ein sehr guter und großer General, der seinem Könige in Piemont und Frankreich sehr gut gedient hatte. Daher hätte man freilich ihn nicht auf solche Weise umbringen lassen, wie man that, besonders in einem so hohen Alter, man hätte warten sollen, bis sein Sterbstündlein kam.

Er war ein sehr wackrer Mann, der blos für seine Religion stritt, wie ich mir von einem Cavalier habe erzählen lassen, der als Page bei ihm aufgewachsen war, daß er drei oder vier Tage vor der Schlacht bei Jarnac an einem Bein verwundet worden war; als nun der Herr Prinz und der Herr Admiral ihn an seinem Bett besuchten, und Rath hielten, und dem Herrn Prinzen dabei ein Wort von Regieren entfiel [23]), sagte der Herr von Briguemaud zu ihm: „Mein Prinz, es scheint aus Ihren Reden, als ob „mehr Ehrsucht als Religion in Ihnen rege wäre. „Ich verlasse Sie, wenn Sie dahinaus wollen. „Nehmen wir die Partie Gottes. Sonst entfern, „ich mich." — Dieser Page war damals im Zimmer und hörte diese Worte mit an, die er mir nachher wieder sagte.

Ferner jener brave beherzte Graf von Montgommeri, den ich den Bändiger von Gascogne nennen hörte, und der auch in kurzer Zeit die Aufhebung der Belagerung von Navarrains bewirkte,

welche von selbst aufgehoben wurde, sobald man seinen Anmarsch vernahm. Damit noch nicht zufrieden, griff er am hellen Tag an, und nahm im ersten Anlauf sogleich gefangen den Baron von Terride, einen alten, gedienten, einsichtsvollen, und guten General, der sich in den vorigen Kriegen in Piemont sehr in Achtung gesetzt hatte; darauf kehrte er siegreich zurück, und durchzog nach Herzenslust ohne den mindesten Widerstand Gascogne, so daß man seine ganze Operation eher für ein Wunder, als für natürliche Thaten hielt. Es wird wohl bei einem unsrer Geschichtschreiber mehr davon vorkommen, besonders bei dem Herrn von Montluc.

Ich habe mir von der Art und Weise dieses Generals erzählen lassen, daß er in seinem Dienst äusserst nachläßig und sorglos gewesen sey, denn er liebte sehr seine Bequemlichkeit, und das Spiel. Saß er aber einmal im Sattel, so war er der thätigste, rührigste, sorgfältigste Officier, den man nur sehen konnte, und dabei so brav und tapfer, daß er alles anfiel, was ihm vorkam, es mochte schwach oder stark seyn.

Er führte aber auch sehr schöne Kriege, und war dabei sehr glücklich, wie z. B. in Rouen, wo er die Belagerung länger aushielt, als die Citadellen, ohne daß die Belagerungsarmee, in welcher sich die größten Generals befanden, ihn etwas anhaben konnten. Er schlug die Stürme ab, so lange es möglich war, und beim letzten, wo er dem Glück weichen mußte, kämpfte er bis aufs äußerste, und zog sich dann brav zurück, mit so weniger Eilfertigkeit, daß er beinahe gefangen genommen worden wäre, als er sich in die Chalouppe werfen wollte, die ihn nach seiner Galeere brachte, auf der er nach Havre fuhr. Unser-

terwegs bei Caudebec traf er aber auf eine Paliſſade, die gemacht worden war, um den Succurs von der See her abzuſchneiden: er brach aber in vollem Anlauf durch und rettete ſich wacker.

Dieß war eine That, worüber erfahrne Schiffsleute ſich mächtig wunderten, unerachtet eine Galeere in vollem Rudern und Seegeln eine ganz auſſerordentliche Stärke hat. Einige ſagten, es ſey ein Wunder: andre ſagten, der welcher die Paliſaden zu beſorgen gehabt habe, und den man im Verdacht hatte, daß er für die Hugenotten ſey, habe ſie hier mit Fleiß ſo ſchwach gemacht. Ich will ihn nicht nennen. —

Ich rede von dieſem Grafen noch anderwärts, ſo wie auch von ſeinen Brüdern, Corboſon, oder Saint-Jean, und dem jüngern l'Orge, beide tapfre, brave Cavaliers, die ich als ſolche kannte, und welche meine Freunde und beide reformierter Religion waren.

Ferner werde ich auch noch von mehrern andern guten hugenottiſchen Generalen reden. Wollt ich mich izt ausführlich darauf einlaſſen, ſo würde ich gar kein Ende finden; ſo viele vortreffliche Männer gab es darunter, ſowohl Cavalleriſten als Infanteriſten; denn man muß der Wahrheit gemäß bekennen, daß man ſehr wackre brave Männer und gute Generals unter ihnen zu ſehen bekommen hat; und wenns auch nach ihrem Tod wieder andre vortreffliche gab, welche lebten und noch izt leben, ſo haben doch dieſe von jenem gelernt und jene keineswegs übertroffen [24]).

Solche brave Männer hatte alſo der Prinz von Condé zur Seite, und ſo machte er und der Herr Admiral ſich gefürchtet, und pflanzten das Evangelium, das noch izt wächſt und treibt und grünt, ohne ſie aber verdorrt und einem fallenden Laube gleich wäre.

Wenn dieſe guten Generals auf unſre Seite getreten wären, und für den König gefochten hätten, würden ſie alles groß und zu hohen Ehrenſtellen, Würden, Gehalt und Orden erhoben, und darum für noch würdiger gehalten worden ſeyn, zu Marſchällen von Frankreich befördert zu werden, als viele andre, die hierzu gelangten.

Es iſt aber ein groſſes, daß ſie mit Herz und Sinn ſo ſehr ihrer Religion ergeben waren, und dieſe mit ſolcher Andacht umfaßten, daß ſie ſich den Teufel aus unſern Ehren und Würden machten.

Anton von Bourbon.

König von Navarra.

Der ältere Bruder dieſes Prinzen (von Condé) Anton von Bourbon, König von Navarra, unterſtützte, behauptete und begünſtigte anfangs die Hugenottiſche Partei. Auch ſoll er würklich der reformirten Religion zugethan geweſen ſeyn, und zwar ſchon ſeit der Zeit des Königs Heinrich (II.) wo er ſeinen reformirten Geiſtlichen, David [25]), hielt, und ſich von ihm auf ſeiner Reiſe an ſeinem jedesmaligen Aufenthaltsort predigen ließ, denn es war in der Faſten-Zeit. Ich ſah ihn, da ich noch ſehr jung war, zu Poitiers predigen. Er brachte ihn mit nach Hof, der ſich damals zu Fontainebleau aufhielt; nachdem er aber mit dem Herrn Cardinal von Lothringen geſprochen hatte, warf er Bibel und Miniſterium zum Teufel [26]).

Der

Der König Heinrich ſah es nicht mit günſtigen Augen, daß er dieſen Geiſtlichen (ministre) mit ſich herum führte, unerachtet er übrigens nicht unter dieſem Titel bei ihm war, ſondern unter dem eines Predigers (prescheur) des Königs und der Königinn von Navarra, unter welchem er nicht ſo verhaßt war, als unter dem eines Geiſtlichen.

Die Königinn von Navarra, eine junge, ſchöne und vortreffliche Fürſtinn, der ein Tanz allemal wenigſtens ſo lieb war, als eine Predigt, hatte damals keinen Gefallen an dieſer Religionsneuerung, wenigſtens bei weitem nicht ſo ſehr, als man hätte denken mögen. Sie ſtellte daher auch, wie ich von guter Hand weiß, eines Tags dem König, ihrem Gemahl ganz geradezu und unverblümt vor, wenn er allenfalls auch Luſt hätte, ſich zu Grund zu richten, und um ſein Vermögen zu bringen, ſo wollte doch ſie nicht um das Ihrige kommen, noch muthwillig das Wenige vollends verlieren, was von dem Reich der Könige, ihrer Vorfahren, noch übrig wäre, welche ebenfalls um der Ketzerei willen das Königreich Navarra verlohren hätten.

Ketzerei nannte ſie es, weil der Papſt Julius, ſehr uneigentlich, alle diejenigen für Ketzer erklärt hatte, welche ſich gegen die Sentenz, die Confiscation gedachten Reichs betreffend, auflehnen würden; ich hörte aber von mehrern bemerken, daß dieſer Ausdruck hier nicht allzu gut paſſe.

Dieſer König hatte, wenn der ſpaniſche Krieg fortgewährt hätte, beſchloſſen, Rache dafür an Spanien zu nehmen, gegen welches er manches gute Plänchen im Schild führte. Der König von Fez ſollte ihm dazu behülflich ſeyn, an welchen er die Capitains Montmor aus Gaſcogne und Melchior aus Portugall, als Geſandte geſchickt hatte. Dieſer

letztere unterhielt mich einst sehr ausführlich davon zu Lissabon, wohin er sich nach dem Tod des Königs von Navarra begeben hatte, den er sehr beklagte, so wie auch dessen schöne Plane, welche sehr leicht mit Glück ins Werk zu setzen gewesen wären. Er behandelte mich überhaupt hierbei sehr höflich und freundschaftlich, weil er meine Mutter noch als Dame d' Honneur der Königinn von Navarra an diesem Hof gekannt hatte, und begleitete mich überall hin, um mir alle Merkwürdigkeiten zu zeigen, präsentirte mich auch dem König und der Königinn, der einzigen noch lebenden Schwester des Kaisers, die sich damals sehr wohl befand.

Die Entwürfe dieses Königs waren in der That nicht gering, und die Allianz mit jenem König von Fez sehr gut, zweckdienlich und sicher.

Die Königinn seine Gemahlinn änderte nachher ihren Sinn; denn so wie ihr Gemahl aus einem Hugenotten katholisch wurde, so wurde sie aus einer guten Katholikinn hugenottisch und hielt sehr fest an dieser neuen Partei.

Als nach dem Tod des Königs Heinrich, König Franz den Thron bestieg, hatte man einigen Verdacht, als ob unser König von Navarra mit um die Verschwörung von Amboise gewußt hätte, indem die vornehmsten der Verschwornen aus seiner Statthalterschaft ja einige gar von seinen Vasallen und Dienern waren. Dieser Grund war indessen schwach; ungleich stärker hingegen der, daß sie von der reformirten Religion waren, die dieser König in geheim bekannte und auch unter der Hand begünstigte.

Als König Karl den Thron bestieg und durch die Ränke der versammelten Stände Er Regent wurde, zeigte sich dieß ganz deutlich in einem Edict, worinn

be-

befohlen und geſetzt wurde, daß man nicht weiter von der Verſchwörung von Amboiſe reden, noch die, welche eines Antheils daran verdächtig wären, in Anſpruch nehmen ſollte. Ich ſah einige Hugenotten von meiner Bekanntſchaft, denen dieß gar erwünſcht kam, und welche ſagten: „Geſtern waren wir nicht von der „Verſchwörung von Amboiſe, und hättens um alles „Gold in der Welt nicht geſagt; heute aber ſagen „wirs um einen Thaler, und noch dazu, daß die Unternehmung gut, löblich und heilig war.“

Die Unſchuld des Herrn Prinzen wurde mit dem Julius-Edict öffentlich erklärt. — Das Religions-Geſpräch zu Poiſſy wurde nachher durch Veranſtaltung des Königs von Navarra angeſetzt und gehalten, und er ſoll ſelbſt auf ſeine eigne Koſten fremde reformirte Geiſtliche aus dem Ausland dazu verſchrieben haben. Ein Adelicher in ſeinem Dienſt, Herr von Etourneau, mein Nachbar und guter Freund, wars, der ſie holte und auch nach Frankreich geleitete. Er ſtarb nachher als Haushofmeiſter des izigen Königs (Heinrichs IV.) Er wars auch, der ſie wieder zurück geleitete, nachdem ſie aus der Schatulle dieſes Königs ſehr gut bezahlt und vollkommen wohl befriedigt waren. Dieſer Edelmann erzählte mir dieß alles ſelbſt umſtändlich.

Dieß war noch nicht alles; denn er ließ das Jänner-Edict abfaſſen und publiciren, und man ſah am ganzen Hof nichts als hugenottiſche Geiſtliche, und hörte nichts als reformirte Predigten, wiewohl man übrigens des äuſſern Scheins wegen die Meſſe darum nicht unterließ.

Ich kam um dieſe Zeit aus Schottland zurück, wohin wir, ich und ungefehr hundert andre Edelleute im Gefolge des Herrn Groß Priors von Lothringen und des Herrn von Damville die Königinn gebracht

und begleitet hatten. Wir wunderten uns gar sehr bei unsrer Zurückkunft, als wir diese Veränderungen sahen, die sich seit unsrer Abwesenheit zugetragen hatten.

Als der Papst und der König von Spanien dieß gewahr wurden, legten sie die Hände nicht in den Schoos, sondern rührten sich und ruhten nicht, bis es ihnen gelang, den König von Navarra zu gewinnen und von seiner Partei abzuziehen. Man bediente sich hiezu schöner Versprechungen; besonders schmeichelte man ihm mit der Hoffnung, ihm zum Ersatz für sein Königreich Navarra das Königreich Sardinien zu verschaffen, das jedoch weder so groß noch so reich als jenes war; nur sollte er dagegen eine Stütze der katholischen Religion werden, und seinen ganzen Einfluß anwenden, um die Ketzerei auszurotten.

Er ließ sich hierzu sehr geneigt finden; denn was thut man nicht, um zu herrschen! und darum wurde sein vornehmster Günstling, der Herr Descars, ein sehr guter Catholike, an den Papst abgeschickt, von dem er sehr wohl aufgenommen und wieder an seinen Herrn zurückgefertigt wurde, mehr mit schönen Worten und großen Verheißungen als mit andern Dingen und Geschenken beladen. Indessen hatte man ihn doch, neben seinem vorherigen Eifer für seine Religion, so gut einzunehmen gewußt, daß er den König, seinen Herrn ganz nach den Absichten des Papsts lenkte.

Hierauf nun erfolgte der bürgerliche Krieg, an dem unser König von Navarra so lebhaft Antheil nahm, daß er weit schärfer gegen die Hugenotten verfuhr, als das Triumvirat selbst.

Man machte daher auch ein Pasquill, wo ihm vorgeworfen wurde, daß nichts schlimmer sey, als ein Abtrünniger, nach dem Beispiel der Renegaten von

Al-

Algier und sonst, mit denen man ihn in Parallele
etzte: ein andres war, worinn er anatomirt wurde,
obei man aber unerachtet aller Sorgfalt der dazu ge-
ogenen geschicktesten Aerzte und Chirurgen des Reichs
eder Herz noch Galle finden konnte. Indessen war
r doch in der That brav, tapfer und muthvoll; nur
esas er zu viel Güte, und darum wurde er so durch-
ezogen.

Während er so sich hier der Sache der Katholi-
en eifrig annahm, vergaß er dabei seinen besondre
Versprechungen nicht, und schikte daher den Präsi-
enten von Selva, einen sehr würdigen Mann, an
en König von Spanien. Unglücklicherweise wurde
r aber gefangen genommen, und nach Orleans gebracht,
o er, wenn der Herr Prinz nichts gethan hätte, bei-
ahe ums Leben gekommen wäre, indem man durch
ine Hinrichtung Rache für die zu Rouen geschehene
es Präsidenten Esmanderville nehmen und dessen
Schatten durch das Opfer eines andern Präsidenten
ersöhnen wollte.

In der kurzen Zeit, die der König von Navarra
essen Krieg in der Eigenschaft eines Lieutenant Gene-
l du Roi führte, bewies er sich stets sehr aufgebracht,
rav, tapfer, muthvoll, hitzig, zornig und rasch mit
uffknüpfen, wie ich selbst gesehen habe. Die Hugo
otten haßten ihn aber eben wie den leibhaften Sa-
n, und legten ihm Schimpf-Titel bei, die ich hier
cht wiederholen mag; denn diese Herrn wissen eben
wohl übel als gut zu reden.

Bei der hierauf erfolgten Belagerung von Rouen
ente er weder Gänge noch Gefahren so wenig als
r gemeinste Soldat. So machte er denn auch einst
nen Sturm auf die Stadt mit, theils von seinem
ngen tapfern Muth, theils von Ehrbegierde und Wett-
eifer

eifer gesporut, indem er sichs von dem Herrn von Guise nicht wollte zuvor thun lassen, der bei dergleichen Gelegenheit sich stets blindlings in die Gefahr stürzte. Als er nun schon im Graben war, und im Begrif stand hinauf zu steigen, kehrte er sich noch einmal um, um zu p.... (worüber ein Epitaphium gemacht wurde, das ich der Züchtigkeit wegen hier weglasse) Im Augenblick fuhr ihm ein starker Schuß in die Schulter, gerade so wie nachher dem Herrn von Guise, wovon er niedersank.

Die Aerzte und Wundärzte sprachen ihm sogleich das Leben ab, wie er denn auch wirklich einige Tage darauf starb, als man schon wieder angefangen hatte zu hoffen, er würde davon kommen. Er soll es auf seinem Todbette sehr bereut haben, daß er seine Religion geändert hatte, und soll den Entschluß geäußert haben, die reformirte, wenn er wieder aufkäme, mehr als je wieder empor zu bringen, wie er seinem Bruder dem Herrn Prinzen durch dessen Haushofmeister Oskerk sagen ließ, den dieser an ihn geschickt hatte, um ihn zu besuchen. So hieß es damals unter uns; ganz das Gegentheil von der Gesinnung des Königs Heinrich von England, der gegen das Ende seiner Tage die katholische Religion wieder einführen wollte, was in der That einmal Zeit gewesen wäre, nachdem er so viel Unheil gestiftet hatte.

Diese Aeußerung der Gesinnungen, zu folge deren er im Begriff stand, wieder abtrünnig zu werden und neue Unruhen zu verursachen, machte, daß man den Tod des Königs von Navarra nicht sehr bedauerte. Andre hingegen beklagten ihn sehr, denn er war ein ganz guter wackrer Fürst.

Besonders gieng der Königinn Mutter sein Verlust nahe. Denn argwöhnisch wie sie war, stand sie

in

der Meinung, als ein großer Prinz halte er meh-
re Officiers, Edelleute, Soldaten und andre bei der
artei, bei der er sich befinde, welche alle sonst ohne ihn
uf der Seite Ihres Gegners, des Prinzen, seyn
ürden, da sie hingegen izt lieber dem Aeltesten und
aupt des Hauses und Nahmens anhiengen, als dem
üngsten; und nach seinem Tod würden sie plözlich
n der königlichen Armee verschwinden, und einer
ch dem andern den Herrn Prinzen aufsuchen.

Allein der Herr von Guise, der nicht so furcht-
m und besorglich war, beruhigte die Königinn wie-
r, und sagte zu ihr: „nein, nein, Madame, ge-
en Sie solcher Furcht und Besorgniß nicht Raum;
ch will Sie derselben in einem Augenblick überheben.
Was izt die Armee des Königs etwa verlassen sollte,
ürfte nur sehr wenig seyn, wiewohl ich überhaupt
noch nicht daran glaube. Geschähe es aber dennoch,
o wäre dieß so gut, als dieselbe säubern, reinigen, und
ichten, worauf nur das gute reine Korn übrig bleiben
ürde: offenbarer Gewinn für uns. Denn wo
s Verräther und Doppelzüngler giebt, geht alles
ölecht. Sollten daher solche Leute wirklich noch
ei uns zurück bleiben, so werde ich sie so kurz und
harf als möglich halten und beobachten, daß ihnen
ie Luft vergehen soll, auch nur ein Blatt zittern zu
machen." —

Ich habe dieß von einem großen Herrn, der da-
ls im Zimmer der Königinn Abends mit dabei war,
d es selbst so hörte. Sie wurde dadurch wieder in et-
s beruhigt, und sah bald mit eignen Augen die
chtigkeit von dem, was ihr der Herr von Guise
agt hatte. Dieser bedaurrte indessen doch selbst den
nig von Navarra; denn sie waren leibliche Vettern
d lange her gute Freunde, als dieser König noch

Her-

wesen, so daß er ihn sogar ans Leben wollte, und
m damit drohen ließ. Als er daher zur Regentschaft
langte, war der Herr von Beauvais sehr in Aeng-
n, er möchte seine vergrößerte Macht dazu brauchen,
ese Drohung zu erfüllen. Allein nichts weniger.
ie wurden vielmehr noch bessre Freunde als zuvor.
Q weiß aber wohl, was man darüber am Hof sagte.

Solche Güte ist indessen doch sehr zu loben, und
erschmähung der Rache vorzüglich preiswürdig
Königen, Fürsten, und großen Herrn. Sein
ohn, unser itziger König folgt hierinn gar würdig
n schönen Beispiel seines Herrn Vaters, und wird
rum Gott, der die Rache verbeut, desto ähnlicher.

Nur diese beiden Wenn - nur hatte man bei diesem
ßen König Anton zu erinnern, wenn man anders
ht etwa auch das mit herrechnen will, daß er der
he sehr ergeben war. Wo sind aber die Könige
Grosen, die keine Liebhaber des schönen Geschlechts
esen wären? Und die's nicht waren, sind in jenes
ße und unnatürliche Laster verfallen [27]).

Sonst war er aber in allen Stücken ein vortrefflie
braver und tapfrer Herr; denn dieß Haus Bour-
erzeugt gar keine andere. Er war schön gewach-
und länger als alle seine andern Herrn Brüder,
vorzüglicher Majestät und Beredsamkeit. Er er-
b sich und hinterließ einen sehr guten Nahmen in
Picardie, und in Flandern, wo er als Lieutenant
Roi gestanden hatte, als er als König von Navar-
nach Guyenne gieng; denn er erhielt nicht nur sei-
Königen diese Länder gut, sondern eroberte auch
dazu; so daß man dort von nichts als dem Herrn
Vendome sprach.

Er wurde jedoch schlecht dafür belohnt von die-
Königen, besonders den König Heinrich (.1). der bei

sei-

ſeinem Friedensſchluß mit Spanien ſeiner ſo ganz vergaß, daß darinn nicht mit einem einzigen armen Federzug der Herausgabe ſeines Königreichs Navarra gedacht wurde; was er auch dem Herrn Connetable lange Zeit ſehr nachtrug. Es war auch würklich ſehr unrecht; denn er hatte der Krone Frankreich ſehr treu gedient, um deren willen auch die Königinn Johanna, oder doch die Ihrigen, eine Blutsverwandte unſers Königs und ſehr gute und vortreffliche Fürſtinn um das Ihrige gekommen war.

Dieſer brave König und der Herr von Guiſe wetteiferten ſo ſtark miteinander um die Palme des Ruhms, daß alle ihre Kriegsthaten dahin zielten, wie es einer dem andern an Wohlverhalten zuvorthun möchte. Als er bei dem Sturm auf Linnars den Herrn von Guiſe, der auch dabei ſtark verwundet wurde, mit angehen ſah, wollte er ebenfalls mit, unerachtet ſeiner Qualität als Lieutenant de Roi. Dieſe kleinen Anſtrengungen des Wetteifers arteten indeſſen nach und nach in verſteckte Feindſchaft aus, ohne jedoch ſie kund und laut werden zu laſſen; beſonders als er den Herrn von Guiſe ſo hoch geſtiegen, als Günſtling ſeines Königs und ſo ganz mit Lorbern bekränzt ſah, daß man von nichts als ihm ſprach. Dieß gieng ſo weit, daß unter ihren beiderſeitigen Pagen und Laquaien Quadrillen und Parteien gemacht wurden, und man bei Hof rufen hörte: "Bourbon Bourbon bei Seite! „Guiſe Guiſe und Lothringen beiſeit!"

Dergleichen Kleinigkeiten ärgern und reizen bisweilen ſo ſehr und mehr, als groſſe Vorfälle; ſo daß beinahe eine groſſe Prügelei unter dieſem Pagen- und Laquaienvolk entſtanden wäre, wenn ſich der Herr von Brezay nicht dazwiſchen gelegt hätte, der ſie einſt, noch unter der Regierung Heinrichs, derb abhobelte.

Als König Franz zur Regierung kam, entstand die große Feindschaft und Erbitterung darüber, daß der Herr von Guise ihm nicht das ganze Ansehn und Uebergewicht in Staat lassen wollte; doch kam es nicht zum Ausbruch und Aufsehn. Ich rede anderswo hievon [20]).

König Karl kam hierauf zur Regierung, und damit zugleich der König von Navarra wieder oben auf, wie ich anderwärts schon davon gehandelt habe [21]). Zwar setzte es auch noch einige Zwistigkeiten; jedoch wurde alles in der Stille beigelegt, und als der bürgerliche Krieg ausbrach, waren sie wieder die besten Freunde.

Dieß ists, was ich in Kurzem von diesem Herrn anführen konnte. Um jedoch diesen Abschnitt desto würdiger zu schließen, und seinem Lob und Ruhm die Krone aufzusetzen, sage ich noch dieß, daß wenn er in seinem Leben auch sonst nichts Schönes und Großes gethan hätte, als — daß er unsern itztregierenden König Heinrich erzeugte, er dennoch schon genug gethan hätte, und alles Ruhms und Preises würdig wäre, da Frankreich diesem sein ganzes Wohl zu danken hat.

Die beiden
Prinzen von Anguien
und der
Herzog von Nevers,
ihr Schwager,
nebst seinen Kindern.

Der König von Navarra hatte noch zween sehr brave und tapfre Brüder, die beiden Herrn von Anguien. Einer derselben ist der obengedachte, der die Schlacht bei Cerizoles gewann; der andre blieb in der Schlacht bei St. Quentin, noch sehr jung und so hofnungsvoll, daß wenn er das Leben behalten hätte er seinen übrigen Herrn Brüdern nichts nachgegeben haben würde, wie er durch seinen Tod bewies, wo er sich so gut davon machen und retten konnte, als andre, die das Hasenpanier ergriffen. Er zog aber dieß rühmliche Ende auf dem Feld der Ehre vor.

Auch der Herr Herzog von Nevers*) befand sich mit dabei. Nachdem er wacker gekämpft und gethan hatte, was ein Prinz von Muth und Ehre thun kann, fieng er, als er den jämmerlichen Verluß vor Augen sah, an zu weichen, und machte einen ehrenvollen Rückzug nach la Fere, zog zusammen, was er noch von den Seinigen aufbringen konnte, und leistete hier dem König und ganz Frankreich einen wichtigen Dienst. Denn aus der wenigen Mannschaft die

ie er noch hätte aufbringen können, formirte er dem-
rch ein kleines Corps, mit dem er den Feind, wel-
per weiter vordringen wollte, im Respect erhielt.

Als er nachher einen Trompeter an den Prinzen
on Piemont schickte, um die Todten zu besehen, und
ie Gefangnen zu empfehlen, sagte dieser: „wie?
Trompeter, du meldest mir da etwas von dem Herrn
von Nevers? Bist ein Lügner; ich werde dich auf-
knüpfen lassen. Er ist ja todt, wie ich ganz sicher
weiß." — So sehr ihn nun auch der Trompeter vom
Gegentheil versicherte, wollte ers doch nicht glauben,
nd drohte ihm immer, ihn aufknüpfen zu lassen.

Der Trompeter sagte endlich, er wolle sich diesem
engen Urtheil unterwerfen, wenn er nicht wahr rede;
rauf der Prinz ganz erstaunt und verdrüßlich zu-
ich sagte: „wenns wahr ist — wie er denn bald darauf
ören mußte — so hat der König von Frankreich
och nicht alle seine guten Officiers verlohren; denn
a ist noch einer davon auf den Beinen, der uns noch
enug zu schaffen machen, und uns noch manchmal
n Wege seyn wird, daß wir nicht können, wie wir
ollen."

Dieß Zeugniß, aus dem Mund eines solchen
inzen, ist nicht wenig rühmlich für die Tapferkeit
d Tüchtigkeit des Herrn Herzogs von Nevers, die
auch an den Tag legte; denn er bot dem Feind stets
so guter Miene die Spitze, daß König Heinrich
erdessen Zeit gewann, wieder ein gutes muntres
r aufzustellen, worüber Er ihn zu seinem Lieute-
t-general machte, nachdem er auch sonst noch zu-
die Plätze durch Vorkehrungen und Garnisonen
o gute Verfassung gesetzt hatte, daß der Feind
t auszuführen vermochte, was er im Schild führte.

Solche große Verbindlichkeit hatte der König
sein Reich dem Herrn von Nevers; denn ohne

ihn und seine Weisheit und Tapferkeit wäre alles sehr schlimm abgelaufen.

Dieß war indessen weder der erste noch der letzte Dienst, den er seinem König leistete. Denn als er Lieutenant du Roi in Champagne war, in welchem Posten er dem König überhaupt sehr gut und treu diente, erleichterte er sehr den teutschen Zug, so wie auch die Rückkehr des Königs, und deckte seinen Zug nach Lüttich, indem er die Forts an der Maas bezwang, wodurch auch Dinant und Bouvines fallen mußten.

Auch die Belagerer von Metz beläſtigte er sehr, und hielt die Streifereyen des Feindes im Zaum, daß er sich nicht weiter ausbreiten, noch tiefer in Frankreich und Champagne eindringen und fouragiren konnte, wie er sicher gethan haben würde, wenn der Herr von Nevers nicht so wachsam und beinahe beständig zu Pferd gewesen wäre, um ihm solches zu verwehren. Diese Wachsamkeit verursachte im Lager des Kaisers eine solche Hungersnoth, daß er genöthigt war, Proviant weither kommen zu lassen, wo er endlich nicht einmal mehr genug auftreiben konnte.

So that er dem König ebenfalls gute Dienste bei der Verproviantirung von Marienburg, gemeinschaftlich mit dem Herrn Admiral. Dieser war nämlich in Champagne zu ihm gestoßen, worauf sie mit vereinten Kräften den Platz verproviantirten, wobei sie jedoch alle Mühe hatten, und viele Mühseeligkeiten ausstehen mußten, indem Frost und Regen und alle Ungemächlichkeiten des Winters sie trafen. Denn es war zu Anfang des Winters und unter den Augen des Prinzen von Oranien, der eine gute kaiserliche Armee vom Kaiser und der Königinn Maria hatte, womit er alle Augenblicke auf sie los zu brechen und

zu

ich zu ſchlagen drohte. Allein der Herr von Nevers und
er Herr Admiral führten ihr Vorhaben ſehr glücklich
urch, und kehrten eben ſo glücklich wieder davon zurück;
as in der That eine ſehr ſchöne Unternehmung war,
ie der König und alle Welt ſehr bewunderte, indem
an hier zugleich mit dem Himmel zu kämpfen
atte.

Eben dieſer Prinz verrichtete noch ſonſt eine Menge
höner Thaten, welche alle hier aufzuzählen theils we-
en ihrer Menge zu weitläufig, theils auch überflüſſig
äre, indem unſre Geſchichtſchreiber davon voll ſind.
n allen Kriegen konnte der Kaiſer doch nie in ſeinem
ouvernement ſußen; er hingegen gewann ihm oft
nd ab. — Er begleitete auch den Herrn Prinzen von
uiſe und ſtand ihm treulich bei, in der Belagerung
d Einnahme von Diedenhofen.

Kurz, dieſer Prinz war ſein Leben lang ſeinem
önig von großen Nutzem, indem er ſehr einſichtsvoll
d ein ſehr guter Officier war. Dieß konnte auch
ht anders ſeyn, da er aus jenem großen Hauſe
eves abſtammte, das zu allen Zeiten vortreffliche
rieger und große Feldherrn zeugte, wie ganz kürz-
noch Engelbrecht von Cleves, Großvater unſers
rrn von Nevers, der den König Karl (VIII.) auf
nem Zuge nach Neapel begleitete, und einer von den
neralen über die Schweizer in der Schlacht bei For-
war, wo er ſie als edler Prinz und tapfrer Ober-
an ihrer Spitze zum tapfern Kampf anführte.

Dieſer und ſein Sohn waren bloße Grafen, von
r der edelſten und größten Grafſchaften in Frank-
h. Der Herr von Nevers aber, Franz von Cle-
, von dem hier die Rede iſt, war der erſte Herzog,
zeigte ſattſam, daß er aus einem ſehr großen und
uchten Hauſe abſtammte. Denn er war ſehr groß,

ſehr reich, und ſehr vermögend, dabei ſo ſehr prachtliebend und freigebig, als je einer war. Er ließ ſehr viel aufgehen, indem er ſtets ein großes Haus machte, bei Hof ſowohl als bei den Armeen. Er war ein ſehr ſchöner und ruhiger Spieler um hohes Geld, aus dem er ſich nichts machte; dabei war jedoch ſein Haus ſtets in ſo guter Verfaſſung und Ordnung, daß nie jemand unbefriedigt davon gieng, woraus bei dem großen Aufwand wohl erhellte, daß ein großer Fond dazu vorhanden ſeyn mußte, wie es ſich nachher auch bei der Theilung zeigte. Dabei war er ein Mann von vorzüglicher Rechtſchaffenheit und Ehre, und keineswegs ſchlechtdenkend, auch kein ungeſtümer Mahner bei ſeinem König. Denn wie ich mir habe von dem großen Herrn von Vyginaires, ſeinem Oberſtallmeiſter und vorzüglichſten Günſtling verſichern laſſen, ſo hatte er eben nicht viel von ſeinen Königen genoſſen und empfangen.

Er vermählte ſich zum zweitenmal mit der Frau von Anguien, ſeiner Couſine von Seiten ſeiner erſten Gemahlinn, die ebenfalls mit dem verſtorbenen Herrn von Anguien verwandt war; denn ſie war eine Tochter des Herrn von Saint-Pol, und der Frau von Estouteville. Er hatte keine Kinder von ihr; ſie hingegen durch ihn eine ſehr vortheilhafte Lage.

Er ſtarb und hinterließ als Erben den Herrn Grafen von Eu, den wir ſo und nachher Herzog von Nevers nannten, der aber ſeinen Vater nicht lange überlebte. Er ſtarb in der Schlacht bei Dreux durch einen ſehr unglücklichen Zufall. Als er nämlich mit dem Herrn von Guiſe zum Angriff gieng, war ein Herr Blanc[11]), Fähnrich des Herrn von Guiſe mit dabei, der ſein Piſtol auf dem Sattelknopf aufgelegt hatte. Der Herr von Nevers ſagte zu ihm: „hal-

halten Sie Ihr Piſtol höher, Kriegskamerad, enn wenns losgeht, ſchießen Sie mich in den Schen- l." Kaum hatte ers geſagt, als das Piſtol würk- losgieng, und ihn der beſorgte Schuß traf.

Dieß hielt ihn jedoch nicht ab, mit aller Wuth Verzweiflung zu fechten, bis endlich der Schmerz nöthigte, ſich verbinden zu laſſen. Nachher ſtarb was ſehr Schade war, indem er ſeinen braven rfahren nichts ſchuldig geblieben ſeyn würde, wie dieß von ſeinem ſchönen Verhalten, und ſeiner fahrung im Krieg erwarten ließ. Er war noch t funfzehn Jahre alt, als er ſchon den Zug nach lien unter dem Herrn von Guiſe mit machte, als pitain über zweyhundert leichte Reuter, in welchem ſten er ſich ſo wie auch nachher in andern bis zum hluß des Kriegs ſehr rühmlich hielt.

Meinem Urtheil nach war er der ſchönſte Prinz, n ich je geſehen habe, und dabei der ſanfteſte und enswürdigſte. Dafür galt er denn auch allgemein er uns, und als er zur Vermählung mit ſeiner u Gemahlinn, der Tochter des Herrn Herzogs Montpenſiers, nach Spanien reiste, wurde er ebenfalls bei Hof ſowohl als im ganzen Land da- gehalten und bewundert.

Sein Tod war in der That ein wichtiger Verluſt. hinterließ ſeinen jüngern Bruder, den wir den rquis d'Isbe nannten, als Erben und Nachfol- der aber ebenfalls ſehr jung ſtarb. Er hatte mich Fräulein von Bouillon vermählt, einer ſehr nen und vortrefflichen Prinzeſſinn, die es auch noch wiewohl ſie in die Jahre kömmt, welche doch ih- Schönheit bis izt noch keinen Abbruch gethan haben.

Dieſer Prinz, welcher Jacob von Cleves hieß, prach unerachtet ſeiner ſchwachen Conſtitution den-

noch sehr viel, wenn er am Leben geblieben wäre; denn er besaß sehr viele vortreffliche Eigenschaften.

Die beiden Brüder von Nevers blieben also nicht im Besitz der schönen Ländereien und Güter, die ihr Herr Vater hinterließ. Da sie so jung starben, wurden sie von ihren Schwestern beerbt, welche die Frau von Nevers, von Guise, und die Prinzessinn von Condé waren, drei Fürstinnen, meinem Urtheil nach so vollkommen an körperlichen und geistigen Reizen und Vorzügen, als man je in der Welt gesehen hat. Wenn daher bei Hof die Rede von ihnen war, nannten wir sie oft die drei Grazien; so viele Aehnlichkeit hatten sie mit diesen. Ich fand sie in der That stets sehr schön, gut und liebenswürdig[32]).

Der Herzog Ludwig von Mantua vermählte sich mit Fräulein Henriette von Nevers oder Cleves, der ältesten, und daher fiel ihm das Herzogthum zu, und er wurde Herzog von Nevers. Er war von dem König mit dem Herrn Dauphin erzogen worden, so daß er gut und ächt Französisch gesinnt wurde. Als er daher in seiner frühen Jugend in der Schlacht bei St. Quentin, wo er sehr tapfer und ruhmvoll kämpfte, in Gefangenschaft gerieth, und sein Oheim der Herzog Ferdinand von Gonzaga ihm nach vielen Liebkosungen den Antrag machte, von nun an es mit dem König von Spanien zu halten, der ihm die Ranzion erlassen und auch sonst noch glänzende Vortheile einräumen würde; gab er ihm geradezu die Antwort: dieß sey ihm unmöglich, indem er das weiße Kreuz so in sein Herz gegraben habe, daß er die von dem König von Frankreich empfangene schöne Erziehung und die andern Wohlthaten und Verbindlichkeiten, mit denen er stets überhäuft werde, nie vergessen noch mit Undank erwiedern könnte. Um dieser edelmüthigen Antwort willen schätzte ihn sein Oheim nur noch höher.

So

So jung er war, zeigte er doch schon, daß er einst ein großer Feldherr werden würde. Er war von Natur ziemlich kalt und gemäsigt; und keineswegs windig, wie manche junge Leute seines Schlags. Indessen schloß er sich dennoch nicht von schönen Parthien, zu Roß oder zu Fuß, aus, und legte allemal Ehre dabei ein, wie z. B. zu Bayonne mehrmals, wo er sich sehr hervorthat, wie ich selbst gesehen habe; denn er war sehr geschickt in allem; und hatte stets ein schönes Gefolge von Edelleuten, sowohl von seinen Vasallen, als vom Hof, und von denen, die seinen Herrn Schwägern gedient hatten.

Er war ein sehr schöner Prinz, angenehm, schön und schlank gewachsen; jedoch litt sein Aussehn etwas durch einen unglücklichen Schuß, den er in den zweiten bürgerlichen Unruhen bekam, als er Königsstatthalter in Piemont und dem Marquisat Saluzzo war. Er war kommandirt, die alten Regimenter nebst einiger leichten Reuterei hinüber zu führen, was er auch that, bei welcher Gelegenheit er unsern General zu Vitry mit einer sehr schönen Mannschaft besuchte.

Er verrichtete sehr schöne Thaten, und nahm eine Menge Plätze weg, welche die Hugenotten inne hatten. Unter diesen war auch Maicon, das sich sehr gut hielt, und sich lange beschießen und bestürmen ließ, indem eine gute Mannschaft darinn lag unter dem Herrn de la Cliette, einem wackern Cavalier, der ehmals mit dem Herrn Damville die Feldzüge in Piemont gemacht hatte. Sein Haus hatte sonst schon wackre und brave Männer aufgestellt, unter andern auch den Bastard de la Cliette, der ehmals unter dem Herzog von Bourbon, als dieser noch Connetable war, als Lieutenant hundert Mann Gensd'armes kommandirte.

Mascon wurde endlich doch sehr ehrenvoll für den Herrn von Nevers und seine Leute erobert, und hätte ihm der König nicht Ordre geschickt, unverzüglich zu Seinem Herrn Bruder zu stoßen, so würde er in Dauphiné, Lyonnois und Bourgogne noch sehr gute Dienste gethan haben.

Nachdem er nun bei unsrer Armee angelangt war, nahm er Urlaub, um nach Nevers zu gehen, und seine Frau Gemahlinn zu besuchen, die er seit geraumer Zeit nicht gesehen hatte. Unterwegs begegnete er einigen hugenottischen Edelleuten, die zur Armee giengen, und größtentheils seinen Vasallen und Nachbarn waren. Ohne zurufen: vorgesehn! griff er sie sogleich an, und warf einen nieder, und zwar einen seiner Vasallen, der ihn aber, unerachtet er niedergestürzt war, mit seinem Pistol ins Bein beim Knie schoß, und ihn so stark verwundete, daß man lange Zeit an seinem Aufkommen zweifelte. Mit Hülfe guter Wundärzte und durch gute Pflege und Wartung seiner Frau Gemahlinn kam er jedoch mit dem Leben davon, blieb aber so verkrüppelt und ungesund sein ganzes Leben durch, wie wir ihn gesehen haben; was sehr Schade war, denn er war ein sehr schöner und guter Prinz. Uebrigens hielt ihn dieß nicht ab, dem König ferner gut zu dienen, so daß er bei keiner guten Gelegenheit dazu fehlte.

Bei der Belagerung von la Rochelle sah ich ihn mit solcher Anstrengung arbeiten, als wenn er der gesundeste munterste Mann von der Welt gewesen wäre. Ich muß sagen, und andre werden gleicher Meinung hierinn mit mir seyn, daß eine der schönsten Unternehmungen bei dieser Belagerung die war, welche der Herr von Nevers erfand und anordnete, nämlich die Escalade, die wir am hellen lichten Tag Morgens um

ſechs Uhr im Sommer vornahmen; eine Sache über die man ſich ſehr wunderte, Morgens am hellen Tage eine Eſcalade ſich einfallen zu laſſen; er wußte aber im Kriegerath es ſo plauſibel vorzuſtellen, daß man ſeinen Antrag annahm, der auch ſicher gut durchgegangen und ausgeführt worden wäre, wenn man ſich gehörig dabei benommen hätte.

Die Sache verhielt ſich ſo. Die ganze Nacht zuvor machte man unaufhörlich falſche Angriffe, wodurch die Belagerten ſtets in Odem erhalten, und ſo abgemattet wurden, daß ſie morgens, als die Stürme aufhörten, und ſie alles vorbei glaubten, ſich alle dem Schlaf überließen, und alſo jeder nach Haus gieng, nachdem ſie in der Verſchanzung nur eine ſchwache Beſatzung gelaſſen hatten, welche ſelbſt müde und ſchläfrig war, ſo daß wir unſre Eſcalade mit aller Bequemlichkeit und Sicherheit vornehmen konnten.

Der König von Navarra hatte ſeine Garde erſt kürzlich neu errichtet, und bat daher Monſieur, ſeine Leute voran zu laſſen, die ihre Sache auch recht gut machten und dabei gar ſchön anzuſehen waren mit ihren ſchönen neuen Mantillen von gelbem Sammet mit gold und ſchwarz geſtickt. Unter andern vorderſten waren dabei ein la Fleche aus Anjou, ein la Caſegne und la Tour, aus Gaſcogne, brave ruhmvolle Soldaten, die ganz kürzlich mit dem Herrn de la Roue von der Belagerung von Mons hergekommen waren.

Bei dieſem Ueberfall nun, hatte man ihnen befohlen: wenn ſie den Wall erſtiegen hätten, ſollten ſie ſich wohl umſehen, wie der Feind ſich verhielte, und ein Zeichen geben, ob etwas zu thun ſey. Allein ſtatt zu warten, bis vier oder fünfhundert oben wären, ſtür-

stürmten sie gleich soweit vor, als sie konnten, und schrien alle: „hinein! hinein! sie sind unser!“ Sie machten damit so groſsen Lärm, daſs der Feind erwachte, sich vom Schrecken erholte und sammelte, zu den Waffen griff, und auf diejenigen von den unsrigen, die oben waren, zu schieſsen anfieng, welche darüber so in Furcht geriethen, daſs wir sie in der gröſsten Angst und Verwirrung auf uns, die wir im Begriff waren, hinauf zu steigen, herabstürzen sahen, und von ihnen mit zu Boden geworfen wurden, so daſs wir fast erdrückt wurden, besonders von den Brustharnischen.

Der Herr Herzog von Longueville, an dem diesen Tag just die Wache war, die alle Groſsen mit ihrem Gefolge abwechselnd hatten, war bereits auf der ersten Leiter, so tapfer war er. Der Herr von Strozzy und ich, die wir bei ihm waren, wären auch bald durch zwo Granaten getödet worden, die vor unsern Füſsen niederfielen.

Die ganze Unternehmung scheiterte also durch den Fehler den wir begiengen, und ohne den wir der Stadt wohl zu schaffen gemacht haben würden, wie man mir selbst drinn sagte, als ich wegen Unterhandlungen hinein geschickt wurde. Es sind ihrer noch viele am Leben, die es bezeugen können.

Manche hatten zween von unsern Soldaten, welche Hugenotten waren, im Verdacht als ob sie auf Anstiften eines Gewissen, den ich nicht nennen will [33]). jenen Lärm absichtlich gemacht hätten, um die eingeschlafenen Rocheller aufzuwecken, und vor der Gefahr zu warnen. Dem sey wie ihm wolle, so wurden doch diese armen Soldaten dabei stark verwundet, und starben einige Tage darauf, was sehr Schade war, denn es waren alte brave Krieger.

Der

Der König von Navarra bedauerte sie sehr, als
nich mitnahm, sie in einem Saal, wo sie lagen,
inden zu sehen. Vielleicht erinnert er sich dessen
...Ich fragte sie bei dieser Gelegenheit, warum
denn so geschrieen und gelärmt hätten? Sie
n mir zur Antwort: sie hätten jene schon aufge-
t, durcheinanderlaufend, und ins Gewehr ru-
sehen; wenns aber ihrer nur noch ein paar hundert
nn zum Angriff mit ihnen gewesen wären, hätten
ie Verschanzung wohl erobern wollen.

So war also diese Escalade sehr wohl ausge-
en von dem Herrn von Nevers, aber sehr schlecht
geführt von uns. Er war in der That sehr sinn-
, und es gebrach ihm nicht an eignen Einfällen
Erfindungen, die er zuvor wohl überlegte und
hdachte, ehe er Hand an die Ausführung legte.

Der König von Navarra und die Hugenotten
en daher auch, als er gegen sie nach Poitou mar-
rte: „wir haben traun den Herrn von Nevers
fürchten mit seinem bleiernen Schritt und seinem
mpas in der Hand." — Denn er war würk-
in sehr weiser und bedachtsamer Feldherr, wie er sich
gegen sie bewies. Denn mitten im aufthauen-
regnigten Winter nahm er ihnen in kurzem Mau-
und Montagut weg, worinn ein sehr brauchbarer
nn lag, der Herr du Preau, Gouverneur von Cho-
caut, der viele schöne Proben von seiner Tapferkeit
Jahre lang in den Kriegen in Flandern und Frank-
abgelegt hatte, und sich auch hier durch die Vertheid-
ng dieses Platzes viel Ehre, erwarb, indem erst kürz-
dessen Mauern durch den Marschall von Retz nie-
erissen, und die Werker nur äusserst schlecht wie-
hergestellt worden waren.

Er eroberte auch la Gamache, und andre Plätze;
wäre er nicht von dem König, nach dem Tod des

Herrn

Herrn von Guise beordert werden, der Citadelle von Orleans zu Hülfe zu ziehen, so würde er noch ganz andre Züge und Eroberungen gemacht haben.

Als Monsieur, der Bruder des Königs, den Hof verließ und zu den Waffen griff, wurde er Lieutenant de Roi, mit Befehl demselben zu folgen, und seine Anschläge zu vereiteln. Man sagte bei dieser Gelegenheit am Hof: der König habe einen Hinkenden abgeschickt, um Monsieur zu fangen, der flüchtigen Fußes davon eilte. Allein wenn die Königinn nicht dazwischen gekommen wäre, welche alles in der Güte beizulegen strebte, würde er ihn doch wohl noch eingeholt und ihm die Wahrheit des Sprüchworts bewiesen haben: qui va piano, va lontano. Denn er hatte eine schöne Schlinge für ihn bereit und im Sinn, die mir wohl bekannt ist, indem er mir die Ehre erzeigte, mir seinen Plan dazu mitzutheilen, als wir ihm nach der Loire nachsetzten, wo wir ihn wohl die Passage erschwert und den Weg nach Guyenne abgeschnitten hätten. Allein die Königinn schickte ihm einst in der Nacht einen Courier mit dem Befehl, nicht weiter zu gehen, daher er nach Paris zurück marschirte.

Manche warfen die Frage auf, warum wohl der Herr von Nevers sich nicht tiefer in die Ligue einließ, als sie sich nach dem Tod des Herrn von Guise zu erheben anfieng. Man hätte dieß von ihm erwartet, da er nebst dem Marschall von Rez einer der ersten war, die den Grund dazu legten. Er befaßte sich aber nicht weiter damit, weil er sah, daß dieser Krieg im Grund mehr gegen den König und aus Rache, als gegen die reformirte Religion geführt wurde, da hingegen er für sich dem König und dem Staat sehr ergeben war, wie er nach dem Tod des Kö-

önigs bewies, da er es mit dem (neuen) König
einrich IV. uncrachtet dieſer reformirter Reli-
on war, hielt, weil er einſah, daß der Staat zer-
ört und zu Grund gerichtet werden würde, wenn
, dem die Krone von rechtswegen gebühre,
nicht auf ſeinem Thron bei ſeinem Anſehn geſchützt
d behauptet würde. Ueberdieß war er auch ſo großen
hen Sinnes, daß er um ein halbes Königreich nicht
m Herrn Herzog von Maine hätte gehorchen wol-
n; denn er fühlte ſich gleich groß mit ihm an Wür-
, Anſehn und allem, und war dabei ein älterer er-
hrnerer Feldherr.

Dabei hegte er auch noch das groſse Vertrauen
Gott, daß er das Herz unſers Königs lenken und
n katholiſch machen würde, wodurch das erſchütter-
wankende Reich wieder Feſtigkeit gewinnen und ei-
neue Stütze erhalten könnte, wie wir auch wirk-
h vor Augen ſehen.

Noch nicht genug; er gieng auch den Papſt an,
d verwendete ſich bei ihm für den König, daß er
chen wieder in ſeinen und der Kirche Schoos auf-
hmen möchte. Er gab ſich viel Mühe darum, und
achte die Reiſe dahin auf eigne Koſten, was ihm
i ſeinem gebrechlichen kränkelnden Körper und dem
eiten beſchwerlichen Weg in der That ſehr mühſam
ar. S. Heiligkeit der Papſt bedachte ſich endlich,
d ſah die guten Früchte des neu angenommenen
tholiſchen Glaubens an, und alles gieng gut, Gott
b! wie wir ſehen.

Man darf nicht fragen, ob unſer Herr Herzog
n Nevers über dieſe Bekehrung Freude hatte. Er
nte von nun an nur noch eifriger, ſowohl in ſei-
m Gouvernement Champagne als bei den Armeen

unter

unter dem König und anderwärts in der Eigenschaft seines Lieutenant General. Hätte man auf ihn erst gewartet, als der Herr Admiral von Villars bei Dorlens geschlagen wurde, so wäre alles besser gegangen. Seine Schuld wars nicht, denn er machte starke Märsche, eilte so viel er nur konnte, und ließ sagen, man möchte nur auf ihn warten.

Diese Niederlage gab damals der Sache des Königs einen großen Stoß, und verursachte den Verlust von vier bis fünfhundert Edelleuten; wie ich habe sagen hören.

So schickte dieser gute, redliche und edelgesinnte Fürst seinen einzigen Sohn, der damals noch nicht funfzehn Jahre alt war, nach Cambrai, um ihm zu Hülfe zu kommen und es zu vertheidigen. Er kam auch glücklich hinein, sowohl mit Hülfe seines Glücks und seiner Tapferkeit, als durch die klugen Maasregeln und Vorschriften, die ihn sein weiser Vater mitgegeben und vorgekehrt hatte; dessen Großmuth, Herzensgüte und redlicher Eifer hierinn nicht genug gelobt werden können, da er seinen einzigen Sohn für das Beste des Königs und des Vaterlandes der äußersten Gefahr aussetzte.

Dieser nun bewies sich in dem Platz stets beherzt und muthvoll, und stürzte sich gewöhnlich in die größten Gefahren gleich dem gemeinsten Soldaten. Als er aber endlich doch der Macht und der Nothwendigkeit weichen mußte, wurde eine bekanntlich schöne und anständige Capitulation geschlossen, und dieser junge Prinz von der ganzen spanischen Armee bewundert und geehrt, besonders von einigen alten spanischen und italienischen Generälen, die ehmals unter seinem Großonkel, dem Herrn Ferdinand von Gonzaga gedient hatten. Alle bezeugten ihre Bewunderung,

rung, daß dieſer junge Prinz ſich ſo hineingewagt hatte, und erhoben ihn bis in den Himmel, erboten ihm auch ihre Dienſte, indem ſie ſein Betragen ſehr einnehmend fanden.

Begreiflich war die Freude des Vaters ſehr groß, als er ſeinen Sohn friſch und geſund mit ſolchem Ruhm in ſeine Armee zurückkehren ſah. Einige Zeit darauf er aber ſtarb; einige ſagen aus Traurigkeit, weil er die Angelegenheiten des Königs nicht ſo gut gehen ſah, als er wünſchte, andre ſagen, an einer Krankheit. Denn ſeit dem fatalen Schuß war er ſtets ungeſund und kränklich.

Seine Gemahlinn war äuſſerſt betrübt über ſeinen Verluſt, denn ſie liebten, und ehrten einander ſehr, und ihre Ehe war daher ſehr gut und glücklich. Sie zeugten miteinander dieſen itzgedachten Prinzen; dann die Frau von Longueville, ihre älteſte Tochter, eine ſehr einſichtsvolle, ſchöne, tugendhafte und gute Fürſtinn, und endlich Fräulein von Dievers, ebenfalls eine ſchöne Prinzeſſinn.

Es war ſehr ſchade um dieſen Herrn, denn er war ein ſehr guter Prinz, und noch von jenem alten guten Schrot und Korn, wovon man heut zu Tage unter uns ſelten gewahr wird.

Er war ſehr prachtliebend, wie ſein Herr Schwiegervater und ſeine Herrn Schwäger; denn er machte bei Hof einen ſehr anſehnlichen und anſtändigen Aufwand, ohne daß die gute Ordnung ſeiner übrigen Angelegenheiten dadurch gelitten hätte. Mußte er ehrenhalber ein Feſtin oder ſonſt eine Solennität geben, ſo übertraf ihn ſicher nie ein andrer darinn, ſondern er trug jederzeit den Preis davon. Er ſpielte gewöhnlich nicht ſo oft als ſein Schwiegervater, und nur niedrig; wenn er aber einmal anfieng, ſpielte er auch ſehr hoch, wie auf der Reiſe nach Pohlen.

Er war sehr vorsichtig in seinen Geschäften, wie er bei dem Vermögen seiner Frau Gemahlinn bewies. Unerachtet nämlich dieß sehr ansehnlich war, fand er es doch ein wenig in Unordnung, wegen der großen Schulden ihres verstorbenen Vaters und ihrer Brüder. Er brachte aber das Haus wieder so gut in Ordnung, daß es eins der größten und wohlhabendsten in Frankreich war.

Er war sehr sanft, gesprächig, gnädig und umgänglich. Dabei ein großer und tiefforschender Redner, zugleich witzig, wie seine Gemahlinn, die es so sehr war, als irgend eine Dame im Reich.

Der

Herzog von Montpensier.

Ludwig von Bourbon, Herzog von Montpensier stammte vom König Ludwig dem Heiligen ab, worauf er sich auch gar viel zu gut that, und sich sehr befließ, ihn in seinem heiligen Eifer für die katholische Religion so wie auch in strengen Sitten, so weit er nur konnte, nachzuahmen, obschon er im Grund sogut Mensch war wie andre. Indessen, er lebte doch allemal heiliger als andre vom gewöhnlichen Schlag; wenigstens bewies er es durchaus sorgfältig in seinem Aeußerlichen. Uebrigens kann ich mehr als dieß nicht beurtheilen, weil es nur Gott zukömmt und möglich ist, das Innre zu prüfen.

Er war ein Enkel von dem Herrn Gillibert von Montpensier, welchen Karl VIII. als Vicekönig in Nea-

Neapel zurückgelassen hatte, das er auch behauptete, so lang und gut er konnte. Nachher aber verlohr ers aus Mangel an Beistand und Geld, was ihm so nahe gieng, daß er aus Betrübniß darüber starb. Andre sagen, er sey an Gift gestorben.

Er hinterließ drei Söhne, Ludwig, Karl, und Franz von Bourbon.

Ludwig starb in Neapel, wohin er unter dem Grafen von Armagnac mit gezogen war. Man findet von ihm geschrieben, daß er bei einem Besuch, den er bei den Gebeinen und dem Grabe seines Vaters daselbst ablegte, indem er Weihwasser darauf sprengte, von Schmerz und Traurigkeit durchdrungen todt auf das Grab niederstürzte. So habe ich mirs wenigstens von verschiedenen Personen in Neapel erzählen lassen, welche noch hinzusetzten: es wäre besser von ihm gewesen, wenn er dafür seinen Muth verdoppelt hätte, um diesen Tod zu rächen, als daß er selbst starb; Er würde sich mehr Lob und Ehre damit verdient haben.

Carl von Bourbon machte es anders. So lange er bei der Parthie seines Königs war, bewies er sich hohen Muths und aufgeweckten Geistes, denn er war ein hitziger Feind der Spanier, und brachte ihrer viele dem Andenken seines Vaters zum Opfer. Nachher hingegen wurde er ein eben so starker Freund von ihnen, als er zu ihrer Partei übergetreten war, und sie ihm Ruhm und einen schönen Tod bei der Eroberung von Rom erkämpfen halfen.

Sein jüngster Bruder Franz, ein sehr tapfrer Ritter, blieb bei Marignan.

Diese drei Söhne des gedachten Gilbert und Clarens, oder Clarissens von Gonzaga [34]) hatten eine ältere Schwester, Louise von Bourbon, Gemahlinn Ludwigs, von Bourbon, Prinzen von la Roche-sur

Von, deren Sohn eben der Herzog von Montpensier ist, von dem ich hier eigentlich handle. Er ist der erste Herzog dieses Nahmens, indem die andern zuvor nur den Grafen-Titel führten.

Ferner stammten aus dieser Ehe Karl von Bourbon, Prinz von la Roche-sur-Yon, und Susanna von Bourbon, die in das große Haus Rieux in Bretagne vermählt wurde.

Ich kannte jene Dame, Louise von Bourbon noch, als eine sehr ehrwürdige, weise und tugendhafte Dame. Sie wurde hundert Jahre alt, und ihr Alter war sehr schön, indem sie Sinn und Sprache behielt. König Franz II. hielt sich mit seinem Hof drei Tage zu Champigny auf, und besuchte sie täglich auf ihrem Zimmer (das sie wegen Schwächlichkeit nicht verlassen konnte) mit allen Prinzen und Großen des Hofs; Auch die regierende Königinnen[31]) und alle Hof-Damen, so wie auch sonst noch jedermann, wer mit hinein wollte. Alle betrachteten sie sehr aufmerksam, und auch ich so gut als die andern. Wir bewunderten sie sowohl ihres ehrwürdigen Alters wegen, als darum, weil sie Schwester von dem großen Bourbon war. Die ältesten, unter uns, die sich noch erinnern konnten, ihn gesehen zu haben, sagten uns, daß sie ihm im Gesicht sehr ähnlich sey, was natürlich unsre Aufmerksamkeit noch erhöhte.

Es kann höchstens dreißig Jahre seyn, seit sie gestorben ist, wobei der König, die Königinn, und alle Prinzen am Hof und ihre Verwandte, Gesandten und Deputirte abschickte, um ihrem Leichenbegängniß beizuwohnen, wie dieß unter hohen Personen Herkommens ist.

Ich machte diese genealogische Digression, wovon ich das Nähere von dem Herrn von Montpensier selbst hör-

hörte, um ſein von manchen bezweifeltes Recht auf die Verlaſſenſchaft des Herzogs von Bourbon zu zeigen, von der er endlich einen kleinen Theil noch bezog, wiewohl erſt nach großen mühſamen Weitläufigkeiten und Proceſſen, weil das ganze Vermögen für die Krone eingezogen worden war.

Unter König Franz (I) konnte er es hierinn nicht weit bringen, indem ihm bei dieſem der Haß entgegen ſtand, den er auf den Herzog von Bourbon geworfen hatte, und weil die von dieſem geſchlagene Wunde noch zu friſch, Er auch ein ſehr genauer Beobachter ſeiner Satzungen und Rechte war; denn er machte gar große Anſprüche von der Frau Regentinn her, woher eben die Unzufriedenheit und Empörung des Herzogs entſtanden war.

Unter Heinrich(II) brachte er einige Bruchſtücke davon heraus durch die Verwendung der Frau Jaquette von Long-Vic aus dem alten Hauſe Givry. Dieſe Dame, Frau Herzoginn von Montpenſier, ſtand zwar ſchon unter Franz (I) ſehr in Gunſt; konnte aber doch in Anſehung dieſer Güter nichts auswirken, theils aus obengedachtem Grund, theils auch weil ſie noch ſehr jung war, und noch nicht den Geiſt beſaß, wie nachher. Unter Heinrich war ſie ebenfalls ſehr in Gunſt, und nun geſchickter: ſo wußte ſie ſich in großem Einfluß bei der Königinn zu erhalten.

Unter Franz II. endlich vermochte ſie ſehr viel. Sie wußte, wie ich ſelbſt geſehen habe, den König und die Königinn ſo nach ihren Abſichten zu lenken, daß der König ſelbſt die Angelegenheit dieſer Dame, (welche alles, ihr Gemahl hingegen äuſſerſt wenig machte) empfahl, und gegen ſich ſelbſt ſollicitirte.

Dieß war ganz offenkündig am Hof, und ich ſah ſelbſt einſt, wie der Herr Cardinal von Lothringen

im Nahmen des Königs mit den Herren vom Parlement davon sprach, und ihnen die Gerechtsame dieser Dame, welche dabei anwesend war, empfahl, wobei er sogar ausdrücklich sagte, der König wollte ihr hierinn ein Geschenk damit machen, daß Er für seinen Theil allem Recht und allen Ansprüchen auf diese Verlassenschaft entsagte, und keinen Theil daran haben wollte; sie möchten demnach so leicht als möglich darüber hingehen.

Kurz, diese Fürstinn, dieser Prinz, und die Ihrigen arbeiteten, sollicitirten und exhibirten so lang, und viel, bis sie endlich hatten, was sie wollten, bis auf das Herzogthum Chatelleraut, das die Könige nicht wieder hatten fahren lassen wollen, sondern ihrem Eigenthum einverleibten. Sie gabens nachher ihrer natürlichen legitimirten Schwester (Diane) als Appanage, die wir daher lange Zeit Frau von Chatelleraut nennen hörten, welche aber ize Herzoginn von Angouleme heißt.

Gegenwärtig ist dieß Herzogthum an das Haus Montpensier zurückgekommen, das wohl von sich sagen kann, daß es Glück und Unglück erfahren habe. Es war lange Zeit sehr arm, so daß man unter Franz dem Ersten und auch noch anfangs unter Heinrich dem Zweiten sagte, der Herzog von Montpensier sey der ärmste Prinz in ganz Frankreich. Dennoch starb er als der reichste nach dem Haupt seines Hauses, dem König von Navarra; denn er hinterließ seinem Erben mehrals dreimalhunderttausend Pfund Einkünfte, und an baarem Geld, Kostbarkeiten, Schmuck und Mobilien mehr als drei (mal hundert) tausend Thaler, wie man damals am Hof versicherte, und ich auch von einem großen Herrn hörte, der es genau wissen konnte. Man sagte daher von ihm, er gleiche dem

Mal-

Maltheserrittern, welche gegen das Alter erſt Vermögen und Ehren-Posten bekämen; denn erſt hatte er dieß alles noch nicht.

Er wurde weder bei Hof noch bei den Armeen zu hohen Stellen befördert, wiewohl er ſich dabei um die Perſon des Königs befand, als bloßer Prinz ohne Charge, und ohne andres Commando, als ſeine Compagnie Gensd'armes, wobei Fontaine Guerin der Vater, ein ſehr wackrer Officier, ſein Lieutenant war. Dieſe Compagnie hielt er ſtets ſehr ſchön und wußte ſie immer in Uebung und Thätigkeit zu ſetzen.

Er war ein ſehr braver und tapfrer Prinz, wie er in der Schlacht bei Saint-Quentin bewies, wo er nachdem er wacker gekämpft hatte, mit in Gefangenſchaft gerieth.

Unter Franz II. bekam er doch endlich einen kleinen Posten, weil juſt damals ſo viel darüber geläumt und geſchrieen wurde, daß die Prinzen vom Geblüt alle von der Perſon des Königs ſowohl, als von Ehrenſtellen, Würden und Aemtern verdrängt würden. Man gab ihm das Gouvernement von Touraine und Anjou, und ſeinem Herrn Bruder das von Orleans, wo der Herr von Sipiere ſein Lieutenant war, der bei der Verſchwörung von Amboiſe gute Dienſte that.

Unter unſern folgenden Königen Karl IX.) und Heinrich (III) fieng der Herr von Montpenſier an, nacheinander zu den höchſten Stellen empor zu ſteigen. Beim Ausbruch des erſten bürgerlichen Kriegs war er Lieutenant du Roi in geſammten Landſchaften Anjou, Mans, Perche, Touraine, und deren Nachbarſchaft.

In dieſem Krieg nun wollte er ganz ſein groſſes Vorbild, Ludwig den Heiligen, nachahmen, und ſo wie dieſer gegen die Unglaubige, bewies er ſich hi-

pig und entrüſtet gegen die Ketzer, deren Todfeind er war. Dieß gieng ſo weit, daß wenn ſich welche auf Capitulation an ihn ergaben, er ihnen ſolche nicht hielt, weil man Ketzern nicht Treu noch Glauben ſchuldig ſey. Dieſen ſchönen Grundſatz übte er zum Beiſpiel gegen den Capitain des Marais, der ſich im Schloß Rochefort im Vertrauen auf ſein Ehrenwort und eine geſchloſſne anſtändige Capitulation an ihn ergab, demunerachter aber auf ſeinen Befehl ſogleich hingerichtet wurde.

Wenn man Gefangene vor ihn brachte, und es ein Mann war, ſo ſagte er weiter nichts zum Gruß, als: „Ihr ſeyd Hugenot, mein Freund. Ich empfehle „Euch dem Herrn Babelot.“ Dieſer Herr Babelot war nämlich ein Franciſcaner, ein ſehr gelehrter Mann, der ihn ganz regierte, und nicht von ſeiner Seite kam. Dieſem führte man den Gefangenen ſogleich vor, den er ein wenig examinirte, worauf er ſogleich zum Tod verurtheilt und hingerichtet wurde.

Wars ein hübſches Weib oder Mädchen, ſo ſagte er ebenfalls weiter nichts, als: „Ich recommandi„re Euch meinem Herrn Fähndrich. Man bringe ſie „zu ihm.“ Dieſer Herr Fähndrich nun war ein Herr von Montoiron aus dem alten Haus des Erzbiſchoffs Turpin, aus den Zeiten Karls des Großen, und führte daher auch noch den Nahmen Turpin. Er war ein ſehr ſchöner Cavalier, groß, hochſtämmig, und dabei auch ſonſt wohl proportionirt [16]). u. ſ. w.

So ſäuberte der Herzog ſein Gouvernement Anjou, Touraine und andre, wobei ihm die Herrn von Thavigny und Puygaillard, zween ſehr brauchbare Officiers, und der Capitain Richelieu, der Mönch genannt, behülflich waren, welche ſämtlich ſich in Piemont ſchon ſehr wacker gehalten und hervorgethan hat-

hatten. Hierauf wurde er als Lieutenant de Roi nach Guyenne, Poitou, Aunis, Xaintonge und Angoumois geſchickt, wo er dem König ſehr gute Dienſte that, und wo die Hugenotten ſehr vor ihm zitterten, und wohl noch mehr gezittert haben ſollten, wenn der König von Navarra nicht juſt geſtorben wäre.

Denn nun machte ſich der gute Mann in ſeiner Einbildung, deren er eine gute Portion hatte, wie ſeines gleichen zukommt, Rechnung darauf, im Reich deſſen Stelle einzunehmen, — weil er, nach dem Cardinal von Bourbon, (der zwar trotz ſeinem rothen Hut auch ein Lüſtchen darnach hatte) erſter Prinz vom Geblüt war. Er bat daher den König um Urlaub, den Er ihm halb und halb bewilligte, worauf er nach Hof gieng, und hin und wieder zu manchen, die er ſeiner Gnade verſichern wollte, mit mächtiger Miene ſagte: „itzt werde ich im Stand ſeyn, „Euch allen meine Erkenntlichkeit zu beweiſen, und mei„nen Freunden Gefälligkeiten zu erzeigen; denn ihr wiſſt, „der König von Navarra iſt tod, und ich gehe nach Hof.“

Er fand aber an Ort und Stelle ſeinen Platz ſchon beſetzt, und ſah wohl, daß er ſich mit ſeinem bisherigen Poſten vor der Hand würde begnügen müſſen; denn er hatte es mit einer ausgelernten Frau zu thun, wie die Königinn Mutter, welche keinen Collegen dabei haben wollte, und mit dem — verſtorbenen Herrn von Guiſe dem groſſen, der ſich mit ihr verſtand, und bei dem groſſen Vertrauen, das ſie in ihn ſetzte, und bei der Macht die er unter Händen hatte, ganz Frankreich mit einem Wink regierte.

Indeſſen ſchien und hieß es doch, als ob der Herr von Montpenſier den Unzufriednen darüber ſpielen, und auch den Herrn Cardinal dazu bereden wollte; denn ſie kamen beide nicht voneinander. Man ſtrich ihnen

aber, wie man zu sagen pflegt, den Brei in den Mund, daß sie Chefs vom Conseil werden sollten, und dabei wußte die Königin so gut mit ihnen umzuspringen, daß sie sich noch sehr glücklich schätzten, wenigstens diese Kleinigkeit erhascht zu haben.

In den folgenden Unruhen wurde der Herr von Montpensier nebst dem Herrn von Nemours kommandirt, die Avantgarde zu führen, was soviel war, als wenn er anderwärts Lieutenant du Roi gewesen wäre, ja noch mehr, wo die Person des Königs, oder Monsieurs, Seines Herrn Bruders sich befindet, der Ihn in allem vorstellt wie hier; denn in Frankreich war noch nie jemand gleiche Macht und Gewalt übertragen gewesen.

In den dritten Unruhen, die Schlag auf Schlag ausbrachen, war er Lieutenant du Roi, und die größten eigensinnigsten Generals damals, wie die Herrn von Martigues, Brissac und Strozzy weigerten sich nicht im geringsten, ihm zu gehorchen. Damals schlugen sie die Provensalen in Perigord, was für die Hugenotten eine sehr beträchtliche Niederlage war. Hierauf stieß er zu unsern Generalen bei Chatellerand, wobei ihm sehr zu statten kam, daß er als ein kluger vorsichtiger General starke Märsche machte; denn die Herrn Prinzen und der Admiral eilten ihm stark nach, um sich dazwischen zu werfen und ihre Vereinigung zu verhindern.

Der Herr von Montpensier führte stets den Vortrab; er war bei den Unsrigen sehr geehrt, bei den Hugenotten hingegen sehr gefürchtet, denn er sprach von nichts als Aufknüpfen, und wäre es ihm nach gegangen, so hätte keiner davon kommen sollen. Selbst gegen den großen Herrn de la Noue, der doch aller Achtung und Höflichkeit würdig war, konnte er sich,

als er gefangen wurde, nicht enthalten zu ſagen: „Mein Freund, Ihr Proceß iſt gemacht, für Sie „und alle Ihre Geſellen. Sorgen Sie für Ihre „Seele.“ Allein der Herr von Martigues kam dazwiſchen, der ihn rettete, wie ich anders wo noch erzählen werde.

Im vierten Krieg war der Herr von Montpenſier abermals Lieutenant du Roi, denn ſein Haß gegen die Hugenotten und ſein Eifer für ſeine Religion lieſſen ihm nie zu, dergleichen Aufträge abzulehnen. Er kam nach Poitou, wo er Arbeit fand und einen Mann, der ihm genug geben konnte, den izt gedachten Herrn de la Noue, beſonders bei der Belagerung von Fontenay und Luſignan, das er indeſſen doch endlich eroberte. Er hatte aber auch gute Generals, ſowohl bei ſeiner Cavallerie, wie z. B. den Herrn von Chavigny, von Lude, Gouverneur von Poitou, Puygaillard und andre, als bei der Infanterie die Oberſten Sarrieu, Buſſy und Luce.

Die Belagerung von Luſignan war ſehr langwierig und blutig. Ich komme vielleicht bei einer andern Gelegenheit noch darauf. Es wurde endlich eingenommen, und um ſein Andenken zu verewigen, laz er dem ganz kürzlich erſt aus Pohlen zurückgekommenen König ſo lange und inſtändig an, bis er ihm endlich erlaubte, dieß Schloß von Grund aus zu zerſtören, dieß ſchöne ſo bewundernswürdige und ſo alte Schloß, das man das ſchönſte Denkmal alter Befeſtigung und die edelſte antike Dekoration von ganz Frankreich nennen konnte, erbaut noch überdieß von einer Dame, die an Geburt ſowohl als an Geiſt, Pracht und allen Vortreflichkeiten unter die edelſten ihrer, ja aller Zeiten gehört, die berühmte Melluſine nämlich, von der man ſo viel Fabeln hat. Wenns auch bloße Fabeln ſind, ſo kann man

noch

doch nichts als lauter Liebes und Gutes von ihr sagen, und will man die reine Wahrheit hören, so war sie eine wahre Sonne ihrer Zeiten, von der jene brave Herrn Fürsten, Könige und Feldherrn abstammen, welche unter dem Nahmen Lusignan, wovon die Geschichte voll ist, bekannt sind, auch jenes große Haus Archiacin Xaintonge und Saint-Gelais, wovon sehr schöne Denkmäler vorhanden sind.

Als die Königinn Mutter mit Monsieur, der sich damals zu Saint-Maixant befand, den Waffenstillstand zu Jaseneuil schloß, bekam sie auf dem Rückweg nach Poitiers Lust, einen kleinen Umweg über Lusignan zu nehmen, um die Ruinen davon zu sehen.

Der Anblick gieng ihr so sehr zu Herzen, daß ich sie sehr gerührt sagen hörte: „Ach! so mußte denn ein „so schöner, starker und edler Platz, das Opfer eines „übelangebrachten Eigensinns des Herrn von Mont„pensier und von Grund aus zerstört werden! Hätte „mein Sohn der König gleich in eigner Person da„vor gelegen, und solchen Widerstand von dem Platz „erfahren, er würde ihn dennoch nicht so haben zer„stören lassen, wenigstens gewiß nicht auf meinen „Rath. Denn dieß war die antike Perle von allen „seinen Schlössern, und die schönste Zierde darunter, „die man nur sehen konnte. Ich hatte es noch nie gesehen, „außer in meiner frühen Jugend, auf einer Reise nach „Perpignan. Damals hatte aber meine Jugend nicht „den Sinn für seine Schönheit und Größe, dem „itzt selbst noch seine Ruinen wehrt sind. Hätte ein solcher „Eindruck mir vorgeschwebt, wie gegenwärtig, sicher „hätte mein Sohn der König dem Herrn von Mont„pensier nie die Erlaubniß ertheilt, es seiner Leiden„schaft aufzuopfern, und sicher hätte Chamerault nie „mit einer so edeln reichen Beute prangen sollen, um „sein kleines Marigny daraus zu bauen und zu erhö„hen.“ [47])

So

So hörte ich die Königinn reden, welche ſich herumführen ließ, alles beſah, und ſo großen Gefallen an dieſer Beſchäftigung fand, daß ſie ſich nicht darinn ſtören ließ, unerachtet man ihr ſagte, es ſey ſchon ſpät, und ſie würde in ſtockfinſtrer Nacht erſt nach Poitiers kommen.

Ich hörte auch von ihr den Herrn von Sainte Soline ſehr tadeln, der als Schloßhauptmann davon, es hatte einnehmen und verlohren gehen laſſen. Er hatte dieſe Stelle von dem Herrn von Vigean gekauft, welcher ſie nebſt ſein Vorfahren aus dem Hauſe du Fou über hundert und zwanzig Jahre lang beſeſſen hatte.

Man ſagte, der Herr von Soline habe aus Geiz blos einige alte todzufütternde Invaliden darin gehalten, die ſich leicht fangen ließen. Hätten dieſe nur wenigſtens das Thor nicht aufgemacht, und es blos feſt verſchloſſen gehalten, ohne mit jemand zu reden, ſo würde kein Menſch im Stand geweſen ſeyn, den Platz zu bezwingen.

Ich habe niemand geſehen, der wenn er das Schloß in ſeiner Herrlichkeit geſehen hatte, beim Anblick der Trümmer deſſelben nicht dem Herrn von Montpenſier und ſeiner thörichten Hartnäckigkeit hierinn, geflucht hätte; die Königinn ſelbſt ſagte, ihre Herrn Söhne, die Könige wären nicht einmal ſo gegen Städte verfahren, die ſich, wenn ſie in eigner Perſon ſie belagerten, gegen ſie gehalten hätten; und dieſer Herr von Montpenſier habe mehr thun wollen als ſie, um ſich in Furcht und Reſpect ſetzen! —

Man war aber auch zu der Zeit der Meinung, daß es ihm nicht lange ſo hingehen, ohne dafür zu büſſen. Als ihn der König ferner als Lieutenant-General brauchen, und nach Xaintonge und Isles

ſchik-

ſchicken wollte, um ſeine Eroberungen dort fortzuſetzen, und dieſe Gegenden vollends zum Gehorſam zu bringen, wollte er nicht hin. Sein Ehrgeiz hatte ihm nämlich einen neuen Gegenſtand gezeigt, an dem er ihn befriedigen könnte. Er hörte daß der König nach Rheims gienge, um ſich ſalben und krönen zu laſſen, und reiſte daher ebenfalls dahin, um der Ceremonie mit beizuwohnen, den erſten Rang nach Monſieur und dem König von Navarra dabei einzunehmen, und den Herrn von Guiſe, der ſchon vor ihm da war, dazu aus zu verdrängen.

Es war juſt mitten im Winter, aber welche Tagereiſen machte er! die größten die ich je machen ſah. Der König hatte mich damals juſt nach la Rochelle an den Herrn de la Noue geſchickt, auf dem Rükweg traf ich den Herrn Herzog zu Blois, von wo er ſchon Abends in Paris eintraf, wo ich erſt Morgens anlangte. Als ich daher bei der Frau von Guiſe war, die damals in Wochen lag, nachdem wir nichts weniger als daß uns der Herr von Montpenſier über den Hals kommen würde, wunder ich ſehr erſtaunte, da ich ihn weit zurük gelaſſen hatte. Eben ſo eilig giengs von Paris nach Rheims.

Der König bekam aber verläßig Nachricht von ſeinem Vorhaben, bei der Krönung den Rang zu behaupten, und hörte auf der andern Seite von dem Herrn von Guiſe, daß er gar nicht luſt hätte, jenem zu weichen, ſondern er den ſeinigen nicht verlieren, noch ſich von irgend jemand, es hätte denn Gott oder der Teufel ſein müſſen, für den Narren im Spiel halten laſſen wollte. Er gerieth vielmehr in Zorn, wurde laut, und beſchwurte, wenn der Herr von Montpenſier nur im geringſten wagte, ſeiner Würde einigen Eintrag zu thun, ſo würde er anders mit ihm

um-

entſpringen, als Philipp der Kühne von Burgund mit ſeinem Bruder. Er wolle ihn wohl beim Kragen kriegen und ihn hinaus werfen, oder ihm gar noch was Schlimmers anthun, je nachdem ihn juſt ſein Zorn regiere, und wenn er zehnfach ſein Schwager wäre: denn hier gebühre den alten Pairs des Reichs der Rang, nicht den Prinzen vom Geblüt noch andern.

Der König und die Königinn nebſt dem ganzen Hof waren ſehr in Verlegenheit über ein Mittel dem Uebel abzuhelfen: bei dem feſten muthigen Entſchluß des Herrn von Guiſe ließ ſich aber keine Auskunft treffen. Man beſchloß alſo endlich, den Herrn von Montpenſier ſagen zu laſſen, er möchte nicht ſo ſehr eilen. Dem ungeachtet kam er dennoch bis auf zwo Meilen gegen Rheims, entſchloſſen, noch weiter zu gehen. Als er aber unvermuthlich den feſten Entſchluß des Herrn von Guiſe vernahm, und alſo merkte, daß es Lärm und Schlägereien ſetzen und nicht gut für ihn ablaufen dürfte, auch der König ihm ſagen ließ, Er beſorge ein groſſes Scandal, ſo hielt er an, und ließ die Krönung auf die er ſo viel Staat gemacht hatte, ohne ſeine Anweſenheit vorüber gehen.

Indeſſen kochte doch in ſeiner Seele der äuſſerſte Zorn und Aerger über ſeinen Herrn Schwager (was ſich doch nachher noch gab) und eine ſehr ſtarke Unzufriedenheit über den König. Als daher einige Monate darauf Monſieur wegen Unzufriedenheit und übler Behandlung die Waffen ergriffen hatte, und der König ihm die Stelle als Lieutenant-General gegen den Prinzen übertragen wollte, ſchlug er ſolche gradezu aus, und ſagte, er wolle nicht gegen den Sohn und Bruder ſeiner Könige zu Feld ziehen; der Prinz habe vielmehr gerechte Urſache, ſich unzufrieden und ruhig zu bezeigen, und man müſſe ihn zu beſänftigen und zufrieden zu ſtellen ſuchen.

Er

Er betrieb auch dieß so lange mit der Königinn, daß endlich die Sache ausgeglichen, und der Waffenstillstand zu Jarnouil zwischen Saint-Maixent und Poitiers geschlossen wurde. Es wurden dem Prinzen vermöge desselben eine Menge Städte und Plätze zu seiner Sicherheit zugestanden, und der Herr von Montpensier war sehr bemüht, ihm und seinen Leuten dazu zu verhelfen [19]) besonders bei Angoulesme, wo er einen Schimpf davon trug, den ich anderwärts anführen werde.

So band sich also der Herr von Montpensier die Hände in Ansehung Monsieurs und seiner Leute, und der Hugenotten, welche alle auf dessen Seite waren, und ihn zu ihrem Beschützer erwählt hatten. Man fand es daher bei Hof sowohl als im Reich sehr befremdend, daß derjenige, der ein so grosser Feind und Verfolger der Hugenotten gewesen war, itzt gewissermaßen ihre Stütze wurde, was manche veranlaßte zu denken und auch laut zu sagen: seine Unzufriedenheit und Ehrsucht gehe ihm über seine Religion, was sein grosser Patron der heilige Ludwig sich gegen die Sarazenen nie habe zu Schulden kommen lassen.

Noch ein anders Beispiel davon gab er bei einer Streitigkeit, die er mit dem Herrn von Nevers hatte. Sie kam von einigen Acten her, welche der Herr von Nevers insgeheim gegen den Herrn von Montpensier über Monsieur dessen Unzufriedenheit und Empörung betreffend geführt haben sollte, und die dieser dem Monsieur wieder hinterbrachte, daher er Erläuterung und Genugthuung verlangte. Der Herr von Nevers läugnete solche geradezu ab, und machte den Herrn von Montpensier zum Lügner. Hieraus nun entstanden grose Händel, und jeder suchte sich unter seinem An-

Anverwandten und Freunden die ſtärkſte Partei zuſammen zu raffen.

Bei dieſer Gelegenheit ließ der König von Navarra ſich und alle ſeine Hugenotten dem Herrn von Montpenſier zur Unterſtützung anbieten, was er auch ohne Rückſicht ſeiner entgegengeſetzten Religion gern und bereitwillig annahm. Auf der andern Seite hingegen ſtand der Herzog von Guiſe mit allen ſeinen guten Katholiken, ſo daß es alſo Mord und Todſchlag geſetzt haben würde, wenn der König nicht mit ſeinem Anſehen dazwiſchen getreten wäre, ihnen Thätlichkeiten verboten und einen Vergleich vermittelt hätte.

Daher machte man denn dem Herrn von Montpenſier gar ſehr zum Vorwurf, daß er ſich der Hugenotten gegen Katholiken hatte bedienen wollen, ſo wie auch dieß, daß er mit dem König von Navarra und den Hugenotten Friedensunterhandlungen pflog, und auch würklich abſchloß, als wir vor Brouage lagen.

Uebrigens aber war dieſer große Prinz ſehr brav und tapfer, hielt ſich überall ſehr gut, wo er ſich befand und ſtarb mit dem Ruhm eines guten und einſichtsvollen Feldherrn.

Er hinterließ einen ſehr tapfern braven Sohn, den wir ſo lange ſein Vater noch lebte, den Prinz Dauphin nannten. Ich gedenke von ihm ſowohl, als von dem itztlebenden Herrn von Montpenſier anderwärts auch zu handeln. Dieſer, ſo jung er auch noch iſt, hat dennoch ſchon ſehr ſchöne Beweiſe von ſeiner Geſchicklichkeit in den Waffen und ſeinem Muth abgelegt, wovon er ein ſchönes und ehrenvolles Merkmal von

einem starken Schoß im Gesicht trägt. Ich nenne nicht eine Menge Schlachten, Treffen und Scharmützel, denen er zu jedermanns Verwunderung in einer so kurzen Lebenszeit schon beigewohnt hat. Dabei ist er ein sehr guter beutreicher Prinz, und an Schönheit sowohl als Tapferkeit das leibhafte Ebenbild seines Ahnherrn, des heiligen Königs Ludwig.

Der Prinz

de la Roche sur Yon

Er war ein Bruder von obigem Herrn von Montpensier. Dem Aeußerlichen nach war er nicht so sehr religiös als jener: in der That aber war er's doch, und sehr gut katholisch, unerachtet einige, aber irrig, das Gegentheil glaubten. Wahr ists indessen, daß er mehr politisch als eifrig katholisch war, wie sein Herr Bruder, und daß er mehr dazu eilte und geneigt war, die Unruhen auf dem Weg der Güte und Gelindigkeit als durch Krieg und Schärfe beizulegen; daher ihn manche nur für desto einsichtsvoller hielten.

Wäre er übrigens nicht gut katholisch und ein einsichtsvoller Herr gewesen, so würde man ihn nicht als obersten Gouverneur bei dem König Karl IX angestellt

ſtelle und dem Herrn von Sixiere dabei vorgeſetzt ha-
ben. Dieſer bekleidete dieſen Poſten als der König
noch Herzog von Orleans war; als er aber König
wurde, machten die Königinn Mutter, der König
von Navarra und andre Großen im Conſeil die Ue-
berlegung und Verfügung, daß es wegen des Reſpects
gegen die königliche Perſon beſſer ſey, daß er einen
großen Prinzen vom Geblüt als Aufſeher über Seine
Handlungen um ſich habe. Der Herr von Sixiere
verlohr übrigens dadurch ſeine Stelle nicht, denn er
verdiente ſolche vollkommen gut, und war ein Mann
wie man einen für die Jugend des Königs brauchte,
die er auch ſo gut bildete, daß wir ſehr edle Früchte
davon geſehen haben.

Der Herr Prinz räumte ihm auch bei der
Erziehung des jungen Königs ſehr viel ein, indem er
ihn als einen ſo fähigen Herrn kannte, als irgend ei-
ner im ganzen Reich: wie hingegen der Herr von
Sixiere als ein einſichtsvoller kluger Mann, den
Herrn Prinzen mit aller Höflichkeit und Ehrerbietung
begegnete, ſo daß ſie ſehr gut zuſammen harmonirten,
und es ſchön anzuſehen war, wie dieſe beiden Herrn
Hofmeiſter des Königs ihre gegenſeitigen Verhältniſſe,
der eine hoch, der andere etwas niedriger, zu beobach-
ten wußten. Daraus entſtand denn aber auch jene
ſchöne und edle Zucht, die wir geſehen haben.

Der Herr Prinz war in ſeinen frühern Jahren
ehr arm; und hätte er nicht die ſehr reiche Wittwe
es Marſchalls von Montjan, Philippine von Monte-
ehrun geheurathet, ſo wäre er mehr als arm geblie-
en. Dafür paſſirte er am Hof des Königs Franz;
machte aber ſeine Sachen ſo gut, daß er ſpäterhin

sehr reich und dadurch sehr prachtliebend wurde, und großen Aufwand machte, sowohl für Schweigereien der Tafel, als für schöne Möbeln und sonst. Bekannt ists, daß er sich sehr in Spanien zeigte, als er die Königinn von Spanien dahin begleitete, so wie auch nachher bei der Zusammenkunft zu Bayenne, wo er seine alten Bekanntschaften erneute, und sehr prächtig tractirte, überhaupt für seinen Theil dort die Honneurs des französischen Hauses sehr gut machte, indem er so freigebig war, als sein Herr Bruder geizig.

Nach seiner Zurükkunft von dieser Reise starb er, ohne Kinder zu hinterlassen. Einen der schönsten, artigsten, wackersten jungen Prinzen, den man nur sehen kann, (er hieß der Marquis von Beau-Preau) verlohr er zu Orleans bei einer Reuterübung die der König mit der ganzen Jugend hielt. Man sagte, der Graf von Maulevrier habe ihn vom Pferd geworfen, und überritten, worüber der Vater so entrüstet war, daß er ihn lange Zeit suchte, um ihn um zu bringen, so daß er sich ihm aus den Augen machen mußte.

Der König und die Königinn brachten es jedoch nach einiger Zeit bei dem Herrn Prinzen dahin, daß er alles vergessen und ihm nichts anhaben wollte, nur müßte er sich nie vor ihm sehen lassen, denn sonst würde er die Geduld verlieren, und in solchen Zorn gerathen, daß er es nicht würde lassen können, sich zu rächen

Dieser Fall wäre beinahe einmal eingetreten, als wir von der Eroberung von Havre zurückkamen. Der Herr Prinz begegnete nämlich im Herausgehn aus dem Zimmer der Hoffräuleins dem Grafen, der just hinein wollte.

wollte, und zog sogleich den Degen. Der Graf mußte sich daher auf die Fersen machen, und ausreissen, wobei der Prinz ihm immer mit den Degen nachsetzte, bis er endlich glücklich entkam. Diese Geschichte gab uns nachher viel zu lachen, wozu der Graf das Seinige vorzüglich beitrug, wenn er sie auf seine drollige Art erzählte; denn er ist einer der besten aufgeweckteſten Gesellschafter. Damals aber bei der Geschichte selbst verging ihm das Lachen. Der Tod dieses Prinzen kam ihm daher sehr gut zu statten; denn er hätte sich sonst ganz vom Hofe entfernt halten oder stets in Gefahr des Lebens schweben müssen.

Dem Prinzen mußte man diese Entrüstung zu gut halten; es war der gerechte Schmerz eines Vaters über den Verlust seines einzigen Sohnes, der seine einzige Hoffnung, Freude und Trost war, von dessen schöner vollkommener Jugend er die schönsten Früchte erwartete, dessen Tod ihm also äußerst weh thun mußte.

Unter andern schönen Eigenschaften, die man dem Herrn Prinzen zugestand, war auch die, daß er ein sehr rechtschaffner Mann von Ehre war, von dem niemand der sich an ihn wendete und sein Wort erhielt, einen Betrug zu besorgen hatte. Ein sehr schönes Hoffräulein (die er mit Erfolg liebte) nannte ihn daher den treuen Graubündner, nach einem sehr schönen Graubündnischen Pferd des Königs, das man so nannte.

Er war sehr brav und tapfer, und bewies dies in einer Schlägerei mit dem Herrn d' Audelot, einem sehr schlimmen Gesellen *).

Auch war Er ſehr klug und einſichtsvoll, und von ſehr richtigem Verſtand, den man für noch beſſer hielt als den ſeines Bruders. Der König Heinrich machte ihn daher auch nach der Schlacht bei Saint Quentin, wo er ſehr gut gedient hatte, zum Gouverneur von Paris und Isle de France.

Anmerkungen

zum XI. Band der Memoires

zweiter Abtheilung.

Zum Theil vom Ueberſetzer.

1.

Es war La Roche de Maine ſelbſt, der dies Edict und zwar beim Anblick einer einzigen Compagnie von Gens Armes übergab. ſ. d' Aubigné beim J. 1562.

2.

„Et reſte Dieu pleine de Reliques dit il; faut il que Pere eternel gagne Peter noſtre? je les challera bien.“ Nach jenem bei Maſcurat S. 230.

Pere eterne et agimus
Soyez tous deux les bien venus.

3.

Des ältern Prinzen Franz des erſten, der ebenfalls Franz hieß. Er ſtarb zu Tournon als Dauphin. Man glaubt er ſey vergiftet worden, was jedoch nicht erwieſen iſt. Die Schuld ſchoben einige auf Kayſer Carl V. der aber gar kei- nen Vortheil darunter ſuchen konnte, vielmehr Nachtheil von hatte, da er ſeinem erbitterten Feind Heinrich II. durch den Weg zum Thron gebahnt hatte; andre auf Catharina von Medicis, Gemahlinn dieſes Heinrichs II. die freilich ſelbſt durch dieſen Todesfall auf den franzöſiſchen Thron gelangte. darum aber, ohne andre Beweiſe, darf ſie günſtigen Zufalls wegen, nicht in Anſpruch genom- men werden darf.

4.

Louis Mallet, Herr von Graville, Admiral von Frank- reich unter der Regierung Karls VIII. M. ſ. ſein Lob in Hiſtoire de Charles VIII. p. 544. — S. 14. Schlacht bey Cerizoles — d. 14. April 1544.

5.

Dieß ganze Raisonnement hätte füglich wegbleiben können, so wie ich sonst hin und wieder manches Müssige wegschneide, und unübersetzt lasse. Ich wollte es indessen doch als einen Beitrag zur Geschichte damaliger Denk-Art beibehalten, und aus diesem Gesichtspunkt muß ich bitten, mehrere Stellen dieser Art anzusehen, die freilich nicht nach jedermanns Geschmack seyn werden, doch aber für den Beobachter manchen Stoff enthalten. Der Uebers.

6.

„Nach Gayetta in Sicherheit brachten." s. Brantome Oeuvr. T. IV. disc. XX. p. 275.

7.

Der Verfasser vergißt hier die beiden bekanntesten, Jacques Spitame, Bischoff von Nevers, der zu Genf nachher enthauptet wurde; und Antoin Caraccioli, Bischoff von Troyes, der sich öffentlich zur protestantischen Religion bekannte. —

Endlich auch noch der Cardinal Odet von Chatillon, der sich als Cardinal vermählte, und öffentlich im Cardinals-Habit trauen ließ.

8.

Die Sieneser hatten an diesen Papst ihrer Capitulation wegen geschickt, erhielten aber eine sehr harte Antwort von ihm, worinn er ihnen ihre Hartnäckigkeit vorwarf; sie sollten sich unter den Herzog von Florenz begeben, und sich ihm ganz unbedingt unterwerfen; und wäre dieser Papst nicht zween Tage darauf gestorben, so würde es um sie wie um den Herrn von Montluc sehr schlimm ausgesehen haben.

9.

Dieß fiele also im Grund doch noch dem Kaiser zur Last. Was sich von dem Ungrund dieser Behauptung sagen läßt, habe ich in aller Kürze in den Noten des vorigen Bandes gesagt.

10.

Unter Ludwig XIII. nahm der Graf von Harcourt diesen Platz 1641. ein.

11.

11.

Am 16ten December 1563. La Popliniere T. I. 375. a.

12.

Vermuthlich muß hier ſtatt Sautal Seulal geleſen werden, und dieſer Biſchoff war wahrſcheinlich der Abt von Manne, nachheriger Biſchof von Frejus. Es könnte auch Vieillas heißen, im welchem Fall dieſer Biſchof der junge Oraiſon wäre, der erſt Biſchof von Riez, nachher Oberſter eines Infanterieregiments war.

13.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach die Herzoginn von Se- royn, deren zu Anfang dieſes Abſchnitts gedacht wird. So ließen ſich alſo dieſe beiden Stellen durcheinander erklären.

14.

Francoiſe Douchet, Frau von Puy Greſſier, Gemah- linn Artus von Coſſe, Marſchalls von Frankreich. Dieß Geſchichtchen iſt vom Jahr 1567.

14. S. 109.

Eine Art von Steigbügel, oder vielmehr Schemel oder Fußtritt, deſſen ſich die Damen damals beim Reuten bedien- ten, um ihre Füſſe aufzuſetzen.

15.

Es war ein Italiener, Nahmens Viſconti. Nach de Thou hingegen wars ein Franzoſe, Nahmens Diſemieu, der den Herzog von Nemours vergiftete.

16.

Dieſelbe Grabſchrift iſt auch franzöſiſch zu finden in einem Sonnet des Joachim von Bellay Fol. 329. ſeiner Werke in der Ausgabe von Rouen 1597.

17.

Alſo auf der Rückkehr aus Schottland. Denn auf der Rückkehr aus der Levante nach Marſeille müßte man einen ſonderbaren Weg nehmen, um in die Scherren von Bordeaux zu gerathen.

1. S.

1. S. 175. einen Cavalier aus dem Hause Urse. Franz von Urse, Sohn von Johann von Urse, Herrn von Rochefort, und von Isabelle von Langeac, Frau von Orose.

2.

Die Memoiren der Königinn Margarethe (Liege 1713.) p. 54. n. lassen diese Prinzessinn am 14. May 1552. gebohren werden; dies stimmt besser mit dem Text Brantomes überein, der sie während der 1552. geschehenen Belagerung von Metz gebohren werden läßt.

3.

Mönlich Gourdan. Brantome wirft hier, was öfters sein Fall ist, wieder alles untereinander, so daß man sehr aufmerksam seyn muß, wenn man ihn verstehen will. Der Herzog von Epernon wollte Gourdans Stelle auch noch haben, und daher ließ der König diesen nach Hof berufen, um ihn dahin zu vermögen, daß er sein Gouvernement zum Vortheil des Herzogs niederlegen sollte.

4.

Wie z. B. Andrin, ein braver Herr, und Vater der Frau Gräfin von Grise; und der brave Castelpers, ein junger Herr, welche beide an seiner Seite fielen.

5.

Sufrey Herr von Urnage und von Molart, Lieutenant-General Ludwigs XII. in Dauphiné, fiel in der Schlacht bei Ravenna von einem Schuß.

6.

Wird weiter unten im nächsten Band dieser unserer Sammlung noch geliefert werden.

7.

M. s. Die Memoires de la Ligue. T. IV. p. 241. und die Harangue de d'Aubrai in dem Catholicon d'Espagne.

8.

Dieser folgte damals dem Lager (er war ein Cavalier

von ſehr altem Hauſe, und nachher ſehr berühmt wegen des Steins der Weiſen) mit dem Herrn Herzog von Savoyen, den er um mehr als hunderttauſend Thaler betrog.

9.

Jean de Serre General-Proviant-Commiſſär und Sekretär des Königs bis zum 2. May 1567. da er zu Gunſten Vincents Geize reſignirte. Hiſtoire chronologique de la Chancellerie de France. p. 138.

10.

Die Geſchichte auf welche hier angeſpielt wird, iſt folgende: der Cardinal predigte einſt in Beyſeyn des ganzen Hofs, worunter auch mehrere reformirte Herrn waren, am Faſtenſonntag zu Fontainebleau über das Evangelium von der Verſuchung Jeſu durch den Teufel, und als er auf den Punkt von der Verſuchung kam, entfuhren ihm im Fluß der Rede, die Worte: „He, Teufel, mein „Freund, was hab ich dir denn gethan, daß du mich so „in Verſuchung führen willſt?“ — Dieß Wort wurde aufgefangen, beſonders von den anweſenden Reformirten und es entſtand noch während der Predigt ein leiſes Gemurmel und Gelächter darüber. Als der Cardinal nach der Rede ſich nach der Urſache hievon erkundigte, und man ihm ſagte, daß er den Teufel ſeinen Freund genannt hatte, ſetzte es ihn ſehr in Verlegenheit, und er ſagte, er wollte mit Freuden zehntauſend Thaler darum geben, wenn er dieß unvorſichtig ausgeſprochene Wort wieder zurück hätte.

11.

— Des Herzogs von Aumale mit Diane, unehlicher Tochter Heinrichs II. und der Herzoginn von Valentinois.

Es war aber hier keinesweges die Rede von der Vermählung dieſer Diane, ſondern von Vermählung Louiſens von Breſé, zweiter Tochter der Herzoginn von Valentinois, nicht mit dem Herzog von Aumale (damals gabs noch keinen) ſondern mit Claudius, Marquis du Maine, zweitem Bruder von Franz Graven von Aumale, nachherigem Herzog von Guiſe und endlich ſelbſt Herzog von Aumale. Dieſe Vermählung ward, von welcher der Herr von Chatillon dem Grafen von Aumale abrathen wollte. — Der Verfaſſer der lich-

letzten Lebensbeschreibung des Admirals von Coligny bildete sich ungefehr auf eben die Art ein, daß hier von der Vermählung des Grafen von Aumale die Rede sey, den er zu einem Prinzen von Joinville macht, und hieraus entspinnt er S. 103 — 109. eine ganz romanhafte Episode, die des Restes seines Werks würdig ist, das auch sonst noch Anecdoten dieser Art in Menge enthält. Diane, unehliche Tochter Heinrichs II. war nicht von der Valentinois, sondern von einem Fräulein von Cani in Piemont. Nachdem sie zum erstenmal mit Horatio Farnese, Herzog von Castro vermählt gewesen war trat sie in die zweite Ehe mit Franz, ältesten Sohn des Connetable von Montmorency.

12.

„Neuigkeiten, Neuigkeiten, Gute Neuigkeiten."

13.

„Gute Nachrichten! Alle Ketzer, besonders die Vornehmsten sind todt, sind zu Paris erschlagen worden."

14.

„Ja meine Herrn es ist ganz zuverlässig, daß alle die „Vornehmsten niedergemacht sind, bis auf drei: Erstlich Wen„domchen (so nannte er den König von Navarra), dem der „König um seiner Gemahlinn willen das Leben geschenkt hat) „zweitens der Prinz von Condé, weil er ein bloßes Kind „ist; und drittens der Graf von Montgommery, weil er sich „davon gemacht hat, und zwar auf einem Lastthier, mit dem „er durch ein Wunder nicht Gottes, sondern des Teufels in „einem Ritt siebenzig Lieuen machte."

15.

„Wie zum Teufel, wenn sie Franzosen, und Christen „sind, kann man sie denn so todtschlagen wie's Vieh."

16.

„Sachte, Herr Herzog. Frankreichs Krieg ist Spa„niens Ruhe, und Spaniens Ruhe ist Frankreichs Krieg mit „Hülfe unserer Dublonen."

17.

Elisabeth von Valois, Tochter Heinrichs II. Gemahlinn Philipps II.

18.

18.

Unſtreitig wieder ein Seitenhieb des Verfaſſers, der mit Einem Streich zween Könige zugleich trifft: Karl IX. der eines jämmerlichen Todes an einer ganz ſonderbaren Krankheit ſtarb; und Heinrich III. der von dem Jacobiner Clement ermordet wurde.

19.

Wenn der Admiral todt iſt, iſt ein großer Feldherr für Frankreich und ein großer Feind für Spanien weg.

20.

Hätte der Herr von Voltaire dieſe Stelle bei Brantome geſehen, ſo würde er in ſeinem Gedicht von der Ligue nicht geſagt haben, er wiſſe nicht, wo der Herr von Jarry dieſe Angabe her haben müſſe, welche doch, wie man ſieht bloß die ein wenig aufgeſtutzte Erzählung Brantomes iſt.

21.

Andre ſagen Goldthaler. Eins ſo wahr als das andre, und bloße Verläumdung von den Jeſuiten erfunden. Man ſehe die Schrift des Herrn Anton Arnaud gegen ſie in T. VI. p. 164. der Mem. de la Ligue. Herr le Blanc ſagt in ſeinem Traité de monnoies, er habe zu London einen dieſer vorgeblichen Gold-Thaler geſehen.

22.

Kömmt unten in dieſer unſrer Sammlung noch ein eigner Abſchnitt von ihm vor.

23.

Dieß war im Jahr 1569. Die obengedachte Silbermünze, aber war angeblich von 1567. Wenn nun Brigueront auf ein den Prinzen 1569 entfallenes Wort vom Herrſchen drohte, ihn zu verlaſſen, warum hätte er denn damit ſo lange gewartet, wenn der Prinz ſich angeblich ſchon 1567. in der unter ſeinem Stempel geſchlagenen Münze würklich König von Frankreich genannt gehabt hätte?

Ich ſetze aus einem alten Manuſcript noch folgendes hieher, das um jene Zeit erſchien:

Quel-

Quelpays de ce monde eſt en plusgrande ſouffrance?
France.
Qui l'a mis en ce point, qui méne cet orage?
Rage.
Est ce le jeune roi, qui l'a mis en ce point?
Point.
Est ce monsieur ſon frere, ayant tant de tenoins?
Moins.
Qui nous a donc cauſé cette douleur amere?
Mere.
Qui en a dextrement ſon vouloir ſecondé?
Condé.
Mais quelle occasion à ce faire l'attire?
Ire.
Quel pretexte a-t-il prispour couvrir ses desseins?
Saints.
Et la religion, est elle de ce nombre?
Ombre.

24.

So glaube ich die ſonſt nicht ſehr verſtändliche Stelle des Originals durch Verſetzung und andre Interpunction wieder herſtellen zu müſſen; eine Operation, die ſich der Ueberſetzer bei mehr als Einer Stelle erlauben muß.

25.

Piere David. M. ſ. Beze, hiſt. eccles T. 1. p. 102.

26.

Im Original klingts noch weit ärger: ayant parlé — ſagt Brantome tout à trac, — à Monsieur le Cardinal, ledit David chia ſur la Bible et le Ministre et tout.

27.

Abermals ein Ausfall, bei dem der Verfaſſer ohne Zweifel den König Heinrich III. vor Augen hatte, den er übrigens bei allen dieſen Vorwürfen nichts deſto weniger anderswärts notre grand Roi, notre bon et ſage roi Henri nennt.

28.

M. ſ. eben in dem Abſchnitt von dem Herrn von Guiſe.

29.

29.

Man ſ. ebendaſ. und in dem Abſchnitt der dem Connetable von Montmorency gewidmet iſt.

30.

Franz von Cleves, ein Schwager der Bourbonen, indem er mit ihrer Schweſter Margaretha vermählt war.

31.

De Thou L. 34. nennt den, der den Herzog von Nevers unvorſichtigerweiſe tödtete, des Borges.

32.

Der Verfaſſer ſpricht noch anderwärts, unter den Dames illuſtres (ſ. I. ſeiner ſämmtlichen Werke, Diſcours IX. art. IV. p. 518.) jedoch nur kurz von Catharina von Cleves, Gemahlinn Heinrichs I. Herzogs von Guiſe.

33.

Ohne Zweifel zielt der Verfaſſer hier auf den nachherigen Heinrich IV. der ſeit der Bartholomäusnacht gezwungen die Meſſe beſuchte, und ſich zur katholiſchen Religion hielt, im Herzen aber gut reformirt war, wie ſich bald darauf nach ſeiner Flucht vom Hof offenbarte; der alſo unmöglich ernſtlich daran arbeiten und dazu mitwirken konnte, die gute Stadt la Rochelle, den Ort mit dem ſeine Partei zugleich fallen mußte, den Katholiken, ſeinen Feinden und Verfolgern in die Hände zu liefern.

34.

Daher eine ſehr enge Verbindung zwiſchen den beiden Häuſern Bourbon und Mantua, wo eben deßwegen Carl von Bourbon, als er im Dienſt des Kaiſers nach Italien [illegible] ſehr gut aufgenommen und prächtig bewirthet wurde.

35.

Unter dieſen regierenden Königinnen verſteht Brantome hier Maria Stuart, regierende Königinn als Gemahlinn des damals regierenden Franz II., und dann die Königinn Mutter, regierende Königinn, inſofern ſie den König [illegible]

36.

Die Bescheidenheit erlaubt mir nicht, die ganze hier folgende Stelle zu übersetzen. Ich überlasse es der Fantasie eines jeden, diese Lücke zu ergänzen. Curieuse Liebhaber finden sie in den Oeuvres de Brantome T. VIII. P. 314.

37.

Der König hatte nämlich die sämmtlichen Ruinen des Schlosses Lusignan diesem Herrn von Chamerault, (seinem ehmaligen Fähnrich unter seinen Gensd'armes, als Er noch Monsieur war) geschenkt, woraus dieser ein schönes Landhaus, nur zwo Meilen von Lusignan, erbauen ließ, das den Nahmen Marigny führte.

38.

Bei der damaligen Verfassung Frankreichs nämlich war es noch nicht hinreichend, daß der König jemand in einem öffentlichen Vertrag den Besitz eines Platzes einraumte. — Man konnte die feierlichste Versicherung darüber haben und doch den Platz nicht bekommen. Nicht nur bekamen trotz diesen Versicherungen die Gouverneurs solcher Plätze oft von Hof aus geheime Gegenbefehle, (wie just hier bei Angouleme der Fall war) weil man einen solchen Vergleich nur aus Noth eingegangen hatte und sich von der Zögerung eine Veränderung in der Lage der Angelegenheiten versprach, die daher dem Gegner, über den man bald wieder herzufallen gedachte, durch die Einräumung eines haltbaren Platzes keine neue Verstärkung in die Hände geben wollte; sondern diese Gouverneurs selbst wagten dergleichen Weigerungen auch oft auf ihre eigne Faust. Sie hatten nämlich diese Stellen meistens käuflich und eigenthümlich, und verlangten also bei der Uebergabe ihrer Plätze auch ein Wort mit zu sprechen. Bot man ihnen daher entweder keine oder keine ihnen annehmliche Entschädigung, oder der neue Besitzer stand ihnen nicht an, und glaubten sie, sich halten zu können, so schlossen sie dem neuem Erwerber, der Besitz davon nehmen wollte, die Thore vor der Nase zu, ohne sich durch Notification des geschlossenen Vergleichs oder durch Befehle von Hof irre machen zu lassen, bis sie irgend einen Vortheil durch ihre Widersetzlichkeit ertrotzten.

39.

39.

Der Verfaſſer erzählt dieſe Geſchichte in ſeinem Discours des Duels. (T. XI. ſeiner Werke.)

Anmerkungen des teutſchen Herausgebers.

S. 51. von dem Buch des Herrn von Montluc —

Dieß ſind die Commentaires de Meſſire *Blaiſe de Montluc* (Paris bei Jean Merat 1617.) Sie gehen mehr ins Einzelne, als die Discours politiques et militaires du Seigneur *de la Noue*, welche ſonſt viel mit ihnen in vielem parallelizirt werden können. *La Noue* verdient ſich den Beifall der Leſer durch ſeine Beſcheidenheit. *Montluc* fordert ihn durch das möglichſte Selbſtlob, welches nur durch ſeinen überall ſichtbaren Dienſteifer erträglich wird.

Die Belagerung von Siena, über welche Br. hier ſo lange und meiſt unbillig commentirt, fiel ins J. 1554. unter König Heinrich II. von Frankreich. Der belagernde Herzog von Florenz war Kosmus von Medicis, vgl de Thou L. 14. c. 1. — 17. L. 15. c. 5. 6. Montluc vertheidigte Siena zehn Monate. Der Marquis, welcher S. 52. und 62. gemeint iſt, war des Herzog Kosmus, Feldherr Johann Jakob Medecino, Marquis von Marignano, welcher ſich von der niedrigſten Stufe der Geburt durch Kriegsglück und Tapferkeit ſo weit gehoben hatte, daß ihn die herzogliche Familie der Medicis für ihren Verwandten anerkannte.

S. 67. Als der Herr Dauphin geſtorben war ꝛc.

Franz, der neunzehnjährige Prinz Franz des I. ſtarb 1536. d. 10 Auguſt höchſt unvermuthet. Man hielt ihn für vergiftet und ſchrieb die That einer Intrigue der Katharina von Medices zu, auf deren Gemahl den bisherigen Herzog von Orleans, nachher König Heinrich II.) die Nachfolge zur Krone dadurch übergieng.

— Herr von Bellay in ſeinen Memoiren ꝛc. Mémoires de Martin et Villaume *du Bellai-*

Langei — Par l'Abbé *Lambert* (Paris. 1753. 12.) vom Jahr 1512. an und für die Regierung Franz des I. der Hauptacter. Von Paul Jovius sind hier gemeint die Historiae sui temporis, welche vom J. 1513. an wichtig sind. (Paris Fol 1579.)

S. 68. — Brissac Marschall von Frankreich nicht ohne gute Gunst ꝛc.

der königlichen Geliebten Diane von Poitiers, welche seit 1541. auf Heinrich II). vielen Einfluß hatte.

S. 70. Brissac gegen Ferdinand von Gonzaga ꝛc.

Im Jahr 1551. nachdem Parma, gegen Kaiser Carl V. und den Pabst mit Frankreich in ein Bündniß getretten war.

S. 71. — die von Siena.

begaben sich unter Heinrichs II. Schutz gegen K. Karl V. 1552.

— als der Herzog von Alba herbei marschierte ꝛc.

Noch unter Carl V. 1555. De Thou B. 15. Kap. 16.

S. 73. Schlacht von St. Quentin ꝛc.

1557. — Emanuel, Herzog von Savoyen, belagerte diese Stadt aufs heftigste. Der Admiral Coligny vertheidigte sie. Ihm eilte sein Oheim, der Connetable von Montmorency, zu Hülfe, verlor aber mit seinem schwachen Heer die Schlacht und beinahe das Leben. Coligny erhielt die Stadt noch so lange, bis der erste Schrecken unter den Geschlagenen vorüber war und Philipp II. anstatt den Sieg zu verfolgen, gelobte dem h. Lorenz (an dessen Feiertag er erhalten worden war) Kloster und Kirche — das jetzige Eskurial.

S. 75. noch vor Orleans —

Nach der Schlacht von Dreux (19 Dec. 1562.) belagerte der Herzog Franz von Guise sogleich im Febr. 1563. das vom Prinzen Condé für die Reformirten eingenommene Orleans, welches von Andelot vertheidigte. Der Herzog

wurde d. 18 Febr. meuchelmörderiſch erſchoſſen. Der Bürgerkrieg wurde durch einen Vertrag für einige Zeit geſtillt und Briſſac führte noch die Franzöſiſche Armee an, um die Engländer aus Havre de Grace, welches Condé ihnen eingeräumt hatte, zu vertreiben. den 28. Jul. erfolgte die Uebergabe dieſes Plazes.

S. 80. Reichstag zu Orleans ꝛc.

Im Anfang der Regierung Karls IX. im December 1560. Der König ſelbſt beluſtigte ſich an den Kampfſpielen der jungen Adelichen im Pallaſt. Daher ſolche Freyheiten, wie ſie hier erzählte.

S. 89. auf den Lothringiſchen Zug ꝛc.

Nach der Schlacht bei St. Denis (10. Nov. 1567.) machte Catharine von Medicis, ſtatt des dort getödteten Connetables Annas von Montmorency Stelle wieder zu beſezen, ihren Sohn, den Herzog von Anjou zum Generalſtatthalter von Frankreich und gab ihm nebſt Coſſé den Herzog von Aumale und den Vicomte von Tavances als Führer zu.

S. 92. die Schlachten ꝛc.

Bei Jarnac 1569. am 13. März. Bei Montcontour d. 3. Oct. Bei Arnai: le: duc 1570. Der Anfang der Belagerung von Rochelle aber fällt erſt nach der Bartholomäus-nacht 1573. in den März, die Expedition des Montgommery in den April. — Unſer Brantome zeigt ſeine ſehr leichte Ideenaſſociation.

S. 94. de Coſſé gefangen nehmen ꝛc.

1574. kurz vor König Carls IX. Tode. C. war in den Plan, die Prinzen von Hofe durch eine Flucht zu trennen, verwickelt. — Monſieur iſt in dieſem Contexte der Herzog von Alenſon. Freigelaſſen wurde Coſſé, um für die Königinn Mutter ſelbſt mit dieſem ihrem Sohn zu unterhandlen; woraus der Waffenſtillſtand vom 20. Nov. 1575. entſtund. Eben dieſer Herzog von Alenſon nahm 1576. den Titel Prinz von Anjou an. Als ſolcher wurde er 1581. von den Niederländern zum Anführer gegen Philipp II. gewählt. Im Auguſt ſezte er Cambray, welches der Herzog von

Parma seit einem Jahre belagert hatte. — Am 10 Jun. 1593. starb er auf seiner niederländischen, bey weitem nicht nach Wunsch verfolgten, Unternehmung.

S. 97. Eroberung von San-Damiano.

1551. unter dem Oberbefehl des Marschalls von Brissac. S. eben dessen Leben. Die Rückkehr des Connetables an den Hof war 1559.

S. 105. der junge König Eduard ꝛc.

Eduard VI welcher funfzehnjährig d. 6 Jul. 1553. starb. Die Expedition nach Schottland unter dem Herrn von Esse zu Gunsten der Königin Marie fällt ins Jahr 1548. Der Friede mit England ins J. 1550.

S. 107. der Cardinal von Trient aus dem großen Hause Madruse in Teutschland ꝛc.

Brantome muß sich um seinen Bekannten schlecht erkundigt haben.

S. 115. des Herrn von Burie mislungener Versuch gegen Casal ꝛc.

Fiel ins Jahr 1536. — Der Friedensschluß, welcher unter andern auch Calvoli's listige Eroberung zurückgab, war der von Chateau-Cambresis 1559.

S. 118. In der That sollten sich die Franzosen keine Eroberungen mehr vornehmen ꝛc.

„Voila donc, pourquoy il ne faut point, que les Francois se proposent plus de Conquetes, puis que nous ne sçavons garder même ce, qui est nostre". Ein Motto für die jetzige Friedensunterhandlungen!?

S. 125. Sonst schon von guten Seecapitains ꝛc.

Wir fanden es schicklicher, die biographischen Fragmente Brantome's über Ausländer nach den französischen folgen zu lassen.

S. 125. unſer groſser König Heinrich durch einen Mönch ꝛc.

Br. denkt hier nicht an Heinrich IV. den die Geſchichte den Groſsen nannte, ſondern an Heinrich III. welchen Brantome als guter Catholik und als ein Hofmann, dem es damals wohl gegangen war, über den letztern erhob. Der Mönch iſt Clement, der Dominicaner.

S. 127. Barbaroſſa ꝛc.

Von jeher knüpfte gemeinſchaftliches Intereſſe gegen das öſterreichiſche Kaiſerhaus Frankreich mit der Pforte. Franz der I. erhielt durch ein erneuertes Bündniß mit Sultan Soliman I. 1543. eine türkiſche Hülfsflotte unter dem Seehelden Barbaroſſa von 160 Schiffen. Vereinigt mit einer franzöſiſchen griff ſie Nizza, damals den letzten feſten Platz des Herzogs von Savoyen, an und die Stadt wurde d. 20 Aug. erobert. Das Schloß hielt ſich unter Andreas von Montfort bis zur Ankunft des Genueſiſchen Entſatzes. Die türkiſche Flotte überwinterte zu Toulon. Im May 1544. aber entließ ſie Franz I. wieder wegen entſtandener Uneinigkeiten zwiſchen den Anführern.

S. 131. Herzog von Mayne — der König —

Der Vf. ſpricht von den letzten Kriegen der Ligue nach Heinrichs III. Ermordung gegen K. Heinrich von Navarra.

S. 144. Paulin ꝛc.

S. die Note zu S. 127.

S. 146. Phoenix — Donnerſtein —

Gehören in die Legenden der Naturgeſchichte der vorigen Jahrhunderte.

— Ketzer zu Merindol und Cabrieres —

Vgl. de Thou B. 6. K. 16. und ſelbſt Maimburgs Geſchichte des Calviniſmus, welcher mit Schadenfreude einge-

ſteht, daß unter dem Schutz des Parlaments von Aix 1545 bis 49. über 3600 Unſchuldige mit Qualen ihrer Religion wegen in dieſen Gegenden gemordet und 22 Dörfer verbrannt wurden. Paulin war Anführer der dazu misbrauchten Soldaten und Plünderer. Der Connetable brachte es 1551. zur Unterſuchung und einiger Beſtrafung.

S. 53 Schlacht bei Metz — Renty —

Jene geſchah gegen den Herzog von Alba d. 19 Oct. 1552. die Gefechte bei Renti 1554. Der Großprior war alſo freilich noch kein General von lange her.

S. 113. Der Herzog von Nemours ꝛc.

Mit dieſem beginnt Br. den III. Theil ſeiner Vies des Hommes Illuſtres et Grands Capitains françois. Im VIII tome ſeiner Werke.

S. 181. Schlacht von Ivry ꝛc.

Am 14 März 1590. die Schlacht, welche Heinrichs IV. Gegner ſich in Paris einſchlieſſen zu laſſen nöthigte. Der Herzog von Nemours wurde als Halbbruder des Generalanführers der Ligue, des Herzogs von Mayenne, in Paris Befehlshaber der Ligiſten.

S. 188. Belagerung von Metz ꝛc.

Vom Jahr 1552. Der „Marquis Albert" unſers Franzoſen iſt Marggraf Albrecht von Brandenburg, welcher mit 20,000 Mann auf ſeine eigne Hand in dieſen Gegenden, ehe das kaiſerliche Heer ankam, herumzog und von beiden Parthieen Verſprechungen erhielt. Er ſchlug den Bruder des Herzogs von Guiſe, den H. von Aumale, der ihn beobachten ſollte und ſchloß ſich hierauf an die Kaiſerlichen und Spanier an.

S. 193. von Dohna — gegen den Herzog von Guiſe.

Die Geſchichte dieſes Grafen Fabian von Dohna, welcher dem bey Coutras ſiegreichen Heinrich von Navarra teutſche Hülfstruppen durch Lothringen und Champagne zuführen wollte, findet man bei den Geſchichtſchreibern leicht unter dem

J. 1587.

J. 1587. Ihr Abzug aus Frankreich ward durch den Vertrag von Marſigny im Dec. beſtimmt.

S. 201. Franz von Lothringen —

Das Guiſeſche Haus, welches unter Franz II. Carl IX und Heinrich III. eine ſo große Rolle ſpielte und dem Throne ſelbſt ſo nahe kam, ſtammte ab von Renatus II. welcher 1473. durch ſeine Mutter, Jolanta, Renatus des I. Erbin Lothringen, Pont a Mouſſon, Bar und Guiſe, durch ſeinen Vater, Friedrich, Antons des Grafen von Vaudemont Sohn, Vaudemont, Joinville, Aumale, Mayenne, Elboeuf erhielt. Er ſtarb 1508. Sein älterer Sohn Anton war Herzog von Lothringen, von welchem auch die folgenden Herzoge von Mercoeur, die Grafen von Vaudemont und die lothringiſche Kaiſerfamilie abſtammten (ſt. 1544). Renatus II. jüngerer Sohn aber war Claudius, Herzog von Guiſe (ſt. 1550.) von dieſem nun war unſer Franz Herzog von Guiſe der Erſtgebohrne. Seine fünf Brüder aber, welche alle mächtig zu möglichſter Erhebung des Hauſes zuſammenwürkten, waren: Carl, gewöhnlich der Cardinal von Lothringen genannt, auch Erzbiſchoff von Rheims; Claudius, Herzog von Aumale (ſt. 1573.) Ludwig von Guiſe, Cardinal und Erzbiſchoff von Sens. Renat, Marquis von Elboeuf, Harcourt, Armagnac ꝛc. endlich Franz, Großprior der Maltheſerritter.

S. 201. Stillſtand, den Paul IV. brach —

Der zwiſchen Frankreich und Spanien auf 5 Jahre zu Vaucelles (bey Cambray geſchloßne Waffenſtillſtand, der im Anfang des Jahrs 1556. gemacht und im Auguſt dadurch ſchon gebrochen ward, daß Paul IV. den König Philipp II. von Spanien vor einem Gericht ſeiner Cardinäle als ſeinen Lehnsmann richten laſſen wollte. Im Sept. nahm dafür der Herzog von Alba vom Päbſtlichen Gebiet Beſitz. 1557 aber zog dann der Herzog von Guiſe, mit dem franzöſiſchen Heere, dem Pabſt zu Hülfe.

S. 202. dem Kaiſer ſagen laſſen ꝛc.

Kaiſer Karl V. hatte ſchon den 25 Oct. 1556. die Krone niedergelegt.

S. 202. Einnahme von Calais

Mitten im Winter, im Jan. 1558. Eduard III. hatte dieſen Schlüſſel von Frankreich den Franzoſen abgenommen und durch den Frieden von Bretigny von 1360. behalten.

S. 208. auf den Wall trug ꝛc.

Die Eroberung von Calais durch die Spanier fällt in den April 1596. Sie geſchah in Zeit von 8 Tagen.

S. 209. Eroberung von Thionville —

1558. Nach einer harten Belagerung von 3 Wochen. Der Marſchall von Strozzy wurde bei Eröfnung der Laufgräben erſchoſſen.

— Niederlage bey Gravelines.

Bei Gravelines oder Gravelingen ſtellte der Marſchall von Th rmes, Commendant von Calais, welcher von da aus Dünkirchen überfallen, erobert und das offene Land geplündert hatte, ſeine Truppen ſehr vortheilhaft zwiſchen den Ausfluß der Aa und das Meer. Hier griff ſie Graf Egmont — nachher das Opfer von Philipps und Alba's Deſpotismus — mit Niederländern und Spaniern an. Der Untergang des franzöſiſchen Heers war augenſcheinlich. Sie vertheidigten ſich deswegen mit verdoppelter Standhaftigkeit, als plötzlich eine engliſche Flotte, welche zufällig ſich genähert hatte, unter ſie zu feuern anfieng, den rechten Flügel zerſtreute und den Niederländern entgegen jagte. 2000 blieben auf dem Kampfplatz, die Flüchtlinge wurden auf dem Lande, das ſie vorher plündernd durchzogen hatten, erſchlagen; Thermes und viele Offiziere gaben ſich gefangen. Nun mußte Guiſe aus dem Luxemburgiſchen den Siegern ſich entgegen werfen. Sein Heer ſtieg bald auf 70 Tauſend Mann. Der Anführer machte es den Siegern ſo furchtbar, daß nichts gewagt, ſondern für den Frieden von Chateau Cambreſis unterhandelt wurde.

S. 213. König Franz II.

Er war 16 Jahr alt beym Antritt der Regierung.

Anton

Anton, der Sohn von Carl, Herzog von Bourbon (ſt. 1537) erſt Herzog von Vendome, dann durch ſeine Gemahlinn, Johanna von Albret, Erbin Heinrichs Königs von Navarra, auch Thronfolger in Navarra war das Haupt des Hauſes Bourbon, aber mehr durch Geburt und Rang als durch Muth und Talente. Auch der Cardinal Karl von Bourbon, ſein Bruder, war nicht der Mann, dem Guiſeſchen Hauſe entgegen, ſich zu halten. Ludwig, der Stifter des Hauſes Condé, beſaß hiezu die meiſte Tapferkeit und Geiſtesſtärke. Der Connetable Annas von Montmorency war unächſt mit ihm durch Vermählung ſeiner Nichte, Eleonore von Roye, verbunden. Admiral Coligny und deſſen Bruder d' Andelot gaben vollends der Parthie von Bourbon und Montmorency gegen die Guiſen und die Königinn Mutter (Catharine von Medicis) ihre Stärke.

S. 216. Renaudie —

Mit dem Beinamen La Foreſt. Die Guiſen ſollten zu Blois überfallen und gefangen genommen werden. Der Anſchlag war entdeckt, jene flohen mit dem König in das Schloß von Amboiſe, der Herzog von Guiſe war zum Generalſtatthalter des Königs erklärt, die Truppen der Verſchwornen zerſtreut und alles ſchlug zu Eroberungen des Guiſeſchen Hauſes aus.

S. 225. Religionsgeſpräch zu Poiſſy ꝛc.

1561 im Sept. Selbſt die Königinn Mutter und der Canzler de l' Hopital waren geneigt, den Proteſtanten das Abendmal unter zweierlei Geſtalten (richtiger: nach bel. den Elementen) und die Abſchaffung des Fronleichnamfeſts, der latein. Sprache beim Gottesdienſt, der ſtillen Meſſe ꝛc. zuzugeben und ihre Einwendungen gegen Bilderdienſt und andre in der Schrift nicht befohlne Kirchengebräuche als Nebenſache anzuſehen.

S. 228. Belagerung von Rouen.

1562. im Sept. der Prinz von Condé rückte hierauf gegen Paris an, zog ſich aber bald (im Dec.) gegen die Normandie.

S. 274. die Schlacht ꝛc.

Die bei Dreux vom 19. Dec. 1562. Auf dem Schlachtfeld verlieren beide Theile faſt gleich viel. Selbſt die Commandirenden Generale von beiden Seiten wurden Gefangene. Aber die Siegen waren wider die Reformirte.

S. 270. den Poltrot ꝛc.

Johann Poltrot von Mercy, aus der Normandie. Die That geſchah d. 18. Febr 1563.

S. 264. Conferenz zwiſchen dem Card. von Lothringen und Beza ꝛc.

Nach den zwei erſten Sitzungen bei dem Religionsgeſpräch von Poiſſy, da man den Hof nicht gerne länger den Gründen der Reformirten zuhören laſſen wollte, wurden Privat-Conferenzen gehalten, bei denen der Jeſuitengeneral, Lainez, eine Hauptrolle in der Intoleranz ſpielte. Sept. 1561.

Ebend. Merkurialen —

Reviſionen der Parlamentsſprüche, welche der Generalprocurator am letzten Mittwoch (die *Mercurii*) jeden Monats vorzunehmen hatte. Unter Franz II. (1559.) fieng man an, ſie zu Unterdrückung proteſtantiſcher Parlamentsräthe zu gebrauchen. Der Parlamentsrath Annas du Bourg war davon das erſte Opfer.

S. 297. Schlacht bei Ravenna, Marignan ꝛc.

Die bei Ravenna war in der Ligue des Pabſts, König Ferdinands von Spanien, Heinrichs von England und der Republik Venedig gegen Ludwig XII. 1512. (d. 11. April) der Haupterfolg. Der Verf. übergeht die Schlacht bei Novara' mit den Schweizern 6. Jun. 1515.) die bei Marignan im Sept. 1515. mit eben denſelben war der erſte groſſe Verluſt für Franz I. in Italien. — — die bei Gravelines (Grevelingen) war im J. 1558. Der Verf. ſieht alſo hier ungefähr auf ein Halbjahrhundert zurück.

S. 316. wie Colonna ſagte ꝛc.

Ein ſo charakteriſtiſcher Ausſpruch verdient auch in der Urſprache aufbewahrt zu werden: Bref, *il faut dire de*

la

la France, ce que disoit ce grand Capitain Prospero Colonna de Milan, *qu'il ressembloit une oye bien grasse, que, tant plus on la plumoit, tant plus la plume lui revenoit.*

S. 374. Diane — Frau von Chatelleraut —

Heinrich II. wurde schon als Dauphin seit 1541. von dieser Diane von Poitiers, einer Tochter des Grafen von St. Vallier und Wittwe des Seneschalls der Normandie, Ludwigs von Brezé, als Maitresse regiert 18 Jahre älter als der Dauphin wendete sie ihre Erfahrung dazu an, ihn für sein ganzes Leben zu fesseln. Selbst Catharina von Medicis, seine Gemahlinn, vermochte, so lange er lebte, nichts gegen sie, besonders da der Connetable Annas von Montmorency ihre Parthie hielt und sein Haus durch Verbindung seines zweiten Sohnes, Heinrichs, mit einer Enkelin von ihr sich an sie anschloß. Erst nach der Thronbesteigung von Franz II. wurde sie, von den Guisen, die sie erhoben hatte, verlassen, als **Herzoginn von Valentinois** vom Hofe entfernt.

Zu den Lebensbeschreibungen des **Herzogs von Guise** und des **Admirals von Chatillon** verdient, was die Bartholomäusnacht betrifft, besonders verglichen zu werden folgende

„Unterredung König Heinrichs des dritten mit einer Person von Stande, welche bey ihm in „Krakau war, über die Ursachen und Beweggründe der Bartholomäus Nacht. *)

Dieser Prinz, dessen Nahme durch das Gerücht von seinen Siegen und seltnen Tugenden bis nach Sarmatien und in die entlegensten Länder erschollen war, wurde von den

*) Das Original dieser Unterredung findet sich in dem Second volume des *Memoires d' Etat recueillies des divers manuscrits en suite de ceux de Monsr. de Villeroy.* (a Paris chez Thiboult. 1625. 8.) p. 59—76.

den Pohlen zum Könige erwählt, und allen christlichen Fürsten seiner Zeit für diesen mächtigen und weitläuftigen Staate vorgezogen. Er mußte daher, dem Willen seines Bruders, König Karls gemäß, jedoch zum größten Leidwesen aller Stände des Reichs, unverzüglich dahin abreisen. Dieses letztern stellten eine öffentliche Trauer über die Beraubung dieses Prinzen an; denn er war die zweyte Person in Frankreich, und hatte sich seinem Vaterlande als tapfer und nützlich bewiesen, welches er nun in den kläglichsten Umständen verließ. Denn es waren von verschiedenen Partheien Bürgerkriege erregt worden, die lange Zeit hindurch von mehrern mit allem Fleiß unterhalten wurden. Gerührt von Mitleiden mit unserm Unglücke, und von der gegenseitigen Liebe gegen den Staat; voll Kummer über diese Unordnungen, und äusserst mißvergnügt darüber, daß er um eines fremden Landes willen sein Vaterland zu verlassen gezwungen werden sollte — seine erste und liebste Amme, der er so viele Wohlthaten zu verdanken hatte wurde er von dem König seinem Bruder, und durch dringende Zeitumstände genöthigt, ja bald gezwungen, dahin zu reisen. Er nahm seinen Weg durch Lothringen, und durchreißte ganz Deutschland, wo er von mehrern Großen, von Fürsten, Republiken und Gemeinheiten, und von allen ihren Unterthanen, wie es ein so großer König verdiente, sehr wohl aufgenommen, und mit den prächtigsten Gastmählern und Feyerlichkeiten beehrt wurde. Dennoch hatte er, mitten unter so vielen Ehrenbezeugungen und Beweisen von Achtung, bey seinem Eintritt in einige Städte der Niederlande, wo französische Flüchtlinge und Ausgewanderte waren, die Unannehmlichkeit zu erfahren, daß er in den Straßen, wo das Volk sich versammelt hatte, um ihn durchziehen zu sehen, von vielen Männern, Weibern und Kindern, von Franzosen und Deutschen, in französischer deutscher und lateinischer Sprache, mit beleidigenden Reden und bittern Verwürfen bestürmt wurde. Dies geschah jedoch ganz gegen den Willen und die Absicht der Großen, und aller derer die ihn aufnahmen und ihn in allen Stücken nach Möglichkeit willfahrten, ja die sich sogar diesen Anzüglichkeiten, die durch die bloße Gelegenheit und durch den Haß gegen die Bartholomäus Nacht erzeugt worden waren, widersetzten.

Er

Sogar bey den Gastmählern und Festen, die um des Königs willen, um ihn dadurch mehr zu ehren und zu vergnügen, angestellt waren, machten einige aus dem Stegreife witzige und anzügliche Anspielungen auf ihn, wodurch er sehr beleidigt wurde. Das ärgste aber war, daß man in den Sälen und Zimmern, wo er logiren sollte, große Gemählde ausdrücklich aufgestellt hatte, auf welchen die in Paris und an andern Orten geschehenen Niedermetzlungen der Bartholomäus Nacht, mit den lebendigsten Farben gemahlt und ganz nach der Natur dargestellt waren. Einige von den Gemordeten und Mördern und Hingerichtete waren bis zum Sprechen getroffen. Kurz diese Geschichte war mit solcher Sorgfalt und solchem Fleiße durch die Kunst dargestellt, daß ich es dem allgemeinen Urtheil anheim stelle, ob nicht diese unangenehme Begebenheit, die er frisch im Gedächtnisse hatte, die so oft und bey so vielen Veranlassungen wieder aufgeregt wurde, ja die tief in seine Seele gegraben war, die Ursache gewesen ist, daß er 2. Tage nach seiner Ankunft in Krakau, der Hauptstadt von Pohlen, als er Nachts in dem Schlosse logirte und von vielen Sorgen und Bekümmernißen gequält, und von Träumen, die ihn keinen Augenblick schlafen ließen, beunruhigt wurde, ohngefähr um 3. Uhr nach Mitternacht durch einen Kammerdiener, die Person hohlen ließ, die ich nicht nennen kann, und die wegen ihres hohen Ranges, in dem Schlosse nahe bey dem Zimmer des Königs logirte. Er that dies theils um beruhigt und von jenen fürchterlichen Schreckbildern, die ihn nicht schlafen ließen, befreyt zu werden, theils auch um sich nach Art der Könige und Fürsten in dem Bette unterhalten zu lassen, oder vielmehr, wie es damals schien, um jener Person die wahre Veranlaßung zu der den 24. August 1572. geschehenen Niedermetzlung in der Bartholomäus Nacht zu erzählen.

Kaum sahe er ihn in sein Zimmer treten, so redete er ihn, indem er seinen Nahmen nannte, folgendermaßen an: Ich habe sie zu mir kommen lassen, um sie zum Theilnehmer meiner Angst und Unruhen zu machen, welche mich diese Nacht gestört haben, und die der Gedanke an jene fürchterliche Bartholomäus Nacht erzeugt hat, deren wahre

Ver-

Veranlaſſung und Beſchaffenheit ſie vielleicht nicht erfahren haben, und die ich ihnen jetzt mittheilen will. Die Königinn meine Mutter und ich hatten ſchon 3 bis 4 mahl die Bemerkung gemacht, daß, wenn der Admiral von Chatillon allein mit dem König, meinem Bruder, wie öfters geſchah, ſich unterredet hatte, und ich oder meine Mutter, die Königin, nach dem Weggehen des Admirals zufälliger Weiſe mit dem König wegen einiger Geſchäfte die oft bloß ſein Vergnügen betrafen, ſprachen, wir ihn alsdann ſo aufgebracht, wild und finſter, und mit ſolchen Mienen und Gebährden antrafen, ja ſolche Antworten von ihm erhielten, die gar nicht von jener Ehrerbietung und Achtung, die er meiner Mutter, und von jener Gunſt und Wohlgewogenheit zeigten, die er mir ſonſt zu beweiſen pflegte. Dieſes begegnete uns mehrmahls. Was beſonders mich anbelangt, ſo verließ ich kurz vor der Bartholomäus Nacht ausdrücklich mein Logis, um den König zu beſuchen. Als ich in ſein Zimmer eingetreten war, und mir auf die Frage, wo er wäre? jemand geantwortet hatte, er ſei in ſeinem Kabinette — welches der Admiral, der ſehr lange da geweſen war, ſo eben verließ — ſo gieng ich wie ich ſonſt gethan hatte, ohne Anſtand hinein. Kaum aber hatte mich mein Bruder bemerkt, ſo gieng er, ohne nur ein Wort zu ſagen, wüthend und mit raſchen Schritten auf und ab, ſahe mich dabey oft von der Seite und mit einem gefährlichen Blick an, legte manchmal die Hand an den Degen, und dies auf eine ſo zornige Art, daß ich nichts anders erwartete, als daß er mich ſogleich beym Kopfe nehmen, und durchbohren würde. Und ſo blieb ich denn in ſteter Angſt und Unruhe. Er fuhr fort mit dieſen ſeltſamen Gebährden herumzugehen, und mir that es ſehr leid, daß ich zu ihm gegangen war. So ſehr ich aber auch an die Gefahr dachte, in der ich mich befand, ſo war ich doch noch mehr darauf bedacht, wie ich mich wegſtehlen könnte. Dieß fieng ich denn auch ſo geſchickt an, daß, da er auf und ab gieng, und mir eben den Rücken zukehrte, ich mich raſch nach der Thüre wendete, ſie eröffnete, und mit einer kürzern Verbeugung als bey meinem Eintritte, Abſchied nahm. Er bemerckte dies nicht eher, als bis ich hinaus war. So geſchwind ich mich fort machte, ſo konnte ich es doch nicht mit ſolcher Schnelligkeit thun,

daß

daß er nicht noch 2 bis 3 fürchterliche Blicke auf mich geworfen hätte. Keiner von uns beiden sagte oder that aber etwas, außer daß ich leise die Thür hinter mir herzog, sehr vergnügt darüber, daß ich ihm auf eine so gute Art entgangen war. Ich gieng sogleich zur Königinn, und erzählte ihr, was ich so eben erzählt habe, und indem wir alle Nachrichten, alle Warnungen und allen Argwohn, die Zeit und alle vorherigen Umstände mit diesem letztern Vorfall zusammennahmen, wurden wir leicht überredet, ja ganz vergewissert, daß der Admiral es sey, der dem Könige eine böse und gefährliche Meinung von uns beygebracht habe. Wir beschlossen daher sogleich ihn uns vom Halse zu schaffen, und mit der Frau von Nemours, die wir allein wegen des tödtlichen Hasses, den sie gegen ihn hegte, für die Person hielten, der wir uns entdecken könnten, die Mittel dazu suchen. Nachdem wir sie gerufen, und mit ihr über die Mittel und den Plan gesprochen hatten den wir zu dieser Absicht anwenden müßten, liessen wir alsobald einen Gascognier Officier holen. Sobald dieser gekommen war, sagte ich zu ihm: die Königin, meine Mutter, und ich haben sie unter allen unsern braven Dienern auserlesen, als einen Mann von Muth und Tapferkeit, der geschickt ist der Anführer bey unserm Vorhaben zu seyn, und selbiges ins Werk zu setzen. Dieß beseht in nichts anderm, als daß sie Jemanden den wir ihnen nennen werden, mit ihrer Hand einen tapfern Streich versetzen sollen. Sagen sie uns, ob sie die Kühnheit besitzen, dieses über sich zu nehmen. An Schutz und an den Mitteln zur Ausführung soll es ihnen nicht fehlen. Unter dies haben sie eine Belohnung zu erwarten, die einem so vorzüglichen Dienste, als wir nur immer von ihnen erwarten könnten, vollkommen angemessen ist. In dem Augenblicke aber, da wir ihm, ohne Benennung irgend einer Person, diese Versicherung gegeben hatten, sahen wir auch, daß wir uns seiner nicht bedienen müßten. Dieß war denn die Ursache, daß wir ihn mit einer Art von Scherz die Mittel zeigten, die er zum Anfalle derjenigen Person, die wir meinten, anwenden sollte. Nachdem wir hierauf alle seine Bewegungen, seine Worte und Gebährden, die uns lachen machten und einen Zeitvertreib verschafften beobachtet hatten,

hatten wir ihn zwar, für unbekannten und kurzentschlossenen etwas zu unternehmen — denn Muth und Unerschrockenheit war ihm gar nicht abzusprechen — aber nicht für standhaft und klug genug, um es auszuführen. Wir schickten ihn also weg mit dem Vorwande, ihm bei Ueberlegung einer andern Art zu sagen, und beschlossen uns des Monsieur zu bedienen, als eines geschickten und im Mordhandwerke — er hatte kürzlich einen an dem Mosi begangen — sehr geübten und erfahrnen Werkzeugs. Um aber, nachdem wir ihm augenblicklich unser Unternehmen entdeckt und anbefohlen hatten, keine Zeit zu verlieren, sagten wir ihm, um ihn noch mehr anzufeuern, daß er mit seinem eigenen Kopfe stehen müsse, die Sache nicht mißlingen könne, daß es ihm, wenn er dem Admiral in die Hände fallen sollte, wegen der Ermordung seines begünstigten Freundes Mosi, sehr übel gehen würde und daß er nichts anders als eine schlimme Behandlung erwarten könnte. Wir sprachen lange Zeit hierüber und er wollte die Sache übernehmen. Wir besprachen uns hierauf über die Mittel diesen Zweck zu erreichen, und fanden keines hierzu bequemer, als dasjenige, welches die Frau von Nemours in den Händen hatte. Einer ihrer Leute Villayne nehmlich hatte eine zu dieser Absicht vortrefflich gelegene Wohnung. Wir gaben hierauf zu alle dem was er nöthig hatte, Befehl.

Nachdem wir ihm eine gute Belohnung versichert, Hülfe und und Unterstützung versprochen, und ihn auf alle mögliche Art in dem Entschlusse, das Werk zu unternehmen befestigt hatten, ließen wir ihn hingehen und eine Büchse durch das Fenster losschießen. Er zeigte sich jedoch nicht als einen so guten und sichern Schützen, als wir geglaubt hatten; denn er verwundete den Admiral bloß am Arme. Da dieser unmittelbare Angrif fehlgeschlagen hatte, dachten wir über unsre Angelegenheiten weiter nach. Nachmittags entschlossen wir uns, den König, der den Admiral besuchen wollte, dahin zu begleiten, um das Benehmen des Admirals zu beobachten. Da wir zu ihm kamen, sahen wir ihn in seinem Bette sehr verwundet. Der König und wir machten ihm gute Hoffnung zur Heilung, ermunterten ihn guten Muth zu fassen, versicherten ihn auch, daß wir ihn in Ansehung desjenigen oder derer, die ihn verwun-

det

et hätten, und in Ansehung aller Anhälter und Theilnah-
er Gerechtigkeit verschonen wollten. Nachdem er hierauf
etwas gemurmelt hatte, bat er den König einen mit ihm
llein sprechen zu dürfen. Der König bewilligte ihm dieß
rn und gab mir und der Königinn einen Wink uns zu ent-
rnen. Wir entfernten uns sogleich in die Mitte des Zim-
ers, wo wir während dieses heimlichen Gespräches stehen
lieben. Wir schöpften grossen Verdacht aus diesem heim-
chen Gespräche, noch mehr aber daher, daß wir uns unter
einander von mehr als 200 Edelleuten und Officiers von der
Leibwache des Admirals umringt sahen. Diese waren in dem
immer des Admirals, in einem Nebenzimmer und in ei-
em niedrigen Saale vertheilt. Alle sahen finster und äußerst
nzufrieden aus, raunten einander von Verträgen und Ver-
indungen ins Ohr, und giengen hinter uns auf und ab,
ne uns mit der gebührenden Ehre und Achtung zu begeg-
n. Kurz, es schien uns als hätten sie uns im Verdacht,
ß wir Antheil an der Verwundung des Admirals gehabt
itten. Dem sey wie ihm wolle; genug wir urtheilten so,
d beobachteten vielleicht alle ihre Handlungen genauer als
nöthig war. Wir waren also vor Erstaunen und Furcht
nz außer uns, als wir uns eingeschlossen sahen. Meine
uitter selbst hat mir nach der Zeit mehrmahl gestanden,
ß sie nirgend in so großer Furcht gewesen sey als hier,
d daß sie keinen Ort mit größerer Freude verlassen habe,
s diesen. Diese Ungewißheit, in der wir standen, ließ uns
nell das Gespräch welches der Admiral mit dem Könige
lt, unter einem anständigen Vorwande, den meine Mut-
erfand, abbrechen. Indem sie sich nehmlich dem Könige
herte, sagte sie zu ihm: es wäre nicht zuträglich den
rrn Admiral so lange reden zu lassen, und seine Aerzte
d Wundärzte würden übel damit zufrieden seyn. In der
at war es gefährlich, und hätte ihn das Fieber zuziehen
nen, wovor er sich am meisten in Acht nehmen
ßte. Sie bat ihn also das übrige von dem Gespräche bis
f ein andermal zu verschieben, wenn der Admiral sich
ser befinden würde. Dieß beleidigte den König, der
ne das übrige von dem was ihm der Admiral zusagen
te, hören wollte, äußerst. Da er jedoch gegen einen
scheinbaren Grund, nichts einwenden konnte, so brach-
wir ihn zum Zimmer hinaus. Die Königinn, die vor al-

den Dingen das geheime Gespräch zu suchen wünschte, welches der Admiral mit ihm gehalten hatte, und warum er uns nicht hatte Antheil nehmen lassen wollen, bat mich [illegible] den König, uns dieses geheime Gespräch mitzutheilen. Er flehte es uns aber mehreremal ab. Da wir aber nicht aufhörten, in ihn zu dringen und ihn gleichsam zu beschwören, sagte er uns — indem er unbedachtsam mit Heftigkeit, als er sonst zu thun pflegte — in der Eil und mit Weinergießen, so er schwer leyer thun, der Admiral habe wohl gesprochen. Er habe ihm gesagt, die Könige von Frankreich wären nur in dem Maaße sicher vor Kummer und Sorgen, als sie der Macht in den Händen hätten, ihren Unterthanen Gutes oder Uebels zu thun; diese Macht und die Führung der Geschäfte sey auf eine seine listige Art in unsere Hände gefallen, und dieß könne dereinst ihm (dem Könige) und dem ganzen Reiche sehr nachtheilig seyn. Er (der Admiral) wolle daher, noch ehe er stürbe als einer seiner besten und getreuesten Diener ihn (den König) warnen, sich vor dieser verdächtigen Macht in Acht zu nehmen. Ja, bey Gott! setzte er hinzu — weil ihr es doch habt wissen wollen — dies ist es, was mir der Admiral sagte. Und diese ganze Rede, die uns, was wir jedoch so gut als möglich zu verbergen suchten, heftig erschüttert hatte, sagte er mit Leidenschaft und Wuth. Wir entschuldigten uns beyde, sagten vieles zur Rechtfertigung im Betreff dieses Punctes, ja alle nur möglichen Gründe, die wir auftreiben konnten, führten wir an, um ihn zu besänftigen und diese Gedanken zu benehmen. Dieß Gespräch dauerte von der Wohnung des Admirals an bis zum Louvre. Hier begab sich der König in sein Zimmer, wir aber begaben uns in das Zimmer der Königinn, die über diese Reden des Admirals, und noch mehr darüber daß sie bey dem Könige Eingang gefunden zu haben schienen, äußerst aufgebracht und ärgerlich war. Sie besorgte nehmlich, es möchten ihr die Geschäfte und die Führung des Staats entrissen werden. Kurz wir waren so von allem Bewußtseyn und Verstande verlassen, daß wir uns für jetzt zu nichts entschließen konnten. Wir trennten uns also von einander, und verschoben das übrige auf den andern Tag, wo ich die Königinn besuchte, als sie schon aufgestanden war. Die Sache gieng mir im Kopfe herum, so wie auch ihr, und es wurde für jetzt nichts

nichts anders beschliessen als den Admiral, durch welche Mittel es auch sey, aus dem Wege zu räumen, und da wir keine List und Ränke mehr gebrauchen konnten, es durch ein unverhofftes Mittel zu thun. Wir beschlossen also den König dazu selbst zu bewegen, und besuchten ihn deshalb Nachmittags in seinem Kabinette. Wir liessen dahin auch den Herrn von Nevers, die Marschälle von Tavannes und Retz und den Kanzler von Birague kommen, um ihre Meinungen über die Mittel unsers Unternehmens zu hören, welches ich und meine Mutter schon beschlossen hatten. Sobald wir in sein Zimmer getreten waren, fieng meine Mutter an, dem Könige vorzustellen, daß die Parthey der Hugenotten sich gegen ihn bewaffne, weil der Admiral verwundet sei, daß sie schon mehrere Depeschen nach Deutschland abgefertiget habe, um 10,000 Reuter anzuwerben; eben so auch in die Schweiz, um andere 10,000 Mann Infanterie zu werben; daß ferner die französischen Officiere, die es mit den Hugenotten hielten, schon größtentheils abgegangen seien, um in dem Reiche auszuheben; daß Zeit und Ort zur Zusammenkunft schon bestimmt sey; daß wenn einmal eine so mächtige Armee sich mit der französischen Macht, welches gar leicht geschehen könne, vereinigt habe, er ihr nicht halben Widerstand würde leisten können; denn sie stünde, mit vielen Städten, Gemeinheiten und Völkern in geheimen Einverständnissen, und diese sollten sich mit ihnen unter dem Vorwande des gemeinen Bestens empören; von diesem allen habe Sie zuverläßige Nachricht. Er, (der König) würde bey dem wenigen Vorrath an Geld und Mannschaft nicht einmal einen sichern Ort in Frankreich haben; und wenn es noch eine Folge gäbe, an die sie ihn erinnern dürfe, so wäre es die, daß die Katholiken, eines so langen Kriegs überdrüßig, und durch so viele Arten von Unglück geplagt, entschlossen wären, demselben ein Ende zu machen. Würde er sich ihres Rathes nicht bedienen wollen, so wäre unter ihnen beschlossen worden, einen Generalissimus zu erwählen, um ihre Vertheidigung zu übernehmen, und eine of- und defensive Verbindung gegen die Hugenotten zu machen. Und so würde er, allein gelassen, ohne Macht und Ansehen, sich in großer Gefahr befinden; ganz Frankreich würde man, in zwey Partheien getheilt, sich gegen einander bewafnen sehen, und er würde

wenig Gehorsam finden. Einer für ihn und den Staat so großen und nahebevorstehenden Gefahr, so vielen Verherrungen, zu denen jetzt die Vorbereitung gemacht, der Erwerbung so vieler 1000 Menschen, kurz alle dem Unglücke ihnne ein einziger Degenstoß vorbeugen und abhelfen. Man dürfe bloß den Admiral, als den Anführer und Ueberheber aller bürgerlichen Kriege umbringen. Mit ihm würden die Absichten und Unternehmungen der Hugenotten sterben, und die Katholiken durch das Opfer von zwey oder drey Menschen befriedigt, ihm immer ergeben bleiben. Diese und viele andre Verlegenheiten, denen er ohne Verfolgung dieses Rathes nicht ausbringen konnte, verbunden mit den geschicktesten Ueberzeugungsgründen, und mit andern Gründen, die ich und meine Mutter hinzufügten, endlich unterstützt von den Gründen der übrigen, die auch nichts vergaßen, was zur Erreichung unsers Zwecks dienlich seyn konnte, wurden ihm genau vorgestellt. Der König wurde äusserst zornig und wüthend, und wollte anfänglich durchaus seine Einwilligung nicht geben, Hand an den Admiral zu legen. Endlich erbittert und gequält von Furcht vor der Gefahr, die wir ihm mit so vieler Beredsamkeit geschildert hatten, durch die Betrachtung so vieler gegen ihn und den Staat geschmiedeter Anschläge und Ränke, die er nach dem Eindrucke, den wir in ihm rege gemacht hatten, glaubte, ganz aufgebracht, wollte er gleichwohl bey einer so wichtigen Sache wissen, ob ihr nicht durch ein anderes Mittel abzuhelfen wäre, und wünschte deshalb und zwar gleich jetzt unsere Meinung darüber zu vernehmen. Diejenigen aber, die zuerst ihre Stimmen gaben, waren alle der Meinung, daß man sich desjenigen Mittels bedienen müße, welches man als das schnellste und nöthigste vorgeschlagen hatte. Als aber die Reihe zu reden an den Marschall von Retz kam, täuschte er uns sehr in unsrer Erwartung; denn nimmermehr hätten wir eine Meinung von ihm erwartet, die der unsrigen so sehr entgegen war, als er mit folgenden Worten begann: „Wenn es irgend jemanden in dem ganzen Königreiche giebt, der den Admiral und seinen Anhang zu hassen Ursache hätte, so müßte ich es seyn, denn er hat durch schmutzige Schriften, die ganz Frankreich durchlaufen, und bis zu den benachbarten Nationen gekommen sind, meine Familie in übeln Ruf gebracht. Aber ich will doch nicht, auf Kosten meines Königs und

Herrn,

n, mich an meinen Privatfeinden rächen, durch einen
, der für ihn und sein ganzes Reich so gefährlich wäre,
den französischen Königen und der Nation bey der
weit zur grossen Schande gereichen, und sie um ihren
Ruhm und ihre Achtung bringen würde." Und nun
er vor, daß wir mit gutem Rechte des Meineids und
Treulosigkeit würden beschuldigt werden können,
wir durch dieses einzige Unternehmen allen Glauben und
Zutrauen verlieren würden, das man zu jeden Bün
und insbesondern zu königlichen Personen haben sollte,
daß hieß gar nicht das Mittel sey, um in diesem Kö
Ruhe und Frieden wieder herzustellen, wenn es, wie es
hier bald so kommen würde, in bürgerliche Kriege
ten sollte, ja daß wir uns gewaltig irren wenn wir
rch dieses Mittel von fremden Waffen zu befreien ge
en. Alsdann würde es vielmehr so vieles Unglück geben,
es vielleicht noch nie gegeben hätte, und wovon wir
vielleicht gar unsre Kinder das Ende nicht erleben wür
Kurz er gab so viele und so wahrscheinliche Gründe
daß wir besorgt wurden und ihm gar nicht antworten
ten, wenigstens vergieng uns die Lust zum Morde.
sehr hatte er uns zu überzeugen gewußt. Da er aber
Niemanden unterstützt wurde, und wir ganz wieder
us selbst gekommen waren, und mit verdoppelten Kräf
und mit der größten Standhaftigkeit gegen seine Meu
kämpften, erhielten wir den Sieg über ihn, und bes
ten in dem Augenblicke eine plötzliche und bewundernswür
dige Veränderung an dem Könige, der sich auf einmal
unserer Partei schlug und unsre Meinung annahm, ja
auf eine noch weit grausamere Art als wir zu Werke
n wollte. Denn wenn er vorher schwer zu überzeugen
esen war, so hatten wir jetzt Noth ihn zurückzuhalten.
stund auf, und gebot uns zu schweigen, sagte mit Wuth
heftigem Zorne, und unter feierlicher Betheuerung: weil
es denn für gut haltet, den Admiral zu ermorden, so
ich es, aber auch alle Hugenotten in Frankreich sollen
ihm sterben, damit kein einziger übrig bleibe, der mir
ach Vorwürfe machen kann. Er gebot uns auch, uns
ücklich Befehl dazu zu ertheilen. Bey diesen Worten
g er wüthend zur Thür hinaus, und ließ uns in dem
nette, wo wir den übrigen Theil des Tages, den Abend
und

und einen guten Theil der Nacht mit Ueberlegungen zu bringen, was wohl das nützlichste zur Ausführung eines solchen Unternehmens seyn möchte. Wir versicherten uns der Prevots des Marchants der Officiere von der Besatzung, und anderer Personen, die wir für unruhige Köpfe hielten, verth eilten die Stadt in gewisse Quartiere, einigen gaben wir Anweisung, das Unternehmen an manchen besonders zu vollziehen, so z. B. dem Herzog von Guise, um den Admiral umzubringen. Kaum aber daß wir 2 Stunden gerüstet seyn hatten, so giengen wir, der König, meine Mutter und ich auf das Portal des Louvre, nahe beym Bollwerk in ein Zimmer, welches auf den Hof geht, um den Anfang der Niedermetzelungen mit anzusehen. Hier waren wir nicht lange, als wir diese Begebenheiten und die Folge eines so großen Unternehmens betrachten konnten, über welches wir, in Wahrheit, bis dahin wenig gedacht hatten. In dem Augenblicke hörten wir einen Pistolenschuß. Ich kann nicht sagen, woher er kam, noch ob er jemanden beschädigte, soviel nur weiß ich, daß er uns allen unsre Besinnungskraft raubte, und uns mit Schrecken und Besorgniß vor den Unordnungen, die entstehen würden, erfüllte. Um diesen zuvor zu kommen, schickten wir plötzlich einen Edelmann zu den Herrn von Guise, um ihm zu sagen, und in unserm Namen zu befehlen, daß er sich nach Hause begeben und sich wohl in Acht nehmen solle, etwas gegen den Admiral zu unternehmen. Dieser einzige Befehl hätte die ganze Sache rückgängig gemacht; denn es war ausgemacht worden, daß an keinem Orte der Stadt etwas eher unternommen werden sollte, bis der Admiral ermordet wäre. Bald darauf aber kam der Edelmann zurück, und sagte uns: der Herr von Guise habe ihm geantwortet, der Befehl komme zu spät, denn der Admiral sey tod und man habe schon in allen Theilen der Stadt mit der Ausführung der Sache angefangen. So kamen wir auf unsre erste Berathschlagung zurück, und ließen aber bald darauf das Unternehmen und die Niedermetzelung vor sich gehen. Dieß, mein Herr, ist die wahre Geschichte der Bartholomäus Nacht, die mich heut Nacht gestört hat."

B. JOM
ou Armand de Gontaud
Maréchal de France.

Allgemeine Sammlung

ſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal

mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

rath und Profeſſor der Philoſophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Zwölfter Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1797.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Hist. III c. 1148

Heinrichs des Vierten
Thronbesteigung
und
Regierungsplan.
1594.

Zur Einleitung in die Memoires über seine
letzten sechszehn Jahre.

Unſere Memoires rücken der Zeit nahe, in welcher Heinrich der IV. auf dem Thro-
ne ſeine ganze Nation zu überzeugen ſtrebte, daß ſie
indeß, gerade ſo lange, als die größte Hälfte mit
wildem Eifer ſich ſeinen Rechten entgegen ſtemmte,
hre einzige Rettung von ſich geſtoßen hatte. Die
noch folgenden ſechszehn Jahre, in welchen Er nun,
unterſtützt von einer nur gar zu kleinen Anzahl von
Edelgeſinnten, zu einer gründlichen Wiederherſtel-
ung des Reichs die unentbehrlichſten Mittel aus
em vorigen Chaos hervorarbeitete, beweiſen, welch
in Raub an dem gemeinſchaftlichen Wohl jeder
Tag geweſen war, den man ihn im perſönlichen
nd partheiiſchen Kampfe für ſeine Exiſtenz dem Par-
heigeiſt aufzuopfern gezwungen hatte. Aber nur

noch sechszehn Jahre blieben ihm hiezu übrig! Kaum eine Spanne Zeit gegen die lange Reihe von Uebeln, welche geheilt, gegen den Schwall von Bedürfnissen, denen nicht blos für den Augenblick abgeholfen werden sollte. Sechszehn Regierungsjahre nach vierzigjähriger Anarchie waren ein hellleuchtendes aber vorbeieilendes Meteor, welches, so schnell und reichlich es seinen Seegenseinfluß ausbreitete, dennoch mehr den Verlust, welchen Frankreich sich selbst erstritten hatte, sichtbar zu machen, als ihn zu ersetzen, hinreichte.

Hat man bis zu Heinrichs Thronbesteigung über den Helden gestaunt, mit welchem das Schicksal zu kämpfen schien, um ihn zu einem Beispiel kriegerischer Tapferkeit, Gewandtheit und Unverzagtheit aufzustellen; so zeigt ihn nun seine Regierung selbst zu noch höherer Bewunderung als den Mann, welcher, troz jener langen Uebung in den raschen Maasregeln eines Bürgerkriegs, im schnell veränderten Würkungskreis doch auch an den festen, obgleich viel langsameren, Gang dauerhafter bürgerlicher Verbesserungen sich zu gewöhnen wußte.

Dort hatte er sich um Krone und Leben in tausend Gefahren gestürzt. Doch, die Nähe und Größe derselben macht sie dem Unerschrockenen nur zur

Hälfte

Hälfte sichtbar. — Dort hatte er in offenem Felde mit vielen, einst selbst mit dem kriegserfahrensten Feldherrn seiner Zeit das kühne Spiel der Kriegskünste durchgespielt. Der Sieg darinn knüpft sich an den eilenden Ueberblick der schnell erreichbaren Mittel und an die Benutzung des Augenblicks, mit einem Wort, an das unschätzbare Talent der Geistesgegenwart. Zugleich aber ist er in so vielfachen Rücksichten die Ausgeburt des willkührlichen Zufalls und das Product fremder Kräfte, daß gerade der glücklichste, zutreffendste Erfolg, das Verdienst des Siegers zweifelhafter macht; indem noch überdies die unerschrockenste Geistesgegenwart, gerade weil sie Talent ist, unter der Form einer über alles Nachstreben erhabenen Naturgabe mehr zum Erstaunen als zur Bewunderung berechtigt. — Dort hatte des verspotteten Bearners Erfindsamkeit oft für die gegenwärtigste Noth aus Nichts das Unentbehrlichste geschaffen. Aber die Mittel dazu waren dann auch die Mittel des drängendsten Bedürfnisses, bei denen Einfluß auf die Zukunft nicht berechnet wird, wenn sie nur, um dem fordernden Moment etwas hinzuwerfen, zureichen. — Dort hatte er unter dem tausendfältigen Privatinteresse aller einzelnen Parthiegängers seines vielköpfigen Anhangs sich als Parthieoberhaupt zu erhalten. Aber alle diese Intriguen waren im Grunde doch immer selbst in ihrer Monstrosität einförmig und aus

einerlei Stoff erzeugt. Der Eigennuz des Einen half dies antipatriotische Laster in dem Andern beschränken und bändigen. Und alle, gerade desto gewisser je selbstsüchtiger sie rechneten, konnten auf jeden Fall nur dadurch für sich selbst sorgen, daß sie vereinigt Ihn als Chef unterstüzten, bis er einst der Einzelnen widerstreitende Wünsche zu erfüllen im Stande seyn würde.

Erst mit diesem Augenblick begann dann die kritische Periode, wo jeder ohne alle Rücksicht blos für seine Verdienste zu fordern anfieng und schon auf die gelindeste Probe seiner Geduld den Vorwurf des schnöden Undanks zu setzen für gerecht hielt. Und doch begann, wie Heinrichs edlere Seele dies tief und unwidersprechlich fühlte, gerade mit diesem kritischen Umschwung der Dinge auch der Moment, wo für alle Parthieen gründlicher, als sie selbst wollten, zu sorgen, die Aufgabe war, welche an den gemeinschaftlichen König von der Pflicht selbst gemacht wurde; — wo Hinsicht auf die Zukunft und eine für die Dauer rechnende Klugheit die Maasregeln der Noth baldmöglichst außer Gebrauch zu bringen befahl; — wo dem vergegenwärtigenden, schröckenden Ueberblick entfernterer Gefahren und Hindernisse die augenblickliche Gegenwart des Geistes noch bei weitem nicht Hülfsleistungen genug gewähren konnte, weil eine Tiefe des Schadens

dens ausgefüllt werden ſollte, über welche jene geſchwinde Rathgeberinn ſich wie über Schlünde und Abgründe nur gleichſam durch fliegende Brücken wegzuhelfen gewohnt iſt. Jezt war der Zeitpunkt, wo ſelbſt Heinrichs Perſon — mit all ſeiner Leidenſchaft für Kriegsruhm und Liebe, mit ſeiner edelmenſchlichen Sehnſucht nach häuslicher Zufriedenheit und nach ſcherzender Ruhe im Schooße der Freundſchaft, mit ſeinem Hang nach ſorgloſer genußreicher Behaglichkeit — gegen ein großes Ganzes verſchwinden mußte, deſſen allgemeines Wohl im Colliſionsfall alle Individualität des Regenten zum Opfer fordert.

Dieſe Epoche, in welcher die endlich errungene Krone all jenen Kampf nur durch Anforderung ſchwererer Pflichten lohnte, deren Stimme Heinrich würklich in ſich hörte und achtete, iſt in ſich ſelbſt von einer ſo ſeltenen Denkwürdigkeit und zugleich für das Wohl der Folgezeit ſo wichtig, daß ſie unſtreitig noch mehr als die kühnſten Schlachten und die verwickeltſten Knoten der Intriguen, durch welche das getrennte Frankreich gegen ſich ſelbſt ſo lange gewütet hat, Aufmerkſamkeit, Beurtheilung, möglichſte Nacheiferung verdient.

Heinrichs Thronbeſteigung, wenn irgend ein beſtimmter Augenblick für eine Begebenheit angegeben werden ſoll, welche die allmählige Wür-

lung fortgesetzter Anstrengungen beinahe seines ganzen Lebens war, läßt sich, auch der Ansicht seines Zeitalters gemäß, am schicklichsten von seinem Einzug in Paris (den 22. März 1594.) datieren. Wie man Staaten als ungeheure Güterbesitzungen anzusehen pflegte; so dachte man sich nach einer dunkeln, aber sehr einflußreichen Idee die Hauptstadt als den großen Edelmannshof, zu welchem sie gehörten. Den Besitzer desselben erkannte wenigstens der Pöbel — und wer gehört nicht alles unter dieses Aggregat der Sclaven des Vorurtheils? — weit williger für den wahren Herrn der übrigen Zubehörde, deren Abhängigkeit selbst durch das Verächtliche in dem gewöhnlichen Gebrauch der Benennungen Land und Provinzen als Volksmeinung der Großstädter verrathen wird.

Und war je dieses Vorurtheil durch die besondere Beschaffenheit einer Hauptstadt beschönigt; so deutet die Geschichte jeder Zeit auf Paris hin, auf diese schon so lange her gegen die jedesmalige Bevölkerung und Macht des französischen Staats sehr unverhältnißmäßige Beherrscherinn und Verzehrerinn des übrigen Ganzen. So gewiß es ist, daß überall nicht die Menge der Kräfte, sondern ihre Vereinung und concentrirte Thätigkeit die Uebermacht gebe, so gewiß hatte, wer die Kräftenmasse einiger Meilen, in welche, nach der Volksmenge betrachtet,

eine

eine ganze Provinz, und — nach der Thätigkeit geſchätzt — gewiß mehr als die Hälfte der raſtloſeſten, anſchlägigſten, reichſten oder gierigſten, mächtigſten oder anſpruchvollſten, erhabenſten oder bedürftigſten aus allen Diſtricten zuſammengedrängt war, mit geſchicktem und kraftvollem Arm zu lenken wußte, zu jeder Zeit faſt die ganze bereite Macht von Frankreich in Händen.

Niemand in jenem Zeitpunkt mochte dies lebhafter einſehen, als Heinrich, welcher, während eines mehr als zwanzigjährigen Anſtrebens zu dem jetzt ſich nähernden Ziel, gewiß alle Kräfte und Gegenkräfte mit dem ſchärfſten Blick gewogen hatte.

Welche Uebermacht hatte der Beſitz der Hauptſtadt den Liguiſten ſchon gegen den anerkannten König Heinrich III. gegeben. Hier geſchah der Stoß, welcher denſelben, ſo ſicher er auf ſeine durch Gewohnheit und Liſt geſchüzte franzöſiſche Königsallmacht trotzen zu dürfen glaubte, mitten aus dem Louvre wie einen Fremdling in die Provinzen hinausſchleuderte. Von hieraus ſah man ihn nur zaghaft zur Bezwingung der rieſenmäßigen Maſſe herbeirücken; und von den tauſenden, welche hier der Fanatismus zur Sektenwut wie zu einem Dienſte der Gottheit begeiſterte, war eines Einzi-

gen

gen Dolch genug, um den Angriff auf dieſe Ringmauren als das gefahrvollſte Wageſtück zu bezeichnen, für welches die ſchleichende Rache gerade das Haupt der Unternehmung perſönlich büßen laſſe.

Schon zum zweitenmal hatte Heinrich der IV. ſelbſt ſich von eben dieſem Mittelpunkt ſeiner Feinde zurückziehen und erfahren müſſen, daß die wütende Hartnäckigkeit einer aufs äußerſte gebrachten Volksmenge, unter welcher ſich ein jeder durch eigene Quaalen für berechtigt hält, den andern zu Erduldung gleichen und noch größeren Elends, wie zu einem wechſelſeitigen Erſatz zu zwingen, ſelbſt in der allgemeinen Noth ein ungeheures Mittel der Unbeſiegbarkeit finde. Nun endlich, nach dieſen langen Prüfungen, hatte ihm ein günſtigerer Zufall die Thore von Paris geöfnet. Ihr Beſitz hob ihn über Berge von Hinderniſſen hinweg. Er bot ihm zum letzten Lauf nach ſeinem Ziele neue, zuvor nie beſeſſene Kräfte an. Befehle aus der Königsſtadt gegeben, bezeichneten nun viel treffender alle gegen ihn Kämpfende, entweder als Rebellen, oder als fremde Bekrieger des Reichs, gegen deren Einmiſchen ſich von jeher keine Nation vereinigter zu ſetzen pflegte, wie die franzöſiſche. Und konnte er aus Paris auch nur diejenige gegen ſeine Feinde führen, welche von dieſen indeß wider ihn beſoldet

oder

oder bestochen gewesen waren, so hatte er auf ein überlegenes Heer zu zählen.

In froher Uebersicht dieser Veränderungen trat Er, von einer auserlesenen Rittertruppe umgeben, seinen Zug in die Stadt an. Durch die geheimste Unterhandlungen war sie, ohne es zu wissen, die Seinige geworden. Die Gegenwart einer Spanischen Besatzung — und noch mehr die Wut solcher einheimischen Feinde, welche durch ihn alles zu verlieren befürchten mußten und deswegen für jeden Gedanken an Uebergabe Gift und Dolche bereit zeigten, schien eine unblutige Eroberung unmöglich, eine gewaltsame sehr gefährlich zu machen. Das unmögliche war würklich; ein allgemeines Staunen benahm den erbittertsten Gegnern Entschluß und Thätigkeit. In gleichem Grade vervielfältigte das neue Schauspiel die Stärke, die Wachsamkeit, das Zusammenwürken der Bessergesinnten. Ein einziger Schuß aus einem fanatischen Winkel, wenige an den Ecken der Straßen vorgezogenen Ketten, irgend ein Signal zur Vereinigung der Gegenkräfte hätte Heinrichs Truppe, wie von einem Netz umstrikt, der verborgenen Uebermacht überliefern können; die Masse der Rasenden, wenn nicht Besonnenheit zu wichtigen Unternehmungen so nothwendig wäre, hätte sie unter den Ruinen von Paris zu begraben

graben vermocht. Aber das Glück reichte hier dem Muth die längstverdiente Krone.

.... Es lebe der König! war jezt die Losung aller, welche sich sehen ließen. Der Gouverneur, Brissac, welcher die Uebergabe unterhandelt und mit geheimnißvoller Behutsamkeit vorbereitet hatte, war nach Mitternacht von den Lauern, denen für seine Treue gegen die Ligue sein Leben bürgen sollte, mit Zuversicht für diese Nacht verlassen worden. Schon seit der Morgendämmerung hatten sich dagegen die Königlichen der Hauptstraßen und offenen Plätze versichert; die zu spät erwachte Gegenpartei wagte sich nicht aus ihren Schlupfwinkeln. Heinrichs Ankunft glich dem Aufgang der Sonne, welcher die Nachtnebel weichen. Sie war ein Triumphzug, bei welchem man, wenn er gleich mitten unter den gemachten Eroberungen gefeyert wurde, nur den Sieger, ohne Besiegte, zu sehen glaubte.

Welche Gefühle aber in der Seele dieses Siegers? In kriegerischer Feierlichkeit, zu Pferd und in seiner so lange wacker gebrauchten Waffenrüstung, durch die Reihen des jauchzenden, gaffenden Volks hingeführt von einer Auswahl ritterlicher Waffenbrüder, näherte er sich der Hauptkirche, in welcher mit seinem frommen Gebete — denn zwischen Gott und ihm war das ächtreligiose

Band

Band ſeine eigne Biederkeit! — die unvorbereiteten Huldigungen ſeiner lange bethörten Hauptſtadt ſich zu vereinen eilten.

Dies war dann das Ziel, für welches er einſt zwiſchen den Felſen und Gebürgen von Coaraſſe in Bearn bei ſpartaniſcher Kriegerskoſt herangewachſen war, wo baarfuß und in bloßem Kopfe zwiſchen Klüften und Abgründen zu klettern ihm ſein Grosvater (Heinrich von Albert) nicht umſonſt zur Luſt gemacht hatte. Denn nur nach ſolchen Abhärtungen war es möglich, daß er, jezt im drei und vierzigſten Lebensjahre, ungebeugt auf mehr als die Hälfte ſeines Alters als auf ein Labyrinth des Schickſals zurück ſah, in welchem ihm mehr als die Wageſtücke eines Theſeus aufgegeben geweſen waren. Nun konnte er der Schule, die er unter einem Conde' und Coligny gemacht hatte, nun der thatenvollen Schlachttage, nun ſo mancher, für die Geſchichte unbemerkbarer, für die Erfolge weit wichtigerer ſorgenvoller Nachtwachen, nun der Entwürfe, die er in den verſchiedenſten Zeiten in ſeiner großen Seele gewälzt, nun der Gefahren, der Mühſeligkeiten, die er mit jedem ſeiner Krieger getheilt hatte, ſich erinnern. Doch, ein Geiſt von ſeiner Kraft erinnert ſich nicht, was er gethan hat, ſo lange er noch vieles zu thun vor ſich hat. Die ferne Hofnung ſeines Grosvaters: daß in ihm der Löwe

geboren,

geboren ſey, welcher Spaniens beleidigenden Trotz gegen ſein Haus demüthigen werde, mochte er ſich jezt als ein der Erfüllung nahes Orakel denken. Wünſchen durfte er jezt, daß die männliche Mutter, welche alle die erſten, bleibendſten Keime der Tapferkeit in ſeinem Geiſte geweckt und mit Klugheit und Biederkeit vereinbart hatte, die Belohnungen ihrer Sorgſamkeit an dem heutigen Tage mitgenüßen, daß ſie ſehen möchte: nicht vergeblich habe ſie einſt ihn, den ſiebenjährigen Knaben, dem hugonottiſchen Heere als die Hofnung beſſerer Zeiten entgegen geführt!

Dieſe ſollten nun endlich unter dem Schatten der Friedenspalme in den Boden gepflanzt werden, welcher über Ein Menſchenalter Bürgerblut eingeſogen hatte. Der kommende Sieger war der Mann, welcher, um dies zu verlangen, Herzensgüte, um es auszuführen, furchtbare Macht, edle Mäßigung, geübte Einſicht genug beſaß. Er hatte die Tiefe des Bürgerelends bis in die niederſten Claſſen herab mit eigenen Augen nun über zwanzig lange Jahre hindurch geſehen; die allgemeine Zerrüttung hatte ihn ſelbſt von vielen Seiten beengt und gedrückt. In gewiſſen Augenblicken war Er ſelbſt bis an den dunkeln Rand der Hofnungsloſigkeit hingetrieben geweſen. So ſteigt Mitgefühl auch bis auf die höchſten Stufen der Throne!

Blikte

Blikte jezt Paris auf ihn, ſo zeigte immer noch ſeine offene Stirne, ſein lebhaft heiteres Auge mit dem ſanften, ſchwärmeriſchen, herzſchmelzenden Blicke die ganze Menſchlichkeit des Helden. Sein Mund war immer noch der, welcher ſich nur zu treuherziger Jovialität und unwiderſtehlichen Ueberredungen öfnen zu können ſchien. Aber die alternde Erfahrung hatte zugleich die dichteren Schatten der Klugheit ehrwürdig über ſeinen Augen verbreitet und in ſeinem Blick ein geiſterprüfendes Feuer angezündet. Seine Stirne zeigte die Furchen der ihm nöthig gewordenen Anſtrengungen. Die Farbe heißer Schlachttage hatte ſeine Wangen tief gebräunt. Waffen und Streitroß, ſah man wohl, gehörten jezt unzertrennlicher zu ſeiner Perſon, als jeder glänzende Fürſtenſchmuck. Die Natur hatte Urſache gehabt, von Gefühlen der Gutmütigkeit nicht wenig in ihn zu legen, wenn er nun, in der eiſernen Schule geübt, doch nicht zum unerbittlichen Eroberer, ſondern gerade zum feſten und unternehmenden Verbeſſerer gehärtet ſeyn ſollte. Und in der That, die Milde des Friedensſtifters überwog in ihm noch die Strenge des gerechten Königs.

Er ſtieg bei der Kirche Notre Dame ab. In der Stadt, welche gewiß mehr als Einen Element nährte, ließ er furchtlos ſich durch das zuſammengelaufene Volk zum ſchnell errichteten Thronhimmel tra-

gen und drängen; der Ambroſianiſche Lobgeſang ertönte und der König legte jeden Gedanken an Siegerrache zu den Füßen des Altars. Wie wenn der Friede ſeit Jahren ungeſtört geherrſcht hätte, zog man ruhig ins Louvre fort. Nicht blos Freunde waren Theilnehmer an der erſten Hoftafel. Die ganze Stadt kehrte zur ſorgloſen Ruhe zurück. Mehr die Wut, den Gehaßten nicht in dieſer edelmüthigen Größe ſehen zu können; als Furcht vor Beſtrafung trieb die bitterſten Gegner aus ſeiner Nähe weg. Hätte Er mit einemmal ganz Frankreich zu Zuſchauern haben können, ſein Edelmuth hätte den Reſt ſeiner Feinde entwafnen, und, wo möglich, die Partheiſucht ſelbſt zu Opfern bewegen müſſen, welche der Altar des Gemeinbeſten ſo lange nicht erhalten hatte. Das Beiſpiel nicht weniger als die Macht von Paris bewürkte zwar dies alles nicht plötzlich; aber Heinrich ſah ſich doch nun einmal in dem Mittelpunkt, aus welchem nach allen Richtungen, weit mächtiger als bisher, gewürkt werden konnte. — Aber wie gewürkt?

Der lang erſehnte Einzug in die Stadt, welche ſich ſelbſt zum wenigſten als die Depoſitairin des Throns zu denken pflegte, vertritt durch alle ihm eigene Ereigniſſe bei dem hiſtoriſchen Beobachter nicht blos die Stelle von einem Thronbeſteigungsfeſte. Er iſt in ſeinen Augen zugleich eine concentrirte Schil-

Schilderung der Zeichen der Zeit, ein Emblem von der ganz besondern Regierungsweise, mit welcher der selbstständigste unter allen französischen Königen durch sein ganz eigenthümliches Schicksal genöthigt, sich zuförderst auf einen Thron erheben, alsdann aber erst denselben befestigen, und beinahe neu aufrichten mußte, bis Er von ihm herab sich als wohlthätiger Gebieter zeigen und mit königlichem Nachdruck eines Regenten würdige Plane durchführen konnte.

Frieden und Krieg traten nebeneinander auf, da mehr unter der Bedeckung, als Begleitung seiner Getreusten Heinrich nach dem Königspallaste hinzog, wo man seit der Bartholomäusnacht so oft nach seinem Blut gedürstet hatte. Sieg und Furcht geleiteten ihn, da er durch die Straßen einherritt, welche kürzlich noch so oft von den Verwünschungen der Spanier und Liguisten von Verdammungsformeln des Pabsts und der Sorbonne, von Fluchtgebeten devoter Processionen und vom Mordgeschrey selbst rasend erbitterter Damen gegen Ihn erfüllt gewesen waren. Sein ganzer Aufzug gebot und versprach Ruhe, Aussöhnung, Verzeihung.

Und doch mußte man noch bei jeder Straßenwendung sich wohl umsehen, ob auch alle Posten besetzt und ein neuer Barricadenkrieg sicher verhü-

tet sey. Eine Truppe Spanier mußte noch mitten in der Stadt niedergehauen werden, um Ihm den Durchgang vollends zu öfnen. Einige Tausende von ihnen besezten noch die Bastille. Sie hungern, einen König zu sehen, sagte Heinrich von den zudrängenden Städtern; aber er wußte nur allzu gut, daß eben die Pariser, welche sich jezt im Vivatrufen erschöpften, wenn an seiner statt sein Todtfeind mächtig vorüberzöge, vielleicht noch lauter rufen würden.

Gerade nach diesem Vorbild stand in den sechszehn übrigen Jahren seiner Regierung immer Frieden und Krieg nebeneinander. Da die Spanier aus der Bastille abzogen, entließ er sie zwar mit dem naiven Abschiedsgruß: reisen Sie glücklich und kommen Sie nie wieder! Aber bis an sein Ende waren, wie ein feindseeliger Schatten, diese abentheuerlichen Weltbezwinger die erbitterten Gegner seiner Ruhe und selbst seines Lebens; so wie es von seiner ältesten Tochter, der „guten" Stadt Paris, in seiner ganzen Regierungszeit gewiß ist, daß sie die eigenthümliche Größe seines Königssinns nicht zu schätzen wußte, samt seinem Hofe meist nur seine Fehler nachahmend fortpflanzte und für die Regierungsverwirrung der italiänischen Intrigue eines Concini mehr gleichgestimmte Empfänglichkeit hatte, als für die mühsame Wiederherstellung, welche

Männer,

Männer, wie Heinrich und sein Sülly, zu begründen unternahmen.

Wie wären auch reife Früchte von Edelsinn da zu hoffen gewesen, wo der erste Keim davon dem schnöden Eigennutz und der unbändigen Herrschsucht rings um den Thron her längst hatte Platz machen müssen. Hatten nicht so lange Jahre her Hofcabalen und Religionsparthien, die den Himmel erkriechende Bigotterie neben einer Sittenverderbniß, welche die Hölle auf die Erde verpflanzte, jede höhere Anlage nur der tückischen Selbstsucht unterworfen!

Selbst in die Hauptstadt konnte Heinrich, nur da er sie gekauft hatte, einziehen. Und von wem gekauft? Von einem Manne, welcher kurz zuvor noch den Gedanken zu fassen im Stand gewesen war, welcher einst in Coligny's Geiste einen Riesenplan veranlaßt hatte; den Gedanken: für das in unvereinbare Spaltungen aufgelöste Frankreich, für das aus den heterogensten Provinzen zusammen gestückelte Ganze, welches — durch Verschiedenheit der Kirchenparthieen, — durch die Reste des Feudalsystems, das noch in jedem kaum ernannten größeren oder kleineren Statthalter fortlebte, und endlich — durch Einmischung des von Spaniern und Italiänern angesteckten Hofadels ohne Rettung sich in ewigen Gährungen verlieren zu müssen

schien, eher eine republicanische als die monarchisch-aristokratische Form der Staatseinheit zu erringen. Brissac, der Gouverneur von Paris vom Genius der römischen Klassiker *) gewekt, war im Geiste dieser Bildner einer Rom gleichen Republik; und Brissac war es, welcher, sobald er einen Marschallsstab und hunderttausend Thaler dagegen zu gewinnen erblikte, dem Regenten seine Residenz verkaufte, und hundert andern, die noch irgend etwas von dem räuberisch zerstückelten Reiche auszuliefern hatten, das Beispiel gab, daß die Nation durch ihren König sich selbst ihren Staatsverwaltern abhandeln müsse!

Folge eines verächtlichen Kaufpreises war der Einzug in die Hauptstadt; und nur kaufend konnte Heinrich die noch nicht eroberte Provinzen zum Gehorsam bringen. Durch Feilschen und Bieten mußte er, wenn er Menschenblut schonen wollte, nun fast jedes einzelne Schloß den Statthaltern abgewinnen. Es war der größte Beweis seiner Seelengröße, daß Er allein das erkaufte nicht wie gefeilschtes Eigenthum ansah, sondern wie einen der Bildung fähigen Staat zu behandeln anfieng.

Aber wer sieht nicht zum voraus, daß an diesem Zusammenkaufen des Reichs seine ganze Regierung kränkeln mußte. Jener goldne Schlüssel, mit

*) Sülly 2. Band. S. 119.

mit welchem er ſich die Hauptſtadt öfnete und ſtückweiſe das große Ganze gewinnen mußte, hatte in der Folge die entgegengeſezte Kraft, auch den beſten Vorſätzen einer würdigen Staatsverwaltung ſogleich bei dem erſten Verſuche den Eingang zu verſchließen! Lächelnd zwar hatte Heinrich an jenem Einzugstag den Glückwunſch eines gutherzigen Freundes angehört, der in ihm den neubekehrten Catholiken bewillkommte. Wohlan, ſagte dieſer, ſeit Gott, was Gottes iſt, gegeben wurde, wird nun auch das dem Kaiſer gegeben, was des Kaiſers iſt. — Nein, wahrlich nicht gegeben, rief der König, ſondern theuer erkauft und baar bezahlt! Aber mit welch bitterem verbiſſenem Unmuth mußte dieſen Scherz in ſeinem edlen Geiſte der Gedanke an die Volksbedrückung und Staatsunordnung begleiten, welche durch den unedlen Egoismus beinahe aller Großen des Reichs und ihrer Partheigänger verewigt zu werden drohte.

Was das ſchlimmſte war; der Kauf des Reichs koſtete nicht blos Geld. Schon dies zu geben war nach ſo langen Erſchöpfungen ſchwer genug. Sülly (III. Bd. S. 93.) berechnet die für die damalige Zeit ungeheure Summe von mehr als 30 Millionen ſolcher abgedrungenen Gnadenbezeugungen. Welche Anforderungen an eine Staatscaſſe, welcher, 4 Jahre ſpäter, noch 300 Millionen Schulden

und Voreinnahmen aufgelastet waren. Aber — Aemter und Würden waren eine noch reizendere Handelsspeculation aller Gierigen, nicht um sie durch Verdienste zu ehren und zu verwalten, sondern um die Besoldungen davon als gute Renten zu verzehren und durch ihren Rang zu glänzen. So kam fast ganz Frankreich mit einem mal aufs neue unter Diener der Themis und Bellona, welche ihr Amt nicht, weil sie seine Pflichten zu erfüllen im Sinn hatten, sondern da sie seine Einkünfte und zwar als Kaufsumme aufzuzehren entschlossen waren, zu eigen bekommen hatten. Und blikte Heinrich an seinem Hofe von den nächsten an seinem Throne bis weit hin in die Reihe der tieferen und tiefsten Bücklinge; so mußten ihm für die Ausführung seiner königlich patriotischen Plane fast überall nur Männer ins Auge fallen, deren Hierseyn ihr Eigennutz ihm aufgedrungen hatte. Wie konnte er, wie jeder Gutgesinnte des Reichs voraussetzen, daß sie auf ihren glänzenden Posten jezt nach einem andern Calcul rechnen würden, als der war, welcher sie dahin gestellt hatte?

Und selbst dies, daß sie nun hier standen, war zu gleicher Zeit für viel mehrere, welche ihre Kräfte und Pflichten nicht so hoch hatten steigern können, ein neuer Saame gistiger Zwietracht. Sah man hier in die Gemüther der durch ihr Glück hervorgezogenen,

und

und beobachtete man ihre selbstgenügsame Zuversicht, daß ihnen kaum so viel, als sie verdienten, geworden sei, gepaart mit der streitsüchtigen Entschlossenheit, auch zum Besten des Ganzen nicht das geringste von ihren Privatvortheilen nachzugeben — oder hörte man dort die lauten Klagen derer, welche sich die Zurückgesezte nannten; — von beiden Seiten her konnte man bey Grundlegung der neuen Regierung ihr nichts, als neuen Bürgerzwist in traurigen Ahnungen vorhersagen. Tausend andere in Heinrichs Lage würden ihn unmöglich abgewehrt haben. Er that's. Aber was mußte sein Geist dabei leiden, daß Er, zur Offenheit und zum Frohsinn, zum Handeln und nicht zur schleichenden Kabale von der guten Natur bestimmt und gebildet, allen seinen Empfindungen Gewalt anthun, und ringsumher Ränke und Gegenränke berechnen mußte. Selbst Prinzen, welchen ihre Geburt den Staat näher und wichtiger gemacht haben sollte, vermochte er nicht besser als den lezten Ritter unter seinen Fahnen, nur durch Privatgewinn für das Staatswohl zu gewinnen, oft kaum unschädlich zu machen. Und auch diese Gefühle seines Königsinns durfte er kaum in den vertraulichsten Momenten in das Herz eines lang geprüften Freundes niederlegen.

In der übrigen Zeit stand er, gedrängt von Catholiken und Hugenotten, mitten inne. Jene

forderten, weil er der Ihrige geworden sei. Er sollte ihnen ihre Feindschaft abkaufen. Diese schrieen über Undank, weil er nur durch sie geworden sei, was Er war, und weil er dies nun allein zur Sättigung ihrer lang gespannten ausschweifenden Wünsche seyn und bleiben sollte. Nicht blos dem zur Unzufriedenheit gebohrnen d'Aubigné, (IX. Band uns. Memoires) vielen, die einst Blut und Leben nur für ihn zu haben geschworen hatten, und selbst nachher manchem weniger partheiischen Geschichtforscher, hieß er ein Undankbarer, weil er würklich seine bisherige Parthie oft weniger, als die brauchbarern unter seinen bisherigen Gegnern hervorzog. Aber ein tieferes Gefühl dessen, was er seiner Nation seyn sollte, scheint seine große Seele über diese Vorwürfe eben so erhoben zu haben, wie es ihr dieselbe zuzog.

Jezt war Er König; allerdings nicht um zu vergessen, wem er seine Siege und die dadurch geöfnete Bahn zum Throne zu danken habe; aber desto gewisser auch, um König, das heißt, um nicht mehr bloßes Partheihaupt zu seyn. Der würdige, welcher den Thron besteigt, ist gerade deswegen durch ihn über Alle erhoben, damit alle vor ihm, wie vor dem Gesetze, gleich seyen. Der Fürst der Nation soll nie einem Theil derselben mehr ange-

angehören, als dem andern. Hätte Heinrich in der entscheidenden Crise jener sechzehn Königsjahre, in denen er aus der Mitte einer durch Druck zum verfolgenden Gegendruck gestimmten Parthie auf den Thron der Nation selbst gestiegen war, diesen einzig wahren Standpunkt des Regenten vergessen, unstreitig würden sie nicht der Ruhepunkt geworden seyn, in welchem sich Frankreich zu allem dem neue Kräfte sammlen konnte, was ihm das Schicksal in den nächsten Regierungen bestimmt hatte. Partheikriege würden in kurzer Zeit Frankreichs Provinzen aufs neue getheilt und verwüstet haben. Zwar mit mehr Mühe und minderem Glück, als gegen den unsäten Carl den IX., aber auch mit vermehrter Verbitterung würden neue Ligueu durch die That erklärt haben, was man jenem mit dürren Worten sagte: daß, sobald der König selbst einer Parthie sich in die Arme werfe, er der andern das Recht, ihm entgegen zu kämpfen, eingeräumt, ja, diese Nothwehr ihr aufgedrungen habe.

Ruhe dem Ganzen zu sichern, dies war jetzt Heinrichs erhabene Regentenbestimmung. Dazu war es nöthig, vorzüglich die Mächtigsten und mit diesen den zahlreichsten Theil der Einwohner Frankreichs willig zu machen. Er selbst mußte vergessen, daß sie ihn verwünscht und bekriegt hatten

Alle seine eigene Empfindlichkeit mußte er aufopfern; nicht der gewonnenen Krone, welche ihn oft schwer genug drückte, aber dem Reiche, dessen Verwirrungen zu endigen er die Kräfte, das ächte Orakel seiner Bestimmung, in sich warnahm. Ich will allen vergeben, rief er, wie Gott mir verziehen hat! Und troz ihres schwärmerischen Anstrichs hat diese Rede Wahrheit genug in sich, um an ihrer Würksamkeit auf die Entschlüsse seines edlen Herzens eben so wenig als an der biedern Aufrichtigkeit desselben zweifeln zu lassen.

War Er den Hugenotten würklich so wehrt, daß er ihren Kämpfen für Ihn Dank schuldig seyn konnte; so durfte er auch von ihnen fordern, daß sie selbst die Dankbeweise des Königs von Navarra, ihres einstigen Anführers, von Ihm nicht anders, als wie sie der gemeinschaftliche König von Frankreich geben durfte, erwarten sollten. Verlangten sie seine Partheilichkeit, so brachen sie zuerst das Verpflichtende seiner Dankbarkeit gegen ihn. Sollte Er ausschließend für sie König des gesammten Reichs geworden seyn, so war also nicht Er, sie waren sich selbst der Zweck der Anstrengungen gewesen, mit welchen sie ihn auf den Thron gehoben hatten. Und forderten sie, daß Heinrich mit strenger Beständigkeit die Beleidigungen der Liguisten nicht vergessen sollte, wie konnten sie erwarten, daß

sein

ſein Edelmuth das ſo laut verrathene Eigennützige ihrer Plane ohne Empfindlichkeit überſehen müßte. Gerade dem Edelmüthigen muß es weit leichter werden, dem Feinde Beleidigungen zu vergeben und ihn durch Wohlthaten für höhere Zwecke zu gewinnen, als das kränkende Gefühl zu unterdrücken, daß man ſich in ſeinen Freunden geirrt, den Eifer der Selbſtſucht für Freundſchaft, das Streben der Eigennützigkeit für reine Anhänglichkeit an die gute Sache genommen habe.

Aber gerade dieſe — ſagten ſchon die eifrigſten Hugenotten unter Heinrichs Zeitgenoſſen, — gerade die Sache der Religion und der Glaubensfreiheit kam dadurch in Gefahr, daß der neubekehrte König von Frankreich durch die vermehrte Macht der catholiſchen Großen dem verfolgenden Deſpotismus der catholiſchen Kirche eine neue Uebermacht verlieh. Und dieſem Vorwurf ſcheint ſelbſt der Ausſpruch der Geſchichte beizuſtimmen, wenn man ſeine Handlungen durch ihre Würkungen richten will. Hat nicht der Urheber des Edikts von Nantes, indem er die catholiſche Majorität in zu ihrer furchtbaren Uebermacht beſtärkte, die Aufhebung jener heiligen Zuſagen, längſt zum voraus möglich gemacht, vorbereitet, bewürkt?

Aber wie? Nicht ein Theil, nur das Ganze von Heinrichs Handlungsweiſe kann ſeinen Plan rechtfertigen

tigen oder verdammen. Er steht als König zwischen beiden Parthieen. Beider Privatabsichten entschleyern sich fast ohne alle Mäßigung; bei jenen mit der Leidenschaftlichkeit lange zurückgehaltener Gier, bei diesen mit der Schlauheit, besessene Vortheile nicht gegen leere Versprechungen auszutauschen und vielmehr den günstigen Augenblick für reiche Interessen geltend zu machen. Die Eigennützigkeit machte die Gerechtigkeit ihrer Erwartungen gleich; beide Theile hatten sich selbst herabgewürdigt; kaum daß die hugenottischen Ansprüche noch ein Schein von Billigkeit umschimmerte. Heinrich bestimmt sich, frei zwischen beiden, nach dem, was das Ganze an ihn zu fordern hatte. Die Parthie, welche die Ruhe des Ganzen am gewissesten stören konnte, mußte zuerst durch Verzeihung und Wohlthaten entwafnet, durch ihr eigenes Interesse an das, was dem zerrütteten Reiche unentbehrlicher als alles war, gefesselt werden. Allgemeine Sicherheit und Ordnung lernte der unruhigste Liguiste lieben, seit er durch neue Umstürzung der Dinge nur verlieren konnte.

Während der ersten Schritte auf diesem planvollen Wege, bedurfte Heinrich gewiß all seiner Seelengröße, um sein für die Gefühle der Menschheit, Freundschaft und Liebe, auch auf dem Throne noch so offenes Herz zu trösten, wenn er bei jeder Erhebung eines Catholiken seine bisherigen tapfern

Waffen-

Waffenbrüder weiter von Ihm zurücktreten sah, und über Undank und Falschheit murren hörte. Der bitterste Tropfe des Schicksals war für Ihn, wie für jedes theilnehmende Herz, wenn er sich verkannt sah. Die feinsten Züge in den Denkwürdigkeiten seiner vertrauteren Beobachter sind hievon für Ihn Zeuge. Aber die allgemeine Sache blieb sein Erster Gesichtspunkt. Dem Wohl der Nation war er das Opfer seiner Empfindungen schuldig.

Noch mehr. Er war catholischer König. Mochte gleich bei den zu seiner Ueberzeugung zu Mantes veranstalteten Colloquien manche Argumentation durch die politische Nothwendigkeit unwiderleglicher geworden seyn, als durch die logische. Mochte gleich Heinrichs gerader Verstand, von Jugenderinnerungen an la Gaucherie's strengen Religionsunterricht unterstützt, bei sich die Entdeckung festhalten, daß in dem erstaunenswerthen hierarchischen Ganzen des Catholicismus nicht jeder Artikel des Volksglaubens so unentbehrlich sey, als die Polemik gerne wollte. Dennoch war er zu sehr Krieger, um solche Knoten nur mit langsamer Behutsamkeit lösen zu wollen. Gewiß hatte er auch unter der Parthie, welche sich von Religion so ausschließend benannte, als ob nur sie diesen Stein der Weisen gefunden hätte, ähnliche

che Knoten bemerkt oder geahnet. Und überhaupt war Heinrich zu sehr Mann von Wort, als daß er, da er einmal auf diesem Wege sich dem Thron und dem Himmel zugleich zu nähern entschlossen war, nun nicht auch dem Gott des Meßaltars, als ein getreuer Vasall, würklich den Vorzug gegeben haben sollte. Und hielt er dies für biedermännisch; so war dann weder seinem Herzen, noch seinen Einsichten leicht etwas anders zuzumuthen, als daß er die alleinseeligmachende Kirche wenigstens als die alleingebietende, daß der Monarch auf dem Throne auch die Monarchie in den Tempeln zu erhalten für nothwendige Weltordnung hielt.

War er nun aber gleich catholischer König, und was das meiste ist, war er es gleich geworden; so wurde er doch nie König der Catholiken. Auch für die catholische Majorität war er nicht Partheihaupt. Die brauchbarsten unter den Hugenotten blieben zu allen Zeiten an seiner Seite. An eines unveränderlichen Hugenotten (Sully's) Herzen allein ruhete er als Freund aus, wenn er müde genug war, andern nur die verhüllende Mine des Staatsmannes zuwenden zu können. Mit mehr als verzeihender Schonung sah er den unruhigsten Versammlungen und Verabredungen der Hugenotten zu. Es ist unverkennbar, daß er ihnen

nen nicht blos nachgab. Er muß bei ſich ſelbſt ſogar das Ungeſtüm ihrer Anſchläge und Forderungen durch das Mitgefühl entſchuldigt haben, nach welchem er ſich in ihre Lage zu verſetzen wußte, und mit wahrer Menſchlichkeit beurtheilte, daß der Geſichtspunkt einer ſchwächeren Parthie, welche für Gott zu ſtreiten und für ihr ewiges Heil gegen den Antichriſt ſorgen zu müſſen glaubte, nicht aus dem ihnen unbekannten Standpunkt der Regentenpflichten gegen das Ganze gerichtet werden müſſe.

Kaum aber hatte er den Verdacht der Partheiſucht von ſich entfernt, kaum hatte ihn die vereinte Macht ſeines Reichs von den Spaniern, die ſich ſo lange innerhalb der Gränzen Frankreichs zu ſeinen Gebietern aufgeworfen hatten, entledigt, ſo bewies das zu Nantes erneuerte und mit Begünſtigungen vermehrte Edict von Poitiers, daß er auch den zweiten Theil ſeines feſten Königsplans, die möglichſte Feſtſtellung und Sicherung der hugenottiſchen Minorität keinen Moment aus den Augen verloren habe.

Und wie noch viel dauerhafter würde ſie geſichert geweſen ſeyn, wenn erſt Heinrich die Ausführung ſeiner lezten, in die ganze Maſchine von Europa bis zur Unglaublichkeit eingreifenden Plane

erlebt hätte. Plane, die er schon so lange in seinem vielumfassenden Geiste hegte und ausbildete, daß man sie gewiß als den fünften Act betrachten darf, durch welchen in dem Schauspiele seines Lebens Knoten gelöst werden sollten, die freilich, da ihn das Schicksal zu frühe abrief, für den, welcher nur deren entsprechenden Erfolg den Preis zuerkennt, ein unbefriedigtes Räthsel bleiben. Dem Geschichtforscher, welcher die Menschen nach ihrer Selbstthätigkeit würdigt, sind Entwürfe, welche nichts als die Lebenskürze vereitelte, Thaten. Das große Organ Menschenbeglückender Harmonie hatte in wilden Dissonanzen seinen Ton verloren. Sobald nur erst wieder seine nothwendigsten Theile hergestellt und gleichsam aus der Zerrüttung zusammengerafft waren, bedurfte der Künstler nichts so sehr, als ungestörte Muße, die erste Bedingung aller Verbesserungen.

Heinrich hatte die Aufgabe, aus seinem Königreiche ein neu zusammenstimmendes Ganze zu bilden. Zuerst und aufs schleunigste mußte Macht und Zahl wenigstens für die Ruhe gewonnen werden. Gab es hiezu ein schnell würkenderes Mittel, als das allumschlingende Band des eigenen Vortheils? Die innere Ruhe gab bald dem Besieger entkräfteter Provinzen jene furchtbare Stellung,

lung, welcher der ſtolze Spanier mit Zurückgabe alles deſſen, was er in Frankreichs Gränzen zu Verewigung der Unruhen gerne behalten hätte, bis an ſeine Pyrenäen zurückweichen mußte. Sie gab dem Blick der Gerechtigkeit die Kraft, innerhalb des Reichs die auf ihre Verjährung trotzende Partheiſucht der Mißmüthigen und den Aberglauben der einen wie der andern Sekte von den gewohnten Ausbrüchen und Verfolgungen zurückzuſchrecken. Sie ſicherte der Weisheit des Geſezgebers, ſie gewann für die Klugheit der Staatswirthſchaft, das erſte, was ihre unentbehrlichen Plane bedürfen, Gleichförmigkeit und Ordnungsliebe, um die zur Sitte gewordene freche Willkühr durch Vorſchriften zu zähmen, und die Verwaltung der Staatseinkünfte durch uneigennüzige Regelmäßigkeit in den güldenen Mittelweg zwiſchen Verſchwendung und Kargheit einzuleiten. Den an die ſchnelle Entſcheidung durch's Schwert gewohnten Ritter, mußte eben ſo gut, als den unter unbändigen Streifereien verwilderten Landsknecht erſt die geſicherte Ruhe durch eine wohlthätige Abgewöhnung jene harmoniſche Eintracht wieder lieben lehren, welche durch den Sieg herbeigeführt, durch Wohlthaten gefällig gemacht, durch die Zeit befeſtigt, endlich nichts mehr zu bedürfen ſchien, als daß ſie auch durch auswärtige Einwürkungen nicht

mehr gestört werden könnte. Auch fremde Unterstützung der Mißvergnügten mußte also unmöglich gemacht werden. Die Kräfte der innern Ruhe sollten allmählich Heinrichs Arm stärken, um die ausländischen gebohrnen Feinde der Harmonie seines Reichs bis auf den Grad zu schwächen, und durch das Gegengewicht anderer Staaten ihre Uebermacht so aufzuwägen, daß auch sie nur in ihrer innern Erhaltung ihr Glück suchen müßten.

Dies war das Ziel, dessen Erreichung Heinrich sechszehn Jahre lang vorzubereiten Stätigkeit genug hatte. Mittel, die innere Ruhe zu gründen, begannen. Diese selbst war das einzige Mittel, um die wahren Kräfte des Reichs zu sammlen und zu ordnen. Unwiderstehlich sollten diese am Ende zu einem Schlage zusammentreffen, welcher mit einem mal alle äußere Zwietracht für lange Zeiten zu Boden strecken würde. Und dieses Ungeheuers Tod sollte denn das Leben Frankreichs, das Leben des für dauerhafte Ruhe neu geordneten Europa's werden. Denn, was ist Leben der Staaten, als Harmonie ihrer Bestandtheile, um die Gewalt eigennüziger Gesezlosigkeit von innen, und die Uebermacht unersättlicher Eroberer von außen zurückzuhalten, und so den freien, selbsterhaltenden Umlauf der Kräfte zu sichern!

In

In dieſem Punkte concentriren ſich Heinrichs Regierungsthaten. Er fiel, ehe er dieſen Gipfel erſtiegen hatte. Aber das Ziel, wohin ſeine Blicke gerichtet waren, iſt der Standpunkt, aus welchem der Menſchenſchäzer ſeine Plane rückwärts überſchauen muß. Hätte der Schöpfer dieſes Plans den Lorbeer am Ziele gebrochen, ſo würde ihn die Menge mit Beifallklatſchen betäubt haben. Aber raubt auch dem Bogenſchützen ein Zufall im entſcheidenden Augenblick den Kampfpreis, ſo verſagt ihm doch die Billigkeit ihren Beifall nicht, wenn ſie mit geſchärftem Blicke ſieht, daß ihm die ſcharfe Richtung zum Ziele nicht gefehlt habe.

Stellen wir uns dann in dieſen Geſichtspunkt. Heinrichs ſechszehn Regierungsjahre gewinnen dadurch eine Einheit, welche ſelbſt das größte Vorurtheil für die Richtigkeit dieſer Art, ſie zu beurtheilen, erwecken muß. Ihre Planmäſigkeit erfüllt zugleich mit Achtung gegen den Genius, der ſich einen ſo hohen Zweck vorſtekte, die Grundlinien ſeines Gangs mit einer wohlthätigen Divination fernher vorzeichnete, ihnen unter den tauſendfachen Anſtößen der Zeitumſtände die Spuren gereuer Fortſchritte eindrückte, und ſo nahe an der Vollendung nur durch eine höhere Macht aus dieſer

ser Bahn weggerissen werden konnte. Vor ihr verstummen alle Vorwürfe. Aber auch das planvolle Gewebe, dessen lezten Faden sie abriß, das in dieser Idealität zusammenhängende Ganze von Heinrichs Königsthaten und Anstalten bleibt noch sichtbar genug, um selbst gegen ihn Vorwürfe nicht nur niederzuschlagen, sondern aufzulösen und in Rechtfertigungen zu verwandeln.

Inhalt

des zwölften Bandes der hiſtoriſchen Memoires.

I.

	Seite.
1. Der Marſchall von Saint Andre.	1
2. Herr von la Broſſe.	16
3. Der Marſchall de la Vieilleville.	18
4. Der Marſchall von Bourdillon.	36
5. Herr von Chataigneraye.	44
6. Herr von Thavannes.	50
7. Der Marſchall von Biron.	60
8. Sein Sohn.	84
9. Der Marſchall von Matignon.	87
10. Der Marſchall von Aumont.	97
11. Der Herr von Chavigny und der Herr von Vaugnyon.	99
12. Der Marſchall de la Chatre.	100
13. Der Herr von Montſales.	101
14. Der Herr von Lesdiguieres.	104
15. Der Herr von Buſſy.	106
16. Timoleon von Coſſe', Graf von Briſſac.	113
17. Herr von Mercure (Mercoeur).	121
18. Der Marſchall von Bellegarde.	123
19. Herr von Valette.	131
20. Pariſot, Großmeiſter von Malta.	133
21. Herr von la Noue.	141
22. Karl IX. König von Frankreich.	155

II.

II.

Biographiſche Fragmente von den Colonels generaux.

	Seite.
Vorerinnerung des Ueberſetzers.	179
I. Einleitung des Verfaſſers.	181
II. Etymologie des Worts Colonel, und der verſchiedenen militäriſchen Benennungen.	183
III. Von bloßen oder beſondern Colonels von der franzöſiſchen Infanterie.	196
IV. Digreſſion, von katholiſchen Meſtres de Camp.	202
V. Von Glück und Unſtern der Krieger.	206
VI. Fortſetzung von franzöſiſchen Meſtres de Camp.	218
VII. Von den hugonotiſchen Meſtres de Camp.	246
VIII. Herr von Thais, erſter Colonelgeneral bei der franzöſiſchen Infanterie.	265
IX. Von Sergens-Majors.	268
X. Der Herr von Chatillon, zweiter Colonelgeneral von der franzöſiſchen Infanterie.	273
XI. Der Herr von Andelot, dritter Colonelgeneral.	279
XII. Der Herr von Randan, der vierte Colonel.	282
XIII. Der Herr von Martigues, der fünfte.	284
XIV. Der Herr von Andelot noch einmal, als ſechſter.	290
XV. Der Herr von Strozzy, der ſiebente.	294
XVI. Der Herzog von Epernon, der achte.	309
XVII. Von den Colonels generaux bei der franzöſiſchen Infanterie in Piemont.	316
XVIII. Der Herr von Bonnivet, der erſte.	ebend.
XIX. Der Vizdom von Chartres, der zweite.	319
XX. Der Prinz von Conde, der dritte Colonel dieſer Infanterie.	324

Der

Der
Marſchall von Saint Andre.

Wer den Marſchall von Saint Andre', Jacques d'Albon, nicht nach ſeinen Kriegsthaten kennt, und nichts von ihm weiß, als wie üppig und weichlich er lebte, kann ſich nicht vorſtellen, daß eben derſelbe Mann der große Feldherr geweſen ſeyn ſoll, der er doch war: denn er liebte ſtets alle Bequemlichkeit, Wollüſte und Schwelgereien der Tafel. Er war der erſte ſeiner Zeit, der ſolche bei Hof aufbrachte, und nur zu ausſchweifend auf Leckerbiſſen und Delicateſſen von Speiſen, ſowohl an Fleiſch- und Fiſch-Werk als in andern Stücken hielt.

Durch ſchöne prachtvolle Verzierungen mit ſchönen ſeltnen und auserleſenen Möbeln übertraf er ſelbſt ſeine Könige, wie man noch geraume Zeit an verſchiedenen ſeiner Häuſer ſehen konnte, beſonders zu Valery, einem der ſchönſten, reizendſten in ganz Frankreich; und auch nach ſeinem Tod, als ſie zu Paris verſteigert wurden; wo es bald kein Ende nahm.

Unter andern befand ſich dabey ein austapeziertes Zelt mit Vorſtellungen aus der Pharſaliſchen Schlacht, das der Marſchall von Vieilleville kaufte und ſeinen ſchönen Saal zu Duretal damit austapezierte; ein ſchönes und prächtig anzuſehendes Seitenſtück zu den beyden prächtigen Zelten des Königs Franz, die man für unſchätzbar hielt.

Er hatte auch zwei ganz von Gold gewürkte perſiſche Tapezierungen. Ueberhaupt wer zu der Zeit Valery meublirt ſah, konnte die Koſtbarkeit davon nicht genug rühmen und ſchätzen.

Die meiſten dieſer Möbeln gab nachher die Frau Marſchallinn als Wittwe nebſt dem ganzen Valery dem Herrn Prinzen von Conde' ganz unentgeldlich und als freyes Geſchenk, in Hoffnung ihn zu heyrathen. Andre ſagen, es ſey aus Caprice geſchehen. Denn da ſie reformirter Religion war, und die zwiſchen beiderſeitigen Vätern verabredete Vermählung ihrer Tochter, des Fräuleins von Saint-André mit dem Herrn von Guiſe nicht vollziehen laſſen wollte: machte ſie dem Herrn Prinzen dies ſchöne Präſent, um ihn damit zu körnen, daß er ſie, ihre Tochter aber den Marquis von Conti, nachherigen Prinzen von Conde', heyrathen ſollte. — Auf alle Fälle iſt ſo viel gewiß, daß dies ein Geſchenk war, das ſelbſt eine große Kaiſerinn oder Königinn wohl ſchwerlich gemacht haben würde.

Wenn übrigens der Marſchall ſich auf dieſe Art als einen wahren Lucullus an Schwelgerey, Ueppigkeit und Prachtliebe bewies, ſo zeigte er ſich doch im Felde während der Kriege nicht minder groß an Tapferkeit, Muth und Hand als großer General in Anſehen. In ſeiner Jugend wurde er von den Galanten am Hof

in

in allen Stücken hochgeschätzt; so daß der Herr Dauphin ihn zu einem seiner größten Günstlinge empor hob.

Er hatte den Ruhm, sich in der Schlacht bei Cerizoles sehr gut gehalten und mit vorzüglicher Tapferkeit gefochten zu haben. Als er bey dieser Gelegenheit dahin weit vordrang, wo es am heissesten zuging, wollte sich der Herr von Anguien, eifersüchtig auf ihn, eben so gut auszeichnen und sich hineinwerfen. Da man ihm aber den großen Nachtheil vorstellte, den er dadurch seinem Posten und der ganzen Armee verursachen könnte, und ihn an das Beispiel des Herrn von Nemours erinnerte, der in der Schlacht bei Ravenna durch allzu große Kühnheit sein eignes und seiner Gefährten Unglück bewirkte, so antwortete er blos: „nun so macht „wenigstens, daß Saint André auch zurückgeht! —"

Dieser Feldzug erhöhte gar sehr seinen Ruhm und die Gunst, in der er bey seinem Herrn stand. Er wußte sich auch besser darin zu erhalten, als mein Onkel, der Herr von Dampierre, und verlohr, so lang er lebte, nicht das Geringste davon; so klug und einsichtsvoll und guter Hofmann war er. Er wußte sich seinem Herrn stets in allem, was er ihm nur an den Augen ansehen konnte, beliebt und gefällig zu machen.

Als dieser König wurde, machte er ihn daher zu seinem ersten Kammerherrn; was einer der höchsten ehrenvollsten Posten bei dem königlichen Hofstaat ist, weil der Kammerherr mit in des Königs Zimmer schläft und bei seinem Lever und Coucher ist, und also freundlich Gehör bei ihm findet. Er machte auch seine Geschäfte sehr gut in diesem Posten, und erwarb sich dabei hohe Stellen und Würden sowohl, als große Schätze. Er wurde Marschall von Frankreich und kam an die Stelle des Marschalls von Gie', die hier aus guten

Händen in gute Hände kam. Man wunderte ſich jedoch bei Hof, daß er dieſe Stelle, die ſonſt nur den älteſten Rittern zu Theil wird, ſo jung erhielt.

Nach dem zu Boulogne zwiſchen dem König Heinrich und dem jungen König Eduard von England geſchloſſenen Vergleich, ſchickte ihn der König, ſein Herr, an dieſen König Eduard, um den Vertrag feierlich zu beſchwören, und zugleich den Orden zu überbringen, den er ihm mit den gewöhnlichen Ceremonien, die kirchlichen ausgenommen, ertheilte, und dagegen von dieſem König den ſeinigen empfieng, jedoch erſt nach eingeholter Erlaubniß ſeines Herrn, ohne welche er es nicht gewagt hätte, ihn anzunehmen.

Der König von England ſchickte den ſeinigen ebenfalls dem König Heinrich, ſo daß am St. Georgs-Feſt dieſer Orden am Hof von drey Franzoſen zugleich gefeiert und getragen wurde, nämlich von dem König, dem Herrn Connetable, der ihn vom König Heinrich in England, als er noch in deſſen Gunſt ſtand, erhalten hatte, und von dem Herrn Marſchall; ein ſchöner Anblick; denn die Solennitäten ſind ſehr ſchön, ſo wie auch der Orden und der Mantel, nebſt dem Hoſenband, deſſen Einſetzung ſehr alt iſt, und älter als die aller andern, den Savoyiſchen von der Verkündigung ausgenommen, der für den älteſten gehalten wird.

Bey der Abreiſe des Marſchalls von England war zwar Friede zwiſchen dem Kaiſer und dem König; allein der Kaiſer fühlte ſich ſo ſehr, daß er nur auf Gelegenheit lauerte, ihn ſtündlich zu brechen. Seine gute Schweſter, die Königinn von Ungarn, die ſich ſehr nach ſeinen Wünſchen zu richten wußte, war daher äußerſt aufmerkſam auf jede Gelegenheit hierzu, die

die ſich ihr in ihrer Statthalterſchaft in den Niederlanden darbieten könnte. So ließ ſie denn auch eine große Anzahl Schiffe ausrüſten, welche von dieſer Seite das Meer ſtark befahren mußten, und eine Menge Ungezogenheiten gegen unſre franzöſiſchen Schiffe begiengen und ihnen ihren Zwieback, Weine, Munition, ja gar Anker und Seegel abnahmen. Als ſie nun von der Reiſe des Marſchalls nach England hörte, ſo ließ ſie ihre Flotte zwiſchen Calais und Dover kreuzen, damit er nicht überſetzen könnte, ohne durch ſie zu paſſiren.

Er bekam Wind davon, und gieng über Dieppe, wo er zwey bis drei Flämiſche Fahrzeuge blos auf zween bis drei Tage anhalten ließ, in welcher Zeit er hinüber und ans Land getreten ſeyn konnte. Dies wurde ſo geſchickt und artig ins Werk geſetzt, daß nicht Ein Seemann beleidigt, kein Nagel von den Schiffen genommen, noch ein Schiff im mindeſten aufgehalten wurde, ſobald man die Ankunft des Marſchalls in England vernommen hatte.

Die Königinn von Ungarn fußte indeſſen doch hierauf, und ließ ſogleich in allen ihren Häfen alle franzöſiſche Fahrzeuge wegnehmen, und dies blos darum, weil drei ſchlechte Flämiſche nur drei Tage lang aufgehalten worden waren. Sie ließ ihnen die Seegel abnehmen, die Waaren ausladen, das Schiffsvolk wegnehmen u. ſ. w. und gab auf alle Vorſtellungen zur Antwort: dies geſchehe, weil man ihre Schiffe in Frankreich behalten habe; da ſie doch ſchon auf freien Fuß geſetzt waren, und dieſer Beſchlag blos particulär zu Dieppe und aus einer rechtmäßigen Urſache verordnet war, der ihrige hingegen allgemein und ohne allen Grund, noch dazu mit aller Schärfe vollſtreckt wurde. Dieſe Erbitterung erſtreckte ſich ſogar auf die Kaufleute, wel-

che zu Land nach Antwerpen handelten, und denen man, unerachtet ſie mit den Seefahrern nichts gemein hatten, dennoch alle Waaren wegnahm, die ſie auf der Achſe hatten.

Ich übergehe noch andre Ungebühren, deren Erzählung zu weitläufig wäre, welche aber ganz deutlich zeigten, wie gut dieſe Königinn den geheimen Abſichten, Unternehmungen und Planen ihres Bruders, des Kaiſers, zu entſprechen wußte. Man ſagte auch damals, wenn ſie den Herrn Marſchall und ſein Gefolge bekommen hätte, würde ſie ihn feſt gehalten und als einen Günſtling des Königs gar anſehnlich beſteuert haben. So ſehr wird bisweilen das Gemüth hoher Perſonen von Leidenſchaft und Ehrgeiz beherrſcht.

Dieſem wußte nun der Marſchall auf dem Hinweg ſowohl als Heimweg gar weislich zu entgehen, worüber er ſehr gelobt und geſchätzt wurde; nicht aber blos dieſes Falls wegen, ſondern auch wegen mehrerer anderer, die darauf folgten, und in allen ſeinen Feldzügen, wo er nach dem Herrn Connetable ſtets das oberſte Commando hatte, entweder bei der Avantgarde, oder im Hauptcorps, oder aber auf Rückzügen in Nachtrab; denn er war gleich beherzt und einſichtsvoll.

Sehr brav hielt er ſich bei der erſten Verproviantirung von Marienburg, wie auch in der Schlacht bei Saint-Quentin, wo er ſehr rühmlich, mit blutigem Degen, in Gefangenſchaft gerieth, und nachher einer der vorzüglichſten Vermittler des Friedens zwiſchen den beiden Königen war.

Als nachher der bürgerliche Krieg ausbrach, bewies er ſich, — als ein guter ſtandhafter Katholik — ſehr feindſelig gegen die Hugenoten. Er ſoll daher auch das Triumvirat veranlaßt haben. Die Hugenoten

ten haßten ihn deßwegen sehr, und nannten ihn harquebusier de Poran, ohne wohl selbst zu wissen, warum. Er wurde dem Herrn von Andelot entgegen geschickt, um ihm mit seinen Reitern das Einrücken in Frankreich zu verwehren. Er fand ihn aber so stark und in so guter Verfassung auf dem Marsch, daß er ihm blos zur Seite blieb, und auf eine Gelegenheit zum Angriff lauerte, die er aber um so weniger finden konnte, da der Herr von Andelot blos vorrücken und zu dem Herrn Prinzen und Admiral stoßen wollte. Nachdem nun dies bewerkstelligt war, und der Herr Marschall erfuhr, daß sie Corbeil belagern, und so, wie man zu sagen pflegt, Paris aus der Ferne erobern wollten, warf er sich darein, und vertheidigte es so gut, daß sie endlich die Belagerung aufhoben und dagegen vor Paris rückten.

Ich habe von guter Hand, wie denn auch mehrere von uns es glaubten, daß die Schlachtordnung bei Dreux von ihm hergerührt habe. Sie hatte die Form eines halben Mondes; zwischen jedes Bataillon Infanterie hatte er ein Regiment Gensdarmerie gestellt. Der Herr von Guise und der Herr Connetable fanden diese Form schön und gut, und überließen ihm die ganze Anordnung sowohl, weil sie Zutrauen zu seiner Einsicht und Fähigkeit hatten, als weil sie alle drei sich so vollkommen gut verstanden, daß, was der eine wollte, der andere billigte, und nie ein Zwist unter ihnen entstand; — eine große Seltenheit!

Morgens vor der Schlacht, ehe es noch Tag war, kam er ins Quartier des Herrn von Guise, um ihn zu sprechen. Beim Eintritt fragte er den jungen Tranchelion, einen braven Cavalier, der aus dem Zimmer herauskam, was der Herr von Guise mache? — Er habe so eben Messe gehört und sich mit dem

heil. Sakrament verſehen, wolle nun frühſtücken und dann aufſitzen, antwortete Tranchelion.

„Ach Gott!“ — ſagte der Marſchall, wie ich ſelbſt mit anhörte, indem ich juſt auch da war — „Ach „Gott! es iſt ein großes Unglück für mich, daß ich „dieß nicht auch gethan und mich beſſer bereitet habe; „denn mein Herz ſagt mir, daß mir heute was zu„ſtößt.“

Er that dieſen Tag alles, was ein großer General nur leiſten kann, ſowohl durch perſönliche Tapferkeit, als dadurch, daß er überall war, um die nöthigen Befehle zu ertheilen. Nachdem er glücklich durch die groſſen Gefahren der ganzen Schlacht dieſes heißen Tages durchgekommen war, erſchien gegen Abend, da man ſchon alles gewonnen und vorüber glaubte, ein Trupp von fünfhundert Pferden von den beſiegten Feinden, die ſich unter den Herrn la Noue und Avaret wieder geſammelt hatten, und izt auf uns einritten, um noch einmal ihr Heil zu verſuchen und ein zweites Treffen zu wagen; eine in unſern Tagen ganz unerhörte Sache.

Der Marſchall wollte ihnen, nebſt dem Herrn von Guiſe, entgegen gehen, und ließ in aller Eile ſein zweites Bataillenpferd ſuchen, weil er das erſte den ganzen Tag über ſo ſtrapazirt hatte, daß er ihm izt nicht wohl noch mehr zumuthen konnte. Da aber unglücklicher Weiſe jenes weggeritten war *), mußte er dennoch dies wieder beſteigen und ritt muthig ins Treffen. Dem Pferde aber verſagten die Kräfte; es ſtürzte mit ihm, und ehe er ſich wieder aufraffen konnte, wurde er von einem hugenotiſchen Adelichen gefangen genommen, der ihn hinter ſich auf ſein Pferd nahm.

Als

Als er so mit ihm davon ritt, kam ein andrer, Nahmens Aubigny, den der Marschall ehmals beleidigt, ja dessen Güter durch Confiscation an sich gebracht hatte. Sobald dieser ihn hier erkannte, schoß er ihn durch den Kopf, daß er todt niederstürzte.

Man vermißte ihn den ganzen Abend, und die ganze Nacht, bis den andern Morgen gegen neun Uhr, da man ihn denn, nachdem man sorgfältig unter den Todten nachgesucht hatte, in einem kleinen Graben am Eingang des Gehölzes fand, bei welchem das Gefecht vorgefallen war.

Der Herr von Guise bedauerte ihn sehr, und mehr als sich sagen läßt; er war äußerst aufgebracht über einige von seinen Leuten, die ich hier nicht nennen will, daß sie nicht Rede noch Rechenschaft von ihm zu geben wußten, und ihn so ganz aus den Augen verlohren hatten, daß man lange nicht wußte, wo er hingekommen war.

Als er endlich gefunden wurde, sagte jedermann, wer ihn sah, es müsse noch nie ein Mann im Tode schöner ausgesehen haben als er. Eben so dachte ich auch selbst. Von manchen wurde er sehr bedauert, von andern hingegen, besonders von der Königinn Mutter, ganz und gar nicht. Er soll nämlich einst in einer geheimen Berathschlagung des Triumvirats darauf angetragen haben, sie in einen Sack zu flecken und ins Wasser zu werfen; ein Antrag den man äußerst brutal fand. Seiner Königinn, der Gemahlinn seines Königs eine solche Todesart zugedacht zu haben! die ihn doch so sehr geliebt und begünstigt hatte, daß sie sich gewöhnlich, wenn kein Vornehmerer da war, von ihm zum Ball führen ließ; denn der König selbst führt jederzeit seine Frau Schwester.

Uebrigens hatte man den Marſchall ſonſt nie grauſam gefunden. Als er z. B. in den erſten Unruhen Poitiers halb durch Ueberrumplung, von Seiten des Schloſſes, das der Threſorier Pineau im Nahmen des Königs inne hatte, halb mit Sturm eroberte, übte er nicht ſo große Grauſamkeit noch ſo ſtrenge Gerechtigkeit darin aus, als er wohl nach der Meinung Mancher hätte ſollen. Auch in ſeinen Geſichtszügen lag nichts grauſames, denn er war ſehr ſchön und einnehmend, und ſprach ſehr angenehm.

Mit dieſen liebenswürdigen Eigenſchaften verband er einen aufgeweckten Kopf, einen muntern Geiſt, gute Beurtheilungskraft, und einen ſchnellen Blick: Naturgaben, mit denen man in allen Fächern, und beſonders in der Kriegskunſt ſchneller und beſſer lernt und ſich geſchickter macht, als langſame und ſchwerfällige Köpfe. So wurde denn auch der Marſchall ſehr früh ſchon nach kurzer Erfahrung in wenigen Feldzügen ein beſſrer General, als ein andrer, der weit länger beim Handwerk war, und weit mehr Erfahrungen gemacht hat, oft in ſeinen alten Tagen noch nicht iſt. Dies bewies er in allen Poſten die er bekam, und bei jeder Gelegenheit, wo er ſich zeigen konnte; unter andern auch bey dem ſehr merkwürdigen Rückzug nach dem Aufbruch des Lagers vor Valenciennes, bei Quesnoy, wo er die Arrieregarde zu führen hatte.

Nachdem nämlich der König Heinrich lange vergebens vor Valenciennes gelegen, und täglich den Kaiſer Karl zum Treffen heraus gefordert hatte, — der aber nicht Luſt dazu bezeugte, ſondern hinter einem verſchanzten Lager ſteckte, aus dem ihn der Teufel ſelbſt nicht hätte bringen können; — beſchloß er aufzubrechen, und Renty zu belagern, um dadurch den Kaiſer heraus

aus zu locken und dahin zu bringen, wohin er ihn ſo gerne gehabt hätte.

Er marſchirte auch würklich ab, und der Herr Marſchall bekam die Arriereguarde, um blos mit zweitauſend Pferden, zum Theil ſchwerer zum Theil leichter Reiterei, den Abzug zu decken. Er hatte dabei unter ſich den Oberſten, Herzog von Aumale, den Herrn Paul Baptiſt Freguſa, einen alten wackern Officier der leichten Reiterei, den Prinzen von Condé, den Herrn Großprior von Frankreich, den Marquis von Elboeuf deſſen Bruder, Damville, Suze, Saulx und Curſol, alle mit ihre Chevauxlegers-Compagnien.

Außer dieſen hatte er noch den Capitain Langue mit ſeiner Compagnie berittener Büchſenſchützen, welche nie ſchöner in Frankreich geſehen worden ſeyn ſollen: denn er war ein ſehr guter Officier, der ſie gut zu kommandiren wußte, und einen ſehr ſchönen Mann zu Pferd machte. Er war groß, wohlgebaut, ſehr proportionirt, und ſeine Mannſchaft beſtand aus lauter auserleſenen Leuten, gut beritten, auf vortrefflichen Stutzſchwänzen, wovon der ſchlechteſte damals ſeine ſechzig Thaler werth war, und itzt wohl doppelt ſo viel gelten würde. Alle führten dabei gute ſehr große Büchſen mit Schlöſſern (arqueb. a roues) die nie fehlten, ſo wie heutzutage die ſpaniſchen Carabiniers führen. Die Compagnie beſtand aus hundert Pferden, und marſchirte ſtets mit der Cavallerie. Er hatte dies von dem Herrn von Strozzy gelernt, wie der Herr von Guiſe ſagte, welcher den Capitain ſowohl, als die Soldaten ſehr lobte.

Die ſchwere Reiterei dabei beſtand in zwey Regimentern; eins kommandirte der brave edle Herr von Auguien, das andre der Vicomte von Turenne, ein Rit-

ter

ter voll Ehre und Tapferkeit, wie er durch seinen rühmlichen Tod in der Schlacht bei St. Quentin bewies.

Als diese braven Truppen auf dem Marsche waren, entdeckte man bei Quesnoy sechstausend kaiserliche Pferde, unter dem Herzog von Savoyen, welche gerade auf sie zu marschirten. Ihre Plänkler scharmuzirten sogar schon mit den hintersten von unsern Leuten. Der Marschall sah nun wohl, daß die Parthie nicht gleich war, und daß er von der vorausgegangenen Armee, die sich schon weit voran über einen Bach befand, den sie zu passiren hatten, keine Hülfe zu hoffen habe. Er überlegte ferner, die Feinde länger erwarten, hieße sich offenbar zu Grunde richten; setzte er aber eilig über den Bach, so war Schrecken, Unordnung und Verwirrung unter den Seinigen dabei unvermeidlich, die Feinde hingegen mußten Muth bekommen, den Vortheil zu benutzen, mit verhängtem Zügel auf sie einzusprengen, und ihnen in den Rücken zu fallen, indem die Passage so schmal war, daß man nur gebrochen darüber konnte; daher es ganz in der Macht des Feindes gestanden hätte, alles mit ihnen anzufangen, was er nur wollte.

Dies alles wohl überlegt beschloß denn der Marschall schnell, was eben ein Beweis von Geist ist, Fronte zu machen, mit der Mine als wollte er schlagen, und als hätte er ein stärkeres Corps, als die Feinde gesehen hätte. Dies Manoeuvre machte sie würklich irre und unschlüssig, ob sie angreifen oder den Angriff erwarten sollten.

Während sie nun in dieser Unschlüssigkeit die Zeit verstreichen ließen, ließ der Marschall seine Truppen nacheinander hinter der Fronte abmarschiren, so daß die

Feinde

Feinde nichts davon merkten, indem er von Zeit zu Zeit wieder kleine Corps aufziehen ließ, um die entſtandnen Lücken zu decken, wobei er ſich jedoch immer unmerklich gegen den Bach zurückzog. Unter dieſen Hin- und Hermärſchen nun merkten die Feinde lange nichts und was ſie noch mehr irre machte, war dies, daß die Truppen, ſo wie ſie hinüber waren, ſich ſogleich wieder formirten und ſtellten, ſo daß der Feind nicht recht wußte, ob ſie jenſeits oder dießſeits waren, und daher auf die Gedanken gerieth, die ganze Armee ſey wieder da, um zu ſchlagen.

Endlich ſah er doch ganz deutlich, daß unſre ſämmtlichen Truppen hinüber waren, bis auf einige leichte Reiter der Herrn von Saulx, Suze und Curſol, welche immer ſcharmuzirten, bis die unſrigen hinüber waren, worauf ſie ſich ebenfalls in ſchönſter Ordnung bis an den Bach zurückgezogen. Nun ſtürzten zwar die Feinde auf ſie los, fanden aber am Ufer hin poſtirt die Schützen des Capitain Langue, die hier vortreffliche Dienſte thaten, und ſie im Reſpect erhielten.

So hätte man es ebenfalls in der Schlacht bei Saint Quentin machen ſollen, wie ich anderwärts ſchon geſagt habe, und wie auch der Herr von Guiſe gegen die Armee des Grafen von Dhona that.

Die Schützen empfiengen die nachſetzenden Feinde ſo übel mit einem Hagel von Kugeln, daß ſie an ſich hielten, und ſich die Luſt vergehen laſſen mußten, weiter zu gehen. Sie kehrten um, und unſre Leute zogen ſich vollends in der ſchönſten Verfaſſung über den Bach herüber. Dieß Manoeuvre des Herrn Marſchalls wurde ſehr hoch geſchätzt und geprieſen, von den Unſrigen ſowohl als von den Feinden, wie es denn in der That auch alle Bewunderung verdient,

denn

denn ein ſchöner Rückzug wie dieſer, kann ſo ehrenvoll ſeyn als das blutigſte Treffen [2]).

Wenn ſich der Marſchall hier viel Ruhm erwarb und große Ehre einlegte, ſo habe ich auf der andern Seite ſagen hören, daß es den hohen Officiers die hierbei auf kaiſerlicher Seite kommandirten, an Augen, Einſicht, Muth und Kampfluſt gefehlt haben müſſe. Noch dazu, da ſie ſechstauſend Pferde gegen zweitauſend hatten, hätten ſie die Augen und ihren Verſtand weit öfnen ſollen, um ſie wohl zu erkennen, und dann, wenn ſie ihre geringe Anzahl geſehen hätten, mit verhängtem Zügel auf ſie los zu rennen, ohne ſich erſt lange mit kleinen Scharmützeln aufzuhalten.

Indeſſen giebts doch wieder andre, welche die kaiſerlichen entſchuldigen, und ſagen, der Herr Marſchall habe eine ſo vortheilhafte und bequeme Stellung genommen (was eben den großen General beweiſt) oder auch durch Zufall bekommen, daß die Feinde ihn nicht wohl hätten überſehen und ſeine Schwäche beurtheilen und benutzen können.

Dieſe ſchöne That nebſt verſchiedenen andern, überzeugt eine Menge Perſonen, daß er mit Recht zu ſeiner Deviſe den Arm und das Schwerdt Alexanders des Großen genommen habe, wie er den Gordiſchen Knoten zerhaut; wodurch er auf das Mittel deuten wollte, das er für das ſicherſte hielt, und vorzüglich in ſeiner Gewalt hatte, — durch die Kraft ſeines Arms die ſchwierigſten Dinge zu unternehmen und möglich zu machen. Die Umſchrift der Deviſe war:

Nodos virtute resolvo.

Außer dieſen Kriegstugenden beſaß er auch noch andre. So machte er ſich ein Vergnügen daraus, von

der

der Gunſt, worin er bei dem König ſtand, Gebrauch für Männer von Rechtſchaffenheit und Ehre zu machen, denen er durch ſeine Verwendung manche Wohlthaten auswirkte. Ich erinnere mich noch, daß er bei der Zurückkunft von der Belagerung von Metz, meinem nachgebohrnen Bruder, der Capitain Bourdeille, aus der königlichen Schatulle zwölfhundert Thaler (ſo viel als gegenwärtig dreitauſend) verſchaffte, weil er bei einem Ausfall auf das Lager des Markgrafen Albrecht, drei ſtarke Schußwunden bekommen hatte, zwo in den Hals und die dritte in den Arm, woran er ohne den Beiſtand des Meiſter Doublet geſtorben ſeyn würde. [1]).

Dieſer groſſe Marſchall verdiente auch würklich gar wohl die Gunſt, worinn er bei ſeinem Herrn und König ſtand. Wenn er gleich auch zu ſeinem eignen Vortheil Gebrauch davon machte, ſo verwendete er ſie doch dabei auch zum Beſten braver und tapfrer Leute. Daher hatte er denn gewöhnlich ein ſtärkeres Gefolge als irgend ein andrer Herr oder Prinz damals am ganzen Hof, und zwar von den wackerſten Männern. So befanden ſich z. B. darunter der Graf von Saur, welcher Lieutenant bei ſeinen Gensd'armes war, nachher Hugenot wurde, in der Schlacht bei Saint Denis blieb, und den Ruf eines ſehr braven edelmüthigen Herrn hinterließ; die Herrn von Montſales, de la Chatre, d' Avaret, Lenoncourt, Pardillan, Rongaumont, Ruffel genannt Saint-Brice, des Puneaux, Jurignat, Duſſal, Sennor Camillo, de Fere Villeclair, Bourg, Rouvray, und noch eine Menge andrer Perſonen, deren Nahmen mir itzt nicht alle beifallen.

Der

Der Herr de la Broſſe.

Der Herr von Guiſe verſicherte mir einſt, er hätte die Stelle des Herrn Marſchalls von Saint-Andre dem wackern Herrn de la Broſſe zugedacht, wenn dieſer nicht ebenfalls in der Schlacht bei Dreux geblieben wäre; denn er liebte und ehrte ihn gar ſehr. Er verdiente es aber auch, als ein Ritter von Ehre und ohne Tadel. Obſchon der Herr von Guiſe ein ſehr großer Feldherr war, zog er dennoch jederzeit dieſen guten ehrwürdigen Greis zu Rath, wodurch er ihn meines Erachtens für einen ſehr geſchickten General erklärte.

Er war der ſanftmüthigſte freundlichſte Krieger den man nur ſehen konnte, kommandirte auch ſo liebreich, und brachte ſeine Erinnerungen mit ſolcher Sanftmuth und Gelaſſenheit an, daß jedermann ihn darum noch höher ſchätzte. Er war hierin ganz das Gegentheil von ſeinem Collegen, dem Herrn von Sanſac, der der größte Polterer im Krieg ſowohl als auf der Jagd war. Eben ſo war er höflich gegen jedermann, und zugleich ſo unterhaltend, daß man allemal Nutzen aus ſeiner Geſellſchaft ſchöpfen konnte.

Morgens vor der Schlacht bei Dreux, wie ich mich noch wohl erinnere, als man bei der ſtrengſten Kälte ganz früh die Schlachtordnung ſtellte, kam dieſer wackre Mann vor dem Herrn von Beaulieu und mir vorüber. Wir grüßten ihn und nahmen ehrerbietig den Hut vor ihm ab, worauf er den ſeinigen ebenfalls

falls abnahm, und sagte: „Wie, meine Herrn, bei „dieser großen Kälte nehmen Sie noch die Hüte „ab?“

„Und wer verdiente diese Ehrerbietung besser, sagten wir, als Sie, einer der ehrwürdigsten ältesten Ritter bei dieser Armee!“

„O meine Herrn, erwiederte er, ich bin nur „der geringsten einer. — Ich weiß nicht, setzte er „hinzu, wie es mit der heutigen Schlacht werden wird; „aber mein Herz sagt mir daß ich darin bleiben wer„de. Nun ich habe so schon zu lang gelebt für mein „Alter; es steht mir fein, noch die Lanze zu führen und „blutig zu machen, statt daß ich zu Haus sitzen und „Gott wegen meiner Fehler und Jugendsünden um „Vergebung bitten sollte!“ —

So verließ er uns, indem er zu dem Herrn von Guise mußte. Dieser wollte ihn stets um sich haben, wenn sie irgend Muße dazu hatten, sich die Zeit miteinander zu vertreiben. Da konnten sie denn ganze Nachmittage miteinander à la kenguenon du tablier spielen und dabey ihre kleinen Händel ausfechten, wenn sie welche hatten, wobei immer einige witzige, schöne Reden und Sentenzen fielen, aus denen die Anwesenden Nutzen und Belehrung schöpfen konnten.

Der Tod hätte allerdings dieses ehrwürdigen Greises schonen sollen, wenigstens noch auf ein Jahr, damit er in einem Posten hätte sterben können, den er vollkommen verdiente, nämlich als Marschall von Frankreich, wovon er den Gehalt schon von der Zeit an bezog, da er nebst dem Herrn von Sansac dazu erwählt wurde, um die Person des Königs Franz II. zu seyn. Er starb aber sehr ehrenvoll in der Schlacht

nahe an achtzig Jahren. Dieser Tod war im Grunde noch ehrenvoller für ihn als jene Stelle, wenn er sie noch erlebt hätte.

Ich habe sagen hören, daß er sich sehr spät, ja erst in seinem dreißigsten Jahr den Kriegsstand gewidmet hatte. Er brachte es aber dennoch noch so weit, daß er der vornehmste Rathgeber des Herrn von Guise wurde. Er war Gouverneur des Herrn Herzogs von Longueville, von der Frau von Longueville, welche nachher Königinn von Schottland wurde. Er selbst wurde ebenfalls dahin geschickt, wo er sehr wohl diente.

Der
Marschall von Vieilleville.

Er war lange nicht am Hof gewesen, sondern hatte sich stets in seinem Gouvernement Metz aufgehalten, kam aber just so zu rechter Zeit nach Hof, daß er kaum fünf Wochen dort war, als die Königinn, die ihm schon lange her sehr gewogen war, beim Tod des Marschalls von Saint Andre Gelegenheit nahm, ihm diesen fetten Bissen zuzuwerfen.

Man erwäge hiebei den Gang menschlicher Schicksale, und die Launen des Glücks. Der Marschall von Saint Andre war in seinem Leben der Beförderer des Herrn von Vieilleville, denn er machte ihn zuerst zum Lieutenant bei seinen Gensd'armes, war ihm weiter behülflich und brachte ihn endlich auch bis zum

Orden

Orden und zum Gouvernement von Metz. Nun ſtarb er und vollendete dadurch noch Vieilleville's Größe, indem dieſer dadurch Marſchall von Frankreich wurde.

Man wunderte ſich, daß er es wurde. Er war es ehe man ſichs verſah. Nicht als ob ers nicht gar wohl verdient hätte, ſondern weil er damals ſtark in Verdacht der neuen Religion war, der er in ſeinem Gouvernement Metz bei ihrem Umſichgreifen gar ſehr durch die Finger geſehen hatte. Recht gut hätte er es verhindern können, wenn er nur gewollt hätte. So aber war er ſo ſehr für ſie eingenommen, daß er ſogar ſeine zweite Tochter den Herrn von Lys aus Lothringen, einem entſchiednen Hugenotten, gab; was damals ſtarkes Aufſehn verurſachte, indem dergleichen Verbindungen in jenen Zeiten noch nicht ſo gewöhnlich waren.

Der Marſchall kam auch in der Folge ſehr in Verdacht, als der Herr Prinz von Conde ſich von Noyers mit dem Herrn Admiral nach la Rochelle flüchtete, auf welcher Flucht noch mehrere ihrer Glaubensgenoſſen ſie begleiteten, alle aber ſehr ſchwach und zerſtreut und einzeln, wie arme herumirrende Flüchtlinge, oder wie der Spanier ſagt: como Moros desgaciados sin rey! (wie geſagte Mohren ohne König.) Sie verglichen ſich ſelbſt daher mit den Kindern Iſrael auf ihrer Flucht aus Egypten [4]).

Der Marſchall von Vieilleville war damals zu Poitiers, wohin ihn der König beordert hatte, ließ aber den Prinzen nur zehn Meilen davon ganz ruhig vorüberziehen, unerachtet die Herrn du Lude und Montſales, tapfre Kriegsmänner, ihm um Erlaubniß anlagen, ihn anzugreifen, da ſie denn leicht mit ihm fertig worden wären. Der Marſchall hielt ſie aber zurück, und ſagte, er habe keine Ordre hiezu vom Kö-

nig, und erwarte ſie erſt durch einen Courier, den er ſogleich nach Hof geſchickt hatte, als er von dem Prinzen durch deſſen Fähnrich, Capitain la Trape aus Gaſcogne einen Brief erhielt, worinn er ihm ſchrieb, er möchte ſich durch ſeinen Durchzug nicht in Unruhe ſetzen laſſen. Er habe ſich genöthigt geſehen, ſeinen bisherigen Aufenthalt, wo er beinahe gefangen genommen worden wäre, zu verlaſſen, um ſich an einen ſichern Ort zu flüchten, nach Rochelle nämlich, von wo er ihm weitere Nachricht von ſich geben würde, ſo wie auch dem König. Denn ſein einziges Verlangen gehe dahin, als ein unterthäniger Diener Sr. Majeſtät, in irgend einem Winkel Frankreichs, ſo gut er könnte, in Sicherheit und Friede zu leben.

Der Marſchall nahm dies für gute Münze, und ließ darum die Herrn du Lude und Montſales, nebſt einen ſehr ſchönen Adel aus Poitou, nicht aufſitzen, denen es ſehr wehe that, eine ſo ſchöne ſo bald nicht wieder kommende Gelegenheit, nicht beſſer benutzen zu dürfen. Sie ſahen wohl voraus, wie es kommen würde. Denn ſobald der Prinz Rochelle erreicht und die Truppen aus Angoumois, Xaintonge und Poitou, nebſt deren Chef, dem Grafen von la Rochefoucault, an ſich gezogen hatte, ſchrieb er dem Marſchall wieder: er ſei ſo lange gelaufen, als er Grund unter ſich gefühlt habe zu Rochelle aber habe er die See vor ſich gefunden. Da er nun kein guter Schwimmer ſey, habe er ſich genöthigt geſehen, umzukehren, und wieder Land zu gewinnen; nicht mit den Füßen, wie vorhin, ſondern mit den Händen. Er werde ſich nun gegen ſeine Feinde vertheidigen.

So fieng denn der Prinz den Krieg wieder an, der aber ſein letzter war, und ſo tauſchte er den Mar-

ſchall

ſchall, der darum eine Zeitlang von dem König und von Monſieur ziemlich ungnädig angeſehn wurde, weil er eine ſo ſchöne Gelegenheit vernachläſſigt hatte, wobei man die ganze Schuld auf ſeine Neigung für die hugenotiſche Partei ſchob.

Manche ſagten zu ſeiner Entſchuldigung: er ſei mehr politiſch als religiös geweſen, und habe die Unruhen nicht vergrößern, ſondern alles in Güte ausgleichen wollen. Damals machte man ſich ſehr luſtig über dergleichen Politiker; denn was man auch für Ordnung einzuführen und feſtzuſtellen ſuchte, ſo kehrten ſich doch die Hugenoten, wenn ſie ihre Zeit erſehen, an keine Ordnung, ſondern griffen zu den Waffen und empörten ſich ſo ſehr als je.

Der Marſchall erwarb ſich indeſſen doch groſſes Lob durch ſeine Unterhandlung zu Rouen. Der König hatte ihn dahin geſchickt, um die öffentliche Ruhe und Sicherheit zu erhalten, weil immer Aufruhr und Zwietracht daſelbſt vorfiel, ſowohl durch Volksbewegungen als auf Anſtiften des Herrn von Villebon, ihres Baillif.

Dieſer Herr von Villebon war ein ſehr eifriger und unruhiger Katholike, übrigens aber ein alter, gedienter guter Officier, der ſich in den auswärtigen Kriegen ſehr brav gehalten, und den Feinden ſtarken Abbruch gethan hatte. Man nannte ihn auch den Capitain boute-feu, welchen Nahmen er bekam, weil er ſich ſo daran gewöhnt hatte, Parteiführer zu ſeyn, daß er ſichs nicht mehr abgewöhnen konnte; daher man ihn auch immer an die Spitze ſtellte, wenn von irgend einer frechen Unternehmung die Rede war.

Hierüber bekam der Herr Marſchall einſt mit ihm in ſeiner Wohnung einen Streit, welcher ſich ſo

ſehr erhitzte, daß der Herr Marſchall endlich die Geduld verlohr, und beide mitten in der Geſellſchaft von leder zogen, wobei der Marſchall dem wackern Mann eine Hand abhieb.

Es entſtand hierüber ein groſser Lärm unter dem Volk, das bewaffnet herzu eilte, um den ſeinem Herrn Baillif zugefügten Schimpf zu rächen. Beinahe wäre auch würklich ein völliger Aufruhr darüber zum Ausbruch gekommen, wenn der Marſchall nicht die Geiſtesgegenwart gehabt hätte, dem Haufen mit ſeiner Garde und beherzten Worten die Spitze zu bieten, worauf der ganze Tumult ſich legte, wozu noch die Bemühungen mehrerer ruhigen Bürger das ihrige beitrugen.

Nicht nur bei dieſer Gelegenheit, ſondern auch überhaupt ſonſt noch vor ſeiner Abreiſe von Rouen, ſtellte er ſo gute Ordnung und Policey darinn her, daß nie wieder ſo viele Spaltungen, Händel und Empörungen entſtanden, als man ſonſt dort zu erfahren gewohnt war. Der König und die Königinn waren auch ſehr vergnügt darüber.

Er hatte ſich zu allen Zeiten in dem Ruf eines braven und tapfern Mannes behauptet, daher man auch bei Hof zu ſagen pflegte:

„Chataigneraye, Veilleville et Bourdillon
„Sont les trois hardis compagnons.

Bei dieſer Kühnheit und Tapferkeit war er der Mann für groſse Geſchäfte, von gebildetem feinem Geiſt, wie er auch bey Hof dafür gehalten wurde. Er wurde als Geſandter an den Kaiſer Ferdinand geſchickt, und richtete ſeinen Auftrag ſehr gut aus, wie auch das Geſchäft erforderte, das zum Theil die von dem König

inne-

innebehaltenen Reichsſtädte betraf, welche die Teutſchen immer zurück verlangten. Er beendigte dieſe Reiſe zu groſſer Zufriedenheit des Kaiſers; auch zu ſeiner eignen: denn er brachte ein ſehr ſchönes und groſſes Buffet von vergoldetem Silber mit, wie ich bei ihm geſehn habe.

Er wurde auch an die Schweizerkantons geſchickt, welche ein wenig in der Treue gegen unſern König wankten; theils verführt durch den groſſen König Spaniens, der ihnen groſſe Anerbietungen machen ließ, theils auch, weil ihnen ihr rückſtändiger Sold und Gehalt ſo lange nicht ausgezahlt wurde. Der Herr Marſchall machte ſeine Sache ſo gut, daß er den Streich abwendete, und die Allianz wieder aufs neue feſter als je knüpfte, was nachher bei einer andern Gelegenheit, da ſie abermals zu wanken anfiengen, der würdige Mann, Herr von Bellievre, abermals zu bewirken wußte.

Dieſe Allianz iſt in der That eine ſehr gute und nothwendige Sache für Frankreichs Monarchen, ſo daß man ſich ihre Dauer und Unterhaltung ſehr angelegen laſſen ſeyn muß. Ich hörte darüber einſt den Herrn Connetable ſagen: die Könige von Frankreich hätten zwo Allianzen, von denen ſie ſich nie um keinen Preis in der Welt trennen ſollten, nämlich die mit den Schweizern, und die mit dem Groß-Türken.

Eine derſelben koſtet freilich mehr als die andre; weil die Schweizer von ihrem Gehalt groſſe Summen nach Haus ſchaffen; denn ſeit den beiden Schlachten, die der unvergleichliche Herzog Karl (der Kühne) von Burgund bei Murten und Granſon gegen ſie verlohr, bekamen ſie ſolchen Geſchmack an dem Geld, das ihnen dabei zur

Beute wurde, daß sie nach der Hand immer wieder welches zu haben lüsteten, da sie zuvor nicht sonderlich Gebrauch davon gemacht hatten. Unsre Könige wußten auch seither dies Lüstchen immer zu befriedigen und zu unterhalten.

Alles wohl überlegt lassen sie indessen immerhin von dem, was sie bekommen, wenigstens so viel im Lande, als sie nach Haus nehmen. Die Soldaten nämlich, bei ihrer Disciplin und guten Ordnung, bezahlen alles baar, leben sehr bescheiden, und erlauben sich keine Räubereien noch Plackereien. Dabei sind sie gewohnt gut zu leben, und immer ihr gutes Glas Wein zu trinken, wenn auch die Kanne einen Thaler kosten sollte. So lassen sie denn leicht wieder so viel ausgehen, als sie einnehmen; die Obersten und die Hauptleute ausgenommen, welche freilich das meiste gewinnen. Es sind aber auch bloß die an diese gegebenen großen Pensionen, die alles verderben.

Was die Türken betrifft, so machen die uns freilich keinen solchen Aufwand nöthig: denn wir brauchen ihnen nichts zu geben, sondern bekommen eher noch von ihnen. Der französische Gesandte bei der Pforte des Großherrn zu Constantinopel wird dort mit seinem ganzen Hof freigehalten, in allem was zum Unterhalt gehört, bis auf den Haser für seine Pferde hinaus, und dies alles in solchem Ueberfluß, daß zwei Haushaltungen, wie die des Kaisers, genug daran hätten. So habe ichs von dem Herrn Connetable gehört, und von einer Menge Gesandten, die dort herkamen, wie la Vigne, Dolus, Petremol, Grand-Champ, Germigny, von Dax, seinem Bruder, dem Abe de l'Isle, (nachher ebenfalls Bischoff von Dax) und noch von andern.

Auch

Auch die Herrn, die unter Barbaroſſa und Dragut und andern unſern Königen zu Hülfe geſchickt wurden, hielt ihr Heer ſtets frei, ſo daß der Dienſt, den ſie unſerm Monarchen leiſteten, dieſen nicht einen Dreier koſtete, wie man zu Rizza, Corſica und anderwärts geſehen hat. Denn der Groſsherr verabſcheut nichts ſo ſehr, als wenn man ſich herausnehmen will, ihm zu geben.

So habe ich z. B. in einem alten Buche von der Eroberung der Inſel Rhodus geleſen, daß der Groß-Vezier, als er, aufs Aeuſerſte gebracht, ſich auf Capitulation über die Uebergabe einlaſſen mußte, dem Achmet Baſcha eine beträchtliche Summe für die Kriegskoſten des Groſsherrn anbieten ließ, die aber der Baſſa unwillig ausſchlug, mit dem Bekeuten, daß dergleichen Reden und Geldgebote bei Leib und Leben nicht gegen ſeinen Herrn gebraucht werden dürften, indem er mehr auf die Ehre als auf alle Güter der Welt ſehe. Man kann hierbei die Hoheit ſowohl als den Stolz dieſes groſsen Inſulen erwägen und bewundern.

Kleinigkeiten nahm er indeſſen doch an, ſo wie auch ſeine Nachfolger, wenn ſolche von beſondrer Schönheit und Kunſt waren, vorzüglich ſchöne Uhren. Sie waren alle groſse Liebhaber hievon.

Die Baſſen und Groſsen ſeines Hofs hingegen, die als Türken von Natur habſüchtig ſind, nehmen alle Hände voll. Man darf nur den groſsen König von Spanien darum fragen, der, wie ich von dem ſeeligen König (Heinrich III) habe ſagen hören, alljährlich den Groſsen bei der Pforte mehr als achtmalhunderttauſend Thaler Penſion giebt, um den ſeit zehn bis zwölf Jahren geſchloſſenen Waffenſtillſtand aufrecht zu halten. Sonach kömmt ihm ſolches, Dank ſey es den Empörungen in Flandern, ſehr theuer.

Unsre Französischen Könige haben dies noch nie gegen sie gethan, vielmehr müssen sie es gegen uns, denn sie haben in irgend einer Ecke ihres Korans gefunden, daß ein König von Frankreich sie dereinst stürzen sollte. Deswegen fürchten sie uns und suchen sich unsre Freundschaft zu erhalten.

Diese Allianz wurde indessen ehmals unsern Königen zum Vorwurf gemacht, und wirds noch von den Kaiserlichen, Spaniern und andern christlichen Fürsten. Der Herr von la Noue hat in seinen Memoiren [1]) eine sehr schöne Abhandlung darüber, ob wohl eine solche Verbindung rechtlich seyn könne. Da er nun diese Materie ziemlich gut abgehandelt hat, so will ich nach einem so großen General und einsichtsvollen Mann mich nicht auch noch an ihre Untersuchung wagen, sondern beziehe mich auf ihn.

Dies muß ich indessen doch noch anführen, daß der Herr Connetable, ein sehr gewissenhafter Herr, sagte, es sey für unsre Könige äußerst nothwendig gewesen, sich der Macht des Türken zu bedienen, ohne welche ihre Angelegenheiten sehr schlecht gegangen und von dem Kaiser übel mitgenommen worden seyn würden. Gegen Wölfe müsse man sich der Hunde bedienen. Ja der Kaiser selbst, der doch izt den meisten Lärm darüber mache, habe sich in seinen Kriegen protestantischer und ketzerischer Soldaten und Landsknechte mit Nutzen bedient, und — zwischen Türken und Ketzern, sagte der Herr Connetable, sey doch kein großer Unterschied.

Dies ist ein Satz, den ich wohl sonst schon von einigen Theologen behaupten hörte, besonders von dem Herrn von Sainte-Foi, nachherigem Bischoff von Rieves, der einst vor dem König, der Königinn und dem

ganzen

ganzen Hof diesen Satz ausführete, und mit den Worten beschloß: er wollte hundertmal lieber ein Türke, als ein Ketzer oder Hugenot seyn. Ich weiß nicht, ob er anders woher dazu aufgefordert, und diese Behauptung ihm von jemand in den Mund gelegt worden war, oder ob er sie aus heiligen theologischen Gründen heraus fand; ich sah aber, daß der größte Theil der Versammlung sich über dies Wort sehr ärgerte. Der Herr von Strozzy, der Herr von Combaulte, nachheriger erster Haushofmeister des Königs und ich, die wir just zusammenstanden, wurden, unerachtet wir uns als junge Leute sonst so wenig um den Türken, als um Hugenoten bekümmerten, dennoch sehr durch diese Aeusserung befremdet, so wie auch Gelehrtere, als wir. Ich stelle es unsern großen Doctoren von der Sorbonne und ihrer Weisheit anheim.

Soviel ist indessen auf alle Fälle richtig, daß der Kaiser wohl die kleinen Splitter in den Augen anderer sah, den großen langen dicken Balken in seinen eignen Augen aber nicht gewahr wurde. Machte denn nicht er selbst Waffenstillstand mit dem Großherrn, über dessen Bruch dieser sich nachher äußerst entrüstete, und den Krieg grausamer als je fortsetzte, so daß der Kaiser sich genöthigt sah, demüthige Entschuldigungen deswegen bei ihm machen zu lassen, die keineswegs einem großen Kaiser gleich sahen, und durch die er sich wirklich Schaden that, indem Worte bisweilen so nachtheilig sind als Werke. Hätten unsre Könige sich so vor dem Großherrn gedemüthigt, wie würde der Kaiser dies aufgefangen und bespöttelt haben!

Eben würde ich hier die starken Gründe anführen, die der Kaiser hatte, sich über den König Franz zu beschweren, der ihn um so schöne Gelegenheiten, den Türken hart mit zu nehmen, ja ganz zu Grunde zu richten,

ten, brachte, besonders bei der Expedition gegen Goletta und Tunis, wo er den Krieg in Piemont und Savoyen anspann; was freilich nicht hätte geschehen sollen, und was der Kaiser auch dem Pabst und dessen ganzen Consistorium wohl vorzustellen wußte.

Auf der andern Seite hingegen hatte der König wohl eben so große oder noch größere Ursache, sich über ihn zu beschweren, als Rhodus belagert war. Der König wäre so herzlich gern zu Hulfe gekommen, daß er wirklich in seinen Seehäfen Marseille und andere in Provence jedermann aufforderte und befehligte, nichts zu sparen, um den wackern Leuten, die dort eingeschlossen und aufs Aeußerste gebracht waren, beizustehen. Allein damals machte man ihm durch den Krieg zu schaffen, den man in seinem Staat Mailand gegen ihn führte, und in welchem man ihm auch dies Herzogthum abnahm, wobei der Pabst selbst mit unter der Decke steckte.

Es zeigten sich auch sonst noch mehrere vortheilhafte Gelegenheiten, gegen den Türken auszuziehen, und der große König Franz sagte immer, der Kaiser könne nicht sobald den Fuß im Bügel haben, um gegen sie zu Feld zu ziehn, als er schon im Sattel sitzen wolle, indem er nichts sehnlicher wünsche, als dies. Allein der Kaiser machte ihm immer wieder einen Strich durch diese schöne Rechnung, und verhinderte immer die Aeusserungen und Wirkungen seines guten und heiligen Eifers.

Ich erinnere mich hierbei, was mir einst eine sehr hohe Person von einigen heutigen Hugenoten, jedoch nicht von allen, sagte, oft hörte ich, daß sie nichts so sehr wünschten, als den Krieg gegen die Spanier, indem sie dazu wie zu einem Brand

herbei

herbei eilen würden. In der That waren sie jederzeit sehr geschäftig, den König dahin zu bringen, daß er den Krieg mit Feuer und Schwerdt, und nicht wie bisher, wie ein Fuchs, führen sollte. Allein kaum war der Krieg erklärt, so ließen sie ihn im Stich, hielten in Einem Jahre mehr Synoden, als in Teutschland, Frankreich, England, Flandern und Genf nicht in zwanzig Jahren gehalten worden sind, und machten darauf übertriebene Forderungen an den König. Sie wollten die Zeitumstände benutzen, um im Trüben zu fischen. Nur wenige von ihnen unterstützten daher den König bei der Belagerung von Amiens, wo es doch darauf ankam, den Feinden den Einbruch ins ganze Reich zu verwehren. Hätten sie sich nicht damit aufgehalten, und wären sie, wie einige wackere sehr brauchbare Männer nach Pflicht thaten, dem König zu Hülfe gekommen, so hätte der Spanier übel wegkommen sollen. So sollten der Katholike und der Hugenot sich unter einander verstehen und vertragen; alsdann sollte man schöne Thaten und Früchte davon sehen.

So machte es der Kaiser gegen den König Franz, und als er ihn auf dem Punkt sah, gegen den Türken los zu brechen, brach er eine Ursache vom Zaun ab, und vereitelte sein schönes Vorhaben, indem er selbst ihn mit seiner ganzen Macht anfiel. Unser König sah einen so großen Kaiser, das teutsche Reich, Italien und Spanien gegen sich bitter und stark verbündet: blieb nun ihm, der gegen die andern alle schwach und ohnmächtig war, etwas anders übrig, als Hülfe herzunehmen, wo er sie bekommen konnte, indem es doch erlaubt ist, sich und das Seinige auf alle Weise zu retten.

Er nahm also seine Zuflucht zum Türken, der, wie ich von dem Baron de la Garde gehört habe,

be, ihm die erſten Anträge dazu thun ließ, ehe noch der König ihn darum angegangen hatte; denn er fürchtete, der Kaiſer, der ohnehin ſchon ſo mächtig war, möchte ſeine Macht ſo ſehr vergrößern, daß er alles von ihm zu befürchten hätte.

Wenn man nun in Erwägung zieht, wie wenig Schaden unſre Könige durch dieſe Allianz mit dem Türken der Chriſtenheit zugezogen, wie großen Nutzen ſie hingegen dadurch bewirkt haben, ſo wird man finden, daß ſie keineswegs ſo ſchädlich war, als man ausgeſchrieen hat. Denn man merke einmal auf alle Flotten, die ſie dem König zu Hülfe ſchickten, ob in Ländern chriſtlicher Fürſten der mindeſte Schade und Raub durch ſie verübt wurde, die des Kaiſers und einiger ſeiner Verbündeten ausgenommen, wozu man doch wohl guten Grund hatte.

Erwägen wir ferner den groſſen Dienſt und die große Wohlthat, die der König Franz der ganzen Chriſtenheit erzeigte, indem er den Sultan Soloman abhielt, das heilige Grab zu Jeruſalem zu zerſtören, das er aus Caprice von Grund aus vernichten wollte. Der König Franz allein hielt ihn durch Bitten und nachdrückliche Vorſtellungen davon ab, und ihm zu lieb unterließ es Solyman. Dies iſt doch kein Kleines, die Zerſtörung des edelſten, ſchönſten, heiligſten und berühmteſten Denkmals abgewendet zu haben, und nie iſt noch der Chriſtenheit ein ſo ausgezeichneter Dienſt geleiſtet worden, noch wird je wieder ein gleicher geleiſtet werden.

Wie viele arme Chriſten endlich ſind nicht durch die Verwendung unſrer Könige aus den Feſſeln befreit worden. Wer rettete die von Tripolis, als der Herr von Aramont, der auf ſeiner Durchreiſe nach ſeinem Geſandt-

Gesandschaftsposten in Constantinopel den Vergleich darüber schließen half? Ohne ihn wären sie alle verlohren gewesen, er hingegen brachte sie frisch und gesund nach Maltha. Der Großmeister Almeida aber, ein Spanier, und kein Freund der Franzosen, war, nebst den kaiserlichen Commenthurs und Rittern, so undankbar für diese Wohlthat, daß sie ausprengten, er habe ein Verständniß mit dem Bassa, und habe unsre Christen in Tripoli muthlos gemacht, und besonders den Commendanten Villiers, einen sehr braven und würdigen französischen Ritter, beredet, sich zu ergeben. Als wenn Stadt und Schloß Tripoli sich hätten gegen eine so mächtige Türkische Armee halten können, die mit wenigstens hundert Kanonen und mit Munition zu zwanzigtausend Schüssen davor lag! Der arme Ritter wurde darüber arretirt und kam in große Verlegenheit; man erkannte aber nachher die Wahrheit, und daß der Herr von Aramont diese braven Ritter und andere Soldaten rettete, die ohne ihn alle zu Sklaven gemacht worden wären.

Wer rettete noch kürzlich die wackern Ehrenmänner, die Venetianer, daß sie nicht auch die Insel Candia eben so verlohren, wie zuvor die Insel Cypern? Wer anders, als unser König Karl, der den großen, ja den größten Staatsmann seines Standes, den Herrn von Dax, aus dem Hause Rosilles in Limosin abschickte, den sich die Venetianer vor allen andern vom König ausgebeten hatten, weil sie ihn als einen sehr geschickten Mann füs diesen Gesandschaftspoßen hatten kennen lernen *).

Um ihr gänzliches Verderben abzuwenden, schickte der König den Herrn von Dax nach Constantinopel, mit dem Auftrag, dem Türken wohl ans Gewissen zu reden, und ihn von diesem Vorhaben abzubringen.

gen. Er vollbrachte auch wirklich dies Geſchäft geſchickt und brav; denn er führte eine ſehr nachdrückliche Sprache, wie er mir bei ſeiner Zurückkunft ſagte, und wie ich ihn auch dem König verſichern hörte, daß er ſo dringende und ſtarke Vorſtellungen gemacht habe, bis er endlich durchgedrungen, den ganzen Plan rückgängig gemacht und den Frieden ausgewürkt habe.

Es iſt auſſer Zweifel, wie er mir auch ſelbſt ſagte, ohne den König, daß ohne ihn und ohne ſeine Unterhandlung die Venetianer zu Grund gerichtet, und Candia, nebſt den übrigen Plätzen auf ihren Inſeln verlohren waren, worauf es nach und nach auch an die übrigen auf dem feſten Land gekommen ſeyn würde. Warum hätte auch der Turke dies nicht thun ſollen, da er ſo leicht ganz Cypern erobert, unerachtet ſich Nicoſia und Famagoſa ſo gut als möglich hielten.

Auch hierin leiſtete alſo der König abermals durch ſeine Verbindung mit dem Groſſherrn der geſammten Chriſtenheit einen wichtigen Dienſt, wenn es auch weiter nichts wäre, als daß dadurch eine Menge Chriſtenſeelen gerettet wurden, die man weggenommen, in Feſſeln geſchlagen und wie Vieh auf dem Markt zu Conſtantinopel verkauft hätte, wie ſie es mit Cypern machten, wo der Herr von Dax eine Menge verkaufen ſah.

Dieſer Herr von Dax hatte, ſo lang er dieſen Geſandſchaftspoſten bekleidete, groſſen Einfluß, den Chriſten Erleichterungen und Gefälligkeiten zu verſchaffen; denn der Groſſherr faßte groſſe Liebe zu ihm, weil er ein ſehr angenehmer unterhaltender Geſellſchafter und dabei auch ein ſehr ſchöner Mann war. Er war ſehr groß, hoch und ſchlank gewachſen, ſein Bart kurz von Natur, und die Stutzbärte nach der Mode geſchnitten.

ten. Man ſagte daher allgemein, er habe viel Türkiſches in ſeinem Ausſehen und Wuchs, und alle Türken liebten, ſchäzten und bewunderten ihn um deſto mehr, beſonders da ſie wußten, daß er einer der Prieſter unſers Geſetzes ſey.

Kurz, die Allianz, welche unſre Könige mit dem Türken unterhalten, iſt den Chriſten keineswegs unnüz. Man erkundige ſich einmal bei den Conſuls und Kaufleuten, die zu Conſtantinopel, Alexandrien, Cairo, Damascus, Aleppo, Syriſch-Tripoli und Algier von Seiten des Königs ſtehen und handeln, wie viele Gefälligkeiten und Höflichkeiten allen Chriſten, unter dem Namen Franken, jährlich dort erzeigt werden, und zwar um des Königs von Frankreich willen, und durch Vermittlung unſrer dortigen Geſandten.

So viele ihrer auch hingehen und zurückkommen, werden ſie alle reich, wie der verſtorbene la Vigne, der ein armer Teufel war, und auf der Rückreiſe als ein Mann von mehr als ſechzigtauſend Thalern ſtarb, was für jene Zeit ſo viel iſt als izt hunderttauſend. Ueberdies hinterließ er auch noch die ſchönſten auserleſenſten Möbeln, die man nur ſehen konnte. Ich ſah noch einige davon bei dem Herrn von Dax, das erſtemal, daß ich zu Venedig war; ſie waren ganz vortrefflich. Er brachte aber alle ſeine Verwandte und Erben darum, indem er die Frau Herzoginn von Savoyen zu ſeiner Univerſal-Erbinn einſezte, weil ſie ſeine einzige Wohlthäterinn geweſen war, und ihn befördert hatte.

Der Herr von Dax ſtand ſich ebenfalls gut daſelbſt. Er war aber ſchon reich an eignem Vermögen. Hieher brachte er doch an den ſeltenſten Möbeln und Tapezereien über hunderttauſend Thaler werth mit, welche dem Haus ſeines Neffen Noailles noch izt zur vorzüglichſten Zierde gereichen.

Diese Gesandte bekommen soviel durch Geschenke von christlichen Kaufleuten, um ihnen Gefälligkeiten dafür zu erzeigen. Dies ist nichts unrechtes, denn jeder Dienst erfordert einen Gegendienst.

Gern würde ich hier noch einige schöne Beispiele beibringen, auch anführen, wie ja der König von Spanien selbst mit den Königen von Fez und Marocco im Bündniß steht, so daß sogar Kinder von ihnen an seinem Hofe erzogen wurden, wo sie nach ihrer Religion und Sitte leben durften, wie ich mir erst kürzlich habe sagen lassen. Dies ist eine ganz andre Sache, als die Annahme eines türkischen Gesandten, welche jedoch die Spanier bei der Zusammenkunft zu Bayonne so gehässig und anstößig fanden, daß der König ihn außerhalb Bayonne empfangen mußte, wie ich selbst gesehen habe. Ich fürchte aber zu weitläuftig zu werden, so wie überhaupt dieser Gegenstand eine eigne Abhandlung verdiente, statt daß ich ihn hier in Form einer Digression berührt habe, zu der mich die Erneurung der Allianz des Königs mit den Schweizern veranlaßte, welche der Herr de la Vieilleville wieder befestigte, was in der That kein geringer Dienst für den Staat war, indem diese Herren uns sehr gut und nützlich sind.

Verschiedene sind indessen der Meinung, dieser Nutzen und Dienst seien nicht so groß, als man wohl glauben und sagen möchte. Sie kosten, sagt man, mehr, als sie helfen, außer in sofern sie bei einer Armee den Haufen vergrößern, und in sofern andre sie haben würden, wenn wir sie nicht hätten. Ich gedenke noch eine besondere Abhandlung zu schreiben, über die Vortheile und Nachtheile, die sie uns gebracht haben, mit einer Menge von Beispielen belegt. Darunter gehört denn auch, was unser großer König (Heinrich IV) sagte, als sie bei der Belagerung von la Fere sich empörten,

pörten, zuſammen packten und mit fliegender Fahne und klingendem Spiel abmarſchiren wollten, weil ſie ihren Sold nicht bekamen. „Laſſt ſie gehen, ſagte er, ſie ko„ſten mich mehr, als ſie werth ſind und mir dienen.“

Der Herr von Vieilleville erwarb ſich groſſe Ehre durch die Erhaltung ſeiner Stadt, worauf es nie an Unternehmungen und Verſuchen fehlte. So hatte unter andern der Graf du Maigne, Gouverneur von Luxemburg, drei Soldaten durch Beſtechung auf ſeine Seite gebracht, und zwar während des Waffenſtillſtandes und mit Vorwiſſen des Prinzen von Piemont [7].

Ein andrer Anſchlag war auf das General-Capitel der Franciscaner gebaut, das ausdrücklich deswegen daſelbſt veranſtaltet war. Es iſt keine Niederträchtigkeit, die nicht, ohne Scheu vor Gott, unter dem Deckmantel der Religion begangen würde. Dies war auch Urſache, daß der Marſchall in ſeiner Stadt, aus Verdruß über dieſen ihm von ſeinen Glaubensgenoſſen zugedachten Streich, die Hugenotiſche Religion hegte und begünſtigte.

Darüber kam er, nebſt mehrern angeführten Gründen, in Verdacht der reformirten Religion — Es war ein Glück für ihn, daß er fein und klug war. Am Feind ſuchte er ſich durch den Entwurf auf Diedenhofen zu rächen, den der Herr von Guiſe ausführte.

Er ſtarb in groſſem Anſehen auf ſeinem Gut Ditetal, als eben der König dahin kam, und er ſich rüſtete, ihn wohl zu bewirthen.

Der
Marſchall von Bourdillon.

Der Herr von Bourdillon war ebenfalls Marſchall. Er war in ſeinen jüngern Jahren als Ecuyer beim Marſtall des Herrn Dauphin angeſtellt geweſen, welches damals ſchon eine hübſche Stelle hieß, weil man da beim Spazierenreiten oft Gelegenheit hat, dem Herrn, den man beſtändig begleiten muß, etwas vorzutragen.

Er war von gutem Hauſe, und der jüngere Bruder des Herrn Desbordes, der bei dem Herrn Herzog von Orleans ſtand. Beide waren brave wackere Cavaliers.

Dieſer Herr von Bourdillon wurde nachher Lieutenant des Herrn Herzogs von Nevers in ſeinem Gouvernement Champagne, wo er während des Kriegs ſeinem König treu und gut diente. Die Geſchichtbücher ſind voll von den Beweiſen, die er von ſeiner Tapferkeit und ſeinem Dienſteifer ablegte, und überheben mich der Mühe, ſie hier zu wiederholen.

Nach geſchloſſenem Frieden zog ihn der König von da weg und ſchickte ihn als Seinen Lieutenant-General nach Piemont, als Er den Herrn Marſchall von Briſſac von dort abrief.

In gedachtem Frieden zwiſchen beiden großen Königen hieß es, daß Turin und die andern inbenannten Plätze nach Verfluß einer beſtimmten Zeit, und wenn

wenn dem Herzog und der Herzoginn ein Sohn gebohren würde, zurückgegeben werden sollten. Der Herr Herzog, fein, schlau und pfiffig, that, nebst seiner Frau Gemahlinn, sein möglichstes, bis sie einen Sohn bekamen, worauf man sogleich nicht ermangelte, den König anzugehen, und die Plätze zurück zu fordern, wobei man den Zeitpunct, die Minderjährigkeit des Königs und den Anfang der bürgerlichen Kriege, sehr geschickt wählte.

Die Sache wurde im Conseil vorgetragen, und verschiedentlich darüber für und wider debattirt, bis endlich nach langen Streitigkeiten die schwache Parthei über die stärkere den Sieg davon trug, weßwegen nach der Einnahme von Bourges, von Bois de Vincennes aus, der Herr von Alluye, einer der vier Staatssekretärs, nach Piemont abgeschickt wurde.

Dieser Herr von Alluye war damals sehr verliebt in Fräulein von Pienne, die er zu heyrathen wünschte, wozu ihm auch der König von Navarra behülflich zu seyn versprach, wenn er das Geschäft nach seinem Wunsch zu Stande brächte. Ohne eine solche Vermittelung und Vorsprache war auch keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er sie bekommen würde, denn dies Fräulein war aus einem der besten Häuser, zugleich sehr schön und vortrefflich, hatte auch bereits so große und hohe Bewerbungen abgewiesen, daß ein bloßer kleiner Sekretär gar nicht daran denken durfte. Indessen bekam er sie nachher doch, mehr aus einer Laune und Caprice, die das Mädchen für ihn anwandelte, als aus einer vernünftigen Ueberlegung, wie mir von verschiedenen Personen an unserm Hof erzählt worden ist. Die Verwendung des Königs von Navarra aber brachte es keineswegs zu Stande; denn dieser war ein Jahr zuvor schon gestorben, wiewohl er ihn zuerst darauf brachte, ihm

Muth dazu einsprach, und ihm auch möglichst dazu behülflich war. Ueberhaupt können bei Hof die Grossen in Liebes-Angelegenheiten viel ausrichten; selbst schon ihre Gesellschafter und besondern Freunde. — Dieser Herr von Aluye nun wurde nach Piemont abgeschickt.

Unterdessen hielt sich der Herr von Bourdillon wacker und trotzig in Reden, und warf mit Rodomontaden um sich, er werde die Plätze nimmermehr zurückgeben, sie seien ihm von einem majorennen König in Verwahrung gegeben worden, und darum wolle er auch wieder bis zur Volljährigkeit des jungen Königs warten. Er könnte einst Verantwortung davon haben, wobei seine Ehre, sein Leben und sein Vermögen gefährdet werden dürften.

Die wackern eifrigen Franzosen loben und preisen darum den Herrn von Bourdillon aufs äusserste, und sagen, dies heiße als ein Mann von Rechtschaffenheit und Ehre handeln, und seiner Schuldigkeit nachleben.

Die von Turin und andern Städten forderten und munterten ihn angelegentlich dazu auf, und freuten sich alle über seine brave Entschlossenheit. Es ist aber auch eine ganz andre Sache, einen großen mächtigen französischen Monarchen zum Herrn zu haben, als einen Herzog; dieser sey übrigens so groß er wolle. Darum wollten sie sich nicht gern wieder von einem König, den sie bekommen haben, trennen, um sich der Herrschaft ihres natürlichen angebohrnen Herrn wieder zu unterwerfen, da überdies Piemont auch den Rechten nach zur Krone gehörte.

Dies ganze schöne Spiel spielte sich einige Zeit; allein itzt kam der Herr von Aluye nach, der dem Herrn von Bourdillon die Anwartschaft auf den ersten vacantwerdenden Marschallsplatz, ja gar einen überzähligen, ver-

verſprach; dem fügte der König und die Königinn von Navarra noch Verſprechungen von künftigen Penſionen und Wohlthaten bei; der Herzog endlich verſprach ebenfalls ein Stück Geld.

Der Präſident von Biragues, Schwieger-Vater des Herrn von Bourdillon, dem er ſeine einzige Tochter mit einer guten Ausſteuer zur Gemahlinn gegeben hatte, wurde ebenfalls durch ſchöne Verſprechungen und Erbietungen ſchöner und hoher Stellen in Frankreich gewonnen, was, ihm auch gehalten wurde; denn er kam in den geheimen Rath und zu Monſieur als einer der erſten Kriegsräthe, weil er Mann von der Feder und vom Degen zugleich war und die Kriege in Piemont ſtark mitgemacht hatte. Er wurde ferner Gouverneur von Lyon und Lyonois in Abweſenheit des Herrn von Nemours, wo ich ihn in ſehr großem Anſehen und Reſpect ſtehen und mit ſeiner Leibwache einher ziehen ſah, wie einen Prinzen.

Nachher wurde er noch Siegelbewahrer und Kanzler, und endlich gar Cardinal und reich an Kirchengütern; was er übrigens gar nicht verlangte, indem er den rothen Huth wider ſeinen Willen angenommen hatte, da er ſich, wie er ſagte, gar nicht gebohren noch geſchickt dazu fühlte, a far tutte quelle gentilezze et ceremonie eccleſiaſtiche (all dies geiſtliche Ceremonienweſen mitzumachen). Mit dieſen nämlichen Worten ſagte es, und ſetzte noch eins hinzu, das ich aus Ehrfurcht für die Religion nicht nachſagen mag.

Dies war indeſſen nicht der eigentliche Grund, warum er ſo ungern daran gieng. Die Hauptſache war vielmehr, daß er die Siegel nicht gerne abgab, die ihm tagtäglich ſo gute Thälerchen trugen, welche

sein Secretär, der Herr von Gontery, gewöhnlich zur Luftveränderung eine Reise übers Gebirge in irgend eine Bank machen ließ, für sich, wie man versicherte, sowohl als für seinen Herrn. Er starb indessen doch zu Turin als ein armer Priester ohne andres Vermögen, als was sein Brevier und seine Messe ihm einbrachten. Sein Herr verließ ebenfalls nicht so viel, als man nach den Nachreden bei seinem Leben hätte denken sollen.

Ich selbst und viele andre fanden ihn auch würklich gar nicht so habsüchtig, als man ihn dafür ausschrie, und als andre seines gleichen würklich waren. Ich sah und kannte ihn vielmehr stets als einen sehr rechtschaffenen Ehrenmann, der auch den französischen Adel mehr liebte, als man ihm nachsagte; denn er war sehr gut französisch und ein getreuer Anhänger der Krone, worüber er auch, nebst den Seinigen, aus Mailand verbannt und durch Confiscation um sein Vermögen gebracht wurde. Er stand daher in seinem Leben bei seinen Königen und der Königinn Mutter in großer Liebe und Achtung, und nach seinem Tod ließ ihm der König Heinrich ein sehr schönes Leichenbegängniß halten, das in allen Stücken dem eines sehr großen Prinzen gleich kam.

Dieser Präsident Viragues also wurde gewonnen, da man doch nicht gedacht hätte, daß er sich je entschließen würde, Turin zu verlassen, wo er erster Präsident war, und sich seit langer Zeit angekauft, angewohnt und allgemeine Liebe erworben hatte, so daß er in Piemont mehr vermochte und Einfluß besaß, als sein Schwiegersohn, der bei seinem kürzern Aufenthalt sich noch nicht in solches Ansehen hatte setzen können.

Beide

Beide ließen ſich gewinnen, zu großem Miſsvergnügen der blosgeſtellten Piemonteſer, die ihnen den Teufel nachwünſchten, und ihnen vorwarfen, ſie hätten una bella spanpanata, oder wie andre ſagten, una bella cagata gemacht.

Einige ſagten, er hätte es aufs äuſſerſte ankommen laſſen und alles von der Zeit erwarten ſollen; es ſey bisweilen bei dergleichen Vorfällen und Umſtänden nicht gut, ſeinem König und ſeinem Fürſten buchſtäblich zu gehorchen, indem ſehr oft der Fall iſt, daß der Herr auf Bitten, oder andre Veranlaſſung etwas befiehlt, was er unmittelbar darauf wieder bereut. Dieß war der Fall bei unſerm König Heinrich III. als er ſeinem Herrn Bruder die Stadt Angoulême einzuräumen verſprochen hatte, nachher aber insgeheim dem Herrn von Ruſſet Gegenbefehl zuſchickte, ſie nicht zu übergeben.

Als er ebenfalls die Stadt Saint Jean d' Angeli dem letztverſtorbenen Herrn Prinzen von Condé zugeſtanden hatte, wurde der Befehl zur Uebergabe dem Maire der Stadt, der damals das Commando darin allein hatte, zugeſchickt, und auch ſogleich vollzogen. Zween Tage darauf aber kam ein Courier in aller Eile nach, mit dem Befehl, den Platz nicht zu übergeben; allein nun wars nicht mehr Zeit, indem der Herr von Saints Mêmes, der von da an ſtets Gouverneur darin blieb, zween Tage zuvor ſchon eingerückt war.

Wenn der, welcher den Connetable von Saint-Paul im Nahmen des Herzogs Karl von Burgund an den König Ludwig XI. auslieferte, ein wenig damit gezögert hätte, ſo wäre der Courier mit dem Gegenbefehl noch zu rechter Zeit angekommen, und der Herzog würde ſich beſſer dabey befunden haben. Denn die

Geſchichtſchreiber merken an, daß er ſeit dieſer Treuloſigkeit und Auslieferung, kein Glück mehr hatte.

Hätten die, welche die Stadt Piſa, und andre Plätze, übergaben, die ſich der König auf ſeinem Zug nach Neapel vorbehalten hatte, dem Herrn von Ligny, einem ſehr einſichtsvollen Cavalier, gefolgt, der es ihnen unter der Hand immer unterſagte, und ihnen zuredete, noch eine Zeitlang zuzuſehen; ſo hätten wir vielleicht das Königreich Neapel nicht verlohren, wenigſtens wäre auf dieſe Art die Hülfsleiſtung ſehr erleichtert geweſen.

In Dingen von dieſer Wichtigkeit alſo muß man ſich wohl umſehen, und den hinkenden Boten erwarten, bis etwa die Könige und Obern die Sachen reifer werden laſſen, wie Fruchte die man friſch aufs Stroh legt, um zu reifen und gut zu werden. Daher ſagte einſt ein gewiſſer Cavalier, als er einen unſrer Könige im Sommer einen Strohhut tragen ſah, ſehr witzig: „ſo ſollten dieſe Könige ſtets Hüte (von Stroh) „tragen, um unter denſelben ihr Gehirn fein reif „werden zu laſſen.“ —

Nachdem alſo der Herr von Bourdillon ſeine Plätze abgegeben hatte, ſah ich ihn nach dem auf den erſten Krieg erfolgten Friedensſchluß in Paris anlangen, wo er am Hof von der Königinn und dem König ſehr gnädig empfangen und von manchen geachtet wurde; von andern nicht, weil er ſeine armen Plätze ſo im Stich gelaſſen hatte. Indeſſen konnte man doch ſeine Dienſte nicht entbehren, denn er war ein tapferer Herr, von ſchönem Anſtand, hohem Wuchs und ſtattlichem Anſehen. Er hatte ſehr gute und ſchöne Einfälle, wußte ſchnell guten Rath zu finden,

den, und war ſo einſichtsvoll als ruhig und kalt in allen ſeinen Rathſchlägen und Handlungen. Darum machte man ihn auch zum Marſchall von Frankreich, wie er verdiente, und wie man ihm verſprochen hatte. Als ſolcher ſtarb er zu Fontainebleau, ſehr bedauert von dem König, der Königinn und dem ganzen Hof.

Was den Herrn von Aluye betrifft, ſo ſah ich ihn einige Zeit hernach zu Fontainebleau bei Hof ankommen, beladen, wie man ſagte, mit ſehr ſchönen Geſchenken von dem Herzog und der Herzoginn von Savoyen, weil er ſeine Unterhandlung ſo ganz zu ihrer Zufriedenheit geführt hatte. Unter andern hatte er eine ſehr ſchöne und ſtarke goldene Kette über zweihundert Thaler an Gewicht, nach welcher der Herr von Villeclair lange Zeit liebäugelte, und nicht eher ruhte, bis er ſie ihm im Prince-Spiel abgewonnen hatte. Sie waren beide ſtark darin, dieſer aber feiner und gewandter als der Herr von Aluye, dem er die Kette durch einen Kniff abgewonnen haben ſoll.

Lange Zeit ſchraubte man den Herrn von Aluye wenn er ſpielte, damit, daß man ſagte: „Savoyiſche Thaler!“ (wenns gleich franzöſiſche und ſpaniſche waren) „was haben Sie damit zu thun?“

Andre ſagten: „ſpielen Sie nicht ſo hoch! man „hat Ihnen ſchon genug gegeben, und Sie bekommen „nichts weiter!“ —

So zog man ihn auf und eben ſo machtens manche, beſonders die Damen dem Herrn von Bourdillon, wenn ſie etwas ſchönes, von Gold, Steinen oder Möbeln bei ihm und ſeiner Gemahlinn ſahen. Auch die, welche es ihm auch nicht geradezu ins Geſicht ſagten, ſagtens doch ſonſt für ſich und hinter ſeinem Rücken, daß es Geſchenke von Savoyen ſeyen.

So

So gehts am Hofe, wo man nicht ſtraucheln darf. Denn obſchon der Herr und Frau von Bourdillon eignes Vermögen genug hatten, um ſich dergleichen Koſtbarkeiten ſelbſt zu kaufen, mußten ſie ſich doch dies alles nachreden laſſen.

Der
Herr de la Chataigneraye.

Der dritte Compagnon zu den Herren von Vieilleville und Bourdillon war mein Oheim, der Herr von Chataigneraye, der ohne Zweifel, wenn er noch ein wenig länger gelebt hätte, als er wirklich lebte, zu weit höhern Stellen emporgeſtiegen ſeyn würde, als ſeine beiden Compagnons; denn er war bereits königlicher Kammerherr als die andern noch bloße Ecuyers waren. Ueberdieß übertraf er ſie auch weit an Gunſt bei ſeinem Herrn und an innern Werth, ohne übrigens jenen zu nahe zu reden; denn wenn ſie blos Pröbchen davon zur Schau hatten, ſo hatte er das ganze Stück.

Der verrätheriſche Gott Mars, der oft einen ſchwachen Degen mehr begünſtigt als einen guten, raffte ihn, da er noch nicht das ſechsundzwanzigſte Jahr erreicht hatte, durch jenen Zweikampf mit dem Herrn von Jarnac hinweg, wovon ich anderwärts noch reden werde. Es geſchah in der That ganz gegen jedermanns Erwartung, beſonders derjenigen, welche ehmals ſeine Kühnheit, Tapferkeit und ſeine Geſchicklichkeit im Fechten gekannt hatten, worin man

man ihn ſonſt für einen der beſten in ganz Frankreich hielt. Daher gab es viele, die ihn ganz und gar nicht bedauerten; denn ſie fürchteten ihn mehr als ſie ihn liebten. Andre hingegen, die ſeine Tapferkeit ehrten, bedauerten ihn ſehr, daß er ein ſolches Ende hätte nehmen müſſen.

Die Nachricht davon erregte großes Erſtaunen, und manche, die weit von den Ort des Gefechts entfernt waren, blieben noch zweifelhaft darüber, ob es auch wahr ſeyn möchte. Zween tapfre Soldaten in Piemont forderten einander deßwegen heraus, und brachen ſich die Hälſe darüber, weil einer ihn für todt geſagt hatte, der andre hingegen ſteif und feſt das Gegentheil behauptete, indem es unmöglich ſey, daß ein ſo tapfrer Mann und guter Schläger von einem ihm ſo ganz unähnlichen geſetzt werden ſollte.

Hätte er das Leben behalten, ſo würde er es noch weit gebracht haben; denn der König Heinrich liebte ihn ungemein, und wünſchte ſehr ihn zu befördern. Er hatte ihm die Stelle eines Obriſten von der franzöſiſchen Infanterie verſprochen, weil er ihn ſehr tüchtig für dieſen Poſten hielt. Denn ſeit er ſich den Waffen widmete, übte er ſich ſehr dazu, wie im Lager vor Avignon, und bei der Eroberung von Piemont, wo er ſtark verwundet wurde, und bei dem Sturm auf Coni, wo er einer der erſten war, ohne noch eine Stelle zu haben, wo er aber auch einen Arm verlohr, was nachher Urſache an ſeinem Tode war.

Der Herr Dauphin, welcher anfieng ihn ſehr zu lieben, verführte ihn von der Infanterie, und zog ihn davon ab, indem er ihn bat bei der Verproviantirung

von

von Landrecy seine Fahne zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit erfand er zuerst den Gebrauch, seine Fahne um den Leib zu schlagen, indem er entschlossen war, seine Hände ebenfalls zu brauchen, und nicht genöthigt seyn wollte, sich solche an die Lanze an der man sonst die Fahne hängen hat, gleichsam binden zu lassen. Auch auf diesem Zuge wurde er in einem Scharmützel verwundet, wo man von Chataigneraye und seiner Tapferkeit viel sprach.

Auch bei der Verproviantirung von Theruanne wurde er verwundet. — Die Besatzung die in Peronne stand, war von der Compagnie des Herrn Dauphin; man erwartete eine zweite Belagerung; und es sind noch viele alte Leute dort am Leben, welche bezeugen können, was für schöne Steifereien, Chataigneraye bei dieser Gelegenheit gegen Bapaume und Flandern machte.

Als ich mit meiner Infanterie-Compagnie dort in Garnison lag, erzählten mir gar viele Leute noch eine Menge sehr schöner Dinge von ihm, und da sie hörten, daß ich sein Neffe war, begegneten sie mir äußerst artig und ehrerbietig.

Er hatte diese Compagnie von hundert Mann sehr gut rekrutirt und wieder hergestellt, aus lauter wackern hübschen Leuten seiner Provinz Guyenne, statt daß zuvor der Herr von Humiere, als Lieutenant, nur Leute aus der Picardie und alte Knasterbärte dazu genommen hatte; daher fand man die Compagnie, seit der Herr von Chataigneraye als Fähnrich dabei stand, hundertmal schöner und stärker, auch verrichtete sie sehr schöne Thaten, und machte viel von sich sprechen.

Der Herr Dauphin wollte ihm auch, als er nach dem Tod des Königs den Thron beſtieg, die Hälfte ſeiner Compagnie geben, er aber wollte nichts denn Couronel ſeyn, und damals hatten die Covronels noch keine Gensd'armes, wie wir wohl nach der Zeit geſehen haben, und wer Eine Stelle hatte, durfte nicht zwei haben.

War er beim Dauphin beliebt, ſo war ers bei dem König Franz nicht minder, wiewohl er wegen der Verſchiedenheit des Alters nicht auf einen ſo vertrauten Fuß mit ihm ſtand, als mit dem Herrn Dauphin.

Meiſtens wenn der König eine Parthie Ringel-Rennen machen wollte, ſagte er: „es ſind unſer vier „Edelleute aus Guyenne, Chataigneraye, Sanſac, de „Heſſe und ich," (weil er nämlich zu Cognac gebohren war, erzeigte er der Provinz Guyenne die Ehre, ſie ſein beſonderes Vaterland zu nennen) „die mit je„dem König rennen." Dieß thaten ſie denn auch in der That, und trugen meiſtens den Ring davon; mein Oheim war einer der beſten und geſchickteſten Renner, wobei er gewöhnlich die Lanze dreimal in die Luft warf und wieder auffieng und dennoch ſehr oft ſeinen Ring traf, bisweilen aber auch daneben. Darum verbot ihm auch der König, wenn er Parthie mit ihm hatte, ſeine Spielerey mit der Lanze, weil er ſich dadurch nur ſeine Stöße verderbe.

Der König nannte ihn meiſtens ſeinen Zögling oder ſeinen Pathen, wie er auch würklich war und ſeinen Nahmen führte. In einem Alter von zehn Jahren hatte der Herr Seneſchal von Poitou ihn dem König gegeben, der ihn auch gern annahm, und unter ſeine Edelknaben (Enfans d honneur) ſetzte, was damals eine ſehr groſſe Ehre und mehr war als Kammer-Page.

Auch

Auch konnte der König keinen aus einem beſſern Hauſe dazu nehmen.

Unter dieſer ſchönen ehrenvollen Erziehung ſäumte er nicht, ſondern verwendete ſeine Zeit auf alle Arten anſtändiger Uebungen, in deren vielen er erfahren war, beſonders im Fechten, worin er ſich beſtändig übte und große Geſchicklichkeit erwarb. Selbſt nach ſeinen Lehrjahren hatte er gewöhnlich einen guten Fechter bei ſich, den er ohne Koſten zu ſcheuen, aus Italien kommen ließ. In ſeinem Hauſe, oder bei Hof, oder bei der Armee, oder in ſeiner Provinz, wo er ſich eben aufhielt, war ſtets eine Schule aller Tugenden, anſtändigen Uebungen und Geſchicklichkeiten, weßwegen alles bei ihm einſprach, ſo daß man ihn eher für einen Prinzen als für einen bloßen Cavalier gehalten hätte, nach dem großen prächtigen Aufwand zu urtheilen, den er machte, wiewohl er zu deſſen Beſtreitung eben kein unermeßliches Vermögen beſaß, ſondern ſich nur ſonſt gut ſtand.

Er war der liberalſte Mann von der Welt, beſonders gegen rechtliche Leute und wackre Kriegsmänner, die er ganz vorzüglich liebte, und ihnen nie die gebührende Ehre verſagte, wenn er ſah, daß ſie ſich brav hielten. Er wurde allgemein geliebt: denn er war ſehr artig gegen Artige, und ſehr übermüthig gegen Uebermüthige, oder ſolche die ſich dieſen Ton herausnehmen wollten; was aber ſelten einer gegen ihn wagte. Auch ſagte man von ihm, er habe das einzige Schlimme, daß er zu ſchnell mit der Klinge heraus ſey und zu leicht Händel anfange.

Seine Schweſter, die Frau von Dampierre, hörte ich ſagen: ſie habe keinen jungen Mann am Hof geſehen, der ihm mehr gleich geſehen hätte und auch an

Cha-

Character ihm ähnlicher gewesen wäre, als der Herr von Bussy. Dies kann auch gar wohl seyn; sie waren miteinander verwandt.

Man fürchtete sich sehr vor ihm, es mochte Scherz oder Ernst seyn; denn er führ einen sehr guten raschen Degen. Dabei war er von außerordentlicher Stärke. Er war weder zu hoch noch zu klein; schön gewachsen, sehr nervicht, wenig fleischig.

Ich hörte von der verstorbenen Frau Seneschallinn von Poitou, seiner Mutter, daß sein Vater ihm Gold- Stahl- und Eisen-Staub in all sein Essen und Trinken habe mischen lassen, um ihn recht stark zu machen. Ein köstliches Mittel, das ein grosser Arzt in Neapel ihn lehrte, als er mit König Karl VIII. dort war. Er setzte es bis in sein zwölftes Jahr mit so gutem Erfolg fort, daß er den grimmigsten Stier bei den Hörnern nehmen und aufhalten konnte, und daß er mit seiner Geschicklichkeit im Ringen den stärksten Mann niederwarf. Sein Vater, ein witziger Mann, zog ihn daher bisweilen damit auf, indem er sagte: „seht ihr ihn? Wenn der Bursche in die „Hölle kömmt, wird er die Teufel so in Furcht setzen, „daß er sie alle hinausjagt, und ihr Reich in Besitz nimmt; „so stark wird er einst werden; und schwärzer ist er ohnehin als sie alle." — Er sagte dies im Scherz denn so gar schwarz war er nicht. Braun war er zwar, aber von sehr schöner und feiner Haut und sehr liebenswürdig weßwegen er auch von zwei sehr großen Damen, die ich nicht nennen will, geliebt wurde.

Er hinterließ eine einzige Tochter, die man bei Hof als Fräulein von Chataignerave sah; sie war sehr aufgeweckt, artig und liebenswürdig. Gegenwärtig ist sie Frau von Archant. Wäre sie ein Junge ge-

worden, so würde sie ihrem Vater sehr gleich gekommen seyn: denn sie besitzt seinen edeln Muth, ist aber dabei eine sehr tugendhafte ehrbare Dame. Bei ihrer Geburt ärgerte sich ihr Vater sehr, daß es kein Junge war, den er nach sich hätte ziehen können. Indessen gab er ihr schon in der Wiege immer einen bloßen Degen und Dolch in die Hände, und sagte, da er keinen Mann habe machen können, wolle er eine Amazone aus ihr machen. Er starb aber zu bald; sie war damals noch nicht volle drei Jahre alt.

Der
Herr von Thavannes.

Zeitgenosse und Kriegscamerad von diesen drei Herrn war der Herr von Thavannes; älter jedoch, und dem Herrn Herzog von Orleans zugethan, da die andern bei dem Herrn Dauphin waren. Seine Ahnen stammten aus Teutschland aus einem sehr guten und erlauchten Hause; sein Vater kam in den Dienst des Königs Ludwigs XII. und Franz I. als Coronel eines Regiments Landsknechte, und diente der Krone Frankreich sehr gut. Die schönen Belohnungen, die er für diese Dienste erhielt, veranlaßten ihn und die Seinigen nach ihm, sich unter dem Schutz der Krone niederzulassen.

Dieser Herr von Thavannes war brav und tapfer schon in seiner Jugend. Er gab überall, wo er sich befand, von sich zu reden. Seine erste Stelle war

war die eines Fahnjunkers (Guidon) bei der Compagnie von hundert Mann Gensd'armes des Grand-Ecuyer Galliot, eines der beſten franzöſiſchen Generale. Nach deſſen Tod bekam der Herr Herzog von Orleans ſeine Compagnie, wobei der groſſe Graf von Sancerre eine Zeitlang als Lieutenant, der Herr von Thavannes aber als Fähnrich (enseigne) ſtand. Der Graf blieb aber nicht lange dabei, denn der König gab ihm eine eigne Compagnie, worauf der Herr von Thavannes Lieutenant wurde, aber ebenfalls nur kurze Zeit, indem er nach dem Tod des Herrn Herzogs von Orleans wie billig die halbe Compagnie für ſich bekam.

In dem Krieg um Boulogne zog er ſich, wie ſeine Frau Gemahlinn ſagte, einigen Tadel zu, indem er an dem Tod ſeines Collegen und Vetters des Herrn von Dampierre Schuld ſeyn ſollte. Sie hätten nämlich beide zuſammen eine Unternehmung mit einem Hinterhalt gegen den Engliſchen Lord Gran d'Ardres verabredet, wobei der Herr von Dampierre ſich zu rechter Zeit einſtellte, der Herr von Thavannes aber zurückblieb. Gleicher Tadel traf aus eben dem Grund den Herrn des Cars. Sie ſagten aber beide dagegen der Herr von Dampierre habe ſich zu weit hineingewagt, und ſey als ein junger wenig erfahrner Officier vorgedrungen; ſie hingegen ſeien vor ihm und verſuchter, und wüßten beſſer als er, was man wagen dürfe.

Durch den Tod des Herrn Herzogs von Orleans verlohr der Herr von Thavannes viel; denn er war deſſelben groſſer Günſtling und beſaß ſein ganzes Herz. Nach dem Frieden mit dem Kaiſer und der Beendigung des kurzen Kriegs um Boulogne wurde der Herr von Thavannes mit ſeiner Compagnie nach Bourgogne in Beſatzung gelegt, wo der Herzog von Aumale, der nach

dem Tod seines Herrn Vaters kürzlich Herzog von Guise und Gouverneur von Bourgogne worden war, ihn zu seinem Unterstatthalter (Lieutenant en son gouvernement) machte, welchen Posten er mit besonderer Einsicht verwaltete.

Bei der mehrere Jahre darauf erfolgten Schlacht bei Renty befand auch Er sich mit seiner Compagnie Gensd'armes, welche sehr schön, vollzählig und gut gerüstet erschien. Die Pferde waren alle auf der Rüstung mit Stahl belegt noch nach der alten Mode wie ers unter dem Herrn Grand-Ecuyer als dessen Fahnjunker gesehen hatte.

Der Herr von Guise wollte diesen guten Officier bei einer so warmen Affaire um sich haben, und ließ ihn den ersten Angriff auf die Pistolschützen thun, was er sehr gut ausführte, indem er sie in die Flanke nahm, daß sie, da er ganz nahe von dem Herrn von Guise selbst secondirt wurde, sogleich geworfen und zersprengt waren. Hierdurch wurde die ganze Avantgarde des Kaisers theils niedergehauen theils in die Flucht gejagt, was den gänzlichen Verlust der Schlacht nach sich zog.

Der Herr von Guise, der nie einem tapfern Mann die gebührende Ehre entzog, stellte nach der Schlacht den Herrn von Thavannes dem König vor, dem er sein tapfres Verhalten, und welchen ausgezeichneten Dienst er Ihm geleistet habe, erzählte, was der König noch überdieß selbst mit angesehen hatte. Der König nahm hierauf öffentlich auf dem Schlachtfeld seinen Orden ab, hieng ihn dem Herrn von Thavannes um, und schlug ihn so zum Ritter ein höchstrühmliches Ehrenzeichen für ihn, mit einer Art verliehen, die unter unsern Vätern selten erhört noch gesehen wurde.

Dieser

Dieſe ausgezeichnete Art, wie er den Orden erhielt, machte den Herrn von Thavannes durch ganz Frankreich berühmt und erwarb ihm überall groſſe Ehre. Er fuhr fort, ſich brav zu halten, und ſein Gouvernement Bourgogne in den einheimiſchen und auswärtigen Kriegen, unter dem Herrn von Guiſe gut und weislich zu verwalten.

Beim Ausbruch des zweiten bürgerlichen Kriegs wurde er mit dem Herrn von Aumale und von Guiſe, der damals ſehr jung war, abgeſchickt, um die Vereinigung des Herrn Prinzen (von Conde') mit den teutſchen Hülfstruppen zu Mouſſon zu verhindern, und ihnen den Paß, nach Frankreich zurück, zu verlegen. Da ſie aber dieß nicht vermochten, ſo marſchirten ſie zurück und ſtießen zu Monſieur bei Troyes in Champagne.

Es wurden in dieſem Krieg wenig ſchöne Thaten verrichtet, die Belagerung von Chartres ausgenommen, worauf der Friede folgte. Dieſer war indeſſen von kurzer Dauer. Man wollte während deſſelben den Herrn Prinzen auf ſeinem Gute Novers gefangen nehmen, wozu der Herr von Thavannes den Plan entworfen hatte, wie damals die Sage gieng. Indeſſen war er, als ein ſonſt ſo guter Kriegsmann, hier nicht verſchwiegen genug: denn man fieng Briefe von ihm auf, worin geſchrieben ſtand: „Das Thier iſt im „Garn; nur ſchleunig Leute dazu hergeſchickt, um es „zu greifen.“ —

Der Prinz und der Admiral hatten nach Anſicht dieſer Zeilen nicht Luſt, länger zu warten, ſondern brachen plötzlich ohne Trompetenſtoß auf, und giengen nach Guyenne, wohin ihnen Monſieur nachgeſchickt wurde. Bei dieſer Gelegenheit gab ihm die

Königinn Mutter den Herrn von Thavannes als vornehmsten Rath zu, indem sie diesem vorzüglich gewogen war, und ihn für den größten französischen General hielt, und als einen besondern Feind des Prinzen kannte.

Sogleich nachdem der Herr Prinz sein Gut Novers verlassen hatte, marschirte der Herr von Thavannes dahin, und nahm das Haus nebst den sehr schönen und reichen Möbeln in Besitz, welche theils dem Prinzen theils dessen Gemahlinn gehörten. Unter andern befanden sich daben auch Roben von vorzüglicher Schönheit und Kostbarkeit, deren man bei der Vermälung König Karls IX. ein paar an einer gewissen Dame erblickte, die ich nicht nennen will. Doch . . . gerade heraus, es war die Frau von Thavannes selbst, und man fand es nicht schön und sehr unschicklich, daß sie sich zu einer solchen Versammlung bei Hof mit solchen erbeuteten Stücken sehen ließ, worüber man sich sehr aufhielt.

Der Herr von Thavannes nun kommandirte, als erster Rath Monsieurs, im Grund die ganze Armee, wo nichts ohne sein Gutachten vorgenommen wurde, auch nicht die geringste Kleinigkeit; er besas aber auch in der That einen sehr guten Kopf hierzu.

Der verstorbene Graf von Brissac, wunderlich, hitzig, und sehr eigensinnig in seinen Meinungen und Einbildungen, konnte sich nie recht mit ihm vertragen, auch er nicht mit dem Grafen; sie waren einander stets in allem zuwider. Dieß gieng so weit, daß ich den Grafen einst zu einigen seiner Freunde, die wir just zugegen waren, mit der ihm eigenen trotzigen und verachtenden Art sagen hörte: „Was

„Was zum Teufel muß denn dieſer Menſch, der, ſeit „ers bekam, faſt nie aus ſeinem Gouvernement weg„gekommen iſt, wegen eines einzigen unbedeutenden „Angriffs zu Renty, wo er den Orden davon trug, „für einen ſo großen Feldherrn paſſiren, daß er mit „ſeinem Rath allen andern vorgeht, die doch öfter mit „dem Feind gefochten haben, als er?“

Ohne Anſtand ſagte dagegen der Herr von Thavannes ebenfalls von ihm zu Monſieur: „Man „müſſe durchaus dem Rath und Vorgeben des Gra„fen keinen Glauben beimeſſen. Er ſey ein einge„bildeter, eitler, unruhiger, halsſtarriger Menſch, der „ſich ein größerer General zu ſeyn dünke, als ſein Herr „Vater, und der, wenn er ſich dadurch emporzuſchwin„gen wüßte, und es könnte, ohne Anſtand das ganze „Reich, den König und alles über den Haufen werfen „würde.“ —

Kurz, ſie ſagten einander derbe Dinge. Dies aber iſt doch nicht zu läugnen, daß der Herr von Thavannes die Handlungen ſeines Zöglings, Monſieurs, auf dem ganzen Zuge ſehr einſichtsvoll lenkte, und ihm neben einer Menge andrer Thaten zu dem Gewinn der beiden Schlachten bei Jarnac und Montcontour und alſo zu ſo großem Ruhm und Ehre behülflich war, daß man in der ganzen Chriſtenheit, ja noch weiter, von nichts als von ihm ſprach, und er deßwegen gefürchtet, geehrt, geliebt, hochgeſchätzt, geſucht und bewundert wurde. Alle, die dieſe Kriege geſehen haben, können dies ſo gut ſagen als ich, und eben ſo den Herrn von Thavannes loben und rühmen.

Einen Beweis von ſeiner Klugheit legte er unter andern auch dadurch ab, daß er nach der Schlacht bei Montcontour zum Frieden rieth. So blutig nämlich

dieſe für die Hugenoten ausgefallen war, ſo ſchloß er doch aus ihrem tapfern Gefecht und ihrem ſchönen Rückzug, daß es ſehr ſchwer ſeyn würde mit offenbarer Gewalt mit ihnen fertig zu werden, ſondern daß man ſie mit Liſt angreifen müſſe. Er gab daher Monſieur den Rath, itzt Frieden zu machen, und ſchrieb ein gleiches an den König und die Königinn, wobei er noch ferner anführte: Monſieur habe bis itzt ſo großen Ruhm erworben, daß es nicht rathſam ſey, es ferner auf das zweifelhafte Kriegsglück ankommen zu laſſen, indem es nur eines unglücklichen Stündchens bedürfe, wo Fortuna den Mantel drehe, um ihm einen ſchlimmen Tag zu machen, wie dies mehrere Beiſpiele großer Feldherrn lehrten. Er möchte ſich daher mit dem erworbenen ſchönen Ruhm begnügen, und ſich nicht weiter wagen, ſondern dem Glücke Zeit laſſen, wieder zu Athem zu kommen und neue Kräfte zu ſammeln, indem es von Natur veränderlich ſey, und nicht ſo lang in Einem Athem aushalten könne.

Ich weiß dieß alles von guter Hand, und auf dieſe Vorſtellung hin wurde auch der Friede geſchloſſen, auf welchen nach einiger Zeit die Bartholomäusnacht erfolgte, wovon dieſer Herr von Thavannes nebſt dem Grafen von Rets der vornehmſte Erfinder und Urheber war.

Ich habe mir hievon noch folgendes erzählen laſſen. Um die Sache völlig in Gang zu bringen, mußte man das Vorhaben dem Prevot des Marchands und den angeſehenſten von der Bürgerſchaft in Paris eröffnen, die man deßwegen am Abend zuvor holen ließ. Sie machten große Schwierigkeiten dagegen, und entſchuldigten ſich mit ihrem Gewiſſen. Der Herr von Thavannes ließ ſie aber in Gegenwart des Königs äußerſt hart darüber an; er ſchimpfte und drohte, wenn

ſie

ſie nicht dazu mitwürken wollten, ſo würde der König ſie alle aufknüpfen laſſen, wobei er auch den König bat, ſie ebenfalls damit zu bedrohen.

Die armen Teufel wußten ſich in der Angſt nicht zu helfen und gaben zur Antwort: „Wenn Sie es ſo „nehmen, Sire, und auch Sie, Herr von Thavannes, „gut, ſo ſchwören wir Ihnen, Sie ſollen von uns hö„ren! denn wir wollen ſo gut drauf und drein ſchla„gen, daß man auf ewige Zeiten an die Feier des St. „Bartholomäus denken ſoll!“ —

Dies hielten ſie denn in der That auch redlich, ſo wenig ſie ſich anfangs dazu hatten verſtehen wollen. Ein gezwungen gefaßter Entſchluß hatte mehr Nachdruck, als ein andrer, und ſo iſt es nicht gut, ein Volk blutdürſtig zu machen, indem es dann hitziger darauf wird, als man wohl verlangt.

Der Herr von Thavannes ſelbſt ſoll ſich dieſen Tag ſehr grauſam bewieſen, und, indem er den ganzen Tag in der Stadt umher gieng, beim Anblick des vielen vergoſſenen Blutes dem Volk zugeſchrien haben: „Laßt Ader! laßt Ader! die Aerzte verſichern, „daß dieſen ganzen Auguſtmonat durch eben ſo gut „Aderlaſſen ſey, als im Mai. — “

Von allen den Unglücklichen rettete er auch nicht Einen, außer dem Herrn von Neufville *) Dieſer hatte unter den Händen des raſenden Volks ſechs bis ſieben Hiebe und Stiche in den Leib und über den Kopf bekommen, und ſollte ſo eben vollends niedergemacht werden, als der Herr von Thavannes vorbei kam, auf den er ſogleich zuſtürzte, und ſeine Knie mit den Worten umfaßte: „ach! mein Herr, haben Sie Mitleiden „mit mir, und beweiſen Sie ſich als ein groſſer Ge„neral auch barmherzig gegen mich.“ — Der Herr

von Thavannes, es sey nun aus Mitleiden, oder weil es seiner Ehre nachtheilig gewesen seyn würde, sich ihn so zwischen seinen Beinen ermorden zu lassen, rettete ihn, und ließ ihn verbinden.

Nach diesem Feste, das über acht Tage dauerte, sagte der König einst bei Tafel zu dem Herrn von Thavannes, welcher aufwartete: „Herr Marschall, „wir sind noch nicht fertig mit allen diesen Hugenoten, „wenn wir gleich die Rasse sehr dünne gemacht haben, „Man muß nach Guyenne und vor la Rochelle." —

„Seien Sie unbekümmert, Sire! antwortete „Thavannes. Mit der Armee, die Sie mir mitgeben wollen, will ich bald mit ihnen fertig werden. „Ich kenne das Volk und die Landschaft dort recht „gut; ich habe als Guidon des Herrn Grand-„Ecuyer Galliot sechs Jahre lang dort herum in Garnison gestanden, und alles durchkrochen, auch kürzlich „noch auf den Zügen Ihres Herrn Bruders mich wieder da umgesehen. Rochelle habe ich zwar schon lange „nicht gesehen; hoffe aber, so viel ich davon verstehe, „in Monatsfrist drinn zu seyn. Von dort aus will ich „dann das Land durchziehen, und es von allen Hugenoten bis Montauban hin säubern. Dies Montau-„ban soll gut und stark seyn, wie man mir sagt; zu „meiner Zeit war es dies noch nicht. Indessen kenne ich die ganze Lage, und denke es einzubekommen, „wie la Rochelle. Von da rücke ich vor Nimes, und „thue ein gleiches, und nach Sommieres, wo ich ihnen allen das Gewissen schärfen werde, daß sie entweder gutwillig sich bekehren, oder alle todtgeschlagen „werden sollen. Kurz, lassen Sie mich nur machen. „Ich stehe Ihnen für alle diese Plätze."

Es war hiebei jemand zugegen, welcher, über diese Reden hörte, zu einem andern sagte: „Der „spricht

„ſpricht wie der König Picrocole bei Rabelais, oder „wie die Frau, die den Milchtopf zu Markte trug und „ſich allerlei ſchöne Projecte dabei machte, ihn „aber darüber zerbrach!“ — So giengs auch dem Marſchall. Er reiste von Hof ab, und zog hin, mit dem feſten Entſchluß, Ihm mit Seiner Armee gute Dienſte zu leiſten, kam aber nicht weit, indem er zu Chatres unter Montlhery krank wurde und ſtarb.

Ein großer Prinz erzählte mir bei der Belagerung von Rochelle, er habe von dem König Heinrich III. gehört: der Marſchall ſei in Raſerei und Verzweiflung geſtorben. Ich kann dies aber nicht glauben, denn dieſer Prinz war reformirter Religion, und wollte dem Herrn von Thavannes nicht allzu wohl. Indeſſen könnte es doch ſo ſeyn, denn Gott ſchickt den Blutdürſtigen wohl ſolche Züchtigungen. Soviel iſt gewiß, daß er als ein ſehr großer General ſtarb, und hätte er die Belagerung von Rochelle kommandirt, ſo wäre es vielleicht erobert worden und in der Gewalt des Königs. Vielleicht auch nicht. Anders aber würde man ſicher bei der Unternehmung zu Werke gegangen ſeyn, denn er verſtand ſich ſehr gut auf dergleichen und kommandirte ſehr ſcharf.

Der Herr Admiral und er waren Zeitgenoſſen auch gewiſſermaſſen Kamaraden bey Hof; er war jedoch ein wenig älter. Sie waren zu ihrer Zeit ſehr luſtige und wilde Brüder bei Hof geweſen. Er aber übertraf den Admiral, indem er ſogar auf die Häuſer ſtieg, und von einem Dach aufs andre über die Straßen ſprang. Man ſagte bei ihrem Ende, es ſeyen zween große Feldherrn jener Zeit geweſen, welche beide den Namen Caſpar führten: Caſpar von Coligny, der Admiral, und Caſpar von Saulx, der Herr von Thavannes,

nennet. Der Admiral übertraf ihn aber weit, wie er durch die seinen Stücke Arbeit bewies, die er zu Stand brachte, der andre aber nie vollbracht haben würde.

Der
Marschall von Biron
und
dessen Sohn.

Den Marschall von Biron, auf den wir itzt kommen, können wir mit Recht den ältesten und gröſten Zeitherrn Frankreichs nennen, da der Herr von la Noue, der sich hierauf unstreitig verstieht, in seinem Buch ihn so benennt, und seine Thaten und Vortrefflichkeiten ihn uns so schildern.

Er wurde als Page der groſsen Königinn von Navarra, Margaretha von Valois, erzogen, und diese edle Zucht schlug so gut an, daſs seine vortrefflichen Anlagen dadurch noch ungemein erhöht wurden; denn eine edle Geburt und eine gute Erziehung können nicht zusammentreffen, ohne einen jungen Menschen vortrefflich zu bilden.

Nach seinen Pagen-Jahren zog er in die damaligen Kriege in Piemont, wo er sich so brav und tapfer hielt, daſs er sich groſsen Ruhm erwarb, zugleich aber auch eine starke Schuſswunde im Bein bekam, wovon er sein ganzes Leben hinkend blieb. Der Marschall von Brissac gab ihm seine Fahne von hundert Gewehrarmen, die man damals, besonders ein so groſser Marschall, seinen

keinem jungen Leuten vertraute, die nicht ausgezeichnete Proben von ihrer Tapferkeit abgelegt hatten. Der König machte ihn daher auch zu seinem Kammerjunker; damals eine schöne große und ehrenvolle Stelle, die man nicht kleinen Leuten verlieh, wie man wohl nachher Beispiele erlebt hat.

Auf dem Zug des Herrn von Guise nach Italien bekam er eine Compagnie von hundert Mann leichter Reiterei, die er, nebst dem Ruhm eines guten Verhaltens, bis zum Friedensschluß zwischen den beiden Königen behielt.

Beim Ausbruch des ersten bürgerlichen Kriegs erwartete er, eine vorzügliche Stelle zu erhalten, mußte aber zu Bois de Vincennes fünf oder sechs Ordensritter machen sehen, ohne daß er selbst es wurde, da er doch sich Hoffnung dazu gemacht, und geglaubt hatte, es zu verdienen, und zwar so gut als manche andre, namentlich der Herr von Montpezat, welcher übrigens doch bereits höhere Stellen bekleidet hatte als Biron; denn auf dem Zug des Herrn von Guise war er Generalfeldzeugmeister (grand-maitre de l'artillerie), und auch Lieutenant der Leibcompagnie des Herrn von Guise; eine große Ehre, dies unter einem so großen Feldherrn zu seyn! Darum, sagte man, hätte der Herr von Biron sich die dem Herrn von Montpezat zu Theil gewordene Ehre nicht verdrießlich machen, noch verdrießen lassen sollen. — Er erwiederte freilich hierauf, daß große Stellen bisweilen nicht so viel zu Erlangung der Früchte des Verdienstes hülfen, als Gunst; und eben dies verdroß ihn und machte ihn äußerst auf.

Zu merken ist hierbei, daß der Hauptgrund, warum er diese Ehre nicht erlangte, und überhaupt nicht so hoch erhalten wurde, dieser war, daß man ihn für stark hugenottisch

wetisch hielt, besonders da er zwei seiner Kinder (wie man sich bei Hof sagte) auf hugenottisch hatte taufen lassen, was die damaligen großen Generale, wie der König von Navarra, der Herzog von Guise, der Connetable, und der Marschall von Saint Andre verabscheuten wie die Pest, so wie es auch überhaupt den Geistlichen und jedermann ein Greuel war.

Aus diesen Grund also wurde der Herr von Biron mit ungünstigen Augen bei Hof angesehen, welches ihn zu dem Entschluß bewog, ihn zu verlassen, und sich auf sein Landgut zu begeben. Nachdem er bereits bei dem König und den Großen des Hofs Abschied genommen hatte, kam er auch zu dem Herrn du Perron, itzigen Marschall von Ney, welcher damals in der Gunst des Königs und der Königinn sehr zu steigen anfieng, und wollte von ihm ebenfalls Abschied nehmen. Hierbei erzählte er ihm seine Unzufriedenheit, und seinen Entschluß, sich aufs Land zu entfernen.

Der Herr du Perron wollte sich einen so braven wackern Cavalier verbinden, und bat ihn, ob er gleich schon zur Abreise gestiefelt und gespornt war, noch ein wenig zu warten, bis er mit der Königinn gesprochen hätte. Dieser trug er denn die Sache vor, warum der Herr von Biron unzufrieden sey, und zeigte, daß es ein Mann wäre, den der König zu seinem Dienst brauchen könnte; sie müßte ihn also aufzuhalten, und durch gute Worte und Versprechungen zufrieden zu stellen suchen, wenn es der Königinn nicht fehlte, daher ist auch der Herr von Ronsard seine Hymne de la Promesse damals dedicirte.

Die Königinn schickte hierauf sogleich nach ihm, redete ihm zu, und hielt ihn von seiner Abreise zurück. Ich war damals bei Hof und weiß um das ganze Geheimniß.

Der

Der Herr von Biron hielt ſich von da an einige Zeit bei der Armee auf, ohne beſtimmte Charge; und wurde nachher den Feldmarſchällen d'Auſſun, de Joſſes und Chantemasles als untergeordneter Gehülfe zugegeben, wiewohl er ſo viel wußte als ſie ſelbſt.

Der Herr von Guiſe fieng endlich an, Geſchmack an ihm zu finden, wiewohl ihm immer irgend ein Wort oder andres Zeichen entwiſchte, das den Hugenoten verrieth, ſo ſehr er übrigens ſeine Vorliebe für dieſe Partei zu verheimlichen ſuchte.

Er machte ſich endlich ſo brauchbar für ſeinen Poſten, daß man ſeine Dienſte nicht wohl entbehren konnte. Daher kam er bei allen dieſen Kriegen nie von der Armee weg, und war ſo ſehr dafür, daß er bei keiner der ſchönen Thaten, die dabei verſuchten, fehlte, bis endlich Friede wurde, worauf er den Auftrag erhielt, die Regimenter, Sarlabous d'A. und Rasaville nebſt einiger leichten Reuterei von Scipio Vimercat, Centurio, dem Genfer, und andere nach Languedoc und Provence zu führen, um dort die Ruhe herzuſtellen, und den Frieden zu ſichern, den man nicht wohl annehmen wollte, beſonders in Provence, wo man ganz aufgebracht und erbittert gegen die Hugenoten war. Der Herr von Biron verlegte das Regiment Rasaville in die nöthigen Garniſonen, und führte ſo gute Ordnung, Polizey und Ruhe ein, daß der König und die Königinn bei ihrer Ankunft daſelbſt alles ſtill und friedlich fanden. Dies brachte ihnen eine hohe Meinung von dem Herrn von Biron bei, den ſie ſehr lobten, und ihm ihre Zufriedenheit bezeugten. Dies war der erſte Grund zu ſeiner nachherigen großen Beförderung.

Während dem Frieden war er immer thätig, und gab ſich fleißig mit Geſchäften ab. Er ſuchte alle Gelegen-

legenheiten dazu, daher sich auch die Königinn in einigen seiner bediente.

Hierauf erfolgte der zweite bürgerliche Krieg, die Belagerung von Paris, die Schlacht bei Saint Denis, der lothringische Zug, wobei der Marschall sich so zu rechter Zeit bei Hof befand, daß er, nebst dem Herrn Vicomte d'Auchy und dem Herrn von Montreuil, Feldmarschall wurde. Diese beiden letztern waren große Männer, die sich bereits wohl umgesehen hatten; besonders der Herr von Auchy, meines Erachtens einer der wackersten Männer. Der Herr von Biron, schnell und hitzig, wollte immer seine Meinung durchsetzen; er und der Vicomte waren Feuer und Wasser. Bisweilen befand man sich gut bei dem Rath des einen, bisweilen bei dem des andern; indessen ging doch im Ganzen alles in diesem zweiten Krieg gut für uns.

Im dritten befand sich der Herr von Biron abermals just recht bei Hof, um dem König gut zu dienen. Daher sagte man auch zu der Zeit von ihm: es sey, als hätte er das Glück gedingt, um ihm die Stunde zu wissen zu thun, wenn er nach Hof kommen müßte, um seine und des Königs Geschäfte gut zu machen; denn wenn er auch zwei Jahre sich auf dem Land aufgehalten hatte, und dann einmal nach Hof kam, kam er allemal zur rechten Stunde für sich.

In diesem dritten Krieg war er zweimal unglücklich, einmal zu Jaseneuil, das andremal zu Klein-Limoges, wobei er von Monsieur, unserm General, sehr getadelt und hart angelassen wurde. Es hieß daher auch unter uns bei der Armee, Monsieur hätte gedroht, ihn niederzuschießen. Herr von Biron mußte seine Entschuldigung aufs demüthigste vorbringen; denn hätte er nur im geringsten laut werden

den wollen, ſo würde Monſieur, aufgebracht wie er gegen ihn war, zugeſtoßen haben. Er warf ihm dabei vor, er ſei Hugenot, begünſtige dieſe Parthei, und habe dieſe Fehler abſichtlich begangen, um ihm einen Schimpf zuzuziehen, und ihm und ſeiner ganzen Armee die Hälſe brechen zu laſſen.

Der Herr von Thavannes, der ſehr raſch und ſehr gebieteriſch war, ſprach ebenfalls ſtark mit ihm, und ſagte ihm dabey ſogar: er ſollte ſeine Lection beſſer lernen; er wolle ſich in alles miſchen, beſonders in ein Handwerk, das er noch gar nicht verſtehe und das er ihn wohl noch anders lehren wolle; er ſey Hugenot, und gehe nie in die Meſſe, und wenn er auch hinein gienge, ſo würde es doch nur zum Schein ſeyn.

Dieß alles wurde ihm im Conſeil vorgeworfen, und der Herr von Biron mußte es anhören und ſchweigen; denn er ſah wohl mit wem er zu thun hatte. Damals war Er auch noch nicht ſo groß an Rang und noch kein ſo großer General als er nachher wurde; denn um dies zu werden, muß man vorher wohl auch große Fehler gemacht haben. Wiſſenſchaften und Künſte werden nicht mit uns gebohren; Uebung und Fleiß erwerben ſie uns, und ehe dieß iſt, machen wir viel dummes Zeug.

Diejenigen indeſſen, die den Herrn von Biron entſchuldigen wollten, ſagten: ſein Fehler ſey nicht ſo groß als man ihn mache.

Uebrigens hielt er ſich in dem ganzen Lauf dieſes Kriegs ſehr gut, beſonders in der Schlacht bei Montcontour, wobei er jedoch die Befehle des Herrn von Thavannes nicht zu überſchreiten wagte, der alles ſelbſt thun und anordnen wollte, wie ihm auch zukam. Auch glaube ich, daß, was der Herr von Biron unter ihm ſah und lernte, ihm nichts ſchadete, um zu werden, was er wurde.

Nach jener Schlacht kommandirte er sehr brav und glücklich die Belagerung und Einnahme von Saint Jean, nach welcher er beim Friedensgeschäft gebraucht und nebst dem Herrn von Teligny an die Herrn Prinzen und den Admiral nach Languedoc geschickt wurde, um zu unterhandeln, was er auch so schön und geschickt that, daß er den Frieden endlich zu Stand brachte.

Jedermann war damals sogleich der Meinung, daß dieser Friede nicht sehr fest und von Dauer seyn würde, weil er, wie das Pasquill sagte, malassise und boiteuse war. Der Hinkende auf den hier angespielt wurde, war der Herr von Biron, der zuvor nach dem Tod des Herrn von Bourdaisiere zum Generalfeldzeugmeister gemacht worden war. Das andre betrifft den Herrn von Roissy, genannt Malassise, einen großen sehr feinen und geschickten Staats- Geschäffts- und Weltmann, der ebenfalls mit am Frieden gearbeitet hatte.

Würklich erfolgte auch zwei Jahre nach diesem Frieden die Sankt Bartholomäus-Nacht. Diese zu feiern wurde der Herr von Biron abgeschickt, um die Königinn von Navarra nach Hof zu holen, wohin Sie jedoch nicht wollte, so lang ihre Stadt Lestour (Leitoure) ihr nicht wieder zurückgegeben würde. Dennoch brachte er sie dahin, über die Vermählung ihres Herrn Sohns des Prinzen (von Bearn) mit Madame (Margeretha) der Schwester des Königs in Unterhandlung zu treten.

Um diese beschlossene Vermählung zu vollziehen, wurde der Generalfeldzeugmeister abermals von Blois abgeschickt, den Herrn Prinzen zu holen, den er auch richtig und glücklich mitbrachte, von der Blüte des Hugenotischen Adels begleitet, welche alle in ihrem Sinn hoch

hoch hinausführen, und alles zu meißern dachten, aber ein jämmerliches Ende nahmen.

Die davon kamen, schrieen sehr über den Herrn von Biron, und schoben alle Schuld auf ihn. Sie sagten: er habe sie durch glatte Worte eingeschläfert und gekörnt, um sie dann alle zur Fleischbank zu führen; weßwegen sie ihm allerlei gehässige Benennungen beilegten, wie die Leidenschaft sie ihnen eingab.

Bei dem allem bleibt so viel gewiß, daß er ein sehr großer, tapferer und geschickter Mann war, und trotz diesem Argwohn und diesen verläumderischen Nachreden sich bei eben diesem Fest selbst in großer Verlegenheit und Gefahr befand, wobei es ihm gut zu statten kam, daß er sehr brav, tapfer und entschlossen war. Denn er retirirte sich sogleich in sein Arsenal, pflanzte eine Menge Geschütz vor das Thor und andre Zugänge, und setzte sich in gute kriegerische Verfassung. Als dann einige Haufen Pariser, die noch nie mit einem solchen Kriegsmann zu thun gehabt hatten, davor rückten, führte er eine nachdrückliche Sprache gegen sie, und drohte ihnen sie alle zusammen zu schießen, wenn sie nicht sogleich abmarschierten, was sie denn auch plötzlich thaten, ohne sich näher zu wagen, und auszuführen, was ihnen befohlen gewesen war. Denn zuverlässig war er so gut auf der Liste, als die andern, wie er mir selbst sagte, als er von Bruage zurückkam, wobei er mir als guter Freund und Vetter viel von diesem Blutbad erzählte.

Man sagte damals, der Herr von Thevannes und der Herr von Retz, die ihm beide nicht gut waren, hätten ihm diesen Liebesdienst zugedacht gehabt.

Nachdem die ganze Wuth dieses Blutbads vorüber war, schickte der König nach ihm, und berief ihn,

wie man versichert, auf sein Wort und Treue zu sich, um ihn nach Saintonge, wovon er, wie folglich auch vom Lande Aunis, Gouverneur war, zu schicken, Rochelle zur Rückkehr unter die Botmäßigkeit des Königs auffodern zu lassen, und überhaupt alle Wege der Güte zu versuchen, um diese Stadt wieder zu gewinnen.

Er kam zu uns nach Brouage, als unsre Einschiffung bereits rückgängig geworden war, und brachte einen königlichen Befehl an uns, ihm beyzustehn, wenn die Rochelleer sich nicht im Guten unterwerfen wollten. Um diesen Weg der Güte zu versuchen, hatte er schon mehrere wackre Männer mit Vorschlägen hinein geschickt; darunter auch den Herrn Baron von Tonnay-Boutonne, und den Herrn von Vigean, die aber nichts erhielten, als einige Hiebe und Stiche, die der Herr von Vigean für seinen Antheil davon trug, so daß er in seinem Bette zu la Jarrie für todt liegen blieb. Dieß thaten sie aus Erbitterung darüber, daß er als Hugenot es übernommen hatte, gegen sie seine Glaubensgenossen und wider das Interesse ihrer Religion zu reden, und zu unterhandeln.

Nachdem also alle diese gelinden Mittel fehlgeschlagen waren, und man die Hoffnung aufgegeben hatte, dadurch etwas auszurichten, mußte man zur Gewalt greifen; daher ihm der König auftrug, die Stadt zu blokiren, bis die große Armee zur förmlichen ernstlichen Belagerung nachkäme. Diese ganze Belagerung nun könnte ich meines Erachtens wohl so gut beschreiben, als irgend einer von denen, die auch dabey waren; denn von Anfang bis zu Ende kam ich nicht davor weg, halb glücklich halb unglücklich. Indessen will ich doch hier mich nicht dabey aufhalten, sondern es auf eine andre Gelegenheit sparen.

Der

Der Herr von Biron war dabey nicht glücklich.
r arbeitete und mühte ſich ab, that alle Pflichten
es groſſen Generals und Feldzeugmeiſters, und was
s Schlimmſte iſt, trug eine ſtarke Schußwunde da-
n: und bei dem allen war der gröſte Theil der Be-
gerer der Meinung, er verſtehe ſich mit den Belager-
, und er und die Seinigen gäben ihnen Nachricht
n allem, was auſſen vorgenommen würde.

Dieß ganze Vorgeben iſt grundfalſch. Denn
te er dieſe Stadt erobert, ſo war er Gouverneur
on, und dadurch im Beſitz des wichtigſten Platzes
ganz Frankreich; man urtheile alſo, ob er, als ein
ichtiger General dieſen fetten Biſſen hätte fahren
n, wenn er ihn hätte erhaſchen können. Hätte
n vielmehr ſeinem und des Herrn von Strozzy Rath
olgt, ſo wurde die Stadt unfehlbar erobert, wenn
n fein bedachtſam, Schritt vor Schritt dabei zu
rk gegangen wäre, wie wir erſt gegen das Ende der
agerung zu thun anfiengen, ſtatt daß man anfangs das
ürmen und Beſchieſſen in ſolcher Haſt und Uebereilung
ieb, daß alles nur halb gethan wurde. Der Herr
Biron kam durch ſeine groſſe Begierde, den
s zu erobern, in groſſe Gefahr und Verlegen-
, wie man aus folgendem erſehen wird.

Gegen das Ende dieſer Belagerung legen die Po-
hrem neuerwählten König ſehr an, nach Polen ab-
ſen, indem eine Menge dringender Geſchäfte auf
warteten, welche ohne ſeine Gegenwart unmöglich
thun werden könnten. Dieß thaten nicht nur die
n allein, ſondern auch die Franzoſen, die in Polen
n, wie z. B. der Herr Biſchoff von Valence und
junge Lanſac; und auch dieſe wieder nicht allein,
rn vorzüglich der König und die Königinn (Mut-
tragen in ihn, ſeine Abreiſe zu beſchleunigen:

denn die Königinn, ganz entzückt darüber, daß ihr Sohn König worden war, konnte es gar nicht erwarten, ihn in seinem neuen Reich zu wissen. Deswegen schrieb sie ihm, auf jede Bedingung mit la Rochelle zu kapituliren.

Die Rocheller wollten indessen die Capitulation nicht für sich allein schließen, sondern auch für Montauban, Nimes und andre Städte. Auch das unglückliche Sancerre wollte man mit einschließen; allein für diese war durchaus nichts zu thun. Denn von Tag zu Tag gedachte man sie mit dem Strick um den Hals gefangen zu bekommen; doch hielten diese braven tapfern Leute sich noch über fünf Wochen nach dem Frieden. Denn dieser wurde geschlossen, der König von Polen hob die Belagerung mit Ehren auf, was er so sehnlich wünschte, die Capitulation aber war so so, und mehr dem Schein nach als in der Würklichkeit ehrenvoll für die Belagerer.

Während der Unterhandlungen nun, welche sich über vierzehn Tage verzogen, und während dem deßwegen geschlossenen Waffenstillstand, that der Herr von Biron alles was er konnte, um den König und die Königinn dahin zu vermögen, daß sie sich auf keinen Vergleich einlassen möchten, indem er seinen Kopf zum Pfand setze, daß er, wenn man ihn machen ließe, die Stadt in Monatesfrist oder spätstens in fünf Wochen, ohne Verlust oder Gefahr, blos durch eine gute Blokade so weit bringen werde, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben müsse.

Alle diese Versicherungen und Vorstellungen blieben aber diesmal ganz ohne Wirkung, weil das Verlangen der Königinn gar zu groß war, ihren Sohn zu sehen, und von einem Reich Besitz nehmen zu lassen, das

das man ihr ſo groß, ſchön, reich, geſegnet und mächtig beſchrieb. Mit dem König von Polen ſelbſt darüber zu ſprechen, wagte der Herr von Biron gar nicht, denn dieſer war noch weit begieriger, ſein neues Reich zu ſehen, wie ich ihn denn ſelbſt mit einer Art von Entzücken davon reden hörte. Als er aber hin kam, änderte er ſeine Meinung gar ſehr, da er ſo wenig fand, was er erwartet hatte, daß er in ſeinem Herzen lieber die Stadt Rochelle gehabt hätte, als das Königreich Polen. So verliert man oft über einem eingebildeten Gut ein Gewiſſes.

Als der Herr von Biron ſah, daß er bei dem König, der Königinn, und dem König von Polen ſeine Abſicht nicht erreichen konnte, verfiel er auf einen andern Verſuch und ſchrieb an den Herrn Cardinal von Lothringen und einige andre von den Erſten im Staatsrath: ſie möchten die Aufhebung der Belagerung und den Friedensſchluß hintertreiben. Man möchte nur ihn machen laſſen; ein Aufſchub von ſechs Wochen ſollte dem König die Stadt Rochelle unterthäniger machen, als noch nie.

Der Herr Cardinal, ein Meiſter in Intriguen ng hierauf ſeine Ränke an, um die Mitglieder des taatsraths zu gewinnen, daß ſie dem König und der öniginn die Capitulation anreden möchten. Sie gen hierauf auch wirklich beiden Majeſtäten, beſonders er der Königinn ſo lange und dringend an, daß dieſe nicht anders zu helfen wußte, und durch den bé von Gadagne, zu dem ſie vorzügliches Zuuen hatte, dem König von Polen, ihrem guten ohn, alles was der Herr von Biron gegen ihn anſpönund betriebe, entdeckte wobei ſie ihm ſagen ließ: er möchnachdrücklich und ernſtlich mit ihm reden, und eben an den Cardinal und die andern ſaubern Herrn

Staatsräthe aus einem hohen Ton und mit Drohungen deßwegen schreiben. Er befolgte dieß sehr pünktlich, und schrieb mit eigner Hand so scharf und nachdrücklich an diese Herren, daß sie ganz bestürzt darüber wurden und kein Wort weiter dagegen zu sagen wagten.

Da der Herr von Biron eines Morgens zu dem König von Polen in seine Garderobe kam, wo diesmal das schwach besetzte Conseil gehalten wurde, empfing auch ihn der König auf eine Art, die nicht zu Boden fiel, wie man spricht. Sein erster Morgengruß war: „Nur her da, sauberer Freund. Ich ha„be mir schöne Dinge auch von Ihnen erzählen lassen! „Ihr fangt also an Ränke gegen mich zu schmieden, „und nach Hof zu schreiben? Ich weiß wahrhaftig „nicht, was mich abhält, Euch den Degen durch den „Leib zu rennen und Euch niederzustoßen, oder noch „besser, eine Commission nieder zu setzen, um Euer Le„ben und Eure Schliche gegen mich, den König und „den Staat untersuchen und Euch dann den Kopf ab„schlagen zu lassen. Kommt es Euch zu, meinen Ab„sichten und Planen entgegen zu arbeiten, Euch, den ich „gar wohl kenne, wer Ihr seyd! Ohne den König und „mich, was wäret Ihr wohl? Und doch könnt Ihr „Euch so weit vergessen? Ihr wollt den Bravo ma„chen; Ihr wollt Rochelle einnehmen, und zwar wie „Ihr sprecht, in einem Monat oder sechs Wochen? „wollt Euch die Ehre davon zueignen und mich derse„ben berauben! Ihr habt meine Ehre schon genug „compromittirt, Ihr, kleiner Prahlhans, der Ihr seyd! „Denn Ihr wißt, daß des Königs, der Königinn und „mein Wille nicht war, mich bei der Belagerung die„ser Stadt zu befinden, ausser im Augenblick der Ue„bergabe, um mich nicht der Gefahr auszusetzen, daß ich sie

„mit

„mit Schimpf wieder aufgeben müßte. Ihr aber „versicherte mir unaufhörlich, daß sie entweder in Gu„kem oder durch Gewalt augenblicklich erobert werden „würde. Ich kam auf diese Versicherung nach Cha„tellerant, wo ich mich einige Zeit aufhielt. Ihr „schriebt mir, ich sey noch zu weit entfernt; ich möchte „nach Poitiers kommen. Wenn ich einmal da wä„re, würde ich, je näher ich käme, die Furcht der Ro„chelle vermehren, welche bereits zu wanken anfingen. „Auch zu Poitiers hielt ich mich einige Zeit auf. Auf „einmal schreibt Ihr mir in aller Eile: ich möchte nach „Nyort gehen, indem alles auf dem Punkt zur Ueber„gabe sey, so sehr als noch nie. Ich kam, und hielt „mich auch da noch einige Zeit auf. Unerachtet ich noch „so wenig Anschein dazu vor mir sah, als je, mußte „ich endlich doch auf Euer Wort, daß ich bald von al„lem Meister werden würde, ganz hin kommen, fand „aber bei meiner Ankunft alles noch so weit entfernt, „als da ich meine Reise antrat. Noch schlimmer, ich fand „sogar noch nicht die geringsten Vorkehrungen zu einer „Belagerung. So habt Ihr mich nun fünf Monate „hingehalten, und itzt, da ich mit Ehren aus dem „Handel kommen kann, wollt Ihr mich daran hin„dern, und tragt darauf an, da zu bleiben, den „Platz zu erobern, und diese Ehre triumphirend da„von zu tragen. Ich will Euch lehren, den grosen „Feldherrn auf meine Kosten zu machen, da Ihrs nicht „auf Eure seyd!“ —

Noch eine Menge harter Reden stieß er gegen ihn aus, wogegen der Herr von Biron nicht ein Wörtchen vorzubringen wagte, und sich blos ganz demüthig entschuldigte. Der König von Polen würde ihm sonst gar übel mitgespielt haben, so sehr war er entrüstet. Hierauf ent-

ſernte er ſich, und der König ſtieg zu Pferd und ritt nach Amiande.

Ich ſtand dieſen Morgen unter der Thüre meines Quartiers, und hatte die Herrn von Strozzy und la Roue zu Tiſch bei mir, als ich den Herrn von Biron allein vorbei reuten ſah. Er hatte nur ſeinen Stallmeiſter Baptiſt bei ſich. Ich rief ihm zu, ob er nicht mit uns zu Mittag eſſen wollte? Worauf er ſogleich heranritt und abſtieg, das Eſſen aber verbat, indem er ganz ärgerlich ſey, „denn — ſagte er zu uns „im Vertrauen — ich will gegen Euch, als meine beſ„ten Freunde hier, mein Herz ausſchütten. Der „König von Polen hat mich ſo eben herunter gemacht, „wie den allergeringſten im ganzen Lager, und dar„über will mir das Herz beinahe berſten!“ —

Er erzählte uns hierauf einen Theil von dem, was vorgefallen war, wie wohl nicht alle die harten Reden, die der König ihm geſagt hatte. Allein am Abend erzählte uns dieſer große Fürſt alles ſelbſt, mir und dem Herrn von Strozzy, und ſagte dabei ausdrücklich: der arme Menſch hätte bei ihm Mitleiden erregt — Er machte ihm von dieſer Zeit an ſtets ein ſehr froſtiges Geſicht, beſonders bei ſeiner Zurückkunft aus Polen.

Die Königinn hatte allen Prinzen, Herrn und vornehmen Officiers im Reich entbieten laſſen, zu ihr nach Lyon zu kommen, um ihren König zu empfangen und ihm bei ſeiner Abreiſe in ſein neues Reich ihren Reſpekt zu bezeugen. Bei dieſer Gelegenheit ſah ich denn auch den Herrn von Biron ſeine Reverenz machen; allein der König war nicht freundlicher gegen ihn, als gegen einige andre, und ich weiß wohl, was er ſelbſt gegen mich darüber äuſſerte, denn er liebte mich ſehr,

ſehr, und ſagte mir oft Dinge, die er einem andern nicht vertraute.

Dieſe Reiſe war die einzige die nicht günſtig und nach Wunſch für ihn ausſchlug, wie die andern; denn der König ſtellte ihn bei ſeiner Abreiſe von Lyon nach Avignon gar nicht an, und befahl ihm auch nicht, ihm zu folgen. Daher bat er ihn um Urlaub, ſich auf ſeine Güter zu begeben, den er ihm auch ſogleich und ſehr gern ertheilte.

Hier blieb er den ganzen Winter und auch noch den folgenden Sommer hindurch, bis gegen das Ende des Auguſts. Als nämlich die Nachricht einlief, daß der Herr von Thoré in Teutſchland Hülfs-Truppen geworben habe, mit denen er nach Frankreich in Anmarſch ſey, ſchickte die Königinn nach ihm, auf Bitten des Herrn von Guiſe, welcher keine andere Generals mit haben wollte, als den Herrn von Biron und den Herrn von Strozzy, um den Herrn von Thoré mit ſeinen Reutern wohl zu empfangen, wenn ſie ſich einfallen ließen durch ſein Gouvernement, oder ſonſt nach Frankreich zu kommen. — Ich ſah ihn damals bei ſeiner Ankunft nach Hof, als er dem König aufwartete, der ihn ſehr gnädig empfing.

Der Herr von Guiſe trat alſo ſeinen Zug nach Champagne blos mit dieſen zween Generals an, die er verlangt hatte, und führte mit ihnen die Herrn Reuters, wie wir geſehen haben, in die Schule. Die Ehre davon wurde ganz dem Herrn von Biron und Herrn von Strozzy zu Theil, unerachtet der Marſchall von Retz ſich ebenfalls dabei befand; denn er war blos als Privatmann mitgezogen, nicht als Marſchall, und hatte kein Kommando, ſo wenig als der geringſte Edelmann in der ganzen Armee.

Ich tadelte ihn einſt deßwegen (denn ſeine Gemahlinn war eine leibliche Couſine von mir) und ſtellte ihm vor,

vor, es schicke sich schlecht für ihn als einen Marschall, sich bei einer solchen Expedition als bloßer Privatmann ohne Kommando zu befinden; Es müsse wohl noch nicht erhört worden seyn. Er antwortete mir aber, er bekümmere sich darum gar nicht, und könne auf jeden Posten seinem König dienen und ihm zeigen, daß Ehrsucht ihn nicht beherrsche, sondern daß er blos aus Neigung und Eifer diene.

Zu merken ist hierbei, daß der König ihn, so wie überhaupt alle diejenigen nicht leiden mochte, die ihn zu der unüberlegten Reise nach Polen vermocht und die Ausführung vermittelt hatten. Denn dieser Marschall war durch Teutschland immer drei Tage vor ihm her gegangen, um ihm Quartier und Pferde zu bestellen und die Fürsten für ihn zu gewinnen. Jetzt aber that er alles um sich wieder in Gnade bei ihm zu setzen, und wagte Leben, Güter und Ehre daran.

Hier nun zog er ohne Kommando mit, und man erzählte mir hierbei, als er so im Lager angekommen sey, habe der Herr von Biron irgendwo ziemlich laut gesagt: „Schwerenoth! wir brauchen hier keine Pro„viant-Commissärs noch Schreiber. Dafür haben wir schon gesorgt!“ — Dieß sagte er, weil der Marschall, als du Perron, seine Laufbahn als Privatcommissär und Schreiber unter König Heinrich I. angefangen und diese Stelle einige Zeit versehen hatte, worauf er erst den Degen anschnallte und bei dem jüngern Feuquieres unter dessen leichten Reutern Fähnrich wurde.

Jemand, der bei dieser Aeusserung des Herrn von Biron zugegen war, sagte zu einem andern sehr vornehmen Herrn: „Dieß ist der Dank des Herrn von „Biron für den grossen Dienst, den der Marschall „von Retz ihm beim Anfang des bürgerlichen Kriegs

„zu

„zu Bois de Vincennes erzeigte.“ Allein es iſt noch nicht genug einem einen Dienſt erzeigen; man muß ihn auch nicht nachher durch einen andern ſchlimmen wieder zerſtöhren oder beflecken, wie der Herr von Biron dies von Retz glaubte, daß er und der Herr von Thavannes ihn auf die Blutliſte geſetzt hätten.

Nach dieſer Niederlage des Herrn von Thore zu Anfang der Empörung Monſieurs gegen den König ſeinen Bruder, ſchickte die Königinn, die ſehnlichſt wünſchte, alles beizulegen und die beiden Brüder wieder auszuſöhnen, nach dem Herr von Biron damit er zu dieſem guten Zweck mitwürken möchte. Die Ausſöhnung, der Friede und die Zuſammenkunft beider Herrn kam auch würklich zu jedermanns Vergnügen zu Stande. Aus dieſem Frieden entſprang der Krieg gegen die Hugenotten nach dem erſten Reichstag zu Blois.

Der Herr von Biron wurde an den König von Navarra abgeſchickt, um ihn zu bekehren; allein nichts weniger! Der Krieg brach aus. Der Herr von Montpenſier und der Herr von Biron traten in Friedensunterhandlungen, welche auch zu Bergerac in Richtigkeit kamen, worauf der Herr von Biron Marſchall und bald darauf Lieutenant du Roi in Guyenne wurde, wo er den König von Navarra bekriegte, und ihn ſehr in die Enge trieb, unerachtet dieſer damals ſchon anfieng, ein groſſer Feldherr zu ſeyn, und den Herrn von la Noue bei ſich hatte; bis endlich zu Coutras abermals Friede geſchloſſen wurde.

Nach dieſem Frieden ſprach der König einſt mit meinem Bruder, den er wohl leiden mochte, ſo daß er ſich ganz vertraut und frei mit ihm unterhalten

und

und plaudern durfte. Sie kamen unter andern auch auf den Herrn von Biron, über den der König sehr aufgebracht war, und von dem er sehr hart sprach, wogegen mein Bruder seine Parthie nahm, und sehr viel Gutes von ihm sagte.

„Aber — sagte der König endlich — was hat er „denn je Gutes gethan, daß Sie ihn so sehr loben?

Was er gethan hat? — sagte mein Bruder. — „Pardieu, Sire, und wenn er in seinem Leben nichts weiter gethan hätte, als daß er den König von Navarra jagte, so hat er schon genug gethan."

Nach dem Frieden haßte Monsieur, der Bruder des Königs, den Herrn Marschall ganz bitter; denn unter Eigensinnigen und Hitzigen findet selten Eintracht statt. Ueberdieß klagte auch der König von Navarra über ihn, und stellte vor, sie würden sich nie gut zusammen vertragen, und es dürfte leicht wieder zu Krieg kommen, wenn er noch länger in seiner Nachbarschaft bliebe. Der König ließ ihn daher mit Versicherung einer bessern Belohnung, nach Hof kommen.

Ich sah ihn dort anlangen, ein wenig nach der Vermählung des Herrn von Joyeuse. Er wurde von dem König sehr gut aufgenommen, und hielt sich einige Zeit daselbst auf, bis er nach Flandern zu Monsieur geschickt wurde, dem er französische und Schweizer Truppen zuführte, und zwar sehr brav und glücklich, was er vorzüglich bei dem Paß von Gravelines bewies, einem sehr schwierigen und gefährlichen Posten, wo er noch überdieß den Capitain la Motte, einen sehr braven von Geburt französischen Officier, vor sich hatte, und dennoch keinen Mann verlohr, so wenig als beym Antoniusfest zu Antwerpen, wo er sich aus einer grossen Gefahr heraus zu wickeln und zu befreien hatte.

Man

Man gab ihm Schuld, er ſey der Haupt-Anſtifter jener Unternehmung auf Antwerpen geweſen, und zwar auf Verlangen der Königinn Mutter, die es verdroß, daß ihr Sohn nur halb Herr von dieſen und andern Städten ſeyn, und nur unter dem Prinzen von Oranien und den Staaten befehlen ſollte.

Andre ſagen, der Marſchall, der gerade nicht in der Stadt war, habe die Unternehmung, ſobald er ſie erfuhr, ſehr verabſcheut und gemißbilligt, und Monſieur die nachtheiligen Folgen davon vorgeſtellt. Soviel iſt gewiß, daß er ſeinen zweiten Sohn dabei verlohr, den Baron von St. Blancert, um den es ſehr Schade war.

So haben ſich überhaupt die Franzoſen ſeit langen Zeiten her allemal in allen ihren Eroberungen betragen; denn ſie wollten gar zu übermüthig herrſchen und alles haben, bis auf die Weiber hinaus; ſo unerſättlich ſind ſie!

Monſieur der doch ſeine Hoffnung auf einen Theil der Niederlande noch nicht aufgeben wollte, war ſo eben mit Zurüſtungen zu einem neuen Zuge beſchäftigt, als er ſtarb. Ein in der That unbeſchreiblicher Verluſt, wie ihn Frankreich wohl ſeit hundert Jahren nicht erfahren hat; denn es war der edelmüthigſte, tapferſte Prinz, der ſeit langer Zeit gebohren wurde, deſſen Muth und deſſen ehrſüchtige Entwürfe auf halb Europa das Glück nicht hätte beſchränken können.

Nach ſeinem Tod fieng die Ligue an, ſich nach und nach zu zeigen. Der Herr von Biron ſoll ebenfalls dazu eingeladen geweſen ſeyn, ja den Anträgen ſogar gegen dargebotene dreißigtauſend Thaler Gehör gegeben haben. Wirklich befand er ſich auch zu Bourg am Meer, bei dem Herrn von Lanſac, ſo wie auch der Herr Marſchall von Saint Luc, von Luſſan und von

Lan-

lanfac, welche die Tafel deckten und den Schmaus auftrugen. Hier wurden denn verschiedene Dinge verhandelt, wie ich aus dem Mund eines der Herrn gebetenen Gäste selbst vernommen habe.

Was eigentlich dem Herrn von Biron hiebei den Appetit verdorben habe, soll das seyn, daß man, als die versprochenen dreißigtausend Thaler ausgezahlt werden sollten, nichts als Ringe, Schmuck u. dgl. zum Vorschein brachte, die er ausschlug, indem er dergleichen nicht brauchen und nicht davon essen und leben könnte.

Andre, und zwar mit mehr Grund und Billigkeit, sagen: er habe sich wirklich beim Schmaus mit befunden und ihre Vorträge und Entwürfe mit angehört, solche aber mißbilligt; besonders dies, daß sie die Religion zum Vorwand nahmen, und die Ketzerey ausrotten wollten, worüber er lachte.

Soviel ist gewiß, daß der König nachher in diesem Krieg keinen redlichern getreuern Diener und Anhänger hatte, wie er bei der Armee bewies, die er mit nach Guyenne, bekam, wo er sich sehr würdig betrug, und sich eben so muthig in Gefahren stürzte, als einst, da er noch jung war; wo er sogar Scharmützel mitmachte, wie bei der Belagerung von Maran, wo er einen starken Schuß in die Hand bekommen hat. Ein gutes Herz kann sich nie verläugnen.

Nach dem Tod des Herrn von Guise gieng er zum König zurück, wo er sehr zu gelegener Zeit kam, und daher mit großer Freude bewillkommt wurde. Der König bedurfte seines Beistandes gar sehr, und war in äusserster Verlegenheit, indem ganz Frankreich sich wegen der Ermordung des Herrn von Guise gegen ihn empört und verschworen hatte.

Der

Der Marschall hatte sich schon lange bei französischen sowohl als auswärtigen Kriegern, welche alle ihn liebten und anbeteten, in großen Credit gesetzt. Als daher der König starb, benutzte er diesen seinen Einfluß, zu Ausführung eines großen, ja des größten Staatsstreichs, indem er ohne Widerspruch, ja mit aller ihrer Beistimmung, den König von Navarra an den Platz des verstorbenen Königs setzte; so daß jedermann der Meinung ist, er habe ihn zum König gemacht, wie er ihm auch einst brav zu sagen und vorzuwerfen wußte. Die Katholiken würden ihn als einen Hugenoten verlassen haben, und die Hugenoten wären nicht stark genug gewesen, ihm auf den Thron zu helfen. So aber wurden jene durch die Geschicklichkeit des Herrn Marschalls dahin gebracht, diesem neuen König, ungeachtet er Hugenote war, zu gehorchen, wenn auch nicht aus gutem Willen, doch wenigstens um den Tod des armen unschuldig und ungerechter Weise ermordeten Königs zu rächen, wie er ihnen zu verstehen gab.

Dieß war noch nicht alles. Man mußte den König auch auf seinem Posten unterstützen und behaupten, und die Plätze erobern, wo er nur erst halb König war. Hiezu nun stand ihm der Marschall so getreulich bei, daß er ihm vor seinem Ende noch deren mehrere sehr schöne und gute erobern, die Schlacht bei Ivry gewinnen, und sich aus der Verlegenheit bei Argas und Dieppe ziehen half.

Als er hierauf die Stadt Epernay recognoscirte, nahm ihm eine Kanonenkugel den Kopf weg: ein sehr glücklicher Tod, wenn wir Cäsarn glauben wollen, der den unerwartetsten für den glücklichsten hält.

Dieß iſt kürzlich, was ich vorizt von dem Herrn Marſchall anführen wollte, bis ich anderswo gelegentlich mehr von ihm beibringen kann. Ich kann mit Wahrheit verſichern, daß er als ein Univerſalgenie ſtarb, was Kriegs- und Staatsſachen betrifft, in denen er ſo geſchickt und bewandert war, als irgend ein Herr in ganz Frankreich. Wenn daher die Königinn Mutter ein groſſes wichtiges Geſchäft auf dem Hals hatte, ſchickte ſie allezeit nach ihm, wo er auch ſeyn mochte, und holte ſich Rath bei ihm. Er ſelbſt ſagte daher auch im Scherz von ſich, er ſei ein Meiſter Aliboron, den man zu allem brauche.

Er war ein groſſer Freund vom Leſen, und ſezte es von ſeinen jungen Jahren an fleißig fort. Denn er war ſehr wiſsbegierig, und erkundigte ſich auch nach allem. Gewöhnlich führte er eine Schreibtafel bei ſich, worein er alles Merkwürdige, was er ſah und hörte, aufzeichnete, ſo daß es bei Hof, wenn jemand etwas vorbrachte, zum Sprüchwort worden war: „Du haſt das aus der Schreibtafel Birons.“ — Selbſt der Hofnarr König Heinrichs ſchwur bisweilen: „bei der göttlichen Schreibtafel Birons.“

Alle dieſe ſchönen und wiſſenswürdigen Bemerkungen nun, nebſt ſeinem vorzüglichen Geiſt und ſeinen braven Thaten und Erfahrungen machten ihn zu einem der größten Feldherrn in der Chriſtenheit, nicht blos in Frankreich. Was an ihm bey vielen noch beſondre Verwunderung erregte, war dies, daß er, der nie groſſe Angelegenheiten mit dem Ausland verhandelt, noch je irgendwo einen Geſandſchaftspoſten bekleidet hatte, um ſich genauere Kenntniſſe von fremden Ländern zu erwerben, wie ein Herr von Rambouillet, von Lanſac, von Retz und andre, dennoch mehr davon wußte, als ſie alle, und ihnen darüber ſowohl als über die innern

An-

Angelegenheiten des Reichs noch hätte Unterricht ertheilen können.

Er beſaß eine ganz vorzügliche perſönliche Tapferkeit, wovon er bei mehrern gefährlichen Gelegenheiten auffallende und ſehr ausgezeichnete Proben ablegte. Mit dieſer Tapferkeit, die ihm theils angebohren, theils durch Uebung erworben und ausgebildet worden war, verband er noch mehrere vortreffliche Eigenſchaften.

So war er ſehr prachtliebend, freigebig, gaſtfrei. Er ließ viel aufgehen, im Frieden ſowohl als im Krieg. Dabei war er noch überdieß der beſte Geſellſchafter von der Welt, ſehr umgänglich, und ſehr unterhaltend, wobei er vorzüglich, wenn er recht heiter war, ganz artige Stückchen zum Beſten gab. — War er hingegen im Zorn, dem er ſehr ausgeſetzt war, ſo war nicht gut um ihn ſeyn: denn da wurde er leicht beleidigend, jedoch mehr mit Worten als Thaten, wenn er zu letztern nicht ſtark gereizt wurde.

Als Saint Jean auf ehrenvolle Capitulation übergieng, und Herr de Pilles nebſt ſeinen Leuten abzog, war der Herr von Biron an ihrer Spitze, um ſie abzuführen. Man meldete ihm, daß verſchiedene unſrer Leute die Hinterſten zu plündern anfiengen. Sogleich kehrte er um, zog den Degen und wollte alles niedermachen, wie er auch würklich mehrere unſrer Leute ſchwer verwundete, welche doppelt aufmarſchirt waren, um die andern durchzulaſſen. „Ha, Schurken, ſagte „er, vor zween Tagen noch hattet ihr nicht einmal das „Herz, ihnen ins Geſicht zu ſehen, und ſie anzugrei„fen, und izt, da ſie ſich ergeben haben, und ohne „Macht und unfähig ſind zu widerſtehen, wollt ihr euch „über ſie her machen! Ich will euch alle niederhauen, „und euch lehren, eurem König den Schimpf zuzuzie„hen, daß er ſein Wort gebrochen habe!“ —

Eine vorzügliche Stärke besas er unter seinen andern kriegerischen Eigenschaften, im Recognoſciren und in der Wahl des Platzes zu einem Lager und einer Schlacht. Er verſtand ſich sehr gut darauf, Risse von Gegenden zu überſehen, auch wohl selbſt welche zu entwerfen und andern zu erklären. Ich hörte es oft mit an, wie er Landſchaften und Gegenden beſſer kannte, als mehrere andere dort einheimiſche Edelleute, wobei er ihnen oft ſogar ganz kleine Bäche nannte, von deren Daſeyn ſie nicht einmal etwas wußten.

Dieß ſind noch nicht alle ſeine Vorzüge und Verdienſte. Er bildete noch überdieß den Marſchall von Biron, ſeinen Sohn ſo, daß er ſeinem Vater nichts nachgiebt, und meiſtens gleich auf den erſten Anblick einer Landſchaft ſeine Diſpoſitionen zu einem Lager macht, daher man ihn mit Recht den würdigſten Feldmarſchall in ganz Europa nennen kann. Noch nicht genug: nach unſerm König iſt er der größte, bravſte, tapferſte und kühnſte Feldherr der in der ganzen Chriſtenheit zu finden iſt. So viele Treffen, in denen er ſich befand und jedesmal bald leicht bald ſchwer verwundet wurde, beweiſen dieß, ſo daß alle Kriege und Schlachten der ehemaligen Paladins und irrenden Ritter ſeinen Thaten nicht gleich kommen.

Er und unſer gegenwärtiger König zuſammen könnten wohl, wenn ſie Mittel und Leute nach Wunſch und Wahl dazu hätten, ganz Europa erobern. Sie waren die wahre Geiſel der Ligue, und fiengen auch an, es für die Spanier zu ſeyn. Wenn daher auch der König oder andre bei Hof und bei der Armee von den Marſchällen von Frankreich reden, nennen ſie dieſen ſchlechtweg den Herrn Marſchall ohne weitere Benennung, den andern hingegen, wenn gleich

gleich ältern, hängt man erſt eine ellenlange Bezeichnung an.

Nicht die Jahre ſind es, was ihn zu einem ſo großen Feldherrn gemacht hat, denn er kann nicht über zwei und dreißig alt ſeyn: ſondern anhaltende Uebung in Schlachten und Gefechten haben ihn ſo weit gebracht, wobei man es eben jenem braven Vater zu danken hat, daß er uns dieſen braven Sohn hinterließ, den er ſo gut bildete und unterrichtete, daß er nach ſeinem Tod mit ſeiner Stelle und ſeinem Nahmen zugleich den Ruhm des größten Feldherrn unſers Vaterlands übernahm. Er liebt es auch in der That aufrichtig, und man muß ihm den Ruhm laſſen, daß er nie falſch noch treulos gegen daſſelbe war, wie manche andre; ſondern es jederzeit mit ſeinem braven Degen tapfer und redlich vertheidigte, *) bis gegen das Ende ſeiner Tage, wofür er aber büßen mußte.

Sein unglücklicher Tod iſt in der That ein großer Verluſt für ganz Frankreich, ja für die ganze Chriſtenheit, die ihn einſtimmig beklagt, und dafür hält, daß er auf ein, wie man ſagt, falſches, Vorgeben hin nicht hätte ums Leben gebracht werden ſollen. Er war nie anders als ſehr brav und tapfer, und ein würdiger Sohn eines ſolchen Vaters und einer ſolchen edelmüthigen Mutter, deren Zeitvertreib und Uebung meiſtens mehr im Jagen und Schießen als in andern weiblichen Beſchäftigungen beſteht, und die doch dabei eine ſehr weiſe, tugendhafte und keuſche Dame iſt, wie ihre Patronin, die jagende Diana. Die vornehmſte Uebung des Vaters war der Krieg, der ihm über alles gieng; ſein Sohn artete ihm hierinn völlig nach.

Ich habe mir hieben folgendes erzählen laſſen. Als der Prinz von Parma zu Candebec war, machte

der Sohn Biron in Gegenwart seines Vaters dem König den Antrag, wenn er ihm viertausend gute auserlesene Büchsenschützen und zweitausend Pferde geben wollte, wolle er ihm den Paß versperren. Der Vater fuhr hierüber den Sohn vor dem König so an und machte ihn so herunter, und die Unternehmung so schwierig, daß die ganze Sache unterblieb.

Am Abend darauf aber nahm er seinen Sohn vor, und sagte ihm, er wisse wohl, daß er den Streich richtig ausgeführt haben, oder auf dem Platz geblieben seyn würde: allein man müsse nie einen solchen Feind Frankreichs auf Einmal zu Grund richten; denn wenn diese erst alle besiegt und zu Grund gerichtet wären, würden die Könige sich nichts mehr aus ihren Generals und Soldaten machen. Man müsse vielmehr den Krieg stets zu bauen und zu pflanzen wissen, wie ein gutes Ackerfeld, denn sonst stürben die, die es erst bebaut hätten, nachher aber brache liegen ließen, Hungers. —. Das nenne ich mir ein edles großes Herz, das wenn es einmal von der Milch der Dame Bellona gekostet hat, davon nie satt werden kann.

Der
Marſchall von Matignon.

Nach dem Abgang des Marſchalls von Biron aus Guyenne kam an ſeine Stelle der Marſchall von Matignon, ein feiner pfiffiger und verſchlagener Normann, der kalt drein ſchlug wo jener hitzig war. Darum ſagte man auch bei Hof, der König und die Königinn hätten geſagt, einen ſolchen brauche man für den König von Navarra, und für Guyenne überhaupt. Denn hitzige Köpfe taugen nie zuſammen.

Als er vor ſeiner Abreiſe dahin von dem König zu St. Maur Abſchied nahm, giengen wir nach Mittag in einer fürchterlichen Hitze über eine ſtarke Stunde unter den Nußbäumen ſpazieren, wobei er mich, indem wir von Seiten ſeiner Frau Gemahlinn gute Freunde und Vettern waren, um mein Gutachten in Anſehung der Sitten, Gemüthsart und Beſonderheiten des Landes fragte. Ich weiß wohl noch, was ich ihm hierüber ſagte, beſonders, daß man da nicht hitzig zufahren dürfe.

Er betrug ſich nachher auch ſtets immer beſſer daſelbſt, mit ſeiner Langſamkeit und ſeinem angewöhnten Schwur Col Dieu! ſo daß er bei ſeinem Tod ſehr bedauert wurde, und man ihn ſo ſehr vermiſte, daß man ſagte und noch ſagt, es werde nie wieder einer nach Guienne kommen, der ſich beſſer für das Land ſchicke.

Als der Krieg gegen die Hugenoten ausbrach, führte ihn dieser Marschall nach dem Befinden der Umstände und nach den Befehlen seines König, weder zu gelind noch zu scharf. Er und der Herr von Maine verstanden sich bald gut, bald schlecht zusammen. — Hätte der Herr Herzog von Joyeuse bei der Schlacht bei Coutras ihn, der mit guten Truppen im Anmarsch war, erwartet, so wäre er vielleicht noch am Leben, und weder die Schlacht, noch der Ruhm, noch das Leben so vieler braver französischer Cavaliers wäre verlohren gegangen. So aber wollte er allein für alle triumphiren, so groß war sein Ehrgeiz. Es war übrigens sehr Schade um ihn, denn es war ein sehr braver tapfrer Herr, wofür auch selbst sein Tod krönte.

Nach dem Tode des Herrn von Guise, als die Ligue anfieng hitziger zu werden, und ganz Frankreich sich gleichsam um die Wette gegen seinen König verband, wollten einige von Bourdeaux ein gleiches thun, und fiengen an, ebenfalls Barrikaden zu machen. Hier nun kam es dem Marschall sehr gut zu statten, daß er brav und entschlossen war, was manche gar nicht gedacht hätten. Denn ohne dies war Bourdeaux verlohren; so aber gieng er mit seiner Garde im bloßen Wamms und dem Degen in der Faust gerade drauf los, und so beherzt, daß sie ihr sauberes Project fahren lassen mußten.

So erhielt er denn diese Stadt dem König, wiewohl sie noch ein wenig wankte, die Befehle des Königs noch nicht annehmen, noch in seinem Nahmen die Gerechtigkeit ausüben und die Siegel annehmen wollte. Doch temporisirte er so gut, und wußte sie ohne Gewaltthätigkeit so kirre zu machen und herum zu bringen, daß sie endlich den König anerkannten. Unter allen Generalen, die ich je gesehen habe, war keiner so sehr zur Geduld gebohren und gewöhnt, wie er.

Zu

Zu Anfang des Kriegs und der Ligue wußte er auch den Baron von Vaillac fein zu bekommen, welcher ſtark mit in der Ligue war, wie man ſagte. Ohne einige Fehler, die ich anderswo noch anführen werde, würde er auch die Stadt von dem Schloß Trompette aus, wo er Commandant war, überrumpelt und einbekommen haben. Einſt aber ſchickte der Marſchall nach ihm, und ließ ihm ſagen, er möchte in den Rath kommen. Als er nun erſchien, ſagte er gleich beim Eintritt zu ihm, wenn er nicht plözlich ſeiner Frau ins Schloß ſagen laſſe, daß ſie aufmachen und das Schloß übergeben ſolle, weile er ihn ohne Umſtände auf der Stelle aufknüpfen laſſen, und zwar im Angeſicht des Schloſſes ſelbſt. Der Capitain fürchtete, es möchte Ernſt werden, und ſchrieb daher ſeiner Gemahlinn, ſie möchte ſich ſeines Lebens erbarmen, worauf ſie mitleidsvoll dem Marſchall das Thor öffnen ließ.

Dieſer zog dann hinein, jagte die ganze alte Beſatzung weg, legte eine neue hinein, und gab ihm ſelbſt Erlaubniß, ſich anders wohin zu wenden, ja, wie er mir ſagte, noch überdies fünfhundert Thaler zu einer Reiſe nach Hof, um ſich bei dem Könige zu entſchuldigen. Er unternahm dieſe Reiſe, kehrte aber auf dem halben Wege wieder um, weil er dachte, es möchte dort nicht gut für ihn ablaufen.

Hätte der Marſchall hier den Plaz nicht ſo liſtig und geſchickt einbekommen, ſo würde Bourdeaux zu ſchaffen gehabt haben. Kurz er war ein feiner ſchlauer pfiffiger Normann. Doch war ers, als er noch in der Normandie ſelbſt ſtand, noch nicht ſo ſehr; da hatte ers aber freilich auch mit einem andern eben ſo ſchlauen, und, wie man ſagte, noch tapferern Normann zu thun. Beim Faſtnachtsauflauf nahm er ihm die Städte Saint-Lo, Carentan und Domfront weg, und fieng an ihm

ſehr beſchwerlich zu werden, wenn nicht der König, der damals vor den Hugenoten ſeit der Bartholomäusnacht ziemlich Ruhe hatte, ihm mit ſehr guter und ſchöner Cavallerie und Infanterie zu Hülfe gekommen wäre, worauf mit Hülfe der dabei befindlichen ſehr braven Obersten Buſſy, Luſſay und Lavardin, in einem Augenblick die eroberten Plätze wieder eingenommen waren und der Graf von Montgommery geſchlagen und gefangen genommen wurde.

Von dieſer Zeit an ſtieg ſein Ruhm, von Seiten ſeiner Geſchicklichkeit und ſeines Glüks im Krieg, ſehr hoch, ſo daß ich einſt noch dieſen glorreichen Zug ſelbſt mit anhörte, wie die Königinn beim Diner ſein gutes Glük rühmte, und ſagte, man müſſe ihn nach Guyenne ſchicken, um die Hugenoten dort eben ſo gut zu Paaren zu treiben, wie in der Normandie.

Ich konnte mich nicht enthalten, ihr zu ſagen: „Madame, er wird da auch ganz andre Leute finden, „mit denen ers aufzunehmen hat; wiewohl ein andrer „Normann, der Graf von Montgommery, ehmals auch „brav aufräumte, als er den Herrn von Terrides „ſchlug, und die Gaſcogner trillte; wobei er aber „Gaſcogner und Normänner zugleich unter ſeinem „Commando hatte.“ —

Die Königinn gab mir aber zur Antwort: „Ma„tignon wirds eben ſo gut. Hat jener Normann dies „Glück gehabt, ſo wirds der andre Normann Matig„non ebenfalls zu Stand bringen.“ — Er wurde jedoch diesmal nicht hingeſchikt, ſondern der Herr von Montpenſier bekam dieſen Auftrag, doch hielt ihn die Königinn, als damalige Regentinn von der Zeit an in groſſer Achtung, und wendete ihm viel zu.

Ihre Gnade gegen ihn gieng ſo weit, daß er ihr in Abweſenheit des Herrn von Lanſac zum Chevalier d'Hon-

d'Honneur diente, worüber manche ſich gar ſehr wunderten: denn ſein Athem roch übler als ein Abtritt, ſagte ſeine eigne Muhme, die Frau von Dampierre, öffentlich. Er warf daher eine tödtliche Feindſchaft auf dieſe Dame, und lebte zehn Jahre lang in ſolchem Haß und Unfrieden mit ihr, daß, wo er wußte, daß ſie war, er ſich davonhielt, wie der Teufel vom Weihwaſſer. Sie nahm ihn aber auch übel mit, wie ſie gar gut zu thun wußte, wenn ſie übel auf jemand zu ſprechen war. — Endlich brachte aber doch die Königinn wieder eine Ausſöhnung zwiſchen ihnen zu Stand, denn ſie liebte ihn gar zu ſehr.

Als Monſieur, der Bruder des Königs, die Waffen ergriff, gab ſie den Herrn von Matigon dem Herrn Marſchall Herzog von Nevers als Feldmarſchall zu, der ihn jedoch wenig brauchbar fand. Denn ich weiß wohl, was ich den Herrn von Nevers darüber ſagen hörte. Er blieb aber auch nicht länger als zwölf Tage dabei, worauf er ſich wieder nach ſeinem Gouvernement begab, indem er befürchtete, Monſieur möchte ſeinen Weg dorthin nehmen.

Nachher wurde er Marſchall von Frankreich, worauf er ſein erſtes Probeſtück mit der Belagerung von la Fere machte. Er gieng aber dabei mit ſeiner gewöhnlichen Langſamkeit zu Werk, ſo daß er mehr Zeit dazu brauchte, als nöthig geweſen wäre. Man ſagte daher, verhältnißmäßig nach der Eroberung dieſes kleinen Platzes gerechnet, würde er mehrere Jahrhunderte brauchen, ehe er ſeinem König ein einziges kleines Land eroberte. Ueberdies ſagte man, er würde auch dieſen Platz unter zween Monaten noch nicht eingenommen haben, wenn der Herr von Guiſe nicht dazu gekommen wäre, welcher die Approchen und Batterien noch in groſſer Entfernung fand, ſolche aber ſogleich näher an die Con-

treſcarpe

treſcarpe vorrücken ließ, wodurch die Capitulation und Uebergabe beſchleunigt wurde. Die ganze Ehre von der Ausführung wurde daher bei Hof und bei der Armee dem Herzog von Guiſe zugeſchrieben. Allein die Königinn war immer für den Marſchall als ihre Creatur: denn ohne ſie wäre er nicht worden, was er wurde, und ohne ſie würde ihm Monſieur zu Mante übel mitgeſpielt haben; denn er war nicht beliebt, wußte ſich auch nicht beliebt zu machen.

Der Herr von Epernon hatte damals einen Rang, als wenn er Monſieur geworden wäre, da dieſer kürzlich geſtorben war. Als er nach Gaſcogne gieng und nach Bourdeaux kam, gieng ihm der Herr von Matignon nach la Baſtide entgegen, wo er ihn beim Würfel-Spiel fand. Er grüßte ihn ſchlechtweg, ohne in ſeinem Spiel aufzuhören, und ließ ihn ſtehen, was er gutmüthig verſchluckte, indem er, wie geſagt, ſehr zur Geduld geneigt war, wie es denn ſolche Leute giebt, die ſich alles gefallen laſſen, wenn ſie nur kriegen.

Wie veränderlich doch das Glück iſt! Kaum zwei Jahre waren verfloſſen, daß Epernon mit ſeinem Regiment vor la Fere, wo er ſeine Laufbahn brav antrot, unter Matignons Commando geſtanden hatte. — Nachher nahm er ihm Bourg am Meer und wollte es ihm nicht wiedergeben, bis nach fünf Jahren zu Rouen, wo es ihm der König befahl, und ſie wieder mit einander ausſöhnte.

Dieß Bourg war durch eine Intrigue des Herrn von Lanſac überrumpelt worden, der ſich zwar damals in Spanien befand, von dort aus aber mit Hülfe eines pfiffigen Soldaten, Nahmens Aubiſaire, die Unternehmung ſo geſchickt dirigirte, daß er ſie glücklich zu Stand brachte. Der Herr von Epernon befand ſich juſt zu

Xaintes

Kaintes und war im Begriff, nach Hof zurück zu reisen, gieng aber, als er von diesem Vorfall hörte, so eilig nach Bourg, daß die Unternehmer, die sich mehr aufs Plündern als auf Behauptung ihres Siegs gelegt hatten, in Furcht geriethen, und sich mit so wenig Beute, als sie fortbringen konnten, übers Meer davon machten. Der Herr von Lanfac versicherte mir nachher, wenn sie sich nur vier Tage lang gehalten hätten, so wäre er mit einer sehr schönen spanischen Flotte zu Hülfe gekommen, mit der er Bourdeaux und dem Lande großen Schaden zugefügt haben würde.

Der Herr von Epernon behielt hierauf den Platz für sich, und legte eine gute starke Besatzung unter Compagnol darein, der sich auch gut darinn behauptete, bis der König die Zurückgabe in die Hände des Herrn von Roquelaure befahl, welcher den Herrn von Tilladet darein legte.

Der Herr Marschall forderte den Platz, der zu seinem Gouvernement gehörte, von dem Herrn von Epernon zurück, der aber gleich ehrgeizig und beherzt ihn nicht herausgeben wollte, sondern sagte: da er ihm zu Hülfe gezogen sey, und ihn im Schweiß seines Angesichts erobert habe, gehöre er von Rechts wegen ihm an. Der Marschall sagte aber dagegen, er hätte seines Hülfezugs und seines Beistandes nicht bedurft, und würde früher oder später, schon selbst gekommen seyn, um ihn wieder einzunehmen, sobald es ihm gelegen gewesen wäre; er hätte nichts in seinem Gouvernement zu schaffen.

Allein kurz und gut, der Herr von Epernon gab seine Eroberung nicht wieder heraus und führte allerley Gründe dafür an, so gut er konnte; der beste darunter blieb aber immer sein eigner Vortheil. Was das Aerg-

ſte iſt, der Marſchall gab ſich nicht die geringſte Mühe, ihm ſolche mit Gewalt wieder abzunehmen, ſondern ſagte immer, der König, den das mehr angienge als ihn, würde ihm ſchon wieder zu ſeinem Recht verhelfen.

Dies wußte ihm der König nachher gar gut vorzuwerfen. Denn als der Herr von Epernon nach Provence gehen wollte, ſchrieb der Marſchall dem König als einen wichtigen und gründlichen Rath, er möchte dieſe Reiſe hintertreiben, und ihm ausdrücklichen Befehl zuſchicken, nicht aus ſeinen Gouvernements Xaintonge und Angoumois wegzugehen, wo er, Matignon, ihn ſchon im Zaum und in Unterthänigkeit halten würde, was in Provence nicht ſo leicht angehe, indem er da überall alles offen hätte, und großen Schaden anrichten könnte. Der König ließ ihm aber wieder ſagen: Er danke ihm für ſeinen guten Rath, er hätte Ihm übrigens damit nichts geſagt, was Er ſelbſt nicht eben ſo gut wiſſe und vorausſehe; allein um ihn gut ins Werk zu ſetzen, und den Herrn von Epernon ſo in der Enge zu halten, wie er in Xaintonge und Angoumois wollte, würde ein andrer Mann erfordert, als er, der nicht einmal Herz, Kühnheit noch Geiſt gehabt hätte, ihm auch nur das einzige Bourg wieder abzunehmen; der alſo wohl ſchwerlich ihn ſo im Gehorſam halten würde, wie er vorgebe. — Dieſe Antwort des Königs war ſchön und auf einen guten Grund gegründet.

Manche hielten indeſſen dafür, der Marſchall ſey in der That tapfrer, als er dafür angeſehen ſeyn wolle, und der gewiſſeſte Schütze, den man ſehen könnte, was man in ſeiner Jugend von ihm nicht geſehen noch geglaubt hätte. Manche glauben daher gegenwärtig, dies komme nicht von ſeinem natürlichen Muth, ſondern von einem Spiritus Familiaris her, den er habe, wie ich von Mehreren verſichern hörte. Sie beriefen ſich hiebei

auf

auf ſein Gouvernement, das er mehr durch geheime Mittel und Künſte und Feinheiten als durch Gewalt und muthvolles Benehmen ſo glücklich regierte, und auch auf ſein Glück, das er in ſeinen eignen häuslichen Angelegenheiten habe.

Hierüber beſonders hörte ich mehrere reden. Denn als er nach Guyenne gieng, hatte er zehntauſend livres Einkünfte, und als er ſtarb, hatte ers in den zwölf Jahren, daß er Gouverneur war, auf hunderttauſend gebracht. Das nenne ich mir doch zuſammenſcharren. Man ſagte daher auch von ihm nach ſeinem Tod: „Glücklich iſt der Sohn, deſſen Vater verdammt iſt!“ — Denn es iſt eine alte Maxime, daß man ſich nie ſo plötzlich bereichern kann, ohne ſich dem Teufel zu ergeben. Andre ſagen, da er die Gelder des Königs unter Händen gehabt habe, habe er ſolche ſo gut gehandhabt, daß er ſie mit Hülfe ſeines kleinen Farfadets oder Aſtharots in ſeine, ſtatt in des Königs, Kaſſe hinüberpraktizirt habe.

Dem ſey wie ihm wolle; er ſtarb als der reichſte Cavalier in ganz Frankreich. Ich erinnere mich noch, daß er als unſer Feldmarſchall bei der kleinen Armee des Herrn von Nevers gegen Monſieur, nicht mehr als zehn Pferde hatte, da ich, ein kleiner Geſelle gegen ihn, wahrlich eben ſo viel mit mir führte.

Bei ſeinem Tode glaubten einige, der Teufel habe ihn geholt, andre hingegen ſagen richtiger, er ſey an der Lethargie geſtorben. Noch andre hielten ſeinen Tod für eine göttliche Strafe und Rachgericht für den Schimpf, den er der guten und tugendhaften Fürſtinn, unſrer Königinn Margaretha zufügt, indem er ſie ſo ſchimpflich aus der Stadt Agen jagte, da er ſie doch ihrer Mutter, unſrer Königinn zu lieb, hätte ſchonen ſollen, wenn er auch ſonſt keinen Grund dazu gehabt

hätte,

hätte, wiewohl er ihrer auch sonsther genug hatte, indem er von ihr mit Gut und Ehre überhäuft worden war. Zwar hatte er Befehl hierzu vom König; allein er selbst hatte die Veranlassung dazu gesucht und gegeben, und den König davon benachrichtigt, dem dies sehr willkommen war. Er hätte es aber, ehe er einen solchen Schritt that, wohl überlegen und den König eher anders überreden sollen: denn es ist kein Kleines, noch ein geringes Verbrechen, einer schönen Königinn zu beleidigen, welche Gott, nebst andern ihres gleichen, in seinen besondern Schuz nimmt.

Dies war noch nicht alles. Einige Zeit zuvor verlohr er auch seinen einzigen Sohn, den Grafen von Thoringy, der eines natürlichen Todes starb, was ihm so weh that, daß er aus Schmerz darüber beinahe gestorben wäre, und sich schwer wieder faßte. Er hütete deswegen acht Tage lang das Zimmer und wollte kein Licht sehen, weil der, der ihn ganz würdig machte, das Sonnenlicht zu schauen, gestorben sey. Diese Worte befremdeten viele Leute gar sehr; denn er hatte den Sohn ans Licht gebracht, nicht der Sohn ihn; wiewohl dieser ein sehr weiser geschickter Mann und ein schlauerer Normann war, als der Vater. Dies sind aber keine Reden, die einem Vater geziemen. Höchstens hat Vater des Königs Ludwig des Heiligen konnte sie allenfalls noch hören, wenn er diesen überlebt oder in seinem höchsten Glanz gesehen hätte.

Er that sich selbst hierdurch und schadete seinem Ruhm, da man ihn stets für einen guten einsichtsvollen Mann hielt, der einen guten Kopf und sehr gute kluge Anschläge hatte. Nur war er zu langsam und träge in vielen Dingen, sowohl in der Berathschlagung als in der Ausführung. Daher richtete er denn auch in der Belagerung von Tunis gar nichts

nichts aus, daß doch selbst ein kleinerer General hätte einsehen können.

Der
Marschall von Aumont.

Montgaye hatte an dem Marschall von Aumont einen Collegen, der ihm gar nicht glich, sondern viel zu schön zum Werk war, und das Wort Montgaye: Warten! nicht im Mund führte. Ohne sich viel mit Reden aufzuhalten, wollte er überall gleich zuschlagen, wie er auch stets bewies bei allen guten Gelegenheiten, wobei er sich sowohl in seinen jungen Tagen als in seinem Alter befand. Sein ehrenvoller Tod bewies, daß er sich bei Stürmen auf belagerte Städte so wenig schonte, als der gemeinste Offizier, der unter ihm stand; denn er bekam bei einer solchen Gelegenheit einen starken Schuß in den Arm, woran er einige Tage darauf als Lieutenant du Roi in Perpignan starb.

Er wurde Marschall an die Stelle des Marschalls Belegarde. Der verstorbene König hatte ihn seit der Belagerung sehr geschätzt und hochgeachtet, weil er da ohne andere Chargen außer seiner Compagnie Chevauxlegers sehr gut gedient, und sich in allen Gelegenheiten als ein tapfrer rechtschaffener Mann sehr hervorgethan hatte. — Er behauptete auch seinem König mit Wohlthäter sehr, und wurde sehr erbittert gegen die Liguer, theils um dessen Tod zu rächen, theils aus andern Gründen.

Ehe er Marschall wurde, hatte er Händel mit dem Capitain Villemare, einem jungen sehr muthvollen Cavalier,

valier, worbei dieser ihn so stark in dem Arm verwundete, daß sein Leben darüber in Gefahr war. Ich sah darauf den König so aufgebracht, daß er dem Villeneuve, wenn er ihn gehabt hätte, ohne Gnade den Kopf hätte abschlagen lassen, was doch sehr Schade gewesen wäre.

Als der Marschall einst mit der Frau von Bourdaisiere, die er nachher heurathete, und der Frau von Rez und einem andern Cavalier spazieren fuhr, kam dieser Villeneuve nebst einem andern bewaffneten Soldaten an den Wagen, hieß ihn halten und schoß sein Pistol ab, womit er den Marschall von Annebaut am Arm verwundete: der andere schoß auf den andern Cavalier, und machte ihn auch richtig todt, so daß er auf die Frau von Rez fiel. Hierauf machten sie sich davon. Man fand diese rasche Execution, mitten in Paris und am hellen Tage, sehr befremdend.

Der Herr von Annebaut, der damals noch nicht Marschall war, es aber bald darauf wurde, wurde sehr beklagt und bedauert, und von den meisten vom Hof und der Stadt besucht; denn man sah täglich seinem Tode entgegen, und er hatte große Schmerzen auszustehen. Endlich kam er doch noch davon. Der König besuchte ihn erst in dem Hause des Grafen von Chateaubriant, wo er lag. Solche Besuche haben Personen selten ohne große Uebel und Krankheiten, wie ich gesehen habe.

Man sagte, der Herr von Brempre sey sehr mit an diese Sache verflochten gewesen; denn er hatte ehedem Händel mit dem Herrn von Annebaut. Ich weiß nicht, ob der König sie nachher mit einander ausgesöhnt. Sehr nöthig wäre es gewesen, denn beide hinterließen sehr brave Kinder, der Herr Marschall besonders den Grafen von Chateaubriant und von Joyeuse; und

da

der Herr von Beauvre einem Sohn gleiches Namens. Es könnte groſses Unglück daraus entſtehen.

Ich habe mir ſagen laſſen, in eben den Arm, an welchem der Herr von Villeroye ihn verwundet, habe er auch nachher bei dem Sturm den Schuſs bekommen, woran er ſtarb. Dies geht ſo im Krieg, daſs wo man einmal verwundet iſt, man es gemeiniglich immer wieder wird. Die Aerzte und Wundärzte ſagen, das Uebel ſuche immer den Ort, wo die Natur am ſchwächſten ſey.

Der
Herr von Chavigny
und der
Herr von Vauguyon.

Zeitungen und Briefen von dem Herrn Marſchall von Asmont waren der Herr von Chavigny und der Herr von Vaugupon; allein der erſte von dieſen waren, älter als beide, ging zuerſt, und würde auch ſchwerlich Anlaſs zum Marſchall ernannt worden ſeyn, wenn er nicht das Gehör verlohren hätte; denn er verdiente dieſe Ehre, indem er der Krone in Frankreich ſowohl als in Piemont ſehr gut gedient hatte. Es iſt ſehr Schade, daſs ihn dies Unglück traf, ſonſt hätte er noch lang und gut dienen können. Er und der Herr von Bergy waren bei den Trabanten angeſtellt.

Der Herr von Vaugupon diente dem König ſtets ſo lang er konnte, und legte den Dienſt nicht nie-

ber, ſo alt und gebrechlich er auch wurde, ſondern wollte als ein treuer beherzter Mann ſtets dienen. Er befand ſich ſogar noch bei der letzten Belagerung von Chartres, wo er ſich um die Kugeln ſo gut als nichts bekümmerte, und ſich ſo gut außer den Laufgräben zeigte als irgend einer. Man ſagte, er thue dies abſichtlich, um todtgeſchoſſen zu werden, da ſeine Tage ohnehin zu Ende giengen, und er ſo ehrenvoller zu ſterben glaubte, als auf ſeinem Bette.

Seine langen Dienſte hätten wohl verdient, daß man ihn zum Marſchall gemacht hätte; er war aber ſo unglücklich, unglücklichemal übergangen zu werden, wobei ihm krank vorgiengen, die es ſicher nicht beſſer verdienten als er. Das Glück wollte es ſo. Man ſagte, er gleiche den Kaubvögeln, welche den ganzen Tag jagen, ohne etwas zu erhaſchen, ſtatt daß andre in einer Stunde mehr fangen, als ſie brauchen können.

Der
Marſchall de la Chatre.

Der letztverſtorbene Herr von Guiſe hielt, wie ich ſelbſt von ihm hörte, den Herrn de la Chatre für einen ſehr guten und braven General. Als ſolchen wählte er ihn auch zu ſeinem Vertrauten in den letzten Kriegen, beſonders bei der Niederlage des Baron von Dyem.

Es war aber auch ſtets getreu gegen ihn bei ſeinem Leben, und nach ſeinem Tod half er, als einer der vornehmſten Diener der Ligue, ſeinen Tod rächen, und ihn

ihm auf ewige Zeiten zum unsterblichen Ruhm gereichen wird. Als er endlich zu dem Ende genug gethan zu haben glaubte, war er einer der ersten, der den andern den Rückweg zu dem Gehorsam gegen den König zeigte, nachdem er den König selbst erst unter den gegen die Kirche zurückkehren gerieben hatte. Einige lobten ihn darüber sehr; andere schätzten ihn darum geringer und waren unzufrieden über ihn: allein man muß nicht mit der Beharrlichkeit eines Ketzers an einer irrigen Meinung hängen.

Man darf sich nicht wundern, wenn der Herr de la Chatre ein so guter Officier wurde, da er von seiner frühen Jugend an sich im Kriege übte, sowohl in Piemont als in Frankreich, unter dem Herrn von d'Aumille, und dem Marschall von Saint-Andre, der ihn sehr liebte. Als dieser in der Schlacht bei Dreux fiel, war er sein Lieblich und legte große Ehre ein.

Als nachher der Herr von Montjalet die erledigte Compagnie des Herrn von Annebaut erhielt, ernannte er den Herrn de la Chatre zum Lieutenant dabei. Manche wunderten sich sehr, daß er sie annahm, da sie zwei gewissermaßen Cameraden zusammen gewesen waren.

König Karl mochte ihn sehr wohl, beförderte ihn, gab ihm eine eigne Compagnie, und machte ihn zum Gouverneur von Orleans und Berry, wo er zum Lohn gleich ein hartes Stück Arbeit an der Belagerung von Sancerre bekam, die er aber so hartnäckig trieb, daß er sie endlich durchsetzte. Auch nachher zeigte er sich in seinem Gouvernement stets als einen aufmerksamen tapfern General.

Der
Herr von Montsalez.

Hätte der Herr von Montsalez das Leben behalten, so würde er ohne Zweifel sehr hoch gestiegen seyn, denn er war ein sehr braver tapfrer Cavalier, der in allen Gefechten, wobei er sich befand, wacker um sich hieb. Er bewies sich als einen großen Feind und Verfolger der Hugenotten, die daher auch seinen Tod nicht beklagten.

Er blieb in der Schlacht bei Jarnac, und hatte das Glück, hier einen ehrenvollen Tod zu finden; dies war Glück, denn die Aerzte, die ihn kurirten, um ihn zum Kerkhoffen einzubalsamiren, sagten, er habe nicht für einen Monat mehr Leben im Leib, indem seine Lunge und Leber ganz verbrannt und eingetrokket war. Welches Glück also für ihn, daß der Tod, dem er ohnehin so nahe war, ihn so zu rechter Zeit auf einem Schlachtfeld und nicht auf dem Bette überfiel.

Der König und die Königinn liebten ihn sehr, und brauchten ihn oft in Kriegsangelegenheiten, denn er war rasch, activisim, machsam, kühn und unternehmend, und verschob nicht auf morgen, was er heute thun konnte.

In den zweiten Unruhen bekam er bei dem Tode des Herrn von Teate die Avantgarde zu kommandiren, wobei er den ältern Officiers, den Herrn von Strozzi und von la Valette vorgezogen wurde. — Der König schickte auf den Morgen seines Befehl zu, gerne auch

noch den Herrn von Portenar zu schätzen, einen sehr braven hugenottischen Officier, der über sechstausend Mann zu Fuß, und achthundert Pferde hatte. Der Herr von Montjales führte uns hierauf mit solcher Geschwindigkeit über das Gebirge von Auvergne, daß wir den Feind bei einem kleinen Flecken oder vielmehr Dorf Nahmens Champeulin in Zeit von zween Tagen erreichten und schlugen, was ein andrer nicht in vier Tagen vollbracht haben würde. Ich wundre mich hierbei, daß die andern uns nicht warfen: denn bei dem weitern Marsch, den wir zu machen hatten, marschirten wir eilig in gebrochenen Gliedern hinter einander, und waren noch nicht sechshundert Mann stark, als der Angriff geschah.

Nachdem sie sich auf Capitulation ergeben hatten, ließen wir zu Romans wieder zu unserm General, der dem Herrn Prinzen nach Lusignan folgte.

Diese Expedition war dem Herrn von Montjales sehr einträglich: denn Ihre Majestäten wurden außerordentlich gnädig gegen ihn, was ihn bei manchem Neid zeugte, weil er sie überstrahlte; doch mogten diese nicht, ihm etwas zu sagen, weil er sehr hitzig war und nicht Händel ausging. Uebrigens war er ein sehr tapfer bejahrter Mann, und würde sicher Marschall worden sein, wenn er alt genug worden wäre.

Der
Herr von Lesdiguieres.

Unstreitig ein sehr grosser, einsichtsvoller und kluger General. Seine schöne Thaten beweisen dies durch die Eroberung von ganz Dauphiné, das er sich ganz zueignete. Die Königinn Mutter nannte ihn daher auch den kleinen Dauphin, oder bisweilen den König von Dauphiné, indem er die Provinz beinahe ganz in seiner Abhängigkeit erhielt. — Wie brav nahm er ferner nicht Ambrun und Grenoble ein! Und wie viele andre Plätze und Schlösser mußten sich vor ihm beugen! —

Frankreich ist ihm soviel Dank schuldig, als einem seiner (katholischen) Generale; denn er rächte uns brav an dem Herrn Herzog von Savoyen, für den uns durch die Usurpation des Marquisats Saluzzo zugefügten Schimpf und Unrecht. Er meisterte dafür Savoyen, und drang bis in Piemont ein, wo er einige Städte sogar eroberte, welche der Herzog zwar nachher wieder einnahm, was ihn aber sehr theuer kam. Lesdiguieres brachte überdies ihm und seinen Leuten große Niederlagen bey, und vereitelte ihm alle seine Plane, die er auf Dauphiné, Provence und andere Gegenden im Schilde führte. Kurz er war ihm durchgängig so sehr im Wege, daß wenn er nicht war, der Herzog von Savoyen, nebst dem Herzog von Nemours, als zween sehr tapfere Feldherrn, unfehlbar dem König großen Schaden zugefügt haben würden, was Lesdiguieres, dem sie nie etwas anhaben konnten, allemal brav abwendete.

Eben

Eben ſo brav widerſetzte er ſich dem Herrn von Lesdiguieres in Provence, welcher doch ebenfalls ein ſehr guter einſichtsvoller General iſt. Eben dies iſt vorzüglich an dem Herrn von Lesdiguieres zu preiſen, daß er ſich nicht etwa an kleine Krieger vom platten Lande, wie es deren Dutzend nach gibt, ſondern an vortreffliche Kriegsmänner machte.

Anfangs ſoll er zum Studieren beſtimmt geweſen ſeyn, wie ich gehöret habe, das er aber wieder aufgab, und dafür nach den Waffen griff, und ſo als ein edelmüthiger Cavalier den beſſern und rühmlichern Weg einſchlug; denn nichts iſt für den Adel rühmlicher als die Waffen; und erſt nach dieſen kommen die Wiſſenſchaften. Erſt kam er unter die Compagnie des Herrn von Nemours unter deſſen Lieutenant Mandelot; nachher aber übte er ſich unter den Hugenoten, beſonders dem tapfern Herrn von Montbrun ſo anhaltend im Kriegsweſen, daß er ſich dadurch zu dem General bildete, der er gegenwärtig iſt; ein Beweis von dem was ich eben ſagte, daß wo Waffen und Wiſſenſchaften ſich paaren, etwas Vorzügliches zum Vorſchein kommt.

Ich ſagte ferner ſchon oben, daß dieſe groſſen Generals ſich oft irgend einen guten Vertrauten zugeſellten; eben ſo that der Herr von Lesdiguieres mit dem Herrn von Bonnevaux, ſeinem Lieutenant, einem ſehr braven tapfern Officier, der ihm in allen ſeinen Gefechten und Eroberungen redlich beiſtand und diente.

Lesdiguieres hatte die Schweſter des Herrn von Gua zur Ehe. Als nun König Heinrich aus Polen zurückkam, ſagte er zu dem Herrn von Gua, er möchte ihm ſeinen Schwager zu gewinnen und auf des Königs Seite zu ziehen ſuchen, worauf ihm aber der Herr von Gua, wie er mir nachher erzählte, zur

Antwort gab: „sagen will ichs ihm wohl und schreiben,
„Sire, da Sie mirs befehlen; fragt er mich aber um
„meinen Rath, so werde ich ihm antworten: er solle
„auf seine Ehre mehr, als auf irgend etwas in der
„Welt, Rücksicht nehmen; wenn es also seine Ehre sey,
„seine Parthei zu verrathen, so möchte ers thun. Al-
„lein er ist ein Mann von Einsicht, Ehre, Tapferkeit
„und Rechtschaffenheit, und weiß selber was er zu thun
„hat. Ich bin sein Schwager; es sollte mir daher leid
„thun, wenn irgend ein Tadel ihn träfe!“ —

Diese Worte des Herrn von Gua waren edel und seiner würdig. — Ich glaube, wenn der Herr von Lesdiguieres zur Parthei des Königs übergegangen wäre, würde er nicht so hoch geschätzt worden seyn, noch so viel Ruhm und Vermögen erworben haben. So ist es also bisweilen gut und einträglich, die Heerstraße zu verlassen, und einen eignen Seitenweg einzuschlagen *).

Der
Herr von Bussy.

Der erste Oberste, welchen Monsieur hatte, war der Herr von Bussy, dessen Lob ich unmöglich eine weitere Ausdehnung geben kann, als es an sich schon hat.

Zum Probestück fieng er mit Herrn von Turenne an zu Moulins; denn bei der Armee Monsieurs dachte er die ganze Welt umzustürzen, wie der Spanier sagt. Die Sache verhielt sich folgendermaßen.

Der

Der Herr von Turenne kam mit Truppen die er
hm zuführte, zu Monsieur nach Moulins. Unter an-
ern befanden sich dabei etwa zwölfhundert Büchsen-
chützen vom Mittelschlag, unter dem Commando des
Grafen von Lavadant, der ihr Oberster war, und so
g er mit seiner weißen Fahne ins Lager.

Der Herr von Bussy, der so schon argwöhnisch
enug war, ohne daß er noch durch diese weiße Fahne
reizt zu werden brauchte, sprach mit Monsieur dar-
ber, daß sie weggethan werden sollte; denn sonst wür-
e er nicht stille dazu sitzen, indem es ihn zu nahe
ngehe. Monsieur bat ihn, sich ein wenig zu gedul-
n, indem man den Herrn von Turenne, als einen
errn von Ehre und Vermögen, der freiwillig zu Hülfe
ge, nicht vor den Kopf stoßen dürfe.

Bussy sah noch zween bis drei Tage zu, endlich
er riß ihm die Geduld, und er faßte den Entschluß
it zwölf wackern braven auserlesenen und muthvollen
t berittenen Cameraden dem Fähnrich Angesichts der
ruppen diese Fahne beim Ausrücken aus den Händen
reißen und zu zerbrechen; was er ohne Zweifel auch so
ausgeführet haben würde: denn was ist einem Dutzend bra-
er tapfrer zusammenverschworner Kriegsgesellen nicht
öglich! Monsieur bekam aber Wind davon, verwies
dem Herrn von Bussy im Unwillen und nachdrücklich,
dem die Ausführung unausbleiblich ein unvertilgbares
ankal verursacht hätte, und glich dann alles wie-
r aus.

So hörte ich die Sache von einigen der Mitver
wornen selbst erzählen, worunter ich mich noch des
ren von Vitaux erinnere, eines der entschlossensten
ssen Wagehälse, der noch ganz andre Stückchen ge-
ht hat.

Ferner

Ferner war dabei der brave Chevalier Breton, ein Piemonteser, tapfer so sehr als man es seyn kann, der erst kürzlich aus Piemont gekommen war, weil er einen entschlossenen Stoß gethan und seinen Feind getödtet hatte; er legte nachher noch sehr schöne Proben von Tapferkeit ab.

Ferner, Sehreal ") ein brauchbarer Mann zu Wagstücken, wiewohl er nur Einen Arm hatte. Er blieb nachher zu Antwerpen beim Sankt Antonius Fest, das er zum Theil hatte mit veranstalten helfen.

Der junge Gouvernieres, ein noch junger aber dabei doch sehr tapferer entschlossener Mann.

Der Capitain Barthelome', ein junger Mann, der Provençalsche Capitain genennt; ich nannte ihn jedoch nie anders als bei seinem rechten Nahmen; denn er war ein Sohn des braven Capitain Barthelome aus Provence, der noch mit unter den alten italienischen Truppen gedient hatte, die der Herr von la Mole aus Ferrara mit brachte.

Die andern Geſährten und Mitverschwornen des Herrn von Busso habe ich vergessen, was mir sehr leid thut; denn ihr Nahme verdiente aufgezeichnet und gepriesen zu werden.

Der Herr von Busso verdiente die ihm bei Mopsaux ertheilte Stelle eines Obersten gar wohl; denn er war ein sehr tapferer Mann. Eine solche Stelle, und überhaupt eine bei der Infanterie, ist aber auch nicht für einen Hasenfuß, wenigstens wenn sie gut versehen werden soll; denn freilich giebts ihrer viele, die eben nicht viel taugen.

Einige hielten dafür, daß eine ziemlich unfreundliche Vergleichung zwischen ihm und dem Herrn von Brissac

Briſſac ſtatt finde; wie denn dies auch würklich in mehrern Punkten gar wohl möglich wäre; andere hingegen hielten doch den Herrn von Briſſac für einen weit größern General. In Anſehung der Tapferkeit und der Ehrliebe wären ſie gleich; übrigens fand ich den Herrn von Briſſac nie ſo händelſüchtig als den Herrn von Buſſo, der über jede Kleinigkeit Händel anfangen konnte.

Als ſein Vergleich mit Saint Fal vor ſich gehen ſollte, kam er mit einer Begleitung von unſer mehr als zweihundert Adelichen ins Louvre. Der König, der aus dem Zimmer der Königinn aus ſah, wurde eiferſüchtig darüber, und ſagte, dieſs ſei zu viel für einen Buſſo, und ärgerte ſich, daß man keinen andern Ort zur Zuſammenkunft dieſes Vergleichs gewählt hatte.

So gut er hier begleitet war, ſo gut war es zu ſeinem Glück nach ungefähr einem Monat ebenfalls in Paris, wo er in der Nacht, als er aus dem Louvre nach Haus wollte, beinahe ermordet worden wäre. Er wurde von zwölf handfeſten Männern angefallen, worun ich wohl einige nennen könnte; ſie ritten auf ſchönen ſpaniſchen Pferden, die ſie aus dem Stall eines ſehr Großen *) hatten, der ſie abgeſchickt hatte. Sie fielen auf einmal über ihn her und drückten ihre Piſtolen auf ihn und ſeine Begleiter ab; allein durch einen bewundernswürdigen Zufall wurde er nicht getroffen, ſo wie auch keiner der Seinigen, einen jungen ausgenommen, der einen Schuß in den Arm bekam.

Buſſo, welcher ſah, daß ſeine Leute ſich zerſtreuten, war ſogleich auf ſeine Rettung bedacht, und zog ſich mit Hülfe der Dunkelheit, denn die Fackeln waren gleich ausgelöſcht worden, zurück. Tappend fand er

er eine Thüre, wo er sich anschmiegen wollte, um von seinen Verfolgern nicht gesehn zu werden; zum Glück für ihn war aber die Thüre blos angezogen, nicht verschlossen. Sie gieng auf, er wischte hinein schlug sie hinter sich zu, und entkam so seinen Feinden.

Ich war damals just an einem starken dreitägigen Fieber krank, als ich dies Schießen in meiner Nachbarschaft, wo auch Bussy mir zu lieb im Hirschhorn eingemiethet hatte, hörte. Erst glaubte ich, es wäre die dort stehende Wache, und ärgerte mich schon über die Unbescheidenheit derselben; als ich aber überdieß noch einen großen Lärm hörte, schickte ich hin, um zu sehen was es wäre. Meine Leute fanden den Herrn von Grillon mit fünf oder sechs der seinigen, der mit einem guten Spieß in der Hand den Herrn von Bussy aufsuchte. Dieser fand sich endlich bei dem Herrn Drou, Schweizerhauptmann Monsieurs, wohin er sich begeben hatte, sobald seine Verfolger weg waren. Grillon holte ihn dort ab, und brachte ihn frisch und gesund nach seinem Quartier, von wo er mir seine Empfehlung machen und sagen ließ, wie er noch so gut davon gekommen sei.

Am andern Tag als er auf die Spur gekommen war, woher das Stückchen sei, fieng er an zu drohen und zu poltern, von Nasenabhauen und von Mord und Todschlag zu reden. Man gab ihm aber von guter Hand den Rath, er möchte klug, und vorsichtig, und still seyn, und sich ja nichts merken lassen, denn sonst würde man a la Prime mit ihm spielen, indem sehr hohe Personen daran Antheil nähmen. Es wurde ihm sogar zu verstehen gegeben, er möchte sich lieber auf einige Zeit von Hof entfernen, was er, obschon ungern, befolgte.

Bei dieſer Gelegenheit nun verließ er Paris unter Begleitung eines ſchönen zahlreichen und gutberittenen Adels; denn alle Edelleute von dem Gefolge Monſieurs waren auf deſſen ausdrücklichen Befehl dabei. Von denen des Königs gieng aber keiner mit, als der Herr von Grillon, der Herr von Neuville und ich, unerachtet ich das Fieber hatte, das mich aber juſt dieſen Tag frei ließ.

Wir zogen mit aller Vorſicht mit ihm aus, weil wir immer einen Ueberfall befürchteten, brachten ihn aber doch glücklich hinaus, wo die meiſten, als wir ihn außer Gefahr ſahen, wieder umkehrten. Beim Abſchied bat er mich, als ſeinen guten Vetter, noch ganz laut, in ſeinem Nahmen im Louvre zu melden, man habe Buſſy eine Beleidigung zugefügt, die er aber vor ſeinem Ende noch zu rächen wiſſen werde; und zwar bald, an allen und jeden Theilhabern; ferner ſollte ich einer Dame ſeine unterthänige Empfehlung machen, von der er zwei Faveurs an ſich trug, eine am Hut, die andre am Hals.

Erſt nach einigen Jahren kam er wieder nach Hof, als Monſieur Frieden mit dem König gemacht und die Waffen niedergelegt hatte, und ſich wieder in gutem Vernehmen bei Hof aufhielt. Buſſy konnte ſich nach ſeiner Zurückkunft nicht enthalten, mit Quielus [1]), einem vorzüglich geliebten Günſtling ſeines Herrn und Königs Händel zu ſuchen; allein der König befahl ihnen beiden bei Lebensſtrafe, einander in Ruhe zu laſſen.

Zufälligerweiſe ritt der Herr von Buſſy zween Tage darauf mit dem Capitain Rochebrune von den Tuilerien aus bei dem neuen Thor auf dem Damm hin, als der Herr von Caylus nebſt dem Herrn von Beauvais-Nangy und zween andern gegen ihn her kam.

Cay-

Caylus griff in Hitze, vergaß den Befehl seines Königs, oder vielmehr hielt sich seines Beifalls versichert, und rennte auf den Herrn von Bussy los, um ihn anzufallen.

Als dieser ihn herbeispringen sah, und merkte, daß es auf ihn gemünzt sei, machte er sich brav von ihnen los, und durch das Thor St. Cloud davon. Nachher schrieb er einen sehr schönen Brief an den König, worin er ihm den von Caylus zugefügten Schimpf meldete, und ihn statt aller Gerechtigkeit und Genugthuung bat, Caylus die Uebertretung des königlichen Befehls, die ihn zum Verbrecher mache, zu vergeben, damit er, Bussy, sich seiner Ehre unbeschadet mit ihm schlagen könne, was unumgänglich nöthig sey — Der König wollte aber die Sache nicht weiter kommen lassen, und der Herr von Bussy mied den Hof *).

Wollte ich alle die Händel erzählen, die er gehabt hat, so hätte ich alle Hände voll zu thun. Er zog sich aber aus allen mit Glück und Ehre. Er hatte oft mehrere, wobei er kein Rücksicht auf Personen nahm. Ich machte ihm hundertmal Vorstellungen deswegen; er verließ sich aber so sehr auf seine Tapferkeit, daß er alle Warnungen seiner Freunde nicht achtete. Wäre er etwas vorsichtiger gewesen, so würde er nicht ein so trauriges Ende genommen haben; denn er wurde bey einer verliebten Zusammenkunft erwischt und ermordet **).

Gott hab' ihn seelig! Er starb als ein wackrer, edelmüthiger und tapfrer Mann, der sich im Krieg bei allen Gelegenheiten erprobt hatte ***).

Er kämpfte sehr tapfer in Flandern, und erfüllte da den ganzen Umfang seiner Pflichten als Officier. Bei der Unternehmung auf Aortenay in Poitou marschirte er als Mestre de Camp dem eigentlich dazu bestimmten

stimmten Regiment vor, worüber beinahe ein groſser Aufruhr über den Vorzug und Rangſtreit entſtanden wäre.

Bei der Belagerung von Lusignan verhielt er sich sehr brav und kämpfte wacker, wovon er auch Ehrenmäler aufzuweisen hatte.

Vor Saint Jo wurde er zwar nicht verwundet, that sich aber beim Sturm so kühn und brav hervor, als irgend einer von denen, welche Wunden davon trugen. Als daher der, welcher die Nachricht von der Einnahme der Königinn überbrachte, den Herrn von Lavardin, welcher schwer verwundet worden war, ganz vorzüglich und ungemein rühmte, wollte der Herr von Busso Händel mit ihm anfangen, und ihn umbringen, wenn es ihm nicht eine gewisse Person ausgeredet hätte. Er nannte ihn einen Ehrendieb, weil er der Königinn zu wenig von ihm gesagt, und dagegen den Herrn von Lavardin zu sehr erhoben hatte.

Timoleon von Cossé,

Graf von Brissac.

Als der Herr Prinz durch seinen Oheim, den Admiral, das Gouvernement von der Picardie erhielt, und zwo solche Stellen, wie dies Gouvernement und die eines Obersten der Piemonteser nicht beisammen behalten konnte, gab der König, zugleich auch des bürgerlichen Kriegs wegen, diese letztere Stelle dem Herrn Marschall von Brissac, ungeachtet er noch sehr jung war. Allein erzeugt, erzogen und unterwiesen

von einem so kriegerischen Vater, machte er sich in kurzem sehr tüchtig dazu.

Nach dem Beispiel der Italiener und Griechen gab sein Vater ihm in der h. Taufe den freilich heidnischen Nahmen Timoleon, und, als er das Alter erreicht hatte, den Schotten, Buchanan, einen der gelehrtesten Männer unsrer Zeit, zum Lehrer, der seinen Zögling auch würklich so gut unterrichtete, daß er ihm Wissenschaft genug für einen Soldaten beibrachte. Zum Hofmeister hatte er einen sehr wackern Cavalier an dem Herrn von Cigogne, der nachher Gouverneur von Dieppe wurde.

Die Frau Marschallinn, seine Mutter, aus dem Hause Estellan, eine sehr einsichtsvolle wackre und geistreiche Dame, war eben so besorgt als der Vater, ihren Sohn wohl unterrichten zu lassen, worüber sie öfters Streit miteinander bekamen, worin jedoch der Vater immer durchgriff, und dabei zu seiner Gemahlinn sagte, sie möchte sich nur um den Unterricht ihrer Töchter bekümmern, er wolle für den des Sohnes sorgen.

Schon in seinen Schuljahren zeigten sich bei dem jungen Grafen Spuren von Kopf und künftiger Größe, und Lust zu den Waffen. Zum Anfang wohnte er der Belagerung von Rouen mit bei, sah auch was im ersten Krieg vor Paris vorfiel: denn Belagerung kann ich dies nicht nennen, weil die draußen im Grund mehr Belagerte als Belagerer waren.

Bei beiden Gelegenheiten bemerkte man bei diesem jungen Menschen eine sehr starke Lernbegierde, auch hielt er sich sehr zu dem Herrn von Guise, was dieser gern von ihm sah. Ich sah daher oft, daß er mit ihm sprach und kostete, und ihm verschiedenes zeigte. Sein Vater hatte ihm aber auch befohlen,

ſich zu dieſem groſſen Feldherrn zu halten, und auf alle ſeine Handlungen wohl Acht zu geben, um ſich nach ihm zu bilden. Der Herr von Guiſe, dem dieſe Aufmerkſamkeit nicht entgieng, ſagte daher oft: „dieſer junge Mann wird einſt ein feiner wackrer „Krieger werden.“ —

Was ihn in den Augen des Herzogs noch vorzüglich vortheilhaft auszeichnete, war dies, daß er ſich nicht mit Kindereien und Poſſen aufhielt, wie die andern Edelknaben, die ſich mit dem König Karl im Lager befanden, und von denen manche, die weit älter waren als er, äuſſerſt ſelten in die Tranchéen kamen, wo er hingegen täglich war, alles beſah, und nichts ſcheute.

Nach dieſen Vorübungen muſte er ſeine Stelle als Colonel antreten, indem ſeine Compagnien mit ausrückten, und zu dem Herrn von Nemours ſtoſſen, der Lieutenant du Roi in Lyonnois, Forest und Dauphiné war. Es wurde ein Anſchlag auf Lyon gemacht, es zu überrumpeln, der aber, ſo gut er war, fehlſchlug, ſo daß unſre Leute, die zum Theil ſchon die Baſtey St. Juſt erſtiegen hatten, nach einer tapfern Gegenwehr abgeſchlagen wurden, und unter andern der Graf von Beſſac, der ſeine Leute ſelbſt angeführt hatte, genöthigt war, ebenfalls wieder in den Graben hinunter zu ſpringen.

Dieſer üble Ausſchlag des Probeſtücks ſchreckte ihn jedoch nicht ab, nachher überall, wo er nur konnte, Genugthuung dafür zu ſuchen und Rache zu üben. So brachte er, ſeiner Jugend unerachtet, jedermann eine gute und hohe Meinung von ſich bei.

Nach dem Friedensſchluß machten wir den Zug nach Malta, wo er kein Commando hatte, wiewohl ihm, wenigſtens einige, freiwillig gehorchten;

denn eigentlich waren wir dort niemand unterwürfig, sondern ganz uns selbst überlassen, und auf unsre Kosten.

Im andern bürgerlichen Krieg commandirte er drei Regimenter, aber immer unter dem Titel eines Obersten der Piemonteser, und die Verordnungen, die er in Kriegssachen erließ, waren, wie ich wohl tausendmal gesehen habe, alle von ihm unterzeichnet: Colonel-general des bandes de Piedmont.

Die Armeen auf beiden Seiten thaten diesmal keine große Thaten, außer der Belagerung von Paris, wo der Graf von Brissac sich in mehrern Scharmützeln hervorzuthun anfieng. Auch in der nachherigen Schlacht bei Saint Denis hielt er sich gut. In dem folgenden Zug nach Lothringen, wo er bald seine Infanterie, bald seine Gensd'armes Compagnie und den freiwilligen Adel vom Hof mitnahm, legte er ebenfalls bei allen Gelegenheiten Ehre ein.

Im dritten Krieg that er sich bei bei jeder Gelegenheit, wo es etwas zu thun gab, hervor, und ereignete sich keine Gelegenheit von selbst, so wußte er solche wohl aufzusuchen, nah oder fern. In der Schlacht bei Jarnac versah er seinen Posten, als Infanterie-Oberster, überall sehr gut. Nach der Schlacht aber, als er sah, daß kein ordentliches Treffen weiter erfolgen würde, saß er wieder auf, um den Sieg zu verfolgen.

Manche hielten zwar dafür: er hätte dieß nicht thun sollen, allein er war zu feurig, um erst lange zu überlegen, und wollte auch seinem Degen zu thun geben, mit dem er gerne Blut ließ, und nur ein wenig allzu gerne, wie ich nebst mehreren seiner Freunde selbst gesehn habe: denn in der Schlacht war er gar zu grau-

grauſam und blutdurſtig, und ſo erpicht darauf, daß er ſich mit ſeinem Dolch auf einen warf, und ihm ſo viel Stiche gab, bis ihm das Blut ins Geſicht ſprützte.

Etwas ganz beſonders hierbei war, daß er bei dieſer Grauſamkeit und dieſem Blutdurſt ſehr ſanfte, ſchöne feine und weibliche Geſichtszüge hatte, dahingegen der tapfre Strozzy von Geſicht ſchwarz, rauh, wild und barbariſch ausſah, und doch nichts von Grauſamkeit wußte, die er weder perſönlich noch durch das Schwerd der Juſtiz übte, daher ich nicht leicht hörte, daß er ſeinen Profoſen eine ſcharfe Execution auftrug. Die einzige, freilich enorme, Grauſamkeit, die ich von ihm weiß, übte er nach dem dritten Krieg aus, als er auf dem Rückmarſch auf einmal über achthundert Soldatenhuren (die der Armee beſchwerlich waren, und gegen die er mehrere Verordnungen vergeblich hatte ergehen laſſen,) von der Brücke bei Ce in die Loire werfen und erſäufen ließ.

Als der Admiral den Herrn von Briſſac ſo hitzig auf den Krieg ſah, (denn gewöhnlich hatten er oder die Seinigen ihn auf dem Hals) ſagte er einſt im prophetiſchen Geiſt: „es iſt mir lieb, daß er ſo muthig „und ſo hitzig iſt; denn er wirds nicht lange treiben; „wir werden ihn bald los werden und Ruhe vor „ihm haben.“ — Dies traf auch richtig ein; denn in der Belagerung von Muſſidan, weil ſein General ihn nicht einmal hatte laſſen wollen, indem es zu gering für ihn ſei, bekam er beim Sturm einen Schuß in den Kopf bei den Augen, woran er ſtarb.

So fiel der Graf von Briſſac. Hätte er das Leben behalten, ſo würde er wohl ſeinen Nahmen gründert und einen höhern als den eines Grafen angenommen haben, wie ich ihn oft unter uns Jungen reden

hörte, wenn wir zusammen plauderten. Er versprach sich in seinen Projecten nichts Geringeres als ein Königreich, wo es auch seyn möchte, und hatte im Sinn eins zu erobern, es möchte nun gegen Morgen oder gegen Abend, oder vielleicht gar im Herzen seines Vaterlandes liegen. Es fehlte ihm dazu auch gar nicht an Entwürfen und Unternehmungsgeiste. Er war überhaupt sehr ehrsüchtig, und zwar sehr oft, wo ers nicht seyn sollte, ohne alle Schonung gegen seine Freunde.

Er hatte meinen Bruder d'Ardelay geliebt, so sehr als je einen seiner Freunde. Dennoch hatte er beschlossen, sich nach der Belagerung von Chartres mit ihm zu schlagen, wenn er die weiße Fahne nicht ablegen wollte, die er als Oberster des Gascogner-Regiments führte. Wäre mein Bruder nicht bei dieser Belagerung geblieben, so würden sie sich ohne Zweifel geschlagen haben; denn er würde nicht haben fahren lassen, was er von seinem König bekommen und würklich in Händen hatte. Der Graf selbst sagte oft zu mir: „es „thut mir leid, aber wenn Ihr Bruder herauskömmt, „müssen wir uns schlagen, wenn er dies nicht läßt." — Worauf ich ihm mit Lachen antwortete: „unstreitig; „allein was kümmert sie denn dieß? Sie haben ja Ihre „Stelle betreffend nichts in Frankreich zu thun, da „Sie nur Piemonteser-Obersten sind."

Nach der Hand entdeckte ich aber, daß er den Herrn von Strozzy auf seine Seite gebracht und ihm hatte schwören lassen, daß nur sie beide Obersten in Frankreich seyn, und es außer der ihrigen keine weiße Fahne weiter geben sollte. Ich fand dies sehr schlecht von dem Herrn von Strozzy; denn er hielt viel auf meinen Bruder und hatte ihm wesentliche Verbindlichkeiten. Man darf sich indessen nicht sehr hierüber wun-

wunkern, da der Herr von Strozzy ein gleiches ſeinem Schwager, dem Grafen von Tandes, einem ſehr braven geſchickten und verdienten Officier, ſo wie auch kurz zuvor dem Herrn von Sarlabous dem jüngern gethan hatte. Beidemal gab es groſſe und heftige Streitigkeiten, die aber immer zu ſeinem Vortheil entſchieden und beigelegt wurden.

Hätte der Graf von Briſſac das Leben behalten, er würde es, wie geſagt, ſehr weit gebracht haben. Außer ſeinen ſchönen kriegeriſchen Eigenſchaften beſaß er auch vorzügliche Talente eines Hof und Weltmanns. Er war ſehr ſchön, und ſo ſehr er auch in allen Stücken Mann war, hatte er doch ein ſanftes und weibliches Anſehen.

Er war in Uebungen aller Art geſchickt und erfahren. Im Fechten z. B., das er von Julio, einem Mailänder gelernt und ſich darin nachher unter Aymart vervollkommt hatte, der zwar aus Bourdeaux gebürtig, nach einem zehnjährigen Aufenthalt in Italien aber in ſeiner Kunſt unübertrefflich war. Er ſpielte ſehr gut Ball. So ſchwächlich er ausſah, ſo ſtark war er doch im Ringen, weil er ſo groſſe Gewandtheit beſaß, daß er weit gröſſere, längere und ſtärkere niederwarf. Er hatte dieß von einem aus Ferrara, Colli, gelernt, der deswegen an den franzöſiſchen Hof gekommen war, um ſich zu zeigen und zu meſſen, und der ſeines gleichen nicht hatte.

Briſſac war ferner einer der beſten Tänzer, die man je am Hof geſehen hatte. Er wurde auch hierin von niemand erreicht, außer dem jungen la Mole, wie ich Herrn und Damen bei Hof urtheilen hörte; noch dazu kam ihm la Mole nicht ganz bei. Der Graf war überdieß nicht etwa blos in Einer Art von Tanz ſtark, ſondern in allen möglichen Arten.

Was ſeine geiſtigen Eigenſchaften betrifft, ſo war er gelehrt, und las bald wenig bald viel. Er ſprach ſehr gut, und wußte große Reden und große Plane zu entwerfen.

Er war der Liebe ſehr ergeben, und beſaß vorzügliche Eigenſchaften für ſie. — Bei Hof liebte er erſt eine ſehr vornehme ſchöne Dame, eine verwittwete Fürſtinn. Da ſie ſich aber nicht wieder verheurathen wollte, worauf er eigentlich bei ihr ſann, und auch einen gewiſſen Geſchmack hatte, der dem männlichen Geſchlecht nicht ſehr günſtig war, ſo war der Graf nicht ſonderlich glücklich bei ihr. Er beſchloß daher, durchs Fenſter in ihr Zimmer zu ſteigen, und ſie — zu beſiegen, mit Gewalt oder auf Capitulation. Die Sache wurde aber verrathen und mußte unterbleiben. Die Dame ſtarb bald darauf. Er hatte auch ſonſt noch mehrere andre Liebſchaften, beſonders war er ſehr verliebt in eine hohe vermählte Dame in Guyenne, die ich kannte, er kam aber ebenfalls nicht ſehr weit mit ihr, hatte auch nicht ſonderlich Gelegenheit, ihr aufzuwarten. Der Herr von Strozzy war ſein Nachfolger bei ihr.

Um zum Schluß mich kurz zu faſſen: Graf von Briſſac war einer der vollkommenſten Herrn, die ich je an unſerm Hofe ſah. Ich kannte nie einen, der in ſeiner Jugend nicht irgend einen dummen Streich gemacht hätte; nur Briſſac blieb ſtets frei hievon. Bei Hof iſt es ſonſt gewöhnlich, junge Leute, wenn ſie angeſtellt werden, oder ſonſt dahin kommen, zum Beſten zu haben; nie aber machte man ſich an ihn mit dergleichen Poſſen, denn er that und ſagte alles auf eine ſehr geſchickte und gefällige Art, und duldete überdies nicht leicht, wenn man ihn ſticheln oder reizen wollte.

wollte. Als er erſt vollends älter und gröſſer wurde, war gar nicht mehr daran zu denken, denn — er hatte eine gute ſcharfe Klinge.

Ich kannte einen ſehr braven tapfern Cavalier an unſerm Hof, der einſt, da juſt von Herrn von Buſſy die Rede war, gefragt wurde, welchen von beiden, Briſſac oder Buſſy er höher halte? worauf er zur Antwort gab: „Pardieu, den Grafen von Briſſac! denn „Buſſy fürchte ich gar nicht, den von Briſſac aber „fürchte ich!“ —

Der
Herr von Mercure.

In den Kriegen der ligue machte ſich der Herr von Mercure als Soldat ſo gut, daß er allein ſich ſtandhaft hielt, und man ihm allein unter allen ligueurs nur äuſſerſt wenig beibringen konnte, was er aber reichlich zurückgab. *)

Als er ſich zu Anfang des Kriegs im unumſchränkten Beſitz ſeines Gouvernements ſah, wollte er noch weiter um ſich greifen, und kam deswegen mit einem Truppencorps nach Poitou, um Fontenay wegzunehmen, wo er ſich in der Vorſtadt, des Loges, einquartierte und feſtſetzte. Es erfolgten einige leichte Scharmützel, worauf er einſt Nachts plözlich aufbrach, und ſich in Einem Zug bis Nantes davon machte.

Die Hugenoten ſpotteten ſehr über dieſen ſchnellen Abzug, und nannten ihn zum Spott nur Herr von

Recule, als Anſpielung auf ſeinen Nahmen Mercure. Nachher mußten ſie ſichs aber vergehen laſſen, und hatten nicht ſehr Urſache über ihn zu lachen, noch ihn ferner Herr von Recule zu nennen; denn er ſetzte ihnen brav zu, und war ein ſehr ſchlimmer Feind für ſie. Man giebt ihm jedoch Schuld, er raffe alles an ſich, den Hugenoten ſo gut als den Catholiken; den Mönch wie den abgefallenen Prieſter; den Schlechten wie den Rechtſchaffenen; den Gottesläugner wie den Frommen, und laſſe ſich von guten Catholiken wie von Hugenoten, von armen Kaufleuten wie von Kriegsleuten große Ranzion bezahlen. Dies tadelt man an ihm, und es iſt zu fürchten, Gott möchte über ihn ergrimmen.

Doch bis izt zeigte er ſich ſtets als einen einſichtsvollen General, und wenn ſein richtiger Verſtand und ſein Geiſt ihm hierinn zu ſtatten kamen, ſo war ſeine Gemahlinn ihm ſicher nicht hinderlich. Denn ſie iſt eine ächte Tochter ihres Vaters Martigues, ganz tugendhaft, muthvoll und edelmüthig wie er, geſchickt, ſchnell beſonnen, und wachſam, ſo daß ſie als Junge der leibhafte Vater worden wäre. Ihre Thaten und Beſchäfftigungen während dieſes Kriegs beweiſen dies hinlänglich.

Nachdem endlich unſer großer König ſein Reich wieder erobert und in Bretagne wieder die Ruhe hergeſtellt hatte, wollte er doch auch dem Herrn von Mercure zu Leibe gehen, der daher darauf bedacht ſeyn mußte eine Capitulation zu treffen, die auch in der That ſchön und anſtändig für ihn ausfiel. Er hatte ſich in dieſem Krieg hübſche Thaler geſammelt, die er nun auf den ungriſchen Krieg wendete, wohin er mit ſchönen Truppen in eigner Perſon abgieng, und ſich dort ſo hervorthat, daß die Teutſchen, die er alle in der Kriegs-

kunſt

kunſt übertraf, ihn aus Neid vergifteten. Es war ein großer Verluſt für die ganze Chriſtenheit, welcher er zu einer wahren Vormauer gegen die Mameluken und Mahomedaner diente. Zween große Männer wurden auf dieſe Art durch Gift aus dem Wege geräumt: der Vater des Herzogs von Nemours, und dieſer Her. von Mercur.

Der
Marſchall von Bellegarde.

Wäre dieſer Marſchall an der Stelle des Marſchalls von Bourdillon geweſen, ſo würde er wohl ſchwerlich Piemont ſo leicht übergeben haben, wie man aus ſeiner Widerſetzlichkeit in Anſehung der Städte Carmagnole, Ravel, Santal, Saluzzo und des ganzen Marquiſats ſchließen kann, die er feſt hielt und ſich zueigner, als wäre es das wahre Eigenthum ſeines Oheims geweſen. Ich will die Geſchichte erzählen.

In ſeinen jüngern Jahren hatte ihn ſein Vater für den geiſtlichen Stand beſtimmt, und er wurde daher lange der Propſt von Ours genannt, eine geiſtliche Würde, die ich nirgends, außer etwa in ſeiner Provinz, zu ſuchen weiß.

Als er zu Avignon ſtudirte, begegnete es ihm, da er gleich andern lüderlichen Studenten umherſchwärmte, daß er einen andern ermordete; daher er die Stadt räumen mußte und nach Corſica gieng. Hier ſuchte er ſeinen Oheim, den Herrn von Termes, auf, der damals Lieutenant du Roi war, ſattelte um und nahm die Waffen,

ſen, worinn er ſich in Kurzem ſehr hervorthat, denn er war ſehr ſchön, tapfer, wohlgebaut und beſaß eine Menge Kenntniſſe. Aus langer Weile, weil es dort nichts für ihn zu thun und zu gewinnen gab, gieng er von da nach Piemont, wo er eine Compagnie leichte Reuter kommandirte. Der Herr von Roiſſans, der noch lebt, und die Compagnie des Königs von Navarra commandirte, war damals ſein Cornet. — Er benahm ſich ſehr würdig und tapfer in dieſen Poſten, ſo daß man viel von dem Capitain Bellegarde zu ſprechen bekam. Nachher wurde er Fähnrich und Lieutenant ſeines Oheims, des Marſchalls von Termes.

Nach dem Frieden zwiſchen beiden Königen und nach dem in den erſten bürgerlichen Unruhen erfolgten Tode ſeines Oheims wurde deſſen Compagnie getheilt; eine Hälfte bekam der Herr von Martigues, die andre der Herr des Cars. Der Herr von Bellegarde aber als Lieutenant gieng leer aus, was ſehr unrecht war, da nach dem Kriegsrecht ihm als Lieutenant auch ein Theil gebühret hätte, wie er es ſehr gut verdiente.

Nach dem Frieden nahm ihn der Herr du Perron, nachher Marſchall von Rez, der einzige Günſtling des Königs Karl, in Affection, und machte ihn zum Lieutenant ſeiner Gendarmes-Compagnie. Manche wunderten ſich ſehr hierüber, daß er, als geweſener Lieutenant eines ſo großen Marſchalls, dieſe Stelle wieder unter einem ſo neu gebackenen Capitain annahm, der noch nichts gethan noch geſehen hatte; allein Bellegarde richtete ſich damals nach der Gunſt und machte ſeine Sache ſehr gut dabei. Er erhielt auch durch deſſen Verſprache und Vermittlung des Königs, neben andern ſchönen Geſchenken, eine Comthurey des Calatrava-Ordens, die einzige in Frankreich, in Gaſcogne nahe bei

bei ſeinem Gut gelegen, welche über funfzehnhundert Ducaten jährlich abwirft.

Er behielt die Lieutenantsſtelle unter du Perron noch einige Zeit, gab ſie aber nachher ab, da er ſich ſonſt wohl vorgeſehen und verſorgt hatte. Er war indeſſen oft um ihn, und machte ihm immer den Hof, du Perron brauchte ihn auch öfters in ſeinen Privatangelegenheiten, ſogar, da er noch ſein Lieutenant war, als Brautwerber bei ſeiner itzigen Gemahlinn, der damaligen Wittwe des Herrn von Annebaut.

Auf unſerm Zug nach Malta befand er ſich ebenfalls, und wurde von dem Herrn Großmeiſter, dem Herrn Marquis von Pescaria und andern großen Ordensrittern ſowohl als Officiers bei der Spaniſchen und Italiäniſchen Armee mit groſſer Diſtinction behandelt, denn er war ein Mann von ſehr gutem Ausſehen, ein ſehr unterhaltender Geſellſchafter, und dabei der älteſte unter uns, ohne daß wir jedoch ihm gehorchten, auſſer in ſo fern es uns beliebte.

Er war ein ſehr guter Duellant, und verſtand ſich vollkommen darauf, einen Handel abzumachen. Er fechte ſehr gut, worinn er ſich bis an ſein Ende unausgeſetzt übte.

Nach einiger Zeit gewann Monſieur, der Bruder des Königs, ihn lieb, theils wegen ſeiner Vorzüge, und weil er ſo viel wackere Leute, als er nur konnte, an ſich zog, theils auf Anregen des Herrn von Gua, der ſeinen Herrn ganz lenkte. Monſieur gab ihm ſogar die Stelle als Oberſter ſeiner Infanterie, uneingedenk des Verſprechens, das er zuerſt dem Herrn von Gua gegeben hatte, worüber ein groſſer Streit zwiſchen beiden entſtand. Sie wurden deswegen auch nie wieder gute Freunde.

Beide giengen zwar nach Pohlen mit dem König, blieben aber nicht lange dort. Du Gua kam nach Hof zurück [18]) und Bellegarde gieng nach Piemont, wo er kaum angelangt war, als der Tod König Karls und die schleunige heimliche Abreise des neuen Königs von Pohlen erfolgte.

Der Herr von Bellegarde ergriff mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit diese Gelegenheit, sprach mit dem Herzog von Savoyen über die Ankunft und den Empfang des Königs, auch über den Vorschub, den er ihm leisten sollte: eben so mit den andern italienischen Fürsten und den Herrn von Venedig. Er fand sie endlich alle so geneigt, daß sie bloß der Ankunft des Königs warteten, um Ihm ihren Respect, Gehorsam und Freundschaft zu beweisen.

Hierauf gieng er mit Post dem König entgegen, den er in Kärnthen traf, erzählte ihm seine Unterhandlung, die er für sich selbst unternommen habe, indem er es für seine Schuldigkeit gehalten hätte. Natürlich wußte ihm der König dies sehr Dank, umarmte ihn und liebte ihn mehr als je, so daß er Ihn ganz einnahm, lenkte, und alles unter seine Hände bekam, wodurch er sich bei allen Großen Italiens Bewunderung, Ehre und Liebe erwarb.

Der König machte ihn hierauf überdies noch zum Marschall, statt der beiden Gefangenen in der Bastille [19]), auch gab Er ihm noch ein Geschenk von dreißigtausend Pfund Einkünften aus Kirchengütern und andern. Kurz, man sah ihn plötzlich so vollgestopft mit Gnadengeschenken, daß wir ihn bei Hof nicht anders nannten, als den Regenbach der Gunst.

Der König schickte ihn in seinem eignen Wagen voraus an die Königinn Mutter, bei welcher Gelegenheit

heit er ſich ſehr aufblähte, was man für ſeinen Anfang etwas zu weit getrieben fand. Der Herr von Gua ſagte aber zu mir: „Laß mich nur eine Stunde mit dem „König reden, und du ſollſt ſehen, daß dieſer Regen„bach plötzlich verſchwinden und in ſein voriges armſe„liges Bette zurückkehren ſoll!“ —

Dies traf auch richtig ein. Der König bewies ſich auf Einmal ſehr froſtig gegen ihn und machte ihm ein kaltes unfreundliches Geſicht; was er ſehr gut konnte, wenn er wollte. Er ſprach nicht mehr von Geſchäften mit ihm, und er wurde meiſtens an der Thüre des Cabinets abgewieſen.

Noch nicht genug. Um ihn ganz vom Hof zu entfernen, gab der König ihm den Auftrag, Civron in Dauphine zu belagern; denn da er einmal Marſchall war, mußte man ihn voraus ſchicken, um die Reiſe des Königs zu erleichtern; ein Auftrag, deſſen er herzlich gerne überhoben geweſen wäre *).

Sieben oder acht Monate hernach gab man ihm den Auftrag, nach Pohlen zu gehen, um die ſehr verwirrten Angelegenheiten des Königs dort wieder in Ordnung zu bringen; ein verdrüßliches Geſchäfft, wobei die einzige Abſicht war, dieſen Mann, deſſen Gegenwart zu läſtig war, vom Hof zu entfernen. Er ſelbſt ſagte mir dies bei ſeiner Abreiſe, mit der Verſicherung, daß er, wenn er das dazu verlangte und verſprochene Geld nicht bekäme, nicht weiter als bis Piemont gehen werde. Dies that er denn auch, theils aus dieſem Grund, theils um der Frau Marſchallinn, ſeiner Tante, gute Geſellſchaft zu leiſten, in die er ſchon lange her verliebt war, und die er endlich auch mit Diſpenſation heurathete, was aber demunerachtet nicht die beſte Ehe gab, wie man bei Hof verſicherte.

Endlich

Endlich nach verſchiedenen Beleidigungen von Seiten des Königs verband er ſich gegen Ihn, trat in ein Verſtändniß mit dem Herzog von Savoyen, mit dem er ſchon lange her gut geſtanden hatte, und in Unterhandlungen mit dem Statthalter von Mailand, Marquis von Ayamont, von dem er ſchöne Dublonen bekam, ohne die er ſich freilich nicht hätte gegen ſeinen König auflehnen und halten können, mit deren Hülfe er Ihn aber in Kurzem um die ganze Markgrafſchaft Saluzzo brachte [21]).

Ich war damals bei Hof, als dieſe Nachricht einlief, die dem König ſehr zu Herzen gieng. Er ſchickte ſogleich den Herrn von Luſſan, Meſtre de Camp der Piemonteſer ab, um der Citadelle von Carmagnole, die ſich noch hielt, zu Hülfe zu kommen; er kam aber bald mit der Nachricht zurück, daß alles verlohren ſey. Ich ſah den König ſehr traurig darüber.

Er gab hierauf dem jüngern Herrn von la Valette, dem itzigen Herzog von Epernon, der damals ſehr in der Gunſt zu ſteigen anfieng und ein Neffe des Marſchalls war, den Auftrag dahin abzugehen, was er auch eiligſt that. Er machte ſich bei ſeiner Abreiſe ſtarke Hofnung, etwas auszurichten und den Oheim in Ordnung zu bringen; er war aber eben ſo wenig glücklich hierinn, und kam wie er gegangen war.

Auf ihrer Rückreiſe aus Gaſcogne, Provence und Languedoc that endlich die Königinn Mutter das beſte in der Sache. Sie ruhte nicht, bis Sie zu Montluel bei Lyon eine Zuſammenkunft mit dem Herzog von Savoyen zu Stand brachte. Er hatte den Marſchall bei ſich, den er ſehr unterſtützte und begünſtigte, und gewöhnlich bei ſich in ſeinem Zimmer ſchlafen ließ. Die Königinn machte ihm Vorſtellungen, auf die er ſich einließ,

einließ, bald zugab, bald absprang und die Königinn so lange mit schönen Worten hinhielt, bis er endlich darüber ein Pülverchen bekam, woran er starb.

Die Markgrafschaft wurde aber doch noch nicht ruhig; denn sein Sohn der junge (Cäsar von) Bellegarde ließ sich bereden, das Projekt seines Vaters mit Hülfe des Herzogs von Savoyen und einiger braven und tapfern Generals seines Vaters fortzusetzen. Einer derselben war der brave muthvolle Epiart, aus Provence, der nachher von einer Petarde erschlagen wurde. Ein andrer war Anselm, ebenfalls aus Provence, oder Languedoc, der die Stadt Santal unbezwingbar machte, da sie zuvor gar nicht fest war.

Der Marschall von Retz wurde von dem König abgeschickt, um alles auszugleichen, den Herzog von Savoyen, den jungen Bellegarde und andre zu gewinnen, und so das Marquisat seinem ersten Herrn und König wieder zuzuwenden; was er durch grosse Summen, womit er die Officiers befriedigte, endlich zu Stand brachte, denn er hatte offnen Credit bei den Wechslern.

Man will indessen doch behaupten, daß der Marschall von Retz nichts ausgerichtet, und sein Geld ohne Nutzen verschwendet haben würde, wenn Monsieur nicht den Herrn von la Fin, genannt la Nocle, einen sehr geschickten Unterhändler, an den Herrn Herzog von Savoyen und die Officiers abgeschickt hätte, die ihn sehr liebten, und ihm gern anderwärts gedient hätten. —

Das Gouvernement von Saluzzo erhielt der ältere la Valette, der es aber nachher auf die bekannte Art wieder verlohr.

So gieng also die Markgrafschaft das erstemal dadurch verlohren, daß der König einen Günstling un-

zufrieden machte. Wir finden überhaupt, daß einige unſrer Könige, beſonders von den neuern, nach Laune und Belieben gar veränderlich in Anſehung ihrer Günſtlinge ſind, bisweilen mit Vortheil, bisweilen zum Schaden. Allemal aber wird ein Hochſinniger durch eine unanſtändige Behandlung aufgebracht, und zu Dingen verleitet, die ihm ſonſt nicht eingefallen wären. Ich bin nur ein armer Erdenwurm, und darf mich hier nicht in Vergleichung bringen; aber doch ſchwur ich einſt, als der hochſeelige König Heinrich III. mich unzufrieden machte, nie weder ihm noch je einem König von Frankreich mein ganzes Leben lang wieder einen Dienſt zu thun.

Der verſtorbene Herr Connetable war zur Zeit ſeiner Gunſt der Meinung, einen unzufriedenen Adelichen müſſe man immer durch eine Geſandtſchaft oder eine kleine Careſſe des Königs zu beſänftigen ſuchen. Dies änderte ſich nachher gar ſehr. — König Franz ſagte: Das gefährlichſte Thier in ſeinem Reich ſey ein aufgebrachter Edelmann. Er ſagte dies aus Erfahrung, in Rückſicht auf dem Herzog von Bourbon, der es ihn wohl hatte empfinden laſſen.

Kurz, man darf ſich gar nicht wundern, wenn der Aerger und die Unzufriedenheit den Herrn Marſchall von Bellegarde verleiteten, zu thun was er that. Ich glaube, er würde wohl noch mehr gethan haben, wenn er das Leben behalten hatte, denn er beſas eine große Tapferkeit, einen groſſen Geiſt und ausgebreitete Wiſſenſchaft. Dergleichen gelehrte beleſene Leute nun nehmen aus ihren Büchern Beiſpiele, denen ſie nach ihren Neigungen und Leidenſchaften nachzuahmen ſtreben.

Der
Herr von la Valette.

Sein Schwager war der verſtorbene Herr von la Valette, ein ſehr guter, tapfrer und einſichtsvoller General, den man beſonders für einen der würdigſten Chevaurlegers-Officiers hielt. Sein erſtes Probeſtück machte er dabei in Piemont.

Er diente zuerſt ſehr jung unter den leichten Reutern des Herrn von Auſſun, wenn ich nicht irre. Sein Capitain ſchickte ihn einſt blos mit acht auserleſenen Pferden auf Streiferei gegen Aſti, wobei er ſo glücklich war, zwanzig feindliche Reuter, die er antraf und angrif, halb nieder zu machen, halb gefangen zu nehmen, womit er im Triumph zu dem Herrn von Auſſun und Beriſſac zurückkehrte, die ihn ſehr lobten und hochſchätzten.

Nachher verließ er Piemont und gieng nach Frankreich, wie er bei der Belagerung von Valenciennes Cornet des Herrn von Givry wurde. Bei einem Scharmützel that er ſich unter den Augen des Königs ſo hervor, daß dieſer ſehr viel auf ihn hielt, und ihm nach einiger Zeit eine eigne Compagnie Chevaux-legers gab, mit der er, beſonders bei der Belagerung von Amiens, große Ehre einlegte.

In den bürgerlichen Kriegen machte ihn der Herr von Guiſe, der ihn ſehr liebte, zum Meſtre de Camp

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20197 / 155

seiner leichten Reuterey; ein Posten, den er vor jedem in ganz Frankreich wohl verdiente.

Auf dem Rückmarsch vom Lothringischen Zug brachte er den Feinden in Beauce eine sehr schöne und ausgezeichnete Niederlage bei.

In den dritten Unruhen that er im Scharmützel bei Jaseneuil einen sehr schönen und gelegenen Angriff auf die Feinde, so daß man allgemein sagte, er zeigt sich als einen sehr geschickten großen General.

Er hatte damals eine Compagnie Gensd'armes, so wie auch in der Schlacht bei Jarnac. Aber was für eine Compagnie! Aus lauter wackern Cavaliers, jung und alt, und alle reich, aus Gascogne, so herrlich als man sie nur sehen konnte. So sehr bestrebten sich die Herrn aus dieser Provinz um die Wette, unter diesem guten General zu dienen, der ihnen täglich sehr gute Lectionen aufgab. Sie ritten meistens schöne edle spanische oder Gascognische Hengste, so daß sie als Gensd'armen und Chevaux legers zugleich dienten, wenn es ihnen gutdünkte.

In der Schlacht bei Jarnac drang er mit dieser schönen Compagnie so tief in den Feind vor, daß der größte Theil dieser braven Leute auf dem Platz blieb oder verwundet, und also diese schöne Compagnie gar übel zugerichtet wurde. Der König mußte ihm daher Urlaub geben, damit er nach seiner Provinz gehen und sie rekrutiren konnte, was er auch so gut ins Werk setzte, daß man ihr nichts mehr ansah, und keinen Unterschied gegen vorher merkte; so sehr liebte und schätzte ihn der Adel in Gascogne, und so groß war dessen Zutrauen zu ihm.

Er wurde Lieutenant du Roi in einer Hälfte von Guyenne, die er sehr weislich regierte; und wo er sich

bei

bei jedermann so beliebt machte, daß er allgemein bedauert wurde, als er, noch frisch und thätig, eines natürlichen Todes starb. Unstreitig würde er bei einem längern Leben noch Marschall worden seyn. Seine Verdienste berechtigten zu dieser Hoffnung, und eine Menge andrer, die nach ihm dazu gelangten, hätte ihm diese Belohnung nicht streitig machen können.

Auch sein jürgerer Sohn, der Herzog von Epernon, der seinen Herrn und König so sehr in seiner Gewalt hatte, daß man ihn für den Monsieur selbst, für die zweite Person in Frankreich hielt, würde ihm hierzu, und noch höher als zum Marschallsstab verholfen haben; denn wo Verdienst und Gunst zusammentreffen, bringen sie es weit; und man muß dem Herrn von Epernon zum Ruhm nachsagen, daß er seinen Vater äußerst in Ehren hielt, so wie Er noch izt, bei all seiner Größe, seine Mutter so sehr achtet, als da er noch unter ihrer Aufsicht stand. Darum glaubte man auch, daß Gottes besondrer Seegen über ihm walte und ihn beschirme.

Der
Herr Parisot.

In jeder Rücksicht ein braver Franzose, aus Gascogne. Wiewohl er sein Schwerdt nicht für den König von Frankreich führte, dürfen wir Franzosen ihn dennoch nicht verläugnen, sondern müssens uns für ein Glück und eine Ehre schätzen, aus unsrer Nation einen so großen Feldherrn aufgestellt zu haben, der so viel Blut der Ungläubigen und Feinde Gottes und un-

sers Gesetzes vergossen, und das von ihnen so viele Jahre her schändlich vergossene Christenblut tapfer gerächt hat.

Nicht wir allein loben und rühmen ihn, sondern alle christliche Nationen und die Türken so gut als wir, und dies mit Recht. Die Belagerung von Malta allein bietet schon reichen Stoff dazu dar, indem er seine Tapferkeit und Fähigkeit dabei vorzüglich bewies. Der Platz war keiner der stärksten, ja eher schwach als stark, und ward von so zahlreicher Mannschaft angefallen, und aus so vielen Stücken mit solcher Wuth beschossen, daß er nach der Belagerung eher Ruinen als einer Stadt glich.

Unter den vielen langen hartnäckigen Stürmen, die er mit bewundernswürdiger Tapferkeit abschlug, war vorzüglich einer auf das Castilische Thor ganz ausserordentlich hitzig. Er hatte sich so eben ein wenig niedergelegt, um von den die ganze Nacht ausgestandenen Strapazen auszuruhen, als man ihm meldete, der Feind stürme auf die Bresche. Ohne die Fassung zu verlieren, denn er war von Natur etwas kalt, sagte er: „Wir müssen also hin, um sie abzutreiben; zuvor aber „lasset uns in die Kirche gehen, um zu beten. Der „Augenblick, den dies erfordert, wird weiter kein Zeit„verlust seyn: unterdessen wird Gott für uns streiten, „wenn es ihm gefällt." —

Nachdem er hierauf sein kurzes Gebet verrichtet hatte, kam er nach der Bresche, fand seine Leute tapfer kämpfend, nahm seine Pike, die diesem großen schön und hochgewachsenen Mann sehr gut stand, kämpfte mit vorzüglicher Tapferkeit, und feuerte die andern an, seinem Beispiel zu folgen. Sie kämpften lange Zeit übermenschlich, und schlugen die Feinde mit einem starken Verlust zurück.

Ich habe mir von mehrern Cavaliers und Kaufleuten erzählen lassen: sie hätten zu Constantinopel die Türken fluchen und betheuern gehört, daß sie Teufel und höllische Geister auf der Bresche für diese Hunde (sie geben den Christen eben den Nahmen, den diese ihnen) fechten sehen, welche sie zu Hülfe gerufen hätten. Ein solches Zeugniß ist so rühmlich für diese brave Cavaliers, als es falsch ist.

Nach der Belagerung schickte der Herr Großmeister Bothschafter an alle christliche Fürsten, um ihnen den erfochtenen Sieg und Entsatz zu melden. An unsern König schickte er den verstorbenen Chevalier de la Roche, den der König und die Königinn zu Tours au Plessis mit großen Freuden annahmen, und ihn sehr aufmerksam die Begebenheiten dieser Belagerung erzählen hörten, wobei sie noch nach verschiedenen besondern Merkwürdigkeiten fragten, worüber er ihnen umständliche und angenehme Auskunft gab.

Der große unvergleichliche Canzler Hospital, der sich anwesend befand, machte dabei die Bemerkung gegen die Königinn: „es ist etwas sehr Merkwürdiges, Madame, sagte er, daß bei allen drei großen „ausgezeichneten Belagerungen, die diese braven Johanniter-Ritter von den Ungläubigen auszuhalten „hatten, jedesmal die Großmeister Franzosen waren. Man möchte sagen, Gott habe sie auserwählt, erweckt und berufen, ihren Ruhm und Nahmen über andre Nationen zu erheben, und sie seien „als ächte alte Christen vor andern bestimmt, den christlichen Nahmen zu vertheidigen."

„Einer war der Großmeister d'Aubusson, der „Rhodus so tapfer gegen den Großsultan von Egypten vertheidigte, daß dieser die Belagerung wieder

„aufheben, und mit großem Schimpf und Verlust ab„ziehen mußte.“

„Der andre war der Großmeister Isle Adam, „der die letzte Belagerung von Rhodus sechs Monate „lang ohne allen Beistand von irgend einem christlichen „Fürsten aushielt, und sich erst in der äussersten Noth „auf eine sehr schöne und ehrenvolle Capitulation er„gab. Noch dazu würde er unerachtet seiner Noth „den Sultan Solyman so gut als jener sein Vorfah„rer abgeschlagen haben, wenn die Verrätherey eines „Portugiesischen Ritters, der schändlicher Weise seinen „Gott, seine Religion, seinen Großmeister und seine „Camaraden verrieth, und ein jüdischer Renegat, nicht „gewesen wäre.“

„Der dritte ist der Herr Parisot, der nun ganz „kürzlich wieder dort so rühmlich gethan hat, was wir „so eben hörten.“ —

Die Belagerung von Malta war, wie mir der Herr Großmeister versicherte, noch härter und schwerer auszuhalten, als die von Rhodus, in Rücksicht auf die schlechte Befestigung des Platzes, die als neu und schwach, gegen die von Rhodus in gar keine Vergleichung kömmt. Beschossen wurde es auch stärker als Rhodus, gegen welches mehr mit Minen als mit Geschütz agirt wurde, dahingegen auf Malta siebenzigtausend Kanonenschüsse fielen. Ueberdies wurde Malta von bessrer Mannschaft angegriffen; denn zur Zeit der Belagerung von Rhodus waren die Türken und ihre Janitscharen noch nicht so stark im Krieg und in den Waffen, und verstanden sich noch nicht so gut auf Schiessen und Feuergewehr, als sie es nachher auf unsre Kosten in dem Kriege zu Land und zu Wasser und in den vielen zur Zeit Kaiser Karls geliefersten Schlachten lern-

lernten, in denen sie so geübt im Gebrauch des Feuergewehrs wurden, daß sie Pfeil und Bogen ganz aufgaben.

Ueberdieß wurde ferner der Großmeister von Rhodus nicht so unvermuthet überfallen, wie der von Malta; jener wußte es drei Monate voraus, und der Großherr hatte ihn sogar vorher ein Schreiben zugeschickt, worin er ihn aufforderte, den Platz in Güte zu übergeben; die Malteser hingegen wußten zuvor nichts davon.

Die Armee vor Malta war freilich um drei Viertheile schwächer als die vor Rhodus, und bestand nur aus siebenzigtausend Mann; aber es waren lauter auserlesene Leute, wie sie bei ihren Stürmen und Gefechten bewiesen.

Geschütz war wohl eben so viel davor; denn es war eine eben so starke Anzahl Fahrzeuge, Galeeren u. dgl. nur weniger sogenannte Bombarden. Indessen waren da sechs starke gegossene Doppelkanonen, die besten und schönsten, die ich je gesehn habe, wie man an einer noch sah, die sie nicht mit fortbringen konnten. — Malta ist ferner nur ein kleiner Platz, Rhodus hingegen sehr groß und stark bevölkert.

Diese und eine Menge Gründe setzen die Belagerung von Malta über die von Rhodus; daher auch der Herr Connetable, als er die Erzählung des Herrn de la Roche hörte, ihr den Vorzug vor dieser gab, ungeachtet er seinem Oheim dem Großmeister (von Rhodus, Isle Adam) nicht zu nahe reden wollte.

Der Großmeister Parisot, war in der That, und selbst nach dem Zeugniß des feindlichen Generals Dragut, der größte Feldherr, mit dem je die Türken

ken zu thun hatten. Hätte er das Leben behalten, so würde er ihnen noch warm gemacht haben, denn er hatte im Sinn, zum Papst, dem Kaiser, dem König von Spanien und andern christlichen Fürsten herum zu reisen, und sie durch Bitten dahin zu vermögen, daß sie das Kreuz nähmen, und sich zum Zug gegen die Türken entschlössen. Er wußte zu dem Ende diesen Krieg so leicht und sicher vorzustellen, daß wenn man ihn hörte, wie ich einst eine ganze Stunde, man sich nicht erwehren konnte, zu glauben, daß es dem Türken jämmerlich gegangen seyn würde. Er versicherte dabei, ganz Griechenland in Aufstand zu bringen, wenn er ihnen Waffen und etwas Geld verschaffen könnte.

Diese Reise an die Höfe war bei ihm fest beschlossen, als unglücklicher Weise der bürgerliche Krieg in Frankreich ausbrach, der ihn davon abhielt. Denn er hatte vorzüglich auf den Beistand des Königs Karl Rechnung gemacht, ohne dessen und Seiner braven Franzosen Beistand er sich, wie er sagte, das Werk nicht zu unternehmen getraute.

Der Papst Pius V. wollte ihn nach diesem Sieg mit dem Cardinalshut beehren, wie sein Vorgänger, der Großmeister d'Aubusson und erst kürzlich der Großmeister Verdalle Cardinal gewesen waren. Er schlug es aber geradezu aus, und sagte, das weiße Kreuz stehe zu Roth nicht so gut, wie zu Schwarz. Auch wär es kein sehr schicklicher Habit für einen großen siegreichen Feldherrn, der auf die erworbene Ehre stolz thun und triumphiren muß, für den sich also eine demüthige geistliche Kleidung nicht schickt. Gegen Gott zwar muß man sich für die erzeugte Gnade demüthigen; allein gegen die Welt muß man sich stolz zeigen.

Ich hörte von mehrern Rittern versichern, wenn er nicht so früh gestorben wäre, würde er, mit oder ohne Beistand eines größern christlichen Bundes eine grosse Unternehmung gegen die Türken begonnen haben. Er rechnete jedoch dabei stark auf den König von Spanien, der die beste und stärkste Stütze seiner Unternehmungen und Entwürfe war; auch auf einige Herrn und Adeliche aus Frankreich, besonders von uns, die wir dort waren, und ihm, ich weiß wohl was, versprochen hatten, denn dies wäre uns ganz erwünscht gekommen. Ich weiß gewiß, daß der Graf von Brissac nicht davon geblieben wäre, und wenn er all sein Vermögen in Frankreich hätte confisciren und sich auf ewig daraus verbannen lassen sollen.

Der Großmeister erzeigte uns aber auch viel Ehre, und behandelte uns ganz ausnehmend gut. So lange wir da waren, hielt er uns in Kost und Logis frei, so viel unser waren; und behandelte uns besser als uns zukam. Der Aufwand war ganz ungeheuer, allein er fühlte sich dadurch, daß wir Franzosen ihm so freiwillig Gut und Blut angeboten hatten, so sehr geehrt und geschmeichelt, daß er äußerst stolz darauf war, und sich nicht enthalten konnte, dieß gegen alle Nationen zu zeigen.

Er war großmüthig, prachtliebend und freigebig. Um seinen Aufwand zu bestreiten, hatte er zwei Galeeren für sich, neben denen des Ordens, ausgerüstet, worauf er zween Franzosen, den Herrn von Romegas und den Herrn von St. Aubin, (dieser war jenem untergeordnet) zu Befehlshabern machte. Diese beiden tapfern Männer brachten ihm denn sehr ansehnliche Prisen auf, wovon er seinen Aufwand bestritt.

Dieser

Dieser gedachte Capitain Romegas trug nie Bedenken, mit seinen beiden Galeeren fünf bis sechs türkische Galionen von Algier anzugreifen, die er allemal schlug, in den Grund bohrte, oder aufbrachte. Neben seiner Tapferkeit war er auch noch sehr klug und listig, und wußte seine Zeit zum Auslaufen und Angriff sehr gut zu nehmen. Seine große Tapferkeit und sein mächtiger Hang und Wunsch, auf Türken los zu gehen, war aber auch Ursache seines Unglücks und Todes. Denn da er den folgenden Großmeister zu schläfrig und weit nicht so unternehmend fand, als Parisot gewesen war, spann er Kabalen gegen ihn an, um ihm zu stürzen, was ihm von den großen Mächten, die dergleichen Unternehmungen von kleinen nicht gern sehen, sehr verübelt wurde. Der Papst berief ihn zu sich nach Rom, wo er zwar sehr ehrenvoll von Sr. Heiligkeit empfangen und bewundert, aber dennoch, wie man versichert, vergiftet, nachher hingegen mit ausnehmender Pracht begraben wurde.

Sein College, der Herr von Saint Aubin, der sich unter ihm gebildet hatte, war ebenfalls ein sehr guter Officier. Er bewies dies in mehrern schönen Gefechten, wobei er Prisen und Beute genug machte, zu des Ordens sowohl als seinem eignen Besten, denn er und sein College hatten starke Summen in der Bank.

Es ist sehr Schade, daß man diese braven tapfern Maltheserritter, die für die Religion Gut und Blut wagen, nicht besser von Seiten der christlichen Fürsten unterstützt. Man wollte sogar ihre zeitliche Besitzungen bei uns beschränken und verkümmern; allein der Herr Admiral nahm sich ihrer im Conseil so nachdrücklich an, daß es damals noch unterblieb, nachher kam es aber doch noch dahin mit ihnen, was nicht hätte seyn sollen.

Zum

Zum Schluß sage ich noch einmal mit aller Welt, daß der Grosmeister Pariset ein sehr großer Mann war, und alle Eigenschaften eines solchen besaß. Neben seiner Tapferkeit und Fähigkeit war er auch noch sehr schön, wohlgebaut, schlank, und sehr gesetzt; sprach verschiedene Sprachen, z. B. gut Französisch, Italienisch, Spanisch, Griechisch, Arabisch, Türkisch, das er in der Sklaverei unter den Türken und sonst, gelernt hatte. Ich hörte ihn alle diese Sprachen ohne Dolmetscher reden. Man urtheile, ob er mit diesen schönen Eigenschaften nicht hoffen durfte, persönlich sehr viel bei den großen Fürsten auszurichten, und den heiligen Bund zu Stand zu bringen.

Er starb, nachdem er die neue Stadt Malta ganz nach seinem Entwurf aufgeführt hatte, welche gegenwärtig der festeste Platz in der Christenheit heißen kann, und den Sitz seiner Ritter unüberwindlich macht. Gott gebe dies! —

Der
Herr von la Noue.

Von diesem Mann hat man so viel Gutes zu sagen, daß man gar nicht fertig werden kann, indem seine Vortrefflichkeiten und Verdienste ihn zum größten Feldherrn erheben, den wir in unsern Tagen in Frankreich hatten. Nachdem er unter seinem Herrn und König Page gewesen war, trat er seine Lehrjahre im Kriegswesen unter ihm an, in zween Feldzügen, nach der Picardie

cardie und der flandrischen Grenze, wo der König selbst jederzeit General und Anführer seiner Heere war.

Der Herr von la Noue gieng hierauf nach Piemont mit dem Herrn von Damville, wo er sich bei mehrern Gefechten, besonders bei der Niederlage von fünfhundert gebohrnen Spaniern bei Ponte Stura befand, und sich große Achtung und Ehre erwarb.

Beim Ausbruch unsrer bürgerlichen Kriege trat er zur Parthei der (reformirten) Religion, für die er ein großer Eiferer war; überdieß hatte der Admiral, der seine Brauchbarkeit erkannte, ihn an sich gezogen, um sich zum Theil seiner schweren Last auf ihn zu entladen, wie er ihm denn sehr gut zu statten kam, und ihn sehr erleichterte.

Im zweiten Krieg that er seiner Parthei einen großen Dienst. Er bekam nämlich, während die andern den König in Paris halb belagert hielten, den Auftrag, Orleans zu überrumpeln. Diesen hat er auch durch Verständniß mit dem Bailliff Grelot und den meist hugenotischen Inwohnern leicht ins Werk gesetzt. Die Citadelle blieb noch übrig, die denen in der Stadt ungemein lästig wurde, sich aber doch endlich nach Monatsfrist ebenfalls ergeben mußte.

Im dritten Krieg hatte er, mit dem Herrn von Andelot und allen hugenotischen Truppen aus mehrern Provinzen, die Loire zu passiren, während der Herzog von Montpensier auf einer, der Herr von Martigues auf der andern Seite stand. Dennoch setzten sie muthig hinüber, ohne sonderlichen Verlust für sie selbst, nachdem sie vielmehr dem Herrn von Martigues großen Schaden zugefügt hatten; denn er verlohr seinen Fähnrich,

rich, den Herrn von Ourches aus Dauphiné, einen sehr braven Cavalier, dessen Verlust wichtiger war, als alles, was der Herr von Andelot verliehren konnte.

In beiden Schlachten bei Jarnac und Montcontour gerieth der Herr von la Noue als ein braver Krieger in Gefangenschaft. In der bei Jarnac hatte er mit gefochten, unerachtet er das viertägige Fieber hatte.

Nachdem die Prinzen und der Admiral nach Gascogne und Languedoc abgegangen waren, blieb er mit dem Grafen von Rochefaucault in Xaintonge, Angoumois, Poitou und andern eroberten Provinzen als Gouverneur stehen, den er sehr gut machte. Er schlug Puygaillard, der sechs bis siebenhundert Pferde hatte, auch das Garderegiment, das sich nach Luſſon retirirt hatte, und sich auf Discretion ergeben mußte. Hier übte er eine ganz vorzügliche kriegerische Artigkeit. Er ließ nämlich diese Truppen mit allen Waffen, Fahnen und Trommeln als nicht überwunden, frei abziehen, was ihm bei jedermann besonders bei der Königinn und dem König als eine unerhörte und höchstseltene Sache, großes Lob erwarb.

Als nach dem Frieden der Graf Ludwig von Nassau seine Unternehmungen in Flandern beginnen wollte, bat er sich den Herrn von la Noue als Gehülfen aus. Sie machten auch würklich einen sehr guten Anfang. Da sie aber den großen Feldherrn Herzog von Alba gegenüber hatten, konnten sie ihre Abſichten nicht durchsetzen. Er nahm ihnen sogar, mit Hülfe der Citadelle, die sie noch nicht hatten, Valenciennes wieder ab, und belagerte sie darauf in Mons in Hennegau, wo der Graf krank wurde, und so die ganze Last auf den Herrn von la Noue fiel. Dieser war

end-

endlich genöthigt auf eine sehr schöne ehrenvolle Capitulation abzuziehen, bewundert von dem Herzog und dessen ganzem Heer.

Nach dem Pariser Blutbad ließ ihn der König aus Flandern kommen, um ihn nach Rochelle zu schicken, damit er diese Stadt dahin bringen möchte, sich ihm zu unterwerfen. Er konnte jedoch nichts ausrichten, und kam unverrichteter Dingen wieder heraus, außer daß er ihnen einen guten Unterricht gegeben hatte, sich brav zu wehren, was uns zwanzigtausend Mann kostete.

In dem Fastnachtsaufstand war in der Normandie der Graf von Montgommery, in Xaintonge und Guyenne der Herr von la Noue Anführer, wo er jedoch von seinen eignen Leuten sehr getadelt wurde, daß er denen von Lusignon während einer Belagerung von drei Monaten auch nicht Einen Mann zu Hülfe geschickt hatte. Indessen darf man darum nicht schlechter von ihm denken. Vielleicht konnte er nicht.

Monsieur glaubte Ursache zu haben, mit dem König unzufrieden zu seyn, und die Hugenoten, denen es an einem großen Haupt für ihre Parthie fehlte, mehrten diese Unzufriedenheit so lange, bis er endlich den Hof verließ. Der Herr von la Noue hatte schon seit der Belagerung von la Rochelle, wo ich es sogleich merkte, angefangen, ihn zu verführen. Entfernt von Hof ergriff der Prinz die Waffen, und der Herr von la Noue stieß in Poitou mit seinen Leuten zu ihm [22]).

Einsichtsvoll, gut und friedliebend ruhte die Königinn Mutter nicht, bis sie die beiden Brüder wieder ausgesöhnt hatte, worauf der König von Navarra, der ungefähr sechs Monate nach Monsieur ebenfalls den Hof verlassen hatte, zum Obersten Anführer der Reformir-

mirten erwählt wurde, was ihm in Rückſicht auf ſeine Geſinnungen ſowohl, als ſeine Größe gebührte. Der Herr von la Noue ſtand ihm hierauf in allen ſeinen Kriegen getreulich bei, und Er, ein junger in den Waffen noch ziemlich unerfahrner, obſchon ſehr lebhafter, muthvoller und geiſtreicher Prinz, bildete ſich dabei theils durch eigne Thätigkeit, theils durch das Beiſpiel und die Lehren dieſes Generals zu dem großen Feldherrn und König, wofür er gegenwärtig in der ganzen Chriſtenheit anerkannt wird.

Nach dem Frieden machte ihn der König von Navarra zu ſeinem Hausoberhofmeiſter. Schon dies war eine ſehr große Ehre für ihn. Der Ruhm ſeines Nahmens und ſeiner Thaten aber veranlaßte den Prinzen von Oranien und die Niederländer ihn zu ihrem Generalfeldmarſchall zu erwählen, wobei ſie ihm einen ſehr ſchönen Gehalt ausſetzten. Da er nun kein ſo guter Oeconom als Krieger war, nahm er dieſe Stelle gern an.

Er wurde in Flandern mit großer Freude von den Staaten empfangen, die damals eine Armee von mehr als funfzigtauſend Streitern auf den Beinen hatten. Es kam ihnen auch ſehr gut, daß er als ein ſo großer Feldherr zu ihnen gekommen war. Dom Johann von Oeſtreich überfiel ſie einſt früh ſo hitzig und nachdrücklich, daß ihre ganze Armee zu Grund gerichtet worden wäre, wenn nicht der Herr von la Noue mit ſeinen guten Anſtalten und der Tapferkeit von ſieben bis achthundert friſchangekommenen Franzoſen das Unglück noch abgewendet hätte, wie die Spanier nachher gar wohl davon zu ſagen wußten.

Ich halte mich hier nicht bei Erzählung der vielen ſchönen Thaten auf, die er hier verrichtete;

man findet sie anderwärts ausführlich genug beschrieben.

Endlich kehrte ihm das Glück den Rücken, und er gerieth bei einem kleinen Gefecht in Gefangenschaft. Klein nenne ich es, weil nur eine Handvoll Leute dabei war. Der feindliche Anführer war der ehemalige Marquis von Renty, der ehemals unter la Noue selbst in Flandern gelernt und sich dabei in kurzem zu einem sehr guten General gebildet hatte. Er war nachher zur Parthei des Königs von Spanien übergegangen, und behandelte hier seinen Gefangenen, den Herrn von la Noue, nicht wie er sollte, und wie einem Zögling gegen seinen ehemaligen Lehrer zukommt. Er machte sehr wenig Umstände mit ihm, und that gegen ihn ganz fremd.

Er wurde endlich an die Spanier abgegeben, und in so enge Verwahrung gesetzt, daß er erst nach fünf Jahren wieder los kam, und zwar auf Verwendung des Herzogs von Guise und des Herzogs von Lothringen, wobei man noch so viele Schwierigkeiten machte, daß er ohne sie wohl schwerlich los gekommen seyn würde.

Nach seiner Befreiung und nach Erfüllung einiger dabei versprochener Solennitäten, zeigte sich ihm wieder eine Gelegenheit dem König zu dienen, die er auch sogleich ergriff. Er gieng mit einigen Truppen von Sedan ab, zog noch einige Anhänger des Königs an sich, und rückte damit gerade vor Senlis. Der Herzog von Aumale, der davor lag und es eng eingeschlossen hielt, war zwar weit stärker, als er; dennoch scheute er sich nicht, mit ihm zu schlagen, und traf seine Anstalten so vortrefflich, daß er die Schlacht gewann, den Herzog und seine Leute in die Flucht schlug, eine

Menge

Menge derſelben erlegte, und den Plaß ganz entſetzte. Ein wichtiger Dienſt für den König, der damals durch den Herzog von Maine und deſſen über die Ermordung des Herzogs von Guiſe äußerſt entrüſtete Anhänger ſehr in die Enge getrieben war, und dadurch wieder etwas Luft bekam, indem Maine nun nach Paris mußte.

Bei allen vortrefflichen Eigenſchaften machte man ihm den Vorwurf, daß er äußerſt undankbar ſei. So war ers z. B. in allen obengedachten Kriegen gegen die königlichen Kinder ſeines groſſen Königs und Wohlthäters, der ſo viel auf ihn gehalten hatte; in ſeinem treulos geführten Auftrag zu la Rochelle; in ſeinen Aufhetzungen Monſieurs. Er fühlte auch würklich Gewiſſensbiſſe darüber, und beſchloß, um ſeinen König und ſein Vaterland nicht ferner zu bekriegen, ſich anderwärts zu thun zu machen. Daher wendete er ſich nach Flandern, wo es ihm endlich gieng, wie wir oben geſehen haben.

Er kam hierauf gedachtermaßen durch Vermittelung und Vorſprache des Herzogs von Guiſe und von Lothringen los, wie er dies ſelbſt in folgender Stelle ſeines Manifeſts eingeſteht, das er heraus gab, als er zu Vertheidigung von Sedan und Jamets an der franzöſiſchen Grenze, die Waffen ergriff.

„Der Herr Herzog von Lothringen verbürgte ſich „neben andern Sicherheitsleiſtungen, dem König „von Spanien für mich mit der Summe von hun„derttauſend Thalern. Auch ſollte ich meinen zwei„ten Sohn auf Jahr und Tag an ſeinen Hof als „Geißel ſtellen. Ferner mußten gedachter Herr und „der Herr Herzog von Guiſe einen beſondern eigen„händig unterzeichneten Revers darüber ausſtellen, „daß ich nie wieder gegen den König von Spanien „die Waffen führen wollte.

„Mit diesen Banden banden mir die Spanier die „Hände, als wenn sie zu fürchten gehabt hätten, ein „so geringer Kriegsmann wie ich, möchte früh oder „spät den Lauf ihrer Siege hemmen; ein Gedanke „von dem ich so weit entfernt war, daß vielmehr „mein ganzes Verlangen dahin gerichtet war, auf „meinen Güter auszuruhen, und Gott dafür zu dan„ken und zu preisen, daß er mich aus dem Schat„ten des Todes und der Nacht des Grabes erlöst „hatte.

„Nach meiner Ankunft in Lothringen communi„cirte ich mit gedachten Fürsten, ob Sie mir dies „gestatten wollten, was Sie mir auch sehr gütig be„willigten, wenn Se. allerchristlichste Majestät es „zufrieden wären.

„Ich reiste also dahin, konnte aber diese Bewilli„gung nicht erlangen, sondern mußte blos verspre„chen, daß ich nie wieder dienen wolle, ohne aus„drücklichen Befehl und Willen Sr. Majestät; auf „diese Versicherung schrieb der König sogleich an den „Herzog von Lothringen, er könnte bei dem König „von Spanien für mich bürgen.

„Der Herzog that es gegen Caution von hundert„tausend Thalern auf alle meine Güter zur Sicherheit „für seine eigne geleistete Bürgschaft, und gegen das „Versprechen, daß ich auch gegen ihn und seinen „Staat die Waffen nicht führen wolle, was ich eben„falls versprach, insofern es meinem der Krone „Frankreich schuldigen Gehorsam nicht entgegen „wäre.

„Nachdem dies alles ins Reine gebracht war, „reiste ich von diesen Fürsten, die mich sehr gnädig „behandelt hatten, ab nach Genf, das ich zu mei-

„nem

„nem Aufenthalt während dieſes unglücklichen Kriegs „erwählte. Nach zween Monaten kam mein Sohn, „den ich von dem König von Navarra wegnahm, bei „mir an, worauf ich ihn als Geiſiel nach Nancy „ſchickte, wo er, ſo lang er dort war, ſtets mit aller „Artigkeit behandelt wurde.“ —

Kurz vor dieſer Stelle ſteht noch eine andre, die ich hier ebenfalls herſetzen muß.

„Die erſte Urſache meiner heilſamen Befreiung „war die Barmherzigkeit Gottes, der meiner gedachte „in meiner Trübſal. Die zweite war der Gefangene „den ich ſelbſt hatte, und gegen den ich vertauſcht „wurde, deſſen Werth weit größer war als der mei„nige. Die dritte war die Obligation von hundert„tauſend Thalern, die der König von Navarra zur „Verſicherung meines Verſprechens auf Seine Güter „in Flandern ausſtellte.“

Allein der Herr Herzog von Lothringen erwiedert mit Recht hierauf in Anſehung des vorgeblichen Tauſches, daß ohne ſeine Verwendung dieſer Tauſch nie eingegangen worden ſeyn würde; denn weder der König von Spanien, noch unſer König wollte etwas von dieſem Tauſch wiſſen, noch ſich des Herrn von la Roue annehmen, wie ich bezeugen kann, indem ich ſelbſt mich vergebens bei Ihren Majeſtäten für ihn verwendete.

Ueberdieß war auch noch ein andrer Punct ſeiner Losgebung im Wege, wie man auch aus der langen Verzögerung und der dabei gemachten Bedingung ſehen kann. Der König von Spanien wollte nämlich nicht gern einen ſo großen General auf freien Fuß und dadurch wieder in den Stand ſetzen, gegen ihn zu dienen. Man war daher lange Zeit in Spanien ſowohl als in Frankreich und Italien allgemein der Meinung, der

Herr von la Noue würde gegen keinen General, und wenn es auch der gröſste Spaniſche, Flämmiſche oder Italieniſche Herr wäre, ausgewechſelt werden, auſser gegen den Prinzen von Parma, wenn dieſer in Gefangenſchaft geriethe.

Unter dieſen Umſtänden iſt leicht zu erachten, daß ohne die angelegentliche mühſame Verwendung des Herzogs von Lothringen und von Guiſe, welche beide ſehr gut bei dem ſpaniſchen Monarchen ſtanden, ſeine Befreiung ſchwerlich zu hoffen war, wie er ſelbſt auch gar wohl eingeſteht, indem er in folgender Stelle den Herzog von Lothringen ſeinen Wohlthäter nennt.

„Ich weiß gar wohl, daß man mich der Un„dankbarkeit gegen meinen Wohlthäter beſchuldigt, „weil ich die Waffen gegen ihn führe; allein ich muß „dies zur Vertheidigung thun, die ich nicht aufgeben „kann, ohne noch gröſserer Undankbarkeit gegen „mein Vaterland und meinen König beſchuldigt „zu werden.“

Aller dieſer Verbindlichkeiten unerachtet lieſs er ſich alſo in einen Krieg gegen dieſen ſeinen Wohlthäter ein. Dieſen Schritt beſchönigt er zwar damit, daß er ſich ſonſt einer noch gröſsern Undankbarkeit ſchuldig gemacht hätte, und daß es überdieſs noch eine andre Pflicht von ihm gefordert hätte, ſich ſeiner Mündel, der Prinzeſſin von Bouillon anzunehmen, deren Bevormundung er auf Bitten des Herzogs von Bouillon bei deſſen Tod zu Genf übernommen hatte. Allein wer zwang ihn denn, dieſe Vormundſchaft zu übernehmen, da er dem Herzog von Bouillon gar keine Verbindlichkeiten hatte, ſehr groſse hingegen gegen den Herzog von Lothringen, von dem er voraus wuſste, daß er Anſprüche auf die Güter machte, deren Vertheidigung er, alſo gerade gegen ſeinen

nen Wohlthäter, übernahm. Er gab ſich zwar zum Schein einige Mühe, beide Häuſer mit einander auszugleichen; daß es aber ſein Ernſt nicht war, bewies er dadurch, daß er das einzige Mittel dazu, die Vermählung der Prinzeſſin mit dem Prinzen von Vaudemont, dritten Sohn des Herzogs von Lothringen ausſchlug, weil dieſer Prinz andrer Religion ſey, und er die Prinzeſſin mit keinem andern, als einem von ſeiner Religion vermählen laſſen wolle.

Gegen den Herzog von Guiſe hatte er, wie er auch in dem obengedachten Manifeſt bekennt, gleich ſtarke Verbindlichkeit wie gegen den Herzog von Lothringen, indem jener eigentlich die erſten Veranlaſſung zu ſeiner Befreiung gab, und die erſte Schritte deßwegen that, ſich auch ferner anhaltend und angelegentlich dafür verwendete. Ich weiß daher nicht, warum er ſich nicht dankbarer gegen ihn bewies. Vermuthlich fehlte es ihm an Gelegenheit dazu, indem der Herzog von Guiſe bald darauf zu Blois ermordet wurde. Zwar war dieſer mit dem Herzog von Lothringen ſo nahe verwandt und enge verbunden, auch in Anſehung ihres Intereſſe bei dem Krieg um die Verlaſſenſchaft Bouillons, daß wer den einen ſchlug, den andern traf. Er war auch würklich, wie man mir verſicherte, deßwegen übel zufrieden mit dem Herrn von la Noue; indeſſen ließ er ſichs doch nicht ſo merken, wie der Herzog von Lothringen.

Es machte jemand die Bemerkung, daß der Herr von la Noue in der obenangeführten Stelle ſelbſt zugegeben, er ſei undankbar geweſen, wiewohl er ſich damit entſchuldigte, daß er ſonſt noch undankbarer hätte gegen ſein Vaterland und ſeinen König ſeyn müſſen. Dieſer Grund war gut, wenn er nur nicht ſelbſt ſonſt gegen beide die Waffen ſchon geführt hätte.

Indeſſen hatte er freilich auch beiden keine gar weſentliche Verbindlichkeiten, indem beide tauſendmal ſeinen Tod wünſchten; wenn er tauſend Leben gehabt hätte. Ich glaube daher auch ſicher, daß es als er nach den beiden erwähnten Schlachten gefangen wurde, um ihn geſchehen geweſen wäre, wenn der Herr von Martigues ſich ſeiner nicht angenommen hätte, der zu Monſieur, unſerm damaligen General, ſagte: „Ew. königliche Hoheit werden ſich erinnern, daß „ich Ihnen ſtets ſagte, ich würde mich nie bei Ihnen für einen Hugenoten verwenden, meinen Bretagner (ſo nannte er den Herrn von la Noue immer) ausgenommen. Jetzt bitte ich Sie alſo um „ſein Leben.“ Dies wurde ihm denn auch um ſeiner (Martigues) Verdienſte willen geſchenkt. So wie alſo Monſieur die würkende Urſache ſeiner Rettung war, ſo war der Herr von Martigues die Bewegende.

Zum Dank dafür übernahm er gegen das Ende ſeines Lebens, vom König den Auftrag, deſſen hinterlaſſene Gemahlinn, Tochter und Schwiegerſohn in Bretagne mit Krieg zu überziehen, ein Auftrag, den er, wie ich ſelbſt von einigen ſeiner eignen Religionsverwandten hörte, um alle Güter der Welt nicht hätte übernehmen, ſondern ablehnen und lieber anderwärts dienen ſollen. Man ſagt daher auch, durch ein gerechtes Strafgericht Gottes ſey er vor der erſten Stadt, die er von der Verlaſſenſchaft des Herrn von Martigues angriff, geblieben. Er bekam einen Schuß an den Kopf, den er nicht achtete, woran er aber nach drei Tagen ſtarb.

Ich ſelbſt, Brantholme, der ich dieſes ſchreibe, kann ſagen, daß ich von Seiten des Herrn von la Noue

Un-

Undank erfahren habe, ſo gut als andre. Denn ich kann mich rühmen, daß unter allen ſeinen Freunden nicht Einer war, der ihm während ſeiner Gefangenſchaft ſo gut gedient und ſo ſehr für ihn das Wort geführet und ſollicitirt hatte, als ich, da hingegen ſelbſt ſein intimſter Freund, der Herr von Strozzy, nicht in Abrede ſeyn kann, daß er nie mit dem König oder einem andern Großen ſeinetwegen zu ſprechen wagte, wie ich.

Ueberdies wenn der Herr von la Noue der Wahrheit die Ehre geben will, muß er bekennen, daß er einſt einen andern ſehr wichtigen Dienſt von mir erhielt. Der Spaniſche Geſandte nämlich, welcher erfahren hatte, daß er in Kurzem nach Flandern gehen und ſeinem Herrn, den König von Spanien, einen übeln Dienſt thun würde, hatte beſchloſſen, ihn aus dem Weg zu räumen, und zu dem Ende ihm auflauern laſſen, um ihn zu ermorden, wenn er aus dem Louvre käme, und nach ſeinem Logis in der Vorſtadt Saint Germain übers Waſſer wollte. Der Herr von la Noue bekam aber an demſelben Abend noch kurz zuvor Wind davon, und wurde dann blos von mir und einigen meiner Leute begleitet, unerachtet noch andre Freunde von ihm da waren, die aber alle ſich taub ſtellten, und nichts davon wiſſen wollten. Ich brachte ihn friſch und geſund nach ſeinem Logis, ohne daß man es gewagt hätte uns anzugreifen, wiewohl wir hin und wieder Burſche antrafen, die ſicher nicht die beſten Abſichten hatten.

Kurz ich glaube gewiß, daß er keinen Freund gefunden hat, der ihm mit gleicher Treue wie ich, ſowohl während, als außer ſeiner Gefangenſchaft gedient und geholfen hätte. Was war mein Dank dafür?

Als er nach seiner Gefangenschaft nach Hof kam, um dem König aufzuwarten, und von den Bedingungen seiner Loslassung mit Ihm zu reden, ließ er mir, da ich just abwesend war, eine bloße mündliche Empfehlung sagen, durch den Herrn du Preau, itzigen Gouverneur von Chatelleraud, den ich als Pagen erzog, und der ein sehr braver tapfrer Mann wurde, auch sich sein Gouvernement mit dem Degen in der Faust erwarb. Zwar sagte er zu ihm dabei, wenn er sich erst wieder ein wenig erholt und gesammelt habe, werde er selbst an mich schreiben, um mir für die ihm während seiner Gefangenschaft geleisteten Dienste zu danken; von wem ich aber nach der Hand keine Zeile zu sehen bekam, das war der Herr von la Noue, der hierinn seiner Gemüthsart folgte.

Indessen muß ich ihn doch entschuldigen, und sagen, daß man ihm dieß nicht so sehr übel nehmen, noch diese Unvollkommenheit als einen Fehler des Herzens anrechnen darf; denn nie hat es wohl noch ein so edles hochsinniges Herz gegeben, als das seinige war. Allein er ist nun einmal so gebohren, auch hatte sein großer Eifer für seine Religion seine ganze Seele so eingenommen und erfüllt, daß er ihr zu lieb alles vergessen und hintan gesetzt hätte, wie noch mehrere seiner Glaubensgenossen gleiche Denkungsart bewiesen haben, so daß sie sogar die den Eltern schuldige Ehrfurcht aus den Augen setzten. Ich will jedoch nicht allen nachgesagt haben, als ob sie von solchen Grundsätzen wären; denn manche bewiesen wohl in ihren Handlungen ganz andre Gesinnungen.

So kannte ich einen Cavalier aus Languedoc, so brav und tapfer, als je einer. Er nannte sich Gremian. So ein junger hitziger Brauskopf er als eifriger Hugenot gegen die Katholiken war, so bewies er doch stets solche Ehr-

Ehrfurcht und Ehrerbietung gegen ſeinen katholiſchen Vater, daß er nie eine kriegeriſche Operation vornahm, wo er dieſen anweſend wußte.

Einſt hatte er eine Stadt in Languedoc, deren Nahme mir izt nicht einfällt, bereits erſtiegen, und war ſchon in die Stadt eingedrungen, als er erfuhr, daß ſein Vater da war, der ſeine Mannſchaft ſammelte, um die Feinde wieder hinaus zu treiben. Sogleich nahm er ſeine Leute zuſammen, und machte ſich mit ihnen auf denſelben Weg, auf dem ſie hereingekommen waren, wieder davon, weil, ſagte er, er lieber ſterben, als an einem Ort bleiben wollte, wo ſein Vater durch ihn den mindeſten Schaden an ſeinem Leben oder ſeiner Ehre nehmen könnte. So zog er ſich alſo zurück, wiewohl ſein Vater ihn nirgends ſchonte, wo er ihn etwas anhaben konnte. Nicht, als ob er ihn nicht väterlich geliebt hätte; allein er war ein ſo eifriger Katholike, daß er vor allen andern Rückſichten die Augen verſchloß.

Karl der Neunte,

König von Frankreich.

Mit einem großen Kaiſer fieng ich an [23]); mit einem großen König will ich es ſchließen. Karl der Neunte, König von Frankreich, verrichtete zwar keine ſo großen Thaten, als dieſer Kaiſer; allein er war großherzig und muthvoll genug, um vielleicht eben ſo große und hohe Thaten unternehmen und ausführen zu können, als jener, wenn er das Leben behalten

hätte,

hätte, und wenn ihm nicht, ein gewöhnliches Schickſal junger Könige, der bürgerliche Krieg dazwiſchen gekommen wäre. Er ſtarb früh ſchon in dem Alter, in welchem der Kaiſer anfieng, die Waffen zu führen, und aus Spanien hervorzutretten.

Als er auf den Thron gelangte, waren mehrere Aſtrologiſche Philoſophen, beſonders Noſtradamus, die ihm die Nativität ſtellten, und fanden, daß er einſt ein ſehr großer, tapfrer und beglückter Fürſt werden, und es gar zu der Größe des großen Kaiſers Karls des Großen bringen, ja dieſem an Größe, Tapferkeit, Glück und ſchönen Eigenſchaften nichts nachgeben würde. Auch unſre franzöſiſchen Poeten, Schmeichler von Natur, die durch ihren Enthuſiasmus die Sterngucker nachahmen wollen, machten mehrere Gedichte auf ihn, die gedruckt herauskamen. Dies that der Königinn Mutter gar gütlich, die ihnen Glauben beimaß, und ſich gar ſehr darüber freute. Alles ertönte davon, und es wurde ſogar ein eignes Buch gemacht, das von den neun Karls handelte, und das wohl noch handſchriftlich oder gedruckt vorhanden ſeyn muß [24]).

Die edle Geburt und ſchöne Erziehung dieſes Königs unter ſeiner königlichen Mutter, und durch den Herrn von Sipiere, der ihm ſtets Tapferkeit, Größe und Ehrfurcht predigte, laſſen auch in der That glauben, daß er es hätte zur Hälfte oder doch zum dritten Theil der Größe, des Glücks und der ſchönen Thaten jenes unſers großen Königs und Kaiſers, Karls des Großen, bringen können, wenn ihm nicht die bürgerlichen Kriege daran gehindert hätten.

Wenn nur die großen Feldherrn, die ſein hochſeeliger Herr Vater ihm als ein ſehr reiches edles Erbe hinterließ, und die ſich nun mit dieſen jämmerlichen

Kriegen

Kriegen beſchäftigten und hinhielten, ihrer Tapferkeit und Einſichten hätten eine Richtung auf dieſen andern edlern Zweck geben wollen, ſo würden vielleicht die Herrn Aſtrologen wahr geſprochen, und jene Generals eben ſo gut als ſie Frankreich verheerten, fremde Provinzen zittern gemacht haben.

Er ſelbſt war ſo muthvoll, feurig und kühn, daß wenn die Königinn, ſeine Mutter, die er ſehr fürchtete und ehrte, ihn in ſeinen jüngern Jahren, als der bürgerliche Krieg gegen ihn ausbrach, nicht zurückgehalten hätte, er ſelbſt mit zu Feld gezogen wäre, und ſeine Armee ſelbſt und allein kommandirt hätte. Als zu Anfang die Hugenoten überall vorgaben, ſie führten nicht mit dem König und gegen ihn Krieg, ſondern blos gegen den König von Navarra und das Triumvirat, ſo wurde im Conſeil beſchloſſen, daß der König, ſeiner zarten Jugend unerachtet, in Perſon mit marſchiren ſollte. Er freute ſich ganz außerordentlich, als er dies vernahm, und als es zur Belagerung von Bourges, Rouen, Havre und andrer Plätze gieng. Bei dieſen Gelegenheiten war er oft ganz troſtlos, daß die Königinn ihm nicht erlauben wollte, ſich näher hin zu begeben; denn ſie hielt ihn ſtets kurz.

Nach dem Tod des Herrn Connetable hielt jemand bei ihm um deſſen erledigte Stelle an. Er gab aber zur Antwort, er ſey ſtark genug, um ſeinen Degen ſelbſt zu tragen, und brauche ſonſt niemand dazu; — weil nämlich es zu dem Amt eines Connetable gehört, bei feierlichen Aufzügen den Degen vor dem König her zu tragen.

Er irrte ſich jedoch ſehr in ſeiner Hoffnung; denn ſtatt daß er dieſe Stelle bei ſeinen Armeen ſelbſt zu übernehmen und mit zu Feld zu ziehen gedachte, wollte die

Köni-

Königinn, daß ihr geliebter Sohn, Monſieur, Lieutenant-General ſeyn ſollte, was den König noch mehr verdroß, welcher ſagte, er ſey ſo fähig und noch fähiger als ſein Bruder, und älter, um ſeine Armee ſelbſt zu kommandiren; er brauche keinen Stellvertreter dabei, da er es wohl ſelbſt thun könne.

Als die Königinn ihn mit nach Metz nahm, um das Vorhaben des Herzogs von Zweibrücken, in Frankreich einzubrechen, zu hintertreiben, wollte er die Armee, welche die Herzoge von Nemours und Aumale anführten, ſelbſt kommandiren; die Königinn aber geſtattete es ihm abermals nicht. Als hierauf die Feinde dennoch hereinbrachen, ſagte er: ſie hätten nicht hereinkommen ſollen, wenn er dort geweſen wäre, ſo lange er ſich noch hätte rühren können. Sein Leben ſey für Frankreich nicht koſtbarer, als das ſeines Bruders; und wenn er das ſeinige auch verlohren hätte, ſo wäre ſein Bruder noch da geweſen, um ſeinen Platz einzunehmen, das Reich wäre alſo nicht ohne König geweſen. Sein Leben ſey nicht von ſo großer Wichtigkeit, daß es ſo ſorgfältig im Koffer verwahrt werden müßte, wie die Kron-Kleinodien.

Nach den Schlachten bei Jarnac und Montcontour überreichte ihm der Dichter Dorat einige zu ſeinem Lob gemachte Verſe. "Ha! ſagte er, ſchreibt nur nichts „wieder für mich; denn es ſind doch nur lauter Schmei„cheleien und Lügen von mir, da ich noch keinen Stoff „zu Lobgedichten geliefert habe; ſpart alle dieſe ſchönen „Sachen, ihr Poeten allzumal, für meinen Bruder, „der euch tagtäglich Stoff in Menge liefert." —

Er bewies hierdurch Bedauern über ſeine eigne Lage, und eine geheime Eiferſucht auf ſeinen Bruder, von dem er oft ſagte, die Königinn liebe ihn mehr als

Ihn,

Ihn, den König, und entziehe Ihm deswegen die Gelegenheit, Ehre zu erwerben, daher er ihr stets darum anlag, und sie auch durch andre, besonders den Cardinal von Lothringen, darum angehen ließ.

Bei der Belagerung von Saint Jean d'Angeli, zu der sie ihn endlich reisen ließ, gefiel er sich ganz ungemein, und ließ sich nicht abhalten, öfters in die Trancheen zu gehen, und sich so gut als der Geringste in seiner Armee ganz blos dort zu zeigen, weil es ihm ganz außerordentliches Vergnügen machte. Er äußerte dabei, er wünschte sehr, daß er und sein Bruder die Regierung wechselsweise führten, oder er wenigstens die Hälfte des Jahrs an dessen Stelle wäre.

Dies war nicht die Sprache, die er führte, als er in seinem zwölften Jahre zu Rheims gesalbt wurde. Die Königinn Mutter fragte ihn, ob er bei seiner Jugend sich wohl stark genug fühlte, alle die erforderliche mühsame und weitläufige Ceremonien dieses Tages auszuhalten? worauf er ihr zur Antwort gab: „Eine „Mühe, die mir ein solches Reich einbringt, wer„de ich nie ausschlagen; sie wird mir stets süß und „leicht seyn." —

Nach der Einnahme von Saint Jean wollte er noch weiter mitziehen, und den Prinzen, nebst dem Admiral, bis nach Gascogne und Languedoc nachsetzen; die Königinn Mutter hintertrieb es aber, und Monsieur gab ihm zu verstehen, die Armee könne nicht weiter, und würde zu Grund gerichtet, wenn man sie nicht ausruhen ließe. Dies sagte aber Monsieur, unsrer Meinung nach, absichtlich, weil er fürchtete, der König möchte so stark Geschmack am Kommandiren gewinnen, daß sein eignes Ansehen dadurch beeinträchtigt würde. Ueberdies rieth auch der Herr von Thavannes, wie wir

eben

oben gesehen haben, zum Frieden, den man auch zu Stand brachte, um sich desto besser zum Bartholomäusfest rüsten, und den Herrn Admiral ins Netz locken zu können.

Manche sind der Meinung, die Sache sey erst nachher zu Saint Cloud einen Monat zuvor beschlossen worden; andere sagen, erst nach der Verwundung [85]) des Admirals und den Drohungen seiner Vertrauten; noch andre endlich lange schon zuvor, wie man aus den Reden schließt, die der König nachher führte: „habe „ich meine Rolle nicht gut gespielt? habe ich mich nicht „gut verstellt? Habe ich die Lection und das Latein mei„nes Ahnherrn Ludwigs XI. nicht wohl einstudiert?" —

Man sagt, er habe diese Verstellungskunst von seinem großen Günstling Albert Gondi, Marschall von Retz, gelernt, der ein Florentiner, fein, schlau, pfiffig, lügenhaft und ein starker Heuchler war.

Sein Großvater, weil wir seiner just erwähnen, war ein Müller zwo Meilen von Florenz auf einer Mühle, wohin er sich während der Ligue begab, weil er sich nicht getraute, in Frankreich zu bleiben, wo er indessen seine Frau zurück ließ, um mit seinem Pfund zu wuchern. Sein Vater war ein Bankerroutirer zu Lyon, und seine Frau Mutter, die Frau von Perron, trieb einen starken Handel mit H..... König Heinrich nahm sie in Affection, und machte sie zur Gouvernante seiner Kinder, besonders König Karls IX. dem sie denn ihren Sohn Perron zum Gesellschafter zugab, der geraume Zeit Proviant-Commissär bey der königlichen Armee war. Der König gewann ihn lieb, und nannte ihn nie anders als seinen Diener. Als er nachher König wurde, beförderte er ihn wie wir gesehen haben, wogegen dieser Ihn schwören und heucheln lehrte; denn von Natur hatte

hatte Er keine Anlagen hierzu, sondern war stets offen, schnell, thätig, wachsam, aufgeweckt und wenig bedachtsam, wie ein Heuchler doch seyn muß.

Auch der Herr von Sipiere, sein Hofmeister, der edelmüthigste, bravste Herr, der je eines Königs Hofmeister war, hatte diese Gemüthsart nicht; sondern war ganz redlich, freimüthig, offen mit Herz und Mund, kein Lügner noch Heuchler, und erzog auch den König nach diesen Grundsätzen, der erst nach dessen Tod durch du Perron verdorben und verführt wurde.

Wieder auf die Bartholomäusnacht zu kommen, so wird davon so viel und so verschieden gesprochen, daß man nicht weiß, was man davon glauben soll. Die Königinn und der Marschall von Rets setzten dem König so lange zu, daß er sich nach und nach dazu bereden ließ, am Ende aber hitziger darauf wurde, als sie alle. Als daher das Spiel angegangen und es Tag worden war, so, daß er aus seinem Fenster verschiedene Personen in der Vorstadt St. Germain sah, die herumrennten, und sich flüchteten, nahm er eine große Jagdbüchse, und schoß mehrere Schüsse nach ihnen, wiewohl vergebens, indem die Büchse nicht so weit reichte.

Er schrie unaufhörlich: Schlagt todt! schlagt todt! und wollte niemand retten, außer seinen Leibwundarzt, Meister Ambrosius Pare, den größten seiner Kunst in der ganzen Christenheit [illegible]. Diesen ließ Er am Abend zuvor zu sich holen, und hieß ihn sich in seinem Zimmer und seiner Garderobe verborgen halten, ohne einen Fuß daraus zu setzen. Er sagte dabei, es sei nicht billig, daß einer, der einer ganzen kleinen Welt dienen könne, ermordet werde. Er trug auch

gar nicht in ihn, seine Religion zu ändern; eben so wenig als in seine Amme, die er so sehr liebte, daß er ihr nie etwas abschlug. Er bat sie zwar immer, zur katholischen Religion zurück zu kehren, zwang sie jedoch nicht dazu. Nach der Bartholomäusnacht that sie es aber doch, worüber er eine ungemeine Freude hatte, und es aller Welt erzählte, wiewohl sie es mehr aus Gefälligkeit als aus Ueberzeugung gethan hatte.

Einige Tage nach der Ermordung des Admirals, als dieser nach Montfaucon gebracht und bei den Beinen aufgehängt worden war, und bereits anfieng, übel zu riechen, gieng der König ebenfalls hin, ihn zu sehen. Als nun einige seiner Begleiter sich die Nase zuhielten, verwies ers ihnen, und sagte: „ich halte die meinige nicht „zu, denn der Geruch eines Feindes ist sehr lieblich;" — diese Rede aber wahrlich ganz und gar nicht! —

Er wollte den wackern Mann Briquemaut, und Cabagnes [27]), Kanzler der Reformirten, hinrichten sehen, und weil es bei Nacht geschah, ließ er ihnen dabei mit Fackeln ins Gesicht leuchten, um ihre Mienen zu beobachten. Viele Personen fanden dies nicht gut, indem Könige nur im Nothfall grausam seyn, Zuschauer dabei aber um so weniger abgeben sollten, weil sie sich sonst leicht zu größern Unmenschlichkeiten gewöhnen.

Auch sonst bewies er sich sehr grausam, und sah mit Vergnügen die jammervollsten Auftritte. Man bemerkte aber auch nachher, daß von dieser Zeit an seine Gesichtszüge ihre gewohnte Sanftheit verlohren, und sich ganz änderten. Ich selbst fand ihn, als ich nach dem Blutbad erst wieder nach Hof kam, ganz verändert.

Man-

Manche der Blutgierigſten ſagten: wenn der König auch grauſam gegen die Hugenoten geweſen ſey, ſo habe er doch ſehr ſtarke Urſachen dazu gehabt, die ſie ihm gegeben hätten, und noch täglich gäben.

Vorzüglich hatte ihn der Vorfall bei Meaux ſehr aufgebracht; denn die andern Vorfälle konnten noch mit irgend einem Vorwand von Religion oder Nothwehr bemäntelt werden, dieſer aber konnte ein eigentliches wirkliches Attentat auf die Perſon des Königs, Monſieurs und der Königinn genannt werden, die ſie gern weggeſchaft haben würden, wie man bei Hof ſagte, wenn ſie ihrer habhaft worden wären. Der König ſagte daher oft, dies würde er ihnen nie vergeben, und es kam ihm ſehr gut zu ſtatten, daß er unter ſeinen Schweizern eine gute Mine machte, ſich zu wehren. Unter andern ſchönen Reden auf den Marſch ſagte er auch: er wolle lieber als König ſterben, denn als Sklave und Gefangener leben.

Der Faſtnachtsaufſtand gieng ihm ebenfalls ſehr zu Herzen, und erbitterte ihn noch mehr gegen die Hugenoten, weil ſie ihm ſeinen Bruder und den König von Navarra verführet und dahin gebracht hatten, ſich mit ihnen zum Krieg gegen ihn zu verbinden, während er jämmerlich krank darnieder lag, und mit unbeſchreiblichen Schmerzen nach und nach auszehrte. Der Schmerz hielt ihn indeſſen nicht ab, ſich der Perſon Monſieurs, des Königs von Navarra, und des Herrn von Montmorency und Coſſé zu verſichern, und Vorkehrungen zum Krieg gegen die Empörer machen zu laſſen. Er ſchwur dabei hoch und theuer, ſobald er wieder geneſen wäre, wollte er eine groſſe Armee gegen ſie ins Feld ſtellen, ſie ſelbſt kommandiren, und die

Waffen nicht eher wieder niederlegen, bis er unumschränkter Herr und König wäre.

Er starb aber darüber am Pfingstfest des Jahrs 1574. um drei Uhr nach Mittag, eben als jedermann die beste Hofnung zu seinem Aufkommen hatte. Er starb sehr schön. Auch liess Er zuvor noch seinen Kanzler Viragues und den Staatssekretär Sauve kommen, worauf er in Beiseyn seines Herrn Bruders, seines Schwagers, des Königs von Navarra, des Cardinals von Bourbon und mehrerer andrer Großen und Hofleute, in Rücksicht auf seine einzige Tochter, die Kraft und Gültigkeit des Salischen Gesetzes anerkannte, und alsdann seinen Bruder den König von Pohlen als seinen wahren Erben und Thronfolger erklärte, und, bis zu dessen Zurückkunft, seine Mutter zur Regentinn ernannte.

Dies Testament wurde sogleich niedergeschrieben und nach dem Parlament gebracht, welches dasselbe nach dessen Durchlesung approbirte und einregistrirte, gegen die Erwartung gewisser Personen, welche (aus Partheigeist) sagten und auch damals behaupteten: die Könige können nicht testiren, und ihr Testament sey null.

Er bat dabei ferner seinen (anwesenden jüngsten) Bruder, die Ordnung nicht zu verkehren, und nichts gegen den Staat anzuspinnen, wie Er nach den vorhergegangenen Umständen befürchtete; Reiche, sagte Er dabei, würden durch Vorzüge oder Geburt erworben; wer auf andre Weise darnach trachte, nehme ein unseeliges Ende.

Er wollte, daß alle Anwesende in seiner Gegenwart den Eid des Gehorsams gegen seine anwesende Mut-

Mutter und den der Treue gegen den abwesenden König von Pohlen ablegen sollten. Besonders befahl er dem Vicomte von Auchy, den er sehr liebte, und der damals im Dienst bei der Leibwache war, seinen Posten gut zu versehen, was er aber nicht befolgte, weil er seinem Herrn aus Schmerz bald nachfolgte, so wie auch der Garderobenmeister de la Tour, zween sehr würdige Männer.

Er war bei seinem Ende nicht älter, als vier und zwanzig Jahre weniger acht und zwanzig Tage, und hatte eilf Jahre die Krone getragen. Am folgenden Tag wurde seine Leiche in Gegenwart des Parlaments geöffnet und ganz ohne Wunde oder Fehler erfunden, wodurch der Verdacht einer Vergiftung öffentlich widerlegt wurde.

Der Herr von Strozzy und ich gaben dem Leibchirurgus Paré zuerst Nachricht von diesem Verdacht. Er sagte uns aber darauf nur im Vorbeigehen, die eigentliche Ursache seines Todes sey die, daß er auf der Hirschjagd zu stark ins Jagdhorn gestoßen und sich dadurch verderbt habe. — Dies veranlaßte, daß einige die Grabschrift auf ihn machten:

Pour aimer fort Diane et Cytherée aussi
L'une et l'autre m'ont mis en ce tombeau ici.

Indessen blieben doch manche der Meinung, er sey seit der Abreise seines Bruders nach Pohlen vergiftet gewesen, und man habe ihn pulverisirtes Seehasenhorn beigebracht, das die Eigenschaft habe, nach und nach auszuzehren, daß die Leute verlöschen wie ein Licht. Die, welche man als Urheber davon im Verdacht hatte, ha-

den kein beſſeres Ende genommen. So beſtraft Gott von ferne her unvermerkt die Miſſethaten.

So viel iſt gewiß, daß die Aerzte nie recht hinter die wahre Urſache und Beſchaffenheit ſeiner Krankheit kommen konnten. Man verfiel endlich darauf, es müßten Zaubermittel dahinter ſtecken, und zog daher zween italieniſche Wahrſager ein, und ließ la Mole und Coconnas den Kopf abſchlagen [28]). Auch wurden, die beiden Marſchälle gefangen geſetzt, entweder weil ſie mit im Complot wären, oder vielleicht, damit ſie in der Folge nicht ſchaden könnten.

Was die in obiger Grafſchrift angegebenen Urſachen ſeines Todes betrifft, ſo kann ich nicht wohl glauben, daß Venus ſo ſehr Schuld daran geweſen ſeyn ſollte, als Diana; denn er ließ ſich nicht ſonderlich mit Damen ein, einige wenige ausgenommen, und auch da weniger aus Naturtrieb, als um des Nahmens willen.

So liebte er ein ſehr ſchönes vortreffliches Fräulein aus ſehr gutem Hauſe, der er in allen Zuchten und Ehren aufwartete, und, ſagte er, „mehr um ſich zu „bilden, als um anderer Sache willen; indem nichts ei„nen jungen Mann beſſer bilden kann, als die Liebe „eines ſchönen edeln Gegenſtandes.“ — Er liebte dies Fräulein ſtets bis an ſein Ende, unerachtet er ſeine Gemahlinn hatte, die Königinn Eliſabeth, eine ſehr angenehme und liebenswürdige Fürſtinn.

Er liebte ferner Marien Tocoſſie, ſonſt Touchet genannt, die Tochter eines Apothekers aus Orleans, eine ſehr ſchöne Perſon, von der er den Großprior hatte, den gegenwärtigen Herrn Grafen von Auvergne [29]), einen

einen sehr schönen angenehmen Prinzen, und das wahre Ebenbild des Vaters, an Tapferkeit und jeder Vortrefflichkeit aller Art.

Einige wollten sagen, während seiner Krankheit sey er zu seiner Gemahlinn gekommen, wo er sich erhitzt habe, daß dadurch seine Tage verkürzt worden seyen. Dies gab Anlaß zu sagen, Venus sey zugleich mit Dianen an seinem Tode schuld. Ich kann dies jedoch nicht glauben, indem ich bei Hof nie etwas hievon gehört habe.

Was Dianen betrifft, so glaube ich dies sehr gerne; denn er war ihr auf alle Art so sehr ergeben, daß er sich den Schlaf darüber abbrach, vor Tag aufsaß und sich mit der Stimme sowohl als mit dem Horn anstrengte, die Hunde zu rufen. — Er ritt und setzte sehr gut, saß auch sehr gut zu Pferde, so daß ihn die Spanier zu Bayonne sehr bewunderten. Auch zu Fuß war er gut, und dabei ein geschickter starker Fechter. Dies stand ihm auch besser als dem Monsieur, der von Natur nicht so sehr für heftige Uebungen war, als der König. Nachher aber änderte sich dies im Feld und bei den Armeen. Des Königs Geschmack dafür gieng so weit, daß er sich eine eigne Schmiede bauen ließ, wo ich ihn Büchsenläufe, Hufeisen und andre Dinge schmieden sah, so gut als der robusteste Grobschmidt.

Er wollte überhaupt alles wissen und thun, so daß er sogar ächte und falsche Münzen prägte. Einst zeigte er dem Kardinal von Lothringen einige Thaler von seiner Arbeit, und sagte: „Sehen Sie, Herr Cardi„nal, was ich da gemacht habe. Diese Münze hier „ist ächt, diese taugt nichts. Zeigt sie aber wem ihr

„wollt, und probirt sie auf der Kapelle oder im Feuer, „und ihr sollt sie dennoch gut finden.“

Der Cardinal wußte ihm nichts zu antworten, als: „Sie können freilich thun, Sire, was Sie wol„len; denn sie führen Ihre Begnadigung bei sich und „die Justiz darf bei Ihnen nicht zugreifen, wie sie bei „einem andern thun würde.“ —

Seine Wißbegierde erstreckte sich sogar bis auf die Stückchen der Beutelschneider, deren er einst einige verkleidet auf einen Hofball brachte, und sie frei stehlen ließ, um sich an ihren Griffen zu belustigen. Die Summe, die sie zusammenstahlen, schenkte er ihnen dann, warnte sie aber, das Handwerk künftig liegen zu lassen, und lieber bei seiner Armee Dienste zu nehmen.

Er machte auch Verse, wovon Ronsard in seinem Buch eine kleine Probe herausgab. Ich wundre mich, daß er nicht mehrere einrückte, indem der König weit mehr als diese machte, besonders gute Quatrains und Impromtus. Bei schlechtem Wetter oder großer Hitze ließ er oft die Herrn Poeten in sein Cabinet kommen, und vertrieb sich die Zeit mit ihnen; die vorzüglichsten waren Ronsard, Dorat und Baif, von denen er immer etwas neues verlangte, und wenn sies dann brachten, las oder hörte ers gern. Er belohnte sie auch dafür, nicht zwar auf Einmal und plötzlich, sondern nach und nach, damit sie immer genöthigt wären, wieder etwas Gutes zu machen; denn, sagte er, die Poeten sind wie die Rosse, die man zwar füttern, aber nicht sättigen und mästen muß; sonst taugen sie nichts.

Bei

Bei schönem Wetter hingegen war er allezeit außer dem Zimmer, in Gesellschaft und Thätigkeit, entweder beim Ballspiel, das er sehr liebte und stark trieb, oder mit Springen, Pallmalspielen u. dergl. starken Uebungen, wobei er im Freien seyn konnte; denn vom Stubensitzen war er kein Freund, und sagte, der Aufenthalt in Wohnhäusern sei das Grab der Lebendigen.

Noch besser sprach und schrieb er in Prosa als in Versen, und war sehr beredt. Er hatte eine starke dreuste Sprache, beinahe mehr kriegerisch als königlich, wie er es von dem Herrn von Sipiere seinem Hofmeister, und von seinem Lehrmeister Amyot gelernt hatte.

Kamen fremde große Herrn und Gesandte zu ihm, die ihm anredeten, so bewies er sich keineswegs verlegen, sondern zeigte eine ruhige Fassung und gesetzte Majestät. Während er sie anhörte, hieng er den Kopf etwas vorwärts mit gesenktem Blick: hatten sie dann ausgeredet, so antwortete er sehr passend und beredt darauf, so daß er alle entzückte, und mit Bewunderung erfüllte.

Er hielt einst eine Rede im Parlement bei offenen Thüren, nachdem die Einregistrirung einiger Edicte verweigert worden war. Eingangs lobte er sehr die Königinn Mutter, die er gleich sehr liebte, ehrte und fürchtete, und sagte dabei, ihr danke er sein Leben und sein Reich. Hierauf erwähnte er der Freundschaft, die sein Bruder Heinrich ihm beweise; und schließlich beklagte er sich über seine Gerichtshöfe und das darin herrschende Verderben, und die Verweigerung seiner Edicte.

„Euch, fuhr er mit kühnem drohendem Ernst fort, „Euch kömmt es zu, meinen Befehlen zu gehorchen, „ohne erst über deren Inhalt zu disputiren und zu strei„ten; denn ich weiß besser als ihr, was zum Wohl „und Besten meines Reichs dienlich und heilsam „ist." —

Er hatte noch keinen Bart ums Kinn, als er so zu diesen alten weisen Männern sprach, welche alle über diese Probe seiner nachdrücklichen Beredsamkeit erstaunten, die mehr eine Frucht seines eignen hohen Sinnes und Muths als der Unterweisungen des Herrn Amyots waren.

Dieser sein Lehrmeister hatte Ihn indessen doch sehr wohl unterrichtet. Er liebte ihn sehr, hatte ihm auch sehr gute Pfründen zugewendet, ihn zum Bischoff von Lisieux gemacht, und nannte ihn allzeit seinen Lehrer. Bisweilen scherzte er mit ihm, und warf ihm seinen Geiz vor, und daß er blos von Ochsenzungen lebe: denn er war der Sohn eines Fleischers zu Melun. Diesen Geiz abgerechnet war er übrigens ein großer und gelehrter Mann im Griechischen und Lateinischen, wovon seine schöne Uebersetzung Plutarchs ein Beweis ist, von der einige seiner Neider jedoch behaupten wollten, daß er sie nicht selbst gemacht habe, sondern eine gewisse große Person, die im Griechischen sehr stark war und sich zum Glück für ihn zu Paris im Gefängniß und in Verlegenheit befand. Er nahm diese Person zu sich in seine Dienste, worauf sie beide zusammen diese Bücher ganz ingeheim machten, die er dann unter seinem Nahmen herausgab.

Dies ist jedoch, wie andre versichern, eine bloße Lüge, welche die Neider ihm andichteten: denn es ist

nur

nur ein einziger, der sie gemacht hat, und wer ihn kannte, und Gelegenheit hatte mit ihm zu reden und seine Kenntnisse zu untersuchen, der wird überzeugt seyn, daß er nicht von andern zu borgen nöthig hatte. — Dabei erzog er den König sehr gut, und vorzüglich sehr fromm, rechtgläubig und christkatholisch.

Der König schrieb auch ein sehr schönes Buch von der Jagd, worin Kunstgriffe, Anweisungen und Geheimnisse enthalten sind, die noch kein Jäger je gewußt hat; alles in einer sehr schönen fließenden Schreibart. Daher ich mich wundre, daß es der Marschall von Rets oder der Herr von Villeroy noch nicht drucken ließen.

Unglücklich war die Regierung dieses Königs nach dem Urtheil mehrerer Personen, sowohl wegen der darunter vorgefallenen Kriege, als besonders auch wegen des Religionsgesprächs zu Poissy, das keineswegs hätte gehalten werden sollen, weil unsre so fest und heilig gegründete Christkatholische Religion dadurch der Zanksucht eines kleinen Nationalconciliums ausgesetzt wurde. Man maß die Schuld davon damals der Königinn Mutter, dem König von Navarra und dem Cardinal von Lothringen bei.

Dem König von Navarra, weil er ein heimlicher Anhänger der Reformirten war, und ihrer Religion durch diese Disputationen den Sieg zu verschaffen gedachte, worin er sich aber betrog.

Der Königinn Mutter, die sich ihm gefällig erzeigen und dabei herrschen wollte, auch glaubte, dadurch ein gutes Werk zu stiften und die Unruhen, die sie kommen

men sah, zu dämpfen; jedoch ganz gegen die Meinung des Cardinals von Tournon, des guten Mannes, der ihr einst mit großem Geschrei den großen Fehler vorstellen wollte, den sie damit begehe, und die Ungemächlichkeiten, die daraus entstehen würden. Sie führte ihre Vertheidigungsgründe dagegen an, und als er noch immer ungestüm fortfuhr, sagte sie endlich zu ihm, er fantasiere, worauf er aber sehr heftig erwiedert haben soll: „nein, Madame, ich fantasiere nicht, und habe „noch nie fantasiert, außer da ich Ihre Vermählung „negociirte, und Sie nach Frankreich brachte."

Ich kann jedoch nicht glauben, daß er dies gesagt haben soll, denn er war sonst so dreust nicht, es müßte denn seyn, daß er auf sein nahes Ende getrotzt hätte. Zu seinen Geistlichen mag er dies wohl gesagt haben, schwerlich aber zur Königinn, denn da wäre er übel abgefahren.

Was den Herrn Cardinal von Lothringen betrifft, so sagt man freilich, er habe seine Einwilligung sehr gern dazu gegeben, weil er, in der hohen Meinung von seiner Gelehrsamkeit, so aufgeblasen und eitel war, daß er sich nicht begnügte, solche vor den Geistlichen sowohl als andern Herrn in Frankreich glänzen zu lassen, sondern auch bei den fremden Herrn Geistlichen damit prahlen und paradiren wollte, die ihn als einen großen Mann, sehr bewunderten. Er triumphirte auch sehr dabei, und nur wenige vermochten ihm auf seine Subtilitäten zu antworten, außer Petrus Martyr und Theodor Beza, welchen der Herr Cardinal außer der öffentlichen Disputation noch zu sich auf sein Zimmer kommen ließ, wo sie für sich eine Menge Materien abhandelten.

Gewiß

Gewiß bleibt es auf alle Fälle, daß aus dieser Versammlung weiter nichts entsprang, als die Quelle nachheriger Kriege. Unser König konnte aber nichts dafür, denn er war ein junges minderjähriges Herrchen, mit dem man anfieng, was man wollte.

Ich hörte mehrere Personen ihre Verwunderung darüber bezeugen, daß er, bei der Verderbniß seines Reichs, und nach dem Verlust eines so guten Erziehers, als der Herr von Sipiere ihm war, doch noch so edel, großmüthig, tapfer, vortrefflich und freigebig wurde, als wir ihn gesehen haben [30]), denn er war in der That sehr freigebig, und zwar sehr ausgebreitet freigebig, statt daß sein Bruder und Nachfolger es nur gegen wenige Günstlinge, aber auf eine ausschweifende Art war. Der einzige den Karl auf eine solche Art bereicherte, war der Marschall von Retz, dem er alles zuschob.

Seine Regierung trifft auch der Vorwurf, daß die Geistlichen unter ihm schlimme Zeit hatten: denn von den Hugenoten wurden sie mit Mord und Kirchenraub verfolgt, Er aber verlangte starke Zehenden und verkaufte ihnen ihre Gründe und Temporalien, woraus er große Summen löste. Dies war indessen nicht seine Schuld, sondern eine nothwendige Folge von dem allgemeinen Elend seiner Zeit, und von der Kriegsnoth. Er mußte zu solchen Mitteln greifen, um die katholische Religion aufrecht zu erhalten, um die es, ohne kräftige nachdrückliche Vorkehrungen und Gegenmittel, geschehen war.

Ich eile zum Schluß, und bemerke nur noch, daß von allen Kindern Heinrichs II. izt auch nicht Eins mehr am Leben, sondern das Haus Valois ausgeflor-

ſtorben und die Krone auf das der Bourbonen gekommen iſt. Hätte ein großer Wahrſager ſich vor etwa vierzig Jahren einfallen laſſen, dies zu prophezeihen, man würde ihn als einen Narren und Unſinnigen geſteinigt haben; wiewohl Noſtradamus der Königinn geweißagt hatte, ſie würde alle ihre Kinder als Könige ſehen, was auch eintraf. Ihr jüngſter Sohn, der Herzog von Alençon wurde zwar eigentlich nicht König; war aber doch im Grund wohl eben ſo viel als ſouverainer Herr der Niederlande, wenn er das Antoniusfeſt zu Antwerpen nicht — begangen hätte; denn dieſe Provinzen mögen wohl für ein Königreich gerechnet werden, da es Reiche giebt, die nicht ſo viel werth ſind; auch würde er bald zum König ernannt worden ſeyn.

Die Königinn änderte bei dreien ihrer Prinzen die Nahmen. Der König Karl hieß eigentlich Maximilián, nach dem König von Böhmen und nachherigen Kaiſer (Max. II.) von dem er nachher eine Tochter zur Gemahlinn bekam. Der König Heinrich hieß Alexander Eduard, als Pathe König Eduards von England. Franz Herzog von Alençon hieß Hercules, wenn mir recht iſt, von den Schweizerkantons. Die Königinn glaubte ihnen durch Veränderung der Nahmen ein beſſeres Glück oder längeres Leben einzubinden; wir haben aber geſehen was es half. Ich habe von verſchiedenen Perſonen gehört, daß dies Unglück bringen ſoll. Indeſſen König Franz II. wollte durchaus ſeinen Nahmen nicht ändern laſſen, und lebte doch auch nicht glücklicher noch länger, als die andern.

Ein ſehr guter, ſanfter und vortrefflicher Herr war übrigens dieſer König Franz, und wenn er das

Leben

Leben behalten hätte, würde er ganz seinem braven Pathen und Großvater, König Franz dem Großen, gleich gekommen seyn; so ein sehr großmüthiger muthvoller Herr war Er. So hatte er vor der Schlacht bei Saint Quentin seinen Vater wohl hundertmal auf den Knien um die Erlaubniß gebeten, mit zur Armee zu gehen, der es denn endlich ihm und dem ein klein wenig ältern Prinzen von Lothringen, erlaubte. Der Herr Connetable aber, der alles galt, hintertrieb, und stellte dem König seine zarte Jugend (indem er nicht älter als vierzehn bis funfzehn Jahre war) und seine Schwächlichkeit vor, bei der es nur eines Unfalls bedürfte, um Frankreich diese einzige Stütze nach dem Tod des Königs zu entziehen.

Der Dauphin wurde dadurch äußerst aufgebracht über den Herrn Connetable, und sagte, er habe ihm diesen Possen nicht aus Besorglichkeit für sein Leben gespielt, sondern darum, weil er allein den Herrn spielen und kommandiren wolle, und auch weil er gefürchtet habe, der Dauphin möchte Geschmack am Krieg gewinnen, und seine Autorität beeinträchtigen.

Bei der nachherigen Belagerung von Amiens gieng er mit zu Feld und seine Schuld wars nicht, daß die Schlacht nicht geliefert wurde, denn er wünschte es sehr, und wollte stündlich aufsitzen und den leichten Reuter machen; der König gabs aber nicht zu, weil dieß keine Sache für einen König, Dauphin und ersten Prinzen des französischen Hauses sey.

Hier schließe ich endlich. Ich bitte die Fehler zu entschuldigen, die man in meinen Aufsätzen in großer Menge gefunden haben wird: denn Wohlredenheit ist meine Sache nicht;

nicht. Auch bitte ich die häufigen Wiederholungen mit der Schwäche meines Gedächtnisses zu entschuldigen. Da auch Plutarch selbst, von dem Ein Federzug mehr werth ist, als alles was ich je schreiben könnte, in seinen Biographien manchen großen Mann übergangen hat, der vielleicht eher einer Erwähnung verdiente, als mancher den er aufführt; so wird man es nicht übel nehmen, wenn man auch bei mir manchen Helden vermißt, der gar wohl eine Stelle verdient hätte. Lese mich wer will; er findet bei mir das Lob fremder sowohl als einheimischer Feldherrn so wahr und aufrichtig beschrieben, als es in meinem Vermögen stand.

Brantome's

biographiſche Nachrichten

von

großen Männern Frankreichs.

Colonels Generaux

von

der franzöſichen Infanterie.

Vorerinnerung des Ueberſetzers.

Der Leſer Brantome's macht auf jeder Seite ſeiner Werke, die unangenehme Erfahrung, daß der Verfaſſer, mitten in ſeiner ohnehin deſultoriſchen Erzählung, durch Ideenvergeſellſchaftung ſich plötzlich verleiten läßt, auf einen ganz andern Gegenſtand überzuſpringen, und wohl gar von dieſem, wenn kaum der Leſer anfieng, ihm dieſe Ausſchweifung zu verzeihen, wieder auf einen dritten zu kommen, worüber er nicht ſelten den erſten ganz aus den Augen verliert. Kehrt er aber auch — oft nach mehrern Blättern — darauf zurück, ſo geſchieht's mit der unbefangenſten Mine von der Welt, gerade als wenn eine Parentheſe von zwei Worten gemacht wäre. Dies geht ſo weit, daß er zuweilen mitten in einer Periode da fortfährt, wo er mehrere Seiten zuvor in einer andern abbrach, und zwar in einem Tone, oder mit Verbindungswörtern, die nicht ſelten den Leſer zweifelhaft laſſen, wovon denn eigentlich izt die Rede ſei.

Durch häufige eigene unangenehme Erfahrungen dieſer Art, hierauf aufmerkſam gemacht, glaubte der Ueberſetzer das Unangenehme dieſer Manier ſeinen

Lesern im folgenden nicht besser ersparen zu können, als wenn er ihnen alle solche Stellen bezeichnete; und hierzu bot sich ihm kein leichteres einfacheres Mittel dar, als der Querstrich, und ein neuer Absatz.

Diese werden also künftig unsern Lesern anzeigen, daß das, was nun folgt, mit dem was zunächst vorhergieng, nicht weiter als in der Phantasie des Verfassers zusammenhange. So wird ein ganz einfaches Hülfsmittel unfehlbar bewürken, daß unsre Leser diese historischen Fragmente mit ungleich weniger Anstoß durchblättern können, als dies in ihrer erstern Form möglich ist.

Kleinere — aber dennoch zu schleppende und gedehnte Parenthesen verwies ich aus dem Text in die Anmerkungen, wo ich sie als Worte des Verfassers mit „—" bezeichne. Mehreres gar zu müssige wurde indessen schon abgeschnitten oder zusammengezogen. Eben so künftig.

I.

Einleitung des Verfaſſers.

Nachdem ich von den groſſen Feldherrn und Generals gehandelt habe, muß ich nun auch auf die Oberſten von der franzöſiſchen Infanterie kommen. Und da ich dieſe Materie vor mich nehme, ſo muß ich denn doch hierbei auch ſagen, daß jener groſſe und brave Prinz, von Nevers, mir unverholen das Zeugniß gab, er habe bis dahin noch nie die intereſſante Bemerkung gemacht, auf die ich ihn führte, und aufmerkſam machte, daß es nämlich bis auf die Zeit, da König Franz I. den Herrn von Taix zum Colonelgeneral der ſämmtlichen franzöſiſchen Infanterie diß- und jenſeits machte, nie einen Colonel-General bei uns gab, wohl aber viele bei einzelnen Regimenter.

Der Herr Herzog von Nevers äußerte dies gegen mich bei der Tafel in der Abtei Bonneval in Beauce um eben die Zeit, da Monſieur, der Bruder des Königs, zum erſtenmal den Hof unzufrieden verließ. Wir waren in großer Geſellſchaft, und da das Geſpräch einmal auf dieſen Gegenſtand gefallen war, ſprachen wir ziemlich lange, viel und mancherlei darüber. Es

befanden ſich dabei alte verſuchte Officiers, ſowohl Franzoſen als Italiener in franzöſiſchen Dienſten, wie z. B. Petro Paolo Tuccino, der unſern Königen ſtets ſehr getreu und tapfer diente; Bernardo, ein güter Krieger und ſo gut franzöſiſch geſinnt, daß er auf Anſtiften des Herzogs Cosmus von Florenz, ſagte man, zu Paris meucheimörderiſch erſchoſſen wurde.

Auch ſonſt befanden ſich noch viele alte Officiers und Cavaliers dabei, welche ſämmtlich meiner Meinung beipflichteten und ebenfalls bekennten, ſie hätten dies würklich noch nie ſo bedacht und bemerkt. Dies veranlaßt mich denn, hier Zeugniſſe und Beiſpiele aus der Geſchichte anzuführen, jedoch etwas ausführlicher und vollſtändiger als damals.

II.

Etymologie des Worts Colonel, und der verſchiedenen militäriſchen Benennungen.

Wie mir alte und langgediente franzöſiſche ſowohl als ſpaniſche und italieniſche Officiers verſicherten, ſo wird das Wort bald Colonel bald Couronel geſchrieben.

Colonel ſchreiben diejenigen, die damit anzeigen wollen, daß derjenige, der der erſte General der Infanterie iſt, den Nahmen davon habe, weil er einer Säule (colonne, columna) gleichen müſſe. Denn ſo wie dieſe feſt und unwandelbar, ſo daß man mit aller Zuverſicht eine große wichtige Laſt auf ſie ſtützen kann, eben ſo muß derjenige, der die Infanterie kommandirt, feſt und unerſchütterlich und die vornehmſte Stütze der ihm anvertrauten Säule oder Mannſchaft ſeyn, ſowohl um ſie zu kommandiren, als um ſie (durch ſeine Kraft und Einſicht) zu unterſtützen, gleich einem guten ſchönen ſtarken Säulenfuß, auf den alle Soldaten ſich ſtützen und verlaſſen ſollen.

Andre ſagen Couronel, weil derjenige, der zum Generalanführer ernannt wird, dadurch von ſeinem König, Obern oder Heere erwählt und gleichſam gekrönt (couronné) iſt, um den Oberbefehl zu führen.

Andre sprechen noch anders davon; ich halte mich weiter nicht dabei auf. Der Nahme kam, wie der Herr von Montluc mir versicherte, von den Italienern und Spaniern zu uns. Auch die Teutschen hatten und haben ihn, und auch von ihnen nahmen wir ihn an, in unsern Kriegen gegen sie und unter ihnen; denn zuvor war dies Wort noch nicht gebräuchlich.

Bei den Römern war die Benennung ganz unbekannt. Jeder kommandirte da nur seine Legion, wiewohl übrigens vor der Schlacht die Consuls, Prätoren, Dictatoren und kommandirenden Generals bei Anordnung der Schlacht jedem seinen Posten anwiesen, wobei sie öfters absaßen, um zu Fuß mit der Infanterie zu streiten. So finden wir oft den großen Cäsar gleichsam als Colonel und Sergent-Major bei seiner Infanterie: denn er war ein eben so guter Infanterist als Cavallerist.

Der Herr von Bellai in seiner Art militaire, sagt daher richtig, ein Feldherr müsse bisweilen absitzen, wie Kaiser Karl bei der Expedition gegen Tunis, der Herzog von Nemours bei der Wiedereroberung von Bresse, der Marschall von Bié in der Grafschaft One; und König Eduard. Er sagt dabei, die größten Herrn in England hätten ehemals überhaupt die Gewohnheit gehabt, abzusitzen, und unter der Infanterie zu fechten, um sie anzufeuern; was allerdings von großer Wirkung ist. So machtens auch die beiden Herrn, der Herzog von Orleans [1]) und der Prinz von Oranien in der Schlacht bei St. Aubin, und mehrere andre.

Einige wollten sagen, die Tribuni militum seien das gewesen, was unsre itzige Colonels sind; allein jene kommandirten ja Cavallerie sowohl als Infanterie. Indessen kann man annehmen, daß ihr Kommando

nach

nach der Hand getheilt wurde, und daraus eines Theils unſer iziger Colonel von der Infanterie, andern Theils der Colonel von der leichten Reuterei entſtand.

Andre ſagen, die alten tribuni militum ſeien die izigen maréchaux de camp. Ich laſſe dies dahingeſtellt. Ich hörte einſt den verſtorbenen Herrn von Carnavalet, einen braven und tapfern Herrn, und Hofmeiſter unſers Königs Heinrichs III. ausführlich davon reden; denn er wußte die ſämmtlichen Commentarien Cäſars auswendig, und war ein großer Alterthumsforſcher, beſonders was Kriegsſachen betrifft.

In Anſehung unſrer franzöſiſchen Kriegswürden ſagen einige, der alte Grand maitre des arbaleſtiers ſei eben das, was wir izt grand maitre de l'artillerie nennen; auch findet ſich noch unter der königlichen Dienerſchaffe ein *maiſtre artiller*, der es nämlich mit Verfertigung und Anſchaffung der Armbrüſte, Schleudern, Pfeile zu thun hat, deren ich ſehr artig gearbeitete geſehen habe.

Andre ſagen, dieſen maitre des arbaletiers ſtelle vielmehr unſer iziger Colonel, oder General der Infanterie, vor. Dieſe Meinung hat mehr vor ſich, indem ehmals ſtatt unſrer Büchſenſchützen die Armbruſtſchützen und Schleuderer (arbaletiers) waren. Ich verweiſe auf unſre Wort- und Alterthumsforſcher. Dieſe finden freilich bei all ihrer Mühe nicht viel Schönes noch Erhebliches von unſrer damaligen franzöſiſchen Infanterie; denn ſie beſtand meiſtens aus ſchlecht bewaffneten und ſchlecht denkenden Faullenzern, Diebsgatzen und Blutſaugern des Volks.

Einige davon hießen einige Zeit lang brigands von den brigandines, die sie führten; andre Francs-archers, wie z. B. der Franc-archer von Bagnolet, von dem das Volkslied sagt. Sie wurden aber nachher von Ludwig XI. kassirt, und die Schweizer dafür errichtet.

Andre hießen blos archers, von arc, Bogen, worinn die Engländer damals für die Meister passiren wollten, und es auch in der Schlacht bei Poitiers und andern zeigten. Die Gascogner, die ihre Unterthanen waren, und unter ihnen dienten, lernten es ihnen aber so gut ab, daß sie sie noch übertrafen, und die besten Schützen wurden und noch sind.

Andre nannten sie rustres, wie z. B. in dem Roman vom Herrn von Bayard, wo dieser General unter seinen rustres diejenigen versteht, die er kommandirte.

Andre nannten sie advanturiers de guerre, welche Benennung jenseits herüber kommt; auch findet man sie so in den alten Romanen von Ludwig XII. und Franz I. zu Anfang seiner Regierung, und auf den alten Gemälden, Tapeten und Fensterscheiben in alten Gebäuden vorgestellt, und Gott weiß in welchem ebenteuerlichen Aufzug! mit langen Hemden und weiten Ermeln, wie ehemals Böhmen (Zigeuner) und Mohren. Ein solches Hemde trugen sie dann, wie ich mir habe versichern lassen, zwei bis drei Monate, ohne es vom Leibe zu bringen. Ihre behaarte Brust war frey und offen, und ihre Unterkleider waren, wie sies nannten, bigarrées, decoupées, dechiquetées, balafrées *). Bei den meisten konnte man Bein, Schenkel und wohl gar einen Theil der Hinterbacken nackt und blos sehen. Andre, die zierlicher und reinlicher seyn wollten, trugen Unterkleider von Taffent, aber in solchem Ueberfluß, daß eine Menge Falten fielen; und dies nannten

sie

ſie dann chauſſer boutſanter. Die Beine aber, wenigſtens eins, mußten meiſtens nackt ſeyn, und der ausgezogene Strumpf paradirte dafür am Gürtel [3]).

Noch izt iſt das Wort advantureros unter den Spaniern gebräuchlich; es bezeichnet aber nicht geworbene und beſoldete Krieger, ſondern freiwillige, die ſich für ihr Vergnügen bei der Armee befinden, Gemeine ſowohl als Adeliche; überhaupt begreift man darunter alle, die keinen Sold ziehen. Wenn ſie daher die Zahl einer Armee angeben wollen, ſo zählen ſie erſt die Söldner auf, und ſagen dann, über dies ay advantureros tantos [4]). Bei uns in Frankreich heißt dieſe Klaſſe von Kriegsmännern: ſoldats de fortune.

Man ſieht hieraus den Unterſchied zwiſchen unſern modernen avanturiers, und den ehemaligen, die eine Luſt darinn fanden, ſo ſchlecht als möglich im Zeuge zu ſeyn.

Ich erinnere mich hiebei, daß bei einem Schrankengefecht in Louvre, nach den erſten Unruhen, unter andern Streitern auch der Capitain Bruno erſchien, ein braver Mann, aber in allen Stücken ziemlich Sonderling. Er war gut gekleidet, mit ſchöner Rüſtung, aber ein Bein trug er nackt, und nur an dem andern einen Strumpf. Die alten Officiers, die ſich damals im Saal befanden, verſicherten dabei ſämtlich, die ehmaligen ſoldats avanturiers ſeien ſo a la bizarre gegangen, und ſo hatte es auch dieſer Capitain Bruno noch gehört.

Eben ſo habe ich mir erzählen laſſen, daß bei dem Teutſchen Zuge viele Officiers und Soldaten, wenns zu einem Sturm gieng, die Unterkleider beim Knie aufſchnitten, um beſſer und leichter dabei fortkommen und

ſich rühren zu können, indem dieſe Kleider damals oben befeſtigt waren, und in Einem Stück ganz hinabliefen; denn gewürkte und ſeidene Strümpfe waren damals noch nicht üblich.

Vor der Benennung avanturiers hießen die Soldaten öfters laquais, beſonders bei Monſtrelet, und man findet einen Capitain Ramounet, der im Dienſt Ludwigs XI. ſich vom Erzherzog Maximilian in Maloncy belagern ließ [5]). Der Platz wurde endlich erobert, und er, nebſt einigen ſeiner laquais, wie Monſtrelet ſagt, aufgeknüpft, was aber König Ludwig gut zu rächen wußte.

So hießen alſo hier die Soldaten laquais [6]), was ich auch in meinen jüngern Jahren von einigen alten Kriegsführern beſtättigen hörte. Sie nannten ſie aber *allaquais*, was ſoviel heißt, als Infanteriſten, die ihren Capitains nachfolgen [7]), ſo wie wir heut zu Tage diejenigen Laquaien nennen, die wir vor oder hinter uns gehen laſſen, was in Italien die ellaffieri, in Spanien und in Frankreich die Fußknechte (valets à pied) die gut zum Botengehen und zum Fechten zu brauchen ſind. Man darf ſich daher nicht wundern, wenn man in unſern Tagen ſo brave Officiers und Soldaten aus Bedienten werden ſieht.

Monſtrelet nennt die Soldaten auch piétons, was auch der Herr von Bellay in ſeiner Kriegskunſt thut.

Froiſſard nennt ſie ſoudoyers, bisweilen auch archers. Beſonders wo von Engländern die Rede iſt, bedient er ſich einigemal des Ausdrucks pillards, z. B. in einer gewiſſen Stelle ſagt er: Il y avoit quatre cens lances, et deux mille pillards [8]). Ein drolliger

Nahme

Nahme für unſre Infanteriſten, der auf manche itziger Zeit ſehr gut und beſſer paßte, als der von Kriegern.

Alle dieſe Benennungen nun verlohren ſich nachher, und machten dem Nahmen Soldat von Sold, Löhnung, Platz. Die Spanier und Italiener brachten ſie auf und in Gang, wiewohl die Italiener dafür auch noch das Wort fantaſſino haben. Der Spanier aber ſagt immer ſoldados, der ſchönſte Name, den man Infanteriſten beilegen kann, und gegen den die lateiniſchen Benennungen milites und pedites immer albern und elend klingen. Ehmals hatte der Spanier auch noch die Benennung peones [9]), gleichbedeutend mit unſerm pietons.

Die Officiers, die ſie kommandirten, hießen ſonſt blos capitaines ſchlechtweg, denn die Titel colonel und meiſtre de camp waren damals in Frankreich noch nicht bekannt. Unter Ludwig XI. war der oberſte Befehlshaber über die Infanterie der Capitain Floquet, der in der Schlacht bei Montlechery blieb, und als ein hoch geſchätzter Mann ſehr bedauert wurde.

Paul Jovius beſchreibt die Armee Karls VIII. zu Rom, die nach ſeiner Beſchreibung an Waffen, Anſehn, Aufzug und Kleidung die prächtigſte und furiöſeſte und ganz erſtaunenswürdig anzuſehen war, ſowohl an Franzoſen als Teutſchen und Schweizern; dabei finden wir aber dennoch weder bei ihm noch anderswo aufgezeichnet, welcher Franzoſe das oberſte Kommando über die franzöſiſche Infanterie geführt habe. Es iſt daher zu vermuthen, daß ſie blos ihre Capitains hatte, deren jeder ſein Fähnlein kommandirte, unter das ſich die waakern Leute verſammelten, meiſt Lumpen- und Räuber-Geſindel, dem Strang entlaufen, oft auch auf der Schulter mit der Lilie gezeichnet, oder mit langen toupirten Seitenhaa-

tenhaaren und ſtarren Backenbärten, um die durch Uuſtern verlohrnen Ohren zu bedecken, zum Theil auch um gegen die Feinde ein deſto fürchterlicheres Anſehen zu bekommen, wie ehmals die Engländer, die ſich aus gleicher Abſicht das Geſicht beſchmierten, wie noch izt unſre teutſchen Söldner thun.

Allein die Welt iſt kein Kind mehr! man fürchtet ſich nicht mehr vor ſolchen grimmigen Fratzen und Wehrwolfsphiſionomien, wie wir ein Beiſpiel davon in einem kleinen Spaniſchen Buche über die mailändiſchen Kriege unter Ludwig XII. von einem Schweizerhauptmann leſen, Nahmens Toquenet. (Der gleiches Nahmens, den wir in Frankreich ſehr beliebt und als Hauptmann der Schweizergarde ſahen, war wohl ein Verwandter von ihm.)

Jener Toquenet gieng ſtets von der Ferſe bis zum Scheitel in Bärenfell, ganz zotigt, mit langen ſtruppigem Haar und Bart, ſo daß wer ihn ſah, ihn für einen wilden Teufel halten konnte, denn es war dabei ein langer vierſchrötiger Burſche. So machte er alſo Furcht „a los vilajos que lo miraven, ma no a „los determinados [10]),“ ſagt das ſpaniſche Buch. Man bemerke hiebei gelegentlich die närriſchen Grillen unſrer ehmaligen Krieger.

Als der König Ludwig den Thron beſtiegen hatte, und Mailand, das ihm gehörte, ſo wie auch das Königreich Neapel, wieder haben wollte, führte er zu deren Eroberung und Behauptung anhaltende tapfre Kriege ſowohl gegen Italiener, als Spanier. Da fieng denn unſre franzöſiſche Infanterie an, ſich etwas beſſer zu bilden; nur wollte es mit den Büchſen noch nicht ſo recht fort, an die ſie ſich nicht wohl gewöhnen konnten. Die Armbrüſte lagen ihnen zu ſehr am Herzen, mit de-

nen

nen ſie auch recht gut umzugehen wußten. So hörte ich zu Neapel erzählen, als die Stadt von den Spaniern wieder erobert worden ſei, haben ein Dutzend Gaſcogniſche Armbruſtſchützen, die im Thurm St. Vincent lagen, ſich ſo gut darinn mit ihrem Geſchütz gewehrt, daß ſie ſich zween Monate darinn hielten, bis ihnen endlich die Munition ausgieng, worauf ſie in ſchönſter Ordnung abzogen.

Kaiſer Karl wünſchte ſich, wie Paul Jovius ſchreibt, doch noch eine Compagnie berittener Armbruſtſchützen, als er nach der Einnahme von Goletta gegen Tunis marſchirte, und ſtets in Schlachtordnung bleiben mußte, weil die Mauren und Araber ihm unaufhörlich zuſetzten. — Welch ein Wunſch, da er doch ſeine guten Büchſenſchützen hatte! Indeſſen ließe ſich freilich noch manches davon reden.

Als nachher die Genueſer ſich unter König Ludwig auflehnten, brachte er eine ſtarke Armee auf die Beine, um ihre Stadt wieder zu erobern. Weil er nun hierzu eher Infanterie als Cavallerie brauchte, übertrug er das Commando darüber verſchiedenen braven Officiers und Cavaliers aus guten franzöſiſchen Häuſern, z. B. den Herrn von Vandeneſſe, von Epic, de la Crotte, Bayard, Normanville, Montcaurey, Rostillon de Treuil, Silly dem jüngern, Duras, Odet [11]), Imbaut [12]) dem weißen Ritter [13]) u. a. m., welche alle aber nicht Colonels noch meitre de camp waren.

In dem Roman von Bayard leſen wir auch, daß der König ihn über tauſend Mann Infanterie ſetzte, was er denn auch in dieſer Rückſicht annahm, unerach-

tet

tet er sich eigentlich mehr für den Cavallerie- als Infanterie-Dienst gebildet hatte. Doch stellte er dabei dem König vor, er habe an diesen tausend Mann zu viele Leute unter sich, als daß er diesem Posten ganz Genüge leisten könnte. Dies macht heut zu Tage unsern Herrn Mestres de Camp keinen Scrupel; sie nehmen wohl drei, vier, ja zwanzigtausend Mann, und so viel man ihnen geben will. Darum passirt aber auch bei ihnen so mancher Linksgriff. Bayard bat den König, ihm nur fünfhundert zu geben, woraus er sich versichert hielte, mit Gottes und seiner Freunde Beystand Ihm ein so schönes Corps zu bilden, daß er sich getraute, der geringen Anzahl ungeachtet ein zweimal stärkeres damit zu schlagen.

Der Capitain Montmas, der nachher Mestre de camp wurde, sagte einst zum hochseeligen König Heinrich II.: „Sire, Ihre Kriegs-Commissarien und „Contrelleurs haben mir bei der Musterung meine „Compagnie nachgezählt, und schreien darüber, daß „ich sie nicht vollzählig habe, weßwegen sie mir nur „so viel gut thun wollen, als sie bei der Musterung „fanden. Ich bitte Sie, Sire, glauben Sie mir, „daß es mir ans Herz greifen würde, wenn ich Ihnen „auch nur einen einzigen Sou unterschlagen sollte. „Allein das Geld, das ich izt wenigen gebe, müßte „ich ja doch haben, wenn ich mehr Leute hielte. Nun „aber weiß ich mir meine Bursche so gut auszulesen, besol„de sie auch so gut, daß ich mit dieser wenigen Manns„chaft allemal mich anheischig mache, die completeste „Compagnie aus dem Feld zu schlagen." — Er sagte hierdurch, daß die Stärke nicht in der Anzahl, sondern in der Tapferkeit der Leute liegt. Er hatte daher auch

auch nie die Hälfte seiner Compagnie, die andre complet hatten; allein diese wenige Mannschaft war auserlesen, erhielt sehr gute Löhnung und that sich überall ganz ungemein hervor.

Vor ihm also hielt es, wie gesagt, der Herr von Bayard eben so, und hatte bei diesen fünfhundert Mann lauter auserlesene Leute. Mehrere Gensd'armen verließen daher die Lanze und nahmen die Pique unter ihm. Auch war Er es, der mit dieser Mannschaft bei dem Angriff auf Genua den Ausschlag gab, und die Eroberung hauptsächlich bewürkte.

Den Titel Colonel aber führte auch er noch nicht, und das Buch sagt blos, der König habe ihn gesetzt über tausend Mann Infanterie.

Eben so wenig führte der Herr von Mallard diesen Titel, unerachtet er in den Italienischen Kriegen das Commando über zweitausend Mann Infanterie hatte, die er stets brav und wacker unterhielt. Sie zeigten sich auch als solche in der Schlacht bei Ravenna, wo sie tapfer stritten, wobei eine große Anzahl von ihnen, nebst ihren Officiers, auf dem Platz blieb. Er that den ersten Angriff, nebst dem Capitain Jacob, einem Teutschen [14]), der einige Landsknechte zu kommandiren hatte, und sich ebenfalls sehr tapfer hielt. Er war aber auch, nebst dem Herrn von Mallard, einer der ersten, welche fielen.

---

[14]) Dieser Herr von Mallard that, ehe das Treffen angieng, folgendes. Da die Teutschen zuerst die über

den Kanal geſchlagene Brücke zu paſſiren hatten, ſo wurde Mollard, der dadurch mit ſeinen Leuten aufgehalten wurde, die Zeit zu lang, ehe er an den Feind kommen konnte. Er ſagte zu ſeinen Leuten: „wie, „Cameraden, ſollte man uns vorwerfen können, daß „die Teutſchen eher an den Feind gekommen ſeien als „wir? Lieber wollt ich ein Auge verlieren!“ —

Damit ſprang er ins Waſſer, wie er gieng und ſtand, und verſuchte ohne Zögern den Durchgang, der hier ſo leicht eben nicht war, denn es gieng bis unter die Achſeln. Alle ſeine Leute folgten ihm ſogleich, und beeilten ſich ſo gut, daß ſie noch vor den Teutſchen hinüber kamen, wo ſie noch vom Waſſer triefend das Gefecht begannen. Welch ſchöner Ehrgeiz! Die alten Römer ſelbſt übertreffen ihn nicht! —

Bei eben der Gelegenheit hielten der Baron von Grammont und der Capitain von Maugiron ſich ſehr brav. — Jeder hatte das Commando über tauſend Mann. Eben ſo der Capitain Bonnet, der ſich mit dabei befand, aber nicht blieb, wie die andern, ſondern mit dem Stoß von einem Helebarde vor die Stirne davon kam, der aber doch ſo ſtark war, daß das Eiſen ſtecken blieb.

Er hatte zuvor einen ſehr braven tapfern Lieutenant gehabt, den Capitain Lorges, einen ältern Bruder des tapfern Mannes, den wir nachher ſahen, und der lange Zeit mehrere Corps Infanterie kommandirte, dann endlich durch ſein Verdienſt die Stelle eines Hauptmanns der Schottiſchen Leibwache des Königs erhielt. Jener ältere Lorges hingegen, der Lieutenant Bonnets, blieb bei der Eroberung von Friaul, wohin der Herr

de

de la Palice auf Befehl Ludwigs XI. ein Truppencorps zum Dienst des Kaisers geführt hatte.

Alle diese Capitains nun, wenn sie gleich starke Corps kommandirten, hiessen dennoch stets Capitains schlechtweg, nie aber Colonels.

Hat irgend ein neuer Schriftsteller den Einfall gehabt, sie Colonels zu nennen, so verdient er keinen Glauben hierin, sondern man muß sich an die alten gleichzeitigen Urkunden halten, welche die Sache geradezu benennen wie sie ist; nicht wie die neuern Worterhöher, die sich recht zierlich und kunstreich ausdrücken wollen, darüber aber sich tausendmal lächerlich machen.

So wollte auch einst ein bekannter Prälat den Schönredner übertreiben, da er sonst in der That ein vortrefflicher Redner ist, — und fieng an, den Propheten Elias zu citiren, der, sagte er, königlicher Staatsrath gewesen sei. Ein andrer eben so gelehrter und beredter Prälat antwortete, er habe nie, weder in der Bibel gelesen, noch sonst gehört, daß dieser Prophet je eine solche Stelle bekleidet, noch daß der König der Juden je eine ähnliche errichtet habe. Darüber entstand denn in der Versammlung ein großes Gelächter, und er hätte besser gethan, wenn er das Wort bei sich behalten hätte: allein er wollte es recht modern und zierlich machen.

Ich zweifle nicht, daß unsre neuern Schriftsteller über die Colonels in denselben Fehler verfallen sind und verfallen; dies heißt aber Thatsachen und Urkunden entstellen, und es ist besser, man richtet sich nach der Wahrheit, und bedient sich des Ausdrucks Colonel noch nicht für jene Zeiten, sondern sagt blos: Capitain

oder Befehlshaber über ſo und ſo viel. Dieſer Meinung ſind wenigſtens, wie ich weiß, der Herr von Montluc und andre alte Capitains.

III.

Von bloßen oder beſondern Colonels der franzöſiſchen Infanterie.

Unter dem König Franz, wenn wir, wie billig, den Memoiren des Herrn von Bellai, als eines gewichtvollen Zeugen, Glauben beimeſſen, kam die Benennung Colonel überhaupt nach und nach auf. Doch dürfte man vielleicht auch noch vermuthen, daß etwa die Herausgeber dieſer Memoiren ſo gut pindariſiren wollten als die andern, und das Wort hineinkünſtelten, ohne daß es in der Handſchrift ſtand.

So viel iſt indeſſen gewiß, daß es nun einmal in dieſen Memoiren ſteht, und alſo geglaubt werden muß. So finden wir, wie der Herzog von Guiſe, Claudius von Lothringen, in der Schlacht bei Marignano Colonel über ſechstauſend Landsknechte war. Er konnte jedoch dieſen Titel führen, entweder weil die Teutſchen, bei denen er ſchon gebräuchlich war, ihn ihm beilegten, oder weil er als ein großer Fürſt etwas mehr als den gewöhnlichen Titel haben mußte.

Eben so wurde der Graf von St. Paul, als der König sich rüstete, Mezieres zu entsetzen, zum Kolonel über fünftausend Mann zu Fuß ernannt. Es war jedoch hier sehr zu verwundern, daß ein solcher braver und tapfrer Prinz vom Geblüt nicht Colonel-General von der ganzen Infanterie überhaupt, sondern blos über fünftausend Mann wurde. Dies bestätigt meine Behauptung, daß es damals überhaupt noch keinen Colonelgeneral gab; wie sich auch in der Geschichte Franz I. zeigen wird. Einige alte Bücher nennen ihn jedoch nur General über fünftausend Mann Infanterie.

Es gab auch sonst noch eine Menge besonderer colonels legionaires, deren jeder das Kommando über die Legion seiner Provinz hatte.

Als nachher dieser Graf von St. Paul nach Italien gegen Antonio von Leiva zog, kommandirte der Herr von Montejan seine Infanterie, besonders bei der Unternehmung auf Genua, wo sie aber nichts von Belang verrichteten.

Im Lager vor Avignon war er ebenfalls Colonel der französischen Infanterie; wurde aber gleich zu Anfang des Kriegs gefangen, ohne etwas von Bedeutung gethan zu haben.

Ich würde zu weitläufig werden, wenn ich alle besondre Colonels einzeln durchgehen wollte: und würde ungerecht gegen die seyn, die ein Vergnügen daran finden, sie selbst in den schöngeschriebenen Geschichtbüchern, lieber als bei mir, aufzusuchen.

Nun kam die Belagerung von Perpignan, wobei der Titel Colonel sehr im Umlauf kam. Denn der Herr von Brissac war Colonel von der ganzen französi-

schen Infanterie, sowohl den Truppen, die von Piemont aus dahin gerückt, als denen die in Frankreich zurück waren, indem der verstorbene Herzog von Orleans bei seiner zu eben der Zeit vorgenommenen Eroberung von Luxemburg die seinige besonders hatte, wie Augenzeugen und andre mir versicherten. — Der Herr von Brissac legte aber nachher diese Stelle nieder, um Colonel bei der leichten Reuterei zu werden.

Der Herr von Tais hatte die Ehre von dem König Franz I. zum Colonelgeneral der Infanterie dieß- und jenseits ernannt zu werden. Ehe ich aber weiter von ihm rede, muß ich die Bemerkung machen, daß die Spanier eben nicht sehr dafür waren, Colonels-generaux bei geringen Corps oder Unternehmungen anzustellen, sondern bloß bei großen Armeen, einer projectirten wichtigen Eroberung, Belagerung oder andern ausgezeichneten Unternehmungen [55]).

Wir waren einst während der Belagerung von la Rochelle bei dem verstorbenen Herrn von Montluc zum Nachtessen, der Marschall von Retz, der Herr von Strozzy und mehrere andre Edelleute. Aus Veranlassung der spanischen Armee erzählte uns dann unser Wirth sehr artig, woher die Benennung soldados viejos (alte Soldaten) unter den Spaniern komme.

Die andächtigen Majestäten nämlich, König und Königinn, Ferdinand und Isabelle von Spanien, schickten viertausend Mann spanischer Soldaten nach der Barbarei gegen die Ungläubigen. Das Commando darüber führte Dom Pedro von Navarra, und sie verrichteten schöne und herrliche Thaten, machten ansehnliche

sehnliche Eroberungen und brachten sogar die izt so berühmte Stadt Algier sehr in die Enge mittelst eines Forts, das sie mit ungemeiner Geschwindigkeit auf einer davorliegenden Insel anlegten. Sie hielten den Ort von hier aus so sehr im Zaum und Gedränge, daß die Algierer sich endlich genöthigt sahen, um einen Waffenstillstand auf zehn Jahre nachzusuchen, der ihnen denn auch gegen einen gewissen Tribut bewilligt wurde. Diesen Tribut entrichteten sie jederzeit so lange Ferdinand lebte, bis sie endlich nach dessen Tod den großen Barbarossa zu Hülfe riefen, worauf sie die Gelegenheit ersahen, den Waffenstillstand zu brechen, das Fort niederzureissen, die Spanier zu verjagen, und sich wieder in Freiheit zu setzen.

Während dieses Waffenstillstands nun kam es zum Krieg zwischen unserm König Ludwig XII. und dem Papst Julius. Ferdinand unterstützte den Papst und berief den Dom Pedro von Navarra mit dem größten Theil seiner Leute aus der Barbarei zurück, um sie nach Romagna zu schicken, wohin auch seine Neapolitanische Armee unter Kommando des Dom Raimond von Cordova beordert war.

Beide befanden sich mit bei der Schlacht bei Ravenna, und bei dieser Gelegenheit war's, daß der Herzog von Nemours in einer Anrede an seine Armee von den Spaniern sagte, man habe diese spanische Soldaten gar nicht zu fürchten, so sehr sie auch groß thäten und prahlten; denn sie haben blos mit unbewehrten feigen Moren fechten gelernt, aber noch nie den Kampf mit wohlbewaffneten muthvollen Franzosen versucht.

Sie hielten sich indessen dennoch sehr brav, und wollten ihrem General Dom Pedro nicht folgen, der darauf bestand, daß sie in ihren guten Verschanzungen

bleiben und den Angriff abwarten ſollten. Allein unſre Franzoſen ließen ſchlau genug das Geſchütz unter ſie ſpielen, das ihnen ſolchen Abbruch that, daß ſie anfiengen zu ſchreien: matados ſemos del cielo, vamos a combater les hombres. (Der Himmel zerſchmettert uns; laſſet uns die Menſchen bekämpfen!)

Dieſer Dom Pedro wollte ebenfalls die Italiener zurückhalten: ſie fiengen aber alle aus Leibeskräften an zu ſchreien: „was! ſollen wir denn dem Eigenſinn ei„nes Miaranen zulieb hier elendiglich umkommen!“ und ſo brachen ſie aus ihrer Verſchanzung hervor.

Es iſt nun keine Frage, ob dieſe Spanier, als Dom Pedro ſie aus ſo fernen barbariſchen Gegenden und Kriegen nach Italien führte, ſtolz waren, groß thaten und prahlten; denn dies iſt immer ihre Gewohnheit ſo, das Maul weit aufzureiſſen, wenn ſie von ſolchen Zügen herkommen. Sie wollten nicht anders als alte Krieger (ſoldados viejos) genannt ſeyn, welchen Ehrennamen ſie auch nachher immer behaupteten. Wenn auch neue, die ſie bisognes nannten, unter ſie kamen, ſtutzten ſie ſolche doch durch ihre gute Mannszucht und ihre Ordnung und den Ton, den ſie unter ſich beobachten, in Kurzem ſo zu, daß ſie ſich bald zu alten Kriegern bilden.

Ich ſelbſt habe es zu Neapel mit angeſehen, wie ſolche ſchlechte, lumpichte, abgeriſſene Kerls mit Baſtſchuhen von den Galeeren ans Land geſetzt wurden, welche die alten Soldaten unter ſich nahmen, dreſſirten und mit ihren geborgten Kleidern ſo ausſtaffirten, daß man ſie in Kurzem gar nicht mehr kannte.

So ſah ich einſt welche zu Neapel ankommen, die ſo neu und albern waren, daß ſie auf den Straßen alles

alles ſo dumm angaffte wie die Kuh ein neues Thor, und Maul und Naſe aufſperrte. Freilich mochten ihnen in ihrem Heimweſen ſolche Herrlichkeiten noch nie zu Geſicht gekommen ſeyn. In die Buden und überall riefen ſie verwundrungsvoll: mira à qua, mira a quella (Ei ſieh, da! Ei guck, dort!) Wenn aber ein Alter ſie ſo über ſolchen Dummheiten fand, verwies ers ihnen nachdrücklich, und ſo wurde es ihnen abgewöhnt, daß ſie ſich nicht weiter dadurch lächerlich machten.

Die Colonels bei den ſpaniſchen Truppen währen nicht lange, unerachtet ſich verſchiedene Beiſpiele davon finden; denn die Stelle wird nicht leicht für beſtändig verliehen, ſondern iſt vorübergehend und oft nur für gewiſſe Unternehmungen, nach deren Beendigung ſie erliſcht. Es iſt zwar freilich an ſich beſſer, wenn ein General ein allgemeines dauerndes Commando hat; indeſſen können doch die Spanier es eher entbehren; denn ſie ſind ſo gebildet, folgſam und wohlgezogen, daß ſie, bis auf den gemeinſten Mann hinaus, zu befehlen, und bis zum erſten hinauf, zu gehorchen wiſſen. Ueberdieß haben ſie ja auch ihre Meſtres de camp.

IV.

Digreſſion,
von katholiſchen Meſtres de camp.

Was uns Franzoſen betrift, ſo habe ich mich wohl hundertmal gewundert, und mehrere andre Officiers mit mir, wie wir ehmals ſo viele ſchöne Kriege führen konnten, ohne Colonels und Meſtres de camp zu haben. Freilich machte da jeder Capitain den Meſtre de camp bei ſeinen Leuten, ſo viele oder wenige er haben mochte. Nach der Hand hatten wir ihrer zwar die Menge; allein doch noch nicht unter Franz I. Gegen das Ende ſeiner Regierung war es der Herr von Montluc, aber der einzige, vor Boulogne.

Unter König Heinrich II. war eben der Herr von Montluc noch der einzige in Piemont, und dann kam an ſeine Stelle der Baron von Eſpic, als jener vom König zu ſeinem Lieutenant zu Siena in Toſcana ernennt wurde.

Der Capitain Aisnard war es auch allein. Der Herr von Montmas ebenfalls, ausgenommen bei belagerten Plätzen, wo man es der Wichtigkeit der Sache wegen jemand temporär auftrug, wie der Herr von Guiſe dem Capitain Fayas in Metz. So hielt mans auch bei andern belagerten oder mit einer Belagerung bedrohten Plätzen.

Der

Der Herr von Croſes war es allein in Corſica. Er verdiente es aber auch, denn er verſtand ſeinen Dienſt vollkommen gut, und es war ſehr Schade um ihn, daß er zu Rouen enthauptet wurde. Ich war bei ſeiner Hinrichtung gegenwärtig; er litt den Tod ſehr ſtandhaft.

Ich übergehe hier Toſcana; denn darauf werde ich noch unter dem Artikel von König Heinrich [15]) gegen das Ende kommen.

Der Herr von Boeſle ein braver tapfrer Mann, und Adelicher aus Perigord, ſah ſich als alleinigen Meiſtre de camp ſowohl im Feld als in den Städten; denn, der Friede war geſchloſſen, und die Compagnien lagen in ihren Garniſonen.

Ich würde nie fertig werden, wenn ich ſie nun alle einzeln und namentlich aufzählen wollte.

Die Stelle iſt ſehr ſchön und ehrenvoll, und wer ſie gut zu bekleiden weiß, iſt ein wackrer Kriegscamerad. Der gedachte Herr Montmas ſagte daher auch einſt zum König Heinrich: wenn man auf dieſem Poſten und dem eines Capitians von der Infanterie ſeine Schuldigkeit gehörig thun wolle, dürfe man nicht über zwei Jahre darin alt werden und leben bleiben. Ihm ſelbſt gieng es würklich ſo; denn er fiel bald. „Unſer Poſten ſagte er, iſt von der Beſchaffenheit, daß wer ſich „nicht wagt, nichts von Bedeutung verrichtet, und wer „ſich wagt, nothwendig früh dabei umkömmt.“ Es ſei alſo, ſetzte er hinzu, ſehr unrühmlich, alter Infanterie Capitain mit grauem Bart zu ſeyn.

Dies war die Meinung dieſes braven tapfern Offiziers; indeſſen ſind doch viele gute und tapfre Soldaten davon gekommen, und mit Ehren Grauköpfe und

Grau

Graubärte worden, die ihr ganzes Leben durch die Pike geführt hatten.

Ich führe hier zum Beispiel nur den alten Kriegsknecht und tapfern Ebenteurer de Lorges an, der seiner Zeit so viele Proben von Tapferkeit ablegte, und dabei doch seine achtzig Jahre alt wurde. Ferner den tapfern rühmlich ausgezeichneten Herrn von Montluc, der in seinem achtundsiebenzigsten Jahre starb; und den wackern Mann, Herrn von Jour [17]), Colonel der Legionaires von Champagne, der in den italienischen Kriegen und anderwärts rühmlichst diente, und in einem Alter von beinahe achtzig Jahren starb, wobei er noch so munter und wohlauf war, als einer von vierzigen. So sah ich ihn kurz vor seinem Ende noch so artig und nett sich kleiden, als irgend ein junger Hofcavalier. Er hatte immer Hut und Mütze voll schöner schwanker Federn; das — sagte der wackre Greis — mahne ihn noch so an seine Jugendzeit, da er Italien durchstreifte. Er trat zur kalvinischen Religion über, wollte aber dennoch in den ersten Kriegen dem Könige dienen. Ich weiß wohl, was Schuld daran war, daß der König seine Dienste nicht annahm.

Diesen drei Kriegshelden nun konnte man doch in der That keineswegs vorwerfen, daß sie, so alt sie auch wurden, in ihrem ganzen Leben nicht große Gefahren und Wagestücke emsig gesucht hätten. Allein ihr Stündlein war noch nicht kommen!

So habe ich auch viele alte gebrechliche spanische Officiers gesehen und gekannt, wie z. B. Pedro de Paz, Mondragone, Juliano Romero und andre, die sich in Gefahren eben sowenig schonten, als andre. Man mag so sehr und oft man will sich in Gefahren stürzen, unter Kugelregen und Säbelhiebe rennen:

ist

iſt das Todesloos einmal noch nicht geworfen, ſo kann man nicht umkommen. Ja manche leben lange wider ihren Willen.

An dem Tag, da bei der Ankunft unſrer Schweizer alles lief und rennte, um ſie in unſer Lager einrücken zu ſehen, als hätte man noch nie Schweizer zu ſehen bekommen, erſahen die von uns belagerten Rochelleſer dieſen günſtigen Zeitpunkt, machten einen Ausfall, [illegible]ten beinahe eine ganze Stunde wüſt und übel in unſern Trancheen, und nahmen ſechs von unſern Fahnen mit, die ſie auf ihre Wälle pflanzten, und uns zum Trotz vor unſern Augen flattern ließen. Allein am andern Tag, wo wieder an einem Vergleich unterhandelt wurde, und alſo Waffenſtillſtand war, gieng ich hinein, redete ihnen zu, dieſe Fahnen wegzuthun, und ſtellte ihnen dabei vor, es diente zu nichts, als den Prinzen zu beleidigen und beiderſeits Erbitterung zu erregen, da man doch izt bereits auf dem Wege zur Verſöhnung ſei. Sie folgten mir, und nahmen die Fahnen wieder weg.

Bei dieſer Affaire ſah ich zween Officiers, denen der Herr von Strozzy einen Verweis gab, daß ſie beide ihre Schuldigkeit nicht gehörig gethan, und ihre bis dahin vorwurfsfreie Ehre nicht nach Pflicht bewahrt hätten.

Sie entſchuldigten ſich ſo gut ſie konnten, (ich befand mich in der Geſellſchaft des Herrn von Strozzy) und verſprachen, bei der erſten Gelegenheit die Scharte wieder auszuwetzen, oder in den nächſten vier oder fünf Tagen eines ehrenvollen Todes zu ſterben.

Die Gelegenheit fand ſich bald. Es ſollte auf die Paſtei, das heilige Evangelium, ein kleiner Sturm unternommen werden. Beide giengen muthvoll und

zum

zum Tod entſchloſſen daran; erſtiegen die Baſtei und ſtürzten ſich in die Verſchanzung. Der eine bekam dabei vier oder fünf Schüſſe, ohne davon zu ſterben; der andre, der Capitain Pierre aber blieb. So hat das Schickſal jeglichem ſein Ziel geſetzt.

V.

Noch eine Digreſſion, über Glück und Unſtern der Krieger.

Ich muß hierbei bemerken, daß man ſehr brav, tapfer, verwegen und muthvoll zum Tod entſchloſſen ſeyn kann, und dennoch, oft wider ſeinen Willen, mit dem Leben durchkömmt, wenn das Schickſal, oder, um frömmer zu reden, Gott es nicht anders will.

Der groſſe Kaiſer Hadrian wußte wohl ein Lied hievon zu ſingen ꝛc. ꝛc. ꝛc. [18]).

Der Herr von Montluc führt in ſeinem Werke mehrere tapfre Männer an, die nie verwundet wurden; unter andern den wackern Mann Herrn von Lanſac. Wäre es hier meines Thuns, deren mehrere aufzuzählen, ſo würde es mir ein leichtes ſeyn. So haben wir z. B. den Herrn Herzog von Nemours, Jacob von Savoyen geſehen, der ſo tapfer und verwegen war als je irgend ein Fürſt ſeyn konnte, der bei der ſchweren und leichten Cavallerie und bei der Infanterie ſtand, und doch nie eine Wunde bekam.

Der

Der verſtorbene Vizdom von Chartres hatte ſich ebenfalls in dieſem dreifachen Dienſt nichts weniger als geſchont, beſonders bei der Belagerung und dem Sturm auf Conis unter dem Herrn von Briſſac. Beide Generals ſahen und hörten mehr Kugeln um ſich ſauſen, als der Himmel im März, beim Abſchied des Winters, Hagelkörner wirft, und dennoch waren ihre Todeswunden ihre erſten.

Unſer hochſeeliger König Heinrich trug nie, weder in Feldſchlachten noch bei Belagerungen, eine Wunde davon, und ſchonte ſich doch ſo wenig, als der Geringſten einer.

Um auf geringere zu kommen, ſo war der verſtorbene Herr von Gouas, ebenfalls ein ſehr braver Soldat und Officier, und zu ſeiner Zeit ein großer Wagehals. Nie aber bekam er eine Wunde, bis er vor la Rochelle einen unbedeutenden Schuß ins Bein bekam, woran er aber dennoch ſterben mußte.

Wer den Capitain Mons, der Einäugige genannt, kannte *), der wird nicht anders ſagen können, als daß er einer der kühnſten muthigſten Streiter in ganz Frankreich war, den Pulverdampf für ſein Leben gern roch, und ungewapnet im bloßen Collet darauf ausgieng. Nie aber wagte ſich eine Kugel an ihn, um ihn zu verwunden. Endlich aber als ſein Stündlein gekommen war, wurde er in dem kleinen Scharmützel, noch vor dem Gemäuer an dem von den Hofleuten ſogenannten Löwengraben verwundet (ich zugleich mit ihm,) und ſtarb vier Tage darauf, als verdienter Lieutenant einer der Leibcompagnieen (colonelles) des Herrn von Strozzy.

Wäre der Herzog von Guiſe nicht zur Stelle geweſen, ſo würde bei dieſer Gelegenheit eine ziemliche

Ver-

Verwirrung entstanden seyn. Ich befand mich mit dabei. Auch kam glücklicher Weise der Herr von Strozzy noch bald dazu.

Ich würde nie fertig werden, wenn ich alle hierher gehörige Beispiele aufzählen wollte.

Im allgemeinen ist indessen hierbei noch zu bemerken, daß diejenigen, die im Treffen fallen, oder verwundet werden, darum nicht allemal auch tapfrer sind, als die, welche ohne Wunden davon kommen. Ich habe jedoch sehr brave und tapfre Männer gesehen, die ganz außerordentlich verwundet worden waren. Allein ihr Unstern, ihr grausames, boshaftes und unglückliches Geschick brachte es so mit sich.

So sah ich den Capitain Saint-Colombe, einen braven tapfern Soldaten, und so muthvoll und beherzt als irgend einer [20]). Er hatte aber das Schicksal fast bei jeder Gelegenheit verwundet zu werden. Vor la Rochelle wurde ers dreimal, und kaum fieng eine Wunde an zu heilen, husch war wieder eine neue da. Bei der Wiedereroberung der Normandie unter dem Herrn von Matignon, der aber damals noch nicht Marschall war, wurde er zweimal verwundet; am drittenmal starb er zu St. Lo. Wir nannten ihn mit seinem Leibe einen Kaninchenberg von Schießlöchern.

Der tapfre Capitain la Routte, der kürzlich bei der Wiedereinnahme von Marcault, wo er Gouverneur war, blieb, war eben so häufigen Wunden ausgesetzt.

Der verstorbene Herr von Corbuson, ein jüngerer Sohn aus dem tapfern Hause Lorges, ein Mann

so

so brav als einer, kam aus keinem Handel ohne Wunde davon.

Sein Bruder, Jean de Lorges, hingegen, der an Tapferkeit seinen beiden Brüdern nichts schuldig blieb, und sich so wenig schonte als sie, kam überall ohne Wunde davon, bis er das Unglück hatte, verrätherisch ermordet zu werden, und zwar auf Anstiften des Marschalls von Matignon, der sehr deßwegen getadelt wurde; denn de Lorges war ein braver tapfrer Cavalier. Sein Vater hatte ihn dem geistlichen Stande bestimmt, und er führte noch den Namen von der Abtei Saint Jean de Falaise, die er hatte; allein er war ein besserer Krieger, denn Abt.

Der brave Herr von Grillon *) ist ebenfalls mit einer Menge Wunden bedeckt, die er alle auf eine ehrenvolle Weise bekommen hatte, ohne daß er bis izt an einer gestorben wäre.

Kurz ich würde gar nicht fertig werden, wenn ich alle die tapfern Männer aufzählen wollte, die im Verwundetwerden unglücklich waren. Indessen darf man doch hieraus keineswegs folgern, als ob alle, die im Krieg verwundet wurden, tapfrer wären, als die andern. Man muß vielmehr hiebei vor allen Dingen darauf sehen, auf welche, gute oder schlechte, Art sich einer in Gefahren begiebt, und verwundet wird. Denn es giebt leider auch eine Menge *Heuchler im Kriege*.

Ja es giebt deren hier mehr als in allen andern Ständen, wie ich nicht nur selbst erlebt und gesehen, sondern auch von großen Feldherrn oft gehört habe. So sind manche verwundet, ohne daß ein Christenmensch im Stand wäre zu sagen, wo, wovon und wo-

woher? man müßte denn glauben, Schüsse und Hiebe suchten sie ganze Meilen weit, oder hinter andern, oder tief in Laufgräben, oder hinter einer dicken Mauer, oder ganz unversehens, oder bei gebundenen Händen auf, und kämen ihnen höflichst nach sie, weil denn doch die Herrn nicht Lust hatten, ihnen entgegen zu gehen. Kurz, sie werden auf verschiedene Arten wie Haasen verwundet, und rennen dann im Lager, in der Stadt, am Hof, in der Provinz umher, und prahlen mit ihren Wunden, als hätten sie alles ganz und allein gethan. Und der Himmel mag wissen ob sie nur den Degen aus der Scheide gebracht haben, oder wenigstens nicht besser als ein gemeiner Pionnier. Demungeachtet schätzt man sie, lobt, rühmt, bedauert sie. Wer aber die Geschichte mit angesehen hat, macht sich lustig darüber, und hält ihnen den Daumen aufs Auge, daß sie es nicht wagen, in seiner Gegenwart zu großsprechen, und in der Furcht bleiben, man möchte ihnen geradezu sagen: „wir wissen ja wohl, wies damit zugieng, und „was an der Sache ist.“ Daher sehen solche Prahler sich oft auch wohl erst um, und prahlen nur, wenn keine solche lästige Augenzeugen zugegen sind.

Ich erinnere mich hiebei, was der brave Herr von Guise [22]) mir einst hierüber in den Laufgräben vor la Rochelle sagte, wo ich die Ehre hatte, mit ihm auf der Erde zu sitzen; denn er beehrte mich mit seiner Liebe, und koste gerne mit mir. Er erzählte mir just aus Nachrichten, die er so eben von Hof erhalten hatte, wobei er denn auch erwähnte, wie man dort manche lobe, die es nicht weiter verdienten, und blos dadurch, daß sie eine Wunde bekommen hätten, zu dieser Ehre gekommen wären. Er führte hierbei einen als Beispiel an, der als er von der Trenchee zurück gieng, nur leicht verwundet, und gleichsam von der matten Kugel

selbst,

ſelbſt, auf eine Entfernung von wenigſtens vierhundert Schritten, aufgeſucht wurde.

Er nannte mir hierauf noch mehrere dieſes Gelichters, von denen wir wohl wußten, daß ſie auf keine beſſere Art als jener, zu ihren Wunden gekommen wären, und ſetzte lachend hinzu: „wir müſſen uns „alſo nur auch ein wenig verwunden laſſen, aber uns „Himmelswillen ja ſo wenig als möglich, um uns Ach„tung zu erwerben und in der Leute Mund zu bringen „wie jene. An uns liegts freilich nicht, daß es noch „nicht geſchehen iſt; weder an dem Herrn von Strozzy, „noch an mir, noch an Ihnen. Denn es giebt keine „Gefahr, die wir nicht aufſuchten, keine Unternehmung, „die wir nicht ſo gut und noch beſſer als irgend einer „hier, angriffen. Indeſſen haben wir doch bei dem al„lem das Unglück, auch nicht eine armſeelige glückliche „Quetſchung wegkriegen zu können, die uns auszeich„nete und berühmt machte. Da möchte man denn „wohl ſagen, die Ehre fliehe uns! Ich meines Theils „werde morgen, am Tage des Sturms, eine Meſſe „für mich leſen laſſen, und Gott dabei um einen leich„ten Streifſchuß bitten, um ruhmvoller aus der Cam„pagne zurückzukommen, da doch nun einmal der Ruhm „bei Hof und bei den Damen in empfangenen, nicht in „ausgetheilten Stößen beſteht! [23]).

„Wer Sie kennt, gnädiger Herr — ſagte ich „zu ihm — und Sie in Action, hier ſowohl als an „ſo manchen Orten anderwärts geſehen hat, wird ſtets „Ihre Tapferkeit auch ohne Wunden, rühmen. Sie „haben deren ohnehin auch ſchon genug gehabt, um „damit zufrieden zu ſeyn. Beruhigen Sie ſich alſo „dabei; Gott wird Ihnen ſchon noch ſchicken, was Ih„nen frommt und ihm wohlgefällt. Unterdeſſen bleibe

„Ihr Gewiſſen ſtets rein und zuverſichtlich, um jeder„zeit vor aller Welt auftreten zu können, beſonders „vor den Damen, von denen Sie ſagen.“

„Sie reden die Wahrheit — ſagte er — und „dies tröſtet mich denn auch.“

Indeſſen fieng er doch bald wieder davon an: „Es iſt doch viel, Herr von Bourdeille (denn ſo nennte „er mich allezeit) daß wir, was wir auch beginnen, „keine Wunde bekommen können! So müſſen wir „denn alſo ohne Wunden nach Hof und zu den Damen „zurück! Wenn wir nun aber dort ſo unausgezeichnet her„umlaufen müſſen, und andre Verwundete umherhin„ken, die damit prahlen, wenn ſie den Arm in der „Schlinge tragen, oder an der Krücke wanken, ſo müſ„ſen wir uns bereden und einander wechſelſeitig darin „unterſtützen, ihre Prahlereien zu widerlegen, und „an den Tag zu bringen, was wir vom wahren Ver„lauf der Sachen wiſſen.“ —

Man ſieht hier den edeln Ehrgeiz dieſes ſo tapfern braven Prinzen, und es war gar nicht artig von Madame Fortuna, ihm dieſen kleinen Wunſch zu verweigern, für deſſen Erreichung er doch ſo viel wagte.

Ich verſichre, daß ich, der ich doch weit unter ihm ſtand, mich durch ſein Beiſpiel von gleichem Ehrgeiz angeſteckt und durchdrungen fühlte, und die ganze Zeit dieſer Belagerung alles mögliche verſuchte, meinen Wunſch zu erreichen. So lange ſie währte, alſo ganze ſieben Monate hindurch, vom Anfang bis zu Ende kam ich nicht weg, ſondern hielt unverdroſſen dabei aus, ohne Sold noch Gold, auf meine eigene Unkoſten, blos zu meinem Vergnügen. Dabei wich ich nicht von der Seite des Oberſten von Strozzo, weder Tag noch Nacht, ſchlief bei ihm und in den Laufgräben, aß, trank

mit

mit ihm, und folgte ihm in jeder Unternehmung getreu und unverdroſſen wie ſein Schatten.

Ich ſage dieß nach der Wahrheit, ohne mich damit rühmen zu wollen. Wer ſich damals mit dabei befand, kann mirs bezeugen. Allein trotz dem allem traf mich kein Hieb, keine Kugel, ausgenommen an dem Tag, da wir die erſte Oeffnung am Graben machten, und hineinrückten; es war im April. Bei dieſer Gelegenheit traf ein abgeſprungenes Stück Stein mich an die linke Hand, und verwundete mich ſtark, was mir einen ſo empfindlichen verſteckten Schmerz verurſachte, daß ich ganzer vierzehn Tage daran litt, ohne mirs jedoch äußerlich merken zu laſſen, oder den Arm in der Schlinge zu tragen; denn ich war ſelbſt gewohnt, mich über ſolche aufzuhalten, die dies ohne Noth thaten. In meiner Rüſtung aber hatte ich drei ſtarke Schüſſe. So kam ich alſo hier ſehr leichten Kaufs weg.

Eben ſo giengs auch dem Herrn von Strozzy. Zwar bekam er an eben dem Tag, da wir im Graben waren, einen ſtarken Schuß, den ich ſah und anprallen hörte. Ich nahm ihn auch ſogleich bei der Hand und fragte ihn, ob er verwundet ſei? Als ich ihn aber viſitirte, fand ich blos den Fleck den die Kugel auf ſeinem Bruſtharniſch geſchlagen hatte; ihm ſelbſt aber hatte es nichts gethan.

Ein andermal, am Tag des großen Sturms, traf ebenfalls, wir waren ſchon auf der Breſche, ein ſtarker Schuß auf ſeine Rüſtung, wovon er niederſtürzte. Ein Soldat aus Provence, einer ſeiner Bedienten [34]), Rahmens Baptiſt, und ich, halfen ihm wieder auf und ſchafften ihn nach der Tiefe, fanden aber wieder keinen Schaden an ihm, ſondern blos die Beule

die die Kugel geschlagen hatte, die jedoch nicht durchdringen konnte, weil der Harnisch schußfest war. Der Herr von Sourdiac, der junge Chateauneuf genannt, ein braver junger Mann aus Bretagne weiß wohl davon zu erzählen.

Als bei einer andern Gelegenheit der Herr von Strozzy, der Herr von O und ich hinter ein paar Schanzkörben standen, kam ein Schuß aus der Kuh [25]), der uns einen Capitain und drei Gemeine dicht neben uns erschlug, so daß Blut und Stücken von ihnen auf uns sprangen. Da ich noch etwas näher dabei stand, als jene beiden, so sprützte mir das Gehirn des einen ganz ins Gesicht, und ein gefütterter Reutrock [26]) von grünem Sammet wurde mir dadurch ganz zu Schanden gemacht.

Ich setzte mich hierauf in einen dort stehenden Feldstuhl, worin der Herr von Strozzy zu sitzen und sich zu sonnen pflegte. Es gefiel mir so wohl darin, daß ich nicht weg wollte, unerachtet der Herr von Strozzy mich zwei und dreimal wegzugehen, und mich neben ihn zu stellen bat, weil er wußte, daß es dort gefährlich sei. Endlich gieng ich doch, als er noch eine Ordonanz nach mir schickte. Kaum war ich weg, so setzte ein Soldat, ein ehemaliger Bedienter des Herrn von Guise, sich hinein, und kaum saß dieser, so kam abermals ein Schuß aus demselben Stück, der durch den Stuhl schlug, und den armen Soldaten tödtete. Dies wäre mir passirt, wenn ich nicht gieng. Allein mein Ziel war noch nicht so nahe gesteckt.

Als bei der Belagerung von Saint-Disier der Marquis von Mons [27]) der die Infanterie kommandirte,

dirte, eines Tags in der Trenchee auf einem Stuhl ſas, kam der Prinz von Oranien auch dahin. Aus Höflichkeit ſtand der Marquis auf und nöthigte den Prinzen, Platz zu nehmen. Kaum hatte aber dieſer ſich geſetzt, ſo kam eine Kugel, die ihn durchbohrte, und ſogleich tödtete. Ich möchte wohl von einem groſſen Philoſophen hören, ob wohl dieſer Schuß auch den Marquis getroffen hätte, wenn er ſitzen geblieben wäre? Vielleicht nicht, indem es nicht ſo in ſeinem Schickſal lag.

An einem andern Tage, als die Mine ſpielen ſollte, hatte ich dem Herrn von Strozzy zugeredet, wir wollten uns in der Nähe daran halten, um dann ſogleich munter zum Sturm angehen zu können. Er folgte mir und wir blieben zur Stelle, bis der brave einſichtsvolle und tapfre Herr von Coſſains, der die Gefahr bei der Sache und das mögliche ihrer Zurückſchlagung bedachte, uns weggehen hieß. Er zog mich ſelbſt am Arme weg, und ſagte dabei, ich ſei ein frecher Thor, der dergleichen Fricaſſee noch nicht gekoſtet habe. Er führte uns in das Loch am Graben, wo wir gedeckt waren; und kaum waren wir untergetreten, ſo brach der Teufel los, und die Mine ſpie ihr heftiges Geheknniß nach unſern Leuten, deren ſie auf eben der Stelle, wo wir hatten bleiben wollen, über dreihundert erſchlug. Dies war das jämmerlichſte Schauſpiel, das ich je geſehen habe, wie unſre armen Soldaten ſo erbärmlich verkrüppelt, verſtümmelt und zerriſſen wurden. Kein Herz war ſo hart, daß es nicht Mitleidsthränen bei dem Anblick vergoſſen hätte. Hier kam uns alſo die Warnung des Herrn von Coſſains ſehr zu ſtatten, denn wir wären eben ſo fricaſſirt worden. Indeſſen ließe

ſich hier noch fragen, wem wir dies eigentlich mehr zu danken haben, der Warnung des Herrn von Coſſains, oder dem Schickſal, das uns dort wegführte, weil es diesmal nichts mit uns zu ſchaffen haben wollte?

Bei eben der Belagerung erlebte ich mehrere dergleichen Fälle, in denen der Herr von Guiſe ebenſo Gefahren entgieng, entweder im Handgemenge, oder ruhig in den Laufgräben. So ſah ich öfters mehrere, die neben ihm durch Büchſen- oder Stückkugeln getödtet oder verwundet wurden, welche dicht an ſeiner Seite oder vor ſeiner Naſe vorübergefahren waren, ohne ihm ein Leid zu thun.

Eben ſo der brave Herzog von Longueville; wiewohl er die Meinung hegte, eine Wunde, die man ruhig beim Stillſitzen bekomme, oder wo einen die Kugel erſt lange aufſuchen müſſe, ſei nicht rühmlich, ſondern nur eine ſolche, die man ſich im tapfern Kampfe hole.

Eben der Meinung war der letztverſtorbene Prinz von Condé [28]). Als bei dem großen Scharmützel am Mitfaſten, wo zwölfhundert Mann einen Ausfall aus la Rochelle thaten, (die ungerechnet, die von den Mauern herab wenigſtens eben ſo viel Unheil unter uns anrichteten,) befand der brave Herr von Crillon ſich juſt auf jener Seite, und gieng zum Spaß, denn er hatte dort keinen Poſten, auch mit ins Feuer, wo er brav um ſich ſchlug und ſich ſo gut hielt, daß wir ihn lange todt glaubten. Bei dieſer Gelegenheit ſagte denn der Prinz von Condé unter andern Lobſprüchen von ihm auch dies: er wollte viel darum geben, wenn er auf eine ſo ſchöne ruhmvolle Art Wunden davon tragen könnte; denn Crillon ſei tapfern Muths auf die Kugeln losgegan-

gangen, nicht die Kugeln auf ihn. Und das war auch wahr.

Indeſſen verdienen doch alle gelobt zu werden, die Wunden davon tragen, ſie mögen ſie bekommen auf welche Weiſe es ſei; jedoch freilich einer vor dem andern. Denn wenn wir in den Krieg gehen, ſo gehen wir gleichſam auf den Markt, wo wir einkaufen und mitnehmen müſſen, wie wirs finden.

Beſonders glücklich ſind in dieſem Punkt große vornehme Herrn. Der mindeſte unbedeutendſte Streifſchuß erhebt ihren Ruhm auf ewige Zeiten bis in den Himmel. Wir andere geringere müſſen mit weniger vorlieb nehmen, und alles was wir thun, ſind nur leichte Splitter gegen die Großthaten der Großen, die beſſer in die Trompete des Ruhms ſtoßen zu laſſen wiſſen, als wir, die nicht überall hinreichen können, wie ſie, um unſre Wunden und unſre Tapferkeit zu verkündigen.

Ich kann mir hier wohl vorſtellen, daß manche meiner Leſer ſagen werden, ich ſei ein verworrener ausſchweifender Plauderer, und werfe in meinen Aufſätzen das hundertſte ins tauſendſte. Allein man denke einmal, ich mache es wie die Köche, die eine Menge Speiſen unter einander ſudeln, um einen Potpourri daraus zu bereiten, der dann darum nicht minder gut und lecker ausfällt. Eben ſo kann es mit meinem verworrenen Miſchmaſch von Vortrag ſeyn; wenn er auch dem einen nicht gefällt, ſo iſt er doch nach dem Geſchmack des andern, der meine Sächelgen hinnimmt, ohne auf die Ordnung zu ſehen, in der ich ſie ihm gebe.

VI.

Fortsetzung
von den
französischen Mestres de Camp.

Wie gesagt also, gegen das Ende der Regierung Franz II. und zu der Zeiten Karls IX. fand sich in Frankreich nur ein einziger Mestre de Camp, weil bei dem anhaltenden Frieden die Truppen in Garnison lagen.

Als aber der bürgerliche Krieg ausbrach, bekam man wieder im Militärfach zu thun, und mußte eine Armee errichten, unter dem Commando des Königs von Navarra, als Lieutenant-General du Roi, der Herrn von Guise, des Connetable und des Marschalls von St. Andre, welche letztern drei man unter der Benennung das Triumvirat begriff.

So wurden also für die Infanterie ernennt und angestellt als Mestres de Camp nach Spanischer Manier [29]) folgende drei: Sarlabous der ältere, den ich vor kurzem noch als Gouverneur von Dumbar in Schottland gesehen hatte; Richelieu der ältere, ehmals Lieutenant bei einer der Leibcompagnieen des Herrn von Bonnivet in Piemont und Gouverneur von Alba ebendaselbst; und der Capitain Ramello. Alle drei waren dieses Postens würdig, und jeder hatte sein besonderes Regiment, wornach auch die ganze französische

Infan-

Infanterie nach Art der spanischen Terzen abgetheil und angewiesen wurde.

Es gab manche, die diese Mehrheit von Mestres de Camp etwas sonderbar fanden. Allein der Herr von Guise, der unstreitig es besser verstand, als sie alle, wie eine solche Einrichtung zu treffen sey, fand es für gut so anzuordnen. Auch hielten sich alle drei in diesem Kriege gut und ohne Tadel.

Der Capitain Charry kam darauf in unser Lager, wohin ihn der Herr von Montluc aus Gascogne mit gascognischen und spanischen Truppen beordert hatte, und brachte ein schönes Regiment Gascogner mit, das auf dreitausend Mann stark seyn mochte. Dies war schon eine schöne Hülfe, und bewürkte, daß die Belagerung von Paris [30]) aufgehoben wurde, die uns ohnehin nicht viel that.

Der Herzog von Guise machte diesem Charry große Caressen, sowohl um seiner Tapferkeit willen, als weil er sich kurze Zeit zuvor am Hof zu seiner Parthei gehalten hatte. So sah ich ihn dort mit dem jüngern Calverat; beide hatten jeder nur zwei Pferde, einen Knecht und einen Laquai. Er fing an, ihn zu befördern und hervorzuziehen, und gab ihm den ersten Auftrag, die Vorstadt von Orleans zu nehmen [31]), was er auch sehr gut ins Werk setzte, indem er sie im Nu weg hatte. Er war aber auch ein vortrefflicher Infanterie-Officier. Der Herr von Montluc lobt ihn in seinen Commentarien so sehr, daß mein Lob überflüssig ist.

Hierauf wurde Friede [32]) und die Truppen zückten in die Garnisonen, wo sie aber nicht lange blieben. Denn nun giengs an die Belagerung von Havre [33]),

das

das auch bald und glücklich erobert wurde. Dank sey der starken Pest, die zuvor darinn gewütet hatte.

Nachdem nun hierauf die Engländer abermals [34]) aus Frankreich gejagt waren, errichteten der König und die Königinn Mutter, die bei der Minderjährigkeit ihres Sohns alles vermochte, ein Regiment französischer Infanterie als königliche Leibwache. Es bestand in zehn Compagnien, und der Herr von Charry wurde als Mestre de Camp dabei angestellt; welche Ehre er auch verdiente. Er wurde aber bald so übermüthig dadurch, daß er anfieng, den Herrn von Audelot [35]) gering zu schätzen.

Ich für meine Person muß sagen, daß ich nie einen wackern schönern Kriegsmann gesehen habe, als er war. Allein für einen so klugen, schon bejahrten, und überdieß an dem einen Arm etwas unbehülflichen Mann, wie er war, sprach und trotzte er ein wenig zu laut, und gieng so weit, daß er manche Stücke von dem seinen Obersten schuldigen Gehorsam aus den Augen setzte. Dies bekam ihm aber auch sehr übel.

Der Herr von Audelot nämlich, so brav und tapfer und rasch mit der Klinge, als Charry irgend seyn konnte, legte es darauf an, ihm seinen Trotz zurück zu geben. Als er einst im Louvre die Treppe herab kam, die Charry hinauf wollte, griff er ihm unter den Mantel, und sagte: „ha, Sie sind gepanzert!" was sich jedoch nicht so befand.

Charry nahm dies als Beleidigung auf, und beschwerte sich darüber beim König, wobei er im Saal einen großen Lärm anfieng, wie ich selbst mit angesehen habe. Der Oberste — sagte er — habe ihn nicht zu visitiren, und wenn er auch gepanzert wäre, so stehe es ja ihm, als Chef von der königlichen Leibwache allemal frei,

frei, bewaffnet oder unbewaffnet ins Louvre zu kommen. Er brachte es auch würklich dahin, daß der König und die Königinn es übelgethan fanden, und dem Herrn von Andelot einen kleinen Verweis deßwegen gaben, und ihm vielleicht einen größern gegeben, oder gar noch mehr angethan hätten, wenn man nicht auf seinen hohen Rang und die Hugenoten Rücksicht nahm, die man damals nicht gern unzufrieden machen wollte.

Indessen fuhr Charry immer fort zu trotzen, und zog sich, wie ich selbst ihn gewarnt hatte, sein Unglück zu. Denn da der Herr von Andelot das Unwesen nicht länger so hingehen lassen konnte, brach Chatelier [36]) eine Ursache vom Zaun [37]), ihm das Handwerk zu legen.

Als nämlich eines Morgens Charry von seinem Logis, zu den drei Leuchtern, begleitet von dem Capitain la Tourette und einem andern, ausgieng, und über die St. Michelsbrücke kam, fiel Chatelier nebst dem braven Mouvant, einem wackern Soldaten, Constantin genennt [38]), und einigen andern aus dem Haufen eines Waffenschmidts über sie her. Chatelier stieß Charry den Degen durch den Leib und drehte ihn ein paarmal darinn herum, um die Wunde größer zu machen, wovoh er auch sogleich todt niederstürzte, nebst la Tourette, den Mouvant und Constantin ermordeten, wie man sagt. Hierauf machten sie sich unerschrocken durch den Augustinerquay davon nach der Vorstadt St. Germain, wo sie gute Pferde fanden, sich flüchteten und nicht wieder in Paris betreten ließen.

Allerdings machte dieser Mord starkes Aufsehen bei Hof, besonders bei der Königinn, die just im obern Saal des Louvre mit dem Herrn von Andelot und andern Herrn vom Conseil spaziren gieng, als man diese Nachricht brachte. Sie wendete sich sogleich gegen den

Herrn

Herrn von Andelot und sagte ihm: man wolle sagen, daß dies von ihm angestiftet sey, und ein Soldat von seinen Leuten, Nahmens Constantin, sei Mitschuldiger dabei, und habe den Mord vollenden helfen.

Der Admiral und Andelot waren aber nicht die Männer, die so leicht die Fassung verlohren; nicht leicht konnte eine schnelle Veränderung in ihren Gesichtszügen an ihnen zum Verräther werden. Ganz ruhig beriefen sie sich daher auf ihre Unschuld, und Andelot läugnete geradezu und standhaft alles weg. Doch stellte er sich ein wenig bewegt, und sagte: „Madame, „Constantin war diesen Augenblick erst hier; er kam „mit mir in den Saal herauf!“ — Dann that er, als suchte er ihn, rief ihn, schickte auch einige Trabanten nach ihm aus, um ihn herzubringen. Allein er war nirgends zu finden. Ich war hierbei gegenwärtig.

Der König, die Königinn und der gröſte Theil des Hofs waren gar nicht zweifelhaft, daß Andelot den ganzen Handel angestiftet habe. Viele entschuldigten ihn damit, daß er die trotzige Pralereien des Charry nicht länger habe dulden können. Denn dieser sagte ohne Scheu öffentlich, er frage nichts nach dem Obersten und sei ihm keine Subordination schuldig. Würklich hatte es auch starken Streit darüber im Conseil vor der Königinn gesetzt, welche sagte, dies sei eine ausserordentliche Wache, die der König ganz abgesondert für seine Person errichtet habe, so daß sie also nicht, wie die andern, unter dem Obersten stehe, sondern ihren eignen Stab habe, und nach dem Willen des Königs von niemand auſser Ihm Befehle annehme.

Die ganze Sache blieb indessen auf sich beruhen, so viel sich auch hätte darüber reden lassen. Ich war damals bei Hof und sah alles mit an. Die Königinn

ginn schickte, wie ich sah, sogleich nach dem Herrn von Strozzy, übertrug ihm die erledigte Stelle, und befahl ihm, sogleich nach seinem Corps abzugehen, und das Commando zu übernehmen. Es stand drei Meilen von Paris, und er befolgte den Befehl sogleich.

Weiter wurde aus dem Vorfall nichts. Zwar schrie, lärmte und drohte man besonders von Seiten der Officiers bei diesem Corps lang und viel; allein dies machte den Herrn von Andelot nicht bange. Er hatte es wohl schon ganz anders gehört; auch konnte ja nichts bewiesen und auf ihn gebracht werden, da die Sache so fein durchgeführt worden war. Denn alle Mitschuldige hatten sich schleunigst aus dem Staube gemacht, ohne sich betreten noch etwas verlauten zu lassen.

Nach vier oder fünf Jahren wurde jedoch dieser Chatelier in der Schlacht bei Jarnac gefangen, und in Rücksicht auf seine alte Schuld mit kaltem Blut niedergestoßen.

Manche wollten ihn darum tadeln, daß er seine Rache so lange aufgeschoben habe, da sie doch in Toscana oft genug beisammen gewesen, und einander an der Tafel des damaligen Generals Soubise getroffen hätten. Allein an der Generalstafel können Freund und Feinde sicher voreinander sitzen, und die Vollstreckung der Rache kann nach Belieben lang und kurz gesteckt werden, wie der Steigriemen. Manche wollten jedoch eben aus diesem Grund Verdacht auf Andelot werfen, als ob er ihn erst dazu angestiftet habe, da er sonst es vielleicht lange schon vergessen und aufgegeben hätte.

Manche sagten, es wäre dem Herrn von Charry gar nicht schimpflich gewesen, den Herrn von Andelot anzuer-

anzuerkennen. Es hätten ihm wohl schon Vornehmere gehorcht, z. B. der Herr von Grammont, von Pardaillon und andre Cavaliers aus guten Häusern, die unter ihm dienten.

Der Herr von Strozzy, so viel er auch auf den Admiral und Andelot hielt, erkannte ihn niemals als seinen Vorgesetzten, sondern empfieng seine Ordres nur unmittelbar vom König, der es selbst so wollte. Zwar führte er nie den Titel Colonel. Er selbst nannte sich nur Mestre de Camp der königlichen Leibgarde; wie ich selbst zu Bayonne hörte, daß er zu einigen Spaniern, die ihn bekomplimentirten, sagte, er sei nur maestro di campo de la gardia del rey, was eine kluge Bescheidenheit von ihm war.

Als er diese erledigte Stelle Charrys erhielt, stand er schon bei eben dem Corps als Capitain. Die andern Capitains dabei waren Cossein, Sarcion, Gouas, Chabannes der ältere und jüngere, Promberry, Neuillan und Forcez. Es bedurfte also keiner weitern Aenderung, außer daß seine Compagnie die erste, Charrys seine die letzte wurde. Charrys Lieutenant la Motte, bekam sie, und verdiente dieses Avancement sehr gut, denn er war ein sehr braver tapfrer Officier. Er behielt sie jedoch nicht lange, denn er starb bald darauf an der Pest zu Lyon, auf der großen Reise des Königs; Cadillon, sein Lieutenant, bekam seine Compagnie.

Mögen wohl selbst im heiligen kanonischen Recht nicht so viel Extravaganzen [39]) zu finden seyn, als hier; hat aber nichts zu sagen. Mir ist alles recht.

So war also der Herr von Strozzy Mestre de Camp General de la Garde du Roy. Er versah diesen Dienst vollkom-

vollkommen gut während der zweijährigen Reise, die der König durch seine Staaten machte. Nachher aber aus Veranlassung der in Flandern ausgebrochenen Unruhen, und weil es das Ansehn hatte, als würde der Friede in Frankreich selbst von Dauer seyn, wollte der König diese besondre Wache nicht mehr haben, und schickte sie in die alten Garnisonen in der Picardie.

Die Hugenoten hatten dies vorzüglich betrieben, indem sie sagten: es schicke sich nicht für den König, eine so starke Wache um sich her zu haben, noch dazu mitten in seinem Reich. Es sei ein überflüssiger Aufwand, und die vornehmste Wache des Königs seien die Herzen seiner Unterthanen. Diese Reden hörte ich öfters von ihnen. Sie schrieen so lang, daß man endlich ihrem anhaltenden Dringen hierin nachgab.

Man sagte aber bei Hof, um das sey's ihnen nicht eigentlich, was sie vorgäben, sondern darum, daß sie ihr Spiel sichrer spielen könnten, als es ihnen nachher bei Meaux gelang *), wo sie ins Fäustchen gelacht hätten, wären nicht noch zu rechter Zeit die Schweizer dazwischen gekommen, die man geworben hatte, um gegen den Herzog von Alba auf dessen Zug nach Flandern gedeckt zu seyn. Der König bereute es diesen ganzen Tag sehr, daß er seine Garde von sich gelassen hatte, die er izt hundertmal herwünschte. Er schickte daher auch sogleich den Herrn von Strozzy ab, um sie wieder zu holen, was er sehr glücklich bewerkstelligte, wie ich anderswo schon erzählt habe.

So war also der Krieg wieder stärker ausgebrochen als je. Weil nun der Herr von Andelot auf feindlicher Seite war, bekam der Herr von Strozzy seine Stelle, und wurde vom König zum Kolonel, und einige seiner Capitains zu Mestres de Camp gemacht. Der

eine war Coſſeins, vom Regiment la Garet; Sarrion und der ältere Gouas. Der Herr de la Noue nennt ſie Colonels, was mich ſehr wundert; denn ſie waren nie mit dieſem Titel beehrt, und ſchon der eines Meſtre de Camp machte manche ältere Officiers, wie Forez und andre, unzufrieden; allein es war nun einmal ſo der Wille des Königs, dem man ſich fügen mußte. So gehorchten denn alle den Befehlen Coſſains.

Die andern Meſtres de Camp erhielten neue Compagnien; ich für mein Theil erhielt den Auftrag vom König, deren zwei zu werben. Ich warb aber nur eine einzige, und ſchon dies fiel mir genug zur Laſt. Es waren unſer fünf oder ſechs, die gleichen Auftrag hatten. Allein manche ſtellten zwei ins Feld, wie der Graf von Maulevrier, der Marquis von Canillac, und Saint Geran, der Bruder des Herrn de la Guyche. Andre errichteten nur Eine, wie Veſigny, der junge Mauſay genannt, der junge Montluc, genannt Fabian, und ich: und ſo wurden wir unters Regiment vertheilt nach Gefallen des Oberſten. Dieſer that mich unter Sarrion, weil dieſer eine ſeiner Leibcompagnien commandirte, bei welcher mich haben zu wollen, er mir die Ehre erzeigte.

Der Herr von Briſſac, der andre Oberſte, aber in Piemont, hatte ebenfalls wie der Herr von Strozzy, drei Meſtres de Camp von Piemont, den Herrn von Muns, vormals Metre de Camp von Piemont, den dicke la Berthe und Aunous. Alle drei waren brave Männer und verdienten ihre Stellen vollkommen, wie ſie jederzeit durch ihre Thaten bewieſen, beſonders Aunous, der als Nachfolger des Herrn von Montmot einen ſehr ſchönen Coup machte, als er ſich in das belagerte Poitiers warf.

Dieſer

Dieſer Herr von Muns war derſelbe, der dem Herrn Kanzler von Hopital zur Bedeckung gegeben wurde, als er in Provence üble Behandlung vom Pöbel und andern beſorgte, weil man ſehr über ihn ſchrie, und ihm mehrere Edicte zu Gunſten der Hugenoten zur Laſt legte. Da ſie ihn nun deswegen bedroht hatten, und er ſich nicht ſicher glaubte, hatte er ſich eine Bedeckung vom König erbeten, der ihm auch drei gute Capitains vom Hof ſchickte, die meiſtens nicht von ſeiner Seite kamen. Sie waren alle drei von verſchiedenen Religionen, worüber man bisweilen bei Hof lachte.

Der eine war Hugenot; der Herr von Grille, nachheriger Seneſchall von Beaucaire, ein braver Officier, und einer der älteſten von Piemont und Frankreich. Er wurde gefangen in Terouane, und gieng nachher in den erſten Unruhen den Hugenoten ſehr hitzig in Provence zu Leibe, wo er auch die Truppen des Grafen von Suze in der Ebene bei St. Gilles ſchlug. Er war ein beſonders guter Freund von mir.

Der zweite war der Herr von Muns, ein ſehr guter Papiſte, ſehr wackrer Mann und guter einſichtsvoller Officier.

Der dritte war der Herr von Bellegarde, der das Mittel hielt; doch wollte man ſogar ſagen, er überſchritte es noch ein wenig. Er wurde nachher Marſchall von Frankreich.

So war alſo die Bedeckung des Herrn von Hoſpital beſchaffen, und bei dieſer Beſchaffenheit war er wohl bewacht, und konnte vor allen Sorten von Religion ruhig ſchlafen.

Jener zweite Krieg gieng hin mit der Belagerung von Paris, den verschiedenen Scharmützeln, die davor vorfielen; der Schlacht bei St. Denis; dem lothringischen Zug und einigen andern Unternehmungen, worauf denn der Friede zu Chartres geschlossen wurde. Man schickte die Truppen in die Garnisonen; weil aber Regimenter und Compagnien stärker worden waren, verlegte man sie in der Picardie, Champagne, Bourgogne, Normandie und anderwärts.

Der Friede währte darauf keine sechs Monate (daher einige ihn den kleinen, andre den kurzen Frieden nannten), so brach der dritte Krieg schon aus, der eine Menge schöner Gefechte und großer Thaten erzeugte, wie die beiden Hauptschlachten bei Jarnac und Montcontour, die Belagerung von Saint Jean, Poitiers, Mucidan, Niort und andre.

Nach Verlauf von zwei Jahren wurde wieder Friede gemacht zu Angers; und dieser Friede hieß la paix boiteuse et mal-assise, weil er durch den Herrn von Malassise, genannt von Roissy (Requetenmeister und ein sehr würdiger Mann), und den (hinkenden) Herrn von Biron verhandelt wurde. Alle Compagnien rückten hierauf abermals in ihre Garnisonen.

Nun erfolgte das Pariser Blutbad, und darauf mußte la Rochelle belagert werden, wohin alle Regimenter beordert wurden, unter dem Commando des Herrn von Strozzy als Colonel-General. Denn der Herr von Brissac war todt, und man sprach nicht mehr von seinen Truppen, außer denen, die in Piemont standen, und la Riviere-Puytaille den ältern, nachher Antefort zum Mestre de Camp hatte, unter dem noch sehr jungen Herrn von Brissac, der unerachtet seiner ganz zarten Jugend zum Nachfolger seines Bruders als Colonel von Piemont angestellt worden war.

Bei

Bei dieſer Belagerung von la Rochelle befanden ſich drei alte Regimenter: das Garderegiment Coſſains, das von Gouas, und das von Gua, der an Guarrieres, und dieſer an des verſtorbenen Berthe Stelle getreten war.

Es gab aber auch noch andre neue Regimenter, wie das von Fouillou, dem Neffen des Statthalters von Poitou, der einer der erſten war, die blieben; das von Landreau, von Pavillac, von Boisjourdan und andre. Dieſe unglückliche Belagerung koſtete uns Coſſains, Gouas und Pavillac. Der Herr von Gua wurde tödtlich verwundet, als er tapfer auf die Baſtei vom heil. Evangelium mit ſtürmte. Er kam aber doch wieder davon.

Nachdem der Vergleich mit der Stadt, und der Friede geſchloſſen war, zog jeder, wie gewöhnlich, wieder heim nach ſeiner Garniſon; aber nicht mehr in ſo ſtarken Haufen: denn es wurden ſehr viele abgeſchafft. Der König ließ beſonders ſeine ganze Garde eingehen, und wollte keine mehr haben.

Als aber der Faſtnachtsauflauf kam, und mehrere geheime böſe Unternehmungen gegen Seine Perſon entdeckt wurden [41]), gab er dem Capitain Luſſan [42]) und dem Capitain Florian [43]) wieder Auftrag, zwei neue Compagnien zu errichten, die er zu ſeiner Leibwache nahm, auf deren Treue er ſich verlaſſen zu können glaubte, und auch bis an ſein Ende verließ.

Nach dem Tod des Königs brachte der Herr von Gua [44]) dies eingegangene Garderegiment wieder auf, und ſtellte es ſchöner wieder her, als es je geweſen war. Denn er ſtand ſehr gut bei dem neuen König, und hatte ſtets vor allen andern Stellen die eines Meſtre de Camp von der königlichen Garde gewünſcht, oder beſſer nach

ſpaniſcher Weiſe ausgedrückt, die eines Capitain-General de la Garde du Roi, wie ich ihn öfters ſpaniſch zu nennen pflegte, was er ſehr gern hörte, denn er liebte mich vorzüglich.

Er ſtellte bei dieſem neuen Regiment lauter gute und brave Capitains an, z. B. du Maſſez, Lieutenant bei der Leibcompagnie, gegenwärtig Gouverneur von Xaintonge und Angoumois; de Ponçenat, ſein Lieutenant, ein braver Soldat, Capitain und Meſtre de Camp, der bei der Belagerung von Brouage blieb, worauf ſeine Compagnie de Luſſan, iziger Gouverneur von Blaye, erhielt; de la Hilliere, Gouverneur von St. Denis, und nachher von Calais; de Sarillac, Gouverneur von Paris für die Ligue, izt Gouverneur des Prinzen von Conde; de Buſſec, der als Meſtre de Camp in der Schlacht des Herrn von Strozzy ſtarb, aus Kummer, weil er Vorwürfe wegen ſeines Verhaltens befürchtete; von Laval, welcher Meſtre de Camp von zwölf Fahnen in Languedoc war; und andre mehr, lauter brave tüchtige Officiers.

Im vorbeigehen muß ich doch hier erinnern, daß dieſe Stelle eines Gardecapitains ſo ehrenvoll für ihren Mann war, daß er ſie nicht niederlegte, ſelbſt wenn er bei einem andern Corps weiter avancirte. So war z. B. der iztgedachte Laval Meſtre de Camp bei andern Truppen in Languedoc, nennte ſich aber demungeachtet darneben noch immer Capitain von der königlichen Leibgarde. Le Buſe [45]) hatte auf dem Zug des Herrn von Strozzy nach Portugall ein eignes Regiment, gab aber darum ſeine Stelle als Gardecapitain nicht ab. Der Herr von Bonnouvrier, ein braver, tapfrer, muthvoller Officier, kommandirte die ganze franzöſiſche Infanterie

fanterie des Herzogs von Epernon in Provence, hatte aber dennoch seine Gardecompagnie noch beibehalten. Eben so Sarret, da er als Mestre de Camp mit dem Herzog von Mayenne nach Guyenne zog. Der jüngere Gouas, der in Bearn ermordet wurde, wo er als Mestre de Camp stand, starb als Gardecapitain.

Man sieht hieraus unmasgeblich, wie manche kleine Stellen andern viel gröſter geglaubten die Waage halten; denn es ist keine geringe Ehre, die Person seines Königs zu bewachen. Wir Franzosen und andre Nationen haben dies zu einer sehr wichtigen Sache gemacht; wie ehmals die Römer mit ihren Prätorianischen Legionen, die solche Macht und Ansehn gewannen, daß sie endlich die Kaiser erwählten; und die Janitscharen, die die Leibwache des Sultans machen, und in seinem ganzen Reich gefürchtet werden.

Herr von Gua bekleidete diesen Posten nicht länger, als ein Jahr und einige Monate; denn als er krank war, wurde er in seinem Bette ermordet. Ach, nicht ohne Thränen kann ichs sagen: ein groſer Freund von mir ermordete einen andern groſen Freund von mir! — Man gab den Mord dem Baron von Vitaux schuld, der mein groſer Freund und Bundesbruder war, und zu dem ich oft sagte: „ach, „mein Bruder und Herzensfreund, du hast einen an„dern Herzensfreund von mir ermordet. Wollte Gott, „du hättest es nicht gethan, so würde ich dich noch weit „mehr lieben!“ — Er läugnete mirs immer; allein es war alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß ers gethan hatte. Denn er stand in Frankreich in dem Ruf, daß keiner so entschlossen zu einer solchen That wäre, als Er ꝛc. ꝛc. —

Nach seinem Tode meldeten sich eine Menge Bewerber um diese ehrenvolle Stelle. Unter andern Lavardin, der sie zu verdienen glaubte, weil er bei der Eroberung von Niedernormandie als Mestre de Camp von vier neuerrichteten Compagnien gedient hatte, und auf den Tod verwundet worden war. Allein der König, als ein einsichtsvoller Herr, erwog, wie sehr es hierbei darauf ankäme, diese Sorge für die Sicherheit seiner Person einem Mann zu übertragen, der von fremden Verhältnissen und Verbindungen unabhängig wäre; da nun Lavardin von der Zucht und Parthei des Königs von Navarra war, woraus er auch kein Geheimniß machte, so schlug ihm der König sein Gesuch ab, was ihn so sehr verdroß, daß er ihm von nun an nie wieder diente.

Die ihm und andern Mitbewerbern versagte Stelle erhielt Beauvais Nangy, den der König sehr liebte, und in den er großes Zutrauen setzte. Er diente ihm auch sehr gut und getreu, besonders bei der Belagerung von la Fere und anderwärts.

Als aber der Herzog von Epernon Colonel wurde, und Beauvai laut schrie, er werde ihm nie gehorchen, und achte sich so viel, als jener, fiel er beim König in Ungnade (denn man muß thun, was der Herr will, oder lieber gar davon bleiben), wurde abgesetzt, und seine Stelle dem vorzüglich braven und tapfern Herrn von Crillon übertragen. Der König hätte sie auch würklich keinem Mann übertragen können, der besser im Stand gewesen wäre, sie zu behaupten und zu vertheidigen gegen den abgesetzten Besitzer, wie gegen jeden andern, als eben Crillon. Er blieb auch im ruhigen Besitz und verwaltete sie sehr ehrenvoll.

Zu der obengedachten Eroberung der Niedernormandie wurden drei Meſtres de Camp auf Einmal gemacht, die Herrn von Buſſy, von Lavardin und von Luſſe, jeder blos über vier Compagnien; brave Männer wie ſie durch ihre Thaten bewieſen. Der König Karl hätte nicht beſſer wählen können, auch waren zween davon würklich von ſeiner Zucht, Buſſy und Luſſé, Cavaliers aus vornehmen Häuſern, reich und in allen Stücken vollkommen. Luſſé blieb vor Luſignan, wo er ſich ſehr brav gehalten hatte.

Es war auch dabei der brave muthvolle Graf Martinengo, als Meſtre de Camp, der ſich ſtets ſehr brav und ruhmvoll hielt, und ſeinem Ruhm durch das Verhalten bei der Belagerung von Charité, wo er blieb, die Krone aufſetzte.

Einige Jahre zuvor hatte er den Venetianern ein ſehr ſchönes franzöſiſches Regiment zugeführt. Sie hatten kurz zuvor Cypern verlohren, und bedurften gar ſehr fremden Beiſtands, indem der Großherr auch noch Candia und Dalmatien bedrohte. Nun war der Graf eigentlich ſehr verhaßt zu Venedig, und man würde dort ſehr übel mit ihm verfahren ſeyn, wenn — man ſeiner hätte habhaft werden können [45]). Auch hatten alle Verwendungen des Königs für ihn nichts bei ihnen ausgerichtet. Die izige Hülfe, aber die er ihnen zur Zeit der Noth zuführte und die in einem Regiment von zweitauſend Mann, lauter ſchönen Leuten, beſtand, machte, daß ſie allen alten Groll abthaten, ihm verziehen, und ihn zurückberiefen. Er wurde ſehr gut von der Signoria aufgenommen, bekam für ſich und ſeine Leute guten Gehalt, und führte den Oberſten Titel nebſt einer weißen Fahne.

Außer den bisher genannten giebt es noch eine solche Menge Mestres de Camp, daß ich wohl einem das ganze Gedächtniß zu Grund richten wollte, wer es versuchen möchte, die Liste davon auswendig zu lernen. Nur noch einige.

Der Chevalier Montluc.

Mein Bruder Ardelay, der in Chartres blieb, das er gegen die belagernden Hugenoten sehr tapfer vertheidigte. Zum Dank dafür ließen ihn die Stadt und die Geistlichkeit im Chor der Kirche nahe am Hochaltar begraben, welche Ehre bis dahin noch keiner Leiche wiederfahren war. Ja es war sogar in ihren Stadtrechten ausdrücklich verboten; allein einem solchen Wohlthäter und Befreier zu lieb glaubten sie schon eine Ausnahme machen und das Gesetz diesmal übertreten zu können.

Livarot, der sich zu la Mure so brav hielt.
Antefort.
Saint Luc.
Epernon, zuvor la Valette genannt.
Tajan.
Die Brüder le Houlet.
Der Graf von Grand Pre'.

Mein Vetter, de la Chataigneray, der Mann ohne Furcht, der so schändlich in der Schlacht bei Ivry ermordet wurde.

Jarsay.
Rubempre'.
Praslin.
Canisy.
Sacremore.

Dalay

Balagny, der durch ſeine Tapferkeit ſich Cambray erworben hatte, aber nachher auf eine ſo ſchlechte Art verlohr.

Chamois.
Theval.
Geniſac.

La Garde der ſo lange und ſo rühmlich in Flandern kriegte.

La Maurin, der Tapfre, den man, um ihn mit ſeinem Regiment zu Grund zu richten, wegen vorgeblich in Frankreich verübter Uebelthaten von Flandern nach Friesland ſchickte, wo er ſich aber ſo rühmlich hielt, daß er bei ſeiner ſiegreichen Zurückkunft bewundert, und das Schrecken Frieslands genannt wurde.

Gern möchte ich dieſe Liſte fortſetzen; allein der Kopf thut mir ſchon jizt weh, wenn ich mein Gedächtniß anſtrengen will, um mich auf die tauſend Nahmen alle zu beſinnen; denn es ſind ihrer eine ungeheure Menge, was eine große Verwirrung in der Kriegszucht verurſacht.

Der Herr de la Roue iſt in einer ſeiner Abhandlungen der Meinung, der Soldat ſollte nach geendigtem Krieg in Friedenszeiten wieder zu ſeinem erſten Gewerbe zurückkehren. Ich hörte aber dies von mehrern wackern Leuten mißbilligen, die ſich darüber wunderten, wie der Herr de la Roue, der doch ſelbſt ein ſo guter Krieger war, dem Soldatenſtand eine ſolche Demüthigung zumuthen und verlangen konnte, daß Hände, die ſo rein und glorreich die Waffen führten, ſich wieder mit einem verächtlichen Handwerk und Gewerbe beſchmuzen ſollten.

Ich

Ich bin feſt überzeugt, daß es, wovon ich auch mehrere Beiſpiele geſehen habe, einen braven Soldaten ſehr verdrüßen müßte, ſich ſo weit zurückgebracht zu ſehen; und ich rechne es ihm zum Verdienſt an, wenn er ſich nicht zu dieſem Tauſch verſteht, ſondern lieber ſein Vaterland mit dem Rücken anſieht, um in der Fremde ſein Glück zu ſuchen, wie gewöhnlich die meiſten unſrer braven Soldaten thun, die, wenn der Krieg, ihre Amme, verſiegt, ſich ſo in alle Gegenden der Chriſtenheit, ja der ganzen Welt, zerſtreuen, daß beinahe kein Ort iſt, wo nicht welche anzutreffen wären.

Als zwiſchen den Königen Heinrich (II. von Frankreich) und Philipp (II. von Spanien) der Friede zu Stand kam, befand ich mich in Italien, wo ich ſelbſt mit anſah, wie die meiſten franzöſiſchen Soldaten, die in Toſcana ſtanden, ſich nicht auf die Galeeren einſchiffen wollten, die der Herr von Saint-Sulpice [47]) dahin gebracht hatte, um ſie abzuholen und nach Frankreich zurück zu bringen. „Hier iſt ſo gut ſeyn als dort „— ſagten ſie unter einander. — Was ſollen wir denn „izt in Frankreich? Hungers ſterben? Denn unſre ge„lernten Handwerker und Gewerbe wieder vorzunehmen „geht nicht; die haben wir längſt ausgeſchwizt. Iſts „nicht beſſer wir leben und ſterben, als das was wir „ſo lange geweſen ſind, als brave Soldaten!" — Und ſo faßten ſie den Entſchluß, nicht wieder mit heimzugehen [48]), ſondern liefen den ſpaniſchen Werbern zu, die damals für den König von Spanien warben, und auf dieſe Art über zwölfhundert Mann gediente Franzoſen bekamen. Ich ſah einen ſtarken Transport davon zu Neapel, wo ſie auf dem Weg nach Sicilien waren.

Eben ſo ſah ich auch ſonſt noch eine Menge andrer braver Männer, die wie dieſe hier, ſobald bei

mir

uns in Frankreich Friede wurde, den Krieg in fremden Ländern suchten [49]).

Ich habe mir erzählen lassen, daß zur Zeit des Marschalls von Brissac in Piemont ein Officier war, der Capitain Vallesergues genannt, der dem Großherrn diente, und in dessen Sold stand. Er kam zweimal nach Piemont, und that alles mögliche, um Leute zu bereden, mit ihm nach der Türkei zu gehen. Das erstemal warb er sechs brave Soldaten und einen Officier, und verführte sogar auch meinen jüngsten Bruder, den Capitain Bourdeille, dem als einem jungen Blut, alles willkommen war. Da aber um eben die Zeit der Krieg in Parma ausbrach, wollte er doch lieber dorthin gehen.

Das andremal kam Vallesergues wieder mit großen Summen vom Großsultan, womit er auch zehn brave Soldaten wegführte. Er trieb sein Gewerbe sehr heimlich, allein der Marschall bekam dennoch Wind davon, und ließ ihm sagen, er möchte nicht wieder herkommen. Es verdroß ihn, so um seine besten Leute zu kommen; denn schlechte unternehmen nicht wohl eine solche Reise.

Ein Baron de la Faye, der ein lockrer Geselle gewesen war, hatte vor ungefähr zehn Jahren sein ganzes Vermögen durchgebracht. Er hatte gehört, daß ein Mann von Kopf, Herz und Kenntnissen unter den Türken sein Glück machen könne, wenn er zu ihrem Glauben übergienge. Er reist also gerade nach Constantinopel, schwört frischweg seinen Glauben ab, und seither habe ich von mehrern, die ihn in der Türkei

kei ſahen, gehört, daß er dort ein angeſehener geſchätzter Mann ſei, und Franzoſen, wo er mit ihnen zuſammenkomme, viele Gefälligkeiten erzeige, ſtatt daß ſonſt ein Renegat ſeine ehemaligen Landsleute und Glaubensgenoſſen verfolgt.

Der tapfre Herr von Potrincourt hatte in den Kriegen der Ligue ein Regiment commandirt, hatte dann ein andres neu errichtet, und war damit nach Ungarn gezogen, wo er tapfer für die Chriſten fecht. Auf einmal fällts ihm, auf eine erlittene Beleidigung oder aus Laune, ein, zu den Türken überzugehen, und ihre Religion anzunehmen. Er nahm viele brave Leute von den Seinigen mit hinüber, wo ſie miteinander gut aufgenommen und beſoldet wurden, und wo ers in kurzem ſo weit brachte, daß er zum Baſcha erhoben und nach Cypern geſchickt wurde.

In dem Parmeſaniſchen Krieg gieng auch ein junger Adlicher aus Brie, ein Herr von Vau[illegible], dahin [50]). Er begab ſich in die Dienſte des Herzogs Octavio, (Farneſe) und wußte ſich ſo bei ihm in Gunſt zu ſetzen, daß er ihn nachher ganz gemächlich in allem nach ſeinem Willen lenkte. Ich weiß nicht, ob er noch lebt; vor nicht gar langer Zeit war er wenigſtens noch nicht geſtorben. So weiß der Franzoſe ſich brav empor zu ſchwingen.

Auf unſrer Rückreiſe von der Belagerung von Malta machte der Mailändiſche Graf von Belgioſo, der mit auf unſern Galeeren war, meinen Bruder Ardelay und mich mit einem neapolitaniſchen Grafen,

der ſich el conde di Burdella ſchrieb, bekannt. Dieſer gab ſich mit Vergnügen bei uns als einen Verwandten von unſerm Hauſe an, und ſagte, ſeine Ahnen ſeien in den ehemaligen neapolitaniſchen Kriegen aus Gaſcogne nach Neapel gekommen, und haben ſich dort niederge-laſſen. Würklich führte er auch gleichen Nahmen und gleiches Wappen mit uns, beſas ein jährliches Einkom-men von zwölftauſend Thalern, und hatte ſeine Güter in Apulien, wohin er uns mitnehmen, und tractiren wollte, denn wir waren ſehr vertraut und freundſchaft-lich miteinander worden. Indeſſen konnten wir doch diesmal keinen Gebrauch von ſeiner Einladung machen, da wir nach Haus eilten.

Er tractirte uns öfters gar herrlich zu Rom; denn er hatte ein Haus daſelbſt, und zeigte uns ſeine Gemahlinn, die dort ſehr in Anſehen ſtand, auch ſeine Schweſter; und als Vettern lebten wir auf einen ſehr freundſchaftlichen Fuß miteinander. Seine Gemah-linn war ſchön, allein ſeine noch unvermählte Schwe-ſter war es noch mehr und beſonders nach meinem Ge-ſchmack. Wir reisten weg, mit dem Verſprechen, das wir ihm geben mußten, ihn nach einiger Zeit eigent-lich zu beſuchen, da er uns dann auf ſein Gut in Apu-lien führen und ſo aushalten wolle, daß uns die Reiſe nicht gereuen ſollte. Er verſprach uns dabei ſchöne neapolitaniſche Pferde. Allein der bürgerliche Krieg kam dazwiſchen, wodurch wir verhindert wurden: auch hörten wir nachher, daß er geſtorben ſei. Sonſt war ich entſchloſſen, ihn noch einmal heimzuſuchen.

Derſelbe Reiſegeiſt und daſſelbe Verlangen auf Abentheuer auszugehen, ſchien beſonders ſtark wieder in die Franzoſen gefahren zu ſeyn, zu der Zeit, als wir

zur

zur Belagerung von Malta zogen [11]). Die einen giengen nach Ungern, mit dem braven Prinzen, dem verstorbenen Herzog von Guise, der damals noch nicht achtzehn Jahre alt seyn konnte. Er wollte hier nach dem Beispiel seiner erlauchten Ahnen im heiligen Kriege, gegen die Armee der Ungläubigen streiten, bei der sich der große Sultan Solyman in Person befand. Er zog daher wohlbegleitet von einem vortrefflichen Adel hin, wobei sich z. B. befanden die Herrn des Fossez, sein Hofmeister Antefort, l' Archant, Clermont, Antragues, Sencey, May, Neutry, Chilles, und mehrere andre, wohl auf hundert, lauter tapfre Leute.

Andre zogen zur Armee des Großherrn, im Gefolge des Gesandten, Herrn von Grand Champ, den der König dahin schickte. Dabei waren der Herr de la Fin, la Nocle, und andre.

Noch andre giengen nach Constantinopel, wie die Herrn von Ville Couin, der starb, Teligny, Longua, Beniſſac, (lauter Hugenoten) und der Baron von Vantenat. Dieser war Katholik, und gieng hin, Arregoſſa zu besehen, weil er mit einem Plan umgieng, den der brave Salvoiſon ehmals schon entworfen, und den nachher ein Capitain Saint Martin, dessen Lieutenant, ihm mitgetheilt hatte.

Wieder andre zogen aus nach Madera, mit dem tapfern muthvollen Capitain Montluc, der dort zum unersetzlichen Schaden, starb. Mit ihm war der Vicomte von Azez, ein großer Mann, die beyden Pompadours und andre, welche nach dem Tod ihres Generals, den sie zuvor mit Feuer und Schwert wohl rächten, frisch und gesund und reich mit Beute beladen zurück kehrten.

Wir

Wir giengen endlich nach Malta. Es mochten unser wohl auf dreihundert Adeliche seyn, und über achthundert Mann Soldaten. Darunter befanden sich die Herrn von Strozzy und von Brissac, denen wir aus gutem freiem Willen gehorchten; denn wir waren lauter Freiwillige, ohne Gehalt, ganz auf unsre eignen Kosten, so lang es jedem belieben mochte, von der Parthie zu seyn; wir erkannten also jene nicht eigentlich für unsre Befehlshaber und Generals.

Ferner waren dabei:

Der Herr von Bellegarde, nachheriger Marschall von Frankreich. Die Herrn
von Lansac,
von Clermont,
Tallard,
die beiden Brüder von Clermont,
d' Amboise,
von Guermant,
Breton [53]),
Sainte Soline.
Mein Bruder d' Ardelay und ich.
De Tallade,
de Jansac,
der Baron von Montesquiou [53]),
die drei Brüder d' Augures.
Der junge la Mole [54]).
Saint Gouard [55]).
Der brave Graf Martinengo [56]).
D' Espaux.
la Guyche [57]).
De Lussan.
D' Aymark.
Bourdet der jüngere, Romagou genannt.
Roussay der jüngere.

Der Capitain Brignolle.
Der Capitain Soleil.

Der Capitain la Riviere, der eine besondre Compagnie von funfzig Mann Schützen auf seine Kosten mit hatte, wobei Lambertie aus Limosin Fähnrich war.

Die zween Brüder de Blosset d'Aubres, aus Provence.

Villemagne.

Der junge Rheingraf, und eine ganze Menge andrer, die ich nicht alle herzählen kann.

Dabei muß man noch wissen, daß keiner von uns vornehmern Adelichen dabei war, der nicht in seinem Gefolge und auf seine Kosten vier bis fünf andre Edelleute oder Officiers mit gehabt hätte.

Kurz es war ein Corps, das seiner kleinen Zahl ungeachtet so schön, so gut, so munter und so gerüstet war, als je eins gegen die Ungläubigen aus Frankreich auslief. Dafür galten wir denn auch überall in Italien, wo wir durchkamen, und wurden allgemein sehr bewundert. Denn wir waren über Mailand gegangen, wo wir uns durchaus so prächtig montirt, equipirt und gerüstet hatten, daß man nicht wußte, sollte man uns für Adeliche, Krieger, oder Prinzen halten.

So kamen wir nach Malta in den Galeeren, die der Großmeister uns nach Siracus in Sicilien zu unsrer Ueberfahrt entgegen geschickt hatte. Eine gute Stunde lang ehe wir in den Hafen einliefen, machten wir Salven und so schöne Freudenfeuer, daß alle Zuschauer, womit der Hafen auf allen Seiten besetzt war, von froher Bewunderung erfüllt wurden, indem, wie sie uns nachher sagten, diese unsre Ankunft die Furcht von ihrer

rer Insel verbannte, und ihnen dafür bürgte, daß sie nichts mehr vom türkischen Heer zu besorgen hätten.

Würklich waren sie sehr in Furcht gewesen, und hatten deswegen schon angefangen, eine Menge Frauenzimmer, Buhlerinnen und andre unnütze Mitesser nach Sicilien zu schicken. Allein unser Anblick flößte ihnen wieder Muth ein, wie das Sankt Elmsfeuer den Schiffern, wenn es sich nach einem starken Sturm auf den Schiffen zeigt.

Man darf nicht erst fragen, ob der Großmeister von Malta uns ehrenvoll empfieng, sowohl in Rücksicht auf die Ehre, die wir ihm durch diesen Hülfszug erzeigten, als weil er selbst ein gebohrner Franzose war [58]). Er mußte aber auch diese Hülfe zu rühmen, gegen die Ausländer, besonders die Spanier, die eifersüchtig auf uns waren.

Ueberdies ließ dieser verehrungswürdige edelmüthige Herr alle Nahmen und Zunahmen der bei diesem Zuge befindlichen Adelichen, Officiers und Gemeinen in ein eignes Buch eintragen, und dies zum ewigen Andenken in das Ordensarchiv niederlegen; auch hielt er uns vierthalb Monate lang in allem frei. Eine fürstliche Freigebigkeit.

Die meisten von uns hatten diese Reise über Rom gemacht, wo der Herr von Oisel, genannt Villeparisis, ein sehr vortrefflicher würdiger Mann, wie er sich bei allen Gelegenheiten bewies, als französischer Gesandter stand. Er präsentirte uns sämmtlich dem Papst [59]) in einer Audienz, der uns sehr huldreich, gnädig und mit Thränen bewillkommte, und zu uns und dem Herrn Gesandten sagte: in Frankreich gebe es doch noch gute katholische Christen, und die Ketzerei habe sie noch nicht alle angesteckt und ausgerottet; da treffe

recht ein, was der heilige Hieronimus gesagt habe, Frankreich habe bis auf seine Tage noch nie Monstra (worunter die Ketzer zu verstehen) in seinem Schoos gehegt; und wenn es auch izt welche dort gebe, so sei doch die Zahl der rechtgläubigen Christen noch stärker, und er erblicke izt in uns im Geist lauter brave Franzosen, die mit dem Zeichen des heiligen Kreutzes nach dem gelobten Lande zögen. — Er theilte hierauf an uns sämmtlich Agnus Dei aus, um uns vor Gefahren zu bewahren.

Bei unsrer Rückreise nahm er uns wieder eben so gnädig auf und dankte uns sehr freundlich. Hierbei muß ich doch noch folgenden besondern Vorfall anführen.

Einige von uns, ich will sie nicht nennen, hatten unachtsamerweise an einem besondern Fasttag Fleisch gegessen. Die Inquisition bekam zu ihrem nicht geringen Aergerniß sogleich Nachricht davon, und berichtete es an Se Heiligkeit, um den Frevel zu bestrafen. Ohne aber darüber sich zu entrüsten sagte der h. Vater blos, sie werden es wohl unwissend, und aus bloßem Versehen gethan haben, da es Kriegsleute sind, welche die Festtage nicht so genau wissen können als die Geistlichen. Man müsse sich also erst näher darnach erkundigen, indem er unmöglich glauben könnte, daß sie es sollten wissentlich und absichtlich der Kirche zum Trotz gethan haben, da sie sich durch diesen Kriegszug zur Ehre Gottes und seiner Kirche so fromm und eifrig bewiesen und Verwandte, Freunde, Vaterland und König verlassen hätten, um eine weite Reise von achthundert Meilen zu machen, und für die alleinseeligmachende Religion zu streiten.

Er ließ also erst Untersuchung anstellen, da sichs denn ergab, daß sie unschuldig waren, und nichts von dem

dem Fest gewußt hatten. Er wußte übrigens recht gut, daß sich unter uns ungefehr funfzig Hugenoten waren, wie der jüngere Clermont-Tallard, der jüngere Bourbet, Romagou, Espaux und viele andre; doch ließ er sich nichts darüber merken, und übersah ihren Irrthum um des heißen Eifers willen; der sie vermocht hatte, für die Sache Gottes zu streiten.

Der Herr von Villeparisis hinterbrachte uns die gute Meinung des Papsts, gegen uns alle, ermahnte uns aber dabei, klug zu seyn, und uns nichts von der reformirten Religion verlauten zu lassen, was der Großmeister ebenfalls gethan hatte.

So liebreich behandelte der h. Vater die Franzosen, und bewies uns auch noch ganz besonders sein Zutrauen. Es kam nämlich plötzlich Nachricht, daß man gegen Ostia einige türkische Galeeren, Galioten und kleine Fahrzeuge entdeckt habe, worüber der Papst und die ganze Stadt in sehr große Unruhe und Besorgniß geriethen. Der größte Theil von uns war bereits mit den Herrn von Brissac und Strozzy von Rom abgereist, und es befanden sich unser nur noch etwa hundert dort, mein Bruder Ardelai und ich [60]), Meusric, Jaussac, Clermont Tallard, Lansac und andre. Bei diesem Vorfall nun ließ Sr. Heiligkeit uns um Mitternacht durch den Herrn von Troilo Ursini [61]) ersuchen, wir möchten bei izigen gefährlichen Aussichten noch verweilen und ihm auf alle Fälle beistehen.

Wir ließen uns vollkommen bereitwillig dazu finden, denn so ein Handel kam uns allen ganz erwünscht. Der h. Vater war so vergnügt darüber, daß er sagte: Non havemo che temer, poiche questi buoni Franceſi son nostri [62]).

Die ganze Sache war indeſſen blos blinder Lärm geweſen, denn die Corſaren ſeegelten blos vorüber, und wir reisten darauf ab, von der Gnade, und dem Seegen Sr Heiligkeit begleitet.

Gleiche Worte ſagte einſt der Papſt Caraffa, Paul IV. als er eine Belagerung vom Herzog von Alba beſorgte, und der Herr von Montluc ihm ſo zu rechter Zeit franzöſiſche Truppen aus Toſcana zuführte: Che torna adolso el ducque d'Alba, poiche son arrivati pli Françesi [61]).

Seht, edle Franzoſen, in welcher hohen Achtung ihr, von Anbeginn an, in der ganzen Welt ſteht!

VII.

Von den hugenotiſchen Meſtres de Camp.

Der Herr von Grammont führte als Oberſter ſechstauſend Mann Gaſcogner nach Orleans, lauter alte vorzügliche Krieger, die nach dem Friedensſchluß mit Spanien in ihre Heimath zurückgekehrt waren.

Bei dieſen Truppen nun kommandirte als Meſtre de Camp der Herr von Montmart aus dem braven edlen Hauſe Fontrailles, der im Pariſer Blutbad ermordet wurde. Er war ein ſehr rechtſchaffener, ſanfter, artiger und braver Cavalier.

Bei

Bei demſelben Corps ſtand auch noch der Capitain la Lanne, ein ebenfalls braver Officier, der als Lieutenant des Herrn von Grammont bei einer der Compagnien gedient hatte, die er in den auswärtigen Kriegen kommandirte.

Ferner der Capitain Bahu, ein guter alter Krieger, der bei der Belagerung von Metz unter dem Champagner Thore kommandirte.

Aus Dauphine kamen ebenfalls vier bis fünftauſend gute Soldaten, unter dem Commando des Herrn von Frontenay, der junge Rohan genannt, welcher Oberſter dabei war; zum Theil auch unter dem braven Saint-Auban. Brav nenne ich ihn, weil er dafür allgemein galt. Er iſt derſelbe, von dem der Herr von Montluc in ſeinen Nachrichten von der Belagerung von Siena ſpricht, und lernte dort unter dieſem vortrefflichen Lehrer das Handwerk ſo gut, daß er es nachher ſattſam bewies und wieder andern beibrachte. Als der Admiral nach der Schlacht bei Dreux nach der Normandie gieng, ließ er ihn nebſt dem Herrn von Andelot in Orleans, um ihm in der Belagerung an die Hand zu gehen.

Es war ferner dabei der Herr von Pontdorge', ein tapfrer Cavalier, (der Herr von Montluc ſpricht von ihm) Er diente als Fähnrich unter dem Herrn von Saint-Auban. Er war eigentlich für Civildienſte beſtimmt, aber zu Toulouſe als Student ein großer Pflaſterwetzer geweſen, wie mir einige ſeiner Camaraden erzählten. Er ſattelte frühzeitig um, gieng nach Toſcana, von da nach Corſica, wo er ſich ſehr hervorthat. Nachher fiel er ſehr ehrenvoll in der Schlacht bei Dreux, wo er die Enfans perdus anführte, die auch würklich ſehr vorgedrungen waren, als er aber

fiel, durch den hitzigen Angriff des Herrn von Guise zum Weichen gebracht, und, wie die ganze Infanterie, zersprengt wurden.

Die alten Truppen des Herrn von Andelot giengen nach verschiedenen Richtungen auseinander, besonders diese beiden Obersten. Da aber der eine Calais nicht wegnehmen konnte, wo ihnen der brave Gourdan [64]) ihr Project vereitelte, noch dem andern es mit Peronne gelingen wollte, wo der einsichtsvolle Humieres [65]) nebst den tapfern Innwohnern ihnen überlegen waren; so warfen sie sich in Rouen, mit dem Herrn von Gordes [66]), der als Lieutenant mit dabei war.

Dieses Gordchen, sehr jung an Jahren, aber sehr alt an Kriegserfahrung, hatte ein starkes Unglück bei der Belagerung von Rouen. Als er nämlich in der St. Chatarinenschanze stand, wurden ihm beide Beine abgeschossen, das eine ganz, das andre halb. Es war sehr Schade um ihn; zwar starb er nicht davon; denn er lebte noch lange, und, ich glaube, noch bis diese Stunde; allein er wurde doch durch diese Verstümmelung ganz außer Stand gesetzt, ferner zu dienen. Dies war ihm sehr schmerzlich, denn er war ganz für den Krieg gemacht. Er trug indessen sein Unglück mit ziemlicher Geduld; nur wenn er welche von seinen alten Kriegskamaraden frisch und munter sah, oder von irgend einer vorzüglichen That reden hörte, weinte er und sagte oft: „ach! ich weiß eine Zeit, wo mir mein Theil davon „auch nicht hätte entgehen sollen. Geduld!“ — Er hielt sich deswegen auch so viel möglich von der großen Welt entfernt.

Der

Der Capitain Monins, ein braver tapfrer Cavalier aus Perigord, kommandirte die Leibcompagnie, die sich bei allen Vorfällen sehr rühmlich auszeichnete. Ich erinnere mich, daß am Abend vor dem Angriff auf die St. Catharinenschanze der Herzog von Aumale, der sonst schon zweimal davor gelegen hatte, zu seinem Bruder [67]) sagte: „Monsieur, Sie werden morgen „gute brave Krieger hier ausrücken, die Ihrigen an„greifen und sich tapfer halten sehen. Woraus ich „dies vermuthe, ist der Umstand, daß ich ungefähr er„rathen kann, was für ein braver Officier sie anführen „wird, nämlich der Capitain Monins. Er ist kennt„lich an seinem starken Wuchs, seinem großen Anstand, „und seiner Rüstung und Kleidung von grünem Sammt. „Ehmals, als ich davor lag, that er verschiedene Aus„fälle. Sie müssen ihm daher ein auserlesenes Corps „Ihrer besten Leute entgegenstellen, denn er hat lauter „alte Krieger aus den Leibcompagnieen."

Wie der Herzog vorausgesagt hatte, so geschah es auch, und der Herzog von Guise postirte seine Leute unter dem jungen Sarlabous, einem der würdigsten Infanterie- besonders Schützen-Officiers. Er bewies sich als solchen bei dem hier vorfallenden sehr schönen und äusserst hitzigen Scharmützel, den Monins sehr brav begann und unterhielt. Es mußte auch Reuterei dabei agiren, wo denn der junge Rheingraf mit hundert teutschen Reutern einen sehr schönen Angriff that, der die Feinde bis in ihre Gräben zurücktrieb.

Bei dieser Gelegenheit wurde der Herr von Jersay, ein braver tapfrer Cavalier, getödtet, als er sehr wacker kämpfte. Darauf zogen die im Platze sich zurück, und die unsrigen rückten nach.

In dem Platz lagen überhaupt so brave Truppen, als irgend welche waren; denn es war die beste Mannschaft aus dem Corps des Herrn von Andelot.

Der Herzog von Aumale sah sich auch würklich dadurch genöthigt zu weichen und die Belagerung aufzuheben, indem seine Armee nicht complet und stark genug war, einen so festen gut besetzten Platz zu bezwingen. Als aber nachher der Herzog von Guise die Belagerung vornahm und durchsetzte, wurden diese braven Leute sehr gelichtet; denn es blieb dabei eine große Menge Gemeine und Officiers, besonders beim ersten Sturm, wo der König von Navarra so verwundet wurde, daß er auch nachher starb. Denn da sie ihre Traversen noch nicht ganz zu Stand hatten, um sich gegen das Geschütz von der Catharinenschanze zu decken, das ihnen großen Schaden that, so wurde ihrer an dem Tag eine große Menge getödtet. Dennoch rückten trotz Stein- und Kanonen-Hagel mit dem unglaublichsten Muth und Eifer stets wieder frische Leute in die Stelle der Gefallenen vor, so daß der Herzog von Guise selbst diese tapfern Leute bewunderte und bedauerte. Denn er war ein großer Soldatenfreund, und die meisten dieser Unglücklichen hatten ihm ehmals bei der Eroberung von Calais und Thionville getreulich beigestanden; so wie überhaupt die meisten in Rouen Hugenoten waren wie — ich. Er rettete auch daher ihrer so viel er konnte, von denen nämlich die der ersten Wuth der Stürmenden entkommen waren.

Einer von diesen war auch der Capitain Monins, der einen starken Schuß in das Dickbein bekommen hatte, von dem er wieder geheilt war, als er in der Bartholomäusnacht ermordet wurde. Hier hatte der Herzog von Guise ihn und viele andre zu Kriegsgefangenen angenommen, was er auch als ein guter liebreicher

Soldaten-

Soldatenfreund dem Herrn von Coſſé [68]) thun wollte, wenn nicht das ganze Conſeil auf ſeinen Tod geſtimmt hätte.

Einige Zeit vor dieſer Belagerung war die von Bourges. Darinn befanden ſich gute tapfre Soldaten und Officiers unter dem Commando des Herrn von Janlis des jüngern, genannt von Yvon [69]), der ehmals Protonotar geweſen war. Izt war er vom Prinzen von Condé als Oberſter von der Infanterie angeſtellt und mit ungefähr zwölfhundert Mann nach Bourges beordert worden. Dieſe Mannſchaft hielt ſich theils brav, theils ſchlecht, bei der Anzahl Leute, die darinn lagen, der Güte des Platzes, und dann auch, weil wir Mangel an Munition hatten. Ich rede anderwärts davon.

Es waren dabei unter andern die beiden Brüder St. Remy, Capitains, und Söhne des braven alten Kriegers, großen Ingenieurs und Generals Saint Remy, der ſeiner Zeit ſich in ſieben oder acht Plätzen belagert befunden hatte, zuletzt in Metz und Saint Quentin, und deſſen Rath in beiden Plätzen den Lieutenants du Roi ſehr gut zu ſtatten kam.

Ferner der Capitain St. Martin, der Hugenot genannt, ein alter Krieger, der ſich beſonders bei dem großen Ausfall, den die Belagerten eines Tags aus Bourges thaten, vorzüglich auszeichnete. Er ſtieß nämlich dabei auf den Capitain Richelieu, Meſtre de Camp, und rief ihm zu: „auf mich, Capitain Richelieu; haben uns ſonſt ſchon gekannt; müſſen hier „die Bekanntſchaft erneuern, aber auf einen andern „Fuß.“ — Damit verſetzte er ihm einen ſtarken Stoß. Dieſer Einfall und Anfall brachte die Unſrigen

auf

auf einen Augenblick in Unordnung; sie besannen sich aber bald wieder und formirten sich.

Ferner der Capitain Brion, ein braver tapfrer Cavalier, derselbe, der sich so unverhofft in St. Quentin warf, nur mit dreißig bis vierzig Mann, indem die andern ihm nicht hatten folgen können oder wollen. Als er dahin beordert wurde, sagte er entschlossen: „ich „komme hinein oder falle, und halte todt oder lebendig „Cavaliersparole!" Er war der Mann dazu, so etwas zu sagen und zu thun, denn er war ganz Soldat.

Nach dieser Belagerung nahm der Herr von Guise ihn sehr gut auf, und fragte ihn, ob er nicht wieder unter ihm, seinem Könige dienen wollte. „Ob „ichs will, gnädiger Herr? — antwortete er. — Ja, „ich will es, und schwöre Ihnen, daß ich nicht sowohl „um der Religion willen zu dieser Parthei getreten bin, „als vielmehr, weil man mir Ursache zur Unzufriedenheit wegen schlechter Belohnung nach dem Kriege gab. „Da nun der Herr Prinz und der Herr Admiral mich „zuerst suchten, so habe ich ihnen treu gedient, wie ich „auch dem König thun würde, und seinem königlichen „Vater gedient habe. Ich bitte Sie daher, ihn anzuflehen, daß Er mir ebenfalls Gnade erzeige, da ich „im Dienst des Herrn Prinzen und Admirals nur so lange bin, als es mir gefällt, und Hugenot heiße nur „aus Verdruß. Denn sonst bin ich Unterthan meines „Königs, und will als solcher und als Ihr Diener leben „und sterben, da mir wohl bekannt ist, wie gut Sie „Krieger zu schätzen wissen." —

Der Herr von Guise nahm ihn hierauf in Gunst, und hielt viel auf ihn. Es währte jedoch nicht lange; denn da er bei der Belagerung von Rouen zeigen wollte, wie sehr er seinem König zu dienen wünschte,

fand

fand er seinen Tod. Die Belagerten bedauerten ihn nicht groß, denn sie hatten ihm bei jeder Gelegenheit von der Mauer herab vorgeworfen, er sei von seinem Gott, seiner Religion und seiner Parthei abtrünnig worden; worauf er ihnen aber Obiges ebenfalls zur Antwort gab. Es war sehr schade um ihn, denn er würde es bei seiner Bildung und Tapferkeit, auch als Cavalier, noch sehr weit gebracht haben.

Es befand sich dabei auch die andre Leibcompagnie des Herrn von Andelot, unter dem Commando des Herrn von Payet, eines braven tapfern einsichtsvollen Officiers, der mit einigen seiner Compagnie nach Orleans gieng. Er legte stets schöne Beweise von seinen vortrefflichen Eigenschaften an den Tag. Er wars, der mit Rouvray dem Herzog von Alba die Stadt Valenciennes vor der Nase weg nahm, wiewohl sie mit Hülfe der Citadelle bald wieder heraus gejagt wurden. — Eben so kam er mit dem Grafen von Montmorency [70]) Rochelle zu Hülfe, und kommandirte ein Schiff, auf dem seine blaue Flagge wehte.

Diese Leibcompagnie stand in Friedenszeiten gewöhnlich in Peronne in Garnison. Der Herr de la Hunaudaye, ein vornehmer Herr, nachher Lieutenant de Roi in Bretagne, war Fähnrich dabei. Nach dem zu Chartres geschlossenen Frieden wollte diese Compagnie auf Genehmigung und Befehl des Königs wieder dahin in ihr altes Standquartier rücken. Allein die zu Peronne wollten sie nicht einlassen, und schwuren hoch und theuer, kein Hugenot sollte in ihre Mauern kommen. Dabei blieben sie denn auch, unerachtet der König zwei- und dreimal Befehl deswegen an sie ergehen ließ. Mich hingegen und meine Compagnie nahmen

sie

sie auf Befehl des Königs und des Herrn von Strozzy, meines Obersten, sehr gut auf, und doch war ich mit jener Compagnie des Herrn von Andelot zugleich dahin beordert. Diese mußte sich nun bequemen, sich in der Gegend umher, bald in den Dörfern, bald in den Vorstädten, bald auf dem Berge St. Quentin einzuquartiren. Dies währte jedoch nicht lange; denn dieser kurze Friede, wie man ihn nannte, lief bald zu Ende und der Krieg brach wieder aus.

Ferner der Herr von Arambure, ein alter, sehr guter und einsichtsvoller Officier.

Der Herr von Montbrun, aus einem sehr guten Hause in Dauphine', war Cornet von der Cavallerie, als der Herr von Acier jenen schönen starken Trupp dem Herrn Prinzen in Guyenne zuführte. Er konnte auch recht gut dies schöne Regiment haben, denn man kann wohl sagen, daß er von der Empörung bei Amboise an bis an seinen Tod nicht aus den Waffen kam [71]).

Ich erinnere mich hierbei verschiedener Befehle, die unter der Regierung des kleinen Königs Franz [72]) an diesen Herrn von Montbrun ergiengen, die Waffen niederzulegen; er that es auch auf einige Zeit, griff aber dann gleich wieder darnach, und wenn der Cardinal von Tournon, sein Verwandter, nichts gethan hätte, würde es ihm nicht so hingegangen seyn; doch wußte er sich auch sonst noch auf alle Fälle in den Gebürgen von Dauphine' sicher zu stellen. Er that schöne Streifzüge und machte hübsche Beute [73]).

Er, der Herr von Mauvans [74]) und andre nahmen den Baron von Adrets [75]) gefangen, einen guten großen General, der ein noch größerer geworden seyn würde,

würde, wenn er seiner ersten Parthei getreu geblieben wäre, und sich in ihrem so starken Vertrauen zu erhalten gewußt hätte, statt den Verdacht in ihnen zu erwecken, den er hernach auch durch seinen Abfall und Uebertritt zur königlichen Parthei rechtfertigte.

Dieser brave Montbrun schlug kurz vor seinem Ende funfzehnhundert bis zweitausend Mann Schweizer in den Gebürgen von Dauphine mit einer ganz geringen Mannschaft von Cavalerie und Infanterie, die er bei sich hatte, was allemal ein sehr schöner vorzüglicher Sieg war [76]). Er wurde aber auch selbst bei Hof hoch gepriesen, wo ich mich just befand, als die Nachricht davon einlief. Es war um die Zeit, da der König aus Pohlen zurück kam.

Von Avignon aus schrieb dann der König einen etwas trotzigen, nachdrücklichen und eines Königs würdigen Brief an ihn, in Betreff einiger Gefangenen und seines ganzen unbothmäßigen Benehmens überhaupt. Montbrun antwortete aber so übermüthig darauf, daß es ihn das Leben kostete. „Wie — sagte er — der „König schreibt mir als König, und als wenn ich ihn „erkennen müßte! Er soll wissen, daß dies wohl zu „Friedenszeiten angehen mag, wo ich ihn als meinen „König anerkennen werde: allein in Kriegszeiten, wenn „man das Schwert in der Faust, den Steiß im Sattel „hat, ist alle Welt gleich und Camarad.“ — Diese Reden brachten den König so sehr auf, daß er hoch und theuer schwur, es solle ihn einst noch reuen.

Ein Jahr und einige Monate darauf that Montbrun in Dauphine' abermals einen Angriff, stürzte vom Pferde, wurde gefangen genommen, und von dem Herrn von Gordes, dortigen Lieutenant de Roi, nach Grenoble eingebracht [77]). Ich war bei Hof, als

als der Herr von Beire, ein Provençale, die Nachricht davon dem König überbrachte, der ihn dafür beschenkte, und sehr vergnügt darüber sagte: „Hab ichs nicht ge„sagt, es sollte ihn noch reuen? er soll mir izt ster„ben, und mag dann zusehen, ob wir Cameraden sind.“ — Er befahl hierauf sogleich dem Parlement von Grenoble, ihm seinen Proceß zu machen, und ihm den Kopf abschlagen zu lassen, unerachtet man ihm vorstellte, es möchte Folgen haben, und die Feinde könnten an den Seinigen ein gleiches thun [71]). Dies half nichts; er mußte sterben.

Ein nicht minder braver Krieger war sein Landsmann Mouvans, der ebenfalls die Waffen wenig aus den Händen brachte, seit es einmal zum Krieg gekommen war.

Als der Herzog von Alba nach Flandern zog, hatte sich allgemein das Gerücht verbreitet, er werde Genf plötzlich belagern, während er sich stellte, blos vorüber zu ziehen. Darauf warf denn der Herr von Mouvans sich sogleich mit einem Regiment von sieben bis achthundert Mann auserlesener Leute hinein, und man glaubt, diese Verstärkung habe den Herzog auf andre Gedanken gebracht, und sein ganzes Project vereitelt.

Als im dritten bürgerlichen Kriege die aus Provence, Dauphine und andre Hugenoten vom jenseitigen Ufer der Rhone diesen Fluß passiren sollten, um zu dem Prinzen in Guyenne zu stoßen, befanden sie sich in nicht geringer Verlegenheit, da alle Päße über den Fluß mit königlichen Truppen durch den Herrn von Gordes schon besetzt waren, und der Strom sonst ohnehin so breit und reissend ist. Allein der Herr von Mouvans

vans wußte Rath dafür zu schaffen, ganz im Geist der alten römischen Feldherrn.

Er rückte nämlich an die Rhone und ließ eine Schanze am Ufer aufwerfen. Dann setzte er auf einem kleinen zu Land dahin geschafften Fahrzeuge, das nur vier Menschen fassen konnte, nach und nach aber schleunig und in kurzem drei bis vierhundert Mann hinüber, und ließ dort eine andre Schanze aufwerfen, der erstern gegenüber, in welche er sein Leute hinein brachte. Die Schanzen machte er in Kurzem gut und haltbar, mit so erstaunlicher Geschwindigkeit und Heimlichkeit, daß kein Mensch etwas davon wußte, bis es ausgeführt war. Mit des kleinen Nachens Hülfe kamen so über zehntausend Seelen hinüber und stießen zu den andern Truppen.

Nach dieser nie genug zu lobenden That starb er in Perigord, in einem kleinen Dorfe, Chante-Geline genannt, das wohl das schlechteste in der ganzen Landschaft ist. Sein Tod war Folge eines Versehens, wie ich von einigen seiner Leute mir habe sagen lassen. Da nehmlich der Herr von Acier mit seiner ganzen Armee nach St. Astier gekommen war, war dem Herrn von Mouvans das ihm angewiesene ziemlich gute Quartier nicht gut genug; er ward ärgerlich, schimpfte und setzte, etwas zu sehr eingenommen von sich, den Herrn von Acier ein wenig herunter.

Unerachtet er nun bereits einen ziemlich starken Marsch von fünf Meilen bei damaligen kurzen Wintertagen gemacht hatte, marschirte er doch noch nach einem zwei starke Meilen weiter gelegenen Quartier Mestignac, und trennte sich also so weit von dem Hauptcorps; was ihn aber nicht kümmerte, indem er bei sich dachte, alle Welt zu schlagen, wenn sie ihm etwas in den Weg zu legen

wagen würde. Er rühmte sich daß, er die besten Truppen von der ganzen Armee, und an seinem Cameraden Gourde einen sehr braven wackern Gehülfen hätte.

Man stellte ihnen wohl vor, daß sie Gefahr liefen, indem sie Perigueux so nahe kämen; man sagte ihnen von einem Gerücht, daß die Herrn von Montpensier, Strozzy und Brissac im Anzug seyen. Sie schlugen alles in den Wind, und sagten: „und wer sollte uns „denn schlagen? die Strozzianer? die mögen kommen, „die Bravos; wir Provencalen fressen sie alle zum „Morgenbrod!“ —

Es kam aber ganz anders; denn die Truppen des Königs unter dem Kommando des Herzogs von Montpensier kamen mit unglaublicher Geschwindigkeit herbei, überfielen und schlugen sie. Der brave Herr von Brissac hatte dabei den Vorsprung gewonnen, und die ersten, ja so zu sagen fast alle Angriffe gethan. Er erwarb sich dabei großen Ruhm, wiewohl auch der Herr von Strozzy und der Herr von Martigues noch sehr zu rechter Zeit dazu kamen.

Dieser Sieg lief sehr glücklich für uns ab, denn wir verlohren dabei nur sehr wenige Leute und keinen von Distinction, außer den jungen la Chatre, Sillac genannt, der eine Infanterie-Compagnie unter Brissac hatte. Auch sagte man, es sei Gottes Strafgericht über ihn; denn er hatte sich in dieser Schlacht sehr mordsüchtig und blutdürstig bewiesen. Uebrigens war es Schade um ihn, denn er würde einst etwas geworden seyn. — Auch blieb außer ihm noch der Herr von Esse, Sohn des großen Generals. —

Die Leiche des Herrn von Mouvans konnte man, trotz allem Suchen, nicht finden. Einige von seinen Solda-

Soldaten erzählten, er habe im Gefecht, wo er sich, wie überall und allemal, sehr tapfer hielt, einen starken Schuß in den Leib bekommen, und man habe ihn verschiedenemal voll Zorn und Wuth den Kopf an einen Baum [79]) stützen, ja gar zweimal grimmig daran stoßen sehen, mehr aus Aerger über den Verlust seiner schönen Leute, als aus Schmerz über seine Wunde. Nachher aber hätten sie ihn nicht weiter gesehen.

Seinen Compagnon Pierre Gourde fand man todt, in einem weißen Hemde, mit zierlich gekräuseltem Kragen, wie man damals trug. denn alles andre hatte man ihm schon abgenommen. Er war sehr beliebt, und wurde eben so bedauert, denn es war ein sehr guter Mann, von besonderm Anstand und Tapferkeit.

Beide berühmte Officiers waren für die besten und kühnsten Truppen wie gemacht, und hatten auch würklich die beste Mannschaft. Hätten sie das Leben behalten, sie würden unsrer Parthei großen Abbruch gethan haben. Der Prinz bedauerte aber auch ihren Verlust recht sehr, und noch mehr der Herr Admiral, welcher wohl wußte, was an ihnen war. Beide rückten so weit vor als sie konnten, um sie noch an sich zu ziehen, und kamen bis Aubeterre, wo sie die Nachricht von ihrer Niederlage erhielten.

Der Herr von Acier hatte nämlich als ein kluger einsichtsvoller und tapfrer Oberbefehlshaber über die sämtliche Truppen seinen angetretenen und entworfenen Marsch fortgesetzt, und sich und sein Corps ohne Schaden noch aus der Affäre gezogen, und das ganze Unglück traf den armen Mouvans und Gourde und deren Leute.

Man nannte nachher diese Affäre die Niederlage der Provençalen, wiewohl ihrer noch viele

übrig blieben, die frisch und gesund davon kamen. Denn dies Corps, das sowohl aus Provence als aus Dauphiné, Languedoc, Vivarez, Forez und Bourgogne kam, war sehr stark und schön. Ich habe mir von dem Herrn von Acier sagen lassen, er habe zwei und zwanzig tausend Mann zu Fuß bei sich gehabt, worunter richtig gezählt, zwanzigtausend Mann Schützen waren.

Bei diesen Truppen des Herrn von Acier befanden sich denn auch mehrere Mestres de Camp, und zwar sehr gute und Adeliche aus guten Häusern, wie der Herr von Beaudiné, der Bruder des Herrn von Acier, ein junger Mann aus dem großen Hause Acier und Cursot, aber doch ein alter Officier und Soldat, der unter dem Militär sehr geschätzt wurde. Er wurde in der Bartholomäusnacht ermordet.

Der Herr von Anconne, der ein sehr schönes gutes Regiment hatte. Er war dessen auch würdig, und führte es überall, wo er hin kommandirt wurde, stets tapfer an. In seiner Jugend hatte er in seine Fahnen die Devise genommen: par tout vit Ancomme. Diese Worte haben einen doppelten Sinn. Ich überlasse es curieusen Forschern, sie zu erklären.

Der Herr von Blayon, ein alter vortrefflicher Officier, der die rothen Kreuze so gut gesehen hatte, als die weissen, und wohl noch besser; denn er hatte die spanischen Kriege in Toscana und sonst stark mitgemacht, und war ein sehr vortrefflicher Mann. Er hinterließ einen Sohn, den itzigen Herrn von Blayon, Gouverneur von Orange, der ihm an Bravheit nichts nachgiebt.

Doch

Doch, ich würde nie fertig werden, wenn ich mich darauf einlaſſen wollte, alle die braven Officiers bei dieſem Corps aufzuzählen. Das größeſte Regiment hatte der Vicomte von Pannas, ein vornehmer Cavalier, ein tapfrer junger Mann.

Ferner der Herr de Pilles, ein ſehr guter tapfrer und glücklicher Officier, der gewöhnlich ein ſehr ſchönes Regiment hatte. Denn er ſtand in ſo gutem Credit bei den Soldaten, beſonders bei denen von dem Dordogne-Diſtrict (wo es ſo gute giebt, als irgend in einem von Gaſcogne), daß er im Hui drei, vier tauſend Mann zuſammen brachte.

In den erſten bürgerlichen Kriegen führte er ein ſehr ſchönes Corps davon nach Orleans, wo er aber nicht lange aushielt, ſondern bald wieder weggieng, zu großem Misvergnügen des Admirals, der ihn darüber ſehr rauh anließ und ſagte: dies ſei ſo einer der Helden vom platten Lande, die nicht über einen Monat von der lieben Heimath weg bei einer Armee aushalten könnten, ohne einmal wieder heimzulaufen, und ihren Backofen rauchen zu ſehen. Er würde auch ihm und ſeinen Leuten übel mitgeſpielt haben, denn er wollte ſie unterwegs alle zuſammenhauen laſſen, wenn nicht der Prinz es noch abgewendet hätte.

Man würde ihn und die Seinigen nachher ſehr vermißt haben; denn er that noch ſehr gute Dienſte, beſonders in der Belagerung von St. Jean d'Angely, die er lange Zeit ſehr hartnäckig aushielt, wodurch der große Sieg in ſeinen Folgen gehemmt wurde, den Monſieur in der Schlacht bei Montcontour erfochten hatte. Wenn man indeſſen den Gang dieſer Belagerung, die Stärke des Platzes und der Citadelle,

die schon damals sehr gut war, und nachher eine der besten in ganz Frankreich wurde, die Stärke der Besatzung sowohl an Fremden als Einwohnern, und endlich die schöne Hülfe in Erwägung zieht, die noch hineinzog, so wird man sagen, daß er doch wohl noch etwas hartnäckiger hätte seyn können, wie ich von großen einsichtsvollen Generals habe urtheilen hören, und wie auch der Augenschein giebt. Inzwischen legte man doch dem Herrn de Pilles Ruhm bei.

Dem Capitain la Mothe gebührte der größere Antheil davon. Er hatte der Belagerung von Petit Leith in Schottland unter dem königlichen Generallieutenant la Bresse, und dem Obersten Martigues beigewohnt, einer der schönsten, längsten, wütendsten und von beiden Seiten vortrefflichst geführten, die seit langer Zeit gesehen wurden. Was er nun hier gesehen und gelernt hatte, wußte er in St. Jean so gut wieder anzubringen, daß er uns die Arbeit sehr sauer machte.

Der Herr von Martigues wußte es ihm aber auch zu sagen, als er ihn auf der Mauer zu sprechen verlangte: „Ach, Capitain la Mothe, Sie practiciren „da drinn, was sie bei uns in petit Leith gesehen und „gelernt haben!“

„Ja, Herr Oberster — antwortete la Mothe — „wie ich die Ehre habe, Ihnen zu versichern. Ich „wünschte aber, es möchte noch gegen jene seyn, mit „denen wir es damals zu thun hatten, nicht gegen Sie „und meine Landsleute, denn ich bin ihnen sehr er„geben.“

In der That war er dies, und bedauerte ihn sehr bei seinem Tode. Der Herr von Martigues gieng auch dar-

darauf um, ihn wieder auf seine Seite hinüber zu ziehen, was ihm wohl auch gelungen seyn würde, wenn er länger gelebt hätte.

Er wars, der in einer Nacht jene Mauer von bloßen Steinen auf der Breſche wieder aufführte, worüber unſre Leute ſich am Morgen bas verwunderten, und die ihnen großen Schaden that.

Jener Herr von Pilles hatte auch einen Sergent-Major, den Capitain la Ramiere, einen braven verſuchten Officier, der ihm hier ſowohl als anderwärts ſehr gut zu ſtatten kam.

So wichtig iſt es bei ſolchen Gelegenheiten, einen erfahrnen Mann bei ſich zu haben. Dieſer und la Mothe trugen hier viel zu dem Ruhme bei, den der Herr von Pilles erndtete.

Meſtres de Camp bei den Hugenoten waren ferner die Herrn

De Mouy, ein ſehr braver tapfrer Cavalier.

De Boury, der nachher gegen den gewöhnlichen Gang der meiſten umſattelte, und vom Militär zur Magiſtratur übergieng.

d'Aubigny, in beiden Fächern brauchbar, denn er iſt ein guter Officier und Soldat, dabei ſehr gelehrt, und ſo beredt und wohlredend, als je einer.

De Charbonnieres, ſehr tapfer.

De Preau, Gouverneur von Chatelleraud, ebenfalls ſehr wacker und geſchickt.

De Sollut.

De Couronneau,

De Parabel, gegenwärtig Commandant in Niort,

De Talliraud, und sein Camerad,

Der Capitain des Champs,

und noch eine solche Menge andrer, daß ich gar nicht fertig würde, wenn ich sie alle herzählen wollte. Ich hoffe ohnehin, die Geschichte unsrer Zeit wird nicht ermangeln, sie zu nennen und ihre Vorzüge und Verdienste zu erzählen.

Indessen, wenn ich sonst nichts zu thun hätte, als von ihnen sowohl, als von unsern katholischen zu reden, so getraute ich mir wohl so viel von ihnen zu sagen, als alle unsre Geschichten, indem ich die meisten davon persönlich kannte; freilich nicht alle, denn da hätte ich hundert Körper und zweihundert Augen haben müssen.

VIII.

Der Herr von Tais,

erſter Colonelgeneral bei der franzöſiſchen Infanterie.

Der Herr von Tais war der erſte Colonelgeneral der franzöſiſchen Truppen ſowohl dieß- als jenſeits. Man muß dies glauben, denn es giebt noch auf den heutigen Tag eine Menge alter Officiers und Soldaten, die es bezeugen. Es war allerdings großes Glück und große Ehre für ihn, daß er als ein bloßer Edelmann aus einem zwar guten aber nicht reichen Hauſe einen ſo ehrenvollen Poſten erhielt, auf dem er plötzlich mehr als hundert und zwanzig franzöſiſche Fahnen in Frankreich und Italien zu kommandiren bekam, was allerdings ſehr viel wenn gleich nicht ſo viel war, als die hundert und zwanzig Legionen, die Auguſt gewöhnlich unterhielt.

Es war um ſo mehr für ihn, da er zuvor eben noch nicht ſonderlich bei der Infanterie gedient hatte, wie ein Montluc und andre; auch hatte er ſonſt noch kein ſonderliches Commando geführt, außer bei Mirandola, wo er ziemlich glücklich kriegte, und unſerm Könige Franz gute Dienſte that, wie unſre Geſchichten bezeugen.

Ich habe mir von einigen Perſonen bei Hof, beſonders von einer Dame vom alten Hof, die ganz in

die geheime Geſchichte ihrer Zeit eingeweiht war, ſagen laſſen, es ſei eigentlich eine gewiſſe Hofdame geweſen, die ihn befördert habe, weil ſie ſehr in ihn verliebt war.

Die erſte und ſchönſte Gelegenheit, wo er ſich in ſeinem neuen Poſten auszeichnete, war die Schlacht bei Cerizolles, wo er ſich ſehr brav hielt, und mit Hülfe des Herrn von Montluc, des Herrn von Villefranche und andrer braven Officiers großen Ruhm erwarb [80]).

Nach dieſer Schlacht [81]) wurde viel von ihm geſprochen, und König Franz hielt große Stücke auf ihn, als er Ihm ins Lager zu Jallon fünfundzwanzig Fahnen von den braven Siegern bei Cerizolles zuführte [82]), worüber Officiers und Gemeine ſo brav und ruhmredig waren, daß ſie ganz allein die Armee des Kaiſers zu ſchlagen drohten, die doch eine der ſchönſten und größten war, die er je ins Feld geſtellt hatte.

Ich hörte hierüber von mehrern alten Officiers aus jenen Zeiten, beſonders von dem Herrn von Gerilles, aus Provence, und Seneſchal von Beaucaire, erzählen, daß der König, als ſie nach Frankreich zurückkamen und durch den Herrn von Tais präſentirt wurden, vor Freuden weinte, und ſie alle herzlich umarmte. Als er ihr ſchönes muthvolles Ausſehen und Benehmen anſah, faßte er ſelbſt ſo viel Zutrauen, daß er ſagte, mit ihnen und ſeiner Gensdarmerie allein getraue er ſich die ganze Armee des Kaiſers zu ſchlagen.

Nachdem aber hierauf der Friede zwiſchen beiden Mächten geſchloſſen war, mußte der König ſeine ganze Macht gegen Boulogne, und den König von England wenden, der, allzu undankbar gegen ihn, ſtatt an dem Kaiſer ſich zu rächen, deſſen Parthei nahm,

nahm, und die Picardie verheerte [83]). Der Herr von Tais führte seine Compagnieen dahin, die dann auch ausrichteten, was wir bei unsern Geschichtschreibern und ganz neu noch in den Commentarien des Herrn von Montluc lesen.

Nach dem Tode des Königs wurde der Herr von Tais, durch eine Dame erhoben, aber auch durch eine andre Dame wieder gestürzt. Der Herr Connetable half dabei ein wenig mit, und seine Stelle wurde getheilt. Bei den französischen Truppen in Frankreich wurde der Herr von Chatillon [84]), bei denen in Piemont der Herr von Bonnivet angestellt, was er, obschon ein Mann von Verdienst und guter Geburt, dennoch vorzüglich einer gewissen Dame zu danken hatte.

Hätte mein Onkel Chataigneraye [85]) das Leben behalten, der Herr von Chatillon würde sicher diesen Posten nicht bekommen haben, unerachtet er dessen so würdig war als irgend einer in ganz Frankreich, und dabei durch seinen Oncle den Herrn Connetable sehr unterstützt wurde. Der König Heinrich hatte aber die Stelle mehreremal meinem Oheim versprochen, sowohl vor als nach seiner Thronbesteigung. Er liebte und schätzte ihn sehr, kannte auch seine Fähigkeit dazu hinlänglich. Denn sobald er aufgehört hatte, Page bey König Franz zu seyn, war er unter die Infanterie gegangen. Damals hatte er sich ein halb Dutzend goldne Kugeln machen lassen, für den Kaiser [86]), sagte er, indem es sich nicht schicke, ihn als einen so großen mächtigen Herrn, wie jeden gemeinen Kerl, mit Blei niederzuschießen. Es müßten dazu goldene Kugeln seyn.

Eben

Eben so hatte ehmals der Oberste Fornisberg [87]) eine Schnur von Goldfaden machen lassen, um den Papst Clemens bei der Eroberung zu henken; und die Königinn Johanna I von Neapel ließ ihren Gemahl mit einer von ihr selbst des Respekts wegen eigenhändig dazu gewirkten goldnen Schnur erdrosseln [88]).

IX.

Von den Sergens-Majors.

Der Posten eines Sergent-Major ist ein sehr schöner ehrenvoller Posten, den ich von mehrern grossen Feldherrn sehr in Achtung gehalten sah. Ein vorzügliches Beispiel davon kann ich von dem großen Kaiser Karl anführen.

Als der Capitain Villandrado, der Sergent-Major war, den Kaiser um eine erledigte Infanterie-Compagnie bat, antwortete dieser ihm: Er wundre sich, daß er dies bitte, und nicht lieber mit seiner Stelle als Sergent-Major zufrieden sei, da Er doch diese weit vorzüglicher als eine Hauptmannsstelle hielte, indem alle Hauptleute ihm gehorchen, und Losung und Ordre von ihm empfangen müßten, die er von den Generals einholte, auch einem Sergent-Major im Krieg überall und zu allen Zeiten jede Thüre zum Weiterkommen offen stände.

Villandrado versetzte hierauf, dieß sei ihm gar wohl bekannt; da aber der Gehalt und die Accidenzen

zen eines Sergent-Major sehr gering, die Stropazen hingegen sehr groß seyen, so bäte er Sr. Majestät, ihn mit dieser Compagnie zu begnadigen, besonders da es schon so gewöhnlich bei der spanischen Infanterie sei, einen Sergent-Major, wenn er als solcher seine Zeit ausgehalten und seine Schuldigkeit gethan habe, mit einer Infanterie-Compagnie zu versehen.

Das Schönste und Beste, sagen die Spanier, ist, wenn man hierin der Sitte der Italiener und Teutschen folgt, die einen Capitain bei ihren Regimentern auslesen, den sie für den besten tüchtigsten zu diesem Posten eines Sergent-Major halten, und der denn auch als Capitain und Sergent-Major ohne Widerrede in Abwesenheit des Colonel und Mestre de Camp commandirt. Zu meiner Zeit war dies noch nicht bei den Spaniern eingeführt; ich weiß nicht wie sie es gegenwärtig damit halten.

Oft giebt es auch Streitigkeiten zwischen ihnen, und manchen unruhigen eigensinnigen Capitains, die es verdrüßt, einem Sergent-Major zu gehorchen, der noch nicht ist was sie sind, sondern dies erst zu werden strebt, und es als eine große Belohnung nach vieljährigen treugeleisteten Diensten ansieht, es zu werden.

So erlebte ich bei unsrer Infanterie eine Streitigkeit dieser Art, mit der sichs folgendermaßen verhielt.

Als wir den Hülfszug nach Malta antraten, waren der König und der Hof zu Moulins. Der Herr von Strozzy, ich und ungefehr zwanzig andre Adeliche, die die Reise mitmachten, giengen von dort ab. Der Herr von Strozzy sagte aber weislich weder dem König noch der Königinn noch sonst jemand, wohin er eigentlich gehe, denn er wußte wohl,

daß

daß Ihre Majestäten es nicht zugeben würden [77]). Er bat blos um Urlaub, nach Lyon, um dort einige Angelegenheiten von Wichtigkeit in Ordnung zu bringen, und dann in Provence auf ein paar Monate seinen Oheim, den Cardinal, zu besuchen, was Ihre Majestäten allergnädigst verwilligten.

Da er voraus sah, daß die Reise die er unternahm, acht bis neun Monate währen dürfte, so war er darauf bedacht, vor seiner Abreise das nöthige bei seinem Regiment (der königlichen Leibwache) vorzukehren. Damit nun in seiner Abwesenheit kein Zwist, Aufruhr noch Rangstreit in Ansehung des Commandos unter den Officiers von seinem Corps entstehen möchte, berief er sie zusammen, und eröffnete ihnen theils den Zweck seiner Reise theils wie er es unterdessen in Ansehung des Commando gehalten wissen wolle. Auf seine Ernennung sowohl als mit Beistimmung sämmtlicher Officiers wurde festgesetzt, daß der Capitain Sarrion, als der älteste und erfahrenste, in seiner Abwesenheit commandiren sollte, was er als ein Mann von Muth und Ehre (er war auch mit dem Marschall von Termes verwandt) wohl verdiente.

Er empfahl ihnen hierauf den Dienst, nahm Abschied und reiste weg. Kaum war er aber fort, als sein Sergent-Major der Capitain Hortan sich des Commandos über sie alle anmaßen, und ihnen nach seinem Amt, die Parole ertheilen wollte. Das ganze Officierscorps widersetzte sich, und erklärte: sie würden nicht ihm, sondern dem, den ihr Oberster, der Herr von Strozzy, dazu ernannt habe, pariren.

Doch, der Capitain Hortan hatte bereits den Herrn Connetable gewonnen, und seine Sache wegen

des

des ihm gebührenden Commando's ihm vorgestellt. Der Herr Connetable, der den Dienst vollkommen verstand, befahl hierauf, daß der Sergent-Major, wie der Dienst und das Herkommen fordere, die Parole vom König holen, und den Officiers geben, auch ihnen Ordres, Wachen und Posten anweisen sollte, ohne jedoch sich mehr herauszunehmen, als sein Dienst mit sich brin,e.

Wer sich darob höchlich wunderte, waren meine Herrn Officiers. Sie schickten daher eben den Capitain Sarrion mit Courierpferden dem Herrn von Strozzy nach, um ihn noch einzuholen, und die ganze Sache auch ihm vorzutragen.

Wir waren erst miteinander zu la Palice, als wir um Mitternacht durch das Posthorn aus dem Schlafe geweckt wurden, denn wir lagen zusammen, der Herr von Strozzy und ich. Herr von Sarrion trat herein, und erzählte den ganzen Verfall. Dem Herrn von Strozzy verdroß es nicht wenig, besonders, daß der Herr Connetable alle seine Verfügungen wieder umgestoßen hatte. Er schrieb daher sogleich in vollem Zorn an den König, die Königinn und den Herrn Connetable alle seine Gründe, und daß er lieber seine Stelle gar niederlegen wolle, wenn man nicht bestehen lasse, was er vor seiner Abreise verfügt habe.

Dies alles wohl erwogen gab man ihm für diesmal nach, und der Herr von Sarrion wurde in der ihm vom Herrn von Strozzy übertragenen Stelle bestättigt, so mancherlei Fälle und Gründe auch der Herr Connetable noch dagegen anführte, besonders unter andern dies: es sei doch viel, daß ein Sergent-Major, der am Tag einer Schlacht so viele Officiers sowohl als andre zu commandiren habe, nicht

ein

ein so kleines Corps von einem einzigen Regiment commandiren sollte.

Auch der Connetable sagte aber endlich doch, dem Herrn von Strozzy zu gefallen wolle er es diesmal so hingehen lassen, da ein Mann, wie er, wohl noch grössere Gefälligkeiten werth wäre.

Kurz, der Posten eines Sergent-Major ist ein sehr ehrenvoller Posten. Er steht, glaube ich, bei den Spaniern noch mehr in Ansehn als bei uns. Er kann stets überall hinreiten, nicht nur durch alle Glieder und die Schlachtordnung, sondern durchs ganze Lager. Ja, wenn er selbst den König oder den commandirenden General trifft, darf er nicht absteigen, sondern spricht mit ihnen zu Pferd; wer ihn absitzen läßt, versteht den Dienst nicht, und setzt sich als einen unwissenden Neuling dem Gespötte aus. Am Tag einer Schlacht darf er nicht absitzen, wie andere Officiers, sondern muß immer ab und zu, hin und her reiten. Denn sitzt er ab und kämpft zu Fuß, so hilft er nur für Einen Mann; zu Pferd aber kann er so gut seyn als mehrere andre zusammen, indem er so für eine Menge Dinge sorgen kann, die bei solchen Gelegenheiten sich ereignen.

Er muß stets einen starken Stock in der Hand führen, sowohl um das Gepäck abzuwehren und abzuweisen, was dem Soldaten den Marsch verhindert, als um zu weisen, was zu thun ist, statt daß andre dies mit dem Zeigefinger thun; bisweilen auch, um Excesse auf der Stelle zu bestrafen.

Manche sind wohl der Meinung, daß auch die Mestres de Camp bei einer Schlacht eben so gut zu Pferd seyn müßten, wie der Sergent-Major; selbst einige alte Officiers habe ich gehört, die dafür waren.

Wenn

Wenn aber alle unſre Meſtres de Camp und Sergens-Majors heutzutage zu Pferd ſeyn ſollten, ſo würde es bei unſern Armeen bald dahin kommen, daß man mehr Compagnien Cavallerie als Infanterie dabei zu Geſicht bekäme. Es würde nichts als Verwirrung und Gelächter machen, indem einer den andern irre führen und niederrennen würde.

X.

Der Herr von Chatillon,

zweiter Colonelgeneral von der franzöſiſchen Infanterie.

Nach dem Herrn von Tais wurde der Herr von Chatillon zum ehrenvollen Poſten eines Colonelgeneral befördert, und die ganze damalige und nachherige Infanterie hat ihm ſehr viel zu danken. Denn Er iſts, der Zucht und Ordnung in ſie brachte, durch die ſchönen Verfügungen, die er machte und einführte, und die wir noch izt beobachten, gedruckt haben, leſen und einſchärfen. Ja ich habe ſogar Gegner und Feinde von ihm geſehen, Officiers und andre, die in ſchwierigen Fällen doch oft ſagten: man muß ſich hierin an die Verfügungen des Herrn Admirals halten.

Sie hatten recht; denn dieſe Verfügungen waren die ſchönſten paſſendſten, die je in Frankreich erlaſſen

wurden, und ich glaube, daß seit sie gemacht und eingeführt sind, wohl einer Million Menschen das Leben, und eben so vielen ihr Gut und Habe dadurch erhalten wurde. Denn zuvor war nichts als Rauben und Plündern, Freibeutern, Brandschapen, Unzucht, Händel, Mord und Todschlag bei unsrer Infanterie, so daß sie eher einer Horde Räuber und Ziegeuner als einem braven Soldaten-Corps ähnlich sah. Das Verdienst dieses großen Mannes ist also hierin nicht gering. —

Zwar hatte der Herr von Langnay schon vor ihm einige Verordnungen erfunden, als er Lieutenant de Roi in Piemont war; sie wurden aber sehr nachlässig beobachtet.

Der Prinz von Welsi that auch einige hinzu, und hielt streng auf deren Befolgung, besonders in Ansehung der Händel und Diebstähle.

Allein der Herr von Chatillon war doch derjenige, der alles erst zur Vollkommenheit brachte, und über die genaue Beobachtung so streng hielt, daß er darüber den Titel eines sehr harten grausamen Mannes davon trug. Er kümmerte sich aber gar nicht darum, indem man durchaus im Anfang bei der Einführung von dergleichen neuen und so wichtigen Verordnungen unerbittlich seyn muß.

Man hat nachher den Nutzen davon gesehen, und würde ihn noch sehen, und zu genießen haben, wenn man diese scharfe Mannszucht noch ganz beibehalten wollte. Da müßte man aber auch den Soldaten gut bezahlen, denn sonst geht es nicht, und ist eine große Ungerechtigkeit.

Als der Herr von Chatillon Oberster war, so war sein Erstes die Belagerung von Boulogne, das er durch Blokaden und Schanzen so enge einschloß und ängstig-

ängſtigte, (eine dieſer Schanzen iſt noch vorhanden und führt ſeinen Nahmen) daß er es bald zur Uebergabe brachte [90]), was ehmals unter König Franz ſo viele gute und brave Generals nicht hatten bewürken können.

Vor dieſem Krieg waren die Engländer ſo grauſam gegen die armen Franzoſen, daß ſie ſichs gar nicht mehr abgewöhnen konnten. Sobald ein armer Franzmann ihnen in die Hände fiel, war an keine Gnade zu denken; er mußte ſterben. Manche machte ſich dann den Spaß mit den abgehauenen Köpfen auf ihren Pieken und Lanzen zu paradiren, wie die Araber. Der Admiral vergalt es ihnen alles dies auf ihren Kopf und gieng eben ſo, ja noch ärger mit ihnen um ſo daß ſie endlich ſelbſt kommen und um den guten Willen bitten mußten, den Krieg ordentlich auf Kriegsmanier zu führen, was ihnen auch, auf eben den Fuß, wie zwiſchen den Franzoſen und Kaiſerlichen bewilligt wurde.

Ich habe dies von dem Admiral ſelbſt, der es mir in Perigord erzählte, bei Gelegenheit der blutigen Executionen, die er an den Bauern verübte, welche die Provencalen bei ihrer Niederlage [91]) ſo übel behandelt und mehr als die Soldaten, erſchlagen hatten. Er ſagte mir dabei, er wolle dieſe Bauern auf ein andermal etwas vorſichtiger machen, wie es die Engländer vor Boulogne ebenfalls gelehrt habe.

Er richtete auch in der That ein grimmiges Blutbad unter ihnen an; denn überall, wo er durchzog lag es alles voll erſchlagener Bauern. In einem Schloſſe des la Chapelle Faucher in meiner Nachbarſchaft wurden ihrer mit kaltem Blut zweihundert und ſechzig niedergemacht, in einem Saal, in dem man ſie einen Tag

lang bewacht hatte. Als ich dem Admiral dabei vorstellte: dergleichen Executionen sollten nur an den Orten geschehen, wo der Exceß vorgegangen wäre, gab er mir zur Antwort, es sei doch in derselben Landschaft und es seien lauter Perigordiner, auch sei das Beispiel zur Warnung für alle.

Man hielt ihn darum für sehr grausam; er mußte es aber auch seyn, und sagte selbst, wie ich oft von ihm hörte, daß er äußerst ungern daran komme, doch aber um der öffentlichen Ruhe und der Folgen willen seinem Herzen Gewalt anthue. Denn wo es sonst Gelegenheit gab, Gelindigkeit und Erbarmen zu beweisen, war er gewiß mild, gut und mitleidig.

Bei dem teutschen Zug *) commandirte er hundert Fahnen Infanterie, die da sehr schön und stark war, wiewohl noch schlecht disciplinirt, indem seine schönen Verordnungen damals noch nicht recht im Gang waren; besonders bei den meisten neuen Compagnien. Es war ihnen aber bald gerathen, auf Kosten ihrer lüderlichen Camaraden klug zu werden, deren man mehr als Vögel an den Bäumen umher hängen sah. Diese waren meistens neue Soldaten, die in voller Freiheit der alten Ausschweifungen fortzuschwärmen dachten. Izt aber mußten sie sich wohl Gewalt anthun, um sich unter das strenge Joch der Gesetze zu fügen.

Auf diesem teutschen Zuge nun erwarb sich der Herr von Chatillon großen Ruhm, sowohl durch seine schönen Anordnungen, Mannszucht und Gesetze, als durch seine Tapferkeit und übrige vortreffliche Eigenschaften, die er bei jeder Eroberung bewies, wo er stets der erste war. Dies ist auch allemal Sache der Colonels,

Me-

Meſtres de Camp, Meſtres d' Artillerie und Mareſchaux de Camp, daß ſie bei Belagerungen alle Arbeit auf ihren Schultern haben. Sie ſind daher auch nicht wenig in Gefahr, da man in einer einzigen Stunde einer Belagerung weit mehr ausgeſetzt iſt, als an einem ganzen Tag einer Schlacht. —

[41]). Auf dieſem ganzen Zuge bewies er ſich ſtets würdig und tapfer auf ſeinem Ehrenpoſten, und ſchonte ſich ſo wenig als der geringſte Officier ſeines Corps, wie die Belagerungen und Einnahmen von Damvilliers, Montmedy, Yvoy, Chimay u. a. m. hinlänglich beweiſen [42]).

Kurz nach dieſem Zuge ſtarb der gute brave redliche Mann und große Feldherr, der Admiral von Annebaut, und Herr von Chatillon erhielt ſeine Stelle, worauf er anfieng den Titel Admiral zu führen, ohne jedoch ſeine Stelle als Colonelgeneral vor der Hand noch niederzulegen, die er für ſeinen Bruder, den Herrn von Andelot, aufhob, dem der König ſie verliehen hatte, der aber nebſt den Herrn von Scipion zu Parma gefangen und aufs Schloß zu Mailand geſetzt worden war.

Der Admiral führte alſo unterdeſſen beide Titel, und die Ordres waren unterzeichnet: „abſeiten des „Herrn Admirals, Colonels von der franzöſiſchen Infanterie.“ Und ſo verſah er ſeine Stelle als Colonel noch auf allen den Zügen, die König Heinrich nachher noch vornahm, z. B. vor Valenciennes, Cambray, Renty u. ſ. w.

Von der Affaire bei Renty habe ich mir von ein paar meiner Bekannten, die mit dabei und unter den Auserwählten des Admirals waren, folgendes erzählen laſſen.

Der Herr von Tavannes sollte einige Fähnlein Reiter auf Befehl des Herzogs von Guise angreifen, ließ ihm aber zurück sagen, da nicht an sie zu kommen sei, ohne sich dem ganzen spanischen Feuer aus dem kleinen Gewehr auszusetzen, indem die spanischen Schützen das Holz besetzt hätten, so würde er mit seiner ganzen Mannschaft zusammengeschossen werden, ehe er an die Reiter kommen könnte. Man müßte also nothwendig erst diese Schützen delogiren, dann wollte er seine Sachen schon machen.

Der Admiral hörte dies, sas sogleich ab, zog zehn bis zwölfhundert Mann von den besten heraus, ergriff eine Pike, stellte sich an ihre Spitze, und that mit seinen Leuten einen so muthigen und grimmigen Angriff auf die Feinde, daß er in einem Augenblick das ganze Holz von diesen spanischen Schützen gesäubert hatte, unerachtet sie zweimal stärker waren.

Dies that vortreffliche Dienste; denn nun brach der Herr von Thavannes [95]) mit seiner Compagnie, auf lauter geharnischten Pferden hervor, und war im Hui mit diesen Reitern fertig, wodurch die ganze Schlacht gewonnen wurde.

Unmöglich kann ich mich auf eine Erzählung aller seiner schönen Thaten einlassen, die ein ungeheures Werk werden würde. Doch handle ich anderwärts [96]) etwas ausführlicher davon. Ueberhaupt war er ein guter einsichtsvoller General, und würdig, Infanterie zu kommandiren, wie er es auch nachher noch, als er diese Stelle längst niedergelegt hatte, in den spanischen sowohl als bürgerlichen Kriegen bewies.

Nachholen muß ich noch, daß er zuerst die beiden weißen Hauptfahnen einführte, da zuvor nur Eine war. Die ersten, die sie erhielten, waren seine beiden Lieutenants,

nants, Boisseron und Valleron. Zwar hatte der Herr von Tais schon ebenfalls zwei; die eine blieb aber in Piemont, die andre in Frankreich.

XI.

Der Herr von Andelot,

dritter Colonelgeneral von der französischen Infanterie.

Nachdem der Admiral den Posten eines Colonel während des ganzen spanischen Kriegs versehen hatte, kam endlich der Waffenstillstand zwischen dem Kaiser und dem König zu Stand [97]), und so kam mit den andern Gefangenen auch der Herr von Andelot wieder auf freien Fuß, der unterdessen immer auf dem Schloß Mailand gesessen hatte. Sobald er nach Frankreich zurück kam, legte sein Bruder die für ihn aufgehobene und beibehaltene Stelle nieder, und übergab sie ihm mit Genehmigung des Königs.

An Muth stand auch würklich hier der Nachfolger seinem Vorgänger nicht nach, nur an Erfahrung war er noch nicht ganz so weit, weil seine Gefangenschaft ihm die Gelegenheit dazu abgeschnitten hatte.

Als jener Waffenstillstand wieder aufgehoben worden war, der Krieg aufs neue angieng, und der katholische König St. Quentin belagerte, hatte der

Admiral, als damaliger Gouverneur von der Picardie, sich eiligst und muthvoll hineingeworfen. Er hatte aber nur wenige Mannschaft und besonders Mangel an Schützen. Es mußte darauf gedacht werden, ihm zu Hülfe zu kommen und ihn zu verstärken. Dies unternahm der Herr von Andelot. Unerachtet die Feinde [28]) von seinem Anmarsch Nachricht und daher die Zugänge wohl verschanzt und mit ihren besten Leuten besetzt hatten, schlug er sich dennoch tapfer durch, brachte aber freilich von seinen zweitausend Mann nur sehr wenige hinein, indem viele blieben, andre gefangen wurden, andre endlich sich davon machten, so gut es gehen wollte [29]).

Diese Hülfe kam jedoch sehr gelegen, und wurde von dem Bruder sehr gut aufgenommen, denn sie liebten einander, und ließen einander nie im Stich. Auch hier in dem belagerten Platz halfen sie einander treulich, und vertheidigten jeder seine Bresche so gut, daß man ihnen nichts anhaben konnte. So fielen sie auch als brave Männer mit einander in Gefangenschaft, doch so, daß sich nach vier oder fünf Tagen der Herr von Andelot ganz säubterlich davon machte, und nach Frankreich entkam.

Bei der darauf folgenden Unternehmung auf Calais versah der Herr von Andelot seinen Dienst so gut, daß der Herr von Guise sagte: um eine ganze Welt zu belagern und zu erobern, verlange er nicht mehr als den Herrn von Andelot, den Marschall von Strozzy und den Herrn von Etrees zum Geschütz.

Als einige Zeit darauf dem König, welcher der beste Christ und Katholik von der Welt war, hinterbracht wurde, daß der Herr von Andelot verschiedene ungereimte Reden über die Messe geführt habe, ließ

Er

Er ihn auf Sein Zimmer rufen und fragte ihn, ob er dies würklich gesagt habe? — Er antwortete: ja, und er wolle lieber sterben als in die Messe gehen [100]). Darüber wurde der König so entrüstet, daß er ihn beinahe mit seinem Dolch niederstieß, und dem Herrn von Lorges, einem seiner Gardecapitains, befahl, ihm den Degen abzunehmen, worauf er nach Melun gefangen gesetzt wurde, wo er auch in enger Verwahrung blieb, bis sein Oheim, der Connetable, ihm wieder daraus los half.

Während er zu Melun saß, erfolgte die Unternehmung gegen Thionville, wo der Herr von Montluc seine Stelle zu versehen bekam. Das Nähere von seiner würdigen Verwaltung findet man in desselben eigenen Nachrichten. Eben so war es auch bei der Belagerung von Amiens, während deren zu Cercamp der Friede verhandelt und geschlossen wurde.

Nach diesem Friedensschluß gab es eine Menge Reductionen und unzufriedene Kriegsleute genug. Man behielt blos die zu Besetzung der Grenzplätze nöthigen Truppen bei, und so entgieng durch diesen Frieden auch den Herrn von Andelot die Gelegenheit, sich hervorzuthun. Es ist doch allemal jammerschade, daß man so wackre Männer brach liegen, und einen blinkenden Degen verrosten läßt! —

XII.

Der Herr von Randan,

vierter Colonel-General von der französischen Infanterie.

Bei dem hierauf erfolgten Ausbruch des bürgerlichen Kriegs, worinn der Herr von Andelot auf der Gegenseite war, erhielt seine Stelle der Herr von Randan, was anfangs befremdete, da er mehr bei der Cavallerie als bei der Infanterie gedient hatte. Er bewies aber bald, daß ein Mann von Kopf in alle Sättel recht ist, und ihm, einem jüngern Sohn aus dem Hause Rochefaucauld, fehlte es weder an Kopf noch Herz.

Man hielt ihn erst für sehr weichlich, und den Süssigkeiten des bequemen Heflebens so sehr ergeben, daß der schwere Infanteriedienst ihm bald zu beschwerlich fallen würde. Er bewies aber auch hier bald das Gegentheil, wie ich anderwärts schon erwähnt habe.

Als er zu Metz war, kam ein Cavalier von dem Dom Louis d'Avila, Colonel von der kaiserlichen Armee, angeritten, und forderte einen auf die Lanze, seiner Dame zu Ehren. Der Herr von Randan nahm ihn sogleich beim Wort, mit Bewilligung seines Generals, und reunte so hitzig und geschickt, daß er ihn halb todt niederwarf und siegreich und ruhmvoll zurückkam.

So weichlich er schien, so zeigte sichs doch, daß er gegen Strapazen und Unfälle hart war, und diese ihm

ihm nichts anhaben konnten. Bei der Belagerung von Bourges, wo er als Colonel diente, bekam er einen ſtarken Schuß in den Kopf, ſo daß er trepanirt werden mußte. Er trug die Schmerzen ſehr geduldig, und war noch nicht ganz wieder hergeſtellt, als er ſich ſchon wieder in einer Sänfte weiter transportiren ließ, um ſein Corps auf dem Marſch zu begleiten. So ſah ich ihn noch bei der Belagerung von Rouen. Ein ſehr rühmlicher Dienſteifer.

Bei dieſer Belagerung fand er ſein Grab. Denn beim Sturm auf die Catharinenſchanze, die wir eroberten, war er einer der erſten, und als ein ächter braver Colonel ſchon oben auf dem Wall, als er niedergeworfen wurde. Ein Feuerwerk traf ihn, das ihm die Beine bis auf die Knochen verbrannte, woran er noch einigen Tagen ſtarb, weil der Brand dazu ſchlug, und nicht wieder geheilt werden konnte.

Er ſtarb, bedauert nicht nur von ſeinem Corps, ſondern auch allgemein von der ganzen Armee, beſonders von dem verſtorbenen Herrn von Guiſe, den ich ſagen hörte: es ſterbe an ihm ein eben ſo würdiger Infanteriſt, wie er ſich zuvor ſchon als wackerer Gendarme und Chevalleger rühmlich bewieſen habe.

Sein Leichenbegängniß wurde in Rouen ſehr ehrenvoll gehalten. Der Herr von Guiſe ſelbſt, nebſt der ganzen Armee, begleitete die Leiche mit thränenden Augen. Es wurde eine lateiniſche Grabſchrift im alten Styl auf ihn gemacht, und zwar auf Auftrag des Herrn von Guiſe von dem hochgelahrten Herrn Cottron d'Angoumois les Chateauneuf.

Er vereinigte mit ſeiner Tapferkeit noch alle andre liebenswürdige Eigenſchaften, die einen vollkommenen Cavalier ausmachen. Er war ſehr ſchön, von vortreffli-

chem

lichem Anſtand, bei den Damen ſehr beliebt, hatte eine vorzügliche Stimme, ſpielte mehrere Inſtrumente, beſonders Laute und Guitarre und war überall ungemein witzig. —

XIII.

Der Herr von Martigues,

fünfter Colonel-General von der franzöſiſchen Infanterie.

Nach Randans Tod kam der Herr von Martigues an ſeine Stelle, und wurde nach der Niedernormandie geſchickt, wo er mit ſeinem Onkel dem Herrn von Etampes, den Krieg fortſetzte.

Man fand ihn dieſer Stelle ſehr würdig, indem er ſie ſchon ehmals bei der Belagerung von Petitleith in Schottland unter gleichem Titel ruhmvoll verſehen hatte.

Dieſe Belagerung von Petitleith war eine der gröſten, die ſeit vierzig Jahren in unſern Kriegen im Ausland unternommen wurden, indem der Platz ſehr klein, ſchlecht befeſtigt, und die ganze Macht Englands und Schottlands davor verſammelt war, die ihn zu Land und zur See ſo eng eingeſchloſſen hielt, daß keine Maus hinein konnte.

Die Belagerung währte ſo lange, daß bereits Hungersnoth im Platz einriß, und Officiers und Gemeine ſogar lange Zeit von den Schnecken und Muſcheln lebten,

lebten, die das Meer bei der Ebbe auf dem Strand zurückließ. Allein auch selbst diese schlechte Kost mußte theuer genug durch hitzige Scharmützel erkauft werden, wobei mancher derbe Wunden oder gar seinen Tod fand.

Der Herr von Martigues erwarb sich dabei den Ruhm eines sehr braven tapfern Obersten. Er hatte aber auch sehr gute Officiers. So war der jüngere Sipiere, der dabei blieb, ein Bruder von dem braven Herrn von Sipiere [101]), aus einem vortrefflichen Hause.

Ferner der Capitain la Chaussee, der ebenfalls blieb.

Der Capitain Cabannes, der nachher noch sich als einen sehr braven Officier unter unsrer Infanterie bewies.

Der Capitain Javac.

Der Capitain Sainte Marin.

Cossains, der keine Compagnie hatte, sondern blos unter den Officiers war, die der Herr von Martigues aus seiner Schatulle hielt.

Der Capitain St. Jean, aus Dauphiné, in der Folge Stallmeister bei Monsieur, unserm nachherigen König; und eine Menge andrer. —

Diese Belagerung gieng zu Ende, nachdem der vorgedachte Herr von Randan von unserm König Franz II. nach England geschickt worden war, bei welcher Unterhandlung er sich als einen eben so geschickten Staatsmann als Krieger bewies. Er hatte dabei als Collegen den Bischoff von Valence, Bruder des Herrn

von

von Monluc, einen sehr geschickten Prälaten [100]), der kurz vor ihm dahin gegangen war.

Beide brachten den Frieden zu Stand, stellten die Ruhe her, und befreiten unsre Leute aus dieser langen, verdrüßlichen Belagerung, in der es ihnen an allem zu fehlen anfieng, den Muth ausgenommen.

Als kommandirender königlicher General stand darinn der ehrwürdige Greis und große Feldherr, der wackre la Brosse, ein alter Krieger von fünf und siebenzig Jahren, dessen Tapferkeit, Klugheit und Standhaftigkeit bei dieser Belagerung sehr gute Dienste thaten [101]).

Alles wurde also wieder beigelegt, und unsre Leute kamen ruhmvoll und triumphirend ins Vaterland zurück.

Der Herr von Martigues hatte indessen doch bei seiner Ankunft zu Paris — mit einer Menge Adelicher und Officiers, die unter ihm gedient hatten — einen kleinen unangenehmen Vorfall, den Fortuna ihm in den Weg warf.

Als er nämlich in seinem Logis bei Tafel saß, und schon auf die Postpferde wartete, um zu dem König nach Fontainebleau zu gehen, meldete man ihm, die Stadtwachmeister hätten einen seiner Officiers weggefangen, und führten ihn nach dem kleinen Chatelet. Er — sogleich auf, eilt ihnen mit seinen Leuten nach, holt sie ein, striegelt sie ein wenig, nimmt ihnen seinen Mann wieder ab, und geht nach seinem Logis zurück.

Das Parlement gerieth auf die Nachricht davon sehr in Bewegung. Es schritt sogleich in der Form Rech-

Rechtens gegen ihn vor, so daß mein Herr von Martigues, in seinem Logis arretirt Hausarrest bekam. Er schickt sogleich einen Courier an den König, dem er alles berichtet, was dem König und dem ganzen Hof sehr unangenehm zu vernehmen war, denn er wurde dort sehr geliebt, und man hatte bereits seiner persönlichen Ankunft mit Verlangen entgegen gesehen.

Die Königinn [104]) besonders war sehr empfindlich darüber, einen Herrn so behandelt zu sehen, der so eben erst vom tapfern glücklichen Kampfe für sie und ihr Reich herkam.

Ihre Oheime, der Herzog von Guise und der Cardinal von Lothringen verdroß es aus gleichem Grund ebenfalls nicht wenig.

Bei solchen Protectionen hielt es also nicht schwer, ihn aus seiner Verlegenheit zu erlösen. Der König schickte sogleich einen seiner Gardecapitains mit der ausführlichsten Vollmacht ab der auch zu Paris seine Sachen so gut und geschickt machte, daß er den Herrn von Martigues wieder auf freien Fuß brachte. Doch sagte man, wenn er nicht aus einem so vornehmen Hause wäre, und man nicht auf den wichtigen dem König und der Königinn geleisteten Dienst Rücksicht nähme, würde er so leicht nicht davon gekommen seyn. — Er kam hierauf nach Hof, wo er allgemein ausserordentlich gnädig und freundlich empfangen wurde [105]).

Nachdem er zu Rouen, das wir bereits erobert hatten, zum Colonel ernannt worden war, gieng der König mit seiner Armee nach Paris, das der Prinz, zu dem unterdessen die teutschen Hülfstruppen gestoßen waren, belagerte. Zum Willkommen thaten sie einen sehr

schönen

schönen Angriff auf unsre Truppen, die sie wohl empfiengen. Zwar waren unter unsern Gensd'armen einige, die sich sehr schlecht hielten, und schändlich davon liefen; allein der Herzog von Guise kam noch zu rechter Zeit dazu, und stellte die Ordnung wieder her, die sonst wohl verlohren gewesen wäre, da den wahrscheinlich der Feind die Vorstädte St. Victor oder St. Germain wegbekommen hätte, was gar nicht schwer war, indem sie noch nicht verschanzt waren. Guten Dienst hierbei thaten, außer dem Scharmuziren unsrer Infanterie, auch noch ungefähr hundert Mann, die der Herr von Martigues in eine Windmühle vor dem Jacobsthor warf, so daß sie die herbeigeeilten Schützen des Herrn von Grammont durch ihr gutes Feuer in Respekt erhielten. Der Herzog von Guise lobte aber auch den Herrn von Martigues sehr wegen seines guten Verhaltens an diesem Tage, und sagte, er habe ihn dabei als einen gleich tapfern und einsichtsvollen General schätzen lernen.

Nach der Belagerung von Paris erfolgte die Schlacht bei Dreux, wo der Herr von Martigues sich abermals auf seinem Posten als Colonel sehr vortheilhaft auszeichnete. Unsre Infanterie bei der Avantgarde that indessen an diesem Tage nicht viel, weil sie weder sonderlich angegriffen wurde, noch angriff; denn der Herzog von Guise that mit seinem Cavallerie-Corps fast alles ganz allein.

Einige Monate nach dieser Schlacht belagerte man Orleans, wo der Herr von Martigues seine Infanterie ebenfalls kommandirte, die sich bei tausend Gelegenheiten sehr brav hielt. Er selbst legte schöne Proben von seiner Tapferkeit ab, besonders als er den Herrn von Andelot, trotz dessen Ueberlegenheit, bei dem Uebergang über die Loire angrif.

Nach dem Tod des Herzogs von Guise bei dieser Belagerung und nach erfolgtem Frieden, mußte vermöge desselben jeder wieder in seine Stellen, Ehren und Würden eingesetzt werden. So mußte also auch der Herr von Martigues die seinige als Colonel niederlegen. Dies kam ihn freilich sauer an, denn alle Officiers seines Corps liebten ihn ungemein und baten ihn, es nicht zu thun. Er mußte indessen doch; denn der König und die Königinn Mutter wollten es so, da der Herr von Andelot, der nicht viel Spaß verstand, deswegen nach St. Germain gekommen war, um es zu betreiben.

Er mußte zwar die Stelle niederlegen, hatte aber nicht übel Lust, den Herrn von Andelot zu fordern, um den Kuchen mit dem Degen zu transchiren. Auch würde ohne Zweifel Herr von Andelot, der sehr tapfer und nicht faul mit der Klinge war, ihn beim Wort genommen haben, wenn nicht der König ihm aufs Leben befohlen hätte, nicht weiter zu gehen, sondern sich zu bescheiden. Denn man befürchtete damals stark einen zweiten Aufstand der Hugenoten, die wohl nicht schwer dazu zu bringen gewesen wären. Der Herr von Martigues that also klug, und respectirte diesen königlichen Befehl.

Nach einiger Zeit starb sein Oheim, der Herr von Etampes, und er erhielt dessen Gouvernement Bretagne, das er so gut und weise verwaltete, daß er großen Ruhm dadurch erwarb, und sich bei dem dortigen Adel sehr beliebt machte. Man sagt es daher auch ihm zum Ruhm nach, er habe bei diesem Adel so gut im Credit gestanden, daß er alles bei ihm galt, und alles mit ihm anfangen konnte

So führte er ihn außer der Provinz, und zwar stets persönlich an, z. B. bei dem Uebergang über die

Loire, wo er den Herrn von Andelot und dessen Truppen angriff, und einige davon schlug, ungeachtet ihrer Ueberlegenheit; denn alle Hugenoten jenseits der Loire hatten sich dort zusammengezogen, um hinüber zu gehen, und zu dem Prinzen zu stoßen.

Von da führte er sie (seinen Adel) zu der Niederlage der Provencalen, zu der Schlacht bei Jarnac und Montcontour, und endlich zur Belagerung von St. Jean d'Angely, wo er blieb, zu großem Schaden für das Vaterland, dem er sehr getreu war, und noch gut gedient haben würde [105]).

Alle seine tapfern Thaten und Verdienste zu erzählen, würde ein ganzes Buch fordern, und, aus meiner Feder, dem Verdacht der Partheilichkeit nicht entgehen, da wir nahe mit einander verwandt sind. Ich breche also hier ab.

XIV.

Der Herr von Andelot

noch einmal,

als sechster Colonel-General von der französischen Infanterie.

Nachdem der Herr von Martigues die Stelle niedergelegt hatte, übernahm also der Herr von Andelot sie wieder zu St. Germain en Laye. Er bekam zugleich Ordre vom König, sich mit seinen Compagnien marsch-

marſchfertig zu machen, um vor Havre zu rücken, das die Engländer noch inne hatten, und nicht wieder herausgeben wollten, weil ſie, wie ſie ſagten, es theuer genug gekauft hätten, von dem Herrn Vizdom, von Matigny und Beauvais la Nocle.

Zu dieſer Belagerung gieng alles mit, weil der König und die Königinn in Perſon dahin giengen und den Herrn Prinzen und dem Connetable den Weg zeigten. Auch der Herr Prinz von Conde führte viel Hugenotiſchen Adel dahin, der ſich ſo wenig ſchonte, als die andern.

Der Admiral zog nicht mit, ſondern führte einige Entſchuldigungsgründe an; der vornehmſte aber, den er jedoch nicht ſagte, war, daß er ſich der Königinn von England nicht mißfällig machen wollte, die ihm Gefälligkeiten erzeigt und etwas Geld zum Krieg vorgeſchoſſen hatte, doch nicht ſo viel, als man wohl dachte.

Der Herr von Andelot gieng ebenfalls nicht mit, und entſchuldigte ſich mit einigen Ueberbleibſeln von einem Quartanfieber, das er aus Teutſchland mitgebracht hatte, als er die teutſchen Hülfstruppen hereinführte. Es hatte ihn ſtets bald mehr bald weniger geſchüttelt, beſonders war der Tag der Schlacht bei Dreux ſein ſchlimmer Tag geweſen; wo er aber dennoch ſeine Pflicht als Oberſter ſehr gut that, auſſer daß er nicht abſaß und ins Glied trat. Denn er war ſo ſchwach, daß er ſich kaum aufrecht erhalten konnte. Er kommandirte daher zu Pferd, ritt von Bataillon zu Bataillon, von Glied zu Glied, und zeigte, was zu thun ſey; ſie folgten ihm aber nicht und thaten ſehr übel daran.

Auch blieb er mit seinem Fieber in Orleans, als es belagert wurde, und fehlte, trotz seinem Uebel, bei keinem Vorfall. —

Mit diesem Fieber entschuldigte er sich izt, daß er nicht mit vor Havre könne; eigentlich aber hatte er blos nicht Lust dahin zu gehen, was auch der Fall bei seinem Bruder war. Der König, die Königinn und jedermann nahmen es aber sehr übel auf. Er schickte jedoch seine beiden Leibcompagnien, und vier oder fünf andre, lauter schöne Leute; denn es war die Auswahl von den Hugenotischen Truppen. Sie hielten sich auch brav und wetteiferten dabei mit den Katholiken. Beide setzten den Engländern so sehr zu, daß sie sich endlich auf Capitulation ergaben. Freilich aber hätten wirs nicht so wohlfeil gehabt, wenn nicht die große Pest, von der ihrer mehr fielen, als von unserm Geschütz [107]), eingebrochen wäre.

Im folgenden Frühjahr trat der König die Reise durch sein Reich an, um sich seinem Volke zu zeigen [108]). Er reiste von Fontainebleau ab. Ostern hielt er zu Troyes in Champagne, wo ihm der Herr von Andelot, von seinem nahegelegenen schönen Gute Taule aus auch aufwartete, und sich zugleich beschwerte, daß der König ihm in die Rechte seiner Stelle in Vergebung einer Compagnie Eingriff gethan hätte.

Allein die Königinn antwortete ihm darauf auf der Stelle sehr gut und treffend: „Was Sie da für „sich anführen, Herr von Andelot, ist aus den Zei„ten des Königs, meines Herrn und Gemahls, der „Ihrem Oheim, dem Herrn Connetable, bekanntlich „aus großer Gnade gegen ihn in manchen Stücken „mehr einräumte und gestattete, als er sollte. So „auch hier. Denn warum sollten denn der Herr Ad„miral

„miral und Sie als Colonels dies Vorrecht haben, „über solche Stellen disponiren zu können? Es kömmt „doch wohl natürlicher dem Könige zu, um sich dadurch „wakre Officiers verbindlich zu machen. Denn die von „Colonels ernannte heißen Ihre Creaturen, und sind „nicht dem König ergeben, wie ich seither zu bemerken „Gelegenheit hatte. Für bisher haben Sie es freilich „dem Ansehn und der Gunst, worinn Ihr Herr Oheim „stand, und seiner Bemühung Sie empor zu bringen, „zu danken; allein izt, da die Könige die Gesetze ma„chen und ändern, wie es ihnen gefällt, will der Kö„nig, mein Sohn, Ihnen diese Macht nicht länger „lassen, sondern sie für sich behalten, und seine Diener „selbst ernennen, statt daß Ihr andern Herrn ihn bis„her um manchen gebracht hat. Machen Sie sich al„so keine Rechnung weiter darauf, denn der König, „mein Sohn, wird künftig selbst dafür sorgen, und „der von ihm ernannte Capitain muß bleiben." — Der Herr von Andelot mußte sichs so gefallen lassen, und der Connetable, der damals nicht im Conseil, sondern unpäßlich zu Haus war, sagte, als der Herr von Andelot es ihm wieder erzählte, weiter nichts, als man müsse dazu schweigen.

Uebrigens verhielt es sich mit der Gewalt der Colonels, sich Officiers verbindlich zu machen, wirklich so, daß der König nur die neuen Capitains ernannte; der Herr von Andelot aber und der Admiral vor ihm hatten die Ernennung bei den alten Compagnien. Aber auch selbst jenes fiel weg, seit der Herzog von Epernon als Günstling seine Stelle zu einem Kronamt erheben ließ, und dann alle Capitainesstellen vergab.

XV.

Der Herr von Strozzy,

siebenter Colonel-General bei der französischen Infanterie.

Nach dem Tode des Herrn von Andelot zu Xaintes [109]) wurde der Herr von Strozzy endlich einziger voller Colonelgeneral, ohne Collegen noch Nebenmann. Zwar war er ohnehin schon während der bürgerlichen Kriege uneingeschränkt, allein wenn der Friede eintrat, wo, vermöge der Artikel, jeder in seine Ehren und Würden wieder eingesetzt wurde, trat auch der Herr von Andelot jedesmal wieder in diese Stelle zurück.

Kurz zuvor war auch Herr von Brissac gestorben, worauf dessen Corps [110]) ebenfalls zu dem des Herrn von Strozzy geschlagen wurde, die alten Piemontesischen Regimenter ausgenommen, die der junge Graf von Brissac behielt, der seiner Jugend wegen nicht das ganze Corps seines Bruders bekommen konnte, sondern sich damit unter dem Titel eines Colonelsgeneral der französischpiemontesischen Infanterie begnügen mußte, den er noch iezt führt.

Mestre de Camp wurde la Riviere Puytaillier der ältere, und dann der Herr von Aunous, der bei der Belagerung von Poitiers blieb, ein sehr würdiger Mann. Er bewies dies vorzüglich, als er von St. Mairant

Mairant mit seinem Regiment ausrückte, und sich in Poitiers warf, wo er sehr gute Dienste that.

Der Herr von Strozzy that sich auf seinem neuen Posten bald hervor, bei der Affäre zu la Roche la Belle in Limosin [111]). Denn da der Feind eines Morgens ganz unvermuthet anrückte, um in das Quartier Monsieurs einzubrechen, so bekam der Colonelgeneral alle Hände voll zu thun, um ihn zurück zu weisen. Als es nun zum Angriff gieng, hörte er einige seiner Leute, die noch sehr an ihrem alten Obersten Brissac hiengen, unter einander murmeln: „ach, wenn doch „nur Brissac hier wäre!" Der Herr von Strozzy, der ein sehr leises Gehör hatte, gab ihnen aber auf der Stelle zur Antwort: „Der Herr von Brissac? Schwe„renoth! nur mir nach, ihr Burschе, und ich will „euch so tief und so warm hinein führen, als der Herr „von Brissac euch in seinem ganzen Leben nie führte. „Immer vorwärts, nur mir nach!" —

Dies that er denn auch, und führte sie auf einen starken Trupp Feinde, mit dem er so hitzig scharmuzirte, daß zwei und zwanzig seiner Officiers auf dem Platz blieben. Unter diesen war auch sein Lieutenant, der Capitain Saint Loup, aus Anjou, der sich vor ihn warf, und den Hieb auffieng, der auf ihn geführt wurde.

Ferner blieben dabei der Capitain Roquelaure aus Gascogne, Lieutenant einer der Leibcompagnien des Herrn von Brissac.

Der Capitain Vallon aus Provence, den sein Gebieter, Monsieur, Bruder des Königs, sehr liebte.

Der Capitain Mignard und eine Menge andrer Capitains, Lieutenants, Fähnriche und Gemeine, lauter brave Leute.

Man würde es indessen nicht so wohlfeilen Kaufs gehabt haben, wenn nicht, just als das Gefecht am hitzigsten war, ein ausserordentlich starker Sturm und Platzregen gekommen wäre, den der Herr von Mouy, als ein sehr einsichtsvoller Officier, sich zu Nutz machte, um mit seiner Cavallerie auf die arme Infanterie einzusprengen, die von Regen triefend, mit ausgelöschter Lunte nicht schiessen konnte. So war sie also einem wilden Gemetzel ausgesetzt, worüber man unsre Cavallerie sehr tadelt, daß sie ihr so schlecht zu Hülfe kam. Wenigstens die Infanterie hat sich so beklagt.

Das Blutbad war groß und grausam; und ohne Schonung. Fünf Monate darauf in der Schlacht bei Montcontour, die wir gewannen, riefen daher auch unsre Leute rachedürstend: la Roche la Belle! um einander dadurch zum Niedermetzeln ohne Gnade, anzufeuern.

Der Herr von Strozzy selbst wäre zu la Roche la Belle jenem Schicksal nicht entgangen, wenn nicht ein wackrer Cavalier ihn noch gerettet und gefangen genommen hätte [112]), worauf er nach einiger Zeit gegen den Herrn von la Noue ausgewechselt wurde.

Die Soldaten des Herrn von Brissac hatten also freylich nicht nöthig gehabt so laut zu schreien, er solle sie ins Treffen führen, denn Brissac hätte es nicht besser vermocht, als Strozzy that, hier sowohl als bei andern Gelegenheiten. Denn dies muß man ihm lassen, daß er tapfer und beherzt war, und sich aus dem Feuer nichts machte, wie ich oft selbst gesehen habe. Denn ich hatte das Glück sehr viel um ihn zu seyn, auch mochte er mich wohl leiden.

Bei der Belagerung von la Rochelle, von welcher an ich sein unzertrennlicher Gefährte war, hatte ich besonders

sonders häufige Gelegenheit, Proben seines Muths zu sehen. So sehr er sich indessen dabei hervorthat, und so unerschrocken er sich wagte, so wurde er doch nie, weder hier noch anderwärts verwundet. Bei dieser einzigen Belagerung bekam er zwar vier starke Schüsse in seine Rüstung; sie schlugen aber nicht durch [112]).

Den ersten Posten beim Militär bekleidete er in dem ersten bürgerlichen Krieg, wo er eine Infanteriecompagnie bekam, die allein die Leibwache des Königs machte. Er hatte sich einen sehr braven Lieutenant dazu erlesen, den Capitain Gourdes von Dax; der Herr von Corbouson aus dem Hause Lorges war sein Fähnrich, der ihn aber nachher verließ und nach Orleans zu den Hugenoten übergieng; sein Sergent endlich war Martin Ozart, nachher Lieutenant bei einer seiner Leibcompagnieen.

In die Länge verdroß es ihn, so in der Hauptwache stille zu sitzen, während er hören mußte, wie alle seine Camaraden sich rührten und Ruhm erwarben. Er lag daher dem König immer in den Ohren, um die Erlaubniß, mit zur Armee gehen zu dürfen, was er endlich erhielt. So kam er vor Rouen, wo er sich brav hielt. Nachher bekam er Charrys Stelle, und dann wurde er im zweyten Krieg Colonel, und hatte drei Regimenter mit drei Mestres de Camp unter sich, nämlich Cossains, Charrou und Gouas, sehr brave würdige Officiers.

Der Herr von Cossains war ein alter gedienter Officier, in Piemont von dem Herrn la Motte Gondrin erzogen. Er kommandirte im toscanischen Krieg eine Compagnie Infanterie; der Herr von Mont-

lus ließ sie ihm aber schimpflich abnehmen, und wollte ihm (den Grund davon verschweige ich) sogar noch etwas Schlimmeres anthun. Nachher änderte er aber diese Gesinnung, wie ich wohl gesehen habe, liebte ihn, und war ihm zur Verbindung mit seiner Schwägerinn behülflich. Er begleitete den Herrn von Martigues nach Petit Leith, und hielt sich dort sehr brav, ohne jedoch angestellt zu seyn, blos als Officier von der Suite des Obersten.

Im ersten bürgerlichen Krieg bekam er eine Infanterie-Compagnie, die er bei der Einnahme von Blois sehr gut führte, wo er einen starken Schuß durch den Leib bekam, der durch und durch gieng, ohne ihm etwas zu schaden. Er wurde in kurzem wieder ganz geheilt.

Er war überhaupt, wie ich zu bemerken Gelegenheit hatte, Wunden sehr ausgesetzt, die er aber auch würklich aufsuchte. Er commandirte mit vorzüglichem Anstand, denn er hatte eine schöne Figur und Sprache. Man sagte daher auch pialle de Collains, und das war auch so, aber nur allgemein, in Geberden sowohl als in Worten und Werken.

Es wurde sehr an ihm getadelt, daß er sich in der Bartholomäusnacht sehr mörderisch bewiesen und dabei viel Geld zusammengescharrt habe. Denn er hatte damals alle Compagnien der königlichen Garde unter seinem Commando, als Mestre de Camp bei diesem Corps, und ließ sie dabei sich sehr geschäftig seyn.

Anfangs, als der König ihm den Anschlag eröffnete, machte er grosse Schwierigkeiten, und behauptete, es sei nicht möglich, mit seiner handvoll Leute eine so große Anzahl Hugenoten, die in der Stadt waren,

ren, zu bezwingen. Allein der König und seine Rathgeber hierin eröffneten ihm die Mittel und Verständnisse, daß die ganze Stadt mit dazu behülflich seyn werde, und nun leuchtete es ihm ebenfalls besser ein. Er sparte das Blut nicht, daher man ihn den Hauptfleischer nannte. Nachher aber empfand er Gewissensbisse darüber, besonders als er vor la Rochelle stand, wo er, gleichsam im Vorgefühl von seinem Ende sehr traurig, niedergeschlagen und lebenssatt unherschlich. Ich zog ihn als guter Freund öfters damit auf, und sagte, er müsse bald fort aus der Welt, worauf er mir aber zur Antwort gab: „ach, spaßt nicht damit, Ge„vatter, ich weiß es so schon!" — Als er verwundet wurde, fluchte er ausdrücklich der Bartholomäusnacht, und starb bald darauf.

Nicht weniger schlimm bekam die in der Bartholomäusnacht verübte Grausamkeit seinem intimen Freund und Collegen Gouas. Er starb ebenfalls vor la Rochelle. Es war sehr schade um ihn, denn er war ein sehr würdiger Officier, besonders für den Infanteriedienst. Der Herr von Montluc hatte ihm die ersten Waffen gegeben und lobt ihn sehr in seinen Commentarien. Er war nicht so trotzig und hochfahrend wie Cossains, aber doch ebenfalls ein schlimmer Feind.

Erwarb der Admiral großen Ruhm durch Einführung so schöner Verordnungen bei der Infanterie, die er so gut disciplinirte, so gebührt auch dem Herrn von Strozzy das Lob, daß er gute Einrichtungen bei ihrer Bewaffnung traf, und das izige bequeme und gute Gewehr bei ihr einführte. Zwar hatte schon der Herr von Andelot etwas dafür gethan, als er aus seiner

seiner Gefangenschaft auf dem Schlosse zu Mailand kam, wo er viel von den Spaniern profitirt hatte. Denn dies muß jeder sagen, wer es gesehen hat, daß unsre Schützen ehmals lange nicht so gut mit dem Gewehr versehen waren, als iezt. Er brachte etwa dreihundert Büchsen und eben so viele Torniſter mit aus Mailand, und führte ſie nach und nach bei unſern Leuten ein, wiewohl es etwas langſam damit gieng, weil der Gewehrhandel im Mailändiſchen, wo die beſten verfertigt wurden, verboten war. Daher in den erſten Kriegen die neuen Compagnien anfangs auch ſchlecht bewaffnet waren, und ein Capitain von Glück zu ſagen hatte, unter deſſen Leuten zwanzig bis dreißig Mailändiſche Gewehre zu finden waren. Der Herr von Guiſe ſorgte aber nach und nach dafür.

Der Herr von Strozzy nun, der von ſeiner Jugend an viel auf die Büchſen gehalten hatte, beſonders auf mailändiſches Gewehr, gab ſich, als er beim Ausbruch des Kriegs ſeine eigne Compagnie bekam, ſehr viele Mühe, welche zu bekommen, und bekam auch ziemlich viele; wenigſtens war doch die Hälfte ſeiner Compagnie damit verſehen, und wurde darum hoch gehalten, und von dem Herrn von Guiſe ſehr gern geſehen und gelobt.

Nachher als er an Charrys Stelle kam, ließ er es ſich noch mehr angelegen ſeyn, und bat, ja nöthigte alle Officiers, mailändiſche Waffen bei ihren Leuten einzuführen, zu welchem Ende er ſogar einen reichen Kaufmann, Negrot, nach Paris kommen und ſich etabliren ließ, um damit zu handeln. Er ließ erſt welche auf das Wort des Herrn von Strozzy kommen, und ſetzte dann dieſen vortheilhaft gefundenen Handel fort, ſo daß er in funfzehn bis ſechzehn Jahren wenigſtens ſeine funfzigtauſend Thaler damit gewann.

Er

Dieſer nahm auch ſonſt noch verſchiedene Verbeſſerungen mit der Bewaffnung ſeiner Leute vor, war auch der erſte, der die Muſkete einführte, und zwar auf eine ſehr leichte Art. Denn Anfangs wollte kein Soldat ſich damit belaſten; um ſie aber nach und nach dahin zu bringen, ließ er ſelbſt bei der Belagerung von la Rochelle ſtets eine durch einen Pagen oder Bedienten ſich nachtragen, und wenn er einen guten Schuß anzubringen ſah, ſchoß er. So ſah ich nebſt vielen andern, wie er einſt auf fünfhundert Schritte ein Pferd niederſchoß; der Reiter kam aber noch davon. Nachher bedeutete er einige ſeiner Officiers, welche zu tragen.

Mir hatte er auch eine gegeben, die ich noch ihm zu Ehren aufhebe. Wenn der brave Herzog von Guiſe noch am Leben wäre, könnte er wohl auch davon ſagen. Denn als wir eines Tags in der Tranchee vor dem alten Gemäuer ſtanden, kam er juſt dazu, wie wir daraus ſchoſſen, und bat mich, ihm die meinige zu geben, (denn er liebte mich ſehr) um es doch auch zu probiren. Er ſchoß zwei oder dreimal daraus, und fand großes Vergnügen daran. Nachher ſagte er öfters zu mir, ich ſei der erſte und die Veranlaſſung geweſen, daß er aus einer Muſkete geſchoſſen habe.

Doch er war noch nicht der einzige; ſondern wenn unſer iziger König ſich des Königs von Navarra bei jener Belagerung [114]) zu erinnern geruhen will, ſo wird er ſagen, daß er die erſte Luntenbüchſe, aus der er je ſchoß, aus meiner Hand empfieng. Ich kann mich deſſen als einer wahrhaften Geſchichte rühmen; es war eine ſehr leichte ſanfte mailändiſche Büchſe, kalt vergoldet, die der Herr von Strozzy mir bei unſrer Einſchiffung zu Brouage gab. Ich ſah ihn (den König) ſehr oft und mit ſchönem Anſtand daraus ſchießen.

Dieſe

Diese beiden hohen Beispiele würkten so stark und schnell, daß wenn der Herr von Strozzy nur mehr solcher Gewehre gehabt hätte, eine Menge Soldaten, die sie vorher zu schwer fanden, sich izt damit beladen hätten. Sie rissen sich ordentlich darum. Er hatte aber von den zwei Dutzenden, die er zu unsrer Seerüstung angeschaft hatte, nur noch etwa ein Dutzend.

So erwarb sich also der Herr von Strozzy große Verdienste um die Verfassung unsrer Infanterie. Die zeitherigen Bemühungen mancher, noch etwas daran zu verbessern, oder hinzu zu fügen, lasse ich auf ihrem Werth oder Unwerth, glaube aber, daß es so leicht nicht seyn dürfte, in Rücksicht auf die vorzügliche Liebe, die dieser Oberste schon von früher Jugend an zu den Waffen und zu der Büchse insbesondere bewies. Denn als er noch Page am Hof Franz II. damaligen Dauphins, war, und davon hörte, daß in Piemont Krieg geführt werde, stahl er sich blos mit zwei Pferden, und seine mailändische Büchse am Sattelknopf, heimlich weg, und gieng ebenfalls nach Piemont. Sein Führer dabei war der wackre Schlaukopf, Hanns von Est, ein Teutscher, der sich lange in Frankreich herumschlug, und kürzlich zu Blois gehängt wurde, nachdem er einige Jahre zuvor den St. Michaels-Orden bekommen hatte [115]). Dieser also rieth ihm, zu den Reisekosten seiner Frau Mutter etwas Silberzeug, Becken, Pokale u. dergl. wegzumausen. Als der Marschall, sein Vater [116]), dies hörte, und warum ers gethan habe, (wenn es aus einer andern Ursache geschehen wäre, wollte er ihn selber aufknüpfen) so verzieh ers ihm, und versicherte: er werde es ihm allemal verzeihen, wenn er auch noch mehr nehme, so oft es zu einem so braven Behuf sey.

So

So hat Herr von Strozzy mir es selbst erzählt. Nachher als er seinem Vater wieder zu Gesicht kam, nahm er ihn sehr gut auf, lachte, und schäkerte darüber mit ihm vor seiner Mutter, die ihn sehr gern deßwegen gezüchtigt hätte. Er gab es aber nicht zu, so ernst, streng und scharf er auch sonst gegen ihn war.

Er wendete sehr viele Sorgfalt darauf, ihn gut erziehen zu lassen, besonders in den schönen Wissenschaften, und wünschte, daß ers so weit darin bringen möchte, als er [117]); es wollte aber nicht so recht damit fort, unerachtet der Sohn auch sehr viel lernte.

Ich habe ihn erzählen hören, er sei einst früh zu seinem Vater gekommen, um ihm einen guten Morgen zu wünschen. Auf die Frage, was er diesen Morgen gethan habe, antwortete er ihm, er sei geritten, habe Ball gespielt, und dann mit gutem Appetit gefrühstückt. „Elender! — sagte der Vater „zu ihm — mußt du denn den Leib vor dem Geiste „sättigen? Das thue mir nie wieder. Vor allem „sättige deine Seele und deinen Geist durch das Lesen „eines guten Buchs, und dann thue mit deinem Leib „was du willst.

Diese guten Lehren eines so einsichtsvollen Vaters kamen dem Sohn sehr gut zu statten, und wer ihn recht sondirte, fand ihn so geschickt als tapfer. Wiewohl er nachher die Bücher verließ, um sich den Waffen zu widmen, so daß ich glaube, er möchte wohl in seinem ganzen Leben des Tags keine halbe Stunde mehr gelesen haben.

Manche waren der Meinung, mit seinem Glauben sei es nicht weit her. Denken mögen sie, was

sie

ſie wollen, aber ſo viel iſt gewiß, daß ſie ihn nicht hinlänglich geprüft haben müſſen. Freilich war er kein bigoter Kopfhänger, Heuchler, Heiligenfreſſer, Meſſenrenner und Predigtenläufer: allein übrigens glaubte er doch recht gut, was ein rechtſchaffener Chriſt zu glauben hat, und dabei hätte er um alles Gold in der Welt niemand wollen Unrecht thun. Zwar machte er manchmal, wenn er guter Laune oder unter Freunden war, ſo ſein Späßchen, beſonders über das Fegfeuer und die Hölle; aber dies mußte man nicht achten, denn er glaubte eine Hölle, wenn er, wie er ſagte, gleich ſich nicht einen großen Drachen darunter vorſtelle. Auch ſonſt ſagte er wohl manches, was er hätte ungeſagt laſſen können; es war aber alles blos Scherz und nicht ſo böſe gemeint.

Er war ſehr gut franzöſiſch, und keineswegs undankbar gegen Frankreich, das ihn ernährt und erzogen hatte. Eines Tags ließ ſich die Königinn Mutter von mir über ihn unterhalten, und ſagte dann unter andern ausdrücklich von ihm: er ſei ein wackrer Mann, und ſehr redlicher guter Franzoſe.

Hätte er das Leben behalten, wir würden wohl nicht ſo viel Krieg in Frankreich gehabt haben; denn ſein Ehrgeiz gieng ſtets dahin, den Krieg von Frankreich zu entfernen und ins Ausland zu ſpielen. Nicht als ob er juſt Spanien gehaßt hätte, wozu er jedoch Grund hatte, ſondern weil er das Gift aus Frankreich wegſchaffen wollte.

Er ſchätzte übrigens die ſpaniſche Nation ſehr, beſonders die Kriegsleute derſelben, die er wegen ihren ſchönen Thaten und Eroberungen ſehr lobpries; daher er auch gern mit ihnen zu thun hatte.

Es giebt viele Spanier, die sehr erbittert gegen ihn waren, in dem Wahn, als wäre er ihr Todfeind. Sie irrten aber sehr hierin, denn er liebte ihre Tapferkeit, ihr Benehmen, besonders ihr stolzes hohes Wesen und ihre Sprache. Wohl hundertmal sagte er zu mir: er wollte viel darum geben, wenn er so gut spanisch reden könnte, wie ich.

Endlich haben sie ihn aber dennoch getödtet und seines Todes sich gefreut, weil er ihr Feind war, wie gesagt, nicht aus bösem Willen, sondern weil er Vergnügen daran fand, sich mit einer so kriegerischen Nation herumzuschlagen.

Bei seinem Seegefecht wurde er schlecht unterstützt. Als er die feindliche Flotte unter dem Marquis Santa Cruz anrücken sah, war er so begierig darauf, zuerst anzugreifen, daß er sein Schiff, weil es schwerfällig und ein schlechter Seegler war, verließ, und an Bord eines leichtern gieng, mit dem er unverzüglich auf den feindlichen Admiral losfuhr und ihn enterte. Sie fochten hier lange sehr hartnäckig. Da er aber einen starken Schuß in den Schenkel bekam, erschraken seine Leute so sehr darüber, daß sie das Gefecht nicht länger unterhielten, worauf die Spanier an Bord sprangen, und sich des Schiffs bemächtigten. Als sie ihn gefangen vor dem Marquis von Santa Cruz brachten, und dieser ihn in einen so bedauernswürdigen Zustand sah, sagte er kalt: er würde doch nur Unbequemlichkeit auf dem Schiffe machen; man solle ihn also vollends abthun. Dieß geschah; man gab ihm zween Dolchstiche und warf ihn über Bord.

So war also sein Ende. Zu beklagen ist hierbei der arme brave Mann, daß er, der sonst zwanzig Jahre hindurch stets auf gute Fahrzeuge gehalten hatte, die

er ſich auf dem Meer herumtummeln ließ, juſt bei einer Unternehmung von ſolcher Wichtigkeit kein beſſres Schiff hatte, als dieſe ſchwere alte Hurke, die mehr für einen Kauffahrer als für den Krieg gebaut war; ſo daß er alſo in der Geſchwindigkeit ein andres borgen und ſich darein werfen mußte, das zwar groß, ſchön und gut, aber doch gegen einen ſtolzen ſpaniſchen Admiral zum Angriff nicht ſtark genug war.

Das andre Unglück für ihn war, daß, da er doch alle ſeine Leute, Officiers, Soldaten und Matroſen unter den Landtruppen ſowohl als in den Häfen, ſelbſt erleſen hatte, er doch von ihnen ſo ſchlecht bedient und unterſtützt wurde, und außer dem Grafen von Briſſac niemand ihm beiſtand.

Ich ſprach einſt mit dem Herzog von Guiſe in ſeinem Garten am Hotel de Guiſe hierüber. Da hörte ich denn unter andern, daß einer, den er zu ſeinem beſten vertrauteſten Freund erkieſt hatte, und den er einer Menge ſeiner andern Freunde vorzog, ſehr darüber getadelt wurde, ihn ſo ſchlecht unterſtützt zu haben. Er war auch würklich gefangen geſetzt worden, und zwar auf Klage der Königinn Mutter und der Gräfinn von Fiesko, ſeiner (Strozzy's) Couſine, die ihren Vetter ſehr liebte, und eine kluge, tugendhafte, edelmüthige Dame war, die es ſehr ſchmerzte, daß er ſo elend aus Mangel an Unterſtützung umgekommen war. Der Angeklagte kam darüber in große Verlegenheit und Lebensgefahr, wenn nicht, wie einige ſagen, ſeine Unſchuld dargethan worden wäre. Andre ſagen, er habe ſeine Losſprechung der Gunſt zu danken. Ich laſſe es dahin geſtellt. —

Manche wollten's auch dem Herrn von Strozzy zum Vorwurf machen, daß er nicht auch andre ſeiner beſſern

bessern Freunde mit dazu gezogen und zu Hülfe genommen habe, deren Treue er erprobt hätte, wie z. B. den jungen Lansac. Er hatte ihn auch würklich anfangs dazu verlangt, und in grosse Kosten gesetzt; als er aber zu Bourdeaux war, brach er eine Ursache zu Händeln vom Zaun ab [118]), so daß Lansac ihn fordern und sich mit ihm schlagen wollte. Es wurde aber noch vermittelt und dann lief Strozzy aus, ohne ihn.

Er stand überhaupt in dem Ruf, weder ein schlimmer Feind noch ein guter Freund zu seyn. Dies bewies er hier gegen mich eben so, wie gegen Lansac. Denn da ich ihn über fünfundzwanzig Jahre lang auf den meisten seiner Feldzüge und Reisen in und ausser Frankreich als sein unzertrennlicher Gefährte begleitet hatte, wollte ich ihn auch bei dieser Unternehmung nicht verlassen, wie er mich, unter Erbietung eines guten Antheils an dem Profit und Versicherung der Fortdauer seiner Freundschaft gebeten hatte.

Ich war gerade im Begriff, eine sehr gute Verbindung zu treffen, die mich für meine ganze Lebenszeit glücklicher gemacht hätte, als ich izt nicht bin. Ihm zu lieb trat ich zurück und eilte gerade nach Bourdeaux, wo ich aber fand, daß er vier Tage zuvor höchst undankbar an mir gehandelt hatte, was hier zu erzählen zu weitläuftig wäre [119]).

Nie hatte ich ihn bei allen seinen Unternehmungen verlassen, ohne je eine Gefälligkeit noch Wohlthat dafür von ihm zu erhalten, blos aus Lust und Neigung. Eine Menge Officiers und Soldaten leben noch und können es bezeugen. —

So starb also dieser arme Herr, ein so rechtschaffener Mann als je einer von seiner Nation, oder aus seiner

Vaterſtadt Florenz kam; den einzigen Fehler abgerechnet, daß er der froſtigſte Freund war, den man ſehen kann.

Kurz, ehe er dieſe Reiſe auf Befehl der Königinn unternahm, wurde ſehr in ihn gedrungen, ſeine Stelle als Colonel abzugeben, weil er nicht die beiden Stellen, als General bei dieſer Armee und Colonel in Frankreich, zuſammen behalten könne. Dies war ihm ſehr unangenehm zu vernehmen, und ſehr ärgerlich. Da indeſſen der König nun einmal durchaus den Herzog von Epernon groß machen, und mit dieſer Stelle begnadigen wollte, nach welcher er mehr als nach irgend einer andern begierig war, war der Herr von Strozzy genöthigt, ſie ihm zu überlaſſen. Er ärgerte ſich aber ſehr darüber; denn ich weiß wohl, was er mir damals ſagte, wie er entweder bei dieſer Unternehmung ſein Leben einbüßen, oder nachher eine noch höhere Stelle bekommen müſſe, die keiner wagen ſolle, ihm wieder abzunehmen.

Der König gab ihm funfzigtauſend Thaler dafür, die er zum Ankauf von Breſſuire in Poitou verwendete; und dies war auch alles, was er von dem großen Vermögen hinterließ, das ſein Vater nach Frankreich brachte, und das ſich an Geld, Pretioſen und Banknoten ꝛc. auf eine Million Gold belaufen haben ſoll.

XVI.

Der Herzog von Evernon,

achter Colonelgeneral von der franzöſiſchen Infanterie.

Es wäre ſehr überflüſſig, wenn ich mich auf eine ausführliche Beſchreibung der Verdienſte und Vorzüge dieſes würdigen Colonels einlaſſen wollte. Er war einer der geliebteſten königlichen Günſtlinge, die je in Frankreich waren, ſo daß man ihn ſogar bei Hof geradezu Monſieur nannte, ein Titel, der nur dem erſten Prinzen vom Geblüt oder Bruder des Königs zukömmt. Und damals lebte überdies der Herzog von Alencon noch. Unter dieſen Umſtänden alſo wird es ohne Zweifel an einem ihm verpflichteten guten Schriftſteller nicht fehlen, der ſein Leben und ſeine rühmliche Thaten beſchrieben hat, oder noch beſchreiben wird [120]). Auch habe ich würklich bereits verſchiedene nicht übel geſchriebene Pieces dieſer Art geſehen.

Auf der andern Seite fehlt es aber auch nicht an andern, die zu ſeiner Herabſetzung geſchrieben ſind, wiewohl die Verfaſſer derſelben durch Leidenſchaft gereizt mehr verläumden, und alſo wenig Glauben verdienen, z. B. Gavaſton [121]) u. a. m.

Auf eine für ihn ſehr ruhmvolle Art nahm er in Provence mitten im Winter unter Regen, Schneegeſtöber und Glatteis einen unbezwinglichen Platz, Lorges, weg, indem er ſeine Artillerie an einen ſo unzu-

gänglichen Ort pflanzte, daß es eigentlich eine wahre Aufgabe für Gemsen war, dahin zu klettern. Freilich verlohr er viel brave Mannschaft dabei, an Officiers und Gemeinen; allein er bekam doch den Platz, und zwar unter den Augen eines der bravsten tapfersten Männer, die ich je sah, des Herrn von Vins [124]), der ihm sehr die Stange hielt, und wohl noch mehr gehalten haben würde, wenn er am Leben geblieben wäre.

Bei seinem zweiten Zuge, nach dem Tode seines Bruders la Valette [125]), machte er, ungeachtet viele brave Männer durch ihren Widerstand seine Anschläge auf mehrere Plätze schon vereitelt hatten, doch noch den Versuch auf Marseille, um es zur Nachtzeit zu überrumpeln, mit Hülfe einiger Petarden, und auch, wie man versichert, einiger geheimen Verständnisse, die er dort hatte.

Manche wollen jedoch sagen, es sei ein eitles grundloses Vorgeben, daß der Herzog von Epernon mit blos zweitausend Mann sollte einen Anschlag auf einen Platz gewagt haben, der schon von den Zeiten der Römer her für den berühmtesten und festesten in Gallien galt, und gegen den noch in unsern Tagen der Herzog von Bourbon [124]), und der Marquis von Pescaria, als so grosse Feldherrn [125]), ja der große Kaiser Karl V. selbst bei seinem Einfall in Provence [126]), nichts auszurichten vermochten.

Andre behaupteten dagegen, er habe sich sehr gut dazu gerüstet, und es sei sein voller Ernst damit gewesen, auch würde er die schon ganz in Schrecken gesetzte Stadt wohl erobert haben, wenn nicht eine Petarde zu lange ausgeblieben wäre. Ich für mich lasse dies alles dahin gestellt.

Ein

Ein andres ſchönes Werk von ihm iſt jene Citadelle, oder vielmehr Forteresſe oder Blockhaus bei Air. Als er nämlich ſah, daß er die Stadt nicht anders bezwingen könnte, weil er zur Belagerung eines ſo gut und vortrefflich beſetzten Platzes nicht Leute genug hatte, verfiel er darauf, eine Citadelle dabei anzulegen, um ihnen auf dem Nacken zu ſitzen, ſie auszuhungern, und ſo zur Uebergabe zu zwingen. Würklich brachte er auch, trotz den ſchönen Ausfällen, mit denen ſie täglich ſeine Leute beunruhigten, das bewunderungswürdige Werk glücklich zu Stand, wiewohl er ſelbſt auf eine merkwürdige Art ſchwer dabei verwundet wurde.

Er machte dieſe Forteresſe in kurzem ganz unbezwingbar, und richtete ſie ſo gut ein, daß über zwölfhundert Mann Cavallerie ſowohl als Infanterie darin liegen konnten, die gewöhnlich denen von Air ſo warm machten, daß die Stadt ſein war, wenn nicht die Empörung in Provence ſowohl von Seiten des Adels als des Volks ausgebrochen wäre [117]), und die Stadt endlich ſich dem König wieder unterworfen hätte, worauf ſie den Herrn von Lesdiguieres, einen der größten Generals ſeiner Zeit zu Hülfe riefen, der allein es wagen durfte, ſich einem Feldherrn, wie der Herzog von Epernon entgegen zu ſtellen, was er auch mit Erfolg that [118]).

In Rückſicht auf die vielen Gefahren, denen er ſo glücklich entgieng, ſind Viele der Meinung, er ſtehe unter dem Schutz einer Fee, oder habe einen Dämon, oder Spiritus Familiaris, der ihn warne. Denn da er in Frankreich ſo ſehr gehaßt wurde, als wohl noch nie ein Günſtling, ſo bot die Hinterliſt Verſchwörungen, Auflaurer, Gift und Dolch gegen ihn auf, aber bis izt noch ſtets vergeblich.

So wurde zu Angouleme ein Anſchlag auf ihn gemacht, und ſo gut als je einer, eingeleitet; und doch kam nichts zu Stand, weil die Vollſtrecker, ſtatt ihm ſelbſt zu Leibe zu gehen, ſich mit Plünderung ſeiner Effecten aufhielten. Er blieb zween Tage und zwei Nächte im Schloß belagert, ſo daß er und ſeine Leute nicht einmal Waſſer zum Trinken hatten, und einige von ihnen ſogar ihr eignes Waſſer wieder tranken. Sie würden daher alle haben verdürſten müſſen, wenn nicht die Belagerer ſelbſt zu capituliren angefangen hätten, um Abolition über dieſen Schritt zu erhalten, der ihnen aber nachher noch häßlich vergolten wurde [139]).

Als er einige Zeit darauf, auf der Rückreiſe aus ſeinem Gouvernement Boulogne, gegen Montreuil zog, ſchlug er die Garniſon von Cheval und nahm den Gouverneur nebſt vielen andern Adelichen gefangen. Als er damit durch Corbie kam, wo gerade auch der Herzog von Longueville, Lieutenant-General des Königs in der ganzen Picardie, logierte, ermangelte der Herzog von Epernon, aus würklicher oder verſtellter Unwiſſenheit, ihm nach Kriegsmanier ſeine Gefangenen zu präſentiren. Aufgebracht hierüber als ein Herr von Ehre und Verdienſt, ließ der Herzog ſie ihm noch denſelben Abend abfordern. Da nun Epernon ſie ihm verweigerte, ließ der Herzog von Longueville alle ſeine Leute unters Gewehr treten und ausrücken, und die Wohnung des Herzogs von Epernon ringsherum mit ausgeſtellten Poſten und Barrikaden einſchließen, worüber dieſer, wie er ſelbſt nachher ſeinen Freunden ſagte, nicht wenig in Angſt geſetzt wurde, und glaubte, er werde diesmal nicht mit dem Leben davon kommen.

Endlich aber begnügte doch der Herzog von Longueville, ein ſanfter höflicher Herr, ſich mit einer anſtändi-

gen

gen Genugthuung, indem es ihm nicht um den Gewinn zu thun war. So wurde denn alles wieder beigelegt, und der Herzog von Epernon verließ am andern Morgen die Stadt, froh, noch so davon zu kommen. Es war auch in der That ein großes Glück für ihn, daß ers nicht mit einem hitzigen und auf seinen Profit erpichten Mann zu thun hatte, denn sonst würde es ihm wohl schlimm ergangen seyn.

Er wurde auch oft und sehr gefährlich verwundet, z. B. zu Pierrefont, wo er einen starken höchstgefährlichen Schuß in die Kinnlade bekam; ein andermal von einem großen Hirsch, der ihn zur Brunstzeit mit dem Gewrih durch den Leib stieß und nieder rannte, daß er halb todt liegen blieb; noch kürzlich bei Brignoles, wo er durch die Geschicklichkeit des vorzüglichen Chirurgus, Herrn Sorlin, noch davon kam, und bei einer Menge andrer Gelegenheiten, daher denn viele sichs nicht ausreden lassen wollen, daß ein Dämon ihm behülflich sey, und hierinn zur Erlangung von Geld und Würden. Denn von seinem König bekam er jederzeit, was er nur verlangte.

Was das Gold und Silber betrift, das er von Ihm zog, so sagt die Welt so viel, daß ich kaum die Hälfte davon glauben kann. An liegenden Gütern hat er nicht mehr bekommen, als Epernon und Fontenay, und seit kurzem Vilebois und andre Güter in Angoumois, die er von dem Herzog von Montpensier mit seinem eignen Gelde kaufte, und nicht mit königlichen, wie Epernon und Fontenay. Er wollte es hierinn nicht machen, wie ein verstorbener Connetable, Marschall von St. Andre', Marschall von Rets, Matignon und andre Günstlinge, die noch weit mehr auf Ländereien lauerten. Er machte dagegen eine andre ökonomische Speculation, auf die jene nicht gedacht hatten, und

ließ sich eine Menge schöner Gouvernements geben, die ihm mehr eintrugen, als alle Besitzungen, die er hätte an sich bringen können.

So hatte er zu gleicher Zeit das Gouvernement von Metz und den Metzer District;

Das Gouvernement von Boulogne, und den dazu gehörigen District;

Das Gouvernement von Loches;

Das Gouvernement von der Markgrafschaft Saluzzo;

Das Gouvernement von Provence;
— — — Angoumois;
— — — Xaintonge;
— — — Aunis;
— — — Touraine;
— — — Angers;
— — — Normandie.

Dies letztere behielt er nicht lange, sondern gab es an den Herzog von Montpensier ab, indem es von jeher dem Dauphin, und in dessen Ermanglung einem Prinzen von Geblüt zukam. Der Herzog von Montpensier sagte zu ihm: „Der Bissen ist zu „fett für Euch, guter Freund, Ihr würdet daran er„sticken, wenn Ihr Euch einfallen ließet, ihn hinter zu „schlingen." Er trat es daher an ihn ab.

Man kann sich nun wohl denken, wie er mit diesem Pfunde wucherte. Dadurch unterhielt er auch seine Größe, und ohne sie würde vielleicht sein Herr und König, als er kälter gegen ihn wurde, ihm übel mitgespielt haben, wie damals das Gerücht ging.

Nicht

Nicht minder gut kam ihm sein Posten als Colonelgeneral zu statten, indem er hier so viele Truppen unter seinem Commando hatte, die ihm ergeben waren. Er stellte sie an, setzte sie ab, versetzte sie, kurz nahm alle mögliche Veränderungen bei seinem Corps vor, ganz wie es ihm einfiel und gut dünkte. Er war der erste, der diese Stelle zu einem Kronamt erheben ließ, und hatte gewöhnlich ein größeres Gefolge, als der König selbst. Denn er wurde stets, auf sein ausdrückliches Verlangen, von einer Menge Officiers begleitet. Er wollte aber auch diese Stelle nicht wieder fahren lassen, so sehr ihm unser itziger König darum anlag, welcher den Herrn von Chatillon damit begnadigen wollte. Auch wollte der König diese Veränderung treffen, weil Er dafür hielt, Epernon vernachläßige diese Stelle über seinen andern wichtigern Aemtern.

Allein man kann ihm doch wohl dies nicht vorwerfen, denn er bewies sich jederzeit brav und tapfer, so wie er überhaupt in allen Fächern vollkommen war, als Hofmann, als Krieger, als Staatsmann, in den Finanzen, als Gesellschafter, bei den Damen, bei Lustpartien, kurz überall.

XVII.

Von den Colonels-Generaux

bei der französischen Infanterie in Piemont.

Ich komme izt auf die Colonels generaux bei der französisch-piemontesischen Infanterie, bei denen ich mich jedoch nicht sehr lange aufhalten werde, aus Besorgniß diese Materie zu lang auszuspinnen, und bei manchen meiner Leser Langeweile und Ueberdruß dadurch zu erregen.

XVIII.

Der Herr von Bonnivet,

erster Colonelgeneral bei der französischen Infanterie in Piemont.

Nach der Cassation des Herrn von Thais wurde, wie gedacht, der Herr von Bonnivet Colonel bei der französischen Infanterie in Piemont.

So würdig er auch ohnedies des Postens gewesen wäre, so war ihm doch eine Dame zu seinem Fortrücken sehr behülflich; und eine andre that ihm gleiche Dienste

Dienſte noch unter Heinrich II. Er war ſehr ſchön, ſo daß man ihn gewöhnlich nicht anders als den ſchönen Bonnivet nannte. Auch hatte er einen ungemein guten Anſtand, und alles ließ ihm gut.

Als er nach Piemont abgieng, dachten manche, er würde dort bei den Officiers und Soldaten nicht ſonderlich gern geſehen werden, indem man ihn für zu weichlich, und mehr für den Hof und die Damen, als für den Krieg und den ſchweren Infanteriedienſt gemacht hielt. Allein kaum war er dort, ſo erwarb er ſich die allgemeine Liebe ſeines ganzen Corps durch ſein freundliches zutrauliches Weſen (wobei er aber dennoch im Dienſt ſehr ſtreng und ſcharf war). Dabei war er ſehr freigebig, und hielt ſtets eine wohlbeſetzte lange Tafel, für jedermann, der mit ihm ſpeiſen wollte; und dies liebt der Soldat. Er unterhielt eine Menge Officiers für ſich, und zwar vorzügliche Männer. Auch war er ſehr ſorgfältig, daß oft Muſterung gehalten und dem Soldaten die Löhnung richtig und gut bezahlt wurde. Seine Leute waren daher ſtattlich gerüſtet, hatten vortreffliche Waffen, und die Kleider waren meiſt von Seide.

So habe ich mir erzählen laſſen, daß bei ſeiner Leibcompagnie (denn er hatte nur Eine) achtzig Küraſſe aus Mailänder Fabrik waren, alle köſtlich vergoldet, mit köſtlichen Verzierungen. Im erſten Glied dieſer Compagnie marſchirten der Herr von Pienne, die Grafen von Charry, und du Lude, welche alle blos als Volontärs die Büchſe genommen hatten, die Wachen bezogen und den Dienſt verſahen, blos um in der Jugend zu lernen und ſich zu bilden. — Kurz es war lauter Pracht damals bei unſern Leuten in Piemont.

Er ſah Händel und Schlägereien unter ſeinen Leuten nicht gerne, ſondern ſuchte ſie lieber zu vergleichen,

beſon-

besonders die Officiers. Wollten sie aber dies nicht, so erlaubte er ihnen den Privat-Zweikampf, entweder bei der Po-Brücke, oder an einem andern entlegenen Ort, wo er wohl selbst der Schlägerei mit beiwohnte. Wenn sie nun einige Stöße gethan hatten, und er glaubte, daß nach den jedesmaligen Umständen die Partheien genug haben, und sich wieder vertragen könnten, legte er die Hand an den Degen, rief: Hola! hola! warf sich dazwischen und brachte sie aus einander. Denn er hatte es einmal so eingeführt, daß, wenn ein angesehener Officier ein solches Hola dazwischen rief, die Kämpfer bei Lebensstrafe innehalten mußten.

So machte er's unter andern bei einer Streitigkeit, die die Herrn Niclas und la Chosse mit einander über den Adel des letztern hatten, und die sich, weil sie sich nicht vertragen wollten, ebenfalls in seiner Gegenwart schlagen mußten.

Als San Ja mit einer Belagerung bedroht war, warf er sich muthvoll in den Platz. Er hatte dabei zu Gefährten die braven Männer Ludwig Birague's, Capitain Moret aus Calabrien, und Thebellet Bedaine, einen Albaneser, vortreffliche Officiers, die sich hier besonders bei dem Hauptsturm des Herzogs von Alba ganz vorzüglich brav hielten.

Kurz, er war ein sehr wakrer braver General, auch hatte er vortreffliche Officiers unter sich, wie der Herr von Montluc und andre. Ueberall wo er sich mit befand, hielt er sich jederzeit brav, und ich hörte in Italien sowohl als Frankreich ungemein viel Gutes von ihm.

Unglücklicher Weise fand er seinen Tod nicht in der Schlacht, wie so mancher brave Feldherr und Officier, sondern zu Saint Germain en Laye, wo man sich

ſich nicht einmal um ihn in ſeiner Krankheit bekümmerte, weil der Connetable nicht gut auf ihn zu ſprechen war [130]), und ſelbſt diejenigen ſcheel anſah, die ſich als ſeine Freunde bewieſen, und ihn in ſeiner Krankheit beſuchten; daher viele ſich ſcheuten. Der Verdruß, den er hierüber empfand, ſich um eines Mannes willen, den er doch groß machen geholfen hatte, ſo vernachläßigt zu ſehen, trug nicht wenig dazu bei, die Wirkung ſeiner Krankheit zu beſchleunigen.

XIX.

Der Herr

Vizdom von Chartres,

zweiter Colonelgeneral von der franzöſiſchen Infanterie in Piemont.

An die Stelle des Herrn von Bonnivet kam der Vizdom von Chartres. Er war dieſer Ehre, ja noch größerer, vollkommen würdig, ſowohl in Anſehung ſeiner Abſtammung und Reichthümer, als ſeiner Vorzüge und herrlichen Thaten; wegen deren man zu ſeiner Zeit von nichts ſprach, als von dem Vizdom von Chartres.

Nicht minder war er ungemein freigebig und prachtliebend, wie er bei den Zweikämpfen des Spaniers Artiagues und des Herrn von Feudille bewies [131]). Noch höher hätte er dies treiben können, wenn er ſein Vermögen durch eine ſehr reiche Heurath hätte vergrößern und ſich mit der Tochter einer gewiſſen großen Dame an

am Hof vermählen wollen, die ich nicht nennen will. — Es iſt die Frau Herzoginn von Valentinois [232]).

Man kann nichts prächtigers, koſtbarers, herrlichers ſehen, als der Aufwand war, den er machte, da er, nebſt den Herrn von Aumale und Annebaut, bei dem Friedensſchluß zwiſchen König Heinrich und Eduard als Geiſel nach England geſchickt wurde. Unter andern gab er dem König und ſämmtlichen Damen vom Hof das prächtigſte Feſtin, das man nur geben kann. Alle Gerichte wurden dabei durch künſtliche Vorrichtungen gleichſam von unſichtbaren Händen ſervirt, ſo daß es ſchien, als kämen ſie vom Himmel nieder, der in dem Saal, wo die Tafel war, ſo vorgeſtellt und eingerichtet war. Dies läßt ſich jedoch nicht gut beſchreiben.

Er ſetzte ſich dadurch ſehr in Gunſt bei dem König Eduard, und galt mehr bei ihm als einer der einheimiſchen Herrn. Er durfte auch ganz frei herumgehen, und ſogar Reiſen machen, ſelbſt bis nach Schottland, wobei er überall wie ein König empfangen und allgemein geliebt wurde. Denn er beſaß ungemein viel Geiſt und einnehmendes Weſen, ſo daß er ſich mit allerlei Arten von Leuten gut zu unterhalten, und ſogar bei den Wilden in Schottland, unter die er kam, beliebt zu machen wußte.

Vorzüglich bewies er ſeine Freigebigkeit und Prachtliebe im Soldatenſtand, wovon noch izt mehrere Augenzeugen leben. Wo er einen vorzüglichen Mann im Königreich wußte, mußte er ſich entweder mit ihm meſſen, oder er mußte ihn haben, um ſein Corps zu verſchönern.

Das

Das Grüne liebte er ſehr und wußte es hoch zu treiben. Denn man wollte ſagen, er habe es einer mehr als ſehr hohen Dame zu lieb zu ſeiner Farbe erkohren und getragen, weil dieſe Dame es ebenfalls bis zu ihrer Wittwenſchaft trug und liebte. Man ſagte ihm auch nach, er liebe dieſe Dame nicht vergebens; allein am Ende bekam es ihm doch ſehr übel [134]).

Bei der Belagerung von Metz that er ſich in ſeinen Ausfällen, beſonders bei einem nach der Morenbrücke, gegen die Teutſchen ſehr hervor.

Nachdem er in vielen Feldzügen getreulich gedient, und ſich bereits ruhmvoll den Orden verdient hatte, ſo jung er auch noch war [135]), gieng er nach Piemont an die erledigte Stelle des Herrn von Bonnivet, wo er ſeinem Könige als Infanteriſt ſo gut diente, wie ehmals als Cavalleriſt, und ſein Leben bei keiner gefährlichen Gelegenheit, wo es nöthig war, ſchonte, wie z. B. bei der zweiten Belagerung des für die franzöſiſchen Waffen ſo fatalen Coni.

Als der Herr von Termes, Gouverneur von Calais und dem dortigen Diſtrict, die Schlacht bei Gravelingen verlohr und in feindliche Gefangenſchaft gerieth, wurde der Vizdom an ſeine Stelle ernennt, und dort als Lieutenant General du Roi angeſtellt. So lang er dort war, bewahrte er das ihm Anvertraute ſehr gut, und beunruhigte den Feind ſehr. Er nahm verſchiedenemal Rache für den Verluſt bei Gravelingen, und machte dabei einen ſehr ſchönen Anſchlag auf Saint Omer, der aber ohne ſeine Schuld fehlſchlug.

Als er diesen neuen Posten antrat, überließ er seine Stelle dem verstorbenen Prinzen von Condé, mit dem er sehr nahe verwandt war; denn sie stammten beide aus dem Hause Vendome.

Nach dem Frieden zwischen König Heinrich und König Philipp [156]) legte man in Frankreich die Waffen weg; diese Ruhe erzeugte aber die bürgerlichen Kriege. Denn der Franzose ist nicht gemacht, lang stille zu sitzen, und wenn er auswärts keine Händel hat, fängt er lieber welche zu Haus an. Die Burgunder und Flammänder sagen daher von uns: „wenn der „Franzose schläft, wiegt ihn der Teufel."

Die Ruhe, in der auch der Vizdom, seiner sonstigen Gewohnheit ganz zuwider, lebte, fieng unter den nun erfolgten intriguenvollen Umständen an verdächtig zu werden, und man glaubte, er könne sich unmöglich so stille halten, ohne in seiner Seele über großen Dingen für die Zukunft zu brüten.

So kam er denn auch, falsch oder mit Recht, in den Verdacht, als wisse er um die Verschwörung von Amboise, und spinne mit dem Prinzen von Condé mehrere Ränke an gegen den Staat. Der König Franz II. gab daher zu Fontainebleau einen seiner Garde-Capitains Ordre, ihn aufzuheben und nach der Bastille zu bringen.

Dies geschah zu eben der Zeit, da der Admiral dem König seine Bittschrift für die Hugenoten überreichte, und dabei sagte, er rede im Nahmen von mehr als fünfzigtausend Mann, worüber der große Herzog von Guise öffentlich im Conseil antwortete: „und ich „werde mit hunderttausend ihnen allen die Köpfe einschmeißen!"

Ich

Ich war damals just zu Fontainebleau. Ich kann aber versichern, daß dem Herzog von Guise die Verhaftung des Vizdoms so nahe gieng, als irgend einem am ganzen Hof. Denn bei der Abendtafel hörte ich, wie er ihm alle mögliche Lobsprüche beilegte. Manche wollten zwar dies Lob mit den Thränen Cäsars beim Anblick des Haupts von Pompejus vergleichen; allein so viel ist gewiß, daß der Vizdom ihm bei der Belagerung von Metz sehr gute Dienste gethan hatte.

Eine grose Dame [137]) wurde wegen dieser Verhaftnehmung sehr getadelt; eine Dame, die ehmals dies nicht an ihm gethan haben würde. Allein was will man machen? Wenn eine Dame geliebt hat, und zu hassen anfängt, so weiß sie tausend Arten, ihren Haß zu schärfen und fühlen zu lassen.

Er blieb über fünf Monate in der Bastille, und als er endlich nach dem Tod des Königs sehr krank [138]) wieder daraus entlassen wurde, starb er bald darauf in seiner Wohnung, eben so übel zu sprechen auf diese Dame, als sie auf ihn. Er sagte ihr viel übles nach.

So starb dieser große Mann, der, so ein großer Weltmann er gewesen war, auf seine letzten Tage sich so sehr zurückzog und einschränkte, daß man in ihm gar nicht mehr den Mann erkannt hätte, der ehmals so viel Aufsehn und Geräusch in der Welt machte, und dem es zu seiner Zeit weder am Hof des Königs noch des Kaisers einer gleich zu thun wagen durfte, den Herzog von Nemours allein ausgenommen.

XX.

Der Prinz von Condé,

dritter Colonelgeneral von der französischen Infanterie in Piemont.

Nach ihm kam der Prinz von Condé, der aber nicht Zeit hatte, sich auf diesem Posten sehr hervorzuthun, indem er erst daran kam, als der Krieg sich schon zum Ende neigte; denn der Friede wurde bald darauf geschlossen. Indessen verwaltete er seine Stelle für diese kurze Zeit allemal sehr gut.

Es wäre lächerlich, wenn ich mich hier erst darauf einlassen wollte, diesen Prinzen zu lobpreisen, und seine Vorzüge zu erzählen. Die Herrn von seiner Religion, deren General und Beschützer er war, haben ihn nicht vergessen in ihren Schriften; und dies muß man ihnen lassen, daß sie sich meistermäßig darauf verstehen, Gutes sowohl als Böses nachzureden und zu schreiben. Ich verweise daher auf sie, wiewohl sie manche artige und rühmliche Anecdote von ihm, die ich erzählen könnte, nicht angeführt haben [139]).

Als er durch seinen Oheim, den Admiral, das Gouvernement von der Picardie erhielt, das schon lange her und seit dem Tod des Herrn von Pienne, dem Hause Vendome zugehört, konnte er zwei solche Stellen nicht zugleich behalten. Darum also und auch wegen des erfolgten bürgerlichen Kriegs gab der König die Stelle eines Colonelgeneral in Piemont dem Marschall von Brissac für dessen ältesten Sohn, den Grafen von Brissac [140]).

Anmer-

Anmerkungen
zum zwölften Band
der
hiſtoriſchen Memoires.
Meiſt vom Ueberſetzer.

I. Anmerkungen zu den biographiſchen Fragmenten von großen Franzöſiſchen Feldherrn, welche den IX. tome der Oeuvres du Seigneur de Brantome ausmachen.

II. Anmerkungen zu den biographiſchen Fragmenten von Colonels-generaux, oder zum X. tome dieſer Oeuvres.

1.

Ein Commerjunker, Pierre Gourde, ein Provenzale, hielt zufälliger Weise auf diesem Pferd des Marschalls, als ein Reuter an ihm vorüberſprengte, dem er, von ſeinem Muth hingeriſſen, nachſetzte, und darüber ſeine Schuldigkeit, warum er da halten ſollte, vergaß. Durch dieſen Zufall kam der Marſchall um ſein friſches Pferd, und damit zugleich um ſein Leben.

2.

Der Verfaſſer hat eine eigne Abhandlung in ſeiner Manier hierüber geſchrieben, die ſich am Ende des zwölften Bandes ſeiner Werke findet.

3.

Dieſer Meiſter Doublet war der Chirurgus des Herzogs von Nemours, und ſtand damals unter allen Wundärzten in Frankreich im vorzüglichſten Ruf. Er verrichtete in Metz ganz erſtaunliche Curen, und alles lief ihm zu, unerachtet ſich der ſehr geſchickte und nachher ſo berühmte Ambroſius Paré ebenfalls daſelbſt befand.

Doublet verrichtete alle ſeine Curen mit bloßem hellem Brunnenwaſſer friſch von der Quelle weg, und einem Stück gemeiner weiſſer Leinewand. Dabei bediente er ſich aber noch gewiſſer Zauberformeln, wie eine Menge Leute bezeugten, die es geſehen haben.

Ein andrer, Saint Juſt d'Alegre, legte ſich nachher ebenfalls auf dieſe Curart, und bot dem groſſen Guiſe, als er vor Orleans durch Poltrot die Wunde bekommen hatte, an

welcher er starb, seine Dienste an, wobei er seinen Kopf zum Pfand setzte, daß er ihn heilen wollte. Der Herzog hatte aber zu viel Religion, und gab durchaus nicht zu, daß Saint Just ihn berührte, sondern versicherte: „er wollte lieber sterben, als durch den Gebrauch einer so teuflischen Kunst „zu seiner Genesung seinen Gott gröblich beleidigen." —

4.

Sie hatten noch eine besondere Veranlassung, diese Vergleichung noch weiter auszudehnen. Der Prinz hatte nämlich einen Fluß zu passiren, und fand eine niedrige Furth, wo er glücklich hinüber kam. Ueber Nacht aber schwoll das Wasser so hoch an, daß die Royalisten, die ihm nachsetzten, nicht mehr hinüber konnten. Dies war dann der Finger Gottes, und wurde mit dem Uebergang der Kinder Israel durchs rothe Meer verglichen.

5.

In seinen Commentaires politiques et militaires (Basle 1587).

6.

Er war fünf oder sechs Jahre als französischer Gesandter in Venedig gewesen, wo er sich die Achtung und Liebe der Venetianer und das Zutrauen erwarb, von dem sie hier einen Beweis ablegten, indem sie ihn dem König zum Gesandten in dieser für sie so wichtigen Angelegenheit vorschlugen.

7.

Der Verfasser erzählt dies in seinen biographischen Nachrichten von auswärtigen Feldherrn (Oeuvres T. V. Discours XLII. p. 186.).

8.

Ein braver Cavalier, der ehmals im Gefolge des Herrn von Andelot gewesen, nachher bei Monsieur in Dienst gekommen war, dem er mit dem Degen, wie mit der Feder, gute Dienste that, indem er mit beiden stark war.

9. Da

9.

Da der Verfaſſer vorher und nach dieſer Stelle von dem Marſchall als noch lebend ſpricht, ſo iſt ſie ſicher erſt aus einer der Handſchrift nachher beigeſchriebenen Anmerkung in den Text gekommen. — Der Verfaſſer verſpricht zwar noch beſondre Umſtände hievon in einer eignen Lebensbeſchreibung des jüngern Biron anzuführen; da wir aber dieſe ſo wie mehrere andre von ihm verſprochene Biographien nicht beſitzen, ſo verweiſen wir die Leſer unſrer Memoiren auf das 13. Buch des vierten Bandes dieſer Abtheilung, und beſonders auf die dazu gehörigen Anmerkungen im Anhang.

10.

Die Leſer unſrer Memoiren finden das Leben des Herzogs und Connetable von Lesdiguieres im ſiebenten, achten und neunten Band unſrer Sammlung, von ſeinem Geheimſchreiber Videl, ausführlich beſchrieben.

11.

Unſere Leſer haben bereits Turenne's eigne Erzählung dieſes Vorfalls im ſiebenten Band der zweiten Abtheilung dieſer Memoires S. 15. 86. Statt Seheval iſt Seſſeval zu leſen. Man vergleiche hierzu de Thou L. LXXVII.

12.

Der König ſelbſt war der Anſtifter dieſes meuchelmörderiſchen Anfalls, wie uns die Memoiren der Königinn Margarethe nicht undeutlich merken laſſen. Der brave Buſſy, der intimſte Günſtling Monſieurs, und ein Mann ſtrotzend von Kraft, ließ keine Gelegenheit vorbei, jene zweideutigen Geſchöpfe, die Mignons des Königs, mit dem unausſtehlichſten Uebermuth zu kränken, die daher ihrem Gebieter ſtets gegen ihn in den Ohren lagen. Einmal hatte ihn Monſieur bereits auf einige Zeit von ſich entfernen müſſen, weil eine ſolche Inſolenz den König zugleich mit betroffen und aufgebracht hatte. Weil er ihnen aber nach ſeiner Zurückkunft noch immer keine Ruhe ließ, vermochten ſie den König endlich zu einem meuchelmörderiſchen Complot gegen ihn, dem er aber diesmal noch entgieng.

13.

Der Verfaſſer verunſtaltet nicht ſelten Perſonennamen auf eine ſehr auffallende Art. So ſchreibt er hier durchgängig Quielus ſtatt Caylus.

14.

Die Königinn Margarethe erzählt in ihren Memoiren die drolligte Art, wie Buſſy und Caylus miteinander ausgeſöhnt wurden. Buſſy erſchien bei Hof. Der König befahl ihm, Caylus zu umarmen. Buſſy antwortete: „gut, Sire, „wenn es Ew. Majeſtät beliebt, daß ich ihn küſſe, ſo bin ich „gänzlich geneigt dazu.“ — Worauf er ſeine Umarmung a la Hanswurſt mit komiſchem Ton und Geberden anbrachte, ſo daß die ganze Verſammlung darüber lachen mußte, ſo ſehr man auch noch über die vorhergegangenen Auftritte, (zwiſchen dem König und Monſieur) betreten und verlegen war.

15.

Buſſy liebte die Frau von Montſoreau. Heinrich III. von ſeinen unaufhörlich beleidigten Günſtlingen gereizt, und von eigner Erbitterung getrieben, verrieth dem Gemahl der Dame ihr Verſtändniß, indem er ihm aufgefangene Briefe verzeigte. Sie bemerken nicht nur die Winklichkeit der Intrigue, ſondern waren auch noch unglücklicher Weiſe in ſpöttiſchen Ausdrücken geſchrieben, die den Betrogenen unausbleiblich äußerſt aufbringen mußten. Er ſchaffte ſeine Gemahlinn nach einem entfernten Schloß, und zwang ſie, ihren Liebhaber zu einer Zuſammenkunft dahin zu bitten. Mit ſeiner gewöhnlichen Zuverſichtlichkeit fand Buſſy ſich ein, wurde aber ſtatt der Umarmung ſeiner Dame, von Meuchelmördern bewillkommt, gegen die er ſich zwar lange vertheidigte, endlich aber doch von der Menge überwältigt und ermordet wurde.

Niemand beklagte ihn, nicht einmal ſein Herr, der ſeines übermüthigen Weſens überdrüſſig zu werden anfieng. Ja, der Verfaſſer des Journal de Henri III. merkt ſogar an: „Monſieur habe nach dem allgemeinen Gerücht, ſeine „Einwilligung zu dieſem Anſchlag auf ſein Leben gegeben, „um ihn ſich vom Halſe zu ſchaffen; wodurch ein altes „häß-

„häßliches Sprüchwort beſtätigt wird, das von Für„ſten ſagt: Glücklich iſt wer ſie nicht kennt; un„glücklich wer ihnen dient, und noch ſchlimmer „daran, wer ſie beleidigt!“ —

16.

Man machte auf Buſſy's Tod eine Menge Gedichte, Sinngedichte und Grabſchriften, wovon ich eine zur Probe herſetzen will.

Paſſant, tourne le monde, et va chercher Buſſy;
Son coeur, plus grand qu'un monde a mis son corps ici.
Tu as vu d' autres morts: tu n'as vu jamais un
Qui ait ſi peu laiſſé mourir pour le Trépas.
Son plaiſir fut ſa mort, ſes plaiſirs ſes combats.
Il fut craint du ſoleil; bien aimé de la Lune,
Delaiſſé ſeulement de l'ingrate Fortune,
Qui ne l' avoit aimé, car il ne l'aimoit pas.
Son ame brave encore le plus brave du ciel,
Et ce que j'en ecris d'une plume attrempée
Au lieu du papier blanc il 'ecrivit au ciel;
Son encre fut ſon ſang, ſa plume ſon épée.

17.

In den Text iſt hier wieder eine ſpäter beigeſchriebene Randgloſſe Brantomes aufgenommen: „ich ſchrieb dies wäh„rend der Zeit, da das Glück ihm noch weilte; nachher wurde „es aber auch falſch gegen ihn, wie wir geſehen haben.“

18.

Von ſeinem Empfang und Schickſal daſelbſt haben unſre Leſer oben in den Nachrichten von der Königinn Margarethe, im zehnten Band dieſer Abtheilung einiges geleſen.

19.

Die Marſchälle von Coſſe'-Gonnor und Franz von Montmorenci, welche Catharina von Medici nach dem ſogenannten Faſtnachtsaufſtauf hatte in die Baſtille ſetzen laſſen, und als Geißeln gegen die befürchteten Unternehmungen der Calviniſten und Misvergnügten, unter dem bei dieſer Be-

legen

legenheit entflohenen Prinzen von Condé und Herrn von Damville, Montmorencis Bruder, noch einige Zeit feſt behielt.

20.

Etwas von dem Unangenehmen dieſes Auftrags, wie er ablief, und wie im Grund die ſchimpflichen Folgen davon nicht Bellegarde, der ſich brav dabei nahm, ſondern den König ſelbſt bei dem Abzug trafen, haben unſre Leſer bereits oben bei Videl, im ſiebenten Band dieſer Abtheilung unſrer Memoiren, S. 210. und in der dazu gehörigen Anmerkung S. 384. geleſen.

21.

Ebendaſ. S. 227. ff. findet man noch einige nähere Umſtände von dem Grund und dem Gang dieſer Unternehmung des Marſchalls Roger von Bellegarde, und von dem Antheil, welchen Lesdiguieres daran nahm.

22.

Mehr von dem hier erwähnten Antheil des Herrn von la Noue an den Unruhen Monſieurs findet man in den Mémoires de Henri de la Tour d'Auvergne, souverain Duc de Bouillon, adressés à son fils, le Prince de Sedan, wovon unſre Leſer eine Ueberſetzung im ſiebenten Band der zweiten Abtheilung unſrer Memoiren haben.

23.

Der Verfaſſer hatte nämlich im dritten Band ſeiner Werke ſeine biographiſche Nachrichten von auswärtigen (wir liefern hier in unſrer Sammlung die franzöſiſch-einheimiſchen) großen Feldherrn mit Karl V. angefangen.

24.

Dieſe Abhandlung führt den Titel: Hiſtoire des neufs rois Charles de France, contenant la fortune, vertus et heur fatal des rois, qui sous ce nom de CHARLES ont mis à fin des choses merveilleuſes. Sie wurde gedruckt: Paris, chez Pierre l'Huillier 1568. fol. Eine elende Rhapſodie von übertriebenen Lobpreiſungen und ſchlecht zuſammenge-

mengestellten Thatsachen, ganz im Ton und Geschmack der andern Sammlungen dieses unermüdlichen elenden Compilators. Andre verfielen in das entgegen gesetzte Aeußerste, und behandelten alle neun Karls als Narren und Unsinnige.

25.

Apres la blessure de Monsieur, et les menaces de ses confidens, heißt es im Original, muß aber unstreitig de Monsieur l' Admiral heißen, was die drei belobten Herrn Redacteurs unsrer Ausgabe, (à la Haye 1740.) wie so manche andre Unrichtigkeit übersehen haben.

26.

Der König konnte seit seiner Reise nach Vitry, von der ihm ein alter Schaden blieb, der jedes Frühjahr wieder aufbrach, diesen Leibchirurgus nicht entbehren. M. s. Mem. de l'état de France sous Charles IX. T. III. f. 106. a. hierauf spielt das weiter unten angeführte Epitaphium an:

Pour aimer fort Diane et Cytherée auſſi,
L'une et l'autre m'ont mis en ce tombeau ici.

Dieser Paré ist übrigens derselbe, von dem Mezeray, abr. chronol. de l' hist. de France unter dem Artikel Franz II. anführt, er sei in den Verdacht gekommen: diesen König durch eine Fistel am Ohr, vergiftet zu haben.

27.

Glücklich waren diese beiden, der erste ein braver Krieger, der andre ein sehr geschickter Geschäftsmann, der Wut ihrer blutgierigen Verfolger entkommen, wurden aber nachher entdeckt, aus ihrem Zufluchtsort hervorgezogen, ins Gefängniß geworfen, und endlich zum Tode nach der Form Rechtens verurtheilt, weil man damals die geschehene Greuelthat durch dergleichen nachfolgende Executionen zu beschönigen dachte, bei denen man den äußern Gang des Rechts beobachtete. Was war leichter, als den armen Schlachtopfern, und damit der ganzen Parthei, aufzubürden, was man wollte, weil Kläger, Richter und Zeugen im Grund dieselbe Person war.

Bri-

Briquemaut, der unerſchrockene Held, der dem Tod ſo oft im Schlachtfeld getrotzt hatte, verlohr hier ſeine Faſſung ganz, als man ihnen das Urtheil bekannt machte, daß ſie als überwieſene Majeſtätsverbrecher ſollten gehenkt werden. Er ſank ſo tief, daß er ſelbſt verſchiedene ſchimpfliche Bedingungen nach einander vorſchlug, die er eingehen wollte, wenn man ihm das Leben ſchenkte.

Cavagne, ſein ſtandhafterer Unglücksgefährte, an dieſelbe Kette mit ihm gefeſſelt, umgeben wie er, mit den Dienern des Todes, warf einen mitleidsvollen Blick auf ihn. Briquemaut erröthete über ſeine Feigheit, ſein Muth kehrte zurück, und unerſchrocken ließen ſie ſich, unter tauſend Beſchimpfungen des kopfloſen Pöbels, nach dem Richtplatz ſchleifen und hinrichten.

28.

Eine Cabale von Unzufriedenen berechnete ihre Plane auf den unruhigen, ehrſüchtigen Character des Herzogs von Alençon, und wollte unter der Autorität eines königlichen Prinzen neue Unruhen anfangen, um ihre Entwürfe auszuführen. Sein eben ſo unbeſonnener Günſtling, la Mole, und ein italieniſcher Glücksritter, der Graf Coconnas, mußten den ohnehin ſchon unzufriednen Prinzen noch mehr reizen; die Cabale gewann bald eine beträchtliche Ausdehnung, und hatte ſogar einen eignen Goldmacher, Grandri, (der unter den im Original oben erwähnten Zauberern zu verſtehen iſt) an ſich gezogen, deſſen Kunſt auf den Nothfall für die Koſten der Unternehmung Rath ſchaffen ſollte. Der König von Navarra und der Prinz von Conde', ihrer Art von Gefangenſchaft bei Hof müde, ließen ſich ebenfalls darauf ein, um ſich durch deren Hülfe in Freiheit zu ſetzen.

So kam es denn endlich zu der unter dem Nahmen des Faſtnachts-Auflaufs in unſerm Original oft erwähnten Unternehmung, deren Zweck zunächſt nur dahin gieng, die drei Prinzen vom Hof weg zu bekommen, und dann an die Spitze eines ſchon bereiten Heers der Malcontenten und Reformirten zu ſtellen.

Durch Uebereilung ſchlug das Unternehmen fehl. La Mole der dies, aus der Unſchlüſſigkeit Monſieurs im

Punkt

Punkt der Ausführung, voraus merkte, wollte sich bei der Königinn Mutter ein Verdienst dadurch machen, daß er ihr die ganze, ohnehin unvermeidlich fehlschlagende Intrigue zuerst entdeckte. Die Königinn wollte der Sache noch besser auf den Grund kommen, und ließ, sobald der Hof nach Paris in Sicherheit gebracht war, la Mole, dessen Entdeckung sie noch nicht für ganz vollständig und aufrichtig hielt, nebst seinem Freund Coconnas beim Kopf nehmen. Den beiden Prinzen (Condé hatte sich nebst einigen der Vornehmsten, bei Zeiten davon gemacht) gab man Wache, zog mehrere Personen, darunter auch der Goldmacher als Giftmischer und Zauberer, ein, und setzte auch noch die beiden Marschälle Sonner und Montmorency in die Bastille.

Der schwache Herzog von Alençon gestand alles ein, was man ihm nur vorlegte, ohne sich seiner Mitschuldigen auch nur im Geringsten anzunehmen. Man bürdete ihnen noch ein größeres Verbrechen auf, um schärfer gegen sie verfahren zu können; wahrscheinlich bestand dies, — denn laut wollte mans bei den bedenklichen Gesundheitsumständen des Königs nicht werden lassen, — in einer Verschwörung, um den König von Pohlen vom Thron auszuschließen, und den Herzog von Alençon darauf zu setzen. La Mole und Coconnas wurde zum Schwerdt verurtheilt, und letzterer schien wie Anquetil (Esprit de la Ligue. T. II. p. 91.) hier bemerkt, der Nachwelt noch die einzige Nutzanwendung die sich aus dem ganzen Vorfall ziehen läßt, anzeigen zu wollen, indem er zu den anwesenden Höflingen sagte: „Sie sehen, meine Herrn, „daß man die Kleinen straft, und die eigentlichen Schuldi„gen, die Großen, frei läßt!“ —

29.

Unsere Leser kennen diesen Grafen von Auvergne bereits aus den Memoiren des Herzogs von Sully, oben im dritten und vierten Band dieser Abtheilung.

30.

Es erschien würklich gedruckt, zu Paris im Jahr 1625. 8. Es hat sich aber sehr selten gemacht.

31.

Diese Bemerkung war in der That sehr gegründet. Können wir diesem unglücklichen Fürsten auch unsern Beifall nicht schenken, noch in die Lobeserhebungen mit einstimmen, die sein höfischer Biograph ihm zollt, so laßt uns doch wenigstens ihm die Billigkeit nicht verweigern, die schon seine Zeitgenossen ihm wiederfahren ließen, seine Mißtritte mit seiner Erziehung und den Umständen zu entschuldigen, unter denen er handelte. Selbst bei den empörendsten Greueln, die seinen Nahmen in den Annalen der Menschheit mit Blut zeichnen, war er blos das Werkzeug fremder Bosheit und teuflischer Ränke. Wie hätte ein so junger Fürst den Insinuationen eines Bösewichts, wie Perron, noch dazu mit seiner eignen Mutter im Bunde, zu widerstehen, wie hätte er das höllische Gewebe zu durchschauen vermocht, mit dem sie seine junge Seele umstrickten, und ihn unvermerkt zu allen den empörenden Schritten hinzogen, die sein Andenken brandmarken, die er aber zu seiner Selbsterhaltung für uns umgänglich nöthig hielt?

II.

Anmerkungen

zu den

biographiſchen Fragmenten von Colonels generaux.

I.

Ludwig von Orleans, alſo Prinz vom Geblüt. Er hielt es aber mit dem (letzten) Herzog von Bretagne gegen ſeinen Vetter, den König Karl VIII. von Frankreich. Er focht bei St. Aubin ſehr tapfer an der Spitze der bretagniſchen Infanterie, hatte aber das Unglück, in franzöſiſche Gefangenſchaft zu gerathen, in welcher er auch ſo lange blieb, bis König Karl für gut fand, ihn mit einem ſehr ſonderbaren Auftrag zu entlaſſen.

Anna, die reiche Erbinn von Bretagne, hatte damals ihren Vater verlohren, und beinahe alle Fürſten der Chriſtenheit warben um eine ſo goldne Hand. Maximilian von Oeſtreich (nachher Kaiſer Max. I.) erwarb ſie ſich würklich, und war bereits mit ihr, durch einen Geſandten oder Procurator, getraut. Nun machte man im franzöſiſchen Cabinet die Ueberlegung, daß es mißlich ſei, einen ſo mächtigen Vaſallen (Bretagne war franzöſiſches Kronlehn) zu bekommen, und daß es wohl beſſer ſeyn dürfte das ſchöne Land durch eine Vermählung Karls mit Anna an die Krone zurück zu bringen. So wurde alſo Karl VIII. aus einem Feind und Verfolger der Prinzeſſinn ihr Liebhaber und Werber um ihre ſchon vergebene Hand.

Die Frage war nur, wie man ihr den Antrag annehmlich mache? Das Mittel war in der Nähe. Des gefangenen

Herzogs von Orleans Liebden hatten, wußte man, ehmals am bretagniſchen Hof nicht ganz umſonſt bei Anna geſeufzt; von ſeiner Unterhandlung verſprach man ſich alſo izt den beſten Erfolg. Freilich war der Antrag nicht der delicateſte, daß er bey ſeiner Geliebten den Brautwerber für einen andern, für ſeinen und ihren Feind machen ſollte. Allein verlohren war ſie, als Maximilians Vermählte, nun doch einmal für ihn; ihm wurde für die Unterhandlung die Freiheit geboten, und gelang ſeine Bemühung, ſo kamen Anna und ihr Land doch wenigſtens an ſein Haus, und nicht in fremde Hände.

Er übernahm das Geſchäft, reiste an Anna's Hof, brachte ſeinen Auftrag endlich nach manchen Schwierigkeiten zu Stand. Anna wurde Karls Gemahlinn; Karl ſtarb nach einiger Zeit ohne Thronerben; Ludwig von Orlans beſtieg als erſter Prinz vom Geblüt den erledigten Thron, ließ ſich von ſeiner ſanften Gemahlinn Johanna (aus dem königlichen Hauſe) ſcheiden, und vermählte ſich mit — ſeiner Anna. — Reicher Stoff zu einem hiſtoriſchen Roman. —

2.

Balaſtrée von Bislabra.

3.

Die Irriſche Infanterie war bei der Belagerung von Rouen für den König von England im Jahr 1418. auf dieſe Art montirt und bewaffnet. M. ſ. Monstrelet T. II. ch. 196. (edition de 1572.)

4.

So und ſo viel freywillige Kriegsfahrer.

5.

Muß hier Remennet und Malannoy heiſſen. M. ſ. hievon Monstrelet Vol. III. fol. 201. b.

6.

Laquais oder beſſer Lacquets nannte man eigentlich nur die franzöſiſche Infanterie, im Gegenſatz von der teutſchen, die man lansquenets, vom teutſchen Landsknecht hieß.

hieß. Im Grund iſt wohl auch lacquets, laquais nur durch eine verderbte Ausſprache aus dem Teutſchen entſtanden, ſo wie allaquais vielleicht von All-Lands-Knecht (zuſammengelaufenes Fußvolk aus allen Ländern) herkommt. M. ſ. Histoire de Louis XII. (1615.) p. 189.

7.

Man ſieht aus der vorherigen Anmerkung, ſchon unſere Meinung über des Verfaſſers Verſuch: allaquais von aller, das Alte aus dem Neuen, abzuleiten.

8.

Paillards ohne Zweifel, wie bei Rabelais. Loupgarou der Rieſe, nennt dort ſeine Leute paillards de plat pais, in der Vorausſetzung, daß ſie vom platten Lande ſeien, wo ſie aufm Stroh (paille) gelegen hätten. Alſo iſt paillard urſprünglich einer der auf dem Stroh lag, gerade ſo wie das teutſche Bärenhäuter, einer der auf der Bärenhaut lag. Beide Abſtammungen und erſte Bedeutungen vergaß man nach und nach, und die Benennungen arteten in gleiche Schimpfwörter aus, ſo groß auch urſprünglich der Unterſchied zwiſchen dem, der auf der Bärenhaut faullenzte, und dem war, dem die Armuth aufs Stroh bettete.

9.

Aus dieſem ſpaniſchen peon machten die Franzoſen ihr pion mit der Bedeutung von fantaſsin oder piéton, wie es in dem franzöſiſchen Titus Livius vom Jahr 1515. fol. 77. a. und 84. b. vorkömmt. Rabelais brauchte es ebenfalls in gleicher Bedeutung. Brantome war dies unbekannt.

10.

„Den Haſenherzigen, die ihn ſahen, nicht aber tapfern „muthvollen Männern.

11.

Odet d'Aydie, aus dem Hauſe Aydie, das aus Bearn herſtammt. Er war Capitain über tauſend Mann Gaſcogner Infanterie.

12.

Jmbaut Rivoire, Herr von Romagnieu, Capitain von fünfhundert Mann Infanterie.

13.

Anton von Arces, aus Dauphine', Capitain über fünfhundert Mann Infanterie. Man nannte ihn den weißen Ritter, weil er gewöhnlich à blanc, d. h. vom Scheitel bis zur Ferse, gewappnet war.

14.

Jacob Demps, ein Adelicher aus dem Lande zu Schwaben. M. ſ. Hist. du chevalier Bayard p. 47. Anm. Jſt der Mann ſonſt bekannt?

15.

Wir ſchneiden hier, wie billig, eine Digreſſion, das ſpaniſche Militär betreffend, weg. —

16.

Unſre Leſer haben dies ſchon oben im zehnten Bande dieſer Abtheilung der Memoirenſammlung gehabt.

17.

Claude d'Anglure, Herr von Jours, Jurcius bei de Thou. M. ſ. die Hist. de la milice françoiſe p. le P. Daniel. Er war Hugenot worden, ſagt Brantome, und eben hierin, ſagt Daniel, lag der Grund, warum der König in den erſten Kriegen ſeine Dienſte nicht annehmen wollte. a. a. O. T. II. p. 243.

18.

Unſre Leſer ſchenken wohl gerne mir und dem Verfaſſer dieſen Beweis von ſeiner Beleſenheit in der römiſchen Geſchichte.

19.

Aus dem Text: „ein Neffe jenes braven Herrn von „Mens, der in dem toſcaniſchen Kriege als Lieutenant „bei

„bei der Chevauxlegers-Compagnie des Herrn von Sipiere „blieb.“

20.

„Er ſoll von dem tapfern Hauſe Sainte-Colombe in „Bearn abſtammen, aber als unehelicher Sohn. Wenn er „ſich aber ſchlug, war er traun ſo brav als der legitimſte „aus dem beſten Hauſe.“

21.

Louis von Breton, Herr von Crillon, aus Provence. M. ſ. Guichenon, histoire genealogique de la maiſon de Savoie T. I. p. 775. Vergl. die Denkwürdigkeiten Sullys in den erſten Bänden dieſer Abth.

22.

Der jüngere Herzog von Guiſe, Sohn des bei Orleans ermordeten Herzogs Franz. Ihn ſelbſt ließ Heinrich III. ermorden, unter dem, als Herzog von Anjou, er hier die Belagerung mitmachte.

23.

Ich habe dieſe etwas ſtarke Zweideutigkeit mit überſetzt, müßte mich aber ſehr irren, wenn ſie nicht ein ipse fecit des Herrn von Bourdeille ſeyn ſollte, ſo wie überhaupt, wer den Geiſt des Verfaſſers zu faſſen ſo viel Gelegenheit hatte, wie der Ueberſetzer, ſchwerlich bei ſich anſtehen wird von dieſen Aeußerungen des Herzogs von Guiſe auch noch einen andern Theil auf Rechnung des Verfaſſers und ſeiner kleinen Eitelkeit zu ſetzen, die nur gar zu gerne jeden Anlaß herbeizieht, ſeiner Unbedeutſamkeit durch bedeutende Männer ein Relief zu geben.

24.

Wir haben oben, beſonders in den Nachrichten von Lesdignieres, verſchiedene Beiſpiele ſchon gehabt, daß die Bedienten, Kammerdiener, Sekretärs der Generals ꝛc. ehmals auch obligat waren, und mit ins Feuer giengen.

25.

Ein Stück Geschütz in la Rochelle, das diesen Nahmen von ihnen bekommen hatte.

26.

Reystre steht im Original. Cappa a la Tedesca sagt Ant. Oudin. M. s. Beza hist. eccles. T. II., p. 248.

27.

Von Mus, oder von Marignano. Mehr davon steht im T. IV. der Oeuvres de Brantome, p. 301. wo der Verfasser überhaupt von auswärtigen großen Feldherrn handelt.

28.

Heinrich von Bourbon, Prinz von Condé, der Jugendgefährte Heinrichs des Großen, mit dem er ungefehr in gleichem Alter, nach der Schlacht bei Jarnac seine militärische Laufbahn antrat. Unsre Leser kennen ihn von einer sehr vortheilhaften Seite bereits aus den Denkwürdigkeiten von Sully. Man kann aber auch sein Lob in drei Worte fassen: „ich habe meinen rechten Arm verlohren!" rief der große Heinrich aus, als er seinen Tod erfuhr. Er starb zu St. Jean d'Angely an Gift. Seine Gemahlinn, Charlotte de la Tremouille kam darüber in Verdacht und Untersuchung, worüber sie sechs Jahre gefangen sas, bis sie endlich vom Pariser Parlement freigesprochen wurde.

29.

„Es geschah nach einer Angabe des Herzogs von Guise, „der sich auf das Infanteriewesen so gut verstand als irgend „einer in ganz Frankreich, und auch ein großer Liebhaber das „von war, unerachtet er eigentlich nicht für den Infanteriedienst gebildet worden war."

30.

Im ersten bürgerlichen Krieg, im December des Jahrs 1562. wo der Prinz von Condé sich nach dem Verlust von Rouen

Rouen vor Paris gelegt hatte, um durch Beängstigung der Hauptstadt den Frieden zu ertrotzen. Er verfehlte diesen Zweck gänzlich. Die Königinn Mutter hielt ihn mit leeren Unterhandlungen hin, bis die Zeit verstrich, und er sich endlich durch die Kälte genöthigt sah, ohne Erfolg abzuziehen. Die königliche Armee folgte ihm, und so kam es zu der blutigen Schlacht bei Dreux.

31.

In dem Fragment, das wir künftig aus den Discours politiques et militaire de de la Noue liefern, werden unsre Leser das Nähere von dieser Unternehmung finden.

32.

Der erste Friede vom Jahr 1563. der nach der Ermordung des Herzogs von Guise vor Orleans geschlossen wurde. Der Admiral war äußerst unzufrieden damit. „Dieser einzige Federzug — sagte er — ruinirt mehr Kirchen, als die „ganze feindliche Macht uns in zehn Jahren nicht hätte entreißen können.“ —

33.

Für die von England erhaltenen Vorschüsse hatte der Prinz von Conde den Engländern Havre als Unterpfand eingeräumt. Als itzt der Friede geschlossen war, und man die Engländer vor der Hand nicht weiter brauchte, waren beide zuvor erbitterte Parthien wieder Eine, Franzosen, und als solche konnten sie die Britten nicht auf französischem Gebiet sehen. Eben die Reformirten, die ihnen den Platz in die Hände geliefert hatten, waren nun die hitzigsten, um sie wieder daraus zu verjagen, was sie auch bald bewerkstelligten.

34.

Abermals; in Rücksicht auf die zuvor schon vor einigen Jahren erfolgte Verjagung der Engländer aus Frankreich durch die Eroberung von Calais, die der Herzog Franz von Guise in wenigen Tagen zu Stand brachte, nachdem die Engländer sich ein paar Jahrhunderte hindurch darin behauptet hatten.

35.

„Er war damals Colonel, indem er nach dem Krieg „wieder in seine Stellen eingesetzt worden war; durch sich „selbst, wie einige sagen wollen."

36.

„Ein Adelicher aus Poitou und ein sehr braver Mann, „der sich zum Admiral hielt, und bei ihm und Andelot sehr „beliebt war."

37.

Charry hatte nämlich einige Jahre zuvor den ältern Bruder Chateliers im Zweikampf erlegt. Nun behauptete Chatelier, es sei auf eine unrechtliche Weise geschehen, indem Charry ihn niedergestoßen habe, ehe sie sich noch auf dem bestimmten Kampfplatz befunden hätten. Der Gouverneur des Platzes, wo der Zweikampf vorfiel, Herr von Sansac, versicherte zwar: es sei alles dabei rechtlich und redlich zugegangen; allein Chatelier behauptete hartnäckig das Gegentheil, und trug es ihm immer nach, bis er endlich diese neue Veranlassung ergriff, seine alte Rache auszuüben.

38.

„Dieser Constantin — sagt der Verfasser weiter unten — „stand in dem Ruf eines der besten Soldaten unter den „Truppen. Als der Herzog von Guise die Königinn Nichte „(Maria von Frankreich und Schottland) zu ihrer Einschif„fung nach Calais begleitete, bemerkte er ihn gleich am er„sten Abend vorzüglich, als die Wache aufzog; und als die Sol„daten am Glockenthurm die Ehrensalve schossen, sprach er „immer zu ihm vor andern, und sagte: „schieß, Constan„tin, schieß noch einmal, mir zu lieb!" dies that er denn „auch, und schoß sehr schön, denn er war ein sehr guter „Schütze, und es schmeichelte ihm nicht wenig, daß ein so „großer Herr ihn so freundlich auszeichnete. Ich war mit „dabei und sah es selbst. In den nachherigen Kriegen „fieng dieser Constantin an, sich zu dem Herrn von Andelot „zu halten."

39.

39.

Eine Anſpielung auf die im kanoniſchen Recht unter dem Titel: Extravagantes, befindlichen beſondern Büchern, und alſo ein Wortſpiel, womit der Verfaſſer zugleich ſeine Gelehrſamkeit zeigen möchte.

40.

M. ſ. hievon ſchon mehrere Anmerkungen zu Sully und Brantome, beſonders aber die Nachrichten von La Noue in den erſten Abſchnitten des hierhergehörigen zweiten Buchs ſeiner Bemerkungen.

41.

Mehreres, zur Erläuterung gehörige, den Faſtnachtsauflauf, die Verſchwörung des la Mole und Coconnas ꝛc. betreffend, ſ. bei den Nachrichten Brantomes von Karl IX.

42.

„Gegenwärtig Gouverneur von Blaye, ein ſehr braver, „tapfrer und beſonders einſichtsvoller Officier.“

43.

„Ich kannte ihn ehmals als Lieutenant des Herrn de „la Tour. Es war ein ſehr rechtſchaffener Mann, und braver „Cavalier; ein Bruder des Marſchalls von Retz.“ —

44.

Louis Berenger, Herr von Guaſt. Sein Epitaphium in Verſen findet man in den Oeuvres de des Portes p. 653. Er wurde ermordet am erſten November 1575.

Die Königinn Margaretha von Navarra ſtürzte dieſen Coloß von Hofgunſt.

45.

Hier le Buſe, oben de Buſſec, muß eigentlich de Bus heißen; Buſſius, ſagt de Thou T. V. p. 545.

46.

Der Graf hatte am hellen Tage zu Breſcia einen ſeiner Feinde, aus einem guten venetianiſchen Hauſe, ermordet und

ſich dann nach Frankreich geflüchtet. Es wird in den Vies des capitaines etrangers, die wir noch liefern, in einem eignen Capitel vorkommen.

47.

Der hier ſeinen erſten Poſten ehrenvoll verwaltete; denn zuvor hatte er die Inſtitutes zu Poitiers geleſen. Nachher wurde er Geſandter am ſpaniſchen Hof, und dann Hofmeiſter des Herzogs von Alençon.

48.

Dieſer heroiſche Entſchluß hatte indeſſen auch ſonſt noch ſo ſeinen guten Nebengrund. Die Herren hatten nämlich im Toſcaniſchen eine ſtarke Meuterei angefangen, wovon der Capitain la Salle, ein Gascogner, der Anführer war. Wer ſich daher nicht ſo recht rein wußte, that alſo natürlich klüger, ſein Glück anderwärts zu ſuchen, als ſich zu Hauſe verdrüßlichen Unterſuchungen auszuſetzen, und mit der vaterländiſchen Juſtiz zu brouilliren.

49.

Der Verfaſſer führt hier eine Menge zum Theil alte und fabelhafte Beiſpiele an, deren widerliches Durchleſen wir unſern Leſern erſparen.

50.

„Ich kannte einen Bruder von ihm, als einen braven „artigen Mann. Er war im Gefolge des erſtern Prinzen „von Conde', und diente ihm als Stallmeiſter."

51.

Der Großherr, der damals Malta belagerte, beſchwerte ſich darüber, daß Franzoſen den von ihm belagerten Maltesern zu Hülfe zögen, da er doch mit dem König von Frankreich in genauer Allianz ſtand. Der König, der einen ſolchen Alliirten nicht vor den Kopf ſtoßen durfte, ſagte ſich zum Schein von der ganzen Unternehmung, als ohne ſein Wiſſen und Geheiß geſchehen, los, und verwies die Theilnehmer aus ſeinen Staaten, was ſie ſich um ſo eher gefallen laſſen konnten, da ſie ohnehin daraus wegzuziehen im Begriff ſtanden,

den, und man ihnen unter der Hand ſteckte, wie ſie dieſe temporäre Schein-Ungnade zu nehmen hätten. —

52.

Man findet häufige Spuren, daß theils Brantome öfters die Familiennahmen und andre nicht zu ſchreiben wußte, theils aber auch die Redacteurs ſeiner Werke mit der Geſchichte und Genealogie Frankreichs ſchlecht bekannt geweſen ſeyn müſſen. So finden ſich hier mehrere auffallende Proben davon in einen kleinen Raum zuſammen gedrängt. Es iſt in dieſer Liſte abgeſetzt: Guermant, Breton, weiter oben Clermont, d'Amboiſe, ferner Clermont, Tallard, und noch weiter zurück, La Fin, La Nocle, als ob dies jedesmal zwei verſchiedene Perſonen wären, da doch Guermant eine Familie in Bretagne (Breton) war, die Häuſer Clermont-Tallard, Clermont d'Amboiſe bekannt genug ſind, und la Fin la Nocle nur Ein Mann iſt, der ſonſt ſchon ein paarmal in unſern Memoiren figurirte, beſonders im Leben Lesdiguieres.

53.

Derſelbe, der nachher in der Schlacht bei Jarnac den Prinzen von Conde' ermordete.

54.

Starb nachher wegen einer Hofintrigue, nebſt dem Grafen Coconnas gegen das Ende Karls IX. auf dem Schaffot, und ließ den Höflingen noch den mehr bekannten als bedachten Gemeinſpruch als Vermächtniß von unbeſtimmbarem Werth zurück: kleine Diebe hängt man, die großen läßt man laufen.

55.

Kommt oben ſchon als Meſtre de Camp vor.

56.

Von ihm iſt unten ein eigner Abſchnitt.

57.

Philibert de la Guiche. Er wurde nachher Gouverneur von Lyon, und noch unter Heinrich III. Generalfeldzeugmeiſter,

ser, was er auch unter Heinrich IV. blieb. Sein Nachfolger war Sully selbst.

58.

Grosmeister der Malteser war damals der Herr von Paulet. S. den nächstfolgenden 20. Abschnitt.

59.

Pius V. sas damals auf dem heil. Stuhl.

60.

Was unter andern Beweggründen diese jungen Herrn, wenigstens unsern Verfasser, etwas länger zu Rom festhielte, läst sich aus ein paar andern Stellen im II. und III. Theil seiner Werke schliessen, wo er sich mit Vergnügen des schönen Faustinchens erinnert, bei der er manchen Abend angenehm verbrachte, und manchen schönen harten Thaler los wurde.

61.

„Er war in Frankreich aufgewachsen, kam aber nachher „auf Anstiften des Herzogs von Florenz meuchelmörderisch „ums Leben."

62.

„Wir haben nichts zu fürchten, da diese braven Franz„männer mit uns sind."

63.

„Er kommt itzt, der Herzog von Alba, da diese Franz„männer da sind!" —

64.

Derselbe, dessen der Verfasser schon oben gedachte. S. in unser Sammlung II. Abth. XI. Bd. S. 208.

65.

Karl von Humieres, einer der braversten, redlichsten Männer unter den hervorstechenden der katholischen Parthei. S. den ersten Band dieser Abtheilung, wo Sülly seiner mit verdientem Lobe gedenkt. Er sei vor Hem.

66.

66.

„Wir nannten ihn Gordchen (Gourdillon), weil er „der jüngere von mehrern Brüdern und ſehr ſtmächtig war. „Er ſtammte aus einem ſehr braven Geſchlecht in Provens „ce und Dauphiné. Es waren der Brüder vier, die ich „alle als brave Officiers kannte, beſonders den ältern, der „Lieutenant von hundert Gensdarmen des ältern Marſchalls „von Montmorency, und nachher Lieutenant de Roi in „Dauphiné war.“ —

In lezterer Eigenſchaft und als erſten Beförderer und Lehrer der Herrn von Lesdiguieres wird er unſern Leſern noch aus dem Leben dieſes Connetable im ſiebenten Band dieſer Abtheilung erinnerlich ſeyn.

67.

Dem Herzog Franz von Guiſe.

68.

Coſſé war unter den königlichen Truppen, und ſtatt deſſen muß es wohl hier Croſé, oder vielmehr du Croſ heiſſen. Dieſer war Gouverneur von Havre geweſen, und hatte es, als einen von den Hugonoten verpfändeten Platz, an die Engländer ausgeliefert, wofür er izt, da er in die Hände der Katholiken fiel, nebſt dem Präſident Jean du Boſc, dem Geiſtlichen Morlorat und mehrern andern vom Parlement und Militär gehenkt wurde, was die Reformirten zu grauſamen Repreſſalien an einigen andern in ihrer Gewalt befindlichen Gefangenen reizte.

69.

Genlis d. i. genannt Prop. Wieder ein Fall, wo der Verfaſſer Nahmen ganz bekannter Familien falſch ſchreibt.

70.

Der Verfaſſer irrt hier; es muß ſtatt Montmorency Montgommery heiſſen. Es war bey der Belagerung von la Rochelle nach der Bartholomäusnacht, wo Montgommery eine Engliſche Flotte zum Entſatz herbeyſchafte, die aber zu ſchwach

ſchwach war, und wieder abziehen mußte, ohne mehr ausgerichtet zu haben, als daß ein Schiff mit Pulver, deſſen die Belagerten ſehr benöthigt waren, glücklich hineinkam.

71.

Eine weitere Aeußerung des Verfaſſers darüber, die mit einer andern oben ſchon vorgekommenen in einem ſichtbaren, bei ihm freilich nicht ſeltnen, Widerſpruch ſteht, mag hier als Note ſtehen:

„Der Herr von Montbrun hatte keinen Theil an dieſer „Empörung, die eine ſehr ſchändliche abſcheuliche Unternehmung war, ſo ſehr auch die Verſchwornen ſie zu bemänteln „ſuchen; ich weiß aber gar wohl, was ich davon ſagen könnte, wenn ich wollte. Denn ich war damals juſt bei Hof, „das erſtemal, daß ich ſeit meiner Rückkunft aus Italien mich „dazu zu halten anfieng.“ —

72.

Sehr naiv nennt der Verfaſſer Franz II. durchgängig den kleinen König (le petit roi François), im Gegenſatz von Franz I., den er den König Franz, bisweilen auch den großen König Franz nennt. Nur iſt dies groß und jenes klein in verſchiedenen Rückſichten gemeint. Unter klein iſt bei ihm gewöhnlich jung zu verſtehen. So ſagt er auch einigemal: der kleine König Karl, worunter Karl IX. zu verſtehen iſt, beſonders ſo lang er minderjährig war.

73.

Unſre Leſer kennen dieſen Herrn von Montbrun, ſeine Streifereien, und ſein tragiſches Ende bereits ziemlich genau aus der Lebensbeſchreibung des Connetable von Lesdiguieres, der unter ihm ſich vollends bildete, und auf ſeinen Trümmern emporſtieg.

74.

Auch dieſer Mouvans iſt eben daher, und dann noch aus den Nachrichten von la Noue bekannt.

75.

Er war erſt ein eifriger Hugenot und ſehr hitziger ernſthafter Verfolger der Katholiken geweſen; auf ſeine alten Tage aber

aber ſelbſt wieder in den Schoos der Kirche zurückgekehrt. Nun wollte er das Geſchehene reumüthig dadurch wieder von ſeinem Gewiſſen abwaſchen, daß er, wo möglich, noch erbitterter ſeine ehmaligen Freunde, Waffenbrüder und Glaubensgenoſſen verfolgte. „Er habe die Hugonoten groß gemacht — ſagte er — wolle ſie aber nun wieder klein machen!“ —

76.

Das Nähere von dieſer Niederlage, wozu Lesdiguieres das Seinige ebenfalls beitrug, finden unſre Leſer im VII. Band dieſer Abhandlung.

77.

Auch hievon ſ. m. oben im VII. Band.

78.

Ohne Zweifel war dieſe Vorſicht eine Frucht von dem, was ſich in den erſtern Bürgerkriegen zugetragen hatte, wo die Königlichen mehrere Gefangene nach der Einnahme von Rouen hinrichten ließen, worauf die Hugenoten Repreſſalien brauchten, und zu Orleans ebenfalls einige Katholiken aufknüpften.

79.

Das hitzigſte Gefecht war in einem Gehölz, der Forſt von Jayolles genannt. Von dieſem ganzen Vorfall finder man ebenfalls einiges bei la Noue.

80.

Der Verfaſſer ergreift hier ſeiner löblichen Gewohnheit nach die erſte beſte Gelegenheit zu einer Digreſſion von mehrern Seiten, die wir nach dieſem Artikel als einen beſondern Abſchnitt nachholen.

81.

Es war nicht der Herr von Thais, wie man aus unſerm Verfaſſer vermuthen könnte, ſondern der junge Graf von Enghien, der zu Anfang des Jahrs 1544. die groſſe Schlacht bei dem piemonteſiſchen Dorfe Cerizolles lieferte, worin

worin die Feinde zehntauſend Mann auf dem Platz, viertauſend Gefangene, die ganze Artillerie, Bagage und eine Menge Munition verlohren; dieſer ganze ausgezeichnete Sieg koſtete den Franzoſen nicht mehr, als zweihundert Mann überhaupt, wie Mezeray verſichert. Der Herr von Beutieres commandirte dabei die Avantgarde, der Herr von Termes die Chevaux legers, der Herr von Montluc die Enfans perdus, und der Herr von Thaix die Infanterie. Der Hofadel, der ruhmdürſtend dahin geeilt war, bewies an dieſem warmen Tage vorzügliche Tapferkeit.

82.

Mezeray giebt hier nur zwey und zwanzig Fahnen an (zwölftauſend Mann ſtark), die der König aus Italien zurückrief, weil er ſelbſt einer Verſtärkung bedurfte. Denn der Kaiſer hatte ein Bündniß mit England geſchloſſen, das auf nichts Geringeres zielte, als mit einer für jene Zeiten ungeheuren Macht in Frankreich einzufallen, vor Paris zuſammenzutreffen, und nicht nur dieſe Stadt, ſondern alles bis an die Loire zu plündern und zu verwüſten, und ſo Frankreich für lange unthätig zu machen. Der Anfang war nicht übel; weil man ihn aber nicht gehörig zu benutzen wußte, erholte Franz ſich von der erſten Beſtürzung. Durch die ſchlechte Harmonie beider Verbündeten kam es bald dahin, daß der Kaiſer, in dem für die teutſchen Eroberer von Paris ſo feſten Champagne eingeſchloſſen, ſich nur durch Beſtechungen und Hofintriguen retten konnte, durch die auch bald darauf der Friede zu Crespy zu Stand kam.

83.

Der König von England hatte ſich nach ſeinem Einfall in Bretagne, ſtatt daß er nach der Verabredung ſogleich gegen Paris vordringen und mit dem Kaiſer dort zuſammentreffen ſollte, mit Belagerung einiger Plätze aufgehalten, deren er ſich, ihrer Bequemlichkeit wegen, erſt in der Schnelle verſichern wollte. So lag er mit zwanzigtauſend Mann vor Boulogne, und der Herzog von Aumale mit einer noch ſtärkern Macht vor Montreuil. Dies war ſchlecht befeſtigt, hielt ſich aber gegen die größere Macht, weil es einen tapfern Commandanten zum Vertheidiger hatte. Erſteres wurde ohne

Noth

Noch übergeben, da der Dauphin mit dem Entsatz schon ganz nahe war. Die Engländer hielten sich darinn gegen alle die verschiedenen Versuche, die man machte, es ihnen wieder abzunehmen, und behielten es bei dem darauf folgenden Friedensschluß noch acht Jahre, während deren ihnen Frankreich jährlich hunderttausend Thaler dafür zahlen mußte. —

34.

Caspar von Coligny, Herr von Chatillon, der nachherige große Admiral. S. den eigenen Abschnitt von ihm im XI. Band S. 271 — 321.

35.

Der Herr von Chataigneray, der in dem öffentlichen Zweikampf mit dem Herrn von Jarnac blieb. Diese Duellgeschichte erzählt der Verfasser ausführlich in dem Discours des duels, der den T. XI. der kleinen Ausgabe füllt, so, wie er sich auf diesen „Herrn von Chataigneray, seinen Herrn Oheim" überall nicht wenig zu gut thut.

36.

Ohne Zweifel wollte Chataigneray mit dieser jugendlichen Bravade dem Kronprinzen, an den er sich anschloß, den Hof machen, denn dieser war bekanntlich seit seiner Geiselschaft in Spanien, ein sehr erbitterter persönlicher Feind des Kaisers.

37.

Franzberg, oder Freundsberg, ein Teutscher. Der Verfasser hat einen eigenen Abschnitt von ihm im V. T. seiner Werke, wo er von auswärtigen großen Feldherrn handelt.

38.

Der Verfasser erzählt dies ausführlich in seinen Damen Masters, im T. I. seiner Werke.

89.

Dieser ganze Zug nach Malta wurde oben in einer Digression des Verfassers ausführlicher erzählt.

90.

Im Jahr 1550. also fünf Jahre nach der ersten Capitulation, und drei Jahre vor Ablauf der darinn bestimmten Zeit der Uebergabe. Heinrich II. hatte nämlich die Unruhen in England und Schottland für den bequemsten Zeitpunkt gehalten, Boulogne wieder zu bekommen, ohne sich an die darüber schon geschlossene Convention zu halten. Er setzte daher dem Platz sehr zu, ohne jedoch mehr dagegen auszurichten, als daß er den Engländern einige davor aufgeworfene Schanzen abnahm. Der Winter verhinderte für dies Jahr fernere Unternehmungen, und unterdessen wurde eine neue Convention getroffen, vermöge deren die Engländer Boulogne für die Summe von viermalhunderttausend Thaler, und in Schottland alle von ihnen besetzte Plätze an die verwittwete Königinn zurückgaben.

91.

Bei der oben angeführten Affäre, wo das separirte Corps des General Mouvans und Gourde von dem Grafen von Brissac bei Fayolles und Westignac überfallen und geschlagen wurde.

92.

Jene Expedition Heinrichs II. im Jahr 1551., welche die starke Verlegenheit, in der der Kaiser sich befand, benutzte, um in Italien, Teutschland und die Niederlande einzufallen. In Teutschland besetzte er die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun zufolge des mit mehrern teutschen Ständen geschlossenen Vertrags, nach welchem er sie als Vicarius des h. R. Reichs eine Zeitlang behalten, alsdann aber wieder frei geben sollte. Er behielt sie ohne Unkosten für die Kriegskassen. Da der Passauer Vertrag indessen mit dem Kaiser zu Stand gekommen war, vermochten verschiedene Stände, denen sein tieferes Eindringen in Teutsch-

Teutſchland nicht gleichgültig war, ihn durch eine Deputation, ſeinen Schutz nicht weiter auszubreiten.

93.

Eine Tirade des Verfaſſers gegen eine Stelle in Paradin, und gegen die Gelehrten überhaupt, die, im militäriſchen Fach unbewandert, oft gröblich im Ausdruck ſündigen, wenn ſie von dergleichen Gegenſtänden handeln, iſt hier ausgelaſſen.

94

Während Heinrich als Protector libertatis Germanicae ſein Weſen gegen Teutſchland trieb, hatte die Schweſter des Kaiſers, Maria von Ungarn, als Statthalterinn in den Niederlanden, einen Einfall in Champagne gethan. Da er nun gerade um dieſe Zeit aus Teutſchland hinauskomplimentirt wurde, marſchirte er durch Luxemburg zurück, und nahm Rochemars, Danvillers, Yvoy und Montmedy weg.

95.

Caſpar von Saulx, Herr von Thevannet.

96.

In ſeinen Oeuvres T. VIII. p. 161. in unſerer Sammlung im XI. Band S. 271. ff.

97.

Im Jahr 1556. auf fünf Jahre zu Vaucelles bei Cambray, unter Vermittlung der Königinn Maria von England.

98.

„Durch einige Engländer, die mit uns waren, und, „da ſie gefangen wurden, um ihr Leben zu retten, alles aus„plauderten.“

99.

St. Quentin war ſchlecht befeſtigt, und noch ſchlechter beſetzt, als der Herzog von Savoyen es belagerte. Der Admiral warf ſich mitten durchs feindliche Lager mit ſechshundert Pferden und zweihundert Schützen hinein, und Andelot ſchlug ſich nachher noch ebenfalls mit fünfhundert Mann zu ihm durch.

100.

„In Religionsſachen" — ſagte der brave Andelot mit erſchrocken dem König auf ſeine, wahrſcheinlich von dem Cardinal von Lothringen veranlaßte Frage — „in Religionsſachen, Sire, kann ich nicht heucheln, noch Gott betrügen. „Verfügen Sie nach Ihrem Gefallen über mein Leben, mein „Vermögen, meine Stellen; meine Seele aber, keinem andern Gebieter unterwerfen, gehört nur dem Schöpfer an, „von dem ich ſie empfangen habe, und dem allein, als meinem höchſten und dem mächtigſten Herrn, ich unter gegenwärtigen Umſtänden zu gehorchen habe. Ich will lieber „ſterben, als in die Meſſe gehen."

101.

Der Verfaſſer hat oben einen eignen Abſchnitt von ihm.

102.

So charakteriſirt ihn auch das Stückchen, das er dem Prinzen von Conde bei der Conferenz zu Talſy ſpielte. S. die Nachrichten d. Nour'd.

103.

Vergl. oben den eignen Abſchnitt von ihm.

104.

Maria Stuart, Königinn von Schottland, und damals auch von Frankreich, als Gemahlinn des Königs Franz II.

Pf.

105.

Eine kraftige Digreſſion, über den der Juſtiz gebührenden Reſpect, nach des Verfaſſers Art mit Exempeln ohne Ende belegt, iſt hier weggelaſſen.

106.

Alle dieſe Vorfälle ſind unſern Leſern ſchon bekannt.

107.

Havre de Grace war den Engländern, vermöge des zu Hamptoncourt mit den Hugenoten geſchloſſenen Subſidientractats, eingeräumt worden, um es als Pfand für den geleiſteten Vorſchuß, doch aber ohne Verluſt für den vergeblich nicht frei handelnden König von Frankreich, und als Zufluchtsort für die Hugenoten beſetzt zu halten. Als aber nach der Schlacht bei Dreux, oder vielmehr nach der Ermordung des Herzogs von Guiſe, der übereilte Friede in Abweſenheit und wider den Willen des Cardinals zu Stand kam, und alle Franzoſen wieder nur Eine Parthei ausmachten, war man eifrig darauf bedacht, die Engländer wieder hinaus zu jagen, wobei die Hugenoten, die als gute Freunde ſie hereingebeten hatten, aus Ambition als die eifrigſten ſich bezeigen zu müſſen glaubten, um dadurch den Vorwurf, Freunde ins Vaterland als Feinde verpflanzt zu haben, wieder abzuwaſchen.

In dem Platz lagen viertauſend Mann Beſatzung, unter dem Commando des Grafen von Warwich, die aber durch eine Peſt, welche täglich vierzig bis funfzig Menſchen hinraffte, bereits auf zweitauſend geſchmelzen waren. Dies, die heftigen Angriffe, und die Wahrnehmung, daß die ehemaligen Freunde, die von ſeiner Königinn unterſtützten Hugenoten, izt die hitzigſten gegen ihn waren, machte, daß er endlich capitulirte. Am Tag nach der Capitulation, alſo zu ſpät, erſchien engliſcher Succurs, dem bald noch eine ſtarke Flotte nachfolgen ſollte.

108.

Um die Umſtände der Hugenoten perſönlich auszukundſchaften, um den jungen König durch den Anblick der Verwüſtungen des Kriegs gegen die Hugenoten zu erbittern; oder

um dem vierzehnjährigen Monarchen des blühendsten Landes die Liebe des Volks zu erwerben; oder aus mehreren Ursachen zugleich fand Catharina von Medici für gut, mit Karl IX. und seinem Bruder, Alexander (nachher Heinrich III.), eine Reise von mehrern Monaten durch den größten Theil des französischen Reichs zu machen, an deren Schluß auch die bekannte Zusammenkunft zu Bayonne erfolgte.

109.

Vergl. Nachrichten von de la Noue.

110.

Brissac war ebenfalls Colonel, und hatte, außer einigen französischen Regimentern diesseits, nach dem Abgang des Prinzen von Condé noch besonders die französische Infanterie jenseits, d. h. in Piemont zu kommandiren, wie der Verfasser unten noch anführen wird. Er fiel vor Mucidon in Perigord. Er war sagt Brantome an einer andern Stelle von ihm — zu grausam im Gefecht, und zu erpicht auf's morden, so daß er sich zur Lust auf einen Feind warf und ihm mit dem Dolch Stiche versetzte, daß ihm das Blut ins Gesicht springen mußte. —

111. 112.

Auch von diesem großen Scharmützel sehe man besonders de la Noue.

113.

Das Original wiederholt die schon oben erzählte Verwundungsgeschichte des Herrn von Strozzy.

114.

Heinrich von Bourbon, König von Navarra befand sich damals noch seit der Bartholomäusnacht in einer Art von honneten Gefangenschaft am französischen Hof, und mußte mit der katholischen Parthei, zu der er mit dem Munde sich bekannte, mit der Rochelle, den Fels seiner geheimen Parthei, ziehen.

115.

115.

Hans von Ette wurde gehenkt, weil er angeblich vom König Geld genommen hatte, um einige teutsche Truppen zu werben, die er dann aber dem Prinzen von Condé zuführte. M. ſ. das Journal de Henri III.

116.

Von dieſem intereſſanten Mann hat der Verfaſſer noch einen eignen Abſchnitt in ſeinen grands capitaines etrangers.

117.

Er war für den geiſtlichen Stand beſtimmt, und hatte es in dieſen Studien ſchon ſehr weit gebracht. Weil er aber nicht gleich den erſten Kardinalshut erhielt, um den er ſich bewarb, ſo wurde er aus Ungeduld (denn er wäre gern bei Zeiten Papſt geworden) Soldat, und zwar einer der bravſten und gelehrteſten ſeines Jahrhunderts.

118.

Querelle d'Allemagne heißt es im Original. Ein Schimpf gegen die Teutſchen, welcher blos aus einer pöbelhaften franzöſiſchen Ausſprache entſtand. Querelle à la main heißt es eigentlich (wie bei Rabelais), daraus wurde träge ausgeſprochen, almain, aiman, und endlich durch Mißverſtand d'allemagne.

119.

Der franzöſiſche Ordner der Lebensumſtände Brantome's aus Brantome ſelbſt (ſeine Unterſuchungen machen in unſrer Sammlung die Einleitung vor dem XI. Bande aus) iſt S. XXVII. der Meinung, man könnte dies auf Verſuche beziehen, die der Oberſte Strozzy gemacht habe, ſich mit der Wittwe Vendeille, Brantomes Schwägerinn, zu verbinden. — Dieſe Vermuthung ſcheint nicht hinlänglich gegründet, und um ſo weniger zuläſſig, da ſich eine weit einfachere darbietet. Wie, wenn das unfreundſchaftliche Stückchen,

das Strozzy Brantome spielte, blos darin bestanden hätte, daß er in die See stach, ohne Brantome, der mit ihm wollte, und dem er starke Hoffnung zu einem ansehnlichen Antheil an dem Gewinn der Expedition gemacht hatte, zu erwarten? Brantome beschwert sich ohnehin in dieser ganzen Stelle sehr über Strozzy, daß er versäumt habe, seine erprobten Freunde mit dazu zu ziehen, wodurch er sich aber auch seinen Unfall zugezogen habe. Auch scheint der Verfasser jener Zusammenstellung S. XXVI. eine andre Stelle Brantomes (T. X. p. 321. die feste Versorgung betreffend) eben so falsch verstanden zu haben.

120.

Man hat eine ziemlich gute, wenn gleich nicht sehr unpartheiische Biographie von ihm unter dem Titel: Histoire de la vie du duc d'Epernon, par M. Girard. Paris 1673. 3. Vol. 12. Der Verfasser war Sekretär des Herzogs und verfällt daher, obschon mit etwas mehr Geschmack, als Louis Videl, in den Fehler mehr den Panegyristen, als den Biographen zu machen.

121.

Gavaston war Günstling König Eduards II. von England. In seiner Geschichte schilderte man damals die Ausschweifungen und Vergehungen des Herzogs von Epernon, so wie nachher die des Connetable Albert Luines in der Johanne II. Königs von Castilien, oder vielmehr seines Connetable Alvarez de Luna, die unter dem Namen des Herrn von Chaintreau erschien, aber dem Cardinal von Richelieu zugeschrieben wird.

122.

Unsre Leser kennen diesen Baron aus dem VII. Band dieser Abtheilung als Gegner zweier Feinde, sowohl des Herrn von Lesdiguieres, als des Herzogs von Epernon. Er hatte diesem zuvor seine Dienste angeboten, war aber nicht angenommen worden, und hatte sich zu dessen Gegenpartheigeschlagen. Allein zum Glück für Epernon waren diese Gegner eine Zeitlang wieder untereinander getheilt, und verfolgten

sich

ſich eben ſo erbittert. Die Hugenoten und Malcontenten, die die dritte Parthei bildete, riefen, als ihnen de Vins zu ſehr zuſetzte, den Herrn von Lesdiguieres aus Dauphine zu Hülfe, als de Vic eben das Schloß eines der Häupter von der Gegenparthei, des Baron Allemagne, belagerte. Wie er hier durch ein Wortſpiel geſchlagen wurde, haben unſre Leſer bereits oben in einem eignen Kapitel im VII. Band unſrer Sammlung geleſen.

123.

Ebendaſelbſt, in den erſtern Büchern der Lebensbeſchreibung Lesdiguieres kömmt auch der Bruder des Herzogs von Epernon, la Valette, in verſchiedenen Verhältniſſen mit dem dortigen Helden, erſt als Feind, dann als Verbündeter, vor. Auch von ihm, oder eigentlich blos von ſeiner militäriſchen Laufbahn hat man ein eignes, lobredneriſches, Werk unter dem Titel: Discours de la vie et faits de Mr. de la Valette, Amiral de France, gouverneur et lieutenant general pour le roi en Provence sous les regnes des rois Henri III. et Henri IV. — Par le sieur de Mauroy, conſeiller du roi, secretaire de sa Majesté. Metz 1624. 4.

124.

Der Connetable, der Herzog Karl von Bourbon wurde, durch die Schikanen eines verſchmähten Weibes, in den erſten Jahren der Regierung Franz I. in ſeinem Vaterlande ſo lange gekränkt und gemißhandelt, bis er endlich die Geduld verlohr, auswanderte, ſich dem Kaiſer in die Arme warf, und mit ihm und England einen Theilungstractat über Frankreich ſchloß. Der damals emigrirte Bourbon hatte ſtark darauf gerechnet, auch ſeinen hohen Alliirten bündig verſichert, daß bei einem Einmarſch in Frankreich mit den koaliſirten Mächten, beſonders in den Gegenden, wo er Beſitzungen hatte, alles ihm zulaufen, die Thore öffnen und ihn mit offnen Armen empfangen werde. — Er kam, und — alles kehrte ihm als Landesverräther und Ueberläufer den Rücken. Die Truppen, die von Champagne her gerades Wegs nach Paris marſchiren wollten, wurden mit Schimpf und Schaden durch den Herzog von Guiſe zurückgeſchlagen; in den Niederlanden machte man zwar gute Fortſchritte nach einer

Landung der Engländer, verlohr aber jene Vortheile bald wieder; wogegen eine französische Armee ganz unerwartet große Eroberungen in Italien machte, u. s. w. Nachdem der Krieg einige Zeit mit großem Verlust und ungleichem Glück geführt worden war, sprangen einige Verbündete Oestreichs, weil sie Heimtücke zu merken glaubten, ab, und schlossen einseitig Frieden mit Frankreich, dann sogar einen Tractat gegen Oestreich, das denn endlich ebenfalls, nachdem es sich noch lange dagegen gesperrt, und manches Tausend Menschen fruchtlos aufgeopfert hatte, die Hand dazu bieten und — Frankreich vor der Hand ungetheilt lassen mußte.

Die fatalste Rolle unter diesen Umständen spielte der emigrirte Prinz. Für die großen Hoffnungen die er austheilte, wieder mit großen Hoffnungen von seinen Alliirten aufgebläht, die jedoch bei einem glücklichen Erfolg gar sehr reducirt worden seyn dürften, hatte er, sobald er den entscheidenden Schritt gethan hatte, die Kränkung, sehen zu müssen, daß sein vielleicht nicht ganz fehlerhafter Plan einem andern aufgeopfert wurde, der dem Hauptangelwerk der Coalisirten, ihrem besondern Interesse, günstiger schien. Und als dieser falsche Schritt so fehlschlug, wie Bourbon vorausgesehen und vorausgesagt hatte; als folglich dadurch der gewünschte Erfolg der Unternehmung zweideutiger wurde, hatte er die noch bittere Kränkung zu verschmerzen, unter seinen zweideutigen hohen Freunden eine zweideutige precäre Existenz hinschleppen, manche Vernachlässigungen übersehen, manche falsche Wendungen, womit man die Erfüllung gemachter Verheißungen vor der Hand noch auf nachmaliges Befinden der Umstände hinausschob (wie s. Vermälung mit der Schwester des Kaisers), mit höflichen Lächeln für baare Münze passiren lassen zu müssen; während er in seinem Vaterlande der höchsten militärischen Würde, des schmeichelhaftesten Ansehens, der schönsten Ländereyen, die er ehmals besas, beraubt, als Landesverräther geächtet und verachtet war.

Diese letztere Kränkung harrte sein sogar außer dem Vaterlande, und trat mit seltner Freimüthigkeit selbst auf dem Schlachtfelde unter das Angesicht des Siegers. Bourbon hatte die Franzosen in Oberitalien zu einem Fluchähnlichen Rückzug genöthigt. Der brave Bayard, der denselben zu decken hatte, wurde im Scharmuzieren tödlich verwundet, und ließ sich niederle-

verlegen, doch mit dem Angesicht gegen die nachsetzenden Feinde. So fand ihn Bourbon, und bezeugte ihm sein Mitleiden über diesen Unfall. „Sparen Sie Ihr Mitleid" — sagte der Held in der Todesstunde, mit dem stolzen aber verdienten Beinahmen Ritter ohne Furcht und ohne Tadel — „sparen Sie Ihr Mitleid; nicht ich bin zu beklagen, sondern Sie, der Sie gegen Ihr Vaterland, für „das ich, als dankbarer Sohn sterbe, als ausgearteter „undankbarer Sohn die Waffen ergriffen haben, um „den Busen zu zerfleischen, der Sie nährte. Vergessen Sie „aber nicht, daß allen, die sich so vergiengen, ein trauriges „Ende, und ein mit Schande gebrandmarktes Andenken zum „Lohn wurde." —

125.

Bourbon war mit sechszehntausend Mann in Provence eingefallen, und mußte wider seinen Willen Marseille belagern. Er richtete nichts dagegen aus, und war genöthigt, nachdem er sechs Wochen vergebens davor gelegen und viel Leute verlohren hatte, beim Anmarsch des Königs die Belagerung schnell aufzuheben, und einen eiligen Rückzug anzutreten. Dies war im Jahr 1524.

126.

Im Jahr 1536 hatte der Kaiser abermals, trotz dem Abrathen seiner einsichtsvollsten Generals, seinen Kopf darauf gesetzt, in Provence einzufallen. Er that es mit funfzigtausend Mann der besten Truppen, und einer guten Unterstützung zur See. Der König traf aber, ohne sich mit dieser großen Macht unmittelbar einzulassen, so gute Anstalten, daß sie aus dem Lande selbst nicht viel ziehen konnte, also nach und nach durch Mangel aufgerieben werden mußte. Vor Marseille schmolz sie auch würklich durch Strapazen, Krankheiten, Mangel, ungewohnte Kost ꝛc. auf dreißigtausend Mann zusammen, wogegen die des Königs täglich mehr anwuchs. Man mußte sich endlich in dem jämmerlichsten Zustand über das Gebirge gegen Genua zurückziehen, wohin der ganze Weg mit weggeworfenen Waffen, Gepäck, gefallenen Pferden, Todten und Sterbenden besäet war.

127. 128.

Vergl. die Biographie Lesdiguieres im VII. Band dieſer Zeit.

129.

Nach dem Unions-Edict vom Jahr 1588 verließen die Günſtlinge aus Unwillen darüber, und aus Furcht vor der neuen Verbindung, in die der König dadurch trat, den Hof. Der König, oder vielleicht blos Villeroy unter des Königs Nahmen, ſchickte Befehl an den Maire von Angouleme, den Herzog von Epernon nicht in die Stadt zu laſſen. Da er aber ſchon vor dem Befehl würklich hineingekommen war, und auf dem Schloß (nicht der Citadelle) logirte, wollte der Maire ihn arretiren. Unter dem Vorwand, einen königlichen Eilboten zu ihm zu bringen, kam er auch würklich mit zehn Bewaffneten hinein. Weil aber den Herrn die glänzende Garderobe des Günſtlings in die Augen ſtach, und ſie im Vorbeigehen der Verſuchung nicht widerſtehen konnten, ein wenig darin aufzuräumen, bekam Epernon Zeit, nicht nur zu merken, woran er war, ſondern auch ſich zu faſſen, die Gäſte hinauszuwerfen (wobei der Herr Maire nebſt ſeinem Schwager mit dem Leben büßten), das Thor zu verrammeln, und ſich gegen die zuſammengelaufene Bürgerſchaft in Vertheidigung zu ſetzen. Er hatte blos etwa zwanzig Leute bei ſich, ohne Proviſion und Pulver, hielt aber damit dennoch in dieſem unbefeſtigten Hauſe eine dreißigſtündige Belagerung von der ganzen Bürgerſchaft aus. Da jedoch dieſe nach der erſten Hitze die Ueberlegung machten, daß die von allen Seiten dem Herzog zu Hülfe herbeieilenden Truppen ihnen den Spaß verderben könnten, und da Epernon ſelbſt in ſeinem Schloß keinen Biſſen zu eſſen hatte, ſo brachten Furcht und Noth zuſammen einen Vergleich zu Stand, und der Herzog zog ruhmvoll ab. Als er nachher ſich darüber beim König beſchwerte, bekannte dieſer, daß alles auf ſeinen Befehl geſchehen ſey, er habe aber dieſen Befehl an die von Angouleme blos in der Abſicht erlaſſen, damit ſie Ihm den Herzog zurückbrächten, um ihn, mit ſeinem lieben Sohn, mit Güte zu überhäufen! —

130.

130.

„Weil er nämlich damals just noch sehr ungehalten über „die Vermählung seines Sohnes Montmorency mit Fräulein „von Pienne, einer Halbschwester des Herrn von Bonnivet, „war, und diesen Unwillen auf ihre ganze Verwandschaft „übertrug.“

131.

Der Verfasser erzählt beide Schlägereien in seinem Discours des duels im XI. Band seiner Werke.

132.

Der Naivetät wegen lasse ich es so stehen, wie das Original lautet. Vermuthlich hatte der Verfasser erst die Dame nicht genannt, nachher aber doch noch den Nahmen auf den Rand beigeschrieben, von wo er mit in den Text kam.

133.

Unter diesen Wilden in Schottland versteht der Verfasser vermuthlich die besondre Nation der Bergschotten, die besonders damals noch, und überdies einem Franzosen wohl als eine Art von Wilden vorkommen konnte.

134.

Catharina von Medici liebte die grüne Farbe bis zu ihrer Wittwenschaft. Die Memoires de Condé handeln auch von ihrer Liebschaft mit dem Bizdem.

135.

„Er war zwar noch sehr jung; allein seine Verdienste „hatten ihn reif dazu gemacht, und der Anfang seiner mili„tärischen Laufbahn fällt schon sehr früh und glänzend in die „Zeit der Schlacht bei Cerizolles.“

136.

Der Friede zu Cambresis im Jahr 1559. den Heinrich II. zu seinem Wachtheil schloß, um nur ungestört und mit

Nach-

Nachdruck gegen die in Frankreich immer weiter um ſich greifenden Hugenoten verfahren zu können.

137.

Catharina von Medicis, deren Liebe gegen Vendome, nach einigen von ſelbſt erkaltete, weil ihr der Herzog von Guiſe beſſer gefiel, oder die, nach andern, durch die Kälte und Indiſcretion des Vizdom zur Rache gereizt wurde.

138.

Er wurde im Gefängniß ſehr hart behandelt; man hielt ihn lange in Ungewißheit über ſein Schickſal, und als er endlich aus der Baſtille nach ſeiner Wohnung zurückgebracht wurde, war er, wie man ſagt, bereits vergiftet.

139.

Der Verfaſſer hat indeſſen doch einen eignen Abſchnitt über ihn. S. den XI. Band dieſer Abth. S. 321. f.

140.

Dieſer war alſo der vierte Colonel der franzöſiſch-piemonteſiſchen Infanterie. Der Verfaſſer läßt ſich hier nicht auf Nachrichten von ihm ein, vermuthlich weil er oben ſchon einen eignen Abſchnitt über ihn geſchrieben hatte.

François de la Noue

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Hofrath und Profeſſor der Philoſophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Dreyzehnter Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1797.

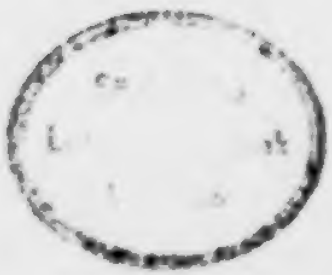

Biographiſche Ueberſicht

zu den

Denkwürdigkeiten

des hugenotiſchen Kriegsanführers

Franz de la Noue.

Nach der

Collection Univerſelle de Memoires particuliers relatifs à l'hiſtoire de France. T. XLVII.

Durch die Natur beſtimmt, der Catinat ſeines Jahrhunderts zu ſeyn, vereinigte La Noue die größten moraliſchen, politiſchen und militäriſchen Vorzüge. Selbſt ſeinen Feinden hat er dieſes Lob abgenöthigt. Sogar ein Maimbourg *) konnte ihm Gerechtigkeit nicht verſagen. Und in der That! Er verdiente in vieler Rückſicht den ſchönen Namen eines Weiſen. Zwar diente er einen großen Theil ſeines Lebens gegen die Könige ſeines Vaterlands, zwar trug er zu dem Elend bei, das Frankreich erduldete. Aber wen drückt die Schuld, daß der Thron ſelbſt das Bollwerk der Kabale und Partheiſucht geworden war, daß der Deſpotismus jede Art von Freiſinn, ſelbſt den

*) Hiſtoire du Calviniſme. S. 414. der holländ. Ausg.

religiöſen, durch die Wuth der Religionskriege unterdrücken zu müſſen, von einer falſchberühmten Politik überredet wurde. Nur dann fühlt die Vernunft auch bei der Geſchichte eines La Noue eine Art von Erniedrigung, wenn man ſich nicht abläugnen kann, daß ſelbſt dieſen philoſophiſchen Krieger nicht einzig die Ueberzeugung von ſeinen Rechten und Pflichten, ſondern mitunter auch die Stimme des Fanatismus und der Partheienkampf bewaffnet hat. Für ein Gemiſch ächter und unächter Grundſätze ſtritt er mit der nämlichen Hand, mit welcher er die verheerenden Reſultate des Aberglaubens kraftvoll geſchildert hat. Aber welcher Sterbliche zerreißt alle Bande, mit denen verjährte Meinungen ſeines Zeitalters auch ihn, ohne ſein Wiſſen, gefeſſelt halten? Wer, unter ähnlichen Umſtänden, wie La Noue denkt und handelt, der büßt das allgemeine Loos der Menſchheit, zu irren, in den Augen des Menſchenkenners nicht durch die geringſte Verminderung einer den ſeltenſten Menſchen gebührenden Achtung.

Wir berühren flüchtig die edle Abkunft dieſes Mannes. Wer durch ſich ſelbſt groß iſt, bedarf für die Geſchichte keiner Titel und Ahnen. Das Haus La Noue, mit dem Beinamen Briort, war übrigens längſt mit allem, was ſich in der Provinz Bretagne auszeichnete, durch Verwandſchaften verbunden. Um das Jahr 1200. war einer ſeiner

ner Vorältern (Wilhelm de la Noue) unter den zwölf bretagnischen Rittern, welche mit den Waffen in der Hand gegen eine gleiche Anzahl englischer Ritter die Sache ihres Vaterlands in einem Ritterkampfe verfochten. Wilhelm de la Noue allein überlebte dieses Gefecht, und Bretagne ist ihm den Sieg schuldig, dessen es sich rühmt. Franz de la Noue war überdieß von mütterlicher Seite mit den angesehensten Familien in Anjou verwandt.

Er wurde 1531. geboren, und bekam diejenige Erziehung, welche man dem größten Theil der Edelleute seiner Zeit gab. Wenn, wie der Verfasser seiner Biographie *) behauptet, diese Erziehung sich auf Lesen und Schreiben einschränkte, so bestätigt diese Anecdote eine Wahrheit, welche man leicht mit mehr als einem Beispiel beweisen könnte; daß nämlich ein Mann von Genie, wenn er in die Schule der Erfahrung bald einzutreten von der Natur bestimmt ist, erst bei schulgerechten Lehrmeistern allzu lange gleichsam unter der Scheere zu stehen, nach ihrem Modell sich regeln, und mit ihren Begriffen sich voll füllen zu lassen, nicht bedarf. Die Elemente der menschlichen Kenntnisse sind ihm Stoffs genug; eine große Fassungskraft ersetzt ihm einen Unterricht, welcher nur Gedächtnißwerk gewesen wäre. Der Mann, welchen sein Gang ins thätige Leben führt, hat,

*) Vie... de la Noue. par Moyse Amyraut.

ſobald er beobachten und urtheilen kann, keiner Lehrform mehr nöthig. Die Werke von La Noue entſcheiden für dieſe Behauptung.

Kaum hatte La Noue das Jünglingsalter erreicht, ſo reiste er. Italien reizte vorzüglich ſeine Neugier. „Damalen, ſo ſchilderte Er ſelbſt *) dieſe Sitten ſeiner Zeiten, hielt man keinen für einen Meiſter in der Reitkunſt, wenn er nicht jenſeits der Alpen geweſen war. Um Lehrmeiſter zu haben, mußte man in Frankreich ſie erſt aus Italien kommen laſſen; beſonders wer gut zu Pferd ſitzen, fechten und voltigiren wollte.“

In eben dieſer Stelle warnt der bidere Mann zugleich ſeine Zeitgenoſſen vor den Gefahren, denen junge Leute, welche dieſen Unterricht aufſuchten, ausgeſetzt waren. „Reiſen in fremde Länder, bemerkt er, machen manche in der Meinung, daß „ausländiſche Waaren beſſer als die inländiſchen „ſeyen. Auch die Erlernung der Landesſprachen, „welche zu den Verbindungen mit den Fremden beiträgt, wird zur Urſache angegeben. Diejenigen, „welche nach Teutſchland gehen, wo die Sitten „und

*) In der fünften ſeiner politiſchen und militäriſchen Unterhaltungen, unter der Aufſchrift: De la bonne nourriture et conſtitution, qu'il eſt neceſſaire de donner aux jeunes Gentils-hommes françois.

„und Höflichkeitsbezeugungen von den unſrigen „verſchieden ſind, findet man bei ihrer Zurückkunft „grob; und um ſie wieder zu verfeinern, ſchicken ſie „ihre Väter anderswo hin. Auf dieſe Art hat „man mit ihnen immer doppelte Mühe und doppel„ten Aufwand von Zeit und Geld. Oft, wenn ſie „die groben deutſchen Manieren angenommen ha„ben, und dann in die zügelloſe Freiheit der Franzo„ſen herüber kommen, verlaufen ſie ſich bis zu den „unbedachtſamſten Verirrungen. — Die Reiſen „nach Italien machen die meiſte, um ſich in ſtan„desmäßigen Uebungen zu vervollkommnen. Aber „unter dieſen Roſen finden ſich viele Dornen. Bei „den tauſend Lockungen der Wolluſt, die in großen „Städten ſo häufig ſind, kann ſich die Jugend, „welche das Neue liebt und in ihren Leidenſchaf„ten heftig iſt, nicht zurückhalten. Sie koſtet die„ſes ſüße Gift bis zum Uebermaas, und ſtürzt „ſich durch die Fortſetzung in ſehr ſchlimme „Angewohnheiten. Nationen, je mehr ſie „Fähigkeit zu großer Vervollkommnung haben, „ſind auch den Anfällen der leidenſchaftlichen „Unvollkommenheiten, welche einen Vertilgungs„krieg gegen die Tugend führen, deſto mehr aus„geſetzt. Der Aufenthalt in Italien iſt, wenn „man zum Guten geneigt iſt, viel nützlicher; bei „einer Vorliebe zum Böſen aber auch viel ſchädli„cher, als der in Teutſchland. Was iſt zu ra-

„then? Das beſte Mittel iſt, daß man junge Leu„te, deren Sitten noch ungebildet ſind, nach „Deutſchland ſchicke, wo man noch in größerer „Einfachheit lebt. Wer aber ſchon in Religioſität „und Ehrliebe eine Feſtigkeit hat, gehe nach Ita„lien. Ein gutes Pferd, ſagt das Sprüchwort, „und ein böſer Menſch, beſſern ſich nicht durch eine „Reiſe nach Rom.“ —

Bei ſeiner Zurückkunft zeigte La Noue, welchen Werth er auf die erſte der häuslichen Tugenden, die kindliche Ehrfurcht, ſetze. Leidenſchaft für das Spiel war damals ſchon die Peſt der Geſellſchaft. Zum Unglück für ihn war ſeine Mutter eine bekannte Spielerinn. Man fürchtete, daß ſie in der Abweſenheit ihres Sohnes ſein Vermögen verſchwenden würde. Heinrich II. nahm ihr, Kraft ſeiner Oberherrlichkeit, die Verwaltung deſſelben ab, und machte La Noue, ſobald er am Hofe erſchien, dieſe Verfügung ſeiner Vorſicht bekannt. Mit Erröthen bat der Sohn, ſeine Mutter in ihre Rechte wieder einzuſetzen. Und wahrſcheinlich iſt es eine Folge ſeiner kindlichen Achtung, daß er in ſeinen politiſch militäriſchen Unterhaltungen, da, wo er alle Fehler der Franzoſen ſeiner Zeit heraushebt, über die Leidenſchaft zum Spiel ein tiefes Stillſchweigen beobachtet. Denn ſollte man ohne einen ſolchen eigenthümlichen Beweggrund vermuthen, daß der ſtrenge Sittenrichter

nicht

nicht gegen ein Laster gesprochen haben würde, welches Unordnung und Verderben in die Familien bringt?

Ueber die ersten Feldzüge des künftigen Helden wollen wir kurz seyn. Sie enthalten nichts denkwürdiges; und dieß kann nicht unerwartet seyn. Denn bei dem Frieden von Chateau-Cambresi zählte La Noue erst 27 Jahre. Aus der Lebrede des St. Marthe weiß man, daß er ein Schüler des Marschalls de Brissac war, der den Beinamen Vater der Krieger seiner Zeit auch an ihm erfüllte.

Die wichtigste Begebenheit seines Lebens, welche auf alle andere so vielen Einfluß hatte, fällt wahrscheinlich in das Jahr 1557. Trotz der Intoleranz Franz des I. und der nicht minder grausamen Religionsverfolgungen seines Nachfolgers vervielfältigten sich die Anhänger der neuen Meinungen. Bretagne war eine von den Provinzen, wo diese Meinungen am schwersten Eingang fanden, und nicht leicht würden sie dort gewurzelt haben, wenn nicht d'Andelot sie gepflanzt hätte, welcher durch Rang, Ansehen, Reichthum und Geist dafür wirkte. Durch die Heurath mit Claude von Rieux war er Besitzer reicher Güter in Bretagne, und sein Beispiel bekam nothwendig ein großes Gewicht, da er bekanntlich gegen das Ende von 1557. den

neuen

neuen Glauben öffentlich angenommen hatte. In ſeinem Schloß Bretesche lehrte ihn nun der Prediger Kalpar Cormel öffentlich, und unter deſſen Bekehrten war auch Franz de la Noue.

Ein ſolcher Proſelyt war um ſo wichtiger, weil er mit einer Mäßigung, die ſich ſelten verirrte, diejenige Stärke und Feſtigkeit der Seele verband, welche ſich allen Hinderniſſen entgegen ſtemmt. La Noue hatte nicht die glänzende und ſtürmiſche Einbildungskraft eines Andelot. Ein kaltblütiger, tiefer Denker, wollte er nur der Ueberzeugung und der Wahrheit ſeine Meinungen zu danken haben. Wenn ſolche Männer ſich nach langer Ueberlegung entſcheiden, ſo werden ihre Entſchlüſſe unveränderlich, wie die Grundfeſten, auf denen ſie ruhen. Seit dieſer Zeit ſah La Noue in dem Proteſtantismus nur ein von ſeiner Vernunft anerkanntes Religionsſyſtem. Aber auch der Ehrgeiz der Guiſen, welche die Sache des Katholicismus unterſtützten, entgieng ſeinem Scharfblick gewiß nicht. Wie leicht verwechſelt man alsdann den Misbrauch mit der Sache ſelbſt, und bürdet der Religion auf, was das Werk der menſchlichen Leidenſchaften war! Mußte man Gewalt brauchen, ſo glaubte La Noue feſt, daß er ſich gegen Unterdrücker und Tyrannen bewaffne.

Bald

Bald begannen die ersten Unruhen. La Noue handelte nach den Grundsätzen, die er sich gemacht hatte. Er eilte denen zu Hülfe, die er als seine ungerecht verfolgten Brüder ansah. Bei dem Angriff auf Orleans unterstützte er Andelot. Seine Denkwürdigkeiten enthalten den Abriß dieser Unternehmung und ihrer Folgen. Durch den Frieden 1563. wurden die Feindseeligkeiten unterbrochen.

Während dieser kurzen Ruhe glich das Reich einem Vulcan, den man für ausgelöscht hält, weil er aufgehört hat, Feuer auszuwerfen; aber die brennbaren Stoffe häufen sich in der Stille an. Und ein neuer Ausbruch entflammt plötzlich den Horizont unter schrecklicheren Verwüstungen. Dieß geschahe im Jahre 1567. La Noue bekam den Auftrag, Orleans den Katholiken zu entreissen. Unbekümmert, wenn er Truppen sammelte, um die Menge, wie d'Aubigne' *) sich von ihm ausdrückt, wagte Er sich nur mit 15 Pferden in diese Stadt.

Das Umständliche von solchen Begebenheiten darf man in seinen Memoiren nicht suchen. La Noue's Bescheidenheit läßt ihn nicht von sich selbst sprechen. Seine Zeitgenossen haben uns sein Stillschweigen ergänzt. Sie belehren uns, daß er, mit einem Theil der Einwohner vereint, den kommandirenden

*) Hist. univers. Tom. I. Livr. IV. p. 211.

direnden Capitain Caban hinausgetrieben habe. Von da eilte er zum Prinzen Condé, und nahm an der Schlacht von St. Denis Theil. Er folgte ferner der proteſtantiſchen Armee auf ihrem Zug nach Lothringen. Und in ſeinen Memoiren findet man die Beſchreibung von dieſem Zug, und von allem, was bis zu der Belagerung von Chartres vorgieng, wo die gegenſeitige Erſchöpfung beide Parthien einen verſtellten Frieden zu ſchließen zwang, der nicht lange dauerte.

Der erfahrne La Noue ſah die Folgen deſſelben voraus und tadelte ihn gegen ſeine Gewohnheit laut; überzeugt, daß ein Vertrag, deſſen Bedingungen Liſt und Betrug angegeben hatte, nichts als ein Gewebe von Treuloſigkeit und Unglück hervorbringen könne. Der Erfolg rechtfertigte ſeine Einſichten. Der Prinz und der Admiral, um nicht in die aufgeſtellten Schlingen zu fallen, rettete ſich eiligſt nach Rochelle. Auf dieß Signal entflammte ſich von einem Ende Frankreichs zum andern die Fackel des Bürgerkriegs aufs neue. La Noue, der ſich nach Bretagne zurückgezogen hatte, war einer der erſten, der ſich zu Pferd ſetzte. Er vereinigte ſich mit Andelot, und dann, trotz des Verluſts, den die Truppe durch Martigues an der Loire erlitt, mit dem Prinzen. Man ſchlug ſich bei Jarnac; die Proteſtanten verloren das Treffen, La

Noue

Noue seine Freiheit. Er wurde gegen Sessac, den Lieutenant bei der Compagnie des Herzogs von Guise, ausgewechselt. Selbst diese Auswechslung beweist den Werth, welchen man auf La Noue's Person legte. Der Admiral gab ihm den Vorzug vor Courbouzon, Montgommerys Bruder, einem Anführer der protestantischen Armee. Courbouzons Stolz ward dadurch so gekränkt, daß er in der Hitze den Protestantismus abschwur.

Kaum war La Noue frei, als er den Admiral wieder aufsuchte. Die Protestanten hatten, an die Stelle des bei Jarnac getödteten Prinzen von Condé, dessen ältesten Sohn und den Sohn der Königinn von Navarra (nachher Heinrich IV.) zu Oberhäuptern gewählt, oder vielmehr der Admiral kommandirte unter ihren Namen.

Der alte Krieger hielt durchaus für nöthig, seine Armee derjenigen, welche der Herzog von Zweibrücken nach Frankreich führte, nahe zu bringen. Dieses Vorhaben zwang ihn, Poitou und die benachbarten Provinzen zu verlassen. Diese selbst indeß zu vertheidigen mußte er einem Manne aufstrauen, dessen Fähigkeit und Geschicklichkeit Macht und Mittel ersetzen konnte. Der Admiral hielt La Noue dafür; er sollte mit wenigen viel ausrichten, und es gelang ihm. Der hitzige Montluc verfolgte

vergeb-

vergebens ihn in ein Treffen hineinzuziehen. Aus der Stelle, wo Montluc von der Schlinge ſpricht, die er ihm gelegt hatte, ſieht man, daß er ihn kannte. Dieß, ſchreibt er in ſeinem ſoldatiſchen Ausdruck, war ein Mann ſo kriegeriſch und tapfer, als klug, wenn es je ein Feldherr geweſen iſt.

Faſt möchte man behaupten, es ſey La Noue's Schickſal geweſen, überall, wo es Gefahr gab, ſie zu theilen. Er verließ ſeine Provinz einen Augenblick, und kam zu dem Treffen bei Roche l'abeille Die Unruhen der Katholiken in Poitou riefen ihn ſogleich zurück. Der königliche Gouverneur, Graf von Lude, ſetzte der Stadt Niort ſtark zu. La Noue eilte herbei, um ſeinen Plan zu ſtören. Aber was konnte er mit den wenigen Truppen ausrichten, die er verſammelt hatte? Es wäre unklug geweſen, ein dreimal ſtärkeres Heer anzugreifen. Doch, La Noue überfiel eine Diviſion, welche die Belagerung deckte, und von Richelieu und Landereau kommandirt wurde. Er überraſchte und zerſtreute ſie. Dadurch flammte er den Muth der Belagerten wieder an; ſie hofften, dieſer erſte glückliche Erfolg werde mehrere nach ſich ziehen. Nach dem Sieg zog ſich zwar La Noue auf eine kluge Art zurück. Der Graf Lüde aber durch mehrere fruchtloſe Anfälle abgeſchröckt, hob bei der Nachricht, daß

daß Telligni mit Dreitausenden rückte, die Belagerung auf.

La Noue gieng in das Lager des Admirals zurück. Aus seinen Memoiren sieht man deutlich, daß er, wie Coligni, die Belagerung von Poitiers mißbilligte, die man allzu hartnäckig fortsezte, und daß der Admiral gegen seinen Willen bei Moncontour einen entscheidenden Schritt that. Dieser Tag schien für La Noue der lezte zu seyn. Er wurde gefangen. Die Erbitterung beider Partien war damals aufs höchste gestiegen. Die Catholiken machten den Protestanten Vorwürfe, daß sie im Treffen bei Roche l'abeille barbarisch und blutdürstig gewesen seyen, und daß sie den St. Colombe und seine Begleiter, mit kaltem Blut bei Duhes ermordet hätten. Die Forderung der Rache ist immer schrecklich; aber wenn der Fanatismus seine donnernde Stimme erhebt, so hat die Wut keine Gränzen. Der erste Augenblick bei dem Sieg von Moncontour war für die Ueberwundenen fürchterlich. Jeder Gefangene wurde niedergestossen. Auch La Noue war diesem Schicksal nahe, da, nach Brantome's Berichten, der Herzog von Montpensier das Urtheil über ihn sprach. Dieser Prinz hielt, was auch sein Geschichtschreiber, der Präsident Cousturcau, davon sagen mag, nicht viel auf Grosmuth. Sobald er La Noue erblickte, schrie er: mein Freund!

Der Proceß ist Ihnen gemacht wie ihren Cameraden; bereiten Sie sich! — Es wäre geschehen, fährt Brantome fort, wenn nicht Herr von Martigues dazu gekommen wäre.

La Noue's Bericht widerspricht zum Theil dem Brantomeschen. Aus seinen eigenen Memoiren sieht man, welcher dringenden Gefahr er ausgesezt war. Er schreibt aber darinn dem Herzog von Anjou die Erhaltung seines Lebens zu. Wenn man aber gleich La Noue verschonte; so kannte man doch seinen Werth zu gut, als daß man ihm seine Freiheit so schnell wieder gegeben hätte. Zum Glück für ihn war Strozzi bei Roche L'Abeille gefangen und nach Rochelle geführt worden. Die Rochelle erklärten, daß Strozzi für jede Mishandlung gegen La Noue büssen würde. Strozzi genoß unter den Catholiken viele Achtung. Man schlug seine Auswechslung gegen La Noue vor, welcher sich aber der Cardinal von Lothringen entgegensezte. Wir haben, sagte er, mehrere Strozzi in Frankreich; aber es giebt nur Einen La Noue. Doch, gegen die Gründe des Prälaten wurde die Auswechslung beschlossen. Die Rochelle ungedultig, La Noue wieder zu sehen, verlangten, daß Strozzi sogleich abreisen sollte. Diese Reise konnte ihm wegen seiner Kränklichkeit tödtlich seyn. So nüzlich auch La Noue für seine Partie seyn konnte; so siegten doch

bey

bey ihm die Pflichten der Menschlichkeit; er willigte nicht eher in die Auswechslung, bis Strozzi die völlige Gewißheit seiner Widerherstellung hatte.

Sobald la Noue aus der Gefangenschaft los war, flog er nach Rochelle, die Einwohner waren von den Catholiken eingeschlossen, und hatten seinen Kopf, welcher, wie Mezeray sagt, allein eine ganze Armee werth war, sehr nöthig. La Noue krönte ihre Hofnungen durch den Sieg bey Puy-Gaillard, welcher auf den Frieden 1570. Einfluß hatte.

Immer menschlich, hinderte er hier die Ueberwinder ihre Lorbeern durch Mordthaten zu beflecken. Die Lanzknechte bei seiner Armee erinnerten sich mit Grimm des Tags von Montcontour. Umsonst umfaßten die Besiegten ihre Knie; wild schrieen die Lanzknechte: denkt an Montcontour! und dieß war das Signal zum Tode. La Noue erinnerte sie, daß Krieger nicht Henker seyn sollten, und besänftigte ihre Erbitterung.

Die Einnahme von Lüson war die Frucht dieses Siegs. Die Soldaten verletzten die Capitulation und plünderten des Gouverneurs Gepäcke. La Noue hatte kein Geld zum Schadenersaz. Er nahm von einem seiner Gefangenen 400 Thaler Lösegeld, und schickte sie an den Beleidigten, dessen eigene Soldaten aber das Geld wegstahlen.

La Noue's Glück wurde durch einen Unfall aufgewogen. Er belagerte Fontenay. Beim Recognoſciren zerſchmetterte ihm eine Kugel den Arm; Er wollte ſich ſelbſt beſorgen; die Wunde verſchlimmerte ſich. Schon zeigte ſich der Brand. Man brachte ihn nach Rochelle, wo die Wundärzte das Abnehmen des Arms für nothwendig erklärten. Nur ihre Ungewißheit, ob dies nicht ebenfalls tödtlich werden möchte, hinderte La Noue, einzuwilligen. Auch ſchien ihn der Verluſt eines Arms zu einer verhaßten Unthätigkeit zu verdammen, und dieſe Ausſicht machte ihn untröſtlich; lieber wollte er den Tod erwarten. Erſt ſeiner Freunde Bitten, beſonders die Königin Navarra beſtimmten ihn, es zu wagen. Johanne d'Albert, muthvoll wie er ſelbſt, hielt ihm bei der Operation den Arm; die Cur war glücklich. Ein geſchickter Künſtler verfertigte ihm einen eiſernen Arm, wovon er einen Beinamen bekam.

Indeß hatte der Krieg aufgehört, und das Friedensedikt von 1570. wurde bekannt gemacht. Es wäre unnöthig, die Beweggründe zu wiederholen, nach welchen Catharina von Medicis ihren Sohn zur Unterzeichnung dieſes Friedens vermochte. Sollte auch nicht der Plan der Pariſer Bluthochzeit in der Seele dieſer zum Unglück für Frankreich gebohrnen Frau erzeugt ſeyn, ſo hat ſie doch unläugbar zum großen Verdacht gegen ſich berechtigt;

ſo

ſo wenig hielt ſie die Ausſchweifungen der Catholiken zurück.

Die Anmaßlichkeit, welche ſie bei beiden Parteien nahrte, veranlaßte wechſelſeitige Klagen. La Noue war einer der Deputirten von den Proteſtanten, um ihre Beſchwerden vor den Thron zu bringen. Der Erfolg dieſes Geſchäfts war eine Menge von Unterhandlungen, Schmeicheleyen und Treuloſigkeiten, welche auf das, was ein Machiavel und Naudé *) unter die Staatsſtreiche gerechnet hat, zur Vorbereitung dienten.

Um die proteſtantiſchen Oberhäupter an den Hof zu ziehen feierte man die Hochzeit des Königs von Navarra mit Margaretha von Valois. Um den Admiral einzuſchläfern, heuchelte man Bereitwilligkeit zu ſeinen Kriegsplanen in den Niederlanden. Man ließ ihn bereits ein Corps franzöſiſcher Truppen den proteſtantiſchen Flamändern zu Hülfe ſchicken; Genlis und La Noue bekamen Befehl zum Marſch, und zur Verabredung der Kriegsunternehmungen mit dem Bruder des Prinzen von Oranien, dem Grafen Ludwig von Naſſau. Dieſer machte einen Angriff auf Mons, während La Noue ſich von Valenciennes Meiſter zu machen ſuchte. Er war nahe an ſeinem Ziel, als der Graf

*) Considerations ſur les coups d'Etat avec le Commentaire, qui y a été ajouté par L. du May.

Naſſau ihn nach Mons zurückrief. Henlis war mit ſeinem ganzen Corps gegen die Spanier verlohren. Der Herzog von Alba, ſo bald er die Niederlage erfuhr, rückte vor Mons. Nach dem hartnäckigſten Widerſtand mußte man ſich ergeben, und eine ehrenvolle Capitulation war alles, was der Graf und La Noue mit ſeinen Franzoſen erhalten konnte.

Während dieſes Zwiſchenſpiels brach die Mordnacht zu Paris aus. Wer ſchildert La Noue's Lage in dieſem Augenblick! das Blut ſeiner Verwandten und Freunde, das in Frankreich rauchte, verkündigte ihm, was er ſelbſt zu erwarten habe. Der einzige Zufluchtsort, welcher ihm blieb, war das Feld des Herzogs von Alba. Aber was für ein Aufenthalt! Wo ein Despot, wo der ſchrecklichſte Feind der Proteſtanten, wo, um alles zu ſagen, ein Mann nach dem Herzen Philipps des II. herrſchte. In dieſer angſtvollen Lage, folgte La Noue der dringenden Einladung des Herzogs von Longueville, der ihn liebte.

Die Einwohner von Rochelle, durch die blutigen Auftritte in Frankreich aufgeſchröckt, betrachteten auch ſich als zum Opfer beſtimmte. Entſchloſſen bis auf den lezten Augenblick ſich zu vertheidigen, ſchrieben ſie an La Noue und ſchlugen ihm vor, ihr Anführer zu werden. Dieſes Anerbieten war für

den

den Herzog von Longueville ein Lichtstrahl. Dieſer Prinz, ein Menſchenfreund, war überzeugt, daß die Rocheller nach allen ihren Anſtrengungen unterliegen müßten. Durch La Noue allein hofte er, die Zerſtörung der Stadt abzuwenden. In dieſer Abſicht, welche ſeinem Herzen Ehre macht, führte er ihn an den Hof. Der Vorſchlag gefiel Carl dem IX. In einer Unterredung, die der König bey dem Grafen von Retz mit La Noue hatte, erklärte er ſich auf eine Art, welche die Klugheit anzunehmen gebot. Seit Carl der IX. einen Theil ſeiner Unterthanen morden zu laſſen gewagt hatte, durfte man ſich ſeinen Befehlen nicht leicht widerſezen. Seine Verſprechungen koſteten ihm nichts, er verſchwendete ſie an La Noue. Er ſezte ihn ſogar auf der Stelle in den Beſiz von den Gütern ſeines Schwagers Teligny ein, welche ſeit der Bartholomäusnacht confiſcirt waren. Es war nicht genug die Menſchen zu ermorden, man nahm ihnen auch ihre Güter.

Die Lage der proteſtantiſchen Partie in Frankreich entgieng La Noue's Scharfblick nicht. Wenn dieſe Partie auch nicht ganz niedergedrückt war, ſo war ſie doch durch die ſchrecklichen Stöße, die ſie erlitten hatte, betäubt. Ihrer Anführer beraubt (einige hatte man ermordet, und andere zu einem heuchleriſchen Eidſchwur gezwungen) war ſie ohne Stüze und ohne Vereinigungspunct. La Noue ſah

wohl voraus, daß Rochelle, eine Schuzwehr des Proteſtantismus, der Macht nicht widerſtehen könne, mit welcher man ſie angreifen wollte. Auf der andern Seite war Carl IX. eiferſüchtig auf den Herzog von Anjou, ſeinen Bruder, den er auf den polniſchen Thron gleichſam ins Exil ſchicken wollte. Hiezu wuste er, war es weſentlich nöthig, den Krieg gegen die Proteſtanten in Frankreich wenigſtens auf kurze Zeit zu unterdrücken. Eine Verkettung von Begebenheiten hatte nun einmal La Noue an den Hof dieſes Monarchen gebracht. Carl IX. hatte eine große Meinung von ſeiner Klugheit, und trug ihm auf, die Rocheller zur Untergebung zu überreden. La Noue ſah beſſer, als irgend jemand, die Schwürigkeiten dieſes ihm aufgedrungenen Geſchäftes ein. Auch hier, da er den Auftrag annahm, zeigte er die Rechtſchaffenheit, welche in ſeinem Charakter lag. Er erklärte dem König freymüthig, daß er nur dann gehorchen könne, wenn man ihn nicht zum Werkzeug von Treuloſigkeiten machen wolle. Carl antwortete mit Betheurungen. Meineyde ſchröckten ihn nicht mehr. Unter dem Vorwand eines Gehülfen ſtellte man La Noue einen Spion, den Florentiner Guadagny, an die Seite. Dieß beleidigte La Noue nicht; er war entſchloſſen treu zu handeln. So war es ihm lieb, einen Zeugen zu haben, der von ſeinem Benehmen Rechenſchaft geben könne.

La Noue und Guadagny wurden von den Rochellern übel aufgenommen. Sie wollten La Noue nicht einmal in die Stadt einlaſſen, und verwieſen ihn nach Talon zu einer Conferenz, welche auch den 19. Nov. 1572. gehalten wurde. Die Abgeordneten der Rochelle behandelten ihn dabey mit einem beleidigenden Stolz. Er bat um die Erlaubniß, in Gegenwart der Municipal-Verſammlung den Endzweck ſeiner Abſchickung vorzulegen. Die Kälte der Deputirten brachte ihn aufs äuſſerſte. Es ſcheint, ſagte er ihnen, daß ſie mich nicht wieder erkennen. Es iſt wahr, antworteten dieſe, daß wir gekommen ſind, um uns mit Herrn von La Noue zu beſprechen, aber wir finden nicht den La Noue, welchen wir ſuchen, und der uns in manchen Rückſichten ſo lieb war. Dieſer würde uns nie gerathen haben, uns der Willkühr der Henker unſerer Brüder zu überlaſſen. So gibt es Fälle im Leben, wo die unbeſcholtenſte Tugend, nicht vor Beſchimpfung und Verachtung ſicher iſt. Einige Tage nachher ward es La Noue erlaubt, in die Stadt zu kommen. Nachdem ſie ihn gehört hatten, beſchloſſen ſie, ihm dreyerley anzubieten: ob er entweder als ſimpler Einwohner unter dem Schutz der Municipalgeſeze in Rochelle bleiben, oder als General da commandiren wolle, oder ob ſie ihm ein Schiff ausrüſten ſollten, mit welchem er ſich nach Engelland flüchten könne.

La Noue besprach sich mit Guadagny ehe er etwas entschied, und übernahm alsdenn die Stelle als General, mit dem festen Entschluß, die Vortheile des Königs und der Belagerten zu verbinden. Er besaß wirklich die Kunst, diesen doppelten Gesichtspunkt nicht zu verlieren. Indem er zum Frieden und zur Unterwürfigkeit gegen den Monarchen rieth, versäumte er nichts, um die Stadt zu vertheidigen, deren Wohl ihm anvertraut war.

Alle Unterhandlungen waren fruchtlos, der Hof brauchte Gewalt. Am Anfange des Jahrs 1573. versammelte sich eine zahlreiche Armee vor Rochelle. Der Herzog von Anjou commandirte, und war von andern Prinzen, und dem größten Theil des Adels, begleitet. La Noue's Benehmen blieb sich immer gleich; er wich beständig den Schlingen aus, welche eine zahlreiche Parthie in Rochelle ihm legte. Diese gab sich Mühe, seine friedlichen Absichten ungünstig für ihn auszulegen. Sie suchte gegen ihn einen Nebenbuhler aufzustellen, dessen ungestümmer brausender Charakter nicht zu dem seinigen paßte. Diß war Montgommery, den man von England zurückrufen wollte. La Noue, ohne ihr Geschrey und ihre heimlichen Anschläge zu achten, folgte kaltblütig seinem festgesetzten Plan. Die Belagerung fing an. Er bewies bei verschiedenen Ausfällen, daß er sein Leben nicht achtete. Ohne die Ergebenheit des Capitain

pitains Marsac hätte er es in einem dieser Treffen verloren.

Bei jeder Zurückkunft vom Kampfplatz ermahnte La Noue die Rochelle zur Uebergabe. Er erklärte ihnen die Nothwendigkeit zu capituliren, weil jede von einer stärkeren Macht angegriffene Stadt, wenn keine Armee ihr zu Hülfe käme, sich ergeben müsse. Er bewies ihnen, daß sie nicht auf Beistand von Elisabeth rechnen dürften, welche neuerlich den Traktat mit Frankreich erneuert habe; eben so wenig auf die Teutschen, welche nur durch Geld in Bewegung gesetzt würden. Seine weisen Ueberlegungen wurden dennoch von dem größten Theil gemisbilligt.

Wenn ohnehin die meisten Köpfe gespannt sind, so wächst die Verwirrung bis zum Unsinn, wenn auch die, deren Charakter der öffentlichen Meinung gebietet, daran Theil nehmen. Unter diese Classe gehörten damals die protestantischen Geistlichen. Es gab noch nie eine Secte, unter welcher nicht wenigstens bei ihrer Entstehung die Priesterschaft eine ausgezeichnete Achtung genossen hätte. Deswegen wollten auch die Rochelle der Meinung ihrer Geistlichen folgen. Voll von ihren geheiligten Büchern verglichen diese Rochelle mit Bethulia, und erklärten: daß man eine neue Judith erwarten müsse. Diese Antwort gab denen, welche gegen den Frieden waren, noch mehr Muth. Einer von den Geistlichen,

ein

ein gewiſſer La Place beſchimpfte La Noue ſogar öffentlich. Die Mäßigung dieſes Kriegers reizte dieſen heftigen Religionsſchwärmer ſo ſehr, daß er die Unverſchämtheit hatte, ihm eine Ohrſeige zu geben. La Noue's Freunde wollten dieſe Beſchimpfung beſtrafen. Er hielt ſie aber zurück, nahm den Beleidiger unter ſeinen Schutz, brachte ihn ſeiner Frau zurück und bat dieſe: einen Unglücklichen nicht auf der Straße herumgehen zu laſſen, der den Verſtand verlohren hätte.

Dieſer Vorfall hätte alle Herzen für La Noue gewinnen ſollen; aber Neid und Haß überlegen nicht. Er wurde endlich durch ſo viele entehrende Gerüchte, die man ſich alle Mühe gab über ihn auszuſtreuen, verdrüßlich und erwartete nur den Augenblik, wo er von Rochelle weggehen konnte. Den 14. März gab ihm ein Brief von Montgommery erwünſchten Anlaß dazu. Dieſer gab Nachricht, daß er unverzüglich aus England mit Truppen und Lebensmitteln ankommen würde. La Noue ergriff dieſe Gelegenheit, um ſich zur Armee des Herzogs von Anjou zurückzuziehen.

Seine Abreiſe war ein Tag der Trauer für alle Belagerte, denen das allgemeine Wohl am Herzen lag. Die Catholiken nahmen La Noue mit aller Achtung auf, die man der Tugend ſchuldig iſt.

Er

Er lebte nun unter den Belagerern als Privatmann, bis die Unterhandlungen sich wieder anknüpften. Doch scheint er nicht gleichgültiger Zuschauer der heimlichen Factionen gewesen zu seyn, welche sich unter den Anführern der Catholiken entspannen.

Der Herzog von Alenson fieng schon an, sich in die öffentliche Geschäfte zu mischen, und sein Nahme war ein Idol, um welches sich die Misvergnügten versammelten. Der König von Navarra, der Prinz Condé, und eine Menge von Großen nährten das Feuer. Unter andern auch der Vicomte von Turenne, nachmaliger Herzog von Bouillon. In seinen Memoiren liest man die Beschreibung seiner Anschläge, welche durch junge und unbedachtsame Leute geleitet, keinen guten Ausgang versprechen konnten. La Noue bewies ihnen dieses klar.

Der Widerstand der Rochelle machte indeß Carl den IX. und seinen Rath in ihren Planen irre. Vierzigtausende waren durch Krankheiten und unter den Waffen vor den Mauren dieser Stadt umgekommen. Die Uneinigkeit der Oberhäupter ließ ein trauriges Ende voraussehen. Catharina von Medicis fühlte, daß sie diese Unternehmung aufgeben müsse. Sie bediente sich aller Mittel. Durch die Erhebung des Herzogs von Anjou auf den polnischen Thron hofte sie die Ehre des Königs zu retten.

ten. Man ſtellte ſich, als ob man den Anträgen der Polen Gehör geben müßte. Neue Zuſammenkünfte mit den Rochellern wurden veranſtaltet. La Noue war einer der Unterhändler. Das vierte Friedens-Edict, welches im Julius 1573. bekannt gemacht wurde, war die Frucht dieſer Verabredungen. Aber der Friede konnte nicht lange dauern.

Während Frankreich das Glück davon genießen wollte und man ſich mit den Feſten über die polniſchen Thronerhebung des Herzogs von Anjou beſchäftigte, wurde ſchon unter Carls des IX. Augen ein neues Kriegsfeuer vorbereitet. Die Kunſt der Lüge und des Meineids, in welcher Catharina von Medicis die Franzoſen übte, machten ſie auch mit der Argliſt vertraut, welche an einem verdorbenen Hof, Geſchicklichkeit und Verſtand erſetzen ſoll. Die Liebe der Nation für ihren König, an welcher ſo viel für die Erhaltung ſeiner Macht und Sicherheit gelegen iſt, war in ihren Herzen ausgelöſcht. Carl den IX. befleckt mit dem Blute, das den 24. Auguſt ſogar den Vorhof ſeines Pallaſtes gefärbt hatte, ſahen ſie mit Abſcheu. Der König von Navarra und der Prinz Condé über ihre Gefangenſchaft entrüſtet, ſeufzten nach dem Augenblick, der ihre Ketten zerreiſſen würde. Sie vergaſſen nicht daß man in Gegenwart der Catharina und ihres Sohns ſich berathſchlagt hatte, ob man auch ſie in die

die Vertilgungsliſte ſetzen ſollte. Montmorency, Damville und ſeine Brüder wurden durch die Verachtung beleidigt, die man gegen ſie annahm. Sie wusten wohl, daß man ſie auf die verhaßte Liſte geſetzt haben würde, wenn man die Gewißheit gehabt hätte, ſie alle auf einmal aus dem Wege zu ſchaffen. Der Herzog von Alenſon ſetzte mehr Werth auf ſich als er hatte, und beſaß den brennenden Durſt nach Ehrgeiz, welcher ohne Rückſicht auf eigene Schwäche jedes Mittel anwendet, um mit Liſt oder Gewalt alles an ſich zu ziehen. Seit der Abreiſe des Herzogs von Anjou nach Polen, bekleidete er deſſen bisherige Stelle als General Lieutenant. Er war umgeben von jungen Leuten, die eben ſo verwegen waren als er, und denen er Verſtand zutraute, weil ſie ſeine Launen und Einfälle billigten. Dieſer Prinz lächelte Beyfall, als man in ihn drang, die Fahne der Empörung gegen ſeinen Bruder zu ſchwingen. Auch die abnehmende Geſundheit Carls IX. und die Abweſenheit des nächſten Thron-Erben gaben ſeinem ehrgeizigen Geiſt einen weiteren Spielraum. Alle Unzufriedenen drängten ſich an dieſen Prinzen. La Noue ſelbſt war einer von denen, die ſeine Plane unterſtüzten.

Die proteſtantiſchen Schriftſteller haben zu ſeiner Rechtfertigung angeführt, daß die Uebertretungen des letzten Friedens-Edikts ihn beſtimmt hätten,

ten, ſich mit der Parthie, welche ſich am Hofe gegen den Hof bildete, zu vereinigen. Die Rochelier beklagten ſich beſonders über Biron und De Lude, daß ſie ihre Stadt zu überfallen verſucht hätten. Denn 19. December 1573. hatten ſie ſich deswegen an Carl IX. gewandt, und den 2. Januar erklärte der König *) geradezu, daß er von den Urhebern der Unternehmung gar nichts wiſſe. Man wird wohl einſehen, daß das Nein dieſes Fürſten die Furcht und den Verdacht eher vermehrte, als verminderte.

Die Proteſtanten, verbunden mit den Unzufriedenen, die man Politiker nannte, verſprachen einander, den 10. März zum verabredeten Aufſtand zuſammentreffend zu wirken. La Noue, immer ſeinen Zuſagen getreu, ergrif in Poitou abermals die Waffen. Seine Fortſchritte beunruhigten den Hof. Erſt noch erwartend, daß der Herzog von Montpenſier ihnen mit einer Armee das Gleichgewicht halten könnte, hielt man es für vortheilhafter, ſich unſers Helden durch einen kleinen Meuchelmord zu entledigen. Maurevel, im Laſter erzogen, und ein anderer Böſewicht, welchen de Thou St. Martin nennt (B. LVII.) übernahmen dieſen abſcheulichen Auftrag. Glücklicher Weiſe konnten ſie ihn nicht aus-

*) Das Schreiben des Königs hierüber ſteht in dem III. Bd. der Memoires d'Etat, welche zu Middelburg herausgekommen ſind.

ausführen. Und La Noue rächte sich durch neue Siege.

Nach seiner Ueberzeugung, daß man nur durch die genaueste Kriegszucht sich ein dauerhaftes Glück im Felde sichern könne, ward er davon selbst Muster. Da es ihm einst an Geld zu Bezahlung seines Quartiers fehlte, hatte er eines seiner Pferde verkaufen lassen. Er erfuhr, daß der Käufer 100. Thaler bezahlt habe. Dieß ist zu viel, sagte La Noue, es hat mich selbst nicht mehr als 80 gekostet, und indeß hat es mir schon lange gedient; ein braver Mann, wie der Käufer ist, muß nicht betrogen werden. — Er befahl ihm sogleich 20. Thaler zurückzugeben.

Wir folgen La Noue nicht in dem ganzen Laufe dieses Kriegs, wo seine Klugheit und Tapferkeit die Plane des Hofs, besonders die List der Catharina von Medicis, ihn mit den Rochellern zu entzweien, zernichtete. Heinrich III. schien durch seine Thronbesteigung den Frieden wieder zu bringen. Dieß ist eine gewöhnliche Politik der neuen Monarchen. Aber unglücklicher weise war Heinrich unfähig selbst zu regieren. Er beugte sich unter die Herrschaft seiner Mutter. Die Unruhen wuchsen. Dem Herzog von Alenson und dem Prinzen Conde gelang es von einem Hofe zu entwischen, wo sie, umgeben von Spionen und Angebern, in einer wah-

ren Sclaverei geweſen waren. Bald ſtund ganz Frankreich in Flammen, und das ſchlimmſte war, daß Prinz Caſimir zum zweitenmal mit den Teutſchen erſchien. Unter dem Vorwand dem Herzog von Alenſon und den Proteſtanten zu Hülfe zu kommen, nahmen dieſe Antheil an den Plünderungen des Königreichs. Catharina war nicht die Uebermächtige, und trat in Unterhandlungen. Im Jahr 1576. unterzeichnete man den Frieden zu Beaulieu, bey Loches in Tourraine. Dieß war der fünfte Friedensſchluß.

Nach demſelben blieb La Noue noch einige Zeit dem Herzog von Alenſon, welcher damals den Titel eines Herzogs von Anjou annahm, ergeben. In dieſem Zeitpunct fieng die Ligue an aufzukeimen, und es ließ ſich leicht voraus ſehen, daß die Ruhe nicht lange dauern würde.

Einer der Friedensartikel von 1576. war die baldige Verſammlung der General-Staaten des Königreichs. La Noue und du Pleſſis-Mornay waren mit dieſer guten Anordnung an ſich betrachtet, zufrieden, und gaben zu, daß die Generalſtaaten allein im Stande wären, ein taugliches Mittel für die Bedrängniſſe des Königreichs auszufinden und anzuwenden. Nur über die Folgen, welche für die proteſtantiſche Religion daher zu fürchten ſeyn möchten, waren ſie nicht einig. Da es nicht die Frage war,

den

den Proteſtantismus als rechtmäßig anzuerkennen, ſondern nur zu toleriren, ſo dachte La Noue: der gröſste Theil der Abgeordneten würde, des Kriegs und ſeiner traurigen Folgen müde, für die Toleranz ſtimmen; dadurch würde die Ligue in ihrer Geburt erſtickt worden ſeyn. Du Pleſſis-Mornay führte dagegen an, daß es bei dieſen Generalſtaaten eben ſo gehen würde wie bey mehreren Concilien. Die Wahl der Deputirten werde ein Werk eifriger Cabalen ſein, und unter dem Vorwand, dem Volke ſeine Rechte zu erhalten, werde man es zermalmen. Das Miniſterium würde die Uneinigkeit der Mitglieder benutzen, um ſeinen Einfluß und Despotismus zu verſtärken und das allgemeine Beſte dem beſondern Vortheil aufzuopfern. Dieſe Verſammlung werde vornehmlich für den Proteſtantismus höchſt gefährlich ſein, weil die Geiſtlichkeit dabei herrſchend ſei. Alsdann müſſe ein Krieg, noch mörderiſcher und grauſamer als die vorhergehenden, entſtehen.

La Noue hoſte viel von dieſer National-Verſammlung; ſein Freund Du Pleſſis-Mornay hatte nur trübe Ahndungen darüber. Die Folge rechtfertigte die Muthmaßungen des leztern. Die Beſchlüſſe der Generalſtaaten, durch die Agenten des Herzogs von Guiſe und der Ligue eingegeben, kündigten den Proteſtanten neue Stürme an.

Die Unbeſtändigkeit des Herzogs von Anjou, und ſein dem Vortheile der Hofleute untergeordneter Wille, deren Spiel er war, machten für La Noue die Verbindung mit dieſem Prinzen läſtig. Er begab ſich an den Hof des Königs von Navarra, und bot ihm ſeine Dienſte mit 100 Mann zu Pferd an.

Heinrich voll Freuden, wünſchte ihm ſeine Dankbarkeit zu bezeugen, und ſuchte das, was ihm an Geld abging, durch das Geſchenk eines Landguts zu erſetzen. Das Diplom hierüber wurde ausgefertigt, und man übergab es La Noue. Dieſer mit dem Schenkungsbriefe in der Hand, lief zum König. Sire, ſagte er, es gereicht mir zur großen Ehre und Zufriedenheit, dieſe Beweiſe von dem Wohlwollen Eurer Majeſtät zu erhalten, und ich würde ſie nicht ausſchlagen, wenn Ihre Umſtände Ihnen dieſe Freigebigkeit erlaubten. Wenn ich Sie als Sieger ihrer Feinde und im Beſitz von Gütern, die der Größe ihres Muths und ihrer Geburt gleich kommen, ſehen werde; ſo will ich ihre Vergütungen mit dankbarem Herzen annehmen. Wenn Sie aber jetzt auf dieſe Weiſe, alle die Ihnen dienen belohnen wollen; ſo würden Sie ſich ſelbſt unausbleiblich zu Grund richten. Heinrich beſtand umſonſt auf der Annahme des Geſchenks. La Noue forderte die Vernichtung des ganzen Aufſatzes.

Mitten

Mitten unter den Unruhen, welche man jezt von neuem entſtehen ſah, entdeckte La Noue an Heinrichs Hofe Nebenbuhler und Neider. Sein Ruf beunruhigte ſie, vorzüglich ſuchte Lavardin ihn bei mehreren Gelegenheiten hinderlich zu ſein. Die Zwiſtigkeiten, die ſie mit einander hatten, ſetzten La Noue einſt mit ſeinen Grundſätzen in Widerſpruch. Er war ſonſt überzeugt, daß ein tapfrer Mann allen Gefahren trotzen müſſe, wenn es den Vortheil des Vaterlands gelte; dort ſuchte er die wahre Ehre, nicht aber auf dem Felde des Zweykampfs, wo der Ueberwinder oft nur ein glücklicher Schläger ſey. Indeß entſpann ſich ein Streit zwiſchen ihn und Lavardin über militäriſche Operationen. „Sie wer„den mich mein Handwerk nicht lehren" ſchrie der letztere. „Ich würde zu viel Mühe damit haben" antwortete La Noue trozig. Zu gleicher Zeit waren beide mit der Hand am Degengrif. Ohne Heinrich, der ſie trennte, wäre der weiſe La Noue Mörder oder ermordet geworden. So ſehr iſt es wahr, daß die Vernunft gegen die Vorurtheile der Meinung ſchwach iſt.

Dieſer Zufall trieb La Noue wieder von dem Hofe des Königs von Navarra; er nahm mit Vergnügen an den Unterhandlungen Theil, welche ſeit 1563 zum ſechsten mal den Frieden wieder herſtellten, und zog ſich auf ſein Landgut, Montreuil-Bon-

nin, zurück. Dort genoß er das Glück, vielleicht das einzige wahre, als Vater in dem Schooße ſeiner Familie zu leben, die ihn liebte.

Er war mit Magdalena von Teligni verheurathet, von welcher er zwey Söhne, Odet und Theophil von La Noue, hatte. Der älteſte hinterließ drey Kinder; einen Sohn, deſſen einzige Erbin ſich mit dem Marquis von Courtomer vermählte. Eine von den Töchtern, nach dem ſie ſich zuerſt mit Pierre von Bouſſiere, Vicomte von Chambartet, verbunden hatte, verheurathete ſich zum andern mal mit Joachim von Berengueville, Grand Prevot von Frankreich, und zum drittenmal mit Pons von Lauzières, Herr von Themines, Marſchall von Frankreich. Die zweyte hatte David, Baron von Muſſe und Ponthus, zum Gemahl. Theophil de la Noue ließ ſich in Beauce nieder, und eine einzige Tochter, die er hatte, brachte ſein Vermögen in das Haus Cordouen-Mimbré.

La Noue's Ruf ließ ihn nicht lange in Muſſe. Gab es keinen Krieg in dieſer unglücklichen Zeit in Frankreich, ſo gab es Unterhandlungen; und Er, von beiden Partien geſchäzt, war die Seele derſelben. Eine neue Laufbahn eröffnete ſich ihm. Er dachte, wie Coligni, daß man die Raſtloſigkeit der Franzoſen durch einen auswärtigen Krieg beſchäftigen müſſe. Ueberdieß müde der Prinzen und Großen, die

die er kennen gelernt hatte, verlangte er nach nichts so sehr, als nach Entfernung. Mit Freuden ergriff er deswegen das Anerbieten, welches die General-Staaten 1578 ihm machten, in die Niederlande zu gehen. Sie riefen ihn, sagt einer ihrer Schriftsteller, als den ersten Capitain, und erfahrensten Krieger seines Jahrhunderts.

Er kam als Feldmarschall dahin und durch den Tod des Grafen Bossu wurde er Oberfeldherr der Armee der Staaten. Sein Betragen entsprach den Erwartungen, die man von ihm hatte, und man hat bemerkt, daß er allein damals den Ruhm der Franzosen erhielt, während die Vornehmsten seines Vaterlandes ihrem Monarchen nachahmten und sich der Weichlichkeit und dem Trunk ergaben.

La Noue wurde durch sein Glück zu traurigen Proben vorbereitet. Wir berühren jezt die schmerzlichsten Tage seines Lebens. Im Jahr 1580. wurde er von den Feinden, welche Philipp von Melun, Vicomte von Gand, noch mehr unter dem Namen Marquis von Roubais, oder von Risburg, bekannt, anführte, überfallen. La Noue's Officiere hatten seine Befehle schlecht ausgeführt. Ein Theil seiner Mannschaft floh feigherzig; die übrigen wurden zusammen gehauen und La Noue an ihrer Spize gefangen genommen. Der Sieger entehrte sich durch sein Betragen gegen ihn. Risburg vergaß seine nahe Verwandtschaft mit La Noue, und daß er selbst einer von denen war, die ihn in die Niederlande gerufen hatten. Er folgte nur seinem Haß, oder vielmehr der niedrigen Eifersucht, welche der Ruhm seines Gefangenen in ihm erweckte. Nachdem er mehrere von La Noue's Freunden kaltblütig hatte niederhauen lassen, übergab er ihn selbst der Wut Philipps des II. indem er ihn dem Prinzen Parma überlieferte. Er bemerkte dabey ausdrück-

lich, daß er dieſen Gefangenen ſchon, wie er es verdiente, mit dem Tode geſtraft haben würde, wenn er nicht die Rache gefürchtet hätte, welche die Rebellen ohne Zweifel an dem Grafen Egmont und an Noircarmes ausüben würden.

Man hat behauptet, daß er dadurch Philipp den II. habe abhalten wollen, über La Noue das Todesurtheil auszuſprechen. Es iſt möglich, daß dieſer Grund der wahre ſeyn mochte; aber uns ſcheint dieſer, von Strada ſo ſehr erhobene, Brief das Gepräge eines wilden und niedrigen Charakters zu zeigen, welcher, wenn er den Satelliten Philipps des II. zukam, doch der Vorſtellung von einem freien und grosmüthigen Prinzen, wie man ſich einen Alexander von Farneſe ſo gerne denkt, widerſpricht.

Philipp erwähnte La Noue in ſeiner Antwort gar nicht. Man ſchickte ihn deswegen nach Limburg und befahl dem Gouverneur, ihn auf das engſte einzuſchließen, welcher auch dieſen Befehl mit der Hartherzigkeit eines Subalternen befolgte. Aber, vergraben in einem ungeſunden und anſteckenden Winkel, den Ungemächlichkeiten der Luft und des Regens ausgeſezt, ertrug La Noue alles, ohne Klage oder Jammern. Wurde gleich ſeine ſtarke Conſtitution erſchüttert und verändert, ſo behielt er doch immer dieſelbe Heiterkeit und Milde des Geiſtes. Der Gouverneur von Limburg konnte ſo vieler Tugend nicht widerſtehen. Er erleichterte das Schickſal ſeines Gefangenen, den auch ſeine Freunde nicht aus den Augen verlohren. Durch Empfehlungen brachte man es dahin, daß ihm geſtattet wurde mit dem Gouverneur zu ſpeiſen. Aber, ſo angegriffen auch ſeine Geſundheit war, muste er doch immer ſogleich wieder in das tiefe finſtere Gefängniß zurück, das man zu ſeinem Grabe beſtimmt hätte. Die Vortheile,

theile, welche sein Sohn, der junge Odet, täglich über die Spanier erhielt, dienten zum Vorwand, seine Gefangenschaft strenger zu machen; und die Vaterfreude, welche La Noue genoß, in einem Sohn, der seiner würdig war, fortzuleben, wurde ihm durch vermehrte Leiden sehr verbittert. Als La Noue gefangen wurde, commandirte sein ältester Sohn die Cavalerie seiner Armee. La Noue hielt alles für verlohren, und nöthigte ihn, sich an die Spize des Corps, das er commandirte, zurückzuziehen. Odet de la Noue blieb im Dienst der Generalstaaten, und zeichnete sich durch seine Tapferkeit aus.

Endlich hatte auch er das Schicksal seines Vaters, und fiel in die Hände der Spanier. Der Gouverneur von Limburg, Caspar von Robles, Herr von Billy, nahm ihn gefangen. Man kann sich vorstellen, wie schmerzlich diese Begebenheit seinem Vater sein muste. Der junge La Noue ertrug seine Gefangenschaft mit gutem Muth. Sie dauerte drey Jahre; denn die Spanier wollten von keiner Auswechslung hören. Es schien, alles was den Nahmen La Noue führte, Philipp dem II. furchtbar zu seyn. Elisabeth muste sich darein mischen, da eine große Menge spanischer Officiere bei der Zerstörung der unüberwindlichen Flotte des spanischen Welteroberers den Engelländern in die Hände gefallen waren. Doch kostete es diesem Könige noch viel Ueberwindung, zuzugeben, daß man für einen jungen Menschen von 26. bis 27. Jahren, vier seiner besten Officiere auswechselte. Man schreibt eben diesem Sohne unsers Helden auch das Pamphlet zu: Vive description de la tyrannie et des Tyrans avec les moyens de se garantir de leur joug. Reims. (Mouchart 1577. in 16.). Odet von La Noue war zwar zu dieser Zeit erst 18. Jahre alt, und wenn man nicht annimmt, daß sein Vater

bei dieſer Schrift das Seinige beygetragen habe; ſo wird es ſchwerer zu glauben, daß ein ſo junger Mann eine Arbeit von dieſer Art unternommen haben ſollte. Doch läßt ſich auf dieſe Bemerkung nicht ſo ſehr bauen, wenn es wahr iſt, daß in eben dieſem Alter Stephan de la Boetie, jener Parlaments-Rath von Bourdeaux, von welchem Montaigne ſo vortheilhaft ſpricht, eine ähnliche Arbeit: De la Servitude volontaire *) verfertigt habe.

Indeſſen ereignete ſich ein Zufall, welcher alle, die an La Noue's Unglück Theil nahmen, ſehr in Schrecken ſezte. Das Leben des Grafen von Egmont bürgte für das Seinige, und ohne dieſen Umſtand würde La Noue die nächſte Ausſicht auf das Blutgerüſt gehabt haben. Nun war der Vicomte von Turenne dem Herzog von Anjou in die Niederlande gefolgt und gefangen geworden. Man machte den Vorſchlag, ihn gegen Egmont auszuwechſeln. Doch; Turenne ſah die Gefahr, welche La Noue drohte, in ihrem ganzen Umfang. Ohne Zaudern ſchlug er die Auswechslung aus, und verſtand ſich zu einem unmäßigen Löſegeld.

Ungeachtet dieſes Opfers, welches den, der es machte, mit dem Ruhm der Grosmuth krönt, ſah der unglückliche La Noue doch das Ende ſeiner Gefangenſchaft noch nicht. Man wollte nur mit der Bedingung ſeine Loßlaſſung bewilligen, wenn er ſich, ſollte man es glauben? — die Augen ausſtechen laſſen würde. Ein barbariſcher Einfall jenes Tiberius in Spanien!

Um ſich die Leiden einer ſo langen und ſtrengen Gefangenſchaft zu erleichtern, blieb La Noue Ein Mittel, woran ſeine Verfolger nicht dachten. Er konnte leſen, und über das geleſene nachdenken. Sein Geiſt erweiterte ſich durch die Gedanken anderer.

*) Memoir. de l'Etat de France. T. III. p. 116.

derer. Auch schrieb er selbst. Um seinen Jammer zu verscheuchen, verfertigte er seine politischen und militärischen Unterhaltungen (Discours politiques et militaires), von denen das was man seine Memoiren nennt, einen Theil ausmacht.

Dieses Werk ist in mehrerer Hinsicht merkwürdig. Die Hauptabsicht des Verfassers ist, die Mittel anzugeben, wodurch Frankreich seinen ehmaligen Glanz wieder bekommen könne. Eintracht, und Toleranz sind die Basis seiner Rathschläge. Ungeachtet der Grausamkeit, mit welcher die Spanier La Noue behandelten, findet man in seinen Unterhaltungen nicht die geringste Spur von Unmuth oder Tadel gegen diese Nation. Im Gegentheil sammelte er gerne alles, was ihr rühmlich seyn konnte.

Seine literarische Arbeiten schränkten sich nicht bloß auf dieses Werk ein. Er schrieb auch Bemerkungen über Guicciardini, unter dem Titel: Histoire des guerres d'Italie par Guichardin avec des remarques de Fr. de la Noue. (1593. 2. Voll. 8.) Der Verfasser von La Noue's Lebensbeschreibung versichert überdieß, daß er in demselben Zeitpunkt einen Auszug aus den Lebensbeschreibungen berühmter Männer von Plutarch, mit Anmerkungen verfertigt habe.

Frankreichs Genius, der über La Noue wachte, lies endlich den Tag seiner Erlösung erscheinen. Den 28. Jun. 1585. gieng La Noue aus dem Gefängniß, nachdem er feierlich versprochen hatte, nie wieder gegen Spanien zu dienen, und ohne Paß nicht in den Niederlanden zu erscheinen. Sein zweiter Sohn sollte als Geisel dem Herzog von Lothringen, der für ihn stehen würde, übergeben werden, und für denselben sollte der König von Navarra hundert'tausend Thaler in Gold, oder Güter

von

von dieſem Werth verbürgen. La Noue muſte ſich Bürgſchaft von den Herzogen von Savoyen und von Guiſe auswirken, und für die Freiheit des Grafen von Egmont ſtehen. Dieſe Bedingungen hatten den Zweck ihn ſeiner Partie unnüz und ſogar verhaßt zu machen, weil er nach denſelben nicht mehr gegen den Herzog von Guiſe dienen konnte. Seine Feinde hatten ſich aber doch in ihren Abſichten betrogen. Man bedauerte La Noue in Frankreich, und betrachtete ihn als ein Opfer der Tyrannei. Der König von Navarra, welchen die Spanier unter dem Nahmen Prinz von Bearn verſtanden, war zu edelmüthig, um La Noue Bedingungen vorzuwerfen, welche die Noth ihm entriſſen hatten. Indem er alles zugab, was dieſer unterzeichnet hatte, verpfändete er für ihn ſeine Güter, die er in Flandern beſaß.

La Noue kam in ſein Vaterland zurük, aber auch da konnte er nicht lange bleiben. Die Ligue hatte den Proteſtantismus verbannt, und La Noue, wäre er auch ganz unthätig geblieben, konnte doch nicht ſicher ſein. Er begab ſich alſo nach Genf.

Hier fand er den jungen Bezins ſeinen Neffen (ſeine Schweſter Claude hatte Jacques le Porc, mit dem Beinamen de la Porte, Baron von Bezins, geheurathet) in einem Aufzuge wieder, der ſich mit dem Adel ſeiner Abkunft nicht vertrug. Schon als Kind war er aus ſeinem väterlichen Hauſe durch eine Schwiegermutter vertrieben worden; eine Furie, welche einem engliſchen Matroſen aufgab, ihn ins Meer zu werfen. Dieſer, geängſtigt von Gewiſſensbiſſen, ſetzte den Knaben auf Guernesey aus. Das Elend zwang ihn das Schuſterhandwerk zu erlernen; der Zufall hatte ihn nach Genf geführt, und hier ſchikte ihn ſein Meiſter, um unſerm La Noue Schuhe zu bringen. Der junge Menſch erinnerte

ſich

sich noch seiner Kinderjahre; er nannte sich, und La Noue erkannte ihn. Er that nun alles für ihn, stritt für seine Rechte gegen die Kinder aus der zweiten Ehe seines Schwagers, übertrug auf den Todesfall die weitere Besorgung dieses Geschäfts seinem ältesten Sohn, und der junge Bezins wurde wirklich in seine Güter und Würden wieder eingesetzt.

Zu Genf verband sich La Noue mit dem letzten Herzog von Bouillon aus dem Hause de la Marck. Dieser Herr, sterbend in seinen Armen, übertrug ihm die Behauptung der Rechte, nach welchen seiner Schwester Charlotte de la Marck seine Staaten zufielen. Diese Sache war um so bedenklicher für La Noue, da die Herzoge von Lothringen und Guise, gegen die er nie die Waffen zu tragen geschworen hatte, Anfoderungen auf diese reiche Erbschaft machten. Dennoch beschloß La Noue, seines Freundes Willen zu erfüllen. Troz der Gefahr, die ihm drohte, wenn er durch Frankreich reiste, begab er sich nach Sedan, und that daselbst alles was die Umstände erlaubten.

Während dieser Vorfälle wurde der Herzog von Guise in Blois ermordet. Die Liguisten, wütend darüber, schworen diesen Mord zu rächen. Die Krone Heinrichs des III. wankte auf seinem Haupt, und er rief den König von Navarra zur Hülfe. Dieser Zustand Frankreichs versetzte La Noue in eine traurige Verlegenheit. Denn, war gleich der Herzog von Guise todt; so quälten ihn doch Gewissenszweifel über die Bedingungen seiner Loslassung. Endlich aber sah er ein, daß Verträge, durch Tyrannei vorgeschrieben, von selbst aufhören müßten, wenn sein König ihn rufe, dessen Thron und Leben man angreifen wollte. Die seinem Herzen theure Religion, welche man unterdrükte, und sein von allen

len Seiten zerrüttetes Vaterland, forderten ihn auf, ſich zu waffnen.

Er vereinigte ſich mit dem Herzog von Longueville, welcher zur Entſetzung nach Senlis marſchirte, welches von den Liguiſten belagert war. Der Herzog von Longueville bat ihn zu commandiren. Nach einem für beide rühmlichen Streit, antwortete La Noue: Wohl dann, mein Herr, weil es ihnen ſo gefällt, will ich die Befehle ertheilen; aber nicht anders als mit der Bedingung daß der Ruhm des glüklichen Ausgangs Ihnen bleibe.

Man hatte ſich vorgenommen Kriegsvorrath in die Stadt zu bringen. Die Lieferanten forderten die Bezahlung. Um ſie zu befriedigen, ſchlug man vor, die Summe von den Pächtern in Compiegne mit großen Zinſen aufzunehmen.

La Noue war unzufrieden darüber, und widerſezte ſich. Meine Herrn, ſagte er, es iſt ein wahrer Grundſaz, den man oft im Munde führt, daß unſere Güter und unſer Leben dem König gehören; aber wir müſſen bei ähnlichen Gelegenheiten und bei dieſer, da es auf das Wohl des Staats ankömmt, auch zeigen, daß wir davon überzeugt ſind. Wir dürfen uns nicht des Zufalls bedienen, um ganze Provinzen zu verderben, Einzelne aber zu bereichern, die in einer Republik nur wie Würmer auf einem Kornhaufen ſind. Niemand hat mehr Verbindlichkeit, und mehr Mittel, den Staat zu unterſtüzen, als die, welche ihre Reichthümer von ihm ziehen. Aber darf man Hülfe von denen erwarten, welche zur Unterdrückung gebohren zu ſeyn ſcheinen. Nur Männern von Ehre, kömmt es zu ihrem Vaterlande grosmüthig zu dienen, Edelleuten vornehmlich, welche Grosmuth beſizen, und die ſchönſte Zierde der Krone, die Hauptſtüze des Staats ſeyn ſollen. Wer ſein Leben alle Tage in Gefahr ſezt, muß bei ſolchen Gelegenheiten

mit

mit Vermögen nicht geizen. Was mich betrift, so werde ich so lange ich einen Troppen Blut und einen Morgen Erde habe, alles für die Vertheidigung des Staats, für welchen Gott mich gebohren werden ließ, anwenden. Ich selbst will also für diese Vorräthe die Sorge übernehmen und mache sie zu meiner eigenen Schuld. Behalte sein Geld, wer es mehr, als seine Ehre achtet!

Als La Noue diß gesagt hatte, unterzeichnete er den Schuldbrief und verschrieb seine und seiner Frau Güter. Von da rückte man auf den Feind los, und ein ausgezeichneter Sieg krönte die weisen Anordnungen La Noue's. Den andern Tag wünschten ihm die Officiere Glück. La Noue immer gros und bescheiden, sagte ihnen: Meine Herren, nach Gott gehört dem General der Ruhm des Siegs, und Sie wissen, daß dies der Herzog von Longueville ist. Er wollte, daß ich die Befehle vor und während dem Treffen geben sollte. Ich habe es gethan, weil er es verlangte, und nun ist mein Geschäft vorbei. Gehen Sie zu ihm nach Senlis, wohin ich Sie begleiten werde, um unsere Schuldigkeit gegen ihn zu erfüllen, und zu hören, was wir nun unternehmen sollen.

Bald wurde La Noue Zeuge einer Begebenheit, welche die Franzosen, denen ihr Vaterland lieb war, längst gewünscht hatten. Es war die Verbindung Heinrichs des III. mit dem König von Navarra. Die Vortheile dieser beiden Fürsten hätten nie getrennt werden sollen. Die Liguisten, welche die Folgen davon berechneten, zitterten. Es war sehr wahrscheinlich, daß Paris seinen Lohn für den Barricadenunfug bekommen würde, als — ein schwärmerischer Mönch sich einen Zugang zu Heinrich dem III. öffnete und ihn erstach.

Dieser

Dieſer Unglücksfall, durch welchen Heinrich IV. die Krone bekam, eröffnete ihm eine peinliche Laufbahn. Die Religion, welche er beſchützte, oder vielmehr der Ehrgeiz und die Habſucht der Groſſen, welche dieſen Grund angaben, waren für dieſen Fürſten eine unerſchöpfliche Quelle von Hinderniſſen und Verdruß. Nach Davila *) ſoll La Noue Heinrich gerathen haben, ſeinen Glauben abzuſchwören, du Pleſſis Mornay aber entgegen geweſen ſeyn. Daß dieſer Bericht falſch iſt, beweiſt ſchon die damalige **) Abweſenheit des Mornay. Er erfuhr erſt in den Gegenden von Tours die Ermordung Heinrichs des III. Die Handlung ſelbſt widerſpricht auch dem Karakter La Noue's. Wie wäre ſie mit dieſer Feſtigkeit der Grundſäze, welche alle ſeine Reden und Handlungen beſtimmte, zu vereinigen? Denn ſchwerlich kann man vorausſezen: daß er die Religion als ein der Politik untergeordnetes Werkzeug angeſehen habe, wenn man ſich des ihm zugeſchriebenen Ausſpruchs erinnert: „In dem Kriege für die reformirte Religion würden oft die Vertheidiger, nie die Sache überwunden.“

Die Umſtände zwangen den neuen König ſeine Plane auf Paris für den Augenblick aufzugeben. La Noue begleitete ihn bei allen ſeinen Unternehmungen. Er ſtritt unter ihm bei Arques und bei Yori. Heinrich hatte ſich der Stadt genähert, und La Noue ſollte bei einem Anfall auf die Vorſtädte commandiren. Er war bei dem König und erwartete ſeine weiteren Befehle. Sein einfacher Anzug fiel einigen jungen Herrn vom Hofe, die ihn nicht perſönlich kannten, auf. Einer von ihnen ſagte mit

*) Hiſtoire des guerres civiles, Tome II. liv. X. p. 434.

**) Vie de Dupleſſis-Mornay, redigée par de Ligues, ſur les Memoires de Charlotte Arbaleſtre, femme du Sieur du Pl. Mornay. L. I. p. 136.

mit spöttischem Ton zu ihm: der König warte nur noch auf ihn um den Angriff zu beschließen. Kaum hatte er seinen Witz ausgesprochen, so rief man La Noue zum König. Die jungen Leute, über ihre Unbesonnenheit beschämt, baten ihn beim Weggehen um Verzeihung. La Noue nahm den, welcher ihn bespöttelt hatte, bei der Hand und sagte ihm; ich lade Sie ein, mich zu begleiten; und dort wollen wir sehen, wer am besten seinem König zu dienen weiß. Der Kampf war heiß, der Spötter kam dabei um, La Noue selbst wurde verwundet.

So bald er wieder geheilt war, schickte ihn Heinrich IV. nach Bretagne um Rathgeber des Prinzen von Dombes zu sein, welcher die Rechte des Königs gegen den Herzog von Mercoeur vertheidigte. Dort fand La Noue seinen Tod. Aus Nachgiebigkeit gegen einige Herrn aus Bretagne, belagerte der Prinz von Dombes, Lamballe. La Noue ungeduldig über den Widerstand der Belagerten stieg auf eine Leiter, um den Zustand einer eingeschossenen Mauerlücke zu untersuchen. Eine Flintenkugel zerschmetterte ihm die Stirne; Er fiel rückwärts. Vielleicht würde man ihn gerettet haben, wenn man ihn trepanirt hätte; aber der Wundarzt, zu welchem La Noue Vertrauen hatte, wollte es nicht, und unser Held starb den 4. August 1591 18. Tage nach seiner Verwundung.

Alle Geschichtschreiber geben diese Ursache seines Todes an. Der Verfasser seiner Lebensbeschreibungen hingegen versichert und beruft sich auf La Noue's Enkel: dieser Officier habe den Wall untersuchen wollen und deswegen eine Leiter an eine nahe Mauer anlegen lassen. Er habe seinen Truppen befohlen nicht eher die Citadelle zu besteigen, als bis er ihnen das Zeichen dazu geben werde. So bald er diß gab, habe sich La Nou. mit seinem

eisernen Arm an der Leiter festgehalten, welche aber durch die Schwere seines Körpers zerbrochen: sie. Er fiel, und starb an den Wunden, die er am Kopf bekam.

Als Heinrich der IV. es erfuhr, lies er seinem Schmerz freien Lauf. Wir verlieren, rief er aus, einen großen Krieger und einen eben so rechtschaffenen Mann. Man kann nicht genug beklagen, daß ein so kleines Schloß einem Mann den Tod zuzog, der mehr als eine ganze Provinz werth war. Dieses Urtheil, von einem Fürsten, der die Menschen so gut zu schäzen wuste, ist mehr als alle Lobsprüche!

Niemand hat übrigens der Tugend unsers La Noue mit mehr Wahrheit gehuldigt, als Montaigne *). Nachdem er mehreren berühmten Männern seines Jahrhunderts Lobsprüche gemacht hat, sezt er diese Worte hinzu: „Auch die Standhaftigkeit, Güte, Ehrenheit und gewissenhafte Lenksamkeit eines La Noue, während so vieler Ungerechtigkeiten der bewafneten Parteyen, (einer wahren Schule der Verrätherei, Unmenschlichkeit und Ungerechtigkeit) wo er sich immer als großer und sehr erfahrner Krieger erhielt, scheint mir würdig, unter die Merkwürdigkeiten meiner Zeit gesezt zu werden." — „La Noue's Muth, seine vollendete Geschicklichkeit, seine Klugheit, sagt De Thou, B. CII. stellten ihn mit Recht den größten Officieren seines Jahrhunderts gleich. Aber er übertraf sie durch die Reinheit seiner Sitten, seine Rechtschaffenheit, und Liebe für das allgemeine Wohl. Er hinterlies seinen Kindern Güter, welche mit Schulden belastet waren, die er zum Vortheil des Staats gemacht hatte. Sein ältester Sohn bezahlte sie pünktlich. Er schäzte sich glüklich, diese heiligen Verpflichtungen zu erfüllen."

Die

*) Essais, liv. II. p. 432. (1640. fol.)

Die Memoires dieſes ſachkundigen Zeugen haben noch ein eigenes Verdienſt durch die Sprache des Verfaſſers. Sie iſt kraftvoll und genau. Was ſeine Manier betrift; ſo haben wir ſchon mehrere male die ſeltene Beſcheidenheit gerühmt, von welcher er ein Beyſpiel giebt. Kaum erwähnt er ſeiner ſelbſt in dem Verlauf des Werks. Und, wie ein neuerer Schriftſteller bemerkt, dankt ihm der Leſer für dieſe Beſcheidenheit hundertfach. Will man einen genauen Begrift von dieſen ſchäzbaren Denkmal geben haben, ſo kann man ſie eine kurze philoſophiſche, politiſche und moraliſche Ueberſicht der Memoiren von Caſtelnau nennen. La Noue nimmt nur auf große Begebenheiten Rükſicht. Von der Unterſuchung der Urſachen geht er zur Auseinanderſezung der Reſultate über, und ſeine Entwiklungen, welche faſt immer mit den hiſtoriſchen Angaben anderer übereinſtimmen, ſind mit der edlen Einfalt dargeſtellt, welche die Sprache der Wahrheit führt. Seine Unpartheilichkeit ſpricht für die Rechtſchaffenheit und Reinheit ſeines Herzens. Er tadelt mit gleicher Freimüthigkeit die Fehler beider Partheien, und ſo groß auch ſeine Achtung für den Prinzen von Conde und den Admiral iſt; ſo ſucht er doch ihre Fehler nicht zu bemänteln, noch viel weniger ſie in einem vortheilhaften Lichte darzuſtellen.

Die Freunde unſerer Geſchichte bedauren ſehr, daß dieſe Memoires, welche von 1562. bis 1570. gehen, nicht bis auf den unglüklichen Zeitpunct fortgeſezt ſind, in welchem La Noue für die Sache des beſten Königs, umkam. Dieſe Fortſezung würde uns von 20. Jahren, welche die ſchrekenvollſten in der Geſchichte Frankreichs ſind, ein Gemälde darſtellen, und zwar von einem Schriftſteller, den man unter den franzöſiſchen am meiſten mit dem Xenophon der Griechen vergleichen kann.

Die Lexicographen ſchreiben allgemein die Bekanntmachung dieſes Werks de Philipp Canaye *), Herr von Fresne, zu; welcher Rath im großen Conſeil ſich bei mehreren Geſandſchaften, die ihm anvertraut waren, auszeichnete. Der mehrmals angeführte Verfaſſer von La Noue's Lebensgeſchichte behauptet, daß Canaye ſogleich nach der tödtlichen Verwundung La Noue's in Lamballe ſich der Papiere dieſes großen Mannes bemächtigt habe. Wir bemerken, daß das Datum der erſten Ausgabe derſelben und die Vorrede dieſer Behauptung widerſpricht. Sie kamen ſchon 1587. in Baſel heraus, La Noue aber ſtarb 1591. Das Werk, wurde ſo bald es erſchien, mit großem Lobe aufgenommen. Auch die Engländer überſezten es bereits 1597. Im Franzöſiſchen hat man mehrere Ausgaben von Baſel, in verſchiedenem Format. Der reine Styl dieſer politiſch-militäriſchen Denkwürdigkeiten, ſagt P. Daniel, die überdachten Urtheile über alles, was Bürgerkrieg heißt, und ein gewiſſer Ton der Biderkeit, welcher im ganzen Werke herrſcht, geben dem allgemeinen Zeugniß der Geſchichte von der Tugend, Mäßigung und feinen Klugheit des Verfaſſers eine unwiderlegbare Beſtätigung.

*) Robert Regnaut, aus dem Orden der Minimen, war der Herausgeber der Briefe und Geſandſchaften von Canaye, in 3. Foliobänden. Den Anfang dieſer Sammlungen, welche für die Geſchichte des XVII. Jahrhunderts zu benutzen ſind, macht die Lebensbeſchreibung von Philipp Canaye.

Inhalt.

I. Ludwig XI. König von Frankreich. S. 1
II. Karl VIII. König von Frankreich. 23
III. Der Marſchall von Gié. 40
IV. Der Herr von Ligny. 43
V. Der Herr von Guerdes. 44
VI. Der Herr von Piennes. 45
VII. Ludwig XII. König von Frankreich. 45
VIII. Der Herr von Aubigny aus Schottland. 53
IX. Ludwig von Armagnac, Herzog von Nemours. 55
X. Der Herr von la Palice. 57
XI. Der Herr von Vandeneſſe, ſein Bruder. 59
XII. Der Herr von Bayard. 60
XIII. Der Herr von Montmoreau aus dem Hauſe Marcuil. 67

XIV. Ludwig von Ars, aus Berry. S. 68
XV. Der Herr de la Trimouille. 69
XVI. Der Herr von Imbercourt. 74
XVII. Der Herr von Montoiſon. 75
XVIII. Der Herr von Fontrailles. 77
XIX. Der Herr von Montamar 79
XX. Der Herr von Lude. 79
XXI. Der Herr de la Crotte. 84
XXII. Der Herr von Teligny; ſein Sohn, und ſein Enkel. 86
XXIII. Der Herr von Chatillon. 89
XXIV. Der Baron d'Eſpic. 91
XXV. Der Herr von Maugiron. 92
XXVI. Der Herr von Conty. 92
XXVII. Der Generalfeldzeugmeiſter von Chaumont. 94
XXVIII. Der Herr von Longueville. 96
XXIX. Der Herr von Nemours, Gaſton von Foix. 99
XXX. Der Herr de la Paliß. 101
XXXI. Der Herr von Bearn. 104
XXXII. Der Herr von Lautrec. 105
XXXIII. Digreſſion über das Haus Ferrara. 113
XXXIV. Der Herr von Eſcu. 117
XXXV. Der Herr von Eſparre. 121
XXXVI. Der Admiral von Bonnivet. 126
XXXVII. Der Herr von Pontdormy. 132
XXXVIII. Der Herr von Pierrepont. 133
XXXIX. Der Herr von Canaples. 134

XL. Herr Galliot, Oberſtallmeiſter und Generalfeldzeugmeiſter. 134
XLI. Der Herr von Taiy. 137
XLII. Der Herr von Pommereuil. 137
XLIII. Der Herr von Etre'e. 138
XLIV. Der Herr von Bourdaizière. 139
XLV. Der Herr von Biron. 140
XLVI. Der Herr von Callat. 140
XLVII. Der Herr de la Guiche. 140
XLVIII. Der Herr von Saint s Luc. 141
XLIX. Der Herr von Estre'e. 141
L. Der Herr von Rosny. 142
LI. Franz der Erſte. 142
LII. Der Dauphin Franz, Erſter Sohn Franz des I. 178
LIII. Prinz Karl, Herzog von Orleans, dritter Sohn Franz des I. 181
LIV. Ueber die Gerechtſame Frankreichs auf das Herzogthum Mailand. 183
LV. Ueber die Geiſeln für den Madrider Vertrag. 190
LVI. Gegen die Wahl zu Kirchenpfründen. 191
LVII. Gegen Geſandte aus dem Gelehrten-Stand. 199
LVIII. Der Herr von Montpezat. 207
LIX. Der Marſchall von Chatillon. 210
LX. Der Cardinal von Chatillon. 211
LXI. Der Graf Robert von der Mark. 213
LXII. Der Admiral von Brion. 216
LXIII. Der Herzog von Vendome. 221
LXIV. Der Graf von Saint Pol. 222

LXV. Der Admiral von Annebaut. 224
LXVI. Der Herr von Langeay. 229
LXVII. Der Graf von Enguien. 230
LXVIII. Der Herr von Boutieres. 233
LXIX. Herzog Anton von Lothringen. 237
LXX. Claudius von Lothringen, Herzog von Guiſe. 239
LXXI. Der Graf von Vaudemont. 245
LXXII. Der Graf von Sancerre. 247
Anmerkungen. 249
Einleitung zu den Beobachtungen über die erſtern Religionskriege in Frankreich von Franz de la Noue. 269
Inhaltsanzeige derſelben. 281
Die Beobachtungen des Herrn von la Noue. 289

Brantome's

biographiſche Fragmente

von

franzöſiſchen Prinzen,

Vornehmen und Helden.

I.

Ludwig XI.

König von Frankreich. [1]).

Ich will hier von dieſem König nicht ausführlich handeln; denn wir beſitzen in der Geſchichte Philipps von Comines ſo vortreffliche Nachrichten von ihm, daß es überflüſſig und ungerecht wäre, nach einem ſolchen Vorgänger noch eine andre Lebensbeſchreibung verſuchen zu wollen; ich werde mich begnügen, blos einige kurze Anekdoten und Fineſſen, Belege zu ſeinem Wahlſpruch [2]), von ihm beizubringen.

Unter andern liſtigen pfiffigen Stückchen und Galanterien, die dieſer gute König zu ſeiner Zeit practicirte, war auch dies, daß er auf eine ſinnreiche Art [3]) ſeinen Bruder, den Herzog von Guyenne, aus dem Weg räumte, als dieſer ſich deſſen am wenigſten verſah, weil der König ungemein freundlich und zärtlich gegen ihn that, ſo wie er ſich auch ſehr betrübt über deſſen Tod zu ſtellen wußte. Er trieb dieſe Verſtellung ſo weit, daß niemand etwas davon merkte, wer der Thäter ſei, bis es endlich durch den Hofnarrn des verſtorbenen Herzogs,

den der König um seiner lustigen Schwänke willen nach dessen Tod zu sich genommen hatte, auf folgende Art herauskam.

Als nämlich der König eines Tags zu Clery vor unsrer lieben Frauen, die er seine gute gnädige Schutzpatroninn nannte, am Hochaltar im Beten vertieft war, und niemand sich anwesend befand, als in einiger Entfernung dieser Hofnarr; so sagte er unter andern in seinem Gebet: „So bitte ich dich auch, liebe Frau, meine gute Gebieterinn (petite maitresse) und besondre „Freundinn, zu der ich in allen meinen Leibes- und Seelen-Nöthen meine Zuflucht und Vertrauen habe, du „wollest Gott für mich bitten, und mich gnädiglich bei ihm „vertreten, daß er mir den Tod meines Bruders vergebe, „den ich durch jenen schändlichen *) Abt von St. Jean vergiften ließ. Ich beichte es dir als meiner guten Schutz„heiligen und Gebieterinn. Wie konnte ich dann auch „anders thun? Er beunruhigte ja unaufhörlich mein „Reich. Darum so schaffe mir Vergebung deshalb, „und ich weiß wohl, was ich dir geben will!“ Darunter verstand er wohl einige schöne Geschenke, wie er denn gewöhnlich jedes Jahr die Kirche sehr schön und reich beschenkte.

Der Narr war nicht zu weit entfernt, und hörte leise genug, um alles Wort für Wort zu vernehmen und zu behalten. Er warf es dem König einst öffentlich in Gegenwart des Hofs über der Tafel vor, und sagte es auch sonst noch überall aus *). Der König war sehr betreten darüber. Der Narr lief aber darauf nicht mehr lange herum, sondern gieng bald den Weg alles Fleisches; er hätte sonst seine Mähr noch öfters wiederholen, und den König in ein übles Gerede bringen mögen.

Es sind itzt über funfzig Jahre, daß ich diese Geschichte zu Paris, wo ich ganz klein auf der Schule war, von

von einem alten achtzigjährigen Canonicus hörte. Man lese auch davon die Annales de Bouchet, wo man die schändliche That, das jämmerliche Ende und die Verzweiflung jenes gottlosen Abts finden wird.

Nicht besser verfuhr dieser König mit dem Connetable von St. Paul, den er zu sich beschied, mit dem Beisatz, daß Er seines Kopfs bedürfe. Es war auch so. Er brauchte ihn; aber nicht um ihn zu Rath zu ziehen, sondern um ihn ihm abschlagen zu lassen. Der Connetable wäre jedoch nicht freiwillig hingegangen; er wurde von dem Herzog von Burgund ausgeliefert.

Ich will mich hier nicht mit Erzählungen von des Königs strenger Rechtspflege gegen mehrere aufhalten; ich überlasse dieß großen Parlementspersonen, die sich darauf besser verstehen, berufe mich auch auf die bitter geschriebene Geschichte von ihm, die aber freilich mehr die Flecken seines Charakters, als dessen gute Seiten ins Licht setzt *).

*) Ich habe gehört, sie befinde sich in der königlichen Bibliothek, und der König habe nie zugeben wollen, daß sie gedruckt würde. Dies ist wahrhaftig Schade, denn man würde darinn gar manches zu sehen bekommen haben, und mancher große König und Herr hätte sich darinn spiegeln und ein Beispiel daran nehmen können, wie ich einst von einem großen Staatsmann hörte. Denn nichts treibt so sehr zur Tugend an, als der Abscheu vor dem Laster, nichts reizt mehr, als Wetteifer im Guten, wenn wirs an andern erblicken.

Ich begnüge mich für izt, einige Abschriften von Briefen her zu setzen, die dieser König schrieb, und die

ich in unserm Familien-Archiv vorfand. Sie sind sämtlich an den Herrn von Bressiure [7]), den Er zu hohen Würden erhob; denn er war sein Rath und Kammerherr, Generallieutenant in Poitou, Xaintonge, Aunis, und auch anderswo, wo es Ihm beliebte; sein Seneschall von Poitou, und, was noch mehr ist, sein andrer Tristan der Einsiedler [8]), denn dazu hatte Er ihn sich ganz zugezogen. — Da der Herr Andreas von Vivonne, mein Grosvater, und Seneschal von Poitou nach ihm, dessen Tochter, ein sehr schönes, vortreffliches und reiches Fräulein, zur ersten Gemahlinn hatte, so waren ihm auf diese Art unter dessen Papieren auch eine Menge Briefe zugefallen, die der König ehmals an ihn geschrieben hatte.

Ich bemühte mich, welche davon zu bekommen und hier abschriftlich beizubringen. Nicht alle, denn ich habe deren wohl auf hundert gesehen, schlaue, pfiffige Documente, die ich eben darum auch hier einrücken würde, wenn ich nicht befürchten müßte, für einen Copisten gehalten zu werden. Ueberdies sind einige darunter auch sehr anstößig, sowohl in Ansehung des Königs, als verschiedener itzlebender braver Cavaliers, deren Vorfahren darinn vorkommen.

Eine Bemerkung, die mir bei diesen Briefen besonders auffiel, ist die, daß, da ich etwa ihrer hundert gesehen habe, bei jedem die Unterschrift verschieden ist, und kein Name, ausser dem seinigen, zweimal vorkommt; es sind lauter verschiedene Sekretärs, die unter ihm unterzeichnet haben. Dieß bringt mich auf die Vermuthung, daß er wohl damals entweder noch gar keinen eignen Geheimschreiber mit sich geführt habe, wie nachher unsre Könige pflegten, oder daß er ihnen vielleicht nicht trauete, sondern den ersten besten gemeinen Schreiber (Clerc) oder auch Notar dazu nahm,

nahm, den er in dem Dorf oder Ort, wo er jedesmal ſchrieb, antraf; oder vielleicht andre Sekretärs von Prinzen oder Edelleuten an ſeinem Hof, wie ſie ihm in die Hände liefen.

So machte ers einſt mit einem gemeinen Schreiber. Er wollte ſchreiben, als dieſer ihm, mit ſeinem Schreibzeug am Gürtel, in die Augen fiel. Er rief ihn ſogleich zu ſich, und befahl ihm zu ſchreiben, was er ihm in die Feder ſagen würde. Als nun der Schreiber ſich anſchickte, ſein Gallemard (wie man ehmals das Schreibzeug nannte, und wie es einige in ihrem Altfranzöſiſch noch nennen) aufmachte, und ſeine Feder heraus kriegte, fielen zugleich ein paar Würfel mit heraus. Der König fuhr ihn an, was dies zu bedeuten habe? Der Burſche war ein offner Kopf, und ſagte, ohne verlegen zu werden: „Sire, es iſt für die Peſt „gut! (remedium contra peſtem!)“ — „Komm „her, — ſagte der König — du Bärnhäuter; du gefällſt mir, Burſche, und ſollſt bei mir bleiben.“ — Würklich nahm Er ihn in Seine Dienſte, denn der gute Fürſt war ein großer Liebhaber von Witz und offnen Köpfen.

Erſter Brief.

Mein Herr von Breſſiure!

Ihren Brief, nebſt den zweitauſend Pfund, die Sie mir dabei ſchickten, habe ich richtig erhalten, und danke Ihnen dafür. Was Neuigkeiten aus unſrer Gegend betrifft, ſo haben wir Hesdin, Boulogne, Fiennes, und das Schloß von Montoire [9]) erobert, das der König von England nicht zu bezwingen vermochte, unerachtet

er sechs Wochen davor lag. Wir nahmens mit Sturm ein, und alles, was darinn war, wohl an dreihundert Mann, wurde niedergehauen.

Die Besatzungen von Lille, Douay, Orchies und Valenciennes hatten sich zusammengezogen, um sich in Artas zu werfen. Es mochten wohl fünfhundert Mann zu Pferd, und tausend zu Fuß seyn. Der Gouverneur von Dauphine [10]), der in der Stadt lag, bekam aber Wind davon und zog ihnen entgegen. Es waren zwar nicht mehr als etwa hundert und zwanzig Lanzen von den Ihrigen, die sie anfielen; sie arbeiteten sie aber doch so zusammen, daß ihrer über sechshundert auf dem Platze blieben, und an Gefangenen brachten sie wohl an die sechshundert ein, die alle theils gehenkt, theils geköpft wurden. Der Rest entkam durch die Flucht.

Die von Arras hatten eine Deputation von 22 oder 23 zusammengemacht, um als Ambassad zu der Prinzessin von Burgund zu ziehen; sie wurden aber mit ihren Instructionen gefangen und alle geköpft; denn sie hatten mir einmal geschworen. Einer war darunter, Meister Oudard von Bussy, dem ich eine Stelle im Parlement gegeben hatte [11]). Damit man seinen Kopf unter den andern heraus kennen möchte, ließ ich ihm eine schöne verbrämte Mütze aufstülpen. So präsidirt er also izt auf dem Markte zu Hesdin.

Sobald etwas Neues passirt, will ich es Ihnen zu wissen thun. Ich bitte Sie, unterdessen wohl für alles dort Sorge zu tragen; und geben Sie mir oft Nachricht von dem, was sich ereignen möchte. Adieu.

Verdun den 26. April.

Unterzeichnet Ludwig.

weiter unten Jesme.

Zwei-

Zweiter Brief.

Mein Herr von Bressiure!

Dem Vernehmen nach steht der Herr von Rohan mit dem Herzog in Tractaten, um nach Bretagne zu gehen, und ist zu dem Ende bereits nach einer Abtei bei Nantes abgegangen. In Rücksicht auf die Zeitumstände wäre es mir sehr unangenehm, ihn zu verlieren; ich bitte Sie daher, ihm unverzüglich nachzureisen (Sie können es ganz sicher, ohne alle Gefahr) um ihn auf eine gute Manier zu mir zu bringen. Fangen Sie drei oder vier seiner Leute weg, die am meisten für diesen Uebergang nach Bretagne sind, und reden Sie mit denen, die für uns sind, um sie vollends ganz auf unsre Seite zu bringen, damit sie machen, daß er zu mir kömmt. Versprechen Sie ihnen Geld und Gut, und daß ich den Herrn von Rohan gut behandeln werde. Indessen verhindern Sie auf alle Fälle, daß er nach Bretagne geht; auf eine oder die andre Art, so gut es geht; doch wünschte ich am liebsten, daß es in Güte geschehen könnte.

Es ist ein junger Mensch aus Dauphine' bei ihm, der ihn ganz in seiner Gewalt hat. Reden Sie mit ihm, und mit allen, von deren Einfluß Sie sich etwas versprechen zu dürfen glauben.

Victoire [11]) den 7. Sept.

Ludwig.

Petit.

(Wie ſchlau! den Herrn von Rohan wollte er durchaus haben, denn es war damals ſchon ein großes Haus, wie es jetzt noch iſt.)

Dritter Brief.

Mein Herr von Breſſiure!

Ich bitte Sie, ſich bei Merichon unter der Hand zu erkundigen, ob ihm ſein Hotel zu la Rochelle nicht feil wäre, denn ich möchte es gern für mich oder einige der Meinigen haben, um näher bei ihnen zu ſeyn, und als ihr Nachbar ſie im Zaum zu halten. Ich verlange nichts von ſeinen Grundſtücken noch ſonſt, ſondern blos das Hotel. Seien Sie aber ja behutſam, damit er nicht merkt, daß ich im Spiel ſey und es kaufen wolle. Adieu.

Pleſſis du Parc [13]) den 20. May.

Mein Herr von Breſſiure! was ich Sie bitte; alles ſo geheim, daß keine Seele etwas davon erfährt.

Ludwig.

Seerbiſey.

Vierter Brief.

Mein Herr von Breſſiure!

Sie wiſſen, wie ſehr mir die Sache am Herzen liegt, wegen der ich meinen Stiefonkel von Maine an Sie geſchickt habe; darum bitte ich Sie, es möglichſt zu betreiben, und ſo, daß noch vor Ihrer Abreiſe die Sache beendigt iſt. Auf alle Fälle aber ſchreiben Sie wenigſtens

ſtens vor dieſer Ihrer Abreiſe an meinen Bruder den Connetable, daß die Sache (ſie ſtehe übrigens, wie wolle) in Richtigkeit ſei, und ſchicken Sie einen eignen Boten damit ab. Ich bitte Sie aber ſehr, dieß ja nicht zu unterlaſſen.

Point de Se [14]), d. 16. Jul.

Ludwig.

de Chenſard.

(Ein andrer Pfiff, dieſen Connetable übers Ohr zu hauen!)

Fünfter Brief.

Mein Herr von Breſſiure!

Aus der Normandie und anderwärts meldet man mir, daß die Engliſche Armee für dieß Jahr auseinander gegangen iſt; weil ich nun ſehe, daß es voritzt weiter nichts zu thun giebt, ſo gehe ich zurück, um die Jahrszeit zu genieſſen, und einſtweilen wilde Eber zu erlegen, bis ich Engländer [15]) erlegen kann. Geben Sie mir indeſſen immer Nachricht von ſich, und beſonders gehen Sie nicht von Ihrem Poſten (unter uns!), und brauchen Sie mich, ſo ſchreiben Sie mirs, ſo will ich zu Ihnen kommen; aber thun Sie mirs zu wiſſen. Adieu.

Argenton, d. 4. Nov.

Ludwig.

de Doyate [16]).

(Dies heißt als braver tapfrer König geſprochen, die Zeit zu Schweinhatz ſo wenig verlieren zu wollen,

wollen, als die, wo es gegen die Engländer gehen werde; und dabei dennoch auf den ersten Nothfall seinen Leuten beizuspringen!)

Sechster Brief.

Mein Herr von Bressiure!

Ich habe vernommen, daß die Truppen meines Stiefbruders von Guyenne sich rüsten, in unsre Länder einzufallen, was Gott nicht wolle! Sollte dem aber so seyn, so bitte ich Sie, ihnen schleunigst den möglichsten Widerstand entgegen zu setzen. Ich erwarte Bericht von Ihnen, um weitere Vorkehrungen zu treffen, wenn ich nicht selbst zu Ihnen komme.

Vendome, d. 11. Oct.

Ludwig.

Demoulins.

(Er ließ sich nicht schrecken und sprach brav, dieser König.)

Siebenter Brief.

Mein Herr von Bressiure!

Ich habe die Briefe des Herrn von Calabre gelesen, und in Rücksicht auf die schriftliche Beglaubigung, die er mir schickte, werde ich mich nur zu gelegener Zeit darauf einlassen. Ich schreibe diesem Calabre, und auch meinem Vetter dem Bastard [17]. Ich bitte Sie, mein Herr und Freund, auf alles wohl Acht zu haben, und daß kein Uebelstand sich während meiner

ner Reiſe ereigne, wie ich zu Ihnen das Zutrauen habe.

Chantelle, d. 4. März.

Ludwig.

Jesme.

Achter Brief.

Mein Herr von Breſſiure!

Ich habe geſehen, was Sie und der Herr Haus-Hof-Meiſter mir in Betreff der Frauen von Pointievre geſchrieben haben. Ich antworte ihm, alles ſo zu laſſen wie er es gefunden hat, denn der Herr von Pointievre iſt hier, und ich habe ihm bereits den Eid abnehmen laſſen.

Amboiſe, d. 24. Sept.

Ludwig.

Parent.

(Eben ſo ſchrieb er an dieſen Haushofmeiſter, und die Aufſchrift dieſes Briefs war: An unſern Lieben und Getreuen, den Rath und Haushofmeiſter Jean Guerin. Was für ein Herr! Man denke ſich noch, daß es irgend ein Burſche von niedriger Herkunft war; denn deren bekiente er ſich oft lieber als anderer, wenn ſie ihm ſonſt gut dienten.)

Neunter

Neunter Brief.

Mein Herr von Bressiure, mein Freund!

Sie werden wohl wissen, daß der Papst kürzlich auf meine Verwendung dem Herrn von Evreux [18]) die Abtei von Bourgueil verliehen hat. Weil ich nun gehört habe, daß Sie Curator des verstorbenen Bischofs von Malaize' [19]) seien, der diese Abtei sonst hatte, und daß daher in dessen Vermögen mehreres steckt, was eigentlich gedachtem Bischof von Evreux, seinem Nachfolger, zukäme, so bitte ich Sie, dazu behülflich zu seyn, daß alles wiedererstattet werde: denn es ist ein guter Teufel von einem Bischof bis izt wenigstens; denn ich weiß nicht, wie es in die Zukunft werden wird. Izt ist er beständig auf meinen Dienst bedacht. Ich bitte Sie noch einmal darum, Herr von Bressiure, mein Freund, daß es ja ganz unfehlbar geschehe.

Compiegne, d. 8. Aug.

Ludwig.

Merlin.

(Ich denke hiebei, daß die Herrn Canonici zu der Zeit dieses Königs sich den Kopf eben nicht allzusehr über ihren Bischofswahlen zerbrochen haben mögen, und daß er alles maß, zuschnitt, und verarbeitete. Man bemerke zugleich, daß er diesen Bischof einen bon diable nennt. Er mag wohl den nachherigen Cardinal Balue meinen, der ihm aber späterhin ganz anders sich zeigte.)

Zehnter Brief.

Mein Herr von Breſſiure!

Ich habe gehört, daß der Herr von Saint Lou bei Ihnen geweſen ſei, um mit Ihnen zu Rath zu gehen, was er ferner zu thun hätte, und wundre mich ſehr, daß Sie ihn nicht feſtgenommen haben, in Rückſicht der großen Verrätherei und Bosheit, die er gegen mich begangen hat. Wenn ich je wieder Zutrauen in Sie ſetzen ſoll, ſo verſichern Sie ſich ſeiner unverzüglich, im Fall er noch an einem Ort iſt, wo Sie ihn bekommen können; es nagt mir ſehr am Herzen, daß Sie mich nicht von ſeinen Gängen benachrichtigt haben. Ich bitte Sie, mich wiſſen zu laſſen, wie ſichs verhält.

Pleſſis du Parc, d. 16. Jan.

Ludwig.

de Chaumont.

(Der Herr von Breſſiure mag wohl auf dieſen Brief ſich ſehr darnach umgeſehen haben, den Herrn von St. Lou herbeizuſchaffen. Auch mußte dieſer Saint Lou wohl etwas Großes ſeyn, da der König ihn Monſieur nennt. Ich kannte Abkömmlinge von ihm, die noch itzt vorhanden ſind; unter andern einen, der als Lieutenant bei einer der Leibcompagnien des Herrn von Strozzy bei la Roche la Belle als ein braver tapfrer Mann fiel.)

Elfter Brief.

Mein Herr von Breſſiure!

Ich habe gehört, daß die Engländer kürzlich das Schiff des Herrn des Bordes angehalten haben. Man muß

muß ſich daher vor ihnen hüten, und dieß überall bekannt machen, wo Sie glauben, daß es nützlich und nöthig ſeyn möchte, ſowohl zur See als zu Land, beſonders zu Rochelle, St. Jean d'Angely, Xaintes und ſonſt, wo es nöthig iſt; ohne jedoch etwas gegen ſie zu unternehmen, noch Krieg mit ihnen anzufangen. Auch muß man auf die Engliſchen Kaufleute ein Auge haben, damit ſie nicht unter dem Vorwand von Handelsgeſchäften im Lande etwas anſpinnen. Nehmen ſie etwas, ſo nehme man ihnen dagegen wieder eben ſo viel; nur mache man nie den Anfang. Adieu.

Pleſſis du Parc, d. 22. Jan.

Ludwig.

Amiet.

Zwölfter Brief.

Mein Herr von Breſſiure!

Ich habe Ihr Schreiben erhalten, worin Sie eines gewiſſen Huiſſon erwähnen, der, wie Sie ſagen, bei einer vorgeblich von mir erhaltenen Commiſſion viel Uebles begangen hat. Ich verlange zu wiſſen wer dieſer Huiſſon iſt, und worin die bei dieſer Commiſſion von ihm begangenen Uebelthaten beſtehen. Ich bitte Sie daher, mir ihn ſogleich nach Leſung dieſes wohl gebunden und geknebelt hieher zu ſchicken, unter ſo guter Begleitung, daß er nicht entwiſchen kann. Dabei ſchicken Sie mir zugleich die vollſtändigen Unterſuchungsacten in dieſer Sache, aber ja vollſtändig, daß nichts daran fehle. Auch melden Sie mir bald, was Sie Neues wiſſen, damit ſchleunig Anſtalten zur

Ver-

Vermälung des ſeinen Herrn mit einer dreibeinigen Braut (potence) gemacht werden könne.

Pleſſis du Parc, d. 30. Jan.

Ludwig.

Jesme.

(Ohne Zweifel iſt der arme Teufel bei ſeiner Ankunft ſogleich expedirt worden, denn der König ſchrieb voll Haſt und Zorn, wie man wohl ſieht.)

Dreizehnter Brief.

Herr von Breſſiure, mein Freund!

Ich ſchicke gegenwärtig meinen Sohn von Beaujeu [20]) nach Guyenne. Ich bitte Sie, bei allen Gefälligkeiten und Dienſten, die Sie mir je erzeigen können, begleiten Sie ihn, und gehorchen Sie ihm wie mir ſelbſt. Dabei ſorgen Sie überall für gute Proviſion und verlieren Sie ihn nicht aus den Augen, wie ich den Herrn von Achon mündlich ausführlicher an Sie aufgetragen habe, dem Sie daher in Allem glauben werden, was er Ihnen von mir ausrichtet.

Roye, d. 7. May.

Ludwig.

Johier.

(Man ſieht aus dieſem Befehl, ihn nicht aus den Augen zu laſſen, daß L. ſeinem eignen Schwiegerſohn nicht traute.)

Vierzehnter Brief.

Herr von Breſſiure, mein Freund!

Ich habe Ihren Brief erhalten; was nun die Confiſcation der Frau von la Rochefoucaut betrifft, ſo iſt

es billig, daß der Herr von Maille sie bekommt, da er sie geheurathet hat; denn Uebel zu Uebel thut nicht gut und taugt nichts. Ich danke Ihnen, so sehr ich kann, für die gefällige Eile, womit Sie die Ihnen gegebene Commission betreiben, und für das Verbot, das Sie besorgten, den Bretagnern nicht zu nahe zu treten; auch bitte ich Sie wiederholt, sie gut zu behandeln, und ihnen nichts abzufordern.

Mein Herr von Bressiure, mein Freund, ich schicke meinen Sohn, den Herrn von Beaujeu, dorthin, um für alles Nöthige in Güyenne zu sorgen. Ich bitte Sie, ihn nicht zu verlassen, und mir dabei zu dienen, wie ich zu Ihnen das Vertrauen hege.

Bray an der Somme, d. 10. Mai.

Ludwig.

Jesme [21].

Funfzehnter Brief.

Mein Herr von Bressiure!

Ich habe mit der Frau von Belleville über den Platz Montagu Richtigkeit getroffen, und Blanchefort geht dahin ab, um ihn für mich in Besitz zu nehmen. Da ich nun, wie Sie wissen, Leute hinein legen muß, so bitte ich Sie vorläufig, bis ich in kurzem selbst weitre Maasregeln getroffen haben werde, sogleich nach Lesung dieses schleunigst dreißig bis vierzig Kerle von Adel dahin zu schicken. Sie sollen am Samstag unfehlbar dort eintreffen, gut auf dem Zeuge, wohlgekleidet, und jeder mit einem guten Geschoß. Sie sollen aber keinen Lärm machen, und, wenn sie vor den Platz kommen,

men, ſollen ſie gedachten Blanchefort hineinſchicken und ſagen laſſen, daß ſie da ſeyen.

Mein Herr von Breſſiure, mein Freund! Sie wiſſen, daß mir ſehr viel hieran gelegen iſt; ich bitte Sie daher, alles ſo gut und ſchleunig zu betreiben, daß es an nichts fehlt, damit ſie auf den Tag eintreffen, und daß es lauter Leute ſind, auf die Sie ſich vollkommen verlaſſen können, und keine vom hohen Adel (seigneurs), die man nicht wohl brauchen kann.

Sable, d. 2. Aug.

Ludwig.

Thilhart.

Man ſieht in dieſem Brief, daß der König die Adelichen bei ihrem Einmarſch in dieſen Platz gern gut gekleidet und bewaffnet wiſſen möchte. Auch will er keine vom hohen Adel dabei haben, weil dieſe zu ſehr gewohnt ſind, ſelbſt die großen Herrn zu ſpielen, und alſo nicht viel mit ihnen auszurichten iſt. Er will lieber Adeliche vom Mittelſchlag, auf die man ſich ſchon eher verlaſſen kann, und die beſſer Strapazen aushalten, als die Großen.

Ohne uns länger bei dieſem König aufzuhalten, muß man doch ſagen, daß er ein groſſer König war, ſowohl in Staatsangelegenheiten, wie Philipp von Comines ihn ſchildert, als von Seiten der Tapferkeit und kriegeriſchen Einſicht, wie er ſelbſt beſonders in der Schlacht bei Montlheri bewies, die er tapfer lieferte, ohne ſich durch die verbündete Macht der Gröſten ſeines Reichs

ſchrecken zu laſſen, die ſich fürs allgemeine Beſte verbunden und empört hatten.

Ich habe von einer vornehmen Dame gehört, daß der König Franz ihn ungemein pries, das einzige abgerechnet, daß er ein wenig zu grauſam und blutdürſtig geweſen ſey; vorzüglich lobte er an ihm, daß Er es eigentlich geweſen ſey, der die Könige von Frankreich aus der Schule [22]) losgeſprochen und befreit habe. „Denn „vor ihm, ſagte er, waren die Könige nichts, als Halb„Könige, und hatten noch nicht das Anſehn und Ue„bergewicht über ihr Reich, wie nachher; beſonders „miſchten ſich die Reichsſtände und Parlementshöfe noch „ſehr mit ein, ihre Handlungen, Willensmeinungen „und Befehle zu controliren und zu hofmeiſtern; ſtatt „daß dieſer König, wenn er auch ſeine Stände und „Parlementer zuſammenberief, ſicher war, ſie würden „nichts anders ſagen und thun, als was Er wollte, „ſetzte, ordnete, verdammte, losſprach, begnadigte, „ganz nach ſeinem Gutbefinden.“

Der König Franz ſagte hiebei ferner: ſo müſſe man regieren, und ſich dem Richter von Montravel in Perigord gleich ſetzen, der zu ſeiner Zeit amtirte, und vordem lange die Feldzüge in Italien mitgemacht hatte. Es war ein guter feſter Kumpan, faßte ſeine Sentenzen ab und warf ſie hin, wie es ihm beliebte. Ließ ſichs dann jemand einfallen, davon zu appelliren, ſo hatte er allezeit bei ſeinem Richterſtuhl ein langes zweiſchneidiges Schwerd; dieß zog er dann blank und ſetzte es mit einem derben Fluch (cap de Dieu) Appellanten an die Gurgel, und drohte, ihm den Kopf vom Rumpfe zu hauen, wenn er nicht von ſeiner Appellation abſtehe; damit jagte er ihm denn eine ſolche Furcht ein, daß er ſich das gefällte Urthel gefallen laſ-

ſen,

ſen, und bekennen mußte, es ſei wohl geſprochen und übel appellirt. Es iſt ein drolliges Geſchichtchen, das Sprüchwort davon aber iſt noch izt in jener Gegend im Umlauf: „Er iſt wie der Richter von Montravel, „der in ſeinem Singen und Sagen mit Gewalt recht „haben will!“—

Bei dieſer Brieſſammlung von des Königs Hand bemerkte ich denn auch ſein Handzeichen zur Unterſchrift, das in der That ſehr ſchön und gut gemacht iſt, obwohl etwas wunderlich ausſieht. Ich habe es nachgezeichnet und lege es hier meinen Leſern vor, wiewohl ich mir leicht denken kann, daß es in den Parlements- und Rechenkammer-Archiven im Ueberfluß anzutreffen und wohl dem meinigen in allen ähnlich ſeyn wird. Es ſieht folgendermaßen [22 b.]) aus:

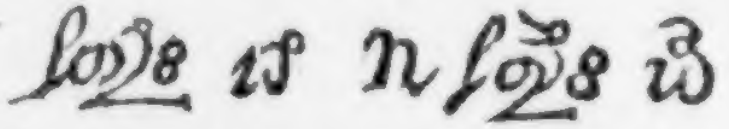

Ich überlaſſe es Leuten von Einſicht, die Form der Buchſtaben zu beurtheilen. Ein Sachverſtändiger findet vielleicht viel an der Rechtſchreibung zu tadeln, beſonders am letzten s.

Zum Beſchluß von dieſem großen König, will ich noch Eins anführen, das ich in der Chronik von Savoyen geleſen habe, und das ſchon noch einmal erzählt zu werden verdient. Es ſoll aber auch das Letzte ſeyn.

Papſt Eugen ſchickte einſt einen gelehrten, tüchtigen und großen Mann, aus Griechenland, den Erzbiſchoff Beſſarion von Nicäa, als Legaten an ihn, um

Frieden zwiſchen ihm und dem Herzog Karl von Burgund zu vermitteln. Dieſer gute Doctor nun, beſſer in der Philoſophie als in der Hofetikette bewandert, wußte keinen Unterſchied zwiſchen gros und gröſſer, Lehnsherrn und Vaſallen zu machen, und gieng zuerſt zum Herzog, und alsdann, nachdem er von dem abgefertigt war, erſt zum König.

Ludwig, der dieſe Art des guten Philoſophen ſehr befremdend fand, erſt zum Vaſallen und dann zum Herrn zu gehen, glaubte, es geſchehe aus einer Art von Geringſchätzung. Er nahm ihn daher zwar an, und ließ ihn ſeine philoſophiſche Rede noch ſo ziemlich herſagen: dann aber legte er mit halb erzürnter halb ſpöttiſcher und verachtender Mine ihm die Hand auf den ehrwürdigen Bart, und ſagte: Ehrwürdiger Herr, barbara graeca genus retinent quod habere ſolebant! und damit ließ er ihn ohne weitere Antwort ganz verdutzt ſtehen, und gieng; auch ließ er ihm hernach noch durch jemand ſagen, er hätte ſich zu entfernen, denn er würde keine andre Antwort noch Abfertigung weiter erhalten.

Der arme ehrwürdige Herr ärgerte und kränkte ſich hierüber ſo ſehr, daß er nach ſeiner Rückkunft zu Rom daran ſtarb.

Wo mochte wohl der König dieſen Vers her haben, um ihn in der Geſchwindigkeit ſo gut anzubringen [33])?

Er fürchtete weder den Papſt noch andre Mächte ſeiner Zeit. Ich ſehe indeſſen nicht, warum er dieß Point d'Honneur und Vorzugsrecht hier ſo hoch nahm, da doch der gute Prälat darin zu entſchuldigen war. Denn er war ganz redlich zu Werk gegangen und hatte es nach dem Kirchen-Ceremoniel genom-

nommen: quia qui canit magnam missam, vadit ultimus in processione et est major.

Ich überlasse es einsichtsvollern Männern, diesen Punkt auszumachen, und führe blos für mich an, daß der gute Papst Pius V. seinen Nepoten eher an den König Dom Philipp von Spanien schickte, als an unsern König Carl IX. nach Blois, ohne daß König Carl sich darüber formalisirte. Denn vorher hatte Paul III. seinen Nepoten umgekehrt erst an den König Franz und dann an den Kaiser geschickt.

II.

Karl der Achte,

König von Frankreich.

Ich komme itzt auf unsern kleinen König Karl VIII. Klein nenne ich ihn, wie mehrere seiner Zeit, und andere nachher aus einer gewissen Gewohnheit, ihn nannten, wegen seiner kleinen Statur und schwächlichen Complexion, wobei er aber — sehr gros war an Seele, Muth und Tapferkeit, so daß nicht nur die Franzosen, sondern auch Ausländer ihm ohne sein Zuthun den rühmlichen Vers zur Devise gaben:

Major in exiguo regnabat corpore virtus.

Diesen großen König ließ sein Vater Ludwig XI. beinahe von allem Umgang mit Menschen abgesondert

auf dem Schloß Amboise erziehen, nicht wie einen königlichen Prinzen, nicht einmal wie einen bloßen, apelischen Junker; alles war dabei so eingerichtet, daß er nicht beherzt werden sollte, um nichts gegen seinen Vater zu unternehmen. Er behandelte ihn also nach seiner eignen ehemaligen Krankheit, aus Eifersucht um seinen Staat und seine Person.

Demungeachtet konnte diese schlechte Erziehung den von so vielen braven Königen angestammten Muth nicht schwächen, so daß er nach dem Tod seines Vaters und nachdem dieß Joch ihm abgenommen war, nichts desto weniger nach hohen Dingen trachtete, und, nicht zufrieden mit dem großen ererbten Reich, (auf das der Ehrgeiz seines Vaters sich beschränkte, ohne weiter um sich greifen zu wollen) auch noch das von beiden Sicilien an sich reißen und sich dann zum Kaiser vom Orient krönen lassen wollte.

Wer hätte bei einer solchen Erziehung in diesem jungen König je solchen hohen Muth und Ehrgeiz erwarten sollen? Denn das alte Sprichwort sagt sonst, Erziehung siege über die natürliche Anlage und mache erst den Menschen; wie auch Lykurg mit dem Beispiel der beiden Hunde seinen Lacedämoniern bewies. Allein hier bei diesem großherzigen König traf dieß nicht ein, denn seine schlechte Erziehung that seiner edeln Anlage und seinem braven Muth keinen Abbruch, wodurch er auch einer der größten Könige in Frankreich, ja in der ganzen Christenheit, wurde.

Da er von seiner zarten Jugend an edeln Ehrgeiz in sich genährt hatte, unternahm er den Zug gegen Neapel um es zu erobern; wiewohl gegen den Rath aller seiner großen Feldherrn, und gegen die Meinung

nung einiger Stände, ja ohne Geld sogar, das doch der Nerv des Kriegs ist.

So gieng er also aus seinem Reiche ab, und ehe er noch die Hälfte seines Wegs gemacht hatte, gebrach es ihm schon an Gelde, so daß er sich genöthigt sah, den Schmuck der Herzoginn von Savoyen und der Markgräfinn von Montferrat, zweier sehr französisch und edel gesinnter Damen, zu borgen und dann zu verpfänden; Er verfolgte darauf seinen Weg mit kühnem Muth, und setzte schon durch das bloße Gerücht von seinem Anmarsch ganz Italien so in Schrecken, daß er blos seine Fouriers mit dem Bleistift vorauszuschicken hatte, um Quartiere anzuweisen, wie es ihnen beliebte, ohne den mindesten Widerstand zu finden.

Der Papst wollte es zwar einigermaßen wagen, Ihn durch seine Bannblitze aufzuhalten; Er marschirte aber, ohne sich daran zu kehren, gerade auf Rom los, und ließ ihm sehr artig sagen: Er habe schon lange her dem Herrn Sankt Peter zu Rom ein Gelübde gethan, (wie pfiffig!) das Er nun selbst mit Gefahr Seines Lebens erfüllen müsse.

So zog er im Triumph in Rom ein, ganz gewaffnet mit aufgesetzter Lanze, als wenns zum Angriff gienge; wodurch er wohl zu verstehen geben wollte, wenn jemand Mine mache, sich gegen Ihn zu rühren, so sei er mit seinen Leuten bereit, alles nieder zu schmettern. Der Einzug sah daher weniger einer Feierlichkeit als einem feindlichen Einbruch ähnlich. Er geschah in Schlachtordnung, unter dem Schmettern der Trompeten und dem Wirbeln der Trommeln; die Fouriers wiesen Quartier an, wo sie wollten; es wurde eine Hauptwache angelegt, Posten ausgestellt, Ronden und Patrouillen umhergeschickt; Galgen und Esel aufgerich-

tet zur Justiz; und Befehle, Edicte und Verfügungen unter des Königs Namen bei Trompetenschall publicirt, wie in Paris selbst. Man nenne mir nun einmal einen König von Frankreich, der je so etwas gethan hätte, den einzigen Karl den Grossen ausgenommen, der jedoch schwerlich mit solchem Stolz und Ansehen zu Rom verfuhr.

Es war nichts übrig, als daß er diese glorreiche Stadt sich ganz zu eigen gemacht hätte, da sie einmal in seiner Gewalt war; auch war er auf Eingebung seines Ehrgeizes und auf Zureden einiger seiner Räthe wohl nicht abgeneigt; allein die Verletzung der heiligen Religion und der Vorwurf eines Vergehens gegen Se. Heiligkeit, den man ihm hätte machen können, hielt ihn ab, wiewohl der Papst ihm Ursache dazu gegeben hatte, und man voraussehen konnte, daß es dabei noch nicht bleiben würde, wie auch geschah. So sehr nun auch viele in Ihn drangen, demselben Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und sich wenigstens in Positur gegen ihn zu setzen, so wollte Er es doch nicht thun, sondern erzeigte ihm alle Ehrerbietung und Obedienz, küßte ihm auch in aller Demuth den Pantoffel [24]).

Er zog hierauf [25]) in kleinen Tagreisen gerade gegen Neapel, wo er ohne Schwerdstreich zu einem Thore einrückte, während sein Feind, der König Ferdinand, aus dem andern davon gieng [26]) und sagte: wo Gott die Stadt nicht selbst bewacht, da ist umsonst der Wächter Wacht. Die Schlösser vertheidigten sich jedoch noch eine Zeit lang; als er sie aber belagerte und beschoß, ergaben sie sich.

Der König war dabei gewöhnlich selbst mit in den Laufgräben, und ließ sich sogar sein Essen dahin bringen. So traf ihn der Fürst von Tarent, der ihm aufwartete,

wartete, und wunderte ſich ſehr, ihn hier wie einen gemeinen Soldaten zu finden, wobei er ſeine Tapferkeit ſehr rühmte.

Er that würklich hierinn mehr als König Franz, der nach der Einnahme von Mailand nicht in die Stadt kommen wollte, bis Dom Pedro von Navarra das Schloß erobert hätte. Der König wollte dieſe Schlöſſer ſelbſt mit erobern, und dann hielt er ſeinen triumphirenden Einzug in kaiſerlichem Ornat, mit einem großen Scharlachmantel, mit einem feinen Hermelinkragen, den Reichsapfel in der rechten, das kaiſerliche Scepter in der linken, und auf dem Haupt eine reiche goldene Krone nach Art der kaiſerlichen, mit einer Menge Edelgeſteinen beſetzt, worinn er alſo den Kaiſer von Conſtantinopel nachahmte, wozu der Papſt ihn gekrönt hatte. Daher nannte ihn auch alles Volk laut und einſtimmig Imperator auguſtus.

Wer die nähern Umſtände dieſes prächtigen Einzugs genauer wiſſen will, der ſchlage Gaquin nach, wo alles ganz ausführlich beſchrieben iſt. Dort findet man auch angeführt, wie die ſchönen vornehmen Damen vom Land und der Stadt auf den Straßen und Hauptplätzen erſchienen, ſo ſchön und reizend und geſchmackvoll geſchmückt, daß unſre Franzoſen gar nichts ſchöners zu ſehen wußten, und die ihrigen nie ſo ſchön und reizend gefunden hatten. Dieſe Damen reichten dem König, wo er vorüber kam, ihre jungen Kinder dar, und baten ihn, ſie mit eigner Hand zu Rittern zu ſchlagen, was ſie für große Ehre und Glück hielten. Er ſchlug es ihnen auch nicht ab, ſowohl um ſich ihnen gefällig zu erzeigen, als um mit deſto mehr Muße und Vergnügen den angenehmen Anblick ihrer Schönheit und Reize genießen zu können, und ihren ſtolzen reichen Putz zu betrachten.

Hierauf

Hierauf gieng er nach der Cathedralkirche, um vor dem Hochaltar Gott für den Sieg zu danken. Auf dieſem Altar befindet ſich auch das Haupt des Heil. Januarius und ſein heiliges Blut, das noch auf dieſen Tag zu ſehen iſt.

Am Tag nach ſeinem Einzug hielt er im neuen Schloß an zwei großen Tafeln für die Großen des Landes eine große herrliche Tafel aus, wobei auch die Damen ſich befanden, wie ich mir zu Neapel habe verſichern laſſen. Nach der Abendtafel nahm er den Huldigungseid von ihnen an, den ſie gern und willig und mit einer Menge ſchöner Verſicherungen ablegten. Sie hielten aber dieſe nachher ſchlecht, als er wieder weg war, und darum ſind ſie ſehr zu tadeln; denn ſicher hatten ſie an ihm den beſten, ſanftmüthigſten, menſchenfreundlichſten König, den ſie und wir ſeit langer Zeit gehabt haben.

Bei dem Einzug des Königs fand man nichts auszuſetzen, auſſer daß der Herr von Beaucaire bei ihm war, und den Connetable von Neapel vorſtellte. Dieß war freilich nicht ſchön, denn er war noch ganz kürzlich ſein Kammerdiener geweſen [27]). Es war alſo nicht gut anzuſehen, daß er izt das Schwerdt tragen ſollte.

Auf eine ähnliche Weiſe ſah ich eine Menge Leute darüber befremdet, daß ein gewiſſer Marſchall [28]), den man als ein ganz kleines Weſen, ja als Proviantkommiſſär bei der Belagerung von Amiens vor nicht ganz fünf und zwanzig Jahren geſehen hatte, bei der Krönung Heinrichs III. das Amt eines Pair und Connetable von Frankreich zu verſehen, und den Degen zu tragen bekam. Es geſchah aber hier nur in Ermanglung eines andern; denn zween ſaßen in der Baſtille [29]), und der dritte wurde von der Juſtiz verfolgt [30]). Es ließ jedoch ſehr übel und wurde bitter beſpöttelt.

Die

Die genaue Angabe der Mannſchaft zu Fuß und zu Roß, der Land- und Seetruppen, des ſtolzen prachtvollen Aufzugs, der Artillerie, und überhaupt der ganzen gut zuſammengeſetzten Macht, die ganz Italien mit Schrecken füllen mußte, wie ſie that, findet man ebenfalls in dem guten Chronikenſchreiber Gaguin, ſo wie auch bei Paul Jovius.

Ich breche daher hier davon ab, und ſage nur noch folgendes. Nachdem der wackre König ſein Reich in Ordnung gebracht, und Herrn und Damen eine Menge artiger Vergnügungen mit ſchönen Rennen nach franzöſiſcher Sitte gemacht hatte, wobei er mit ſeinen vier Lieblingen Galliot, Chatillon, Bourdillon und Bonnevat [31]) ſich gewöhnlich unter den beſten hervorthat, reiſte er wieder ab und auf demſelben Wege zurück. Denn er hatte von dem großen Bündniß gehört, das gegen ihn gemacht worden war [32]), um ihn nicht ziehen zu laſſen, ſondern ihn bei Fornova, wo man ihn erwartete, gänzlich zu Grund zu richten.

Er hatte zwar nur die Hälfte ſeiner Armee bei ſich (die andre Hälfte war zu Beſatzungen zurückgeblieben), dennoch fürchtete er ſich nicht vor der feindlichen Uebermacht, und erwählte zu Bedeckung ſeiner Perſon nur die tapferſten, die an ſeiner Seite fechten ſollten. Er ſelbſt that am Tag der Schlacht [33]) Wunder perſönlicher Tapferkeit. Er ritt einen einäugigen Rappen, Savoye genannt (weil der Herzog von Savoyen ihn ihm gegeben hatte), der ihm hier ſehr gute Dienſte that. Er war ganz geharniſcht, und trug über ſeinem reichen Harniſch ein ſehr koſtbares Jäckchen (Jaquette, Waffenrock) mit kurzen Ermeln, weiß und violet, mit Jeruſalemskreuzen, von feiner Stickerei und mit Goldblättchen beſät. Sein Pferd war ebenfalls geharniſcht; ſein

ſein Kopfſchmuck ſehr koſtbar und prächtig, kurz er war vollkommen als ein ächter Streiter ausgerüſtet.

Einige ſeiner Streitgefährten machten aus Dienſteifer und Liebe ſeine Farben und ſeine Kleidung nach, nämlich ſein guter Vetter, der Herr von Ligny, die Herrn von Pienne, und der Baſtard von Bourbon, Matthieu. Seine andern Günſtlinge, die ich vorhin nannte, mögen wohl kein gleiches gethan haben, wiewohl die Geſchichte nichts davon erwähnt. — Ueber die Wahl dieſer neuen Kampfgenoſſen wurden übrigens viele eiferſüchtig und neidiſch. — Dergleichen Wahlen können würklich einem Fürſten oft nützlich ſeyn; denn es iſt doch allemal etwas ſchönes, ſich bei einer ſo wichtigen Sache von ſichern tapfern Männern beſonders unterſtützt zu wiſſen: hier indeſſen half es dem König weiter nichts, denn ſeine Kampfgenoſſen zerſtreuten ſich, von ihrem Muth hingeriſſen, hierhin und dahin ſo ins Getümmel der Schlacht, und zu Verfolgung des Siegs, daß der König, wie Philipp von Comines ſagt, eine halbe Stunde lang ganz allein gelaſſen wurde, und ohne ſeinen braven tapfern Muth, ſeine beherzte hartnäckige Gegenwehr und ſein braves Streitroß gefallen oder gefangen genommen worden wäre.

Man ſollte überhaupt bei ſolchen wichtigen Aſſären ſeiner beſondern Wahl und Beſtimmung gemäß, ſein Auge mehr auf den nähern beſondern Zweck haben, als ſich durch ſeine Hitze und ſeinen Muth hinreiſſen laſſen.

Ich habe mir von alten Generals ſagen laſſen, daß nach ehmaliger Kriegsſitte die erſten, oberſten Stallmeiſter der Könige von Frankreich ſtets um deren Perſon ſeyn mußten, ohne von ihrer Seite zu weichen, und daß ihre Beſchäftigung dabei war, die Streiche von ihren Herrn abzuwenden. Dieß that z. B. der

brave

brave Oberſtallmeiſter St. Severin in der Schlacht bei Pavia ſeinem Herrn, König Franz; er blieb aber auch in dieſer Schlacht, und erwarb ſich dabei die Gnade und das Lob ſeines Königs, der ihn nachher ſehr darum zu rühmen wußte.

Man darf indeſſen die neun Kampfgenoſſen Karls VIII. um eines ſo leichten Fehlers willen nicht tadeln, da er zu ſehr durch Edelmuth und Tapferkeit entſchuldigt werden muß; denn jeder Fehler in dergleichen Gefechten iſt entſchuldbar, wenn er nur von einem Ueberfluß von Tapferkeit herrühret, und von Muth begleitet iſt.

Der Baſtard von Bourbon, Matthieu genannt, erwarb ſich bei dieſer Schlacht großen Ruhm, weil er ſich ſehr wacker hielt. Er gerieth aber dabei in Gefangenſchaft, ſehr nahe bei der Perſon ſeines Königs und Gebieters, der viel auf ihn hielt und ihn ſehr liebte, wie billig. Er hatte ſchon Ludwig XI. ſehr gut gedient, und war deßwegen mit anſehnlichen Stellen beehrt worden. Wie aber dieſer König nach Laune leicht erhob und wieder ſtürzte, ſo ſetzte er auch dieſen wieder ab. — Er war ein ſehr guter General, und hatte Einfluß bei ſeinem Herrn. Dieß zeigte er, als er dem König, da der Feind anrückte, zornig zurief: „Sire! Sire! vorwärts! Es iſt izt traun nicht mehr Zeit, ſich mit Ritterſchlagen aufzuhalten. Da haben wir den Feind. Auf! an ihn!“ — Der König folgte und gieng ſogleich auf die Feinde los.

Noch muß ich einen großen Fehler bemerken, den die franzöſiſche Generalität an dieſem Tage begieng. Die Feinde giengen nämlich bei dieſer Schlacht vorzüglich darauf aus, den König ſelbſt aus dem Weg zu räumen

men, theils aus perſönlicher Erbitterung, theils in Hoffnung, daß, wenn er gefangen oder getödtet würde, für Frankreich alles verloren, für ſie alles gewonnen ſey. Um nun ihrer Sache deſto gewiſſer zu ſeyn, ſchickten ſie, unter dem Vorwand, einen gefangenen Venetianiſchen Nobile zurückzufordern, kurz vor der Schlacht einen Trompeter oder Herold ab, der alles wohl ausſpionierte, um den König nachher mit deſto mehr Zuverläſſigkeit finden und anfallen zu können. Dies geſchah auch; denn da der Trompeter vor den König geführt wurde, hatte er Gelegenheit, alles, ſeine Waffen, ſein Helmgeſchmeide, ſeinen Waffenrock, ſein Roß, ja ſelbſt ſeinen Platz in der Schlachtordnung zu erkunden, und dem Feind nach Wunſch zu hinterbringen. Der hitzigſte, wütendſte Angriff war daher gegen den König gerichtet, und nur ſeine Tapferkeit konnte ihn gegen dieſen Sturm aufrecht erhalten und retten.

Ich gebe einem jeden zu bedenken, ob es recht und wohlgethan war, unmittelbar vor der Schlacht einem ſolchen Burſchen Zutritt im Lager zu verſtatten. Ich weiß gar nicht, wo die Herrn von der Generalität Sinn und Verſtand haben mußten, um einen ſolchen Fehler zu begehen, denn unſre geringſten Officiers heut zu Tage ſich nicht mehr würden zu Schulden kommen laſſen. Aber freilich unſre alten Franzoſen waren ſo gutmüthig, offenherzig und redlich, daß ſie jedermann eben ſo glaubten.

Da Jakob von Bergamo [34]) uns die Anrede aufbewahrt hat, die der König vor der Schlacht an ſeine Armee hielt, und da ſie mir ſehr ſchön und artig ſcheint, ſo will ich ſie Wort für Wort unverändert hier herſetzen:

„In

„In der That, tapfre muthvolle Ritter, ich „würde nie so große Dinge, wie dieser Heereszug, „unternommen haben, hätte nicht das Vertrauen, „das ich stets zu Eurem tapfern Muthe hegte, hätten „nicht das Anliegen und die Zureden des Mai„länder Herzogs Sforzia mich dazu vermocht, der „uns der Nothwendigkeit, zu schlagen wohl hätte ent„heben können, wenn er Wort und Treue gehalten hät„te. So aber sehen wir itzt durch Trug und Verräthe„rei uns dahin gebracht, siegen zu müssen, um die „Bosheit zu besiegen. Seid indessen versichert, daß „es uns so leicht oder noch leichter ist, die Schlacht „zu gewinnen, als sie zu beginnen. Unsre Fein„de sind Söldner und Miethlinge, die mehr aus „Furcht, als aus Liebe zu ihrem Fürsten fechten. „Wir haben sie daher nicht zu fürchten. Bedenkt, „daß unsre Vorältern mit tapferm Arm sich durch „die ganze Welt schlugen, und von ihren Feinden „große Beute und Triumphe erhielten; und uns, ih„ren Nachkommen, sollte itzt dieser schwache Haufe „unbesiegt entkommen? Gebt Gott die Ehre, und „bedenkt, was das Glück itzt euch darbietet. Bedenkt, „tapfre Ritter, bedenkt, daß ihr Franken seyd, de„nen es eigen und angeboren ist, große Dinge zu „thun und zu dulden, wie die Gallier, die es stets „für rühmlicher hielten, in der Schlacht zu fallen, „als in Gefangenschaft zu gerathen. Unsre Feinde trö„sten auf ihre Menge; wir auf unsre Kraft und „Tapferkeit. Siegen wir, so sind alle Italiener un„ser, und unsrer Botmäßigkeit unterworfen. Soll„ten wir aber euch besiegt werden, so sorgt darum „nicht; Frankreich nimmt uns auf, und wird seine „Grenze vertheidigen. Auf alle Fälle also sind wir „gesichert. Nur lasst Euch warnen, itzt nicht um „Eure Frauen und Kinder zu sorgen. Euer einzi-

„ger Gedanke sey, tapfer zu kämpfen. Selltet ihr „aber andern Sinnes seyn, und lieber Euch durch „die Flucht versehen und Euern König und angebor„nen Herrn schimpflich in Feindes Hände fallen las„sen wollen; so sagt es frei und in Zeiten!“ —

Diese schöne unstudirte Rede eines braven Königs floß unmittelbar aus seinem edeln Herzen. Alle seine Leute, groß und klein, antworteten aber auch sogleich einhällig darauf, sie seien bereit, für ihn nicht nur ihren Leib zu wagen, sondern auch ihre Seele allen Teufeln zu verpfänden, wenns Noth thäte. Man weiß in der That nicht, was man hier mehr loben soll, die schöne Anrede des Königs, oder die Antwort der Unterthanen. So ein Erbieten muß in der Christenheit noch nicht erhört worden seyn; ist aber um der Liebe willen, aus der es fließt, zu loben. Auch war diese Liebe gegründet, denn nie war ein bessrer, gütigerer, sanfterer, und huldvollerer König auf dem französischen Thron, als dieser; nie gieng jemand von ihm, ohne wenigstens in etwas Gewährung zu erhalten; nie sagte er jemand ein böses Wort: und so muß man auch die Herzen gewinnen. Er wurde von den Seinigen stets redlich bedient und geliebt, besonders bei dieser Schlacht, die er sehr glücklich gewann [15]).

Nach dem Sieg setzte er seinen Marsch fort, gieng über das Gebürge zurück, entsetzte Novara, zog seinen Schwager, den Herzog von Orleans, aus seiner Verlegenheit [16]), schloß Frieden, gieng nach Frankreich zurück, und kam frisch und gesund, munter und siegreich nach Lyon, wo ihm die Königinn Anna [17]), seine Gemahlinn, mit holdem Lächeln, nebst allen ihren Hofdamen [18]), entgegen kam, die ihren Vätern, Gatten, Brüdern, Verwandten, Freunden und Liebhabern

bern nicht minder freundliche Gesichter machten, und sich, Gott weiß was alles, von ihren Abenteuern vorerzählen ließen.

Was bedarfs mehr, um diesen König als einen der größten, bravsten und besten Könige zu preisen und zu erheben, die je in Frankreich waren. Eine sehr vornehme Dame aus seiner Zeit, die als kleines Mädchen an seinem Hofe war, sagte daher: König Franz habe ihn, wenn er bisweilen unter andern auch auf dieses Kapitel kam, allemal unter die größten seiner Vorfahren gezählt, und zwar aus eben den Gründen, die ich oben schon anführte.

Guicciardini, übrigens ein sehr guter Geschichtschreiber, wollte ihn in seiner Geschichte sehr mit Unrecht verkleinern. Er verdient aber keinen Glauben hierinn, weil er aus Leidenschaft spricht, indem er sich für das, was dieser König den Neapolitanern (Guicciardinis Landsleuten) zufügte, nicht anders zu rächen weiß, als durch Schmähen und Verkleinern. Er beschreibt ihn daher an Leib und Seele ungestalt *).

Sein sanftes einnehmendes Bild von vergoldeter Bronze zu St. Denis vor dem Hochaltar stellt ihn uns ganz anders dar. Auch hat mir meine Großmutter, — die verstorbene Frau Seneschallin von Poitou, aus dem Hause Lude, die ich oft in diesem Buche anführe, weil sie als Hoffräulein der Herzoginn von Bourbon, der Schwester und Regentinn des Königs, und mit ihm selbst, aufwuchs — diese also hat mir erzählt, daß er sehr schön, sanft und angenehm von Gesicht gewesen sey. Sie verglich ihn oft mit einem Adelichen in unserer Nachbarschaft, und sagte: dieser sey sein wahres Ebenbild, daher sie ihn gerne sah, und der angenehmen Erinnerung

Orientaliſche Kaiſerthum zu erobern, und ſich zum König und Kaiſer darüber krönen zu laſſen [41]).

Er ſtarb auf dem Schloß zu Amboiſe, in einer Gallerie, wo er dem Ballſpiel zuſah. Man kann daher von ihm ſagen, wie Paul Jovius von Franz I.: et ſic maximus orbis rex in infimo totius Galliae vico periit. Mit noch mehr Grund (denn Rambouillet iſt eigentlich ein ſchöner Ort und ein ſchönes Schloß) hätte Comines von ihm ſagen können: et ſic maximus rex totius orbis in viliſſimo totius ſuae aulae loco periit. Und noch dazu beim Ballſpiel! nicht, wie er ſich vorgenommen hatte, beim Anblick der Ausführung ſeiner ſchönen Unternehmungen. Würklich behandelte ihn das Glück hierinn ſehr unanſtändig. Es mußte ihn entweder gleich anfangs laſſen, oder, da es ihm Einmal das Geſicht zugekehrt hatte, ſollte es ihn nicht wieder verlaſſen, ſondern ihn bis an ſein ſchönes Ziel durchgeführt haben, da er ſich einmal für die Chriſtenheit und den Nahmen Gottes zum Kämpfen aufgeworfen hatte.

Italien beklagte ihn nicht. Der Dichter Janus [42]) ſagt aber auch, er habe durch ſeine Siege und Heldenthaten der Stirne Italiens vera Nemmata aufgedrückt, die nie verlöſchen würden [43]).

Sein Vater wollte ihn kein ander Latein lernen laſſen, auſſer der Maxime: qui neſcit diſſimulare, neſcit regnare. Dieß faßte und übte er denn auch ſehr richtig, jedoch auf eine beſſre Weiſe als ſein Vater, der es zum Böſen, der Sohn aber zum Guten kehrte. Als er ſeinen Neapolitaniſchen Zug antreten wollte, kamen eine Menge Geſandte an ihn aus Italien [44]), denen

er aber, wie die Chronik des Hauses Anjou sagt, so klug und mit seiner Zweideutigkeit antwortete, daß sie weder Haß noch Freundschaftsversicherungen daraus abnehmen konnte, daher sie ihn nachher noch mehr als zuvor fürchteten, weil sie aus seinen Thaten seine Tapferkeit und Gewandheit, aus seinen Reden seine Einsicht und Klugheit ersahen.

Einen großen Fehler begieng er indessen doch, indem er die armen braven Pisaner den Florentinern überließ. Sie sagten aber auch nachher, Gott habe ihn darum zur Strafe so plötzlich hinweggerafft.

Man sprach sehr verschieden von seinem Tode. Einige wollten es einem Catharr oder einem Schlagfluß zuschreiben; bei seiner schwächlichen Complexion aber ist dieß nicht wahrscheinlich, denn er war weder dick, noch vollblütig. Nur solche Leute sind sonst dergleichen Anflössen unterworfen. — Andre sagen, er sei an einem Boccone Italiano gestorben, weil die Italiener befürchteten, er möchte sie noch einmal heimsuchen, wie er drohte. — Noch andre wollen, es sey ein göttliches Strafgericht, weil er den Willen Gottes nicht gehörig erfüllt, und die ausgearteten Prälaten und Geistlichen nicht bestraft und reformirt habe, wozu er von Gott berufen gewesen sey, wie ihm besonders Savanarola zu sagen wußte [43]). — Die Pisaner endlich sagten, es sey geschehen, weil er er ihnen nicht Wort gehalten habe [44]). Kurz, es wurde viel und mancherlei darüber gesprochen; das Wahrscheinlichste ist, daß es nun einmal sein Schicksal so wollte.

Die

Die Maxime, qui nescit dissimulare, regnare nescit, taugt übrigens nichts, wie ich einst einen großen Prediger und Doctor der Sorbonne, Herrn Poncet [47]), predigen hörte, der in St. Sulpice zu Germain des Prez ganz laut auf der Kanzel sagte, dieß seien Reden eines wahren Atheisten, wodurch Königen und Fürsten der Weg breit gebahnt werde, zu allen Teufeln zu fahren und wahre Tirannen zu werden. — Wer die Sache gründlich erwägt, findet vielleicht, daß dieser Prediger sehr recht hatte, und redlich sprach, nach dem Sinn Jesu Christi, der, sagte er, die Heuchler auf den Tod haßte, welche man auch wahre gleißnerische Verräther nennen kann.

Dieser Prediger war überhaupt der Mann dazu, so freimüthig zu sprechen, als je einer auf der Kanzel und ausser der Kanzel gehört worden seyn mag. Einst begegnete ihm der Herzog von Joyeuse, dessen Vermählung damals mit so großem Pracht und Aufwand gefeiert wurde [48]), auf der Straße, und sagte zu ihm: „Es „ist mir lieb, Herr Poncet, sie endlich auch persönlich „kennen zu lernen, denn ich habe viel von Ihnen gehört, „wie Sie die Leute in Ihren Predigten lachen ma„chen." — Poncet gab ihm aber ganz trocken zur Antwort: „Es ist nicht mehr als billig, daß ich Sie „lachen mache, da Sie sie durch die Erpressungen zu Ih„rer prächtigen Hochzeit so bitter weinen machen" — [49]). Nun war es an dem Herzog zu schweigen und sich weg zu machen, so gern er ihn auch dafür geprügelt hätte. Denn wenn er ihn nur berührete, so hätte das Volk sich zusammengerottet, und wäre über ihn und sein Gefolge hergefallen, weil Poncet zu Paris sehr beliebt war.

III.

Der Marſchall von Gie.

Er *) war einer der vorzüglichſten Generale, die König Karl VIII. auf ſeinem Zuge nach Neapel begleiteten, und ſtand in großem Anſehen und Einfluß. Er hatte auch (obſchon der Herr von Narbonne und der Herr von Guiſe es ihm ſtreitig machen wollten) die Ehre, bei der Schlacht von Fornovo die Avantgarde zu kommandiren, wo er ſich nach einigen gut, nach andern ſchlecht hielt. Während nämlich alle ſich brav herum ſchlugen, und der König am meiſten, hielt der Marſchall blos ganz ruhig mit ſeinem Corps; wäre er aber nur hundert Schritte vorgerückt, ſo hätte er, wie Commines verſichert, den Feind ganz in die Flucht geſchlagen. Einige ſagen, — ſetzt Commines hinzu — er hätte es auch thun müſſen, andre behaupten das Gegentheil. Ich wundre mich über dieſe Rede des Herrn von Commines; denn da ſein Vorrücken einen ſo entſchiedenen Vortheil bringen mußte, ſo hätte er ja billig vorrücken ſollen.

Ich hörte einſt den verſtorbenen Herzog von Guiſe, den Großen **), hierüber mit dem wackern Mann, dem Herrn von Broſſe, und andern reden. Er ſagte dabei: wer ſolche Stückchen machen wolle, müſſe ein ſehr tapferer vorſichtiger General, und keineswegs ein Scheinheld ſeyn. Denn während einer ſo halte und eine gute Mine mache, werde es den wackern Streitenden warm

und

und ſauer, und auf der andern Seite geſchehe es auch oft, daß ein ſolches Reſervekorps, ſtatt jene zu rechter Zeit zu unterſtützen, davon laufe, unter dem Vorwand, daß man, da alles verlohren ſey, den Reſt wenigſtens retten, und nicht zur Schlachtbank führen müſſe. Und wahr iſts, hätten hier die Feinde geſiegt, ſo hätten ſie, bei verdoppeltem Muth, in Anſehung dieſer Avantgarde nachher leichtes Spiel gehabt. Wenigſtens hätte dieſer brave Marſchall einige leichte Truppen detaſchiren ſollen, um die Streitenden zu erleichtern, und den Feind in Furcht zu ſetzen. So urtheilte der Herr von Guiſe hievon, auch mißbilligte er ein ſolches Reſervecorps ſehr, und bediente ſich deſſen nie [52]), eben ſo wenig als der große Admiral in ſo vielen Schlachten, die er lieferte. Unſer itzregierender großer König bediente ſich deſſen in der Schlacht bei Ivry, er that es aber aber auf Anrathen des Marſchalls von Biron, der es ſelbſt kommandirte.

Die Spanier hatten ſolche Reſervekorps in den Schlachten bei Pavia und Cerizolles, wie ich anderwärts anführe [53]). Einige halten ſie für dienlich, andere nicht; der Herzog von Guiſe iſt der Meinung, an einem ſolchen Tag der Schlacht müſſe jeder mit kämpfen und keiner müſſig gehen, dem die Hände nicht gebunden ſind.

Man ſagt, und hats auch geſchrieben, daß der Marſchall von Rieux, ein ſehr guter tapfrer General, aus edlem Geſchlecht, dem Marſchall von Gie dieſen Fehler würklich zum Vorwurf gemacht habe, und daß ſie ſich ſo ſehr darüber mit einander geworfen, und beinahe zu Thätlichkeiten gekommen wären. Der König glich aber alles wieder aus. — Auf alle Fälle iſt es für ta-

yfre kühne Männer ärgerlich, die ganze Last und Hitze der Schlacht auf sich haben zu müssen, während die andern mit aller Bequemlichkeit zusehen, und ihren Spaß daran haben.

Einen großen Fehler begieng dieser Marschall auch darinn, daß er mit der Avantgarde in starken Märschen so weit voraus eilte, ohne sich umzusehen, wer ihm folge, so daß er auf dreißig italienische Meilen weit vor dem König den Vorsprung bekam, der drei Tage zu marschiren hatte, ehe er ihn einholte.

So sagt wenigstens der Herr von Commines. Allein die Zögerung kam auf Seiten des Königs von der Artillerie her, die mit großer Beschwerde fortgeschafft werden konnte. Man rieth daher dem König, sie zu zerschlagen, er wollte aber durchaus nicht darein willigen, und bewies dadurch sein großes edles Herz, indem er sein schönes Geschüz nicht feig verderben, sondern so wieder mit nach Haus bringen wollte, wie er es hinausgeführt hatte.

Hätte der Marschall gedachten großen Vorsprung absichtlich genommen, so hätte er es wohl zu eben dem Ende gethan, wie Karl der Große, von dem mehrere sagen und glauben, er habe seine Avantgarde jedesmal den Tag vor der Schlacht angreifen und sich herum schlagen lassen. Dieß wäre gut gewesen, und die Person des Königs nicht so sehr in Gefahr gekommen.

Alles gieng indessen gut, und der Marschall trug troz dem, was wir angeführt haben, den Ruhm eines guten Generals im Krieg und Frieden, davon. Dieß zeigte er besonders auch bei dem Entsaz des Herzogs von Orleans in Novara, und bei mehrern wichtigen

gen Staatsangelegenheiten, in denen er von seinen Königen Karl VIII. und Ludwig XII. gebraucht wurde, und die er sehr gut ausführte. Auch befanden sie sich stets sehr gut bei seinem Rath.

IV.

Der Herr von Ligny.

Der Herr von Ligny war ebenfalls einer dieser Generale Karls VIII. Aus dem Hause Luxemburg gebürtig, war er mit dem König verwandt, wurde sehr geliebt von ihm, und hatte großen Einfluß auf diesem Zuge, auf dem er auch sich mit der Fürstinn von Altamoro, einer sehr schönen und reichen Wittwe, vermählte, wozu der König ihm behülflich war. Sie hatte sehr schöne Plätze, z. B. Canusa, Venusa, Monervino, u. a. m.

Er verdiente wohl eine solche Belohnung von seinem König, denn er diente ihm auf diesem ganzen Zuge sehr gut und sehr getreu. Der König liebte ihn daher auch sehr, so wie hingegen auch er den Tod des Königs aufrichtig beklagte, indem er an dessen Nachfolger Ludwig XII. keinen so guten Herrn wieder fand. Denn als dieser König unter dem Kommando des Herrn von Aubigny eine Armee nach Neapel schickte, hielt der Herr von Ligny um dieß Kommando an, das ihm aber abgeschlagen wurde. Damit geschah ihm groß Unrecht; denn bei den Verbindungen, in denen seine Gemahlinn

mit

mit mehrern dortigen Häusern stand war es billig, daß er ebenfalls mit hinzog, indem er durch Verständnisse sehr nützlich werden konnte; überdieß war er auch ein guter, tapfrer, rüstiger und sehr schöner General. Die Versagung schmerzte ihn so sehr, daß er aus Kummer darüber starb, so wie auch seine schöne wackre Gemahlinn ihm aus eben der Ursache bald nachfolgte.

So verfahren und schalten also die Könige mit ihren Dienern nach Gefallen; lassen den stehen, ziehen einen andern hervor, ganz nach Laune und Willkühr.

V.

Der Herr von Guerdes.

Der König hatte auch den Herrn von Guerdes, als einen großen gedienten General mitgenommen. Er war der vornehmste Colonel bei der Armee; allein er starb schon zu Lyon, oder doch zu Bresse. Der König bedauerte diesen Todesfall so sehr, daß er bei der Zurückschickung der Leiche, die zu Unsrer Lieben Frauen in Boulogne beigesetzt werden sollte, befahl, man sollte ihr in allen Städten, wo sie durch kam, gleiche Ehre, wie ihm selbst, erzeigen.

VI. Der

VI.

Der Herr von Piennes.

Ein Anverwandter des vorigen, und ebenfalls ein sehr guter und einsichtsvoller General, aus einem sehr angesehenen alten Hause. Der König liebte ihn sehr, auch that er Ihm auf diesem ganzen Zuge gute Dienste. Er wurde Gouverneur von der Picardie, welchen Posten er mit Einsicht und vorwurfsfrei verwaltete.

Nach seinem Tode kam der Herr von Vendome an seine Stelle. Hätte man bei der Sportnschlacht [54]) ihm gefolgt, so würde nicht geschehen seyn, was geschah. Der König warf dieß aber auch nachher allen vor, daß sie ihm nicht geglaubt hätten; denn er hatte schon andern Schlachten beigewohnt, besonders der merkwürdigen bei Fornovi.

VII.

Ludwig der Zwölfte,

König von Frankreich.

Nach Karl VIII. bestieg Ludwig XII., als erster Prinz vom Geblüt, den Thron ohne alle Widerrede, und ohne daß jemand gewagt hätte ihm entgegenzuhalten, daß er die Waffen gegen seinen König

und

und sein Vaterland geführt habe. Belleforest in seiner Chronik [55]) entschuldigt dieß hinlänglich, ohne daß ich mich dabei aufzuhalten brauche. Er würde dessen gewiß gern überhoben gewesen seyn, auch that ers nur zu seiner Vertheidigung, nicht als angreifender Theil.

Er wollte die Reichsregentschaft als ihm gehörig haben, wurde aber darum gebracht. Hätte er der Liebe der Madame Anna [56]) von Frankreich ein wenig Gehör geben wollen, so hätte er einen guten Antheil an der Reichsregierung bekommen können; denn sie war, wie ich von glaubwürdigen Personen habe, ein wenig verliebt in ihn, und wie kann eine Dame empfindlicher gekränkt werden, als wenn man ihre Liebe geringschätzt!

Wäre er von der Gemüthsart seines Anherrn des Herzogs Ludwig von Orleans, der bei dem Thor Barbette getödtet wurde, und dessen Namen er führte, gewesen, so hätte er sich besser dabei befunden; denn dies war ein lockrer Zeisig [57]) und gar kein Kostverächter [58]), sondern nahm vorlieb wie ers jedesmal bekommen konnte, trotz dem besten Matrosen. Er machte keine Schwierigkeit, seine Schwägerinn [59]), Isabella von Baiern, zu lieben, von der er noch an demselben Morgen herkam, als er ermordet wurde, nachdem er den größten Theil der Nacht bei ihr, die so eben aus den Wochen kam, zugebracht hatte.

Hätte nur also König Ludwig XII. sich ein wenig Gewalt anthun und wiederlieben wollen, wo er geliebt wurde, so würde es besser um ihn gestanden haben. Es war ein Fehler von ihm, nach dem Rath fürhalten einsichtsvoller Hofleute, die, um ihre Sachen zu machen, ihr Gewissen nach Gutbefinden weiten.

Die

Dieser Prinz war übrigens den Launen des Glücks sehr ausgesetzt. Lange lag er im Kampf mit seinem Unstern, bis Er endlich siegte. Die Chronique Bergomesse [60]) sagt folgendes von ihm:

„In der Jugend stand er unter dem harten „Joch des Königs Ludwig XI., eines sehr stren„gen rauhen Fürsten, der gegen seine Verwandte „sehr argwöhnisch war. Dieser gab ihm eine Ge„mahlinn, die er nicht lieben konnte. Nach dessen „Tod fiel er, in der Blüte seines Alters, nach Ver„gnügen strebend, in Ungnade bei seinem König „(Karl VIII.) auf Anstiften der Schwester desse„ben, die alles allein regieren wollte. Um „nur sein Leben zu retten, war er genöthigt, den „Hof zu verlassen, und nach Spanien und Bretagne „zu fliehen. Indem er nun sein allzuwidriges Ge„schick zu besiegen trachtete, kämpfte er unglücklich „gegen die Armee des Königs. Selbst da er abgesessen „war, und sich an die Spitze seiner Kriegsknechte „gestellt hatte, um sie dadurch desto mehr zum „Kampf anzufeuern, wurde er mit seinem Heer zu „St. Aubin de Cormier geschlagen, gefangen, und „nach dem starken Thurm zu Bourges abgeführt, „wo er lange Zeit in beständiger Todesfurcht zu„brachte. Er wurde endlich durch die Güte „des Königs wieder in Freiheit gesetzt, und mußte „den Zug nach Neapel mit Ihm machen, weil Er „ihm nicht traute, ihn in Seiner Abwesenheit im „Reich zurückzulassen. Auf diesem Zuge war er in „verschiedenen Gefahren, sowohl bei seinem See„treffen und Sieg, wodurch er dem König Seine „Eroberung so sehr erleichterte, als auch durch das „Fieber, das ihn befiel, und bei der jammer„vollen Belagerung von Novara, wo er sogar Hun„gers,

„ten und Ratzen essen mußte. Alle diese Streiche „Fortunens ertrug er standhaft, und blieb Sieger „über sein Mißgeschick, indem er endlich noch das „schöne Königreich Frankreich ererbte, das ihm an„starb, ohne daß er es je gedacht hätte, und in des„sen ruhigem Besitz er auch bis an sein Ende ver„blieb. Als König steckte er seinem Glück und sei„nem Muth engere Grenzen, als sein Vorfahr, der „ohne Ziel noch Maaß auf nichts geringeres aus„gieng, als das ganze orientalische Kaiserthum zu „erobern, wie er selbst sagte." —

Karl VIII. würde dieß auch ausgeführt haben, wenn ihn nicht der Tod übereilt hätte. König Ludwig aber wollte blos das Seinige wieder haben, und begnügte sich mit Mailand, das er sehr leicht eroberte, durch seine eigne sowohl, als seiner vortrefflichen Generale Tapferkeit und weise Maaßregeln; denn seine Feldherrn waren von den besten, die je ein König von Frankreich, seit den zwölf Pairs Karls des Großen, hatte. Doch gieng es ihm auch hier nicht so ganz ruhig hin; denn er eroberte es, verlohr es, verlohr es wieder und eroberte es wieder, und behielt es dann ruhig zwölf Jahre hindurch, nachdem er seine Mitbewerber gefangen genommen hatte.

Er eroberte auch Genua wieder, das sich gegen ihn empört hatte. Dieß alles that er überdieß persönlich, so wie er auch die Schlacht bei Agnadello *) lieferte, wo er die Venetianer besiegte, und ihren General Alviano, einen großen Feldherrn, gefangen bekam. Dem Rest der feindlichen Armee setzte er nach, bis ans Meer, wo er, weil er nicht weiter konnte, gegen die vor ihm liegende Wasser-Stadt zum Zeichen seines Triumphs einige Schüsse aus erbeuteten Kanonen thun ließ, damit man doch einst noch sagen könnte, König

Lud-

Ludwig XII. von Frankreich habe die unbezwingliche Stadt Venedig beschossen.

Der Cardinal Ascagno, Bruder des Herzogs Ludwig Sforza von Mailand, flüchtete nach dem Unfall seines Bruders, mit zweimalhunderttausend Ducaten und einer Menge Kostbarkeiten von hohem Werth, nach Deutschland, ward aber unterwegs gefangen und in Venedig eingebracht. Sogleich ließ der König den Venetianern sagen, sie sollten ihn ihm ausliefern, mit allen seinen Schätzen, nebst dem Degen Karls VIII.*) und wenn sie sich im geringsten weigerten, werde er ihn mit gewaffneter Hand abholen. Die Venetianer gehorchten ohne Verzug.

Was that er ferner, dieser große König? Er schickte eine Armee nach Neapel, unter dem Commando des Herrn von Aubigny, der dieß Reich in kurzem wieder eroberte. Allein seine Güte, und sein Zutrauen in die, etwas leichte, Treue und Redlichkeit des Königs Ferdinand brachte ihn wieder darum.

Da er, wegen Abnahme seiner Jahre und Kräfte, nicht mehr selbst hinziehen konnte, wie sonst, so schickte er nachher seine Feldherrn nach Italien, um seine Gegner mit Krieg zu überziehen, besonders gewann sein Neffe Gaston von Foix über sie die blutige Schlacht bei Ravenna. Aber freilich, was für ein Gewinn war es dann doch, da er beinahe so theuer zu stehen kam, als sonst mancher Verlust.

Nun aber fieng das Glück seine alte Tücke wieder an, besonders durch Maximilian und den König von England mit der Schlacht bei Theroüane; (Sporngefecht)

fecht) dann bei Novara, wo ſein Heer unter la Trimouille den harten Stoß bekam; auch in Navarra, wo jene ganze große Armee wie Rauch verſchwand, ohne daß er vermocht hätte, den armen braven König Johann wieder einzuſetzen, der dieß Reich wegen ſeiner Treue gegen ihn und die Krone verloren hatte.

Was iſts doch um den Menſchen, wenn das Mißgeſchick ihn einmal erſchüttert hat! So gut ihm auch das Glück wieder eine Zeitlang zu lächeln ſcheint, ſo läßt es doch die alten Tücke nie gegen ihn. So giengs unſerm guten König. Er wurde auf ſeine alten Tage mehr als je vom Glück mißhandelt, und kam in Kurzem wieder um alles was er erobert und ſo lange erhalten hatte. Und izt war an keine Wiedererlangung noch Rache dafür zu denken, da außer der Kraftloſigkeit des Alters ihn auch noch ein Unfall nach dem andern niederſchlug. Indeſſen von den eigentlichen angeerbten Beſitzungen ſeines Reichs konnten ihm die Feinde dennoch keinen Zoll breit abgewinnen.

Er ſtarb ruhig und ungeſchmälert, und zwar mit dem ſchönſten ehrenvollſten Titel, der je einem König von Frankreich zu Theil ward, nämlich mit dem eines Vaters des Volks, das ihn ſehr liebte, und das noch izt, wenn es mit Steuern und Auflagen gedrückt wird, immer ſchreit: „man ſetze uns doch wieder in die „Zeiten der Regierung unſers guten Königs Ludwigs XII., oder reguliere wenigſtens den Steuerfuß „darnach!“ —

Wäre er bei ſeiner Thronbeſteigung noch ſo jung geweſen als ſein Vorfahr, er würde große Dinge gethan haben, denn er war ſehr brav und tapfer. Vor der Schlacht, die er den Venetianern lieferte, rapportirte

tirte man ihm, daß ſie bereits das Quartier beſetzt hätten, das er für ſich haben wollte. „Wie, ſagte er, „liegen ſie denn ſchon ſo feſt?“ und als man ihm mit Ja antwortete, ſo ſetzte er hinzu: „nun gut, ſo müſſen wir denn auf ſie!“ — Dieß that er auch; delogirte ſie, lieferte ihnen die Schlacht und ſchlug ſie. Als dabei die Artillerie zu ſpielen anfieng, und man ihn bat, er möchte davor weggehen, verſetzte er: „Nichts, „nichts! Ich fürchte mir nicht davor, und wer ſich „fürchtet, der trete hinter mich, ſo wird ihm nichts „geſchehen.“ —

Er war ſehr ſchön und angenehm, wie alle ſeine Portraits ihn zeigen, ſo viel ihrer auch vorhanden ſind. Eins habe ich in dem Cabinet der Königinn von Navarra geſehen, wo er in ganz weiſſer Kleidung abgemahlt iſt, von ſchönem hohem Wuchs, ſehr gutem Anſtand, ſanfter einnehmender Geſichtsbildung, voll Güte und Redlichkeit.

Er wollte auch den Türken mit Krieg überziehen, wie ſein Vorgänger, jedoch nicht aus gleich herrſchſüchtigen Abſichten. Er ſchickte den Herrn von Ravenſtein ab um Meteline zu erobern, auch ſollte er noch weiter vordringen; es gieng aber nicht.

Er hatte das Glück ſehr gute Feldherrn zu haben, und ſehr gut von ihnen bedient zu werden. Man verglich ihn daher auch in dieſem Stück mit dem Auguſt. Auch ſiegte er überall, er mochte anweſend oder abweſend ſeyn; bis zuletzt, wo das Glück ſich wieder wendete.

Nachdem er jedoch, das ſo glücklich eroberte, Neapel wieder verlohren hatte, ſoll er im bittern Unwillen

darüber hoch geſchworen haben, nie wieder durch ſeine Generals, ſondern allemal nur perſönlich Krieg zu führen.

Er zog ſehr brave tapfre Generals, von denen ich hernach reden werde. — Auch habe ich von alten Officieren gehört, daß unter ihm die Ordonanzcompagnien erſt recht anfiengen ſchön, gut und wohlexercirt zu werden, durch die beſtändigen Kriege, die ſie unter ihm zu führen hatten, weil überhaupt und beſonders hierin Uebung den Meiſter macht. So lernten alſo unſre Franzoſen auf Koſten der Italiener und Spanier, deren ſie viele erlegten. Es kam zuletzt ſo weit, daß ſie alles aus dem Feld ſchlugen, was ſich blicken ließ, und man überall von nichts als der franzöſiſ. Gensdarmerie hörte. Er bezahlte aber auch ſeine Leute gut, ohne eine einzige Löhnung zu verkürzen.

Er hinterließ blos zwo Töchter, Madame Claudia, und Madame Renata; die eine Königinn von Frankreich, die als Gemahlinn Franz I., Mutter jener ſchönen Nachkommenſchaft ward, die wir geſehn haben; die andre Herzoginn von Ferrara, die ebenfalls ſchöne Familie hatte, wie den Herzog von Ferrara, den Cardinal von Eſte, die Herzoginnen Mesdames von Nemours, von Urbino und — Eleonore, die unvermählt ſtarb.

Er wurde zu St. Denis begraben, wo man ſein ſehr ſchönes Grabmal noch ſieht. Er iſt darauf abgebildet, und liegt neben ſeiner Gemahlinn, der Königinn Anna.

Von ſeiner letzten Gemahlinn, Maria von England, hatte er keine Kinder. Die Schuld war nicht auf ihrer Seite. Sie hatte ihn auch nicht lange, denn der Reiz dieſer großen Schönheit würkte zu ſtark

auf

auf ihn in seinen hohen Jahren, und er erlag. Man sagte daher schon bei seiner Vermählung mit ihr, er besteige ein junges Roß, das ihn bald und früher als ihm lieb sei, geraden Wegs ins Paradies tragen werde. Dieß traf auch ein. Er war zwar erst 56 Jahre alt als er starb, also in einem Alter das noch gute Kräfte haben sollte: allein er hatte in seiner Jugend starke Strapazen gehabt. Er vermählte sich übrigens mit ihr nicht aus Liebelei, wie ich mir habe sagen lassen; denn er konnte seine geliebte Anna nie vergessen.

Diese hatte er vor und nach ihrer Vermählung, stets ungemein geliebt. Der Herr von Albret, ihr naher Vetter, der ebenfalls Anspruch auf ihre Hand machte, und Er hätten sich einst bald um sie geschlagen, so sehr liebte Er sie, mehr als diese schöne Marie, die er gleichsam nur gezwungen zur Gemahlinn nahm; um durch dies Opfer, das er der Ruhe seines Reichs brachte, den Frieden und die Verbindung mit dem König von England zu erkaufen, und sein Reich nicht in Unruhe zu hinterlassen.

VIII.

Der Herr von Aubigny,

aus Schottland.

Unter den großen Feldherrn dieses Königs glänzt auch der Herr von Aubigny, ein vornehmer Schotte, der seiner Nation sehr Ehre machte. Einige unsrer Annalisten legten ihm sogar den ehrenvollen Titel Rit-

ter ohne Tadel bei. So bewies er ſich auch in mehrern tapfern und einſichtsvoll veranſtalteten Thaten und Unternehmungen, beſonders bei der mit ungemeinem Glück und Muth ausgeführten Eroberung des Königreichs Neapel, wo er es mit dem großen Feldherrn Gonſalvo zu thun hatte. Auch bei dem Kriege in der Lombardei that er ſich rühmlich hervor. Die Geſchichte, von ſeinen Thaten voll, überhebt mich, mehr davon zu ſagen. Er ſtarb unter König Franz, ſehr alt und gebrechlich, mehr durch Kriegsſtrapazen und Siege, als durch allzuhohe Jahre.

Er hinterließ einen Sohn, einen ſehr würdigen Ritter und Officier, der jedoch nicht ſo hervorgezogen und gebraucht wurde, als ſein Vater. Ein Sohn von dieſem iſt der Herzog von Lenox, ein braver wackrer Herr, der um ſeiner Verdienſte willen gegenwärtig Vicekönig von Schottland iſt. Ich muß ihn durchaus um eines ſehr edeln Zugs willen loben, den man ganz kürzlich von ihm ſah. Er hörte nämlich, daß ſein Schwager, der Herr von Entragues, der mit ſeiner Schweſter vermählt iſt (ich war vor mehr als 40 Jahren mit bei ſeiner Vermählungsfeier), in äußerſter Verlegenheit ſei [63]). Sogleich nimmt er Poſt und eilt vom äußerſten Ende Schottlands nach Frankreich, um bei dem König eine Fürbitte für ihn einzulegen, was ihm auch ſehr gut zu ſtatten kam. Dies iſt doch würklich ein ſchöner lobenswerther Zug.

IX.

Ludwig von Armagnac,

Herzog von Namoure.

Ein Sohn des Grafen von Armagnac, den König Ludwig XI. zu Paris enthaupten ließ, was dieſer junge Armagnac, nebſt ſeinem Bruder, als zween junge Knaben mit anſehen mußten, wie ich von meiner Großmutter habe erzählen hören. Sie ſtunden ganz weiß gekleidet, mit bloßem Kopf und mit gefalteten Händen da, und das Blut ihres Vaters beſprützte ſie vom Gerüſte. So wollte es der König, um ihnen ein warnendes Beiſpiel ins Herz zu prägen.

Unſer Ludwig von Armagnac nun ſtarb in der Schlacht bei Cerizolles [64]) die er dem großen Feldherrn Gonſalvo lieferte. Er hätte ſie jedoch gern noch verſchoben, indem er ſah, daß es izt für die Franzoſen nicht vortheilhaft ſei; allein der Herr von Alegre, genannt Prezi, warf ihm vor, er ſei zu froſtig, und zu wenig für einen General geſchaffen, worüber er ſich ſo ſehr ärgerte, daß er den Degen zog, und ihn niederſtechen wollte, wenn ihn nicht der Herr von Ars noch gedeckt hätte. Nachdem er wieder etwas kälter worden war, ſagte er: „nun gut denn, ihr ſollt die „Schlacht haben, weil ihr ſo ſehr darnach verlangt, „und ich werde, nicht als ein kalter Menſch, ſondern „als der, der ich bin, als ein braver, guter und getreuer „unerſchrockener Diener meines Herrn fechten: allein „ich fürchte ſehr, dieſer Bravo, der ſo ſehr Bataille!

„ſchreit, wird ſich mehr auf die ſchnellen Füße ſeines „Roſſes, als auf ſeine Lanzenſpitze verlaſſen.“ Darauf gieng er denn ab und lieferte tapfer die Schlacht, in der er ſehr ehrenvoll fiel. Sie gieng im Augenblick verlohren.

Ungefehr, eben ſo ſagte der Marſchall von Antrehan bei der Schlacht des Königs Johann, als der Marſchall von Clermont ihm vorgeworfen hatte: er fürchte ſich, weil er nicht zur Schlacht ſtimmen wollte. „Ich „will dir das Gegentheil beweiſen, Clermont, — ſagte „er — denn ich will meine Lanze in den Feind geſtoßen „haben, ehe du die deinige noch eingelegt haſt.“ —

Was aus dem Herrn von Allegre wurde, darüber verweiſe ich auf die Geſchichtſchreiber, welche ſagen, daß ſeine Ehre hiebei ein wenig ins Gedränge kam. Indeſſen war er ſonſt doch ein braver tapfrer General, und hat in Neapel, in der Lombardei und anderwärts ſchöne Thaten gethan. Hier war er freilich unglücklich, worüber der König ihm bei ſeiner Zurückkunft ein ſehr ungnädiges Geſicht machte. Allein der Herr von Ars machte alles wieder gut. Nachher ſuchte er ſeinen Tod ſehr ehrenvoll in der Schlacht bei Ravenna, wodurch alles Vergangene wieder gutgemacht wurde. Er ſtand im Credit, etwas zu raſch ins Zeug zu gehen.

X.

Der Herr von la Paliſſe.

Von ihm kann man das Gegentheil ſagen, denn er war ein ſehr vorſichtiger und tapfrer General, wenn es ſeyn muſte. Wäre er dies nicht geweſen, ſo hätte er wohl die hohen Würden und Stellen nicht erlangt, die er bekleidete, beſonders unter Ludwig XII. der ihn ganz vorzüglich liebte, und volles Zutrauen in ihn ſetzte.

Er war Lieutenant de Roi im Königreich Neapel, wo er nach dem Tod des Grafen von Armagnac einſtimmig dazu erwählt und dafür anerkannt und reſpectirt wurde.

Er war es auch mit Kaiſer Maximilian *) in Oberitalien gegen Padua und die Venetianer.

Er war es in Italien nach dem Tod des Herzogs von Nemours, mit einſtimmiger Wahl der ganzen Armee und der größten Generals.

Er war es in Navarra und anderwärts, und zwar jederzeit mit großem Ruhm und ausgezeichnetem Glück.

Die Spanier nennten ihn oft: el capitan la Palica, gran mareſcal de Francia auf eine ſehr ehrenvolle Art.

Hätte König Franz ihm, dem Herrn de la Trimouille, Galeazzo di San Severino, und Theodor

Trivulcio gefolgt, er hätte die Schlacht bei Pavia unterlaſſen, denn alle riethen ihm, ſich auf Binaſco zurückzuziehen und die Belagerung aufzuheben, aus ſehr ſtattlichen Gründen, die ſie anführten. Beſonders ſchön und gründlich aber war der Rath des Herrn von Paliſſe, und um ſo verdienſtlicher, da er, mit rühmlicher Beſiegung ſeines eignen hitzigen, eine Schlacht fordernden, Temperaments, dabei blos die Regeln der Klugheit und des Beſten ſeines Königs und Vaterlandes nach vorliegenden Umſtänden zur Richtſchnur nahm.

Als nachher die Schlacht nach dem Eigenſinn Bonnivets dennoch geliefert wurde, ſo focht er mit bewundernswürdiger perſönlicher Tapferkeit, trotz einem jungen Mann. Sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erſchoſſen. Er arbeitete ſich darunter hervor, und wollte an der Spitze der Schweizer noch zu Fuß fechten. Ehe er ihr Corps erreichte, kam ein ſpaniſcher Officier, Gaſtaldo, herangeſprengt, der ihn gefangen nahm. Ein andrer Spanier, der grauſame Buzarto, kam darzu, und ſchoß ihn nieder, weil er dem Gaſtaldo einen ſolchen Gefangenen beneidete. Auf eine ſo heilloſe Art kam alſo dieſer große General ums Leben.

Einige Zeit zuvor war er ebenfalls aus guten Gründen zu la Bicoca ſehr gegen eine Schlacht geweſen; weil aber der Herr von Lautrec und die Schweizer mit ihrem Oberſten, Albert la Pierre (Albrecht von Stain), durchaus darauf beharrten [65]) ſo ſagte er endlich: „nun denn, ſo ſei Gott den Thoren und Stol„zen gnädig! Was mich betrifft, ſo will ich um den „Vorwurf der Furcht vor Gefahr abzulehnen, zu Fuß „an der Spitze meiner Infanterie fechten; Ihr Gens„darmen aber haltet Euch ſo tapfer, daß man bei einem „Unfall Euch nachſagen kann, es habe Euch blos an „Glück gefehlt, nicht an Muth!“ —

Traun

Traun wohlgesprochen! Man schlug also, und es erfolgte die Niederlage unsrer Leute, und darauf der Verlust von ganz Mailand. Die Kaiserlichen erndteten dadurch großen Ruhm ein, denn die Unsrigen waren zweimal stärker, und hatten allein fünfzehntausend Schweizer, die von barbarischem oder vielmehr fatalem Muth getrieben, die starken feindlichen Verschanzungen im ersten Anlauf zu erstürmen drohten. Es kam aber ganz anders. Hätten sie Herrn von la Palisse gefolgt, so wäre dieß Unglück nicht geschehen.

XI.

Der Herr von Vandenesse,

Bruder des vorhergehenden.

Er hatte einen Bruder, der ihn sehr gut unterstützte. Dieser war sehr klein von Statur, aber von großem Muth, daher er auch in den alten Roman der kleine Löwe mit dem großen Herzen heißt, wiewohl übrigens die Anatomiker und Aerzte sagen: ein kleines Herz in einem Menschen sey besser. Auch hat der Löwe ein sehr kleines, und nicht so groß als die andern Thiere. Indessen ist dieß nun einmal so eine Redensart bei uns, zu sagen, er hat ein großes Herz, wenn man einen großmüthigen oder tapfern Mann anzeigen will. Dem Herrn von Vandenesse fehlte es nicht an Muth und Tapferkeit, wie er in allen Schlachten hinlänglich bewiesen hat. Auch fehlte es nicht an ihm, daß er sich nicht mit dem Marquis von Pescara schlug-

den

den er wegen der Capitulation von Como herausgefordert habe *).

Er blieb bei dem Rückzug des Admirals von Bonnivet aus Italien, wobei dieser ihm die Artillerie zur Vorsorge empfohlen hatte. „Schon gut, Herr Admiral, — sagte er — ich will sie schon vertheidigen, Sie „können sich darauf verlassen, ich müßte denn darüber „fallen!" — Dieß geschah auch, denn er bekam einen starken Schuß, woran er starb. So erzählens die Spanier selbst, und die Franzosen stimmen damit überein, und wie er an diesem Tag sich wacker hielt, immer herrliche Angriffe that, und sich immer brav wieder loß machte. Endlich erlag er aber doch, was sehr zu bedauern war.

XII.

Der Herr von Bayard,

Ritter ohne Furcht und ohne Tadel.

Bei eben diesem Rückzug fiel auch der edle brave Herr von Bayard, dem an diesem Tage der Herr von Bonnivet, der einen starken Schuß in den Arm bekommen hatte, und sich deßwegen in einer Sänfte transportiren ließ, die Sorge für die ganze Armee übertrug, wobei er ihm die Ehre Frankreichs empfahl. Der Herr von Bayard, der zuvor einen Zwist mit ihm gehabt hatte, gab ihm auf diesen Antrag zur Antwort: „Ich „hätte sehr gewünscht, daß es Gott und Ihnen gefallen „hätte, mir diesen ehrenvollen Auftrag unter bessern „Umständen, als die gegenwärtigen, zu ertheilen. Ins

„dessen

„dessen werde ich, da es nun einmal so kömmt, mit al„len meinen Kräften Sorge dafür tragen, daß, so lan„ge ich lebe, es nicht an der kräftigsten Gegenwehr feh„len soll, um nichts in die Hände der Feinde fallen zu „lassen.“ —

Dieß Versprechen hielt er denn auch redlich. Allein die Spanier unter dem Marquis von Pescara nutzten die Umstände, und drangen mit Ungestüm den abziehenden Franzosen nach. Während nun der Herr von Bayard damit beschäfftigt war, den Rückzug seiner Leute mit möglichster Ordnung zu veranstalten, wurde er durch eine Kugel stark verwundet. Sobald er den Schuß hatte, rief er: „Mein Gott! ich bin des „Todes!“ Küßte das Kreuz an seinem Degengefäß, und sagte ganz vernehmlich: miserere mei Deus. Die Lebensgeister verließen ihn, und er war schon im Sinken, hatte aber noch so viel Besinnung, sich am Sattel anzuhalten, bis ein Adelicher, sein Haushofmeister, dazu kam, der ihn vom Pferde hob und sitzend an einen Baum lehnte.

Auf das plötzlich unter beide Armeen sich verbreitende Gerücht von diesem Vorfall, der einen so interessanten wichtigen Mann betraf, wurden unsre Leute ganz bestürzt, so daß die Unordnung unter ihnen sich sehr vermehrte. Die Kaiserlichen setzten ihnen um so nachdrücklicher zu, doch war auch unter ihnen kein wackrer Mann, der diesen Helden nicht bedauert, und wo möglich theilnehmend besucht hätte, wobei jedoch das Nachsetzen an ihm vorbei ununterbrochen fortgieng. Einige darunter waren so gut und artig, ihn da weg und nach einem bequemen Logis in der Nähe bringen zu wollen; er bat sie aber, ihn auf dem Schlachtfeld zu lassen, wie es einem Krieger zieme; denn es sei stets sein Wunsch so gewesen, in den Waffen zu sterben.

Auch der Marquis von Pescara kam izt herbei: „Ich wünsche recht herzlich, Herr von Bayard, — sagte „er zu ihm — und wollte mit Freuden meine halbe „Habe darum geben, wenn ich sie izt als einen Gefan„genen frisch und gesund sähe, um Ihnen durch meine „achtungsvolle Behandlung Beweise von meiner Ach„tung gegen Ihren Edelmuth und Ihre hohe Tapfer„keit geben zu können. Ich erinnere mich, schon in „meiner frühen Jugend unter meinen Landsleuten das „Lob von ihnen gehört zu haben: muchos Grisones „y pocos Bayardos (viel Graubünder, wenig Ba„yards!), und seit ich Soldat bin, habe ich noch kei„nen Ritter rühmen hören, der Ihnen gleich käme. „Da keine Hoffnung zu Ihrem Aufkommen ist, so „bleibt mir nichts, als Gott zu bitten, er möchte Ihre „schöne Seele wieder zu sich nehmen, wie ich mit Zu„versicht hoffe." —

Er beorderte hierauf sogleich eine Ehrenwache zu ihm, mit dem Befehl, bei Lebensstrafe nicht von ihm zu gehen, so lange noch Leben in ihm sey, damit ihm keine Mißhandlung widerfahre, wie im Kriege oft durch schlechtes Gesindel zu geschehen pflegt.

Es wurde also ein schönes Zelt für ihn aufgeschlagen, worunter er ruhte, und nach zwei oder drei Stunden starb, worauf die Spanier seine Leiche mit allen möglichen Kriegsehren nach der Kirche brachten, wo zween Tage lang feierliches Amt über ihn gehalten wurde. Dann übergaben sie dieselbe seinen Dienern, die sie nach Grenoble in Dauphine führten, wo sie vom Parlement und einer unzählbaren Menge Volks feierlich eingeholt wurde. Dann wurden große Exequien gehalten, und endlich der Leichnam zwei Meilen von Grenoble bei den Minimern zur Erde bestattet. Wer mehr davon

wissen

wiſſen will, leſe ſeinen Roman, ein ungemein ſchönes Buch, das der junge Adel beſonders fleiſſig leſen ſollte.

Dies Buch erzählt unter andern, als dieſer brave Ritter verwundet wurde, ſei der Herr von Alegre, Prevot von Paris juſt dazu gekommen, zu dem er ſagte, er ſei ein todter Mann, und er (Alegre) möchte ſich ſchleunig entfernen, weil der Feind hereinbreche; er ſolle ihn dem König ſeinem Gebieter empfehlen und ſagen, daß er bedaure, Ihm nicht länger dienen zu können; er möchte ihn ebenfalls allen franzöſiſchen Prinzen, allen ſeinen Herren Kriegskameraden, und überhaupt allen Cavaliers im Reiche, empfehlen, wenn er (Alegre) ſie ſehe.

Der Herr von Bellay ſagt, der Herzog von Bourbon habe, als er an ihm vorbei kam, zu ihm geſagt: „Herr von Bayard, in der That, ich bedaure Sie ſehr!“ darauf habe aber dieſer verſetzt: „um Gottes willen, „Monſieur, bedauern Sie mich nicht, ſondern lieber ſich „ſelbſt, der Sie gegen Ihre Treue und gegen Ihren „König fechten, da ich für meinen König redlich ſter„be“ — [67]). Dieß Wort mag wohl den Herzog von Bourbon ein wenig verdroſſen haben; allein er und alle waren ſo hitzig im Nachſetzen begriffen, daß es weiter nicht haftete. Zudem war es ja auch wahr geſprochen.

Das Ende dieſes braven Ritters war ſeinem Leben gleich. Man hat ihm den ehrenvollen Titel: Ritter ohne Furcht und ohne Tadel beigelegt, den er ſehr wohl verdiente, und eben ſo gut zu behaupten wußte. Wer Beweiſe davon zu ſehen verlangt, der leſe den alten Roman von ihm. So ſehr das Buch alter Roman iſt, ſo ſpricht es doch nicht ſchlecht, ſondern

hat

hat einen sehr schönen Vortrag. Es giebt solcher Romane zween; der groſse ist aber der schönste [68]).

Seinen ersten Feldzug that er gegen Neapel, wo er sich sehr hervorthat, besonders durch seinen Zweikampf gegen den Segnor Alonzo de Sottomajor [69]). Eben so hielt er sich sehr tapfer bei Garigliano, wo mein Vater bei ihm war, seine ersten Waffen unter ihm trug, und stark verwundet wurde, so daß er beinahe daran gestorben wäre, daher ihn der Herr von Bayard nachher vorzüglich liebte und ehrte. Belleforest erzählt es in seiner Geschichte, und nennt meinen Vater ausdrücklich dabei, ohne daß ich mich weiter dabei aufzuhalten brauche. Ich erinnere mich noch, daß mein Vater eine Menge artige Geschichtchen von ihm zu erzählen wußte, die ich aber nicht mehr recht weiß. Er lobte ihn bis zum dritten Himmel.

Ich habe manche sich darüber wundern hören, daß er als ein so groſser berühmter General in seinem Leben nicht zu höhern Würden erhoben wurde, als wir sehen. Denn man wird weder in seiner Lebensbeschreibung noch sonst finden, daß er je eine Armee en Chef kommandirt hätte, oder Lieutenant de Roi gewesen wäre, außer in Mezieres. Zwar nennt seine Geschichte ihn als Lieutenant de Roi in Dauphine; dieß war aber zur Civilregierung, nicht um Krieg zu führen.

Einige haben gesagt, er habe nie nach dergleichen hohen Stellen getrachtet, und habe aus natürlicher Neigung und Temperament lieber Subaltern und Soldat bleiben wollen, um im Krieg überall mit dabei seyn, alles mitmachen und Gefahren aufsuchen zu können, statt daß

daß eine hohe Würde seiner Freiheit hierinn Fesseln angelegt und ihn genöthigt hätte, sich sorgsamer zu schonen.

Würklich giebt es Leute, die sehr unglücklich in dergleichen hohen Stellen sind, da sie sonst glücklich waren, und alles wagen konnten. Ich könnte einige Beispiele hievon anführen. Sie sind hierinn Lastthieren zu vergleichen, die mit ihrer gewöhnlichen Ladung rasch und munter aufschreiten, wenn sie aber überladen werden, unter der Last zusammenbrechen.

Bayard hatte indessen doch das Glück, daß kein General zu irgend einer wichtigen Unternehmung auszog, ohne daß Bayard mit dabei seyn mußte. Denn ohne ihn giengs nicht, und sein Rath und Gutachten im Krieg wurde jedesmal jedem andern vorgezogen. Er hatte also groſse Ehre davon, ja, genau betrachtet, noch gröſsere, als wenn er selbst Armeen en Chef kommandirt hätte, indem er auf diese Art sogar den General en Chef kommandirte.

Uebrigens ist nicht zu zweifeln, daß er dergleichen Stellen, wenn sie ihm übertragen worden wären, eben so würdig verwaltet haben würde, als zu Mezieres, das er bei seiner Ankunft sehr schwach und muthlos fand, aber so beruhigte, und so gut vertheidigte, daß der Graf von Nassau all seine Kunst davor verlohr. Als ihn dieser Graf auffordern ließ, den Platz an den Kaiser zu übergeben, gab er ihn zur Antwort: erst müßte er eine Brücke von feindlichen Leichen haben; anders könne er nicht heraus.

Von Leuten, die ihn persönlich kannten, habe ich mir erzählen lassen, daß er ein sehr angenehmer, auf-

geweckter witziger Gesellschafter gewesen sey. Im Feld war er immer lustig, und plauderte mit den Burschen so unterhaltend, daß sie Beschwerden, Ungemach und Gefahren darüber vergaßen. Er war von mittlerer Statur, aber sehr schön gewachsen, gerade, gelenksam, ein sehr guter Reuter, und auch gut zu Fuß. — Ein wenig eigensinniger Laune aber war er doch dabei, und von Seiten der Ehre leicht in Harnisch zu bringen.

Als er zu Rebec überfallen wurde, war es zwar ein kleiner Unstern für ihn, aber nicht sein Fehler, sondern des Admirals von Bonnivet, der ihm versprochen hatte, ihn zu decken, dies aber nicht hielt. Er verlohr jedoch nur wenig Leute dabei, und rettete fast alle nach Biagras. Ihr Gepäck und ihre Pferde giengen freilich dabei verlohren, was ihn so sehr verdroß, daß er in einen heftigen Zorn über seinen General gerieth, und sehr vernehmlich mit ihm sprach. Er sagte sogar zu ihm, er werde noch Genugthuung dafür von ihm fordern, denn vorizt wolle er sich nicht damit aufhalten, da ihn der Dienst des Königs rufe, und er daher der allgemeinen Sache seine Privatangelegenheit nachsetze. — Der Admiral war sonst hitzig und stolz als königlicher Günstling, und konnte wenig vertragen; dießmal mäßigte er sich aber doch, weil er sah, daß er unrecht hatte, da Bayard sich von ihm wider seinen Willen, ohne Kriegsraison, und auf sein Wort, ihn zu unterstützen, dahin hatte beordern lassen.

Wäre er nicht geblieben, sondern mit dem Admiral wieder nach Frankreich zurück gekommen, so würde er ihn ohne Zweifel gefordert haben; denn er war nicht gut auf ihn zu sprechen, theils um seiner beleidigten Ehre willen, theils weil jedermann dem Admiral seinen hohen Posten mißgönnte, den er vor so vielen würdigen

würdigen Männern, und größern Generalen, erhalten hatte.

Wer das Buch vom Herrn von Bayard lieſt, wird darinn ſchöne Züge von Edelmuth und Tapferkeit finden, die in ihm ſo herrlich glänzen; man kann nicht ſatt werden, zu leſen und zu bewundern. — Der Herr von Ronſard ſagt unter andern Lobeserhebungen des nachherigen Connetable von Montmorency, auch dies zu ſeinem Lobe, daß er ein Compagnon von Bayard ſey. Dieß Lob war in der That nicht gering, unerachtet Montmorency ein Günſtling des Königs war.

XIII.

Der Herr von Montmoreau aus dem Hauſe Marcuil.

Er hatte auch noch den Herrn von Montmoreau, einen braven Cavalier aus Angoumois, einen nachgebornen Sohn aus dem Hauſe Marcuil. Man pflegte damals zu ſagen: Es giebt wenige Bayards und wenige Moreaux. — Der Herr von Bayard hatte ſich bei wichtigern Vorfällen befunden, als er, denn er war noch jung, da hingegen der Herr von Bayard ſeine militäriſche Laufbahn ſchon unter Karl VIII. antrat, bei der Ordonanzcompagnie des Herrn von Ligny.

XIV.

Ludwig von Ars, aus Berry.

Unter derselben Compagnie stand auch der tapfre Ludwig von Ars aus Berry, von dessen unzählbaren tapfern Thaten man blos dies anzuführen brauchte, was er in der Vertheidigung von Venusa im Königreich Neapel leistete. Nach dem gänzlichen Verlust von Neapel wollte er wenigstens noch Venosa, Canosa und Monervino erhalten, die seinem ehmaligen guten Herrn, dem Fürsten von Ligny, vermöge seiner Vermählung mit der Fürstin von Altamura gehörten. Weil er sich jedoch nicht theilen, und alle drei zugleich vertheidigen konnte, schränkte er sich auf Venosa ein, wo er ein ganzes Jahr lang eine Belagerung aushielt, ohne Hoffnung eines Entsatzes. Endlich durch die Länge der Zeit und seine Noth gedrungen, und um nicht so viele brave Leute der letzten Gefahr auszusetzen, kapitulirte er, auf besondern Befehl des Königs, mit seinem Feinde, dem großen Feldherrn Gonsalvo, und schloß die schönsten ehrenvollsten Bedingungen, die je ein Belagerter erhielt [70]).

Er marschirt hierauf ab, und kehrt mitten durch das Königreich Neapel und ganz Italien zurück, mit allen seinen Leuten in voller Rüstung, schlug Lager, lebte auf Discretion, rückte immer vorwärts, und kam endlich mit Leben, Ehre, Waffen, Beute und Gepäck ins Vaterland zurück, bewundert von aller Welt.

So

So kam er nach Blois, wo der Hof war, und wo er von dem König und der Königinn ungemein gnädig und ehrenvoll empfangen und bewirthet wurde, wobei ſie gar nicht fertig werden konnten, ſeine und ſeiner Leute Muth und Tapferkeit zu loben und zu lohnen.

Man ſchließe nun von dieſer That des tapfern Generals auf die Menge derer, die er in Frankreich, der Lombardey, Neapel, Romagna und anderwärts that. Er krönte ſie durch einen ruhmvollen Tod in der Schlacht bei Pavia. — Einige wollen ihm zur Laſt legen, er ſey zu ſehr Freund des Herzogs von Bourbon geweſen. Er konnte aber dieß ſeyn, ohne gegen ſeinen König untreu zu werden, wie ſein braves Ende beweißt.

XV.

Der Herr von la Trimouille.

Zu ſeiner Zeit ein ſehr guter einſichtsvoller General. Er hatte daher auch die Ehre, den Titel Ritter ohne Furcht und ohne Tadel zu bekommen. Traun ein ſchöner Titel, wer ihn bis an ſein Ende erhalten kann. Allein es iſt um dieſe verwünſchte Ehre ein ſo zerbrechliches Ding, daß kein Glas zerbrechlicher ſeyn kann, und ſie iſt ſogar nach dem Tode noch Zweifeln ausgeſetzt, beſonders die Ehre des Kriegers. Wie viele hat es nicht ſchon zu unſrer Väter ſowohl als unſern Zeiten gegeben, die man für die bravſten und tapferſten von der Welt hielt, und Männer ohne Furcht und ohne Tadel ſchalt, und die dann doch dieſen ſchönen Titel durch

groſſe Fehler und Poltronerien wieder verwürkten, und bisweilen durch den Anblick einer Gefahr ſo in Furcht und Zittern geſetzt wurden, daß ſie liefen, ſo weit ihre Füße ſie trugen!

Ich will izt nicht von Todten reden, denn es wäre zu hart, ſie durch üble Nachrede in ihren Gräbern aus der Ruhe ſtören zu wollen: allein ich kenne viele noch lebende groſſe Officiere, die man für Cäſars hielt, weil ſie ſo brav und tapfer thaten, und die doch, trotz den ſchlechteſten Troſtungen, vor Schlacht und Gefahren ausriſſen. So ſtehn bei der Schlacht bei Dreux, nebſt mehrern andern, zween ſehr hohe Officiere, die man für wahre Cäſars hielt; unter andern einer, den man ganz ohne Furcht glaubte [77]). Ich könnte wohl ein Tauſend Beiſpiele dieſer Art anführen. Dergleichen Tapferkeits-Heuchler kommen mir vor, wie manche Katholiken, die ſich äuſſerlich ſehr rechtgläubig ſtellen, innerlich aber wahre Religion ſo ſehr haſſen, als ſolche Prahlhänſe die Kugeln.

Um ſo höher ſchätze ich aber die wackern Ritter, die ohne Furcht und ohne Tadel in der That ſind, und allen Ruhm und Ehre verdienen, wenn ſie das Ziel ihrer Laufbahn erreichen, ohne zu ſtraucheln. Sie ſind aber ſelten. Sonſt hat es ihrer freilich gegeben, giebt auch noch, und ich habe ſelbſt gar manchen gekannt, der nicht wußte, was Furcht iſt, und ſich um keine Gefahr kümmerte; auch ohne Tadel, indem man ihnen nicht vorwerfen konnte, daß ſie ein Gefecht oder ſonſt eine Gefahr vermieden hätten, was der gröſte Vorwurf iſt, den man einem Krieger machen kann.

Auſſer dem vorhin gedachten Titel und Beinamen hatte dieſer groſe General la Trimouille noch einen andern

dern: der wahre Leib Christi (corps-Dieu!), indem dieß sein gewöhnlicher Schwur war. Die alten großen Feldherrn hatten überhaupt jeder so seinen eignen Haus- und Leibfluch; z. B. Bayard fluchte: Teste-Dieu Bayard! der Herzog von Bourbon: Sainte Barbe! der Prinz von Oranien: Saint Nicolas! der wackre Mann la Roche du Maine: Teste-Dieu pleine de reliques! (Wo Teufels muß er denn dies her haben?) Andre, die ich nennen könnte, hatten noch schrecklichere, es ist aber am besten, ich behalte sie bei mir.

Der gute Ritter, Herr von Trimouille, nun hatte das Glück, drei Königen gut und würdig zu dienen, wofür er auch gut belohnt wurde. Denn er ward ein sehr reicher Güterbesitzer, sowohl durch eignen Erwerb, als auch durch Erbschaft von seinen Ahnen her, die ebenfalls bei ihren Königen gut angeschrieben gewesen waren.

Er hatte noch sehr jung das Glück, als Lieutenant de Roi in Bretagne in der Schlacht bei St. Aubin den Herzog von Orleans gefangen zu nehmen, der es ihm jedoch nachher, als er den Thron bestieg, nicht im Geringsten nachtrug, sondern sich überzeugt hielt, daß, da er Seinem Vorgänger so gut gedient habe, er Ihm als dessen Nachfolger ebenfalls gut dienen werde. Indessen achtete und liebkoste er ihn doch nicht so herzlich, wie andere seiner Nebengenerale, besonders den Herrn von la Palisse; wiewohl er dennoch gegen ihn als einen sehr brauchbaren Mann immer freundlich war. Denn dieser König hatte überhaupt dies an sich, seine großen Generale nie unzufrieden zu machen, weil er bei seinen schweren Kriegen ihrer immer bedurfte. Er befand sich auch wohl dabei.

Er war übrigens nicht mit ihm zufrieden nach der Niederlage von Novara, und nach dem Vertrag, den er zu Dijon mit den Schweizern machte, den aber der König nicht guthieß, sondern verwarf [70]). Die französischen Soldaten machten ein Lied darauf, das so anfängt:

Holà holà dit la Trimouille.
Le roi est il donc votre ami?
Oui. oui, mon capitaine.
Car il n'est pas notre ennemi.
Mais nous voulons la comté d'Ast,
Le chateau de Milan aussi.
Et des ecus quatre cens mille.
Pour retourner en notre pays.
Vous aurés vos fievres quartaines.
Avec quelques force coups de lance
Pour vous chasser en vos pays! —

Letzteres (den falschen Vertrag mit den Schweizern) hätte ihm jedoch der König noch zu gut gehalten, aber über ersteren war Er sehr übel zu sprechen, weil ohne sie der Vertrag nicht nöthig worden wäre.

Es war ein Glück für ihn, daß der König bald darauf starb, denn nun gewann ihn König Franz lieb, und bediente sich seiner sehr gut in der Picardie und anderwärts.

In der Schlacht bei Pavia fiel er auf dem Schlachtfeld, nachdem er lange tapfer und über die Kräfte seines Alters gefochten hatte. Er bewies durch diesen schönen Tod auf dem Bette der Ehre, daß, wenn auch die größten Feldherren bisweilen die Mißgunst des Glücks erfahren, dennoch kein Tadel auf ihnen nach ihrem Tode haften darf.

Wer

Wer mehr von ihm wissen will, lese ein Buch, das Wilhelm Bouchet, Chronikschreiber von Aquitanien, unter dem Titel: Ehrengarten [73]) zu seinem Lobe aufgesetzt hat. Auch kann man von ihm die Geschichtbücher über unsern Zeitraum, französische und italienische, nachschlagen; man wird darinn viel von ihm und andern seines Hauses finden, das eins der edelsten, ältesten, schönsten und reichsten in Frankreich ist.

Als dieser tapfre Ritter und grosse Feldherr starb, befand sich mein Vater bei ihm, und wurde tödtlich verwundet. Er verlohr viel an ihm, denn er liebte ihn sehr, sowohl seiner Tapferkeit wegen, als um einer besondern Verbindlichkeit willen, die, wie er oft erwähnte, das Haus Trimouille dem Hause Bourdeille hatte. Es war nämlich der Cardinal von Bourdeille, sein Oheim, Erzbischof von Tours, der König Ludwig XI. das Unrecht vorstellte, das er zu großem Nachtheil seines Gewissens begehe, indem er den Kindern Ludwigs von la Trimouille die Vicemte Thouars vorenthalte, worauf der König sie sogleich wieder herausgab, indem er diesen Cardinal fürchtete, ihm glaubte und folgte. Dieß findet sich so geschrieben, auch habe ichs von gedachtem meinem Herrn von Bourdeille, meinem Vater, so gehört.

Dieser gute Ritter la Trimouille hatte einen Sohn, der, wenn er am Leben blieb, dem Vater in allem ähnlich worden seyn würde, wie sein edler Tod in der Schweizerschlacht [74]) bewies. Man nannte ihn den Prinzen von Talmont,

---

XVI.

Der Herr von Imbercourt.

In derſelben Schlacht fiel auch der Herr von Imbercourt. Sein Vater oder Großvater war derjenige, dem die Genter ſo ungerechterweiſe den Kopf abſchlagen ließen, unter den Augen der ſchönen vortrefflichen Prinzeßin von Burgund, ihrer Gebieterin, die mit fliegenden Haaren, thränenden Augen und aufgehobenen Händen um ſein und ihres Kanzlers Leben flehte, was ſie ihr aber grauſamerweiſe rund abſchlugen.

Unſer Herr von Imbercourt diente ſehr gut unter König Ludwig XII. in allen Italieniſchen Kriegen, und nachher auch noch Franz dem I. auf deſſen erſtem Feldzug nach Italien, wo ihm die Schweizer und Proſpero Colonna den Uebergang über die Alpen ſtreitig machen, und die Franzoſen fangen wollten, wie Tauben im Schlag, ſagten ſie. Der Herr von Imbercourt kehrte es aber um, mit Hülfe der zween braven tapfern Reuter von ſeiner Compagnie, Beauvais aus der Normandie, und Hallencourt aus der Picardie, die einen ſo geſchickten und wüthenden Angriff auf das Thor machten, daß es nicht verſchloſſen werden konnte. Denn Hallencourt ſprengte mit dem Roß ſo heftig dagegen, daß es erſchütterte, aber auch ſelbſt in den Graben ſtürzte, und Beauvais ſteckte ſogleich ſeine Lanze dazwiſchen, daß die dahinter es nicht wieder zumachen konnten. Unterdeſſen kamen die andern nach, und rannten es leicht vollends ein.

Er genoß den Ruhm von dieſer Ueberrumplung nicht lange; denn kurz darauf fiel er in der Schweizer-

Schlacht,

Schlacht, nachdem er ſo tapfer gefochten hatte, daß er nicht wenig zu dem Sieg beitrug.

Dieſer Herr hatte die Gewohnheit, bei ſeinen Spaziergängen, auch im Krieg allemal in der größten Hitze auszureuten, aus der er ſich nichts machte, dahingegen er nichts auf Morgen- und Abendkühle hielt, und der Meinung war, ſolche Gemächlichkeiten und Angewohnheiten ſeien einem Krieger ſchädlich. Daher entſtand damals das Sprüchwort: „Sie „reiſen in der Kühle des Herrn von Jumbercourt" wenn jemand in der Hitze reiste.

Auf ſein Monument ſetzte man blos die wenigen Worte:

Ubi honos partus
Ibi tumulus erectus.

nämlich auf dem Schlachtfeld, was der ſchönſte Todtengarten für einen Kriegsmann und General iſt, den er nur finden und ſich wünſchen kann; ſchöner als ein Monument von Marmor, Porphyr, Jaſpis, Erz oder Kupfer, wo es auch errichtet werden möchte.

XVII.

Der Herr von Monteiſon.

Unſre franzöſiſchen Chroniken gedenken dieſes guten alten Ritters und Generals aus den Zeiten unſrer Könige, Karls VIII. und Ludwigs XII. nur ſehr wenig,

wenig, woran ſie ſehr unrecht thun. Er [17]) war aus Dauphiné von einem guten alten Hauſe das viele wackre Männer aufzuweiſen hat. Noch itzt giebt es welche von dieſer Familie, die ihren Ahnen keine Schande machen.

Er diente ſeinen Königen ſehr gut in den Kriegen in der Picardie, Bretagne, Neapel und der Lombardey. Er war ein guter Cametad des Herrn von Bayard; auch waren ſie aus derſelben Provinz. Er war jedoch ſchon weit älter und gebrechlicher; denn er hatte ſchon eine Compagnie Gens d'armes bei dem Feldzug Königs Karls VIII. gegen Neapel.

Er nebſt den Herrn Bayard, du Lude, und Fontrailles ſind die Urheber einer ſehr ſchönen Niederlage, die die Franzoſen den Päpſtlichen zu la Baſtide bei Ferrara beibrachten, das der Papſt Julius II. belagert hatte. Dieß Gefecht war eins der ſchönſten jener Zeit. Manche Franzoſen und Italiener wunderten ſich daher, daß ſeiner nicht beſonders gedacht, und daß es nicht als eine kleine Schlacht aufgeführt wird. Denn es blieben dabei doch über vier bis fünftauſend Mann Infanterie, über ſechzig Gens d'armen, und über dreihundert Pferde wurden gefangen genommen, und ihr Lager erobert, wobei die Capitains von Pierpont und du Fay ſich beſonders hervorthaten.

Der Herr von Monteiſon ſtarb darauf an einem Fieber, ſehr bedauert von dem Herzog und der Herzoginn von Ferrara, denen er ſehr gute Dienſte gethan hatte. Er wurde zu Ferrara mit groſſer Pracht und Feierlichkeit begraben. Seiner Leiche folgten Hohe und Niedrige, Franzoſen und Italiener, die alle ihn beweinten und bedauerten. Sein Grab iſt wohl noch dort zu ſehen.

Er

Er ſtarb — am Alter, und weil er durch die vielen Kriegsſtrapazen ſchon ſehr mitgenommen war. Auf dem Pferd merkte mans ihm jedoch nicht an, und hätte ihn für einen dreißiger gehalten, ſo gut führte er ſeine Waffen noch, aus langer Gewohnheit. Es wäre, ſagten ſeine Cameraden, ein groſſes Glück für ihn geweſen, wenn er in dieſer Schlacht fiel, und ſeine Parce hätte nicht ſo grauſam gegen ihn ſeyn ſollen, ihm ſein Leben noch um dieſe paar Tage zu verlängern, um ihn im Bette ſterben zu laſſen, ſtatt daß er ſo ſehr gewünſcht hätte, auf dem Schlachtfelde zu ſterben.

Einige alte Romane, die ihn loben wollten, nannten ihn un vrai esmerillon de guerre. Dies war noch ſo nach alten Schrot gegeben, etwas plump; indeſſen paßte es ſo übel nicht auf ihn, in Anſehung ſeiner groſſen Wachſamkeit. Denn in Krieg ſchlief er gewöhnlich äuſſerſt wenig.

XVIII.

Der Herr von Fontrailles.

Der Herr von Fontrailles war einer der Kriegskameraden des vorhergehenden, und ſtand in dem Ruhm eines guten Generals, beſonders für leichte Reuterei. König Ludwig liebte ihn daher auch vorzüglich, und ſtellte ihn als Colonel-General der Albaneſer an, die Er in ſeinem Dienſt hatte. Denn damals war noch nicht die Rede von franzöſiſcher leichter Reuterei; man hatte

hatte von Cavallerie blos die Gensdarmerie, die damals jede andre Cavallerie in der ganzen Welt übertraf. Diese Albaneser aber, die man im Sold hatte, lehrten uns die Einrichtung und den Dienst der leichten Cavallerie.

Die Italiener nannten die ihrigen estradiotz, die uns auch zu Fornova warm machten. Sie nannten sie auch noch corvals von der Nation. Die Spanier nennen die ihrigen genetajos.

Außer dieser Stelle hatte der Herr von Fontrailles auch noch eine Compagnie von funfzig Gensdarmen. Beide Posten versah er vollkommen gut in den Kriegen in Neapel und der Lombardei. Der Herr von Bayard und er hatte oft die Plänkler (coureurs) miteinander anzuführen. Auch bei la Bastide hielt er sich sehr gut. Kurz, dieser gute Gascogner setzte sich zu seiner Zeit sehr in Achtung. Wir, die wir seine Kinder, oder, daß ich nicht lüge, Enkel, gesehen haben, können von ihnen leicht auf den Großvater zurückschließen, denn sie bewiesen sich sehr brav und tapfer. Der Herr von Montluc gedenkt ihrer in seinem Werke.

Der älteste ist der Herr von Fontrailles, der noch izt als Gouverneur von Leitoute lebt. Er bekam in der Schlacht bei Cognac eine starke Quetschung, durch die er auch das Bein noch verlohr; nichts destoweniger hielt er sich nachher noch bei allen Gelegenheiten tapfer, wo er sich befand.

XIX.

Der Herr von Montamar.

Ein jüngerer Bruder des vorigen. Ein sehr wohlgebildeter Mann, von gutem Betragen, dem man wohl ansah, was er war; ein guter Officier, besonders für Infanterie, bei der er gleich zuerst gedient hatte. Er war einer der Capitains des Herrn von Grammont unter König Heinrich gewesen, als dieser vier Compagnien unter sich hatte. Er kam in der Bartholomäusnacht um. Ein eines so tapfern Mannes sehr unwürdiges Ende!

XX.

Der Herr du Lude.

Er *) war Kamerad und Zeitgenosse von allen bisher genannten braven Generals, und befand sich in der Affäre bei la Bastide auch mit, und zwar wo es am hitzigsten hergieng, was ihm großen Ruhm erwarb.

Er war Gouverneur von Brescia. Der König hatte aber alle aus ihren Garnisonen zusammenbeordert, um unter dem Herzog von Nemours Ferrara gegen den Papst Julius

*) Jacob von Daillon, Seneschall von Anjou, Capitain über funfzig Gensd'armen.

Julius zu Hülfe zu kommen. Als daher die Venetianer, die Stadt Brescia nur schwach besetzt sahen, glaubte ihr großer General, Andreas Griti, die Gelegenheit benutzen zu müssen, wobei ihm ein Verständniß mit einem der Vornehmsten von Adel in der Stadt noch besonders zu gut kommen mußte, weil dieser sich noch einen starken Anhang darin gemacht hätte. Während die Venetianer an einem Thor stürmten, ließ dieser Adeliche mit seinen Mitverschwornen auf der andern Seite ein Corps von dreitausend Mann durch ein Gitter herein, durch das die Unreinigkeiten aus der Stadt abgeführt wurden. Diese griffen denn den Herrn von Lude, während er jenes Thor tapfer vertheidigte, wüthend im Rücken an. Demungeachtet, und obgleich sechs Venetianer gegen Einen Franzosen waren, verlohr der Herr von Lude doch weder Muth noch Geistesgegenwart, sondern kämpfte noch lange und wacker mit seinen Leuten.

Endlich aber, weil er ermüdet war, die Feinde sich immer mehr häuften, und durch frische Truppen abgelöst wurden, ließ er zum Rückzug blasen, und zog sich stets fechtend ins Schloß, nicht ohne starken Verlust an Mannschaft, von seinen Leuten. Die Venetianer büßten zwar auch viel Volk dabei ein; allein unser Verlust war doch größer, weil die Venetianer so erbittert auf unsre Leute waren, daß sie keinem Pardon gaben. Es wurde ihnen nachher noch brav vergolten.

Das Schloß wurde sogleich belagert, barrikadirt, und gegen die Stadt retranchirt, und so wüthend beschossen, daß eine starke Bresche entstand, die aber zehn Tage lang so gut bewacht und vertheidigt wurde, daß der Herzog von Nemours Zeit gewann, zu Hülfe zu kom-

kommen. Noch dazu hätten sie sich um eine Verstärkung an Mannschaft noch nicht sehr bekümmert; aber Proviant brauchten sie, denn der Hunger setzte ihnen stark zu, indem sich eine solche Menge Menschen mit hinein geworfen hatte, daß das Magazin nicht weit reichen konnte.

Dieß Verhalten, nebst mehreren andern schönen Kriegsthaten setzte den Herrn von Lux von Seiten der Tapferkeit und Einsicht sehr in Ruf und Achtung, so daß ihn König Franz einige Zeit darauf nach Fuentarabien, das die Spanier belagerten, als seinen Lieutenantgeneral schickte, wo er sich ebenfalls sehr brav hielt. Denn er hielt eine Belagerung von dreizehn Monaten aus, und schlug alle die vielen Angriffe und Stürme mit der entschlossensten Tapferkeit ab. Dabei hatte er noch überdieß nicht blos mit dem Feind von außen, sondern auch mit der Hungersnoth zu kämpfen, die so weit gieng, daß sie Katzen und Ratzen, ja endlich gar gekochtes und gebratenes Leder und Pergament essen mußten, wie ich mir von meiner Großmutter, der Frau Seneschallinn von Poitou, einer Schwester von ihm, habe erzählen lassen, die mir ganz erstaunliche Dinge von der äußersten Noth erzählte, die er und seine Leute bei dieser Belagerung ausstanden.

Vor kurzem fand ich in unserm Familien-Archiv noch einen Brief von ihm und drei oder vier seiner Adelichen, die mit ihm in diesem Platze lagen, welchen sie nach dem Entsatz an diese seine Frau Schwester schreiben, worin alle die großen Scharmützel und Stürme auch Hunger und Elend beschrieben sind, wie sie es darin im höchsten Grade auszustehen hatten. Es ist in der That ganz erstaunlich und fast unglaublich zu lesen, besonders wenn man weiß, daß dieser Platz damals so stark nicht war,

wie ich ihn nachher selbst gesehen habe. Sie hätten es aber auch nicht länger aushalten können, und der Entsatz durch Herrn von la Paliſſe kam noch recht zur höchſten Zeit.

Nach dieſer Belagerung bekam der Herr Lude Urlaub, dem König aufzuwarten, der ihn ſehr gnädig und ehrenvoll empfieng, und alsdann zu ſeiner Erholung nach Haus zu reiſen. Unterdeſſen übertrug er das Commando in ſeiner Feſtung dem Capitain Franget, der ehmals unter dem Marſchall von Chatillon Lieutenant geweſen war. Dieſer wurde einige Zeit darauf belagert; ſtatt aber ſich nach dem Beiſpiel ſeines Vorgängers muthig zu vertheidigen, übergab er den Platz ſchnell und ohne Noth in Zeit von acht Tagen, was natürlich durch Contrast den Ruhm des Herrn Lude noch erhöhte. Der Capitain Franget hatte übrigens zu ſeiner Zeit in dem Ruf eines der tapferſten muthvollſten Krieger geſtanden, allein hier war es ein großes Unglück für ihn, daß er ſein Herz auf Einmal verlohr.

Es geht bisweilen manchen ſonſt tapfern Männern ſo; daher ſie ſich Gott beſonders in ihrem Gebet empfehlen ſollten, daß er ihnen Muth und Verſtand nicht nehmen möchte. Ueberhaupt habe ich in dieſer Rückſicht von großen Generalen ſagen hören, daß niemand fleiſſiger beten ſollte, als Kriegsleute.

König Franz wurde ſo aufgebracht darüber, daß er Franget den Kopf abſchlagen laſſen wollte, und dabei ſagte, nichts ſpreche ihm ſein Urtheil einleuchtender, als die muthvolle brave Vertheidigung dieſes Platzes durch Herrn von Lude. Der König ſchenkte ihm jedoch das Leben, ließ ihm aber den Degen zerbrechen. Eine

Strafe

Strafe übrigens, die hundertmal ſchlimmer war als der Tod, da beſonders einem Cavalier und Soldaten die Ehre hundertmal lieber ſeyn muß als das Leben.

Der Herr von Lude, Jakob von Daillon, zu ſeiner Zeit der Wall von Fuentarabia genannt, erwarb ſich auch ſonſt noch in den Kriegen in Italien, in der Lombardei, Ferrara, und in Frankreich ſolchen Ruhm, daß er für einen der beſten Generale galt. Aus dieſem Hauſe ſind ſie es überhaupt alle.

Er war ein Sohn des verſtorbenen Herrn von Lude, der unter Ludwig XI. ſo großen Einfluß hatte. Man kann hieraus ſchließen, daß er ein Mann von Verdienſten geweſen ſeyn muß; denn dieſer König verſtand ſich auf die Leute.

Dieſer Jacob von Daillon hinterließ einen Sohn, der um ſeiner Verdienſte willen Gouverneur von ganz Guyenne war, bis Pilles, mit Inbegriff von Poitou und andern Diſtricten. Er führte dieß Gouvernement ſehr weislich, und ſo, daß Spanien nicht wagte, etwas von dieſer Seite her zu unternehmen. Auch die wenigen Verſuche, die es machte, wußte er noch zu rechter Zeit zu vereiteln.

Nach dem Tod des Herrn von Lude wurde Veit von Daillon Gouverneur von Poitou, derſelbe, der kürzlich ſtarb. Er verwaltete dieſen Poſten ſehr würdig, beſonders während der bürgerlichen Kriege, wo er ſehr viel zu thun bekam. Denn der größte Theil der Städte und Diſtricte hielt es mit den Reformirten. Er war ein ſehr braver, tapfrer, rechtſchaffener, ehrliebender Herr, er machte großen Aufwand, und war ſehr freigebig. In ſeinen jüngern Jahren war er Zahn-

drich des Herzogs von Nemours gewesen, und hatte sich sehr hervorgethan, besonders bei der Belagerung von Metz, wo er nach dem Tod des Herrn von Paille die Standarte bekam.

Dieser Herr von Lude hinterließ einen Sohn, der sehr viel verspricht, und schon Proben abgelegt hat. So pflanzt sich also dieß schöne edle Geschlecht stets durch edle Sprößlinge fort; durch edle sage ich, nicht durch edlere, — nach der Meinung einer hohen Person, welche sagt, man müsse dies nicht sagen, indem die Kinder und Enkel nie so viel taugten als ihre Väter und Ahnen. Zwar hat man wohl welche gesehen, welche jene sogar noch übertrafen. Solche sind aber selten.

XXI.

Der Herr de la Crotte.

Jener Jacob von Daillon, den ich eigentlich den großen Herrn von Lude nennen kann, hatte einen jüngern Bruder, der Herr de la Crotte genannt*). Ein sehr braver tapfrer Mann, der noch etwas rascher war, als der Aeltere, wie ich von meiner Frau Großmutter, seiner Schwester, hörte, und auch aus einigen Briefen der beiden Brüder an sie, schließen konnte. Unerachtet dieser größern Hitze nun wollte ihn doch König Ludwig XII. um seiner Tapferkeit und Tüchtigkeit willen als Lieutenant der hundert Gensd'armen des Mark-

*) Franz von Daillon.

des Markgrafen von Montferrat und als Gouverneur eines den Venetianern abgenommenen Districts anstellen, den er sehr gut vertheidigte.

Er wäre hier beinahe an einer starken Krankheit gestorben, die ihn befiel: allein der Gott der Waffen wollte nicht, daß der scheußliche Tod an einer Krankheit und auf dem Bette, seiner unwürdig, über ihn triumphiren sollte. Nachdem er wieder gesund war, führte er ihn einem ruhmvollen Ende in der Schlacht bei Ravenna entgegen, wo er noch tapfer kämpfte. Er war einer der ersten beim ersten Angriff, mit seinen hundert Gensd'armen. Er und sein Pferd wurden stark verwundet. Als man ihm daher sagte, er möchte sich entfernen, gab er zur Antwort: „nichts, nichts, ich will hier meinen Kirchhof „finden, und mein Roß soll mir zum Grabmal werden; „denn es muß noch mit dran, und wir müssen beide „zusammen fallen!" — Dieß geschah auch, nachdem sie bis auf den letzten Blutstropfen ausgehalten und gearbeitet hatten, stürzten sie miteinander, und das Roß auf ihn. So starb er, wie seine Schwester mir erzählte.

Die Franzosen bedauerten seinen Tod sehr; nicht so die Venetianer, denen er sehr warm gemacht hatte. Die Herrn von Bayard, de la Crotte, und Fontrailles nannte man gemeiniglich Ritter ohne Furcht und ohne Tadel. Ein schöner, ja der schönste Titel für den der ihn verdient hat; schöner noch als alle Namen von Herrschaften in der Welt. Man hielt aber auch diese drei für die kühnsten Männer, denen nichts weder zu kalt noch zu heiß seyn könne. So habe ich es von seiner Schwester, meiner Frau Großmutter gehört, und daß mein Oheim, der Herr von Chataigneraye ihm,

seinem Oheim, an Gewandheit, Manieren und Tapferkeit ganz ähnlich gewesen sey.

XXII.

Der Herr von Teligny; sein Sohn und sein Enkel.

Von eben dem Flug war auch der Herr von Teligny *), Seneschal von Beaucaire; eine edle Stelle, mit der manche wackre Männer von Stand sich schon begnügten, z. B. Tanneguy, du Chatel und andre mehr, die ich anführen könnte. Dieser Herr von Teligny stand zu seiner Zeit im Ruf eines sehr einsichtsvollen Generals, und guten Officiers, der seinen Königen diesseits und jenseits der Alpen sehr gut diente.

Er war einige Zeitlang Gouverneur von Mailand, in Abwesenheit des Herrn Lautrec, der vom König Erlaubniß erhalten hatte, nach Frankreich zurückzukommen, Ihm aufzuwarten, und auf seine Güter zu gehen, um seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Der Herr von Teligny stand unterdessen seinem Posten so

*) Seneschal von Auvergne. Er hieß Franz, und war Vater von Ludwig, welcher einen Sohn Karl und eine Tochter Margaretha hinterließ. Karl vermählte sich mit Louise von Chatillon, einer Tochter des Admirals, und Margaretha mit Franz de la Noue. Der Herr von Teligny starb in der Picardie, zu Monchy le Cayeux im Jahr 1432.

ſo einſichtsvoll und mit ſo kluger Mäßigung vor, daß er nicht einen Zollbreit Land verlohr, ſondern das Anvertraute ſehr wohlbehalten wieder übergeben konnte. Das ganze Land war aber auch mit ihm zufrieden. Er gab nie Anlaß zu einer Empörung, wie der Herr von Escu that, der nach ihm auf dieſen Poſten kam, als ein zu ſtürmiſcher Menſch, der alles wieder verdarb, weil er durch ſeinen Geiz und ſeine allzuharte Juſtiz die Empörung verurſachte, durch die wir das ſo theuer erkaufte und ſo lang behaltene Mailand plötzlich wieder verlohren. Dieß erhöhte natürlich um ſo mehr den Ruhm, den der Herr von Teligny ſich durch ſeine Adminiſtration erworben hatte, und gereichte dem Herrn von Escu zu deſto größerem Schimpf und Vorwurf.

Als der Herzog von Nemours Breſcia zu Hülfe eilte, und unterwegs der General Johann Paul Baillon geſchlagen wurde, kommandirte er, nebſt dem Herrn von Bayard, der juſt das Fieber hatte, die Plänkler, und beide griffen mit ſolchem Ungeſtüm an, daß ſie das ganze Corps erſchütterten, mit dem alsdann das Nemourſche Haupt-Corps leichtes Spiel hatte. Bei dieſer Gelegenheit verlohr der Herr von Teligny ſeinen Fähndrich, einen braven Mann, um den es Schade war.

Auch Terouane vertheidigte er brav in einer Belagerung von neun Wochen. Er ſtand darin als Lieutenantgeneral du Roi, und bei dieſer Gelegenheit fiel auch das Sporngefecht vor. Endlich ſtarb er in einem ziemlich hohen Alter in der Picardie bei einem Angriff, den er auf die Feinde that, und wobei niemand außer ihm allein, weder verwundet noch getödtet wurde, ſo daß alſo dieß Gefecht ſich vorzüglich durch

den Tod eines so braven Generals auszeichnet, denn im übrigen war es ganz unbedeutend.

Er hinterließ einen sehr braven Sohn, der dem Vater in Tapferkeit und Einsicht nacheiferte. Er wurde in dieser Absicht sehr früh Fähndrich des Herzogs von Orleans, wo er sich sehr gut hielt. Um sich dabei sehen zu lassen, stürzte er sich nach Art der jungen Herren, so tief in Schulden, daß seine Gläubiger ihn äußerst verfolgten und er sich genöthigt sah, Frankreich zu verlassen, und sich nach Venedig zu begeben, wo ich ihn noch antraf. Er zeigte noch in seiner Noth und Dürftigkeit einen braven ungebeugten Muth. Er starb jedoch daselbst in diesem Zustand.

Sein Sohn war der letztverstorbene Herr von Teligny, der sich in Wissenschaften und Waffen zu einem so vollkommenen Cavalier gebildet hatte, daß wohl wenige seiner Zeitgenossen ihn übertrafen. Er würde daher auch, gleich mehrern seines Zeitalters hoch gestiegen seyn, wenn er sich nicht so tief in die reformirte Religion eingelassen hätte. Doch war dieses auch wieder sein größtes Glück. Denn da der Admiral ihn als einen sehr rechtschaffenen Mann kennen lernte, so nahm er sich seiner an, und bildete ihn vollends so aus, daß er in allen Fächern, im Cabinet sowohl als im Feld, ein ausgelernter Meister wurde. Dann gab er ihm auch noch seine Tochter zur Gemahlinn, eine sehr schöne vortreffliche junge Dame, die weit höhere Parthien hätte haben können. Der Admiral wollte aber nun einmal einen solchen Schwiegersohn, und sah dabei mehr auf innre Vorzüge, als auf sein Vermögen.

Er

Er wurde in der Bartholomäusnacht ermordet, wie noch so viele andre wackre Männer. Es war sehr schade um ihn. Ich für mich besonders bedaure ihn wie meinen Bruder: verbunden waren wir durch Verwandschaft sowohl als Freundschaft. — Seine Gemahlinn vermählte sich nachher zum zweitenmal mit dem Prinzen von Oranien, sowohl um ihrer Tugenden und Vorzüge, als um des berühmten Namens ihres Vaters willen.

XXIII.

Jakob von Chatillon.

Er war der ältere Bruder des Marschalls von Chatillon, welcher Caspar hieß, und galt für einen braven Cavalier und General. Er blieb bei der Belagerung von Ravenna, am Tage vor der Schlacht, nachdem er erst einen starken Schuß ins Dickbein bekommen hatte, der ihm alle Knochen zerschmetterte. Es war sehr schade um ihn. Er wurde von allen seinen Bekannten sehr bedauert.

Er war einer der vorzüglichsten Günstlinge Karls VIII. gewesen, besonders auf dem Zug gegen Neapel. Daher der Vers:

Chatillon *), Bourdillon et Bonneval **)
Gouvernent le sang royal.

 Einige

*) Kammerherr unter den Königen Karl VIII. und Ludwig XII. auch Prevot von Paris; Oheim des Admirals von Chatillon.

**) Germain von Bonneval.

Einige ſetzen auch noch Galliot *) hinzu, der nachher der Oberſtallmeiſter hieß. Ich rede anderwärts von ihm. Dieſe drei, nebſt dem König, waren die Platzhalter bei den Turnieren, die der König damals zu Neapel und ſonſt veranſtaltete. Man ſagte aber damals, Chatillon thue es den andern allen zuvor, an Tapferkeit ſowohl als Einfluß beim König.

Er hatte hundert Gensd'armen, war Kammerherr des Königs, und auch noch Ludwigs XII., Prevot von Paris, und hatte ſich mit einer Tochter aus dem Hauſe Chabanes, Erbinn des Hauſes Dammartin vermählt. Wie ich von meiner Frau Großmutter erzählen hörte, die damals Hoffräulein war, und nachher dieſer Frau von Chatillon als Dame d' Honneur bei der Königinn Margaretha von Navarra nachfolgte. Dieſe Frau von Chatillon, (damals Wittwe) war eine ſehr weiſe tugendhafte Dame; der König Franz wollte aber auch, daß nur eine ganz ähnliche ihre Nachfolgerinn werden ſollte. —

*) Jakob Galliot von Genouillac, Herr von Acier, Oberſtallmeiſter und Generalfeldzeugmeiſter, Seneſchal Armagnac, Capitain über fünfundzwanzig Gensd'armen, und fünfundzwanzig Bogenſchützen.

XXIV.

Der Baron d'Espic.

Bei derſelben Belagerung wurde auch noch der Baron von Espic *) verwundet, wo er als Generalfeldzeugmeiſter diente, und einen Schuß in den Arm bekam, der ihm abgenommen werden mußte. Beide wurden in dieſem Zuſtand nach Ferrara transportirt, wo ſie, trotz aller Mittel und Pflege, die ihnen die ſchöne gute Fürſtinn dort verſchaffte, an ihren Wunden ſtarben. Man ſagt aber, ſie haben ſich ſo ſehr darüber gekränkt, ſich nicht bei der ſchönen ſo nahe bei ihnen blos zween Tage nach ihrer Verwundung vorgefallenen Schlacht befinden zu können, daß ſie aus Verdruß und Aerger darüber geſtorben ſeien.

Ich kannte in Piemont einen Baron Espic (vermuthlich deſſen Sohn, oder doch Enkel) als einen braven tapfern Officier. König Heinrich II. ſtellte ihn deswegen auch als Meſtre de Camp in Piemont an, als er den Herrn von Montluc nach Siena ſchicken wollte.

*) Franz von Beuſſerailles, Herr von Espic, Zeugmeiſter.

XXV.

XXV.

Der Herr von Maugiron.

Er *) gehört ebenfalls in die Reihe dieſer großen Generale; ich handle aber noch anderwärts beſonders von ihm. Er war ein ſehr guter Officier, und that in allen Kriegen jener Zeit ſehr gute Dienſte. Seinem Beiſpiel folgten dann auch ſeine Söhne und Enkel, die Lieutenants de Roi in Dauphiné wurden, und ihrem Herrn auf dieſem ehrenvollen Poſten gut dienten, beſonders der letztverſtorbene Herr von Maugiron, der ſich ſehr gut gegen die in ſeiner Provinz ſo ſehr mächtigen Hugonoten zu behaupten wußte. — Dieß Haus iſt überhaupt in Dauphiné ſehr vornehm und reich an Gütern, Ehrenſtellen und Würden ſowohl als Verdienſten. Ich ſage dieß nicht aus beſondrer Partheilichkeit, (denn wir ſind ſehr nahe verwandt!), ſondern weil es wahr iſt.

XXVI.

Der Herr von Conty.

Er **) war in jenen alten Zeiten ebenfalls ein tapfrer General, und mußte es wohl ſeyn; denn er hatte hundert Gensd'armen unter ſich. Dergleichen Com-

*) Franz von Maugiron, aus einer vornehmen Familie in Dauphiné.

**) Ferry von Maille.

Compagnien wurden damals nicht nach Gunſt oder vornehmer Geburt verliehen. Er war übrigens aus einem ſehr großen alten Hauſe, aus dem auch ſonſt ſehr gute tapfre Heerführer hervorgiengen, wie die Geſchichte bezeugt. Er that ſich in allen Feldzügen, bei denen er ſich befand, ſehr hervor.

Er fiel bei Mailand in einem Angriff, den er auf die Schweizer that, die nach dem Tod des Grand Maitre von Chaumont wieder einen Einfall gethan hatten. Sie hatten Mailand belagert, mußten aber die Belagerung, aus Mangel an Lebensmitteln, wieder aufheben, und nach einer getroffenen Convention mit dem Herzog von Nemours abziehen. Auf dieſem Rückzug nun ſtieß Herr von Conty auf ſie, griff ſie lebhaft an, wurde aber getödtet, und ſehr bedauert, als einer der beſten Generale bei der italieniſchen Armee. Seine Compagnie wurde faſt ganz aufgerieben, was ein großer Schaden für den König war, denn ſie war ſchön, und er ſelbſt als ein vornehmer reicher Herr, gab ihr auſſer dem königlichen Sold noch Zuſchuß, und war auf alle Art auf ihre Verſchönerung bedacht.

Der brave Herr von Bayard nahm ſogleich am andern Tag Rache dafür. Denn ſobald er dieſen Unfall vernahm, ſaß er auf, ſetzte nach, ſtieß auf ein Corps von fünfhundert Schweizern, und hieb ſie alle nieder, ohne einen einzigen zu verſchonen, und zwar auf derſelben Stelle, wo Conty geſchlagen und getödtet worden war, deſſen und ſeiner Gensdarmen Manen er alſo dieß große Todten-Opfer brachte.

XXVII.

Der Grand-Maitre von Chaumont.

Alle dieſe itzgenannte und noch andre große Generale zu kommandiren, hatte der Grand Maitre von Chaumont als königlicher Generalſtatthalter in Italien das Glück und die Ehre. Als ihm dieſer ruhmvolle Poſten übertragen wurde, war er noch nicht fünf und zwanzig Jahre alt, und als er ſtarb war er acht und dreiſſig. Der Cardinal von Amboiſe, ſein Oheim, hatte ihn ſo hoch gehoben, indem er den König und das Reich ganz regierte, weil er einer der vertrauteſten Geſellſchafter des Königs vor deſſen Regierungsantritt geweſen war. Indeſſen beförderte dieſer Prälat in ihm ſicher keinen unbedeutenden wehrloſen jungen Mann: denn in einem Zeitraum von zehn bis zwölf Jahren, die er dort als Gouverneur ſtand, verlohr er ſeinem Herrn nicht einen Zoll breit Lands, ſondern bewahrte und vertheidigte alles ſehr gut und weislich, was er hatte, und vermehrte es ſogar noch hier und gegen die Venetianer.

Zween ſehr grobe Fehler begieng er indeſſen doch. Einmal, als er ſich durch Friedensvorſchläge einen Tag lang hinhalten und verſpäten ließ, worüber Ciappino Vitelli in Bologna mit Venetianiſcher Verſtärkung einrückte, und er ſelbſt die Gelegenheit verſäumte, die Stadt zu beſetzen, wie ſie und die Bentivoglios es wünſchten. Der andre Fehler beſtand darinn, daß er unter ſeinen Augen Mirandola wegnehmen ließ, das ſich doch ſo gut und brav vertheidigte, und daß er aus Geiz die Italieniſche Compagnien einzog.

Er

Er ließ ſich ganz durch ſeinen Oheim den Cardinal regieren, der ihm alle Inſtructionen zuſchickte, die er pünktlich befolgte. Auch ſagt man, als er deſſen Tod erfuhr, ſey es von Stund an in jeder Rückſicht mit ihm rückwärts gegangen, und bald darauf ſtarb er aus Kummer.

Guicciardini lobt ihn nicht. Dieſer verdient aber auch keinen Glauben, denn er lobt uns Franzoſen ſo wenig, als er nur irgend kann, beſonders dieſen nicht, der doch in der That zeigte, daß er ein ſehr einſichtsvoller guter Feldherr war. Wenn er gleich durch das Orakel ſeines Onkels geleitet wurde, ſo war doch dies nicht immer. Denn bei einer ſo weiten Entfernung, wenn die Fälle ihm oft ſchnell auf den Hals kamen, mußte er wohl ſelbſt ſchleunige Maaßregeln finden, ohne erſt durch einen Eilboten das Gutachten ſeines Herrn Oheims einzuholen. Dazu hatte er denn auch die beſten Generale um ſich, die je ein König von Frankreich gehabt hat.

Einer der pfiffigſten Streiche, die er während ſeiner Statthalterſchaft in Mailand machte, war der, als er die Schweizer bei ihrem Einfall ſich vom Hals ſchaffte, ohne ſelbſt einen Mann dabei einzubüßen. Er ließ ihnen die Lebensmittel abſchneiden, alle Mühlen abbrechen, und alle Weine, wo ſie lagen, vergiften. Es ſtarb aber nicht Einer dran. Die Würze mußte ſich wohl geſetzt haben, denn ungefehr zweihundert Mann Franzoſen, die nachher hinkamen und tranken, ſtarben alle davon.

Der Hunger jagte alſo die Schweizer wieder heim, und Herr von Chaumont folgte ihnen immer auf dem Fuß nach. — Ich traf zu Novara noch einen alten mehr als neunzigjähriger Poſtmeiſter, der aber noch ein muntrer Greis war und ein gutes Gedächtniß hatte, ſo daß

daß sichs ihm sehr gut zuhörte, wenn er so von dem Herrn von Chaumont und all den andern braven französischen Herrn sprach, die er gekannt hatte. Ich behielt ihn einst zum Abendessen und auch noch den andern Tag zum Mittagessen, wo er mir diesen Herrn von Chaumont sehr lobte, als einen sehr wackern, doch etwas zu habsüchtigen Herrn. Er und sein Onkel wurden sehr getadelt, daß sie anfangs dem Papst Julius zu sehr geholfen hätten, wobei sich einige hübsche Summen baar, andre Beneficien und den rothen Hut verdient hätten. Er nennte niemand mit Namen, er meinte aber offenbar sie beide. — Dieser Postmeister lobte besonders den Herzog von Bourbon, seinen guten Herrn und sehr großen Freund, wie er sich ausdrückte.

XXVIII.

Der Herzog von Longueville.

An die Stelle des Herrn von Chaumont kam der Herzog von Longueville, mehr um seiner erlauchten (obschon unehlichen) Geburt als um seiner Verdienste willen, wie Guicciardini sagt. Er hat jedoch Unrecht, so zu reden, denn es war ein guter großer Feldherr, brav und tapfer, wie die aus diesem Hause stets waren, als Abkömmlinge des braven Bastards von Orleans, Herzogs von Dunois, der Geisel der Engländer.

Der, von dem hier die Rede ist, war, glaube ich, ein Enkel dieses braven Dunois, und schlug nicht aus der

der Art, wie alle Söhne dieſes Hauſes. Ich kannte wenigſtens noch einen, der nach der Belagerung von la Rochelle ſtarb, an Gift, wie man ſagte. Verwünſcht ſey der Elende, der es ihm gab oder geben ließ! Man konnte keinen bravern, tapfern, großmüthigern, offnern Mann ſehen, als ihn; er that nie jemand etwas zu leid, war ſanft, huldreich, ſchön, einnehmend und geſchickt zu allem. Es war jammerſchade um ihn, daß er ſo in der Blüthe ſeines Alters ſterben mußte, denn er wäre einſt noch ein großer Feldherr worden, wie er ſchon anfieng. Ich verlohr einen meiner beſten Herrn und Freunde an ihm.

Dieſer letztre hinterließ einen ältern Sohn, der kürzlich zu Dourlens in der Picardie erſchoſſen wurde, und zwar bei einer Salve in der Revue, durch einen ungeſchickten — andre ſagen, beſtellten — Soldaten. Es war jammerſchade um ihn, denn er war noch blutjung, und hatte doch ſchon ſehr ſchöne Proben von Tapferkeit und klugem Benehmen abgelegt.

Er wars, der zuerſt anfieng die Ligue zu erſchüttern, indem er ihr in der Schlacht bei Senlis einen Stoß verſetzte, von dem ſie ſich nicht wieder zu erholen vermochte. Ich rede anderwärts davon. — Der Graf von Saint Paul, ſein zweiter Bruder, läßt viel von ſich und ſeinen reifern Jahren hoffen.

Unſer jetziger Herzog von Longueville war ein ſehr guter General, und darum bedienten ſich auch ſeine Könige ſeiner mit gutem Nutzen, denn er diente ihnen ſehr gut. Er wurde, wie geſagt, Lieutenant du Roi in Mailand, wo er aber nicht lange blieb; denn der König brauchte ihn in den Angelegenheiten und Gefahren, die

näher um ſeine Perſon vorfielen, und ſtellte ihn alſo als ſeinen Stellvertreter bei der Armee an, die Er zum Beſten des Königs Johann nach Navarra marſchiren ließ. Sein College dabei war der Herzog von Bourbon; weil ſie ſich aber nicht gut zuſammen vertragen konnten, wurde nicht ſo viel auf dieſem Zuge ausgerichtet, als wenn nur Einer an der Spitze geſtanden hätte. Man ſagte, der Herzog von Bourbon habe Unrecht; denn ſeiner Jugend wegen hätte er, obſchon erſter Prinz vom Geblüt, dem Herzog von Longueville nachgeben ſollen, der älter war und ſich ſchon ungleich mehr verſucht hatte.

Gewiß wären die Sachen beſſer gegangen, wenn man ihm gefolgt hätte, denn er war ein ſehr guter General, wie er bei der Belagerung von Terouane bewies, und bei der Spornſchlacht, wo er ſich der Seinigen nicht zum Ausreiſſen bediente, wie die andern, ſondern um ſeine Leute zum ſtehen zu bringen, daher er auch mit dem Degen in der Fauſt als ein braver Herr und Ritter gefangen und nach England abgeführt wurde, wo er durch ſeine Klugheit und Geſchicklichkeit den Frieden zwiſchen beiden Königen zu Stande brachte, zu großer Erleichterung Frankreichs. Für den König warb er bei dieſer Gelegenheit die Prinzeßin Marie, Schweſter des Königs von England *).

*) ſ. oben unter Ludwig XII.

XXIX.

Der Herzog von Nemours, Gaſton von Foix.

Nachdem er den Herzog von Longueville aus Mailand abgerufen hatte, ſtellte er an deſſen Statt den Herzog von Nemours, Gaſto von Foix daſelbſt an, Italiens Blitz zugenannt, wegen der ſchönen raſchen Thaten, die er in Italien mit Blitzſchnelle ausführte.

Kurz und kräftig drücken die Spanier ſeine Verdienſte in einer Stelle aus, die ich in unſrer Sprache herſetzen will:

„Nachdem dieſer Gaſton von Foix, ein Mann „von großem, Bewundrung heiſchendem Verdienſt, als „franzöſiſcher Feldherr die von Papſt Julius zu Hülfe gerufenen Schweizer einmal bei Como, dann „wieder bei Mailand aufs Haupt geſchlagen und gebändigt hätte, eilt er mit unglaublicher Geſchwindigkeit mit der franzöſiſchen Hauptmacht nach Bologna, wo er juſt noch zu rechter Zeit eintrift, um „die Stadt zu entſetzen und die Spanier zum Weichen zu bringen. Er wendet hierauf ſeine ganze „Macht gegen die Venetianer; das Glück begünſtigte dießmal ganz unmäſig die Unternehmung dieſes „jungen thatenglühenden Helden, ſo daß er unterwegs im Veroniſchen ſchon ein Hülfscorps der Venetianer ſchlägt und zerſprengt, Breſcia vom Schloß „aus wieder erobert, alles, was er in Waffen fin-

„det, niedermacht, und die Stadt der Wuth der „Franzosen und Teutschen zur Plünderung preisgiebt. „Izt kehrt er seine Fahnen gegen das andre Ufer des „Po, dringt durch Romagna vor, bis unter die „Mauern von Ravenna, wo endlich ihn sein Glück „verläßt. Leicht und unbeständig hatte es ihn mit „zweifelhaften Schritten durch Gefahren hindurch zu „dieser fatalen Schlacht herangeführt, die indessen „doch die berühmteste wurde, die seit langer Zeit in „Italien erhört worden war." —

Hier fiel er also, aber durch ein Uebermaaß von Muth. Er hatte die Schlacht bereits gewonnen, gegen den Rath des Herrn von Bayard aber, und gegen sein Versprechen ließ er sich unglücklicherweise von seiner Hitze hinreissen, einem spanischen Corps noch nachzusetzen, das einige Gascogner geschlagen hatte, und nun ruhig längs einem Canal hinabzog. Aufgebracht hierüber hatte er gerufen: „Mir nach, wer mich liebt! „das werde ich nicht zugeben!" und ohne hinter sich zu sehen, wer ihm folge (es mochten etwa zwanzig brave Männer seyn), sprengt er hinan, und greift an einer so nachtheiligen Stelle an, daß sich unmöglich etwas ausrichten ließ. Nachdem also die Spanier abgefeuert hatten, senkten sie die Piken, und wurden bald mit den Unsrigen fertig, und der Herr von Nemours, der tapfer kämpfte, stürzte, weil seinem Pferd die Beine abgehauen wurden, nieder, und wurde dann mit vielen Wunden (vom Kinn bis zur Stirne zählte man allein vierzehn) getödtet und liegen gelassen.

Als Bayard vom Nachsetzen zurück kam und dieß vernahm, wurde er darüber fast rasend. Auch unsre Armee war so erschrocken über diesen Verlust, daß, wenn der Feind ein Corps von nur zweihundert Gendarmen

und

und einiger Infanterie formirt hätte, unſre ſiegende Armee wieder geſchlagen worden wäre.

XXX.

Der Herr von la Paliſſe.

Da unſre Leute nicht ohne Anführer bleiben konnten, entſchloſſen ſie ſich nach einer kurzen Ueberlegung, den Herrn de la Paliſſe dazu zu erwählen, der unter etwa zwanzig dort befindlichen Generalen, die alle zu den Auserleſenſten zu zählen waren, als der würdigſte für dieſen Poſten erfunden wurde, deſſen er denn auch würklich ſehr würdig war.

Dieſer General nahm hierauf Ravenna ein, das ſich aus Schrecken über den Verluſt der Schlacht an uns ergab, und zog nach Mailand, wohin er die Leiche des Herrn von Nemours mitführte, die überall mit feſtlichem Triumphgepränge eingeholt wurde. Sie wurde von mehr als zehntauſend ſchwarzgekleideten Perſonen, meiſt zu Pferd, begleitet, vierzig dem Feind abgenommene Fahnen wurden geſenkt voran getragen, und ſeine eigne dicht an der Leiche. Auch mehrere Gefangene giengen vor der Leiche her. Die Merkwürdigſten darunter ſind:

Johann von Medicis, Päpſtlicher Legat, und nachher, noch vor Jahresfriſt, ſelbſt Papſt unter dem Namen Leo der zehnte; (was er wohl in dieſem demüthigen Aufzug nicht gedacht haben mag!) Als man

ihn nachher als Kriegsgefangenen nach Paris abführen wollte, wurde er bei Pavia wieder befreit. In der Folge fügte uns dafür viel Uebel zu.

Nach ihm kam der Marquis von Pescara, noch ein junger Mensch, aber doch schon sehr geschätzt; daher man auch aus seiner Gefangennehmung viel machte.

Auch der große General Dom Pedro von Navarra war mit dabei, und mehrere andre Gefangene von Bedeutung, die alle, nach Art eines altrömischen Triumphs einhergiengen, ausser daß hier statt Freude und Frohlocken, Weinen, Seufzen und Bedauern war.

Die Leiche wurde im Dom zu Mailand mit einer Menge feierlicher Ceremonien, Seelmessen, Exequien und einer Leichenrede eingesenkt, die den Verstorbenen nach Verdienst bis in den dritten Himmel erhob.

Leider konnten die braven Franzosen diesem vortrefflichen Feldherrn keine andre Ehre mehr erweisen, als dieß prächtige Leichenbegängniß. — Er starb schon in seinem drei- oder vier und zwanzigsten Jahr. Wenn ein großer General darnach glücklich geschätzt und geehrt zu werden verdient, daß er einen ehrenvollen Tod als Sieger auf dem Schlachtfeld findet, so hat Nemours dieß redlich erfüllt.

Es war übrigens ungerecht, daß das Schicksal ihn schon so früh hinraffte. Wäre er noch nicht gefallen, er hätte sicher noch Rom und Neapel erobert, denn dahin giengen seine Absichten, und er hatte schon sehr schöne Plane dazu entworfen, auch sehr gute Verständnisse daselbst. Hätte er das Leben behalten, so würden weder

der

der König von Spanien, noch der Pabſt, noch der Herzog von Mailand mit Hülfe der Schweizer, ſo bald wieder zu Kräften gekommen ſeyn.

Ueberhaupt fielen drei ſolche brave tapfre franzöſiſche Feldherrn in der Blüte ihres Lebens, und auf dem Punkte, groſſe Entwürfe glücklich auszuführen; nämlich der Herzog von Nemours, der Herzog von Bourbon *) und der Prinz von Oranien **): denn auch dieſen darf ich mit Recht unter die Franzoſen zählen, da er ein Burgunder, aus dem Hauſe Chalons, iſt. Alle drei alſo Franzoſen, ein Gascogner, ein Bourbone, und ein Burgunder; alle drei gleich an herrlichen glänzenden Kriegsthaten; alle drei gleich an Glück, hoher Geburt und ſchönen Entwürfen; alle drei gleich in einem ruhmvollen Tod; alle drei endlich auch darinn gleich, daß ſie noch nicht hätten ſterben ſollen, um erſt ihr Glück noch höher zu treiben.

Den Herzog von Nemours bedauerte König Ludwig ſehr, denn er war Seiner Schweſter Sohn. Da der König, ſein Oheim, ſelbſt keinen Prinzen hatte, ſo hielt und liebte er ihn wie ſeinen eignen Sohn, und hätte ihn noch ſehr hoch erhoben. Man ſagt ſogar, Er hätte ihn mit einer Seiner Prinzeſſinn vermählt, wozu Er wohl Diſpenſation erhalten haben würde, ſo gut, als er ſie erhielt, um ſich zu vermählen und wieder zu vermälen; überdieß, da er im Sinn und auch ſchon einen guten Anfang dazu gemacht hatte, den Papſt Julius zu verjagen, ſo hätte er leicht einen Papſt nach ſei-

*) ſ. T. IV. Diſc. XX. gegen das Ende.

**) ſ. T. IV. Diſc. XVII. gegen das Ende.

nem Gefallen machen können, von dem er alsdann alles erhalten konnte.

Als der Eilbote ihm die Nachricht brachte, daß die Schlacht gewonnen, der Herzog von Nemours aber geblieben sey, rief er schmerzlich aus: „Großer Gott, „so habe ich also nicht gewonnen, sondern verlohren?“ — Die Spanier nannten daher diese Schlacht Pelea victoria (Schlacht ohne Sieg). — Der König kränkte und härmte sich auch so darüber, daß er sich geraume Zeit nicht wieder davon erholen konnte.

XXXI.

Der Herr von Bearg.

Sein Lieutenant bei seinen hundert Gensdarmen war der Baron von Bearg, ein braver tapfrer Officier, der seinen General sehr gut unterstützte. Man ließ ihm den Ruhm, daß er sehr unternehmend und immer zu Pferd sey, auch dem Feind, er möchte schwach oder stark seyn, immer sehr warm mache.

Am Tag vor der Schlacht bei Ravenna recognoscirte er den Feind blos mit seiner Compagnie, und ritt dabei so hart ans Lager vor, daß es äußerst in Alarm darüber kam, und die ganze feindliche Cavallerie gegen ihn aufsaß. Er zog sich aber zurück, ohne einen Mann zu verlieren, wiewohl er ziemlich stark ins Gedränge gekommen seyn würde, wenn ihm nicht der Herr von Bayard noch zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen wäre.

Nach

Nach dem Verluſt der Schlacht, wo der Baron (andre nennen ihn Fürſt) von Bearn, ſich mit ſeinen Leuten ſehr brav hielt, wurde er, während die Franzoſen nach Mailand marſchirten, in die Feſtereſſe Arezzo am Dezia kommandirt, die er ſehr brav vertheidigte, endlich aber doch an den Marquis Pedulla auf ehrenvolle Bedingungen übergeben mußte, die ihm als einem von Seiten ſeiner Tapferkeit und Verdienſte in Achtung ſtehenden Mann auch ſehr gut gehalten wurden.

XXXII.

Der Herr von Lautrec. *)

Ein Namens- und Wappen-Vetter von dem vorgedachten Herzog von Nemours. Seine erſte Bedienung beſtand darinn, daß er die Cardinäle, Prälaten und Biſchöffe zu begleiten bekam, die zum Concilium nach Piſa giengen, aber zu Land, weil ſie ſich zur See nicht getrauten. Der Papſt nennte dieß Concilium ſpottweiſe nur Conciliabulum.

Er führte ſie mit dreihundert Lanzen und einiger Infanterie bis Piſa. Manche wollten dieſen Auftrag ſehr unwürdig eines Mannes aus einem ſolchen Hauſe finden, daß er auf dieſe Art dieſen Geiſtlichen und Pfaffen zur Bedeckung und Leibwache dienen mußte. Auch hielten ſich die Anhänger des Papſts und die

*) Odet von Foix erſt bekannt unter dem Titel von Bar bezane, nachher unter dem eines Vicomte von Lautrec. Er ſtarb bei der Belagerung von Neapel im Jahr 1527.

Spanier darüber auf, und stritten noch lange deswegen, als er nachher Gouverneur in Mailand wurde.

Der Markgraf Albrecht von Brandenburg, der grose Verfolger der Geistlichen und Bischöffe, nannte aus Spott und Verachtung diejenigen Officiere und Soldaten, die den Geistlichen anhiengen oder dienten, Pfaffequenets (Pfaffenknechte), was so viel heißt, als valets de pretres. Ein gleiches hätte man hier von dem Herrn von Lautrec sagen können; nachher bekam er aber einen andern Namen. Denn er war ein grosser General, wie er bei mehrern Gelegenheiten gezeigt hat; nach einigen nämlich! Andre wollen ihn nicht dafür gelten lassen.

Er verlohr sehr ungeschickt ganz Mailand, das ihm in vollkommen guter Verfassung anvertraut worden war, als der Herzog von Bourbon das Gouvernement darinn niederlegte. Manche fanden seine Entschuldigung darüber unstatthaft, daß er nämlich kein Geld gehabt habe, um seine Schweizer zu bezahlen, die ihn deßwegen gezwungen hätten, die Schlacht bei la Bicoca zu liefern, mit der Drohung, ihn sonst zu verlassen. Hätte er sie doch zu allen Teufeln gehen lassen, den Rest seiner Truppen in Mailand und andre Plätze gelegt, und unterdessen die feindliche Armee herumziehen und irgend einen Platz angreifen lassen, vor dem sie sich vielleicht zu Grund gerichtet hätte, wie die des Königs vor Pavia, was der Herzog von Bourbon und der Marquis von Pescara hier recht gut verstanden hatten. Ueberdieß waren ja auch die Spanier nicht so stark im Felde, daß sie so sehr viel auszurichten vermocht hätten, und die französischen Garnisonen hätten sie gar wohl ermüden können.

Dieß ist einer von den Gründen, die ihm der König entgegen gehalten haben soll, warum er die Schlacht

bei

bei la Bicoca nicht hätte liefern sollen. Ueberdieß sollte ers gemacht haben, wie es der Herr von Bayard in einem ähnlichen Fall vor Pampelona mit den Landsknechten machte. Er hätte ihnen drohen und seine Autorität behaupten sollen, denn nimmermehr kann es gut gehen, wo der General seinen Soldaten gehorchen und nach ihrem Willen schlagen muß.

Der Herr von Lautrec begieng also hierinn einen großen Fehler, besonders da noch dazu das Terrain sehr ungünstig für ihn war. König Franz wußte ihm dieß alles recht gut vorzuwerfen, als Er ihn nach seinem Fall und Rückkehr zu Moulins sah. Anfangs wollte Er ihn gar nicht vor sich lassen; endlich erhielt er aber doch eine Audienz, worinn er alle seine Entschuldigungen anführte, besonders den Geldmangel, worauf ihn der König selbst entschuldigte, besonders nachdem Er den Herrn von Saint-Blançay darüber vernommen hatte; doch hielt Er ihm dabei noch entgegen, daß ja Prospero Colonna und der Marquis von Pescara nebst der ganzen Spanischen Armee eben so wenig Geld gehabt, und ihn dennoch geschlagen hätten.

Ehe er aus Mailand gejagt wurde, sollen dem König mehrere Beschwerden über ihn zugekommen seyn, daß er zu streng sey, und überhaupt gar nicht für einen solchen Posten tauge. Kühn, brav, tapfer war er allerdings, und tüchtig um sich zu schlagen, allein einen Staat zu regieren war er nicht geschickt.

Die Frau von Chateaubriant — eine sehr schöne honnette Dame, die der König liebte und ihren Gemahl zum Hahnrei machte — hielt ihm, als seine Schwester, die Stange, und machte den König immer wieder

wieder gut auf ihn zu sprechen. Daher auch das Sprüchwort zu jener Zeit:

Milan a fait Meuillan,
Chateaubriant a défait et perdu Milan. *)

Von dem Profit nämlich, den der Grand Maitre von Chaumont als Gouverneur von Mailand machte, ließ er das Schloß Meuillan in Bourbonnois bauen, eins der schönsten und prächtigsten, die man sehen kann; der Herr von Lautrec hingegen verlohr durch seine Fehler, die seine Schwester beim König wieder entschuldigte und bemäntelte, das ganze Land; auch hatte sie ihn überhaupt zu diesem Gouvernement verholfen.

So gieng also Mailand verlohren, das uns so theuer zu stehen kam, als wirs wiedererobern wollten, denn wir verlohren dabei den König Franz. Würklich machten Lautrec und sein Bruder grobe Fehler, z. B. bei der Einnahme von Lodi (wo der Herr von Bonneval, übrigens ein braver General, kommandirte), die ohne Schuß, ohne Bresche, ohne Leiter zu Stand gebracht wurden, ohnerachtet dreihundert Gensdarmen und dreitausend Mann Infanterie darinn lagen, die bei einem Scharmützel mit blos zwölfhundert Spaniern diese mit in den Platz bringen ließen. Die Geschichtschreiber sagen auch noch viel über die sehr ohne Noth eingegangene Capitulation von Cremona durch den Herrn von Escu.

Damals vertheidigte man freilich die Plätze noch nicht so lange und hartnäckig, wie nachher, und wenn unsre

*) s. Fol. 62. der Lettres recueiles par Ruccelli nach Belleforests Uebersetzung, den Brief von 26. Nov. 1518. vom Legaten Bibieni an den Cardinal von Medicis. Im Italienischen Original steht Moian, nicht Meuillan.

unſre Franzoſen nur mit einer ehrenvollen Capitulation loskommen konnten, waren ſies zufrieden und zogen ab. Der Herr von Lude, Ludwig von Ars und Andre machten es indeſſen nicht ſo.

Der Herr von Lautrec entfernte ſich nach ſeinem Unfall nach Guyenne, woher er aber einige Zeit darauf wieder berufen und höher geehrt wurde, als je. Denn man machte ihn zum Lieutenant General jenes großen Bundes gegen den Kaiſer. So zog er nach Neapel, und eroberte unterwegs Boſco, Aleſſandria, Pavia, alle durch Gewalt oder Stumm, beſonders Pavia, das er ſehr hart behandelte, um für den Schimpf der Gefangennehmung Franz I. und den Tod ſo vieler braven Franzoſen, die davor fielen, Rache zu nehmen. Daher zog er auch nicht durch die Thore der Stadt, ſondern nur über eine etwas geebnete Breſche, zu deſto größerm Triumph, zu Pferd ein.

Nach mehrern ſchönen großen Thaten in der Lombardei wollte er endlich Mailand angreifen, und ſeinen vorigen Fehler dadurch wieder gut machen; allein der König unterſagte es ihm, und befahl ihm, gerade auf Neapel loszugehen, wohin er ſeine Feinde vor ſich her trieb.

An dieſem für ihn fatalen Ort kam er mit ſeiner ganzen Armee elendiglich um, als er eben im Stand war, einen ſehr glorreichen Sieg davon zu tragen, wenn er nur gewollt hätte. Er war aber ſo eingenommen von ſich, daß er keinem fremden Rath folgen wollte. So ſehr man ihn alſo zugeredet hatte, die Stadt zu beſchießen, zu beſtürmen, und hitzig zu drängen, wollte er es doch nicht thun, ſondern ſagte, er wolle

ſeine

seine Munition nicht unnöthiger Weise verschwenden, da er sie anderwärts besser brauchen könne, und gewiß wisse, daß sich die Stadt nächstens auf Discretion ergeben müsse. So habe ich mirs zu Neapel selbst erzählen lassen. In der That war dies eine wunderliche Einbildung von ihm.

Ich habe auch daselbst gehört, daß er sieben Wochen lang davor gelegen habe, ohne einen Schuß zu thun. Darüber verstrich denn freilich die Zeit; es kam schlechte verdorbene Luft, Krankheiten rissen ein, die Feinde vergifteten das Wasser, und so schmolz seine schöne Armee so sehr zusammen, daß von hundert kaum zehn davon kamen.

Er selbst bekam ebenfalls seinen guten Theil davon und mußte endlich daran sterben. Als er nun krank darnieder lag, erkundigte er sich beständig bei jedermann der zu ihm kam, wie es im Lager stehe, und ob die Krankheiten noch nicht nachließen? Um ihn zu schonen, hatte man jedermann gestimmt, ihm zu sagen, Gottlob es werde nicht mehr schlimmer, und die Krankheit sei nicht mehr so häufig und stark. Er merkte aber doch aus ihren Minen, und aus ihrer abgenommenen Munterkeit, daß es nicht ganz richtig seyn müsse, kriegte daher eines Tags zween Pagen vor, die in seinem Zimmer waren, und drohte ihnen, sie bis aufs Blut hauen zu lassen, wenn sie ihm nicht die reine Wahrheit sagten. Da sie nun die Ruthe fürchteten, so beichteten sie alles rein heraus, was er so sehr zu Herzen nahm, daß er vor Kummer und Aerger darüber verschied.

Dieß war denn allerdings ein elender Tod, besonders nach dem Verlust so vieler braven Leute, worunter viele der vornehmsten Generale waren, wie er selbst, der Markgraf von Saluzzo, Dom Pedro von Navarra,

der Herzog von Vendrmont, und dann noch so viele andre große Herrn, wie der Herr von Candale, von Chateigneraye, von Pompeyant, und eine Menge andre, wovon die dortigen Kirchhöfe und Felder noch itzt voll sind.

Indessen kann es doch ein wahres Glück für ihn heißen, daß er sein Unglück nicht überlebte. Denn wäre er zum zweitenmal so ganz übel zugerichtet nach Frankreich zurückgekommen, so war seine Ehre auf immer dahin, statt daß er so noch mit solchem Ruhm starb, daß der Papst ihm sehr feierliche Obsequien und überdieß noch eine jährliche Gedächtnißfeier zu St. Johann im Lateran anordnete, was ihm freilich nichts kostete. Auch der König ließ sein Leichenbegängniß zu U. L. Fr. in Paris mit eben der Pracht feiern, wie bei einem leiblichen Sohn, oder andern großen Prinzen vom Geblüt.

So schön indessen dieß alles auch war, so ist doch das Denkmal noch weit schöner, das ein Spanier, also ein Feind ihm setzte, der seine Ueberreste aus einem schlechten Loch, worein seine Leute ihn ohne Gepränge verscharrt hatten, ausgraben und nach Neapel in ein prächtiges Grabmal in einer Kirche bringen ließ.

Es ist noch itzt in der neuen Marienkirche daselbst zu sehen, mit der schönen Grabschrift die ich selbst gelesen und davon abgeschrieben habe:

ODETO FUOXIO LAUTRECCIO
CONSALVUS FERDINANDUS
Ludovici filius, Corduba. magni Consalvi nepos, cum ejus ossa, quamvis hostis, in avito sacello, ut belli fortuna tulerat, sine honore jacere comperisset, humanarum miseria-

seriarum memor, Gallo duci Hispanus princeps posuit.

Wirklich sehr schön, edel und brav von diesem edeln großen Feind, und eine seltne Großmuth gegen einen todten Feind, da sie sonst gewöhnlich (vielleicht aus Hofnung auf Wiedervergeltung) nur gegen lebende geübt wird.

Auch ein Bischoff im Mailändischen, der ihm seine Beförderung zu danken hatte, ließ ihm ein sehr prächtiges und geschmackvolles Denkmal errichten.

Bei den Spaniern und Italienern stand dieser große General so sehr in Achtung und Ansehen, daß sie ihm den Beinamen Demetrius, und eines zweiten Städtebezwingers beilegten, wie er denn in der That einige tapfer erobert und dadurch diesen Ruhm gegründet hat. Besonders Pavia, das sein König über drei Monate lang vergebens belagerte, er aber in wenig Tagen einnahm. Der König soll auch würklich darüber eifersüchtig auf ihn worden seyn, weil er sich dadurch gewissermaßen gedemüthigt fühlte. Freilich lag aber auch kein Antonius von Leyva darin, als Lautrec es einnahm, und dieß mußte den König wieder beruhigen; denn unter Leuten und Leuten ist ein Unterschied.

Die Spanier damals sagten von ihm zu seinem Lobe: Der General Lautrec besaß viele vortreffliche Eigenschaften, ja manche, die ihn den Feldherrn des Alterthums an die Seite setzen. Er war im äußersten Winkel Frankreichs, in Gascogne, am Fuß der Pyrenäen, gebohren, und aus einem alten erlauchten Hause. Daher mäßigte er auch die französische Flüchtigkeit und Lebhaftigkeit mit spanischem Ernst. Dabei war er so stolz,

entwe-

entweder von Natur, oder auf ſeine lange Erfahrung, daß er in Kriegsſachen keinen Rath annahm, als von ſich ſelbſt, und lieber nach ſeinem eignen Kopf fehlte, als ſich von fremden zurecht weiſen ließ.

In der That eine groſſe Unvollkommenheit an einem General. So aber habe ich mir ihn von mehreren beſchreiben laſſen. Wenn er auch mit ſeinen Generalen Kriegsrath hielt, ſo mochten ſie doch ſagen, was ſie wollten; er beſtand auf ſeinem Kopf.

Ich habe ſein Portrait geſehen, das ſtolz und fürchterlich genug ausſieht, ſowohl von Natur ſchon, als von der Menge Wunden die er bekam, als er in der Schlacht bei Ravenna ſeinen Vetter Nemours aus allen Kräften zu vertheidigen und vor der Wuth der Spanier aber vergebens, zu retten ſuchte. Er ſelbſt blieb für todt auf dem Platz liegen, wurde aber nachher noch unter den Todten herausgefunden und nach Ferrara gebracht, wo er durch die äuſſerſt angelegentliche Sorgfalt des Herzogs und der Herzoginn glücklich wieder hergeſtellt wurde.

XXXIII.

Ein Wort

über

das Haus Ferrara.

Dieſer Herzog von Ferrara, der groſſe Alphons von Eſte, war ein ſehr ehrenvoller und tapfrer Fürſt, wie er in der Schlacht bei Ravenna bewies, wo

er sehr wacker mitfochte. So sehr er übrigens unsre Nation liebte, und ihr auch verbunden war, so erzeigte er doch den Spaniern *) und denen von seiner Nation, die in unsre Hände fielen, viel Liebe und Artigkeit, ohne jedoch seiner Ehre noch seiner Verbindlichkeit gegen Frankreich zu nahe zu treten, wie die andern zu seiner Zeit.

Er kam uns bei dieser Schlacht bei Ravenna sehr gut zu statten. Die Spanier hatten nämlich in ihren starken Verschanzungen einige leichte Stücke, die Dom Pedro auf Karren hatte laden lassen, und womit unsern Leuten großer Schade zugefügt wurde. Der Herzog ließ daher schleunig seine großen Stücke vorfahren, und die Spanier damit so gut in die Flanke nehmen, daß sie plötzlich hier gelichtet wurden, und Köpfe, Arme, Beine, Pferde in der Luft umher flogen. Dieß trieb sie aus ihren Verschanzungen heraus. Fabricio **) war der erste, der auf uns anmarschirte, was wir eben wünschten; denn wir waren nun bald mit ihnen fertig. Dazu half uns also dieser brave Herzog durch sein Manoeuvre.

Er war Vater des großen Herzogs Hercules von Ferrara, des Gemahls unsrer Prinzessinn Renata, und Großvater des itztregierenden Herzogs.

Alle beide sind sehr brave, tapfre, biedre Fürsten, und sehr getreue Anhänger Frankreichs. Sie kamen stets den Verbindlichkeiten nach, die sie unsern Königen haben, was man auch dem großen Cardinal von Ferrara und

*) Seine Gemahlinn war eine Spanierinn, eine Tochter vom Papst Alexander. Guicciardini spricht viel davon in kurzen Worten. —

**) Colonna. Sein Lob (T. VI. disc. VII.) s. unten unter seiner Rubrik.

und dem prächtigen Cardinal von Este nachrühmen muß. Ich kann daher sagen, daß ich diese großen Männer als hundertmal beßre Franzosen kennen lernte, denn manche von der Nation selbst nicht sind. Sie ermahnten auch immer ihre Neffen, die Herrn von Guise, zur Treue gegen ihre Könige. Kurz, sie waren ächte Enkel König Ludwigs XII.

Der gegenwärtige Herzog von Ferrara behandelt seine Unterthanen so sanft, als irgend ein Fürst in der ganzen Christenheit, drückt sie so wenig als möglich, und zieht blos von ihnen was ihm gehört. Er ist daher auch beliebt bei ihnen, wie sein Großvater Ludwig XII. bei den seinigen. Dabei wächst sein Segen zusehends; er kann gegenwärtig wohl einer der reichsten Fürsten in der Christenheit heißen. Er war ein sehr schöner Prinz, wie ich ihn in seiner Jugend gesehen habe, von sehr einnehmenden Gesichtszügen. Auch soll er izt noch ein sehr schöner Greis seyn. Er war sehr geschickt in allen anständigen Uebungen, besonders im Fechten und Ballspiel.

So lange er sich bei dem verstorbenen König Heinrich, seinem Vetter, in Frankreich aufhielt, that er in allen dessen Kriegen sehr gute Dienste, sowohl für seine Person, als mit seiner Compagnie Gensdarmen, die er stets sehr gut unterhielt.

Nachher diente er dem Kaiser in Ungern, wohin er sehr schöne Truppen führte, und dem Kaiser seinem Schwager, und der ganzen Christenheit vorzügliche Dienste leistete.

Er gieng unserm König bei dessen Zurückkunft aus Polen, bis Venedig entgegen, führte ihn mit sich nach seiner Residenz, und tractirte ihn köstlich, nicht um von

ihm zu gewinnen, wie andre *), sondern aus wahrer uneigennütziger Ergebenheit.

Es iſt ſchade, daß er keine Kinder hat; denn es iſt eine ſehr gute Art. Der Cardinal, ſein Bruder, war ebenfalls ein vortrefflicher Mann, wacker, prachtliebend, freigebig ſo ſehr als je ein Prälat in der ganzen Chriſtenheit. Er war Protector von Frankreich zu Rom, und das traun in der That und würklich; denn wie nahm ein Prälat die Angelegenheiten Frankreichs ſo ſehr zu Herzen, als er aus wahrer ächter Liebe und Zuneigung. Unſre letztern Könige Karl und Heinrich III. liebten ihn aber auch ganz vorzüglich, beſonders Karl, der ihn ſtets um ſich haben wollte.

Bei Hof that er ſich ſehr hervor, machte einen glänzenden Aufwand und hielt ſtets offne Tafel für alle Cavaliers, die mitessen wollten. Auch zu Rom war dieß ſein größtes Vergnügen. Alle Franzoſen flüchteten zu ihm, wie in eine Freiſtätte; denn alle wurden aufgenommen, ſie mochten ſchuldig ſeyn oder unſchuldig, und kein Gerichtsdiener durfte es wagen, in ſein Palais zu kommen, es wäre ihm übel bekommen. — Von ſeiner Pracht, Freigebigkeit und Großmuth ließe ſich ein ganzes Buch voll ſchreiben. — Er ſtarb ſehr früh, was ſehr ſchade iſt, beſonders für Frankreich, das viel an ihm verlohr. Hätte er das Leben behalten, es wäre zu Rom für unſern König beſſer gegangen.

*) Der Herzog von Savoyen z. B., der ſich Pignerol u. ſ. w. abtreten ließ.

XXXIV.

Der Herr von L'Escu *).

War ein guter General, aber doch mehr tapfer und verwegen, als klug und einsichtsvoll. Er war bereits der Magistratur bestimmt, und studierte, zur Zeit des Großmeisters von Chaumont, als wir Mailand noch ruhig besaßen, geraume Zeit zu Mailand. Man nannte ihn damals den Protonotar von Foix. Es mag mir aber wohl ein letrado, que non tenia muchas letras (ein Gelehrter ohne viel Gelehrsamkeit) gewesen seyn, wie der Spanier sagt, und wie es damals Sitte war, daß die Herrn Protonotarii, besonders aus guten Häusern, sich den Kopf nicht zu sehr anstrengten, sondern sich gute Tage machten, auf die Jagd giengen, spielten, spazieren giengen, Liebschaften trieben, und meistens die guten Cavaliere, die in den Krieg gezogen waren, unterdessen daheim zu Hörnerträgern machten. Auch sang man damals ein Liedchen einer Dame von ihm, worin es hieß:

Passeris vous toujours ici, (bis.)
Protonotaire sans souci? (bis.)

Diesen Beinamen (Protonotar Ohnesorg) führte er also damals schon.

Die Adelichen jener Zeit hatten überhaupt einen ziemlichen Abscheu vor den Wissenschaften, und König

*) Thomas von Foix, ein jüngerer Bruder von Odet. Er fiel in der Schlacht bei Pavia 1525. Sein Name war Thomas von Foix, Herr von Lescun.

Ludwig XI. wollte seinen Sohn Karl VIII. gar nicht unterrichten lassen. Sie glaubten die Tapferkeit leide darunter. Leere Einbildungen; denn ich möchte wohl wissen, ob die Wissenschaften einem Cäsar, einem Alphons, König von Neapel, zu unsern Zeiten einem Herrn von Langeay, von Salvoison, Admiral von Chatillon und einer Menge andrer schadeten.

Hätte der Herr von Lescun mehr gelernt, so würde wohl mancher Fehler unterblieben seyn, den er in Mailand begieng. Denn er war schuld, daß es vollends für den König verlohren gieng, da der Herr von Lautrec nach Frankreich zurückgegangen war, und ihm unterdessen das Commando übertragen hatte. Er fieng an, zu große Strenge zu üben, und zu große Habsucht zu beweisen, ohne selbst die zu verschonen, die am eifrigsten für die Parthei des Königs gewesen waren, wie die Trivulcios, Pallavicinis, und andre, blos um sich ihr Vermögen zuzueignen. Der Herr von Lautrec soll übrigens unter der Hand mit einverstanden gewesen seyn. Welch ein Unglück, wenn ein königlicher Statthalter in der ihm anvertrauten Provinz sich der Habsucht überläßt! Keine Uebelthat ist ihm zu schändlich, wo es darauf ankömmt, seiner Leidenschaft zu fröhnen! —

Mailand war uns sicher, und ruhig genug, wenn nicht so große Habsucht und Ungerechtigkeiten darin verübt worden wären. Dadurch wurde das Volk erst aufgebracht, und darüber verlohren wir denn alles. Ein warnendes Beispiel für diejenigen, welche vorgeben, ein erobertes Land müsse man mit aller Strenge und Grausamkeit behandeln, um durch Furcht Empörungen zu unterdrücken.

In der Schlacht bei la Bicoca hielt der Herr von Eſcu ſich ſehr brav mit dem erſten Trupp Gensd'armerie, die ſein Bruder ihm zu kommandiren gegeben hatte. Er erſtürmte die Brücke, drang hinein und kämpfte tapfer, wobei ihm das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen wurde, und er einen ſtarken Hieb über das Geſicht bekam. Indeſſen mußte er doch retiriren, weil die Feinde ſtarken Succurs bekamen. Er verlohr dabei ſeinen Fähnrich, Roquelaure, einen braven Cavalier aus Gaſcogne, und eine Menge Gensd'armen von ſeiner Compagnie.

Nach dem Verluſt der Schlacht zogen der Herr von Lautrec und der Herr de la Paliſſe ſich nach Frankreich zurück, der Herr von Leſcu aber gieng mit dem Reſt der Truppen und denen des Johann von Medicis nach Cremona. Hier belagerten ihn der Marquis von Peſcara und Proſpero. Weil er nun ſah, daß er nicht ſtark genug war, und weil er keinen Heller Geld zur Löhnung für ſeine fremden Truppen hatte, ſo capitulirte er. Dabei machte er ein Stückchen nach Art ſeines Bruders. Er ſchloß ſeine Capitulation, ohne einen von allen, die mit ihm waren, um ſein Gutachten zu befragen. Da aber Johann von Medicis, der das ſtärkſte Corps unter ihm hatte, ſah, daß er ſo vernachläſſigt und die Capitulation geſchloſſen werde, ohne Rückſprache mit ihm zu nehmen, und da er glaubte, man wolle ihn auf dieſe Art verrathen und verkaufen, ſo fieng er Meuterei an, und alle Soldaten forderten ihren Sold. Nun mußte Herr von Eſcu gelindere Saiten aufziehen, und ihn wieder zu beſänftigen ſuchen.

Er ſchloß hierauf ohne ferneres Hinderniß ſeine Capitulation, nicht nur über dieſen Platz, ſondern auch

schimpflich und unnöthig genug über die andern, und der Capitain Coffrins, der in Lecco lag, war unter allen Commandanten dieser Plätze der einzige, der diese Capitulation nicht für sich mit gelten lassen, und dem Herrn von Lescun nicht auf Ordre gehorchen wollte. Der König liebte und schätzte deswegen diesen Officier nachher desto höher.

Er (Lescun) zog hierauf mit dem Rest der Truppen nach Frankreich zurück, wo er so gut bewillkommt wurde, wie sein Bruder. — Einige Zeit darauf berief ihn der König wieder zu sich, um mit Ihm wieder nach Italien zu ziehen, und izt nannte man ihn den Marschall von Foix.

In der darauf erfolgten Schlacht bei Pavia focht er wie gewöhnlich sehr tapfer, bekam aber einen starken Schuß, der ihm den Arm ganz zerschmetterte. Er mußte sich nach der Stadt bringen lassen, wo er nach neun Tagen starb, bei einer Dame, der Gräfinn Searafior, die er ehmals geliebt hatte, als er noch zu Pavia studierte, und auch nachher noch.

In einem handschriftlichen spanischen Aufsatz habe ich gefunden, daß er dem Marquis del Gouast, der ihn besuchte, erzählte, als er in der Schlacht alles verlohren gesehen habe, habe er den Admiral Bonnivet, als den Urheber dieses Unheils, lange Zeit im Treffen ergrimmt aufgesucht, um ihn dafür mit eigner Hand niederzustoßen, weil er, wider den Rath aller andern Generale, so heillos zu dieser unglücklichen Schlacht gerathen habe. —

XXXV.

Der Herr von Espparre *).

Auch er war tapfer wie seine beiden andern Brüder. Er wurde gegen Spanien, nach Navarra commandirt, aus Veranlassung der über die Tirannei des Herrn von Chevres entstandenen Empörungen. Er fieng auch würklich sehr gut an, endlich aber wurde er doch in einem Gefecht so stark und oft über der Kopf gehauen, daß er das Gesicht darüber verlohr und endlich starb, eben so wie seine beiden andern Brüder.

Ehe ich schließe, muß ich doch noch eines anmerken. Ich wollte mich verschiedentlich erkundigen, von welcher Linie des Hauses Foix denn dieser Herr von Lautrec sei, da er den Namen davon führt, niemand konnte mir aber Auskunft darüber geben, auch nicht einmal das mühsam verfertigte Buch von Paradin, Des alliances de France; ein sehr schönes Werk. Bei dem Hause Foix führt er sechzehn Grafen von Foix an, und wie sie mit dem Hause Navarra, durch Eleonore, Tochter Königs Johanns von Navarra verwandt wurden, die mit Gaston von Foix, dem vierten dieses Namens, und sechzehnten Grafen von Foix, vermählt, und nachher als Wittwe noch Königinn von Navarra wurde. Aus

*) Ein andrer Bruder Odets. Er hieß Andreas von Foix, und starb im Jahr 1547. Alle drei waren Söhne von Johann von Foix, Vicomte von Lautrec, und Johanna, Erbinn der Herrschaften Lescun und Lespare.

dieſer Ehe kamen Gaſton, Graf von Vienne, der eine Tochter Karls VII. und Schweſter Ludwigs XI. zur Gemahlinn bekam, und von einem Lanzenſplitter zu Liſſabon im Turnier ſtarb. — Der andre war Johann, Herr von Narbonne, mit der Schweſter des Herzogs Ludwig von Orleans, nachherigen Königs Ludwig XII. Dieſer Johann war ein ſehr braver Prinz, und Gouverneur von Guyenne und Dauphiné. Er machte den Neapolitaniſchen Zug mit und hielt ſich ſehr tapfer in der Schlacht bei Fornova. Er wurde Ritter des königlichen Ordens, und ſtarb zu Etampes, nachdem er mit ſeiner Gemahlinn, den braven Gaſton von Foix, von dem wir oben handelten, und Germana von Foix, nachherige Königinn von Spanien, erzeugt hatte.

Von der Linie, aus welcher der Herr von Lautrec iſt, konnte ich aber nichts finden, es müßte denn in der Chronik des Hauſes Foix Aufſchluß darüber gegeben werden. Ich habe ſie aber noch nicht zu Geſicht bekommen.

Die Italiener, die überhaupt dieſem Hauſe Lautrec nicht gut ſind, haben um es herunter zu ſetzen, wie ich in einigen ihrer Geſchichtbücher fand, vorgegeben, der Herr von Eſcu, Thomas von Foix, habe ſeinen Titel und Namen von einem Schlößlein (castelluccio) in Nieder-Gaſcogne. Von dem Herrn von Lautrec ſagen ſie ebenfalls, er führe ſeinen Namen von dem Schloß Lautrec in Gaſcogne; denn bei ihm reden ſie ohne Diminutiv und ſagen castello.

Wenn nun gleich dieſe Herrn aus einem vornehmen Hauſe ſind, ſo waren ſie dennoch nicht reich als ſie in königliche Dienſte traten. Mailand befiederte ſie aber beide ſehr. Doch bekam der Herr von Lautrec

eine

eine Tochter des Grafen von Orval, aus dem Hause Albret, zur Gemahlinn, eine sehr reiche Parthie.

Der Herr von Lescun verdarb alles in Italien. Der König hatte ihm ausdrücklich befohlen, nichts gegen die Länder des Papsts zu unternehmen; dennoch griff er sehr unüberlegt Reggio an, wo er auch sonst noch den unbesonnenen Streich machte, sich zwischen beiden Thoren in Unterhandlung einzulassen, während seine Leute von der andern Seite auf seinen geheimen Befehl stürmten. Wäre Gui Rangone, mit dem er unterhandelte, eben so unbesonnen und streng gewesen als er, so hätte er ihn festgenommen, und ihn seine tolle Hinterlist theuer genug bezahlen lassen. — Er brachte überhaupt hierdurch den Papst Leo sehr in Harnisch, und gab ihm die Gelegenheit an die Hand, die er eben suchte, den Krieg unter einem scheinbaren Vorwand zu erklären, und für einen Feind, den der König zuvor hatte, bekam er nun auch noch den zweiten auf den Hals.

Der König warf ihm auch dieß sehr bitter und unwillig vor, als er nachher mit der Post nach Hof kam, und um Hülfe schrie. Dabei warf Er ihm auch noch seine Habsucht und Grausamkeit vor, daß er dem Herrn von Palvoisien, einen braven fünf und siebenzigjährigen Greis, hatte den Kopf abschlagen lassen, um nur dessen confiscirte Güter zu bekommen. Durch Vermittlung Johanns von Medicis und auf Fürbitte der Frau von Chateaubriant, seiner Schwester, nahm ihn der König doch wieder zu Gnaden an.

Was den Herrn von Lautrec betrifft, so war er gar nicht frei von Fehlern, und zwar sehr groben, wie

ich

ich schon angeführt habe. Noch einen muß ich doch von ihm anführen.

Der König hatte ihm geschrieben, und zwar durch einen expressen Courier, er möchte vor allen Dingen darauf sehen und verhüten, daß der Feind die Etsch nicht passire, denn dieser einsichtsvolle Fürst hatte die Wichtigkeit dieses Flusses für sein Herzogthum Mailand recht gut bemerkt, als er das erstemal in jenen Gegenden war. Der Herr von Lautrec antwortete ihm darauf mit seinem gewöhnlichen Uebermuth, der König möchte ganz unbesorgt seyn, er wolle es ihnen schon wehren, und diesen jungen neugebackenen General, den Marquis von Pescara lehren, lieber wieder in die Schule zurück zu gehen, als sich mit ihm zu messen.

Trotz dem dringt aber dieser dennoch über den Fluß, rückt vor Mailand, erstürmt die Vorstädte, und dringt sogar in die Stadt selbst mit solcher Gewalt und Schnelligkeit ein, daß der Herr von Lautrec im bloßen Collet auf dem Markt spazieren gieng, der Herr von Lescun aber gar im Bette lag, als der Lärm kam, die Spanier seyen in der Stadt. Sie mußten in aller Eil auf dem Markt ihre Leute sammeln, und sich unter dem Schutz des Schlosses noch, so gut es gieng, zurückziehen.

Wenn dergleichen Unfälle Personen treffen, nachdem sie trotzig und hochtrabend geprahlt haben, als wollten sie Wunder thun, so sind sie um so bittrer und schimpflicher, wie das dem Herrn von Montluc mit den Hugonoten gieng.

Noch eine Bemerkung hörte ich von einigen französischen, spanischen und italienischen Generals über die wunderlichen Eigenheiten und Launen des Herrn von Lautrec

Lautrec machen, wobei sie sagten, er müsse einen wahren Widerspruchsgeist haben, oder ganz zum Unglück bestimmt seyn.

So hitzig rasch und wild er nämlich bei manchen Gelegenheiten zu Werk ging, mit so unbegreiflicher Mäßigung benahm er sich wieder in andern Fällen. So z. B. war er vor Parma ungleich stärker als die Feinde, denn er hatte zwanzigtausend Mann Schweizer, vierhundert Gensdarmen, eben so viel Chevaurlegers und einige französische Infanterie, außer den Venetianern, dennoch zauderte und zögerte er, wollte sie nicht angreifen, und ließ ihnen Zeit, sich ganz gemächlich zurück zu ziehen. Er mochte wohl glauben, sie sollten von selbst kommen und sich ihm ergeben! Eben so machte er es in Neapel mit der Armee des Prinzen von Oranien, und endlich mit der Stadt Neapel selbst, der er alle Zeit ließ, wieder zu Muth und Odem zu kommen. Dagegen lieferte er wieder ganz zur Unzeit, wider alle Raison die Schlacht bei la Bicoca. Hier, zum Teufel, hier hätte er an sich halten, und klug seyn, und den Angriff auf beßre Zeit und Umstände sparen sollen! —

Ich habe von einer großen Dame gehört, als Papst Clemens und die italienischen Potentaten ihn zum obersten General der Ligue erwählten, habe König Franz sehr ungern darein gewilligt, und gesagt, er werde nichts Gescheides ausrichten. Doch gab er endlich ihren Bitten nach, weil sie es nicht anders haben wollten. Vielleicht thaten sie dieß gar absichtlich, damit es in Italien schief für uns gehen möchte. Weit pfiffiger waren die Italiener ehmals, als wir! —

Als daher König Franz nachher den Unsern seiner Armee und seinen Tod erfuhr, sagte er auch sogleich:

„sagt

„ſagt' ichs doch, er würde es hier nicht beſſer machen,
„als er mirs in meinem Herzogthum Mailand machte!"
doch lobte und ſchätzte er ihn ſehr, ſchob aber alles auf
ſein Unglück. —

XXXVI.

Der Admiral von Bonnivet.

Er war ſo ſehr Günſtling des Königs Franz, daß er
ſo lange er lebte, die ganze Regierung im Militär-
fach, ſo wie der Kanzler du Prat im Juſtiz- und Fi
nanz-Fach hatte.

Wenn man auf die hohen Stellen ſehen will, die
er, wie gewöhnlich königliche Günſtlinge, von ſeinem
Herrn erhielt, ſo muß man ihn allerdings für einen qu
ten großen General halten. Er war Lieutenant de Rol
in Fuentarabien, er war es auch in Italien nach dem
Herrn von Lautrec. Hier machte er jedoch weder ſeine
noch des Königs Sachen gut; er hatte zwar die größten
Feldherrn Frankreichs bei ſich, folgte aber ihrem Rath
nicht, ſondern wollte alles beſſer wiſſen, als ſie, die bei
ihrer längern Erfahrung eher verdient hätten, ihm zu
kommandiren, als ſich von ihm kommandiren zu laſſen.

So z. B. der Herr von Bayard, den er ſo übel z
Rebec engagirte, und dadurch den Rückzug nach Frankreich
verurſachte, den jener ſo ſchnell machen mußte, doch
aber noch ſo bewerkſtelligte, daß den Herrn von Bo
pa

vard und von Vandenesse *), die mit Aufopferung ihres Lebens dem Feind die Spitze boten, während die andern in mehr starken als kurzen Märschen davon giengen.

Der Admiral war freilich zuvor verwundet worden, und zwar auf eine ehrenvolle Art, als ein braver Mann, so daß er izt nicht mehr den Dienst versehen konnte, sondern sich dieser beiden tapfern Generale bedienen, um seinen Rückzug zu decken, während er sich in seiner Sänfte davon tragen lassen mußte. Denn hätte der Herzog von Bourbon ihn ereilt, so war es aus mit ihm, und wenn er hunderttausend Leben hatte, denn der Herzog haßte ihn auf den Tod, und suchte ihn überall auf, in der Ueberzeugung, daß der Admiral an allen den Kränkungen Schuld sey, die Ihm von Seiten des Königs und der Frau Regentin widerfahren waren. Würklich war der Admiral durch seine Günstlingschaft so aufgeblasen worden, daß er den Herzog von Bourbon ganz hintansetzte, und ihm sogar trotzte, wie ich von mehrern Alten gehört habe. Dieß mußte natürlich den Herzog sehr aufbringen; da er noch dazu wegen Chatelleraud dessen Lehnsherr war. Noch mehr aber verdroß ihn der prächtige Bau, den Bonnivet anfieng, indem das Schloß Bonnivet, wenn es nach seinem Plan ausgebaut wurde, das prächtigste Gebäude in ganz Frankreich worden wäre, und zwar im Angesicht von Chatelleraud, so daß man hätte sagen mögen, er wolle dem Hause des Herzogs, das nur ein kleines Nest dagegen schien, Hohn sprechen.

Man

*) Johann von Chabannes, Oberster über tausend Mann Infanterie in der Schlacht bei Ravenna. Ein Bruder des Herrn von la Palisse. Der Verfasser hat oben einen eignen Abschnitt von ihm.

Man weiß nicht, wen man darum anſehen ſoll, den Herrn von Bonnivet, oder den König, oder die Regentinn, von der man ſagt, daß ſie den Admiral dieſe Stückchen ſpielen ließ, und ihn zum Ausführer ihrer Erbitterung, Feindſchaft und Rache machte, ſo wie wir auch in unſern Tägen mehrere Beiſpiele dieſer Art geſehen haben, die von unſern Königen angeſtellt waren. Gott, der an dergleichen Behandlungen und Streichen kein Wohlgefallen hat, ſpielt dann aber endlich auch ſein Spiel, wenns an ihn kömmt, und mans ihm zu bunt macht. Das Schlimmſte aber iſt, wo Teufels ſehen wir einen darum ſich beſſern? Vielmehr wirds täglich ſchlimmer, trotz allen warnenden Beiſpielen, die man vor Augen hat.

Bei dieſem Italieniſchen Feldzug war der Herr von Bonnivet überhaupt ſehr unglücklich, beſonders bei der Belagerung von Cremona. Er hatte hieher den Herrn von Bayard vorausgeſchickt, um dem Schloß, das noch franzöſiſche Beſatzung hatte, Succurs zu geben, was er auch that, aber etwas eben ſo ſehr erbarmungswürdiges als löbliches antraf. Von vierzig Mann Franzoſen nämlich, die darinn geblieben waren, waren nur noch acht übrig, und auch dieſe in ſehr ſchlechten Umſtänden, dennoch aber dabei immer noch ſo beherzt, als das ſtärkſten Corps. Die andern alle waren in Noth, Mangel und Strapazen geſtorben, indem ſie über anderthalb (andre ſagen zwei) Jahre darinn ohne Hülfe noch Nachricht aus dem Vaterland ausgehalten hatten. Ihr Commandant war geſtorben, und hieß Bunon. Ich weiß nicht, war er Vater oder Großvater von dem ſehr braven und tapfern Capitain Banon, den wir nachher bei unſrer Infanterie ſahen. Er war aus Beauce. Brave franzöſiſche Krieger! Euer Name ſoll-

te in das kupferne Buch der Unsterblichkeit eingeschrieben werden, um allen zur Nachahmung zu dienen!

Nachdem dem Herzog von Bourbon und Marquis von Pescara der Anschlag auf Marseille fehlgeschlagen war, zogen sie sich, etwas schneller als blos im Schritt, über die Alpen zurück, weil der König hinter ihnen her war. Nun war es an dem Herrn von Bonnivet, das Nachsetzen auf seinem Rückzug nach Frankreich zu erwiedern, was er auch that; denn er folgte ihnen so nahe, daß, wie ich mir habe sagen lassen, die königliche Armee in Mailand einrückte, als kaum eine halbe Stunde zuvor der Herzog von Bourbon zum andern Thor hinausmarschirt war.

Jezt erfolgte aber die Schlacht bei Pavia, wovon der Herr von Bonnivet der Haupturheber und Rathgeber war, und zwar ganz gegen den Rath der ältesten, größten und erfahrensten Feldherrn, wie der Herr la Trimouille, la Palisse, Ars, San-Severino, Trivulcio, Galliot u. a. m. Nachdem nämlich im Kriegsrath Alle ihre Stimmen abgelegt hatten, sprach der Herr von Bonnivet (nach dem Zeugniß der Franzosen, Italiener und Spanier) folgendermaßen dagegen:

„Welchen Schimpf, meine Herrn, schlagen Sie „unserm braven, tapfern, muthvollen König vor, hier „abzuziehen, die Belagerung aufzuheben, und die so „gewünschte und izt dargebotene Schlacht zu fliehen! „Wir Franzosen haben noch nie eine Schlacht ausgeschlagen, und sind nicht gewohnt, den Krieg mit „Winkelzügen und kleinlichen Pfiffen und Ränken zu „spielen, sondern baar- und offen, besonders wo ein so „braver, tapfrer König an unsrer Spize steht, der „auch den Feigsten mit Muth zur Schlacht beseelen muß.

„Denn Königen iſt dieß Glück eigen, ja der Sieg ſelbſt „begleitet ſie, wie wir an unſerm König Karl VIII. bei „Taro, an Ludwig XI. zu Agnadello, und noch ganz „neulich an unſerm gegenwärtigen Monarchen zu Ma„rignano geſehen haben. So gut, nothwendig und „nützlich iſt die Gegenwart des Königs, und es iſt gar „nicht zu zweifeln, daß ſeine brave Gensdarmerie, wenn „ſie ihn voran in die Schlacht eilen ſieht (denn er wird „uns den Weg zeigen), ſeinem Beiſpiel folgen, und „jedes feindliche Corps über den Haufen werfen wird. „Darum, Sire, ſchlagen Sie, wir ſind dabei!“ —

Wenn dieſer Rath auch nicht gut und nützlich war, ſo kam er doch von einem tapfern großen Herzen, das für Ehre ſchlug. Die Schlacht wurde geliefert, und er hielt ſich darinn ſehr brav, als Feldherr und als Krieger. Da er aber ſah, daß es übel ablief und der Sieg ſich auf der Feinde Seite neigte, ſo beſchloß er, zu ſterben, nachdem er zuvor noch alles Mögliche gethan hatte, den Reſt der Schweizer und einige Cavallerie zu ſammeln und zum Stehen zu bringen, aber vergebens.

„Nein, dieſen jämmerlichen Unfall kann ich um „alle Schätze der Welt nicht überleben: ich muß im Ge„dränge fallen!“ — ſagte er, ſchob ſein Viſier auf, warf ſich hinein, und fiel. Ein ſchönes Ende, eines braven Mannes würdig, um der Schande und den Vorwürfen über ſeinen gegebenen Rath zu entgehen.

Der Herzog von Bourbon ſoll ihn in der Schlacht angelegentlich geſucht, und mehrern ſeiner Leute empfohlen haben, um ihn, wo möglich, lebendig in ſeine Gewalt zu bekommen, und ihm einen bittern Schimpf zuzufügen; wo nicht, ſo ſollten ſie ihn niedermachen. Als er ihn nachher todt auf dem Schlachtfeld erblickte, ſag-

te

te er blos: „Ha! Elender, du biſt Schuld an Frank-„reichs Unglück und an dem meinigen!“ —

Seine erſten Feldzüge machte er, auch in Italien, unter dem Großmeiſter von Chaumont, wo er ſtets in gutem Ruf ſtand, daher ihn auch der König ſehr liebgewann. Er war ein Mann von gutem Kopf und feinem Geiſte, ſehr geſchickt, wohlredend, ſchön und einnehmend, wie ich an ſeinem Portrait noch ſah.

Er war dabei ſehr prachtliebend, und machte großen Aufwand. Als er einſt nach England geſchickt wurde, um einen Frieden im Namen des Königs zu beſchwören, hatte er ein ſehr glänzendes prächtiges Gefolge, wie dies bei königlichen Günſtlingen zu ſeyn pflegt. Unter andern hatte er auf fünf und zwanzig Maulthiere fürs Gepäck, mit ſehr prächtigem Zeug, und Decken ganz von Carmoſinrothem Sammet, worinn ſein Wappen mit Gold und Silber geſtickt war, was der König und Hof in England ſehr bewunderten. Freilich, welcher Aufwand wäre auch dem Günſtling eines Königs unmöglich!

Als der letztverſtorbene Cardinal von Lothringen nach Brüſſel gieng, um einen Frieden mit König Philipp zu beſchwören, hatte er ebenfalls dreißig Maulthiere mit, mit reichem Zeug, carmoſinroth ſammetnen Decken, mit Gold und Silber geſticktem Wappen, unter dem großen Cardinalshut, ſehr prächtig. — Auch der Herzog von Valentinois, wie ich ſchon geſagt habe *).

*) T. V. Diſc. XLVIII. p. 261. ſq.

XXXVII.

Der Herr von Pont Dormy *).

Er war ein sehr tapfrer vortrefflicher General, und sehr unternehmender Kopf, ohne Gefahren zu scheuen. Nach der Schlacht bei la Bicoca, als Mailand für uns verlohren gehen mußte, bat er den Herrn von Lautrec um Erlaubniß, sich in Cremona zu werfen, ehe der Feind ihm zuvor käme. Er wollte seine Compagnie Gensdarmen, und andre, die ihm freiwillig folgen würden, mitnehmen, und wenn ihm der Feind, stark oder schwach, aufstieße, wollte er ihn angreifen, und lieber sterben, als dem Landvolk in die Hände fallen, das sich von allen Seiten empört hatte. Er gieng glücklich ohne Anstoß hin; nachher kam aber die obengedachte Capitulation des Herrn von Esca zu Stand.

Er machte zu seiner Zeit schöne Züge im Krieg, sowohl diesseits als jenseits der Alpen, besonders in der Picardie und an der Flandrischen Grenze, der er unaufhörlich zusetzte. Darum beweinten auch alle in der Picardie seinen Tod, und sagten, sie hätten in ihm ihren Schutz und Wall verlohren, denn nun streifte der Feind ungleich freier in der Picardie umher, als zuvor.

Er starb im Schlosse zu Hesdin, wo er bei einer Unternehmung darauf auf eine Mine gerieth, die ihm gelegt

*) Anton von Crequy, Sohn von Johann IV. von Crequi, Herr von Crequi und Canoytes Pontdormy verdorben aus Pont de Remy, wie Daniel hist. de Fr. T. V. bemerkt. Bei de Thou ist unter Remigii das Dorf Pontdormy zu verstehen.

legt worden war *) Er blieb nicht auf der Stelle, wurde aber so sehr verbrannt, daß er nachher unter großen Qualen starb. König Franz bedauerte ihn sehr, und dies mit Recht, denn es war ein sehr guter getreuer Diener. Die Spanier sprachen viel von ihm in Italien.

XXXVIII.

Der Herr von Pierrepont.

Er hatte einen Vetter oder Nachbar, der ebenfalls ein sehr guter Officier war, den Herrn von Pierrepont. Zu seinem Lobe ist es genug gesagt, wenn man anführt, daß er Lieutenant des Herrn von Bayard war, der seine Gehülfen sehr gut zu wählen und zu üben wußte.

Er hielt sich sehr brav in der Schlacht bei Ravenna, so wie auch sein Fähnrich, der Bastard von Fay aus Dauphine'! Ich habe zween von dieser Familie gekannt, die beiden Saint-Jean, tapfre Brüder, von denen der eine der einäugige St. Jean hieß, der bei König Franz II. sehr wohl gelitten war, und bei der Vermählung des Dauphins in einem Turnier durch den verstorbenen Gergeau ein Auge einbüßte.

*) Im Jahr 1524. Memoires du Bellay L. 2. p. 201. Es ist übrigens dort das Gegentheil von dem, was Brantome sagt. Die Franzosen hatten Hesdin, die Spanier glaubten ein Verständniß darinn zu haben, und der Herr von Pontdermy hatte ihnen eine Mine bereitet, wurde aber zufälligerweise selbst davon verbrannt.

XXXIX.

Der Herr von Canayles.

Ein Neffe oder Sohn von ihm war der Herr von Canayles, ein braver tapfrer Herr, und zu seiner Zeit der stärkste Fechter in der ganzen Christenheit. Er zerbrach die stärkste Lanze wie einen Strohhalm, und selten konnte sich einer gegen ihn halten. Er war groß, stark, hochstämmig und vierschrötig, dabei zugleich sehr gewandt, und ein guter Reuter. Capitain über hundert Edelleute.

XL.

Der Herr von Galliot,

Oberstallmeister und Generalfeldzeugmeister.

Ich habe mich sehr gewundert, daß seiner in unsern Geschichtbüchern so wenig gedacht wird, da er doch ein sehr guter einsichtsvoller General zu seiner Zeit war. König Karl erwählte ihn in der Schlacht bei Fornova zu einem seiner Kämpen. Er hieß damals Herr von Genouillac.

Generalfeldzeugmeister wurde er, weil er dieß Fach vorzüglich verstand. Hätte der König ihm folgen wo-

len, er hätte vielleicht die Schlacht bei Pavia nicht verlohren. Denn er ließ seine Artillerie so gut spielen, daß der Feind sehr dadurch litt, sie konnte aber nicht ganz ihre Dienste thun. Denn hingerissen von seinem Muth machte der König in der Hitze des Gefechts eine Bewegung, durch die er vor seine eigne Artillerie zu stehen kam, die nun nicht weiter feuern konnte, so daß der Herr von Galliot fast rasend wurde vor Aerger darüber. Der König sah nachher Seinen Fehler wohl ein, und sagte es auch, als er den Herrn von Galliot zur Belohnung für seine guten Dienste zu seinem Oberststallmeister ernannte, an die Stelle des in der Schlacht gebliebenen San-Severino.

Einige Feinde dieses Herrn, (wie es denn immer Neider an Höfen giebt) hatten dem König hinterbracht, daß er das prächtigste Haus (Acier), das man nur sehen könne *), habe bauen lassen, und daß man daher aus diesem kostbaren Bau mit Händen greifen könne, wie stark er den König in seiner Verwaltung der verschiedenen Stellen müsse bestohlen und betrogen haben; man müsse daher Rechenschaft über alles von ihm fordern.

Der König ließ ihn würklich kommen, und hielt ihm dieß alles vor: „In der That, Sire — sagte Galliot — ich muß bekennen, daß ich nicht reich „war, als ich in Ihre Dienste und zu so hohen Stellen „kam, die Sie mir verliehen. Durch Ihre Gnade aber „habe ich es so weit gebracht, als ich izt bin. Ich habe auch zwei sehr reiche Weiber bekommen, deren eine,

*) „Würklich war dies Haus eins der schönsten, jedoch „schlecht gelegen, in Guercy, in einem steinigten holprichten, häßlichen, bergigten und sumpfigen District, „übrigens aber herrlich möblirt, wie keins in ganz Frankreich, sowohl an Silbergeräthe, als seidnen Tapeten „und Zimmerdecken mit Gold und Silber." —

„aus dem Hause Archiac, besonders mir ein großes Ver„mögen zubrachte. Auch die Stellen, die Sie mir „verliehen, mein Gehalt, die Vortheile, die ich mir da„bei machen konnte, und die gewöhnlichen Gefälle dabei „brachten mir viel ein. Kurz, Ihnen danke ich mein „Glück, ihnen mein iziges Vermögen. Frei haben Sie „mirs gegeben, frei können Sie mirs auch wieder neh„men, und ich bin bereit, Ihnen alles zurück zu geben. „Wenn ich aber ein einziges unerlaubtes Mittel ange„wendet habe, es zu erwerben, so lassen Sie mich ohne „Gnade hinrichten!“ —

Diese rührenden ehrerbietigen Reden des wackern Greisen machten den König so weich, daß Er zu ihm sagte: „ja, wackrer Mann, Sie reden Wahrheit; auch „will ich Ihnen, was ich Ihnen gab, weder verwerfen, „noch nehmen. Sie bieten mirs an, ich aber geb es „Ihnen herzlich ganz zurück. Lieben Sie mich, und die„nen Sie mir ferner so redlich, wie bisher, so werd ich „stets Ihr gnädiger König seyn.“ — So wurden also die Neider des braven Mannes beschämt.

Der gute Greis starb sehr glücklich und hinterließ mit einem guten Nachruhm, in einem Alter von mehr als achtzig Jahren eine einzige Tochter, die er mit der Erbinn von Archiac erzeugt hatte. Sie heurathete in das edle Haus Cursol, und ward als Witwe wieder mit dem Rheingrafen vermählt. Sie hatte noch einen Bruder gehabt, der aber in der Schlacht bei Cerizolles blieb.

Sein Nachfolger in der Stelle eines Generalfeldzeugmeisters war der Herr von Brissac, damals Ordensritter, der zu Anfang der Regierung König Heinrichs als Gesandter an den Kaiser geschickt wurde, um den Frieden zu bestättigen. Nach dem Tod des Fürsten von Melfi gieng er an dessen Stelle nach Piemont.

XLI.

Der Herr von Tair.

Nach ihm wurde es der Herr von Tair, und verwaltete den Posten auch sehr gut, in der kurzen Zeit, die er ihn hatte. Nach seinem Tode wurde es der Herr von Etrée.

XLII.

Der Herr von Pommereuil.

Vor diesen allen war der Herr Marquis von Pommereuil Feldzeugmeister in Italien, während unsrer alten Kriege, und bewies sich als den würdigsten Mann auf diesem Posten. Er fiel vor Arona am Lago maggiore.

XLIII.

Der Herr von Etrée.

Einer der allerwürdigſten Männer auf dieſem Poſten (ohne jedoch den andern zu nahe zu treten), und der beherzteſte, unerſchrockenſte in Laufgräben und vor Batterien. Er machte ſich ſo wenig daraus, als wär er auf einer Jagdparthie. Meiſtens war er zu Pferd, auf einem großen wohl mehr als zwanzigjährigen teutſchen Klepper, der ſo herzhaft war als ſein Herr; denn beide duckten nicht, wenns gleich Kanonen- und Büchſen-Kugeln auf die Trenſchees regnete, und doch ragte er weit darüber heraus, da er groß war, und ſein Pferd nicht minder.

Er verſtand ſich ganz vorzüglich gut darauf, den Ort für eine Batterie gegen einen Platz zu wählen, und die Kanonade zu dirigiren. Daher war er auch von denen, die der Herzog von Guiſe ſich wünſchte, um Eroberungen zu machen, wie er zu Calais that. Er wars, der zuerſt uns den izigen ſchönen vortheilhaften Kanonenguß lehrte, bei dem man izt wohl hundert Schüſſe nach einander aus einem Stück thun könnte, ohne zu fürchten, daß es platzte, wie er bei der erſten Probe damit dem König an einem zeigte, ſtatt daß unſre Stücke vorher bei weitem nicht ſo gut waren, leicht ſprangen, und immer wieder mit Weineſſig gekühlt werden mußten. — Dabei hatte er vorzüglich gute Kanoniers, die er aber auch ſelbſt zog und unterrichtete. Auch gute Zeugverwalter (Commiſſaires), z. B. Baſſompierre, la Foucaudie u. a. m. Meiſtens hatte er aber Hugonoten, die ſich

nach

nach ihm bildeten. Er ſelbſt war ſehr Hugonot, diente aber dennoch dem König nicht minder treu bei der Belagerung von Rouen, und in dem erſten bürgerlichen Kriege, wie ich ſelbſt geſehen habe.

Es war ein ſehr großer, ſchöner, ehrwürdiger Greis mit einem langen Bart, man ſah ihm den alten langgedienten Krieger an, wobei er etwas grauſam ſeyn gelernt hatte. — Er ſtarb in ſeinem Hauſe beim Ausbruch des zweiten bürgerlichen Kriegs.

XLIV.

Der Herr von Bourdaiziere.

Sein Nachfolger war der Herr von Bourdaiziere, deſſen älteſte Tochter der junge Eſtree geheurathet hatte, der ſich beſchwerte, daß Er ſeinem Vater nicht folgte, da dieſer ihn doch dazu herangezogen hätte.

Bourdaiziere behielt die Stelle nicht lang, indem er bald ſtarb. Indeſſen verwaltete er ſie ſehr gut, ſo lang er ſie bekleidete, beſonders in der Schlacht bei Montcontour. Er ſtarb bald nach dieſer Schlacht, mit dem Ruhm eines braven einſichtsvollen Cavaliers und Mannes von Ehre. Hätte er auch weiter nichts aufzuweiſen, als daß er der Vater des braven Herrn von Sagonne iſt, ſo wäre es doch ſchon Verdienſt genug, einen ſo braven, tapfern, in allen Tugenden ſo vollkommenen Mann gezeugt zu haben, als dieſer.

XLV.

Der Herr von Biron.

Auf ihn folgte der Herr von Biron, von dem ich anderwärts handle.

XLVI.

Der Herr von Tallat.

Dieser soll aus Kummer und Verdruß darüber gestorben seyn, daß er nicht die Stelle des Herrn von Etree erhielt, da er doch dessen Lieutenant gewesen war. Würdig war er dessen, denn er hatte sie stets in allen auswärtigen Kriegen, besonders in Piemont und in der Schlacht bei Cerizolles sehr gut versehen. Daher sagte auch jedermann, bei Hof und bei der Armee, sie hätte ihm gehört; und man habe ihm und seinem Verdienst Unrecht gethan, indem man ihn übergieng.

XLVII.

Der Herr de la Guiche.

Nach Biron kam der Herr von Guiche, der es wohl verdiente, denn er war ein sehr braver, tapfrer, einsichtsvoller General, wie er bei mehrern Gelegenheiten bewies.

XLVIII.

Der Herr von Saint-Luc.

Auf ihn wurde es der Herr von Saint-Luc, ein ſehr edler vollkommener Cavalier in jeder Rückſicht, einer der vorzüglichſten am ganzen Hofe. Er blieb bei der Belagerung von Amiens, ſehr bedauert, und mit dem Ruhm eines ſehr braven, tapfern und guten Generals.

XLIX.

Der Herr von Estrée.

Nach ſeinem Tode folgte der Herr von Estrée, nach Verdienſt; denn er hatte unter ſeinem braven Vater das Handwerk ſehr gut erlernt. Man hatte ihn ſchon mit Unrecht nach dem Tod ſeines Vaters übergangen. Endlich aber ſiegten Wahrheit und Recht doch noch für ihn.

L.

Der Herr von Rosny.

Izt hat der Herr von Rosny diese Stelle, der er Ehre macht, wenn man sein schönes Zeughaus und seine schönen einsichtsvollen Erfindungen ansieht, besonders aber seine Tapferkeit und seinen Geist in der Anwendung von diesem allem. Beweis hievon ist, was er kürzlich für den Savoyischen Krieg that, wo er so schnell war, daß man ihn im Feld sah, ehe man es gedacht hätte. Ich werde in dem Leben unsers großen König Heinrichs IV. noch von ihm handeln *).

LI.

Franz der Erste.

Ich komme izt auf den großen König Franz. Groß hieß er nicht in Rücksicht auf körperliche Größe, wiewohl er schön und majestätisch gebaut war, sondern nach seinen großen Tugenden, Verdiensten und hohen Thaten, so wie ehmals Alexander, Pompejus und Andre.

Ich las einst in einem Buch von Trost und Standhaftigkeit im Leiden ein Stelle, wo es heißt,

*) Diese Lebensbeschreibung ist nicht vorhanden.

heißt, König Franz sei wahrhaft groß gewesen; denn er habe große Tugenden und große Laster gehabt. Letzteres wunderte mich sehr, da ich doch von großen Herrn und Damen aus jener Zeit nie gehört hatte, daß er so sehr damit behaftet gewesen wäre. Er war doch stets ein sehr guter Christ, liebte, ehrte und fürchtete seinen Gott, und schwur und fluchte nie; denn seine einzige Betheurung war: auf Cavaliers-Parole! (foi de gentilhomme) das ist bekannt, erhellt auch aus einem Quodlibet, das ich gefunden habe, und das die Schwüre der letztern vier Könige in folgenden Reimen enthält:

Quand la *Pasque-Dieu* deceda - - Ludwig XI.
Par le jour Dieu lui succeda - - Karl VIII.
Le diable m'emporte s'entint près; - - Ludwig XII.
Foi de Gentilhomme vint après - - Franz I.

Dabei war er stets ein sehr guter Katholike, ohne sich je im mindesten von der zu seiner Zeit emporkommenden Ketzerei Luthers anstecken und verführen zu lassen, wie sein Zeitgenosse, Heinrich von England. Denn so sehr auch sonst alles Neue gefällt, so wollte ihm doch diese Neuerung nicht gefallen, und er billigte sie nie, sondern sagte, sie ziele ganz auf den Umsturz der göttlichen und menschlichen Monarchie.

Nach dem Sieg bei Marignano vergaß er alle schlimmen Dienste und Verdrüßlichkeiten, die Papst Leo dem verstorbenen König, seinem Schwiegervater, und ihm wegen Mailand erregt hatte, besprach sich mit ihm zu Bologna, und leistete ihm die Obedienz als ein guter erstgebohrner Sohn der Kirche, was mancher andre große Herr an seiner Stelle nicht gethan haben würde, nach einem so schönen Sieg, mit so schönen kampflustigen Truppen.

Eben

Eben so war auch Er es, der den Papst Clemens befreite, durch die Ligue, die er blos zu diesem Behuf für Se. Heiligkeit machte, und auch größtentheils auf seine Kosten führte.

Nie war er nach fremdem Gute gierig, was an einem so großen Könige eine große Seltenheit ist. Er wollte blos sein verlohrnes Eigenthum wieder haben, und was er noch hatte, behalten, was Gott allerdings erlaubt hat. Er war gut gegen sein Volk, tirannisirte es nicht, erpresste nicht zu viel von ihm, gegen Andre gehalten, wie man wohl gesehen hat; freilich kosteten die vielen schweren Kriege, die er und die andern zu führen hatten, viel Geld.

Er war sehr gelind und barmherzig. Ein einleuchtendes Beispiel davon giebt seine großmüthige Verzeihung gegen die Rocheller, die sich empört hatten. Auch gegen manche seiner Günstlinge war ers, die er blos in Ungnade fallen ließ, (ich weiß nicht ob er wohl, oder übel daran that) aber nicht bestrafte.

Ich erinnere mich hierbei, von einer hohen Person gehört zu haben, sie habe in der ersten lateinischen Ausgabe von Paul Jovius gelesen: zu eben der Zeit, da der Großsultan Soliman seinen ersten Favoriten Ibrahim Bascha in Ungnade fallen und strangulirer ließ, habe auch König Franz seinen ersten Favoriten, den Connetable von Montmorenci in Ungnade fallen lassen. „Warum — „fragt hiebei der Verfasser — ließ er ihn nicht ebenfalls „hinrichten, wie jener den Ibrahim?" und antwortet sich dann selbst: „traun nicht darum, daß ers nicht „eben so gut verdient hätte," — worauf er eine Menge Zeugs herzählt, das ich nicht wiederholen mag, weil es ungegründet ist, — „sondern weil dieser große Kö-

„nig

„nig gnädig und barmherzig war, jener aber ein blut-
„dürſtiger Tyrann.“ —

Ich weiß nicht, ob dieß würklich in dieſer lateiniſchen Ausgabe ſteht; allein dieſe Perſon verſicherte es mir. In der franzöſiſchen Ueberſetzung findet man es nicht. Indeſſen verdient auf alle Fälle dieſer Paul Jovius hier keinen Glauben; denn wenn er es geſagt hat, ſo iſt es aus Leidenſchaft und Erbittrung gegen dieſen Connetable geſagt, der, als er unter König Heinrich zurückberufen wurde, und die königlichen Angelegenheiten in Ordnung bringen wollte, dieſem Geſchichtſchreiber eine von dem hochſeligen König ausgeſetzte Penſion von fünfhundert Thalern abſchnitt und einzog, und dabei dem König ſagte: dieß ſei eine unnöthige übel angewendete Ausgabe, da dieſer Geſchichtſchreiber mehr Kaiſerlich als Franzöſiſch geſinnt, und ein großer Lügner ſei.

Sobald nun Paul Jovius dieß erfuhr, fieng er an, auf den Connetable loszuziehen, und ihm alles mögliche Böſe nachzuläſtern. So iſts wenn man mit einer giftigen Zunge oder Feder zu thun hat; iſt ſie einmal beleidigt, ſo ſchont ſie nichts weiter. Andre ſagen wieder, der Connetable habe während ſeiner Ungnade dieſe Stelle zu Geſicht bekommen, und habe ſich dafür nachher unter Heinrich II. auf dieſe Art an ihm gerächt.

So viel iſt gewiß, hätte der König tyranniſiren und nicht lieber barmherzig ſeyn wollen, ſo hätte er, wenn er auch keine wahren Urſachen hätte finden können, doch ſcheinbare genug gefunden, diejenigen zu beſtrafen, an die er hätte kommen wollen; wie z. B. bei ſeinem Admiral Brion, und Kanzler Poyet, denen er den Proceß machen ließ, dann aber doch Gnade

ſchenkte. So verfuhr er bei dieſen drei Günſtlingen nacheinander in einem Zeitraum von zwölf höchſtens vierzehn Monaten, indem ſie einander alle ſtürzen halfen.

Er war beſonders ſehr gerechtigkeitliebend, daher war auch zu ſeiner Zeit die Gerechtigkeit in ſeinem ganzen Reich thätig und obenan. Er ſagte oft, ſein Schwerdt ſei ſo gut für die Gerechtigkeit ſcharf, als für den Krieg. Die Lutheraner und die von der neuen Religion waren ſehr übel auf ihn zu ſprechen, und daher kommen vielleicht die vielen übeln Nachreden, die ſie zu jener Zeit ſowohl als noch izt gegen ihn ausbreiten: denn er ließ viele von ihnen verbrennen, und ſchonte ſelten einen, der ihm dafür bekannt wurde. Auch ſoll er der erſte geweſen ſeyn, der die Scheiterhaufen aufbrachte, von denen man ſonſt unter ſeinen Vorfahren wenig wußte, wo aber freilich auch Luther, Gottlob! mit ſeinen neuen Ketzereien noch nicht erſchienen war.

Unerachtet dieſer einheimiſchen Scheiterhaufen und Verbrennung der Ketzer, warf dieſer große König ſich dennoch zum Beſchützer von Genf auf, als Herzog Karl von Savoyen es wegnehmen wollte. Man tadelte aber den König ſehr wegen dieſes Schritts, daß er dieſer ketzeriſchen Stadt Hülfstruppen zugeſchickt hatte. Man vereinige mir einmal dieſe Holzſtöße und dieſe Protection! —

Eben dieſer große König wäre ferner, trotz ſeinem Eifer für die römiſche Kirche, beinahe in dem Gehorſam gegen ſie wankend gemacht worden, als er und der König von England bei Boulogne und Calais zuſammen kamen, und dabei gegen einander das Herz ausſchütteten, wie ſehr ſie Urſache hätten, über den Papſt und deſſen Hof unwillig zu ſeyn, wegen der großen Geldexpreſ-

erpreſſungen, Annaten u. dergl., die jährlich nach Rom giengen, ſo daß der König auf dem Punkt geweſen ſeyn ſoll, ebenfalls abzufallen, wie der von England.

Die Vermählung der Nichte des Papſts mit dem Herzog von Orleans, unſerm nachherigen König Heinrich II., machte alles wieder gut, ſo wie zuvor die Vermählung des Engländers mit Anna von Boulen, und die Trennung ſeiner vorigen Ehe, alles verdorben hatte.

So ſtreng dieſer König gegen Beleidiger der göttlichen Majeſtät war, ſo ſtreng war er auch gegen Beleidiger der menſchlichen Majeſtät. Ich habe ſagen hören, daß, wenn er den verſtorbenen Herzog von Bourbon in ſeine Gewalt bekommen hätte, er ihn ſein Schwerd der Gerechtigkeit ſehr nachdrücklich würde haben fühlen laſſen. Er ſoll unbeſchreiblich entrüſtet geweſen ſeyn, als deſſen Verſchwörung entdeckt wurde; denn noch zuvor hatte Er ſo gnädig und aufrichtig unter Wegs zu Moulins mit ihm geſprochen, und ihm zu verſtehen gegeben: Er glaube nichts von allem, was man Ihm Nachtheiliges gegen ihn hinterbracht habe; er möchte ſich nur noch ein wenig gedulden, ſo ſollte er vollkommen befriedigt werden. „Meine Reden, „meine Sanftmuth, meine Güte — ſagte Er — hät„ten ihm das Herz abſtoßen und ihn erweichen, und „ihn von ſelbſt wieder auf den guten Weg zurückführen „ſollen, wenn er ihn auch ſchon verlaſſen hatte!“ —

Dies wäre ſchon gut geweſen, wenn der Herzog ein Dummkopf war, und nicht wußte, wie gefährlich und unverzeihlich es ſei, einen König ſo bitter zu beleidigen; und wenn er nicht Seine Gemüthsart gekannt hätte, nach der er mit dergleichen Begnadigungen nur ſehr ſparſam war.

Ein Adelicher an seinem Hofe, aus einem vornehmen Hause in Dauphine', dessen Namen ich aus Freundschaft nicht nenne, hatte etwas starke Jugendstreiche gemacht, war eingezogen, ins Parlementsgefängniß zu Paris gesetzt, und nach Untersuchung der Sache zum Tod verurtheilt worden. Der König wollte ihn indessen dennoch begnadigen; als man Ihm aber sagte, er habe einen Adelichen aus Burgund, mit dem er im Streit lebte, ermordet, und zwar er und seine Leute, in kaiserlich-Burgundier verkleidet, mit rothen burgundischen Sankt Andreas-Kreuzen auf den Reutröcken; so ließ der König sogleich die Execution vollstrecken, weil dieß ein wahres Majestätsverbrechen sei, feindliche Kriegszeichen anzunehmen, um eine so schändliche Handlung darunter zu begehen.

Gegen die Anhänger des Herzogs von Bourbon verfuhr er indessen so gar streng eben nicht, wie wir in der Geschichte finden.

Einige sagen, er habe den Herrn von Saint-Blancay zu leicht hinrichten lassen: denn wenn er gleich Fehler begangen hatte, hätte Er ihm doch verzeihen sollen, in Rücksicht auf sein Alter, seine langen treuen Dienste unter vier Königen, und besonders um des schönen Namens willen, womit Er ihn beehrte; denn er nennte ihn jederzeit seinen Vater.

Indessen ist er doch so ganz nicht zu tadeln, indem er auf den ersten Anblick würklich grose Ursache hatte, über ihn aufgebracht zu seyn, daß ein so schönes Land, wie Mailand, durch seinen Fehler verlohren gehen mußte. Freilich war im Grund nicht er Schuld daran, sondern die Frau Regentinn, die aber die ganze Schuld auf den guten Greis schob, und durch die der König sich zu sehr hinreißen ließ.

Zu ſehr, ſage ich: denn ſie war launenvoll, wie viele ihres Geſchlechts. Doch der König, ihr Sohn, verdient darum gelobt zu werden, daß er ehrerbietig und folgſam gegen ſie war. Der Proceß wurde den guten Mann gemacht, er wurde hingerichtet und der Betrug kam erſt nachher an den Tag, als es nicht mehr Zeit war. Der Präſident Gentil mußte jedoch noch dafür büßen, und wurde zu Montfaucon gehenkt.

Unter andern ſchönen Eigenſchaften des Königs iſt auch ſeine große Liebe zu den Wiſſenſchaften und Gelehrten, deren er immer welche, und zwar von den vorzüglichſten ſeines Reichs um ſich haben wollte, um ſich über wichtige Materien die er angab, mit ihnen zu beſprechen. Es war dabei jedermann willkommen, nur mußte man nicht dummes Zeug machen. Vorzüglich ſchätzte Er den Herrn Caſtellanus (Chatelain), dem Er in ſchwierigen Punkten gern die Entſcheidung ließ. So war die Tafel des Königs eine wahre Schule; denn da wurden alle Materien verhandelt, über den Krieg ſowohl (denn es befanden ſich immer die größten Generale dabei, die recht gut davon zu reden und die alten Schlachten und Kriege zu beurtheilen wußten), als über höhere und niedere Wiſſenſchaften.

Er wurde der Vater und wahre Wiederherſteller der Künſte und Wiſſenſchaften genannt; denn vor ihm hatte die Unwiſſenheit ſo ziemlich Sitz in Frankreich. Zwar gab es auch ſchon einige gelehrte Männer, ſie waren aber ſehr dünne geſäet, und trugen nicht ſo reichliche Früchte, wie man nachher geſehn hat, als er dieſe gelehrte königliche Profeſſoren aufgeſtellt hatte, die er ſehr ſorgfältig und angelegentlich in ganz Eu-

ropa zuſammen las und zuſammen berief, wie ein Tuſanus, Strazelius *), Vatable, und Andre, ſowohl Griechen, als Ebräer und Lateiner. Er ließ ſie ſogar Reiſen in fremde Länder auf ſeine Koſten machen, wie den viel gereisten Poſtel und andre **), um unbekannte Bücher, Handſchriften und Alterthümer zu ſuchen, ſo daß er eine ſehr ſchöne Bibliothek davon anlegte, die wir zu Fontainebleau geſehen haben, worüber der Herr Budeus, einer der gelehrteſten Männer in der Chriſtenheit, einige Zeit erſter Bibliothekar und Aufſeher war, mit dem Auftrag, ſie von Tag zu Tag mit neuen Artikeln zu bereichern.

Er war ſehr freigebig, und fand ein Vergnügen daran, zu ſchenken, was überhaupt dem Hauſe Valois vorzüglich eigen war. Im Anfang gab er ſeinen vorzüglichen Günſtlingen ſehr viel, z. B. dem Herrn von Mont-

*) Vielleicht Johann Stracelius, königlicher Profeſſor. Man findet ein lateiniſches Epigramm auf ſeinen Tod von Dorat, im 2ten Theil von deſſen Gedichten S. 46. Paris 1586. 8. In Vie de Budé, 1540. 4. von Louis le Roy befindet ſich ein griechiſches Epigramm von vier Verſen auf Budeus von Joh. Stracelius. Geßner, unter dem Wort Stracelius, zählt mehrere noch ungedruckte Werke von ihm auf. Der Herr de Thou nennt ihn Jacobus Stracelius, und ſagt, Renaud de Beaume ſei einer ſeiner Schüler im Griechiſchen und Lateiniſchen geweſen. Bayle, art. Samblançai hat Stracelius durch Stracel überſetzt. Herr Deſſe hingegen nennt ihn p. 134. ſeiner Ueberſetzung von de Thou Jacques Stracelles.

**) Der, den Brantome hier eben ſo, wie Poſteln reiſen läßt, iſt Jakob le Fevre d'Etaples, (Stapulensis) deſſen Name lächerlicherweiſe aus Stapul. in Straze verkehrt worden iſt. M. ſ. Menagiana, Paris, 1715. T. I. p. 363.

Montmörency, dem Admiral von Brion, und andern, daher folgendes auf ihn gereimt wurde, was ihm wieder zu Geſicht kam:

Sire, si vous donnés pour tous
A trois ou quatre
Il faut donc que pour tous
Vous les falliés combattre.

Ein ähnliches wurde über eben den Gegenſtand zur Zeit Heinrichs III. gemacht; er bekam es zu ſehen, beſſerte ſich aber nicht, wie ſein Großvater zulezt that, der es beſſer überlegte, und dann an ſich hielt, wie das Vermächtniß beweist, das er dem Admiral Annebaut in ſeinem Teſtament machte, und das in hunderttauſend livres auf dem Stadthaus zu Rouen, beſtand, mit dem Beiſatz: weil Er ihm nie viel Gut noch Geld zugewendet habe.

Er gab den Adelichen und Officieren, die ihm im Krieg ausgezeichnete Dienſte gethan hatten; allemal aber gab er nicht ſo übermäßig, wie wir nachher unter ſeinen Enkeln geſehen haben; doch belohnte er mehr oder weniger, wer ihm gedient hatte, und vergaß deſſen Namen nie. Erkannte ſogar die meiſten Adelichen von gutem Hauſe in ſeinem Reich, und wußte ihre ganze Geſchlechtsliſte. Mit denen, die er verarmt ſah, hatte er Mitleiden, und ſtand ihnen bei, wobei er ſagte, nichts in der Welt ſei kläglicher als reich geweſen zu ſeyn. — Man verwunderte ſich hierbei, wie er bei ſo ſchweren Kriegskoſten, noch ſo groſſe Freigebigkeit (beſonders gegen die Damen, denen er ſehr viel zuwendete), Pracht, Aufwand, und Gebäude beſtreiten könnte.

Keine vornehme Vermählung am Hof fiel vor, die nicht mit Turnieren, Luſtgefechten, Maſcaraden oder

ſehr reichen Kleidungen für Herrn ſowohl als Damen, gefeiert worden wäre. Letztere beſonders bekamen ſehr ſchöne Geſchenke dieſer Art von ihm. Ich habe Koffers und Garderoben einiger Damen aus jener Zeit geſehen, die ſo voll von Roben, vom König ihnen bei dergleichen Feierlichkeiten geſchenkt, waren, daß würklich ein großer Reichthum darin ſteckte.

Auch für prächtige Möbeln ließ er viel aufgehen. Ein Beweis davon ſind die noch vorhandenen beiden Tapeten. Die eine, den Triumph Scipios vorſtellend, die man oft bei großen Feierlichkeiten in den Sälen ausgehängt ſah, koſtete zweiundzwanzigtauſend Thaler, und nach izigen Gelde würde man ſie nicht für funfzigtauſend bekommen. Bei der Zuſammenkunft zu Bayonne bewunderten die ſpaniſchen Herrn und Damen ſie ſehr, und hatten noch keine ſo ſchöne bei ihrem König geſehen. Es war aber auch ein Meiſterſtück aus Flandern, das der Meiſter lieber dem König antrug, deſſen Freigebigkeit und Prachtliebe ihm gerühmt worden war, und von dem er daher mehr zu bekommen hoffte, als vom Kaiſer, ſeinem Landesherrn.

In ſeiner Kirche und Kapelle hatte der König eine andre Tapezierung, worauf die ganze Geſchichte des Apoſtel Paulus vorgeſtellt war, beſonders wie er zur See nach Rom, wohin er appellirt hatte, gebracht wurde, wie er mit ſeinen Schiffsleuten, alle von Waſſer triefend, auf Malta ankam, wo er von einer Schlange gebiſſen wurde, deren Biß von dieſer Zeit an auf dieſer Inſel nicht mehr giftig iſt. Dieſe Tapezerei kam nicht ganz ſo theuer, wie die vorhergehende; doch fehlte wenig daran.

Des Königs Aufwand für ſein Haus, und für die Tafel war ebenfalls prächtig; Er hatte ſeine beſondre Tafel,

ſel, dann der Grand-Maitre (Oberhofmarſchall); der Oberſtkammerherr mit den Kammerherrn; die Kammerjunkers (gentilshommes de sa chambre) die Hofjunker (gentilshommes servants) die Kammerdiener und mehrere andre, alle ſehr gut beſetzt. Das Beſondre und Vorzügliche dabei war noch dies, daß man bei einer Land- oder Jagdparthie in Dörfern oder Forſten ſo gut tractirt wurde, als wäre man mitten in Paris.

Die Vorfahren dieſes großen Königs ſahen zwar auch auf den Glanz ihres Hofs auf alle Art; aber doch keiner mit ſolcher Pracht wie Er zuerſt es anfieng, weßhalb auch manche ihm um ſolcher Verſchwendung willen tadeln wollten. Aber warum denn? Ein König muß doch groß und prächtig in allen Stücken ſeyn, wie der große römiſche Feldherr Paulus Aemilius bei ſeinem Triumph ſagte, und auch mit der That bewies.

Die Gaſtereien unſers Königs wurden nicht lange her zubereitet, wie bei andern Königen, dauerten auch nicht blos ihre beſtimmte Zeit, ſondern ſeine Tafel war gewöhnlich und täglich, und wurde jedesmal blos auf den folgenden Tag angeſagt. Der verſtorbene König, ſein Sohn und Nachfolger hielt es hierin eben ſo; König Franz II. ebenfalls in der kurzen Zeit ſeiner Regierung, doch nicht ganz.

Die folgenden beiden Könige Karl IX. und Heinrich III. unterhielten ihre Tafeln ſehr ſchlecht, und nur in noch langen Pauſen; denn wegen der großen Kriegskoſten, die ſie zu beſtreiten hatten, wurde von ihrem Hofſtaat und ihrer Tafel viel abgeſchnitten und und eingeſchränkt. Zu Zeiten einmal ließ man es ſich doch wieder ſchmecken, und that ſich eine Güte; denn die meiſte Zeit war der Keſſel umgeſtürzt, dann

aber wurde nach langer Zeit auch einmal wieder geſchwelgt.

Ich habe mir ſagen laſſen, weiß aber nicht ob es wahr iſt: als man einſt dem König von Spanien geſagt habe, König Heinrich III. wollte ihn in Flandern bekriegen, habe er geantwortet: den fürchte er nicht; denn meiſtens habe der das liebe Brod nicht; da er alſo nicht einmal dazu Geld habe, könne er noch viel weniger einen Krieg anfangen.

Unſer iztregierender König zeigt ihm aber wohl, daß er beides hat, und daß man in Frankreich gut ſpeißt, ohne darum an Geld für andre Ausgaben Mangel zu leiden. Die ſpaniſchen großen Herrn, und überhaupt alle, die mit bei der Zuſammenkunft zu Bayonne waren, machten am beſten die Erfahrung, daß man in Frankreich gute Tafel hält; denn ſo lange ſie ſich daſelbſt befanden, hatten ſie vom Höchſten bis auf den Geringſten freie Tafel, und wurden aus der königlichen Küche geſpeißt, und zwar ſehr gut und prächtig.

Auf die Tafel ſchränkte ſich die Prachtliebe dieſes großen Königs noch nicht ein; auch herrliche koſtbare Gebäude führte er auf. Was für ein Bau iſt z. B. Fontainebleau! das er aus einer Wüſtenei in das ſchönſte Luſtſchloß der ganzen Chriſtenheit umſchuf. Wüſtenei ſage ich; denn die Vorfahren dieſes Königs nannten es ſelbſt ſo, und es finden ſich in der Rechnungskammer und anderwärts Briefe und Urkunden genug mit dem Datum: gegeben in unſrer Wüſte (nos deſerts) Fontainebleau; ſie giengen damals bisweilen um der hier vortrefflichen Jagd willen hin.

hin. Dieſe Wüſtenei nun hat dieſer groſſe König zum ſchönſten angenehmſten Aufenthalt in der ganzen Chriſtenheit umgeſchaffen, und mit einem ſo ſchönen, koſtbaren, groſſen und geräumigen Gebäude verſchönert und geziert, daß eine ganze kleine Welt darin logiren könnte.

Unſer groſſer König Heinrich hat es indeſſen noch hundertmal ſchöner und herrlicher gemacht, ſo daß es, gegen vorher, gar nicht mehr zu kennen iſt. — Noch nicht genug: In dem Flecken, den der König mit der Zeit als eine Stadt mit Ringmauern einfaſſen zu laſſen gedachte, ſind ungefehr dreißig Landhäuſer, doch, was ſage ich Häuſer! dreißig Paläſte muß ich ſagen, dem König zu gefallen von Prinzen, Cardinälen, und groſſen Herrn Frankreichs dahin gebaut, die viel darum gegeben hätten, wenn ihre Schlöſſer ſo ſchön wären, als dieſe Häuſer. Ueberdieß ſind da noch eine Menge andrer kleiner Paläſte und Häuſer, alle ſo ſchön, artig und hübſch, daß manche groſſe Stadt in Frankreich es hierin dieſem Flecken nicht zuvor thun konnte. Kurz, es iſt ein kleines Paradies in Frankreich.

Was ſoll man von Chambourg *) ſagen, das ſchon izt alle Welt mit Entzücken bewundert, unerachtet es noch nicht halb vollendet iſt. Hätte der Plan ganz ſo ausgeführt werden können, wie er entworfen war, ſo konnte man es unter die Wunder der Welt zählen; denn der groſſe prachtliebende König wollte einen Arm aus der Loire (einige ſagen, den ganzen Fluß) an der Mauer hinleiten, und man ſieht daher noch die groſſen eiſernen Ringe in den Thürmen und Mauern, woran die Barken und groſſen Fahrzeugen angelegt werden ſollten, die hier in einen ſichern Hafen hätten einlaufen können.

*) Gegenwärtig Chambor.

können. Es iſt ein Großes, wenn die Kunſt die Natur beſiegt, wie hier an dieſen beiden Meiſterſtücken zu ſehen iſt.

Man könnte mir hier das Escurial, dieß große Werk des Königs von Spanien, entgegen halten; von dem man ſagt, daß alle ſieben Wunder der Welt ihm nicht gleich kämen. Geſehn hab ichs nicht; es muß aber wohl ſo ſeyn, wenn man die Zeit und das Geld bedenkt, die der König darauf verwendete; denn zwanzig Jahre wurde daran gebaut, und jedes Jahr eine Million Gold darauf verwendet. Dieß mag denn wohl etwas bewundernswürdig Schönes und Großes zu Stand bringen; aber die langen Jahre, dächte ich, müßten doch den König und den Leuten die Augen ſehr müde gemacht haben, bis das ſchöne Werk heran kam. Denn bei jedem ſo lange herumgeſchleppten Werk verliert ſich endlich der Geſchmack daran, und jeder gute Künſtler möchte gern, ſo wie er ein Werk beginnt, es auch bald fertig haben; dadurch verdoppelt ſich das Vergnügen.

So machte es wenigſtens König Franz bei dieſen beiden Gebäuden, und ſo manchen andern, die er in Frankreich anlegte, und wo man überall ſein Sinnbild, den Salamander, erblickt. Sobald der Entwurf fertig, und der Grund gelegt war, giengs raſch drüber her, und in wenig Jahren ſtand es da, und der Hof konnte kommen und darin logieren.

Dergleichen Entwürfe, Ausführungen und Werke haben eine große Aehnlichkeit mit dem des Lucullus, wo er in kurzem den Berg und die Grotte bei Neapel durchbrechen ließ, worüber er ſo ſehr bewundert wurde. Man hält jedoch zu Neapel dafür, es ſei vielmehr durch Teufel; als durch Menſchenhände vollbracht worden.

Ich könnte noch eine Menge Gebäude von diesem groſsen König anführen, würde aber nicht fertig werden. Ich lasse also dieſs, um auf etwas Anders zu kommen. Ich sprach nämlich einſt zu Fontainebleau, eben aus Veranlassung dieses Gebäudes, mit einem groſsen Prinzen, von den vortrefflichen Eigenschaften dieſes Königs. Er sagte viel zu seinem Ruhm; nur zwei Dinge tadelte er sehr an ihm, als Quellen groſser Uebel für den Hof und das ganze Reich, nicht nur unter Seiner, sondern auch aller Seiner Nachfolger Regierung. Dieſe bestanden denn darin: einmal, daſs er seinen Hof zum Sammelplatz so vieler Damen gemacht — und zweitens, daſs er so viele Geiſtliche dahin berufen, dort angestellt, oder doch auf längere oder kürzere Zeit aufgehalten habe.

Was nun erstere betrifft, so waren sie freilich vor seiner Zeit noch nicht so häufig, wenn gleich die Königinn Anna schon anfieng, einen gröſsern Hofstaat anzulegen. König Franz dachte: Damen seien die wahre Zierde eines Hofs, und darum that er noch mehr, und dies ist doch wohl besser, als wenn er es gemacht hätte wie die alten Könige, die ehemals ganze Schaaren von Huren an ihrem Hoflager hatten, und solche ihrem Garde-Capitain zur besondern Obsorge empfahlen! —

„Aber freilich, sagte jener Prinz zu mir, wenn „blos diese Damen am Hof in Ausschweifung verfallen „wären, so möchte es noch seyn; allein ihr Beiſpiel „ſteckte alle Weiber im ganzen Reich an.“

— Wie wenn es vor dieser Regierung nicht auch schon H— in ganz Frankreich gegeben hätte! hohe, mittlere,

lere, geringe und ganz schlechte, auf ihren Landhäusern sowohl als in Dörfern.

Was mich betrifft, so muß ich sagen, wiewohl ich den Hof dieses Königs nicht selbst, sondern nur den der nachfolgenden Könige gesehen habe, daß ich diese Einführung der Damen für die herrlichste Erfindung und Anstalt halte. Wenn der Hof bisweilen auf ein paar Tage verreiste, aufs Land gieng ꝛc. und keine Damen mit waren, so wurde uns doch wahrhaftig die Zeit so sterblang, und alles so verdrüßlich und fatal, daß uns acht Tage wie ein Jahr vorkamen, und wir einander überall fragten: „wenn werden wir denn wieder an „den Hof zurück gehen?“ Denn uns schien nicht das der Hof wo der König, sondern das, wo die Königinn und die Damen waren. Denn kurz, ein Hof ohne Damen ist — ein Hof ohne Hof! —

Was aber die Prälaten und andern Geistlichen betrifft, die, wie dieser Prinz meint, an diesem Hof sich verschlimmert, und durch ihr Beispiel alsdann die ganze Geistlichkeit überhaupt angesteckt haben sollen, so habe ich wahrhaftig nirgends gehört noch gelesen, daß sie zuvor rechtschaffenere beßre Menschen gewesen wären, und ordentlicher gelebt hätten; denn in ihren Bisthümern und Abteien waren sie so lüderlich als die Soldaten, weil sie da im Müssiggang lebten, der bekanntlich alle Laster ausheckt.

Ueberdieß beehrte der König sie, nämlich die tüchtigen, wenn sie so an seinem Hof waren, mit ehrenvollen Aufträgen, z. B. Gesandschaften, Staatsgeschäften, je nachdem er sie brauchbar fand, was er nicht gekonnt hätte, wenn sie sich ihm nicht persönlich bekannt machten. —

So

So that schon Karl (VII.) nachdem er die Engländer aus seinem Reich verjagt hatte; er vermehrte sein Parlement zu Paris mit funfzehn weltlichen und funfzehn geistlichen Räthen, weil er wohl wuste, daß ein geistlicher gewissenhafter in Verwaltung der Justiz seyn müsse, als ein andrer. Vorher sasen nur der Bischoff von Paris, der Erzbischoff von Rheims *), der Abt von St. Denys, und der Abt von St. Germain des Pre's mit im Parlement.

König Franz also besetzte seinen Geheimenrath auch mit verschiedenen Geistlichen, wozu ihn vornämlich der Umstand nöthigte, daß die Adelichen seines Reichs, wenigstens die jüngern Söhne, nicht studierten, und nicht soviel lernten, um bei seinen Parlementshöfen, und im grosen und kleinen Staatsrath gebraucht und angestellt werden zu können.

Ueberdieß, welchen neuen vermehrten Glanz erhielt nicht sein Hof durch die Anwesenheit so groser Personen aller Art! Ich habe mir sagen lassen, daß einst bei einer allgemeinen Procession in Paris bei diesem grosen Könige zwei und zwanzig Cardinäle in ihrem prächtigen Cardinals-Habit in Procession mit auszogen.

Es waren darunter viele französische, z. B.

Der Cadinal von Lothringen, der ältere.
Der Cardinal-Legat, du Prat.
Der Cardinal von Grammont.
Der Cardinal von Tournon.
Der Cardinal von Amboise.
Der Cardinal le Veneur.

Der

*) . . . „nach Einigen, wegen der Ehre die er hat, die „Könige zu salben; nach Andern hingegen saß er nicht „mit dabei."

Der Cardinal von Armagnac.
Der Cardinal von Chatillon.
Der Cardinal von Annebaut.
Der Cardinal von Givry.
Der Cardinal von Lenoncourt.
Der Cardinal von Bellay.

Andre waren Italieniſche:

Der Cardinal Trivulcio.
Der große Cardinal von Ferrara.
Der Cardinal Farneſe.

Andre Engländer, z. B.

Der Cardinal von York.

Andre Schottländer, Portugieſen, und von andern Nationen.

Ein ſo ehrwürdiges Gefolge um einen ſolchen König zu ſehen, mußte doch ein ſchöner Anblick ſeyn! Der Papſt ſelbſt hat oft nicht mehr Cardinäle um ſich. Gegenwärtig iſt leider nur Einer da, der Biſchoff von Paris. Hu! der Wolf könnte ihn freſſen, ſo allein iſt er; was etwas ganz unerhörtes, und eine große Schande iſt für unſern Hof, unſern Staatsrath und unſer ganzes Reich! —

Die Cardinäle hatten überdieß ein ſtarkes Gefolge von Biſchöfen, Aebten, Protonotarien, und einer Menge Adelicher, die alle einem Hof zur Zierde gereichten; überdieß machten ſie ein großes Haus und hielten offne Tafel, was vielen Cavalieren und Officieren, die keinen Heller in der Taſche hatten, ſehr gut kam, denen man doch auch ſonſt noch mit Manchem unter die Arme griff. — Kurz, dieſe geiſtlichen Herrn gereichten dem Hof auf mancherlei Weiſe zum Glanz und Vortheil.

Nun wieder zu unſerm großen König zurück! — Als er zur Krone gelangte, gab er ſchon die größte Hoffnung von ſich. Er war ein ſchöner, junger, muntrer, leutſeliger, holdſeliger, majeſtätiſcher Prinz, den jedermann ſogleich liebgewann. Sein Einzug in Paris war daher der prachtvollſte, den je ein König hielt, und es wurden dabei eine Menge Turniere, Rennen und andre Feierlichkeiten gehalten, wobei der König gewöhnlich triumphirte und den Preis erhielt, denn er konnte ſehr gut mit Waffen, beſonders mit der Lanze, umgehen. Es verſammelte ſich dabei eine Menge großer Herrn, nebſt vielem Volk und Adel, die ſehr die Augen auf ihn warfen.

Nachher bei ſeiner Krönung war ein ſo großer Zuſammenfluß von Menſchen, daß man ſich zu Rheims, das doch eine große Stadt iſt, gar nicht rühren konnte. Es ſollen über zwölfhundert Edelleute dabei geweſen ſeyn, welche die Quartiermeiſter mit genauer Noth unterzubringen vermochten. — Sein Adel liebte ihn überhaupt ſehr, und faßte große Hoffnungen von Ihm; denn Er war jung, im Begriff, Krieg anzufangen, und freigebig, um die Seinigen zu belohnen, was der Adel ſehr liebt.

Der verſtorbene König Ludwig XII., ſein Vorfahrer, war zurückhaltender in Gnadenbezeugungen und Geſchenken, und nicht ſo vertraut und herablaſſend gegen die Seinigen, wie das ſo Sitte war unter den alten Königen; er war auch darum wenig freigebig, weil er das Volk nicht gern drücken wollte. Denn Krieg und Geſchenke erſchöpfen auch den größten Schatz. —

Nach ſeiner prachtvollen Krönung unternahm er die Eroberung des Herzogthums Mailand, wo er die merkwürdige Schlacht bei Marignano gegen die Schweizer lieferte und mit großem perſönlichem Ruhm gewann.

Denn Er, noch nicht zwei und zwanzig Jahre alt, kämpfte dabei mit ſo großer perſönlicher Tapferkeit, und verrichtete ſo ſchöne Thaten, daß es zweifelhaft bleibt, ob Er dabei ſeine Rolle als König, als Feldherr oder als Krieger beſſer ſpielte.

Bei dieſer Schlacht ereignete ſich ein beſondrer ſeltner Umſtand. Nicht zufrieden mit der Schlacht des erſten Tages, welche die Nacht zu bald unterbrochen hatte, während welcher ſie und die Franzoſen beinahe unter einander ſich lagerten, fiengen die Schweizer früh am folgenden Morgen wieder an, und drangen bis an unſre Artillerie vor; hier wurden ſie aber von den Unſrigen ſo brav empfangen, daß ſie zurückgetrieben, und ungefähr zehn bis zwölftauſend niedergehauen wurden. Der Reſt rettete ſich, ſo gut er konnte, mit ihrem General, dem Cardinal von Sion (Sitten).

Hier thaten ſie alſo nicht, was ein altes Lied von den damaligen Kriegsknechten ſagt:

De Milan par un homme
Tout droit a Marignan
Vous aures la bataille
Oui, Sire, en bonne foi,
J'ai vu partir les fuilles
En vous fort menaçant,
Trainant brandant la picque
Pour tuer tous vos gens! —

Der König ſchlief dieſe Nacht auf einem Karren, und war doch den andern Tag ſo friſch, munter und brav als zuvor. — Dieſe Schlacht war eine der wichtigſten in der Welt; denn ſeit den Zeiten Julius Cäſars hatte niemand dieſe kriegeriſche Nation beſiegt, bis auf unſern

König.

König. Dieſe Nation, ſage ich, die ſo kriegeriſch und ſtolz war, daß ſie ſich den Titel Fürſtenbändiger beilegte. Ein wahrhaftig zu ſtolzer übermüthiger Titel, den ihnen der König nahm und vertrieb.

Ich weiß aber auch in der That nicht, wie ſie ſich dieſen ſtolzen Titel anmaßen konnten, denn ſie hatten eben nicht ſo große Thaten gethan, um ihn zu verdienen. Zwar hatten ſie dem tapfern Herzog Karl von Burgund ſehr übel mitgeſpielt; allein daran war mehr die Unbeſonnenheit und Hitze dieſes Fürſten Schuld, als ſonſt irgend etwas; denn er war zu ſchwach, achtete ſie aber dennoch ſo gering, daß er ſie bis in ihrer Heimath aufſuchte und angriff, ohne den Vergleich annehmen zu wollen, den ſie ihm in der Angſt ſo demüthig angeboten hatten.

Von da an thaten ſie freilich nachher manche ſchöne That, z. B. zu Novara gegen den Herrn von Tremouille, was würklich ein Großes war, worüber ſie aber auch ſo aufgeblaſen wurden, daß ſie alle Nationen verachteten, und alle Welt zu ſchlagen glaubten. Auch in unſern Tagen, in der Schlacht bei Dreux hielten ſie ſich ſehr tapfer, wurden aber auch tapfer geklopft.

Dagegen machten ſie aber auch auf der andern Seite wieder grobe Fehler, wie z. B. bei la Bicoca, zu Cerizolles, zu Pavia und ſonſt noch anderwärts.

Kurz, wie das Glück nicht ſtets dem Krieger lächelt, ſo haben auch ſie bald viel, bald wenig geleiſtet. Die Geſchichte iſt voll von Beiſpielen von Beidem. Indeſſen iſt ihnen auf alle Fälle nicht abzuſprechen, daß ſie brave tapfre Kriegsmänner ſind.

Dieſe Fürſtenbändiger alſo wurden von unſerm Fürſten gebändigt, und durch ſeine Waffen brach-

te er ſie ſogar dahin, daß ſie einen beſondern Vertrag und Bund mit Ihm machten, worinn ſie ihm alle Treue und Freundſchaft verſprachen, was ſie jederzeit unverbrüchlich hielten, und unſern Königen ſtets ſehr treulich dienten. Dieß gieng ſo weit, daß ich nach der Hand bei unſern Armeen ſah, daß wir uns gleichſam für unüberwindlich hielten, ſobald nur ein Corps Schweizer dabei war.

Nachdem nun der große König dieſe Leute auf dieſe Art zu Verſtand gebracht, auch mit dem Papſt ſich geſetzt, und ſein Herzogthum Mailand in Ordnung gebracht hatte, kehrte er als der ruhmvolleſte Fürſt in der ganzen Chriſtenheit in ſein Land zurück, und überall wurde von nichts als ſeinen großen Thaten geſprochen; ja ich habe mir ſogar von Leuten, die es wiſſen konnten, ſagen laſſen, wäre er durch ſeine eignen Leute und Geſandte bei der Kaiſerwahl beſſer bedient worden, ſo würde er bei ſeinem glänzenden Ruhm und Verdienſt ſogar noch Karl dem V. vorgezogen worden ſeyn! —

So günſtig ihm das Glück in manchen Stücken war, ſo war es doch auch wieder in andern oft falſch gegen ihm. Dennoch bewies er ſich auch hier ſehr beherzt und muthvoll dagegen. Dieß zeigte er vorzüglich in der Schlacht bei Pavia, wo er immer, bis aufs Aeuſſerſte, mit ungemeiner Tapferkeit und Anſtrengung kämpfte.

Die Spanier erheben ihn bei Erwähnung dieſer Schlacht bis in den Himmel, und reden noch rühmlicher von ihm, als ſelbſt unſre franzöſiſchen Geſchichtſchreiber. Sie ſagen z. B. unter andern folgendes: Kurz vor dem Angriff habe er ſeine Leute ganz kurz (dieß iſt auch am beſten) ſo angeredet: „Meine Herrn, in deren Hände

„ich

„ich heute meine ganze Hoffnung niedergelegt habe, wenn „Sie mich als Ihren König erkennen und lieben, und „wenn Sie, was Ihnen das Theuerſte iſt, Ihre Ehre, „Ihre Gattinnen, Kinder, Brüder, Schweſter und „Ihre ganze Habe in Sicherheit und einen guten Zu„ſtand verſetzen wollen, ſo zeigen Sie heute mit den „Waffen in der Hand Ihren Feinden die Größe Ihrer „Tapferkeit. Da ich glaube, daß Ihr tapfrer Muth, „durch Verdienſt und Geburt geadelt, keiner großen „Aufmunterung durch Ermahnungen bedarf, ſo will ich „Ihnen bloß mit wenigen Worten ſagen, daß, wenn „wir, wie ich mir von Ihrer Tapferkeit verſpreche, ſie„gen, wir uns mit Recht die Beſchützer und Wiederher„ſteller unſrer Gerechtſame nennen können; daß wir aber „im Gegentheil für ſchlechte Leute und Feinde unſrer Rechte „und Ehre gelten würden. Dieß ruft uns auf; mehr kann „ich Ihnen nicht ſagen, als: nun vorwärts!“ —

Er hielt ſich auch ſehr brav in der Schlacht, und die Spanier merken an, er habe es nicht gemacht, wie der Herzog von Bourbon, der mit liſtiger Vorſicht ſein Corps ſeinem Vertrauten, Pomperant, übergab, und in einen bloßen Reuter verkleidet focht. Der König hatte einen Waffenrock von Silberſtoff, und war ſehr kenntlich ausgezeichnet, ſowohl durch ſeinen königlichen Anſtand, als ſeine Rüſtung, und den großen tief herabhängenden Federbuſch.

So erſchien auch unſer iziger großer und braver König Heinrich IV., ſein Urenkel, mit langen tief herabhängenden weiſſen Federn am Tage der Schlacht bei Coutras, und ſagte dabei zu ſeinen Leuten: „weg da, „vor mir. Verſteckt mich nicht: ich will geſehen wer„den!“ was er auch redlich hielt. —

Der groſſe König Franz alſo machte hier den großen General und den tapfern Krieger zugleich, und ſetzte ſo ta-

pfer in den Feind, daß er gleich anfangs mit eignen hohen königlichen Händen den berühmten, von den Macedonischen Königen abgestammten, General dom Fernando Castriota erlegte; dann noch den Fähnrich des Grafen Salm, Capitains über eine Compagnie Teutsche; ferner den Hugo von Cardono, Fähnrich von der Gensdarmen-Compagnie des Marquis von Pescara. Kurz, wo der König und sein Trupp angriffen, wurden zwei Compagnien Bayrische Cavallerie zusammengehauen, welche der römische König Ferdinand seinem Bruder, dem Kaiser geschickt hatte. Auch erschütterten diese Helden das Haupttreffen Karls von Lannoy und des Herzogs von Bourbon so sehr, daß wo un jedermann gethan hätte, wie der König und der Herr von la Palisse, die Schlacht für uns gewonnen werden mußte.

Aber nun änderte sich das Glück. Denn nachdem der König sich ganz erschöpft hatte, indem er eine Menge Hiebe von eindringenden Feinden abzuwenden und zu erwiedern hatte, stürzte endlich sein stark verwundetes Pferd unter ihm, und er kam darunter zu liegen. Die ersten, die sich in diesem Zustand an ihn machten, waren Diego von Avila, und Juan d'Urvieta, aus Biscaya, und weil sie ihn nicht kannten, setzten sie ihn den Degen auf die Brust, mit der Drohung, ihn umzubringen, wenn er sich nicht ergebe.

Hierüber kam la Motte des Hoyers *) dazu, ein Franzose, der einen Trupp unter dem Herzog von Bourbon zu kommandiren hatte. Dieser kannte ihn sogleich, unerachtet sein Gesicht von einer Wunde voll Blut war, und ermahnte ihn: Er möchte sich an den Herzog von Bour-

*) Noyers vielleicht? La Motte de Noyers war ein Bourbonischer Edelmann. M. s. Memoire de du Bellay L. II. p. 149.

Bourbon ergeben, der nicht weit davon war; allein der König wurde zornig, als er den Namen eines Verräthers nennen hörte, und sagte, man sollte Karl von Lannoy rufen.

Dieser kam denn darzu, ließ die vielen Leute, die um Ihn hergedrängt standen, und Ihm schon unter dem Pferd hervorgeholfen hatte, Platz machen, und half Ihm vollends auf. So erzählen es die Spanier.

Es war ein groſſes Glück für Karl von Lannoy, daß er so zu rechter Zeit dahin kam, und ein groſſes Unglück für den Herzog von Bourbon, daß er nicht gleich bei der Hand war, um diesen Dienst seinem König selbst zu leisten, und dadurch vielleicht Vergessenheit für seine vorigen Fehler zu erhalten. Indessen ist es noch eine Frage, ob der König es von ihm angenommen hätte, so nöthig es auch war. Einige sagen ja, andre nein, weil Er zu edel und groß dachte, um seinem abtrünnigen rebellischen Unterthan eine Verbindlichkeit haben zu wollen; er würde sich daher lieber an den geringsten Officier von der Armee oder an die beiden erstern, die ihn anfielen, ergeben haben.

Indessen wäre freilich hiebei zu befürchten gewesen, daß der Herzog von Bourbon, in der Verzweiflung darüber ihm einen schlimmen Streich wenigstens mittelbar gespielt hätte, wie dies bei dergleichen Gefechten öfters passirt.

So gieng es z. B. Gontier von Brienne im Königreich Neapel. Er war in einer Schlacht schwer verwundet und gefangen genommen worden. Als nun ein teutscher Officier, Namens Dupol (Polhaim, des R. K. Mar. Hofmarschall), dessen Gefangner er war, ihm alle mögliche Höflichkeit und gute Behandlung anbot, und ihm

ſogar das Königreich Sicilen wieder verſchaffen wollte, ſagte Brienne ihm ſtatt Danks, eine Menge Schimpfreden. Aufgebracht darüber hielt ihm jener ein kleines Meſſer, das er in der Hand hatte, vor, und ſagte, es ſollte ihn reuen. Brienne aber riß im Zorn ſeine Wunden wieder auf und verblutete ſich, daß er ſtarb.

So war alſo das Glück auch dem König ſehr günſtig, daß er Karl Lannoy ſo gut antraf; denn wenn Er ſich auch an die beiden erſtern Officiers ergeben hätte, ſo hätten ſie doch nichts gegen den Herzog von Bourbon vermocht, wenn er dazu kam.

Der erſte, der den König zu entwaffnen anfieng, war Diego d'Avila, der ihm ſeine Handſchuh abnahm; die andern riſſen ihm hierauf ſeinen Waffenrock ab (wie denn der gemeine Soldat bei dergleichen Gelegenheit jede Frechheit begeht), und zerriſſen ihn in hundert Stücke, weil jeder etwas davon haben wollte. Die Einen nahmen ihm ſeinen Gürtel, die Andern ſeine Sporn: kurz, jeder ſuchte etwas von ihm zu bekommen, theils um damit zu prahlen, theils um etwas dafür zu bekommen.

Der Marquis del Guaſt kam dazu, als man den König abführte, und begrüßte ihn ſehr ehrerbietig, denn er hatte Lebensart. Der König war ſehr freundlich gegen ihn, und begegnete ihm ebenfalls mit Achtung. Nachdem er ſich ein wenig mit ihm unterhalten hatte, ließ der Marquis das Gedränge ſich entfernen, worauf ihn der König angelegentlich bat, er möchte ihn nur nicht nach Pavia bringen laſſen, um dem Volke daſelbſt nicht zum Geſpötte und Gelächter zu dienen. Da er ihnen zuvor ſo viel Angſt eingejagt hätte, würden ſie um deſto übermüthiger ſeyn.

Der

Der Marquis bewilligte dieß, und führte ihn in ſein Lager, wo er ihm ſeine Wunden ſehr ſorgfältig verbinden ließ, eine im Geſicht gegen das Augenbraun, die andre am Arm, die dritte an der rechten Hand.

Nachdem er verbunden war, wollte er in der groſſen Karthauſe beten, und dann gieng er zur Tafel, wo er den Marquis mit ſich ſpeiſen ließ, und der Herzog von Bourbon ihm die Serviette reichte. Die Franzoſen ſagen hiebei, er habe ſie nicht angenommen, ſondern ihm den Rücken zugekehrt, und eine andre vom Tiſch genommen. Die Spanier melden jedoch nichts hievon, ſondern ſagen, er habe ſie von ihm angenommen, und überhaupt keinen Unwillen gegen ihn geäuſſert. Auch der Herzog von Bourbon habe ſich ſehr fein und geſetzt dabei betragen, und ihm knieend die Hand geküßt, und dadurch gezeigt, daß er ſich ſeiner Empörung ſchäme.

Ueber der Tafel ſprach der König mit dem Marquis beſtändig von der Schlacht, und ſagte, wenn ſie noch zu liefern wäre, würde er ſie doch noch liefern, weil er würklich Urſache dazu gehabt habe; und wenn alle gethan hätten, wie Er und ſein Corps, ſo würde er ſie ſicher gewonnen haben. Er beſchwerte ſich aber ſehr über die Schweizer, daß ſie ſich dießmal ſo ſchlecht gehalten, und ihrem Ruhm einen ſo ſtarken Fleck angehängt hätten. Auch über die Italiener klagte er, daß ſie bei der Muſterung eine ſo groſſe Menge Scheinſoldaten (paſſevolans) aufführten, und dann, wenns zum Treffen käme, hätte man nichts. Auch klagte er darüber, daß er ſeine Leute nicht mehr habe können wieder in Ordnung und zum Stehen bringen. Noch eine Menge ſchöner gründlicher Aeuſſerungen brachte er über dieſe Schlacht mit ſolchem Anſtand und ſo ſchöner Beredſamkeit vor, daß alle Anweſende ihn nicht nur als einen ſehr groſſen

König, sondern auch als einen sehr einsichtsvollen General bewunderten; so sagen die Spanier.

Man sagt — und selbst die Spanier haben es so geschrieben, — als er den Herzog von Bourbon und die Spanische Armee aus Provence zurückgetrieben hatte, und ihr nach Italien nachrücken wollte, habe die Regentinn drei Eilboten nach einander an ihn geschickt, und ihn bitten lassen, nicht weiter zu gehen. Er entschuldigte sich aber immer. Durch den dritten ließ sie ihm sogar sagen, er möchte doch nur wenigstens warten, sie wolle ihn selbst sprechen, um Abschied von ihm zu nehmen (wobei sie ihn noch andern Sinnes zu machen hoffte), und sey deßwegen bereits von Lyon aus unterwegs, sie werde so schnell reisen, als möglich. Er schrieb ihr aber zurück, er sey schon zu weit, und könne nicht mehr davon abstehen, wiewohl es nicht so war. So trieb ihn also sein Geschick.

Der Anfang seines Zugs war sehr schön und glücklich, das Ende aber unglücklich. Die Regentinn sagte daher auch, als sie seine Gefangennehmung erfuhr: „Ach! „er wollte mir nicht folgen! Wie oft sagt ichs ihm „nicht!“

Auch bei dem Rath des Herrn von la Trimouille würde er sich besser befunden haben, wenn er ihn befolgt hätte; denn der rieth ihm, sich nicht mit Belagerungen aufzuhalten, sondern (dieß sind seine eignen Worte) den Feind mit eingelegter Lanze und dem Schwerdt im Nacken zu verfolgen, bis ans Ende der Welt; denn die Stärke und Kraft der Franzosen sey im Anfang ganz in vollem Feuer, man müsse sie daher im Odem erhalten und benutzen, indem sie nichts mehr tauge, sobald man ihr Zeit lasse, lau und schlaff zu werden.

Die

Die Spanier entſchuldigten den Kaiſer Karl ſehr in Anſehung deſſen, was er zu Rom vom König ſagte, den ſie deßwegen auch tadelten, daß er nämlich in mehrern Stücken ſchlecht Wort halte, beſonders in Anſehung des Madriter Vertrags. Wenn man aber die Urſachen in Erwägung zieht, die er jedesmal dazu hatte, ſo wird man ihn nicht ſo ſehr tadeln.

Hatte er z. B. keine, als er ſeinem Stallmeiſter Marainville *) den Kopf abſchlagen ließ, Genugthuung dafür zu fordern? Als man ihm ſeine Geſandten, Cäſar Fregoſo und Rincone ermorden ließ? Es giebt noch eine Menge andre Gründe zu ſeiner Rechtfertigung hierinn, die ſich alle ſehr wohl hören laſſen. Noch dazu kam er ſehr ungern ſo weit, Krieg darum anzufangen. Und was den Madriter Vertrag betrifft, ſo brach er den auf Rath und Gutachten ſeiner Reichsſtände, die dem Vertrag gänzlich entgegen waren; denn er war weder mit Recht noch Billigkeit vereinbar.

Sehr wurde es ihm ferner zur Laſt gelegt, und getadelt, daß er, da der Kaiſer auf ſo gutem Wege war, die Ungläubigen mit Krieg zu überziehen, die Staaten des Herzogs von Savoyen anfiel. Würklich, dieß war hart, eine ſo heilige Unternehmung dadurch zu ſtören! Indeſſen kann er doch auch hier ſeine Entſchuldigungen haben, die man hinlänglich geſchrieben findet, ohne daß ich ſie herzähle.

Was aber Treu und Glauben dieſes Monarchen ins ſchönſte Licht ſetzt, iſt ſeine Redlichkeit gegen den Kaiſer, den er, bei deſſen Durchreiſe durch Frankreich, ſo ehrenvoll aufnahm und behandelte. Dieſer war nicht ſo redlich

*) Merveiller. M. ſ. die ſehr umſtändliche Erzählung davon bei du Bellay T. IV. p. 151. ſq.

ſich gegen Ihn, als er ihm den Rücken gewendet hatte, und hielt Ihm nichts von allem, was er Ihm erſt verſprach.

So redlich verfuhr alſo der König gegen den Kaiſer, und ſchlug ſogar das Anerbieten der Genter, ſich ihm zu unterwerfen, aus, unerachtet der Kaiſer Ihn in Seiner Gefangenſchaft ſo übel und hart behandelt hatte, ſo daß er Ihn nicht einmal beſuchen wollte, bis Er endlich beinahe geſtorben wäre, wodurch denn freilich der Kaiſer ſeinen ganzen gehofften Profit verlohren hätte.

Hätte dieſer den Rath Karls von Lannoy, des Grafen von Naſſau und des Marquis von Peſcara folgen wollen, ſo hätte er mehr Ehre davon gehabt: denn ſie riethen ihm, den König ſanft zu behandeln, und ſich gütlich mit ihm zu vergleichen, ohne ſo viel von ihm zu erpreſſen, als ſein Kanzler Mercurino (Gattinara) ihm rieth. Dieſer ſagte nämlich, da er einmal rechtmäßig Kriegsgefangener ſey, müßte man ſo viel von ihm ziehen, als man irgend herauspreſſen könne, ohne ihm auch nur eine Stecknadel zu ſchenken.

Als der Kaiſer auf ſeiner Reiſe durch Frankreich einſt ſich mit den Damen unterhielt, und ſie ihm vertraulich ſagten: er habe nun genug gearbeitet und gekämpft und ſich herumgeſchlagen, denn wenn er auch von Stahl wäre, könnte ers nicht länger aushalten; er ſollte alſo izt ausruhen und dem Krieg entſagen — gab er ihnen, wie mir eine ſehr vornehme Dame erzählte, zur Antwort: „Aufrichtig, meine Damen, ich liebe den „König, meinen Bruder, ſo ſehr, und fühle mich ihm „für ſeine gute Aufnahme und freundliche Bewirthung, „und dafür, daß er die Sch... die Genter, abwies,

„ſo

„so sehr verbunden, daß ich nie wieder einen Krieg mit „ihm anfangen werde. Von nun an müssen wir gute „und unzertrennliche Brüder seyn; an mir wenigstens „solls nicht fehlen. Wir müssen uns verbinden, um „dem Türken zu Leibe zu gehen. Aber ganz dem Krieg „entsagen, kann ich nicht. Ich muß erstlich noch die „Herrn Genter züchtigen; dann das Raubgesindel, die „Algierer mit ihrem ganzen Raubnest zerstören und „ausrotten; und endlich noch etwas thun, was ich aber „izt noch nicht sagen darf." — (Er meinte seine Entwürfe gegen die Protestanten in Teutschland.)

Von diesen drei Entwürfen führte er zwei aus; den gegen Algier aber konnte er nicht zu Stand bringen, weil er ihn zu einer ungünstigen Zeit angefangen hatte, und alle Elemente gegen ihn verschworen fand, was sehr schade war. Gott und Fortuna hätten ihm einen so heiligen, frommen, der ganzen Christenheit so ersprießlichen Sieg nicht versagen sollen.

Ich muß endlich den Artikel von diesem großen Könige schließen; denn je weiter ich mich in das Labirinth seiner hohen Tugenden vertiefe, desto mehr würde ich mich verirren und nicht wieder davon loskommen können; auch haben geschicktere, als ich, schon genug von ihm geschrieben, besonders von seinen herrlichen Kriegen. Denn so einen großen Gegner er auch an diesem ganz großen Kaiser hatte, konnte ihn dieser doch so viel nicht anhaben, und unser König war stets gut, edelmüthig, tapfer und ein großer Feldherr gegen ihn. Dieser erkannte es aber auch in der Unterredung mit dem Admiral, — deren ich zu Anfang dieses Werks gedachte.

Ich habe ebenfalls von einer Dame aus jener Zeit gehört, daß von allen Kriegen, die der König von dem Kaiser auszuhalten hatte, ihn keiner so sehr verdroß, als da er die Einnahme von St. Dizier hörte, und daß der Kaiser im Begriff sei, mit einer so großen Macht vor Paris zu rücken. Er war damals etwas unpäßlich und mußte das Zimmer hüten, und die verstorbene Königinn von Navarra, seine Schwester, war bei ihm nebst mehrern andern Damen. „Mein Gott, „rief er, wie theuer verkaufst du mir ein Reich, das „ich mir von dir geschenkt glaubte! Doch dein Wille „geschehe!“ —

Er sagte hierauf zu dieser Königinn: „Gehen Sie „doch in die Kirche, meine Beste, und beten Sie für „mich zu Gott, da es nun einmal sein Wille sei, den „Kaiser mehr als mich zu lieben und zu begünstigen, so „möchte er es doch wenigstens thun, ohne mir die Krän„kung zu bereiten, ihn vor der Hauptstadt meines „Reichs sehen zu müssen; und ohne daß man dreist sa„gen könne, mein rebellischer Vasall sei so weit gegen „mich vorgedrungen, wie dessen Grosvater, der Her„zog von Burgund gegen König Ludwig XI., der so „nahe mit ihm schlagen mußte. Indessen ich bin auf „alle Fälle entschlossen, ihm entgegen zu rücken, ihm „zuvor zu kommen, und ihm eine Schlacht zu liefern, „in der Gott mich lieber fallen und umkommen, als eine „zweite Gefangenschaft erdulden lasse!“ —

Zwei Tage darauf beruhigte er seine erschrockenen Unterthanen, und sagte bei dieser Gelegenheit: „vor „Schaden will ich Euch wohl wahren, vor „Furcht aber kann ich nicht; denn nur Gott hat „das Herz der Menschen in seiner Hand.“

Er machte den Dauphin zu seinem Generalstatthalter, und gab ihm eine so gute Armee mit so guten Generalen, und traf so gute Anstalten, daß der Kaiser sich besann, Halt machte, und sehr listig durch einen Mönch den Frieden einleiten ließ *).

Er soll würklich die stolze Absicht gehabt haben, Paris zu erobern und zu plündern. Er besann sich aber eines Andern, beim Anblick der guten Verfassung des Königs, des Dauphins und seiner Armee, die schön, frisch, und kampflustig war. Denn er hatte seine alten Krieger aus Piemont kommen lassen, die so eben von Cerizolles siegreich zurückkamen, und nichts lieber wünschten, als noch einmal mit den Spaniern zu schlagen. Sie beliefen sich auf sechstausend Mann zu Fuß, die wohl so gut waren, als zehntausend andre; denn wenn man Einmal geschlagen hat, hofft man das zweitemal sehr leicht zu schlagen. Dieß ist auch oft im Krieg vorgekommen und eingetroffen, wenigstens wenn man unmittelbar darauf wieder angreift und die Hitze gut benutzt.

Um sich bei diesem Frieden desto besser zu verstellen, so wenig vortheilhaft er auch war, soll der Kaiser sogar die List gebraucht haben, vorzugeben, er sei nicht durch ihn, sondern durch ein Wunderwerk bewürkt worden, also von Gott, gleichsam als wenn dieser Mönch auf Befehl Gottes vom Himmel niedergestiegen wäre, um ihn zu Stand zu bringen, und darum wolle Er nicht dage-

*) Dieser Mönch war ein Jacobiner, von der Familie des Guzmans, dem Karl von Nully, französischer Bevollmächtigter, eine Ohrfeige gab, weil er glaubte, der Mönch setze den Respect gegen den König zu sehr aus den Augen. Er brachte sich durch diese allzu rasche Handlung um die ihm schon zugedachte Kanzlerwürde.

dagegen seyn, sondern demüthig annehmen, was Gott ihm schicke, um sich nicht Gott mißfällig zu machen. Welch ein spanischer Pfiff! —

Er zog hierauf wieder hin, wo er her gekommen war. Der König aber, unerachtet seiner Jahre, und seiner in so vielen Feldzügen zugezogenen Kränklichkeit, des Kriegens noch nicht müde, marschirte nach Boulogne, um den König von England zu bekriegen, der es ausgeschlagen hatte, mit in diesen Frieden eingeschlossen zu seyn, gerade so wie ehemals der brave unvergleichliche Karl von Burgund den Frieden ausschlug, den der König von England mit König Karl XI. gemacht hatte. — In diesem Feldzug in Boulogne wurden viele herrliche Thaten gethan, die man in der Geschichte findet.

Einige Zeit darauf starb der König von England. Als unser König dessen Tod vernahm, griffs ihm ans Herz; da sie von gleichem Alter seien, sagte er, so merke er wohl, daß es Zeit sei, sich ebenfalls zum Abmarsch fertig zu machen; Heinrich sei vorangegangen, Quartier zu machen. — Dieß traf auch ein; denn im Jahr 1547. starb er zu Rambouillet.

Vor seinem Ende hielt er an seinen Sohn und Nachfolger Heinrich die rührendsten Ermahnungen, und gab ihm die schönsten Lehren, wie er Gott fürchten und lieben, und sein Reich gut regieren sollte; denn er war ein sehr geistreicher König und besaß große Einsichten und Erfahrungen. Er blieb immer bei vollkommenem Verstande, behielt die Sprache, und starb als ein guter Christ, mit schöner Reue und Bußfertigkeit wegen seiner Sünden.

Et sic — sagt Paulus Jovius, — maximus totius orbis rex in infimo totius Galliae vico pe-

periit *). In Anſehung des erſtern hat er recht; allein was das letztere betrifft, ſo iſt das Schloſ zu Rambouillet eines der älteſten, beſten und ſchönſten in ganz Frankreich, und der Geburtsort ſo braver vortrefflicher Männer, als je irgend ein Haus aufzuweiſen hat; beſonders waren die letztern zehn oder zwölf Brüder Rambouillet vortrefflich in Waffen und Wiſſenſchaften.

Der König wurde zu St. Denis, der gewöhnlichen Gruft unſrer Könige, beigeſetzt, mit einem ſo ausgeſuchten Leichengepränge, als je einem König veranſtaltet wurde. Was den Schmerz und das Traurige dabei noch erhöhte, war, daß mit ihm zugleich die Leichen ſeiner beiden Prinzen, des Dauphin Franz, und des Herzogs von Orleans beigeſetzt wurden, die bis dahin noch nicht nach der Gruft gebracht worden waren, um nach einem fatalen Schickſal zu warten, bis ſie ihren königlichen Vater im Leichenzug und Sarge Geſellſchaft leiſten könnten.

Damit unſre Leſer bei der ohnehin ſo wenig zuſammenhängenden Erzählung des Verfaſſers, den Hauptgegenſtand nicht zu ſehr aus den Augen verlieren möchten, ſah ich mich genöthigt, aus den Brantomeiſchen Fragmenten über Franz I. mehrere lange Digreſſionen auszuſchneiden. Um ſie nicht ganz verlohren gehen zu laſſen, hänge ich ſie ſechs an der Zahl, in etwas veränderter Ordnung hier unter den nächſten ſechs Rubriken wieder an. Die erſte ſteht bei Brantome T. VI. p. 399 — 406. Die zweite p. 40 — 417. Die dritte p. 382 — 397. Die vierte p. 306 — 322. Die fünfte p. 291 — 305. Die ſechste p. 366 — 370.

Der Ueberſ.

*) Er ſtarb der größte König der ganzen Welt im ſchlechteſten Dorfe von ganz Frankreich! —

LII.

Der Dauphin Franz.

Erſter Sohn Franz I.

Dieſer Prinz, der mit ſeinem Vater beigeſetzt wurde, iſt derſelbe, der zu Lyon vergiftet worden, und zu Tournon geſtorben war. Gott mag denen verzeihen, die es thun ließen! *) Es muß ſie aber ſchwer auf dem Gewiſſen gedrückt haben, einen ſo braven artigen Prinzen, der ſo viel für die Zukunft verſprach, in einem ſo zarten Alter ſo jämmerlich ermordet zu haben.

Er war von ganz anderem Temperament, als ſeine beiden Brüder; denn er war ſehr kalt, gemäßigt und geſetzt, wie er ſich bei der ganzen großen Verſammlung zu Marſeille zeigte, die bei der Vermählung des Herzogs von Orleans mit der lieblichen Nichte des Papſts, Catharina von Medicis, daſelbſt zuſammen kam. Alle dieſe Fremde, Hohe und Niedre, ſollen ſehr auf ihn geſehn haben, weil er ſo ziemlich von ihrem Temperament war. Beſonders liebten und bewunderten ſie ihn wegen des ſanften, einnehmenden, klugen und beſcheidnen in ſeinem Betragen. Er kleidete ſich nicht gern bunt, ſonders meiſtens ſchwarz.

Gegen

*) Catharina von Medicis und Karl V. waren deswegen nicht nur in Verdacht, ſondern ſogar wörtlich angeklagt. M. ſ. De Thou L. I. und die Anm. dazu.

Gegen Damen soll er ehrerbietig gewesen seyn, besonders gegen seine Geliebte, daher das Liedchen:

Brunette suis, jamais ne serai blanche etc

Sie war aus dem Hause Miaumont, einer sehr guten alten Familie in Ober-Limosin; eine Cousine von mir, eine Schwestertochter meines Vaters, ein sehr vortreffliches tugendhaftes Fräulein; denn die Großen sehen bei der Wahl ihrer Geliebten gern auf Artigkeit und Tugenden so gut als auf andre Dinge.

Als er auf dem Plan Ainay zu Lyon Ball gespielt und sich warm gemacht hatte, befahl er einem seiner Kammerpagen, ihm ein Glas frisches Wasser zu bringen. Der Page geht nach dem nahen Ziehbrunnen, und setzt den Becher auf den Rand, um welches herauf zuziehen. Während er nun den Eimer hinabläßt, und in den Brunnen sieht, benutzt der schändliche Verräther *), der schon lange aufgelauert hatte, den günstigen Augenblick, und wirft das Gift mit zwei Fingern in den Becher, wartet ganz unbefangen, bis der Page das Wasser eingießt und geht dann. Dieß bekannte er hernach alles selbst. Der Page begieng freilich dabei den Fehler, daß er den Becher nicht erst noch ausspülte. So brachte er ihn also dem Dauphin, der ihn ganz austrank, und dann sich sogleich übel davon fühl-

*) „Ich will seinen, obschon anderwärts häufig genug „genannten, Namen *) nicht nennen, denn er verdient „es nicht, von einem ehrlichen Mann darum zu wissen, so wenig als der Schändliche, der den Tempel zu „Ephesus verbrannte." —

*) Man findet an hundert Orten ausdrücklich, daß es ein Herrnrejs war, Namens Sebastian Montecuculi.

te, krank wurde, und ſtarb. Denn das Gift konnte ſeine Würkung gar nicht verfehlen; es war das feinſte, und mit der äußerſten Sorgfalt bereitete, nicht blos für den Dauphin, ſondern auch, — wie man wiſſen will, und der Mörder im Tode noch bekannte — für den König und deſſen andre Kinder. So hörte ich es bei Hof von einer vortrefflichen Dame erzählen, die ſich damals dabei befunden hatte.

Den König ſchmerzte dieſer Todesfall ſo ſehr, daß er ſich der Traurigkeit lange Zeit nicht wieder entſchlagen konnte. Denn er hatte große Hoffnungen und eine große Meinung von dieſem Sohn gefaßt. Der Herr von Bellay handelt ſehr gut und ausführlich davon in ſeinen Memoiren.

Es war ein großer Verluſt für ganz Frankreich; denn ich habe von vielen Perſonen ungemein viel Gutes von dieſem Dauphin gehört, beſonders aus dem Munde des Marſchalls von Briſſac, der ſein getreuer Stallmeiſter und vorzüglicher Günſtling war.

Auch der Vicomte Dorte und der Graf von Rouſſi, die nicht von ſeiner Seite gekommen waren ſo lange er ſich in Spanien als Geiſel aufhielt, und die ſehr in Gunſt bei ihm ſtanden, erzählten mir ebenfalls ſehr viel Gutes von ihm.

Mein verſtorbener Großvater, Andreas von Bonne, Seneſchal von Poitou war ſein Hofmeiſter geweſen, daher er auch den Titel führte: Gouverneur des Herrn Dauphin und königlicher Kammerherr. Ich habe auch viele Briefe von Königin der Königin und andern Großen, in unſerm Hau geſehen, worin ihm dieſe Titel, nebſt den eines Seneſchal von Poitou gegeben wurden. Sie war

wü

würklich hübsch und gut; denn die Seneschals von Poitou hatten damals Aemter zu vergeben, wie z. B. er den Herr Douyneau von dem Parlement zu Paris wegnahm, und gratis als seinen Lieutenant (Amtsverweser) anstellte. — Ich habe auch eine Menge Concepte von Briefen gesehen, die er an den König und die Königinn schrieb, die Handlungen, Uebungen, Beschäftigungen und Gesundheitsumstände des ihm anvertrauten Prinzen betreffend.

I. III.

Prinz Karl, Herzog von Orleans,

dritter Sohn Franz I.

Auch Er soll vergiftet gestorben seyn. Andere sagen jedoch, es sei nicht gegründet, sondern er sei an der Pest gestorben. Er wollte nämlich in der Abtei Fermontier, bei Abbeville, ein verpestetes Logis beziehen. Als man ihn sehr bat, davon abzustehen, weil es übel für ihn ablaufen könnte, so sagte er: „es ist „alles einerlei; ich mache mir nichts draus. Es „ist noch nie ein französischer Prinz an der Pest gestor„ben!“ Er bezog es also; es bekam ihm aber sehr übel, er mußte sterben, und Gott hätte er nicht versuchen sollen.

Er war rascher, feuriger und hitziger als sein Bruder, der Dauphin, und machte immer irgend einen kleinen boshaften Streich, was jener nie that. — Er

war der schönste unter den drei Prinzen, wiewohl die Blattern ihm ein Auge verdorben hatten, was man aber nicht gewahr wurde.

Auf den zweiten Prinzen (nachherigen König Heinrich II.) werde ich noch besonders kommen *); von den beiden andern habe ich die Porträts selbst gesehen. Nach der Meinung mehrerer Damen und Cavaliers war der Dauphin so schön, und seine Haut feiner und reiner, wiewohl er etwas braun, der Herzog von Orleans dagegen blond war. Manche Braune sind wohl schöner als die Blonden, so wie auch beim weiblichen Geschlecht die Brunetten die Blondinen übertreffen.

Manche sagten, und einige schriebens sogar dass der Dauphin und sein zweiter Bruder Heinrich, gleichen nach ihrem Großvater von mütterlicher Seite, Ludwig dem XII., an Gesichtszügen sowohl als mehrern Arten von Aeusserungen, und seien weit gesetzter; der Herzog von Orleans hingegen gleiche mehr seinem Vater, dem König, mit seinem offnen Gesicht, seiner Munterkeit, Ausgelassenheit, Schönheit und Anstand.

Der König liebte ihn, weil er thätig sei, sagte Er: denn dieß Temperament gefiel ihm sehr, an seinen Kindern sowohl als an dem französischen Adel. Er mochte es nicht wohl leiden, wenn sie träge, schläfrig, oder zu bedächtlich waren; denn, sagte er, die Natur eines ächten Franzosen bringt es mit sich, rasch, flink, munter, thätig und immer beschäftigt zu seyn.

Sobald er die Waffen führen konnte, war er ganz für den Krieg, und lag seinem Vater bei jedem Zuge

*) T. VII. Disc. 61. (bei uns oben, im X. Band dieser Ausg.)

Zuge an, ihn mitzunehmen; was er auch that. Nachher gab er ihm sogar das Kommando über die Armee, die das Herzogthum Luxemburg wegnehmen sollte, das er auch in einem Augenblick erobert hatte. Freilich hatte er aber auch dabei den großen Feldherrn Claudius von Guise zum Rathgeber.

Nach dieser glücklich zu Stand gebrachten Eroberung eilte er auf der Post zu dem König und dem Dauphin nach Perpignan, sehr aufgeblasen und prahlend mit seinen Thaten, so daß er seinen Bruder, den Dauphin, der noch gar nichts vor Perpignan hatte ausrichten können, gleichsam nur über die Achsel ansah. Dieß verdroß denn freilich diesen sehr, und er war äußerst erbittert über den Marschall von Montpezat, der ihn in diese Unternehmung verwickelt hatte. Auch gegen seinen Bruder, den Herzog von Orleans, faßte er darüber einen innern Groll und Eifersucht, was der König wohl merkte, und alles wieder auszugleichen suchte, indem er vernünftige Vorstellungen machte, beide gleich lobte, die Eroberung des Einen als leicht, die Belagerung des Andern als sehr schwierig vorstellte, und sagte, der Herr von Montpezat habe es nicht recht verstanden. So hörte ich es von dem Herrn von Rostain erzählen, der noch lebte, und damals Garderobenmeister bei dem Herzog von Orleans, und sehr beliebt war.

Indessen konnten sie sich doch nie gut zusammen vertragen; denn der Herzog von Orleans wollte sich immer etwas zu viel herausnehmen, theils aus Temperament, theils weil er sich schon als Tochtermann, oder Neffen des Kaisers, betrachtete, indem dieser im Friedensschluß ihm eine Tochter, oder Nichte von sich, nebst der Mitgabe des Herzogthums versprochen hatte.

Manche sagen jedoch, der Kaiser habe Vater und Sohn hiermit zum Besten gehabt, gerade so wie sein Großvater der Herzog Karl von Burgund die meisten Fürsten in der Christenheit mit der Hand seiner Tochter Maria zum Besten hatte. Andre hingegen wollen doch wieder das Gegentheil behaupten, und sagen, der Kaiser habe ihn würklich geliebt und Geschmack an ihm gefunden, seit er ihn in Flandern besucht habe, so daß er ihn, wenn der Prinz nicht so bald starb, würklich zu seinem Neffen oder Schwiegersohn gemacht haben würde, wobei er gar nicht übel gefahren wäre.

Der Kaiser mochte ihn wohl vorzüglich seines lebhaften unruhigen Temperaments wegen liebgewonnen haben. Denn da er sah, daß König Franz der Grube zuwankte, so hoffte er, durch diesen Prinzen Unruhen in Frankreich zu erregen, und sich so seiner zu seinen Absichten zu bedienen, wie es Herzog Karl von Burgund machte, als er den Herzog von Guyenne gegen König Ludwig XI. unterstützte.

Die einsichtsvollsten französischen Patrioten sagen daher, es sei ein Glück, daß er gestorben sei; denn er würde andre zu Grund gerichtet haben, indem sie sich von seinem offnen einnehmenden Wesen hätten mit in seine Parthie und die Unruhen hineinziehen lassen. — Andre sagen hingegen, er würde nicht so unnatürlich gegen seinen König und Bruder und gegen sein Vaterland verfahren seyn. Wozu verführt aber nicht Herrschsucht und Ehrgeiz!

Kurz, er starb, beklagt von manchem, von manchem auch nicht. So viel ist gewiß, daß er einst noch ein braver großer Prinz und guter Feldherr geworden seyn würde, wenn er einmal seine ersten Hörner abgelaufen gehabt hätte, wie man zu sagen pflegt.

LIV.

Ueber die Gerechtſame Frankreichs auf das Herzogthum Mailand.

Noch ein Wort von den groſſen Gerechtſamen auf das Herzogthum Mailand, von denen unſre Könige, Ludwig XII., Franz I., und andre, ſo viel Lärm machten. Ich ſprach ehmals mit einer ſehr hohen Perſon in Spanien darüber, und ſie zeigte mir auch eine ſehr ſchöne ſpaniſche gedruckte Abhandlung über dieſen Gegenſtand, die ich ſehr gern hier eingeſchaltet hätte; ſie iſt aber zu lang; und daß ich den Inhalt in wenig Worte zuſammenfaſſe, es heißt darin, ſie hätten nicht das mindeſte Recht darauf gehabt.

König Ludwig gründete ſeine Anſprüche auf Valentinen, legitime Tochter des Herzogs von Mailand; der Herzog Sforza hingegen, welcher die uneheliche geheurathet hatte, gewann und behielt das Land durch ſeine Tapferkeit und ſeinen guten Degen. Weder die Viscontis, noch die Sforzas, noch die Galeazzos hatten ein Recht darauf, einer ſo wenig als der andre, auſſer als wahre Tirannen, die es vom teutſchen Reich an ſich geriſſen hatten.

Wahr iſt es, daß die Kaiſer, die freilich kein Karl V. waren, und weder Herz, noch Werth, noch Mittel beſaßen, um es ihnen wieder zu nehmen, ſich genöthigt ſahen, es ihnen zu laſſen, und ſie damit zu belehnen, damit ſie es doch wenigſtens als Reichslehn beſä-

beſäßen, wie Kaiſer Ladislaus anfieng, der den Johann Galeazzo Visconti einen Sohn Johann Marias damit bele nte, welcher ſich mit dieſem ſchönen Herzogthum ſo mächtig machte, daß er in kurzer Zeit folgende Städte dazu erobèrte:

Verona.	Siena.
Vicenza.	Groſſeto.
Padua.	Chiuſi.
Vercelli.	Perugia.
Alba.	Aſceſi.
Aſti.	Nocera.
Aleſſandria.	Belona.
Tortona.	Feltro.
Piacenza.	Bergamo.
Parma.	Breſcia.
Reggio.	Lodi.
Bologna.	Cremona und
Piſa.	Crema.

ſo daß er ſich alſo, eine Menge Schlöſſer ungerechnet, in Beſitz von neunundzwanzig großen Städten, und gefürchtet ſah von ganz Italien.

Die Lucceſer ergaben ſich ihm ebenfalls, und wenig fehlte, ſo wären auch die Florentiner ihrem Beiſpiel gefolgt. Er ließ das ſchöne Schloß zu Pavia mit dem ſchönen Park und der prächtigen Karthauſe bauen. Und dieß alles dankte er dieſer Belehnung mit Mailand, nebſt ſeinem feinen Geiſt, ſeiner Tapferkeit, und ſeinen andern Vorzügen, worin aber ſein Sohn ihm nicht nachahmte. Man ſagte daher auch damals: Una ottima radice cattiva pianta *).

So ſieht es alſo um dieß ſaubre Recht auf dieß Herzogthum aus, das unſre vorigen Könige mit Daran-

ſetzung

*) Die beſte Wurzel, aber eine ſchlechte Pflanze.

ſetzung ſo vielen braven franzöſiſchen Bluts, und ſo groſſer Summen verfolgten.

Kaiſer Karl hatte übrigens eben ſo wenig Recht darauf, als die andern auſſer in ſofern er Kaiſer war, und es wieder mit dem Reich vereinigen wollte. Doch konnte er ſich auch noch beſonders auf einen Vertrag berufen, den König Ludwig XII. mit Kaiſer Maximilian geſchloſſen hatte. Um nämlich von ihm nicht bei ſeinem Plan auf Neapel gehindert zu werden, machte Ludwig mit ihm aus, deſſen Enkel, Dom Karlos, ſollte mit ſeiner Tochter Claudia vermählt werden, und wenn dieſe Vermählung nicht erfolgte, ſo ſollte der Kaiſer ſeinen Enkel auf ewige Zeiten mit dem Herzogthum Mailand zu belehnen befugt ſeyn. Da nun dieſe Vermählung würklich nicht erfolgte, indem der König die Prinzeſſinn dem Herzog von Angouleme, nachherigen König Franz, gab, ſo behauptete der Kaiſer hierdurch das gültigſte Recht auf Mailand erlangt zu haben.

Noch nicht genug. Als König Franz nach ſeiner Gefangenſchaft mit dem Papſt, dem König von England und den italieniſchen Fürſten den groſſen Bund gegen den Kaiſer ſchloß, erkannte er Ludwig Sforza als Herzog von Mailand an, was doch allerdings eine klare Entſagung ſeiner eignen Anſprüche darauf war, und ihm allerdings ſehr präjudicirte.

Der Kaiſer wußte auch dieß alles dem Papſt recht gut vorzuſtellen, als er nach Rom kam. Eben ſo auch dem Geſandten des Königs zu Neapel. Dieſer, Herr von Vely, ließ daſelbſt den Kaiſer bei der Zurückkunft von Tunis kaum ans Land ſteigen und noch nicht zu Odem kommen, als er ihn ſchon damit überlief, um ihm die Gerechtſame ſeines Königs vorzuſtellen. Der Kaiſer gab ihm aber ganz zornig zur Antwort: „Wahr-

„haftig,

„haſtig, Herr Geſandter, ich muß Ihnen ſagen, daß „Sie ſehr läſtig und ungeſtümm ſind *), daß Sie mir „gleich wieder den Kopf warm machen und mich mit „verdrüßlichen Dingen behelligen wollen, ohne mir Zeit „zu laſſen, mich ein wenig zu erholen, und noch dazu „mit Anſprüchen, zu denen Ihr König ſo viel Recht hat, „als auf das türkiſche Reich. Denkt denn der König „und Sie, daß ich mein Eigenthum weggeben ſoll? „Kommen Sie wieder zu mir in der Sache, wenn ich „Sie verlangen werde. Ich will es Ihnen dann ſchon „zeigen!“ —

So ſchickte er alſo den Herrn Ambaſſadeur heim, von dem es allerdings nicht recht war, daß er den König ſo bald damit überlief; er konnte wohl auf gelegnere Zeit warten. Auch zu Rom bezahlte er beide mit gleicher Münze, ihn und den Biſchof von Macon, der als Geſandter beim Papſt dort war.

Es iſt nicht zu zweifeln, daß, wenn der König ihn nicht ſo ſehr damit beläſtigt hätte, er doch vielleicht noch etwas von ihm erhalten haben würde. Denn ich habe öfters Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß die großen Könige und Fürſten den Ueberläſtigen äuſſerſt gram ſind.

Als der Kaiſer durch Frankreich kam, lag man ihm ebenfalls wegen Mailand beſtändig in den Ohren, ſo daß er alle die Ehre, die man ihm übrigens erzeigte, ſchon dadurch theuer genug bezahlen mußte, wie er ſagte. Er mußte ſich daher drehen und winden, und verſtellen auf alle Art, bis er wieder fort und in Flandern war. Von hier aus ließ er dann durch den braven Pelur blos dem Cardinal von Lothringen ſagen, Mailand könne er aus mehrern

*) „Manche wollen, er habe noch dazu geſetzt: und Ihr „Herr ebenfalls!“ —

mehrern angeführten Gründen nicht weggeben, gern wollte er hingegen dem Herzog von Orleans die ganzen Niederlande einräumen, und ſie zu einem Königreich erheben.

Eben dazu erbot er ſich auch nach dem Frieden zu Jalon; der Herzog von Orleans ſtarb aber bald darauf, und ſo war der Kaiſer ſeines Worts und der Erfüllung des Vertrags quitt.

Ich habe gehört, es iſt auch geſchrieben, daß der König gleich beim erſten Antrag wegen Flandern einwilligte, daß aber der Connetable, der damals noch in Gunſt ſtand, als ein einſichtsvoller Staatsmann dem König vorſtellte: zween ſo große, mächtige und ſo empfindliche Brüder könnten dereinſt durch dieſe ſo nahe Nachbarſchaft in ſchlimme Händel mit einander verwickelt werden, es wäre daher beſſer, wenn man darauf bedacht wäre, dem Herzog von Orleans lieber Mailand zu verſchaffen, damit ſie weiter aus einander kämen, und keine Veranlaſſung hätten, Anforderungen an einander zu machen.

Auch weiß ich von guter Hand, daß der König dennoch, trotz dieſem Rath des nachher in Ungnade gefallenen Connetable, die Niederlande ſtatt Mailands für den Herzog von Orleans angenommen hätte, wenn dieſer nicht ſo bald geſtorben wäre.

So ſtellen die Spanier die Sache wegen Mailand vor. Unſre Franzoſen ſingen aber freilich ganz anders. Es kömmt alles darauf an, ob dieſe Herzoge von Mailand rechtmäſige Fürſten oder Tirannen, Räuber und Uſurpatoren waren. Hier liegt der Haſe! denn man muß auf den Urſprung zurückgehen, wer nämlich zuerſt war, die Kaiſer, oder die Herzoge von Mailand.

LV.

Ueber die Geiſeln für den Madrider Vertrag.

Noch ein Punkt, über den viel geſprochen wurde. Der Kaiſer, als ein ſonſt ſo kluger Herr, begieng hierbei einen ſehr großen Fehler, unſer König hingegen machte es recht ſehr klug. Es wurde nämlich vorgeſchlagen, zur Sicherheit für die Leiſtung des Vertrags als Geiſeln zu geben, entweder die beiden Prinzen des Königs, oder den Dauphin allein, nebſt den Herrn

Herzog von Vendome,
Herzog von Albanien,
Graf von Saint Paul,
Herzog von Guiſe,
Vicomte von Lautrec,
Vicomte von Leval in Bretagne,
Markgraf von Saluzzo,
Graf von Nieur,
Groß-Seneſchal von der Normandie,
Baron von Montmorency,
Herr von Brion,
Herr von Aubigni,

zwiſchen beidem blieb die Wahl der Frau Regentinn, welche von ihnen dem Kaiſer als Geiſeln überliefert werden ſollten, bis die Punkte des Vertrags erfüllt, und die Einwilligung der Reichsſtände ausgewürkt worden wäre.

Es wäre allerdings ſehr ſchön für den Kaiſer geweſen, wenn er alle dieſe große Herrn zu Geiſeln bekommen

men hätte, nur mußte er der Frau Regentinn nicht die Wahl laſſen; denn dieſe gab lieber die beiden Kinder ſehr weislich dafür hin, was manche Großmutter nicht gethan haben würde, und was würklich auch die Mutter, die gute fromme Königinn Claudia, ſehr ſchmerzte, die aber nicht gefragt wurde, weil man ſie ohnehin nichts gelten ließ.

Hätte freilich der Kaiſer ſich die Wahl vorbehalten, und alle dieſe großen Herrn genommen, ſo benahm er dadurch dem König alle Mittel, ihn zu bekriegen, und zwang ihn ſo, den Vertrag zu halten, denn ohne dieſe großen Generale hätte der König nichts anfangen können.

Der Kaiſer begieng alſo allerdings einen großen Fehler, und der König und ſeine Mutter handelten ſehr weislich, daß ſie nicht die großen Feldherrn, ſondern lieber die Kinder hingaben; denn was konnte ein ſechsjähriger Prinz helfen. Der Kaiſer ſoll es aber auch nachher ſehr bereut haben. —

LIV.

Gegen die Wahl zu Kirchenpfründen.

Was den König Franz vorzüglich beſtimmte, das Concordat mit dem Papſt zu machen, um alle Wahlen zu Bisthümern, Abteien und Prioreien abzuſchaffen, und ſich das Nominationsrecht beizulegen, waren theils die ungeheuern Mißbräuche, die ſich bei den Wahlen einge-

eingeſchlichen hatten, theils der Wunſch des Königs, eine neue Quelle zu Belohnungen für ſeinen Adel zu eröffnen, wozu die Einkünfte von dem Krongut und den Steuern nicht zureichen wollten, weil ſie ganz für die ſchweren Kriegskoſten aufgiengen. Er hielt dafür, es ſey doch allemal beſſer gethan, Männer, die ihm gut gedient hatten, mit einträglichen Kirchengütern zu belohnen, als dieſe faulen Mönchen zu überlaſſen, Leuten, ſagte er, die zu nichts taugten, als trinken, eſſen, zechen, ſpielen, höchſtens noch Darmſaiten zu drehen Mäuſefallen zu machen, und Vögel zu fangen.

Ueberdieß verdroß ihn auch vorzüglich noch dies, daß der Papſt mit dem Seinigen ſchaltete, als wäre er wahrer Eigenthümer davon, was Er ihm nicht länger geſtatten wollte, beſonders da rechtſchaffene Patrioten, denen die Erhaltung der Rechte der Krone am Herzen lag, wie die geſchickten braven Herrn vom Parlement, verſicherten, daß die Könige die Temporalien der Kirche ohne eine beſondre Bewilligung des Papſts verkaufen, anwenden und anweiſen könnten, wo es zum Beſten ihres Reichs erforderlich ſey. Dieß wußte auch der große Kanzler l'Hopital dem König Karl und deſſen Staatsrath recht gut vorzuſtellen, als das Kirchengut zum Theil veräuſſert werden ſollte; andre hintertrieben dieß aber und bedienten ſich der Autorität des Papſts.

Auch der heilige Ambroſius ſoll dieſer Meinung geweſen ſeyn, wie ich von einem großen Mann mir ſagen ließ. Ich laſſe dieß indeſſen dahingeſtellt ſeyn, da ich nicht genug theologiſche Gelehrſamkeit beſize, um es zu behaupten. —

Anmerken muß ich aber hiebei, daß ſeit einiger Zeit, beſonders ſeit der Stiftung der Ligue, ſich gewiſſe gewiſſenhafte Leute, oder eigentlich pfiffige Schmeichler hervor-

hervorthaten, die anfiengen, sehr über die Adelichen zu schreien, welche Kirchengüter besaßen. Sie sagten, diesen komme dieß keineswegs zu, sondern den Geistlichen, und es sey ein grober Irrthum und Versioß, ja es belaste das Gewissen des Königs.

Würklich ließ sich auch dieser große König Heinrich III., der gegen das Ende seiner Tage den Ceremonien zu sehr anhieng, von diesem Glauben einnehmen, mehr durch Gründe gelehrter Leute in Furcht gejagt, als aus eigner Anregung.

Es ließe sich noch hören, wenn die Adelichen dergleichen Kirchengüter völlig und als wirkliches Eigenthum inne hätten und genössen. Allein so, was schadet es denn diesen Herrn Haberecht, wenn nach Ernennung und Verleihung unsers Königs und unter Provision des heil. Vaters für einen Geistlichen, einen wackern Commendatarius, die Adelichen den Ueberschuß genießen? Wenn nach der Erhaltung des Abts, der Religiosen, der Armen, der Zehnten und anderer Abgaben an den König, noch ein kleiner Ueberrest für ihn bleibt, um seinem König desto besser dafür zu dienen. Eine Kleinigkeit, wahre Brosamen, die von des Herrn (des Königs) Tische fallen, ja, was noch mehr ist, von dem Tisch der Vorfahren, Großväter, Urgroßväter und andrer Ahnen dieser Edelleute, als welche wailand vom frommen Religionseifer getrieben, und aus christlicher Liebe sich entblösten, beraubten, verarmten, um die Kirchen zu kleiden und zu bereichern. O wie viele gute große Häuser kenne ich in Frankreich und in unserm Guyenne, die durch dergleichen Geschenke an Kirchen zurückgekommen sind!

Ich will nur Eins anführen, das unsrige, von Bourdeille, das durch dergleichen Freigebigkeiten sein

Vermögen erschöpfte und seine Häuser verfallen ließ. Sogar mein Großonkel, der Cardinal von Bourdeille unter Karl VII. und Ludwig XI., der doch die Erzbisthümer Tours und Perigueux, mit funfzigtausend Pfund Einkommen hatte, ließ unserm Hause nicht nur nichts zufließen *), sondern nahm sogar noch, um zwei Kirchen und Kapellen zu bauen, die denn auch Gottlob noch in gutem Stand und Wesen sind. Er hinterließ uns nichts, als seinen Kardinalshut zum Andenken, den wir auch sorgfältig aufbewahren.

So sind also die Kirchen ehmals vom Gut des Adels reich worden, und so entblößte ja schon der große Constantin sich und das römische Reich, um den Herrn Sanct Peter zu bereichern, der doch dieß gar nicht begehrte, und mit dem zufrieden war, was sein Herr und Meister ihm hinterließ, als er gen Himmel fuhr. Indessen giebt es doch viele, die diese Schenkung läugnen. Ich lasse es dahin gestellt seyn.

Loben muß man hierbei unsern großen König Heinrich IV. wegen der großen Verbindlichkeit, die der Adel seines Reichs ihm dafür hat, daß Er sich nicht an dieses Schreien der Geistlichkeit kehrte, die dem Adel die Abteien und Kirchengüter genommen wissen wollte, um sie sich ganz allein zuzueignen. Der König hat aber sehr dafür gesorgt nach seiner großen Weisheit, vielleicht auch auf Eingebung der edeln abgeschiedenen Seelen, die aus Mitleid mit ihren Enkeln und Nachkommen, den König bewogen, diesen Gutes zu thun, und dadurch ihre eigenen Fehler wieder gut zu machen, daß sie ehmals zu verschwenderisch in ihren Geschenken an die Kirche gewesen waren.

Seine

*) „Nicht einmal seinem leiblichem Bruder, dem braven „Arnold von Bourdeille, Lieutenant du Roi in Perigord, „der die Engländer aus Guyenne vertreiben half." —

Se. Majeſtät ſahen auch mit ihren tiefdringen-
Verſtande allerdings ſehr wohl ein, daß ſo viele
e franzöſiſche Cavaliers von edlem Geſchlecht und
en Verdienſten gewiſſenhaft und ehrliebend genug ſeyn
den, um die ihnen verliehenen Kirchengüter beſſer
erwalten und zu erhalten, als eine Menge Geiſtliche,
ch kenne, und denen ich zur Schande nachſagen muß,
ſie alles verſaufen, verfreſſen und verſpielen! —

Was mich betrifft, ich habe eine Abtei, und das
rauthome *), welche der groſſe König Heinrich mir
einer frühen Jugend gab, in Rückſicht auf den Ca-
n Bourdeille, meinen zweiten Bruder, einen der
ſten Männer Frankreichs, der in Dienſt des Königs
er Breſche getödtet wurde, wo ihm eine Stückkugel
Kopf wegnahm. Es war bei dem letzten Sturm auf
belagerte Hesdin. Dieſe Abtei nun habe ich je-
it ſo gut erhalten und verwaltet, daß ich mich wohl
ten mag, während nach einander drei verſchie-
Aebte von unſern Königen dazu nominirt und von
Papſt confirmirt wurden, habe man nie den ge-
ten Fehler, Mißbrauch noch Verderb daran bemerkt
bis dieſe Stunde bemerken können, unerachtet
Reparationen, die ich alljährlich daran vornehme,
ſchweres Geld koſten.

Es iſt aber auch eines der ſchönſten, prächtigſten
gebäude in ganz Frankreich, denn es wurde erbaut
ſehr ſchön angelegt und ausgeſtattet von dem groſſen
inal von Albret, der ſelbſt an Geburt und Herz
, und ein Großonkel von unſerm itztregierenden gro-
König war.

*) Hier der wahre Beweggrund, warum der Verfaſſer ſich
ſo gegen die Wahlen ereifert.

So viel verwende ich also darauf, und doch trägt die ganze Abtei nicht dreitausend Pfund jährlich, wovon mich der Abt Commendatarius allein jährlich über die Hälfte zu unterhalten kostet *); dann muß ich auch noch dem König sehr große Zehnden entrichten, und große Reparaturen davon bestreiten, wie ich schon erinnert habe.

Die Armee des Herrn Prinzen von Conde' und des Herrn Admirals kamen zweimal dahin und quartirten sich ein; einmal in meiner Anwesenheit, als ich von der Armee unsers Königs nach der Schlacht bei Jarnac zurück kam, und an einem viertägigen Fieber krank lag; das andremal in meiner Abwesenheit. Nie verdarben sie aber während ihres Aufenthaltes das Mindeste in der Abtei, verstümmelten kein Heiligenbild in der Kirche, thaten keinem Mönch etwas zu Leide, und sagten sogar: „Wenn sich auch die Messe in eigner Person da „befände, würde man ihr nichts thun; mir zu Liebe!" — So daß sich also diese Abtei und Kirche von allen, wo die Reformirten waren, die reinste Jungfrou in ganz Guyenne nennen mag. Dieß ist allgemein bekannt. Nun sage man mir einmal, ob ein großer dicker fetter Abt dieß wahre Meisterstück hätte bewürken können?

Unter der Regierung der Königinn Elisabeth in England hatte der Papst den sehr klugen Einfall, dem katholischen Adel in Irrland die Pfründen auf dieser Insel zu überlassen, und zu verleihen, um sie desto sicherer gegen

*) „Denn die Mönche, reformirte Benediktiner, haben „ihre Wirthschaft und Einkommen besonders, was sich „wohl höher belauft, als das des Abts, ohne daß sie „etwas dafür zu thun noch davon zu entrichten gehalten „sind." —

gegen die, welche ſie an ſich reiſſen wollten, zu beſchützen, und ihre Privilegien, Gerechtſame und Würden durch den mächtigen Arm und das Anſehn dieſes Adels beſſer und nachdrücklicher zu behaupten, als die armen Pfäfflein nicht vermocht hätten, die bei ihrer Ohnmacht alles würden verlohren haben. Dieſer Einfall und Grund iſt würklich ſehr gut, und beſſer als alles, was unſre hitzigen Geiſtlichen dagegen aufzubringen vermöchten.

Ich habe mehrere einſichtsvolle Perſonen ihre Verwunderung darüber bezeugen hören, wie eine Menge Edelleute in Frankreich ſich zur Ligue ſchlagen mochten; denn hätte ſie die Oberhand behalten, ſo iſt es gar keinem Zweifel unterworfen, daß die Geiſtlichkeit ſie der geiſtlichen Güter beraubt hätte, ſo daß ſie auf ewige Zeiten auf dergleichen fette Biſſen hätten Verzicht thun müſſen (pour jamais s'en fuſſent torchés le bec), was ihnen (wenigſtens einigen, die ich nicht alle nennen möchte) bei ihrem Aufwand allerdings die Flügel gar ſehr beſchnitten haben würde.

Unſer itztregierender großer König meynt es ungleich beſſer mit ſeinem Adel. Ja er thut noch mehr; denn wenn gleich der Titularabt, der die Abtei für den Adelichen bekleidet, ſtirbt, ſo iſt ſie darum doch noch nicht erledigt, ſo lange der Adeliche ſelbſt noch am Leben iſt. Dieß iſt allerdings ein wichtiger Punkt, beſonders für den Edelmann. Der verſtorbene König machte es bei einigen eben ſo, wovon ich ſelbſt einmal die Erfahrung zu machen Gelegenheit hatte. Als nämlich ein ſchlechter Menſch, den ich nicht nennen will, mir meinen Titular-Abt, einen ſehr braven Mann, ſchändlicher Weiſe hatte

vergiften laſſen, und dann ſogleich um die Abtei anhielt, ſo fragte der König, ob ich denn geſtorben ſey? was er ſehr beklagte. Da aber der Competent ſagen mußte, ich ſey wohl nicht todt, aber doch der Titularabt; ſo gab ihm der König zur Antwort: „So können Sie ge„hen, die Abtey iſt demnach noch nicht erledigt!“ —

Eben ſo hielt er es bei der Abtei Valence, bei Poitiers. Nach dem Tod des Herrn von Batreſſe wurde ſie für erledigt erklärt, obſchon der Titularabt noch friſch und geſund war, und die Wittwe ſich im geheimen Rath darauf berief, wo die Sache anhängig, aber gegen ſie und zum Vortheil des Herrn von St. Gouard entſchieden wurde, dieſes unvergleichlichen und größten Staatsmanns in der ganzen Chriſtenheit, der damals Geſandter am ſpaniſchen Hofe war. Der Herr von Villeroy muß ſich noch wohl erinnern, denn er führte die Sache des Herrn von St. Gouard, und that ihm auf Verwendung der Frau von Dampierre, meiner Tante, und Dame d'Honneur bei der Königinn ſehr gute Dienſte darinn.

Schließlich verleihe Gott langes und glückliches Leben unſerm König, der durch eine ſo gute Verfügung und Gewohnheit in ſeinem Reiche ſeinen Adel begünſtigt, der dafür billig verpflichtet iſt, ſein Blut und Leben zu deſſen Dienſte nicht zu ſchonen!

LVII.

Gegen Gesandte aus dem Gelehrten-Stand.

Man tadelt den großen König Franz I., daß er so sehr Liebhaber der Gelehrten war, und ein so großes Zutrauen in sie, ihre Wissenschaft und Fähigkeiten setzte, daß er zu Gesandtschaften gar nicht, oder doch äusserst selten Militärpersonen, sondern meistens Leute von der Feder nahm, in der Meinung, daß zu Unterhandlungen der Degen nicht so geschickt sey, als die Feder.

Es ließe sich noch sehr über diese Frage disputiren, welches von beiden geschickter sey, und könnte eine schöne Abhandlung darüber geschrieben werden, stattlich mit Gründen und Beispielen unterstützt und belegt. Unsere nachherigen Könige hielten es hierinn anders, und befanden sich bei manchen gut, bei manchen nicht.

In Rom und Neapel habe ich gehört, daß, als Dom Pedro von Toledo, Vicekönig von Neapel, die Inquisition und verschiedene neue Auflagen daselbst einführen wollte, diese Neuerung große Unzufriedenheit unter den Neapolitanern erregte, und sogar Gedanken einer Empörung erweckte. Sie ließen daher dem Gesandten des Königs zu Rom, dem Präsidenten du Mortier *) sagen, er möchte ihnen nur die Hand bieten, so

*) Damals war er, glaube ich, wohl erst Requetenmeister.

wollten ſie muthig wieder unter franzöſiſche Hoheit zurückkehren. Der Herr Ambaſſadeur wußte ſich aber hierinn nicht zu rathen, noch ihnen zu helfen, und durch eine befriedigende Antwort Muth zu machen, denn dieß war ſeines Thuns nicht.

Hier ſowohl, als zu Rom verſicherte man mir daher, daß, wenn ſtatt dieſer Feder ein wackrer Mann von der Klinge als Geſandter in Neapel ſtand, dieß Königreich ſicher wieder in franzöſiſche Hände gekommen wäre; denn man verlangte weiter nichts, als einen entſchloſſenen Anführer. Der König ſah den Fehler hernach wohl auch ein, beſſerte ſich aber doch nicht, denn er hielt immer gar viel auf dieſe Gelehrten.

Ganz anders machte es ſein Sohn, der verſtorbene König Heinrich II., indem er den Herrn von Termes *) als Geſandten nach Rom ſchickte. Kaiſer Karl bediente ſich hierzu ebenfalls der Militärperſonen, ſo wie auch der König von Spanien, denn alle Geſandte, die wir von ihm in Frankreich geſehen haben, waren Krieger, und dabei dennoch Männer von Kopf und Einſicht. Auch ſelbſt in Rom hielt er Geſandte aus dieſem Stand.

Indeſſen traf ich doch auf meiner Rückreiſe aus Schottland durch England am Hofe zu London einen ſpaniſchen Biſchoff als Geſandten, wo der Ritter von Sceva unſer Geſandter war. Ich hörte daher manche ſich darüber wundern, daß ein Geiſtlicher und Katholik an eine nicht katholiſche, ſondern lutheriſche Königinn geſchickt würde, gerade, als wenn man an den Papſt einen Hugonoten ſchicken wollte **). Er war ihr übrigens

*) T. VII. Dif. 67. (bei uns oben im X. Band.)

**) Pasquier billigt es ebenfalls nicht, daß Heinrich II. an den Papſt einen ehmaligen Kaufmann, Malras, an den Groß-

gens doch willkommen, und wohl bei ihr gelitten, denn es war ein sehr wackrer würdiger Prälat.

Als der Herr von Villeparisi *) als Gesandter nach Rom geschickt wurde, bekam er den Auftrag, vor allen Dingen den Fehler wieder gut zu machen, den sein Vorgänger, ein Geistlicher, in Ansehung des Ranges gegen Spanien, begangen hatte. Es war der gute Bischof und Tropf von Angouleme **) aus dem Hause Bourdaisiere, der auch richtig unserm König den Vortritt vor Spanien vergab, weil ja doch dieser Gesandte noch derselbe sey, den der verstorbene Kaiser angestellt und hinterlassen habe. Ein erbärmlich alberner Grund! Er durfte ihn ja nur seinen Rock ausziehen, und den von Philipp II. anziehen lassen, so wars gethan!

Ich hörte darüber zu Rom debattiren. Der Herr von Oysel, sonst Villeparisi, half der Sache recht gut wieder ab, und trotzte und drohte so lange, bis er über den andern siegte. Es war ohnehin nicht mehr als billig, daß der allerchristlichste König und erstgeborne Sohn der Kirche dem jüngern und katholischen, vorgieng. Dafür war aber auch der Herr von Villeparisis ein wakrer Degenknopf, brav, tapfer, hitzig ***), rasch, thätig

Großherrn hingegen den Bischoff von Dax schickte. Er fand dieß so sonderbar, als die Erfindung der Artillerie durch einen Mönch, und der Buchdruckerkunst durch einen Krieger. M. s. seine Recherches de la France T 403. 858.

*) Henri Cluzin, Herr von Oysel und Villeparisis.

**) Ceroit le bon Evesque et sot d'Angoulesme.

***) „Wie er bei mehrern Gelegenheiten bewiesen hatte, „besonders in Schottland, wo er sich als Lieutenant du „Roi tapfer hielt."

und ließ seinem König nicht das Mindeste vergeben. Er zeigte auch seinen Nachfolgern hierinn den Weg, z. B. dem Herrn von Tournon, einem braven tapfern Herrn, der mit seinem Degen sich brav in Ansehen zu setzen wußte; dem Herrn von Dahin *), einem wackern Cavalier, und andern.

Ich hörte daher die Königinn hoch betheuern, sie würde nie wieder einen Gelehrten als Gesandten schicken, wenn sie es vermeiden könnte, besonders nach Rom; denn diese wären auf diesem Posten nur darauf bedacht, ihre eignen Sachen gut zu machen, und gewohnt, sich, um eine fette Pfründe oder den rothen Hut zu verdienen, dem Papst und den Cardinälen so gefällig zu erzeigen, daß die Angelegenheiten des Königs gar sehr darunter litten.

Dies war alles recht gut, wenn sie nur auch ihren Schwur gehalten hätte. Es währte aber nicht lange, so wurde der Herr von Foix, Erzbischof von Thoulouse, dahin geschickt, der ganz säuberlich seine Bestätigung in seinem Erzbisthum zu erhalten und auszuwürken wußte, die der Papst ihm zuvor versagt hatte, weil er des Calvinismus verdächtig war. Auch das Versprechen eines rothen Huts erhielt er.

Als das Concilium zu Trient sich versammelte, schickten der König und die Königinn den Herrn von Lansac dahin, wiewohl man erst willens war, einen Prälaten als Gesandten zu schicken, besonders bei einer so heiligen Gesandschaft: allein weder die Königinn noch der Herzog von Guise wollten das letztere haben. — Ihm die Stange zu halten, schickte darauf der König von Spanien den Marquis von Pescara hin. Es war dabei stärker Streit wieder über den Rang, wobei denn die Erstgeburt

*) Louis Chatalgnet de la Roche-Posay, Herr von Abin.

geburt des älteſten Sohns der Kirche und der althergebrachte Titel eines allerchriſtlichſten Königs gegen den neuen und nachgebornen katholiſchen König ſtark gebraucht wurde. Darüber ſtand endlich ein geſchickter wohlberedter Jeſuit auf, und ſtellte in einer Rede die ſchönſten Gründe, die er auftreiben konnte, dar; die beſten waren folgende: wenn man es nach dem Buchſtaben der Schrift nehmen wolle, ſo müſſe er freilich bekennen und zugeben, daß dem König von Frankreich der Rang vor dem von Spanien gebühre. Allein dieß komme itzt nicht in Betrachtung, ſondern der König von Spanien müſſe in Rückſicht auf den Beſitz des größten Reichs der Welt, Weſtindiens, als Kaiſer angeſehen und betrachtet werden, und alſo billig den Vorrang erhalten.

Hierauf aber wurde ſogleich erwidert, daß dieß Kaiſerthum keinen Sitz noch Rang in der Christenheit habe, maſſen es nur eins gebe, das von Anfang her aufgerichtet und dafür erkannt und verehrt ſey, und in der Chriſtenheit gelte, und den Adler als das Deut- und Merkzeichen der alten Kaiſer führe.

Es wurden noch eine Menge andre Gründe und Gegengründe angeführt, die ich der Kürze wegen übergehe, wiewohl der Herr von Lanſac mir alle herzählte. Nach langen Debatten und Vergleichen blieb endlich der Herr von Lanſac die ganze Zeit über daſelbſt, der Herr Marquis aber gieng in der Mitte wieder weg. — Andre ſprechen jedoch anders davon. Ich laſſe es dahingeſtellt ſeyn. — Der Herr von Lanſac erwarb durch den Ruhm, ſich brav gehalten zu haben, ſtatt daß, wie man, ein Geiſtlicher oder eine Magiſtratsperſon nichts geſcheides ausgerichtet hätte.

Unter

Unter allen Gesandten aus dem Gelehrten-Stand war meines Erachtens der würdigste für einen solchen Posten der Cardinal de Bellay, wie er bei einer Menge Gesandtschaften, ehe er noch Cardinal war, bewies, in Italien, Teutschland und England. Dann auch der Herr Bischoff von Dar, aus dem Hause Noailles, in Limosin, der unsern Königen auf diesem Posten würdig und geschickt diente, in England, zu Venedig, wo ich ihn sah, und nachher noch in Constantinopel beim Großherrn *).

Ich will einer Menge andrer großer Männer aus diesem Stande, die ich in diesem Posten gesehen habe, nicht zu nahe reden, aber dies muß ich doch sagen, daß meiner Meinung nach der Cardinal von Bellay und der Bischoff von Dar, alle übertrafen; denn sie hätten sich im Nothfall ihres Degens so gut bedienen können, als ihrer beredten Zunge; auch ereignen sich bei dergleichen Gesandschaften wohl eben so viele ritterliche und kriegerische, als politische Punkte und Fälle.

Eben deßwegen ist auch meiner und Mancher Andrer Meinung nach, der Militärstand besser als der Gelehrtenstand zu Gesandschaften. Denn kurz, was kann denn auch ein Gelehrter dabei besser thun als ein Krieger, außer allenfalls eine Rede in einer Versammlung halten? Dies sieht aber mehr einem Prediger oder Schulfuchs gleich, als dem Gesandten eines großen Königs.

Da ließe ich mir eben so gut einen Präsident le Ferrier gefallen, der sich so lange als Gesandter zu Venedig aufhielt, und bisweilen nach Padua gieng, um auf der hohen Schule öffentliche Vorlesungen zu halten, was der Würde seines Postens und dem Ansehn des Königs

*) S. Disc. 41. art. 3. p. 152.

Königs sehr viel vergab. Der König fand es aber auch nicht gut, und machte ihm bei seiner Zurückkunft kein freundliches Gesicht, sowohl deßwegen, als wegen seiner Religion, weßwegen er nachher Kanzler des Königs von Navarra wurde.

Der Gesandte sage lieber in kurzen Worten den wahren Punkt und Grund der Sache, dieß ist das Beste, wie ich auch von mehrern einsichtsvollern Männern gehört habe; denn der große Schwall und Wirrwarr von Worten, womit man sich überschüttet, verderbt mehr als er gut macht, und bisweilen passirt es einem durch jene Vielredenheit, daß man mehr sagt, als man sollte und wollte.

Darum lobt man auch so sehr die naive Kürze der wackern Leute, der venetianischen Gesandten, die ihre Worte so kurz fassen als möglich, und unsre Könige nicht mit langen Sermonen ermüden, sondern kurz abbrechen, wie ich bei unsern letztern Königen, besonders bei Heinrich III. gesehn habe. Wenn sie da so kurz als möglich die Hauptsache gesagt hatten, fiengen sie dann sogleich an, vertraulich mit ihm zu reden, fragten ihn naiv, wie er sich befinde, was er treibe, wie er die Zeit passire, kosten bisweilen auch wohl von Damen, und dies machte dem König ungemeines Vergnügen, besonders da er diese Republik so vorzüglich liebte, wegen der guten Aufnahme die er dort gefunden hatte.

Der große Kaiser selbst erfuhr es auch gar wohl, wie übel er sich vorgesehen hatte, indem er seinen Granvella an den König schickte; denn so ein geschickter Mann er auch war, konnte er dennoch, als es auf den Ehren- und Ritterpunkt kam, nicht so recht fort kommen, wie wohl ein Marquis Vasto, ein Ferdinand von Gonzaga, und andre an seiner Stelle zu antworten gewußt hätten.

Sein

Sein Sohn, der König von Spanien, einer der einsichtsvollesten und geistreichsten Fürsten und Könige, die seit hundert Jahren in Spanien regiert haben, bedient sich zu seinen Unterhandlungen und Gesandschaften dieser Gelehrten nicht. Auch befindet er sich recht wohl dabei. Er wurde sehr gut bedient, beim Ausbruch der Ligue, und des Kriegs, sowohl bei unserm König, als nach dessen Tod in Paris.

Wäre sein Gesandter nicht ein Mann von der Klinge, sondern ein Geistlicher oder Jurist gewesen, er würde es traun nicht so weit gebracht haben; denn daß er dennoch endlich Paris einnehmen lassen mußte, darf ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden.

Kurz also, König Franz hatte nun einmal seinen Kopf aufgesetzt, zu seinen Gesandschaften Gelehrte haben zu wollen. Seine Angelegenheiten giengen darüber bald gut, bald schlecht, wie die Geschichte seiner Regierung zeigt.

König Karl VIII. machte es nicht so, als er den neapolitanischen Zug unternehmen wollte; denn die meisten Gesandten, die er an den Kaiser, den Papst und alle christliche Fürsten schickte, um seinen Zug sicher zu stellen, waren Männer vom Degen und zwar gute, wie ich oben angeführt habe.

Ich schließe hier diese Digression, die länger ausgefallen ist, als ich erst dachte: aber, wie wackre Tischgenossen zu sagen pflegen, ein Bissen giebt den andern, so gab auch hier nur unvermuthet ein Wort das andre.

LVIII.

Der Herr von Montpezat.

Am Abend der Gefangennehmung des Königs Franz in der Schlacht bei Pavia, machte beim Schlafengehen des Königs ein Edelmann aus Guercy, Herr von Montpezat, sein Glück noch ganz unerwartet.

Er war nämlich in eben der Schlacht gefangen genommen worden, und zu seinem Glück befand sich der, dessen Gefangener er war, mit unter denen, die den König diesen Abend zu bewachen hatten, und hielt auch ihn in der Nähe, um ihn im Gesicht zu haben, damit er ihm nicht wieder entwischte. Als nun der König sich niederlegen wollte, und anfieng sich zu entkleiden *), so nahte dieser Montpezat sich ihm mit einiger Verlegenheit, Furcht und Schaam, und wollte ihn bedienen, und ihn auskleiden helfen. Der König sah, daß er ein Franzose sei, und fragte ihn: Wer seyd Ihr denn, Junker? (mon Gentil-Homme). „Ich bin, Sire — antwortete Montpezat — aus „Ihrem Reich, ein Adelicher aus Guercy, diene unter der Gensdarmen-Compagnie des Herrn Marschalls „von Foix, heiße Montpezat, und bin Kriegsgefangener des und des spanischen Soldaten von Ew. Majestät Wache."

Der

*) „Weil weder Kammerdiener, noch Laquai, noch Kammerjunker bei der Hand war, die, erschrocken, in der „Schlacht alle auseinander gesprengt waren, wie die „Wachteln."

Der König rief diesen Soldaten und fragte ihn, wieviel sein Gefangener ihm versprochen habe? und als der Soldat dieß gesagt hatte *), versetzte der König: „setzt ihn in Freiheit. Ich bürge Euch für seine Ran„zion, und gebe Euch noch hundert Thaler darüber. „Ihr sollt das Geld bald bekommen."

Wer froh und des Handels zufrieden war, das war mein Soldat, daß er einen so guten Bürgen und Selbstzähler für seinen Mann gefunden hatte. So kam also dieser Herr von Montpezat in die Dienste des Königs, den er sehr sorgfältig bediente, und bei dem er auch im Zimmer schlief. Der König gewann ihn lieb, und vertraute ihm so sehr, daß er ihn sogar mit wichtigen geheimen Aufträgen an die Regentinn schickte, und er mehrere Reisen zu ihr sowohl als zum Kaiser machte, wobei er als ein Mann von Kopf alles zur Zufriedenheit des Königs ausrichtete, und es endlich nach und nach bis zum Marschall von Frankreich brachte.

Als der König bei der Rückreise von seiner Gefangenschaft durch Poitou kam, vermählte Er ihn mit Fräulein von Fou, einer Cousine von meinem Vater, einer reichen Erbtochter für jene Zeit; denn sie hatte zehntausend Pfund Renten, und schöne Güter. Er bekam auch eine Compagnie Gensdarmes, befand sich mit bei der Belagerung von Fossano, auch bei der Belagerung von Neapel mit seiner Compagnie, kam nebst einigen sei-

*) „Hoch mochte es sich, wie man leicht denken kann, „nicht belaufen; denn zu der Zeit gab ein Gensdarm „nicht viel Ranzion. Sie war überhaupt bei Spaniern „und Franzosen voraus schon nach Stand und Charge „angeschlagen, ohne daß man ein Wort darüber zu „verlieren brauchte." —

seiner Gensdarmen *) frisch und gesund zurück, und wurde nach und nach wie gesagt endlich Reichsmarschall.

Als nachher der Connetable in Ungnade fiel, bekam er auch dessen Gouvernement Languedoc, was den Connetable, der ihn so klein gesehen hatte, tief kränkte, so wie es ihn auch dagegen sehr freute, als er dessen Unternehmung auf Perpignan so übel ablaufen sah, die er zuerst vorgeschlagen, und als so leicht vorgestellt hatte. Der König, der gleich anfangs andrer Meinung gewesen war, konnte ihn von dieser Zeit an nicht mehr leiden, weil er Ihm diese Schande zugezogen hatte. Der Dauphin war noch übler auf ihn zu sprechen.

Wer dieß gelesen hat und recht bedenkt, der wird allerdings sagen müssen, daß es ein schöner Glückswechsel war, aus einem gemeinen Gensdarmen Reichsmarschall zu werden, zumal zu jener Zeit, wo die Stellen noch nicht so beschmutzt waren, als man sie nach der Hand gesehn hat.

Ich habe diese Anecdote von dem Herrn von Montpezat, aus dem Mund einer großen Dame am Hof. Ich sagte ihr hierbei, daß der Herr von Bellay in seinen Denkwürdigkeiten schreibe: der Herr von Montpezat sei bei den Frieden von Ardres, nebst andern, als Geisel an England gegeben worden, er müßte demnach schon damals so unbedeutend nicht gewesen seyn. Sie antwortete mir: der Herr von Bellay müsse nicht recht gescheut seyn; damals sei gar kein Gedanke gewe-

*) „Einige derselben, die in meiner Nachbarschaft zu Hause „waren, wußten mir viel von ihm zu erzählen."

gewesen, den Herrn von Montpezat als Geisel zu geben; denn er sei arm gewesen, ehe er in Gunst kam, und zu Geiseln habe man damals so gut wie izt, nur sehr reiche Cavaliere gegeben. Der Text bei Herrn von Bellay müsse verfälscht seyn, vielleicht durch ein Versehen im Abschreiben, oder könnte auch dort ein anderer Herr von Montpezat von Agenes gemeint seyn, was ein großes reiches Haus schon lange her sei. Der König Franz sagte daher auch, diesen Herrn von Montpezat müsse man nie anders als Montpezat schlechtweg nennen, wegen der vornehmen Familie; den andern Montpezat hingegen Montpezat aus Guercy.

LIX.

Der Marschall von Chatillon.

Er war zu seiner Zeit ein guter einsichtsvoller General, bei dessen Rath der König sich oft recht gut befand; denn es war ein Mann von Kopf und Herz. Er starb zu Dax, als er zum Entsatz von Fuentarabia auf dem Marsch war. Die Geschichte sagt genug von ihm, ohne daß ich mich dabei aufhalte.

Der Herr von Montmorency, sein Schwager, bekam seinen Marschallsstab.

Er hinterließ drei Söhne, Odet, Casper und Franz von Coligny, oder Chatillon, welche alle drei große

groſſe Männer wurden. Von den beiden erſtern handle ich anderwärts *).

LX.

Der Cardinal von Chatillon.

Oder war der nachherige Cardinal von Chatillon, ein ſehr einſichtsvoller weiſer und rechtſchaffener Prälat. Er wurde ſehr jung Cardinal; denn er war in ſeinem ſiebenzehnten Jahr zu Marſeille vom Papſt Clemens dazu ernannt.

So lange er dieſen ehrwürdigen rothen Habit trug, glänzte er ſehr am Hof und im königlichen Staatsrath, worin er ſehr weiſe Gutachten ablegte; er war ein Mann von viel Kopf und Wiſſenſchaft, liebte auch die Gelehrten und war Vieler Mäcen. Er erzeigte jedermann Gefälligkeiten, ſchlug nie jemand eine ab, verkaufte aber Einem dennoch nie Hofwinde ſtatt würklicher Dienſte.

Es war ſehr ſchade, daß er ſich ſo tief in die neue Religion einließ, indem er dadurch ſein Glück am Hof verlohr, und nicht mehr ſo viel Mittel behielt, Gefälligkeiten zu erzeigen, wie zuvor. Denn nun verſah er ſeine Stelle nicht mehr, auſſer nach dem erſten Krieg, wo er wieder eintrat, nicht ſowohl aus Andacht, als

*) T. VIII. Diſc. 97. (bei uns oben im X. Band) und T. X. diſc. dern. art. II. III. VI. (bei uns im XII Band.)

nun im königlichen Staatsrath denen von seiner Parthei zu dienen.

In dem darauf folgenden zweiten Krieg befand er sich mit bei der Schlacht bei Seint Denis, wo er sich sehr gut hielt, sehr tapfer kämpfte, und dadurch der Welt zeigte, daß ein edles großes Herz sich nicht verläugne, es befinde sich wo — oder schlage unter welchem Kleid es sei.

Darauf kam der dritte Krieg, und nun sahen wir ihn nicht weiter am Hof; denn er gieng nach England, wo er starb.

Unerachtet er Cardinal war, hatte er sich dennoch vermählt, machte aber seine Vermählung erst einige Zeit nachher bekannt. Seine Gemahlinn wurde ein sehr schönes vortreffliches Fräulein Hauteville, nachher von Leere genannt, aus einem guten Hause, von der Herzoginn von Savoyen erzogen. Er wollte sich nun nicht mehr Cardinal nennen lassen, sondern hieß unter den Hugenoten der Graf von Beauvais, wo er Bischoff war. Wir Katholiken aber nennten ihn immer noch Herr Cardinal; denn wir hätten ihn ungern einen andern Namen beigelegt, als diesen, der ihm so gut stand, und unter dem er Frankreich sonst so gut gedient und jedermann Gefälligkeiten erzeigt hatte.

Er war der älteste unter den drei Brüdern, von denen er auch als solcher respectirt wurde; er ließ ihnen dabei immer viel zufließen, besonders dem Admiral; denn er besaß große Kirchengüter, der Admiral hingegen war arm, indem er immer mehr auf Tugend, als auf Reichthum bedacht gewesen war.

Der Herr von Antelet war ſehr reich von ſeiner Gemahlinn, einer Erbtochter aus dem Hauſe Laval, einer ſehr wohlhabenden reichen Familie.

LXI.

Der Graf Robert von der Mark.

Er war ein wackrer tapfrer General. Anfangs nannte man ihn den groſſen Eber von den Ardennen *), weil ſeine Güter an die Ardennen grenzten, und er von dort aus alle anſtoßende Länder des Kaiſers und ſeiner andern Nachbarn verwüſtete, wie ein wilder Eber, welcher Kornfelder und Weinberge umwühlt. Er war daher auch die erſte Veranlaſſung zu den Kriegen zwiſchen dem König und dem Kaiſer, wo der König ihn in Schutz nahm.

Ein ſehr tapfrer kühner Mann. Dieß bewies er zu Nivers, wo er durch ſechs oder ſieben Glieder Schweizer brach, um ſeine dem Tode nahen Kinder zu retten, die verwundet und halb todt niedergeſtürzt waren, und nicht zu Hauſe kommen konnten; er machte ihnen aber bald Luft, und brachte ſie hinaus und in Sicherheit. Welch ein braver Vater! Die Kinder waren aber auch ſo brav als er.

*) Ein Zuname von Johann von der Mark in den Mem. d'Olivier de la Marche L. I. C. X. Robert von der Mark war also nicht der erſte, der dieſen Zunamen führte.

So war es auch der Marschall von der Mark, der sich in der Belagerung von Peronna so brav hielt, daß er gegen die ganze Macht der Niederlande vertheidigte, unerachtet es nur ein Taubenhaus war, wie jedermann, Freund und Feind, es nannte.

Er wurde aber auch dabei brav unterstützt durch den Grafen Dammartin, der sich dort als einen klugen, braven und tapfern General bewies, und ruhmvoll fiel. Er war aus dem großen alten Hause Dammartin.

Dieser Marschall von der Mark ist vorzüglich zu loben, daß er sich freiwillig in Peronna warf. Denn wäre es überwältigt und eingenommen und er gefangen worden, so würde der Kaiser, der sein Haus auf den Tod haßte, ihn aus der Welt geschafft haben, und wenn er hunderttausend Leben gehabt hätte.

Denn eben so machte er es dem Marschall und Herzog von Bouillon*). Dieser hatte sich mit dem Herzog von Tastro und dem braven Marquis von Villars, Schwager des Herrn Connetable, in das Schloß Hesdin geworfen, wo sie sich aber endlich nach einer hartnäckigen Gegenwehr ergeben mußten, und lange gefangen gehalten wurden. Dieser Herzog von Bouillon nun soll, nachdem er eine große Ranzion hatte erlegen müssen, seiner Gemahlinn ganz vergiftet überliefert worden seyn. Eine himmelschreiende Treulosigkeit und Grausamkeit, Geld von einem nehmen, und ihn dann doch noch so jämmerlich ermorden. Achilles gab den leichnam Hek-

*) „Er war der erste Herzog von Bouillon, zu Ludwig Heinrich, Bouillon zu einem Herzogthum erhob, „wiewohl er es nicht inne hatte, sondern antrat es für „ihn besaßen."

Hektors umsonſt zurück; dieſer aber mußte erſt ein groſſes Löſegeld erlegen, und wurde dann doch noch, zwar nicht ganz todt, aber doch ſchon ſo gut als leiche zurückgegeben.

Eben ſo würde es alſo auch ohne allen Zweifel dem Marſchall von der Mark ergangen ſeyn, wenn er in die Hände des Kaiſers gefallen wäre, der gar zu ſehr auf ſein Haus erbittert war.

Er hinterließ zwei Kinder von ſeiner Gemahlinn, einer jüngern Tochter der Herzoginn von Valentinoi. Der eine war der Herr von Bouillon, ein braver, tapfrer, einſichtsvoller, geſchickter und ſehr ehrliebender redlicher Herr. Er ſtarb ſehr jung an einem Fluß der ihm auf die Beine fiel, wobei er ungeſchickt behandelt wurde. Es war ſchade um ihn; denn er würde es noch ſehr weit gebracht haben.

Er war, wie mehrere andre in Frankreich, Hugonot worden, blieb aber ein ſo guter franzöſiſcher Patriot, daß er nie gegen ſeine Könige die Waffen ergriff. Zwar nahm er eine Menge verwieſener und flüchtiger Hugonoten in ſeinem Lande auf, aber blos aus Liebe und Mitleiden, keinesweges um ſeinen König zu beleidigen.

Er hinterließ zween brave tapfre Söhne, den Herrn von Bouillon und von der Mark, welche beide jene groſſe unvergleichliche Armee unter dem Baron Dohna nach Frankreich führten. Sie ſtarben bald darauf.

Der Graf von Maulevrier, ihr Oheim, überlebte ſie ſowohl als ihren Vater, und lebt noch *);

*) Er ſtarb an einer Krankheit im Jahr 1552. Sein Überſetzer war Claudius.

und iſt ein geſchickter, klinger, tapfrer Herr, ein groſſer Liebhaber von Witz und Scherz, und Schnurren, worin er ſeines Gleichen ſucht, ohne darum minder Proben von Tapferkeit und Vortrefflichkeit abgelegt zu haben.

Er war z. B. der erſte Cavalier der beim erſten Sturm auf Rouen die Breſche beſchritt, (ich war mit dabei) und auch dabei verwundet wurde. Er war zuvor ſchon in einer Affäre bei Corbeil ſtark verwundet worden, und noch nicht völlig wieder geheilt; dieß hielt ihn aber nicht ab, hier mit zu ſtürmen.

LXII.

Der Admiral von Brion.

Ein jüngerer Sohn aus dem Hauſe Jarnac. Er fieng an, ſich zu König Franz zu halten, als dieſer noch Graf von Angouleme hieß; denn Jarnac und Angouleme liegen nicht weit von einander.

Der König — wie mir eine vortreffliche Dame aus jener Zeit erzählte — oder vielmehr der damalige Graf, hatte drei vorzügliche Günſtlinge, die Herrn von Montmorenci *), Brion und Montchenu. Als ſie einſt zuſammen plauderten, ſcherzten und jubelten, und von den Welthändeln, vom Hof, von Frankreich und

*) „Den man damals bei Hof den ſpaßhaften Mon„morency nannte.“ —

und vom König Ludwig XII. allerlei unter einander sprachen, kamen sie denn endlich auch darauf, den Grossen zu fragen, wenn er König seyn werde *), was er ihnen dreien denn für Stellen geben wolle? Der König überließ es ihrer Wahl. Da wünschte denn der Herr von Montmorency dereinst Connetable — Der Herr von Brion Admiral — und Montchenu erster Hausshofmeister (Hausmarschall) zu werden.

Einige Zeit darauf erfüllte würklich der König jedem seinen Wunsch, und ernannte sie zu diesen Stellen. Der Herr von Montchenu kam freilich dabei am meisten zu kurz, indessen war es einmal sein Wunsch so gewesen, und den erfüllte ihm der König.

Als der Herzog von Bourbon vor Marseille rückte, lag der Herr von Brion darin, und erwarb sich großen Ruhm dabei. Er wurde aber auch von den Einwohnern gut unterstützt, welche sehr brave tapfre Leute von undenklichen Zeiten her sind, so wie ihre Stadt eine der ältesten und edelsten im ganzen Reich ist.

Auch der Herr Nance de Cerv, ein römischer Edelmann, hatte sich hinein geworfen, ein braver tapfrer Mann, aus einem alten Hause, der aus der Niederlage des Admirals von Bonnivet dreitausend Mann alte versuchte Krieger gerettet, und glücklich über die Alpen zurückgebracht hatte.

Der Herzog von Bourbon fürchtete aber auch deßwegen keinen so sehr als ihn und dessen Kriegsgefährten,

*) „Die Zeit wurde ihnen nämlich gewaltig lang, bis „König Ludwig stirbe, wie es allen geht, die auf eine „Gnade, Stelle und Würde eines andern warten und „lauern." —

wie man aus dem alten Lied der damaligen Kriegsleute ſieht, worin es heißt:

Quand Bourbon vid Marseille
Il a dit à ses gens:
Vray Dieu, quel capitaine
Trouverons nous dédans?

Il ne m'en chaut d'un blanc
D'homme, qui soit en France.
Mais que ne soit dédans
Le Capitaine Rance.

Au mont de la coulombe
Le passage est étroit,
Montérent tous ensemble
En soufflant à leurs doigts.

Disans à cette fois
Prenons tretons courage
Abattons tous ces bois
Nous gagnerons passage.

O! noble Seigneur Rance
Nous te remercions
De la bonne resistance
Que tu as fait à Bourbon.

A grands coups de canon
Aussi d'artillerie
Les as tous repoussés
Jusques en Italie *).

Dem-

*) Als Pröbchen von der damaligen Kriegs-Muse ſetzte ich dieſe Verſe in ihrer Urſprache her; für Leſer die das Franzöſiſche nicht verſtehen, muß ich aber doch auch den Inhalt kürzlich angeben: Als Bourbon Marſeille erblickte, ſprach er zu ſeinen Leuten: „Was für ein Gene„ral mag wohl darin ſeyn? Ich mache mir aus allen „andern nichts, wenn nur der Capitain Rance nicht da„bei iſt!" So zogen ſie denn ſtolz gegen uns heran, aber Dank dir, braver Rance, du haſt ſie brav bewillkommt und bis nach Italien zurück geworfen! —

So kümmerte ſich der Herzog von Bourbon nicht ſonderlich um alle die andern, die darinn waren! Allein es iſt nun einmal die Art eines aus der Gunſt Gefallenen, von denen, die noch in der Gunſt ſtehen, jederzeit übel zu ſprechen, wenn ſie gleich noch ſo brav ſind, wie ich öfters erlebt habe. Indeſſen habe ich mir doch von einigen alten Kriegsknechten ſagen laſſen, wenn der König nicht zu Hülfe gekommen wäre, ſo würde man der Stadt zu Land und zur See ſehr warm gemacht haben.

In der Schlacht bei Pavia hielt Brion ſich ſo brav, daß der König, nachdem er ihn zu verſchiedenen Verſendungen und Werbungen beim Kaiſer wegen Seiner harten Gefangenſchaft gebraucht hatte, ihm endlich die durch Bonnivet erledigte Admiralsſtelle gab, und ihn zu ſeinen Generalſtatthalter in Piemont machte, wo er ſeine Poſten ſehr gut und einſichtsvoll verſah.

Als aber ſeine Sachen im ſchönſten Gang waren, machte er einen ſehr großen Fehler zu Vercelli. Der König ſchickte nämlich den Cardinal von Lothringen nach Rom und an den Kaiſer, um die Fortdauer des Friedens zu vermitteln, und ihn wegen der Wegnahme von Piemont und Savoyen aufs beſte zu entſchuldigen. Dieſer Cardinal nun ſprach zu Vercelli auf der Durchreiſe den Herrn von Brion, und rieth ihm alle weitre Operationen im Feld einzuſtellen, um die Sachen nicht zu verſchlimmern, die er izt zu vermitteln auf dem Weg ſey. Mein Herr Admiral befolgt dieſen Rath, und ſtellt auf einmal den Lauf ſeiner Siege ein.

Dieß war allerdings ein groſſer Fehler von ihm, als einem groſſen General, daß er ſo leicht dem Herrn Cardinal Glauben beimaß, der ihm keine Vollmacht da-

zu

zu vom König verzuweiſen; hatte, ſondern blos nach ſeinem Gutdünken ganz auf ſeine eigne Fauſt in der Sache ſprach und rieth. Brion führte nachher zu ſeiner Entſchuldigung an, er habe geglaubt, der Kardinal richte ihm dies von Seiten und im Namen des Königs aus, da er ſo vorzüglich gut bei Ihm ſtehe: allein der Cardinal entſchuldigte ſich, er habe ihm das nur ſo für ſich nach ſeiner beſten Einſicht und Meinung ganz unvorgreiflich gerathen; er habe freilich die wahre Lage der Sachen nicht ſo völlig überſehen können, wie der kommandirende General; aber eben deßwegen hätte dieſer es beſſer überlegen und darnach verfahren ſollen, ohne ſich an des Cardinals Privatmeinung zu kehren.

So viel iſt gewiß, daß der König darüber ſehr ungehalten auf ihn wurde, daß er Ihm dadurch Seine Angelegenheiten in ihrem beſten Gang verdorben, und dem Kaiſer Friſt gelaſſen hatte, ſeine Maasregeln dagegen zu nehmen.

Einige Zeit darauf nahm daher der König von einigen Erpreſſungen des Herrn von Brion in ſeinem Gouvernement Brion, die bei Ihm angebracht wurden, Anlaß, ihn gefänglich einzuziehen, und ihm ſeinen Prozeß machen zu laſſen, und zwar wie dem gemeinſten Verbrecher auf dem Armenſünderſtuhl. Er begnadigte ihn jedoch nachher und ſchenkte ihn das Leben, was er aber nicht mehr genießen konnte. Denn von der großen Furcht blieb ſein Puls aus und ſtockte, und konnte auch durch keinen noch ſo großen Arzt je wieder ordentlich in Gang gebracht werden, ſo daß er würklich einige Zeit darauf ſtarb.

Er hinterließ zween ſehr wackre und tapfre Söhne. Der eine war der Graf von Charny, ein ſehr braver rechtſchaffener Herr, der ſich in ſeinem Gouvernement

Burgund

Burgund, wo er nach dem Herrn von Tavannes als Lieutenant du Roi angeſtellt wurde, ſehr gut und einſichtsvoll verhielt.

Er wurde auch Oberſtallmeiſter nach ſeinem Schwiegervater, dem Herrn von Boiſſo. Dieſer Herr benahm ſich jederzeit auf allen ſeinen Poſten ſehr klug und gut, und erwarb ſich auch guten Ruf in den Kriegen, ſo wie auch ſein Bruder, der Herr von Brion.

LXIII.

Der Herzog von Vendome.

Der erſte Prinz vom Geblüt, und auch der Erſte unter den Bourbonen, ein geſchickter tapfrer Prinz und guter General.

Er bekam das Gouvernement Picardie nach dem Herrn von Pienne, das er einſichtsvoll und brav verwaltete, und bei ſeinem Tode ſo ungeſchmälert hinterließ, als es ihm übergeben worden war, ohne auch nur eine einzige Stadt davon verlohren zu haben. Man ſprach aber auch an der ganzen Grenze mit aller Achtung von ihm.

Während der Gefangenſchaft des Königs wollte man ihm eingeben, die Regentſchaft zu behaupten, und ſie nicht der Königinn Mutter zu überlaſſen, der ſie nicht, ſondern ihm als erſten Prinzen vom Geblüt gebühre. Er war aber verſtändig, und wollte das Reich nicht noch mehr in Verwirrung bringen, als es ſo ſchon war. Ich kenne

kenne viele, die sich nicht so zu mäßigen gewußt, sondern alles unter einander geworfen hätten. Dafür hätten sie aber auch keinen so schönen Nachruhm hinterlassen, wie dieser Prinz.

Er hinterließ bei seinem Tod vortreffliche Prinzen als würdige Söhne: den Herzog von Vendome, nachherigen König von Navarra; den Herzog von Enguien, der in der Schlacht bei Cerizolles, und noch einen dieses Namens, der in der bei St. Quentin fiel; und den Prinzen von Conde', alle vier gut für die Waffen, und endlich den Cardinal von Bourbon, für die Kirche, wiewohl auch er sich nachher in die Welthändel mischen und sich der Krone anmaßen wollte, was die Ligue sich gut zu nutzen wußte.

König Heinrich III. war deßwegen sehr unwillig über ihn, und sagte: „Ich weiß nicht, was er mit „zwei Kronen will, da er seine Priesterkrone nicht ein„mal gehörig zu tragen weiß, die doch viel leichter ist, „als die Königskrone von Frankreich!" — Dieß zog ihm auch die Gefangensetzung zu, worinn er starb.

LXIV.

Der Graf von Saint Pol.

Ein Bruder des Vorhergehenden, ebenfalls zu seiner Zeit ein tapfrer muthiger Prinz, wie überhaupt in diesem Hause Bourbon keine Memmen gezeugt werden. Alle sind brav und tapfer, und wissen nichts vom Angstfieber (fievre poltronne).

Er

Er kommandirte den Succurs von Mezieres von ſechstauſend Mann Infanterie; die Stelle war eigentlich für einen Prinzen von Geblüt zu gering, er übernahm ſie aber dennoch, um ſeinen Muth zu beweiſen; gefährlicher war es freilich, als wenn er Cavallerie zu kommandiren gehabt hätte.

In der Schlacht bei Pavia hielt er ſich ſehr tapfer, fiel aber und lag ſchon unter den Todten. Er ſchrie noch zu rechter Zeit, als ihm ein Soldat des Rings wegen einen Finger abſchneiden wollte, wurde nach Pavia gebracht, wieder curirt, beſuch dann ſeine Wache, und entfloh ohne Ranzion.

Einige Zeit darauf gab ihm der König eine ſehr ſchöne Armee zum Feldzug nach Italien, um dem Herrn von Lautrec zu Hülfe zu kommen, wenn der Herzog von Braunſchweig dahin marſchiren ſollte. Da aber der Kaiſer dieſem nachher nicht traute, und ihn nicht nach Italien marſchiren ließ, blieb auch der Graf von Saint Paul zurück. Dieß war ein Fehler; denn wäre er vorwärts marſchirt, ſo war Neapel unſer.

So aber fieng er an, im Mailändiſchen zu agiren, und zwar anfangs mit Glück, indem er mehrere Plätze wegnahm, unter andern auch Pavia *). Antonio von Leve, damals kaiſerlicher Statthalter in Mailand, raffte aber einſt alles, was er von Truppen auftreiben konnte, zu einem Ausfall gegen ihn zuſammen, unerachtet er

*) „Dieß wurde bei dieſer Gelegenheit zum zweitenmal (das „erſtemal durch Lautrec) der Plünderung preisgegeben, „und ſehr übel mitgenommen; ſo ſehr war alle dieſer „Platz vom Schickſal zu Raub, Plünderung und allem „Unheil beſtimmt, wie ich auch bei uns in Frankreich „mehrere geſehen habe, die vorzüglich dazu erſehen zu „ſeyn ſchienen.“ —

er ſelbſt ganz gelähmt war und ſich tragen laſſen mußte, fiel über ihn her, ſchlug ihn, und bekam ihn glücklich gefangen. Die Schuld lag jedoch nicht an dem Grafen; er hatte ſich ſehr tapfer gehalten, ſoll aber von ſeinen Leuten ſehr ſchlecht unterſtützt worden ſeyn.

Er ſtarb nachher in Frankreich und hinterließ nur eine einzige Tochter, die izige Herzoginn von Longueville, eine ſehr reiche, vortreffliche, geiſtreiche und tugendhafte Fürſtinn.

Um die Zeit als er ſtarb, pflegte der König ſich ſehr ſeines Raths zu bedienen, weil er ihn als einen einſichtsvollen Feldherrn ſchätzte, ſo wie auch den Admiral von Annebaut; denn der Connetable war damals vom Hof entfernt auf ſeinen Gütern, und ſo waren dieſe beiden, nebſt dem vortrefflichen Cardinal von Tournon, ſeine vorzüglichſten Günſtlinge und Rathgeber.

LXV.

Der Admiral von Annebaut.

Nicht nur ein ſehr guter General, ſondern auch ein ſehr rechtſchaffener redlicher Mann. Seine erſte Stuffe zur Ehre war Mezieres, wohin der Herr von Montmorency ihn mitgenommen hatte, und wo er ſeine Pflicht ſehr redlich erfüllte. Dadurch wurde er ſchon bekannt, und zeichnete ſich auch nachher bei allen Gelegenheiten rühmlichſt aus. Er wurde Colonel der leichten Cavallerie bei der izgedachten Armee des Grafen von Saint Paul, und fecht ſehr tapfer bei deſſen Gefangen-

Gefangennehmung. Hätte Saint Paul über einen Graben geſetzt, wie Annebaut, er wäre nicht gefangen genommen worden. Annebaut dachte auch würklich, er ſei ebenfalls mit herüber; als er ſich aber nach ihm umſah und ihn nicht fand, ſetzte er wieder hinüber, um ihn heraus zu hauen, konnte es aber nicht bewerkſtelligen.

Er bekam das Gouvernement von Turin in Piemont, wo er ſich ſehr gut hielt, und deßwegen nachher, als der Marſchall von Montejan ſtarb, zum Reichsmarſchall ernannt wurde.

Er wurde hierauf dem Dauphin bei der Belagerung von Perpignan als vornehmſter Rathgeber zugeordnet; allein die ſchlechte Witterung und ſtarken Stürme ſetzten unſrer Armee ſo ſehr zu, daß ſie dieſe ganze Unternehmung und Belagerung endlich durch die Lüfte zu allen Teufeln davon führten.

Auch mit der ſehr gut ausgeführten Verproviantirung von Therouane legte er große Ehre ein; und ohne die Unbeſonnenheit der Hofjugend wäre auch alles durchaus gut abgelaufen. So aber jagte dieſe beim Rückzug nach vollbrachtem Vorhaben ans feindliche Lager, und reizte die Feinde; als aber dieſe heraus fielen, wurden ſie auf den Herrn von Annebaut zurückgeworfen, der nun ſeinen Rückzug zwar brav und mit Einſicht nach und nach veranſtaltete, dennoch aber endlich ſich genöthigt ſah, noch einmal die Spitze zu bieten, wobei er das Unglück hatte, als ein tapfrer Mann in Gefangenſchaft zu gerathen.

Der König war äuſſerſt aufgebracht darüber, daß eine ſo gut ausgeführte Unternehmung durch die Unbeſonnenheit ſolcher junger Leute ſo unglücklich mit dem Verluſt eines ſo vortreflichen Generals endigen mußte.

Als nach der Einnahme von Saint Dizier der Dauphin ſich an die Spitze der königlichen Armee ſetzen mußte, um ſich dem Kaiſer entgegen zu ſtellen, gab ihm der König als vornehmſten Rathgeber und Führer den Admiral von Annebaut mit.

Admiral nenne ich ihn hier, denn er war unterdeſſen an die Stelle des Admirals von Brion ernennt worden, hatte ſie auch izt nach deſſen Tod angetreten, denn zuvor wollte er dieß nicht, unerachtet dieſer Admiral bereits nach Urtheil und Recht ſeiner Stellen entſetzt war. Der König wollte aber, er ſollte dennoch ſeinen Marſchallsſtab beibehalten, indem der Admiral nicht bei den Landarmeen angeſtellt iſt, wie die Reichsmarſchälle, und doch der König ſich ſeiner mehr zu Land als zur See bedienen wollte. So konnte er ihn alſo dem Dauphin mitgeben.

Dieſer, der jederzeit dem Connetable vorzüglich gewogen geweſen war, bat den König, ihm zu erlauben, daß er dieſen zu ſich holen laſſen dürfte, um ſich in einer ſo dringenden Noth deſſen als eines ſo großen Feldherrn, als Raths zu bedienen. Der König aber, der ihn äuſſerſt haßte, ſagte dem Dauphin derb die Meinung darüber, daß es ihm nicht zukomme, andre Generals zu erwählen, als Er, der König, ihm zugebe, und da Er ihm einmal dieſen beſtimmt habe, müſſe er ſich dabei beruhigen und zufrieden ſeyn. Er ſehe wohl, daß dahinter Pfiffe und Ränke des Connetable ſtecken, er ſolle Ihn alſo kein Wort wieder davon hören laſſen.

Ich habe dieß von guter Hand, und man ſieht daraus, daß, wenn man einmal einen Haß auf jemand geworfen hat, man ſich deſſen nicht wieder bedienen, noch irgend einen Dienſt, Gefallen oder Höflichkeit mehr von ihm annehmen will, und ſollte alles darüber zu Grund gehen.

Der

Der Admiral Annebaut hatte nun für alles zu sorgen, denn der König hielt ihn für einen sehr rechtschaffenen Mann. Eine treue redliche Seele, was eine gar seltne Waare unter dem Hofgesinde ist, sagte der König. Dieß Zeugniß gab er ihm selbst noch in seiner Todesstunde, als er ihn dem König Heinrich empfahl, mit der Versicherung: dieß sey der rechtschaffenste Mann, der Ihm je gedient habe. Er habe, so lang er auch in Gunst stand, nie jemand Unrecht gethan, oder sonst etwas gezogen, wie viele Andre, er sey vielmehr ärmer dabei worden *). Deswegen setzte Er ihm hunderttausend Pfund aus, auf dem Rathhause zu Rouen stehend, und befahl seinem Nachfolger und beschwor ihn bei seinem väterlichen Segen, sie ihm zu lassen und zu bestättigen, bat ihn auch, sich seiner zu bedienen, indem er einen sehr redlichen nüzlichen Diener an ihm finden werde.

König Heinrich hielt jenes recht gut, nicht aber dieses; denn der Connetable kam wieder ans Bret, der dem Herrn von Annebaut nicht gut war, und alles wieder an sich riß.

Dieser gute Herr mußte also wieder abtreten, und ein einsames geschäftloses Leben führen. Während des teutschen Zugs bediente sich jedoch die Königinn, die unterdessen zur Regentinn bestellt war, seiner, weil er ihr als ein sehr brauchbarer Mann bekannt war. Sie schickte also nach diesem ehrwürdigen Greis, der eine sehr schöne Armee auf die Beine brachte, und dem König bei dessen Rückmarsch entgegen führte, dem sie auch sehr gut zu statten kam, um die seinige zu erleichtern, die

*) „Denn er war reich an eignem Vermögen sowohl als „durch seine Gemahlinn, eine reiche Erbinn von la Hu„chandaye und Retz." —

durch die großen Strapazen ſehr mitgenommen worden war. Der Rückmarſch wurde dadurch zu großer Zufriedenheit des Königs ſehr befördert, und jedermann mußte, trotz ſeinen Neidern, dieſen ehrwürdigen Greis und greiſen Helden lieben und ehren, der mit ſeiner Unterſtützung ſo zu rechter Zeit gekommen war.

Dergleichen alte Generals, wenn gleich ihnen nach und nach die Kräfte verſagen, wiſſen doch noch bisweilen im Nothfall einen guten Coup auszuführen, wie dieſer hier. Denn als er auf dieſem Rückmarſch hörte, daß der Kaiſer la Fere belagern wollte, warf er ſich hinein, um die Belagerung abzuwarten, und fieng an, es zu befeſtigen und in Verfaſſung zu ſetzen, ſo wie wir es gegenwärtig erblicken; und über dieſer Arbeit ſtarb er mit einem ſehr ſchönen bleibenden Nachruhm *).

Er hinterließ einen ſehr rechtſchaffenen braven und tapfern Sohn, der bei allen Gelegenheiten ſeinem Herrn ſehr gut und tapfer diente, wie z. B. in der Schlacht bei Cerizolles. Bei ſeiner Zurückkunft bekam er auch eine Compagnie Gensd'armen von funfzig Mann, die Hälfte von der des Herrn von Boutieres.

In einem Scharmützel in Piemont that er ſich ſehr hervor; als er aber, nebſt dem Herrn von Damville, und dem Vidame von Chartres, ſich zuweit vor an die feindlichen Verſchanzungen wagte, ſtürzte ſein Pferd mit ihm in den Graben, und er fiel den Arm aus. — In dem nachherigen bürgerlichen Krieg endigte er ſein ruhmvolles Leben ruhmvoll in der Schlacht bei Dreux.

*) An einer Krankheit im Jahr 1552. Sein Taufname war Claudius.

LXVI.

Der Herr von Langeay.

Ein groſſer, geſchickter und ſehr politiſcher General; auch war er in beiden Fächern ſtark, mit dem Degen und mit der Feder, was allerdings ſehr viel dazu beiträgt, einen vollkommenen General zu bilden, wiewohl wir übrigens auch viele groſſe Generale gehabt und geſehen haben, die keine Wiſſenſchaft beſaßen, und nicht einmal ihren Namen ſchreiben konnten.

Er machte einen vorzüglichen Aufwand für Spione, und ſparte kein Geld, um ſich die geheimſten Nachrichten von allen hohen Perſonen zu verſchaffen. Er ſchrieb daher oft aus der Entfernung dem König als Neuigkeit, was in geheim ganz in deſſen Nähe herum vorgieng, und was er doch bald darauf als wahr befand.

Er ſtarb nicht ſehr alt, und hätte wohl noch länger leben können, wobei er dem Vaterland gewiß noch manche Dienſte gethan haben würde. Joachim du Bellay machte ihm folgende Grabſchrift:

Hic ſitus eſt Langæus. Ultra nil quære, viator.
Nil melius dici nil potuit brevius.

Auch noch eine andre, welche heißt:

Ci git Langeay, qui de plance et d'epée
A ſurmonté Ciceron et Pompée.

Sein Bruder, der groſse Kardinal du Bellay, lieſs ihm auch zu Sanct Julian zu Mans ein ſehr prächtiges marmornes Monument errichten.

Dieſs Haus Bellay erzeugte überhaupt ſehr groſse Männer für den Krieg ſowohl als die Kirche und die Wiſſenſchaften, und es iſt dabei merkwürdig, daſs die Krieger damit gewöhnlich Liebe zu den Wiſſenſchaften, und würklich auch eigne Gelehrſamkeit verbanden.

Dieſer Herr von Langeay, ein würklich groſser Mann und General, war Lieutenant de Roi in Piemont, wobei er ſich groſsen Ruhm erwarb. Es iſt überhaupt hiebei anzumerken, daſs dieſs Land ſeit deſſen Eroberung immer das Glück hatte, groſse vortrefliche Männer zu Gouverneurs zu bekommen.

LXVII.

Der Graf von Enguien.

Man muſs ihm nachſagen, daſs Frankreich ihm ſo groſse Verbindlichkeiten hat, als irgend einem ſeiner Generale. Denn die Spanier hatten ſeit den Schlachten bei la Bicoca und Pavia eine ſolche Geringſchäzung und Verachtung gegen uns Franzoſen angenommen, daſs ſie wähnten, wir würden es nie wieder wagen, gegen ſie im Feld zu erſcheinen, weil ſie uns in der Schlacht bei Pavia ſo gut getrillt hatten, daſs ſie glaubten, es würde allemal ſo gehen.

Als daher König Franz Landrecy verproviantirt hatte, und nach dieſer Expedition, die ſein eigentlicher

und

und einziger Zweck gewesen war, wieder davon zog, ohne sich in eine Schlacht einlassen zu wollen, die ihm der Kaiser anbot, spotteten die Spanier sehr darüber, und sagten ganz laut: wir würden wohl noch das Bad von Pavia scheuen.

Der Graf von Enguien brachte ihnen andre Gedanken bei durch die Schlacht bei Cerisolles. Diese lieferte er wider den Rath und das Gutachten mehrerer, die nicht so kühn und tapfer waren, als er: und obschon der König ihm freie Macht dazu ertheilt hatte, würde er sie unter diesen Umständen doch nicht geliefert haben, wenn er minder muthvoll und beherzt gewesen wäre. — Uebrigens wäre es Thorheit von mir, wenn ich mich hier auf eine Beschreibung dieser Schlacht einlassen wollte, da der Herr von Montlüc, der so vorzüglichen Antheil an diesem Sieg hatte, sie herrlich so vortrefflich beschrieben hat. In einem Cabinet der Königinn von England habe ich ein sehr schönes großes Gemählde davon gesehen, das König Heinrich hatte machen lassen, und das zugleich das einzige ist, das ich davon gesehen habe.

Nach dieser Schlacht nahm er Carignano ein, worinn Pietro Colonna lag, dem er eine Capitulation abschlug, die etwas unbillig klang, in Rücksicht darauf, daß der von ihm erwartete Entsatz besiegt und vereitelt worden war.

Ein wenig zuvor, ehe er nach Piemont als Lieutenant de Roi gieng, war er in Provence und bei der Armee gewesen, welche Nizza belagerte, unterstützt von Barbaroſſa, der vom Großherrn Befehl hatte, dem König oder dessen Stellvertreter zu gehorchen, wie ihm selbst, wie ich vom Baron de la Garde hörte, der diese Hülfe geholt und hergeführt hatte.

Welcher Ruhm für diesen Prinzen (Enghien) eine Armee des größten und mächtigsten Monarchen in der Welt, und einen Mann wie Barbaroſſa, den ſtolzeſten und übermüthigſten, denn man nur ſehen konnte, unter ſeinem Kommando zu haben.

Seinen Trotz bewies z. B. dieſer Barbaroſſa bei folgender Gelegenheit. Der franzöſiſchen Armee war vor Nizza das Pulver ausgegangen; der Baron de la Garde verlangte daher Pulver und Munition von Barbaroſſa. „Was, — ſagte dieſer — ſchämt ihr Fran„ken, ihr Chriſtenhunde, euch nicht, zu einer Kriegs„unternehmung auszuziehen, ohne mitzubringen, was „dazu nöthig iſt? Schämt ihr euch nicht, mich, den „ihr hierher zu Hülfe gerufen habt, auch noch von dem „meinigen, was ich ſelber brauche, entblößen zu wollen? „Geh, du bekommſt nichts, und wärs ein andrer, als „du, der mir mit dieſem Antrag gekommen wäre, er läge „ſchon in Feſſeln. Geh, mach, daß du fort kömmſt!“ —

Man konnte das Schloß, das ſtärkſte in der Chriſtenheit, nicht bezwingen, ſondern mußte endlich die Belagerung wieder aufheben.

Ich habe von mehrern Officieren und Edelleuten, die E. damals begleiteten *), gehört, daß er ungemein wohl gebaut, von ſehr einnehmendem Weſen und ſehr tapfer war, ſo daß man ſich für die Zukunft ſehr viel von ihm hätte verſprechen dürfen, wenn der Neid nicht gegen ihn aufgeſtanden wäre.

Er wurde getödtet durch einen Koffer, der aus einem Fenſter auf ihn herabgeworfen wurde. Cornelio

*) „Wie er es auch verdiente, ſowohl in Rückſicht ſeines „Standes und ſeiner edeln Geburt, und des Rangs, den „er als Lieutenant du Roi hatte, als wegen ſeiner Ge„ſchicklichkeit und ſeiner Großmuth.“ —

nelio Bentivoglio ſoll es gethan haben, während er und andre junge Leute vom Hof mit einander ſchäkerten und allerlei Muthwillen trieben, wie dies ſo gewöhnlich iſt. Einige ſagen, es ſey abſichtlich — andre hingegen, es ſey von ungefehr geſchehen. Der König beklagte ſeinen Verluſt ungemein, und das mit Recht.

LXVIII.

Der Herr von Boutieres.

Dem Grafen Enghien that in jener Schlacht bei Cerizolles ſehr gute Dienſte der Herr von Boutieres, der vor ihm ſchon Lieutenant de Roi in Piemont geweſen, aber wieder abgeſetzt worden war, wie Könige und große Herrn nun einmal ſo ihre Launen haben, die Leute bald viel, bald nichts gelten zu laſſen, wie Zahlpfennige. Doch hatte man ihm auch einen kleinen Fehler in ſeinem Dienſt, beſonders Vernachläßigung, bei der Unternehmung auf Turin, zur Laſt gelegt *). Doch wäre, wenn er nicht dort war, Turin vielleicht für uns verlohren gegangen, denn überall, wo er ſich befand, hielt er ſich allemal brav, beſonders in Marſeille, als der Kaiſer es anzugreifen wollte. Zwar waren auch die Herrn von Barbezieux und Montpezat als königliche Stellvertreter darinn; allein er als ein größerer General, als ſie, wußte ihnen doch alles anzugeben, wie ſie ſich zu verhalten hätten. Dieß ſagte man damals ziemlich öffentlich und allgemein.

*) ſ. Eſſais de Montaigne, L. 2. ch. 4. (ed. 1595.)

Als er nun nach ſeiner Entfernung in ſeiner mißvergnügten Einſamkeit davon hörte, daß die Schlacht geliefert werden ſollte, vergißt er plötzlich ſeine ganze Unzufriedenheit und erlittene Kränkung, reiſet ab, und kömmt noch zu rechter Zeit an Ort und Stelle. Der Graf von Enghien freute ſich ſehr über ſeine Ankunft, räumte ihm ſehr viel ein, und beehrte ihn mit dem Commando über die Avantgarde, wie er es verdiente; denn es war keiner da, der ihm hätte den Vorzug ſtreitig machen können.

Er führte ſie dann auch ſo brav und geſchikt an, daß er mit ſeiner Compagnie von achtzig Gensdarmen in das ſtarke Bataillon Lanzknechte einbrach, und es über den Haufen warf, lauter alte gute Krieger, auf welche, nächſt ſeinen Spaniern, der Marquis ſeine ſtärkſte Hoffnung geſetzt hatte.

Schon in ſeiner Jugend hatte er einen ſehr ſchönen Anfang, wovon ich die Geſchichte ſo erzählen will, wie ſie ſich in dem alten Roman des Herrn von Bayard findet.

Als die Franzoſen von König Ludwig XII. dem Kaiſer Maximilian zu Hülfe beordert vor Padua ſtanden, war der Herr von Boutieres ſo eben erſt zu ſeinem erſten Anfang unter die Compagnie des Herrn von Bayard als Gensdarme gekommen, und zwar als gemeiner Schütze. Als er eines Tags mit ſeinem Capitain auszog, wurden einige Albaneſer geſchlagen, die in einem nahegelegenen feſten Schloſſe lagen, und von da aus die Belagerungsarmee ſehr beläſtigten.

Bei dieſer Affäre nun machte der damals erſt ſechzehnjährige Boutieres ſich ſo brav unter das Gemenge, daß

daß er ſo glücklich war, die Fahne zu erobern, und den Officier, der ſie trug, gefangen zu nehmen, einen mächtig großen ſtarken Mann, der dem Anſehn nach drei ſolche Boutieres hätte ſollen über den Haufen werfen.

Als man nun dieſen damit aufzog, daß ein ſolches Kind, das vor noch nicht drei Monaten noch Page geweſen ſey, und unter vier Jahren noch keinen Bart bekommen werde, ihn ſo weggefangen habe, und ob er ſich denn nicht ſchäme? antwortete der Albaneſer: „Ich er„gab mich an den, der mich zum Gefangenen machte, „nicht aus Furcht vor ihm; denn er allein war nicht im „Stand, mich gefangen zu nehmen; indem ich ihm und „wohl einem weit Stärkern, als Er iſt, allemal noch „hätte entkommen können: ſondern weil ich allein kei„nen ſo ſtarken Haufen zu bezwingen hoffen durfte.“

Der Herr von Bayard ſah hierüber Boutieres an, und ſagte: „Hören Sie, Boutieres, was Ihr Gefan„gener ſpricht?“

„Ja, Herr Capitain, — antwortete dieſer — ich „höre es. Ich will ihm aber einen Vorſchlag thun, „wenn es Ihnen gefällt, Ihre Einwilligung dazu zu er„theilen. Ich gebe ihm nämlich ſein Roß und ſeine „Waffen wieder, ſitze ebenfalls auf, und ſo reuten wir „mit einander hinaus. Kann ich ihn zum zweitenmal „erbeuten, ſo iſt ihm der Tod gewiß. Kommt er mir „aber davon, ſo ſchenke ich ihm ſeine Ranzion, und ver„zeihe ihm meinen Tod.“ —

Der Herr von Bayard freute ſich dieſes großmüthigen Vorſchlags von dieſem jungen Mann, und bewilligte den Kampf im Vertrauen auf ihn; der Albaneſer ſchlug ihn aber aus, und wurde deßwegen eben ſo gering — als Boutieres hoch geachtet. Herr

von

von Bayard ſagte zu dieſem mit einem gewiſſen Geiſt der Weiſſagung: „Boutieres, Sie haben einen ſo ſchönen „Anfang, als ich je bei einem jungen Mann geſehen „habe, fahren Sie ſo fort, und Sie werden einſt ein „groſſer Mann werden.“

Was es doch für eine herrliche Sache um ein ſolches Prognoſticon aus dem Mund eines ſo groſſen vortrefflichen Mannes iſt! Dies klingt ganz anders, als was ich einſt von einem gewiſſen vornehmen Herrn in Frankreich hörte, der, indem er auf ſeinen Sohn wies, ſagte: „Sehen Sie, er wird einſt groß werden; „denn ich habe ihn klein und ganz unſcheinbar geſehen; „von Tag zu Tag wächſt er aber izt, und wird zuſehends „groß!“ — Er konnte ihn ja freilich wohl klein gekannt haben, da er ſein Vater war; auch mußte er ja wohl wachſen und groß werden. Das war gut gegeben! —

Boutieres faßte auf dieſe Prophezeihung ſo groſſen Muth und Ehrgeiz, daß er ſtets auf dem betretenen guten Pfad fortfuhr, und derjenige wurde, wofür ſein Pathe ihn getauft hatte.

Als nun einige Jahre hernach der Herr von Bayard Mezieres ſo gut vertheidigt hatte, und noch ehe er Lieutenant des Herzogs von Lothringen wurde, gab der König ihm eine eigne Compagnie von hundert Gendarmen, und machte den Herrn von Boutieres zu deſſen Lieutenant. Dieß beweist hinlänglich, daß er ein Mann von vorzüglichem Werth ſeyn mußte; denn der Herr von Bayard bediente ſich zu dergleichen Stellen, nicht einmal zu Gensdarmen eines Mannes, von deſſen Tüchtigkeit er nicht überzeugt war, darum zeichnete ſich aber auch ſeine Compagnie ſtets bei allen Vorfällen rühmlich vor allen andern aus.

LXIX.

Herzog Anton von Lothringen.

Da ich auf diesen guten Herzog Anton von Lothringen zu sprechen komme, muß ich doch von ihm sowohl als seinen Brüdern einiges anführen. Man nannte ihn den guten Herzog, weil er ein sehr rechtschaffener Mann, und ein ehrenvoller gewissenhafter Fürst war. Ich habe sein Portrait in Lothringen gesehn: denn zu Nancy war kein Haus von irgend einiger Bedeutung, wo man es nicht gehabt hätte; so sehr gern sah man es an, indem alle seine guten Eigenschaften sehr kenntlich darin ausgedrückt lagen.

Die Könige Ludwig XII. und Franz I. liebten ihn sehr. König Ludwig gab ihm die Compagnie von hundert Mann Gendarmen, und bat ihn dabei von Seiner und keiner andern Hand den Herrn von Bayard als seinen Lieutenant dabei anzunehmen. Man kann sich leicht denken, daß er sie nicht ausschlug, da sie aus so gutem Hause kam, und er noch einen so braven Officier zum Gehülfen dabei erhielt; denn ein braver Lieutenant kömmt seinen Capitain allemal sehr gut zu statten, und gereicht ihm sehr zur Ehre.

Dieß war der Fall in der Schlacht bei Marignano, wo der Capitain sowohl als der Lieutenant sich sehr tapfer hielten, und ersterer auch letzterm gut zu statten kam. Denn als sein Pferd unter ihm getödtet wurde, half ihm der Herzog von Lothringen sogleich mit seinem zwei-

zweiten Bataillenpferd aus, das Bayard ehmals ihm gegeben hatte, und le Carinan hieß *).

Bayard selbst hatte dieß Pferd in Brescia erbeutet. In der Schlacht bei Ravenna blieb es für todt auf dem Wahlplatz liegen, weil es zween Pikenstöße in die Seite, und eine Menge Hiebe über den Kopf hatte. Allein am folgenden Tag sah man, daß es liegend das nächste Gras zu weiden anfieng, und wenn es Menschen sah, wieherte es schon wieder ein wenig; man führte es daher nach Haus und verband es sehr sorgfältig, wobei es alles mit sich anfangen ließ und duldete wie ein vernünftiges Wesen. Es wurde endlich vollkommen wieder hergestellt, und so gut, munter und brauchbar als je. Eben wegen seiner Güte und seines Feuers schenkte es der Herr von Bayard es seinem Capitain, der sehr gerne annahm und liebte. In dieser Schlacht bei Marignano also diente es seinem ersten Herrn wieder, und mochte sich wohl dabei noch der alten Zeit erinnern.

Dieser gute Herzog Anton hatte vier Brüder, ihrem Erstgebohrnen ähnlich an Tugend, Güte, Tapferkeit und Heldenmuth.

*) „Es mochte wohl ein spanisches Pferd seyn; denn es „giebt in Spanien an der französischen Grenze noch izt „ein Haus Carinan und einen Herrn von Carinan, von „dessen Vorfahren einem dieß Pferd vielleicht herkam."

LXX.

Claudius von Lothringen,

Herzog von Guiſe.

Der jüngſte von dieſen vier Brüdern war Meſſire Claudius von Lothringen, genannt Herzog von Guiſe, ein ſehr muthvoller braver tapfrer Prinz, wie er in der Schlacht bei Marignano bewies, wo er die teutſchen Truppen des Herzogs von Geldern kommandirte, die ſchon anfiengen zu wanken, als er ſich noch zu rechter Zeit an ihre Spitze ſtellte, wo er auch hingehörte; wo er aber tapfer kämpfend mit ſtarken Wunden fiel, da denn eine Menge Volk über ihn weg gieng, ihn mit Füßen trat, und ihn für tod liegen ließ. Er wurde noch durch einen Schotländer Officier, James, wieder hervorgeſucht, und aus dem Gedränge geſchafft. Er würde jedoch ganz umgebracht geweſen ſeyn, ohne die Tapferkeit und Treue eines ſeiner Stallmeiſter, eines Teutſchen, Namens Adam. Als dieſer ſah, daß es ſo ſehr mit Piken, Hellebarden und Schwerdtern über ſeinen Herrn hergehe, warf er ſich auf ihn, und fieng die Hälfte der Hiebe auf. Eben ſo edel als der Stallmeiſter des Herzogs von Orleans, von derſelben Nation, der ebenfalls die ſeinem Herrn zugedachten Stöße mit ſeinem Leib auffieng, und mit ihm ermordet wurde.

O bewundernswürdige Tapferkeit, und Herzensgüte an Herrn und Diener! O wie viele kamen ſchon

in

in dergleichen Fällen um, von deren Stallmeistern, Cavalieren und Dienern man nicht ein Gleiches rühmen kann, welche vielmehr nach der Schlacht nicht im Stand gewesen wären, Auskunft von ihrem Herrn zu geben, ob er lebe, oder todt, oder was aus ihm geworden sei. Ich könnte einen nennen, der am Abend nach der Schlacht bei Dreux vermißt wurde, ohne daß seine Cavaliere und Leute, selbst am andern Morgen noch, anzugeben gewußt hätten, wo er hingekommen sei, bis endlich um acht oder neun Uhr die Nachricht kam, daß man ihn am Gehölz, wo der letzte Angriff vorgefallen war, unter den Todten gefunden habe. Der Herzog von Guise tadelte es gar sehr an manchen, daß sie ihren Herrn so schlecht begleitet hatten, um nicht einmal eine Auskunft von ihm geben zu können.

In dieser Schlacht verlohr der Herzog von Guise (Claudius nämlich) an seiner Seite seinen dritten Bruder, einen sehr braven tapfern Prinzen, um den es sehr schade war; denn er versprach viel für die Zukunft. —

Alle die warmen Gefechte und gefährlichen Vorfälle, wobei er sich befand, als General der Infanterie oder Cavallerie, herzuzählen, wäre etwas überflüßiges, da genug davon geschrieben ist.

So z. B. zu Mousson, als der Graf von Nassau nach Frankreich kam, wo er sechstausend Mann teutsche Infanterie kommandirte. Eben so bei der Einnahme von Fuentarabien, durch den Admiral von Bonnivet, dem, als königlichen Stellvertreter, der Herzog von Guise willig gehorchte; denn er war noch jung, doch nur an Jahren, nicht in den Waffen, wo er schon

anfieng,

anfieng, zu den Verſuchten zu gehören, weil er ſchon mehrern Affären beigewohnt und ſchöne Proben abgelegt hatte, beſonders bei der Infanterie, welcher Dienſt einen Officier vorzüglich bildet.

Dieß bewies auch Er, als zu Anfang der Regierung des Königs Franz die Engländer eine Landung in Frankreich unternahmen, um den Kaiſer zu unterſtützen. Sie fiengen an, Hesdin zu belagern, wobei der Herzog von Guiſe und der Herr von Pontdormy eine Parthie, welche geſtreift und große Beute gemacht hatte, angriffen, und ſchlugen, bis auf etwa vierzig, die ſich in einem mit ſtarken Hecken und Graben umgebenen Garten retirirten, und ſich nicht ergeben wollten. Der Herzog faß gegen die Meinung aller, weil es nur eine Viertelmeile vom feindlichen Lager entfernt war, ab, griff ſie an und hieb ſie alle nieder, ohne daß ein einziger davon kam; ſo hartnäckig waren ſie!

Der König, der dieß erfuhr, ſchätzte ihn um deſto höher, und beförderte ihn daher immer weiter, um ſich ſeiner zu bedienen, wobei er ihm ſehr ſchöne Stellen gab, wie z. B. das Gouvernement von Burgund und Champagne, nebſt einer Compagnie von hundert Gendarmen.

Ich habe ein kleines Buch geſehen, unter dem Titel: Histoire de notre temps de l'etat de la religion et de la republique de France sous les rois Henri second, Francois second et Charles neufiesme, worin es heißt, nach der Gefangennehmung Franz I. haben ſich in Deutſchland funfzehn bis zwanzigtauſend Reiſs zuſammengerottet, welche unter dem Vorwand, daß alle Güter gemeinſchaft-

lich seien, alles plünderten, wo sie durchzogen, und dann Mine machten, in Frankreich einzufallen, um es ebenfalls auszuplündern, wenn sie keinen Widerstand gefunden hätten.

Allein der brave tapfre und ächt katholische Fürst, Herzog von Guise, rüstete sich sogleich, und gieng ihnen, ohne ihre Ankunft erst zu erwarten, mit seiner obschon schwachen Macht entgegen, griff sie in der Gegend von Zabern an, und machte sie alle nieder, so daß kaum tausend übrig blieben, um die Nachricht von ihrer Niederlage in ihre Heimath zu bringen.

Die Frau Regentinn fand es jedoch nicht gut, daß er die Truppen des Königs unter izigen Umständen daran gewagt hatte, welche bei dessen gegenwärtiger Gefangenschaft gespart werden mußten, um einer größern Macht entgegen gestellt zu werden, wenn etwa die bei Pavia siegreiche kaiserliche Armee in Frankreich einfallen wollte. Würklich wollten sie auch den König auf diese Meinung bringen, und dadurch dem Herzog einen übeln Streich bereiten; allein der Connetable verhinderte dieß durch seine Gegenvorstellung, und that hierdurch dem Herzog einen wahren Freundschaftsdienst.

So sagt das Buch. Ich habe mir jedoch dagegen von allen Herrn und Damen aus jener Zeit sagen lassen, daß zwar allerdings die Regentinn den König deßwegen aufbringen wollte; denn sie ließ sich öfters von Leidenschaft hinreißen, auch hatte der Kanzler du Prat, der sich, ohne etwas davon zu verstehen, immer mit ins Kriegsfach mischen wollte, dieß in die Ohren gesetzt, bis der König es dennoch sehr gut gethan fand, ohne eines andern Vorsprechers zu bedürfen, als Vernunft und Billigkeit, die von selbst dafür sprachen.

Einige

Einige Zeit zuvor führte La Mothe des Nevers, eine Creatur des Herzogs von Bourbon, mit dem Grafen Wilhelm von Fürſtenberg, und dem Grafen Felix zehntauſend Mann zu einem Einfall in Frankreich herbei. Sie waren bereits ziemlich weit in Champagne vorgedrungen, als der Herzog von Guiſe ſie ſo geſchickt anfiel, daß er die eine Hälfte zuſammenhieb, die andre in die Flucht jagte.

Wer dieſe Dienſte alle in Erwägung zieht, die der Herzog dem Königreich leiſtete, wird ohne Mühe und ſelbſt trotz aller Feindſchaft gegen dieß Haus, bekennen, daß ſie allerdings ſehr groß, anſehnlich und wichtig ſind.

Ich bringe hierbei nicht einmal die Verdienſte in Anſchlag, die er ſich bei guter Verwaltung ſeiner Statthalterſchaften erwarb, wo der Kaiſer ihm keinen Fuß breit abgewinnen konnte, das einzige Saint Dizier ausgenommen, was aber ohne ſeine Schuld geſchah.

Der König hatte ihn einige Zeit zuvor dem Herzog von Orleans zugegeben, als vornehmſten Rath und Leiter bei der Eroberung des Herzogthums Luxemburg, das in einem Augenblick weggenommen wurde, ſowohl durch die Anordnung und Maaßregeln dieſes alten großen Feldherrn, als durch den jugendlichen Muth und das neue Glück des Herzogs von Orleans.

Ich habe von vielen alten Leuten, die vielleicht noch leben, gehört: als der Kaiſer nach der Einnahme von Saint Dizier vor Paris zu rücken drohte, und die Pariſer ſo ſehr in Angſt darüber waren, der König aber hinkam, um ihnen wieder Muth einzuſprechen, habe

er bei seinem Einzug, und bei seinem Zug durch die Straßen, den Herzog von Guise an seiner Seite gehabt. Es sei sehr schön anzusehen gewesen, diese beiden braven tapfern Fürsten mit ihrer ruhigen gefaßten Mine und muthigen Anstand zu erblicken, so daß die meisten bei diesem Anblick sagten, izt fürchteten sie sich nicht mehr, weil sie ihren König und den Herzog von Guise als Beschützer und Vertheidiger ihrer Stadt gesehen hätten.

Er starb endlich mit Sieg und Ruhm und Ehre bedeckt, und hinterließ sechs eines solchen Vaters würdige Söhne, von denen ich noch besonders zu handeln hoffe.

LXXI.

Der Graf von Vaudemont.

Sein Bruder, der Graf von Vaudemont, war ein sehr schöner Prinz, wie ich aus seinem Porträt urtheilen kann, das ich in Lothringen gesehen habe. Der schönste den ich in meinem Leben zu Gesicht bekam. Auch habe ich mir von einigen alten Gensdarmen, die ihn bei der Armee sahen, versichern lassen, er habe sich gleich bei seinem ersten Feldzug so brav gehalten, daß man hätte denken sollen, er habe in seinem Leben nichts gethan als Krieg geführt.

Er starb bei der Belagerung von Neapel, von jedermann sehr bedauert. Wäre er noch davon gekommen, so würde die Armee nach dem Tode des Herrn von Lautrec doch noch hergestellt und gerettet, und etwas damit ausgerichtet haben; denn man setzte großes Vertrauen in ihn.

Er wurde zu Santa Clara, einem von unsern französischen Fürsten gestifteten Nonnenkloster begraben. Der verstorbene Großprior von Lothringen, sein Neffe, besuchte bei seiner Anwesenheit zu Neapel auch sein Grab, und weil er die schwarzsammte Decke des Sargs sehr zerrissen fand, ließ er zwölf Ellen Goldstoff kaufen und eine neue davon machen. Seit dem Tridentinischen Concilium aber ist dieß wie andre dergleichen erha-

bene Gräber nicht mehr zu ſehen, wie ich auf meiner zweiten Durchreiſe bemerkte.

Der Cardinal von Lothringen, ihr zweiter oder dritter Bruder, war zwar nicht Krieger, wie ſie, war aber nicht minder edel, gut, redlich und groſsmuthig. Er war zu ſeiner Zeit die Pracht und Freigebigkeit ſelber, ſo daſs er allein hierin alle am ganzen Hof zuſammengenommen, übertraf.

Kurz, dieſs ganze Haus, ſo viel ihrer geweſen ſind und noch ſind, iſt ſehr gut, und man kann ihm nichts als alles Gute nachſagen, und keine Falſchheit, Treuloſigkeit noch Niederträchtigkeiten vorwerfen.

LXXII.

Der Graf von Sancerre *).

Ein sehr braver, geschickter und tapfrer General, von einem sehr guten einnehmenden Anstand, ein Mann von Rechtschaffenheit und Ehre, der nie aus der Art schlug, da er sehr große Generale, Admirale und Reichsmarschälle unter seinen Ahnen zählte.

Ohne ihn und seine Wachsamkeit würde die Verschwörung von Amboise gezündet und um sich gegriffen haben, wenigstens doch in etwas. Denn er war es, der zuerst Castelnau, einen der Vornehmsten von der Verschwörung, entdeckte, wobei er sich als einen sehr geschickten Mann bewies.

So viel ist gewiß, wäre diese Unternehmung zur Ausführung gediehen, so weiß ich nicht, was aus Frankreich geworden seyn dürfte, wenn gleich alle Verschwornen betheuerten, es sei einzig auf das Haus Guise abgesehen gewesen. Allein la Vigne, der Schreiber des la Renaudie, des Haupträdelsführers, der unter ihm alle Schriften und Aufsätze verfertigt hatte, entdeckte wohl noch geheimere, schreckliche und schändliche Anschläge der Partheі. Ich weiß was er selbst mir davon sagte, als er wieder in Freiheit war. Der Graf aber diente hierin seinem Könige und Vaterland sehr gut, und ich

*) Johann von Beuil. Sein Vater, Karl von Beuil, ebenfalls Graf von Sancerre, blieb in der Schlacht bei Marignano.

ſich, wie ſehr ihm der König deſwegen dankte, und ihn lobte.

Dieß iſt jedoch nicht sein einziges Verdienſt: noch eine Menge andrer vortreflicher Thaten verherrlichen seinen Namen. Z. B. die Belagerung von Saint Dizier, die er ſo tapfer gegen die Armee des Kaiſers aushielt, welche für die mächtigſte gehalten wurde, die je in Frankreich einfiel. Freilich hatte er dabei auch einen guten Gehülfen an dem Capitain la Lande, einem alten verſuchten Krieger, der ſich erſt kürzlich ſo rühmlich in Lothringen erprobt hatte.

Dieſer wurde jedoch dabei getödtet als er ſo eben einen wüthenden Sturm abgeſchlagen, und ſich dann nach ſeinem Logis, hinter einem Wall, (wo ich einſt ſelbſt logirte,) begeben hatte. Er wurde getödtet, als er ſo eben das Hemde wechſelte. Mein Wirth, noch derſelbe der zu jener Zeit da geweſen war, zeigte mir die Stelle und das Bette (in dem auch ich ſchlief) und erzählte mir viel von ſeinem Tod und ſeiner Tapferkeit.

Er erzählte mir dabei auch viel von dem Grafen von Sancerre, der ſich durch den Tod des Capitains nicht ſchrecken ließ, ſondern die Vertheidigung noch einige Tage fortſetzte, wobei der erſte und geliebteſte Fürſt des Kaiſers, der Fürſt von Oranien noch das Leben einbüßte. Dann aber ergab der Platz ſich auf eine ſehr ehrenvolle Capitulation, die jedoch noch erſchlichen war, indem man dem Grafen durch einen untergeſchobenen Brief alle Hoffnung eines Entſatzes benommen hatte, um ihn zur Capitulation zu vermögen.

Anmerkungen
zu den
biographiſchen Fragmenten
von
franzöſiſchen Prinzen, Vornehmen und Helden.
Gelegenheits vom Ueberſetzer.

1.

Hier fängt der dritte Tom der Oeuvres de Brantome an; unter den Vies des hommes illustres et grands capitaines Français der erſte. Der Verfaſſer eröffnet ihn mit Karl VIII., in deſſen Leben hier Nachricht von Ludwig XI. Tod eine Digreſſion iſt. Weil nun aber dieſe Digreſſionen oft ſo viel möglich verhindern, ſo geht der Nachricht über den Vater ſchicklicher vor als über den Sohn voraus.

2.

Dieſer Weisſpruch, den er in ſeinem zweydeutigen Verſtande öfters wörtlich beobachtete, war: qui nescit dissimulare, nescit regnare. Er ließ ihn ſeinem Sohn Karl VIII. ſehr angelegentlich empfehlen; der Vater ſcheint aber bey dieſem Prinzen die kurze Politeten-Maxime nicht ſehr glücklich gefunden zu ſeyn.

3.

Par gentille industrie! — Unter die „beaux traits „de dissimulation, finesses, bontés et galanteries de „ce bon roi“ zehlet der Schmeichler von Hofschemgen auch — einen Trabernent. —

4.

„Notabene — sagt Brantome hier in einer Parenthese — notabene er nennt ihn hier schlecht und schändlich, unerachtet er ihm hernach nach seinem Willen und „Lust gut gewest hatte. So sollte man auch dergleichen „Leute allemal nennen.“

5.

„Es ist nicht gut, solchen Herren trauen, die listig, „klug, trotz den Vernünftigsten, allen wieder sagen, was „sie hören, ja gar wohl öfters durch heimliche göttliche Eingebung das Verborgene erraten und ans Licht bringen.“ — Uebrigens ist es unbegreiflich unwahr, daß die Verhaftung von Nemours erst durch den König selbst und in den Vorhallen aufgekommen sey. Gleich nach dem Tod des Herzogs wurden die zween Thäter entdeckt, und saßen auf dem Stang auf. Karl der Kühne macht es ihm sogar zu einem Vorwurfe gratisen als eine bekannte Thatsache vor.

6.

Der Verfasser meint hier die Histoire de Louis XI. gewöhnlich unter dem Titel Chronique scandaleuse bekannt, wovon der Verfasser Jean de Troyes, Chevalier vom Hotel de Ville von Paris, ist. Sie erschien schon im funfzehnten Jahrhundert mit Gothischer Schrift gedruckt, und wurde seit oft wieder aufgelegt, besonders in einigen Ausgaben der Memoires de Comines. — Es ist übrigens schon von Scharfrichter bemerkt worden, daß sie den Titel skandalös nicht verdient, und Brantome folgte blos dem gemeinen Vorurtheil, indem er sie beissend nennt, und sagt, sie setze mehr die Flecken als die guten Seiten ins Licht.

7. Eine

7.

Einer der Vornehmsten, die der König Ludwig XI. um machthatte, war bei den Tafeln, an denen er im Jahr 1475. vor den Thoren von Amiens die Engländer traktirte, die Honneurs zu machen. M. f. Comines L. IV. ch. 9., wo er im Text Breaute heißt. Sein Name ist: Jaques de Beaumont, Sieur de Bellaire.

8.

Von diesem Manne siehe das Supplement aux Memoires de Comines, p. 265.

9.

Auf einem kleinen Berge, am Eingang des Landes Ou. Es heißt aus Montero bei Rapin Hist. d'Angleterre T. IV. p. 436., wo man sieht, daß König Heinrich VII. von England im Jahr 1492. diesen Platz bei seinem Einfall in Frankreich [illegible] vor dem Vertrag zu Etaples schleifen ließ. [illegible] meldet übrigens nichts von einer Belagerung dieses Platzes, die ein König von England hätte aushalten müssen. Es müßte in dem Zeitraum zwischen der Schlacht bei Poitiers und dem Vertrag von Bretigny Eduard dem III. unterlassen seyn. Noch weniger meldet die Geschichte etwas von einer Eroberung dieses Platzes durch Ludwig XI. gegen die Erben von Burgund.

10.

Jean de Daillon du Lude.

11.

Dieser Guibert oder Obe von Puci war im Jahr 1465. Procurat im Chatelet zu Paris, und nach dem Anfange des Mondlevet hatte er an dem König eine gewisse Partei der Prinzen genommen, weswegen auch seine Frau aus Paris hatte weichen müssen. Nachher hatte Ludwig XI. ihm, um ihn zu gewinnen, eine Rathsstelle gegeben, und ihn sogar zu seinem Procureur General zu Turin im Jahr 1477. ernannt. Er, mit seinen andern, wurde angefangen und enthauptet, als sie von der Stadt an die Fran-

zösen

ſchen von Burgund, die ſie noch als ihre rechtmäßige Herrſchaft anſehen, abgeordnet waren.

12.

Meri in der Nähe von Senlis. Der eigentliche Name iſt Notre Dame de la Victoire. Man ſehe Chron. scandaleuſe p. 185.

13.

Ein Schloß, genannt le Montil les tours, bis ungefähr ums Jahr 1472., da es den Namen änderte.

14.

Ec. Majeſtät ſchreiben hier falſch. Es muß ohne Zweifel Pont de Ce' heißen. Selbſt die drei Hexenmeiſter, die doch ſonſt in Verfertigung ſolcher Kleinigkeiten ihre Stärke ſuchen, haben ſich dieſen Schnitzer entgehen laſſen.

15.

Der König treibt hier Witz mit einem Wortſpiel, das für uns Deutſche verloren iſt, nämlich mit les Anglois und les Anglois.

16.

Vielleicht Jean de Doyac, und ſo wäre es derjenige, der um ſeiner Expreſſungen unter Ludwig XI. willen unter der folgenden Regierung (Karls VIII.) gefangen wurde und den Strangheim bekam, nachher aber, weil er ſein erpreßtes Geld klüglich gerettet, und Beredſamkeit beſeſſen hatte, dem König auf ſeinem italieniſchen Zug einen Dienſt zu leiſten, wieder zu Ehren kam.

17.

Wahrſcheinlich der berühmte Graf von Dunois.

18.

Jean Balue, nachher Cardinal.

19.

Montgeois, ehemals ein Fleckchen, das im Jahr 1648. noch in Rochelle verlegt wurde.

2. Herr

20.

Herr von Beaujeu, ein Prinz aus dem Hause Bourbon, mit einer Tochter Ludwigs XI. vermählt, die nach ihres Vaters Tode anfänglich die Obervormundschaft über ihren Bruder, Karl VIII., führte, und auch nachher noch als Frau von Beaujeu den Hof und das Reich noch lange regierte, daher besonders die ewigen Händel mit Bretagne, die sich endlich mit Verschmelzung dieses großen Herzogthums endigten. Ihr Einfluß verminderte sich nach der Vermählung Karls mit Anna von Bretagne, nachdem kurz zuvor die Gewalt durch den Tod seines Alten Vaters, Herzog von Bourbon worden war.

21.

Brantome ist nicht sehr glücklich in Bemerkungen. Er gab uns eben die allgemeine Bemerkung zum Besten, die er von seiner Briefsammlung Ludwigs XI. abgeleitet haben wollte, daß unter mehr als hundert Briefen auch nicht einer zu finden wäre, die vom komischen Extreme nicht unterschieden wären. Er legt uns darauf zwei sonderbare Briefe von verschiedenen Orten bei, und unglücklicherweise finden wir hier unter diesen sonderbaren Briefen Jesme nicht weniger als viermal: Datum vom 26. April. — Chantelle, 4. März. — Plessis du Parc, 30. Jan. — und Dreux sur Somme, 10. März, also in vier verschiedenen Monaten von vier verschiedenen Orten.

22.

Hors de page, aber vielmehr hors de bras et de cuisse, wie Brantome sehr richtig und sinnreich sagt, wo er seine Regierungsgeschichte anfängt.

22 b.

Der Namenszug P. 21. ist eine doppelte Copie. Hier darauf soll es heißen K(oy) Loys XI.

23.

Soll etwas an diesem Geschichtchen sein, so müßte es unter Ehe, nicht unter Ehen, vom Vorigen, wieder den jetzt. Indessen sind diese kurze Zeit, die den Weisheit

nur

ten ſtörte. Der Vers iſt aus der griechiſchen Grammatik, deren Regeln man einſt in Verſe gebracht auswendig lernte.

24.

Der Herr Godefroi hätte dieß in ſeinem Supplement aux memoires de Comines p. 248. nicht läugnen, und behaupten ſollen, der König habe dem Papſt nur auf die Wange geküßt. Denn wenn Burchard. Ceremonienmeiſter Alexanders VI., S. 26. ſeines Tagebuchs auch ſagt, der König habe dem Papſt weder Fuß noch Hand geküßt, und ſie haben blos viele Umſtände und Complimente mit einander darüber gemacht, wer ſich zuletzt bücken ſolle; ſo ſagt er mehr drüben wenigſt S. 31. am Tage der Oberempfahung habe der König zuerſt dem Papſt Fuß und Hand, und darnach das Angeſicht geküßt. Guicciardini, beim Jahr 1495. erkennt ebenfalls an.

25.

Am 28. Januar 1495. nachdem er einen Monat in Rom zugebracht hatte.

26.

Pleonasmus ist hier. Ferdinand konnte nicht aus einem Thore Neapels davon gehen; denn Neapel hatte damals er ſich vor dem Marſchall von Rieux zurück zog, ſchon die Thore verſchloſſen, und ihn gar nicht mehr eingelaſſen. — Pleonasmus oder Beiſatz aufgenommen, eroberte Karl VIII das ganze Königreich Neapel in Zeit von 14 Tagen. —

27.

Dieſer Kammerdiener war von ſehr guter Familie, war damals beim Oberſtallmeiſter des Königs immer zu dem gſtgte. M. ſ. Supplement aux memoires de Commines p. 252.

28.

Der Marſchall von Rieux. M. ſ. vorgängig mehr: Anmerkungen zu dem Leben Karls IX.

29.

Die Marſchälle von Montmorency und Graſſe', die nach der Krönungsmeſſe ſelbigen waren.

30. Der

30.

Der Marſchall (und nachherige Connetable) von Dam-
ville, Sohn des Connetable und Tröſter des Marſchalls von
Montmorency.

31.

Von dieſen vier Fürſtlingen ſehe das Supplement
aux Memoires de Commines p. 431.

32.

Während der König und ſein von jungen Edelleuten
voller Hof die Zeit mit Tanz, Schmauſen, Spielen und ver-
ſchiedenen Zerſtreuungen verſchwärmten, beachtete der Connetable,
deſſen ganze Politik neuer iſt, und die Folgen ſeiner tief
ſinnten Herrſchſucht berechnete, eine Ligue gegen ihn zu
Stand, worinn der Papſt, der Kaiſer, deſſen Sohn der
Erzherzog Ferdinand, König von Neapolitan, und Ludwig
Sforza verbunden waren.

33.

Die Schlacht bei Fornovo, einem Dorfe jehn Italieni-
ſche Meilen von Piacenza, wurde am 6. Juli 1495 gelie-
fert, und der König trug mit ſeiner Armee von nicht mehr
als höchſtens neuntauſend Mann den Sieg über vierzig-
tauſend Combattante davon.

34.

Jakob Philipp Forteſt. Bergomenſis aus Bergamo,
deſſen Werk unter dem Titel Supplementum chroni-
corum zuerſt zu Venedig bei Bernhard de Vercelli 1483.
in Folio erſchien, und nachher ſehr oft, jedesmal mit Zuſä-
zen, wieder aufgelegt wurde.

35.

Franzmund hab ich ſonſt keine, beſonders wo er hohe
Perſonen beſpricht, mag ihm von ſeinem Helden der ganz
Weltbeherrſcher erweckten zu ſeyn ſcheinen: allein hier dünnt
auch Marinus, ſein blinder Lobpreiſer, mit ein, und ſagt
vom Carl VIII.: „Er war gut, menſchlich, höflich gegen
„jedermann, dabei jedoch nicht ſehr gramm, ſondern allzu
„nachläſſig, ſo daß er auch nicht immer gut bedient wur-
„de.

„te. Man findet in seinem ganzen Leben kein Beyspiel, „daß er einen seiner Domestiken aus dem Dienst gejagt, „oder einen seiner Unterthanen auch nur mit einem Wort„chen beleidigt hätte.“ —

36.

Der Herzog von Orleans (mit einer Schwester des Königs vermählt) hatte sich nach mehreren bei diesem Feldzug begangenen Unbesonnenheiten endlich in Novara eingesperren lassen, ohne die mindesten Versuche zuvor weg zu schaffen. Er hoffte auf baldigen Entsatz durch den König. Da aber dieser sich unterdessen in die schwarzen Augen einer Mädchens zu Chieri verliebt, und also natürlich nicht Zeit hatte, an andre Dinge zu denken, so ließ er den Herrn Schwager mit Mann und Roß in Novara einstweilen ein bischen hungern. Die Noth war wenigstens schon sehr hoch gestiegen, als der König endlich Zeit gewann, sich nach ihm umzusehen.

37.

Anna von Bretagne. Die Geschichte ihrer Vermählung mit Karln siehe oben.

38.

Die Herren, die seiner zu Lyon harrten, hatten den König so satt, daß er vor lauter Ungeduld die Vollziehung des so eben geschlossenen Tractats nicht abwarten, sondern ungestüthig davon eilte, und darüber aufs neue betrogen wurde.

39.

Auf alle Fälle hat Guicciardini auch hier eher recht, als Pasquier, wenigstens was den Feyertheil betrift. Auch Mezeray sagt von Ludwig XI, er sey übel gebaut, von kleiner Statur, schwächlich und kränklich gewesen, habe häßl Schultern, ein ungestaltes Gesicht, eine träge stotternde Sprache, dabei noch lächerliche sonige Augen gehabt.

40.

Nachdem soll alle die schnellgemachten Eroberungen in Italien eben so schnell wieder verloren gegangen seyn, wurde

wurde zwar verschiedentlich die Rede von einem nächtlichen Ueberfall und heimlichen Erdolchen, der König war sogar schon einmal im Jahre 1496 auf dem Weg nach Italien, kehrte aber über Trient um, weil er es nicht über sich vermochte, — aus treue Liebhaber wie der Hofhaltung seiner Gemahlin so bald zu verlassen. Maximilian wurde es eigentlich, (vielleicht auch durch die Intimitäten Philippens) immer lästiger, und zwar nicht gewöhnlich zugleich am Hofe, so daß man vor allem [illegible] den Angriffen, und selbst vor Erberungen unter dem Schutz stehe, und er hier darauf bedacht war, ein einfaches ehrliches Leben zu führen. Die Unternehmung, [illegible] unter Verfolgen kam geriet, wurde also unterbrochen sein, wenn er auch noch nicht gelungen wäre.

41.

Papst war wirklich so in Angst, daß er ganz Italien [illegible] um [illegible] Verbindungen halten zu können, wo er seine ganze Macht zusammenzog. Die Venetianer waren bereit, über die Türken herzufallen, bei denen man sich auch überdies gegen Papst eines türkischen Prinzen, Dem, bedienen wollte, der als Prätendent gegen den Usurpator Bajazeth auftreten sollte, und sich in den Händen — der Papste, befand, von diesem aber, aus Eifersucht über [illegible] Macht vergiftet, dem König zurückgeschickt worden war. Es hatte wirklich damals wenig daß das katholische Reich, wenn nicht der heilige Vater noch zu rechter Zeit die Ungläubigen dadurch gerettet hätte, daß er zu diesem Prinzen an den Großmüthigen König zum Gesandten ging. Damals bedurfte die päpstliche Politik blos [illegible] Aufgebotenen [illegible] Thaten Muth und Leben. Drei waren in Deutschland mit dem König zu einem Bündniß einverstanden, wollten aber von dem Papst und den Venetianern an Bajazeth verrathen. —

42.

Joachim Vadianus, ein neuer [illegible] Dichter, dem [illegible] Lateinischen Lorbeer, der unter Kaiser VIII. auf [illegible] nach Innsbruck verpflanzt wurde, wo er im Jahre 1515 von der Krone [illegible] ward.

43.

Dieß muß in einer Stelle des Gedichts ſeyn, worin Andreinus die Eroberung von Neapel beſchreibt. Vermuthlich hat Brantome hier Stemmata ſtatt Stigmata geleſen. Der Dichter, ſtatt daß Brantome ihn ſagen läßt, die Siege Karls VIII. ſeyen eben ſo viele ſchöne Ehrenzeichen auf der Stirne der Italiener, hatte ohne Zweifel umgekehrt geſagt: wenn gleich dieſe Siege ſchnell vorübergegangen ſeien, ſo bleibe doch eine ewige Narbe davon auf der Stirne einer Nation, die ſich ſo leicht habe unterjochen laſſen.

44.

König Ferdinand von Neapel, gegen welchen der Zug eigentlich gehen ſollte, erbot ſich, ſein Reich von ihm zu Lehn zu nehmen, und ihm jährlich funfzigtauſend Thaler Tribut zu bezahlen. Dieß Erbieten ward aber abgewieſen.

45.

Hieronimus Savanarola, ein Dominicaner. Ein ſehr einſichtsvoller, wahrheitliebender und freimüthiger Mann. Er hatte vor den Ereigniſſen ſeiner Zeit in Italien zum voraus gewarnt. Laut drang er in ſeinen öffentlichen Vorträgen auf Abſchaffung der eingeriſſenen Mißbräuche bei den Regierungen ſowohl, als in der Kirche, und an dem päpſtlichen Hof; Gottes Hand behauptete Er, habe den König von Frankreich zur Strafe und Beſſerung nach Italien geführet. Die Freiheit ſeiner Vaterſtadt verfocht Er aus allen Kräften gegen alle Factionen, die ſie unterdrücken wollten. Kurz, er bewies ſich durchgängig als einen braven rechtſchaffenen Mann. Dafür ward er aber auch von dem Papſt excommunicirt, von den Franciscanern auf allen Kanzeln verläſtert und verdammt, von dem ſchändlichen Sforza und den tückiſchen Venetianern auf den Tod verfolgt, und endlich von einer [illegible] in ſeiner Vaterſtadt als ein Opfer ſeiner Redlichkeit und Freimüthigkeit lebendig verbrannt. —

46.

Die Piſaner waren der Florentiniſchen Herrſchaft unterworfen geweſen; bei ſeinem Italieniſchen Zug 1494 hatten ſie den König um ihre Freiheit angeflehet, die er ihnen auch, ohne

weiter

weder ein beſondres Recht darüber zu haben, noch mit den Florentinern im Kriege zu ſeyn, in der erſten Rührung verſprach und verſchaffte. Er beſtätigte ſie ihnen auch nachher 1495 noch trotz der Erbietungen der Florentiner, ließ ſie aber doch nachher bei der Florentiniſchen Belagerung ohne Hülfe; weßwegen ſie auch ſeine Statue zerſchlugen, und die des Kaiſers dafür aufrichteten, der ihnen beiſprang.

47.

Moriz Poncet, Mönch in der St. Peters Abtei zu Melun, Benedictiner Ordens, und Pfarrer zu St. Peter des Arcis zu Paris, ein ſehr eifriger kühner Prediger. Er hinterließ einige Schriften, wovon man die *bibliotheques françoises* von la Croix du Maine und von du Verdier nachſehen kann.

48.

Der Herzog von Joyeuſe, einer der *Lieblinge* Heinrichs III., der ihn, während der größten Noth und Zerrüttung ſeines Reichs, ſeine Vermählung mit verſchwenderiſcher Pracht und Ueppigkeit feiern ließ.

49.

Das *Journal de Henri III.* zum 27. März 1583 ſagt dieß alles von dem Herzog von Epernon, und läßt Poncet noch länger leben.

50.

Peter von Refom, Marſchall von Elé.

51.

Der Verfaſſer hatte nämlich zween Herzoge von Guiſe perſönlich gekannt und noch im Andenken: Franz, der vor Orleans durch Poltrot meuchelmörderiſch verwundet wurde und ſtarb, und Heinrich, welchen König Heinrich III. zu Blois meuchelmörderiſch hinrichten ließ. Jenen, des letztern Vater, nennt er zur Unterſcheidung und nach Verdienſt den Großen; letzterer hatte den Beinamen der Kardigte.

52.

Um dieß ſo allgemein zu ſagen und zu thun, müßte der große Guiſe, gleich dem Verfaſſer hier, vergeſſen gehabt haben, daß er die ſchon verlohrne Schlacht bei Dreux einzig dadurch gewann, daß er mit einem ſolchen Reſervecorps zu rechter Zeit über die ſchon im Plündern und Nachſetzen begriffenen Feinde hereinbrach, und ſie ganz ſchlug. Man ſieht hieraus die Zuverläſſigkeit der Erzählungen ſowohl als der Räſonnements Brantomes. Selten wollte er täuſchen, aber er wird getäuſcht — durch ſich ſelbſt.

53.

In den Nachrichten von den auswärtigen großen Männern.

54.

Die Affäre bei Terouane oder eigentlich Guinegate in Artois, im Jahr 1513, wo die franzöſiſche Cavallerie vor der combinirten Engliſchen und Burgundiſchen, von einem panniſchen Schrecken ergriffen, ſo ſehr auseriß, daß man ſagte: ſie habe ſich mehr ihrer Sporen als irgend eines andern Theils ihrer Rüſtung bedient. Daher der Name Sporengefecht.

55.

Annales de France, de Nicole Gilles, augmentées conſidérablement à double reprise par François de Belle-Forest. Paris 1573. 1579. 2. Voll. Fol. Die Vermehrungen von Belleforeſt beſtehen aber in einer Menge Fabeln und ſchlechter Aufſätze.

56.

Madame, Tochter Ludwig XI., Schweſter Karls VIII. und Gemahlinn eines Herrn von Beaujeu, aus dem Hauſe Bourbon, war die vormundſchaftliche Prätendentinn zur Vormundſchaft über den dreizehnjährigen, ſchlecht erzogenen Karl. Ihre Gegner und Mitwerber waren Ludwig Herzog von Orleans, ſelbſt noch nicht volljährig, und der Herzog von Bour-

Bourbon, älterer Bruder ihres Gemahls. — Daß verliebte Eiferſucht Anna's dem Herzog von Orleans in ſeinen Anſprüchen im Weg geſtanden haben ſollte, iſt wohl eine Brantomeſche Fabel, die ich nirgends beſtättigt gefunden habe.

57.

Brantome erzählt von dieſem Prinzen in ſeinem Namen galantes (Oeuvres, T. II. p. 36—38.) eine in doppelter Rückſicht ſehr characteriſtiſche Anecdote.

Der Prinz hatte gerade eine ſehr vornehme Dame bei ſich zur Gaſtfreundſchaft, als der Gemahl dieſer Dame ihm einen ſehr unerlaubten Morgenbeſuch machte. Er bewirthete dieſen auf der Stelle zu einem Scherz von eigner Art. Nachdem er den Kopf der Dame ins Bettuch verhüllt hatte, ſagte er zu ihm, er wolle ihm, als einem guten Freund, etwas recht hübſches zeigen, wobei er die Dame ganz aufdeckte, und ihre Reize dem lüſternen Auge des unwiſſenden Gemahls preis gab, welcher betheuerte: in ſeinem Leben nie hübſches geſehen zu haben. Damit ließ er ihn gehen, ohne ihn weiter wiſſen zu laſſen, wer die bewunderte Perſon ſei, die freilich unterdeſſen nicht geringe Angſt ausgeſtanden haben mochte.

Aber, — ſagte ſie, als ihr Gemahl fort war — aber, wenn er nun, trotz Ihrem Verbot, dennoch das Tuch von meinem Geſicht weggezogen hätte?

So hätt' ich ihn auf der Stelle niedergeſtochen! antwortete der Prinz lächelnd, und ließ ſich nach dieſer kleinen Unterbrechung nicht weiter in ſeinem Vergnügen ſtören.

58.

M. c. Inventaire de Jean de Serres an. 1407. Im Journal de Paris 1729. T. I. p. 23. unter dem Jahr 1414 wird geſagt, daß damals noch einer Frau zum Vorwurf geſagt wurde, ſie laſſe ſich nach Orleans führen. Wenn man nämlich zu Lebzeiten Herzogs Ludwigs ein hübſches Mädchen von Paris nach Orleans führen ſah, ſo nahm man für bekannt an, daß ſie für das Harem dieſes Prinzen

gen beſtimmt ſey. Dieſer Grund iſt einleuchtend, und es befremdet daher, daß der Herausgeber dieſes Tagebuchs in ſeiner Vorrede bekennt, nicht zu wiſſen, warum es ein beſonderer Schimpf für ein Frauenzimmer ſeyn ſollte, um jene Zeit eher nach Orleans, als anders wohin verwieſen worden zu ſeyn.

59.

Anna von Frankreich, von welcher Brantome eigentlich hier in Beziehung auf Ludwig XII. ſpricht, war ebenfalls eine Schwägerinn von dieſem Ludwig von Orleans, der mit ihrer Schweſter vermählt war. Brantome will alſo ſagen: hätte der jüngere Herzog Ludwig von Orleans ſich entſchließen können, ſeine Schwägerinn Anna von Frankreich zu lieben, wie ſein Anherr, Herzog Ludwig von Orleans ſeine Schwägerinn, Eliſabeth von Baiern, liebte, ſo ꝛc.

60.

Die oben ſchon angeführte Chronik Jakobs von Bergamo: Supplementum Chronicorum Jacobi Philippi Bergomatis.

61.

Zufolge der Liga von Cambrai zwiſchen dem Papſt, dem Kaiſer, Frankreich und Spanien gegen Venedig im Jahr 1508, war der König von Frankreich, — der unter den Conföderirten faſt alles allein that, weil vielleicht ſeine, unpolitiſche, perſönliche Erbitterung die ſtärkſte war — mit vierzigtauſend Mann in Italien eingerückt. Er lieferte den Venetianern am 14. Mai 1509 die berühmte Schlacht bei Agnadello, über deren Verluſt die noch kurz zuvor ſo übermüthig trotzende Signoria, Kopf und Muth ſo ſehr verlohr, daß ſie plötzlich faſt alle ihre zuſammengeraubte Beſitzungen auf dem feſten Lande aufgab, und ſich ängſtlich auf ihre Inſeln flott einſchränkte. Das Gewitter gieng aber gnädiger vorüber, als es erſt gedroht hatte, und — die Schildkröte ſtreckte ein Glied nach dem andern wieder unter dem Schild hervor.

62.

62.

„... den ſein Oberſtallmeiſter bei jedem ſeiner feierli„chen Einzüge vor ihm hergetragen hatte, der aber in der „Schlacht bei Fornova ihnen in die Hände gefallen war, „womit ſie izt als mit einem Siegszeichen prunkten.“

63.

Unſern Leſern ſind dieſe Verdrüßlichkeiten aus den Memoiren Sullys im 4. oder 5. Band dieſer Abtheilung bereits umſtändlich bekannt.

64.

D. h. in dem Krieg, den Kaiſer Maximilian und der König von Frankreich gegen Venedig führten, war la Palisse der kommandirende franzöſiſche General.

65.

Sehr unrichtig. Loutrec wollte nicht ſchlagen; er ſah ſich aber durch das Ungeſtüm ſeiner Schweizer dazu gezwungen, und willigte ein, weil auf alle Fälle aus der Schlacht, die, mit viel Glük, vielleicht doch noch zu gewinnen war, nichts Schimmeres erfolgen konnte, als was er als gewiß vor ſich ſah, wenn er nicht ſchlug, und die Schweizer ihre Drohung, abzumarſchiren, erfüllten.

66.

Die Ausgabe in Quart, von Sauvherens Champier, taugt nichts. Die andre erſchien in Oktav, Grenoble 1651, mit dem Supplement von Expilly und Anmerkungen von Theodor Godefroi und Louis Videl. —

69.

Der Verfaſſer erzählt dieſen merkwürdigen Zweikampf in ſeinem Discours des duels. (Oeuvres, T. XI.) p. 34-ſs. — Dieſer ganze Tom, welcher lauter einzelne Anecdoten von Zweikämpfen enthält, denen der Verfaſſer zum Theil ſelbſt beiwohnte, wird, als nicht biographiſch, hier

nicht geliefert werden. Dagegen aber wird er, — als eine unterhaltende Sammlung von merkwürdigen Beispielen hervorstechender Stärke und persönlicher Tapferkeit, und als ein sehr interessanter Beytrag zur Geschichte der Sitten eines Zeitraums, in dem der Geist der Ritterzeit noch so unverkennbar würkte — nicht übersetzt, sondern vom Uebersetzer dieses Bandes mit Auswahl bearbeitet, besonders erscheinen.

70.

Diese ganze Stelle ist ein Meisterstück von Brantomes Kunst, eine schöne That schlecht darzustellen. Just die schönsten Züge des Helden, den er zu erheben glaubt, verdunkelt er, und fast jedes Wort über ihn bis hierher ist eine rhetorische Unwahrheit.

Nachdem die verrätherische Aufführung des Markgrafen von Mantua, Franz von Gonzaga, den Spitzenhäuptern der Franzosen in Neapel den Untergang gedroht hatte, ob man sich durch ungewöhnliche Schlechtigkeit und harte Unterdrückung, Mangel an Unterstützung, Verdorbenheit der Pestilenzmonathe und Nachgiebigkeit der wenigen noch übrigen Truppen in Gaeta genöthigt, mit dem spanischen Feldherrn Gonsalvo zu kapituliren, um nur den freyen Abzug zu erhalten, den man am ersten Januar 1504 benutzte. In einem entfernteren Theile Neapels, wo Apulien stand nun noch mit einem beträchtlichen Corps der Herzog Ludwig von Arc. Nach dem Verlust der unter seinen Augen gelieferten Schlacht bey Cerignola hatte er sich, statt mit nach Gaeta zu ziehen, getrennt, und mit einem kleinen Haufen von den Ueberbleibseln der Schlacht in Venosa geworfen, wo ihm die verschiedne Achtung, in welcher er unter den dortigen Einwohnern stand, vorzüglich gut zu statten kam. Er benutzte die Entfernung der Spanier, sich in Verfassung zu setzen, legte gute Werke an, errichtete Magazine, und brandschatzte die ganze umliegende Landschaft. Dabey hielt er aber stets die schärfste Mannszucht, und bey die Einwohner an seinem Ueberfluß Theil nehmen, wodurch er nicht nur ihrer Liebe und Achtung sich vollends ganz versicherte, sondern auch mehrere benachbarte Plätze reizte, sich ihm zu unterwerfen, und ihm beyzustehen. Täglich kamen neapolitanische

niſche Adeliche bei ihm an und führten ihm Rekruten zu, die er fleißig übte.

Damit ſchlug er verſchiedene Corps, welche Gonſalvo gegen ihn anſchickte, gänzlich. Denn die Theilung ſeiner ſichern Mannſchaft in mehrere Trupps machte, daß er oft plötzlich auftreten konnte, wo man ihn am wenigſten vermuthete, und wo man ihn ſo eben verſchwinden geſehen hatte.

Auf dieſe Art hatte er den Spaniern von den vier feſten Plätzen aus, die er beſaß, ungemein viel Abbruch gethan, und ſich ſo furchtbar unter ihnen gemacht, daß faſt keiner es mehr wagen wollte, aus ſeiner Garniſon hervor zu kommen.

Jetzt brachte man ihm die zu Gaeta geſchloſſene Capitulation, zufolge welcher die Franzoſen ganz Neapel räumen ſollten! — Er konnte vorausſehen, daß nun nach dem Abzug der franzöſiſchen Hauptmacht die Spanier ſich mit ganzer Kraft gegen ihn und ſeine Handvoll Leute kehren würden. Dennoch ſchreckte dieſe Ausſicht ihn nicht. Er verwarf die Convention mit Unwillen, entſchloß lieber das Aeußerſte zu wagen, als in eine ſchimpfliche Bedingung zu willigen, durch die alle erfochtene Vortheile dem ſtrafenden Uebermuth der Spanier überlaſſen werden ſollten, während noch Hoffnung einer Unterſtützung vom Vaterlande aus, übrig war. Er blieb alſo allein noch in Neapel zurück, und trotzte mit ſeiner braven Mannſchaft, die er mit gleichem Muth und Eifer zu beſeelen wußte, der Spaniſchen Hauptmacht, die ſich itzt unter dem großen Venetianer Alviano (Gonſalvo war krank) gegen ihn kehrte. Dieſer ſah, nach einigen tapfer abgeſchlagenen Angriffen, bald ein, was für einen Helden er vor ſich hatte, ſtellte alle Angriffe ein, und begnügte ſich, blos dem Streifereien des Feindes Einhalt zu thun.

Der Ritter hatte unterdeſſen einen Eilboten nach Frankreich geſchickt, und dem Könige geſchrieben: er wolle ſich noch ein halbes Jahr gegen die ganze Spaniſche Macht in Neapel halten, wenn der König in dieſer Zeit friſche Truppen dahin ſchicken wolle, um von dem Punkt aus,

den er blos zu diesem Behuf so lange noch behaupten werde, seine Rechte auf dies Königreich wieder geltend zu machen. Allein Ludwig XII. hatte, nach dem was nun einmal geschehen war, dies ganze Unternehmen aufgegeben und schrieb ihm zurück, er solle Neapel schleunig räumen, und Bedingungen zu erhalten suchen, so gut es gehen wolle; wenn er ihm nur seine brave Mannschaft rette.

Dieser Ordre zum Abzug mußte der Ritter gehorchen, aber von Bedingungen wollte er nichts wissen. Wie er geblieben war, wollte er auch wieder abmarschiren, ohne mit dem stolzen Feind darüber sich zu besprechen. Er versammelt sein Häuflein Helden, erlaubt allen Neapolitanern, die ihr Vaterland verlassen wollen, sich an ihn anzuschließen, marschirt in Schlachtordnung aus Venosa ab, und in kleinen Tagereisen, ohne sich zu übereilen, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, mitten durch das ganze feindliche Königreich hin, wo er, trotz dem größten siegreichen Heer, überall noch Contributionen eintreibt, ohne daß die Spanier es gewagt hatten, sich ihm entgegen zu stellen. So rückt er auch in den Kirchenstaat ein, wo der kriegerische Papst Julius II. neugierig, diesen außerordentlichen Mann persönlich kennen zu lernen, ihn zu sich nach Rom einlud, und, nachdem er vergeblich versucht hatte, ihn in seine Dienste zu ziehen, mit Bewunderung und reichen Geschenken wieder entließ. Er schlägt sich hierauf vollends durch Oberitalien durch, kommt in sein Vaterland zurück, und marschirt mit seinen Helden gerade nach Blois, wo sich der ganze Hof damals befand. Der König, die Königinn, der ganze Hof und die Stadt giengen ihnen entgegen, bewillkommten sie mit warmer herzlicher Bewunderung, beschenkten die Officiere und Soldaten. Der Anführer wurde aufgefordert, sich selbst eine Belohnung zu bestimmen, oder eine Gnade auszubitten.

„Ich — sagte der bescheidne Held — bedarf nichts „weiter, wenn ich so glücklich bin, den Beifall und die „Gnade meines Monarchen zu haben. Dürft ich aber „dennoch eine Bitte an Ew. Majestät wagen, so wäre es „die, um die Zurückberufung des verwiesenen Generals „Alegre. Sie werden sich und dem Vaterlande in ihm einen treuen, tapfern und einsichtsvollen Diener wieder „schen-

„ſchenken.“ — Um das Große dieſer Handlung ganz zu fühlen, muß man wiſſen, daß der Ritter nicht nur keinen beſondern Grund hatte, dieſen Foe von Alegre zu lieben, ſondern daß ſie ſogar öfters, beſonders in Neapel, Streitigkeiten miteinander gehabt hatten, wo noch zuletzt Alegre gegen des Ritters Rath und Willen, die unglückliche Schlacht bei Ceriznola durchgeſetzt hatte. —

71.

Hier riſſen bekanntlich ſonderbarerweiſe mehrere aus, welche die Nachricht vom Verluſt der Schlacht mit langen Geſichtern nach Paris brachten, bald darauf aber beſchämt vor Scham wurden, als die Eilboten des Herzogs von Guiſe ihnen mit der Nachricht kamen, daß ihre Parthei doch noch den Sieg erfochten habe. — Der Verfaſſer ſcheint übrigens hier beſonders auf den hier ebenfalls geſtochenen Capitain von Auſſun zu zielen, deſſen Unerſchrockenheit zuvor in den Feldzügen in Italien zum Sprüchwort worden war.

72.

Nach dem großen Sieg bei Novara über die Franzoſen im Jahr 1513 fielen die Schweizer fünfundzwanzigtauſend Mann ſtark nebſt einiger teutſchen Reuterei, unter Herzog Ulrich von Wirtemberg, in Burgund ein, und belagerten la Trimouille in Dijon. Nach einer Vertheidigung von ſechs Wochen mußte er den Platz und dieſe ganze Seite des Reichs nicht anders zu retten, als durch einen betrüglichen Vertrag, worin er ihnen im Namen des Königs eine Menge Geld und Ländereien verſprach; worauf ſie abzogen und ihm wieder Luft ließen. Sie ließen ſich auf dieſe grobe Art betrügen, ſo ſehr auch der Herzog von Wirtemberg gegen den Vertrag ſprach. Der König erklärte ihn für null, weil la Trimouille keine Vollmacht dazu von ihm gehabt habe, und dieſer, der dieß recht gut wußte, hatte ihnen ſtatt der vornehmen Geiſeln, faſt lauter gemeine Leute in vornehmen Kleidern mitgegeben, worein noch dazu der beſte von Zurich vermiſchte. —

73.

Bouchet, Chronikſchreiber von Aquitanien, hieß Johann nicht Wilhelm, und weder la Croix du Maine, noch

noch Verdier ſchreiben dieſen Jardin d'honneur ihm zu. Nach erſterm hieß das von ihm zum Lob dieſes Generals verfertigte Buch: Panegyrique du chevalier sans reproche, messire Louis de la Trimouille, und ward gedruckt zu Poitiers bei Jaques Bouchet, 1527. Verdier ſagt gar nichts davon.

75.

Philibert von Clermont, Capitain über funfzig Gensdarmen, und Lieutenant-General bei der Armee Ludwigs XII. in Ferrara, wo er im Jahr 1512 ſtarb.

Beob-

Beobachtungen
über die meiſten Begebenheiten
in den erſtern
Religionskriegen in Frankreich,
nebſt der
aufrichtigen Enträthſelung des größten
Theils derſelben.

Von

Franz de la Noue.

Einleitung des Ueberſetzers.

In dem Bürgerkrieg, der nach der ſchändlichen Bartholomäusnacht mit verſtärkter Wuth ausgebrochen war, wurde la Rochelle belagert, mit deſſen Eroberung man der ganzen proteſtantiſchen Parthei in Frankreich den Todesſtoß zu verſetzen gedachte. Glücklicherweiſe verſtand man aber königlicher Seits ſich nicht darauf, die beſten Mittel zu Erreichung dieſes landesväterlichen Zwecks zu wählen, und ſo zog dieſe Angelegenheit ſich, bei dem hartnäckigen Widerſtand der Ketzer, in die Länge.

Man mußte alſo einen andern Weg nehmen, und verfiel auf das gewöhnliche Mittel hinterliſtiger Unterhandlungen, um durch Betrug den Feind zu fällen, welchem offenbare Gewalt nichts anhaben konnte. Leider war aber dieß Mittel ſchon zu ſehr verbraucht, als daß man ſich ſonderlichen Erfolg davon hätte verſprechen dürfen. Einen Höfling durfte man vollends gar nicht zu dieſem Geſchäft abſchicken; denn gegen dieſe Art Leute hatten die zu oft ſchon betrogenen Hugenoten endlich behutſames Mißtrauen gelernt. Es bedurfte eines Mannes, deſſen Rechtſchaffenheit bei der Parthei ſelbſt, an die man ihn ſchickte, ſo ſehr außer Zweifel

ſeyn

ſeyn mußte, daß man hoffen dürfte, ſein Credit würde den zweideutigen Anträgen des ſo oft ſchon Wort- und Eidbrüchigen Hofs die Gunſt des erſten Eindrucks verſchaffen. Eine ſchwere Aufgabe! —

Selbſt durch eine Treuloſigkeit des Hofs der nachherigen noch ſchwärzern Treuloſigkeit deſſelben dem Pariſer Blutbad, glücklich entgangen, befand Franz von la Noue ſich um dieſe Zeit ſehr in Verlegenheit in Flandern, als ſpaniſcher Kriegsgefangener. Auf ihn warf der Hof die Augen, als die Verwendung ſeines Freundes, des Herzogs von Longueville, ſein Andenken glücklicher Weiſe wieder ins Gedächtniß zurückrief. Er war ganz der Mann, wie man ihn izt nöthig hatte. Im unbeſcholtenſten Ruf der Rechtſchaffenheit ſowohl, als der Tapferkeit; unerſchrocken in der Schlacht; gemäßigt und billig im Rath und beim Unterhandeln; Freund des Vaterlandes und des Friedens; geraden Sinnes, auch der kleinſten Abweichung vom geraden Wege unfähig.

Ihn rief man izt nach Hofe, überhäufte ihn mit Schmeicheleien, Geſchenken und Verſprechungen, und ſchlug ihm endlich vor, ſein Anſehen bei ſeinen Glaubensgenoſſen — denn er war ſelbſt Hugenot — zu verwenden, um ihnen Geſinnungen des Friedens zu empfehlen, und ſo die Ruhe ſeines Vaterlandes wieder herzuſtellen.

Lange weigerte er ſich, dieß Geſchäft zu übernehmen; und als er endlich den Bitten ſeines Königs und dem Wunſch ſeines eignen Herzens, zur Rettung ſeiner Brüder mit zu würken, nicht länger zu widerſtehen vermochte, wagte er ſich an dieſes undankbare Geſchäft, unter der ausdrücklichen, den Grund ſeiner langen Weigerung enthüllenden Bedingung, daß man ihm heilig

ver-

verſichern müſſe, man wolle ſich ſeiner Vermittlung nicht bedienen, um ſeine Glaubensgenoſſen aufs neue zu betrügen.

Der Hof, erhaben über ſolche kleinliche Ehrenrügen, nahm ſelbſt dieſe ſeltene Art von Offenherzigkeit ohne weiteres hin. Man war nun einmal im Fall, des wunderlichen Manns durchaus zu bedürfen, und für ſolche Verwicklungen der Zeitumſtände war man klüger im Belig des hohen Talents, mit unverhehlter Unbefangenheit wohl noch weit gröbere Dinge zu überſehen.

Der König verſprach alſo ausdrücklich ſeinem Unterthan, ſeine Unterthanen wenigſtens dießmal, unter gehörigem Vorbehalt und ohne Präjudiz für künftige Fälle, nicht zu betrügen, gab ihm als Gehülfen, eigentlich aber als Spion, einen Italiener mit, und la Noue gieng ab.

Mit einer bittern Kälte, die den ſeiner Redlichkeit ſo innig ſich bewußten edeln Mann in der Seele ſchmerzen mußte, wurde er von ſeinen Brüdern aufgenommen, die das gerechte Mißtrauen gegen den Ort, wo er her kam, unbillig und wider ihre eigne beſſre Ueberzeugung, auf ihn ſelbſt übertrugen. Man gab ihm ſehr deutlich zu verſtehen, wie ſehr die Uebernehmung eines ſolchen Geſchäfts ihn in Schatten ſtelle. — la Noue verſchmerzte alle dieſe Bitterkeiten und entledigte ſich redlich der Aufträge, die den Gegenſtand ſeiner Sendung machten.

Ohne ſie nur einer Ueberlegung zu würdigen, verwarf man geradezu ſeine Friedensvorſchläge. Ihm ſelbſt aber wurde im Namen der ganzen Parthei angedeutet: „als ihr Glaubensverwandter habe er unter „drei Dingen zu wählen: nach England zu gehen, und „vor der Hand dort zu bleiben; oder unter ihnen ſich

„als bloßer Privatmann aufzuhalten; oder end-
„lich — ihr General zu werden!“ — Nach einer Conferenz mit seinem Zugeordneten erwählte la Roue das letztere, übernahm das Commando, und führte es geraume Zeit, mit Bewilligung des Königs selbst, dessen Armee den Platz belagerte.

So stand dieser Redliche auf dem sonderbarsten Posten, auf der scharfen Grenzlinie der Pflicht, und hatte die schwere Rolle eines Anführers und Geschäftsträgers zweier erbittert feindlicher Partheien, die nur darin übereinstimmten, daß sie beide das gegründetste Vertrauen in seine Rechtschaffenheit setzten.

Er rechtfertigte auch beiden diese ehrenvolle Auszeichnung. War irgend ein Vortheil für die Belagerten zu ersehen, so führte er sie muthig hinaus zu einem tapfern Ausfall gegen die Belagerer, deren Abgeordneter er war, denen er aber hier als feindlicher General seine Einsicht, Tapferkeit und Redlichkeit erprobte. Kehrte er siegreich mit seinen Glaubens- und Waffenbrüdern in ihre Mauern zurück, so legte er den Commandostab weg, und trat groß und edel wieder unter sie als Friedensvermittler und Abgeordneter ihrer durch ihn so eben geschlagenen Gegner. Und trotz dieser doppelten Rolle, die beinahe jeden andern bei einer, oder noch sicherer bei beiden, Partheien verdächtig machen mußte, wankte hier bei beiden das Zutrauen auf seine Redlichkeit nicht. Sie schienen von ihm innig überzeugt zu seyn, was Pythias einst dem großen Fabricius nachrühmte: „eher
„könne die Sonne aus ihrer Bahn, als
„er von der Rechtschaffenheit, weichen! —

Als man endlich königlicher Seits sah, daß seine Unterhandlungen nichts vermochten, dagegen aber seine Ein-

Einſicht und Tapferkeit den Belagerten überwiegende Vortheile bringe, ſo ſchickte der kommandirende General der Belagerung einen Trompeter hinein, und ließ ihn auffordern, ſeiner frühern Verpflichtung zufolge auf dem Platz abzuziehen. La Noue, — unfähig, ſich dem Ruf der Pflicht zu verweigern — legte ſein Commando nieder, nahm von ſeinen Brüdern Abſchied, und zog allein heraus ins Lager.

Dieſer Mann nun, der auf dieſer beiſpielloſen Tugendprobe beſtand, dieſer Mann iſt der Verfaſſer der nachfolgenden Nachrichten von den erſtern politiſch-religiöſen Unruhen in Frankreich. Dieſer einzige Zug charakteriſirt ihn treffender und zuverläſſiger, als eine bändereiche Biographie. Einiges andere von ſeinem Leben und Thun, ſoweit es die ungemeine Beſcheidenheit des Mannes zuließ, werden unſere Leſer im Vorbeigehen auch von ihm ſelbſt erwähnt finden.

Hier nur kurze Nachricht von dem Original, nach dem dieſe Ueberſetzung gemacht iſt. Es führt den Titel: Discours politiques et militaires du Sieur de la Noue. Recuellis et mis en lumieres par le Sieur de Vresnes, et dédiés au Roi très chretien Henri IV. de ce nom. Derniere edition, enrichie de deux indices. Pour Pierre et Jaques Chouet M. DC. XIV. Ein Band von 1000 Seiten, enge gedruckt in Duodez. Er enthält Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände und Materien, die dem Kopf und Herzen des Verfaſſers gleich ſehr Ehre machen. Sie verrathen durchgängig warmen Patriotismus ohne ungerechte Einſeitigkeit gegen fremdes Verdienſt; eifrige Anhänglichkeit an ſeine Religion, ohne Bigotterie und Intoleranz; ungeſchminkte Rechtſchaffenheit ohne ſtoiſche Exaltation; Weltklugheit ohne Schulfexerei; ausgebreitete Kenntniſſe ohne Prahlerei;

Kritik; ohne Bitterkeit, und man müßte, wenn man auch sonst nichts von ihm wüßte, den edeln Mann schon darum in ihm ehren, weil er in einer Lage, wie die, worinn er schrieb, noch fähig war, ohne alle Prätension, mit solcher Wärme, und meistens so schön und treffend für Tugend und Vaterland zu fühlen und zu denken *).

„Ich weiß es dem Jammer jener Zeiten Dank — „sagt der französische Herausgeber in seiner Zueignungs„schrift an den König — daß er mir, indem er mich „zwang, mein Vaterland zu fliehen, um auswärts eine „philosophische Muße zu suchen, das Glück verschaffte, „acht bis neun Monate in der Gesellschaft des „Herrn de la Noue zu verleben. Denn ausser dem, „daß dieser vortreffliche Mann alle Vorzüge besitzt, welche „Chion am Xenophon bewundert, schöne litterarische „Kenntnisse sowohl, als militärische Einsichten und Er„fahrungen, half das Beispiel seiner Tugenden und sein „angenehmer Umgang mir die Bitterkeit des allgemei„nen Jammers und meiner eignen besondern Ungemäch„lichkeiten verschmerzen; eine Wohlthat, für die ich „Gott täglich danke."

„Was mich aber noch mehr an ihn zog, noch stär„ker seine Freundschaft wünschen ließ, war die Bemer„kung, daß, je weiter er von seinem Vaterlande und „von Ew. Majestät entfernt war, desto höher sein stets „bewiesener Eifer für Ew. Majestät Dienst und des „Vaterlandes Wohl gestiegen schien. Wachend und „im Traume hat er keinen andern Gedanken, als auf „die Möglichkeit und die Mittel, den Uebeln abzu„helfen, die unser armes Vaterland zerrütten; und der „gewöhnliche Gegenstand seiner Gespräche betrift die „Mit-

*) Diese Perlen denke ich aus dem Schutt hervorzuziehen, um in einer etwas modernern Fassung sein Monument damit zu zieren.

„Wiederherſtellung Frankreichs in ſeinen ehmaligen „Glanz; eine izt ſo beweinte und beweinenswürdige „Sache, daß ſie eher zu wünſchen, als zu hoffen ſcheint.“

„Im ſüßen Genuß des vertrautern Umgangs, deſ„ſen er mich zu würdigen die Güte hatte, erblikte ich „einſt, als ich mich in ſeinem Cabinet befand, einen ganz „nachläßig und verlohren in einen Winkel geworfenen „Haufen Papiere, die in krauſer Verwirrung durch ein„ander lagen. Ich nahm einige davon auf, las mit „ungemeinem Vergnügen darinn, und fand, daß ſie „ſorgfältig geſammelt zu werden verdienten. Ich äuſ„ſerte dieß gegen den Herrn von la Rene; er wollte mirs „aber nicht geſtatten, ſondern ſagte: es ſeyen blos Schrei„bereien, die er in den düſterſten Stunden ſeiner lan„gen und harten Gefangenſchaft aufs Papier geworfen „habe; ſie verdienten nicht geleſen zu werden, indem das „Waffengetümmel, in dem er unaufhörlich habe leben „müſſen, ihm nicht geſtattet habe, ſich einer ſchönen „Schreibart zu befleiſſen. Da überdieß bei dieſen Auf„ſäzen insbeſondre ſein einziger Zweck geweſen ſey, ſich „die Zeit zu vertreiben, ſo habe er gar keine Sorgfalt „auf den Styl gewendet; auch ſey es ihm gar nicht ein„gefallen, ſie je wieder hervorzuſuchen.“

„So konnte ich alſo dießmal nichts von ihm er„halten. Allein die erſte Probe hatte mich nun ein„mal ſo lüſtern gemacht, daß jene Weigerung und die „Geringſchäzung, mit welcher er ſelbſt davon ſprach, „mein Verlangen nur noch ſtärker reizte. Ich ruhte da„her nicht, bis ich auf verſchiedene Arten ein Stück nach „dem andern an mich brachte, und endlich nach und „nach dieß Buch zuſammen ſammelte.“

„Als ich nachher den Werth meines davon getra„nen Raubs näher und reiflicher erwog, fand ich ihn zu „koſtbar und zu gemeinnüzig, um ihn nicht in einer Ge-

„ſie zu vergraben. Ich verſuchte daher alles Mögliche, „was in meinen Kräften war, um den Verfaſſer zu bewegen, daß er das Publikum damit beſchenken möchte. Da ich aber ſah, daß alles vergebens war, und „er dieſe Aufſätze ſo gering ſchätzte, daß ich ſeine Einwilligung zu ihrer öffentlichen Bekanntmachung wohl nie „erhalten würde; wagte ich endlich, dies ohne ſein „Vorwiſſen zu thun, in der feſten Ueberzeugung, daß „nothwendig ihrem Verfaſſer Ruhm, und dem Vaterlande Nutzen daraus erwachſen müſſe. Denn iſt nicht „dies Werk voll ſehr ſchöner Lehren für Hohe und Niedre, allen ihren Verſtand und ihre Kräfte aufzubieten, „um dieß Reich wieder herzuſtellen, und vor dem unſtreitig nahen Sturze zu retten. Es giebt Mittel an, wie „unſerm Frankreich wieder gut und dauerhaft aufzuhelfen wäre. Es handelt von der Eintracht als dem einzigen Kitt zur feſtern Wiederverbindung der Theile dieſes alten hinfälligen und durchlöcherten Gebäudes. Es „verbreitet ſich ausführlich über die Kriegszucht, und „lehrt, wie man die Waffen führen und wohl anwenden ſoll. Es ermahnt einen jeden nach ſeinem Stand, „Frömmigkeit und Gerechtigkeit zu üben. Es zeigt „den Prinzen und Großen, und dem ganzen Adel überhaupt, den wahren Weg zur Tugend und zur Wiedererlangung der alten franzöſiſchen Ehre, und zur Vermeidung alles deſſen, was Schaden und Armuth nach „ſich ziehen könnte. Kurz, das Schönſte und Beſte, „was je die berühmteſten Philoſophen und Geſchichtſchreiber aller Zeiten als dienlich zur Regierung und Erhaltung eines großen Staats, und zu Bildung großer „Männer vortrugen, findet ſich hier vereinigt, und in „einer ſo ſchönen Sprache, in einer ſo anziehenden „Mannichfaltigkeit, mit ſo einſichtsvoller Rückſicht auf „Geiſt und Laune unſrer Nation vorgetragen, daß ich „hoffe, alle meine Leſer werden mir es ſehr Dank wiſ-

„ſen,

„ſen, daß ich ihnen die Belehrung und das Vergnügen „nicht entzog, die ſie aus dieſem Werk unſtreitig ſchö„pfen werden.“

„Sie werden indeſſen den Werth davon noch höher „zu ſchätzen wiſſen, wenn ſie erwägen, in welch einem „entſetzlichen Aufenthalt dieſe angenehme vortreffliche „Werk gedacht und niedergeſchrieben wurde. Wenn „man bedenkt, in welch einem elenden Kerker der Herr „von la Noue ſaß, als er dieſe Aufſätze ſchrieb, ohne „Hoffnung, oder doch wenigſtens ohne Wahrſcheinlich„keit, je daraus erlöst zu werden; niedergedrückt von „Krankheiten an ſeinem Körper, von Angſt in ſeiner „Seele, und dabei äußerſt ſcharf bewacht; wer ihn in „dieſer bejammernswürdigen Lage ſich vorſtellt, der be„wundre einmal nicht an ihm dieſe ſelbſt in den tugend„reichſten Jahrhunderten ſeltne Standhaftigkeit und „Seelengröße, durch welche allein er mitten unter ſo viel „Erduldung und Beſorgniß der ſchrecklichſten Dinge fä„hig blieb, gleichſam im Rachen des Todes das Beſte „ſeines Vaterlandes zu ſeiner Herzensangelegenheit zu „machen, und in einer ſo harten Sklaverei ſeine Seele „ſo frei zu erhalten, daß man ſich bei Durchleſung ſei„ner Aufſätze ſagen möchte, nichts als ſeine Leidenſchaf„ten, und was irgend die Ruhe ſeines Geiſtes hätte „ſtören können, ſeyen eingekerkert geweſen, nicht Er; „oder, die nachtheiligen Würkungen jenes traurigen „Aufenthalts haben, indem ſie ſeine Hülle zernagten, „ſeinen Geiſt geläutert, und deſto leichter mit ſchönen „erhabnen Gedanken genährt. —

In dieſem Werke nun enthält der letzte Abſchnitt, ungefähr der vierte Theil des Ganzen, die folgenden Beobachtungen zu der Geſchichte der erſten Religionskriege in Frankreich: Obſervations ſur pluſieurs choſes advenues aux trois pré-

nieres troubles, avec la vraye declaration de la pluspart d'icelles (p. 779 — 1019.), die wir hier in einer treuen Ueberſetzung liefern. Ihr Werth iſt entſchieden, ihre Wahrheit aus der Feder eines ſo rechtſchaffenen Mannes und guten Beobachters ſo ſehr über jeden Verdacht einer wiſſentlichen Verfälſchung oder Verdrehung erhaben, daß wir nur wenige Documente aufweiſen können, von denen ſich dieß mit gleichem Grade von Zuverſicht verſichern ließe.

Es kann ſeyn — wie Herr von Anquetil in einer Stelle ſeines Eſprit de la Ligue erinnert, daß der redliche la Noue ſich nicht überall auf die Hofmaskeraden verſtand, daß er uns alſo über die geheimen Triebfedern mancher Begebenheiten, die vor ſeinen Augen vorgiengen, nicht alle Aufſchlüſſe zu geben vermag, weil er ſich ſelbſt hierinn irrte; aber gewiß iſt es, daß er getreu und ächt erzählt, was er ſah, und unpartheiiſch ſagt, was er darüber dachte. Dieß letztere bleibt auf alle Fälle von entſchieden ſeltnem Werth. Und — müſſen wir denn nicht im Grund faſt auf alle ächte Aufſchlüſſe über geheime Triebfedern in der Geſchichte Verzicht thun, da meiſtens nur die ſie geben können, welche ſelbſt in die Ränke mit eingeweiht waren, deren ſehr zweideutige Glaubwürdigkeit uns alſo kein Menſchenkenner zu verbürgen wagen wird? — Wie ganz anders befriedigen uns Nachrichten und Bemerkungen eines Mannes von Kopf und Herz wie la Noue! — Friede ſey mit ſeiner Aſche! —

Inhalts-

Inhaltsanzeige.

Erſter Religionskrieg.

1. Kap. Daß auch ohne den Vorfall zu Vaſſy die Reformirten angegriffen worden ſeyn würden.

Anfang der erſten Unruhen.

Entfernung des Prinzen von Condé aus Paris.

Veranlaſſung des Zuſammenrückens ſeiner Truppen.

Merkwürdige Betrachtung hierüber.

2. Kap. Ob der Prinz von Condé würklich einen ſo groſſen Fehler begieng, daß er ſich des Hofs oder der Stadt Paris nicht ſogleich bemächtigte.

Abſicht des Prinzen beim Ausbruch.

Warum es ſchwer, und nachher ganz unmöglich für ihn war, Paris wegzunehmen.

Warum er ſich beim König und dem Hof das Uebergewicht nicht verſchaffen konnte.

3. Kap. Dreierlei Merkwürdigkeiten vor dem Ausrücken beider Heere. —

Daß die Geſchichtſchreiber unmöglich alles anmerken können.

Wie der Prinz Orleans einnahm.

Von den die Waffenergreifung betreffenden Schriften beim Ausbruch des Kriegs.

Von der Unterhandlung zwiſchen der Königinn und dem Prinzen.

4. Kap. Von dem übereilten Verſprechen des Prinzen, Frankreich zu verlaſſen; und wie es wieder rückgängig gemacht wurde.
Annäherung der beiden feindlichen Armeen.
Friedensgewerbe,
Verſprechen des Prinzen gegen die Königinn.
Rath und Gutachten darüber. Betrachtung.

5. Kap. Wodurch der Krieg würklich zum Ausbruch kam?
Entſchließung des Prinzen, ſeine Feinde anzugreifen.
Was gethan wurde, um es ins Werk zu ſetzen.
Welchen Erfolg dieſe Unternehmung haben konnte, und was ſich am folgenden Tag zutrug.
Ereigniß, das dem Frieden des Prinzen ſehr hätte zum Vortheil gereichen können.

6. Kap. Von der erſt beobachteten guten Kriegszucht und nachher eingeriſſenen Ausſchweifung.
Grund dieſer guten Kriegszucht.
Merkwürdige Partikularitäten davon.
Anfang der Unordnung.
Dagegen verſuchte Mittel.

7. Kap. Warum die Armee des Prinzen nach der Einnahme von Boisgency aus einander lief.
Unzufriedenheit im Heer.
Einnahme von Bourges, und Berathſchlagung über eine vorzunehmende Belagerung von Orleans.
Gründe derer, die izt noch nicht dafür, ſondern für eine Belagerung von Rouen waren.

8. Kap. Mißliche Lage der reformirten Angelegenheiten ohne die Ankunft der auswärtigen Hülfe.

Einnahme von Rouen.
Marsch der Truppen des Herrn von Duras.
Plan des Prinzen, durch die Ankunft Andelots überflüssig gemacht.

9. Kap. Entwürfe des Prinzen bei Annäherung des fremden Beistands. Er rückt vor Paris. Marschirt nach der Normandie ab.
Aufbruch des reformirten Heers gegen Paris.
Was sie in den ersten Tagen dort vornahmen.
Unternehmung eines nächtlichen Ueberfalls der Vorstädte.
Abzug des Prinzen.

10. Kap. Sechs Merkwürdigkeiten von der Schlacht bei Dreux.
Die Schlacht an sich merkwürdig.
Das Benehmen der beiden Armeen vor der Schlacht.
Großmuth der Schweizer.
Die Geduld des Herzogs von Guise. Sie verschaft ihm den Sieg.
Die lange Dauer des Gefechts.
Die Gefangennehmung beider Feldherrn.
Rückzug beider Heere.
Wie der Herzog von Guise den Prinzen in der Gefangenschaft behandelt.

11. Kap. Der Herzog von Guise belagert Orleans.
Der Admiral zieht nach der Normandie.
Gründe, worauf die Hoffnung des Herzogs von Guise sich stützte.
Entschlossenheit des Admirals.
Belagerung von Orleans. Merkwürdigkeiten davon.
Verwundung und Tod des Herzogs von Guise.
Darauf folgendes Ende der ersten Unruhen.
Was der Admiral in der Normandie that.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20198 / 156

Zweiter Religionskrieg.

1. Kap. Von den Ursachen des Ausbruchs der zweiten Unruhen, und wie die Plane der Reformirten vereitelt wurden.

Nächste Veranlassung.
Entschluß, die Waffen zu ergreifen.
Schwierigkeiten, die sich anfangs dagegen hervorthaten.
Erfolg der Unternehmungen des Prinzen und der Seinigen.

2. Kap. Dreierlei Versuche des Prinzen machten seine Unternehmungen anfangs sehr glänzend, und setzten die Katholiken stark in Verlegenheit.

Die allgemeine Waffenergreifung auf Einen Tag.
Die Kühnheit, sechstausend Schweizer anzugreifen.
Die Besetzung von St. Denis.

3. Kap. Was sich bei und nach der Räumung von St. Denis Merkwürdiges zutrug.

Erstes Vorhaben des Prinzen, seine Gegner zu einem Vergleich zu zwingen.
Zweites Vorhaben. Drittes Vorhaben.
Entwürfe des Connetable.
Von der Schlacht bei St. Denis.
Vortheil der Gegner des Prinzen.

4. Kap. Vom Zug beider Armeen gegen Lothringen in verschiedenen Absichten.

Angewandte Maasregeln, den Prinzen und seine Armee zu vernichten.
Benehmen dieser Armee in Lothringen.
Eine merkwürdige Geschichte.

5. Kap. Vom Rückmarsch beider Heere nach Orleans und Paris. Art des Prinzen, das seinige verproviantiren, marschiren und einquartiren zu lassen.

Expedi

Expeditionen, um den Frieden zu bewirken.
Von der Einquartirung der Armee.

6. Kap. Von neuen Truppen, die aus verſchiedenen Provinzen in Orleans einrückten. Was den Prinzen vermochte, den Zug nach Chartres zu unternehmen.
Misliche Lage der Reformirten, während der Religionskriege.
Anfang der Belagerung von Chartres.

7. Kap. Zweiter Friede zu Longjumeau.
Der zweite Friede verurſacht mehr Unheil, als der Krieg ſelbſt.
Ein Theil der Reformirten zieht ſich das Elend ſelbſt zu.

Dritter Religionskrieg.

1. Kap. Eiliger Rückzug der Reformirten, und ſchöne Entſchloſſenheit des Herrn von Martigues zu Saumur.
Merkwürdige Umänderungen in dieſen Kriegen.
Rückzug des Prinzen.
Der Herr von Martigues wendet ſich nach Saumur.
Der Herr von Andelot ſetzt über den Fluß.
Was ſein Vorſatz war.

2. Kap. Der Prinz gewinnt, durch die Nachläßigkeit ſeiner Gegner, Zeit, zu la Rochelle ſich wieder in Verfaſſung zu ſetzen, und ſeinem nahen Untergang zu entgehen.
Wie ſehr die Stadt Rochelle dem Prinzen und ſeiner Parthei zu ſtatten kam.
Sie machen ſich von dort aus Herrn von einem großen Landſtrich.
Ankunft der Königinn von Navarra und ihrer Kinder bei der Armee.
Auch die Truppen aus Dauphiné ſtoßen dazu.
Niederlage der Oberſten Mauvaus und Pierre Gourde.

3. Kap. Von den erſten Fortſchritten beider Heere, als ſie in ihrer erſten Stärke mit gleicher Hitze zu ſchlagen wünſchten.

Von ihrer Macht, und wie ſie, beim ſehnlichſten Wunſch, nicht an einander zu kommen vermochten.

Der Herzog von Anjou verſäumt eine ſchöne Gelegenheit, den Admiral und Andelot zu ſchlagen. Bemerkungen über dieſen Vorgang.

Auch die Armée des Prinzen läßt eine ſchöne Gelegenheit unbenützt, die feindliche Avantgarde zu ſchlagen.

Treffen bei Jaſeneuil.

Drolliger Vorfall, der viele in Verlegenheit ſetzte.

Erfolg der Unternehmung des Admirals gegen das Regiment des Grafen Briſſac.

4. Kap. Daß beide Armeen, ſiegdürſtend, nicht einmal zum Schlagen kommen konnten. Folgen der ſtrengen Kälte.

Gleiche Entſchloſſenheit beider Heere; doch ohne Erfolg, wegen der äußerſt ſtrengen Kälte.

Unternehmung des Admirals; nicht ganz nach Wunſch ausgefallen.

Rückzug beider Armeen des Froſts wegen.

Kühne Unternehmung des Grafen von Briſſac. Deren Erfolg.

5. Kap. Tod des Prinzen zu Baſſac.

Was ſich vor der Schlacht bei Baſſac zutrug.

Vernachläſſigung der Furth, und Langſamkeit im Zuſammenſtoßen und Formiren ſind der Grund der erfolgten Niederlage.

Schlacht bei Baſſac.

Gefangennehmung des Prinzen.

Warum er doch noch ermordet wurde.

Sein Lob.

Was nach ſeinem Tod erfolgte.

6. Kap. Merkwürdiger Zug des Herzogs von Zweibrücken vom Rhein bis nach Aquitanien.
Vergleichung der Unternehmung des Herzogs von Zweibrücken mit der des Kaisers Karl des V.
Hindernisse, die der Armee des Herzogs in den Weg gewälzt wurden, um sie an der Vereinigung mit dem Heer der Prinzen zu hindern.
Von der Vereinigung beider Armeen, der teutschen und der französisch-reformirten.
Treffen bei la Roche l'Abeille.

7. Kap. Die Belagerung von Poitiers betreffend.
Plane mit der Armee der Prinzen, vor der Belagerung von Poitiers.
Einnahme von Lusignan.
Warum Poitiers belagert wurde.
Merkwürdigkeiten von dieser Belagerung.
Warum sie wieder aufgehoben werden mußte.

8. Kap. Schlacht bei Montcontour.
Verschiedene Ursachen der hier erlittenen Niederlage.
Angriffe und Scharmützel bei St. Clair.
Vernachläßigte denkwürdige Warnung vor der Schlacht.
Verschiedene Anschläge und Schwierigkeiten bei der Armee der Prinzen.
Dem Feinde wird dadurch der Angriff erleichtert.
Die Armee des Herzogs von Anjou schlägt und siegt.

9. Kap. Daß die Belagerung von St. Jean d'Angeli die Reformirten rettete.
Fehler der Armee Monsieurs nach dem Sieg.
Merkwürdiger Kriegsrath bei dieser Armee. Wie er ausfiel.
Gespräch hierüber zwischen dem Kardinal von Lothringen und dem Herrn de la Noue.
Erfolg der Belagerung von St. Jean d'Angely.

10. Kap. Daß Rochelle itzt für die Reformirten so wichtig war, als erst Orleans.

Wie wichtig im Krieg Städte für die Armeen sind.

Bequemlichkeit von la Rochelle.

Wie es den Prinzen in Kriegssachen nützte.

Vortheile der Kriege zur See. Mißbräuche, die dabei vorfallen.

11. Kap. Große Märsche und Verrichtungen der reformirten Armee.

Wodurch die Armee der Prinzen sich wieder aufhalf.

Von den Verstärkungen, die zur Armee der Prinzen stießen.

Zug dieser Armee.

Gegeneinanderstoßen beider Armeen zu Arnai le Duc.

Dritter Friede.

Verhalten des Admirals in den ersten drei Kriegen.

12. Kap. Beweggründe, die den dritten Frieden zu Stand brachten.

Vergleichung desselben mit den vorigen; und ob sie nothwendig waren.

Verschiedene Ursachen dieses dritten Friedens, in Ansehung beider Partheien.

Zu welcher Zeit man die Friedensunterhandlungen einleitete. Was sich hieraus schließen läßt.

Betrachtungen über diese erste Vermittlungen der Bürgerskriege.

Verschiedene Gesinnungen und Neigungen derer, die Krieg wünschten

Wie man dem vorsah.

Ein Wort gegen die, welche jeden Frieden gut, jeden Krieg übel gethan fanden.

Erſter Religionskrieg.

I.

Auch ohne den Vorfall zu Waſſi würden die Reformirten in Frankreich zuerſt angegriffen worden ſeyn.

Auf Rath und Gutachten eines achtbaren Collegiums der einſichtsvollſten Staatsmänner des Reichs war in Gegenwart Sr. Majeſtät das Jännredict [1]) entworfen, beſchloſſen und zugeſtanden worden, um ſo vielen verſchiedenen, weitausſehenden und ausgebreiteten Unruhen und Bewegungen noch vor einem beſorgten Ausbruch abzuhelfen, und das Anſehn der öffentlichen Geſetze gegen ſie zu ſichern. Dennoch wurde, leider! dieſer Zweck, die Ruhe Frankreichs, nicht dadurch erreicht. Der Grund davon lag theils in dem eifrigen Verlangen der Reformirten, ſich auf einen feſten Fuſs zu ſetzen, und die ausgewürkte Freiheit für die Zukunft dauerhaft zu begründen, theils in der Furcht der Katholiken, denen eine ſolche Neuerung unerträglich ſchien.

Ein Theil der Prinzen und Herrn dieser leztern Parthei [3]) griffen, äusserst aufgebracht über ein solches Umhergreifen, nach dem gefährlichen Mittel einer heimlichen Verbindung, um den Gegnern Gewalt entgegen zu stellen, und sie mit Nachdruck in engere Grenzen einzuschränken. Als nun einige von ihnen sich nach Paris aufmachten, um dort ihre Kräfte zu vereinigen, begab sich der Tumult zu Väſſy [4]), wo viele Personen, die sich beim reformirten Gottesdienst versammelt befanden, das Leben einbüßten.

Dieser Vorfall selbst ist von den Geschichtschreibern ausführlich und oft genug erzählt worden; ich übergehe daher die nähern Umstände davon, und bemerke blos, nicht nur daß er große Traurigkeit unter den Reformirten erregte, sondern hauptsächlich die Schlüsse, die sie zu ihrer Warnung daraus zogen, und den Nutzen, der daraus entsprang.

Der Herr Prinz von Conde' befand sich gerade zu Paris mit Einrichtung der durch das königliche Edict bewilligten öffentlichen Religionsausübung beschäftigt, als er diese Nachricht erhielt. Er gieng darüber mit den einsichtsvollsten Großen und Cavalieren, die in seiner Begleitung waren, zu Rath, und sie waren sämtlich der Meinung: dieser kleine Ausbruch sey nur der sichre Vorbot eines größern Sturms, der über sie hereinbrechen würde; man müsse daher weiter, als auf die nächste Lage der Dinge bedacht seyn.

Hierauf gab er sogleich einigen Großen am Hof Nachricht von dem Vorgang, über den sie in Unruhe geriethen, und ihm den Rath gaben, auf Gegenmittel und Sicherheitsmaasregeln für sich und den Staat zu denken. Dem zufolge erließ er Ermahnungsschreiben an alle reformirte Gemeinden, auf ihrer Hut zu seyn;

denn die meiſten, im Wahn bereits eine dauerhafte Ruhe erreicht zu haben, hatten die Köpfe ſchon ſo voll von dem izt vorzunehmenden Kirchenbauweſen, daß es ihnen gar nicht einfiel, an Kriegsvorrath zu ihrer Vertheidigung denken zu müſſen. Der reformirte Adel in den Provinzen ward nun raſch aus der trägen Ruhe emporgeſchreckt, und eilte, ſich mit Waffen und Pferden zu verſehen, erwartungsvoll, welche Wendung die Angelegenheiten am Hof und die Bewegungen zu Paris nehmen würden.

Bald darauf langten in dieſer Hauptſtadt die Herrn von Guiſe, der Connetable und der Marſchall von St. Andre', und etwas ſpäter der König von Navarra, den ſie in ihr Bündniß zu ziehen gewußt hatten, an, und nöthigten den Prinzen von Conde', mit einem guten Gefolge von Adel ſich nach Meaux zu entfernen. Von hier aus ſchickte er ſogleich an den Admiral und den Herrn von Andelot, und that ihnen zu wiſſen, Mangel — nicht an Muth, ſondern — an Macht habe ihn genöthigt, Paris zu verlaſſen; ſie möchten ſich daher ſchleunig aufmachen, um zu ihm zu ſtoßen, denn Cäſar ſey nicht nur über den Rubicon vorgedrungen, ſondern habe ſogar ſchon Rom beſetzt, und ſeine Fahnen fiengen bereits an, durchs Bladhfeld her zu wehen.

Die beiden Herrn folgten, nebſt ihren Freunden und ihrer Equipage, unverzüglich dieſem Ruf, ohne jedoch ſchon öffentlich die Waffen zu ergreifen, was ihre Gegner bereits gethan hatten. Fünf bis ſechs Tage blieb man dort beiſammen, theils um über den künftigen Operationsplan mit einander zu Rath zu gehen, theils um das heilige Abendmahl am Oſterfeſt zu genießen.

Nichts weniger als Neuling in Staatshändeln, ſah der Admiral wohl voraus, daß die Sache warm und

ernſthaft werden würde, und ſtellte daher die Nothwendigkeit vor, ſich ſchleunigſt mit Mannſchaft zu verſehen, oder ſich zur Flucht gefaßt zu machen; man habe, beſorgte er, ohnehin ſchon zu viel Zeit verſtreichen laſſen.

Als man noch unſchlüſſig zwiſchen beiden Wegen ſchwankte, gewannen die Sachen auf einmal eine andre Geſtalt, indem unerwartet und ungerufen von allen Seiten Adel herbeiſtrömte, ſo daß man in Zeit von vier Tagen deren bereits über fünfhundert zählte. Dieſe Verſtärkung veranlaßte, daß man von Meaux aufbrach, und dies aus zweierlei Gründen. Einmal um zu verſuchen, ob man nicht noch den Hof gewinnen und ſich beim König und der Königinn feſtſetzen könnte: dann, wenn dieß fehlſchlüge, um ſich von Orleans Meiſter zu machen, und im Fall eines würklichen Kriegs daran einen guten Sicherheitsplatz und Vereinigungspunkt zu haben.

Nachdem ſie alſo in ſechs Tagen zuſammengebracht hatten, was ſie kaum in Monatsfriſt gehofft hätten, brachen ſie gegen St. Cloud auf, wo noch dreihundert gute Pferde zu ihnen ſtießen. Hier erhielten ſie aber auch die Nachricht, daß der Herr von Guiſe et Comp ſich bereits des Hofs verſichert hätten *). Dieſe Schnelligkeit, die den Herrn gut zu ſtatten kam, machte dem Prinzen von Condé einen Strich durch die Rechnung; denn er hatte eben das im Sinn gehabt, um ſich zu ſeiner und ſeiner Religionsverwandten Erhaltung der Gunſt und des Anſehns Sr. Majeſtät zu verſichern.

Da man alſo dieß izt aufgeben mußte, marſchirten ſie von St. Cloud nach Chaſtres und Angerville, und wurden unterwegs noch durch fünf oder ſechs Trupps von Adelichen verſtärkt. Dieß plötzliche Anwachſen unſers

Corps

Corps verursachte gar gewaltiges Aufsehen; denn es bestand izt aus nicht weniger als tausend Edelleuten, die wohl funfzehnhundert streitbare Cavallerisien ausmachten, sämmtlich mehr mit Muth als Panzern gewapnet.

Damit zog man vor Orleans, das auf die Art erobert wurde, wie die Geschichtschreiber berichten. Anmerken muß ich hierbei, daß wenn der Prinz damals schwach an Mannschaft gewesen wäre, man ihn erdrückt oder belagert haben würde. Weil man aber sah, daß er stark genug war, um das Land in Botmäßigkeit zu erhalten, und daß er gegen seine Freunde eine eben so brave als gegen den König bescheidne Sprache führte, so drängte man ihn nicht sehr, und dadurch gewann er Zeit, sich mehrere Vortheile zu machen. So kam es ihm also sehr gut zu statten, daß er gleich anfangs in einer respectabeln Verfassung auftreten konnte.

Verschiedene waren der Meinung, dieß alles sey ein von lange her angelegter Handel gewesen, oder doch nur durch die Eilfertigkeit der Anführer zu Stand gebracht worden. Ich kann aber das Gegentheil versichern, indem ich mich selbst mit dabei befunden hatte, und neugierig war, alles bis auf den Grund zu erforschen. Es ist ganz zuverlässig, daß der gröste Theil des Adels sogleich auf die erste Nachricht von dem Vorfall zu Vassy, theils aus gutem Willen, theils aus Furcht den Entschluß faßte, nach Paris zu gehen, weil sie, gleichsam instinktmäßig, darauf verfielen, es könnte kommen, daß ihre Beschützer ihrer bedürften. So giengen also aus den Provinzen diejenigen, welche die berühmtesten und angesehensten waren, mit zehn, zwanzig, dreißig von ihren Freunden ab; alle führten Waffen versteckt mit sich, logirten unterwegs in Gasthöfen, oder auf dem Land, bezahlten alles gut, und kamen endlich glücklich

zum Haupteorps. Mehrere von ihnen versicherten mir, nichts als dieß habe sie zum Marsch bewogen, und auch die Herrn Prinzen und den Admiral hörte ich mehrmals bezeugen; ohne diese Unterstützung wären sie in Gefahr gewesen, eine schlechte Parthie zu ergreifen.

Es erhellt hieraus, wie viel Nutzen man bisweilen aus Dingen ziehen kann, die dem ersten Anschein nach just nachtheilig sind, und dem Untergang entgegen zu führen scheinen. Auch kann man, ja selbst die größten Heerführer können hier lernen, sich nicht zu viel mit seinem Verstand und seinen Einsichten zu wissen, in öffentlichen sowohl als in Privatgeschäften. Denn wenn gleich der Verstand ein sehr nothwendiges Werkzeug ist, so ist er doch zuweilen wie benebelt, so daß er sich ganz außer Stand findet, unter mehrern Wegen und Maaßregeln die zweckmäßigsten zur Rettung zu wählen, wenn ein solcher unerwarteter Sturm so plötzlich hereinbricht. Dieß geschieht denn, damit er sich demüthige, und den Grund des Gelingens außer sich selbst aufsuche. Sylla, dem doch keiner unsers Jahrhunderts an Kriegseinsichten sich gleichstellen darf, Sylla selbst sagte von sich, er habe dem Glück seine Erhaltung und Erhöhung zu danken.

Und dennoch giebt es heut zu Tage noch Leute, welche sagen wollen, die Fortuna der Heiden (ein erdichtetes Wesen) und die Ordnung Gottes in Lenkung der geringern Begebenheiten (etwas Würkliches) seyen bloße Schleyer, um seine Unwissenheit zu verbergen; denn der Mensch selbst sey eigentlich Schöpfer seines Glücks und Unglücks, je nachdem er weise oder thörigt handle. Eine Behauptung welcher tausendfältig die Erfahrung widerspricht, die man verwerfen und vielmehr denken muß, daß bei allem Dichten und Trachten

ten

ten und Ueberlegen des Menschen das Vollbringen allemal erst noch in der Hand Gottes steht. —

2.

Ob der Herr Prinz von Condé so sehr gefehlt habe, daß er beim Ausbruch der Unruhen sich nicht vom Hof oder doch von Paris Meister machte.

Ich will nicht läugnen, daß verschiedene einsichtsvolle Männer dieser Meinung waren, und vielleicht noch sind, so wie ich selbst sie einst eine Zeitlang hegte. Nachdem ich aber die ganze Lage der Dinge beim Anfang jenes großen Trauerspiels, und was darauf erfolgte, wohl in Erwägung gezogen habe, bin ich dadurch zu einer richtigen Einsicht gekommen, wie die Folge dieses Kapitels zeigen wird.

Der König von Navarra hatte sich nach und nach einem weichlichen üppigen Leben und damit zugleich den eiteln betrügerischen Lockungen von reichen Ländereien und hohen Würden überlassen, welche Leute ihm vorspiegelten, die ihn mißbrauchen wollten, und hinter dem Rücken ihn verspotteten. Er hatte sich durch sie endlich sogar von seinem Glauben und seiner Parthei abtrünnig machen lassen, und dieß hatte bei denen, die offen und versteckt ihn zu begünstigen schienen, eine auffallende Kälte, bei den Verbündeten aber eine noch kühnere Hitze gegen jene, bewürkt.

Unter diesen Umständen war sein Bruder, der Prinz von Conde', der Meinung, die Klugheit erfordre es, sich nicht länger auf einen zerrütteten Grund zu verlassen, sondern zu seiner Sicherheit anderwärts einen neuen eignen zu legen. Da nun der Hof und Paris die beiden großen Lichter, die Sonne und der Mond, Frankreichs sind, (beide jedoch Eclipsen unterworfen;) so glaubte er die Strälen, die das eine ihm versagte, beim andern suchen zu müssen. Zu dem Ende suchte er in Paris die Predigt des Evangeliums zu pflanzen, damit wenn durch sie die Tausende verborgener und in dieser zahllosen Menge Volks gleichsam begrabener Saamenkörner erwärmt und entwickelt würden, sie tausendfältige Früchte bringen möchten, was sich nachher auch gar bald wohl zeigte; denn bei den Versammlungen, welche die Reformirten hielten, befanden sich einst auf dreißigtausend Personen. Ein so schöner Anfang machte den Reformirten Lust, sich Mühe zu geben, um daselbst festen Fuß zu fassen. Sie betrieben es jedoch anfangs etwas zu lau und nachläßig; als aber die Ligue sich in ihren Würkungen offenbarte, sahen sie erst vollends ganz deutlich ein, was sie hätten thun sollen, was aber, weil man zu lange gezaudert hatte, nun nicht mehr thunlich war. So gering izt ihre Hoffnung war, so unterließen sie doch den Versuch nicht, es noch zu bewürken.

Hier nun muß ich, alles wohl erwogen, sagen, daß dieß Project gleich anfangs schon gar nicht leicht, und späterhin äußerst schwer so ins Werk zu setzen war, daß man sich hätte wesentlichen Nutzen davon versprechen dürfen. Zuerst will ich von Paris reden, und die Schwierigkeiten zeigen, die hier zu bekämpfen waren.

Bekanntlich ist in dieser Stadt der Sitz der Rechtspflege, die da in ganz erstaunlichem Ansehn steht.

So

So wie also ihre Gunst den Reformirten sehr viel geholfen hätte, eben so mußte auch ihre Abgunst ihnen viel schaden. Nun aber bewies sich dieß ganze Collegium, einige wenige Mitglieder ausgenommen, stets als einen unversöhnlichen Todfeind der neuen Religionsbekenner. Die Geistlichkeit, die in dieser Stadt sehr mächtig und verehrt ist, wütete und tobte darüber, daß sie öffentlich Dinge vor Augen sehen mußte, die ihr ans Herz griffen, und schmiedete insgeheim tausend Ränke dagegen. Der Stadtmagistrat bemühte sich ebenfalls sie nicht emporkommen zu lassen, aus Furcht vor den Uneinigkeiten, die er als eine nothwendige Folge der Religionsverschiedenheit besorgen zu müssen glaubte. Ebendahin stimmte auch der größere Theil der Universität, und beinahe die gesammte niedre Volksklasse, nebst den Anhängern und Dienern der katholischen Prinzen und Herrn, und was hierzu etwa sonst noch von außen kommen und mithelfen konnte.

Was nun den eigentlichen zuverlässigen Kern der Macht betrifft, worauf die Reformirten rechnen konnten, so bestand dieser in dreihundert Edelleuten, und eben so viel waffengeübten Soldaten. Ferner in vierhundert Schülern, und einigen freiwilligen Bürgern, ohne Uebung und Erfahrung. Dies war gegen ein so zahlloses Volk so viel als eine Mücke gegen einen Elephanten. Ich glaube, wenn blos die Novizen aus den Klöstern und die Köchinnen der Priester sich unversehens mit Prügeln und Bratspießen hätten blicken lassen, so hätten jene sich eines andern besonnen. Indessen hielten sie sich doch, unerachtet ihrer Schwäche, stets brav und machten gute Mine, bis die offenbare Gewalt der verbundeten Prinzen und Herrn sie zum Weichen brachte.

Wäre es aber noch in der Stadt zu würklichen Thätigkeiten gekommen, wie es denn bei den angesponnenen heimlichen Ränken in wenigen Tagen beinahe unvermeidlich war) würden wohl die Reformirten zu Paris drei Tage gefochten haben, wie die zu Toulouse? Traun nicht drei Stunden! und das einzige Mittel ihrer Erhaltung hätte darin bestanden, wenn der König persönlich für die Aufrechthaltung seines Edikts gesorgt hätte.

Einige wollen den Prinzen hierbei mit dem Pompejus vergleichen. Untersucht man aber genauer, so wird man finden, daß der Fehler des Pompejus, Rom zu verlassen, ungleich größer war, als der des Prinzen, als er Paris verließ. Denn zu Rom hatte Pompejus beinahe alles auf seiner Seite, statt daß der Prinz in Paris nur eine Handvoll Leute hatte. Ehe man alte Beispiele auf neue Thatsachen anwenden will, sollte man doch erst die Aehnlichkeit beider untereinander etwas genauer prüfen.

Alle obengedachte Schwierigkeiten überzeugen mich, daß es allerdings ein erhabener edelmüthiger Entwurf war, die reformirte Religionsübung in Paris einführen zu wollen, daß es aber nahe an die Unmöglichkeit grenzte, sie ohne das erwähnte Mittel festzugründen. Was nachher geschah, bestättigte dieß hinlänglich.

Nun auch ein Wort von der Stimmung des Hofs. Bekanntlich wurde zur Zeit des Religionsgesprächs zu Poissy die evangelische Lehre ganz frei vor ihm vorgetragen. Eine Folge davon war, daß mehrere, sowohl Hohe als Niedre Geschmack dafür gewannen. Doch! wie im Strohfeuer eine große Lohe aufschlägt, aber aus Mangel an Materie plötzlich wieder erlischt, eben so giengs auch hier. Nachdem das, was als Neuigkeit sie gereizt hatte, in den Herzen dieser Höflinge

etwas

etwas veraltet war, erſtarb ihre Leidenſchaft dafür, und der gröſste Haufen kehrte zur alten Hofcabale zurük, die weit geſchikter iſt, Gelegenheit zu Poſſen, zum Lachen und Schäzeſammlen zu geben. Es gab ſogar Hugenoten, die wieder umſattelten, um dieß alte Handwerk wieder zu treiben.

Hier eine allgemeine Bemerkung. Der Hof iſt überall, in Ganzen genommen, das ächte Nachbild des Fürſten: wie der Herr, ſo der Knecht. Iſt er weiſe, ſo iſts der Hof auch; iſt er flüchtig, ſo äffen ihm die Höflinge nach. Bringt es ein Hausvater durch die Macht der Gewohnheit dahin, daß ſeine Kinder und Geſinde ſich nach ſeinem Muſter bilden, was wird erſt ein König an ſeinem Hofe zu bewürken vermögen, ein König, der über Erhöhung und Verderben gebeut! —

Da alſo die Höflinge merkten, daß der König, ſeine Herrn Brüder, und die Königinn Mutter mehr der katholiſchen Religion zugeneigt waren, und der König von Navarra ebenfalls die proteſtantiſche Parthei verlaſſen hatte; ſo ſuchten ſie ſich mit jenen zu conformiren, was natürlich zum Nachtheil des Prinzen von Conde' und ſeiner Schutzverwandten ausſchlug.

Ueberdieß, wenn er auch früher als die andern dahin gekommen wäre, ſo hätte er ſich doch nach einem kurzen Aufenthalt bald verhaßt machen müſſen. Denn predigt einmal einem Hof Reformation, wagt es, ihm ſeine Vergnügungen anzutaſten, ihn mit Geſchäften zu unnebeln; er haßt euch als ſeinen Todtfeind tödtlich. Da endlich der Prinz hier viele, und außer dem Hof noch mehr Feinde hatte, ſo wäre er nicht einmal ſicher geweſen. Darum glaube ich alſo, daß

auch

auch der Hof keine zuverläſſigere Stütze abgegeben haben würde.

Ein anderer Plan aber, den er, mit eben ſo ſchlechtem Erfolg, verſuchte, hatte meines Erachtens mehr für ſich. Er wollte nämlich die Königinn bewegen, nach Orleans zu kommen, und den König mitzubringen. Einige Geſchichtſchreiber ſagen, dieß ſey ihr vorgeſchlagen worden, als die Bewegungen der Ligue ſie beängſtigte, und ſie habe auch würklich dem Vorſchlag Gehör gegeben. Alles zerſchlug ſich wieder; allein ich glaube, daß die Schwerdter wohl in der Scheide geblieben ſeyn würden, wenn die Sache zur Würklichkeit gekommen wäre. Denn wenn ſich auf dieſe Art der Hof an einem gut beſetzten nicht zu überrumpelnden Ort befunden hätte, gegen den auch nichts mit Gewalt unternommen werden konnte, weil niemand es gewagt haben würde, die Mauern, die den König umſchloſſen, zu beſchießen; ſo würde man wohl zu Pferd unterhandelt haben, bis die Sachen einigermaßen wieder nach den Pacifications-Edicten ins Geleis gebracht geweſen wären. Uebrigens bin ich weit entfernt zu glauben, daß dieß Mittel den Krieg auf immer abgeſchnitten und verbannt haben würde. Man konnte aber ſchon zufrieden ſeyn, wenn er dadurch wenigſtens auf kurze Zeit noch zurückgedämmt worden wäre.

3.

Dreierlei, was sich vor Eröffnung der Feindseligkeiten zutrug. Eines lustig, das andre listig, das dritte kläglich.

Bei der zahllosen Menge von Gegenständen kann ein Geschichtschreiber sich unmöglich darauf einlassen, alle Particularitäten und Nebenumstände mit anzuführen; denn statt Eines Bandes müßte er sonst immer vier liefern. Er begnügt sich also, nur das Merkwürdigste anzuführen. Wenn ich nun solche Geschichten der vergangenen Tage lesen, und es fällt mir hier und da noch ein mehr oder minder wichtiger Umstand bei, über den sich noch etwas Gutes oder Nützliches zum Vortheil des Ganzen sagen ließe, so macht es mir Vergnügen, es zu thun, besonders da, wo ich als Augenzeuge reden kann. Es hat vielleicht aus meiner Feder nicht sonderlichen Werth; indessen kann ich doch auf alle Fälle wenigstens dafür haften, daß es allemal ächt und unverfälscht ist.

Zuerst ein Wort von der Art, wie der Prinz und sein Gefolge nach Orleans kamen. Er hatte den Tag zuvor den Herrn von Andelot abgeschickt, um sich der Stadt zu bemächtigen; weil aber dieser, als er incognito dahin kam, fand, daß die Sache nicht so gar leicht zu bewerkstelligen wäre, so hatte er dem Prinzen durch einen Vertrauten sagen lassen, Er möchte nur eiligst vorrücken, um ihn zu unterstützen, indem es den Anschein hätte, als würde man zu den Waffen kommen müssen.

Rie-

Niemand wollte gern einen ſo fetten Biſſen verlieren, daher verlangten alle, die mit dem Prinzen waren, nicht nur zu trottiren, ſondern ſich in geſtreckten Galopp zu ſetzen, und damit wurde denn unverzüglich angefangen. In der Entfernung von ſechs Lieuen gieng der Tanz ſchon los. Der Prinz, der damals an Herrn und Knechten etwa zweitauſend Pferde hatte, im Galop voran, und das ganze Heer ihm nach, bis unters Thor von Orleans.

Eine Menge Reiſende, ſowohl Einheimiſche als Fremde, auf dem Weg nach Paris, ſahen dieß räthſelhafte große Rennen, und konnten gar nicht begreifen, was das bedeuten ſolle. Die meiſten dachten erſt, alle Narren aus ganz Frankreich wären hier zuſammen zu einem Luſtritt verſammelt, oder es gelte irgend eine Wette; denn damals wußte man noch nichts von Krieg. Als ſie aber weiter darüber nachdachten, und die Menge, und den dabei befindlichen zahlreichen Adel in Erwägung zogen, fiengen ſie an, ſich ſehr zu wundern, doch ſo, daß ſie nicht umhin konnten, über einen ſo tollen Sturm zu lachen, der nicht Bäume, wie die Sturmwinde in Languedoc, wohl aber hier und da ſich ſelbſt niederriß; denn überall an der Straße lagen geſtürzte Knechte, buglahme verfangene Pferde, herabgeflogene Mantelſäcke, worüber ſelbſt die, welche mitrennten, unaufhörlich lachen mußten. Dagegen weinten aber auch die nicht ſchlecht, die dieſen Tag noch aus der Stadt vertrieben wurden, weil ſie das bisher beſeſſene und genoſſene Lager der trefflichſten Weine Frankreichs mit dem Rücken anſehen mußten.

Nun zum zweiten ernſthaftern Punkte, zu den allgemeinen und beſondern Beſchuldigungen, Entſchuldigungen, Gründen, Gegengründen und andern Künſten, das Publikum für ſich zu gewinnen, mit welchen

Waffen

Waffen so große Heerführer zween Monate lang gegeneinander kämpften, und dabei zugleich nebenher noch ihre eignen Anhänger bestärken und beherzen wollten. Es war nämlich damals bei dergleichen so neuen und ungewöhnlichen Staatshändeln von der äußersten Wichtigkeit, den nachtheiligen Eindrücken entgegen zu arbeiten, welche von den Gegnern auf die Gemüther derer gemacht wurden, welche die Absichten der Unternehmer nicht kannten. Es wurde hiebei von beiden Seiten die scharfe Feder wacker gehandhabt, wie die noch vorhandenen Urkunden beweisen.

Es giebt Leute, die der Meinung sind, wenn sie einer guten gerechten Sache gewiß sind, jedermann müsse dies so gut von selbst einleuchten, als ihnen, und in dieser Voraussetzung versäumen sie dann, ihr Recht öffentlich darzuthun. Dies ist aber sehr irrig. Denn wenn gleich der eigenthümliche Glanz der Wahrheit und Gerechtigkeit mit der Zeit allemal sicher hervorbricht; so ist es doch in den meisten Fällen sehr wohl gethan, ihm zu Hülfe zu kommen, und dahin zu würken, daß bald als wahr erkannt werde, was später zwar ebenfalls, aber mit mindrem Nutzen, dafür erkannt werden würde. Denn so wie das Unkraut den guten Saamen nicht aufkommen und gedeihen läßt, wenn man es nicht bei Zeiten ausrottet, eben so wird auch der sich oft unterdrückt sehn, der nicht bei Zeiten den Verläumdungen entgegenarbeitet, welche gewöhnlich die Gegner des Guten emsig ausstreuen. Ueberdieß erwirbt man sich auch nachdrücklichere Unterstützung dadurch, wenn man offen und ehrlich bei irgend einer Unternehmung darstellt, daß man gerade darauf los- und billig damit umzugehen gedenke. Kurz, in diesen Zeiten sind die Menschen so träge und schläfrig bei Unternehmungen zum allgemeinen Besten, daß sie weder Hand noch Fuß

rüh-

führen, wenn man nicht unaufhörlich Aufforderungen unter sie ergehen läßt.

Wer vollends eine schlechte Sache hat, bedarf eines noch stärkern Aufwands von Kunst und Verschlagenheit, um zu bemänteln, was ihn sonst im öffentlichen Credit herabsetzen würde. Solchen fehlts aber gemeiniglich gar nicht an verführerischer Ueberredungsgabe. Die Beredsamkeit gleicht also hierin einem zweischneidigen Schwerdt. Doch bleibt es immer schwer, das Falsche zu verkleistern und das Wahre zu verdunkeln.

Das dritte endlich ist die bei Tourny in Beauce gehaltene Unterredung zwischen der Königinn Mutter, dem König von Navarra, und dem Prinzen von Conde', um auf Mittel zu Beilegung der obwaltenden Zerrungen zu sinnen. Verschiedene waren der Meinung, persönliche unmittelbare Unterhandlung der Großen würde würksamer seyn, als die so oft fruchtlos versuchten Abgeordneten, und obgleich bisweilen bei dergleichen Zusammenkünften Gefahr ist, so wurde doch diese bewilligt, in Rücksicht auf das dringende Anliegen der Königin. Nur setzte man erst folgende Bedingungen zur Sicherheit fest:

Von beiden Seiten sollte man nicht mehr als hundert Edelleute, mit Waffen und Lanzen, mitbringen.

Dem Ort der Zusammenkunft sollten die Truppen beiderseits nicht über zwo Lieuen nahe kommen.

Dreißig leichte Reuter von beiden Seiten sollten sechs Stunden vor der Zusammenkunft das Feld recognosciren, das hier eben war wie das Meer.

Zur

Zur gesetzten Stunde war die Königinn mit dem König von Navarra zur Stelle, wo der Prinz sich mit dem Admiral gleich darauf ebenfalls einstellte. Sie waren sämmtlich zu Pferde, und hielten so ihre Unterredung von den nächsten Staatsangelegenheiten.

Unterdessen hielten zu beiden Seiten die bestimmten Truppen, lauter auserlesene Mannschaft, meistens aus den vornehmsten Häusern, achthundert Schritte von einander. Der Marschall von Damville commandirte auf einer, der Graf von la Rochefaucauld auf der andern Seite. Nachdem sie nun eine halbe Stunde so gegenüber gestanden und sich angesehn hatten, bekam der eine Lust, seinen Bruder, der andre seinen Oheim, der dritte seinen Freund, seinen Vetter, seinen alten Cameraden zu sprechen; man erbat sich dazu vom Kommandirenden Urlaub, was jedoch nicht gern gesehen und schwer bewilligt wurde, weil es verboten war, sich einander zu nähern, aus Besorgniß, es möchte zu Wortwechsel und dann endlich zu Thätlichkeiten kommen.

Allein weit entfernt, daß Händel erfolgt wären, war nichts als herzlicher Gruß und Umarmung unter diesen Leuten, die sich nicht enthalten konnten, ihren gebohrnen oder erworbnen Freunden und Lieben Beweise ihrer Liebe zu geben, unerachtet izt verschiedne Feldzeichen sie trennten; denn die im Gefolge des Königs von Navarra hatten Rentröcke von Carmosinsammet, und rothe Feldzeichen; die des Prinzen von Condé weiße Rentröcke und Feldzeichen.

Die Katholiken, welche die Reformirte schon für verlohren hielten, ermahnten sie, auf ihr Bestes bedacht zu seyn, und nicht durch Hartnäckigkeit diesen jammervollen Krieg zu verewigen, in welchem leibliche Verwandte einander aufzureiben genöthigt wären. Die

Reformirten erwiederten hierauf: dieß sey zwar auch ihnen schrecklich, allein sie seyen überzeugt, wenn sie sich nicht zur Wehre setzten, würde man sie eben so behandeln, wie mehrere schon von ihren Glaubensgenossen, die an verschiedenen Orten grausam ermordet worden waren.

So ermahnte man auf beiden Seiten sich zum Frieden, und lag den Großen an, ihm Gehör zu geben. Manche die etwa aus der Ferne diese Dinge etwas tiefer ergründeten, beweinten in der öffentlichen Zwietracht die Quelle künftigen Jammers. Und wenn sie dann vollends bei sich der Betrachtung nachhiengen, daß alle diese Höflichkeiten und Liebkosungen, die man an einander verschwendete, so bald in Mord und Todtschlag verkehrt werden würden, als die Befehlshaber das Zeichen zum Angriff gäben, und daß sobald das Visier geschlossen seyn und blinde Wuth die Augen verriegelt haben werde, der Bruder des Bruders nicht schonen dürfte - - - - Thränen quollen ihnen ins Auge, wenn sie dieß bedachten.

Ich befand mich hier mit dabei auf Seiten der Reformirten, und kann wohl sagen, daß ich auf der andern Seite ein Dutzend Freunde hatte, theuer mir wie leibliche Brüder, und mir mit gleicher Liebe zugethan. Und doch legten Gewissen und Ehre jedem die heiligsten Verpflichtungen auf, forderten oft ganz entgegengesetzte Dienste. Persönliche Freundschaften hatten damals noch hohe Kraft und Fülle; seit aber nachher die großen Unfälle hereinbrachen, und Umgang und Geselligkeit zerrissen wurden, erstarben jene Gefühle in den meisten. —

Nach einer zweistündigen fruchtlosen Conferenz schieden die Königinn und der Prinz auseinander, beide

de ſehr empfindlich, daß ſich nicht mehr für den gegenwärtigen Zweck hatte thun und erreichen laſſen.

4.

Von dem etwas übereilten Verſprechen des Prinzen, das Reich zu verlaſſen, und was deſſen Erfüllung hinderte.

Nachdem von allen Seiten eine gute Anzahl Militär in Paris eingerückt war, hielten der König von Navarra, die Herrn von Guiſe und der Connetable, die ohnehin die Macht der Reformirten als bloße zuſammengelaufene Rotte von unruhigen Köpfen verachteten, ſich für ſtark genug, ſie in die Enge zu treiben, und brachen auf mit ihrem Volk gegen Chateaudun.

Sobald der Prinz Nachricht davon erhielt, hielt er mit den bei ihm befindlichen Generalen Kriegsrath über die izt zu ergreifenden Maasregeln. Alle ſagten einſtimmig, da man bis izt in Wort und Thaten ſo gute Miene gemacht habe, und da es überdieß eine alte bewährte Kriegsmaxime ſey, ſich nicht in eine Stadt einſperren und belagern zu laſſen, ſo lange man noch das Freie gewinnen könne, ſo würde dieß letztere auch für ſie nicht rathſam ſeyn, indem es den Verdacht von Feigheit auf ſie werfen, und daher den Angelegenheiten ihrer Parthei ſehr zum Nachtheil gereichen dürfte, ſowohl bei Auswärtigen, als in den Augen ihrer heimlichen Anhänger in Frankreich ſelbſt. Da nun noch überdieß die bereits aufgebrachten Truppen ſich auf ſechstauſend Mann zu

Fuß, und zweitausend zu Pferd beliefen, und nach dem Bericht der Spione die Feinde erst viertausend Mann Infanterie und dreitausend Lanzen stark, und obschon besser equipirt, doch sicher nicht tapfrer und muthvoller, als ihre Leute wären; so müßten sie schlechterdings ohne Anstand und Zeitverlust ins Feld rücken, und die erste Gelegenheit ergreifen, mit dem Feinde zu schlagen. Denn die Umstände würden sich nie günstiger zu einer solchen Unternehmung vereinigen, indem die Macht der Feinde täglich Zuwachs bekäme.

Dieser Plan wurde genehmigt, und man lagerte sich dann anderthalb Meilen von Orleans, wo nun Abgeordnete von der Königinn anlangten, um die abgebrochenen Unterhandlungen wieder zu eröffnen, weil man von beiden Seiten vor dem Jammer zurückbebte, den man als eine allgemeine Folge von einem Ausbruch der Feindseligkeiten voraussah.

Bei den beiden ersten Konferenzen wurde viel hin und her geredet, ohne daß man es zu irgend einem Schluß bringen konnte. Doch vereinigte man sich endlich darüber, daß die katholischen Prinzen und Großen sich auf ihre Güter entfernen sollten, worauf der Prinz dem König in allem gehorchen wolle, was Er ihm zum Wohl des Reichs befehlen würde. Bald darauf verließen die verbündeten Herren auch würklich den Hof, giengen jedoch nicht weiter als bis Chateaudun, wo sie blieben, daher die Reformirten sogleich eine ihnen gestellte Falle argwöhnten.

Manche wollen sagen, der Prinz habe bei dieser Unterhandlung sich zu sehr Gefahren blos gegeben. Allein er war stets stärker als die Gegner, und die Seinigen hatten die Augen auf alles, um nicht betrogen zu werden. Dennoch konnten sie mit aller Wachsamkeit

nicht ganz verhüten, daß ſie nicht wenigſtens in Einem Stück angeführt wurden, indem ſie ein wenig zu ehrlich und zutraulich dem König von Navarra zu ſeiner Sicherheit während der Unterhandlung die Stadt Vogency einräumt hatten, die man ihnen nicht wieder zurück gab. Zum Glück war der Ort weiter von keiner Bedeutung, ſie aber wurden doch über die Treuloſigkeit aufgebracht, und ſahen nun wohl, daß man künftig nicht anders als im Sattel und gerüſtet unterhandeln dürfe.

Unter der Menge Unterhändler, die täglich von der Königinn an den Prinzen abgeſchickt wurden, um ihn für die Erhaltung des Friedens zu gewinnen, die ſie ſo ſehnlich zu wünſchen bezeugte, war auch der Biſchoff von Valence, ein Mann von ungemeiner Gelehrſamkeit, dem beſonders die glücklichſte Ueberredungsgabe zu Gebot ſtand, wo er Gebrauch davon machen wollte. Er wußte die Beſorgniſſe des Prinzen mit ſchönen glatten Worten ſo künſtlich einzuſchläfern, daß dieſer nichts ſehnlicher wünſchte, als einen guten Vergleich zu treffen. Nachdem er ihn ſo weit hatte, ſagte der Biſchoff endlich zu ihm: da er, der Prinz, ziemlich allgemein von der Verläumdung als Urheber des Kriegs ausgeſchrieen und verhaßt gemacht werde, ſo müſſe er alles verſuchen, dieſen Verdacht dadurch von ſich zu entfernen, daß er ſich zu allem Guten in Wort und Handlungen anerbiete. So würde man, es gehe wie es gehe, den künftigen Jammer des Vaterlandes weder ihm, noch der Sache, die er verfechte, zur Laſt legen können. Wenn er daher bei der nächſten Unterhandlung ſich gegen die Königinn großmüthig erbiete, er wolle lieber mit ſeinen Freunden das theure Vaterland verlaſſen, als es dem Elend eines bürgerlichen Kriegs ausſetzen, ſo werde die Königinn überraſcht nichts weiter gegen ihn vorzubringen wiſſen. Noch ſtärker aber werde die Verlegenheit

ſeiner Feinde darüber ſeyn, die ohnehin ſchon verſprochen hätten, ſich auf ihre Güter zu entfernen. Die unfehlbarſte Folge dieſes Schritts würde ſeyn, daß man endlich zu irgend einem guten Schluß käme, und vorerſt wenigſtens die Waffen weglegte, worauf dann alles ohne Anſtand wieder in Ordnung gebracht werden könnte *).

Nach dieſem Antrag verließ er den Prinzen, ſehr geſtimmt dieſen Rath zu befolgen, indem es ihn ohnehin ſchmerzte, in einen Krieg gegen ſein eignes Vaterland verwickelt zu werden. Er eröffnete ſich darüber gegen einige ſeiner Freunde von eben ſo friedfertigen Geſinnungen, und ſie fanden den Vorſchlag nicht uneben.

Zween Tage darauf ſollte er verabredter maſen anderthalb Meilen von da eine Zuſammenkunft mit der Königinn haben, um noch einmal zu verſuchen, ob ſich nicht noch ein Vergleich zu Stand bringen ließe. Man kam zuſammen, und nach verſchiedenen Reden that ihr endlich der Prinz das obige Erbieten, zum Beweis ſeiner eifrigen Wünſche für die Ruhe ſeines Vaterlandes, es zu verlaſſen.

Kaum war der letzte Laut über ſeine Lippen, ſo faßte ſie ihn gleich beim Wort, und ſagte dabei, dieß ſey allerdings das einzige Mittel, dem befürchteten Unheil vorzubeugen, und ganz Frankreich werde dieß Opfer ihm Dank wiſſen. Da auch der König bald volljährig ſey, ſo werde Er alles wieder ins Gleiche bringen, ſo daß jeder Urſache finden werde, damit zufrieden zu ſeyn.

So wenig der Prinz ſonſt leicht auſſer Faſſung zu bringen war, und die Geiſtesgegenwart zu Repliken verlohr, ſo ſehr betreten war er itzt, ſich ſo unerwartet beim Wort gefaßt und ein Verſprechen ergriffen zu ſehen, das er nie im Ernſt gethan hatte.

Die

Die Königinn nahm aber alles für richtig an, und weil es ſchon ſpät war, ſo ſagte ſie, in Anſehung der Bedingungen, die er für ſich hierbei zu machen habe, werde ſie morgen zu ihm ſchicken, um alles vollends ins Reine bringen zu laſſen. Damit verließ ſie ihn für heute; der Prinz ritt nach ſeinem Lager zurück, und lachte, doch etwas bitter und gezwungen, über den närriſchen Vorfall mit ſeinen Begleitern, die alles mit angehört hatten. Manche krazten ſich im Kopf, ohne daß es ſie jukte; manche ſchüttelten ihn bedenklich. Manche giengen tiefſinnig umher; die jungen Leute aber zogen einander leichtſinnig auf, und machten ſchon Handwerker für einander aus, die jeder treiben müßte, um ſich in der Fremde nothdürftig fortzubringen. Man beſchloß übrigens dieſen Abend noch eine Verſammlung der Vornehmſten der Parthei, um über dieſen wichtigen Vorfall zu Rath zu gehen.

In dieſer Berathſchlagung am folgenden Morgen ſagte dann der Admiral, da die Sache eine gemeinſchaftliche Angelegenheit Aller ſey, ſo müßte ſeiner Meinung nach auch Allen die Eröffnung geſchehen. Man ſchickte daher die Oberſten und Capitaine ab, um das Dafürhalten ſowohl des Adels, als der Infanterie zu vernehmen. Alle aber antworteten einhällig, Frankreich ſey ihre Geburtsſtätte, Frankreich ſolle auch ihr Grab werden, und ſo lange noch ein Tropfen Blut in ihren Adern rinne, wollen ſie deſſen nicht ſchonen, zur Vertheidigung ihrer Religion. Der Prinz möchte ſich doch ſeines unbedingten Verſprechens erinnern, ſie nie zu verlaſſen.

Die Nachricht von dieſer Stimmung des verſammelten Heers beſchleunigte den Schluß der rathſchlagenden Verſammlung, die dadurch noch mehr in ihren eignen ähnlichen Geſinnungen beſtärkt wurde. Es kamen

daher bei dieser Klarheit der Sache auch nur drei oder vier zum Sprechen, und ich erinnere mich noch einiger dabei vorgefallenen Aeusserungen.

Der Admiral stellte dem Prinzen vor: wenn er gleich glauben wolle, daß die Königinn bei Annahme seines Erbietens nicht unredlich verfahren sey, sondern blos in dem heissen Wunsch, das dem Staate drohende Elend abzuwenden, alle Mittel versuche und gut finde; so halte er sich doch überzeugt, daß die, welche die Waffen in Händen hätten, sie hintergiengen, um ihn zu hintergehen. Er müsse und dörfe nicht halten, was er auf Jener Antrag versprochen habe; denn er sey zuvor schon durch stärkere entgegengesetzte Verpflichtungen gebunden gewesen. Wenn er sich entferne, so würde er nicht nur seine Ehre und sein Ansehn einbüßen, sondern auch stillschweigend die von ihm erkohrne und übernommene Sache verdammen, die doch, bei ihrer innern Gerechtigkeit noch dazu durch königliche Autorität legitimirt, mit Aufsezung Leib und Lebens vertheidigt werden müsse.

Die feindliche Armee — sprach der Herr von Andelot — steht nur fünf kleine Lieuen von hier. Bemerkt sie Zaghaftigkeit, Auseinanderlaufen oder sonst eine Veränderung dieser Art bei uns, so geht sie uns mit Schwerdt und Lanze zu Leibe, und drängt uns sicher bis ins Weltmeer. Verlassen Sie uns jezt, mein Prinz, so wird man es auf Rechnung der Furcht schreiben, die doch, das bin ich innig überzeugt, nie in Ihrer Brust haftete. Wir sind Ihre Getreuen, Sie unser Anführer. Trennen wir uns also nicht im Kampf für unser Leben, für unsre Religion! All die bisherigen Unterhandlungen sind nichts als Täuschungen, dieß beweist alles, was wir sonst gewahr werden, sobald wir es damit zusammen zu reimen versuchen. Das beste Mittel, bald ins

Reine

Reine zu kommen, beſteht darinn, daß Sie uns auf eine halbe Lieue gegen diejenigen vorführen, die uns ſo gern aus dem Reich haben möchten. Eine Stunde darauf ſoll es dann, ſo Gott will, zu irgend einem guten Schluß gekommen ſeyn; denn wir werden nie friedlich und freundlich zuſammen leben, ehe wir uns ein bischen mit einander gemeſſen haben.

Der Herr von Baucard, einer der bravſten Cavaliers im Reich, mit Feuer und Kugeln im Kopf, trat itzt auf und nahm das Wort. Prinz, ſagte er, wer die Parthie aufgiebt, hat ſie verlohren; wer muthig fortſpielt, gewinnt ſie noch. Sichrer als ſelbſt im Ballſpiel gilt dieſe Regel noch in dem Unternehmen, das uns gemeinſchaftlich verband. Funfzig Jahre, die ich bereits im Nacken habe, gaben mir ja wohl Gelegenheit, ein bischen Weltklugheit einzuſammeln, und damit ſollte michs denn verdrüßen, mit einem Zahnſtocher im Maul in fremden Ländern umher zu laufen, während irgend ſo ein Fant von meinen Nachbarsleuten mir zu Hof ritte, den Herrn in meinem Heimweſen ſpielte, und von meinem Eigenthum ſich gütlich thäte. Wer gehen will, mag gehen; aber ich, ... nein, ich bleibe im Lande, und opfre lieber mein Leben der Vertheidigung des Heerds und Altars. Eben ſo wäre auch für Sie, mein Prinz, mein Rath, meine Bitte, verlaſſen Sie nicht ſo viele brave Leute, die Sie zu Ihrem Haupt erkohren. Reden Sie ſich in Anſehung des Verſprochenen gegen die Königinn los, und ſäumen Sie nicht, die itzige Kampfgier unſrer Leute ſobald als möglich zu benutzen.

Auſſer dieſem wurde nicht viel mehr geſprochen, denn jedermann ſtimmte bei.

Itzt nahm aber der Prinz das Wort, und führte zur Entſchuldigung ſeines gemachten Verſprechens an:

er ſey hauptſächlich dadurch dazu bewogen worden, weil er habe ſehen und hören müſſen, daß man ihn unter der Hand beſchuldige, als ſey er der Urſächer des Kriegs, und weil er, weit entfernt ſeinen Privatvortheil zu ſuchen, ſich glücklich ſchätzen würde, wenn ſeine Entfernung die Erhaltung des Friedens bewürkte. Indeſſen ſehe er freilich bei der Nähe des feindlichen Heers und bei dem von ihnen gefaßten Entſchluſſe wohl ein, daß ſeine Folgſamkeit für Feigheit gelten dürfte, und weit entfernt, die Ruhe herzuſtellen, nur der gerechten Sache, deren Vertheidigung er übernommen habe, den Untergang zuziehen würde. Er ſey daher bereit, ihren Rath zu befolgen, und mit ihnen zu leben und zu ſterben.

Hierauf verband man ſich von neuem zu dem gefaßten Entſchluß durch einen redlichen Handſchlag, und als die Verſammlung aus einander gieng, that Theodor Beza, nebſt einigen ſeiner Collegen, eine ſehr weiſe und ſchöne Vorſtellung an ihn, um ihn in dem gefaßten Entſchluß zu beſtärken. Sie ſchilderten ihm die nachtheiligen Folgen einer Trennung, und baten ihn, das begonnene Werk nicht unvollendet zu laſſen, mit der Verſicherung, daß Gott, zu deſſen Preis und Ehre es gereiche, das Vollbringen dazu ſchenken werde.

Izt kam der geheime Sekretär, Herr von Fresne Robertet, ins Lager, von der Königinn abgeſchickt, um von dem Prinzen die Bedingungen zu vernehmen, die er bei ſeiner Auswanderung zu machen gedenke. Er gab ihm aber zur Antwort, die Sache ſey zu wichtig, und er noch nicht ganz entſchloſſen, beſonders da mehrere der Seinigen ſehr unzufrieden damit wären; ſobald er aber einen Entſchluß gefaßt habe, würde er ſolche Ihro Majeſtät hinterbringen laſſen, oder auch perſönlich eröffnen — [c]).

Hieraus

Hieraus und aus der Sprache, die einige andre führten, merkte Robertet wohl, daß nicht alles mehr so war, wie man erwartete, und sagte daher der Königinn, es werde wohl etwas anders als Papier erfordert werden, um ihn hinauszuschaffen. — Sie begab sich bald darauf weg.

Prinzen und andre Große sollten hieraus lernen, sich in wichtigen Dingen nicht verbindlich zu machen, ohne zuvor einsichtsvolle Männer darüber zu Rath gezogen zu haben. Denn so redlich auch die Absicht und Meinung gewesen seyn mag, so läßt sich doch nicht wohl ein Versehen meiden, indem man in der Uebereilung manches ausser Acht läßt, was Beherzigung verdiente. Ja, wenn man auch alles wohl prüfte, so sehen doch allemal sechs Augen mehr als zwei. Die Wichtigkeit der zu verhandelnden Sache, und die Menge der dabei Interessirten ist überdieß auch oft so groß, daß selbst die Häupter bisweilen einer oder der andern Rücksicht mit ihrer eignen Meinung ein Opfer bringen müssen. Auch müssen sie bedenken, daß Leute, denen man etwas, wär es auch noch so unbillig, einmal zugesagt hat, sich dennoch allemal sehr verletzt glauben und über Unrecht schrieen, wenn sie dann sehen, daß man ihnen das Versprochenen nicht halten will.

5.

Wodurch der Krieg unter beiden Heeren würklich zum Ausbruch kam?

So lange die erwähnten Unterhandlungen währten, war fast immer Waffenstillstand, so daß um Paris und Orleans weiter nichts vorfiel. Als aber der Prinz von Conde' und seine Parthei sahen, daß mit Worten wohl wenig auszurichten seyn möchte, beschlossen sie noch etwas mehr zu thun. Sobald daher in Ansehung des der Königinn gethanen Versprechens ein Entschluß gefaßt war, nahm er sechs oder sieben seiner vorzüglichsten Officiers bei Seite, um auf die besten Mittel zu sinnen, mit dem Feind handgemein zu werden; denn der Waffenstillstand war schon am vorigen Tag abgelaufen.

Alle stimmten dafür, man müsse ihnen schleunig zuvor kommen, um zween günstige Umstände zu benutzen: Einmal daß die Herrn von Guise, der Connetable und von St. Andre' von der Armee entfernt waren, bei der sich izt nur der König von Navarra befand; dann, daß die Gensd'arms-Compagnien sehr weit vom Haupt-Corps ab standen. Eben deßwegen war es nicht rathsam, bei Tag gegen sie zu marschiren, indem man da unfehlbar durch ihre Streifer und Fourageurs entdeckt und verrathen worden wäre. Brach man hingegen bei Nacht auf, und marschirte schnell, daß man mit dem frühen Morgen sie erreichte, so konnte der Anschlag auf sie nicht wohl fehlen. Auch war es um so leichter, dieß auszu-

auszuführen, da es nicht sehr gewöhnlich ist, gegen eine ganze Armee einen nächtlichen Ueberfall vorzunehmen, da also vorauszusetzen war, daß man desto weniger gegen diesen Fall auf der Hut seyn würde. Der Weg dahin war auch sehr bequem, denn es war lauter ebenes Feld.

Eine Stunde darauf brach man auf, und rückte bei guter Zeit zu la Ferte ein, wo die Generale den Hauptleuten ihr Vorhaben eröffneten, damit sie ihre Leute zu dieser Unternehmung in gehörige Verfassung setzen möchten. Um acht Uhr Abends rückte man schon aus, und nachdem die Mannschaft (nach damaliger Sitte der Reformirten) ihr Gebet verrichtet hatte, trat man den Marsch an, mit einem Muth und Feuer, wie ich in der That noch nie bei einem Corps größer gesehen habe.

Vor dem Aufbruch wurde eine sehr schändliche That durch die Nothzucht eines Mädchens begangen, und zwar durch einen Adelichen, dessen Stand, nebst der Eile des Aufbruchs, verhinderte, daß die Bestrafung nicht nach Gebühr an ihm vollzogen wurde. Viele rechtschaffene Leute versprachen sich daher sogleich nichts Gutes von der Unternehmung.

In der Voraussetzung, daß man die Feinde im Quartier überrumpeln würde, wurden die Dekres folgendermaßen gestellt. Der Herr Admiral marschirte voraus mit achthundert Lanzen, womit er die ganze Cavallerie werfen sollte, die er unter dem Gewehr träfe. Darauf folgten zwölfhundert Büchsenschützen in vier Haufen, um die feindlichen Hauptwachen anzugreifen, und dann ins Hauptquartier einzubrechen. Dann sollten achthundert Büchsenschützen kommen, um sich, unterstützt von zwei starken Corps Piken, der Artillerie zu bemächtigen. Der Prinz von Condé schloß mit mehr als

tausend

tausend Pferden in vier Escadrons, nebst dem Rest der Schützen.

Von rechtswegen sollte man, der Zeit des Aufbruchs nach, früh um drei Uhr das feindliche Lager erreichen, denn es war lauter schönes Feld, ohne enge Päße, so daß die Infanterie in anderthalb Stunden recht gut eine Lieue machen konnte. Allein nachdem man bereits zwei marschirt war, fanden die Wegweiser, daß man verirrt sey, und führten uns, statt uns wieder zurecht zu bringen, noch weiter irre, denn sie waren ganz verblüfft, und wußten nicht wo sie waren. Kurz, nachdem wir bis eine gute Stunde nach Tagesanbruch marschirt waren, fand sichs, daß wir uns noch eine Lieue vom feindlichen Lager befanden, dessen Streifer beim Anblick der Spitze von der Armee des Prinzen eilig umkehrten und Lärm machten.

Itzt machten wir Halt, um zu berathschlagen, was zu thun sey? Während dessen hörte man aus dem feindlichen Lager herüber die verdoppelten Signalschüsse, um die Cavallerie einzuziehen. Darüber gab man das ganze Project des Angriffs auf, weil man so schon entdeckt war, und noch weit zu marschiren hatte; denn wenn es nur noch eine halbe Lieue war, hätte man es doch noch darauf gewagt. So zerschlug sich also diese dem Anschein nach so sichre Unternehmung.

Ich fragte einige einsichtsvolle Officiers von der feindlichen Armee, was sie wohl glaubten, daß der Erfolg gewesen wäre, wenn wir zu rechter Zeit eingetroffen wären? Sie gestanden mir, sie würden, wiewohl sie nicht ganz ohne Nachricht von dem Vorhaben gewesen seyen, wahrscheinlich haben weichen müssen, getrennt, wie sie waren, von ihren besten Generalen und dem größten Theil ihrer Cavallerie. Der Herr Marschall von Daunville

lag

lag mit der leichten Reuterei vor der Fronte der katholischen Armee; er iſt ein ſehr wachſamer einſichtsvoller General, und ſagte mir ebenfalls, einen guten Theil der Nacht habe er mit ſeinem Corps unter den Waffen und auf der Lauer geſtanden: indeſſen würde doch bei einem zeitigen allgemeinen Anfall ihre Armee in Gefahr gerathen ſeyn.

Dieß iſt auch ſehr wahrſcheinlich. Denn wenn gleich die Kriegsereigniſſe ziemlich ungleich ſind, ſo iſt doch bei einem Ueberfall die Vermuthung eines Verluſts ſehr ſtark auf Seiten deſſen, der überfallen wird. —

Die Schuld fiel ganz auf die Wegweiſer. Sie ſagten zwar zu ihrer Entſchuldigung, es ſey ein großer Aufhalt dadurch verurſacht worden, daß der Herr von Andelot gleich beim Ausrücken ſeine Infanterie in Bataillons formirt habe. Ich finde jedoch dieſe Entſchuldigung nicht gründlich, denn da weder Buſch noch Hecke unterwegs war, ſo machte dieß keinen Unterſchied, was freilich im entgegengeſetzten Fall hätte kommen können.

Beide Armeen blieben, unerachtet ihrer Entfernung, bis zwei Uhr nach Mittag in Schlachtordnung; dann brach der Prinz nach Lorges auf, eine kleine Meile davon, und der König von Navarra ließ eilends dem Herrn von Guiſe und dem Connetable, die zu Chateaudun waren, ſagen, was ſich zugetragen hatte, worauf ſie unverzüglich zurück kamen. Da ſind nun doch noch einen nächtlichen Ueberfall befürchteten, weil die Armee des Prinzen ſehr ſtark an Infanterie, ihr Terrain aber nicht gut für Cavallerie war, ſo poſtirten ſie vor ihre Fronte fünf bis ſechs große Haufen Holz, unter dem eine Menge Stroh ſteckte, um ſie ſogleich anzubrennen, wenn ſie überfallen würden, damit man bei dieſer Helle die Artillerie mit Sicherheit ſpielen laſſen könnte, was

den

den Angreifenden nicht geringen Schaden zugefügt haben würde.

Manche sind nicht für dergleichen Einfälle; indessen sind sie doch nicht selten von entschiedenem Nutzen.

Am folgenden Tag stellte man sich abermals in Schlachtordnung, ohne sich zu Gesicht zu bekommen; blos die leichten Reuter scharmuzirten ein wenig. Da aber die beiderseitigen Generale einsahen, daß es schwer halten würde, einander zu überrumpeln, und daß ihre Quartiere nicht die bequemsten seyen; daß sie ferner durchaus Städte einzunehmen suchen müßten, die ihnen für die Fortsetzung des Kriegs beträchtlichen Vortheil gewähren würden, wie Blois und Boisgency; so ließen sie gleich Morgens beide ihr Geschütz und Gepäck dahin abgehen, und nach Mittag folgten beide Armeen nach, ohne sich Schaden zugefügt zu haben.

Noch ein Wort von einem Vorfall, der sich zwei Stunden nach dem Aufbruch zutrug, der früher, so lange die Armeen sich noch nahe standen, den Prinzen vielleicht einer Niederlage nahe gebracht haben würde. Es war ein Sturm und Regen, der beinahe eine Stunde anhielt, und so, daß unter viertausend Schützen sicher nicht zehn hätten feuern können; die meisten giengen daher bei Seite, unter Dach und Schirm, und dieß wäre eine erwünschte Gelegenheit zum Sieg für die katholische Armee gewesen, theils weil sie stärker an Cavallerie war, theils weil ihren Gegnern Wind und Regen so sehr ins Gesicht schlugen, daß die festesten von ihnen Noth hatten, diesen Sturm auszuhalten.

Dieß ist eine getreue Erzählung von dem, was bei dieser Gelegenheit in der reformirten Armee vorgieng. Von der des Königs von Navarra mögen andre berichten, die dabei standen, und es wissen können.

---

6. Von

6.

Von der guten Mannszucht, die in der Armee des Prinzen bei der Cavallerie sowohl als Infanterie beobachtet wurde — zween Monate lang. Dann von der Entstehung des Rips-Raps.

Beim Ausbruch dieses Kriegs erinnerten die Generale und Capitäne sich noch der schönen Kriegszucht, die in den Feldzügen Franz I. und Heinrichs II. beobachtet wurde, und die auch den meisten Soldaten noch erinnerlich war; und diesem Umstand hat man es wahrscheinlich zu danken, daß es itzt noch einigermaßen rechtlich zugieng. Noch mehr aber wurde dieß durch die unaufhörlichen Ermahnungen in Kanzelvorträgen bewürkt; denn wurde den Soldaten darum bei jeder Gelegenheit dringend ans Herz gelegt, ihre Waffen nicht zur Bedrückung des armen Landmanns zu mißbrauchen; und damals hatte Religion noch große Gewalt über die Herzen, Religion, deren Vertheidigung eben der Grund des Aufstands bei den meisten war. Ohne äußern Zwangs zu bedürfen, legte daher jeder sich selbst freiwillig Zaum und Gebiß an, und bewies eine Enthaltsamkeit und Selbstverläugnung, die sehr oft durch alle Schrecken blutiger Hinrichtungen vergebens bezweckt wird.

Besonders bewies der Adel sich in diesen ersten Zeiten dieses Namens sehr würdig. Denn beim Marsch auf dem Land, wo sonst die Licenz weit größer ist, als in Städten, begnügte er sich mit sehr wenigem, ohne den

Wirth auszuziehen, noch sonst zu mishandeln, und die vornehmsten Officiere, die meistens eignes Vermögen von Haus aus hatten, bezahlten honett. Da sah man noch keinen Landmann flüchten, hörte noch keine Klagen erheben: kurz, es war noch eine sehr ordentliche Unordnung.

Fiel bei einem Trupp ein Verbrechen vor, so verstieß man den Thäter daraus, oder lieferte ihn der Gerechtigkeit aus, und die eignen Camaraden wagten es nicht den Mund aufzuthun, um ihn zu entschuldigen: so sehr verabscheute man Uebelthaten, liebte man die Rechtschaffenheit.

Im Lager zu Vassoudun bei Orleans, wo der Prinz Conde' etwa vierzehn Tage lag, bewies unsre Infanterie, daß sie noch von den nämlichen Gesinnungen durchdrungen war. Sie lag auf dem Lande, gegen sechs und dreißig Fähnlein stark, und ich fand sünferlei dabei merkwürdig.

Erstlich hörte man bei diesem ganz starken Corps keinen gotteslästerlichen Fluch. Denn wenn auch ein Soldat mehr aus übler Angewohnheit als Bosheit sich so weit vergaß, so bezeugte man ihm den heftigsten Unwillen darüber, und dieß hielt viele zurück.

Zweitens hätte man bei der ganzen Armee ein paar Würfel oder auch nur ein einziges Spiel Karten vergebens gesucht, die sonst eine so reichhaltige Quelle von Händeln und Betrügereien sind.

Drittens war allen Weibsleuten der Zutritt versagt, die sich sonst bei solchen Gelegenheiten blos zum Dienst und Unterhaltung der Liederlichkeit und Ausschweifung einfinden.

Vier-

Viertens entfernte kein Mann sich von seiner Fahne, um auf Fouragiren auszugehen, sondern jeder war zufrieden mit dem wenigen Sold, den er empfieng, oder den ausgetheilten Portionen und Rationen.

Endlich Morgens und Abends und beim Aufziehen und Ablösen wurde öffentlich gebetet, und Psalmgesänge erhoben sich gen Himmel.

So bemerkte man also Frömmigkeit bei Leuten, die im Kriege sonst eben nicht sehr gewohnt sind, welche zu zeigen; und ungeachtet die Justiz damals sehr streng war, so bekam doch selten einer ihre Strenge zu fühlen, weil selten eine Ausschweifung begangen wurde.

Viele bezeugten ihre freudige Verwunderung über diese vortreffliche Ordnung, und ich erinnere mich noch, daß mein verstorbener Bruder, der Herr von Teligny, und ich einst bei einer Unterredung mit dem Herrn Admiral, sie sehr lobpriesen. Er gab uns aber zur Antwort: „Ist traun eine schöne Sache, das ist wahr; „wenns nur von Bestand ist. Aber ... ich fürchte, „ich fürchte, diese Leute werfen noch alle ihre Güte auf „Einmal ab, daß nichts übrig bleibt, als ihre Verdor„benheit. Ich habe schon Infanterie kommandirt, und „lange; ich kenne sie. Sie macht oft das Sprüchwort „wahr: junger Klausner, alter Teufel! Trifts „bei dieser nicht zu, so wollen wir ein schwarzes „Kreuz — in den Kamin schreiben." —

Wir lachten damals darüber, ohne sehr darauf zu achten, bis die Erfahrung uns bewies, daß er hier in prophetischem Geist gesprochen hatte.

Die erste Unordnung, die vorfiel, wurde bei der Einnahme von Boisgency begangen, das durch die Provençalen, vermittelst zweier sappirter Löcher in der Mauer

eingenommen wurde. Es wurden hier mehr Grausamkeiten und Gewaltthätigkeiten gegen die darinn wohnenden Reformirten, die nicht hatten daraus wegkommen können, von ihren Religionsverwandten verübt, als selbst gegen die katholischen Soldaten, die den Platz vertheidigt hatten. Sogar Gewaltthätigkeiten gegen das andre Geschlecht fielen dabei vor. Die Gascogner nahmen nachher ein Beispiel hieran, und zeigten einige Zeit darauf, daß sie bei solchen Gelegenheiten die Hände auch nicht in den Schoos sinken lassen wollten. Noch besser aber machte das ganz aus (alt-) Franzosen bestehende Regiment Vovo sein Probstück, gleichsam als wenn ein Preis darauf gesetzt gewesen wäre, wer es hierinn dem andern zuvorthun würde.

So verlohr unsre Infanterie ihre Jungferschaft, und aus dieser illegitimen Vermischung wurde Mamsell Ripsraps erzeugt, die nachher an Würde so zunahm, daß sie gegenwärtig gnädige Frau titulirt wird, und die, wenn der Bürgerkrieg noch eine Weile so fortwährt, ohne Zweifel noch zur Prinzessinn avanciren dürfte.

Diese verkehrte Gewohnheit riß bald auch unter dem Adel ein, dessen ein Theil, sobald er ihre Leckerbissen gekostet hatte, äusserst erpicht darauf wurde. So wurde das Uebel bald allgemein, und die Ansteckung fraß bald weiter um sich durch den ganzen Körper.

Oft sah ich Mittel versuchen, um dieser bösen Krankheit Einhalt zu thun; allein wenn sie auch hier und da im Kleinen etwas fruchteten, so hatten sie doch im Ganzen nicht Stärke genug, das Uebel zu heben. So säumte besonders der Herr Admiral nicht, und es war doch vorzüglich der Arzt für eine solche Cur; denn er war unerbittlich, und einer, der sich würklich schul-

dig

dig wuſte, durfte nicht hoffen, ſich mit leeren Entſchuldigungen und Ausreden der Ahndung zu entziehen; er ließ ſich die Augen nicht dadurch verkleiſtern.

Auf dem Zug nach der Normandie wurde ihm rapportirt, daß ein Hauptmann von der Cavallerie ein Dorf geplündert habe. Auf der Stelle ſchickte er ein Commando hin, das aber nur noch den Capitain, nebſt vier oder fünf Mann, aufhob, die dann ſogleich ihr Urtheil von ihm empfiengen, und geſtiefelt und geſpornt in der Montur, nebſt der Standarte, aufgeknüpft wurden. Der Trophee noch mehr Glanz zu geben, ließ er ihren gemachten Raub an Weiberröcken, Betttüchern, Tiſchtüchern, mit Hünern, Würſten, Schinken durchſpickt, zu ihren Füſen aufſchütten.

Dieß Beiſpiel diente allen, die gleiches Handwerk trieben, zur Warnung und zum Denkzettel ſo gut als in Fraktursſchrift ſich darnach zu achten und vor Schaden zu hüten. Von dieſem Tage an ſah man die ordentlichſten eingezogenſten Leute wieder — einen ganzen Monat lang. Nach und nach vergas ſichs aber wieder, und man kehrte wieder zu Befolgung der alten löblichen Gebräuche zurück, die ohne große Strenge nicht wohl auszurotten ſind.

Uebrigens muß ich den katholiſchen Truppen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß auch ſie anfangs gute Mannszucht hatten, und dem Volk ſelten Urſache zu Klagen gaben: beſonders gilt dieß ſehr rühmlich vom Adel. Indeſſen kann ich nicht wohl angeben, wie lange es auch bei ihnen anhielt, nur ſo viel habe ich gehört, daß ſie bald die Segel ebenfalls aufſpannten, und eben die Farth einſchlugen, wie die andern.

Wenn gleich unſre Ausſchweifungen bisweilen Stoff zum Lachen geben, ſo finden wir in ihnen doch noch weit

öfter Urſache zu weinen, wenn man ſehen muß, daß ein groſſer Theil derer, die die Waffen führten, bei ihrer ſchlechten Aufführung weit eher den Namen Räuber, als Krieger verdienen.

7.

Warum die Condéiſche Armee nach der Einnahme von Boigency aus einander lief, und wie er dieſe Nothwendigkeit zu ſeinem Vortheil zu benutzen wußte. — Vom Plan der Armee des Königs von Navarra.

Die vornehmſten Officiere von der reformirten Parthei, die ſich auf der Welt lauf verſtanden, ſahen voraus, daß ihre Armee nicht lange beiſammen beſtehen würde, weil es an einem großen Theil der wichtigſten Grund-Erforderniſſe fehlte. Sie beſorgten daher ſtets ihr Auseinanderlaufen, und hatten deßwegen immer darauf gedrungen, eine Schlacht zu verſuchen, ſo lange das erſte Feuer noch in ihnen glühte. Man hatte dieß verſäumt, und nach der Einnahme von Boisgency, als man die feindliche Armee zu Blois an der ſchönen Loire poſtirt — und voraus ſah, daß der Krieg ſich in die Länge ziehen würde, fieng der erſte Eifer an zu erkalten. Dazu kam noch, daß es anfieng an Mitteln zum Sold der Truppen zu gebrechen, wozu man bereits alles erſchöpft hatte, was in Orleans und anderwärts aufzutreiben geweſen war.

Dieſe

Dieſe Noth öffnete mancherlei Unzufriedenheit Thor und Thüren, die gröſtentheils auf ſehr leichten Gründen beruhte. Die Haupturſache lag aber in der angebornen Ungeduld der Franzoſen, die, wenn ſie nicht ſchleunig erfolgen ſieht, was ſie ſich in den Kopf geſetzt und vorgeſpiegelt hat, mißmuthig wird, die Luſt zur Unternehmung verliehrt und murrt. Auch das darf ich nicht verheimlichen, daß ſogar einige von den Vornehmſten des Adels zu ſehr an ihrem Mammon hiengen, oder ehrſüchtige Hofnungen hegten, oder auch zu weichlich für die Strapazen waren, und, um dieſe Fehler zu bemänteln, anfiengen, die Rechtmäſſigkeit des Kriegs in Zweifel zu ziehen. Sobald man ſo etwas an ihnen merkte, bat man ſie, ſich zu entfernen, damit ihre Reden nicht auch den guten Willen der übrigen anſtecken möchten.

Was den Adel im Ganzen betrift, den man nicht in den benachbarten Garniſonen behalten und doch anderwärts zum Dienſt brauchen konnte, ſo fand man für das Beſte, ſich ſeiner in eines jeden Provinz zu bedienen, wo die Sachen noch zwiſchen den Reformirten und Katholiken ſchwankte, beſonders in Poitou, Xaintonge und Angoumois. Hierher ſchickte man den Grafen von la Rochefaucaut, nach Lyon den Herrn von Soubiſe, und nach Bourges den Herrn von Vouy mit ſeinem Regiment. Da es auch ganz bekannt war, daß bereits teutſche, ſchweizer und ſpaniſche Truppen in Frankreich einrückten, und den Katholiken zu Hülfe zogen, ſo würde der Herr von Andelot ebenfalls nach Teutſchland, der Herr von Briquemaut aber nach England geſchickt, um ſich möglichſt um Unterſtützung zu bewerben.

So wurde Orleans geſichert, und alles deſſen entladen, was der Stadt ſonſt zu ſehr zur Laſt gefallen ſeyn würde; auswärts wurden ſehr vortheilhafte Unterhandlungen eingeleitet; und zur Erhaltung der freundlichgeſinnten und

vortheilhaften Provinzen würkſame Maasregeln getroffen, und auf dieſe Art den gedrohten Ungemächlichkeiten von Seiten des Prinzen ſo gut abgeholfen, daß die Hoffnung, den Krieg mit günſtigem Erfolg fortzuſetzen, nur ſehr wenig darunter litt.

Dieß befremdet mich auch gar nicht. Denn da ein Mann von Kopf und Herz ſelbſt in der äuſſerſten Noth noch Rettungsmittel erſinnt: warum denn verzweifeln, wo es noch gar nicht ſo weit gekommen iſt? Indeſſen iſt freilich Geldmangel im Krieg kein geringes Uebel, ſo wenig als der Umſtand, daß man nur Freiwillige zu kommandiren hat; denn dieß iſt ein gar ſchwieriges Stück Arbeit, das keiner recht kennt, der es nicht ſelbſt einmal erfahren hat.

Der König von Navarra und die mit ihm vereinigten Feldherrn überzeugt, daß Leute, die die Gewalt in Händen haben, keine Zeit verlieren dürfen, verſtärkten ihr Loger mit Franzoſen ſowohl als Ausländern, und baten die Königinn, den König zur Armee kommen zu laſſen, damit die Hugenoten ſie für eine königliche Armee erkennen müſten, ſtatt daß ſie bisher ſagten, es ſey nur die des Königs von Navarra, oder des Herzogs von Guiſe. Auch verſprachen ſie ſich mehr Anſehn und Nachdruck, wenn der Krieg unter des Königs Namen geführet würde. Sie erfüllte ihre Bitte, und fand ſich zu Chartres ein, wo beſchloſſen wurde, Bourges anzugreifen, ehe man mit der Befeſtigung zu Stande wäre. Denn eine ſo mächtige Stadt, nur zwanzig Meilen von Orleans würde, ſagten ſie, dem Prinzen von Condé zu ſehr zu ſtatten kommen. Sie rückten davor; der Platz that nicht den gehofften Widerſtand, und fiel in ihre Hände.

Freude

Freudetrunken und aufgeblaſen über dieſen raſchen Sieg, der — ſagten ſie, — den Reformirten ſo gut als einen Arm abhieb, überlegten ſie nun was ferner zu thun ſeyn möchte, und viele drangen ſehr darauf, ſogleich vor Orleans zu rücken und es zu belagern. Ihre Gründe hiezu waren folgende. Die beiden Häupter der Parthei, die dem ganzen feindlichen Körper Leben und Bewegung mittheilten, der Prinz von Condé und der Admiral ſeien izt darin; fange man ſie, ſo würde alles übrige nachher leicht ſeyn. Die Fremden, welche ſehnlich der Gelegenheit harrten, nach Frankreich zu kommen, würden die Luſt dazu verlieren, ſobald ſie hörten, daß es belagert ſey. Sie wären ſtark genug die Belagerung zu unternehmen. Denn mit zweitauſend Mann wäre die Stadt von der Fluſſeite in Reſpect zu erhalten; folglich blieben ihnen für die übrigen Operationen noch zehntauſend Mann Infanterie, und dreitauſend Cavallerie, ohne die Truppen, die noch zu ihnen auf dem Marſch wären. Endlich ſey auch die Stadt nicht ſehr feſt, indem es ihr an haltbaren Flanken und Graben und Contreſcarpen fehlte; ſie habe einen bloßen Wall, in den ſich mit dreißig Kanonen in Zeit von ſechs Tagen zweihundert Fuß Sturmlücke ſchießen laſſe. Laßt ihr aber — fuhren ſie fort — dieſen Hugenoten Zeit, ihre Werker, an denen ſie ſchon angefangen haben, zu vollenden, ſo wird es uns zur Unmöglichkeit, den Ort zu bezwingen. Man bedenke aber, daß er nicht etwa blos ein kleiner Dorn im Fuße des Reichs, ſondern vielmehr ein ſtarker Pfahl iſt, der durch die Eingeweide dringt und die Luft raubt.

Darauf erwiederten die, welche der entgegengeſetzten Meinung waren: durch Verſtändniſſe die ſie in Orleans unterhielten, wüßten ſie ſicher, daß die beiden Gaſcogniſchen und Provençaliſchen Regimenter, über

dreitausend Mann stark, darin geblieben seien. Ferner haben sich fünf bis sechshundert Mann andre von der ehemaligen Besatzung von Bourges dahin gezogen. Ueberdieß liegen vierhundert Adeliche darin, und endlich sey auch die Bürgerschaft bewaffnet, wenigstens dreitausend Mann stark. Ohne also noch zu rechnen, wie viele sich auf das erste Gerücht von einer vorhabenden Belagerung noch hineinwerfen würden, seien dieß schon über siebentausend Mann; und eine so besetzte, reichverproviantirte Stadt sey unbezwingbar. Es sey also widersinnig, sich mit zwölftausend Mann davor pflanzen zu wollen, bei der Menge abgesonderter Lager, die formirt werden müßten, um den Platz gehörig einzuschliessen. Endlich hieße es sich ohne Zwieback einschiffen, wenn man das Werk unternehmen wolle, ohne zweitausend Zentner Pulver, zwölftausend Kugeln, und zweitausend Pionniers; und dieß zusammen zu bringen, sey die ganze Macht des Königs in Monatsfrist nicht im Stand. Dagegen habe man ein andres nothwendiges, aber leichteres Stück Arbeit erst noch abzuthun, die Stadt Rouen den Feinden wieder abzunehmen, so lange sie noch schwach sey; denn die Engländer, von ihnen herbeigelockt, könnten sonst eine grosse Macht darin formiren, und sich damit nach Gefallen im Reich ausbreiten. Man müsse daher eilen, auch diesen andern Arm vollends abzuhauen. Was die Macht betreffe, die der Herr von Andelot etwa herbeiführe, so dürfe man ihm nur funfzehnhundert Mann Cavallerie und viertausend Infanterie entgegen stellen, die unter Begünstigung des Terrains, der Städte, Flüsse, allemal im Stand seyn würden, ihn zurückzudrängen, oder niederzumachen. Erst dann, wenn man etwa mit ihm fertig wäre, sey der wahre Zeitpunkt, ohne Besorgniß einer äussern Beunruhigung, Orleans zu belagern, das man bald durch Sturm, oder mit etwas mehr Geduld

buit durch Sappiren und Miniren, oder wenn man ſich alle Zeit dazu nehmen wolle, unfehlbar durch blockirende Forts einbekommen müſſe.

Dieſe letztere Meinung drang durch und wurde befolgt; und aufrichtig halte ich ſie auch für die beſte. Denn in der Stadt lagen zur Vertheidigung über fünftauſend Mann Fremde, ohne die Einwohner, an Munition war ein Ueberfluß vorhanden, und die Ravelins nebſt der Befeſtigung der Inſeln waren ſchon ſehr weit gediehen. Zwar ſagte der Herr Connetable, ein groſſer Feldherr, er wollte ſie mit gebratenen Aepfeln übern Haufen ſchießen: allein als er davor kam, bekannte er, er habe ſchlechte Nachrichten gehabt. Unſre Generale ſprachen oft untereinander von der Belagerung. Allein der Herr Admiral lachte dazu, und ſagte, eine Stadt, die dreitauſend Mann zu einem Ausfall detaſchiren könne, laſſe ſich nicht ohne Gefahr zu nahe kommen, und mit Artillerie vollends gar nicht; und die Beiſpiele von Metz und Padua, wo zween groſſe Kaiſer mit Schimpf abziehen mußten, weil ſie zu mächtige Gegner angegriffen hatten, ſeien ein ſchöner Spiegel für die, welche ſo gut verſehene Plätze angreifen wollten.

8.

Daß ohne die vom Obersten Andelot herbeigeführte auswärtige Hülfe, die Sachen der Reformirten sehr schlecht standen, besonders wegen der großen Muthlosigkeit seit der Einnahme von Bourges und Rouen, und der Niederlage des Herrn von Duras.

Bei den stündlich einlaufenden Nachrichten von den Fortschritten der Belagerung von Rouen schmerzte es den Prinzen von Condé ungemein, daß er sich außer Stand gesetzt sehen mußte, eine so bedeutende Stadt ihrem wahrscheinlichen Verlust zu entreißen, der außer den übrigen nachtheiligen Folgen, auch seiner Ehre Abbruch thun mußte. Indessen bestand alles was er dafür in seiner Lage noch thun konnte, darin, daß er dem Herrn von Andelot wiederholt sagen ließ, er möchte doch seine Zurückkunft beschleunigen, und gegen die ihm entgegengestellten Truppen wohl auf der Huth seyn.

Wie aber alle Unterhandlungen in Teutschland einen langsamen Gang gehen, so verstrich auch über dieser viel Zeit, was seinen Gegnern Luft ließ, sich, besonders durch die Einnahme von Rouen, in Vortheil zu setzen. Der Platz wurde muthvoll angegriffen und äußerst hartnäckig vertheidigt. Diese großen Generale, die ehmals wohl schon Festen wie Danvilliers, Marienburg, Thionville, Calais, erobert hatten, glaubten, ein so schlechter leicht zu beschießender und mit gar keinem bedeu-

deutenden Werk gedeckter Platz würde beim ersten Kanonenschuß schon den Muth sinken lassen. Allein der Widerstand den das Sankt-Catharinen-Fort, das das Gebürge beherrschte, blicken ließ, zeigte ihnen bald, daß es Arbeit setzen würde, die Vögel aus diesem Taubenhaus zu vertreiben.

Es lagen in dem Platz mit dem Grafen von Montgommery sieben bis achthundert Mann Veteranen und zwei Compagnien Engländer unter dem Herrn Kilgre', die sich alle sehr brav hielten, unerachtet ihnen die Artillerie grossen Schaden zufügte; denn am Tag des großen Sturms verlohren die Bestürmten dadurch die sehr beträchtliche Anzahl von vierhundert Mann. Darauf wurde noch ein andrer blinder Sturm ohne Ordnung unternommen. Allein beim dritten fiel der Platz.

Man hat mir erzählt, daß der Herr von Guise den vordersten Stürmern befohlen gehabt habe, nach Erstürmung des Walls nicht auseinander zu laufen, wozu die Begierde nach der Beute in einer so reichen Stadt sie leicht verführen konnte, sondern geschlossen zu bleiben, und so in verschiedenen Corps zu drei bis vierhundert Mann auf den Marktplatz zu marschiren, und erst dann, wenn sich hier weiter nichts zu thun vorfände, möchte jeder auf gut Glück ausgehen. Denn er besorgte, Leute, die sich so tapfer gewehrt hätten, möchten hier noch einmal den letzten äußersten Versuch wagen; was jedoch nicht erfolgte. Indessen bleibt es immer eine sehr weise Vorsichtsmaasregel; denn man hat ja wohl bei andern Städten gesehen, daß die Stürmer, wenn sie schon bis auf den Platz vorgedrungen waren, von hier aus wieder hinausgeworfen wurden, wobei diejenigen, die bereits zum Plündern auseinander gelaufen waren, gar blutig zugedeckt wurden.

Die

Die Plünderung soll auch nur drei Tage gedauert haben, was allerdings bei Städten, die man erhalten will, beobachtet werden muß, nämlich ein Tag zum Plündern, den andern zum Wegschaffen, den dritten zu Einrichtungen. Allein in dergleichen Fällen verkürzen oder verlängern die Obern den Termin nach Gefallen, und je nachdem sie finden, daß ihre Ordre befolgt werden würde. Dieß läßt sich freilich eher bei kleinen armen Orten als bei großen reichen Städten hoffen.

Diese Einnahme von Rouen war einer der wichtigsten Acte unsrer ersten Tragödie, und um so merkwürdiger dadurch, daß ein König dabei das Leben verlohr [8]), viertausend Menschen von beiden Seiten fielen oder verwundet wurden, und die, dem Reichthum nach, zweite Stadt des Reichs der Plünderung preisgegeben ward.

Es war eine sehr unangenehme Trauerpost für den Herrn Prinzen, auch in Ansehung dessen, daß er seinen Bruder dabei verlohr. Auch dies schmerzte sehr, daß man drei in Waffen, Rechtsgelehrsamkeit und Gottesgelahrtheit vortreffliche Männer, Decroze, Mondreville und Marlorat, aufknüpfen ließ, daher auch die Reformirten, aufgebracht über diesen Schimpf, sich an andern Gefangenen durch das Wiedervergeltungsrecht zu rächen suchten, deren einer Parlementsrath von Paris, der andre ein Abbe' war. Die Katholiken sagten zwar, der König habe das Recht, rebellische Unterthanen aufknüpfen zu lassen; die Hugenoten antworteten aber darauf: Sein Name werde blos zum Deckmantel fremden Hasses gebraucht, und wie man in den Wald schreie, schalle es heraus.

Indessen,

Indeſſen, man ſollte allemal dergleichen äußerſt ſtrenge Rachehandlungen mit Mißfallen, ja mit Entſetzen anſehen, und ſich ſchämen, ſie zu begehen. Aber noch ſchändlicher iſts, zur Sättigung ſeines Grolls zu neuen Grauſamkeiten Veranlaſſung zu geben. Es müßten aber freilich nicht bürgerliche Kriege ſeyn, wenn ſie nicht ſolche Früchte erzeugten.

Kurz darauf erhielt der Prinz auch Nachricht von der Niederlage einer kleinen Armee aus Gaſcogne, die der Herr von Duras ihm zuführen wollte, und die aus nicht weniger den funfzigtauſend Mann beſtand. Der Herr von Montluc ſchlug ſie. Natürlich machte dieſer Vorfall die Lage des Prinzen noch unangenehmer; indeſſen verlohr er doch in Widerwärtigkeiten weder Muth noch Beſonnenheit.

Dieſer Unfall traf den Herrn von Duras, vorzüglich aus zwei Urſachen, wie ich mir habe verſichern laſſen. Einmal weil er, um zwei Kanonen mit zu ſchleppen, mit ſeinen Truppen nur langſam fort kam. Dann weil er, um doch dieß Geſchütz nicht umſonſt mit zu haben, ſich damit noch aufhielt, daß er unterwegs einige reiche Schlöſſer beſchoß. Dadurch gewannen ſeine Feinde Zeit, ihn wieder einzuholen, worauf ſie, ihm an Cavallerie weit überlegen, gleich mit ihm fertig wurden. Wer einen Succurs zuzuführen hat, darf ſich gar nicht ſchwer bepacken, und muß Eile ſein Hauptaugenmerk ſeyn laſſen.

Ich erinnere mich hierbei, noch folgendes Beſondre gehört zu haben. Der Admiral ſagte zum Prinzen, ein Unglück komme nie allein; man müſſe aber noch einen dritten Umſtand abwarten, die Ankunft ſeines Bruders [9]), deſſen Schickſal das ihrige mit beſtimmte, und ſie entweder vollends ganz niederdrücken, oder ihnen wie-

wieder kräftig emporhelfen müßte. Wäre es ihm schlimm ergangen, so versahen sie sich mit aller Zuverlässigkeit einer Belagerung, und auf diesen Fall hatten sie ganz geheim mit einander ausgemacht, daß einer von ihnen nach Teutschland gehen müßte, um dort sich um nochmaligen Beistand zu bemühen, und zwar sollte der Prinz dieß Geschäft übernehmen, indem er bei seiner hohen Abkunft weit eher hoffen dürfte, die protestantischen Fürsten Teutschlands zum Beistand in einer Sache zu vermögen, bei der sie gewissermaßen stark interessirt waren.

Es war nur noch die Frage, wie es anzugreifen wäre, daß er sicher dahin käme; allein einige Cavaliere bewiesen sehr einleuchtend, daß dies keine Gefahr habe, wenn er, mit nicht mehr als zwanzig Pferden, von einem der Anhänger oder Begünstiger seiner Parthei zum andern reise, und zwar die Nächte dazu nehme, bei Tag aber jedesmal ausruhe.

Doch es kam nicht so weit, daß man genöthigt gewesen wäre, zu diesem gewagten Mittel zu greifen; denn zehn bis zwölf Tage darauf lief Nachricht ein, daß der Herr von Andelot, nach Ueberwindung der stärksten Schwierigkeiten auf dreißig Lieuen von Orleans vorgerückt sey.

Dazu gesellte sich noch eine andre frohe Nachricht, daß der Graf von la Rochefoucaut mit dreihundert Adelichen, und dem Rest der Armee des Herrn von Duras bald zu ihm stoßen werde.

„Unsre Feinde — sagte izt der Prinz, — haben „uns zweimal gefährlich Schach geboten, indem sie „uns unsre beiden Thürme (Rouen und Bourges) nah„men. Izt hoffe ich wollen wir ihre Springer haben, „wenn sie sich herausmachen!“ —

Nun

Nun giengs an ein Springen und Jubeln in Orleans! Denn das iſt ſo die Art der Kriegsleute, ſich zu freuen, je mehr Mittel ſie haben, Verwüſtungen anzurichten, und zu drücken, wer ſie drückte. Eine Wirkung von der Macht ihres Zorns. Und wie ſollten ſie auch nicht bisweilen von blutdürſtigen Leidenſchaften hingeriſſen werden, da viele Geiſtliche ſogar, in deren Herzen doch nichts als Liebe und Sanftmuth wohnen ſollte, rachedürſten und blutſchnauben!

9.

Von dem Plan, den der Prinz auf die anrückende Verſtärkung entwarf. Wie er vor Paris rückte, aber unverrichteter Dinge nach der Normandie aufbrach.

Da guter Rath die Quelle guter That iſt, und Verſtärkungen der Macht das Werkzeug dazu ſind; ſo waren auch der Prinz und Admiral bei der Annäherung der übrigen auf die Wahl eines guten Operationsplans bedacht. Endlich verabredeten ſie mit ihren Vertrauteſten, ſchleunig vor Paris zu rücken, nicht juſt, um es zu erobern; denn ſie konnten wohl denken, daß die Feinde unverzüglich ihre Armee hineinwerfen würden, ſondern um die Pariſer auch etwas vom Krieg fühlen zu laſſen, deſſen Anfachung und Fortdauer man dieſen Schuld gab. Denn wenn ſie ſo ihre Landhäuſer ausfouragirt und verbrennt, und in ihrer eignen Stadt ſo viele Tauſende von läſtigen Soldaten ſähen, glaubte

man, würden ſie wohl, entweder den König und die Königinn bitten, Friedensvorſchlägen Gehör zu geben, oder denen die ſich in ihre Mauern verſchloſſen, ſo viele Bitterkeiten und Schimpfreden an den Hals werfen, daß ſie dadurch genöthigt würden, ins Feld zu rücken, wo dann die Reformirten Gelegenheit hätten, ſie anzugreifen, und den Vortheil wieder zu gewinnen, der ihnen bei dem vorgehabten Ueberfall zu Talſy entgangen war. Unterdeſſen aber wollten ſie nach der Normandie ſchicken, um die hundertfunfzigtauſend Thaler in Bereitſchaft zu ſetzen, die man angeblich von einigen engliſchen Kaufleuten gegen Sicherheit geborgt hatte; denn darauf beruhte alle Hoffnung, die fremde Armee zu beſolden. Ueberdieß war es auch nöthig, dieſe Truppen aus der eignen Heimath weg auf feindlichen Grund und Boden zu führen, wo der Soldat allemal etwas Beute machen kann.

Zween oder drei Tage darauf gieng der Prinz von Orleans ab, mit ſeinen ſämtlichen franzöſiſchen Truppen und acht Stück Kanonen von verſchiedenem Caliber. Er gieng den Teutſchen Hülfstruppen entgegen, und traf ſie zu Pluviers, wo feindliche Beſatzung lag, mit der man bald fertig wurde.

Nach einem freundlichen Willkommen gab man den Teutſchen einen Monat Sold, wozu man das Geld überall her zuſammengerafft hatte, ſo gut ſichs machen ließ. Damit mußten ſie vor der Hand zufrieden ſeyn: denn es iſt einmal das fatale Schickſal ſo, bei den Hugenotiſchen Armeen, kein Geld zu haben. Man hat ſie alsdann, keine Zeit zu verliehren, um Etampes zu erreichen, und dieſe Eile war wohlgethan; denn die Katholiken wollten den Ort juſt auch beſetzen, unerachtet es das elendeſte Neſt von der Welt iſt. Allein in Frankreich nimmt man alles.

Auf

Auf die Nachricht hievon gerieth zu Paris alles in Bewegung, um in den Vorstädten aufzuräumen und alles in die Stadt zu schaffen: denn alles schrie, es sey auf sie abgesehen. Viele wollen behaupten, wenn man izt sogleich vorgerückten wäre, und sich den ersten Schrecken zu Nutz gemacht hätte, so würde man mit leichter Mühe sich der Stadt bemächtigt haben. Diese forderten auch laut, man sollte sie angreifen: allein die bravsten Generale versetzten dagegen, wenn man auch die Vorstädte bezwänge, so würde man doch darum die Stadt noch nicht haben, die voll von Kriegsleuten liege; man liefe daher Gefahr, unsre schwache Infanterie möchte bei einer Plünderung zusammengehauen werden. Es sey ungleich vortheilhafter, Corbeil wegzunehmen, das sehr schwach war, und von wo aus man den Strom beherrschen könne.

Die größten Generale traten dieser Meinung bei; als aber die Katholiken sahen, daß man diesen Weg einschlug, detaschirten sie den General Caussins mit seinem alten Regiment dahin, der die ganze Nacht marschirte, und nach ihm noch den Marschall von St. André. Beide zeigten nachher den Hugenoten, daß die beste Vertheidigung einer Stadt in braver Mannschaft und hinlänglicher Menge bestehe: denn es waren unaufhörlich alle Tage große Scharmützel.

Dieß erwogen der Prinz und der Admiral, und sagten dann: wagen wir unsre zwei Kanonen und zwei Feldschlangen nicht an eine so böse Bestie, die so grimmig um sich beißt; denn sie könnten sonst leicht in die Verlegenheit kommen, eine Spazierfarth nach Paris mitmachen zu müssen.

Ich erinnere mich, daß bei dieser Gelegenheit jemand zum Admiral sagte: es sey doch eine große

Schande, wenn man es nicht wage, ein solches Nest anzugreifen; allein der Admiral gab zur Antwort, er wolle sich lieber gefallen lassen, daß die Seinigen sich ohne Grund über ihn aufhielten, als die Feinde mit Grund.

Man setzte sich hierauf in Marsch nach Paris, und gleich noch an demselben Tag, da man davor anlangte, wollte man die Feinde sondiren, theils um ihre Gesinnungen zu erforschen, theils um sie herauszulocken. Sie schickten auch würklich zwölfhundert Büchsenschützen, und fünf bis sechshundert Lanzen, worauf ein starker Scharmützel begann. Der Prinz kommandirte endlich zu einem Generalangriff, worauf die Katholiken im Trott und Galopp in ihre Laufgräben zurück gejagt wurden, nicht ohne großes Schrecken, das sich auch den Parisern mittheilte.

Der Herr von Strozzy verfieng sich bei dieser Gelegenheit noch ziemlich weit von der Stadt mit fünfhundert auserlesenen Büchsenschützen in dem Gemäuer, das einer Windmühle zur Umzäunung diente; hielt sich aber hier so brav, daß die Unsrigen ihm nichts anhaben konnten, unerachtet er abgeschnitten war.

Nach der Retraite legte man sich in drei nah aneinander gelegene Dörfer, Gentilly, Arcueil und Montrouge. Sieben bis acht Tage vergiengen mit Unterhandlungen. Endlich aber merkte man, daß man nur damit geäfft wurde, um Zeit zu verlieren: denn die Katholischen Generale, die schon so große Vortheile erhalten hatten, dachten mehr auf Siege als auf Frieden.

Hier muß ich doch auch eines Umstands erwähnen, der in diese Zeit fällt, und den Nationalcharacter

racter ſehr gut ins Licht ſetzt. Am Waffenſtillſtandstag nämlich ſah man im Feld zwiſchen den beiderſeitigen Hauptwachen ſieben bis achthundert Adeliche von beiden Partheien, die miteinander vertraulich koſten, einander höflich grüßten, oder umarmten. Unbekannt mit unſern Sitten, wurden die fremden Hülfstruppen darüber ſtutzig, und argwöhnten ſchon, unter Leuten, die ſich ſo artig und freundlich begegneten, verrathen und verkauft zu ſeyn, worüber ſie ſich auch bei ihren Obern beſchwerten. Als ſie aber nach dem Waffenſtillſtand ſahen, daß eben die Leute, die ſich am meiſten liebgekoſt hatten, izt mit Lanze, Schwerdt und Piſtolen einander am hitzigſten zu Leibe giengen, und einander mit blutigen Köpfen heimſchickten; wurden ſie wieder etwas ruhiger, und ſagten unter ſich: „Was ſind mir das für Narren, die heute ſich vor „Liebe freſſen wollen, und morgen einander todſchla„gen!“ —

Es iſt kaum nicht leicht, ſeine Verwandte und Freunde zu ſehen, ohne in Bewegung zu gerathen; ſobald man aber wieder den Degen in der Fauſt hatte, und die Kugeln um ſich pfeifen hörte, hatte alle Höflichkeit ein Ende. — Dabei machten ſich die Katholiken noch luſtig über uns, und ſagten: ihr Herrn Hugenoten nehmt euch in Acht, Paris nicht für Corbeil zu nehmen. — Dieſe Unterredungen zwiſchen dem Adel wurden endlich den katholiſchen Generalen ſehr verdächtig, wie die Friedensunterhandlungen es den reformirten noch weit mehr waren.

Dieſe letztern, verdrüßlich darüber, daß ſie mit ihrem Aufenthalt vor Paris ſo wenig ausgerichtet hatten, beſchloſſen endlich einen nächtlichen Angriff auf die Vorſtädte, um den gröſten Theil der feindlichen Armee zuſammenzuhauen, die darin lag, und zur Bewa-

chung der wohl zwei Lieuen langen Laufgräben sehr zerstreut war.

So brachten also Schaam und Aerger sie dahin, einen Entschluß zur Unternehmung einer schweren Sache zu fassen, die sie zuvor, als sie noch leichter war, bei reiflicher Ueberlegung als unnütz und fruchtlos verworfen hatten. Ich habe noch öfters erlebt, daß es mehrern braven Kriegern eben so gieng.

Als die Nacht hereingebrochen war, rüstete jeder sich nach schon erhaltener Ordre, und dann marschirte man auf etwas abgelegenen Wegen nach der Vorstadt St. Germain, wo den eingezogenen Nachrichten nach die Verschanzungen schlecht und die Wache schwach seyn sollten. Dieß befand sich auch würklich so — Der Herzog von Guise hatte aber Wind von diesem Vorhaben, und daß man um Mitternacht angreifen würde. Darum ließ er vom Abend an seine Cavallerie und Infanterie unters Gewehr treten und längs der Trenche'e aufmarschirt halten. Allein als es schon vier Uhr früh schlug, und die Katholiken bemerkten, daß in unserm Lager sich nichts hören noch sehen ließ, sagten sie einstimmig, es sey eine falsche Nachricht, die Hugenoten haben nicht den Muth, sie anzugreifen, und es wäre albern, wenn man sie eines wahrscheinlich grundlosen Verdachts wegen, eine ganze Nacht durch hinhalten und zu Eiszapfen frieren lassen wollte (denn es war äußerst kalt). Kurz, einer nach dem andern machte sich davon nach seinem Quartier, und es blieb nur die gewöhnliche Wache.

Die Reformirten hatten sich unterdessen mit ihrem grosen Umweg noch verirrt, und trafen an der zu stürmenden Stelle erst ein, als es schon heller Tag war. Da sie sich nun entdeckt und einen großen Auflauf unter

den

den Feinden ſahen, zogen ſie wieder ab. Wären ſie nur dreiviertel Stunden früher gekommen, ſo hätten ſie wahrſcheinlich hier die Laufgräben erſtürmt.

Bei dieſer Unternehmung ſieht man wieder, wie auf einer Seite die Ungeduld ſich beinahe einen ſehr ſchimpflichen Zufall zugezogen hätte, und auf der andern die wenige Vorſicht eine ſchöne Gelegenheit verlor und noch dazu ſich dem Gelächter der Feinde preisgab.

Ich habe mir verſichern laſſen, daß der Herzog von Guiſe und der Connetable mehr um der Schande als des Schadens wegen beſorgt waren, die Vorſtadt möchte beſtürmt werden, und daß ſie verſicherten, es würde das Verderben der Reformirten ſeyn, wenn ſie hineindrängen. Denn auf dieſen Fall hatten ſie im Sinn, während die Reformirten mit Plündern beſchäftigt wären, ihnen durch verſchiedene Oeffnungen vier bis fünftauſend Cüraſſiers auf den Hals zu ſchicken, die einen guten Theil davon niedergemacht und den Reſt in die Flucht gejagt hätten.

Wir waren ſo unbeſonnen, drei Tage darauf daſſelbe abermals verſuchen zu wollen, und würden wohl naß davon gekommen ſeyn. Allein bei der Ablöſung gieng einer unſrer vorzüglichſten Officiers zum Feind über, worauf die Ausführung unterblieb. Am erſten Tag machte man dem Ueberläufer große Careſſen; am andern verlachte man ihn; am dritten bedauerte er ſeine Freunde verlaſſen zu haben.

Der Prinz beſorgte, er möchte die Mängel ſeiner Armee verrathen, und brach am folgenden Tag auf. Zu ſeinem Glück! denn der Herzog von Guiſe hatte, weil die Gaſcogner und Spanier zu ihm geſtoßen waren, beſchloſſen, ſein Lager mit ſeiner ganzen Macht

zu überfallen, wenn er noch einen Tag da verweilt hätte, und bei der, mir erzählten, Art der Ausführung würde er uns übel mitgenommen haben; denn bei dieser Nähe des Feindes lagen wir noch immer zu weit auseinander; eine üble Gewohnheit, die auch noch von den Bürgerkriegen herrührt.

Nach seinem Aufbruch vor Paris wendete der Prinz sich aus angeführter Absicht nach der Normandie; und zween Tage darauf brach das katholische Lager ebenfalls auf, um ihm zu folgen, und blieb uns immer zur Seite, bis endlich in den Ebenen bei Dreux beide Heere aufeinander stießen.

10.

Sechs Merkwürdigkeiten von der Schlacht bei Dreux.

Unter allen Schlachten, die während den bürgerlichen Kriegen in Frankreich geliefert wurden, ist keine merkwürdiger als die Schlacht bei Dreux, sowohl in Rücksicht auf die erfahrnen Feldherrn, die dabei kommandirten, als auf die Hartnäckigkeit, mit der auf beiden Seiten gefochten wurde.

Indessen war doch diese Schlacht eigentlich ein sehr thränenwürdiger Vorfall, in Ansehung des Bluts, das über fünfhundert Adeliche auf beiden Seiten hier in den Schoos ihrer gemeinschaftlichen Mutter vergossen, und in Ansehung des sonstigen Verlusts an Prinzen, Herrn und andern würdigen Officieren.

Da

Da indeſſen die Sache einmal geſchehen iſt, ſo iſt es nicht übel gethan, nützliche Lehren daraus zu ziehen. Die beſte wäre freilich die, daß man nie wieder zu einer ſolchen Thorheit zurückkehren ſollte, die ſo theuer zu ſtehen kömmt.

Es fiel verſchiedenes dabei vor, das vielleicht nicht überall aufgezeichnet zu finden ſeyn möchte, und darum kam mir die Luſt, es darzuſtellen, damit diejenigen, die zu leicht über hohe Kriegsthaten weg gehen, ohne ſich bei Nutzanwendungen aufzuhalten, deſto eher dazu aufgemuntert werden: denn dieß heißt das Soldatenhandwerk lernen, und ſich zum Officier ſtudieren.

Die erſte, obſchon an ſich nicht ſehr wichtige Merkwürdigkeit, die jedoch als nicht ganz gewöhnlich aufgezeichnet zu werden verdient, iſt folgende: Beide Heere ſtanden länger als zwei gute Stunden nur einen Kanonenſchuß weit einander gegenüber, ohne daß dieſe ganze Zeit auch nur der kleinſte Scharmützel vorfiel, bis die Schlacht würklich angieng, da doch das Scharmuzieren ſonſt meiſtens gebräuchlich iſt. Nicht als ob ich damit wollte, man müſſe die Schlachten mit dergleichen anfangen; ſondern man ſieht ſich öfters durch die Beſchaffenheit des Terrains dazu genöthigt, oder wenn man ſich an Schützen ſtark fühlt, oder um die Feinde zu probiren u. d. gl.

Hier hielt jeder an ſich, und überlegte in ſeinem Innern, daß die Männer, die er gegen ſich anmarſchiren ſah, nicht Spanier, Engländer, Italiener, ſondern Franzoſen ſeyen, und zwar von den bravſten, unter denen manche ſeine liebſten Camaraden, Freunde, Verwandte wären, und daß man izt binnen einer Stunde einander die Hälſe brechen müſſe. Dieß erweckte ein gewiſſes Entſetzen vor der Handlung. So hielt man

alſo, ohne darum an Muth zu verlieren, einander gegenüber, bis die Armeen ſich in Marſch ſetzten, um an einander zu gerathen.

Das zweite ſehr Merkwürdige iſt die Großmuth der Schweizer, die hier eine würdige Probe ihrer Unerſchrockenheit ablegten. Das Hauptcorps, bei dem ſie ſtanden, war beim erſten Angriff geworfen; ſie ſelbſt hatten von der Reuterei des Prinzen ſchon ſehr ſtark gelitten, ſie waren allein, und ihre eigne Reuterei hatte ſie im Stich gelaſſen: dennoch ſtanden ſie felſenfeſt auf dem Poſten, auf den ſie geſtellt worden waren. Drei bis vierhundert Büchſenſchützen greifen ſie an, und tödten ihnen viel Leute; ſie weichen nicht. Ein Bataillon Landsknechte fällt ſie an; ſie ſchlagen es, und treiben es über zweihundert Schritte fechtend zurück. Zwei Fahnen deutſche Reuter hauen auf ſie ein; ſie halten ſie muthig aus. Endlich kommen Franzoſen und Reuter zugleich, und nun müſſen ſie weichen, ziehen ſich aber in der beſten Ordnung an die Ihrigen zurück, die Zeugen ihrer Tapferkeit geweſen waren; und obgleich ihre Oberſten und beinahe alle ihre Officiers todt auf dem Platze blieben, ſo trugen ſie doch mit ihrer Standhaftigkeit großen Ruhm davon.

Das dritte war die lange Geduld des Herzogs von Guiſe, der er den Sieg zu danken hatte. Denn nachdem das Hauptcorps, das der Connetable commandirte, gänzlich in die Flucht geſchlagen war, bis auf die Schweizer, und nachdem der Connetable ſelbſt ſchon gefangen genommen worden war, hielt der Herzog noch immer ſtill, und wartete, ob man ihn angreifen würde; denn die Infanterie des Prinzen war noch nicht zum Treffen gekommen, und zu ihr kehrte immer wieder ein Theil ſeiner Cavallerie zurück, ohne die, die von Anfang her noch bei ihr hielt. Weil aber dieſe Avantgarde (unter dem

dem Herzog) gute Mine machte, wagtens die Reformirten nicht, ſie anzugreifen.

Unterdeſſen hielten von ihnen einige ſich mit Angriffen auf die Schweizer auf, andre ſetzten den Fliehenden nach, viele ließen ſich auf Plündern der Bagage ein. So vergiengen anderthalb Stunden, und mehrere von der eignen Parthei des Herzogs von Guiſe wußten nicht, was ſie von ihm denken, ob ſie ihn für ſinnlos halten ſollten, als ſie ihn ſo lange unthätig bleiben ſah, während vor ihren Augen die in Unordnung gebrachten Freunde gemordet wurden. Manche mögen ihn ſogar, wie die Römer einſt, in einer ziemlich ähnlichen Lage, ihren Fabius Maximus der Feigheit beſchuldigt haben.

Selbſt auf der Gegenparthei ſchrieen manche ſchon Victoria! Ich erinnere mich aber recht gut, daß ich den Admiral darauf antworten hörte: das iſt nicht wahr; denn bald wird dieſe ſchwarze Wolke dort über uns hereinbrechen. Dieß geſchah auch kurz darauf, und dadurch bekam die Schlacht eine ganz andre Wendung.

Der Herzog von Guiſe zeigte hier, daß er den rechten Zeitpunkt abzuwarten und zu erſehen verſtand. Denn er hatte Geduld, und hielt an ſich bis durch gedachte kleine Unternehmungen das Corps des Prinzen, das vereint ihm zu ſchaffen gemacht haben würde, ſich vereinzelt hatte. Sobald er aber die Feinde zerſtreut ſah, brach er mit ſo ſchöner Kühnheit und Faſſung über ſie herein, daß er nur wenig Widerſtand fand. Man muß ſich in der Beurtheilung der Abſichten ſolcher groſſen Feldherrn nicht übereilen; denn ſie haben oft Plane im Kopf, die im Augenblick der Ausführung erſt ſichtbar werden, und die andre ſich nicht hätten träumen laſſen.

Das vierte iſt die lange Dauer des Gefechts. Sonſt iſt gewöhnlich in einer Stunde das Schickſal einer

ner Schlacht entſchieden; die bei Monteontour währte nicht einmal ſo lange. Allein dieſe fieng ungefehr um ein Uhr nach Mittag an, und war erſt nach fünf Uhr zu Ende. Doch darf man nicht glauben, als ob man dieſe ganze Zeit über unausgeſetzt gekämpft hätte. Es waren verſchiedene Ruhepunkte; dann griff man ſich bald ſchwächer, bald ſtärker an, was die beſten Leute wegfraß, und bis in die finſtre Nacht dauerte. Auf beiden Seiten wurde mit ungemeiner Erbitterung gefochten, was die ſtarke Anzahl von Todten hinlänglich beweist. Es ſollen über ſiebentauſend geblieben ſeyn, meiſtens im Gefecht, wenige auf der Flucht.

Der Hauptgrund von dieſer langen Dauer des Gefechts lag darinn, daß die königliche Armee an Infanterie, die des Prinzen an Cavallerie ſtark war. Denn dieſe konnten nicht die ſtarken Bataillons durchbrechen, jene die Reuterei nicht weit jagen. Betrachten wir alle Schlachten, ſeit der Schweizerſchlacht, wo man am andern Morgen noch kämpfte, ſo kann doch keine ſich mit dieſer meſſen. Die bei St. Lorenz war ſogar in weniger als einer halben Stunde ſchon ausgefochten.

Das fünfte war die Gefangennehmung beider kommandirenden Feldherrn; ein Fall, der ſich ſelten ereignet, weil dieſe gewöhnlich erſt gegen das Ende, oder im äuſſerſten Nothfall mitfechten; und oft iſt eine Schlacht gewonnen, ehe ſie ſo weit kommen. Allein dieſe hier warteten nicht ſo lange; denn gleich zum Anfang wollte jeder den Seinigen mit gutem Beiſpiel von Herzhaftigkeit vorangehen. Der Connetable wurde zuerſt gefangen und ſtark verwundet [10]), der Prinz erſt gegen das Ende, und ebenfalls verwundet.

Man kann hierbei die Frage aufwerfen, ob ein General en Chef ſich ſo ſehr wagen ſoll, und es läßt ſich darauf

darauf antworten, daß das nicht wagen genennt werden kann, wenn das Corps, bei dem man hält, vorrückt um zu ſchlagen, und man ſeinen Platz darinn nicht verläßt. Ueberdieß hatten die beide, von denen zunächſt die Rede iſt, gute Unterkommandeurs, auf die ſie ſich verlaſſen konnten, ohne ſo ängſtlich um ihre eigne Perſon beſorgt zu ſeyn; der eine den Herzog von Guiſe, der andre den Admiral, die ſich aber ebenfalls tief ins Gedränge warfen.

Das ſechſte war die Art, wie beide Armeen von einander abließen, was öfters auf eine andre Art geſchieht als hier. Eine Schlacht endigt ſich gewöhnlich damit, daß der Beſiegte in die Flucht geſchlagen, und zwei drei Stunden, oft auch noch weiter, gejagt wird. Hier aber kann man ſagen, daß nichts gejagt wurde, ſondern der Rückzug der Reformirten Schritt vor Schritt in beſter Ordnung geſchah. Denn ſie hatten zwei Corps teutſche Reuter und eins von franzöſiſcher Cavallerie, ungefehr zwölfhundert Pferde zuſammen; der Herzog von Guiſe hingegen war ſchwach an Pferden, wollte auch ſeine Infanterie nicht weit entfernen, und begnügte ſich daher, blos fünf bis ſechshundert Schritte nach zu marſchiren. Beide Theile waren müde, hatten viele Verwundete, und die hereinbrechende Nacht half ihnen vollends aus einander. Der Herzog blieb die Nacht auf dem Schlachtfeld, der Admiral eine gute Lieue davon in einem Dorf, wohin der Reſt ſeiner Infanterie und ſeine Bagage ſich retirirt hatte.

Manche wollten ſagen, es ſey eigentlich hier keine Schlacht verlohren worden, weil der verlierende Theil nicht in die Flucht geſchlagen worden ſey: dieß iſt aber irrig. Denn wer das Schlachtfeld behauptet, wer das Geſchütz erobert, wer die Fahnen der Infanterie erbeutet, hat Siegeszeichen genug. Indeſſen kann man doch

ſagen,

ſagen, daß der Sieg wenigſtens nicht ſo vollſtändig war, als im Fall einer Flucht. Will man einwenden, man habe ſchon oft eine Armee ſich vor der andern in ſchönſter Ordnung zurückziehen geſehen, wie zu la Rochel l'abeille, und Freitags zuvor bei Montcontour: ſo iſt dieß an ſich richtig, allein es war zuvor keine Schlacht vorgefallen, wie hier, ſondern allenfalls blos große Scharmützel, wobei jedes Hauptcorps ſeinen Poſten behielt.

Zum Schluß will ich von dem, was nach der Schlacht Merkwürdiges vorgieng, hier als überzählig noch das edle höfliche Betragen erwähnen, das der Herzog von Guiſe als Sieger gegen ſeinen Gefangenen den Prinzen beobachtete, und zwar ganz über die Erwartung vieler von beiden Seiten. Denn man weiß, wie gehäſſig in Bürgerkriegen Partheihäupter gemacht, was für Beſchuldigungen ihnen aufgebürdet werden, ſo daß, wenn ſie in Gefangenſchaft unter ihre Feinde gerathen, nach mehrern Beſchimpfungen, die man ſie erdulden läßt, ihr Leben oft in Gefahr iſt. Hier gieng es ganz anders. Denn als ihm der Gefangene vorgeführt wurde, ſprach er mit Ehrerbietung und der äuſſerſten Schonung mit ihm. So lang er im Lager war, ſpeißte er oft mit ihm, und weil wenig Betten da waren, weil das Gepäck halb geplündert und zerſtreut wurde, ſo bot er ihm das ſeinige an, was aber der Prinz nur zur Hälfte annahm. So vereinigte alſo das Schickſal dieſe beide große Prinzen, gewiſſermaßen Todfeinde, in Einem Bette; der eine triumphirend, gefangen der andre, ruhten beide neben einander.

Man kann ſagen, daß der Marſchall Damville, wenn er ihn einmal behielt (denn an ihn hatte der Prinz ſich ergeben), nicht zugegeben haben würde, daß man ihm eine Beleidigung zugefügt hätte, indem auch ſein Vater [11]) in Gefangenſchaft war. Ich gebe zu, er

würde

würde gethan haben, was er konnte; aber dies bleibt gewiß, hätte der Herzog von Guiſe ihm Leid zufügen wollen, ſo war ſein Einfluß und Anſehn ſo groß, daß niemand es ihm hätte wehren können.

Ich dachte, ſchöne Handlungen, wie dieſe, dürften kein Raub der Vergeſſenheit werden, damit brave Krieger ſich der Nachahmung befleiſſen, und ſich von Grauſamkeiten und Unanſtändigkeiten enthalten möchten, denen in Bürgerkriegen ſo viele ſich überlaſſen, weil ſie ihrem Haß keinen Zaum anlegen können oder wollen. Stolz und trotzig gegen den noch kämpfenden Feind, ſey man menſchlich gegen den Beſiegten, nach den Geſetzen der Ehre.

Es könnte mir noch einer die Queere kommen und ſagen, der Herzog habe nöthig höflich ſeyn gehabt, wenn er habe wieder gut machen wollen, was er ehmals gegen den Prinzen zu Orleans angeſponnen gehabt habe [12]). Dem dient zur Antwort: meine Abſicht iſt gegenwärtig blos, ſchöne Handlungen zu loben, wie ich ſie auf meinem Wege treffe, und nicht von andern zu reden, die nicht hierher gehören. Tugend, Vortrefflichkeit hat überall, in welchem Mann ich ſie auch treffe, Anſprüche auf meine Hochſchätzung.

11.

Der Herzog von Guiſe belagert Orleans, und der Admiral zieht nach der Normandie.

Der Herzog von Guiſe hatte ſtarke Hoffnung, dieſen Krieg bald zu Ende zu bringen, wenn er auf den izt errungenen, obſchon etwas theuren, Sieg ſah: der Haupt-

Hauptanführer der Gegenpartei gefangen, sein eigner College gleichfalls, er selbst also allein mit dem höchsten Commando. Er säumte nicht, ihn überall bekannt zu machen, und traf zugleich gute Anstalten zur nöthigen Erfrischung seiner Armee.

Unterdessen sie sich erholte, war er darauf bedacht, alle Arten von Werkzeugen und Erfordernissen zu einem Angriff auf Orleans anzuschaffen, und sagte: wenn man nur einmal den Bau habe, worein die Füchse flöhen, dann solle die Jagd auf sie durchs ganze Reich losgehen.

Der Admiral bedurfte ebenfalls nicht minder Ruhe für seine Leute, die, ärgerlich darüber, daß sie geschlagen worden waren, oft Gelegenheit nahmen, zu murren. Er gieng über die Loire, sowohl um sie ausruhen zu lassen, als um sie auf Kosten mehrerer feindlichen Städtchen, die meist schlecht besetzt waren, wieder in gute Verfassung zu setzen, wozu solche Quartiere, in denen man es so genau nicht nimmt, vorzüglich gut sind. Man ließ den Burschen den Zügel etwas weit, und mit dem Gefühl der erweiterten Freiheit, kehrten Muth und Hoffnung in sie zurück. Der Admiral hatte sich hierzu entschlossen, theils auf Anrathen, theils aus Noth, um eine Empörung zu vermeiden, besonders unter den Hülfstruppen, denen man katholischer Seits unter der Hand große Versprechungen thun ließ, wenn sie sich wieder davon machen wollten. Auch besorgte er ein gleiches von verschiedenen Franzosen, die in der Trübsal gar leicht umschlagen.

Hierauf rückte er nach Jargeau, einer Stadt an der Loire, über welche hier eine Brücke geht, die er sich offen halten wollte. Hier beschloß er den Marsch nach der Normandie, um das dort bereits angelangte englische Geld in Empfang zu nehmen; denn die Reuter drohten

ihm

ihm sonst mit Gefangennehmung. Ihr Fuhrwerk wurde nach Orleans geschafft, um leichter und schneller marschiren zu können. Sein Bruder Andelot kommandirte darinn.

Als der Herzog von Guise diesen Aufbruch erfuhr, rückte er vor die Stadt. Sein erster Plan gieng auf die Wegnahme der vor der Brücke gelegenen Vorstadt, wodurch er die Stadt von dieser Seite sperren konnte. Sie war durch den Herrn von Feuquieres verschanzt worden, in der Absicht, sie zu einem sichern Quartier für die Deutschen und die französische Infanterie, die aus der Schlacht bei Dreux entkommen waren, zu machen, bis ihnen stärker zugesetzt würde; so lange keine Artillerie davor aufgeführt wurde, konnte sie sich vier bis fünf Tage halten. Indessen ereignete sich, als sie angegriffen wurde, ein Vorfall, der (so sonderbar sind oft die Kriegsereignisse) besonders in Verbindung mit der Feigheit der Lanzknechte beinahe den Verlust der ganzen Stadt nach sich gezogen hätte.

Die Absicht des Herrn von Guise war nicht, izt schon zu stürmen, sondern blos die Feinde zu probiren und zu beobachten. Als ein einsichtsvoller General gieng er indessen nach dem Sprüchwort, mit Nadel und Zwirn, nicht blos um auf die Gelegenheit gerüstet zu seyn, sondern auch, um nach Gelegenheit die Gelegenheit selbst zu machen und zu benutzen. Er gab daher dem Herrn von Sipierre, einem vortrefflichen Officier, zwölfhundert französische Büchsenschützen, zwei leichte Feldschlangen, und sechs Fähnlein Reuterei, und er selbst folgte mit einem andern leichten Trupp.

Beim ersten Anrücken, auf der Seite der Gascogner, fanden sie diese aufmarschirt, und ihre Laufgräben und Barrikaden wohl besetzt. Während man sich aber

hier unterhielt, rapportirten einige herumstreifende Soldaten, um das Quartier der Lanzknechte sehe es nicht sehr nothfest und kampflustig aus. Man schickte also vier bis fünfhundert Schützen, nebst einiger Cavallerie dahin, um zu sondiren, und zu gleicher Zeit ließ der Herr von Sipierre das Geschütz auf die Barrikaden der Franzosen spielen. Auf diesen Lärm und Bewegung verlieren die Lanzknechte den Muth, verlassen ihre Posten, und fangen an zu fliehen. Augenblicklich dringen die katholischen Soldaten in die Vorstadt ein, und fallen den Franzosen, die sich noch tapfer wehrten, in den Rücken, worauf alles davon stürzte.

Man kann sich keine grösiere Unordnung denken, als izt beim Fliehen entstand. Die Brücke war durch das Gepäck, das man in die Stadt schoßen ließ, gesperrt, die Flüchtlinge konnten sich also nicht retten. Ja man konnte nicht einmal das Thor verschließen, noch die Brücke aufziehen. Die meisten stürzten sich daher in den Strom und versuchten zu schwimmen, und so kamen durch Wasser, Feuer und Schwerdt über achthundert Menschen um.

Das Schrecken, das darüber in der Stadt entstand, war jedoch grösier als der Schade. Denn man hatte ganz laut darinn gesagt, die befestigten Inseln seyen schon weggenommen, ja man sey bereits unter dem Hauptthor im Gefecht; was freilich auch die Muthigsten erschreckte.

Der Herr von Andelot (ein Cavalier ohne Furcht) warf einen Blick auf diese Verwirrung und die Angst, und sagte dann: Der Adel folge mir; die Feinde müssen wieder hinaus oder wir fallen. Sie können nur auf Einem Wege herein, und auch da höchstens mit einer Fronte von zehn Mann. Mit hundert der Unsrigen schlagen

wir

wir allemal Tausend von ihnen. Frisch! Muth! Vorwärts!

Auf dem Gang dahin sah er die Furcht, die Flucht, die Verwirrung, vernahm tausend klägliche Stimmen, und beinahe eben so viel Warnungen. Aber ohne sich irre machen zu lassen gieng er über alle Brücken, und kam bis zu den Wasserthürmchen, froh, die Feinde noch nicht weiter eingedrungen zu sehen. Doch war es Zeit, daß er kam; denn sie waren schon nahe an der Zugbrücke, um mit aller Macht einzudringen. Die Brücke wurde noch glücklich aufgezogen, und das Thor ohne sonderlichen Verlust verschlossen.

Nun muß man wissen, daß dieß Thor von der gänzlichen Einnahme der Vorstadt an, bis der Herr von Andelot dahin kam, eine starke halbe Stunde offen stand, ohne daß sich jemand darunter gezeigt hätte, um es zu vertheidigen; und dennoch drangen die Katholiken nicht hinein, es sey nun, weil sie zu sehr mit Rauben und Morden beschäfftigt waren, oder daß sie sich zu schwach fanden, oder weil es ihnen an einem Officier von Bedeutung fehlte, um sie anzuführen. Soviel ist aber zuverlässig, hätten sie gleich anfangs ihre Macht gegen die Stadt gekehrt, sie hätten sie erobert; so groß war das Schrecken darinn, so gering der Widerstand. Wenigstens hätten sie sich doch der Inseln bemächtigen können, was in Zeit von vierzehn Tagen die Eroberung der ganzen Stadt nach sich ziehen mußte.

Ich befragte gute katholische Officiers, warum sie unsre Bestürzung nicht eher bemerkt hätten; sie sagten mir aber, sie seyen selbst zu bestürzt darüber gewesen, sich so schnell über so viele Leute siegen zu sehen. Ausserdem sey, was sie zurückgehalten habe, ein Gerücht gewesen, das sich unter ihnen verbreitete, man habe die Thürmchen absichtlich blosgelassen, um sie, sobald viel Volk hinüber sey, in die Luft zu sprengen.

So verlohren also die Katholiken eine schöne Gelegenheit, und die Reformirten entgiengen einer großen Gefahr. Dergleichen außerordentliche Vorfälle müssen bei Belagerten die Vorsicht, bei Belagerern die Betriebsamkeit anspornen, damit jene nicht auf morgen verschieben, was heute geschehen muß, und diese nicht vergessen, den Stürmern geschickte Officiers mitzugeben, welche die Umstände mit Einsicht zu benuzen wissen.

Aus diesem Vorgang schöpften nicht nur der Herr von Guise, sondern auch seine ganze über zwanzigtausend Mann starke Armee große Hoffnungen. Dagegen wurden im Platze mehrere von einem so harten Unfall erschüttert, und wünschten sehnlich, der Admiral möchte doch zu ihnen zurückstiegen. Allein nach und nach dämpfte der Herr von Andelot dergleichen Besorgnisse durch kräftiges überzeugendes Zureden.

Lange Zeit verging mit Angriffen auf die Tourelles (die durch Nachläßigkeit einiger, die darinn lagen, überrumpelt wurden) und mit Schüssen auf die Werker der Inseln. Der Herr von Guise hatte bereits beschlossen, sie zween Tage lang aus zwanzig Kanonen zu beschießen, und dann einen wüthenden Sturm darauf vorzunehmen, und da sie nicht sehr stark waren, würde er sie auch vielleicht überwältigt haben. Allein unterdessen ereignete sich ein unerwarteter Vorfall nicht minder sonderbar, aber noch seltner als der erste, der alles umänderte; die Verwundung des Herzogs durch einen Adelichen, Namens Poltrot, und sein bald darauf erfolgter Tod.

Der Verlust eines so großen Feldherrn benahm der ganzen Armee Muth und Hoffnung. Müde so vielen Elends und so vieler wichtigen Todesfälle griff daher die Königinn zu Friedensunterhandlungen. Bis der Friede

würklich

würklich zu Stande kam, wurde nichts weiter vorgenommen, als die dazu gehörigen Verhandlungen, die vorzüglich durch den Prinzen Conde und den Connetable geführt wurden.

Izt zum Admiral zurück, der, aus Besorgniß, Orleans möchte bezwungen werden, Eilfertigkeit seine erste Sorge seyn ließ. In sechs Tagen legte er mit seiner Cavallerie über funfzig Lieuen zurück. Sie bestand aus zweitausend teutschen Reutern, fünfhundert französischen Pferden, und tausend berittenen Büchsenschützen. Zum Gepäck hatte man keine Wagen, sondern blos zwölfhundert Pferde. So machten wir so rasche Tagereisen, daß wir an manchen Orten das Gerücht von unsrer Ankunft überflogen.

Als der Admiral nach Caen kam, griff er den Ort an, mit Hülfe des Geschützes und der zweitausend Mann englischer Truppen, die ihm der Graf Warwich und Villeneuvois la Roche aus Havre de Grace geschickt hatten. Nachdem das Schloß wührend beschossen worden war, ergab es sich auf Capitulation. Der Marquis von Elbeuf, der darinn war, wurde mit aller Artigkeit behandelt. — Unsre Reuter bekamen hier auch Geld, das ihnen weit besser gefiel, als der Normännische Apfelmost.

Als wir uns so eben anschickten, Orleans zu Hülfe zu ziehen, schrieb der Prinz, daß der Friede geschlossen sey. Dieß verwandelte die Streitaxt in Hemmeth.

Und so endigte sich dieser erste bürgerliche Krieg, nachdem er ein ganzes Jahr gedauert hatte, eine Zeit, die der ungeduldigen Gemüthsart unsrer Nation eher lang als kurz vorkam; dieser Nation, die an manchen Orten sich zügellos zu Grausamkeiten hinriß, welche eher Barbaren

als Franzosen zugetraut werden sollten. Die Reformirten hatten immer das meiste davon zu dulten, und dieß ließ würklich viele redliche Leute diesen Frieden besser finden, als sie ihn sonst vielleicht gefunden hätten. Machte er doch all diesem Jammer ein Ende.

Zweiter Religionskrieg.

1.

Was den Ausbruch des zweiten Kriegs verursachte, und wie die Plane der Reformirten scheiterten.

Wer sich mit den nähern Umständen von den Begebenheiten, auf die wir izt kommen, etwas vertrauter bekannt machen will, der kann sich in der Menge gleichzeitiger Schriften für und wider den Aufstand vom Jahr 1567. und in den ausführlichen Nachrichten der Geschichtschreiber reichlich berathen finden. Ich schränke mich darauf ein, hier blos einige Merkwürdigkeiten davon anzuführen, die so ächt sind, als was sonst davon bekannt worden ist, indem ich sie von Leuten habe, die auf der einen Seite unmittelbaren Einfluß auf den Gang und die Lenkung dieser Geschäfte hatten.

Das von Orleans zu Stand gekommene Pacificationsedict hatte beinahe allgemein in ganz Frankreich sowohl scheinbar als würklich Beifall gefunden und Freude

de verurſacht, indem dadurch dem bisherigen Elend ein Ende gemacht wurde, ſo daß nun jeder in Ruhe, Sicherheit des Leibes und Freiheit des Geiſtes hoffen konnte. Indeſſen waren freilich Haß und Neid auf der einen, Argwohn auf der andern Seite damit noch nicht ausgerottet, ſondern glimmten unſichtbar unter der Aſche fort.

Wie aber die Zeit alles zur Reife bringt, ſo gieng auch dieſer Saame, und viele andre noch ſchlimmere Körner auf und trugen Früchte, die uns in unſre erſte Zwietracht zurückſtürzten. Die Vornehmſten unter den Reformirten, wachſam zu ihrer und andrer Sicherheit und Erhaltung, verglichen eine Menge mehr oder minder verſtekt gegen ſie vorgenommener Schritte, zogen daraus Schlüſſe auf das, was man noch ferner gegen ſie im Schild führen möchte, und fanden es ganz auſſer Zweifel, daß man es darauf anlege, ſie nach und nach zu unterdrücken, und ihnen dann plözlich den Todesſtreich zu verſezen.

Die Gründe, die ſie für dieſen Argwohn anführten, waren theils in die Augen fallend, theils etwas tiefer liegend. Die erſten ſtüzten ſich auf das Niederreiſſen der Mauern einiger Städte und Anlegung von Citadellen an Oertern, wo ſie öffentliche Religionsübung hatten. Ferner auf Morde und Meuchelmorde ausgezeichneter Cavaliere von ihrer Parthei, wider die man keine Gerechtigkeit hatte erlangen können; auf gewöhnliche Drohungen, daß ſie in kurzem die Naſe nicht mehr ſo hoch tragen würden; beſonders aber auf den Anmarſch der Schweizer, die immer vorrückten, unerachtet der Herzog von Alba bereits in Flandern war, deſſen Zug doch dieſer auswärtigen Werbung hatte zum Vorwand dienen müſſen [11]).

Was die geheimen Spuren betrifft ſo brachten ſie einige aufgefangene Briefe von Rom und Spanien vor, worinn

die Entwürfe, die man auszuführen gedachte, sehr umständlich aus einander gesetzt waren, die zu Bayonne mit dem Herzog von Alba getroffene Verabredung [14], alle Hugenoten in Frankreich, alle Geusen in Flandern auszurotten, was man aus sichrer Hand erfahren hatte.

Alle diese Dinge und noch andre mehr, die ich verschweige, mußten denn natürlich Leute aufwecken, die nicht Lust hatten, sich im Schlafe fangen zu lassen. Ich erinnere mich noch, daß die reformirten Häupter in kurzem drei Versammlungen nach einander hielten, sowohl zu Valery, als zu Chatillon [15], wobei sich zehn bis zwölf der vornehmsten Cavaliere einfanden, um über die gegenwärtige Lage der Dinge mit einander zu Rath zu gehen, und auf rechtliche anständige Mittel zu sinnen, wie sie unter all diesen schreckenden Umständen ihre Sicherheit befestigen und erhalten könnten, ohne zum Aeussersten zu greifen.

In den beiden ersten waren die Meinungen noch verschieden. Indessen wurde doch, ganz vorzüglich auf den Rath des Admirals, jeder gebeten, sich noch zu gedulden, indem man in Fällen dieser Art, von denen so viel Jammer und Elend abhienge, sich eher durch unumgängliche Nothwendigkeit bestimmen lassen, als willig und schnell die Gelegenheit ergreifen müsse, gewaltsame Maasregeln zu ergreifen; überdieß müsse es sich ja in Kurzem ganz deutlich zeigen, wessen man sich zu versehen habe, und dann sey es noch immer Zeit.

Bei der dritten Versammlung aber, die noch vor Ablauf eines Monats gehalten wurde, stieg die Hitze in den Köpfen höher, theils wegen des Vorherigen schon, theils durch neue Warnungen, die man erhielt, besonders einer, von welcher der Prinz und der Admiral versicherten, sie komme von einer Person am Hof [16], die gegen

gen die Reformirten sehr günstig gesinnt sey, und versichere: in einer dort gehaltenen geheimen Berathschlagung sey beschlossen worden, sich ihrer Personen zu bemächtigen, und den einen von ihnen aus der Welt zu schaffen, den andern gefangen zu halten. Zugleich wolle man an zweitausend Schweizer nach Paris, zweitausend nach Orleans und den Rest nach Poitiers legen, dann das Pacificationsedict cassiren, und ein ganz entgegengesetztes machen. Dieß alles sey ganz zuverlässige Wahrheit. Es war auch in der That nicht schwer zu glauben; denn die Schweizer die man zu contremandiren schon so oft versprochen hatte, marschirten offenbar ungestört gegen Paris herbei.

Darüber brachen denn einige in der Versammlung, die etwas empfindlicher und hitziger waren als die andern, los: „Wie? will man denn warten, bis man uns hier Hände und Füße bindet, und uns dann auf ihre Blutgerüste nach Paris schleppt, um durch unsern schmählichen Tod Andrer Grausamkeit eine Augenweide zu gewähren? Was bedarf es noch weitrer Nachrichten? Worauf sollen wir noch ferner warten? Sehen wir denn nicht bereits auswärtige Söldner gewaffnet gegen uns anrücken? uns mit Rache drohen, für das, was wir ihnen bei Dreux zu Leid thaten, für das Unrecht das wir uns gegen die Katholiken zu schulden kommen ließen, indem wir uns unsrer Haut wehrten. Hätten wirs denn schon vergessen, daß über dreitausend unsrer Religionsverwandten seit dem Frieden eines gewaltsamen Todes starben, wofür alle unsre Klagen nichts auszuwirken vermochten, als heillose Antworten, oder betrügerische Zögerungen? Wäre es noch der Wille unsers Königs, daß wir so mißhandelt und verachtet würden, vielleicht ertrügen wir es noch eher geloffen; da wirs aber einmal wissen, daß dieß alles von denen her-

rühret, die seinen Namen mißbrauchen, und uns den Zutritt zu ihm versperren, uns seine Gnade entziehen wollen, damit wir aller Hülfe beraubt, ihre Sklaven oder ihr Raub werden müßten, da wir dieß wissen, sollten wir niederträchtig genug seyn, solche Mißhandlungen geduldig zu ertragen. Unsre Väter haben über vierzig Jahre in Geduld gestanden, während man um der Bekennung des Namens Christi willen alle Drangsale über sie verhängte. Diese Sache ist auch die unsrige, und izt, da nicht blos einzelne Familien und Dorfschaften, sondern ganze Städte unter dem wohlthätigen Schutz zweier königlichen Edicte ein so notorisches Glaubensbekenntniß abgelegt haben, izt wären wir unwürdig die beiden schönen Titel Christ und Edelmann, auf die wir stolz sind, zu führen, wenn wir durch unsre Nachlässigkeit oder Feigheit mit unserm Verderben zugleich das Elend einer so großen Menge Volks zuließen. Daher bitten wir Sie, meine Herrn, die Sie die gemeinschaftliche Vertheidigung übernommen haben, bald zu würksamen Maaßregeln zu schreiten; denn die Sache leidet kein Temporisiren."

Die andern, die mit anwesend waren, wurden hingerissen, nicht sowohl durch die Heftigkeit der vorgebrachten Worte, als durch die Wahrheit ihres Inhalts. Wie es aber stets und überall Leute giebt, die sehr bedächtlich sind, so wurde denn auch hier von einigen solchen erwiedert: man sehe die bevorstehende Gefahr gut, indessen sey doch nicht abzusehen, wie zu helfen wäre. Denn wollen wir zu Klagen und Beschwerden Zuflucht nehmen, so dienen diese ganz offenbar nur dazu, diejenigen, bei denen man sie anbringt, noch mehr gegen uns zu erbittern, ohne daß es uns zu etwas helfen würde. Greifen wir zu den Waffen, wie vielen Tadel, Verläumdungen und Verwünschungen setzen wir uns

von

von Seiten derer aus, die uns die Schuld des darauf erfolgenden Jammers zur Laſt legen, und wenn ſie ihren Zorn nicht an uns auslaſſen können, ihn unſre überall zerſtreute arme Familien büßen laſſen. Da man unter ſen von zwei verſchiedenen Uebeln ſtets das kleinſte wählen muß, ſo iſt es wohl weniger nachtheilig für uns, wenn wir die erſten Gewaltthätigkeiten von unſern Feinden erwarten, als wenn wir ſelbſt zuerſt gegen ſie losbrechen, und uns eines öffentlichen und allgemeinen Angriffs ſchuldig machen.

Der Herr von Andelot nahm hierauf das Wort und ſagte: „Ihre izt vorgetragene Meinung, meine Herrn, beruht gewiſſermaßen auf den Vorſchriften der Klugheit und einer anſcheinenden Billigkeit. Allein die würkſamſten Arzneimittel, um die überflüſſig angehäufte Materia peccans aus dem franzöſiſchen Staatskörper abzuführen, Tapferkeit und Muth, vermiſſe ich darin. Ich frage Sie, wenn wir warten, bis man uns in fremde Länder exilirt oder gefeſſelt in finſre Kerker geworfen haben wird, bis wir flüchtig in Wäldern umher irren müſſen, bis der Pöbel gegen uns wühet, der Krieger uns verachtet, das Gewicht der Großen uns erdrückt; was alles nicht ferne mehr von uns iſt! wenn wir ſo lange warten, was wird uns dann noch nicht unſre Geduld und gutmüthige Demuth helfen? was unſre Unſchuld? bei wem wollen wir Klage führen? wer wird uns auch nur anhören? Es iſt Zeit die Augen endlich umher zu rollen, die Täuſchung zu vernichten und uns zur Gegenwehr zu ſetzen, die nicht minder gerecht als nothwendig iſt. Mögen ſie uns nachſagen, wir ſeyen die Urſacher des Kriegs. Nicht wir ſind es, ſondern die, ſo tauſendfältig die öffentlichen Verträge gebrochen, ja die uns izt mit der That ſelbſt den Krieg erklärt haben: denn ſind nicht ſie es, die ſechstauſend fremde Soldner

auf

auf Grund und Boden, ja ins Herz des Vaterlandes führten? Lassen wir ihnen hierzu auch noch den Vortheil zuerst loszuschlagen, so sind wir ohne Rettung!" —

Es wurde hierauf wenig mehr von der Sache gesprochen, indem alle übereinstimmten, man müsse gewaltsame Mittel ergreifen um sich vor dem nahen Verderben zu sichern. So schwer es indessen gehalten hatte, es zu diesem Entschluß zu bringen, so schwer und noch schwerer hielt es, herauszubringen, wie man bei dieser neuen Unternehmung zu Werk gehen sollte.

Einige wollten, die Häupter und Vornehmsten der Parthei sollten sich in aller Stille von der conföderirten Stadt Orleans Meister machen, und dann durch Abgeordnete Ihren Majestäten vorstellen lassen, bei dem vernommenen Anmarsch der Schweizer hätten sie sich mit ihren Freunden zu ihrer Sicherheit dahin begeben, würden aber unverweigert wieder auseinander gehen, sobald man die Schweizer verabschiedete.

Diesen wurde zur Antwort gegeben: zu Orleans sey ein großes befestigtes Thorwerk, mit einer hinlänglichen katholischen Besatzung, mit deren Hülfe zu jeder Zeit Mannschaft hineingebracht werden könnte; auch sey es jetzt gar nicht mehr Zeit, erst noch lange Klagilibelle einzureichen und sich mit Feder und Dinte zu vertheidigen, sondern man müsse hier Stahl und Eisen zu Hülfe nehmen.

Andre hielten für rathsam, in allen Provinzen so viele Städte zu nehmen, als man könnte, und sich dann in guten Vertheidigungsstand zu setzen. Aber auch diese Meinung gieng nicht durch, weil von hundert Plätzen, welche die Reformirten im ersten Aufstand inne hatten, nach Verlauf von acht Monaten nicht zwölf

mehr

mehr in ihren Händen befindlich gewesen wären, indem sie nicht stark genug waren, ihnen jedesmal zu Hülfe zu kommen.

Endlich vereinigte man sich darüber, die Waffen zu ergreifen, und dabei sogleich vier Zwecke vor Augen zu behalten: erstlich wenige aber wichtige Plätze zu nehmen; zweitens ein muntres Heer auf die Beine zu bringen; drittens die Schweizer niederzuhauen, durch die sonst die Katholiken immer Meister im Feld bleiben würden. Viertens sich Mühe zu geben, den Kardinal von Lothringen vom Hof wegzutreiben, weil er, wie die meisten dafür hielten, dem König unaufhörlich in den Ohren lag, die Reformirten auszurotten.

Die beiden letztern Punkte fanden noch groſsen Anstand. Denn der Kardinal und der Schweizer, sagte man, waren stets bei der Person des Königs. Ein Angriff auf sie würde also für ein Attentat auf die Majestät des Throns ausgeschrieen werden! Dieser Einwurf wurde jedoch durch die Gegenrede gehoben, daß der Erfolg bald zeigen müsse, wohin ihre Absichten eigentlich gerichtet gewesen seyen; gerade so, wie Karl VII. ebenfalls durch den Erfolg gerechtfertigt wurde, daß er als Dauphin die Waffen weder gegen seinen Vater noch gegen das Reich ergriffen habe. Ueberdieß wisse man auch wohl, daß die Franzosen noch nie in Menge etwas gegen die Person ihres Monarchen unternommen hätten. Endlich, wenn dieser erste Versuch gut ausfalle, so könne dadurch ein langer verderblicher Krieg abgewendet werden, indem man dadurch in den Stand gesetzt würde, dem König die vor ihm entstellte Wahrheit enthüllt darzustellen. Daraus könnte dann die Wiederbestättigung der Edicte folgen, besonders wenn die, welche selbst zuvorkommen wollten, sich zuvorgekommen sähen.

So

Dies war der Entschluß, den damals diese Versammlung hier faßte. Unerachtet nun die Glieder dieser Versammlung Männer von großer Erfahrung, Einsicht, Tapferkeit und Weltklugheit waren, so fiel doch der Erfolg, als man zur Ausführung des mühsam, genau und künstlich entworfnen Plans schritt, ganz anders aus, als man erwartet hatte; andre Umstände hingegen, an die man wegen ihrer Unsicherheit oder Schwierigkeit nicht einmal gedacht hatte, entwickelten sich von selbst zu ihrem Vortheil, was sie in der izigen Lage der Dinge gar wohl brauchen konnten.

Man kann hieraus sehen, daß nicht jeden gut und bedachtsam entworfnen Plan ein guter Erfolg krönt. Auch führe ich dieß nicht in der Absicht an, einen Schatten auf das Verdienst der gedachten Männer zu werfen, deren Vortrefflichkeit ich jederzeit sehr bewundert fand; noch um Klugheit, Nachsinnen und Geschicklichkeit bei Geschäften als unnütz verdächtig zu machen: sondern einzig um zu warnen, daß das Vollbringen unsers Beginnens nicht sowohl bei uns steht, als vielmehr in Gottes Hand.

Sehen wir, welchen Erfolg die Unternehmung hatte. In Ansehung des ersten Punkts, die Städte betreffend, wollte man deren blos drei besetzen, Lion, Toulouse, und Troyes, weil ihr Besitz in mehrern Rücksichten beträchtliche Vortheile bringen mußte. Allein die Anschläge derer, die das Geschäft übernommen hatten, wurden vereitelt.

In Ansehung der Stärke im Feld, waren die Reformirten zwar anfangs stärker als die Katholiken: allein nach Verlauf von sechs Wochen veränderte sich dieß, und sie sahen sich genöthigt, den Ausländern entgegen zu ziehen, die sie zu Hülfe gerufen hatten.

Der

Der Anſchlag auf die Schweizer mißlang ebenfalls, weil er entdeckt worden war, und es an der dazu erforderlichen und beſtimmten Macht fehlte.

Nur der vierte, minder wichtige Punkt wurde erreicht, die Entfernung des Kardinals von Lothringen vom Hof. Indeſſen hatte er darum dort nicht minder Anſehn und Einfluß als zuvor.

Was aber für die Reformirten nichts weniger als unbedeutend war, iſt das, daß ſie ſich die Ungnade des Königs zuzogen, weil er genöthigt wurde, ſich in Eil und Schrecken nach Paris zurückzubegeben [17]), was er ihnen nachher nie vergeſſen konnte.

Dieſer Anfang würde alſo im Ganzen ſehr nachtheilig für ſie ausgefallen ſeyn, wenn nicht andre Umſtände dafür eingetreten wären, die das Verſehene wieder gut machten, die aber mehr Werk der Privatbemühungen einiger Edelleute als großer vorhergängiger Berathſchlagungen waren. Eine Folge hievon war die Beſetzung mehrerer theils guter theils ſchlechter Städte, zunächſt Orleans, Auxerre und Soiſſons. Zwar hatte man unter der Hand Anweiſung und Ordre, auf Einen Tag loszubrechen: allein man hatte doch dabei eigentlich und hauptſächlich auf die gedachten Punkte gerechnet.

2.

Dreierlei Versuche des Prinzen machten seine Unternehmung anfangs sehr glänzend, und setzten die Katholiken stark in Verlegenheit.

Wenn Noth die Leute drückt, verdoppelt sich ihr Muth, ihre vorherigen Besorgnisse verlieren ihre Stärke, und sie wagen sich eher an schwere oder gefährliche Unternehmungen. So gieng es izt den Reformirten. Als sie sahen, daß das Schwerdt schon gegen sie drohend gezückt war, faßten sie den Entschluß, sich lieber mit den Fäusten als den Füßen zu vertheidigen, drückten die Augen zu gegen mehrere sonstige Rücksichten, und hielten dafür, man müsse muthvoll ans Werk schreiten und beginnen.

Ihre erste und vorzüglichste That war die Waffenergreifung auf Einen Tag zugleich im ganzen Reich. Darüber stutzten selbst die von ihrer eignen Parthei, die nichts davon wußten, noch mehr aber erschraken die Katholiken, die vielleicht noch hitziger zu Werk gegangen seyn würden als sie, wenn sie den Tanz eröffnet hätten. Indessen war es ihnen sehr unangenehm, sich so viele Städte entrissen zu sehen; doch verbissen sie ihren Unmuth, und manche von ihnen sagten: „Die Herrn „haben uns dießmal ein wenig überrascht; wir stehen „aber wieder zu Dienst.“ Auch hielten sie in diesem Stück redlich Wort; denn ehe ein Jahr vergieng, zeigte sichs, daß sie wahr gesprochen hatten.

Manche

Manche dachten, die vielfältigen Aufforderungen zu diesem gemeinschaftlichen Unternehmen, die man zuvor unter der Hand in die Provinzen ergehen lassen mußte, würden machen, daß die ganze Sache vor der Zeit laut und verrathen würde. Allein dieß geschah nur an wenigen Orten, die aber auch die wichtigsten waren. Heut zu Tage vollends wäre eine solche Unternehmung gar nicht auszuführen, da die Leute so indiscret sind, daß sie nichts bei sich behalten können.

Im Alterthum finden sich Beispiele hievon, die gewisse Aehnlichkeit mit diesem Vorfall haben, (ausgenommen, daß jene offensiv waren, dieß aber defensiv) wie z. B. da Mithridates auf Einen Tag in allen seinen Staaten über vierzigtausend Römer ermorden ließ. Ferner als auf Einen Tag der römische Consul durch seine dazu instruirte Legionen sechzig griechische Städte wegnehmen und plündern ließ. In beiden Fällen war das strengste Geheimniß beobachtet worden.

So etwas geschieht indessen nicht oft; denn die, die Einmal so ertappt wurden, und wieder loskamen, werden hernach so munter und argwöhnisch, daß sie bei jedem rauschenden Blatt die Ohren spitzen, und ihr eigner Schatten sie aufjagt.

Das zweite merkwürdige Unternehmen bestand darin, daß man die Kühnheit hatte, mit nicht vollen fünfhundert Pferden ein Corps Schweizer von sechstausend Mann anzugreifen und sie zurückzutreiben. Zwar sollten ihrer nach dem entworfenen Plan mehr seyn, besonders noch eine Anzahl berittene Büchsenschützen: allein man verfehlte, zwar nicht, ins Feld zu rücken, aber — auf den Punct einzutreffen, und bei der dadurch verursachten Schwäche, fanden die reformirten Generale für rathsam, an sich zu halten, und wagten

nicht, einen Generalangriff auf dieß ſtarke Corps zu verſuchen, das einem Walde ähnlich ſah. Dazu kam noch, daß ihre Pferde von dem vorher gemachten forcirten Marſch ſchon zu ſehr abgemattet waren.

Manche von ihnen wollten jedoch verſichern, wenn die anderthalbhundert Pferde aus der Picardie noch eingetroffen wären, ſo würde man noch ein Treffen verſucht haben. Man hätte in dieſem Fall die Büchſenſchützen abſitzen und durch die Eſcadrons auf drei Seiten Angriffe machen laſſen. Demungeachtet würde meiner Meinung nach der Erfolg noch immer zweifelhaft geblieben ſeyn.

Dießmal beſchränkte ſich das Ganze auf Scharmuziren, wobei es auf beiden Seiten Todte und Verwundete gab. Die Schweizer nahmen ſich, wie ich mir erzählen ließ, auch bei dieſer Gelegenheit ihrer würdig. Unerſchrocken hielten ſie eine Zeitlang Stand, dann marſchirten ſie geſchloſſen ab, und boten jedem Angriff nach allen Seiten Fronte, wie ein wilder von Rüdern angefallener Hauer, bis man endlich von ihnen abließ, weil man ſah, daß nichts gegen ſie auszurichten wäre.

Das dritte war die Beſetzung von St. Denis, wohin der Prinz Condé ſich mit ſeiner ganzen Macht warf, die er auch noch in zwei benachbarte Dörfer legte, welche er verſchanzen ließ, um Paris von dieſer Seite zu belagern.

Dieß alles zuſammengehalten und wohl erwogen, machte auch die größten katholiſchen Generale ſtutzig, und brachte ſie auf den Gedanken, der Prinz müſſe mit nächſtem noch eine anſehnliche Macht zu erwarten, auch in Paris und am Hof ſichere gute Verſtändniſſe haben, „denn ſonſt, ſagten ſie, würde er bei ſeiner izigen „Schwäche es nicht wagen, ſo dreuſt ſich vor uns hin

„in

", in unsrer Nähe zu pflanzen; und der Admiral, als
", ein guter einsichtsvoller Feldherr würde auch nie dazu
", gerathen oder eingewilligt haben, wenn nicht mehr dar-
", hinten steckte, als was wir errathen können." —
Aus diesem Grund temporisirten sie, bis sie mehr Trup-
pen an sich gezogen hatten.

Andre hingegen fanden es ungemein hart, daß sie, da sie doch bereits an zehntausend gute Truppen hatten, sich von einer Handvoll Leute sollten trotzen und necken lassen, die in tagtäglichen Scharmützeln ihnen bis unter ihre Thore streiften. Es sey doch äusserst schimpflich, daß eine Ameise einen Elephanten belagern wolle.

Ich glaube aber, die Uebungen der andern waren weiser, welche behaupteten, es wäre eine augenscheinliche Unvorsichtigkeit, dem ungewissen Ausschlag einer Schlacht, mit Rasenden, deren Rathgeber Verzweiflung, deren ganze Haabe Roß und Schwerdt sey, das Herz des Reichs, das gleichsam in den Mauern von Paris liegt, auszusetzen. Da sie ein so heiliges Pfand als die Person des Königs in Verwahrung hätten, müsse jeder Schritt mit der äußersten Behutsamkeit abgemessen und nicht ohne die völligste Sicherheit gethan werden. Sie würden bald schöne Früchte von diesem Rath sehen.

So war also zwischen der Klugheit der Einen und der Kühnheit der andern einige Tage lang gleichsam ein discordanter Accord, bis endlich das große Spiel gespielt wurde, das so fatal ablief, daß die Hugenoten sich genöthigt sahen, ihren ganzen Einsatz im Stich zu lassen.

Wollte indessen jemand auf dieß Beispiel große und abentheuerliche Entwürfe bauen, so würde er wohl einen unglücklichen Irrthum begehen. Denn nicht jeder ähnliche Fall ist es darum auch durchgängig in allen sei-

nen Theilen, und dann iſt es auch ſchon viel, wenn eine ſolche Lage in einem ganzen Jahrhundert zwei oder dreimal eintritt.

3.

Was ſich bei und nach der Räumung von St. Denis Merkwürdiges ereignete.

Wenn ein groſſer Feldherr auch nicht immer erreicht, was er unternahm, ſo zeigt er doch gewöhnlich bei dergleichen Schritten ſo viel Vortrefflichkeit, daß man ihm das verdiente Lob nicht verſagen kann. In dieſem Fall befand ſich der Prinz von Condé, wegen der ſchönen Unternehmungen, die man von ihm zu ſehen bekam, während er noch zu St. Denis ſtand.

Eine ſeiner Abſichten gieng dahin, die Pariſer in Anſehung des Proviants ſo in Verlegenheit zu ſetzen, und auch auf andre Art noch zu beläſtigen, daß ſie, und die ſich zu ihnen geflüchtet hatten, ſich endlich genöthigt ſehen ſollten, zum Frieden zu greifen. Dahin zielten die Unternehmungen auf Charenton, St. Cloud, und Poiſſi, um den Strom zu ſperren. Indeſſen waren ſie doch fruchtlos und hätten beinahe die Reformirten vollends zu Grund gerichtet.

Man könnte ſich wundern, wie ſo vortreffliche Feldherrn ſich je ſo etwas einfallen laſſen konnten, da ſie doch wiſſen muſten, wie viele groſſe Heere ehmals ſchon

ſchon es vergebens verſucht hatten, wie z. B. die des Herzogs Karl von Burgund. Sie mögen es auch wohl gewußt haben; vermuthlich aber war, als ſie ſich hier zur Stelle befanden, die Gelegenheit für ſie zu verführeriſch, zu verſuchen was allgemein ihre Leute von ihnen verlangten. Ueberdieß, wären ſie hier liegen geblieben, ohne etwas zu unternehmen, ſo mußten ſie fürchten, ihr Credit möchte darunter leiden; und endlich ſahen ſie auch ihre Leute ſo munter dazu, daß die Sache ihnen ungleich leichter vorkommen mußte.

Eine andre Abſicht die der Prinz dabei hatte, war die, die in Paris eingeſchloſſene Armee zu einer Schlacht herauszulocken, in Hoffnung daß bei einem für ihn vortheilhaften Ausgang derſelben der Krieg ſeine Endſchaft erreicht haben würde: allein auch dieß gelang ihm nicht.

Drittens rechnete er darauf, daß, wenn man ihn auch von St. Denis vertriebe, ihm doch die Städte, die er unterdeſſen an der Marne und Seine erobert hoffte, zu Statten kommen würden, um ſeine Truppen darein zu legen, bis die teutſchen Hülfsvölker, die er erwartete, zu ihnen ſtießen. Da man aber deren nur zwei, Lagny und Montereau, hatte wegnehmen können, ſo wurde auch dieſer Plan zu Rauch, gleich den andern.

Beſſer gelangen die Entwürfe des Connetable. Sein erſter Zweck war, ſogleich nach an ſich gezogener Verſtärkung die Hugenoten zum Schlagen zu nöthigen, da er dann bei den Vortheilen, die er über ſie hatte, ganz mit ihnen fertig zu werden dachte, was ihm auch ziemlich gelang. Ferner rechnete er, ſie zu verjagen, und von den Pariſern zu entfernen, denen es ſchlechte Freude machte, ſolche Wirthshofter auf ihren Landgütern zu wiſſen, die eine ungemeine Fertigkeit und Unverdroſſenheit im Aufräumen bewieſen. Sein Tod brachte ihn

aber um dieſe Befriedigung; denn ſonſt muß ich aufrichtig geſtehen, würde er ſie wohl in einen raſchern Schritt geſetzt haben, als ſie izt hielten.

Beide Generale zeigten ſich in der That hier als große Feldherrn. Da ſie aber verſchiedene Zwecke hatten, der eine anzugreifen, der andre ſich zu erhalten, ſo waren auch ihre Schritte und Thaten verſchieden. Es war wohlgethan und zweckmäßig, daß die Hugenoten oft auffaßen, bald richtige, bald verwegene Verſuche machten, und immer ſchlagen wollten. Allein die Katholiken thaten eben ſo gut daran, daß ſie nie, außer bei erſehenen ſichern Gelegenheiten ſtark ausrückten, nichts wagten, und ſich zu einem Coup in Verfaſſung ſetzten.

Ich übergehe hier die kleinen Gefechte und Unternehmungen die dabei vorfielen; man findet ſie bei den Geſchichtſchreibern. Aber von der Schlacht bei St. Denis muß ich ein Wort ſagen; denn ſie iſt in der That merkwürdig, da ſo wenige Mannſchaft es wagte, ſich einer ſo mächtigen Armee als die war, die aus Paris ausrückte, ſtandhaft gegenüber zu ſtellen. Denn dieſe hatte nicht weniger als funfzehn bis ſechzehntauſend Mann Infanterie und über zweitauſend Lanzen, dahingegen die des Prinzen, zerſtreut wie ſie damals war, nicht mehr als tauſend Mann Reuterei und etwa eben ſo viel Büchſenſchützen ſtark war.

Die Gelegenheit zu dieſem großen Gefecht gab ein von den Reformirten begangener Fehler, den der Connetable ſich ſehr geſchickt zu nutzen wußte, da der ſo thätige Herr von Andelot mit fünfhundert Pferden und achthundert Schützen, nicht von den ſchlechteſten, von der Armee abgieng, um damit Poiſſy zu überfallen. Ich habe gehört, als man dieſe Unternehmung im Kriegsrath in Vorſchlag brachte, hätten

hätten Einige Vorſtellungen dagegen gemacht, indem zu Paris große Verſtärkung eingerückt ſey, und man auch bemerkt habe, daß die katholiſchen Adelichen in den letztern Scharmützeln immer gerufen hätten: „Wartet „nur noch drei bis vier Tage, ihr Hugenoten, und wir „wollen dann ſehen, ob ihr würklich ſo ſchlimm ſeid, „als ihr ein Geſicht macht!“ — Dieß ſey doch allerdings ein Zeichen von einer nahen Schlacht, von der die Generale ſich bereits gegen ihre Leute müßten haben etwas verlauten laſſen; und dieſen Wink ſollte man nicht vernachläſſigen. Allein zu ſicher, wie man bisweilen iſt, achtete man nicht auf dieſe Warnung und ließ das Detaſchement ausrücken.

Der Connetable hatte Nachricht hievon durch ſeine Spione, und dachte ſogleich, man müſſe dieß Feſt nicht vorbeilaſſen, ohne zu tanzen. Als ein alter erfahrner Kriegsmann aber wollte er ſeinen Ohren nicht trauen, bevor er ſich erſt auch noch durch ſeine Augen überzeugt hätte. Daher ließ er denſelben Tag noch ſogleich ſieben bis achthundert Lanzen im Hinterhalt von einer Anzahl Schützen unterſtützt, ausrücken, und gegen das Quartier der Reformirten aufmarſchiren, um zu ſehen, wie ſtark ſie würklich ſeyn möchten. Zweihundert davon giengen voraus und machten einen hitzigen Anfall.

Die Reformirten ließen ſich nicht läſſig finden und in der Meinung, daß man ſie würklich angreife, rückten ſie alle muthig aus.

Die Katholiken aber hatten damit geſehn, was ſie ſehen wollten, und ſchwenkten ſich. Ihre Officiere machten dem Connetable ihren Rapport und verſicherten ihm, daß die ganze feindliche Macht nicht über zweitauſend Mann, zu Fuß und zu Roß zuſammen, ſtark ſey, wenn gleich lauter flinke Burſche. Itzt, ſagte

er, izt iſts Zeit ſie anzugreifen. Jeder rüſte ſich zur Schlacht. Morgen ſoll ſie geliefert werden.

Mit Tagesanbruch ließ er ſeine ganze Armee ausrücken, in der Abſicht, die Feinde, wenn ſie ſich nicht in ein Treffen einlaſſen wollten, durch die Artillerie aus Auberviliers und St. Ouin zu verdrängen, wo der Admiral und der Herr von Genlis ſtanden. Dann hoffte er die Fahrzeuge wegzunehmen, um dadurch dem Herrn von Andelot die Ueberfahrt abzuſchneiden.

Der Connetable war würklich nicht gewärtig, daß ſie ſich einlaſſen würden, da ſie ihre ganze Macht nicht beiſammen hätten, ſondern glaubte, ſie würden ſich nach St. Denis zurückziehen. Dies kam aber ganz anders; denn das Verlangen, zu ſchlagen, war auf beiden Seiten gleich ſtark, wenn ſchon ſonſt die Ungleichheit ſehr auffallend war.

Die Katholiken hatten vier entſchiedene Vortheile über ihre Feinde; Geſchütz, Mannſchaft, Pikenbataillons und erhabenes Terrain. Demungeachtet griffen die Reformirten ſie muthvoll an, und formirten ſich zu dem Ende in drei Corps Cavallerie, aber ganz ſimpel, blos en Haye, was immer eine ſehr nachtheilige Manier bleibt, wenn gleich unſre Gensdarmerie ſie ſchon lange her unter ſich eingeführt und angenommen hat.

Das Gefecht begann hierauf, und war ſehr wüthend. Es dauerte beinahe dreiviertel Stunden, und die, welche ihren Degen dabei führten, mögen ſich wohl rühmen, keinen Mangel an Muth zu haben, da ſie ihn bei einer ſo gefährlichen Gelegenheit erprobten. Der Herr Admiral äußerte einigemal gegen mich, die Büchſenſchützen zu Fuß, die er auf ſeine Flanken poſtirt hatte, haben ihm ſehr gute Dienſte gethan. Denn da ſie auf funfzig Schritte ſchoßen, thaten ſie der feindlichen Cavalle-

vallerie ſtarken Abbruch. Dahin hatten uns alſo unſre Streitigkeiten gebracht, daß wir uns in dem Blut unſrer Brüder badeten!

Das Gefecht endigte ſich damit, daß die Reformirten den Wahlplatz verlaſſen mußten, und über eine halbe Viertellieue verfolgt wurden. Vielleicht wären ſie noch ſchlimmer weggekommen, hätte die Nacht nicht ihren Rückzug begünſtigt, der eben nicht in der ſchönſten Ordnung geſchah. Auch auf Seiten ihrer Feinde fehlte es nicht an Leuten, die ſich nicht minder ſchleunig als frühzeitig zurück zogen, namentlich die Pariſer Infanterie. Die Katholiken hatten aber doch die Ehre des Siegs, indem das Feld mit den Erſchlagenen ihnen verblieb.

Der Prinz hatte bereits dem Herrn von Andelot ſagen laſſen, er möchte bald zurückkommen; und ſchickte noch einen Eilboten nach, um ſeinen Rückmarſch zu beſchleunigen, indem er beſorgte, man möchte ihn am folgenden Tag wieder angreifen. Um Mitternacht kam er auch, ſehr ärgerlich, daß er nicht hatte mit von der Parthie ſeyn können.

Nachdem man ausgeruht hatte, beſprachen ſich die Anführer unter einander, daß es nicht recht wäre, wenn man den Ruhm, den die Feinde errungen zu haben glaubten, nicht ein wenig zu ſchmälern ſuche, indem man ihnen zeige, daß man darum doch noch weder Herz noch Hoffnung habe ſinken laſſen. Daher rückten ſie mit ihrem kleinen muthvollen Heer aus, zeigten ſich vor den Vorſtädten von Paris, und brannten ein Dorf und einige Windmühlen im Angeſicht der Stadt ab, um ihnen einleuchtend zu machen, daß noch nicht alle Hugenoten ausgeſtorben ſeyen, und daß man ſich noch zeigen dürfe, und wieder zeigen werde. Allein (wahr-

ſcheinlich wegen der Umſtände des Connetable [18]) zeigte ſich niemand.

Dieſe Demonſtrationen der Hugenoten wahrten ihre Ehre. Weil ſie aber wohl einſahen, daß längeres Verweilen hier ihr Verderben wäre, brachen ſie am folgenden Tag wieder auf und marſchirten gegen Montereau, wo ſie den Reſt ihrer Truppen, die zu Etampes und Orleans ſtanden, an ſich zogen, wodurch ihre Armee anſehnlich verſtärkt wurde.

4.

Vom Zug beider Armeen gegen Lothringen in verſchiedenen Abſichten.

Kaum waren die erwarteten franzöſiſchen Truppen zu dem Prinzen geſtoſſen, ſo machte die feindliche Armee ſich auf, und zog ihm nach. Da Er Tag und Nacht mit verſtärkten Märſchen davon eilte. Der Herzog von Anjou, izt regierender König [19]), kommandirte ſie. Einige meiner katholiſchen Freunde verſicherten mir, ſeine Abſicht ſey geweſen zu ſchlagen, ſobald ſich eine vortheilhafte Gelegenheit dazu erſehen ließe. Denn die alten Generals, die ſeine Rathgeber waren [20]), ſahen wohl voraus, daß, wenn die Reformirten erſt die deutſchen Hülfstruppen, die ſchon auf dem Anmarſch waren, an ſich gezogen hätten, alsdann der Krieg ſehr in die Länge gezogen, oder doch der Ausſchlag einer Schlacht ſehr zweifelhaft gemacht werden würde, und darum lag es ihnen ſehr am Herzen, zu eilen. Wenn ſie aber dann

wieder

wieder die Wichtigkeit der Person ihres Chefs und die Verzweiflung ihrer Gegner erwogen, wurden sie wieder etwas vorsichtiger.

So boten sie eine doppelte artige List auf, um sie aufzuhalten oder zu überfallen; denn im Krieg werden dergleichen Stückchen gutgeheissen, wenigstens praktizirt man sie. Das erste war eine Friedensunterhandlung, wobei die vornehmsten Personen von der protestantischen Parthei, wie z. B. der Kardinal von Chatillon [21]), in Bewegung gesetzt wurden; ein Kunstgriff, unter dem die Streitlust immer lauer wurde. Das andre waren zween Waffenstillstände, jeder von drei bis vier Tagen, um, sagte man, desto besser über die vorgeschlagenen Punkte conferiren zu können; der eine war bei Montereau, der andre bei Chalons.

Dieser letzte wäre bald sehr übel für sie abgelaufen, indem der Prinz sich in einem sehr schlechten Standort noch aufhielt, als die katholische Armee schon anmarschirte. Hätte der Graf von Brissac nicht einige Fahnen berittener Büchsenschützen angefallen, die er schlug, so würde der Prinz noch zween Tage verweilt haben, und ohne Zweifel von seinen Feinden überrumpelt worden seyn, die damals noch überdieß ganz frisch durch funfzehnhundert burgundische Lanzen unter dem Grafen von Aremberg, einem der berühmtesten niederländischen Generale, verstärkt worden waren.

Da der Prinz sah, daß ein solches Stückchen selbst während des Waffenstillstands versucht wurde, schloß er, daß den Worten nicht viel zu trauen seyn möchte. Er brach daher auf und machte in drei Tagen über zwanzig starke Meilen im Regen und auf so schlechten Wegen, daß es zu verwundern ist, wie Gepäck und

Geschütz

Geſchütz mit fortgebracht werden konnten; denn beide kamen richtig und ohne den allermindeſten Verluſt nach; ſo gut waren die Anſtalten, ſo groß die Eile.

Sobald die Armee Monſeigneurs dieſen Vorſprung bemerkte, ſtand ſie vom Nachſetzen ab. — Einige berühmten ſich hierbei, man habe die Reformirten zum Reich hinaus gejagt; andre, einſichtsvoller, waren der Meinung, da man ſie doch nicht mehr hindern könne, ihre deutſche Truppen an ſich zu ziehen, ſo ſolle man ſie gehen laſſen, und dafür auf Mittel denken, ihnen den Rückweg zu verſperren. Es gab aber auch manche, und zwar nicht wenige, welche die Rathgeber Monſieurs ſehr darüber tadelten, daß man ſie hatte entkommen laſſen, ohne zu ſchlagen, und welche ſagten, der Admiral habe ſich heimlich mit ihnen verſtanden. Dieß war eine ganz grundloſe leere Einbildung [22]), über die er ſelbſt lachte, und dabei einigemal zu mir ſagte, er habe kein dergleichen Verſtändniß, werde aber doch ſuchen, ſie in dieſem Verdacht zu beſtärken.

Hier noch einiges von den Bewegungen und dem Leichtſinn der Reformirten während ihres kurzen Aufenthalts im Lothringiſchen; dann auch von der Freigebigkeit, die ſie mitten in ihrer Armuth bewieſen; eine That, die wohl in unſern Tagen nicht wieder erſcheinen dürfte.

Viele hatten ſich beredet, und es war das allgemeine Gerücht, ſobald man Lothringen betreten habe, werde man den Hahnenſchrei vom deutſchen Lager hören. Allein fünf bis ſechs Tage ſchon war man dort eingerückt, und noch ließ ſich ſo wenig von jenen hören, noch ſehen, als vor Paris. Dieß erzeugte Murren unter einigen, ſelbſt vom Adel, die in ihren gewöhnlichen Geſprächen ſich ſehr hart über ihre Chefs herausließen; ſo groß iſt die Ungeduld unter unſrer Nation.

Als die Generale Wind davon bekamen, gaben ſie ſich alle Mühe, entgegen zu arbeiten. Wie aber die

Grund-

Grundzüge des Charakters aus allen Handlungen hervorleuchten, ſo war auch die Art, wie ſie ihren Leuten die Grillen ausredeten, verſchieden. Der Prinz z. B. von luſtigem Temperament, verlachte dieſe finſtere beſorgliche und aufgebrachte Leute auf eine ſo komiſche Art, daß der finſterſte Murrkopf ſelber mitlachen mußte. Der Admiral hingegen regte mit ſeinen ernſten nachdrücklichen Ermahnungen die Schaam in ihnen ſo ſehr auf, daß ſie ſich endlich zufrieden geben mußten.

Ich fragte ihn damals, was er wohl thun würde, wenn die Armee des Herzogs von Anjou uns nachkäme?

Nach Bacharach ziehen, ſagte er, wo die deutſchen Hülfstruppen ſich zuſammen gezogen haben müſſen; denn ohne ſie, und ehe die erſte Hitze ein wenig verraucht iſt, dürfen wir nicht ſchlagen.

Hätte man ſie aber auch dort nicht gefunden, — fragt vielleicht hier jemand — was hätten die Hugenoten dann angefangen?

Dann? ... je nun ... ſie hätten in die Hände gehaucht, denn es war eine grimmige Kälte.

Dieſe ganze Trutzerei wurde jedoch bald in Jubel und Frohlocken verwandelt, als die ſichere Nachricht einlief, daß der Herzog Caſimir (ein mit chriſtlichen Tugenden gezierter Fürſt, dem die Reformirten große Verbindlichkeiten haben) würklich in Anmarſch und ſchon ganz nahe ſey. Nun war überall nichts als Singen und Springen, und die zuvor am lauteſten geſchrieen hatten, ſprangen izt am höchſten. Dieß Benehmen beſtätigt ſehr gut, was Titus Livius von den alten Galliern ſagt: ſie gerathen ſchnell in Zorn, gehen aber eben ſo ſchnell in Fröhlichkeit über, welche Leidenſchaften leicht

aus

ausschweifen, wenn man sie nicht nach dem Beispiel der Weisen durch die Vernunft zu mäßigen versteht.

Da der Prinz durch seine Unterhändler in Deutschland wußte, daß die Reuter darauf rechneten, wenigstens hunderttausend Thaler baar zu empfangen, sobald sie zu ihm stießen, so war er izt weit mehr verlegen, als über die Unruhe unter seinen Leuten, denn er hätte keine zweitausend Thaler in Kasse. Izt mußte man aus der Noth eine Tugend machen, und er sowohl als der Admiral bedienten sich ihres ungemeinen Einflusses und Ansehns bei ihren Religionsverwandten; sie entfalteten ihre ganze Geschicklichkeit und Beredsamkeit, um es dahin zu bringen, daß jeder sein Möglichstes für diese nothwendige Contribution herschiesse, von der die Befriedigung derer abhänge, die man so sehnlich erwartet habe. Sie selbst giengen mit gutem Beispiel voran, und gaben all ihr Silbergeräthe dazu her. Die Geistlichen ermahnten dazu in ihren Religionsvorträgen, und die getreuesten Officiere redeten ebenfalls ihren Leuten noch besonders zu; denn in einer so besondern Lage mußte man alles aufbieten.

Der größte Theil des Adels bewies eine große Bereitwilligkeit, das seinige redlich dazu beizutragen. Als aber die Reihe an die Marodebrüder kam, die gewohnt sind, wacker zu nehmen und faul zu geben, da hielt es erst hart. Indessen thaten sie doch halb aus Liebe, halb aus Furcht, mehr als man gedacht hätte. Dieß war so allgemein, daß alles, bis auf die Treßjungen hinaus, sein Scherflein einlegte, und man endlich so weit kam, daß es zur Schande gerechnet wurde, wenig beigesteuert zu haben. Es gab daher unter diesen welche, die selbst Adeliche beschämten, und mehr Gold darbrachten, als die Hochwohlgebornen Herrn Silber.

Man

Man brachte auf dieſe Art an Münze ſowohl, als an Geräthe, goldnen Ketten u. dgl. über achtzigtauſend Livres zuſammen, die uns ſehr gut zu ſtatten kamen, indem man ſonſt wohl ſchwerlich die Reuter hätte willig und zufrieden machen können.

Ich weiß wohl, daß viele durch Beiſpiel, Schaam und Zureden angeſpornt wurden, zu geben; indeſſen iſt es doch gewiß, daß viele auch durch Eifer und Liebe zur Sache beſtimmt und getrieben wurden; was dadurch bewieſen wird, daß ſie mehr gaben, als man von ihnen gefordert haben würde. Verdient es nun nicht Verwunderung, daß eine ſelbſt unbeſoldete und entblöste Armee, die es ſonſt ſchon für hart hielt, ſich wegen weſentlicher Bedürfniſſe einige Bequemlichkeiten verſagen zu müſſen, daß eine ſolche Armee izt nicht damit kargte, um ſie andern zuzuwenden, die es ihnen vielleicht nicht einmal Dank wußten. In unſern Tagen gehört ſo etwas unter die Unmöglichkeiten, weil Edelmuth auſſer Mode iſt! —

5.

Vom Rückmarſch beider Armeen nach Orleans. Wie der Prinz die ſeinige verproviantiren, marſchiren und einquartiren ließ.

Nachdem einmal die Reuter da waren, bedurfte es nicht erſt langer Berathſchlagungen darüber, was nun zu thun? Denn die allgemeine Stimme forderte laut, man ſollte aufbrechen, und den Krieg wieder in die

die Gegend von Paris verlegen. Einige mochten dies freilich in der Absicht wünschen, um dann desto eher wieder auf ihre Güter gehen zu können, die meisten aber wußten wohl, daß kein sicherer Weg zum Frieden führe, als eben dieser. Auch wußten die Chefs recht gut, daß die Armee zur Fortsetzung des Kriegs nothwendig Geschütz, Pulver und Geld, nebst andern Bedürfnissen und Bequemlichkeiten haben müsse, die man von Kaufleuten und Handwerkern beziehen muß, daß sie aber dieß alles entbehren müßten, wenn man nicht wieder nach Orleans, ihrer Säugamme, zurück gienge, und darum willigten sie leicht in das allgemeine Verlangen.

Mit diesem guten Willen also marschirten die Hugenoten zurück, in der Erwartung, daß die feindliche Armee ihnen zur Seite bleiben würde, theils um mehrere kleine und schwache Plätze gegen sie zu decken, theils um eine Gelegenheit zu erlauern, einem ihrer Trupps etwas anzuhaben.

Frankreich hatte damals Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art. Dennoch bedurfte es allemal eines starken Aufwands von List und Betriebsamkeit, um eine unbesoldete Armee von mehr als zwanzigtausend Mann durchzubringen, die vom Lande nicht so begünstigt wurde, wie die andre, und deren Munitionsfuhrwesen nur gering war. Der Admiral ließ daher seine erste Sorge darauf gerichtet seyn, gute Proviantcommissäre anzustellen, und ihnen alles Erforderliche zu verschaffen, um den Bedürfnissen der Seinigen abzuhelfen. Er pflegte daher auch, wenn die Rede von Errichtung eines Corps war, zu sagen: laßt uns das Monstrum vom Bauch anfangen.

Da es bei uns so gebräuchlich war, daß die Cavallerie meistens abritt und in gute Dörfer einquartiert wurde,

wurde, so hatten jene Commissarien, ausser den mit sich geführten Wägen, noch auf jede Compagnie einen Bäcker und zwei Tragpferde, und sobald man ins Quartier einrückte, fiengen diese sogleich an zu backen, und verschickten dann das Brod an die Infanteriecorps. Wir mochten damals etwa vierzig Reutercompagnien stark seyn; diese einzeln kleinen Beiträge machten also zusammen immer schon viel aus; auch schickte man uns oft noch Fleisch und Wein, indem die Adelichen sich die gemeine Sache so angelegen seyn liessen, daß sie ihr Fuhrwerk nicht schonten, um zuzuführen, was man brauchte.

Die kleinen Städte, die man wegnahm, behielt man fürs Proviantwesen, und den andern, wo keine Garnison lag, drohte man, auf eine Lieue in die Runde alles zu sengen und brennen, wenn sie keine Munition schickten. So wurde also unsre Infanterie, die eng beisammen lag, gewöhnlich gut bedient.

Ich rechne hier noch nicht einmal die Beute, die sowohl Infanterie als Cavallerie von den Anhängern der Gegenparthei machte. Man darf nicht zweifeln, daß dieß große gefräßige Raubthier auf dem Zug durch so viele Provinzen immer auch sein Futter fand; oft mußte auch wohl der Rock des armen Volkes mit dran, ja bisweilen wurden selbst die Freunde nicht verschont, so stark trieben Noth und Raubgier Leute, denen es nie an Beschönigungen für ihre Griffe fehlte. Von diesem Ertrag erhielten sich viele; denn der Soldat hat, ausser der Nahrung, auch noch andre Bedürfnisse zu befriedigen, und muß doch unumgänglich Waffen und Kleidung sich anschaffen und im Stand erhalten.

Izt zur Einquartierung der Armee, die man aus verschiedenen wichtigen Gründen zerstreut aus einander

legen mußte. Einmal zu leichterer Verproviantirung; dann um sie unter Dach zu bringen, und gegen die strenge Kälte zu schützen, in der sie es unmöglich hätte ausdauern können. Ich weiß wohl, daß diese Quartierart nicht viel taugt; und daß man in kaiserlichen und königlichen Kriegen sich wohl dafür gehütet haben würde, weil man sonst plötzlich überfallen worden wäre: allein in Bürgerkriegen waren beide feindliche Theile dazu genöthigt, und gewohnt, es so zu halten, wenigstens bei uns in Frankreich.

Die Infanterie wurde bei der Einquartierung in zwei Corps abgetheilt, das Treffen und die Avantgarde. Die Reuterei legte man in die nächst umliegenden Dörfer. Bei einem entstehenden Alarm zog sie sich aufs Hauptquartier zurück; wurde ein entferntes Quartier angegriffen, so eilte man ihm unverzüglich zu Hülfe. Unter der Reuterei befand sich eine gute Anzahl berittener Büchsenschützen, und war man eingerückt, so verwahrte man die Zugänge wohl. Oft legte man sich auch der Sicherheit wegen in Kirchen und Schlösser, um sich wenigstens ein paar Stunden halten zu können, bis Succurs nachrückte. So sah ich oft einen unsrer beiden Feldherrn mit fünf bis sechstausend Mann ausrücken, um die Feinde von einem angegriffenen Quartier zu vertreiben.

Bei all diesen Sicherheitsmaaßregeln gab es indessen doch noch immer viele Ueberfälle; wenn man gleich Tag und Nacht auf dem Streif aussen war. Die besten Nachrichten, die man einzog, kamen oft von den Maraude-Brüdern; denn diese, die überall umher schwärmten, stießen gewöhnlich auf die Feinde, und einer wenigstens kam dann allemal, um es zu rapportiren: denn diese Kerls ziehen aus, wie Haasen, wenn es aufs Davonlau-

vonlaufen ankömmt; giebts aber wo einen Braten vom Spieß zu holen, so haben sie gar Flügel.

Die Spitze gegen die Feinde machten die leichten Reuter, mit fünf bis sechshundert guten Pferden, und eben so viel berittene Büchsenschützen mit wenig Gepäck, ausser einigen Packpferden; ihre Bestimmung war, die Feinde in Odem zu erhalten, sie zu beobachten, und von jeder Bewegung ans Hauptcorps Kunde zu geben.

Beim Marsch bestimmte man allen Truppen Ort und Stunde zum Zusammentreffen, wo denn die Quartiere angewiesen wurden, nach denen man abritt. Da man also auf verschiedenen Straßen zog, gieng es schneller vorwärts, wenn man wollte. Eine Unbequemlichkeit war jedoch hiebei, indem es bei der Entfernung von einander oft blinden Lärm gab. Indessen findet sich doch nicht, daß den Prinzen dabei ein bedeutender Ueberfall betroffen hätte.

Uebrigens wünschte ich nicht, daß man diese Beispiele, welche die Noth erzeugte, sich zu Regeln machte, es wäre denn unter ganz ähnlichen Umständen und Veranlassungen. Man kann mit Anwendung auf Zeit, Ort und Personen Gebrauch davon machen. Das sicherste ist, unsre Gewohnheiten durch die alten militärischen Regeln zu verbessern, die manche Vorzüge vor unsern heutigen haben. Ich will jedoch damit nicht sagen, daß diese heldenmüthige Feldherren anders hätten zu Werk gehen sollen: denn sie unterließen gewiß nichts, was damals geschehen mußte und konnte. Größtentheils starben daher auch große ausgezeichnete Thaten mit ihnen ab [a]).

6.

Neue Truppen rücken aus verſchiedenen Provinzen in Orleans ein. Was den Prinzen vermochte, den Zug nach Chartres zu unternehmen.

In den erſten bürgerlichen Kriegen hatte der größte Theil der Reformirten, beſonders ihre Chefs, die Maxime: es ſey ſehr ſchwer, den Krieg mit Ruhm zu führen, und einen anſtändigen Frieden zu erzielen, wenn man nicht immer eine Armee im Feld habe. Darum lagen ſie auch ihren Freunden an, ihnen zur Aufſtellung eines muntern Heers behülflich zu ſeyn, indem die damit zu erreichende Vortheile der ganzen Parthie zu gut kämen. Darum fanden ſich auch ſo viele Leute bereitwillig, ſich ſchnell unter ihre Fahnen zu verſammeln.

Wenn man aber blos deßwegen die guten Plätze verließ, die man in den Provinzen beſaß, ſo fand man bald Urſach, es zu bereuen, indem man nachher ohne Zufluchtsort war. Wollte man aber ihrer zu viel behalten, ſo verfiel man in den entgegengeſetzten Fehler. Dieß muß uns lehren, fein die Mittelſtraße zu halten. Indeſſen unterblieb doch der Krieg darum nicht in jenen Provinzen, ſowohl in den erſten, als in den itzigen Unruhen; und wer die ſchönen Unternehmungen des Baron des Adrets [24]) und andrer ſowohl katholiſcher als reformirter Generale in der Geſchichte lieſt und erwägt, der wird finden, daß an ſich jammervolle Dinge wenigſtens doch mit Tapferkeit und Klugheit ausgeführt wurden. Weil ich mir indeſſen das Geſetz aufgelegt habe, mich hier auf nichts einzulaſſen, als was ich ſelbſt geſehen habe, oder doch von ſichrer Hand weiß,

so mochte ich, aus Furcht zu straucheln, nichts von fremden Gegenden heimischen.

Auf die Nachricht, daß Hülfstruppen für ihn aus Gascogne und Dauphiné in Orleans eingetroffen seyen, die sich auf sechstausend Mann beliefen, wollte der Prinz Gebrauch von ihnen machen, und schickte ihnen Ordre, sich fertig zu halten, auch Pulver und Kugeln zu drei bis vier schlechten Stücken zu rüsten, die man noch übrig behalten hatte: denn wenn gleich die Katholiken die Reformirten für Feuermänner halten, so sind diese doch immer sehr schlecht mit dergleichen Instrumenten versehen. Auch haben sie nicht, wie jene, einen heiligen Antonius, dem sie das Präsidium über das Feuerdepartement zuschreiben.

Des Prinzen Plan war, die Stadt, die er belagern wollte, schon eingeschlossen zu haben, ehe die Feinde noch merkten, wo er hinaus wollte. Kein Platz aber schien ihm gelegner, als Chartres. Dieß wollte er nach der Einnehmung befestigen lassen, um den Parisern stets einen Dorn im Fuß zu halten, und dadurch so ziemlich das Land zu erhalten, das er im Rücken hatte.

In dieser Absicht schickte er schon in einer Entfernung von mehr als zwanzig Lieuen dreitausend Mann Cavallerie ab, den Platz einzuschließen. Diese Eile fruchtete aber nicht viel, weil demungeachtet ein vier Meilen davon stehendes Infanterieregiment sich hineinwarf, was die Stadt noch rettete. Der Herr von Lineres kommandirte darinn, und hatte in allem zwei und zwanzig Compagnien, auch bot man alles auf, was sich für die Befestigung thun ließ, und was bei einem überfallenen schlechten Platz gebräuchlich ist. Die Belagerer lauerten aber ihrerseits ebenfalls auf schwache Stellen zum Angriff, an denen es auch in der That auf

allen Seiten so wenig fehlte, daß man Mühe hatte, die schlechteste heraus zu wählen.

Nachdem sie einen Berg recognoscirt hatten, von dem die Flanke einer Courtine mit Vortheil b strichen werden konnte, so erwählten sie ohne weiters diesen Ort, der anfangs viel versprach; wiewohl sich bald und leicht den Würkungen davon im Platz entgegenarbeiten ließ. Denn da der Prinz nur fünf Batteriestücke und vier leichte Feldschlangen hatte, was ließ sich damit gegen so viele darinn befindliche Vertheidiger und Arbeiter unternehmen. In zwei Tagen und Nächten kamen daher auch Traversen und Retranchements zu Stand, an die man sich nicht getraute.

Der Franzose ist so hastig und vorschnell, daß er immer auf den ersten Blick entdeckt haben will, was sich doch erst nach langem Suchen auffinden läßt; und mit dieser Eilfertigkeit habe ich beim Recognoscirer der Plätze so viele Fehler begehen gesehn, daß ich es für eine wichtige Regel halte, zwei dreimal hin zu sehen, ehe man einen bestimmten Entschluß darüber faßt.

Nachdem die Bresche geschossen war, sah man, daß es die Leute muthwillig zu Grund richten hieße, wenn man hier angreifen wollte, und als man nachher daran war, an einer schwächern Stelle eine neue Batterie anzulegen, kam der Friede dazwischen, der allen militärischen Operationen ein Ende machte.

Brave Mannschaft ist die beste Mauer, sagt das Sprüchwort, und es sagt wahr; denn ein Platz muß sehr schlecht seyn, wenn sie sich nicht sollte darinn behelfen können. In dergleichen Oertern muß man sich nicht hartnäckig lange belagern lassen; kann man aber dadurch eine Armee drei bis vier Wochen aufhalten, so

mag

mag man das wohl versuchen, während eine andre sich zum Entsatz anschickt.

Während wir vor diesem Platze lagen, versuchte der Admiral eine schöne Unternehmung, die folgendermassen ablief. Die feindliche Armee stand über der Seine, und wagte sich nicht in Masse in die Nähe der Reformirten, ohne daß ich eigentlich wußte, warum? Indessen wollte sie doch die Gelegenheit nicht verlieren, den Belagerten eine Erleichterung zu verschaffen, und darum wurde der Herr von la Valette, ein angesehener Officier, mit achtzehn Compagnien Cavallerie detaschirt, um zu versuchen, einen unsrer Trupps zu überrumpeln, unsre Fouragirer zu jagen, den Proviant uns abzuschneiden, und uns oft durch Lärm zu beunruhigen.

Er kam bis auf vier Lieuen an unser Lager heran, das sehr geschlossen lag, und fieng dann an, uns sehr zu belästigen. Als der Admiral dieß hörte, übernahm ers, dem Uebel abzuhelfen; und da la Valette gewohnt war, stets mit seinem ganzen Corps zu streifen, um, wie er sagte, desto beßre Jagd zu haben, so nahm auch der Admiral dreitausend fünfhundert Pferde, und rückte so früh aus, daß er sich mit Sonnenaufgang mitten in den Quartiers dieser Cavallerie befand, die, troz ihren guten Wachen, verschiedene Gefangene und vier Fahnen verlohr; auf dem Platz blieben wenige.

Der Herr von la Valette, der zu Oaden lag, zog noch vier bis fünfhundert Pferde zusammen, und retirirte sich, verfolgt von mehr als tausend der unsrigen, noch ziemlich gut, wobei er öfters Halt machte und scharmuzirte; denn er war ein erfahrner einsichtsvoller Officier.

Man sieht hieraus, daß es nicht rathsam ist, sich ausser einem festen Platz vor einer starken Cavallerie aufzuhalten.

zuhalten. Denn ehe man es sich versieht, wird man überfallen, wie von einem plötzlichen Sturm; sie kömmt Euch beinahe zugleich mit euern Schildwachen, Vedetten und Streifern auf den Hals. Denn sie marschirt in Sicherheit, hat nichts zu fürchten, und sagt überall zu den vordersten: fall an, verfolge alles, was dir aufstößt. Dergleichen passirt oft dem feinsten verschlagensten General.

7.

Zweiter Friede, zu Longjumeau.

In allen Unruhen in Frankreich bemerkt man, daß jedesmal, unerachtet des Kriegs, immer Friedensunterhandlungen gepflogen wurden, indem jeder dadurch zu erkennen geben wollte, wie sehr ihm eine solche Sache am Herzen liege und erwünscht sei. Es kamen daher auch mehrere Friedensschlüsse zu stand, unter denen aber der izige für die Reformirten der nachtheiligste war. Die Unterhandlung wurde angesponnen, als der Prinz schon vor Chartres lag, und seiner Seits wurde der Cardinal von Chatillon mit andern von Adel abgeschickt, um mit den Abgeordneten des Königs zu Longjumeau zu verhandeln, wo sie ihre Sache so gut machten, daß alle Artikel zugestanden wurden, indem die einen nach Paris, die andern nach Chartres schickten, um die Schwierigkeiten, auf die man stieß, zu heben.

So sehr nun ein guter Friede gewünscht wurde, und auch nicht minder nothwendig war, so hielten sich doch

doch die wenigsten dabei auf, zu untersuchen, wie er beschossen seyn müßte, sondern gleich als wenn der bloße Name alles gethan hätte, blieben die meisten Reformirten dabei stehen, man müsse Frieden machen, und annehmen.

Dieß war es denn auch, eigentlich und aufrichtig, was den Prinzen und Admiral nöthigte die Hände dazu zu bieten, und sich diesen Frieden gefallen zu lassen, da sie sahen, daß ihre Armee, besonders der Adel, so sehr dafür waren. Es war ein Wirbelwind, der sie mit fortriß, ohne daß sie vermochten, ihm Widerstand zu thun. Zwar hatte auch der Prinz einige Neigung dazu; allein der Admiral hatte stets Verdacht, daß er schlecht gehalten werden dürfte; denn er merkte so ungefähr, daß man für die Affaire bei Meaux [25]) an den Reformirten Rache suche. Einige Katholiken, von denen, die nichts bei sich behalten können, sagten sogar gleich damals laut, sie würden sich nächstens dafür rächen; und einer unsrer Friedensunterhändler schrieb, er habe mehrfältig diese Sprache gehört und bei einigen von denen, mit denen sie conferirten, eine starke verschlossene Erbitterung bemerkt, daher man wohl auf der Hut seyn möchte, indem sich daraus eben nicht die beruhigendsten Schlüsse auf die Folgezeit ziehen ließen. Ueberdieß gab es am Hof selbst sowohl Herrn als Damen, die bisweilen Worte aus dem Cabinet auffiengen, und ihren Freunden und Verwandten schrieben, sie würden ganz unfehlbar betrogen werden, wenn sie sich nicht wohl vorsähen.

Dieß alles hätte gar wohl diejenigen aufwecken sollen und können, die izt auf dem weichen Faulkissen des Friedens einschlummern wollten. Allein alle diese Nachrichten und Winke vermochten nicht den reißenden Strom in seinem Laufe zu hemmen, der bereits übergetreten

treten war. Es kann sonderbar scheinen, daß diese großen Feldherrn, die in so entschiedenem Ansehn bei ihrer Parthei standen, sie nicht zu dem bereden konnten, was doch so offenbar ihr Vortheil heischte. Bedenkt man aber, was für Leute Freiwillige sind, und wie stark das Verlangen, seine Heimath wieder zu sehen, wirkt; so wird man einsehen, daß, sobald der offenbare Nothanker gerissen ist, das von so heftigen Winden getriebene Schiff sich nicht mehr halten läßt.

Schon vor Aufhebung der Belagerung von Chartres waren ganze Reuterfahnen und mehrere Einzelne ohne sich von den Obern zu beurlauben, nach Xaintonge und Poitou abmarschirt. Diese Unart steckte bald auch die Infanterie an, besonders die, welche aus entfernten Provinzen waren. Viele sagten, da der König das vorige Pacifications-Edict anbiete, könne man es nicht wohl ausschlagen. Andre von Adel sagten, sie wollten nach ihren Provinzen um ihre Familien zu schützen, die oft ein blutiges Opfer der Grausamkeit ihrer Gegner wurden. Die Infanterie beschwerte sich auch, daß sie keinen Sold bekäme, und noch dazu gewöhnlich an Proviant Mangel leiden müßte.

Unter diesen Umständen konnten freilich die Häupter der Reformirten sich nicht nach den eingelaufenen Warnungen richten und diesen Frieden verwerfen, weil sie zu schwach geblieben seyn würden. Sie äußerten sich darüber bisweilen folgendermaßen: wenn der größte Theil ihrer französischen Truppen sie verließen, so würden sie genöthigt seyn, blos vertheidigungsweise zu agiren, was äußerst nachtheilig für sie wäre, indem izt just die Jahrszeit da sey, da die Truppen ins Feld rücken. Die Reuter vereinzeln und in Städte legen wollten sie nicht, weil dieß so gut wäre, als sich selbst aufressen.

Sie

Sie ein befeſtigtes Lager beziehen laſſen, würde nur kurze Zeit helfen. Kurz, man müſſe es nun einmal mit dem Frieden wagen.

Izt hätte man freilich gewünſcht, zu deſſen Sicherſtellung Städte inne zu haben; wenn man aber andre Sicherheit verlangte als die Edicte Verſprechungen und Schwüre, ſo wurde es weit weggeworfen, und als eine Verkleinerung und Verachtung des königlichen Anſehens ausgelegt. Darum nahm man denn endlich an, was angeboten wurde.

So verabſchiedeten alſo die Reformirten ihre fremde Truppen, entfernten ſich auf ihre Güter, und legten da die Waffen weg, indem ſie, wenigſtens der groſſe Hauſe, wähnten, die Katholiken würden ein gleiches thun. Dieſe aber lieſſen es beim Verſprechen, ohne es zu halten, blieben ſtets in Waffen, und hielten Städte und Flüſſe beſezt, ſo daß nach Verlauf von zween Monaten ſich die Reformirten gleichſam unter ihrer Diſcretion befanden. Izt ſahen ſich ſelbſt manche von denen, die den Frieden eifrig gefordert hatten, genöthigt, zu bekennen: „Wir haben ſo dumm eingekocht; „es iſt uns daher ſchon recht, daß wirs auch auseſſen „müſſen. Bitter wirds allerdings ſchmecken!“ —

Dritter Religionskrieg.

1.

Von der schleunigen Flucht der Reformirten nach la Rochelle. Schöne Entschlossenheit des Herrn von Martigues zu Saumur.

Menschliche Angelegenheiten sind manchfaltigen Veränderungen unterworfen; und um ihren Unbestand zu versinnlichen, verglichen die alten Heiden sie mit einem rollenden Rade, an dem der nehmliche Punkt bald oben bald zu unterst steht. Diese Bemerkung wird jedem lebhaft werden, wer den Anfang des gegenwärtigen Kriegs mit dem des vorigen zusammenhält.

In dem vorhergehenden nämlich kamen die Hugenoten zuvor und griffen stolz an; in diesem kam man ihnen zuvor, sie mußten sich schimpflich zurückziehen und die Provinzen und Städte im Stiche lassen, die ehmals ihre Erhaltung gesichert hatten. Als sie sahen, daß man zehn Compagnien Infanterie in Orleans gelegt hatte, merkten sie wohl, daß ihre Sachen schlecht ständen. Was sie aber vollends ganz bestimmte, sich aus der Nachbarschaft von Paris wegzumachen, war der Umstand, daß der Prinz beinahe auf seinem Landhause von Gensdarmen- und Infanterie-Compagnien eingeschlossen worden wäre, die sich in aller Stille dort herum zusam-

zusammenzogen. Er gab sogleich dem Admiral und seinen nächsten Nachbarn Nachricht davon, worauf alle zusammen mit ihren Familien nach la Rochelle flüchteten, nachdem sie durch eine unbekannte Fuhrt über die Loire gegangen waren [26]).

Er gab auch seinen entfernten Religionsverwandten Nachricht davon, und forderte sie auf, zu den Waffen zu greifen, und sich, so gut es ihnen thunlich wäre, durch eine Fuhrt oder auf Fahrzeugen über denselben Fluß ihm nachzukommen.

Die Katholiken wollten über diese Eilfertigkeit spotten, und sagten, er habe sehr Unrecht, sich so leicht in Furcht setzen zu lassen; denn es sey niemand eingefallen, etwas gegen ihn zu unternehmen. Er gab aber zur Antwort, er wolle ihnen lieber die Nester überlassen, als daß sie die Vögel dazu bekämen; er erinnere sich auch noch recht gut ihrer Verheißung, Rache für den Ueberfall bei Meaux zu nehmen, und sie wieder zu jagen; er sey daher etwas früher abgereist, um sich nicht übereilen zu müssen.

Ich weiß wohl, daß es eine jämmerliche Sache um einen Krieg ist, und daß er viel Unheil stiftet; allein dieser heillose kleine Friede, der nur sechs Monate lang währte, war noch weit schlimmer für die Reformirten, die man in ihren Häusern mordete, ohne daß sie noch wagten, sich zu wehren. Dieß und andre Dinge mehr reizten und stimmten sie, ihre Sicherheit in einer neuen Verbindung untereinander zu suchen.

In Bretagne erhielt der Herr von Andelot die Ordre, zusammen zu raffen was er nur könnte, und damit nach Poitou zu kommen. Er schrieb wieder in seiner Gegend aus, man möchte in Anjou zu ihm kommen. Dieß geschah, und als die ganze Macht zusammen-

zusammen-

mengeflossen war, fand man nicht weniger denn tausend gute Pferde, und zweitausend Büchsenschützen, womit er sich gegen die Loire wendete, um einen bequemen Uebergang zu suchen.

An dem Tag aber, als er an dem Strom anlangte, ereignete sich ein unerwarteter Vorfall, aus dem die Katholiken sich sehr ehrenvoll zogen. Er hatte sich sehr weitläuftig quartiert, weil er vor Feinden ruhig seyn zu dürfen glaubte, auch hatte er seinen Officiers aufgetragen, sich in ihren Quartieren nach einer Fuhrt zu erkundigen.

Zwei Stunden darauf, nachdem sie eingerückt waren, bekam der Herr von Martigues, der nach Saumur zu dem Herzog von Montpensier wollte, Nachricht, daß eine Menge Hugenoten, unbekannt unter wem, sich auf seinem Wege gelagert hätten. Er der auf Kähnen über das Flüßchen Sorgue gesetzt hatte, fand es nicht thunlich wieder zurück zu gehen, sondern am Besten, sich, wie es auch kommen möchte, mit dem Schwerdt Bahn zu brechen.

Er hatte kein Gepäck bei sich, das er zuvor schon über die Loire geschickt hatte, und sein Corps bestand aus dreihundert Lanzen, und fünfhundert braven Schützen. Da er nun immer auf einem aufgeworfenen Strich am Strom hin fortmarschiren mußte, wo höchstens eine Fronte von zehn Mann Infanterie oder sechs Pferden Platz hat, stellte er an seine Spitze hundert Gascognische Schützen von seiner Wache, nebst zweihundert andern, seine Cavallerie in die Mitte; den Rest seiner Infanterie, und funfzig Lanzen beorderte er zu Streifern.

„Cameraden, sagte er hierauf, die Hugenoten „sind auf unserm Wege. Wir müssen über sie weg, „oder wir sind verlohren; denn zurück können wir nicht „mehr.

„mehr. Jeder mache sich also gefaßt, mit den Armen
„brav zu streiten, mit den Beinen gut zu marschiren,
„um Saumur noch zu erreichen. Es sind nur noch
„acht kleine Meilen, und eher finden wir keine Si-
„cherheit.“

Alle versprachen ihm, ihre Schuldigkeit zu thun, und so entschlossen brachen sie auf. Die beiden ersten Trupps, auf die er stieß, waren zwei Cavallerie Compagnien, die nach ihrem Quartier zogen, und die er leicht warf, wobei der Capitain Boisverd blieb. Izt erfuhr er, daß der Herr von Andelot in der Nähe sey. Dieß beschleunigte seinen Marsch, um ihm unversehens auf den Hals zu kommen. Allem trotz seiner Eile fand er ihn doch schon nebst einigen wenigen seiner Leute im Sattel, weil er durch einige Geflohene Nachricht von dem Anfall hatte.

Izt erfolgte ein braver Angriff, worin der Lieutenant des Herrn von Martigues blieb, der Herr von Andelot aber ihn ziehen lassen mußte. Er erlaubte seinen Leuten nicht, das auf den Straßen stehende Gepäck zu plündern, sondern ließ sie immer fortmarschiren.

Eine Lieue von da stieß er auf die Reutercompagnie des Hauptmann Coigneé, die er durch eine Salve aus dem kleinen Gewehr gar bald aus der Richtung brachte.

Eine Viertellieue vom Dorfe Rosiers stellten sich ihm zweihundert Büchsenschützen entgegen, die der Herr de la Noue nach dem Lärm beorderte, um den andern zu Hülfe zu kommen. Da die Infanterie des Herrn von Martigues aus lauter alten gedienten Kriegern bestand, jene aber lauter neue Leute waren, wurden sie in die Flucht geschlagen, das Dorf geräumt und die Paßage blieb frei.

Zwei Lieuen von Saumur endlich traf er noch eine Compagnie Infanterie, die sich in eine Kirche einquartiert hatte. Er bezwang sie, nahm die Fahne, und rückte endlich mit sinkender Nacht in Saumur ein. Er und seine Leute waren vom Marschiren und Fechten sehr mitgenommen und abstrapazirt, und hatten zwanzig Mann Verlust, dagegen aber viermal so viel erlegt, und an Tausend in Schrecken gesetzt.

Ich wollte diese That hier nicht mit Stillschweigen übergehen, weil sie mir voll braver Entschlossenheit scheint. Indessen darf man sich nicht wundern, daß die Truppen des Herrn von Andelot sie so durchkommen ließen; denn sie wurden überrumpelt, und lagen weit auseinander. Besonders stand die Cavallerie auf einem sehr nachtheiligen Terrain. Als man sich besonnen und zusammengezogen hatte, waren die Feinde bereits in Sicherheit. Auch dieß Beispiel zeigt, wie gut es ist, sich zusammen zu halten, in Ordnung marschiren, und Gegenwart des Geistes zu einem schnellen Entschluß zu haben. Hierin liegt auch der Grund, daß so oft kleine Corps siegen; denn sie sehen die Nothwendigkeit ein, ihren Abgang an Anzahl durch Tapferkeit zu ersetzen.

Der Herr von Andelot gab indessen die Hoffnung, über die Loire zu kommen, noch nicht auf. Er formirte seine Leute in zwei Corps, und ließ dann den Strom an verschiedenen Stellen sondiren. Endlich fand man eine Fuhrt, und zwar auf eine wunderähnliche Weise an einer Stelle, wo seit Menschengedenken niemand darüber gegangen war. Aeußerst vergnügt über diese unverhoffte Entdeckung passirten sie am folgenden Tag den Fluß.

Als wir noch in der Ungewißheit ſchwebten, hatte ich ihm einmal geſagt, man müßte doch auch darauf denken, was zu thun wäre, wenn uns der Paß verrennt würde, und wir nicht hinüber könnten. Er antwortete mir aber: was bleibt uns dann anders übrig, als zum Aeuſierſten zu greifen, und als Krieger zu fallen oder durchzubrechen. Meine Meinung auf dieſen Fall wäre, uns aneinander anzuſchließen, ſieben bis acht Meilen zurück gegen das offne Land zu marſchiren, und den Herrn von Montpenſier und Martigues die Nachricht zuzuſpielen, wir wären auseinandergelaufen, flöhen nach allen Seiten, und jeder ſuchte nur für ſich der Gefahr zu entrinnen. Dieß werden ſie leicht glauben. Unterdeſſen wollen wir Kampfluſt und Siegesmuth in unſern Leuten anfachen, und wenn dann jene Herrn ohne Zweifel unverzüglich (wohl eher um Beute zu machen, als zu ſchlagen) herbeieilen, fallen wir tapfer über ſie her. Auf dieſe Art ſprengen wir ſie ſicher auseinander, dann exiſtirt in dieſen Gegenden unter Monatsfriſt kein Corps mehr, das ſich an uns wagen dürfte, und wir erreichen ohne Schwierigkeit Teutſchland, oder leichtere Paſſagen.

Der ſchnelle brave Einfall, durch den dieſer wackre Mann ſich helfen wollte, ſchien einer Erwähnung eben ſo würdig, als die ſchöne Entſchloſſenheit des Herrn von Martigues. Beide ſind hoher Militärpoſten vollkommen würdig. Dieſer erwarb mit ſeinem Durchgang groſſe Ehre, jener mit dem ſeinigen noch mehr Vortheile, indem er ſich und ſein ganzes Corps in Sicherheit brachte, und acht Tage darauf zu dem Prinzen ſtieß, der dadurch beträchtlich verſtärkt wurde.

Der ſchlimme Anfang des Kriegs mit eiligen Rückzügen prophezeihte ihnen, daß ſie im Fortgang

desselbem noch öfters dazu würden greifen müssen. Dieß geschah auch, so wenig es in den vorhergehenden Unruhen ihr Fall gewesen war. Ich kann die Ursachen davon leicht angeben, wenn man sie zu wissen verlangt. Sie liegen in der Vernachlässigung der Kriegszucht, und dem Einreißen der Laster, welche Unordnungen nach sich zogen, und in vielen (nicht allen) eine Frechheit erzeugten, mit der sie sich unter dem Vorwand der Nothwendigkeit mehr herausnahmen als seyn sollte.

2.

Durch die Nachläßigkeit seiner Gegner gewinnt der Prinz zu la Rochelle Zeit, sich wieder in Verfassung zu setzen, und seinem Untergang zu entgehen.

Der einzige Zufluchtsort der Reformirten zur Rettung in diesem Sturme war la Rochelle, das ihnen schon sehr zugethan war, indem man dort das Evangelium angenommen und die Lehre des Papsts verworfen hatte. Die Stadt ist ziemlich groß, hat eine vortheilhafte Lage an der See, in einer Landschaft, wo es Lebensmittel im Ueberfluß giebt, ist voll von reichen Kaufleuten und geschickten Arbeitern. Dieß war sehr gut zur Erhaltung vieler Familien, und zu Erlangung der Bedürfnisse für die Armee zu Land sowohl, als zur See.

Nach-

Nachdem nun der Herr von Andelot dort eingetroffen war, überlegten die Chefs, daß keine Zeit zu verlieren ſey, und lieſſen Geſchütz aus Rochelle abgehen, womit ſie die Städte in Poitou und Saintonge angriffen, die damals ſchwach und ſchlecht beſetzt waren. So bemächtigten ſie ſich ſo vieler als ſie konnte, wie Niort, Fontenai, Saint Mairant, Saintes, St. Jean, Ponts und Cognac. Späterhin wurden auch noch Blaye und Angoulême eingenommen, einige leicht, andre mit Geſchütz und Sturm, und in weniger als zween Monaten wurden ſie auf dieſe Art aus armen Landſtreichern Beſitzer anſehnlicher Mittel zu Fortſetzung eines langen Kriegs.

In alle dieſe Plätze legte man ungefehr dreiſſig Compagnien Infanterie, und ſieben oder acht Fahnen Reuterei. Dieß gereichte dem Lande zu groſſer Erleichterung, und es wurde eine gute Policey und Kriegszucht eingeführt. Ich bemerke hierbei, wie die Hugenoten Noth und Gelegenheit ſich zu Nutz zu machen wuſten. Gedrängt von der erſtern, boten ſie die ganze Stärke ihrer Erfindungskraft und ihres Körpers auf, um ihr nicht zu unterliegen. Als dann die zweite hinzu trat, waren ſie ſchnell, ſie zu faſſen.

Sobald die Königinn von Navarra die Nähe neuer Unruhen merkte, hatte ſie ſich eilig nach dieſen Gegenden begeben, und brachte ihre Kinder [27]) und gute Truppen mit. Dieß half ſehr gut um theils der Sache ein gröſſeres Anſehn zu geben, theils die Armee zu verſtärken und muthiger zu machen. Sie beſorgte, wenn ſie in ihrem Staat bliebe, möchte man ſie ſowohl durch die Unruhen ihrer Unterthanen, als auf andre Art zwingen, ihren Prinzen an den Hof zu ſchicken, wo man ihn ohne Zweifel zu einer, wenigſtens

äußerlichen, Religionsänderung vermocht hätte. Sie trug daher kein Bedenken, ihr Land preiszugeben, um das Gewiſſen rein zu erhalten. Ein ſehr rares Beiſpiel in dieſen Zeiten, wo Reichthum und Hoheit ſo viel gelten, daß ſie für Viele Hausgötzen ſind, und knechtiſch verehrt werden.

Die reformirte Armee erhielt auch noch eine ſehr anſehnliche Verſtärkung durch die Truppen, die der Herr d' Acier aus Dauphiné, Provence und Languedoc zog. Der Prinz hatte vorher an ihn und andere der Angeſehenſten in jenen Provinzen geſchrieben, gute Truppen zu ſeinem Beiſtand aufzubringen, damit er der königliche Armee, die ihm auf den Hals kam, die Spitze bieten könnte, um ſo viele Prinzen und vortreffliche Generale nicht der unangenehmen Nothwendigkeit auszuſetzen, ſich in Städten belagern laſſen zu müſſen.

Dieſen Auftrag hatten ſie denn auch ſo redlich erfüllt, daß ſie jene Provinzen ganz entvölkert zu haben ſchienen, ſo viel Leute führten ſie ihm zu; denn es waren nicht weniger als achtzehntauſend Mann unter den Waffen, die unter dem Commando des Herrn d' Acier [28]) aufbrachen. So wie dieß der Armee ſehr zur Unterſtützung gereichte, ſo zog es doch auch auf der andern Seite den Verluſt mehrerer Plätze nach ſich, die nach deren Ausmarſch von den Katholiken beſetzt wurden. Ich hörte daher öfters verſchiedene Oberſten es bereuen, daß ſie ſo ſtark ausgezogen wären, als ſuchten ſie eine neue Niederlaſſung. Schon die Hälfte wäre überflüſſig genug geweſen.

Sie hatten indeſſen ehe ſie den Prinzen erreichten, eine ſtarke Fatalität gehabt; denn zwei Regimenter von ihnen wurden von dem Herrn von Montpenſier gänzlich geſchlagen. Die Urſache davon war, wie ich mir habe

ſagen

ſagen laſſen, daß die Herrn von Mouvans und Pierre Gourde *) um die Unbequemlichkeit der bisherigen engen Einquartierung zu vermeiden, ihre Leute weiter auseinander legten, in der Meinung, daß den zweitauſend Schützen die ſie hatten, niemand ſo leicht etwas anhaben würde.

Es war ein braver Officier, dieſer Mouvans, ſo brav als einer in ganz Frankreich; allein ſeine groſſe Tapferkeit und Erfahrung verleitete ihn zu einem Schritt, der zu ſeinem Verderben ausſchlug. Dieß bringt bisweilen Officieren ſowohl als den Truppen den Untergang. Er fecht noch ſehr tapfer und unerſchrocken, und er ſowohl als ſein Camerad, blieben nebſt tauſend Mann auf dem Platz.

Die Katholiken erzählten mir einen Streich, den ſie damals ſpielten, und den ich ſchön fand. Da ſie nämlich hörten, daß der Herr d' Acier nur zwei Lieuen von da mit ſechzehntauſend Mann liege, fürchteten ſie, er möchte zum Succurs herbei eilen. So wie ſie alſo Mouvans mit ihrer Infanterie angriffen, ſchickten ſie vor d' Aciers Quartier acht bis neunhundert Lanzen, und eine Menge berittener Büchſenſchützen, und ließen einen entſetzlichen Lärm mit Trompeten und Geſchrei machen, um ihn auf die Meinung zu bringen, als wäre es auf ihn angeſehen. So hielten ſie ihn hin, während ſie ihre eigentliche Unternehmung ausführten, bei der ſie ſiebenzehn Fahnen erbeuteten.

Dieſer Verluſt war den Prinzen und ſeiner Parthei ſehr unangenehm; doch vergaß ſich dieß bald über der Ankunft vieler andern Regimenter. Denn, beſonders dann, wenn er in Action gegen den Feind iſt, gibt der Krieger ſich alle Mühe, ſich trauriger Gedanken zu

entschlagen, damit dadurch nicht jene erste Hitze geschwächt werde, die ihn oft furchtbar macht.

3.

Erste Progressen beider Heere, als sie noch in ihrer vollen Blüthe mit gleichem Eifer zu schlagen wünschten.

Nachdem Mouvans geschlagen war, zog die katholische Armee sich nach Chatelleraud zurück, aus Furcht, die hugenottische, die so sehr verstärkt worden war, möchte sie in einer nachtheiligen Position angreifen. Der Herzog von Anjou befand sich dort, und führte noch mehr Truppen zu, die unter einem so geliebten und verehrten Anführer voll Muth und Kampflust waren. Seit langer Zeit hat man wohl nicht so viele Franzosen in zwei verschiedenen Armeen gesehen.

Der Prinz von Condé hatte, die Besetzung seiner Plätze ungerechnet, über achtzehntausend und dreitausend gute Pferde in der seinigen. Bei der des Herzogs von Anjou waren ebenfalls nicht weniger als zehntausend Mann Infanterie und viertausend Lanzen, die Schweizer ungerechnet. Zusammen also waren in beiden Heeren funfunddreißigtausend Franzosen, alle in den Waffen geübt, und wohl so beherzte Krieger als irgend in der Christenheit zu finden waren.

Im Vertrauen auf ihre Stärke wollte die hugenottische Armee ein Treffen versuchen, und rückte auf

zwei

zwei Meilen vor Chatelleraud an. Weil aber der Prinz Kundschaft erhielt, daß das feindliche Lager eine sehr vortheilhafte Position habe, beinahe ringsum von einem kleinen Morast umgeben, an einigen Orten auch leicht verschanzt sey: so wollte er keinen übereilten Versuch wagen, sondern versuchte, seine Feinde zu einem Treffen herauszulocken. Was ihn vorzüglich hiezu bestimmte, war der Eifer den er bei seinen Truppen bemerkte, und denn auch ihre Stärke; denn er sah wohl voraus, daß eine unbesoldete Armee nur kurze Zeit vollzählig beisammen behalten werden könnte, und daß überdieß der strenge Winterfrost sie bald vermindern würde. Bei der katholischen Armee hatten vielleicht einige dieser Gründe ebenfalls Gewicht; ganz gleich aber dachte man wohl auf beiden Seiten in dem Punkt, daß beide Heerführer gleiches Verlangen, zu schlagen, beseelte, und beide gleich sehr wünschten, auf Feindes Grund und Boden zu kommen, um das eigne Land mit den äußersten Verwüstungen zu verschonen, welche große Heere anrichten.

Beide brachen daher auf, und marschirten gegen Lusignan, wo ein gutes Quartier in einer vortrefflichen Landschaft ist, worin beide sich zu lagern die Absicht hatten. Unerachtet sie nun beide ziemlich nahe beieinander standen, wußte doch keine etwas von der andern, was gar nicht befremden darf, indem es bisweilen wohl zu geschehen pflegt. Beide Feldherrn hatten einen großen Proviantreichen Flecken, Pamproux, zum Sammelplatz bestimmt, und die beiderseitigen Quartiermeister trafen mit ihren Leuten ungefehr zu gleicher Zeit daselbst ein, wo sie einander zwei dreimal wechselsweise wieder herausjagten, so sehr waren sie begierig, sich diesen Knochen abzujagen, und selbst abzunagen. Beide mußten endlich davon abstehen; weil sie aber wohl wußten,

daß sie Unterstützung erhalten würden, floh keiner davon, sondern hielten sich in der Entfernung einer Viertelmeile zum Schlagen fertig.

Würklich kamen auch zur Unterstützung der einen, der Admiral und Herr von Andelot, nur mit fünf Fähnlein Reuterei, für die Katholiken aber erschienen sieben bis achthundert Lanzen. Izt, sagte der Admiral, izt ist von Schlagen die Rede. Er gab sogleich dem noch eine starke Meile zurück befindlichen Prinzen Nachricht davon, damit er vorrücken möchte; er selbst wolle sich unterdessen gut in Positur setzen und halten.

Er ließ hierauf sogleich seine Leute auf einer kleinen Anhöhe aufmarschiren, um den Feinden die Aussicht in ein darhinter befindliches Thal zu verlegen, damit sie es nicht recognosciren könnten, und auf den Gedanken geriethen, als hätten wir noch eine starke Cavallerie und Infanterie darin stehen. Als wir nun auf Kanonenschußweite auseinander standen, ließ er einen Capitain von den berittenen Büchsenschützen fünfhundert Schritte vorwärts marschiren und bei einer Hecke halt machen. Da aber diese Leute, wenn sie gleich rennen und schießen können, doch keine verständige Soldaten sind, so hatten sie kaum sechs Vaterunser lang dort gehalten, als schon die Hälfte davon weiter vorritt und zu scharmuziren anfieng, worauf ihr Fahnencorps nachrückte, um sie zu unterstützen.

Als die Feinde dieß sahen, dachten sie, man komme sie anzugreifen. Sie schlossen daher ihre Glieder und rückten mit drei bis vier starken Lanzenhaufen vor.

Izt waren, wie ich selbst sah, unsre beiden Generale sehr ärgerlich darüber, daß sie die Unbesonnenheit dieser tollen Menschen nicht verhütet hatten. Sie befanden sich in großer Verlegenheit, indem sie nicht wußten,

wußten, wozu ſie ſich entſchließen ſollten, da ihre Feinde weit ſtärker waren als ſie. Als es aber endlich doch zum Schluß kam, ſo ſtimmte jeder anders, als ſein Naturel und ſeine Gewohnheit hätte vermuthen laſſen.

Der Herr von Andelot, dem es ſonſt nirgends zu heiß ſein konnte, ſagte, man müſſe ſich retiriren; denn die Feinde, uns an Anzahl weit überlegen, würden uns ſonſt ſicher eins anhängen; man müſſe daher den kleinen Schimpf einer Retirade nicht anſehen, indem derjenige, der eine Gefahr vermeide, außer dem Nutzen den er dadurch erreiche, auch noch Ehre davon habe.

Der Admiral, ein Mann von groſer Bedachtſamkeit und Ueberlegung, beſtand hier hartnäckig darauf, zu bleiben, indem es durchaus nöthig ſey, durch eine entſchloſſene Mine ſeine Schwäche zu verbergen. Er ſchickte daher ſogleich hin und ließ ſeine Schützen abruſen, worauf die Feinde inne hielten.

Unerachtet nun dieſer Rath dießmal gut ausſchlug, ſo war doch an ſich der des Herrn von Andelot ſicherer, und alſo, wenigſtens meiner Meinung nach, vorzuziehen. Ich führe auch dieſen kleinen Vorfall darum etwas weitläuftiger an, damit Männer, die ſich für den Kriegsſtand bilden wollen, die Lehre daraus ziehen, daß man bei einer Unternehmung von Wichtigkeit ſeine Argoulets von der Spitze weg und einen erfahrnen einſichtsvollen Officier mit guten Lanzen dahin ſtellen ſolle; denn wer dieſen Poſten hat, iſt der Wegweiſer der andern, nach dem alles ſich richtet. Hält man es anders, ſo iſt es ein Fehler ungefehr wie der, wenn man bei einem Marſch durch unbekanntes Land ſich Leute zu Wegweiſern mitnehmen wollte, die ſelbſt des Wegs unkundig wären.

Man kann ferner hieraus sehen, daß selbst dann, wenn auch keine Eifersucht unter den Generalen vorwaltete, es dennoch selbst in einem ganz klaren Fall bisweilen geschehen kann, daß ihre Meinungen ganz verschieden ausfallen. So befremdete mich hier vorzüglich das, daß jeder dießmal in seinem Rath mit seiner sonstigen Gemüthsart und Handlungsweise im Widerspruch stand. Denn der eine, feurig und thätig wie ein Marcellus, rieth hier sehr vorsichtig; der andre langsam und bedachtsam gleich einem Fabius, wollte wagen. Einen Grund hievon wüßte ich nicht anzugeben, er müßte denn darinn liegen, daß man in schnellen Ereignissen nicht immer seine gewöhnliche Handlungsweise beobachtet.

Man sieht ferner aus diesem Beispiel, wie kühne Entschlossenheit bisweilen gut zu statten kömmt. Allein freilich sind dergleichen Streiche nur einmal gut, und man darf sie nicht oft wieder versuchen, weil zu viel Gefahr dabei ist.

Ich fragte nachher den Herrn von Martigues, der hier diese feindliche Lanzen kommandirte, ob sie gewußt hätten, daß der Admiral und Andelot sich bei diesen fünf Fähnlein befänden? Er antwortete mir, nein, und wenn er es gewußt hätte, hätte es allen das Leben gekostet, oder sie hätten sie todt oder lebendig haben müssen. Sie hätten gedacht, es wären die Trupps der Staabsquartiermeister, und würden sie auch angegriffen haben, wenn sie nicht besorgt hätten, sie würden durch eine starke Mannschaft von Schützen unterstützt, die sie hinten in einem Dorfe zu erblicken wähnten (was aber nur Knechte waren); daher hätten sie erst ihre Infanterie erwarten wollen.

Nach Verlauf einer Stunde merkten beide Theile wohl, daß es etwas ernstlicher hergehen dürfte; denn

denn man erblickte von allen Seiten Infanterie-Fahnen und Schwadronen im Anmarsch. Am Abend war alles da, es gab aber doch weiter nichts, als einen leichten Scharmützel, dem die Nacht ein Ende machte.

Es fand sich jedoch, daß feindlicher Seite blos die Avantgarde erst eingetroffen war, von der aber die Generale, weil sie die Parthie gegen das Hugenetische Lager übel ablaufen sahen, schlau glauben zu machen wußten, als wäre bereits das Hauptcorps eingetroffen, indem sie die Tambours von ihren französischen Regimentern den Schweizermarsch trommeln ließen, was uns wirklich auf die Gedanken brachte, die ganze Armee sey schon eingerückt, daher man von nichts als Schlagen auf den folgenden Tag sprach. Sie verboten ferner, daß keiner sich entfernen, daß man nicht anders als vertheidigungsweise sich einlassen sollten, weil sie besorgten, es möchte einer von ihren Leuten in Gefangenschaft gerathen und die Wahrheit entdecken.

Hätten wir freilich diese Umstände gewußt, so hätte man sie noch denselben Abend angegriffen. So aber schlugen sie den Zapfenstreich, und zündeten starke Feuer an; und als sie ausgeruht hatten, brachen sie in aller Stille wieder auf, und retirirten sich theils nach Jasneuil, wo der Herzog von Anjou sein Hauptquartier hatte, theils nach dem Dorfe Sanssay, das nur eine Meile davon liegt.

Um drei Uhr früh erfuhr der Prinz diesen Aufbruch, und um fünf Uhr setzte er ihnen nach mit seiner ganzen Armee, indem er vermuthete, daß die ihrige wohl nicht gekommen seyn müßte.

So giengen also an Einem Tag zwei schöne Gelegenheiten verlohren, einmal für die Katholiken, nachher für

für die Reformirten, ohne daß jedoch ihnen ſelbſt die Schuld davon beizumeſſen wäre. Denn auf der Stelle waren ſie nicht leicht zu bemerken; nach zwei, drei Stunden aber waren ſie ſchon vorüber. Ein kleiner Wink hätte ſie zwar völlig entdecken können; allein dieſs iſt Sache des Glücks, die nicht von der Geſchicklichkeit der Generale abhängt.

Was ich von dem erſten Tage erzählte, iſt noch wenig gegen das, was am folgenden zu Jasneuil vorfiel, und es ſcheint, als hätte der Weltenbeherrſcher ſich einige Tage hindurch mit ſo vielen hier befindlichen vortrefflichen Feldherrn einen Spaß machen wollen. Denn vieles, was damals geſchah, kam mehr von ungefehr, als Werk des Zufalls, nicht der Ueberlegung.

Der Plan der Hugenoten war, den Feinden bis auf ihr Haupteorps nachzuſetzen, und wo ſie ſie erreichten, zu ſchlagen. Der Admiral machte ſich alſo auf, und folgte ihrer nicht undeutlichen Spur; ihm folgte der Prinz. Da es nun zween Wege dahin gab, einen nach dem Flecken Sanſſay, den andern nach Jasneuil, ſo verirrte der Prinz, und ſchlug dieſen ein, woran ein ſtarker Nebel ſchuld war, der ſich vor Tages Anbruch erhob. Die Spitze, die der Admiral voraus beordert hatte, und die ſtark war, griff um acht Uhr früh das Dorf Sanſſay an, wo fünf bis ſechshundert Pferde lagen, die gezwungen wurden, etwas ſchneller als im Schritt zu reticiren, wobei ſie ihr ganzes Gepäck im Stich laſſen mußten, und noch lange verfolgt wurden.

Der Prinz ſetzte unterdeſſen ſeinen eingeſchlagenen Weg fort, und befand ſich nach einem Marſch von zwei Meilen im Angeſicht der Armee Monſieurs, ohne zu wiſſen, wo ſeine Avantgarde blieb. Da er ſich indeſſen hier ſo plötzlich engagirt ſah, glaubte er gute Mine machen

chen zu müſſen, ließ ſeine Schützen, über zwölftauſend Mann ſtark, vorrücken und einen Scharmützel beginnen. Er ließ dabei dem Admiral, nach dem er ſchickte, ohne noch zu wiſſen, wo er bliebe, ſagen, er habe ſich bei der Nähe der feindlichen Armee genöthigt geſehen, Mine zu machen, als wollte er ſchlagen; er möchte daher ſchleunig zu ihm ſtoßen.

Ehe der Bote noch auf halben Wege war, hörte der Admiral ſchon Kanonenſchüſſe, und vermuthete ſogleich, wie das gekommen ſeyn möchte. Er zog daher an ſich was er konnte, brach auf, und zog dem Donner zu. Als er aber zur Stelle kam, ſank die Sonne ſchon hinab, daher man nicht Zeit hatte, zu überlegen, zu recognoſciren, oder etwas mit Nachdruck zu verſuchen. Es blieb bei großen Scharmützeln, den ſchönſten übrigens, die man ſeit langer Zeit geſehen hatte, und die der Armee Monſieurs einigermaſſen bange machten, weil ſie auf einem äuſſerſt unbequemen Terrain ſtand. Indeſſen hielt ſie ſich doch immer brav.

Beide Armeen bekamen ſich übrigens dabei nicht zu Geſicht, indem beide hinter Hecken und in kleinen Vertiefungen ſtanden; bloß die vorgeworfenen Schützen ſahen einander. Ich bemerkte wohl, daß die unſrigen ſo muthvoll waren als möglich, allein ihr Manoeuvriren taugte nichts. Sie ſchoſſen Salvenweiſe ab, hielte ſich zu ſehr geſchloſſen, und ein ganzes Regiment attakirte auf Einmal: die des Herzogs von Anjou hingegen hatten ſich in kleine Trupps zerſtreut, ſchoſſen wenig, aber ſchußrecht, und griffen bald hier, bald dort mit ihren Rotten an. So konnten alſo ihrer zweihundert ein ganzes Regiment Hugenoten aufhalten.

Damit konnten ſie indeſſen doch nicht verhindern, daß nicht einige der unſrigen bis in ihre vorderſten Zel-

te verdrangen, eine Hitze, die ihnen aber theuer zu ſtehen kam. Denn der Herr von la Valette machte mit dreihundert Lanzen zween ſehr gute Angriffe auf ſie, und hieb ihrer wohl anderthalbhundert zuſammen.

Man kann izt fragen, was wohl geſchehen ſeyn dürfte, wenn die ganze Armee des Prinzen zugleich mit ihm eingetroffen wäre? Ich denke, die feindliche würde einen harten Stand bekommen haben. Denn ihr Feld war ſo beſchränkt, daß unmöglich Raum geweſen wäre, ſie darauf ganz in Schlachtordnung zu ſtellen, wenn es dazu kam. Wir hätten ihr zehntauſend Schützen, von tauſend Pferden unterſtützt, in die Flanken geworfen, und mit dem Reſt der Infanterie, nebſt mehr als funfzehnhundert Mann, hätte der Prinz ihre Fronte angegriffen, was ſie ſchwerlich ausgehalten hätte.

Die katholiſchen Capitaine, die ſich bei der Affäre befanden, werden mir, wenn ſie aufrichtig und gründlich reden wollen, hierinn recht geben müſſen. Denn verſchiedene ihrer gröſten Officiere machten gegen mich kein Geheimniß daraus, daß ſie ſich noch nie ſtärker im Gedränge befunden hätten.

Da die Nacht izt hereinbrach, rückte der Prinz in den Flecken Sauſſay, der nur anderthalb Meilen davon lag.

Einen lächerlichen Umſtand muß ich noch erwähnen, der ſich damals ereignete. Während man vor dem Feinde hielt, kam die ganze Bagage unſrer Infanterie an einem Holz hinter unſeer Armee an, hielt ebenfalls, packte ab, und machte alle Anſtalten in der Vorausſetzung, daß man hier campiren würde. Sie machten über viertauſend Feuer, und merkten in der Dunkelheit nicht, wie die Armee ſich zurückzog, ſo daß mehrere Herrn

für

für diesen Abend um die Suppe kamen. Einige von der feindlichen Armee, die auf der Wache ſtanden, erzählten mir, als ſie ſo viele Feuer geſehen, ſo viel Lärm und Geſchrei drüben herüber gehört hätten, wären ſie der zuverläſſigen Meinung geweſen, es ſey unſre ganze Armee noch, und hätten daher auf den folgenden Tag einer Schlacht entgegen geſehen, und deßwegen ihre Zugänge ſehr ſorgfältig in gute Verfaſſung geſetzt.

Eben ſo erzählte mir auch der verſtorbene Capitain Garies, er habe ſich erboten zu recognoſciren, was es wäre; man habe aber nicht rathſam befunden, etwas gegen die dort befindlichen braven Krieger zu wagen.

Gegen Mitternacht erhielt der Prinz Nachricht, daß die ganze Bagage engagirt ſey, und hielt ſie ſchon ſo gut als verlohren. Indeſſen ſchickte er doch vier bis fünf Fahnen Cavallerie hin, um ſie zu retiriren, und ließ eine Stunde darauf tauſend Pferde und zweitauſend Schützen dahin aufbrechen, um ſie gegen eine feindliche Unternehmung zu decken.

Die erſten, die hinkamen, fanden unſre Herrn Knechte und Troſſjungen baſt wohlgemuth und aufgeräumt: ſie wärmten ſich, ſangen, thaten ſich gütlich, und ließen ihr Herz guter Dinge ſeyn. Von Ferne hätte man denken ſollen, es müßten auf zehntauſend Mann da ſeyn, und ſie wären ſo ganz ohne Sorgen, als wären ſie in einer feſten Stadt. Unſre Leute lachten über die Stupidität dieſer Schlimmfanterie [32]), die ſonſt ſelbſt im Schoos der Sicherheit furchtſam iſt, wie ein Haaſe, und hier mitten in einer ſehr großen Lebensgefahr, ſang und jubelte, weil ſie ſich von dem Proviant ihrer Herrn einmal ein köſtliches Mahl bereitet hatten.

Unſre

Unsre Leute befanden sich also izt vor diesem seinen Lager, allein es war kein leichtes hinein zu kommen. Denn die tapfern heldenmüthigen Herrn Troßjungen hatten ihre Wachen angelegt und Posten ausgestellt, und so wie sich von weitem etwas blicken ließ, schossen sie, und wenn man gleich hundertmal rief: gut Freund! munter drauf los, und schrieen dann wie toll. Endlich verständigte man sie doch, und als sie erst einsahen, wo sie wären, verwandelte ihre Sicherheit sich in Furcht, und sie machten sich ganz sachte, ohne Trompetenstoß, davon.

Nachdem beide Armeen einen Tag stille gelegen hatten, brach der Prinz nach Mirabeau auf, und Monsieur gieng nach Poitiers. Beide quartierten sich etwas weitläuftig, um den Truppen, die sehr stark strapaziert waren, Bequemlichkeit zum Ausruhen zu verschaffen.

Nach Verlauf von acht bis zehn Tagen unternahm der Herr von Andelot einen Versuch, das Regiment des Grafen von Brissac zusammen zu hauen, das in dem Dorfe Aussences, eine Meile von Poitiers in einem sehr festen Quartier stand. Er dachte, die ganze Avantgarde Monsieurs stände noch in der Vorstadt gegen uns her; allein über die Hälfte war schon gestern übers Wasser gegangen, und nur die Schweizer und einige Cavallerie waren dort geblieben. Wir ließen also wohl sechstausend Schützen und funfzehnhundert Pferde mit ausrücken, die mit Tagesanbruch am Dorfe ankamen, und es nach einigem Widerstand überwältigten. Indessen machte dennoch das Regiment, das darinn lag, seinen Rückzug mit einem Verlust von nicht mehr als funfzig Mann. Es zog durch ein kleines Thal gerade nach seinem Lager, und einige vorangesprengte Reuter von uns setzten ihm nach.

Als es aber izt vollends heller Tag wurde, bemerkte man auf einer Anhöhe bei Poitiers eine Menge Cavallerie, die sich in Ordnung stellte, hörte die Trommel rühren, und sah sogar ein Corps Piken im Anmarsch. Es ist die feindliche Armee, — sagten izt die Anführer — und wenn unser Corps über den Fluß geht, um dieß retirierende Regiment zu zersprengen, so wird sie uns auf den Hals kommen, und es ist zu befürchten, daß wir dann selbst geschlagen werden. Daher wurde der Rückzug beschlossen.

Dieser Meinung waren beinahe alle die besten Officiers, und im Grund mochte man wohl recht haben. Indessen würde man doch, wenn man weiter vorrückte, nicht nur dieß Regiment, sondern auch diese sämtliche halbe Avantgarde, die in der That schwach war, geschlagen haben. Einige katholische Officiere nämlich, die bei diesem Corps standen, und bei dem entstandenen Lärm nur noch zehn Fahnen Schweizer und etwa dreihundert Lanzen um sich sahen, ließen alles, was sie in und ausser der Stadt, an Herrn und Knechten, mit und ohne Waffen auftreiben konnten, auf dieser Anhöhe aufmarschiren. Dieß gab ein täuschendes Ansehn, durch das wir dießmal betrogen wurden. Einige versicherten mir, wenn wir gerade darauf los marschirt wären, würden sie nicht Stand gehalten haben: allein durch diese List wendeten sie die Gefahr ab, erwarben sich Ehre, und bestätigten das alte Sprüchwort: **List geht vor Gewalt.**

4.

Daß beide Armeen, siegdürstend, nicht einmal zum Schlagen kommen konnten; eine Folge der strengen Kälte.

Guicciardini sagt irgendwo in seiner Geschichte, selten gefalle Ein Rath zwei Armeen zugleich. Allein diese beiden beharrten stets bei dem festen Entschluß, zu schlagen. Nachdem sie ein wenig ausgeruht hatten, rückte Monsieur wieder ins Feld, und nahm im Vorbeigehen Mirebeau wieder weg. Er wollte hierauf dem Prinzen von Conde' näher rücken, der sich, der leichtern Verproviantirung wegen, in der Gegend der Städte Montreuil, Vellay und Touars gelagert hatte, und hielt es zu diesem Ende für zuträglich, Loudun, das auf seinem Wege lag, und wo ein Regiment Hugenoten stand, zu überrumpeln oder zu erstürmen. Hierher wollte er dann sein Hauptquartier verlegen, und von hier aus die Umstände zu fernern Operationen abwarten. Dadurch entzog er zugleich dem Feind einen sehr fruchtbaren Distrikt, der seine Armee wohl einen Monat unterhalten konnte.

Da die Prinzen von Navarra und von Conde' diesen Plan merkten, so beschlossen sie Tag und Nacht zu marschiren, damit sie Loudun noch vorher erreichten, um nicht den Schimpf zu haben, sich unter ihren Augen eines ihrer Regimenter zusammenhauen zu lassen, oder auch um nicht Furcht und Schwäche zu verrathen, wenn man eine Stadt verließe, die man noch erhalten könne.

Sobald

Sobald ſie hin kamen, quartierten ſie ihre Infanterie in die Vorſtädte, fünf bis ſechshundert Pferde in die Stadt, und den Reſt in die benachbarten Dörfer.

Am Abend zuvor hatte Monſieur ſich eine kleine Meile davon gelagert, und ſtund in der Meinung, die Feinde würden ihre Armee nicht daran wagen, um einen ſo ſchlechten Platz zu behaupten. Er wurde aber bald eines beſſern belehrt: denn am folgenden Tag entblökte er nach Sonnenaufgang die ganze Armee der Prinzen, die ſich längs der Vorſtädte hin in Schlachtordnung ſtellte. Er kommandirte bei der ſeinigen ein Gleiches, und ſobald die Artillerie auf beiden Seiten aufgefahren war, fieng ſie an, auf die Eſcadrons zu ſpielen, wo ſie mitunter einigen Schaden anrichtete. Hier ſah man denn über vierzigtauſend Mann, meiſt Franzoſen, aufmarſchirt einander gegenüber, nahe genug beiſammen, in brohender Stellung mit gleich tapferm Muthe, blos des Zeichens zum Angriff gewärtig.

Zwiſchen beiden Heeren war nichts als ebenes Land ohne Vortheil; um ſo eher könnte man ſich alſo wundern, daß nichts vorfiel. Man muß aber wiſſen, daß ſeit zwanzig Jahren kein ſo ſtrenger Winter geweſen war, als damals; dabei war es ſo ſtark und glatt gefroren, daß die Leute faſt keinen Schritt thun konnten, ohne zu ſtürzen; noch weit weniger die Pferde. Ein kleiner Graben von nur drei bis vier Fuß war daher zu Pferd gar nicht zu paſſiren; da es nun deren hier zwiſchen beiden Armeen mehrere zur Abſonderung der Güter gab, ſo waren ſie ſo gut, als ſo viele Treuchen, und wer einen Angriff verſucht hätte, würde gänzlich in Unordnung gerathen ſeyn.

Aus dieſem Grunde alſo blieb jede der beiden Armeen ſtehen, und wollte abwarten, ob die andre ihre

Wagestück oder vielmehr die Thorheit beginnen würde. Niemand aber wollte sich darauf einlassen; es fiel blos ein leichter Scharmützel vor, und eine Stunde vor Nacht marschirte man ab und rückte wieder ein.

Am folgenden Tag marschirten beide wieder auf, und die Artillerie spielte wieder wie gestern; viele, die sich in Scharmützel einlassen wollten, brachen oder fielen sich Arm oder Bein aus, und es gab mehr Verwundete hierdurch, als durch das Feuergewehr.

Am dritten Tag that man ein gleiches, ohne daß sich Mittel ausfindig machen liessen, an einander zu kommen, ohne beträchtlichen Nachtheil.

Am vierten aber zog Monsieur, der den grösten Theil seiner Leute nicht hatte unter Dach bringen können, eine Meile zurück, nicht um seine Leute zu erfrischen, wie man gewöhnlich spricht, sondern um sie zu erwärmen, und gegen die strenge Witterung unter ein Obdach zu bringen: denn sie konnten die Kälte nicht länger aushalten, deren Heftigkeit so hoch stieg, daß von beiden Seiten mehrere erfroren.

Man hat offenbar unrecht, wenn man halsstarrig darauf bestehen will, der Strenge der Witterung nicht nachzugeben. Denn da auch die härtesten Dinge unter ihr erliegen müssen, und zerrüttet werden, wie vielmehr muß der so empfindliche Mensch ihr weichen. Die Folgen hievon zeigten auch sehr einleuchtend, daß man ohne grosse Noth die Soldaten nicht über ihre Kräfte leiden lassen soll. Denn wenige Tage darauf brachen Seuchen unter ihnen aus, so daß in Zeit von einem Monat von unsern Leuten zuverlässig wenigstens dreitausend hinstarben, die ungerechnet, die wir dadurch verlohren, daß sie die Armee verliessen. Ein gleiches war, wie mir versichert wurde, der Fall auch bei den Feinden.

Das

Das heiſſe Verlangen, zu ſchlagen, und die Anweſenheit ihrer Feldherrn machte, daß alle das äuſſerſte erduldeten. Um indeſſen die Wahrheit zu ſagen, ſo ſtanden die Leute Monſieurs noch mehr aus, weil ſie weder ſo gut bedacht, noch verproviantirt waren, als die unſrigen. Einige Fahnen Cavallerie von beiden Lagern lagen nur auf eine halbe und dreiviertel Meilen von einander. Wenn ſie aber Abends wieder in ihr Quartier einrückten, waren ſie ſo froh, wieder unter Dach zu ſeyn, daß ſie ſichs gar nicht einfallen lieſſen, den Feind nur im mindeſten zu beunruhigen, gleich als wenn Waffenſtillſtand unter ihnen geweſen wäre.

Am Tag nach dem Aufbruch der Armee Monſieurs zeigte ſich eine ſchöne Gelegenheit, die der Admiral wohl bemerkte und hitzig ergriff, aber ohne den gewünſchten Erfolg. Er vermuthete, daß die Katholiken, die bisher eng beiſammen geblieben waren, ſich izt, nachdem ſie etwas weiter vom Feind ſtanden, mehr in gute Dörfer würden ausbreiten wollen. Dieß geſchah auch, und zum Hauptquartier blieb niemand beiſammen, als Monſieur, die Artillerie, die Schweizer, drei bis vierhundert Pferde, und ungefehr zwölfhundert franzöſiſche Schützen. Die übrigen lagen eine, auch zwei Meilen davon.

Um neun Uhr früh alſo, als die Cavallerie der Prinzen angelangt war, ließen ſie zwölf bis vierzehnhundert Schützen mit vier leichten Feldſtücken ausrücken, mit dem Vorſatz, gerade auf das nicht ganz anderthalb Meilen davon gelegene feindliche Hauptquartier los zu gehen. Sie wuſten wohl, daß ein Bach und einige andre Päſſe zu paſſiren waren, hielten aber nach dem Bericht der Wegweiſer für ſo ſchwer nicht; auch hatten ſie am Abend zuvor die Wachen recognoſciren und

probiren lassen, und gefunden, daß es nicht schwer halten würde, damit fertig zu werden.

So zog man also munter aus. Als man aber an einen Paß, nur eine Viertelmeile von ihrem Lager, kam, fand man ihn besetzt. Man griff muthig an, allein so unerwartet auch dieser Angriff gekommen war, wurde er doch hartnäckig ausgehalten, und der Paß konnte nicht bezwungen werden. Man mußte sich also hier mit Scharmuziren aufhalten, und unterdessen gerieth das feindliche Lager in Alarm, und feuerte Kanonen auf Kanonen ab, um die auswärtigen Corps einzuziehen.

So verbreitete dieser Versuch würklich anfangs großes Schrecken unter den Feinden; all ihre Generale sorgten bald dafür, daß die Besetzung des Passes verstärkt wurde. Der Admiral griff zwar eine starke Viertelstunde darauf noch einen andern Paß an, der aber eben so gut vertheidigt wurde. Ueberhaupt wäre die Unternehmung wohl sehr gut und sicher gewesen, wenn nicht die Feinde allem Anschein nach zu vor Wind davon gehabt hätten. Denn ehe sie tausend Mann Verstärkung erhielten, wären wir ihnen mit fünfzehnhundert Pferden und sechstausend Schützen über den Hals gekommen, die ihnen wohl hätten warm machen sollen. — Nach Verlauf von zwei Stunden waren sie verstärkt, und führten Stücke auf eine Anhöhe, worauf von beiden Seiten Schüsse gewechselt wurden, bis endlich der Frost zum Rückzug nöthigte.

Auf beiden Seiten murrten sowohl der Adel als der gemeine Soldat sehr über die Chefs, daß man sie so ohne allen Nutzen dem Frost preis gebe. Auch beschwerten sie sich stark über Hunger, und wenn man sie nicht in wohlverwahrte und wohlversehene Quartiere führe, würden sie sich selbst welche suchen, indem sie es nicht

länger

länger in ſo vielfacher Noth aushalten könnten. Sie fanden indeſſen bei ihren Forderungen keinen Widerſtand; denn die Abſichten der Chefs ſtimmten von ſelbſt ſchon mit ihren Wünſchen überein. Die Katholiken quartirten ſich jenſeits der Loire in der Gegend um Saumur ein; die Hugenoten giengen nach Montreuil-Bellai und Tonars zurück.

Ich bemerke hierbei, daß es oft ſehr ſchöne Gelegenheiten giebt, wenn die Armeen weitläuftig einquartiert ſind. Feldherren müſſen daher ganz vorzügliche Wachſamkeit anwenden, um nicht von einer unglücklichen Stunde übereilt zu werden. Wenigſtens ſollten ſie ſich bemühen, wie Alexander, ſagen zu können: Ich habe ruhig geſchlafen, denn Antipater wachte für mich.

Manche glauben, es ſey von ſehr geringem Nutzen für den Leſer, wenn man ihm Dinge erzählt, die nicht vollführt wurden, und die ſie unvollkommene Werke nennen; ich bin aber nicht ihrer Meinung. Denn wenn eine Thatſache nur getreu, wahr und umſtändlich erzählt wird, ſo kann man immer Belehrung daraus ſchöpfen, wenn ſie auch gleich nur halb ausgeführt wurde, ſo wie man von Menſchen gute Beiſpiele aufſtellen kann, wenn ſie auch gleich nur ein Drittel oder Viertel des gewöhnlichen Menſchenalters erreichten. Denn das Vorzügliche bleibt in keinem Alter, in keinem Moment einer Handlung ganz unſichtbar. In dieſer Rückſicht führe ich noch eine andre kühne Unternehmung an, die, wenn gleich ohne Erfolg, dennoch wiſſenswürdig iſt.

Der Graf von Briſſac war der Erfinder davon, und wollte ſie verſuchen, während die Armeen ſtille lagen. Er für ſein Alter ſo geiſtreich und kühn als möglich;

und sein ausschweifender Durst nach Ruhm verleitete ihn zu hohen und schwierigen Unternehmungen.

Der Admiral und Andelot lagen in der Stadt Montreuil Bellay mit ihren, damals starken Compagnieen Reuterei. In einer kleinen ganz nahen Vorstadt standen zwei Compagnien Infanterie, blos zur Wache, vor dem Quartier des Generals sowohl, als unter den Thoren. Die Adlichen hatten blos die Ronde alle Stunden um die Mauer, welches genug schien. Denn da auf dem Wege von Saumur sechs bis sieben Infanterieregimenter in einer großen Vorstadt über dem Fluß lagen, so war die Stadt von dieser Seite gedeckt. Von der andern war sie es durch große Moräste auf eine Meile umher, über die man nur an gewissen Stellen kommen konnte. Ueberdieß lagen noch neun oder zehn Fahnen Reuterei in den Städten jenseits, und streiften Tag und Nacht umher. Dieß machte sie sehr sicher, so daß nicht leicht Gefahr zu besorgen schien.

Da man nun in bürgerlichen Kriegen immer mit guten Nachrichten bedient wird, indem die heimlichen Feinde oft mitten in den Partheien verborgen sind, so war denn auch der Graf zuerst von der geringen Wache in jener Stadt, und zweitens davon benachrichtigt, daß man mit einem Umweg von zwei Meilen dahin kommen könne, ohne unter die Hauptwachen unsrer Cavallerie zu gerathen. Er blieb jedoch hierbei nicht stehen, sondern hat, um ganz sicher zu gehen, einen französischen und einen italienischen Capitain, die wahre Beschaffenheit in der Nacht zu recognosciren.

Einer dieser beiden Officiere versicherte mir, sie seien bis hart an die Mauer gekommen, und mittelst einer Pike und eines Stricks mit eisernen Haken seien sie — denn sie war nicht hoch, — darüber gestiegen, ungesehr

sehr um neun Uhr Abends am Quartier des Admirals gewesen, und dann wieder zurückgegangen, ohne daß man sie bemerkt hatte.

Als der Graf hieraus hörte, wie leicht die Sache anginge, war er äuſserſt erfreut, und baute folgenden Plan darauf. Mit tausend auserlesenen und beherzten Schützen und fünfhundert Pferden wollte er so ausrücken, daß er früh um drei Uhr vor Montreuil Bellay einträfe, und also wenigstens zwei Stunden vor Tag dazu hätte, sich unter Begünstigung der Nacht wieder zurück zu ziehen, wenn sein Anschlag mißlänge. Gelänge es ihm aber, so wollte er auf den Thürmen des Schlosses starkes Feuer machen, um der zu Saumur ſtehenden katholiſchen Armee ein Zeichen zu geben, damit ſie ſchleunigſt aufbräche und ihm zu Hulfe käme, indem er ſich verſichert hielt, daß man nicht gegen ihn ohne Geſchütz vernehmen würde, das aber vor ſechs Stunden nicht zur Stelle ſeyn könnte.

Durch dieſen einzigen Streich bekam er zween ſehr berühmte Kriegsheeren unter in ihrer Sicherheit in ſeine Gewalt, und damit zugleich hundert angeſehene Männer von Adel. Dabei ſagte er noch dieſe Avantgarde in die Flucht, die dort lag, und ſicher nicht die Ankunft der katholiſchen Verſtärkung abgewartet haben würde; auch wären vermuthlich noch andre Vortheile darauf erfolgt. —

Ich der ich mich zur Stelle befand, und die ganze innere und äuſsere Verfaſſung wohl unterſucht und erwogen habe, glaube in der That, daß das Project nicht unausführbar war. Wie aber Gott für die wachen muß, welche ſchlafen, und wie ſein Auge über die Städte waltet; ſo geſchah es denn auch, daß den

Grafen, als er auszog, ein Unfall treffen mußte, der die ganze Unternehmung vereitelte.

Als er nämlich bereits mit einem Dutzend Leitern und seiner beherzten Mannschaft unter Wegs und auf zwei Meilen nahe an Montreuil war, stieß er auf zweihundert streifende Pferde von den Hugenoten, die sich beim Anblick dieses starken Corps Cavallerie und Infanterie plötzlich retirirte, und die Stadt sowohl als die andern Quartiere der Cavallerie in Alarm setzte, wodurch der Graf sich genöthigt sah, sich zurück zu ziehen.

Von dieser Zeit an verstärkte der Admiral in der Nacht die Wachen an den Zugängen, und ließ häufiger streifen; wiewohl er übrigens diesen Vorfall so geheim hielt, daß ich selbst ihn erst nach dem Frieden erfuhr.

Ich schätze übrigens sehr hoch diese kühne große Unternehmung des jungen Mannes, deren Gedanke schon seinem Muth und Geist Ehre macht. Dabei befremdet es mich jedoch gar nicht, daß der Admiral sich nicht einmal einfallen ließ, an die Möglichkeit davon zu denken: denn dazu hätte es gleichsam eines prophetischen Geistes bedurft. Es ist indessen allemal rathsam, in der Nähe einer starken Macht und beherzter Generale seine Sorgfalt zu verdoppeln, und zu bedenken, daß Durst nach Ehre ihnen wohl Flügel leiht. —

5.

Tod des Prinzen zu Vassac.

Da die Hugenoten bisher sehr stark gelitten und schwer geduldet hatten, so fanden sie den itzigen Aufenthalt in Poitou, wohin sie sich gewendet hatten, sehr angenehm, als plötzlich die Nachricht einlief, die Armee Monsieurs sey ins Feld gerückt, und marschire auf Angoulême los. Er hatte eine Verstärkung von zweitausend teutschen Reutern erhalten, und sein Zweck mochte wohl seyn, zu baldiger Beendigung des Kriegs den Feind zu einer Schlacht oder zum Einsperren in Städte zu zwingen. Denn im ersten Fall hatte er den Vortheil auf seiner Seite, im andern mußte ihre Ehre und ihr Credit einen Stoß bekommen.

Der Prinz und der Admiral zogen hierauf ihre Leute zusammen, und beschlossen, sich an der Charente zu halten, um den Feind zu observiren ohne etwas zu wagen. Auch wollten sie durch dieß Manoeuvre ihre Plätze decken, zu deren Besetzung sie ihre Armee schwächten.

Es fiel nichts von Erheblichkeit vor, bis die Katholiken zu Charaumont an der Charente eintrafen, und sogleich das Schloß wegnahmen, das seinen Händen anvertraut war. Da übrigens die Brücke an zwei Stellen ruinirt war, wollte der Admiral, um so wohl das Verhalten des Feindes als die Passage desto sichrer zu recognoscren, mit sieben bis achthundert Lanzen selbst hin.

hin. Unerachtet nun der Fluß dazwischen war, so begann ein Scharmützel mit einigen Leuten, die sie theils in Barken, theils auf übergelegten Bretern über die Brücke übergesetzt hatten. Das Gefecht war nicht anhaltend, indessen sah man doch, daß sie alles versuchen würden, sich die Passage wieder zu eröffnen.

Aeußerst besorgt für die Erhaltung seines Ruhms, und um den Feinden zu zeigen, daß er ihnen das Terrain nicht anders als Schritt vor Schritt zu überlassen gesonnen sey, trug der Admiral darauf an, ihnen den Uebergang noch bis morgen zu verwehren, und beorderte auf der Stelle zwei Regimenter, vorzurücken, und sich eine Viertelmeile von der Brücke zu setzen. Ein wenig weiter hinten postirte er achthundert Pferde, wovon ein Drittel stets die Brücke ganz nahe bewachen sollte, sowohl um Versuche des Feindes zu melden, als um ihm den Uebergang, so gut sichs thun ließe, streitig zu machen. Er gieng hierauf mit dem Rest der Avantgarde nach Bassac, eine Meile davon, und der Prinz noch eine Meile weiter, nach Jarnac.

Die gegebene Ordre wurde schlecht befolgt. Denn als die Cavallerie sowohl als die Infanterie sahen, daß an dem angewiesenen Posten wenig Häuser und kein Proviant noch Fourage seyen, so suchten sie sich anderwärts Quartier, indem sie ganz entwöhnt waren, zu campiren und ihre Bequemlichkeit zu haben. Die meisten entfernten und zerstreuten sich also, und auf dem Posten blieben nur wenige, die sichs eine halbe Meile davon bequem machten.

So war also dieser ausgestellte Vorposten sehr schwach, und konnte sich nicht weit genug vor wagen, um der gestellten Ordre gemäß zu horchen, und die

Feinde

Feinde durch öftere Beunruhigung in dem Glauben zu erhalten, als stände unsre ganze Avantgarde dort.

Die Katholiken, welche beschlossen hatten, sich dieses Passes zu versichern, und wenn auch unsre ganze Armee sich widersetzt hätte, liessen schleunig unter der Aufsicht des Herrn Biron nicht nur die abgebrochene Brücke repariren, sondern auch eine ganz neue Schiffbrücke, wie die königlichen Armeen gewöhnlich mit sich führen, anlegen, und noch vor Mitternacht war alles fertig. Hierauf liessen sie ohne viel Geräusch Cavallerie und Infanterie darüber gehen.

Der eine Viertelmeile vom Uebergang stehende Vorpoßen von funfzig Cavalleristen bemerkte nichts bis der Tag anbrach, worauf er dem Admiral sogleich rapportirte. Da dieser hörte, daß der größte Theil seiner Leute sich sehr weit auseinander gelegt hatte, besonders auf der Seite, wo die Feinde herüber kamen, schickte er ihnen die Ordre, aufzubrechen, und schleunig zu ihm zu stoßen, damit sie alle zusammen retiriren könnten; er werde unterdessen nach Bassac gehen. Er kommandirte zugleich die ganze Bagage und Infanterie zum Aufbruch und Abmarsch, und wären damals oder auch nur eine Stunde nachher alle seine Truppen eingezogen und beisammen gewesen, so hätte er seinen Rückzug sehr leicht und sogar mit aller Muße bewerkstelligen können. Allein die lange wenigstens dreistündige Zögerung, in der er auf sie warten mußte, war die vorzüglichste Ursache des Unfalls der uns betraf. Denn er wollte diese Truppen, von acht bis neun Fahnen Cavallerie und einigen Fahnen Infanterie, unter dem Grafen von Montgommeri, dem Herrn d'Acier und dem Obristen Puviaut nicht gern preis geben.

Als sie endlich zu ihm gestoßen waren (bis auf den Herrn von Acier, der nach Angoulême zog), hatten sich die Feinde, die immer einzeln herübergingen, so sehr gemehrt, und uns genähert, und das Scharmuziren so hitzig begonnen, daß man wohl sah, eine Schlacht sey unvermeidlich. Dieß bewog den Prinzen, der schon eine gute halbe Meile retirirt hatte, wieder umzukehren; denn sobald er etwas von Nothwendigkeit zu schlagen hörte, wollte er, der Löwenmuth besaß, nicht der letzte bei der Parthie seyn.

Als wir nun anfiengen, einen kleinen Bach zu verlassen, um uns weiter zu retiriren (er war nur an zwei oder drei Orten zu passiren), ließen die Katholiken ihre beste Cavallerie unter den Herrn von Guise, von Martigues und dem Grafen von Brissac vorrücken, und warfen vier hugenotische Fahnen Reuterei, die schon auf den Rückzug begriffen waren, und wobei ich in Gefangenschaft gerieth. Hierauf griffen sie den Herrn von Andelot in einem Dorfe an, wo er sich aber brav hielt.

Sie ließen von ihm ab, und entdeckten im Weiterrücken zwei starke Bataillons Cavallerie, wobei der Prinz und der Admiral sich befanden, die, da sie sich einmal engagirt sahen, sich zum Angriff gefaßt machten. Der Admiral that den ersten, der Prinz den zweiten noch hitziger und stärker. Anfangs brachte er alles vor sich her zum Weichen, und es wurde bei dieser Gelegenheit auf beiden Seiten sehr brav gefochten. Da aber die ganze katholische Armee unaufhörlich herüberdrang, so waren die Hugenoten endlich genöthigt die Flucht zu ergreifen, nachdem sie ungefehr hundert Edelleute auf dem Platz gelassen hatten.

Der Hauptverlust war indessen der Prinz selbst, der, nachdem er gestürzt war, und keine Hulfe von den Semi-

Seinigen möglich sah, sich an den Herrn von Argences ergeben hatte. Allein ein gascogniſcher von Adel, Namens Montesquiou kam darzu, und jagte ihm eine Piſtolenkugel durch den Kopf, daß er ſtarb [1]). Sein Tod wurde von den Reformirten allgemein betrauert, und verurſachte bei mehrern von der Gegenpartei groſſe Freude, indem ſie dachten, nach dem Verluſt eines ſolchen Haupts bald mit dem übrigen Körper fertig zu werden. Bei dem Tadel, den einige von ihnen auf ihn warfen, fehlte es doch nicht an andern, die ſeinen Werth nach Verdienſt ſchäzten und erhoben.

Man kann ihm auch mit Wahrheit zum Ruhm nachſagen, daß weder an Kühnheit noch Höflichkeit irgend ein Cavalier ſeines Zeitalters ihn übertraf. Er war ſehr beredt, mehr von Natur als durch Kunſt, war ſehr liberal und geſprächig gegen jedermann, und dabei ein vortreflicher Feldherr, wiewohl er ſehr für den Frieden war. Er nahm ſich noch beſſer im Unglück als im Glück. Seine vorzüglichſte Eigenſchaft und Empfehlung war aber ſeine Feſtigkeit in ſeiner Religion. — Doch es iſt beſſer, ich breche ab, um den Vorwurf zu vermeiden, daß ich noch zu wenig ſage, ſo wie ich wenigſtens etwas ſagen wollte, um nicht für undankbar gegen das Andenken eines ſo edelmüthigen Herrn gehalten zu werden. So viele würdige Männer, von Katholiken ſowohl als Hugenoten, die unſre einheimiſchen Stürme dahinraſſten, verdienen von uns bedauert zu werden: denn ſie waren die Zierde unſers Vaterlandes, und würden das ihrige zur Vermehrung des Glanzes deſſelben beigetragen haben, hätte nicht unglücklicher Weiſe die Zwietracht ſie aufgereizt, einander in ihren Wirkungen zu zerſtören.

Nach dieſem Fall ſtieg die Muthloſigkeit unter der hugenotiſchen Armee aufs höchſte; das conpirte Ter-

rein

rein auf dem sie retirirte, kam ihr sehr gut zu statten, indem die Katholiken dadurch aufgehalten wurden, und sie Zeit gewann, sich wieder zu erholen, und zu fassen. Sie hatten erwartet, daß nach einem solchen Sieg unsre Städte, die nicht sonderlich stark waren, den Muth sinken lassen würden: allein der Admiral hatte den größten Theil seiner Infanterie darein geworfen, um den ersten Sturm aufzuhalten, so daß sie vor Cognac, das sie zuerst angreifen wollten, schon merkten, daß man solche Katzen nicht ohne Handschuhe fange! denn es lagen vier Infanterie Regimenter darin, und als sie den Park mit drei bis vierhundert Mann recognoscirer ließen, thaten die Belagerten einen Ausfall mit zehn bis zwölfhundert, die jene so jagten, daß ihnen die Lust vergieng wieder zu kommen; denn sie hatten überdieß bei ihrer Armee nicht mehr als vier Kanonen und vier Feldstücke.

Monsieur begnügte sich mit seinem Sieg und zog, weil er wohl sah, daß sich vor der Hand weiter nichts ausrichten ließ, mit seinen Truppen ab, um sie zu erfrischen. So hatte er also in seiner frühesten Jugend über vortreffliche Feldherrn triumphirt. Er hatte aber auch vortreffliche Generale in seiner Gesellschaft zu Rathgebern.

Man kann hieraus lernen, daß eine wichtige gewagte Unternehmung nicht halb gethan seyn will: denn man muß es entweder ganz bleiben lassen, oder alle seine Kraft und Macht darauf verwenden. Dann ist auch dieß wieder ein Beispiel, daß eine weit auseinandergelegte Armee Unfällen ausgesetzt ist, die auch der vortrefflichste Feldherr nicht abzuwenden vermag.

6.

Merkwürdiger Zug des Herzogs von Zweibrücken vom Rheinufer bis nach Aquitanien.

Manche, die es hier als etwas Wunderbares angemerkt finden, daß eine fremde feindliche Armee so weit in Frankreich eindrang, werden es vielleicht so wunderbar nicht finden, wenn sie etwa andre ähnliche Beispiele (besonders das von Kaiser Karl V. als er St. Dizier angriff) vor Augen haben, und daher denken, dergleichen Expeditionen seyen so außerordentlich eben nicht, als man sie ihnen schildern wolle.

Wir geben ihnen indessen zu bedenken, was für einen weiten Marsch diese zu machen, welche starke und häufige Schwierigkeiten und Hindernisse sie zu bekämpfen hatte, und hoffen dann, sie dürften wohl ihre Meinung hierin ändern.

Zugeben will ich indessen, daß die Bürgerkriege eine große Erleichterung solcher Unternehmungen fremden Nationen gewährten, die es sonst ohne den Beistand einer der beiden Partheien wohl schwerlich gewagt haben würden. Wenn aber eine solche Erleichterung auf der einen Seite gering, der Widerstand von der andern beträchtlich ist, alsdann bewundert man noch ungleich mehr die Thaten derer, die sich an ein solches Unternehmen wagten.

Was das eingewendete Beispiel Karls V. betrifft, so brauche ich darauf nur kurz zu antworten, daß dieß

der größte Feldherr in der Christenheit, daß seine Armee funfzigtausend Mann stark war, und daß zu eben der Zeit da er angriff, der König von England bereits Boulogne weggenommen hatte, wodurch König Franz genöthigt worden war, ihn ungehindert ziehen zu lassen, weil er nichts blindlings wagen wollte.

Ganz anders aber verhält es sich mit der That des Herzogs von Zweibrücken. Denn obschon ein edler tapfrer Prinz, besaß er doch noch lange nicht die militärischen Einsichten jenes Kaisers. Es gereichte ihm übrigens zu größer Hülfe und Erleichterung, daß er den Prinzen von Oranien, den Grafen Ludwig und den Grafen Volrad von Mansfeld nebst sehr braven französischen Officieren und zweitausend Mann französischer Infanterie und Cavallerie bei sich hatte, die zu ihm stießen. Die Zahl seiner Teutschen belief sich auf fünftausend Lanzknechte und sechstausend Reuter, und mit dieser kleinen Armee trat er den Marsch an, um zu der des Prinzen [32]) zu stoßen.

Als der König von den Zurüstungen des Herzogs von Zweibrücken zu diesem Hülfszug hörte, ließ er sogleich eine kleine Armee errichten, um sie ihm unter dem Herzog von Aumale [33]) entgegenzustellen; und da er vermuthete, daß dieser noch zu schwach seyn möchte, ließ er noch eine andre unter dem Herzog von Nemours dazu stoßen. Diese beiden Corps zusammen waren an Infanterie ungleich stärker, an Cavallerie hingegen schwächer als das des Herzogs von Zweibrücken. Sie beschlossen, nicht zu erwarten bis er schon das französische Gebiet betreten hätte, sondern rückten bis an die teutsche Grenze vor, und schlugen bei Zabern ein Regiment eines gewissen la Coche, das aus zusammengerafftem Volk best and und zu ihm stoßen wollte.

Er

Er selbst drang demungeachtet durch Burgund in Frankreich ein, wo sie sich sogleich an ihn machten, und ihn bis an die Loire; eine Strecke von nicht weniger denn achtzig Meilen, begleiteten, ohne von seiner Seite zu weichen, wo sie bald neben bald hinter ihn waren. Oft bekamen beide Armeen einander zu Gesicht und lieferten starke Scharmützel.

Ich habe oft von dem Prinzen von Oranien sagen hören, er wundre sich darüber, daß die Katholiken auf einem so langen und beschwerlichen Marsch nicht eine einzige günstige Gelegenheit zu finden gewußt hätten, da man ihnen doch verschiedenemal bei dem Geschlepp von Bagage so schöne Blößen habe geben müssen. Ich setze noch hinzu, daß sie außer den schönsten königlichen Truppen noch andre Vortheile hatten, die nicht gering sind; z. B. die Begünstigung von Seiten der Städte, des Landes und der Flüsse, nebst noch einem andern merkwürdigen Punkt, daß sie nämlich recht gut wußten, die Absicht des Feindes gehe dahin, vorwärts zu kommen, und durch List oder Gewalt einen Paß über die Loire zu gewinnen, welchen Fluß er auch trotz der List und den Anstrengungen der Herzoge von Nemours und Aumale, zween braver Generale, erreichte.

Einige Katholiken sagten, die unter ihnen ausgebrochenen Zwistigkeiten haben sie um mehrere schöne Unternehmungen gebracht, die sie vereint und einig hätten ausführen können. Ich weiß nicht, was daran ist. Ist aber ihr Vorgeben gegründet, so darf man sich freilich nicht sowohl darüber wundern, daß sie nicht schlugen, als daß sie nicht geschlagen wurden. Am letztern mag freilich dies Schuld seyn, daß ihre Feinde, wie ich mir sagen ließ, nicht viel von ihrer Uneinigkeit wußten *).

Dieser starke Strom mußte indessen dem Fortrücken dieser teutschen Armee einen neuen beschwerlichen Damm setzen, da er dort keine brauchbare Fuhrt hatte, und alle an seinem Ufer gelegene Städte feindlich waren. Allein der Uebergang war für diese Armee so unumgänglich nöthig, daß dieß die Betriebsamkeit, Verwegenheit und Erfindsamkeit der dabei befindlichen französischen Hugenoten verdoppelte. Sie griffen die Stadt la Charité, wo eine sehr schöne Brücke ist, an, und da sie sie schlecht besetzt fanden, setzten sie ihr so sehr zu, und brachten sie durch Minen und Drohungen so in Furcht, daß sie Meister davon wurden, ehe man ihr Hülfe zuschickte. Ihre Freude darüber war ganz ungemein groß. Denn ohne diese Eroberung wären sie schlimm daran, und genöthigt gewesen, am Strom hinauf gegen die Quelle zu ziehen, was eine Strecke von mehr als sechzig Meilen ausmacht. Das schlimmste dabei wäre noch dies gewesen, daß sie auf diesem Wege in eine gebürgige buschigte Landschaft gekommen wären, wo ihre Stärke, die Cavallerie, fast ganz unbrauchbar hätte werden müssen.

Ich hörte bisweilen den Admiral hierüber unter seinen vertrautesten Bekannten reden: er hielt aber stets dieß Vordringen der fremden Truppen für unmöglich. Denn, sagte er, wir können ihnen nicht beistehen, weil wir die Armee Monsieurs vor uns haben; und sie selbst haben eine andre auf dem Hals, und einen so schweren Uebergang über einen großen Fluß, daß sehr zu besorgen ist, sie möchten sich nicht ohne Schaam und Schaden aus dieser begonnenen Unternehmung ziehen. Aber selbst dann noch, wenn sie auch glücklich über die Loire gekommen wären, werden die beiden vereinigten Armeen mit ihnen fertig seyn, ehe wir auf zwanzig Meilen bei ihnen sind, um ihnen zu helfen.

Als er aber die glückliche Unternehmung auf la Charité hörte, und daß sie entschlossen seyen, alles zu wagen, um zu ihren Alliirten zu stoßen, faßte er wieder Hoffnung und sagte: „ein gutes Anzeichen; machen wirs wahr durch Muth und Thätigkeit.“

Darum brachen denn die Prinzen von Navarra und Conde', die zu Anführern der reformirten Parthei erwählt worden waren, nach den Marschländern von Limosin auf, um sich der Armee Monsieurs zu nähern, und ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. — Die Wahrheit zu sagen, man war täglich wie im Fieber, und sah mit Zittern der Stunde entgegen, da die Nachricht einlaufen würde, daß zwei so große Armeen unsre Hülfstruppen überwältigt hätten: es kam aber ganz anders. Denn sie wußten die Gelegenheit so geschickt zu ersehen, und so schleunig zu benutzen, daß sie einen Vorsprung vor den Feinden gewannen. Zu Führern hatten sie dabei die französischen Truppen, wobei der Herr von Moui sich sehr brav bewies. Sie marschirten dem Orte zu, den der Admiral ihnen bestimmt hatte, und wo er selbst mit zehntausend Schützen und dritthalbtausend Reutern eintreffen wollte. Und so kam denn die Vereinigung beider Armeen unter unbeschreiblichem Jubel zu Stande [35]).

Ich will den braven Generalen der katholischen Armee darum noch keinen Tadel zur Last legen, daß sie sie so weit hatten kommen lassen; denn die Gründe die sie bestimmten, oder ihnen die Hände banden, sind mir unbekannt. Eben so wenig will ich denen, die diesen Zug durchsetzten, ungemeßnes Lob beilegen, sondern vielmehr glauben, daß es ein besondres Glück für sie war, das man bisweilen bei militärischen Operationen bemerkt. Heerführer mögen hieraus lernen, die Hoffnung auch in den schwierigsten Lagen nicht zu verlieren,

indem es nur einer einzigen unverhofften glücklichen Wendung bedarf, um sich herauszuwickeln, was oft das Loos der Tapfern, selten das der Trägen ist.

Beide Armeen die damals sehr stark waren (die königliche zählte über dreißigtausend Mann, die der Prinzen auf fünfundzwanzigtausend), sahen sich genöthigt, sich von einander zu entfernen, um ihre Verproviantirung zu erleichtern, da das Land Limosin unfruchtbar ist. Bei St. Yries la Perche näherten sie sich aber wieder einander.

Da der Admiral sah, daß die Unfruchtbarkeit der Landschaft nöthigte, die Armee weit auseinander zu quartieren, und daß in dem gebürgigen und waldigen Distrikt die Stellungen für die Armeen meistens sehr unbequem wären, so dachte er darauf, lieber zuvorzukommen, als sich zuvorkommen zu lassen. Er rieth daher den Prinzen die katholische Armee zu überfallen, die nicht weit davon an einem Ort la Rochelabelle stand.

Sie brachen zu dem Ende vor Tag auf, entschlossen, zu schlagen, und trafen so gut ein, daß sie dem feindlichen Lager auf eine Viertelmeile nahe waren, ehe man sie bemerkte und Lärm machte.

Dieß Lager war indessen sehr fest, und als der Herr von Strozzy auf den Lärm mit fünfhundert Schützen herbeieilte, um einen wichtigen Vorposten von dreihundert der seinigen zu unterstützen, fand er den Scharmützel schon in vollem Feuer. Man muß ihm zum Ruhm nachsagen, daß er sich sehr brav bewies; denn er hielt viertausend hugenotische Schützen eine ganze Stunde lang auf, was der katholischen Armee sehr gut zu statten kam, um sich in Ordnung zu stellen.

Da es den Admiral befremdete, daß man mit diesem Posten so lange nicht fertig werde, schickte er den Capitain Brueil, einen sehr geschickten Officier, dahin. Dieser sah sogleich, daß der Fehler darin liege, daß unsre Schützen die Feinde durch bloße Furie und Ueberlegenheit bezwingen wollten, und alle Kunst bei Seite gesetzt hatten. Um die Sache kurz abzuthun, sprach er mit den Officieren, stellte die Truppen, um den Feind auch in die Flanke zu nehmen, ließ vier Fahnen Reuterei vorrücken, und dann um die Feinde in Furcht zu setzen, einen hitzigen Angriff thun, in welchen die unsrigen einige Palliſaden erstürmten, hinter denen die Feinde gestanden hatten. Diese geriethen darüber so in Unordnung, daß sie bald eilig davon flohen, mehrere Todte, mit zweiundzwanzig Officieren auf dem Platz und ihren Obersten [36]) aber gefangen zurück ließen, der Monsieur an diesem Tag sehr gute Dienste gethan hatte. Denn ohne ihn und seine brave Gegenwehr wären die Hugenoten ohne Anstand bis zur Artillerie vorgedrungen.

Weil es aber den ganzen Tag regnete, und die katholische Armee eine sehr vortheilhafte Stellung hatte, konnten sie nicht sonderliches weiter dagegen ausrichten, und zogen sich zurück, nachdem sie sich in dieser Affäre viel zu hart bewiesen hatten, indem sie nur sehr wenig Feinden Quartier gaben. Die Katholiken wurden sehr aufgebracht darüber und wußten sich nachher bei Gelegenheit dafür zu rächen.

Es ist lobenswürdig, sich im Krieg und in der Schlacht brav zu halten, allein man verdiene auch das Lob, menschlich und gesittet gegen die zu seyn, deren die erste Wuth der Waffen schonte, und in deren Hände man bisweilen wieder fallen kann; wenn anders kein besonderer Grund vorhanden ist, es anders zu halten. Was die Scharmützel betrifft, so scheint mir, daß Kunst

und Verschlagenheit dabei so nöthig sind als wilde Hitze. Die Erfahrung bestättigt es wenigstens manchfaltig. Denn wenn das Land etwas ungleich ist, so kann man sich manche Vortheile zu Nutz machen, was die Spanier und Italiener, als sinnreiche Nationen, vorzüglich verstehen. Ein Hauptvortheil bleibt es aber immer, wenn man seine Leute in kleine Haufen abtheilt, und unversehene Angriffe auf die Flanken thun läßt; die Angegriffenen gut postirt; und endlich beherzt zum kurzen Gewehr greift.

7.

Belagerung von Poitiers.

Im Krieg wird gelegentlich manches unternommen, woran man zuvor nicht gedacht hätte, manches hingegen unterbleibt, was man schon lange her auszuführen projectirt hatte: eine Folge von den Veränderungen der Zeitumstände. So wie nun eine gute Ausführung Tapferkeit beweist, so ist reifliche Ueberlegung ein Zeichen von Klugheit. Beide Eigenschaften sind einem Feldherrn nöthig. Indessen ist doch keiner in seinem Fach so vollkommen, daß er, besonders in bürgerlichen Kriegen, nicht bisweilen irren und straucheln sollte.

Dieß wird um so eher den Fehler entschuldigen, den die Protestanten dadurch begangen haben sollen, daß sie Poitiers angriffen. Die Sache verhielt sich folgendermaßen.

Nach

Nach dem Abmarsch von la Rochelabelle fühlten beide gleich starkes Verlangen und Bedürfniß, sich in einer guten ergiebigeren Landschaft als Limosin zu erfrischen, und dieser allgemeinen Stimmung mußten die Generale nachgeben (denn in Bürgerkriegen zieht der Karren bisweilen die Ochsen). Sie marschirten zurück nach weniger ausfouragirten Quartieren.

Da die Prinzen und der Admiral sahen, daß der Graf von Lude während ihrer Abwesenheit vor Niort gerückt war (dem aber der Herr von Teligny in aller Eile mit guten Truppen zu Hülfe kam), so verdroß es sie, daß man ihnen die Provinz beunruhigte, aus der sie ihren ganzen Unterhalt zogen, die also so gut als ihre Milchkuh war, die man ihnen ausmelken wollte. Sie beschlossen daher, sie zu säubern, und St. Mairant, Lusignan und Mirebeau weg zu nehmen, womit sie (von Poitiers war damals noch gar nicht die Rede) in wenig Tagen fertig zu werden hofften, damit diese Provinz ihnen, ausser der Besoldung der Garnisonen, monatlich sechzigtausend Livres liefern könnte; den Ertrag der See ungerechnet, der sich ebenfalls hoch belief. Davon sollten die Ausländer befriedigt werden, die laut um ihren Sold schrieen. Hierauf wollten sie die Stadt Saumur an der Loire einschließen, einen schlechten Platz, der aber in guten Stand gesetzt werden sollte, damit sie immer einen guten Paß über diesen Fluß offen hätten. Endlich sollte gegen Ende des Sommers und im Herbst der Krieg in die Gegend von Paris gespielt werden, das nie für den Frieden sey, so lange es die Geisel nicht vor seinen Thoren fühle.

Zurück also in ihr Land, glaubten sie; Lusignan, ein bloßes Schloß, würde weniger Widerstand leisten, als St. Mairant, wo ein altes Regiment unter Dinoux Commando stand. Der Wunsch, sechs Kanonen in ih-

re Gewalt zu bekommen, die der Graf von Lude in diesem Schloß gelassen hatte, reizte sie noch stärker, es zuerst anzugreifen, worauf sie es auch in wenigen Tagen würklich wegnahmen.

Da nun die Stadt Poitiers so nahe bei sich die Kanonen donnern hörte, versah sie sich auf alle Fälle mit Mannschaft. Besonders warfen die Herrn von Guise und Maine sich mit fünf bis sechshundert Pferden hinein; mehr in der Absicht, wie man sagte, die Hugenoten zu beunruhigen, als in der Meinung, daß man sie darinn belagern würde.

Um eben diese Zeit geschah es, daß die Reformirten die Stadt Chatelleraud überrumpelten, was sie muthiger machte, und zum Theil veranlaßte, daß viele von ihnen für eine Belagerung von Poitiers waren, weil man durch das eroberte Chatelleraud bei dieser Unternehmung von der gefährlichsten Seite gedeckt wurde. Man hielt zwei Berathschlagungen darüber, und verschiedene waren dabei nicht für diese Belagerung, besonders der Admiral. Sie waren der Meinung, man sollte den ersten Plan befolgen, indem in Poitiers zu viele angesehene Männer lägen, und solche grosse Plätze gewöhnlich das Grab der Armeen wären. Man sollte daher lieber vor St. Maixant rücken, das man in acht Tagen einbekommen würde.

Die Vornehmsten, Grossen und Adelichen aus Poitou bestanden und drangen aber sowohl bei den Berathschlagungen als in Privatgesprächen hartnäckig darauf, man sollte doch eine so schöne Gelegenheit nicht vernachläßigen; die Stadt sey von Seiten der Befestigung von ganz keiner Bedeutung. Je mehr Leute darinn lägen, desto größer sey die Beute; man würde keinen Mangel an Geschütz haben; mit ihrer Eroberung werde

man

man Meiſter von dieſer ganzen reichen Provinz, und beraube den katholiſchen Adel eine Zuflucht, aus der wir durch ewige Streifereien in der Ruhe unſrer Beſitzungen geſtört würden.

Die Vornehmſten des gemeinſchaftlichen Raths gaben endlich dieſer Meinung nach, weil ſie vielleicht nicht gehörig erwogen hatten, daß jeder, nicht nur eine Neigung, ſondern ſogar eine Leidenſchaft hat, ſein Vaterland zu befreien. Man hatte unter andern Gründen auch angeführt, daß es ein ſchöner Fang ſeyn würde, wenn man in der Perſon des Herzogs von Guiſe und ſeines Bruders zween große Prinzen in die Hände bekäme, und zwar zween, die am hitzigſten und ſchnellſten waren, uns Drangſal zuzufügen.

Kurz, bei dieſer Berathſchlagung wurden die Vortheile, die uns eine ſolche Eroberung brächte, ſehr gut aus einander geſetzt und dargeſtellt, die Nachtheile hingegen, die uns beim Fehlſchlagen treffen müßten, faſt ganz überſehen und übergangen, wie man den gemeiniglich dieſe Saite nur ſchwach berührt, wenn man ſich ein Vorhaben nicht ausreden laſſen will.

Man ſchickte hierauf eilig nach la Rochelle um Pulver und Kugeln, und brach auf, um Poitiers einzuſchließen. Da dieſe Belagerung in den Geſchichtbüchern ausführlich beſchrieben iſt, ſo bin ich einer neuen Erzählung überhoben.

Ich will hier blos einige beſondre Umſtände davon anführen, die vielleicht nicht überflüſſig ſind. Der erſte betrifft die Lage, die eines Theils äuſſerſt nachtheilig, andern Theils ſehr vortheilhaft für die Stadt iſt. Das erſte ſind die Berge, die verſchiedentlich umher liegen, und ſo nahe ſind, daß man gleichſam nicht weiß, wie

man ſich poſtiren ſoll, um nicht von vorne und von der Seite, vom groben ſowohl als kleinen Geſchütz geſehen und getroffen zu werden; denn an manchen Orten beträgt die Entfernung nicht über vierhundert Schritte.

Das Vortheilhafte ſind andre Berge im Platze, ſelbſt die zu großen Plateformen dienen, und die Waſſer um die Mauern, ſo daß man allemal dieſen großen Graben zu paſſiren hat, was ein ſehr verdrüßlicher Aufhalt iſt. Sonſt wollte ich lieber mit viertauſend Mann vor dem Platz ſtehen und angreifen, als mit viertauſend darinn liegen und vertheidigen. Kurz, es iſt ein ſehr ſchlechter Platz, deſſen Vertheidigung würklich ihren Mann mit Lorbeern krönt.

Was den Hugenoten zum Verderben gereichte, war ihr ſchlechter Vorrath an Geſchütz, Munition und Pionniers; denn wenn ſie eine Stelle angriffen, konnten ſie das Beſchießen an den andern Werkern nicht mit dem gehörigen Nachdruck fortſetzen, und die Katholiken bekamen zween bis drei Tage Ruhe, während deren ſie den Schaden wieder vollkommen ausbeſſerten. Nachher mußte man wieder anderwärts anfangen, wo es wieder eben ſo gieng.

Plätze angreifen iſt, glaube ich, vorzüglich Sache des Prinzen von Parma; ſie zu vertheidigen, die Stärke der Hugenoten. Denn ſie haben ſich mehrmals ganz vorzüglich hierbei benommen. Ich weiß nicht, was man von mir und meiner Glaubwürdigkeit denken wird, wenn ich eine Art von Angriff und Vertheidigung anführen werde, die von den Belagerern und Belagerten in Vorſchlag gebracht wurde, als man die Stadt von der Seite der Aebtiſſinn-Wieſe beſchoß.

Die Hugenoten hatten die Breſche in der Mauer erſtürmt, und die Katholiken beſaſſen noch ein kleines Re-

tranchement dreihundert Schritte davon, hinter ſich aber einen groſſen leeren Raum von tauſend Schritt in die Länge, und fünfhundert in die Breite. Alles wurde von dem Berge kommandirt. Unſre Generale wollten, nachdem ſie die Katholiken aus dieſer Trenchee mit vierhundert Edelleuten und achthundert Schützen verjagt hatten, mit denen man die gewöhnliche Wache leicht bezwingen konnte, noch zweihundert Pferde unter dem Herrn von Mouy nachſchicken, um dieß kleine Feld zu beſetzen, durch das man paſſiren mußte, ehe man an die Häuſer kam: darauf ſollte dann das ganze Corps unter unſerm Feldmarſchall Briguemaut folgen.

Dieſer Plan war auf eine Nachricht gebaut, die man bekam, daß der Herr von Guiſe zweihundert Lanzen beordert habe, um jenen Platz zu vertheidigen; ſo wie man denn bei den vorhergegangenen Angriffen würklich einige Lanzen daſelbſt hatte zum Vorſchein kommen ſehen. Allein der ganze Ueberfall wurde rückgängig, weil der Tag uns ſelbſt überfiel, und wir alſo entdeckt wurden. Es wäre übrigens, wenn die Sache vor ſich gieng, auf alle Fälle das Beſondere dabei geweſen, daß man bei einem Sturm auf beiden Seiten Cavallerie mit der Infanterie vermiſcht geſehen hätte.

Noch etwas anders trug ſich ebenfalls hier zu, was bei nicht erſtürmten Plätzen nicht gewöhnlich iſt, daß nämlich die Belagerten mehr Volk verlohren, als die Belagerer. Indeſſen war ihr Verluſt allemal ſehr ruhmvoll für ſie, indem man hier die Belagerten ſich ganz blos ohne Bruſtwehr den feindlichen Kugeln entgegen ſtellen ſah.

Endlich erzeigte die Armee Monſieurs den Hugenoten groſſe Ehre, indem ſie Chatelleraud angrif; denn ſo bekamen ſie einen gültigen Vorwand, die Belagerung

aufzu-

aufzuheben, die sie ohnehin würden aufgehoben haben, weil sie sich gar nicht mehr zu rathen wußten. Die Belagerten mögen wohl nicht weniger in Verlegenheit gewesen seyn.

Bei dieser Belagerung muß ich anmerken, daß die besten Feldherrn sich leicht zu hohen Unternehmungen verleiten lassen, weil sie, selbst großen Herzens ihr Augenmerk auf gleiche Gegenstände richten. Das sicherste ist indessen, wenn man das Sprüchwort beobachtet: wer zu viel zumfaßt, hält schlecht.

Der Herr von Guise und sein Bruder erwarben sich großen Ruhm dadurch, daß sie einen so schlechten Platz als so junge Männer so brav vertheidigt hatten; und manche setzten diese Vertheidigung der von Metz an die Seite. Andre wollten dem Admiral zur Last legen, er habe sich mit dieser Unternehmung fruchtlos aufgehalten, um nur die darinn befindlichen beiden Prinzen in seine Gewalt zu bekommen, die seine persönlichen Feinde waren [37]). Er hat mir aber hundertmal versichert, wenn der Platz eingenommen worden wäre, so würde er, weit entfernt, ihnen irgend eine Unannehmlichkeit zufügen zu lassen, sie vielmehr so ehrenvoll und standesmäßig behandelt haben, wie ehmals ihren Oheim, den Marquis von Elboeuf, als er ihn in dem Schlosse Caen gefangen bekam. Ich erinnere mich, daß er mich bei der Belagerung in dieß Schloß schickte, um ihn, da ich ihn persönlich kannte, zu versichern, daß ihn nichts unangenehmes widerfahren sollte, was auch geschah.

Als Monsieur unsre Armee, voll Verdruß, aufbrechen sah, um auf ihn los zu marschiren, zog er sich zurück, nachdem er vergeblich einen Sturm auf Chatelleraud versucht hatte, wobei die Italiener des Papsts, die übrigens ihre Schuldigkeit nicht schlecht thaten, so empfan-

empfangen wurden, wie es die Liebe der Hugenoten zu deren Herrn mit sich brachte. Wir folgten ihm, in der Absicht, ihn zu einer Schlacht zu bringen; er stellte uns aber immer einen Fluß entgegen, woran unsere Hitze sich abkühlen konnte.

Wenn etwas, das zur Diversion dienen soll, in Nebendingen fehlschlägt, in der Hauptsache aber gelingt, so darf man sich nicht beklagen, indem der große Vortheil des einen, den kleinen Nachtheil des andern aufwiegt. Auch ist zu merken, daß man es drei bis viermal wohl überlegen sollte, ehe man sich an die Belagerung einer großen Stadt wagt.

8.

Schlacht bei Montcontour.

Manche wollten sagen, die Schlacht bei Montcontour sey eine Folge der Belagerung von Poitiers gewesen, indem die Armee der Reformirten vor diesem Platz stark geschmolzen war, was mehr durch Krankheiten und die Entfernung der Adelichen und Soldaten, als durch gewaltsamen Tod geschehen war. Zwar war dieß eine der ersten Ursachen unsers Unfalls, es gab aber wohl noch andre, z. B. unser Aufenthalt und Zögerung bei dem Flecken Faye und Vineuse, während die Armee Monsieurs sich zu Chinon verstärkte. Wir waren jedoch hierzu genöthigt, weil alle unsre Stückpferde abgegangen waren, um nach Lusignan einen Theil des Belagerungsgeschützes vor Poitiers abzuführen, das in einem Schloß stehen geblieben war, sie kamen auch noch

so

ſo zu rechter Zeit zurück, daß, wenn ſie nur noch einen Tag länger ausblieben, wir genöthigt geweſen wären, die unſrige im Stich zu laſſen, indem die Armee Monſieurs nach Loudun, nur drei Meilen von uns, vorrückte.

Da wir in einem ausgezehrten Diſtrict auf einem nachtheiligen Terrain ſtanden, faßte der Admiral den Entſchluß, das Quartier nach Montcontour zu verlegen, wo das Terrain günſtiger, und die Verproviantirung leichter war. Er ſowohl als viele andre wurden wohl hierbei durch die Vorausſetzung irre geführt, daß diejenigen, die man noch kürzlich vor Chatelleraud zu einem ſtarken Rückzug, noch dazu in der Nacht, genöthigt hatte, uns nicht ſo bald wieder aufſuchen würden. So brach er alſo an einem Freitag auf, und ließ ſeine Bagage auf der einen Seite abgehen, während er auf der andern nachmarſchirte.

Bei St. Cler nun, als wir faſt keine Nachrichten von einander hatten, traf ſichs, daß die Tete der katholiſche Armee unter dem Herrn von Biron auf die Flanke der unſrigen während des Marſches ſtieß. Biron erſah ſogleich die gute Gelegenheit, und machte mit tauſend Lanzen einen Angriff auf das Corps des Herrn von Moui, den er, nebſt dreizehnhundert Pferden und zweihundert Schützen, zum weichen brachte, und endlich gänzlich in die Flucht ſchlug. Bei dieſer Affäre blieben beinahe alle Schützen, und etwa vierzig bis funfzig Reuter.

Da dieſer Stoß ſo plötzlich und unerwartet kam, und man noch überdieß dabei vier Kanonenſchüſſe hörte, ſo entſtand darüber unter unſern Leuten eine ſolche Beſtürzung, daß jeder ſich, ohne erſt zu fragen, wer gewonnen, wer verlohren habe, auf den bloßen Lärm erſchrocken retirirte.

Eins

Eins muß ich hierbei anführen; nicht zu unsrer Beschämung, sondern um zu zeigen, was ein solcher unerwarteter Ueberfall für große Verwirrung anrichtet, und wie sonderbar es oft im Krieg zugeht. Ohne einen engen Paß, der die Katholiken aufhielt, weil nicht über zwanzig Pferde neben einander durch konnten, würde nämlich unsre Armee durch diesen einzigen Vorfall ganz zersprengt worden seyn. Da der Admiral dieß sah, ritt er heran, brachte seine Leute wieder zum Stehen und in Ordnung, und ließ auf den Paß zween bis drei starke verdoppelte Angriffe thun, mit fünfhundert bis zweitausend Pferde auf Einmal. Was herüber war, wurde sogleich schnell wieder hinübergejagt. Der Graf Ludwig und der Graf Volrad von Mansfeld hielten sich bei dieser Gelegenheit sehr brav.

Beide Armeen stellten sich dieß- und jenseits in Schlachtordnung bloß einen starken Musketenschuß aus einander, wobei die unsrige einigermassen gedeckt war. Noch nie sah ich zwei Heere so nahe an einander, ohne daß es zu einer allgemeinen Action gekommen wäre. Allein niemand wagte es, die Furth zu passiren, weil die Gefahr dabei zu groß war, und man sogleich von dem Feind niedergeworfen worden seyn würde. Da aber die Katholiken ihr Geschütz bei sich hatten, das unsrige aber schon zu Montcontour war, nahmen sie es zu Hülfe, und schossen uns über hundert Mann aus unsern Escadrons nieder, die indessen dennoch tapfer hielten. Wäre die Nacht nicht hereingebrochen, so würden wir wohl noch mehr gelitten haben; so aber zogen beide Theile sich zurück. Ehmals bei St. Denis und izt hier kam uns die Nacht sehr gut zu statten. Am folgenden Morgen wollte Monsieur unsre Postirung bei Montcontour recognosciren und uns probiren lassen; er fand uns aber in den Vorstädten wohl verschanzt; es war

nur ein einziger wohlbesetzter Zugang, vor dem ein Scharmützel zu Fuß und Roß erfolgte.

Zween adeliche Katholiken, die sich damals von ihrem Corps verritten hatten, stießen auf einige Reformirte, doch war ein Graben dazwischen, und sie ließen sich mit einander in ein Gespräch ein. „Messieurs, „sagten sie, wir tragen zwar feindliche Feldzeichen, al„lein wir hassen darum weder Sie noch Ihre Parthei: „Sagen Sie dem Herrn Admiral, er möchte sich wohl „hüten, zu schlagen; denn unsre Armee ist gegenwärtig „ungemein stark, durch die zu uns gestossene Verstär„kungen, auch ist sie sehr muthig. Er möchte aber nur „noch einen Monat temporisiren, denn der ganze Adel „hat geschworen und Monsieur gesagt, er wolle nicht „länger bleiben; wenn man ihm aber in dieser Frist et„was zu thun gebe, wolle er seine Schuldigkeit thun. „Der Herr Admiral möchte bedenken, daß es gefährlich „sey, auf die französische Hitze zu stoßen, die aber bald „verfliegen werde; denn wenn sie nicht bald siegen, wer„den sie aus verschiedenen Gründen genöthigt seyn, zum „Frieden zu greifen, und daher Ihnen die vortheilhafte„sten Bedingungen einräumen. Sagen Sie ihm, wir „wüßten dieß von guter Hand, und wünschten sehr, ihn „davon zu benachrichtigen." —

Damit entfernten sie sich, die Reformirten aber eilten zum Admiral, und sagtens ihm wieder. Er fand es sehr nach seinem Geschmack. Sie sagtens auch andern von den Vornehmsten der Parthei, deren manche es nicht wegwarfen, sondern wünschten, man möchte sich darnach richten. Die meisten aber waren der Meinung, es sey eine List, um uns muthlos zu machen, und sagten: wenn gleich dieser Rath dem Anschein nach gut sey, so komme er doch von verdächtigen Personen, die gewohnt wären, hinterlistig und betrügerisch zu Werk zu gehen,

und

und darum dürfe man nicht darauf bauen. So lag alſo ein andrer Grund von unſerm Unſtern darinn, daß wir vernachläßigten, was wir beſſer hätten ſchätzen ſollen.

Man hielt eine Berathſchlagung darüber, was nun zu thun wäre. Einige meinten, wir ſollten Ervaux zu erreichen ſuchen, und den Strom dort zwiſchen uns und die Feinde ſetzen; bei unſerer Nähe am Feind müßten wir alſo um neun Uhr abends aufbrechen, und die ganze Nacht marſchiren, um ſicher hin zu kommen.

Andre ſagten dagegen, Rückzüge zur Nachtzeit machten eine Armee furchtſam, wären der Ehre nachtheilig, und gäben dem Feinde höhern Muth. Man ſollte alſo lieber mit dem Aufbruch bis Tagesanbruch warten. Dieſe Meinung behielt die Oberhand.

Der Admiral befand ſich damals in ſtarker Verlegenheit, indem er beſorgte, die deutſchen Hülfstruppen möchten über das Ausbleiben der Löhnung einen Aufſtand erregen, und drei oder vier ſeiner Regimenter aus entfernten Provinzen möchten ihn verlaſſen, indem ſie bereits um ihre Entlaſſung an ihn geſchickt hatten. Auch wußte er, daß mehrere Adeliche aus den Landſchaften, die wir beſaßen, ſich auf ihre Güter entfernt hatten. Er hatte daher, um die Armee beiſammen und bei ihrer Pflicht zu erhalten und zu verſtärken, bereits die Herrn Prinzen erſuchen laſſen, ſich von Partenay, wo ſie waren, zu ihr zu verfügen. Dieß thaten ſie denn, und brachten auch etwa anderthalbhundert gute Pferde mit.

Am folgenden Tag ſaßen wir mit Tagesanbruch auf, gerade auf Ervaux zu. Wir hatten alle weiſſe Hemden an, um uns deſto eher zu erkennen, wenn es zum Gefecht käme.

Nun kamen unsre Lanzknechte, und sagten, sie giengen nicht von der Stelle, bis man ihnen ihre Löhnung auszahlte. Eine Viertelstunde drauf führten fünf Fahnen Reuter dieselbe Sprache, und ehe dieser Tumult gestillt war, verliefen anderthalb Stunden. Die Folge hievon war, daß wir nicht mehr im Stand waren, einen vortheilhaften Ort zu erreichen; der bei Evaux für uns ausersehen worden war, und wo wir unsre Haut ungleich theurer verkauft hätten. Und dieß war nicht die kleinste Ursache, die zu unserm Verderben mitwürkte.

Kaum hatten wir eine Viertelmeile zurückgelegt, so erblickten wir die feindliche Armee auf uns im Anmarsch, so daß wir kaum noch Zeit hatten, uns zu stellen und in eine kleine Vertiefung zu rücken, wo wir dem Kanonenfeuer weniger ausgesetzt waren.

Nun traf uns aber noch ein andrer großer Unfall. Als nämlich der Admiral die katholische Avantgarde gerade auf sich anrücken sah (sie bestand aus nicht weniger denn neunzehn Fahnen Reuterei in zwei Colonnen), so schickte er an den Grafen Ludwig (der unser Haupttreffen kommandirte), um Verstärkung mit drei Fahnen Reuterei. Dieß geschah, allein der Graf führte sie selbst an; weil nun zu eben der Zeit das Treffen begann, wurde er zugleich mit engagirt. So blieb also das Hauptcorps ohne Führer, und wußte nicht was zu thun. Ohne diesen Umstand, glaubt man, würde es ungleich mehr ausgerichtet haben, da es schon so, ohne kommandirenden General und ohne Ordnung, beinahe die Hauptmacht des Herzogs von Anjou zum weichen gebracht hat.

Das Gefecht dauerte etwas über eine halbe Stunde, und die ganze hugenotische Armee wurde in die Flucht gejagt. Die Prinzen hatten sich ihrer Jugend

wegen

wegen zuvor schon entfernt. Beinahe unsre ganze Infanterie wurde in Stücken gehauen, die Artillerie und die Fahnen erbeutet, und der Graf Ludwig ungefehr eine Meile weit verfolgt. Er bewerkstelligte aber doch noch einen sehr schönen Rückzug mit dreitausend Pferden in Einem Corps. Der Admiral befand sich nicht dabei, weil er gleich anfangs verwundet worden war.

Das Blutbad war groß, weil die Katholiken noch sehr aufgebracht waren, über die bei la Rochelabelle von den Reformirten verübten Grausamkeiten, besonders aber über den Tod des St. Colombe und andrer, die in Bearn ermordet worden waren. Mehrere Gefangene von unsrer Parthei wurden noch ermordet, um jene zu rächen. Ich selbst hätte gleiches Schicksal gehabt, wenn nicht die Menschenfreundlichkeit Monsieurs das Werkzeug der göttlichen Barmherzigkeit zu Erhaltung meines Lebens gewesen wäre, was ich nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen glaubte.

Schlüßlich kann man hier sehen, daß die königliche Armee, die wir vom Chatelleraud zu einer so schleunigen Rückzug die ganze Nacht hindurch nöthigten, drei Wochen nachher uns nichts destoweniger besiegte, weil wir Bedenken trugen, uns anders als bei Tag zu retiriren; und weil wir uns erst lange damit aufhielten, unsre Ehre dem Scheine nach zu behaupten, verlohren wir sie darüber würklich; eine Erfahrung, die alte und junge Krieger beherzigen sollten.

9.

Die Belagerung von St. Jean d'Angely rettet die Reformirten.

So wie die Belagerung von Poitiers der Anfang von dem Unglück der Hugenoten war, so war die von St. Jean das Ziel des Glücks der Katholiken. Denn hätten sie sich hier nicht aufgehalten, sondern die Ueberbleibsel der geschlagenen Armee verfolgt, sie wäre bei dem unter sie verbreiteten Schrecken und den Schwierigkeiten, die sich für sie hervorthaten, sicher gänzlich vernichtet worden.

Die Prinzen und der Admiral retirirten sich mit so viel Mannschaft, als sie noch zusammenraffen konnten, über die Charente, und trafen unterdessen in der Eile so gut als möglich Anstalten, zu Erhaltung der Städte in Poitou, die dem Sturm am nächsten waren. Es mußten aber gleich zum Anfang fünf geräumt werden, Parthenai, Niort, Fontenay, St. Maixant und Chatelleraud; und die sechste, Lusignan, ergab sich, sobald sie Kanonen zu Gesicht bekam.

Dieß schwellte die Sieger so sehr mit Hoffnungen an, daß sie in kurzem mit allen diesen Provinzen fertig zu seyn hofften, bis auf die Hauptstadt, wofür sie la Rochelle hielten. Sie rückten daher immer weiter vor, und dachten, die andern Städte würden sich nach dem Beispiel der erstern eben so leicht unterwerfen. Zuerst machten sie sich an St. Jean d'Angeli, das nicht fester ist, als Niort; als sie es aber auffordern ließen, verweigerte

weigerte es die Uebergabe, weil der Herr von Pilles, der mit einem Theil seines Regiments sich hineingeworfen hatte, mit dem Feind zu kämpfen Lust hatte.

Ich habe mir von verschiedenen Personen erzählen lassen, daß in einem Kriegsrath, den Monsieur damals mit den vornehmsten Officiers seiner Armee über die nächsten Operationen hielt, einige der Meinung waren: da die ganze Infanterie der Prinzen zusammengehauen sey, sie also nur noch Reuterei übrig hätten, noch dazu meistens fremde Söldner, die sehr unzufrieden und über den Verlust ihrer Bagage halb rasend seyen, so wären sie der Meinung, man sollte ihnen hitzig nachsetzen, woraus von beiden eins erfolgen müßte, entweder daß man sie vollends gänzlich schlüge, oder sie nöthigte, um freien Abzug nach Deutschland zu kapituliren, was man ohnehin leicht bewürken könnte, wenn man ihnen eine zweimonatliche Löhnung bewilligte. „Auch, sagten sie, „kennen wir den Admiral als einen der sinnreichsten, „geistvollesten Feldherrn in der Welt, der sich, wenn „man ihm nur Zeit läßt, aus jeder Verlegenheit zu hel„fen weiß. Er wird die Reste seiner Truppen wieder „in gute Verfassung setzen, wird noch andre aus Ga„scogne und Languedoc an sich ziehen, und im nächsten „Frühjahr sehen wir ihn dann sicher mit einer neuen „Armee auftreten, mit der er unsre Provinzen verwü„sten, ja bis vor die Thore von Paris sengen und ver„heeren wird. Da sich noch überdieß die Prinzen von „Navarra und Conde bei diesem geschlagenen Trupp „befinden, so wird ihre Anwesenheit ihnen nach und nach „wieder Muth machen, und auch noch anderwärts viele „andre Muthlose wieder aufrichten, wenn man nicht „schleunig ihnen die Mittel benimmt, sich die Zeit zu „Nutz zu machen." Sie riethen daher, Monsieur sollte ihnen mit zwei Dritteln seiner Armee nachsetzen, wo-

durch man unfehlbar die Häupter der Parthei nöthigen würde, sich in irgend einen schlechten Platz als letzte Zuflucht zu werfen und einzuschließen, womit dann der Krieg sein End erreicht haben würde.

Andere meinten hingegen und stimmten folgendermassen: sie ärndteten gegenwärtig schon einen vorzüglichen Theil der Früchte des erfochtenen Siegs in der im Verlauf von zehn Tagen vollbrachten Eroberung von sechs Plätzen; dieß sey der Zweck, den man verfolgen und die izige Furcht benutzen müsse, um die übrigen ebenfalls einzubekommen; denn die Hugenoten würden sich nicht ruhig verhalten, so lange sie noch Schlupfwinkel zur Zuflucht hätten; nehme man ihnen aber diese weg, so würden sie sich bald die Lust zu fernern Unruhen vergehen lassen. Es seyen izt nur noch wenige Städte in Xaintonge und Angoumois für diese Gegenden übrig, die sich nicht über zween Monate gegen die Macht des siegreichen Heers und das Glück Monsieurs halten könnten. Und dann würde Rochelle, wenn es sich so entblößt und allein erblickte, schon zittern. Die Reste der geschlagenen Armee betreffend, mit der die Prinzen und der Admiral sich flüchteten, so würde dieß alles sich auf der Flucht schon von selbst zerstreuen. Um indessen dieß zu beschleunigen, und sie vollends aus einander zu sprengen, könne man ihnen tausend Pferde und zweitausend Schützen nachschicken, und darzu allenfalls noch ein Aufgebot an die Prinzen, wo sie sich setzen wollten, ergehen lassen, unterdessen aber eilig Geschütz und Munition kommen lassen, um ihren Hauptzweck zu verfolgen, dessen glückliche Erreichung den Hugenoten eine Todeswunde versetzen müßte, die dann nur noch Eine Schwinge rühren könnten.

Von

Von diesen beiden Meinungen drang die letztere, die aber die schlechtere war, wie die Erfahrung lehrte, durch, und wurde befolgt.

Da ich als Kriegsgefangener auf dem Weg zu König Karl nach Tours, durch Loudun kam, ließ der Kardinal von Lothringen mir sagen, er wünschte mich zu sprechen. Ich machte ihm meine Aufwartung, und wurde ungemein artig von ihm empfangen und unterhalten. Endlich kam er auch auf das Kriegsfach, worin er kein Fremdling war [18]) und sagte: Der Grund von dem Unfall des Admirals und der Seinigen habe in der Belagerung von Poitiers gelegen; denn er habe von seinem Bruder [19]) gehört, man müsse sich hüten, einen großen wohl versehenen Platz anzugreifen, wenn man noch einen wichtigern Zweck zu verfolgen hätte. Dieß wäre damals unser Fall gewesen, da die königliche Armee ohne Leben, geschwächt und halb zerstreut war, so daß wir hätten bis Paris marschiren können, ohne Widerstand zu finden. So aber hätten wir ihr Zeit gelassen, sich wieder in Verfassung zu setzen, und selbst uns anzugreifen, als wir schon halb zerrüttet gewesen seyen.

Unser Fehler, gnädiger Herr — sagte ich — wird Ihnen zur Warnung dienen, nicht in einen gleichen zu verfallen.

Wir werden uns wohl hüten! gab er mir darauf zur Antwort.

Wir dachten aber beide noch nicht an das, was nachher geschah, und als es wirklich dahin kam, sah ich wohl, das unser Beispiel wenig auf sie gewürkt hatte, und daß sie nichts desto weniger wieder über denselben Stein gestolpert wären.

In der Absicht, St. Jean Furcht einzujagen, errichteten sie sogleich eine Batterie mit sieben oder acht Stücken, wozu sie ihre Munition verbrauchten, ohne eine brauchbare Bresche zu machen. Während sie nun stille liegen mußten, bis frische kam, machten die Belagerten sich wieder frischen Muth und frische Wälle. So verliefen zween Monate darüber, und erst, nachdem sie, besonders durch den strengen Winterfrost eine Menge Leute eingebüßt hatten, ergab endlich die Stadt, die sie in acht Tagen zu erstürmen gehoffe hatten, sich auf Capitulation. Der Widerstand, den dieser Platz leistete, half den Angelegenheiten der Protestanten wieder auf, welcher wichtige Dienst dem Herrn de Pilles zu großem Ruhm gereichte.

Der Admiral sagte mir einst, wenn man den Prinzen und ihm, auf dem Marsch mit den Ueberbleibseln ihrer Armee nach Gascogne, ernstlich nachgesetzt hätte, wären sie ihrem Untergang nahe gebracht worden, indem besonders bei ihrem Zug durch Perigord und andre schwierige Distrikte die Bauern und kleinen Besatzungen ihnen großen Schaden gethan hätten, weil sie nichts als Cavallerie hatten, die sehr abgemattet und muthlos war. Die Zeit aber, die man ihnen ließ, sich zu erfrischen, mit Infanterie zu verstärken, und in dem guten Lande, wohin sie kamen Beute zu machen, habe bei allen Muth und Hoffnung wieder hergestellt. So half also St. Jean einigermaßen die Trümmer auszubessern, welche Poitiers und Montcontour verursacht hatten.

Es ist nichts ungewöhnliches, daß Leute, deren Untergang man für unvermeidlich hielt, unvermuthet eine Unterstützung finden, die ihnen wieder aufhilft; eine Erfahrung, die den Sieger Mäßigung, den Besiegten Hoffen lehren mag, daß auch in der schlimmsten

Lage

Lage noch Hülfe möglich ſey, die, wenn ſie nicht in Menſchenkräften ſteht, von der Göttlichen Gnade zu erwarten iſt.

10.

Daß la Rochelle izt für die Reformirten eben ſo wichtig wurde, als vorhin Orleans war.

Die Städte, als Stützen nicht nur der Armeen, ſondern auch des Kriegs, müſſen Macht, Stärke und Ueberfluß haben, damit ſie, großen Quellen gleich, denen große Ströme entrinnen, denen, die ſie nicht anders woher ziehen können, die nöthigen Bedürfniſſe zu reichen vermögen. Darum ſagten einige Katholiken, ſie hielten die Hugenoten für gar nicht dumm, da ſie ſichs ſtets ernſtlich und eilig hätten angelegen ſeyn laſſen, ſich mit guten Zufluchtsörtern zu verſehen.

Wir hatten ihnen — ſagten ſie — Orleans genommen, weil es uns nicht anſtand, daß ſie bei dieſer nahen Nachbarſchaft uns unſer gutes Paris beunruhigten. Dafür haben aber die ſeinen Herrn nicht ermangelt, ſich la Rochelle beizulegen, das ihnen nicht weniger gute Dienſte thun wird. Es iſt zwar nicht ſo groß, noch ſo angenehm als jenes; es erſetzt aber dieſe Mängel reichlich, durch andre Vorzüge, beſonders ſeine Lage am Meer, wodurch ſie ein Thor zum Ausweg und Zufluß haben, das ihnen ohne ungeheuren Aufwand nicht

gesperrt werden kann, und durch das sie mit allem im Ueberfluß versehen werden können. Zwei Meilen davon liegen im Meer fruchtbare Inseln, die ihm zu Gebot stehen. Das Volk in der Stadt ist gleich sehr für die Waffen, wie für den Handel. Sein Magistrat ist klug, und alle sind eifrige Anhänger der reformirten Religion. Die Festungswerke hat die Erfahrung sattsam kennen gelehrt. Orleans ist zwar, wenn man stark im Felde erscheinen kann, geschickter gelegen für Angriffe; wo man aber vertheidigungsweise gehen muß, ist Rochelle nützlicher. Manche wollen sagen, das Volk darin sey roh; dem sey aber wie ihm wolle, so ist es doch zuverlässig, treu und redlich. Eben das sagt man auch von den Bewohnern Namurs, sie seyen roh und ehrlich. Wenn die Fehler, die man an einer Stadt oder Person findet, weit geringer sind, als ihre Vorzüge, so muß mans so genau nicht nehmen. —

Die Unterstützung, welche die Prinzen in diesem dritten Krieg von Rochelle genossen, hat gezeigt, daß es eine gute wohlversehene Bude ist. Ich sage dieß nicht um sie zum Dank gegen Gott aufzufordern, daß er ihnen Bequemlichkeiten im Ueberfluß zu Theil werden läßt. Denn wer im Uebermuth sich erhebt, wird früher oder später gedemüthigt werden.

Unter den Vortheilen, die man von dieser Stadt zu genießen hatte, ist der besonders zu bemerken, daß sie eine Menge Schiffe ausrüstete und bemannte, die mehrere reiche Prisen machten, wodurch die gemeine Kasse starke Zuflüsse erhielt. Denn wenn man gleich damals nur den Zehenden an die Admiralität abgab, so brachte dieß doch über dreimalhunderttausend Livres ein. Nachher in den Kriegen die im Jahr 1574 wieder ausbrachen, sah man sich genöthigt den Fünften zu nehmen, und man glaubte, dieß würde die Seeleute abhal-

abhalten, mit ſo viel Gefahren ihr Glück zu ſuchen; allein ſie waren einmal ſo gierig darauf, daß dieſe exceſſive Auflage ſie nicht davon abſchreckte, wenns gleich oft noch geſchah, daß die Krallen der Landraubthiere von der Beute, die ſie auf der See erhaſcht hatten, noch ſtarke Portionen abzwackten.

Man ſieht hieraus, wie viel einem Lande der Seekrieg einbringen kann. Wenn nun der zu Land gerecht iſt, ſo muß es der zur See ebenfalls ſeyn. Wenn man indeſſen manche Handlungen des letztern näher prüft, ſo findet man, daß, wenigſtens unter uns, ſchreckliche Mißbräuche dabei vorfallen. Denn die meiſten dieſer Ebentheurer machen wenig Unterſchied zwiſchen Freund und Feind, und es war öfters der Fall, daß der arme Feind Barmherzigkeit fand, wo der reiche Freund geplündert und ins Waſſer geworfen wurde, um durch dieſe Grauſamkeit das begangene Laſter der Habſucht zu verheimlichen. Allein der Himmel, der Mund und Augen hat, bringt dergleichen verborgene Greuel allemal noch an den Tag, und ſtürzt nicht ſelten manche in denſelben Abgrund, in den ſie ungerechter Weiſe den unſchuldigen Handelsmann verſenkten.

Dieß ſey geſagt, ohne diejenigen verunglimpfen zu wollen, die rechtmäßig ihrem Beruf nachgehen; ſondern es gilt denen, die eine zügelloſe Raubſucht umhertreibt. Ich habe mir von Spaniern, die bei der Niederlage des Herrn von Strozzy waren, ſagen laſſen, die Hälfte ſeiner Armee habe aus Freibeitern und Seeräubern beſtanden, die ihn in der Noth im Stich ließen, und ruhig zuſahen, wie er mit dem größten Theil der braven Leute die ihm ins Treffen folgten, vor ihren Augen umkam. Sie (die Spanier) bezeugten ihre Verwunderung darüber, daß von vierzig Fahrzeugen, die er mit hatte, nicht mehr als ſechs oder ſieben zum Gefecht kamen.

men. So wie ſie aber dieſen das verdiente Lob beilegten, tadelten ſie die niederträchtige Feigheit der andern, wenn ſie gleich ihnen (den Spaniern) zum Vortheil gereichte.

Wir ſehen hieraus, daß die Liebe zum Raub und die Liebe zum Kampf verſchiedene Würkungen hervorbringt. Ich für mich werde ſtets dieſen braven General bedauern, der mein ſehr guter Freund war, und im Leben und Tod Frankreich ehrte.

11.

In neun Monaten macht die Armee der Prinzen einen Marſch von beinahe dreihundert Meilen durch ganz Frankreich umher. Was ſie auf dieſem Zuge ausrichtet.

Es war gut, daß die Prinzen und der Admiral nach ihrer Niederlage ſich von der feindlichen Armee entfernten, ſowohl zu ihrer Sicherheit, als aus andern im Vorbeigehen berührten Gründen. Dieß kam ihnen ganz vorzüglich zu ſtatten durch die Unklugheit der Katholiken, die ohne ſich zu rühren, dieſen kleinen Schneeball fortrollen ließen, der dann in kurzem ſo groß wie ein Haus wurde. Denn das Anſehen der Prinzen zog ihnen viele Leute zu; die Vorſicht und die klugausgedachten Maaßregeln des Admirals brachten viele nützliche Vorkehrungen zu Stand, und das noch dreitauſend Mann ſtarke Corps teutſcher Hülfstruppen gab der Armee ein Anſehen.

Sie

Sie hatten viel auszustehen, bis sie nach Gascogne kamen, wo sie eine Verstärkung von Schützen, die ihnen so nöthig waren, an sich zogen. Sie bedurften ihrer vorzüglich um die Cavallerie gegen nächtliche Ueberfälle zu sichern, die hier bei der Menge naheliegender Städte und Schlösser so gewöhnlich sind. Man mischte sie unter die Reuterfahnen, und andre französische Truppen, daß sie sowohl im ebenen als im gebürgigen Lande stets zur Gegenwehr gefaßt waren.

Läßt man einem großen General Zeit, zu bewerkstelligen, was sein Geist ersann, so heilt er nicht nur die alten Wunden wieder zu, sondern stellt auch in den erschlafften Theilen Kraft und Leben wieder her. Darum muß man ihn davon abzuhalten suchen, und ihm immer sonst zu schaffen machen, um ihn an der Ausführung seiner Entwürfe zu hindern.

Der längste Aufenthalt dieser halben Armee war in der Gegend von Agen und Montauban, wo sie beinahe den ganzen Winter zubrachte, und so gut gehalten wurde, daß die Leute gleichsam wie neugeschaffen wurden. Kriegsbefehlshaber sollten dieß wohl beherzigen, und es nicht machen wie Feldbauern, die ihr Feld nicht ruhen lassen, bis es dadurch so ausgesogen wird, daß es nichts weiter her zu geben vermag. Denn wenn sie, bloß auf Vermehrung ihres Ruhms erpicht, ihre Leute stets strapaziren, ohne ihnen dazwischen wieder Rast und Erholung zu gönnen, so können sie endlich nicht mehr. Ist schon ein bloßer Wind und Mondthau im Stand, Steine auszumutzen, wie vielmehr werden gebrechliche Menschenkörper durch solche anhaltende Anstrengungen abgenutzt werden, und endlich erliegen. Das beste ist, man nimmt die schöne Jahrszeit und Witterung wohl mit und rührt sich fleißig, und genießt dann in der schlechten wieder Ruhe und Erholung, wenn

nicht

nicht dringende Umstände das Gegentheil nothwendig machen.

Auf diesem Zug wurde die Klugheitsregel Hannibals in Italien, sehr gut beobachtet, seinen Leuten Feindes Land preis zu geben, wenn die Noth erforderte, sie dadurch zufrieden zu stellen: denn wer unternehmend war, der konnte in diesen reichen Provinzen seinen Schnitt sehr gut machen.

Die ersten Truppen die zu den Prinzen stießen, waren die des Grafen von Montgommeri, die siegreich aus Bearn zurück kehrten. Dieß war würklich eine sehr brave Kriegsthat gewesen, die man auch in den Geschichtschreibern ausführlich beschrieben findet. Er überfiel nämlich nach einem beschleunigten Marsch die Armee des Herrn von Terride vor Navarrins, die durch das lange Stikeliegen vor diesem Platz schon sehr mitgenommen war. Da darf man nicht erst fragen, was er für freundliche Gesichter bekam, als er von einer solchen Expedition zurück kam.

Zu Ende des Winters brach er gegen Toulouse auf, wo eine Art von Krieg begann, die sehr wild und heftig war, indem man sich gegen die Häuser der Herrn vom Parlement alle Gewaltthätigkeiten mit Sengen und Brennen erlaubte. Der angebliche Grund davon lag darin, daß sie sich stets zu hitzig mit Verbrennen der Lutheraner und Hugenoten bewiesen, auch den Capitain Rapin hatten köpfen lassen, einen hugenotischen Cavalier, der ihnen das Friedensedict von Seiten des Königs überbrachte.

Die Herrn fanden diese Rache sehr hart, indessen soll sie ihnen doch zur Warnung gedient haben, ein andermal mit mehr Mäßigung zu verfahren, was sie auch thaten. Dieser Gerichtshof ist einer der angesehensten

im

im Reich, und zählt eine Menge gelehrter Männer unter seinen Mitgliedern; nur sollte er etwas mehr Sanftmuth und Gelindigkeit beweisen.

Der Marschall Damville befand sich damals mit guten Truppen in dieser Stadt, und wurde von Verläumdern beschuldigt, er unterhalte ein Verständniß mit seinem Vetter, dem Admiral. Und doch setzte auf dem ganzen Zug niemand der Armee der Prinzen heftiger zu, als er, der ihnen vier bis fünf Cavalleriecompagnien zusammenhieb. Es ist ganz zuverläßig, daß dieß Gerücht falsch war, trotz dem, was sich nachher doch noch zutrug.

Die Armee drang bis in Roussillon ein, wo man plünderte, unerachtet diese Grafschaft spanisch ist. Von hier aus durchzog sie Languedoc, und als sie an die Rhone kam, setzte der Graf Ludwig mit einem Theil der Truppen darüber, um einige Plätze anzugreifen. Allein die Hauptabsicht der Generale dabei war, Infanterie aus Dauphine zu ihrer Verstärkung an sich zu ziehen, wie sie auch aus Languedoc und Gascogne im Sinn gehabt hatten, was aber nicht wohl angehen wollte. Denn wenn die Soldaten davon hörten, daß es nach Paris und ins Herz von Frankreich gehen sollte, so fielen ihnen die Drangsale dabei ein, die sie und ihre geliebenen Cameraden vorigen Winter dort erduldet hatten, und dies sahen sie dann wie einen Abgrund, und wollten tausendmal lieber in ihrer Heimath fechten.

Man brachte indessen doch über dreitausend Schützen zusammen, die muthvoll entschlossen waren, sich überall hin führen zu lassen. Sie theilten sich in Regimenter ab, waren aber alle beritten. Dieß geschah nothgedrungen, wegen der Länge des Marschs und der Strenge des Winters; und wenn gleich dadurch einigemal Aufenthalt verursacht wurde, so hatte man doch im Ganzen Nutzen davon. Denn bei vorfallenden Gelegenheiten hatte man seine Infanterie immer frisch und

munter, auch gab es keine Krankheiten darunter, da sie, stets gut quartiert und tractirt wurde.

Der Admiral sah, als ein sehr erfahrner Geschäftsmann, wohl ein, daß man trotz den eingeleiteten Unterhandlungen [40]) schwerlich einen guten Frieden erhalten würden, wenn man nicht wieder gegen Paris anrückte. Da er nun noch überdieß wußte, daß er jenseits der Loire Erleichterung und Begünstigung hoffen dürfte, beschleunigte er seinen Marsch. Allein die Schwierigkeit, die Cevennen und Vivarez zu passiren, verursachte einige Zögerung, noch mehr aber seine Krankheit die ihn zu St. Etienne de Foret befiel und beinahe hingerafft hätte.

Dieser Todesfall würde, wenn er erfolgt wäre, wahrscheinlich die Lage der Dinge ganz verändert haben; denn schwerlich hätte sein wichtiger Posten sich würdig wieder ausfüllen lassen. Der Graf Ludwig war zwar ein braver Feldherr, und stand auch als solcher bei den Franzosen in Achtung; dennoch aber hatte er noch nicht das Ansehen des Admirals noch dessen Erfahrung sich erworben. Ich weiß daher in der That nicht, ob man nach diesem Verlust das Werk fortgesetzt haben würde, oder nicht.

Endlich verlieh aber doch Gott ihm wieder Genesung zur großen Freude aller, und dann setzte die Armee ihren Marsch so leicht und munter fort, daß sie in kurzem bei René le Duc, in Bourgogne, eintraf.

Hier wäre bald eine terrible Friedenssentenz erfolgt, die jedoch zu dessen Beförderung sehr ersprießlich ausschlug. Der Marschall von Cossé, Befehlshaber der königlichen Armee, hatte ausdrückliche Ordre vom Hof, das Vordringen der Prinzen gegen Paris auf alle Weise zu verhindern, und eine Schlacht zu lie-

liefern, sobald sich irgend gute Gelegenheit dazu ersehen ließe. In dieser Absicht nun machte er sich an sie.

Er fand die Armee sehr vortheilhaft postirt, und versuchte daher, sie durch seine Artillerie, womit sie nicht versehen war, und durch häufige Angriffe mit Schützen, aus ihrem Vortheil zu verdrängen, und ihr verschiedene Pässe, die sie besetzt hielt, wegzunehmen. Es wurde aber nur ein einziger, gleich anfangs, aufgegeben, und dabei fielen hitzige und starke wiederholte Angriffe mit Cavallerie vor, wobei beide Theile jagten, und wieder gejagt wurden.

Die Generale katholischer Seits, die zuerst angriffen, waren die Herrn von la Valette, Strozzy und la Chatre; die sich brav hielten. Ihre Gegner unter den Hugenoten waren der Mareschall du Camp Briquemaud, der Graf von Montgommeri und Genlis. Auch die Prinzen liessen bei dieser Action grosses Verlangen blicken, mit zu fechten, und zeigten schon damals, daß sie einst große Feldherrn werden würden.

Als endlich die Katholiken sahen, daß es schwer halten würde, mit dem Feind fertig zu werden, zogen sie sich nach ihrem Quartier zurück. Eben dieß thaten auch die Prinzen, und weil sie einsahen, daß ein längerer Aufenthalt ihnen nachtheilig wäre, und weil sie auch Mangel an Pulver litten, brachen sie auf, und zogen in starken Märschen gegen la Charite und andere ihnen ergebene Städte, um sich wieder mit den nöthigen Bedürfnissen zu versehen.

Kurze Zeit darauf erfolgte der Waffenstillstand zwischen beiden Armeen, und bald nachher der Friede, worauf jedermann die Waffen weglegte. Es war eine starke Strapaze, so lange Zeit in Frost und Hitze, auf schlechten beschwerlichen Wegen und beinahe immer in Feindes Land unter dem Gewehr stehen und marschiren zu

müssen, wo die Bauern so gut Krieg führten, als die eigentlichen Soldaten. Eine solche Campagne ist aber eine vortreffliche Schule, um zu lernen, sein Verhalten der Nothwendigkeit anzupassen. Anfangs sind freilich dergleichen Strapazen so lästig, daß die Soldaten gegen ihre eignen Generale darüber murren; nachher aber, wenn sie es erst ein wenig gewohnt sind und sich dagegen abgehärtet haben, bekommen sie eine gute Meinung von ihnen, indem sie sehen, daß sie muthig überstiegen haben, was so viele besonders weichlich erzogene Leute in Schrecken setzt.

So sind die schönen Gallerien und Spaziergänge der Krieger beschaffen, und ihr schönes Bett der Ehre ist dann ein Graben worein eine Kugel sie stürzte. Dieß alles verdient in der That Belohnung und Lob, besonders wenn die, die auf solchen Pfaden wandeln, und solche Strapazen erdulden, eine gerechte Sache verfechten, und in ihren Schritten gleich sehr Tapferkeit und Bescheidenheit beweisen.

Hat in diesen jammervollen Kriegen Einer Geist und Körper ganz ausserordentlich angestrengt, so war es der Admiral. Denn die drückendste Last der politischen sowohl als militärischen Angelegenheiten seiner Parthei lag auf seinen Schultern; er trug sie mit ungemeiner Standhaftigkeit und Leichtigkeit, und betrug sich gleich ehrfurchtsvoll gegen seine Obern, die Prinzen, als bescheiden gegen seine Untergebene. Frömmigkeit und Gerechtigkeitsliebe waren stets sein vornehmstes Augenmerk, und dieß machte ihn bei allen von der Parthie, die er ergriffen hatte, geschätzt und geehrt. Er strebte nicht ehrsüchtig nach Ehrenzeichen und Befehlshaberstellen, sondern mehrmals, wenn er ihnen auswich, wurde er genöthigt, sie, wegen seiner Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit zu übernehmen. Wenn er die Waffen führte, zeigte er sich als einen eben so einsichtsvollen

vollen Feldherrn wie irgend einer seiner Zeit, und warf sich stets muthvoll den Gefahren entgegen. Im Unglück sah man ihn voll Großmuth und Erfindungsgeist, sich aus mißlichen Lagen zu ziehen. Stets zeigte er sich ohne Prunk und Schminke. Kurz es war ein Mann, der es verdient, der es vermocht hätte, Wiederherstelller eines geschwächten verdorbenen Staats zu seyn.

Dieß wenige wollte ich im Vorbeigehen von ihm sagen; denn da ich ihn kannte und oft um ihn gewesen war, und in seiner Schule lernte, so wäre es sehr unrecht von mir, wenn ich seiner nicht dankbar und ehrenvoll nach Wahrheit erwähnte.

12.

Ursache des dritten Friedens. Dessen Vergleichung mit den vorherigen. Ob sie nöthig waren.

Keiner der drei bürgerlichen Kriege war von so langer Dauer als dieser, der zwei ganze Jahre währte, statt daß der erste in Einem Jahr, der andre in sechs Monaten geendigt war. Manche sind sogar der Meinung, er würde noch nicht zu Ende gegangen seyn, wenn die Hugenoten nicht auf Paris zu marschirt wären. Aus dieser Erfahrung haben sie denn die Regel gezogen: um den Frieden zu erlangen, müsse man den Krieg in die Gegend dieser mächtigen Stadt spielen.

Ich glaubte selbst, daß dieser Grund einer der vorzüglichsten war, die den Friedensschluß beschleunigten, weil Streiche, die nach dem Kopf geführt werden, schon eher und stärker Furcht erregen. Da

auch die fremden Hülfstruppen der Katholiken ungeheure Summen gekoſtet hatten, ſo war darüber ein ſolcher Geldmangel entſtanden, daß man nicht mehr wußte, wie man für ihren Sold Rath ſchaffen ſollte. Auf allen Seiten erblickte man Raub und Zerſtörung, und über dieß ſchien es endlich auch, als ob das Glück diejenigen wieder erheben wollte, die es erſt geſtürzt hatte.

So hatte z. B. die Armee der Prinzen gegen die königliche zu Arnai le Duc brav Stand gehalten. Gaſcogne, Languedoc und Dauphiné machten Miene, den Krieg noch hitziger zu erneuern als je. Bearn war wieder erobert, und in Poitou und Saintonge machten die Reformirten gute Vorſchritte, und hatten zwei Regimenter zuſammengehauen, mehrere Städte erobert. Dieß alles, in Verbindung mit andern geheimen und beſondern Gründen, machte, daß die Königinn und der König ſich zum Frieden geneigt erzeigten, der endlich im Auguſt geſchloſſen wurde.

Die Reformirten ſehnten ſich ebenfalls ſehr darnach, und waren ſeiner ſehr benöthigt; denn da ſie keinen Thaler in der Kaſſe hatten, um ihre Hülfstruppen zu befriedigen, ſo würde Noth und Mangel dieſe dahin gebracht haben, die Prinzen zu verlaſſen, was ſie ihnen auch bereits durch den Grafen von Mannsfeld zu verſtehen gegeben hatten. Da ſie nun ohnehin ihrer Heimath näher kamen, ſo war allerdings zu beſorgen, ſie möchten ſich würklich dazu entſchlieſſen, und wenn dieß geſchah, ſo war es um die proteſtantiſche Religion geſchehen.

Hierzu kamen noch andre Ungemächlichkeiten, die ich hier übergehe z. B. die ungemeine Unordnung, die unter unſern Truppen ſo ſtark eingeriſſen war, daß kein Mittel mehr dagegen würkte. Dieß gieng ſo weit,

daß

daß der Admiral, ein großer Freund von Zucht und Ordnung, nachher mehrmals sagte, er wollte lieber sterben, als wieder in diese Verwirrungen mit verwickelt werden, und vor seinen Augen so viel Böses verüben sehen.

Kurz der Friede wurde unter leidlichen Bedingungen angenommen, und zu dessen gänzlicher Versicherung erhielt man — was man zu fordern nicht einmal gewagt, und in den vorhergehenden Friedensschlüssen nie erhalten hatte — vier Städte.

Der Anfang der Unterhandlung geschah schon nach der Belagerung von St. Jean d'Angeli. Sie gieng durch ein Paar sehr brave Cavaliere, die Herrn von Teligny und Beauvais la Nocle, die sehr redlich dabei zu Werk giengen; und hätten die Katholiken damals gleich erträglichere Bedingungen angeboten, so würden die Calvinisten, bei der mißlichen Lage worin sie sich befanden, wahrscheinlich zugegriffen haben. Da sie aber sahen daß ihnen durchaus keine Religionsübung sondern bloße Gewissensfreiheit zugestanden werden sollte so wurden sie desperat darüber, und gezwungen, aus der Noth eine Tugend zu machen. Wie nun die Zeit Aenderungen hervorbringt, so waren die folgenden zu ihrem Vortheil, so daß ihr Muth sich wieder erhob, und ihre Hoffnungen neue Stärke gewannen.

Die beste Zeit zu Friedensvorschlägen ist, wenn man den Vortheil im Krieg auf seiner Seite hat. Gewöhnlich macht aber dieß den Sieger so aufgeblasen, daß er nichts davon hören will. Der König that daher sehr weislich, daß er sich darauf einließ; denn die Fortsetzung des Kriegs brachte ihn um seine Vergnügungen, zerstörte den Gehorsam und die Liebe seiner Unterthanen, worauf er Anspruch hatte; saugte das Land aus, erschöpfte die Finanzen und rieb seine Macht auf. Allein — so vielleicht jemand — der König von Spanien machte mit

nicht so mit Flandern. Wohl, antwortet man ihm, was hat er aber auch dabei gewonnen? Es könnte also wohl noch kommen, daß er endlich, um dem fatalen Trauerspiel ein Ende zu machen, doch noch dem Beispiel seiner Nachbarn folgte.

So nöthig indessen für die Hugenoten der Friede war, so hatten sie doch jedesmal das Unglück, daß er nicht lange dauerte, ja nicht einmal so vollzogen wurde, wie er abgeschlossen worden war. So war z. B. der erste, der vor Orleans zu Stand kam, und fünfthalb Jahre dauerte, bei weitem nicht so vortheilhaft für sie, als das Jänner-Edict. Es folgt indessen gar nicht hieraus, daß er damals nicht anzunehmen gewesen wäre: denn ihre Angelegenheiten waren eben nicht in der Lage, daß sie ihn hätten ausschlagen können, und die Zeit lehrte nachher, welche Früchte er brachte. Eintracht, gute Sitten, Gehorsam gegen die Gesetze waren bereits so gut im Gang durch ganz Frankreich, daß es sich ganz wieder erholte; allein die Zwietracht streute ihren Saamen aus, und zerstörte alles wieder.

Der zweite Friede war einer und auch keiner; denn er war es blos dem Namen nach, in der That aber ein versteckter Krieg. Man kann ihn den Lohn für die Unvorsichtigkeit der Hugenoten nennen, weil sie ihn, trotz den stärksten Warnungen, dennoch annahmen.

Der dritte wurde sehr sehnlich gewünscht, wegen der eingerissenen Zerrüttungen, der nahen Noth, und weil jeder satt und müde war, zu arbeiten und zu dulden; denn bei dem ungeduldigen Franzosen muß auch der Krieg sich nach seiner Laune richten. Da nun die angebotenen Bedingungen so gut und noch besser waren, als die vorhergehenden, so mußten, meines Erachtens, die Hugenoten ihn annehmen, da doch keine bessern zu hoffen waren. Würklich können auch dießmal in den zwei Jahren seiner Dauer nur wenige sich beschweren, bis auf

den

die Zeit seines Bruchs, der freilich eine greuelvolle That war, deren Andenken man vertilgen zu können wünschte!

Wer nun diese Friedensschlüsse geradezu betrachtet, der wird wohl nicht in Abrede seyn können, daß dieß Heilmittel allen nützlich und nöthig war; wer aber auf ihr Ende und ihre Zwecke sieht, wird nicht umhin können, sie Friedensschlüsse en Masque zu nennen. Dadurch sind denn freilich manche so scheu und wild geworden, daß sie überall unter dem schönen Glanze dieses Goldes verborgenes Gift argwöhnen.

Es sind in Frankreich schon sechs allgemeine Friedensschlüsse gemacht worden, wie in den einheimischen Kriegen der Häuser Burgund und Orleans, und alle wurden jedesmal wieder gebrochen. Allein der siebente, der zu Arras zu Stand kam, war von Dauer und half Frankreich wieder auf. Man könnte hieraus schließen, daß auch izt erst unser siebenter Friede gut seyn werde, wiewohl zu wünschen ist, daß man nicht so weit kommen möchte; denn es ist doch wohl ein ungereimter Wunsch, krank zu werden, um hernach wieder genesen zu können. Gott schalte nach seinem heiligen Willen.

Jeder sollte sich allerdings, wenn er sein Vaterland in Kriegsflammen erblickt, Gottes Zorn und Ungnade vorstellen, und zwar mehr in Bezug auf sich, als gegen seine Feinde. Denn izt sagen die Einen: „Die „Hugenoten sind es, die durch ihre Ketzereien Gottes „Rachgericht gegen sie reizen!“ Die Andern hingegen erwiedern: „Nein, die Katholiken sind es, die durch „ihre Abgöttereien es herausfordern!“

So läßt also kein Theil sich einfallen, die Schuld in sich selbst zu suchen, und doch sollte es jeder zu seiner ersten Pflicht machen, in diesem allgemeinen Jammer seine eignen Unvollkommenheiten anzuklagen, um sie erst zu verbessern, ehe er auf die Fehler anderer sieht. Und

sehen wir einen falschen kurzen Frieden, so sollten wir sagen, wir verdienten keinen bessern, weil man, dem Sprüchwort nach, des Heiligen spottet, wenn man über die Brücke ist, und die meisten wieder ihren Eitelkeiten und gewöhnlichem Undank wieder den Lauf lassen.

Es ist indessen immer ein löbliches Verlangen, wenn man den Frieden wünscht, einen guten nämlich (denn ein schlechter ist ein wahrer Meuchelmörder), denn dadurch scheinen Tugend und Frömmigkeit neues Leben zu bekommen, wie hingegen die bürgerlichen Kriege die wahren Werkstätte aller Schändlichkeiten sind, die bessern Menschen Entsetzen erregen.

Ehmals gab es freilich auf beiden Seiten Leute, die nicht gern vom Frieden reden hörten; denn die einen sagten, es sey unanständig und unrecht, mit Rebellen und Ketzern Frieden zu schließen, die schwere Strafe verschuldet hätten, und in ihrem Irrthum beharrten, bis man ihnen solchen durch gewaltsame Mittel benähme.

Waren nun die Herrn, die eine solche Sprache führten, von der Klinge, so trug man ihnen auf, in einem Sturm oder zu einem Scharmützel voran zu gehen, um die ersten zu seyn, die diese gottlosen Ketzer erlegten; dieß hatten sie dann kaum ein paarmal versucht, so wurden sie schleunig andern Sinnes.

Waren es andre, Geistliche oder Magistratspersonen, so stellte man ihnen vor, es sey durchaus erforderlich, daß sie die Hälfte ihrer Einkünfte zu den Kriegskosten gegen diese Ketzer beisteuerten: plötzlich waren sie für den Frieden! —

Kurz, welchen Anstrich sie auch von Frömmigkeit oder Gerechtigkeit ihrer Widersetzlichkeit gegen den Frieden gaben, so fand sich doch allemal, daß unmenschliche Leidenschaft zum Grund lag.

Auch

Auch unter den Reformirten fehlte es nicht an Leuten, die den Frieden eben so weit wegwarfen, als jene, weil, sagten sie, es doch nichts als lauter Verrätherei sey: wäre aber der Friede auch noch so gut gewesen, sie würden dennoch eben dieselbe Sprache geführt haben; weil sie den Krieg als ihre Nährmutter und als Mittel sich empor zu schwingen, ansahen. Ein gutes Mittel, diese Leute zur Vernunft zu bringen, bestand darinn, daß man sich verlauten ließ, man müsse ihnen zu Bestreitung der Kriegsbedürfnisse die Gage beschneiden, oder daß man gar Vorschüsse und Darlehn von ihnen verlangte. Sogleich wünschten sie eine schleunige Beendigung der unseeligen Zerrüttungen.

Schneidet den meisten Leuten zeitliche Vortheile und Ruhm ab, die sie von einer Sache haben, und sie werden — weit richtigere Urtheile davon fällen. Und um in so wichtigen Angelegenheiten etwas zu beschließen, müssen Männer erwählt werden, die Gott fürchten, und eine höher geläuterte Klugheit besitzen; und dabei überall das allgemeine Beste ihrem Privatvortheil und ihren Privatleidenschaften vorgehen lassen.

Es gab aber auch noch eine andre Sorte von Leuten, die ohne Unterschied jeden Frieden gut, jeden Krieg böse fanden, und, wenn man sie nur in Ruhe ihren Kohl verzehren, ihre Garben binden ließ, recht behaglich dahin lebten, und sich zur Noth, um nur Ruhe zu haben, alle Quatember hätten wohl ein Duzend Prügel gefallen lassen. Diese hatten wohl Ehre und Gewissen eingepackt und zu unterst in — ihren Koffer verwahrt. Der gute Bürger muß mit Wärme an Allem Antheil nehmen, was das Vaterland betrifft, und weiter sehen, als nur in schimpflicher Knechtschaft dahin zu leben! —

Ueber

Ueberhaupt muß hierinn die Vernunft uns zur Führerinn dienen, die uns ermahnt, nie die Waffen zu ergreifen, wenn nicht eine gerechte und große Noth sie uns aufzwingt; denn der Krieg ist ein sehr gewaltsames ausserordentliches Mittel, das tausend Wunden schlägt, um Eine zu heilen, das also nur in ausserordentlichen Fällen angewendet werden darf. Dagegen muß man stets den Frieden wünschen; einen solchen nämlich, von dem man sich Dauer und Billigkeit versprechen darf: denn ein falscher verdient diesen Namen nicht, sondern sollte Fallstrick heissen, wie der zweite.

„Die andern taugten eben so wenig, da sie so „kurz gehalten wurden!" sagt vielleicht jemand.

Ich bin nicht dieser Meinung; denn ich glaube, daß sie bis zur Zeit ihres Bruchs sehr vortheilhaft waren. Ich berufe mich auf die Erfahrung, und glaube, dieser Einwurf ist eben so schwach, als wenn jemand sagen wollte: der und der war ein schlechter Mensch, denn er wurde nur funfzehn Jahr alt.

Ich berufe mich vielmehr eben auf diesen Umstand, um zu beweisen, daß sie gut waren; denn man ließ sie nicht lange bestehen, eben weil man fand, daß sie für die Hugenoten nicht nachtheilig genug seien.

Gott wolle unserm in physischer und moralischer Hinsicht so sehr zerrütteten Vaterlande einen so guten Frieden schenken, daß es sich wieder erholen und aufblühen kann, um in Zukunft nicht länger das Mährchen der Nationen, sondern ein Beispiel der Tugend zu seyn.

Anmer-

Anmerkungen des Ueberſetzers

zu

Franz de la Noue.

1.

Im Jahr 1562. Hauptſächlich auf den Antrag des vortrefflichen Kanzlers de l'Hopital. „Ihre Unterſuchungen, meine Herrn," — ſagte er zu den Abgeordneten der Parlemente, die er ſich zu Abfaſſung einer neuen Norm in Religionsſachen erbeten hatte — „müſſen ſich einzig um „dieſen Punkt drehen: iſt es dem Staat unter vorliegenden Umſtänden erſprießlich, die Verſammlungen der Reformirten zu geſtatten, oder zu verbieten? Dazu bedarf es nicht erſt gelehrter Unterſuchungen über den Werth oder Unwerth der Religionsmeinungen. Auch vorausgeſetzt, die der Calviniſten ſeyen falſch, — kann dieß wohl ein Grund ſeyn, ihre Bekenner zu ächten? Kann man nicht guter Bürger, guter Unterthan ſeyn, ohne Katholik, ja ohne Chriſt zu ſeyn? Bemühen Sie ſich alſo nicht mit weitläuftigen Unterſuchungen, welche von beiden Religionen die beſſere ſey. Wir ſind hier, nicht um Dogmen aufzuſtellen, ſondern um den Staat Ordnung und Ruhe zu geben!" — So ſprach der große Mann zu jenen finſtern Tagen der Barbarei. Wie manchen Miniſter in unſern erleuchteten Zeiten wünſchte man zu ihm in die Schule ſchicken zu können! —

So

So vorgetragen war denn die Frage sehr einleuchtend, und leicht zu entscheiden; denn es hieß soviel, als: ist es besser, die Hälfte sich brechen, oder im Frieden leben? — Die Reformirten erhielten durch dieß Edict die Freiheit, sich ausser den Städten ungestört zu ihrer Gottesverehrung zu versammeln, jedoch mit verschiedenen Auflagen und Einschränkungen. Alles bis zur Entscheidung eines allgemeinen Concilium. So unbedeutend im Ganzen die Vergünstigungen waren, so froh waren die Reformirten darüber, so aufgebracht die Katholiken, und das Parlement konnte nur durch wiederholte königliche Befehle zu der verweigerten Registratur derselben vermocht werden.

2.

Die Häupter davon waren die Guisen, die Montmorencis, und der Marschall von St. André. Nachher trat noch der König von Navarra bei: Diese Verbindung hieß (das Triumvirat) die Drei-Männer; den König von Navarra rechnete man also für ein Appendix, für keinen Mann, und gegen jene gepaart, hatte man recht.

3.

Auf dringendes Bitten der katholischen Parthei; deren die Reformierten zu mächtig zu werden anfingen, war der Herzog von Guise von Joinville nach Paris abgereist. Als er durch Vassy in Champagne kam, fiengen einige seiner Leute Händel an, mit den zum Gottesdienst versammelten Reformierten, wobei viele umkamen, und der Herzog selbst verwundet wurde, der aber einen triumphirenden Einzug in Paris hielt.

4.

Catharina, Mutter des jungen Königs Karl IX. hatte alle Ursache, sich nicht viel gutes von dem Triumvirat zu versprechen, das sie immer weiter um sich greifen sah. Sie fieng daher geheime Unterhandlungen mit dem Prinzen von Condé an, dem, wenn er zu ihrem Beistand geneigt war, unter den neuen Anhängern der reformirten Religion eine ziemliche Macht zu Gebot stand. Ihn wollte sie sich mit dem jungen König in die Arme werfen, und so hatte er schon verschiedene Vorkehrungen dazu gemacht. Den

Triumv-

Triumvirs hingegen war zu viel daran gelegen, mit der Person des Königs den Schein der Rechtmäßigkeit ihrer Waffen, und eine Legitimation ihrer Proceduren (denn diese Puppe konnte man befehlen lassen, was man wollte) auf ihre Seite zu bekommen. Sogleich nach ihrer Wiedervereinigung in Paris liessen sie ihre erste Sorge seyn, sich dieses Vortheils zu versichern. Sie eilten mit einem zahlreichen Gefolge von Reiterei nach Fontainebleau, wohin die Mutter den König von Melun geflüchtet hatte, und erklärten ihr ohne Umschweif, sie wären da, um den König mit zu nehmen, ihr selbst stehe es frei hin zu gehen, wo es ihr beliebe, wenn es ihr nicht gefällig wäre, mit ihnen zu kommen! — Alle Weigerungen, Bitten und Vorstellungen halfen ihr nichts; man ertheilt Befehl zum Aufbruch, und, will sie wohl oder übel, so muß sie mit, um den König nicht ganz zu verlieren. Das königliche Kind selbst, das von dem allen nichts begriff, weinte mit, weil es seine Mutter traurig und bestürzt, und die Hofdamen in Thränen erblickte. So wurde er nach Melun und dann nach Paris im Triumphe geführt, und die Reformierten waren zu spät gekommen.

Wahrscheinlich würden in unsern Tagen hunderttausende nicht geblutet haben und noch bluten, wenn im Frühjahr 1562. Prinz Louis' nur dreihundert Reuter zween Tage früher hätte zusammenziehen können! —

5.

„Die Königinn — sagte der listige Bischoff zum Prinzen — möchte gern etwas für Sie thun; Sie wissen „aber wohl, daß sie dieß nicht kann, wenn Sie nicht wenigstens den Schein auf ihrer Seite zu haben suchen. „Machen Sie also den Antrag: wenn man dem Vaterlande „nicht auf andre Art die Ruhe wieder geben könnte, wollten Sie lieber mit ihren Freunden das Reich verlassen, „wenn nur die Triumvirs selbst ebenfalls den Hof verließen. Dieß werden sie nicht wollen, und durch ein so „billiges edles Erbieten werden Sie es der Königinn möglich machen, auf Ihre Seite zu treten, und die ganze gehässige Schuld des Kriegs auf Ihre Feinde wälzen."

6. Der

6.

Der Prinz kam würklich am andern Tag in die Conferenz zu Talsy, um sein Wort zu halten, dem Schein nach. Er fieng aber an, sich zu beklagen, man suche ihn zu hintergehen, und berief sich auf das eigne Geständniß seiner Feinde, die damit in einem aufgefangenen Briefe prahlten. Die Königinn will antworten; man unterbricht sie aber, man murrt, man wird ungestümer, man schreit, es sey hier unsicher für den Prinzen, man müsse also fort; es sey ja ohnehin nicht ausgemacht, wie lang die Conferenz währen sollte; die Triumvirs in der Nähe könnten alle Augenblicke zurückkommen und sie überfallen u. dgl. m. So steht man durch einander auf; die Königinn will den Prinzen halten, er entschlüpft ihr; sie eilt ihm nach; seine Freunde werfen ihn aber aufs Pferd, jagen mit ihm davon, und lassen die gute Dame so bestürzt, als sie selbst gestiern gewesen waren.

7.

Der Sinn des Verfassers ist: Die fremden Truppen, die den Reformirten zu Hülfe ziehen wollten, würden davon abgeschreckt werden, wenn sie hörten, daß Orleans belagert, und die ganze Parthei in einer so mißlichen Lage wäre. —

8.

König Anton von Navarra, der eine dem Anschein nach nur leichte Wunde bekam, an der er aber, im Arm der Hofdamen, und unter schönen Träumen von dem ihm versprochenen Sardinien, kurz darauf starb.

9.

Des Obersten von Andelot.

10.

In sieben Hauptschlachten, denen Montmorenci beiwohnte, schonte er sich so wenig, daß er in jeder derselben ehrenvolle Wunden davon trug. Unsre Leser wissen dieß auch schon aus dem XI. Band dieser Beyt. unsrer Memoi-

renſamm

renſammlung, wo Brantome ſie, in dem Leben des Connetable, aufzählt.

11.

Der Connetable von Montmorenci war der Vater des Marſchalls von Damville, oder, wie unſer Verfaſſer (immer nicht ganz richtig) ſchreibt, d'Anville. — Von beiden haben unſre Leſer einige biographiſche Nachrichten a. a. O. dieſer Sammlung.

12.

Zu Orleans nämlich, wo unter Franz II. im Jahr 1560. franzöſiſcher Reichstag gehalten ward, ließ der König den Prinzen von Condé gleich bei ſeiner Ankunft gefänglich einziehen; ſein Prozeß wurde begonnen und mit allem Eifer betrieben, und er wäre wahrſcheinlich als Opfer der Rivalität der Guiſen (auf deren Anſtiften dies alles geſchah) gefallen, wenn nicht noch zu rechter Zeit für ihn der Todesfall Franz II. die ganze Oberfläche der Dinge plötzlich umgeändert hätte.

13.

Der König von Spanien ließ ein Truppencorps unter dem Herzog von Alba aus Italien nach den Niederlanden marſchiren. Da der Zug an der franzöſiſchen Grenze hin gieng, ſo bediente man ſich gerne dieſes Vorwands, um ein Corps Schweizer für franzöſiſchen Sold werben zu laſſen, womit man die Reformirten alsdann zu unterdrücken gedachte. Dieſe hatten ſich erboten, ſelbſt das Vaterland zu vertheidigen, und ihre Mitglieder zu dieſem Endzweck aufzubieten. Ihr Antrag ward aber ſehr ungnädig abgewieſen. Da man nun auch ſonſt ſchon bei tauſend Gelegenheiten nicht den beſten Willen gegen ſie bewieſen hatte, und die vorgeblich gegen Alba geworbenen Schweizer nicht zum Rückmarſch Befehl bekamen, unerachtet Alba bereits ganz friedlich vorüber gezogen und freundlich behandelt worden war; ſo ließ ſich ſo ziemlich zuverläſſig berechnen, weſſen man ſich zu verſehen hätte.

14.

Der franzöſiſche Hof hatte mit der Königinn Eliſabeth von Spanien, der Gemahlinn Philipps II., der Tochter von

Heinrich dem II. von Frankreich, und Catharina von Medici, eine Zusammenkunft zu Bayonne. Unter den üppigen Lustbarkeiten, in denen beide Höfe einander zu übertreffen wetteiferten, brüteten Catharina und der Herzog von Alba über den Greueln, die nachher in der Bartholomäusnacht verübt wurden. Alba war dafür, nur die Vornehmsten aus dem Weg zu räumen. „Ein Lachskopf — sagte er in einer der geheimen Conferenzen zur Königinn Mutter — „Ein Lachskopf ist mehr werth, als zehntausend Froschköpfe!" — Ein Aphorism aus der Politik der Hölle!

15.

Zu Chatillon war der Admiral Coligny auf seinem Stammhause; zu Valery der Prinz Conde', der dieß Gut der — Galanterie zu danken hatte. In Hoffnung, ihn durch heiligere Bande zu fesseln, hatte die schöne Wittwe des in der Schlacht bei Dreux gefallenen Marschalls von St. Andre', Margaretha von Lustrac, ihn, nebst andern Gefälligkeiten, mit diesem großen prächtig meublirten Gute beschenkt.

16.

Das nämliche erzählt auch der katholische Geschichtschreiber Davila in einer hierher gehörigen Stelle seiner Storia delle guerre civile (von der kürzlich eine gute deutsche Uebersetzung, im Weidmannischen Verlag, erschienen ist). Er sagt ausdrücklich, die Reformirten hätten von dieser geheimen Berathschlagung sichre Nachricht durch einen der vornehmsten Herrn am Hofe gehabt. Dieß müßte denn wahrscheinlich der Marschall Damville oder Tavannes gewesen seyn.

17.

Die Reformirten hatten den Hof zu Meaux überfallen wollen, und würden auch sicher leichtes Spiel gehabt haben, wenn nicht ihr Anschlag verrathen worden wäre, worauf man Eilboten an die im Anmarsch begriffenen Schweizer abschickte. Sie trafen noch zu rechter Zeit ein, nahmen den Hof in die Mitte, und escortirten ihn unter unaufhörlichem Scharmuziren der Hugenoten, bis er endlich unter Begünstigung der Nacht vollends nach Paris voraus eilte. Der König war äusserst aufgebracht, schoß selbst nach den Calvinisten

niſten, und wollte durchaus ſchlagen, wenn man ihm nachgegeben hätte. Er vergaß es ihnen nachher nie, daß ſie ihm ſo mitgeſpielt hatten; denn er glaubte feſt, was ſie aber ſtets läugneten, es wäre auf ſein Leben oder doch auf ſeine Freiheit abgeſehen geweſen. „Ohne den Herrn von Re„mours, und meine guten Gevattern, die Schweizer, „— ſagte er — ſah es um mein Leben oder meine Freiheit „ſehr mißlich aus.“ —

18.

Der brave Greis hatte ſich auch in dieſer Schlacht mit jugendlichem Feuer in das Gedränge geworfen, und war von dem berüchtigten Stuart ſchwer verwundet worden. Als er ſah, wie dieſer auf ihn anlegte, rief er ihm zu: „Kennſt „Du mich denn nicht?“ — „Eben weil ich Dich kenne, „— antwortete der wilde Stuart — ſo nimm dieß!“ — Damit drückte er auf ihn ab, ſo nahe, daß der greiſe Held ihm ſelbſt noch einen Hieb verſetzte, ehe er ſank. Er wurde nach Paris geſchafft, war aber nicht mehr zu retten, ſondern ſtarb am dritten Tage.

19.

Der Herzog von Anjou, dritter Sohn Heinrichs II. und Catharinens von Medici; nachher König von Pohlen, und endlich nach Karls IX. Tod unter dem Namen Heinrichs III. König von Frankreich.

20.

Der Vornehmſte darunter war Gaſpard von Saulx, Herr von Tavannes, der eigentlich das Kommando führte, während der Herzog von Anjou den erſten Titel hatte, und dem braven General die Ehre erzeigte, ſich deſſen errungene Lorbeern gnädigſt zueignen zu laſſen.

21.

Ein Bruder des Admiral Coligny und des Oberſten d'Andelot, und eines der Paradoxe, deren jenes Jahrhundert mehrere erzeugte.

22.

Wie fern es bloß eine leere Einbildung heißen kann, und wie fern doch etwas Wahres daran war, werde ich

weiter unten in einer Anmerkung zu berühren Gelegenheit haben.

23.

Der Verfasser hatte freilich, als er dieß schrieb, die Thaten Heinrichs des Großen noch nicht gesehen, so wie er auch nachher nur ihr Beginnen noch erlebte; sonst würde er ohne Zweifel dieß harte Urtheil zurückgenommen haben, das freilich für die ekelhafte Zerrüttung unter dem schlechten König Heinrich III. nichts weniger als zu hart ist.

24.

Unsre Leser kennen diesen Baron aus unsern bisherigen Memoiren.

25.

s. oben Anm. 17.

26.

Der Prinz und mit ihm die vornehmsten der Parthei giengen an einer Stelle über die Loire, wo sie sehr seicht war. In der Nacht lief aber, durch einen starken Regen vermuthlich, der Fluß so stark an, daß die Fuhrt verschwand, und die, welche ihnen nachsetzten, nicht mehr hinüber konnten. Dieß veranlaßte die Hugenoten diese Begebenheit dem Durchgang der Kinder Israel durchs rothe Meer, an die Seite zu setzen, und dann trischweg Schlüsse daraus zu ziehen, die ohne Zweifel für ihren Mann erbaulich und beruhigend genug gewesen seyn und ihres Zwecks nicht verfehlt haben mögen.

27.

Johanna von Albret, Gemahlinn des vor Rouen gebliebenen Königs von Navarra, eifrige Katholikinn, während ihr Mann Hugenot war, und eifrige Hugenotinn, als er zur katholischen Parthei übertrat. Sie war theils von der größern Vernunftmäßigkeit der reformirten Religion, theils davon überzeugt, daß das Interesse ihres Hauses es mit sich bringe, sich näher an die neue Parthei anzuschließen. Als der schwache Anton, ihr Gemahl, einst treuherzig gegen sie äußerte: er wisse nicht, welche Religion er für die

die bessere halten sollte, gab sie ihm zur Antwort: „Das „weiß ich Ihnen sehr schlecht Dank. Eben weil Sie an „einer so gut zweifeln als an der andern, befremdet es mich „sehr, daß Sie nicht diejenige ergreifen, die für Ihr zeitliches „Glück die vortheilhafteste ist.“ — Sie verstand hierunter die calvinistische, in welcher ihr Gemahl die erste Rolle haben konnte, statt daß er in der katholischen erst nach den Guisen kam. Als sie aber sah, daß er nicht wieder vom Triumvirat abzuziehen war, gieng sie von ihm und dem französischen Hofe weg, nach ihren Staaten, um ihren einzigen Sohn, den nachherigen Heinrich den Großen, ungestört in der calvinistischen Religion erziehen zu können.

Da in unserm Text von Kindern die Rede ist, so muß ich noch erinnern, daß außer diesem einzigen Prinzen hier auch noch ihre Tochter Catharina von Bourbon, nachherige Herzoginn von Bar zu verstehen ist. Sonst könnte aber auch der junge Prinz von Condé etwas uneigentlich darunter verstanden werden, den sie bei dieser Gelegenheit ebenfalls mit zur Armee brachte.

28.

Jakob von Crussol, Baron von Acier, der in Dauphiné und Languedoc auf fünfundzwanzigtausend Mann zusammenbrachte. Seine Hauptfahne war von grünem Taffet, worein eine Hyder (der Apokalyptische Drache) gestickt war, deren Köpfe mit Kardinalshüten, Bischofsmützen und Mönchskapuzen geziert waren; Er war daneben als der Herkules abgebildet, welcher einen nach dem andern abhielt.

29.

S. die ersten Bücher der von uns in dem VII. VIII IX. Band dieser Sammlung gelieferten Lebensbeschreibung des Connetable von Lesdiguieres.

30.

Man würde mir freilich die Ueberseßung einer kleinen Witzelei unsers Verfassers erlassen haben; da sie indessen ohne Unanständigkeit und Mühe geschehen konnte, so glaubte ich auch diesen Zug nicht verlohren gehen lassen zu dürfen. Man mag gutmüthig darüber lächeln. Mir sind solche Stellen, deren noch einige vorkommen, darum heilig, weil sie

für mich lichte Punkte sind, an denen ich erkenne, daß der biedre ehrwürdige Mann in der elenden Lage, worin er als Kriegsgefangener schrieb, wenigstens wo er so zu scherzen versuchte, einige heitre Augenblicke genoß.

31.

Der Capitain soll ausdrücklich von dem Herzog von Anjou abgeschickt worden seyn, um den Prinzen, wo er ihn auch treffe, sogleich zu ermorden.

32.

So heißt nämlich von der Schlacht bei Jarnac oder Bassac an, die reformirte Armee, weil die zween Prinzen von Bearn und Condé, beide Bourbonen, izt das Titular-commando darüber führten. Das eigentliche Commando hatte der Admiral; es befand sich aber so viel hoher und niedrer Adel bei der Armee, der durchaus nicht seines gleichen gehorchen wollte, daß es schlechterdings nöthig war, irgend einen Prinzen an die Spitze zu stellen. Die beiden jungen Prinzen übernahmen also das Commando, und nun schätzten es eben dieselben Herrn von Geburt, die dem Mann von entschiednem anerkanntem Verdienst den gemeinschaftlich zweckmäßigen Gehorsam verweigert hatten, sich zur Ehre — im Namen von Kindern dessen Befehle anzunehmen.

33.

Ein jüngerer Bruder des Herzogs von Guise und Cardinals von Lothringen.

34.

In den spätern Memoiren finden sich Auflösungen dieser politischen Räthsel, die la Noue als Zeitgenosse nicht wohl wissen konnte. Tavannes, der recht gut um das Geheimniß wußte, sagt ganz unverholen, ungefehr folgendes davon. Um sich bei dem jungen König einzuschmeicheln und Einfluß zum Vortheil seiner Familie zu verschaffen, machte der Cardinal von Lothringen ihn aufmerksam darauf, daß Sein Bruder Sieg und Ruhm erndte, während Er, der König, in träger thatenloser Dunkelheit hingehalten werde.

Er

Er selbst würde die Ehre von allen glänzenden Kriegsvorfäl-len zu genirßen haben, wenn ein geringerer als Sein Bru-der, Franzose oder Ausländer, das Commando führte. Die Königinn Mutter merkte bald die Würkung von die-sem Gift des Argwohns und der Eifersucht in dem jun-gen Herzen ihres Sohnes. Um ihm nun entgegen zu wür-ken, und zugleich die ehrsüchtigen Absichten des Prälaten wenigstens dem Schein nach zu befriedigen, übertrug sie zween seiner Verwandten, den Herzogen von Nemours und Aumale, das Commando über die beiden Armeen, die man dem Herzog von Anjou entgegenstellte, wußte aber dabei unter der Hand solche Maaßregeln zu treffen, daß beide nichts ausrichten konnten, um nicht durch den Glanz ihrer Waffen das Ansehen des Cardinals beim König zu befestigen, und um zugleich das Commando ihres Lieblings des Herzogs von Anjou in einem desto vortheilhaftern Lichte dagegen er-scheinen zu lassen. —

35.

Der brave Prinz Casimir erlebte diese Vereinigung nicht mehr. Er starb einige Tage zuvor am Fieber. Ihm war kurz zuvor ein andrer braver Mann vorangegangen, der biedre Andelot; ein Verlust, der dem Admiral in jeder Rücksicht sehr nahe gieng. Er starb ebenfalls am Fieber, nach andern an Gift.

36.

Den braven Strozzy. Nachdem er Wunder von Ta-pferkeit gethan hatte, mußte er endlich sich ergeben. Schon sollte er gleich andern Gefangenen ermordet werden, als seine Geistesgegenwart ihn noch aus den Händen dieser er-grimmten Menschen rettete. „Halt — sagte er schnell — „ich habe eurem Admiral etwas Wichtiges zu entdecken!“ Man führte ihn hin, und dieser erhielt ihn das Leben. —

37.

Als Söhne des großen Guise, der vor Orleans durch Poltrot ermordet wurde, welche schwarze That man — mei-ner Ueberzeugung nach ohne hinlänglichen Grund — dem Admiral zur Last legen wollte. Daher war das Haus Guise trotz dem nachherigen Schauspiel von Versöhnung in einer

Erb-

Erbfeindſchaft gegen den Admiral, die endlich auch deſſen ſchändliche Ermordung und alle Greuel der Bartholomäusnacht erzeugte.

38.

Der Marſchall von Tavannes war hierin andrer Meinung. Als vor dem Gefecht bei la Roche l'abeille beide Armeen anmarſchirten, wollte der Cardinal mit einer Einſicht pralen, die nicht ſeine Sache war, und rieth, die Conföderirten anzugreifen. Tavannes war dagegen, weil er, wie ſichs auch zeigte, einen Hinterhalt vermuthete. „Daß „doch — fuhr er ihn an — daß doch der Schuſter bei ſeinem Leiſten bliebe! Es iſt unmöglich, guter Prieſter und „guter Soldat zugleich zu ſeyn.“

39.

Der große Herzog von Guiſe.

40.

Gleich nach der Schlacht bei Montcontour hatte man vom Frieden geſprochen; die Bedingungen, die man anbot, waren aber viel zu hart. Man verwarf ſie. Indeſſen unterhielt man doch noch immer einiges Vernehmen, ſchriftlich ſowohl als mündlich. Die Reformirten erhielten die Erlaubniß, Deputirte zu ſchicken, die ſehr gnädig aufgenommen wurden. Der König ſchickte darauf ebenfalls welche an ſie, mit leidlichern Anträgen; und endlich kam der Friede zu Stand, weil das Gefühl ſeiner Nothwendigkeit auf beiden Seiten zu drückend war.

LUDWIG XIII.
von Frankreich.

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Hofrath und Profeſſor der Philoſophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Vierzehnter Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1797.

...liothek

4° 50 IV 1743

Nachleſe

von

Bemerkungen

zu den

letzten Regierungsjahren

Heinrichs des IV.

nebſt

Anzeige der Quellen, aus welchen der Inhalt dieſes Bandes geſchöpft iſt.

Der gegenwärtige Band iſt zu einem Nachtrag für die Memoiren von Heinrich dem Großen beſtimmt. Wir begannen dieſe Reihe mit den Denkwürdigkeiten Sülly's, um gleich anfangs das Ganze wahr und genau zu umfaſſen. Die kleineren Gemälde von Bouillon und D'Aubigné, nebſt dem biographiſchen Panegyricus auf Lesdiguieres geben Stoff genug, die große Tafel jenes Zeitalters in Nebenparthieen auszufüllen. Brantome, für den, welcher ein Ganzes der Darſtellung und durchweg eine gleiche Haltung wünſcht, ein unerträglicher Improviſatore, thut für das Einzelne vortrefliche Dienſte. In dem Gedächtniß dieſes Mannes vom Hofe hangen immer alle Perſonen, ſo wie ſie nebeneinander den großen Hof von Frankreich ausmachten, oder in auswärtigen Beziehungen auf denſelben dem Höfling bekannt worden waren, zuſammen. Er ſieht ſie, heute,

da er ſchreibt, wie vor zehn und zwanzig Jahren in ſteifluſtigen, ſich neckenden oder anflammenden, verdrängenden oder vergötternden Gruppen vor ſich. Allzumal luſtig vorübergehende Erſcheinungen, an wenige Weſen von Behalt zu leidlicher Fortdauer des Ganzen angeknüpft. Für Brantome waren ſie das, was ſie jeden Tag ihres Glanzes — bey den meiſten nicht viel mehr als der Glanz einer Ephemere! — in den drehenden Sphären der Hofwelt geweſen waren. Er entſpinnt, wie wenn er noch da ſtünde und die Langeweile des Vorzimmers mit ſeinen Erzählungen zu Boden zu ſprechen hätte, von irgend einer der glänzenderen Perſonen ſeinen Discurs, wohl ſicher, daß eine Anekdote die andere herbeyführen werde, wie in den glücklichen Hoftagen, welche der Alterude nicht vergeſſen kann, immer eine andere Tagsgeſchichte dem Lauf der Stunden fortgeholfen hatte. Eben dadurch aber erhält faſt jede ſonſt in Heinrichs Zeitalter bekannt gewordene Seitenperſon durch einige charakteriſtiſche Pinſelſtriche Licht oder Schatten. Seine Hauptperſonen erſcheinen nicht wie Weſen, die ſich ſelbſt überlebt haben, im Leichenprunk der Geſchichte, ſondern unter dem Weyhrauch und Ambraduft der lebenden Mitwelt. Brantome aber bleibt Schwätzer oder boshaft genug, daß dem, der ihn zu leſen verſteht, auch das ganze ſittliche Negligée ſeiner Perſonen, während er ſie ſtandesmäßig beräuchert, zur Vollendung

dung eines Tafelgemäldes vom Zeitalter Heinrichs leicht in die Augen fällt.

So glaubten wir denn hinreichend für Materialien zu einem pſychologiſchen Ueberblick deſſelben geſorgt zu haben. Hätte ſich noch ein Sülly vornemlich mit den eigentlichen Regierungsjahren des großen Königs beſchäftigt, wie gerne hätten wir die Tage, in denen Er ſeinen hohen Ruf zu..1 Thron durch friedliche, deſto wohlthätigere Königsthaten rechtfertigte, noch einmal unter unſern Geſichtspunkt gebracht. Aber ſtillere Zeiten und Handlungen reizen nicht zum tagtäglichen Sammlen und Aufbewahren. Man glaubt, was ſo ruhig vor den Augen vorübergieng, immer feſthalten zu können. Die der Menſchheit wichtigeren Zeitpunkte der Ruhe und des ſanften Fortwürkens mangeln gewöhnlich der Memoiren, ſo ungerne man gerade alsdann dieſe treue Begleiterinnen jedes Schrittes der Entwickelung ausbleiben ſieht.

Wir haben für das beſte gehalten, über einige Sonderbarkeiten in den letzten Jahren Heinrichs, über Punkte, welche am gewöhnlichſten zur Sprache zu kommen pflegen, einige gleichzeitige glaubwürdige Fragmente als Nachleſe folgen zu laſſen.

I. Barriere's und Chatels meuchelmörderiſche Anfälle auf Heinrich den IV. erhalten die gnädige Strafe der Vergeſſenheit nicht ſo leicht, weil die Frage: wie vielen Antheil damalige Grundſätze einiger Eiferer aus der Geſellſchaft Jeſu an dieſen fanatiſchen Wageſtücken gehabt haben mögen? noch nicht abgeſtorben iſt. Unſere Actenſtücke und gleichzeitige Relationen darüber haben wir aus dem ſechsten Bande der Memoires de Condé, ſervant d'eclairciſſiment et de preuves pour l'hiſtoire de Mr. de Thou (à la Haye 1743 in 4.) ausgehoben. Dieſer Band iſt ein erſt bey dieſer neuſten Ausgabe hinzugekommenes Supplement. Sein Inhalt aber iſt ausgewält und den Begebenheiten gleichzeitig. Ihr Herausgeber nahm die kurze Nachricht von Chatels Proceß S. 44. ff. aus einer Handſchrift der (einſt) königlichen Bibliothek, das übrige aus Flugſchriften der Zeit, welche die Nachwelt in ſolchen Fällen Autographa zu nennen pflegt. Für die hier hart beſchuldigten und ſchnell exilierten Jeſuiten erfolgte die Erlaubniß, ins Reich zurückzukehren, eben ſo ſchnell ſchon am Ende des Jahres 1603. Das hiſtoriſche Problem iſt: ob das, was Manchen von ihnen als Reizung zum Königsmord zur Laſt fiel, blos als böſe Inſpiration des liguiſtiſchen Rottengeiſtes, welcher ſo viele Afterglaubige aus allen Ständen und Geſellſchaften damals mit ſeiner ſchwärmeriſchen Wut

angeſteckt hatte, oder — ob es als Werk des eigenen Genius ihrer Geſellſchaft anzuſehen ſey? Wir ſind aus mehreren Gründen geneigt, das erſtere für das Wahrſcheinlichere zu halten. Und hat man gleich in den neuſten Zeiten gegen den Teufel ſelbſt nicht ſo ſehr, wie gegen die Jeſuiten jenen Ausſpruch vergeſſen: daß man auch dem Teufel nicht zuviel aufbürden müſſe! ſo wird ihn doch der pragmatiſche Geſchichtforſcher bey älteren Begebenheiten ungeſtörter beobachten dürfen. Auch ſpätere ähnliche Brandflecke, durch welche einige Mitglieder die Geſellſchaft als königsmörderiſch verhaßt gemacht haben, ſcheinen uns mehr Ausbrüche der überall möglichen Tollwut von Religionsſchwärmerey bey Einzelnen, als eigenthümliches Produkt dieſer Ordensgeſellſchaft zu ſeyn. Sey ihr Verbrechen, wenn wir ſie als Ordensganzes betrachten, die feinſte Berechnung und Verkettung aller Mittel zum groſſen Zweck des Allherrſchens; — welch ein erſehntes Verbrechen für viele andere! — und könnte gleich unter dieſen Mitteln auch das ſchnelle Jenſeitsſenden der hinderlichſten Perſonen eines der entſcheidendſten ſeyn, ſo folgt doch hieraus nicht, daß, einzelne Perſonen ausgenommen, je die Geſellſchaft ſelbſt in der Conſequenz, ſich alles zu erlauben, bis zur wirklichen Aufnahme auch dieſes äuſſerſten Mittels unter ihre Maximen mit deutlichem Bewußtſeyn fortgeſchritten ſey. Wäre es je wirklicher

Grundsatz des Ordensganzen oder seiner wahren Gebieter gewesen, so würde uns die Seltenheit seiner Anwendung, da es doch in tausend Fällen das kürzeste und unentdeckbarste wäre, das größte Räthsel seyn. Und wäre es je wahr gewesen, daß eine Gesellschaft diesen Grundsatz hege, was würde Verbannung und Aufhebung gegen sie würken? Es ist der klare Ausspruch des Menschenverstandes hierüber, wenn Heinrich selbst unter der ihm vorgehaltenen Voraussetzung, daß die Jesuiten heimlichen Mord um der Kirche willen erlaubten, (unten S. 61.) ausrief: Wer bürgt mir dann in aller Welt für mein Leben, auch wenn ich die Gesellschaft verbannt lasse? Man erinnere sich an den unter den Abentheurern der Kreuzzüge so fürchterlich beschriebenen Alten vom Berge. Existirte dieser so vielköpfig, wäre er, metamorphosirt in eine Gesellschaft, würklich unsterblich, wer möchte ihm entgehn? — Nein! Die Menschennatur kann fürchterlich ausarten. Herrschsucht und Fanatismus gerade sind gränzenlos. Aber nur Individuen, von verbrannter Einbildungskraft, taumeln bis an den gähen Abgrund hin, zu welchem freylich der gemeinschaftliche Weg hinleitet. In den kältern und umschauendern Lenkern des Ganzen widerspricht, zwar nicht immer das Menschengefühl, aber die rege Einsicht, daß, wer sich alles erlaube, sich auch allen preis gebe. Wodurch würde sich ein Ganzes, welches alles

Ein-

Einzelne aufzuopfern zugäbe, gegen sich selbst schüzen? Das Laster erschrickt vor seiner eigenen Gestalt, wenn sie in ihrer ungeheuren Vollendung sich erblicken läßt. Inconsequent bleibt es auf halbem Wege stehen.

II. In dem Regierungsplan Heinrichs des Großen stund unverrückt: Zähmung von Spaniens Uebermacht! oben an. Der lange Kampf der Ligue was ward er in jenen lezten Jahren als ein blutiger Versuch: wie weit Eine Parthie in Frankreich unfranzösisch genug gemacht werden könne, um sich zum Organ verbrauchen zu lassen, durch welches ihr Vaterland in ein Anhangsel des hochgebietenden Spaniens verwandelt werden sollte. Das Experiment mislang. Zu keiner Zeit hat es den Franzosen erträglich geschienen, einen auswärtigen Schiedsrichter ihrer Unruhen anzuerkennen. Nach tausend vergeblichen Anstrengungen mußte sich der in seinen Gedanken einst unüberwindliche Philipp nicht blos aus Frankreich völlig zurückziehen. Mitten in Paris, während Heinrich seine Königsstadt wieder in Besiz bekam, gieng für den spanischen Weltmonarchen auch Belgien verloren. Er mußte dies nicht zu bemerken scheinen. Mit großer spanischer Kaltblütigkeit wurde nach dem lezten vergeblichen Unternehmen, der Ueberrumplung von Amiens, der Friede zu Vervins so abgeschlossen,

sen, wie wenn von jeher nichts als dieser Friede das Ziel des Haders gewesen wäre. Spanien giebt jeden Fußtritt in Frankreich auf. In französischen Schiffen werden seine letzten dortigen Besatzungen nach Hause gefordert.

Die Memoires de Bellievre et de Sillery contenant un Iournal concernant la negociation de la paix traitée a Vervins l'an 1598. (I. II. partie à la Haye. 1696. 8. 586. S.) enthalten durch den ganzen Briefwechsel dieser beyden französischen Friedensbottschafter eine breite Darstellung von dem feyerlich abgemessenen Rückzug der spanischen Grandezza. Er wich von dem Nationalcharakter dieser Franzosen so sehr ab, daß sie über all der kaltblütigen Ernsthaftigkeit, womit sich die Spanier in ihr Schicksal fanden, gar lange sich selbst nicht überreden konnten, daß es jenen wirklich und in Wahrheit so ganz bitterer Ernst sey.

Wir haben nur das unentbehrlichste ausgelesen; außer den Friedensartikeln selbst, ein auf der Stelle verfertigtes Tagebuch der Verhandlungen, welches der Secretair des päbstlichen Legaten bey der Negotiation, des Cardinals von Florenz, hielt und das nach einer Uebersezung aus dem Italiänischen sich unter den Sammlungen des königlichen Historiographen Godefroy fand. In den jezt genann-

ten

ten Memoiren macht es S. 534 — 586. sehr schicklich den Schluß, da es der ganzen vorherigen Correspondenz zu einer kurzen Recapitulation dient. Für wen schon diese, wie wir fürchten, ihre Längen hat, wie viel mehr würde derselbe bey Durchlesung des ganzen Briefwechsels mit uns einstimmig seyn, daß die wichtigsten Dinge in der Welt — denn was könnte wichtiger seyn, als zwey große Nationen gegenseitig endlich einsehen zu lassen, daß sie sich einander lange Jahre hindurch um nichts und wieder nichts die Hälse gebrochen haben? — auf die langweiligste Weise abgethan werden. So sehr ist alles in gewissen höheren Sphären Sache der Repräsentation. Und wohl der Puppe, wenn ihr nur, während sie immer aufs neue gewickelt wird, nicht jedesmal einige Gelenke mehr höchst bedächtlich ausgerenkt werden!

Was von spanischer Seite bey diesem Friedensschluß nicht zu bemerken ist, das kam von Savoyen her dazu — ein mitten in die Friedenspflanzung eingesenkter neuer Keim zu Zwietracht. Was die beyden großen Mächte sich nicht gegen einander herausnahmen, das wurde jener damals noch weniger als mittelmäßigen Macht gleichsam zum Trost der Unbedeutenheit nachgesehen, daß nehmlich ihr Streit nicht nach dem mit Blut entschiedenen Rechte des Stärkern geradezu abgethan, sondern

auf ſchiedsrichterliche Milde in die Arme des heiligen Vaters gelegt wurde. Tauſende, welche ſpäterhin wegen dieſes zurückgebliebenen Zankapfels bluteten, rufen uns aus der Geſchichte zu: daß die ſo ſchöne perſönliche Tugend der Großmuth da, wo die große Frage von öffentlichem Schuz und Heil, von Sicherheit der Staaten gegen Staaten durch Schwerdt und Klugheit bis zur Entſcheidung gebracht iſt, keine Stimme haben ſollte.

III. Es iſt, man kann es dreiſt behaupten, unmöglich, den Lebensplan eines Menſchen, der beydes, Leben und Plan, wirklich gehabt hat, auch nach der beſten Ueberſicht, welche das Auge des Geſchichtforſchers von ſeinem Tode aus bis zum Anfang ſeiner Wirkſamkeit rückwärts aufzufammlen vermag, irgend ſo zu entwerfen, daß man über ſeinem Gemälde ausrufen könnte: ſo ſtund einſt in dem Geiſte des Handelnden das volle Urbild gegenwärtig! ſo entflammte ihn die helle Vorherſehung der Erfolge zur Ausführung und beherrſchte von da an den geordnetſten Zuſammenhang all ſeiner Unternehmungen! Die Möglichkeit eines ſo ausgemeſſenen Lebenskreiſes vorausſezt, könnte von einem menſchlichen Weſen über das andere nichts ſchauerlicheres ausgeſprochen werden, als das, was der Großinquiſitor über Poſa ſagt: dieſes Menſchen Leben liegt im Archiv der Santa Caſa angefangen

und

und — geſchloſſen. Aber auch dem ſeltenſten Manne zeigt ſich der Genius ſeines Lebens nie in dieſer unverhüllten Klarheit, welche das Zukünftige in die Gegenwart verwandeln würde, wenn er Mittel und Ausgang mit gleich heller Fackel wie Vorſaz und Beginnen zu beleuchten vermöchte. Dem Unternehmenden leuchtet ein Ziel entgegen, das Ideal, was er leiſten und wofür er gelten wolle. Aber ſelbſt dieſes Bild am Ziele ſteht ihm nicht ſo feſt, daß es ſich nicht bald mit einiger Verkleinerung näher rücken, bald in eine vergrößernde Entfernung hinaus erheben könnte, je nachdem ſich Nebel oder Erhellung, ein düſteres oder heiteres Farbenſpiel in den Zwiſchenraum hereinwirft. Und die Wege dahin? Nie ſind ſie in der Wirklichkeit ſo gerade, wie ſie die reine Regel des Meßkünſtlers fordert, wenn ſie die große Empfehlung der Kürze haben ſollten. Wer kann vorausſetzen, welche Krümmung ihn erwartet, wenn er die nächſte Felſenſchlucht umgangen hat? Was man trift, ſeinem Ganzen ſo einzupaſſen, als ob man es vorher dazu erſehen hätte, dies iſt die hohe Kunſt der Lebensklugheit. Aber je unwiderſtehlicher die größten Menſchenacteſter jeden neuen Stoff in ihre Form zu fügen wiſſen, gerade deſto auffallender wird die Unmöglichkeit, in die gewaltige Seele irgend einen Lebensplan hinein zu denken, welcher in einem beſtimmten Momente wirklich die Beſtandtheile alle in ſich gefaßt habe, die jezt

ihr

ihr Leben ſelbſt, nach dem endlichen Reſultat betrachtet, in der Einheit des regelmäſigen Kunſtwerks darſtellt, gleich als ob die regelloſen Myriaden von Zufälligkeiten zum voraus von der Allgewalt der Klugheit feſtgehalten und dominiert worden wären.

Dieſe aus der Anſicht von tauſend denkwürdigen Lebensgeſchichten leicht beſtätigte pſychologiſche Bemerkung ſcheint, wenn man von dem berüchtigten, letzten, großen Projekte Heinrichs des IV. ſo ganz entgegengeſezte*) Urtheile fällt, allzu wenig erwogen zu ſeyn. Er ſoll Europa in ein Gemeinweſen von ſo und ſo vielen Staaten umzuſchaffen, all den Bremſtoff von Krieg künftig durch ein höchſtes Tribunal der vereinten Mächte abzuſcheiden und den Univerſalfrieden durch die weiſe Stimme der Gerechtigkeit auf die Erde für immer herabzurufen beſchloſſen gehabt haben. Der Zug, von welchem ihn der Meuchelmord wegriß, wäre der lezte Feldzug vor dem ewigen Frieden geweſen. Verruchte Hand, welche ſo ſehnſuchtswerthe Hoffnungen ins Nichts verſtieß. Und doch, wären ſie, einen Augenblick kaltblü-

*) Die allgemeine chriſtliche Republik in Europa, nach den Entwürfen Heinrichs des IV., des Abts von St. Pierre u. a. vorgeſtellt, nebſt einigen Betrachtungen, worin ihre Möglichkeit unterſucht wird (von C. Teze) Göttingen, 1752. 8.

blütiger betrachtet, nicht an sich so jovialisch gewesen, daß die Klugheit sie auf jeden Fall für nichts achten müßte; so grotesk, daß man denken müßte, der Mordstahl habe nicht viel mehr als die Kreuz- und Querzüge eines auf Abentheuer ausreitenden Glücksritters so bald anfangs unterbrochen, als man es um der übrigen Ehre des bis dahin großen Königs willen beynahe hätte wünschen müssen?

Die Ausmalungen des Projekts, liest man sie gleich bey Süllv selbst, sind zum theil sonderbar. Aber gerade bis dahin pflegen solche Plane nicht zum voraus bestimmt zu werden. Ein phantasiereicher Mann, wie Heinrich, versezt sich ins Reich der Möglichkeit; sein Scharfsinn, um aus allen ersinnlichen Kombinationen die passendste auszuwählen, läßt sich erst durch die schöpferische Einbildungskraft manchfachen Stoff spielend herbeyschaffen. Er spricht darüber; er treibt heute diesen, morgen jenen — Einfall in redseeliger Vertraulichkeit so ernst und bis aufs äußerste, daß er in diesen Augenblicken Plan heißen kann. So weit mußte ihm auch sein Recht geschehen, um seine glänzendste Seite zu sehen. Allmählich sondert sich aus mehrfachen solchen Planen der haltbarste, für die Ausführung. Und doch ists, wenn die Stunde der Entscheidung schlägt, nur der Totaleindruk der Zeitumstände, welcher aus dem mög-

lichen Vielerley das, was werden soll, zur bestimmten Wirklichkeit ruft.

Dannoch halten wir Heinrichs Projekt, da er im Frühjahr 1610. schon zum Lüften des Vorhangs das lezte Zeichen geben wollte, im Wesentlichen bey weitem nicht für so unvollkommen und schwankend, als man uns nach diesen, doch wohl aus dem eigentlichen Gang des menschlichen Thuns und Treibens aufgefaßten Beobachtungen vielleicht zutrauen möchte. Das Wesentliche davon liegt nur nicht in der vorherbestimmten Staateneintheilung, nicht in dem, so Gott will! höchstweisen, aber ohne Verewigung des Kriegs gewiß ewig executionslosen Arcopagus des europäischen Staatenvereins, kurz nicht in diesem oder jenem Scheinbild der Phantasie, an dessen Ausschmückung Heinrich ein und das andremal das thunlichste versucht haben mochte. Zähmung der Uebermacht Spaniens, dies war das wesentliche, worauf Heinrichs Blick offenbar in seinem ganzen Leben gerichtet blieb. An ihn selbst, wußte er wohl, wagte sich nur noch die im Dunkel schleichende Intrigue. Der Macht hatte er sich zu furchtbar gezeigt. Und im Nothfall sich noch furchtbarer beweisen zu können, war eine Hauptsorge seiner friedlicheren Tage. Dieses war bekannt. Aber auf den Fall seines Todes war — nach der langen Gewohnheit, unter öffentlichen Unruhen al-

len

len Privatleidenschaften den Zügel zu lassen und bey der meist nur durch seine persönliche Ueberlegenheit gebändigten Eifersucht Einer herrschenden und Einer nach Herrschaft strebenden zahlreichen Kirchenpartheie im Reiche — der nächste Ausbruch der noch überall unter den Großen nistelnden Intrigue so lange mit Gewißheit vorherzusehen, als der böse Nachbar dem innern Zunder neue Funken zusprühen konnte.

Ruhig durfte Heinrich von dem Schauplaz nicht abtreten, wenn er nicht andere Staaten von Spanien so weit abgezogen und politisch-unabhängig gemacht zu haben überzeugt war, daß ihnen die Ruhe von Frankreich um ihrer selbst willen das wichtigste seyn mußte. So konnte er Spanien außer Spanien besiegen, besonders wenn es durchzusezen war, daß gegen die in Teutschland und Italien mächtige Linie jenes Hauses die Menge kleinerer Staaten, welche einigemal sich kaum des politischen Jähtodes hatten erwehren können, sich wenigstens bis zu einem stäten Gleichgewicht durch gewisse Vereinungen emporhob. Ihnen diesen Schwung zu geben, mußte ein drohender Stoß geschehen. Alles war bereit, um Schlag auf Schlag folgen zu lassen, wenn die furchtbare Stellung allein das teutsche Spanien nicht vermögen sollte, bey der Manumission der kleinern Mächte, die es an seine Winke zu binden gewohnt war, ruhiger Zuschauer zu bleiben.

Jeder Vorwand der Bewafnung war zum Anfang eines Unternehmens hinreichend, das auf alle Fälle bey der nächsten Gelegenheit angefangen worden wäre. Die jülichische Sache gewährte den Vortheil, sogleich einige der bedeutenderen von denen, deren Entfernung Heinrichs Absicht seyn mußte, (Brandenburg und Pfalz) gegen Frankreich in unaufhörliche Verbindlichkeit zu sezen. Was sie hierdurch dessen Hülfe erhielten, konnte ihnen blos, wenn Frankreich innerlich ruhig und also für Wirkung nach Außen mächtig blieb, sicherer Besiz seyn.

So einmal erst angefangen, sollte sich dann wohl die Entwiklung dieses ariadneischen Fadens, der Umfang eines bewafneten Friedenssystems, ausdehnen, so weit und wie es gienge. Gegen einen allgemeinen elastischen Aufschwung so vieler zerstreuten Kräfte mußten die spanischen bald in ein leidliches Ebenmaas herabsinken. Jene, einmal zum Selbstgefühl gebracht, konnten nur durch Frankreich festere Haltung hoffen. Frankreichs Wohlstand wurde des größten Theils von Europa Bedürfniß. Wie hätte Heinrichs heissester Wunsch, friedliches Glück seines Vaterlands, eine schönere Gewährleistung erhalten können, als in der Unentbehrlichkeit dieses Glücks für das nehmliche Wohl all der andern Staaten, welche, an sich oder durch Verein, groß genug, um selbstständig zu werden, aber welche glücklicher

licher weise zu klein waren, um durch selbsterweckte Kriege dem Ehrgeiz ihrer Regenten jene blutige Nahrung des Kriegsruhms zu versprechen.

Diese menschenfreundlich kühnen, aber nicht unausführbar chimärischen Aussichten Entfaltung war, bis zum letzten Signale vorbereitet. Eine mächtige Umschaffung des politischen Staatengebäudes trat schon in die Pforten der Wücklichkeit. Nur der Einzige, welcher sie einführen konnte, schloß beym Anbruch dieser Morgenröthe für alle irdische Aussichten [illegible] die Augen.

Aufmerksam gemacht *) auf eine Seltenheit der herzoglich weimarischen Bibliothek, wodurch dieser staunenswürdige Wechsel der Dinge in einem hie und da gezierten, aber erwünscht unpoetischen Detail dargestellt ist, untersuchten wir die kleine Schrift und fanden sie einer Aufnahme unter die gleichzeitigen Schriften der Augenzeugen wehrt. Riccio ist nicht ihr Verfasser. Dieser war nach dem ganzen Inhalt auf dem Schauplatz, worauf innerhalb weniger Tage alle Erwartungen so [illegible] gespannt und so durchschneidend abgespannt w[illegible],

*) — durch Meusel im XXXIX Bande der Allg [illegible] tis — Geschichte von Frankreich S. 104. wo dieser Autor das kleine Werkchen ausdrücklich als Seltenheit der Weimarischen Bibliothek auszeichnet.

gegenwärtig. Er ſah ſelbſt den gemordeten König und ſeinen Mörder, wie die vorhergegangenen Prachtaufzüge. Jede Tagsgeſchichte, jede Sage hat er aufgeſammelt, vornehmlich jedes Wort aus den lezten Tagen des großen Todten. An ſeinem Todestage verfolgt er ſeine Schritte. Seine laute Verehrung der Königinn macht ihn in allem, was nicht das perſönliche Verhältniß derſelben gegen ihren Gemahl betrift, nicht minder glaubwürdig. Partheyiſch haben wir ihn nirgends gefunden. Er beweist ſich im ganzen Umfang ſeiner Erzählung ſo unterrichtet, daß man ihm einige Tiraden von Gelehrſamkeit und Andacht wohl überſehen kann. Weil auch dieſe zu ſeiner Charakteriſtik dienen und ſein Schriftchen ſchon wegen ſeiner Seltenheit Ueberſetzung verdiente, verboten wir uns, gegen dieſe Auswüchſe das Meſſer zu gebrauchen.

Das Original der italiäniſchen Ueberſetzung iſt auf 176 Seiten in klein Octav abgedruckt. Eine devote Dedication des Verlegers Giacomo Violati (di Venetia. Adi 8 Octobrio 1614.) weyht es dem auch auf dem Titel genannten Ono. Fadeo Bianchi, Conte di Piano. Aber, leyder! ohne einen Wink über Urſprung und Geſchichte des Büchelgens — das wir alſo nicht anders zu nehmen und zu geben wiſſen, als es ſich ſelbſt giebt.

IV. Was Ravaillac betrift, iſt aus der nehmlichen Sammlung, welche über Bacriere und Chatel uns urkundenmäſig unterrichtet, dem Supplement der Memoires de Conde. Wer folgenreiche Würkungen nicht ohne eine ungeheure Verkettung von Urſachen, wer Begebenheiten, welche ſo ganz den Moment der wichtigſten Entſcheidungen treffen

und

und durchschneiden, nicht ohne mirakulöse Vorrichtungen glaublich findet und dem, was der Vernünftige, weil es zutrift, Zufall nennt, sein Recht nicht lassen will, wie sehr findet sich dieser durch die so ganz isolirte That des bigoten Elenden widerlegt! Nichts als die Verrücktheit dieses einzelnen Himmelverdieners bedurfte es, um in dem Augenblick, wo man sagen konnte: jetzt oder später nicht mehr! einen die Erdenhälfte durchkreuzenden Plan mit zwey Fauststößen zu zernichten.

Welch ein Erdengeschlecht wir sind, dessen Verwandlungen — ob sie Jahrhunderte früher oder später erfolgen sollen, mit der Gewissensangst und den Visionen eines Selbstpeinigers unzertrennlich zusammenhängen. Doch, weg von dieser über die Geschichte hinauseilenden Frage!

Zur Ehre der Menschheit erhellt aus den genauesten Forschungen über Ravaillacs Greuelthat, daß wenigstens die Bosheit, daß am allerwenigsten vatermörderische, landesverrätherische, meuchelnde Bosheit an dem blutigen Hinwegraffen des gleich guten und großen Königs keinen Antheil hatte. Soviel seinem großen Gegner, dem furchtbar bedrohten, so weit ausgebreiteten Herrscherhause von Spanien, gerade in dem damaligen Momente an der Frage: ob Heinrich noch Jahre oder Minuten zu leben haben solle? liegen mußte; dennoch findet der unpartheyische keine Spur, daß irgend ein Glied des erbitterten Stamms jene Frage willkührlich sich selbst zu beantworten gestrebt habe. — Wer gewinnt nicht Zutrauen zu den Menschen, wenn er sieht, daß sie, auch wo der höchste Eigennutz und das Leben eines Einzelnen gegeneinander auf der Wag-

ſchale liegen, millionenmal gegen Einen entgegengeſezten Fall durch den leiſe warnenden Laut des Gewiſſens den Reiz zum höchſtnahbaren, oft ſo leicht zu verheimlichenden Frevel erſtickt und das lezte Verbrechen wenigſtens durch das rege Gefühl von ſeiner Niederträchtigkeit beſiegt haben. So oft von dem Athemzug Eines Menſchen Wohl und Wehe vieler abhängt und dannoch der Mann ſeinen Gang, von Meuchelliſt ungeſtört, fortſezt, ſo ſagt ſein Daſeyn laut aus: ſeyen die Menſchen noch ſo ſehr von ihrer Würde geſunken; doch iſt Eigennuz nicht ihr einziger, nicht einmal ihr höchſter Gebieter! Wo er am mächtigſten ſeyn müßte, beugt ſich dieſer große Deſpot des Menſchenherzens einer geheimen, noch höheren Rückſicht; einer Rückſicht, welche ſogar bey den meiſten nur durch ein ahnungsvolles Helldunkel würkt. Wie erſt, wenn ſie überall in der hehren Klarheit ihrer Gründe ſtrahlen und warnend, durch Pflichtbegeiſterung, die Herzen ſchmelzen könnte!

Ruhe ſanft, Selbſtſchöpfer deines Throns! Vielverſuchter, für das Wohl deines gedrückten Volks im großen Thätiger! Auch an deinem Grabe muß die Menſchheit nicht über eine Schande erröthen. Ein undurchſchauliches Verhängniß; aber nur eines Einzelnen Irrtum war Dein Tod!

Inhalt

des XIV' Bandes der Memoiren.

Einleitung. Nachleſe von Bemerkungen zu den letzten Regierungsjahren Heinrichs des IV.

nebſt Anzeige der Quellen, aus welchen der Inhalt dieſes Bandes geſchöpft iſt. Seite 1

I. Auswahl gleichzeitiger Denkſchriften über das Mordattentat des Pierre Barriere S. 33—42

und des Jean Chatel S. 3—32. 43—62

II. Tagebuch über die Friedensunterhandlungen zu Vervins (in der Pikardie) vom 6. Febr. bis letzten May 1593. 66

Acti-

Inhalt.

Artikel des Friedens. Seite 136
Separatartikel 160

III. Ueber die letzten Kriegsrüſtungen und den Tod Heinrichs des IV. (Eine aus dem Italiäniſchen hier das erſtemal überſetzte ſeltene, gleichzeitige Flugſchrift.) 167

IV. Gerichtliches Verfahren gegen den Königsmörder Franz Ravaillac.

Vorberichtliche Notizen aus dem Supplement der Memoires de Condé 285

Die Inquiſitionsurkunden ſelbſt. 342

Voltaire's Urtheil über den vielfach verbreiteten falſchen Argwohn von höheren planvollen Mitſchuldigen. 349

Auswahl

von

gleichzeitigen Denkſchriften

über

die Mordthat

des

Pierre Barriere,

und des

Jean Chatel,

auch über die Verbannung und Wiederherſtellung der Jeſuiten unter Heinrich IV.

---

(1)

I.

Kopie eines Schreibens von König Heinrich dem Vierten *) an die Bürgermeiſter, Rathsherrn, Einwohner und Beyſaſſen der Stadt Lyon; über den gegen ſeine Perſon beabſichtigten Mord.

(Gedruckt im Jahr 1595).

An Unſere Sehr Werthe und Vielgeliebte, die Bürgermeiſter, Rathsherrn, Einwohner und Beyſaſſen Unſerer Stadt Lyon.

Sehr Werthe und Vielgeliebte,

Ihr werdet hier die Nachricht von dem Unglücksfall vernehmen, welcher Uns beynahe betroffen hätte, und wie Uns Gott nach ſeiner Barmherzigkeit auf eine wunderbare Weiſe vor demſelben bewahrte.

*) Dies Schreiben ließ der König unmittelbar nach ſeiner Verwundung ergehen, um ſeine Unterthanen wieder zu beruhigen, welche dieſfalls, wie leicht zu erachten, in Angſt

Wir waren nur erſt vor ein paar Stunden auf Unſrer Rückreiſe aus der Picardie in dieſer Stadt angekommen, hatten Uns noch nicht einmal umgekleidet, und wollten eben im Beyſeyn Unſrer Vettern, des Prinzen von Conty, Grafen Soiſſons und Grafen von Saint Paul, wie auch einiger dreyßig bis vierzig der vornehmſten Herrn und Cavaliere Unſers Hofs, die Herrn von Ragny und von Montigny empfangen, welche Uns noch nicht bewillkommt hatten. Da kam ein junger Burſche, Namens Peter *) Chaſtel, kleiner Statur, ungefähr achtzehn bis neunzehn Jahre alt, eines in hieſiger Stadt wohnenden Tuchhändlers Sohn, welcher ſich mit der übrigen Geſellſchaft ins Zimmer geſchlichen hatte, ſo zu ſagen ganz unbemerkt auf Uns los, und wollte Uns, mit einem Meſſer in der Hand, einen Stich in den Leib verſetzen; ſtatt deſſen aber (da wir eben im Begriff waren, den vorerwähnten Herrn von Montigny und von Ragny, welche Uns ihr Compliment machen, wieder aufzuhelfen, und Uns folglich gebückt hatten) traf der Stoß ins Geſicht, und zwar rechter Hand auf die Oberlippe, wo er Uns einen Zahn beſchädigte, welcher abbrach. Der Böſewicht wurde ſogleich verhaftet, wollte zwar die That anfangs läugnen, geſtand ſie aber gleich nachher von freyen Stücken. Bis jetzt hat man noch nichts weiter von ihm herausbringen können, als daß er drey Jahre lang im Collegium der Jeſuiten erzogen wurde; man vermuthet aber,

Angſt und Schrecken gerathen waren. Es iſt zu vermuthen, daß es in allen Hauptſtädten von Frankreich circulirte. Sein Inhalt zeugt von dem unbefangenen furchtfreyen Charakter dieſes Königs, der ſich durch nichts aus der Faſſung bringen ließ; zugleich aber auch von ſeiner Religioſität.

*) Sein Name war eigentlich Johann, wie aus den Acten erhellet; der Vater aber hieß Peter.

aber, daß er dort dergleichen schöne Instructionen erhalten habe. Vor der Hand hatten wir nichts dringenders zu thun, als Unsern Gott für die besondere Gnade, wodurch er Uns vor dieser Mordthat beschützte, Unsern Dank abzustatten. Zu dem Ende ließen Wir sogleich in allen Kirchen hiesiger Stadt das Te Deum singen, und die Einwohner gaben ihre Theilnahme auf allen Straßen durch Freudenfeuer zu erkennen. Wir befinden Uns, Gott sey Dank! so wohl, daß Wir Uns dieses Vorfalls wegen nicht einen Augenblick früher als sonst zu Bett legen werden. Auch hoffen Wir die löbliche Absicht nicht zu verfehlen, welche zu Unsrer Rückreise Veranlassung gab; nemlich dem Stiftungsfeste des Heiligengeistordens und den damit verbundenen Feyerlichkeiten beywohnen zu können. Wir wollten nicht unterlassen, Euch diese Nachricht unverweilt mitzutheilen, damit Uns nicht etwa jemand zuvorkomme und Euch oder andern von Unsern treuen Dienern vergeblichen Kummer verursache. Hauptsächlich aber geschieht es darum, damit Ihr Gott Euer feyerliches Dankopfer darbringen, und ihn anrufen wollet, daß er Uns je und allezeit vor dergleichen mörderischen Anfällen in seinen heiligen Schutz nehme. Durch die oftmalige Wiederholung derselben, legen Unsre Feinde ihre boshaften Absichten mehr als zu deutlich an den Tag; denn da sie einsehn, daß ihnen Gott seinen Beystand entzogen hat, so verfallen sie auf die allerabscheulichsten Entwürfe, die aber hoffentlich zu ihrem Verderben ausschlagen werden.

Gegeben zu Paris, am sieben und zwanzigsten Tage des Decembers 1594.

Unterzeichnet: Heinrich.

Und weiter unten: Forget.

2.

Rechtliches Verfahren

des Pariser Parlements, gegen den Jesuiterschüler Johann Chastel, wegen der von ihm beabsichtigten Ermordung des Allerchristlichsten Königs und Herrn, Heinrichs des Vierten, Königs von Frankreich und Navarra.

Nebst einigen Beylagen,

enthaltend

die Verurtheilung des Königsmörders, die Parlementsschlüsse gegen die Jesuiten, und die entsetzliche Geschichte der verruchten Mordthat, welche Peter Barriere auf Anstiften der Jesuiten gegen den besagten König beabsichtigte.

(Nach der gedruckten Kopie von 1595.)

Am sieben und zwanzigsten December, ein tausend fünf hundert vier und neunzig, Abends zwischen sechs und sieben Uhr, wo der Allerchristlichste König, Heinrich der Vierte, König von Frankreich und Navarra, wieder zu Paris anlangte, kam Johann Chastel, welcher von Paris gebürtig, im Collegium der Jesuiten verköstigt und erzogen worden, und neunzehn Jahre alt war, in das Louvre, näherte sich dem Könige, und versetzte ihm, als Seine Majestät sich eben bückten, und einem in Dero Diensten stehenden Cavalier, der Denenselben seine Ehrfurcht bezeugt hatte, umarmen wollten, einen Messerstich gegen den Mund, welcher die Oberlip-

pe durchſchnitt, und noch tiefer eingedrungen ſein würde, wenn er nicht gerade die Zähne getroffen hätte. Er ließ hierauf ſein Meſſer fallen und ſuchte zu entwiſchen; aber ein Kapitän von der Garde bemächtigte ſich ſeiner, und nahm ihn in Verhaft. Ihro Majeſtät, welche nur allzugern Gnade vor Recht ergehen laſſen, hatten dies kaum bemerkt, als ſie dem, welcher ihn feſt hielt, ſogleich Befehl gaben, ihn wieder loszulaſſen, mit dem Beyfügen, daß ihm verziehen ſey. Auf die Nachricht, daß dieſer Burſche ein Jeſuiterſchüler wäre, ſagten Se Majeſtät: mußte denn ſogar mein eigner Mund gegen die Jeſuiten zeugen? Der verhaftete Königsmörder wollte die That anfangs läugnen, geſtand ſie aber nachher, und ward dem königlichen Hofrichter überantwortet, der ihn in eines von den Gefängniſſen des Fort l'Evesque bringen ließ. Hier fragte man ihn, wer er ſey; warum er eingeführt worden; ob er nicht den König ermorden wollen; auf was für Art er ihn verwundet habe; und ob das Meſſer etwa vergiftet geweſen ſey? Nachdem man ihn den Eid hatte ablegen laſſen, ſagte er Folgendes aus: er ſey ein Schüler, und deswegen verhaftet, weil er den König ermorden wollen, den er jedoch nur verwundet habe; er ſey feſt entſchloſſen geweſen, ſein Vorhaben auf eine oder die andere Art ins Werk zu ſetzen; deswegen habe er ein bloßes Meſſer im Ermel bey ſich getragen, und ſolches zwiſchen Hemd und Fleiſch verborgen; mit dieſem Meſſer habe er den König im Geſicht verwundet, weil Se. Majeſtät ſich eben gebückt hätten; ſeines Wiſſens ſey es kein vergiftetes, ſondern ein ganz gewöhnliches Meſſer geweſen, deſſen man ſich in ſeines Vaters Haus zum alltäglichen Gebrauch bedient habe. Er ſey ſchon mehrmals Willens geweſen, den König bey der erſten Gelegenheit ums Leben zu bringen; da nun heute gegen Abend eine Menge Leute zu Pferd und zu

Fuß, mit Windlichtern und Fackeln vorübergezogen wären; als er, Inquisit, eben in der Straße Saint Honore und zwar am Ende der Straße d'Austruche gestanden, so habe er sich bey einem von Adel, oder wes Standes er sonst gewesen seyn möge, erkundigt, welches der König sey? Der von Adel habe ihm hierauf einen gewiesen, welcher Pelzhandschuhe angehabt hätte, und gesagt, dies sey der König. Von diesem Augenblick an habe er fest beschlossen, sein boshaftes Vorhaben auszuführen, weswegen er auch sogleich dem König bis in ein Zimmer des Louvre nachgeschlichen sey, wo er mit dem Messer nach ihm gestochen, und ihm dasselbe in den Mund gestoßen habe. Nach vollbrachter That habe er das Messer von sich geworfen, und entfliehen wollen, auch bey seiner Verhaftnehmung geläugnet, daß er derjenige sey, welcher dem Könige den Stich versetzt habe. Dies gestand er aber nachher, als der Wahrheit gemäs; auch legte er bey fernerer Untersuchung das Bekenntniß ab, er habe schon längst den Vorsatz gehabt, diesen Streich auszuführen, und würde, da derselbe mißlungen sey, ihn gern zum zweitenmal wiederholen, wenn er nur könnte; denn er sey fest überzeugt, daß der römisch apostolisch katholischen Religion ein wesentlicher Dienst dadurch geschähe. Heute wären es gerade acht Tage, daß er von neuem angefangen habe über die Ausführung seines Unternehmens nachzudenken, und Vormittags gegen eilf Uhr sey er zu dem Entschluß gekommen, das zu thun, was er nun wirklich gethan hätte. Zu dem Ende habe er das Messer, welches in seines Vaters Hause auf dem Küchentisch gelegen, hinweggenommen, und es auf sein Studierzimmer getragen. Dann sey er zu Tisch gegangen und habe in Gesellschaft seines Vaters Peter Chastel, seiner Mutter Dionysia Hazard, seiner mit einem gewissen le Comte verheyratheten ältern Schwe-

ster,

ſter, Namens Catharina, und mit ſeiner jüngern Schweſter, Magdalena Chaſtel, zu Mittag geſpeiſet. Außer dieſen Perſonen wären noch im Hauſe geweſen Peter Rouſſel, Simone Thurie und Luiſe Camus. Nach dem Mittagseſſen hätten ihn ſein Vater und ſeine Mutter ermahnt, einen guten Lebenswandel zu führen, welches er ihnen auch verſprochen habe. Hernach ſey er in die Vesper, und von da wieder in ſeines Vaters Haus gegangen. Dieſer habe ihn ſodann mit in die Stadt genommen, um jemanden zu beſuchen, der als Rath beym Chaſtelet angeſtellt ſey. Als ſie denſelben nicht angetroffen hätten, ſeyen ſie mit einander in die Kirche Saint Jean gegangen. Nach erfolgter Zurückkunft in ſeines Vaters Haus, ſey er abermals ausgegangen, nachdem er vorher das Meſſer, welches er ſchon in der Kirche Saint Jean bey ſich gehabt, in ſeinem Wamsermel verſteckt habe. Als er befragt wurde, was er an dieſem Tage ſonſt noch gethan, und mit wem er geſprochen habe; gab er zur Antwort, er ſey Morgens acht Uhr aufgeſtanden, und vor die Stadt gegangen, und habe zu Saint Laurens Meſſe gehört. Als man ihn fragte, wes Standes er ſey, und wo er ſtudiert habe; ſagte er, das Meiſte habe er den Jeſuiten zu danken, denn bey dieſen habe er drey Jahre zugebracht, und zwar das letztemal unter der Aufſicht des Pater Johann Gueret Jeſuiterordens. Dieſen nemlichen Pater Gueret habe er noch den Freytag oder Sonnabend vorher geſprochen, ehe er die That begangen habe. Sein Vater, Peter Chaſtel, hätte ihn zu denſelben geführt, um ihn wegen einer Gewiſſensſache zu Rath zu ziehen, die darin beſtanden habe, daß er (Inquiſit) ſeiner vielen und großen Sünden wegen, an Gottes Barmherzigkeit verzweifeln wollen. Er ſey nemlich oft Willens geweſen, die allerabſcheulichſten Sünden wider die Natur zu begehen, habe ſie auch mehr-

mals gebeichtet, aber immer geglaubt, daß er ſie auf keine andere Art abbüßen könne, als wenn er eine recht ausgezeichnete That vollbringe. Zum öftern ſey er daher auf den Einfall gekommen, den König zu tödten, habe auch ſeinem Vater den Gedanken und Vorſatz eröfnet, daß er dies thun wolle; ſein Vater habe ihm aber geantwortet, dies ſey eine böſe That. Da er ein Agnus Dei, ein Skapulier, und einen Roſenkranz um den Hals trug, ſo frug man ihn, von wem er dieſe Dinge bekommen habe; ob man ihn vielleicht überreden wollen, daß er dadurch unverwundbar gemacht werde und folglich den König leichter umbringen könne; auch begehrte man zu wiſſen, wenn er das letztemal gebeichtet habe. Er antwortete: das Agnus Dei und das Skapulier ſey ihm von ſeiner Mutter verehrt worden, den Roſenkranz habe er ſelbſt angereiht; gebeichtet habe er noch am letztverfloſſenen Allerheiligenfeſte, und zwar bey Ehren Claudius l'Allemant, Pfarrherrn zu Saint Pierre-des-Aſſis; außerdem aber auch bey Ehren Jacob Benard, einem Weltgeiſtlichen, und bey Ehren Lucas Morin, der bey der vorbeſagten Kirche als Meßprieſter angeſtellt ſey. Hierauf zeigte man ihm das Meſſer vor, womit er den König verwundet hatte. Er agnoscirte daſſelbe, ſo wie er auch drey Zettel agnoscirte, worauf folgendes Anagramm des königlichen Namens ſtand: Henry de Bourbon, Graille, Bouvier, Tyran, Brandon de la France (Heinrich von Bourbon, Fettwanſt, Blutſauger, Tyran, Strohfackel Frankreichs); ſo auch neun kleine Papierblättchen, die er eigenhändig auf beyden Seiten beſchrieben hatte, und worauf das Bekenntniß ſeiner Sünden enthalten war. Dieſe Papiere waren in ſeines Vaters Hauskeller verſteckt. Er hatte auf dieſen neun Blättchen ſeine Sünden in eben der Ordnung notirt, wie die zehn Gebote auf einander folgen; als, er habe am Daſeyn Gottes

ge-

gezweifelt; er könne seinen Nächsten nicht leiden, und besitze überhaupt keine Menschenliebe; er sey undankbar gegen Vater und Mutter gewesen; als er von einem seiner Lehrer befragt worden sey, ob er nicht eine gewisse widernatürliche Sünde (die aber nicht nahmhaft gemacht wird) treibe, habe er es fälschlich und mit der größten Unverschämtheit geläugnet, und deswegen befürchte er, daß er nicht würdig zur Beichte gegangen sey. Auch habe er noch mehr dergleichen Schandthaten und Abscheulichkeiten getrieben, und unter andern seine Schwester nothzüchtigen wollen. Dies sey die Ursache, warum er glaubte, daß er sich jederzeit einer Todsünde schuldig gemacht habe, wenn er zur Beichte und zum heiligen Abendmal gegangen sey. Seit dieser Zeit habe er sich auch immer mit den Gedanken beschäftigt, eine oder die andere Mordthat zu begehn, und namentlich den König ums Leben zu bringen.

Während dieses ersten Verhörs verbreitete sich die Nachricht in der Stadt, daß der König nur leicht verwundet worden, und daß das Messer nicht vergiftet gewesen sey. Es ward daher gleich ein öffentliches Dankfest veranstaltet, und in der Liebfrauenkirche das Te Deum laudamus gesungen. Tags darauf schickte man das Protocoll dem Parlementshofe zu, und brachte den Arrestanten in die Conciergerie, wo er von einigen der vornehmsten Parlementsherrn verhört wurde. Hier wiederholte er das Nemliche, was er bereits vor dem königlichen Hofrichter ausgesagt hatte. Man legte ihm die Frage vor, worin denn eigentlich die ausgezeichnete That bestehe, deren Vollbringung er sich zur Buße für die auf seinem Gewissen hastenden schweren Sünden auferlegt habe? Er antwortete: darin, daß er den König ermorden wollen, dem er aber nur eine leichte Wunde an der Lippe beygebracht habe, weil das Mes-

ser

ſer gerade vor einen Zahn gekommen ſey, wiewohl er, Inquiſit, gar keinen Widerſtand geſpürt habe. Seine Abſicht ſey eigentlich geweſen, dem Könige das Meſſer in die Gurgel zu ſtoßen, indem er befürchten müſſen, daß es an einem andern Theile des Körpers, der vielen Kleidungsſtücke wegen, nicht eindringen möge. In der Ueberzeugung, daß er von Gott verlaſſen, und gleich dem Antichriſt zur Verdammniß beſtimmt ſey, habe er von zween Uebeln das kleinſte wählen wollen, indem es doch immer erträglicher ſey, die Höllenquaal nur ut quatuor und nicht ut octo, zu erdulden. Man frug ihn, wie er denn in dieſem verzweiflungsvollen Gemüthszuſtande nun eigentlich dran ſey; ob er denn noch immer fürchte verdammt zu werden, oder ob er glaube, daß ſeine Seele durch jene verruchte That die Seligkeit erlangen würde? Er antwortete: er hoffe allerdings, daß die Vollziehung dieſer That dazu dienen werde, ſeine Leiden zu vermindern; denn es ſey ganz gewiß daß er weit härtere Strafen zu fürchten gehabt hätte, wenn er mit Tode abgegangen wäre, ohne wenigſtens einen Verſuch gemacht zu haben, den König ums Leben zu bringen, und daß er nun bey weitem nicht ſo hart beſtrafet werden würde, nachdem er ihn habe ermorden wollen. In ſo fern halte er allerdings dafür, daß die geringere Beſtrafung eine Art von Seligkeit gewähre, wenn man ſie mit der größern vergleiche. Als man von ihm zu wiſſen begehrte, wie er denn zu dieſer ganz neuen Art von Theologie gekommen ſey, erwiederte er: vermittelſt der Philoſophie. Als man ihn fragte, ob er vielleicht im Jeſuitencollegium Philoſophie ſtudiert habe, antwortete er: Ja, und zwar unter Anleitung des Pater Gueret, bey welchem er dritthalb Jahr zugebracht habe. Man erkündigte ſich ferner, ob er auch in dem Meditationszimmer geweſen ſey, wo die Jeſuiten diejenigen ein-

zu-

zuſperren pflegten, welche ſchwere Sünden auf ihrem Gewiſſen hätten. Sie bekämen dort allerley Teufelsgeſtalten zu ſehn, welche dem Vorgeben nach dazu dienen ſollten, ſie zu einem beſſern Lebenswandel anzutreiben, ihre Gemüther zu erſchüttern, hauptſächlich aber ſie durch dergleichen Lectionen zu Vollbringung einer oder der andern ausgezeichneten That zu reizen. Er antwortete: in dieſem Meditationszimmer ſey er gar oft geweſen. Man begehrte zu wiſſen, wer in denſ eigentlich beredet habe, den König zu ermorden. Seine Antwort war: er habe an mehrern Orten vernommen, man könne den Grundſaz ohne alles Bedenken annehmen, daß es erlaubt ſey den König zu tödten. Die Leute von welchen er dies gehört habe, hätten den König einen Tyrannen genannt. Man fragte ihn hierauf, ob es nicht etwas ſehr Gewöhnliches ſey, daß die Jeſuiten den Königsmord für erlaubt hielten. Er erwiederte: allerdings habe er gehört, daß ſie dieſen Saz bejahet und geſagt hätten, es ſey erlaubt den König zu ermorden, er gehöre nicht zur Kirche, man habe nicht nöthig ihm zu gehorſamen, oder ihn für einen König zu halten, bis ihn der Pabſt in dieſer Eigenſchaft anerkannt habe. Als hernach der Inquiſit vor der Grandchambre, im Beyſeyn der dazu gehörigen Herrn Präſidenten und Räthe, wie auch der ſämmtlichen Mitglieder der Tournelle, nochmals verhört wurde, gab er die nemlichen Antworten, wiederholte und behauptete auch ausdrücklich den Grundſaz, daß es erlaubt ſey Könige zu morden, ja ſogar den regierenden König; weil, ſagte er, derſelbe nicht zur Kirche gehöre, indem ihn der Pabſt noch nicht anerkannt habe. Endlich fällte das Parlement ein Urtheil, deſſen Inhalt folgendergeſtalt lautet.

Extract

Extract aus den Protocollen des Parlements.

Nachdem ſich der Parlementshof nebſt der Grandchambre und Tournelle verſammelt, den vom königlichen Hofrichter angefangenen, nachher aber auf Erſuchen des, die Stelle des Impleranten und Anklägers vertretenden, königlichen Generalprocurators, vor dem nemlichen Parlement vollends inſtruirten Criminalproceß, gegen Johann Chaſtel, einen von Paris gebürtigen, noch unlängſt im Clermontiſchen Collegium ſtudirenden Schüler, dermalen aber, wegen einer, gegen die Perſon des Königs beabſichtigten, ganz abſcheulichen und fluchwürdigen Mordthat, in den Gefängniſſen der Conciergerie ſitzenden Arreſtanten, in Erwägung gezogen, und die dem beſagten Johann Chaſtel vorgelegten Fragartikel mit deſſen Ausſagen verglichen hat; nachdem hiernächſt der beſagte Johann Chaſtel wegen der beſagten Mordthat vor dem beſagten Parlement verhört, ingleichen auch Johann Gueret, ein zu der ſo genannten Congregation und Geſellſchaft vom Namen Jeſu gehöriger, in dem beſagten Collegium wohnender Prieſter und ehemaliger Lehrer des Johann Chaſtel, nebſt Peter Chaſtel und Dionyſia Hazard, des beſagten Johann Vater und Mutter, ebenfalls vor beſagtem Parlement vernommen, ſodann auch das Gutachten des Generalprocurators in Ueberlegung genommen, und alles wohl und gehörig unterſucht worden iſt; So ergehet hierauf das rechtliche Erkenntniß, welches alſo lautet:

Das beſagte Parlement hat nemlich erklärt, und erklärt hiermit, daß beſagter Johann Chaſtel überzeugt und überführt worden iſt, ſich des Verbrechens der beleidigten Majeſtät gegen Gott und Menſchen im allerhöchſten Grade ſchuldig gemacht zu haben, weil er einen eben ſo verruchten als abſcheulichen Mord an der

Per-

Person des Königs verüben wollen. Zur Strafe für dies Verbrechen, hat es den besagten Johann Chastel verurtheilt, und verurtheilt es ihn hiermit, vor der Hauptthür der Pariser Kathedralkirche in bloßem Hemde, eine zweypfündige brennende Wachskerze in der Hand haltend, öffentliche Kirchenbuße zu thun, daselbst niederzukmeen, und vor jedermann zu bekennen, daß er jene unmenschliche und gräßliche That auf eine eben so boshafte als meuchelmörderische Art wirklich unternommen, den König mit einem Messer im Angesicht verwundet, auch während des Processes, zu Folge der ihm beygebrachten grundfalschen und verdammlichen Lehrsätze, geäussert habe, daß der Königsmord erlaubt, und daß der jetztregierende König, Heinrich der Vierte, nicht eher als ein Mitglied der katholischen Kirche zu betrachten sey, bis ihn der Pabst dafür anerkennt habe; welches alles er nunmehr bereue, und Gott, dem Könige und der Obrigkeit abbitte. Wenn dies geschehen ist soll man ihn auf einem Karren nach dem Greveplatz führen, dort seine Arme und Schenkel mit glühenden Zangen zwicken, ihm das Messer, womit er den besagten Königsmord vollziehen wollte, in seine rechte Hand geben, und sie abhauen, dann seinen Körper von vier Pferden zerreißen lassen, denselben nebst den übrigen Gliedmaßen ins Feuer werfen, zu Asche verbrennen, und die Asche in die Luft streuen. Ferner hat das Parlement erklärt, und erklärt es hiermit, daß alles und jedes, was dem besagten Johann Chastel eigenthümlich zugehört, in Beschlag genommen und dem königlichen Fiscus anheimgefallen sey. Auch soll er, ehe man ihn zum Richtplatz führt, mit dem ersten und zweyten Grade der Tortur belegt werden, damit er sowohl seine Mitschuldigen entdecke, als auch über verschiedene aus dem besagten Proceß entspringende Resultate, gehörige Auskunft gebe. Hiernächst hat das Parlement allen und

jeden,

jeden, wes Standes und Charakters sie immer seyn mögen, verboten, und verbietet es ihnen hiermit, sich, wofern sie nicht als Verbrecher der beleidigten Majestät bestraft seyn wollen, weder an einem öffentlichen, noch an irgend einem andern Orte, der obbesagten Reden und Ausdrücke zu bedienen, welche das besagte Parlement für solche erklärt hat, und hiermit erklärt, welche lästerlich, aufrührisch, dem Worte Gottes zuwider laufend, und vermöge der heiligen Satzungen als ketzerisch verdammt worden sind. Auch verordnet es, daß die im Clermonteischen Collegium befindlichen, so wie überhaupt alle zu der besagten sogenannten Gesellschaft gehörigen Priester und Schüler, als Verführer der Jugend, als Störer der öffentlichen Ruhe, wie auch als Feinde des Königs und des Staats, sich aus Paris, wie überhaupt aus allen Städten und Ortschaften, wo sie ihre Collegien haben, binnen drey, aus dem ganzen Königreich aber binnen vierzehn Tagen, nach Bekanntmachung des gegenwärtigen Parlementsschlusses, entfernen sollen, und zwar unter der Bedrohung, daß man sie, wofern sie sich nach Verlauf dieser Frist noch daselbst betreten lassen, als Missethäter und als solche bestrafen werde, die sich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig gemacht haben. Alle ihnen zugehörige Güter, sowohl bewegliche als unbewegliche, sollen zu milden Werken verwendet werden, und über die Vertheilung derselben wird das Parlement das weitere verfügen. Schlüßlich ergeht an alle königliche Unterthanen das ausdrückliche Verbot, junge Studierende außer Landes zu schicken, und sie in den Collegien der besagten Gesellschaft unterrichten zu lassen, und zwar unter der nemlichen Bedrohung, daß man sie widrigenfalls als Verbrecher der beleidigten Majestät bestrafen werde. Auf Befehl des Parlements, wird man gegenwärtigen Beschluß allen Aemtern und Landvogteyen, deren Gerichts-

richtsbarkeit hierbey mit ins Spiel kömmt, im Auszuge zuschicken, damit sie dessen Vorschrift und Inhalt befolgen. Den Amtleuten und Landvögten, wie auch deren allgemeinen und besondern Stellvertretern, wird hiermit zugleich auferlegt, nach Verlauf der oben bestimmten Frist ihren Befehl strächlich zu vollziehn, wobey ihnen die Substituten des Generalprocurators hülfreiche Hand leisten sollen, sodann aber binnen Monatsfrist dem besagten Parlemente sowohl die Namen der Contravenienten anzuzeigen, als auch von ihren weitern Vorkehrungen Bericht zu erstatten, widrigenfalls aber zur wohlverdienten Strafe den Verlust ihrer Stellen zu gewärtigen. Unterzeichnet, Du Tillet.

Obiges Urtheil ist über den besagten Johann Chastel wirklich gesprochen und an ihm vollstreckt worden, Donnerstags, den neun und zwanzigsten December ein tausend fünf hundert vier und neunzig.

Während der gerichtlichen Proceduren, worauf obiger Befehl erfolgt, schickte das Parlement einige Deputirte in das Clermontische Collegium, welches die Jesuiten bewohnten, und ließ ihnen eine Menge Papiere wegnehmen. Man fand unter andern einige Manuscripte von der eignen Hand des zur sogenannten Gesellschaft Jesu gehörigen Priesters, Johann Guignard, welche pasquillantischen Inhalts waren. Er hatte sie seit jenem Zeitpunkt verfaßt und aufbewahrt, wo der König Heinrich IV das gnädigste Edict ergehen ließ, kraft dessen er seinen aufrührischen Unterthanen zu Paris alles zu verzeyhen und zu vergessen versprach, als sie Gott wieder in seine Hände gab. Guignard hatte sich darin nicht nur sehr ehrenrühriger Ausdrücke gegen den vorigen und den

jetztregierenden König bedient, sondern er suchte zugleich durch allerley sophistische aufrührerische Grundsätze zu beweisen, daß es allerdings erlaubt gewesen sey den vorigen König zu ermorden; gab auch zugleich Anleitung, seinen Nachfolger, den dermaligen König, ebenfalls ums Leben zu bringen. Er sagte unter andern:

1) Wenn man am Bartholomäustage im Jahr 1572 die Königsader geöfnet hätte, so würden wir nicht, wie es dermalen der Fall ist, statt des Fiebers die hitzige Krankheit davon getragen haben. Sed quicquid delirant Reges — Da man des Bluts schonte, so verheerten sie Frankreich mit Feuer und Schwert; et in caput reciderunt mala.

2) Der Nero (Wüthrich) ist durch einen Clement (Sanftmüthigen) ums Leben gebracht worden. Ein wahrer Mönch hat den verstellten Mönch in die andere Welt geschickt.

3) Einen Nero wollen wir nennen den französischen Sardanapel, einen Bearnischen Fuchs, einen portugiesischen Löwen, eine engländische Hündin, einen schwedischen Greif, und ein sächsisches Schwein.

4) Ihr könnt leicht denken, daß es ein schöner Anblick war, drey solche Könige zu sehen, wenn sie anders den Namen Könige verdienen; nemlich den vorigen Tyrannen, den Bearner, und den anmaßlichen Monarchen von Portugall Don Antonio.

5) Das schönste Anagram, welches man je aus dem Namen des abgeschiedenen Tyrannen verfertigte, war dies, wodurch man die Worte herausbrachte: O le vilain Herode!

6) Die

6) Die Heldenthat des Jacob Clement, welche unſere Gottesgelehrten eine Gabe des heiligen Geiſtes nennen, ward von dem verſtorbenen Prior der Jacobiten, Namens Bourgoing, einem wahren Bekenner und Märtyrer, aus mehrern Gründen mit Recht geprieſen; nicht nur zu Paris, wo ich es, als er das Buch Judith erklärte, ſelbſt mit anhörte, ſondern auch vor dem ſchönen Parlement zu Tours. Ja, was noch mehr iſt, der beſagte Burgoing hat dieſen Glauben ſogar mit ſeinem Blut beſiegelt, und durch ſeinen Tod geheiligt. Man verlaſſe ſich demnach ja nicht auf das Vorgeben der Feinde, welche behaupten wollen, daß er jene That in den letzten Augenblicken ſeines Lebens gemißbilligt, und mit Abſcheu davon geſprochen habe.

7) Die franzöſiſche Krone kann und muß dem Hauſe Bourbon genommen und auf ein anderes transferirt werden.

8) Da der Bearner nunmehr zur katholiſchen Religion übergegangen iſt, ſo würde er, wenn man ihm die Mönchskrone aufſetzte, weit billiger behandelt werden, als er es verdient. Man ſollte ihn daher in ein gut disciplinirtes Kloſter ſtecken, um daſelbſt Buße zu thun, daß er Frankreich ſo viel Unheil zugefügt hat, und Gott zu danken, daß er ihm die Gnade erzeigt und ihn noch vor ſeinem Ende zur Erkenntniß geholfen habe.

9) Kann man ihn nicht abſetzen, ohne daß Krieg entſteht, ſo ſey dann Krieg. Kann man ihn nicht bekriegen, anklagen und hinrichten, ſo ſchlage man ihn todt.

Aus dieſen Sätzen erhellt mehr als zu deutlich, daß das Urtheil welches das Parlement über den Königsmörder Johann Chaſtel fällte, und in deſſen Gemäßheit die Jeſuiten aus Frankreich verbannt wurden,

ein sehr gerechtes Urtheil war, und daß es in der That ein göttlicher Ausspruch genannt zu werden verdient; denn die Schriften der Jesuiten Guignard zeigen sattsam, wie höchst gefährlich und ruchlos die Lehre dieser Menschen ist, und worauf sie eigentlich abzweckt.

Als das Parlement diese Schriften durchgesehn hatte, ließ es ihren Verfasser, Guignard, citiren, legte ihm dieselben vor, und stellte ihn darüber zur Rede. Er erkannte sie an, gestand auch, daß er sie verfaßt und mit eigener Hand geschrieben habe. Demzufolge faßte das Parlement nachstehenden Beschluß.

Extract aus den Protocollen des Parlements.

„Nachdem sich das Parlement nebst der Grandchambre und Tournelle versammelt, den von einem seiner Räthe, auf Ersuchen des Generalprocurators, erhobenen Criminalproceß, gegen Johann Guignard, ehemaligen Priester und Rector des in hiesiger Stadt Paris befindlichen Clermontischen Collegiums, dermalen aber, wegen einiger von ihm verfaßten, von seiner Hand geschriebenen, die an dem hochseligen Könige verübte Mordthat billigenden, und zur Ermordung des jetzt regierenden Königs aufmunternden Schriften, in den Gefängnissen der Conciergerie sitzenden Arrestanten in Erwägung gezogen, und die dem besagten Guignard vorgelegten Fragartikel mit dessen Aussagen verglichen hat; nachdem hiernächst die besagten ihm vorgezeigten Schriften als seine eigene Arbeit und Handschrift von ihm anerkannt, das Gutachten des königlichen Generalprocurators darüber eingeholt, auch besagter Guignard vor dem besagten Parlemente über die in besagten Büchern enthaltene, ihm zur Last fallende Dinge vernommen und verhört, mithin alles wohl und gehöria

hörig untersucht worden ist; So ward hierauf Folgendes zu Recht erkannt:

Das besagte Parlement hat nemlich erklärt, und erklärt hiermit, daß besagter Guignard des Verbrechens der beleidigten Majestät wirklich schuldig und überwiesen sey, weil er die besagten Bücher, voll aufrührischer und gefährlicher Irrlehren, verfaßt und geschrieben, auch vermittelst derselben behauptet habe, daß der besagte Königsmord rechtmäßig sey, und daß man sogar den jetztregierenden König, Heinrich den Vierten, umbringen dürfe. Zur Strafe für dies Verbrechen, hat es den besagten Guignard verurtheilt, und verurtheilt es ihn hiermit, vor der Hauptthür der Pariser Kathedralkirche, in bloßem Hemde, mit einem Strick um den Hals, und eine zweypfündige brennende Wachskerze in der Hand haltend, öffentliche Kirchenbuße zu thun, daselbst niederzuknien, und vor jedermann zu bekennen und zu erklären, daß er fälschlicher boshafter und wahrheitswidriger Weise geschrieben habe, der hochselige König sey auf eine rechtmäßige Art von Jacob Clement ermordet worden, und wenn der jetztregierende König nicht im Kriege ums Leben käme, müsse man es ihm ebenfalls mit Gewalt nehmen; welches alles er nunmehr bereue, und Gott, dem Könige und der Obrigkeit abbitte. Wenn dies geschehen ist, soll man ihn nach dem Greveplatz führen, an einen daselbst zu errichtenden Galgen hängen und erdrosseln, nachher seinen Leichnam am Fuße des Galgens verbrennen und in Asche verwandeln. Ferner hat das Parlement erklärt, und erklärt hiermit; daß alles und jedes, was dem besagten Guignard eigenthümlich zugehört, in Beschlag genommen, und dem königlichen Fiscus anheim gefallen sey.

Obiges Urtheil ist über den besagten Guignard wirklich gesprochen und an ihm vollstreckt worden, den

ſiebenten Januar, ein tauſend fünf hundert und fünf und neunzig.

Am nemlichen Tage ward auch dem Lehrer des Königsmörders, Namens Johann Gueret, ingleichen ſeinem Vater, Peter Chaſtel, wie auch ſeiner Mutter und ſeinen Schweſtern, ihr Urtheil angekündigt. Eine der leztern hatte ſich bey der Nachricht daß man ihren Bruder in Verhaft genommen habe und ins Gefängniß führe, verlauten laſſen: die Jeſuiten hätten ihrem beſagten Bruder gewiß einen böſen Rath gegeben. Nachdem man dieſe Leute, nemlich den Gueret, Peter Chaſtel, deſſen Frau und Töchter, ihre Bedienten und Mägde, wie auch den Pfarrer zu Saint Pierre-des-Aſſis, nochmals verhört hatte, ward ihnen folgender Parlementsſchluß bekannt gemacht.

Extract aus den Protocollen des Parlements.

„Nachdem ſich das Parlement nebſt der Grandchambre und Tournelle verſammelt, und den vom königlichen Hofrichter angefangenen, nachher auf Erſuchen des, die Stelle des Imploranten und Anklägers vertretenden, königlichen Generalprocurators, vor dieſem nemlichen Parlament vollends inſtruirten Criminalproceß gegen Johann Gueret, einen zur ſogenannten Congregation und Geſellſchaft vom Namen Jeſu gehörigen, zeither im Clermontiſchen Collegium wohnenden Prieſter, und ehemaligen Lehrer des unlängſt auf Befehl des Parlements zum Tode verurtheilten Johann Chaſtel, zugleich auch gegen den zu Paris wohnenden Bürger und Tuchhändler Peter Chaſtel, und deſſen Ehewirth Dionyſia Hazard, als des beſagten Johann Chaſtels Vater

Vater und Mutter, ferner gegen Johann le Comte, deſſen Eheweib Katharina Chaſtel und ihre Schweſter Magdalena Chaſtel, als der beſagten Eheleute, Peter Chaſtel und Dionyſia Hazard Töchter, wie auch gegen deren Bedienten und Mägde Namens Anton de Villiers, Peter Rouſſel, Simone Thurie und Luiſe Camus, ingleichen gegen die drey bey der Kirche Saint Pierre-des-Aſſis angeſtellte Prieſter Ehren Claudius Allemant, Ehren Jacob Benard, und Ehren Lucas Morie, welche vorbenannte Perſonen ſamt und ſonders dermalen in den Gefängniſſen der Conciergerie als Arreſtanten verhaftet ſind, in gehörige Erwägung gezogen; nachdem hiernächſt die Fragartikel, Geſtändniſſe und Ausflüchte der beſagten Arreſtanten, vor dieſem nemlichen Parlamente verleſen, der beſagte Johann Chaſtel mit ſeinem Vater dem beſagten Peter Chaſtel confrontirt, der beſagte Peter Chaſtel in beſondere Unterſuchung genommen und mit den hierüber abgehörten Zeugen confrontirt, der, über den beſagten Johann Chaſtel, wegen des gegen die Perſon des Königs beabſichtigten Mords, verhängte Proceß nochmals durchgegangen, das Protocoll des am verwichenen neun und zwanzigſten Decembers über ihn gefällten Todesurtheil abgeleſen, das Gutachten des königlichen Generalprocurators eingereicht, ferner auch in Betref des Gueret, Peter Chaſtel und der Hazard, wegen der in den Acten vorkommenden Beſchuldigungen anderweitige Verhöre veranſtaltet, die denſelben auf Befehl des mehrbeſagten Parlements vorgelegten Fragen, nebſt den darauf erfolgten Geſtändniſſen und Ausflüchten in Ueberlegung gezogen, und folglich alles reiflich und wohl unterſucht worden; So ward hierauf Folgendes für Recht erkannt:

In Betracht der in beſagtem Proceß vorkommenden Umſtände, verbannte das beſagte Parlement und verurtheilt es hiermit den Gueret und Peter Chaſtel aus

Frankreich, und zwar den beſagten Gueret auf immer, beſagten Chaſtel aber auf neun Jahre, letztern jedoch ebenfalls auf immer aus der Stadt Paris und den dazu gehörigen Vorſtädten, alſo und dergeſtalt, daß ihnen zugleich auferlegt wird, ſich auf das genaueſte nach dieſer Vorſchrift zu richten, oder widrigenfalls zu gewärtigen, daß man ſie ohne weitere Nachfrage und Umſtände aufhängen werde. Ferner erklärte das beſagte Parlement und erklärt es hiermit, daß das ſämmtliche dem beſagten Gueret zugehörige Eigenthum dem königlichen Fiscus heimgefallen ſey, den beſagten Peter Chaſtel aber verurtheilte es und will es hiermit nochmals verurtheilen, dem Könige eine Geldbuße von zwey tauſend Thalern zu entrichten, welche zur Verköſtigung und Verpflegung der in der Conciergerie befindlichen Arreſtanten verwendet werden ſoll, wes Endes er nicht eher aus dem Kerker zu laſſen, auch die Zeit ſeiner Landesverweiſung nicht eher zu berechnen wäre, als von dem Augenblick an, wo er die beſagte Geldſtrafe baar erlegen wird. Dem zunächſt gebietet das beſagte Parlement, daß man das Wohnhaus des beſagten Peter Chaſtel zuſammenreißen, zertrümmern und der Erde gleich machen, den auf dieſe Art erledigten öffentlichen Platz nie wieder bebauen, hingegen aber auf dieſem nemlichen Platze zum immerwährenden Andenken der verabſcheuungswürdigen gegen die Perſon des Königs beabſichtigten Mordthat, eine hohe Denkſäule errichten, verſchiedene Platten daran befeſtigen, und dieſe mit einigen Inſchriften verſehen ſoll, worin die Urſachen angezeigt werden, warum man jenes Haus niedergeriſſen und dieſe Denkſäule errichtet habe, welches alles von dem Verkauf der Baumaterialien des beſagten niedergeriſſenen Hauſes zu beſtreiten wäre. Was endlich die übrigen Arreſtanten, als: die beſagte Hazard, den le Comte, die Katharina und Magdalena Chaſtel, den de Villiers,

de Villiers, Rouſſel, die Thurie und Camus, den l'Allemant, Benard und Morin anbelangt, ſo verordnet das beſagte Parlement, ſie wieder auf freyen Fuß zu ſetzen.

Obiges Urtheil iſt der Hazard, dem le Comte, der Katharina und Magdalena Chaſtel, dem de Villiers und Rouſſel, der Thurie und Camus, wie auch dem l'Allemant, Benard und Morin, am ſiebenten Tage des Januars, dem Gueret und Peter Chaſtel aber am zehnten Tage des beſagten Monats im Jahr ein tauſend fünf hundert fünf und neunzig angekündigt worden.

Aus vorſtehenden Actenſtücken erhellt, daß das Parlement ſowohl bey der Inſtruirung dieſes Proceſſes, als auch bey der Urtheilsverfaſſung alles Mögliche beobachtete, was man nur irgend von einer guten, zweckmäßigen, unpartheyiſchen Juſtizpflege erwarten kann, und daß hiebey nicht die allergeringfügigſte Formalität vernachläſſigt wurde, ſo daß dergleichen Parlementsſchlüſſe gar keiner Rechtfertigung bedürfen. Was das Parlement gegen die Jeſuiten verfügte, war im Grunde das Nemliche, was es ſchon vorher in Rückſicht des Vorfalls verordnet hatte, welcher ſich am letzten Auguſt 1593 zu Melun ereignete, und es that jetzt eigentlich weiter nichts, als daß es bey der Verurtheilung des Peter Chaſtel jenes frühere Verfahren zur Richtſchnur nahm, in deſſen Gemäßheit es den Criminalproceß gegen Peter Barriere betrieben hatte. Dieſer Menſch hatte zu Lyon verſchiedene Prieſter um Rath gefragt, und ihnen unter andern Sünden gebeichtet, daß er Willens ſey den König zu ermorden. Man nahm ihn daher beym Kopf, und zwar auf die Anzeige eines ſehr frommen und bey allen gutdenkenden Franzoſen ungemein beliebten Ordensgeiſtlichen,

lichen, Namens Frater B. F. und der, welcher ihn entdeckte hieß de B. F. — Barriere gestand auch wirklich, daß er ausdrücklich in der Absicht nach Hof gekommen sey, den König ums Leben zu bringen, und daß ihn ein gewisser Jesuit Namens Varade, welcher sich täglich die abscheulichsten Schmähreden gegen den König erlaubte, dazu angetrieben habe. Auf Zureden dieses Jesuiten hatte sich Barriere das Messer gekauft, womit er die That vollbringen wollte. Die Bekanntschaft mit diesem Manne veranlaßte der Pfarrer zu Saint Andre-des-Arts, welchem er sein Vorhaben entdeckt hatte. Dieser rieth ihm nemlich, sich diesfalls an den besagten Varade, Rector des Jesuitencollegiums, zu wenden, welcher ihn auf alle mögliche Art in dem Entschluß den König ermorden zu wollen bestärkte. Varade versicherte ihn unter andern, daß er ganz unfehlbar die Märtyrerkrone im Himmel davon tragen würde, wenn er auch allenfalls über jener That ertappt werden und sein Leben einbüßen sollte. Als er bey diesem nemlichen Varade beichtete, beschwor ihn derselbe bey dem Sacrament der Beichte und des heiligen Abendmahls, daß er doch jene That ja vollbringen und Frankreich von der Herrschaft des Königs von Navarra befreyen möchte, welchen er einen Tyrannen schalt.

Außer dieser Beschuldigung fielen aber den Jesuiten auch noch ganz andere Dinge zur Last. Das Parlement brachte nemlich in Erfahrung, daß zween Schweitzer auf ihrer Reise durch Besançon, wenige Tage vorder vom Chastel beabsichtigten Mordthat, mit zween Männern gesprochen hatten, die als Jesuiten gekleidet waren, und vorgaben daß sie nach Rom wollten. Diese Männer hatten sich unter andern verlauten lassen, der König von Navarra werde in der Kürze entweder

der getödtet oder doch wenigſtens verwundet werden, und dieſer Streich bleibe gewiß nicht aus, da er ſo zu ſagen vom Himmel komme.

Man erinnerte ſich hiernächſt, daß man die Feinde des Königs, bey Gelegenheit des Jubiläums welches unlängſt zu Rom ausgeſchrieben wurde, hatte ſagen hören, dies ſey eine gute Ermahnung, daß man den Bearner darnieder ſchmettern ſolle; nicht anders, als wäre dies eine verdienſtliche That. Wirklich hatten die Spanier hierauf gerechnet, welche nur erſt ganz neuerlich nach Bretagne gekommen waren, in der Abſicht den dortigen Rebellen Beyſtand zu leiſten. Auch hoften die Jeſuiten darauf, und ſogar die welche zu Paris wohnten. Es ward in der Folge gerichtlich erwieſen, daß einige dieſer letztern, zu der Zeit als ihre Collegien gleich nach der Verwundung des Königs von Soldaten umringt wurden, einander durch die Zimmerthüren zugerufen hatten: Surge frater, agitur de Religione!

Ferner fand man auch im Collegium der beſagten Jeſuiten mehrere gegen den König gerichtete Anagrammen, wie auch verſchiedene Themata, welche die Sprachlehrer ihren Schülern dictirt hatten, und deren Inhalt darauf hinaus gieng, daß man den Tod ſtandhaft erdulden, und ſich dadurch nicht abhalten laſſen müſſe, die Tyrannen zu ſtürzen. Uberdies hat man Beweiſe, daß die Lehrer im Clermontiſchen Collegium, von der Zeit an, wo der König die Einwohner von Paris wider zum Gehorſam brachte, ihren Schülern ausdrücklich verboten für Seine Majeſtät zu beten, und daß ſie denen mit dem Bann drohten welche der Meſſe beywohnten, die für Seine Majeſtät geleſen würde.

Hiernächſt brachte man in ſichere Erfahrung, daß der Jeſuit Alexander Hainus, ein gebohrner Schottländer, öffentlich gelehrt habe, man müſſe ſich verſtellen, und

und dem Könige zum Schein eine Zeitlang gehorchen, wobey er ſich zum öftern des Ausdrucks bediente: Jeſuita eſt omnis homo. Auch legte man dieſem Jeſuiten zur Laſt, er habe mehrmals geäußert, daß er, wenn der König bey dem Collegium der Jeſuiten vorüberfahre, ſich gern zum Fenſter hinabſtürzen wollte, wofern er verſichert wäre, daß er ihm durch dieſen Fall das Genick brechen würde. Als man ihm den Proceß machte, fand ſich jedoch, daß ihm dergleichen Ausdrücke noch vor jenem Zeitpunkt entfallen waren, wo Paris wieder unter königliche Botmäßigkeit kam. Deswegen ward er auch glimpflicher als Guignard behandelt, wie aus nachſtehendem Parlementsſchluß erhellet.

Extract aus den Protocollen des Parlements.

„Nachdem ſich das Parlement nebſt der Grandchambre und Tournelle verſammelt, den, auf Erſuchen des die Stelle des Anklägers vertretenden königlichen Generalprocurators, vor dieſem nemlichen Parlement angefangenen und inſtruirten Criminalproceß, gegen Alexander Haius, einen zur ſogenannten Congregation und Geſellſchaft vom Namen Jeſu gehöriger Prieſter, welcher dermalen in den Gefängniſſen der Conciergerie als Arreſtant ſitzt, in Ueberlegung genommen, diesfalls Erkundigungen eingezogen, Fragartikel und Zeugenverhöre veranſtaltet, auch dem königlichen Generalprocurator ſein Gutachten abgefodert hat; nachdem hiernächſt der beſagte Haius vor dem beſagten Parlemente wegen der ihm zur Laſt liegenden und in den Acten des beſagten Criminalproceſſes umſtändlich enthaltenen Beſchuldigungen verhört und vernommen, folglich alles reiflich und wohl unterſucht worden; So ward hierauf Folgendes für Recht erkannt:

Daß

Daß das beſagte Parlement, wegen der in beſagtem Proceß enthaltenen Umſtände, den beſagten Haius auf immer und ewig aus dem Königreich Frankreich verbannte, und hiermit wirklich verbannt, wobey ihm zugleich bedeutet wird, dieſen gegen ihn erlaſſenen Verbannungsbefehl nie zu überſchreiten, oder widrigenfalls zu gewärtigen, daß man ihn ohne alle Umſtände an den Galgen hängen und erdroſſeln werde.

Obiges Urtheil iſt dem beſagten Haius vor dem Gitterfenſter ſeines in der Conciergerie befindlichen Gefängniſſes wirklich angekündigt worden, am zehnten Tage des Januars, ein tauſend fünf hundert fünf und neunzig.

Aus anderweitigen Nachrichten ergab ſich, daß einige Jeſuiten, welche man darüber zur Rede ſtellte, warum ſie denn gleichwohl in Frankreich blieben, da ſie ſonſt niemanden als nur dem Pabſt Treue und Gehorſam gelobt hätten, die Antwort ertheilten: ihr Gelübde werde durch ihren Aufenthalt in dieſem Reiche ganz und gar nicht verletzt, denn Seine päbſtliche Heiligkeit hätten ſie diesfalls vermittelſt eines Breve dispenſirt, und ihnen erlaubt, ſich nach den Zeitumſtänden zu richten.

Zu allem Ueberfluß lief auch noch unterm ſiebenten Januar die Nachricht von Bonrges ein, daß ein gewiſſer Jeſuitenſchüler daſelbſt, Namens Franz Jacob, ſich habe verlauten laſſen, er ſey der Mann, welcher den König ums Leben bringen würde, wenn er nicht ſchon todt wäre; er halte aber gänzlich dafür, daß ihn ſchon ein anderer ermordet habe.

Ferner brachte man zu Paris in Erfahrung, daß in dem dortigen Jeſuitencollegium allerley ehrenrührige Aufſätze, Anagrammen und Gedichte gegen den Kö-

nig

nig verfertigt worden seyen, die denen nicht unähnlich wären, welche man bey dem Königsmörder Johann Chastel gefunden habe, und dergleichen die Handschriften des Jesuiten Guignard enthielten.

Außerdem wurde bewiesen, daß verschiedene Jesuiten junge Leute verführt, an sich gelockt, und ohne Vorwissen ihrer Eltern hinwegpracticirt hatten, um sie in ferne Länder zu schicken. Ja man machte sogar einem gewissen Johann le Bel, welcher noch kurz vorher das Clermontische Collegium frequentirte, deswegen den Proceß, weil er einen jungen Menschen, der zu Poitiers studierte, und Franz Veron hieß, gegen den Willen seines Vaters, des Herrn Parlementsprocurators Pregent Veron, mit aller Gewalt hatte überreden wollen, den Jesuiten, gegen das ausdrückliche Verbot des Parlements, außerhalb Landes zu folgen. Dieser nemliche le Bel kam hiernächst auch deswegen in Inquisition, weil man verschiedene von den Jesuiten dictirte Abhandlungen und Aufsätze bey ihm fand, die er in ihrem Collegium mit eigener Hand nachgeschrieben und heilig aufbewahrt hatte, weil sie die verdammlichsten Anweisungen zu Verbrechen gegen die Regenten enthielten, und weil darin die abscheuliche Ermordung des hochseligen Königs als eine sehr löbliche That gepriesen wurde, wie aus nachstehendem Parlementsschluß sattsam erhellt.

Extract aus den Protocollen des Parlements.

Nachdem das Parlement den von einem seiner Räthe, auf Ersuchen des, die Stelle des Imploranten vertretenden, königlichen Generalprocurators, erhobenen und instruirten Criminalproceß, gegen Johann le Bel, einen noch unlängst in dem allhier befindlichen Clermontischen Collegium studirenden Schüler, dermalen

len aber in den Gefängniſſen der Conciergerie verhafteten Arreſtanten, in Erwägung gezogen; nachdem hierauf die, ihm, in Betref eines gewiſſen Sendſchreibens und anderer von ihm recognoscirten Schriften, vorgelegten Fragartikel verleſen, das Gutachten des königlichen Generalprocurators darüber eingeholt, hiernächſt auch der beſagte le Bel vor dem besagten Parlement wegen der ihm zur Laſt liegenden Beſchuldigungen verhört und vernommen, ſolchlich alles reiflich und wohl überlegt worden iſt; So ward hierauf für Recht erkannt:

Daß das beſagte Parlement wegen der in dem beſagten Proceß vorkommenden Umſtände, den beſagten le Bel verurtheilt hat und hiermit wirklich verurtheilt, in der Grandchambre des Parlements, und zwar bey voller Verſammlung, in bloßem Hemde, barfuß und mit entblößtem Haupte, in der Hand eine zweypfündige brennende Wachskerze haltend, öffentliche Abbitte zu thun, daſelbſt niederzuknien, und vor jedermann zu bekennen, daß er auf eine eben ſo verwegene als unkluge Art, den auf der Univerſität zu Poitiers ſtudirenden Schüler Franz Veron verführen und verleiten wollen, den ehedem ſogenannten Prieſtern und Schülern des Clermontiſchen Collegiums, und den zu ihrer Geſellſchaft gehörigen Mitgliedern, gegen das ausdrückliche Verbot des beſagten Parlements außerhalb Landes nachzuziehen zu wollen. Ingleichen, daß er die von einigen Mitgliedern der beſagten Geſellſchaft in die Feder dictirten, und von ihm eigenhändig in dem beſagten Clermontiſchen Collegium nachgeſchriebenen Exercitien und Aufſätze höchſt unbeſonnenerweiſe aufbewahrt und bey ſich behalten habe, worin nicht nur die verdammlichſten Anleitungen zu Verbrechen gegen die Regenten enthalten ſeyen, ſondern auch die verruchte

und

und abscheuliche Ermordung König Heinrichs des Dritten, glorreichen Andenkens, gelobt und gepriesen werde; welches alles er nunmehr bereue, und Gott, dem Könige und der Obrigkeit abbitte. Wenn dies geschehen ist, soll er auf Befehl des Parlements immer und ewig aus Frankreich verbannt seyn, wie es ihn denn hiermit wirklich verbannt, und zwar mit dem ausdrücklichen Bedeuten, daß er dies Verbannungsdecret nie übertreten, oder widrigenfalls gewärtigen solle, ohne weitere Umstände und Formalitäten an den Galgen gehangen und erdrosselt zu werden. In Betref seines Vermögens hat das Parlement erklärt, und erklärt es hiermit, daß solches in Beschlag genommen und dem königlichen Fiscus heim gefallen sey, weswegen auch sogleich hundert baare Goldgulden vorläufig davon genommen und zu verschiedenen nothwendigen Reparaturen in der Conciergerie verwendet werden sollen. So geschehen im Parlemente den ein und zwanzigsten März; dem besagten le Bel aber publicirt, und in der Grandchambre des besagten Parlements vollzogen, den zehnten April ein tausend fünf hundert fünf und neunzig.

Hieraus kann man ersehen, wie gerecht das Urtheil war, welches das Parlement über den Königsmörder Johann Chastel und die Jesuiten ergehen ließ, um dadurch den König vor Unglück zu bewahren, die königliche Würde aufrecht zu erhalten, die Staatsverfassung zu schützen und die Wohlfahrt des ganzen französischen Volks zu befördern.

3.

Entsetzliche Geschichte

der verruchten Mordthat, welche gegen den Allerchristlichsten König, Heinrich, den Vierten dieses Namens, König von Frankreich und Navarra, auf Anstiften der Jesuiten von Peter Barriere beabsichtigt wurde.

Ich will Ihnen diese Geschichte von Barriere treulich erzählen, und Sie können mir diesfalls glauben, auf Gefahr meines Vermögens, meines Leibes und Lebens, und meiner Ehre. Denn ich habe dieselbe von einem meiner Freunde, der mein zweytes Ich ist, und gerade zu der Zeit in Melun war, als sich dieser Vorfall daselbst ereignete. Er sprach den Barriere zweymal in Gegenwart seines Richters Lugoli, sah ihn hinrichten, hörte alles und jedes mit an, was er, auf dem Rade liegend, bis zum letzten Augenblick seines Lebens behauptete, hatte das Messer, wovon ich hernach reden werde, selbst in der Hand, und mußte späterhin auf ausdrücklichen Befehl des Königs einen Extract aus den Acten verfertigen, der einem Manifest, welches im ganzen Königreiche verbreitet wurde, zur Grundlage diente. Diesen Extract hat er mir mitgetheilt, und ich habe ihn jetzt vor mir liegen.

Als sich der König mit Gott versöhnt, und einen Waffenstillstand mit denen geschlossen hatte, die damals seine Feinde waren, brach er von Saint Denis auf,

und wollte ſich nach Fontainebleau begeben. Da er nach Melun kam, erhielt er von Ludwig Brancaleon, einem ihm ganz unbekannten italiäniſchen Edelmann, die Nachricht, daß ſich ein gewiſſer Soldat ausdrücklich von Lyon in der Abſicht auf den Weg gemacht habe, ihn ums Leben zu bringen. Er ſolle dies glauben; denn er (Brancaleon) habe dieſen Menſchen nicht nur mit eigenen Augen geſehn, ſondern ſogar im Jakobitenkloſter mit ihm getrunken. Es ſey ein großer handfeſter Kerl, von ſtarkem Gliederbau, habe einen nußbraunen Bart, und trage ein Wamms von Kordouanleder, nebſt pomeranzengelben Gammaſchen. Da der König nicht leicht aus der Faſſung kömmt, aber gleichwohl immer ſehr vorſichtig zu handeln pflegt, ſo ließ er ſich weiter nichts merken, ſondern ſchickte ſogleich nach dem Lugoli, der damals bey dem Hofrichteramte als Oberpolizeyintendant angeſtellt war. Dieſem eröfnete er alles was man ihm geſchrieben hatte, und trug ihm zugleich auf, unter der Hand in der Stadt nachſpüren zu laſſen, ob man vielleicht einen Menſchen wahrnähme, der oben beſchriebenermaßen ausſähe. Noch des nemlichen Tags kam ein Denunciant, und erzählte, er habe zwar ſeinen Mann in der Wohnung des Königs erblickt, da aber noch mehrere Leute um ihn geweſen wären, ſey er ihm ganz unvermuthet wieder aus den Augen entwiſcht. Gott hatte es ſo beſchloſſen, daß er erſt des andern Tags ertappt werden ſollte. Der Böſewicht hatte ſich nemlich in einem Dorfe einquartirt, das aus den Ueberbleibſeln der ehemaligen Vorſtadt Saint Liene beſtand. Da er nun durch das Thor Saint Jean in die Stadt gehen wollte, warf man, nach Maaßgabe der obbeſchriebenen Kennzeichen, Verdacht auf ihn, und nahm ihn in Verhaft. Dies geſchah den ſiebenden und zwanzigſten Auguſt 1593. Lugoli ließ ihn ſogleich ins Gefängniß ſetzen, wo er verhört wurde, und da er

ſich

ſich in ſeinen Ausſagen nicht gleich blieb, dieſe Sache aber gleichwohl von der äußerſten Wichtigkeit war, ſo belegte man ihn an Händen und Füßen mit Ketten. Als ſich Lugoli hinweggegeben hatte, fragte die Frau des Kerkermeiſters, welche Anne Rouſſe hieß, den Gefangenen, was er zu eſſen begehre. Seine Antwort war: er wolle weder eſſen noch trinken, man ſolle ihm lieber Gift bringen. Dieſe Antwort fiel allen, welche ſie mit anhörten, ſehr auf, und hatte die Folge, daß man genauer auf ihn Acht gab. Im nemlichen Gefängniß ſaß unter andern ein Prieſter, welcher ſich Meſſire Pierre l'Hermite nannte, und nach der verdorbenen Lebensweiſe der Prieſter damaliger Zeit, als ein eifriger Anhänger der Ligue unter den Truppen derſelben mit zu Feld gezogen war. Barriere hatte kaum von ihm vernommen, daß ſie beyderſeits der nemlichen Parthey gedient hätten, als er ſich näher mit ihm bekannt machte. Nachdem ſie eine Zeitlang mit einander geſprochen hatten, fragte ihn der Prieſter, ob er nicht etwa ein Meſſer bey ſich habe. Der andere glaubte, dies ſey Waſſer auf ſeine Mühle, und antwortete: Ja! Im nemlichen Nu zog er ein Meſſer aus ſeinen Beinkleidern hervor. Ungefähr zween Zoll lang vom Heft, war die Klinge ſowohl auf der Schärfe als auf dem Rücken nicht im geringſten von einem andern Meſſer unterſchieden, in den nächſten fünf Zollen war es zweyſchneidig wie ein Schwert, und die Spitze war hohl geſchliffen, nach Art eines Dolchs; kurz, es war ein wahres Mordmeſſer, das ſeine Beſtimmung gewiß nicht verfehlt haben würde. Der Prieſter betrachtete es lächelnd, und ſagte, dies Meſſer ſey wohl gut zum Nägelabſchneiden, wenn man es aber bey ihm wahrnähme, würde es ihm unfehlbar das Leben koſten. Barriere bat ihn, es irgendwo zu verbergen. Dies verſprach ihm der Prieſter, und nahm es zu ſich; gleich darauf aber ließ er den Lugoli rufen, er

zählte ihm dieſen Vorfall, und übergab ihm das Meſſer. Lugoli verhörte die Frau des Kerkermeiſters in Betreff des Giftes, den Prieſter wegen des Meſſers, und den italiäniſchen Edelmann in Rückſicht deſſen, was ſich zu Lion ereignet hatte. Am acht und zwanzigſten Auguſt ward der Gefangene dreymal verhört, und aus dieſen Verhören theile ich Ihnen folgendes mit: Sein Name war Pierre Barriere, genannt la Barre, ſein Geburtsort Orleans. Anfänglich trieb er die Beſchäftigung eines Laſtträgers, dann ließ er ſich von einem Capitän Namens la Tour zu allerley Schandthaten gebrauchen, bis er endlich bey einer gewiſſen vornehmen Dame in Dienſt trat. Bey dieſer blieb er ein Jahr. Nachher gieng er als Gendarme unter die Compagnie des Herrn von Albigni, und zog ein Jahr lang für die Ligue zu Feld, bis ihn Herr de la Gueſle, Gouverneur von Iſſoire, wo er ſich einige Tage aufgehalten hatte, zu ſich nahm. Schon zu jener Zeit, wo er ſich bey der vorerwähnten vornehmen Dame aufhielt, war er auf den Einfall gekommen, den König, entweder mit einem Meſſer oder mit einer Piſtole, mitten unter ſeiner Leibwache zu ermorden. Seiner Einſicht nach glaubte er eine ſehr verdienſtliche und Gott gefällige That zu vollbringen, wenn er einen König ums Leben brächte, der einer andern Religion zugethan ſey, als er. Als ihn Herr de la Gueſle wieder fortſchickte, begab er ſich nach Lyon, und erkundigte ſich daſelbſt, bey einigen Ordensgeiſtlichen, ob er nun noch, da der König zu unſrer Religion übergetreten ſey, ihn rechtmäßiger Weiſe ums Leben bringen dürfe. Man antwortete ihm: Nein! Hier ſah er ſich genöthigt, ſeinen Mantel und ein Paar ſeidene Strümpfe zu verkaufen, weil er kein Geld mehr hatte. Von Lyon, ſagte er, ſey er durch Burgund nach Paris gegangen, und als er nach Melun gekommen wäre, habe er die Nacht in ei-

ner

ner Scheune, nicht weit von der Kirche Saint Liéne, zugebracht. Einige Tage zuvor habe er zu Brie-comte-Robert seine Ostern gehalten, und zwar an einem Werktage. Am Hofe des Königs habe er sich bloß in der Absicht eingefunden, einen Herrn zu suchen. Wenn man ihm hinrichte, würden die, welche zu seiner Parthey gehörten, seinen Tod rächen. Das Messer koste ihm funfzehn Sous; er habe es zu Paris und in keiner andern Absicht gekauft, als sich dessen bey Tisch zu bedienen. Das nächstfolgenden Tags ward er zum viertenmal verhört, um über verschiedene Puncte Rede und Antwort zu geben. Bey dieser Gelegenheit sagte er aus: während seines Aufenthalts zu Lyon hätte er die Lieutenantstelle bey dem Marquis von Saint Serlin bekommen können, oder doch wenigstens eine Compagnie leichter Reiter unter seinem Commando; er habe aber keines von beyden gewollt. Lugoli nahm ihn beym Wort, und fragte, wie es denn komme, daß er die Ligue verlassen und einen Herrn am Hofe des Königs gesucht habe, da man ihm doch bey der Ligue eine so ansehnliche Stelle angetragen hätte. Bey dieser Frage verstummte er; endlich erholte er sich aber, und erwiederte, er habe die Sache so erzählt, wie sie sich verholte. Bis jetzt sind vier Zeugen gegen ihn abgehört worden, nemlich: Brancalcon, der zuerst anzeigte, daß Barriere zu Lyon den Vorsatz geäußert habe, den König zu ermorden, und der ihm dies unter die Augen sagte; die Frau des Kerkermeisters, wegen des Gifts; Messire Pierre l'Hermite, wegen des Messers, und Messire Thomas Boucher, Priester zu Brie-comte-Robert, den man von dorther vor Gericht geladen hatte, und welcher aussagte, Barriere habe erst vor acht Tagen bey ihm gebeichtet und des andern Morgens communicirt, auch gegen ihn geäußert, daß er vier Tage vorher zu Saint Denis ebenfalls zur Beichte gegangen sey, übrigens aber kein

Wort davon erwähnt, daß er dem Könige nach dem Leben trachte. Gegen alle dieſe Zeugen, welche ihm unter die Augen geſtellt, und deren Ausſagen in ſeinem Beyſeyn verleſen wurden, hatte er nicht nur nichts einzuwenden, ſondern er geſtand auch, daß ihr Zeugniß der Wahrheit gemäs ſey, bis auf den einzigen Umſtand, daß er dem Brancaleon das Vorhaben, welches er gegen den König im Schilde führte, entdeckt haben ſolle; doch läugnete er nicht, daß er zweymal bey den Jacobiten mit ihm gegeſſen und getrunken habe. Nachdem nun Lugoli die peinliche Klage auf dieſe Art gehörig eingeleitet hatte, deputirte der König, durch eigene diesfalls ausgefertigte Befehle, ſechs Mitglieder ſeines Staatsraths, und unter dieſen zween Präſidenten der oberſten Juſtizſtellen, welche das Verbrechen des Barriere vollends unterſuchen und über ihn nach Urtheil und Recht erkennen ſollten. Daß nicht hinlängliche ja mehr als zu viele Beweiſe vorhanden wären, kraft deren er für ſchuldig erklärt und ſeines Verbrechens überführt werden kann, iſt nicht dem geringſten Zweifel unterworfen; er, welcher das Bekenntniß ablegte, daß er Willens geweſen ſey den König vor ſeiner Bekehrung zu ermorden, und noch nach deſſen Bekehrung vier Ordensgeiſtliche zu Lyon um Rath fragte, ob er ihn rechtmäßigerweiſe ermorden könne; er, dem ein angeſehener Zeuge unter die Augen ſagte, daß er zu eben der Zeit mit ihm getrunken habe, wo er eben im Begrif geweſen ſey, ſich in der vorerwähnten Abſicht am königlichen Hofe einzufinden, und von welchem er dem Könige nach allen Merkmalen, woran man ihn erkannte, beſchrieben worden war; er, den ſein Gewiſſen dergeſtalt quälte, daß er gleich bey ſeinem Eintritt ins Gefängniß ſtatt der Nahrungsmittel bloß Gift begehrte; bey dem man ein Meſſer von obbeſchriebenem Calibre fand; er, ſage ich, der ſeinem Vorgeben zu

Folge

Folge, eine anſehnliche Stelle bey der Ligue bekleidete, ſie freywillig niederlegte, und gleichwohl nach Hofe kam, um wieder Dienſte zu ſuchen. Wirklich ergieng auch am ein und dreyßigſten Auguſt das Todesurtheil über ihn: Man ſolle ihn auf einem Karrn durch die Straßen fahren, und mit glühenden Zangen zwicken, dann nach dem großen Marktplatz bringen, ihm das Mordmeſſer in die rechte Hand geben, und ſie verbrennen; hernach ſolle man ihn auf ein Schaffot legen, und ihm vom Henker die Arme, Schenkel und Beine entzwey ſchlagen laſſen; nach ſeinem Tode ſolle man ſeinen Leichnam in Aſche verwandeln, und dieſe ins Waſſer werfen, ſeine Wohnung niederreißen, und ſeine ſämmtliche Habe im Namen des confiſciren; auch ſolle er, ehe man ihn zum Richtplatz führe, den erſten und zweyten Grad der Tortur bekommen, damit man aus ſeinem eigenen Munde vernehme, wer diejenigen ſeyen, die ihn zu dieſem abſcheulichen Unternehmen verleitet hätten.

Bis jetzt nehmen Sie noch nichts an dieſem Arreſtanten wahr, das den zu Paris befindlichen Jeſuiten zur Laſt fallen könnte, und eben ſo wenig werden Sie bemerken, daß er verrückt geweſen ſey, wie Montagne verbürgen wollte. Er zeigt ſich vielmehr als einen liſtigen Kerl, der ſich auf alle mögliche Art zu vertheidigen ſucht, und von dem ſeine Richter nur erſt nach viermaligem Verhör herausbringen konnten, was ſie von der wahren Beſchaffenheit der Sache wiſſen. Allein an eben dem Tage, wo man ihm ſein Urtheil bekannt macht, deputirt man zween ſeiner Richter nebſt dem Lugoli, welche ihm die Tortur geben laſſen, und ſeine Ausſagen zu Protocoll nehmen ſollen. Als der Böſewicht ſieht, daß es Ernſt wird, bittet er inſtändig, man ſolle ihn doch ja nicht foltern, er wolle gern alles

ausführlich gestehn. Dem zufolge bekräftigte er alles was sich zu Lyon ereignet hatte, auf eben die Art, wie es dem Könige vom Brancaleon vorgetragen worden war. Er bekannte nemlich, daß er während seines Aufenthalts in jener Stadt mit vier Ordensgeistlichen, einem Carmeliter, Jacobiten, Capuziner und Jesuiten, gesprochen, mit ihnen den Plan zu Ermordung des Königs gemeinschaftlich verabredet, und Tags darauf, als an Mariähimmelfahrt, in dieser Absicht sich auf den Weg gemacht habe. Bey seiner Ankunft zu Paris, habe er sich in der Straße de la Huchette einquartirt, und sich erkundigt, wer wohl unter der dortigen Geistlichkeit am eifrigsten der Ligue zugethan sey. Als man ihm den Pfarrer zu Saint André-des-Arts genannt habe, sey er sogleich zu ihm gegangen, und habe ihm sein Vorhaben entdeckt. Der Pfarrer hätte es sehr gebilligt, ihm zu trinken vorgesetzt und gesagt, er werde sich auf diese Art nicht nur sehr berühmt machen, sondern auch das Paradis erwerben; ehe er aber sein Vorhaben ins Werk setze, solle er erst mit dem Rector der Jesuiten darüber sprechen, welcher ihm sagen werde, wie er sich hierbey zu verhalten habe. Er sey demnach zu ihm gegangen und habe von ihm vernommen, daß er erst vor drey Wochen zum Rector ernannt worden wäre. Nach vielen Höflichkeitsbezeugungen, hätte er zu ihm gesagt, er habe einen sehr frommen und gottseligen Entschluß gefaßt; er solle nur gutes Muths seyn, fest dabey beharren, zur Beichte gehen, und seine Ostern halten. Dann habe er ihn mit auf sein Zimmer genommen, und eingesegnet. Des folgenden Tags habe er einen Jesuiten gebeichtet, aber nichts von seinem Vorhaben gesagt, und gleich darauf im Jesuitencollegium das Corpus Domini empfangen. Hiernächst habe er auch noch mit einem andern Jesuiten gesprochen, welcher zu Paris als Prediger angestellt sey, und bisweilen,

len ſtark auf der Kanzel gegen den König losziehe. Auch dieſer habe ſeinen Vorſatz für ſehr verdienſtlich und heilig erklärt. Hierauf habe er denn das Meſſer gekauft, welches der Obrigkeit überliefert worden ſey, und die Spitze dran ſchleifen laſſen, welche man noch jetzt an demſelben wahrnähme. Nachher habe er Paris verlaſſen und ſich nach Saint Denis, den damaligen Aufenthaltsorte des Königs, begeben, feſt entſchloſſen ihm in der Kirche das Leben zu rauben. Als er aber geſehen habe, daß der König die Meſſe ſo gar andächtig mit anhöre, habe er ſeinen Vorſatz unmöglich ausführen können; denn es ſey ihm nicht anders zu Muthe geweſen, als ob ihm die Arme und alle Gliedmaßen gelähmt wären. Dann ſey er ihm nach Fort de Gournay, und von da nach Brie-comte-Robert gefolgt, wo er gebeichtet und das heilige Abendmal empfangen habe. Dort würde er den König, der ganz nahe an ihm vorbeygegangen ſey, unfehlbar ermordet haben, wenn er ihm nicht im nemlichen Augenblick entwiſcht wäre, wo er das Meſſer aus den Beinkleidern hervorholen wollen. Nun ſey er denn endlich nach Melun gekommen, wo man ihn in Verhaft genommen habe. Seine Richter ſtellten ihm vor, es ſey ja doch eine ganz erſchreckliche Sünde, daß er zweymal das Sacrament des Altars empfangen habe, während er mit dieſen ruchloſen Gedanken beſchäftigt geweſen ſey; ob er denn nicht bedacht habe, daß er ſich dadurch der ewigen Verdammniß ſchuldig mache? Hierauf erhob er die Stimme und ſagte: ſonach ſey er freylich ein ſehr unglücklicher Menſch; er danke Gott, daß er ihn verhindert habe dieſe böſe That zu vollbringen. Nun las man ihm ſeine Ausſagen vor, die er nochmals bekräftigte; Ausſagen, müſſen Sie wiſſen, die er ganz frey und ungezwungen ablegte, ohne daß man nöthig hatte, ſich nur ein einziges mal der Fitſchel zu bedienen. Ob-

ne Weiteres wurde er nunmehr zum Richtplatz geführt. Als er das Schaffot bestiegen hatte, fodert ihn Lugoli nochmals auf, die Wahrheit zu bekennen, sich aber dabey wohl zu hüten, daß er niemanden fälschlich beschuldige. Er antwortete: alles was er in der Marterkammer gesagt habe, sey wahr, und er bitte es Gott, dem Könige und der Obrigkeit ab. Hierauf brannte man ihm die rechte Hand ab, schlug ihm die Arme, Schenkel und Füße entzwey, und legte ihn aufs Rad. Die Richter hatten hierbey die Absicht, ihn seine Quaal so lange dulden zu lassen, bis er seine Mitschuldigen anzeigen würde. Als man ihn endlich nochmals befragte, ob er denn gar nichts mehr zu sagen habe, das ihn auf dem Gewissen drücke, gab er zur Antwort, alles was er bekennt habe sey Wahrheit, und er wisse nichts mehr hinzuzusetzen als nur dies, daß zwey Priester, welche schwarze Kleider trügen, in der nemlichen Absicht von Lyon abgereißt wären, er habe ihnen aber zuvorkommen und die Ehre allein davon tragen wollen; zugleich bitte er seine Richter demüthigst, sie möchten doch nicht gestatten, daß seine Seele durch die Leiden seines Körpers zur Verzweiflung getrieben würde. Auf dieses Wort traf Lugoli die Verfügung, daß ihn die andern Richter erdrosseln ließen. Des folgenden Tags ward sein Körper verbrannt, und die Asche in den Fluß geworfen. Nach dieser Execution, welche Dienstags den ein und dreyßigsten August vollzogen wurde, brachten einige Bürger von Melun (denn wegen des Waffenstillstands gestatteten beyde Partheyen, daß man ungehindert hin und her reisen durfte) die Nachricht mit, sie hätten am vorhergehenden Sonntage den Jesuiten Commolet zu Paris predigen hören, der am Schluß seines Sermons die Zuhörer ermahnt habe, nur noch eine ganz kurze Zeit in Geduld zu stehen: denn ihr werdet sehen (sprach er) daß Gott

binnen

binnen wenig Tagen ein ganz beſonderes Wunder wirken wird; ihr werdet es ſehen; ja ihr könnt ſogar für bekannt annehmen, daß es ſich ſchon wirklich ereignet habe! Dieſe Worte, welche mit lauter und vernehmlicher Stimme vor einer groſſen Menge Leute geſprochen wurden, die es bezeugen konnten, ließen den Richtern keinen Zweifel mehr übrig, daß alles was Barriere ausgeſagt hatte die reine Wahrheit ſey.

Obiger Aufſatz iſt ſeinem ganzen Inhalt nach aus einer Schrift genommen, die den Titel führet: Portraict de la Pyramide, imprimé à Paris par Jean le Clerc, ruë S. Jean-de-Latran, à la Salamandre

1601

Avec Privilége du Roy.

Kurzgefaßte Geſchichte

des Criminalproceſſes gegen Johann Chaſtel, nebſt dem über ihn und über die Jeſuiten ergangenem Endurtheil; worin man zugleich eine ausführliche Nachricht von der Pyramide findet, welche zu Paris vor dem Hauptthor des Parlements errichtet und wieder zerſtört worden. Extrahirt aus No. 9033 der auf der königlichen Bibliothek befindlichen Bethuneſchen Handſchriften.

Dienſtags, den ſieben und zwanzigſten December, im Jahr ein tauſend fünf hundert vier und neunzig, am

Feſte

Feſte Sanct Johannis des Evangeliſten, Abends zwiſchen fünf und ſechs Uhr, als der König im Gardiſtenſaal ſeines Schloſſes, welches das Louvre genannt wird, auf und ab ſpazierte, näherte ſich ihm Herr von ... der ihm ſeine Ehrfurcht bezeugen wollte, ſich zu dem Ende auf das Knie niederließ, und, in der Abſicht einen ſeiner Stiefel zu umfaſſen, eine tiefe Verbeugung machte. Da ſich nun der König ebenfalls verbeugte, ihn umarmen und von der Erde aufheben wollte, geſchah es, daß der unſelige Chaſtel (welcher ſich unvermerkt in das Schloß geſchlichen hatte, und ſogar in den vorerwähnten Gardiſtenſaal gekommen war) ſeine Zeit erſah, ſich unter die Prinzen und Herrn miſchte, welche ſich um den König her drängten, und ihm mit einem Meſſer einen Stich ins Geſicht verſetzte, der Seine Majeſtät an der Lippe verwundete und einen Zahn zerbrach; worauf er das Meſſer fallen ließ und die Flucht ergrif. Sobald der König den Stich ſpürte, ſagte er zu dem Herrn, welcher ihm ſeine Ehrfurcht bezeugt hatte: Ha! Vetter, du haſt mich verwundet! Als der beſagte Herr dieſe Worte vernahm, warf er ſich dem König zu Füßen, und ſprach: Das wolle Gott nicht, Sire, daß ich Euer Majeſtät nur anrühren, geſchweige verwunden ſollte! Ich habe weiter keine Waffen bey mir, als dieſen Degen, den ich da an der Seite trage. Dieſer Vorfall ward ſogleich überall ruchtbar, und erregte, nicht nur im Louvre, ſondern in der ganzen Stadt Paris einen erſchrecklichen Lerm. In der Geſchwindigkeit wurden alle Thore und Ausgänge des Louvre verſchloſſen und mit doppelten Wachten beſetzt; mittlerweile fand man das Meſſer, womit der König verwundet worden war, und da der Böſewicht, welcher die That begangen hatte, weder aus noch ein wußte, ward er ebenfalls erwiſcht. Als man ihn in Verhaft genommen

men hatte und ſeine Taſchen durchſuchte, fand man auch die Scheide bey ihm die zu dem Meſſer gehörte, womit er dem Könige den Stich verſetzt hatte. Da er ſich nun in Verhaft ſah, dem königlichen Oberhofrichter übergeben, und von ihm verhört wurde, geſtand er die That, und ſagte mit Freyheit: er habe Wort gehalten und ſein Verſprechen erfüllt, ob ihm gleich ſein Vorhaben nicht ganz gelungen ſey.

Des folgenden Tags, am acht und zwanzigſten December, verſammelte ſich das Parlement in ſeinem Palais, und ließ auf Anſuchen des königlichen Generalprocurators einen Beſchluß ergehn, kraft deſſen es den Criminalproceß, welchen der königliche Oberhofrichter gegen den beſagten Johann Chaſtel erhoben hatte, vor ſeinen Richterſtuhl zog, zugleich auch Befehl gab, daß der Beklagte auf Veranſtaltung des Generalprocurators unter ſicherer und hinlänglicher Bedeckung ohne den geringſten Verzug in die Conciergerie geführt und die Criminalacten in die Parlementscanzley gebracht werden ſollten, damit man dieſe letztern ſogleich fortſetzen, und den Proceß gegen den Beklagten, wie auch deſſen Mitſchuldige, Anhänger und Helfershelfer auf das ſträflichſte beſchleunigen und zu Ende bringen könne.

Gleich darauf ward der Beklagte nebſt ſeinem Vater Peter Chaſtel, ſeiner Mutter Dionyſia Hazard und Meſſire Jean Guecet, einem Jeſuitenprieſter, in die Conciergerie geführt, nachdem der Oberhofrichter bereits die gerichtliche Haft gegen alle dieſe Perſonen erkannt hatte, und zwar nach Maaßgabe der ihnen zur Laſt liegenden Beſchuldigungen, der am vorhergehenden Tage angeſtellten Unterſuchungen, und des mit dem Johann Chaſtel vorgenommenen Verhörs; welcher letztere nun über die aus den Anklagen, Beſchuldigungen

und

und Unterſuchungen entſpringenden Umſtände vor dem beſagten Parlement nochmals vernommen wurde.

Verhörartikel.

Wurde gefragt, nach ſeinem Taufnamen, Zunamen, Alter, Stand:, und Wohnort.

Sagte: er nenne ſich Johann Chaſtel, als Sohn des Peter Chaſtel, eines Tuchhändlers, welcher vor der großen Thorfahrt des Parlementshauſes wohne, und der Dionyſia Hazard, deſſen Ehefrau; ſey ein Schüler der auf der Univerſität zu Paris ſtudiere; gehe in das neunzehnte Jahr; beſitze weder Rang noch Charakter.

Wurde gefragt, wo er ſtudiert habe, und wer ſeine Lehrer geweſen wären.

Sagte: er habe den ganzen wiſſenſchaftlichen Curſus bey den Jeſuiten gehört, und zwar im Clermontiſchen Collegium, in der Straße Saint Jacques, ſein Lehrer und Regens ſey Pater Gueret geweſen, welcher ihn unterrichtet habe.

Wurde gefragt, wo er am vorhergehenden Tage, am ſieben und zwanzigſten December Abends fünf Uhr geweſen ſey.

Sagte: er ſey im Louvre geweſen.

Wurde gefragt, was er in beſagtem Louvre zur beſagten Stunde zu thun gehabt habe.

Sagte: er habe darauf gewartet, daß der König zurückkommen ſolle.

Wurde gefragt, in welcher Abſicht er auf den König gewartet, und was er bey Seiner Majeſtät gewollt habe.

Sagte:

Sagte: er habe ihn deswegen erwartet: weil er ihn ermorden wollen; habe ihn aber nur verwundet.

Wurde gefragt, was ihn denn zu dieſem ruchloſen und abſcheulichen Entſchluß bewogen habe.

Sagte: dies, daß der König nicht eher in den Schoos der Kirche gehöre, bis ihn der Pabſt anerkannt habe, und weil es nach der Lehre des Pater Mariana, welche aus der heiligen Schrift gezogen ſey, erlaubt wäre Könige zu tödten.

Wurde gefragt, wie er denn zu dieſer ganz abſcheulichen und grundfalſchen Lehre gekommen ſey.

Sagte: dies habe er ſchon beantwortet, auch mit ſeinen eigenen Augen geſehen und bemerkt, wie er bereits geſagt habe.

Wurde gefragt, ob er ſein boshaftes Vorhaben ſeinem Vater, ſeiner Mutter und ſeinem Lehrer, dem beſagten Gueret, eröfnet habe.

Sagte: er habe weder mit ſeinem Vater noch mit ſeiner Mutter, noch mit dem beſagten Gueret davon geſprochen, und dieſe Lehre ſey ja allgemein bekannt.

Hierauf zeigte man ihm das Meſſer nebſt der Scheide, welche man ihm bey ſeiner Verhaftung abgenommen hatte.

Er erkannte das Meſſer für das ſeinige, und ſagte, es ſey das nemliche womit er den König im Geſicht verwundet habe.

Wurde gefragt, wo er dies Meſſer bekommen habe.

Sagte: er habe es auf freyer Straſſe von einem Krämer gekauft, und vier Sous dafür bezahlt.

Wurde

Wurde gefragt, ob er denn diesen Krämer, von dem er das Messer gekauft habe, nicht kenne, und ob er ihm gesagt habe, was er damit machen wolle.

Sagte: er kenne den besagten Krämer nicht, weil er ihm nur ein einziges mal zu Gesicht gekommen sey, als er das Messer von ihm gekauft habe; er habe ihm auch nicht gesagt, was er damit machen wolle.

Da man seinen Vater und seine Mutter, alsdann auch den besagten Gueret, nach der Reihe mit ihm confrontirte, und sie in Betref der oberwähnten Thatsache verhörte, agnoscirte Johann Chastel sie alle drey, und sagte, er habe weder seinen Eltern noch dem besagten Gueret sein Vorhaben entdeckt.

Der besagte Peter Chastel und dessen Eheweib Dionysia Hazard, erkannten ebenfalls den Johann Chastel für ihren Sohn, und sagten gleichfalls aus, er habe ihnen weder sein unseliges Vorhaben entdeckt, noch je etwas gesagt, woraus sich dasselbe vermuthen lassen. So gestand auch der besagte Gueret ein, dieser nemliche Johann Chastel habe bey den Jesuiten im Clermontischen Collegium studirt, und er sey dessen Lehrer gewesen; aber niemals habe er ihm eine so abscheuliche Lehre vorgelegt oder ihn darin unterrichtet, auch überhaupt ihm keine bösen Grundsätze beygebracht; und von seinem ruchlosen Vorhaben habe Johann Chastel nie das mindeste gegen ihn geäußert.

Dem zufolge mußten die Zeugen ihre Aussage nochmals wiederholen, bey welcher sie auch beharrten; und als man sie mit dem Beklagten confrontirte, fand er nichts an ihnen auszusetzen, weil er sie nicht kannte, und weil sie die reine Wahrheit gesagt hatten, welches auch der Beklagte selbst eingestand, wie aus den Antworten erhellt,

erhellt, welche er in allen seinen Verhören auf die vorgelegten Fragen ertheilte.

Urtheilsvollstreckung.

Des nemlichen Tags, an welchem dem besagten Johann Chastel sein Urtheil angekündigt worden war, führte man ihn Nachmittags um zwey Uhr in die Marterkammer, wo er im Beyseyn der Commissarien und Deputirten des ersten und zweyten Grad der Tortur bekam. Er blieb bey den nemlichen Antworten, Aussagen und Vernehmungen, welche man während des Processes von ihm vernommen hatte, nur fügte er noch hinzu, er habe die Jesuiten oft sagen hören, es sey nicht erlaubt, daß man tyrannische Regenten am Leben lasse; auch sagte er ferner, er glaube bey Gott Gnade und Barmherzigkeit wegen seiner Sünden zu erlangen, und bitte ihn, nur um Geduld, damit er die schweren Leiden und Qualen, die ihm zur Verherrlichung seines allerheiligsten Namens auferlegt würden, ertragen könne. Als man ihn von der Folter befreyt hatte, und ihn eine Zeitlang ausruhen ließ, damit er sich wieder erholen sollte, verlangte er sein Beichtvater zu sprechen. Zu diesem sagte er sehr wehmüthig, er müsse leider gestehn, daß ihn seine Martern sehr ungeduldig machten; er bitte Gott, daß er ihm und seinen Verfolgern verzeihen wolle. Man führte ihn in die Kapelle, wo er ungefähr eine Stunde zubrachte. Nachdem Verlauf dieß ward er aus dem Kerker geholt, auf einen Karrn gesetzt, und vor die große Thür der Liebfrauenkirche gefahren, wo er öffentliche Kirchenbuße that. Von da führte man ihn auf den Greveplatz, und nachdem er das zu dieser Absicht errichtete Schaffot bestiegen hatte, mußte er niederknien, und zwar so, daß er das Crucifix sehen konnte. Sodann band ihm der Scharfrichter das Mes-

ser, womit er den König verwundet hatte, in die rechte Hand, legte den Arm auf einen Klotz, der zu dem Ende in Bereitschaft stand, und hieb ihm die Hand mit einem Beile auf einen Streich dicht am Gelenk ab. Hierauf steckte er den Arm, damit das Blut nicht umher laufen sollte, in ein Säckchen, das mit Asche und Kleyen angefüllt war. Dem zunächst brachte man ihn auf ein anderes nicht gar zu hohes Schaffot, legte ihn hier zwischen zween in die Erde gerammelten Pfählen auf den Rücken, und band ihm vier Riemen, die an den Hälsen von vier Pferden befestigt waren, um die Arme und Füße. In dieser Lage ward er an den Armen, Schenkeln und Füßen, achtmal mit glühenden Zangen gezwickt. Als dies vorbey war, hieben einige Kerls mit Peitschen gewaltig auf die Pferde los, an welchen seine Gliedmasen befestigt waren. Sie zogen ihn mehrmals hin und her, standen aber hernach wieder still. Endlich ward sein Körper zerrissen, und in vier Viertel zerstückelt. Diese vier Viertel nebst dem Kopf und den übrigen Theilen des Leichnams, wurden auf einen neben dem Schaffot errichteten Scheiterhaufen gelegt, und zu Asche verbrannt. Nachher nahm der Scharfrichter eine Schaufel und warf die Asche in die Luft, daß sie der Wind zerstreute. Auf diese erbärmliche Art mußte der besagte Johann Chastel sein Leben beschliessen. Sein Vater und seine Mutter wurden noch des nemlichen Tags vor das Thor Saint Jacques geführt, und aus der Stadt verwiesen, mit dem ausdrücklichen Bedeuten, sich ohne den geringsten Verzug aus dem Königreiche zu entfernen, oder zu gewärtigen, daß man sie widrigenfalls mit dem Tode bestrafen werde.

Des nächstfolgneden Tags, am dreyßigsten December des oberwähnten Jahrs, wurde den Priestern und Schülern der sogenannten Gesellschaft Jesu, der

gegen

gegen ſie ergangene Parlementsſchluß ebenfalls inſinuirt und in Abſchrift zugeſtellt. Zu dem Ende begab ſich der oberſte Huiſſier des Parlements, welcher, damit ſie nicht etwa vorwenden möchten, es ſey ihnen nichts zu wiſſen gethan worden, noch zween andere Huiſſiers des nemlichen Parlements als Zeugen bey ſich hatte, in das Clermontiſche Collegium, und deutete ihnen an, den Inhalt jenes Beſchluſſes unverzüglich zu befolgen, oder die darin gedrohte Strafe zu gewärtigen. Die beſagten Prieſter wollten ſich das Anſehen gehorſamer Unterthanen geben, und machten ſich gleich des andern Tags auf den Weg. Es ward ihnen erlaubt, ihre Kleidungsſtücke mitzunehmen, von dem Kirchengeräthe aber nur ſo viel, als ſie zum Meßleſen nöthig hatten. Alles übrige mußten ſie zurücklaſſen, damit darüber nach Maaßgabe des Parlementsſchluſſes diſponirt würde.

Als das Urtheil vollſtreckt worden war, und die Jeſuiten Paris verlaſſen hatten, ſetzte man ſogleich die Maurer und andere Handwerksleute in Arbeit, welche das vor der großen Thorfahrt des Parlementshauſes ſtehende Haus *) des mehr erwähnten Chaſtel zerſtören und einreißen mußten. Es ward völlig der Erde gleich gemacht, ſo daß nichts mehr übrig blieb als der Platz wo es geſtanden hatte, und dieſer ward auf eben die Art gepflaſtert wie eine Straße. Da nun dieſe Begebenheit auf immerwährende Zeiten merkwürdig blieb, und da man die ungeheure That, wozu der beſagte Chaſtel durch die Irrlehren und gottloſen Grundſätze der Jeſuiten verleitet worden war, auch den Nachkommen bekannt zu machen wünſchte; ſo errichtete man auf dem nemlichen

*) Dieſes Haus ſtand auf der Stelle, welche jetzt der Barnabitenplatz genannt wird, und an die Straße de la Vieille Drapperie ſtößt; gerade der großen Thorfahrt des Parlementshauſes gegenüber.

Platze, wo das besagte Haus gestanden hatte, eine hohe Pyramide. Diese war sehr künstlich gearbeitet, mit vortrefflichen Statuen geziert, und auf jeder Seite mit einer Platte von schwarzem Marmor belegt, worauf folgende Inschriften mit vergoldeten Buchstaben angebracht waren; nemlich:

Auf der Seite gegen Mittag.

Quod sacrum, votumque sit memoriae, perennitati, longaevitati, salutique, maximi, fortissimi et clementissimi Principis Henrici IV, Galliae et Navarrae Regis Christianissimi

Audi Viator, sive sis extraneus,
Sive incola Urbis quoi Paris nomen dedit.
Hic alta quae sto Pyramis, domus fui
Castella, sed quam diruendam funditus
Frequens Senatus crimen ultus censuit.
Huc me redegit tandem herilis filius,
Malis magistris usus et schola impia
Sotericum cheu nomen usurpantibus
Incestus, et mox parricida in Principem
Qui nuper urbem perditam servaverat
Et qui favente saepe victor numine
Dellexit ictum audaculi sicarii
Punctusque tantum est dentium septo tenus.
Abi viator, plura ne vetat loqui
Nostrae stupendum Civitatis dedecus.

D. i. Dem immerwährenden unvergänglichen Andenken, der langwierigen Lebensdauer, und Wohlfahrt des Durchlauchtigsten, Großmächtigsten und Gnädigsten Fürsten und Herrn, Heinrich des Vierten, Allerchristlichsten Königs von Frankreich und Navarra, geweiht und gewidmet.

Hör

Hör an, der du allhier vorübergehſt,
Du ſeyſt ein Fremder, oder aus Paris!
Ich Pyramide war einſt Chaucis Haus,
Das alter der verſammelte Senat
Nach Urtheil und nach Recht zerſtören ließ.
Die Schuld lag an des Eigenthümers Sohn,
Der ſchlechten Lehrern in die Hände fiel,
Und ſich zu der verrufnen Secte hielt,
Die letzter! ſich nach Jeſu Namen nennt.
Pluriſch under war er ſelbſt, nun wollt' er auch
Den Jeſuiten werden, welcher dieſe Stadt
Zuletzt ihrem nahen Untergang entriß,
Und unter Gottes abermal'gem Schutz
Des frechen Meuchelmörders Stoß vermied,
So daß er ihn nun vor die Zähne traf.
Sieh Wandrer nun, zur Schande dieſer Stadt
Sagt' ich dir mehr, als du zu wiſſen brauchſt.

Auf der nemlichen Seite.

Quae trahit a puro fua nomina Pyramis igne,
Ardua barbaricas olim decoraverat urbes,
Nunc decori non eſt, ſed criminis ara piatrix.
Omnia non flammis pariter purgantur et undis,
Hic tamen eſſe pius monumentum inſigne Senatus
Principis incolumis ſtatuit, quo ſoſpite, caſum
Nec metuet pietas, nec Res grave publica damnum.

„Sie, die vom Feuer ihren Namen hat,
Die Pyramide, ſonſt der Städte Zier,
Dient hier zum Altar, wo das Laſter büßt;
Zwar brennts kein Feuer, wäſcht's kein Waſſer ab,
Doch weihte dieſes Denkmal der Senat
Der Rettung eines Königs, der den Staat
Und die Religion vor Unfall ſchützt.

Auf der Seite gegen Mittermacht.

D. O. M.

Pro ſalute Henrici IV. clementiſſimi ac fortiſſimi Regis, quem nefandus parricida, perniciosiſſimae factionis haereſi peſtifera imbutus, quae nuper abominandis ſceleribus pietatis nomen obtendens, unctos Domini, vivaſque Majeſtatis ipſius imagines occidere populariter docuit, dum confodere tentat, coeleſti numine ſceleſtam manum inhibente, cultro in labrum ſuperius delato, et dentium occurſu feliciter retuſo, violare auſus eſt. Ordo ampliſſimus ut vel conatus tam nefarii poenae terror, ſimul et praeſentiſſimi in Optimum Principem ac Regnum, cujus ſalus in ejus ſalute poſita eſt, divini favoris apud poſteros memoria extaret, monſtro illo, admiſſis equis membratim diſcerpto, et flammis ultricibus conſumpto, aedes etiam unde prodierat, heic ſitas, funditus everti, et in earum locum, ſalutis omnium ac gloriae ſignum erigi decrevit.

IIII. Non. Ian. Ann. Sol. M. D. XCVI.

„Dem Allgütigen Allerhöchſten Gott.

Für die Erhaltung des Allergnädigſten und Großmächtigſten Königs Heinrich des Vierten, welchen ein vermaledeiter Mörder, der in den ſeelenverderblichen ketzeriſchen Grundſätzen jener höchſtgefährlichen Rotte, welche unlängſt unter dem Schein der Frömmigkeit die abſcheulichſten Verbrechen begieng, und öffentlich lehrte, daß man die Geſalbten des Herrn, die leiblichen Ebenbilder ſeiner Majeſtät, ermorden dürfe, unterrichtet war, zu verwunden wagte, deſſen verruchtes Hand aber der Allerhöchſte Einhalt that, ſo daß das Meſſer nur die Oberlippe berührte, und, weil es die Zähne traf, zum größten Glück abprallte. Zur abſchreckenden Warnung für ähnliche Verbrecher,

brecher, zugleich aber auch zu einem immerwährenden Denkmal der besondern Gnade, welche Gott dem besten Fürsten und dem ganzen Reiche, dessen Wohlfahrt mit der seinigen unzertrennbar verbunden ist, erzeigte, ließ das Parlement, nachdem vorher jenes Ungeheuer von Pferden zerrissen, und von rächenden Flammen verzehrt worden war, das Haus worin es einst das Licht der Welt erblickte, von grundaus zerstören, und an der Stätte, wo es gestanden hatte, das Zeichen unsers Heils und unserer glorreichen Erlösung, errichten.

Den zweyten Januar 1596.

Ingleichen.

Ex S. C.

Heic domus immani quondam fuit hospita monstro.
Crux ubi nunc cellum tollit in astra caput:
Sanciit in miseros poenam hanc sacer Ordo Penates,
Regibus ut scires sanctius esse nihil.

Auf Befehl des Senats.

Hier stand vor Zeiten das Haus des königsmörderischen Unthiers,
Hier wo nunmehr dies Kreuz hoch in die Luft sich erhebt;
Seiner Penaten Schicksal ist traurig, und diene zur Warnung!
Denn die Gesalbten des Herrn greift man nicht unbestraft an.

Auf der Seite gegen Morgen.

D. O. M.

Quum Henricus Christianissimus Francorum et Navarrorum Rex, bono Reipublicae natus, inter caetera

victoriarum exempla, quibus tam de Tyrannide Hispanica, quam de ejus factione, priscam hujus regni Majestatem justis ultus est armis, etiam hanc urbem ut reliquas regni hujus pene omnes recepisset, ac denique, felicitate ejus intestinorum Franciae nominis hostium furorem provocante, Ioannes Petri filius Chatellus, ab illis submissus, sacrum Regis caput cultro petere ausus esset, praesentiore temeritate, quam feliciore sceleris successu; Ob eam rem ex amplissimi Ordinis Consulto, vindicato perduellione, diruta Petri Chastelli domo, in qua Ioannes, ejus filius, inexpiabile nefas designatum, patri communicaverat, in area aequata hoc perenne monumentum erectum est, in memoriam ejus diei, in quo seculi felicitas inter vota et metus Urbis, liberatorem regni, fundatoremque publicae quietis, a temeratoris infando incepto, regni autem hujus opes atrius ab extremo interitu vindicavit, pulso praeterea tota Gallia hominum genere, novae ac malefícae superstitiones, qui Rempublicam turbabant, quorum instinctu parricidalis adolescens dirum facinus instituerat.

Dem Allgütigen Allerhöchsten Gott.

Als Heinrich der Allerchristlichste König von Frankreich und Navarra, der geborne Beförderer des allgemeinen Wohls, unter andern herrlichen Siegsthaten, wodurch er diesem Reiche, während des gerechten Kampfs gegen die Tyrannei der Spanier und ihres Anhangs, wieder zu seinem vormaligen Glanz und Ansehn verhalf, sich die Hauptstadt, so wie fast alle zu seinem Reiche gehörigen Städte wieder unterwürfig gemacht hatte, ergrimmten die hie und da im Lande befindliche Feinde des französischen Namens dergestalt über sein Waffenglück, daß sie den Sohn des Peter Chastel, Namens Johann, aufhetzten,

ten, ihm das Leben zu nehmen, und dieſer wagte es auch wirklich nach der geheiligten Perſon des Königs mit einem Meſſer zu ſtechen, wodurch er aber nicht ſowohl ſeine ruchloſe Abſicht erreichte, als vielmehr einen Beweis ſeiner gränzenloſen Verwegenheit gab: deswegen fand ſich das hochanſehnliche Parlement, nachdem es vorher die Verfügung getroffen hatte, daß das Verbrechen der beleidigten Majeſtät gehörig beſtraft, und das Haus des Peter Chatel, worin ihm ſein Sohn Johann ſein unverzeihliches Vorhaben bekannt machte, von grund aus zerſtört werden, bewogen, hier dieſes Denkmal zur immerwährenden Erinnerung jenes merkwürdigen Tags errichten zu laſſen, an welchem Frankreichs Schutzengel, zu eben der Zeit, wo die Einwohner dieſer Stadt zwiſchen Furcht und Hofnung ſchwebten, den Befreyer des Reichs, den Wiederherſteller der öffentlichen Ruhe, gegen die Frevelthat des Mörders ſchützte, und den ohnehin ſchon ſehr verminderten Wohlſtand des Landes vor dem gänzlichen Verfall bewahrte; wobey zugleich erinnert zu werden verdient, daß man jene Gattung von Menſchen aus ganz Frankreich vertrieb, die eine ganz neue Art von boshaften Aberglauben einführet, das Gemeinweſen zerrüttet, und jenen unglücklichen Jüngling zu der verruchten That verleitet hatten, worüber er zum Schlachtopfer ward.

Auf der andern Seite.

S. P. Q. P.

Extinctori peſtiferæ factionis Hiſpanicæ, incolumitati ejus, et vindictæ parricidii lætus, Majeſtatique ejus devotiſſimus.

Duplex poteſtas iſta fatorum fuit,
Gallis ſalvti quod foret, Gallis dare:
Servare Gallis, quod dedillent optimum.

Der Senat und das Volk zu Paris.

Dem Vertilger der gefährlichen Rotte, widmeten dies, aus Freude über Dessen Erhaltung und über den bestraften Königsmord, Sr. Majestät Unterthänigste.

Des Schicksals Macht bewirkt' ein doppelt Resultat;
er gab dem Gallier was er zum Wohl bedarf,
erhielt ihm auch das Beste was es ihm verlieh.

Diese Pyramide blieb bis zum Jahr ein tausend sechs hundert und vier ganz unversehrt auf dem nemlichen Platz stehn, wo man sie errichtet hatte. Um diese Zeit aber wußten es die Jesuiten durch alle nur erdenkliche Kunstgriffe so einzuleiten, daß ihnen König Heinrich der Vierte die schriftliche Erlaubniß ertheilte, sich wieder in Frankreich niederzulassen. Sie machten sich anheischig, hinführo bloß als Weltgeistliche zu leben, sich nie wieder mit dem öffentlichen oder Privatunterricht zu befassen, auch von ihren academischen Rechten weder mittelbar noch unmittelbar den geringsten Gebrauch zu machen, wie und auf was für Art solches immer geschehen könne. Im Gegentheil versprachen sie vielmehr, sich der Pariser Universität zu unterwerfen, mit welcher sie ehedem unaufhörliche Händel hatten, weil es nach den französischen Gesetzen so eingeführt ist, daß die Ordensgeistlichen sich einzig und allein nach den Vorschriften ihrer Obern und Vorgesetzten richten, die zu dem nemlichen Orden gehören, und denen sie vermöge ihrer Gelübde zu gehorchen verbunden sind. Hierauf pflegen die Jesuiten noch weit strenger als alle andern Ordensleute zu halten, denn sie wollen schlechterdings sonst niemanden für ihre Obrigkeit erkennen, als ihren General.

Es iſt bekannt, daß die Jeſuiten auf Anrathen und Empfehlung Pabſt Pauls des Vierten, der aus dem Hauſe Caraffa ſtammte, nach Frankreich kamen. Demungeachtet wollte ſie die gallicaniſche Kirche nie für ihre Mitglieder erkennen, noch in ihren Schooß aufnehmen, wie ſie denn ſolches auch noch heutiges Tages nicht thut. Alle Geiſtlichen im ganzen Königreiche ſetzten ſich einmüthig darwider.

Im Jahr 1561 wendeten ſie ſich an die Verſammlung, welche unter der Regierung Karls des Neunten zu Poiſſy gehalten wurde. Vorher erbettelten ſie die Protection der beyden, ungemein viel vermögenden, Kardinäle von Lorraine und von Tournon, wie ſie denn überhaupt die Geſchicklichkeit beſitzen, ſich bey großen und mächtigen Perſonen auf eine liſtige Art einzuſchmeicheln. Da ſie nun eine ganz andere Geſtalt annahmen, ſich von der wahren Abſicht ihrer Ordensregel gar nichts merken ließen, ſondern bloß begehrten als arme Studierende in Paris aufgenommen zu werden; ſo gelang es ihnen diesfalls auf der vorerwähnten Verſammlung einen Bewilligungsbrief zu erſchleichen, welcher nochmals von dem Parlementshofe beſtätigt wurde; und dies iſt der einzige Rechtstitel, kraft deſſen ſie ſich wegen ihres Aufenthalts in Frankreich, und vornemlich zu Paris, legitimiren können.

Man ſah ſich betrogen, ob man gleich der Meinung war, alles recht wohl gemacht, und jeder nachtheiligen Folge dieſer Neuerung dadurch vorgebeugt zu haben, daß man den Jeſuiten auferlegte, ihren Namen und Titel zu ändern, ſich auf eben die Art wie alle andern Geiſtlichen der Gerichtsbarkeit und Aufſicht des Biſchofs zu unterwerfen, und vor allen Dingen auf die in ihren Bullen bewilligten Privilegien ausdrücklich Verzicht zu thun, und zwar bey Strafe, widrigenfalls der bewilligten Gnade verluſtig zu werden. Dies alles

diente

diente weiter zu nichts, als sie in ihrem Entschluß zu bestärken, und machte nur desto größere Hofnungen in ihnen rege. Ohne sich etwas anfechten zu lassen, ohne das allergeringste Recht zu haben, drängten sie sich in die Universität, zum größten Nachtheil der Gegenparthey, welche sich höchlich darüber beschwerte, und sogar deswegen einen Proceß anfieng, der aber bis auf den heutigen Tag noch nicht entschieden ist. Sie erhielten sich darin bis zum Jahr 1595, wo der obenerwähnte Parlementsschluß gegen sie ergieng, wodurch sie aus dem Lande gejagt und verbannt wurden.

Diese nemlichen Jesuiten, welche mit Schimpf und Schande aus Frankreich entweichen mußten, wandten sich dann an vornehme Personen, welche viel Einfluß hatten, und bey dem König in großen Gnaden standen. Durch diese ließen sie flehendlich bitten, Seine Majestät möchten doch gestatten, daß sie wieder nach Frankreich kommen dürften. Sie wünschten bloß als arme Studierende wieder aufgenommen zu werden, und verlangten weiter gar nichts, als daß man ihnen erlaube, nach ihrer Ordensregel zu leben, und die priesterlichen Verrichtungen zu besorgen. Zugleich ließen sie durch ihre Fürsprecher heilig und hoch versichern, sie würden sich in Zukunft nicht das allergeringste zu Schulden kommen lassen, was nur den kleinsten Verdacht gegen sie erregen, oder der Universität Anlaß geben könnte, sich über sie zu beschweren.

Der König war ein sehr guter und gnädiger Herr, welcher sich ein Vergnügen daraus machte, vergangene Fehler zu verzeihn. Er gab daher den Vorstellungen und Bitten derer, welche sich für die Jesuiten verwendeten, Gehör und ließ sich von ihnen überreden. Die Herrn von Bouillon, von Sully, Mayenne, und andere seiner Räthe gaben sich zwar alle erdenkliche Mühe,

he, ihm andere Gedanken beyzubringen, und erinnerten ihn unter andern an das, was ihm nur erſt vor wenig Jahren in eigener Perſon wiederfahren ſey; es war aber alles umſonſt. Ventre saint gris, wollt Ihr denn für meine Perſon verantwortlich ſeyn, wenn ich nicht in die Zurückberufung der Jeſuiten willige? Dieſe Worte brachten diejenigen zum Stillſchweigen, welche Sr. Majeſtät den Rath ertheilt hatten, die Jeſuiten nicht wieder nach Frankreich zurückkommen zu laſſen.

Dies hatte die Folge, daß ihnen der König durch offene Briefe, welche zu Anfang des Jahrs 1604 vom Parlement beſtätigt wurden, die Erlaubniß ertheilte, ſich wieder in Frankreich einfinden zu dürfen. Es hieß darin unter andern, ſie ſollten nicht berechtigt ſeyn, in irgend einer andern Stadt oder Gegend des beſagten Königreichs Collegien oder Reſidenzen anzulegen, als nur in ſolchen, wo ſie bereits bey Empfang dieſer offenen Briefe anſäßhaft wären, und ohne vorher diesfalls um ausdrückliche Erlaubniß bey dem Könige und vornemlich bey dem Parlemente nachgeſucht zu haben, wovon jedoch in Rückſicht der beyden Städte Lyon und la Fleche eine Ausnahme ſtatt finden ſolle. Da ſie es nun nicht räthlich erachteten, dieſen Befehl ſo gar frühzeitig zu übertreten, und mit der Pariſer Univerſität die, wie ſie wohl wußten, ſich des beſondern Schutzes des Parlements zu erfreuen hatte, neue Händel anzufangen; ſo hielten ſie ſich eine Zeitlang ruhig.

Sobald ſie wieder nach Frankreich und beſonders nach Paris zurückgekommen waren, gaben ſie ſich nicht eher zufrieden, bis ſie die Erlaubniß erhielten, die Pyramide niederreißen und wegſchaffen zu laſſen, welche man auf dem Platze, wo ehedem das Chaſtelſche Haus ſtand, errichtet hatte. Anſtatt derſelben ward ein öffentlicher

Brun-

Brunnen daſelbſt angelegt, welcher noch dermalen auf dieſem nemlichen Platz vorhanden iſt *).

Hierbey ließen es die Jeſuiten aber noch nicht bewenden; denn da ſie durch die Beyhülfe des Pater Cotton, welcher vom Könige zu deſſen Hofprediger und Beichtvater ernannt worden war, einen entſchiedenen Einfluß auf die Denkart des Königs erlangt hatten, wirkten ſie ſogar einen offenen Brief aus, kraft deſſen ſie die Erlaubniß erhielten, zu Paris wieder öffentliche Vorleſungen zu halten und junge Leute zu unterrichten. Als derſelbe vom Parlement beſtätigt werden ſollte, legte die Pariſer Univerſität eine Proteſtation dagegen ein. Als hierauf beyde Theile vor der Grandchambre Audienz gehabt hatten, erfolgte ein Verbot, nebſt den Rechtsgründen und Einwendung der Pariſer Univerſität vom 17ten und 19ten December 1611. — —

*) Die oben erwähnte Pyramide ward im Jahr 1604 folglich bald nach der Zurückkunft der Jeſuiten niedergeriſſen. In der Folge verſchwand der Brunnen ebenfalls. Mezerai ſagt: alles Waſſer das aus ihm hervorquell, würde ohnehin nicht zugereicht haben, die oben erwähnte Blutſchuld wieder abzuwaſchen.

II.

Tagebuch

über

die Friedenskunterhandlungen zu Vervins

vom 6. Februar bis zum letzten May 1598.

nebſt

den dadurch feſtgeſetzten Friedensartikeln.

Tagebuch

über

die Friedensunterhandlungen zu Vervins.

Am ſechſten Februar, 1598 verließen wir Saint Quentin, und vereinigten uns den Tag darauf mit den franzöſiſchen Deputirten. Diejenigen, welche der Cardinal von Oeſterreich, als Bevollmächtigter des Königs von Spanien, abgeſchickt hatte, kamen am nemlichen Tage daſelbſt an. Sie hatten den General des Franziskaner Ordens bey ſich, welcher ihnen, vermöge eines Schreibens vom Cardinal von Florenz, der damals in Frankreich päbſtlicher Legat war, den Tag beſtimmt hatte, an welchem ſie dort eintreffen ſollten. Gleich nach ihrer Ankunft wurden ſie im Namen des Legaten von deſſen Kämmerer bewillkommt. Es waren drey: der Präſident Richardot, Taxis, Ritter von Sant Jago; und dann ein gewiſſer Ogdor (Audencier) aus den Niederlanden. Als ſie dem Legaten ihren Beſuch machten, bezeugte er ſich ſehr darüber erfreut, und ließ ſie unter den gröſten Höflichkeitsbezeugungen in ſein Zimmer kommen, wo er ſich ſehr lebhaft und liebreich mit ihnen beſprach. Zuvörderſt ermahnte er ſie, die Unterhandlungen ſo ſehr zu erleichtern, als es, nach Maasgabe ihrer Aufträge nur immer geſchehen könne, alle eintretende Schwierigkeiten

nach Möglichkeit zu beseitigen, und hiebey sowohl auf ihre Pflichten gegen Gott, als auf die Ehre und Zufriedenheit des Pabstes Rücksicht zu nehmen, der sich so außerordentliche Mühe gegeben habe, diese Zusammenkunft zu veranstalten, um dadurch das Glück und die Wohlfahrt der Völkerschaften zu befördern, welche den beyden Kronen, Frankreich und Spanien, unterworfen seyen, in deren Namen man jetzt den Frieden wieder herzustellen suchte. Hierauf erbot er sich, zu Vollendung dieses löblichen Werks, als Staatsminister des Pabstes, und keinesweges als Machthaber oder Schiedsrichter, behülflich zu seyn. Der Präsident Richardot beantwortete diesen Vortrag in ihrer aller Namen mit der größten Ehrerbietung, versicherte ihn, daß sie allerseits das größte Zutrauen zu ihm hegten, und gab ihm ausdrücklich zu erkennen, der König von Spanien habe den Cardinal von Oesterreich bloß deswegen zu seinem Bevollmächtigten ernannt, um hierdurch dem Pabste eine Gefälligkeit zu erzeigen. In dieser nemlichen Absicht fügte er hinzu, hätten Ihro Hoheit auch sie zu Ihren Deputirten erwählt, und ihnen geboten alles, was ihnen der Legat befehlen würde, zu thun, sich gänzlich auf ihn zu verlassen, und ihn nicht nur als Mittelsperson, sondern auch als Schiedsrichter und Machthaber anzuerkennen.

Der Legat bezeigte ihnen seinen Dank, ließ sich aber auf die großen Anerbietungen, welche man ihm gemacht hatte, ganz und gar nicht ein, sondern wiederholte nochmals, daß er bloß die Rolle eines Vermittlers spielen werde. Nun rühmte er ihnen das offene und edle Benehmen des Königs von Frankreich, und schilderte ihnen die vortreflichen Eigenschaften der Herren von Bellievre und von Sillery, als Seiner Majestät Deputirten, damit sie während der Un-

ter

handlungen ihre Maasregeln darnach nehmen könn-
. Jene Deputirten entfernten ſich hierauf, und
ich nach ihnen langten die franzöſiſchen an. Die-
ſagten dem Legaten, ſie ſeyen erbötig, alles auf das
naueſte zu vollziehen, was er ihnen zu befehlen für
t finden werde, denn der König habe ihnen ausdrück-
geboten, ſich nur auf ſeinen Wink zu verſammeln,
überhaupt nicht das geringſte vorzunehmen, als nur
er päbſtlicher Autorität.

Nun kamen ſie zunächſt auf die Rangordnung zu
echen, und dies befremdete den Legaten um ſo weni-
, da er ſelbſt von Paris her ſich bereits mit dem
nziskaner-General hierüber unterhalten hatte, und
dieſer Punkt noch überdies zu Saint Quentin
neuem in Ueberlegung genommen worden war.
yde befanden ſich deshalb in der äußerſten Verlegen-
, und waren noch ſo unentſchieden, daß ſie die beſte
kunft lediglich von der Zukunft erwarteten; doch
en ſie, ihren Endzweck vermittelſt eines oder des an-
Mittelwegs zu erreichen, woran es dem Legaten
ſo weniger gebrach, da er lange Zeit Geſandter ge-
n war. Die Einwendungen und die feſte Entſchloſ-
eit des Herrn von Bellievre, ſetzten ihn daher
as größte Erſtaunen; denn dieſer ſagte ihm frey her-
, er werde in Anſehung des Rangs keineswegs ei-
Vergleich eingehen, wie man ihn auf dem Conci-
zu Trient bewilligt hätte. Damals habe der
dinal von Lothringen Frankreichs Intereſſe
ndlich hintangeſetzt. Er und ſein College ſey feſt
hloſſen, viel lieber unverrichteter Dinge zurück zu
n, als ſich in Anſehung dieſes Punkts das geringſte
rgeben, und man ſolle nur gar nicht daran denken,
egen Ausflüchte zu machen. Er erinnerte hiernächſt
Legaten an die Erklärung, welche einſt Pabſt Pius

der Vierte in Rom zu Gunsten Frankreichs ergehen ließ, und kraft deren er dieser Macht das Recht des Vorrangs zugesprochen hatte. Zugleich erklärte er, es sey seine Pflicht, was der Pabst gethan habe, zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten. Der Legat gab hierauf gute Worte, versicherte sie, er habe keineswegs die Absicht, ihnen das geringste zu entziehen, und meynte, die andern würden vielleicht nachgeben, da sie bloß Deputirte des Cardinals von Oesterreich wären. Herr von Bellievre erwiederte: sie seyen der Meinung, daß sie es mit den Deputirten des Königs von Spanien und nicht mit jenen des Cardinals von Oesterreich zu thun hätten. Der Legat antwortete, da der Cardinal Bevollmächtigter des katholischen Königs sey, so könne er statt seiner solche Deputirten ernennen, mit welchen man eben nicht geradezu im Namen des katholischen Königs, sondern nur als mit solchen Personen zu unterhandeln brauche, die von dem Cardinal subdelegirt wären. Dies stellte den Herrn von Bellievre keineswegs zufrieden; er sagte vielmehr, ehe man noch von etwas anderm rede, müsse man vor allen Dingen die Vollmachten untersuchen, und hierauf begab er sich ohne weiteres nebst dem Herrn von Silleri weg. Nun schloß sich der Legat mit dem Franziskanergeneral ein, um diesen schwierigen Umstand mit ihm zu überlegen, welcher ihm, wie es auch wirklich der Fall war, von der äußersten Wichtigkeit schien. Der Kardinal äußerte gegen ihn, die Flamänder würden zuverlässig nicht nachgeben, und in dieser Besorgniß kamen sie auf den Einfall, die Sache durch folgenden Vorschlag zu vermitteln: der Bischof von Mantua sollte als Nuntius seiner päbstlichen Heiligkeit den Zusammenkünften mit beywohnen; und wenn der Legat seinen Platz an dem einen Ende der Tafel nähme, so solle er sich dergestalt setzen,

daß

daß er den Nuntius zu seiner Rechten habe; diesem gegenüber, zur Linken des Legaten, wolle man den Franzosen die ersten Plätze anweisen; die Flamänder aber sollten sich zunächst unter den Nuntius setzen, und zwar alle drey, weil der Oyder (Audiencier) in den Vollmachten ebenfalls namentlich angeführt war. Was den General der Franziskaner betrifft, so solle er seine Stelle am untersten Ende der Tafel bekommen, so daß er dem Legaten gerade gegenüber säße. Letzterer sandte ihn mit diesem Vorschlage an die Parteien ab, und diese liessen sich denselben ohne Anstand gefallen, weil jede dabey ihre Rechnung fand.

Des folgenden Tags, als am neunten, hielt der Legat die erste Sitzung. Man liess darin unerörtert, ob die Flamänder Deputirte von Spanien des katholischen Königs, oder des Cardinals von Oesterreich seyen; doch pflegten die Franzosen, so oft sie von ihnen sprachen, sie jederzeit Gesandte des katholischen Königs zu nennen. Die Franzosen führten zuerst das Wort, und verlangten zunächst von dem Legaten, er solle gleich in dieser ersten Sitzung bestimmt sagen, an welchen Platz sich jeder von ihnen setzen solle. Dies that der Legat, nachdem er sich vorher mit den Parteien darüber gehörig unterredet hatte; denn er ging in allem mit der größten Vorsicht zu Werke. Als sie nun allerseits um zwey Uhr des Nachmittags beysammen waren, hielt der Legate eine dem Gegenstand angemessene Rede, worin er ihnen vorstellte, es sey ein sehr heilsames und wichtiges Werk, weswegen sie der Pabst zusammenberufen und ersucht habe diese Versammlung zu halten; sie werde zu dessen größter Beruhigung gereichen; und man könne sich von derselben keinen andern als den glücklichsten Ausgang versprechen, da sie allerseits sich mit der schleunigsten Bereitwilligkeit hieher

verfügt hätten, und das größte Vertrauen zu einander, hegten. Hierauf erbot er sich, beyden Parteien mit gleicher Geneigtheit zu dienen, und schloß endlich mit der Versicherung: da der Pabst ihr gemeinschaftlicher Vater seyn wolle, und auch wirklich sey, so werde sich auch dessen Legat weder mehr noch weniger auf die eine oder die andere Partey neigen; denn er habe hiebey keine andere Absicht, keinen andern Zweck, als Gott und der gesammten Christenheit einen Dienst zu leisten. Hierauf antworteten die Deputirten: es sey ihr ernstlicher Vorsatz und Wille, den Frieden wieder herzustellen, und sie hofften nicht nur denselben zwischen den beyden Kronen, sondern auch mit ihren Verbündeten, nemlich mit England und den Niederlanden zu Stande zu bringen. Nun folgte eine langwierige Unterredung, in welcher die Parteien einander viel Vertrauen und Höflichkeit erzeigten. Endlich machten sie unter einander aus, daß sie des andern Tags wieder zusammenkommen, sich wechselseitig ihre Vollmachten vorzeigen, und wenn diese zureichend befunden würden, in ihren Beschäftigungen fortfahren wollten. Nach dieser Verabredung giengen sie mit Einbruch der Nacht auseinander.

Des andern Tags war wieder Versammlung; der Legat proponirte, was man vornehmen sollte, und die Deputirten zeigten einander ihre Vollmachten. Diese waren von folgender Art. Die von Seiten Frankreichs, war sehr weitläuftig und freymüthig; eben so verhielt es sich mit der von Spanien, die auf den Cardinal von Oesterreich gestellt war. Sie war in spanischer Sprache abgefaßt, diejenige hingegen, welche der besagte Cardinal seinen Deputirten gegeben hatte, war französisch. Die Vollmacht des Königs von Spanien erwähnte der Verbündeten nicht; aber jene des besagten Cardinals übertrug den Deputirten das Recht,

mit

mit den Verbündeten Friede zu schließen. Herr von Bellievre faßte dies auf, und fand sich dadurch veranlaßt, jenen Deputirten auf eine sehr gründliche Art darzuthun, daß er ihre Vollmacht in Ansehung des Punkts, welcher die Verbündeten betreffe, weder für hinlänglich erkennen, noch dieselbe eher annehmen könne, bis er den König und dessen Deputirte hiervon benachrichtigt habe. Die Flamänder erwiederten, da die Königin von England zu jener Zeit, als diese Vollmacht ausgefertigt worden sey, mit dem Könige von Spanien in Krieg verwickelt gewesen, und dieser nicht gewußt habe, daß der König von Frankreich sie ebenfalls mit in dem Friedenstraktate begriffen wissen wolle, so habe er ihnen auch in Ansehung dieses Punkts keine Vollmacht ertheilen können. Allein der Cardinal von Oesterreich mache sich anheischig, den König von Spanien zu dessen Genehmigung zu bewegen, und sey erbötig, wofern es nöthig seyn solle, einen Eilboten nach Spanien zu senden, der in wenig Tagen von da wieder zurückkommen werde. Dieser Vorschlag wollte dem Legaten gar nicht gefallen. Er suchte die Absendung eines Eilboten auf eine gute Art zu verhindern, und sagte zu dem Ende, man könne sich auch ohnedies mit Frankreich und Spanien in Unterhandlungen einlassen und dies oder jenes darüber ausmitteln. Hierauf bat Taxis den Richardot, weil dieser den Rang vor ihm hatte, um Erlaubniß zu sprechen, und sagte (vielleicht nur allzuoffenherzig sie, als Deputirte des erwähnten Cardinals, wollten jetzt einen großen Beweis ihrer Freymüthigkeit geben, und geradezu erklären, daß sie den Auftrag hätten, dem Könige von Frankreich nicht nur die fünf Plätze, Dourlans, le Catelet, la Capelle, Ardres und Calais, sondern auch sogar Blavel zu überlassen, und zwar mit dem einzigen Vorbehalte, daß man hierbey auf die nem-

liche Art zu Werke gehen ſolle, wie bey dem Friedensſchluſſe zu Chateau en Cambreſis. Herr von Bellievre beantwortete dieſen Vorſchlag, wiederholte denſelben Punkt für Punkt, nahm ihn, da er ohne die geringſte Einſchränkung gethan wurde, unbedingt an, und bediente ſich hiebey zu wiederholtenmalen der nemlichen Ausdrücke, worin er abgefaßt war. Der Präſident Richardot ſah wohl ein, daß Taxis ein wenig zu weit gegangen ſey, erlaubte ſich aber nicht den geringſten Widerſpruch, ſondern begnügte ſich bloß damit, daß er mehrmals den Ausdruck wiederholte, die Zurückgabe müſſe nach Maasgabe des Friedens zu Chateau en Cambreſis geſchehen, wogegen denn auch die Franzoſen ganz und gar nichts einwendeten. Die ſpaniſchen Deputirten trugen nun auf zweyerley an. Fürs erſte verlangten ſie einen Paß für den Geſandten von Savoyen, vermöge deſſen ihm vergönnt würde, mit vierzig Pferden nach Flandern zu kommen, und den Friedensunterhandlungen beyzuwohnen, damit er hier unter dem Schutze des Königs von Spanien ſeine Angelegenheiten mit Frankreich in Ordnung bringen könne. Zweytens ſchlugen ſie vor, daß jemand von Seiten des Duc de Mercoeur unter ſicherm Geleite zu dieſer Verſammlung geſandt werden dürfe, um für ihn ebenfalls zu negocieren, weswegen ſie an ihn zu ſchreiben, und ihn hievon zu benachrichtigen wünſchten. Nachdem Herr von Bellievre den Herrn von Silleri hierüber zu Rathe gezogen hatte, beantwortete er den erſtern von obigen Anträgen folgendermaſſen: was den ſavoiſchen Geſandten betreffe ſo hätten ſie zwar den verlangten Paß bey ſich, er erſtrecke ſich aber nicht auf eine ſo große Anzahl von Pferden. Sie wollten denſelben verzeigen, und hätten ihn bis jetzt blos um deswillen zurückbehalten, weil die Angelegenheit des Herzogs von Savoyen nach der Willens-

lensmeynung des Königs, ihres Gebieters und Herrn, nicht sowohl in dieser Versammlung, als vielmehr besondere vorgenommen werden solle. Was hiernächst den Duc de Mercoeur betreffe, so könnten sie demselben schlechterdings weder einen Reisepaß noch sicheres Geleite zugestehen; denn als Vasall sey er dieser Ehre nicht würdig; doch könne diese Sache zwischen Seiner Majestät und dem besagten Herzoge ausgemacht werden, ohne daß jemand nöthig habe sich ins Mittel zu schlagen. Diese Antwort schien die Flamänder zwar sehr zu befremden, inzwischen merkte man es ihnen doch an, daß sie das Interesse des Duc de Mercoeur nicht sonderlich zu Herzen nahmen, sondern sich nur das Ansehen geben wollten, ihm einen Dienst zu erweisen. Als man nunmehr den Legaten fragte, was des folgenden Tags vorgenommen werden solle, gab er zur Antwort, man müsse zur nemlichen Stunde wieder zusammenkommen, den Friedenstractat von Chateau en Combresis mitbringen, und jeden Artikel desselben einzeln vorlesen, damit man sodann die Mittel in Ueberlegung ziehen könne, welche die Zurückgabe der oben erwähnten Oerter erheische. Dies ward genehmigt, die Deputirten entfernten sich und der Legat hoffte von seinen Bemühungen den glücklichsten Erfolg.

Des nächstfolgenden Tags kam man zur verabredeten Stunde wieder zusammen. Der Legat machte den Antrag, den oben erwähnten Friedenstraktat zu verlesen. Herr von Bellievre nahm aber das Wort, und sagte, er habe ihre Vollmachten von neuem durchgesehen, und sey noch immer der Meynung, daß jene des Cardinals von Oesterreich in Ansehung dessen, was die Verbündeten betreffe, keineswegs zureichend sey. Mit Ehren könne der König sein Herr, sich ohne die Genehmigung seiner Verbündeten auf weiter

nichts einlassen. Es sey daher unumgänglich nöthig, daß er vorher an Ihro Majestät schreibe, um zu erfahren, wie Höchstdieselben nebst Ihren Verbündeten diesen Antrag aufnähmen. Die Niederländer befänden sich jetzt ohnehin bey Ihro Majestät, und man erwarte daselbst mit jedem Tage einen Sekretair aus England, der vielleicht schon dort eingetroffen sey. Zugleich machte er die Bemerkung, daß es dem Könige seinem Herrn zu keinem geringen Nachtheil gereichen würde, wofern die Deputirten in Ansehung der Verbündeten nicht mit hinlänglicher Vollmacht versehen wären. Er habe vorausgesetzt, daß sie dergleichen hätten; wiedrigenfalls würde er nimmermehr zugegeben haben, daß der Legat diese Zusammenkunft veranstalte; denn wenn sie von derselben ausgeschlossen würden, so bedürften sie weiter keines Beweggrunds, sich von nun an nicht mehr für sein Interesse zu verwenden. Hierbey trieb er seine Gegner mit vieler Geschicklichkeit in die Enge, sprach mit Würde, dunkel und sogar etwas zweydeutig; wie denn überhaupt dieser Alte sehr pfiffig ist. Richardot, der ihn nicht recht verstanden hatte, antwortete heftig: es komme ihm vor, daß ihnen groß Unrecht wiederfahre. Man habe sie da in eine Versammlung geführt, um eine Sache in Richtigkeit zu bringen, die schon seit mehrern Monaten abgehandelt sey. Während dieser Zeit hätten Seine Allerchristlichste Majestät wohl erfahren können, ob Ihre Verbündeten mit in dem Friedenstraktate begriffen seyn wollten, oder nicht. Demungeachtet seien sie von dem Vorhaben derselben noch bis diese Stunde nicht unterrichtet worden. Inzwischen wären sie willig und bereit, sich mit ihnen in Unterhandlungen einzulassen, indem ihres Erachtens die Ehre des Königs von Spanien hiebey gar nicht ins Spiel komme, und da sie ausdrücklich in der Absicht sich eingefunden hätten, um hierüber die Gesinnungen des Allerchristlichsten Königs

nigs und ſeiner Verbündeten zu vernehmen. Nun beſchwerte er ſich, daß ſie mit ihren Anträgen weder zu Gunſten des Herzogs von Savoyen, noch des Duc de Mercoeur etwas ausrichten könnten, und äußerte zuletzt, daß ihn dieſes, ſeiner Meinung nach ſehr ſonderbare Benehmen, nicht wenig befremde. Als der Legat ſah, daß man ziemlich laut zu ſprechen anfieng, und daß man den Herrn von Bellievre nicht recht verſtanden habe, der vielleicht mit allem Fleiß nicht beſſer verſtanden ſeyn wollte, ſo ſchlug er ſich ins Mittel, ſagte, der ganze Streit beruhe bloß auf einem Mißverſtändniß, und fieng nun an, die Rede der Herrn von Bellievre wörtlich zu wiederholen. Im Weſentlichen ſagte er, ſey dieſelbe des Inhalts: die Vollmachten der Deputirten ſeyen zwar in Rückſicht deſſen, was die Verbündeten betreffe, auf der einen Seite ganz zureichend; da er aber befürchte, das worauf man angetragen habe, daß nemlich der Cardinal von Oeſterreich ſich hätte anheiſchig machen ſollen den König von Spanien zur Ratification zu bewegen, möge vielleicht noch nicht hinlänglich ſeyn; ſo ſey er auf den Gedanken gekommen, ſeinem Könige hiervon Nachricht zu geben. Es ſey gar nicht zu läugnen, daß die Sache hierdurch eine ganz andere Wendung bekommen habe; denn der König von Frankreich habe von jeher darauf beſtanden, daß gar keine Zuſammenkunft veranſtaltet werden ſolle, wofern die Deputirten nicht mit hinlänglicher Vollmacht, ſelbſt in Anſehung der Verbündeten, verſehen wären. Nachdem der Legat dies geſagt hatte, kehrte er ſich gegen den General der Franziskaner, und foderte ihn auf, der Verſammlung zu eröffnen, was ihm der König von Frankreich über dieſen Umſtand insbeſondere geſagt habe. Der General bekräftigte alles, was der Legat zu erkennen gegeben hatte, und wiederholte umſtändlich, was den Chef der Verbündeten in dieſer

Rück-

Rückſicht betraf. Hierdurch wurden die ſpaniſchen Deputirten wieder beruhigt, und ſagten: was die Holländer angehe (denn ſo pflegen ſie die Staaten gewöhnlich zu nennen) ſo hätten ſie allerdings etwas in Händen, das zu deren Genugthuung zureichend ſeyn werde. In Anſehung Englands waren ſie aber der Meinung, daß es bey dem wozu ſie ſich verſtanden hätten, bleiben müſſe, indem ihnen Seine katholiſche Majeſtät zu Abſchließung des Friedens mit England aus dem Grunde keine Vollmacht hätten ertheilen können, weil der König von Spanien, zur nemlichen Zeit, wo er die Vollmacht zu Abſchließung des Friedenstraktats mit Frankreich ausgeſtellt habe, von der Königin von England mit einer Armee angegriffen worden ſey, und folglich es die Würde Seiner katholiſchen Majeſtät nicht geſtatte, eine Vollmacht zu Friedensunterhandlungen mit einer Perſon auszuſtellen, die nicht nur von niedrigerm Rang ſey, ſondern ihn noch überdies bekriegt, und jenes Verlangen nicht einmal geäußert habe. Die Franzoſen ließen es ſich zwar nicht merken, ob ſie mit dieſen Ausflüchten zufrieden ſeyen oder nicht; doch ſprachen ſie nunmehr aus einem gemäßigtern Tone. Uebrigens ſchien dem Legaten gar nicht daran gelegen zu ſeyn, daß der Punkt, welcher die Abſendung eines Eilboten nach Spanien betraf, von neuem berührt werden ſolte. Deswegen ſuchte er die Sache ſo zu vermitteln, daß die ſpaniſchen Deputirten nichts dagegen einzuwenden hatten, als er den Vorſchlag that, deswegen an den König von Frankreich zu ſchreiben. Sie hofften nemlich, daß dies, wie es ſich bisweilen in mehrern Fällen ereignet, bloß um mehrerer Sicherheit willen, und keineswegs in der durchdachten Abſicht geſchehe, die Sache auf dieſe Art durchzuſetzen zu wollen. Als er nun merkte, daß die Gemüther wieder ein wenig ruhiger geworden waren, traf er die Veranſtaltung, daß der Friedenstraktat von

Cam-

Cambreſis vom Oyder abgeleſen wurde. Er war in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, und ward auch in dieſer nemlichen Sprache verleſen; der Legat aber hatte ihn vorher ins italiäniſche überſetzt, ſo daß er ihn ebenfalls durchaus verſtand. Es brauchte eben nicht viel Kopfbrechens, um nach Verleſung dieſes Traktats die Art und Weiſe zu beurtheilen, wie man bey der mehrerwähnten Zurückgabe verfahren müſſe. Mit Bewilligung beyder Parteien (obgleich der Herr von Bellievre in Anſehung der Zeitfriſt nicht ganz mit einſtimmen wollte) ward demnach feſtgeſetzt, daß, ſobald der König von Frankreich die Ratification von ſich ſtellen würde, zwey Monate nachher die Plätze Calais und Ardres wieder zurückgegeben werden ſollten. Dieſer Termin ſollte an eben dem Tage ſeinen Anfang nehmen, an welchem Seine Allerchriſtlichſte Majeſtät den Friedenstraktat beſchwören würden. Die drey andern Plätze, nemlich Dourlens, le Catelet und la Capelle, wollte man ihm nach Verlauf von ungefähr drey Monaten ebenfalls überliefern; doch ward dieſe Zeitfriſt nicht pünktlich beſtimmt. Gedachte fünf Oerter ſollten dem Könige von Frankreich mit allen darin vorgenommenen Verbeſſerungen übergeben werden; zuvor aber ſollte der König von Spanien die Sache der Soldaten, welche darin in Meuterey waren, ausmachen; auch ſollten die Spanier ihre ſämmtliche Artillerie zurücklaſſen, welche ſie daſelbſt hätten. Ferner machten ſie ſich anheiſchig, die Feſtung Blavet zu ſchleifen, da dies jedoch ſo geſchwind nicht geſchehen könnte, ſo verlangten ſie, man ſolle nicht zu ſehr darauf dringen, ſondern ihnen Zeit laſſen, dießfalls die ſchriftliche Ratification aus Spanien einzuholen, indem ſonſt der Commandant dieſes Platzes weder den Abmarſch der Beſatzung, noch die Demolirung der Feſtungswerke geſtatten könne. Die Franzoſen bezeigten ihr Vergnügen über die-

ſe

ſe Bedingungen, machten über das Verſprechen der Spanier nicht die geringſte Bemerkung, ſondern trugen bloß darauf an, daß bis nach erfolgter Zurückgabe beſagter fünf Plätze, und Demolirung der Feſtung Blavet, von Seiner chriſtlichſten Majeſtät Geiſſeln gegeben werden möchten, deren Wahl übrigens Denenſelben gänzlich freygeſtellt bleibe. Dies ward nach einigen unerheblichen Einwendungen verſprochen. Nun ſchien endlich Herr von Bellievre wieder völlig zufrieden, wiewohl der Punkt, welcher die Artillerie betraf noch nicht gänzlich berichtigt war. Weit wichtiger war jedoch dies, daß die Franzoſen nun zutraulich wurden, und für bekannt annahmen, daß man aufrichtig mit ihnen zu Werke gehe. Zu guter Letzt ward noch beſchloſſen, daß Tags darauf keine Sitzung ſeyn ſolle; denn ſie bedurften Zeit an ihren König zu ſchreiben, und einen Eilboten an ihn zu ſenden. Die Spanier begaben ſich zuerſt weg, und als der Legat merkte, daß ſie noch einigen Anſtand nahmen, ſagte er zu ihnen, ſie könnten ja des andern Tags eine Privatunterredung mit ihm haben, welches ſie auch gleich zufrieden waren. Er unterhielt ſich dann noch eine Zeitlang mit den Herrn von Bellievre und von Silleri, die unter andern zu ihm ſagten, er könne gewiß verſichert ſeyn, daß ihnen die Königin von England keinen Strich durch die Rechnung machen werde, nur möge er es ihnen nicht verübeln, daß ſie vorher die Antwort des Königs erwarteten. Sie ſprachen überhaupt ſehr freymüthig von dieſer Königin, und wiederholten von neuem, was ſie bereits in der Verſammlung geſagt hatten; daß nemlich der König von Frankreich ganz und gar nicht von der Königin von England abhänge, und daß die Angelegenheiten gewiß nicht nach ihrem Gutdünken gehen würden. Hierauf baten ſie den Legaten, er möchte doch die Verfügung treffen, daß dieſe Negociation geheim gehal-

halten werde. Zu dem Ende ſolle er ſelbſt auf ſolche Perſonen achten, die nicht mit in der Verſammlung zugegen wären; denn ſie wüßten mehr als zu wohl, daß man oft nach Paris ſchreibe, und allerley wahre und falſche Dinge durch einander dahin berichte, die den Unterhandlungen zum größten Nachtheil gereichten. Der Legat, welcher überzeugt war, daß dieſer Rath eben ſo nützlich als nothwendig ſey, nahm gleich nach Entfernung der Franzoſen Gelegenheit, hierüber mit den Prälaten zu ſprechen, die ſich in ſeinem Gefolge befanden, und ihm als äußerſt neugierige Leute bekannt waren. Er gab ihnen daher zu verſtehen, ſie würden ſehr wohl thun, wenn ſie ſich des allzuhäufigen Schreibens enthielten, und zwar aus mehrern Gründen; hauptſächlich, weil ſie oft ſelbſt nicht wüßten, was ſie ſchreiben, mithin Wahres und Falſches durch einander mengten, und eben dadurch dem Gange der Geſchäfte die größten Hinderniſſe in den Weg legten. Er wiſſe mehr als zu gut, was für Unheil ſie während ihres Aufenthaltes zu Saint-Quentin durch ihre Klätſchereyen und Schreibereyen geſtiftet hätten; dies ſollten ſie bleiben laſſen, denn es ſey mehr als jemals von der äußerſten Wichtigkeit. Es werde ihm gar nicht ſchwer fallen, diejenige welche ſeinem Befehl zuwider handelten, zu entdecken, da er hierbey nur ſeine ehemaligen Erfahrungen zum Grunde legen dürfe, und er verſichere ſie hoch und theuer, daß er jeden, der ſich hierin nur das geringſte zu Schulden kommen ließe, ſehr ſchlecht bey dem Pabſte empfehlen würde, deſſen Dienſt ihm ſo wichtig ſey, daß er ohne die geringſte Schonung zu Werke gehen werde. Kein einziger von allen dieſen Leuten getraute ſich nur ein Wort zu erwiedern; aber jeder glaubte nur ſein Gewiſſen zum Zeugen zu haben, und ſuchte daher zu errathen, wen denn der Legat wohl eigentlich meynen möge; denn er hatte ganz im Allgemeinen geſprochen, und ohne ſich

alle

an jemand ins beſondere zu wenden. Sie nahmen es alſo ſehr übel, und führten die bitterſten Klagen darüber.

Des folgenden Tags begaben ſich die Spanier wieder zum Legaten, und zwar in der gröſten Verlegenheit; denn ſie glaubten nicht anders, als die Franzoſen wollten keinen Frieden. Am nemlichen Morgen hatten ſie ſich gegen den Franziskanergeneral bitterlich hierüber beſchwert, und es folglich nicht blos bey dem bewenden laſſen, was ſie bereits in der Verſammlung zu erkennen gaben. Der General hatte den Legaten von dem ganzen Vorgange benachrichtigt. Dieſer ſuchte ſie daher, als ſie zu ihm kamen, auf das bündigſte zu überzeugen, daß die Franzoſen den Frieden aufrichtig wünſchten, und daß dieſelben, wie ſie ſelbſt bemerkt haben würden, mit den vorgeſchlagenen Bedingungen vollkommen zufrieden wären. Er fügte hinzu, daß es den Franzoſen zu weit gröſſerm Nachtheil als den Spaniern gereichen würde, wenn ſie die Friedensvorſchläge nicht annehmen wollten; denn die Zuſammenkunft, welche ſie veranſtaltet hätten, habe bereits bey allen ihren Verbündeten Argwohn erregt. Nach ſeinem Dafürhalten habe der Herr von Bellievre blos deswegen gegen ihre Vollmacht in Betref Englands einige Einwendungen gemacht, damit die Ehre ſeines Herrn nicht auf das Spiel geſetzt werde. Dies laſſe ſich aus allen den Aeuſſerungen ſchlieſſen, die er ſowohl in offener Verſammlung, als gegen ihn ins beſondere von ſich gegeben habe. Daß die Franzoſen verabredetermaſſen Willens ſeyen nach Hofe zu ſchreiben, müſſe ſie ganz und gar nicht befremden, indem die Angelegenheiten eine ganz unerwartete Wendung genommen hätten; denn ihre Vollmachten wären ja von der Art, daß ſie dadurch gar nichts zum Behuf ihrer Verbündeten bewirken könnten, worauf ſie doch eingetragen hätten, und welches der König von Frankreich

reich ausdrücklich begehre. Sie könnten ja leicht erachten, daß man bloß deswegen auf allerley Mittel sinne, damit man nicht nöthig habe, Depeschen nach Spanien zu senden; denn die Franzosen selbst hätten ihn darum ersucht, und suchten nur hierdurch den Termin wegen Zurückgabe der Plätze zu verkürzen. Durch diese Vorstellungen des Legaten, wurden die spanischen Deputirten wieder völlig beruhigt. Sie fragten nunmehr, was er denn eigentlich von den Verhandlungen mit Savoyen halte. Der Legat versetzte, die Franzosen würden zwar zugeben, daß dieselben in Vortrag kämen, doch wollten sie den ehemaligen Traktat schlechterdings nicht zum Grunde gelegt wissen. Ganz unverholen hätten sie ihm gesagt, sie verlangten das Marquisat Saluzzo zurück und würden keineswegs gestatten, daß man das Interesse der beyden Kronen mit jenem des Herzogs von Savoyen zu gleicher Zeit in Erwägung ziehe. Die Deputirten statteten hierauf dem Legaten ihren Dank ab, und giengen von ihm, sehr zufrieden, wie man in der Folge vom General der Franziskaner vernahm.

Am dreyzehnten war keine Versammlung, weil Herr von Bellievre Arzney genommen hatte.

Des andern Morgens ward wieder Versammlung gehalten, mehr damit das Aussetzen derselben kein Aufsehen erregen solle, als wegen einer andern Ursache. In der That konnte man noch keinen bestimmten Entschluß fassen, weil man auf Antwort vom Könige wartete, der unlängst nach Fontainebleau gereist war. Inzwischen brachte man doch in Vorschlag, daß in dem Frieden, welchen die beyden Kronen mit einander schließen würden, auch diejenigen mit begriffen seyn sollten, welche sich auf Antrieb der Könige den Unwillen dieser oder jener Partey zugezogen hätten; so auch der Cardi-

nal von Oeſterreich, wofern ihm der katholiſche König etwa Flandern überlaſſen werde. Der Legat machte dieſen Antrag auf Erſuchen der Spanier, und er ward von den Franzoſen ohne Anſtand genehmigt. Die Deputirten des beſagten Cardinals giengen zuerſt fort, die Franzoſen aber blieben bis zuletzt da. Jetzt ſuchte der Legat von ihnen zu erfahren, was ſie wohl von der Antwort des Allerchriſtlichſten Königs erwarteten. Ihre Antwort war: ſie hoften daß ſie gut ausfallen werde. Der Legat erwiederte: anders kann es auch nicht ſeyn; denn ihr habt ja nun alles, was ihr begehrt. Sie verſetzten: dies ſey wohl wahr, doch wünſchten ſie noch, daß der Termin wegen der Zurückgabe verkürzt werden möge. Der Legat antwortete: ihr begehrt, man ſoll ihn verkürzen, und dennoch macht ihr die Verſammlung unſchlüſſig, weil ihr darauf beſteht, daß man in Anſehung deſſen, was England betrift, keinen Eilbotrn nach Spanien ſende.. Darauf ſagten ſie: dies könne doch, ihrem Ermeſſen nach, weder die Unterhandlungen noch die Beſchlüſſe der Verſammlung verzögern; doch wollten ſie dies keineswegs mit Gewißheit behaupten, weil alles auf die Antwort Seiner Majeſtät ankomme, von welcher ſie inmittelſt das Beſte hoften. Der Legat gab ihnen zur Antwort: ſie möchten doch ja nicht länger befürchten, daß man in dieſer Sache nicht aufrichtig mit ihnen verfahre. Sie entgegneten: davon wären ſie vollkommen überzeugt, und eben deswegen bäten ſie den Legaten, er möge es doch ſo einleiten, daß der Termin der Zurückgabe verkürzt würde; denn ihr König ſey etwas argwöhniſch, und es werde nicht wohl gethan ſeyn, denſelben in ſeinem Mißtrauen zu beſtärken. Sie entfernten ſich endlich, ohne daß man vorher ausgemacht hatte, ob des andern Tags Verſammlung ſeyn ſolle, oder nicht. Da nun der Franziskaner General dem Legaten am folgenden Morgen weiter nichts geſagt hatte,

als daß er es ihm zu wiſſen thun werde, wann wieder Verſammlung gehalten werden ſolle, und da der Legat noch überdies einen Anfall von Steinſchmerzen bekam, ſo begab er ſich zu Bett. Kaum hatte er ſich hingelegt, als die franzöſiſchen Deputirten ankamen. Der Legat glaubte, ſie wollten ſich bloß nach ſeinem Befinden erkundigen, und ließ ſie vor ſich. Bald darauf trat der Franziskaner-General herein, und meldete ihm, die Spanier wären ebenfalls da, um Verſammlung zu halten. Jetzt beklagte es der Legat, daß man ihm dies nicht zu wiſſen gethan habe, und wollte ſich ſogleich ankleiden, weil die gewöhnliche Rangordnung ſchlechterdings nicht beobachtet werden konnte, wenn er, im Bette liegend, Audienz gab. Die Franzoſen aber ließen ihn durchaus nicht aufſtehen, denn ſie freuten ſich heimlich, daß keine Verſammlung war. Der General erhielt demnach den Auftrag, die andern nicht ins Zimmer zu laſſen, welches er auch ohne Mühe bewerkſtelligte. Der Legat unterhielt ſich ſehr lange mit den Franzoſen, und Tags darauf, als am funfzehnten dieſes Monats, ertheilte er den Spaniern eine ähnliche Audienz. Er war nun völlig überzeugt, die ganze Schwierigkeit, welche den Schluß der Friedensunterhandlungen verzögere, beſtehe bloß darin, daß die Franzoſen den Herzog von Savoyen nicht mit im Traktate begriffen wiſſen wollten, die Spanier aber darauf beſtünden; ferner, daß die Franzoſen das Marquiſat Saluzzo verlangten, und daß ſolches der Herzog von Savoyen nicht herausgeben wolle; endlich, daß die Franzoſen auf der Abkürzung des Termins wegen der Zurückgabe der erwähnten Plätze beharrten, und daß die Spanier dagegen einwendeten, dies ſtehe nicht in ihrer Gewalt. So war die Lage der Sachen in jenem Zeitpunkte, wo man die Antwort des franzöſiſchen Hofs erwartete, die nun faſt nicht länger ausbleiben konnte. Der Legat hatte von

Dom Pietro Urſino vernommen, der Herzog von Savoyen habe gegen ihn geäuſſert, er werde zwar keineswegs das Marquiſat Saluzzo abtreten, um dadurch den Frieden zu befördern; doch wolle er auf andere Mittel denken, um ſich mit Frankreich zu vergleichen; übrigens wiſſe er mehr als zu gut, daß der Legat für die Abtretung des beſagten Marquiſates geſtimmt habe. Dies war aber weiter nichts als eine bloße Einbildung, die ſich der Herzog in den Kopf geſetzt hatte; denn bis dahin, und während des ganzen Kriegs, hatte der Legat noch kein Wort davon erwähnt, wie er denn überhaupt gar nicht ſagte, der Herzog müſſe das Marquiſat herausgeben, ſondern nur, die Franzoſen verlangten daſſelbe zurück; und ſelbſt damals als er dies ſagte, konnte es der Herzog nicht einmal wiſſen. Demungeachtet fuhr dieſe Sage dem Legaten ſehr vor den Kopf; doch unterließ er deswegen nicht, alles Mögliche anzuwenden, um den Herzog ebenfalls zu einem Vergleich zu bewegen. Mittlerweile ward Herr von Bellievre krank, und da der Eilbote bis zum zwanzigſten ausblieb, ſo wurde bis dahin gar keine Verſammlung gehalten. Der Legat beſchäftigte ſich inzwiſchen damit, den Spaniern ihren Verdacht und Argwohn zu benehmen. Er bediente ſich hierzu des Franziskaner Generals, der, ob es ihm gleich vorkam, als wenn die Franzoſen nicht recht mit der Sprache heraus wollten, (welches ihm verdächtig war) doch dieſe Bemühung auf Zureden des Legaten übernahm. Wäre der Legat bey dieſem Geſchäft hitziger zu Werke gegangen, hätte er die Geduld verloren, ſo würde ſich daſſelbe nach aller Wahrſcheinlichkeit gänzlich zerſchlagen haben. Denn, entweder hätte er den Schein der Partheilichkeit gegen ſich erregt, oder er hätte ſich gefallen laſſen müſſen, daß die dabey intereſſirten Parteien alles durch ihr wechſelſeitiges Mißtrauen unter ſich ſelbſt verdarben, weil ſie immer in dem Wahnſtande

ſtanden, die eine ſuche die andere zu betrügen. Der Legat ſuchte ihnen aber dieſen Argwohn immer wieder zu benehmen, weil er für ſeine eigene Perſon überzeugt war, daß man aufrichtig verfahre, und wirklich die Abſicht habe, den Frieden wieder herzuſtellen. Deswegen gab er auch nie den Rathſchlägen derer Gehör, die, ohne dazu berufen zu ſeyn, ihm zumutheten, er ſolle ſich ſtellen, als ob er mit dem Verfahren des Allerchriſtlichſten Königs gar nicht zufrieden ſey, und was dergleichen mehr war. Er hielt nemlich immer, und zwar mit Recht, dafür, daß dieſes große Werk nur durch Geduld und Parteiloſigkeit zu einem glücklichen Ende gebracht werden könne.

Um den fernern Inhalt dieſer Geſchichte verſtändlich zu machen, muß hier die Bemerkung eingerückt werden, daß ſich die franzöſiſchen Deputirten des nemlichen Tags, an welchem der Eilbote zurück kam, in aller Frühe zum Legaten verfügten, und demſelben zu erkennen gaben, ihr König ſey zwar noch immer zum Frieden geneigt, und nehme zu dem Ende die vorgeſchlagenen Bedingungen ohne alle Einſchränkung an, doch ſey er zugleich der Meinung, daß man nicht wohl umhin könne, einen Eilboten nach Spanien zu ſenden, damit der katholiſche König eine hinlängliche Vollmacht verfertigen laſſe, um auch mit England Friede zu ſchließen. Dies ſey eine Sache, welche Ihro Majeſtät gleich von Anfange für unumgänglich nothwendig gehalten hätten, weil das Verſprechen des Cardinals von Oeſterreich, den Frieden vom Könige von Spanien ratificiren zu laſſen, keineswegs hinreiche. Indeſſen wolle der König, wie bereits geſagt, die Friedensunterhandlungen, welche mittlerweile zwiſchen den beyden Kronen fortgeſetzt werden möchten, keineswegs unterbrechen; es könnten vielmehr die Artikel; wel-

che dieſelben angiengen, einzeln in Ordnung gebracht, je nachdem die Parteien mit einander übereinkämen, unterzeichnet, und ſodann, bis nach erfolgter Antwort aus Spanien, in die Hände des Legaten deponirt werden, damit ſie von demſelben ſorgfältig aufbewahrt und geheim gehalten würden. Hierauf ertheilten ſie dem Pabſte ſehr große Lobſprüche, und dankten dem Legaten im Namen des Königs für ſeine Mühe und Geduld, mit dem Beyfügen, ſie wollten nun auch in Rückſicht der Staaten nichts das geringſte mehr verlangen, und zwar um ſo mehr, da, was man ihnen deswegen im Traktat zugeſtanden habe, ſchon hinlänglich ſey; übrigens müſſe jener Eilbote auf jeden Fall ſchlechterdings abgeſandt werden, weil er zugleich die ſchriftliche Ratification deſſen mitbringen ſolle, was die Zurückgabe von Vlavet betreffe, um ſodann den Beſchluß, welcher diesfalls gefaßt worden ſey, vollſtrecken zu können. Auch gaben ſie ihm zu erkennen, daß ſie es ſehr gern ſähen, wenn die ſpaniſchen Deputirten von dieſem allem gehörig unterrichtet würden, bevor man wieder zuſammen käme, damit ſie der Abſendung des Eilboten um ſo weniger einige Hinderniſſe in den Weg legen möchten, welches ſich jedoch gar nicht vermuthen laſſe, da ſie bereits in voller Verſammlung erklärt hätten, daß er abreiſen und in wenig Tagen wieder zurückkommen ſolle. Dieß alles ließ der Legat den ſpaniſchen Deputirten durch den General der Franziskaner hinterbringen; auch traf er zugleich die Verfügung, daß ſie des andern Tags ſich ſamt und ſonders in der Verſammlung einfinden ſollten. Wie ſie ſich eben dahin begeben wollten, ereignete ſich ein Umſtand, der die gewöhnliche Ordnung unterbrach. Die Franzoſen wollten nemlich nicht in das Zimmer, damit der Legat vor ihrem Eintritt erſt Zeit hätte, mit den andern zu ſprechen; denn ſie wußten noch nicht, daß er denſelben bereits alles Obige zu

wiſſen

wiſſen gethan hatte. Die Spanier hingegen warteten darauf, daß ſich die Franzoſen zuerſt hinein begeben ſollten. Als der Legat dies gewahr wurde, ließ er ſie bitten hinein zu kommen, welches ſie auch thaten. Die Staatsgrübler ſchloſſen hieraus, es müſſe ſich ein Rangſtreit erhoben haben, und machten dies auch öffentlich bekannt; es war aber gleichwohl nicht wahr. Nachdem nun die ganze Geſellſchaft beyſammen war, machte Herr von Bellievre, und zwar in einem viel ſanftern als ſeinem gewöhnlichen Tone, die Antwort des Allerchriſtlichſten Königs auf eben die Art bekannt, wie er ſie bereits dem Legaten vorgetragen hatte. Die Flamänder hörten ihm ſehr aufmerkſam zu, beſprachen ſich ſodann mit einander, dankten ſehr höflich, und nahmen die Antwort, welche man ihnen ſo eben bekannt gemacht hatte, an. Nur verlangten ſie einen Tag Aufſchub, um die Angelegenheit wegen des Eilboten in Ueberlegung zu nehmen. Auch erwähnten ſie des Duc de Mercoeur, verſuchten in ſeinem Namen zu negoziren, und erboten ſich, ihm hiervon Nachricht zu geben. Die Franzoſen lehnten dies geradezu ab, ſodaß nicht weiter von der Sache geſprochen wurde. Nun kam auch die Rede auf den Herzog von Savoyen. Und jetzt zeigten ſich die Franzoſen gar nicht mehr abgeneigt, mit ihm in Unterhandlungen zu treten, ſo ſehr ſie ehedem ſich deſſen geweigert hatten. Die Urſache war; der Legat hatte ſie hiezu bewogen, und ſie waren ſo ziemlich von deſſen Beweggründen überzeugt. Die Verſammlung gieng hierauf auseinander, doch mit dem Vorbehalt, ſich des andern Tags wieder einzuſtellen. An dieſem Tage nahmen die Flamänder, welche ſich Bedenkzeit ausgebeten hatten, die Antwort des Allerchriſtlichſten Königs ohne alle Einſchränkung an, und gaben nicht nur ihre Einwilligung zur Abfaſſung und Unterſchrift der Artikel, ſondern auch zu Niederlegung derſel-

ben in die Hände des Legaten. Sie hätten, sagten sie, Briefe vom Cardinal von Oesterreich in Händen, wollten demzufolge den Eilboten nach Spanien abfertigen, und er sey auch wirklich zur Abreise bereit; da man jedoch vermittelst jener Depesche die schriftliche Ratification aus Spanien herbeyschaffen solle, welche auf die Demolirung von Blavet Bezug habe, so müsse man vorerst noch anderweitige Briefe von dem besagten Cardinal begehren, welches so geschwind als möglich geschehen solle, und dann würden sie den Eilboten ohne den geringsten Verzug abgehen lassen, um sowohl jene Angelegenheit zu berichtigen, als auch die benöthigte Vollmacht in Betreff Englands beyzubringen. Dies waren die Franzosen zufrieden, und der Legat machte sich anheischig, die Friedensartikel in seine Verwahrung und Obsicht zu nehmen, sobald dieselben von den Parteien genehmigt und unterzeichnet seyn würden. Die Franzosen brachten nun die Zulassung des savoyischen Gesandten in Vorschlag, nach welcher sie bis dahin kein Verlangen gezeigt hatten. Noch ward beschlossen, die Friedensartikel aufzusetzen, weswegen Tags darauf, am 23ten, keine Versammlung seyn sollte, damit man die Zwischenzeit dazu anwenden könne, dieselben zu Papier zu bringen. Jetzt fiengen die Franzosen auf einmal an viel nachgiebiger zu werden, als sie bis dahin gewesen waren. Hieraus läßt sich schließen, daß sie mittlerweile weit unbeschränktere Aufträge erhalten haben mußten. Was den Duc de Mercoeur betrift, so machten die Spanier einen abermaligen Versuch, sich für ihn zu verwenden. Es ward aber beschlossen, daß die Unterhandlungen mit ihm noch eine Zeitlang ausgesetzt bleiben sollten, weil man allgemein glaubte, daß er sich dem Allerchristlichsten Könige unterwerfen werde, wofern er es nicht schon gethan habe.

Als der Aufſchubstag vorüber war, verſammelte man ſich abermals am 24. des nemlichen Monats. In dieſer Zuſammenkunft recapitulirten die Franzoſen alles, was bereits verhandelt worden war. Man ſolle nemlich, ſagten ſie, die Artikel ſo abfaſſen, daß man ſich vermöge derſelben einen erwünſchten und dauerhaften Frieden verſprechen könne; ſolle denſelben ſo viel möglich verbürgen; vor allen Dingen aber dafür ſorgen, daß einer ſo wichtigen Negoziation keinen Hinderniſſe in den Weg gelegt würden. Sie verlangten, daß man den Termin wegen Zurückgabe der Plätze wenigſtens um einen Monat abkürze; ſagten, der Allerchriſtlichſte König wünſche, daß man ihm, wo nicht die ganze Artillerie, doch wenigſtens die Hälfte derſelben überlaſſen möchte, und daß man die Friedensartikel ſo geſchwind als möglich unterzeichne, um ſie alsdann, der Abrede gemäs, dem Legaten zu treuen Händen zu überliefern. Richardot antwortete, man könne den Termin der Zurückgabe aus dem Grunde nicht abkürzen, weil, ſeines Erachtens, die hierzu erforderlichen Befehle nicht früher ertheilt werden könnten; denn es befänden ſich aufrühriſche Soldaten in jenen Plätzen, und es ſey nicht mehr denn billig, daß dieſelben, um die Achtung ihres Königs zu erhalten, auf eine oder die andere Art beſtraft würden. Die ſpaniſchen Deputirten verlangten dieſen Aufſchub in keiner andern Rückſicht, als um allen und jeden Erforderniſſen völlige Genüge zu leiſten; denn da ſie jene Plätze doch einmal zurückgeben müßten, ſo erheiſche es ihr eigener Vortheil, dies je eher je lieber zu thun, theils um die Unterhaltungskoſten los zu werden, theils auch in mancher andern Rückſicht, die man ſich leicht denken könne, indem das Intereſſe des Cardinals von Oeſterreich deutlich genug vor Augen liege. Die Franzoſen waren hiermit gar nicht zufrieden, ſondern machten vielmehr die Einwendung, vermöge des Frie-

dens von Cambrai hätten dergleichen Zurückgaben binnen Monatsfriſt erfolgen müſſen, und endlich verlangten ſie, man ſolle jenen Termin doch wenigſtens um vierzehn Tage verkürzen. Die Spanier blieben unerbittlich; als aber der Legat und der General der Franziskaner ſich ins Mittel ſchlugen, gelang es dieſen, die Sache dahin zu vermitteln, daß, da vorher die Rede davon war, jene fünf Oerter auf zweymal, nemlich Calais und Ardres binnen zwey Monaten, die drey andern aber einen Monat ſpäter zurückzugeben, nunmehro feſtgeſetzt wurde, daß alle fünf in den nächſten zwey Monaten abgetreten werden ſollten, wodurch denn dem ganzen Hader ein Ende gemacht wurde.

Was Blavet betrift, ſo thaten ſich auch hier in Anſehung der Friſt allerley Schwierigkeiten hervor, binnen welcher die Beiatzung herausgezogen, und die Feſtungswerke geſchleift werden ſollten. Die Franzoſen dünkte der Termin von drey Monaten zu lang, und die andern wollten durchaus nichts davon nachlaſſen. Als der Legat wahrnahm, daß die Deputirten hierüber nicht einig werden konnten, ſprach er mit einem nach dem andern, und ſuchte den Franzoſen durch die bündigſten und wirkſamſten Vorſtellungen begreiflich zu machen daß ſie in Rückſicht deſſen, was Blavet betreffe, ganz ruhig ſeyn könnten; denn da man ihnen die erwähnten fünf Plätze in der Abſicht abgetreten habe, um hierdurch die Wiederherſtellung des Friedens zu bewirken, ſo ſey es wider alle Wahrſcheinlichkeit, daß man hintennach noch Schwierigkeiten machen werde, die Feſtungswerke von Blavet niederzureißen, indem ja die Spanier nicht den geringſten Vortheil davon hätten, wenn ſie nach der Uebergabe jener Städte nur Blavet zurückbehalten wollten, ohne daß der Friede zu Stande käme.

Sämt-

Sämtliche Deputirte waren mit dieſer Vorſtellung zufrieden; übrigens blieb es dabey, daß Blavet in Zeit von drey Monaten geſchleift werden ſolle; doch fügte man die Verſicherung hinzu, dieſen Termin nach Beſchaffenheit der Umſtände vielleicht zu verkürzen, womit denn auch die Franzoſen ſich begnügten. Zugleich ward beſchloſſen, daß der zweymonatliche Termin von dem Tage an gerechnet werden ſolle, wo die Friedensartikel unterzeichnet würden. In dieſer Zwiſchenzeit wollte man die Sache dergeſtalt einleiten, daß der zwiſchen beyden Kronen geſchloſſene Friede, ſowohl von dem Könige von Frankreich, als auch vom Cardinal von Oeſterreich feyerlich beſchworen, und ſodann die Ratification des Königs von Spanien ebenfalls beygebracht würde. Bey dieſer Gelegenheit war abermals vom Herzoge von Savoyen die Rede, und die Franzoſen trugen von neuem darauf an, den Geſandten deſſelben kommen zu laſſen. Der Legat beſtimmte hierauf den Tag zur nächſten Verſammlung; was aber den ſtreitigen Punkt wegen der Artillerie betraf, ſo konnten es die Franzoſen noch immer nicht dahin bringen, daß man ihnen, wenigſtens aus Höflichkeit, einen Theil derſelben überließ.

Dies alles ward ein für allemal protokollirt, ausgenommen die Friedensartikel.

Der 25ſte Februar gieng vorüber, ohne daß Verſammlung gehalten wurde, wiewohl er dazu beſtimmt war. An dieſem Tage kam nemlich der Eilbote von Brüſſel mit den erwarteten Briefſchaften und Unterſchriften an. Die Spanier wollten dieſelben den Franzoſen gern vorzeigen, und verfügten ſich daher zu ihnen; ſo daß der ganze Tag über dieſer Beſchäftigung verſtrich. Man beſorgte die erforderlichen Ausfertigungen, und

des

des andern Morgens ward der Eilbote nach Spanien abgefandt. Der Umſchlag ſeiner Depeſche war mit dem Petſchaft des Legaten verſiegelt, und die Adreſſe an den päbſtlichen Nuncius geſtellt, der ſich am Hofe des Königs von Spanien aufhielt; denn die Franzoſen wollten nicht zugeben, daß ſie unter dem Namen des Königs von Spanien durch Frankreich paſſiren ſollte, wiewohl übrigens das ganze Paket nicht das geringſte von dem Legaten enthielt, als nur den Umſchlag.

Den 26 war wieder Verſammlung, und in derſelben verlangten die Franzoſen, Cambrai ſolle wieder für neutral erklärt werden, wie ehedem, als es die Franzoſen noch nicht in den Händen hatten. Man ſtritt ſich lange hierüber, ohne zu einem beſtimmten Entſchluß zu kommen, wiewohl es übrigens klar genug war, daß Karl der Fünfte dieſe Feſtung vor Zeiten beſaß, und ob man gleich mit ziemlicher Gewißheit behauptete, die Bewachung der Thore habe lediglich von ſeiner Willkühr abgehangen. Unter andern war auch die Rede von denen Franzoſen, welche ſich feindſelig gegen den König betragen hatten. Man that den Vorſchlag, daß ſie Vergebung erhalten, und wieder in ihre Güter eingeſetzet werden ſollten. Gegen dieſen Antrag hatte Herr von Bellievre allerley einzuwenden. Er ſagte nemlich: da ſie Vaſallen des Königs von Frankreich wären, ſo müßten ſie ihre Begnadigung ganz allein von dieſem, und keinesweges von der Vermittlung des Königs von Spanien erwarten, dem ſie ohnehin nicht den geringſten Dienſt geleiſtet hätten, indem ſie weiter nichts als Ueberläufer ſeyen. Demungeachtet ſchien er nicht hartnäckig auf dieſem Widerſpruch zu beharren, weil die Anzahl dieſer Leute nicht gar groß, und Herr von Aumale (deſſen Güter man nicht einmal

mal eingezogen hatte) der einzige vornehme Mann unter ihnen war.

Der Legat war der Meinung, daß man von nun an die Zusammenkünfte so lang einstellen solle, bis der savoyische Gesandte ankäme, weil denn doch die Angelegenheiten der beyden Kronen nun einmal in Richtigkeit wären, und zu befürchten sey, daß sich abermalige Schwierigkeiten hervorthun möchten, wenn man diese Gegenstände von neuem berühre. Man fand daher am Ende dieser Sitzung für gut, die fernern Zusammenkünfte bis zur Ankunft des erwähnten Gesandten auszusetzen. Dieser langte Tags darauf an, und ward von den Spaniern mit großen Ehrenbezeugungen empfangen. Richardot und Taxis ritten ihm entgegen, und nahmen ihn in ihre Mitte. Dies machte den Gesandten mehr als zu dreuß; denn als des andern Tags Versammlung seyn sollte, wollte er dem Oyker den Rang streitig machen und sich über ihn setzen. Der General der Franziskaner meldete diesen Vorfall dem Legaten, der sich aber nicht darein mischen wollte, sondern zur Antwort gab, sie möchten die Sache unter sich selbst ausmachen, denn sie wären ja alle von einer Parthie. Es gelang aber dem General, durch Beyhülfe eines seiner Freunde, den er mit nach Vervins gebracht hatte, und der ausdrücklich deswegen abgeschickt worden war, dem Herzoge von Savoyen seine Dienste zu widmen, diese Streitigkeit dergestalt zu vermitteln, daß dessen Gesandter sich endlich dazu verstand, seinen Platz am untersten Ende der Tafel einzunehmen, so daß er dem Legaten gerade gegenüber, und dem General der Franziskaner zur linken saß.

Des andern Morgens vor der gewöhnlichen Versammlungsstunde machte er dem Legaten seinen Besuch,

ſuch, bekomplimentirte denſelben im Namen ſeines Herrn, des Herzogs, und äußerte viel Zutrauen gegen ihn. Am Ende ſeiner Rede, ſagte er, der Herzog von Savoyen ſehne ſich nach dem Frieden, ob er gleich noch zur Zeit in offener Fehde begriffen ſey. Der König habe ihn mit Brief und Siegel verſehen, und er hoffe, Seine Majeſtät würden ihm, der getroffenen Uebereinkunft zu folge, geſtatten, daß er ſich bey allen vorkommenden Streitigkeiten auf die Entſcheidung des Pabſtes berufen dürfe. Der Legat aber wollte nicht recht mit der Sprache heraus, weil er es bey dieſer erſten Conferenz nicht für rathſam hielt. Er erinnerte ſich nemlich, von den Franzoſen vernommen zu haben, daß dieſe gar nicht geſonnen wären, ſich an dasjenige zu binden, was man dem Herzoge von Savoyen in dem vorhergehenden Friedenstraktate zugeſtanden hatte. Deswegen erſuchte er den Geſandten, er möge den Gang der Unterhandlungen ſo viel möglich erleichtern, und ja nicht zu ſehr auf ſeinen Anträgen beſtehen, damit das Friedensgeſchäft nicht etwan ganz abgebrochen würde.

Des nemlichen Tags war eine Zuſammenkunft, in welcher es dem Legaten viel Mühe koſtete, den ſavoyiſchen Geſandten dahin zu vermögen, daß er ſeinen Antrag machte, und ſolchergeſtalt den Franzoſen entgegen kam, wozu er ſich aber doch endlich bereden ließ. Sein Antrag war genau in der nemlichen Form abgefaßt, die der Legat ihm vorgeſchrieben hatte. Herr von Bellievre beantwortete denſelben, und fieng ſeine Rede damit an, daß er alle die Verbindlichkeiten nach der Reihe herzählte, die das Haus Savoyen der Krone Frankreich von jeher und beſonders ſeit den Zeiten Königs Franz des Erſten ſchuldig ſey. Hiernächſt führte er alle die Wohlthaten, und ehrenvol-

len Verbindungen an, welche dies Haus den Allerchriſtlichſten Königen zu danken gehabt habe. Dann ſprach er von ihrem Recht auf das Marquiſat Saluzzo, von deſſen Beſitz, und von der Art, wie er an den Herzog von Savoyen gekommen ſey. Hierauf erwähnte er der mehrmaligen Einſtellung der Feindſeligkeiten, und der wiederholten Friedensvorſchläge, bewies, daß der Herzog von Savoyen dieſelben nicht habe annehmen wollen, und behauptete, ſein König ſey nun nicht mehr verbunden dasjenige zu erfüllen, worüber man damals einverſtanden geweſen ſey. Dies letztere ſagte er jedoch nicht frey heraus, ſondern gab es nur zu verſtehn. Endlich wandte er ſich diesfalls an Herrn von Silleri, und foderte denſelben auf, von jener Uebereinkunft Bericht zu erſtatten, da ſolche von ihm insbeſondere negocirt worden ſey. Herr von Silleri verſicherte, der Allerchriſtlichſte König habe darauf angetragen, daß der Pabſt die nach dem erſten Friedenstraktate in Betreff des Marquiſates Saluzzo noch obwaltenden Streitigkeiten entſcheiden ſolle; auch habe er die Rückgabe von Cental und Chanteau Dauphin, nebſt den andern neuerdings hinweggenommenen Ortſchaften verlangt, worauf von beyden Parteien Anſprüche gemacht wurden. Er ſagte ferner, der Herzog von Savoyen, oder vielmehr deſſen Geſandte, Namens Jacob, habe dieſen Vorſchlag nicht eingehen wollen; zween Briefe hier nicht einmal zu erwähnen, wovon den einen der Herzog von Savoyen, den andern aber der König von Frankreich geſchrieben hätte, und die alle beyde von groſſer Wichtigkeit wären. Vermöge des erſtern giebt der Herzog ſeine Einwilligung von ſich, dem Pabſte die Entſcheidung aller Streitigkeiten zu überlaſſen, und im zweyten äußert der König, er ſey dies ebenfalls zufrieden. Beyde wurden zu einer Zeit geſchrieben, wo man

öffent-

nannt wurden, seit dem eilften Jahrhundert bis auf die Zeiten Franz des Ersten, von dem Marquis von Saluzzo jederzeit für ihre Oberherrn anerkannt worden waren und die Hu'digung eingenommen hatten, und daß die Könige von Frankreich jenes Marquisat erst seit dem Zeitalter Franz des Ersten besessen. Sie packten diese Urkunden zusammen, und der savoyische Gesandte, welcher sich auf diese Entdeckung nicht wenig zu gut that, trug sie sogleich zum Legaten. Dieser sah dieselbe durch, fand zwar keine Veranlassung dem Gesandten Muth einzusprechen, doch wollte er ihn auch nicht niederschlagen, weil er besorgte ihn mißtrauisch zu machen. Er rieth ihm daher, des andern Tags in der Versammlung davon zu sprechen. Der Gesandte machte aber allerley Einwendungen, und verlangte, die Franzosen sollten ihre Forderungen zuerst bekannt machen. Diese hingegen waren fest entschlossen, hierin schlechterdings nicht nachzugeben.

Nachdem sich der savoyische Gesandte entfernt hatte, wußte es der Legat durch Vermittelung des Franziskaner-Generals einzuleiten, daß er sich wieder ein wenig besänftigen ließ. Die Spanier kamen nebst dem savoyischen Gesandten zuerst in die Versammlung, und Richardot empfieng die erwähnten Papiere aus ihren Händen. Man kam überein, daß der Legat die Sitzung eröffnen, und sich hierzu der Worte bedienen mußte: der savoyische Gesandte habe noch allerley anzubringen. Hierauf nahm dieser das Wort, und trug vor, was in den besagten Papieren enthalten war. Die Franzosen machten nicht die geringste Einwendung gegen die Briefe; Herr von Villeri, welcher eine Abschrift davon in Händen hatte, erklärte dieselbe für ächt, und sagte, er selbst habe das Schreiben des Königs verfaßt; der Inhalt desselben sey aber nur bedingungs-

ungsweise zu verstehn. Als sich hierauf einige Schwierigkeiten äußerten, bat der savoyische Gesandte um Erlaubniß, sich in französischer Sprache ausdrücken zu dürfen, um hierdurch seinen Vortrag verständlicher zu machen. Nun fiengen sie samt und sonders an französisch zu reden, und einer nach dem andern untersuchte das Schreiben Seiner Allerchristlichsten Majestät von Wort zu Wort. Herr von Bellievre sagte, der König halte dafür, daß er weder an irgend einen Traktat, noch an den Inhalt seines Schreibens gebunden sey, weil man dasselbe nicht zu gehöriger Zeit benutzt habe, und alle Unterhandlungen durch den darauf erfolgten Krieg unterbrochen worden wären. Richardot versetzte hierauf, eben dieser Bruch, und zwar durch Waffengewalt, sey ein deutlicher Beweis von einer schlechten Prozedur. Hierüber ward Herr von Bellievre höchlich entrüstet, und sagte, Frankreich habe noch nie etwas unternommen, ohne seine Sachen sehr gut zu machen.

Da alle diese Reden in französischer Sprache vorgetragen wurden, so verstand der Legat nichts davon, und sagte kein Wort dazu. Eben so machten es die andern Parteien, welche geraume Zeit ein tiefes Stillschweigen beobachteten. Da nun der Franziskaner-General sah, daß ihnen die Galle stieg, und da er befürchtete, man möchte sich vielleicht noch derbere Ausdrücke bedienen, so sagte er zum Legaten, man könne es vor heute dabey bewenden lassen. Der Legat dachte dem, was ihm der General gesagt hatte, ein wenig nach, und ob er gleich aus dem ganzen Vorgange nicht recht klug werden konnte, so sagte er doch, dergleichen Zänkereyen pflegten gemeiniglich mit mehr Erbitterung als Billigkeit verbunden zu seyn, stand sodann auf und brach die Unterhandlungen ab. Herr von Bellievre hatte kaum noch so viel Zeit, dem savoyischen Gesandten zu

sagen;

sagen, er solle sich des folgenden Tages deutlicher über das erklären, was er eigentlich für seinen Herrn, den Herzog, verlange, damit man es dem Könige berichten könne. Nachdem er dies in einem sehr leidenschaftlichen Tone gesagt hatte, begab er sich nebst dem Herrn von Silleri hinweg: die Spanier aber und der savoyische Gesandte blieben noch. Der Legat ließ sich nun alles, was vorgefallen war, deutlich erklären, und verwies dem Richardot sein Betragen. Dieser ließ sich den Verweis gefallen, und gestand, es komme ihm selbst so vor, als wenn er gefehlt habe. Der Legat gab ihnen darauf zu erkennen, sie hätten sehr unrecht, wenn sie behaupten wollten, der König von Frankreich sey vermöge seiner Ehre und nach den Vorschriften der Gerechtigkeit verpflichtet, ihnen etwas zu bewilligen. Da sich hierauf der savoyische Gesandte entfernte, die Flamänder aber noch da blieben, so ward nunmehr die Sache genauer erwogen. Der Schluß fiel dahin aus: der König möge eine Verpflichtung auf sich haben, oder nicht, so müsse man sich doch dieses Ausdrucks gar nicht bedienen, und es solle in der Folge nie wieder die Rede davon seyn. Die Flamänder wollten nun den Legaten überreden die Bedingungen vorzutragen, er lehnte es aber ab, indem er ihnen zu verstehen gab, daß er unmöglich Bedingungen vorschlagen könne, für die er selbst keine Gewißheit habe, und daß er auch nicht gern das Ansehen haben wolle, als ob er Partey nähme. Seine Beweggründe kamen ihnen sehr einleuchtend vor; sie entfernten sich daher, nachdem vorher noch beschlossen worden war, daß man sich nie wieder des Ausdrucks Verbindlichkeit bedienen wolle. Der Franziskaner-General war äußerst verlegen; denn er befürchtete, jener Wortwechsel werde vielleicht Anlaß geben, die Friedensunterhandlungen ganz abzubrechen. Er beklagte sich daher bitterlich über Richardot, daß

dieſer ſich ſo ſehr übereilt habe. Der Legat ſuchte ihn wieder zu beruhigen, und ertheilte ihm den Auftrag, des folgenden Tags zu den Franzoſen zu gehen, und ſie wegen jener Mißhelligkeit ſo gut als möglich wieder zu beſänftigen. Er verfügte ſich demnach zu ihnen. Ob ſie nun gleich über das, was ſich ereignet hatte, ſehr aufgebracht waren, ſo bezeigten ſie doch keine Luſt gegen ihn, die Unterhandlungen abzubrechen, ſondern beſchloſſen vielmehr, daß von dieſem ganzen Vorfall nie wieder geſprochen werden ſolle. Herr von Villeri gab ihm ſogar, als er ihn ohne Beyſeyn des Herrn von Bellievre ſprach, einiges Licht, daß man nicht abgeneigt ſey, die Sache auf eine gütliche Art beyzulegen. Der General verſchafte daher dem Legaten bey ſeiner Zurückkunft eine ſehr große Erleichterung, denn die Erinnerung deſſen, was begegnet war, hatte ihm eine ſchlafloſe Nacht gemacht. Ueberhaupt brachte er die meiſten Nächte während der Friedensunterhandlungen nicht viel beſſer zu; denn über die geringſte Schwierigkeit gerieth er in Angſt, und auf der Stelle gab er ſich alle nur erdenkliche Mühe dieſelbe zu beſeitigen.

Am dritten März des Morgens, kamen die Spanier und der ſavoyiſche Geſandte mit einander überein bey dem Könige von Frankreich, und zwar vermittelſt einer Unterredung mit deſſen Deputirten, darauf anzutragen, daß er aus Gunſt und Geneigtheit gegen den König von Spanien, ſich gefallen laſſen möge die Entſcheidung der Mißhelligkeiten, welche vielleicht zwiſchen Seiner Majeſtät und dem Herzoge von Savoyen entſtehen möchten, Seiner päbſtlichen Heiligkeit anheimzuſtellen; und nachdem dieſer Beſchluß gefaßt war, ward wieder Verſammlung gehalten. Die Franzoſen waren jedoch von dieſem allem unterrichtet

Je

Jetzt sagte der Legat ganz kurz, die französischen Deputirten hätten die letztern Briefe mitgebracht, um wegen derselbigen Rede und Antwort zu geben. Man hätte mit allem Bedacht einen ganzen Tag vorüber gehen lassen, um diejenigen Gegenstände, welche sich zwischen Frankreich und Savoyen hervorthun möchten, desto reiflicher zu überlegen. Er verlange demnach von den Franzosen zu wissen, was sie denn eigentlich von diesen Briefen hielten. Herr von Bellievre bewies nunmehr aus sehr starken Gründen, daß Seine Allerchristlichste Majestät weder nach der Strenge, noch nach der Billigkeit, noch vermöge Ihres Ehrenwortes verbunden wären zu erfüllen, was jene letztes Schreiben enthalte. Unter andern sagte er, es wären volle zehn Monate verstrichen, ohne daß der Herzog von Savoyen darauf geantwortet habe. Vier einzigen Monaten habe er zwar seinen Gesandten an den Cardinal von Oesterreich geschickt, von rechtswegen hätte er aber denselben deshalb nicht nach Flandern, sondern geradezu an den König senden sollen; denn ob man gleich mit einander in Krieg verwickelt gewesen sey, so würde er demnoch einen Reisepaß erhalten haben, um sicher und ohne Gefahr zu Seiner Majestät zu gelangen. Auch hätte er gar wohl seine Einwilligung schriftlich von sich geben, und solche Verfügungen treffen können, daß man vermittelst der erforderlichen öffentlichen Instrumente im Stande gewesen wären dieser Sache wegen den Anfang zu einer gütlichen Uebereinkunft zu machen. Der savoyische Gesandte antwortete, er sähe zwar sehr wohl ein, daß der König keineswegs weder aus Vernunftgründen, noch vermöge seines Ehrenworts zu irgend etwas verbunden sey; er bitte aber gleichwohl Seine Allerchristlichste Majestät, im Namen seines Herrn, des Herzogs, um die Gnade, daß Sie geruhen möchten, die Bedingungen welche in Dero letzterm

Schreiben enthalten wären, zu genehmigen. Es bestünden dieselben darin, daß man die ganze Streitsache, besonders aber die Frage, ob der vorhergehende, vom Herrn von Sillery unterzeichnete Tractat zu befolgen sey, oder nicht, dem Urtheile des Pabstes zur Entscheidung vorlegen solle. Die Franzosen protestirten, und machten die Einwendung, die Sache sey nicht gehörig vorgetragen, denn aus dem Schreiben des Königs sey dieser Umstand nicht zu ersehen, indem solches gar nichts bestimmtes enthalte. Sie sähen sich folglich genöthigt, wegen dieser allgemeinen Foderung, sich nemlich dem Urtheile des Pabstes zu unterwerfen, nochmals an den König zu schreiben, indem sie hierüber ohne eine neue Vollmacht unmöglich etwas beschließen könnten, da dieses eine ganz neue Foderung sey. Sie glaubten indessen, Seine Majestät würden diese ganz besondere Foderung, so bald sie Denenselben hinterbracht würde, unfehlbar verwerfen, so wie sie hingegen hofften, daß Seine Majestät den Antrag, die gesammten Streitigkeiten durch eine gütliche Uebereinkunft abzuthun, genehmigen würden. Nach einigen Einwendungen begaben sich die spanischen Deputirten nebst dem savoyischen Gesandten bey Seite, und disputirten eine Weile mit einander. Als der Franziskaner-General wahrnahm, daß sie nicht übereinkommen konnten, gieng er auf sie zu, und gab ihnen seinen Unwillen darüber zu erkennen, daß sie von dem abwichen, was sie mit ihm verabredet hätten. Als sie insgesamt wieder zur Versammlung zurückgekommen waren, sagte der savoyische Gesandte, er sey es zufrieden, daß man bey dem Könige auf einen allgemeinen gütlichen Vergleich antrüge. Zugleich dankte er dem Legaten für seine Vermittelung, und bat ihn, dieselbe so lange fortzusetzen, bis man die Einwilligung Seiner Allerchristlichsten Majestät erhalten habe. Die Franzosen machten sich hierauf anheischig, an ihren Kö-

nig zu schreiben, und dessen Antwort abzuwarten. Dies wurde so gedeutet, daß man für bekannt annahm, als wären sie bereits überzeugt, daß diese Sache gar keine Schwierigkeit haben werde. Da der Legat sah, daß die Unterhandlungen so gut von statten giengen, redete er die Versammlung folgendermaßen an:

„Hochzuehrende Herrn! Es hat Gott gefallen, dies heilige und ihm wohlgefällige Werk dergestalt zu fördern, daß man nun mit Wahrheit sagen kann; der Friede sey geschlossen, da die beyden Kronen nebst dem Herzoge von Savoyen mit einander einverstanden sind, und alle im Wege liegende Hindernisse glücklich überwunden haben. Da es nun im Werk ist, daß die Versammlung sich über die Beendigung und Abthuung aller Streitigkeiten berathschlagen soll, so bitte ich Sie inständig, meine Herrn, die Gefahren in Erwägung zu ziehen, welche nothwendig daraus entspringen würden, wenn man der gesammten Christenheit ein so unentbehrliches Gut noch länger vorenthalten wollte. Ich muß Ihnen demnach sagen, daß es sehr viele Personen giebt, die bey diesem Friedenstraktate mit interessirt sind, und bey deren Lebzeiten derselbe zu Stande gebracht werden muß, wenn er den gehörigen Grad von Vollkommenheit erreichen soll. Es sind dieses Prinzen, die zum Theil schon ein ziemlich hohes Alter erreicht haben, wie auch andere, die täglich mit den Gefahren des Krieges kämpfen. Ueberdies giebt es Anführer, Vö-

sewichte, Ketzer, und Leute, die ihre
Nächsten Gut an sich gerissen haben, de
ren ganzes Dichten und Trachten darau
gerichtet ist, daß dieses gottgefällige Wer
nicht zu Stande komme. Glauben Si
mir nur, meine Herren, daß der Teufe
überall umher fliegt, und Unkraut unte
den Waizen säet, weil dies der ärgst
Streich ist, der ihm gespielt werden kan
Er versucht seine Anhänger, mit Feue
und Schwert, mit Gift und allen Wer
zeugen der Grausamkeit, um diesen Fri
densschluß zu hintertreiben, und statt de
selben wieder Krieg zu erregen. Ich kan
schlechterdings nicht umhin, diesen Gege
stand zu berühren, wiewohl es mir leid i
daß ich mich nicht umständlicher darüber e
klären kann. Ich will auch Ihnen weit
nichts rathen, als nur dies, daß diejen
gen, welche die Feder führen, sich so b
stimmt und deutlich ausdrücken als es n
möglich ist, damit man keiner weitläuf
gen Erklärung bedürfe; und daß die a
dern, welche mit an diesem löblichen Wer
arbeiten, es mit Muth und Entschloss
heit thun, damit dadurch allen Intrig
vorgebeugt, und nicht der geringste Zw
fel mehr übrig gelassen werde. Seyn S
demnach darauf bedacht, Zeit und Ort
bestimmen! Ueberlegen Sie die Art u
Weise wie der neue Vergleich abgefa
werden soll, und schreiben Sie diesfa
an den König, wie unserer seits bere
vorgeschlagen worden! Mein Eifer tre
mich an, zu reden; das Böse, welches

befürchte, nöthigt mich, zu bitten; und das Gute, das ich hoffe, bewegt mich, Ihnen als Minister und Staatsdiener zu rathen. Uebrigens lege ich Ihnen diese Sache nochmals nach meinem besten Vermögen, und mit aller Ihnen schuldigen Zuneigung an das Herz." Die Franzosen antworteten zuerst: er könne versichert seyn, daß man in der Zwischenzeit, während welcher die Antwort des Königs erwartet wurde, gewiß nicht müssig bleiben werde. Man sey schon damit beschäftigt, die Friedensartikel zwischen Frankreich und Spanien zu Papier zu bringen, und sie würden dieselben bis auf die Unterschrift fertig machen. Sie verlangten sodann insgesammt, der Legat solle ihnen doch seine Meinung sagen, binnen welcher Zeit wohl die gütliche Entscheidung erfolgen werde, und ob vielleicht mittlerweile der Friede, oder wenigstens ein Waffenstillstand zwischen Frankreich und Savoyen zu Stande gebracht werden könne. Anfänglich machte er einige Schwierigkeit seine Gedanken hierüber zu eröffnen, als man aber nochmals mit wiederholten Bitten in ihn drang, sprach er: man müsse den Pabst bey dieser gütlichen Entscheidung so unbeschränkt schalten und walten lassen, als es nur immer geschehen könne. Vorläufig habe man hierzu einen Termin von einem halben Jahre bestimmt, der aber vielleicht vom Pabste auf ein ganzes ausgedehnt werden dürfte. Wäre es möglich, so solle man auf der Stelle lieber gleich Frieden machen, als einen Waffenstillstand schließen. Immittelst sollten die Sachen, während des zur gütlichen Entscheidung anberaumten Termins in eben dem Zustande bleiben wie zeither. Es

solle nemlich ein jeder, das was er besitze vorläufig behalten, sich aber zugleich verpflichten, dem Ausspruche des Pabstes die strächlichste Folge zu leisten, und denselben auf das allergenaueste zu vollziehn. Dies alles ward mit dem größten Vergnügen und ohne den geringsten Widerspruch angenommen. Nun ward in Anregung gebracht, ob man nicht die Kriegsleute sogleich verabschieden solle, und was man denn eigentlich in Ansehung der zurückbehaltenen Plätze zu beobachten habe. Die Franzosen erwiederten, was die Kriegsleute betreffe, so müsse man dieselben nicht insgesammt gleich anfänglich entlassen, und der Legat sagte, die erwähnten Plätze sollten ad arbitrium boni viri zurückbehalten werden. Hiermit gieng die Versammlung auseinander und alle Parteien waren mit dem Legaten und dem Franziskaner-General vollkommen zufrieden.

Bald hernach thaten sich große Hindernisse hervor, die Angelegenheiten des Herzogs von Savoyen durch Beyhülfe seines Gesandten zu berichtigen. Obgleich derselbe die Beylegung aller Streitigkeiten durch des Pabsts gütliche Entscheidung nicht nur bewilligt, sondern sogar begehrt hatte; so wußte er doch allerley dagegen einzuwenden, daß die Sachen in ihrem zeitherigen Zustande verbleiben sollten, ja er verlangte sogar, daß man während der Untersuchung seinem Herrn, dem Herzoge, Saint Jean de Morienne wieder zurückgeben möge. Die Franzosen ließen sich aber auf diesen Vorschlag nicht ein, sondern zeigten vielmehr aus sehr vielen Gründen, daß dies unmöglich geschehen könne; um den Gesandten auf bessere Gedanken zu bringen, setzte man fest, daß den vierten März keine Versammlung seyn solle. Endlich gab er wieder nach, und

stellte

ſtellte alles ohne den geringſten Vorbehalt der Entſcheidung des Pabſtes anheim.

Tags darauf ſandte man einen Eilboten an den König, und wartete ſodann mehrere Tage lang auf Antwort, ohne daß mittlerweile Verſammlung gehalten, oder die Friedensartikel in Vorſchlag gebracht wurden. In dieſer Zwiſchenzeit kam ein Sekretair aus Flandern an, welcher den ſpaniſchen Deputirten Depeſchen überbrachte. Vermittelſt derſelben ward ihnen zu wiſſen gethan, der König von Frankreich ſuche ſie bloß mit leeren Worten hinzuhalten, um dadurch Zeit zu gewinnen und ſeine Kriegsrüſtungen zu verſtärken.

Der Legat ließ es ſich äußerſt angelegen ſeyn, ihnen dieſen Wahn zu benehmen, und endlich gelang es ihm auch, dieſelben durch wiederholte Vorſtellungen vom Gegentheil zu überzeugen. Auf der andern Seite fiengen die Franzoſen ebenfalls zu argwohnen an, man gehe mit ihnen trüglich und argliſtig um. Da ſie nun vollends erfuhren, daß nach Calais 4500 Spanier übergeſchifft wären, welche achtmal hundert tauſend Ducaten bey ſich hätten; ſo begaben ſie ſich zum Legaten, um von demſelben zu erforſchen, ob er wohl glaube, daß die Spanier aufs neue Händel anfangen wollten, oder wenigſtens zu entdecken, was ſie hierbey für Abſichten hätten. Der Legat ſuchte ihnen allen Argwohn zu benehmen, und ſagte, jene Landung ſey eine Folge von den Befehlen, die bereits vor mehrern Monaten ertheilt worden wären, ſo daß man dieſelbe keineswegs als eine Verletzung der Friedenstraktaten betrachten könne; denn zu der Zeit, als dieſe Truppen aus Spanien abgeſegelt wären, ſey daſelbſt die Nachricht, daß die Deputirten bereits die Unterhandlungen eröffnet hätten, zuverläſſig noch gar nicht bekannt geweſen. Ueberhaupt ſey er der Meinung, daß man wohl

ſchwer-

schwerlich etwas Feindseliges zu fürchten habe, weil die Leitung dieses ganzen Geschäfts der Hand des Cardinals von Oesterreich übergeben worden sey. Denn diesem liege ungemein viel daran den Frieden zu Stande zu bringen, weil er widrigenfalls Flandern gewiß nicht zur Mitgift erhalten, auch gar nicht daran denken dürfte, daß die Nachkommen welche er mit seiner Gemalin zeugen werde, vermittelst seiner Frau zur Erbfolge in so vielen Königreichen und Staaten gelangen würden. Demungeachtet müsse freylich jedermann auf seiner Hut seyn, weil noch zur Zeit weder Friede noch Waffenstillstand existire; mithin könne jede Partey diejenigen Veranstaltungen treffen, die ihr am zuträglichsten dünkten.

Auf diese Vorstellungen des Legaten gaben sich die Franzosen wieder zufrieden. Einige Tage nachher kamen Briefe vom Hofe, der sich damals zu Angers aufhielt. Da ersahen sie denn aus einem Schreiben des Herrn von Villeroi, der Duc de Mercoeur habe seine Gemalin abgeschickt um sich zu dem König zu begeben, und mit demselben einen Vergleich zu schlissen. Man glaube, Ihro Allerchristlichste Majestät würden zu Nantes Ihre Ostern halten. Die Nachricht ward von Paris aus durch mehrere Personen bekräftigt. Sie hatte die Folge, daß sich der Legat nun nicht mehr so gar sehr über das Ausenbleiben des Eilboten verwunderte, der schon so lange Zeit sey war, daß er mittlerweile ganz bequem hätte zurückkommen können. Gleichwohl war er noch nicht ganz beruhigt, weil man von Paris meldete, es sey der aus England ein Gesandter mit einem stattlichen Gefolge eingetroffen. Deswegen war er ziemlich unruhig, ob ihn gleich die Franzosen versicherten, dies würde nicht die geringste Veränderung in den Friedens

terhandlungen bewirken, wenn auch die Nachricht, welche sie jedoch für unwahr hielten, gegründet seyn sollte, daß die Königin von England sehr große Anerbietungen gemacht habe. Denn ihr Gesandter habe schlechterdings mit niemanden negoziiren wollen, ob ihm gleich der König zu erkennen gegeben habe, er solle zu Paris bleiben, und mit dem Connetable sowohl als mit noch einigen andern Personen in Unterhandlung treten. Die Absicht des Königes sey hiebey bloß gewesen, daß der Gesandte nicht nach Bretagne reisen, und etwan den französischen Ketzern zu nahe kommen möge; weil man in diesem Fall einen Aufruhr befürchte.

Unter diesen Umständen, und da sich der König mit einer Armee in Bretagne befand, war dem Legaten, der langwierigen Verzögerung wegen, gar nicht wohl zu Muthe; und ob er sich gleich, gegen den Willen einiger Personen, entschlossen hatte, geduldig auszuharren, so konnte er gleichwohl seine Besorgniß nicht bergen. Zur nemlichen Zeit bekam er wieder einen Anfall von seinen Steinschmerzen. Noch mehr schlug ihn ein Schreiben aus Flandern darnieder, welches vom fünften datirt war, und die Nachricht enthielt, der Cardinal Aldobrandini sey plötzlich von Ferrara nach Rom gereiset, und dieses führe auf die Vermuthung, der Pabst möge vielleicht von einer schweren Krankheit befallen worden seyn. Nun war freylich dieser Brief, welchen der in Flandern residirende Nuntius von dort abgeschickt hatte, vom fünften März datirt; der Legat hatte aber auch noch einen andern, unterm zwanzigsten Februar, vom Cardinal Aldobrandini selbst erhalten, aus welchem sich ergab, daß er damals sich vorgenommen hatte, erst nach dem Feste von dort abzureisen; indessen ließ sich hieraus gleichwohl nicht folgern, daß er seinen Vorsatz nicht ab-

gie-

geändert haben könne; wenigstens war ihm gerade noch so viel Zeit übrig, dieß zu bewerkstelligen, so daß obige Nachricht, ob sie gleich mit derjenigen, welche er selbst von sich gestellt hatte, ganz und gar nicht übereinstimmte, allerdings gegründet seyn konnte.

Mittlerweile war dem Legaten sehr bang, daß der Friedenstraktat nicht zu Stande kommen werde, denn er sah wohl, daß das Mißtrauen von Tag zu Tag immer mehr überhand nahm. Seine Hofnung gründete sich nur noch darauf, daß wahrscheinlich die Antwort des Königs bloß deswegen so lange ausenbleibe, weil der Vergleich mit dem Duc de Mercoeur noch nicht in Richtigkeit sey.

Gerade in dem Augenblick, wo man die Antwort Seiner Majestät am sehnlichsten erwartete, ward dieselbe von mehr erwähntem Eilboten am 19ten des Abends überbracht. Des nächstfolgenden Morgens erfuhr der Legat noch nichts spezielles, weil es eben Charfreytag war, und sowohl er selbst, als auch die Franzosen, sich mit Verrichtung ihrer Andacht beschäftigten; nachher aber ließen sie sich zur Audienz melden, die er ihnen auch nach dem Mittagessen ertheilte. Als sie dort ankommen, referirten sie alles das in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, was im Namen des Königs verhandelt worden war, dankten dem Legaten für die äußerordentliche Mühe, vermittelst deren er sich bestrebt habe den Frieden wieder herzustellen, und überreichten ihm zugleich das von Seiner Majestät erhaltene Beglaubigungsschreiben, kraft dessen ihnen von Seiten des Königs zu wissen gethan wurde, er habe dem Pabste seiner Antwort für die ungemeine Theilnahme und Beharrlichkeit, womit die Friedensunterhandlungen betrieben worden wären, seinen Dank abstatten lassen. Hierauf giengen sie ins Detail, und bestätigten die ganze Sa-

durch Vermittelung des Cardinals von Oeſterreich, zwiſchen Frankreich und Spanien gepflogene Negoziation. Indeſſen beſchwerten ſie ſich aber doch, daß ihnen die Artillerie in den Plätzen, welche ihnen zurückgegeben werden ſollten, verweigert würde; ingleichem darüber, daß man Anſtand nähme die Stadt Cambrai für neutral zu erklären. Hiernächſt ſprachen ſie in einem ſehr heftigen Tone von dem Betragen des Herzogs von Savoyen, und brachten nicht nur alle Beleidigungen wieder in Erinnerung, welche die Krone Frankreich von Seiner Durchlaucht wiederfahren waren, ſondern auch die niedrigen Kunſtgriffe, deren er ſich damals bediente, als er durch ſeinen Geſandten Jakob den Frieden negoziirte, und die der Graf von Auvergne dem Könige nach erfolgter Ausſöhnung ſamt und ſonders entdeckt hatte. Da er es, ſagten ſie, mit einem ſehr mächtigen Könige zu thun habe, dem alle ſeine Staaten den ſchuldigen Gehorſam leiſteten, ſo müſſe er bey den Unterhandlungen auf ſeinen niedrigern Rang Rückſicht nehmen, und zwar um ſo mehr, da der Vergleich mit dem Duc de Mercoeur bereits zu Stande gekommen ſey. Die Gemalin dieſes leztern habe bereits die Friedensartikel unterzeichnet, und dieſe beſtänden darin, daß er die Stadthalterſchaft von Bretagne niederlege, daß ihm der König dreymal hundert tauſend Thaler, und einen jährlichen Gehalt von funfzig tauſend Livres bewillige, und daß er ſeine einzige, nur erſt ſieben Jahr alte, Tochter dem Duc Cäſar de Vendome zur Ehe gäbe, welchem der König die Stadthalterſchaft von Bretagne übertragen werde. Alle dieſe Artikel habe der König bereits genehmigt, mithin bedürfe man nur noch der Unterſchrift des Duc de Mercoeur, die mit jedem Tage zu Angers erwartet werde, wo dermalen der König ſich aufhalte.

Nach

Nach dieser Digression lenkten sie die Unterredung wieder auf den vorhergehenden Gegenstand, und sagten endlich, der König sey nicht gesonnen auf den gütlichen Ausspruch sich einzulassen, und zwar nicht etwa deswegen, weil er kein Zutrauen zu Clemens dem Achten habe, sondern vielmehr weil er dafür halte, es gereiche seiner Ehre zum Nachtheil, wenn er, nach einem so ehrenvollen Vergleich mit den Spaniern, sich von Savoyen die schmähliche Bedingung vorschreiben lasse, daß man ihm dasjenige worauf er das gegründetste Recht habe, durch gütlichen Ausspruch zueignen solle. Hiernächst wisse man ja nicht, wie lange der Pabst noch lebe, und wenn derselbe noch vor der Bekanntmachung seiner Entscheidung etwan aus der Welt gehen solle, so könne er vielleicht einen Nachfolger bekommen, zu welchem der König kein Zutrauen habe, und gegen dessen Ausspruch er gleichwohl nichts einwenden möge, um ihn nicht vor den Kopf zu stoßen, und sich denselben gleich zu Anfange seines Pontifikats zum Feinde zu machen. Sie sagten auch sonst noch allerley, bey dessen Wiederholung wir uns aber darum nicht aufhalten wollen, weil es nicht wesentlich zur Sache gehört. Endlich baten sie den Legaten sehr demüthig, er solle deswegen gleichwohl seine Hand von dem vorliegenden Geschäfte nicht abziehen, sondern sich vielmehr noch ferner zu Gunsten des Königs verwenden. Wenn er nur die Hofnung nicht schwinden lasse, daß die Angelegenheiten einen glücklichen Ausgang gewinnen würden, so werde er zuverläßig auch Mittel ausfündig machen, einen Vergleich zu Stande zu bringen, zumal da es ihm nicht an Autorität fehle, die Parteien zu allem zu bewegen, was er für gut finden werde. Diese Antwort wollte dem Cardinal gar nicht gefallen, besonders in Ansehung dessen, was Savoyen betraf. Er beklagte sich darüber, und erwiederte, er wisse nun selbst nicht mehr, was er so wohl

wohl den Spaniern als dem Savoyarden für Vorschläge thun ſolle. Letzterer ſey durch die Art und Weiſe, wie ihn der Geſandte des Großherzogs empfangen habe, ganz abgeſchreckt worden. Er, der Legat, werde nun (wenn ſolches nicht bereits geſchehen ſey,) den Verdacht gegen ſich erregen, als wenn er ſich allzu parteiiſch für Frankreich verwende. Da die Sache eine ſolche Wendung nähme, ſo hätte man ihn mit dem Auftrage, nach Hof zu ſchreiben, lieber verſchonen, als ihm mit der Hofnung ſchmeicheln ſollen, daß der König die Unterhandlung genehmigen würde. Die Lage der Angelegenheiten ſey nun ganz verändert, denn da der König noch immer vierzehn tauſend Mann Fußvolk auf den Beinen habe, ſo wären die Spanier äußerſt mißtrauiſch, und argwohnten, er gehe blos darauf aus, ſeine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, ſeine Kriegsrüſtungen zu verſtärken, und ſie indeſſen mit leeren Vertröſtungen zu hintergehen. Auch der Herzog von Savoyen befinde ſich dermalen in einer ganz andern Verfaſſung; denn ſein Geſandter habe Nachricht, daß derſelbe la Vallée de Morienne, wie auch die Stadt Saint Jean, zum größten Nachtheil der Truppen des Herrn von Lesdiguieres wieder erobert, ſich eines von ihm in der dortigen Gegend errichteten Fort bemächtigt, und deſſen Schwiegerſohn, den Herrn von Crequi, nebſt auch fünf andern Offizieren zu Gefangenen gemacht habe. Die Franzoſen verſetzten, ſie hätten noch nirgends etwas von dieſer Nachricht vernommen, als nur zu Nervins; geſetzt es wäre auch ſie wäre gegründet ſo ließen ſich doch la Vallée de Morienne und Saint Jean gar nicht vertheidigen, ſondern ſtünden vielmehr jedem offen, der Meiſter im Felde bliebe. Mithin werde dies alles keineswegs die Folgen haben, welche man ſich davon verſpreche; Herr von Lesdiguieres werde vielmehr alles wieder erobern,

und den Herzog von Savoyen in eine weit schlimmere als seine vormalige Lage versetzen. Dem Legaten wollten diese Gründe nicht einleuchten; als ihm demnach die Franzosen zumutheten, er solle einen Vergleich vorschlagen, fand er es gar nicht räthlich sich darauf einzulassen, sondern verlangte vielmehr, sie selbst sollten eine oder die andere Eröfnung machen. Als der Legat diesfalls in sie drang, sagten sie endlich, man könne das Marquisat einstweilen irgend einem Fürsten, und namentlich dem Papste, zu treuen Händen übergeben, und zugleich den gütlichen Ausspruch seinem Ermessen anheimstellen. Dieser Vorschlag mißfiel dem Legatem in vielerley Rücksicht; er verwarf ihn zwar nicht, gab aber auch seine Einwilligung nicht dazu. Nach einigem Wortwechsel ließ man den General der Franziskaner kommen. Als dieser den Entschluß Seiner Majestät in Betreff Savoyens vernahm, wollte ihm dieser ganze Vorgang gar nicht gefallen. Die Franzosen gaben die besten Worte und sagten zuletzt, man müsse die Sache schlechterdings beschleunigen; wofern man binnen zwey Tagen nicht zu einem festen Entschluß komme, so sey alles vorbey, und es lasse sich dann gar nicht weiter darüber sprechen. Der General antwortete, man wisse ja nicht einmal, worüber man in Unterhandlung treten solle, weil sie nicht bestimmt angäben, wozu und in wiefern Seine Majestät Ihre Einwilligung ertheilen würden. Die Franzosen entgegneten, man werde wohl thun, dies zu beschlafen; des andern Morgens wolle man sich von neuem darüber unterreden, und da würde sich vielleicht eine Uebereinkunft treffen lassen. Als der Franziskaner-General mit dem Legaten wieder allein war, trafen beyde die Abrede, ersterer solle sich zu den einen wie zu den andern verfügen, die Spanier zur Nachgiebigkeit zu bereden, und von den Franzosen

noch

noch etwas mehr zu erhalten ſuchen. Letztere hatten ſich nach ihrer Entfernung von dem Legaten geradeswegs zu den Spaniern begeben, und ſich auf eine ſo höfliche Art mit ihnen unterhalten, daß dieſe aus ihrem Geſpräch gar nicht errathen konnten, worauf eigentlich die Sache hinauslaufe. Der Franziskaner-General ſtattete ihnen allerſeits ſeinen Beſuch ab. Die Franzoſen eröfneten ihm, man müſſe vor allen Dingen den König wieder zu beſänftigen ſuchen, denn dieſer ſey höchlich gegen den Herzog von Savoyen entrüſtet. Das einzige Mittel zur Verſöhnung beſtehe darin, daß man ihm etwas zurückgäbe, das dem Herzoge zugehöre; alles übrige ſolle ſodann der Entſcheidung des Pabſtes anheimgeſtellt bleiben. Der General fragte ſie, ob ſie bevollmächtigt wären, die Sache in Richtigkeit zu bringen; ohne diesfalls von neuem nach Hof zu ſchreiben, wenn er allenfalls den ſavoyiſchen Geſandten dazu bewegen könne noch etwas mehr zu bewilligen. Sie antworteten, auf jeden Fall müßten ſie ihre Depeſchen wieder dahin ſenden, denn ſie wüßten ja nicht, ob der König annehmen werde, was man etwa vorſchlagen möchte. Der General hinterbrachte dies alles dem Legaten, welcher ſehr ungehalten darüber war. Er glaubte, es ſtecke eine Liſt dahinter, man ſuche die Sache nur in die Länge zu ziehen, damit ſie nicht zu Stande kommen ſolle, und der König gehe blos damit um, ſeine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, damit er hernach, wenn er ſie lange genug bey der Naſe herumgezogen habe, nach Gutbefinden die Unterhandlungen wieder abbrechen könne; und wirklich fehlte es ihm nicht an allerley Spuren, welche dieſe Vermuthung wahrſcheinlich machten. Zur nemlichen Stunde wo er ſich mit dieſen ängſtlichen Vorſtellungen quälte, ließen ſich die Spanier zur Audienz bey ihm melden, die er ihnen auch auf der Stelle ertheilte. Als ſie zu ihm kamen, beklagten ſie ſich ſehr, und ſagten, es ſcheine

faſt, als ob man ſie zum Beſten habe; ſie wüßten faſt nicht mehr, was ſie dem Cardinal von Oeſterreich ſchreiben, oder wie ſie ſich in Anſehung Savoyens verhalten ſollten, weil ſie in keiner einzigen Sache mit Sicherheit zu Werke gehen könnten. Sie hätten ſich zwar in der Abſicht eingefunden, den Frieden wieder herzuſtellen, aber nimmermehr hätten ſie geglaubt, auf eine ſolche Art behandelt zu werden. Sie fänden ſich bloß in der Abſicht bey ihm ein, um eine Urkunde darüber auszufertigen, daß weder ſie noch ihr Gebieter, ſondern einzig und allein die Franzoſen daran Schuld wären, wenn ſich die Unterhandlungen zerſchlügen, damit er ſodann dieſe Verſicherung bey dem Pabſte bewahrheiten könne. Der Legat antwortete ihnen auf eine Art, die von vieler Klugheit zeugte. Da ſie davon ſprachen, die Unterhandlung abbrechen zu wollen, ſo ſuchte er das Geſpräch auf etwas anderes zu lenken. Zu dem Ende wiederholte er alles, was ſich während dieſer Friedenstraktaten ereignet hatte. Beſonders ſuchte er ſie zu überzeugen, daß man auf allen Seiten ganz aufrichtig und ohne Trug zu Werke gegangen ſey. Freylich, ſagte er, hätten die Sachen mitunter eine andere Wendung genommen, demungeachtet habe man aber nie die Abſicht gehabt, einander betrügen zu wollen. Er kenne diejenige ſehr genau, mit welchen man in Unterhandlungen getreten ſey. Insbeſondere ſey er ſehr gut von der Denkart des Königs von Frankreich unterrichtet, der möge deren Seine Majeſtät nicht nur auf Ihren Nutzen ſondern noch weit mehr auf Ihre Ehre Rückſicht nähmen. Wie ſehr der König dieſelbe vor jedem Nachtheil zu bewahren ſuche, erhelle unter andern daraus, daß er alles genehmige, was mit dem Könige von Spanien und dem Cardinal von Oeſterreich verhandelt worden ſey; hingegen könne er freylich nicht zugeben, daß Jemand von niedrigerm Rang ihm ſein Eigenthum

vor

vorenthalten, und mit Seiner Majeſtät auf eine ſo eigenmächtigte Art negociiren wolle. Er, der Legat, wiſſe zwar nicht, was die Franzoſen eigentlich thun könnten, oder wollten; wenn es jedoch darauf ankomme, einen Eilboten abzuſenden, ſo könne man ja bald wieder Antwort haben: wollten ſie hingegen die Zeit unbenutzt laſſen, ſo ſähe er nicht ein, worauf ſie noch warteten, denn jeder könne ja in dieſem Fall behalten was er habe. Hierauf gab er ihnen zu erkennen, auf Flügeln könne der König von Frankreich doch keine Armee nach Flandern und gegen den König von Spanien ſenden; die Truppen, welche dermalen in Bretagne ſtänden, wären keineswegs dazu beſtimmt, in die Picardie einzudringen; und überhaupt unterhielten Ihre Majeſtät den größten Theil Ihrer Armee mehr deswegen, um ſich den Duc de Mercoeur vom Halſe zu ſchaffen, als aus irgend einem andern Beweggrunde. Die Flamänder hatten zwar gegen alle dieſe Vorſtellungen nichts einzuwenden, drangen aber doch in ihn, er ſolle ſeine Autorität anwenden. Ueberhaupt begegneten ſie ihm mit der größten Achtung, äußerten ungemein viel Zutrauen gegen ihn, und beurlaubten ſich ſodann. Der Legat ließ hierauf die Franzoſen rufen, und lag ihnen ſtärker als jemals an, ſie ſollten ihm doch ſagen, was ſie nunmehr thun könnten. Sie antworteten, der König habe ihnen nicht die geringſte Vollmacht ertheilt, in irgend einer Angelegenheit des Herzogs von Savoyen einen Beſchluß zu faſſen, wofern er nicht vor allen Dingen das Marquiſat zurück gäbe. Indeſſen vernähmen ſie jedoch von einigen ihrer Freunde, die das Vertrauen des Königs beſäßen, ſie hofften mit der größten Zuverſicht, daß ſich derſelbe zu einem Vergleich verſtehen werde, wenn ihn der Herzog durch irgend eine Art von Zurückgabe zu beſänftigen ſuche. Der Legat fragte, ob ſie wohl hofften, daß dieſe Bedin-

gung eher zum Zweck führen werde, als die andere. Ihr Antwort war: Ja. Der Legat versicherte sie hoch und theuer, wofern die Sache eine andere Wendung nähme, so werde er öffentlich bekannt machen, man habe ihm nicht Wort gehalten. Nun ließen sie sich in eine sehr umständliche Erörterung ein, um ihn durch die stärksten Beweggründe zu überzeugen, daß sie jederzeit aufrichtig zu Werke gegangen seyen, immer gewünscht hätten den Frieden zu Stande zu bringen, und solches noch wünschten. Hierauf nahmen sie Abschied von dem Legaten, der nun in einer weit bessern Laune war, als vorher. Von dieser Zeit an sprach man wenig mehr mit den Flamändern, welche sich bitterlich darüber beklagten, daß die Franzosen, gegen ihre ausdrückliche Versicherung, die Friedenstraktaten angefangen hätten, ohne mit hinlänglicher Vollmacht versehen zu seyn. Demungeachtet brachte es endlich der Franziskaner General dahin, daß sowohl sie als der savoyische Gesandte die Zurückgabe von Berre und die Schleifung eines gewissen Fort bewilligten, welches der Herzog von Savoyen in der Gegend von Grenoble besaß. Ferner sollte derselbe seinen Schutz einem gewissen la Fortune entziehen, welcher sich eines Orts in der Provence bemächtigt hatte. Dann wollte man einen Waffenstillstand schließen, die Entscheidung aller Streitigkeiten, besage des Traktates, dem Pabst überlassen, und so den Frieden schließen. Dies alles sollte in der größten Geschwindigkeit bewerkstelligt, und zu dem Ende so bald als es nur immer geschehen könnte, ein Eilbote abgeschickt werden. Des Waffenstillstandes wegen statteten hierauf die Franzosen den Spaniern einen Besuch ab, und unterhielten sich sehr lange mit ihnen über die Abfassung der Friedensartikel. Mittlerweile machte sich der Legat allerley traurige Vorstellungen, denn er hatte allerley Leute um sich, die ihn

trau

krauiſch machten. Der König, ſagten ſie, habe ſich nie nach dem Frieden geſehnt, und ſey auch dermalen noch nicht willens ihn zu ſchlieſſen. Er werde ſich viel mehr ſowohl mit der Königin von England als mit den Staaten von Holland vergleichen, und dann den Legaten auslachen, daß er ihn fünf ganze Monate lang, auf eine für ihn und den Pabſt ſo entehrende Art von Paris entfernt habe. Es ſey doch nunmehr die höchſte Zeit, daß er die Augen aufthue, dieſen ganzen Vorgang aus dem rechten Geſichtspunkte betrachte, und ſich nicht länger mit leeren Worten abſpeiſen laſſe. Dieſe Reden fuhren dem Legaten als eben ſo viele Dolchſtiche durchs Herz. Sie ſchmerzten ihn um ſo mehr, da er ſich nicht wohl befand, und nicht nur von Nierenſchmerzen, ſondern auch noch von einer Magenſchwäche geplagt wurde. Er hatte niemanden, gegen den er ſein Herz ausſchütten konnte, als nur den General der Franziskaner; auch war er für ſeine Perſon des ewigen Zauderns, und des unaufhörlichen Mißtrauens herzlich müde. Deſſen allen ungeachtet, nahm der Legat ſich feſt vor, den Ausgang in Geduld abzuwarten. Er glaubte nemlich, daß dieſes dem Pabſte um ſo weniger zu einigem Nachtheil gereichen werde, da es ihm nicht allein ſo gieng, ſondern da die beyden andern hierbey intereſſirten Parteien, ſich in der Nothwendigkeit befanden das Nemliche zu thun. Da er überdies die Denkart des Königs kannte, ſo konnte er ſich gar nicht vorſtellen, daß man ihn zu betrügen ſuche. Was endlich den Pabſt anbelangt, ſo ſetzte er deſſen Intereſſe gar nicht aufs Spiel, denn er war ſehr überzeugt, daß ihn der König nicht nur bey andern Gelegenheiten ſehr nöthig habe, ſondern ihm auch wirklich mit Achtung und Liebe zugethan ſey, ſo daß er, nach aller Wahrſcheinlichkeit, ganz und gar nicht darauf ausgehe denſelben beleidigen zu wollen. Er nahm für bekannt an, der König müſſe doch wohl nicht willens ſeyn

ſich den Friedensunterhandlungen zu entziehen, weil er gleich von Anfang an ſein Marquiſat wieder zurück verlangt, und nicht die geringſte Hofnung gemacht habe, ſich unter irgend einer andern Bedingung zu fügen. Der Legat faßte daher den unabänderlichen Entſchluß die Unterhandlungen nicht abzubrechen, ſondern vielmehr ſich zu gedulden, ſeine Gegenerinnerungen zu machen, zu bitten, zu ermahnen und auszuharren, und ſich auf alle die Proteſtationen nicht einzulaſſen, deren er ſich auf Anrathen einiger Leute bedienen ſollte. Er befand ſich in einer ſehr kritiſchen Lage; doch ſetzte er ſeine Hofnung auf Gott, auf das Gebet des Pabſtes, auf die Redlichkeit des Königs, auf das allgemeine Bedürfniß des Friedens, und auf das Vertrauen welches beyde Parteien um deswillen in ihn ſetzten, weil ſie ſeine Unparteilichkeit kannten, und vollkommen überzeugt waren, daß er ganz neutral ſey, und weder aus Eigennutz noch Leidenſchaft handle.

Nachdem ſich die Deputirten verſchiedenemal mit einander beſprochen, alles Vorhergehende recapitulirt und mit dem ſavoyiſchen Geſandten eine neue Uebereinkunft getroffen hatten, ward am 25ſten in Gegenwart des Legaten wieder Verſammlung gehalten. Herr von Bellievre erſtattete bey dieſer Gelegenheit von allem Bericht, was in der Angelegenheit des Herzogs von Savoyen vorgefallen war, und bezog ſich zugleich auf den erſten Vorſchlag, welchen man dem Könige von Frankreich gemeldet hatte; doch fügte er hinzu, daß Seine Majeſtät denſelben verworfen hätten, und man keineswegs geſonnen ſey, die Unterhandlungen deswegen abzubrechen, ſo ſey man von neuem dahin übereingekommen, nochmals einen Eilboten mit anderweitigen Depeſchen an den König zu ſenden. Der Inhalt derſelben beziehe ſich darauf, daß der Herzog von S

voyen Seiner Majestät zwey Monate nach Unterzeichnung der Friedensartikel den Ort Berre wieder abtreten, das Fort bey Grenoble der Erde gleich machen, dem Capitain la Fortune, welcher sich eines der Krone Frankreich zugehörigen Orts bey Grenoble bemächtigt habe, seinen Schutz entziehen, und alles übrige vermöge der vorhergehenden Uebereinkunft, der Entscheidung des Pabstes anheimstellen wolle. Als Herr von Bellievre seinen Vortrag geendigt hatte, fragte der Legat alle Anwesenden, ob sie damit einverstanden wären. Sie antworteten: Ja; und der savoyische Gesandte bat ihn so dringend als möglich, diesen Antrag durch seine gütige Verwendung zu unterstützen. Als dies geschehen war, entfernte sich der besagte Gesandte, die andern aber blieben noch zusammen, um verschiedene Punkte aufs sorgfältigste mit einander zu überlegen, an deren Berichtigung den beyden Kronen ungemein viel gelegen war. Die Franzosen veranlaßten den Beschluß, die Friedensartikel, sobald sie von allen Parteien unterzeichnet seyn würden, dem Legaten zu behändigen; der Friede selbst aber sollte geheim gehalten werden, und keiner von ihnen allen sollte sich eher von Vervins entfernen, als bis derselbe ganz abgeschlossen sey. Hiernächst verlangten sie von den Spaniern, die Festung Blavet solle gleich nach Unterzeichnung der Friedensartikel von der spanischen Besatzung geräumt werden, bis auf die Mannschaft, welche zu Bewachung derselben unumgänglich nöthig sey. Dies ward von den Spaniern bewilligt, doch unter der Bedingung, daß die Franzosen vorher die Schiffe und andere Erfordernisse herbey schaffen sollten, deren man hierzu bedürfe. Die Franzosen erwiederten, dies wären sie nicht schuldig. Jene versetzten, so möchten sie es wenigstens aus Gefälligkeit thun, und in diesem Fall erboten sie sich für die Zurücksendung der Schiffe Bürgschaft zu leisten. Die

Franzosen versprachen ihre thätigste Verwendung, um diesen Punkte zu berichtigen, doch konnte man leicht aus ihrem Benehmen schließen, die Sache werde keine sonderliche Schwierigkeit haben. Sämmtliche Deputirte entschuldigten sich nunmehr bey dem Legaten, daß sie ihm so viel Zeitverlust verursachten, und ihn in die Nothwendigkeit setzten, während seines hiesigen Aufenthalts so mannichfaltiges Ungemach zu ertragen. Er antwortete, es sey freylich nicht zu läugnen, daß es ihm sehr übel gehe, doch leide er mehr am Geist, als am Körper, und dies müsse man weiter nicht achten. Da es nun einmal darauf ankomme, dies gottgefällige Werk zu einem glücklichen Ende zu bringen, so könnten sie sich fest darauf ablassen, daß er diesen Ort nicht von freyen Stücken verlassen werde, und wenn solches noch zehn Jahre lang dauere. Hierauf dankte er ihnen allerseits, sowohl im Namen des Pabstes, als in seinem eigenen, weil er wohl einsähe, daß sie insgesamt einträchtig und ohne Rückhalt zu Werke giengen, damit diese Sache ihre Endschaft erreiche. Bey diesen Worten ward er so sehr gerührt, daß ihm die hellen Thränen aus den Augen rannen. Er drang sodann auf die Abfertigung des Eilboten, und schrieb einen sehr rührenden Brief an den König, worin er ihm alle möglichen Beweggründe an das Herz legte, und ihn bat die vorgeschlagenen Bedingungen zu genehmigen. Er zeigte diesen Brief den Franzosen, welche damit sehr zufrieden waren. Er sprach mit jedem derselben unter vier Augen. Beyde machten ihm die beste Hofnungen, und sagten, die Ursache warum der Friede geheim gehalten werden solle, sey blos diese, damit die Verbündeten dadurch Zeit gewönnen, demselben ebenfalls beyzutreten. Diese Genugthuung sey man ihnen schuldig; doch habe der König keineswegs die Absicht, sich selbst um ihrentwillen zum Nachtheil zu handeln. Kurz, alle ihre Reden und

Hand-

Handlungen führten auf die Vermuthung, daß sie die Vollmacht zu Abschließung des Friedens bereits in Händen hätten Demungeachtet wollten sie dies nicht Wort haben, und ließen sich auch nie darauf ein, weder öffentlich noch in geheim das geringste zu versprechen.

Des andern Morgens, am 26sten März, gieng der Eilbote mit den Depeschen an den König ab. Nach seiner Abreise erhielten die Franzosen Briefe vom Staatssekretair, Herrn von Villeroi, worin er ihnen unter andern die Versicherung gab, der König sey fest entschlossen den Frieden wieder herzustellen, ob es gleich nicht an Leuten fehle, die dies sehr ungern sähen Nachher kamen noch andere Briefe, worin man sich über die verspätete Ankunft des Eilboten beschwerte, und den König entschuldigte, daß noch keine Antwort erfolgt sey. Man versicherte zugleich, Seine Majestät hätten dieselbe blos um deswillen noch nicht ertheilt, weil Sie auf die Ankunft der Holländer gewartet hätten, um zugleich auch mit diesen in Unterhandlung zu treten. In Betreff Englands berichteten sie, daß man bereits mit dem Gesandten der Königin negocire, und dieser sey allerdings zum Frieden geneigt. Mittlerweile befand sich der Legat noch immer in einer sehr ängstlichen, unruhigen Lage, und schwebte zwischen Hofnung und Furcht, weil es ihm vorkam, als ob der Gang der Geschäfte eine ganze andere Wendung nehmen würde; denn der Herzog von Savoyen hatte Morienne weggenommen, sehr viele Gefangene gemacht, und unter andern auch den Schwiegersohn des Herrn von Lesdiguieres, Herrn von Crequi, nebst noch fünf andern Offizieren in seine Gewalt bekommen. Besagter von Lesdiguieres hatte nachmals das Fort Barout mit Sturm erobert, und der mehrerwähnte Capitaine la Fortune, hatte mit dem Marschall von Biron einen

nen Vergleich geſchloſſen. Demzufolge war nun dem neuen Traktate weiter nichts mehr einzuverleiben, als nur noch der einzige Punkt, welcher die Zurückgabe von Berre betraf. Die Franzoſen ſprachen jedoch dem Legaten Muth ein, und verſicherten ihn, alle dieſe dazwiſchen gekommenen Ereigniſſe würden im Friedenstraktate keine weſentliche Veränderung bewirken. Auf der andern Seite beſchwerten ſie ſich höchlich darüber, daß der Herzog von Savoyen gerade zu der Zeit, wo das Friedensgeſchäft am weiteſten gekommen war, von neuem zu Thätlichkeiten geſchritten ſey. Die Flamänder hingegen ſagten, der König ſuche nur unter dem Friedensvorwande ſeine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und ſobald er damit fertig ſey, werde er wohl auch wieder Krieg anfangen; und da er zumal die Händel wegen Bretagne bereits mit dem Duc de Mercoeur auf die bekannte Art beygelegt habe, ſo habe es allerdings das Anſehen als warte er bloß auf einen ſchicklichen Zeitpunkt, um den Traktat nach Gutdünken wieder zu brechen.

Dieſe wie jene trugen ihre Klagen dem Legaten vor, und wiewohl dies ihm äußerſt beſchwerlich fiel, ſo gab er ſich dennoch alle Mühe, ſie durch gütliche Vorſtellungen wieder zu beruhigen. Zu dem Ende führte er den Flamändern zu Gemüthe, der König habe ſehr wichtige und dringende Angelegenheiten zu berichtigen, die er ſchlechterdings nicht eher in Ordnung bringen könne, bis er Friede gemacht habe. Ihm, dem Legaten, komme es bis auf den letzten Augenblick ganz unglaublich vor, daß man die Abſicht habe ihn zu hintergehen. Auf jeden Fall erſtrecke ſich der Waffenſtillſtand nicht weiter als bis auf vier Lieues von dem Orte, wo ſie gegenwärtig verſammelt wären, und es ſey ja einem jeden unbenommen, auf ſeine Sicherheit zu denken, und für die

die Berichtigung seiner Angelegenheiten zu sorgen. Auf der andern Seite versicherte er die Franzosen, der Cardinal Albert werde gewiß nichts unternehmen, was dem Friedensschluß zum Nachtheil gereiche, indem dieser darauf abzwecke, ihm selbst die größten Vortheile zu verschaffen; denn eben dadurch solle er ja zum Besitz von Flandern gelangen, und die Infantin zur Gemalin bekommen. Diese nemliche Vermählung bahne ihm den Weg zum Thron von Spanien, und man sähe gar nicht, was ihn verhindern solle, denselben dereinst zu besteigen. Ueberhaupt gab sich der Legat in jener Zeitfrist, die mehrere Tage lang dauerte, ganz unbeschreibliche Mühe. Endlich kam der Eilbote wieder aus Spanien zurück, und überbrachte nicht nur die Vollmachten deren man bedurfte, um mit England in Unterhandlungen zu treten, und einen Vergleich zu schliessen, sondern auch die Ratification des Friedenspunktes, welcher die Schleifung der Festungswerke von Blavet betraf. Der König erfuhr es, und drang nicht nur darauf, daß man die Sachen zu Vervins geheim halten solle, sondern beklagte sich zugleich in seinem Schreiben, daß der Eilbote auf seiner Reise durch Frankreich allerley Dinge auf eine sehr unschickliche Art bekannt gemacht habe, als zum Exempel: der Friede sey geschlossen; und wenn sich der Herzog von Savoyen nicht mit dem Könige von Frankreich vergleichen wolle, so werde ihn der König von Spanien seinem Schicksal überlassen. Alle diese unangenehmen Nachrichten wurden dem Legaten hinterbracht. Zu seinem noch größern Mißvergnügen vernahm er, daß in seiner Behausung allerley schlimme Nachrichten von Paris verbreitet wurden, vermöge deren man ausprengte, der König suche den Pabst und den Legaten bloß bey der Nase herumzuführen. Dies machte ihn sehr

be-

bekümmert, doch blieb er noch immer sehr standhaft, und bestrebte sich, bald dieser bald jener Parten Muth einzusprechen. In der That verliessen sie ihn nie, ohne sehr beruhigt und zufrieden zu seyn. Uebrigens hielt er alles was vorgenommen wurde, ausserordentlich geheim, und liess sich gegen niemand von seinen Leuten das geringste davon merken. Dieß diente jedoch nur zu Vermehrung seines Verdrusses; denn unaufhörlich belästigten sie ihn mit Klagen, die sie ihm entweder selbst vortrugen, oder durch andere hinterbringen liessen. Es war wirklich zum Verwundern, daß er während der unaufhörlichen Angst und Unruhe, die ihm diese widrige Sache von allen Seiten zuzog, nicht in eine Krankheit verfiel.

Gerade zur Zeit, wo ihn diese Leiden am härtesten drückten, kam in der Nacht vom 14ten April der Eilbote zurück. Der Franziskaner-General erfuhr es eher als der Legat, und gab ihm des andern Morgens in aller Frühe davon Nachricht, ohne jedoch zu wissen was er für eine Antwort überbringe. Er fühlte zwar diesfalls dem Herrn von Silleri auf den Zahn, konnte aber schlechterdings nichts von ihm herausbringen. Dies verursachte dem Legaten sehr viel Kummer, denn er befürchtete, der König werde wohl unabänderlich auf der Zurückgabe des Marquisates beharren. Seine Besorgnisse gründeten sich hauptsächlich darauf, daß die Franzosen so lange zauderten, ihm Nachricht zu geben, und daß sie dem General der Franziskaner gar nichts hatten entdecken wollen. Einige Zeit nachher machten die Franzosen dem Legaten ihren Besuch, und nun eröfnete ihm Herr von Bellievre, nach einer sehr weitschweifigen Einleitung, der König wolle Frieden, habe nicht das geringste in seinen Entschlüssen geändert, und sey gar nicht gesonnen, in dem, was zeither ver-

verhandelt worden wäre, auch nur die mindeſte Neuerung vorzunehmen. Er genehmige daher die Bedingungen welche man ihm in Betreff des Herzogs von Savoyen vorgeſchlagen habe, daß ihm nemlich derſelbe den Ort Berre wieder zurückgäbe, und daß er hingegen die Berichtigung ſeiner Anſprüche auf das Marquiſat Saluzzo verabredetermaſſen dem Urtheil des Pabſtes überlaſſe. Hiernächſt aber verlange er ſchlechterdings, der Cardinal Albert ſolle mit England und mit den Staaten von Holland einen viermonatlichen Waffenſtillſtand ſchlieſſen, damit dieſe dadurch Zeit gewönnen, mit dem bejagten Cardinal wegen des Friedens übereinzukommen. Er hoffe, daß man denſelben zu Stande bringen werde, obgleich die Holländer ſehr groſſe Anſtalten zu Fortſetzung des Kriegs machten. Uebrigens ſey er es ſehr wohl zufrieden, daß man, ſobald dieſer Cardinal den erwähnten Waffenſtillſtand angenommen habe, den Frieden zwiſchen Frankreich, Spanien und Savoyen vollends abſchlieſſe, die zu dieſem Behuf verfaßten Artikel unterzeichne, und ſie dem Legaten zu treuen Händen überliefere, damit ſie nicht eher öffentlich bekannt gemacht würden, als bis man allenfalls ſähe, was ſich noch weiter ereignen möchte. Dieſe Antwort war dem Legaten ſehr angenehm. Sie ward zugleich durch ein Schreiben des Allerchriſtlichſten Königs bekräftiget, welches in ſehr höflichen und ehrerbietigen Ausdrücken abgefaßt war, die nicht nur den Pabſt, ſondern auch den Legaten in eigener Perſon betrafen. Ehe ſich die Franzoſen entfernten, ließ er den General der Franziskaner rufen und erſuchte Herrn von Bellievre, nochmals zu wiederholen, was er ihm ſo eben bekannt gemacht habe. Der General übernahm nur den Auftrag, ſolches den Deputirten des bejagten Cardinals zu hinterbrin-

bringen, und that es auch wirklich. Eine Weile nachher verfügten sie sich zu den Franzosen, und kamen endlich nach vielem Disputiren mit ihnen dahin überein, der Präsident Richardot solle sich auf den Weg machen, dem Cardinal Albert von der Antwort des Königs Bericht erstatten, und dessen Entschließung in Betref des vorgeschlagenen Waffenstillstandes von dort mit zurückbringen. Demzufolge reisete der Präsident am 15ten April vor Tagesanbruch mit Extrapost ab. Von diesem allen ward dem savoyischen Gesandten nicht das geringste zu wissen gethan, weil man besorgte, daß er es ausplaudern möchte. Dieser beschwerte sich höflich darüber, der Legat aber suchte ihn wieder zu besänftigen, und benahm sich hierbey auf eine so meisterhafte Art, daß sie alle mit dem zu frieden waren, was er ihnen vorstellte. Niemand widersprach, denn sie allerseits liebten und ehrten ihn unbeschreiblich.

Die Zurückkunft des Präsidenten, erfolgte den 18ten April Nachmittags. Unmittelbar darauf begab sich der General zu ihm, um zu vernehmen, was er für Neuigkeiten mitgebracht habe. Der Präsident eröfnete ihm, der Cardinal habe den Waffenstillstand mit den Holländern durchaus nicht eingehen wollen, indem seine eigene sowohl als auch des Königs von Spanien Ehre darauf beruhe, keinen Vertrag mit rebellischen Vasallen zu schließen, welche sich überall rühmten, sie würden weder Friede noch Waffenstillstand mit dem alten Könige von Spanien machen. Der Präsident entschuldigte sich sodann, daß er den Cardinal zu nichts weiter habe vermögen können, ersuchte ihn, dies dem Legaten zu melden, mit den Franzosen aber sobald noch nicht davon zu sprechen. Aeußerst unzufrieden ging nun der General zum Legaten, mit

welchem er alles haarklein erzählte. Dieser betrübte sich sehr, und fragte den General, wie man es nun wohl anstellen müsse, damit die Friedensunterhandlungen deswegen nicht etwa ganz abgebrochen werden möchten. Nachdem sie die Sache lange genug überlegt hatten, wurden sie endlich darüber einig, sie wollten die Franzosen kommen lassen, damit ihnen der Legat ihre Antwort ganz im geheim hinterbringe, und sich ihren Rath in Betreff dessen erbitte, wie man sich nun zu Vermeidung des Friedensbruches zu verhalten habe. Anfänglich bezeigten sich die Herrn von Villeroy und von Sillery über diese Neuigkeit äußerst betroffen. Sie wären, sagten sie, nicht nur selbst betrogen worden, sondern hätten auch ihren König betrogen; denn auf die Aeußerungen der Deputirten des Cardinals, hätten sie dem Könige geschrieben, sie machten sich die gegründeste Hoffnung, daß man den Waffenstillstand eingehen werde. Jetzt könnten sie nun nichts mehr vorschlagen, nichts rathen, sondern wären vielmehr entschlossen, die Unterhandlungen sogleich selbst abzubrechen, solches dem Könige zu melden, und abzureisen. Vom Frieden solle man nur gar nicht mehr mit ihnen reden, denn diese Sache sey ihnen äußerst verhaßt; was sie in dieser Rücksicht gethan hätten, würde sie in das größte Unglück stürzen; denn sie hätten ihren König betrogen, wiewohl sie hierin ganz unschuldig und selbst zuerst betrogen worden wären. Der Legat ließ sich durch die Ausbrüche ihres Zorns nicht irre machen, sondern suchte sie vielmehr mit der größten Sanftmuth wieder zu begütigen. Zu dem Ende sagte er, wenn sie die Unterhandlungen abbrechen wollten, so könne er dies freylich nicht hindern, aber seines Erachtens müsse man es zu vermeiden suchen. Hiernächst machte er ihnen verschiedene Eröffnungen, um sie von etwas anderm zu unterhalten, und ihnen Zeit zur Besinnung zu lassen.

Mittlerweile schickte er nach dem General, welcher auch sogleich kam, und alles referirte was er von Richardot vernommen, und dem Legaten erzählt hatte. Auch er sagte zu den Franzosen, es stehe ihnen allerdings frey, die Friedenstraktaten abzubrechen, aber damit habe es ja noch Zeit, und er sey der Meinung, sie müßten dies nicht eher thun, als bis sie jene Antwort aus Richardots eigenen Munde vernommen hätten. Herr von Bellievre ward wieder etwas ruhiger, und sagte: nicht ihnen, sondern dem Könige komme es zu das Friedensgeschäft abzubrechen. Es werde ihnen folglich sehr angenehm seyn, wenn sie sogleich eine bestimmte Antwort erhielten, um sonder Verzug einen Eilboten an Seine Majestät absenden zu können, indem dieselben Ihren Bundesgenossen versprochen hätten, daß sie auf jeden Fall sich mit ihnen vergleichen würden, wenn auch der Waffenstillstand nicht zu Stande kommen sollte. Ueberhaupt wären sie gar nicht gesonnen, sich noch länger bey der Nase herumführen zu lassen, um bey dem Könige in Ungnade zu fallen, als wohin es die Spanier nach aller Wahrscheinlichkeit zu bringen suchten. Sie verlangten demnach ein für allemal Antwort, und da sie hiermit darauf antrügen, so erfolgte es der Höflichkeit, daß ihnen jene mit der Antwort entgegenkämen. Der Franziskaner-General erwiederte, dies bringe freylich die Höflichkeit mit sich, aber Richardot sey ein alter Mann, und noch überdies sehr ermüdet von seiner Reise. Er glaube daher, man könne die Sache bis auf den folgenden Tag verschieben, zumal da es jetzt bereits Nacht sey. Die Franzosen aber wollten dies durchaus nicht gestatten, sondern behaupteten vielmehr, man müsse sogleich einen Eilboten fortschicken. Als der Legat sah, daß sie darauf bestanden, und da es ihm auf der andern Seite recht schien, als wenn Herr von Bellievre wieder ein wenig besänftigt sey, so that er den Vor-

Vorſchlag, der Franziskaner-General ſolle ſich zu den Flamändern verfügen, denſelben erzählen was bey dem Legaten vorgefallen ſey, und ihnen ſagen, ſie möchten doch Antwort ertheilen, weil ſich die Franzoſen durchaus nicht länger gedulden wollten. Der General gieng demnach zu ihnen, verſprach aber gleich wieder zu kommen, und von dem, was er bey ihnen ausgerichtet habe, Bericht zu erſtatten; welches er auch that. Mittlerweile beſtrebte ſich der Legat, die Franzoſen vollends zu begütigen, und ſagte zu ihnen: der König habe keine Veranlaſſung ſich zu beklagen; es ſey hier nicht etwan um eine geringfügige Sache zu thun; man müſſe demnach die Abbrechung der Friedenstraktaten ſo lange als möglich verſchieben. Es komme ihm ganz undenkbar vor, daß ſich nicht ein oder das andere Mittel finden ſollte, um das Hinderniß welches jetzt eingetreten ſey, aus dem Wege zu räumen. Letzteres ſey eben von keiner gar großen Bedeutung, wenn man nur die eigentliche Beſchaffenheit und Wichtigkeit der Sache gehörig erwäge. Er wiſſe ganz zuverläſſig, daß die Flamänder über dieſen Vorfall ſehr mißvergnügt ſeyen, und er halte dieſe ihre Aeußerung um ſo mehr für unverſtellt, da ſie ihrer Seits ebenfalls überzeugt ſeyn müßten, daß er jederzeit aufrichtig mit ihnen umgegangen ſey; denn er habe ja dieſer Sache wegen ſeit einem halben Jahre ſo viel erduldet, als ob er am Kreuze hienge. Wenn ja die Unterhandlungen ganz abgebrochen werden ſollten, ſo erfodere es ſeiner Meinung nach, die Billigkeit, die Sache ſo ein-

zuleiten, daß der Pabst keine Ursache habe sich über sie insgesamt, sondern nur über diejenigen zu beschweren, die daran Schuld wären. Man stritte sich jetzt bloß über einen ziemlich unerheblichen Ehrenpunkt, und werde sich wahrscheinlich noch in der Güte deswegen vergleichen. Wenn dieses aber auch nicht geschähe, so sey er doch jederzeit bey diesem Geschäfte so gerade und ehrlich zu Werke gegangen, daß alle diejenigen, welche solches sehr gut bezeugen könnten, die Verbindlichkeit auf sich hätten, die Welt, welche die Begebenheiten nur immer nach ihren Folgen zu beurtheilen pflege, von der Wahrheit zu überführen, indem er dem Könige und dem Königreiche mit dem reinsten Eifer gedient habe. Herr von Bellievre versetzte, der Legat habe Recht, und man werde nicht ermangeln, sein Verlangen zu erfüllen. Uebrigens sey es ihm sehr leid, daß er sich umsonst und um nichts so viele Mühe gegeben habe. Jetzt trat der General herein, und schien außerordentlich zufrieden zu seyn. Er bat sie, die Depeschen nicht eher als des andern Morgens abgehen zu lassen, weil Richardot wirklich krank sey, und weil man ihnen noch überdies vielleicht solche Gründe vortragen möchte, worüber sie eben keine Ursache haben würden, sich von neuem zu ergürnen. Nun gaben sich die Franzosen zwar zufrieden, aber dennoch machten sie sich nicht anheischig, den Eilboten nicht abzufinden.

Des andern Morgens machten die Spanier dem Legaten ihren Besuch, und baten ihn, er möge doch seine Einwilligung dazu ertheilen, daß der Franzosen

General nach Brüssel reisen dürfe, um das, was der Allerchristlichste König begehre, nemlich einen drey monatlichen Waffenstillstand, zu Stande zu bringen. Dies erlaubte der Legat; auch schrieb er zugleich an den Cardinal Albert, und bat ihn, die Friedensunterhandlungen erleichtern und beendigen zu helfen, ohne hierbey auf Nebendinge Rücksicht zu nehmen, die weder von großer Erheblichkeit wären, noch gebilligt zu werden verdienten.

Der Franziskaner-General machte sich demnach auf die Reise, und beschleunigte sie dergestalt, daß er schon am 25sten in Brüssel anlangte. Während dieser Zeit schrieb er einen Brief an den Legaten, worin er ihm auf eine höfliche Art zu wissen that, die Sache gehe gut. Als er zurück kam, berichtete er, besagter Cardinal habe für gut befunden, den Waffenstillstand nur auf zwey Monate und nicht länger zu bewilligen. Dies veranlaßte viel Laufens hin und her, und allerley Weitläuftigkeiten zwischen den Franzosen und Klamändern. Endlich kamen die Franzosen und alle übrigen mit einander überein, die Friedensartikel auf eben die Art zu unterschreiben, wie man es bereits verabredet hatte, ohne jedoch bey dieser Gelegenheit der Verbündeten zu erwähnen. Hierauf ließen sie sich sehr angelegen seyn, ihre Papiere in Ordnung zu bringen, und als sie über alle Hauptpunkte einig waren, gaben sie einander das Wort, einen Waffenstillstand mit den Verbündeten zu bewirken, der sich aber nur auf zwey Monate erstrecken, und von dem Tage anfangen sollte, an welchem die beyden Kronen nebst Savoyen den Traktat ratificiren würden.

Kaum war dies beschlossen, da säete der Teufel schon wieder Unkraut unter den Waizen. Als nemlich die Artikel zwischen den beyden Kronen ausgeführt wer-

den ſollten, thaten ſich neue Hinderniſſe hervor, die beynahe einen völligen Bruch nach ſich gezogen hätten; denn die Franzoſen wollten, in Betr ff des Königreiches Navarra, ausdrücklich die Worte eingerückt wiſſen, daß die Präſcription dem Allerchriſtlichſten Könige nicht zum Nachtheil gereichen ſolle. Dies wollten die andern nicht zugeben, weil es ihnen vorkam, daß hierdurch die dereinſtige Anwartſchaft des Königs von Spanien gekränkt und geſchmälert würde. Man lief abermals ſo lange hin und her, bis endlich die Franzoſen für gut fanden, es ſolle ganz und gar nicht mehr von dieſer Sache geſprochen werden. Sie erweiterten hierauf die Artikel, und beſchloſſen, gegen den Rath und Willen des Legaten, einen Eilboten deswegen an den Cardinal Albert zu ſenden, indem ſie vorgaben, da er ein ſo naher Nachbar ſey, ſo werde es einen hohen Grad von Unhöflichkeit verrathen, wenn man ihm dieſe Nachricht nicht mittheilte. Man entließ ſie demnach und erweiterte indeß die Artikel, welche den Herzog von Savoyen betrafen, und worüber es abermals zu Streitigkeiten kam.

Der Legat hoffte noch immer das Beſte, zumal da er von allen Partieen die Verſicherung erhalten hatte, daß nun keine fernern Hinderniſſe mehr eintreten würden. Demungeachtet hatte er noch allerley Beſchwerlichkeiten, und war ſogar Willens, in aller Stille nach Rom zu ſchreiben, wie ihm die Franzoſen gerathen hatten. Dies alles ereignete ſich zwiſchen dem 27ſten und letzten des Aprilmonats. An letztermähntem Tage gegen Mittag, kam der Eilbote, welchen man nach Brüſſel geſandt hatte, mit Depeſchen vom Cardinal Albert zurück, die an deſſen Deputirte gerichtet waren. Vermittelſt derſelben billigte er alles was man negocirt hatte, ohne die geringſte Veränderung, bis auf einige un-

be-

beträchtliche Kleinigkeiten. Mithin hatte man nunmehr nichts dringenderes zu thun, als die Schriften in Ordnung zu bringen, und die Angelegenheiten wegen Savoyen zu berichtigen. Hier zeigte sich abermals ein neues Hinderniß, wegen Auslieferung der Kriegsgefangenen; denn der savoyische Gesandte behauptete, da sein Herzog ihrer ungleich mehr hätte, als die Franzosen, so verstehe sich von selbst, daß sie ranzionirt werden müßten. Die Franzosen aber behaupteten das Gegentheil, und sagten, da man mit den Spaniern die Uebereinkunft getroffen habe, daß man alle, nur diejenigen ausgenommen, welche sich noch nicht dazu verstanden hätten Ranzion zu bezahlen, wieder auf freyen Fuß setzen wolle, ohne auf ihre größere oder geringere Anzahl Rücksicht zu nehmen; so müsse Savoyen das Nemliche zugestehen. Da man hierüber nicht einig werden konnte, so ward diese Sache bis auf den folgenden Tag, den ersten May, verschoben. Sie fand zwar viel Widerspruch, doch wurden endlich alle Hindernisse, aus Achtung für den Legaten, beseitigt, der hierbey vollauf zu thun hatte. Endlich, als man sich wieder in seinem Zimmer versammelte, wurden die Friedensartikel zu Papier gebracht, und ihm zu treuen Händen übergeben, damit sie, wofern sich solches bewerkstelligen ließe, den laufenden Monat über geheim gehalten, und sodann den Parteien zugestellt werden sollten; doch mit dem Vorbehalt, daß er so genetzt seyn, und ihnen dieselben noch früher ausliefern möchte, wofern sie mit einander übereinkommen sollten, sie zurückzufordern.

Nun sandte man einen Eilboten ab, um die beyden Könige hiervon zu benachrichtigen. Dies geschah des Nachmittags um vier Uhr, französischen Zeigers, weil man mit Ausfertigung der Depeschen am vorhergehenden Abend nicht fertig geworden war. Gott sey

für diesen glücklichen Ausgang gepriesen; denn er fügte es durch seine unendliche Macht, und durch seine große Barmherzigkeit, daß dieses wichtige Geschäft zum Wohl der ganzen Christenheit ein so gesegnetes Ende nahm.

Artikel

des

am zweyten May 1598 zu Vervins geschlossenen Friedens.

Im Namen Gottes des Vaters. Allen und jeden, welchen jetzt oder künftig daran gelegen, sey hiermit kund und zu wissen: Nachdem das Königreich Frankreich und die Provinzen der Niederlande, durch die, mehrere Jahre lang gedauerten, innern und auswärtigen Kriege, großen Verlust, Schaden und Nachtheil erlitten haben, hierdurch auch die Königreiche Spanien und England, benebst dem Lande Savoyen, sehr beeinträchtigt worden sind, und da zumal der gemeinsame Feind des christlichen Namens, während unserer Unglückställe seinen Vortheil ersehen, und unsere Uneinigkeit dazu benutzt hat, in den Ländern der Christenheit eben so große als höchst gefährliche Fortschritte zu machen, und einen Theil derselben gewaltsam an sich zu reißen; In dessen Erwägung hat unser heiligster Vater, Pabst Clemens, dieses Namens der Achte, voll Verlangen jenem Unwesen zu steuren und solches von grundaus zu heben, den Hochgebohrnen und Hochwürdigsten Cardinal von Florenz, Alexander von Medicis, Seinen und des heiligen apostolischen Stuhls Legaten, nach Frankreich beziehet, und ihn zu dem Erhabenen, Durchlauchtigen und Groß-

Groſsmächtigen Fürſten, Heinrich den IV, von Gottes Gnaden Allerchriſtlichſtem Könige von Frankreich und Navarra, in der Abſicht geſandt, um denſelben dahin zu vermögen und zu bereden, daß zwiſchen ihm und dem Erhabenen Durchlauchtigen und Groſsmächtigen Fürſten, Philipp dem II, von Gottes Gnaden katholiſchem Könige, von Caſtilien, Leon, Arragon, beyden Sicilien, Jeruſalem, Portugall, Navarra, Indien u. ſ. w. als an welchen deshalb ſowohl von Seiner Heiligkeit ſelbſt, auch durch Dero Nuntius, die nemlichen Ermahnungen und Vorſtellungen ergangen ſeyen, ein guter dauerhafter Friede, wie auch Freundſchaft und Eintracht, wieder hergeſtellt würde. Und da hiernächſt der beſagte heilige Vater in Erfahrung gebracht hatte, daß der beſagte katholiſche König und Herr, das beſagte Friedensgeſchäft ſeinem Neffen, dem Erhabenen und Groſsmächtigen Fürſten, Albert, Cardinal-Erzherzoge von Oeſterreich, ſowohl wegen des in ihn geſetzten Vertrauens, als auch wegen ſeiner von jeher zum Frieden geneigten Geſinnungen, übertragen, und denſelben hierzu bevollmächtigt haben, ſo wären Seine Heiligkeit hierdurch bewogen worden, den Hochwürdigen Pater, Bruder Benaventura Calatagirone, General vom Orden des heiligen Franziskus, an denſelben zu ſenden, damit er ihm Dero in dieſer Rückſicht geäuſſertes Verlangen, und zugleich auch das zu erkennen geben möge, was ihm von den Geſinnungen des beſagten Katholiſchen Königs und Herrn, in Betreff des beſagten Friedens bekannt worden ſey. Nachdem nun dem beſagten Allerchriſtlichſten Könige und Herrn, von dem beſagten Pater General, vermöge des von Seiner Heiligkeit ertheilten Auftrages, alles gehörig eröffnet und vorgeſtellt worden, ſo haben dieſe Könige und Herren, ſowohl aus wahrem Frömmigkeitseifer, als auch vermöge des Mitleids und der innigen Betrübniß, welche ſie in ihren Herzen über die langwierigen und ſchweren Bedrückungen, die ihre Königreiche, Länder und Unterthanen, während der beſagten Kriege erduldet hätten und noch derma-

len erduldeten, ſich bewogen gefunden, nicht des geringſte von dem zu unterlaſſen, was ihnen als guten, gottesfürchtigen, und ihre Unterthanen liebenden Fürſten obliege, um der geſamten Chriſtenheit, beſonders aber denen Ländern, deren Regierung ihnen von Gott anvertraut ſey, wieder eine dauerhafte Ruhe und Sicherheit zu verſchaffen. Da ſie nun, wie denn ſolches ohnehin ihre Schuldigkeit mit ſich bringe, den weiſen und väterlichen Ermahnungen unſers heiligen Vaters gehörige Folge zu leiſten pflegten, ſo haben ſie in Gemäsheit derſelben, alle ihre Freunde und Bundesgenoſſen ermahnt, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache zu machen, und ſich zu einem guten dauerhaften Frieden, wie auch zu Wiederherſtellung der Eintracht und des guten Vernehmens zu verſtehen, damit dadurch die Ehre Gottes, die Verherrlichung ſeines allerchriſtlichſten Namens, die Ruhe und Sicherheit aller chriſtlichen Staaten, und das Heil und Wohl aller ihrer Völkerſchaften und Unterthanen, befördert werden möge. Um demnach zu dieſem Endzweck zu gelangen, und in der Abſicht jenen Friedens- und Freundſchaftstraktat zu verabreden, zu beſchlieſſen und feſtzuſetzen, habe man hierzu folgende Perſonen deputiert und bevollmächtigt, nemlich: von Seiten des beſagten Allerchriſtlichſten Königs und Herrn, den Herrn Ritter Pomponius von Bellievre, Herrn zu Grignon, königlichen Staatsrath; und den Herrn Ritter Nikias Brulart Herrn von Sillery, ebenfalls königlichen Staatsrath und Präſidenten des Parlementshofes von Paris; und von Seiten des beſagten Herrn Cardinal-Erzherzogs, im Namen des beſagten Königs und Herrn, und vermöge der demſelben von beſagtem Könige und Herrn ertheilten Vollmacht: den Herrn Ritter Johann von Richardot, Chef und Präſidenten des königlichen geheimden Raths Collegiums, wie auch königlichen Staatsrath; den Herrn Ritter Johann Baptiſt von Taxis, Commandeur de los Santos des militäriſchen Ordens von Sanct Jago, wie auch Staats- und Kriegsrath; und den Herrn

Ritter

Ritter Ludwig Verreiken, Dodor (Audiencier), Oberſtaatsſecretär und Archivbewahrer des beſagten Staatsrathes; die ſamt und ſonders mit hinlänglichen Vollmachten verſehen waren, welche der gegenwärtigen Urkunde angehängt werden ſollen, und vermöge deren ſie, im Beyſeyn des beſagten Herrn Cardinal-Legaten, welcher lang und unverdroſſen an der Beförderung dieſes Friedens und Ausſöhnungs-Geſchäfts arbeitete, nachfolgende Artikel beſchloſſen, bewilligten und zu Stande brachten. Nemlich:

I.

Erſtens verabredete und bewilligte man, daß der Friedenstraktat zwiſchen den beſagten Königen und Herrn, Heinrich dem IV und Philipp dem II, in Gemäßheit und mit völliger Genehmigung derjenigen Artikel geſchloſſen und zu Stande gebracht werden ſolle, die in dem Friedenstraktate enthalten waren, welcher zu Chateau en Cambreſis im Jahr 1559, zwiſchen dem weiland Durchlauchtigen Heinrich von Frankreich, glorwürdigſten Andenkens, und dem beſagten katholiſchen Könige und Herrn, geſchloſſen wurde. Und dieſer nemliche Traktat, ward von dem beſagten und obbenannten Deputirten, in allen ſeinen Punkten alſo und dergeſtalt genehmigt und bekräftigt, als ob er Gegenwärtigem von Wort zu Wort einverleibt wäre, ſo daß weder in jenem noch in irgend einem der vorhergehenden die geringſte Neuerung vorgenommen wurde, ſondern ſie vielmehr ſamt und ſonders in ihrer vollen Kraft blieben, bis auf das, was etwan in gegenwärtigem Traktate ausdrücklich abgeändert werden möchte.

II.

Demzufolge ſoll hinführo, von dem Tage und Datum dieſes gegenwärtigen Traktates an, zwiſchen den beſagten Königen und Herrn, ihren bereits gebornen oder noch gebornen werdenden Kindern, Nachkommen, Erben und Erbnehmern,

ein

ein guter, ſicherer, feſter und dauerhafter Friede, und immerwährender Confoderations- Allianz- und Freundſchafts-bund, geſchloſſen werden; ſie wollen ſich als Brüder lieben, alle ihre Kräfte anwenden, einander bey ihrer Habe, Ehre und Reputation zu ſchützen, alles das treu und redlich vermeiden, was einem oder dem andern zum Schaden gereichen konnte, auch niemanden, wer es immer ſeyn möge, Schutz oder Hülfe gewähren, der etwas zum Nachtheil des andern unternehmen möchte; auch wollen ſie von nun an alle Feindſeligkeiten einſtellen, alle vorhergehende Mißhelligkeiten, wie die immer Namen haben mögen, gänzlich vergeſſen und abgethan wiſſen, auch niemals deswegen die geringſte Rache ausüben; weswegen ſie vermittelſt dieſes gegenwärtigen Traktates allen Praktiken, Verbindungen und Einverſtändniſſen, welche auf die Beeinträchtigung eines oder des andern abzwekken möchten, ein für allemal gänzlich entſagen, und zwar unter dem ausdrücklichen Verſprechen, niemals noch etwas zu trachten, das einem oder dem andern zum Nachtheil gereichen könne, auch ſorgfältig zu verhindern, daß ſolches von ihren Vaſallen und Unterthanen weder mittelbarer noch unmittelbarer Weiſe geſchähe. Und ſollte jemand von ihnen, was Standes und Würden er auch immer ſeyn möge, dieſer Uebereinkunft in der Folge zuwider handeln, und ſich, es ſey nun zu Waſſer oder zu Lande, oder auf irgend eine Art, dazu gebrauchen laſſen, etwas zu unternehmen oder zu begünſtigen, was einem der vorbeſagten Könige zum Nachtheil gereichen könne, ſo ſoll der andere gehalten und verbunden ſeyn, ſich demſelben zu widerſetzen, ſein Vorhaben zu verhindern, und ihn nicht nur als einen Uebertreter des gegenwärtigen Traktates, ſondern auch als einen offenbaren Friedensſtörer zu beſtrafen.

III.

Vermittelſt dieſes vorbeſagten Friedens und Freundſchaftstraktates, ſollen die beyderſeitigen Unterthanen, wer ſie auch immer ſeyn mögen, wenn ſie ſonſt nur den Geſetzen und Lan-

Landesgebräuchen gehörige Folge leiſten, die Erlaubniß haben, in des einen wie in des andern Herrn Lande ab und zu reiſen, wohnen, ſich aufhalten, Umgang zu pflegen, und wieder zurückkehren zu dürfen, je nachdem ſie es für gut befunden werden, und zwar in Handel und Wandel, zu Waſſer und zu Lande, auf Strömen und Flüſſen, ſo, daß ſie mit einander allerley Geſchäfte und Handthierung treiben können, in welchem Fall die Unterthanen des einen und des andern Landes auf eben die Art und Weiſe wie eigene Unterthanen geſchützt und vertheidigt werden ſollen, wenn ſie nur, der Billigkeit gemäs, an gehörigem Orte, die Gebühren und Abgaben entrichten, welche von Ihren Majeſtäten und deren Nachfolgern verordnet und eingeführt ſind.

IV.

Auch werden hiermit alle Kaper- und Repreſſalien-Briefe wieder aufgehoben, unter was für einem Vorwande dieſelben immer gegeben ſeyn mögen; es ſollen auch dergleichen hinführo von beſagten Prinzen nicht mehr zum Nachtheil ihrer wechſelſeitigen Unterthanen ertheilt werden, ausgenommen nur gegen die vornehmſten Verbrecher, deren Güter und Helfershelfer; und auch dies nur erſt alsdann, wenn eine offenbare Juſtizverweigerung eintritt, als von welcher, wie auch von den gerichtlichen Citationen und Vorladungen, diejenige, welche dergleichen Kaper- und Repreſſalien-Briefe begehren, die gehörige Form und Weiſe vor allen Dingen auf eine rechtsbeſtändige Art anzuzeigen hätten.

V.

Die Städte, Unterthanen, Handwerker und Einwohner in den beyden Grafſchaften Flandern und Artois und andern niederländiſchen Provinzen, wie auch im Königreiche Spanien, ſollen alle die Privilegien, Rechte und Freyheiten zu genieſſen haben, die ihnen von den Königen von Frankreich, als Vorfahren des beſagten Allerdurch-

chriſtlichſten Königs und Herrn, bewilligt wurden. Und auf gleiche Weiſe ſollen die Städte, Handwerker, Einwohner und Unterthanen im Königreiche Frankreich, ebenfalls die Privilegien, Rechte und Freyheit in den beſagten Niederlanden und im Königreiche Spanien genießen, welche jeder von ihnen ehedem daſelbſt zu genießen hatte, und zwar gerade auf die nemliche Art, wie ſie dieſelben vermöge des Traktats vom Jahr 1559, und anderer vorhergehenden Traktate, genießen ſollen.

VI.

Auch ward beſchloſſen und feſtgeſetzt, daß, im Fall der beſagte katholiſche König und Herr, entweder vermöge eines Teſtaments, einer Schenkung, Reſignation, oder wie und unter welchem Titel dies immer geſchehen möge, ſeiner älteſten Tochter, der Durchlauchtigſten Infantin, Madame Iſabelle, oder [illegible] jemanden, die ſämmtlichen Provinzen der Niederlande, weſt den Grafſchaften Burgund und Charrolois, übergeben und überlaſſen ſollte, alle dieſe beſagten Provinzen und Grafſchaften, in gegenwärtigem Traktate auf eben die Art und Weiſe begriffen ſeyn ſollen, wie ſie in jenem vom Jahr 1559 begriffen waren. Auch ſolle zugleich die beſagte Dame Infantin, oder derjenige, zu deſſen Gunſten der beſagte König und Herr, jene Verfügung treffen würde, ebenfalls mit darin begriffen ſeyn, ohne daß man nöthig habe, dieſer Sache wegen einen neuen Traktat zu ſchließen.

VII.

Auch ſollen die Unterthanen und Diener des einen wie des andern Theils, ſowohl geiſtlichen als weltlichen Standes, wenn ſie auch gleich der Gegenpartey gedient hätten, wieder in ihre Bedienungen und Beneſizien auf eben die Art eingeſetzt werden, wie ſie dieſelben vor Ausgang des Monats December 1588 beſaßen, nur allein die Pfarreyen ausgenommen, welche vielleicht auf eine dem kanoniſchen Rechte gemäße

Art

Art, an andere vergeben seyn möchten; auch soll ihnen samt und sonders zugleich der Genuß ihrer beweglichen und unbeweglichen Güter, so wie ihrer immerwährenden, lebenslänglichen, oder wiederkäuflichen Einkünfte, die ihnen bey Gelegenheit des zu Ende des Jahres 1558 ausgebrochenen Krieges, entrissen und eingezogen waren, wieder so gestattet seyn, daß sie dieselben von dem Tage an, wo der Friedensschluß öffentlich bekannt gemacht werden wird, wieder frey und ungestört genießen können; das Nemliche soll auch von denen gelten, die ihnen seitdem durch Erbfolge oder auf andere Art zugefallen und zu Theil geworden sind; doch sollen sie diesfalls keineswegs prozessiren, oder diejenigen Früchte zurückfodern, welche bis auf den Tag der öffentlichen Bekanntmachung des gegenwärtigen Traktates von jenen unbeweglichen Gütern erhoben worden sind; auch sollen sie nicht berechtigt seyn, die Schulden einzutreiben, welche vor dem besagten Tage confiszirt wurden, sondern es soll vielmehr die Vertheilung, die entweder der Fürst, dessen Statthalter, oder Bevollmächtigter, bis zu dessen Jurisdiction sich die Kraft des besagten Beschlusses rückwärts erstrecken soll, damit vorgenommen hat, oder noch vornehmen möchte, für gut und giltig erkannt werden; auch sollen die, welche dergleichen Schuldposten ausgeliehen haben, oder deren Stellvertreter, deshalb weder eine gerichtliche Klage, noch irgend eine Action, wie dieselbe immer Namen haben möge, gegen solche Personen anstellen können, welche dergleichen vorbesagte Gebäude erhalten, oder in Kraft solcher Schenkungen und Confiscationen, dergleichen Schulden bezahlt haben, sie mögen übrigens unter noch so gültigem Vorwande gemacht seyn; und wenn auch die besagten Gläubiger wirkliche Obligationen und Schuldbriefe darüber in Händen hätten, so sollen dieselben, kraft der besagten Confiscation und vermöge dieses Traktates, für null und nichtig erklärt, und auf immer cassirt seyn und bleiben.

VIII.

Auch ſollen die beſagten Unterthanen und Diener, des einen wie des andern Theils, in ihre unbeweglichen Güter und oberwähnten Einkünfte alſo und dergeſtalt wieder eingeſetzt werden, daß hierbey weder Schenkung, Bewilligung, Verzichtleiſtung, Lehnverfall, oder Confiscation, noch irgend ein Rechtsſpruch, der wegen boshaften Außenbleibens, oder in Abweſenheit der Parteien, oder ohne deren vorgängiges Verhör, bey Gelegenheit des beſagten Kriegs erlaſſen worden, ganz und gar nicht in Betrachtung komme, es ſollen vielmehr dergleichen Sentenzen und Urtheilſprüche, wie ſie auch immer beſchaffen ſeyn mögen, ſowohl in civil als criminal Fällen, für null und nichtig, kraftlos und ungeſchehen, geachtet werden, ſo daß jene Unterthanen in dieſer Rückſicht wieder völlig in integrum reſtituirt werden, und alle Rechtshinderniſſe und Widerſprüche, die ihnen zu Anfang des beſagten Kriegs entgegen ſtanden, gänzlich aufhören ſollen, und folglich niemand befugt ſey, einen oder den andern von ihnen, wegen eines während des beſagten Krieges beſorgten Auftrags oder öffentlichen Geſchäfts, es betreffe nun Lebensmittel, Geldangelegenheiten, oder etwas anderes, wenn er ſeinen Vorgeſetzten bereits Rede und Antwort gegeben hat, zur Verantwortung zu ziehen, woferne nur den beſagten Unterthanen und Dienern kein anderes Verachen oder Verbrechen zur Laſt fällt, als daß ſie der Gegenpartey dienten.

IX.

Auch ſollen ſie, dieſem unbeſchadet, in die Staaten, Länder und Herrſchaften der beſagten Könige wieder zurückkehren dürfen, ohne vorher deswegen um Erlaubniß zu bitten, und ohne die gewöhnlichen, mit dem großen Inſiegel Ihrer Majeſtäten beſiegelten Freybriefe nöthig zu haben, weswegen ſie hiermit von der Obliegenheit losgeſprochen werden, dieſelben von den Beamten ihrer Majeſtäten gerichtlich beſtätigen zu laſſen.

X. D

X.

Diejenigen, welche von besagten Königen und Herrn, oder andern weltlichen Personen, geistliche Aemter und Präbenden, oder doch wenigstens das Präsentations-Recht und anderweitige Anwartschaft darauf erhalten haben, sie mögen nun zu diesem oder jenem Theile gehören, sollen im Besitz und Genuß der besagten geistlichen Aemter und Präbenden bleiben, als Leute, die damit auf eine vollgültige und rechtsbeständige Art versehen worden.

XI.

Zum Behuf und in Erwägung dieses Friedens, wie auch aus der Absicht, daß die besagten Könige und Herrn einander vollkommen zufrieden stellen wollen, hat man die Übereinkunft und Abrede getroffen, daß einer dem andern alles das wirklich, treu und ohne Gefährde wieder abtrete und zurückgebe, was nach Befinden der Sache, in des einen wie in des andern Lande, entweder von ihnen selbst, oder doch in ihrem Namen und durch die, welche hierzu den Auftrag von ihnen erhalten hatten, erobert, hinweggenommen, oder auf andere Art in fremde Hände gekommen ist. Der Allerchristlichste König und Herr überläßt nemlich dem Katholischen Könige und Herrn, den Genuß und Besitz der Grafschaft Charolais, nebst allem was dazu gehört und davon abhängig ist, damit sowohl er als seine Nachfolger im vollständigen und ungestörten Besitze derselben, unter der Oberherrschaft des Königs von Frankreich, verbleiben mögen. Und sollte es sich ergeben, daß außerdem noch andere Plätze seit dem besagten Frieden vom Jahr 1559 von dem Allerchristlichsten Könige und Herrn, oder dessen Leuten in Besitz genommen wären, so sollten dieselben ebenfalls wieder zurückgegeben werden, und dies alles in Zeit von zwey Monaten, die von dem Tage und Datum des gegenwärtigen Friedenstraktats anfangen sollen.

XII.

Auf gleiche Weise wird auch der Katholische König und Herr dem Allerchristlichsten Könige und Herrn diejenigen Plätze wieder zurückgeben und abtreten, welche nach Beendigung der Sache entweder von ihm selbst, oder von denen die den Auftrag hierzu von ihm erhalten hatten, oder doch wenigstens in seinem Namen, seit dem besagten Friedenstraktate von Chateau en Cambresis, erobert, hinweggenommen, oder auf andere Art in fremde Hände gerathen sind.

XIII.

Nemlich Calais, Ardres, Monthulin, Dourlans, la Capelle, und le Castelet in der Picardie, Blavet in Bretagne, nebst allen andern Plätzen, welche der besagte Katholische König und Herr, entweder dort, oder sonstwo in dem Königreiche Frankreich, seit dem besagten Traktate besetzt hat, und die entweder von ihm oder doch von seinen Leuten bisher zurückbehalten wurden.

XIV.

Was Calais, Ardres, Monthulin, Dourlans, la Capelle und le Castelet anbelanget, so sollen diese Plätze von dem besagten Katholischen Könige und Herrn, oder dessen Ministern, wirklich und wahrhaft, ohne Verzug und Anstand, auf was Art derselbe immer gemacht werden könne, an den oder diejenigen zurückgegeben und wieder abgetreten werden, welchen oder welche der besagte Allerchristlichste König und Herr hierzu deputiren wird, und zwar genau binnen zwey Monaten, von dem Tage und Datum des gegenwärtigen Traktats an zu rechnen, in dem nemlichen Zustande, worin sie sich dermalen befinden, ohne das geringste darin niederzureißen, zu beschädigen, oder zu schwächen, und ohne daß man den mindesten Ersatz der auf die Festungswerke der besagten Plätze verwendeten Kosten, oder zu Bezahlung dessen, was man den darin befindlichen Solda-

ten

ten und Kriegsleuten etwa schuldig seyn möchte, verlangen oder begehren könne. Und diese Zurückgabe soll so geschehen, daß vorerst die Plätze Calais und Ardres, und hernach auch die andern abgetreten werden, daß also die völlige Zurückgabe der besagten Plätze, in der besagten Zeitfrist von zwey Monaten zu Stande komme.

XV.

Was Blavet betrift, so soll die Zurückgabe desselben ebenfalls wirklich und treulich, ohne die geringste Verzögerung und Schwierigkeit, unter welchem Vorwand oder auf welche Veranlassung sie gemacht werden möchte, an den oder die erfolgen, welchen oder welche der Allerchristlichste König und Herr hierzu Bevollmächtigen wird, und zwar in Zeit von drey Monaten, von dem Tage und Datum des gegenwärtigen Traktats an gerechnet; auch soll es dem Katholischen Könige und Herrn frey stehen, die von ihm oder den Seinigen angelegten Festungswerke nieder reisen zu lassen, sowohl zu besagtem Blavet, als auch an andern von ihm zurückbehaltenen Orten in Bretagne, wenn es anders dergleichen daselbst geben sollte.

XVI.

Bey der Zurückgabe der besagten Plätze, soll es dem Katholischen Könige und Herrn unbenommen bleiben, die sämmtliche Artillerie, Pulver und Blei, Waffen, Lebensmittel und andere Kriegsbedürfnisse, welche sich zur Zeit der Uebergabe in den besagten Plätzen vorfinden möchten, hinwegschaffen zu lassen. Auch soll es den Soldaten, Kriegsleuten und andern, welche die besagten Plätze räumen werden, vergönnt seyn, alle ihnen zugehörigen beweglichen Güter mitzunehmen, doch soll ihnen keineswegs gestattet werden, von den Bewohnern der besagten Plätze und des platten Landes, das geringste zu erpressen, noch weniger ihre Wohnungen zu beschädigen,

oder irgend etwas mit fortzuſchleppen, was jenen Einwohnern gehört.

XVII.

Damit jene Kriegsleute, die ſich in beſagtem Blavet befinden, deſto geſchwinder wieder nach Spanien zurückkommen können, ſo wird ihnen der Allerchriſtlichſte König und Herr, zu mehrerer Bequemlichkeit, Schiffe und Schiffleute zukommen laſſen, damit ſie in dieſen Schiffen ihre Artillerie, Lebensmittel, Kriegsmunition und Gepäck, ſowohl aus Blavet, als auch aus andern in Bretagne befindlichen Orten, welche wieder zurückgegeben werden ſollen, fortſchaffen können; doch ſollen ſie vorher Gewähr dafür leiſten, daß ſie, in einer gewiſſen annoch zu beſtimmenden Zeitfriſt, die Schiffe wieder herausgeben und die Schiffleute zurückſchicken wollen.

XVIII.

Ueberdies verſprechen die beſagten Deputirten, zur Gewährleiſtung für die Zurückgabe der beſagten Plätze, gleich nach der von Seiten des beſagten Allerchriſtlichſten Königs erfolgten und gehörig beygebrachten Ratification des gegenwärtigen Traktats, vier Geiſſeln zu ſtellen und auszuliefern, welche ſie zwar ſelbſt wählen können, die aber Unterthanen des Katholiſchen Königs und Herrn ſeyn müſſen, und ſo gut und ehrlich gehalten werden ſollen, als es ihrem Stande und Charakter gemäs iſt. Sobald jedoch jene Zurückgabe wirklich erfolgt und geſchehen ſeyn wird, ſollen die beſagten Geiſſeln, treulich und ohne den geringſten Verzug, wieder auf freyen Fuß geſtellt werden, und zwar ſo, daß man unmittelbar nach erfolgter Zurückgabe der beſagten Plätze in der Pikardie, zween von dieſen Geiſſeln in Freyheit ſetze, die andern beyden aber bis nach der Abtretung von Blavet zurückbehalte.

XIX.

XIX.

Was jene in dem besagten Friedenstraktat vom Jahr 1559 enthaltenen Gegenstände betrift, die zu Folge der gegenwärtigen Artikel noch nicht vollstreckt worden sind, so soll deren Vollstreckung nunmehr vorgenommen, und das Rückständige wirklich vollstreckt werden, und zwar in Betreff der Lehnverbindlichkeit der Grafschaft Saint Paul, der Gränzberichtigung beyder Reiche, der Interimsbesitzung von Ländereien, der Befreyung von Zöllen und auswärtigen Abgaben, worauf die Grafschaft Burgund, das Bisthum Terouenne, die Abtey Saint Jean au Mont, und das Herzogthum Bouillon, Anspruch machen. Auch wird man die Zurückgabe einiger Ortschaften, worauf beyde Theile gleiches Recht zu haben vermeinen, vermöge des besagten Traktats bewerkstelligen, und überhaupt alle noch obwaltenden Streitigkeiten, der Uebereinkunft gemäs, abthun und schlichten. Zu dem Ende wird man, wie solches in dem besagten Traktate festgesetzt worden, von beyden Theilen Deputirte und Bevollmächtigte ernennen, welche sich binnen hier und einem halben Jahre an den hierzu bestimmten Orten versammeln sollen, wofern anders die Partein solches zufrieden sind, und nicht etwan einen andern Versammlungsort anberaumen.

XX.

Und da bey Gelegenheit der in den Diözesen von Arras, Amiens, Saint-Omer und Boulogne, vorgenommenen Vertheilung der Ländereien, den Bisthümern Arras und Saint-Omer verschiedene französische Dorfschaften zugeeignet worden, sich auch die Bisthümer Amiens und Boulogne im Besitz einiger solchen Dorfschaften befinden, die in der Provinz Artois und in Flandern liegen, woraus denn zum öftern allerley Händel und Irrungen entstehen; so hat man deswegen die Uebereinkunft getroffen, nach vorgängiger Erlaubniß und Bewilligung unsers heiligen Vaters des Pabstes, von beyden Theilen bevollmächtigte Depu-

tirte zu ernennen, welche ſich binnen hier und einem halben Jahre an einem zu beſtimmenden Orte verſammeln ſollen, um mit einander zu berathſchlagen, wie und auf was Art die beſagten Dorfſchaften zum Behuf des einen wie des andern Theils etwa vertauſcht werden könnten.

XXI.

Alle Kriegsgefangene, welche ſich noch in der Gewalt des einen und des andern Theils befinden, ſollen wieder in Freyheit geſetzt werden, wenn ſie zuvor die verurſachten Koſte erſetzen, und das bezahlen, was man rechtmäßiger Weiſe an ſie zu fodern haben möchte; doch ſollen ſie nicht gehalten ſeyn, ſich auf irgend eine Art zu ranzioniren, wofern ſie dies nicht ausdrücklich bewilligt haben, und hätten ſie ſich zu beklagen, daß ſie hierin übernommen würden, ſo ſoll deswegen von dem Fürſten, in deſſen Lande ſie ſich als Kriegsgefangene befinden, gehörige Verfügung getroffen werden.

XXII.

Alle andern Gefangenen, welche als Unterthanen unter der Botmäßigkeit der beyden Könige und Herrn ſtehen, und vielleicht während des Krieges das Unglück gehabt haben möchten, auf die Galleren Ihrer Majeſtäten geſchickt zu werden, ſollen ſogleich wieder auf freyen Fuß geſetzt und ausgeliefert werden, und dies ohne den geringſten Verzug, unter welchem Vorwand derſelbe je gemacht werden könnte, auch ohne das geringſte unter dem Namen einer Ranzion oder für verurſachte Koſten von ihnen zu begehren.

XXIII.

Auch ſollen dem Allerchriſtlichſten Könige von Frankreich und Navarra, wie auch deſſen Nachkommen und Stellvertretern, alle Rechte, Rechtstitel und Anſprüche, welche er auf die beſagten Königreiche, Länder und Herrſchaften, oder auf irgend etwas anderes, aus irgend ei-

nen

nem Grunde zu haben vermeint, und wofern entweder er oder seine Nachkommen nicht ausdrücklich darauf Verzicht gethan haben, so vorbehalten bleiben, daß er dieselbe jederzeit durch gütlichen Vergleich, oder im Wege Rechtens, doch keineswegs durch Gewalt der Waffen, wieder geltend machen könne.

XXIV.

Auf gleiche Weise sollen auch dem Katholischen Könige von Spanien und der Durchlauchtigsten Infantin, seiner ältesten Tochter, so wie ihren Nachfolgern und Stellvertretern, alle Rechte, Rechtstitel und Ansprüche, welche sie auf die besagten Königreiche, Länder und Herrschaften, oder auf irgend etwas anderes, aus irgend einem Grunde zu haben vermeinen, wofern entweder sie oder ihre Nachkommen nicht ausdrücklich Verzicht darauf gethan haben, so vorbehalten bleiben, daß sie dieselben jederzeit durch gütlichen Vergleich, oder im Wege Rechtens, doch keineswegs durch Gewalt der Waffen, wieder geltend machen können.

Und da hiernächst von den Deputirten des Katholischen Königs und Herrn vorgestellt worden, welchergestalt es, um zu einem guten dauerhaften Frieden zu gelangen, höchst nöthig seyn würde, daß der Erlauchte Fürst und Herr, der Herzog von Savoyen, mit in diesen Traktat eingeschlossen werde, indem besagtem Katholischen Könige und Herrn die Erhaltung und Wohlfahrt des Herrn Herrn Herzogs eben so sehr wie seine eigene am Herzen liege, da er mit demselben durch die Bande der Verwandtschaft und Blutsfreundschaft verbunden sey; und da sie erklärten, daß ihnen von Seiten des erwähnten Herrn Cardinal-Erzherzogs ausdrücklich aufgetragen worden sey, dies in Vorschlag zu bringen; da auch Messire Caspar von Geneve Marquis von Lullin, des erwähnten Herrn Herzogs Staatsrath, Kämmerer und Garde-Obrist, wie auch Statthalter

und Gouverneur des Herzogthums Aoſta und der Stadt Yvree, welcher ſich vermöge der weiter unten eingeſchalteten Vollmacht und Procuration, als Deputirter und Bevollmächtigter legitimirt hatte, zugleich erklärte, daß dieſer Herzog, ſein Gebieter, die Ehre habe, vom Bruder der Aeltermutter des Allerchriſtlichſten Königs und Herrn, und von der leiblichen Tante der Königin, ſeiner Mutter, abzuſtammen; und daß er hierbey die Abſicht habe, den beſagten König und Herrn als deſſen unterthäniger Anverwandter vollkommen zufrieden zu ſtellen, ihm auch mit allen möglichen Ehren, Dienſten und Freundſchaftserweiſungen zugethan zu bleiben, damit er hinführo Veranlaſſung haben möge, mit ihm und ſeinem Betragen vergnügter zu ſeyn, als er die zeitherigen Zeitumſtände und Ereigniſſe geſtattet hätten; und da er ſich hingegen von dem beſagten Könige und Herrn verſpreche, es werde derſelbe ſeine gute Abſicht und Zuneigung erkennen, und ihm die nemliche Güte und Freundſchaftsbezeigung wiederfahren laſſen, welche die vier letztern Könige, als deſſen Vorfahren, weiland ſeinem [illegible] Vater, dem verſtorbenen Herzoge, rühmlichen Andenkens, erzeigt hätten; ſo ward hierauf beſchloſſen und feſtgeſetzt, daß beſagter Herr Herzog in gegenwärtigem Friedenstraktate ebenfalls mit eingeſchloſſen und begriffen ſeyn ſolle. Zum Beweis, daß er wirklich die Abſicht habe, den Allerchriſtlichſten König und Herrn zufrieden zu ſtellen, wird er ihm die Stadt und das Schloß Verre binnen hier und zwey Monaten wieder abtreten und zurückgeben, welche Zeitfriſt von dem Tage und Datum des gegenwärtigen Traktats gewiß und wahrhaft anfangen ſoll, ohne daß hierin die geringſte Verzögerung und Schwierigkeit, unter welchem Vorwande dieſelbe gemacht werden könnte, ſtatt finden ſolle. Auch ſoll dieſer Platz von beſagtem Herrn Herzoge an den oder die, welchen oder welche der beſagte König und Herr zu dem Ende deputiren wird, genau binnen der beſagten Zeitfriſt, und zwar in dem nemlichen Zuſtande wieder übergeben werden, worin er ſich dermalen befindet, ohne

ohne darin das geringſte niederzureißen, zu ſchwächen oder auf andere Art zu beſchädigen, und ohne das allermindeſte weder zum Erſatz für die in der beſagten Stadt und dem dazu gehörigen Schloſſe angelegten Feſtungswerke, noch zur Vergütung deſſen, was man den darin liegenden Kriegsleuten etwa ſchuldig ſeyn möchte, weder zu verlangen noch zu begehren; auch ſoll man die ſämmtliche Artillerie, welche ſich bey der Eroberung dieſes Platzes darin vorfand, nebſt den dazu gehörigen Kugeln von gleichem Kaliber, daſelbſt zurücklaſſen, diejenigen aber, welche man vielleicht nach dieſer Zeit hineingebracht haben möchte, kann wieder herausgeſchaft und mitgenommen werden, wofern es anders dergleichen darin giebt.

Auch ward beſchloſſen und feſtgeſetzt, daß beſagter Herr Herzog, dem Capitaine la Fortune, welcher ſich dermalen in der Stadt Seurre, in der Provinz Burgund, befindet, wirklich und wahrhaft ſeinen Schutz entziehen, und denſelben ſeinem Schickſal überlaſſen ſolle, ohne weder ihm noch jemand anderm, welcher beſagte Stadt unrechtmäſſiger Weiſe, und gegen den Willen des Allerchriſtlichſten Königs und Herrn, beſitzen möchte, weder mittelbarer noch unmittelbarer Weiſe die geringſte Beyhülfe, Unterſtützung oder Gunſt zu gewähren.

Was übrigens die andern, zwiſchen dem Allerchriſtlichſten Könige und Herrn, und dem beſagten Herrn Herzoge, annoch obwaltenden Streitigkeiten anbetrift, ſo genehmigen und bewilligen die obbenannten Deputirten, des lieben Friedens wegen, daß dieſelben der Entſcheidung unſers heiligen Vaters, Clemens des Achten, anheimgeſtellt werden ſollen, um ſie binnen hier und Jahresfriſt zu ſchlichten und abzuthun, welcher Termin von dem Tage und Datum des gegenwärtigen Friedenstraktats anfangen ſoll, wie es der von beſagtem Könige und Herrn unterm vierten Junius ertheilten, und weiter unten eingeſchalteten Ant-

wort gemäs iſt. Das, was ſodann von Seiner Heiligkeit verfügt werden möchte, ſoll von einem wie von dem andern Theile treulich und ohne alle Gefährde vollzogen und vollſtreckt werden, ohne diesfalls die geringſte Verzögerung und Schwierigkeit zu machen, weswegen und unter welcherley Vorwand ſolches auch immer geſchehen könne. Mittlerweile, und bis zur anderweitigen Entſcheidung unſers vorbeſagten heiligen Vaters des Pabſtes, ſollen die Sachen in eben demſelben Zuſtande verbleiben, worin ſie ſich dermalen befinden, ohne hierin die geringſte Aenderung oder Neuerung vorzunehmen, ſondern völlig ſo, wie es der jetzige Beſitzſtand des einen wie des andern Theils mit ſich bringt, ohne denſelben erweitern, oder außerhalb des Territorium derjenigen Plätze, welche der eine oder andere Theil dermalen inne hat, neue Contributionen zu veranſtalten und eintreiben zu dürfen.

Demzufolge iſt beſchloſſen und feſtgeſetzt worden, daß von nun an zwiſchen den beſagten Herren, nemlich dem Könige und Herzoge, ihren bereits gebornen und noch geboren werdenden Kindern, Nachkommen, Erben und Erbnehmern, ihren Königreichen, Ländern und Unterthanen, dauerhafter Friede, unverbrüchliche Freundſchaft, und gute Nachbarſchaft ſeyn ſolle, damit keiner von beyden Theilen das geringſte gegen die Länder und Unterthanen des andern unternähme, unter welchem Vorwand und bey welcher Gelegenheit ſolches geſchehen könne. Auch ſollen die Unterthanen und Diener des einen wie des andern Theils, ſowohl geiſtlichen als weltlichen Standes, wenn ſie auch gleich der Gegenparten gedient hätten, ſamt und ſonders wieder in den vollen Genuß ihrer Bedienungen und geiſtlichen Aemter eingeſetzt werden, und zwar gerade auf eben die Art und Weiſe, wie ſolches bereits weiter oben, in Anſehung der Unterthanen und Diener beyder Könige, feſtgeſetzt worden, und ohne ſich diesfalls bey ihrem Gouvernements zu melden.

Was die Kriegsgefangenen anbelangt, ſo ſoll in Rückſicht derſelben das Nemliche beobachtet werden, was über dieſen Punkt zwiſchen beyden Königen verabredet, und weiter oben beſtimmt worden iſt. Auch hat man die Traktaten, welche ehedem zwiſchen weiland den Allerchriſtlichſten Königen Heinrich dem Zweyten im Jahr 1559 zu Chateau en Cambreſis, Karln dem Neunten und Heinrich dem Zweyten, und dem verſtorbenen Herrn Herzoge von Savoyen geſchloſſen wurden, in allen Punkten und Artikeln von neuem beſtätigt, nur das ausgenommen, was vermittelſt des gegenwärtigen oder eines anderweitigen Traktats aufgehoben und abgeſchaft worden. Demzufolge verhält ſich hinführo der Herr Herzog von Savoyen als ein guter neutraler Fürſt, und gemeinſchaftlicher Freund der beſagten beyden Könige und Herren; und von dem Tage an, wo gegenwärtiger Traktat publicirt werden wird, ſoll wieder freyer und ungehinderter Handel und Wandel zwiſchen ihren Ländern und Unterthanen ſtatt finden, die in vorbeſagten Traktaten mit eingeſchloſſen ſind; auch wird man vermöge derſelben, wie ſolches bereits geſchehen iſt, alle darin enthaltene Vorſchriften ſogar in Rückſicht derjenigen Offiziere beobachten, welche den beſagten Königen und Herren gedient haben; es müßte denn ſeyn, daß dergleichen Verfügungen durch anderweitige Traktaten aufgehoben worden wären.

In dieſen Friedens- Allianz- und Freundſchafts-Traktat, ſollen zugleich, wenn ſie anders mit eingeſchloſſen ſeyn wollen, unter gemeinſchaftlicher Uebereinkunft und Bewilligung beyder Könige und Herren, mit eingeſchloſſen ſeyn, erſtlich, von Seiten des Allerchriſtlichſten Königs und Herrn: unſer heiliger Vater der Pabſt, und der heilige apoſtoliſche Stuhl, der Kaiſer, die geiſtlichen und weltlichen Herrn Kurfurſten, die Städte, Gemeinheiten und Staaten des heiligen römiſchen Reichs, beſonders aber nachbenannte Herrn, als, der Pfalzgraf bey Rhein, der Kurfürſt und Markgraf von Brandenburg, der Herzog von Würtemberg, der Landgraf

graf von Heſſen, der Markgraf von Anſpach, die Grafen von Oſtfriesland, die Seeſtädte nach ihren alten Allianztraktaten, das Königreich Schottland und deſſen König nach den alten Traktaten Allianzen und Verbindungen, die zwiſchen den Königen von Frankreich und Schottland beſtehen, die Könige von Polen, Dännemark und Schweden, der Doge und die Regierung zu Venedig, die dreyzehn verbündeten Schweizercantons, die zu dem dreyfachen Bunde gehörigen Herrn Graubündter, der Biſchof und die Herrn vom Wadtlande, der Abt von Sanct Gallen, nebſt der Stadt gleiches Namens, Toutrembura, Mühlhauſen, die Grafſchaft Neufchatel, nebſt andern Alliirten und Bundesgenoſſen der beſagten verbündeten Herrn, der Herr Herzog von Lothringen, der Herr Großherzog von Toscana, der Herzog von Mantua, die Republik Lucca, die Biſchöfe und Kapitel von Metz, Toul und Verdun, der Abt von Görz, die Regierung von Sedan, und der Graf von Miranda; wobey jedoch wohl zu bemerken, daß die Einwilligung, welche der Katholiſche König und Herr zur Einverleibung der Grafen von Oſtfriesland ertheilt, ohne Präjudiz derjenigen Rechte, welche Seine Katholiſche Majeſtät auf die Länder derſelben zu haben vermeinen, ſo wie hingegen den beſagten Grafen ihre Verwahrungsmittel, Rechte und Ausflüchte ebenfalls unbenommen bleiben, und alles dies unter der ausdrücklichen Erklärung, daß der beſagte König und Herr, niemanden von denen, welche weiter oben von Seiten des beſagten Allerchriſtlichſten Königs und Herrn mit eingeſchloſſen worden, weder mittel- noch unmittelbarer Weiſe, weder ſelbſt noch durch andere, im geringſten beeinträchtigen könne. Und hätte der Katholiſche König und Herr vielleicht eines und das andere an ihnen zu fodern, was dieſem zuwider ſeyn möchte, ſo ſoll er ſie blos im Wege Rechtens und vor kompetenten Richtern belangen, aber keinesweges die geringſte Gewaltthätigkeit gegen ſie verüben. Von Seiten des Katholiſchen Königs und Herrn aber ſollen, wenn ſie anders mit eingeſchloſſen ſeyn wollen,

in

in gegenwärtigem Traktate mit eingeſchloſſen ſeyn, erſtlich, unſer heiliger Vater der Pabſt, der heilige apoſtoliſche Stuhl, der römiſche Kayſer, die Herrn Erzherzoge, deren Bruder und Vettern, nebſt ihren Ländern und Reichen, die Kurfürſten, Fürſten, Städte und Staaten des heiligen römiſchen Reichs, die unter deſſen Botmäßigkeit ſtehen, der Herzog von Bayern, der Herzog von Cleve, der Biſchof zu Lüttich, nebſt dem Lande gleiches Namens, die Herſtädte, und die Grafen von Oſtfriesland. Und entſagen die erwähnten Fürſten allen Praktiken, mit dem Verſprechen, ſich derſelben hinführo weder innerhalb noch außerhalb der Chriſtenheit, oder ſonſt auf irgend eine Weiſe zu bedienen, die dem beſagten Herrn Kayſer, oder den beſagten Mitgliedern und Ständen des beſagten heiligen Reiches zum Nachtheil gereichen könne. So wie ſie im Gegentheil ſich beſtreben werden, die Wohlfahrt und Ruhe deſſelben aus allen ihren Kräften zu befördern, vorausgeſetzt, daß der beſagte Herr Kayſer und die beſagten Reichsſtände hinwiederum gegen die beyden Könige und Herrn, nemlich den Allerchriſtlichſten und Katholiſchen, ſich ebenfalls freundſchaftlich betragen und nichts zum Nachtheil derſelben unternehmen. Auf gleiche Weiſe ſollen auch hier mit eingeſchloſſen ſeyn, die zu den verbündeten Cantons in Oberdeutſchland gehörigen Herrn, nebſt den Graubündtern, und ihren Alliirten, der König von Polen und Schweden, der König von Schottland, der König von Dännemark, der Doge und die Regierung von Venedig, der Herzog von Lothringen, der Großherzog von Toscana, die Republiken Genua und Lucca, der Herzog von Parma und Piacenza, der Cardinal Farneſe, ſein Bruder, der Herzog von Mantua, der Herzog von Urbino, die Oberhäupter der Häuſer Colonna und Urſino, der Herzog von Sonnenette, der Herr von Monaco, der Marcheſe von Finale, der Marcheſe von Maſſa, der Herr von Piombino, der Herr von Sala, und der Graf von Colorno, um ebenfalls die aus gegenwärtigem Friedenstraktate entſpringenden Vortheile zu genießen, und zwar unter der ausdrücklichen Erklärung, daß

der

der Allerchriſtlichſte König und Herr, niemand von ihnen, weder mittel- noch unmittelbarer Weiſe, weder ſelbſt, noch durch andere, im geringſten beeinträchtigen könne. Und hätte derſelbe vielleicht eines und das andere an ſie zu fodern, was dieſem zuwider ſeyn möchte, ſo ſoll er ſie bloß im Wege Rechtens und vor kompetenten Richtern belangen, aber keineswegs die geringſte Gewaltthätigkeit gegen ſie verüben.

Auch ſollen im gegenwärtigen Friedenstraktate alle diejenigen mit eingeſchloſſen ſeyn, deren Namen mit gemeinſchaftlicher Bewilligung der beſagten beyden Könige und Herrn noch angeführt werden mögen, vorausgeſetzt, daß ſie binnen einem halben Jahre nach erfolgter Publication des gegenwärtigen Traktates, ihre Erklärungen und Verpflichtungen ſchriftlich von ſich ſtellen, wie ſolches in dergleichen Fällen von beyden Seiten erfoderlich iſt.

Und damit dieſer Friedenstraktat, nebſt allen darin enthaltenen Punkten und Artikeln, eine noch größere Gültigkeit erlangen möge, ſo ſoll dieſer Traktat dem Parlementshofe zu Paris, wie auch allen übrigen im Königreiche Frankreich befindlichen Parlementern, und beſonders der Oberrechnungskammer zu Paris öffentlich bekannt gemacht, auch daſelbſt collationirt und regiſtrirt werden.

Wie er denn auch auf gleiche Weiſe dem großen Rathe wie auch den übrigen Rathscollegien und Rechnungskammern in den Niederlanden des beſagten Katholiſchen Königs und Herrn, öffentlich bekannt gemacht, auch daſelbſt collationirt und regiſtrirt werden ſoll, und zwar dies alles auf eben die Art und in der nemlichen Form, wie ſolches in dem Traktate vom Jahr 1559 enthalten iſt, als worüber die erfoderlichen Ausfertigungen ſowohl von dem einen als andern Theile binnen einem Vierteljahre nach erfolgter Publication des gegenwärtigen Traktats zu beſorgen ſind.

Sol-

Solchergeſtalt ſind demnach alle obbemeldeten Punkte und Artikel, ſowohl überhaupt, als auch nach eines jeden Inhalt insbeſondere, von beſagten Deputirten, deren Namen weiter oben vorgezeichnet ſtehen, verhandelt, bewilligt, beglaubigt und feſtgeſetzt worden.

Welche Deputirten in Kraft ihrer Vollmachten und unter Verbürgung aller und jeden, ſowohl gegenwärtigen als zukünftigen Güter ihrer beſagten Herren, verſprochen haben, und hiermit nochmals verſprechen:

Daß dieſelben dies alles unverbrüchlich erfüllen und beobachten würden, auch dafür zu ſorgen, daß ſie ſolches ratificiren, und einander authentiſche, unterzeichnete, und beſiegelte Briefe zufertigen und einhändigen ſollen, in welchen dieſer gegenwärtige Traktat von Wort zu Wort eingerückt wäre, und ſolle dies von Seiten mehrbeſagter Herren, nemlich, des Allerchriſtlichſten Königs, des Cardinal-Erzherzogs, und des Herzogs von Savoyen, binnen hier und einem Monate geſchehen, von dem Tage und Datum des gegenwärtigen Traktats an zu rechnen; wobey ſich zugleich der beſagte Herr Cardinal anheiſchig machte, drey Monate nachher eben ſolche Ratificationsbriefe, von dem Katholiſchen Könige und Herrn beyzubringen. Ferner haben die beſagten Deputirten, deren Namen weiter oben verzeichnet ſtehen, verſprochen, und verſprechen dieſelben hiermit nochmals, daß die beſagten Herren, nemlich, der Allerchriſtlichſte König, der Cardinal-Erzherzog und der Herzog von Savoyen, vermittelſt eines feyerlichen, auf das Crucifix, das heilige Evangelium, den Meßcanon, und auf ihre Ehre, abgelegten Eides, beſagte Ratificationsſchreiben, im Beyſeyn ſelbſt zu wählender Deputirten beſchwören, und ſich verpflichten wollen, den Inhalt der beſagten Artikel vollkommen, treulich und ſonder aller Gefährde zu befolgen und zu erfüllen, worauf ſodann der Katholiſche König und Herr, drey Monate nachher, wann und zu welcher Zeit man ſolches ſonſt von ihm verlangen würde, einen

ähn-

ähnlichen Eid ablegen werde. Zu Urkund deſſen, haben die benannten Deputirten gegenwärtigen Friedenstraktat mit ihren eigenen Namen unterzeichnet. So geſchehen zu Vervins, den zweyten May 1598.

Separatartikel

des

am zweyten May 1598 zu Vervins geſchloſſenen Friedens.

Im Namen Gottes des Vaters: Sey hiermit männiglich kund und zu wiſſen, daß heute, als am zweyten May 1598 nachſtehender Friedenstraktat zwiſchen dem Erhabenen, Durchlauchtigen und Großmächtigen Fürſten, Heinrich dem IV, von Gottes Gnaden Allerchriſtlichſtem Könige von Frankreich und Navarra, und dem Erhabenen, Durchlauchtigen und Großmächtigen Fürſten, Philipp dem II, ebenfalls von Gottes Gnaden Katholiſchem Könige von Caſtilien, Arragon, Leon, beyden Sicilien, Jeruſalem, Portugall, Navarra, Granada ꝛc. geſchloſſen worden, vermöge deſſen Meſſire Pomponius von Bellievre, Herr zu Grignon, Mitglied des Staatsraths Seiner beſagten Allerchriſtlichſten Majeſtät, und Niklas Brulart, Herr von Sillery, Mitglied des beſagten Staatsrathes, auch Präſident des Pariſer Parlements; ingleichen Meſſire Johann Richardot, Ritter, Oberpräſident des geheimen Raths Seiner beſagten Katholiſchen Majeſtät, wie auch Dero Staatsraths; ferner, Johann Baptiſt von Taxis, Ritter und Commandeur de Los Santos des militäriſchen Ordens von Sant Já-

go de la Spada, Mitglied des besagten Staatsraths, auch Kriegsrath Seiner besagten Katholischen Majestät; und Ludwig Verreiken, ebenfalls Ritter, auch Oydor (Audiencier), Obersekretär und Archivbewahrer des besagten Staatsrathes; als Bevollmächtigte und Deputirte, kraft ihrer Vollmachten, außer demjenigen was bereits in dem besagten Friedenstraktate enthalten ist, noch über folgende Artikel mit einander einig geworden sind, deren jeder von besagten Königen und Herrn, wie auch ihren Nachfolgern und Stellvertretern unverbrüchlich gehalten und beobachtet werden soll, und zwar in der nemlichen Kraft, Wirkung und Prärogative, als wenn dieselben dem besagten Friedenstraktate ausdrücklich einverleibt wären.

Erstens soll demnach der Wittwe und den Kindern des verstorbenen Messire Peter von Melun, in Betreff ihrer vermeintlichen Rechte und Ansprüche auf die weiland dem verstorbenen Herrn Fürsten von Espinoi zugehörigen, und in den Staaten des besagten Katholischen Konigs und Herrn liegenden Güter, kurz und gut Recht und Gerechtigkeit widerfahren.

Auf gleiche Weise soll auch der Herzogin von Arscot, in Rücksicht ihrer Federungen und Ansprüche kurz und gut Recht und Gerechtigkeit widerfahren. Das Nemliche soll auch der Wittwe des verstorbenen Prinzen von Oranien angedeien, da sich dieselbe nach Frankreich begeben hat; und zwar sowohl in Betreff der Ansprüche, welche sie ihres Wittwenthums wegen auf die Güter des verstorbenen Prinzen von Oranien macht, als auch in Ansehung des Genusses, welcher ihr vermöge des Traktats von Coligni zugesichert werden; in sofern nemlich die Güter, worauf es hier ankömmt, in den Staaten des Katholischen Königs und Herrn liegen.

Der Prinz von Oranien, soll wieder in Besitz der Herrschaft und des Fürstenthums Oranien, wie auch aller andern

Ländereyen geſetzt werden, die er und die ſeinigen im Königreiche Frankreich vor dem Kriege beſaßen, und die ihnen während deſſelben entriſſen wurden. Auch ſoll er wieder zum Beſitz aller derjenigen Rechte, Gerechtigkeiten, Anſprüche und Foderungen gelangen, deren er ſich vor dem Kriege zu erfreuen hatte, und weswegen ihm ſtrackliche Juſtiz angedeihen ſoll.

Der Herzog von Arſcot ſoll wieder in Beſitz und Genuß alles deſſen geſetzet werden, was ſowohl er ſelbſt, als der verſtorbene Herzog, ſein Vater, vor dem beſagten Kriege im Königreiche Frankreich beſaß, weswegen man ihm alles und jedes gewähren wird, was in den vorhergehenden Traktaten zu Gunſten ſeines verſtorbenen Vaters, des Herzogs, und ſeiner Vorfahren, feſtgeſetzt worden iſt, ſo daß er diesfallſige ſtrackliche Juſtiz zu fodern und zu gewärtigen haben ſoll. Und geſetzt auch, es wäre vielleicht irgend eine Sentenz oder ſonſtiger Rechtsſpruch ergangen, der den vorhergehenden Traktaten zuwider liefe, ſo ſoll dies demungeachtet dem Rechte des beſagten Herrn Herzogs nicht im geringſten zum Nachtheil gereichen.

Ferner wird der Allerchriſtlichſte König und Herr baldmöglichſt dem Grafen von Champlite und den übrigen Erben des Hauſes von Vergi, Recht und Gerechtigkeit in Anſehung deſſen angedeihen laſſen, was ihre vermeintlichen Anſprüche auf Saint-Diſier, Vitri en Parteis, die Herrſchaft Vergi und andere Güter und Gerechtſame betrift, die ihnen, ihrem Vorgeben nach, zugehörig ſind, und deren in einigen vorhergehenden Traktaten gedacht wird.

Ein Gleiches ſoll auch dem Herrn von Glajon in Rückſicht der Rechte wiederfahren, die er in Frankreich, von wegen der Foderung des Grafen von Solre, ſeiner Seiten ſeiner Frau Gemalin, auf einen Strich Landes an der Seeküſte zu haben vermeint, und der, ſeinem Vorgeben nach, zu den Brüchen von Andrum und Bredenarde gehört, wes-

weswegen ihm ebenfalls Recht und Gerechtigkeit wiederfahren soll. Das Nemliche soll auch in Betreff der Ansprüche geschehen, welche die Frau Maria von Renti, die Gemalin des Dom Gaston Spinola auf die Freyherrschaft Andres zu haben vermeint.

Auch soll dem Grafen von Pontdeveaux strackliche Justiz in Ansehung der Güter wiederfahren, die ihm, wie er vorgiebt, durch Absterben seiner Großmutter, weiland Gräfin von Pontdeveaux und von Cerni, zugefallen seyn sollen, wie auch wegen Auslieferung derjenigen Möbeln, welche er, seinem Vorgeben zu Folge, zu Rheims auf Befehl der Obrigkeit deponirt haben will, so wie überhaupt wegen alles dessen, was ihm von irgend jemanden vorenthalten wird, es sey übrigens wer es wolle.

Und da er wegen seiner Verhaftung und Kanzionirung eine Klage angestellt, auch diesfalls dem Allerchristlichsten Könige und Herrn eine Bittschrift übergeben hat; so soll hierin eine solche Verfügung getroffen werden, daß er allerdings Ursache haben wird, mit der Gerechtigkeit welche man ihm wiederfahren läßt, zufrieden zu seyn.

Auch soll dem Herrn von Beaurepaire, welcher vorgiebt, daß ihm das Gut Aix in Boulennois zugehöre, strackliche Justiz angedeien.

Der Abbé Dammartin soll hinführo die Güter, welche demselben im Königreiche Frankreich zugehören, auf eben die Art und Weise wieder zu genießen haben, wie er und seine Verfahren dieselben vor dem Könige genessen.

Und damit auch die Streitigkeiten, welche zwischen den Abteyen Vaucelles und Fesmi obwalten, ein für allemal geschlichtet und abgethan werden, so wird man hierzu bevollmächtigte Deputirte ernennen, welche binnen vier und einem halben Jahre an einem noch zu bestimmenden Orte zusammenkommen sollen.

Und überhaupt sollen die sämmtlichen Unterthanen, des einen wie des andern Theils, in integrum restituirt, und nicht nur in alle ihre Güter, sondern auch in ihre immerwährenden, beständigen oder widerkäuflichen Einkünfte, wie sie eingezogen werden, die ihnen während der besagten Kriege entzogen worden; und zwar soll dieses selbst dann geschehen, wenn sie auch gleich der Kriegspartey gedient hätten, so wie solches in dem unter heutigem Datum zwischen den besagten Königen und Herrn geschlossenen Friedenstraktate ausdrücklich enthalten ist.

Und wofern etwa noch eines und das andere, vermöge des vorhergehenden und zu Chateau en Cambresis im Jahr 1559 geschlossenen Traktates, in Betreff einiger Privatperſonen zu vollstrecken seyn möchte; so soll dasselbe von dem einen wie von dem andern Theile, vollkommen, treulich und sonder alle Gefährde vollstreckt und vollzogen werden. Sind demnach obige Punkte und Artikel, nebst allem was dieselben enthalten, von den besagten Deputirten der besagten Könige und Herren, vermöge ihrer Vollmachten, solchergestalt verabredet, beschlossen und festgesetzt worden, mit dem Versprechen, daß dieselben obberührtermaßen ratifizirt, auch treulich und sonder Gefährde befolgt werden sollten. Zu Urkund dessen haben sie Gegenwärtiges unterzeichnet, zu Vervins, an eben dem Tage und in dem nemlichen Jahre, wie oben. Unterzeichnet: Pomponius von Bellievre; Niklas Brulart; Johann Richardot; Johann Baptist von Taxis; Ludwig Verreiken.

III.

Ueber die letzten Kriegsrüſtungen und den Tod des Allerchriſtlichſten und unüberwindlichſten Königs

Heinrichs des Vierten

Königs von Frankreich und Navarra.

Vier Bücher

von

Peter Hieronymus Gentile Riccio,
einem Edelmann aus Savona

treugehorſamſt dargebracht

meinem Hochwohlgebornen Herrn und Gönner

Herrn Johann Thaddäus Bianchi,

Grafen von Piano.

Vicenza,
bey Jacomo Violati 1614.

III.

Ueber die letzten Kriegsrüſtungen und den Tod Heinrichs des Vierten.

Erſtes Buch.

Wenn der Friede die Staaten wirklich beglückt, ſo kann Frankreich, welches ſich deſſen bereits ſeit zwölf Jahren, im Schatten der Palmen, und unter den Lorbeern ſeines Königs zu erfreuen hat, mit Wahrheit ſagen, daß ihm der Himmel zu ſeiner vollkommenen Glückſeligkeit nichts mehr vorenthalten habe, als nur noch die Befriedigung des Wunſches, daß dieſelbe bey den dermaligen Welthändeln von feſter und ununterbrochener Dauer ſeyn möge. Der Same zur Zwietracht iſt ausgerottet; die Gemüther werden nicht mehr durch Mißtrauen in Gährung geſetzt; es findet keine Verwirrung, keine Verwechſelung der Dinge mehr ſtatt; und das Mißgeſchick einzelner Privatperſonen verliert ſich bey der Betrachtung des allgemeinen Wohls ganz aus dem Auge. Nie wußte ſich ein Fürſt mehr Gehorſam und Liebe in ſeinem Reiche, nie mehr Bewunderung und Furcht im Auslande zu verſchaffen. Alle chriſtliche Potentaten wünſchen ſeine Freundſchaft, und bewerben ſich eifrigſt darum. Er lenkt die Willensmeinung der Großen und der Kleinen, wie es ihm beliebt. Alle ſeine Angelegenheiten gehen glück-

lich von ſtatten, ohne je in Verwirrung zu gera-
then, oder aus Noth eine Abänderung zu leiden. Er
ſah die Verſchwörung gegen ſeinen Staat in eben dem
Nu wieder vernichtet, wo er davon benachrichtigt ward.
Ihre furchtbaren Ströme, welche das Land zu verhee-
ren drohten, verkrochen ſich ſchnell wieder unter die Er-
de. Er erlangt alles was er begehrt; denn keiner von
ſeinen Nachbarn getraut ſich, ihm etwas zu verweigern.
Wen ſollte er fürchten? Und wer fürchtet ſich im Gegen-
theil nicht vor ihm? Mitten im Genuß dieſer Glück-
ſeligkeit, geht er mit dem Vorhaben um, eine furchtba-
re Armee ins Feld zu ſtellen; eine Armee, die gleich vom
erſten Tag an Sieg verſpricht, und Stoff zu Triumph-
geſängen erwarten läßt. Jedermann wünſcht zu erfah-
ren, wohin ſie ihren Marſch richten werde. Die Gut-
geſinnten ſind voll Erwartung, und die Feinde voll Furcht.
Man ſieht zwar das entblößte Schwert, im Begriff,
ſich Genugthuung von denen zu verſchaffen, welche die-
ſelbe verſagen; noch weiß man aber nicht, wem es ei-
gentlich droht. Macht und Muth ſind zwar zum Drein-
ſchlagen bereit, aber noch zur Zeit nimmt man keinen
Feind wahr, hört man von keinem Friedensbruche, von
keiner Kriegserklärung. Die Rückgabe von Jülich, die
Freyheit des deutſchen Reichs, die neue Allianz mit dem
Herzoge von Savoyen, konnten zwar allenfalls zu ei-
nem ſcheinbaren Vorwande dieſer Zurüſtungen dienen;
nur wenige Perſonen waren aber im Stande, die wah-
re Abſicht derſelben zu durchſchauen. Wenn ſich jedoch
die Wichtigkeit eines Vorhabens nach der Größe der
Anſtalten beurtheilen läßt, ſo war Frankreich aller-
dings berechtigt, den glorreichſten und merkwürdigſten
Ereigniſſen entgegen zu ſehen; denn ſeit langer Zeit hat-
te man ſich nicht mit einer ſo außerordentlichen Thätig-
keit und Anſtrengung auf den Krieg vorbereitet. Wäh-
rend eines Zeitraums von vier und zwanzig Jahren,

ſah

ſah man zwar in dem Zeughauſe zu Paris vier große Kriegerüſtungen verwahren; aber dieſe letztere war weit furchtbarer und ſtärker als alle vorhergehenden. Der Düc de Sülly ſagte ganz unverholen, daß die erſten Wagen bereits zu Chalons eintreffen würden, wenn die letzten noch nicht zum Thore der Vorſtadt Saint-Martin hinausgefahren wären. Von allen Orten eilten die tapferſten Männer hieher, wie nach einer Academie, wo Helden gebildet, und in der Kunſt unterrichtet werden, ſich durch ihre Thaten einen unvergänglichen Nahm zu erwerben. Der Prinz von Wallis wünſchte ſeine kriegeriſche Laufbahn unter einem ſo erhabenen Feldherrn zu eröffnen. Die Fürſten Deutſchlands ſetzten ihr Vertrauen auf uns, und zeigten ſich bereitwillig, uns mit ihren Schwertern behülflich zu ſeyn. Graf Moritz, welcher bis dahin immer die Rolle des Befehlshabers geſpielt hatte, erbot ſich jetzt bey uns zu dienen. Alle Welt ſtimmte darin überein, daß dem Könige, welcher ſich bereits den erlauchten Titel des Wiederherſtellers von Frankreich erworben hatte, nun auch noch jener als Ruhſtifter in den chriſtlichen Staaten, und als Reichsſchiedsrichter gebühre.

Die Armee verſammelte ſich in Champagne. An ihrer Spitze ſtand der Düc de Nevers, welcher in dieſer Provinz Statthalter war, und zugleich bey der franzöſiſchen leichten Reuterey die Stelle als Obriſt bekleidete. Sie ward von ſechs tauſend gut disciplinirten und wohl bewaffneten Schweizern, unter dem Commando ihres Obriſten, des Düc de Rohan, verſtärkt. So bald der König ankommen würde, ſollten noch vier tauſend Gensdarmes und ſeine Garderegimenter dazu ſtoßen. Schon verbreitete ſie eine ſolche Furcht und Beſtürzung, daß man in Cöln öffentlich ſagte, es

würde wahre Verwegenheit ſeyn, ſich einem Monarchen widerſetzen zu wollen, welchem der Beynahme des Mächtigen, Tapfern und Glücklichen, gebühre. Man äuſſerte die Beſorgniß, er werde die Ruhe der Chriſtenheit ſtören, und war der Meinung, es ſey der katholiſchen Religion zuwider, daß er einem proteſtantiſchen Fürſten Beyſtand leiſte. Deswegen ſagte der König zum päbſtlichen Nuntius, er ſolle ſich nur erkundigen, ob diejenigen, welche ihn um Beyſtand erſuchten, wahre Freunde von ihm wären, und gerechte Sache hätten, oder nicht; denn was die Religion anbelange, ſo werde dieſelbe hierdurch ganz und gar nicht beeinträchtigt werden. Die Zeitfolge und der Vergleich wegen Jülich haben die Wahrheit dieſer Verſicherung ſattſam beſtätigt. Es war bloß unzeitiger und übertriebener Religionseifer, der den Leuten dergleichen trübſinnige Beſorgniſſe in den Kopf ſetzte. Der König beklagte ſich gegen eine gewiſſe Perſon über die boshaften Ränke, wodurch ſeine Feinde die Lauterkeit ſeiner religiöſen Geſinnungen abzuſchwärzen, und die Unterthanen von ſeinem Dienſt abzuhalten ſuchten. Die Ausdrücke, deren er ſich bey dieſer Gelegenheit bediente, würden ſeine Geſchichte wie eben ſo viele Perlen ſchmücken, wenn er nicht ausdrücklich verboten hätte, ſie öffentlich bekannt zu machen. Er ſchloß endlich die Unterredung mit folgenden Worten: „das erſte und weſentlichſte Stück, worauf ich vor allen andern Bedacht nahm, war die Sicherſtellung der katholiſchen Religion im Herzogthum Cleve. Ich werde nie geſtatten, daß dieſelbe Veranlaſſung habe, ſich über meine Kriegsvölker oder meine Abſichten zu beklagen.“ Tags darauf ſagte er zum Herrn de Sully: „wenn gleich alle deutſche Fürſten die Uebereinkunft mit einander getroffen hätten, einen Proteſtanten zum Kaiſer zu wählen, ſo würde ich es dennoch zu verhindern ſuchen.“ Es verlangte ihn ſehr,

ſeine

seine Armee in Augenschein zu nehmen, und nichts hielt ihn davon ab, als die bevorstehende Krönung der Königin; die einzige Handlung, wenn es noch fehlte, das Glück des Friedens vollständig zu machen, und Frankreichs Wünsche ganz zu befriedigen. Diese Ehrenbezeugung war sowohl von derjenigen, welcher sie erwiesen werden sollte, als auch von Seiten derer, welche dieselbe zu veranstalten verpflichtet waren, zehn ganze Jahre lang verschoben worden. Frankreich war der Meinung, daß es schlechterdings nicht im Stande sey, dieser Prinzessin seine Verehrung auf eine solche Art zu erkennen zu geben, die mit ihren Verdiensten in gehörigem Verhältniß stehe, und gestand daher freymüthig, es werde durch sein Unvermögen zum Undank gezwungen. Die Königin hingegen war mittlerweile in ganz andere Gedanken vertieft, welche ihr weit mehr Vergnügen gewährten; ihre Frömmigkeit unterhielt sie dergestalt mit der süßen Hoffnung, dereinst die himmlische Krone zu ererben, daß sie darüber der irdischen fast gänzlich vergaß, so sehr es auch übrigens ihrem Verdienst zum Nachtheil gereichte, eine Ehre entbehren zu müssen, die alle vorhergehenden Königinnen von Frankreich genossen hatten. Was andere Könige ihren Gemahlinnen bloß des Ceremoniels wegen bewilligten, das war der jetztregierende König Ihr aus Pflicht schuldig, die allen den Gnadengeschenken, welche ihm der Himmel verliehen hatte, die Krone aufsetzte, und die Lilien seines königlichen Hauses in fortdaurendem Flor erhielt. Er gestand es ihr auch wirklich weit früher zu, als sie darnach zu streben schien, und gebot zu gleicher Zeit der Stadt Paris, auf die Ehrenbezeugungen bey seinem Einzuge zu denken, so bald die Krönung vorüber seyn würde. Die Stadt setzte hierauf acht hundert Künstler in Arbeit, welche die erforderlichen Anstalten zu dieser Feyerlichkeit machen sollten, und ertheilte verschie-

ſchickten Schönſchreibern den Auftrag, die Inſchriften zu verfertigen, welche man auf die Statüen und Marmorſäulen zu ſetzen gedachte. Wäre dieſer Prachtaufzug wirklich zu Stande gekommen, ſo würde er alles übertroffen haben, was Europa bis dahin von der Art geſehen hatte. Damit man nur von einem kleinen Theilchen auf das Ganze ſchließe, dürfen wir hier nur anführen, daß blos der Gold- und Silber-Stoff, welcher bey dieſer Gelegenheit verbraucht wurde, über hundert und funfzig tauſend Scudi betrug. Es war nicht anders, als ob hier alle Perlen Indiens und alle Koſtbarkeiten aus ganz Aſien zur Schau geſtellt würden. Allein es gieng auch bey dieſer Gelegenheit, wie es immer zu gehen pflegt, wenn ſich verſchiedene Entwürfe in der Seele durchkreuzen, und heftige einander ganz entgegengeſetzte Leidenſchaften dieſelbe beſtürmen. Der König, welcher ſich zu ſeiner Armee wünſchte, und dennoch auch gern bey der Krönung der Königin zugegen ſeyn wollte, wußte am Ende ſelbſt nicht recht, wozu er ſich entſchließen ſollte. Man trug darauf an, dieſe Feyerlichkeit bis gegen Ausgang des Monats September zu verſchieben. Allein der Parlementsrath und Prevot der Kaufleute, Sanguin, machte die Bemerkung, daß während dieſes Aufſchubs alles was bereits unter freyem Himmel veranſtaltet worden, und der Witterung ausgeſetzt ſey, zu Grunde gehen, und folglich der gemachte Aufwand vergebens ſeyn würde. Der König ſagte hierauf zum Düc de Guiſe, es ſey ihm leid, für und wider Nichts ſo viel Zeit zu verlieren. Man könne doch nie ſo ſchleunig bedient werden, als man es wünſche. Der Düc de Guiſe, welcher ſich das Anſehen geben wollte, als ob er nicht gern der letzte beym Tanze ſeyn möchte, verſetzte: „es ſchmerzte ihn ſehr, daß er ſich nicht zur Armee begeben könne. Dorthin ſchicke er ſich beſſer, als auf die Krönung der Königin. Unter den

Feld-

Feldherrn des Königs sey er zwar der geringste, aber unter dessen Soldaten der beste."

Montags darauf belustigte sich der König zu Saint Germain mit der Jagd, und machte sodann seine Einrichtung in Rücksicht der Zeit, welche er zu Paris zuzubringen gedachte. Des andern Tags sprach er: Mittwochs Nachts schlafe ich zu Saint Denis; auf den Donnerstag komme ich von dort zurück; auf den Freytag bringe ich meine Angelegenheiten in Ordnung; auf den Sonnabend ruhe ich aus: den Sonntag nachher hält meine Gemalin ihren Einzug; den Montag wird meine Tochter mit Vendome vermählt; den Dienstag ist die Krönung, und den nächstfolgenden Mittwochen setze ich mich zu Pferd. Da ihn sowohl seine Vernunft als sein Gewissen überzeugte, daß die vergangene Zeit auf immer für ihn verloren, und die gegenwärtige nur auf einen Augenblick in seiner Gewalt sey, so richtete er seine Gedanken blos auf die Zukunft, und sagte, er gehe mit dem Vorhaben um, Materialien zu seiner dereinstigen Geschichte zu liefern. Als er am Dienstage in der Messe war, und ihm der Dauphin den geweihten Schild zum Kuß darreichte, bediente er sich gegen den Marschall de Fervaches, und den Gouverneur von Bourbonnois, Namens Saint Geran, folgender Ausdrücke: „Jezt trägt mein Sohn nur den Schild, ich hoffe aber, binnen hier und sechs Jahren soll er auch den Degen tragen können."

Er gab sich sehr viel Mühe, die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, welche während der Krönung in Rücksicht des Vorrangs und anderer Ehrenbezeugungen entstehen möchten. Der Cäremonienmeister Rodes legte ihm wiederholt das Ritual vor, wel-

welches man bey Krönung der Königin Eleonore, Gemahlin Franz des Ersten, der Katharina, Gemahlin Heinrichs des Zweyten, und der Elisabeth, Gemahlin Karls des Neunten, beobachtet hatte. Allein man mußte sich in allem und jedem nach seinen selbstherrlichen Vorschriften richten. Ueber die Verzierung der Mäntel gab es allerley Händel. Sie betrafen, wie gewöhnlich, die Familienwappen, wodurch sich die Prinzen von Geblüt in Rücksicht der Primogenitur von den Appanagirten zu unterscheiden pflegen, wenn sie bey feyerlichen Vermählungen und Begräbnissen in vollem Ornat erscheinen. Der Mantel der Königin war mit einer unbestimmten Anzahl Lilien besäet, weil er bloß auf die königliche Würde Beziehung hatte, und niemanden nichts angieng, als nur allein Se. königliche Majestät. Madame und die Königin Margaretha, hatten jede vier gleichförmige Lilien am äußersten Ende ihrer Mäntel. Die Prinzessinnen von Geblüt, verlangten deren drey, zum Unterscheidungszeichen ihrer Familienwappen, und damit man nicht nur einen Unterschied zwischen dem Mantel der Madame und dem ihrigen, sondern auch zwischen dem ihrigen und jenem der andern Prinzessinnen wahrnehmen möchte. Der Graf von Soissons sagte, die Lilien wären das Wappen ihres Hauses; man habe sich derselben bey ihren Vermählungen und Leichenbegängnissen, zu Zierrathen bedient; die Prinzessinnen von Geblüt hätten dieselben jederzeit als ein besonderes Unterscheidungszeichen getragen, wodurch ihre Verwandtschaft und Abkunft bezeichnet würde; dies sey unter andern von der Prinzessin von Condé bey dem Einzuge der Königin Elisabeth geschehen, von Madame de Douairière, der Mutter des Prinzen von Condé, bey ihrer Vermählung, ingleichen von seiner Frau Mutter, und dem Duc de Montpensier; auch habe man ihnen dies

Ehren-

Ehrenzeichen bey ihren Beerdigungen als ein besonderes Vorzugsrecht zugestanden, das mit ihrer Geburt unzertrennbar verbunden sey, und ohne welches zwischen den Prinzessinnen von Geblüt, und den andern Prinzessinnen, nicht der geringste Unterschied statt finden würde. Als er sah, daß diese Bemerkung dem König vor den Kopf fuhr, begab er sich auf sein Schloß Montigny, und die Gräfin von Soissons fand sich nicht bey der Krönung ein.

Die Abreise des Grafen war dem Könige sehr unangenehm; dies sah man ihm Mittwochs, den eilften May, an jeder Miene an, und merkte es an allem was er mit seinen vornehmsten Dienern sprach. Als er eben bey Tafel saß, erhielt er die Nachricht, daß einige Reuterhaufen bey der Armee auf Discretion zehrten, und dem Befehl des Duc de Nevers nicht mehr gehorchen wollten. Da entrüstete er sich sehr gegen die Befehlshaber, und sagte, sie sollten sich auf ihre Posten begeben. Hierauf richtete er seine Rede an den Connetable nebst noch einigen andern vornehmen Herren, und sprach: „Wer soll mich denn ernähren, wenn man mei„nem Volke das Brod nimmt? Die Leute, welche in mei„nen Diensten stehn, müssen mit dem zufrieden seyn, „was ich ihnen gebe. Ich habe die Verfügung getrof„fen, daß man mir das an der Steuer wieder abziehen „soll, was mein Volk den Kriegsleuten giebt, und daß „man diesen hingegen als Löhnung anrechne, was sie „von dem Volke bekommen. Wenn man diese Gleich„heit gehörig beobachtet, so wird die Kriegsdisciplin, „mit welcher so große Schwierigkeiten verbunden seyn „sollen, selbst von den widerspenstigsten und ausschwei„fendsten Soldaten beobachtet werden. Wenn die Be„fehlshaber bey der Armee wären, so würde jenem Un„wesen bald Einhalt geschehen; aber statt dessen wollen

„sie

„ſie erſt die Krönung und die Feyerlichkeiten unſers Ein„zugs mit anſehen. Allein der Neugierde wegen muß „niemand ſeine Pflichten vernachläſſigen. Einer „Schlacht wegen wollte ich gern hundert Meilen weit „reiſen, aber mit Wahrheit kann ich euch verſichern, „daß ich dieſer Luſtbarkeit wegen, keinen Fuß von der „Stelle ſetzen würde; und müßte ich nicht unumgäng„lich zugegen ſeyn, ſo ſollte mich gewiß kein Menſch „dabey ſehen."

Die Krönungsceremonien veranlaßten ſo große Unannehmlichkeiten und Zänkereyen, daß ſich die Königin auf die ganze Sache nicht eingelaſſen haben würde, wäre ſie nicht ſchon zu weit gediehen geweſen. Als endlich alles in Ordnung war, verfügten Sich Ihre Majeſtäten des Mittwochs nach Saint Denis, wo ſie am zwölften May gegen Abend ankamen. Jetzt erinnerte ſich der König, daß er ſeit ſeinem Uebergange zur katholiſchen Religion nicht wieder in die dortige Abtey gekommen ſey, und dieſer Umſtand bewog ihn, folgendes zu ſagen: „Als ich das letztemal hier war, hatte ich noch keinen „Erben, und glaubte auch nicht, daß ich einen bekom„men würde; jetzt aber danke ich Gott, daß er mein „Gebet erhört, und mir einen verliehen hat." Die Königin war einzig und allein mit dem Gedanken beſchäftigt, ſich auf den Empfang des Gnadengeſchenks vorzubereiten, welches ihr des andern Tags zu Theil werden ſollte. Als der König ſah, daß ſie gern ihre Andacht verrichten und zur Beichte gehen wolle, entfernte er ſich, küßte ſie und ſprach: „Meine Freundin, beichten Sie nicht nur für ſich, ſondern zugleich auch für mich!"

Herr von Vitri, welcher in dieſem Bezirk ſein Amt als Commandant der Leibgarde verwaltete, hatte

an

an der Kirche zu Saint Denis alle Thüren zumauern lassen, bis auf Eine, durch welche man nur bekannte Personen einließ, die noch überdies ein Billet aufzeigen mußten, das von ihm eigenhändig unterschrieben war. Sie wurde schon gegen Mitternacht geöffnet, damit sich jedermann einen schicklichen Ort aussuchen konnte, um sowohl selbst alles zu sehen, als auch gesehen zu werden; denn die Balcons waren so bequem eingerichtet, daß die vordersten Zuschauer den hintersten gar nicht im Wege waren, ob sich gleich ihre Anzahl auf sieben bis acht tausend belief. Ganz ungehindert konnte man alles bemerken, was die Personen vornahmen, welche die Hauptverrichtungen bey dieser Feyerlichkeit zu besorgen hatten. Der Betstahl des Königs, welcher seitwärts vom Altar, und zwar dem Grabmal Dagoberts, des Stifters dieser Kirche, gerade gegenüber angebracht war, hatte zwo Oeffnungen, eine nach dem Altar zu, die andere gegen das Schaugerüste der Königin, so daß er alles übersehen konnte, was innerhalb und außerhalb des Chors vorgieng. Er stellte sich gleich nach aufgehobener Tafel ein, schien für diesen Tag seiner Majestät sich ganz entäußert, und die Königin hauptsächlich deswegen verlassen zu haben, damit ihm weiter nichts als ein Rest von den für sie bestimmten Ehrenbezeugungen zu Theil werden möchte. Da er eine Zeitlang auf Sie warten mußte, bis man sie völlig angekleidet hatte, so spazierte er mittlerweile ein wenig in der Kirche herum, und ertheilte überall, wo es nöthig war, die erforderlichen Befehle. Seiner Weisheit war es unter andern zuzuschreiben, daß die Rangstreitigkeiten zwischen den beyden Befehlshabern der hundert Gensdarmes glücklich beygelegt wurden. Er rieth ihnen, sie sollten sich hübsch ordentlich aufführen; denn er habe noch immer bemerkt, daß einer den andern bey dergleichen Feyerlichkeiten zu verdrängen suche. Alles was

zum Pomp und zur Pracht dieſer feyerlichen Handlung gehörte, zog vor der Königin her. Sie wurde gegen zwey Uhr in die Kirche geführt, und verfügte ſich ſogleich auf das groſſe Prunkgerüſte, welches für ſie beſtimmt war. Der Dauphin, der Herzog von Anjou (wegen Unpäßlichkeit des Herzogs von Orleans) und ihre Oberhofmeiſter, die Herren von Sourai und von Bethunes, als deren ſubſtituirte Stellvertreter, trugen die Schleppe ihres Mantels. Die Cardinäle Gondy und Soyrdis nahmen ſie in die Mitte. Prinz Conti trug die Krone, der Duc de Vendome das Scepter, und der Hofcavalier de Vendome den Gerechtigkeitsſtab. Madame und die Königin Margaretha giengen hinter der Königin her. Die Prinzeſſin von Condé, die Prinzeſſin von Conti und die Düchesſe von Montpenſier, trugen den Schweif des königlichen Mantels, der Hofcavalier Chateauvieux war ihnen, auf Sr. Majeſtät ausdrücklichen Befehl, zum Gehülfen zugeordnet.

Dieſer prachtvolle Aufzug ward allgemein bewundert. Vorzüglich verherrlichte ihn die Gegenwart der Königin Margaretha, deren Mutter einſt in dieſem nemlichen Tempel gekrönt worden war. Die franzöſiſchen Margaritae, oder Perlen, paſſen ſehr gut zu den florentiniſchen Lilien. Margaretha von Valois bediente einſt die Katharina von Medicis bey einer ähnlichen Gelegenheit. Andere Königinnen zogen ſich in die Einſamkeit zurück, um dort den Schmerz und Kummer zu verbergen, welchen ſie über die Veränderung ihres Zuſtands empfanden. Dieſe hingegen begab ſich nach Hof, um daſelbſt öffentlich ihr Vergnügen darüber zu bezeugen, daß man ihren Bitten, ihren Wünſchen zuvorkömmt, und überall folgt ihr die Ruhe. Sie begegnet dieſer Königin mit der

gröſ-

gröſsten Achtung und Ehrfurcht; denn ſie nimmt ſo viele Verdienſte, ſo groſse Vollkommenheiten an ihr wahr, daſs ſie ſehr überzeugt iſt, eine Krone ſey für alle dieſe Tugenden eine viel zu ſchwache Belohnung.

Man muſs geſtehn, daſs man noch nie etwas ſah, und ſchwerlich auch etwas ſehen wird, was mit der Ordnung, der Schönheit und der Majeſtät dieſer Feyerlichkeit in Vergleichung kömmt. Bewundernswürdig war die feyerliche Stille, welche unter einer ſo zahlreichen Volksmenge herrſchte; die vorzügliche Ehrfurcht, welche man gegen die heiligen Gebräuche beobachtete, da doch Leute von allerley Religionen zugegen waren, das anſtändige Betragen und die Geduld, unter einer Gattung von Menſchen, welche dieſelbe ſonſt ſehr leicht zu verlieren pflegen, nie lange bey dergleichen Ceremonien ausdauern können, und gleichwohl bereits ſeit dem vorhergehenden Abend in der Kirche waren, oder ſich wenigſtens mit dem erſten Morgenroth darin eingefunden hatten.

Als der König die Königin anſichtig wurde, ſagte er, ſie ſey ihm noch nie ſo ſchön vorgekommen. Er habe geglaubt, das frühzeitige Aufſtehn und das beſchwerliche Ceremoniel eines ſo läſtigen Tages, werde ihr zum Nachtheil gereichen; ſtatt deſſen aber habe er noch nie eine ſo ſchöne, friſche und lebhafte Geſichtsfarbe an ihr wahrgenommen. Alle dieſe Reden des Königs wurden eben ſo ſorgfältig bemerkt, wie die Gewandheit und Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, welcher noch weit behender als ſeine Augen war, und Dinge durchſchaute, die mancher andere wohl ſchwerlich errathen haben würde. Im nemlichen Nu, wo er die eine Perſon anſah, beurtheilte er zugleich die Handlungen einer andern, welche ſich weit von ihm befand. Dies bemerk-

te man unter andern, als der Düc d'Espernon zu ihm sagte: Sire! Sehen Sie einmal den Herrn Nuntius dort! Wie er über die Grimassen seines Nachbars lacht? Mit nichten! versetzte der König, er lächelt vielmehr darüber, daß Monsieur de la Force und Pater Cotton mit einander sprechen. Und so war es auch wirklich. Er besaß die Gabe, jemands Gedanken und Reden aus seinen Geberden und Blicken zu errathen. In einem und eben demselben Nu faßte er hier eine Dame, dort einen Herrn, ins Auge, während er denen, welche am weitesten von ihm entfernt waren, zu verstehen gab, daß er sie kenne. Jede seiner Bewegungen war voll Ausdruck und Leben. Er unterhielt sich mit den Herrn, welche ihm zunächst waren, nemlich: mit dem Erzbischof von Rheims, den Ducs D'Espernon, Montpazon, und Retz, mit seinem Oberstallmeister von Bellegarde, und den Herren von Praslin, de la Force, von Ballat und von Vic. Dem Marquis von Verneuil machte er den Auftrag, daß er nachsehen solle, was hier und da vorfalle; auch sprach er mit andern, welche weiter unten waren. Er bedauerte den Cardinal von Joyeuse, daß er so lange fasten müsse, und die Königin Margaretha, daß sie zu früh aufgestanden sey. Alle Streitigkeiten, welche des Rangs wegen vorfielen, wußte er in der größten Geschwindigkeit zu entscheiden. Sein Geist war allenthalben, und doch immer sich selbst gegenwärtig. Es stand zwar ein Sessel für ihn in Bereitschaft, allein vor Freuden bediente er sich dessen nicht, sondern legte seinen Mantel und Hut ab, veränderte jeden Augenblick seinen Platz, und sprach bald mit diesem, bald mit jenem, entweder von etwas, das er gern haben wollte, oder von dem, was wirklich geschah. Es lag ihm sehr viel daran, daß sich die Zuschauer ehrerbietig und ruhig verhalten sollten, da-

komit der Königin nichts Unangenehmes wiederfahren möchte. Deswegen war es ihm ſehr ärgerlich, als der Duc de Montbazon, um deſto beſſer ſich umſehen zu können, die Fenſter in ſeinem Betſtuhl entzwey ſchlug, und die Glasſcherben den Prälaten, welche unterhalb deſſelben noch dem Altar zu ſaßen, auf die Köpfe fielen. Ich führe dieſen Umſtand deswegen hier an, damit allen denen der Mund geſtopft werde, welche behaupten wollen, er habe ſolches auf ausdrücklichen Befehl des Königs gethan.

Als die Krönung vor ſich gehen ſollte, führte man die Königin vor den Altar. Ehren halber iſt es nun einmal ſo eingeführt, daß der Niedere vom Höhern gekrönt werden muß. So wand Auguſt dem Herodes, Tiberius dem Könige von Armenien Tigranes, Nero dem Tiridates, Domitian dem Decebalus, und Trajan dem Partama das Diadem um das Haupt. Fürſten, welche keinen Höhern über ſich erkennen, empfangen ihre Krone aus der Hand Gottes, und laſſen ſich dieſelbe von ihren Dienern aufſetzen; Königinnen aber, welche keinen andern Glanz von ſich ſtrahlen, als den, welchen ſie von ihren Königen erhalten, müſſen auch ganz allein von Königen gekrönt werden. Eſther ward vom Ahasverus gekrönt, und Ptolomäus vollzog dieſe Handlung an ſeiner Schweſter, mit welcher er ſich vermählte, vor der Fronte ſeiner Armee. Mitridates krönte die Mileſia, Heraklius die Eudoxia, Conſtantin der jüngere die Theodora, Phokas die Leontia, und noch in unſern Tagen ward Chriſtina von Lothringen von Ferdinand dem Großherzoge Toscana's gekrönt. Da es jedoch dem gottſeligen Hauſe Frankreich darum zu thun iſt, die Wahrheit öffentlich zu beſtätigen, daß die Könige und

Königinnen, welche von demſelben abſtammen, keine andere Majeſtät beſitzen als die, welche ſie Gott zu verdanken haben, ſo laſſen ſie ſich die Krone von deſſen Dienern, und zwar vor dem Altar, aufſetzen, um dadurch zu erkennen zu geben, daß dieſe höchſte Ehrenbezeugung lediglich von deſſen Gnade abhänge. Gewöhnlich fanden ſich die Könige bey den Krönungen der Königinnen ein, wie zum Beyſpiel Ludwig der jüngere bey jener der Iſabella von Hennegau, und Philipp Auguſt bey jener der Alix von Blois. Dies geſchah nicht ſowohl in der Abſicht dieſe Handlung zu ſanctioniren, als vielmehr ihre Feyerlichkeit zu erhöhen; denn es iſt ſchon genug, daß dieſelbe in Gegenwart Gottes, und von deſſen Dienern vollbracht wird. Die Kronen ſind einander völlig gleich, und es findet hierin nicht der geringſte Unterſchied ſtatt. Jupiter hat keinen einzigen Strahl mehr aufzuzeigen, als ſeine Juno. Die Krone welche der Königin aufgeſetzt wird, iſt die nemliche, deren man ſich bey der Krönung des Königs bedient. Da beyder Herzen zuſammen nur ein einziges ausmachen, da ihre Schickſale ſo innig mit einander verwebt ſind, daß ihnen die Dornen und Roſen, womit ihre Lebensbahn beſtreut iſt, in gleichem Maaße zu Theil werden, ſo würde es ſehr unſchicklich ſeyn, wenn man ſich bey dergleichen Krönungen, wie bey jenen der griechiſchen Kaiſerinnen zu Conſtantinopel, verſchiedener Kronen bedienen, oder von dem Ceremoniel Gebrauch machen wollte, vermöge deſſen der Kaiſer die Krone aus den Händen des Patriarchen empfängt, und ſie ſodann ſeiner Gemahlin aufs Haupt ſetzt.

Da nun die Königin mit gefalteten Händen und geſenktem Haupte vor dem Altar kniete, betete man zu Gott, er wolle ſich die feyerliche Handlung, welche ſeine Diener in aller Demuth vollziehen würden, gnädig gefallen laſſen, und ſein Gedeihen dazu geben. Der Biſchof ver

von Paris reichte das heilige Oel dar, womit die Königin auf Kopf und Bruſt geſalbt wurde. Der Biſchof von Beziers, Großalmoſenpfleger der Königin, welcher die Stelle des unpäßlichen Cardinals von Perron, Großalmoſenpflegers von Frankreich, vertrat, präſentirte die Krone, und der Cardinal von Joyeuſe ſetzte ſie der Königin auf. Die Prälaten überreichten ihr die Inſignien, das Scepter, den Gerechtigkeitsſtab, und den Ring. Anſtatt des Kuſſes, wovon die Damen diſpenſirt ſind, machte das Homagium den Beſchluß dieſer gottesdienſtlichen Handlung, und die außerordentliche Stille, welche man während derſelben beobachtete, trug nicht wenig dazu bey, das Majeſtätiſche und Feyerliche derſelben zu erhöhen. Als die Königin vom Altar zurück kam, und ſich wieder auf ihren Thron begeben wollte, wäre ihr beynahe die kleine diamantene Krone, deren ſie ſich ſtatt der großen bediente, vom Haupte gefallen; allein ſie ſelbſt fuhr eiligſt mit der Hand hinzu, und ſetzte ſie wieder feſt. Fürwahr eine ſehr günſtige Vorbedeutung von jener Glückſeligkeit, welche ſie dereinſt zur Zeit der Noth durch ihre Weisheit und kluge Regierung über ihre Staaten verbreiten würde! Man merkte es ihr an, daß alle Freuden, alle Ehrenbezeugungen, welche ihr an dieſem feſtlichen Tage zu Theil wurden, ihrem Herzen keine wahre Zufriedenheit gewährten; denn ſie ſah ſo nachdenklich und kummervoll aus, als ob ihr ein unglücklicher Zufall ahne. In dieſer Betrübniß entfielen ihr folgende Worte: „Ich bedenke, daß mir in dieſer Kirche nur zwo Ehrenbezeugungen zu Theil werden können. Dies iſt die eine; die andere wird mir, ſo Gott will, nach meinem Tode wiederfahren.“ Dieſe groſſe Königin machte es wie die Kaiſer zu Conſtantinopel, welche ſich an ihrem Krönungstage den Marmor und Porphyr zu ihren Grabmälern auserſahn; zu einem Beweis, daß ſie ſich von

den nemlichen Gesinnungen durchdrungen fühlten, welche jenes große Licht der morgenländischen Kirche belebten, das seinen Vertrauten die Lehre an das Herz legte, sich in ihren größten Vergnügungen des Todes zu erinnern. Sie gedachte an die, deren Namen sie führt, die bey dem Tode ihres eingebohrnen Sohnes die Freude, welche sie über dessen Geburt empfunden hatte, sehr theuer bezahlte, und deren Wonne, als sie in ihrer Glorie über alle himmlische Heerscharen erhöht wurde, gewiß nicht so groß war, als der Schmerz und die Todesangst, von welcher damals ihr Herz zerrissen ward, als sie ihn zwischen den beyden Uebelthätern am Stamme des Kreuzes hängen sah.

Der König wendete seine ganze Aufmerksamkeit auf jene Ceremonien, und sagte nachher: die Vortrefflichkeit der katholischen Kirche leuchte einem doch auf eine sehr deutliche und überzeugende Art in die Augen, wenn man so, wie bey dieser Gelegenheit wahrnähme, daß sie ihre ganz eigenen Gebräuche und Ritualien habe, welche recht eigentlich darauf abzweckten, der königlichen Majestät ihre gebührende Ehre zu erweisen. Alle andere Religionen hätten nichts Aehnliches aufzuzeigen, sowohl was die Salbung der Könige, als die zu einer solchen Handlung verordneten Diener betreffe. Hierauf erwiederte jemand: unter der Hülle dieser Ceremonien lägen sehr wichtige Geheimnisse verborgen; selbst der geringfügigste und unbedeutendste Umstand, habe seine sehr guten Ursachen. Sogar der Dampf, welcher aus dem Rauchfaß emporsteige, habe seine eigene Bedeutung, denn er stelle das Gebet und die frommen Wünsche vor, welche die Gläubigen gen Himmel schicken. Dies erinnerte ihn an die vortreffliche Rede, welche der Cardinal von Perron über diesen Gegenstand gehalten hatte, und worin er jene Gebräuche auf eben

die

die Art erklärt, wie ſich dieſelben der ganze Orient nach Maaßgabe der Schriften des Gregor von Nazianz erklärte, deren Autorität von ſolchem Gewicht iſt, daß es bis auf den heutigen Tag noch niemand wagte, ſie tadeln oder widerlegen zu wollen. Auch gereichte ihm das Geſpräch zu großer Beruhigung, welches der Pater Cotton mit dem Marquis de la Force über die Erklärung der Meßgebräuche und Krönungsceremonien geführt hatte. Als dies vorbey war, hörte er den übrigen Theil der Meſſe ſehr aufmerkſam an, und nachdem er ſich wieder geſetzt hatte, gab er wiederholt ſein Befremden darüber zu erkennen, daß der ſpaniſche Botſchafter ſeinen Hut nicht abgenommen habe. Hierauf erzählte ihm Cicogne, der vorige König von Spanien habe den Hut allemal nur während der Emporhebung der Hoſtie gezogen, und ſich gleich wieder bedeckt, gerade als ob er jemanden ein Compliment mache, der ungefähr fünf hundert Livres Einkünfte habe. Der König erwiederte: „Dächten wir alle in Anſehung der Religion, wie wir denken ſollten; ſo würden wir für jene Geheimniſſe weit mehr Ehrfurcht bezeugen, als es wirklich geſchieht. Denn wir müſſen ja glauben, daß Jeſus Chriſtus, von den Einſetzungsworten an, bis zur Communion jederzeit auf dem Altar wirklich zugegen ſey.“ Dies ſind die eigenen Worte des Königs, die aber freylich von einer Anmuth, von einem Eifer belebt waren, welchen wir denſelben nicht mittheilen können. Sie wurden von einem aufmerkſamen Zuhörer aufbewahrt, welcher die Abſicht hatte, ſeine Geſchichte damit zu ſchmücken, und ſeiner Frömmigkeit ein ehrenvolles Denkmal zu ſetzen. In Rückſicht der Religion, iſt Demuth eben ſowohl eine Pflicht der Fürſten, als ihrer Unterthanen. Frömmigkeit kann der Majeſtät eines Regenten nie zum Nachtheil gereichen. Manches was dem Wohlſtande entgegen zu ſeyn

ſcheint, verträgt ſich ſehr gut mit der Religion. David tanzt eben ſo wie die andern vor der Bundeslade einher, und hält es nicht unter ſeiner Würde, vor den Augen ſeiner ſämmtlichen Unterthanen die Oberherrſchaft deſſen anzuerkennen, welcher ihn über ſie alle erhoben hatte. Demuth iſt die allerheilſamſte und nützlichſte Lection für die Könige. Ihre Geburt und ihr Rang flößen ihnen ohnehin nichts anderes ein, als nur Hoffart und Stolz. Demuth iſt das wahre Kennzeichen, daß ſie bey Gott in Gnaden ſtehn. An großen Fürſten iſt zwar jede Tugend zu loben, die Demuth aber iſt ihnen weit unentbehrlicher als die andern alle zuſammen. 'Dieſer Demuth zu Folge, nahm die Königin das Evangelienbuch, küßte daſſelbe, erkannte es für die Vorſchrift des Heils, für den Compaß ihres Glaubens, für die Lehre der ewigen Weisheit, durch welche die Könige herrſchen. Was daſſelbe lehrt, iſt untrügliche Wahrheit; was es befiehlt, iſt unverfängliche Güte; was es verſpricht, iſt gränzenloſe Glückſeligkeit. Als ſich die Königin von ihrem Thron erhob, und dem Altar ſich näherte, um dort ihr Opfer darzubringen, da ſchien die Demuth vollends ihr ganzes Herz zum Wohnſitz erkohren zu haben, und aus ihren Blicken ſtrahlte nichts als Sanftmuth und Milde. Ueber ihr ganzes Weſen war eine ſolche Majeſtät verbreitet, daß ſie im Hinzutreten mehr einer Göttin als einer Königin ähnlich ſchien. Der König ward hierdurch zu ſagen veranlaßt, „dies ſey die wahre Haltung einer Königin!" Alles übrige ſtimmte damit vollkommen überein. Der Zug gieng in eben der Ordnung vorüber, wie er ſie zur Krönung begleitet hatte. Die Opfer wurden auf koſtbaren Kiſſen getragen, worüber man Decken von weiſſem Damaſt gebreitet hatte, welche mit goldenen Treſſen beſetzt waren. Die Königin empfieng ſie aus den Händen der Prinzeſſinnen von Conti, von Montpenſier und von Guiſe, und

legte

legte ſie ſodann mit eigener Hand auf den Altar. Nemlich den Wein, welcher in zwey kleinen ſilbernen und vergoldeten Fäßchen enthalten war, das goldene Brod, das ſilberne Brod, und den Beutel mit dreyzehn Goldſtücken, deren jedes dreyzehn Scudi an Werth hatte. Als der Cardinal de Joyeuſe, welcher das Hochamt hielt, die Präfation ſang, ſtimmte der König mit ein; denn es iſt ein uralter gottſeliger Gebrauch, daß die Könige von Frankreich ihr Gebet und ihren Geſang zugleich mit jenem der Diener Gottes ertönen laſſen. Karl der Große, Robert, Ludwig der Heilige, ließen ihre Stimmen ebenfalls im Tempel erſchallen, und Karl der Neunte ſang die Pſalmen buchſtäblich nach. Der König gab ſo aufmerkſam und ehrerbietig auf den Gottesdienſt Acht, daß man ihm die Andacht in den Augen las. Als der päbſtliche Nuntius dieſe Inbrunſt, dieſe lautere und ungekünſtelten Herzensergießungen mit anſah, äußerte er gegen die Prälaten ſein Vergnügen darüber, und ſagte: der Pabſt werde ſich darüber ausnehmend freuen.

Da dieſer merkwürdige Tag ſo viele und große Ehrenbezeugungen mit einander vereinte, als die Welt nur immer zu gewähren vermag, ſo war es nicht mehr denn billig, daß denſelben auch noch die größte aller Gnaden welche nur der Himmel ertheilen kann, die Hauptſumme aller Wohlthaten, der Inbegriff aller Wunder, und das ewige Unterpfand der Liebe Gottes, beygefügt wurde. Demzufolge ward die Königin zum drittenmal vor den Altar geführt, wo ihr der Due D'Elbœuf ein Kiſſen präſentirte, auf welches ſie niederkniete und das heilige Abendmahl empfieng, nachdem ſie vorher, zum Zeichen ihrer Ehrerbietung, die Krone vom Haupte gethan hatte. Ein deutlicher Beweis, daß unſere Fürſten ihre Krone gegen die Dornenkrone unſers Hei-

Heilands für nichts achten, und ihre Gewalt einzig und allein seiner Allmacht verdanken. Ihre Größe hat nur in sofern Glanz, als sie denselben von seinem Licht entlehnt, und gleicht dem Farbenschmelz am Halse der Tauben, welchen man nicht eher wahrnimmt, bis die Sonne drauf scheint.

Gegen vier Uhr, da die Feyerlichkeit zu Ende war, warfen die Herolde eine große Menge Gold- und Silber-Münzen unter das Volk, und die ganze Kirche ertönte von Freudengeschrey und immer wiederholten Glückwünschen. Ich habe bey weitem nicht alles so genau und umständlich beschrieben, als man es vielleicht wünschen möchte. Ich gebe eine Geschichte, und kein Ritualbuch. Sollten vielleicht einige Herren, welche bey dieser Feyerlichkeit ebenfalls eine oder die andere Function besorgten, sich für beleidigt halten, daß man ihrer in dieser Abhandlung nicht erwähnt hat, so müssen sie bedenken, daß ihre Namen anderswo aufgezeichnet sind, und daß der Schauplatz der Ehre nicht sowohl bey dergleichen Festivitäten, als vielmehr auf dem Schlachtfeld zu suchen sey.

Der Duc de Guise, und sein Bruder der Hofcavalier de Guise, begleiteten die Königin wieder auf ihre Zimmer. In der Antischambre empfieng sie der König, welcher das Herz so voll hatte, daß ihm die hellen Thränen aus den Augen flossen. Er war so gerührt, daß es nicht anders schien, als umarme er die Königin zum letztenmal. Sie solle Gott danken, sprach er, daß alles so gut abgelaufen sey, denn noch nie habe man bey dergleichen Gelegenheiten so viel Anstand und Ordnung bemerkt. Da er wahrnahm, daß sie nicht sowohl Lust hatte zu speisen, als vielmehr auszuruhen, gab er Befehl, daß sich jedermann aus ihrem Zimmer entfernen mußte. Der königliche Mantel, welchen die

Kö-

Königin abgelegt hatte, gefiel ihm ſo außerordentlich wohl, daß er dem Oberſilberkämmerer und Garderobemeiſter der Königin, Namens Sanſerre, auf der Stelle eröffnete, er ſolle ihm einen Reutrock von dieſer nemlichen Arbeit, und außerdem noch drey andere von verſchiedener Farbe beſtellen, worauf einige verſchlungene Namenszüge geſtickt werden ſollten, damit er ſodann dieſe Kleider über ſeine Rüſtung anlegen könne. Da ſeine Abreiſe zu nahe war, als daß er ſie noch vor derſelben bekommen konnte, ſo befahl er dem Sanſerre, daß er ſo bald ſie fertig ſeyn würden, Poſtpferde nehmen, und ſie ihm nachbringen ſolle; zugleich trug er auch der Königin auf, ihn daran zu erinnern.

Er ſoupirte zu Saint Denis. Als er bey Tafel ſaß, ward ihm die Nachricht hinterbracht, der ſpaniſche und venetianiſche Botſchafter hätten Händel mit einander. Der König hatte dies vorhergeſehen, denn er wußte wohl, daß ſie wegen einer Titulatur, welche der eine dem andern nicht zugeſtehn wollte, ſehr aufgebracht waren. Da er nun leicht erachten konnte, daß der Beleidigte bey der nächſten Gelegenheit Genugthuung nehmen würde, ſo ſuchte er ſie wieder auszuſöhnen, und bewirkte dies auf eine ſo geſchickte Art, daß die Feyerlichkeit nicht im geringſten dadurch geſtört wurde. Der venetianiſche Bothſchafter wollte jene Ehrentitel einigemal erzwingen. Allein der ſpaniſche, welcher ſein Wort gegeben hatte, daß er ihn nicht beleidigen wolle, wenn er nicht dazu genöthigt würde, und gleichwohl vorherſah, daß der Lerm wieder von neuem angehen werde, wenn er ihm den Titel Vostignioria ſtatt Excellenza gäbe, beharrte ſtandhaft bey ſeinem Stillſchweigen, doch konnte man ihm leicht ſeinen innern Kampf und Verdruß an den Mienen anſehen. Als die Krönung vorbey war, gaben ſie dem Nuntius das Geleite, und warteten ſehnlich

lich darauf, daß er ſich in ſeinen Wagen ſetzen, und nach Paris zurückfahren ſolle. Kaum war er fort, da fiengen ſie an ſich zu zanken, und von Worten kam es endlich zu Schlägen. Der König ließ ihren Hauswirth nebſt ſeiner Frau rufen, und erkundigte ſich auf das genaueſte nach den nähern Umſtänden dieſer Balgerey. Nach dem Abendeſſen ſchickte er den Herrn von Chateauvieux zur Königin und ließ ihr ſagen: wenn ihr gefällig ſey nach Paris zu fahren, ſo erwarte er ſie. Ihre Antwort war, ſie ſey zur Abreiſe bereit. Sie ſetzten ſich alſo zuſammen in ihren Wagen, und der König erzählte ihr jene Schlägerey auf eine ganz poſſierliche Art und mit allerley übertriebenen Zuſätzen; denn er war Meiſter darin, eine Erzählung nach ſeiner ganz eigenen Manier einzukleiden. Da er ungemein aufgeräumt war, ſo hörte es ſich ihm jetzt beſonders gut zu. Zween Hofnarren, welche vor dem Wagen her ritten, und ihn gern bey dieſer guten Laune erhalten wollten, fiengen hierauf an, ſich zu zanken und zu balgen. Als der Fahnenträger von der Leibgarde gewahr wurde, daß dieſe Leute mit entblößten Degen auf einander losgiengen, und mit ihren Pferden dem Wagen zu nahe kamen, wollte er ſie fortjagen; der König aber rief ihm zu, er ſolle ſie nicht ſtören, denn dies mache ihm Spaß. Den ganzen Abend ſprach er von nichts anderm, als von dem, was er den Tag über geſehn und bemerkt hatte, und konnte gar nicht damit fertig werden, das majeſtätiſche, anmuthsvolle und wahrhaft königliche Verhalten der Königin zu rühmen. In dieſem Puncte —

La Broſſe, ein geſchickter Arzt und Mathematiker, hatte dem Duc de Vendome während einer weitläuftigen Unterredung unter andern geſagt, wenn der König einem Zufall, von welchem er bedroht werde, glücklich entgehe, ſo könne er wohl noch dreyßig Jah-

Jahre lieben. Unangenehme Dinge pflegt man den Königen nicht gern ins Geſicht zu ſagen. Der Duc de Vendome glaubte daher, es ſey am beſten daß der Mathematiker dasjenige Sr. Majeſtät ſelbſt hinterbringe, was er ihm zu eröffnen habe, und bat alſo den König, ihm eine Audienz zu ertheilen. Der König fragte, was er denn eigentlich wolle. Hier ſchwieg der Duc. Sein Stillſchweigen machte die Neugier nur noch mehr rege. Der König fieng an ernſtlicher in ihn zu dringen. Jener entſchuldigte ſich. Endlich gieng er denn auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majeſtät frey mit der Sprache heraus, und erzählte, was er vom la Broſſe vernommen hatte. Sind Sie närriſch geworden, ſagte der König, daß Sie ſolch Zeug glauben? Sire, erwiederte Vendome, wenn man auch dergleichen Dinge nicht glauben darf, ſo erſchrickt man doch wenigſtens davor. Die Wohlfahrt Ew. Majeſtät ſetzt jedermann, beſonders aber mich, in die Nothwendigkeit, ſolche Sachen nicht auf die leichte Achſel zu nehmen. Ich bitte daher unterthänigſt, meinen Vorſchlag zu genehmigen. Der König wollte aber durchaus nicht dran, ſondern gebot ihm vielmehr, nie wieder davon zu reden. Ich kann wenigſtens nicht umhin, antwortete der Duc, die Königin davon zu benachrichtigen. Hierauf ſagte der König, wenn er nur Wort gegen ſie erwähne, werde er ihm nimmermehr wieder gut werden. Dieſe Drohung wiederholte er zweymal. la Broſſe fand alſo kein Gehör. Dies alles hat mir der Duc de Vendome ſelbſt von Wort zu Wort wieder erzählt.

Zur nemlichen Zeit kam der Königin eine andere Prophezeihung ſehr lächerlich vor, zu Folge welcher ihr angekündigt wurde, ehe noch dieſe Freudentage und der feyerliche Einzug beendigt wären, werde ſie in groſſe

Betrübniß versetzt werden. Nach ihrer Zurückkunft von Saint-Denis bekam sie den, welcher dies zu ihr gesagt hatte, wieder zu Gesicht, und äußerte gegen ihn, da alles bey ihrer Krönung so glücklich von statten gegangen sey, so habe man weit mehr Ursache das Beste zu hoffen, als etwas Böses zu fürchten. Madame, antwortete jener, noch ist der Einzug nicht vorüber! Werde ich zum Lügner, so will ich alle meine Bücher ins Feuer werfen." Wirklich hatte man sie schon lange vorher vor einem großen Unglück gewarnt, welches ihr im Maymonat 1619 wiederfahren würde; allein unter allen Prinzessinnen in ganz Europa war wohl schwerlich eine zu finden, welche auf dergleichen Wahrsagungen weniger hielt, und dieselben tiefer verachtete, wie sie. Die vorerwähnte beunruhigte sie eben so wenig, wie das schreckliche Prognosticon, welches ihr einst die Astrologen gestellt hatten, daß sie über der Geburt ihrer zweyten Tochter, Christina, den Geist aufgeben würde. Ueberhaupt aber sprach man jetzt aller Orten davon, daß sich in der Kürze eine sehr wichtige Begebenheit ereignen werde. Man erinnerte sich an die Deutung der Cometen, der Sonnenfinsternisse und Constellationen. Leonice hatte alle Regenten, welche im Zeichen des Widders und der Wage geboren waren, auf das dringendste ermahnt, ihre Planetenhäuser nicht aus der Acht zu lassen. Der Stern, welchen man im vorhergehenden Jahre am hellen Mittage wahrgenommen hatte, wurde von den Mathematikern als der Vorbote eines großen Unglücks betrachtet. Die Loire war übergetreten, und hatte die Gefilde wieder auf die nemliche Art verwüstet, wie zu jener Zeit, wo Heinrich der Zweyte und Heinrich der Dritte eines gewaltsamen Todes starben. Die Jahreszeiten, welche sich ganz verändert zu haben schienen, die grimmige Kälte, die entsetzliche Hitze, und die ungeheuern

Hau-

Haufen von Eisſchollen an der Loire und Saone trugen auch dazu bey, die Gemüther mit banger Erwartung zu erfüllen. Ueberdies circulirten zu Paris gewiſſe Verſe von der ſogenannten Samaritanerin am Pontneuf, welche auf eben die Art wie die Centurien des Noſtradamus eingerichtet waren, und den Tod des Königs ganz beſtimmt und deutlich ankündigten.

Es iſt freylich eine groſſe Verwegenheit etwas mit Gewißheit vorherſagen zu wollen, was ſonſt niemanden als nur allein Gott bekannt iſt. Die Kenntniß zukünftiger Dinge iſt mit dicken Finſternuſſen umhüllt, welche der Verſtand des Menſchen unmöglich durchſchauen kann. Könnte man die Zukunft vermittelſt der Sterne erforſchen, ſo würden jene Propheten gewiß nicht in ſo großem Anſehen ſtehen, welche ſchon in den fernſten Zeitaltern, vor ſo vielen Jahrhunderten, die Erlöſung des Menſchengeſchlechts, die Schickſale der Kirche, und das Ende der Welt verkündigten. Was mich anbelangt, ſo bin ich der Meinung, daß es, von Privatleuten wenigſtens, ſehr thöricht gehandelt ſey, ihr künftiges Geſchick aus der Influenz der Geſtirne erklären zu wollen, geſetzt auch, daß dadurch einiges Licht über die groſſen und merkwürdigen Unglücksfälle verbreitet würde, welche dieſem oder jenem Fürſten widerfahren. Daß der König alle dergleichen Wahrſagereyen verachtete, verdient um ſo mehr an ihm gerühmt zu werden, da die Gemüther der Groſſen ſich nur allzu leicht verleiten laſſen, dergleichen zu glauben, wenn hie und da einmal etwas davon in Erfüllung geht; denn wer immer nach der Scheibe ſchieſt, muß freylich mitunter das Ziel treffen. Am Hofe, wo der Müſſiggang, welcher gewöhnlich daſelbſt herrſcht, die Menſchen weichlich macht, und die Eitelkeit ſie zur Neugierde reizt, ſind die Aſtrologen recht eigentlich in

ihrem Elemente. Dort werden sie angebetet, wenn ihre Prophezeihung eintrift, und entschuldigt, wenn sie fehl schlägt; die Wahrheit merkt man sich, und die Lügen werden vergessen. Auch gestattet Gott bisweilen, daß das Unglück dem, der es fürchtet, wirklich widerfahre; nicht etwan in der Absicht, den Betrug zu begünstigen, sondern den Leichtsinnigen wegen seines Vorwitzes zu bestrafen. Schon zu jener Zeit, wo der König die Regierung antrat, wollte man ihm weiß machen, er werde in den ersten acht oder zehn Tagen nach dem Absterben Heinrichs des Dritten, dessen Leichnam zu Compiegne beygesetzt wurde, begraben werden; es werde im sieben und funfzigsten Jahre seines Alters ums Leben kommen; dies Unglück werde ihm während einer großen Feyerlichkeit begegnen, und was dergleichen Schreckbilder mehr waren. Der König aber pflegte zur darüber zu spotten, und bediente sich gewöhnlich des Ausdrucks „Gott allein habe die Tage der Menschen gezählt.“ Da man ihm die merkwürdigsten Ereignisse seines Lebens, und besonders die Umstände, unter welchen er auf den Thron gelangen würde, genau vorhergesagt hatte, so hätte er allerdings in Versuchung gerathen können, dergleichen Dinge zu glauben; demungeachtet fuhr er fort, dieselben mit fester Beharrlichkeit zu verachten. In Deutschland hatte man ihm die Nativität gestellt, und diese lief darauf hinaus, daß er in seinem sieben und funfzigsten Jahre gewaltsamer Weise ums Leben kommen werde. Der berühmte Mathematiker Bombastus hatte öffentlich auf Cavaliers Parole versichert, dieser Fürst sey auf dem geraden Wege, sich triumphirend an die Spitze der europäischen Republik zu stellen, wofern ihn nicht ein schreckliches Ereigniß, von welchem er bedrohet werde, an der Ausführung seiner erhabenen und glorreichen Entwürfe verhindere. Der, welcher dem Duc

de

de Guiſe ſein Glück in den Ländern an der Mieß, und dem Düc de Guemené den Verluſt der Schlacht bey Ivri prophezeihte, hatte ebenfalls behauptet, daß der König noch in diesem Jahre eines gewaltſamen Todes ſterben würde. Ein gewiſſer berühmter Prediger ſagte zum Düc de Guiſe und ſeiner Mutter, dieſe Freudensbezeugungen würden durch große Betrübniß unterbrochen werden. Auf einem Altare zu Montargis fand man eine Weiſſagung, welche auf diesen unglücklichen Tag Bezug hatte. Zu Bologna vergoß ein wunderthätiges Bild Thränen — darüber! Auch hörte man noch auſſerdem von allerley andern Dingen, welche aber mehr die Neugier rege machten, als von Wichtigkeit waren. So vernahm man unter andern, die Gemahlin des Marſchalls von Retz habe erzählt: Catharina von Medicis ſey einſt ſehr begierig geweſen, zu erfahren, welches Schickſal ihren Söhnen bevorſtehe, oder was dieſelben für Nachfolger haben würden. Da habe ſich denn jemand gefunden, welcher erbötig geweſen ſey, ihre Wißbegier zu befriedigen. Zu dem Ende ſey ihr ein Spiegel vorgehalten worden, worin ſie einen Saal erblickt habe. Jeder ihrer Nachkommen ſey eben ſo vielmal um denſelben herumgegangen, als die Anzahl ſeiner Regierungsjahre betrage. Nachdem Heinrich der Dritte mit ſeinen Touren fertig geweſen ſey, habe ſie den Düc de Guiſe wie einen Blitz vorüber fahren ſehen. Dann ſey der Prinz von Navarra zum Vorſchein gekommen, zwey und zwanzig mal um den Saal herumgegangen, und dann plötzlich verſchwunden. — Während der Zeit, wo man Anſtalt zur Krönung machte, kam eine Prophezeihung aus Spanien, des Inhalts, daß ein gewiſſer groſſer König, welcher in ſeinen jüngern Jahren einmal in Verhaft geſeſſen habe, im bevorſtehenden Maymonat mit Tod abgehen werde. Der König ſagte,

dies wären bloß Kunſtgriffe der Spanier, wodurch ſie die Krönung zu hintertreiben ſuchten, und man müſſe ihnen von rechtswegen bey einer andern Gelegenheit Gleiches mit Gleichem vergelten. Es ſchien jedoch, als ſey er ſein eigener Unglücksprophet, denn er ſagte zum Düc de Süllv, es ſey ihm ſo wunderlich ums Herz, daß er ſich über nichts mehr freuen könne, und Unglück fürchte. Auch hörte man ihn oft ſagen, er werde es nun wohl nicht lange mehr machen, und rechtſchaffene Leute würden davon zu erzählen wiſſen. Man meldete ihm, da es den Frühling hindurch ſtark geregnet habe, ſo ſey in Paris das Pflaſter ſehr kothig, und wenn dem Landvolke nicht anbefohlen würde, die Straßen zu reinigen, ehe die Königin ihren Einzug halte, ſo würden die Herrn Deputirten, welche neben ihrer Sänfte hergehen ſollten, ſehr viel auszuſtehen haben. Hierauf antwortete er: „Dies geht mich nichts an; ich bekomme doch nichts davon zu ſehen.“ Der Baum, welchen man am erſten May im Vorhofe des Louvre gepflanzt hatte, fiel von ſelbſt wieder um, ohne daß jemand Hand an ihn legte, und lehnte ſich wider alles Vermuthen mit den Wipfel an die kleine Treppe. Herr von Baſſompierre beſprach ſich hierüber mit dem Düc de Guiſe, welcher nebſt ihm an dem kleinen eiſernen Geländer vor dem Gemach der Königin lehnte, und fügte hinzu: in Deutſchland und Italien werde man dieſen Fall für eine ſehr unglückliche Vorbedeutung halten, und fürchten, daß nun auch der Baum gefällt werden möge, in deſſen Schatten ſich die ganze Welt erquicke. Mittlerweile hatte ſich ihnen der König, welcher glaubte daß ſie ſich von etwas anderm unterhielten, unvermerkt genähert, und ihr ganzes Geſpräch mit angehört. Er ſagte hierauf: „nun ſind es bereits über zwanzig Jahre, daß mir dergleichen Prophezeihungen in die Ohren gellen; meinetwegen ſchicke es Gott mit mir, wie

es

er ihm gefällt!" Des Sonnabends, den achten May, ſtattete er der Königin ſeinen Beſuch ab, als ſie eben bey Tafel ſaß, und fragte ſie, ob die Krönung noch auf den nächſten Mittwoch vor ſich gehen werde. Da ihm die Königin keine Antwort ertheilen konnte, die ſeinen Wünſchen entſprach, ſchwieg ſie ſtill. Sie ſagen nichts? fuhr der König fort. „Ich wünſchte, verſetzte die Königin, ſie könne morgendes Tags vor ſich gehen, aber Sanſerre hat mir erſt unlängſt geſagt, vor Donnerſtags ſey es unmöglich." Der König ließ den Sanſerre rufen, war über dieſen Aufſchub ſehr entrüſtet und ſchmälte, jedoch mehr darüber, daß man die Zeit ſo ungenützt verſtreichen laſſe, als über den Verluſt von zweymal hundert tauſend Scudi, welcher ihm durch dieſe Saumſeligkeit zugefügt wurde. Endlich ſprach er zur Königin: „Meine Freundin, ich wünſchte, die Krönung gienge künftigen Donnerſtag vor ſich; denn ich verſichere Sie, wenn der Freytag vorbey iſt, bekommen Sie mich nicht mehr zu Geſichte." Die Königin erwiederte lächelnd: „Sie werden noch Muße genug haben, den Einzug mit anzuſehen. „Nein, war die Antwort des Königs, auf den Freytag nehme ich Abſchied von Ihnen. Der Menſch denkt's und Gott lenkt's!" Mittwochs nachher gieng er im Spielzimmer auf und ab, und ſagte bey dieſer Gelegenheit zu Herrn de Montgru und Herrn de Cicogne, „er wünſche, daß er todt wäre." Dieſe entgegneten: er habe ja gar keine Veranlaſſung ſich nach dem Tode zu ſehnen; da er ein vollkommen glückliches und zufriedenes Leben führe. Er antwortete aber: „Ihr ſeyd viel glücklicher, als ich!" Dieſer nemlichen Worte bediente er ſich auch zum öftern gegen andere Perſonen. Seine Diener betrübten ſich ſehr, daß er ohne alle Urſache in dieſen ſichtbaren Gram verſank; denn alle ſeine Angelegenheiten giengen ſo glücklich und rühmlich, daß alles was ſeinem Wil-

len sich widersetzte, bloß dazu diente, die Gerüchte welche sich von seiner Macht verbreitet hatten, nur noch mehr zu verherrlichen. Er genoß so viel häusliche Glückseligkeit, daß er, wie jener weise König Egyptens, die Königin seine Gemahlin, und die Prinzen seine Söhne, als die köstlichsten Schätze als die größten Gnadengeschenke vorzeigen konnte, welche ihm der Himmel verliehen habe. In den schwersten Leiden und Unglücksfällen, hatte ihn Gott mit einer solchen Seelenstärke, mit einem so festen und unerschütterlichen Muthe ausgerüstet, daß alle seine Diener eben so sehr darüber erstaunten, als seine Feinde sich davor entsetzten. Wenn diese letztern glaubten, ihn auf immer darnieder geworfen zu haben, erlangte er, gleich dem Anteus, wieder neue Kräfte, so bald er die Erde berührte. Nur die Streitigkeiten in seiner Familie machten ihn nicht selten sehr unruhig und besorgt, und so oft sich dergleichen hervorthaten, wünschte er seinen Stand verändern zu können. Er war ein großer Liebhaber der Einsamkeit, und nur in dieser fand er wahre Gemüthsruhe. Hier mangelt es dem Menschen an nichts; für ihn fällt hier Manna vom Himmel, und die Raben sogar bringen ihm Brod. Trift man gleich bitter Wasser darin an, so findet man doch auch Holz, welches die Eigenschaft hat dasselbe zu versüßen. Werden daselbst Amalek und Edom geschlagen, so triumphiren hingegen Moses und Josua. Aber Fürsten gezieme diese Lebensart nicht; denn diese leben nicht sowohl für sich selbst, als vielmehr zum Wohl der Völker und Staaten, über welche sie gesetzt sind. Sie haben auf diesem Meere keinen andern Hafen zu hoffen, als das Grab, und selbst der Tod muß sie noch in voller Thätigkeit finden.

Wenn seine vornehmsten Diener, welche sich weder aufs Lügen verstanden, noch die Wahrheit verhee-

ten,

ten, ihm vorſtellten, daß hie und da einige Unordnung im Gange der Geſchäfte eingeriſſen ſey; wenn ſie, vermöge der Autorität, welche ihnen anvertraut war, ihm mit aller Unbefangenheit und Freymüthigkeit eröffneten, daß dies oder jenes keinen Beyfall finde; dann verſprach er ihnen, er wolle ſich Zeit nehmen die Sache zu überlegen, führte Gründe an, machte Einwürfe, zog Folgerungen, und beſchloß ſodann ſeinen Vortrag gewöhnlich damit, daß er, weit entfernt ſich wie andere Fürſten über den Widerſpruch zu erzürnen, ganz kaltblütig ſagte: „Wenn ich nicht mehr ſeyn werde, wird man erſt ſehen, was man an mir verloren hat.“

Da es ihm ſehr darum zu thun war, daß die Königin ſo viel möglich von der Einrichtung und Verwaltung der Staatsangelegenheiten unterrichtet ſeyn möchte, ſo gab er ihr mitunter manche gute Lehre, und ließ es ſich ſehr angelegen ſeyn, ihr, ſo oft ſich die Gelegenheit dazu darbot, die Leute bekannt zu machen, in die er das meiſte Vertrauen ſetzte, mit dem Beyfügen: „Sie könne dieſelben vielleicht dereinſt nöthig haben.“ Ward er gewahr, daß ſie dieſem wichtigen Gegenſtande ihre Aufmerkſamkeit entzog; ſo ſetzte er hinzu: „nach der gewöhnlichen Einrichtung der Natur werde er früher aus der Welt gehen müſſen, als ſie; er hinterlaſſe ihr aber Frankreich in einer ſolchen Verfaſſung, und alles was auf deſſen Wohlfahrt Beziehung habe, ſey ſo gut und dauerhaft eingerichtet, daß es ihr bey weitem nicht ſo viel Mühe wie andern Königinnen koſten werde, dies Reich zu regieren. Wenig Tage vor der Krönung, giengen ſie einmal mit einander aus dem Wohnzimmer der Königin nach ihrem Cabinet. An der Thür ſtand der König ſtill, um mit jemand zu ſprechen. Die Königin wartete, bis die Unterredung zu Ende ſeyn würde. Als der König dies ſah, ſagte er lächelnd:

„Gehen Sie nur, Madame Regentin, gehen Sie nur!“ Damals ſanctionirte er das, was der Himmel Willens war zu thun. In der Folge machten Menſchen bekannt, was Gott und der König verordnet hatten.

Bis dahin hatte er den Dauphin noch niemals König genannt. Dies iſt gewöhnlich das letzte Wort, welches aus dem Munde der Könige geht. Ihr Regierungseid macht, daß ſie es bis auf den letzten Augenblick verſparen. Bey dieſer Gelegenheit fällt mir bey, daß einſt ein gewiſſer Herr zum Könige ſagte; er wünſche, dem Dauphin ein Dutzend von ſeinen Jahren. Jener verſetzte: Ich für meine Perſon wünſchte nicht, daß er auch nur ein einziges davon hätte. Und am Tage der Krönung war es nicht anders, als ob es Gott ausdrücklich ſo fügte, daß er ſeine letzte Willensmeinung, in Betreff ſeines Reichs, vor einer ſo zahlreichen Verſammlung ablegen ſolle; denn er ſagte zu ſeinen Vaſallen: „Hier ſeht ihr euren König!“

Als er eines Tages aus ſeinem Wagen ſtieg, erzählte er dem Prinzen von Condé und den Baron von Saint Chamont, es ſey ihm prophezeiht worden, daß er einſt in einem Wagen gewaltſamer Weiſe ums Leben kommen werde. Als er das letztemal zu Monceaux war, begab er ſich von dort aus nach Saint Maur de Foſſez, in der Abſicht, den Dauphin zu beſuchen. Von hier reiſete er gegen Abend wieder ab, um in Paris zu übernachten. Als man ihm ſagte, er werde wohl am beſten thun, wenn er ſich zu Pferd ſetze, weil das Fahren bey Nachtzeit gefährlich ſey, gab er zur Antwort: hat irgend jemand Urſache, ſich vor dem Fahren zu fürchten, ſo bin ichs; denn es iſt mir prophezeiht worden, daß ich einſt im Wagen mein Leben einbüßen werde. Wirklich hatte er bereits

reits im Wagen zu viele und mancherley Gefahren ausgestanden, als daß er sich nicht vor der Erfüllung dieses Prognosticon fürchten sollte. Nie wird sich Frankreich des Umstandes, daß einst der Wagen des Königs sammt allem was darin war, im Hafen von Neuville in die Seine stürzte, erinnern ohne zugleich Gott dafür zu danken, daß er nicht nur den König erhielt, sondern auch die Königin gleichsam aus dem Rachen des Todes riß, damit Frankreich zur Zeit der größten Gefahr, durch ihre Beyhülfe aus dem Schiffbruch gerettet werden möchte. Wir haben bereits anderswo gesagt, und werden es in der Folge dieser Geschichte noch öfter sagen, daß keine Fluthen vermögend waren, in ihrem Herzen das Feuer der Liebe auszulöschen, welche sie für ihren Gemahl hegte; denn sobald sie wieder zu sich selbst kam, waren ihre ersten Worte: Wo ist der König?

Während der Belagerung von La Fere kündigte ihm ein Mathematiker an, er solle sich an einem gewissen Tage ja wohl in Acht nehmen, denn sein Leben werde in Gefahr gerathen. Dieser Schimäre zum Trotz zeigte er sich vor den Mauern, und stellte sich dem feindlichen Kanonenfeuer bloß. Als er des Abends zu Travecy speiste, dankte er Gott, daß er diesen, dem Vorgeben nach, so gefährlichen Tag glücklich überlebt habe. Er begleitete die Düchesse de Befort bey Fackelschein nach Novy, ihrem Wohnorte. Als sie unterwegs an eine gefährliche Stelle kamen, stolperten die Pferde, und stürzten mit samt dem Wagen in einen Abgrund. Der Wagen brach kurz und klein, alle darin befindlichen Personen waren in Lebensgefahr, und die Pferde hatten sich theils todt theils zu Schande gefallen. Diese Begebenheit, welche sich in so kurzer Zeit nach jener Warnung ereignete, hätte ihn wohl veranlassen können, sich von nun an vor dem Gebrauch der Kutschen

zu hüten; allein er lachte nur darüber, und wollte nie zugeben, daß ſie eine Folge von der Prophezeihung des Aſtrologen ſey. Indeß blieb es ausgemacht wahr, daß ſich ein Fürſt, wenn er im Publikum erſcheint, keines gefährlichern Vehikels bedienen kann, als eines Wagen. Der Kaiſer von China pflegt zwar auch darin auszufahren, hat aber außer ſeiner Leibgarde jederzeit noch fünf bis ſechs andere Perſonen bey ſich, welche auf die nemliche Art gekleidet ſind wie er, damit man ihn nicht ſo leicht erkennen, und von den übrigen unterſcheiden kann. Als man dem Grafen von Fuentes anrieth, die Ruhe Frankreichs zu unterbrechen, und darin einen abermaligen Bürgerkrieg zu erregen, gab er zur Antwort: „damit werde man ſchwerlich zum Zweck kommen, ſo lange der König lebe; dieſen müſſe man vor allen Dingen aus dem Wege zu räumen ſuchen.“ Der Menſch welcher dies Geſchäft betrieb, ſtellte ihm vor, ein Unternehmen dieſer Art ſey mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Der Graf aber erwiederte: „es werde ſich gar leicht bewerkſtelligen laſſen, weil der König oft ausfahre.“

Träume verdienen zwar nicht allemal Glauben, ſind aber auch nicht immer zu verachten. Wenn ſich die Träume großer Potentaten auf große Staatsveränderungen beziehen, treffen ſie meiſtens ein, und hieraus erhellt, daß — ihnen dieſelben von Gott eingegeben wurden. Nur ſelten begegnete der Königin etwas von Wichtigkeit, daß ſie nicht ein gewiſſes Vorgefühl davon gehabt hätte. So träumte ihr einſt, Pabſt Leo der Eilfte ſey mit Tode abgegangen, und der Cardinal Aldobrandini ſuche ſie mit der Verſicherung zu tröſten, daß deſſen Nachfolger ihrem Hauſe nicht minder zugethan ſeyn werde. So kam ihr der Tod ihres Oheims, des Großherzogs Ferdinand, im Traum vor, und zwar ſo lebhaft, daß

daß ſie des andern Tags ſeinen Agenten rufen ließ, und und ihn fragte, was er für Nachrichten von ihm erhalten habe. Als er zur Antwort gab; ſie wären ganz gut, erwiederte ſie, die nächſten würden wohl nicht von der nemlichen Beſchaffenheit ſeyn. Wenig Tage vor der Ermordung des Königs hatte ſie zween Träume, welche als wahre Vorbedeutungen zu betrachten waren. Es träumte ihr nemlich, und zwar gerade zur Zeit, wo die Juweliérer damit beſchäftigt waren ihre Krone zu verfertigen, daß alle die großen Diamanten und andern Kleinodien, womit dieſelbe verziert werden ſollte, ſich in Perlen verwandelt hätten, welche, nach Auslegung der Traumdeuter, Thränen vorſtellen. Der andere Traum war ſo fürchterlich, daß ſie vor Schrecken erwachte. Der König verwunderte ſich darüber, und befragte ſie um die Urſache. Anfänglich wollte ſie nicht mit der Sprache heraus, ſondern ſagte bloß, Träume wären Schäume, und ſie glaube nicht dran. Ich auch nicht, erwiederte der König. Sagen Sie mir alſo, was hat Ihnen geträumt? Als er mit wiederholten Bitten in ſie drang, ſprach ſie endlich: Es kam mir vor, als ob Ihnen jemand auf der kleinen Treppe einen Meſſerſtich verſetze. „Laſſen Sie uns Gott danken, ſagte der König, daß dieſes nur im Traum geſchah!“ Sie wollte ihre Oberkammerfrau, Namens Renoulliere, rufen, der König gab es aber nicht zu, ſondern legte ſich auf die andere Seite, und ſchlief gleich wieder ein; denn dieſer Fürſt war überhaupt von ſo geſunder Leibesconſtitution, daß es nur auf ihn ankam, ob und wenn er ſchlafen oder wachen wollte.

Zu Saint Denis wurde viel und mancherley bemerkt, das gar nichts Gutes zu bedeuten hatte. Der König und die Königin erzählten, ihr Schlaf ſey durch das klägliche Geſchrey eines jungen Fiſchaar unterbro-

chen

chen worden, welcher die ganze Nacht hindurch vor ihren Zimmerfenſtern gekrächzt habe. Man bemerkte eine Oeffnung in dem Mauerwerk oberhalb der königlichen Gruft. Neugierige Leute, welche gewöhnlich auf alles Acht geben, hielten es für ein Zeichen von ſchlimmer Vorbedeutung, daß die Kerze, welche die Königin bey ihrer Krönung trug, von ſelbſt erloſch, und daß ihr zweymal beynahe die Krone vom Haupte gefallen wäre, wenn ſie nicht noch zur rechten Zeit darnach gegriffen hätte. Ich weiß ſelbſt nicht, was ich davon denken ſoll, daß der König an dieſem nemlichen Tage, als er die herrlichen, mit ſo vielen Menſchen beſetzten Schaugerüſte betrachtete, ſich des jüngſten Tags erinnerte, und den Gedanken äußerte, man würde ſich gewiß ſehr entſetzen, wenn jetzt der Weltrichter erſchiene.

Drey Jahre vor ſeiner Ermordung fanden ſich zween Edelleute, der eine aus Bearn, der andere aus Condomois, beyde von verſchiedenen Religionen, und in königlichen Dienſten, bey ihm ein, und ſtellten ihm vor, daß ſie zwo Erſcheinungen gehabt hätten, welche ſich auf ſein Lebensende bezögen. Dem letztern war alles, was er geſehen hatte, nur im Traum vorgekommen. Dem erſtern aber erſchien, als er völlig munter und wach war, ein langer Mann, welcher das Portrait des Königs auf der Bruſt trug, und ſprach: Geh hin nach Fontainebleau, wo der König zu eben der Zeit eintreffen wird, wann du dort ankömmſt, und ſage ihm dies und dies von mir! Er gehorchte, der König hörte ihn an, und da ihm noch in friſchem Andenken ſchwebte, daß ſich bereits mancher Scharlatan eines ähnlichen Vorgebens bedient habe, ſeine Betrügereyen zu bemänteln, und Geld zu ſchneiden, ſo wunderte er ſich um ſo mehr, als dieſer Edelmann die drey hundert Scudi, welche ihm der König zu Vergütung der Reiſe-

koſten

koſten anweiſen ließ, mit den Worten ausſchlug, er habe bey dieſem allen keine andere Abſicht gehabt, als Gott zu gehorſamen, und Sr. Majeſtät einen Dienſt zu erweiſen; deswegen ſchlug auch der König dieſe Nachricht gar nicht in den Wind, ſondern hatte vielmehr eine gute Meinung davon.

Nun, da das Unglück geſchehen iſt, wird mancher vorgeben, daß er es vorhergeſagt habe. Jeder wird den Wahrſager ſpielen, und überall wird man wahrnehmen, daß Caſſandra die Wahrheit verkündigte, aber leider bey niemand Glauben fand. Wir wollen dermalen nicht weiter fortfahren, ſondern die Bewilligung, daß jene Prophezeihungen nur allzugegründet waren, auf morgen verſparen.

Der König ſtattete der Königin, welche in ihrem Cabinet ſoupirte, und ſich von ihren Hoffräulein bedienen ließ ſeinen Beſuch ab, ſprach mit ihr, trank auch ein paarmal, doch auf eine Art, als wenn es ihm nicht ſowohl darum zu thun ſey, den Durſt zu ſtillen, als vielmehr das was er im Becher ließ zu verſuchen, und gieng ſchnell wieder fort, um ſich zur Ruhe zu begeben. Da ſeine Gedanken unabläſſig mit ſeiner Armee beſchäftigt waren, ſo nahm er, als er ſich wieder in ſeinem großen Cabinet befand, kurz vor Schlafengehn, den Duc de Praslin beym Arm, lehnte ſich traulich auf ihn, und ſagte: „Meine bevorſtehende Reiſe will vielen gar nicht gefallen; da ich aber gerechte Sache habe, und das Unrecht auf ihrer Seite iſt, ſo wollen wir unter Gottes Beyſtand das Beſte hoffen.“ Die Königin war noch in ihrem kleinen Cabinet, als er ſich zu Bett begab, und unterhielt ſich noch eine Zeit lang mit allerley Dingen, welche theils geſchehen waren, theils noch geſchehen ſollten. Ihre guten und getreuen Diener, waren

zwar

zwar ohnehin in mancherley Rückſicht verpflichtet ſich dieſes merkwürdigen Tages zu erinnern, es war aber ihr ausdrücklicher Wille, daß das Andenken an ihre Krönung zugleich mit dem Andenken an ihr Wohlwollen verbunden ſeyn ſollte. Deswegen verordnete ſie, einige goldene und ſilberne Medaillen, zur Erinnerung ihrer zu Saint Denis öffentlich bewieſenen Freygebigkeit unter dieſelben zu vertheilen, und gebot ihrem Schatzmeiſter Dargorgue, daß er jedem ihrer Hausbeamten dergleichen verehren ſolle. Dieſe Münzen waren auf der einen Seite mit ihrem Bildniß geziert, welches eine bewundernswürdige Aehnlichkeit hatte; auf der andern ſah man eine große Krone, aus welcher ein Lorbeerzweig, ein Palmenzweig und ein Olivenzweig hervorgiengen; oben drüber ſtand folgende vom Kanzler erfundene, und nach antiker Art verfertigte Inſchrift:

Seculi Felicitas.

Am nemlichen Abend ertheilte die Königin noch allerley Befehle, welche die Prachtanſtalten zu ihrem bevorſtehenden Einzuge betrafen, deren Beſchreibung wir jezt um ſo weniger mit Stillſchweigen übergehen dürfen, da wir morgen um dieſe Zeit wohl ſchwerlich im Stande ſeyn möchten derſelben zu erwähnen. Man ſah demnach eine Menge Ehrenpforten, Schaugerüſte, Pyramiden und Statuen, welche man zur Verherrlichung dieſes Einzugs errichtet hatte, und die junge Mannſchaft zu Paris paradierte in der ſchönſten Ordnung theils zu Pferd theils zu Fuß. Alles übrige was man bey dieſer Gelegenheit zu ſehen bekam, war von ſolcher Beſchaffenheit, daß man den Zuſchauern mit allem Recht die nemlichen Worte zurufen konnte, welche ehedem bey den ſeculariſchen Spielen üblich waren: Kommt und ſeht, was man noch nie ſah, und was kein

kein Sterblicher je wieder ſehen wird! Unter allen Feyerlichkeiten, welche von Seiten des Hauſes Frankreich veranſtaltet werden, ſind diejenigen die ſchönſten und prächtigſten, welche man bey den Krönungen und Einzügen der Königinnen beobachtet. Der Schmuck und die Zierrathen, die langen Gewänder, und das ſchöne Geſchlecht, erhöhen die Pracht des Aufzugs, theilen demſelben eine ganz beſondere Anmuth und Schönheit mit, und ſtellen nicht nur den Augen, ſondern auch dem Kopfe und Herzen, einen hehren bewundernswürdigen Anblick dar. Man würde den Königin in einer Sänfte erblickt haben, welche auf eben die Art wie ein Triumphwagen eingerichtet, und ſowohl von innen als außen mit Goldſtoff überzogen war, die man mit Silber beſetzt hatte. Der Sitz, die Stangen, der Fußboden und Baldachin, waren mit dem nemlichen Stoff überzogen. Hinter der Königin hätte man den Dauphin zu Pferd wahrgenommen, Madame und die Königin Margaretha in ihren Sänften, und ſodann zehn Prinzeſſinnen oder Herzoginnen, in ihrem Staatscoſtüm, mit der Krone auf dem Haupte, und auf weißen Zeltern ſitzend, deren Sättel und Decken aus Goldſtoff beſtanden. Den Schweif ihrer Mäntel hätten ihre Stallmeiſter getragen. Dann wäre die Oberkammerfrau gekommen, ingleichen die Oberhofmeiſterin, und hinter dieſer die vornehmſten Hofdamen, ſamt und ſonders in Gold- in Silber-Stoff gekleidet, und mit herabhangender Schleppe auf weißen Zeltern ſitzend. Dann würden zwölf in Silberſtoff gekleidete Hoffräulein der Königin erſchienen ſeyn, welche auf drey mit Gold- und Silber-Zeug bedeckten Wagen ſaßen. Hierauf folgten die Ordensritter; die Hofcavaliere; der Oberkammerherr; der Oberſtallmeiſter; vier Unterſtallmeiſter; vier Kammerjunker; der Mantelträger; zehn Pagen; vierzehn Fußknechte; fünf Paradepferde; das

Pferd

Pferd mit dem Schmuckkaſten; die Zelter der Königin; das Pferd mit dem Köcher; und außerdem noch ein zahlreiches Gefolge von allerley Leuten, die ſamt und ſonders ſo reich und köſtlich gekleidet waren, als es dieſer feyerliche Aufzug erheiſchte. Die Königin hatte die Befehlshaber der vier Gardecompagnien und der hundert Schweizer, den Großprevot, die Hatſchier, Huiſſiers, Wappenherolde, Trompeter, Hautboiſten, Trommerſchläger, Pfeifer und andere Spielleute, mit ihrer Livery beehrt. Auf dem Platze Saint Lazare war eine Bühne errichtet, wo die Königin die Complimente, Glückwünſche, Lobreden und andere Ehrenbezeugungen angenommen haben würde, welche ihr die Gemeinde, die ſämmtlichen Körperſchaften, die Dicaſterien, und alle Facultäten der Univerſität Paris darbringen wollten. Zu dem Ende würde der Kanzler von Sr. Majeſtät in ſeinem Dunkelrothen mit carmoiſinfarben Seidenzeuge gefütterten Sammetwams, ſeinem rothen Atlaßmantel, und ſeinem Sammethute erſchienen ſeyn. Seine Vorgänger pflegten ſich bey ſolchen Gelegenheiten in Gold und Silber zu kleiden, er aber wollte ſich in einem beſcheidenern Anzuge zeigen.

Alles war auf den nächſten Sonntag in Bereitſchaft. Kein Aufſchub, kein Hinderniß fand mehr ſtatt. Die Königin war ungemein darüber vergnügt, daß der König nun keine Urſache mehr hatte, ſich über die Verzögerung ſeiner Abreiſe zu beſchweren. Der bevorſtehende Freudengenuß konnte durch nichts mehr geſtört werden, als nur durch etwas, das man nun und nimmermehr erwartet hätte. Aber die Gedanken der Menſchen gehen leider vorüber wie der Hauch; ihre Entſchlüſſe ſind Schimären, ihre Vergnügungen Tand. Fürſten werden nur allzuoft durch Erdichtungen hintergangen; wenn ſie am wachſamſten ſind, ſchläfert man ſie durch

Mär-

Märchen ein. Während der Zeit, daß ſie ſchlafen, will ich hier eines dergleichen erzählen, um mittlerweile denjenigen unter ihren Dienern die Langeweile zu vertreiben, welche in ſteter Beſorgniß ſind, daß jene groſſen Freudensbezeugungen ſich mit groſſen Leidweſen endigen werden.

Jupiter gebot dem Vergnügen, ſich wieder in den Himmel zurück zu begeben, weil er ſah, daß die Menſchen demſelben ſo ſehr nachjagten, daß ſie die Erde gar nicht verlaſſen wollten. Damit das Vergnügen deſto reiner zu ſeinem Urſprunge zurückkehren möchte, warf es ſein Gewand ab. Dies fand der Schmerz, welcher während der ganzen Zeit ſeines Aufenthalts auf Erden von jedermann verjagt und verſtoßen worden war. Er zog es an, und täuſchte von nun an dieſer in Verkleidung die Welt bis auf den heutigen Tag. Statt der Freude wird ihr nichts als Traurigkeit zu Theil; denn die angenehmſten Empfindungen ſind nichts als Schmerz, welcher ſich in das Gewand eines ſchnell wieder vorübergehenden Vergnügens hüllte.

Zweytes Buch.

Nun iſt er vorhanden, der vierzehnte May; ehedem in den Annalen Frankreichs als ein Tag des Heils und der Freude bezeichnet, weil an demſelben Ludwig der Eilfte im Jahr 1509 den glorreichen Sieg bey Chiera d'Adda erfocht; jetzt aber ein Tag des Trauerns und Wehklagens für alle gutgeſinnte Franzoſen, deren Herzen er eine ſo tiefe Wunde ſchlug, daß die-

dieſelbe nach vielen Jahrhunderten noch bluten wird.

Der König ſtand bald früh auf, um die Geſchäfte des Tages bey guter Zeit abzuthun, und begab ſich in ſein klein Cabinet, wo er ſich auskleidete. Ich werde, ſo viel möglich, keine ſeiner Handlungen unbemerkt, keine ſeiner Reden unangeführt laſſen; theils, weil dies der letzte Tribut iſt, welchen ihm die Geſchichte zu entrichten hat, theils, weil ſie zuſammengenommen ein Gemälde darſtellen, wornach man ſeinen Charakter beurtheilen kann.

Als er ſich in ſein Cabinet verfügt hatte, ließ er den Rambouré rufen, welcher erſt Abends vorher angekommen war, und den er dazu beſtimmt hatte, dem Düc de Vendome in Beſorgung der Geſchäfte bey der Armee behülflich zu ſeyn. Dann ſprach er mit Herrn de Marcuil von den Händeln, welche der ſpaniſche und venetianiſche Botſchafter mit einander hatten. Gegen ſechs Uhr legte er ſich aufs Bett, um ſein Herz deſto ungeſtörter vor Gott auszuſchütten, und ſeine Andachtsübungen zu verrichten, worin er ſich nie durch irgend eine Sorge unterbrechen ließ. Als er hörte, daß Leute vor der Thür waren, ſprach er: „das iſt gewiß Herr de Villeroi!“ Er hatte denſelben durch Herrn de Barreuue zu ſich beſtellen laſſen. Nachdem er ſich ziemlich lange von allerley Geſchäften mit ihm unterhalten hatte, ſparte er das übrige bis er in das Spielzimmer kommen würde, befahl ihm die Bettvorhänge zuzuziehen, ſetzte ſein Gebet fort, und wartete, bis man ihm ſeine Kleider bringen würde. Bald darauf gab er einigen Herren Audienz, welche nicht zu Saint Denis geweſen waren, und ihm nunmehr zu dem Vergnügen gratulirten, das er daſelbſt

ge

genoſſen hatte; einem Vergnügen, welches ſo groß war, als es nur immer einem ſiegreichen Könige, einem glücklichen Gatten, und einem zufriedenen Vater zu Theil werden konnte, der das was ihm auf der Welt am liebſten war, nemlich ſeine Gemahlin, auf dem Schauplatze der Ehre krönen, bewunderen, und von ihren Kindern begleiten ſah. Dieſe angenehme Beſchäftigung hielt ihn jedoch keinen Augenblick ab, die Staatsangelegenheiten zu beſorgen; denn noch am nemlichen Morgen ließ er die Depeſchen ausfertigen und beſiegeln, welche ſich auf die mit dem Herzoge von Savoyen getroffene Uebereinkunft bezogen. Bey dieſer Gelegenheit äußerte er, es gereiche ihm zur größten Beruhigung, daß endlich der Tractat von Brüſſel glücklich zu Stande gekommen ſey wo Herr von Dilliers dieſem Prinzen ſeine Aufwartung gemacht hatte, um ſowohl ſeine wahren Abſichten zu erforſchen, als auch die Art und Weiſe mit ihm zu verabreden, wodurch dieſelben wirklich ins Werk geſetzt werden könnten. Der Staatsrath Herr von Bullion welcher dieſer Negotiation wegen dreymal nach Piemont gereiſet war, hatte endlich die Artikel des Schutz und Trutz Bündniſſes überbracht, worüber man ſich bey jener Unterredung vereinigt hatte. Der König brachte dieſen ganzen Morgen ſehr vergnügt im Spielzimmer zu, wo ihm der Dauphin ſeinen Beſuch machte. Er ſprach auch mit dem Cardinal von Joyeuſe und mehreren andern Herrn, welchen er die Pracht und Herrlichkeit der Krönung beſchrieb, und gegen die er unter andern den Gedanken äußerte, die Streitigkeiten zwiſchen dem ſpaniſchen und venetianiſchen Botſchafter beylegen zu wollen. Dieß ſeltene Genie, welches in Kriegszeiten ſich um alles bekümmerte, und im Frieden jede Verrichtung ſelbſt beſorgen wollte, die eigentlich ſeinen Unterthanen zukam, übernahm jetzt ſogar das verdrießliche Geſchäft,

ſich bey den Marſchällen, welche die Quartiere zu beſorgen hatten, zu erkundigen, was für Anſtalten ſie in der Gegend von Saint Denis getroffen hätten, wie groß die Anzahl derer ſey, welche daſelbſt logiren wollten, was für Hinderniſſe man ihnen von Seiten der Hauseigenthümer in den Weg lege, und wo er denn ſein eigenes Abſteigequartier nehmen ſolle; welches letztere man ihm in der Gegend des Jakobſpitals angewieſen hatte. Hierauf begab er ſich zu den Feuillantinern, wo er der Meſſe von Anfang bis zu Ende ſehr andächtig beywohnte. In Anſehung des Gottesdienſtes herrſcht am franzöſiſchen Hofe ſeit uralten Zeiten der Gebrauch, daß niemand während der Meſſe mit dem Könige von weltlichen Angelegenheiten reden darf. Alles was man an dieſer Stätte mit ihm ſpricht, muß geiſtlichen Inhalts ſeyn. Meiſtens ließ er ſich das Evangelium und die Gebete vorleſen, welche darauf Beziehung hatten. Wenn Sr. Majeſtät bisweilen erſt nach zwölf Uhr in die Meſſe kamen, hielten Sie es nicht unter Ihrer Würde, ſich diesfalls bey den Prälaten zu entſchuldigen, und zu ſagen: „Unſere Geſchäfte haben uns einmal wieder an der Andacht verhindert. Freylich beten wir eben auch, wenn wir für das Wohl der Welt arbeiten, und dies iſt die Urſache, weswegen wir mitunter an Arbeitstagen um die Meſſe kommen. „Das heißt wohl recht, den Gottesdienſt um Gotteswillen verſäumen."

Ehe er zur Tafel gieng, ließ er ſich in ſeinem Cabinet vom Herrn D'Ecures, welcher eine Recognoscirung am Fluſſe Semois vorgenommen hatte, von dem Erfolg ſeiner Reiſe Bericht erſtatten. Aus ſeiner Erzählung erhellte, daß ſich der Uebergang über jenen Fluß, deſſen Möglichkeit von andern bezweifelt worden war, auf eine ganz leichte, ſichere und bequeme Art veranſtalten laſſe, wenn er in der Gegend von Chateau Renault, einem der Prinzeſſin Conty zugehörigen Or-

Orte, und zwar an der Fuhrt zu Failloyer, oberhalb Limchamps, unternommen würde. Der König war über dieſe Nachricht ungemein vergnügt; denn man hatte ihm geſagt, der Marcheſe Spinola habe jene Gegend beſetzt, um den Uebergang zu verhindern. Noch weit mehr ergötzte er ſich an dem, was ihm von dem Zuſtande und der vortreflichen Dispoſition ſeiner Armee, von der Ankunft der Schweizer, von den Anſtalten bey dem Artilleriewesen, von der Mannszucht des Düc de Nevers, von der Zufriedenheit, welche die fremden Truppen über ſeine Verfügungen bezeugten, und von dem allgemeinen Erſtaunen der Einwohner im Luxenburgiſchen, und andern niederländiſchen Provinzen, erzählt wurde, welche dieſen Fürſten für unüberwindlich hielten, und ſchon im voraus überzeugt waren, daß er nächſter Tage ſeinen entſchloſſenſten Feinden die Waffen aus den Händen winden, und ihnen allen Muth benehmen werde. Die Begierde ſeine Armee in Augenſchein zu nehmen, vergrößerte ſich hierdurch um ſo mehr, da alles ſeinen Wünſchen zu entſprechen, alles ſeinen Abſichten zuvorzukommen ſchien, und er nichts anders vermuthen konnte, als daß das Glück eine Menge Städte und Provinzen gleichſam in ſeinem Netze verſtrickt habe, damit ſie ihm nicht entwiſchen ſollten. Er hatte ſo treue Leute in ſeinen Dienſten, daß es ihm gelungen war, verſchiedene ſehr wichtige Feſtungen auskundſchaften zu laſſen, ohne daß die darin befindlichen Commandanten das geringſte davon bemerkt hatten, und er war ſehr überzeugt, daß er nicht ſowohl nöthig habe dieſe Oerter zu belagern, als vielmehr dieſelben nur in Empfang zu nehmen. Alle Beamten der Krone, alle Großen des Reichs, alle edeln und tapfern Männer, welche in den Provinzen lebten, hatten ſich zu der Armee begeben. Sie wußten zwar nicht, wohin ſie der Wind führen würde, beruhigten ſich aber mit der Ueberzeugung, daß ſie

ein Schiff beſtelgen ſollten, deſſen Befehlshaber nicht nur die Kunſt das Steuerruder zu führen von grund-aus verſtand, ſondern auch Neptuns Liebling war. Er habe, ſagte er, vier tauſend Edelleute zu ſeinen Dienſten; von dieſen wolle er zwey tauſend ausleſen, welche ein eigenes Korps formiren ſollten. Ferner ſey er geſonnen, aus ſeiner geſammten Infanterie ebenfalls tauſend Mann auszuwählen, und ſie mit Lanzen und Musketen bewaffnen zu laſſen. Sowohl dieſe wie jene wollte er, unter Anführung eines tüchtigen Befehlshabers der Tete des feindlichen Heers entgegenſtellen, welche ſie angreifen und ſchlagen ſollten. Dann fügte er, um dem franzöſiſchen Adel ein Compliment zu machen, deſſen Tapferkeit, Muth und Beharrlichkeit er bereits hinlänglich erprobt hatte, hinzu: „Was in aller Welt ſollte wohl zwey tauſend franzöſiſche Edelleute, welche unter den Augen ihres Königs fechten, verhindern können, ſich durch die feindlichen Heerſcharen einen Weg zu bahnen? Gewiß ſie würden Berge verſetzen.“ Hierauf zeigte er zwölf für eben ſo viel Fußgänger beſtimmte Büchſen vor, die, wie er ſagte, dazu beſtimmt wären, in einer Entfernung von fünf hundert Schritt jene Schützen wegzujagen, welche etwa mit Karabinern nach ihm ſchießen möchten, ſo daß er nöthigenfalls beym Recognoscenen einen Piſtolenſchuß erſparen könne. Er war Willens, die königliche Gewalt während ſeiner Abweſenheit der Königin zu übertragen, und ihr den Connetable nebſt dem Kanzler als Gehülfen beyzuordnen; den Präſidenten Jeannin aber wollte er mit zu Feld nehmen. Die Denkart und Rechtſchaffenheit dieſes letztern rühmte er mit folgenden Worten: „Ich habe zwar immer gut von ihm geſprochen, ihm aber noch nichts Gutes erwieſen; er iſt ein alter braver Mann, der mir jederzeit redlich gedient hat.“ Er war ſehr darüber vergnügt, daß ihm der Marſchall von Bouillon be-

berichtet hatte, an der Gränze ſey alles in der beſten Verfaſſung; der Marcheſe Spinola ſey zwar Willens geweſen, ihm auf die Hälfte des Weges entgegen zu gehen, und ſeinem Marſch durch das Lütticherland ſich widerſetzen zu wollen; allein das Volk habe überall geſchrien: hoch lebe Frankreich! Im Vorübergehen rief er den Mereſtange zu ſich, und bezeugte ihm ſeine Zufriedenheit, daß ſein Regiment, ſowohl was das Exerciren als die Bewaffnung betreffe, ſich vor andern ſehr vortheilhaft auszeichne, und daß er es ſo ſchnell zuſammenberufen habe. Da es aus weit mehr Leuten beſtand als der König beſoldete, ſo verſicherte er ihn bey dieſer Gelegenheit, er werde den Befehlshabern ihre Auslagen vergüten. Mereſtange gab ihm zur Antwort: da ſie die Ehre genöſſen, daß ſich der König ihrer vor allen andern zur Vollſtreckung ſeiner Befehle bediene, ſo müßten ſie nicht ſowohl an Belohnung als vielmehr auf Gelegenheit denken ihm nützlich zu werden, zumal da ſie überzeugt wären, daß es ihnen unter einem ſo beglückten und mächtigen Könige nie übel gehen könne. „Wohl geſprochen! erwiederte der König, ſo wünſche ich bedient zu werden! Unterthanen müſſen die Erfüllung ihrer Pflichten für nichts achten, aber der König muß ſich ihrer erinnern. Meine Diener müſſen Zutrauen in mich ſetzen, und glauben, daß ich an ſie denke. Manche, denen ich weit mehr Gutes erzeugt habe, als Ihnen, ſind bey weitem nicht ſo erkenntlich gegen mich, wie Sie. Aber Undank iſt ja der Welt Lohn.“ Jetzt ſah er, daß ſich ihm Madame und die Königin Chriſtina nahten. Er küßte ſie, und fragte, ob ſie gefrühſtückt hätten. Ihre Oberhofmeiſterin, die Frau von Monglas, erwiederte: Sie habe das Frühſtück bereits vor ihrer Abreiſe von Saint Denis beſorgt, und ſie hätten die dortigen Reliquien wie auch den Schatz in Augenſchein genom-

men. Das Fräulein de Vendome erzählte ihm, der Herzog von Anjou habe ein Grab mit vieler Aufmerkſamkeit betrachtet, und geweint und geſchrieen, als ihm jemand weis machen wollen ſein Papa liege drin. „Das macht, verſetzte der König, daß er mich lieb hat; geſtern ſchrie er während der Feyerlichkeit in einemfort: Papa!' Er unterhielt ſich hierauf mit einem Requettenmeiſter ſeines Hofs, und lenkte nunmehr das Geſpräch von Kriegsſachen auf Religionsangelegenheiten, bey welcher Gelegenheit er das Vorhaben äußerte, bey ſeiner Zurückkunft durch ſo gerechte und zweckmäßige Mittel an der Religionsvereinigung ſeiner Unterthanen arbeiten zu wollen, daß dieſelben nur bey ſolchen Menſchen ihre Wirkung verfehlen würden, welchen Irthum lieber als Wahrheit ſey. Dies ſind über aupt die heißeſten Wünſche und die eifrigſten Bemühungen aller Gutdenkenden, welchen ihr Leben zur Zeit der Religionsſpaltungen wahrhaft zur Quál wird. Der König ließ ſich hierüber ſehr umſtändlich aus; beſonders auch über die Mittel, wodurch er die Bekehrung eines ſeiner treuſten Diener zu bewirken hoffte, welcher als Gouverneur in einer Provinz angeſtellt war. Dieſer konnte ſich nicht genug darüber wundern, daß ſich der König, zu einer Zeit wo er ſo viel mit Kriegsangelegenheiten und andern wichtigen Gegenſtänden zu thun hatte, mit dergleichen Gedanken beſchäftigte, und verſicherte zweymal mit vieler Wärme, daß er zu jener Religionsveränderung eben ſo geneigt als bereitwillig ſey. Er überreichte dem Könige das Buch, L'Amant victorieux, welches dieſer ſehr huldreich annahm. Wem es darum zu thun iſt deſſen Verfaſſer kennen zu lernen, und ſein Genie zu bewundern, der leſe den Soldat François.

Nach aufgehobener Tafel unterhielt er ſich mit dem Präſidenten Jeannin und dem Finanzmeiſter Arnaud. Dieſen gab er zu erkennen, er ſey feſt entſchloſſen in allen Theilen der Staatsverwaltung eine Reform vorzunehmen, den Druck und das Elend ſeiner Unterthanen zu mindern, die Verkäuflichkeit der Aemter, wodurch die ehrwürdigſten Dinge entweiht würden, in der Folge ganz abzuſchaffen, und nicht länger zu geſtatten, daß Gold in ſeinem Reiche mehr als Tugend und Verdienſt vermöge. Zu dem Ende, fuhr er fort, werde er alle ſeine treuen Diener auffodern, ihm zu Ausführung dieſer Entwürfe durch ihren Muth und Dienſteifer behülflich zu ſeyn. Hierauf begab er ſich in das Wohnzimmer der Königin, wohin ihn niemand begleitete, als der Marquis de la Force. Man hat zwar behaupten wollen, er ſey damals ſehr aufgeräumt geweſen, allein ich bin von guter Hand verſichert worden, daß man in ſeinen Mienen das Gegentheil bemerkte, und daß ſeine Gedanken gar nicht mit ſeinen Worten übereinſtimmten. Er gieng zu der Königin in ihr Cabinet, welche noch immer damit beſchäftigt war, allerley Dinge in Ordnung zu bringen, welche die Feyerlichkeit und Pracht ihres Einzugs betrafen. Sie hatte ſo eben erſt ihrem Großalmoſenpfleger, dem Biſchofe von Beziers, den Auftrag ertheilt, ſich nach der Conciergerie zu begeben, und mit Zuziehung von zwey oder drey Requettenmeiſtern die Loslaſſung einer gewiſſen Anzahl von Gefangenen zu veranſtalten. Als der König vernahm, daß die Ducheſſe de Guiſe nach der Stadt fahren wolle, ſprach er: „Entfernen Sie ſich doch ja nicht von hier, liebe Couſine; wir wollen uns luſtig machen.“ Sie entſchuldigte ſich aber damit, daß ſie eine Zuſammenkunft mit einigen Parlementsadvocaten verabredet habe. Er ließ ſich zwar verlauten, daß er einen Beſuch bey der Prinzeſſin von Con-

ti abſtatten wolle, welche das Zimmer hütete, konnte aber zu keinem Entſchluß kommen, noch weniger ſeine Gemüthsunruhe verbergen. Er war dergeſtalt außer Faſſung, daß er zur Königin ſagte: er wiſſe ſelbſt nicht, was er thun ſolle; gern möchte er zwar nach dem Arſenal gehen, aber er befürchte, daß er ſich ärgern und in Zorn gerathen werde. Die Königin gab ihm zur Antwort: „Gehen Sie doch ja nicht Monſeigneur! Schiken Sie lieber jemand hin! Sie ſind jezt bey guter Laune; wie leicht könnte man Sie mißmüthig machen!“

Als er aus dem Cabinet der Königin zurükkam, ſchloß er ſich ein, und fieng an zu ſchreiben: da er aber eine ſolche Stärke des Geiſtes beſaß, daß er gewöhnlich mehrere Geſchäfte zugleich beſorgen konnte, brach er ſchon bey der fünften Zeile wieder ab, und ließ den Herrn de Calvaire zu ſich entbieten, welchen er zum venetianiſchen Botſchafter geſchikt hatte, um zu erfahren, ob derſelbe wohl geneigt ſey, die mehrmals erwähnte Streitigkeit auf eine gütliche Art beyzulegen. Nachdem er ſein Schreiben geendigt, und es dem, welcher darauf wartete, übergeben hatte, trat er ans Fenſter, rieb ſich die Stirn, und ſagte: Mein Gott, da drin ſteckt etwas, das mich außerordentlich ängſtigt!“ Die Aufbewahrung dieſer Worte dankt man dem Herrn de Chaſtaignault, dem der König in einer langen und ſehr vertraulichen Unterredung eröffnete, er habe in den vorhergehenden drey Tagen dreymal eine ganz ungewöhnliche Bangigkeit empfunden. In den höhern Regionen pflegt es immer zu ſtürmen; und Menſchen die auf Thronen ſizen, werden auf eben die Art von Kummer und Sorgen umhergetrieben, wie andere, welche ſich auf Schiffen befinden, von Wind und Wellen. Das Gemüth dieſes Fürſten wurde von allerley Gedanken beunruhigt, beſonders auch deswegen,

gen, weil ein Gefangener gewiſſe Dinge ausgeſagt hatte, welche einigen ſeiner Diener zur Laſt fielen, gegen die er ſich aber gleichwohl bis nach ſeiner Zurückkunft verſtellen mußte, welches ihm äußerſt verhaßt war. Da er ſeine Leute ſehr genau kannte, und mehr als zu gut wußte, in wie fern es ſeinem Intereſſe gemäß ſey, dieſen oder jenen zu erheben, ſo konnte er ſich nicht entſchließen, die Stelle eines Feldmarſchalls bey ſeiner Armee nach dem Wunſche derer zu beſetzen, welche darnach ſtrebten. Es machte ihn ſehr unruhig, daß ſeine Armee gar keine Beſchäftigung hatte, und daß man weder mit denen zu Cöln, noch mit denen zu Lüttich wegen der Proviant und Fourage-Lieferungen überein gekommen war. Da er in allem ſehr vorſichtig zu Werke gieng, ſo war er feſt entſchloſſen, ſich nicht eher auf den Weg zu machen, als bis er alle die Sicherheitsanſtalten für ſeine Perſon getroffen haben würde, welche man ſich von ſeinen Erfahrungen und Einſichten verſprechen konnte. Deswegen hatte er ſich drey Quartiere beſtellt; eines am Semois, worin er ſich nur ſo lang aufzuhalten gedachte, bis ſeine Armee über dieſen Fluß gegangen wäre; die beyden andern auf neutralem Boden. Alle drey ſollten erſt hinlänglich mit Cavalerie und Infanterie beſetzt, wie auch mit allen Arten von Vertheidigungsmitteln verſehen ſeyn, ehe er dahin aufbräche. Vor allen Dingen aber ſetzte er ſein Vertrauen auf den, welcher die Entwürfe der Großen vereitelt, und die mächtigſten Heere zernichten kann.

Als er wieder aus ſeinem Cabinet kam, begab er ſich in das Wohnzimmer der Königin, wo er mit dem Kanzler ſehr wichtige Angelegenheiten in Ordnung brachte, welche mehr auf das Künftige, als auf das Gegenwärtige Bezug hatten; denn es ſchien, als wollte Gott nicht zugeben, daß er aus der Welt gehen ſolle, ohne vorher ſeine letzte Willensmeinung dem erſten Beamten

ſeiner Gerechtigkeitspflege eröffnet zu haben, welcher zugleich der letzte war, mit dem er von Geſchäften ſprach. Nach geendigter Unterredung merkte der Kanzler, daß der König durch ihn abgehalten würde, ſich nach der Stadt zu verfügen; deswegen ſprach er: Sire, ich beurlaube mich, in der Abſicht, Ihr Conſeil zuſammenzuberufen! „Gehen Sie, erwiederte der König, indem er ihn umarmte, ich will auch gehen, und Abſchied von meiner Gemahlin nehmen!“ Drauf unterhielt er ſich mit einigen Herren, welche ihm eben in den Wurf kamen, und ſagte: „Sie werden wohl wiſſen, daß die Königin Margaretha behauptet, meine Gemahlin habe bey ihrer Krönung Wunder gewirkt.“ Dies zielte auf einige Damen, welche ſich ungeachtet ihres hohen Alters und ihrer Schwächlichkeit bey jener Ceremonie eingefunden hatten. Dann erzählte er einen Spaß, welcher ſich zu Saint Denis ereignete, und worüber jedermann lachte. Als er dies bemerkte, ſprach er: Auf den Freytag werden wir nicht ſo viel lachen, als wir auf den Sonntag weinen werden.“ Hiermit ſpottete er jenes Aberglaubens, welcher unter dem Volke herrſchte; denn er für ſeine Perſon war ſehr überzeugt, daß ſich an gedachtem Tage jedermann freuen würde. Nun gieng er zur Königin in ihr Cabinet. Hier ſah man, wie viel die Gegenwart dieſer Prinzeſſin dazu beytrug ſeinen Kummer zu lindern, und ſeinen Unmuth zu zerſtreun; denn er ſah ganz anders aus, ſprach ganz anders, und betrug ſich wie einer der vollkommen beruhigt iſt. Gegen ſeine Söhne den Herzog von Orleans und den Herzog von Anjou, ſpielte er die Rolle des Vaters. Aber bey dem allem merkte man ihm etwas an, woraus ſich ſchließen ließ, daß er gern fort wollte, und doch nicht fort konnte. Er ſelbſt ſagte zur Königin: „Ich weiß nicht was mir iſt; ich kann gar nicht von hier weg.“ Sie bat ihn inſtändigſt;

er

er ſolle doch da bleiben. Hierauf befahl er dem von Frontenac, ſich nach dem Palais zu begeben und daſelbſt Anſtalt zu dem königlichen Feſtin zu machen. Er wolle, ſagte er, des andern Tages gegen ſechs Uhr ſich ebenfalls daſelbſt einfinden, und die getroffenen Anſtalten in Augenſchein nehmen. Bald nachher ließ er auch den Herrn de Vitri rufen, und ſagte: er ſolle doch ja dafür ſorgen, daß er Urſache habe, mit dieſer Feyerlichkeit eben ſo zufrieden zu ſeyn, wie mit jener zu Saint Denis; er werde auch die Herren de Frontenac und de la Force dort antreffen. Sire, erwiederte Vitri, Sie würden eher jeden andern dort wahrnehmen, als mich. Da mir aber Ihro Majeſtät ausdrücklich befehlen, daß ich mich dahin begeben ſoll, ſo belieben Sie zu bedenken, daß ich unmöglich an zwey Orten zugleich ſeyn kann. Wenn ich ſehe, daß Ew. Majeſtät auf die Jagd oder ſonſt wohin gehen, und nur wenig Leute zur Bedeckung bey ſich haben, wird mir allemal angſt und bange. Gleichwohl iſt an jedem andern Orte weit weniger für Dero Perſon zu beſorgen, als in dieſer Stadt, wo ſich eine unbeſchreibliche Menge fremder und unbekannter Menſchen aufhalten. „Geht, antwortete der König, Ihr ſeyd ein Geck. Ihr wollt nur gern hier bleiben, um Euer Weſen mit dieſen Damen zu treiben. Thut was ich Euch befahl. Es ſind bereits funfzig Jahre, und darüber, daß ich mich ſelbſt bewache, ohne vom Capitän meiner Leibwache bewacht zu werden. Ich werde mich auch ferner ganz allein zu bewachen wiſſen.“ Vitri antwortete: Sie haben gar nicht nöthig, Sire, Ihr eigener Leibwächter zu ſeyn. Die Leibwache iſt bey der Hand, und wartet nur darauf, daß Ew. Majeſtät ausfahren. Allein alle Liebkoſungen, Schmeicheleyen und andere Kunſtgriffe der Beredſamkeit den würden König nicht dazu vermocht haben, ſich mitten im Frieden einer Bedeckung zu bedienen, wo-

von

von er nicht einmal in Kriegszeiten Gebrauch machte. Da er ſich bereits in ſo mancherley Gefahren und mitten durch ſeine Feinde gewagt hatte, ſo fürchtete er ſich um ſo weniger in der Mitte ſeiner Unterthanen. So rechnete es ſich Alexander der Große zur Schande, daß er nicht über den Granicus gehen ſollte, da er glücklich über den Helleſpont gekommen war. In allen Perioden ſeines Daſeyns mangelte es jenem edeln Palmbaum nie an Früchten, und ſeine Geſchichte ſtellt uns eine Menge muſterhafter Thaten vor Augen, die faſt unglaublich ſcheinen. So wie die Sterne in ihrem Laufe eine ganz andere Richtung nehmen als unſer Weltkörper, ſo nahmen auch ſeine Handlungen einen ganz eigenen Gang, wovon ſich gemeine und niedrig denkende Seelen gar keinen Begriff machen können. Sie blenden jeden, der die Vermeſſenheit hat ihren Schwung erreichen und ihm nachfliegen zu wollen. Von dem Tage an wo er in den Krieg zog, ließ er ſeine erhabene Geburt, ſeine häusliche Angelegenheiten, ſeine Familienverhältniſſe, kurz alles aus der Acht, um ſein Privatglück dem allgemeinen Wohl aufzuopfern. Kein Reuterhauptmann konnte ſich ſo brav, ſo tapfer und beherzt in Gefahren betragen, wie er. Gefahren in der Stadt; Gefahren zu Felde; Gefahren zu Waſſer, und Gefahren auf dem Lande, in einzelnen Gefechten, in Treffen, Schlachten und Rückzügen. Ueberall drohte ihm der Tod, und überall gieng er denſelben getroſt und muthig entgegen. Von tauſend Beyſpielen dieſer Art, welche in ſeiner Lebensgeſchichte vorkommen, will ich nur einige zur Beſtätigung dieſer Wahrheit anführen, damit man ſehe, daß niemand, was die Verachtung des Todes betrift, gerechtere Anſprüche auf den Beynamen des Tapfern zu machen hatte, und keiner den des Glücklichen in Rückſicht ſeiner Klugheit mit größerm Rechte verdiente. Er wagte es einſt,

ſich

ſich mit Beyhülfe von ſieben bis acht Mann der Stadt Caouſe zu bemächtigen. Da hielt ihm einer von den Aufrührern eine Muskete vor den Leib, mit den Worten, er verſtehe ſich drauf das Weiße zu treffen; denn der König war unter ſeiner Truppe der einzige, welcher ein weißes Wamms trug. Nachdem man ſich des Ortes bemächtigt hatte, ward jener Kerl ohne weitere Umſtände an ein Fenſter gehangen, und als der Strick zerriß, ſtieß ihm einer von den Leuten des Königs einen Dolch ins Herz. Als dies der König erfuhr, jagte er diesen Menſchen fort, und er durfte ihm nie wieder vor die Augen kommen; denn es ſey ſchlecht, ſprach er, ſich an einem zu vergreifen, der dem Strang entronnen ſey. — Bey der Eroberung von Caours ritt er über eine Brücke, wo einer von ſeinen Offizieren dicht neben ihm von einer Musketenkugel getödtet ward. Der Angriff dauerte dreyßig Stunden in einem fort, ſo daß ſelbſt die tapferſten Männer den Muth verloren, und die Hoffnung aufgegeben haben würden, dieſe Stadt zu erobern, wenn er ſie nicht durch ſein Beyſpiel angefeuert, und allen Gefahren Troß geboten hätte. Allein auf eben die Art wie der Wind das Feuer anbläßt, fachte ſeine Gegenwart immer den Muth wieder an. — Als er ſich mit neun bis zehn Pferden aus Nerac wagte, um die Armee des Marſchalls von Matignon in Augenſchein zu nehmen, verleitete ihn ſein Muth ſo weit vorwärts zu reuten, daß er von denen, welche er recognoscciren wollte, erkannt und mit einem fürchterlichen Feuer begrüßt wurde. Gleichwohl kam er hierdurch ſo wenig aus der Faſſung, daß er ſeinem Pferde nicht einmal die Sporen gab, ſondern nur im gewöhnlichen Trabe zurück ritt. In dem Weinberge welcher ſeinen Rückweg deckte, fand man nachher mehr als fünf hundert Kugeln, die ſich theils eingewühlt hatten, theils zerſprungen waren. Wollte man einwenden, er habe damals nur über

einen

einen Theil von Navarra geherrſcht, und an der Spitze einer Parthey geſtanden, um derentwillen er ſein Leben aufs Spiel ſetzen müſſen, ſo kann die Wunde, welche er bey Ulmala davon trug, zum Beweis dienen, daß er ſeine Haut eben ſo wenig ſchonte, als er wirklich König von Frankreich war. Die letzte ſeiner Kriegsthaten giebt uns einen Maasſtab, wornach ſich alle vorhergehenden beurtheilen laſſen. Als er mit ſeinem Heer in der Provinz Tarantaiſe ſtand, machte er Miene eine Brücke zu attaquiren, um bey dieſer Gelegenheit die Stellung des Feindes auszuſpähn und ihn zum Treffen zu nöthigen. Auf ſeinen Befehl mußte der Graf von Soiſſons dieſen Angriff unternehmen, da er aber ſah, daß ſeine Soldaten zu hitzig wurden, daß ſie während des Gefechts weiter vordrangen als es ihm räthlich ſchien, und daß ihnen der Spaß zu lang dauern möchte; da faßte er den Vorſatz, ſich in in eigener Perſon auf den Kampfplatz zu begeben. Seine treuſten Diener riethen ihm ab, und ſtellten ihm vor, daß er ſich in die augenſcheinlichſte Gefahr ſtürze, und nicht nur ſein eigenes, ſondern auch das Leben aller derer aufs Spiel ſetze, deren Erhaltung von der ſeinigem abhange; daß die erſte Pflicht eines Heerführers darin beſtehe, für das Wohl deſſen zu ſorgen, auf welchem das Wohl aller übrigen beruhe. In der That macht ſich ein Fürſt, welcher nicht für ſein eigenes Beſtes beſorgt iſt, eines Vergehens gegen das allgemeine Beſte ſchuldig. Bey den Griechen waren die muthigſten und tapferſten Männer immer am beſten bewaffnet, denn ſie nahmen für bekannt an, daß die, welche ſich ſchlecht bewaffneten, keine Luſt hätten zu fechten. Nach ihren Geſetzen wurde zwar der Verluſt des Schilds, aber nicht der Verluſt des Schwerts beſtraft. Wahrſcheinlich lag der Grund hievon darin, daß man erſt auf ſeine eigene Vertheidigung bedacht ſeyn müſſe, ehe

ehe man ſeinen Feind mit glücklichem Erfolg angreifen könne. Dies läßt ſich beſonders auch auf diejenigen anwenden, welche über eine Armee, oder wohl gar über ein ganzes Reich zu gebieten haben. Der König aber wollte nun ein für allemal zeigen, daß der Muth nicht mit den Jahren altere; daß ein Kronenträger keine Gefahr ſcheuen müſſe; daß ihn ſein Lorbeerkranz nicht abhalten dürfe, den Kriegsgewittern zu trotzen; und daß er ſchlechterdings nicht geſonnen ſey an dem glücklichen Ausgang eines Gefechts Theil zu nehmen, wenn er ſich nicht auch den damit verbundenen Gefahren ausgeſetzt habe. Demzufolge ſchwang er ſich auf ein Pferd, welches ihm der Herr de Digbieres geſchenkt hatte, ſprengte geradeswegs auf die Soldaten los, die ſich zu weit vorwärts gewagt hatten, und beſtrebte ſich, ſie aus der Gefahr zu retten, welche ſie ſich durch ihren allzu lebhaften Muth zuzogen. Als ihn die Feinde mit dem Commandoſtabe in der Hand, mit dem weißen ehrwürdigen Barte, mit dem feuerrothen von Kampfbegier entbrannten Antlitz erblickten, und ſahen, wie er ſich über alle Bedenklichkeiten und Gefahren hinwegſetzte, waren ſie einſtimmig der Meinung, er habe ſich unmöglich auf eine würdigere, geſetztere, überdachtere, und beherztere Art betragen können. Während dieſes Gefechts ſpielte er nicht nur die Rolle eines groſſen Feldherrn, indem er, ohne nur im Geringſten aus der Faſſung zu kommen, auf der Stelle die zweckmäßigſten Befehle ertheilte, ſondern auch die eines unerſchrockenen Soldaten, weil er überall zugegen war, wo man am ſtärkſten aus Büchſen und Musketen feuerte. Mag man doch immer dies Betragen eine glückliche Verwegenheit nennen. Mag man jenen Heerführer tadeln, der, als man ihm ſeinen Tod vorherſagte, zur Antwort gab, Sparta's Wohlfahrt hänge nicht von dem Leben eines einzelnen Mannes ab. Mag man die Meinung derer noch ſo preißwürdig fin-

den, welche behaupten wollen, ein Feldherr müſſe wo nicht vor Alter, doch wenigſtens als Greis ſterben. Mag man das Leben für das köſtlichſte Geſchenk des Himmels halten, wogegen alles Gold, das je die Sonne ſah oder künftig noch ſehen wird, für nichts zu achten ſey. Genug, dieſer Prinz war der Meinung, es ſey nichts ſo groß und hehr, als die Verachtung des Lebens, und weder die Cäſarn noch die Alexander würden ſich eine ſo große Menge Lorbeern erworben haben, wenn ſie ſich nicht immer in das dichteſte Kampfgewühl gewagt hätten. So wenig er die Gefahren achtete welche ihm wirklich vor Augen ſchwebten, eben ſo wenig bekümmerte er ſich um die, welche ihm in der Zukunft drohten. Die Königin Eliſabeth von England ließ ihm zu wiſſen thun, an ſeinem Hoflager halte ſich ein fremder Edelmann auf, der gegen ihn gar nichts Gutes im Schilde führe. Von rechtswegen hätte er ihn beym Kopf nehmen, oder wenigſtens fortjagen können. Statt deſſen machte er ihm nicht einmal eine böſe Miene, ſondern ließ ihn vielmehr auf ſeine Koſten verpflegen, gab ihm ein Pferd aus ſeinem Marſtall, und beehrte ihn mit ſeinen Aufträgen, bis endlich jener Menſch, der in ſeinem Gewiſſen überzeugt war, daß er der Wohlthaten des Königs ganz unwürdig ſey, dieſelben nicht länger ertragen konnte, und ſich von ſelbſt wieder fort machte. Dieſe edle Seele konnte nie jemand anderm etwas zutrauen, deſſen ſie ſich ſelbſt unfähig hielt, deswegen ward ihre Ruhe, nie durch Mißtrauen oder Argwohn geſtört. Vor etwa vier Jahren legte la Cologne, boshafter Weiſe einem Edelmann aus Bretagne eine ſo verhaßte, ſo ganz abſcheuliche Beſchuldigung in Betreff der Verrätherey und Treuloſigkeit zur Laſt, daß ſich ſelbſt die Unſchuld dafür entſetzt haben, und vor Schrecken erblaßt ſeyn würde. Der König erfuhr es, und um der Welt zu zeigen, daß es ihm nicht

mög-

möglich ſey jemanden ſein Zutrauen zu entziehen, der ſich deſſen durch ſeine treuen Dienſte einmal würdig gemacht habe, ließ er jenen Edelmann zu ſich rufen, machte ihm die Anklage bekannt, ſetzte aber auch zugleich hinzu, er könne ſich darauf verlaſſen, daß ſie ganz und gar keinen widrigen Eindruck auf ihn gemacht habe. Dann rieth er ihm, mit einem ſeiner vornehmſten Diener darüber zu ſprechen, und dieſer war vor Erſtaunen ganz außer ſich, daß der König ſo freymüthig und gnädig in dieſer Sache zu Werke gieng. Sie war von ſolcher Wichtigkeit, daß ſich der Menſch hierin nicht leicht zweymal irrt, daß ſonſt die Strenge in Rückſicht derſelben ſehr rühmlich, das Mißtrauen gerecht, die Verſchwiegenheit ſehr nöthig zu ſeyn pflegt, und der bloße Verdacht die Stelle der Anklage vertritt. Nachdem er ihm den ganzen Vorgang mit allen Umſtänden erzählt hatte, geſtand er, daß er ſich keines Beyſpiels zu erinnern wiſſe, welches ſich mit der Großmuth des Königs vergleichen laſſe, ausgenommen jene ſchöne That Alexanders des Großen, der ſeinem Leibarzte Philippus mit der einen Hand den Trank abnahm, welchen er für ihn zubereitet hatte, und ihm mit der andern den Brief überreichte, worin man ihn beſchuldigte, er ſey vom Darius mit unermeßlichen Geſchenken beſtochen worden, ſeinen Herrn zu vergiften.

Um dieſe nemliche Zeit gieng dem Könige von mehrern Seiten die Nachricht zu, es ſeyen boshafte Anſchläge gegen ſeine Perſon im Werke, und er konnte leicht erachten, daß der ungeheure Zuſammenfluß von Menſchen die Ausführung eines ſolchen Vorhabens erleichtern würde. Wie ſollte er aber dergleichen Anſchläge in Friedenszeiten fürchten, da er den Tod ſo oft in Kriegszeiten vor Augen gehabt und ihn immer verachtet hatte? Im Monat October war ihm bereits gemeldet worden, daß ein gewiſſer Menſch aus einem gewiſſen

lande in jener abſcheulichen und fluchwürdigen Abſicht ſich auf den Weg gemacht habe. Als man aber dem Könige deſſen Aufzug beſchrieb, als er vernahm, daß der Kerl ein Maal im Geſicht, einen Bart von der und der Farbe, und auf wallonische Art gekleidet ſey, ſagte er; dieſe Nachricht ſey ungegründet, denn ein ſolcher Menſch würde ſich durch ſein Aeußeres von ſelbſt verrathen. Demungeachtet gaben ſich ſeine treuen Diener alle erdenkliche Mühe, denſelben ausfündig zu machen. Ferner ward ihm hinterbracht, daß auch noch ein anderer, wiewohl aus einer ganz andern Gegend, mit dem nemlichen Vorhaben abgereiſet ſey, und im November zu Paris eintreffen werde. Er ſtellte aber alles dem Willen Gottes anheim, in der feſten Ueberzeugung, daß man deſſen Fügungen nicht ausweichen könne, und daß auf der Welt nichts den Menſchen abhalten müſſe ſich ſeinem allerchriſtlichſten Willen mit Freudigkeit zu unterwerfen. Oft hörte man ihn ſagen: „Wer den „Tod fürchtet, wird ſich gewiß nicht an mir vergreifen. „Wer ſein Leben verachtet, wird mir das meinige auf eine „ſolche Art zu entreiſſen ſuchen, daß ich ihn nicht daran „hindern kann. Ihr müßet alſo eure Schuldigkeit thun, „und auf der Hut ſeyn. Ein Leben voll Todesfurcht, „iſt ärger als der Tod ſelbſt. Lege ich mich ſchlafen, ſo „empfehle ich meine Seele Gott; ſtehe ich auf, ſo bitte ich ihn um ſeinen Schutz; alles übrige ruht in ſeiner Hand; was er beſchützt, iſt gut beſchützt; vor den „Narren wird er mich bewahren, und geſcheide Leute „werden mir nichts zu leid thun. Uebrigens iſt mein „Wandel von ſolcher Beſchaffenheit, daß ich gar nicht „nöthig habe mich vor jemand zu fürchten.“ Nur Tyrannen leben in immerwährender Beſorgniß und Angſt. Der muthvolle Hirt ſchläft ruhig, da ſich hingegen der feichherzige vor ſeinem eigenen Schatten fürchtet. Dieſer gottſelige Numa konnte es nicht über ſein Herz bringen,

gen,

gen, Verdacht gegen Menſchen zu hegen, welche ihr Vertrauen auf ihn ſetzten. Großmüthig wie Cäſar, noch erhabener an Sanftmuth und Milde wie dieſer, ſtürzte er ſich dadurch gleich ihm ins Verderben, daß er ſich mehr auf ſeine harmloſe unbegränzte Herzensgüte verließ, als die ungeheure Wuth und Ruchloſigkeit anderer in Betrachtung zog. Seine Lebensart, die Zeitumſtände, die Lage ſeiner Angelegenheiten, die gewiſſenhafte Befolgung der Friedenstractaten und Edicte, dies alles machte ihn ſo ſicher, daß er nicht die entfernteſte Ahndung von den boshaften Anſchlägen hatte, welche man gegen ihn im Schilde führte. Die Gährungen in den Köpfen waren geſtillt, die bitterſten Gemüther beruhigt, die Beſchwerden gehoben, die Unzufriedenheit beſeitigt, und die Feinde hatten ihre Denkart dergeſtalt geändert, daß ſie jedes Unternehmen gegen die Lebenstage eines Fürſten verabſcheuten, an deſſen Erhaltung der ganzen Chriſtenheit zu ihrem Heil und zu ihrer Wohlfahrt gelegen war. Ein verwegener Kerl, aus Negrepeliſſe gebürtig, gieng in der Abſicht nach Spanien, ſich zu Vollbringung jener verruchten That anzubieten. Er entdeckte ſein Vorhaben einem Stallmeiſter des Königs, welcher nach ſeinem Geburtsorte Valdemoro genannt wurde. Der franzöſiſche Geſandte, Herr de Varault, bekam Wind von der Sache, und beklagte ſich gegen den päbſtlichen Nuntius über die Bosheit derer, die ſolchen Ungeheuern Gehör gäben. Der Herzog von Lerma verſicherte ihn hierauf, es hätten zwar bereits ihrer viele von dieſem Schlage bey dem Könige Audienz begehrt, ſie wären aber immer unverrichteter Sache wieder fortgeſchickt worden. Dergleichen abſcheuliche, gottloſe, und eines königlichen Herzens ganz unwürdige Gedanken, wären ſeinem Herrn noch nie in den Sinn gekommen. Er erſtaune, daß eine Nation, deren Treue und Anhänglich-

keit für ihre Könige man von jeher bewundert habe, jetzt dergestalt ausgeartet sey, daß man solche Böſewichter und Unmenſchen unter ihr finde. Dann ließ er den Valdemoro rufen, und gebot ihm, dem franzöſiſchen Geſandten den ganzen Handel zu eröffnen. Valdemoro ſtellte ſich auch wirklich bey ihm ein, und geſtand, daß jener Böſewicht zu ihm gekommen ſey, und ſich gerühmt habe, den König ermorden zu wollen. Wir wollen uns hierüber nicht deutlicher erklären, damit wir es nicht machen wie die, welche gegen die Magie und andere abergläubiſche Gebräuche ſchreiben, und dennoch die Zaubermittel und Vorſchriften anführen, deren man ſich dabey bedient. Anfänglich, ſagte er, ſey er zwar nicht abgeneigt geweſen, auf dieſen Vorſchlag ſich einzulaſſen, bald darauf aber ſey ſein Gewiſſen erwacht, und habe ihm die Abſcheulichkeit ſeines Verbrechens ſo lebhaft vor Augen geſtellt, daß er ſich nicht enthalten können, mit einem Jeſuiten (!) darüber zu ſprechen. Dieſer habe ihm ſein gottloſes Vorhaben auf alle mögliche Art auszureden geſucht, und ihn ermahnt, den Geſandten davon zu benachrichtigen, damit derſelbe hierdurch in Stand geſetzt werde, für die perſönliche Sicherheit Sr. Majeſtät zu ſorgen. Von dieſem allem erſtattete Herr de Barault dem König Bericht, welcher oft davon ſprach, und ſowohl die Klugheit ſeines Geſandten, als auch die gute Denkart des Herzogs von Lerma, und das gewiſſenhafte Verfahren des Jeſuiten öffentlich rühmte. Die Spanier würden jedoch dieſe Lobſprüche mit ungleich größerm Rechte verdient und vor den Augen der Welt weit mehr Ehre eingelegt haben, wenn ſie jenen Verräther zur gebührenden Verantwortung gezogen hätten. Eigentlich ſollte er nicht ungeſtraft aus Spanien entwiſchen. Die Könige ſind ſämmtlich als Brüder zu betrachten, und folglich ſind bey dergleichen Verſchwörungen alle Reiche der Welt in-

tereſſirt. Allein jene Vollziehung der Juſtizpflege war dem Gouverneur von Languedoc, Herrn de Verdaye vorbehalten, welcher bereits manches warnende Beyſpiel in dieſer Provinz ſtatuiren ließ. Der Elende, welcher dem König nach dem Leben getrachtet hatte, ward, als er durch Toulouſe reiſete, auf vorgängige Nachricht vom franzöſiſchen Geſandten in Verhaft genommen. Aus dem Kerker führte man ihn nach dem Richtplatz, und ſein College kam auf die Galeere.

Wir kehren nun wieder zur Schilderung ſeiner edelmüthigen Todesverachtung zurück, und da können wir mit Wahrheit behaupten, daß erſtens das unbegränzte Vertrauen welches er auf Gottes Schutz ſetzte, und zweytens ſein ſchuldloſes Bewußtſeyn, vermöge deſſen er nicht die geringſte Veranlaſſung hatte ſeine Feinde zu ſcheuen, oder gegen ſeine Unterthanen mißtrauiſch zu ſeyn, den Ausbruch des Ungewitters beſchleunigte, das, wie wir nun bald ſehen werden, mit ganzer Gewalt auf ihn losſtürmte. Hätte er in Frankreich ſeiner Strenge und Gerechtigkeit eben ſo viele Denkmäler errichtet, als er Beweiſe ſeiner Milde und Menſchenliebe gab, ſo würden ſich dergleichen ungeheure Entwürfe und Anſchläge gewiß nicht in den Gemüthern unbeſonnener Menſchen eingeniſtet haben. Die Löwen in Lybien wagen ſich nicht bis an die Städte, auf deren Mauern man die Felle von ihres gleichen aufhängt. Die Wölfe fliehen vor dem Schall der Trommeln, welche mit Wolfsfellen beſpannt ſind.

Vor einiger Zeit hielt der König eine ſehr ausführliche Rede über die mancherley Gefahren, welchen er durch Gottes beſondere Gnade entgangen ſey. Bey dieſer Gelegenheit äußerte er den Wunſch, daß die Geſchichte dereinſt das Andenken derſelben auf eben die Art aufbewahren möge, wie es ihm auf ſeine ganze Lebens-

zeit in ſein dankerfülltes Herz geſchrieben ſey. Zugleich gab er ſeinen Unwillen darüber zu erkennen, daß ſein Parlement zu Tours einen Menſchen hinrichten ließ, welcher den Feinden, um ſich aus ihren Händen zu befreyen, verſprochen hatte, den König zu ermorden, ohne daß jedoch ſein Herz mit ſeinem Munde übereinſtimmte. Es hatte jemand zum Könige geſagt, ſeine Juſtizbeamten könnten nicht ſtreng genug zu Werk gehen, ſeine Perſon vor Gefahren zu ſchützen; denn von ſeinem Kopfe hiengen ſo viele andere Köpfe ab, und mit ſeinem Leben ſey das Leben ſo vieler anderer Menſchen verbunden, daß man nicht nur das Vorhaben und die wirkliche Abſicht den König zu ermorden, ſondern ſogar Träume dieſer Art beſtrafen müſſe, und auch wirklich beſtrafe. Ferner ſagte der König, wenn er den Narren, welcher ihn auf dem Pont neuf anfiel, und von ihm verlangte, daß er ihm, weil er von dem erſten Könige Frankreichs abſtamme, ſeine Krone abtreten ſolle, dem Parlement übergeben hatte, ſo würde er wohl ebenfalls von demſelben zum Tode verurtheilt worden ſeyn. Hierdurch würde es ihm aber einen ſchlechten Dienſt erzeugt haben, weil dies eben ſo viel geweſen wäre, als ein vernunftloſes Vieh beſtrafen, das auf die erſte Frage, welche ihm der Präſident Jeanin in Betreff ſeiner Geburt vorlegte, zur Antwort gab, er ſtamme vom König Pharamund ab. Dieſer Kerl, fuhr der König fort, war ſo toll und thöricht, daß er mir einſt, als ich zur Schlacht ritt, ſchon von weitem zurief: Gieb mir mein Königreich wieder!

Man antwortete dem König: Narrheit könne ſolchen Verbrechen keineswegs zur Entſchuldigung dienen; Caboue, welcher gegen Heinrich den Zweyten den Degen gezogen habe, ſey zwar auch ein Narr geweſen,

weſen, aber dennoch mit dem Tode beſtraft worden. Die nemliche Strafe habe man einem andern Wahnſinnigen zuerkannt, welcher den König Ferdinand von Arraganien im Jahr ein tauſend vier hundert zwey und neunzig angefallen, und ihm einen Hieb unterhalb des Ohrs verſetzt habe, den er ihm eigentlich am Halſe anbringen wollen. Dieſer Menſch ſey in ſeinem Gefängniß auf alle nur erdenkliche Art torquirt und gemartert worden, man habe aber weiter nichts aus ihm bringen können, als daß ihm der Teufel dies befohlen habe, mit dem Verſprechen, er wolle ihm zu Ferdinands Krone verhelfen. Ungeachtet ſeiner Narrheit ſey er aber dennoch hingerichtet worden. Man habe ihm Hände und Füße abgehauen, die Augen ausgeſtochen, ihn mit glühenden Zangen gezwickt, bey gelindem Feuer gebraten, und ihm ſo nach und nach die Seele ausgepreßt. Man ſage zwar, wüthende Menſchen würden ohnehin ſchon arg genug von ihrer Wuth gequält, ohne daß man nöthig habe, ihre Leiden noch auf andere Art zu vermehren; allein die Erfahrung lehre, daß es kein bewährteres Mittel gäbe ſie wieder zur Vernunft zu bringen, als die Furcht vor der wohlverdienten Strafe.

Der König unterbrach das Geſpräch durch folgende wahrhaft königliche und ihm eigenthümlich zugehörige Aeußerung: „Die Milde verzeiht ſelbſt denen, die es nicht werth ſind. Je gerechter der Zorn, deſto preißwürdiger die Verzeihung!“ Dieſer gütige Fürſt ſuchte bey jeder Gelegenheit die Härte und Strenge der Geſetze zu mildern. Gleich dem Numa hätte er den Zevs lieber mit Vögelköpfen verſöhnt, anſtatt ihm Menſchenköpfe zu opfern. Gleich dem Alexander würde er ſein unverbrüchliches Gelübde lieber am Eſel vollzogen haben, als am Eſeltreiber. Dieſer unbefangene edelmüthige

müthige Mann, welcher gar keinen Begriff von Furcht und Menſchenſcheue hatte, der alle gegen ihn gerichtete Attentate eben ſo ſehr verachtete, als die Mittel welche auf ſeine perſönliche Sicherheit abzweckten, wollte die Schreckbilder, welche man ihm wirklich vorhielt, nicht noch durch Beſorgniß vor entferntern vergrößern, ſondern glaubte, es ſey genug daß jeder Tag ſeine eigene Plage habe, ohne ſich die Zukunft durch Prophezeihungen verbittern zu laſſen. Deswegen ſagte er zur Königin, er ſey nun entſchloſſen ſich in die Stadt zu begeben. Dann trat er auf den Altan vor dem Wohnzimmer der Königin, und rief hinab, man ſolle ſeinen Wagen in Bereitſchaft halten. Der, welcher ſich vorgenommen hatte, ihm den Todesſtoß beyzubringen, vernahm dieſe Worte, und ſprach bey ſich ſelbſt: „Nun habe ich dich! du biſt verloren!“ Ehe der König abreiſete, gieng er dreymal zur Königin und küßte ſie, als ſuche ſein Herz den Schmerz und Kummer auszudrücken, den ihm die Trennung von dem ihrigen verurſachte. Die Gemahlin des Marſchalls von Etrées, welche dieſe Liebkoſungen mit anſah, ſagte zum Könige: er werde ja täglich verliebter in die Königin; alle ſeine treuen Diener freuten ſich darüber, und hofften noch größere Freude zu erleben; er ſolle ſich aber wohl in Acht nehmen, daß er ſie nicht täuſche. Als er zum Zimmer heraus kam, begegnete ihm die Düchesſe von Mercoeur; dies war die letzte Prinzeſſin mit welcher er ſprach. Als er die kleine Treppe hinabgieng, befahl er dem Marſchall de Boisdauphin, er ſolle ſich zur Abreiſe fertig machen. Im Hofe ſprach er mit dem Herzoge von Anjou, zeigte ihm den Baſſompierre, und fragte, ob er ihn kenne. Drey Viertel auf vier Uhr ſtieg er in ſeinen Wagen, und ſetzte ſich an den oberſten Platz. Nachdem er den Düc D'Eſpernon gefragt hatte, ob er etwas in der Stadt

zu

zu thun habe, ließ er ihn rechter Hand neben ſich ſitzen. Auf der nemlichen Seite, und zwar am Schlage, ſaßen die Marſchälle, de Laverdin und de Roquelaure; auf der andern, der Düc de Montbazon und der Marquis de la Force. Vor dem Wagen ritt ſein Oberſtallmeiſter Liancourt nebſt dem Marquis de Mirabeau. Der Kutſcher ließ durch den dienſthabenden Stallmeiſter anfragen, wo er hinfahren ſolle? Der König erwiederte: „Macht nur, daß ihr mich von hier weg bringt!“ Unter dem Schwibbogen des äuſſerſten Thors, ließ er den Wagen auf allen Seiten öffnen. Als er vor das Hôtel de Longueville kam, ſchickte er ſein Gefolge zurück. Hier fragte man ihn nochmals, wo der Wagen hinfahren ſolle? Er antwortete: Nach dem Croix de Tirouere. Als er dort ankam ſagte er: Fahren wir nach dem Cimétière des Innocents! Dort begab er ſich in das Zeughaus, um dem Düc de Sülly ſeine Freude über die Reiſe des Herrn D'Esenres zu bezeugen, und ihm zu ſagen, daß alle Hinderniſſe, welche er befürchtet habe, aus dem Wege geräumt wären.

Nun nahen wir uns dem Augenblick, wo ich meine Kurzſichtigkeit bekennen und meine Augen in aller Demuth vor den blendenden Strahlen jener unbeſchränkten Macht niederſchlagen muß, welche die Weltbegebenheiten nach ihrer Willkühr lenkt. Meine Gedanken verlieren ſich in den unergründlichen Rathſchlüſſen Gottes, nach welchen der Untergang des Königs beſtimmt war, und worüber er ſelbſt bisweilen ſehr merkwürdige Betrachtungen angeſtellt hatte. Vor etwa drey Jahren bat ihn ein Cavalier, welcher zu ſeinem Jagdgefolge gehörte, und deſſen vierteljährige Dienſtzeit zu Ende war, um Urlaub, und wollte noch des nemlichen

Tags

Tags verreiſen. Sr. Majeſtät bewilligten ihm denſelben; als aber der Cavalier vernahm, daß der König gleich darauf eine Parforcejagd anſtellen werde, blieb er da und ſagte, er müſſe erſt noch den Hirſch ſehen. Wirklich bekam er ihn auch zu ſehen, und zwar in ſolcher Nähe, daß ihm derſelbe einen tödlichen Stoß in den Magen verſetzte, woran er auf der Stelle ſtarb. „Da ſieht man, ſagte der König als er von der Jagd zurückkam, was der Einfluß der Sterne vermag. Dieſer Menſch bat mich um Erlaubniß verreiſen zu dürfen; ich ertheilte ſie ihm; und nun, da er hier gar nichts mehr zu thun hatte, ſuchte er den Tod auf der Jagd. Seine Stunde war gekommen.“ Hierauf fieng der König über dieſen Vorfall ſehr umſtändlich zu moraliſiren an. Wenn ich aber bedenke, daß der König ſelbſt alles Mögliche dazu beytrug ſein Lebensende zu beſchleunigen; daß er gegen die ausdrückliche Warnung ſeines Herzens abreiſete, welches uns in Geheim ſowohl die glücklichen als unglücklichen Ereigniſſe unſers Lebens als ein untrügliches Orakel anzuzeigen pflegt; daß ihm die Königin die Reiſe nach der Stadt auf eben die Art auszureden ſuchte, wie einſt Calpurnia ſich beſtrebte den Cäſar davon abzuhalten, daß er nicht in den Senat gehen ſollte; daß er die Zeit kaum erwarten konnte, bis er ins Louvre käme; daß er ſeiner Leibgarde nicht geſtatten wollte ihm das Geleite zu geben; daß er den Capitän dieſer Leibgarde zurück ſchickt; daß der Lieutenant krank und der Fähndrich bey dem Präſidenten de Harlay zum Beſuch iſt; daß er ſeinen Wagen auf allen Seiten öffnen läßt; daß er ſogar ſeinen Mantel ablegt, um ſeine Seite nur deſto mehr zu entblößen; daß die Einſpänniger einen ganz andern Weg nehmen, als der Wagen; daß die Straße von einem Karren verſperrt wird;

dann muß ich gestehn, daß Gottes Vorsehung alle Umstände dergestalt mit einander vereinbart und auf einen einzigen Punct lenkt, der schlechterdings nicht vermieden werden kann, wenn wir uns nicht des von ihm verliehenen freyen Willens bedienen, demselben auf eine kluge Art auszuweichen, so daß es mir scheint, jener vermaledeite Streich habe gelingen müssen, Gott habe denen, welche er züchtigen wollte, die Augen verblendet, und sich gleichsam der List des Pittacus bedient, welcher den Phrino, mit dem er sich in Zweykampf schlug, in die Netze, welche er hinter seinem Schilde verborgen hatte, dergestalt verstrickte, daß es ihm sodann wenig oder gar keine Mühe kostete, demselben das Leben zu rauben. Menschenkräfte waren zu ohnmächtig und zu schwach, sich an dem Leben dieses Fürsten zu vergreifen; die Hölle selbst spie das Ungeheuer aus, welches sich dieses Verbrechens unterzog. Dieser Böswicht besaß wenig Verstand, und alle die ihn kannten, hielten ihn für einen verruchten nichtswürdigen Kerl. Er führete einen langwierigen Erbschaftsproceß, und als er denselben verlor, geriethen seine Eltern an den Bettelstab. Statt der gezwungenen Armuth wählte er die freywillige, eilte über Hals und Kopf ins Kloster zu den Feuillantinern, mußte es aber wegen seiner Verstandesschwäche wieder verlassen. Die, welche ihn aufnahmen, erzählten mir nachher, so oft er das Wort Hugenot gehört habe, sey er allemal ganz außer sich gerathen, und seine Narrheit habe sich in völlige Wuth verwandelt. Sein Geist war und blieb immer scheu, ängstlich, unruhig, für alle mögliche Phantastereyen empfänglich, und äußert seine Zerrüttung immer mehr und mehr. Wer sich einmal als ein Narr auf den Weg macht, kömmt selten als ein vernünftiger Mensch wieder nach Hause. Je deutlicher seine Narrheit ins Auge fiel, desto mehr ward er in dem Glauben bestärkt, sie sey aller Welt verbor-

borgen. Je dümmer er war, deſto klüger kam er ſich vor; und da er ſich gar nicht für krank hielt, ſo war er auch nicht im geringſten für ſeine Geneſung beſorgt. Nach Verlauf einiger Zeit gieng er wieder in ſein Vaterland zurück, wo er, eines Mords wegen, ein ganzes Jahr in Verhaft ſaß. Vor Gericht hatte er keine Ehre eingelegt; noch weniger Ruhm nahm er mit aus dem Kloſter; und im Gefängniß betrug er ſich als ein Tollhäusler, der allerley Geſichte und Erſcheinungen hatte. Sein böſer Geiſt, der ihm die gerechteſten und untadelhafteſten Handlungen des Königs in einem gehäſſigen Licht zeigte, vielleicht auch allerley ungegründete Gerüchte, welche er begierig für ausgemachte Wahrheit annahm; dies alles brachte ihn zu dem gräßlichen unmenſchlichen Entſchluß, den König zu ermorden. Es fehlte ihm jedoch an Muth, denſelben eben ſo ſchnell auszuführen, als er ihn gefaßt hatte. Drey Jahre lang nährte er die Giftnatter, welche er im Buſen trug. In der Folge geſtand er, anfänglich habe er ſich ſo ſehr vor dieſen Mordgedanken entſetzt, daß ihm nicht nur jedes Haar auf ſeinem Haupte zu Berge geſtiegen, ſondern auch der Angſtſchweiß über die Stirn gefloſſen ſey, und ſein ganzer Körper gezittert und gebebt habe. Er nannte ſich Franz Ravaillac, und war von Angoulême. In ſeiner Wuth reiſete er einigemal, und zwar noch am verwichenen Oſterfeſte, von Angoulême nach Paris, immer in der Abſicht, jenen Streich auszuführen; er habe jedoch, ſagte er, erſt die Krönung abwarten wollen, damit die Königin einer ſo gerechten und wohlverdienten Ehre nicht beraubt werden möchte. Vielleicht hätte er die Ausführung ſeines ſchrecklichen Vorhabens noch weiter hinausgeſetzt, aber die Noth zwang ihn, daſſelbe zu beſchleunigen, denn er hatte nur noch drey Quart von einem Scudi in ſeinem Vermögen. Da er nun feſt entſchloſſen war keinen Augenblick

genblick länger zu ſäumen, ſo trank er mehr als gewöhnlich, gieng ſodann nach dem Louvre, und ſetzte ſich auf einen von den Marmorſteinen vor dem Thor, wo die Bedienten gewöhnlich ihre Herrn erwarten. Hier hielt er ſich ziemlich lang auf, denn er war Willens, dem Könige den Todesſtoß in eben dem Augenblick zu verſetzen, wenn er ſich zwiſchen beyden Thoren befinden würde, wozu ihm die Beſchaffenheit des Orts ſehr günſtig ſchien. Als er aber vernahm, daß der Düe D'Espernon nicht an dem Orte zugegen ſey, wo er glaubte daß der König abſteigen würde, ſuchte er ihm den Weg abzuſchneiden, und ſtellte ſich an eine von den kleinen Buden nach der Gegend des Innocents zu, in der Straße Ferronerie, wo er ihn erwartete. In dieſer Straße ſind viele Kramläden und Buden, welche an die Mauer des Kirchhofs des Innocents ſtoßen. Als König Heinrich der Zweyte im Jahr ein tauſend fünf hundert vier und funfzig, den vierzehnten May, alſo gerade am Geburts und Sterbetage dieſes großen Fürſten, zu Compiegne war, und in Erwägung zog, daß dieſe Straße die Stadt Paris quer durchſchneide, daß die Könige gewöhnlich durch dieſelbe ihren Weg nehmen müſſen, wenn ſie vom Louvre nach der Tournelle fahren wollen, und daß ſie, der vielen Buden wegen, ſehr eng, ſchmutzig und unbequem ſey, befahl er, dieſelben niederzureißen und bey Seite zu ſchaffen. Dies Edict wurde zwar vom Parlemente beſtätigt, blieb aber zum größten Unglück unausgeführt. An dieſen nemlichen Buden, lief der Böſewicht, ganz erhitzt und von Schweiß triefend, auf und ab. Der König kam, ward, als er die Straße hinunfahren wollte, den Herrn von Montigny gewahr, und rief ihm nach ſeiner gewöhnlichen Leutſeligkeit mit lauter Stimme zu: „Ihr Diener, Montigny! Ihr Diener!“ Beym Einfahren in die Straße, ſtieß der

Wa-

Wagen rechter Hand auf zween Karrn, wovon der eine mit Wein, der andere mit Heu beladen war. Deswegen mußte der König links einlenken und jeden Augenblick still halten. Mittlerweile waren die Einspänniger über den Kirchhof des Innocents geritten; die Edelleute konnten gar nicht an den Wagen kommen; zwischen demselben und den Buden drängten sich eine Menge Leute hindurch. Jener Unmensch kam des nemlichen Wegs, angethan mit einem Mantel, welcher ihm über die linke Schulter hieng, das Messer in der Hand, und oben darüber den Hut haltend damit man es nicht wahrnehmen sollte. Die Stellung des Königs machte ihm Muth. Hätte sich derselbe nicht mit dem Gesicht nach der Seite gedreht, so glaube ich noch, daß ihn die Majestät und Würde, welche die Hand Gottes den Königen auf die Stirn prägt, vielleicht von seinem Vorhaben abgeschreckt hätte. Der König saß rechter Hand, dicht neben dem Duc D'Espernon, welchem er einen Brief zu lesen gegeben hatte. Zu seiner Linken saß der Duc de Montbazon, welcher den Kopf seitswärts drehte, damit es nicht das Ansehen haben möchte, als ob er das, was der König ganz leise sprach, belauschen wollte, denn dieser hatte sich vorwärts gebogen, und sagte zum Duc D'Espernon und dem Marschall de Laverdin folgende Worte: „Auf dem Rückwege aus dem Arsenal will „ich Euch den Plan zeigen, wodurch Herr D'Escu„res den Uebergang meiner Armee zu bewerkstelligen „hofft. Ihr werdet Euch darüber freuen, und ich selbst „bin ungemein damit zufrieden." Als nun die Furie sah, daß ihm der König während dieses Gespräches die Seite Preis gab, und daß der einzige Einspänniger welcher noch zugegen war, und die Ausführung seines Vorhabens hätte verhindern können, sich eben damit beschäftigte, sein Knieband zu befestigen, versetzte er dem Kö-

nige

nige über das Rad hinweg zween Stiche mit dem Meſſer. Er wollte ihm deren noch mehrere beybringen, aber der Düc de Mönthazon fieng den dritten mit ſeinem Wammöermel auf. Der erſte Stich gieng zwiſchen der zweyten und dritten Rippe durch, war ungefähr quer Fingers breit, und lief unter dem Herzmuskel hin, ohne jedoch die Bruſt zu verletzen. Der zweyte, welcher etwas tiefer traf, gieng mitten auf der Seite zwiſchen der vierten und ſechſten Rippe durch, war zween Finger breit, durchbohrte den einen Lungenflügel, und erſtreckte ſich von da bis an die große Schlagader, die er oberhalb des linken Herzohres zerſchnitt.

Als der König den erſten Stich bekam, fuhr er mit dem Arm in die Höhe, und gab dadurch ſeinem Mörder nur noch mehr Blöße, den zweyten anzubringen. Auch fand ſich nachher, daß das äußerſte Ende ſeines Wammöermels auf der Auſſenſeite, nach der Hand zu, an zwey, und das Hemde, weil es in Falten gelegen hatte, an drey Orten durchlöchert war. Dieſer Umſtand beſtätigte, was der Mörder gegen mehrere Perſonen wiederholte, nemlich: er habe dem König zwar drey Stiche verſetzt, aber nur durch einen ſey das bewirkt worden, was er gewünſcht hätte. Bey dem erſten Stiche ſagte der König: Ich bin verwundet! aber der zweyte folgte ſo ſchnell, daß er kaum noch die Worte heraus bringen konnte: Es thut nichts! denn das Blut ſchoß ihm ſtrommweiſe zum Munde heraus. Der Düc D'Espernon ſprang gleich auf, hielt ihn, damit er nicht umſinken möchte, und bat ihn, an Gott zu denken. Der König faltete die Hände, und richtete die Augen gen Himmel. Seine Seele, welche über und über mit dem Blute des unſchuldigen Lammes beſprengt war, welches von Anbeginn der Welt her für uns geopfert ward, ſchied ſanft aus ſeinem Körper, welcher

von dem Blute troſ, das aus ſeinen ganz unſchuldiger Weiſe empfangenen Wunden quoll.

Der Wagen hielt ſtill, der Weg war verſperrt, die Straße mit einer Menge beſtürzter Menſchen angefüllt, und der Kutſcher, welcher ganz außer ſich war, wußte nicht, ob er vorwärts oder rückwärts fahren ſollte. Herr de Saint Michel, einer von den Edelleuten, welche den König gewöhnlich begleiteten, griff nach dem Degen, und wollte den Mörder darnieder hauen. Allein der Düc D'Espernon rief ihm zu: wenn ihm ſein Kopf lieb ſey, ſolle er ihn unangetaſtet laſſen; denn der König befinde ſich wohl. Zugleich riß er dem Kerl das Meſſer aus der Hand. Der Graf de Curſon gab ihm einen Stoß mit ſeinem Degengefäß vor die Gurgel. Herr de la Pierre, einer von den Hauptleuten der Leibwache, verſicherte ſich ſeiner Perſon, und übergab ihn den Einſpännigern, die ihn dem Herrn de Montigny überantworteten. Herr de Biancourt ſprang eilig aus dem Wagen, und begab ſich auf das Rathhaus, um daſelbſt die Verfügungen zu treffen, welche er von Amtswegen zu beſorgen hatte. Andere liefen zum Dauphin, in der Abſicht, für deſſen Sicherheit zu ſorgen. Herr von Courtemer hat mir vermittelſt einer handſchriftlichen Nachricht die Wahrheit verbürgt: der Marquis de la Force habe ihn im nemlichen Nu, und in der nemlichen Straße gebeten, er möge ſich doch nach dem Arſenal begeben, und den Düc de Süllÿ von dieſem Unglückefall benachrichtigen. Auf dem Wege dahin, wären ihm acht bis zehn Männer zu Fuß, und zween zu Pferde begegnet, welche unter vielen Flüchen und Schwüren geſagt hätten: Der Kerl muß ſterben! Dann wären ſie auf jenen Tyger losgegangen, und hätten ihn umbringen wollen. Er habe ſich aber mit

hin-

bloß im Degen ins Mittel gelegt, ihre Hiebe und Stöße auspariert und zu ihnen gesagt: der König befinde sich wohl, und habe ausdrücklich befohlen, daß ihm kein Leid geschehen solle. Der Oberpräsident, welcher von diesem Vorfall benachrichtigt worden sey, habe sich bey ihm erkundigen lassen, was dies für Leute gewesen wären? Darauf habe er erwiedert, sie hätten sich wieder im Gedränge verloren, und man müsse bey Leibe nichts auf gerathewohl unternehmen.

Dieser schreckliche, meuchelmörderische Streich ward mit einer solchen Behendigkeit ausgeführt, daß fast niemand etwas davon gewahr wurde. Die Verstürzung war so groß, daß man wohl schwerlich den unmenschlichen Thäter entdeckt haben würde, wenn er sein Messer auf die Erde geworfen hätte; weder an seiner Furcht, denn diese war allgemein, noch an seiner blassen Gesichtsfarbe, denn er betheuerte, daß er so gleichgültig auf den König losgehauen habe, als ob er einen mit Heu ausgestopften Stiefel vor sich gehabt hätte. So hatte ihm der Teufel aller Scheu, alles Respects, alles Nachdenkens beraubt.

Als der Wagen mit dem Könige im Louvre ankam, schrien die Leute am Eingang des Vorhofs: Wein! Wundärzte herbey! Man hatte aber weder den einen noch die andern nöthig. Die Nachricht von seiner Ermordung hatte sich bereits im Pallast verbreitet, aber man glaubte noch nicht, daß er wirklich todt sey, bis endlich der Wagen anlangte, der entseelte Leichnam herausgenommen, und in dem kleinen Cabinet aufs Bett gelegt wurde. Diese Verrichtung besorgten der Duc de Montbazon, der Duc de Vitri, der Marquis de Mermoutier, der Marquis de Sülly, einer von den Stallmeistern, und noch

einige andere Perſonen, deren Namen mir nicht
kannt werden ſind. Petit, ſein Oberleibarzt, ver
cherte mich, er ſey nicht eher als auf dem Bett verſch
den. Als er ihm zugerufen: Sire, denken S
an Gott, und ſagen Sie in ihrem Herze
Jeſu, du Sohn David erbarme Dich mei
habe der König dreymal die Augen wieder aufgeſchlag
Noch ein anderer Herr hat mir das Nemliche erzäh
Man zweifelt aber ſehr, daß ihm die Beſchaffenheit d
Wunde dieſe Lebensfriſt habe geſtatten können, ſonde
glaubt vielmehr, er habe in ſeinem Blute erſticken müſſe
Ein gewiſſer Staatsrath fand ſich, nachdem er das Co
ſeil in Geſellſchaft des Kanzlers und der übrigen Herr
verlaſſen hatte, bey dem Leichnam ein, und blieb d
ganze Nacht da. Dieſer letzte Liebesdienſt, welch
er dem König erzeigte, war ein deutlicher Beweis v
dem Eifer, womit er ſeine frühern Pflichten erfüllt ha
te. Der Erzbiſchof von Ambrun fand ſich au
daſelbſt ein, verrichtete ſein Gebet, und trug Gott d
Fürbitte der Kirche für das Heil ſeiner armen Seel
vor.

Man erzählt, ein gewiſſer Herzog von Bur
gund ſey vor Schrecken geſtorben, als ihm ein Schwarz
künſtler neun Kriegshelden gezeigt habe, welche im Be
griff ſtanden, den König zu morden. Dann hätten di
vor Herzleid ſterben müſſen, welche wie man eine Han
umdreht, dieſen König aller Kriegshelden entſeelt d
liegen ſahn. Nun erblickte ich zwar ſein blutiges Hemd
ſeine von angehäuftem Blut emporgeſchwelte Bruſt, ſei
ne mit Todesblaſſe bedeckte Stirn, ſeine geſchloſſenen Au
gen, den offenen Mund, und überdies noch ſein Or
denskreuz; demungeachtet ſchien mir dies alles ein
Traum. Ich konnte meinen Augen nicht trauen, konn
te mir es nicht als möglich vorſtellen, daß ich den wirk

lich todt vor mir sähe, der nur erst vor einer Stunde von nichts anderm als Schlachten, Siegen und Triumphen, sprach. Dies ist denn also, sagte ich gleich andern, der siegreiche Fürst, den alle Welt den Großen, den Unüberwindlichen nannte; der, wenn er sich nur in Bewegung setzte, zugleich die ganze Welt bewegte: dessen Entwürfe jedermann beruhigten, dessen Leiden aller Herzen betrübten, dessen Drohungen die Feinde schreckten, dessen Verordnungen seinen Unterthanen Schutz und Sicherheit gewährten. Dieß der Fürst, der die Christenheit in ihrem hinfälligen Zustande aufrecht erhielt, im Unglück sie tröstete, in bangen Besorgnissen ihr Muth einsprach. Dies der Fürst, der durch die Stärke seines Geistes, seinen durchdringenden Verstand, sein glückliches Gedächtniß, seine bewährte Erfahrung, und durch die drey Augen des Verstandes, nemlich Erkenntniß, Scharfblick und Vorsicht, die Kunst über Menschen zu herrschen, unter allen übrigen Künsten die schwerste, auf eine so vortrefliche Art trieb, daß er in dieser Rücksicht die berühmtesten Männer des Alterthums übertraf. Dies der Fürst, der in Geschäften so thätig, in ruhigen Stunden so wachsam, in zweifelhaften Fällen so vorsichtig, in glücklichen so mäßig, in unglücklichen so weise war; der sich in Schlachten vor nichts fürchtete, in Gefahren nie die Fassung verlor, und immer dem Schicksal die Stirne bot; der so genau wußte, was man fürchten und verachten, oder wünschen und begehren müsse. Dies der Fürst, der allen Gerechtigkeit widerfahren ließ, sie gegen jeden vollstreckt wissen wollte; der so geneigt war das Böse zu hindern, und das Gute zu befördern; der alle Arten von Zufriedenheit, Glück und Ehre genoß; der immer sich mit großen Entwürfen beschäftigte, um dadurch die Verherrlichung Gottes und Frankreichs Ruhm zu befördern; der stets darauf antrug, das Mangelhafte zu verbessern und jene großen

Meisterwerke zu vollenden, welche den Wundern der Welt an die Seite gesetzt zu werden verdienen; der fest entschlossen war, die Künste und Wissenschaften auf der Universität zu Paris und die Religion in der ganzen Welt wieder in Flor zu bringen. Dieser große Heinrich, dem der Himmel, so wie seine Tugenden und Verdienste, die Oberherrschaft der Welt hoffen ließen, stirbt in eben dem Augenblick, wo diese Hoffnung erfüllt werden sollte. Alle Prinzen, Cardinäle, Prälaten, und Hofleute eilen in der Absicht herzu, ihn in seinem Cabinet auf dem Bett liegen zu sehn. Dieser küßt ihm die Stirn, jener die Hand; mehrere werfen sich ihm zu Füßen; alle zerfließen in Thränen. Auch der Connetable erschien in eigener Person, und vermehrte das Traurige dieses Anblicks durch sein Jammern und Klagen; denn der Mann that ganz erbärmlich, daß Gott ihn so lang auf der Welt lasse, und hingegen einen Fürsten hinweggenommen habe, an dessen Erhaltung der ganzen Christenheit so viel gelegen gewesen sey. Der Schmerz griff ihn dergestalt an, daß ihm die Sprache vergieng, und daß er fast nicht mehr auf den Füßen stehn konnte. Jedermann hätte sich das Herz aus dem Leibe, die Augen aus dem Kopf weinen mögen, daß jene Augen sich auf ewig geschlossen hatten, welche die Freude und Wonne des ganzen Hofs waren, um deren Blicke man sich so eifrig, so ängstlich bewarb, daß man über den Tag für verloren schätzte, an welchem ihm nicht wenigstens einer derselben zu Theil wurde. Kein Maler würde die Trauer eines Vaters bey dem Tode seiner einzigen Tochter auf eine rührendere Art darzustellen vermögen. Kein Redner würde den Schmerz schildern können, welchen die Königin über den Verlust ihres Gemahls, des Königs, empfand. Wenn dieser nicht gerechte Thränen veranlaßt hätte, so müßte es fürwahr in der ganzen Natur gar keine solche Veranlassung geben;

der Schmerz müßte dergleichen nirgends wahrnehmen, die Vernunft sie nie statt finden lassen. Nachdem aber die Königin ihrer Betrübniß diesen gerechten Tribut entrichtet, nachdem sie neun Nächte lang nicht geschlafen, und dieselben theils mit weinen, theils damit zugebracht hatte, allerley Anstalten zu Verhütung noch größern Unglücks zu treffen; da überzeugte sie die Welt, daß es ihr von Gott vorbehalten sey, unser schreckliches Elend zu lindern. Hier finden wir Stoff, die Geschichte ihrer Regentschaft und der Regierung ihres Sohns zu beginnen, worin wir erzählen werden, wie sich Ihre Majestäten bey diesem Unglücksfall betrugen, mit welcher Herzensgröße, Treue und Liebe Sie von den Prinzen, den Kronbeamten, den Staatsräthen, den Gouverneuren der Provinzen, zu Paris und in allen andern Städten, bedient wurden, wo Dinge sich ereigneten, welche von solcher Beschaffenheit waren, daß Frankreich selbst seine bewundernswürdigen Thaten bewundern mußte. Dies alles erfodert ein eigenes Werk, denn außerdem scheinen dergleichen Abhandlungen weiter nichts als unzusammenhängende Fragmente zu seyn. Die Geschichte Heinrichs des Vierten erstreckt sich nicht viel weiter als bis an sein Lebensende, und da wo sie sich schließt, beginnt jene Ludwigs des Dreyzehnten, des höchstbeglückten Sohns eines Vaters, welcher die Zierde aller vergangenen Jahrhunderte war, und die Bewunderung aller künftigen seyn wird.

Drittes Buch.

Es würde in der That unverzeihbar seyn, die Beschreibung der Ehrenbezeugungen, welche man des Königs erhabenen Andenken erwies, des Gepränges, welches bey

ſeiner Beerdigung beobachtet wurde, und der Art und Weiſe wie man ſeinen Tod rächte, bis zu einer andern Zeit zu verſparen. Seine Geſchichte hat an ſeiner Wiege begonnen; ſie darf ſich nicht eher endigen, als an ſeinem Grabe.

Der Leichnam des König war in ein Gewand von ſchwarzem geblümten Atlas, ohne Borten, gekleidet. Dies zog man ihm des Freytags gegen Mitternacht aus, legte ihm ſtatt deſſen ein Wamms von weiſſem Atlas an, und trug ihn ſodann in ſein Wohnzimmer aufs Bett, wo er von ganz Paris in Augenſchein genommen, betrachtet, beklagt und beweint wurde. Die heiße Jahreszeit, und das viele Blut, welches ſich im Unterleibe angehäuft hatte, geſtatteten nicht, die Oefnung des Leichnams länger zu verſchieben. Sie ward des Sonnabends, gegen vier Uhr, im Beyſeyn von vierzehn königlichen Leibärzten vorgenommen. Sie fanden ihn ſo gut beſchaffen, und alle innern Theile ſo ganz unverſehrt, daß der König ein hohes und geſegnetes Alter hätte erreichen können, wenn ihn nicht dieſes Unglück betroffen hätte. Ihrer Meinung nach hätte ihn der Mörder an keiner gefährlichern Stelle verwunden, und auf keine ſchnellere Art ums Leben bringen können, wenn gleich der ganze Körper durchſichtig geweſen wäre. Das Eingeweide ward von einem Geſreyten der Garde und ſechs Soldaten, nach Saint-Denis gebracht, wo man es ohne alle Ceremonien beerdigte. Das Herz des Königs that man in eine ſilberne Kapſel, welche ebenfalls wie ein Herz geſtaltet war. Herr von Varennes, Gouverneur von Angers und Oberpoſtmeiſter von Frankreich, erinnerte die Königin, an die Willensmeinung welche der König mehrmals geäußert hatte, daß daſſelbe in ſeinem Geburtsorte La Fleche ruhen, und den dortigen Jeſuiten in Verwahrung gegeben werden

den ſollte. Als die Königin dieſes Herzens erwähnen hörte, ward ihr eigenes von neuem verwundet; denn er iſt ja nicht anders möglich als daß eine Frau den lebhafteſten Schmerz darüber empfinden muß, wenn man ihr das Herz ihres Gatten abfodert. Sie antwortete: da der Wille Gottes nun einmal geſchehen ſey, ſo ſolle der Wille des Königs ebenfalls vollzogen werden. Demzufolge befahl ſie, dieſes Herz den Jeſuiten zu La Fleche einzuhändigen, und ertheilte dem Düc de Montbazon den Auftrag, es dahin zu transportiren. Der Prinz von Conti überreichte daſſelbe dem Pater Jacquinot, welcher dem Proſeßhauſe zum heiligen Ludwig als Rector vorſtand. Der Pater Cotton ſtattete im Namen der ganzen Geſellſchaft die Dankſagung ab. Herr de Vitri hatte die Veranſtaltung getroffen, daß es bey dem Schein von zwölf Wandlichtern und unter Bedeckung von vier und zwanzig Hatſchieren, welche vor dem Wagen hergiengen, nach der Jeſuitenkirche gebracht wurde, wo dieſes köſtliche Depot eine Zeitlang aufbewahrt blieb. Von hieraus tranſportirte man es unter einer zahlreichen Begleitung nach La Fleche, wo es von Herrn de Varenne, deſſen Sohne, dem Baron de S. Suſanne, und der geſammten Geiſtlichkeit des Ortes, mit groſſem Pomp und Gepränge in Empfang genommen, und unter vielen Ceremonien, Leichenreden und Trauergeſängen in der Kirche des Jeſuitencollegiums beygeſetzt wurde. Den Leichnam des Königs balſamirte man ein, legte ihn in einen bleiernen Sarg, ſtellte dieſen in ein hölzernes Gehäuſe, deckte ein groſſes Stück Goldſtoff darüber, errichtete oberhalb deſſelben einen Thronhimmel, und auf jeder Seite einen Altar, woran achtzehn Tage lang alle Morgen Meſſe geleſen, und zu allen Stunden, ſowohl bey Tag als bey Nacht, ohne Unterlaß gebetet wurde. Nachher wurden in allen Kirchen

durch ganz Frankreich für den König Betstunden gehalten. Die, welche der Meinung sind daß dies den Todten nichts helfe, nahmen gleichwohl auch Antheil an der allgemeinen Trauer, welche dieser Unglücksfall veranlaßte; denn sie betrachteten ihn als ein Strafgericht, das Gott über Frankreich verhängt habe, und ordneten daher in allen Provinzen, worin sie Kirchen besitzen, einen allgemeinen Bußtag an. Nach ihren Gesetzen ist niemand hievon ausgenommen, und er wird so streng gehalten, daß sie ihrem Körper den ganzen Tag über nicht die mindeste Nahrung reichen, da mittlerweile ihre Seele entweder zu Gott betet, oder wenigstens Gottes Wort anhört.

Aus dem Zimmer schaffte man den Leichnam des Königs in den Saal, wo man seinem Bildniß sowohl des Mittags als Abends, wenn es Essenszeit war, auf eben die Art Cour machte, wie bey seinen Lebzeiten dem Original. Man hatte einst der Königin gerathen, auf diese nemliche Weise Heinrich den Dritten, König von Frankreich und Polen, beerdigen und an ihm die Pflichten zeigen zu lassen, welche die Lebendigen gegen die Todten beobachten müssen, und die ihm aus mancherley wichtigen Ursachen vorenthalten worden waren. Der Düc D'Espernon und der Oberstallmeister Bellegarde hatten den Auftrag erhalten, sich nach Compiegne zu begeben, und den Sarg von dort nach Saint Denis bringen zu lassen. Die Beschreibung seiner Exequien findet man am Ende seiner Lebensbeschreibung. Wir können uns nicht dabey aufhalten, sondern merken nur noch an, daß Frankreich zween seiner Könige um eben die Jahrszeit auf eine eben so ruchlose als meuchelmörderische Weise mit Messerstichen ums Leben bringen, und acht Tage nachher beerdigen sah.

Was

Was die Leichenbegängniſſe der Könige von Frankreich betrift, ſo beobachtete man in Rückſicht derſelben, ſeit den Zeiten Karls des Achten, immer die nemliche Form. Wenn man eines derſelben geſehen hat, ſo iſt es eben ſo gut, als hätte man die andern alle geſehen. Man hat nichts weiter nöthig, als nur noch die Namen der Perſonen hinzuzufügen, und Zeit und Ort zu beſtimmen. Findet ja einiger Unterſchied dabey ſtatt, ſo iſt es bloß in Anſehung des größern oder mindern Aufwands. Da jedoch dieſer groſſe Fürſt ſeine Vorgänger in ſo mancher andern Rückſicht übertraf, ſo war der ausdrückliche Wille der Königin, daß auch ſein Leichenbegängniß, an Pracht und Aufwand alle andern weit hinter ſich laſſen ſolle.

Als das Bildniß zehn bis zwölf Tage lang im Saale zur Schau geſtanden hatte, nahm man es, der Etiquette gemäs, wieder hinweg, ſtellte den Leichnam auf die Bahre, und kleidete den Saal in Trauer. Nun kam der König, mit ſeinem Purpurmantel angethan, in Begleitung ſeiner Herrn Brüder, der Prinzen vom Geblüt, und der vornehmſten Herrn von Hof, in der Abſicht, den Leichnahm mit Weihwaſſer zu beſprengen. Einige Tage nachher verrichteten die vornehmſten Dicaſterien dieſelbe Ceremonie. Der Kanzler ließ mit Genehmigung des Conſeil den Befehl ergehen, daß man den verſtorbenen König in der öffentlichen Todesanzeige Heinrich den Groſſen nennen ſolle, weil er an Großmuth und Milde nicht leicht ſeines Gleichen habe. In der That war er dieſes Titels nicht nur in Anſehung ſeiner Glücksvorzüge, ſondern auch wegen ſeiner perſönlichen Eigenſchaften und Tugenden vollkommen würdig. Das groſſe und prächtige Leichengefolge, welches ſich vom Thore zu Paris bis nach Saint Denis erſtreckte, kann man ſich eben ſo leicht vorſtellen, als

es ſich beſchreiben läßt. Man denke ſich nur eine ungeheure Menge brennender Windlichter, fünf hundert Hausarme, eine groſſe Menge Invaliden in ſchwarzer Kleidung, und hinter dieſen die ſämmtliche Geiſtlichkeit von Paris, denn alle Congregationen, ſie mochten aus Ordensgeiſtlichen oder Weltleuten beſtehn, begleiteten die Leiche; ausgenommen die Karthäuſer und Cöleſtiner. Selbſt die Jeſuiten erboten ſich mit zu gehen. Alle Diocaſterien, die ſämmtlichen Juſtizbeamten zu Paris, alle Facultäten der dortigen hohen Schule, die ganze Dienerſchaft, das Militär, und die königliche Stallparthey; dies alles machte die Leichenbegleitung aus. Hinterdrein kam nun erſt der eigentliche Prachtaufzug. Zuerſt der ſechsſpännige mit Wappen behangene Trauerwagen: mitten darauf der Leichnam des Königs. Dann ſein Bildniß, umgeben von den Parlementsherrn, in rothen Kleidern. Das Küſſen, worauf es lag, trug der Prevot der Kaufleute. Hierauf folgten die Schöffen der Stadt Paris, welche den Gerechtigkeitsſtab, das Scepter und die Krone trugen. Hernach brachte man die Rüſtung des Königs, nemlich: ſein Schwert nebſt dem Wehrgehänge, den Helm mit dem Federbuſch, den Mantel, den Waffenrock, den Schild, die Panzerhandſchuhe, und die Sporen. Ferner, die Panniere, Fahnen und Standarten der Compagnien, alle ſchwarz überzogen, das Prachtpferd, und noch zwölf andere Pferde, welche von eben ſo viel Pagen geführet wurden. Endlich folgten die Biſchöffe, Erzbiſchöffe, Geſandten, und Cardinäle. Nun kam der eigentliche Trauerzug, wobey ſich der Prinz von Conti, der Graf von Soiſſons, die Herrn de Guiſe, Joinville, und d'Elboeuf, die Ducs D'Espernon und Montbazon, die Ordensritter und noch viele andere Herrn befanden. Ehedem giengen die Söhne der Könige mit. Die vier Söhne des Clo-

tar begleiteten den Leichnam ihres Vaters von Compiegne bis nach Soiſſons. Dieſe Ehre erwies Ludwig der Dicke ſeinem Bruder, Philipp, Ludwig der Achte dem Philipp Auguſt, Philipp der Dritte Ludwigen dem Neunten, Karl der Fünfte dem Johann, auch wohnten Karl, Herzog von Orleans, und Heinrich, Herzog von Anjou, der feyerlichen Beerdigung ihres Vaters, Heinrich des Zweyten, ebenſo bey. Allein das Ceremoniel, welches bey dergleichen Gelegenheiten von rechtswegen beſtimmt ſeyn ſollte, hat ſich nach und nach geändert, ſo daß man das, was man das einemal beobachtet, ein andermal wegläßt; und eben deswegen ſagte Herr de Tilet, man habe hierüber ganz und gar keine Gewißheit. Sonſt pflegte man auch das Bildniß des Königs auf den Sarg zu legen, um dadurch dem Volke deſto mehr Reſpect gegen den darin befindlichen Körper einzuflößen; und damit es zugleich überzeugt werden möchte, daß der König nie ſterbe, und daß die Verwaltung der Juſtiz, die vornehmſte und weſentlichſte unter allen Beſchäftigungen des Königs, ununterbrochen fortdaure, gehen jederzeit die Parlementsherrn neben demſelben her. Bey der Beerdigung Franz des Erſten, wurde es zum erſtenmal vom Sarge genommen, und ſeitdem ſtreitet man ſich darüber, welche Stelle dem Biſchof von Paris bey dergleichen Feyerlichkeiten eigentlich anzuweiſen ſey.

Den Dienſtag, am neun und zwanzigſten Junius, brachte man den Leichnam des Königs, nach der Kirche de Nôtre Dame, und ſtellte ihn daſelbſt unter die beleuchtete Kuppel. Die Prinzen vom Geblüt, und die andern Leidtragenden Herren, nahmen ihren Platz im Chor rechter Hand; die Parlementsherrn aber ſetzten ſich ihnen gegenüber. Mittwochs gieng der Zug, nach-

dem

dem das Hochamt geendigt war, der Biſchof von Aix die Leichenpredigt gehalten, und die Geſellſchaft abgeſpeiſet hatte, in der nemlichen Ordnung nach Saint Denis. Als er aber über die Vorſtädte hinaus kam, trennte er ſich; Leute, welche bis dahin zu Fuß gegangen waren, ſetzten ſich nunmehr entweder zu Pferd oder in ihre Kutſchen, und dieſer ſo ſchön geordnete feyerliche Pomp verſchwand. Die Hauptleute von der Garde, Montespan, Vitri und Praslin, verließen den Wagen nicht einen Augenblick; denn ſie hatten ſich ſchon vorher verlauten laſſen, ihre Pflicht gebiete ihnen zwar den Leichnam zu bedienen, aber nicht das Bildniß. Die Geiſtlichkeit von Saint-Denis gieng ihnen bis an den Kreuzweg entgegen, denſelben in Empfang zu nehmen. Man hatte einigen Verdacht, der Sarg ſey leer, und der Leichnam des Königs bereits beerdigt, weil es der außerordentlichen Hitze wegen nicht möglich geweſen ſey, ihn noch länger in ſeinem Wohnzimmer aufzubewahren, indem man ihn ſehr ſchlecht einbalſamirt habe. Vitri verſicherte, dies ſey wirklich des Königs Körper, und ſetzte hinzu, wenn ſie nur ein klein wenig näher zum Sarge treten wollten, ſo würden ſie überzeugt werden, daß er die Wahrheit ſage, und daß der größte Monarch aus keinem andern Stoff beſtehe, als der geringſte Erdenbewohner.

Man bedurfte bey dieſer Feyerlichkeit keiner gedungenen Klagweiber, und keiner erkauften Thränen; denn ſie floſſen ohnehin reichlich genug, und wer ſie hätte zurückhalten können, der müßte kein menſchliches und für Mitleid empfängliches Herz gehabt haben. Das Wehklagen nahm zu und verwandelte ſich in lautes Schluchzen, da man den Leichnam unter den gewöhnlichen Ehrenbezeugungen ins Grab ſenkte. Als der Graf de Saint Paul, welcher bey dieſer Gelegenheit die Stelle

le des Oberhofmeiſters vertrat, zu ihnen ſagte, daß der König todt ſey; als gleich nachher die Herolde dreymal auf dem Grabe ausriefen: der König iſt todt! da wünſchte ſich mancher ihm nachfolgen zu können. War auch einer oder der andere ſtandhaft genug, ſeinen Thränen Einhalt zu thun, ſo verbitterte dies ſeinen Schmerz nur deſto mehr.

Wollte ich das Leidweſen der Einwohner von Paris beſchreiben, ſo würde es jedem, der es nicht mit anſah, unglaublich ſcheinen. Ueberall ſah man nichts als Weinen, hörte man nichts als Heulen und Schreyen; es war, als wenn das Volk in Stücken gehauen würde; denn das Uebermaß ſeines Schmerzes hatte es ganz aus der Faſſung gebracht. Fragt man, warum es ſo außerordentlich jammerte, ſo läßt ſich dieſe Frage ſehr leicht beantworten. Es geſchah aus Liebe. Woher aber dieſe Liebe? Als wenn Er nicht der Stadt Paris die gröſten Beweiſe ſeines Wohlwollens gegeben; alle ihre Vergehungen und Fehler ganz in Vergeſſenheit geſtellt hätte! Er eroberte ſie, ſchenkte ihr die Freyheit, behandelte die als Vater, welche ihn bey ſeinem Einzuge für einen Tyrannen gehalten hatten. Von dieſer Zeit an war er unabläſſig darauf bedacht, ihr wieder aus ihrem Elende emporzuhelfen, und ſie deſſelben ſo gänzlich vergeſſen zu machen, daß ſie mit Wahrheit ſagen könne, ſie ſey bloß deswegen in jenen unglücklichen Zuſtand gerathen, um deſto beglückter und mächtiger wieder aus demſelben hervorzugehen. Nie befand ſich Paris in einem blühendern Zuſtande als während ſeiner Regierung; denn er hatte in dieſer Stadt, ſo zu ſagen, noch mehrere andere Städte erbaut, wodurch ihre Schönheit und ihr Wohlſtand vermehrt wurde. Wüßte ich gewiß, ſagte der König, daß ich lange genug lebte, um zwo ſo große Unternehmungen ausführen zu kön-

können, ſo würde ich das Louvre vollends ausbauen, und die Vorſtädte von Paris mit Mauern einfaſſen laſſen. Dann könnte ich mich rühmen, das ſchönſte Schloß und die größte Stadt in der Welt zu beſitzen. Alle andere Städte kämen ihm gegen Paris nur wie elende Neſter vor, denn alles was man von Quinſai, Großcairo, Cambalu und Caſſagale erzählt, ſchienen ihm Fabeln zu ſeyn. Er war ſtolz darauf, Fremden die Herrlichkeit dieſer kleinen Welt zu zeigen, und ſie ſowohl von dem öffentlichen als Privat-Wohlſtande zu überführen, welcher darin herrſchte. Sie mit neuen Auflagen zu belaſten, kam ihm nicht in den Sinn. Schön und wahrhaft königlich war die Antwort, die er einſt dem Prevot der Kaufleute und den Schöffen von Paris ertheilte. Sie baten ihn um Erlaubniß, eine kleine Abgabe auf die Waſſerleitungen der Stadt legen zu dürfen, damit er dadurch in den Stand geſetzt würde, die Feyerlichkeiten und Geſchenke zu beſtreiten, welche man den vierzig Schweizerdeputirten und ihren Committenten machen müßte. Er hörte den Entwurf zu dieſer neuen Erfindung ſehr aufmerkſam an, und verſetzte ſodann: Denkt auf ein anderes Mittel! Nur Jeſu Chriſto kömmt es zu, Waſſer in Wein zu verwandeln! — Wenn man ihn an die Widerſpenſtigkeit und Frechheit erinnerte, welche dieſe Stadt zur Zeit des Aufruhrs geäußert hatte, ſchob er die Schuld lieber auf die Rädelsführer, anſtatt ihre Einwohner für ungehorſame Unterthanen zu erklären. „Das Pariſer Volk, ſagte er, iſt gut. Es geht den Weg, welchen man es führt. Alles Unglück kömmt von jenen her, die vorangehen, und nicht von der Einfalt derer, die ihnen nachfolgen, und durch böſes Beyſpiel angeſteckt werden.“

Jene

Jene Thränenſtröme ergoſſen ſich aber nicht nur in der Stadt, ſondern hauptſächlich auch auf dem Lande. Es war ein kläglicher Anblick, in allen Provinzen von Frankreich ganze Haufen von Bauern an den Heerſtraßen ſtehen zu ſehen, welche mit in einander geſchlagenen Armen darauf warteten, bis ein Fremder vorüberreiſen würde, bey welchem ſie ſich nach der wahren Beſchaffenheit dieſer traurigen Nachricht erkundigen könnten. Sagte man ihnen, daß ſie nur allzu gewiß ſey, ſo liefen ſie aus einander, wie eine Heerde die keinen Hirten hat, weinten und irrten unter lautem Jammergeſchrey auf den Feldern umher. Sie betrübten ſich hauptſächlich deswegen ſo ſehr, weil dieſer Fürſt ſich immer beſtrebt hatte, Eintracht und Ruhe unter ihnen zu befördern. Die Plackereyen, die langwierigen und koſtſpieligen Proceſſe, welche ſeine Unterthanen drückten, waren ihm äußerſt verhaßt. Ueberhaupt jammerte ihn das Elend ſeines Volks, denn Er trug deſſen Laſt nicht etwa nur äußerlich auf ſeinen Schultern, wie der Hohepriester in Iſrael; ſondern es that ſeinem Herzen außerordentlich weh, daß ihm ſeine dringende Lage nicht geſtattete, dieſelbe, ſo wie er es wünſchte, erleichtern zu können. Als er eines Tages erwog, daß die Steuern in mehrern Gegenden ſeines Reichs ſehr drückend ſeyen, ſprach er: „Man läßt mein Volk die Steuer zwiefach bezahlen. Die eine Hälfte bekomme ich, die andere meine Beamten. Die zwote macht, daß die erſte ſehr drückend iſt; denn die Koſten welche die Beamten verurſachen, betragen eine weit gröſſere Summe als die Steuer ſelbſt. Daß man mich nicht beſtehle, iſt ſchwer zu verhindern, aber mein Volk vor dergleichen Räubereyen zu ſchützen, dieſes iſt vollends unmöglich.“ Wenn er durch ſeine

Staaten reiſete, hielt er oft ſtill, ſprach mit den Leuten, fragte woher ſie kämen, wohin ſie wollten, was ſie zu verkaufen hätten, wie viel ſie für dies und jenes bekämen, und was dergleichen Fragen mehr waren. Als er erfuhr, es gäbe Leute, welche behaupteten, daß dieſe Popularität ſeiner Würde zuwider ſey, gab er zur Antwort: „Meine Vorfahren rechneten es ſich zur Schande, zu wiſſen wie viel ein Teſtan (ungefähr ein Gulden) gelte, aber ich für meine Perſon möchte gern wiſſen, wie viel ein Quattrin (Kreuzer) werth ſey, damit ich darnach beurtheilen könnte, wie ſauer es dieſen armen Leuten wird, ihn zu verdienen, und damit ich ihnen nicht mehr aufbürden laſſe, als ſie tragen können.“

Die vielen Leichenreden und Trauergedichte, welche der Todesfall veranlaßte, dienen zu eben ſo viel Beweiſen, wie ſehr dieſer Fürſt bey ſeinen Lebzeiten geliebt, und nach ſeinem Hinſcheiden beklagt wurde. Die Univerſität zu Paris zeigte bey dieſer Gelegenheit, daß ſie die Pflegamme der Genien, und unter allen europäiſchen Muſenſitzen die Königin ſeyn. Auch gelehrte Männer in fremden Ländern ſchwiegen bey dieſer allgemeinen Trauer nicht ſtille. Gleichwie die Handlungen dieſes großen Königs mehr bewundert als nachgeahmt, und dennoch mehr nachgeahmt als erreicht wurden; ſo kamen auch bey dieſer Gelegenheit Abhandlungen zum Vorſchein, welche eben ſo unnachahmlich als unerreichbar waren. Wenn die Partheyſucht nicht gegen alles was an gewiſſen Orten und von gewiſſen Perſonen geſchrieben wird, leidenſchaftlich eingenommen wäre, ſo würde ſie bekennen müſſen, daß auch die hiſtoriſchen Schriften, welche dieſen Gegenſtand betrafen, nicht minder unter die vorzüglichern Werke

ke des Genies gehörten. Doch ſein Triumph bedarf unſrer Lorbeern nicht; viel zu gering ſind unſere Marmorſäulen, ſein Andenken zu erhalten; ſeine Verdienſte übertreffen alle unſere Lobreden; in ſeinem glückſeligen Zuſtande lächelt er über unſere Klagen, und ſeine Gedanken gehen weit über unſere Begriffe. Die Nachricht von dieſem Todesfall verbreitete ſich wie der Blitz durch die ganze Welt, und war bereits an mehrern Orten ruchtbar, ehe ſie daſelbſt angezeigt wurde. So machte man des nemlichen Tags, an welchem ſich dieſes Unglück ereignete, in Piemont die Bemerkung, daß die Sonne gegen Abend ihren Schein verlor, und ſich nicht etwa nach und nach, ſondern ganz plözlich, vor dem Anblick der Menſchen verbarg. Auf der Stelle ſagte daher ein groſſer Philoſoph, dies zeige den Tod des Königs Heinrich an. Es iſt ja das erſtemal nicht, daß man Vorbedeutungen wahrnahm, ehe dergleichen ſchreckliche Fälle ſich wirklich ereigneten. — Viele chriſtliche Potentaten wurden durch dieſe Botſchaft in die gröſte Betrübniß verſezt; alle erſchracken darüber, weil ſie mehr als zu viel Urſach hatten, das traurige Loos derer zu beklagen, welche die Welt für ſo glücklich hält. Der König von England war einer der erſten, welcher ſie erfuhr, und zwar gerade zu einer Zeit, wo er ſich auf der Jagd befand. Sie rührte ihn dergeſtalt, daß er eine allgemeine Landtrauer durch ſeine drey Reiche veranſtaltete. Er ließ ſogleich ſein Parlement zu London auseinander gehen, und da er ſeinen Unmuth nicht ſtark genug in ſeiner Mutterſprache ausdrücken zu können glaubte, ſagte er auf lateiniſch: oberflächlicher Schmerz äußert ſich zwar laut, aber tiefempfundener ſey ſtumm. Er ließ die Edicte gegen die Katholiken von neuem beſtätigen und damit die Feyerlichkeit, kraft welcher der Prinz von Wallis zum Thronfolger erklärt wer-

den ſolle, nicht etwa durch einen traurigen Zufall geſtört wurde, befahl er, ſie wenigſtens zehn Meilen weit von dem Verſammlungsorte zu entfernen, und ihre Prieſter aus dem Lande zu ſchaffen. Kurz vorher hatte er dem Könige von Frankreich durch Herrn de Vitri zu erkennen geben laſſen, er wünſche ſehr, einen feyerlich beſchwornen Vertrag mit ihm zu ſchlieſſen, vermöge deſſen ſie einander wechſelſeitig verſprächen, daß derjenige welcher den andern überleben würde, die Kinder und Staaten deſſen, der zuerſt aus der Welt gienge, gegen jeden Angriff vertheidigen wolle. Jetzt erinnerte er ſich dieſes Verſprechens, und ſchwur von neuem, daß er ſein Wort halten, und alles Mögliche anwenden werde, den Tod eines ſo geliebten Bruders und großen Königs zu rächen.

Aber alles was andere Fürſten bey dieſem Vorfall empfanden, war nichts, in Vergleichung mit dem Schmerz und Leidweſen des Herzogs von Savoyen. Seine Gemüthsruhe war ganz dahin; er hatte weder Schlaf noch Eßluſt mehr. Mit gerechtem Unwillen ward er erfüllt, als der ſpaniſche Geſandte den Gedanken äuſſerte, Gott habe dem Hauſe Savoyen durch jenen Todesfall eine große Gnade erzeigt, denn widrigenfalls hätte der Herzog zu Grunde gehen müſſen.

Als der Pabſt dieſe Trauerpoſt vernahm, blieb er die ganze Nacht wach, um für die Seele dieſes großen Königs zu beten, und ſagte, die Kirche ſowohl als die geſammte Chriſtenheit hätte durch ſeinen Tod einen unerſetzlichen Verluſt erlitten. Er verurtheilte einige junge Leute zur Galeerenſtrafe, weil ſie, in dem Wahn, daß ihr Landesherr und ihr Vaterland durch das Abſterben dieſes Fürſten von einem furchtbaren Feinde befreyt werde, ſeinen Mörder ihren Retter genannt und auf deſ-

ſen

ſen Wohlſeyn getrunken hatten. Ueber den Schmerz der Königin und über das unverdiente Geſchick, welches ihrem Gemahl widerfuhr, legte er die lebhafteſte Theilnahme zu Tage. Den vornehmſten Kronbeamten ſchickte er Briefe durch Eilboten zu, worin er ſie ermahnte, die nemliche Liebe und Treue welche ſie gegen den verſtorbenen König bezeugt hätten, auch noch gegen deſſen Thronerben beyzubehalten. Wiewohl ſich die Päbſte nur ſelten bey den Exequien einzufinden pflegen, wollte er dennoch durchaus bey dieſen zugegen ſeyn, und die Leichenpredigt mit anhören, welche Jakob Seguier, ein eben ſo gelehrter als beredter Mann, hielt. Dieſer legte jenem großen Fürſten alle Lobſprüche bey, welche ihm wegen ſeiner Tugenden und Verdienſte gebührten. Er nannte ihn den Beſchützer der öffentlichen Ruhe, die Zierde der chriſtkatholiſchen Kirche, den Friedensſtifter unter den Potentaten der Chriſtenheit, und die Wonne der Welt. Dennoch ſchienen alle dieſe Lobeserhebungen dem gerührten Pabſte ſo wenig erſchöpfend, daß er ihm eröffnen ließ, er habe bey weitem noch nicht genug geſagt.

Der König von Spanien kam vor Zorn ganz außer ſich, als er dieſe Nachricht vernahm. Er merkte nicht gleich wovon man eigentlich ſprach, und fragte daher, ob ihm vielleicht der König den Krieg erklärt habe. Er wird nie wieder Krieg führen, erwiederte der Marcheſe de Velada; denn er iſt todt! Der König, welcher nun eben ſo ſchnell von der Wahrheit überzeugt, als vom tiefſten Schmerz durchdrungen war, ſagte hierauf, durch ſein Abſterben habe die Welt den größten unter allen Feldherrn verloren. Dann konnte er eine Zeitlang nicht wieder zum Wort kommen, und der Königin ſtürzten die Thränen aus den Augen. Als man ihm ſagte, der Kerl welcher den

König ermordet habe, ſize in Verhaft, dankte er Gott dafür, weil auf dieſe Art die Wahrheit an den Tag kommen, die, welche ihn angeſtiftet hätten, bekannt werden, und unſchuldige Perſonen vor Verläumdung geſichert ſeyn würden.

Der Erzherzog, welcher ohnehin entſchloſſen war, ihm in allem zu Willen zu ſeyn, ſeitdem er ſich überzeugt hatte, daß das Ungewitter nicht über ſeine Staaten losbrechen werde, wenn er ihn nicht zum Unwillen reize, nahm ebenfalls Antheil an dem allgemeinen Verluſt. Seine Gemahlin, die Infantin, eine ſehr edeldenkende Dame, und noch überdies von einer franzöſiſchen Lilie entſproſſen, gab ihre theilnehmende Geſinnungen noch deutlicher zu erkennen, indem ſie ſagte, die Chriſtenheit habe den glorreichſten und herrlichſten unter allen Königen verloren.

Die Könige von Polen, Schweden und Dännemark, beweinen ſeinen Tod, haben jedem ſeiner Züge auf immerwährende Zeiten ein liebevolles Andenken gewidmet, und empfehlen ſeine heroiſchen Thaten ihren Kindern zur Bewunderung und Nachfolge.

Der Kaiſer hatte zwar ſelbſt mit häuslichen Leiden zu kämpfen, konnte aber dennoch nicht hindern, daß jene traurige Nachricht bis in ſeinen einſamen Aufenthalt zu ihm gedrungen wäre, und ihn an das Ende aller irdiſchen Größe erinnert hätte. Schlüpfrig und ſteil iſt der Pfad, welcher zu ihr hinan führt; ihr Gipfel ſchwankt: unterhalb derſelben ſind grauſenvolle Tiefen. Nur mit vieler Mühe klimmt man zu derſelben empor; auf ihren Höhen findet man nirgends einen ſichern Standort; und ſtürzt man herab, ſo wird man auf immer von Abgründen verſchlungen.

Deutſchlands Fürſten ſagten, mit dem Tode dieſes Königs ſey aller Glanz der königlichen Würde erloſchen. Die Schweizer und Niederländer trauerten und klagten, wie Kinder über den Verluſt ihres leiblichen Vaters. Mit Thränen in den Augen ſagten die Herrn Venetianer: unſer guter König iſt todt! Unbeſchreiblich war die Angſt und Bangigkeit der kleinern Regenten, die unter der glorreichen und beglückten Regierung dieſes groſſen Fürſten in ungeſtörter Ruh und Sicherheit lebten, und ſich auf eben die Art in ſeinen Schutz begeben hatten, wie ſich die Küchlein vor den Nachſtellungen des Geiers unter den Fittigen ihrer Mutter bergen.

Die türkiſchen Kaiſer pflegen zwar alle chriſtliche Regenten zu verachten, und glauben, es ſey unter ihrer Würde, ſie für ihres Gleichen zu halten. Deswegen konnte man ſich nicht genugſam verwundern, als Mahomed geſtattete, daß man zwiſchen ihm und dem Mathias Corvinus eine Vergleichung anſtellen durfte. Allein ſo wie Amurat und Mahomed die groſſen und ſchönen Thaten jenes Fürſten bewunderten, ſo äuſſerte ihr Nachfolger, Achmed, als ihm die Nachricht von Heinrichs Tode hinterbracht wurde, das Reich der Chriſten habe ſeine ſtärkſte Stütze verloren.

Ich ſagte bereits weiter oben, man habe dieſen Todesfall an mehrern Orten mit Gewißheit vorher gewußt. So verſicherte mich der Geſandte der vereinigten Staaten, Herr D'Arcens, er ſey erbötig, der Königin mehr als hundert Perſonen vorzuſtellen, welche die Wahrheit beſtätigen würden, daß man in Flandern ſchon vor Ankunft der Eilboten davon benachrichtigt geweſen ſey. Ich ſelbſt hörte die Königin er-

zählen, ihr Hofjuwelier habe zur nemlichen Zeit Briefe von dorther erhalten, worin man ſich bey ihm erkundigte, ob es denn wirklich wahr ſey, daß man den König ermordet habe. Man hat mehrere Beyſpiele, daß ſich Gerüchte von dergleichen wichtigen Ereigniſſen unter den Leuten verbreiteten, ohne daß man erfahren konnte wo ſie eigentlich herrührten, und wenn man ihnen auf die Spur zu kommen ſuchte, verloren ſie ſich auf eben die Weiſe unter der Volksmenge, wie kleine Bäche und Gewäſſer im Weltmeer. Böſe Geiſter und Zauberer verbreiten ſolche Nachrichten oft weit in die Ferne. Der verſtorbene König hat mehr als einmal erzählt, daß ein Bedienter des Grafen de Foix, der einen Dämon in ſeiner Gewalt hatte, ſeinem Herrn, ſo oft er den Ausgang irgend eines Geſchäfts, einer Belagerung oder Schlacht, vorher wiſſen wollte, den ganzen Vorgang mit allen Umſtänden zeigte, ſo daß dieſer, auf ſeinem Schloß zu Conreze, wo dieſer Geiſt noch dermalen herum ſpukt, alles was ſich in ganz Europa ereignete erfahren konnte, ohne daß er nöthig hatte den Fuß vor die Thür zu ſetzen. So ſah einſt Apollonius von Thyane zu Epheſus, wie man den Domitian in Rom ermordete. So ſah Cornelius Gallus, ohne ſich aus Padua zu entfernen, die pharſaliſche Schlacht mit an. Dies alles iſt dem Glauben an die Wahrheit der Träume und Geſichte, welche Gott ſeinen Auserwählten offenbart, im geringſten nicht zuwider, verträgt ſich auch ſehr gut mit der Lehre, daß er die Beſchützung der Menſchen, und die Beſchirmung der Staaten ſeinen heiligen Engeln anvertraut habe, welche den Völkern der Erde dergleichen groſſe und wichtige Begebenheiten zu wiſſen thun. Die Kreuzfahrer erhielten die Nachricht von dem Succurs welchen ihnen die chriſtlichen Mächte bewilligt hatten, an eben dem Tage im gelobten Lande, als dieſer Beſchluß auf dem Concilio

lio zu Clermont gefaßt wurde. Sehr merkwürdig iſt folgendes: Ein Weltgeiſtlicher zu Douai, der einen ſo frommen und gottſeligen Wandel geführt hatte, daß er im Rufe der Heiligkeit ſtarb, hatte kurz vor ſeinem Tode drey Ecſtaſen. Nach den zwo erſtern erzählte er Dinge, die ganz unbegreiflich waren, und eben darum von niemand angemerkt wurden. Nach der dritten erwachte er wie aus einem tiefen Traum, und ſchrie, jezt werde der gröſte Monarch ermordet, den es auf Erden gäbe. Man fand nachher, daß er dieſe Worte in eben dem Augenblick ausſprach, als der König den Todesſtreich empfieng. Des nemlichen Tags, am vierzehnten May welcher von jeher für Frankreich ganz beſonders unglücklich war, bekam die Schweſter des Gouverneur von Dieppe, Herrn de Villiers-ſoutan, welche ſich im Kloſter Saint Paul, in der Picardie, als Nonne befand, einen Beſuch von ihrer Aebtiſſin, einer Schweſter des Cardinals de Sourdis. Nachdem ſie eine Zeitlang von allerley Angelegenheiten mit einander geſprochen hatten, ſagte die Nonne, ohne jedoch das geringſte von den Gemüthsbewegungen gewöhnlicher Enthuſiaſten zu äußern: Madame laſſen Sie uns geſchwind für den König beten, denn ſie bringen ihn um! Und gleich darauf ſagte ſie mit verſtärkter Stimme: O weh, er iſt todt! Bey genauerer Unterſuchung zeigte ſich es in der Folge, daß der König wirklich im nemlichen Au ermordet worden war. Da man übrigens dieſe Nonne als eine ſehr fromme und gottesfürchtige Perſon kannte, ſo konnte ſie es auf keine andere Art, als nur durch Gottes Vermittelung erfahren haben, welcher denen, die an ihn glauben, zukünftige Dinge als gegenwärtig vor Augen ſtellt.

Dieſer eben ſo plözliche als ganz unerwartete Todesfall erſchütterte jedermann. Wer Gewiſſen hatte,

ſchlug in ſich; ſelbſt viele Herrn von Hof veränderten, als ſie die Trauer anlegten, nicht nur die Kleider, ſondern auch die Geſinnungen, lernten die Nichtigkeit des Weltlebens einſehen, und ſagten eine Zeitlang mit jenem berühmten Kirchenlehrer: „O Leben, du haſt ſchon ſo manchen getäuſcht, verführt und verblendet, und biſt dennoch deinem Weſen nach ein bloßes Nichts, in deinem gröſten Glanze ein bloßer Schatten, in deinem höchſten Schwung ein bloßer Rauch! Dem Thoren ſchmeckſt du zwar ſüß, deſto bitterer hingegen dem Weiſen. Wer dich lieb hat, kennt dich nicht, und wer dich kennt muß dich verachten!“ Die Groſſen und Vornehmen, deren ganze Beſchäftigung gewöhnlich bloß darin beſteht, daß ſie den Thorheiten und Grillen der Welt nachjagen, deren Gedanken und Hoffnungen nur immer an der Erde kleben; dieſe ſahen bey Gelegenheit dieſes Todesereigniſſes die Eitelkeit der Welt und ihres Stolzes gleichſam im Bilde vor ſich; ſahen, daß dieſe vergänglichen und hinfälligen Dinge, ungeachtet ſie wie Diamanten glänzen, eben ſo nichtswerth und zerbrechlich wie Glas ſind. Ihre durch dieſen Todesfall erſchreckten Gemüther, muſiten mehr als jemals von der entſchiedenen und unumſtößlichen Wahrheit überzeugt werden, daß unter dem Himmel nichts als Eitelkeit iſt, und daß die Welt mit allen ihren Herrlichkeiten vergeht. Das Gerücht von dieſem Unglück mußte ſie gleich einer warnenden Stimme daran erinnern, daß wir hienieden keine bleibende Stätte, ſondern nur einen kurzen Aufenthalt haben, um zu einer beglückten Wohnung überzugehen; und daß ſie die Freuden, Ergötzlichkeiten und Vergnügungen, welche ihnen in dieſem Weltgebäude zu Theil werden, auf eine ſolche Art genieſſen müſſen, damit ſie dereinſt auch in jenem ein gutes Quartier bekommen; denn es iſt ſehr betrübt, ein ſchönes Haus verlaſſen

laſſen zu müſſen, und dagegen in eine elende Hütte verſetzt zu werden.

Viertes Buch.

Jetzt iſt uns nun nichts mehr übrig, als nur noch zu ſehn, wie die öffentliche Gerechtigkeit das gräßliche und verabſcheuungswürdige Verbrechen an dem Mörder beſtrafte, deſſen ſich derſelbe gegen ſie ſchuldig gemacht hatte. Gleich nach der Mordthat ſandte die Königin den Präſidenten Jeannin, den Staatsſecretär de Loménie und den Staatsrath de Boullion, nach dem Hôtel de Raiz, welche ihn verhören mußten, um zu erfahren, was ihn denn eigentlich zu dieſen abſcheulichen Unternehmen verleitet habe. Was er damals ausſagte, war im Grunde das Nemliche, was er auch in der Folge behauptete, und jene Herrn ſtimmten mit allen geſcheiden Leuten darin überein, der Kerl ſey verrückt. Anfänglich gaben ſie vor, der König ſey weder todt noch tödtlich verwundet; denn auf dieſe Art hofften ſie am leichteſten herauszubringen was ihn zu dieſem Verbrechen antrieb, indem er um ſo weniger Anſtand nehmen würde die Wahrheit zu geſtehn, je kleiner das Uebel ſey; er gab ihnen aber zur Antwort, er wiſſe mehr als zu wohl wie es mit dem Könige ſtehe. Kurz zuvor hatte er geſagt, das Meſſer ſey ſo tief eingedrungen, daß er das Wamms des Königs mit dem Gelenk ſeiner Hand berührt habe. Man fand verſchiedene Schriften bey ihm; unter andern auch Reime welche ſich auf das Ende einer zum Tode verurtheilten Perſon bezogen. Dies Gedicht, ſagte er, habe einen ſeiner vertrauten Freunde in ſeinem Geburtsort, Angoulême, zum Verfaſſer, der es

ihm

ihm in der Abſicht mitgetheilt habe, damit er ihm, weil auch er Dichter ſey, ſeine Meinung darüber ſagen ſolle. Ich habe es geſehn, und mir ſchien es, als ob er daſſelbe ſehr ſorgfältig und mit ganz beſonderm Fleiß abgeſchrieben habe, um für ſeine eigene Perſon Gebrauch davon zu machen; denn die Stellen, welche auf die lezten Gedanken, womit ſich ein Menſch in einem ſolchen Zuſtande beſchäftigt, Bezug hatten, waren mit ganz andern Schriftzügen und Buchſtaben geſchrieben als das Uebrige, ſo daß es einem auffallen mußte. Als er ſich verlauten ließ, er habe dem Könige immer vorſtellen wollen, daß er die Hugenotten bekriegen ſolle, fragte man ihn, wer ihm dies gerathen habe? Hierauf gab er zur Antwort: Dies brauche er nicht zu ſagen; ſeinem Beichtvater wolle er es aber entdecken. Ich fand dieſen Umſtand in den Originalacten ſeines Proceſſes, welche ich bald nachher im Hôtel de Raiz zur Einſicht erhielt; und da er mir bereits eröffnet hatte, daß er Feuillantiner geweſen, hernach aber wegen verſchiedener Aufſäze, welche er über gewiſſe Erſcheinungen, und beſonders über die Strafgerichte Gottes verfaßt habe, wieder aus dem Orden geſtoßen worden ſey, merkte ich mehr als zu deutlich, daß es mit ſeinem Verſtande nicht richtig ſey, daß er den Vorſpiegelungen des Teufels Gehör gegeben habe, und daß die Tortur nicht ſowohl dazu dienen werde ihn zum Geſtändniß zu bringen, als ihn vielmehr in ſeiner Halsſtarrigkeit nur noch mehr zu beſtärken. In ſeinem verrückten Gehirn hatte ſich eine ganz verkehrte Vorſtellung von der Gottſeligkeit und Gerechtigkeitsliebe des Königs entſponnen. Er war ſchon ehedem eines Mords wegen angeklagt worden, und der Parlementsrath Sauguin hatte in dieſem Proceß als Referent gedient. In Beziehung auf dieſen Umſtand ſagte ein anderer Rath zu ihm, es würde nicht nur für ihn,

ſondern für ganz Frankreich ſehr gut geweſen ſeyn, wenn er gleich damals beſtraft worden wäre, weil er ſodann keine Gelegenheit gehabt haben würde, den Geſalbten des Herrn, den Allerchriſtlichſten König, ums Leben zu bringen. Er verſetzte: es iſt eine groſſe Frage, ob er wirklich der Allerchriſtlichſte König war! Da er ſich einmal dieſen vermaledeiten Entſchluß in den Kopf geſetzt hatte, ſo verwandelte er, gleich einer Natter, alles Gute was er von dieſem Fürſten vernahm, in Gift. Leute, die ſeine Handlungen und ſein Betragen ſehr genau unterſuchten, waren der Meinung, die öftern Geſichte, welche er ſowohl wachend als ſchlafend hatte, die Eingebungen, wovon er bey Tag und bey Nacht in ſeinem Innern beunruhigt wurde, und ſo viele andere Kennzeichen zu betrachten, daß er vom Teufel beſeſſen ſey. Ein gewiſſer Menſch, welcher oft bey ihm geſchlafen hatte, ſagte aus, er ſey bisweilen des Nachts von einem Geiſte geweckt und gequält worden. Als er ihn einſt gefragt habe, wer denn dieß ſey, habe er ihm geantwortet: „es iſt mein Oheim; er verlangt, daß ich ſeine Quaal lindern ſoll.“ Außerdem hatte er noch viele andere groſſe Fehler an ſich, beſaß einen raſenden Eigendünkel, glaubte, er ſey weit über andere Menſchen erhaben, bildete ſich ein, die Rathſchlüſſe Gottes durchſchauen zu können, und zum Vollſtrecker ſeines Willens erkohren zu ſeyn. Ueberdies ſchimpfte er ganz entſetzlich auf alle regierende Herrn, und ſagte, ſie müßten ſchlechterdings gezüchtigt werden. Von dem verabſcheuungswürdigen Satze, daß es erlaubt ſey einem Tyrannen das Leben zu nehmen, gieng er zu der grundfalſchen Hypotheſe über, der König ſey unter allen Tyrannen der ärgſte, und zum Beweiſe ſeiner Tyranney führte er an, daß derſelbe die Hugenotten durchaus nicht bekriegen wolle. Es brauche nicht viel Zuredens, ſagte er, ſo wolle er

ihn

ihn umbringen, damit er zur Erkenntniß komme, und ſein Reich mit Feuer verheeren, damit es gereinigt würde. Ungeachtet dieſes Schimpfens und Schmähens, geſtattete ihm dennoch weder die Wahrheit noch ſein Gewiſſen, den König geradezu einen Tyrannen zu nennen. Alles was er gegen das Leben dieſes Fürſten ſagte, ward ihm in ſeinem Gemüthe von eben dem Rathgeber eingehaucht, welcher ſeinen Tod zu bewirken ſuchte. Der Nemliche, der die erſte Mordthat begieng, brachte auch die erſte Lüge vor. Schwer hielt es indeß, das Volk zu überzeugen, daß die Verbrechen ſonſt niemand als nur der Teufel zum Urheber habe. Um hinter die Wahrheit zu kommen, wünſchte es mit der größten Ungeduld, daß dies Scheuſal den Händen des Parlements überliefert würde, daß man ſich in einem ſo außerordentlichen Fall nicht an die gewöhnlichen Formen binden, ſondern ſogleich deſſen ſämmtliche Verwandten, ſo wie alle die, mit welchen er in Verbindung geſtanden hatte, beym Kopf nehmen, und auf die Tortur bringen möchte, um die wahre Beſchaffenheit der Sache zu erfahren. Aber in jenen höhern Sphären pflegt man ſich nicht nach den Wünſchen der niedern zu richten.

Sonnabends, den funfzehnten May, gegen Abend, ward er in die Conciergerie gebracht. Der Oberpräſident de Harlay, der Präſident D'Espremenil, wie auch die Herrn Bouin und Courtin, ließen es ſich ſehr angelegen ſeyn, ihm ſo geſchwind als es nur ohne Nachtheil der Gerechtigkeit geſchehen konnte, den Proceß zu machen. Die Königin ſchickte zu wiederholtenmalen den Marquis D'Anere zu dieſen Herren, welcher mit geheimen Inſtructionen verſehen war, und ihnen allerhand Vorſchläge thun mußte, wodurch ſie die Wahrheit herauszubringen hoffte. Unter andern ließ ſie ihnen ſagen, es habe ſich ein Metzger erboten,

boten, dieſen Böſewicht lebendig zu ſchinden, und zwar dergeſtalt, daß er die langwierige Quaal nicht nur überleben, ſondern auch noch ſo viel Kräfte behalten ſolle, daß man die Hinrichtung an ihm vollziehen könne. Die Richter hielten dieſen übertriebenen Eifer einer Prinzeſſin zu gut, welcher es darum zu thun war, der ganzen Welt einen Beweis ihrer Gerechtigkeitsliebe zu geben, und dieſelbe zu überzeugen, daß ſie nichts verabſäumt habe, ihr wegen dieſes öffentlichen Verbrechens Genugthuung zu verſchaffen, und die Urheber deſſelben zu entdecken. Sie fanden es löblich, daß ſie als eine vom tiefſten Schmerz durchdrungene Wittwe den Tod ihres Gemahls zu rächen ſuche, und als eine liebevolle Mutter für das Wohl ihres Sohns, des Königs, ſorge, indem ſie befürchte, daß eben dergleichen Anſchläge, wodurch der Vater ſein Leben verlor, auch gegen deſſen Kinder geſchmiedet werden könnten. Ihre königliche Majeſtät waren der Meinung, wenn man den Mörder bewegen könne ſein Verbrechen zu bereuen, werde er ſich vielleicht deſto bereitwilliger finden die Veranlaſſung zu demſelben zu geſtehn. Deswegen mußten ihn mehrere Gottesgelehrte und Ordensgeiſtliche beſuchen, und ihm ſolche Vorſtellungen ans Herz legen, daß er weit mehr Urſach hatte ſich vor den ewigen Strafen zu fürchten, als vor den zeitlichen. Es ſprachen auch in der Conciergerie viele Privatperſonen mit ihm, gegen die er aber immer auf einerley Rede blieb, und einmal wie das andere behauptete, daß ihn niemand zu dem begangenen Verbrechen verleitet oder angereizt habe. Wollte man hier alle ſeine Reden anführen, und die Ausbrüche ſeiner Wuth ſchildern, ſo würde man ein ganzes Buch mit lauter unnöthigen Dingen anfüllen können. Wir halten uns jedoch nur an das, was er ſeinen Richtern antwortete, und dieſe waren einſtimmig der Meinung, daß er ſich in allem, bis auf einige Ausfälle gegen

gen regierende Fürsten, als einen erbaumen und um wissenden Menschen zeigte. Es kostete ihnen nicht so wohl Mühe, herauszubringen wer den Mord begangen, als vielmehr wer ihn angestiftet habe, und auf welsen Rath er vollbracht worden sey. Die königlichen Advocaten Servin und le Bret, wie auch der erste Stellvertreter des Generalprocurators, thaten in dieser Rücksicht alles Mögliche, was man nur immer von ihrer Klugheit, ihrer Einsicht und Weisheit, erwarten konnte. Sie liessen alle die vorladen, welche mit dem Delinquenten gesprochen hatten. Sie verhörten zween Dominicaner, entliessen sie aber wieder, weil sie sehr würdige und unschuldige Männer waren. Eben so glimpflich behandelten sie einen jungen Franziskanermönch, dem der Delinquent die Frage vorgelegt hatte: ob es wohl ein Beichtvater der Obrigkeit anzeigen müsse, wenn ihm jemand das Bekenntniß ablege, daß er in Versuchung gerathen sey, einen König zu ermorden? Dieser junge Ordensgeistliche wollte nicht mit der Sprache heraus, entweder weil er sich fürchtete, oder aus andern Ursachen nicht antworten konnte. Man übergab ihn daher seinen Obern, mit dem Bedeuten, sie sollten einen Versuch machen, ob sie ihn vielleicht vermittelst der Disciplin zum Geständniß bringen könnten. Und da die Dominicaner aussagten, daß sie ihn mit der nemlichen Frage an den Pater D'Aubigny, einen Jesuiten gewiesen hätten, weil dieser eine besondere Geschicklichkeit in Auflösung solcher Gewissensscrupel besitze, so ließ man diesen ebenfalls rufen, und drang sehr scharf mit Fragen in ihn. Er vertheidigte sich aber hauptsächlich damit, daß ihm Gott, seitdem er auf Befehl seiner Obern das Predigtamt niederlegen, und sich dem Beichtstuhl widmen müssen, die besondere Gnade verliehen habe,

habe, daß er alles, was ihm unter dem Siegel der Beichte anvertraut werde, jeglich wieder vergesse.

Der Delinquent beantwortete alle Fragen der Commissarien auf eine solche Art, daß sie schlechterdings nicht auf die Spur kommen konnten, ob ihn jemand zu Verübung jener Greuelthat verleitet habe, oder nicht. Immer versicherte er hoch und theuer, es habe ihm niemand dazu gerathen oder Veranlassung gegeben, er habe auch sein Vorhaben nie gebeichtet, aus Furcht daß er verrathen und sodann seiner Absicht wegen hingerichtet werden möchte, ehe es zur That kommt. Er sey, sagte er, zu diesem Entschluß, welchen er eine Verirrung nannte, eines Theils durch gewisse Betrachtungen und Erscheinungen bewogen worden, welche er zu einer Zeit gehabt habe, wo er völlig munter und wach gewesen sey; andern Theils durch die Vermuthung, daß die Armee des Königs dazu bestimmt wäre, den Pabst zu bekriegen. Er habe von einem gewissen Menschen aus Angouleme vernommen, daß der König sich verlauten lassen, seine Vorfahren hätten den Päbsten emporgeholfen, jetzt stehe es bey ihm, sie wieder zu stürzen. Ein Soldat, mit welchem er über die Absichten des Königs gesprochen habe, hätte gegen ihn geäußert, er würde wohl auch gegen den Pabst mit zu Felde ziehen, denn die Ursach und Absicht des Kriegs gienge ihn nichts an. Diese Worte hätten ihn hauptsächlich zu jener That bewogen, denn seiner Meinung nach sey es eben so viel als wenn Gott selbst den Krieg ankündige, wenn man den Pabst bekriege. Am letztverflossenen Weihnachtsfeste hätten sich die Hugenotten zusammen verschworen, daß sie alle Katholiken umbringen wollten, und gleichwohl habe sie der König nicht deswegen bestraft. Er habe zwar einmal mit dem Könige hierüber sprechen wollen, allein unsere Personen hätten von seinem Re-

den auf ſeinen Gemüthszuſtand geſchloſſen, und ihm gerathen, ſich wieder nach Hauſe zu begeben. Zu Anfang des Jahrs ſey er, in der Abſicht mit dem König zu reden, ins Louvre gegangen, die Schildwachen hätten ihn aber nicht vorgelaſſen. Mit dem Jeſuiten D'Aubigny habe er nur ein einzigmal von ſeinen Erſcheinungen und Revelationen geſprochen, ihm bey dieſer Gelegenheit ein zerbrochenes Meſſer gezeigt, worauf ein Herz und ein Kreuz graviert geweſen ſey, und zugleich geſagt, er ſey der Meinung, daß der König die Hugenotten zum katholiſchen Glauben bekehren müſſe. Der Pater D'Aubigny habe ihn hierauf ermahnt, ein Vertrauen auf Gott zu ſetzen, und einige Greiſen zu erſuchen, daß ſie hierüber mit dem Könige ſprechen möchten; auch habe er ihm gerathen Arzney zu gebrauchen, damit ſein Gehirn wieder in Ordnung komme. Als D'Aubigny deswegen vernommen, und dem Delinquenten unter die Augen geſtellt wurde, erklärte er es alles für erdichtet und unwahr.

Jedermann war äußerſt begierig den eigentlichen Urheber dieſer Mordthat zu erfahren, und wünſchte eine oder die andere Marter ausfindig zu machen, wodurch man dieſem Böſewicht zum Geſtändniß der Wahrheit bringen könnte. Jedermann war der Meinung, wenn man ihn ſchonend behandelte, machte man ſich einer Grauſamkeit gegen das Publikum ſchuldig. Balais, welcher die neuen Meſſerklingen erfunden hatte, verfertigte eine ganz eigene Maſchine, den Delinquenten damit zu quälen, und zeigte ſie dem Nath Servin. Sie hatte die Geſtalt einer verkehrten Spinnwiege, und wenn man einen Meſſerhälter hineinſchnitte, drückte er ſie nach unterzu durch ſeine eigene Schwere zuſammen, und klemmte ſie dergeſtalt, daß ſie ihm nach und nach die Herzen auf den Rücken drückte. Un-

geachtet der unerträglichen Schmerzen, welche ihm dieſe Operation verurſachen mußte, ſo machte ſie ihn dennoch ſo wenig, daß er vielmehr nach Verlauf von vier Stunden wieder völlig hergeſtellt, und von neuem im Stande war, dieſe nemliche Qual nochmals ausdauern zu können. Die heftigſten Martern ſind nicht immer die grauſamſten, denn die Unglücklichen welchen ſie zugefügt werden, können dieſelben nicht lang aushalten, ſondern werden von den allzuheftigen Schmerzen des Bewußtſeyns beraubt. Je langſamer und anhaltender ſie hingegen ſind, deſto empfindlicher und angreifender iſt ihre Wirkung. Das Parlement befand für gut, ſich in vorliegendem Fall keiner andern, als der gewöhnlichen zu bedienen. Hiernächſt traten einige Bedenklichkeiten ein, ob man den Delinquenten, ehe noch das Todesurtheil über ihn geſprochen würde, auf die Folter legen dürfe, oder nicht. Nach dem gewöhnlichen Verfahren war dies nur in zwey Fällen erlaubt; einmal, in der Abſicht das Verbrechen vor Gericht zu erhärten; und zweytens, wenn es darauf ankam, die Helfershelfer und Anſtifter deſſelben ausfindig zu machen. Daß der Delinquent den König wirklich erwordet hatte, bedurfte keines Beweiſes, er ſelbſt geſtand es, und war auf der That ertappt worden. Nun fand man aber ein Arrêt, kraft deſſen einer welcher Ludwigen den Eilften mit Gift hatte ums Leben bringen wollen, einige Tage vor ſeiner Hinrichtung mit der Zuſchel gefoltert worden war. Demzufolge verordnete das Parlement, daß ſie der Delinquent ebenfalls drey Tage nach einander bekommen ſollte. Da er ſie aber mit der größten Standhaftigkeit ausſtieht, da er immer die nemlichen Antworten gab, ohne nur ein Wort daran zu verändern, und da man befürchtete, daß er die Art ſeiner Hinrichtung nicht aushalten könne, wenn ſeine Kräfte zu ſehr geſchwächt würden; ſo fuhr man nicht länger damit fort. Ueberdies

ſah man mehr als zu wohl ein, daß alle Martern, die er bereits erduldet hatte, und noch zu erdulden befürchten mußte, gewiß nicht vermögend ſeyn würden, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Da jedoch dies alles zu nichts weiter diente, als die Gemüther nur noch mehr zu erbittern; ſo beſchloſſen die Richter, mit der Tortur fortzufahren, wenn er auch gleich darüber ſterben, und ſolchergeſtalt ſein ſchweres Verbrechen nur einigermaßen abbüßen ſollte. Als er demnach vierzehn Tage lang im Gefängniß geſeſſen hatte, ward er am ſieben und zwanzigſten May wieder herausgeholt, und von neuem auf die Folter gebracht, welche er aber, ſo ſehr ſie ihn auch angriff, als ein verſtockter Böſewicht ausſtand, ohne nur das allergeringſte von dem zu entdecken, was man von ihm herauspreſſen wollte. Leute, die es mit anſahn, erzählten, er habe über ſeine Richter geſcherzt und geſpottet, und ſich ſein verruchtes Verbrechen zum großen Verdienſt angerechnet. Als dies die Commiſſarien wahrnahmen, ſchien es ihnen nicht räthlich, ein Ungeheuer noch länger am Leben zu laſſen, das nicht nur den Menſchen, ſondern der ganzen Natur zum Abſcheu gereichte. Sie verdammten ihn daher noch des nemlichen Tags, nach neun Uhr, von Rechtswegen zum Tode. Die Henker ſäumten keinen Augenblick, dies Urtheil zu vollſtrecken, holten ihn aus dem Kerker, ſetzten ihn in bloſſem Hemd auf einen Karrn, und führten ihn vor die Kirche de Notre Dame, damit er daſelbſt Gott ſeine Sünde bekennen, und ſowohl den König als die Obrigkeit des verübten Mords wegen um Verzeihung bitten ſollte. Allein der Erfolg fiel ganz anders aus, als es jedermann von ihm erwartete; denn da ſeine Seele voll Verzweiflung, und ſein Mund voll Läſterns war, fieng er an, den Tag, die Stunde, und den Augenblick, worin er geboren worden war, auf die ruchloſeſte Art von der Welt zu verfluchen, ja ſogar dem Vater

der

der ihn gezeugt, und die Mutter welche ihn zur Welt gebracht hatte. Von dort führte man ihn weiter über die Brücke de Notre Dame nach dem Greveplatz, wo ihn die Urtheilsvollstrecker auf ein Gerüst schleppten, das eben nicht gar hoch war, ihn rücklings niederlegten, und fest an einige Pfähle banden. Dann brannten sie ihm den lästerungsvollen Arm bis an den Ellbogen mit Feuer ab, und verwandelten denselben gänzlich in Asche. Hierauf geschwinder damit fertig zu werden, goßen sie von Zeit zu Zeit geschmolzen Bley in die Flamme, welches sie zu dem Ende in Bereitschaft hielten. Dann zerrissen sie seine Muskeln und Beine mit glühenden Zangen, und tröpfelten ihm Canfer und Bley in die Wunden. Als die Henker dem verdammten scheußlichen Kerl etwa neun bis zehn Löcher auf diese Manier in das Fleisch gebrannt hatten, rissen sie ihm mit glühenden Zangen die Brustwarzen aus, und gossen sodann den nemlichen Balsam hinein. Es versteht sich von selbst, daß man bey dieser Urtheilsvollstreckung so langsam als möglich zu Werke ging, damit er durch den Aufschub Zeit gewinnen möchte die Wahrheit zu bekennen, und seine Sünden zu bereuen, worüber er aber nicht die mindeste Zerknirschung blicken ließ. Er hatte noch seine ganze Lebenskraft beysammen, als man ihm vier Pferden an die Schweife band, und diese Pferde mit aller Gewalt antrieb, nach vier verschiedenen Gegenden zu laufen, damit sie ihn in eben so viele Stücke zerreißen sollten. Während dieser entsetzlichen Leiden, welche wenigstens eine halbe Stunde lang dauerten, ehe seine verfluchte Seele den zerfetzten Körper verließ, und in den Abgrund des ewigen Todes hinab fuhr, offenbarte er nicht das allergeringste von dem, worauf jedermann erwartungsvoll harrte. Endlich preßte ihm der unerträgliche Schmerz, welcher mit einer Hinrichtung dieser Art ganz natürlicherweise verbunden seyn

mußte, den letzten Lebenshauch aus. Sein Leichnam, welcher nach Verhältniß ſeines ungeheuern Verbrechens noch viel zu gelind behandelt worden war, wurde von den Henkersknechten in Stücken gehauen, und jedes Pferd ſchleppte das Viertel, welches an ſeinem Schweif befeſtigt war, mit fort. Der Pöbel aber, welcher glaubte, der Tod des ermordeten Monarchen ſey noch nicht genugſam gerächt, fiel über die abgeriſſenen Glieder her, bekam einige davon in ſeine Gewalt, ſchleifte ſie auf den Straßen der Stadt im Koth herum, und ſchrie: So müſſe jeder Verräther umkommen, der etwas Böſes gegen unſern König im Sinn hat! Es dauerte lang ehe die Henker dieſe zerfleiſchten Stücke wieder zuſammenbringen und das Urtheil vollſtrecken konnten, zu Folge deſſen ſie zu Aſche gebrannt wurden. Seit Menſchengedenken machte das Volk zu Paris keinen ſolchen Lerm wie jetzt, da jedermann den Königsmörder mit Flüchen und Verwünſchungen überhäufte. Zuverläſſig würde es darauf gedrungen haben, dies wahrhaft hölliſche Ungeheuer auf eine noch ſchrecklichere Art hinrichten zu laſſen, wenn es dieſen Wunſch nicht aus Gehorſam gegen die Krone unterdrückt hätte.

So war das Ende deſſen, der Frankreich vermittelſt eines einzigen Meſſerſtichs auf einmal des Ruhms beraubte, welchen es ſich unter den ſiegreichen Fahnen ſeines Beherrſchers zu erwerben hoffte! Und ſo wird es allen gehn, welche ſich durch boshafte Abſichten zu ähnlichen Thaten verleiten laſſen! Denn es iſt leider nur allzu möglich, daß es Menſchen giebt, welche vom Teufel und von den Feinden ihrer Regenten dergeſtalt geblendet werden, daß ſie, ohne vor dieſer ſchmählichen Hinrichtung zu erſchrecken, zu ihrer immerwährenden Schande und ewigen Verdammniß, dennoch an ihren Fürſten zu Verräthern werden, und ſich dadurch die al-

lei-

lerentſetzlichſte zeitliche und ewige Strafe zuziehen. Wer einen ſchlechten Lebenswandel führt, läßt ſich auch leicht vom Teufel übel überwältigen und geräth dadurch in das allergräßlichſte Verderben; nicht zu gedenken, daß ihm die Ruhe gewiß nicht im Tode zu Theil wird, welche er in ſeinem ganzen Leben nicht finden konnte.

Dieſer ſchreckliche Fall kann uns auf fremde Koſten ſehr gut belehren, wie wir uns in den Gefahren, von welchen wir ſtets umzingelt ſind, betragen müſſen, und demjenigen widerſtehen ſollen, welcher uns allerley Scheingüter vorhält um uns dadurch ſo geſchwind als möglich ins tiefſte Unglück zu ſtürzen. Große Fürſten und Herrn können in dieſer Geſchichte gleichſam wie in einem Spiegel wahrnehmen, daß ſie die dringendſte Veranlaſſung haben, für ihre perſönliche Sicherheit zu ſorgen, und daß nichts gefährlicher ſey, als in allzugroßem Selbſtvertrauen auf dem rauhen Pfade dieſes irdiſchen Lebens einherzuwallen, wo man ſolchen Unglücksfällen unterworfen iſt, dergleichen wir ſo eben beſchrieben haben. Es iſt gar nicht wohlgethan, wenn ſie ſich Menſchen anvertrauen, denen nur Gott allein in das Herz ſieht, und noch ſchlimmer iſt es, wenn ſie ſich ihnen mitten im Genuß der größten Glückſeligkeit preis geben. Ehe ſie ſich deſſen verſehen, können ſie von dergleichen Unglücksfällen übereilt werden, und dies kann ſogar denen begegnen, welche dieſe Erzählung mit anhören. Ich ſage dies keineswegs aus übertriebener Beſorgniß, und meine Hand iſt nicht daran gewöhnt, Dinge niederzuſchreiben, welche, ſo unwahrſcheinlich ſie euch ſcheinen mögen, ſich nicht wenigſtens ereignen könnten. Der Hof, an welchem ich von jeher als ein treuer Diener meines Königs lebte, und noch dermalen lebe, nehme dies auf wie er immer wolle, ſo werde ich mich dennoch auf jeden Fall mit dem Bewußtſeyn beruhigen, daß ich hier die Empfindungen meines redlichen und dem Dienſte der Kro-

ne Frankreich eifriger als je gewidmeten Herzens, in wenigen Zügen andeutete. In Fällen, wo es die Noth erheischt, mag Verstellung wohl Klugheit seyn, aber sie wird zu einem sehr großen Fehler, wenn es darauf ankömmt die Gesinnungen sprechen zu lassen, woven sich das Herz durchdrungen fühlt.

Während der Zeit daß jenes Urtheil an dem Königsmörder vollstreckt wurde, hatten sich alle Prinzen und Herrn in dem Pallast auf dem Greveplatz versammelt, dies schreckliche Schauspiel mit anzusehn. Allein der Tod dieses Unmenschen konnte weder die Erinnerung an ihren unvergeßlichen Heinrich schwächen, noch die Thränenströme trocknen, welche ihnen lange Zeit aus den Augen stürzten.

Ewiger, der du mit einem einzigen Wort alles Erschaffene aus dem Nichts hervorriefst, und mit deinem Wink das Weltall regierst, wie bewundenswürdig, wie unbegreiflich sind die Wege deiner Vorsehung! Du hast die Seele meines großen Königs und Herrn nach deiner unendlichen Barmherzigkeit in deinen Schooß aufgenommen. Laß deine Hand nunmehr ruhn; züchtige uns nicht mehr mit der eisernen Ruthe des Zorns, sondern habe Schonung mit unsern Leiden! Beschirme unsere neu aufgehende Sonne, unsern Ludwig, vor den heimlichen Anschlägen seiner Feinde! Walte mit deiner Gnade über der Königin Mutter, während sie der Regierung dieses Reichs, ihres gehorsamen Kindes, vorsteht! Verleih ihren Rathgebern deinen Geist, damit sie in Allem deinen heiligen Willen vollbringen; damit ihre Handlungen auf nichts anders abzwecken, als auf die Ehre und Verherrlichung Deines allerchristlichsten Namens! Immer und ewig diene uns derselbe zum Schilde gegen die Nachstellungen und Bosheit der Welt!

IV.

Gerichtliches Verfahren

gegen

Franz Ravaillac.

Mit verſchiedenen Beurtheilungen.

I.

Vorbericht

aus Memoires de Condé. Tome VI. p. XIX. XXVIII.

Nachſtehende Actenſtücke ſind bereits einzeln herausgegeben, nachher auch im erſten Bande des Mercure François abgedruckt worden; hier werden ſie nach einer auf der königlichen Bibliothek befindlichen Handſchrift, weit vollſtändiger geliefert. Unter andern wird man hier auch die fünf Verhöre finden, welche dieſer Böſewicht aushalten mußte.

Da ſich noch immer nicht mit Gewißheit behaupten läßt, daß man die wahren Triebfedern und Abſichten dieſer Mordthat errathen habe, ſo wollen wir wenigſtens unterſuchen, was hierbey das Wahrſcheinlichſte iſt. Zu dem Ende ſeyen hier die Berichte unſerer Geſchichtſchreiber eingerückt.

Mezerai erzählt die Sache in ſeinem Abregé folgendermaſen: „Das verabſcheuungswürdige Ungeheuer, welches den Namen Franz Ravaillac führt, „gieng ſchon lange vorher mit dem Vorhaben um, den „König zu ermorden. Er war von Angoulême gebürtig, ungefähr zwey und dreyßig Jahre alt, und „der Sohn eines Sachwalters, der damals noch lebte.

„An-

„Anfänglich trieb er das Metier ſeines Vaters, nach„her gieng er in ein Feuillantinerkloſter, wo er auch „wirklich als Noviz angenommen, bald darauf aber, „ſeiner albernen Phantaſtereyen wegen, wieder fortge„jagt wurde [1]). Einige Zeit nachher ward er wegen „einer Mordthat verhaftet, deren er aber nicht überführt „werden konnte [2]). Als er wieder auf freyen Fuß kam, „fieng er von neuem an Proceſſe zu betreiben, verlor aber „einen, der ihn ſelbſt angieng, und eine Erbſchaft be„traf. Hierdurch ſah er ſich genöthigt, den Kindern „geringer Leute zu Angoulême Lehrſtunden zu geben [3]). „Die ſtrenge Kloſterzucht, die Einſamkeit im Gefängniß, der Verluſt ſeines Proceſſes, und der drückende „Mangel welchen er litt, dies alles zerrüttete ihm den „Verſtand, und brachte ihn, der ohnehin gallſüchtig war, „immer mehr und mehr auf. Von Kindheit an hatten „ihm bereits die Erbitterung der Ligue, die unaufhörlichen Pasquille, und die Predigten ſeiner Seelſorger, eine ganz außerordentliche Abneigung gegen den „König eingeflößt. Hierzu kam nun noch der Glaube, „daß man jeden, der die katholiſche Religion beeinträchtige, oder ſich gegen den Pabſt auflehne, aus dem Wege „räumen müſſe. Dieſe Dinge machten ihm den Kopf „ſo verwirrt, daß er allemal in Wuth gerieth, wenn er „nur das Wort Hugenot hörte.

„Die welche ſich mit dem Gedanken beſchäftigten, „den König bey Seite zu ſchaffen [4]), ſahen wohl ein, „daß ſie nicht leicht ein ſchicklicheres Werkzeug zu Aus„führung ihres Vorhabens finden würden, und ſuchten „ihn daher auf alle mögliche Art in ſeinen Geſinnungen zu beſtärken. Sie beſoldeten Leute, die ihn, ohne daß er es merkte, unaufhörlich umgaben, ihm durch „Pfaffen, die mit im Bunde ſtanden, allerley vorſchwatzen ließen, und ihm durch vorgebliche Erſchei-

„nun-

„nungen und andere dergleichen Kunſtgriffe den Ver-
„ſtand benebelten. Von Zeit zu Zeit verſahen ſie ihn
„auch mit Geld, ohne daß er wußte wo es herkam [3]);
„es war aber immer nur wenig, weil man beſorgte, er
„möchte ſeinen gefährlichen Vorſatz wieder aufgeben,
„wenn er in beſſere Umſtände käme. Es ſind Beweiſe
„vorhanden, daß man ihn ſogar nach Neapel lockte [4]),
„und daß er dort einer Verſammlung beywohnte, die
„in dem Hauſe des Vicekönigs gehalten wurde [5]), und
„aus Leuten beſtand, die ſamt und ſonders gleiche Ab-
„ſichten hegten. Man ließ ihn auch zwey oder dreymal
„von Angoulême nach Paris kommen; kurz, die ober-
„wähnten Leute wußten ihn dergeſtalt zu lenken, daß
„endlich ſeine verruchte Hand das vollbrachte, was
„ſie ſchon längſt in ihrem Herzen gewünſcht hatten.

„Den Tag vor dem bereits veranſtalteten Einzuge
„der Königin, welches eben ein Freytag war, Nach-
„mittags kurz vor vier Uhr, fuhr der König, und zwar
„ohne Begleitung ſeiner Leibgarde, nach dem Arſenal,
„wo er mit dem Duc de Sully ſprechen wollte, und
„las unterwegs in einem Briefe [6]). In der Stra-
„ße de la Feronnerie, die damals ſehr eng war, ver-
„ſperrten einige Wagen den Weg, ſo daß der Kutſcher
„ſtill halten mußte. Die Beyläufer giengen durch die
„Fleiſchbänke bey Saint Innocent. Da trat dieſer Bö-
„ſewicht auf eines der Hinterräder, bog ſich über die
„Kutſche, und gab ihm mit einem Meſſer zwey Stiche
„auf die Bruſt. Der erſte glitſchte zwiſchen den beyden
„oberſten Rippen ab, und drang nicht in den Körper;
„der zweyte aber durchſchnitt die Herzader oberhalb des
„linken Herzohrs, ſo daß das mit der größten Gewalt
„herausſtrömende Geblüt den König erſtickte, ehe er
„nur einen Laut von ſich geben konnte.

„Schre-

„Schrecken und Bestürzung hatten sich derer, „welche bey diesem traurigen Vorfall zugegen waren, „so sehr bemächtigt, daß Ravaillac gewiß unentdeckt ge„blieben wäre, wenn er das Messer weggeworfen hätte; „da er es aber in der Hand behielt, ward er sogleich „in Verhaft genommen, er gestand auch sein Verbre„chen, und zwar mit einer solchen Freymüthigkeit „als hätte er eine Heldenthat vollbracht *). Wir kön„nen hierbey ein paar Umstände nicht mit Stillschwei„gen übergehen, wollen aber den Leser selbst daraus fol„gern lassen, was ihm beliebt. Erstens, daß man gleich „nach seiner Verhaftung sieben oder acht Menschen über „die Straße gehen sah, welche bloße Degen in der Hand „hatten, und mit lauter Stimme sagten, man müsse „ihn umbringen **), sich aber gleich nachher unter das „Volk verkrochen. Zweytens, daß man ihn nicht ge„radeswegs ins Gefängniß führte, sondern dem Mon„tigni gab, und sodann zwey Tage lang im Hotel de „Rets bewachte, aber mit so weniger Sorgfalt, daß „ihn jedermann sprechen konnte ***). Hier fand sich un„ter andern ein gewisser Ordensgeistlicher ein, welcher „dem König sehr viel Dank schuldig war †). Dieser „redete ihn an, nannte ihn mein Freund, und sag„te, er solle sich ja in Acht nehmen, daß er „nicht etwa rechtliche Leute angäbe." So weit geht der Bericht des Mezerai. Er sah wohl, wie aus den beygefügten Noten erhellt, in Betreff verschiedener Umstände, welche bey dieser Mordthat vorkommen, deutlich genug auf den Grund; man merkt aber auch, daß er sich nicht getraute alles zu sagen.

Pater Daniel sagt, wie gewöhnlich, nichts besonderes; sondern erzählt die Ermordung Heinrichs des Vierten auf eine sehr trockne Art. Indeß führt er doch einen merkwürdigen Umstand an, welcher den Duc

D Es-

D'Espernon betrift. Er beſteht darin, daß dieſer nemliche Duc dem bey der Garde du Corps angeſtellten Herrn von Saint Michel, welcher den Degen gegen Ravaillac zog, zugerufen habe: Um alles in der Welt, Saint Michel, hüten Sie ſich, daß Sie ihn nicht todt ſtechen! Es gilt Ihrem Leben! In den Verſammlungen, die bey Herrn Huet, ehemaligen Biſchofe von Avranches gehalten wurden, kam oft auf dieſen Umſtand die Rede, und ich muß offenherzig bekennen, daß uns derſelbe verſicherte, dies komme zufolge einer ſehr treuen Copie der Ravaillacſchen Proceßacten, die er in Händen habe, und welche von allen gedruckten abweiche, ganz und gar nicht mit der Wahrheit überein. Da ich indeſſen keineswegs geſonnen bin den Jeſuiten das Wort zu reden, ſo darf ich auch nicht verſchweigen, daß ich dies nemliche Factum in dem erſten Schreiben des Nicolaus Pasquier angeführt fand. Es wurde wenig Tage nach Ermordung des Königs verfaßt, und er ſagt darin: der Duc D'Espernon (welcher ſich erinnerte, daß der Mönch welcher König Heinrich dem Dritten das Leben raubte, auf der Stelle getödtet wurde) rief dem Saint Michel zu: Tödten Sie ihn nicht; es gilt Ihren Kopf! Dieſen nemlichen Umſtand erzählt er nochmals im ſechſten Briefe des fünften Buchs, und ſucht dadurch, ſo wie nach ihm der Pater Daniel, zu beweiſen, daß der Verdacht, welcher wegen der Ermordung Heinrichs IV. gegen die Unſchuld dieſes Herrn verbreitet wurde, ganz ungegründet ſey. Dieſer war nemlich der Meinung, man würde die Namen der Mitverſchwornen aus Ravaillacs eigenem Munde vernehmen, und würde ſich gewiß nicht für ſeine Erhaltung intereſſirt haben, wenn er nicht unſchuldig geweſen wäre. Auf jeden Fall würden die Jeſuiten bey Veranſtaltung einer neuen Ausgabe von der

Histoire de France des Pater Daniel wohlthun, wenn sie das, was ihnen Herr Huet in seiner schönen Bibliothek hinterlassen hat, zur Berichtigung der Ravaillacschen Processacten benutzten, wofern etwa der Zweifel, welchen dieser gelehrte Bischof gegen die historische Glaubwürdigkeit des Pater Daniel äußerte, gegründet seyn sollte. Ersteres würden sie nur wohl schwerlich mittheilen, aber letzteres dürfen sie mir auf keinen Fall abschlagen, denn Pater Daniel — mit aller Achtung für ihn, sey es gesagt! — hätte dies wichtige Ereigniß schlechterdings umständlicher auseinander setzen sollen, da es eine weit strengere Untersuchung verdient, als er darüber angestellt hat.

Die letzte Stelle, worin die Ermordung Heinrichs des Vierten berühret wird, steht im 29 Kapitel des zweyten Theils der Methode pour étudier l'Histoire, Seite 280 ff. der ersten Ausgabe. „Bey der Ermordung „Heinrichs des Vierten, sagt der Verfasser, lag eine Intrigue zum Grunde, die man geflissentlich unenthüllt „ließ. Man glaubte diese That sey niemanden zuzuschreiben, als einem wahnsinnigen rasenden Menschen. Man „irrte. Sie war das Werk einer Faction. Im Jahr „1608 ward sie zu Neapel *) ausgebrütet, und im „Jahr 1610 in Frankreich leider vollzogen. Ein Ueber„bleibsel der Ligue stack mit unter der Decke; eigentlich „aber machten die ausgewanderten Franzosen, nebst „dem Pater Alagona, einem Jesuiten und Onkel des „Herzogs von Lerma, den ersten Entwurf dazu, und „theilten ihn auch dem Kapitän La Garde, welcher sich „im Jahr 1603 zu Neapel befand, wirklich mit. Dort „lernte dieser auch den Ravaillac kennen, der nachmals „wieder in der Absicht nach Frankreich gieng, diesen „höllischen Plan ins Werk zu setzen. Letzterer hatte ehe„dem unter der Compagnie des Duc D'Epernon ge-

„dient,

„dient [14]), und betrug ſich gegen Heinrich den Vierten, „ſeinen Gebieter, auf eine ſehr trotzige und übermüthi„ge Art, die er ſich während der Regierung Heinrichs „des Dritten zu eigen gemacht hatte, deſſen Günſt„ling er war. Ravaillac ſtellte ſich, nach ſeiner von „Neapel erfolgten Zurückkunft, zum öftern bey ihm „ein [15]); und er betrieb damals die Angelegenheiten der „Madame de Verneuil, einer verabſchiedeten Mätreſſe „Heinrichs des Vierten. Dieſe hatte bereits in Ver„bindung mit ihrem Bruder, dem Grafen von Au„vergne, und ihrem Vater, dem Marquis d'Antragues „allerley böſe Händel gegen dieſen Monarchen angeſtif„tet. D'Eſpernon und Madame Verneuil hielten öf„tere Zuſammenkünfte, um die Ausführung ihres ab„ſcheulichen Vorhabens mit einander zu verabreden, und „bey einer Zuſammenkunft, die zu Saint Jean-en„Greve gehalten wurde, vernahm man ſogar aus ih„rem eigenen Munde, wie ſie hierbey zu verfahren ge„dachten. Der König ward hievon benachrichtigt [16]); „entweder war er aber verblendet, oder ſeine Herzens„güte geſtattete ihm nicht, von Leuten die er nie belei„digt hatte etwas Böſes zu fürchten; genug, er ſchlug „alle Warnungen in den Wind. Dies hatte die Fol„ge, daß er auf eben die erbärmliche Art ums Leben „kam, wie man ihm gedroht hatte. Der Duc D'Es„pernon, welcher deswegen gerichtlich belangt wurde [17]), „rechtfertigte ſich zwar im Wege Rechtens [18]), aber al„le die, welche ſeine Denk- und Handlungsart kannten, „glaubten nie, daß er unſchuldig ſey [19]). Das Reich „kam unter Vormundſchaft; es entſtanden neue Unru„hen; und ſeine Inſolenz, die ihm unter jeden andern „Verhältniſſen den Kopf gekoſtet hätte, rettete ihm un„ter einer ſchwachen Regierung das Leben. Dieſen Auf„ſchluß wird man in den Werken unſrer berühmteſten „Geſchichtſchreiber vergebens ſuchen; entweder weil ſie

ſich nicht getrauten dieſen Punkt zu berühren, oder weil ſie nicht alle Hülfsmittel in Händen hatten, ſich genau zu unterrichten.

„Ueber dieſe Begebenheit muß man zu allererſt „dasjenige nachleſen, was unſere allgemeinen Reichs„geſchichten enthalten. Hierauf muß man, des hiſto„riſchen Zuſammenhangs wegen, die Memoire des „Herrn de l'Etoile ſtudiren, worinn eine Menge ein„zelner Thatſachen vorkommen, die unſere gröſten „Schriftſteller unberührt gelaſſen haben. Das Ma„nifeſt und das Factum, welches Pierre Du Jardin „unter dem Namen eines Capitaine la Garde her„ausgegeben hat, verbreitet viel Licht über die Entſte„hung dieſer abſcheulichen Intrigue. Das Verhör „und die Ausſage der Demoiſelle Decoman geben viel „Aufſchluß über die Art und Weiſe, wie dieſe Sache zu „Paris betrieben ward. Dieſe Perſon hatte aber den„noch das Unglück, ungeachtet ihre Abſichten rein, und „die Thatſachen welche ſie entdeckte, allerdings gegrün„det waren, ihr Leben im Kerker zu beſchlieſſen, *) „weil ſie ihre Ausſage nicht gerichtlich beweiſen konnte. „Sie hatte es mit einer mächtigen Parthey zu thun; „die Richter ſahen zwar ein, daß bey ihren Ausſagen „allerdings Wahrheit zum Grund liege; indeß mußte „die Unſchuld unterliegen, und D'Espernon triumphirte „zur Schande ſeiner Richter, ungeachtet ſie ihn in der „Specialinquiſition für ſtrafbar erkannten". Mit „dieſen Pieſen müßte man noch die Ravaillacſchen „Proceßacten vergleichen; aber nicht die, welche im „Mercure françois abgedruckt ſind, denn dieſe ſol„len verfälſcht ſeyn, ſondern jene, welche man noch „hin und wieder auf Bibliotheken in Handſchriften „findet.

„In beygefügtem Verzeichniß haben wir noch „mehrere Pieſen angezeigt, deren man ſich bedienen

„muß

„muß, wenn man dieſer merkwürdigen Begebenheit bis „auf den Grund nachſpüren will, die in der neuern Ge„ſchichte eine der auſſerordentlichſten iſt, und von „rechtswegen allen Regenten und Miniſtern zur War„nung dienen ſollte, damit ſie nie einen guten Rath n „den Wind ſchlagen, der darauf Beziehung hat, die „geheiligte Perſon des Landesherren vor Gefahren zu „ſichern.

„Die folgende Regierung fieng unter der allge„meinen Beſtürzung an, in welche das Reich durch „die Ermordung Heinrichs des Vierten verſetzt war. „Gleich nachher brach Mißvergnügen aus, und es „entſtanden allerley tumultuariſche Auftritte. Die „Guiſianer, eine Gattung von Leuten, die den Re„genten immer zum Nachtheil handeln, indem ſie den „Ruhm derſelben entweder ihren Leidenſchaften, oder „ihrem Privatintereſſe aufopfern, erlebten die erſten „zehn Regierungsjahre Ludwigs des Dreyzehnten. „Dann folgte die tyranniſche Miniſterialverwaltung „des Connetable de Luines. Nach dieſem kam Car„dinal Richelieu empor, welcher die Vermeſſenheit „hatte, daß er, wie die Tradition ſagt, in ſeinen „Privatunterredungen Ludwig den Dreyzehnten ge„wöhnlich nur den vornehmſten ſeiner Unterthanen „zu nennen pflegte.“

Ich muß jedoch den wißbegierigen Leſer benachrichtigen, daß er dieſe Stelle nicht wörtlich ſo wie hier in der Methode pour étudier l'Hiſtoire antreffen wird. Sie ſteht auf einem Carton, welchen man die Güte gehabt hat, dieſem Werke beyzufügen. Warum dies geſchah, iſt mir unbekannt. Sollte es vielleicht nach Verlauf von anderthalb Jahrhunderten noch nicht zeitig ſeyn, den Schleier von einer ſo äuſſerſt wichtigen Begebenheit hinwegzuziehen? Auf jeden Fall

habe ich einige hiſtoriſche Anmerkungen eingeſchaltet, die zum Beweis dienen, daß der Vortrag des Verfaſſers ſeinen guten Grund hat.

Ich habe hier nicht einmal etwas von den Nachrichten geſagt, worin dem Könige zu wiſſen gethan wurde, was gegen ſeine Perſon im Werk ſey. Hieher gehört beſonders das Billet, welches man geraume Zeit vor ſeiner Ermordung auf dem Altar der Stadtkirche zu Montargis fand, und des Inhalts war, daß ein aus Angoulême gebürtiger Rothkopf (und dies war Ravaillac) Willens ſey, den König mit einem Meſſer zu durchbohren; ein Billet, worüber ein eigenes Protocoll verfaßt, und dem Kanzler zugeſchickt wurde. Auch geben die Umſtände, welche Herr de l' Etoile in ſeinen Memoiren bey dem Jahr 1610 anführt, deutlich genug zu erkennen, daß es ein reiflich überdachtes, und von einer Faction angeſtelltes Unternehmen war, weil man dem, von welchem dieſe Warnung kam, nach dem Leben trachtete. Wer anders durfte ſich eine Drohung dieſer Art entfallen laſſen, als ſolche Perſonen, die im Stande waren ſich furchtbar zu machen? Was läßt ſich nicht aus dem einzigen Umſtande folgern, welchen nicht nur Herr de l' Etoile, ſondern auch Nicolaus Pasquier in ſeinem erſten Schreiben anführt, daß nemlich der Stadtrichter zu Pluvier, im nemlichen Nu wo der König ums Leben kam, in Gegenwart mehrerer Perſonen, die ſich nebſt ihm mit dem Kugelſpiel beluſtigten, die Worte ſagte: Jetzt wird der König ermordet? Man bedenke, daß der Ort, wo dies geſchah, acht und zwanzig Stunden von Paris entfernt iſt. Dieſer Menſch, welcher überhaupt einen ſchlechten Charakter beſaß, war ein eifriger Anhänger der Marquiſe de Vermeuil, und ihres Vaters des Herrn von Antragues. Damit er aber nicht aus der

Schu-

Schule ſchwatzen möchte, erdroſſelte er ſich in der Conciergerie, oder ward er vielmehr erdroſſelt, und den neunzehnten Junius 1610 auf einer Schleiſe durch die Stadt gefahren.

Wenn man alles dies mit Aufmerkſamkeit lieſt, ſo hält es ſchwer, den Duc D' Espernon von einem gehäſſigen Verdacht ganz freyzuſprechen; doch möchte ich deswegen nicht wie andere behaupten, daß dieſer Herr, als er den Ravaillac wahrnahm und ſah das dieſer dem König einen Stich beygebracht hatte, ihm ſelbſt den zweyten gab, welcher deſſen Tod eigentlich nach ſich zog. Indeß wird dieſer Umſtand in einer gewiſſen Piece angeführt, welche dem vierten Theil des Journal de Henri IV angehängt, und betittelt iſt Extract d'un Manuſcrit de M. d'Aumale. Wenn man ſich jedoch die Mühe nicht verdrießen läßt, dieſe Piece ganz durchzuleſen, ſo wird man gewahr werden, daß ſie einen von jenen leidenſchaftlichen Menſchen zum Verfaſſer hat, die gegen den Duc D' Espernon den bitterſten Groll hegten, welcher ſich ſo weit erſtreckt, daß man in dieſer Schrift ſogar die abgeſchmackte Fabel einiger würdigen Mitglieder der Ligue wieder aufgewärmt findet, die dem Pöbel mit aller Gewalt weiß machen wollten, der Duc D' Espernon ſey entweder ein Teufel in Menſchengeſtalt, oder doch wenigſtens ein Hexenmeiſter (**). Dergleichen Albernheiten würde ein Mann von ſolchem Stande, und ſolcher Welt- und Menſchenkenntniß, wie Herr D' Aumale, gewiß nicht für wahr gehalten, noch weniger nacherzählt haben. So etwas würde ich höchſtens dem niedrigſten Pöbel der Ligue verzeihen, welchen man durch dergleichen alberne Erdichtungen in Harniſch zu jagen ſuchte. Was man von einer Schrift dieſer Art zu halten habe, erhellt ſchon aus dem einzigen Umſtande,

daß man ſogar den Duc de Montbazon mit in dies abſcheuliche Verbrechen zu verwickeln ſucht, welcher doch nie den geringſten Verdacht gegen ſich erregte, ſondern vielmehr den Ravaillac beym Arm ergriff und zurückhielt; als er dem Könige noch den dritten Stich verſetzen wollte. Ueberdies konnte der Duc D'Aumale dies Factum gar nicht bezeugen; weil er damals aus dem Königreiche verbannt und nach Brüſſel geflohen war, wo er auch im Jahr 1619 ſtarb.

Noch weniger möchte ich behaupten, daß auch der Jeſuit Pater Cotton an dieſem Königsmord Theil gehabt habe. Die Rolle welche man ihn in der Entrevue de M. D'Eſpernon et de Ravaillac à Angoulême ſpielen läßt, iſt wider alle Wahrſcheinlichkeit. In dieſer Schrift giebt man vor, er habe ſich in beſagter Stadt mit drey Mördern unterredet, welche den Vorſatz gefaßt hätten, den König ums Leben zu bringen. Dieſen habe ersogar verſprochen, daß er eine heilige Meſſe zu ihrer Intention leſen wolle, damit ihnen Gott Muth und Kraft zu Vollbringung ihrer That verleihe; das heißt: damit der Allerhöchſte Segen und Gedeien zu einem der allerentſetzlichſten Verbrechen gäbe. Ich begreife nicht, wie man ſo frech ſeyn kann, dergleichen Tollheiten zu verbreiten, und ich glaube gänzlich, daß ſelbſt der erbitterungsvollſte J*** ſich ſchämen würde, dieſem Jeſuiten, welchen Heinrich der Vierte ſo auſſerordentlich lieb hatte, und welcher faſt allein die Zurückberufung ſeiner Ordensbrüder bewirkte, ſo etwas zur Laſt zu legen. Ich kann mich hier nicht weiter darauf einlaſſen, den Ungrund eines ſolchen Vorgebens zu zeigen, welches nicht die allergeringſte Aufmerkſamkeit verdient, und kann mich nicht genug darüber wundern, daß man auf den Einfall gekommen iſt, dieſe Schartecke im vierten Bande des Journal de Hen-

ri IV. wieder abdrucken zu laſſen. Wer neue Ausgaben von Schriften veranſtalten will, ſollte von rechtswegen eine beſſere Auswahl treffen, und mit mehr Ueberlegung zu Werke gehen; es ſcheint mir aber, der Herausgeber habe nicht ſowohl auf die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit, als vielmehr auf die Seltenheit jener Piece Rückſicht genommen.

Ich will hier nichts davon erwähnen, daß noch vor der Ermordung des Königs aus einigen fremden Ländern die Nachricht einlief, der König ſey bereits wirklich ermordet. Indeß möchte man ſich wohl nicht irren, wenn man hieraus die Vermuthung zöge, daß dies Unternehmen nach einem beſtimmten Plan verabredet, und wahrſcheinlich von einem der Theilnehmer im Auslande ausgeſchwazt worden ſey. Man kann hierüber nachſchlagen die Memoiren des Baſſompierre, die große Geſchichte von Mezerai, die Memoiren des Herrn de l'Etoile bey dem Jahre 1610, und das erſte Schreiben des Nicolaus Pasquier.

2.

Species Facti.

Unſer großer König Heinrich hatte die Verfügung getroffen, die Königinn Maria von Medicis, ſeine rechtmäßige Gemahlin, den dreyzehnten May 1610 zu Saint Denis ſalben und krönen zu laſſen [13]). Zwey bis drey Tage nachher wollten Se Majeſtät in Begleitung des Adels abreiſen, und ſich zu Ihrer auf der Gränze ſtehenden Armee begeben [14]). Als der König von dieſem Vorhaben ſprach, berichtete man,

Spinola habe ſich auf eine groſsſprecheriſche Art verlauten laſſen, er werde ihm mit dreyſsigtauſend Mann entgegen marſchiren, und eine Schlacht liefern [35]). Als dies der König vernahm, lieſs er ſich ſogleich ſeinen Waffenrock bringen, und probirte ihn an. Er war von grünlichblauem Sammet, und mit kleinen goldenen Lilien geſtickt. Lächelnd ſagte hierauf der König, welchem es eben ſo leicht ward Schlachten zu gewinnen, als Schlachten zu liefern: nun wollen wir doch ſehen, ob Spinola Wort hält. Sire, erwiederte einer ſeiner Hofcavaliere, er iſt ein Genueſer [36]). Freylich wohl, ſprach der König, er iſt aber auch Soldat.

Beyde Majeſtäten hatten die Abrede genommen, daſs am Tage der Krönung und des Einzugs alle Gefangene in Freyheit geſetzt werden ſollten; ſowohl die in den Stadtgefängniſſen, als auch jene in der Baſtille. In Betreff der erſtern hatten die Requettenmeiſter bereits ihre Weiſung vom König erhalten; wegen der letztern aber wollte er ſelbſt die erforderlichen Vorkehrungen machen, und deswegen begab er ſich nach dem Arſenal. Auſserdem hatte er auch noch einen andern Beweggrund, warum er ſich in das Arſenal verfügte; er wollte nehmlich gern ſehen, wie weit man dort mit den Krönungsanſtalten gekommen wäre, denn es war ſein ausdrücklicher Wille, daſs es bey dieſer Feyerlichkeit an nichts fehlen ſollte, ſo kurz auch die Zeit war.

Nachmittags zwiſchen drey und vier Uhr ſtieg der König, da wo man in den Hof des Louvre geht, in ſeinen Wagen und ſetzte ſich ganz hinten hin. Die Ducs D'Espernon, Montbazon und Roquelaure, nebſt noch drey andern Herrn, muſsten ſich ebenfalls einſetzen. Er wollte durchaus nicht zugeben, daſs ihn

ſeine Garde begleitete. Welch ein Unglück! Denn ein verruchter Kerl, Franz Ravaillac genannt (der nachmals in ſeinem Verhör ausſagte, daß er ſchon lange vorher mit dem Vorhaben umgegangen ſey den König zu morden) hatte ihn kaum einſteigen ſehen, als er ihm bis in die Straſſe de la Ferronerie nachfolgte. Als er nun gewahr wurde, daß die Kutſche wegen einiger in Wege ſtehenden Wagen ſtill halten mußte, und daß der König, welcher im Hintergrunde ſaß, das Geſicht ſeitwärts nach dem Duc D'Espernon kehrte, trug dies vom Teufel beſeſſene Ungeheuer nicht das geringſte Bedenken, Se Majeſtät meuchelmörderiſcherweiſe zu überfallen, ohne zu erwägen daß es ſich an einem Geſalbten des Herrn, an einem Stellvertreter Gottes vergreife. Zu dem Ende bog der Mörder ſeinen Arm über das eine Rad, rennte dem Könige zweymal das Meſſer in den Leib, und ſtreckte dieſen großen Monarchen mitten unter ſeinen tapferſten und treueſten Feldherrn todt darnieder *). Jene beyden Stiche folgten ſo ſchnell auf einander, daß die That ſchon vollbracht war, ehe man ſo zu ſagen bemerkt hatte, wie es damit zuzieng. Der erſte Stich, welcher zwiſchen der fünften und ſechſten Rippe eingedrungen war, durchbohrte die Herzader, in der Gegend des Herzohrs, und traf ſodann die Holader, welche er mitten entzwey ſchnitt, ſo daß der große König auf der Stelle Sprache und Leben verlor. Was den zweyten Stich anbelangt, ſo hatte derſelbe nur ein klein wenig die Haut aufgeritzt.

Niemand hatte bemerkt, daß der König erſtochen wurde, und hätte der Mörder das Meſſer gleich weggeworfen, ſo würde man ſchwerlich errathen haben, daß er es geweſen ſey; es war ihm aber gar nicht möglich, das Meſſer aus der Hand zu thun. Die

sechs Herren, welche bey dem König in Wagen saßen sprangen den Augenblick heraus. Einige bemächtigten sich des Mörders, andere machten sich mit dem König zu thun. Als aber einer von ihnen bemerkte, daß letzterer keinen Laut mehr von sich gab, und daß ihm das Blut aus dem Halse schoß, schrie er: der König ist todt! Diese Worte verursachten einen erschrecklichen Lerm. Die Leute welche sich eben in der Straße befanden drängten sich in die Buden, stürzten über einander her, und waren so voll Angst und Schrecken, als wäre der Feind in der Stadt. In der Geschwindigkeit aber kam einer von obenwähnten Herrn auf den Einfall, den Leuten weiß zu machen, der König sey nur verwundet, und von einer Ohnmacht befallen worden. Man begehrte Wein, und während die Leute umher liefen, welchen herbeyzuschaffen, machte man die Kutschthüren zu, versicherte das Volk nochmals der König sey bloß verwundet, und man müsse eilen ihn nach dem Louvre zu bringen, damit er verbunden werde.

Die Königinn befand sich eben in ihrem Kabinet, als sie die traurige Botschaft vernahm; kam aber in voller Angst und Bestürzung heraus, um denjenigen noch einmal nach seinem tödtlichen Hintritt zu sehen, den sie bey seinen Lebzeiten über alles verehrt hatte. Im Heraustreten aber kam ihr der Kanzler, welcher diese Nachricht bereits im Staatsrathe erfahren hatte, entgegen und hielt sie zurück. Sobald sie ihn erblickte rief sie ihm zu: Ach! der König ist todt! Er aber blieb sich gleich, und versetzte: Ihro Majestät halten zu Gnaden; die Könige von Frankreich sterben nie. Hierauf bat er sie, sich wieder in ihr Kabinet zu begeben, und fuhr fort: Man muß bedenken, daß unsere Thränen unsere Lage nur verschlimmern. Wir müssen sie bis zu einer andern Gelegenheit versparen. Es

giebt

giebt Menſchen genug, welche Sie und ſich ſelbſt beweinen. Ihre Majeſtät haben Pflichten für dieſe und für ſich ſelbſt zu erfüllen. Wir bedürfen Hülfe, nicht Thränen.

Den ſechzehnten des nemlichen Monats ward Ravaillac in die Conciergerie gebracht [18]; denn er hatte zwey Tage im Hotel de Ratz geſeſſen, wo ihn jedermann ſehen und ſprechen durfte, ob er gleich von den Gerichtsdienern bewacht wurde. Anfangs wollte man ihm weiß machen, er habe den König nur verwundet; er antwortete aber, da er wohl wiſſe wohin er gezielt, und auch das Blut am Meſſer geſehen habe, ſo könne er gar nicht daran zweifeln, daß er todt ſey. Indeß ſterbe er nun gern, da er ſeinen Endzweck erreicht habe. Denen die ihn fragten, was ihn denn zu dieſer Mordthat bewogen hätte, gab er zur Antwort: Die Predigten, welche ich mit anhörte; denn dadurch lernte ich die Beweggründe kennen, weswegen man einen König umbringen muß. Als man ihm nachher während des Verhörs die Frage vorlegte, ob es erlaubt ſey einen Tyrannen zu tödten, wußte er alles auf dem Nagel herzuſagen was ſich für und wider dieſen Satz anführen läßt, ſo daß man deutlich genug merkte, er ſey in dieſer Lehre mit ganz beſonderer Sorgfalt unterrichtet worden; denn ſobald die Rede von andern theologiſchen Dingen war, zeigte er ſich als einen ſehr unwiſſenden Menſchen, der mit ſich ſelbſt im Widerſpruch ſtand, und im nächſten Augenblick wieder verneinte, was er kurz vorher bejaht hatte.

Erſtes Verhör,

welches unter dem Vorſitz des Präſidenten Jeanin und des Herrn Bullion, gleich nach der Ermordung des Königs mit Franz Ravaillac vorgenommen wurde.

Freytags den vierzehnten May, ein tauſend ſechs hundert und zehen, zu Paris, in der Behauſung, welche das Hôtel de Ratz genannt wird, neben dem Louvre.

In Gegenwart der Herrn Präſidenten Jeanin und Bullion, königlicher wirklicher Staatsräthe.

Nachdem man ihn den Eid hatte ablegen laſſen, ſagte er aus: er nenne ſich Franz Ravaillac, ſey zwey und dreyßig Jahre alt, und wohne zu Angouleme.

Was ſeine Beſchäftigung ſey?

Sagte aus: er unterweiſe die Kinder, wie ſie Gott nach den Vorſchriften der römiſch apoſtoliſch katholiſchen Religion verehren ſollten.

Seit wann er in dieſer Stadt ſey?

Sagte aus: ſeit vierzehn Tagen oder drey Wochen, und logire in der Vorſtadt Saint Jacques im Gaſthofe zu den fünf Kreuzen [29]), wo er ſich während ſeines Hierſeyns immer aufgehalten habe, auſſer in den erſten zwey Tagen nach ſeiner Ankunft: in beſagtem Gaſthofe; denn damals habe er ein paar Tage in der Vorſtadt Saint-Honoré zugebracht, und zwar im Hauſe zu den drey Tauben, der Kirche Saint-Roch gegenüber.

Wurde gefragt: ob er während ſeines Aufenthalts in beſagtem Logis nicht mit einigen Perſonen Umgang gehabt habe? Und wer dieſelben ſeyen?

Sagte aus: er habe mit niemanden Umgang gehabt.

Wur-

Wurde gefragt: weswegen er in dieſe Stadt gekommen ſey?

Sagte aus: er ſey deswegen hieher gekommen, um bey dem Parlement einen Prozeß gegen die fortzuſetzen, welchen man die Nachlaſſenſchaft des Gottfried Pyvar gerichtlich zuerkannt habe. Es ſey ſchon vor geraumer Zeit auf die Berichtserſtattung des Parlementsraths Herrn Sanguin, ein Urtheil in dieſer Prozeſſache ergangen; und dies habe er hier in Paris auslöſen wollen.

Wurde gefragt: ob er oder einer ſeiner Anverwandten je von dem Könige beleidigt worden wäre? Und wer ihn zu der ruchloſen That bewogen habe, den König ermorden zu wollen?

Sagte aus: weder er, noch jemand der ſeinigen ſey auf irgend eine Art von ſeiner Majeſtät beleidigt worden [17]). Es habe ihn auch niemand bewogen oder überredet dies Verbrechen zu begehn. Eine böſe vom Teufel erregte Verſuchung habe ihn dazu verleitet. Er ſey nicht bloß deswegen hieher gekommen die beſagten Gerichtsgebühren zu erlegen, ſondern habe zugleich auch die Abſicht gehabt, dem König nach dem Leben zu trachten.

Da dieſe Verſuchung von ſo langer Dauer geweſen wäre, ſo ſey es höchſt unwahrſcheinlich, daß ihn Gott nicht von dergleichen böſen Gedanken befreyt haben ſollte, wenn er ſeine Zuflucht zu ihm genommen hätte. Mithin habe es den Anſchein, daß er dieſe That auf jemands Zureden und Anſtiften begangen habe.

Er ſagte aus: Nein; er habe zwar dieſer Verſuchung nicht ſtets nachgehangen, ſich ihrer aber auch nicht gänzlich entſchlagen können.

Zu welcher Stunde er heute ausgegangen, wo er geweſen ſey, und mit wem er geſprochen habe?

Sag-

Sagte aus: er ſey heute zwiſchen ſechs und ſieben Uhr ausgegangen, und ganz allein geweſen; habe ſich aus ſeinem Logie geradeswegs in die Kirche Saint-Benait begeben, und Meſſe gehört, weder unterwegs noch an beſagtem Orte habe er jemand geſprochen; nach der Meſſe ſey er wieder nach Hauſe gegangen, und habe zu Mittag geſpeist, wobey niemand zugegen geweſen wäre, als der Wirth, und ein junger Menſch aus hieſiger Stadt, welcher ſich Colleret nenne, und ein Kaufmann ſey.

Wurde gefragt: ob er mit dem beſagten Colleret bekannt ſey?

Sagte aus: er habe mit dem beſagten Colleret weiter keine Bekanntſchaft, als daß er in dem nemlichen Hauſe logire, und das Colleret während des Aufenthalts des Inquiſiten zwey oder drey Tage dort gewohnt habe.

Wurde gefragt: wo er ſchreiben und leſen gelernt habe? Und wer die Lehrmeiſter geweſen wären, die ihn in Stand geſetzt hätten, ſein Brod dadurch zu verdienen, daß er die Jugend im Leſen, Schreiben, und in den Anfangsgründen der Religion unterrichte?

Sagte aus: es wären nun ſchon über zwanzig Jahre, daß er ſich keines Lehrmeiſters mehr bediene. Vor dieſer Zeit hätten ihn ein paar Prieſter im Leſen und Schreiben Unterricht gegeben.

Wurde gefragt: ob er verheyrathet ſey?

Sagte aus: er habe ſich nie verheyrathet.

Man ermahnte ihn zu wiederholten Malen, er ſolle doch bedenken, was das für eine abſcheuliche That ſey, die er zu vollbringen im Begriff geweſen wäre; der König lebe noch, und werde vielleicht Gnade für Recht ergehen laſſen; wenn er aber auch nicht ungeſtraft davon

von komme, ſo ſolle er doch wenigſtens für das Heil ſeiner Seele ſorgen, und die Wahrheit geſtehn.

Sagte aus: er wiſſe weiter nichts, als was er ſchon bekannt habe; er ſey von niemand verleitet worden, das zu thun, was er gethan habe; doch geſtand er, daß er es ſey, der den König mit einem Meſſer verwundet hätte; dies Meſſer habe er vor etwa zehen bis zwölf Tage aus einem Gaſthauſe nicht weit von den Quinze-vingts entwendet; er habe dort einkehren wollen, da er aber nicht aufgenommen worden ſey, habe er das beſagte Meſſer entwendet, in der Abſicht, den König damit zu ermorden.

Ob er ſchon vorher im Louvre oder an einem andern Orte ſich eingefunden habe, dem Könige aufzupaſſen, und die beſagte That zu begehen?

Sagte aus: er ſey zweymal dort geweſen, nemlich am verwichenen Pfingſtfeſte und am verwichenen Weyhnachtsfeſte; aber nicht in der Abſicht, dieſe böſe That zu vollbringen, ſondern um den König zu ſprechen, und ihm zu rathen, daß er denen von der ſo genannten reformirten Religion den Krieg ankündigen ſolle.

Da man unter ſeinen Habſeligkeiten einige Papiere gefunden hatte, worauf unter andern verſchiedene Stanzen in franzöſiſcher Sprache ſtanden, die ſich für einen Miſſethäter ſchickten, der zur Richtſtätte geführt wird; ſo wurde er gefragt, wer ihm die befragten Stanzen gegeben, oder ob er ſie vielleicht auf ſeine eigene Umſtände verfaßt habe?

Sagte aus: er habe ſie nicht gemacht, ſondern ſie ſeyen ihm vor etwa einem halben Jahre in der Stadt, Angouleme, von einem gewiſſen Pierre Berthean, einem Einwohner der beſagten Stadt, in der Abſicht gegeben worden, damit er ſie durchſehen, und ſeine Meynung darüber ſagen ſolle, weil er, Jemand

anſtatt,

quiſit, ſich ebenfalls auf die Poeſie verſtehe. Der beſagte Bertheau habe gegen ihn geäuſſert, daß er ſich hiebey in die Lage eines Menſchen gedacht habe, der zum Tode geführt wird. Er, Inquiſit, habe ſie hierauf zu ſich genommen, und eingeſteckt.

Wurde gefragt: wer ihn denn dazu bewogen habe, daß er mit dem Könige ſprechen, und ihm rathen ſolle, denen von der ſogenannten reformirten Religion den Krieg anzukündigen?

Sagte aus: darum hätten wir uns nicht zu bekümmern *), einem Prieſter wolle er zwar die Wahrheit im Beichtſtuhle bekennen, aber ſonſt nirgends; und gleichwohl hatte er doch einen Eidſchwur darauf abgelegt, daß auch er uns Richtern die Wahrheit bekennen, und alles eidlich ausſagen wolle.

Nachdem man ihm dieſe Ausſagen vorgeleſen hatte, bekräftigte und unterſchrieb er dieſelben mit eigener Hand. Unterzeichnet: Ravaillac, nebſt Handzeichen.

Zweytes Verhör:

veranſtaltet von uns, Achilles de Harlay, Ritter und Oberpräſident, Nicolaus Potier, Präſident, Johann Courtin und Proſper Bauin, Räthe des Königs unſers Herrn, bey deſſen Parlementshofe, als Commiſſarien, die auf Erſuchen des königlichen Generalprocurators dazu verordnet waren, die gegen den wegen Ermordung des hochſeligen Königs inhaftirten Gefangenen angebrachte Beſchuldigungen und Anklagen zu unterſuchen, welchen wir auch nach Abforderung des Eides verhört und vernommen haben, wie folget:

Den ſiebzehnten May, eintauſend ſechshundert und zehen, Nachmittags.

Wur-

Wurde gefragt: nach seinem Namen, Alter, Stande, und Aufenthalt.

Sagte aus: er heisse Franz Ravaillac, sey von Angoulême gebürtig, wohne daselbst, und sey ein bis zwey und dreyßig Jahre alt.

Ob er verheyrathet sey?

Sagte: Nein.

Ob er auch nie verheyrathet gewesen?

Sagte: Nein.

Was er in seinen jüngern Jahren erlernet habe, und womit er sich beschäftige?

Sagte aus: er habe sich damit beschäftigt, Processe vor Gericht zu betreiben.

Ob er zu Paris und Angoulême wirklich practicirt habe?

Sagte aus: er habe vierzehn Jahre lang wirklich advocirt, und anfänglich am Kaut, dem grauen Pfeiler gegenüber, in der Strasse la Harpe gewohnt, und späterhin bey einem Schuhflicker, zu den drey Rosenkränzen, in der Strasse Calandre.

Wie lange er seit seiner Zurückkunft wieder in hiesiger Stadt sey?

Sagte aus: ungefähr seit drey Wochen.

Ob er wirklich auf der Reise gewesen sey?

Sagte: Ja.

Wie weit er gekommen sey?

Bis oberhalb Etampes, an die Stelle, wo das Crucifix stehe.

Was ihn bewogen habe wieder umzukehren?

Sagte aus: der Umstand, dass er Willens gewesen sey den König zu ermorden.

Aus was Urſache?

Sagte aus: unter andern deswegen, weil er die von der ſogenannten reformirten Religion nicht habe zwingen wollen, ſich wieder mit der römiſch apoſtoliſchen Kirche zu vereinigen, welches er doch gekonnt hätte.

Was er, ſonſt noch für Urſachen gehabt habe?

Sagte aus: er ſey in hieſige Stadt gekommen, um mit dem Könige zu ſprechen, und ihm zu rathen, daß er die von der ſogenannten reformirten Religion wieder mit der katholiſchen Religion vereinigen, und daß er ſich verſchiedenemal in das Louvre begeben habe, um den König dort aufzuſuchen; auch ſey er bey Madame D'Angouleme geweſen, um jemand dort zu finden, der ihn Seiner Majeſtät vorſtellen ſolle; ſo auch bey dem Herrn Cardinal du Perron, der ihn aber nicht vor ſich gelaſſen, ſondern an ſeine Almoſenierer gewieſen habe, die er zwar nicht zu nennen wiſſe, aber gleich wieder erkennen würde, wenn man ihm dieſelben vorſtelle; ferner habe er auf ſeiner letzten, kurz vor Weyhnachten angeſtellten Reiſe, mit dem Jeſuiten Pater D'Aubigny geſprochen, nachher auch mit dem Pfarrer zu Samt Severin, ingleichen mit dem Pater Sainte Marie Magdelaine, einem Feuillantiner.

Wo er den Pater D'Aubigny geſprochen habe?

Sagte aus: er habe ihn in der Kirche der Straſſe Saint Antoine geſprochen, als die Meſſe zu Ende geweſen ſey.

In welcher Zeit er hierüber mit ihm geſprochen habe?

Sagte aus: dreyzehn Tage vor Weyhnachten ſey er von Haus abgereiſet, vierzehn Tage habe er auf der Rei-

Reiſe nach hieſiger Stadt zugebracht, und drey oder vier Tage nach ſeiner Ankunft ſey er in die Wohnung der Jeſuiten bey dem Thor Saint Antoine gegangen, wo der beſagte D'Aubigny eben Meſſe geleſen habe. Nach deren Vollendung habe er einen Kloſterbruder erſucht, er ſolle ihm doch Gelegenheit verſchaffen, den beſagten D'Aubigny zu ſprechen, welches auch geſchehen ſey. Hierauf habe er ihm allerley Erſcheinungen beſchrieben, die ihm während der Meditationen vorgekommen wären, welche er mit Bewilligung ſeines Feuillantinerprovincials des Pater dom Franciſcus-Maria-Magdelaine, angeſtellt hätte.

Warum er ihn ſeinen Provinzial nenne?

Sagte aus: dies geſchähe deswegen, weil er ihn als Bruder in das Kloſter der Feuillantiner aufgenommen habe.

Wurde gefragt: Wie lange er die Feuillantinerkleidung getragen, und warum er ſie wieder abgelegt habe?

Sagte aus: er habe ſie ungefähr ſechs Wochen getragen, und deswegen wieder ablegen muſſen, weil ihm in ſeinen Meditationen allerley Erſcheinungen vorgekommen wären.

Wurde befragt . . . .

Sagte aus: er habe zwar darum angeſucht wieder aufgenommen zu werden, es ſey ihm aber wegen der beſagten Erſcheinungen abgeſchlagen worden. Hierauf fieng er an zu weinen, und ſagte, Gott habe ihm dieſe Kleidung entzogen, und er bedaure nichts mehr, als daß er ſie nicht wieder hätte anlegen dürfen.

Wurde gefragt: ob er den Subprior kenne, und wie derſelbe heiſſe?

Sagte aus: er kenne ihn zwar, wiße aber nicht, wie er sich nenne. Den Ordenshabit habe er deswegen nicht weiter anzulegen begehrt *), weil es unser Herr Gott so hätte haben wollen, daß er in der Welt bleiben habe, die er doch so gern verlaßen hätte. Er sey sogar willig gewesen, alle Incommoden zu leiden. Hierauf hab er abermals bitterlich an zu weinen, und sagte, es sey ihm gar zu leid, daß er nicht bey den Jesuitern habe bleiben dürfen, um sich ganz dem Dienste Gottes zu widmen.

Wurde gefragt: von was für Erscheinungen er mit dem Pater D'Aubigny gesprochen habe?

Sagte aus: er habe ihm erzählt, als er einst zu Ansbach wegen Schulden im Gefängniß gesessen, habe er eine Erscheinung gehabt, worin ihm nicht anders zu Muthe gewesen wr, als ob seine Sinne den Eindruck von Feuer, Schwefel und Weyhrauch empfänden. Als man ihn wieder aus dem Gefängniß entlaßen, und er am Sonnabend nach Weyhnachten des Nachts mit gefalteten Händen und kreuzweis über einander geschlagenen Beinen im Bette gelegen, und seine Betrachtungen angestellt habe, sey ihm plötzlich das Gesicht und der Mund zugeschloßen worden, ohne daß er bemerken können wie dies komme, weil es dunkel in der Nacht gewesen wäre. Da er nun den Psalm Davids, welcher sich mit den Worten anfängt, Der Herr sprach u. s. w. nebst dem Miserere und die preludirte der länge nach abgesungen habe, sey ihm nicht anders gewesen, als habe er eine Trompete an Munde, die eben den Schall von sich gäbe wie eine Kriegstrompete. Des andern Morgens sey er in aller Früh aufgestanden, habe seine Betrachtungen auf den Knien fortgesetzt, und ganz in Gott vertieft, wie gewöhnlich fortgefahren. Hierauf habe er ein kurzes Stünd-

chen

den Herbe gehalt, ſich vor den Ofen geſetzt, und ſein Haar durchgekämmet. Da es nun noch nicht völlig Tag geweſen wäre und eben ein glimmend Stück Holz im Ofen gelegen hätte, ſo habe er ſich in der Geſchwindigkeit angekleidet, und ein Stückchen Weinrebe genommen, welches er anbrennen wollen. Als er ſich nun auf beede Knie niedergelaſſen und ſtark ins Feuer geblaſen hätte, ſey es auf einmal zu beeden Seiten ſeines Geſichts mit zwey Flammen geweſt worden, die ja nun völlig ähnlich geweſen wären, deren man ſich in den katholiſchen Kirchen bey der Communion bediene. Unterhalb ſeines Geſichts, und zwar rechter Hand in der Gegend des Mundes, habe er ſeitwärts eine Rolle von eben der Geſtalt erblickt, wie die, wovon der Prieſter bey der Elevation während des heiligen Meſſopfers Gebrauch mache. Dies ſey es, was er dem heiligen D. Ambrogio entdeckt hätte. Dieſer habe ihm zur Antwort gegeben, er ſolle ſich dergleichen Dinge ganz aus dem Sinne ſchlagen; er fürchte, es ſey nicht ganz richtig in ſeinem Gehirn; derowegen wolle er ihm weiſemachend ſagen, ſeinen Roſenkranz fein feſtig zur Hand zu nehmen, zu beten, und ſich hierwärts an niemand zu wenden, der ihm Gelegenheit verſchaffe den König zu ſprechen.

Ob es denn nicht auf den Einfall gekommen wäre, den heiligen D. Ambrogio zu befragen, ob es nicht nöthig ſey, daß er nach ſo anſehnlichen Erſcheinungen, welche ſo gar auf den Königsmord abgezweckt hätten, zur Beichte gehe?

Sagte aus: Nein; er habe nichts weiter mit ihm geſprochen, als was er vor uns Anderen bekenne; bis auf den einzigen Umſtand, daß er (zum König) ſagen wolle, er ſolle die von der ſogenannten reformirten Religion

entweder aus dem Lande jagen, oder zum römisch apostolisch katholischen Glauben bekehren.

Wurde gefragt: was der besagte D Aubigny hierauf geantwortet hätte?

Sagte aus: er habe ihm gerathen sich alles dessen zu entschlagen, Gott anzurufen, und seinen Rosenkranz zu beten.

Ob er sonst nichts mit ihm gesprochen?

Sagte aus: er habe nur diese einzige Unterredung mit ihm gehabt.

Wurde gefragt: warum er sich gerade an diesen D Aubigny und nicht an jemand anders gewendet hätte?

Sagte aus: dies sey dahergen geschehen, weil er nach seiner Entfernung aus dem Kavallantenklosser Willens gewesen sey, entweder Hofrath zu werden, oder ihn zu bitten, daß er mit seinem Provinzial sprechen, und denselben bewegen möchte, ihn wieder in den Orden der Kavallanter aufzunehmen. Da er ihn aber das erstemal nicht zu Hause angetroffen, so habe er sich mit einem Kloskerbruder ins Gespräch eingelassen, und von diesem erfahren, daß niemand in die Exklegium aufgenommen würde, der in einem andern Orden gewesen sey. Ferner sagte er aus: Da er nicht vor den König kommen können, so sey er ehemals zu den Jesuiten gegangen, und habe, wie er uns zu erkennen gieben, mit dem D Aubigny die verewünschte Unterredung gehabt. Auch habe er ihm bey dieser Gelegenheit ein kleines Bethier gezeigt, worauf ein Herz und ein Kreuz gemalet gewesen sey, mit dem Beifügen, das Herz des Königs müsse stündlichterdings bewegen werden, die Hugenotten zu bekriegen.

Wo-

Wurde gefragt: wer ihn denn verhindert habe mit dem Könige zu sprechen?

Sagte aus: der Oberhofrichter; der neuliche, welcher ihm während seines Arrests im Hotel de Ville die Frage vorgelegt habe, wie es denn um den Hahn an seiner Musquete stehe.

Wurde gefragt: an wen er sich denn gewendet habe, als er den König sprechen wollen?

Sagte aus: an die Hauptherrn; diese hätten ihn aber nicht verabschiedet, sondern zum Oberhofrichter gesandt, welcher ihm gesagt habe, der König sey nicht da.

Wurde gefragt: zu welcher Zeit er im Louvre gewesen sey?

Sagte aus: gleich nach Weyhnachten; und als der König ein paar Tage nachher den Saint Innocent vorüber gefahren, hätte er ihn ebenfalls sprechen wollen und deswegen ihm zugerufen: Sire, ich bitte Sie um unsers Herrn Jesu Christi, und der heiligen Jungfrau Maria willen, lassen Sie mit sich reden! Allein man hätte ihn mit einem Lakeyen zurück gewiesen, und nicht vortreten lassen. Demnach hätte daher sogleich beschlossen, wieder in seine Vaterstadt zurückzureisen, welchen Entschluß er auch ausgeführet habe. Als er nun wieder in Angoulême angekommen wäre, hätte er den Bruder Gilles Otere, welcher noch kurz vorher zu Paris Guardian der Franciscaner gewesen sey, besucht, mit demselben von seinen Erscheinungen und Meditationen gesprochen, zugleich auch gegen ihn geäußert, es sähe deutlich, daß unser Herr Gott die von der vorgeblich reformirten Religion wieder mit der einzig ausschließlich katholischen Religion vereinigen werde; worauf der Guardian geantwortet habe: daran sey ganz und gar nicht zu zweifeln. Einige Tage nachher,

als am ersten Sonntag in der Fasten, habe Beklagter im nemlichen Frauenconventhause zu Augsburg: Messe gehört, sich mit Gott versöhnt, auch einem Geistlichen des nemlichen Ordens, dessen Name ihm aber entfallen sey, diese freywillige Mauthat gebeichtet.

Wurde gefragt: was er unter dem Ausdruck freywillige Mauthat verstehe?

Sagte aus: dies, daß er ausdrücklich in der Absicht dahin gekommen sey, den König umb dem zu bringen, welchen er aber seinem Landsherrn nicht entdeckt habe und darin hätte sich auch nicht nach der Bedeutung einer Anklage von ihm erkundigt.

Wurde gefragt: ....

Sagte aus: damals habe er seinen Vorsatz aufgegeben; als er aber von dort abgereist und am verwichenen Ostersest in hiesiger Stadt angekommen sey, habe er diesen Vorsatz von neuem gefaßt.

Wurde gefragt: wann er in hiesiger Stadt angekommen sey?

Sagte aus: er sey acht Tage nach seiner Abreise von Paris allhier angekommen.

Wurde gefragt: was er während seines Aufenthalts in hiesiger Stadt gethan habe?

Sagte aus: er habe anfänglich im Wirthshause zu den fünf halben Mönden in der Vorstadt Saint-Laurens gelebt. Um jedoch näher bey dem Louvre zu seyn, habe er sich in dem dritten Hause in der Straße Saint-H wohnt einquartiert. Auf dem Wege dahin sey er mit in ein Wirthshaus, nicht weit von dem Quai gekommen, wo er ein Glas getrunken, aber sey wieder sogleich wegen seiner Unterredung aufgestanden habe. Da ihm ein Messer auf dem Tische gelegen, welches

ihm

ihm zu seinem Vorhaben, weniger den König zu erwarten, sehr brauchbar erschienen, so habe er es zu sich gerufft; nicht etwa deswegen, weil er in diesem Wirthshaus nicht aufgenommen werden sey, sondern weil ihm das Wirthen, wie gesagt, zu Ausführung seines Vorhabens sehr brauchbar erschienen habe. Das mehrere Weilen habe er zwey bis drey Wochen in der Nähe bey sich ertragen. Ferner sagte er aus: als er sein Vorhaben aufzugeben gesinnt, und wieder auf der Rückreise begriffen gewesen sey, habe er unweit Etampes der Equipage dieses Herrns ungefähr in der Länge eines Zolls an einem Karrn abgebrochen und zwar vor dem Garten des Thurlon. In der Vorstadt von Etampes, und zwar auf der Stelle wo das Canonier stehe, sey der Entschluß den König zu ermorden von neuem in ihm erwacht, und jetzt habe er dieser Verrichtung nicht mehr, wie vorher, widerstehen können. Er sey daher wieder umgekehrt, und mit jenem festen Entschluß in hiesige Stadt gekommen, weil der König die von der vorgeblich reformirten Religion nicht bekehrt habe, hernächst auch die Rede gegangen sey, daß er dem Pabste den Krieg ankündigen, und den heiligen Stuhl nach Paris verlegen wolle.

Wurde gefragt: wo und aus was für Ursache er in hiesiger Stadt logirt habe?

Sagte aus: er habe Gelegenheit gesucht, den König aufzulauren; deswegen habe er auch weiter eine Equipage an das Wirthshaus geschickt, und sey auch auf den Jahrmarkt gewartet, wo der König gekrönt und dann Einzug in hiesige Stadt gehalten haben würde, und es der Meinung gewesen sey, daß es nicht so viel Gensdarmen zu Fuß und Reuter geben würde, wenn er den König nach der Krönung ermorden, als zu einer Zeit, wo der König noch nicht gekrönt sey. *)

Man fragte ihn, wie er ſich nur habe verſtehen können, daß die Vollbringung dieſer That nach der Krönung weniger Zwieſpalt nach ſich ziehen würde, da doch leicht voraus zu ſehen geweſen ſey, daß die Krönung den Unruhen kein Ende machen würde, welche der Tod des Königs nothwendigerweiſe verurſachen müßte?

Sagte aus: dieß habe er dem Willen Gottes anheim geſtellt.

Wurde gefragt: wo er den König anfgefaßt habe?

Sagte aus: er habe ihn einigemal im Innern aufgeſucht, in der Abſicht, ihn dort zu ermorden. Am verwichenen Freytage ſey er ebenfalls dahin gegangen, und gerade gegenüber den beyden Thorſchützen geweſen, als er gehöret habe, daß der König ausfahre. Da ſey er ihm denn gleich nachgelaufen, und zwar bis an die Gegend des Innocents, faſt an das nemliche Ort, wo ihm der König ſchon ehedem begegnet ſey, und er ſich vergebens bemühet habe mit ihm zu ſprechen. Als er nun wahrgenommen, daß die Kutſche, wegen einiger im Wege ſtehenden Karren, ſtill halten müßte, und daß ſich Seine Majeſtät, welche ganz hinten geſeſſen, mit dem Geſicht herumgedreht und nach der Seite des Duc D'Espernon [11]) gewendet hätten, habe er den Arm über das Kutſchrad gelegen, und denſelben ein paar Stiche mit ſeinem Meſſer verſetzt.

Wurde gefragt: was er denn glaube durch dieſe That ausgerichtet zu haben?

Sagte aus: er glaube, ſich dadurch eines großen Verbrechens ſchuldig gemacht zu haben, weswegen er auch Gott, die Königin, den Herrn Dauphin, das Parlament, und überhaupt alle diejenigen um Vergebung bitte, welche er dadurch beleidigt habe.

Jetzt

Jetzt legten wir ihm das uns überlieferte Messer vor, welches eine zweyschneidige Spitze und einen hörnernen Griff hatte.

Er erkannte es für das nemliche, wovon er uns bereits gesagt und womit er den König erstochen hatte, auch setzte er hinzu, es sey ihm gleich nach der That von einem Herrn zu Pferd abgenommen worden.

Man stellte ihm vor, da er nicht die geringste Veranlassung gehabt habe, diese teuflische und meineidige That zu begehen, so habe man es für wahrscheinlich, daß er von jemand dazu verleitet worden sey.

Er sagte aus: es habe ihm niemand, wer es auch immer seyn möge, dazu verleitet. Er habe von einigen Soldaten vernommen gehabt, daß unter dem Militär sehr stark davon gesprochen werde, der König wolle seine wahren Gesinnungen nicht leicht jemanden zu erkennen geben, sey Willens dem Pabst den König anzukündigen, und sie wären sehr entschlossen, ihren Herrn mit Aufopferung ihres Lebens herzustellen. Das sey die Ursache, warum er sich von der Versöhnung habe hinreissen lassen, den König ums Leben zu bringen; denn wer den Pabst bekriege, der bekriege ja den lieben Gott, indem der Pabst Gott, und Gott Pabst sey.

Wurde gefragt: um welche Zeit er dergleichen Reden von den Soldaten vernommen habe?

Sagte aus: seit der Zeit, wo er sich im Wirthshause zu den fünf Kreuzen aufgehalten hätte.

Man stellte ihm vor, er bediene sich hier einer erdichteten und unwahren Ausflucht; denn er habe uns ja gesagt, daß er seinen bösen Vorsatz ganz aufgegeben, gehabt, auch bereits auf dem Rückwege begriffen gewesen

wesen sey, aber in der Nähe von Etampes seinen bösen Entschluß erneuert habe; mithin sey er ja nicht durch die Reden der Soldaten zu diesem Entschluß bewogen worden.

Sagte aus: er habe schon vorher mit den Soldaten gesprochen gehabt, und gleichwohl sein Vorhaben aufgegeben; als er aber nach Etampes gekommen sey, wäre ihm das, was er von den Soldaten vernommen hätte, wieder beygefallen, und jener Entschluß von neuem in ihm rege geworden.

Hierauf verlangte er ein Blatt Papier von uns, welches er bey sich gehabt hatte, als er in Verhaft genommen wurde. Es war das französische Wappen darauf gemalt, und zu beyden Seiten standen zwey Löwen, wovon der eine einen Schlüssel und der andere ein Schwert hielt. Wir legten es ihm vor;

Und er sagte aus: er habe dies Blatt mit dem Angenehme gebracht, als er bereits entschlossen gewesen wäre, den König zu tödten. Man habe nemlich in der Versammlung eines gewissen Collegii erzählt, der päbstliche Gesandte habe dem Könige im Namen seines Herrn zu erkennen gegeben: wenn er den Pabst bekriege, wurde ihn derselbe in den Bann thun; worauf Seine Majestät geantwortet hätten: Ihre Vorfahren hätten den Pabst auf den Thron erhoben, wenn er aber Denselben in den Bann thäte, würden Sie ihn wieder herabstürzen. Als Jacquet dies vernommen, habe er sich sogleich fest entschlossen den König zu ermorden [11]) und zu dem Ende mit eigener Hand Folgendes über jene beyden Löwen geschrieben:

Ne frappez pas, qu'on frappe ou ne frappe point
Au nom de Dieu commun inutilement [12])

Hier-

Wante erfragt: ob an dem Meſſer ſchon damals als er es im Wirthshaus mitgenommen habe, der nemliche Griff befindlich geweſen ſey, welchen man jetzt daran wahrnehme?

Sagte aus: Nein; es habe ehedem einen Griff von Hirſchhorn gehabt; als er aber einigen gegangen, habe er von dem Vater ſeines Wirths, welcher ſich zum Barbier nenne, ein Drechsler ſey, und in der Vorſtadt Saint-Jacques wohne, den hörnernen Griff verfertigen laſſen, welcher noch jetzt daran ſey. Er habe ihm aber keineswegs geſagt, was er damit machen wolle, auch nicht ausdrücklich befohlen ob er Horn oder etwas anderes dazu nehmen ſolle.

Wante erfragt: ob dieſer Valliant etwa der ſogenannten reformirten Religion zugethan ſey?

Sagte aus: Nein; er ſey ein Katholik, habe aber gleichwohl die Worte geſagt, welche ihn zu Ausführung ſeines Entſchluſſes bewogen hätten.

Man ſtellte ihm vor, auf die Rede eines einzigen Mannes, die er ſonſt von niemand vernommen, hätte er doch keinen ſo feſten und abſcheulichen Entſchluß faſſen ſollen.

Sagte aus: er ſey dadurch bewogen worden den König zu ermorden, weil er dergleichen Reden nicht nur von ſeinem Manne, ſondern auch von mehrern Mitbürgern vernommen habe. Es hätte unter andern Herr von Saint-Georges geſagt: wenn der König dem heiligen Vater den Krieg ankündige, müſſe er gehorchen, weil er ihm verpflichtet ſey; thue der König nicht recht daran, ſo müſſe es ihrethalb verantworten.

Wegen [illegible] Hut; von baumwollenem Zeuge [illegible] wollte er für kein weltliche erkannt, welches man ihm abgenommen habe, und

Er

Er sagte aus: er habe es von Herrn Gaillebaut, einem Canonicus zu Angouleme, bekommen, als Inquisit am Fieber gelegen habe. Der besagte Canonicus habe ihn versichert, es sey ein Stückchen Holz vom wahren Kreuz darin, und dies besitze, nebst dem Namen Jesu, die Kraft das Fieber zu vertreiben, wenn die Kapuziner den Segen darüber sprächen. Deswegen habe Inquisit sogleich seine Wirthin, Maria Mirizeau, damit zu den Kapuzinern geschickt, und es seitdem beständig am Halse getragen.

Wir liessen dies Herz in seinem Beisein aufmachen, es war aber kein Stückchen Holz darin, und

Er sagte aus: nicht er sey damit betrogen worden, sondern der, von welchem er es bekommen habe.

Wir legten ihm ein Papier vor, worauf der Name Jesu an drey verschiedenen Orten geschrieben stand.

Er erkannte es für das nemliche, welches man bey ihm gefunden habe.

Wir legten ihm einen Rosenkranz vor.

Er sagte aus: diesen Rosenkranz habe er vor sieben oder acht Tagen in der Strasse Saint-Jacques gekauft, sich dessen zum Gebet bedient, und ihn immer bey sich geführt.

Wurde gefragt: mit wem er Umgang gehabt habe, seitdem er willens gewesen sey, sein Vorhaben wirklich zu vollziehen?

Sagte aus: er habe mit niemand Umgang gehabt, als nur mit einigen Geistlichen in seiner Vaterstadt, und diese wohnten im Jacobiten-Kloster, wo er gewöhnlich der Messe und der Vesper beygewohnt habe.

Wurde gefragt: wovon er mit ihnen gesprochen, und ob er ihnen nichts von seinen Erscheinungen erzählt habe?

Sag

Sagte aus: Ja; er habe ihnen das Nemliche erzählt, was er auch andern erzählt habe.

Wurde gefragt: wegen ſeiner Bekanntſchaft mit einem gewiſſen Colleret, und wegen der Unterredungen welche ſie mit einander gehabt hätten.

Sagte aus: er kenne ihn nur in ſo fern, als ſie bey einander gewohnt und beyſammen geſchlafen hätten; von ſeinem Vorhaben habe er ihm nichts geſagt.

Wurde gefragt: ob er nicht mit andern, beſonders Ordensgeiſtlichen, umgegangen ſey?

Sagte aus: Nein; auf ſeiner letztern Reiſe nicht.

Ob er nicht mit einem Franciscaner Verkehr gehabt habe, der von Angoulesme ſey?

Sagte aus: Ja; und er habe ihm nichts, weder von ſeinem Vorhaben noch von ſeinen Erſcheinungen geſagt.

Man ſtellte ihm vor, er verhele die Wahrheit, er habe mit ihm von ſeinen Erſcheinungen geſprochen, und ihn unter andern gefragt, ob der, welcher dergleichen habe, es ſeinem Beichtvater entdecken müſſe.

Er ſagte aus: hievon habe er nicht mit dem geſprochen, welcher aus ſeiner Vaterſtadt ſey, wohl aber mit einem andern, dem er bey Bourg-la-Reine begegnet ſey. Dieſen habe er begleitet, weil er in dieſer Stadt gar nicht bekannt geweſen ſey; habe ihn auch mit in ſeine Wohnung genommen, ſeine Beichte im Kloſter abgegeben, damit er gut aufgenommen wurde, auch unterwegs ſein Bündel getragen. Der Name dieſes Geiſtlichen ſey le Fevre.

Man ſtellte ihm vor, da er während dieſes Verhöres, als er der Weiſſagliche erwähnt, habe Gott

um

um Verzeihung gebeten, so solle er bedenken, daß er dieselbe auf keine andere Art erhalten könne, als wenn er die Wahrheit gestehe; er bediene sich so kahler Ausflüchte, daß man nicht anders vermuthen könne, als er sey von jemand verleitet worden die gottlose That zu begehen, deren Folgen wir sämmtlich empfänden.

Er sagte aus: während seiner Gefangenschaft sey ihm von gar vielen Leuten zugeredet worden, daß er dies Bekenntniß ablegen solle; namentlich auch vom Erzbischof von Arr, und mehrern andern Personen; es habe ihn aber niemand zu dieser That angetrieben, als nur sein eigener Wille; und wenn er gleich die Angst den Martern erdulden müßte, könne er weiter nichts sagen; wenn ihn Martern zum Bekänntniße bringen könnten, so wäre es allenfalls schon daran genug, daß ihn ein Hugenot, während seiner Gefangenschaft im Hotel de Nesle, eigenmächtig gepeinigt, und ihm den Daumen zerbrochen habe.

Man sagte ihm ins Gesicht, er sey ausdrücklich zu Verübung dieser That ausersehen worden, weil er sich als Werkzeug zu allem Bösen gebrauchen lasse; denn es sey bekannt, daß er seine Eltern jederzeit auf das schändlichste behandelt, und endlich an den Leichnam gebracht habe.

Sagte aus: dies befinde sich gar nicht so; sein Vater und seine Mutter wären beede noch am Leben, und würden das Gegentheil aussagen; so auch alle die ihn kennten; solche Zungen können ihm zwar dies zur Last gelegt haben, er sey aber unschuldig.

Worde gefragt: wann er zu Brüssel gewesen sey?

Sagte aus: er sey nicht aus dem Königreich gekommen, und wisse nicht einmal wo Brüssel liege.

Noch-

Nachdem man ihm dies Verhör nochmals vorgelesen hatte, beharrte er bey seinen Aussagen, und unterzeichnet sie: Ravaillac.

Drittes Verhör.

Des andern Morgens

im Parlementshause, und zwar wegen Unpäßlichkeit des besagten Herrn Oberpräsidenten, von uns andern hierzu verordneten Commissarien.

Nachdem man den besagten Ravaillac wieder vorgeführt hatte, wurde derselbe nochmals ins Verhör genommen, und auf seinen Eid befragt:

Was Standes er sey, und wer seine Eltern wären?

Sagte aus: er sey ein Patricier, und unterrichte dermalen die Jugend; sein Vater sey ein Sachwalter, und seine Mutter habe sich vom Vater separirt.

Wir liessen ihm nochmals die Fragartikel nebst seinen darauf ertheilten Antworten verlesen, und

Er blieb dabey, ohne das geringste hinzufügen oder zurücknehmen zu wollen, bis auf den einzigen Umstand, daß er auszusagen vergessen habe: er sey dadurch um so mehr zu Ausführung seines Entschlusses bewogen worden, weil der König nicht gestatten wollen, daß man die Hugenotten, welche doch beschädiget gehabt hätten, am Bartholomäustage alle Katholiken zu ermorden *) zur gebührenden Verantwortung ziehe. Es wären zwar verschiedene derselben gefänglich in hiesige Stadt gebracht worden, man habe sie aber, wie

ihm von mehreren Personen versichert worden sey, nicht im geringsten bestraft.

Wir stellten ihm vor, was er da sage sey ganz ungegründet, und gesetzt auch, er habe es wirklich gehört, so hätte er es doch nicht glauben, noch weniger sich dadurch verleiten lassen sollen, eine so ruchlose und abscheuliche That zu verüben.

Sagte aus: dies sey einer von den Umständen, welche mit zur Versuchung beygetragen hätten.

Wir stellten ihm vor, er habe die That vielmehr auf Zurathen und Anstiften anderer begangen.

Er sagte aus: es habe niemand darum gewußt, als nur er allein.

Wurde gefragt: ob er sich bey seinen Eltern aufgehalten habe?

Sagte aus: er habe sich bey seiner Mutter aufgehalten, aber nicht bey seinem Vater, der seiner Mutter und ihm nicht gut sey.

Wurde gefragt: womit er sich ernähret habe?

Sagte aus: er habe achtzig Scheleren gehabt, von welchen er Geld verdienet habe; von seinen Ersparnissen sey er bisweilen nach hiesiger Stadt gereist.

Ob seine Eltern ein wachsames Auge auf sein Betragen gehabt hätten?

Sagte aus: sein Vater habe sich bereits vor sechs Jahren völlig von seiner Mutter separirt; er sey ihm (Inquisiten) gar nicht gut, weswegen er sich auch bloß zu seiner Mutter gehalten habe, welcher seine Schwestern treen gelaufen wären.

Wurde wegen seiner Erwerbsmittel und Vermögensumstände befragt.

Sagte aus: seine Eltern lebten meistens von Almosen, und er, Inquisit, von dem, was ihm seine Scholaren zahlten, und was er nebenher von guten Freunden bekomme.

Wer diese guten Freunde wären?

Sagte aus: die Eltern seiner Scholaren, welche ihm von Zeit zu Zeit Speck, Fleisch, Getraide, Wein und dergleichen, zum Geschenk machten.

Wurde gefragt: warum er nicht bey dieser Lebensart, die ihm doch sein nothdürftiges Auskommen gewähret habe, geblieben wäre?

Sagte aus: er habe geglaubt, man müsse vor allen Dingen auf die Ehre Gottes Rücksicht nehmen *).

Man führete ihm zu Gemüth, wer seinen König ermorde, habe die Ehre Gottes gewiß nicht vor Augen, denn dies sey ja eine ganz teuflische That.

Er sagte aus: dies sey freylich eine Versuchung zum Bösen, welche nicht von Gott komme, sondern aus dem sündlichen Zustande des Menschen entspringe.

Ob er denn diese greuliche That, welche ganz Frankreich zum größten Nachtheil gereiche, nicht verabscheue?

Sagte aus: es sey ihm allerdings leid, daß er sie vollbracht habe; da dies aber um Gottes willen geschehen sey, so werde ihm auch Gottes Gnade ertheilen, daß er bis an seinen Tod in Glaube, Liebe und Hoffnung ausharren könne; er getröste sich auch, daß die Barmherzigkeit Gottes und sein bitteres Leiden, weit größer als seine Missethat sey, und ihn von der ewigen Verdammniß erretten werde.

Man ſtellte ihm vor, daß er nach Verübung einer ſo boshaften That unmöglich bey Gott in Gnade ſtehn könne.

Er ſagte aus: er hoffe, der allmächtige Gott werde es ſo fügen, daß ſie keine übeln Folgen nach ſich ziehe.

Man führte ihm zu Gemüthe, er ſolle ſich ja keine Rechnung auf Gottes Barmherzigkeit machen, wenn er nicht die reine Wahrheit ſage, und diejenigen namhaft mache, die ihn dazu beredet und verleitet hätten, dieſen Mord zu begehen.

Er ſagte aus: in den vorhergehenden Verhören habe er bereits erklärt, was ihm hierzu Veranlaſſung gegeben habe, und weiter wiſſe er von nichts.

Sagte ferner aus: er habe ſeinen Vorſatz niemand eröfnet.

Man machte ihm den Einwurf: er ſey von viel zu niedriger Herkunft und Geburt, als daß er von ſelbſt auf dieſen Einfall gekommen ſeyn könnte; es müſſe ihm alſo jemand denſelben an die Hand gegeben und ihn in ſeinem Vorhaben beſtärkt haben.

Sagte aus: er wiſſe von niemand.

Man ſtellte ihm vor, daß er um ſo eher Mitleid verdiene, wenn er von jemand verführt worden ſey, und dieſe That auf anderer Zureden begangen habe, wobey man ihn zugleich ermahnte, ſolches zu geſtehn.

Er antwortete: die Urſache, warum er ſeine gefährlichen Abſichten keinem Prieſter und Seelſorger entdeckt habe, liege darin, daß er ſehr überzeugt geweſen ſey, daß es ihre Pflicht mit ſich bringe, ſich ſeiner Perſon zu verſichern und ihn den Händen der Juſtiz zu überliefern, ſobald er ihnen ſein Vorhaben eröffne, den König ermorden zu wollen, und zwar um ſo mehr, da die

Prie-

Prieſter die Verbindlichkeit auf ſich hätten, nichts von dem zu verſchweigen, was dem allgemeinen Wohl zum Nachtheil gereiche und ihnen in geheim anvertraut würde; er habe daher lieber geſchwiegen, weil er befürchten müſſen, man werde ihn ſchon deswegen hinrichten, weil er das vollbringen wolle, was er nun wirklich vollbracht habe, und weswegen er Gott um Verzeihung bitte.

Man führte ihm zu Gemüth, die Kirche habe doch aber geboten, man ſolle keinen böſen Gedanken verhehlen, ſondern beichten, und wer das nicht thue, mache ſich einer Todſünde ſchuldig.

Sagte: das wiſſe er wohl.

Alſo werde er doch von ſeinem Vorhaben geſprochen haben?

Sagte: Nein.

Ob er nicht mit einem Franziscaner davon geſprochen habe?

Sagte: Nein.

Man ſtellte ihm vor, er habe ſich allerdings einem Franziscaner entdeckt, und ſey folglich ein Lügner; man wiſſe zuverläſſig, daß er ihn gefragt habe, ob man es denn beichten müſſe, wenn man allerley Erſcheinungen habe, und unter andern auf den Einfall käme, einen König ums Leben zu bringen.

Sagte aus: es ſey wohl wahr, das er ſich dieſer Sache wegen Raths erholt hätte, er habe aber nicht geſagt, daß er ſie wirklich in Ausführung bringen wolle.

Wurde gefragt: bey wem er ſich deswegen Raths erholt habe?

Sagte aus: bey dem jungen le Febore, einem Franziscaner; dieſen habe er gefragt, ob es denn ein

Beichtvater entdecken müſſe, wenn ihm jemand bekenne, daß er allerhand Verſuchungen und unter andern auch dieſe habe, einen König zu ermorden. Der beſagte le Fevre habe ihm aber, ſo viel er ſich erinnere, keine Antwort hierauf gegeben, weil eben andere Franziscaner dazu gekommen wären, und das Geſpräch unterbrochen hätten.

Man ſtellte ihm vor, er rede gegen die Wahrheit; der beſagte Franziscaner habe ihm allerdings geantwortet, und das werde er ihm doch wohl glauben.

Sagte aus: er wolle es ihm glauben; doch könne er ſich nichts anders vorſtellen, als daß er, wofern er ihm ja geantwortet hätte, geſagt haben würde, der Geiſtliche müſſe es entdecken; ſie wären aber, wie geſagt, unterbrochen worden, und er habe gar keine Antwort bekommen; auch habe er ihm nicht geſagt, daß er, Inquiſit, wirklich mit dieſem Vorhaben umgehe, ſondern nur im Allgemeinen davon geſprochen, als wenn es dieſem oder jenem einfallen könnte.

Man ſtellte ihm vor, dies ſey der Wahrheit zuwider; er habe ihm ſeinen Vorſatz wirklich eröfnet.

Sagte aus: dies ſey wider alle Wahrſcheinlichkeit; übrigens habe er ſich freylich an geiſtliche und weltliche Perſonen, ja ſogar an einen Stallmeiſter der Königin Margaretha, Namens de Ferrare, gewendet und ihnen ſeine Erſcheinungen erzählt, mit der Bitte, ſie möchten ihm Gelegenheit verſchaffen den König zu ſprechen. Der Stallmeiſter habe geſagt, er wolle ſehen, wie er es möglich mache, denn nach allem was er von ihm vernehme, halte er ihn für einen frommen und rechtſchaffenen Mann. Inquiſit habe hierauf geantwortet, eben weil er ein rechtſchaffener Mann ſey, wünſche er den König zu ſprechen. Vielleicht, ſetzte er hinzu, wä-

re

re er der Verſuchung entgangen, wenn er den König geſprochen hätte. Nachher, fuhr er fort, habe er ſich an den Secretaire der Madame D'Angoulême gewendet, welcher ihm aber verſichert hätte, ſie ſey krank. Auch habe er deswegen mit dem Herrn Cardinal du Perron geſprochen. Alle hätten ihm geſagt, er ſolle das bleiben laſſen, und lieber wieder nach Hauſe reiſen.

Man ſtellte ihm vor, dies ſey ein wohlmeinender Rath geweſen, den er hätte befolgen ſollen.

Sagte aus: dies ſey freylich wahr, er ſey aber ſo ſchwach geweſen und dergeſtalt von der Sünde verblendet worden, daß es der Teufel dahin gebracht habe, ihn in dieſe Verſuchung zu ſtürzen.

Man warf ihm ein: der Teufel habe ihn doch nur durch andere Werkzeuge in Verſuchung geführt.

Sagte aus: kein Menſch auf der Welt habe je deswegen mit ihm geſprochen.

Man führte ihm zu Gemüth, daß er ſich keiner Gnade von Gott zu getröſten habe, wenn er etwas auf ſeinem Gewiſſen behalte.

Er ſagte aus: er fürchte ſich vor Gott, hoffe aber auch ſeiner Gnade theilhaftig zu werden.

Man ſtellte ihm vor, dieſe habe er nur in dem Fall zu hoffen, wenn er die Wahrheit bekenne.

Sagte aus: wenn er von jemand, gleichviel ob in Frankreich oder im Auslande, verleitet worden wäre und Gott ließe ihn dergeſtalt fallen, daß er ſolches nicht vor ſeinem Tode bekenne, ſo würde er fürchten, ſich hierdurch der Seligkeit und des Paradieſes verluſtig zu machen; denn er habe von unſers Herrgotts Prieſtern vernommen, daß man aus einer Sünde in die

andre falle und immer tiefer hinabſinke; er würde um ſo mehr befürchten, ſein Verbrechen zu erſchweren, d insonderheit der König, die Königin, das ganze königliche Haus, die Prinzen, der Hof, der Adel, und das ganze Volk, durch ihn Veranlaſſung bekämen ſich gegen Gott zu verſündigen, indem ihre Gemüther dadurch beunruhigt und bewogen würden, bald auf dieſen bald auf jenen ihrer Unterthanen einen ungerechten Verdacht zu werfen, deſſen Treue gegen ſeine Fürſten ſie auſſerdem gewiß nie bezweifelt haben würden.

Man ſtellte ihm vor, wenn er dies wirklich glaube, ſo ſolle er je eher je lieber ausſagen, wer ihn zu der Mordthat verleitet habe.

Sagte aus: es habe ihn nie weder ein Ausländern, noch ein Franzos, noch ſonſt jemand dazu verleitet, überredet, oder deswegen mit ihm geſprochen, ſo wie Inquiſit ſeiner Seits eben auch nie mit jemanden darüber geſprochen habe; er würde doch nicht ſo niederträchtig geweſen ſeyn, das was er uns geſtanden habe um eines andern willen zu thun; es habe ihn bloß der Umſtand dazu gereizt, daß der König dem Pabſte den Krieg ankündigen wollen.

Man warnte ihn, er ſolle ſich keines ungegründeten Vorwands bedienen.

Sagte aus: dies ſey ihm leid; er bitte alle, die etwas über Frankreich zu ſagen hätten, ſie mögten doch für bekannt annehmen und glauben, daß er allein an allem Schuld ſey, und ſie ſollten doch gegen niemand Argwohn hegen, als wenn er etwas Böſes im Schilde führe.

Wurde gefragt: ob er nicht bey dem verſtorbenen Noziers, ehemaligen Rathe zu Angouleme, in Dien-

ſten

ſten geſtanden, und ſich bey einigen ebenfalls verſtorbenen Procuratoren aufgehalten habe?

Ingleichen: ob er etwa ehedem Page, Bedienter oder Kammerdiener, bey einer vornehmen Standesperſon oder ſonſt jemanden geweſen ſey?

Sagte aus: Nein; auſſer daß er bey dem Rath Roziers als Schreiber gedient und zugleich auch die Stelle des Kammerdieners vertreten habe.

Ob er am verwichenen Donnerſtage zu Saint Denis die Krönung mit angeſehen habe, und vielleicht dem Könige nachgeſchlichen ſey?

Sagte aus: Nein.

Ob er auch nicht auf dem Wege nach Saint-Denis geweſen ſey?

Sagte aus: auf ſeiner jetzigen Reiſe ſey er gar nicht dahin gekommen; wohl aber ſey er an verwichenen Weihnachten dort geweſen, und habe verſchiedene Perſonen um Almoſen angeſprochen.

Ob er in voriger Woche dort geweſen ſey?

Sagte aus: er ſey nicht weiter als nach Saint Jean en Grève, ja nicht einmal über die Brücke Notre Dame gekommen.

Ob er Charactere bey ſich trage, und wer ihm dieſelben gegeben habe?

Sagte aus: dadurch würde er ſich ſehr zu verſündigen fürchten.

Nachdem man ihm Gegenwärtiges vorgeleſen hatte, beharrte er bey ſeinen Ausſagen, und unterzeichnete: Ravaillac.

Que toujours en mon coeur
Jesus soit le vainqueur.

Wunde vorgeladen

Frater Jacques D'Aubigny, Prieſter.

Jacques D'Aubigny, Mitglied des Collegiums der Jeſuiten, ward unter heutigem Dato in Gegenwart des beſagten Ravaillac von uns vernommen. Dieſer Ravaillac, welchen man vorher nochmals ſchwören ließ, erkannte ihn für den nemlichen, den er nach dem letzt verfloſſenen Weyhnachtsfeſte in ihrem Kloſter, namentlich in der Kirche St. Antoine, Meſſe leſen ſah, als er ſich in der Abſicht dort eingefunden hatte, mit ihm zu ſprechen. Es war ihm nemlich geſagt worden, daß er ein Freund des Feuillantiners Frater Marie-Magdelaine ſey, deswegen wollte er ihn bitten, er ſolle ihm dazu verhelfen, daß er wieder in das Feuillantinerkloſter aufgenommen würde. Als er aus der Meſſe kam, verſchafte ihm ein Kloſterbruder Gelegenheit mit ihm zu reden, und da erzählte er ihm, er habe ganz auſſerordentliche Erſcheinungen und Geſichte gehabt, wodurch ihm groſſenbart worden ſey, daß der König die von der vorgeblich reformirten Religion zu paaren treiben müſſe. Auch habe er dem beſagten D'Aubigny ein Stück von einem Meſſer gezeigt, worauf ein Kreuz und ein Herz befindlich geweſen ſey, mit dem Beyfügen, er glaube gänzlich, der König müſſe die von der vorgeblich reformirten Religion wieder mit der römiſch katholiſchen vereinigen.

Beſagter D'Aubigny ſagte:

Dies alles ſey falſch, und er habe ſeines Wiſſens den beſagten Ravaillac nie mit Augen geſehen.

Beſagter Ravaillac ſagte: erkennen Sie mich daran, daß Sie mir einen Sou gaben, den Sie ſich ſelbſt

erſt

erſt von einem andern geben ließen; worauf D' Aubigny ſagte:

Dies ſey unwahr; ſie gäben nie Geld, und pflegten auch keins bey ſich zu tragen.

Beſagter D' Aubigny ſagte:

Inquiſit ſey ein boshafter Kerl, und nach einer ſo verruchten That gar nicht berechtigt, jemanden etwas Schuld zu geben; er ſolle ſich nur um ſeine Sünden bekümmern, und nicht noch hundert tauſend andere veranlaſſen.

Man ermahnte den Inquiſiten, wenn er etwas dagegen einzuwenden hätte, ſolle er es jetzt gleich thun.

Er ſagte: nein; denn er halte ihn für einen rechtſchaffenen Mann, für einen wackern Geiſtlichen und wolle ihm glauben.

Man erinnerte hiernächſt den beſagten D' Aubigny, wenn er noch etwas beyzubringen habe, ſo müſſe er es, der Vorſchrift zu Folge, jetzt gleich thun, weil man es nachher nicht annehmen würde.

Er ſagte: er wolle dem Inquiſiten weiter keinen Vorwurf machen, als daß er ein Böſewicht und ein unverſchämter Lügner ſey.

Nachdem man die Ausſagen nebſt den Antworten des D' Aubigny im Beyſeyn des Ravaillac verleſen hatte, erklärte der beſagte D' Aubigny, daß ſie der Wahrheit gemäß ſeyen.

Ravaillac hingegen behauptete, er habe allerdings mit dem beſagten d' Aubigny eine Unterredung gehabt. Als er aus dem Louvre gekommen wäre, ſey er geradeswegs zu ihm gegangen, und habe ihn von folgenden Verfaſſungen benachrichtigt: daß ihm nemlich, als er im Gefängniß geſeſſen, und auf vergängige Erlaubniß des Frater Marie Magdelaine wie gewöhnlich ſeine

ne

ne Meditationen angeſtellt, auf einmal zu Muthe geweſen ſey, als ob er einen ſtarken Schwefelgeruch ſpüre, und auf Feuer ſtünde, zu einem deutlichen Beweis, daß es ein Fegfeuer gäbe, ob es gleich die Ketzer nicht glaubten. Ferner, daß er zu beyden Seiten ſeines Angeſichts mehrere heilige Hoſtien wahrgenommen, nachdem er vorher die Pſalmen Davids geſungen, wie er dies, nebſt mehrern andern Umſtänden, in ſeinem geſtrigen Verhör vor uns ausgeſagt hätte. Pater d'Aubigny habe ihm hierauf zur Antwort gegeben, er Ravaillac habe ſich deswegen an eine vornehme Perſon wenden ſollen, um den König hiervon benachrichtigen zu laſſen; da ſolches jedoch nicht geſchehen ſey, ſo wiſſe er ihm Ravaillac nicht beſſer zu rathen, als daß er fleißig beten ſolle, denn er halte dafür, daß dergleichen Dinge nicht ſowohl Erſcheinungen, als vielmehr Einbildungen wären, die von einem kranken Gehirn herrührten, und dies ſähe man ihm auch im Geſicht an; er ſolle daher gut zubereitete Speiſen genieſſen, wieder nach Hauſe reiſen, ſeinen Roſenkranz zur Hand nehmen, und Gott um ſeinen Beyſtand anrufen.

Hierauf ſagte D'Aubigny:

Dies wären lauter Erdichtungen und Unwahrheiten.

Wir lieſſen alſo dem Ravaillac die Fragartikel nebſt ſeinen Antworten nochmals vorleſen. Er bekräftigte ſeine Antworten nochmals, und verſicherte, was er ausgeſagt habe, ſey wahr.

Hingegen ſagte D'Aubigny:

Alles was Ravaillac gegen ihn ausgeſagt hätte, ſey falſch und ungegründet, wie er uns bereits zu erkennen gegeben habe.

Als man den beſagten Ravaillac hierüber befragte, ſagte er aus: er habe den D'Aubigny jetzt in ſeinem ganzen Leben zum erſtenmal geſehen.

Nun

Nun wurde beyden Theilen Gegenwärtiges nochmals vorgeleſen, auch von ihnen nochmals bekräftigt und unterſchrieben.

Viertes Verhör.

Am Neunzehnten
beſagten Monats, des Morgens, im Parlementshauſe, von uns verordneten Commiſſarien.

Nachdem der beſagte Ravaillac nochmals erſchienen war und den Eid abgelegt hatte; ermahnte man ihn, er ſolle geſtehen, wer ihn zu dieſer verruchten That verleitet und verführt habe.

Sagte aus: alles was er noch zu eröffnen habe beſtehe darin, daß es ſein ernſter Vorſatz und Wille ſey, ſich vor einer erſchrecklichen Sünde zu verwahren. Er wiſſe nemlich, daß allerley Urtheile über ihn gefällt würden, und daß jedermann in dem Wahn ſtehe, als habe er ſich entweder durch Geld verleiten laſſen den König zu ermorden, oder als ſey er von einigen Franzoſen, vielleicht auch von auswärtigen Königen und Fürſten dazu bewogen worden, indem die meiſten Potentaten ſich immer zu vergröſſern und einander ihre Länder zu entreiſſen ſuchten, ohne zu bedenken, daß dieſes ſehr ungerecht, und jeder dieſfalls erregte Krieg dem Willen Gottes ſchnurſtracks zuwider ſey. Inquiſit wolle demnach, zu Steuer der Wahrheit erklären, daß ihn niemand auf der Welt verführt oder überredet habe, und wenn es widrigenfalls dennoch gegründet ſeyn ſollte, daß er ſich auf eine ſo abſcheuliche Art vergangen, und ſich durch Geld, oder zu Gunſten der Ausländer

länder hätte bewegen lassen, eine solche That zu vollbringen, so würde er solches gleich im ersten Augenblick vor Gottes Richterstuhl gestanden haben, vor welchem er jetzt die Wahrheit bekenne. Hierauf sagte er zweytens: er bitte das Parlement, die Königinn, und überhaupt jedermann inständigst, man möge ihm doch die Sünde nicht aufbürden, deren man sich fast allgemein dadurch schuldig mache, daß man als ausgemacht annehme, er müsse von jemand zu der Mordthat, die er nie abgeleugnet habe, verführt worden seyn. Er wiederhole daher die flehentliche Bitte, man solle doch den Gedanken ganz aufgeben, als ob ausser ihm noch jemand anders an dieser Mordthat Theil habe; widrigenfalls ruhe ja die Sünde auf ihm, als ob er die Leute hierüber in Ungewißheit gelassen habe; denn ausser ihm könne doch niemand mit Gewißheit hierüber entscheiden. Und dies war alles, was er aussagte.

Man machte ihm die Einwendung: da er sich an der geheiligten Person des Königs, der, wie ihm nicht unbekannt seyn könne, der Gesalbte des Herrn sey, vergriffen habe, ohne daß ihm derselbe je an seiner Person oder seinem Vermögen weder mittelbarer noch unmittelbarer Weise, das geringste Leid zugefügt hätte, so wäre es allerdings wahrscheinlich, daß ihm jemand mit Rath und That hierzu behülflich gewesen seyn müsse; zumal da er sich in so elenden und dürftigen Umständen befinde, und von Eltern gebohren sey, die vom Almosen lebten.

Sagte aus: das Parlement habe, vermöge der ihm vorgelegten Fragstücke und seiner darauf ertheilten Antworten, sattsame Beweise in Händen, woraus sich ergäbe, daß auch nicht die allergeringste Wahrscheinlichkeit vorhanden sey, als wenn er mit Geld bestochen, oder

oder von Leuten, welche die Krone Frankreich mit neidiſchen Augen betrachteten, verhezt worden wäre. Wenn es ſich anders verhielte, wenn man ihn wirklich durch Geld oder auf andere Art zu dieſer Mordthat bewogen hätte, ſo würde er nicht dreymal von Angouleme nach Paris gereiſet ſeyn, und einen Weg von hundert Stunden dreymal in der Abſicht zurückgelegt haben, dem Könige den wohlmeinenden Rath zu ertheilen, daß er die von der vorgeblich reformirten Religion, welche dem Willen Gottes und der Kirche ganz entgegen handelten, der römiſch apoſtoliſch katholiſchen Kirche wieder unterwürfig mache. Wer ſeinen Nebenmenſchen für Geld umbringe, oder ſich aus niedrigem Eigennutz dafür bezahlen laſſe ſeinem Fürſten das Leben zu nehmen, der laſſe ſich gewiß nicht darauf ein, ihn zu warnen, wie er ſolches zu drey verſchiedenen Malen habe thun wollen. Der Capitain bey der Leibgarde, Herr de la Force, habe ihm nach vollbrachter Mordthat das Zeugniß gegeben, daß Inquiſit im Louvre geweſen ſey, und ihn inſtändig gebeten habe, er ſolle ihm doch Gelegenheit verſchaffen, den König zu ſprechen. Dieſer habe ihm geantwortet, er ſey ein Päbſtler, ein Katholik von ächtem Schrot und Korn; auch habe er ihn gefragt: ob er den Herrn D'Espe von kenne? Inquiſit habe dies mit Ja beantwortet, und geſagt, er ſey allerdings ein Katholik von ächtem Schrot und Korn; und dies rühre daher, daß man ihm, als er im Kloſter Saint Bernard den Ordenshabit angenommen, den Frater François de Saint-Pere zu ſeinem geiſtlichen Vorgeſetzten gegeben habe; und eben weil er ein römiſch apoſtoliſch katholiſcher Chriſt ſey, wolle er auch als ein ſolcher leben und ſterben. Er habe hierauf den beſagten de la Force um ſo dringender gebeten, daß er ihm zu einer Unterredung mit dem Könige verhelfen möchte, da er es nicht hätte wagen dürfen

ſen noch können, der Verſuchung zu erwähnen, welche ihn ſchon ſeit geraumer Zeit angetrieben habe, den König zu ermorden, und er daher Willens geweſen wäre, ſolches dem Könige ſelbſt zu geſtehen, damit er nur ein für allemal von dieſem böſen Willen befreyt würde.

Wurde gefragt: ob er denn ſchon damals, als er in der Abſicht hin und her gereiſet wäre, den König zu bitten, daß er die von der vorgeblich reformirten Religion zu paaren treiben möchte, den Pfarrer verſichert habe, daß er die nunmehr vollzogene Mordthat vollziehen wolle, wofern ihm der König ſeine, des Inquiſiten, Bitte verſage?

Sagte aus: Nein; und wenn er auch dieſe Abſicht wirklich gehabt hätte, ſo würde er ſie dennoch wieder aufgegeben haben, weil es ihm auf jeden Fall räthlicher erſchienen hätte, dem Könige die Sache nachdrücklich vorzuſtellen, als ihn ums Leben zu bringen.

Man machte ihm den Einwurf, er müſſe doch gleichwohl ſeine böſe Abſicht nicht aufgegeben haben, weil er, als er am verwichenen Oſtertage das leztemal von Angouleme hieher gereiſet ſey, gar keine Gelegenheit geſucht hätte, mit dem Könige zu reden; woraus alſo deutlich erhelle, daß er mit dem feſten Entſchluß von dort abgereiſet ſey, das zu thun, was er nun wirklich gethan habe.

Sagte aus: Dies ſey allerdings wahr.

Wurde gefragt: ob er am Oſtertage, als am Tage ſeiner Abreiſe, zum heiligen Abendmahl gegangen ſey?

Sagte aus: Nein; er habe aber am erſten Sonntage in der Faſten communicirt. Indeß habe er wenigſtens in der Kirche Saint Paul, wo er zu Angouleme eingepfarrt geweſen ſey, das heilige Meſſopfer halten laſſen. Dem Allerheiligſten und Allererhabenſten

benſten Sacrament des Altars, welches voll hoher Geheimniſſe und unbegreiflicher Kraft ſey, habe er ſich als ein unwürdiger Menſch deswegen nicht zu nähern getraut, weil er noch immer die Verſuchung zum Königsmord in ſich geſpürt, und in dieſem Zuſtande es nicht hätte wagen wollen, ſich dem köſtlichen Leibe ſeines Gottes zu nahen.

Man machte ihm den Einwurf, da er ſich, zu Folge ſeiner eigenen Ausſage, dieſes unbegreiflichen Geheimniſſes unwürdig gehalten habe, ſo frage ſich, mit welcher Andacht er dem heiligen Opfer, welches von dem Meſspriester dargebracht werde, habe beywohnen können, an welchem alle katholiſche Chriſten Theil nähmen, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie dasjenige geiſtlicher Weiſe empfingen, was der, welcher es conſecrirt, wirklich empfängt?

Hierüber dachte er eine Zeitlang nach: und als er ſich beſonnen hatte, ſagte er, es ſey ihm ſchwer, dieſen Einwurf zu beantworten. Eine Weile nachher ſagte er: ſeine groſſe Liebe zu dem Allerheiligſten Sacrament des Altars, ſey daran Urſache geweſen, daß er ſich dabey eingefunden habe [18]). Er habe nemlich geglaubt, weil ſeine Mutter, während der Meſſe, welche er leſen laſſen, ihren Herrgott empfange, ſo habe er eben dadurch auch Antheil an der Communion; denn ſeit er auf der Welt ſey, habe er immer bemerkt, daß ſie weit mehr religiöſe Ehrfurcht für ihren Herr Gott habe, als er, Inquiſit; deswegen habe er mittlerweile zu Gott gebetet. Indem er dies ſagte, ſtürzten ihm häufige Thränen aus den Augen.

Man führte ihm zu Gemüth, er habe weder Ehrfurcht für das heilige Abendmal und Meſspopier gehegt, noch ſein Vertrauen darauf geſetzt, weil er ſchon

ſeit langer Zeit ein Kind des Teufels ſey, und bereits vor vier Jahren, während ſeines Aufenthalts in hieſiger Stadt, böſe Geiſter citirt habe.

Sagte aus: dies ſey nicht wahr.

Wurde gefragt: ob er nicht mit einem gewiſſen Dubois, von Limoges, bekannt geweſen ſey; und ob er nicht mit demſelben in hieſiger Stadt in einem und eben demſelben Zimmer gewohnt und geſchlafen habe?

Sagte aus: Ja; und zwar in der Straſſe la Harpe, dem grünen Pfeiler gegen über, in dem Hauſe, welches aux Rats genannt wurde.

Ob er deſſen geſtändig ſeyn wolle, was beſagter Dubois ausſage?

Sagte: Ja.

Ob er nicht zu jener Zeit, wo er bey dem Dubois geſchlafen, eine Geiſterbeſchwörung vorgenommen habe, und auf was für Art?

Sagte aus: der Umſtand, weswegen er befragt würde, ſey ſo wenig gegründet, daß er nicht einmahl in einem und ebendemſelben Zimmer mit dem beſagten Dubois geſchlafen habe, ſondern vielmehr oben darüber in einer Speicherkammer. Da habe ihn denn der beſagte Dubois einſt in der Mitternachtſtunde ſehr dringend gebeten, herab in ſein Zimmer zu kommen, indem er dreymal geſchrieen: Credo in Deum! Freund Navaillac, komm geſchwind herunter! Gott im Himmel, erbarme dich mein! Inquiſit habe auch wirklich herunter gehen, und ſich nach der Urſache dieſes ängſtlichen Geſchreys erkundigen wollen: die andern Perſonen aber, welche mit in dem nemlichen Zimmer gelegen, und voll Angſt und Schrecken geweſen, hätten es durchaus nicht zugelaſſen. Er ſey alſo nicht hinunter gegangen, habe auch den beſagten

ſagten Dubois erſt lange nachher geſprochen. Da habe ihm dieſer erzählt, es ſey ein abſcheulich groſſer und fürchterlicher ſchwarzer Hund in ſein Zimmer gekommen, und habe die Vorderpfoten auf das Bett gelegt, worin er, Dubois, ganz allein gelegen habe. Ueber dieſe Erſcheinung ſey er dergeſtalt erſchroken, daß er, wie gemeldet, geſchrien, und Inquiſiten gebeten habe, damit er herabkommen, und ihn von ſeiner Furcht befreyen möchte. Des andern Morgens habe Inquiſit dem beſagten Dubois den Rath gegeben, er ſolle, um ſich hinführo vor dergleichen gräßlichen Erſcheinungen ſicher zu ſtellen, ſeine Zuflucht zum heiligen Abendmahl nehmen, oder eine heilige Meſſe leſen laſſen, welches auch geſchehen ſey. Sie ſeyen nemlich des andern Morgens mit einander in das Franziscanerkloſter gegangen, und haben dort eine heilige Meſſe leſen laſſen, um den Beyſtand Gottes zu erflehen, und ihn zu bitten, daß er dem Satan, als dem Feinde aller Menſchen, nicht geſtatten wolle, ſie durch ſeine Erſcheinungen zu beunruhigen.

Man wendete hingegen ein, es ſey wider alle Wahrſcheinlichkeit, daß er den Dubois dort oben habe verſtehen können, wie überhaupt, daß deſſen Stimme bis in ſeine Speicherkammer gedrungen ſey.

Er ſagte aus: es ſey ja eine ganz bekannte Sache, daß die Stimme die Eigenſchaft habe, in die Höhe zu ſteigen. Wenn wir etwa Bedenken trügen ſeiner Ausſage zu glauben, ſo könnten die, welche mit ihm in dem nemlichen Zimmer geſchlafen, und nicht zugelaſſen hätten, daß er hinunter gehen und mit dem Dubois reden ſolle, die Wahrheit bezeugen. Dieſe Perſonen wären, die Frau vom Hauſe Marie Moreau und eine ſeiner Nichten Namens Jeanne le Bond. Beyde hätten mit Inquiſiten im nemlichen Zimmer gelegen, und ihn gebeten, er ſolle ja nicht hinab gehen, weil

ſie ſchon mehrmals einen erſchrecklichen Lerm dort unten gehört hätten, welches auch die Urſache ſey, warum ſie nicht mehr in jenem Zimmer ſchliefen, wo er ehedem bey dem beſagten Dubois geſchlafen habe.

Man ſtellte ihm vor, es müſſe ihm doch kein Ernſt geweſen ſeyn, ſein verruchtes Vorhaben aufzugeben und am Oſtertage das heilige Abendmahl zu genieſſen, weil dies das Mittel geweſen ſeyn würde, ſich deſſen zu entſchlagen. Da er ſich nun dieſes Mittels nicht bedient habe, ſondern vielmehr vom heiligen Abendmahl weggeblieben ſey, ſo ſey er eben hierdurch bey ſeinem böſen Vorhaben verharrt.

Sagte aus: was ihn an der Communion verhindert habe, ſey der Umſtand, daß er gerade am Oſtertage zu dem feſten Entſchluß gekommen wäre, den König zu ermorden; deswegen habe er es eigentlich nicht gewagt, den köſtlichen Leib unſers Herrn und Heilandes zu empfangen, ſondern nur noch vor ſeiner Abreiſe eine heilige Meſſe hören wollen, indem er der Meynung geweſen ſey, daß die wirkliche Communion, welche ſeine Mutter an dieſem Tage verrichte, ſowohl für ſie als für ihn hinreichend ſeyn werde. Auch habe er Gott damals gebeten, und bitte er ihn noch jetzt, daß er ihn bis an ſeinen Tod aller heiligen Communionen theilhaftig machen wolle, welche von den Religioſen, Nonnen, Schweſtern, Weltgeiſtlichen, und andern zur römiſch apoſtoliſch katholiſchen Kirche gehörigen Perſonen verrichtet werden, und daß ihm Gott den Genuß des köſtlichen Leibes unſers Herrn und Seligmachers, welchen ſie im wahren Glauben an unſere heilige Mutter Kirche empfangen, zurechnen möge, weil auch er mit ihnen ein gemeinſchaftliches Glied in und mit Jeſu Chriſto ausmache.

Man ſtellte ihm vor, dadurch daß er ſich immer mit dem Vorſatz beſchäftigt, dieſe ruchloſe That zu voll-

vollbringen, habe er ſich ja der Verdammniß ſchuldig gemacht, und folglich keinen Antheil weder an der Gnade Gottes, noch an der Communion rechtglaubiger Chriſten nehmen können, ſo lange er dieſen böſen Trieb in ſich geſpürt habe; er hätte ſich alſo deſſen entſchlagen ſollen, um als ein guter und ächter Katholik in der Gnade Gottes zu bleiben.

Sagte aus: er wolle nicht in Abrede ſtellen, daß er ſich von einem ganz beſondern und eigenen Triebe gegen den Willen Gottes habe hinreiſſen laſſen, welcher Urheber der Wahrheit und alles Guten, und dem Teufel, als Vater der Lügen, in allem zuwider ſey. Jetzt aber müſſe er auf die von uns geſchehene Vorſtellung bekennen, daß er dieſer Verſuchung entweder nicht habe widerſtehn können, oder nicht widerſtehen wollen, weil es über die Kräfte des Menſchen gehe, ſich des Böſen zu enthalten, und daß er hiermit die Wahrheit völlig entdekt habe, ohne das geringſte zu verſchweigen oder zu verhelen. Er hoffe, der allgütige allbarmherzige Gott werde ihm ſeine Sünden verzeihen und vergeben, indem er nach ſeiner Allmacht weit größere Sünden durch die prieſterliche Beichte und Abſolution tilgen könne, als die Menſchen im Stande wären gegen ihn zu begehn. Demzufolge rufe er die heilige Jungfrau, den heiligen Petrus, den heiligen Paulus, den heiligen Franziscus (bey deſſen Erwähnung er weinte) den heiligen Bernhardus, und alle lieben Heiligen im Paradieſe an, ſeine Fürſprecher und Patrone vor Gottes heiliger Majeſtät zu ſeyn, damit der Weltheiland ihn um ſeines blutigen Kreuzes willen vor der ewigen Verdammniß bewahren wolle. Durch dieſe Fürbitte hoffe er, des von unſerm Herrn Jeſu Chriſto durch ſein Leiden und Sterben erworbenen Verdienſtes theilhaftig zu werden, welchen er hiermit anflehe, ihm die ganze Fülle jener Gnadenſchätze zu-

fließen zu laſſen, die er in die apoſtoliſche Vollmacht gelegt habe: Tu es Petrus etc.

Nachdem man ihm Gegenwärtiges nochmals vorgeleſen hatte, bekräftigte er ſeine Ausſagen mit ſeines Namensunterſchrift.

3.

Regiſtratur

über die Folter des Franz Ravaillac, wie auch über das, was vor und nach ſeiner Einrichtung auf dem Grevеplatz geſchah.

Den ſieben und zwanzigſten May, ein Tauſend ſechs Hundert und zehen. Nachdem ſich das Parlement in die Buvette erhoben hatte.

In Gegenwart ſämmtlicher Herrn Präſidenten und mehrerer Herrn Räthe, wurde Franz Ravaillac vorgeführt, welchen man beſchuldigt und überwieſen hatte, den hochſeligen König ermordet zu haben. Er mußte niederknien, und der Gerichtsſchreiber las ihm ſein Urtheil vor, daß er nämlich vom Leben zum Tode gebracht, vorher aber mit der Tortur belegt werden ſolle, damit er entdecke, wer ſeine Mitſchuldigen wären. Nachdem man ihm den Eid abgenommen hatte, ward er ermahnt, es nicht bis zur Tortur kommen zu laſſen, ſondern ſie vielmehr von ſich abzuwenden, und der Wahrheit gemäß zu bekennen, wer ihn zu dieſer gottloſen That veranlaßt, überredet, und darin beſtärkt, ingleichem wen er darüber geſprochen und zu Rath gezogen habe?

Sagte aus: er betheure bey ſeiner Seelen Seligkeit, daß niemand, weder Manns- noch Weibsperſon, noch irgend jemand darum gewußt habe, als nur er allein.

Als

Als man ihm die ſpaniſchen Stiefeln anlegte, und den erſten Richtkeil einſchlug;

ſchrie er, Gott ſolle ſich ſeiner Seele erbarmen, und ihm ſein Verbrechen vergeben; er habe es niemand eröfnet. Dieſe Betheurung wiederholte er mehrmals, und immer mit den neulichen Worten wie in ſeinem Verhör.

Als man den zweyten Richtkeil einſchlug;

ſagte er unter großem Jammern und Wehklagen: ich bin ein Sünder, weiter weiß ich nichts; ſo wahr ich meinen vor Gott und dem Parlement abgelegten Eid auf dem Gewiſſen habe. Ich habe weiter nichts davon geſagt, als nur das, was ich dem kleinen Franziskaner erzählte; weder im Beichtſtuhl, noch anderwärts. Er habe auch nicht, fuhr er fort, mit dem Guardian zu Angouleme darüber geſprochen; ſey auch in hieſiger Stadt nicht zur Beichte gegangen [17]); das Parlement ſolle ihn doch nicht zur Verzweiflung treiben.

Als man fortfuhr auf den zweyten Richtkeil zu ſchlagen:

rief er aus: mein Gott, laß mich hierdurch die ſchweren Sünden abbüſſen, die ich in dieſer Welt begangen habe! Mein Gott, laß dieſe Quaal das Sühnopfer für meine Vergehungen ſeyn! So wahr ich an Gott glaube, ſo gewiß weiß ich ſonſt nichts! Treibt mich doch nicht zur Verzweiflung!

Als man ihm den dritten Keil unten an die Füſſe legte, fieng er am ganzen Körper zu ſchwitzen an, und ward wie ohnmächtig. Man wollte ihm Wein in den Mund geben, er nahm aber nichts an. Da er nicht mehr reden konnte, ſo ließ man ihn los, beſprützte ihn mit Waſſer, und gab ihm Wein zu trinken.

Als er wieder reden konnte, brachte man ihn auf eine Matratze, und ließ ihn bis gegen Mittag darauf

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20199 / 157

liegen. Nachdem er sich wieder erholt hatte, führte ihn der Henker in die Kapelle, wo er ihn anband, während man die Doctoren, Filesac und Gamaches, herbeyrufen ließ. Vorher aber, und ehe die Unterredung mit diesen Doctoren begann, bekam er sein Mittagsmal. In dieser Zwischenzeit ermahnte ihn der Gerichtsschreiber, das Heil seiner Seele zu bedenken, und ein aufrichtiges Geständniß abzulegen, wer ihn denn gereizt, angetrieben, und in dem Vorsatz bestärkt habe, das zu vollbringen, was er nicht nur vollbracht, sondern auch vorher schon lange im Schilde geführt hatte. Es sey ja wider alle Wahrscheinlichkeit, daß er Plan und Ausführung bloß aus eigenem Antriebe unternommen, und niemand dabey zu Rathe gezogen habe.

Er sagte: so boshaft sey er nicht, daß er es verschweigen sollte, wenn er ausserdem was er bereits vor dem Parlement ausgesagt habe, noch etwas wüßte. Es sey ihm nur allzu wohl bekannt, daß er bey Gott nicht zu Gnaden gelangen könne, wenn er die Wahrheit verhele. Er würde sich den ausgestandenen Martern gewiß nicht preis gegeben haben, wenn er mehr wüßte, als er ausgesagt hätte. Er habe freylich ein schweres Verbrechen begangen, und sey durch des Teufels Versuche dazu verleitet worden. Deswegen bitte er den König, die Königin, das Parlement und die ganze Welt um Verzeihung. Man sollte sich bey Gott für ihn verwenden, damit er nur am Leibe, und nicht an der Seele dafür büße. Da alle Ermahnungen nichts fruchteten, und er nur immer wiederhohlte, was er schon gesagt hatte, ließ man ihn mit den beyden Doctoren allein, damit dieselben thun konnten, was ihres Amts ist.

Nach Verlauf von beynahe zwey Stunden, ließen die Doktoren den Gerichtsschreiber rufen, und eröffneten

ten

ten ihm: der Verurtheilte habe ihnen aufgetragen, mit ihm zu reden, und ihm zu hinterbringen, er verlange, daß seine Beichte öffentlich bekannt gemacht, und sogar gedruckt werde, damit sie zu jedermanns Wissenschaft gelange. Diese Beichte bestand, nach der Versicherung der Doctoren darin, daß nur er allein, und sonst niemand, an der That Schuld sey; daß ihn niemand darum gebeten, ersucht, oder dazu verleitet, er auch sein Vorhaben keinem Menschen bekannt gemacht habe; wobey er zugleich die bereits vor dem Parlement geschehene Aussage wiederholte: sein Verbrechen sey zwar groß, aber Gottes Gnade noch größer, und er wolle keinen Theil daran haben, wofern er die Wahrheit verschweige.

Der Gerichtsschreiber befragte hierauf den Verurtheilten wegen dieser Aussage und Beichte, die seinem Verlangen gemäß, öffentlich bekannt gemacht werden sollte, und ermahnte ihn nochmals um des Heils seiner Seele willen die Wahrheit zu gestehn. Jener betheuerte aber mit einem Eide, er habe schon alles gesagt: sey von niemand auf der Welt verleitet worden; habe auch mit niemand davon gesprochen, als nur mit den in seinem Verhör angezeigten Personen.

Mit dem Glockenschlag drey Uhr ward er aus der Kapelle geholt, und zur Conciergerie hinausgeführt. Jetzt liefen die Gefangenen zusammen, und machten einen entsetzlichen Lerm. Sie überhäuften ihn mit Schimpfworten, nannten ihn einen Schurken, einen Bösewicht, und was dergleichen mehr war; würden sich auch zuverläßig an ihm vergriffen haben, wenn sich nicht die Justizbeamten nebst den Gerichtsdienern ins Mittel gelegt, und der bewaffneten Macht befohlen hätten, ihnen Einhalt zu thun.

Als er aus der Conciergerie kam, und den Karrn bestieg, strömte das Volk von allen Seiten herbey,

und zwar in solcher Menge, daß es den Justizbeamten und Gerichtsdienern viel Mühe kostete, sich durch Beyhülfe der bewaffneten Macht Platz zu verschaffen. Alles lärmte und schrie; dieser nannte ihn einen verruchten Kerl, jener einen Mörder, Banditen, Hochverräther; kurz das Schimpfen und Schmähen wollte kein Ende nehmen. Einige waren sogar im Begriff ihn zu mißhandeln, und konnten nur durch die bewaffnete Macht daran verhindert werden. Als das Urtheil verlesen wurde, und die Worte vorkamen, „den König mit zwey Messerstichen ermordet„ ward der Lärm noch ärger, und die Verwünschungen ertönten lauter als zuvor. Dies gieng so fort, bis vor die Pariser Kathedralkirche, wo sich abermals ein fürchterliches Geschrey hören ließ, da das Urtheil verlesen wurde, kraft dessen der Delinquent Kirchenbusse thun mußte. Als man ihn von hier nach dem Greveplatz führte, folgten ihm die nemlichen Schmähungen und Schimpfreden nach, und es fehlte nicht an Leuten, welche sich unterwegs an ihm vergreifen wollten.

Als sich der Lerm auf dem Greveplatz etwas gelegt hatte, ermahnte man ihn nochmals, ehe er vom Karrn stieg und das Schaffot betrat, die Wahrheit zu gestehen. Er wiederholte aber seine gewöhnlichen Aussagen, bat den König, die Königin, und die ganze Nation seines schweren Verbrechens wegen um Vergebung, und sagte: man solle bey Gott für ihn bitten. Das Volk aber verwünschte und verfluchte ihn in einem fort.

Nun bestieg er das Schaffot, wo ihm die Geistlichen Trost zusprachen und ihn zum Tode vorbereiteten. Als sie ihre Schuldigkeit gethan hatten, trat der Gerichtsschreiber zu ihm, und ermahnte ihn nochmals: da nun sein Lebensende herannahe, so solle er für das Heil seiner Seele sorgen, und die reine Wahrheit bekenn-

kennen. Man brachte aber weiter nichts von ihm heraus, als was er schon zum öftern gesagt hatte.

Als ihm die Hand verbrannt wurde, worin er das Messer hielt, schrie er zu Gott, und ließ einmal über das andere die Worte Jesus Maria hören. Diesen nemlichen Hülfsruf stieß er zu wiederholtenmalen aus, als man ihn mit glühenden Zangen zwickte. Auch jetzt noch ward er ermahnt die Wahrheit zu gestehn; er blieb aber immer bey der erwähnten Aussage. Das Volk lärmte und schrie nun immer mehr, und verlangte unter den gräßlichsten Verwünschungen, man solle ihn eines langsamen quaalvollen Todes sterben lassen. Als man ihm von Zeit zu Zeit geschmolzen Bley und siedend Oel in die Wunden goß, wo er gezwickt worden war, fieng er an, entsetzlich zu brüllen.

Jetzt sprachen ihm die Geistlichen wieder Trost zu, und als sie der Gerichtsschreiber Karim ersuchte, wollten sie auch die gewöhnlichen Gebete für den armen Sünder verrichten. Zu dem Ende fiengen sie an, ihre Oberkleider abzulegen, und hatten auch wirklich schon ihre Stimmen erhoben, als sich das Volk dazwischen legte, und ein so entsetzliches Getöse machte, daß sie nicht fortfahren konnten. Alles schrie: es sey nicht erlaubt, für einen so verruchten und verdammten Kerl zu beten, und was dergleichen Worte mehr waren. Kurz die Geistlichen mußten aufhören. Nun stellte der Gerichtsschreiber dem Delinquenten vor: er sähe wohl, wie sehr das Volk gegen ihn aufgebracht sey, und was es von ihm urtheile; er solle sich doch hierdurch um so mehr bewegen lassen, die Wahrheit zu gestehn. Der Delinquent antwortete aber: ich allein habe es gethan!

Ungefähr eine halbe Stunde zogen vier Pferde an seinen Gliedmasen, doch so, daß man ihn mitunter

ausruhen ließ. In der Zwischenzeit redete man ihm immer wieder zu, und ermahnte ihn, die Wahrheit zu gestehn; er läugnete aber nach wie vor. Das Volk setzte inzwischen in der Nähe und Ferne seine Verwünschungen, aus gerechter Rache über die Ermordung des Königs, immer fort, und einige giengen in ihrem Eifer gar so weit, daß sie die Stricke mit anziehen halfen. Dies bewog einen von Adel, der eben nahe dabey war, sein eigen Pferd herzugeben, und es statt eines andern, dem die Leute zu helfen suchten, vorspannen zu lassen. Nachdem der Delinquent, während einer starken Stunde hin und her gezogen worden war, gab er endlich den Geist auf. Als er nun geviertheilt wurde, fielen Leute von allen Classen und Ständen, mit Degen, Messern, Stöcken, und allerley andern Waffen über den Leichnam her, zerhieben und zerfetzten seine Glieder, rissen sie dem Henker unter den Händen weg, und schleiften sie, mit einer Wut, der niemand zu widerstehn vermochte, auf den Strassen umher. Die Ueberbleibsel wurden nachher in der Stadt an verschiedenen Orten verbrannt.

4.

Voltaire's Urtheil

über diese Begebenheiten und ihre Ursache*).

Die schrecklichste Begebenheit, die sich je in Europa zugetragen hat, brachte auch die gehässigste Muthmaßungen hervor.

Fast alle Memoiren aus der Zeit Heinrichs des IV. werfen gleichen Verdacht auf die Feinde, Hofleute Jesuiten, Maitressen, so gar auf die Gemahlin dieses guten Königs. Die Beschuldigungen dauren noch fort, und man spricht nie davon, ohne ein verwegenes Urtheil

*) s. die Abhandl. bey der Henriade. Oeuvres T. XII.

theil zu fällen. Ich habe mich immer über die unglückselige Leichtigkeit gewundert, mit welcher Männer, die einer schlechten Handlung am wenigsten fähig wären, Staatsmänner und andere, welche in einem Amt stehen, der abscheulichsten Verbrechen gerne beschuldigen.

Man will sich durch Beschuldigungen an ihrer Größe rächen, und durch auffallende Anecdoten sich geltend machen.

Es ist mit der Unterhaltung, wie mit einem Schauspiel oder Trauerspiel welches man durch große Leidenschaften und große Laster anziehend machen muß.

Vergier wird auf der Straße von Räubern ermordet, und ganz Paris beschuldigt einen großen Prinzen dieser Mordthat. Wenn vornehme Personen an den Masern sterben, so müssen sie vergiftet seyn.

Weder die Abgeschmacktheit der Beschuldigung, noch der Mangel an Beweisen dafür, hält zurück; die Verläumdung geht von einem Munde zum andern, und bald von einem Buch ins andere. Der leichtglaubigen Nachkommenschaft wird sie eine wichtige Wahrheit.

Ich kann nicht aufhören, seit ich mich mit der Geschichte beschäftige, mich über solche unerweisliche Beschuldigungen zu ärgern, mit denen die Geschichtschreiber ihre Werke beflecken.

Die Mutter Heinrichs IV. starb an einer Lungenentzündung; und wie viele Schriftsteller liessen sie durch einen Handschuhändler vergiftet seyn, der ihr parfümirte Handschuhe verkaufte, und, wie man sagt, privilegirter Giftmischer der Catharina von Medicis war. Man unterfängt sich kaum zu zweifeln, daß der Pabst Alexander VI an dem Gift gestorben sey, das er für den Cardinal Cornero und einige andere Cardinäle bereitet habe, von denen er, sagt man,

Es-

Erbe zu seyn wünschte. Guiccardini, ein geschätzter Schriftsteller dieser Zeit, sagt: daß man den Tod des Pabsts diesem Verbrechen, oder der Strafe dafür zuschreibe; daß der Pabst habe vergiften wollen, sagt er nicht, er giebt es nur zu verstehen, und Europa hat ihn nur zu gut verstanden.

Und ich sage zu Guiccardini: Europa ist durch Sie betrogen, und Sie sind es durch ihre Leidenschaft. Sie waren ein Feind des Pabsts, und haben ihrem Haß, und seinen Handlungen zu sehr geglaubt.

Es ist wahr, daß er sich auf eine grausame und treulose Art an Feinden gerächt hat, die eben so treulos und grausam waren, als er. Daraus schliessen Sie, daß ein Pabst von 72. Jahren keines natürlichen Todes gestorben sey. Sie behaupten, nach schwankenden Aussagen, daß ein Fürst, dessen Coffers damalen mit mehr als einer Millionen Ducaten gefüllt waren, einige Cardinäle habe vergiften wollen, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen. War denn dieß Vermögen so beträchtlich? Ihr Nachlaß wurde fast immer von ihren Cammerdienern genommen, ehe ihn der Pabst sich zueignen konnte. Wie können sie glauben, daß ein Mann von Verstand für einen so kleinen Gewinn, eine so ehrlose Handlung habe wagen wollen; eine Handlung, zu der er Mitschuldige brauchte, und welche bald oder spät entdeckt worden wäre. Soll man nicht eher den Krankheitsberichten des Pabsts, nach welchen er an einem dreytägen Fieber gestorben ist, als einem Volksgerücht glauben?

Man hat nicht die geringste Wahrscheinlichkeit für diese Beschuldigung. Sein Sohn Borgia wurde zu derselben Zeit krank, als der Vater starb; darauf gründet sich die ganze Geschichte der Vergiftung. Sie waren beyde große Politiker und gewissenlose Fürsten, des-

deswegen mußten sie das Gift bekommen, welches sie 12. Cardinälen zugedacht hatten.

So urtheilt die Erbitterung, und so schließt ein Volk, das seinen Herrn haßt; aber der Geschichtschreiber darf nicht so schliessen. Er wirft sich zum Richter auf, und gründet das Urtheil der Nachkommenschaft; Er darf ohne unläugbare Beweise niemand für schuldig erklären.

Was ich von Guiccardini sage, gilt eben so von den Memoiren von Sülly über den Tod Heinrichs des IV. Seine Memoiren waren von den Secretairen des Herzogs, welcher damalen durch Maria von Medicis in Ungnade fiel, zusammengetragen. Es wird darin einiger Verdacht auf diese Prinzessin geworfen, welche durch den Tod Heinrichs des IV. die Regentin wurde, eben so auf den Herzog von Epernon, welcher sich Mühe gab, sie zur Regenten erklären zu lassen. Mezeray welcher mehr Kekheit als Beurtheilungskraft hatte, unterstützt seinen Verdacht, und in dem 6ten Theil der Memoiren von Condé, hat man alles angewandt, um dem elenden Ravaillac die verehrungswürdigsten Mitschuldigen zu geben.

Giebt es denn nicht Laster genug in der Welt? Muß man sie auch da suchen, wo es keine giebt? Man klagt zu gleicher Zeit den Jesuiten, Vater Alagona, den Oheim des Herzogs von Lerma, den ganzen spanischen Hof, die Königin Maria von Medicis, die Maitresse Heinrichs des IV., Frau von Verneuil und den Herzog von Epernon an. Wählet nun! Wenn die Maitresse schuldig ist, so ist es sehr unwahrscheinlich, daß es die Gemahlin sey; wenn der spanische Rath dem Ravaillac in Neapel das Messer in die Hand gegeben hat, so ist es also nicht der Herzog von Epernon, der ihn in Paris verführte, und den Ravaillac immer den Catholiken im höchsten Grad nannte, wie man es in

den

den Acten findet. Er welcher nie anders als groß-müthig gehandelt hat, und welcher noch überdieß verhinderte, daß Ravaillac nicht in dem Augenblick wo man ihn als Mörder mit blutigem Messer in der Hand erkannte, getödtet wurde, vielmehr verlangte daß man ihn für die Untersuchung und Bestrafung aufbehalten sollte.

Man hat Beweise, sagt Mézeray, daß Priester den Ravaillac nach Neapel begleitet haben. Und ich behaupte daß man nicht einen Beweis dafür hat.

Man darf nur den Criminal-Proceß dieses Ungeheuers durchgehen; so wird man das Gegentheil finden. Ich weiß daß die unbestimmten Aussagen eines Jardin und einer Descomans nicht Ravaillacs Geständnissen auf der Folter entgegen gesetzt werden können. Alle seine Antworten waren einfach, offen, unbefangen, unveränderlich, und folglich, wahr. Welchen Vortheil konnte er haben, die Nahmen derer zu verschweigen, die ihn gemisbraucht hatten? Ich begreife wohl daß ein Verbrecher anfangs seine Mitschuldigen verschweigt. Die Räuber machen daraus eine Ehren-Sache, denn es giebt auch bey dem Laster etwas was man Ehre nennt; aber am Ende gestehen sie doch alles. Wie sollte also ein junger Mann den man verführt hätte, ein Religionsschwärmer, dem man Schutz versprochen, nicht seine Verführer angeben und bey dem Schrecken der Folter nicht die Betrüger anklagen, die ihn so unglücklich gemacht haben. Ist dieß nicht dem menschlichen Herzen natürlich?

Ravaillac giebt in seinen gerichtlichen Untersuchungen immer dasselbe an: Ich hielt es für recht einen König zu ermorden, welcher dem Pabst den Krieg ankündigen wollte; Ich habe Erscheinungen und Offenbah-

bahrungen gehabt, ich glaubte Gott einen Dienſt zu thun: ich erkenne daß ich mich betrogen, daß ich mich eines ſchrecklichen Verbrechens ſchuldig gemacht habe, zu dem niemand mich verleitet hat. Dieß iſt das weſentliche aller ſeiner Antworten. Er giebt an, daß er an dem Tage, da er den Mord begieng, andächtig in der Meſſe war, daß er einigemal hätte mit dem König reden wollen, um ihn von dem Kriege zum Vortheil der ketzeriſchen Prinzen noch abzubringen. Er geſteht, daß er zweymal ſchon die Abſicht gehabt habe den König zu ermorden, daß er Paris verlaſſen hatte, um ſich dieſes Verbrechen unmöglich zu machen und daß er durch ſeinen Religionseifer überzeugt zurück gekommen ſey.

Eines von ſeinen gerichtlichen Schriften unterſchrieb er: François Ravaillac,

que toujours dans mon coeur,
Jeſus ſoit le vainqueur.

Wer erkennt nicht aus dieſen zwei Linien, mit denen er ſeine Unterſchrift begleitete, einen religiöſen Unglücklichen, deſſen Hirn mit dem Gift der Ligue angeſteckt war.

Seine Mitſchuldigen waren der Aberglaube, und die Wut, welche Jean Châtel, Pierre Barrière, und Jacques Clément beſeelt hat, der Geiſt Poltrots, der den Herzog von Guiſe ermordete, und die Grundſätze Balthaſar Gerards, welcher Mörder des großen Prinzen von Oranien ward. Ravaillac war Barfüßer-Mönch geweſen; ein Mönch konnte wohl glauben, daß es ein verdienſtliches Werk ſey einen Prinzen zu ermorden, welcher ſeine Religion haſſe.

Man wundert ſich daß man mehrmalen dem beſten König Heinrich IV. nach dem Leben trachtete,

aber man sollte sich eher wundern, daß nicht mehrere mörderische Anschläge gegen ihn gemacht wurden. Jeder Abergläubische hatte beständig solche Bilder vor Augen. Wie Ehud den König der Philister ermordet, Judith den Holofernes zur Unzucht verleitet um ihn in ihren Armen schlafend zu erwürgen, wie Samuel einen kriegsgefangenen König, gegen welchen Saul das Recht der Nation nicht verletzen wollte, in Stücken haut. Niemand war damals unterrichtet, daß diese besondere Fälle Ausnahmen waren, Eingebungen, und ausdrückliche Befehle, aus denen man keine Folgen ziehen durfte. Man hielt sie für allgemeine Gesetze. Alles verleitete zum heiligen Aberwitz; alles heiligte den Mord.

Der herrschende Geist des Aberglaubens, der Wuth und Unwissenheit, die Kenntnis des menschlichen Herzens, und Ravaillacs gerichtliche Untersuchung überzeugen mich, daß er keinen Mitschuldigen hatte.

Seine Bekenntnisse, wie er sie vor seinem Tod den Richtern ablegte, geben am meisten Aufschluß darüber, und beweisen ausdrücklich, daß Jean Chatel einen Königsmord begieng, um weniger verdammt, und Ravaillac um selig zu werden.

Man muß gestehen diese Ungeheuer waren in ihrem Glauben sehr eifrig. Ravaillac empfiehlt sich mit Thränen seinem Schutz-Patron St. Franciscus und allen Heiligen, und beichtet, ehe er zur Folter geht. Er trägt seinen beyden Doctoren auf, den Secretair zu versichern, daß er sein Vorhaben den König zu ermorden nie jemand entdeckt habe. Nur mit dem Jesuiten Pater d'Aubigni habe er von einigen Erscheinungen, die er gehabt hätte, gesprochen. Und Aubigni ist klug genug um sich nicht mehr daran zu erinnern.

Der

Der Angeklagte schwört endlich bis an seinen letzten Augenblick, bey seiner ewigen Verdammniß, mit Reue, daß er allein schuldig sey. Sind diese Gründe und Beweise nicht hinlänglich? Indessen besteht der Verfasser des 6. Bandes der Memoiren von Condé noch immer darauf. Er giebt eine Stelle aus den Memoiren von l'Etoilee an, in welcher Ravaillac auf dem Richtplatz gesagt haben soll: Man hat mich sehr betrogen, daß man mich überreden wollte, das Volk würde meine That billigen, da es doch selbst die Pferde herschaft die mich zerreissen sollen. Erstlich steht davon nichts in dem Protocoll seiner Hinrichtung, zweytens, ist es vielleicht wahr daß Ravaillac sagen wollte: Man hat mich betrogen, wenn man mir sagte, der König werde gehaßt, man würde sich über seinen Tod freuen. Er sah im Gegentheil daß das Volk darüber klagte, daß er ein Gegenstand des allgemeinen Abscheus war, und konnte also wohl sagen: Man hat mich betrogen. Wenn Ravaillac das Verbrechen Jean Chatels nie hätte rechtfertigen hören, wenn er nicht so oft die schwärmerischen Grundsätze der Ligue gehört hätte, so hätte er gewiß nie diesen Mord begangen.

Dieß ist der ganze Sinn seiner Worte. Aber hat er sie auch wirklich gesagt? wer sagte es dem Herrn von l'Etoile? Kann ein Stadtgeschwätz, das er anführt, mehr gelten als ein Protocoll? Soll ich diesem l'Etoile glauben, der alle Volks-Stadtmährchen, die er den Tag über gehört hatte, des Abends aufschrieb?

Diesen Journalen darf man nicht glauben, sie sind Sammlungen aller ausgestreuten Tagsgeschichten.

Ich las vor einigen Jahren 18 Bände in Folio von den Memoiren des verstorbenen Marquis von Dangeau und fand darin diese eigenen Worte: „Ma-

rie Luise von Orleans, Königin von Spanien, ist durch den Marquis von Mannsfeld vergiftet worden. Das Gift war in einer Aal-Torte; die Gräfin von Pernits, welche den Abtrag von dem Tische der Königin aß, ist auch davon gestorben, und drey Cammerfrauen wurden krank. Der König sagte es denselben Abend, da er allein speiste " Wer wollte ein so umständlich beschriebenes Factum nicht glauben, das noch durch das Zeugniß Ludwigs des XIV. unterstützt, und durch einen Hofmann dieses Monarchen, einen Mann von Ehre, welcher sorgfältig alle Anecdoten sammelte, verbreitet wurde. Daß die Gräfin von Pernits damalen gestorben sei, ist eben so falsch, als daß drey Cammerfrauen krank geworden seien, und daß Ludwig XIV. diese unvorsichtigen Worte ausgesprochen habe. Diese unglücklichen Memoiren waren nicht von Herrn von Dangeau, sondern von einem alten einfältigen Cammerdiener, welcher auf eine unbedachtsame Art, alle mögliche dumme Neuigkeiten, die er in der Antichambre hörte, aufschrieb.

Wenn diese Memoiren, wie ich voraussetze, in 100. Jahren irgend einem Compilator in die Hände fallen; — wie viele Verläumdungen werden dann unter die Presse kommen! und wie viele Lügen in allen Journalen wiederholt werden! Man muß alles mit Mistrauen lesen. Aristoteles hatte sehr recht, wenn er sagte: der Zweifel ist der Anfang der Weisheit.

Anmerkungen des Herausgebers der Memoires de Condé T. VI.

1.

Was Mezeray hier erzählt, iſt aus Ravaillac's Verhören genommen, welche weiter unten vorkommen.

2.

In ſeinen Verhören wird zwar dieſer Verhaftung gedacht, man findet aber nichts ausführliches darüber. Es heißt blos, daß ein Zeuge wahrheitswidrig gegen ihn ausgeſagt habe.

3.

Von No. 1. an bis hieher iſt alles aus den Verhören gezogen.

4.

Ravaillac blieb in ſeinen Verhören immer bey der Ausſage, es habe ihn niemand zu der Mordthat verleitet.

5.

Bisweilen begehrte er Almoſen; zu anderer Zeit kleidete er ſich wie ein gemeiner Handwerksmann. Dies erhellt aus

dem ersten Schreiben des Nicolaus Pasquier, auch aus den Memoiren des de l'Etoile.

6.

Dies wird umständlich in der Schrift Factum du Capitaine la Garde erzählt, und es ist zum Erstaunen, daß die Richter auf diesen Umstand in den Verhören gar keine Rücksicht nahmen.

7.

Nicht bey dem Vicekönig, sondern bey dem aus Frankreich entflohnen und verbannten Herrn de la Bruyere, und einigen andern Privatpersonen, wurden dergleichen Zusammenkünfte gehalten.

8.

Es war der Duc D' Espernon, und nicht der König, welcher in einem Memoire las, das ihm der König zur Durchsicht gab. Dies Memoire war vom Grafen von Soissons, welcher dem Könige darin seine Beschwerden und Foderungen vortrug. Man sehe das erste Schreiben des Nicolaus Pasquier.

9.

Herr De l'Etoile merkt in seinen Memoirn bey dem Jahr 1610 an: dieser Böswicht habe, ob er gleich in Verhaft saß, mit jedermann frey gesprochen, ja sogar gescherzt und unter andern einigen Neugierigen, die ihn frayten, wer ihn denn zu dieser That verleitet hätte, geantwortet: Nehmt euch in Acht, damit ich nicht auf euch bekenne!

10.

Dies ist aus dem Werke des Pater Matthieu, Histoire de la mort de Henry le Grand, genommen.

11.

Dieses Betragen ist allerdings sehr auffallend. Es scheint aber, man habe befürchtet, über diese traurige Begebenheit zu viel Aufschluß zu bekommen.

12.

12.

Hier zielt Mezerai auf den Pater Cotton. Man kann hierüber nachlesen, was de l'Etoile in seinen Memoiren bey dem Jahr 1610 von dieser Unterredung erzählt.

13.

Dies ist aus der Schrift Factum du Capitaine Pierre la Garde entlehnt; einer sehr merkwürdigen Pièce, welche man mehr als einmal lesen muß. Mit nicht geringer Verwunderung wird man sodann wahrnehmen, daß in dem ganzen Prozeß des Ravaillac, dieser Reise nach Neapel mit keiner Silbe gedacht wird, und daß man statt dessen dem Delinquenten bloß die Frage vorlegte: seit wann er von Brüssel zurückgekommen sey? wo er doch niemals war.

14.

Dies ist ungegründet; denn Ravaillac war nie Soldat. Das Faktum des Kapitän la Garde beweiset nur, daß er auf seiner Reise nach Neapel mit Briefen vom Duc D'Epernon versehen war, die er dem damaligen Vicekönig von Neapel, Grafen von Benevento, übergeben sollte; und daß sich Ravaillac bey dieser Gelegenheit gegen den besagten la Garde rühmte, er werde den König Heinrich den Vierten ermorden.

15.

Diese Stelle, und was darauf folgt, ist aus den Memoiren der Demoiselle Deconman gezogen, welche bey der Marquise de Verneuil in Diensten stand, vom ganzen Complot unterrichtet war, und ganz bestimmt sagt, daß es nicht nur im Jahr 1606 gleich nach der Sedanischen Reise angelegt, sondern auch im Jahr 1610 wirklich so ausgeführt worden sey. Sie entdeckte dies Complott dem Pater Procurator der Jesuiten in der Strasse Saint Antoine, mit der Bitte, er möchte den Pater Cotton davon benachrichtigen, welchen sie mehrmals aufgesucht, aber nie zu sprechen bekommen habe. Man nahm jedoch nicht die geringste Rücksicht hierauf, wie es leider oft bey den wichtigsten Angelegenheiten zu geschehen pflegt. Indeß kann niemanden unbekannt seyn, daß man in Sachen, die den Staat, und besonders das Verbrechen der belei-

beleidigten Majestät betreffen, auch nicht den allerkleinsten Umstand ausser Acht lassen sollte. Ueberdies verbreitet das, was die Demoiselle Decoman mit der größten Naivetät von ihren Unterredungen mit Ravaillac erzählt, ungemein viel Licht über den Charakter dieses Bösewichts; denn man bemerkt in allem was er sagt, eine auffallende Heucheley, und eben so viel Schwankendes und Unbestimmtes, wie in seinen Verhören. Es ist in der That zum Erstaunen, daß man nicht einmal auf den Gedanken kam, die Demoiselle Decoman, welche zur nemlichen Zeit, wo Ravaillac arretirt wurde, im Gefängniß saß, diesem Missethäter unter die Augen zu stellen. Ein so fehlerhaftes Verfahren könnte wohl den Argwohn erregen, daß man in dieser wichtigen Sache nicht ganz unpartheyisch zu Werke gegangen seyn.

16.

Dies ist aus dem Memoire des Capitaine la Garde gezogen, welcher den König schon zwey Jahre vorher von diesem Unglück benachrichtigte, ehe es sich ereignete; entweder durch Zamet, dessen Bruder des Königs Liebling war, und sich damals in Neapel befand, oder durch Herrn De Breves, französischen Gesandten zu Rom, oder in eigener Person. Denn als La Garde von seiner Reise zurückkam, machte er dem König Heinrich dem Vierten seine Aufwartung, und brachte ihm sogar ein Schreiben vom Herrn de la Bruyere mit, welchen man als Mitglied der Ligue aus Frankreich verbannt hatte. Dies Schreiben befindet sich nebst mehrern andern Piecen bey den Processacten, die hierüber im Jahr 1618 und 1619 geführt wurden.

17.

Das Nemliche wiederfuhr auch der Marquise de Verneuil; aber dem einen wie der andern geschah weiter nichts, als daß sie verhört wurden, ob es gleich ein Majestätsverbrechen betraf. Herr De l'Etoile macht in seinen Memoiren bey dem Jahr 1611 die Bemerkung: D'Espernon „begab sich zu dem Ober„präsidenten (de Harley) um etwas Neues von der Decoman „zu erfahren, die er bis auf den Tod verfolgte. Allein der „Oberpräsident ließ ihn hart an, und sagte; ich bin nicht „Ihr Referent, sondern Ihr Richter! Als D'Es„pernon

„pernon ſagte: er wolle ihn nur als Freund um Rath fragen, „antwortete er ihm: Was Freund, Was Freund! Ich „werde mit Ihnen verfahren, wie es ſich gebührt, „und damit gut.“ Was auf dieſe Unterredung folgt, iſt nicht minder wichtig, und verdient nachgeleſen zu werden.

18.

— — Weil die Decoman nicht im Stande war, was ſie dem Duc D' Espernon und der Marquiſe de Verneuil zur Laſt legte, gerichtlich zu beweiſen. Dies war nun freylich nicht ihre Schuld; denn ſie rieth, die Briefe auffangen zu laſſen, welche dieſe Perſonen nach Spanien ſchrieben; aber die, welche doch am meiſten bey der Sache intereſſirt waren, thaten es nicht. So pflegt es bisweilen bey den wichtigſten Angelegenheiten zu gehen! Nicht ſelten vernachläſſigt man einen guten Rath bloß deswegen, weil ihn eine Perſon niedrigen Standes gab; einen Rath, der weit zweckmäßiger iſt, als alles was die vornehmſten Perſonen an die Hand geben. Ich weis leider mehr hierüber, als ich ſagen darf.

19.

Man leſe hierüber das Manifeſt des Capitaine la Garde nach. Dieſer ſagt ſogar im Verhör vor dem Parlement aus, daß D'Espernon mit Ravaillac in Verbindung geſtanden habe, ſondern bekräftigts auch das, was gleich hierauf vom Präſidenten de Harlay erzählt wird.

20.

Aus den Memoiren des De l'Etoile erſieht man, daß ſie zu lebenslänglicher Gefängnißſtrafe verurtheilt wurde, welches gewiß eine ſehr unzulängliche Strafe geweſen wäre, wenn ihre Ausſage keinen Grund gehabt hätte. In dieſem Fall trat das Vergeltungsrecht ein, und man hätte die Todesſtrafe über ſie erkennen müſſen, worauf auch D Espernon antrug. Die Richter aber ſahen mehr als zu gut ein, daß die Decoman das Factum nebſt allen damit verwebten Umſtänden gewiß nicht erdichtet habe. Mithin mußten ſie es wohl dabey bewenden laſſen, ſie zu immerwährendem Arreſt zu verurtheilen. Nicolaus Pasquier giebt ſich im ſechſten Briefe des fünften Buchs viel Mühe, den Duc D' Espernon gegen die Beſchuldigung

bigung der Decoman zu rechtfertigen. Wir wollen jedoch bloß bey dem Vergeltungsrecht stehen bleiben; und da erhellt aus unserer Geschichte, daß dies mehr als einmal statt gefunden habe. Jacques Coeur ward fälschlich von einem Frauenzimmer angeklagt, daß er die Agnes Sorel habe ermorden wollen, und die Richter verurtheilten die Klägerin zum Tode. Der Duc D'Elbeuf ward fälschlich angeklagt, daß er Heinrich dem Dritten nach dem Leben getrachtet habe, und sein Ankläger mußte sterben. Man sehe hierüber das Journal de Henri III. bey dem Jahr 1585. Die Decoman blieb leben, obgleich der damals so zu sagen allmächtige Duc D'Espernon auf ihrer Hinrichtung bestand. Sie mußte sich folglich keiner ganz falschen, sondern einer solchen Klage unterzogen haben, die viel Wahrscheinlichkeit hatte, ob sie sich gleich nicht völlig erweisen ließ; deswegen konnte man ihr nicht ans Leben kommen.

Was die Beweise der Decoman anbelangt, so läßt sich nichts rührenders denken, als das, was nach dem Bericht des Herrn de l'Etoile, der Präsident de Harlay der Königinn Vormünderin zur Antwort gab, als sich dieselbe bey ihm erkundigen ließ, was er denn vom Prozeß der Decoman halte. Sagen Sie der Königinn, sprach diese weise Magistratsperson, daß mich Gott in diesem Zeitalter Dinge erleben läßt, die ich mir nun und nimmermehr als möglich gedacht hätte. Und da ein Freund dieses greisen Mannes gegen ihn äußerte: viele Leute wären der Meynung, dies Frauenzimmer habe die vornehmsten Personen in Frankreich bloß auf Gerathewohl und ohne alle Beweise angeklagt, schlug der rechtschaffene Mann die Hände zusammen, und sagt, mit gen Himmel gerichtetem Blick: Es giebt leider gar viele, nur alls zuviele Beweise. Allein dem Capitaine la Garde gieng es nicht besser als der Deceman. Er erhielt zwar anfänglich im Jahr 1615, wegen des Dienstes, den er dem Könige geleistet hatte, die Generalcontroleuerstelle zu Bierre; als er aber um die Ausfertigung seines Bestallungebriefs ansuchte, ward er in Verhaft genommen, und in die Bastille gesetzt, vermuthlich weil er sehr wichtige Geheimnisse entdeckt und bewiesen hatte. Von dort brachte man ihn in die Conciergerie, wo ihm das Parlement den Prozeß machte, der sich aber damit endigte, daß er Kraft eines unterm 22 ten August 1616 erlassenen und am Ende des vierten Bandes des Journal de

Henry

Henry IV abgedruckten Parlementsſchluſſes für unſchuldig erklärt wurde. Was bekam er aber für Genugthuung? Wahrſcheinlich gar keine; denn aus ſeinem 1619 gedruckten Factum erhellt, daß er noch damals in der Conciergerie ſaß. Unſtreitig hatte man ſich ein gewaltthätiges Verfahren gegen ihn erlaubt, damit die wichtigen Geheimniſſe, um die er wußte, nicht an den Tag kommen ſollten.

21.

Hier iſt der Beweis: 1) hatte der Duc D'Epernon zwey Zeugen gegen ſich, nemlich den Pierre la Garde, und die Demoiſelle Deceman; 2) gab das Betragen welches der Oberpräſident de Harlay in Anſehung des D'Epernon beobachtete, deutlich genug zu erkennen, was dieſer groſſe Mann von dieſem Günſtling hielt; und deswegen haben wir es auch angemerkt. Wenn aber der Duc D'Epernon probirt war, möchte man vielleicht mit dem Nicolas Pasquier und dem Pater Daniel ſagen, würde er wohl den Saint Michel verhindert haben, den Ravaillac zu tödten, da er befürchten mußte, von dieſem letztern verrathen zu werden? — Und warum nicht? Der Duc D'Epernon würde ſich von der Anklage des Ravaillac noch weit eher losgemacht haben, als von jener des Pierre la Garde und der Demoiſelle Deceman, weil dieſe Perſonen weit mehr Glauben verdienten, als jener Böſewicht.

22.

Der vollſtändige Titel dieſer Flugſchrift lautet alſo: Les Choſes horribles contenues en une Lettre, envoyée à Henri de Valois, par un enfant de Paris, le 28 de Janvier 1589, ſuivant la Copie qui en a eſté trouvée en ceſte Ville de Paris, pres l'Horologe du Palais, in 8° pour Jacques Grégoire, Imprim. 1589. Dieſe aus drey und dreyſſig Blättern beſtehende Pieçe zweckt darauf ab, dem dummen Pöbel das Mährchen aufzuheften, der Duc D'Epernon „ſey ein Spiritus Familiaris, den die Zauberer auf „Befehl Heinrichs des Dritten in Menſchengeſtalt darſtellen „muſten. Wirklich lieſſen ſie einen Dämon aus der Hölle „kommen, welcher wie ein natürlicher Menſch ausſah und „der ſich Rogaret nannte; das eigentlich Anagramm von

„Teragon, welchen Namen er in der Hölle führte.“ In diesem unsinnigen Styl ist das ganze Ding geschrieben, das heutiges Tages blos Mitleid erregt; damals aber glaubte man Wunder, was für große und wichtige Aufschlüsse darin enthalten seyen. Deswegen suchte man eben die zur Ligue gehörigen Fanatiker damit zu unterhalten, für die dergleichen Sächelchen wahre Seelenspeise waren.

23.

Es war der Cardinal von Joyeuse, welcher diese Prinzessin salbte und krönte.

24.

Der damalige Krieg entstand wegen des Herzogthums Jülich, zu dessen Besitz Heinrich IV. dem Hause Churpfalz wieder verhelfen wollte. Deswegen führt Herr De l'Etoile im zweyten Bande seiner Memoiren eine sonderbare Antwort an, die der Jesuit Pater Gontier Heinrich dem Vierten ertheilte. Als sich nemlich dieser Monarch zu seiner Armee begeben wollte sagte er zum Pater Gontier, er solle während seiner Abwesenheit fein fleißig für ihn beten. Wie können wir dies, Sire, antwortete der Jesuit, da Sie in ein Land reisen welches voll Ketzer ist, und da Sie die Absicht haben, die wenigen Katholiken, welche es dort giebt, vollends auszurotten? Der gute Pater wußte nicht, daß es Fälle giebt wo das Religionsinteresse dem Staatsinteresse nachstehen muß. Der König hielt ihm auch diese theologische Bemerkung wegen seiner Dumheit zu gut, und schrieb seiner Bigotterie zu, was vielleicht etwas ganz anderes hinter sich hatte.

25.

Spinola war General über die Truppen des Erzherzogs Albert, und der Infantin Isabelle. Er starb im Jahr 1630.

26.

Hierdurch wollte der Cavalier Heinrich dem Vierten zu verstehen geben, daß Spinola nicht Wort halten würde; denn die Genueser sind eben nicht sonderlich wegen der Erfüllung ihrer Zusagen berühmt. Ich mag das italiänische Sprüchwort, welches sich hierauf bezieht, nicht gern anführen,

ren, denn es iſt etwas ſtark, wenigſtens in Rückſicht der Damen, welchen man keine verhaßten Benennungen beyles gen muß.

27.

Dies konnte man wohl mit Recht von Montbaſon, Roquelaure und den andern Herrn ſagen, aber nicht vom Duc D'Espernon.

28.

Es iſt zum Erſtaunen, daß man dieſen Böſewicht, der ſich eines ſo ſchweren Verbrechens ſchuldig gemacht hatte, zwey ganze Tage im Hôtel de Rets ließ und jedermann geſtattete ihn zu beſuchen und zu mit ihm ſprechen.

29.

Im folgenden Verhör nennt er dies Haus zu den fünf halben Monden.

30.

Aus dieſer Antwort erhellt, daß Gui Patin eben nicht zum Beſten unterrichtet war; denn dieſer ſagt in einem ſeiner Briefe, Ravaillac ſey dadurch zu dieſer Mordthat gereizt worden, daß der König eine Schweſter dieſes Böſewichts geſchändet und ihr nachher nicht einmal etwas gegeben habe. Wenn dem Ravaillac der Streich fehlgeſchlagen wäre, hätte einer von ſeinen Brüdern den Mord vollziehen ſollen.

31.

Man erſieht aus dieſer Antwort, daß der Inquiſit etwas auf dem Herzen hatte, das er nicht gern wollte bekannt werden laſſen, ob er gleich eidlich angelobt hatte die Wahrheit zu ſagen.

32.

Dies widerſpricht dem Vorhergehenden.

33.

Aus dieſer Antwort erſieht man, daß dies Verbrechen nicht nur reiflich überdacht war, ſondern daß auch gewiſſe politiſche Rückſichten dabey zum Grunde lagen, die wohl ſchwerlich von einem Menſchen herrührten, der von ſo niedrigem Stande war, wie der Inquiſit.

34.

34.

Also kannte er doch den Duc D'Epernon; wenigstens von Ansehn.

35.

Aus dieser Antwort erhellt, daß der Delinquent allerley Beweggründe vorschützte, welche ihn zu dieser Mordthat verleiteten. Ein deutlicher Beweis, daß er seine Richter zu hintergehen suchte.

36.

Das ist: Dulde nicht, daß jemand in deinem Beysein sich in Gottesnahmen eine respectswidrige Behandlung gefallen lasse.

37.

Dies Herz von baumwollenem Zeug (Coton) gab damals zu allerley Bemerkungen Anlaß, welche dem berühmten Jesuiten gleiches Namens (Pater Cotton) eben nicht zur Ehre gereichten. Dieser wackere Pater wußte sich aber mit guter Manier aus dem Spiel zu ziehen; und man war so gefällig ihm aufs Wort zu glauben.

38.

Man ersieht aus allen diesen ungegründeten Vorspiegelungen, daß dieser Bösewicht, welcher selbst nicht wußte was er eigentlich sagen sollte, seine Zuflucht zu notorisch falschen Erzählungen nahm, die entweder er selbst, oder diejenige, welche ihn zur Mordthat verleiteten, erdichtet hatten.

39.

Dergleichen Ausdrücke sind noch Ueberbleibsel, welche sich von den Emissarien der Ligue herschreiben, die diesen Bösewicht nach aller Wahrscheinlichkeit aufgehetzt und verleitet hatten den König zu ermorden. Man bemerkt darin eine ganz eigene Art von Fanatismus, indem er alle Augenblick die Versuchungen des Teufels vorschützt, da er doch am besten wissen mußte, wie ungegründet dies Vergeben war.

40.

Man sieht hier einen Verbrecher vor sich, der sich aller möglichen Ausflüchte bedient, damit die Wahrheit nicht an den Tag komme.

41.

Herr de l'Etoile irrt sich, wenn er bey dem Jahr 1610 versichert, Ravaillac habe dem Jesuiten Pater D'Aubigny gebeichtet.

LE MARÉCHAL DE RICHELIEU
à l'âge de 50 ans

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoirēs

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten.

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Hofrath und Profeſſor der Philoſophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Funfzehnter Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1798.

Gh [illegible Christoph]

Sächsische
Landes
25. MRZ. 1963
Dresden

G

Ueberſicht

der

Regierung Ludwigs des XIII.

unter

Concini d'Ancre und Albert de Luynes.

1610 — 1622.

Mehr als die Hälfte der französischen Geschichte, seit den schwachen Königen des Karolingischen Stamms, zeigt uns nichts anderes, als das kleinlichte Schauspiel eines ränkevollen Kampfs zwischen den Magnaten und dem Königtum. Jahrhunderte verzehrten sich durch diese immer wechselnde, immer unbefriedigte Vielthätigkeit. Ueberall das angestrengteste Würken, ohne bleibende Würkung! Zutrauen und Einigkeit entfliehen vor dem rastlosen Lauren jedes einzelnen Gewalthabers gegen alle seine Nachbarn, und jedes mächtigeren Vasallen gegen den Einzigen, welcher das beneidete Scepter über die übrigen, aber mit einer Hand ausstrekte, deren Uebermacht noch bey weitem nicht entschieden genug war, um den ehrgeizigen Begierden nach gleicher Höhe und Unabhängigkeit zum voraus jede verwegene Hofnung abzuschneiden.

Noch waren die Verhältnisse nicht so eingeengt, daß nur, wer bereits viel hatte, viel zu bewürken hoffen durfte. Auch des Einzelnen Kopf und Hand vermochte dem Unangesehenen bis zu den höchsten Stufen den Weg des Glücks und der Ehre zu bahnen. Welche Kräfte weckt nicht der Schimmer dieser Aussichten! Aber nur konnte, strebte nach Erwerbung oder Erweiterung der Macht zum Herrscher. Wie hätte man dabey an das Regieren denken sollen? Dieses freylich hätte die armen Leute — so nannte man einst alle, die am Herrschen keinen Antheil hatten — zu einem glücklichen Volk von Menschen und Bürgern machen sollen und können. Aber noch lange schien die Menge keinen Werth zu haben, außer in sofern sie mit Blut und Gut das Mittel ward, einem andern Herrscher eine Anzahl gleich unglücklicher Wesen zu entreißen und dadurch den Glanz des Siegers zu vergrößern.

Und welch einen höchst vorübergehenden Glanz! Jener gewöhnlich durch persönliche Eigenthümlichkeiten des Vaters mit allen Mitteln der List und Gewalt kaum angefachte Schimmer — verlosch er nicht meistens bereits unter den Schwächen des Sohnes oder Enkels? Selten ließ er mehr zurück, als das zweydeutige Glück, daß jede Magnatenfamilie sich beym lästigen Gefühl ihres Verfalls mit Erzählungen von einer Epoche ihres Flors unterhalten konnte.

te. Vielleicht, wenn es hoch kam, war ihr so viel gelungen, daß bey dem Andenken eines ihrer Elter' väter die Beynamen des Kriegerischen, des Kühnen, des Eroberers, wiedertönten.

Nichts von diesem unglückschwangern inneren Gährungsstoff lag in der ersten kraftvollen Vereinigung, welche einst den siegreichen Franken mit dem Gallier zu einer Nation verband. Willig reichten diese dem neuen Sieger die Hände. Die neue Ueberwältigung war ihm wahre Befreyung vom früheren, drückendern Ueberwinder, dem Römer, dessen üppige Unersättlichkeit, zu Hause darbend, von dem Mark der Provinz zehrte. Der erste der fränkischen Ludwige und seine Verbündeten nahmen die Landstücke und Einkünfte weg, welche bis dahin die Römer als Oberherrn von Gallien besessen hatten; für die Wünsche einer weit weniger verkünstelten Lüsternheit eine reiche Beute. Der Gallier blieb im ungestörten Besitz seines Eigentums. Selbst zu jeder Stelle im Staat, sie betreffe Krieg oder Justizverwaltung, blieb ihm neben dem Franken der Zutritt. Kriegerische Verdienste belohnte der fränkische König mit Gütern, aber ohne Erblichkeit, durch lebenslänglichen Genuß. Erst Pipins und Carls zu schnell entartete Nachkommenschaft ließ sich diese glückliche Staatseinrichtungen der Franken unter den Händen wegnehmen. Hätte irgend

etwas den von ihren Oberhofmeiſtern gemishandelten und entthronten Franken-Könige an dem Geſchlecht der Uſurpatoren eine auffallendere Rache und Genugtuung geben können, als auf ſie nach der Schäzung des Unpartheyiſchen durch die Entſagungen zurückfließt, welche die Karolinger, ehe ein halb Jahrhundert vergangen war, unter alle ihre Großen eben ſo tief herabſetzen, als die unſchuldigeren Merovinaer durch ihren Major Domus *) niedergedrückt worden waren. Erſt hatte jeder Frühling, im März, und je nachdem die Beruttenen ſich mehrten, im Mayno-

*) Mahr, Mehr, Mayr, Meyer, ein Oberer, Vorgeſezter. Daher Major domus regiae, Maire du palais. Bragä und Hermode II Bds II. Abth. S. 69 72. Schon die Teutſchen des Tacitus und Cäſars haben dieſes Mahr in einer Menge ihrer Fürſtennamen. Saumar, Mahr eines Gau; Marbod, Vothe des Mahrs ꝛc. Jene Obern des königlichen Haushalts unter den Merovingern ſtiegen auf mehreren Stufen bis auf den Thron. Sie waren Vormünder der königlichen Kinder und daher, wenn der Thron erledigt wurde, Einführer des Nachfolgers, Veranſtalter der hierzu nöthigen Volkszuſammenkunft. Was ſie für andre thun ſollten, gelüſteten ſie bald, für ſich ſelbſt zu verſuchen; und dem Vormünder gelang die auf niederträchtige Vernachläſſigung des Mündels gegründete Rechnung. Denn Ehren und Bedienungen des Hofs, an deſſen Spitze er ſtund, konnten ohne jenen keinem zu Theil werden.

monate den freyen Güterbesitzer unter Franken und Galliern in gemeinschaftlichen Volksversammlungen (assemblées générales) zusammenkommen gesehen. Was der König in den eben so gewöhnlichen Zusammenberufungen seiner Staatsdiener (cour plenière) um Ostern und Pfingsten mit diesen gerathschlagt und gut gefunden hatte, wurde auf jenen Volksversammlungen allgemein vorgetragen und zur Ausführung gebracht. Die Constitution des fränkischen Reichs ist, setzt hierüber ein nicht moderner französischer Schriftsteller (Matherat, reponse à la Francogallia de Mr. Hottmann hinzu) so vortreflich, daß sie niemals den niedrigsten Bürger von den höchsten Stellen im Staate ausschloß." Aber während Karls Nachkommen sich die Beynamen der Gutmütigen, der Dicken, der Einfältigen, der Nichtsthuenden verdienten, welche ihnen die Geschichte längst zuerkannt hat, setzen sich mit einemmal die Statthalter der Provinzen und sogar die Stellvertreter des Königs in Städten und Vesten als erbliche Lehnsherrschaften ihrem Könige so nahe an die Seite, als ihnen irgend die Eifersucht gegen einander selbst gestattete.

Sie erscheinen im Besitze dieser Anmaßungen schneller, als die Geschichte die Spuren ihres Strebens nach denselben beobachten konnte. Nicht nur Güter und Einkünfte, selbst die Rechtspflege, haben sie sich, ehe man weiß, wie? zu Lehen genom-

men. Und schon 843. mußte Carls des Großen Enkel, den die Geschichte durch den ominösen Namen des Kahlen von dem Begründer des fränkischen Kaisertums unterscheidet, bey seinem Regierungsantritt jedem den nunmehrigen Besiz seiner Anmaßungen schriftlich bestätigen. Ehe acht Jahre vergiengen, dehnte sich dieses Besizprivilegium auf eine wahre Vormundschaft seiner Großen über ihn aus. Daß er nichts ohne ihre Beistimmung in Reichssachen unternehmen wolle, wurde eine aktenmäßige Zusage. Nichts fehlte noch, als daß der Lehensmann des Königs seinen Untervasallen zum voraus von Veranlassungen Winke gab, in welchen sie den Fahnen des Lehnsträgers selbst wider denjenigen zu folgen hätten, dem man den Titel des allgemeinen Lehnsherrn beyzulegen jezt noch für gut fand. Und auch dieses mußte jener Carl für sich und seine Nachkommen urkundlich machen (856.) Zwar sollte dieses Recht der Insurrektion gegen den König nur alsdann eintreten, wenn er etwas ungerechtes verlangte. Aber — in Ermanglung eines dritten Unpartheiischen — behielten stillschweigend die Großen selbst die Beurteilung der Befugniß für sich. Und selbst auf den Fall, daß ihr Urteil durch das Waffenglück einmal widerlegt würde, hatten sie sich, so viel möglich durch die Auszeichnung gesichert, nur von ihres gleichen, als Pairs (pares) gerichtet zu werden. Dies war der Ursprung des alten fränkisch

fischgallischen Adels, eines Standes, welcher auch in spätern Zeiten nach seiner großen Umformung immer richtiger die Stüze des Hofs als des Throns zu nennen seyn möchte, dessen eigentliche Entstehung aber, lange vorher, ehe er den Hof iglänzender machte, nichts anders als Besizergreifung vernachläßigter Rechte des Throns gewesen ist.

Was nun das neunte Jahrhundert, während die Aechter des fränkischen Thrones schlummerten, wie spielend hingegeben und sogar mit Brief und Siegel den Anmaßenden gesichert hatte, gerade dies war von da an mehr als sieben Jahrhunderte hindurch der Grundstof beynahe aller Gährungen in diesem Reiche, dessen Genius ohnehin so wenig Anlagen zur Ruhe in sich hat.

Zwar erschien endlich das Königreich in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts unter einem Heinrich dem II. wieder in einer ganz andern Ausdehnung als unter dem Urenkel Carls des Kahlen. Dieser hatte (949) als König kaum noch das einzige Laon besessen. Unter den zwey ersten Zweigen des schlaueren und kraftvolleren Kapetingischen Königsstamms hingegen drang, mit fester Beharrlichkeit lange genug befolgt, der Plan zur Wiedervereinigung aller Kronlehen mit der Krone selbst soweit durch, daß endlich mit der Wiedererwerbung von Calais das lezte durch Vasallenschaft von der Krone

ne

ne abgekommene Landstück Frankreichs mit dem grossen Ganzen aufs neue consolidiert wär. Denken wir aber auch nicht an das unübersehbare Gewebe von Unglück zurück, welches erst durch den Druck jener Vielherrschaft und dann durch das lange, bald arglistige, bald gewaltsame Ringen der beyderley Kräfte in sieben Jahrhunderten — Calais kam 1558 an das Reichsganze zurück — über die mächtigen Kämpfer selbst und noch mehr über die ganze Masse ihrer Werkzeuge und Schlachtopfer verbreitet hat; werfen wir absichtlich auf alles, was bis auf Franz I. und seine Nachfolger herab für die Bildung der Nation unter den ahnlosen Fehden und Cabalen nicht geschehen war, keinen einzigen Blick; so ist immer noch die Hinsicht über alle die unvertilgbaren Folgen jener Zerrüttungen des Reichs bis auf Heinrich den IV. ja bis auf Ludwig XIV. trüb und tragisch genug. Denn auch das spätere endlose und zweckwidrige Treiben und Drängen, Parthey-Machen und Zernichten, Befehden und Friedenstiften, Anfeinden und Versöhnen aller, welche Geburt oder Staatswürden unter die Grössten des Reichs erhoben, wäre zum grösten Vortheil des Staats als etwas undenkbares im Schoose des Nichts geblieben, wenn nicht die allzu lange Erfahrungen aus den Zeiten der großen Reichslehen solche blutige Spiele der Eigennützigkeit und Zwietracht als möglich gezeigt hätten.

Frey-

Freylich waren die Dücs des sechszehnden und siebzehnten Jahrhunderts bey weitem nicht mehr jene Herzoge, welche, nicht zufrieden, Selbstständigkeit an die Stelle der Statthalterschaft zu setzen, die Karolingischen Könige seit Ludwig den Schwachsstrommen, blos zur Verwilligung ihrer Foderungen gebrauchten. Aber auch jene Großen späterer Zeit erinnerte doch Name und Rang an die Unabhängigkeit ihrer Ahnenväter. Und war gleich diese gegen die Uebermacht der Krone völlig verschwunden, so gab ihnen doch als Statthaltern des Königs die Krone selbst so viele Kräfte und Vorrechte, daß in ihnen nur durch eine höchst ungewöhnliche Genügsamkeit die Lüsternheit, noch geltender sich zu machen und mit der reichen Geberin noch vollständiger zu theilen, hätte gedämmt werden können.

Dieses Wunder von Leidenschaftlosigkeit erfolgte natürlich nicht. Mitten unter seinen Großen war der König Herr des Reichs, nur in sofern er die gröste Anzahl seiner Statthalter auf seiner Seite zu erhalten wußte. Nicht die vorzügliche Tauglichkeit für das wichtige Amt, sondern die Anhänglichkeit an den König, oder richtiger, an die in des Königs Namen herrschende Hofpartihie gab daher den Ruf zu diesen höchsten Würden. Und wie schnell wurden sie oft, sobald der Begünstigte im Besitze fest war, der Probierstein, welcher von einer lang geglaubten

Treu-

Treuergebenheit für den Thron das gerade Gegentheil entdeckte. Nie war es zum voraus gewiß, ob der Statthalter der Krone ihre Befehle dort bekannt machen oder unter irgend einem Vorwand der Illegalität unterdrücken, noch weniger, ob er sie willig vollstrecken, nicht einmal, ob er für oder gegen den Willen des Königs in seiner Provinz werben lassen würde; denn, so lange er sich hielt, war das Glück und Unglück, war also auch der Wille der Provinz weit mehr von ihm, als vom Könige abhängig. Und selbst von dem Befehlshaber jeder Stadt, jeder Burg war es nie sicher, ob er der Hofparthie oder ihren Rivalen Thore und Zugbrücken öfnen werde.

Seit Heinrich dem II. scheint die französische Geschichte, bis dahin die Geschichte des Kampfs zwischen Lehnsherrn und Vasallen, in ein bloßes Hofintriguenspiel umgeschaffen. Aber im Grunde ist nichts, als Costum und Schauplaz geändert. Das Stück selbst ist die Fortsezung des alten Zwists zwischen der Krone und den erblichen Lehnsbesizern von Provinzen, Städten und Schlössern.

Die nach Unabhängigkeit aufs neue anstrebenden Inhaber der nehmlichen Plaze erschienen jezt nicht mehr im Glanze der Erbvasallenschaft und förmlich zugestandener Rechte. Aber gerade dieses alles sich verwilligen zu lassen, war das Ziel ihrer Hofnungen und Wagstücke. Geschöpfe des Hofs, bis auf

den

den Augenblick der Bestallung fanden sie in dem alten Glanz der ertheilten Stellen einen der Ehrsucht unwiderstehlichen Reiz. Sich bis dahin wieder zu erheben hielt jeder Kühnere nicht für Unmöglichkeit. Waren vorher die Vasallen und die Krone im offenen Widerstreit, waren also sonst die Scenen zwischen dem Hofe des Königs und den Höfen der Erbvasallen getheilt, so schien seit den Reunionen die Krone alles in allem. Der Hof schien Ein Ganzes. Aber mitten in diesem Ganzen selbst bestunden jetzt zwey sehr verschiedenen Theile; die Familien, welche erst durch Hofgunst sich zu heben versuchten, und die schon mächtigeren, deren der Hof bereits eben so sehr, als sie seiner, bedurfte. Jene, die Minister, Günstlinge und der Kriegsadel, waren noch aus Bedürfniß die Getreuen des Könighauses, von welchem sie erst die Kräfte zur Bildung dessen, was man Glanz eines Hauses nennt, gewinnen mußten. Die leztern, die Prinzen des Hauses nebst allen, denen Ansprüche auf die höchsten Stellen angebohren waren, machten eben so laut Treue gegen den König zur Losung. Aber mit diesem Feldgeschrey ergriffen sie selbst gegen ihn die Waffen, so oft sie es wagen durften. Denn diese waren alsdann — so gut nuzte auch die politische Casuistik die Appellation von dem übel berichteten Oberhaupt an das besser zu berichtende! — gegen niemand, als die unerkannten Feinde des Königs, das heißt, gegen die neu anstre-

ſtrebende Hofparthie gerichtet. Von ihr ſollte der König, mochte er wollen oder nicht, befreyt werden, um den Rath der Patrioten zu hören, welchen es beſſer gefiel, von ihm das Wachstum ihrer Größe zu ertrozen, als erſt zu erbitten oder zu erſchmeicheln; den Rath ſolcher Patrioten, welche ſelbſt ein Heinrich der IV. troz dem Glanz ſeiner Verdienſte und Siege — nach Süllys (III. Th. S. 95.) ausführlicher Berechnung — ſich erſt noch um Geſchenke und Gnadengehalte von mehr als 32 Millionen L. erkaufen mußte, ehe er mit ihrem Willen und alſo mit Hofnung zum endlichen Schluß des langen Bürgerkriegs ſeinen Thron befeſtigen konnte.

Dieſer — ſchwarze — Faden der Einheit windet ſich durch die ganze Geſchichte Frankreichs hindurch. Bis zum Sturz des Königtums herab iſt in ihr eine in jedem andern Staat unerhörte und unglaubliche Oppoſition der gröſten Familien gegen die königliche ſelbſt und den Hof ſichtbar. Eine herrſchſüchtige Oppoſition, deren Urbild in dem alten Vaſallenzuſtand Frankreichs aufgeſtellt und deren Fortdauer durch die Inconſequenz, welche den Magnaten von jenem Zuſtand der Selbſtherrſchaft zur Befriedigung nicht genug überließ, zur Unterdrückung ihrer Rivalität nicht genug entzog, allzu lange genährt wurde, — deren Ende aber eben deswegen erſt nach dem Sturz des Thrones ſelbſt, wel-

welchen sie wollend und nichtwollend so sehr befördern half, durch das entschiedene Erheben des Bürgerstandes zur Reichsregierung bewirkt worden ist, welches nun den Leidenschaften völlig neuer Menschen eine völlig neue Bahn geöfnet hat.

Durch diesen Blick auf ein Haupttriebwerk aller ältern und neuesten Unternehmungen für und gegen den Hof wird so vieles, was in den auffallendsten Begebenheiten Frankreichs deswegen unbegreiflich scheint, weil es auf einem andern Boden oder vielmehr nach den bestehenden Verfassungen anderer Reiche würklich unmöglich ist, auf seine wahre Ursache zurückgeführt, so daß jeder Zwist des Hofs und der Magnaten, auch in denen Perioden, wo die Schwäche der handelnden Personen auf beyden Seiten, wie unter Maria von Medicis, nicht einmal einen Schein großer Thaten hervorbrachte, doch wegen seines Zusammenhangs mit dem ganzen universalhistorischen Drama einen Ueberblik verdient. Ueberdies bedürfen die Leser der gleichzeitigen Denkschriften aus diesem Geschichtraum um so mehr eines umfassenden Ueberblicks, je zerstückelter das Ganze jener Würkungen und Reactionen, während immer neuer Fehden und neuer Pacificationen, in den detaillirten Erzählungen der Mitlebenden und Mithandelnden erscheinen muß, und je mehr sich eine einschläfernde Langweile mit den Erzählungen sol-

cher Staatsbegebenheiten paart, welche man richtiger durch den gemeinen Namen von Balgereyen als durch die prunkende Benennung von Kriegen und Friedensschlüssen charakterisiren möchte.

Concini und de Luynes, Condé, Bouillon und d'Auvergne sind die Männer, welche in dem nächsten vor uns auftretenden Zeitabschnitt für die Geschichte des Kampfs zwischen Hof und Magnaten Epoche machen. Maria von Medicis, Ludwig der XIII. und Anna von Oesterreich sind die Namen, welche für jene unterzeichneten. Ehrsucht und Geldgier der regierenden Hofpartheien und der regierungslustigen Magnaten, auf beyden Seiten ohne Geist, Kraft und Größe, auf beyden Seiten einzig vom Dämon kleinlichter Intrigue beherrscht, von Launen und Zufällen zwischen übermüthigen und niedergeworfenen Hofnungen umhergetrieben, sind die Triebfeder alles dessen, was die höchste Staatsgewalt in dem ersten Jahrzehend Ludwigs des XIII. unmittelbar that und litt.

Selbst einem Heinrich dem IV. hatte der oligarchische Hang der Großen, Frankreich aufs neue zu zerstückeln und die durch Einheit des Scepters verbundene Provinzen wieder als mächtigen Lehen einander entgegenzusetzen, in einem Moment der

Noth

Noth seine Anschläge unter der täuschendsten Gestalt zu entdecken gewagt. Bis nach Amiens waren die Spanier vorgedrungen. So wekten sie den König, ihnen „noch einmal den Krieger aus Bearn in sich zu zeigen.“ Aber wer nur irgend für seinen Gehorsam einen höheren Preis setzen zu dörfen glaubte, kam zaudernd oder gar nicht unter seine Fahnen. Während der Held seinem Sülly klagen mußte: daß er, bis auf Kleider und Wäsche abgerissen, seinen eigenen Heerd ohne Feuer sehe und sich hie und da zu Gast bitte, schwelgten nicht nur die Finanzbeamten, welche um 30 Millionen Einkünfte in die Staatscasse zu bringen, sich 140 von dem Unterthanen bezahlen zu laßen gewohnt waren, im gesezlosen Ueberfluß. Und gerade jezt traten auch die Magnaten mit ihren Versuchungen hervor. Die Monarchie sey zu unübersehbar. Die Majestät der Regierung erscheine den Provinzen nicht nahe genug. Ein Wort; so könne der König die Mächtigsten um ihn her durch erbliche Statthalterschaften für vorige Aufopferungen belohnen und mit ewiger Dankbarkeit zu neuen Anstrengungen verpflichten. In ihnen vervielfältigt, werde Er mit einemmal seinen Provinzen allgegenwärtig; und ein Wink versammle alsdann den ganzen Heerbann der Lehensmänner, in allen Theilen des Reichs gleich gerüstet, um den Scepter des gebietenden Lehensherrn.

Den falschen Schimmer dieser Zuflüsterung zu durchschauen, bedurfte es bey Heinrich nur eines Blicks. Ein Wink schrökte die Dreistigkeit Montpensiers zuruck, der zum Organ gemisbraucht war. Milde und Strenge wechselten, um den kühnsten das Wagestück selbst unausführbar zu machen. Während diese den tollkühnen Biron durch den Tod des Majestätsverbrechers, den arglistigen Auvergne durch ein immer drohendes Todesurtheil bändigte, wurde des klügern Bouillons anmaßlicher Geist schon durch die Annäherung der entscheidenden Königsmacht gebrochen und mit Epernon, Trimouille und andern in einer Beschränkung gehalten, bey welcher ihre eigene Ruhmbegierde, unter des Königs Leitung zu würken, für das klügste halten mußte, da dieser grosherzig genug war, jeden durch Dienste gegen das Ganze auch im Einzelnen größer werden zu lassen, und verstekte Feinde lieber durch Zutrauen überwinden als durch Gewalt niederschlagen zu wollen.

Aber diese schwankenden Kräfte dem Gleichgewicht nahe zu erhalten, bedurfte es der festen Hand eines Oberhaupts, bey dessen Anblick jeder Nebenbuhler sich selbst sagen mußte, daß auch ohne den Thron dieser der größere, der würdigere sey. Da aber ihm das Scepter, unter so lautem Argwohn, daß der oligarchische Epernon selbst an der Seite des Königs,

Mit-

Mitwiſſer des Meuchelmords geweſen ſey, entſunken war, da Marie von Medicis die Regentſchaft wie eine Beute ereilte, da ſelbſt das Oberhaupt des Staats ſeine höchſte Stelle nur als Mittel, alle Willkühr zu befriedigen, nicht mehr als den Ruf, die ſchwerſten Pflichten zu erfüllen, anſah, ſo hielten auch mit einemmal alle, die den Thron zunächſt umgaben, für überflüßig, ihren Begierden Gewalt anzuthun. Kein Wort des großen Heinrichs wurde ſo ſchnell wahr, als dieſes: daß man, erſt wenn Er nicht mehr ſey, einſehen werde, was er gegolten habe.

Um durch eine anerkannte Erbfolge die Nation vor neuen Bürgerkriegen und ſeine Verbeſſerungen vor ſchnellem Umſturz zu ſichern, hatte er ſich, getrennt von der Tochter der Catharina von Medicis, ſeiner feindſeeligſten Verfolgerin, eine zweyte Gemahlin gewählt. Warum aber doch wieder, möchte man fragen, eine jener Medicäerinnen? Marie brachte nicht Catharinens Herrſcherskünſte, aber keinen minderen Grad von Herrſchſucht auf den franzöſiſchen Thron. Weinen konnte ſie vor Zorn, wenn ihr Wille Widerſtand fand; aber eben deswegen war dieſer Wille nicht geachtet, nicht einmal gefürchtet. Selbſt da Epernons Ungeſtüm die Regentſchaft für ſie ertrozt hatte, erhob ſie ſich nicht zur Höhe einer ſelbſtſtändigen Gebieterin, welche,

wie Heinrichs erste Schwiegermutter, durch schlaue Vertheilung von Gewalt und Nachgiebigkeit sich Gehorsam zu verschaffen wußte. Ihr Blick vermochte nicht das Reich und den Umfang der ihr dadurch möglichen Macht zu umfassen. Nicht einmal den Hof und seine Parthien übersah sie mit jener Verschlagenheit, durch welche es ihrer italiänischen Vorgängerin fast immmer gelungen war, der Eigennützigkeit des Einen das nehmliche Laster in einem andern entgegenzusezen. Ihre Regentschaft war nichts besseres als ein fortgesezter Hauszwist. Gereizt von ihren weiblichen Anmassungen und Launen und untergeordnet den Eingebungen ihrer Günstlinge, denen sie, weil es ihre Landsleute waren, sich verblendet hingab, hatte sie sich gewöhnt, ihrem Gemahl auch als König, so viel sie vermochte, entgegen zu seyn, weil er in seinen Neigungen als Gemahl allzu oft von ihren Wünschen abwich. Eben so blieb sie als Regentin ein Spiel ihres Eigenwillens und der Personen, an deren Cirkel sie sich gewöhnt hatte. Wem dieser entgegen war, dessen Dienste mußte auch der Staat entbehren. Wer dort, wo selbst die Vergnügungen der Regentin mit Ausschließung wie Familienheimlichkeiten behandelt wurden, seinen Fuß hatte, der galt auch in Geschäften als einer von ihrer Parthie. Denn selbst den Thron nuzte sie nicht, um über den Parthien zu stehen. Er sollte ihr blos

Mit-

Mittel werden, um unter den Parthieen die ihrige zur triumphirenden zu machen.

Alle Bollwerke, durch welche des großen Heinrichs Charakter und Regierungskunſt die Vergrößerungsplane der Magnaten gedämmt hatte, aufs ſchnellſte niederzuwerfen, bedurften die Anmaßenden gerade einer ſolchen Gegnerin. Mit einemmal ſtürzten ſie auch alle, ſoweit bisher Heinrich ſie entfernt gehalten hatte, aus ihren Ecken, wie zur Theilung einer Hinterlaſſenſchaft herbey. Marie hatte die Regentſchaft mit der Art an ſich genommen, mit welcher man Dinge ſich beilegt, zu denen man wenig Recht hat. Warum ſollten nicht auch die Prinzen des Hauſes und die Großen alle den Moment benuzen, gleich ungewiſſe Einwendungen und Anſprüche ſich als Rechte vergüten zu laſſen. Hatte doch Süllys Oeconomie lange genug ihre Enthaltſamkeit in Uebung geſetzt. Dafür traf man auch jetzt 15 Millionen im Schaz der Baſtille, wie einen Fund, von welchem man kaum ſchnell genug ſeinen ſtrengen Wächter wegzubannen wußte. Mit vollen Händen kaufte ſich nun Marie eine gute Mine von denen, welche ſie fürchtete. Man kaufte ja dadurch dem Volke die Fortdauer der Ruhe! Daß der Schaz des Staats die nächſten am Throne für die Nichtſtörung des Friedens zwiſchen Bürgern und Bürgern bezahle, war zum wenigſten da nicht außer

der Ordnung der Dinge, wo die Regenten selbst, blos dafür, daß sie die Stimme der Nation über ihre Bedürfnisse und Klagen anzuhören geruhten, schwerdrückende Verwilligungen annahmen.

Je leichter der erste Gewinn, desto mehr gereizt ist die Begierde, das erhaltene blos als ein Angeld anzusehen und kaum eines Danks zu würdigen. Erst ließen sich die Prinzen vom Hause und wer sich nächst nach diesen nennen durfte, eine Masse von Schulden bezahlen, durch welche sie inzwischen — ihrem Rang Ehre gemacht hatten. Zugleich sezten sie Ansprüche durch, auf Siz und Stimme im Conseil des Königs. Wenigstens um alles, was ihrem Interesse entgegen seyn würde, zu hindern, konnten sie keine bessere Stellung nehmen. Neben ihnen sollte die Regentin selbst mehr nicht als die Vorsizerin dieses höchsten Raths seyn. Die ersten Verbesserungen, durch welche sie das Glück des Reichs zu begründen eilten, bestunden in Vertheilung der größeren und kleineren Statthalterschäften unter sich. Da Marie das Reich selbst, auf die hoffentlich nicht allzu kurze Zeit der Minderjährigkeit ihres Sohnes, sich hatte zutheilen lassen, mußte sie nun nicht zufrieden seyn, wenn sich die, welche Einspruch zu thun vermochten, mit untergeordneten Theilen desselben begnügten. Und da es sich nicht gerade fügen wollte, daß die Zahl der vacanten Stellen von dieser höch-

ſten Claſſe der Zahl der Bewerber gleich kam, ſo war ja abermals der Kronſchaz ein bereites Mittel, andern Inhabern durch Entſchädigungen ohne Kärglichkeit reiche Abtretungen gefällig zu machen, durch welche dann wieder nichts anders geſchah, als daß — die Nation ihren Vornehmſten die güldene Hofnung, nicht an ihren Zwiſten und Kabalen Antheil nehmen und darüber die allgemeine Ruhe verlieren zu müſſen, mit gutherziger Freygebigkeit, aber vergeblich, abkaufte.

Dannoch vergeblich? Alle jene Opfer des Gemeinweſens, verſchwendet an die, welche die Vertheidiger ſeiner Rechte ſich nannten und die Erhalter ſeiner Ordnung und Rechte zu ſeyn die entſchiedenſte Pflichten hatten, waren und konnten nichts anders ſeyn, als eben ſo viele Quellen zu nehmender Hülfsmittel für die immer herrſchſüchtigeren Parthieen, um den lezten Troſt der Nation, Erhaltung des öffentlichen Friedens, deſto kräftiger und allgemeiner zu zernichten. Die Gier zu herrſchen hat zu allen Zeiten die Eigenſchaft des Ungeheuers, das durch alles, was ihm gereicht wird, nur ſeine Unerſättlichkeit vermehrt fühlt.

Gerne freylich würde die Parthie der Regentin mit den anſpruchsvollen Magnaten ſo wenig als möglich getheilt haben, um, wo nicht alles, doch das

meiſte allein in ihren Händen zu behalten. Und welch ein Glück für das Reich, wenn die Hirten, welche es auf jeden Fall zu nähren hatte, unter ſich ſelbſt einig und vermögend geweſen wären, wenigſtens jedem andern die Liebe zur Heerde um der Wolle willen, zu verbieten. Aber Frankreichs Unglück wollte, daß die Regentin einzig für und durch Perſonen ſich erhalten wollte, deren ganzes Daſeyn ſo neu, ſo grundlos war, daß ſie, faſt ſo viel man fodern wollte, hinzugeben für das räthlichſte halten und doch vor dem Zeitpunct zittern mußten, wo ſie, als Kaufpreis ihrer eigenen Erhebung, der andern Parthie alles, was dieſe zur Uebermacht bedurfte, abgetreten haben würden. Man gab alſo, um ſich für den Augenblick zu retten; aber zugleich hielt die Furcht, das Uebergewicht ganz zu verlieren, immer noch etwas zurück. Gerade dies verweigerte Etwas aber war dann den Nichtbefriedigten ſo bedeutend, daß ſie ſogleich nach den gröſten Verwilligungen ſich wie Beleidigte betrugen, welche jenen Menſchen, denen es Gnade ſeyn müßte, daß die Erſten des Reichs Verwilligungen von ihnen annähmen, nie verzeihen konnten, daß ſie den Erweiterungsplanen der Häuſer vom erſten Glanze eine Gränze zu ſezen ſich erdreiſteten. Bei Heinrich des IV. Tode betrugen die Penſionen mehr nicht als die jährliche Summe von 623140 Livres, und die gierigſten mußten ſich begnügen. Am Ende ſeines Todesjahrs dank-

te

te man es der Königinn nicht, daß sie mehr als 4 Millionen dazu hatte auswerfen lassen.

Und hätte nur die Parthie der Magnaten Männer von eigener Größe und Selbstständigkeit unter sich gehabt, so hätte ihr das Gefühl, daß jede Verbindlichkeit für Gnadenbezeugungen der damaligen Hofparthie einer Maria von Medicis Erniedrigung sey, wahre Ehre gemacht.

Diese Hofparthie selbst war aus zwey sehr ungleichartigen Theilen zusammengesetzt. Der Eine hieng an der Person der Regentin. Dieser hatte sich ihr durch Aufreizung und Befriedigung all ihrer italiänischen Weiblichkeiten unentbehrlich gemacht. Im Privatstand würde er sich darauf eingeschränkt haben, sich auf ihre Kosten mit ihr wohl seyn zu lassen und sie selbst hätte dadurch ihr Unvermögen, anders als unter fremder Lenkung sich wohl zu befinden, billig ohne größeren Nachtheil gebüßt. Aber zum größten Unglück Frankreichs rechnete Maria und ihre Privat, arthie so vieles, was die Regentin betraf, zum Umfang ihrer Behaglichkeit und dem andern, bessern Theil der Hofparthie, welcher der Regentin angehörte, war es nicht nur unmöglich, sich in der für den Staat höchstnothwendigen Absonderung von allem, was der Regentin persönliche Angelegenheit seyn mochte, zu erhalten. Wie das Gemeinwohl selbst, versank er schnell und tief

in

in eine schimpfliche Unterordnung unter die Launen der Günstlingschaft.

Daß diese vornehmlich auf der Gleichheit des Geburtslandes beruhte, war der auffallendste Beweis von Maria's Schwäche. Ihr Gemahl hatte bey der Vermählung zugegeben, daß sie die Tochter des Handwerkers, Dori, zu Florenz, eine gewisse Leonore Galigay, einst die Gespielin ihrer Kinderjahre, von ihrer italiänischen Begleitung allein bey sich behielt. Der gute König, der einer Frau so wenig abzuschlagen vermochte; Er ahnete nicht, welchen Herzensverdruß in der Nachgiebigkeit wegen dieser Zofe er sich selbst bereitet hatte. Die Hälfte der Jahre, in welchen seine Anstrengungen für Verbesserung des in allen Theilen leidenden Reichs die süße Belohnung häuslichen Glücks verdient hätten, wurden ihm durch die Launen vergällt, welche die italiänische Vertraute dem Herzen ihrer Gebieterin einhauchte; einem Herzen, das nur gar zu häufig selbst nicht wußte, was es wollte und nie als am Busen einer Italiänerin sich traulich ausschütten zu können wähnte, selbst wenn sie ihr den schwärzesten Argwohn, daß sie Früchte, die ihr Gemahl schickte, nicht essen möchte, einraunte. Auch Heinrich IV. sollte sich zu den Zauberkünsten erniedrigt haben, welche das Zeitalter, abergläubisch, aber gewiß nicht ohne Veranlassung, den Abschaum Italiens, der

in

in Frankreich auf Glücksritterschaft ausgieng, zutraute! Nur eine Galigay mochte dies ausſinnen, ſie, welche ſelbſt in ihren Laſtern ſich blos als eine gemeine Seele zeigt. Nichts als Gewinnſucht bewog ſie, die unbeſchränkteſte Ergebenheit gegen Marie zu heucheln, welche ſie im Grunde des Herzens gegen ſich — denn wo herrſcht eine niedrigere Unverſchämtheit, als, wie ein Alter ſagt, wenn die Magd zur Frau wird? — durchaus verachtete. Was ſie im Angeſicht ihrer Todesrichter laut werden ließ, „daß ſie die Königin einzig durch die Ueber„legenheit bezaubert habe, welche der ſtärkere Geiſt „über den ſchwächeren ausübe" war gewiß längſt ihre Meinung, da ſie ſonſt jedermann mit jenem vornehmen Bauernſtolz zurückſtieß, in welchem talentloſe Günſtlinge des blinden Glücks alle unter ſich ſehen. Sie wiſſen ſelbſt nicht, wie ihnen nach ſo leichter Mühe alles gerade in die Hände lief. Ohne Bewußtſeyn verhältnißmäßiger Anſtrengung wie durch eine Vorliebe des Schickſals etwas auszeichnendes beſitzen, dieß wird für gemeine Seelen zur Klippe des Uebermuths. Die übrigen müſſen ihnen, den Schooskindern des Zufalls, entweder wie verſtoßene oder erbärmlich dumm ſcheinen, daß ſie nicht ebenſo zuzugreifen verſtanden hätten.

Maria war allzuſehr von ſich ſelbſt eingenommen, um über die Quelle der Anhänglichkeit ihrer

ihrer Landsmännin einen für dieſe gefährlichen Argwohn zu ſchöpfen. Aber die Unerſättlichkeit und Volldreiſtigkeit dieſes Weibes hätten es doch gewiß ihren vielen Feinden an früheren Gelegenheiten, ſie zu ſtürzen, nicht fehlen laſſen, wenn nicht ein Mann von gleichen Begierden, aber von weit mehr Kaltblütigkeit, Gewandheit und Muth ſein Schickſal mit dem ihrigen verknüpft gehabt hätte. Concini, ein wohlgebildeter, einſchmeichelnder, unterhaltender, aber verarmter Edelmann aus Florenz, deſſen Bild der Volkshaß gegen den Fremden, welchem alles Böſe auch der Einheimiſchen zur Laſt gelegt wurde, allzu verächtlich gezeichnet hat, hob ſich durch Leonorens Hand auf einen Standpunct am Hofe, auf welchem er ſich immer geltender zu machen verſtund. Heinrich IV. ſelbſt klagte: daß ſeine Gemahlin niemand als dies italiäniſche Paar liebe. Sie ſchien ſich ſelbſt von ihm immer zu wenig geſchäzt. Und wenn dann ſie mit ihren Günſtlingen durchaus die Parthie ſeiner Feinde nahm, wenn ihn dieſe an ſpaniſche Spionen, ſelbſt bey Nachſtellungen gegen ſeine Perſon, verriethen, wenn er dagegen nur in ihrer Zurückſendung über die Alpen ſeine Ruhe hoffte, ſo waren, ob er gleich jene Entfernung blos zu hoffen ſich begnügte, in Maria's Augen Concini und ſeine Frau ihre treuen Mitleidenden, denen ſie, ſobald ſie ſich unbehindert ſah, jene Standhaftigkeit durch nichts genug vergelten zu können mein-

te. So ſehr hatte man ihr all jenes als die reinſte Aufopferung für ihre allerhöchſte Perſon erſcheinen laſſen.

Concini ſtieg plötzlich die höchſte Stufenleiter der Würden der Franzöſiſchen Krone und mit ungemeſſenen Summen ließ ihn die verſchwenderiſche Geberin im Glanz eines erſten Kammerherrn und Marſchalls von Frankreich die reichſten Häuſer des Königreichs beſchämen. Im dritten Monat nach Heinrichs Tode hatte der nunmehrige Marſchall d'Ancre, ſechsmal hunderttauſend Piſtolen am Spieltiſch verlohren und die vom großen Könige hinterlaſſenen 15 Millionen waren in der Schatzkammer bereits auf zehn herabgebracht.

Aber der neuerhobene war klug genug, durch Männer von anerkanntem Werth die Regentin und ſich ſelbſt zu ſichern und ſo ſchuff er den Miniſteriellen Theil ihrer Hofpartie. Auſſer dem unbeugſamen Sully, deſſen Anblick dem ausgearteten Geſchlecht den Spiegel der Zeiten Heinrichs des IV. allzu unverwandt vorhielt, behielt d'Ancre die geehrteſten des bisherigen Conſeils als Stützen der öffentlichen Meinung für die Regentſchaft bey, und ſelbſt Sully's Entfernung ſchob er auf, bis er ſie als Foderung der Magnaten blos zugegeben zu haben ſcheinen konnte. Blieb der unter vier Regierungen in Stadtsunterhandlungen grau gewordene Ville-

roy

roy, der bedachtſame und gewandte Jeannin, er, der Mann ohne Ahnen und ohne Nachkommen, den man in ſeiner Erhebung als das Geſchöpf ſeiner ſelbſt (enfant de ſesvertus) bewunderte, und Kanzler Syllery mit ſeinem ordnenden Ueberblick am Throne der Regenten, ſo konnte Frankreich eine Zeitlang wenigſtens hoffen, daß ſie mit des groſſen Heinrichs Geiſt auch am Ruder der Regierung blieben.

Mochte Vaterlandsliebe mit der Hoffnung, manches Uebel mindern zu können, mochte der mächtigere Wunſch, ſich der langen, reizenden Fertigkeit des Gebietens nicht entwöhnen zu müſſen, mochte eine gleiche oder ungleiche Miſchung dieſer beyden gewöhnlichen Beweggründe jenen Männern den Entſchluß erträglich machen, daß ſie, in Heinrichs Syſtem eingeweyht, jetzt unter einem d'Ancre fortarbeiteten und das ankerloſe Schiff des Staats nach jeder Aenderung der italiäniſchen Hofluft zu ſteuern ſuchten! Auf alle Fälle würde dieſes doch nie ſo weit aus ſeiner Richtung hinausgeworfen worden ſeyn; wäre nicht die herrſchende Parthie gezwungen geweſen, gegen ein von der ganz entgegengeſetzten Seite beſtändig andrängendes Ungeſtüm gleichſam auf offenem Meere Rettung zu ſuchen. Kaum ſahen die Magnaten die bereiten Mittel der Befriedigung ihrer Habſucht erſchöpft, kaum fühl-

fühlten sie sich durch die ertrozte Theilung des gesammelten Staatsvermögens zu grösseren Gewaltthaten erstarkt; als die alte Maxime, durch öffentliche Unruhen sich die Ungestraftheit noch ausgedehnterer, räuberischer Bereicherungen zu sichern und für den immer so leicht wieder erwachenden Plan zur Unabhängigkeit neue Versuche zu wagen, die Orkane des Bürgerkriegs wieder aufregte.

Zwar starb der nie zufriedene Bruder Heinrichs des IV. (der Graf von Soissons) ehe seine Proben, was alles der erste Verwandte der regierenden Linie sich anmaßen könne, in das Ganze Einfluß hatten. Der erste Prinz vom Geblüt, auf welchen, im Falle, daß der minderjährige kränkelnde Ludwig wegstürbe, aller Augen sehen mußten, der Prinz von Condé, mit dem Hause Montmorency durch seine für den verstorbenen König allzu reizende Gemahlin verbunden, war zwar jung, fein erzogen, voll französischer Lebhaftigkeit, aber auch von einer natürlichen Leichtigkeit, auf welche, selbst da der Prinz sich der Königin als Präsidenten des Staatsraths aufnöthigte, Villeroy mit Richtigkeit die Weissagung baute: daß man wohl allenfalls die Feder zum Unterzeichnen der Hand, die man führe, überlassen könne. Die meisten übrigen Magnaten hatten einzeln zu wenig Ansehen untereinander, zu wenig Talent, um entweder Partheyhaupt zu wer-

den oder unter einem figurirenden Partheyhaupt ein verwickeltes Ganzes in geordneter Unordnung zu leiten. Sie alle konnten daher einzeln mit mächtigen Verwilligungen gekörnt und durch eine wohlberechnete Abwechslung von lächelnden und drohenden Blicken in gemäßigter Spannung erhalten werden. Aber — Ein Mann gab dieser unstäten Menge, deren planlose Thätigkeit sich in bloßen Hofintriguen erschöpft und dem Staate meist nur durch Verschwendungen geschadet haben würde, den Stof zu neuen Anfällen auf die öffentliche Ruhe, von welchen man die Partheysüchtigen durch das letzte Jahrzehend Heinrichs des IV. abgewöhnt zu denken sich freute.

Dieser einzige Mann unter allen, welche als Parthey der Magnaten würken konnten (d'Auvergne vermochte seine Entwürfe nur noch den Mauern der Bastille mitzutheilen!) war der Herzog von Bouillon, welcher durch Heinrich den IV. nicht ohne Gewalt gezähmt, doch in dem Besiz von Sedan sein souveraines Fürstenthum, mit demselben seine geheimen Verhältnisse gegen die spanische Nachbarn in den Niederlanden, und, da auf der calvinistischen Parthie der Prinzen wenige waren, unter dieser im ganzen Reiche um so leichter ein überwiegendes Ansehen behalten hatte. Als d'Ancre mehrere von den vorigen Ministern im alten Besiz ließ, hatte sie Bouillon gegen den Widerspruch des Prinzen Condé darinn ver-

vertheidigt. Als man, auch nach ihrem Wunsch, den gefürchteten Herzog von Sülly entfernte und dieser sie sein Gewicht in den drohenden Versammlungen der Reformirten fühlen ließ, hatte Bouillon ihnen durch Theilung zwischen den leitenden Personen einen offenen Kampf mit der Heftigkeit dieser Parthie zu ersparen gewußt. Für diese Dienste aber erwartete er mehr als dankbare Anerkennung; mehr sogar als wohl die Minister selbst, auch wenn sie den Ancillen, einem so anspruchsvollen Mann größern Einfluß zu gestatten, gehabt hätten, zu geben vermochten.

Zur Rache sollten sie fühlen, was Er, unbefriedigt an ihrer Seite, auf der Gegenparthie vermöge. Und nun erst wurden die Forderungen der Magnaten dem ganzen Staate fuchtbar. Als Gouverneurs von dem größten Theile Frankreichs erhoben sie mit einem Mal die weit ausgebreitete Unzufriedenheit der Provinzen bis zum lauten Murren: Sie selbst durchschwelgten noch den Winter unter den Augen der bethörten Regentin in gemeinschaftlichen Lustbarkeiten. Aber, so bald die Jahrszeit für kriegerische Unternehmungen da war, sah sich an einem Tage der Hof leer: Die Magnaten waren in ihre Statthalterschaften weggeeilt: Ihre Ankunft gab zur allgemeinen Bewaffnung ihrer Ergebenen das längst vorbereitete Signal. Man bot auch den Huguenotten die Hände: Um sich den

Herrschenden furchtbar zu machen, galt jedes Mittel. Bouillon selbst wählte das schwürigste und verwerflichste. Er blieb im Creise der Regentin, um unter der Mine des treugebliebenen Dieners beyde Theile weit genug in den Labyrinth hineinzuführen, aus welchem sie mit seinem Willen durch nichts, als durch die Anerkennung seiner Ueberlegenheit, zu retten seyn sollten.

Die Parthie der Regentin war unvorbereitet; im Augenblick des Bedürfnisses wurde sie auch von den nächsten verlassen, und mußte, da Bouillon ihr zu einem Vertrag (dem von St. Menehoud, 1614. d. 15 May) Aussichten zeigte, sich eilends ihm in die Arme werfen. Hatte doch der spanische Gesandte bereits seinem Herrn den Moment als gegenwärtig bezeichnet, in welchem derselbe Frankreich, statt es zu erheurathen, zerstückeln und nach Gutdünken organisiren könnte.

Den Vertrag hatte Bouillon so übereilt, daß er für alle Theile nichts als neue Keime der Zwitracht enthielt und sein angefangenes Kunstwerk, so der unentbehrliche zu seyn, noch in vollere Thätigkeit setzte. Eine Hauptbedingung war, daß die Stände des Reichs versammelt würden.

Dies geschah bald, weil jede Parthie hier für die andere Fesseln schmieden zu lassen hofte; denn jede erblickte nur die Misbräuche der entgegengesezten Seite. Es war — bis auf unsere Tage — die

lezte

lezte Verſammlung der Stände von Frankreich. Sie hätte, wenn die momentane Hofpolitik am Ende des neunzehnten Jahrhunderts ſo weit in das ſiebzehnte zurück zu blicken vermocht hätte, als Spiegel der neuſten, gelten können.

Hier kam ein großer Theil ſolcher Mitbürger zum Wort, welche bey den Kabalen der Einen wie der andern Parthie; gleich ſicher verlieren mußten. Wagte es gleich der Hof, mit der Geiſtlichkeit vereint, ihre Vorſtellungen als bloße Förmlichkeiten auf die Seite zu legen, ſo hörte doch das Reich deſto lauter, was die Männer des Volks getadelt und gefordert hatten. Deſto dreiſter konnte nach dem Recht älterer Gewohnheit und noch mehr nach dem Gebot der drängenden, allgemeinen Noth das Parlement, meiſt aus Männern von eben dieſer Claſſe zuſammengeſetzt, mit der Behauptung auftreten, daß auch in innern Staatsangelegenheiten ſeine Stimme Gehör zu erwarten habe.

Erleichterung der Meiſten war neben den mehr perſönlichen Beziehungen gegen Günſtlinge, ſchwache Miniſter und ſpaniſche Miethlinge, der Hauptinhalt aller Forderungen der Staaten und des Parlements. Aber unmöglich war jene ohne Beſchränkung der Wenigeren. Nur allzu gerne bot zwar die Regentin den ihr entgegenarbeitenden Theil der Oligarchen den Sprechern des Reichs zum Opfer. Sie

verwilligte nichts so herzlich als Untersuchung der übergroßen Pensionen. Aber nichts mußte Bouillon nebst den Magnaten angelegentlicher zu hindern suchen. Bey einer so manchfach zusammengesezten, einzig an den Weg der rechtlichen Formen gewöhnten Versammlung bedurfte er bey weitem nicht seiner ganzen Schlauheit, um sie zu reizen, daß sie auf viel mehreren Forderungen schlechterdings bestehen müßte; und vermischt mit jenen kam nun auch die erste verwilligte nicht zur Ausführung. Der Hof wurde heftiger. Die Magnaten erklärten sich, nach Bouillons Plan, gleich den ächtesten Patrioten für das Parlement. Ein Wort von diesem und der Bürgerkrieg, welchen jene auf jeden Fall zu erneuern entschlossen waren, hätte die Fahnen des Angrifs gegen den König mit der Autorität des Parlements selbst schmücken können.

Nur die Anerkennung der rechtlichen Formen war das, was dem Parlement in diesen critischen Augenblicken die Reue sparte, durch Eifer für das Gute in das Nez der Feinde desselben zu fallen. Standhaft behauptete es sein Recht zu lauten, starken Vorstellungen, aber auch nur als ein Mittel, um auf der einen Seite der öffentlichen Meinung Stoff zu bündigeren Urtheilen über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten aller hinzugeben, auf der andern aber den Monarchen und niemand als den Monar-

narchen, — das heißt, die unter Leitung des über Alle bis zur größten Möglichkeit der Partheyloſigkeit erhabenen Einen aus ſo vielen Gliedern vereinte Staatsverwaltung, — zur möglich beſten Erfüllung der öffentlichen Meinung blos durch Sachgründe zu bewegen. Und würklich waren die Remonſtrationen des Parlements, da ſie der König bey der Ueberreichung im Staatsrath ſich höchſt unerwartet vorleſen ließ, das erſte Wort, welches ihn über die ganze Parthie ſeiner Mutter, deren Druck er indeß nur wie eine Privatperſon gefühlt hatte, nach ihren weit wichtigeren Beziehungen auf das Ganze ein helles Licht wenigſtens ahnen laſſen konnte.

So ſtark dies Licht war, welches Ludwig der XIII. der erſt in dieſem Jahre, kurz vor der Zuſammkunft der Stände, für volljährig erklärt, aber bey weitem noch nicht ſo behandelt war, aus den Klagen der rechtlichen Fürſprecher der Nation entgegen ſtrahlen mochte; dannoch konnte ſein Aug nur allmählich, durch Zeit und Umſtände geſchärft, in die Wichtigkeit des Gegenſtands näher eindrängen. Dafür hatte der verdammlichſte Kunſtgriff des Regiments der Günſtlinge, die abſichtliche Vernachläſſigung aller Ausbildung der Anlagen zum künftigen König in ihm, argliſtig genug geſorgt.

So weit als möglich von allen Geſchäften entfernt mochte der heranreifende Jüngling, den das

Schicksal zum künftigen Vereinigungspunkt der einander unvermeidlich widerstreitenden Kräfte eines so großen Reichs bestimmt hatte, sich an das Nichts der Zeitkürzungen so gewöhnen, wie wenn gerade der Regent an dem, wovon aller Menschen Thätigkeit immer zu wenig hat, an der unwiederbringlichen Zeit, je einen lästigen Ueberfluß haben könnte. Selbst mit Schwächung seiner Gesundheit mochte er sich die Zeit kürzen, wenn er nur desto gewisser von seinem Beruf, regieren zu lernen, nichts empfand. Ein schlauer Reyherbeizer, ein lustiger Trommelschläger zu werden, mochte das höchste Ziel seiner Ehrbegierde seyn. Leider, blieb ihm in der Folge aus diesen Vorübungen nicht viel mehr, als so viel persönlichen Muths, daß er selbst in der Menschenjagd innerlicher Kriege eine Zeitkürzung fand.

Wenigstens den Urhebern dieser Mißbildung aber verdarb ihr eigener Plan das ganze Spiel durch ein höchst tragisches Ende. Als leichte Gesellschafter der kleinen Jagdparthien des künftigen Königs hatten sie ihm die Brüder de Luynes, welche mit ihm aufgewachsen waren, zur Seite gelassen. Der älteste von diesen besaß — wie wenig bedurfte es auch hiezu! — Sinn genug, um die groben Fäden durch welche die Regentin von dem italiänischen Ehepaar gelenkt wurde, zu bemerken und vorauszusehen, daß, wenn nur jene erst entfernt wären, der König selbst sich eben so leicht von ihm leiten lassen würde

würde. Eine feinere oder kraftvollere Planmäßigkeit dem bald so glücklich triumphirenden Albert de Luynes zuzuschreiben, erlaubt sich der Geschichtforscher nicht, welcher ihn in den Tagen seines vielversprechenden Glanzes betrachtet. Er ist zwar, wie Ludwig XIII. selbst zu sagen die Schwäche hatte, der König seines Königs. Aber er ist dies nur zur Fortsetzung der frühern Gewohnheit, ausschließender Anordner ihrer gemeinschaftlichen Spiele und Tändeleyen zu seyn. Ihm ist es genug, daß ihn jetzt der ganze Flitter der Hofleute, wie einst seine wohl abgerichteten Falken, umschwebt. Schnell bis zum Connetable von Frankreich sich zu erheben, ist bey ihm nicht Anstrengung der Ehrsucht, sondern Ersatz der Kindheitsspiele. Und fast möchte man sagen: das Zeitalter verdiente es, daß die höchste Würde Frankreichs ihm nichts mehr war. Ein Lesdisguieres hatte sich seinen gerechtesten Anspruch auf dieselbe abschwatzen und abkaufen lassen.

Das eigene Gefühl kindischer Beschränkung, geschärft durch leichte, zutrauliche Winke des unverdächtigen Gesellschafters über die Unwürdigkeit der würklichen Gebieter, begann endlich dem, welcher allzu lange ihren Befehlen seinen Namen leihen mußte, über seinen eigentlichen Standpunkt die Augen zu öfnen. Da er der Braut, welche man für ihn gewählt hatte, nur unter Bedeckung eines Kriegsheers entgegen geführt werden konnte,

da durch ſein ganzes Reich hin ein mehr gefürchtetes als mächtiges Heer der Gegenparthey den Zug der Neuvermählten, welcher ein Triumpfzug hätte ſeyn ſollen, ohne Schwierigkeit verfolgen durfte, weil jeder Franzoſe, welcher ſich des großen Heinrichs erinnerte, nichts verhaßteres ſah, als daß Frankreichs künftige Königin aus Spanien kommen ſollte; welche Schlüſſe über die Geſinnung der Nation gegen die Führer dieſer Geſchäfte mußten ſich ihm aufdrängen? Was aber die Sorge für das Reich doch wohl ſpät oder nie zur Ausführung gebracht hätte, das entſchieden Beſorgniſſe für ſein Leben. Selbſt der folgſame Bewilliger der Bartholomäusnacht ſollte, wie man den wenigſtens eben ſo folgſamen Ludwig XIII. merken ließ, zuletzt doch an dem „italiäniſchen Uebel" hingeſtorben ſeyn. Winke dieſer Art gaben ihm mehr die Feigheit, als den Muth, das äußerſte zu beſchließen. D'Ancre fiel durch einen öffentlichen Meuchelmord, welchen, ſobald er geglückt war, die Gegenwart des Königs ſanktionirte, der, wenn er ſich ſeiner Pflicht und Würde bewußt geweſen wäre, über den Anblick des Mannes erröthet ſeyn würde, welcher entweder nicht oder nach der Stimme der Gerechtigkeit hätte fallen ſollen. Er fiel, da er dem Gipfel ſeines Glücks am nächſten ſchien.

Das ſichtbare Haupt der Gegenparthie, der Prieſter von Condé, war ſeit kurzem faſt ohne

Theil-

Theilnahme, in der Baſtille, weil er durch den beneideten Einfluß, welchen ihm ein neuer Vertrag eingeräumt hatte, ſeine eigene Anhänger zurückſtieß. Dagegen kehrte der Marſchall nach einer vermuthlich ſelbſterwählten Ungnade und Entfernung zu unbeſchränkterer Macht aus ſeiner Statthalterſchaft an den Hof zurück, und, entſchloſſen, ſich in dem beſtrittenen Beſitz nur deſto feſter zu ſetzen, gebrauchte er jetzt ſelbſt die Kunſt der Magnaten, ſeine Provinz zum Sicherheitsplatz für ſich und zum Waffenplatz gegen alle Feinde ſeiner Macht auszubilden. Seine Dreiſtigkeit ſtieg bis zur Sorgloſigkeit; aber zwey zu wenig beobachtete Jünglinge ſpielten mit dem Gedanken an ſeinen Sturz, welchen andere, weil ſie ihn für das höchſte Wageſtück anſahen, nicht für möglich gehalten hätten. Eine Piſtolenkugel zerſtört, was man in der volltönenden Sprache der Politik das neubefeſtigte Syſtem der Regentſchaft genannt haben würde.

Mit Einem Schlag ſah ſich Ludwig der XIII. auf ſeinen Thron geſtellt. Die Magnaten, welche für dieſen Augenblick den ganzen Vorwand zu Widerſetzlichkeit verloren hatten, eilen herbey, um auf dem neuen Schauplatz ihre alte Rolle zu ſpielen, und, wie bey jedem Regierungswechſel, zuerſt die Gunſtbezeugungen der jungen Macht möglichſt ſchnell zu erſchöpfen. De Luynes iſt alles in allem; aber

seine Allmacht ist frey von dem empörenden, der gestürzten italiänischen Regentschaft, weil ihm die Natur die glückliche Stimmung gegeben hatte, in seinem Glanze einhertretend, sich glücklich zu fühlen, auch wenn andern dabey die Augen nicht schmerzten. Er genießt was ihm so leicht zugefallen war, ohne den Hang jener Intrigue, welche alles um sich her durch Herabwürdigung aufreizt und in dieser unruhevollen Belustigung sich selbst ein sicheres Gift bereitet. Seine einzige Gewaltthat ist die plötzliche strenge Entfernung der Regentin. Aber diese war ihm auch durch allzu drängende Forderungen der Selbsterhaltung aufgegeben. Wußte sich doch der so lange im Gehorsam gehaltene Sohn beym Abschiede der verwiesenen Mutter nicht anders als durch ein vorsetzliches Verstummen gegen ihre Bitten und Thränen zu wafnen.

Sie wurde nach Blois verbannt, ihrer Vertrauten beraubt, als Gefangene bewacht. Nur desto mehr Reiz für jeden Unzufriedenen, ihr sich zu nähern! Bouillon war der thätigste, alle Fäden zu ihrer Befreyung anzuknüpfen. Ehe noch das Reich den Sturz der italiänischen Regentschaft als eine glückliche Vorbedeutung allgemeiner Ruhe froh betrachten konnte, entwickelte sich das schlimmere aus dem schlimmen. Statt zweyer Parthieen waren jetzt drey auf dem Wege, Frankreich zu ihrem Kampfplatz zu machen.

De

De Luynes war ein zu nachſichtiger Beobachter. Die Königin entfloh. Unterhandlungen und Kriegsmanifeſte wechſeln, wie bisher. Doch, da es bis zum Ausbruch kommt, iſt beſonders auf Seiten der regierenden Parthei bey weitem nicht die Erbitterung früherer Bürgerkriege. De Luynes's Temperament ſchien ſich allen in etwas mitzutheilen. Hätte ihm nur die politiſche Kunſt, die ſtreitende zu theilen und die getheilten gegen Einen ſonſt verbündeten zu vereinigen, nicht den ſchwarzen Plan eingegeben, die Reformirten, als die gewöhnliche Stüze unzufriedener Mächtigen gegen die Hofparthie, jezt zum einzigen Gegenſtand einer gemeinſchaftlichen Bekriegung zu machen. Er ſtarb, ohne vermiſt zu werden, bald im Anfang des ruhmloſen Kampfes. Aber den ganzen Machiavellism jedes Gedankens faßte ein Mann auf, der, bisher nur im Hintergrunde würkſam, ſchon jeder Parthie, wenn er ſich ihr näherte, bange machte und der ſich doch in jeder Parthie, auf den Fall ihres Siegs, einen Plaz geſichert hatte. Von de Luynes war das Zeichen zu jener Unterdrückung der Hugenotten gegeben, welche Richelieu als einen Haupttheil ſeines Plans für Erhebung einer unbegränzten Gewalt der Krone, mit furchtbar conſequenter Feſtigkeit, vollendete. Auf den Trümmern der gegen Zwang ohne Ueberzeugungsgründe anſtrebenden Proteſtanten ſtellte er den Thron in einer Allgewalt auf, welche, weil ſie nichts mehr

zu fürchten hatte, auch die Nothwendigkeit, sich selbst eine kluge Mäßigung zu gebieten, vergaß. Erst unsere Tage haben die Sachkundigsten auf die Wahrheit geführt: daß, wenn Richelieu nicht den Geist des Protestantismus in Frankreich erstickt hätte, der Fanatismus nie so empörend geworden seyn und die Staatsmacht jene beyden Extremen der Willkühr und der Kraftlosigkeit nie so ganz erreicht haben würde, daß endlich bey der sichtbaren Unmöglichkeit gründlicher Reformen das Verzweiflungsmittel des Revolutionierens, gleich einem lang in verschlossenen Klüften vorbereiteten Erdbeben, zu einem Ausbruch kommen mußte, dessen Folgen sich nicht berechnen lassen. — —

Denkwürdigkeiten

des

Grafen von Pontchartrain,

Staatsministers und Staatssekretairs unter der Regentschaft der Königinn

Maria von Medicis.

1610 — 1620.

I.

Denkwürdigkeiten vom Jahr 1610.

Mai-Monat.

Die Erben der Herzogthümer Cleve und Jülich (die Fürsten von Brandenburg und Neuburg), und andre mit ihnen zu gleichem Zweck verbundne Fürsten hatten, vom Anfang des Jahrs 1610. an, dem König (Heinrich IV.) angelegen, ihnen Hülfe und Beistand gegen die ungerechten Anmaßungen zu leisten, womit das Haus Oestreich diese Erbschaft an sich reissen wollte, indem der Erzherzog Leopold sich damals sogar bereits von Stadt und Schloß Jülich Meister gemacht hatte. Da nun Seine Majestät nicht gemeint waren, ihre Freunde in dieser Bedrängniß ohne Hülfe zu lassen, so hatten Sie beschlossen, ein starkes Heer von französischer Cavallerie und Infanterie,

nebst sechstausend Mann Schweizern und sechzig Stücken Geschütz, zusammen zu ziehen und ins Feld zu stellen. Der Sammelplatz war an der Gränze von Champagne, wo gegen Ende des Maimonats alles beisammen seyn, und der König in eigner Person eintreffen sollte.

Zu gleicher Zeit ließ der König noch eine andre Armee unter dem Kommando des Marschalls von Lesdiguieres formiren, um dem Herzog von Savoyen in Ausführung seiner Ansprüche auf verschiedene ihm entrissene und zu Mailand geschlagene Distrikte behülflich zu seyn.

Gehäufte Geschäfte in Bezug auf diese Entwürfe hatten den König verhindert, die Feyerlichkeiten der Krönung und Salbung Seiner Gemahlinn und ihres Einzugs in Paris zu veranstalten. Jezt beschloß Er, die Zeit, die er noch frei hatte, ganz hierauf zu verwenden. Man traf daher alle hiezu nöthigen Vorkehrungen an Schaugerüsten, Bühnen, Schmuck, Behängen in der Hauptkirche zu St. Denis, so wie auch an Ehrenpforten, Triumphbögen, Schaugerüsten ꝛc. gegen und durch Paris nach dem Palast hin, zum Einzug. Man hatte auch zu diesem Behuf alle Prinzen, Kardinäle, Prälaten, Herren und Damen nach Hofe berufen, um bei beiden Feierlichkeiten aufzuwarten und sie glänzender zu machen, wozu auch eine zahllose Menge Volks und Beamte aus den vornehmsten und grösten Städten des Reichs zusammen geströmt war, um diese Herrlichkeiten mit anzusehen.

Würklich wurde auch Donnerstags den 13. Mai besagte Krönungs- und Salbungsfeierlichkeit zu St. Denis glücklich vollzogen, wobei die herrlichste Pracht an Kleidungen der Hauptpersonen sowohl, als der An-

woh-

wohnenken zu schauen war. Der König, der ebenfalls beigewohnt hatte, kam am Abend mit der Königinn nach Paris zurück, um da zu übernachten; beide waren ungemein vergnügt, daß alles so gut, ohne alle Unordnung und so herrlich abgelaufen war.

Nun war nur noch der Einzug übrig, welcher am folgenden Sonntag mit gleicher oder noch größerer Pracht und Herrlichkeit vor sich gehen sollte, und wozu auch alles sorgfältig und emsig zubereitet wurde. Zween oder drei Tage darauf dachte dann der König zu seiner Armee abzugehen.

Aber, ach! der Mensch denkt, und Gott lenkt! Eine schreckliche Veränderung stand uns bevor, und um so schrecklicher, je unerwarteter sie uns überraschte.

Freitags, am 14. May, gegen drei Uhr nach Mittag hatte der König den Herrn von Vitry, Capitain seiner Garde, nebst einigen seiner Trabanten, nach dem Palast geschickt, um noch einige Vorkehrungen zu dem bevorstehenden Einzug zu treffen. Er selbst, nur von einigen Adelichen zu Pferd begleitet, fuhr in einem Wagen, selbst acht, nach dem Arsenal. Als er in der Straße la Ferroniere schon beinahe am Ausgang gegen die Straße St. Denis war, mußte die königliche Karosse wegen einiger Karren halten. Diesen Augenblick benutzte ein schändliches verfluchtes Ungeheuer, Franz Ravaillac, aus Angouleme, trat auf eine Speiche eines Hinterrads am Wagen, griff durch den Kutschenschlag hinein, und versetzte dem König mit einem Messer zween Stiche in die linke Seite. Der zweite war tödtlich, indem er durch die innere Ader, gegen das Herzohr, zwischen der fünften und sechsten Rippe von oben, und bis an die Hohlader ging, die auch noch gestreift wurde.

Das Blut drang dem unglücklichen Fürſten ſo gleich ſprudelnd durch Mund und Wunde, ſo daß er keinen Laut mehr hervorbringen konnte. Er verſchied im Louvre, wohin man ihn ſogleich zurückfuhr, und gab ſeinen Geiſt auf in die Hände des Herrn Erzbiſchoffs von Ambrun, nachdem er zuvor noch durch Zeichen mit Augen und Händen bezeugt hatte, daß er ſeine Zuflucht zu der Barmherzigkeit Gottes nehme, um Verzeihung ſeiner Sünden zu erhalten und unter die Schaar der Auserwählten aufgenommen zu werden.

Unbeſchreiblich iſt der Eindruck, den dieſer ſo ganz unerwartete Unfall allgemein verbreitete. Durch ihn war derjenige, vor dem die ganze Erde zitterte, im Nu auf die Bahre geſtreckt. Niedergeſchlagen, beſtürzt, mit Thränen, Wehklagen und Schmerzgeſchrei eilte alles nach dem Louvre.

Als die Königinn in ihrem Kabinet die Schreckenspoſt vernahm, und zwar die Nachricht von dem Tod ihres Gemahls, ehe ſie ihn noch verwundet wußte, gerieth ſie ganz auſſer ſich. Da ihr indeſſen wohl bekannt war, daß große Uebel ſchnelle Maasregeln fordern, trat ſie in ihr großes Cabinet, ſprach verſchiedene Perſonen, bat und beſchwur ſie, ihr in dieſem ſchrecklichen Unglück beizuſtehen, und ſich es äußerſt angelegen ſeyn zu laſſen. Thränen begleiteten ihre Bitten und Ermahnungen.

Es befanden ſich zu der Zeit juſt beinahe alle Prinzen, Kardinäle und Gouverneurs von Plätzen und Provinzen aus dem ganzen Reich in Paris beiſammen, und folglich auch im Louvre, um zu hören, wie ſie ſich unter dieſen Umſtänden zu verhalten hätten. Der Connetable, der Kanzler und der Herr von Villeroy fanden ſich am erſten bei der Königinn ein. Der Herzog von

Guiſe

Guiſe, der Marſchall von Fervaques, der Marſchall von Lavardin, der Marſchall von Briſſac wurden erſucht, in Begleitung mehrerer Adelichen in der Stadt umher zu reiten, um Aufſtand und Unordnung zu verhüten. Der Herzog von Epernon ließ das Garderegiment unter das Gewehr treten, und durch einzelne Compagnien deſſelben den Greveplatz, die Neu-Brücke, beſonders aber die Gegend um das Louvre beſetzen. Der Marſchall von Boisdauphin poſtirte ſich mit den Capitains und Trabanten im Louvre ſelbſt.

Der Prevot des Marchands ließ auf die Nachricht von dieſen Vorkehrungen ſogleich alle Thore ſperren, und trug allen Zehnern (dixeniers) und Viertelsmeiſtern (quarteniers) auf, in ihren Diſtricten alles Zuſammenrottiren zu verhüten.

Alle dieſe Anſtalten wurden ſo glücklich vorgekehret und ausgeführt, daß in weniger denn zwei Stunden die ganze Stadt wieder in Ruhe und Ordnung war, und man keinen Laut mehr vernahm, außer dem allgemeinen Schluchzen und Wehklagen.

Auf Anregung des Herzogs von Guiſe und einiger andern Perſonen verſammelte ſich das Parlement, um über die nöthigen Maasregeln zu berathſchlagen. Auf der andern Seite ſtrömte alles nach dem Louvre um dem neuen König Ludwig XIII. und der Königinn Mutter zu huldigen. Manche Prinzen und Herrn ſogar, die bis dahin alle Händel miteinander gehabt hatten, ſah man jetzt von freien Stücken ſich in die Arme fallen, und verſöhnt einander alle Freundſchaft und Beiſtand gegen alle und jede verſprechen und zuſchwören, die ſich beigehen laſſen würden, den Staat beunruhigen zu wollen.

Der gröſte Theil der Gouverneurs und Lieutenants generaux in den Provinzen, ſo wie auch der Gouverneurs von Plätzen wurden nach ihren Poſten zurük beordert; der Graf von St. Paul nach der Picardie, der Marſchall von Fervaques nach der Normandie, der Herzog von Montbezon und der Marſchall von Briſſac ſollten zwei bis drei Tage darauf nach Bretagne abgehen; der Lieutenant-general Herr von Parabere nach Poitou; der Herzog de la Force nach Bearn; der wenige Tage zuvor zum Lieutenant-general ernannte Graf von Carces nach Provence; der Herr von la Vieuville nach Champagne; der Baron von Termes nach Bourgogne; und ſo noch eine ganze Menge andrer jeder nach ſeinem Poſten. Man fertigte zugleich die ganze Nacht hindurch Schreiben nach allen Gegenden des Reichs ab, um die Gouverneurs, Collegien und Städte von dieſem unglüklichen Vorfall zu benachrichtigen.

Noch an demſelben Abend faßte das verſammelte Parlement folgenden Schluß ab, den es der Königinn überſchikte.

Auszug aus der Regiſtratur des Parlements.

„Welchergeſtalt der Procureur general du Roi allhieſigem Parlement unter heutigem Dato bei voller „Sizung aller Kammern vorſtellig gemacht, wie nach „tödlichem Hintritt des durch den gräulichſten, unmenſchlichſten und verruchteſten an Seiner geheiligten Perſon verübten Mord verewigten Königs, die Nothdurft erfodern wolle, auf die Angelegenheiten des „jetzregierenden Königs und Seines Reichs ſorgſamlich Bedacht zu nehmen, und daher ſchleunigſt für „Sein und Seiner Krone Beſtes die dienſamſten Maasregeln zur Reichs-Regierung vorzukehren ſeyn möchten, als welche während deſſen Minderjährig-

„jährigkeit durch niemand denn durch dessen Königliche „Frau Mutter geführt und verwaltet werden könne, „Rücksicht dessen besagtes Parlement ohnschwer belie„ben möchte, sie zur Regentin zu erklären und sonach „zur Reichsverwaltung zu autorisiren:

„Als will nach reiflicher der Sache Erwägung „mehrbesagtes Parlement besagte Königinn, Mutter „des Königs, zur Regentinn Frankreichs erklä„ren und erklärt sie Kraft dieses hiezu in der Maße, daß „sie während der Minderjährigkeit gedachten Ihres „Herrn Sohnes die ganze Reichsverwaltung führen „mag, mit voller Kraft, Gewalt und Autorität. So „geschehen im Parlement am 14. Mai 1610."

Unterzeichnet: du Tillet.

In Gemäßheit dieses Schlusses verfügte sich das ganze Parlement in Corpore, und dann die Chambre des Comptes noch denselben Abend nach Hof, um dem König und der Königinn Mutter aufzuwarten, und Sie ihrer Treue und Unterwürfigkeit zu versichern. Allen standen die Thränen in den Augen, und ihre Reden bestanden weniger in Worten, als in Seufzern und Schluchzen. Die Königinn beantwortete sie auf gleiche Weise.

Am folgenden Tag, Sonnabends den 15. Mai verfügten sich auch noch folgende Herrn:

der Prinz von Conti, die Herzoge von Enguien, (Sohn des Grafen von Soissons) von Guise, (nebst seinen beiden Brüdern, dem Erzbischof von Rheims und dem Ritter von Guise), von Mayenne, von Longueville von Vendome, die Kardinäle von Gondi, von Joyeuse, von Elboeuf, von Sourdis, von Perron, — der Connetable, die Herzoge von Epernon, von Montmorency,

von Süllh, der Kanzler, — die Herzoge von Montbazon, und von Retz, die Marschälle von Brissac, von Lavardin, von Boisdauphin der Admiral. — der Oberststallmeister von Bellegarde, nebst mehrern andern Herrn, Rittern, Erzbischöffen, Bischöffen und andern vornehmen Mitgliedern des Staatsraths, nach dem Louvre, und baten sämmtlich einhellig die Königinn, ihren Sohn den König nach dem Parlement zu führen, um ihn diesem hohen Collegium vorzustellen, damit daselbst die erforderlichen Maasregeln nach gegenwärtiger Lage der Angelegenheiten, reiflicher in Erwägung gezogen würden.

Die Königinn bezeugte keine Lust hiezu; indessen gab sie doch dem anhaltenden Zureden dieser Herrn nach, und erhob sich nebst dem König nach dem Parlement, von ihnen sämmtlich begleitet, bis auf die Herrn von Vendome und Bellegarde, die nebst einigen Herrn und Hof-Cavaliers bei dem königlichen Leichnam zurückgelassen wurden. Alle Prinzessinnen und Damen, die sich in Paris befanden, und eine ungemeine Menge von Adel und Privat-Personen schlossen sich mit an diesen Zug an.

Es gieng also nach der Augustiner-Abtei, wohin kurz zuvor die Sitzungen des Parlements verlegt worden waren, weil in dem eigentlichen Parlements-Hof Zurüstungen zu den Einzugsfeierlichkeiten der Königinn gemacht wurden. Der Zulauf des Volks war ganz unerhört; alles war aber noch in Thränen über den Verlust des Königs. Doch schien die Hofnung die sie zu dem neuen Könige fasten, sie wieder einigermaßen aufzurichten.

Endlich langte man im Parlement an. Der König nahm seinen Platz, und nachdem jedermann sich nie-

der-

verlaſſen hatte, ſagte die Königinn, die einen Sitz neben Ihm hatte, in wenig Worten: ſie habe den König, ihren Sohn, in dieſe feierliche hochanſehnliche Verſammlung herbringen wollen, um Sie allerſeits zu bitten, ernſtlich zu erwägen, welche Maasregeln in gegenwärtiger jammervollen Lage, worein das Reich durch das unglückliche Ableben des Königs verſetzt worden ſey, wohl als die dienlichſten zu ergreifen ſeyn möchten.

Sie brach hierauf in Thränen aus, und wollte ſich entfernen, um der in der Auguſtiner-Kirche auf ihren Befehl veranſtalteten Meſſe beizuwohnen; die Verſammlung bat ſie aber, noch zu verziehen.

Hierauf fieng auch der König an, und ſagte einige Worte, die dann der Kanzler ſogleich aufnahm und fortſetzte. Er ſtellte in ſeiner Rede vor, wie nothwendig es ſey, einige Vorkehrungen und Verfügungen zu treffen, in Anſehung der Geſchäftsführung während der Minderjährigkeit des Königs. Nachdem er ſich endlich ausführlich hierüber ausgelaſſen hatte, ließ man abſtimmen, und nach gemeinſchaftlicher Uebereinkunft zwiſchen Ihren Majeſtäten und dem Parlement wurde auf der Stelle folgender Schluß abgefaßt und publicirt:

Aus der Regiſtratur des Parlements.

Der König in Seiner feierlichen Rechtsſitzung (lit de juſtice) auf den Rath der Prinzen von Seinem Geblüt, der andern Prinzen, Prälaten, Herzoge, Pairs und Kronbeamten, und auf Anhören und Requiſition Seines General-Sachwalters erklärt hiemit und will erklärt wiſſen, in Gemäsheit des geſtern in Seinem Parlement abgefaßten Schluſſes, die Königinn, Seine Mutter, zur Regentinn von Frankreich ſo, daß Sie Sorge trage für Unter-

terhalt und Erziehung Seiner Person, und für die Verwaltung Seines Reichs während Seiner Minderjährigkeit. Und ist gegenwärtiger Schluß zu publiciren und einzutragen in alle Registraturen sämmtlicher Baillagen, Senechausseen und königlichen Obergerichte im Bezirk besagten Parlements, wie auch aller andern Parlemente Seines Reichs. So beschehen im Parlemente am 15 Mai 1610.

Unterzeichnet du Tillet.

Nachdem der Kanzler diesen förmlichen Schluß öffentlich verlesen hatte, wurde das Te Deum in den Hauptkirchen angestimmt, und das Volk ließ tröstende und freudige Zurufungen erschallen, die durchgängig den heißen Eifer für das Beste und den Dienst dieses jungen Fürsten und Seiner königlichen Mutter zu erkennen gaben, Höchstwelche unter gleicher Begleitung, und ungewöhnlichem Jubel und Zujauchzen des Volks, nach dem Louvre zurückkehrte.

Nachmittag wurde der Eid der Treue und Botmäßigkeit von allen Collegien in Paris angenommen, wobei jedermann mit thränenden Augen an den Tag legte, welch bittres Weh man über den erlittenen Verlust empfand. Noch denselben Tag fertigte man Schreiben nach allen Provinzen aus, mit Notification des abgefaßten Schlusses, damit jedermann wußte, wie es nun hierin in Zukunft gehalten werden sollte.

Am folgenden Tag, Sonntags den 16. d. M. warteten die Prinzen und Herrn der Königinn beim Lever auf, wo man sich einstweilen im allgemeinen über die zu treffende neue Einrichtung besprach und vereinigte; man kam zugleich überein, daß man die aufgestellte Armee wenigstens noch bis ans Ende des Jahrs besolden müsse,

müsse, da es sich denn unterdessen schon ausweisen würde, welche Wendung die Sachen nähmen. Dabei hatte man noch überdieß an den Herzog von Nivers, der sich bey der in seinem Gouvernement stehenden Armee befand, geschrieben, mit allen Officiers und Chefs zu reden, sie zum Gehorsam zu ermahnen, und ihnen den Eid der Treue abzunehmen. Auch an den Marschall von Lesdiguieres hatte man geschrieben, er möchte immerhin die Truppen, die in Dauphiné unter ihm zusammengestossen waren, marschfertig halten, bis man eine Entschliessung über eine Anwendung derselben gefaßt hätte.

Nach Mittag lief ein Schreiben vom Erzherzog von Oesterreich ein, das noch an den Höchstseeligen König gerichtet war, worin der Erzherzog der nach Cleve und Jülich bestimmten königlichen Hülfs-Armee den Durchzug durch die unter seinem Befehl stehende Lande anbot und verhieß; er versprach dabei sogar etapenmäßige Einquartierung und Verpflegung gegen Bezahlung; ein Beweis wie sehr man sich allgemein vor dieser grossen und mächtigen Armee fürchtete. Dieß Schreiben war eine Antwort, auf ein andres, worin der König den Erzherzog um diesen Durchzug ersucht hatte.

Montags d. 17. fanden alle gedachte Herrn und Prinzen sich abermals früh bey der Königinn ein, wo Staatsrath gehalten und die dringendsten Angelegenheiten vorgenommen wurden.

Gleich nach der Mittagstafel kam der Graf von Soissons, der einige Tage zuvor nach seinem Gute Montigny abgegangen war, in sehr guter Begleitung an, und stieg im Louvre ab, um dem neuen König und der Königinn aufzuwarten. Er versprach und schwur ihnen Treue und Gehorsam, hieß alles Verfügte gut, und bezeugte durch seine Thränen, daß der betrübte Todes-

desfall ihm nicht minder zu Herzen gieng als allen Andern, und daß er nicht weniger geneigt sey, sich das Wohl, die Ruhe und die Erhaltung des Staats angelegen seyn zu lassen. Er umarmte und liebkoßte dabei jedermann, und stellte alle Ursachen zu Beschwerden, die ihm etwa Einzelne durch Verdrüßlichkeiten gegeben hatten, ganz in Vergessenheit.

Nach Mittag wurde Staatsrath gehalten, worin man beschloß, eine doppelte Declaration zu erlassen; eine allgemeine zu Bestätigung aller von dem Höchstseeligen König zu Gunsten der Reformirten erlassenen Pacifications-Edicte, Schlüsse, Verheissungen und anderer Ausfertigungen, und dann noch eine andere, mit einer Abolition über alles was etwa auf die unvermuthete Nachricht von dem Tod des Königs geschehen seyn möchte, nebst Befehl, alle in dieser Rücksicht aufgestellte Kriegs-Leute und Rüstungen ab- und einzustellen; und alles wieder in die vorige Verfassung zurück zu setzen. Beide Declarationen wurden jedoch, erst fünf oder sechs Tage später ausgefertigt und abgeschickt.

Am Dienstag liefen von mehrern Seiten her die beruhigendsten Nachrichten ein, wie der Adel, die Gouverneurs und die Unterthanen sich willfährig und gehorsam erzeigten. Besonders erhielt man von dem Grafen von St. Paul die Versicherung, daß er sich für die ganze Picardie, so wie der Herzog von Nevers für ganz Champagne und die gesammte Armee, verbürge, deren Chefs er den Eid der Treue abgenommen hatte.

Mittwochs versammelte sich der volle Staats-Rath (le conseil general) bei der Königinn, wo auch von einigen Geschäften gesprochen wurde. Weil man aber einsah, daß die große Anzahl der Personen, die sich dabei einfanden, es möglich mache, mehrere

dringende Angelegenheiten zugleich abzuthun, besonders in Ansehung der Einquartierung der Armee, und der Marschroute für die verschiedenen Corps, die sich noch immer dahin zusammenzogen; so wurde beliebt, daß der Graf von Soissons, der Connetable, der Herzog von Epernon, der Herzog von Sülly, wegen der Artillerie, die Herrn Reichsmarschälle, und der Herr von Villeroy einen besondern Ausschuß zu obigem Behuf formiren sollten, was auf den folgenden Tag verschoben wurde.

Unterdessen liefen noch immer Nachrichten ein, wie bereitwillig und geneigt der Adel, die Städte und das Land sich überall zum Gehorsam bezeugten. Ueberallher ließ man durch Abgeordnete den Eid der Treue ablegen und die ganze Lage der Angelegenheiten erhielt durch die vorgefallene große Veränderung dennoch keine andere Gestalt, außer in sofern jedes Auge in Thränen schwamm, und große Bestürzung über einen so großen unerwarteten Verlust sich aller Gemüther bemächtigte.

Donnerstags am 20. Mai, als dem Himmelfarthstag, wohnte der König der großen Messe in U. L. Fr. Kirche bei, begleitet von dem Grafen von Soissons, dem Herzog von Guise, und den meisten Prinzen, Prälaten und Herrn, die sich in Paris anwesend befanden. Das Volk, ganz in Trauer und Thränen um den Verlust seines guten Vaters, bezeugte durch Zurufungen, die häufig durch Seufzer und Schluchzen unterbrochen wurden, seinen Dank zu Gott für die Erhaltung des Sohnes.

Alle folgende Tage brachte man damit zu, die Angelegenheiten zu reguliren, so gut Zeit und Umstände es gestatten wollten. Die Königinn war zu dem Ende

de

de täglich umgeben von den Prinzen vom Geblüt und andern, von Kardinälen, Kronbeamten und den vornehmſten Mitgliedern des Staatsraths. Unterdeſſen erhielt Sie von allen Städten im Reich, von allen Gouverneurs, Parlementen, und andern hohen Collegien, von der Geiſtlichkeit jeder Diöces, und überhaupt von dem größten Theil des Adels und der Beamter, im Ganzen und einzeln Verſicherungen von Treue und Gehorſam gegen den König und die Königinn Mutter. So waren denn Ihre Majeſtäten gröſtentheils damit beſchäftigt, die Deputirten der Städte und Gemeinheiten mit ihrer Huldigung anzunehmen und anzuhören.

Donnerſtags d. 27. Mai wurde der ſchändliche verruchte Franz Ravaillac vom Parlement verurtheilt, nachdem er einige Tage zuvor in der Marterkammer durch Tortur war verhört worden. Sein Urthel lautete dahin: er ſollte noch einmal gefoltert, dann ihm die Hand, haltend das Meſſer, womit er die verruchte That verübt, abgebrannt, er hierauf mit glühenden Zangen gezwickt, Blei und Schwefel in die Wunden gegoſſen, lebendig von vier Pferden zerriſſen, ſein Körper verbrannt und die Aſche in die Luft geſtreut werden.

Alle dieſe Martern und die Vollſtreckung dieſes ganzen Urtheils vermochten jedoch nicht, ihn dahin zu bringen, daß er geſtanden hätte, wer ihn zu dieſer abſcheulichen That beredet habe. Man brachte weiter nichts aus ihm, als: er habe es ganz aus eigenem Antrieb gethan, und den Entſchluß dazu ſchon lange her ohne alle fremde Veranlaſſung bei ſich gefaßt; nie habe weder er noch die Seinigen einige Mißhandlung weder vom Hofe noch vom Könige ſelbſt erlitten; im Gegentheil ſey eine ehemals gegen ihn ergangene Landesverweiſung wieder aufgehoben worden; mehreremals ſei ſeine Unternehmung vereitelt worden, bald dadurch daß ſich

jemand,

jemand, ungelegen für ihn, um den König befunden habe; bald durch Regungen und Vorwürfe seines Gewissens; am Tage der That habe er mehr als gewöhnlich getrunken, und sich halb berauscht, um sich mehr Muth und Festigkeit zu dieser abscheulichen That zu geben. Dieß war alles was man aus ihm bringen konnte, und darauf starb er auch.

Unverkennbar äußerte sich bei dieser Gelegenheit die ausserordentliche Liebe des Volks zum hochseeligen König. Nicht nur wollten alle Prinzen, Großen, Adeliche und vornehmste Staatsbeamte dieser Hinrichtung beiwohnen, sondern das Volk selbst strömte in so unzählbarer Menge dazu herbei, daß man alle mögliche Mühe hatte, den Missethäter vom Gefängniß nach dem Greveplatze hindurch zu drängen.

Kaum war er auf dem Richtplatz angelangt, so wollte jeder den Henker an ihm machen, und Hand mit anlegen. Würklich gaben auch mehrere Adeliche, als er mit Pferden zerrissen werden sollte, ihre eigene dazu her, und verschiedene Privatpersonen halfen die Stränge anziehen.

Nachdem er endlich zerrissen war, und nun dem Urtheil nach verbrannt werden sollte, bemächtigte das Volk sich der Stücke, und schleppte die zuckenden Glieder durch die ganze Stadt, zerriß sie in tausend Stücken, und hatte beinahe die ganze Nacht hindurch keine Ruhe bis der ganze Körper vernichtet war.

Die öffentlichen Angelegenheiten giengen in dem angefangenen Gang fort. Die Gouverneurs und Lieutenants generaux in den Provinzen erschienen nach und nach bei Hof, um den König ihres Gehorsams und die

Königinn ihrer Unterwürfigkeit zu versichern. Die Provinzen, Parlementer, vornehmsten Städte und Gemeinheiten schickten zu dem Ende Abgeordnete, und so blieb dann alles ruhig im Staat, und jedermann beiferte sich seine Anhänglichkeit an das Interesse des Königs und das Wohl des Staats an den Tag zu legen.

Die Armee stand unterdessen noch immer marschfertig in Champagne, und erwartete Befehle über ihre eigentliche Bestimmung. Ihr Unterhalt kostete so starke Summen, daß dieß nebst andern Summen, die auf die Salbungs- Krönungs- und Einzugsfeierlichkeiten der Königinn verwendet worden waren, denen die die Obsequien- Trauer- und Leichenceremonien für den verstorbenen König folgten, und zu denen die auf die Salbung des jungen Königs zu Reims verwendete hinzukamen, alle Baarschaft in der Bastille und den königlichen Kassen beinahe allein schon erschöpft hätte, ohne noch den Aufwand für die Armee des Marschalls von Lesdiguieres in Anschlag zu bringen.

Diese Betrachtung veranlaßte denn den Entschluß, einen großen Theil der Truppen die in Champagne standen, zu verabschieden, das Geschütz, Pulver und ganze Fuhrwesen davon nach Paris kommen zu lassen, und die Compagnien der alten Regimenter von zweihundert Mann auf funfzig zu reduciren. Von den beiden Schweizerregimentern, zusammen sechstausend Mann stark, behielt man nur eins, das andere wurde verabschiedet. Von allen den Truppen die nach dieser großen Reduction übrig blieben, formirte man eine Armee von 3000 Mann Schweizern, 5000 Mann Franzosen zu Fuß und 12 — 1500 Mann Cavallerie, theils Gensd'armes, theils leichte Reuter und Carabiniers.

Die-

Diese Armee schickte man denn unter dem Marschall de la Chatre, den deutschen Fürsten zu Hülfe, um ihnen zur Wiedereroberung von Jülich beizustehen, das der Erzherzog Leopold von Oestreich auf Befehl des Kaisers weggenommen hatte, welcher in dieser Streit- und Belehnungssache die Entscheidung allein haben wollte. Man bewilligte übrigens diese Truppen nur auf drei Monate, wenn anders die Belagerung sich so lange verziehen sollte, und unternahm überhaupt diese ganze Expedition einzig um das Ansehn und die Ehre des Reichs zu behaupten und das gegebene Wort des hochseeligen Königs zu erfüllen.

In Ansehung der Armee unter dem Marschall von Lesdiguieres beschloß man ebenfalls die Infanterie auf die Hälfte herab zu setzen, und einen Theil der Cavallerie zu verabschieden, in der Absicht, den ganzen Rest abzudanken, oder beizubehalten, je nachdem die Entschließung des Herzogs von Savoyen, ausfallen würde, zu dessen Gunsten man diese Armee aufgestellt hatte, und der sich jetzt um eine Vermählung seines Erbprinzen mit der ältesten königlichen Prinzeß bewarb.

In einer andern Rücksicht wurde das Gouvernement von der Normandie, das der jetzige König während dem Leben des vorigen besessen hatte, und das nun durch dessen Thronbesteigung erledigt ward, dem Grafen von Soissons verliehen. Dieser Schritt machte zunächst den Marschall von Fervagues unzufrieden, der als Lieutenant general in dieser Provinz angestellt war, und das höchste Kommando führte. Auf Befehl der Königinn gab er sich indessen darein, und betrug sich auch nachher jederzeit ganz botmäßig. Der Graf trat sein Gouvernement Dauphiné an seinen Sohn, den Herzog von Anguien ab, und die Königinn bewilligte ihm eine an-

sehnliche Pension zu seinem standesmäsigen Unterhalt, wogegen er ihr in der Verwaltung der Geschäfte an die Hand gehen sollte.

Der Herzog von Roquelaure, den der verstorbene König als Lieutenant general in Guyenne, (nach Abgang des Marschall von Ornano) angestellt hatte, gieng vom Hof dahin ab.

Gegen das Ende dieses Monats kam ein Adlicher an, von Mailand aus vom Prinzen von Condé abgeschikt. Dieser hatte schon im November des vorigen Jahrs mit seiner Gemahlinn das Reich verlassen und sich nach Flandern gewendet. Hier ließ er die Prinzessinn bei den Erzherzogen und gieng nach Mailand, wo er sich noch befand als der König ermordet wurde. Sein Cavalier nun überbrachte Beglaubigungsschreiben an die Königinn nebst sehr ausführlichen Instructionen an die verwittwete Prinzessinn Condé, welche Ihrer Majestät aufwartete, gedachtes Schreiben überreichte, und dabei bezeugte, sie habe Auftrag vom Prinzen, Ihro Majestät zu bezeugen wie höchstschmerzlich ihn der Tod des hochseeligen Königs betrübt habe; so sehr ihn nun jederzeit das Interesse Sr. Majestät und das Wohl des Staats am Herzen gelegen habe, so sehr fühle er unter gegenwärtigen Umständen diese Neigung verstärkt, und er wünsche nichts sehnlicher, als Gelegenheit, den König und der Königinn werkthätige Beweise derselben geben zu können; er bäte Sie demnach unterthänigst, beiderseits, ihm zu erlauben, daß er käme, und Ihnen sich zu Füßen wärfe; er erwarte zu dem Ende blos Ihre Befehle, und die Zukunft werde zeigen, daß stets ein heißer Eifer für den Dienst Ihrer Majestäten und das Wohl des Reichs ihn beseelt habe.

Die

Die Königinn antwortete hierauf: wenn dieß seine ernstlichen aufrichtigen Gesinnungen seyen, so dürfe er keinen Augenblick anstehen, zu glauben, daß er jederzeit herzlich willkommen sey; Ihre Majestäten würden ihn stets ehren und lieben wie er es verdiene, und Sie würde es besonders gnädig vermerken, wenn er bei solchen guten Gesinnungen beharrte. — Würklich ertheilte sie auch sogleich Befehl ihn der Schulden zu entledigen, die er etwa während seines Aufenthalts im Ausland gemacht haben möchte, und erlaubte, ihm eine Summe baar zu übermachen, damit nichts seine Zurückkunft verzögern oder hindern möchte.

Den ganzen Monat hindurch wurde nun beinahe von nichts gesprochen, als von diesem Prinzen. Doch gab es auch noch verschiedene Herrn, die mit ihrer Behandlung unzufrieden waren, sich laut beschwerten, und immer ihre Forderungen im Munde führten.

So zeigte unter andern der Prinz von Conti im Anfang des Junius sich verdrüßlich darüber, daß man seinem jüngern Bruder, dem Grafen von Soissons das Gouvernement von der Normandie neben dem von Dauphine, das er schon besaß, nebst einer starken Pension verliehen hatte. Man versuchte, ihn zufrieden zu stellen, hatte aber viele Mühe, es dahin zu bringen.

Ungefehr am 10 oder 12 Juni lief Nachricht ein von dem Tode des Abts von Marmoutier, eines natürlichen Bruders von dem verstorbenen König. Seine Abtei verlieh man dem Bruder der Dame Concini, und eine andere die er daneben noch besessen hatte, ward einem Sohn des Herrn von Souvre zu Theil.

Auf die Nachricht von einigen Unruhen und Ränken, die in Paris rege waren, wollte die Königinn auf Beirath einiger ihrer Getreuen, die Ordnung wieder

herstellen, die sonst dort bestanden hatte, und jetzt durch einen langen tiefen Frieden wieder außer Uebung gekommen war. Sie sah sich um so dringender dazu aufgefordert, da man seit einiger Zeit einen ungemeinen Zulauf von Adelichen, Soldaten und Privatpersonen daselbst bemerkte, die sich unter dem Vorwand eingefunden hatten, daß sie den Feierlichkeiten beiwohnen wollten, oder daß sie zu dem Gefolge der verschiedenen Prinzen und Herrn gehörten. Die Königinn zweifelte nicht, daß es Ihr mit Hülfe solcher Vorkehrungen leicht seyn würde, unter der Hand in Erfahrung zu bringen, worüber jedesmal gebrütet werde, und die dienlichsten Maasregeln dagegen zu ergreifen.

In dieser Absicht, ließ sie alle Oberste, Hauptleute, und andere Chefs, Zehner Viertelsmeister und andere Stadtbediente vor sich kommen, um sie in Pflicht zu nehmen; besetzte die erledigten Stellen, und ernannte Vorsteher für die neuerbauten Viertel, z. B. Place-royale, Rue Dauphine, Pontneuf und einige Vorstädte. Sie ermahnte sie dabei, Ihr von allem was vorgienge, Nachricht zu geben, über die öffentliche Ruhe zu wachen, und alle Innwohner anzuhalten, auf alle Nothfälle Wehr und Waffen zur Hand zu haben. Alle diese Vorsteher ermangelten auch nicht, ihre Pflicht wohl zu erfüllen, und alles wurde auf einen so vorsichtigen Fuß betrieben, daß man beinahe gar keine Veränderung gewahr wurde.

Bei dem allen fehlte es doch nicht ganz an Uebelgesinnten, die bei dieser Gelegenheit den Saamen des Mißtrauens besonders unter den Reformirten, ausstreuen wollten, als gienge man darauf aus, sie zu unterdrücken. Diese konnten aber ohne Mühe sich vom Gegentheil überzeugen, wenigstens in Paris, wo man sie zu Aemtern und Würden der Stadt, zu den Rathssitzun-

ſitzungen, und Volksverſammlungen zog, und ſie ſo gut als die andern aufgefordert hatte, ſich mit Waffen zu verſehen. In Aufhung der entfernten Provinzen, wo man gleiche Gerüchte verbreitet hatte, würkte ihnen die Königinn durche eigne Schreiben entgegen, worin ſie überall von dem Vergangenen Nachricht gab und die Gründe ihres jedesmaligen Verfahrens auseinander ſetzte.

Ungefehr um dieſe Zeit entſtand ein Streit zu Metz zwiſchen dem Herrn von Arquien, daſigem Kommandanten, und dem Herrn von Tilladet, Capitain einer dort in Garniſon ſtehenden Garde-Compagnie. Dieſer zog mit einigen von ſeiner Compagnie in die Citadelle auf die Wache, d'Arquien trieb ihn aber gewaltſam hinaus, unter dem Vorwand, er wolle ſich des Platzes bemächtigen und ihn ſelbſt daraus verdrängen. Beide wurden hierauf nach Hof vorgefordert, um vor der Königinn von ihrem Verhalten Rechenſchaft zu geben. Der Herr von Tilladet reiste unvorzüglich ab; der Herr von Arquien aber erſt nach erhaltener ſchriftlicher Verſicherung von der Königinn, daß er in ſeinem Poſten geſchützt und erhalten werden ſolle. Dennoch ſchickte der Herzog von Epernon den Garde-Capitain, Chevalier Tremigeres hin, der gleich nach ſeiner Ankunft d'Arquiens Soldaten und Bediente von abſchiedete, und ihn ſelbſt ſolchergeſtalt entſetzte.

In Paris währten unterdeſſen die Unruhen und Mißhelligkeiten unter den Prinzen und Herrn noch immer fort. Sie hielten daſelbſt Zuſammenkünfte, und ließen ſich von ſo vielen Adelichen und andern Perſonen, als ſie irgend zuſammen bringen konnten, begleiten.

Am 15. Juli traf der Prinz von Condé in Paris ein, unter einer zahlreichen Begleitung von Prinzen, Herrn und Adelichen, die Sr. Königl. Hoheit entgegen gegangen waren, und dabei gleichsam einander zuvor zu kommen gesucht hatten. Ja es würde wohl nicht Einer zurückgeblieben seyn, wenn nicht die Königinn einige nebst einem Theil der Kronbeamten zurückbehalten hätte, um beim König zu bleiben.

Die Ankunft des Prinzen hatte einige Aenderung im Gang der Geschäfte zur Folge, und sein Verhalten wurde anfangs allgemein gut geheißen. — Am 23. begab er sich wohlbegleitet ins Parlement, wo er diesem Collegium sein Lob ertheilte, wegen der nach dem traurigen Todesfall des höchstseeligen Königs gut und schleunig vorgekehrten Maasregeln zur Sicherstellung des Staats.

Unterdessen währten jene schonerwähnten Unruhen und Mißhelligkeiten noch immer fort, und alles strebte darnach, sich enger an den Prinzen anzuschließen. So z. B. der Prinz Conti, das Haus Lothringen, die Häupter und Vornehmsten der Reformirten, und verschiedene andere, denen es mehr um eine neue Ordnung der Dinge, zu Wiederherstellung ihrer zerrütteten Glücksumstände, als um sonst etwas Rechtliches zu thun war.

Der Prinz von Condé wollte den Streit zwischen dem Prinzen von Conti und Grafen von Soissons als Mittelsperson beilegen. Die Königinn arbeitete längst schon daran, weil dieß eine Sache war, von deren Beendigung die Ruhe des Staats und alle damalige Gährungen abhiengen. Ihr Zwist wurde endlich zu beiderseitiger Zufriedenheit ausgemittelt; sie kamen zusammen und umarmten sich. Man

rieth

rieth hierauf Ihrer Majestät, den Prinzen Conde und Conti, den Herzogen von Guise, Mayenne, und mehrern Kronbeamten und andern der vornehmsten Herrn starke Pensionen auszuwerfen, in Hofnung, ihnen dadurch für die Zukunft alle Ursachen zu Unruhen abzuschneiden.

Würklich schien auch alles ruhig, und Ihre Majestät ermahnte beide Theile, ihr zahlreiches Gefolge wieder auseinander gehen zu lassen, wozu sie um so williger die Hände boten, da sie selbst Ungelegenheiten und Ueberlast davon hatten, und diese Leute es in die Länge selbst müde wurden, einen unnützen, undankbaren Aufwand länger zu unterhalten.

Unerachtet aller dieser Maasregeln ließ der Prinz dennoch ungefehr am 10 oder 12 August sich durch einen Parlements-Bescheid die Güter Nogent le Rotrou und Montigny zusprechen, die der Graf von Soissons seit mehrern Jahren besas, und zwar wegen der Privat-Schulden und des Witthums, womit seine Mutter, die verstorbene Prinzessinn Conde, darauf angewiesen war. Er hatte sie sogar zur öffentlichen Versteigerung gebracht, um sie sich zuschlagen zu lassen; allein der Prinz sagte, da sein Vater und Großvater diese Güter schon besessen hätten, so komme es ihm in jedem Betracht zu, sie wieder an sein Haus zu bringen. Er ließ sie daher so hoch hinauf treiben, daß sie ihm endlich zuerkannt wurden, wodurch aber die zwischen beiden Prinzen eingeschlichene Eifersucht immer höher stieg.

Ungefehr am 15. August starb der Gouverneur von Calais, Herr von Vic, der sich nicht nur durch seine guten Dienste, Geschicklichkeit und Erfahrenheit sondern auch noch ganz besonders durch eine unbestechliche Treue gegen seine Könige, schätzbar gemacht hat-

te. Die Königinn, die es noch verdroß, daß der Herr von Arquien, der auf ihr Wort nach Hof gekommen war, das Gouvernement der Citadelle von Metz verlohren hatte, gab ihm jetzt das von Calais.

Ungefehr um eben diese Zeit ſtarb auch der Graf von Carces. Zehn oder zwölf Tage vor dem Tod des verſtorbenen Königs hatte man ihm die Stelle als Lieutenant general in Provence gegeben, wo er ſehr beliebt und in Anſehen war. Als ein ſehr treueifriger Diener unſers jungen Fürſten wurde er von allen die ihn kannten betrauert. Perſonen von jedem Rang warben um ſeine Stelle, und ſelbſt der Herzog von Guiſe verlangte ſie für ſeinen Bruder, den Chevalier; man rieth aber der Königinn, ſie vor der Hand noch nicht zu vergeben, ſondern das Parlement von Aix zu bevollmächtigen, ſie in Abweſenheit des Herzogs von Guiſe zu beſetzen.

Um das Ende dieſes Monats bewarb der Herzog von Guiſe ſich um eine Verbindung mit der Herzoginn von Montpenſier.

Um eben dieſe Zeit fiengen die Reformirten ihr dringendes Anhalten bei der Königinn an: daß Sie ihnen erlauben möchten, eine allgemeine Kirchenverſammlung unter ihren Religionsverwandten auszuſchreiben, um über ihre gemeinſchaftlichen Angelegenheiten zu Rath zu gehen, und andere Deputirte am Hofe zu ernennen.

Der Herzog von Vendome und der Marſchall von Briſſac reisten ab, um den Landtag in Bretagne zu halten.

Ungefehr um eben dieſe Zeit langte der Graf von Puquoy als außerordentlicher Geſandter vom Erzherzog, bei Hof an, um Ihren Majeſtäten wegen des Ab-

Ablebens des hochſeeligen Königs zu condoliren, und zugleich zur Thronbeſteigung des jungen Königs zu gratuliren.

6.

Ungefehr am zehnten September erhielt die Königinn Nachricht von der am zweiten bewürkten, und am andern Tage erfolgten Uebergabe von Jülich. Die franzöſiſche Armee hatte dabei die Ehre, daß die Beſatzung ganz beſtimmt mit dem franzöſiſchen General, dem Marſchall de la Chatre, zu kapituliren verlangte. Auch gaben ſie im erſten Artikel der Kapitulation zu erkennen, wie ſie auf das Wort des verſtorbenen Königs ſich verließen, daß in Stadt und Land keine Neuerung gegen die freie und vollkommene Uebung des römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen Gottesdienſtes vorgenommen werden ſolle.

Nach dieſem glücklich bewürkten Erfolg ſchickte man der Armee Befehl zu, nach Frankreich abzumarſchiren, wo ein Theil abgedankt, die übrigen aber in ihre Garniſonen verlegt werden ſollten, was auch gegen das Ende des Monats geſchah.

In eben dem Monat langten zween auſſerordentliche Geſandte an, aus Spanien der Herzog von Feria, aus Engelland Milord Hotton. Ihr Auftrag beſtand in Condolenz-Complimenten über den Hintritt des hochſeeligen Königs, und Gratulationen zur Thronbeſteigung ſeines Sohnes.

Der Engliſche hatte dabei noch den beſondern Auftrag, die zwiſchen beiden Kronen ſchon beſtehenden Freundſchafts- und Allianz-Verträge erneuern zu laſſen. Am 21. d. Monats am Matthäustag regalirte würklich der König den ordentlichen und auſſerordentlichen engliſchen Geſandten aufs prächtigſte in den Tuilerien und am Abend nach der Veſper beſchwor er in der Feuillanti-

tiner-Kirche mit großer Feierlichkeit dieſe Verträge in Beiſeyn gedachter Geſandten und Seiner Frau Mutter.

Gegen das Ende dieſes Monats kaufte Concini an drei verſchiedenen Tagen das Marquiſat Ancre für dreimalhundert und dreißigtauſend Pfund; gab dem Marquis von Crequi hundert und zwanzigtauſend für die Stelle eines Lieutenantgeneral im Gouvernement Peronne, Montdidier und Roye, und dem Herzog von Bouillon zweimalhunderttauſend für ſeine Stelle als Oberkammerherr.

Um eben dieſe Zeit wurde auch der Herr von Souvré, bisheriger erſter Kammerherr des Dauphin, in eben dieſer Würde bei dem nunmehrigen König beſtättigt.

Am Ende des Monats ging der Herzog von Bouillon vom Hof ab, und nahm Abſchied von der Königinn, mit der Erlaubniß, nach Heidelberg in Teutſchland zu gehen, um dort ſeine Schwägerinn, die Kurfürſtinn von der Pfalz zu beſuchen und zu tröſten, indem ihr Gemahl, der Kurfürſt, am dreizehnten dieſes Monats mit Tod abgegangen war.

Am zweiten October reiſte der König von Paris ab, mit der Königinn Mutter, um ſich zu Reims feierlich ſalben und krönen zu laſſen. Ehe ſie jedoch die Reiſe dahin antraten, gingen ſie auf fünf oder ſechs Tage nach Monceaux, bis alles zubereitet ſeyn würde, und ließen zu Paris den Herrn von Liancourt, dortigen Gouverneur, um in ihrer Abweſenheit das Kommando daſelbſt zu führen.

Einige Tage vor ihrer Abreiſe traf der Herr von Jacob als auſſerordentlicher Geſandter des Herzogs von Sa-

Savoyen ein, mit gleichem Auftrag wie die andern, und folgten Ihren Majeſtäten nach Reims.

Bei den Zurüſtungen zu den Krönungsfeyerlichkeiten bemerkte man leicht, daß es nicht ohne große Zwiſtigkeiten und Rangſtreitigkeiten unter verſchiednen Prinzen und Herren ablaufen würde. Ohne mich auf eine nähere Auseinanderſetzung derſelben einzulaſſen, welche leicht hier zu unangenehmen Weitläuftigkeiten führen dürfte, bemerke ich blos, daß der Connetable verlangte, ſich in der Eigenſchaft eines Pairs dabei zu befinden, und nicht von wegen ſeiner Stelle, welche der Herzog von Nevers für ihn verſehen ſollte; man beſorgte aber, er möchte ihm den Vortritt ſtreitig machen, in welcher Qualität er auch dabei erſcheinen wollte, daher die Königinn ihn inſtändig bat, davon abzuſtehen. Damit er ſich gutwillig hiezu verſtehen möchte, ließ man ihm ein Patent darüber ausfertigen, daß dieſe Nachgiebigkeit ſeinen Anſprüchen keineswegs präjudicirlich ſeyn ſolle, und das Parlement ſich dem unbeſchadet vorbehalte, im Weg Rechtens darüber zu erkennen. Man ſtellte ihm dabei noch überdies eine Beſtallung zu, in Abweſenheit Ihrer Majeſtäten in Paris zu kommandiren, wodurch man aber wieder auf der andern Seite den Herzog von Mayenne vor den Kopf ſtieß, der an der Spitze der Staatsgeſchäfte zurückgelaſſen wurde, und ſich auf dieſe Ehre Rechnung gemacht hatte.

Am 11. gingen Ihre Majeſtäten von Monceaux ab, und langten am 14. zu Reims an. Ihr Einzug war prachtvoll; man erblickte dabei die Prinzen von Conde und Soiſſons, den Herzog von Nevers, von Aiguillon und mehrere andere Prinzen, Ducs und Kronbeamte. Es waren auch dabei ſechs Compagnien Chevaurlegers, von denen, die mit der Armee von Jülich

lich zurükgekommen waren; diese Truppen, zusammengenommen mit denen, die der König bei sich hatte, halfen die Pracht dieses Einzuges sehr herausheben, wozu auch noch die Einwohner möglichst beitrugen.

Am Tag nach dem Einzug des Königs beschloß man, den Reformirten die Erlaubniß zu ertheilen, ihre allgemeine Kirchenversammlung auf den 15. Mai des folgenden Jahrs nach Chatellerault auszuschreiben.

Am 16. October gegen Abend begab der König sich in die Hauptkirche zu Reims, unter Begleitung aller Prinzen und Herren. Er hörte die Vesper, beichtete und präparirte sich zu den Feierlichkeiten des folgenden Tages.

An diesem Tage also, Sonntags den 17., ging die Salbung mit allen gebräuchlichen Formalitäten und Feierlichkeiten vor sich. Der Kardinal von Joyeuse versah dabei das Amt des Erzbischoffs von Reims und eines Pairs vom Reich; die andern geistlichen Pairs assistirten ebenfalls.

Der Prinz von Conde,
der Prinz von Conti,
der Graf von Soissons,
der Herzog von Nevers,
der Herzog von Elboeuf, und
der Herzog von Epernon repräsentirten dabei die weltlichen Pairs.

Der Marschall de la Chatre versah das Amt des Connetable;

der Kanzler seine Stelle;

der Marschall von Lavardin machte den Oberhofmarschall (grand-maitre);

der

der Herzog von Aeguillon, Oberſtkammerherr (grand Chambellan); und

der Herzog von Villecarde, Oberſtſtallmeiſter, als erſter Kammerjunker, verſahen ihre Aemter;

Der Herzog von Montbazon trug beim Ausgang die große königliche Krone;

der Herzog von Roannez das Scepter;

der Marquis von Crequi den Gerichtsſtab;

der Ritter von Vendome trug die Schleppe des königlichen Mantels.

Der Marquis von Sable, Sohn des Marſchalls von Boisdauphin,

der Graf von Cheboulonne de Biron;

der Herr von Rangis, und endlich

der Vicomte von *** waren die vier Barons, die das heilige Oelfläſchlein abholten.

An Opferſtücken trugen:

Der Herr von Rambouillet den Beutel mit den dreizehn Goldmünzen (bezants d'or);

der Herr von Beauvais Rangis das goldene Schaubrod;

der Vicomte von Auchy die ſilbernen Brode, und

der Herr von Montigny das Gefäß, das den Wein vorſtellte.

Eine ungemeine Menge von Herzogen, Grafen Marquis, Chevaliers vom Heil. Geiſtorden, Erzbiſchöffen, Biſchöffen und Prälaten, nebſt Adelichen ohne Zahl wohnten der Feyerlichkeit bei. Alles lief vollkommen glücklich ab, unter allgemeinem Zujauchzen und Seegenswünſchen.

Am

Am folgenden Tag hörte der König üblichermaßen die Meſſe in der Kirche des heil. Remigius. Dann ließ er alle Ritter von H. Geiſt orden zuſammenberufen, und hielt Nachmittags um die Veſperzeit Ordenskapitel, wo er den Orden nach den Vorſchriften ſelbſt nahm, und ihn dann dem Prinzen von Conde ertheilte. Er hatte ihn auch dem Kardinal von Joyeuſe ertheilen wollen; es wurde aber bis zum nächſten Kapitel verſchoben, weil er dem Herrn Prinzen nicht gern den Rang laſſen wollte.

Nach erwünſchter glücklicher Vollbringung aller dieſer Ceremonien ging der Prinz Conde am folgenden Tag, den 19., von Hof ab, nach Sedan, um dem Herzog und der Herzoginn von Bouillon einen Beſuch zu machen. Er dachte dann noch zu gleicher Zeit mit Ihren Majeſtäten zu Päris einzutreffen.

Der Graf von Soiſſons reiſte ebenfalls nach ſeinem Gute Conde ab.

Am folgenden Tag, den 20., beurlaubte ſich der Herzog von Nevers, um nach la Caſſine in Netelois zu gehen; unzufrieden darüber, daß die Königinn ihre Genehmigung verweigert hatte, als der Herr von Neneville ſeine Stelle als Gouverneur von St. Menehoulé zu Gunſten eines von dem Herzog vorzüglich begünſtigten Cavaliers abgeben wollte. Man behielt ſich jedoch vor, ihn in Monatsfriſt zu Paris darüber zu befriedigen.

Der Herzog von Epernon ging ebenfalls nach Metz ab, um ſich einige Zeit dort aufzuhalten, und die daſige Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. — Eben ſo gingen auch noch verſchiedene andere Prinzen und Herren vom Hofe nach ihren Gütern oder Gouvernements.

Ihre

Ihre Majeſtäten nahmen Ihr erſtes Nachtquartier zu St. Marcoul, wo der König die Andacht verrichtete, die ſeine königliche Vorfahren nach ihrer Salbung hier zu verrichten pflegten, und die Kropfigen, die ſich zur Heilung meldeten, berührte. Allgemeine Bewunderung erregte der Anblick, mit welcher von einem ſo zarten Alter ganz unerwarteten Würde und Majeſtät der junge König ſich unter allen dieſen Handlungen und Feierlichkeiten betrug.

Am 30. langten Ihre Majeſtäten zu Paris an, unter dem freudigen Zuruf aller Einwohner dieſer Stadt. An dem nämlichen Tage ſpeiſte der König zu Vincennes zu Mittag, wo ſich eine ungemeine Menge von Adel eingefunden hatte, um ihn bei ſeinem Einzug in die Stadt zu begleiten. Die meiſten Corpora und Gemeinheiten gingen ihm ebenfalls entgegen, und zum Zeichen der allgemeinen Freude erſchallten die Kanonen.

In der Stadt waren unterdeſſen, ſechs oder ſieben Tage zuvor, auſſerordentliche Geſandte von Venedig angekommen, die man auf königliche Koſten prächtig logirt und bewirthet hatte. Auch von dem König von Ungarn waren zween Geſandte da, ſo wie auch noch mehrere von verſchiedenen teutſchen und italieniſchen Fürſten.

Sieben oder acht Tage darauf trafen auch die Prinzen von Conde und Graf Soiſſons ein, zween oder drei Tage nach einander. Der Prinz, der zuletzt kam, ließ nun auch ſeine Gemahlinn zu ſich kommen, welche nicht wieder nach Paris gekommen war, ſeit ſie es verlaſſen hatte, um aus dem Reich zu gehen.

Zu eben der Zeit hatte man Nachricht von einer vorgegangenen Zuſammenkunft zwiſchen dem Prinzen,

dem Herzog von Bouillon und dem Herzog von Nevers zu Sedan. Einige Zeit nachher besuchte der Herzog von Bouillon den Herzog von Epernon zu Metz auf seiner Durchreise nach der Pfalz. Dies fiel um so mehr auf, da man sie zuvor eben nicht in dem besten Vernehmen mit einander gesehen hatte.

Ungefähr am 19. dieses Monats November wurden die Prinzen Conde' und Soissons, die bis dahin einige Kälte gegen einander hatten blicken lassen, durch Vermittlung mehrerer Personen, die schon lange her daran arbeiteten, bei dem Connetable wieder mit einander ausgesöhnt. Sie gelobten sich alle Freundschaft und besuchten auch würklich einander einige Tage darauf.

Da beide von dieser Aussöhnung an sich stärker im Staate fühlten, als bisher, und da sie noch überdies mehrere der vornehmsten Herren und Staatsbeamten auf ihre Seite gezogen hatten, so fingen sie an, aus einem höhern Ton als bisher zu sprechen, sich die Entscheidung in mehrern wichtigen Dingen anzumaßen, und ganz übertriebene Forderungen zu machen, so daß der Graf Soissons sogar die Prinzessinn von Montpensier für seinen Sohn verlangen ließ.

Der Herzog von Epernon kehrte von Metz zurück, und langte ungefehr am 25. d. M. zu Paris an.

Ungefehr um eben diese Zeit erhielt das Parlement Wissenschaft von einem Buch, das zu Rom herausgekommen war, und anfing in Paris in Umlauf zu kommen. Es war vom Kardinal Bellarmin, handelte von der Gewalt des Papstes in weltlichen Dingen, und stellte mehrere dem Ansehn unsrer Könige und dem Gehorsam der Unterthanen sehr nachtheilige Sätze auf. Das Parlement fand sich dadurch bewogen, einen Schluß abzufassen, wodurch männiglich bei Strafe des Majestätsverbre-

verbrechens verboten wurde, belagtes Buch zu haben, zu behalten, zu drucken, zu verkaufen, zu lesen oder zu Auswreitung der darin enthaltenen gefährlichen, verderblichen Lehren beizutragen.

Der Nuncius zu Paris wurde hierüber so aufgebracht, daß er drohte, unverzüglich abzureisen, wenn man nicht aufs schleunigste für diesen dem H. Vater hierdurch zugefügten Schimpf Genugthuung gäbe. Am 30 d. M. wurde daher das Parlement vorgefordert um von seinem Verfahren Rechenschaft zu geben; es stellte aber seine triftigen Beweggründe dazu dar, und wollte das Arret nicht zurücknehmen. Um indessen doch dem Nuncius einige Satisfaction zu geben, faßte der königliche Staatsrath in Beisein der Königinn, der Prinzen und Kronbeamten einen andern Schluß ab, vermöge dessen die Publikation und Vollziehung des gedachten Parlements-Schlusses unterbleiben sollte.

Am ersten December gieng der Graf von Soissons nach der Normandie ab, um sein dortiges Gouvernement in Besitz zu nehmen, und dem dasigen Landtag beizuwohnen.

Die Königinn wollte erst am Finanz-Etat fürs künftige Jahr arbeiten lassen; allein der Prinz von Conde sagte endlich nach mehrern Zögerungen, er dächte, man sollte erst die Zurückkunft des Grafen von Soissons abwarten. Dieß verursachte, daß man den Herrn von la Vareune an diesen abschickte, mit der Bitte, seine Rückkunft zu beschleunigen. Der Graf antwortete hierauf, er werde nicht ermangeln, sich unmittelbar nach dem Schluß des Landtags auf den Weg zu machen; unterdessen könne man, so wohl auch ohne ihn arbeiten, da man ohnehin bereits beschlossen habe,

die Garnisonen wieder auf denselben Fuß zu setzen, auf dem sie sich zu Anfang des Jahrs befunden hatten.

Donnerstags, d. 6. d. M. kam der Prinz, der bisher schon einige Bitten an die Königinn auf dem Herzen zu haben schien, und es auch verläufig geäussert hatte, nach Hof. Da die Königinn wußte, daß er sie jetzt vorbringen würde, so hatte sie den Connetable, den Herzog von Epernon, den Herzog von Süllv, den Kanzler und den Herzog von Villeroy zu Sich entboten. In deren Gegenwart also sagte der Prinz zu Ihrer Majestät: der Stand und Rang den er im Reich behaupte, nebst den wesentlichen Verbindlichkeiten die er gegen Ihre Majestät hätte, legen ihm die heilige Verpflichtung auf, alle seine Kräfte aufzubieten, um dem Staat getreu zu dienen. Dieß sey denn auch sein ernstlicher Vorsatz, und Ihre Majestät könnten unbeschränktes Vertrauen auf ihn setzen.

Nach mehrern andern Reden und Vorstellungen bat er hierauf die Königinn, die Verfügung zu treffen, daß ihm einige Plätze in seinem Gouvernement Guyenne eingeräumt würden, wo er auch nicht Einen besäße; namentlich verlangte er Blaye, das Schloß Trompette, und Bourg. Dann stellte er vor, daß man seinem Vater große Summen schuldig sey, welche er im Dienst des verstorbenen Königs aufgewendet habe, und um deren Heimzahlung er nun bitte. Endlich verlangte er auch noch die Unterhaltung seiner Compagnie Gensdarmen auf den Fuß von zweihundert Mann, nebst einer Compagnie von zweihundert leichten Reutern, und die Erledigung der Stelle eines ersten Präsidenten zu Gunsten des Herrn de Thou.

Auf alle diese Ansinnungen versetzte die Königinn im Allgemeinen, [illegible] ihn

zu

zu befriedigen, so gut die Lage der öffentlichen Angelegenheiten es ihr irgend erlaube; in Ansehung der verlangten Plätze aber antwortete sie ihm ganz bestimmt, daß Sie hierin schlechterdings nicht willfahren könne, und daß es durchaus nicht angehe, sie denen wieder abzunehmen, denen der hochseelige König sie anvertraut habe. Man wechselte noch einige Reden hierüber, und endlich entfernte der Prinz sich plötzlich mit sichtbarem Mißvergnügen.

Einige Tage darauf legte er seinen Verdruß deutlicher an den Tag, wiewohl er darum nicht unterließ ins Louvre zu kommen; doch kam er erst am 17. wieder mit der Königinn zusammen, bei Gelegenheit des Staatsraths der in Ihrem Beisein gehalten wurde. Man sprach darin von der Gendarmerie, die im folgenden Jahr unterhalten werden sollte, wobei er sehr dringend um die Unterhaltung seiner Compagnie zu zweihundert Mann, anhielt, und als er nicht die gewünschte Antwort von der Königinn erhalten konnte, reiste er noch denselben Abend ohne Abschied nach seinem Gute Vallery, von wo er erst am 29. d. M. zurück kam. Man fand diesen hitzigen Schritt sehr tadelnswerth.

Es fiel auch ein unangenehmer Zank vor zwischen dem Kanzler und von Villeroy an einer — und den Herzogen von Sülly und Rohan an der andern Seite, bei Gelegenheit der dreitausend Schweizer, die welche Königinn nach Lyon in Besatzung legen, und auf einen Fond anweisen ließ, der zur Wiedereinlösung des Kronguts in Lionnois bestimmt war. Der Herzog von Sülly wollte sich widersetzen, unter dem Vorwand, daß er als Finanz-Ober-Aufseher, über die Beschaffenheit der zum Unterhalt der Truppen bestimmten Fonds zu erkennen habe.

Der Herzog von Rohan ärgerte sich darüber, daß man ihn, als Colonel general der Schweizer, bei Ernennung des Obersten über diese dreitausend Schweizer nicht auch gefragt hatte.

Dieß waren die wahren oder angeblichen Gründe ihres Mißverständnisses, das wohl mehr aus längstgehegter Eifersucht herrühren mochte. Der Herzog von Sully beklagte sich sogar, daß der Kanzler und der Herzog von Villeroy ihm während seiner Abwesenheit vom Hof im letzten September und October, sehr übel gedient hätten. Kurz beide Theile kamen endlich sogar zu Calumminen und Schimpfreden.

Schon seit einigen Monaten hatte das Gerücht sich an Hof verbreitet, der Marschall von Lesdiguieres wolle Valence an sich bringen, entweder durch Unterhandlung mit dem Gouverneur, Herrn von Passage oder durch Gewalt, mittelst Ueberrumplung der Citadelle. Man behauptete sogar, er habe in dieser Absicht den Landtag dahin ausgeschrieben; es zeigte sich jedoch nicht, daß er diesen Vorsatz gehabt hätte.

Am 24. traf der Graf von Soissons aus der Normandie zu Paris ein, wo er auf alle mögliche Art zu erkennen zu geben suchte, daß er treueifrig sich das Beste des Staats und Ihrer Majestäten angelegen seyn lasse.

Es gab um diese Zeit mehrere Bewerbungen, Ränke und geheime Verbindungen unter und gegen einander. Der Graf Soissons schien beleidigt durch die Proceduren des Herzogs von Guise, und besonders durch dessen Vermählung mit der Herzoginn von Montpensier. Eben so wollte er ihm, so wie auch dem Herzog von

Eper-

Epernon und dem Kardinal von Joyeuse übel, weil sie sich der Trennung der zwischen dem Herzog von Orleans und der Prinzessinn von Montpensier gestifteten Verbindung widersetzten, da er selbst gern die Prinzessinn für seinen Sohn, dem Herzog von Enguien gehabt hätte.

Auf der andern Seite hatte der Herzog von Epernon einen starken Wortwechsel mit dem Herzog von Sülly, weil man dem Herrn von Bethune Congis das Patent als Colonel eines französischen Infanterieregiments ausgefertigt hatte, das im Dienst der Staaten von Holland stand. Epernon sagte, er sei Colonel general dieses Corps, und es bedürfe keines andern Conozels weiter. — Auch gab es noch mehrere andre verborgne Zänkereien, welche die Ruhe des Staats bedrohten.

Die guten getreuen Diener des Königs und der Königinn, denen deren Bestes am Herzen lag, beklagten sich, daß man sich so wenig um die öffentlichen Angelegenheiten und Geschäfte bekümmere; daß man so unnäsige Zögerungen mache, die Finanzen nicht in Ordnung bringe, und allen denen, die mit der Königinn gern davon reden möchten, den Muth schon voraus schon niederschlage; was nothwendig den unruhigen Köpfen gewonnen Spiel geben müßte, die einzig darauf ausgiengen, ihres Privatvortheils wegen, und zum Nachtheil des gemeinen Besten, den Staat zu verwirren.

Der Admiral, den der König in Gegenwart der Königinn vor einigen Tagen zum Herzog von Damville und Pär des Reichs ernannt hatte, wurde am 29. als solcher im Parlement aufgenommen, wobei ihn drei Prinzen vom Geblüt, und beinahe alle andre am Hof anwesende Prinzen Herrn und Adeliche begleiteten, so daß fünf bis sechs hundert Pferde dabei waren.

Denkwürdigkeiten
vom Jahr 1611.

Januar.

2.

Am zweiten waren Händel zwischen dem Oberststallmeister und dem Marquis d'Ancre, die eine grosse Bewegung am Hof verursachten. Am folgenden Tag wurde jedoch alles wieder durch den Grafen von Soissons in seinem Hause beigelegt, wie er es auf Bitte der Königinn übernommen hatte.

4.

Abends wurde die Vermählung des Herzogs von Guise mit der Herzoginn von Montpensier vollzogen.

7.

Zwischen dem Grafen von Soissons und den Herzog von Epernon, die bis dahin sehr enge Freunde zu seyn geschienen hatten, entspann sich an diesem Tage eine Uneinigkeit. Die Veranlassung dazu gab die von dem Herrn Grafen projectirte Verbindung seines Sohnes, des Herzogs von Enguien mit der Prinzessinn von Montpensier, wegen der er in den Herzog von Epernon drang, um seine Beistimmung zu erhalten, mit dem Vorgeben, die Königinn genehmige sie, und er habe

be bereits ihr Wort darüber. Der Herzog von Epernon sagte: er könne nicht glauben, daß die Königinn die von dem hochseeligen König mit dem Herzog von Montpensier verabredete und festgesetzte Vermählung ihres Sohnes, des Herzogs von Orleans mit dieser Prinzessinn werde rückgängig machen wollen; er für seine Person werde nie dem freien Willen der Königinn hinderlich seyn; einwilligen aber werde er nie, indem er nicht gesonnen sey, sich dereinst von dem Herrn Herzog von Orleans mit Grund vorwerfen zu lassen, er sei dazu behülflich gewesen, ihn um das zu bringen, was ihm so rechtmäßig angehörte. — Der Kardinal von Joyeuse und der Herzog von Guise traten hierin dem Herzog von Epernon bei, und dieß verursachte, daß man nachher nicht weiter von der Trennung dieser Verbindung sprach.

10.

Montags gegen Abend begegneten der Prinz von Conti und der Graf von Soissons sich in ihren Wagen an der Ecke von la Croix du Tiroir, einer sehr engen Passage, wegen der Fleischbänke, die gewöhnlich mitten in der Straße sind. Da der Stallmeister des Grafen, der nebst einigen andern Adelichen dem Wagen vorritt, den Wagen des Prinzen sehr rasch angefahren kommen sah, besorgte er eine Ungelegenheit von diesem schnellen Aufeinanderstoßen, und rief daher, ohne jedoch die Equipage des Prinzen zu kennen, ganz laut: halt, Kutscher, halt an! wobei er die Hand an den Degengrif legte. Sobald einige von dem Gefolge des Prinzen dieß erblickten, ritten sie vor, um alle Verdrüßlichkeiten abzuwenden, und sagten dabei: es sei der Herr Prinz.

Auf diesen Zuruf hielt man plötzlich an, und im Vorüberfahren sagte der Graf zum Prinzen aus dem

Schlag: Monsieur, ich bin Ihr Diener! Der Prinz äußerte aber in seinen Mienen einige Empfindlichkeit über den Vorfall.

Die Königinn, der die Sache sogleich hinterbracht wurde, beschloß, um allen verdrüßlichen Weiterungen vorzubeugen, sie noch denselben Abend beide ersuchen zu lassen, sie möchten am folgenden Tag nicht ausgehen, ehe sie wieder Nachricht von Ihr hätten. Der Graf aber schickte sogleich einen seiner Cavaliers an den Prinzen, mit der Bitte, das Vorgefallene zu entschuldigen, indem man ihn nicht gekannt habe, und mit der Versicherung, daß er sein unterthäniger Diener (très humble serviteur) sey. Er erhielt darauf keine Antwort.

II.

Am folgenden Tag früh schickte die Königinn zu dem Herzog von Guise, der die Nacht bei seiner Gemahlin in der Straße Grenelle zugebracht hatte, und ließ ihm bitten, zu dem Prinzen von Conti zu gehen, um ihn, wenn er ihn über den gestrigen Vorfall aufgebracht fände, zu besänftigen, und ihm vorzustellen, es sey ein ungefährer Zufall, und ihre Majestät, der man gehorchen müßte, wünschten, daß der Sache nicht weiter gedacht würde.

Nachdem der Herzog von Guise diesen Befehl erhalten hatten, gieng er mit dem Kardinal von Joyeuse und dem Ritter von Guise, die ebenfalls zu ihm kamen, unter einer Begleitung von ungefehr fünf und vierzig Pferden die Straße Grenelle ganz hinab, dann in die Straße St. Honoré (unerachtet dem Anschein nach der Weg kürzer an der Wohnung des Grafen vorbeigeführt hätte,) und dann endlich nach der Vorstadt St. Germain des Prés.

Dar-

Darüber hinterbrachte man dem Grafen, während er hier Hausarreſt habe, ſpaziere der Herzog von Guiſe mit ſechzig bis achtzig Pferden in der Nachbarſchaft herum, gleichſam ihm zum Hohn. Dieß brachte ihn ſo ſehr auf, daß er ſich ſogleich bei der Königinn darüber beſchweren ließ, und dann alle ſeine Verwandte und Freunde zu ſich entbot, um mit ihnen dem Herzog von Guiſe zu begegnen.

Auf dieſe Nachricht vermochte die Königinn den Prinzen von Conde, der ſich juſt bei ihr befand, ſich zu dem Grafen zu verfügen, um ihm wo möglich dieſen Wahn auszureden. Er fand ihn aber ſo ſehr entrüſtet, daß gar nichts bei ihm auszurichten war. Er beſtand durchaus auf Genugthuung für den ihm zugefügten Unglimpf, deſſen Wirklichkeit er ſich um ſo weniger ausreden ließ, da ſie zuvor ſchon in einiger Mißhelligkeit miteinander gelebt hatten.

Auf die Nachricht von dem Lärm, den der Graf machte, gieng der Herzog von Guiſe nach ſeinem Palais zurück, und von dieſem Augenblick an traten mehrere Herrn und Adeliche zu der einen oder der andern Parthei, je nachdem Intereſſe oder Neigung und Leidenſchaft ſie beſtimmte. Als die Königinn von dieſer Unordnung hörte, und daß die ganze Stadt darüber in Aufruhr ſey; ſo ſchickte ſie nach dem Connetable, und berief ihn nebſt den Herzogen, Marſchällen und andern Kronbeamten zu ſich, um über abhelfliche Maasregeln zu berathſchlagen. Der ganze Tag verſtrich unter Hin- und Herſchicken, ohne zu einem Schluß zu kommen, und es ward nichts feſtgeſetzt, außer daß man Vorkehrungen gegen etwanige Unruhen in der Stadt feſtſetzte.

12.

Mittwochs begaben diese Herrn Herzoge und Kronbeamte nebst dem Connetable sich zu der Königinn beim Lever, wo der Prinz ebenfalls erschien, und wo der Graf von Vaudemont, der Herzog von Nevers und der Herzog von Eguillon versicherten: der Herzog von Guise habe nichts mit dem Herrn Grafen, und habe nicht die entfernteste Absicht gehegt, ihn zu beleidigen; was er gethan habe sei einzig in Gemäsheit des Befehls von Ihro Majestät geschehen, und er sey ganz sein Diener.

Man glaubte hierauf, es würde nun leicht seyn, einen Vergleich zu erzielen, da der Herzog von Guise schon von selbst mit dieser Erklärung entgegen kam. Alles wohl erwogen beschloß man demnach, einige Worte schriftlich aufzusetzen, als Formular für das, was der Graf in Gegenwart der Königinn sagen, und der Herzog von Guise darauf antworten sollte.

Dieß Formular zeigte man dem Grafen, und er versicherte mit der von Ihrer Majestät gutbefundenen Auskunft zufrieden zu seyn; legte es auch dem Herzog von Guise vor; nachdem er aber von der Mittagstafel an den ganzen Rest des Tages hindurch mit dem Herzog von Maine, seinen Verwandten und Freunden darüber hin und her berathschlagt hatte, gab er endlich zur Antwort: er bitte sichs von der Königinn zur Gnade aus, ihn nicht durchaus streng an diese Worte zu binden; die Sache gewönne dadurch das Ansehen der Beilegung eines würklichen Streits, da er doch in der That keinen gehabt habe, noch je mit dem Herrn Grafen zu bekommen wünsche; er sei erbötig, in Gegenwart ihrer Majestät und jeder Ihr beliebigen Personen noch bestimmtere Ausdrücke als die von ihm verlangten,

ſen, zu ſagen; aber den ihm zunächſt vorgeſchlagenen Weg könne er unmöglich betreten.

Als man dieß dem Grafen hinterbrachte, behauptete er, das Anſehen der Königinn ſtehe auf dem Spiel, wenn ſie ſich dießmal nicht Gehorſam verſchaffe, in einer ſo feſtbeſchloſſenen und bereits anbefohlenen Sache; es zeige ſich übrigens hier ganz deutlich, daß dieſe Herrn ſich den Prinzen vom Geblüt an die Seite zu ſetzen gemeint ſeien. Er äußerte ſonſt noch einiges hierüber, was dieſe Sache ſo verworren und ſchwierig machte als möglich, ſo daß man ſich genöthigt ſah, die Entſcheidung auf den folgenden Morgen auszuſetzen, wo alle Kronbeamte zuſammenbeſchieden wurden, um gemeinſchaftlich daran zu arbeiten.

13.

Am Donnerſtag fanden alſo alle Kronbeamten ſich mit dem Connetable beim Lever der Königinn ein, der Herzog von Nevers kam ebenfalls hin mit dem Herzog von Maine, welcher ſagte, er komme um die Erlaubniß zu bitten, daß er ſich auf ſeine Güter begeben dürfe, indem er und alle ſeine andre Verwandte dieß noch für das Anſtändigſte halten: ſie wollten zwar ſämmtlich und unwandelbar dem königlichen Anſehen unterworfen bleiben, wären aber nicht geſonnen, ſich Genugthuung für einen Fehler abdringen zu laſſen, den ſie weder begangen noch zu begehen gedacht hätten.

Auf dieſen Fuß unterhielt er ſich dann mit der Königinn hierüber, und betheuerte: er und die Seinigen (der Herzog von Guiſe ſo gut als die andern) wollten alle für den Dienſt des Königes leben und ſterben, und in keinem Falle hievon ſich abbringen laſſen; ſie fänden es aber doch ſehr hart, daß man ſie anhalten wollte, bey dieſer Gelegenheit Reden nachzuſprechen,

nach

nach denen es scheinen könnte, als hätten Sie eine Beleidigung beabsichtigt, die ihnen doch nie in den Sinn gekommen sey.

Die Königinn gab ihm hierauf zur Antwort: den Gedanken, den Hof zu verlassen, möchte er nur aufgeben, und Sie wolle, was es auch kosten möge, noch ein Mittel ausfindig machen, diesen verworrenen Handel auseinander zu setzen. Der Herzog betheuerte hierauf von neuem seine gänzliche Bereitwilligkeit, sich allem zu unterwerfen.

Man trat hierauf zusammen, um zu berathschlagen, was in der Sache zu thun seyn möchte, und weil es schon spät war, verschob man die Entscheidung auf Nachmittag, wo man sich wieder im Cabinet der Königinn versammelte. Der Prinz von Conde war auch da, und nachdem man die Sache ziemlich lange hin und her überlegt hatte, setzte man endlich einige Worte auf, die der Herzog von Guise zur Königinn sagen sollte, und welche im Wesentlichen besagten, er sei keineswegs gemeint gewesen, den Herrn Grafen von Soissons zu beleidigen, sondern er sei dessen gehorsamer Diener, worauf denn die Königinn antworten sollte, sie sei vollkommen mit dieser Aeusserung zufrieden. Dann sollte sie sich an die ganze Versammlung wenden, und ungefehr sagen: niemand dürfe sich den Prinzen von Geblüt an die Seite setzen, und wer ihnen zu nahe trete, der habe es mit dem König zu thun, welcher sie mit Seinem ganzen Ansehen, nachdrücklichst zu schützen wissen werde.

Dieß Formular hinterbrachte gegen Abend der Prinz dem Grafen von Soissons und der Herr von Bullion und Andre den Herzogen von Guise und von Maine. Ersterer schien damit zufrieden, die andern

aber

aber fanden zwar die erste Hälfte gut, von der letzten hingegen wollten sie nichts hören, unter dem Vorwand daß darin eine Beschuldigung für sie liege, die sie nie verdient hätten; daher sie Ihro Majestät unterthänigst bäten, dieß in Erwägung zu ziehen.

Als man dieß der Königinn hinterbrachte, sagte der Prinz, der schon wieder vom Grafen zurück war: man sehe wohl, daß diese Herrn sich den Prinzen vom Geblüt gleichstellen wollten, da sie es nicht hören möchten, daß die Königinn in ihrer Gegenwart diese Saite berühre. Man versetzte darauf, sie hätten hiegegen ganz und gar nichts, ja sie wären erbötig, dieß selbst zu erklären so oft und viel man wollte, nur nicht in einem vorgeschriebenen Formular, das in Zukunft die Meinung begründen könnte, als hätten sie eine andre Absicht gehabt. Der Prinz war mit dieser Ausflucht nicht zufrieden, und zeigte sich so aufgebracht, daß er ganz zu brechen und sich gerichtlich zu verwahren drohte.

Die Königinn sagte ihm hierauf, Sie wolle keineswegs entgegen seyn, wenn er sich ans Parlement wenden wolle, um seine Gerechtsame auf jedem ihm selbst beliebigen Wege Rechtens zu wahren, indessen wünschte sie doch, daß in Ansehung der Hauptsache endlich dem Streit abgeholfen würde; indem Sie die Sache nicht länger so unentschieden lassen könnte. Da der Graf und der Herzog von Guise über die ersten Aeußerungen einig seyen, so müsse man auch dabei stehen bleiben und sie auf diesen Fuß wieder miteinander aussöhnen.

Da es bereits beinahe zehn Uhr Abends war, verschob man die Ausführung auf den folgenden Tag und der Prinz versprach, wo möglich zu bewürken, daß dieser Vorschlag angenommen würde; indessen werde er

doch

doch sich gerichtlich vorsehen, und einen Parlementsschluß über die obwaltende Ungleichheit auswürken. Damit begab er sich weg.

Weil man aber überlegte, daß dieser Ausweg den Zwist vielmehr verstärken, als beilegen würde, und weil der Prinz bei dieser Gelegenheit ziemlich harte Reden hatte fallen lassen; so wurde nach dem Rath der Marschälle und Kronbeamten beschlossen: die Königinn sollte sich in Verfassung setzen, ihre und des Königs Autorität unter diesen Verwirrungen zu behaupten, und Mittel bei der Hand zu haben, sich Gehorsam zu verschaffen, jeden bei seinen Rechten zu schützen und jedermann Gerechtigkeit zu ertheilen.

Zu diesem Schluß sah man sich vorzüglich auch dadurch bewogen, daß auf beiden Seiten starke Versammlungen gehalten worden waren, so daß just an dem heutigen Tag mehr als fünfhundert Adeliche nach dem Hotel de Guise gekommen waren, um ihre Dienste anzubieten, diejenigen noch ungerechnet, die sich schon gestern dort gemeldet hatten.

Man beschloß demnach, die gewöhnliche Wache des Königs zu verdreifachen, den ganzen Adel aufzufordern, sich bei Seiner Person einzufinden, bei Verlust ihrer Güter und Stellen; auch sollten einige Cavalleriecompagnien herbeibeordert werden. Dieß alles wurde Abends zwischen zehn und eilf Uhr beschlossen, und sollte morgen ins Werk gesetzt werden. Die Königinn schickte zugleich noch diesen Abend zu dem Prinzen von Conde Grafen von Soissons und den Herzogen Guise, Maine und Nevers, und Andern, und ließ sie von dem gefaßten Entschluß vorläufig benachrichtigen, damit sie nicht darüber unruhig werden möchten. Sie ließ dabei beide Theile ermah-

ermahnen, ihrer Pflicht eingedenk zu seyn, und billige Maasregeln zu Beilegung dieser Sache zu ergreifen.

14.

Am Freitag erschien der Prinz beim Lever der Königinn, und nachdem man die Kronbeamten und andere der vornehmsten Mitglieder vom Staatsrath in Ihro Majestät Kabinet hatte eintreten lassen, erklärte er, der Herr Graf wolle sich bei den gestern festgesetzten Ausdrücken beruhigen, auch entsagten sie zusammen dem geäußerten Vorhaben, einen Parlementsschluß auszuwirken; sie baten aber die Königinn, der Protestation — die er selbst auf der Stelle einlegte, und darüber eine Urkunde verlangte — mit beizufügen, daß sie blos um dem Wohlgefallen Sr. Majestät und der öffentlichen Ruhe ein Opfer zu bringen, von der Erklärung ihrer Würde und der Ungleichheit aller Andern abstehen, die man der Königinn in dem Mund zu legen erst für gut befunden gehabt habe.

Die Königinn schickte hierauf nach dem Herzog von Guise, und ließ ihn nebst allen die ihn begleiten wollte, kommen um die verabredeten Worte zu sagen, und damit den Streit zu enden. Sie kamen also alle zusammen, nämlich die Herzoge von Guise, von Vaudemont, von Maine, von Nevers, von Eguillon, und der Prinz von Conti, den man durch eine andere Thüre als jene, ins Cabinet treten ließ, damit es nicht den Schein haben möchte, als wäre er mit unter der in gedachten Worten verlangten Unterwürfigkeit begriffen. Diese Worte wollte übrigens der Herzog von Maine selbst hersagen, statt des Herrn von Guise, um größere Unbefangenheit zu zeigen. Sie bezeugten hierauf sämmtlich durch ihre Reden, daß sie nie im Sinn gehabt hätten, sich den Prinzen vom Geblüt gleich zu

stellen, oder sie zu beleidigen, da sie vielmehr bereit seien, ihnen zu dienen und sie zu ehren.

Die eigentlichen festgesetzten Worte waren folgende. Der Herzog von Maine sagte im Nahmen des Herzogs von Guise zur Königinn: „Madame, da der „Herr Graf von Soissons der Meinung war, als ob „das, was am Dienstag vorgieng, einigen Grund für „ihn enthielte, sich über mich zu beschweren, so kann „ich Ew. Majestät versichern, daß mir keineswegs in „den Sinn gekommen war, Ihm Anlaß hiezu zu ge„ben, und daß es mir sehr leid thun sollte, wenn dem „so wäre. Hätte ich vielmehr ihm begegnet, so würde ich „ihm die ihm schuldige Ehre bezeugt haben, indem ich „sein unterthäniger Diener zu bleiben wünsche." Darauf versetzte denn die Königinn: „Mein Herr Herzog „von Guise, Ihre Aeußerung ist mir sehr angenehm, „und ich bin vollkommen damit zufrieden."

Ungefehr um diese Zeit wars, daß die Königinn den Prinzen von Conde, auf Anrathen der Vornehmsten Ihres Conseils, um ihn ruhig zu erhalten, neunmal hunderttausend Livres überhaupt bewilligte, als Abfindung für die Summen, die man seiner Versicherung nach seinem verstorbenen Bruder an Vorschüssen schuldig war, die er im Dienst des Königs und der Krone gemacht habe. Diese Summe sollte ihm in dreijährigen Fristen nacheinander ausgezahlt werden; daneben bekam er von Ihr noch dreimalhunderttausend Pfund zur Wiedereinlösung der an den Herzog von Lothringen oder Vaudemont verpfändeten Krongüter, der Grafschaft Clermont in Beauvoisis und Creil, in deren Besitz er dann bleiben sollte.

Aus Furcht vor den Unruhen und Verwirrungen am Hofe, und um den Bewerbungen des Grafen von Soiſſons um ſeine Einwilligung und Mitwürkung zu der Vermählung zwiſchen dem Herzog von Enguien und der Prinzeſſinn von Montpenſier auszuweichen, entfernte ſich um eben dieſe Zeit der Kardinal von Joyeuſe vom Hof, und nahm den Weg nach einer Abtei, die er in Touraine beſas, von wo er nach Languedoc und von da endlich nach Rom zu gehen gedachte. Die Königinn, welche von ihm in ihren Geſchäften unterſtüzt zu werden wünſchte, ſchickte ihm einen Eilboten nach, und ließ ihn bitten, zurück zu kommen, und dieſem Eilboten folgte bald auch noch Ihr erſter Hausmarſchall (premier maitre d'hotel), der Herr von Elbene in gleicher Abſicht. Mit vieler Mühe brachte man ihn endlich zurück, gegen die Verſicherung, wenn er nachher ſich doch noch entfernen wollte, werde die Königinn ihn dazu beurlauben. Nachdem er alſo noch vierzehn Tage oder drei Wochen bei Ihren Majeſtäten zugebracht hatte, reiste er am achtzehnten März wieder ab, um ſein erſtes Vorhaben zu verfolgen.

Ebenfalls ungefehr um dieſe Zeit, d. h. zwiſchen dem 12 — 18. d. M. meldete ſich eine Demoiſelle, die ehemals bei Frl. Charlotte du Tillet, und nachher bei der Marquiſinn von Verneuil in Dienſten geſtanden, übrigens aber einen ſehr ſchlechten Lebenswandel geführt hatte. Sie wendete ſich zuerſt an die Königinn Margaretha, mit dem Vorgeben, daß ſie Ihr Dinge von groſſer Wichtigkeit zu eröfnen hätte, und ſprach ihr viel vor von böſen Entwürfen, welche der Herzog von Epernon, die Marquiſinn von Verneuil, Frl. Charlotte du Tillet und andere zuſammen geſchmiedet und gehegt hätten,

und ließ mitunter auch ein Wort davon fallen, daß sie um den begangenen Königsmord gewußt habe.

Die Königinn Margaretha gab der Königinn und dem Kanzler Nachricht davon, worauf man diese Person ins Parlement schickte, wo sie ihre Aussage mit solcher Wahrscheinlichkeit unterstützte und behauptete, und sogar mit mehrern in ihren Händen befindlichen in Liebesangelegenheiten geschriebenen Briefen belegte, daß das Parlement so wie ein Theil der zur Confrontation vorgeladenen Herrn und Andere lange Zeit in Verlegenheit darüber waren. Endlich aber fand man ihre Beschuldigungen unwahrscheinlich; indessen behielt man sie doch in enger Gewahrsam, um zu sehen ob man vielleicht noch weiter etwas aus ihr bringen könnte.

In diese Tage fallen auch einige geringe Unruhen in Guienne, die vorzüglich von den schändlichen Gerüchten herrührten, die man dort in Ansehung der Ermordung des Königs und die Königinn betreffend ausgesprengt hatte. So riefen unter andern zu Euse, — einer kleinen Stadt in Albigeois, die den Reformirten zur Sicherheit eingeräumt worden war, — die katholischen Einwohner einige Adeliche aus der Nachbarschaft zu Hülfe, und wollten sich des Platzes bemeistern. Sie hatten sich sogar schon eines Thurms und eines Thors bemächtigt; allein die Ankunft des Gouverneurs, Herrn von Pauzas, vereitelte ihr Vorhaben, und am folgenden Tag wurde ein Theil der Theilhaber an der Empörung in Verhaft gezogen.

Zu Mas d'Agenois entstand ebenfalls ein Aufstand über die Vollstreckung eines Schlusses vom Staatsrath, vermöge dessen der Capitain Bessieres, der das Schloß inne hatte, und reformirt war, es in die Hände

de des dortigen Priors übergeben sollte, bis zur Entscheidung des darüber anhängigen Rechtsstreits. Der Herr von Castelnau von Marmande, dem die Vollstreckung dieses Schlusses aufgetragen war, versah sich dazu mit Truppen. Die Reformirten zogen ebenfalls welche zusammen, um den Capitain Bessiere zu unterstützen, unter dem Vorwand, der Schluß sei erschlichen, ohne den Kapitain darüber vernommen zu haben. Dieß hätte nothwendig traurige Folgen nach sich ziehen müssen, wenn nicht die paritätische Kammer (chambre mi-partie) von Nerac zween Räthe, einen katholischen und einen reformirten abgeschickt hätte, welche das Glück hatten, beide Theile zur Niederlegung der Waffen zu vermögen. Sie brachten sogar den Herrn von Bessiere dahin, sich zum König und der Königinn zu verfügen, und das Schloß zu räumen, das sie verschloßen, und die Schlüssel mitnahmen, bis auf weitere Verfügungen von Ihren Majestäten.

26.

Schon seit einigen Wochen lag die Königinn dem Herzog von Sülly an, die Finanzverwaltung wieder zu übernehmen, indem bei der großen Erfahrung, die er sich darin erworben hatte, diesem Fache niemand so gut vorstehen könne als er, und weil sie sich überzeugt hielt, wenn er davon abtrete, könne nichts als Verwirrung und Unordnung daraus erfolgen wie das bei allen Aenderungen in wichtigen Stellen beinahe unvermeidlich ist. Der Herzog von Sülly erwog aber, wie sehr viel die Prinzen vom Geblüt sich über den Gang der Geschäfte herausnähmen, und daß es ihm unter diesen Umständen, und bei der geheimen Feindschaft die sie gegen ihn hegten, schwer werden würde, sich ohne

Straucheln oder ein groſſes Unglück in seiner Stelle als Finanzoberaufseher zu behaupten; er hielt daher so oft und dringend bei der Königinn an, ihn dieser Verpflichtung zu entbinden, daß er endlich am 26. seine Entlassung würklich erhielt.

Um ihn dafür und für die Schloßhauptmannstelle in der Bastille, die damit verbunden war, weil in der Bastille der königliche Schatz lag, zu entschädigen, gab die Königinn ihm dreimalhunderttausend Pfund, nebst einer Generalquittung über die Summe von sechs Millionen Pfund, die damals just in der Bastille hinterlegt waren.

Die Königinn erklärte hierauf sich selbst zum Schloßhauptmann von der Bastille, und ernannte zu ihrem Lieutenant ihren Chevalier d'Honneur, den Herrn von Chateauvieux, zum Souslieutenant aber bei dessen Abwesenheit den Hofjunker (gentilhomme servant) von Vauzay. Für die Führung der Finanzen stellte sie drei der vorzüglichsten Staatsräthe an, den Herrn von Chateauneuf und die Präsidenten Jeannin und de Thou. Man setzte dabei einige Reglements fest, nach denen die Finanzen verwaltet und gehandhabt werden sollten, wobei der Präsident Jeannin gewissermasen Generalcontroleur war.

Gegen das Ende dieses Monats liefen abermals Nachrichten ein, von einigen in Guienne vorgefallenen Unordnungen da zu Tours de Labrit, einem schlechten, beinahe ganz aufgegebenen Platz, einige Reformirte einfielen, und mehrere Insolenzen verübten, die schnurstraks gegen die Schlüsse des Parlements von Bourdeaux liefen. Was ihnen dabei vorzüglich zu statten kam, war der Jurisdictions-Conflict zwischen diesem Parlement und dem Justizamt zu Nerac, vor das

alle

alle Händel der Reformirten gehörten. Da indeſſen dieſer Platz beinahe von gar keiner Bedeutung war, machte man nicht viel daraus.

Zu Caumont fiel ebenfalls etwas vor, was den Reformirten Urſache gab, ſich zu beſchweren; der Herr von Argillemont nämlich, welcher dort kommandirte, befahl dem reformirten Prediger, die Stadt zu räumen, und allenfalls, wenn er wollte, in den Vorſtädten ſich niederzulaſſen, um da fernerhin ſeine Predigt zu halten. Dies war den zu ihren Gunſten erlaſſenen Edicten durchaus entgegen. Man trug daher dem Grafen von St. Pol auf, dahin zu ſehen, daß dieſer Fehler wieder gut gemacht würde; denn der Platz gehörte, von ſeiner Gemahlinn her, ihm, und er hatte den Herrn von Argillemont darinn angeſtellt. Er geſtand ſogar, daß dieſer nur auf ſeinen Befehl ſo gehandelt habe, weil ihm von mehrern Orten her zu Ohren gekommen ſey, daß die Reformirten einen Anſchlag auf dieſen Platz hätten, und ſich deſſen unter dem Vorwand, daß es ein Sicherheitsplatz ſey, bemächtigen wollten. Da er indeſſen ſah, daß dies Verfahren der Königinn mißfiel, und daß es Unruhen in der Provinz verurſachen konnte, ſo ſchrieb er dem Gouverneur Argillemont, er ſollte dieſen Schritt zurücknehmen, und alles auf dem vorigen Fuße laſſen; was auch geſchah.

Februar.

Zu Anfang dieſes Monats zog man in Erwägung, daß der Herzog von Savoyen noch immer eine ſtarke Macht auf den Beinen hielt, ohne daß abzuſehen war, gegen wen er Gebrauch davon zu machen gedächte; denn mit dem König von Spanien hatte er bereits ſeinen

Vergleich geschlossen, und der Connetable von Castilien hatte den gröſten Theil seiner im Mailändischen und an der Piemontesischen Grenze gestandenen Truppen deswegen schon wieder aus einander gehen lassen. Es war daher leicht Verdacht zu schöpfen, es möchte damit auf eine Expedition diesseits angesehen seyn, besonders da man auch Nachricht hatte, daß bey der letzten darüber gehaltenen Revue einige Truppen Befehl erhalten hatten, sich gegen unsre Grenze zu ziehen.

Was diesen Verdacht um so mehr bestärken konnte war dies, daß der Herzog von Savoyen vielleicht unzufrieden seyn möchte, weil man ungeachtet des vom verstorbenen König ihm gegebenen Wortes, und der seither oft wiederholten Versprechungen es doch noch immer verschob, die Ehestiftung zwischen seinem Erbprinzen und der ältesten französischen Prinzessinn in Richtigkeit zu bringen. Man setzte sich daher in Verfassung, sich seinen Entwürfen zu widersetzen, welche nur entweder auf Genf, oder das von den Bernern weggenommene Amt Vaux, oder endlich gegen uns gerichtet seyn konnten.

Zu dem Ende lieſ man alle Gouverneurs und Lieutenants generaux von Provinzen und andre Gouverneurs von Grenzplätzen, welche sich am Hof aufhielten, schleunig nach ihren Posten abgehen, nämlich alle von Bourgogne, Bresse, Lionnois, Dauphine und Provence. Man schrieb an den Marschall von Lesdiguieres, er sollte ein wachsames Auge auf alle Bewegungen des Herzogs haben, und einige Mannschaft bereit halten, die sich in Genf werfen könnte, sobald es nöthig würde. Man ließ gegen die Grenzen, besonders von Bresse, die ganze schwere und leichte Cavallerie und alle Infanterie marschiren, die in verschiedenen Orten des Reichs vertheilt stand. Man befahl den Capitains, sich

gefaßt

gefaßt zu machen, auf den ersten Wink ihre Musterung zu halten, und trug darauf an, sechstausend Mann Schweitzer zu werben. Dabey beschloß man noch, an den Herzog selbst den Herrn von Barrault, der am Ende dieses Monats dahin abging, zu schicken, um anzufragen, wessen man sich von ihm zu versehen hätte, ihn zu Niederlegung der Waffen einzuladen, und ihm zu erklären, im Fall er gegen Frankreich oder dessen Freunde etwas unternähme, würde man sich ihm aus allen Kräften nachdrücklich widersetzen.

Die erste Antwort, die der Herzog von Savoyen hierauf ertheilte, war: er habe sich gemüßigt gesehen, seine Armee noch auf den Beinen zu halten, weil er den Spaniern nicht traue, von denen noch sieben bis acht hundert im Mailändischen marschfertig ständen; er habe nicht die entfernteste Absicht, etwas gegen Frankreich zu unternehmen; noch weniger gegen Genf, das ja, wie er wohl wisse, unter französischem Schutz stehe; er habe aber vor, seine Truppen in das ihm zuständige und von den Bernern weggenommene Amt Vaur einfallen zu lassen, wobei er Frankreich gar nicht interessirt glaube. Man gab ihm aber hierauf zur Antwort, bei der Verbindung, in der man mit den Bernern stehe, werde man sie nicht angreifen lassen können, ohne ihnen beizustehen.

März.

Da sich indessen durch ganz Frankreich das Gerücht verbreitet hatte, der Herzog von Savoyen wolle Genf angreifen, so zog von allen Seiten eine Menge Adelicher und Officiers und andre dahin, theils um sich bei dieser Gelegenheit hervorzuthun und Ehre zu erwerben, theils,

und zwar die meiſten, weil ſie Reformirte waren und ſich durch Pflicht oder Nächſtenliebe dazu verbunden achteten. Man bekam ſogar Nachricht, daß in Nieder-Languedoc, Vivarez und Dauphine die Reformirten zuſammengetreten wären, um einige Truppen hiezu auf drei Monate zu unterhalten, wie ſie denn überhaupt auch von allen ihren Glaubensgenoſſen in ganz Frankreich Unterſtützung erhielten. Den ganzen Märzmonat hindurch war dieſe Stadt ſo ſehr mit Truppen angefüllt, daß man ſich genöthigt ſah, einen Theil davon in die Vorſtädte und benachbarte Dörfer zu verlegen.

Der Marſchall von Lavardin wurde nach England geſchickt, um von Seiten Ihrer Majeſtäten den König und die Königinn zu beſuchen, und die beſtehenden Bündniſſe zu bekräftigen. Er wurde ſehr gut aufgenommen.

Gegen das Ende des Februars, in den Monaten März und April hielten die Reformirten ihre Provinzial-Kirchenverſammlungen, um darauf die Deputirten zu wählen und zu ernennen, und mit Inſtructionen zu verſehen, die ſie zu der ihnen auf den 25. Mai bewilligten allgemeinen Kirchenverſammlung ſchicken wollten.

Am 23. gingen Ihre Majeſtäten von Paris ab, um die Feiertage in Fontainebleau zu halten, wo Sie auch den ganzen April zubringen wollten. Dem Staatsrath befahlen Sie, ſich nach den Feiertagen dort einzufinden, um die vorkommenden Geſchäfte abzumachen.

Um eben dieſe Zeit fiel zu Bourg in Breſſe zwiſchen dem Oberſtallmeiſter und dem dortigen Gouverneur

neur, Herrn von Boesse ein Streit vor, aus folgender Veranlassung.

Auf die Nachricht nämlich, daß der Oberststallmeister von Paris abgereist sey, um nach seinem Gouvernement Bourgogne und Bresse, und selbst bis nach Genf zu gehen, um die Genfer alles Beistandes von Seiten Ihrer Majestäten zu versichern; und auf die unter der Hand vorgeblich erhaltene Warnung, daß dieser Herr einen Anschlag auf seine Person und seinen Platz habe, (wie er denn schon unter dem vorigen König ähnliche Veranlassungen zu Mißtrauen gehabt habe) schickte der Herr von Boesse ihm bis nach Macon entgegen, und ließ ihn bitten, er möchte nicht nach Bourg kommen, indem er ihn bei seiner gegenwärtigen zweideutigen Lage nicht aufnehmen könnte.

Der Oberststallmeister gab hierauf zur Antwort: er habe ihm doch nie Anlaß zu einem Argwohn dieser Art gegeben; um ihm auch izt desto weniger Ursache dazu zu geben, werde er in einer solchen Verfassung zu ihm kommen, daß er Ursache finden solle, ihm ganz zu trauen, indem er sich ganz seiner Discretion überlassen werde. Würklich setzte er auch seine Reise fort, blos von fünf oder sechs Adelichen, ohne Waffen, begleitet.

Als er so bei der Stadt ankam, gingen die Einwohner ihm entgegen, um ihn zu empfangen; ein gleiches thaten auch drei dort stehende Compagnien vom Regiment Champagne. Bei seiner Annäherung machten die auf einer Bastei der Citadelle unters Gewehr getretenen Soldaten eine Salve, worunter verschiedene Gewehre mit Kugeln geladen waren, wovon ein Bürger getödtet und ein anderer erschossen wurde *).

Der

*) Man wollte nachher versichern, dieser Schuß sei nicht aus der Citadelle, sondern von einem der Bürger gekommen, die ihre Freudenschüsse thaten.

Der Oberststallmeister ließ sich indessen hierdurch nicht abhalten in die Stadt zu kommen, wo er zu dem Herrn von Boesse schickte, und anfragen ließ, woher diese Unordnung komme? Dieser ließ ihm darauf sagen, die Unvorsichtigkeit einiger Soldaten sey Schuld daran, und dafür könne er nichts. Er bat übrigens den Oberststallmeister, nicht in die Citadelle zu kommen, indem er sich bettlägrig, also ausser Stand befinde, Ihn zu empfangen, auch sein Argwohn noch nicht gehoben sey. — Der Oberststallmeister setzte also am folgenden Tag seine Reise nach Genf fort *).

April.

In Erwägung des Alters und der Kränklichkeit des ersten Präsidenten von Harlay zu Paris, der diese Stelle nicht wohl länger versehen konnte, genehmigte ihm die Königinn die Niederlegung derselben in Ihre Hände, und verlieh solche dem Präsidenten Verdun, damals ersten Präsidenten zu Toulouse. Der Präsident von Thou bezeugte einige Empfindlichkeit hierüber, weil er selbst sich Rechnung darauf gemacht hatte. An Verduns Stelle zu Toulouse kam der Herr von Clary, ein alter Requetenmeister, der sich dort aufhielt, und dabei mehrere Jahre hindurch das Amt eines Vicepräsidenten (juge mage) versehen hatte. — Der Herr von Verdun wurde am ersten Gerichtstag nach Quasimodogeniti ins Parlement aufgenommen, nachdem der Präsident von Harlay in der letzten Sitzung vor Ostern Abschied genommen hatte.

Am

*) Dieser Streit wurde nachher beigelegt, wie wir weiter unten finden werden. Schon damals aber faßte man den, nachher auch ausgeführten, Vorsatz, Bourg zu schleifen.

Am zehnten oder zwölften arbeitete der Herr von la Varenne, — den die Königinn an den Oberſtſtallmeiſter und den Herrn von Boeſſe abgeſchickt hatte, um das unter ihnen entſponnene Mißverſtändniß auf eine ſchickliche Art beizulegen — mit ſolchem Eifer und Erfolg daran, daß er eine Zuſammenkunft unter ihnen vermittelte, und es dahin brachte, daß der Oberſtſtallmeiſter auf ſeiner Rückreiſe zu Bourg in die Citadelle kam, jedoch nur mit fünf oder ſechs Perſonen, wo ihn denn der Herr von Boeſſe, der ihm weit vor die Stadt entgegen gegangen war, aufnahm; dieſer ließ jedoch hiebei noch ſo viel Froſt und Mißtrauen blicken, daß das Mißverſtändniß dadurch noch nicht gehoben war.

Am 21. beſchloß die Königinn, weil ſie ſah, daß der Herzog von Savoyen trotz allen ſeinen Verſicherungen gegen den Herrn von Barrault, ſeine Armee noch immer nicht aus einander gehen ließ, und alſo ſeine Nachbarn noch immer in der Unruhe hielt, den Herrn von la Varenne an ihn abzuſchicken, mit dem Auftrag, ganz beſtimmt auf die ſchleunige Niederlegung der Waffen zu dringen, und nicht eher wieder zurück zu kommen, bis er entweder die wirkliche Erfüllung dieſes Antrags geſehen, oder eine ausdrückliche Weigerung erhalten hätte. Er hatte ſogar Befehl, ihm im Fall der Weigerung oder Zögerung zu erklären, man werde dies als einen Friedensbruch anſehen, und allen bei ſeiner Armee oder in ſeinen Staaten befindlichen Franzoſen zu befehlen, daß ſie ſich bei Strafe der Unbotmäßigkeit in ihr Vaterland zurück begeben ſollten; auch ſollte er es ſogleich allen benachbarten Gouverneurs und Lieutenants generaux zu wiſſen thun. Dieſen Auftrag betrieb er mit ſolchem Nachdruck, daß der Herzog ſich endlich entſchloß, Ihre Majeſtät zufrieden zu ſtellen, und kurz

darauf

darauf anfing, die Franzoſen in ſeiner Armee zu verabſchieden, mit dem Verſprechen, eben ſo in Anſehung ſeiner übrigen Truppen zu verfahren.

Ungefähr am 26. nahm der Herzog von Guiſe Abſchied von der Königinn, um nach ſeinem Gouvernement Provence abzugehen, wo das Wohl der ganzen Landſchaft ſeine Anweſenheit nothwendig machte.

Gegen das Ende dieſes Monats erhielt der Prinz von Conde' Erlaubniß, nach ſeinem Gouvernement Guyenne abzugehen, nachdem er mehrere abſchlägige Antworten deshalb von der Königinn bekommen, und deswegen endlich ſogar zu verſtehen gegeben hatte, er würde ſich dieſe Erlaubniß nehmen, wenn man ſie ihm nicht gutwillig geben wolle. Er beorderte hierauf ſeine ganz neuerlich errichtete Compagnie Chevaurlegers auf das Ende des Maimonats nach Iſſoudun zur Muſterung, der er ſelbſt beiwohnte. Er hielt zugleich darum an daß man ihm einige Unterſtützung zur Muſterung eines Theils ſeiner Gensd'armen-Compagnie auswerfen möchte. Er erhielt es auch, behielt aber lieber das Geld für ſich, ſtatt es zu dem angegebenen Zweck zu verwenden.

Am letzten April erhielt der Herzog von Epernon Erlaubniß, eine Reiſe nach ſeinem Gouvernement Angoumois und Xaintonge, und von da nach Cadillac zu machen, um hier ſein Bauweſen in Augenſchein zu nehmen, auch andere kleine Geſchäftsreiſen in Gaſcogne in ſeinen Privatangelegenheiten zu machen.

May.

In den erſten Tagen dieſes Monats kamen Ihre Majeſtäten nach Paris zurück, um den Feierlichkeiten und Andachtsübungen zur jährigen Gedächtnißfeier des hochſeeligen Königs deſto bequemer beiwohnen zu können, wobei die meiſten Prinzen, öffentliche Perſonen und Adeliche ſich in verſchiedenen Kirchen befanden.

11.

Auf Anhalten einiger der Vornehmſten von der reformirten Religion, daß man die nach Chatelleraut verwilligte allgemeine Verſammlung ihrer Deputirten nach Saumur verlegen möchte, theils weil ſie hier weit bequemer wären, in Anſehung der Logis und Lebensmittel, da noch überdieß der Herr von Pleſſis hier als unmittelbarer Gouverneur angeſtellt ſey, theils auch weil die Nähe von Chatelleraut die von Poitiers argwöhniſch mache. Auf dieß Anhalten alſo ließ die Königinn unter heutigem Datum mit Beirath Ihres Conſeils ein Bewilligungsdecret hierüber ausfertigen, das den Deputirten dieſer Religionspartei zu weiterer Inſinuation eingehändigt wurde.

16.

Auf die verſchiedenen Nachrichten von Neid, Mißtrauen und Argwohn, welche ihre Unterthanen der Religionsverſchiedenheit wegen an mehrern Orten gegen einander faßten, ſo daß ſie Wachen deswegen unter ihren Thoren ausſtellten, glaubte die Königinn, es möchte beſſer ſeyn, wenn dieß mit Ihrer Bewilligung als aus eigner Macht geſchähe, da es den ausdrücklichen deshalb ergangenen Verfügungen gänzlich zuwider lief. Sie ſchrieb daher an die Gouverneurs und Lieutenants generaux in den Provinzen,

wo

wo Unterthanen von verschiedenen Religionen waren, sie möchten gleichsam von selbst und aus Nachsicht den Städtern erlauben, Wachen unter ihre Thore zu stellen, um für ihre Sicherheit zu sorgen, und diejenigen, welche ein und aus passirten, zu beobachten.

Der ganze Monat verstrich übrigens ruhig, ohne daß sich weiter etwas Neues zutrug.

Junius.

Zu Anfang dieses Monats giengen Ihre Majestäten nach Fontainebleau zurück, wohin auch der Herr von la Varenne nachkam, und die Nachricht brachte, der Herzog von Savoyen habe alle Franzosen in seiner Armee, von welcher sie den größten Theil ausmachten, entlassen, danke auch die übrigen ab, und wollte blos so viel stehen lassen als er zu seinen Garnisonen brauche, nebst einem kleinen Corps zu einer See-Expedition gegen die Unglaubigen.

Einige Tage darauf kam auch der Herr von Escures zurück, den man als Marschcommissär für die Truppen gebraucht hatte, die an die Grenze von Bourgogne, Bresse und dort herum beordert waren. Er bekräftigte was der Herr von la Varenne von dem Herzog von Savoyen gemeldet hatte, und setzte noch hinzu, die Genfer, von aller Furcht frey, hätten ebenfalls die ihnen zu Hülfe gezogenen Truppen abgedankt. Würklich kam auch der General dieser Truppen, der Herr von la Roue, nach Hof zurück.

Man erhielt Nachricht von der erfolgten Eröfnung der Versammlung der Reformirten zu Saumur, wohin

hin der König die Staatsräthe Herrn von Boissise und Bullion schickte, mit dem bloßen Auftrag, sie auf alle Weise der gnädigen Gesinnungen Sr. Majestät zu versichern, Höchstwelche einzig wünschten, sie bei dem Genuß der ihnen durch das Edict von Nantes, die geheimen Artikel und die Antworten und Resolutionen auf ihre eingerichte Schreiben, verliehenen und bestätigten Rechte und Freiheiten, wie sie solche unter dem hochseligen König genossen, zu fassen und erhalten, mit der Hoffnung und Ermahnung, daß dagegen auch sie sich innerhalb der Grenzen dieses Edicts zu verhalten nicht ermangeln würden. Diese Staatsräthe wurden dort sehr gut aufgenommen, und nachdem die Versammlung ihren Vortrag vernommen hatte, antwortete der zum Präsidenten erwählte Herr von Plessis so darauf, wie man es in diesem Fall nur wünschen konnte.

Die Versammlung schickte hierauf einen aus ihrem Mittel, Baron Benas genannt, an Ihre Majestäten, mit Beschwerden über einige zu Chatillon am Indre verübt seyn sollende Excesse, bei Gelegenheit eines von Sr. Majestät gegen den Schloßhauptmann daselbst den Baron von Genevieres ergangenen Rescripts. Man hatte nämlich Klage gegen ihn erhoben, daß er seit einigen Monaten zur reformirten Religion übergetreten sey, eine starke Besatzung in das Schloß ziehe, und seither sehr emsig an den Werken arbeiten lasse. Auf diese Klage nun war eben dieß Rescript erfolgt, mit der Auflage, die Garnison sollte auseinander gehen, die Soldaten für etwanige Ausschweifungen zur Strafe gezogen und alle seit der Religionsänderung des Baron von Genevieres vorgenommene Werker und Veränderungen am Platz wieder in den vorigen Stand gesetzt werden. Der Marschall von Bouillon, der damals im Begriff war, zur Versammlung zu gehen,

hatte hierauf den Auftrag erhalten, durch Chatillon zu gehen, und nebst dem Herrn von Courtenvault dieß Reſcript vollziehen zu laſſen. Weil er aber Eile hatte, um noch zu rechter Zeit bei der Verſammlung einzutreffen, hatte er dieſe Vollſtreckung einem daſigen von Adel überlaſſen. Die zur Demolition gebrauchten Einwohner des Orts thaten vielleicht aus einiger Erbitterung mehr als ihnen befohlen war, riſſen auch noch ein älteres Werk mit nieder, und ſtießen einige Schimpfreden aus,

Dieß war alſo der Gegenſtand obiger Beſchwerden, worauf Seine Majeſtät, um ihnen zu zeigen, wie ernſtlich Sie verlangten, Ihren Unterthanen Gerechtigkeit zu ertheilen, (keinesweges aber um dieſe Verſammlung beſonders zu vergnügen, als welche in dieſer Sache die ſie nicht im Ganzen betraf, mit nichten ſich hätte eines Vertretungsrechts anmaßen ſollen) befohlen, der Requetenmeiſter Frere ſollte ſich an Ort und Stelle verfügen, und alle widrige Weiterungen wieder ausgleichen.

15.

Man erhielt Nachricht, daß der Herzog von Nemours ſeine mehrere Monate zuvor mit der zweiten Tochter der Herzoginn von Aumale contrahirte Verbindung wieder aufheben wolle, weil der Herzog von Savoyen ihm ſeine Tochter, Prinzeſſinn Catharina, verſprach. Er habe es bereits der Herzoginn von Aumale zu wiſſen gethan, der es ſehr nahe gehe.

18.

Nachricht vom Tod des Herrn von Treigny, Gouverneurs von Stadt und Schloß Amiens und Lieutenant der Chevauxlegers-Compagnie der Königinn.

Ver-

Verſchiedene Herrn und Adeliche bewarben ſich um dieſe Stellen, nach Verlauf einiger Wochen aber verlieh die Königinn das Gouvernement von Amiens dem Marquis d'Anire, der ſchon Lieutenant general in der Picardie war, die Chevauxlegers-Compagnien hingegen ließ ſie ganz eingehen.

Der Graf von St. Pol ſchien über dieſe Verfügungen unvergnügt; ſeine Hauptbeſchwerde war aber darüber, daß man ungeachtet nach der Verordnung des hochſeeligen Königs dem Herzog von Longueville, ſeinem Neffen, bei Erreichung des achtzehnten Jahrs das Gouvernement von der Picardie übergeben werden ſollte, jetzt bei herannahendem Zeitpunkt ſich doch noch keine Ausſicht zeige, ihn anzuſtellen. Die Königinn gar verſicherte ihn, er ſollte die erſte erledigte Stelle erhalten, und ertheilte ihm auch noch ein andres Verſprechen.

27.

An dieſem Tag ungefehr kehrten Ihre Majeſtäten von Fontainebleau zurück, nach Paris, und unmittelbar nach ihnen langten auch die Herrn von Boiſſiere und Bullion an, mit Berichten von der günſtigen Stimmung, worin ſie die meiſten Glieder der Verſammlung zu Saumur gefunden hatten.

Julius.

Einige Tage darauf, am 5. oder 6. Juli, kamen auch die Herrn Barons la Caze und Courtaumer nebſt dem Prediger Ferrier, Mirande aus la Rochelle, und dem Advocaten Armet aus Bourgogne, nach Paris, als Abgeordnete dieſer Verſammlung an Ihre Majeſtä-

ten. Zween Tage darauf warteten sie Ihnen auf, und übergaben ihre Schreiben, welche im Beisein der Prinzen vom Geblüt, der andern Prinzen und Kronbeamten, auch der vornehmsten Mitglieder des Staatsraths aufmerksam durchgelesen, geprüft und beantwortet wurden.

Nachdem man einen Theil dieses Monats hierauf verwendet hatte, wurden endlich die Abgeordneten vor die Königinn gefordert, welche ihnen Erlaubniß zur Rückreise ertheilte, nachdem Sie solche zuvor Ihrer Gnade versichert und ihnen gesagt hatte: Sie habe auf ihre Artikel so geantwortet, daß sie Ursache finden würden, damit zufrieden zu seyn. Die gebetene Verlängerung in Ansehung der Sicherheitsplätze habe Sie auf fünf Jahre bewilligt: die Verstärkung ihrer Garnisonen und den Unterhalt ihrer Geistlichen unterstütze Sie so gut als die Lage der Angelegenheiten es ihr gestatten wollten, ohne sich zu mehr verbindlich zu machen; Sie wünschte, daß die Versammlung sechs aus ihrem Mittel ernennte, von denen Sie zween auswählen wollte, die sich bei dem König und bei Ihr aufhalten könnten, und dann sollten ihnen ihre eingereichten Vorstellungen ausgehändigt werden, wogegen Sie aber erwarte, daß die Versammlung dann sogleich auseinander gienge.

Damit beurlaubten sich die Abgeordneten und reisten gegen das Ende des Monats ab, wiewohl unzufrieden darüber, daß sie ihre übergebenen Vorstellungen nicht mit bekamen. Die Königinn, welche die Versammlung auf alle Art in den Schranken ihrer Pflicht zu erhalten bedacht war, schickte den Abgeordneten drei oder vier Tage darauf den Herrn von Bullion mit den Vorstellungen und dem Prolongationsdecret nach, um solche unmittelbar nach geschehener Nomination auszuhändigen.

Gegen Ende dieſes Monats war ein Streit zwiſchen dem Herzog von Vendome und von Monthazon, wovon der Grund wohl einzig in der Eiferſucht oder einem eingewurzelten Haſſe lag. Sie machten Mine auf den Degen einander zu fordern; dieß wurde jedoch hintertrieben, und von der Königinn ihre Ausſöhnung bewirkt.

Unterdeſſen erhoben Ihre Majeſtäten ſich nach St. Germain en Laye, wo Sie zwölf bis vierzehn Tage bei den dort befindlichen Königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen verweilten. Sie hatten ſogar das Vergnügen daſelbſt der Vorſtellung einer Tragicomödie beizuwohnen, welche die jungen Herrſchaften veranſtaltet und dabei ſelbſt einige Rollen übernommen hatten.

August.

1.

Die Weibsperſon, von der wir oben ſchon ſprachen, daß ſie wegen ihrer Anſchuldigungen in Betref des Königsmords vors Parlement gebracht worden war, wurde an dieſem erſten August gerichtet und verurtheilt: ihre Tage zwiſchen vier Mauern zu beſchließen: die Angeklagten hingegen wurden freigeſprochen. Sie wußte ihre Reden ſo gut einzukleiden, und ihre Anklagen auf eine ſo entſchloſſene Art zu behaupten, daß man nicht Grund genug fand, ſie zum Tod zu verurtheilen. —

Der Herzog von Guiſe kam von ſeinem Gouvernement Provence wieder zurück nach Hof. —

Man erhielt Nachricht von der Wahl des Maires und der Geſchwornen zu Bourdeaux, welche die Königinn

mit Ungeduld erwartete, wegen der ränkevollen Bewerbungen, die dabei von Seiten des Prinzen von Conde, des Herzogs von Epernon und Anderer dort Anwesenden vorgefallen waren. Die Absicht Ihrer Majestät wurde jedoch dabei vollkommen befolgt, und der Herr von Barrault an die Stelle des Herrn von Requelaure zum Maire ernannt.

Der Chevalier von Vendome gieng von Hof ab, und beurlaubte sich vom König und der Königinn, um nach Maltha zu gehen, wohin ihn zwei Galeeren brachten, die seiner Rückkunft dort harren sollten.

12.

Ihre Majestäten kommen nach Paris zurück.

20.

An diesem Tage ungefehr erhielten Ihre Majestät Depeschen vom Herrn von Bullion, worin er schrieb, er habe zu Saumur zu verstehen gegeben: wenn sie die Deputirten nominiren wollten, so würde er dann ihnen ihre Vorstellungen beantwortet, nebst den Decreten über die übrigen ihnen zugestandenen Gnadenbeweise Sr. Majestät einhändigen; die ganze Versammlung hätte aber einstimmig darauf bestanden, sie müßten ihre Vorstellungen zurück haben, ehe sie zur Nomination schritten.

Ihre Majestät ertheilte hierauf dem Herrn von Bullion in Rückantwort den Auftrag, der Versammlung anzudeuten, sie hätte unverweilt ihre Deputirte zu nominiren, und dann sogleich unverweigert auseinander zu gehen, bei Strafe der Unbotmäßigkeit. Dabei erfolgte zugleich ein Allerhöchstes Schreiben an die Versammlung selbst in gemessensten Ausdrücken, nebst Befehl an den Herrn von Bullion, sogleich

nach

nach deſſen Behändigung und abgelegter Erklärung ab- und zurück zu gehen.

Der Herr Marſchall von Bouillon, der bei dieſer Gelegenheit ſeinen Eifer für den Dienſt des Königs und die Befriedigung der Königinn beweiſen wollte, that unterdeſſen alles Mögliche, um die Verſammlung dahin zu vermögen, daß ſie den Befehlen Ihro Majeſtät gehorchte. Als ſogar der Herr von Bullion ihm den Vorſchlag that, ſich willig zum Gehorſam gegen die königlichen Befehle zu erklären, und mit denen, die er auf ſeine Seite bringen könnte, abgeſondert zur verlangten Nomination zu ſchreiten, die er (Bullion) als wäre ſie von der ganzen Verſammlung geſchehen, zu acceptiren bevollmächtigt ſey, ſo bot der Marſchall auch hierzu willig die Hände.

So fanden ſich dann 25. bis 28. welche einhellig ſich zum Gehorſam bereit erklärten. Unter dieſen waren die Herrn von Parabelle, Chatillon, Montlovet, Vicomte von Gourdes, Panzes, Bertichères, Coutraumer, la Caze und andre.

September.

Sobald die Verſammlung dieß ſah, beſorgte ſie, das Beiſpiel möchte anſteckend ſeyn, und weiter um ſich greifen. So kam es denn daß ſie endlich am 3. nach Einſicht des königlichen Schreibens und Vernehmung der Allerhöchſten Befehle, den Entſchluß faßte, zu gehorſamen, und zu der anverlangten Nomination vorzuſchreiten; was auch am 5. geſchah. Sie ernannten demnach ſechs Deputirte, aus denen Ihro Majeſtät zween erwählten, nämlich die Herrn von Rouvrai, einen Adelichen aus Bourgogne, und la Milletiere, einen Advocaten aus Poitou. Uebrigens erfolgte dieſe

Ernennung ganz unvermuthet und ohne Vorwissen des Marschalls von Bouillon und seines Anhangs, blos von denen, die zuvor die hartnäckigste dagegen geschienen hatten.

Am 9. oder 10. lief das königliche Acceptations- und Wahldecret bei der Versammlung ein, nebst dem Befehl an sie, auseinander zu gehen, was sie auch einen oder zween Tage darauf befolgte, doch so, daß die meisten sehr unzufrieden wegreisten. Sie beklagten sich darüber, daß der Marschall den Saamen der Zwietracht unter sie ausgestreut habe, und schoben alles Unheil was daraus erfolgen möchte, auf ihn. Sie sagten sogar überall wo sie durchkamen, ganz unverholen, jene hätten ihre Kirche verkauft und verrathen, und man müsse dagegen in ihren Special-Versammlungen auf Gegenmittel bedacht seyn. Ihre Prediger die sich ebenfalls alle den Absichten der Königinn widersetzt hatten, stimmten ganz hiermit überein.

Ungefehr um diese Zeit beschloß man mit dem Herrn von Boesse wegen seines Gouvernements in der Citadelle von Bourg zu unterhandeln, die man gern schleifen wollte, weil sie für Frankreich unnütz war, und vielmehr schädlich werden konnte, da der Herzog von Savoyen sie in dieser Absicht angelegt hatte. Der Herr von la Varenne, den man zu dieser Unterhandlung brauchte, brachte auch den Herrn von Boesse dahin, daß er sich mit dreimalhunderttausend Pfund dafür abfinden lassen wollte, was man bewilligte, und dann den Platz niederriß.

Gegen das Ende des Monats zeigte der Herzog von Guise sich unzufrieden darüber, daß er weder zum Staats-

Staatsrath, noch überhaupt zu Staatsgeschäften gezogen wurde, und daß der Graf von Soissons sich in einige besondre Angelegenheiten mischen wollte, die doch sein Gouvernement Provence betrafen. Uebrigens bewies er durchaus in seinem Benehmen, daß er sich in den Schranken seiner Pflicht halten würde.

Diesen Monat hindurch und noch im Anfang des folgenden gab es starke Zusammenkünfte in den Provinzen Bretagne, Normandie, Poitou, Saintonge und mehrern andern Orten, aus Veranlassung des zwischen dem Herzog von Rez und dem Grafen von Brissac rege gewordenen Streites über den Vorsitz auf dem Landtag in Bretagne. Bei den weitläuftigen und ausgebreiteten Freundschaften beider Herrn konnte dieser Streit bedenkliche Folgen haben. Beinahe der gesammte Adel im ganzen Reich interessirte sich für einen oder den andern Theil, und der Landtag selbst wurde deswegen immer noch verschoben.

Die Sache war vor den Staatsrath gebracht worden, hatte aber nicht erledigt werden können, weil die eine Parthei sich nie dazu verstehen zu wollen schien, und man doch gegen keinen Theil gern unbedingt absprechen wollte. Endlich aber faßte man doch am 18. d. M. einen Schluß, besage dessen Se. Majestät beide Herrn zu sich entbieten sollte, nur mit ihrem gewöhnlichen Gefolge, bei Strafe des Verlusts aller Rechte und Ansprüche im Ermanglungsfall, und unter ernstlicher Verwarnung an den gesammten hohen und niedern Adel, sich nicht in die Sache zu mischen, darum aufzusitzen, noch zusammen zu treten bei Strafe der Unbotmäßigkeit. Der Landtag sollte unterdessen auf den 15. Dec. ausgeschrie-

ben und die Partheien zur Entscheidung vor das Parlement von Bourdeaux gewiesen werden.

Es fiel um diese Zeit auch noch ein lebhafter Streit vor zwischen dem Herzog von Aumont und dem Grafen von Chateauroux, wegen eines Vorfalls zwischen der Gemahlinn des Grafen und dem Herrn von Aumont, wobei mehrere Personen getödtet wurden, letzterer aber verwundet ward. Dieß veranlaßte starke Zukammenkünfte auf beiden Seiten, bis endlich am 28. Oct. ein Schluß vom Staatsrath beide Partheien vor ihre gewöhnliche Gerichtsbarkeit oder das Parlement verwies.

October.

Am 4. oder 5. starb der Herzog von Mayenne, was der Königinn sehr nahe gieng; denn er war ein weiser kluger Herr; wußte guten Rath zu ertheilen; seine Gegenwart mäßigte die ungestüme Hitze vieler jungen Prinzen und Herrn, besonders vom Lothringischen Hause, und er wies sie an ihre Pflicht zurück, wenn sie einmal im Begrif waren, sich hinreißen zu lassen. — Zwölf oder vierzehn Tage darauf folgte ihm auch seine Gemahlinn.

4.

Der König und die Königinn reisen von Paris ab, nach Fontainebleau, um da den Monat zuzubringen.

Um den Klagen entgegen zu würken, welche die meisten reformirten Deputirten auf ihrer Rückreise von Saumur überall hören ließen, und um jedermann zu zeigen, wie sehr Ihro Majestät wünschten, alle ihre getreuen Un-

Unterthanen in Friede und Einigkeit untereinander zu erhalten, beschloß man, alle Provinzen des Reichs von zween Commissarien, rechtschaffenen Männern, von Stande, einem katholischen und einem reformirten, bereisen zu lassen, mit Vollmacht: alle Beschwerden, die von Unterthanen der einen oder der andern Religion bei ihnen angebracht würden, anzuhören, ihnen auf der Stelle nach Maasgabe der Pacifications-Edicte, Artikel und Decrete abzuhelfen, und das vollziehen zu lassen, was in Antwort auf die Vorstellungen von Saumur verordnet war. Alle diese Commissarien wurden dann nach den verschiedenen ihnen angewiesenen Provinzen abgefertigt.

17.

Der Prinz kam bei Seiner Rückkunft aus Guyenne nach Hof, wo er am folgenden Tag Ihren Majestäten Rechenschaft von dem ablegte was er während seiner Reise gethan hatte. Am dritten gieng er weiter, zur Jagd auf sein Gut Vallerey.

27.

Der Graf von Soissons beurlaubt sich von Ihren Majestäten, um Landtag in der Normandie zu halten.

30.

Die Herzoginn von Lothringen kam nebst dem Grafen von Vaudemont nach Fontainebleau.

31.

Ihre Majestäten reisen von Fontainebleau ab, und wieder zurück nach Paris.

Man hatte um diese Zeit mehrere Gerüchte von verschiedenen Händeln, Schlägereien und Mordthaten, die

die in mehrern Provinzen vorgefallen waren. Zum Beispiel in Marche war eine Affäre vorgefallen, wobei fünf Adeliche geblieben waren; unter andern auch der Herr von Clan. — Eine andere in Bourbonnois zwischen dem Grafen von Charlus, und dem Chevalier von Beauregard, und mehreren Adelichen auf beiden Seiten, wobei der Graf von Charlus, sein Sohn und einige andere auf dem Platz blieben.

November.

Der Herzog von Orleans, des Königs Bruder, der immer sehr ungesund ausgesehen hatte, und mit Mühe erhalten worden war, verschied endlich am 16. oder 17. d. M. allgemein sehr bedauert, nachdem er acht bis zehn Tage lang stark von gichterischen Anfällen gelitten hatte. Sein Gehirn fand man voller Flüssigkeit, und ganz verdorben. Seine Leiche wurde von St. Germain en Laye, wo er starb, nach St. Denys gebracht, und zehn Tage darauf beigesetzt. Der Todtenmesse die dabei gehalten wurde, wohnten mehrere Kronbeamte und Herrn von Stande bei. —

Ungefehr um eben diese Zeit äußerte der Graf von Soissons, nach seiner Zurückkunft nach Paris, Unzufriedenheit über den Kanzler und das Finanzcollegium, und verlangte, sie sollten zu ihm kommen, ihm alle Finanzrechnungen vorlegen und zur Einsicht lassen. —

Gegen das Ende dieses Monats begab der Marschall von Bouillon sich nach Paris, wo die Königinn ihn sehr gut aufnahm, in besonderer Rücksicht auf die zu Saumur geleisteten guten Dienste.

Decem-

December.

Eine Seelenmesse in U. L. F. Kirche für die verstorbene Königinn von Spanien, wurde zu Anfang dieses Monats mit einiger Ceremonie gehalten. —

Die Reformirten, welche unzufrieden von Saumur aus einander gegangen waren, hielten in den meisten Provinzen Specialversammlungen, auf denen sie sich beklagten, daß die Königinn ihnen die Stimmfreiheit genommen, und der Marschall von Bouillon, nebst seiner Cabale, sie verrathen habe. Sie faßten sogar den Entschluß, die Würkung von den Bemühungen der ausgeschickten Commissarien beiderlei Religion durch das Vorgeben zu vereiteln, daß die katholischen ihnen ohnehin verdächtig, die reformirten aber aus denen gewählt seyen, die von ihnen abtrünnig worden wären; überdies könnten sie auch mit der auf ihre Vorstellungen erfolgten Antwort gar nicht zufrieden seyn, könnten also ihre Beschwerden nicht vor diesen Commissarien anbringen.

Würklich wollte man zu la Rochelle diese Commissarien, unerachtet sie an verschiedenen Orten angenommen wurden, nicht zulassen, noch irgend eine Beschwerde bei ihnen anbringen.

Man beschloß ferner auf den Provincialversammlungen, mehrere Deputirte aus allen Provinzen an die Königinn abzuschicken, und um eine günstigere Resolution auf ihre Vorstellungen anzusuchen. Kaum hatte man aber bei Hof Nachricht hievon, so ließ man diese Deputirte wissen, sie würden nicht sehr willkommen seyn, und wegen übel aufgenommen zu werden. Dennoch setzten mehrere von ihnen ihre schon angetretene Reise nach Paris fort.

Der

Der Herr von Vatan, ein Adelicher in Berri, hatte sich mehrere Unanständigkeiten gegen die königlichen Beamten zu Schulden kommen lassen, die er an Erhebung der Steuern und der Salzgebühren hinderte. Nachdem man nun fruchtlos alle gelindere Mittel versucht hatte, ihn zu seiner Pflicht zurück zu führen, schickte man endlich vier Compagnien von der Leibwache, einige Schweizer, und etwas leichte Reuterei mit vier Feldstücken dahin, um ihn in seinem Schlosse anzugreifen. Er machte anfangs Miene, sich vertheidigen zu wollen, wurde aber bald zur Ruhe gebracht. Dreißig bis vierzig von seinem Anhang wurden gehenkt; ihn selbst führte man nach Paris, wo er acht bis zehn Tage darauf nach einem Parlementsspruch enthauptet wurde.

Denkwürdigkeiten

vom Jahr 1612.

Januar.

Am elften kam der Herzog von Epernon aus Guyenne zurück nach Hof. —

Am neunzehnten wurden die aus la Rochelle, Poitou, Saintonge, Guienne, Ober Languedoc, Anjou, Bretagne, Berry und einigen andern Provinzen, sechzehn oder siebenzehn an der Zahl, durch den Mund ih-

rer Generaldeputirten im Conseil der Königinn, in Gegenwart Ihrer Majestät, der Prinzen und Kronbeamten angehört. Es wurde ihnen befohlen, ihre Vorstellungen diesen Generaldeputirten zuzustellen, damit diese die Antwort darauf betreiben könnten; sie selbst aber sollten wieder nach Haus gehen. Sie gehorchten, nachdem man sie beurlaubt, und ihnen den Befehl schriftlich zugestellt hatte.

Am sechs und zwanzigsten beschloß das Conseil in Beiseyn der Prinzen und Kronbeamten, die Vermählungstractaten, den König und Madame, den Prinzen und der Infantinn von Spanien betreffend, anzunehmen.

Februar.

Zu Anfang des Monats lief die Nachricht ein von dem erfolgten Ableben des Kaisers. —

Ungefehr um eben diese Zeit beschwerten sich die Prinzen Conde' und Graf Soissons, daß man sie bey der Staatsverwaltung nicht mit zuziehe, indem öfters der Fall eintrete, daß Geschäfte von Wichtigkeit ganz ohne ihr Vorwissen, blos durch die Herren Villeroy, Jannin und den Kanzler abgethan würden; auch hätte man ihnen im Betreff der Vermählung des Königs und Madame nichts kommunicirt, bis die Sache zum offenkündigen Schluß gekommen sey.

März.

Die zu Anfang dieses Monats eingelaufene Nachricht vom Hintritt des Herzogs von Mantua, verursachte

sachte, daß die wegen Vermählung des Königs und Seiner Schwester veranstalteten Carousels und andre Feierlichkeiten verschoben werden mußten.

7.

Der Prinz reist an diesem oder dem folgenden Tag vom Hof ab nach Valiery. —

Der Herzog von Roquelaure unterhandelte in Guyenne mit dem Commandanten von la Reole über diesen Platz, und legte Truppen darein, ehe die Königinn davon benachrichtet war.

Der Herzog von Rohan kam nach Hof, wo man ihn im Verdacht hatte, daß er die Provinzialversammlungen der Reformirten veranlaßt und betrieben und sich zum Haupt derer erklärt habe, die mit den Vorgängen bei der Versammlung zu Saumur unzufrieden schienen. Würklich zeigte er auch, so lang er am Hof war, eine starke Erbitterung gegen den Marschall von Bouillon. Er entschuldigte seine Unternehmungen so gut er konnte, und am 19. gegen zehn Uhr Abends beurlaubte er sich bei der Königinn, unter dem Vorwand, er habe Nachricht, daß sein Bruder Soubise sehr krank sey, worauf er schnell um Mitternacht abreiste. Man erfuhr aber bald darauf, daß dies Vorgeben falsch, und es ihm bei dieser Eile blos darum zu thun gewesen sey, sich von St. Jean d'Angely Meister zu machen, wo der Herr von Haute-Fontaine, den er dort gelassen hatte, alles anwendete, um die Einwohner, besonders den Pöbel, zu gewinnen. Da nun der Herzog Nachricht von ihm erhielt, daß keine Zeit zu verlieren sey, und ein neuer Maire gewählt werden sollte, so wollte er gern dort

seyn.

seyn, und wo möglich auf diesen Posten einen Mann zu bringen, auf den er sich verlassen könnte.

24.

Der Graf von Soissons, schlecht zufrieden mit dem Hof, beurlaubte sich bei dem König, um nach Dreux zu gehen.

26.

Der spanische Gesandte hatte eine öffentliche Audienz beim König, der Königinn und Madame in Betreff der erwähnten Vermälungen. Alles ging zu allgemeiner Zufriedenheit.

April.

Zu Anfang dieses Monats gab es prächtige Lustbarkeiten an Turnieren, Ringelrennen, Quintainen und andern ritterlichen Spielen (galanteries) bei Gelegenheit gedachter Vermählungen.

Man hörte itzt von dem übeln Benehmen des Herzogs von Rohan zu St. Jean d'Angely, wie er den dortigen Vicegouverneur (lieutenant) de la Roche Baucourt, und den Capitain Foucault von einer der dort garnisonirenden Compagnien nicht hineingelassen habe; wie er mehrere Einwohner zwinge, zu thun was ihm beliebe; und wie er alles aufbiete, um sie zur Wahl eines ihm ergebenen Maire zu vermögen.

Die Königinn schickte hierauf einen oder zween Adeliche zu verschiedenenmalen dahin, um ihm zu erkennen zu geben: seine Schritte mißfielen ihr. Weil ihn aber dieß nicht abhielt, fortzufahren wie er ange-

fangen hatte, so ließ sie einen Adelichen und einen Secretair von seinem Gefolge, die sich zu Paris befanden, in die Bastille setzen, und verbot seiner Mutter und Gemahlinn, ohne Ihre Erlaubniß Paris zu verlassen. Dann beschloß sie ferner, im Beisenn der Prinzen und Kronbeamten, de Themines, nach St. Jean d'Angely zu schicken, und ihm die in der Provinz selbst befindlichen Herrn de Vic und St. Germain de Seau zuzuordnen, um den Herzog zu seiner Pflicht zurückzuführen. Sie prolongirten nach dem Willen der Königinn, den alten Maire noch auf acht Tage, und ließen dann einen andern nach ihrem Gutbefinden wählen, wiewohl die Nachgiebigkeit des Herzogs im Grunde blos Verstellung war, wie man in der Folge sehen wird.

Gegen das Ende dieses Monats reiste der Marschall von Bouillon ab, um den König von Grosbritannien zu besuchen und ihm über die Vermälung des Königs und seiner Schwester mit der Infantinn und dem Prinzen von Spanien zu verständigen, das heißt, ihm zu versichern, die Königinn sey darum keineswegs gesonnen, der längstbestandenen Freundschaft und Verbindung zwischen beiden Kronen Abbruch zu thun, die sie vielmehr zu erhalten wünsche. Auch sollte er ihm zu wissen thun, welches Verhalten man seit der Versammlung zu Saumur gegen die Reformirten beobachtet habe.

Mai.

Am 9. oder 10. stattete der Herr von Themines nach seiner Zurückkunft von St. Jean d'Angely Bericht ab von seiner Unterhandlung, und wie er dort alles in gutem Zustand hinterlassen habe.

20.

Da die Königinn erfuhr, welche Gründe zur Unzufriedenheit die Prinzen von Conde' und Soiſſons, die ſich zu Dreux befanden, vorgäben, beſchloß ſie, ihnen auch den kleinſten Vorwand zu benehmen. Sie ließ daher izt den Herzog von Villeroy und den Marſchall d'Ancre dahin gehen, und ſie bitten, zurück zu kommen, mit der Verſicherung, daß ſie ſich auf alle Weiſe bemühen würde, ihnen alles zu gewähren, was ſie nur irgend billigerweiſe erwarten könnten.

Zween Tage darauf reisten Ihre Majeſtäten ab, um einige Wochen zu Fontainebleau zuzubringen.

26.

An dieſem Tag eröffneten die Reformirten eine Generalverſammlung oder National-Synode zu Privas in Vivarez, ohne daß man ihnen ein Hinderniß in den Weg legte, weil es ſo in ihrer gewöhnlichen Ordnung war.

Junius.

5.

Die Prinzen Conde' und Soiſſons kamen nach Hof zu Ihren Majeſtäten zurück, auf Zureden des Herzogs von Villeroy und des Marſchall d'Ancre. Dies verurſachte große Freude.

7.

Man verlas im Conſeil im Beiſeyn der Prinzen und Kronbeamten die Inſtruction und die Eheſtiftung zwiſchen dem König und Madame, und der Infantinn und dem Prinzen von Spanien, um ſie alsdann dem

Herzog von Mayenne zu übergeben, der damit nach Madrit gehen und die Ratification auswürken sollte.

13.

Der Marschall von Bouillon kam aus England zurück, und legte am 16. von seiner Gesandschaft Rechenschaft ab. Man hörte mit Vergnügen, daß der König von Großbritannien die besten Gesinnungen von der Welt hege, um die zwischen beiden Kronen bestehende Freundschaft und Verbindung wie bisher zu erhalten.

Der Herzog von Mayenne ging izt mit dem erhaltenen Auftrag auf seinen neuen Posten nach Madrit ab.

Gegen das Ende dieses Monats ging die Versammlung zu Privas wieder aus einander, ohne etwas von Bedeutung oder Sr. Majestät Widriges verhandelt zu haben. Ein Geistlicher, Namens le Ferrier, wurde dabei aus unbedeutenden Gründen sehr übel behandelt; man trug es ihm nämlich noch nach, daß er auf der leztern Versammlung zu Saumur der Meinung des Marschalls von Bouillon gewesen war. — Auf eben der Versammlung beschloß man zugleich, an der Aussöhnung verschiedener Herren und vornehmer Adelichen von ihrer Religion zu arbeiten, die sich zu Saumur veruneinigt hatten. Man trug dies fünf bis sechs Personen auf, welche die Sache betreiben sollten.

Julius.

1.

Der Connetable nahm Abschied von Ihren Majestäten, um nach seinem Gouvernement Languedoc zu gehen, und dann das Bad zu Baleruc zu brauchen, von dem er sich gute Würkung zu Wiederherstellung seiner Gesundheit versprach.

2. 3.

Ihre Majestäten kommen von Fontainebleau wieder zurück nach Paris.

Schon seit einigen Monaten betrieb man es beim Parlement, einige neue Herzogt und Pairs aufzunehmen, wie: den Prinzen von Joinville als Herzog von Chevreuse, und die Herren Marschälle Brissac, Fervaques und Lesdiguieres. Das Parlement verweigerte es aber zweimal, so gern man auch diese Creation, besonders in Ansehung des letztern, erlangt hätte.

24.

Der Prinz von Conde' reiste mit Postpferden nach Bourdeaux aus Veranlassung eines zwischen dem Herzog von Roquelaure und dem Herrn von Parrault ausgebrochenen Streites, der die Ruhe der Provinz bedrohte. Er war kaum dort angelangt, als er sie auch schon versöhnt hatte, wiewohl der Herzog von Roquelaure unzufrieden darüber zu seyn schien, daß man ihn wider seinen Willen in Bourdeaux aufhalten wollte, von wo er sich durch ein Nebenthor beim Schlosse Ha wegmachte Die Aussöhnung geschah auf freien Felde, worauf er nach Agen ging, um sich dort aufzuhalten.

Der Prinz beschleunigte diese Reise so sehr, daß er am 8. August schon wieder zurück war, wie er auch der Königinn versprochen hatte, weil er bei der Audienz zugegen zu seyn wünschte, die man dem spanischen Gesandten, Herzog von Pastrano, geben wollte.

25.

Der Graf von Soissons macht eine Spatzierreise nach Dreux hin, von welcher er am 4. August zurück kam.

August.

11.

Auf dringendes Anhalten einiger Deputirten von der Versammlung zu Privas unterzeichneten die Marschälle von Bouillon und Lesdiguieres eine Urkunde, die auf Wiedervereinigung und auf Vergessenheit aller zu Saumur zwischen ihnen und den andern Vornehmsten der reformirten Parthei vorgefallenen Streitigkeiten abzweckte.

Zwischen dem Herzog von Vendome und dem Marschall von Brissac entstand ein Streit. Auf der Seite des erstern waren die Prinzen Joinville (oder Herzog von Chevreuse) der Chevalier von Guise, Termes, la Rochefoucault u. a., auf der Seite des andern der Herr von Montbazon und mehrere andere. Die Königinn ließ ihnen daher verbieten, die Sache weiter zu treiben; der Gardecapitain Plainville, der diesen Auftrag bekam, konnte sie aber erst am dritten oder vierten Tag ausfindig machen. Der ganze Streit hatte seinen Grund in dem Neid, den man auf den Marschall Brissac warf, weil er das Gouvernement von Bretagne

tagne erhalten hatte, und weil die Königinn wollte, daß er dahin gehen, und den Landtag halten möchte.

13.

Der Herzog von Pastrano kam nach Paris, um die Vermählungssache abzuschließen. Man veranstaltete für ihn eine Art von Ehreneinzug. Ein Herr vom hohen Adel ging ihm bis Bourg la Reine entgegen; der Herzog von Nevers erwartete ihn am Ende der Vorstadt mit einer starken Anzahl von Herren und Adelichen; und unter dem Thor empfingen ihn der Prevot des Marchands und die Echevins. Am

16.

hatte er seine erste Audienz, wozu der Herzog von Guise ihn einführte. Alles wurde dabei mit der größten Artigkeit und mit vielen Complimenten von beiden Seiten abgethan.

Ungefehr um eben diese Zeit beschloß man, die Chevauxlegers-Compagnien die Loire hinabgehen zu lassen, damit sie desto besser zur Hand seyn möchten, im Fall die Reformirten in der Gegend von Poitou und Saintonge sich rührten, wozu, allem Anschein nach, der Herzog von Rohan sie aufwiegelte; oder auch um den Marschall von Brissac zu unterstützen, im Fall die Freunde des Herzogs von Vendome ihn während des Landtags in Bretagne beunruhigen wollten.

25.

Der Herzog von Pastrano hatte itzt seine zweite und letzte öffentliche Audienz, wozu er von dem Prinzen von Conti eingeführt wurde. Die Artikel der Ehestiftung wurden bei dieser Gelegenheit verlesen und unterzeichnet, wobei alles sehr prächtig zuging.

26.

Am folgenden Tage verlangten mehrere Prinzen und Große die Erlaubniß, sich zu entfernen. Der Graf von Soissons ging zum Landtag nach der Normandie; der Marschall von Bouillon nach Sedan; der Marschall von Lesdiguieres nach seinem Gouvernement Dauphine', sehr verdrüßlich darüber, daß das Parlement ihn nicht hatte als Herzog und Pair des Reichs annehmen wollen, so viele Mühe sich auch die Königinn darum gegeben hatte.

31.

Am letzten dieses Monats kam der Marschall von Fervaques bei Hof an. Er war auf einem andern Weg, als der, welchen der Graf von Soissons genommen hatte, zurückgekommen, weil er Befehl hatte, diesen zu vermeiden, indem der Graf äußerst übel auf ihn zu sprechen war, weil er allen seinen Absichten in der Provinz im Wege stehe.

September.

In den ersten Tagen dieses Monats lief Nachricht ein, daß der Graf von Soissons eine Untersuchung gegen die von Quilleboeuf verhängt habe, wo die unter dem Marschall von Fervaques, standen, und ihm den Eingang verweigert hatten. Er ließ sie sogar zu Rouen für Rebellen erklären, und schickte den Prevot-general von der Normandie, mit seinem Trupp hin, den man auch daselbst einließ.

Von demselben Geiste getrieben, wie die Aufwiegler zu St. Jean d'Angely, erregten die zu la Rochelle einen

einen Aufstand unter dem Pöbel gegen die Beschlüsse des Staatsraths. Diese Bewegungen nahmen am ersten dieses Monats ihren Anfang, und waren am stärksten am dritten und vierten. Sie hatten einen doppelten Zweck. Einmal wollte man den Stadtrath nöthigen Abgeordnete zur Versammlung mehrerer Provinzen zu schicken, welche die Reformirten halten wollten, hauptsächlich auf Antrieb ihres Raths zu Saintonge, aus ganz falschen Gründen, die man zum Vorwand brauchte: daß nämlich die Königinn Truppen nach dieser Gegend marschiren lasse, um St. Jean d'Angely oder la Rochelle zu belagern; daß man Kanonen habe von Paris abgehen lassen; daß eine Flotte in See sey, die bei la Rochelle landen solle (es waren nicht mehr als vier Schiffe, die man in der Normandie zu einer fernen Fahrt ausgerüstet hatte, die aber durch widrige Winde auf die Küste geworfen worden war) und endlich daß man die Reformirten in der Person des Herzogs von Rohan und mehrerer Andern verfolge, deren Pensionen und Besatzungsgelder man mit Beschlag belegt hatte. Das andre, was man durch diese Unruhen bezweckte, war die Entfernung des Parlementsraths, Herrn von Coudray, der ein Mitglied ihres Staatsraths und von der Königinn dahin geschickt war, vornehmlich um sie von der wahren Lage der Dinge zu unterrichten, und so den falschen Gerüchten und der Empörung vorzubeugen. Sie argwohnten aber andre geheime Beweggründe seiner Sendung, und, wie dem auch seyn mag, er sah sich durch diesen Aufstand genöthigt, um seiner persönliche Sicherheit willen die Stadt zu verlassen, und die Aufrührer beschlossen nicht nur ihre Deputirten zu dieser Versammlung der sechs oder sieben Provinzen, die damals zu St. Jean d'Angely gehalten wurde, abzuschicken, sondern sogar diese

selbst in ihre Stadt anzunehmen, unter dem Titel einer Kreisversammlung (cercle).

10.

Der Herzog von Pastrano reist von Hof ab, nach Spanien zurück.

Einige Tage darauf verbreitete sich das Gerücht, daß mehrere Personen angeklagt worden seien, theils falsche Münzen gemacht, theils sich zauberischer verruchter Mittel bedient zu haben, um sich die Gunst und Liebe einiger Damen zu verschaffen. Man verband beide Beschuldigungen miteinander, damit die Erweisung der einen die andere desto glaubhafter machen möchte; denn gewiß und erweislich war es, daß einige der Angeklagten falsche Münzen gemacht hatten; von Zauberei aber konnte kein Beweis geführt, nicht einmal eine leichte Bescheinigung angegeben werden. Daher wurden auch der sehr reiche Herr von Moisset, der Herr von Montauban, Gouverneur von Bourgogne, und der Oberststallmeister Herzog von Bellegarde, welche des letztern Vergehens wegen gefänglich eingezogen worden waren, durch einen Parlementschluß frei und rein gesprochen. Man wollte sogar behaupten, der Prinz von Conde', der Herzog von Mayenne, der Marquis d'Ancre und deren Anhänger hätten dieß ganze saubre Complot blos in der Absicht angelegt, damit die Güter des einen und die Stellen der andern beiden eingezogen und dann vermuthlich ihnen zu Theil werden sollten.

11.

Große Unruhe zu Paris auf ein falsches Gerücht, das sich verbreitet hatte, als hätte man einen Anschlag

auf

auf die Person des Königs versucht. Die Sache beruhte auf einem Wortspiel, und kam von einem Gardisien Nahmens le Roi her, den man einer begangenen Unfertigkeit wegen eingezogen, und der itzt hatte entwischen wollen. Dieß verursachte eine kleine Gährung und lief auf ein allgemeines Gelächter hinaus, als man die würkliche Beschaffenheit der Sache vernahm.

Ueber das Gouvernement von Aiguesmortes in Languedoc entstand um diese Zeit eine große Uneinigkeit. Schon im Jahr 1597. hatte der König, unzufrieden mit dem dortigen Gouverneur und Viguier, dem Herrn von Berticheres es mit dem Connetable vermittelt, daß er heraus mußte, und der Herr von Gondin an seine Stelle kam. Dieser starb im Jahr 1607. oder 1608. worauf der König die Stelle den Herrn von Arambures gab. Unterdessen lag der Herr von Berticheres mit unaufhörlich wiederholten Vorstellungen im königlichen Staatsrath, trug auch einigen Versammlungen der Reformirten darauf an, daß man ihn wieder in sein Gouvernement einsetzen möchte, indem es ein Sicherheitsplatz sey, den man ihm nicht hätte nehmen können, so lange ihm kein begangenes Verbrechen dargethan und sein Proceß nicht instruirt sey.

Bei der Versammlung zu Saumur, wo er mit Deputirter war, hatte er seine Sache aufs neue in Anregung gebracht, und dadurch auch so viel bewürkt, daß in ihre Vorstellungen und Beschwerden ein eigner Artikel deshalb eingerückt wurde, der das Conseil um so mehr in Verlegenheit setzen mußte, da sein Verlangen der Gerechtigkeit gemäs schien, und er noch überdieß auf eben dieser Versammlung dem König und der Königinn sehr gut gedient hatte. Auf der andern Seite hin-

hingegen war es doch auch wieder höchst unangenehm, daß man diese Stelle dem Herrn von Arambure wieder nehmen sollte, dem der König sie verliehen, der jederzeit sehr gut gedienet hatte, und dabei von allen Rechtschaffenen allgemein geliebt wurde.

Endlich war doch in einem Schluß des Staatsraths vom August d. J. verordnet worden: der Herr von Bervicheres sollte in sein Gouvernement wieder eingesetzt, der Herr von Arambure aber anderwärts mit Schadloshaltung bedacht werden. Als man diesem den Schluß notificirte, äußerte er, er für sich wollte sich wohl dabei beruhigen, da es einmal der Wille der Königinn so sey; er gab aber zu verstehen, daß die Reformirten schwerlich es so hingehen lassen dürften, weil sie sehr übel auf den Herrn von Bervicheres zu sprechen wären.

Dazu kam nun noch mehr. Der Prediger Ferrier, der wegen der auf der Versammlung zu Privas erlittenen Mißhandlungen seine Religion verlassen hatte, erhielt ein Staatsrathsdecret zu der neuen Stelle eines Criminalassessors zu Nimes, unter der Bedingung, daß er denen vom Präsidialgericht daselbst ihren Vorschuß auf diese Stelle zurück erstatten sollte.

Diese beiden Schlüsse nun brachten das Volk und die Beamten in Niederlanguedoc, gröstentheils reformirter Religion, so sehr auf, daß sie eine Synodalversammlung nach Nimes, und dann eine politische nach Aiguesmortes ausschrieben. Es wurde darauf beschlossen, sich der Vollstreckung beider Schlüsse geradehin zu widersetzen, und weder den Herrn von Bervicheres noch den gedachten Ferrier zuzulassen, der sich dadurch genöthigt sah, an den Hof zurück zu gehen. Sie wollten sogar den Herrn von Arambures dahin vermögen, daß

er

er ihnen versprechen sollte, das Gouvernement von Aiguesmortes nicht ohne ihre Einwilligung aufzugeben; er gab ihnen aber zur Antwort, seine Person gehöre dem König; dessen Befehlen müsse er gehorchen, und ihm komme es nicht zu, über dies Gouvernement zu verfügen; übrigens aber werde er in nichts willigen, was der Sicherheit ihrer Gemeinden gefährlich werden könnte.

Zween oder drei Tage darauf gieng er zum Connetable und benachrichtigte ihn, auf welchen Fuß er sich mit seinen Glaubensbrüdern gesetzt habe. Der Connetable, welcher den Platz durchaus wieder dem Herrn von Bertichéres verschaft wissen wollte, glaubte dieß am sichersten zu bewürken, indem er den Herrn von Arambures sogleich arretiren, und dann nach der Citadelle von Bezieres bringen ließ.

October.

Zu Anfang des Octobers nun sprachen die Reformirten ganz unverholen von einer zu veranstalteten Versammlung der Provinzen Xaintonge, Poiton, Anjou, Bretagne, Guienne und andrer, unter den angeführten und andern falschen Vorwänden. Sie schrieben sie auf den 20. oder 25. November nach St. Angely oder la Rochelle aus, wo sie solche dann unter dem Nahmen einer Kreisversammlung bestätigten.

Um den Grafen von Soissons in Ansehung des Ungehorsams derer von Quilleboeuf, worüber er sich beschwerte, zufrieden zu stellen, ließ die Königinn schon seit einiger Zeit mit dem Marschall von Fervaques über eine Entschädigung für diesen Platz unterhandeln. Sie

schickte

schickte sogar den Obersten Galas mit zweihundert Schweizern als Commandanten hin, und in den ersten Tagen dieses Monats erhielt sie die Nachricht, daß er Herr davon sei, und der Graf sich bereits dahin begeben habe, um den Platz in Augenschein zu nehmen.

7.

Der Prinz von Conde' reist vom Hof ab, um von dem Theil der Grafschaft Chateauroux Besitz zu nehmen, welchen er von dem Herzog von Aumont gekauft hatte, und mit dem er nachher noch denjenigen verband, den der Graf von Chateauroux noch besas.

17.

Der Graf von Soissons kömmt nach Hof zurück, und äußert gegen die Königinn den Wunsch, daß Quilleboeuf ihm eingeräumt werden möchte. Drei Tage darauf reiste er nach seinem Gute Blandy ab.

Unterdessen setzte die Faction von St. Jean d'Angely ihre Meutereien fort unter der Autorität des Herzogs von Rohan. Die Gerichtskammer von Nerac schickte Commissarien hin, um ihr Verhalten zu untersuchen; sie kamen aber nur bis Saintes, und wagten es nicht weiter zu gehen, sondern schickten einen ihrer Gerichtsdiener hin, um den Herrn von Haute-Fontaine vorzuladen.

Weit entfernt, diesem Befehl zu gehorchen, versetzte dieser dem Gerichtsdiener so viele Streiche mit Stock und Degen, daß er beinahe auf der Stelle gestorben wäre. Sein Gehülfe wurde um nichts besser behandelt, worüber Ihre Majestäten ungemein aufgebracht wurden.

19.

Man erhielt Nachricht, daß der Graf von Soiſſons auf ſeinen Gute Blanky ſchwer erkrankt ſey. Am 25. oder 27. gieng der Prinz hin, ihn zu beſuchen, und bald lief die Nachricht ein, daß er am letzten d. M. geſtorben ſey, zum großen Leidweſen aller guten Franzoſen. Man kann mit Wahrheit rühmen, daß dieſer Herr ſchöne und große Eigenſchaften hatte, wiewohl er ein wenig eigen war. Seine Krankheit hob mit einem ſtarken Schnupfen und ſchleichendem Fieber an, das vom 14. bis an ſein Ende anhielt.

November.

3.

Nachricht, daß der Baron von Saujon, ſo eben in Rouergue zur gefänglichen Haft gebracht worden ſey. Ihre Majeſtäten hätten an mehrere Orte Befehl deswegen ergehen laſſen. Er wurde nach Villefranche gebracht. Die Reformirten murrten ſehr darüber. Er war von dem Herzog von Rohan und den Verſammlungen zu la Rochelle und Saintonge mit geheimen Aufträgen verſchickt und auf dem Weg nach Guienne, Gascogne und Languedoc, um ſich überall über Mittel und Wege zu Ergreifung der Waffen zu beſprechen.

Unterdeſſen ſah man, wie die von la Rochelle und St. Angely ihr Unweſen fortſetzten, und auf den 25. d. M. an erſterem Ort ihre ſogenannte Kreisverſammlung mehrerer Provinzen halten wollten. Ihre Majeſtät fand daher für gut, den Herrn von Rauvre, einen der Generaldeputirten, an ſie abzuſchicken, und ihnen vorſtellen zu laſſen, wie ſehr Ihre Majeſtät Urſache

sache hätten, unzufrieden mit ihnen zu seyn, und dabei sie zu ermahnen, diese Versammlung bei Strafe der Unbotmäßigkeit einzustellen; würden sie weiter vorschreiten, so werde man mit der äußersten Schärfe gegen sie verfahren; hätten sie aber eine gegründete Beschwerde zu führen, so würde man sie nach Maasgabe der Edicte beachten. Am eilften gieng der Herr von Rouvre mit diesem Auftrag ab.

Auf der andern Seite gieng die Herzoginn von la Tremouille, auf ihrer Reise nach Poitou und Saintonge in Privatangelegenheiten, am 27. oder 28. nach Taillebourg, einem starken Platz an der Charente, drei Meilen von St. Jean d'Angely. Da die Königinn ihr gesagt hatte, daß ein gewisser la Sousaye dort kommandire, der es gegen den König mit der Faction des Herzogs von Rohan halte, so wußte sie es zu bewerkstelligen, daß sie ihn mit seinen Soldaten aus dem Schlosse wegbrachte, und sich selbst darin festsetzte.

Sechs Stunden nach vollbrachtem Werk fanden sich mehrere Adeliche aus St. Jean d'Angeli daselbst ein, unter dem Vorwand, sie zu besuchen; da sie aber eine Hinterlist darunter argwöhnte, wie das recht gut so seyn konnte, so ließ sie ihnen sagen, sie sey so müde von der Reise, daß sie sich außer Stand sehe, ihren Besuch anzunehmen. Unterdessen traf sie alle Vorkehrungen für die Sicherheit des Platzes, legte eine andere Garnison darein, und reiste nach einigen Tagen weiter. Dieser Strich durch die Rechnung beunruhigte die zu la Rochelle versammelten Aufrührer nicht wenig.

Auch

Auch auf der Seite von Aiguesmortes wurden die Sachen immer verworrener. Die reformirten Geistlichen in Nimes, Montpellier, Uſez boten alles auf, um mit offenbarer Gewalt die Vollſtreckung des den Herrn von Bertichéres begünſtigenden Schluſſes zu hintertreiben. In dieſer Abſicht hatten ſie außer der von ihnen veranſtalteten Verſammlung zu Aiguesmortes auch noch einige Soldaten hingeſchickt. Der Connetable hingegen drang darauf, daß man den Befehl Ihrer Majeſtäten befolgen ſollte, und gieng darauf aus, den Vicomte von Panat und Roquetaillade feſtzunehmen, welcher die von Montpellier zur Widerſetzlichkeit anfeuerte. So war alſo die ganze Provinz in Gährung und zu beſorgen, daß es zu Thätlichkeiten kommen möchte.

Dieß bewog Ihre Majeſtät, zu einem Mäßigungsmittel zu greifen, und zu befehlen, daß Aiguesmortes einſtweilen in die Hand eines dritten gegeben werden ſollte, bis Sie ſelbſt mit ſich einig worden wären und beſtimmt hätten, ob der Herr von Bertichéres oder der Herr von Arambure, der wieder auf freien Fuß geſetzt wurde, darin kommandiren ſollte.

Dieſer Entſchluß wurde von beiden Theilen gut aufgenommen, und der Herr von Chatillon, der ernannte Depoſitair des Platzes, machte ſich am 27. oder 28. dahin auf den Weg.

Man erhielt Nachricht vom Tode des Prinzen von Wallis, des erſtgebohrnen Prinzen Sr. Großbritaniſchen Majeſtät. Die Reformirten wurden ſehr unruhig hierüber, weil er ihnen verſprochen hatte, ihnen beizuſtehen.

December.

Zu Anfang des Monats vernahm man, daß der Herr von Chatillon in Aiguesmortes aufgenommen worden sey, um bis zu Beilegung der obwaltenden Irrungen das Kommando daselbst zu führen. Dieß wurde von dem Connetable mit den Reformirten verhandelt durch die Vermittlung des Marschalls von Lesdigueres, der sich damals bei ihm befand. Man kam überein, daß das Interimscommando zwei Monate lang bestehen sollte, während deren die Reformirten an Ihre Majestäten schicken und das nöthige vertragen lassen könnten.

Der Herr von Rouvre, welcher zu der anmaßlichen Versammlung zu Rochelle abgegangen war, rapportirte am 6. d. M. in Anwesenheit der Königinn, der Prinzen und Kronbeamten: der Herzog von Rohan und die Mitglieder der Versammlung versprächen den Befehlen des Hofes zu gehorchen und auseinander zu gehen; sie bäten jedoch Ihre Majestäten, ihnen gewisse Artikel zu bewilligen, die sie für ihre Sicherheit ganz unentbehrlich glaubten, und ihren Deputirten zu la Rochelle zu gestatten, daß sie bis zu erfolgter Antwort auf ihre Bitten daselbst beisammen blieben; ohne jedoch collegialisch zusammenzutreten.

Darauf faßte man dann einen Schluß ab, wodurch man gelobte, zu erfüllen, was der Herr von Rouvre den Einzelnen versprochen, jedoch unter der Bedingung, daß gedachte Deputirte nach ihren verschiedenen Provinzen abgehen sollten; ihren übrigen Anstimmungen hingegen, welche den zu ihren Gunsten ergangenen Edicten, Decreten und Declarationen zuwiderliefen, werde man nimmermehr willfahren; auch sollten ihnen

die

die nöthigen Urkunden wegen gänzlicher Vergeſſenheit alles Vorgegangenen und Verſicherung der ihnen bewilligten Gnaden ausgefertigt und behändigt werden. Dieſe ſchickte man auch würklich einige Tage darauf ins Parlement zur Regiſtratur, und eine Copie davon wurde nach la Rochelle abgefertigt.

Seit dem Tod des Grafen von Soiſſons hatte die Geſtalt der Sachen ſich merklich verändert.

Der Prinz von Conde', der Herzog von Nevers, der Herzog von Maine, der Marſchall von Bouillon, und der Marquis d'Ancre, unterſtützt mit Rath vom Baron von Luz, von Dole' und andern, regierten alles mit vollem Anſehen. Sie wollten die Königinn dahin vermögen, den Kanzler von Villeroy, den Präſidenten Jeannin als Oberaufſeher der Finanzen, und einige Staatsſecretairs von dieſen Poſten abzuſetzen, um ſolche Leuten in die Hände zu ſpielen, die ihnen ergeben waren. Sie hatten ſogar die Herzoge von Guiſe, von Epernon, von Vellegarde, von Vendome, von Retz und mehrere andre um die Gnade Sr. Majeſtät gebracht, und dieſe beſchwerten ſich laut darüber, ſo wie über ihr ganzes Benehmen und die dadurch in den Geſchäften immer weiter um ſich greifende Unordnung.

Am zehnten oder eilften ſetzte man der Königinn in den Kopf, eine Ritterpromotion zum H. Geiſt-Orden vorzunehmen, und weil der gröſte Theil derer, die dabei zugelaſſen werden ſollten ſich noch in entfernten Provinzen befanden, ſo ſchlug man vor, nur die Prinzen zuzulaſſen, und heimlich in aller Eile nach dem Herzog von Guiſe zu ſchicken, der ſich damals in Provence aufhielt. Dieß geſchah denn auch.

Allein durch die Ränke verschiedner Herrn, welche Anspruch an diese Ehre zu haben vermeinten, fand sich eine so starke Anzahl von Prätendenten dazu ein, daß die Königinn, um niemand vor den Kopf zu stoßen, sich genöthigt sah, die Ceremonie vor der Hand auf ein andermal auszusetzen, empfindlich darüber, daß der Herzog von Epernon Ihr Vorhaben auf diese Art durchkreuzt hatte.

Am 25. oder 26. wurde die Königinn durch die Feinde des Herzogs von Bellegarde — der aus Bourgogne nach Hof eilte um sein Amt als erster Kammerjunker beim König zu versehen — veranlaßt, ihm Gegenbefehl zuzuschicken, unter dem Vorwand, daß die Aufwiegler Anschläge auf einige Plätze in seinem Gouvernement im Schilde führten. Er mußte daher diesem Befehl zufolge wieder umkehren.

Am 29. langte der Herzog von Guise auf den erhaltenen Befehl an; er fand aber seinen Credit bei der Königinn sehr gesunken, indem die schon Genannten sie ganz besaßen. Er bezeugte einige Empfindlichkeit daruber, so wie über die Art, womit man den Oberststallmeister (Bellegarde) behandelte; doch wurde hievon öffentlich nicht viel bemerkt.

Denkwürdigkeiten
vom Jahr 1613.

Januar.

In den erſten Tagen dieſes Jahrs verlangten die Herzoge von Nevers und Maine, und der Marſchall von Bouillon in Gegenwart des Marquis d'Ancre von der Königinn das Schloß Trompette für den Prinzen von Conde. Ihre Majeſtät wollten aber nicht darein willigen.

5.

Am H. Dreikönigs-Abend begegnete der Baron von Luz Mittags auf dem Weg aus dem Louvre nach Hauſe in ſeinem Wagen in der Straße St. Honoré dem Ritter von Guiſe, der ihn bat, auszuſteigen, indem er ihm etwas zu ſagen habe. Kaum waren ſie beide aus dem Wagen und hatten einen Augenblick mit einander geſprochen — wobei nach einigen der Ritter ihm vorgeworfen haben ſoll, daß er ehrenrührige Reden gegen ſeine Familie geführt habe, — ſo zogen ſie beide den Degen, und der Ritter führte einen ſo wilden Stoß auf den Baron, daß er ihn tod niederſtreckte.

Auf die Nachricht von dieſer That, die Sie für einen abſichtlichen Meuchelmord an einem Ihrer getreueſten Diener hielt, wurde die Königinn ſo entrüſtet, daß

Sie dem Parlement die strengste, schärfste Ahndung befahl, und auf alle zu zürnen schien, die den Herrn von Guise bei dieser Gelegenheit besuchten. Aus ebendem Grund erhielt der Graf von Rochefoucault am folgenden Tag Befehl, den Hof zu meiden, was grossen Lärm verursachte.

Zween oder drei Tage darauf ließ der Prinz Unzufriedenheit darüber blicken, daß die Königinn ihm das Schloß Trompette verweigerte. Der Marquis d'Ancre trug ihm daher das Gouvernement von Peronne, Mondidier und Roye an, im Fall die Königinn es genehmigen und ihm eine Schadloshaltung dagegen bewilligen wollte. Der Prinz, welcher glaubte, diese Eröfnung geschehe unter der Hand von der Königinn selbst, hielt nun würklich darum an, das Angebotene zu erlangen; die Königinn wollte aber nichts davon wissen und gab so wie auch in Ansehung des Schlosses Trompette, zur Antwort: die Plätze seien ja nicht ledig, man habe denen die im Besitz seien, nichts vorzuwerfen, und sie wolle keine Aenderung damit vornehmen.

Die vom Hause Guise, — die bei einer Menge der vornehmsten Herrn und Adelichen, und beim Volke selbst und den Gemeinheiten ungemein beliebt waren, weil sie einige Zeit her sich nichts hatten zu Schulden kommen lassen, was den Pflichten guter getreuer Unterthanen zuwiderlief, — stellten Ihro Majestät unablässig vor, Sie hätte Unrecht, sich so partheiisch gegen sie zu beweisen; Sie müßte allen und jedem gleiche Gerechtigkeit beweisen; die That des Ritters von Guise gegen den Baron von Luz sei nicht so enorm, daß er darum nicht begnadigt werden könnte; es sei ein bloßer zufälliger Rencontre, ganz ungesucht, und ohne Hinterlist; beide wären zu Fuß gewesen, hätten den Degen in der Faust gehabt, und wären gleicher Gefahr ausgesetzt gewesen.

Alle

Alle dieſe Vorſtellungen zuſammen, nebſt der Furcht, daß dieſer Streit neue Unruhen nach ſich ziehen möchte, vermochten die Königinn am 10. oder 12. d. M. den Chevalier zu begnadigen und keine Empfindlichkeit weiter gegen deſſen Haus blicken zu laſſen.

Wieder auf die Reformirten zu kommen, ſo hatten ihre Deputirten zu la Rochelle kaum das Schreiben des Herrn von Rouvre' erhalten, als ſie ſich am 4. dieſes Monats wieder auf dem Rathhauſe verſammelten. Sie beſchloſſen dann, die Declaration Ihrer Majeſtät anzunehmen, und den Herzog von Rohan, der zu St. Jean d'Angely war, zu bitten, daß er ihrem Beyſpiel folgen möchte. Der Herr du Pleſſis Mornai, unterſtützt von den Deputirten von Anjou, trug viel dazu bei, daß dieſer Entſchluß ſo gefaßt wurde.

Die andern Deputirten aber, und die von der Faction des Herzogs von Rohan, ſuchten Mittel, um ihn zu vereiteln. In dieſer Abſicht ließen ſie ihn nach la Rochelle kommen und arbeiteten unter der Hand daran, das Volk aufzuwiegeln, dem ſie die Plünderung mehrerer guter Häuſer und freie Diſpoſition über die öffentlichen Aemter der Stadt verhießen.

Der Herzog von Rohan kam am ſiebenten dieſes Monats in guter Begleitung dahin, und wurde mit allen Ehren- und Freudenbezeugungen empfangen. Am 9. wurde eine Verſammlung gehalten, um von neuem über die Declaration Ihrer Majeſtäten zu berathſchlagen. Man behauptet ſogar, in der Nacht vom achten auf den zehnten hätten die Aufwiegler beſchloſſen, die Waffen zu ergreifen, ſich diejenige vom Hals zu ſchaffen, die ſie ihren Entwürfen am meiſten zuwider glaub-

ten, und die einen ins Gefängniß, die andern zur Stadt hinaus zu werfen, bis sie es endlich dahin gebracht hätten, daß sie im Stadtrath die Meister spielen, und so alles thun könnten was sie wollten.

Die Mine wurde aber gelüftet, und noch am nämlichen Abend traf der Maire, welcher stets ein eifriger Anhänger vom Herzog von Rohan geschienen hatte, so gute Vorkehrungen, daß er, nach einem absichtlich ausgesprengten falschen Lärm Hauptwachen in allen Vierteln ausstellte, die ganze Nacht selbst Ronde hielt und so alle Maasregeln der Gegner vereitelte.

Am folgenden Tag bestätigte man den schon gefaßten Entschluß, dem König zu gehorchen und der Herr von Bressay wurde von dem Herzog von Rohan abgeschickt, um den Hof davon zu benachrichten. Die Versammlungen schickten die Herrn von Cressoniere und Pardachias ab, die sich am 17. oder 18. dahin begaben; einige Tage früher als die besondern Abgeordneten von la Rochelle.

Der Prediger Condure und der Advocat Ramy von Montpellier langten ebenfalls bei Hof an. Sie waren von den Reformirten von Languedoc abgeschickt, um ihre Vorstellungen in Betreff des Gouvernements von Aiguesmortes anzubringen. Nachdem sie bei Ihro Majestät durch ihre General-Deputirten eingeführt waren, überreichten sie einen schriftlichen Aufsatz, worin sie unterthänigst baten, den Herrn von Arambures nicht abzurufen, der dem hochseligen König erhebliche Dienste geleistet und seiner Pflicht stets redlich nachgelebt habe, dahingegen sie dem Herrn von Berticheres nicht trauen könnten, indem er ihr geheimer Feind sey, weil sie ihm dieß Gouvernement auf Befehl des Höchstseligen Königs abgenommen hätten.

Da-

Dagegen sah man wieder aus ebendem Lande einen Adelichen Nahmens Clausonne, ankommen, der sich einen Abgeordneten der Reformirten in Nieder-Languedoc nannte, mit dem Auftrag sich darüber zu beschweren, daß man zu Aiguesmortes eine gemischte Versammlung gehalten habe, ohne den Adel zuzuziehen; und zu erklären, daß sie keinen Theil nähmen an allem, was darauf verhandelt worden sey, vielmehr den Befehlen Sr. Majestät Folge zu leisten stets bereit seyen. Er brachte sogar ein Schreiben vom Connetable mit, der seine Sendung autorisirte, und durchaus auf die Einsetzung des Herrn von Bertichéres in den verliehenen Posten drang. So erhielt denn also der Herr von Chatillon Befehl zur Vollziehung zu schreiten.

Am ein und dreißigsten dieses Monats trug sich ein trauriger Fall zu. Der einzige Sohn des Baron von Luz, dem die Königinn alle Stellen seines verstorbenen Vaters verliehen hatte, war von einigen seiner vorgeblichen Freunde, die vielleicht selbst Absichten auf diese Stellen hatten, angestiftet worden, den Chevalier von Guise zum Zweikampf zu fordern, um den Tod seines Vaters an ihm zu rächen. Er that es; sie ritten mit ihren Secundanten ins Feld vor das Thor St. Antoine les Paris und entkleideten sich. Nach zween oder drei Gängen, wobei es auf beiden Seiten Wunden gesetzt hatte, stürzte der junge Baron Luz unter sein Pferd und starb auf der Stelle. Der Ritter von Guise bekam, so wie auch die beiden Secundanten, selbst verschiedene Wunden. Seine Begnadigung hielt diesmal nicht so schwer als das erstemal, weil er selbst förmlich herausgefordert war, seinen fürstlichen Stand bei Seite gesetzt, und die gleiche Gefahr mit seinem Gegner getheilt hatte.

Februar.

In diesem Monat fiel nichts Erhebliches vor. Die Reformirten in Saintonge, Poitou und Guienne unterwarfen sich der königlichen Declaration, die in allen Parlementern und edictmäßigen Collegien (chambres de l'Edit) registrirt worden war. Nur die Sache von Aignesmortes hielt die Gemüther noch in Zweifel und verursachte Murren.

Der Prinz, die Herzoge von Nevers, von Mayenne, von Bouillon, der Marquis d'Ancre schienen noch immer unzufrieden darüber, daß man dem erstern das Schloß Trompette, so wie das Gouvernement von Peronne, Montdidier und Roye abgeschlagen hatte; daß man die Bitte des Herzogs von Maine, die Stellen des Baron Luz den von ihm empfohlenen Herrn von Thianges und Tavannes zu geben, nicht statt finden lassen, noch ihn selbst in seinen Ansprüchen auf das Gouvernement von Bourgogne begünstigt hatte; daß endlich die Königinn die Herzoge von Guise und Epernon und deren Freunde wieder näher an ihre Person und zur Führung der Geschäfte gezogen, und den Grafen von la-Rochefoucault wieder zurückberufen hatte.

Die Königinn befand sich um diese Zeit in starker Verlegenheit in Ansehung des Gouvernement von Dauphine', das sie nach seines Vaters Tode dem jungen Grafen von Soissons verliehen, wegen seiner Minderjährigkeit aber die Administration desselben, nebst voller Macht, in allem nach Befinden zu verfügen, dem Marschall von Lesdiguieres versprochen hatte, welchem letztern die verwittwete Gräfinn sich aus allen Kräften widerset-

verſetzte, indem dies ihrem Sohn die zugeſtandene Gnade ſo gut als wieder nehme. Sie war ſo aufgebracht darüber, daß ſie ihre Klagen vor das Parlement bringen wollte, und man ſagt ſogar, ſie habe einigen Mitgliedern deſſelben bereits vorläufige Eröffnungen deshalb gemacht.

Wie dem auch ſey, die Königinn ließ dem Marſchall von Lesdiguieres ein Patent ausfertigen, das ihn als Adminiſtrator dieſes Gouvernements aufſtellte, mit Beilegung aller damit verbundenen Rechte und Vorzüge, auf eine beſtimmte Zeit von vier Jahren. Die Freunde der Gräfinn von Soiſſons vermochten ſie, ſich dieſem nicht weiter zu widerſetzen.

März. April.

Am zwölften reiste der Prinz, etwas unzufrieden, von Hof ab nach Vallery. Zween oder drei Tage darauf entfernten auch die Herzoge von Nevers und Mayenne ſich, unter dem Vorwand, die Schweſter des letztern zu begleiten, die zu Marſeille ſich auf eine Galeere einſchiffen wollte, um nach Livorno und von da weiter nach Florenz zu gehen, wo der Herzog von Ornano, Sohn des Herzogs Sforza, ſie erwartete, um ſich mit ihr zu vermählen.

Fünf oder ſechs Tage darauf reiste auch der Marſchall von Bouillon ab nach Sedan.

Gegen das Ende dieſes Monats machte der Prinz eine Reiſe nach Nevers, wo er ſich mit den Herzogen Nevers und Mayenne und einigen andern Perſonen beſprach.

Dies

Dies alles zusammen hatte so ziemlich die Miene eines Complots und fernher angelegten Anschlags.]

Unterdessen erhielt man Nachricht, daß jene Herren von Nevers und Maine sich mit der Prinzessinn von Mayenne zu Marseille eingeschifft hätten; der erstere in der Absicht, nach Italien zu gehen und nach einem kurzen Aufenthalt wieder zurück zu reisen, was er auch that.

Bei ihrer Ankunft auf der Küste von Genua erfuhren sie, daß der Herzog von Savoyen ins Feld gerückt sey, um Montferrat anzufallen; daß er bereits eine Stadt mittelst der Petarde weggenommen habe und eine andere belagere; alles unter dem Vorwand, die Gerechtsame seiner Tochter, Wittwe des Herzogs von Mantua, und seiner Enkelinn zu wahren, die sich in den Händen des iztregierenden Herzogs, eines Bruders des verstorbenen, befand. Auf diese Nachricht verließ der Herzog von Nevers mit einigen Adelichen, die ihn begleiteten, die Galeere, und machte sich auf den Weg nach Montferrat, um dem Herzog von Mantua, seinem nahen Vetter, in Vertheidigung seiner Staaten beizustehen.

Mai.

Zu Anfang dieses Monats erfuhr man bei Hof diesen Gewaltsschritt des Herzogs von Savoyen, wodurch manche Personen veranlaßt wurden, ihren bisherigen Ton anders zu stimmen. Wenigstens war die Verwandschaft des Königs und der Königinn Mutter mit dem Herzog von Mantua, die zu verschiedenenmalen ausgestellten bündige Erklärung, ihn wider jede Macht schützen und erhalten zu wollen, und

die

die allgemeine Verbindung der Fürsten, Grund genug für Frankreich, ihm beizustehen. Da aber die Sache von solcher Wichtigkeit war, daß man nicht wohl ohne Zustimmung der izt von Hof abwesenden Prinzen und Kronbeamten einen Entschluß darüber fassen konnte, so beschloß man, sie in besondern Schreiben zur schleunigen Rückkunft aufzufordern, damit sie in dieser Sache Rath und Gutachten geben möchten.

Am neunten wurde der Herzog von Ventadour von der Königinn an den Prinzen, der sich damals zu Chateaurour befand, abgeschickt, um ihn dahin zu vermögen, daß er nach Paris zurück käme, von wo der König und die Königinn mit dem ganzen Hof ab und nach Fontainebleau reisten.

Wenige Tage nach ihrer Ankunft zu Fontainebleau erhielten Ihre Majestäten Nachricht von der Zurückkunft des Herzogs von Maine und des Marschalls von Bouillon nach Paris, und daß dort einige Privatzusammenkünfte gehalten würden.

Ungefähr am zwei und zwanzigsten dieses Monats kam der Herzog von Ventadour mit der Nachricht zurück, daß der Prinz ebenfalls ehestens wieder zurück kommen werde.

Unterdessen gingen der Herzog von Maine, der Marschall von Bouillon und andre Prinzen und Herren nach Fontainebleau, wohin auch der Prinz am acht und zwanzigsten nachfolgte.

Am folgenden Tag wurde Conseil gehalten über die italienischen Angelegenheiten, und über den Krieg, den der Herzog von Savoyen gegen den Herzog von Mantua unternommen habe, der von Tag zu Tag mehr von seinen

Städ-

Städten und Schlössern in Montserrat einbüße. Man beschloß, dem letztern beizustehen und schleunigst eine Armee von zwanzig bis fünf und zwanzig tausend Mann zu Fuß, Franzosen und Schweizern, nebst zweitausend Pferden zu formiren. Zum Sammelplatz bestimmte man Vienne in Dauphine', von wo ein Corps gegen Savoyen, Lionnois und Bresse; einandres durch Provence gegen Nizza marschiren, ein drittes aber zu Schiff gehen sollte, um zu der Armee des Herzogs von Mantua, unter dem Kommando des Herzogs von Nevers, zu stoßen. Das beste und stärkste endlich sollte unter dem Marschall von Lesdiguieres stehen, der damit in Piémont einzufallen gedachte.

Ungefehr am letzten dieses Monats, den Tag nach seiner Ankunft, verließ der Herzog von Vendome mißvergnügt Fontainebleau, unter dem Vorwand, daß er vom König und der Königinn Regentinn übel aufgenommen worden sey, welche ihrerseits sich wieder über ihn beschwerten, daß er nachtheilige Reden über die Regierung geführt habe.

Junius.

Der Prinz ging am dritten dieses Monats von Fontainebleau ab, ohne jedoch irgend einige Unzufriedenheit blicken zu lassen.

Verdrüßlich darüber, daß er genöthigt worden war, das Gouvernement von der Picardie seinem Neffen, dem Herzog von Longueville, zu überlassen, und daß man ihm die zugesicherte Schadloshaltung dafür nicht verschafte, verließ auch der Graf von St. Pol Fontainebleau

nebleau am sechsten, und ging, nach einem kurzen Aufenthalt in der Gegend um Paris, nach Guienne.

Am achten oder neunten ging der Hof wieder von Fontainebleau nach Paris.

Wenige Tage darauf erhielt man Nachricht, daß der Herzog von Vendome ohne Erlaubniß Ihrer Majestäten nach Bretagne gehe. Man schickte deßwegen den Herrn von la Varenne ab, um ihn zur Rückreise nach seinem Gute Chenonceau oder Anet zu vermögen, unter Androhung der Strafe der Unbotmäßigkeit, und, auf den Weigerungsfall, mit einer Kabinetsordre an das Parlement zu Rennes, alle Rücksicht auf seinen Stand bei Seite zu setzen. Es gab mehrere Hin- und Herreisen in dieser Sache, bis man endlich ganz Ihre Majestäten besänftigte, der Herzog von Vendome nach Chenonceau ging, und einige Monate nachher nach Hof kam.

Die Deputirten, welche die Reformirten in Nieder-Languedoc nach Hof geschickt hatten, um die Wiedereinsetzung des Herrn von Arambures in Aiguesmortes zu betreiben, wurden gegen das Ende dieses Monats wieder entlassen, mit der Antwort: bei den angebrachten einander ganz zuwiderlaufenden Bitten aus Nieder-Languedoc in dieser Sache könnten Ihre Majestät nichts festsetzen, bis sie alle Eines Sinnes würden; sie möchten also auf der zu haltenden Synode miteinander darüber zu Rath gehen, und würden sie dann alle einmüthig den Herrn von Arambures verlangen, so sollten sie zufrieden gestellt werden.

In den letzten Tagen des Monats erhielt man Nachricht, daß die Feindseligkeiten zwischen dem Her-

zog von Savoyen und dem Herzog von Mantua aufgehört hätten, und man izt mit dem Entwurf zu einem Vergleich beschäftigt sey, der bereits weit gediehen wäre, und für den Ihre Majestäten sich mit dem König von Spanien verwendeten.

Julius.

Diese Nachricht verursachte, daß man zu Anfang des Julius die Truppen abdankte, die man zur Unterstützung des Herzogs von Mantua hatte werben lassen.

Einige Monate zuvor hatte man wegen einer Verbindung zwischen dem Herzog von Montmorenci, — einem Sohn des Connetable, der seit dem Tod des Herzogs von Damville mit der Würde eines Großadmirals von Frankreich bekleidet war, — und einer Tochter des Don Virginio Ursini, Herzogs von Bracciano in Unterhandlung gestanden. Da nun diese zur Reife gediehen und die Verbindung festgesetzt worden war, so bediente man sich der Galeeren, welche die Prinzessinn von Mayenne zu ihrem Bräutigam, dem Herzog von Ornano übergesetzt hatten, um diese Prinzessinn dagegen zurück zu bringen, welche gegen das Ende des Mai zu Marseille, und zu Paris am ersten Juli anlangte. Die Königinn, ihre Verwandte, empfing sie mit vieler Zärtlichkeit, und erzeigte ihr viele Liebkosungen.

Am 15. war zu Nimes ein grosser Auflauf wegen des Herrn Ferrier, der ehemals reformirter Prediger daselbst gewesen, nachher katholisch worden war, und eine Stelle als Rath im Präsidialgericht erhalten hatte.

Seine

Seine vorigen Glaubensgenossen excommunicirten ihn und der Pöbel machte einen Aufstand, um ihn in Stücken zu zerreissen, so daß er sich drei bis vier Tage verstecken, und dann unter grosser Gefahr davon machen mußte. Seine Häuser in der Stadt und auf dem Land wurden geplündert, und der gröste Theil seiner Mobilien weggeschleppt oder verbrannt. Seine Frau, Mutter und Schwiegermutter hatten Mühe, einige Tage nachher wegzukommen, um der Wuth des Pöbels zu entgehen, der bei dieser Gelegenheit auch sonst noch so vielen Unfug verübte, daß die ganze Provinz darüber in Unruhe gerieth.

Der Admiral von Montmorenci, der mit seinem Vater, dem Connetable, in Languedoc war, begab sich am acht und zwanzigsten nach Paris, um die ihm bereits mittelbar angetraute Prinzessinn zu besuchen, worauf am folgenden Tag das Beilager vollzogen wurde.

August.

Ihre Majestäten gingen zu Anfang Augusts auf ungefehr vierzehn Tage nach Monceaux.

Der Prinz, der unterdessen nach seinem Gute St. Maur abgegangen war, wurde daselbst von einem hitzigen Fieber befallen, mit Scharlachfieber und einer Art von Seitenstechen verbunden, und gerieth in grosse Gefahr. Die Königinn besuchte ihn während dieser Krankheit, und als er wieder hergestellt war, gegen das Ende dieses Monats, fand sie für gut, daß er zu seiner Erholung und zur Luftveränderung nach Vallery ging.

September.

Zu Anfang des Septembers starb der Marquis von Noirmoutier an einem Durchfall. Seine Stelle als Lieutenant general von Poitou wurde von mehrern Personen gesucht; der Prinz bewarb sich aber für den Herrn von Rochefort so angelegentlich darum, daß man es nicht wagte, es ihm abzuschlagen, aus Furcht, er möchte sonst den Hof verlassen.

Am 15. d. M. ging der Hof nach Fontainebleau.

Der Herzog von Vendome, der seit einigen Wochen wieder nach Hof zurückgekommen war, wurde um diese Zeit mit dem Marschall von Brissac auf allerhöchste Veranlassung wieder versöhnt. Man erlaubte ihnen darauf zum Landtag nach Bretagne zu gehen, der zu Anfang des Novembers gehalten werden sollte.

October.

In den ersten Tagen begab der Prinz sich nach Hof, wo er der Königinn für die ihm durch Ernennung des Herrn von Rochefort zum Lieutenantgeneral in Poitou erzeigte Gnade dankte. Der Herr von Rochefort wurde unter der gewöhnlichen Eidesleistung wenige Tage darauf daselbst eingesetzt.

10 — 12.

Am zehnten oder zwölften dieses Monats beschloß man die Vermählung zwischen dem Marquis von Villeroy, Sohn des Herrn von Alincourt, Enkel vom Herzog von Villeroy, und der Tochter des Marquis d'Ancre,

d'Ancre, wodurch ein enges Freundschaftsband zwischen beiden Familien geknüpft wurde.

16.

Auf die Nachricht von der Krankheit Monsieurs und der Prinzessinn Christine ging die Königinn von Fontainebleau ab, und übernachtete zu Paris, um sie zu besuchen und in ihrer Gegenwart Arzney nehmen zu lassen. Sie verweilte drei Tage daselbst, und erhob sich sodann wieder nach Fontainebleau, wo sie den König mit dem Prinzen und dem ganzen Staatsrath zurückgelassen hatte.

22.

Ungefehr an diesem Tage beurlaubte der Prinz sich bei dem König und der Königinn, um auf seine Güter und nach Rochefort zu gehen. Der Herzog von Sully besuchte ihn auf dieser Reise, und blieb einige Tage bei ihm zu Chateauroux, wo er sehr gut aufgenommen wurde. Nach einer Reise durch Touraine, durch Anjou gegen Craon hin, durch Poitou und Bretagne kam er am Ende Novembers wieder nach Hof zurück.

26. 27.

Der Oberststallmeister, der sich am Ende des vorigen Jahrs nach seinem Gouvernement Bourgogne entfernt und sich seither, verschiedener im Parlement gegen ihn angebrachter Beschuldigungen wegen, wie wir oben gesehen haben, dort aufgehalten hatte, kam izt wieder nach Hof zurück, wo er von Ihren Majestäten sehr gut aufgenommen wurde.

Gegen das Ende dieses Monats erhielt man Nachricht, daß der Graf von St. Pol, — der sich nach

Guyenne zurückgezogen hatte, weil man die ihm gemachten Versprechungen unerfüllt ließ, — Fronsac an der Dordogne befestigen und mit Munition versehen lasse, und mit einigen Reformirten im Briefwechsel stehe. Dies erweckte starken Verdacht bei Hof, da man noch überdies wußte, daß er Meister von Caumont an der Garonne war. Die Königinn rief ihn daher nach Hof, mit dem Versprechen, daß er befriedigt werden solle.

November.

In den ersten Tagen dieses Monats starb der Marschall von Fervaques, Lieutenant general von der Normandie. Die Königinn übertrug daher diese Stelle dem Herzog von Montbazon, und verlieh dem Marquis d'Ancre die Marschallswürde.

Am 24. oder 25. ging der Hof von Fontainebleau ab, nach Paris zurück.

Hier trafen Deputirte von Nimes ein, um bei Ihren Majestäten wegen des Vorgangs gegen den Herrn Ferrier um Verzeihung zu bitten.

Die Generaldeputirten baten im Namen der Reformirten in Nieder-Languedoc aufs neue, um die Wiedereinsetzung des Herrn von Arambures in Aigues-mortes.

Der Admiral Montmorenci bat um Urlaub bei Ihren Majestäten, um seinen Vater, den Connetable, zu besuchen, und kam nach fünf oder sechs Wochen wieder zurück. Während seiner Reise bemerkte man die Schwangerschaft seiner Gemahlinn.

December.

Man hörte, daß die Reformirten in Guienne eine Verſammlung von Deputirten mehrerer benachbarten Provinzen nach Caſtelſalour auf den nächſtfolgenden erſten Jänner ausgeſchrieben hätten. Da nun aber eine ſolche Verſammlung edictwidrig und dem königlichen Anſehen ſehr präjudicirlich war, ſo ſchrieb man verſchiedentlich deßhalb an den Herrn von Roquelaure, das Parlement zu Bourdeaux, die Kammer zu Nerac und einige angeſehene Privatperſonen, um dieſe Sache zu hintertreiben. Dies erfolgte auch, und die Königinn erhielt am 15. oder 16. Gewißheit hierüber.

Um eben dieſe Zeit vernahm man, daß der Herzog von Savoyen Kriegsrüſtungen mache, und den Herzog von Mantua von neuem angreifen wolle, unter dem Vorwand, daß dieſer die Bedingungen des getroffenen Vergleichs noch nicht in Erfüllung gebracht habe, wovon die vornehmſten folgende waren: daß er die junge Prinzeſſinn, Tochter ſeines verſtorbenen Bruders, in die Hände eines dritten übergeben; allen ſeinen Unterthanen, die es mit dem Herzog von Savoyen gehalten hätten, gänzliche Amneſtie angedeihen laſſen, und keinen Schadenerſatz wegen Montferrat verlangen ſollte. Es ſchien ſogar, als ob der König von Spanien dem Herzog von Savoyen beiſtehen wollte, welcher verlangte, daß ſeine Enkelinn nach Sedan zur Erziehung gebracht werden ſollte.

Man hielt hierüber verſchiedene Berathſchlagungen im Staatsrath, um auszumitteln, wiefern und auf welche Art man ſich des Herzogs von Mantua annehmen wolle. Man ſchickte auch einen Eilboten nach Spanien, um die Geſinnungen Sr. katholiſchen Majeſtät zu vernehmen.

Kaum hatte man hierauf Gewißheit, daß der König von Spanien einzig dahin strebe, Frieden zwischen beiden Fürsten zu erhalten, so ließ man am 26. oder 27. den Marquis von Coeuvres an beide Herzoge, auch nach Mailand und Venedig, abgehen, und alle diese Mächte auffordern, zu diesem Zwecke mit zu wirken. Weil aber dieser Vergleich dahin zielte, den Herzog von Mantua zur Nachgiebigkeit in Ansehung beider letzten Punkte zu vermögen, so hielt der Herzog von Nevers ihn für schimpflich und wollte nicht darein willigen. Ihm traten hierinn der Herzog von Maine und der Prinz Conde' bei, denen es einzig um Krieg zu thun war, damit sie selbst dabei zu thun bekämen und angestellt würden.

Denkwürdigkeiten

vom Jahr 1614.

Januar.

Bis hz war alles noch so ziemlich gut und ruhig abgelaufen, weil man es sich stets sehr hatte angelegen seyn lassen, die Prinzen und Großen des Reichs zu befriedigen, ihnen gute Pensionen, nebst den vorzüglichsten Staatsämtern, zuzuwenden, und ihre Creaturen zu befördern. Dies konnte jedoch nicht hindern, daß das Uebel endlich noch zum Ausbruch kam, nach-

nachdem es schon seit einiger Zeit unter der Asche geglimmt hatte.

Wir haben bereits im Vorbeigehen erwähnt, daß besondre Versammlungen an verschiedenen Orten der Stadt gehalten wurden, besonders in der Vorstadt St. Germain-des-prés öfters beim Marschall von Bouillon und bisweilen auch bei dem Prinzen. Die sich gewöhnlich dabei befanden, waren die Herzoge von Nevers, von Longueville, von Vendome, von Maine und einige andre Personen von Stand. Man sagte sogar, der englische Gesandte stecke mit darunter.

Die Königinn wußte recht gut darum, wollte sichs aber nicht so geradezu merken lassen, und gab sich unter der Hand alle Mühe, sie in den Schranken der Pflicht zu erhalten. Doch ließ sie mitunter ein bedeutendes Wort darüber fallen, und that sogar gewisse Schritte, um ihnen begreiflich zu machen, daß sie in das Geheimniß ihrer bösen Anschläge eingedrungen sey.

Wie dem auch sey, man murrte öffentlich über den König, die Königinn und ihre Räthe. Es fielen mehrere Schlägereien oder Meuchelmorde vor, denen nicht zu steuern war, weil die verbündeten Prinzen die eine oder die andre Parthei unterstützten. Es kam sogar vor, daß der Herzog von Luxemburg den Dolch gegen einen Requetenmeister zukte, bei Gelegenheit eines Prozesses, den er sollicitirte.

Es erschien auch ein Kalender von einem gewissen Mauregard, der dem König den Tod, der Königinn viel Unglück, dem Prinzen ein großes Glück weissagte u. dgl. m., wodurch schwache Gemüther nicht wenig beunruhigt wurden. Der König selbst, der davon gehört hatte, führte am 6. oder 7. d. M. bittere Klagen darüber gegen den Prinzen von Conde, der diesem

Mauregard oft Zutritt bei sich verstattete, ihn aber doch jetzt nicht von den Galeeren retten konnte, wozu er einige Zeit darauf lebenslänglich verurtheilt wurde.

8.

Der Herzog von Nevers reiste von Hof ab, nach Champagne, und sobald er dort angelangt war, ließ er zu Chalons einen königlichen Kassier (trésorier de France) Namens le Jau, aufheben, weil derselbe bevollmächtigt war, gewisse Erhebungen und Erpressungen zu verhindern, welche unter der Autorität des Herzogs verübt wurden. Er behauptete, der Kassier habe schlecht von ihm gesprochen, und ließ ihn in einer Narrenjacke und auf einem Esel reutend in Rhetelois und zu Charleville herumführen, auch sonst noch viel Unfug mit ihm vornehmen.

13.

Der Prinz entfernt sich vom Hof, über den er sehr unzufrieden schien.

Der Herzog von Maine und von Bouillon folgen ihm bald nach.

Der Herzog von Longueville that ein gleiches, gegen das ausdrückliche Verbot des Königs und der Königinn, und selbst gegen sein Ihnen gegebenes Wort.

Der Herzog von Luxemburg und einige andre vornehme Adeliche folgten diesem Beispiel, und nun fieng man schon an, mit vieler Ungebundenheit zu reden zu schreiben.

Gegen das Ende dieses Monats ließ die Königinn, die den Herzog von Guise bey dem König brauchte, dessen Bruder, dem Ritter von Guise, das Decret als

Lieute-

Lieutenantgeneral in Provence zuſtellen, und befahl ihm, ſich ſchleunigſt dahin zu verfügen.

Februar.

Zu Anfang dieſes Monats wurden der Herzog von Ventadour und der Herr von Boiſſiſe nach Chateauroux geſchickt, um den Prinzen dahin zu vermögen, daß er an den Hof zurück käme, und ihm dabei alle Befriedigung zu verſprechen. Kaum hatte er aber Nachricht von ihrer Abreiſe, ſo gieng er zu Gien über die Loire, bei Sens über die Seine, und gegen Champagne hin, um ſich zu ſeinen Freunden zu begeben. Da ihn alſo der Herr von Ventadour und von Boiſſiſe nicht zu Chateauroux trafen, ſo ſchickten ſie ihm einen von Adel nach, mit einem Schreiben, worin ſie ihm den Zweck ihrer Reiſe zu wiſſen thaten.

11.

Auf die Nachricht, daß der Herzog von Vendome nach Gelegenheit trachte, zu den verbündeten Prinzen zu entkommen, und ſogar etwas davon gegen den Herzog von Longueville geäuſſert habe, ließ die Königinn ihn nach dem Louvre bringen, und von einigen Unterofficiers und Schützen von der Leibwache des Königs bewachen, mit dem Befehl, nicht ohne ausdrückliche königliche Erlaubniß von der Stelle zu gehen. Sie glaubte ihn hierdurch in ſeiner Pflicht zu erhalten, und zur Aufgebung ſeiner Verbindung mit den andern, zu zwingen.

Man erhielt jetzt auch Nachricht, daß der Prinz, der Herzog von Nevers, der Herzog von Longueville

und seine Mutter, der Herzog von Maine, der Herzog von Luxemburg und einige andre zusammengestossen seien, um sich mit einander zum Herzog von Bouillon nach Sedan zu begeben; daß sie anfiengen, aus ihren verderblichen Anschlägen gegen die Ruhe des Staats kein Geheimniß weiter zu machen, und daß man bereits in verschiedenen Provinzen Truppen werbe. Die Königinn wurde dadurch bewogen, in allen Städten durchs ganze Reich Wachen auszustellen, alle alten Infanterie-Regimenter, wie auch die Chevauxlegers rekrutiren, sechshundert Mann Schweizer werben und zwei neue französische Infanterie-Regimenter errichten zu lassen, unter dem Kommando der Herrn von Rambures und Vaubecourt.

18. 19.

Nachricht, daß ein Lieutenant, der in der Citadelle von Mezieres für den Herrn de la Vieuville kommandirte, dem Prinzen und dem Herzog von Nevers den Zutritt versagt; und darauf dieser beschlossen habe, den Platz förmlich anzugreifen, daß er auch würklich hierzu habe Truppen und Geschütz von Sedan kommen lassen, daß aber der Officier bei diesen Vorkehrungen sich genöthigt gesehn habe, zu kapituliren und den Platz zu übergeben, weil er nicht in der Verfassung gewesen sey, eine Belagerung auszuhalten.

Man schickte hierauf sogleich Praslin an die Prinzen ab, mit dem Befehl von Ihren Majestäten, die Citadelle einem Lieutenant von der Garde, den man nebst einigen Gemeinen hinschickte, zu übergeben. Sie waren kaum dahin zu bringen, daß sie den Herrn von Praslin anhörten, dem sie zur Antwort gaben, die Citadelle würden sie zum Dienst Ihrer Majestäten behalten, der Officier aber müßte zur Strafe gezogen werden,

daß

daß er sich erdreustet habe, dem Gouverneur der Provinz den Zutritt zu verweigern.

20.

Der Herzog von Vendome fand Mittel trotz der Wachsamkeit der Gardisten aus dem Louvre zu entkommen, und man erfuhr nachher, daß er seinen Weg gegen Bretagne hin genommen habe.

Man befahl hierauf allen bei Hof befindlichen Gouverneurs von Plätzen und Provinzen, nach ihren Posten abzugehen. Der Marschall d'Ancre gieng nach der Picardie, und der Herzog von Montbazon nach Nantes um für die Sicherheit jener Gegenden zu wachen.

Bald darauf erhielt man bestimmtere Nachricht in Betreff des Herzogs von Vendome. Man erfuhr daß er nach Ancenis in Bretagne gekommen sey, und daselbst sich mit dem Herzog von Retz besprochen habe; daß sie in dieser Unterredung mit einander beschlossen hätten, Truppen zu werben, sich mehrerer Plätze in der Provinz zu versichern, und Blavet zu befestigen. Man hörte sogar, daß sie königliche Depeschen und deren Ueberbringer, es mochten nun Adeliche oder nur gewöhnliche Couriers seyn, aufsiengen und anhielten.

Gegen das Ende dieses Monats schickte der Prinz einen Adelichen an die Königinn, mit einem großen Schreiben, das die Klagen und Beschwerden seines Anhangs enthielt. Es war ein würkliches Manifest, wovon er an alle bei Hof befindliche Prinzen und Große, auch an alle Provinzen und Parlementer im Reich Copien schickte. Letztere schickten sie unerbrochen der Königinn zu; die erstern thaten größtentheils ungefehr dasselbe.

Um

Unterdessen lief von allen Seiten Nachricht ein, daß die verbündeten Prinzen Truppen würben, und sogar einen aus Neuschatel gebürtigen Officier der Herzoginn von Longueville mit mehrern Schreiben von dem Prinzen, der Herzoginn von Nevers, und dem Herzog von Bouillon an alle Cantons nach der Schweiz geschickt hätten, um sie gegen ihre Majestäten kaltsinnig zu machen, und wo möglich selbst einige Truppen von ihnen zu erhalten. Weit gefehlt aber, daß diese Unterhandlung ihnen gelungen wäre, wurde vielmehr auf Vorstellung des zu Solothurn residirenden königlichen Botschafters jener Officier arretirt, und seine Briefschaften nach Hof geschickt.

Auf der andern Seite befahlen Ihre Majestäten allen Gouverneurs und Lieutenants generaux in den Provinzen, nicht eher als im äußersten Nothfall zu Thätlichkeiten zu schreiten; denn Sie sahen wohl ein, wenn man einmal den Degen gezogen hätte, würde man ihn nicht so bald wieder einstecken können, und doch sind die bürgerlichen Kriege stets so verderblich für den Staat. Sie hatten übrigens die Beruhigung, daß die Parlementer, Städte und Gemeinheiten, Ihnen getreu bieiben, selbst diejenigen Orte nicht ausgenommen, wo die Reformirten die Oberhand hatten, unerachtet mehrere Privatpersonen und die Vornehmsten unter ihnen diese Bewegungen begünstigten.

März.

Zu Anfang dieses Monats wurde nach langer Ueberlegung endlich im Conseil beschlossen, auf das Manifest des Prinzen im Nahmen der Königinn zu antworten, und ihm diese Antwort durch den Herrn de

Thou

Thou zu überschicken, der ihm nicht minder angenehm war als dem Herzog von Bouillon. Er hatte den Auftrag, ihnen Conferenzen zu einem Vergleich vorzuschlagen, mit dem Erbieten, daß Ihre Majestäten bis Rheims kommen wollten, um die Sache zu erleichtern und nicht so viel Zeit mit Hin- und Herschicken zu verlieren, wenn anders sie selbst nicht etwa lieber nach Soissons kommen wollten.

Die verbündeten Prinzen nahmen den letztern Vorschlag an, und Herr de Thou bewilligte ihnen, unerachtet er keinen ausdrücklichen Auftrag hiezu hatte, eine Garnison in diese Stadt zu legen, und vier bis fünf tausend Mann Infanterie nebst fünf bis sechshundert Pferden in die umliegende Gegend einzuquartieren, um ihre Person und im Nothfall auch ihren freien Rückzug zu sichern.

Dieser ganze Monat vergieng unter Abfertigung von Eilboten von beiden Seiten, und unter möglichster Verbreitung der königlichen Antwort auf das Manifest der Prinzen durchs ganze Reich, um denjenigen den Irrthum zu benehmen, die sich sonst leicht durch falsche Vorspieglungen blenden lassen.

Gegen das Ende des Monats kamen die Prinzen mit zwölf bis funfzehnhundert Mann Infanterie nach Soissons, und der Präsident de Thou kam nach Hof zurück um Ihren Majestäten von seiner Unterhandlung Rechenschaft abzulegen.

April.

In den ersten Tagen dieses Monats berathschlagte man im Conseil, welche Deputirte man zur Unterhandlung mit den Prinzen abschicken sollte, wobei der

Kar-

Kardinal von Joyeuse als Chef derselben vorgeschlagen wurde. Es sey nun aber, daß er selbst an dem Erfolg der Sache zweifelte, oder daß er aus andern Gründen sich nicht damit befassen wollte; kurz, er lehnte es ab, so daß man an seine Stelle den Herzog von Ventadour dazu ernannte, dem man die Präsidenten de Thou und Jeannin und die Staatsräthe von Boissise und Bullion zu gab. Sie wurden auch zu Soissons, sehr gut von den Prinzen aufgenommen, hatten aber Befehl, blos zu hören, ohne sich auf eine Entscheidung einzulassen, und die Unterhandlung blos anzuknüpfen, um wo möglich, Vortheil daraus zu ziehen.

Unterdessen lief die Nachricht ein, daß der Connetable von Montmorenci auf seinem Gute la Grange bei Pezenas mit Tod abgegangen sey.

Diesen ganzen Monat hindurch erschienen die öffentlichen Angelegenheiten in mehrern Gegenden des Reichs in einer sehr mißlichen Lage. Es gab sogar einige ganze Provinzen, wie Soissonois, Rhetelois, Nivernois und Bretagne, die sich geradezu für die Prinzen erklärten. Andre standen unter den Waffen, um sich zu der Parthei zu schlagen, von welcher sie für sich am meisten Vortheil hoffen dürften, z. B. Poitou unter dem Marquis von Bonnivet, der sich bald darauf für den Prinzen erklärte. Einige, wo die Reformirten zahlreich waren, hatten dem Herzog von Rohan versprochen, die Waffen zu ergreifen, sobald er es für gut finden würde.

Bis jetzt hatte der König noch keine Truppen geworben, und diejenigen, welche auf den Beinen waren, erhielten Ordre, mit dem Marechal de Camp, von

Preslin

Praslin, nach Champagne aufzubrechen. Man wußte sogar nicht einmal, wem man das Commando der Armee übertragen, noch wen man sonst beim General-Staab anstellen sollte; so groß war die Eifersucht unter den Prinzen und Großen am Hof, die noch beim König aushielten, und so ängstlich besorgte man, einen von ihnen unzufrieden zu machen. Würklich war dieß die peinlichste Verlegenheit, worin die Königinn sich unter diesen verdrüßlichen Umständen befand.

Diesen ganzen Monat hindurch währte der Courierwechsel zwischen Paris und Soissons über die beiderseits geschehenen Eröfnungen und Vorschläge. Endlich begaben der Herzog von Ventadour, der Präsident Jeannin und der Herzog von Boullion sich zu Ihre Majestäten nun diese Sache zu beendigen. Der Herr de Thou und von Boissise aber blieben zu Soissons, von wo der Prinz und der Herzog von Nevers nach der Grenze von Champagne abreisten.

Am letzten d. M. wurde hierüber eine außerordentliche Staatsrathssitzung gehalten, welcher Ihre Majestäten beiwohnten, und wozu man auch noch einige Parlements Präsidenten nebst dem Prevot des Marchands von Paris und einigen andern angesehenen Personen zuzog. Es wurde darin alles festgesetzt, was man dem Prinzen und seinen Verbündeten zugestehen wollte, und man verstand sich dazu, ihm das Schloß Amboise einzuräumen.

M a y.

4.

Der Herzog von Ventadour und der Präsident Jeannin giengen von Paris ab, und wieder zum Prinzen

zen zurück. Sie fanden ihn zu St. Menehoud, wo endlich, nachdem die andern Prinzen und Herrn dahin nachgekommen waren, und man sich noch einige Tage über ihre Forderungen gestritten hatte, die Artikel festgesetzt und unterzeichnet wurden, die man in der Folge noch sehen soll. Uebrigens waren einige geheime darunter, die jedoch nicht von sonderlicher Wichtigkeit waren, und meistens gewisse baare Summen oder Pensionen betrafen, zu denen man einigen von ihnen oder ihren Anhängern Hofnung machte.

Die Unordnungen und Truppenwerbungen hörten indessen darum nicht auf, besonders in Bretagne, wo der Herzog von Vendome und von Retz Blavet befestigen ließen, und einige Plätze wegnahmen.

Der Herzog von Montmorenci gieng von Hof ab nach seinem Gouvernement Languedoc, wo seit dem Tod seines Vaters des Connetable niemand war, der das Commando führte.

24. 25.

Die Commissarien, welche mit dem Prinz unterhandelt hatten, kamen zu Ihren Majestäten zurück und legten Ihnen Rechenschaft ab von ihrer Unterhandlung. Sie hatten auch unterwegs mehrere Truppen entlassen, besonders von denen, die der Prinz geworben hatte; und damit er baldmöglichst auch die übrigen abdanken möchte, schickte man ihm sogleich hunderttausend Pfund auf Abschlag der ihm bewilligten Summe Er schrieb übrigens an den Herzog von Vendome und forderte ihn auf, seinem Beyspiel nachzufolgen; er mochte aber entweder nicht redlich dabei zu Werk gehen, oder der Marquis von Coeuvres nicht alle dazu erforderliche Sorgfalt anwenden; die Sache stockte an unbedeutenden

Klei-

Kleinigkeiten, und hatte nicht den Erfolg welchen man sich davon versprach.

Junius.

In den ersten Tagen dieses Monats langten die Herzoge von Languedoc und von Mayenne bey Hof an, und gelobten gänzlichen Gehorsam gegen Ihre Majestäten.

Um eben diese Zeit erhielt man Nachricht von dem sonderbaren Tode des Ritters von Guise zu Vaux bei Arles, wohin er eine Lustreise gemacht hatte. Bei seiner Abreise aus der Stadt gab man ihm eine Ehrensalve aus einigen Kanonen, und da er sah, daß man die Salve wiederholen wollte, wandelte ihn die Lust an, eins der Stücke selbst loszubrennen. Man mochte ihm lange vorstellen, er sei erhitzt, und Gefahr dabei; es half nichts, er ließ sich nicht abreden, brannte los, das Stück zerplatzte, ein Splitter schmetterte ihm den Schenkel weg, und zwei Stunden darauf mußte er daran sterben. Von allen Umstehenden deren wohl hundert Personen waren, wurde dabei auch keine nur im Geringsten verletzt. Dieser Prinz besas sehr gute Eigenschaften, und wurde von allen bedauert die ihn kannten.

Man hörte, daß die Nationalsynode der Reformirten zu Tonneins wieder aus einander gegangen sey.

Auf die Nachricht von der Zögerungen, die der Herzog von Vendome der Vollziehung des Vergleichs

von St. Menehoud entgegensetzte, schickte man den Marquis von Coeuvres mit neuen Befehlen an ihn, ließ Truppen gegen Bretagne anrücken, und übertrug das Kommando darüber dem M. von Brissac. —

Den Herzog von Ventadour schickte man an den Prinzen der zu Amboise war, und ließ sich bei ihm über das Benehmen des Herzogs von Vendome beschweren, und ihn selbst nach Hof einladen. Er gab aber darauf nichts als leere Worte.

Die Factionen und Ränke währten auch noch fort in allen Provinzen; man sah Kriegsleute ab und zu marschiren, andre sich einzeln nach Bretagne schleichen und dem Herzog von Vendome zuziehen, ohne daß der Prinz es hinderte, so leicht auch dieß ihm gewesen wäre.

Entschlossen, zufolge einem Artikel in dem Vergleich zu St. Menehoud, den Reichstag zusammen zu berufen, schrieb der Hof ihn auf den zehnten September nach Sens aus. Zu dem Ende erhielten alle Bailliss und Seneschals im ganzen Reich den Auftrag Particulärversammlungen zu halten, damit darauf die Deputirten der drei Stände ernannt werden könnten.

21.

Der König und die Königinn nebst dem ganzen Hof giengen nach St. Germain en Laye, um dort einige Wochen zuzubringen, und die Landluft zu genießen, nachdem sie seit dem November nicht aus Paris weg gekommen waren.

Ihre Majestäten erhielten Nachricht, daß der Prinz von Amboise nach Saumur gegangen sey und daselbst mit dem Herrn von Plessis Mornay conferirt habe.

be. Von da sei er nach Poitou auf das Gut eines Adelichen, la Roche des Aubiers, gegangen, habe den Herzog von Rohan da gesprochen, und auch noch den Herzog von Vendome und von Retz dort zu finden gehofft, die aber nicht gekommen seien. Alle diese Zusammenkünfte konnten nicht anders denn Verdacht bei Ihren Majestäten erregen.

Auf alle Fälle gab es verschiedene Factionen zu Poitiers, wo die des Prinzen hauptsächlich auf der Familie Sainte Marthe und dem Procureur du Roi St. Clair beruhte. Der Bischof hingegen und der Criminallieutenant Rouzieres standen an der Spitze der Hofpartei.

Diese letztern hatten zwei oder drei Einwohner aus der Stadt geschaft, welche Anhänger des Prinzen waren, und sogar zu seiner Dienerschaft zu gehören vorgaben. Einer von diesen, ein gewisser Latrie, der von Ihren Majestäten die Erlaubniß erhalten hatte, nach dem Schluß des Vergleichs von St. Menehout wieder dahin zu gehen, sprach jetzt mit vielem Trotz und bedrohte jedermann mit der Rache des Prinzen. Der Bischof, dem man hinterbrachte, daß diese Drohungen vorzüglich ihm gälten, bat einige seiner Freunde sich in seiner Nähe zu halten, um ihn im Nothfall zu vertheidigen.

Bei dieser Gelegenheit nun faßte ein Particulier den Entschluß ihn an diesem Latrie zu rächen. Er traf ihn am 17. d. M. zu Pferd, mit einem oder zween von seinen Leuten. Unterstützt von einigen Studenten, die damals wegen der täglich vorfallenden Unruhen Feuergewehr führten, griff er ihn an. Man zieht auf beiden Seiten, thut auch zwei oder drei Schüsse nach Latrie, ohne ihn zu treffen; Hieb- und Stich-

wunden aber bekam er ins Gesicht und sonst. Einer seiner Leute blieb auf dem Platz, auch ein armer Bürger büßte das Leben dabei ein, indem er wenige Tage darauf an seinen Wunden starb. Latrie selbst ließ sich zu dem Maire der Stadt bringen. Dieser war damals der Herr von Sainte Marthe, ein Neffe vom Kassier dieses Nahmens.

Hierüber entstand ein solcher Lärm in der Stadt, daß man zwei Tage lang die Thore gesperrt hielt, und eine vertraute Person an den Prinzen schickte, um ihn von dem Vorgang zu benachrichtigen. Dieser Expresse fand ihn schon abgereist von Roche aux Aubiers, in der Absicht, um zu Saumur zu übernachten. Da aber auf den Johannistag, also in vier oder fünf Tagen, zu Poitiers ein neuer Maire gewählt werden sollte, so hielt der Prinz es seinem Interesse gemäs, schleunigst dahin zu gehen, um die Wahl auf einen zu lenken, der ihm ergeben wäre. Er nahm daher seinen Weg nach dieser Stadt, und von Thouars aus, wo er übernachtete, schrieb er allerwärts hin nach seinen Freunden, sie sollten zu ihm kommen, um ihm, wie er ganz unverholen sagte, den an Latrie verübten Meuchelmord rächen zu helfen.

Einige von denen, die sich zu Thouars befanden, hatten kaum diese Drohungen gehört, als sie jemand an ihre Freunde zu Poitiers abschickten, um ihnen diesen Vorsatz des Prinzen zu hinterbringen. Darüber wird Lärm in der Stadt; man zieht die Sturmglocke, und sperrt beinahe alle Thore.

Beim Anblick dieser Unordnungen baten die Anhänger des Prinzen ihn dringend, nicht nach der Stadt zu kommen, indem man ihm den Eintritt verweigern, oder doch auf alle Fälle, wenn man ihn auch einliesse, seine

seine Person großer Gefahr ausgesetzt seyn würde. Der Herr von Latrie selbst, der eine halbe Meile vor der Stadt zu ihm kam, bemühte sich, es ihm auszureden, wie auch ein Adelicher Namens Beaulieu, den der Bischof an ihn abschickte, und der ihm eine Viertelmeile vor der Stadt begegnete.

Der Prinz ließ sich aber durch dieß alles nicht abhalten, sondern verfolgte seinen Weg. Als er an die Thore kam, fand er nichts als Bürger, die von den Mauern herab mit ihm sprachen, und ihn recht angelegentlich ersuchten, sich zurück zu begeben. Als er fragen ließ, wer denn die seien, die zu ihm sprächen, so erhielt er zur Antwort, sie sprächen im Nahmen von zehntausend Bürgern, alle bewaffnet und entschlossen, ihre Stadt mit Aufsetzung ihres Lebens beim Gehorsam gegen Ihre Majestäten zu erhalten.

Nach dieser Abweisung postirte er sich zwei bis drei Meilen von der Stadt, und schickte einen von seinem Gefolge an den König ab, um sich über dieß Betragen zu beschweren, und Genugthuung dafür zu verlangen. Er schrieb zugleich nach allen Seiten an seine Freunde, um sie zusammenzuziehen, und mit ihnen dann sich mit offenbarer Gewalt an denen von Poitiers zu rächen.

25.

Auf die erste Nachricht die man bei Hof von allen diesen Unruhen erhielt, hatten Ihre Majestäten den Staatsrath und Requetenmeister, Herrn von Mazuyer dahin geschickt, um beide Theile in den Schranken der Pflicht zu erhalten, und Unordnungen zu verhüten. Sobald man aber von dem den Prinz selbst betroffenen Vorfall hörte, entschlossen Ihre Majestäten sich, den Herrn von Montpezat an ihn zu schicken, und ihn

versichern zu lassen, daß ihm für die zu Poitiers erlittene Beschimpfung so wie für die an der Person des Herrn Latrie verübte Unfertigkeit Genugthuung werden solle: nur bäte man ihn, keinen Gewaltsschritt zu thun, sondern nach Amboise zu gehen, und dort der Würkung von den guten Gesinnungen Ihrer Majestäten gewärtig zu seyn.

29.

Der Herr von Montpezat reiste ab, und noch an dem nämlichen Tage erhielt man Nachricht, daß der Prinz, im Grimm darüber daß man in Poitiers den Criminallieutenant zum Maire gewählt hatte, eine schreckliche Verwüstung in der Gegend um die Stadt anrichte, von allen Seiten Truppen an sich ziehe, sie auf die Güter derer von der Stadt einquartiere, die es nicht mit ihm hielte, daß sein ganzes Sinnen dahin gerichtet sey, mit List oder Gewalt hinein zu kommen, und daß er unaufhörlich dem Bischof und dessen Parthei drohe.

Auf der andern Seite erfuhr man auch, daß der Herzog von Vendome und der Herzog von Retz ihre Feindseligkeiten in Bretagne noch immer fortsetzten. Man ließ daher in aller Eile den Marschall von Brissac mit einem Regiment Schweizer, dem neuen französischen Regiment Rambures, fünf bis sechs Compagnien leichte und schwere Reuterei und einigen wenigen alten Truppen, so viel gerade mobil waren, dahin marschiren. Ihre Majestäten beschlossen zugleich, nach der Loire zu gehen, und die Garde, die Schweizer-Garde, die Chevauxlegers und Gensd'armen des Königs mitzunehmen, um den Marschall im Nothfall unterstützen zu

zu können, oder auch Poitiers zu Hülfe zu eilen, wenn der Prinz der Stadt zu sehr zusetzte.

Julius.

1.

Ihre Majestäten kamen von St. Germain nach Paris zurück, und schickten sich an, die erwähnte Reise anzutreten.

2.

Am folgenden Tag schickten Sie den Herzog von Mayenne an den Prinz ab, um von neuem darauf zu dringen, daß er sich von Poitiers entfernen möchte, wo bereits Proviantmangel einriß, und um ihm zugleich zu erklären, im Weigerungsfall werde man sich genöthigt sehen, Waffengewalt zu Hülfe zu nehmen.

5.

Ihre Majestäten reisten von Paris ab, und trafen am

8.

zu Orleans ein, wo Sie sieben oder acht Tage verweilten, um einen Theil Ihres Gefolgs, der noch nachkommen mußte, und weitere Nachrichten zu erwarten.

10. 11.

Der Herzog von Montpezat und der Herzog von Maine kamen, nachdem sie den Prinz gesprochen hatten, nach Hof und berichteten, er habe zufolge Allerhöchster Befehle die Gegend von Poitiers verlassen, und sei nach Chateaurour abgegangen. Sie setzten hinzu, es seien einige Unordnungen in der Stadt vorgefallen,

und verschiedene von denen, die man für Anhänger des Prinzen halte, hätten sich genöthigt gesehen, sie zu verlassen, um nicht den Mißhandlungen des Pöbels ausgesetzt zu seyn; darunter befänden sich der Treſorier von Sainte Marthe, der Procureur du Roi, St. Clair; der Sergent Major la Charrouliere, und selbſt der Gouverneur der Stadt, der Herzog von Roannez; dieſer leztere sei erſt am Tag zuvor dahin gekommen, aber genöthigt gewesen, sich in die Wohnung des Biſchofs zu flüchten, unerachtet er dieſen für den Urheber des Aufruhrs anſehe.

12.

Der Marquis von Coeuvres kam ebenfalls nach Orleans und berichtete, der Herzog von Vendome sei gänzlich bereit, Ihren Majeſtäten allen Gehorſam zu bezeugen; er erwarte nur hunderttauſend Pfund, die der Prinz ihm von der im Vergleich zu St. Menehoud ſtipulirten Summe abzugeben habe, um ſeine Truppen zu verabſchieden, und bitte Ihre Majeſtät es mit der Schleifung von Blavet noch anſtehen zu laſſen, wofür der Marquis von Coeuvres ſich verbürgen wolle; übrigens wünſchte er, daß es ihm vergönnt ſeyn möchte, mit ſeinem Zug ſich nach dem Schloſſe zu Nantes, wovon er Gouverneur war, zu begeben, unter der Bedingung, daß er es dann dem jetzigen Inhaber wieder zuſtellen wolle; und ſonſt noch einiges von dieſer Art, was bewies, daß es ihm mehr darum zu thun war Zeit zu gewinnen, als redlich zu gehorchen.

Indeſſen rieth man Ihrer Majeſtät den Marquis von Coeuvres wieder an ihn zu ſchicken, um ihm die allerhöchſte Willensmeinung zu erklären, und ihm die hunderttauſend Pfund, die er von dem Prinzen erwartete, zuzuſtellen, damit er keinen Grund hätte, ſeine

ſeine Truppen länger zu behalten. Man ſchickte ſogar dieſe Summe zu Waſſer nach Angers, um an denjenigen ausgezahlt zu werden, der zum Empfang bevollmächtigt erſcheinen würde. Ihre Majeſtät beſchloſſen aber auch, weiter zu gehen, um ſich Gehorſam zu erzwingen, im Fall er ſich nicht gutwillig unterwärfe. Würklich giengen Sie auch am

15.

von Orleans ab, und langten am

16.

zu Blois an.

Ich darf hier nicht mit Stillſchweigen übergehen, daß man in den Provinzen das Gerücht ausgeſtreut hatte, der König ſei ſehr kränklich und ſchwächlicher Natur. Er brauche immer Arzeneien; ebendeswegen könne Er ſich nicht weit von Paris entfernen, und werde allem Anſchein nach Sein Leben nicht hoch bringen. Dieſe Gerüchte ſtimmten mit den Weiſſagungen in Mauregards Kalender ein; das Volk ſchwebte daher in beſtändiger Unruhe, und wußte nicht, wozu es ſich entſchließen ſollte. Als es aber den König durch die Städte reuten ſah, und in vollkommener Geſundheit erblickte, empfand es eine unausſprechliche Freude darüber, die eine ſehr gute Vorbedeutung für den Erfolg Sr. Reiſe gewährte.

Nachdem Ihre Majeſtäten zu Blois eingetroffen waren, ſchickten Sie den Staatsrath Vignier an den Prinzen ab, um ihn einzuladen, zu Ihnen zu kommen, weil er wünſchte, daß Sie vollkommenes Vertrauen in ſeine guten Geſinnungen ſetzten; Sie erhielten aber ſeine Antwort erſt zu Tours. Dieſe lief abermals dar-

auf hinaus, daß er neuen Aufschub suchte, und zur vorläufigen Bedingung machte, daß man ihm wegen dessen, was zu Poitiers gegen ihn und den Herrn Latrie verübt worden sey, erst Genugthuung verschaffen sollte. Am

13.

brachen Ihre Majestäten von Blois auf, um nach Tours zu reisen, wo Sie auch am

20.

eintrafen. Der gerade Weg führte zwar eigentlich über Amboise; da aber Ihre Majestäten hörten, daß die Prinzessinnen von Conde, weit entfernt Sie dahin zu sich zu bitten, um dem Wohlstand gemäs im Schloß zu logiren, vielmehr in aller Eile von da aufgebrochen und Tag und Nacht nach Nogent le Rotrou fortgeeilt seien; so nahmen Sie Ihren Weg über Montrichard und Vieray.

Auf dieser Reise wurden Sie von einem großen Zusammenfluß von Noblesse besucht, welche zwanzig bis dreißig Meilen weit herbeiströmte; die Einwohner in den Städten bezeugten überall eine ungemeine Freude, Sie zu sehen. Der Bischof von Poitiers kam ebenfalls zu Ihnen, mit einigen Abgeordneten von der Stadt, um sie zu bitten, ihre Stadt mit Höchstdero Gegenwart zu beehren, und dadurch die Würkungen gewisser unruhigen Hitzköpfe zu dämpfen. Niemand, selbst bis auf diejenigen, die als verdächtige Anhänger des Prinzen aus der Stadt hatten weichen müssen, schloß sich von der allgemeinen Huldigung aus; sie kamen wie die andern, und suchten wenigstens sich zu rechtfertigen. Dieß veranlaßte Ihre Majestäten auf einige Tage dahin zu gehen. Am

25.

giengen Sie daher von Tours ab und kamen am

26. zu

26.

zu Chatelleraud, einem Sicherheitsplatz der Reformirten an, wo Sie mit allen Zeichen von Liebe und Ergebenheit aufgenommen wurden, und wo man sogar die Besatzung wegziehen ließ, um Ihnen ein unbeschränktes Zutrauen zu beweisen. Am

28.

endlich erhoben Sie sich nach Poitiers, wo das Volk alles Ersinnliche aufbot, um Sie würdig zu empfangen, und das Uebermaaß seiner Freude an den Tag zu legen.

A u g u s t.

Die sieben oder acht Tage über, welche Ihre Majestäten sich daselbst aufhielten, kam der ganze Adel aus Poitou, der Herr von Ambleville nebst dem aus Anjoumois, Saintonge, Marche, Limosin und den andern benachbarten Provinzen dahin, um Ihnen ihre Aufwartung zu machen, und Sie ihrer unterthänigsten Dienste zu versichern. Die grosten Städte schickten ebenfalls ihre Deputirten hin. Der Herzog von Rohan mit seiner Gemahlinn entledigten sich derselben Pflicht. Er wurde von Ihren Majestäten sehr gut aufgenommen und kehrte nach einigen Tagen mit der Herzoginn nach St. Jean d'Angely zurück, um erst noch einiges in Ordnung zu bringen, und dann wieder nach Hof zu kommen.

Während dieser zu Poitiers war, erhielt man Nachricht, daß das Parlement zu Bourdeaux auf das Gerücht, als ob der Prinz unzufrieden über den Hof sich dorthin wenden wolle, sich versammelt, und beschlossen habe, ihn nicht in die Stadt aufzunehmen, wenn sie nicht einen ausdrücklichen Befehl deswegen von

Hof

Hof erhielten. Dieser Parlementsschluß veranlaßte ganz Guienne, das schon sehr wankend war, gleichen Entschluß zu fassen, und der Prinz that, als ob es ihm nie eingefallen wäre, dahin zu gehen.

Man erfuhr übrigens, daß der Herzog von Savoyen in Dauphine, Lionnois und in den Sevennen in Languedoc stark werben lasse, zu einer Unternehmung in Montferrat gegen den Herzog von Mantua, für dessen Schutz und Vertheidigung auf diesen Fall der Gouverneur im Mailändischen sich im Nahmen seines Königs erklärt habe. Man wollte ferner wissen, der Marschall von Lesdiguieres begünstige diese Werbungen offenbar, und gestatte ihnen freien Durchzug. Man beschloß daher, sie in allen jenen Provinzen zu verbieten, und denen, die sich hatten anwerben lassen, bei Strafe der Unbotmäßigkeit die Heimkehr zu gebieten. Ja man ließ diesen Befehl würklich an der ganzen dortigen Grenze hin bekannt machen. Trotz diesen Maasregeln brachte indessen der Herzog von Savoyen dennoch acht bis neuntausend Mann in seine Dienste, die ihm jedoch nichts halfen, da der Statthalter von Mailand ebenfalls eine starke Armee zusammenzog, wodurch der Herzog sich bewogen fand, einen Vergleich einzugehen, der nothwendig zu seinem Nachtheil ausfallen mußte.

Der Herr von Montbrun wurde von dem Marschall von Lesdiguieres an Ihre Majestäten abgefertigt, um jene Durchzüge und Werbungen, und die Connivenz des Marschalls dabei, zu entschuldigen, und zu vernehmen, wie Ihre Majestäten es hinfort hierin gehalten wissen wollten; er brachte aber nur neue Verbote deshalb zurück und neue Befehle, die schon Angeworbenen zurück zu rufen.

Um eben diese Zeit hörte man, daß die Sachen in Jülich, Cleve und sonst noch in Teutschland immer verworrener würden; daß der Erzherzog von Oesterreich eine Armee unter dem Nahmen des Kaisers und dem General Spinola ins Feld gestellt habe, um sich den Maasregeln zu widersetzen, welche der Herzog von Neuburg und andre im Besitz von Jülich befindliche Fürsten zum Nachtheil der Prätendenten nähmen, und um sogar, wo möglich die Macht umzustoßen, welche die vereinigten Staaten sich in Besetzung des Schlosses von Jülich und andrer Plätze anmaßten.

Würklich machte er auch bereits den Anfang mit Aachen, wo er eindrang, die Protestanten daraus verjagte, sie überdieß noch zu großen Summen verurtheilte, und die Jesuiten ganz auf den alten Fuß wieder herstellte. Von da gieng er auf einige andre Plätze los, die er einnahm, und immer weiter vordrang. Der Graf Moritz rückte aber endlich, unterstützt von den dabei interessirten Fürsten ins Feld, setzte ihm einen Damm entgegen, und bemächtigte sich ebenfalls verschiedner Plätze zu dessen Nachtheil.

Diese Bewegungen vermochten den König zu dem Entschluß, den Staatsrath Refuge an alle diese Fürsten abzuschicken, um im Nahmen Ihrer Majestäten an Beilegungen dieser Streitigkeiten zu arbeiten. Ebenso sprach man auch davon, den Marquis von Rambouillet an den Herzog von Savoyen und den Statthalter von Mailand abzuschicken, um wo möglich die Unruhen zu unterdrücken, die auf der Seite von Piemont auszubrechen drohten. Beide reisten jedoch erst ungefehr einen Monat später ab.

Während des Aufenthalts zu Poitiers versuchte man auch die daselbst unter den Einwohnern obwaltenden

den Irrungen beizulegen; allein diejenigen, welche stets dem Dienst des Königs getreu geblieben waren, hatten einen so starken Haß und Argwohn gegen die Andern gefaßt, daß sie durchaus nicht zu bewegen waren, sie unter sich zu dulden; man fand vielmehr nöthig, die königlichen Requetenmeister Mangot und Mazuyer, den Staatsrath, daselbst zurück zu lassen, um das Verhalten und die Vergehungen dieser Verwiesenen genauer zu untersuchen.

Man erhielt ferner zu Poitiers Nachricht, daß zwar der Herzog von Vendome angefangen habe, einige Truppen in Bretagne abzudanken, daß aber dennoch dort noch immer so viele Unordnungen vorfielen, und die fortdaurende Anwesenheit des Herzogs selbst in der Provinz die getreuen Diener des Königs in solcher Unruhe erhielte, daß es nothwendig sey, den Herzog daraus zu entfernen, oder sich selbst dahin zu erheben, um den schlimmen Zustand der Provinz selbst in Augenschein zu nehmen.

Man machte starke Einwendungen gegen eine solche Verlängerung der Abwesenheit Ihrer Majestäten von Paris, wo Ihre Rückkehr nöthig schien, besonders wegen des auf den 15. September ausgeschriebenen Reichstags; indessen entschloß man sich dennoch, nach Angers zu gehen, und unterdessen die Landstände von Bretagne auf den 15. August nach Nantes zusammen zu rufen. Man dachte sich dabei, wenn der Herzog von Vendome sich dem erhabenen Befehl gemäs zu Angers einstellte, so könnte man dann ruhig nach Paris gehen, im entgegengesetzten Fall sollten Ihre Majestäten weiter gehen, und den Landtag in Person halten.

3. Man

3.

Man ging also von Poitiers ab, und nahm das erste Nachtquartier zu Mirebeau, das zweite zu Loudun, einem Sicherheitsplatz für die Reformirten, wo Ihre Majestäten mit großem Jubel empfangen wurden. Hier lief auch die Nachricht ein vom Hintritt des Prinzen von Conti, der sehr beklagt wurde, indem man an ihm einen der ersten Prinzen vom Geblüt verlohr, der jederzeit sehr gute Gesinnungen für das königliche Interesse gezeigt hatte.

6.

Am folgenden Tag hielten Ihre Majestäten ihren Einzug zu Saumur, einen andern Sicherheitsplatz für die Reformirten, wo der Herr du Plessis Mornay commandirte, der die ganze Besatzung aus Stadt und Schloß entfernte, und alles offen und ledig ließ, um sein offnes unbeschränktes Vertrauen an den Tag zu legen.

8.

Am dritten Tag brachen Ihre Majestäten wieder auf und langten in Angers an, wo Sie Ihren Einzug hielten. Hier lief denn auch die Nachricht ein, daß der Herzog von Vendome, der bis Ancenis, neun Meilen von da, gekommen war, wieder umgekehrt und nach Niederbretagne gegangen sey, sobald er davon gehört habe, daß Ihre Majestäten auf der Herreise begriffen seyen und nach Angers kommen würden. Dies zeigte deutlich genug, daß er nicht gesonnen sey, Ihre Majestäten zu befriedigen, und sich, wie man es verlangt hatte, bei ihnen einzufinden. Ihre Majestäten sahen sich dadurch zu dem Entschluß veranlaßt, selbst nach Nantes zu gehen, um den Landtag selbst zu halten, und sich mit eignen Augen von dem Zustand der Provinz zu über-

überzeugen. Dies verzögerte also die Rückreise nach Paris und die Eröffnung des Reichstags.

Man erhielt auch Nachricht, daß der Prinz gegen Nevers hingereist sey, um den Herzog von Nevers zu besuchen, wohin er auch den Herzog von Longueville und den Herzog von Maine, nebst einigen Andern, bestellt hatte, um ihre vorige Verbindung vielleicht zu erneuern, und sich über ihre Angelegenheiten und Interesse zu besprechen. Diese beiden letztern fanden sich jedoch nicht daselbst ein, und man konnte nicht herausbringen, ob etwas daselbst verabredet worden sey.

10.

Man reiste von Angers ab, und kam am

12.

nach Nantes, wo die Stadt zwei Tage darauf dem König einen prächtigen Einzug veranstaltete, und dadurch die Freude an den Tag zu legen suchte, die sie darüber empfanden, Ihre Majestäten in ihren Ringmauern zu sehen.

16.

Ihre Majestäten eröfneten hierauf den Landtag von Bretagne, wo sich sowohl aus dieser Veranlassung als um Ihre Majestäten zu sehen, eine sehr große Menge Adels aus der Provinz einfand. Der Herzog von Rohan kam ebenfalls wohlbegleitet dahin, und hatte den Vorsitz beim Adelstand, wobei er Ihren Majestäten sehr würdig diente, und bewies, daß ihm Ihr Wohl und Interesse nahe am Herzen lag, besonders um den Herzog von Vendome und den Herzog von Retz zu ihrer Pflicht zurück zu führen. Würklich wurde auch auf diesem Landtag beschlossen und nachher durch Ihre Majestäten bestätigt, die Garde zu kassiren, welche die

Provinz

Provinz für den Herzog von Vendome unterhielt, viele Plätze zu schleifen, die sich in seinen Händen befanden, und diejenigen zu scharfer Ahndung zu ziehen, welche Erpressungen und ungewöhnliche Excesse verübt hatten. Zur Vollstreckung ließ man den Marschall von Beissac mit den neugeworbenen dreitausend Schweizern in der Provinz stehen, zu deren Unterhalt die Landstände einiges Geld gaben.

Da die Herzoge von Vendome und Retz sich auf diese Art ganz verlassen und gezwungen sahen, sich dem schuldigen Gehorsam zu unterwerfen, so entschlossen sie sich endlich, Ihren Majestäten aufzuwarten. Zu dem Ende kam der Herzog von Retz zuerst am 22., der Herzog von Vendome aber, aus Furcht oder andern Gründen, verschob es noch von einem Tag zum andern, und kam erst am 26. nach Hof, wo sie beide gut aufgenommen wurden, doch aber einen kleinen Verweis bekamen.

Als der Landtag geschlossen war, und man alle nöthigen Vorkehrungen zur Vollziehung der für die Ruhe der Provinz gefaßten Schlüsse getroffen hatte, entschlossen Ihre Majestäten sich zum Aufbruch, um sich wieder Paris zu nähern, und befahlen dem Herrn von Vendome und von Retz ihnen zu folgen, was sie auch thaten. Der Herzog von Vendome ging wirklich voraus, um seine Gemahlinn desto eher zu sehen, welche diese ganze Zeit über nicht von Paris weggekommen war.

30.

Man brach also von Nantes auf, kam nach Angers und schlug sich von da seitwärts gegen Maine.

September.

2.

Ihre Majestäten trafen am dritten Tag zu la Fleche ein, wo Ihnen zu Ehren ein feierlicher Einzug mit mehrern Spielen und Uebungen der Studenten veranstaltet wurden, die hier auf dem vom hochseligen König gestifteten königlichen Jesuitencollegium sehr zahlreich sind.

Von la Fleche gingen Ihre Majestäten nach Mont, wo sie am 4. ihren Einzug hielten; am 9 darauf nach la Ferte Bernard, und am 12. nach Chartre, wo der Herzog von Maine und mehrere Große sie erwarteten. Sie verweilten nur einen Tag daselbst, und trafen endlich am

16.

in Paris ein, wo das Volk und alle Collegien mit einander wetteiferten, ihnen die Freude und Wonne zu bezeugen, die sie darüber empfanden, Sie bei höchstem Wohlseyn zurückkehren zu sehen nach einem so glücklichen und erwünschten Erfolg ihrer Reise, welche die Wiederherstellung ihres Ansehns durch ganz Frankreich genannt werden konnte, indem jedermann einsah, was die Anwesenheit des Königs auszurichten vermochte, wenn er sich entschließen wollte, sich selbst an Ort und Stelle zu erheben, wo man Unruhen anzuspinnen trachtete.

Der Marquis von Rambouillet ging itzt zu dem Herzog von Savoyen ab, um an Beilegung der zwischen ihm und dem Statthalter von Mailand obwaltenden Irrungen zu arbeiten, und wo möglich beide zu Nieder-

Niederlegung der Waffen zu disponiren, dem oben angeführten Schluß des Staatsraths gemäs.

Ihre Majestäten schickten auch den Marquis von Crequi an den Marschall von Lesdiguieres ab, um ihm zu wissen zu thun, daß sie den Berisiaud, den er dem Herzog von Savoyen zufliessen lasse, sein vertrauliches Vernehmen mit ihm, seine Nachsicht gegen die Truppenwerbungen desselben und die Verstattung eines freien Durchzugs derselben nach Piemont, gegen die ausdrücklichen Verbote Ihrer Majestäten misbilligen müßten. Der Marschall versprach hierauf, sich hierinn zu bessern, und sich alle Mühe zu geben, um die Truppen, welche schon hinüber wären, wieder zurück zu bringen.

Er verlangte auch bald darauf ein ans Parlement gerichtetes Patent, wodurch er von aller Verantwortlichkeit sowohl in Ansehung jener Connivenz als auch darüber losgesprochen würde, daß er den Savoyischen Obersten Alard aus dem Parlementsgefängniß zu Grenoble gewaltsam befreit hatte. Dieser Oberste war beschuldigt worden, einige Tage zuvor einen Mann ermordet zu haben, der ehmals mit der itzigen Geliebten des Marschalls, der Marquise von Tresort verheurathet war.

Gegen das Ende des Monats erhielt man Nachricht, daß der Herzog von Longueville bei seinem Aufenthalt zu Amiens sich über einige Soldaten von der Besatzung der Citadelle geärgert habe, die eine neuerlich in der Stadt angelegte Brücke bewachten, welche er als unnütz wieder einreissen lassen wollte. Dies sachte einen zwischen ihm und dem Marschall d'Ancre ohnehin schon eingeschlichenen Widerwillen noch mehr an; und sie

kamen mit einander zu beleidigenden Reden und Aufforderungen, welche zwar verhindert wurden, ohne jedoch den Zwist selbst zu endigen.

23.

Der Prinz langte zu Paris bei Ihren Majestäten an, wo er sehr gut aufgenommen wurde.

October.

2.

Der König, begleitet von der Königinn Mutter, Monsieur, seinem Bruder, dem Prinzen von Conde' und Graf Soissons, den übrigen Prinzen, Herzogen, Pairs und Marschällen, Kardinälen und andern der vornehmsten Mitglieder des Staatsraths, erhob sich mit großer Pracht und Feierlichkeit ins Parlement, hielt sein lit de justice, und erklärte sich, da er in sein vierzehntes Jahr trat, für majorenn. Er erklärte jedoch dabei, sein Wille gehe dahin, daß die Königinn ferner noch wie bisher die Reichsverwaltung mit dem ganzen Ansehen führen, und dafür von jedermann anerkannt werden sollte. Er ließ hierauf ein Edict publiciren, worinn er die von den Königen, seinen Vorfahren, in Polizeisachen, gegen die Zweikämpfe erlassene, wie auch die Pacificationsedicte und andere erneuerte und bestätigte, alles zu allgemeiner Freude und Zufriedenheit.

Um diese Zeit erhielt man Nachricht, daß die Erbitterung und Verdrüßlichkeiten zwischen dem Herzog von Longueville und Marschall d'Aucre immer noch fortwährten und sich sogar vergrösserten. Darauf entfernte sich auch der Graf von St. Pol, unzufrieden

frieden darüber, daß man ihm noch keine Entschädigung für das Gouvernement von der Picardie ausgemittelt hatte. Er ging zu dem Herzog von Longueville, und sagte, er wolle auf seine Guter Caumont und Fronsac in Guienne gehen.

Am 12. oder 13. kamen erst der Herzog von Nevers, und dann am folgenden Tag der Herzog von Sully nach Paris und am 25. traf auch der Marschall von Bouillon daselbst ein.

14.

Man erlaubte den in starker Anzahl zu Paris eingetroffenen Reichstagsdeputirten zusammen zu kommen und täglich mit einander zu conferiren, sowohl um ihre Vollmachten vorzuzeigen, als um in Ansehung ihres Rangs unter einander Verabredung zu treffen.

27.

Endlich wurde der Reichstag selbst im großen Bourbonensaal eröffnet. Der König sprach erst, dann nahm der Kanzler das Wort, und gab eine sehr ausführliche und umständliche Uebersicht, wie alle Geschäfte seit dem Hintritt des hochseligen Königs in und ausser dem Reich geführt worden seyen, und in welcher Lage sie gegenwärtig sich befänden. Hierauf hielt ein Deputirter von jedem der drei Stände eine Rede, nämlich der Erzbischof von Lion für die Geistlichkeit; der Baron von Pont Saint Pierre für den Adel, und der Prevot des Marchands, Miron, für den Tiersetat (dritten Stand). Sie dankten Ihren Majestäten für ihre Zusammenberufung, rühmten ihre Sorgfalt für den Staat, lobten die Königinn wegen ihrer glücklichen Administration, und ver-

ſicherten den König ihrer Treue und ihres Gehorſams. Dieſe ganze Handlung lief gut und glücklich ab, und von nun an verſammelten alle Deputirte der drei Stände ſich täglich im Auguſtinerkloſter, wo drei Säle dazu eingerichtet worden waren.

Gegen das Ende des Monats erhielt man Nachricht aus Flandern, daß der Herr von Refuge ſowohl bei dem Erzherzog und andern Bevollmächtigten des Kaiſers, als bei den teutſchen Fürſten, welche Anſpruch auf Jülich machten, ſo wie auch bei den Generalſtaaten ſeine Unterhandlung ſo gut geführt und betrieben habe, daß ein Waffenſtillſtand beliebt worden ſey, nebſt gewiſſen Artikeln zur Ausgleichung dieſer ganzen Sache, vermöge deren alle izt eroberten Plätze wieder zurückgegeben werden ſollten, unter andern auch Weſel, das der Marquis von Spinola erobert hatte. — Nachher hörte man aber doch, daß dieſer Vergleich nicht ganz vollzogen worden ſey, weil man in Spanien Schwierigkeiten gemacht habe, ihn zu ratificiren, und daß daher die Armeen ſich fürs künftige Frühjahr wieder maſchfertig hielten.

November.

Zu Anfang des Novembers lief ungefehr ein ähnlicher Bericht vom Marquis von Rambouillet aus Savoyen ein, nämlich daß er einige Auswege vermittelt habe, um die Armeen des Herzogs von Savoyen und des Statthalters von Mailand zum Abzug zu vermögen. Weil ſich aber in der Ausführung ſelbſt einige Schwierigkeiten hervorthaten, indem jeder der letzte ſeyn wolle, der die Waffen wegleze, und weil auch

der

der König von Spanien es beleidigend fand, daß der Herzog von Savoyen sich beigehen lassen dürfe, ihm Vorschriften zu machen, und daher Schwierigkeiten machte, jenen Vergleich zu ratificiren; so blieben beide Heere noch immer stehen und verübten Feindseeligkeiten gegen einander.

13.

Der Marschall von Lavardin starb an einer Krankheit, und seine Stelle erhielt der Herr von Souvre', ein alter Ritter und Gouverneur des Königs.

14. 15.

Es entstand ein kleiner Aufstand darüber, daß der Herzog von Epernon einen Soldaten, der in den Gefängnissen von St. Germain des prés sas, mit Gewalt weggenommen und behauptet hatte, dieser Soldat sey von der Garde, gehöre also, da er sich eines edictwidrigen Zweikampfs schuldig gemacht habe, vor die Regimentsgerichte und keine andre. Diese Unruhen vermehrten sich dadurch, daß der Herzog von Epernon, — als im Parlement davon gesprochen wurde, sich darüber zu beschweren und gerichtlich gegen ihn zu verfahren — am 19. beim Schluß der Parlementssitzung mit funfzig bis sechzig gestiefelten und gespornten Adelichen in der Gallerie und im Saal des Parlements herumschritt, was als eine verächtliche Begegnung gegen das Parlement angesehen wurde, so daß dieses sogleich befahl, beide Handlungen sollten zu gerichtlicher Untersuchung gezogen werden. Der Prinz war im Spiel, und kam deswegen beinahe täglich ins Parlement, um es zu betreiben. Da aber der König besorgte, diese Procedur möchte zu verdrüßlichen Weiterungen Anlaß geben, so inhibirte er sie durch Vermittlung des Prinzen selbst, und schickte den Herzog von Ventadour an das Parle-

ment, um es im Namen Sr. Majestät zu bitten, daß die Herrn sich dabei beruhigen möchten, wenn der Herzog von Epernon vor ihnen erschiene, um sich wegen des Vorgefallenen zu entschuldigen, und den Gefangenen wieder zurückgäbe, um ihn alsdann ordentlich an die Kriegsgerichte abzugeben, inzofern es recht und billig befunden würde. Dies alles geschah am 28., und die ganze Sache wurde in Vergessenheit gestellt.

Gegen das Ende dieses Monats bemerkte man an dem Reichstag verschiedene Bewegungen, welche von verschiedenen besondern Ränken und Factionen herzurühren schienen. Wurden Ihre Majestäten wirklich besorgt.

Der Prinz hatte sich bisher häufig beschwert, daß die im ordentlichen Finanzrath beschlossenen Sachen dann erst noch vors Directorium (conseil de direction) und endlich an den Kanzler gelangen müßten. Um ihn zufrieden zu stellen entschloß sich die Königinn, die noch immer die Regierung führte, das Directorium ganz eingehen zu lassen, und statt dessen einen besondern Finanzrath anzuordnen, vor welchen ausschliessend alle Rechnungen über Einnahme und Ausgabe und andre wichtige Materien, das Finanzfach betreffend, gebracht werden sollten. Er sollte einmal die Woche, Sonnabends nach Mittag, im Louvre, in Beisein Ihrer Majestäten gehalten werden, und der Prinz, der Herzog von Guise, der Herzog von Nevers, der älteste Kardinal, der älteste Marschall, der älteste Herzog oder Kronbeamte, nebst den Kanzlern und den Mitgliedern der Direction, mit Einbegriff des Herrn von Bouillon, sollten ihm beiwohnen.

Derem-

December.

Da der Prinz unaufhörlich darum anlag, daß diejenigen, die im vorigen Junius der damaligen Unruhen wegen von Poitiers verwiesen worden waren, wieder sollten dahin zurück gehen dürfen, und da auch der Lieutenant general, der Procureur du Roi, und einige andre dieser Vertriebenen, die sich ausdrücklich deswegen unmittelbar nach Hof verfügt hatten, unablässig darum sollicitirten; so beschloß der König, den Staatsrath und Requetenmeister Mangot nach Poitiers abzuschicken, um mit dem eben deswegen unlängst daselbst zurückgelassenen Requetenmeister Mazuyer einen Versuch zu machen, die Einwilligung des Volks und der vornehmsten Einwohner, zu dieser Rückkehr der Vertriebenen zu bewürken.

Diese Reise war fruchtlos, indem die Einwohner sich empörten, und versicherten, sie hielten sich nicht für sicher, sobald jene zurückkämen, daher sie S. M. anflehten, dies ja nicht zu bewilligen. Dies wurde mit solcher Hitze erklärt, daß man es am besten fand, die Herrn Mangot und Mazuyer zurück kommen zu lassen, was zu Ende des nächsten Merzats geschah. Dieser Aufstand und die Beharrlichkeit gegen die Rückkehr der Vertriebenen soll hauptsächlich von dem Bischof, dem Criminal-Lieutenant, dem Maire und dem Assessor Pidoux hergerührt haben.

Um eben diese Zeit erhielt man Nachricht von einem Vergleich, den der Marquis von Rambouillet mit dem Herzog von Savoyen und dem Statthalter von Mailand erzielt hatte, die Einstellung der Feindseligkeiten betreffend. Bald darauf hörte man aber, wie gesagt, daß der Statthalter von Mailand diesen Ver-

gleich nicht angenommen und der König von Spanien ihn nicht ratificirt habe, so daß er also nichtig war, die Armeen noch immer stehen blieben, und sogar die mailändische einige Progressen gegen die Küste hin auf dem Gebiet des Herzogs von Savoyen machte.

Ich erwähnte oben der zwischen dem Marschall d'Ancre und dem Herrn von Villeroy gestifteten Verbindung durch die Vermählung des Marquis von Villeroy, seines Enkels, mit der Tochter des Marschalls. Einige Zeit lang lebten sie auch würklich in grosser Freundschaft und gutem Vernehmen mit einander. Bei Gelegenheit des Streits, den der Marschall mit dem Herzog von Longueville kürzlich bekommen hatte, wußte daher ersterer es dahin einzuleiten, daß der Herr von Villeroy den Auftrag erhielt, sich für ihre Aussöhnung zu verwenden, und man versprach sich allerdings viel von seiner Verwendung, weil er bei seiner alten Verbindung mit dem Hause Longueville, auch hier Einfluß zu haben hoffen durfte. Um zugleich das Geschäft noch mehr zu erleichtern, und den Herzog von Longueville aus der Picardie wegzubringen, gab man ihm Vollmacht, letzterm das Gouvernement der Normandie nebst andern Vortheilen dagegen anzutragen. Allein Villeroy fand ihn nicht geneigt, diesen Anträgen Gehör zu geben, und konnte nichts bei ihm ausrichten.

Aus dieser Veranlassung nun fing der Marschall an, sich sehr stark über den Herrn von Villeroy zu beschweren, warf ihm vor, er sey kein Freund von ihm, und hänge mehr an dem Herzog von Longueville als an ihm. Darauf kam es schnell statt der bisherigen Freundschaft zu Schmähungen und Vorwürfen. Man wollte sogar dem Herrn von Villeroy vorwerfen, in der Vermählungssache des Königs einige den Ab-

sichten

sichten der Königinn zuwiderlaufende Depeschen nach Spanien geschickt zu haben. Hierauf folgten denn harte Reden, ein ungnädiges Gesicht und üble Begegnung auch von Seiten der Königinn, und so wurde er zu dem Entschluß gebracht, den Hof zu verlassen.

Er war bereits bis Conflans gekommen, als Seine Majestät ihn zurück holen ließen. Dennoch behandelte man ihn frostig, so daß er immer davon sprach, sich zu entfernen. Der Kanzler soll gar zu leicht darein gewilligt haben, und bald darauf sprach man auch sogar von der Entfernung des Präsidenten Jeannin, an dessen Stelle der Herr von Dolle' General-Controleur der Finanzen werden sollte. Dies alles unterblieb jedoch damals noch, mehr aus politischen Gründen, wie man glaubt, als aus Willensänderung.

Gegen das Ende dieses Monats erhielt man Nachricht von dem Tod des Herrn de la Chatre, an dessen Stelle der Herzog von Roquelaure kam.

Dies ist alles, was ich von dem Jahr 1614. zu sagen weiß, wozu ich noch das fügen könnte, daß es unter den Mitgliedern der Reichsversammlung immer verschiedene Unruhen gab, wovon man aber das Nähere in den Aufsätzen der Deputirten selbst finden kann.

Denkwürdigkeiten
vom Jahr 1615.

Januar.

Der Anfang dieses Jahrs versprach günstigere Aussichten für die öffentlichen Angelegenheiten, als der des vorigen; versprach sie aber auch nur, ohne es zu halten, wie wir in der Folge sehen werden. Jedermann gab sich das Ansehn, in den Schranken des Gehorsams bleiben zu wollen. Alle Provinzen verhalten sich ruhig, und ihre gespannte Erwartung ist auf den Gang des Reichstags gerichtet; alle Prinzen und Grose oder doch der gröste Theil von ihnen, sind am Hof, und wenigstens einige von ihnen brüten über verhaltener Unzufriedenheit, die sie eines Tages hervorbrechen zu lassen gedenken.

Der Marschall von Ancre, seine Gemahlinn, der Kanzler, nebst dem Commandeur von Sillery, sind diejenigen, welche vorzüglich das Steuer der Geschäfte führen und den stärksten Einfluß haben; der Herzog von Guise, nebst seinen Brüdern, und der Herzog von Epernon haben eine vielgeltende Stimme und gewichtvolles Ansehen in den Conseils und bei Lenkung der Geschäfte; der Prinz führt unaufhörlich Beschwerden, daß man ihm so wenig Einfluß verstatte, und auf seine Geburt so wenig Rücksicht nehme; der Herzog von Longue-

ville

ville iſt noch immer in der Picardie, unwillig und aufgebracht über den Marſchall d'Ancre; der Herzog von Bouillon hütet meiſtens das Bett, klagt über Fußgicht, noch öfter aber darüber, daß man ihn nicht zu den Functionen zulaſſe, die, ſeiner Verſicherung nach, in Ermanglung eines Connetable, dem erſten Marſchall zukämen, nämlich die Departements der Kriegskommiſſarien allein einzurichten und über die Gensd'armerie zu verfügen, was aber die andern Marſchälle ihm ſtreitig machen, welche behaupten: dies müſſe alles collegialiſch verhandelt und abgethan werden, und nicht von ihm allein.

Die übrigen Reichsgeſchäfte gehen ihren gewöhnlichen Gang. Man fängt an einzuſehen, in welcher mißlichen Lage ſich die Angelegenheiten des Königs befinden, worauf man durch die ſchlechte Beſchaffenheit der Finanzen aufmerkſam gemacht wird.

So begann alſo das Jahr 1615., und dabei verſuchte man, unter den Reichstagsdeputirten Ränke, Zwiſtigkeiten, Unzufriedenheiten anzuſpinnen, und wenigſtens eine Stockung in dem Gang ihrer Geſchäfte zu bewürken.

10 — 12.

Man erhielt Nachricht von einigen Unruhen, die in Ober-Languedoc aus einer doppelten Veranlaſſung unter den Reformirten vorgefallen waren. Die Frau von Dandour als Gerichtsherrſchaft von Beleſia bei der Grafſchaft Foix, hatte ihren Neffen, den Herrn von Sainte Foix, einen Bruder des Herrn von Mirepoix, erſucht, die Anmaſungen zurückzuweiſen, welche ihrer Behauptung nach einige Reformirte ſich gegen ſie und ihr Anſehn herausnahmen, indem ſie ohne Scheu predigen ließen, ſo oft es ihnen einfiele. Er ging hin; weil er aber diejenigen nicht fand, die er ſuchte, brach

er

er in ihre Kirche ein, mishandelte verschiedene mit Stockschlägen und Stößen, andre mit Reden und Drohungen, ließ die Kirche niederreißen, ihre Glocke zerschlagen, und sonst noch andern Unfug mehr verüben. —

Zu Milland in Rouergee hingegen hatte in der Adventszeit ein Jesuit gepredigt, und vielleicht auf der Kanzel sich einiger Ausdrücke bedient, die einen ihrer Geistlichen beleidigten. Diese beiden Herrn begegnen sich hierauf am heiligen Weihnachts Abend auf der Straße, fangen einen Wortwechsel an, einige vom Pöbel bleiben stehen, hören zu, mischen sich drein, und brechen in Drohworte und Schimpfreden aus gegen den Jesuiten und den Prior des Orts. Diese müssen nun eilig sich ihrer Sicherheit wegen davon machen. Die andern folgen ihnen, in der Absicht, sich an ihnen zu vergreifen; die Obrigkeit eilt herbei, bemüht, den Tumult zu stillen. Sie nehmen den Jesuiten und den Prior zu deren Sicherheit mit; vermochten aber die Frechheit dieses Volks nicht aufzuhalten noch zu bändigen, und sahen sich daher genöthigt, die Kirchthüren verschließen zu lassen.

In der Nacht war man darauf bedacht, in die Rumpelmette (zum Weinachtsabend) zu gehen, und dann den Jesuiten und Prior nebst andern Geistlichen früh aus der Stadt wegzubringen, und nach einem sichern Ort zu schaffen. Während sie aber draußen waren, erbrachen einige der Aufrührer die Kirchthüren, verübten große erschreckliche Frechheiten, schlugen und mißhandelten die Katholiken, die sie darin vorfanden, wie sie auch schon in der Nacht denen gethan hatten, die nach der Kirche gingen, um ihre Andacht zu verrichten.

Auf diese Nachrichten nun schickte man sogleich der Kammer zu Castres den Befehl zu, zween Räthe, einen

nen katholischen und einen reformirten an Ort und Stelle zu schicken, um den Hergang der Sache und die begangenen Excesse genau zu untersuchen, und nach Befund der Umstände den Schuldigen und Thätern den Proceß zu machen.

18.

Der Commandeur von Sillery reiste von Paris ab nach Spanien, wohin er als außerordentlicher Gesandter geschickt wurde, theils um den Tag für die Vollziehung der Vermählungen und für den Aufbruch zur Auswechslung an der Grenze zu verabreden und festzusetzen, theils um der künftigen Königinn einige Präsente zu überbringen. Er hatte dabei auch noch den Auftrag in Spanien darauf zu dringen, daß Wesel zurückgegeben würde, das Spinola erobert, und woran bisher sich die Vollziehung des vom Herrn von Refuge zur vorläufigen Beilegung der Jülichischen Streitsache geschlossenen Vergleichs gestoßen hatte. Der König von Spanien bewilligte aber nur so viel, daß der Platz geschleift werden sollte. Endlich sollte er es auch noch dahin zu vermitteln suchen, daß die entworfene Vergleichspunkte zwischen dem Herzog von Savoyen und dem Statthalter von Mailand zur Vollziehung gebracht und die Armeen abgedankt würden. Er fand aber auch für diesen Antrag keine sonderlich günstige Stimmung.

19.

Da der Prinz bemerkte, daß auf dem Reichstag die meisten Deputirten, besonders vom Adelstand, darauf antrugen, daß die durch den Vergleich zu St. Menehoud eingeräumten Städte zurückgenommen werden sollten, was ganz vorzüglich von dem ihm übergebenen Schloß und Stadt Amboise zu verstehen war; so erbot er sich selbst gegen den König und die Königinn, Ihnen

nen ſeine Beſtallung darüber einzuhändigen, nebſt einem Befehl von ihm an ſeinen daſelbſt angeſtellten Kommandanten, daß er den Platz demjenigen übergeben ſollte, den Ihre Majeſtäten dazu bevollmächtigen würden.

Sein Anerbieten wurde angenommen, Ihre Majeſtäten empfieng ſeine Beſtallung zurück nebſt dem gedachten Brief, und ſchickten einen Fähnrich von der Garde mit zwölf Mann ab, um den Platz zu übernehmen und bis auf weitre Ordre zu beſetzen. Am 23. brachen dieſe zu dem Ende dahin auf.

Der Herzog von Nevers bat bei Ihren Majeſtäten um Erlaubniß, nach ſeinem Gouvernement Champagne zu gehen, indem er ſich, wegen ſeines Rangſtreits mit dem Herzog von Guiſe nicht gern bei Hof befinden möchte, wenn die Feierlichkeit der Ueberreichung der Reichstagsvorſtellungen daſelbſt vorſich ginge. Seine Bitte wurde ihm bewilligt, und er reiste ab.

Februar.

5.

An dieſem Tag ereignete ſich ein Vorfall, der von Folgen war. Der Herr von Rochefort, ein großer Günſtling des Prinzen begegnete zu Pferd auf der Straſſe, begleitet von ſieben oder acht Perſonen zu Fuß mit Stöcken, einem Herrn von Marſillac, königlichen Penſionär, den die Königinn mit zu Ihren Leuten zählte. Dieſen nun ließ der Herzog von Rochefort ſo übel mit Stöcken und Degen zurichten, daß man an ſeinem Aufkommen zweifelte.

Der

Der Grund von dieſem Verfahren liegt in frühern Umſtänden. Der Herr von Marſillac hatte ſich nämlich einige Jahre zuvor an den Herrn von Rochefort gewendet, und war von dieſem bald darauf als ein einſichtsvoller brauchbarer Mann dem Prinzen empfohlen worden. Weil aber Rochefort in kurzem merkte, daß Marſillac ſich bei dem Prinzen ſehr in Gunſt ſetze, der ſich ſeiner mit großem Zutrauen bediente; ſo beſorgte er, er möchte mit der Zeit ihm ſelbſt Eintrag thun, und beſchloß, ihn bei dem Prinz anzuſchwärzen, was ihm auch ſo gut gelang, daß der Prinz ihm den Abſchied gab, und ihn aus ſeinem Hauſe und von ſeinen Geſchäften entfernte.

Dadurch war nun ſchon der Grund zur Feindſchaft und Erbitterung zwiſchen beiden gelegt; doch blieb Marſillac ſeinerſeits gegen Rochefort noch im Reſpect, wovon er einen auffallenden Beweis ablegte. Als er nämlich einige Monate nach ſeiner Entlaſſung dem Herrn von Rochefort begegnete, legte dieſer die Hand an den Degen, und wollte ihn zwingen, ein Gleiches zu thun. Er entſchuldigte ſich und ſuchte es auf alle Art abzulehnen, indem ſein Degen gegen ihn, deſſen Brod er gegeſſen habe, keine Spitze hätte; würklich begnügte er ſich auch darauf, blos die Stöße Rocheforts zu pariren, ohne ſelbſt gegen ihn auszufallen, bis man ſie endlich auseinander brachte.

Von den Fähigkeiten Marſillacs benachrichtigt, zog hierauf die Königinn ihn in Ihre Dienſte, und brauchte ihn bei verſchiedenen Gelegenheiten. Er hinterbrachte Ihr, was bei dem Prinz vorgieng, worüber dieſer ſich ſehr entrüſtete, und ihm den Tod drohte. Dieß währte über ein Jahr lang, bis endlich ungefehr am letzten Januar die Königinn in Erfahrung brachte, der Prinz und Rochefort hätten

feſt beſchloſſen, Marſillac zu miſshandeln. Sie ſchickte hierauf einen Hofcavalier an den Marſchall von Bouillon und ließ ihm ſagen was ſie vernommen hätte; wobei Sie ihn bat, dem Prinz zu ſagen, wenn man ſich unterſienge, etwas gegen den Herrn von Marſillac zu unternehmen, ſo würde Sie ſehr aufgebracht darüber werden, er möchte daher auf würkſame Maasregeln bedacht ſeyn, um einen ſolchen Schritt zu verhindern; was er auch verſprach.

Als nun demungeachtet obiger Exceß am 5. Februar verübt wurde, und die Königinn Nachricht davon erhielt, ſchickte Sie ſogleich wieder einen Hofcavalier an den Marſchall von Bouillon, und ließ ihm ſagen, wie mißfällig Sie dieſen Vorgang vermerke, um ſo mehr, da Sie daraus erſehen müſſe, wie wenig er ſich Mühe gegeben habe, in Gemäsheit Ihres Befehls Vorkehrungen dagegen zu treffen.

Dieſer Hofcavalier mußte einige Zeit lang vor der Thüre des Marſchalls warten, ehe er vorgelaſſen wurde. Als ihm endlich die Thüre geöffnet ward, fand er bei ihm noch den Prinzen, und die Herrn von Trimouille. Er richtete hierauf ſeinen Auftrag an den Marſchall aus, und dieſer gab ihm zur Antwort: es thue ihm ungemein leid, daß die Sache ſo gekommen ſey; allein er habe, von dem Podagra ans Bette gefeſſelt, ſeit dem erhaltenen Befehl den Herrn Prinzen nicht geſehen, um ihm davon ſagen zu können.

Der Prinz ſelbſt nahm hierauf das Wort, und ſagte gerade heraus: es bedörfe hier nicht erſt geſuchter Ausflüchte: was Marſillac geſchehen ſey, ſey auf ſeinen Befehl geſchehen, und er nehme es auf ſich.

Die Königinn welcher dieß gemeldet wurde, entrüſtete ſich noch mehr darüber, und befahl dem Parlement auf-

aufzutragen, dieſe Sache zu unterſuchen und die Schuldigen zu beſtrafen.

6.

Am folgenden Tag ſprach der Prinz im Cabinet und in Gegenwart des Königs und des ganzen Conſeils mit der Königinn und ſagte zu Ihr: er habe gehört, daß Sie dem Parlement aufgetragen habe, den Herrn von Rochefort wegen des Vorfalls mit Marſillac zur Unterſuchung zu ziehen; er könne nicht glauben, daß es Ihr bekannt ſey, daß er bei dieſer Sache intereſſirt ſey, indem Sie ſonſt vermuthlich anders verfahren ſeyn würde; an ihn habe man ſich zu halten, indem er ſich dazu bekenne, daß auf ſein Geheiß geſchehen ſey was man dem Marſillac gethan habe.

Die Königinn ſagte hierauf: Sie könne dieß nicht glauben, und halte ihn für zu artig, als daß Sie ihm ein ſo unwürdiges Verfahren zutrauen könnte; und ſicher gebe er dieß jezt blos ſeinem Günſtling zu gefallen ſo vor.

Er beharrte aber darauf, daß dem nicht ſo ſey; er habe es ſo befohlen, und niemand ſolle ihm ein Haar darum krümmen; er wolle ſelbſt im Parlement erſcheinen, und eine Requete einreichen, um bei voller Sizzung der Pairs und aller Kammern ſich zu dieſer Sache zu legitimiren.

Die Königinn ward aufgebracht über dieſe Antwort, ſprach aber doch noch einmal ziemlich gelaſſen darüber mit ihm. Da Sie aber ſah, daß er in Ausdrücken fortfuhr, welche allerdings für Ihre Majeſtäten beleidigend waren; ſo ſagte Sie endlich zu ihm: „nehmen Sie mir nicht übel, Herr Prinz,

„ich muß Ihnen sagen, daß Sie hier in Gegenwart „Sr. Majestät sehr insolente Reden führen.“

Der Prinz sagte hierauf noch einige, für Ihre Majestäten beleidigende Worte; der König wollte reden, die Königinn hielt Ihn aber davon ab, aus Furcht, es möchte noch zu einem bittern Wortwechsel zwischen ihnen kommen und der Prinz entfernte sich dann aufgebracht.

7.

Am folgenden Tag gieng er ins Parlement, bekannte sich zu der That, und verlangte, daß die Kammern zusammenberufen werden sollten; dessen ungeachtet aber ward verfügt, daß die Sache durch zween Parlementsräthe untersucht werden sollte.

8.

Am andern Tag erschien der Prinz abermals im Parlement, um auf die Zusammenberufung der Kammern zu dringen. Als er aber sah, daß man nicht darauf achten wollte, nahm er seine Requete wieder zurück, und gieng selbst vor alle Kammern, um seine Beschwerden in dieser Sache anzubringen.

Dieß alles hinderte indessen nicht, daß das rechtliche Verfahren gegen Rochefort seinen gesetzmäßigen Gang fortgieng, und Rochefort endlich contumacirt wurde. Der Prinz sah nun wohl ein, daß er gefehlt hatte, indem er sich zu der That bekannte, und erklärte daher in Beiseyn einiger der vornehmsten vom Parlement, er habe dieß blos gethan, um die Verantwortlichkeit Rocheforts zu verringern; und einige Tage darauf kam er ins Louvre, und that gegen Ihre Majestäten gleiche Erklärung, wogegen ihm versprochen wurde, alles Vorgefallene in Vergessenheit zu stellen. Wirklich

lich kam er auch einige Wochen hernach ins Louvre, und tanzte in Gegenwart ihrer Majeſtäten ein Ballet, das er hatte verfertigen laſſen.

Dieſen ganzen Monat hierdurch war die Aufmerkſamkeit darauf gerichtet, welche Wendung der Reichstag endlich am Schluſſe nehmen würde, und jeder war bemüht, durch geheime Bewerbungen Vortheil davon zu ziehen, beſonders der Prinz, welcher ſuchte, ſich bei dieſer Verſammlung in Anſehn zu ſetzen. Er brachte zu dem Ende einen Artikel in Anregung, der im Tiers-Etat proponirt worden war, und die Unabhängigkeit der Macht unſrer Könige von der anmaslichen Macht des Papſtes betraf, welcher behauptet, ſie abſetzen, die Unterthanen des Gehorſams entbinden zu können, u. dgl. m. Die Geiſtlichkeit widerſpricht *); der Adel erklärt ſich geradezu, und läßt im Parlement die Affirmative beſchließen, und darüber beginnen Erbitterungen zwiſchen dem Parlement und dem Reichstag, beſonders dem geiſtlichen Stande, welche der Prinz ſorgfältig zu unterhalten ſucht. Die daraus entſtehenden Streitigkeiten werden endlich durch einige Schlüſſe des Staatsraths beendigt, durch die der König dieſen Artikel vor Sein Cabinet zieht, und die Entſcheidung ſich ſelbſt vorbehält.

Nicht mindern Lärm verurſachte noch ein andrer Artikel, nämlich der Antrag der Geiſtlichkeit auf Publication des Tridentiniſchen Conciliums mit ſachgemäßen

*) Man nimmt daher Anlaß, über den Tod des vorigen Königs die Verläumdung auszuſtreuen: es gebe ſolche, die ſchuldbewußt dieſes Anſehn des Pabſtes unterſtützen wollten, und namentlich Epernon.

Modificationen. Sie beredete den Adel, ihr beizutreten. Der Bürgerstand widersetzte sich, unter der Hand unterstützt von den Parlementern.

Noch ein andrer Artikel machte Schwierigkeiten; nämlich daß der Eid, die Ketzereien auszurotten, den der König bei seiner Krönung abzulegen hat, erneuert und beobachtet werden sollte. Die Reformirten beschweren sich darüber, und verlangen, wenigstens sollten doch ihre Edicte beobachtet werden.

Die Geistlichkeit unterläßt nicht, diese beiden letztern Artikel in ihre Vorstellungen aufzunehmen; der Adel folgt ihr; die Reformirten protestiren dagegen und beschweren sich bei ihrem Religionstheil. Gegen das Ende des Monats erfolgt endlich eine königliche Erklärung zu ihrer Befriedigung, welche besagt: der König sei allerdings gemeint, die zu ihrer Sicherheit ergangenen Edicte und Decrete aufrechtzu erhalten. Damit waren sie aber bei weitem noch nicht zufrieden.

24.

Endlich versammelte der Reichstag sich im Bourbonen-Saal mit gleicher Ordnung und denselben Feierlichkeiten wie bei der Eröfnung. Der König, die Koniginn Mutter, die Prinzen, Herzoge, Pairs und Kronbeamte nebst andern Großen wohnten der Versammlung bei. Der Bischof von Luçon hielt eine Rede im Nahmen der Geistlichkeit; der Marquis von Seneçai für den Adel, und Miron, Prevot des Marchands von Paris für den Bürgerstand. Sie dankten darinn allerseits für die Gnade, die der König und die Königinn Mutter gehabt hätten, ihnen zu erlauben, daß sie sich versammeln dürften, um Ihnen ihre Beschwerden und Sorgen (doléances) vorzutragen,

als

als welche sie in den hierbei überreichten Vorstellungen schriftlich verfaßt hätten.

März.

Zu Anfang dieses Monats entschloß der König sich, das Gouvernement von Amboise dem Herrn von Luynes zu verleihen, einem Adelichen, auf den Er Seine Gunst geworfen hatte.

Itzt fiengen auch zu Paris und unter den Reichsständen, die itzt nach ihren Provinzen zurückgehen sollten, so wie auch bei dem Parlement die Ränke und Kabalen an, mehr zum Vorschein zu kommen; alles dem Ansehn des Königs zuwider.

Unter den sehnlichsten und dringendsten Wünschen, auf welche alle drei Stände des Reichs einmüthig angetragen hatten, stand die Abschaffung des Droit annuel gegen die Reichsbeamten oben an; weil vermöge dieser Abgabe, die sie zu Anfang des Jahrs mit einer unbedeutenden taxmäßigen Summe entrichten, ihr Amt ihren Wittwen und Erben verbleibt, wenn sie auch im Lauf desselben Jahrs sterben sollten, ohne resignirt zu haben. Bei diesem Recht war es unmöglich, anders als für große und unerschwingliche Summen ein Amt zu erhalten, und dadurch stiegen die Aemter auf einen so ungeheuern Preis. Alle Reichstagsdeputirte baten daher sehr inständig, daß dieser von allen Ständen verlangte Artikel ihnen zugestanden werden möchte.

Dieß Verlangen an sich war allerdings billig und gerecht; nur war nicht der schicklichste Zeitpunkt dazu gewählt, in Rücksicht auf die Schliche und Ränke, die

auf allen Seiten im Werk waren und betrieben wurden. Indessen entschloß der König sich dennoch, diesen so sehnlich geäußerten Wunsch zu gewähren, und ließ ein Arret und Declaration darüber ausfertigen. Hieraus aber entspann sich viel Unheil, wie wir bald sehen werden. Denn nun beschwerten alle Hohe Collegien (cours souveraines) sich laut darüber, daß durch den gegen diese Stellen gefaßten Schluß ihren Vortheilen und Gerechtsamen zu nahe getreten würde. So viel vermag auch über die Weisesten das Privatinteresse! — Ihrem Beispiel folgten dann bald die Unterbeamten, bei der Justiz, den Finanzen, und alle andre.

Der Prinz und seine Anhänger ergreifen diese Gelegenheit bei den Haaren, bestärken diese Leute in ihren Klagen, lassen sich verlauten, dieß seien die Früchte von der Unordnung und der schlechten Verwaltung der Staatsgeschäfte; beschuldigen die Personen, die von der Abschaffung dieses Rechts Nutzen haben mußten, der Absicht, daß als alle künftig erledigt Aemter ihnen heimfallen sollten, um solche zum Nachtheil anderer Erben der Beamten zu benutzen; unter andern nennen sie hiebei namentlich den Marschall d'Auere, den Kanzler, den Kommandeur von Sillery; den Herrn von Bouillon; den Herrn Dolle, als die Hauptursächer jener Unordnungen; man wußte jedoch, daß der Prinz übel auf diese Herrn zu sprechen war, weil sie, oder einige von ihnen, sich bei einer nächtlichen Berathschlagung befunden hatten, worinn darauf angetragen worden war, sich seiner Person zu versichern und ihn fest zu nehmen. Wir werden weiter unten sehen, wie aus dieser Quelle noch viel Unheil geschöpft wurde.

Man rieth Ihren Majestäten dem beständigen Anliegen des Prinzen um eine Abolition für Rochefort, wegen

gen der an den Herrn von Marſillac verübten Exceſſe, zu ſeiner Befriedigung zu willfahren. Sie wurde ihm alſo bewilligt und eingehändigt; er legt ſie dem Parlement vor, welches ſie auf der Stelle regiſtrirt, indem ſeine Cabale darin, aus angeführtem Grunde, ſtark war.

Ich habe oben ſchon angemerkt, wie der Marquis von Rambouillet an den Herzog von Savoyen nach Piemont geſchickt worden war, um zwiſchen ihm und dem Statthalter von Mailand den Frieden zu verhandeln. Bis jetzt war er noch nicht weit in dieſer Sache gekommen, vielmehr ſetzten beide Theile ſich immer mehr in Verfaſſung gegen einander, und der Herzog von Savoyen gab dieſer Unterhandlung um ſo weniger Gehör, da er des Beiſtandes von den meiſten Prinzen und Großen Frankreichs gewiß war, die ihm Truppen und andre Unterſtützung verſprachen. Man rieth daher Ihren Majeſtäten immer, Verfügungen zu treffen, daß niemand von Ihren Unterthanen ihn unterſtützen könnte, indem dieß das unfehlbare Mittel wäre, den Unterhandlungen Eingang zu verſchaffen und den Frieden zu bewürken.

Auf die Nachricht nun, daß man in verſchiedenen Gegenden Frankreichs Truppen werbe; daß man in Paris ſelbſt welche anhalte, und ſogar im Gefolge des Königs Perſonen gewinne, und ihnen Geld gebe und vorſchieße, alles um nur Truppen zu werben, und dem Herzog von Savoyen damit zu Hülfe zu ziehen; auf dieſe Nachrichten alſo erließen Ihre Majeſtäten würklich ganz beſtimmte Verbote dagegen, und erklärten für Majeſtätsverbrecher alle, welche ohne beſondre Erlaubniß in die Dienſte des Herzogs treten, oder jene Werbungen mittelbar oder unmittelbar hegen oder begünſtigen würden.

Dies alles aber war doch noch nicht von hinlänglicher Wirkung; so sehr stark war das Uebergewicht, das bei dem jungen Adel der Ehrgeiz und die Begierde sich hervor zu thun, bei einigen andern aber die Habsucht hatte. Der Herr von Montigny wurde beschuldigt, Geld zu diesem Endzweck empfangen zu haben; man gab ihm einen Verweis darüber; und einige Monate darauf gieng er nichts destoweniger dahin.

Der englische und savoyische Gesandte hielten offne Bank, um zu diesem Endzweck zu verführen, wen sie nur irgend bekommen konnten.

Am 24. erlaubten Ihre Majestäten den Reichstagsdeputirten, nach ihren Provinzen zurückzugehen, um dem Volk die Last abzunehmen, die der Aufwand bei einem längern Aufenthalt verursacht haben würde. Sie versprachen ihnen dabei, unausgesetzt an der Beantwortung ihrer eingereichten Vorstellungen arbeiten zu lassen, so daß jedermann Ursache finden würde, damit zufrieden zu seyn.

Am folgendem Tag kam der Herzog von Longueville wieder nach Hof zurück, wo vorher schon der Graf von St. Pol ebenfalls eingetroffen war.

27.

An diesem Tag erfolgte zu Paris der tödliche Hintritt der Königinn Margaretha, des einzigen Ueberrestes von dem Hause Valois, einer Fürstinn voll Güte und guter Gesinnungen für das Wohl und die Ruhe des Staats. Nie schadete sie jemanden, außer sich selbst. Sie wurde sehr betrauert.

28. Auf-

23.

Aufgebracht über den gefaßten Entſchluß wegen Abſchaffung des Droit annuel, und noch mehr aufgehetzt durch den Prinzen, hatte das Parlement erſt im Sinn gehabt, vor Ihren Majeſtäten zu erſcheinen, und Ihnen wegen dieſer Jahrgerechtſame Vorſtellungen zu machen; ließ ſich aber endlich verleiten, noch weiter zu gehen, und ſich an die Hauptſache zu machen. Sie faßten demnach einen Schluß ab, vermöge deſſen ſie alle Prinzen, Herzoge, Pairs und Kronbeamte einluden und aufforderten, ſich beim Parlement einzufinden, um gemeinſchaftlich die Unordnungen und Mißbräuche in der Staatsverwaltung zu beherzigen, und hierauf ſachdienliche Vorſtellungen zu verabreden, um ſolche Ihren Majeſtäten zu überreichen.

Soviel beſagte dem Weſen nach der Inhalt dieſes Schluſſes, der Ihre Majeſtäten ſehr entrüſtete. Von da an begann einiges Murren in der Stadt Paris, und darauf brachten einige, welche die Sachen gern aufs Aeuſſerſte treiben wollten, dem Prinzen Mißtrauen bei, und ſetzten ihm in den Kopf, in der Stadt ſey für ihn keine Sicherheit.

April.

In den erſten Tagen des Aprils arbeitete man an einer Ausſöhnung zwiſchen dem Herzog von Longueville und dem Marſchall d'Ancre. Man brachte es auch dahin, daß ſie zuſammen kamen, und einander umarmten; es war aber nicht von langem Beſtand.

6. 7.

Der Herzog von Rohan gieng nach Saintonge, und gab die bündigſten Verſicherungen, Ihren Majeſtäten

ſtäten dienen zu wollen. Würklich erhielt er auch Befehl, ſich auf dem Landtag von Bretagne einzufinden.

10.

Der Herzog von Longueville reiſte von Hof ab, mißvergnügt darüber, daß man ihm nicht die von ihm verlangte unumſchränkte Gewalt in ſeinem Gouvernement bewilligte, wohin er zurückgieng. Dieß veranlaßte, daß man zwölf bis funfzehnhundert Mann Schweizer, die man zuvor hatte werben laſſen, gegen dieſe Provinz hinrücken ließ, um zu hindern, daß er nichts gegen das königliche Intereſſe unternähme.

12.

Die Reformirten erhielten Erlaubniß, ihre Generalverſammlung im nächſten Monat Julius zu Grenoble zu halten.

Unterdeſſen bilden die Factionen und Kabalen in Paris ſich aus. Der Prinz macht ſich wichtig im Parlement, beſonders in den Requetenkammern, wo alle ſich nach ſeinem Wink und Willen fügen.

24.

Der Herzog von Maine reist von Hof ab, unter dem Vorwand, auf einige Zeit auf die Jagd zu gehen, in der That aber aus Unzufriedenheit über die ſchlechte Behandlung, die er, ſeinem Vorgeben nach, da fand.

Um dieſe Zeit ließ der Prinz ſich gegen mehrere Perſonen verlauten, er wolle ſeine Gemahlin aufgeben. Er ließ ſie ſogar von dieſem ſeinem Vorhaben benachrich-

richtigen, um sie wo möglich zur Einwilligung zu bereden. Sie wollte aber nichts davon hören.

Mai.

2.

Der Herr von Entragues starb, der das Gouvernement von Stadt und Herzogthum Orleans inne gehabt hatte. Dieß dadurch erledigte Gouvernement wurde aufgehoben, um den Grafen von St. Pol damit zu befriedigen.

3.

Der Herzog von Montmorency traf zu Paris ein, wo er einige Tage darauf den Prinzen besuchte. Es wurde bei diesem Besuch nichts von der Gemahlinn des Prinzen, einer Schwester des Herzogs von Montmorency erwähnt; nur bemerkte man einigen Kaltsinn an ihnen gegen einander.

5.

Der Marschall von Bouillon reiste von Hof ab und äußerte große Unzufriedenheit darüber, daß man so wenig Umstände mit ihm machte, und ihm so wenig Antheil und Einfluß bei der Reichsverwaltung einräumte. Er gieng geradenwegs nach Sedan.

Unterdessen versucht man, den Prinzen wieder in gutes Vernehmen mit dem König und der Königinn zu setzen. Er beklagt sich über die Geringschätzung die man, seiner Aeußerung nach, gegen ihn blicken lasse, über den wenigen Antheil, den man ihm an den Berathschlagungen gestatte, und daß die Geschäfte ohne

ne ihr geführt würden. Er wünschte, daß das Conseil auf einen andern Fuß gesetzt, und die Herrn vom Parlement dabei gebraucht werden möchten; denn um diese Zeit zeigte er eine innige Verbindung mit dem Parlement. Man bringt einige allgemeine Angelegenheiten zur Sprache, z. B. das Aufschieben der Vermählung des Königs u. d. g. m. Die Gräfinn von Soissons gab sich alle Mühe, um ihn wieder für den Hof zu gewinnen, konnte aber nichts ausrichten.

Weil die vornehmsten, im Ernst oder nur zum Vorwand geführte Klage des Prinzen diejenige zu seyn schien, welche die im Staatsrath vorwaltende Unordnung betraf, so brachte man einige für diesen Staatsrath zu verfassende Reglements in Vorschlag, und legte solche Ihren Majestäten besonders aber dem Prinzen vor. Sie wurden weder angenommen noch verworfen, sondern man behielt sich vor, bestimmter darüber zu sprechen, wenn sie zur würklichen Ausführung gebracht würden. Hierbei thaten sich jedoch einige Anstöße hervor, indem sie den Absichten, Neigungen und Vortheilen verschiedener Personen entgegen liefen. Eine traurige Erfahrung, daß in diesen verderbten Zeiten auch die besten gerechtesten Verfügungen gewöhnlich an der Klippe des Privatinteresse scheitern.

20.

Der Prinz verlies Paris und gieng nach Valery, wohin seine Gemahlinn ihm am andern Tage folgte.

Es ist oben eines Parlementsschlusses gedacht worden, durch den die Prinzen, Pairs, Herzoge und Kronbeamte wie auch andre Sitzfähige eingeladen wurden, sich im Parlement zu versammeln, um gemeinschaftlich Vorstellungen in Betreff der im Staat eingerisse-

riſſenen Unordnungen und Verwirrungn zu entwerfen, und ſolche Ihren Majeſtäten vorzutragen. Dieſer Schluß wurde vondem König und ſeinem Conſeil höchlich mißbilligt und als eine Inſolenz verworfen.

Hätten indeſſen die Herrn vom Parlemet es hiebei bewenden laſſen, ſo würde man höchſtwahrſcheinlich der Sache nicht weiter gedacht haben. Nun aber verſammelten ſie, auf Anſtiften und beſtändiges Zureden des Prinzen und der Verwirrungsſüchtigen, verſchiedenemal alle Kammern, und ſetzten Vorſtellungen auf, die gleich ärgerlich und beleidigend waren, ſowohl für den König und ſein Anſehn, als für die vornehmſten Glieder des Staatsraths. Dieſe Vorſtellungen überreichten ſie Sr. Majeſtäten und ließen ſie am 22. ganz laut ableſen.

24.

Zween Tage darauf erfolgte daher ein Schluß des Staatsraths, der dieſe Vorſtellungen für injuriös erklärte, und verordnete, daß ſie nebſt dem vorgängigen Parlementsſchluß aus der Regiſtratur des Parlements geriſſen und weggeſchaft werden ſollten, um unterdrückt und zerriſſen zu werden, nebſt ernſtlicher Weiſung und Verwarnung an das Parlement ſelbſt, künftighin beſſer in ſeinen Schranken zu bleiben.

Dieſer Staatsrathsſchluß wurde ins Parlement gebracht und ihm inſinuirt. Es entſtehen laute Klagen und ſtarkes Murren darüber; man nimmt davon Anlaß, noch ſtärker als zuvor über die Staatsverwaltung zu ſchreien, und ganz beſtimmt diejenige anzugreifen, die den meiſten Einfluß darauf hatten.

Unter-

Unterdessen werden die Sachen auf der Seite von Piemont immer ernstlicher und hitziger. Der König von Spanien läßt durch den Statthalter von Mailand eine starke Armee aufstellen und wird von allen italienischen Fürsten unterstützt, bis auf die Venetianer, die dem Herzog von Savoyen beistehen. Dieser seiner Seits rüstet sich ebenfalls aus allen Kräften, und wird von dem König von Großbritannien, einigen teutschen Fürsten, und mehrern französischen Prinzen und Großen unterstützt, welche trotz allen Gegenverboten Truppen werben und damit ihm zuziehen. Der König that alles Mögliche um diese Sache zum Vergleich zu bringen.

Junius.

Der Monat Junius verstrich unter diesen Unterhandlungen. Zu gleicher Zeit arbeitete man daran, auch den Prinzen noch herum zu bringen. Der Herzog von Nevers verwendet sich dafür besonders, geht zu ihm nach St. Maur, wohin er zurückgekommen war; geht dann weiter nach Soissons zum Herzog von Maine, bespricht sich mit ihm von dem Herzog von Bouillon; erhält Nachrichten von dem Herzog von Longueville, kann es aber nirgends zu einem Schluß bringen, und kommt so nach Paris zurück.

Der Prinz welcher bisher einige Hofnung von sich gegeben hatte, als wollte er sich auf einen Vergleich einlassen, stellt sich indessen plötzlich, als hätte er sichre Nachricht von einem Anschlag auf seine Person, verläßt am 20. oder 21. St. Maur und geht über Creil auf Clermont, wo er sich einige Tage aufhält.

Der Herzog von Nevers, der unverrichteter Dinge von seiner Reise nach Champagne zurück war, geht aber-

abermals zum Prinzen nach Clermont, um noch einen Verſuch mit Unterhandlung zu machen, und ihn zur Rückkehr zu bewegen; er konnte aber nichts weiter ausrichten, auſſer daß der Prinz äuſſerte, man müſte einen der vornehmſten vom Staatsrath an ihn abſchicken, mit dem er dann wohl nach Wunſch in Unterhandlung treten dürfte.

Julius.

Dieß gieng in den erſten Tagen des Julius vor. Zu eben der Zeit erhielt man Nachricht von einem Aufſtand zu Marſeille, worin mehrere von den königlichen Zolleinnehmern getödtet wurden. Dieſe hatten nämlich, zur Erhebung dieſes Zolles, den ſie nicht in der Stadt ſelbſt erheben konnten, mehrere Bureaux, um die Stadt herum angelegt: in einer Nacht aber brachen die Bürger in alle dieſe Bureaux ein, und machten dabei nieder, wer ihnen darin in den Weg kam.

Aus Piemont lief jetzt auch die frohe Nachricht ein, daß endlich der Friede zwiſchen dem Herzog von Savoyen und dem Statthalter von Mailand hergeſtellt ſey. Man dankte dieß der angeſtrengten Sorgfalt und Bemühung des Marquis von Rambouillet, der dieſen Vergleich zu Stande brachte, und ſich im Namen ſeines Herrn zum alleinigen Schiedsrichter und Garanten der Vollſtreckung machte, was dem König in ganz Italien groſſes Anſehn verſchaffte.

5.

Nach dem Wink, den der Herzog von Nevers mitgebracht hatte, an den Prinzen jemand vom Com

feil zu ſchicken, den er gern ſähe, und der dann mit ihm unterhandeln könnte, wurde der Herr von Villeroy an ihn abgeſchickt, um zu vernehmen, was zu thun ſeyn möchte, um zu einem Vergleich mit ihm zu gelangen. Sie kamen zu Creil zuſammen und conferirten miteinander. Der Prinz führte Beſchwerden über mancherlei, betheuerte daß er nichts für ſich insbeſondere verlange, beſtand darauf daß die Vorſtellungen des Parlements gehört werden, der Staatsrath von Grund aus umgeſtaltet und verbeſſert, und die Vermählung des Königs ſo lange noch aufgeſchoben werden ſollte. Villeroi, der blos gekommen war um zu hören, was er begehrte, und es dann zu raportiren, gieng am folgenden Tag nach Paris zurück.

Zween oder drei Tage darauf wurde er abermals an den Prinzen abgeſchickt, mit der Verſicherung: was die Reformation des Staatsraths beträfe, ſo wolle man ſie auf den Fuß vornehmen, wie mit ihm verabredet worden ſey; die Vorſtellungen des Parlements betreffend werde man darauf Bedacht nehmen, ſo fern ſie der Gerechtigkeit gemäs ſeien; dazu werde aber Zeit erfordert, und unterdeſſen müſſe doch das Parlement ſich zur Reiſe nach Guyenne fertig machen, weil die zur Vollziehung beider Vermählungen beſtimmte Zeit mit ſtarken Schritten herannahe.

Der Prinz brachte hierauf einen Theil zu Papier; als aber Villeroy in ihn drang, zu enden, ſo ſagte er, er müſſe erſt mit ſeinen Freunden darüber conferiren. Würklich gieng er auch von Clermont, wo er damals ſich befand, ab, gegen Soiſſons oder Noyon hin, und ließ Villeroy zurück, dem er ſagte, er könne in einem oder zween Tagen wieder bei ihm ſeyn, um dann alles vollends ins Reine zu bringen. Villeroy entſchloß

schloß sich daher, zum zweitenmal unverrichteter Sachen zurück zu kommen.

Unterdessen stellte man das Droit annuel zu Gunsten der Beamten wieder her, auf die drei Jahre die von der geschlossenen Pachtzeit noch nicht um waren. Man that dieß theils um sich etwas Geld zu verschaffen, theils um die aufgebrachten Beamten, besonders die vom Parlement zu besänftigen. Demungeachtet blieben sie stets zu Unordnungen geneigt, und den Leidenschaften des Prinzen anhängig, die jungen Enquetenräthe nämlich, die durch ihre Menge die übrigen nach sich ziehen.

Da die Unruhen immer mehr zunahmen, und die Noth in den Finanzen immer höher stieg, so nahm man eine Million Livres aus der Bastille.

20.

Die Generalversammlung der Reformirten wurde zu Folge königlicher Vergünstigung zu Grenoble eröffnet, wo sie anfiengen, ihre Sitzungen zu halten. Es fanden sich dabei mehrere Deputirte von den Großen dieser Religionspartheÿ ein, welche auch zugelassen wurden, und gleich von da an begann man, mit ihnen von Seiten des Prinzen zu unterhandeln.

Zwischen dem Herzog von Rohan und dem Herzog von la Tremouille war großer Streit gewesen, über ihre nächste Erscheinung auf dem Landtag zu Bretagne, auf dem sie nie beide zugleich erschienen, weil sie einander den Vorsitz noch streitig machten. Die Königinn hatte dem Herzog von Rohan zu vernehmen gegeben, sie wünschte, daß er dießmal dem Landtag beiwohnen möchte, weil er im vorigen Jahr dem König

gut gedient hatte. Der Herzog von Trimouille aber, der erst kürzlich von einer ins Ausland gemachten Reise zurück war, sagte, es sey nicht billig, daß der Herzog von Rohan jedes Jahr dabei sey, und um ihn davon abzuhalten, behauptete er, ihm gebühre der Vorzug, und man thue Unrecht, ihm solchen streitig zu machen. Um diese Behauptung zu unterstützen, zog er eine Menge von seinen Freunden zusammen, disponirte andre, ihm zu Hülfe zu eilen. Der Herzog von Rohan that ein Gleiches.

So wurden also Zurüstungen zu weitaussehenden Händeln gemacht; allein die Herrn von Parabelle und du Plessis Mornay verwendeten sich sehr eifrig, die Sache beizulegen, und brachten es würklich dahin, daß sie sich endlich dahin verglichen: der Herzog von Rohan sollte dem nächsten Landtag beiwohnen, zuvor aber den Herzog von la Trimouille um seine Einwilligung dazu begrüßen, und versichern, daß er für das folgende Jahr Verzicht darauf thue, da denn Trimouille dabei erscheinen werde; unterdessen aber sollten sie versuchen, die ganze Sache überhaupt miteinander abzuthun.

26.

Der Herr von Villeroy wurde zum drittenmal an den Prinzen zurückgeschickt, um ihn zu bitten, daß er zum König kommen und Ihn auf der Reise nach Guyenne begleiten möchte. Er überbrachte ihm dabei hinlängliche Befriedigung seiner Wünsche in Ansehung der allgemeinern Gegenstände, so gut sichs jetzt gleich wollte thun lassen nämlich daß die Verbesserung mit dem Staatsrath würklich vor sich gehen sollte, daß man das Parlement in Ansehung der Justizverbesserungen zufrieden stellen wolle, daß der Prinz den seinem Rang und Stand zukommenden Antheil an der Geschäftsführung er-

erhalten ſollte. Er hatte dabei zugleich den Auftrag, ihm insbeſondere noch einige Gefälligkeiten anzutragen, von denen man wußte, daß er ſie wünſchte; nur könnte die Vollziehung dieſer Einrichtungen nicht eher erfolgen. Das Parlement war preſſirt; Villeroy gieng daher ab, und hoffte ihn in Noyon zu finden.

28.

Auf die Nachricht, daß der Prinz und ſeine Geſellſchafter blos Zeit zu gewinnen ſuchten, um wo möglich die Reiſe nach Guyenne zu hintertreiben, rieth man dem König und der Königinn auch noch den Staatsſecretair, Herrn von Portchartrain, an ſie abzuſchicken, mit dem Auftrag, ſie zu bitten, ja inſtändigſt zu bieten, (ſupplier) ſie möchten doch ja die Unterhandlung mit dem Herrn von Villeroy nach ihrer beſten Ueberlegung und Ueberzeugung möglichſt beſchleunigen: man rechne darauf, am Erſten des nächſten Monats abzureiſen; man wolle aber auch noch zween Tage zugeben, und bis zum dritten verziehen; dann aber könne man unmöglich länger warten; ſie möchten erwegen, daß ihre Majeſtäten Ihre erſte Zuſammenkunft mit dem König von Spanien auf den Anfang des Julius beſtimmt hätten, um die Prinzeſſinn von Spanien zur Vollziehung der Vermählung abzuholen; daß man ſich aber hierauf genöthigt geſehen hätte, dieß abzuändern und auf den 5. Sept. zu verſchieben; daß man kaum im Stande ſeyn werde in der noch übrigen Zwiſchenzeit dieſe Reiſe zu machen, und noch richtig einzutreffen; und doch könne man unmöglich den Termin noch weiter hinaus ſchieben, ſowohl wegen der ohnehin ſchon ſpäten Jahreszeit, als weil man ſonſt dort denken möchte, man wolle ſie zum Beſten haben; gar auf ein andres Jahr hinaus aber dieſe Vermählungen zu verſchieben, dazu habe man ſich bereits zu weit eingelaſſen,

und die Ehre Ihrer Majeſtäten würde ſowohl in als außer dem Reich zu ſehr darunter leiden; daher bäten Sie denn den Herrn Prinzen, einen Entſchluß zu faſſen, indem die wenigen Tage die noch übrig wären, dazu angewendet werden müßten, die hohen Collegien und die Pariſer Stadtbeamte vorzufordern, mit denen man auf eine ganz verſchiedene Art noch zu ſprechen hätte, je nachdem der Entſchluß des Prinzen ausfiele, entweder Ihre Majeſtäten nach Allerhöchſtdero Wunſch, Bitte und Befehl zu begleiten, oder aber nicht.

Mit dieſem Auftrag alſo ſollte der Herr von Pontchartrain abgehen, und wo möglich noch denſelben Tag mit Poſtpferden zurück kommen, um zu melden, wohin der Entſchluß des Prinzen ausgefallen ſey? mitzugehen, oder nicht? Er gieng am 28. gegen Abend ab, langte am 29. um Mittag an, und gieng zuerſt zu dem Herrn von Villeroy, welcher erſt denſelben Tag früh eingetroffen war, und den Prinzen nebſt dem Herzog von Longueville, von Mayenne, dem Grafen von St. Pol und dem Marſchall von Bouillon geſprochen auch zu unterhandeln angefangen, aber wohl geſehen hatte, daß ſie wenig oder keine Neigung zum Guten und zu einem billigen Vergleich hegten.

Nach Mittag giengen alſo die Herrn von Villeroy und von Pontchartrain mit einander zum Prinzen, bei dem ſie die oben erwähnte Geſellſchaft fanden; man überreichte das königliche Schreiben, der Herr von Pontchartrain legitimirte ſich mit ſeinem Creditiv, und bat um ſchleunige Reſolution; man ſetzt die Antwort für ihn auf den Abend, und am Abend auf morgen aus, und endlich ertheilt man ſie ihm ſchriftlich, dem Weſentlichen nach, des Inhalts: die Eilfertigkeit womit man die Sache betreibe, gebe ſattſam zu erkennen, wie wenig man geſonnen ſey und Verlangen trage, den Prinzen und das Publikum in der That zu befriedigen;

er miskenne übrigens keineswegs, aus welcher Quelle diese übereilten Rathgebungen flössen, wobei der Marschall d'Ancre, der Kanzler, der Kommandeur von Sillery, Dolle und Bullion ausdrücklich genannt wurden; schließlich könne er unter solchen Umständen die Reise nicht mitmachen, und unterdessen darüber das allgemeine Beste aus den Augen verlieren.

Dieß war ungefehr die Antwort, die der Herr von Pontchartrain mitbrachte, der noch denselben Abend zu Ihren Majestäten zurückeilte. Darauf wurde denn der Entschluß gefaßt an alle Gouverneurs in den Provinzen und den vorzüglichsten Städten zu schreiben, sie hätten sich wohl vorzusehen, ihre Posten zu wahren und niemand einzulassen, wer ihnen überlegen seyn könnte, überhaupt aber niemand von Seiten des Prinzen des Herzogs von Longueville, des Herzogs von Mayenne, des Grafen von St. Pol oder des Marschalls von Bouillon.

August.

1.

An diesem Tage fiel ein Zweikampf vor, der hier angemerkt zu werden verdient. Schon vorlängst hatte ein Streit zwischen dem Herzog von Montmorenci und dem Herzog von Retz obgewaltet, der sich aus einer gewissen Liebschaft entsponnen hatte. Weil aber die Königinn benachrichtet worden war, daß sie so weit miteinander wären, sich schlagen zu wollen, so hatte sie es dahin gebracht, daß sie zur Aussöhnung sich wieder umarmen mußten.

Wie es aber an Höfen Leute giebt, die immer nach Neuerungen trachten, und es gern sehen, wenn es Unruhen setzt, so fehlte es denn auch hier nicht an

Zwischenträgern, die von einem oder dem andern Theil nachtheilige Reden ausbreiteten. Darüber läßt denn der Herzog von Retz, überzeugt, das seine Ehre dabei interessirt sey, den Herzog von Montmorenci durch den Herrn von Vitry fordern. Sehr ungern stellt der Herzog von Montmorenci sich auf dem bestimmten Platze ein, und bringt seinen Oheim, den Herrn des Portes, mit. Es befinden sich also zween gegen zween auf dem Platz, man entleidet sich und greift zum Degen. Das Glück will, daß alle vier sich unterlaufen, Mann an Mann kommen und einander niederwerfen, ohne sich weiter zu verwunden. Sie kommen zu Erläuterungen über den Gegenstand des Streits, versöhnen sich auf der Stelle, zur Beschämung der Anstifter dieses Zwistes, geloben einander Freundschaft, speisen mit einander zu Mittag bei dem Herzog von Montmorenci, zu Abend bei dem Herzog von Retz, und so hatte der ganze Handel ein Ende.

Der Herzog von Longueville war unterdessen wieder nach der Picardie zurück und nach Amiens gegangen, wo er sich festzusetzen versuchte; da dies der Herr von Rieteſan, den man einige Tage zuvor dahin geschickt hatte, um für die Sicherheit und Erhaltung der Citadelle zu sorgen, merkte, traf er gemeinschaftlich mit der Bürgerschaft solche Vorkehrungen, daß sie, in Gemäßheit des königlichen Schreibens, das vor diesem Herrn insbesondere namentlich gewarnt hatte, den Herzog etwas eilig aus der Stadt abzureisen vermochten. Besorgt, man möchte sich seiner Person versichern wollen, so entfernte er sich nach Corbie, dem einzigen Zufluchtsort, der in seinem ganzen Gouvernement Picardie ihm zu Gebot stand.

Unter-

Unterdessen fing der Prinz an, sich zum Kriege zu rüsten. Der Herzog von Maine hatte sich nach Soissons begeben, um sich der Plätze Noyon, Couci, und andrer in seinem Gouvernement zu versichern. Der Herzog von Bouillon ging nach Sedan, der Graf von St. Pol nach Longny in Perche und von da nach Guyenne auf seine Güter Fronsac und Caumont. Jeder rüstet sich, um mit dem möglichsten Nachdruck auftreten zu können. Der Prinz schickt Vollmachten nach allen Seiten, um Truppen werben, ja sogar Städte wegnehmen, Gefangene machen, und die königlichen Gelder aufheben zu lassen.

Zu gleicher Zeit überschickte er Ihren Majestäten sein Manifest durch einen gewissen Marcongues, den er auch ins Parlement schickte, wo man ihn aber nicht annehmen wollte.

Ihre Majestäten hielten hierauf verschiedene Berathschlagungen über die zu ergreifenden Maasregeln, ob Sie Ihre vorhabende Reise nach Guyenne würklich antreten oder vielmehr mit den stehenden und den dazu kommenden frischgeworbenen Truppen gerade auf Champagne und Isle de France losgehen sollten, um das Corps, das der Prinz daselbst zusammenzog, aus einander zu jagen und jene Gegenden wieder zu beruhigen.

Die Meinungen hierüber waren sehr getheilt. Manche behaupteten, der einzige Vorwand, den die Unruhestifter brauchten, um das Volk gegen den König und die Königinn aufzuwiegeln, beruhe auf der Uebereilung dieser spanischen Vermählung, die nur von einem sehr geringen Theil Franzosen gutgefunden, dagegen aber von allen Reformirten, so wie von den meisten andern Franzosen mißbilligt würde, weil sie gegen die Absichten des höchstseligen Königs liefe, und

die Spanier dabei einzig darauf ausgingen, sich mehr Einfluß und Vortheile im Staat zu verschaffen; Gutes könne gar nichts daraus erfolgen, wohl aber viel Schlimmes; die Spanier würden suchen, sich in den Staatsrath und in Aemter einzuschleichen, und bei der Nachgiebigkeit und Gefälligkeit der Franzosen nach und nach die Gewalt und das Steuer der Regierung an sich zu reissen; dagegen sey es ausgemacht, daß dies nicht umgekehrt der Fall mit den Franzosen seyn werde, die mit Madame nach Spanien giengen; die Spanier seyen von jeher Feinde der Franzosen gewesen und längst dafür anerkannt; den Papst allein ausgenommen, würden diese Vermählungen von keiner einzigen auswärtigen Macht gut befunden werden; alle würden dagegen seyn, ja sich sogar laut dagegen erklären, wie der König von Grosbritannien; die Signoria von Venedig; der Herzog von Savoyen; die meisten andern Fürsten in Italien; die teutschen Reichsfürsten; die vereinigten Staaten und andre mehr; wenn man aber auch dennoch diese Vermählung würklich ausführen wolle, so seyen doch die zu vermählenden Personen noch von so zarter Jugend, daß weit besser für ihre Gesundheit gesorgt seyn würde, wenn die Vollziehung, mit der es ja doch durchaus keine Eile hätte, noch um einige Jahre verschoben würde; wenn den Spaniern etwas an dem Wohl unseres Vaterlandes gelegen sey, so könnten sie unmöglich etwas gegen diesen Aufschub haben, der gleich nützlich sey, sowohl in Rücksicht auf die Gesundheit der Personen, die ihnen so theuer seyn müßten, als zu Dämpfung der einzig aus diesem Vorwand entsponnenen Unruhen; auf alle Fälle sey unter diesen Umständen die lange Reise nach Guyenne höchst mißlich, sowohl wegen ihrer Länge und der gegnerischen Zurüstungen um Paris, als in Rücksicht auf die Reformirten, indem diese, wenn sie den König gegen den Hauptsitz

ihrer

ihrer Macht hinkommen sähen, leicht diesen Vorwand ergreifen könnten, um sich zu rüsten und zu empören; wollte man daher ja die Vermählungen nicht aufschieben, so hätte doch der König nicht nöthig, diese mißliche Reise selbst anzutreten, sondern man könne durch einige Personen von Stand Madame, die Schwester des Königs, nach Spanien schicken und die Königinn abholen lassen, während der König selbst mit seinen Truppen und seiner Armee da bliebe, um gerade auf den Prinz los zu gehen, den man dadurch außer Stand setzen würde, irgend etwas zu unternehmen; ja es könnte sogar kommen, daß man dadurch sich genöthigt sähe, mit Beschämung zu seiner Pflicht zurückzukehren; unterdessen könnte man an die Justiz- und Staatsraths-Reform, als den Vorwand der öffentlichen Klagen, Hand legen, und den in die Staats- und Finanzgeschäften eingerissenen Unordnungen steuern.

So ungefehr lautete das Gutachten der Einen; die Andern hingegen behaupteten: diese Vermählungen seyen sehr ersprießlich für das Beste des Königs und des Reichs; es sey die größte und stärkste Verbindung, in die man treten könne; alle Artikel der Ehestiftung seyen reciproc; der hochselige König habe ehedessen sattsam zu erkennen gegeben, wie sehr er sie guthieße; sie seyen mit Beirath und Gutbefinden aller Prinzen und Kronbeamten geschlossen worden; der Graf von Soissons habe sie zuerst unterhandelt, und der damals abwesende Prinz bei seiner Zurückkunft gutgeheißen; beide haben die Contracte mit unterzeichnet; der Herzog von Maine sey nach Spanien gegangen, um die Approbation und Ratification dahin zu überbringen; alle andere Prinzen und Große, besonders die gegenwärtig bei dem Prinzen seyen, hätten ihre Zufriedenheit damit bezeugt; die Vereinigung dieser beiden

großen

großen Kronen könnte die Grundlage der Ruhe und des Friedens gesammter Christenheit abgeben; nur solche, die Unruhen wünschten, wären dagegen, wie z. B. der König von England, dessen Wunsch stets auf Unruhen in Frankreich gerichtet gewesen sey; ein gleiches gelte auch von dem Herzog von Savoyen. Jenen verdrieße es, daß er nun die Hoffnung aufgeben müsse, seinen Kronprinzen mit Madame vermählt zu sehen; die Venetianer besorgten, diese Verbindung möchte einige Schmälerung ihrer Größe nach sich ziehen; die protestantischen Fürsten befürchteten, diese Allianz möchte die katholische Religion, sowohl in als außer dem Reich befestigen; die Reformirten in Frankreich so wie alle Prinzen und Großen, sie möchten dadurch verhindert werden, Unruhen anzuzetteln und sich Anmaßungen zum Nachtheil des königlichen Ansehens herauszunehmen; kurz, diese Verbindung sei höchst wünschenswerth für jeden rechtschaffenen Patrioten. und dem König und seinem Reich könne kein größeres Glück widerfahren, als diese Vermählung mit der größten Prinzessinn in der Christenheit, die von gleicher Religion und gleichem Alter mit ihm sey, schön, tugendhaft, wohlerzogen, und von der man nicht anders denn eine glückliche Descendenz und allen Seegen des Himmels erwarten könne; die Vollziehung dieser Vermählungen weiter hinauszuschieben, gehe gar nicht an, da sie schon seit mehrern Jahren beschlossen und bereits ein Jahr lang aufgeschoben worden seyen, daher eine weitere Verzögerung beleidigend für den König von Spanien seyn würde, indem er leicht auf die Gedanken kommen könnte, als suchte man dadurch nur die Sache ganz rückgängig zu machen, in welchem Fall zu besorgen stände, daß man sich aus einem guten Freund einen großen Feind machte, was eben die einheimischen und auswärtigen Unruhstifter am sehnlichsten wünschten; dieser

ser Aufschub würde dem Prinzen und seinem Anhang einen groſsen Vortheil gewähren, und ein sehr nachtheiliges Licht auf die Lage der Angelegenheiten des Königs werfen, wenn man nämlich daraus ersähe, daſs der Prinz im Stand gewesen sey, eine Verhinderung dieser Angelegenheit zu bewürken, wie er sich dessen würklich gerühmt habe; den König von der Reise nach Guyenne abzuhalten, würde gleiche Folge haben, indem ganz Frankreich daraus die Schwäche des Königs abnehmen könnte, wenn er sich hindern ließe, hin zu gehen, wohin seine Geschäfte ihn riefen; wollte man Madame durch Personen von Stand nach ihrer Bestimmung begleiten lassen, so dürfte der König von Spanien dies leicht als eine starke Verachtung auslegen, und es vielleicht nicht einmal annehmen; die Sicherheit des Königs könne man nicht wohl in Zweifel ziehen, indem erstlich noch keine Unruhe noch Empörung in diesen Gegenden ausgebrochen sey; zweitens der König in so guter Begleitung reisen werde, daſs er sich schon Bahn brechen könnte, wenn auch jemand sich einfallen lassen wollte, ihn aufzuhalten; und drittens alle Unterthanen und groſsen Städte ihrer Pflicht getreu blieben. Die Reformirten hätten keinen Grund sich zu beschweren, da man keine Absicht hege, ihnen zu schaden, sondern vielmehr es sich angelegen seyn lasse, sie bei allen ihren wohlerworbenen Gerechtsamen und Vortheilen zu schützen, und die ihnen günstigen auswärtigen Verbindungen auch forthin zu erhalten. Kurz, man könne gar nicht füglich an eine weitere Verzögerung der Vermählungen noch an eine Einstellung der Reise und deren Besorgung durch jemand Andern, denken; der König könne eine gute und starke Armee zurück lassen, die während der ganzen Reise sich allen etwanigen Entwürfen und Unternehmungen des Prinzen widersetzen könnte; bei der Zurückkunft von dieser Reise könne man

dann

dann die nöthigen Einrichtungen und Verbesserungen im Conseil sowohl als der Justiz, den Finanzen und andern Fächern treffen, und den eingerissenen Unordnungen abhelfen; überhaupt habe man sich zu Antretung dieser Reise und Vollziehung der Vermählungen bereits so weit eingelassen und gerüstet, und die Ehre und das Ansehn des Königs seyen so stark dabei interessirt, daß gar keinen Augenblick Anstand zu nehmen sey, wozu man sich zu entschließen hätte.

Dies sind die Gründe, die, nebst mehrern andern von einem und dem andern Theil in dieser Sache vorgebracht wurden. Nach langem Rathschlagen wurde denn endlich beschlossen, die Reise sollte doch nach dem ersten Entwurf gemäs vor sich gehen. Zu dem Ende beschloß der König, eine Armee stehen zu lassen, die sich den Absichten und Unternehmungen des Prinzen widersetzen sollte. Man berechnete sie auf achttausend Mann französischer Infanterie, zweitausend Schweizer und zwölfhundert Mann Cavallerie. Das Commando darüber sollte der Marschall von Brissac, und unter ihm die Herrn von Pralin und Descures (d'Escures) führen. Man sorgte für richtige Löhnung dieser Truppen, und bestimmte dazu den — Rest des in der Bastille befindlichen Schatzes. Der König selbst wollte tausend Cavallaristen von seinen alten Truppen und das aus dreitausend Mann bestehende Garderegiment mitnehmen.

9.

Der Marschall d'Ancre ging nach Amiens, um sich den etwanigen Absichten des Herzogs von Longueville in der Picardie, zu widersetzen, nahm einige Compagnien Cavallerie mit, und gab Befehl, einige Infanterieregimenter zu werben.

Der

Der König und die Königinn sprechen izt auch das Parlement, die Rechnungskammer, das Steuercollegium und die Pariser Stadtcollegien. Sie stellten ihnen vor, wie höchst mißliebig sie die Extremitäten wahrnehmen müßten, zu denen der Herr Prinz sich hinreißen ließe; da sie nun unter diesen Umständen nicht anders denn Mißtrauen in seine Absichten und Entwürfe setzen könnten, so wolle man bei dieser Gelegenheit hiemit empfohlen haben, für die Sicherheit und Ruhe der Stadt zu wachen; sie möchten also die Thore scharf bewachen lassen und ein aufmerksames Auge haben, auf alles, was ein- und auspassire, was seit dem Einzug des hochseligen Königs im Jahr 594. nicht mehr geschehen war; man lasse ihnen Monsieur, den Bruder des Königs zurück, als das theuerste Pfand und Kleinod, das man ihnen, nebst der treuesten Wahrung des königlichen Interesse, angelegentlichst empfehle.

Alle versprachen hierauf viel von sich, unerachtet es von einem guten Theil unter ihnen notorisch war, daß sie übel gesinnt waren, manche aus Liebe zum Prinzen, andre weil die Vermählungen ihren Beifall nicht hatten, andre wegen der im Staat eingerissenen Unordnungen und ihres Hasses gegen die vornehmsten Minister, besonders den Kanzler und den Marschall d'Ancre, denen sie die Schuld davon beimaßen, und deren Glück und Glanz man beneidete; noch andre endlich aus würklich bösen Absichten, und dem Wunsch, daß es zu Unruhen und Ausbrüchen kommen möchte.

Unterdessen liefen neue Nachrichten ein, daß der Prinz sich zu dem Aeussersten rüste; er schickte Werbpatente umher nach allen Gegenden des Reichs, bemühte sich auf alle Art und Weise, die Leute zu verführen und an sich zu ziehen, bestimmte dem Herzog von Maine und Herzog von Bouillon einen Sammelplatz,

wo

wo sie ihre Truppen zusammenstoßen lassen wollten; schickte nach Teutschland und der Schweiz, um Truppen zu erhalten, ließ in England in gleicher Absicht unterhandeln, und so eignete denn alles sich mehr und mehr zu einer weit aussehenden Verwirrung.

17.

Der König und die Königinn Mutter gingen unter der obengedachten Bedeckung von Paris ab, um Ihre Reise anzutreten. Weil nun der Präsident le Jeai vom Parlement derjenige war, der sich gewissermaßen zum Chef der Faction des Prinzen im Parlement aufgeworfen hatte, und wegen seiner Verbindungen in der Stadt durch Cabalen und Verhetzungen leicht hätte der öffentlichen Sicherheit und Ruhe, so wie auch dem königlichen Interesse, gefährlich werden können; so hatte man Ihren Majestäten gerathen, ihn mit zu nehmen, um sich seiner in Ihrem Staatsrath gleich den andern Staatsräthen zu bedienen. Sie ließen ihm daher wiederholt durch den Staatssecretair von Lomenie befehlen, sich hiezu bereit zu halten. Weil er aber keine Lust hiezu hatte, und seine Absicht vielleicht dahin ging, sich dem Prinzen in Paris nützlich zu machen, so machte er allerlei Schwierigkeiten und Ausflüchte, stellte sich krank, schützte vor, er könne ja das Parlement nicht ohne dessen Erlaubniß verlassen; er müßte eine besondere königliche Cabinetsordre hiezu erhalten u. dgl. m., woraus klar zu ersehen war, daß er auf keinen Fall mitzugehen gesonnen sey. Ja als man ihm noch am Abend vor der Abreise Ihrer Majestäten vorstellte, er thue sehr Unrecht daran, daß er Sie durch diese Weigerung vor den Kopf stoße, indem er nichts dadurch bewürken werde, als daß sie ihn entweder mit Gewalt abführen oder in die Bastille setzen lassen würden, so gab er trocken zur Antwort: dies würden Sie nicht wagen.

Der

Der König war am folgenden Morgen wegen der Hitze, und weil man schon ausser Paris Mittagstafel halten wollte, sehr früh aufgestanden, und schickte einen Fähnrich von Seiner Garde, nebst einigen Gardisten und einen Wagen, nach dem Herrn Präsidenten, und ließ ihm befehlen nach Hof zu kommen und in den Wagen zu steigen, indem er mit abfahren sollte. Dies wurde denn auch ohne Geräusch und etwas früher vollzogen, als vermuthlich der Herr Präsident sichs versehen hätte, so daß er also nichts dagegen anfangen konnte. So wurde er nach Amboise transportirt, wo man ihn gefangen zurück ließ. Die Herren vom Parlement thaten zwar einige Schritte für ihn, und ließen sich durch Abgeordnete über dies Verfahren gegen ihn beschweren; sie beruhigten sich jedoch bald wieder, als man ihnen anzeigte, welche Gründe der König hatte, unzufrieden mit ihm zu seyn, und dabei versicherte, daß ihm weiter nichts zu Leid geschehen sollte.

20.

So befanden sich denn izt Ihre Majestäten auf der Reise. Sie langten zu Orleans an, verweilten da nur Einen Tag, kamen weiter nach Amboise, wo Sie drei Tage blieben, und den Abgeordneten der zu Grenoble versammelten Reformirten Audienz gaben, die aber auf Poitiers verwiesen wurden, wo man sie ausführlicher hören und ihre mitgebrachte Vorstellungsschreiben annehmen wollte. Man setzte demnach die Reise fort nach Tours, wo man aber nur einen Tag verweilte und dann nach Poitiers ging, wo man am vorletzten August eintraf.

Der Herzog von Nevers und der Herzog von Vendome hatten versprochen, Ihre Majestäten auf dieser Reise ganz zu begleiten: allein schon zu Orleans entschul-

digte ersterer sich unter dem Vorwand eines Rangstreits mit dem Herzog von Guise und ging nach Nevers ab; der Herzog von Vendome ging zwar noch bis Amboise mit, entfernte sich aber hier unter demselben Vorwand und ging nach Chenonceau, und von da nach seinen übrigen Gütern. — Die Herzoginn von Nevers begab sich auf einem andern Wege nach Bourdeaux, um den Vermählungsfeierlichkeiten beizuwohnen.

Unterdessen liefen immer Nachrichten ein von den Unruhen, die sich von allen Seiten gegen das Ansehn und Interesse des Königs entspannen. Jedermann fing an, seine Gesinnungen ohne Hehl und Scheu an den Tag zu legen, doch blieben die hohen Collegien und die Corpora der vornehmsten Städte noch immer in den Schranken ihrer Pflicht.

30.

Bis izt war indessen die Reise ganz glücklich abgelaufen. Ihre Majestäten waren ohne Anstoß zu Poitiers angelangt, alles hielt noch an seiner Pflicht; die Progressen des Prinzen, der sich izt mit dem Herzog von Longueville, dem Herzog von Maine, dem Marschall von Bouillon und andern vereinigt hatte, waren bis izt noch nicht groß und von gar keiner Bedeutung. Bald aber thaten sich Zufälle hervor, welche manche Aenderungen in den Planen, und manche neue Ereignisse nach sich zogen.

Gleich am ersten Abend, als man zu Poitiers angelangt war, wurde Madame, die Schwester des Königs, krank; am folgenden Tag nahm das Fieber zu, am dritten noch mehr, und endlich fand sichs, daß sie die Blattern bekam, an denen sie sehr zu leiden hatte. So sahen also ihre Majestäten sich genöthigt,

thigt, zu Poitiers stille zu liegen, statt Ihre Reise fort zu setzen.

September.

Während dieses Aufenthalts wartete der Herzog von Sully Ihren Majestäten auf, blieb jedoch nur drei oder vier Tage, um weder bei dem Prinzen noch bei der Generalversammlung der Reformirten zu Grenoble in Verdacht zu kommen.

Hier gab man auch den Deputirten dieser Generalversammlung Audienz. Sie übergaben ihre Vorstellungen, man sah sie durch, beantwortete sie und schickte sie dann einige Tage darauf zurück. Unterdessen schickte diese Versammlung noch einen Deputirten ab, um Ihre Majestäten anzuflehen, daß Sie die angetretene Reise und vorhabende Vermählung noch einstellen möchten. Man antwortete ihnen aber: der König könne aus mehreren triftigen Gründen beides nicht ferner aufschieben; allein weder die eine noch die andern dürften ihnen (den Reformirten) im mindesten Sorge machen, weil durch sie ganz keine Aenderung an dem ihnen stets bestimmten Schutz, Freiheit und Versicherungen, pünktlicher Befolgung der Edicte nach den Verhältnissen gegen bisher bestandene auswärtige Verbindungen bewürkt werden würde. Damit schickte man diese Deputirte wieder zurück.

Die Fortdauer der Krankheit der königlichen Prinzessinn und der Aufenthalt Ihrer Majestäten zu Poitiers machten indessen die Unruhestifter so dreust, sich hervor zu wagen und Bewegungen zu machen, um diese Reise zu verhindern; die Reformirten in Guyenne fingen an

sich zu versammeln, und entschlossen sich, die Maske abzunehmen und die Waffen zu ergreifen.

Der Herzog von Rohan, der bis dahin sich als einen sehr eifrigen Anhänger des Königs gezeigt hatte, auch würklich durch mehrere, von dem König erhaltene, Gnadenbeweise dazu verpflichtet war, und Ihren Majestäten wiederholt schriftlich versichert hatte, daß er Ihnen zu Poitiers aufwarten wolle, dieser Herzog von Rohan trat izt an die Spitze dieser Rebellion und Verschwörung. Der Herzog de la Force, verpflichtet so stark als je ein Unterthan es werden kann, durch die Vortheile, die ihm und seinen Kindern von der Gnade Ihrer Majestäten zugeflossen waren, er, der so oft seine unverbrüchliche Treue betheuert hatte, ward izt Generallieutenant der Empörung. Der Herr von Boisse-Pardaillon, der dem verstorbenen König und der König so starke wesentliche Verbindlichkeiten hatte, wurde Oberster der feindlichen Infanterie, und nach deren Beispiel liessen mehrere Andre sich dabei anstellen.

Der Graf von St. Pol, der, wie gesagt, nach Guyenne gegangen, und von der Parthei des Prinzen war, stand in Unterhandlung über eine nähere Verbindung zwischen ihm, dem Prinzen und dem Grafen von Lauzue. Der Graf St. Pol selbst hatte zween gute Plätze, nämlich Caumont und Fronsac, die ihm eine grosse Wichtigkeit gaben. Er machte den Reformirten Hofnung, Fronsac der Parthei in die Hände zu liefern; allein sein Commandant darinn, der Herr von la Mothe-Cheronnac, machte Miene, dies nicht zugeben zu wollen, und sagte, der Platz gehöre eigentlich der Frau Gräfinn von St. Pol, die ihn ihm anvertraut habe, und nur in ihre Hände wolle er ihn auch wieder zurückgeben.

Dies

Dieß nebst der angewendeten Bemühung den Grafen von Lauzue wieder zu gewinnen, hatte die Würkung, daß man mit einem großen Aufwand von Sorgfalt und Bemühung den Grafen St. Pol nicht nur von den Reformirten abzog, sondern sogar dahin vermochte, daß er nach Bourdeaux gieng um dem König aufzuwarten, wo ihm alle Befriedigung zugesichert wurde. Dieß war von sehr vortheilhaften Folgen für die Angelegenheiten des Königs, sowohl von Seiten Seines Ansehns, als weil Fronsac, auf dem Weg Sr. Majestät gelegen, im Stand gewesen wäre, die Unternehmungen der Empörer und Aufrührer nachdrücklich zu unterstützen, ja gar die Reise Ihrer Majestäten ganz rückgängig zu machen, oder doch wenigstens auf geraume Zeit zu hindern.

Unterdessen lief Nachricht ein, daß der Prinz anfange, mit seiner Armee ins Feld zu rücken; er versuchte und probirte den guten Willen derer, die in den Plätzen lagen, um zu sehen, ob er es nicht dahin bringen könnte, daß die Gouverneurs oder Einwohner ihm solche aus Zuneigung oder auch aus Furcht vor seinen Drohungen öfneten; denn auf Belagerungen traute er sich nicht einzulassen, da ihm der Marschall von Boisdauphin stets mit einer nicht minder starken Armee zur Seite blieb.

Er stand damals gegen Compiegne und Ham hin. Er wäre gern über die Oise gewesen, und rückte in dieser Absicht vor das Städtchen Chauni, das eine Brücke über diesen Fluß hat. Die Einwohner öfneten ihm das Thor, wiewohl der Herr von Genlis, der darin commandirte, Miene machte, sich widersetzen zu wollen; wobei jedoch einige dessen ernstlichen Willen bezweifeln wollen. So kam er also über den Fluß, und zog gegen Laon und das Soissonsche. Der Marschall von

Boisdauphin aber gieng über Compiegne, blieb ihm stets zur Seite, und drükte dabei Paris, dem man ihn nicht nahe kommen lassen wollte, aus Furcht vor den Verständnissen die er etwa darin haben möchte.

Um eben diese Zeit erhielt man Nachricht, daß die genehmigte Generalversammlung der Reformirten zu Grenoble von freien Stücken dort weg und nach Nimes gehe, aus Unzufriedenheit über das Ansehn, das der Marschall von Lesdiguieres sich über sie anmaßte, der über diesen Schritt sehr aufgebracht wurde.

September.

Während des Aufenthalts zu Poitiers rieth man dem König eine Declaration gegen den Prinzen und dessen Anhang zu erlassen. Man verschickte sie an alle Parlementer um sie registriren zu lassen, was überall ohne die mindeste Schwierigkeit geschah, Paris allein ausgenommen, wo die Faction des Prinzen, nämlich die meisten jungen Räthe, einiges in den Weg legte. Sie faßten aber dort einen Parlementsschluß, der eben so wesentlich war, als die Declaration selbst, wogegen sich jedoch jene jungen Räthe ebenfalls setzten und sperrten.

25.

Madame, die Schwester des Königs, fieng endlich an sich wieder gänzlich zu erholen, nachdem sie lange so schwer erkrankt gelegen hatte, daß man an ihrem Aufkommen zweifelte. Man sprach daher ihr nach und nach wieder von Fortsetzung der Reise, wobei man jedoch große Schwierigkeiten vor Augen sah.

Das

Das Stilleliegen zu Poitiers hatte nämlich, wie wir gesehen haben, den unruhigen Köpfen die Dreustigkeit gegeben, sich hervor zu wagen. Die Reformirten sagten unverholen, sie wollten sich alles Ernstes geradezu der Reise Ihrer Majestäten widersetzen. Zu dem Ende warben sie Truppen in ganz Guyenne, sowohl Cavallerie als Infanterie, wiesen ihnen Sammelplätze an, und rüsteten sich ganz ohne Hehl.

In Ansehung der Gesinnungen des Grafen von St. Pol war man noch nicht ganz sicher; doch ließ er sich bereits verlauten, er wolle dem König dienen; das Schlimmste aber war, daß man merkte, es seien noch andre Große, in Amt Ansehen und Gewalt, vorhanden, die nicht die besten Gesinnungen hegten, und mit den Empörern in Unterhandlung ständen, wie unter andern der Herzog von Candale. Doch hatten noch Wenige Wissenschaft hievon.

Jetzt sah man, daß gewisse Leute *) die sonst mit so vieler Zuversicht von der Sicherheit der Reise sprachen, anfiengen zurück zu treten, und Zweifel dagegen zu hegen. Man berathschlagte sich abermals darüber, was wohl besser gethan seyn möchte, vorwärts zu gehen, zu Poitiers zu bleiben, oder wieder umzukehren?

In Ansehung des erstern stellte man alle Gegengründe vor, die Schwierigkeiten, mit denen die Reise verknüpft sey, die Gefahren, denen man die theure Person Ihrer Majestäten aussetze, die Leichtigkeit, die Sache noch länger hinaus aufzuschieben u. d. g. m. woge-

*) Hier ist vorzüglich der Herzog von Epernon gemeint, der Vater des Herzogs von Candale, der aber keinen Antheil an der Meuterey seines Sohnes hatte.

gen man aber erwiederte: es würde äuſſerſt ſchimpflich für den König ſeyn, wenn Er länger in Poitiers verweilen oder gar nach Paris umkehren müſte; wenn ſchon die Krankheit der königlichen Prinzeſſinn und der dadurch verurſachte lange Aufenthalt den Empörern die Dreuſtigkeit gegeben habe, ſich zu rühren, was würden ſie nicht erſt alles wagen, wenn ſie ſähen, daß man aus Furcht ſich noch länger hinhalten oder gar zur Umkehr nach Paris beſtimmen ließe? was würden die auswärtigen Fürſten, was beſonders der König von Spanien dazu ſagen, wenn ſie dieſe Schwäche gewahr würden?

Nach Erwägung dieſer und noch vieler andern Gründe für und wider, wurde endlich beſchloſſen, gerade nach Angouleme und von da nach Bourdeaux aufzubrechen. Zu dem Ende wurde Befehl gegeben, daß die Cavallerie (ungefehr tauſend Mann ſtark) wie auch das etwa dritthalbtauſend Mann ſtarke Garderegiment ſich auf alle Fälle bereit halten ſollten. Man ſchrieb an alle Getreue des Königs, an Provinz-Statthalter und die vornehmſten Herrn die ſich in der Nähe des Durchzugs Ihrer Majeſtäten befanden: ſie ſollten ihre Freunde verſammeln, und ſich auf einem beſtimmten Sammelplatz zwiſchen Angouleme und Bourdeaux einfinden; auch an den Marſchall von Roquelaure, er ſollte Ihren Majeſtäten ebenfalls mit einer guten Anzahl ſeiner Freunde und ſeiner ſtehenden Gensd'armes Compagnie entgegen kommen, und eine Anzahl Schützen in Bourdeaux und andern umliegenden Städten, und Flecken aufbieten, um ſich der Päſſe zu verſichern. Der Marſchall kam dieſem allem getreulich nach, ſo wie auch mehrere andre Privatperſonen, unter andern die Herrn von Schomberg, von Bourdeille, von Themines, von Ribeiac, und mehrere andere Herrn von Stande, die ſich wohlbegleitet einſtellten.

Nun

Nun erhielt man auch zuverlässigere Nachricht, daß der Graf von Lauzue, und dann auch der Graf von St. Pol alle Versicherung von ihrer Treue und Ergebenheit gegen den König gäben. Der erstere hatte sich gar nicht mit den Rebellen eingelassen; der andre aber hatte, auf Anreizung seines Vetters, des Herzogs de la Force versprochen und zwar schriftlich versprochen, den Sprung zu thun; allein der Graf von Lauzun half, ihm dies wieder auszureden; auch der Herr von la Motthe Cheronnac war hiezu behülflich durch den Entschluß, den er faßte, den Reformirten seinen Platz Fronsac nicht auszuliefern, wie der Graf ihnen versprochen hatte, was allerdings für den König und die Sicherheit Seiner Reise von Wichtigkeit war.

Ihre Majestäten brachen demnach am 28. d. M. von Poitiers auf und setzten Ihre Reise über Vivonne, Couce und Russet nach Angouleme fort.

October.

2.

Hier trafen Sie am zweiten October glücklich ein.

Zuvor aber erhielt man unterwegs Nachricht, daß der Herzog von Candale der nach Angouleme vorausgegangen war, und Ihren Majestäten mit drei bis vier hundert Adelichen entgegen kommen sollte, sich mit den Rebellen und Aufwieglern eingelassen habe, und eine ausgezeichnete Verrätherey gegen Ihre Majestäten im Schild führe. Weil er jedoch diese nicht ausführbar fand, machte er sich einen oder zween Tage vor der Ankunft Ihrer Majestäten davon, so daß Ihnen vor Angouleme kein Adel entgegen kam. Sein Vater, der Herzog von

Epernon, gerieth in einen ausserordentlichen Zorn und Grimm über ihn und das würklich mit Recht; denn die Sicherheit der Reise Ihrer Majestäten beruhte vorzüglich auf seinen zu Paris deßwegen gegebenen Versicherungen.

Zu eben der Zeit lief auch die Nachricht ein, daß der Graf von St. Pol sich gänzlich für den König erklärt habe. Er bestätigte dies auch Sr. Majestäten durch schriftliche Versicherungen.

Man vernahm ferner, daß der Prinz, der mit seiner Armee umherzog und Städte aufsuchte, die aus Furcht oder auch Neigung ihn einlassen wollten, sich Chateau-Thierry nähere. Der Commandant in diesem Platz, Herr von Sepoy, Sohn vom Grafen von Auchy, hatte keinen Beistand vom Marschall von Boisdauphin annehmen wollen, und übergab ihn jetzt dem Prinzen, der so wie er hin kam, ohne Anstand einrückte, und mit seiner Armee über die Marne gieng.

Der Marschall von Boisdauphin passirte mit der seinigen ebenfalls den Fluß bei Meaux, um immer dem Prinzen in der Nähe zu seyn, und Paris zu decken, damit er durchaus nichts unternehmen könnte. Er konnte jedoch nicht hindern, daß der Prinz mit seiner Armee sich der Stadt Epernay näherte, wo er anderthalb Tage stand, und dann mit Hülfe eines Verständnisses, das er mit einem Theil der Bürgerschaft hatte, eingelassen wurde.

Man erhielt Nachricht, daß der Herzog von Rohan, der Herzog von la Force, der Marquis von Boisse-Pardaillon nebst andern Reformirten ganz offenbar zu den Waffen griffen, Truppen ins Feld rücken ließen, und ganz öffentlich aussagten, sie wollten den König an Fortsetzung Seiner Reise hindern.

4. Ihre

4.

Ihre Majeſtäten reisten von Angouleme ab, hielten Nachtlager zu Barbezieux, am folgenden Tag zu Monlieu, dann zu Bourg, und kamen endlich nach Bourdeaux.

Vor der Abreiſe von Angouleme fanden die Freunde des Herzogs von Epernon Mittel, zu ſeiner Beſänftigung den Grafen von Candale zurück zu bringen, der ſich vor ihm ſtellte. Man ſagte dem Vater, der Graf habe keine böſe Abſicht weder gegen den König noch gegen ihn gehegt, er ſei blos in Liebesangelegenheiten abweſend geweſen. So präſentirte er ſich auch dem König und der Königinn und kam mit ihnen nach Barbezieux. Hier aber gerieth der Herzog von Epernon, auf eine neue Nachricht von den übeln Geſinnungen ſeines Sohnes in ſolche Wuth gegen ihn, daß er Sinn und Bewußtſeyn verlohr und weder eſſen noch ſchlafen konnte. Man dachte er würde augenblicklich des Todes ſeyn. Man ließ ihn auf eine Tragbahre legen, und unter der Aufſicht des Herrn von Ambleville, der ebenfalls einen ſehr ſchönen Trupp herbeygeführt hatte, nach Angouleme zurückbringen, den Graf von Candale aber und deſſen Bruder, Herrn von la Vallette nahmen Ihre Majeſtäten mit.

So wurde alſo die Reiſe nach Bourdeaux fortgeſetzt, wo Ihre Majeſtäten am ſiebenten ohne irgend einen unangenehmen Vorfall anlangten, weil der Herzog von Rohan mit ſeinem Anhang ſich nicht für ſtark genug hielt, um die Reiſe zu verhindern, und ſich daher mit ſeinen Truppen gegen Bergerac hin davon machte.

Einige Tage zuvor hatte man vernommen, daß am 20. oder 21. v. M. die zu Grenoble verſammelten

ten Reformirten von da weg und nach Nimes gegangen seien, ohne die mindeste Erlaubniß Sr. Majestät. Vor der Abreise des Hofs von Angoulême trafen auch würklich zween Deputirte von dieser Versammlung ein, welche aber nach Bourdeaux beschieden wurden, sobald Ihre Majestäten daselbst angelangt seyn würden. Sie erschienen daselbst, und hatten den Auftrag, diese Abreise von Grenoble, aus schwachen Gründen, zu entschuldigen, Ihre Majestäten um Verzeihung wegen dieses eigenmächtigen Schritts, und um Genehmigung ihrer Verlegung nach Nimes zu bitten.

Man rieth unter diesen Umständen Ihren Majestäten, ihre Gründe in Ansehung des Abgangs von Grenoble für voll anzunehmen, so schlecht sie auch wären, und ihnen zu befehlen nach Montpellier zu gehen, um dort ihre Sitzungen fortzusetzen. Allein weit entfernt, dieß zu befolgen, hießen sie von Nimes aus die Waffenergreifung des Herzogs von Rohan und der übrigen Religionsverwandten gut, und bestätigten sie, schlugen dem Prinzen Bedingungen vor, unter denen sie ihre Waffen mit den seinigen verbinden wollten, und schickten sogar Deputirte deßwegen an ihn. Dieß gieng am 12. 15. 16 18. 20. und 25. d. M. bei dieser Versammlung vor.

Dieser Abgang der Versammlung von Grenoble nach Nimes brachte den Marschall von Lesdiguieres sehr gegen sie auf, indem der Hauptgrund, den sie anführten, darin bestand, daß sie nicht frei genug daselbst wären, weil der Marschall zu vielen Einfluß zu Grenoble hätte, und man alles Gute, was sie thun und beschließen würden, mehr ihm als ihnen zurechnen würde.

Dieser Marschall betrug sich übrigens stets sehr gut, sowohl in Ansehung dieser Versammlung, als überhaupt

in Rücksicht auf die ganze gegenwärtige Lage der Umstände, und bewies eine gänzliche Liebe und Ergebenheit gegen das Beste des Königs und das Wohl und die Ruhe des Staats. Er verwies daher auch der Versammlung hart und ernstlich ihr Benehmen, und erklärte ihnen, er könne unmöglich auf ihre Seite treten; auch verhinderte er, daß die Deputirten aus Dauphiné ihnen nicht folgten.

Da indessen der König sah, daß das Feuer des Aufruhrs und Bürgerkriegs sich von allen Seiten entzündete, besonders in den Provinzen Guyenne, Bearn (wo der Herzog de la Force aufwiegelte) und andern dort herum; so entschloß Er sich Werbpatente ausfertigen und beinahe jedem der sich darum meldete ausstellen zu lassen, um mit gesammter Hand sich den Rüstungen der Feinde zu widersetzen, und die Hinreise der königlichen Prinzessinn, welche bald darauf nach Bayonne abgehen sollte, so wie auch die Herreise der neuen Königinn sicher zu stellen, indem der Herzog von Rohan ausstreute, der Reise des Königs habe er nichts in den Weg legen wollen, allein die der beiden Prinzessinnen werde er zu verhindern wissen.

18.

In der Cathedralkirche zu Bourdeaux wurden an diesem Tage die Trauungsfeierlichkeiten der Madame mit dem Prinzen von Spanien vollzogen. Der Herzog von Guise vermählte sich mit ihr im Nahmen dieses Prinzen, von dem er dazu bevollmächtigt war. Es fielen sehr viele Feierlichkeiten dabei vor; die Messe hielt der Kardinal von Sourdis. — Ein gleiches geschah an demselben Tage zu Burgos in Spanien durch den

den Herzog von Lerma, der sich im Nahmen unseres Königs mit der Infantin vermählte.

21.

Madame brach von Bourdeaux auf, beurlaubte sich von dem König ihrem Bruder, und der Königinn Mutter, und wurde von dem Herzog von Guise und dem Marschall von Brissac begleitet. Sie nahmen die ganze vorhandene Cavallerie wie auch das ganze Garderegiment mit, um ihren Zug zu decken; so daß während desselben der König keine andre Bedeckung hatte, als die Bürgerschaft von Bourdeaux welche stets die Wache bei ihm bezog.

Um eben diese Zeit erhielt man Nachricht, daß der Prinz, dessen Operationsplan jetzt dahin gieng, über alle Flüsse weg nach diesen Gegenden vorzudringen — nach der Einnahme von Epernay an die Seine gekommen sey, um zu versuchen, ob er einige Städte zur Uebergabe nach dem Beispiel derer von Chateau-Thierry bewegen könnte. Er versuchte es mit Melin, Montereau, Bray und andern; aber alle blieben bei ihrer Pflicht. Die Armee des Marschall von Boisdauphin war aber auch stets in der Nähe. Endlich öfnete doch noch ein kleines Städchen Mery an der Seine, ihm die Thore. Eine Brücke war zwar nicht vorhanden; allein die Flüsse waren damals so seicht, daß man überall darüber gehen konnte. Die Leute des Marschalls Boisdauphin thaten einen Angriff auf das Quartier des Herzogs von Luxemburg, der damals bei dem Prinzen war; es wurde ganz aufgehoben, drei Compagnien Cavallerie nebst zwei Carabinierscompagnien mit Stöcken in der Hand heimgeschickt, und seine ganze Bagage nebst allen Dienstpferden erbeutet.

Der

Der Prinz verfolgte nach dem Uebergang über die Seine seinen Zweck, und rückte an die Yonne. Er hatte verschiedene Anschläge auf Sens, die auf seine Verständnisse mit verschiedenen ihm ergebenen Bürgern berechnet waren. Er rückte bis auf eine Viertelmeile davor; allein der Marschall von Boisdauphin hatte Wind davon, kam ihm zuvor, warf Truppen hinein und vereitelte seinen Plan. Der Prinz zog daher am Fluß hinauf, passirte ihn an einer Stelle, wo beinahe gar kein Wasser war; und setzte seinen Weg fort nach der Loire. Hier schickte er verschiedene Detachements aus, um zu versuchen, ob sich nicht eine Stadt finden möchte, die ihn passiren ließe. Er fondirte Jargeau, Glen, la Charité, aber ohne Erfolg. Endlich legte er sich vor das Städtchen Bonny, und die königliche Armee nach ihm, um ihm den Uebergang zu verwehren, und ihn anzugreifen, im Fall er ihn dennoch unternähme. Er fand aber hier so günstige Furthen, daß er unter Begünstigung dieser Stadt am 28. oder 29. Angesichts der feindlichen Armee mit allen seinen Leuten über den Fluß gieng, wobei dem Marschall von Boisdauphin stark zur Last gelegt wurde, er habe nicht gethan was er gekonnt und gesollt hätte, um ihn daran zu verhindern.

Nach diesem Uebergang rückte der Prinz weiter vor, und ließ im Vorbeigehn mehrere Plätze auffordern, die aber alle standhaft blieben. Der Herr von la Chatre, Gouverneur von Berry, that hierbei sehr gut und sorgfältig seine Schuldigkeit, denn der Prinz zog mitten durch sein ganzes Gouvernement. — Unterdessen gieng auch die Armee des Marschalls von Boisdauphin zu Beaugency und Blois über die Loire, und zu Montrichard über den Cher, und holte die des Prinzen wieder ein, als dieser sich Poitou näherte.

Um

Um eben dieſe Zeit, gegen das Ende dieſes Monats, kam der Marſchall d'Anere mit einigen Truppen die er hatte, vor Clermont in Beauvoiſis um es zu belagern, weil von hier aus Streifereien bis unter die Thore von Paris unternommen wurden. Er brachte ſechs Kanonen mit und zwang den Platz zur Uebergabe, was den Pariſern große Freude machte.

November.

Zu Anfang dieſes Monats hielten die Reformirten eine Verſammlung zu Montauban, wohin der Herr von Vic abgeſchickt wurde, um ſie zu ermahnen, in den Schranken ihrer Pflicht zu bleiben. Die Verſammlung beſtand aber aus einer ſolchen Menge von Particuliers, daß dabei alles äuſſerſt verwirrt und ſtürmiſch zugieng. Der Herzog von Rohan wurde darauf zum Generaliſſimus der Provinz erklärt, die Gemeinheiten und Städte, Montauban, Caſtres und einige andre widerſetzten ſich, und giengen nach Nimes, wo aber ihr Widerſpruch für richtig erklärt wurde, und ſo gerieth alles in Unordnung und Verwirrung.

Madame, die Schweſter des Königs, die wir künftig die Prinzeſſinn von Spanien nennen wollen, langte auf der franzöſiſch-ſpaniſchen Grenze an, bei dem Fluß, der beide Reiche ſcheidet. Die ſpaniſche Infantinn, die wir von nun an die Königinn nennen werden, traf an demſelben Tag und in derſelben Stunde am jenſeitigen Ufer ein. Sie hatte zu Fuentarabia übernachtet, wohin der König von Spanien ſie begleitet hatte, Madame aber zu St. Jean de Luz. Für beide Prinzeſſinnen war an jedem Ufer ein

Ab-

Abſteigquartier erbaut worden, und in der Mitte des Stroms lag ein großes prächtiges Fahrzeug, in welchem beide zuſammentreffen, ſich becomplimentiren, beſprechen und von einander beurlauben ſollten, während die zu ihrer Auswechslung und gegenſeitigen Uebernahme Bevollmächtigten Herrn ihre Creditive vorzeigten, und die üblichen und erforderlichen Urkunden über die würkliche Auswechslung und Uebergabe aushändigten.

Die ganze Ceremonie wurde glücklich vollzogen. Der Herzog von Guiſe, der den Auftrag hatte, Madame zu begleiten, und die Königinn zu übernehmen, entledigte ſich dieſes Auftrags auf eine ſeiner würdige Art; der Herzog von Uzeda, der wegen einer Krankheit ſeines Vaters, des Herzogs von Lerma gleichen Auftrag hatte, die Königinn zu begleiten in die Hände des Herzogs vom Guiſe zu übergeben, und Madame dagegen zu übernehmen, that dies ebenfalls auf die beſte Weiſe. So wurde alſo dieſe Ceremonie vollzogen, und der Herzog von Guiſe begleitete die Königinn, welche dieſen Tag bis St. Jean de Luz, am folgenden bis Bayonne gieng, u. ſ. w.

Unterdeſſen griffen die Unruhen von allen Seiten weiter um ſich; der Herzog von Candale beurlaubte ſich bei dem König und der Königinn Mutter, unter dem Vorwand daß er ſo ſehnlich wünſche, ſeinen Bruder, den Erzbiſchof von Toulouſe zu beſuchen; ſtatt aber dahin zu gehn, wo er vorgab, nahm er ſeinen Weg gegen Agenois, Armagnac und Aſtarac, conferirte mit allen die ſich empört hatten, ſchloß ſich an ſie an, warb überall, ohne königliche Vollmacht Truppen, und legte auf alle Weiſe die Kennzeichen eines böſen Willens und übler Abſichten an den Tag, wiewohl er noch immer ſeine Schritte mit dem Vorgeben eines königlichen Auftrags bemäntelte.

Der Herzog von Rohan zog hin und her, un
machte es so schlimm als er nur konnte. Der Her
von Boisse' Pardaillan machte es ebenso in Perigord
Javas in Albret. Der Herzog de la Force empört
ganz Bearn und verhinderte, daß der dorthin abgeschickt
Herr von Caumartin kein Gehör fand, noch jemand
sprechen konnte, indem er im Schlosse von Pau so gu
als eingeschlossen wurde, und nicht wieder heraus konn
te, bis er die Rückreise antrat.

So wetteiferten diese Herrn untereinander, we
es dem andern in Unthaten zuvor thun könne, un
das arme Volk wurde dabei durch Plünderungen
Raub, Brandschatzungen und Mißhandlungen s
übel mitgenommen, daß es zum Erbarmen und Ent
setzen war. Sein trauriges Loos wurde um nichts ve
bessert, wo die Armeen des Königs und des Prinze
durchzogen; besonders aber bey der letztern, die, we
sie keine Löhnung bekam, sich alles erlaubte, und sic
an dem armen Landmann erholte.

Diese Armee rückte in Poitou ein, und ihr folgt
noch immer die königliche unter dem Marschall vo
Boisdauphin auf dem Fuße nach. Und so rückten be
de gegen Ihre Majestäten an; die eine in der Absich
Deren Rückreise zu verhindern, die andre, um die
Entwürfe und jede Unternehmung derselben zu vereiteln
und Ihren Majestäten den Weg offen zu machen. S
stand man jetzt miteinander!

In diesen Tagen kam der Herzog von Epern
von seiner Krankheit wieder hergestellt, zu Ihren Ma
jestäten zurück, wo er sich wieder wie zuvor mit de
Führung der Geschäfte befaßte.

Man fieng an von einer besondern Gewalt z
sprechen, die man dem Lieutenant de Roi, Gondri
unter dem Herzog von Roquelaure in den Senechau
seen Armagnac, Bigorre, Bazadois, Albret, Con
mi

minge, Rivieres, Verdun und andern Diſtricten übertragen wollte. Es wurde nachher auch würklich ins Werk geſetzt, zu großem Misvergnügen des Herzogs von Roquelaure, und mehrerer Großen in Guyenne und Gaſcogne, welche ſo neidiſch untereinander ſind, daß ſie auf keinerlei Weiſe leiden können, wenn man für einen von ihnen etwas thut.

15.

Der Kardinal von Sourdis, der bis dahin ſich ſehr rechtlich betragen hatte, begieng auf einmal den inſolenteſten Streich, den man ſich denken kann. In der Parlementshaft zu Bourdeaux befand ſich ein Adelicher, Nahmens Aucaſtelz, dem nach Urthel und Recht der Kopf vor die Füße gelegt werden ſollte. Früh hielt der Kardinal um deſſen Begnadigung an, und als ſie ihm abgeſchlagen wurde, geht er von Hof weg, in Begleitung mehrerer Adelichen, die nichts von ſeinem Vorhaben wußten, gerade nach dem Parlementsgefängniß, giebt gegen das Volk vor: der König habe den Miſſethäter begnadigt, und ihm aufgetragen, ihn abzuholen; erbricht die Thüren des Parlementsgebäudes und des Gefängniſſes; einer von ſeinem Gefolge ſticht den Kerkermeiſter nieder, nimmt den Gefangenen heraus, läßt das Gefängniß wieder verſchlieſſen, ihn in einen Wagen bringen, und entführen. Er ſelbſt folgt ihm nach. Ihre Majeſtäten empfanden gerechten Unwillen über eine ſo ſchnöde freche That!

21.

Die Königinn *) langte zu Bourdeaux an. Der König war ihr zwei bis drei Meilen entgegen geritten,

*) So werde ich die junge Königinn zum Unterſchied von der Mutter des Königs (Königinn Mutter) künftig ſchlecht-

ten, nicht aus Artigkeit, denn er war incognito, sondern aus Verlangen, sie früher zu sehen. Im Erzbischöflichen Pallast, wo der König logirte, wurde sie von der Königinn Mutter, mit allen Ehrenbezeugungen und Aeusserungen von Freundschaft und Wohlwollen empfangen.

25.

An diesem, dem St. Catharinentag hielt man ein feierliches Hochamt in der Cathedralkirche zur Einsegnung des königlichen Ehepaars, wobei die Königinn mit der Krone und dem königlichen Mantel erschien. Es wurden dabei große Feierlichkeiten vorgenommen. Die Messe dauerte bis Abends um sechs Uhr; nach ihrer Beendigung soupirte der König und die Königinn jedes für sich, hielten aber alsdann Beilager miteinander. Alles lief gut ab und allerseits zu völliger Zufriedenheit.

An eben dem Tage langte auch der Herzog von Nevers bei ihren Majestäten an. Der Hauptgrund seiner Reise hatte eigentlich folgende Veranlassung. Da er bei dem Uebergang des Prinzen zu Nevers war, hatte er diesen nebst dem Herzog von Mayenne, von Longueville und von Bouillon gesprochen, und sie hatten sich nur so von weitem etwas von Eröfnungen in Betreff einer zu treffenden Uebereinkunft und Beilegung der Zwistigkeiten verlauten lassen. Dieß hatte ihn denn bewogen, nach Hof zu gehen; als er aber da

schlechtweg nennen; denn regierende Königinn, wie der Verf. sie mitunter bezeichnet, könnte sie nur sehr uneigentlich heissen, da nicht nur der König ihr Gemahl selbst nie regierte, sondern auch die Königinn Mutter bis zum Sturz des Marschalls d'Ancre stets regierende Königinn blieb. Der Uebersetzer.

da war, zeigte sichs, daß er eigentlich nichts zu erösnen hätte, sondern blos hören wollte. Man machte daher auch nicht viel aus ihm. Indessen besprach er sich mit der Königinn Mutter und einigen der vornehmsten Minister, und reiste nach einem sechs oder siebentägigen Aufenthalt zum Prinzen zurück, wobei er seine Gemahlinn mitnahm, welche bei ihrer hohen Schwangerschaft nach Nevers gehen wollte, um dort ihre Wochen zu halten.

26.

Der König hielt mit der Königinn einen feierlichen Einzug in Bourdeaux mit grosser Pracht und Herrlichkeit, wozu mehrere bei solchen Gelegenheiten üblichen Feierlichkeiten veranstaltet waren.

29.

Nun kam auch der Graf von St. Pol wieder nach Hof zurück. Er war nach Fransac gegangen, um sich wegen seines Rangstreits mit dem Herzog von Guise nicht mit bei den Feierlichkeiten zu befinden.

December.

Zu Ende des vorigen, und am Anfang des jetzigen Monats zog man auch die Abreise Ihrer Majestäten von Bourdeaux in Erwägung, wann solche anzutreten seyn möchte, und in welcher Verfassung Sie die Provinz hinterlassen sollten. Die Meinungen hierüber waren getheilt, und nicht ohne Grund.

Diejenigen, welche gegen die Abreise waren, sagten: man sei mitten im Winter, der strengsten und widrigsten Jahreszeit, einer feindlichen Armee gegenüber, die immer weiter vordringe; es gehe gar nicht an,

daß man Ihre Majestäten den Gefahren und Ungemäch
lichkeiten einer so rauhen Witterung und einer feindl
chen Armee, der noch dazu die Landschaft günstig se
aussetze; überdieß sehe die Provinz Guyenne, und b
sonders Bourdeaux sich von harten Stürmen bedroh
indem die Provinz mit einer Menge Leute überschwemm
sey, theils von Reformirten und also erklärten Feinden d
Königs, theils von übelgesinnten Katholiken; übe
dies seien selbst auch die Inwohner von Bourdea
nicht hinlänglich beruhigt, indem sie schlechtes Zutrau
zu der Erfahrung und dem Verhalten des Marscha
von Roquelaure hegten, den man für ganz unfähig h
te, in solchen Umständen Rath und Hülfe zu schaffe
daher sie auch erklärten, wenn man sie jetzt in dieser
ge verlasse, würden sie sich genöthigt sehen, selbst
ihre Sicherheit und Erhaltung zu sorgen, wobei ei
ge sogar nicht undeutlich zu verstehen gäben, sie w
den sich dem Prinzen in die Arme werfen, im Fall d
ser anrückte und der König sich entfernte; dies
Uebel überhaupt könne nicht diensamer vorgebe
werden, als durch den längern Aufenthalt des Kön
zu Bourdeaux, um das die Provinz, die Stadt,
Parlement und alle Stände insgemein Ihn flehent
ersuchten.

Dagegen nun erwiederten andere: der G
wand von der Unbequemlichkeit der Reise für I
Majestäten sey ganz unstatthaft, da man ja leicht
dagegen wahren könnte; ebenso die angeführte Unsic
heit von der feindlichen Armee, da ja diese
kanntlich eine noch stärkere königliche, und so viele
dre Truppen zu fürchten habe, die von allen Se
herbei eilten; die Sicherheit der Provinz und der S
Bourdeaux betreffend, lasse man ja hier eine so
Macht zurück, daß gar nichts zu befürchten stehe;

Fall der Prinz auch anrücke, so würde ihm, außer den Truppen, welche dort ihm Widerstand leisten würden, der König stets nachrücken, ihn hindern irgend etwas zu unternehmen, und jedermann beruhigen. Der Hauptgrund war aber, daß man zu Bourdeaux kein Geld habe, noch auch welches durch Anleihen oder sonst bekommen könne, sowohl wegen des übeln Willens der Einwohner, als wegen der Entlegenheit selbst, indem man von diesem äußersten Winkel des Reichs aus nicht die erforderlichen Correspondenzen mit allen übrigen Provinzen unterhalten könne; dieser Geldmangel aber würde den Angelegenheiten äußerst nachtheilig werden, indem man den alten und frischgeworbenen Truppen ihre Löhnung nicht richtig auszahlen könnte, daher sie ohne Zweifel wieder davonlaufen würden, in welchem Fall zu besorgen stünde, daß man dann sich in noch größerer Gefahr befinden dürfte; würde man hingegen nur wenigstens zu Poitiers seyn, so wäre es schon leichter, Geld aufzutreiben, weil man von hier aus auf mehrere Provinzen würken, auch die Correspondenz nach Paris viel leichter führen könnte.

Diese Gründe also führte man von beiden Seiten an. Doch gab es auch noch einen andern, der nicht so zur Sprache kam, daß es nämlich Wunsch des Königs der Königinn Mutter und mehrerer vom Staatsrath und Andrer war, nach Paris zurück zu kehren, wohin manche durch die Reize des Aufenthalts, ihrer häuslichen Bequemlichkeiten, ihrer Familienverbindungen, Kinder u. dgl. gezogen wurden. Würklich scheint auch dieser leztere Grund wenigstens so viel gewürkt zu haben, als alle übrigen; denn man beschloß, von Bourdeaux aufzubrechen.

Unterdessen erhielt man Nachricht, daß der Prinz die ihm von der Versammlung der Reformirten zu Ni-

mes, vorgelegten Artikel unterzeichnet habe, vermöge deren sie alle ihre Aufgebote mit ihm vereinigen wollte. Aus dieser Verbindung war denn leicht vorher zu sehen, daß die Sachen sich noch mehr verwirren würden.

§. 6.

Der Herzog von Guise gieng von Bourdeaux ab, um das Commando der königlichen Armee zu übernehmen. Sie stand zu Chateauneuf an der Charente, die des Prinzen aber nur drei Meilen davon gegen Mata und Jarnac hin, in der Nähe von St. Jean d'Angeli; ja man vernahm sogar, daß er sie zu Taillebourg über die Charente gehen lasse, um gegen die Dordogne hinzurücken. Allein dieß hatte keinen Fortgang. Nur ein Theil dieser Armee war über den Fluß gegangen, um sich in Pons zu werfen.

Um eben diese Zeit lief Nachricht ein von einer Zusammenkunft zu Pont Saint Esprit, zwischen den Herrn von Monkmorency, Ventadour, Lesdignieres, d'Alincourt und andern Großen, deren Zweck war, die Provinzen Dauphine, Languedoc, Provence, Lionnois und andre dort herum, in Frieden unter der Botmäßigkeit des Königs zu erhalten, und eine starke Armee aufzustellen, um alle und jede Ruhestörer und Empörer anzugreifen und zu züchtigen. Diese Versammlung würkte sehr vortheilhaft für das gesunkene königliche Ansehen.

10.

Der König in Begleitung der Königinn Mutter erhob sich mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten in das Parlement von Bourdeaux um Sein Lit de justice zu halten.

An demselben Tag traf der Herzog von Nemours bei Ihren Majestäten ein, der sich seit mehrern Jahren

ren, und schon vor dem Hintritt des Hochseeligen Königs immer in Savoyen aufgehalten hatte, in der Hofnung, seine von den Herzoglichen Prinzessinnen zur Gemahlinn zu erhalten. Da er aber endlich sah, daß man ihn blos mit leeren Hofnungen hinhielt, ohne sie erfüllen zu wollen, so hatte er sich schon einige Jahre her von dort wieder entfernt, und einen Theil dieser Zeit zu Grenoble bei dem Marschall von Lesdiguieres verlebt. Jetzt kam er eilig nach Hof, und die Veranlassung dazu war, daß er in Rücksicht auf die jetzigen Unruhen Sn. Majestäten seine Person und Waffen zum Dienst erbot, mit sechstausend Mann Infanterie und fünfhundert Pferden. Er wurde sehr freundlich aufgenommen und gern gesehen, auch sein Erbieten einige Zeit lang zu dienen angenommen, daher er wieder abreiste, um mit seinem Hufs- und seinem ganzen Zug und Gepäck zurück zu kommen.

17.

Endlich reisten der König, die Königinn Mutter und die Königinn von Bourdeaux ab, passirten den Fluß in ausdrücklich dazu verfertigten Fahrzeugen, nicht ohne große Unbequemlichkeit, sowohl wegen des schlechten Wetters, bei der ohnehin mühsamen Ueberfarth dieses Stromes, als wegen der ungeheuren Menge Karossen, Wagen, Karren und Bagage, die sich im Gefolge Ihrer Majestäten befanden.

In Bourdeaux selbst hinterließ man den Herzog von Roquelaure, mit einigen dortherum stehenden Truppen, von den kürzlich in der Provinz geworbenen, nebst Vollmachten zu neuen Werbungen und einigen Anweisungen zu deren Bezahlung, um mit ihrer Hülfe für die Sicherheit der Provinz zu wachen.

Die Hauptsorge für die Geleitung Ihrer Majestäten wurde dem Herzog von Epernon aufgetragen. Er hatte zu diesem Behuf das Garderegiment nebst einigen andern frischgeworbenen Regimentern, die Gens-d'armescompagnie des Königs, die Chevauxlegers-Compagnie, seine gewöhnliche Garde, eine Menge adelicher Freiwilligen und einige neue Cavalleriecompagnien.

Ihre Majestäten trafen zu Libourne ein, wo Sie bis zum 22. verweilten, theils um noch fernere Maasregeln zu Sicherstellung der Provinz Guyenne vorzukehren, theils um einen Theil Ihres Gefolges zu erwarten, das wegen der schlechten Wege und Witterung zurückgeblieben war.

24.

Ihre Majestäten langten zu Aubeterre an, wo Sie zween oder drei Tage blieben, um das Weihnachtsfest zu begehen.

Es ist oben angemerkt worden, wie der Herzog von Nevers nach Bourdeaux zu Ihren Majestäten kam, nachdem er zuvor den Prinzen nebst mehrern seiner Verbündeten bei ihrem Uebergang über die Loire gesehen und gesprochen hatte. Diese Reise that er, um einige Vergleichs- und Friedensunterhandlungen einzuleiten; da er aber erwartete, daß man ihm besondre Eröfnungen deshalb machen sollte, Ihre Majestäten aber in der Meinung standen, er habe besondre Aufträge deshalb von dem Prinzen und daher immer ein Theil wartete bis der andre davon anfienge; so wurde damals nicht viel in der Sache gethan, sondern der Herzog von Nevers nahm blos Urlaub, sich zu dem Prinzen zu verfügen, und, wenn er ihn geneigt fände, zu seiner Pflicht zurückzukehren, dies Sr. Majestät zu wissen zu thun oder auch selbst wieder zurück zu kommen.

Gegen-

Gegenwärtig also kam der Herzog von Nevers von dieser Reise zurück zu Ihren Majestäten nach Aubeterre, und brachte den Herrn von Thianges dahin, mit Schreiben vom Prinzen an den König und die Königinn Mutter, worin er Sie flehentlich bat, Ihren Unterthanen den Frieden wieder zu schencken.

Zu gleicher Zeit traf auch der englische Gesandte daselbst ein. Er kam ebenfalls von dem Prinzen her, und wünschte, nach erhaltenem Auftrag von seinem Monarchen, sich für den Frieden zu verwenden.

Auch langten ferner Abgeordnete von der Versammlung der Reformirten zu Nimes daselbst an, und brachten Schreiben mit, die denselben Gegenstand bezielten.

Ihre Majestäten nahmen diese allerseits gut und gnädig auf, und bezeugten: es werde nicht Ihre Schuld seyn, wenn der Friede nicht zu Stande käme, indem Ihr einziger Wunsch wäre, Ihre geliebten Unterthanen zu ihrer Pflicht und Botmäßigkeit zurückkehren zu sehen; Sie wären bereit, sie mit ofnen Armen zu empfangen, und alles Vergangene zu vergessen u. dgl. m. Dem Prinz ertheilten Sie auf sein Schreiben gleiche Versicherungen schriftlich, wobei Sie noch einige in seinem Schreiben berührte vorläufige Punkte zu Einleitung einer gänzlichen Ausgleichung beantworteten.

29.

Ihre Majestäten langten zu la Rochefoucault an, wo der Herzog von Nevers abgieng, um sich wieder zu dem Prinz zu verfügen. Auch die Abgeordneten von Nimes wurden wieder zu ihrer Versammlung abgefertigt. Man verweilte daselbst drei bis vier Tage

theils

theils zu Erledigung der einfallenden Geschäfte, theils um Neujahr zu halten, und dem Fußvolk und Gepäck Zeit zu lassen um nachzukommen.

Der Herzog von Guise, der die königliche Armee kommandirte, blieb unterdessen stets dem Prinzen in Saintonge zur Seite. Er gedachte etwas gegen ihn auszuführen, wozu er auch würklich verschiedene Versuche machte, aber fruchtlos und mehr zu seinem eignen Schaden, indem er mehrere seiner Leute dabei einbüßte. Die Witterung war ihm dabei ungünstig, so wie überhaupt schon die Landschaft an sich, wo der verschiedenen Flüsse wegen die Armeen nicht gut aneinander kommen konnten. Ueberdieß zog der Prinz großen Beistand und Erfrischungen von la Rochelle.

So lief denn dies Jahr ab; das ganze Reich war in Unruhe und Verwirrung, die einen durch die würkliche Auflehnung der Particuliers gegen den König, oder durch den Zug und Druck der Kriegsleute; die andern durch die Besorgniß, daß diese Unruhen sich auch bis zu ihnen verbreiten möchten.

Denkwürdigkeiten

vom Jahr 1616.

Januar.

Dies Jahr begann unter schlechten Umständen und Aussichten für ganz Frankreich. Auf allen Seiten waren Unruhen ausgebrochen; Isle de France und

und die Städte Soiſſons, Chemny, Couci, Noyon, Chateau-Thierry und andre hielten es mit dem Herzog von Maine und ſtreiften bis unter die Thore von Paris.

Die Picardie, Corbie, Caſtelet und andre ſchlechten Plätze, ſo wie auch in Champagne, Epernay, Sedan und einige andre Flecken und Schlöſſer des Herzogs von Luxemburg waren für den Herzog von Longueville.

In der Normandie gab es zwar keine vom König abtrünnige Plätze; dagegen aber waren in dieſer Provinz ſo viele Truppen ausgehoben worden, und wurden noch täglich ausgehoben, daß ſie darüber ganz ruinirt wurde.

Bretagne zitterte unter den Waffen des Herzogs von Vendome, wie weiter unten noch angeführt werden ſoll.

Nivernois, Berry, Tourraine und andre Provinzen ſeufzen unter der drückend, zerrüttenden Laſt der beſtändigen Durchzüge.

Poitou, Xainkonge, Guyenne ſind voll von Plätzen, die es mit den Reformirten halten, welche ſich mit dem Prinzen vereinigt hatten.

Lionnois, Dauphine und Bourgogne werden noch ſo hingehalten, durch die angeſtrengte Sorgfalt ihrer Gouverneurs; Provence durch die Vorſorge des Parlements und Languedoc noch ſo ziemlich entweder durch die Wachſamkeit und Benutzung der Herzoge von Montmorenci und Ventadour, oder durch die Nachbarſchaft und das Anſehn jener Zuſammenkunft, welche dieſe Herrn zu Pont St. Esprit mit den Herrn von Lesdiguieres, d'Alincourt und andern gehalten hatten, und die von groſſer Würkung für die Erhaltung jener Provinzen geweſen war. Allem Anſchein nach aber würden bei noch

längerer Dauer der Unruhen, die von Languedoc nicht stille gesessen haben, sondern ebenfalls durch die Reformirten aufgewiegelt worden seyn, wie sich aus dem, was würklich erfolgte, leicht schließen läßt.

Dies war die Lage Frankreichs von innen; von aussen hatte es ein ganz friedliches Ansehen, ausser etwa auf der Seite von Piemont, wo noch nicht alles zur gänzlichen Zufriedenheit der Partheien beigelegt schien.

Zu Anfang dieses Monats erhielt man Nachricht, daß der Graf von Candale sich in der reformirten Religion unterrichten lasse, und bald darauf, daß er die katholische in einer kleinen Stadt in den Sevennen abgeschworen habe, was seinem Vater, dem Herzog von Epernon, abermals großes Herzeleid verursachte.

J. 4.

Auf die Nachricht, daß der Prinz, der Herzog von Maine, der Herzog von Longueville, und der Herzog von Bouillon zu dem Herzog von Sully nach St. Mairant auf Besuch gekommen seyen, beschloß der Herzog von Guise, einen Versuch auf diese Stadt zu machen, sie zu petardiren, und diese Herren sämtlich darinn aufzuheben. Die Sache war gut überdacht und angelegt, auch in der That leicht ausführbar, wurde aber sehr schlecht bewerkstelligt.

Er ließ einen Theil seiner Cavallerie einen forcirten Marsch von acht bis zehn starken Meilen machen, und in der Nacht zwei Meilen von St. Mairant halten, sowohl um sie ausruhen zu lassen, als um Erkundigung einzuziehen, wie es in dem Ort stehe. Er mochte aber nun entweder üble oder falsche Nachrichten erhalten, oder auch durch andre Betrachtungen vermocht worden

worden seyn, seinen Entschluß zu ändern; kurz, er ließ es dabei bewenden, daß er bloß einige Carabiniers und Reuter vorrücken ließ, die der Stadt solche Furcht einjagten, daß zur Stunde (es war um Mitternacht) der Prinz und der Herzog von Longueville abreisten, und auf eine Viertelmeile an der Armee des Herzogs von Guise vorbei passirten, um sich nach Fontenay zu retiriren. Der Herzog von Bouillon entwich nach einer andern Seite, und so auch die andern. Alle bekannten, sie hätten in großer Gefahr geschwebt; was allerdings nicht zu läugnen war.

Ich habe oben gesagt, daß Ihre Majestäten sich nach la Rochefoucault erhoben hatten, um dort den Neujahrstag zu feiern.

2.

Von dort brachen Sie wieder auf, kamen am 4. nach Civray, und langten endlich am 6. zu Poitiers an.

7.

Hier traf auch der Herzog von Nevers bei Ihren Majestäten ein. Er kam vom Prinzen zurück und brachte Versicherungen mit, daß alle diese Prinzen und Herren in der besten Stimmung wären, zu einer Beilegung der Unruhen die Hände zu bieten. Er bat daher, Ihre Majestäten möchten einige Personen an sie abordnen, um mit ihnen über die Ordnung, die Mittel und die gegenseitig zu gebenden Sicherheitleistungen zu diesem Zweck zu conferiren. Ihre Majestäten ernannten hiezu die Herren Marschälle von Brissac, und von Villeroy, die Sie an den Prinzen abschickten. Der Herzog von Nevers begleitete sie dahin. Sie dachten, die Zusammenkunft sollte zu Niort seyn; sie mußten aber bis Fontenay gehen. Sie hatten Vollmacht, alle zur

Sicher-

Sicherheit einer Friedensconferenz erforderliche Bedingungen festzusetzen und zu bewilligen.

Unterdessen blieben die königliche und die prinzliche Armee noch immer einander gegenüber stehen; erstere weit überlegen an Mannschaft und in jeder andern Rücksicht und Erforderniß; beide aber sehr abstrapazirt, wegen der strengen Jahrszeit und der Schwierigkeit, Lebensmittel zu erhalten und Musterung vorzunehmen. Was aber vorzüglich dazu beigetragen hatte, die Mannschaft beider Armeen zu verderben, war die ganz vorzüglich reiche Weinlese, wo denn die Soldaten eine Menge jungen Wein hineintranken, und sich dadurch schwere Krankheiten und sehr viele sogar den Tod zuzogen.

Um diese Zeit lief auch die Nachricht ein, daß der Herzog von Vendome, der sich bis dahin ruhig verhalten, sich stets einen getreuen Diener des Königs genannt, und sogar Vollmacht von Seiner Majestät hatte, Cavallerie und Infanterie zu werben nun anfange, ganz ausnehmend starke Werbungen zu machen, die weit über seine erhaltenen Aufträge gingen; daß er viel Geld aufgehen lasse, um Leute und Soldaten aller Art an sich zu ziehen, und daß er gegen einige sogar ziemlich freie und unbotmäßige Reden führe; daß man endlich noch überdies ein Hin- und Herschicken zwischen ihm und dem Prinzen, nebst den Reformirten, zu Nimes bemerke. Dies machte denn natürlich Ihren Majestäten seine Gesinnungen verdächtig, unerachtet er unaufhörlich schriftlich und durch eigne Abgeordnete die Versicherungen seiner Treue und Ergebenheit gegen Sie wiederholen ließ.

Während des Aufenthalts Ihrer Majestäten zu Poitiers machten der Herzog von Guise und die meisten Gene-

Generals von der Armee Ihnen daselbst ihre Aufwartung. Hier erwog man, daß diese Armee während der Strenge des Winters unnütz und ohnehin mehr als zu stark sey, um sich der kläglich bestellten des Prinzen zu widersetzen, da noch überdies unter beiden starke Krankheiten grassirten. Aus diesen und andern Gründen wurde dann beschlossen, einen Theil der Truppen abzudanken, die Armee auf eine geringere Anzahl guter Mannschaft zu reduciren, und diese bis zur Eröffnung des Feldzugs in die Städte und Flecken zu verlegen. Darauf gingen mehrere, von Hunger und Krankheit hart mitgenommene, Haufen von selbst aus einander.

13.

Auf die Nachricht, oder vielleicht auf eine blos selbst gefaßte Einbildung, daß der Commandeur von Sillery, nebst einigen von seiner Cabale, etwas gegen Ihr eignes Ansehn und den Marschall d'Ancre angesponnen hätten, befahl die Königinn Mutter ihm, sich vom Hof zu entfernen. Er verließ am folgenden Tag Poitiers.

18.

Ihre Majestäten erhielten Nachricht, daß der Marschall von Brissac und der Herr von Villeroy noch immer unter der Mitwürkung des Herzogs von Nevers mit dem Prinzen, dem Herzog von Bouillon und andern wirklich in Unterhandlung getreten seyen, und daß man an einem Waffenstillstand arbeite.

Man erwog itzt, ob Ihre Majestäten den Ausschlag dieser Conferenz zu Poitiers abwarten, oder aber Ihre Reise fortsetzen sollten, nach einigen blos bis Tours, nach andern ganz bis nach Paris. Alle drei Meinungen hatten ihre Anhänger, die sie mit verschiedenen Gründen zu unterstützen suchten.

Die Parthei, die für einen längern Aufenthalt zu Poitiers war, sagte: Ihre Majestäten würden hier näher bei Ihrer Armee seyn, und durch diese Nähe und Gegenwart Viele zurückhalten, die sich sonst gern entfernen möchten, auch würden Sie dadurch alles in Pflicht und Ordnung erhalten; würden Sie hingegen Sich entfernen, so würde alles aus einander laufen. Ueberdies würde man im Fall einer bestimmten Unterhandlung mit dem Prinzen weit leichter zu einem Schluß kommen können, wenn man sich so nahe bei einander befände, als wenn man so weit aus einander sey; würde man sich entfernen, so würde alles einen Schneckengang gehen und sich in die Länge ziehen, und das arme Volk, ja das ganze Reich, unterdessen in Verderben versinken u. dgl. mehr.

Diejenigen, die dafür waren, daß man nur bis Tours gehen sollte, waren mit allen diesen Rücksichten und Gründen einverstanden, meinten aber, Poitiers sey durch die vorige Durchreise und langen Aufenthalt des Königs mit Seinem ganzen Hof und Gefolge und durch die wiederholte Durchreise und Hofhaltung, so wie auch durch den Zug des Prinzen ganz zu Grund gerichtet, und die Stadt und Landschaft so ganz aufgezehrt, daß es äußerst schwer halte, Proviant und besonders Fourage aufzutreiben; überdieß sey Krankheit unter der Armee eingerissen, und diese habe izt bei der Rückreise die Stadt so angesteckt, daß eine Menge Menschen an Ruhr und anhaltenden Fiebern sterbe, und kein Haus in der Stadt sey, wo nicht mehrere krank lägen, von denen sehr viele nicht wieder aufkämen. Man berief sich ferner auf den Geldmangel, bei Hof und in der königlichen Chatoulle sowohl als unter den Particuliers, und auf die große Schwierigkeit, Geld aufzutreiben, weil es in Poitiers an wohlhabenden und credi-

creditirenden Häusern fehle, da man hingegen zu Tours nicht nur diese finde, sondern auch im Nothfall bei der geringern Entfernung und den bessern Wegen leicht welches von Paris kommen lassen könne; die Unterhandlungen endlich betreffend, so könne man ja leicht dazu einige Orte zwischen Poitou und Touraine vorschlagen u. s. w.

Wer für die gänzliche Rückreise nach Paris war, der stellte den großen Zug und das unabsehbare Fuhrwesen vor, das im Gefolge des Hofs mit Königinnen, Prinzessinnen und Damen beladen sey, welche sämtlich sehr ermüdet wären, da sie doch von Paris zu einer Vermählungsfeierlichkeit, nicht aber zum Kriege ausgereist seyen. Man müsse die Königinn Mutter dahin zurück bringen, um sich wieder zu erholen; ja die theure Gesundheit Ihrer Majestäten sey sogar unter so vielen Ungemächlichkeiten in Gefahr; alle Bedürfnisse an Proviant, Fourage, Kleidern, Wäsche, Geld, Zug- und Lastvieh und andern Bequemlichkeiten gingen auf die Neige, und seyen nirgends als in Paris wieder zu ersetzen; die Pariser würden unwillig über die lange Abwesenheit des Königs und des Hofs; der Armee wegen hätten Ihre Majestäten nicht nöthig, da zu bleiben; sie sey in guten Händen, wenn man den Herzog von Guise dabei zurücklasse; von Paris aus könne man leichter für ihre Löhnung sorgen, als sonst nirgends, indem man dort Vorschüsse und Credit erhalten könne; die Unterhandlungen wegen eines Waffenstillstands oder Friedens würden auch nicht unter dieser Entfernung leiden, denn wenn man einmal die erforderlichen Personen dazu abgeschickt habe, könnten Eilboten allemal in einem, höchstens zween Tagen hin und her kommen; endlich würde es auch dem Hof und Gefolge Seiner Majestät zu großer Erholung und Erleichterung gerei-

chen, da sie sämtlich ihr Hauswesen, ihre Familie und ihre Einrichtungen und Bequemlichkeiten zu Paris hätten.

Dieser letzte Grund war der stärkste; gewöhnlich läßt man sich mehr durch Rücksichten auf das persönliche denn auf das allgemeine Interesse bestimmen. Indessen hatte er nebst den andern, doch nicht Gewicht genug, um den König oder die Königinn zur Rückreise ganz nach Paris zu vermögen. Es wurde daher vor der Hand beschlossen, Ihre Majestäten sollten nach Tours gehen, um daselbst eine Zeit lang zu verweilen, den Ausschlag der Verhandlungen zu erwarten, und nach Befinden dienliche Maasregeln vorzukehren; die Kanonen und das ganze Artilleriefuhrwesen von der Armee sollten, nebst einigen Schweizern, zu Poitiers bleiben; was man von der Armee beibehalten wollte, solle in Städte und Flecken verlegt werden, bis auf die Mannschaft, welche Ihre Majestäten zur Sicherheit und Bedeckung Ihrer Personen mitnehmen wollten.

Diese Entschlüsse wurden sogleich den Herrn von Brissac und Villeroy gemeldet, damit sie wegen eines zu verabredenden Orts für die Conferenz sich darnach richten und auf den neuen Aufenthalt des Hofs Rücksicht nehmen könnten.

21.

Der König brach hierauf mit seinem ganzen Hof von Chatelleraud auf, und hielt das erste Nachtlager zu Chatellerault. Es war an diesem Tage eine so strenge Kälte, daß unter Wegs achtzehn bis zwanzig Personen erfroren und eine sehr grosse Menge andrer erkrankten, wovon ebenfalls noch mehrere starben.

Diese strenge Kälte, die einige Zeit lang anhielt, war zum Theil Ursache, daß Ihre Majestäten zween

oder

oder drei Tage zu Chatelleraut verweilten, wo Sie gleich nach Ihrer Ankunft von den Herrn von Briſſac und Villeroy benachrichtet wurden, daß ein Waffenſtillſtand durchs ganze Reich bis zum nächſtkünftigen erſten März zu Stand gekommen ſey; unter dieſer Zeit ſollte eine Conferenz zu Loudun oder zu Isle Bouchard, wobei der Prinz und die andern mit ihm verbundenen Prinzen und Herrn, nebſt den Deputirten der Reformirten ſich einfinden würden, und wohin denn der König ſolche Perſonen, wie er zu ernennen für gut fände, abſchicken möchte, mit voller Gewalt zu unterhandeln und feſtzuſetzen, und endlich einen guten dauerhaften Frieden zu erzielen. Dem waren noch einige andre Puncte angehängt, die Verlegung der beiderſeitigen Truppen betreffend.

Der König beſchloß demnach, dieſe Conferenz zu Loudun halten zu laſſen, und ihre Eröffnung auf den 10. Februar anzuſetzen. Er that dieß, nebſt Seiner Genehmhaltung der von den Herrn von Briſſac und Villeroy feſtgeſetzten Puncte, dem Prinzen zu wiſſen, und ließ hierauf den geſchloſſenen Waffenſtillſtand durchs ganze Reich bekannt machen.

23.

Ihre Majeſtäten brachen von Chatelleraut auf und trafen am 25. zu Tours ein.

Hier erhielten Sie abermals Nachricht, daß der Herzog von Vendome, der ſtets Ergebenheit gegen Sie geheuchelt hatte, noch immer fortfahre, Cavallerie und Infanterie in großer Anzahl zu werben, daß er Geld unter ſie austheilen laſſe, und ſogar alle Abgedankte und Beurlaubte von ihrer Armee an ſich ziehe, wovon er einen großen Zulauf habe; denn nichts iſt dem Krieger, deſſen Hoffnung ſtets auf dem Krieg beruht, Offi-

eiren so gut als Gemeinen, verdrüßlicher, als verabschiedet zu werden; willig hängen sie sich daher bei solchen Gelegenheiten an den ersten besten, der sich ihrer bedienen und ihnen zu thun geben will.

Ihre Majestäten beschlossen hierauf, den Herrn von Vic an den Herzog von Vendome abzuschicken, und ihm befehlen zu lassen, er sollte alle diese Truppen wieder abdanken, da sie bei jetziger Jahreszeit überflüssig wären, und blos dazu dienten, Land und Leute, wo sie ständen, zu ruiniren.

Auf diesen Befehl betheuerte der Herzog von Vendome seine Treue und Ergebenheit sowohl schriftlich als mündlich durch eigne Abgeordnete an Ihre Majestäten; versicherte, er sey bereit, einen Theil dieser Truppen zu entlassen, und nur so viele davon zu behalten, als Ihre Majestäten für gut fänden; da er indessen sie für Ihren Dienst geworben habe, bäte er, ihm zu ihrer Abfindung sowohl, als zur Löhnung für die stehen bleibenden Geld zukommen zu lassen. Dies war ein bloßer Vorwand, den er brauchte, um die Truppen noch bei sich zu behalten; denn er hatte im Sinn, mit ihnen in Bretagne einzufallen, um in dieser Provinz, wovon er Gouverneur war, eine Empörung anzuspinnen. Würklich war er damals in Vendomois und Maine, und zog gegen Anjou hin.

Die Krankheiten wüteten noch immer, und grifen stets weiter um sich, sowohl unter den königlichen Truppen, als unter denen des Prinzen; die Sterblichkeit war dabei sehr groß, und verbreitete sich sogar bis nach Tours und an den Hof.

Als der König beschloß, die gedachte Conferenz zu Loudun halten zu lassen, fand er zugleich gut, daß die Gräfinn von Soissons und die Herzoginn von Longueville mit dazu eingeladen werden sollten. Dies geschah auch. Die erstere befand sich damals zu Paris, wo sie diese ganze Zeit über nicht weggekommen war; die andre zu Soissons.

Februar.

Als Ihre Majestäten sahen, daß der Herzog von Vendome, unerachtet der dem Herrn von Vic ertheilten Antwort noch immer fortfuhr, Truppen zu werben und zusammen zu ziehen und zu marschiren, so schickten Sie den Herrn von Vignoles an ihn ab, mit dem Befehl, bei Strafe der Unbotmäßigkeit diese Truppen abzudanken und aus einander gehen zu lassen, selbst aber von Bretagne, wohin er im Zuge begriffen war, sich zu entfernen; im Fall er diesem nachkäme, wolle der König geruhen, ihm eine Anzahl Cavallerie und Infanterie zu halten, bis zu Austrag der im Werk begriffenen Unterhandlung; überdies sollte dann auch für alle, die bei ihm wären, und, obschon ohne königlichen Auftrag, geworben hätten, Zahlung zugestanden werden.

Der Herr von Vignole kam mit diesem Auftrag zu ihm, übergab ihm das königliche Schreiben, und meldete ihm die erwähnten Befehle. Er betheuerte noch immer seine Treue und Ergebenheit, schrieb ganz bestimmte Versicherungen derselben an Ihre Majestäten, versuchte die Sache in Unterhandlung zu halten, um gerüstet bleiben zu können, und that unterdessen alles mögliche, um Ihre Majestät zu bereden, seine Absicht gehe einzig dahin, sich als einen getreuen Diener von Ihnen zu beweisen.

Da aber Ihre Majestäten aus mehrern unverkennbaren Zeichen das Gegentheil abnehmen mußten, so fingen Sie an, Verdacht gegen ihn zu schöpfen und ließen Truppen gegen die seinigen marschiren, in der Absicht, ihn anzugreifen, wenn er nicht gutwillig gehorchen wollte. Würklich erhielt auch der König bald darauf sichre Nachricht, sogar von dem Prinzen selbst, daß der Herzog, während er Seiner Majestät diese Versprechungen und Versicherungen wiederholte, zu gleicher Zeit dem Prinzen ähnliche noch bestimmtere schriftlich unter seiner eignen Hand und Siegel ertheile. Man fing daher an, ihn als einen erklärten Feind anzusehen, und überall hinzuschreiben, daß man gegen ihn wohl auf der Hut zu seyn habe.

In den ersten Tagen dieses Monats fingen Ihre Majestäten an, zu überlegen, welche Personen Sie zu der nach Loudun festgesetzten Conferenz abschicken wollten. Nach einer Ueberlegung von zwei bis drei Tagen ernannten Sie endlich am 6. folgende Herren: den Marschall von Brissac, den Herzog von Villeroy, und die Präsidenten de Thou, de Vic und von Pontchartrain, welche sämtlich Staatsräthe waren, letzterer war auch Staatssecretär; die erforderlichen Vollmachten und Instructionen wurden ausgefertigt.

Unterdessen langte die Gräfinn von Soissons mit ihrem Sohne zu Tours bei Ihren Majestäten an, und machten sich gefaßt, zugleich mit den ernannten königlichen Bevollmächtigten nach Loudun abzugehen. Diese gingen am 10. ab, und langten am 12. daselbst an, begleitet von dem Herzog von Nevers, der sich ausdrücklich in dieser Absicht zu Ihren Majestäten verfügt hatte, indem er die Sorgfalt, die er auf die Einleitung dieser

dieſer Unterhandlung verwendet hatte, bis zu ihrer glücklichen Beendigung fortzuſetzen Willens war. Die Herzoginn traf ebenfalls einen oder zween Tage darauf zu Tours ein, und ſetzte dann ihre Reiſe nach Loudun fort.

Ich muß hier anmerken, daß die meiſten Reichsgeſchäfte izt ins Stocken geriethen, und vor der Hand ausgeſetzt wurden, bis ſich zeigen würde, welche Wendung die Conferenz zu Loudun nähme, auf welche Aller Augen gerichtet waren. Ohne uns aber hier bei den Particularitäten davon aufzuhalten *) wollen wir fortfahren, dasjenige flüchtig aufzuzeichnen, was unterdeſſen am Hof vorfiel.

13.

Der König erhielt Nachricht, daß der Herzog von Vendome ſeine Truppen zu denen des Prinzen ſtoßen laſſe, und ſich ganz öffentlich für ihn erkläre. Einen oder zween Tage darauf berichteten auch noch die königlichen Abgeordneten zu Loudun: der Prinz ſehe den Herzog von Vendome als zu ſeiner Parthei gehörig an, und wolle ihn in den geſchloſſenen Waffenſtillſtand mit eingeſchloſſen wiſſen.

Fünf bis ſechs Tage darauf erſchien auch würklich der Herzog mit dem Prinzen zu Loudun, wodurch dieſer bei der großen Anzahl Truppen, die der Herzog gedachtermaßen zuſammengebracht hatte, ſehr verſtärkt wurde. Er bewies übrigens hierdurch ſeine Treuloſigkeit und Unredlichkeit ganz offenbar, da er ſo oft ſchon

*) Des Verfaſſers ausführliches Tagebuch von dieſer Conferenz, der er ſelbſt als königlicher Abgeordneter beiwohnte, folgt beſonder, um hier durch ſeine Umſtändlichkeit nicht die Folge den gröſſern Begebenheiten zu unterbrechen.

die bündigsten Versicherungen seiner Treue und Ergebenheit, die er izt brach, gegen Ihre Majestäten schriftlich und mündlich durch eigne Abgeordnete wiederholt hatte, und zwar zu eben der Zeit, da er ein Gleiches gegen den Prinzen that, zu dem er jezt überging. Eine unmittelbare Folge von diesem Uebertritt war, daß der Prinz nun zu Anfang der Conferenz seine Saiten noch ungleich höher spannte, als er sonst wohl gethan haben würde.

Der Graf von St. Pol, der das Gouvernement von Orleans erhalten hatte, reiste izt von Ihren Majestäten weg, um es in Besitz zu nehmen.

Gegen das Ende des Monats erhielt der Staatsrath von Bullion, der sonst großen Antheil an den Regierungsgeschäften genommen hatte, Befehl, sich vom Hof zu entfernen. Es walteten hiebei dieselben Rücksichten vor, wie bei der Entfernung des Comthurs von Sillery. Es erhielten zugleich noch mehrere Particuliers unter der Hand eine ähnliche Weisung.

Auf die Nachricht von der würklichen Empörung des Herzogs von Vendome schickte man einige Truppen gegen Bretagne hin, und gab dem Grafen von Brissac Vollmacht, noch mehrere zusammen zu ziehen, um den Herzog zu hindern, daß er nichts unternehmen könnte.

März.

Von diesem Monat haben wir nicht viel zu melden, da alles durchgängig noch in gespannter Erwartung auf die Conferenz zu Loudun sah, und erst den Erfolg der dortigen Unterhandlung erwarten wollte.

Der

Der König erhielt öfters Nachricht daher; die ganze erste Zeit verstrich jedoch über Kleinigkeiten, Spitzfündigkeiten und Regulirung einiger allgemeinen Punkte; an das Nähere war man noch nicht gekommen. Der Waffenstillstand währte unterdessen noch immer fort, und das Volk wurde überall von der Menge Krieger beider Theile die im Feld standen, gedrückt und unterdrückt.

Zu Anfang dieses Monats bediente der König sich des Waffenstillstands und Seiner ohnehin müssig stehenden Artillerie-Pferde, und ließ von Paris acht Kanonen, nebst einer Menge Pulver, Kugeln u. dgl. nach Orleans holen.

Auf die Nachricht von den großen Schwierigkeiten, die sich bei der Conferenz zu Loudun hervorthaten und von der schlechten Wahrscheinlichkeit einer Uebereinkunft fieng man bereits an, sich wieder zum Krieg zu rüsten. Unterdessen machte der König eine Lustreise nach Amboise und bis nach Blois.

April.

Der von den Herren von Brissac und Villeroy bei Verabredung der Conferenz geschlossene Waffenstillstand war von Zeit zu Zeit verlängert worden, obschon gegen die Neigung des Königs und der Königinn Mutter, welche einsahen, daß das Volk unterdessen sehr unter den Bedrückungen der Kriegsleute zu leiden hatte; so wie Sie auch der Schwierigkeiten und Zögerungen des Prinzen und seiner Parthei und ihrer ganz unmäßigen Forderungen längst überdrüßig waren.

Man hatte Ihren Majestäten verschiedenemal gerathen, den Waffenstillstand nicht weiter zu verlängern;

auf

auf der andern Seite aber sah man auch wohl, daß wenn der Waffenstillstand ohne würklich zu Stand gekommenen Frieden zu Ende liefe, die ganze Conferenz überhaupt ein Ende haben, und nicht mehr an den Frieden zu denken seyn würde; denn alle diese Prinzen und Herren die sich unter dem Schutz und Geleite des Waffenstillstandes von allen Seiten her bei dem Prinzen zu London eingefunden hatten, und ohne die der Prinz nicht unterhandeln konnte, wollten noch vor dem Ablauf des Stillstandes jeder nach seiner Provinz wieder zurück.

Man sah also wohl, die Hauptfrage, worauf alles ankam, die also vorzüglich in Erwägung zu ziehen war, bestand darin, ob der Friede dem König vortheilhafter sey als der Krieg? In jenem Fall mußte man mit dem Prinzen Geduld haben, um ihn und seinen Anhang nach und nach dazu zu bringen, wovon er für seine Person gar nicht abgeneigt zu seyn bezeugte; im letztern Fall aber brauchte man blos den Waffenstillstand nicht weiter zu verlängern.

Die Meinungen über diese Frage waren getheilt. Die für den Krieg waren, meinten: es sei sehr schimpflich für das königliche Ansehn, so ruhig und geduldig den Schaden mit anzusehen, der den Unterthanen zugefügt werde, und die frechen Anträge des Prinzen und seines Anhangs zu dulden; würde man ihnen solche zugestehen, so hieße dies so viel, als ihnen Kräfte verleihen, mit denen sie in der Folge ausführen könnten, was sie jetzt hätten noch unterlassen müssen; seine Truppen seien schwach; die ihm bis jetzt beigestanden hätten, seien es gerade müde, besonders da sie die Geldverlegenheit merkten, worin er sich befände; denn er und seine Leute erhielten sich blos noch durch die Räubereien und Erpressung, die sie unter Begünstigung des Waffenstillstandes an dem Volk verübten; alle großen

Städte

Städte des Reichs, alle Bürger und Bauern, alle Kronbeamte, und die vornehmsten Herren hätten bei ihrer Pflicht ausgehalten, alle Päſſe über die Flüſſe befänden ſich noch in der Gewalt des Königs, und es ſey unter dieſen Umſtänden ganz keinem Zweifel unterworfen, daß durch den Krieg der Prinz und ſein Anhang bald zu Grund gerichtet, der König aber wieder in ſein volles ungeſchmälertes Anſehn eingeſetzt werden würde u. ſ. w.

Die für den Frieden ſtimmten, ſagten dagegen: das Anſehn des Königs ſei ſehr wankend; der Prinz habe die meiſten Prinzen und Großen des Reichs an ſich gezogen; die wenigen, die noch beim König aushielten, ſeien meiſtens ebenfalls ſchon auf dem Sprung, theils aus Unzufriedenheit oder Eiferſucht auf andre; theils weil ſie nicht nach ihrem vermeinten Verdienſt belohnt würden; theils in Hofnung ihren Vortheil in den Unruhen zu erſehen, und um eben ſo ungeſtraft und frei wie die Anhänger des Prinzen alle Frechheiten und Ausſchweifungen begehen zu können; theils endlich aus Leichtſinn und Unbeſtändigkeit. Kurz man könne ſich ſchlecht auf ſie verlaſſen; alle führten eine übermüthige Sprache und bezeugten ſchlechte Luſt zu gehorchen; dabei ſei ſtarker Mangel an Proviant ſowohl als an Geld zu Fortſetzung des Kriegs; viele von denen, die ſich jetzt gar gut anſtellten, ſeien bereit, ſich gegen den König zu erklären, wenn man wieder zu den Waffen griffe; die großen Städte als die noch einzigen eigentlichen Stützen des königlichen Anſehens, ſeien es endlich müde, ſowohl wegen der Unordnungen und Bedrückungen, welche alle Truppen Freunde und Feinde an ihnen verübt hätten und noch täglich verübten, als wegen der Nachtwachen und Mühſeeligkeiten, denen ſie ſich um ihrer Sicherheit willen unterziehen müßten, wodurch der

Hand-

Handwerksmann lüderlich werde und in Armuth und Verfall gerathe; statt des gehofften Beistandes von dieser Seite würde also der König nichts als Klagen und Bitten, diesem Unfug zu steuern, zu hören bekommen; die Parlementer und hohen Collegien führten dieselbe Sprache; überdies sage man gewöhnlich, der schlechteste Friede sei einem guten Krieg vorzuziehen; so würde also auch hier der Friede, und wären die Bedingungen auch hart und schimpflich, dennoch vortheilhafter für den König seyn, wenn Er ihn nur dann sich zu Nutz zu machen wüßte; durch den Frieden erlange Er den vollen Gehorsam Sr. Unterthanen, und mit Hülfe dieses Gehorsams werde es ihm dann leicht seyn, Seinen Angelegenheiten wieder Glanz und Ansehen zu geben.

Außer diesen Gründen stimmten nun auch noch die Königinnen, Prinzessinnen und Damen, nebst dem grösten Theil des Staatsraths und des königlichen Gefolges, denen aber, der Krieg nichts als Mühseeligkeiten, Verdruß und Schaden brachte, einhellig für den Frieden, und so wurde denn endlich beschlossen, den Waffenstillstand zu verlängern, um alle anständige Mittel zum Frieden zu versuchen. Diese Verlängerung des Waffenstillstands wurde nach und nach verschiedentlich wiederholt, doch war man dabey stets auf den Fall eines Bruches bedacht, sich zu rüsten, zu verstärken und mit Mannschaft, Geld und Munition zu versehen.

Sowohl zu Tours als zu Loudun und mehrern andern Orten hielten die Krankheiten noch immer an, und waren sehr gefährlich. Verschiedene Personen von Stand starben daran, unter andern zu Tours der mehrerwähnte Herr von Dolle, einer der vorzüglichsten Staatsräthe; und so mehrere adeliche und Standesper-

personen zu Loudun und landerwärts. Der Prinz erkrankte am 15. oder 18. d. M. und zwar so gefährlich, daß man acht oder zehn Tage lang täglich seinem Ende entgegensah. Dieß verhinderte aufs neue den Fortgang der Unterhandlungen zu endlicher Abschließung des Friedens, besonders da auch die Abgeordneten der Reformation neue Schwierigkeiten in den Weg wälzten. Die Gräfinn von Soissons mußte daher als eine sehr angesehene Dame zu Loudun Hand mit anlegen, und mit Nachdruck dazwischen treten, was sie sich auch sehr eifrig angelegen seyn ließ und mit Würde betrieb. Endlich genas auch der Prinz wieder nach einem harten Krankenlager.

Diese so häufigen und allgemeinen Krankheiten zu Tours bestimmten den König und die Königinnen, mit Ihrem Hofstaat und Gefolge am 20. dort weg und nach Blois zu gehen, wo Sie bis zum 5. des folgenden Monats blieben.

Ihre Majestäten hatten schon seit einiger Zeit Verdacht oder Unwillen gegen den Kanzler und daher der Entschluß gefaßt, ihm einen Siegelbewahrer an die Seite zu setzen. Sie warfen Ihre Augen auf den Herrn du Vair, ersten Parlementspräsidenten von Provence. Sie hatten ihn daher durch geheime Schreiben schleunigst zu sich entboten, ohne sich etwas von dem Zweck seiner Reise verlauten zu lassen. Vor der Abreise von Tours hatten auch Ihre Majestäten bereits Nachricht daß er, um Ihrem Befehl nachzukommen, sich sogleich auf den Weg machen werde, und als Sie zu Blois vernahmen, daß er herankomme, beschieden Sie ihn geradezu nach Paris, wo er Sie erwarten sollte.

Unterdessen befahl die Königinn Mutter dem Präsidenten Jeannin, (dem Sie Höflichkeitshalber die Sie-

gel antrug, die er aber ablehnte) dem Kanzler beizubringen: aus dringenden Beweggründen hätten der König und Sie sich veranlaßt gefunden, einen Siegelbewahrer anzustellen, der ihm die Mühe und Beschwerden seines wichtigen Amtes sollte tragen helfen; man würde darum nicht unterlassen sich seiner in den wichtigsten Angelegenheiten zu bedienen (ein bloßes Compliment um die Pille zu vergolden!). Allein er müßte sich entschließen die Siegel abzugeben u. s. w.

Der Kanzler hatte zuvor Wind von der Sache bekommen, war daher nicht sehr betreten, als der Fall würklich eintrat, sondern bat den Präsidenten Jeannin, Ihren Majestäten in seinem Nahmen unterthänigst vorzustellen, getreu wie er jederzeit Ihnen zu dienen beflissen gewesen sey, habe er sich unausbleiblich von vielen der vornehmsten Personen des Reichs Haß, Neid und Feindschaft zugezogen; Sie möchten daher geruhen ihm noch fernerhin Ihren allerhöchsten Schutz zu verleihen, und wie bisher die mit seiner Stelle verknüpften Einkünfte zufließen zu lassen, wie das bei andern Männern auf seinem Posten in ähnlichen Fällen geschehen sey. So möchten Sie ihn Ihrer fortdauernden Huld und Gnade empfohlen seyn lassen; er ließ dabei auch einige Reden darüber fallen, daß Ihre Majestäten jetzt sich ohne Grund eine andre Meinung von ihm hätten beibringen lassen, welche er nicht verschuldet hätte.

Ihre Majestäten, denen alle diese Reden und Bitten wieder hinterbracht wurden, bewilligten ihm ohne Anstand was er verlangte, und drei Tage darauf, nachdem er hergebrachtermaßen noch einmal öffentlich wie gewöhnlich gesiegelt hatte, wartete er begleitet von einem guten Theil der Staatsräthe und Requetenmeister beim König und der Königinn Mutter im Schloß auf, legte nach einer kurzen gnädigst angehörten Rede, die Siegel nieder in die Hände der Königinn Mutter, begab

gab sich wieder weg, und verließ noch denselben Nachmittag den Hof.

Die Königinn Mutter wollte die Siegel einstweilen dem Präsidenten Jeannin anvertrauen, bis der, dem Sie solche bestimmt hatte, angelangt seyn würde. Er lehnte es aber ab und gab zu verstehen, es würde gegen seine Ehre verstossen, wenn er, von dem man doch dafür hielte, daß er sie so gut verdiente als jener andre, sie blos für ihn aufheben sollte, um sie ihm zu überantworten. Die Königinn Mutter ließ sie daher in ihre Koffers verschließen, bis der König und Sie in Paris angelangt seyn würden. Dies fiel gegen das Ende des Aprils vor, der dann so vergieng.

Mai.

Nach mehrern Hin- und Wiedergängen von Loudun an den Hof, nach wiederholten Bitten, Besuchen, Schwierigkeiten, Resolutionen, Artikeln, Spitzfündigkeiten und deren Ausgleichung und Erledigung kam endlich der Friede zu Loudun zu Stande und wurde abgeschlossen zwischen den Deputirten des Königs und dem damals just wieder genesenen Prinzen von Condé nebst den ihm anhängenden mehrgedachten Herrn, wie auch den Abgeordneten der Generalversammlung der Reformirten, die sich damals nach la Rochelle verlegt hatte. Das darüber entworfene und verabredete Edict mit allen seinen öffentlichen, geheimen und besondern Artikeln wurde am 3. d. M. zu Loudun öffentlich verlesen unterzeichnet, und dann sogleich an Se. Majestäten geschickt. Nach der Durchlesung wurde es hier ratificirt, und dann an die königlichen Abgeordneten zurückbefördert, worauf die Versammlung zu Loudun als beendigt auseinander gieng. Man schickte zu gleicher

Zeit diesen Schluß nach allen Provinzen um den Frieden zu publiciren, und überall zur Abdankung der beiderseitigen Truppen schreiten zu lassen, worüber allgemeiner Jubel und Frohlocken von allen Seiten erschallte.

16.

Ihre Majestäten brachen von Blois auf, um sich nach Paris auf den Weg zu machen, wo sie von der Bürgerschaft, die ihnen zwölf bis vierzehntausend Mann stark wohl bewaffnet entgegen zog, eingeholt wurden, und unter allgemeinem freudigem Jubel und Zuruf Ihren Einzug hielten. Der König nahm Seinen Weg über Fontainebleau, wo Er zween oder drei Tage verweilte, daher Er später als die Königinn Mutter zu Paris eintraf.

Der Marquis von Rosni, der bis dahin zu Gergeau für die Parthei des Prinzen gegen den König gekriegt hatte, kam beim Aufbruch von Orleans nach Hof und begleitete Seine Majestäten von da an bis nach Paris.

Unter den besondern Artikeln, die dem Prinzen zugestanden wurden, war auch die Vertauschung seines Gouvernements Guyenne gegen das von Berry nebst Schloßhauptmannschaft und Gouvernement von Bourges und dem starken Thurm; sie mußten zu dem Ende dem Herrn von la Chatre abgehandelt werden, der sich im Besitz befand und zur Entschädigung dafür den Marschallsstab erhielt. Außer diesem gab man dem Prinzen auch noch die Schloßhauptmannschaft und das Gouvernement von Stadt und Schloß Chinon. Weil dieser Platz nur vier Meilen von Loudun entfernt liegt, wo der Prinz so sehr krank darnieder gelegen hatte; so bat er, daß man ihm solchen ebenfalls überlassen möchte, damit er, wegen der vorzüglich schönen Lage des

Schloß-

Schloſſes dahin gehen und die vortrefliche Luft daſelbſt zu ſeiner Erholung genieſſen könnte. Er wurde ihm drei oder vier Tage nach der Unterzeichnung des Friedens bewilligt, und fünf bis ſechs Tage darauf ließ er ſich hinbringen und verweilte einige Zeit daſelbſt. Während er ſich hier erholte, arbeitete man daran, ihm den ſtarken Thurm von Bourges einräumen zu laſſen, damit er Beſitz davon nehmen und ſeinen Einzug halten könnte, was er einen Monat darauf auch that.

27.

Der König und die Königinn Mutter ließen nun den Präſidenten du Vair rufen, der, wie geſagt, ſchon nach Paris vorausgegangen war, um Ihre Majeſtäten zu erwarten. Nachdem Sie ihm mündlich eröfnet hatten, warum Sie ihn zu ſich berufen hätten, überreichten Sie ihm die Reichsſiegel, und verliehen ihm dabei gleiche Macht und Anſehn in den Conſeils mit dem Kanzler.

Diejenigen, die den Kanzler verdrängt hatten, wollten aber hiebei noch nicht ſtehen bleiben, ſondern ihre Abſicht gieng dahin, auch alle andern alten Räthe des hochſeeligen Königs zu verdrängen. So vermochte man nun den Präſidenten Jeannin dahin, die Finanzgeneral-Controlle niederzulegen; er that es in die Hände Ihrer Majeſtäten, welche den Herrn Barbin damit bekleideten; der äußerlichen Ehre wegen und zu einer Art von Belohnung ließ man ihm jedoch zum Schein die Stelle eines Finanz-Ober-Aufſehers und ſtellte ſeinen kürzlich erſt von dem Geſandſchaftspoſten in der Schweiz zurückgekehrten Tochtermann, den Herrn von Caſtille, als Finanz-Intendanten an, welche Stelle kürzlich durch Dolle's Tod erledigt worden war.

20.

Die Herzoge von Maine, von Bouillon, von la Trimouille nebſt einigen andern Herren, die es mit dem Prinzen gehalten hatten, kamen jetzt nach Paris, machten Ihren Majeſtäten ihre Aufwartung, und wurden ſehr huldreich aufgenommen.

Bald darauf trafen auch die Herzoge von Sully und von Rohan, der Graf von Candale und einige andre ein, die ebenfalls ſehr gnädig aufgenommen wurden.

Unerachtet der Friede abgeſchloſſen und unterzeichnet war, ſo hatte man doch dem Herzog von Longueville noch etwas zu gewähren, worüber man noch nicht recht im Reinen war; denn man war noch unſchlüſſig, ob er das Gouvernement von der Picardie aufgeben, und dagegen das von der Normandie nebſt einigen beſondern Plätzen, wie Pont de l'Arche, Caen, den alten Palaſt zu Rouen empfangen ſollte, wie die Königinn wünſchte, um allen Anlaß zu Streitigkeiten zwiſchen ihm und dem Marſchall d'Ancre abzuſchneiden; oder ob er in der Picardie bleiben und der Marſchall d'Ancre ſeine Stelle als Lieutenant general in dieſer Provinz gegen dieſelbe in der Normandie, wo ſie der Herzog von Montbazon hatte, vertauſchen ſollte. Dieſe Sache war zu Loudun lang und breit verhandelt worden, hatte aber nicht gänzlich zur Zufriedenheit Ihrer Majeſtäten abgethan werden können; daher ſie jetzt aufs neue zur Sprache kam. Man verſuchte alles Mögliche um ihn dahin zu vermögen, daß er die Picardie aufgäbe; allein im Bewußtſeyn der großen Zuneigung, welche der Adel und das Volk daſelbſt zu ihm hatten, und abgeneigt, wie er war, bei ſeinem Haß gegen den Marſchall d'Ancre irgend etwas zu bewilligen, was dieſem hätte Freude machen können, beharrte er darauf, nicht

nicht aus der Picardie zu weichen, und verwarf alle deshalb gemachte Anerbietungen.

Einige Zeit darauf entschloß sich daher der Marschall d'Ancre, die Lieutenance generale in der Picardie nebst dem Gouvernement von Stadt und Schloß Amiens an den Herzog von Montbazon abzutreten, und dagegen dessen, Stelle in der Normandie, nebst den besondern Gouvernements von Caen, dem alten Schloß Rouen und andern dem Herzog von Longueville angetragenen Plätzen und Vortheilen anzunehmen.

20.

Der Herzog von Luxemburg, der einige Tage zuvor von dem Prinzen abgereist war, in der Absicht, nach Hof zu kommen, und Ihren Majestäten aufzuwarten, erkrankte zu Orleans, und ließ sich nach Gergeau bringen, wo er starb.

Zu eben der Zeit, da man den Frieden durchs ganze Reich verkündete, ereignete sich ein Aufstand zu Languedoc, der beinahe die ganze Provinz in Aufruhr gebracht hätte. Der Herzog von Montmorenci und Herr von Chatillon standen nicht in dem besten Vernehmen. Als ersterer eine Reise nach Ober-Languedoc machte, ergriff der Herr von Chatillon die Gelegenheit, den Reformirten daselbst ins Ohr zu setzen: sie ließen ganz unvermerkt die Stadt Aimargues für ihre Parthei verlohren gehen, die doch wegen ihrer Lage zwischen Montpellier, Aiguesmortes und Usez von großer Wichtigkeit für sie wäre.

Dieser Platz nun gehörte eigenthümlich dem Herzog von Usez zu, der einige Jahre zuvor einige katholische Soldaten unter einem seiner Adelichen in das Schloß

gelegt hatte. Dieser hatte sich während der Unruhen einigermaßen darin verstärkt und befestigt, und jetzt traten die Reformirten auf, und behaupteten, es dürfe keine Besatzung in den Platz gelegt werden, sondern er müsse so bleiben, wie er zur Zeit des Edicts und unter dem hochseeligen König gewesen sey. Es war also leicht, sie jetzt deswegen in den Harnisch zu bringen, was auch geschah.

In einem Augenblick rafften sie von allen Seiten her ein Corps von drei bis viertausend Mann zusammen, und berennten damit unter Anleitung des Herrn von Chatillon (der jedoch nicht persönlich dabei zum Vorschein kam, um weder den König noch den Herzog von Montmorenci zu beleidigen) das Schloß, setzten ihm hart zu, und übten alle Arten von Feindseligkeiten dagegen aus.

Auf die Nachricht hievon eilte der Herzog von Montmorenci herbei, entbot seine Freunde zu sich, raffte zusammen, was er von Truppen auftreiben konnte, und beschloß, dem Platz Luft zu machen. Man stellte ihm aber vor, er könne dies nicht wohl beginnen, ohne offenbar den Krieg gegen die Reformirten nicht nur in seinem Gouvernement, sondern auch im ganzen Reich zu veranlassen und rieth ihm daher, dies Feuer lieber zu unterdrücken, was er auch durch einen Befehl bewürkte, den er seinem Befehlshaber im Schloß zufertigte, um dasselbe den Bürgermeistern zu Aimargues (welche reformirter Religion waren) zuzustellen, alle seit dem Edict angelegte Werker zu schleifen, und durch diese Bürgermeister eine Besatzung von nicht mehr als fünf und zwanzig Mann darein legen zu lassen, bis Seine Majestät anderweitig darüber verfügt haben würden.

So wurde dieser Aufstand gedämpft; der König genehmigte aber diese Verfügung, als schimpflich, nicht

nicht, sondern erließ eine andre, mit welcher Er einen Unterofficier von Sr. Garde abschickte, um den Platz zu übernehmen. Da aber die Reformirten nicht leicht wieder fahren lassen, was sie einmal in Händen haben, so erhoben sie starke Schwierigkeiten gegen die Annahme dieses Unterofficiers, dem sie die Einlassung ins Schloß verweigerten, und also Sr Majestät Befehl nicht Folge leisteten.

So gieng es im Monat May. Zu merken ist hiebei noch, daß trotz dem kürzlich wieder hergestellten Frieden die Geschäfte und Neigungen doch noch nicht wieder ihren rechten gehörigen Gang giengen; es stockte noch immer bald hier bald da, und der Grund davon lag in der großen Eifersucht und dem Neid gegen den von Ihren Majestäten so hoch begünstigten Marschall d'Ancre, gegen den aber mehrere Prinzen und Herrn nichts desto weniger freundlich thaten, um sich Ihren Majestäten gefällig zu machen.

Junius.

Der größte Theil dieses Monats vergieng zu Paris mit Annahme der Prinzen und Herrn, die überall herbei eilten, um Ihren Majestäten ihre Treue und Dienstergebenheit zu versichern; freilich mehr Wortgepränge als redliche Gesinnungen!

Man sprach von großen neuen Reglements für die königlichen Conseils, und von Ausschließung der meisten, die bisher Zutritt dabei gehabt hatten; man erwartete jedoch hiezu erst die Ankunft des Prinzen, um es rechtsbeständiger vorzunehmen. Er selbst gieng nach einem Monat auf sein Gut Chateauroux und von da nach Bourges, wo er als Gouverneur der Provinz unter allgemeinem Jubel seinen Einzug hielt.

Oben schon erwähnten wir des Entwurfs, alle alten Räthe von den Geschäften zu entfernen, und neue an ihre Stelle zu setzen. Den Kanzler hatte man bereits verabschiedet; der Präsident Jeannin hatte die Finanz-general-Controlle an Barbin abgegeben, und ungefehr am 12 — 15. d. M. sprach man nun auch davon, daß man dem Staats-Secretair Puiſieux, der die auswärtigen Angelegenheiten unter Händen hatte, nach dem Verfahren gegen seinen Vater, den Kanzler, nicht mehr wohl trauen könne, weil er leicht empfindlich darüber seyn, und dies auf die Angelegenheiten des Königs nachtheiligen Einfluß haben möchte. Man befahl ihm daher, ſich zu entfernen und sich nicht weiter mit dem Staatsgeschäften zu befassen.

Er hatte seine Stelle blos als Anwartschaft auf den Abgang des Herrn von Villeroy gehabt, der also wieder eintrat und sie selbſt verwaltete. Man ließ ihm aber bald darauf von Seiten Ihrer Majeſtäten sagen, in Rückſicht auf seine Jahre und zur Schonung seiner Kräfte wolle es allerdings nöthig seyn, ihm jemand zuzugeben, der ihm bei diesem wichtigen Posten mit an die Hand gehe, um ihn zu erleichtern; man habe auch bereits deshalb die Augen auf den Herrn Mangot (Requetenmeiſter und ehemaligen ersten Parlements-Präſidenten zu Bourdeaux) geworfen. Der Herr von Villeroy ſträubte ſich aber aus allen Kräften hingegen und sagte: die Stelle sey sein von Rechtswegen, man könne ſie ihm nicht nehmen, ohne ihm den Proceß zu machen; er könne ihr noch gar wohl ohne Gehülfen vorſtehen, und wenn er auch eines bedürfte, so würde er sicher einen ungleich geſchicktern, erfahrenern und geübtern, für den er haften könnte, dafür zu finden wiſſen, als dieſer Herr Mangot nicht sey, und dergleichen Einwendungen mehr, die ihm, jedoch nur auf sieben oder acht Tage noch Friſt verſchaften.

17. 18.

17. 18.

Der Herzog von Montmorenci kam aus seinem Gouvernement nach Hof, wo er von Ihren Majestäten auch von allen Prinzen und Herrn sehr wohl aufgenommen wurde. Der Herzog von Guise, und seine Brüder waren ihn sogar entgegen gereist.

22.

Die Prinzessinn Condé, die Mutter, traf ebenfalls zu Paris ein und wartete dem König und der Königinn Mutter auf, von denen sie sehr gut empfangen ward.

Es ist bekannt wie der hochseelige König vor 10 — 12. Jahren den Grafen von Auvergne hatte in die Bastille gefangen setzen lassen. Anfangs war er dahin gebracht worden als Mitschuldiger von der Verschwörung, wegen welcher der Herzog von Biron verurtheilt und hingerichtet worden war. Aus Gunst oder irgend einem andern Grund hatte ihn der König damals nach einigen Monaten wieder auf freien Fuß setzen lassen. Als er aber nachher aufs neue wegen meuterischer Verständnisse mit Spanien angeklagt wurde, fieng man ihn abermals ein und setzte ihn in die Bastille, wo er nun seit zehn oder zwölf Jahren war.

Schon damals hatte sein Schwager der Connetable sich um seine Begnadigung bei dem hochseeligen König verwendet, und späterhin hatte sein andrer Schwager, der Herzog von Montmorenci, Ihre Majestäten um seine Loslassung angefleht, und auch sonst alle Verwendungen und Fürbitten versucht, und zu dem Ende die bedeutendsten Personen von Einfluß mit Bitten, und Bestürmungen anhaltend in Bewegung gesetzt.

26.

So gelang es denn endlich, daß man seine Loslassung auswürkte; er kam am 26. d. M. aus der Bastille wartete dem König und der Königinn Mutter auf, um Ihnen für diese Gnade zu danken, und Sie seiner Treue und Diensteifers gegen und wider alle und jede, zu versichern.

Unterdessen wurden die Aussichten gegen Italien und Piemont hin immer drohender. Es waren zwischen den Venetianern und dem Kaiser, oder dem Erzherzog Ferdinand einige Streitigkeiten vorgefallen, über ihre Grenzscheidung in Tirol. Beide Theile machten Kriegsrüstungen, und diesen Vorwand benutzte denn auch der Statthalter von Mailand *) als Diener von Spanien, und folglich auch vom Hause Oesterreich, um sich ebenfalls zu rüsten.

Der Herzog von Savoyen führte Klage darüber, daß dieser Statthalter den zu Asti geschlossenen Vergleich nicht erfüllen wolle, indem die darin festgesetzte gegenseitige Zurückgabe gewisser Plätze noch nicht von ihm zu erhalten gewesen war; er beschwerte sich ferner, daß der Statthalter als sein Nachbar und Feind jetzt so große Zurüstungen mache, während er selbst in Gemäsheit des Vertrags die Waffen weggelegt habe. Mit diesen Klagen nun wendete er sich an den König und bat Ihn um den tractatenmäßigen Beistand, welcher zu Asti gegen denjenigen versprochen worden war, der dem

*) Nicht mehr derselbe, mit dem der Vertrag zu Asti im vorigen Jahr geschlossen worden war, sondern ein anderer, der die feige Nachgiebigkeit und das schlechte Verhalten seines Vorgängers laut tadelte.

dem dort geſchloſſenen Vertrag zuwider handeln und ihn nicht erfüllen würde.

Der König ſchickte an beide Partheien den Herrn von Bethune als Geſandten. Der Statthalter von Mailand ſagte: er rüſte ſich keineswegs gegen den Herzog von Savoyen, ſondern lediglich um dem Erzherzogen gegen die Venetianer beizuſtehen. Der Herzog von Savoyen aber, der nun ebenfalls zuſammenraffte, was er von Truppen aufbringen konnte, verſicherte, er ſehe ſich genöthigt, ſich ebenfalls zu rüſten, ſowohl zu ſeiner Sicherheit und Vertheidigung ſeiner Staaten, als zur Unterſtützung ſeiner Alliirten, der Venetianer.

So war es alſo nicht möglich die Ruhe und Eintracht unter ihnen feſtzuſetzen; ſie rüſteten ſich aus allen Kräften, und dies war eine gute Gelegenheit für die jetzt abgedankten oder ſonſt nicht mit der Ruhe des Friedens vertragſamen Krieger Frankreichs, in groſſer Anzahl und ganzen organiſirten Corps nach Italien zu ziehen, ſo ſehr man es auch durch wiederholte Verbote unterſagen mochte.

Julius.

Dieſen Monat hindurch gieng alles auf denſelben Fuß fort, wie es in dem vorigen angefangen hatte. Man drang ſtark in den Herrn von Villeroy, den Herrn Mangot als Amtsgehülfen anzunehmen. Er ſträubte ſich dagegen; allein in die Enge getrieben durch den Befehl der Königinn Mutter, trug er auf eine Entſchädigung an, zu der man ſich auch erbot. Zur Unterhandlung über dieſe Entſchädigung bedurfte man der Einwilligung des Herrn von Puiſieux, der dabei mit intereſſirt war. Man ließ alſo dieſen holen, befahl ihm

ſich

ſich die Verfügung gefallen zu laſſen, und darauf ſtellte er dem Herrn von Villeroy Vollmacht aus, die Sache ganz nach ſeinem Gutdünken abzuſchließen. Es ergaben ſich bei dieſem Geſchäfte eine Menge Schwierigkeiten; es wurde abgebrochen, wieder angeknüpft, auf alle Fälle aber beſtand man durchaus darauf, den Herrn Mangot auf dieſen Poſten zu bringen. Vergebens brachte man die Sache in Deliberation; man konnte zu keinem Schluß kommen, unerachtet der Siegelbewahrer und der Präſident Jeannin ausdrücklichen Befehl hatten, ſich dafür zu verwenden.

Gleich Anfangs, bei der Entfernung des Herrn von Puiſieux hatte man davon geſprochen, auch die übrigen Staats-Secretairs, wenigſtens gröſtentheils, zu verabſchieden, und andre an ihre Stelle zu ernennen. Auch war noch überdies der ganze Staatsrath geſpannt, wegen der Veränderung, welche wie man allgemein ſagte, nächſtens erfolgen ſollte. Die, welche bisdahin ſich mit der Direction der Finanzen abgegeben hatten, zogen nun die Hand davon ab, und ſo verfielen nach und nach alle Geſchäfte in Unordnung und Verwirrung und der gröſte Theil des Monats verlief auf dieſe Art ohne ein neues beſondres Ereigniß.

27.

Der Prinz Conde kam endlich nach Paris. Er hatte zu Etampes Poſtpferde genommen, und traf daher einen Tag früher ein, als man ihn eigentlich erwartet hatte. Er trat im Louvre ab, und wartete Ihren Majeſtäten auf, die ihn ſehr artig empfingen, ſo daß er vollkommen damit zufrieden war.

Am folgenden Tag wurde er in ſeinem Palais von Perſonen aller Art und von allen Ständen ohne Unter-

terschied besucht, wodurch bei Ihren Majestäten schon einiger Verdacht gegen ihn erregt wurde.

August.

Der König von Grosbrittannien schickte eine sehr feierliche Gesandschaft an Ihre Majestäten. Der Gesandte hieß Milord Haie, ein Schottländer, einer der größten und ansehensten dieser Nation. Er kam, um Ihren Majestäten zur Wiederherstellung des Friedens in Ihren Staaten zu gratulieren, wozu sein Gebieter nach Kräften mitgewürkt hatte. Man glaubt, er habe dabei auch noch den Auftrag gehabt, im Nahmen seines Herrn um Madame Christine für den Prinzen von Wallis anzuhalten.

Er wurde mit aller ersinnlichen Ehre und Auszeichnung aufgenommen und behandelt; ja, was bis dahin noch keinem andern Gesandten widerfahren war, alle Prinzen und Herren, besonders die von der Parthei des Prinzen von Conde gewesen waren, gaben ihm der Reihe nach Festins, wobei sie sich um die Wette beeiferten, ihn herrlich zu bewirthen und ihm seinen Aufenthalt so angenehm zu machen, daß man würklich endlich aufmerksam darauf wurde, und Verdacht zu schöpfen begann.

Der Prinz, der erst kürzlich angekommen war, sprach von einer zu bewürkenden Reformation der Conseils. Es fanden sich einige Schwierigkeiten dagegen; allein er erklärte sich selbst zum Chef aller Conseils in Abwesenheit Ihrer Majestäten sowohl von gewöhnlichen Finanz- und Regimentsrath (conseil ordinaire des finances et des affaires) als von dem Finanz-

manzdirektorium, und wollte nicht leiden, daß irgend ein Staatsrathsschluß noch ein Befehl ohne seine Unterschrift gültig erlassen — noch irgend eine Zahlung ohne sein Zuthun und Vorwissen geleistet werden sollte. Dies that dem königlichen Ansehen starken Eintrag, indem es nun die natürliche Folge hatte, daß unter diesen Umständen jedermann sich lieber unmittelbar an ihn wendete, um bei ihm mit seinem Gesuch günstiges Gehör und Vorschub zu finden.

Die erwähnte Unterhandlung zwischen dem Herrn von Villeroy und Herrn Mangot über des erstern Stelle war bisher in die Länge gezogen, bald abgebrochen, bald wieder angeknüpft worden. Endlich aber wurde sie ganz eingestellt, unter dem Vorwand, daß der Herr von Puisieux sich nicht in der Form, wie Mangot es wünsche, habe dazu verstehen wollen. Da aber die Königinn Mutter nun einmal darauf bestand, daß Mangot, auf welche Art es auch seyn möchte, in diesen Posten kommen sollte; so ließ Sie ihm eine Vollmacht ausfertigen, solchen auf eben den Fuß zu bekleiden, wie der Herr von Puisieux ihn bekleidet hatte; worauf er am 13. den Diensteid in die Hände Seiner Majestät ablegte. Man sagte dabei zwar immer, er verwalte dies Amt blos unter der Autorität und Leitung des Herrn von Villeroy; allein dies war blos ein leeres Vorgeben, um die Sache zu bemänteln; denn sobald man ihm die Papiere in die Hände gegeben, und ihn zur Geschäftsführung zugelassen hatte, bekam der Herr von Villeroy nur äusserst wenig Notiz mehr davon.

14.

Ihre Majestäten erhielten Nachricht von folgendem Vorgang. Auf das Gerücht oder auf eine zugekommene

kommene Warnung, daß der Marschall d'Ancre — der einige Tage zuvor Befehl erhalten hatte, die Besatzung von Schloß und Stadt Amiens heraus zu ziehen, um beide seinem Nachfolger, dem Herzog von Montbazon, zu übergeben — damit umgehe, einen Theil dieser Besatzung in Peronne zu legen, hatte die dortige Bürgerschaft den Entschluß gefaßt, dem Bruder des Marschalls, dem Ritter Concini, der dahin kommen wollte, den Eingang zu verweigern, die Thore zu sperren und den damaligen Commandanten von Stadt und Schloß Peronne, den Herrn von Favolles, der ihm hatte entgegen gehen wollen, fest zu nehmen. Dabei verbarricadirten sie sich gegen das Schloß, worinn eine gute Besatzung lag: derjenige, der in Abwesenheit des Herrn von Favolles darin kommandirte, war ein junger unerfahrner Officier, der es nicht wagte, sich zu widersetzen, um die Bürgerschaft nicht aufzubringen, sondern es geduldig litt, daß man die Approchen bis an den Graben führte.

Sie schickten hierauf sogleich an den Herzog von Longueville, der sich damals zu Abbeville befand. Dieser eilte herbei und berannte mit Hülfe der Bürgerschaft, bei der er sehr beliebt war, den Platz von allen Seiten, setzte ihm zu, und fand Mittel, die Soldaten durch die Schildwachen besprechen zu lassen. Diese, die seit sechs oder sieben Monaten keine Löhnung bekommen hatten, ließen sich durch den Antrag des Herzogs von Longueville, ihnen alle Rückstände auszahlen zu lassen, leicht verführen, und sobald sie Versicherung darüber hatten, bemächtigten sie sich ihres commandirenden Officiers, und überlieferten den Platz dem Herzog von Longueville drei bis vier Tage nach dessen Ankunft.

Es wurden hiebei drei merkwürdige Fehler begangen. Einmal von dem Herrn von Favolles, der einige

nicht abhängende Personen zu Befehlshabern darinn vorschlagen sollte. Er wurde also dahin abgeschickt, um mit ihm zu conferiren, brachte aber nichts weiter mit, als die Antwort: da ein Aufstand in der Stadt ausgebrochen sey, so habe er als Gouverneur von der Provinz es seiner Pflicht gemäs gehalten, herbei zu eilen, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen; bei seiner Anwesenheit habe der Platz sich an ihn ergeben, und er lasse ihn unter der Aufsicht eines Seiner Majestät ergebenen Adelichen; würden aber Seine Majestät es gut finden, daß er die Bewachung desselben ganz der Bürgerschaft überließe, so wäre er auch hierzu bereit.

20.

Man schickte hierauf den Herzog von Bouillon hin, um zu versuchen, ob er mehr ausrichten würde; allein der machte es noch schlimmer; er that den Vorschlag, den Platz einem von vier Adelichen zu geben, die er Seiner Majestät nennen wollte, oder aber ihn dem Herzog von Longueville lieber gleich zu überlassen, da dieser ohnehin in der Provinz, wo er Gouverneur sey, noch keinen Platz habe. Kurz, er brachte nichts was anständig gewesen wäre. Er wurde vielmehr von mehrern getadelt, daß er, als von der Belagerung des Platzes die Rede war, zwanzig bis dreißig erfahrne Krieger hineingebracht habe, um ihn vertheidigen zu helfen, und sogar den Herzog von Longueville auf die bedeutendsten Blößen und Schwächen an den Wällen aufmerksam gemacht, und ihm Anweisung gegeben habe, ihnen abzuhelfen und sich in haltbaren Vertheidigungsstand zu setzen.

Einige Tage nachher lief auch die Nachricht ein, daß zu Soissons, Noyon und Chauny unter der Bot-

mäßigkeit des Herzogs von Maine ein Theil der Besatzungen sich zusammen gezogen habe, und in formirten Corps unterm Gewehr marschirt sey, worüber Ihre Majestäten sehr ungnädig waren. Es war damals die Rede davon gewesen, noch einmal, und zwar den Herzog von Maine, an den Herzog von Longueville zu schicken, um die Sache beizulegen.

Man vernahm izt auch, daß an verschiedenen Orten des Reichs Truppenweise Reuterei und Fusvolk gehalten werde, ohne besondre Befugniß noch königlichen Auftrag, einzig unter dem Vorwand des Kriegs in Italien, wobei einige vorgaben, sie wollten in der, andre in jener Parthei dienen. Der Kardinal von Guise selbst verließ den Hof, um nach Reims zu gehen, wobei er sagte, es geschehe in der Absicht, eine Werbung zu unterstützen, die der Herzog von Guise an der Grenze von Champagne und sonst anstellen lasse, um den Herzog von Nemours damit zu unterstützen, der um diese Zeit den Herzog von Savoyen unzufrieden verlassen, zuvor aber Geld zu Werbungen von ihm bekommen, und ihm auch einige Mannschaft davon zugeschickt hatte. Er entfernte sich auf ein ihm zuständiges Gut in Bresse, raffte in und außer dem Reiche so viel Truppen zusammen als er konnte, und erklärte sich denn für den König von Spanien gegen den Herzog von Savoyen. Er hatte alle diese Truppen nach Franche-Comté beschieden, in der Nähe von Bresse, wo ebenfalls ein ziemliches Corps für Rechnung des Königs von Spanien zusammengezogen wurde.

Ungefehr um eben diese Zeit, gegen das Ende dieses Monats, brachte man auch in Erfahrung, daß alle

Prin-

Prinzen und Großen, die kürzlich mit dem Prinzen von Condun zurück gekommen waren, und über die Affäre von Peronne blos spöttelten, in Paris stark die Köpfe zusammen steckten, verschiedene Zusammenkünfte und Berathschlagungen, und sogar nächtliche Conventikel hielten, worinn Anschläge gegen die Person des Marschalls d'Ancre geschmiedet würden. Sobald dieser Wind davon bekam, machte er sich schleunig in der Nacht fort aus Paris und ging nach Caen in der Normandie; die geheimen nächtlichen Zusammenkünfte gingen aber nichts destoweniger unausgesetzt fort.

Anfangs wollte der Prinz nicht so ganz Antheil daran nehmen, oder sich auf die darinn gefaßten Beschlüsse einlassen; endlich aber wußte man doch ihn hinein zu ziehen, weil die Interessenten zu gut einsahen, daß sie einen Chef zu Leitung ihrer Entwürfe haben müßten, und zwar einen Prinzen vom Geblüt, und den Prinzen selbst, weil mehrere Prinzen und Große unter ihnen waren, von denen keiner unter dem andern stehen wollte. Man machte auch einen Versuch, den Herzog von Guise hinein zu ziehen; er lehnte es aber ab, und hörte blos, ohne sich auf die ihm gemachten Anträge einzulassen.

Bei diesen Berathschlagungen soll überhaupt von Unternehmungen gegen das Ansehn und die Person des Königs und der Königinn Mutter und dergleichen Anschlägen mehr täglich die Rede gewesen seyn; und bei genauer Aufmerksamkeit auf eines jeden Gänge, Handlungen und Reden fand man die Sache würklich glaubhafter, als sie auf den ersten Blick scheinen möchte. Der Prinz war sogar einigemal dreuß und unvorsichtig genung, zu äußern, der König und die Königinn Mutter hätten ihm größere Verbindlichkeit als Sie dächten,

denn er habe manche üble Anschläge und Entschließungen hintertrieben oder doch verzögert u. dgl. m.

September.

1.

Die von mir erwähnten verdächtigen Umstände und Versammlungen gingen endlich so weit, daß man Ihren Majestäten zu Ihrer eignen Sicherheit und Rettung rieth, sich einiger der Vornehmsten von den Aufwieglern zu versichern. Als daher am 1. Sept. der Prinz in den im Louvre gehaltenen Staatsrath kam, entschlossen Ihre Majestäten sich, ihn beim Weggehen arretiren zu lassen, zu welchem Ende sie dafür gesorgt hatten, daß sich vertraute zuverläßige Personen unter den Thoren befanden, damit man, wenn man ihn nicht im Conseil festnehmen und gleich da behalten könnte, doch wenigstens im Stand wäre, ihn allemal noch in der Stadt zu finden. Weil jedoch der Prinz und die vornehmsten Mitglieder des Staatsraths nach der Session gewöhnlich zu der Königinn Mutter kamen, um von Geschäften zu reden, so hielt man es für das beste, ihn hier zu arretiren, damit es desto leichter und mit weniger Geräusch vollzogen werden könnte.

Dies alles wurde pünktlich so ins Werk gesetzt. Um eilf Uhr vor Mittag nach geendigter Session ging der Prinz, so wie der Siegelbewahrer und einige andre Staatsräthe nach dem Zimmer der Königinn Mutter. Hier befanden sich der Herzog von Rohan, nebst einigen Herrn und Cavaliers, die Staatssecretärs und noch andre, worunter sich vermuthlich einige befanden, welche hinbeschieden waren, um die vorgehabte

te Verhaftung zu unterſtützen. Der König und die Königinn Mutter befanden ſich in dem Kabinet der letztern, welche ſich vollends ankleiden ließ. Bald darauf kam der Herr von Themines mit ſeinen beiden Söhnen, dem Marquis von Themines und Baron Auziere, heraus, und ſagte zu dem Prinzen: gnädiger Herr, der König hat mir befohlen, mich Ihrer Perſon zu verſichern. Der Prinz wollte thätlich oder vielleicht auch blos mit Worten etwas dagegen einwenden; allein die beiden Söhne fielen ihm von beiden Seiten in den Arm, worauf man ihn, nach einigen ausgeſtoſſenen Klagen, um ſeinen Degen bat. Dieſelbe Thüre, die in das Cabinet führte, geht auch nach einer kleinen Treppe, auf der man in ein unteres Zimmer vom Apartement der Königinn kömmt; durch dieſe Thüre alſo führte man ihn hinaus und hinab in ein unteres Zimmer, wo der Herr von Themines, nebſt einigen auserleſenen Adelichen und einigen Gardiſten Befehl hatten, ihn ſorgſam zu bewachen. Dieß iſt die Geſchichte ſeiner Verhaftnehmung.

Unmittelbar darauf ſchickte man mehrere Perſonen in die Stadt aus, um noch einige andre einzuziehen; allein das Gerücht von dieſem Vorgang hatte ſich zu ſchnell verbreitet, und ſie fanden überall leere Neſter. Alles war darüber in Bewegung. Der Herzog von Bouillon kam von Charenton aus der Predigt zurück, und hatte noch den Herzog von la Trimouille in ſeinem Wagen; auf die erſte Nachricht von dem Vorfall ließ er ſogleich halten, überlegte einen Augenblick, warf ſich auf ein Pferd, der Herzog von la Trimouille ebenfalls, und beide zuſammen machten ſich davon gegen Soiſſons hin.

Sie waren noch nicht weit, als auch der Herzog von Maine anlangte, auf die ebenfalls erhaltene Nach-

richt ſogleich zu Pferde ſaß und davon ritt, ohne daß man ihn aufhielt. Er holte den Herzog von Bouillon noch ein, und da er ſah, daß ſie zuſammen ſechzig bis achtzig Pferde ſtark waren, zu denen noch mehrere nachkommen würden, wollte er geradezu wieder umkehren, und mit dem Degen in der Fauſt auf das Louvre losgehen, in der Hoffnung, das Volk zu einem Aufſtand zu bringen und etwas Großes auszurichten; allein der Herzog von Bouillon redete es ihm aus und ſtellte ihm vor, ihre Partei ſey zu einem ſolchen Schritt noch zu wenig befeſtigt, dazu hätte man ſchon früher Maasregeln ergreifen und von weitem her anlegen müſſen, ſo aber hieße dies ſich ohne Nutzen der Gefahr ausſetzen, zu fallen oder gefangen zu werden, und ſeinen Kopf auf das Schaffot tragen u. ſ. w., ſo ließ er ſich denn zureden, und ſie beſchloſſen, mit einander nach Soiſſons zu gehen.

Der Herzog von Vendome, der in ſeinem Logis in der Nähe des Louvre war, erſchrack über dieſe Nachricht, warf ſich aufs Pferd und eilte davon nach la Fere.

Der Herzog von Guiſe hingegen, der ebenfalls davon hörte, ſtutzte anfangs, dann ſchickte er den Prinzen von Joinville ins Louvre, wo er gut aufgenommen wurde, und wo Ihre Majeſtäten zu gleicher Zeit den Herrn von Vignole an den Herzog abſchickten, um ihm den Vorgang zu wiſſen zu thun. Allein unterdeſſen fanden ſich einige Uebelgeſinnte, die aus böſen Abſichten dem Herzog auf verſchiedenen Wegen eingaben: er möchte doch ja auf ſeine Rettung bedacht ſeyn, indem es auf ihn ſo gut gemünzt ſey, als auf die andern; was doch ganz falſch war. Er ließ ſich dadurch in Furcht jagen, und ſtatt nach dem Louvre zu gehen, wie er ſchon im Begriff war, entſchloß er ſich lieber mit dem Prinzen von Joinville davon zu reiten. Sie gingen ebenfalls

falls nach Soiſſons hin, wo ſie zu einem ganz andern Zweck dienten, als man beabſichtet hatte; wie wir unten noch ſehen werden. So verging dieſer Tag.

Man ſchickte zu gleicher Zeit Eilboten nach allen Seiten ab, um von dem Vorgefallenen Nachricht zu geben, und etwas von den Gründen anzuführen, welche Seine Majeſtät bewogen hätten, zu dieſem Gewaltsmittel zu greifen; dabei wurde jedermann ermahnt, ſich in den Schranken ſeiner Pflicht zu halten, und den Städten befohlen, auf ihrer Hut zu ſeyn.

2.

Am Tag darauf machte der König den Herrn von Themines zum Marſchall von Frankreich, zur Belohnung für den ausgezeichneten Dienſt, den er bei dieſer Gelegenheit geleiſtet hatte. Das Verſprechen und Decret hatte er übrigens bereits ſeit einem Jahr.

3.

Auch der Herr von Montigny wurde den Tag darauf zum Marſchall ernannt und nach Berry geſchickt, mit dem Auftrag, in dieſer Provinz zu commandiren, und alle Plätze zu übernehmen, in denen der Prinz einige Mannſchaft gelaſſen habe.

An eben dem Tag verſprach man auch dem Herrn von Praslin und dem Herrn von St. Gerend, ſie bei erſter Gelegenheit zu Marſchällen zu ernennen, und ertheilte dem Herrn von Crequi das Verſprechen, ihn zum Herzog und Pair des Reichs zu erheben. Auch ſonſt an einige Andre that man noch verſchiedene Verſprechungen. Dieſe Austheilung und Zuſicherung von Gnadenbezeugungen machten Andre ſehr unzufrieden, welche ſie ſo gut zu verdienen glaubten, als jene, und ihre Klagen verſchiedentlich laut werden ließen.

Da indessen der König sah, daß der izt gethäne Schritt leicht Unruhen im Reich erregen könnte, so beschloß Er, schleunig eine Armee von zehn bis zwölftausend Mann Infanterie und Cavallerie auf die Beine zu bringen, um damit jedem Unruhestifter begegnen zu können. Man berief zu dem Ende den Grafen von Auvergne mit allen seinen Truppen, die er zusammengebracht und vor Peronne geführt hatte; man verschrieb auch noch andre, hielt Revuen über die Infanterie, und beschied alle nach Meaux, wo sie zusammentreffen sollten. Den Herr von Castille endlich, der ehedessen schon Gesandter in der Schweiz gewesen war, schickte man izt abermals dahin, um in aller Eile viertausend Mann zu werben.

4. 5.

Ihre Majestäten erhielten Nachricht, daß alle Prinzen und Herren, die von Paris entwichen waren, sich nach Soissons begeben, auch bereits eine Zusammenkunft zu Couci und ein andermal zu la Fere gehalten hätten, wobei auch der Herzog von Longueville, doch nicht persönlich, sondern durch einen Abgeordneten erschienen wäre; ihr gewöhnlichster Aufenthalt und Sammelplatz aber sey zu Soissons.

Der Herzog von Nevers — den der König drei Tage vor der Verhaftnehmung des Prinzen nach Teutschland an den Kaiser geschickt hatte, um sich für die Abwendung des Kriegs zwischen den Venetianern und dem Erzherzog zu verwenden, — machte auf die Nachricht von diesem Vorfall in Champagne Halt, um zu sehen, wie die Sachen laufen würden, und trat unterdessen mit den Herrn zu Soissons in Correspondenz.

Man hörte sogar, daß in der Nacht, da der Prinz arretirt wurde, der Graf von Soissons aus der Stadt heim-

heimlich weggebracht werden sollte; was aber durch einige Leute verhindert wurde, durch die die Königinn Mutter in der Nachbarschaft aufpassen ließ.

6.

Unterdessen rieth man dem König eine öffentliche Darstellung der Rücksichten und Beweggründe zu erlassen, durch welche man sich veranlaßt ja genöthigt gesehen hätte, zu diesen gewaltsamen Mitteln zu greifen und den Prinzen gefänglich einzuziehen. Diese Declaration wurde denn auch am 6. ausgefertigt.

5.

Am folgenden Tag erhob der König sich ins Parlement, begleitet von der Königinn Mutter, und Monsieur Seinem Bruder; der Graf von Soissons war nicht mit, weil er sich krank befand, überhaupt erschienen dabei keine Prinzen außer dem Herzog von Elboeuf; ferner alle Herzoge, Pairs und Kronbeamte, die sich just am Hof befanden, und darunter namentlich der Herzog von Sülly und der Herzog von Rohan; die Prinzessinnen von Conti und Soissons; alle andre Prinzen waren ebenfalls dabei. Die ganze Handlung lief sehr gut ab, und unter lebhafter Bezeugung der Liebe und Treue gegen den König sowohl von Seiten des Volks das sich in starken Haufen in den Straßen zusammengedrängt hatte, um Ihn unter freudigem Zuruf vorüberfahren zu sehen — als von Seiten des Parlements, wo die erwähnte Declaration nebst einem Edict die Regiatratur betreffend, verlesen und registrirt wurde.

Gleich am andern Tag nach der Entfernung der Prinzen von Paris, ließ der Herzog von Guise Ihren

Majeſtäten ſagen, er habe ſich keineswegs in der Abſicht entfernt, um etwas gegen das königliche Intereſſe zu unternehmen, ſondern blos auf das unabläſſige Zureden mehrerer Perſonen, die ihn wegen ſeiner Sicherheit beſorgt und bange gemacht hätten. Er werde blos nach Guiſe gehen, mit dem Vorſatz, auf den erſten Befehl wieder zurück zu kommen, den Ihre Majeſtäten deshalb an ihn ergehen laſſen würden; wenn Sie übrigens geruhen wollten, ſeine Verwendung genehm zu halten, ſo werde er ſich alle Mühe geben, die nach Soiſſons gegangenen Herrn wieder zu ihrer Pflicht zurück zu führen, und abzuhalten, daß ſie ſich keine verdrüßliche Schritte zu Schulden kommen ließen, wozu ſie gegenwärtig allerdings ſtark genug wären.

Man fand damals für gut, dieß dargebotene Mittel anzunehmen, um unangenehmen Weiterungen vorzubeugen, den Ausbruch der drohenden Unruhen abzuwenden und eine Einleitung zur gütlichen Annäherung und Ausgleichung zu treffen. Auch ſchickte man, auf mehrere günſtige Berichte, die von dem Herzog von Nevers einliefen, den Herrn von Boiſſiſe und den Herrn von Chanvallon an ihn, um mit ihm zu überlegen, welche Mittel als die zweckdienlichſten vorzukehren ſeyn möchten, um die Sache beizulegen, und alle dieſe Prinzen und Herrn bei ihrer Pflicht zu erhalten. Sie reiſten zu dem Ende am 9. oder 10. ab.

Unterdeſſen brachte man eine Vermählung zwiſchen dem Grafen von Soiſſons und Madame Henriette, der jüngſten Schweſter des Königs in Vorſchlag. Ihre Majeſtäten erklärten, daß es Ihnen angenehm und erwünſcht ſeyn würde. Die Gräfinn von Soiſſons und ihr Sohn, der Graf erklärten gleichfalls, daß ſie ſich die-

dieſe Eröffnung zur beſondern Ehre und Gnade ſchätzten, und von nun an ward für gut befunden, daß das neue Liebespaar einander beſuchen und auf einen vertrauten Fuß miteinander umgehen ſollte. Dieſe Einleitung war der Nation ſehr angenehm, theils weil nur ſo wenig Prinzen vom Geblüt noch vorhanden waren, theils weil ſie ein Beweis war, daß der König dieſe Prinzen liebe, wodurch denjenigen das Maul geſtopft wurde, die aus Veranlaſſung des Prinzen das Gegentheil ausgeſprengt hatten.

Uebrigens aber war dieſe Verbindung äußerſt unangenehm und verdrüßlich für die, denen es um Unruhen zu thun war. Denn ſie konnten leicht ſchließen, daß unerachtet alle die nach Soiſſons ausgetretene Prinzen Macht und vielleicht auch böſen Willen genug hätten, Unheil anzuſtiften, dennoch ein Umſtand ihnen dabei im Wege ſeyn werde, nehmlich ihre Gleichheit untereinander, indem keiner dem andern werde gehorchen wollen, daher ſie ſchlechterdings einen Prinzen vom Geblüt zu ihrem Anführer haben mußten; was aber gegenwärtig nicht ſeyn konnte, da von den vorhandenen beiden einzigen, der eine arretirt war, der andre aber durch dieſe Verbindung an den Hof gefeſſelt wurde, und allerdings aus dieſer Rückſicht viel beitrug, die Ruhe zu erhalten.

Sobald der Prinz arretirt war, verlangte der auſſerordentliche engliſche Geſandte, Milord Haie, eine Audienz, und zwar ſo angelegentlich, daß Ihre Majeſtäten es ihm nicht wohl abſchlagen konnten. Er bat ſich darin die Gründe und Rückſichten aus, welche Ihre Majeſtäten zu dieſen Maasregeln bewogen hätten, um ſeinen König davon zu benachrichten. Man antwortete ihm in ziemlich allgemeinen Ausdrücken.

Man

Man bemerkte schon damals, daß er mehr Umgang und Verbindung mit den Unruheſtiftern, als gute Geſinnungen für das königliche Intéreſſe unterhielt, auch ſprach er würklich gar nicht von der vorgeſchlagenen Verbindung zwiſchen dem Prinzen von Wallis und Madame Chriſtine, ſondern ſprengte vielmehr allerlei Gerüchte aus, als ob der König von Spanien, auf die Nachricht von den Schwierigkeiten, die ſich in Anſehung der feſtzuſetzenden Artikel der Eheſtiftung fänden, ihm eine Seiner Prinzeſſinnen habe antragen laſſen, was nicht ſehr wahrſcheinlich war.

Man hörte übrigens an, was er weiter vorzubringen hatte, und was blos einige Verfügungen in Anſehung der Marine und Schiffarth betraf, die man beantwortete und ihm dann beabſchiedete, worauf er am 16. oder 17. abreiste. Man kann mit Wahrheit ſagen, daß noch nie ein Geſandter ſo gut aufgenommen und von dem König ſowohl als den Großen ſo ausgezeichnet gut behandelt wurde, und dann doch ſo wenig dagegen leiſtete.

Die aus der obenerwähnten Veranlaſſung an den Herzog von Nevers abgeſchickten Herren von Boiſſiſe und Chanvallon beſprachen ſich mit ihm bei Soiſſons und giengen dann weiter in dieſe Stadt ſelbſt. Die Prinzen und Großen hatten zu la Fere und nachher zu Soiſſons eine Zuſammenkunft gehalten, wobei der Herzog von Longueville nicht mehr Antheil nahm, weil man durch ſeine Mutter mit ihm in Unterhandlung getreten war; auch hatte die Gräfinn von Soiſſons bei Gelegenheit der künftigen Verbindung ihres Sohnes mit Madame Henriette, für ihn geſprochen, und die ſchon im Vorſchlag geweſene Verbindung zwiſchen ihm und

ihrer

ihrer Tochter wieder in Anregung gebracht. Dieſer Umſtand trug, wie man glaubt, einigermaßen mit bei, die andern Prinzen im Zaum zu halten, ſo daß ſie ſich geneigt zeigten, in den Schranken der Pflicht und des Gehorſams zu bleiben, wiewohl man dieß mehr als eine Folge ihrer Beſchränktheit als ihres guten Willens anſah.

Der Herr von Boiſſiſe ſprach ſie alſo jetzt, und alle verſicherten, ſie verlangten von Sr. Majeſtät weiter nichts als Ehre, Sicherheit und die Erfüllung des Vertrags von Loudun, und wollten übrigens durchaus ihrer Pflicht nachleben. Als man aber weiter in ſie drang, legten ſie endlich einige Artikel vor, die würklich eben nicht von großer Erheblichkeit waren, indem ſie blos auf die Unterhaltung einiger Infanterie in den ihnen anvertrauten Plätzen und die Bezahlung einiger verſchiedenen von ihnen verſprochenen Summen giengen, wobei ſie noch eine Erklärung Sr. Majeſtät über die Verhaftung des Prinzen und über die Anerkennung ihrer Unſchuld verlangten. Der Herr von Boiſſiſe berichtete dies an den König und kam alsdann auch noch ſelbſt.

Man beantwortete von Hof aus dieſe Artikel, verſprach ihnen eine Deklaration und legte einen Entwurf dazu bei. Der Herr von Boiſſiſe gieng wieder zurück, und kam abermals mit dem Herzog von Nevers und dem Prinzen von Joinville, welche am 25. bei dem König eintrafen; und die Artikel nebſt den Bitten jener Prinzen und Herrn mitbrachten. Der Herzog von Guiſe wurde mit dem Herrn von Boiſſiſe abermals abgeſchickt; ſie giengen am 27. ab. Endlich ſchloß man mit ihnen ab, und am letzten d. M. kamen, beide mit den Artikeln und dem Entwurf der Declaration zurück, woran einige Ausdrücke noch nicht im Reinen waren. Der Herr von Boiſſiſe wurde daher noch einmal abge-

gefertigt, um die Sache zu beendigen, und ihre Zusagen von ihnen unterzeichnen zu lassen, worauf er endlich am 6. October die völlige Beendigung mitbrachte, so daß nun die Ausfertigung der Unschuldserklärung für jene sämmtlichen Herrn geschehen konnte.

27.

Der Prinz wurde aus dem Louvre, wo er bisher bewacht worden war, nach der Bastille gebracht. Man hatte einige Tage zuvor, davon gesprochen, ihn nach Bois de Vincennes zu bringen; dies wurde aber wieder aufgegeben, und man ließ ihn noch immer unter der Aufsicht des Marschalls von Themines. Nach der Bastille wurde er in der Nacht transportirt, unter einer Bedeckung von Fußgarde, Schweizern und einer Menge dazu beschiedener Adelichen. Er war noch immer sehr besorgt, es möchte ihm ans Leben gehen, woran man doch nicht den Gedanken hatte.

Der Marschall d'Ancre kam aus der Normandie wieder nach Hof zurück, wo er wieder ein noch größeres und unbeschränkteres Ansehn denn zuvor behauptete; und unerachtet er dem Schein nach sich nicht sonderlich in die Geschäfte mischte, so giengen sie doch im Grund größtentheils durch seine Hände und nach seinem Kopf.

Oben erwähnte ich, wie der Herr von Montigny, nach seiner Erhebung zum Marschall nach Berry abgeschickt wurde, um die Plätze dieser Provinz, worin der Prinz ihm vertraute Männer aufgestellt hatte, wie-

wieder unter königliche Botmäſigkeit zu bringen. Man hatte deswegen gleich nach ſeiner Verhaftung ſchon an alle Städte und beſonders nach Bourges geſchrieben. Die Bürgerſchaft entſchoß ſich zur Unterwürfigkeit gegen den König, öffnete Seinen Dienern die Thore, und der Herr von Montigny wurde ſehr gut von ihnen aufgenommen. Er ließ ſogleich Verſchanzungen und Approchen um den ſtarken Thurm her aufwerfen, und ſetzte der Beſatzung zu, welche unter dieſen Umſtänden kapitulirte, und gegen das Ende dieſes Monats den Platz übergab, worauf alle andern in der Provinz ſich gehorſam und ruhig verhielten.

October.

So neigte alſo alles ſich zum Frieden, und zur Ruhe; nur war der Herzog von Nievers noch übrig, der ſich nicht hatte mit in den Vertrag der übrigen Herrn wollen einſchlieſſen laſſen, weil er nicht mit ihnen ausgezogen ſey. Und doch hatte er ſich mit ihnen, als er ſeine Geſandtſchaftsreiſe nach Wien deswegen verzögerte, nur zu merklich eingelaſſen, ſo daß man Argwohn auf ihn warf, beſonders als man vollends hörte, daß er Truppenwerbungen in Champagne, Lüttich, und dort herum veranſtaltete, weswegen man auch unter der Hand einigen Städten zu wiſſen that, ſie möchten auf ihrer Hut gegen ihn ſeyn, und ihn nicht einlaſſen, wo er der Stärkere ſeyn könnte. Da man beſonders muthmaßte, er möchte einen Anſchlag auf Chalons haben, ſo ſchickte man den Grafen von Trême dahin, mit dem beſtimmten Auftrag, ſie ſollten ihm den Einlaß verweigern, im Fall er hinkommen wollte. Würklich kam er auch bald darauf bis auf zwei bis drei Meilen von der Stadt, wo man ihm aber entgegen ſchickte, und ihm ſagen ließ,

ließ, er möchte sich nicht weiter bemühen, indem man Befehl deshalb von Hof habe. Er beschwerte sich darüber bei Ihren Majestäten, welche ihm den Grund davon eröffnete, und zugleich den Bischof von Lucon an ihn abschickten, um die Sache auszugleichen, was auch geschah, weswegen eine besondre Declaration für ihn erlassen wurde. *)

Nachdem nun endlich auf diese Art mit allen Partheien alles beigelegt und ausgeglichen war, entschloß man sich, die Truppen größentheils abdanken zu lassen, und berief zu dem Ende den Grafen von Auvergne zurück, der dann auch am 8. Oct. zu Paris eintraf.

Gleich bei der Verhaftung des Prinzen hatte der Herr von Rochefort sich in das Schloß Chinon geworfen, in der Absicht, diesen Platz nebst der Stadt für diejenigen zu erhalten, die sich zu Gunsten des Prinzen empören würden. Der Marschall von Souvre wurde dorthin geschickt, mit Vollmacht, Cavallerie und Infanterie zur Belagerung des Platzes zusammen zu ziehen. Würklich waren auch bereits welche dahin aufgebrochen, und machten sich fertig die Belagerung vorzu-

*) So wenigstens glaubte ich die äußerst diffuse und confuse Stelle des Originals, S. 240. f. mit Weglassung müssiger Wiederholungen zusammenziehen zu müssen, um Sinn und Zusammenhang darein zu bringen, der ihr, so wie sie daliegt, gänzlich abgeht. — Ueberhaupt muß ich hiebei anmerken, daß ich mich verschiedenemal in der mühsamen Verlegenheit sah, mir mit dem Original ähnliche Freiheiten zu nehmen, woran ohne Zweifel theils Sorglosigkeit beim ersten Abdruck, theils eine ungeschickte Hand beim Retouchiren, Schuld ist.

Der Uebers.

zunehmen. Weil aber der von Rochefort sah, daß alle Prinzen sich verglichen hatten, und es gefährlich für ihn ablaufen dürfte, wenn er ohne Hofnung eines Beistandes den Platz länger halten wollte; so entschloß er sich endlich, mit Sr. Majestät darüber zu unterhandeln; und übergab ihn nach einigem Hin- und hersenden, einem Unterofficier von der Leibwache, der dazu abgeschickt worden war. So war nun niemand weiter im Reich, der sich für den Prinzen zu erklären gewollt oder gewagt hätte.

Die Händel in Piemont und der Lombardey zwischen dem Herzog von Savoyen und dem Statthalter von Mailand wurden unterdessen immer lebhafter. Beide Armeen waren sehr stark; sie standen im Feld einander gegenüber, und es kam zu öftern Scharmützeln, wobei die Spanier, die den Vortheil der Menge hatten, immer am besten wegkamen. Der Herzog von Savoyen hatte keine Hülfe noch Unterstützung, außer einer großen Menge Franzosen, welche freiwillig und ohne Erlaubniß ihres Monarchen, ihm starke Trupps Cavallerie und Infanterie zuführten, die beinahe seine ganze Armee ausmachten.

Was ihm aber vorzüglich zum Nachtheil gereichte, war der schon oben erwähnte Umstand, daß der Herzog von Nemours, welcher ihm Truppen zu verschaffen versprochen, und zu dem Ende auch Geld von ihm erhalten hatte, jetzt aus Unzufriedenheit von ihm absprang; dem König von Spanien versprach, ihm gegen den Herzog zu dienen; in dieser Absicht Truppen in großer Anzahl überall her an sich zog und sein Corps zwischen der Franche-Comte und Bresse aufstellte, in der Absicht, in Savoyen einzufallen; daher der Herzog sich genöthigt fand, zur Vorkehrung dagegen seinen Sohn, den

Prinzen von Piemont mit Truppen dorthin zu detaschiren, wodurch seine Macht sehr vertheilt wurde.

Noch war eines übrig, und abzuthun, was von Folgen seyn, und den Staat beunruhigen konnte Sobald die von la Rochelle die Gefangensetzung des Prinzen vernahmen, vermutheten sie, daß hieraus starke Bewegungen und Empörungen im Reich erfolgen würden, schickten deswegen hin und ließen das Haus Rochefort wegnehmen. Es liegt im Lande Aunis, etwa drei bis vier Meilen von la Rochelle am Ausfluß der Charente ins Meer, ist also seiner Lage wegen sehr wichtig, indem es die ganze Passage auf der Charente und Boutonne beherrscht.

Nun ist hiebei zu merken, daß die Bestallung und Vollmacht des Herzogs von Epernon auf die Gouvernements Angoumois, Saintonge und die Landschaft Aunis lautet, und er daher behauptet, in Aunis müsse er zu befehlen haben; daß aber hingegen die von la Rochelle behaupten, ausdrückliche Privilegien zu haben, besage der er über die in der Stadt la Rochelle sowohl als in der Landschaft Aunis Niemand anders als der jeweilige Maire daselbst den Oberbefehl zu führen habe; so daß daher ein alter Streit unter ihnen hierüber ist, den die Könige bisher noch nicht hatten auseinandersetzen wollen.

Der Herzog von Epernon befand sich zu Bourdeaux als die Nachricht von der Festnehmung des Prinzen einlief, und zween Tage darauf ihm gemeldet wurde, die von Rochelle hätten sich mit gewaffneter Hand des Hauses Rochefort bemächtigt und eine Besatzung darein gelegt, was ihn sehr aufbrachte, indem

er

er es als einen ihm zugedachten Schimpf und Troz ansah, den er sogleich zu rächen beschloß.

Er gieng demnach in sein Gouvernement, und als er zu Saintes, also in der Nachbarschaft angelangt war, schickte er den Vice-Seneschal der Provinz nach Rochefort, und ließ denen, die darin lagen, andeuten, sie sollten den Platz frei in den Händen des Eigenthümers lassen. Die Besazung gab aber hierauf zur Antwort: sie erkännten keine Befehle vom Herzog von Epernon, und wüßten von keinem andern Befehlshaber als dem Maire von la Rochelle.

Der Herzog von Epernon wurde hierüber äusserst entrüstet und beschloß, alle seine Freunde und seinen ganzen Credit aufzubieten, um den Platz zu überwältigen. Er schrieb auch würklich in alle seine Gouvernements und in ganz Guyenne und Gascogne herum, bat und beschwor männiglich, ihm mit Reuterei und Fußvolk in seiner Unternehmung beizuspringen, und gab dabei zu verstehen, es sey hier darum zu thun, das Interesse des Königs zu wahren, und die stolzen übermüthigen Anmaßungen der Rocheller besonders gegen die Katholiken zurückzuweisen. Dieß würkte bei vielen.

Dagegen saßen aber auch die Rocheller nicht stille. Sie beschlossen, sich nachdrücklich zu vertheidigen, und schrieben an alle ihre Freunde, sie möchten ihnen zu Hülfe eilen. Der Marquis von Bonnivet, der von neuem zur reformirten Religion übergetreten war, eilte herbei; der Herzog von la Trimouille, der Herr von Loudriere und einige andre kamen ebenfalls und brachten mit, was sie von Mannschaft zu Roß und zu Fuß auftreiben konnten. Der Herzog von Rohan ließ sie Beistand hoffen, indem er ihnen mit guten Trupen zu Hülfe ziehen wolle, im Fall der Herzog von

Epernon dem königlichen Verbot nicht Folge leisten würde; mehrere reformirte Herrn in Guyenne und Gascogne setzten sich dieserhalb in Bewegung.

Es lag just ein großes holländisches Kriegsschiff auf der Rheede von la Rochelle; den Capitain dieses Schiffs zogen die Rochelle in ihr Interesse und schickten ihn nach der Mündung der Charente, um die in Rochefort zu unterstützen. Der Herzog von Epernon, der schon bis Tonne Charente, nur noch eine Meile davon, gekommen war, und eine gute starke Besatzung dort hineingelegt hatte, schickte zu dem Capitain dieses Schiffes, und ließ ihm vorstellen, welch einen Fehler er sich gegen das Ansehn und Interesse des Königs zu Schulden kommen lasse, indem er mit seinem Schiff gegen ihn diene, wofür seine Herrn, die Staaten von Holland ihn unfehlbar zur Strafe ziehen würden. Der Holländer ließ sich dadurch schröcken, und versprach, sich zu entfernen.

Unterdessen wurde der Herzog von Epernon von dem Herrn von Surgeres gebeten, ihn auf seinem drei bis vier Meilen von la Rochelle gelegenen Gute zu besuchen. Er kam, fand den Herrn von Surgeres auf den Tod krank, und wurde von ihm dringendst gebeten, für die Erhaltung seines Hauses gegen die von la Rochelle, die stets ein Auge darauf gehabt hätten, wie auch für seine Tochter die Frau von Montandre zu sorgen, die in einen starken Proceß verwickelt und von ihrem Gemahl geschieden sey, von dem sie in ihrem Hause überfallen und entführt zu werden besorgte. Der Herzog von Epernon sagte dieß zu, und der Herr von Surgeres starb noch während seiner Anwesenheit.

Nachdem er diesem verstorbenen Freund noch einige der letzten Pflichten geleistet hatte, reiste er wie-

der ab, ließ aber eine gute Besatzung in jenem Hause zurück, worüber die von la Rochelle sehr aufgebracht wurden; denn es gehörte auch in die Landschaft Aunis, wo sie das Privilegium haben, keine fremde Garnison dulden zu dürfen.

Bei seiner Rückreise über Tonné-Charente sah er daselbst noch das Kriegsschiff vor Anker, und wollte einen Adelichen hinschicken, um den Befehl zur Abfarth zu wiederholen. Diesen begleiteten zween oder drei andre aus Neugierde, um doch das Schiff näher in Augenschein zu nehmen. Als sie aber an Bord waren, wurden sie von der unterdessen darein gelegten Mannschaft aus la Rochelle als Leuteverführer festgenommen, nach Rochefort und von da nach la Rochelle abgeführt.

Auf die Nachricht hievon schrieb der Herzog von Epernon sogleich nach Brouage, nach Blaye, nach Bourdeaux und an mehrere andere Orte, man sollte alle Rochseller und Holländer Schiffe und Kaufleute, deren man habhaft werden könne, in Beschlag nehmen. — Dies alles ging vom Anfang des Septembers bis gegen das Ende des Octobers vor, und so wurden also die Mißhelligkeiten von beiden Seiten immer hitziger und verworrener.

Der Herzog von Epernon hatte bereits alle seine Truppen auf den 25. nach Beaunoir am Matha beordert; da aber der König von diesen Unordnungen benachrichtet wurde, und wohl einsah, daß sie fähig wären, einen großen Brand zu verursachen, indem die ganze reformirte Religionspartei sich dafür interessirte; so entschloß Er sich, den Herrn von Boissise an Ort und Stelle abgehen zu lassen, mit dem Auftrag, die von den Rochellern in Rochefort gelegte Besatzung daraus abziehen zu lassen, den Herzog von Epernon aber

und die von la Rochelle zu bedeuten, ſie hätten beiderſeits ihre zuſammengezogenen Kriegsvölker ſchleunig zu entlaſſen, erſterer aber die in Tonné Charenton und Surgeres gelegte Beſatzung ſogleich abzuführen; wobei übrigens Ihre Majeſtät die Erledigung der unter ihnen annoch obwaltenden Irrungen und Streitpuncte ſich allergnädigſt vorbehielten. Der Herr von Boiſſiſe reiste zu dieſem Geſchäft am 15. oder 16. d. M. von Paris ab.

Unterdeſſen hatte man ſtets an einem beſondern Vergleich mit dem Herzog von Longueville gearbeitet, um dieſen Herrn ganz für den König und die Königinn Mutter zu gewinnen. Die Gräfinn Soiſſons und ſeine Mutter, die verwittwete Herzoginn von Longueville verwendeten ſich dafür. Endlich kamen einige Artikel zu Stand; man erließ eine beſondre Declaration, ihn betreffend; er übergab Stadt und Schloß Peronne in die Hände des Königs zur weitern Aushändigung an den Marſchall d'Ancre, der ſie dann dem Herrn von Bleraincourt übertrug; und der König bewilligte, daß er das Gouvernement von Ham on ſich brachte, wozu Er ihn einen Theil der Kaufſumme beitrug.

Gegen das Ende des Monats hörte man, daß der Marquis von Aubeterre, Sohn des Grafen von Luſſan, es ſo zu ſpielen gewußt habe, daß ſein Vater ſich bereden ließ, in Gemäßheit eines ihm vorgelegten königlichen Befehls Blaye zu verlaſſen, und ihm unterdeſſen das Commando darinn zu übertragen, bis er ſich in Anſehung gewiſſer gegen ihn angebrachter Beſchuldigungen bei Seiner Majeſtät gerechtfertigt haben würde. So brachte er den alten Mann aus dem Platze weg, deſſen er ſich bemächtigte. Als aber der Vater einige

Tage

Tage darauf die boshafte Verrätherei, die sein Sohn ihm gespielt hatte, aus einigen ihm in die Hände gefallenen Briefen ersah, starb er aus Verdruß darüber in einem Alter von zwei und achtzig Jahren.

Es lief ferner Nachricht ein, daß die Mutter des Prinzen von Conde' sich nach la Rochelle begeben habe, gleichsam als in einen Zufluchtsort, und in der Absicht, zu Gunsten ihres arretirten Sohns Unruhen daselbst anzuspinnen, was sie auch nach Kräften versuchte. Anfangs fand sie die Gemüther nicht in der günstigsten Stimmung für einen Antrag dieser Art, wiewohl die Reformirten aus mehrern Provinzen daselbst eine Versammlung hielten, um bei Seiner Majestät mit Vorstellungen gegen die unaufhörlichen Bedrückungen des Herzogs von Epernon einzukommen und sich unter einander über die sachdienlichsten Vorkehrungen dagegen zu berathschlagen.

Ich habe oben schon angeführt, wie der Herzog von Nemours eine starke Armee an der Grenze von Franche Comte' zusammenzog, um damit in Savoyen einzufallen, und wie der Prinz von Piemont mit einigen Truppen dahin detaschirt wurde, um sich ihm zu widersetzen. Der Herzog von Nemours ließ seine Armee gegen Pont de Gruste, wo eine neutrale Brücke über die Rhone ist, aufbrechen, und verlangte sich derselben zu bedienen. Er hatte auch bereits einige seiner Leute vorausgeschickt und sie besetzen lassen, sie wurden aber zum Abzug gezwungen. Der Prinz von Piemont ließ darauf Truppen über den Pesse gehen. Der Herzog von Nemours stand mit einem Theil seiner Armee in einer Gegend, wo die Verproviantirung sehr schwer hielt, und befand sich daher in ziemlicher Ver-

legenheit. Da die Spanier und spanischen Unterthanen in der Franche-Comte' nicht in dem besten Vernehmen mit ihm standen, so lief unter diesen Umständen ein Theil seiner Truppen davon und aus einander. Dies nöthigte ihn, sich zurück zu ziehen, und von diesem Augenblick an wurde er so unwillig auf die Spanier, daß er sich das vornahm, was er nachher that und was wir noch anführen werden. Man fing jedoch bereits an, von einem Waffenstillstand auf dieser Seite sowohl als zwischen Mailand und Piemont zu reden, wohin der Herr von Bethune von Seiten des Königs und ein Cardinal von Seiten des Papsts abgeschickt wurden, welche sehr bemüht waren, die Sache beizulegen.

Als der König beschloß, die bei Gelegenheit der Verhaftnehmung des Prinzen zusammengezognen Truppen wieder zu entlassen, nachdem man von den ausgetretenen Prinzen die Versicherung erhalten hatte, daß sie bei ihrer Pflicht beharren würden; so fand man dennoch für gut, außer Seiner gewöhnlichen stehenden Cavallerie noch zehn bis zwölfhundert Mann Infanterie beizubehalten, und in bequeme Quartiere so zu verlegen, daß man sich ihrer auf den ersten Wink gegen jeden bedienen könnte, der Mine machen würde, sich von seiner Pflicht zu entfernen. Dabei sollten auch noch die kürzlich geworbenen viertausend Mann Schweizer stehen bleiben, so daß man mit den schon vorhandenen ein Corps von ungefehr sechstausend Mann im Dienst hätte. Gegen das Ende dieses Monats hörte man, daß diese viertausend Mann würklich in Bourgogne eingerückt seyen, wo man Musterung über sie hielt, um sie dann in verschiedene Plätze und Provinzen zu verlegen.

31.

Der König, der schon seit mehrern Tagen unpäßlich gewesen und eine starke Kolik geklagt hatte, wurde izt sehr und ganz ausserordentlich schwach. Die Aerzte suchten den Grund in einer Menge böser Feuchtigkeiten, die sich während seiner Reise nach Guyenne in Ihm angehäuft hätten, weil er sich während derselben nicht purgirte; sein Gehirn hatte auch keine Ausleerung, indem er sich gewöhnlich sehr selten schneuzte. Demnach beschlossen sie, diese Anhäufung nach und nach zu zertheilen und abzuführen, wobei ihnen aber der Umstand sehr hinderlich war, daß der König nicht einnehmen wollte, weßwegen sie sich genöthigt sahen, ihm häufig Klystire zu setzen, um Ihm Erleichterung zu verschaffen. Zwar hatten sie Ihm am vorigen Tag doch endlich eine Arzeney in einem Mandeltränkchen beigebracht, und an dem heutigen ein Klystier gesetzt; da aber dies nicht die gehörige Ausleerung bewürkt hatte, die Flüssigkeiten hingegen durch die gestrige Arzenen aufgeregt worden waren, und er noch überdies von Würmern geplagt wurde: so bewürkte dies alles zusammen eine so große Schwäche, daß Er nicht nur ganz ohnmächtig, sondern auch von starken Convulsionen und andern Zufällen befallen wurde, was anderthalb bis zwei Stunden lang anhielt, und jedermann sehr betreten machte, weil man nicht absehen konnte, welchen Ausgang dieser so heftige Anfall nehmen dürfte. Endlich aber legte sich die Heftigkeit nach und nach, und er wurde ganz wieder hergestellt.

November.

Seit der Verhaftnehmung des Prinzen schienen die Angelegenheiten ein besseres Ansehen zu gewinnen,

indem jedermann sich dem Anschein nach bestrebte, sich treu und gehorsam gegen den König zu beweisen. Indessen bemerkte man doch noch in der That selbst starke Abweichungen von diesem äussern Schein. Jedermann war beschäftigt, Waffenvorräthe und Kriegsbedürfnisse zusammen zu bringen, unter dem Vorwand des Kriegs in Piemont; die Hin- und Herreisen von ausgeschickten Leuten durch die Provinzen nahmen gar kein Ende; die Herzoginn von Bouillon ließ sich weder durch den Winter noch die widrige Witterung abhalten, von Sedan nach Limosin zu gehen, um den ganzen Adel in Limosin, Saintonge, Guyenne, Guercy, Poitou zu sprechen; der Herzog von Sully ging nach Fignac, besuchte den Adel dortherum, handelte alle Gouvernements oder Domainen zusammen, in denen ein fester Platz befindlich und feil war, und bot dabei so stark, daß es ihm gar nicht fehlen konnte. Ausser den Ränken im Reich, spann der Herzog von Bouillon auch noch welche auswärts an, in England, Teutschland, den Niederlanden, Flandern. Der Herzog von Nevers that ein Gleiches. Jeder setzte sich da, wo er stand, in Verfassung und that was er wollte.

So blieb also der König ziemlich allein, und am Hof herrschte unumschränkt der Marschall d'Ancre. Der Herzog von Guise und der Graf von Auvergne stritten sich um das Oberkommando der Armeen, und man sprach davon, es unter ihnen zu theilen. Der Marschall d'Ancre, Barbin und Mangot wurden zu allen Geschäften gezogen, die alten Staatsräthe entfernt, und auf diese Art die ganze Reichsregierung geführt.

Dem Marschall von Lesdiquieres war einige Monate nach dem Tod des Grafen von Soissons die Administras

niſtration des Gouvernements von Dauphine' übertragen worden, weil der junge Graf noch zu jung ſey, und zwar nur auf vier Jahre, vom Todestag des Grafen an gerechnet. Dieſe Friſt lief mit dem erſten November dieſes Jahrs zu Ende. Die Gräfinn von Soiſſons hatte ſchon einige Monate zuvor ſich ſehr angelegen ſeyn laſſen zu verhindern, daß dieſe Friſt dem Marſchall von Lesdiguieres nicht verlängert würde, und auch einige Verſicherungen deshalb von Seiner Majeſtät erhalten. Der Marſchall von Lesdiguieres hingegen ſagte öffentlich, man könne ihm dieſe Adminiſtration nicht wieder abnehmen, ohne ihm einen Schimpf zuzufügen; denn dieß hieße, ihn vom Pferd auf den Eſel ſetzen. Er drang daher darauf, man möchte entweder ihn dabei laſſen, oder aber ihm ein andres Gouvernement ertheilen.

Dieſe Sache ſetzte Ihre Majeſtäten in nicht geringe Verlegenheit, indem Sie nicht gern den Marſchall von Lesdiguieres unzufrieden machen wollten, und doch auch keinen Ausweg zu treffen wußten, indem kein Gouvernement erledigt oder zu bekommen war, das man ihm hätte geben können, beſonders wegen ſeiner Religion. Da indeſſen die Zeit da war, daß etwas in der Sache entſchieden werden mußte, ſo ſchrieb er aus eigner Bewegung an die Gräfinn, er wolle ihrem Sohn dieſe Adminiſtration nicht vorenthalten, verſehe ſich aber zu Ihren Majeſtäten, daß Sie, wie man ihm Hoffnung gemacht habe, etwas für ihn thun würden. Von dieſer Zeit an zeigte er ſich aber ſtets unzufrieden.

Zu Anfang des Nov. gab es einige Unruhen in Bretagne, die von beſondern Händeln herrührten. Bei dem dortigen Landtag nämlich bekamen der Herr

von

von Guemadeu und der Baron von Revet, die einige Tage zuvor schon Zänkereien miteinander gehabt hatten, Streit miteinander über den Vorsitz auf dem Landtag, und begegneten nach einem starken Wortwechsel einander auf der Straße. Der Herr von Guemadeu war in starker Begleitung, der Herr von Revet hingegen beinahe ganz allein. Sie ziehen, schlagen sich, und der Baron von Revet blieb auf dem Platze. Was aber sehr mißbilligt wurde, war das, daß die meisten von den Begleitern des Herrn von Guemadeu ihm jeder einen Stich gaben.

Nach dieser That retirirte der Herr von Guemadeu sich in das Schloß Fougeres, wo er Gouverneur war. Die Bürgerschaft in der Stadt Fougeres, die ihm ohnehin nicht gut war, ließ sich von dem Lieutenant general der Provinz, dem Marschall von Brissac bereden, ihn darin zu belagern; um ihm noch wärmer zuzusetzen, begab der Marschall sich persönlich dahin.

In dieser bedrängten Lage wendete der Herr von Guemadeu sich an den Herzog von Retz, der mit seinen Freunden ihm zu Hülfe zog und einige Soldaten nebst etwas Proviant in den Platz warf.

Unterdessen hatte aber der König von diesen Unordnungen gehört, und schickte deswegen einen Unterofficier von der Garde ab, mit dem Befehl an beide Theile, von einander abzulassen. Da man Ihm aber meldete, die Sachen wären schon zu weit gekommen, schickte Er den Herrn von Fayoles, Lieutenant von Seiner Garde hin, mit Vollmacht, das Commando in dem Platz zu übernehmen, mit dem Befehl an die darin liegende Besatzung des Herrn von Guemadeu, ihm das Schloß zu übergeben, an den Herrn von G. selbst aber, nach Hof zu kommen; der Herzog von Retz hingegen

gegen sollte wieder heimziehen. Dieß alles geschah, jedermann unterwarf sich, und der Herr von Guemaden verfügte sich nach Hof.

14.

Es lief Nachricht ein, daß dem Herzog von Nevers zu Rheims von dem darin commandirenden Herrn von Vieuville der Einlaß verweigert worden sey. Dieß war in Gemäßheit der, auf obenangeführte Veranlassung, an mehrere Städte, besonders aber an den Herrn von Vieuville deshalb ergangenen königlichen Weisung geschehen. Die Sache verhielt sich folgendermaßen.

Die Herzoginn von Nevers wollte nach Rheims kommen. Am Morgen des Tages ihrer bestimmten Ankunft kam ein Adelicher voraus, um der Bürgerschaft die Ankunft der Herzoginn zu melden, und dabei zu äußern, die Frau Herzoginn müsse sich höchlich wundern, daß sie den Herrn von Vieuville unter sich duldeten, der doch ein Verräther sey, den sie entweder gefangennehmen oder von sich weisen müßten.

Auf die Nachricht von dieser Botschaft stellte der Herr von Vieuville vor, was ihm von Seiner Majestät aufgetragen sey, und wie er gewiß wisse, daß die Herzoginn von Nevers eine starke Unterstützung von Truppen habe, so wie auch noch mehrere in der Nähe stünden, die dem Herzog angehörten, der selbst nur drei bis vier Meilen davon sich unter guter Begleitung aller seiner Freunde aufhalte, so daß sie also, wenn sie die Herzoginn einliessen, gewärtig seyn müßten, den Herzog von Nevers morgen Meister von ihrer Stadt zu sehen.

Nachdem sie dies vernommen und wohlerwogen hatten, so beschloß der Stadtrath die Frau Herzoginn

zoginn höflichſt erſuchen zu laſſen, daß ſie nicht kommen möchte, indem ſie nach einem ausdrücklichen Verbot Seiner Majeſtät nicht die Ehre haben könnten, ihr ihre Thore zu öfnen. Damit wollte man ihr jemand entgegen ſchicken; im Fall ſie aber dennoch angefahren käme, wollte man ſie nochmals bitten, ſich anders wohin zu wenden; und weil die Bürger hiezu zu furchtſam waren, ſo erbot der Herr von Vieuville ſich, das Wort ſelbſt zu führen.

Man ſchickte ihr alſo entgegen; ſie achtete aber nicht auf dieſe Bitte, ſondern kam angefahren, fand aber den Schlagbaum vorgezogen, und die Wache unter dem Gewehr. Sie befahl, den Schlagbaum aufzuziehen, und als ſie den Herrn von Vieuville erblickte, ſagte ſie: ſie wundre ſich ſehr, wie man ihn hier noch dulden möge, und überhäufte ihn dabei mit Schimpfreden. Er ſetzte ein Knie zur Erde, und ſuchte ſich möglichſt zu entſchuldigen, daß er ſich genöthigt ſehe, ihr den Einlaß zu verweigern. Nach einem bittern Wortwechſel ſah ſie ſich endlich doch noch genöthigt, eine oder zwei Meilen weiter zu fahren.

Ich habe oben ſchon der Veranlaſſungen erwähnt, die den Herzog von Nemours gegen die Spanier aufbrachten, und ihn beſtimmten, ſich in Vergleichsunterhandlungen mit dem Prinzen von Piemont einzulaſſen. Zu eben der Zeit nun hatte man ſich entſchloſſen, dem Oberſtallmeiſter Herzog von Bellegarde, als Gouverneur von Bourgogne und von Breſſe durch den Herrn von Laſſe ſagen zu laſſen: da Ihre Majeſtäten nicht hinlänglich mit Truppen verſehen ſeyen, um den von dem Herzog von Nemours nachgeſuchten Durchzug durchs franzöſiſche Gebiet und über die Rhone, mit Gewalt zurück-

zurückzuweisen, so hielte man für zuträglicher ihm solchen zu gestatten, ehe er ihn etwa mit Gewalt durchzusetzen versuchen möchte; da nun ohnehin in diesem ganzen Krieg Ihre Majestät gesucht hätten sich mehr neutral und vermittelnd als partheiisch zu verhalten, so wollten Sie auch jetzt lieber ein Auge zuthun und den Durchzug nachsehen als sich der Nothwendigkeit aussetzen, mit einer oder der andern Parthei zu Thätlichkeiten zu kommen. *) Da Sie ihm also vor der Hand nicht mit den zu Zurückweisung des Herzogs von Nemours erforderlichen Truppen unterstützen könnten, so ergehe hiemit an ihn der allerhöchste Befehl, sich mit seiner wenigen Mannschaft aufs baldigste zurückzuziehen, um den Herzog von Nemours ungehindert mit seiner Armee ziehen zu lassen.

Ein gleiches schrieb oder meldete man auch durch vertraute Personen an den Herrn von Alincourt und den Marschall von Lesdiguieres. Man gab zu dem Ende dem Herrn von Lasse Beglaubigungsschreiben an den Oberstallmeister, den Herzog von Nemours und einige andere mit, worauf er abgieng.

Zu gleicher Zeit reiste auch der Savoyische Agent, Herr von Frezia von Hof ab, und da er unterwegs mit dem Herrn von Lasse zusammentraf, wußte er ihn zu bereden: es wäre höchsterspießlich für den König und die gesammte Christenheit, wenn der Friede zwischen dem Herzog von Nemours und dem Prinzen von Piemont zu Stand käme, und dazu könnte er, Lasse, sehr viel beitragen, da er von Seiner Majestät käme. Hierzu nun

*) Die wahre Absicht und Gesinnung des Hofs besonders, durch Veranlassung und Betrieb des Herzogs von Guise, war, das Vorhaben des Herzogs von Nemours zu begünstigen.

nun war er um so eher geneigt, mitzuwürken, da er den Herzog von Bellegarde in gleichen Gesinnungen antraf. Er fand, daß ein Theil der Armee des Herzogs von Nemours davongelaufen, er selbst sehr übel auf die Spanier zu sprechen, und bereits in einige Unterhandlung mit dem Prinzen von Piemont getreten war; er glaubte daher, um die Ehre des Herzogs zu retten, und seinem gänzlichen Verderben vorzubeugen, sey es schlechterdings nothwendig, diesen Vergleich zu Stand zu bringen, und verwendete sich der nach so dafür, als hätte er dazu Auftrag vom König.

Der Prinz von Piemont bot hiezu die Hände um so williger, da er wußte, daß der Herzog, sein Vater, in Piemont von dem Statthalter von Mailand sehr in die Enge getrieben und viel zu schwach gegen ihn war, weswegen es ihm lieb seyn mußte durch diesen Vergleich in den Stand gesetzt zu werden, ihm mit guten und ansehnlichen Truppen zu Hülfe zu ziehen und wieder Luft zu machen. So kam also der Vergleich in wenigen Tagen zu Stand, und der Herzog von Nemours versprach, einen Theil seiner Truppen dem Herzog von Savoyen zu Hülfe zu schicken, die übrigen aber abzudanken.

Ich will hierbei anmerken, daß man bei dieser Gelegenheit den Herzog von Nemours den schimpflichen Vorwurf machte, er habe erst von dem Herzog von Savoyen Geld genommen, Truppen damit geworben, und den Spaniern gegen Savoyen geholfen; ein paar Monate darauf aber habe er eben diese Truppen für die er nun auch von Spanien Geld genommen habe, wider den Herzog von Savoyen gegen Spanien zu Hülfe geschickt.

15.

Man hörte, daß der Herzog von Nevers, aufgebracht darüber, daß seiner Gemahlinn zu Reims von dem Herrn Vieuville der Einlaß verweigert worden war, bittre Rache an diesem zu nehmen und ihn zu Grund zu richten geschworen habe. Würklich nahm er auch ein Haus desselben, Si genannt, weg, ließ alle die darin waren, herausschaffen und legte Leute darein. Weil er jedoch besorgte, der König möchte mit Recht ungehalten hierüber werden, so traf er eine Abänderung hierin, ließ dem Schein nach rechtlich gegen ihn verfahren, und das Haus mit aller Zugehör als Rhetelisches Lehn, begangener Felonie wegen für verfallen erklären und einziehen.

Sobald der König Nachricht hievon erhielt, schickte Er einen Gardeunterofficier an den Herzog, ließ ihm sagen, es sey auf Seinen Befehl geschehen, daß der Herr von Vieuville der Herzoginn den Einlaß in Rheims versagt habe, und Er befehle, ihm das Haus nebst allem Zuhörigen wieder zuzustellen. Dem Herrn von Praslin wurde dabei aufgetragen, einen Theil der frischgeworbenen Schweizer nebst einiger andern dortherum stehenden Infanterie und Cavallerie zusammenzuziehen und damit gerade an Ort und Stelle hin zu marschiren, um den Herzog von Nevers zum Gehorsam zu zwingen.

Der Unterofficier rapportirte: der Herzog von Nevers sage, das Haus befinde sich nicht in seiner Gewalt, sondern in den Händen der Justiz, und füge denn noch einige Reden bei, die gegen den Sr Majestät schuldigen Respect und überhaupt gegen die Unterthanenpflicht verstiessen, wodurch denn das veranlaßt wurde, was ferner in der Sache erfolgte.

Der Herzog von Montmorenci verließ den Hof und gieng nach seinem Gouvernement. Als er durch Lion kam, besprach er sich mit dem Marschall von Lesdiguieres, dem Oberstallmeister und dem Herrn von Alincourt, die dort zusammentrafen. Diese Unterredung wurde nicht genau gesehen, und veranlaßte den Hof zu mitrigen Muthmaßungen und zum Mißtrauen.

21.

Der Herr von Boissise, — der zur Beilegung der Streitigkeiten zwischen dem Herzog von Epernon und den Rochellern abgeschickt worden war, und ersterm dahin vermögen sollte, seine Truppen und die in Sargeres und um Rochelle herum gelegten Garnisonen zurück zu ziehen — dieser Herr von Boissise kam jetzt zurück, ohne zu Stand gebracht zu haben, was man wünschte; denn die verlangte Abdankung der Truppen und Besatzungen war unter verschiedenen Vorwänden von dem Herzog von Epernon abgelehnt worden, der unterdessen die königlichen Gelder anhielt, um diese Truppen damit zu unterhalten, weil er sie zum Dienst des Königs brauche.

Dies gefiel weder der Königinn noch denen die damals am Ruder waren; man beschloß daher den Lagermarschall Vignole in ebender Sache aufs neue an ihn abzuschicken, und ihm zugleich aufzutragen, auch nach la Rochelle zu gehen, um eine Beilegung der ganzen Affäre zu betreiben. Er gieng auch würklich acht oder zehn Tage darauf ab.

Da die Königinn Mutter dem Marschall von Themines gern einen festen Punkt und Ruhesitz verschaffen wollte, so ließ sie um die Abtretung des Gouvernements von Stadt und Schloß Calais mit dem Inhaber,

Herrn

Herrn von Arguien handeln, und ihm eine beträchtliche Summe baar dafür bieten. Da aber der Handel sich zerschlug, so gab man die dazu bestimmt gewesene Summe dem Marschall selbst.

Gegen das Ende des Monats vernahm man, daß die Friedensunterhandlungen zwischen dem Herzog von Savoyen und dem Statthalter von Mailand, welche der Kardinal Ludovisio im Namen des Papsts und der Herr von Bethune im Namen des Königs bis izt noch unterhalten hatte, gänzlich abgebrochen seyen. Der Kardinal Ludovisio war nach Rom, der Herr von Bethune nach Turin zurückgegangen, wohin man ihm aber Befehl entgegen schickte, bis auf weitre Ordre dort zu bleiben.

26.

Früh hatte der Siegelbewahrer du Vair einige der vornehmsten vom Conseil in seiner Wohnung bei sich, um von einigen Geschäften und Depeschen mit ihnen zu sprechen. Dabei kam denn auch die Unbotmäßigkeit des Herzogs von Nevers zur Sprache, welcher Schwierigkeit gemacht hatte, das Haus des Herrn von Vieuville auf den durch den Gardeunteroffizier ihm überbrachten Befehl, zurück zu geben, unter dem Vorwand, es befinde sich als verfallenes Lehn in Sequestration.

Die Herrn Barbin und Mesgot behaupteten hierauf, diese Lehnssequestration müsse aus königlicher Machtvollkommenheit cassirt, und die darein gelegte Mannschaft bei scharfer Ahndung der Unbotmäßigkeit zum Abzug angewiesen werden.

Der Siegelbewahrer hingegen, dem auch die übrigen beistimmten, behauptete, es sey zwar allerdings der Würde Seiner Majestät gemäß, den im Dienst Ihrer Majestät und um seines darinn bewiesenen treuesten Gehorsams willen von dem Herzog von Nevers spoliirten Herrn von Vieuville wieder in sein Gut einzusetzen; dieß lasse sich aber auf dem gebahnten Wege der Justiz und mittelst Commission und Patent an das Parlement erzielen, wodurch man zu demselben Zweck gelangen werde, ohne erbitternde Maasregeln aufgeboten zu haben.

Barbin widersprach dieser Meinung mit einiger Hitze; der Siegelbewahrer blieb die Antwort nicht schuldig, und ließ dabei einige verachtende Reden über dessen Person fallen; dieser entfernte sich, lief geradezu zur Königinn Mutter, und klagte bei Ihr was er wollte. Der Marschall d'Ancre war zugegen, und Barbin wurde gut aufgenommen und gnädig angehört.

Ich muß hiebei noch anmerken, daß man einige Tage zuvor dem Siegelbewahrer zugemuthet hatte, verschiedene Rechnungen und Papiere, wobei der Marschall d'Ancre nahe interessirt war, zu siegeln, was er aber verweigerte so, daß er dadurch sich bei der Königinn Mutter und diesen Leuten in Misscredit und Feindschaft gesetzt hatte. An diesem Tag kam er nicht ins Louvre; die Herren von Villeroy und Jeannin hingegen, die jener Berathschlagung beigewohnt hatten, kamen, nebst den Staatssecretarien hin. Man wollte dieselbe Sache wieder zum Vortrag bringen, und diese Herren darum befragen; da sie aber die Königinn Mutter sehr aufgebracht und den Marschall d'Ancre und Barbin lachen und spotten sahen, schwiegen sie. Man tadelte sie, legte ihnen ihr Stillschweigen für Mangel an Dienstfeser aus, und so ging man wieder aus einander.

Um

Um fünf oder sechs Uhr Abends ließen der König und die Königinn Mutter den Siegelbewahrer zu sich rufen, und ihm dabei befehlen, die Siegel mitzubringen; man hatte zu dem Ende den Herrn von Lomenie und den Gardecapitain Marquis de la Force mit einem Piquet zu ihm hingeschickt, um ihn im Fall der Weigerung mit Gewalt dazu anzuhalten; dahin kam es jedoch nicht, indem der Siegelbewahrer nicht die mindeste Schwierigkeit machte. Er begab sich auf der Stelle ins Louvre zu der Königinn Mutter, bei welcher der König sich befand, hielt eine kleine Anrede an sie, worinn er bezeugte, wie sehr er bedaure, Ihrer Majestät nicht zu allerhöchster Zufriedenheit dienen zu können, und wie sehr er wünschte, daß Sie künftig gut bedient werden möchten, übergab Ihnen dann die Siegel und entfernte sich.

Sogleich wurde der Herr Mangot aus dem daran stossenden Cabinet herausgerufen und erhielt die Siegel. Gleich am folgenden Tag trat er den Dienst als Siegelbewahrer an, und drei oder vier Tage darauf gaben Ihre Majestäten das von Herrn Mangot bisher bekleidete Staatssecretariat dem Bischoff von Luçon, damaligen Almosenier der jungen Königinn. Er ließ sich das Patent darüber ausfertigen mit Aufhebung der zuvor dem Herrn von Puisieux darauf verliehenen Anwartschaft, und trat in diesen Posten ein, mit grosser Verachtung gegen alle andre Staatssecretairs, über die er sich sogar durch ein Decret den Vorsitz ertheilen ließ.

27.

Am Tag nach dieser Aenderung mit den Siegeln reiste der Marschall d'Ancre nach der Normandie ab, und gegen das Ende des Monats trafen der Marschall von Brissac und der Herzog von Ventadour bei Ihren Majestäten ein.

In den letzten Tagen dieses Monats lief auch, wie ich schon erwähnt habe, bei Ihren Majestäten die Nachricht ein, daß die Friedensunterhandlungen in Piemont, zwischen dem Herzog von Savoyen und dem Statthalter von Mailand, Dom Pedro von Toledo, abgebrochen seyen. Der Cardinal Ludovisio, der im Namen des Papsts dabei war, begab sich wieder gegen Rom zurück, und der vom König dazu abgeschickte Herr von Bethune nach Turin, bis auf weitere Verhaltungsbefehle.

Itzt ging überhaupt alles immer mehr in krauser Verwirrung durch einander, in Frankreich sowohl als in Piemont; und es ist zu bemerken, daß die Spanier, die mit dazu behülflich waren, die Unruhen in Frankreich zu nähren und anzuschüren, um dadurch eine Hülfsleistung für den Herzog von Savoyen, wozu sie die Anstalten bereits im Gange sahen, zu erschweren, ja gar unmöglich zu machen, daß, sage ich, die Spanier in dieser Hoffnung um so mehr Schwierigkeiten machten, den Vergleich mit dem Herzog von Savoyen zur Würklichkeit zu bringen.

Man vernahm itzt auch die Nachricht, daß die Herzoge von Vendome, von Nevers, von Maine und von Bouillon sich zusammen verbündet hätten, um sich den Absichten des Königs und der Königinn Mutter zu widersetzen. Ihr Zweck ging zunächst dahin, die Freilassung des Prinzen Conde' nebst der Entfernung des Marschalls d'Ancre und seiner Gemahlinn zu ertrotzen, gegen welche, nebst deren Anhang, nun die vornehmsten Entwürfe gerichtet waren. Der Herzog von Mayenne wiederholte indessen immer dabei laut die Versicherung seines Gehorsams

gegen

gegen den König; alle aber sagten, sie könnten izt unmöglich nach Hof kommen, weil sie dort keine Sicherheit für sich sähen.

Der Herzog von Maine ließ vorschlagen, man möchte ihm die Erlaubniß ertheilen, nach Venedig zu gehen, um der Republik in ihrem Krieg mit dem Erzherzog Ferdinand beizustehen. Es war auch würklich eine Zeit lang die Rede von dieser Reise um des Friedens willen; doch zerschlug sich alles wieder, und der Herzog von Maine gab sogar vor, man wolle ihn aus Frankreich verjagen und verbannen, ohne daß er irgend Veranlassung dazu gegeben habe.

December.

Unterdessen rüstete sich der Marschall Lesdiguieres, um dem Herzog von Savoyen beizustehen, brach zu Anfang des Decembers in Dauphine' auf und zog gegen Piemont hin, ließ nach und nach mehrere Corps, zusammen vier bis fünf tausend Mann Infanterie und sieben bis acht hundert Mann Cavallerie, abmarschiren, und stieß damit zu der Armee des Herzogs von Savoyen.

Der zwischen dem Prinzen von Piemont und dem Herzog von Nevers zu Stand gekommene Vergleich hatte es ersterem möglich gemacht, dem Herzog, seinem Vater, eine gleiche oder noch stärkere Macht zuzuführen, und so sah also der Herzog izt sich auf einmal wieder aufgerichtet, und von so wichtigen Männern und Truppen unterstützt, was ihm recht sehr zu statten kam; denn er war in einem so kläglichen Zustand, daß er sich beinahe gar nicht getraute, sich gegen die Armee des Don Pedro im Feld sehen zu lassen, welcher er nun mit

dieser Verstärkung wieder unter die Augen trat, und sogar einige Schlösser abnahm.

8.

Der Marschall d'Ancre kam nach Paris zurück, nachdem er von dem kürzlich acquirirten Pont de l'Arche Besitz genommen und Plan und Anstalten zur Wiederherstellung des Forts von Quilleboeuf gemacht hatte. Das Gerücht wollte, er stehe in Unterhandlung um Meulan, Pontoise, Corbeille und andre Plätze; man wolle ihn zum Connetable von Frankreich machen; wofür man die Kosten schon ersetzt glaubte; er habe im Sinn einige der vornehmsten Beamten, wie Staats-Secretairs, Intendanten, die Vornehmsten vom Conseil und andern hohen Collegien absetzen zu lassen u. s. w.

Alle diese Gerüchte waren auch würklich so ungegründet nicht; man hatte ihm aber gerathen, die Ausführung noch etwas zu verschieben, um nicht so viele Personen auf Einmal gegen sich aufzubringen, indem dieß leicht von nachtheiligen Folgen für ihn selbst seyn könnte. Er fieng damit an, daß er es darauf anlegte, sich ganz der Person des Königs zu versichern, indem er die getreusten Diener von Ihm entfernte, und Ihn dagegen mit seinen Kreaturen umgab, die er selbst bei der Leibwache anzustellen wußte; er hatte sich hiezu die Einwilligung der Königinn Mutter zu verschaffen gewußt, indem er ihr vorspiegelte, man gehe damit um, ihr die Staatsverwaltung abzunehmen.

12.

Der Marschall d'Ancre hatte ferner bei sich überlegt, daß der Marschall von Themines für seine Entwürfe zu mächtig sey, indem er die Bastille inne und den Prinzen darin in seiner Verwahrung hatte. Er glaub-

glaubte sich selbst in deren Besitz setzen zu müssen, um sich stets stärker und angesehener zu machen. Er fand zu dem Ende Mittel durch den Herrn von Vanzay und durch Verwendung des Ansehens der Königinn Mutter um die Leute des Marschalls von Themines, während dieser sich im Louvre befand, daraus verjagen zu lassen, worauf man das Commando darin mit einer andern vom Marschall d'Ancre hergegebenen Besatzung dem Herrn von Vanzay übertrug, der sonst schon darin gestanden hatte. Den Marschall von Themines befriedigte man durch eine baare Summe von achtzigtausend Thalern zugleich mit für das ihm versprochen gewesene Gouvernement von Calais.

16.

Begleitet von dem Marschall von Themines, dem Herrn von Chateauneuf von Pontcarre, dem Präsidenten von Jeannin und einigen Andern begab der Graf von Soissons sich in den Steuerhof, um einige Steuer-Edikte registriren zu lassen, durch die man auf ungewöhnlichen Wegen das zur Bestreitung der laufenden Ausgaben erforderliche Geld zu erhalten suchte.

Um diese Zeit verbreiteten sich durch ganz Frankreich, besonders aber zu Paris mehrere Reden von der schlechten Wirthschaft die man führe, von der wenigen Sorgfalt, welche die Königinn Mutter für die Person des Königs trage, dem Sie alle Wissenschaft von den Staatsangelegenheiten entziehe; von der ungerechten Gefangenhaltung des Prinzen von Conde, und Entfernung einiger andern Prinzen und Großen; von den ehesüchtigen landverderblichen Anschlägen des Marschalls d'Ancre und seiner Gemahlinn; von der Entfernung aller alten Staatsminister von den Geschäften, und Anstellung von zwei oder drei Männern, deren gan-

ges Verdienst statt aller Geschäftskenntniß und Erfahrung, darin bestehe, daß sie Augendiener und Werkzeuge der Leidenschaften des Marschalls und seiner Frau seien, worunter man die Herrn Mangot, Barbin und Richelieu (Bischof von Luçon, verstand.

Alle diese Gerüchte erregten natürlich viel Sensation, und man versuchte, dadurch in Paris einige Unruhen zu veranlassen, wogegen aber der Marschall d'Ancre und seine Helfershelfer ihre Maasregeln nahmen, indem sie durch den Commandeur der Nachtwache, den Prevot de Connetablie und den Lieutenant de Robe courte von Paris die Schritte eines jeden sorgfältig bewachen und auf den leisesten Verdacht jeden gefänglich einziehen liessen.

So wurde also alles immer unruhiger und verwirrter, und um sich gegen alle diese üblen Anschläge in Verfassung zu setzen und zu sichern, beschloß die Königinn Mutter auf Eingebung des Marschalls d'Ancre und der Herrn Mangot, Barbin und Richelieu sich geradezu zum Krieg zu rüsten. Sie ließ an alle französische Gesandte an den auswärtigen Höfen, besonders in Holland und Engelland schreiben, sie sollten ein wachsames Auge haben auf alle Ränke und Unterhandlungen die dort angesponnen würden; von Seiten Spaniens, Flanderns und des Papsts hielt sie sich sicher. Sie nahm sich vor, den Herrn von Schomberg an die teutschen Fürsten zu schicken, um den daselbst angeknüpften Bewerbungen um Beistand entgegen zu würken. Sie ernannte zween Obergenerale, nämlich den Herzog von Guise für alle Provinzen diesseits der Loire, und den Graf von Auvergne für die jenseitigen, und fieng an die Eintheilung der für jeden bestimmten Cavallerie und Infanterie zu entwerfen, ließ Vollmachten zu den erforderlichen Werbungen und Recrutirungen ausfertigen,

ligen, und beſchloß ſelbſt einige teutſche und ſchweizeriſche Hülfskorps werben zu laſſen, im Fall die Sache ſo weit kommen ſollte.

24.

Auf die Nachricht, daß viel Adel ſich in Perche und Maine zuſammenziehe, ließ man den Graf von Auvergne mit zehn bis funfzehn tauſend Mann Infanterie, einigen Schweizern, vier bis fünf hundert Pferden und drei Kanonen aufbrechen. So durchzog er alle jene Provinzen; nahm alle feſte Häuſer, deren adeliche Beſitzer dem Marſchall verdächtig waren, weg; zwang den Herrn von Medavy, das Schloß von Vernueil abzugeben, nachdem man mit ihm über eine Schadloshaltung für den Abtritt an den Marquis von Mouny, eine Kreatur des Marſchalls, unterhandelt hatte; gieng bis Mans, zog aus dem dortigen Schloß die vom Herrn von Lavardin hineingelegte Garniſon, und übertrug deſſen Beſetzung der Bürgerſchaft. Überhaupt nahm er denen, welche auf die Seite der ausgetretenen Prinzen hiengen, oder ſonſt der Königinn Mutter und dem Marſchall d'Ancre mißfällig waren alle Gewalt, und brachte auf dieſem Zuge ſechs bis acht Wochen zu.

— —

Um eben dieſe Zeit erhielt man auch Nachricht, daß der Herzog von Epernon — an den man den Herrn von Bignolles abgeſchickt hatte, um ihn zum Abzug mit ſeinen Truppen aus Aunis, Surgeres und der Nachbarſchaft der durch ihn beunruhigten Rochelle zu disponiren — ſich endlich völlig hiezu nach dem ganzen Umfang der königlichen Befehle entſchloſſen habe. Würklich zog er auch ab aus Aunis, ließ ſeine Mannſchaft mit ihrer Munition und Proviant aus Surgeres ausziehen,

ziehen, die daran veranstalteten Befestigungen einstellen, die schon fertigen Werker niederreissen.

Der Herr von Praslin, hatte seit einiger Zeit mit dem Herrn von Boucouville, Gouverneur von St. Menehould in Unterhandlung gestanden, der die Parthei des Herzogs von Nevers ergriffen, und drei bis vierhundert Mann bei sich im Platz hatte. Gegen das Ende des Monats nun vernahm man endlich, daß er, ihn wieder für die Parthei des Königs genommen habe. Würklich brachte auch Praslin einige Cavallerie und Infanterie in Champagne zusammen, näherte sich dem Platz, und ließ mit Hülfe des Herrn von Boucouville, der ihm eine Pforte hatte öffnen lassen, die Gensd'armes-Compagnie der Königinn Mutter und fünf bis sechs hundert Schweizer nebst noch einiger Mannschaft hineinrücken, die darin stehende Garnison des Herzogs von Nevers hinauswerfen, und machte sich auf diese Art Meister vom Platz. Der Herzog von Nevers wunderte sich gar sehr; denn, es war einer seiner besten Plätze, und so tief im Reich gelegen.

Man muß hiebei bemerken, daß die Vertrauten des Marschalls d'Ancre unter sich für ausgemacht ansahen: um ihn bei dem Ansehen und der angemaßten unumschränkten Macht im Reich zu behaupten, sey es schlechterdings nothwendig, den Krieg stets zu unterhalten, weil das Mittel das er dabei hatte, seine Kreaturen unterzubringen und seinen Einfluß willkührlich zu bestimmen und auszuüben, sein Ansehn begründen und unterstützen müsse: auch weil er unter dem starken verworrenen Kriegskosten unvermerkter die großen Geschenke, Pensionen und Besoldungen aus dem öffentlichen

chen Schaß nehmen könne. Zu dem Ende hatten sie nach der Gefangennehmung des Prinzen verabredet, über den ersten, der sich auf irgend eine Art gegen das Ansehn des Königs und der Königinn Mutter auflehnen würde, herzufallen. Sie hatten in dieser Rückſicht ſtark Luſt gehabt, Ihre Majeſtäten zu einer Erklärung gegen den Herzog von Epernon zu vermögen, wozu seine ohne königliche Vollmacht aufgeſtellte Truppen und die Zurückbehaltung der königlichen Gelder hätte den Vorwand hergeben müſſen. Auch iſt allerdings zu glauben daß, wenn der Herr von Nevers nicht so bald, wie er that, dazu gethan hätte, ſich mit der Königinn Mutter zu überwerfen, man nicht ihm ſondern dem Herzog von Epernon zu Leibe gegangen ſeyn würde. So aber wurde die Sache in Champagne gerade ſo ernſthaft, daß man auf dieſer Seite den Anfang machte, den Herzog von Epernon vor der Hand in Ruhe ließ, und ſein Verhalten autoriſirte. Die Abſicht derſelben Rathgeber gieng dahin, wenn alles in Ruhe und unterworfen wäre, endlich über die Reformirten herzufallen.

Denkwürdigkeiten

vom Jahr 1617.

Januar.

Wenn ſchon im vorigen Jahre unter ſeinen ewigen Uneinigkeiten, Unruhen und Verwirrungen das Reich auf dem Punct ſchien, in den Abgrund ſeines gänzlichen Verfalls zu ſtürzen, ſo gewährte der An-

Anfang des jetzigen eben keine erfreulichere Aussicht. In verschiedenen Provinzen stand man bereits wieder unter den Waffen, und jeder rüstete sich aufs Schlimmste. Zwietracht, Erbitterung, Mißtrauen, Argwohn, Klagen, Drohungen, Vorwürfe kamen allgemein von allen Seiten hervor.

Die Königinn Mutter lenkte und regierte alles mit Beirath und nach Gutdünken des Marschalls und der Marschallinn d'Ancre, und mit Beihülfe der Herren Barbin, Mangot und Richelieu Luçon. Den König hielt man möglichst entfernt von aller Kenntniß des Geschäftsganges. Trotz Seiner Jugend sah Er dieß recht gut ein, stellte sich aber aus Klugheit, als merkte Er nichts davon und verschmerzte ebenso die Kränkung, sich von den Prinzen und dem ganzen Adel verlassen zu sehen. Nur drei oder vier Seiner Domestiken bewiesen Ihm Anhänglichkeit, und unter diesen wußte sich der Herr von Luynes, den Er herangezogen und stets geliebt hatte, vorzüglich beliebt zu machen. Der junge Monarch vertrieb sich die Zeit mit unbedeutenden kleinlichen Spielereien, höchstens bisweilen mit kleinen Jagdparthien, wobei er sich hervorthun und Sein Talent zeigen konnte. Seinen Mißmuth aber wagte Er nicht laut werden zu lassen; entweder um Seiner königlichen Mutter nicht mißfällig zu werden, oder auch weil, nach Einigen, der Marschall d'Ancre willens war, sich Seiner Person gänzlich zu bemächtigen, um nach Gefallen darüber zu disponiren, im Fall Er sich beigehen ließe, das Ruder selbst mit ergreifen zu wollen. Ingeheim beklagte Er sich jedoch gegen Seine Vertrauten, und sann auf Mittel, Sein Ansehn wieder an sich zu bringen.

Die Prinzen waren unter sich getheilt. Einige, besonders der Herzog von Guise und seine Brüder,

(des

(des Kardinals war man jedoch nicht recht ſicher) der Graf von Auvergne, der Herzog von Elboeuf, der Graf von St. Pol und einige andre, nebſt dem größten Theil der Kronbeamten, hielten es mit dem König und der Königinn Mutter, welche äuſſerlich in der beſten Harmonie zu ſtehen ſchienen. Die andern Prinzen, einige Herzoge und Kronbeamte hatten ſich in den Kopf geſetzt, daß man auf ſie los gehen wolle, und ſetzten ſich daher ganz unverholen in Vertheigungsſtand. Einige Andre endlich wollten erſt ſehen, welche Wendung die Sachen nehmen würden, und dann nach Befinden der Umſtände eine Parthei ergreifen. Dieſe nahmen unterdeſſen in der Stille auf alle Fälle ihre Maasregeln.

Die tirannische Regierung des Marſchalls d'Ancre und der drei genannten Theilhaber, erſtieg eine ſolche Höhe, daß es gar nicht mehr auszuhalten war, ſelbſt für die Großen nicht; ohne Rückſicht und Schonung wurde er beleidigend gegen jedermann, wenn etwas vorfiel, das ihm unangenehm war; ſtets gieng er damit um, den Reſt des Staatsraths, und die Staatsſecretairs, die nicht blind von ihm abhiengen, wegzujagen oder zu verabſchieden, das Perſonale der hohen Collegien zu verändern, diejenigen zu entfernen, die gewöhnlich um die Perſon des Königs waren; kurz ſein ganzes Benehmen war ſo unerträglich, daß auſſer einigen, die großen Genuß von ihm hatten, jedermann durchgängig von allen Ständen, ſeine eigne Domeſtiken mitgerechnet, ihn haßte und verwünſchte.

Dieſer bittre Haß gieng ſogar von ihm auf die Königinn Mutter über, welche niemanden ſah, hörte, ſprach, auſſer durch dieſen Marſchall, da er Sorge trug, daß niemand ſich ihr nahen durfte. Um ſein Anſehn zu ſichern und zu behaupten waren die Prevots von Isle de France, und von der Connetablie, der Civil-

Lieu-

Lieutenant und der Hauptmann von der Nachtwache u. a. dergl. angewiesen, auf alles ein wachsames Auge zu haben; überall aufzupassen; selbst die Häuser durchzuspioniren; genau Achtung zu geben, wer durch die Thore komme oder gehe, und auf den mindesten Verdacht ohne Umstände jeden beim Kopf zu nehmen und in Verwahrung zu bringen. So mußten also Freunde, Verwandte und Nachbarn sich wohl vorsehen, ehe sie einander besuchten, und erst bedachtsam überlegen, wie sie es angreifen sollten, um nicht Verdacht zu erregen. — In den andern großen Städten des Reichs versuchte man ein Gleiches; dort war aber das Ansehn des Marschalls und seines Anhangs nicht unumschränkt genug, um es durchzusetzen. — So standen die Sachen in Frankreich im Anfang des Jahrs 1617.

Oben erwähnte ich, was in Champagne vorgegangen war, und mit welcher schnöden Antwort der Herzog von Nevers einen Gardeunteroffizier abgefertigt hatte, der wegen seines Verfahrens gegen den Herrn von Vieuville an ihn abgeschickt worden war. Ich habe ferner angeführt, was weiter darauf erfolgte. Die Sachen wurden aber dort seither immer schlimmer; die Königinn Mutter konnte die von den Herzog von Nevers gegen Ihre Befehle bewiesene Unbotmäßigkeit nicht so hingehen lassen, und ließ immer noch Truppen in Champagne stehen, um sich jeden etwanigen Unternehmungen des Herzogs zu widersetzen. Dabei ließ man jedoch ihm sowohl als dem Herzog von Vendome und dem Herzog von Maine im Namen Ihrer Majestät zuentbieten, wenn sie nach Paris zurückkommen, und sich pflichtgemäs verhalten wollten, so würden sie willkommen seyn, wohl behandelt und jedes Mistrauen beseitigt werden. Keiner aber wollte diesen Versiche-

rungen

rungen trauen, auch iſt ſehr zu zweifeln, ob ſie die beſte Bewillkommung gefunden hätten, da es einmal beſchloſſen war, ſie zu Grund zu richten.

Endlich hatte die Königinn Mutter beſchloſſen, eine königliche Erklärung gegen den Herzog von Nevers zu erlaſſen, worin er nebſt ſeinem ganzen Anhang für einen Rebellen und Majeſtätsverbrecher erklärt wurde. Dieß geſchah am 15. Januar; An den folgenden Tagen arbeitete man an den nöthigen Zurüſtungen zu dieſem bevorſtehenden neuen Krieg.

Da der Herzog von Nevers ſah, daß man die Maske gegen ihn ganz abnahm, und Ernſt zeigte, ſo rüſtete er ſich ebenfalls aus allen Kräften, verſammelte ſeine Freunde, die Herzoge von Bouillon, von Maine, und von Bouillon, den Marquis von Coeuvres und den Präſidenten le Jeai, welche alle zu Soiſſons zuſammen kamen, bis auf den Herzog von Bouillon, welcher durch eine Unpäßlichkeit abgehalten wurde, aber jemand an ſeiner Statt dazu ſchickte.

Sie erneuten und beſchwuren daſelbſt wieder ihren Bund; berathſchlagten ſich über die Mittel zu ihrer Vertheidigung gegen jede Angriffe; ſetzten eine Art von Manifeſt auf; ſchrieben an mehrere Herrn, Adeliche, Städte und Gemeinheiten, ſuchten ſie zum Beitritt zu ihren Beſchwerden zu vermögen, und in ihr Intereſſe zu ziehen. Auf dieſe Art gewannen ſie auch würklich Viele, die es jedoch noch nicht wagten, ſich zu erklären, weil ſie zu weit von ihnen lagen und in andern Provinzen weder ſtark genug hiezu waren, noch Unterſtützung fanden; denn die Königinn Mutter war darauf bedacht, ſich der Päſſe über die Fluſſe möglichſt zu verſichern.

Gegen das Ende des Jänners schickte sie den Marschall von Themines nach Champagne, um sämmtliche dort stehende Truppen zusammenrücken zu lassen. Mit ihnen nebst noch einigen andern, die man an sein Corps abgab, und mit drei oder vier Kanonen sollte er dann die Städte und Schlösser angreifen und wegnehmen, die dem Herzog von Nevers und seiner Parthei zur Zuflucht dienten.

Zu gleicher Zeit stand der Graf von Auvergne, mit andern Truppen in Perche und Maine, wie wir schon oben gesehen haben, um jede Bewegung zu Gunsten der Prinzen, zu verhindern; denn es schien als trügen mehrere sich mit Gesinnungen und Absichten die auf so etwas abzielten; er hielt sie aber alle im Zaum.

Februar.

Die Königinn Mutter hatte in der Meinung gestanden, wenn sie die Declaration des Königs gegen den Herzog von Nevers erließe, so dürften vielleicht die andern dadurch vermocht werden, bei ihrer Pflicht gegen Ihre Majestäten zu beharren, worauf es ihr dann ein leichtes seyn würde, mit dem Herzog von Nevers fertig zu werden. Da sie aber sah, daß sie vielmehr auf diese Declaration zusammengetreten waren, und sich untereinander verbündet hatten, so beschloß Sie, eine zweite Declaration zu erlassen, worin Sie namentlich den Herzog von Vendome, den Herzog von Maine, den Herzog von Bouillon, den Marquis von Coeuvres, den Präsident le Jay, und alle deren Anhänger für Rebellen und Majestätsverbrecher erklären ließ, wenn sie nicht binnen vierzehn Tagen kämen, und Sr Majestät den schuldigen Gehorsam leisteten.

Dem-

Demnach fieng man an, alles vorzukehren, was zu nachdrücklichen Operationen gegen sämmtliche Parteien erforderlich war. Wir haben oben schon erwähnt, wie man verschiedene Vollmachten zu Werbungen für die alten Compagnien der stehenden Infanterieregimenter und Chevauxlegers ausgestellt hatte; jetzt stellte man neue aus an mehrere Adeliche, und Officiere zu neuen Werbungen für Infanterie sowohl als Cavallerie.

Auch an den Herrn von Castille — der aufs neue nach der Schweiz geschickt worden war, um dreitausend Mann Schweizer zu werben und zu verhüten, daß nicht andre gegen den König geworben würden — schrieb man jetzt, er möchte eilen, das Geschäft zu Stand zu bringen, und die Mannschaften ins Reich einrücken zu lassen.

An den Herrn von Schomberg, den man nach Teutschland geschickt hatte, um verschiedene teutsche Fürsten im Namen Ihrer Majestäten zu sprechen, schrieb man jetzt, er möchte dieß vor der Hand nur seyn lassen, und in aller Eile bemüht seyn viertausend Mann Landsknechte zusammen zu bringen. An den Rhein-Grafen schrieb man um zwölfhundert Reuter. Den Marschall von Montigny brauchte man in Nivernois dazu, die dort stehende Infanterie und Cavallerie zusammenzuziehen, und sich den etwa dortherum befindlichen Anhängern des Herzogs von Nevers zu widersetzen; denn die Herzoginn von Nevers war einige Zeit zuvor dorthin gegangen und gab sich alle Mühe, Truppen zusammenzubringen.

14.

Der Herzog von Guise reiste von Paris ab, nach Champagne zu dem Marschall von Themines, dem er zuführte, was er von Truppen hatte auftreiben können, um

damit die Städte und Plätze zu belagern, welche den Gehorsam verweigern würden, und den Herzog von Nevers anzugreifen und zu verfolgen.

Jetzt schickten auch die Herzoge von Nevers, Vendome, Maine und Bouillon Schreiben in Form eines Manifests umher, um ihre Unschuld darzuthun. Die Königinn Mutter befahl, im Namen des Königs darauf zu antworten, was auch geschah.

Die Herzoginn von Bouillon, die einige Zeit zuvor nach Limosin und Guyenne gereist war, that hier alles Mögliche, um Katholiken sowohl als Reformirte zu verführen, daß sie die Waffen ergreifen möchten, um den Prinzen zu befreien, die Prinzen und Großen in die ihnen zukommende Autorität bei dem König wieder einzusetzen, und endlich den König aus der Gefangenschaft zu befreien, in der Er sich in den Händen des Marschalls d'Ancre befände. Dieß waren überhaupt die hauptsächlichsten Gründe, welche diejenigen vorschützten, die sich gegen den König und die Königinn Mutter empörten. Die Herzoginn von Bouillon gab allen Geld, die sich erboten, Truppen für sie zu werben, und wendete viel auf, wodurch würklich Verschiedene in Bewegung gebracht wurden.

Der Graf von Auvergne wurde aus Perche und Maine, wo er bis jetzt seinen Zweck vollkommen erfüllt hatte, nach Hof berufen, um weitre Verhaltungsbefehle zu vernehmen.

Der Marschall von Montigny fing an, seine Waffen in Nivernois gegen das Schloß Coiffy zu brauchen, worein die Herzoginn von Nevers eine starke Besatzung gelegt hatte. Er ließ Approchen machen, das Geschütz auffahren, beschoß den Platz und zwang ihn zur

Ueber-

Uebergabe. Die Königinn Mutter befahl, ihn zu schleifen. Dies geschah gegen das Ende des Februars.

März.

Sobald der Herzog von Guise in Champagne angelangt war, und seine Truppen zusammengezogen hatte, belagerte er ein sehr festes Schloß, Richecourt genannt, dem er aber so zusetzte, daß der Commandant darin sich nach einigen Kanonenschüssen genöthigt sah, den Platz an den Herzog von Guise zu übergeben. Dieß geschah zu Anfang des März. Er wurde geschleift, und die Königinn Mutter beschloß zugleich überhaupt, daß forthin alle, Privatpersonen zuständige Plätze, die mit Gewalt einbenommen würden, geschleift werden sollten.

Ich will mich hier nicht auf eine Erzählung der einzelnen Streifereien und Gefechte einlassen, die mit wechselndem Glück von beiden Theilen unternommen wurden. Nur so viel will ich überhaupt bemerken, daß in Isle de France und einigen Gegenden der Picardie, in Champagne, Nivernois auch in einigen andern Orten die Feindseeligkeiten zum Ausbruch kamen. In mehrern andern Provinzen war man bemüht, den Adel und Particuliers zum Aufstand zu bringen, wie ich oben schon von der Herzoginn von Bouillon in Beziehung auf Limosin, Guercy und Rouergne angeführt habe.

Hier befanden sich gerade zween Adeliche, reformirter Religion, Rahmens Asses und Andrieu, welche einige Zeit zuvor von dem Herzog von Savoyen Geld bekommen hatten, um Truppen für ihn zu werben. Würklich warben sie auch jeder ein Infanterieregiment von tausend Mann in den Sevennen. Mit dieser Mann-

schaft versprachen sie allen zu Hülfe zu eilen, die sie darum angiengen, und man wollte sogar wissen, sie hätten von der Herzoginn von Nevers und der Herzoginn von Bouillon ebenfalls Vorschüsse erhalten.

Mit diesen beiden gedachten mehrere andere unruhige Köpfe in jener Gegend in Verbindung zu treten, und so ein großes Corps zu formiren, das im Stand gewesen wäre, dortherum viel Unheil und Unfug anzurichten. Es kam aber ganz anders als sie dachten. Die Königinn Mutter traf nemlich würksame Gegenvorkehrungen, und auch der Herzog von Montmorency that diesen Werbungen und Entwürfen der genannten beiden Herrn Einhalt, da sie ohne königliche Erlaubniß und Vollmacht in seinem Gouvernement betrieben wurden. So kam denn Assas beinahe um seine ganze Mannschaft, und Andrieu bemächtigte sich eines Felsen am Ende der Sevennen, im Ländchen Gevaudan. Der Ort heißt Greses, und war ehemals ein seiner Lage wegen sehr festes Fort gewesen. Hierhin und in einige umliegende Dörfer legte er seine Mannschaften, in der Absicht, den Platz wieder zu befestigen, sich darin zu halten und die Gelegenheit zu ersehen, um etwas von Bedeutung zu unternehmen.

Schon war aber der Marquis des Portes in die Nähe nach Mande geschickt worden, um dem Uebel zu steuern, das für die Landschaft aus der Einquartirung dieser Gäste erwachsen könnte. Er faßte den Entschluß, so viel er nur könnte, vom Adel und von seinen Freunden zusammenzuziehen, nahm, unterstützt von einigen Adelichen, Fußvolk aus den benachbarten Städten und wo er sonsther bekommen konnte, zusammen, griff damit die Truppen des Andrieu an, überwältigte eine Postirung nahe bei Greses, und warf sie mit Verlust auf

das

das Fort zurück; was nicht dahin entkommen konnte, lief auseinander.

Er beschloß hierauf, das Fort selbst, dessen Wiederherstellung und Ausbesserung Andrieu bereits begonnen hatte, anzugreifen, wobei mehrere ihn ihres Beistands versicherten. Er unternahm es auch würklich, ließ sich einige schlechte Stücke Geschütz kommen, zwang sie damit zur Uebergabe und zum Abzug, und befreite so das Land von der Furcht, die man vor diesen Leuten gefaßt hatte. Er ließ übrigens Truppen in Grezes stehen, und den Platz vollends herstellen, worüber aber Klagen geführt wurden.

So stieg in allen diesen Provinzen die Erbitterung immer höher, und was sie vollends unversöhnlich machte, war, daß man alle Stellen der Verbündeten Prinzen und ihrer Anhänger für verfallen und erledigt erklärte. Die Königinn Mutter ließ auch würklich den König dem Herzog von Joinville, Bruder des Herzogs von Guise, die Stelle eines königlichen Oberkammerherrn (grand chambellan de France) was bisher der Herzog von Maine gewesen war, verleihen; der Graf von Auvergne erhielt das bisher von ebendemselben inne gehabte Gouvernement von Isle de France; der Herr de la Curee, Capitain der Chevauxlegers von der Garde (den der Marschall d'Ancre gern von diesem Posten weg haben wollte, um ihn mit seinen Kreaturen zu besetzen) wurde Lieutenant general in Isle de France, was bisher der Marquis von Coeuvres gewesen war; die übrigen Gouvernements und Stellen der andern Prinzen und Herrn wurden für Andre aufgehoben.

Man ließ den Prinzen von Joinville auf seinen Posten nach Auvergne abgehen, um daselbst alle

Getreuen des Königs in ihren guten Gesinnungen zu bestärken, im Nothfall zu der Armee des Marschalls von Montiquy zu stossen, oder auch nach Befinden der Umstände eine besondre zu formiren, und damit das Zusammenstoßen derer zu verhindern, die etwa unter Begünstigung der obgedachten beiden Regimenter des Assas und Andrieu größere Bewegungen machen wollten.

Der Graf von Auvergne wurde nach Isle de France abgefertigt, um das Commando einer starken Armee, die man hier errichtete, zu übernehmen. Er nahm den erwähnten Herrn de la Caree' als einen Marechal de Camp mit; den Herzog von Rohan als General der leichten Reuteren; den Marquis (Generalfeldzeugmeister) von Rosny zur Direction der Artillerie; so erhielten auch mehrere andre Herrn Befehl, sich zu dieser Armee zu verfügen.

Der Marschall d'Ancre selbst wollte sich mit dabei befinden, und hatte bereits Commission gegeben, dreitausend Lütticher zu werben, so wie er auch zwei bis dreitausend Mann Franzosen und sechs bis siebenhundert Mann Cavallerie werben ließ. Er gab dabei vor, er bestreite die Werbungskosten und das Handgeld aus eignen Mitteln, und wolle das ganze Corps ebenfalls drei Monate hindurch auf eigne Kosten unterhalten, blos aus Eifer für das königliche Interesse; allein er hatte zu Bestreitung dieser Kosten Anweisungen auf königliche Kassen erhalten, und das ganze Vorgeben, wie überhaupt alles was er auch noch in der Sache würklich that, hatte einzig zum Zweck, sich beliebter und angesehner zu machen, und sich ein in die Augen fallendes Verdienst um das Reich zu erwerben, auf das sich allenfalls seine beabsichtete Erhebung zum Reichs-Connetable stützen ließe.

Die

Die Schweizer, die der Herr von Castille in ihrer Heimath geworben hatte, waren seit einigen Wochen ins Reich eingerückt, und wurden unter die Armeen in Champagne, Nivernois und Isle de France vertheilt. Dahin hatte man ebenfalls einen guten Theil von der Leibwache des Königs und dem Garderegiment abgehen lassen, um nach und nach alles zu vermindern, was zur Sicherheit der Person des Königs dienen könnte, und Ihn so ganz der Willkühr des Marschalls d'Ancre blos zuzustellen.

Um diese Zeit brachte die Königinn Mutter in Vorschlag, den König zu Seiner Armee in Champagne zu führen, und mit dem Hof bis Reims zu gehen, um der Armee durch diese Nähe des Königs mehr Muth zu machen. Dabei ließ man es einige Tage, die würkliche Abreise aber verschob man von Tag zu Tag, in der Hofnung, das bloße Gerücht von der Reise des Königs würde Seinen Angelegenheiten einen vortheilhaften Schwung geben.

Endlich aber gab man dieß ganz auf, und sagte, der König müsse zu Seiner Armee in Isle de France gehen, welche groß und stark sey, und mit der man daher etwas von Bedeutung unternehmen und durchsetzen wolle, um Sr. Majestät einen Nahmen zu machen. Auch diese Gerüchte unterhielt man ungefehr vierzehn Tage oder drei Wochen, sprang dann plötzlich wieder ab und sagte, man finde es nicht rathsam, daß Ihre Majestäten sich von Paris entfernten, wo Ihre Anwesenheit bei jetzigen Zeitläuften höchst nothwendig wäre.

Der wahre geheime Grund von der Sache verhielt sich aber folgendermaßen. Die Königinn Mutter hätte Nachricht, daß der König, der sich von Tag zu Tag mehr hintangesetzt sah, beschlossen habe, wenn

man würklich von Paris abreise, am zweiten oder dritten Tag mit einigen Seiner Vertrautesten den Hof zu verlassen, und zu Seiner Armee zu eilen, das Hauptquartier unter Seinem Garderegiment, dessen Compagnien sich gröstentheils bei dieser Armee befanden, aufzuschlagen, die unter dem Herrn de la Curee ebenfalls daselbst befindlichen Chevauxlegers von der Garde nebst einigen andern Truppen, auf die Er sich verlassen konnte, um sich her zu postiren, und dann die dienlichsten Maasregeln zu ergreifen, um sich der Lenkung und Anmaßung der Königinn Mutter und der Tirannei des Marschalls d'Ancre gänzlich zu entziehen.

Die Sache ließ sich würklich hören. Denn seine Vertrautesten bemerkten an Ihm einen starken Verdruß und Aerger darüber, daß er sich so verlassen und genöthigt sah, diesen Leuten zu gefallen, sich in den Thuilerien mit kindischen nichtswürdigen Spielereien mit Bedienten abzugeben, während man Ihm alle Einsicht in die Staatsgeschäfte entzog. Als Er hörte, daß die Rede davon sey, Ihn zu Seiner Armee zu führen, war Er äußerst froh und vergnügt darüber, und trieb es tagtäglich, ob man denn noch nicht abreise. Nachdem Er aber lange mit der Erwartung hingehalten worden war, und man Ihm endlich sagte, gewisse Rücksichten auf Sein eignes Interesse (da man Ihn doch zu keiner der Berathschlagungen zugezogen hatte) wären im Wege, daß man vor der Hand noch nicht von Paris abreisen könnte; so nahm Er sich dieß so zu Herzen, daß er in eine schwere Krankheit darüber fiel.

Was Seinen Mißmuth noch vermehrte, war daß man um eben diese Zeit Ihm funfzehnhundert bis zweitausend Thaler, die Er gern zu Seinen kleinen Vergnügungen gehabt hätte, abschlug, weil jezt kein Geld vorhanden wäre, und der Krieg so

schwere

ſchwere Koſten verurſachte. Nach dieſer Weigerung kam dann der Marſchall d'Ancre mit einem ſehr zahlreichen Gefolge von Großen und Adelichen zu Ihm, dem König, der nicht mehr als zwei Bediente um Sich hatte, wollte Ihm in Seiner Traurigkeit Troſt zuſprechen, und ſagte dabei, wenn das, was Ihn ſo ſehr bekümmere, weiter nichts ſey, als die Weigerung, Ihm das verlangte Geld auszuzahlen, ſo habe Er ſehr Unrecht, daß Er ſich nicht an ihn (den Marſchall) wende; er wolle Ihm die Summe ſogleich aufzählen laſſen, entweder aus der königlichen Schatulle, oder auch von ſeinem eignen Vermögen; Er habe nur zu befehlen.

Der König nahm dies Anerbieten, wie Er gegen einige Seiner Vertrauten äuſſerte, als eine bittre Beleidigung auf, daß ein ſolcher hergelaufener Fremdling, der keinen Heller Vermögen mit nach Frankreich gebracht habe, ſo unverſchämt ſey, zu Ihm, der keine Seele um ſich habe, mit einem ſolchen Gefolge von Adelichen und Großen zu kommen, und Ihm ins Geſicht zu ſagen, Er habe unrecht, daß Er ſich nicht an ihn wende, um das verlangte Geld zu erhalten.

Um eben dieſe Zeit ereignete ſich noch ein andrer Vorfall, der dem König nicht unangenehm war. Ich habe oben ſchon erwähnt, wie der Marſchall d'Ancre Lüttricher und Reuter, auch in Frankreich Cavallerie und Infanterie werben ließ, wovon er die Koſten ſowohl, als dreimonatlichen Unterhalt dem Könige zu lieb und in Rückſicht auf gegenwärtige mißliche Lage der Angelegenheiten aus eignen Mitteln zu beſtreiten vorgab. Dieſe Truppen nun ließ er jetzt kommen, und zur Armee in Champagne marſchieren. Es waren ungefehr drei bis viertauſend Lüttricher, und zweitauſend Mann Franzoſen zu Fuß, nebſt ſechs bis ſiebenhundert in- und ausländiſchen Reutern, und dabei erließ er denn ein

Schrei-

Schreiben an den König das im Wesentlichen das oben Angeführte enthielt; wenn alle andern Diener Sr Majestät ein gleiches thäten, schrieb er ferner, so würde es sehr wohl bestellt seyn. Dies Schreiben ließ er drucken, damit es sein recht ausgebreitet bekannt würde.

Der König war sehr aufgebracht hierüber, und fand es unerträglich übermüthig, daß dieser Mensch, der keines Hellers werth nach Frankreich gebracht hatte, es wagte, öffentlich zu sagen, er wolle auf eigne Kosten Ihm dem König mit Truppen aushelfen und beispringen; was noch dazu, wie der König recht gut wußte, in Ansehung der Kosten grundfalsch war, indem er Fonds und Assignationen dazu aus den königlichen Finanzen genommen hatte. Die ganze Absicht des Marschalls bei diesem Vorgeben soll dahingegangen seyn, sich dadurch den Weg desto besser zu ebnen, um zur Würde eines Connetable zu gelangen.

Der Herr von Montigny, der mit einer kleinen Armee in Nivernois stand, war unterdessen dort nicht vergebens. Denn nach der Einnahme von Coisso, belagerte und nahm er das Städtchen Entrain, und dann Clamecy, worin er den zweiten Sohn des Herzogs von Nevers gefangen bekam, den sein Vater darein gelegt hatte, um durch seine Gegenwart die Soldaten und Bürgerschaft zu einer desto muthvollern Gegenwehr anzufeuern.

Da die Herzoginn von Nevers, welche so viel Truppen als möglich zusammengebracht und unter dem Commando des Marquis von Villars ins Feld gestellt hatte, sah, daß sie sich gegen den Marschall von Montigny nicht halten könnte, so rückten sie vor St. Pierre le Moutier, ein schlechtes Städtchen, wohin man eine Infanteriecompagnie gelegt hatte, um das Land und die

die Passage zu decken. Der Commandant fand nicht für gut, sich darin zu vertheidigen, sondern überließ es dem Herrn von Villars, der aber ebenfalls blos seine Truppen darein quartierte, ohne es behalten zu wollen. —

Nachdem der Herzog von Guise in Champagne Richecourt eingenommen hatte, belagerte er Chateau Portien, das endlich am 30. auf Capitulation übergieng, nachdem er vierzehn Tage lang bei sehr schlechtem Wetter davor gelegen hatte. —

Um eben diese Zeit hatte der Graf von Auvergne in Isle de France alle für sein Corps bestimmte Truppen an sich gezogen, und dadurch eine ansehnliche Macht zusammengebracht, womit irgend ein bedeutender Platz, wie Soissons, Noyon u. dgl. den man aber vor der Hand noch in Petto behielt, angegriffen werden sollte. Er ließ auch von Paris sowohl als anders woher vier oder fünfundzwanzig Stück Kanonen kommen, und nach Compiegne hin transportiren.

Um unterdessen seine schon mobilen Truppen nicht müssig gehen zu lassen, bis die andern nachkämen, beschloß er, Pierrefond einzuschließen und zu belagern; ein festes Schloß zwischen Soissons, Compiegne und Noyon, das man bis dahin für äußerst fest und beinahe unbezwingbar gehalten hatte, weil Heinrich der Große, der es durch den Marschall von Biron angreifen ließ, die Belagerung wieder hatte aufheben müssen, nachdem man über zwölfhundert Kanonenschüsse ohne allen Effect darauf gethan hatte. Der Graf von Auvergne bearbeitete es aber mit so günstigem Erfolg, daß die Belagerten genöthigt waren, den Platz am ersten April zu übergeben, nachdem er in vier oder fünf Tagen die Laufgräben hatte eröffnen, sein Geschütz auffahren und nur vier bis fünfhundert Schüsse, aber freilich mit erwünschter Würkung, darauf thun lassen.

Gegen das Ende des Monats kam der Herzog von Nemours zu Ihren Majeſtäten um Ihnen unter gegenwärtigen Umſtänden ſeine Dienſte anzubieten. Er wurde ſehr gut aufgenommen und behandelt, jedoch ohne ihm eine Stelle oder Gewalt zu übertragen.

April.

So ſtanden alſo jetzt die Sachen. Der Krieg war ausgebrochen und ſtand in vollen Flammen in den Provinzen Champagne, Isle de France und Nivernois, auch in der Picardie; in allen andern Gegenden des Reichs aber waren ſtarke Gährungen, die einen nahen Ausbruch ähnlicher Unordnungen drohten.

Die Königinn Mutter ließ Ihr Augenmerk einzig darauf gerichtet ſeyn, den Herzog von Nevers und den Herzog von Maine, die nebſt dem Herzog von Bouillon Ihrer Meinung nach die einzigen Anſtifter dieſer Unruhen waren, nebſt allen denen zu Grund zu richten, die ſich am ungeſcheutеſten Ihren Willensmeinungen und dem Uebergewicht des Marſchalls d'Ancre widerſetzten. In dieſer Abſicht nun war Sie entſchloſſen, nichts zu ſparen, um dieſe Herrn aufs äuſſerſte zu treiben, und wies ſogar jeden Vergleichsvorſchlag von ihnen von der Hand. Eben deswegen ließ Sie auch die Armeen des Herzogs von Guiſe, des Grafen von Auvergne und des Marſchalls von Montigny möglichſt verſtärken.

In gleicher Abſicht ſchickte Sie auch nach Holland um fünftauſend Mann vorher kommen zu laſſen, die der König zum Dienſt der Generalſtaaten unterhielt, und die zum Theil die Generalſtaaten ſelbſt im Nothfall herzugeben gehalten waren. Der Herr

de

de la Roue trug im Namen Ihrer Majestäten bei den Generalstaaten hierauf an; der Antrag wurde aber von den Prinzen durchkreuzt, welche vorgaben, dies geschehe blos von dem Marschall d'Ancre zu Gunsten des Königs von Spanien, um sie desto leichter zu Grund zu richten. Indessen wurde diese Hülfe dennoch endlich auf vieles Bitten und Anliegen zugesagt, und sollte gegen das Ende des Aprils aufbrechen.

Auch den Graf von Schomberg und dem Rheingrafen schickte man ab, um die Werbungen von Reutern und Lanzknechten die ihnen aufgetragen waren, zu betreiben. Auch diese sollten gegen Ende Aprils aufbrechen.

Aber auch für die Prinzen wurden unter der Vorsorge des Herzogs von Bouillon zwölf bis funfzehnhundert Mann teutsche Reuter und etwas Infanterie geworben; und so rüstete also jedermann sich aus allen Kräften.

Das Schlimmste war, daß, während man so in diesen Provinzen ganz öffentlich zu den Waffen griff, noch andre Entwürfe ausgebrütet wurden. Der Marschall von Lesdiguieres nämlich, der Herzog von Epernon, der Herzog von Montmorenci, der Oberststallmeister Herzog von Bellegarde, der Herr von Alincourt, der Marschall von Roquelaure, und einige Andre verfielen darauf, dieser ganze Krieg sey gegen die Neigung und das Ansehen des Königs, einzig dem Marschall d'Ancre zu gefallen, und dessen ehrsüchtige Entwürfe durchzusetzen. In dieser Voraussetzung faßten sie den Entschluß sich als eine dritte Parthei zusammen zu verbinden, für die Sicherheit ihrer Gouvernements zu wachen, zu dem Ende eine Armee von fünfunddreißig bis vierzigtausend Mann gemeinschaftlich aufzustellen und gegen Paris hin marschieren zu lassen, um die Befehle des Königs zu vernehmen, den sie völlig wieder in Freiheit und in das Ihm gebührende Ansehen ein-

ge-

gesetzt zu sehen verlangten. Dazu beschlossen sie alle Gelder aus ihren Provinzen zurückzubehalten, und versi herten, sie hätten hiebei keine andre Absicht, als einzig und allein dem König zu dienen, ohne irgend eine andre Bedingung, außer Seiner gänzlichen Befreiung und Wiedereinsetzung in die Ihm zustehende Gewalt. Zu dem Ende wurde viel hin und her geschickt, gesprochen und unterhandelt; besonders waren sie bemüht die reformirte Religionsparthei auf ihre Seite zu ziehen, die denn auch nicht abgeneigt waren; auch die Parlementer von Toulose, Bordeaux, Grenoble, Dijon nebst mehrern andern ließen sich willig finden.

In der That war der Haß, den durchgängig Personen aller Art auf den Marschall d'Ancr und seine Gemahlinn warfen, so stark, daß jedermann glaubte recht zu thun, wenn er nur auf dessen Sturz und Verderben hinwürkte. Die Königinn Mutter wurde von allen diesen geheimen Entwürfen benachrichtet; sie sah ein wie schwer, ja wie unmöglich es sey, dem abzuhelfen. Ihre einzige Hofnung stützte sich noch auf die Erwartung, worin Sie stand, mit den Herzogen von Nevers und von Maine in Kurzem fertig zu werden, und deren festeste Plätze noch vor Ende des May wegzuhaben, vor welcher Zeit die von der dritten Parthei. Ihrer Meinung nach nicht vollständig im Feld stehen noch etwas von Bedeutung ausgeführet haben konnten, so daß es Ihr dann allemal noch leicht werden müßte, sie durch Entgegensetzung Ihrer ganzen Macht oder auch durch Unterhandlung bei ihrer Pflicht zu erhalten, und alle diese Händel glücklich beizulegen.

Nach der obengedachten Einnahme von Pierrefond am 1 April rückte der Graf von Auvergne mit seinen zusammengebrachten Truppen vor Soissons, wo der Herzog von Maine mit funfzehn- bis achtzehntausend

send

send Mann und einiger Cavallerie stand. Er hecilt sich, den Platz einzuschließen, und ihm zuzusetzen, und ließ zu dem Ende, trotz der schlechten Witterung sein Geschütz davor auffahren.

Um eben diese Zeit rückte der Herzog von Guise mit seiner Armee nach der Einnahme von Chateau-Portien vor Rhetel, wohin der Herzog von Nevers eine gute und starke Besatzung gelegt hatte. Der Herzog von Guise setzte aber dem Platz, unerachtet der schlechten Witterung, so sehr zu, daß die Besatzung, der ohnehin noch einige Bedürfnisse abgiengen, den Muth verlohr, und sich am zehnten oder zwölften Tag ergab. So war dem Herzog von Nevers von seinem ganzen Gouvernement nichts mehr übrig, als Mezieres, zu dessen Belagerung der Herzog von Guise nun ebenfalls Anstalten machte.

Nachdem der Marschall von Montigny seiner Seits in Nivernois die Regimenter des Marquis von Villeroy, des Marquis d'Alincourt, des Grafen von St. Chaumont, des Herrn von St. Geran und andre Truppen an sich gezogen hatte, rückte er gegen Nevers, und schloß es ein. Da die Herzoginn von Nevers sah, daß sie dieser Macht nicht gewachsen seyn würde, ließ sie Anträge machen, und sich erbieten, die Stadt Nevers nebst allen andern in Nivernois ihr noch übrigen Plätze an den Marschall von Montigny zu übergeben, selbst aber nach Desize zu gehen, und dort unter den Befehlen des Königs zu bleiben.

Diese Vorschläge wurden der Königinn Mutter überschickt, man hatte Ihr aber eingerathen, sie nicht anzunehmen; Sie wollte daher alles auf Discretion erhalten.

Der Graf von Auvergne trotzte vor Soissons der schlechten Witterung und dem anhaltenden Regenwetter, machte seine Approchen, und betrieb die Arbeiten mit solchem Eifer, daß er gegen den 24. d. M. bereits ziemlich weit vorgerückt war, und die Stadt sehr in die Enge trieb. Der Herzog von Maine hatte daher bereits einige Vorschläge zur Uebergabe des Platzes und Abschliessung eines Friedens thun lassen; man eilte aber eben nicht sehr, ihnen Gehör zu geben, da man, wie gesagt, ihn, dem Herzog von Nevers und dem Herzog von Bouillon den Untergang geschworen hatte. —

Zum Beweis, daß der Mensch denkt und Gott lenkt, wendete sich aber nun das Blatt plötzlich. Oben habe ich schon erwähnt, wie sehr der König Unlust und Verdruß darüber empfand, sich so sehr hintangesetzt und beinahe ganz verlassen zu sehen. Denn Er hatte niemand um sich, als zween oder drei Adeliche von Seiner gewöhnlichen Bedienung, worunter der Herr von Luines sich befand, nebst einigen Lakeyen, und wenn ja einmal ausser diesen sonst noch jemand da war, so waren es nur solche, die vermöge ihrer Stellen dazu verbunden waren, wie die Officiers von der Garde du Corps, und allenfalls einige vom Garderegiment; doch geschah dieß sehr selten, indem sie lieber bei der Königinn Mutter Cour machten.

So sah Er sich bereits seit mehr als sechs Monaten darauf eingeschränkt, in den Thuillerien spazieren zu gehen; wo Er zur Gesellschaft einen Hundejungen, einige Gärtnerburschen, einen Falkenier oder sonst irgend einen Aufwärter von seiner Lust angelegten Voliere hatte. Er vertrieb Sich die Zeit damit, daß Er kleine Erhöhungen aufwerfen, Rasen dazu tragen, in Seiner Gegenwart daran arbeiten liess, mitunter auch wohl selbst Schubkarren voll Erde dazu herbei-

beifuhr u. dgl. Spielereien mehr, unter denen aber ganz andre Dinge in Seinem Kopf herumgiengen.

Er sah sich nämlich ganz ausgeschlossen von allen Berathschlagungen und Staatsgeschäften; ja man hatte sogar boshafter Weise von Ihm ausgesprengt: Er sey ganz untüchtig dazu, weil Er zu blödsinnig und schwachköpfig sey, und bei Seinen schwächlichen Gesundheitsumständen sich unmöglich mit dergleichen wichtigen Gegenständen befassen könne. Er übersah dies alles vollkommen; ja es soll Ihm sogar unter den Fus gegeben worden seyn, Er musse zu dem allem durch die Finger sehen, indem widrigenfalls sogar Sein Leben von Seiten derer, welche die höchste Gewalt im Reich in Händen hätten, gefährt werden dürfte.

Unterdessen wurde alles bei der Königinn Mutter überlegt und abgethan; dem Schein nach früh, nach Ihrem Lever, im Beisein der Prinzen und Kronbeamten, die sich dazu einfanden; in der That aber Abends, wenn jedermann sich entfernt hatte, mit der Marschallinn d'Ancre, und mit Zuziehung des Herrn Barbin, des Siegelbewahres Mangot und des Staatssecretairs, Bischoffs von Luçon; bisweilen zog man auch den Herzog von Monteleon mit zu, um ihm das Nöthige zu communiciren. Dabei ist zu bemerken, daß die Tirannei des Marschalls d'Ancre und der Marschallinn so weit gieng, daß Er sogar bisweilen schon jene drei über die ganze Staatsverwaltung gesetzte Personen rauh angefahren hatte, wenn es sich etwa traf, daß ihre Meinung sich nicht schlechterdings nach seinem Sinn und Willen fügte.

Längst schon war daher der König darauf bedacht, Sich dieser Tirannei zu entziehen. So hatte er einmal den Entwurf gemacht bei Gelegenheit einer vor-

geblichen Spazierfarth nach St. Germain en Laye, ſich davon zu machen, und nach irgend einer bedeutenden Stadt zu begeben, um von Paris und der Königinn Mutter los zu kommen; es wurde aber entdeckt, und verhütet. Ein andermal hatte Er im Sinn, wenn man Ihn zur Armee geführt hätte, wie man davon ſprach, zur Armee vorauszugehen, um ſich unumſchränkt an ihre Spitze zu ſtellen, und zu hören, was man Ihm rathen wurde, um ſich Antheil an der Regierung zu verſchaffen; weil man aber auch hinter dieſen Plan kam, ſo behielt man Ihn lieber in Paris.

Man hatte Ihm den gröſten Theil Seines Garderegiments und Seiner Schweizergarde weggenommen, unter dem Vorwand, ſie zur Armee zu ſchicken; man wollte Ihn mit andern umgeben, die der Königinn Mutter und dem Marſchall d'Ancre ganz zu Gebot ſtänden; den Herrn de la Curée mit der Compagnie Chevauxlegers von der Garde hatte man ebenfalls entfernt; der Liebe und Ergebenheit der Officiere von Seiner Leibwache ſuchte man ſich auf alle Art zu verſichern.

Unter dieſen Umſtänden befand Er ſich in nicht geringer Verlegenheit, wem Er ſich anvertrauen ſollte, um zu Seinem Zweck zu gelangen, der ſtets darauf gerichtet war, ſich auf welche Art es auch ſeyn möchte, der Geringſchätzung und Unterwürfigkeit unter der Er ſchmachtete, zu entreiſſen.

Sein unmittelbarer Vertrauter war eigentlich einzig der Herr von Luines, der bisweilen ganz geheim mit einigen vom Hof des Königs und andern Particuliers darüber conferirte. Sie hatten verſchiedenemal vorgeſchlagen, ſich der Perſon des Marſchalls d'Ancre zu bemächtigen; ſahen ihn aber ſtets in ſo guter Begleigleigleig

gleitung, daß besonders bei seiner Gewalt und Autorität am Hof gar nicht daran zu denken war, es auf diesem Wege zu versuchen.

Der König entschloß Sich endlich, Sich mit dem Gardecapitain Vitry selbst darüber zu besprechen, in den Er großes Zutrauen setzte, und der entschloßner und kühner war als sonst keiner von denen, welchen der König trauen konnte, und der besonders bei Seiner Stelle als Capitain von der Leibwache, die Vollstreckung kön glicher Befehle unmittelbar übernehmen konnte, was Andre nicht wohl ebenso gekonnt hätten. Mit ihm also machte man aus, bei der ersten bequemen Gelegenheit sollte er sich sichre Leute auslesen, von der Garde oder sonst, und damit den Marschall d'Ancre festnehmen, im Fall des Widerstandes aber möchte er ihn allenfalls auch niedermachen.

Seit Donnerstag d. 20. war demnach Vitry schon darauf ausgegangen; weil sich aber keine Gelegenheit nach Wunsch dazu hatte finden lassen, und auch der König, wo möglich nicht gern haben wollte, daß man in Seinem Beisein oder in Seinem Zimmer, Saal oder Cabinet Hand an ihn legen sollte, um ihn festzunehmen oder zu erlegen; so wurde die Sache auf Montag d. 24. ausgesetzt, und beschlossen, wenn der Marschall wie gewöhnlich früh um zehn Uhr zum Lever der Königinn Mutter ins Louvre käme, sollte der Herr von Vitry mit den königlichen Gardisten und Andern, die er dazu ersehen hätte, sich zur Ausführung des Vorhabens und Vollstreckung des königlichen Befehls gefaßt halten.

Der König hielt Sich unterdessen in Seinem Kabinet auf mit einigen Seiner Vertrauten, die um das Geheimniß wußten. Im Fall die Sache auf eine oder

die andre Art mißlungen wäre, war Er entschlossen, durch die Gallerie nach den Thuillerien hinaus zu eilen, wo Er fünf und zwanzig bis dreißig Pferde aufgezäumt und bereit halten ließ, um nach Meaux zu gehen, wo Er dann überlegen wollte, was anzufangen wäre, um Sein Leben zu behaupten.

So weit kam es jedoch nicht. Der Herr von Vitry vollstreckte an dem bestimmten Tage glücklich und muthig den erhaltenen Auftrag. Er befand sich zur genannten Stunde auf der Brücke zum Louvre, und in dem Augenblick, da der Marschall über die Brücke, wo die Schloßtrabanten standen, einritt, trat er vor zu ihm, und sagte: Mein Herr Marschall, der König verlangt Sie. Mich? fragte der Marschall, und Vitry antwortete: ja, Sie! Einige von dem Gefolge des Marschalls, welche merkten, daß etwas gegen ihm im Werk sey, machten Miene, zum Degen greifen zu wollen, in demselben Augenblick aber drückten drei oder vier, die bei dem Herrn von Vitry waren, ihre Pistolen auf den Marschall ab, die ihn in den Kopf und Leib trafen, und so wurde er auf der Stelle erlegt, und stürzte tod nieder am Eingang der liegenden Brücke, die zur Zugbrücke des Louvre führt.

Der Oberste von Ornano, der im Hof des Louvre nicht weit davon aufpaßte, um zu sehn, wie die Sache, um die er mit wußte, ablaufen würde, eilte jetzt zum König um Ihm diese erfreuliche Todespost zu bringen. Der König rief darüber laut aus: Gottlob, mein Feind ist hin! und schickte sogleich jemand ab, um die Marschallinn gefangen zu nehmen.

Die Königinn Mutter wollte jetzt eben aufstehen als man Ihr diese Schreckenspost brachte; vor Entsetzen hatte sie sich wieder niedergelegt, weinte und

schluchz-

schlachte. So fand sie derjenige, den der König ebenfalls sogleich an sie abschickte, um ihr sagen zu lassen: Er habe den Marschall umbringen lassen, und sie möchte auf ihrem Zimmer bleiben, ohne es zu verlassen, indem Er die Sorge für die Regierung Seines Staats künftig selbst zu führen gedenke. Sie gab darauf zur Antwort: wenn Er Seine Absicht in Ansehung des Marschalls ihr anvertraut hätte, so würde sie Ihm denselben, an Händen und Füßen gebunden, haben überliefern lassen.

Der König schickte sogleich nach dem Herrn von Villeroy, dem Präsidenten Jeannin, und den Staatssecretarien, den Prevots des Marchands von Paris und andern der Vornehmsten Mitglieder vom Conseil, und sagte ihnen: Er habe den Marschall als Majestätsverbrecher wegschaffen lassen, weil er Anschläge gegen Seine Person und Seinen Staat im Schild geführt habe; von nun an könnten sie ihre Stellen wieder antreten, wie sie solche unter Seinem hochseeligen Herrn Vater verwaltet hätten; zunächst aber möchten sie in Erwägung ziehen, was jetzt zu thun wäre.

Er ließ hierauf das Parlement, die Rechenbank, den Steuerhof, alle Gesandte und mehrere Andre von dem Vorgang benachrichten, der aber so gar keine Unruhe verursachte, daß vielmehr alles mit Freudensbezeugungen von allen Seiten herbeieilte.

Er schickte nach dem Kanzler, der sich auf seinem Gute in Brie befand, und ließ ihm sagen: er könne zurückkommen, wenn er wolle; und dem Siegelbewahrer du Vair: Er wolle sich seiner bedienen, (unbestimmt, wie?). Barbin ließ er verhaften, und in seiner Wohnung durch Gardisten bewachen; von Mangot ließ Er sich die Siegel bringen, und dem Bischof von

lungen verbieten, ſich weiter mit Seinen Angelegenheiten zu beſaſſen; weiter wollte Er nichts gegen ihn thun, weil er drei oder vier Tage zuvor zu Ihm gekommen war, und ſich über die Inſolenzen und Drohungen, die der Marſchall ſich gegen ihn erlaubt, beſchwert hatte.

Er ließ die Compagnien vom Garderegiment aufmarſchiren, und rings um das Louvre Poſten ausſtellen, ja ſogar eine kleine Hauptwache an einer kleinen Brücke anlegen, die von dem Apartement der Königinn Mutter in einen Garten nach dem Fluß hinführte, auf welcher Seite auch die Wohnung des Marſchalls lag; Er wollte dadurch verhindern, daß niemand hier entkommen, und auch nichts bei Seite geſchaft werden könnte.

Man ſchickte Gardiſten und Andre nach den Häuſern des Marſchalls und der Marſchallinn in der Vorſtadt St. Germain und an der Ecke vom Garten des Louvre, um zu verhüten, daß nichts von den Möbeln und Koſtbarkeiten wegkäme; dennoch wurde der gröſte Theil davon zerſtreut; in dem letztern Hauſe aber, wo deſſelben ungefehr dreizehnjähriger Sohn war, nahm man alles weg, ſogar auch das Bett, worin er ſchlief, ſo daß der arme Junge bis auf den Abend ohne Eſſen, Trinken und Lager blieb, bis ihm endlich ſpät jemand aus Mitleiden ein Stück Brod zuſteckte. Ein Adelicher Namens Fiesko, Stallmeiſter der Königinn, der ein ſchlechtes Zimmer im Louvre hatte, und dem wenige Tage zuvor die Marſchallinn d'Ancre einen ſtarken Schimpf zugefügt hatte, indem ſie ihn ſelbſt wider den Willen des Königs aus der Gegenwart des Königs und der Königinn Mutter wegweiſen ließ, weil er frei zum König gegen den Marſchall geſprochen hatte; dieſer Fiesko alſo erhielt am folgenden Tag von dem König Befehl, dieß Kind abzuholen, zu ſich auf ſein Zimmer zu nehmen, und für deſſen nächſte Bedürfniſſe zu ſorgen,

gen, was er auch that. Um aber den Knaben deſto ſicherer aus jenem Hauſe weg und nach dem Louvre zu bringen, ohne daß der Pöbel ſich über ihn hermachte, ließ er ihm den Mantel von ſeinem Bedienten umhängen, und führte ihn ſo durch die Menge durch.

An demſelben Tag fertigte der König Eilboten ab, an den Grafen von Auvergne, den Herzog von Guiſe, und den Marſchall von Montigny, mit der Nachricht von dem Vorgang und dem Befehl: jeder von ihnen ſollte der ihm gegenüber ſtehenden Parthei in Seinem Namen einen Waffenſtillſtand antragen, das Vorgefallene zu wiſſen thun, und zugleich anfragen laſſen, ob man geſonnen ſey, ſich dem König gänzlich zu unterwerfen?

Die Herrn brauchten ſich aber nicht ſehr hierin zu bemühen; denn der Herzog von Maine, der Herzog von Nevers und die andern hatten ſchon früher Nachricht als ſie, und lieſſen wiſſen: ſie ſeyen keineswegs Willens, die Waffen gegen das Anſehn des Königs in Händen zu behalten, ſondern bereit, allen Seinen Willensmeinungen und Befehlen unbedingten Gehorſam zu leiſten, und ſich Ihm perſönlich zu Füßen zu werfen; beſonders der Herzog von Mayenne.

Dieſer war wie wir geſehen haben, in Soiſſons belagert und ſehr im Gedränge. Sobald nun die Nachricht von dieſer vorgefallenen Veränderung bei ihm einlief, ließ er eine Generalſalve aus ſeinem ganzen groben und kleinen Geſchütz nebſt Freudenfeuern und Jubelgeſchrei machen. Der Graf von Auvergne, der ſich dieſe ausgelaſſene Freudensbezeugungen gar nicht zu erklären wußte, war gewiſſermaßen betreten darüber, und beſorgte, es möchte eine ſchlimme Nachricht den König betreffend eingelaufen ſeyn. Unmittelbar darauf erhielt

hielt er aber das königliche Schreiben, und einen Trompeter von dem Herzog von Maine, der ihm daſſelbe meldete, und ſich erbot, ihm als Bevollmächtigten des Königs, deſſen unterthänigſter Diener er ſey, ſeinen Platz ganz frei zu übergeben und alles zu leiſten. Von dieſem Tage an, (es war der andre nach der That) beſuchten ſie einander, ſpeißten zuſammen, und der Zutritt in die Stadt ſtand allen Belagerern ganz frei und offen.

Noch am 24. nach Mittag ließ man die Leibwache der Königinn Mutter aus dem Louvre abziehen und beſetzte deren Poſten mit Gardiſten des Königs, welche Ordre hatten, niemand aus noch ein zu laſſen, und zu verhüten, daß niemand die Königinn Mutter ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs ſprächе. Man benachrichtete auch den Prinzen Conde von dem Vorfall, und da er bis dahin in ſehr enger Verwahrung in einem Zimmer gehalten worden war, das nur durch eine Oefnung oben in der Mauer Licht erhielt, weil man die Fenſter hatte vermauern laſſen, ſo befahl der König, die Fenſter wieder aufzumauern, damit er frei Luft und Licht hätte, auch erlaubte Er ihm, ein oder zweimal in der Woche auf den Terraſſen ſpazieren zu gehen.

Dies iſt ungefehr die Geſchichte dieſes Tages. Erwägen wir nun die großen Glückswechſel und Würkungen der göttlichen Obhut zu Erhaltung dieſes Reichs und zur warnenden Lehre für Fürſten, Große und überhaupt Perſonen jeden Standes, wie ſehr ſie ſich verrechnen, wenn ſie vergeſſen was ſie ſind, und ſich durch ungerechte Mittel über Gebühr erheben wollen! Nur vor drei Tagen noch war dies Reich ſo voll Spaltung und Zwietracht, daß auch die einſichtsvollſten Männer ſeiner gänzlichen Auflöſung und Zerrüttung entgegen ſahen,

sehen, und es das Ansehn hatte, als gienge jedermann eher darauf aus, irgend ein Stück davon an sich zu reißen, als es zu schützen und zu vertheidigen; einem vom Sturm entwurzelten Baume gleich, bei dem, statt ihn zu stützen, jeder nur da steht und seinen Fall ablauren will, um irgend einen Ast davon für seinen Hausbedarf zu erhaschen. Jetzt aber sah man plötzlich auf allen Seiten die Waffen niedergelegt, und jedermann beeiferte sich um die Wette, sich dem König zu unterwerfen, und sich dessen günstigere Meinung zu erwerben.

Dieser junge Monarch war bis dahin so ganz verlassen gewesen, daß Viele es nicht wagten ihn auch nur anzusehen, und sich nicht mit einer Art von Verbrechen zu beladen; Seine Staatsräthe und Staatssecretairs wagten nicht, zu ihm zu gehen, Ihn anzusehen oder zu sprechen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, sogleich ihre Stellen zu verlieren; Er sah dies und wußte es, und zog sich aus grosser Güte selbst vor ihnen zurück, um sie nicht unglücklich zu machen. So ganz hintangesetzt und verlassen war Er, daß sogar einige von Seinen Domestiken, die einzig von Ihm Gut, Ehre und Unterhalt zogen, ja Seine eigne Amme sogar, Ihn verriethen, und allen Seinen Reden und Aeusserungen auflauerten, um sie Seinen Feinden zu hinterbringen.

Dieser so ganz vernachläßigte Fürst nun wurde jetzt auf einmal wieder von aller Welt gesucht, geehrt, hofirt; hatte mehr Prinzen in Seinem Gefolge, als einen Augenblick zuvor Lakaien, und ein solches Gedränge von Herrn und Adelichen um sich her, daß fast nicht durch Hof, Treppe, Saal, Zimmer und Cabinet bei Ihm durchzukommen war.

Die Königinn Mutter hingegen, die es bisher mit der äussersten Sorgfalt, unterstützt von dem Marschall

schall d'Ancre, darauf angelegt hatte, die ganze Lenkung der Geschäfte und das volle Ansehn der Regierung in Händen zu behalten, und die deßwegen den König, ihren Sohn, bisher geflissentlich und angelegentlich von allem Antheil daran ausgeschlossen hatte: — sie sah nun in Einem Augenblick nicht nur sich selbst alles Antheils an der Regierung gänzlich beraubt, sondern selbst von allem Zutritt zu diesem ihrem Sohn auf seinen ausdrücklichen Befehl ausgeschlossen; man gab ihr Wache, vermauerte die Thüren, die zu ihr führten, und ließ nur Eine offen wo die Wache stand; Abends zog man ihr die Brücke weg, auf der sie hätte zu einem Spaziergang in den Garten kommen können, und so war denn plötzlich, wie man eine Hand umwendet, ihre ganze Macht und Gewalt in Betrübniß, Kummer und Demüthigung verwandelt, und in die Hände desjenigen zurückgekehrt, dem sie solche so widerrechtlich vorenthielt, und den sie so sehr hatte hintansetzen und vernachlässigen lassen. Mit ihr wurden denn auch zugleich alle wieder erniedrigt, welche die Gunst so hoch erhöhen hatte.

Mit dieser Betrachtung läßt sich auch noch die interessante Bemerkung verbinden, wie viel die königliche Gewalt vermag, wenn sie in den rechten Händen ist und gut gehandhabt wird. Der Herzog von Maine, der Herzog von Nevers, der Herzog von Bouillon und die andern, dachten in ihren Gouvernements, im Vertrauen auf ihre festen Plätze, stark und mächtig genug zu seyn, um es mit der Macht des Königs aufzunehmen, und setzten sich daher dem König gleichsam gleich, sprachen laut und erlaubten sich Eingriffe in Seine Rechte; sie wurden aber angegriffen, und unerachtet der Herzog von Vendome und andere ihrer Freunde sich zu ihnen geschlagen hatten, und die Regierung

sich

ſich in den Händen der Königinn Mutter und des allgemein, ſelbſt von ſeinen Anhängern gehaßten Marſchall d'Ancre befand; ſo waren doch die Vorkehrungen der neuen Miniſter, Barbin, Mangot und Richelieu ſo wirkſam und raſch, daß jene ſämmtlichen Prinzen und Herrn äuſſerſt in die Enge getrieben und zur Verzweiflung gebracht wurden, indem ſie nicht wußten, wo ſie Hülfe her bekommen ſollten, da man gar nicht Luſt bezeugte, ſie wieder zu Gnaden anzunehmen. So war die jetzt eingetretene Veränderung für ſie Hülfe zur Zeit der Noth; daher ſie ſich auch nicht erſt lange bitten ließen, ſich wieder völlig der königlichen Volmäßigkeit zu unterwerfen.

Wollen wir überhaupt die Unbeſtändigkeit des Glücks erwägen und beherzigen, ſo verweilen wir einen Augenblick bei dem kläglichen Schickſal des Marſchalls und der Marſchallinn von Ancre. Zuerſt ein Wort von ihr.

Sie war ſo übermüthig und gebieteriſch, daß ſie von dem König und der Königinn Mutter nicht anders als in ſchimpflichen, verachtenden Ausdrücken ſprach, Ihn einen Dumkopf, ſie eine alberne Kätze nannte, u. dgl. m. Sie verfügte, befahl und that was ihr beliebte, ſchimpfte, hunzte aus, entfernte, jagte aus dem Dienſt ganz nach ihrem Gefallen und bewies dabei einen Uebermuth, daß niemand es wagte, ihr unter die Augen zu treten. Und dieſe Frau war jetzt niedergeſtoßen, wurde verſpottet, beſchimpft mit Wache in eine vergitterte Kammer oben im Louvre gebracht, wohin ſie einige Monate zuvor den Prinzen von Conde hatte ſetzen laſſen, und von eben dem Fiesko begleitet, den ſie vor wenigen Tagen ſo ſchimpflich beleidigt hatte, und der jetzt laut ihres Elends ſpottete. Kaum würdigte einer ſie eines mitleidigen Blicks oder eines Wortes.

Ihr

Ihr Sohn, das einzige Kind dieser stolzen Frau, hatte jetzt kaum Stroh zu seinem Lager, nothdürftig Brod zu Stillung seines Hungers; so jung und unschuldig an all dem von seinen Eltern verübten Bösen er war, hatte man ihn doch aus seinem zugänglichen Aufenthalt wegschaffen müssen, aus Furcht, das Volk möchte sich an ihm vergreifen.

Ihre und ihres Gemahls Häuser wurden ausgeplündert, unerachtet man dafür gesorgt hatte, Wachen dahin zu schicken, um die Papiere, Möbeln und Baarschaften darin zu retten. Diejenigen die sich als Freunde oder Anhänger von ihnen bewiesen hatten, wurden allgemein verfolgt und vertrieben, einige ihrer Domestiken sogar gefangen gesetzt.

Der Marschall selbst endlich hatte bisher, wie wir gesehen haben, eine solche Autorität und Tirannei in Lenkung der Staatsgeschäfte behauptet und verübt, daß kein Prinz oder Grosser im Reich, wer er auch seyn mochte, seiner Güter, Ehren und Würden, seines Glücks, ja seines Lebens selbst nicht sicher seyn konnte, wenn er sich nicht ganz blind seinen Launen unterwarf; er erledigte, vergab, besetzte und dirigirte alle Aemter und Würden des Staats ganz nach seinem Willen und Gutdünken; eignete sich die höchsten und bedeutendsten Würden und Stellen zu; hatte in Paris und den vornehmsten Städten des Reichs Personen angestellt, deren ganzes Gewerbe einzig darin bestand, alle Schritte und Tritte der Leute zu belauern und auszuspioniren, ob jemand nachtheilig von ihm oder der Regierung sprach, oder übel gegen ihn gesinnt war, um ihn dann zu verhaften, zu vertreiben, oder gar ums Leben zu bringen, wie er schon mit verschiedenen gethan hatte. Alle Ecken an den Strassen von Paris hatte er mit Galgen bepflanzt; seine Anmaßung, Bedrückung und Tirannei

rannei gieng so weit, daß die vertrautesten Leute es kaum mehr wagten, den Mund gegeneinander aufzuthun oder sich zu besuchen.

Einige Tage vor seinem Sturz stellte eine Person vom Stand ihm vor, er möchte sich mit seiner Größe, und seiner jetzt erreichten hohe Stufe von Ansehn im Staat begnügen, und darauf bedacht seyn, sich auf einen soliden Fuß zu setzen, sich Freunde zu machen, und sich von dem Neid und Unwillen der Prinzen und Großen zu entlasten; wobei er zugleich sich das Verdienst um den Staat machen könne, kräftig zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe mitzuwürken. Uebermüthig gab er aber hierauf zur Antwort: er wolle in sich ein Beispiel aufstellen, wie weit es ein Mann mit Kopf und Glück bringen könne! —

Da lag er nun, dieser Uebermüthige, verabscheut und verflucht von allen; jedermann schrie wehe über ihn, rechnete das Unheil her, das er gestiftet hatte, lobte und pries den Muth des Königs, diesen glücklichen Streich gegen diesen Tirannen zu führen, segnete diejenigen, die Ihm dazu gerathen, und das Werk gelenkt und vollführt hatten.

In Vorbeigehn muß ich hier aufmerksam darauf machen, daß es in der That verwunderswürdig und unbegreiflich (surnaturel) ist, daß dieser Plan so glücklich durchgeführt werden konnte, ohne auf eine oder die andre Art verrathen zu werden, da er doch gegen Personen wie die Königinn Mutter und die Marschallinn d'Ancre gerichtet und seit länger als drei Monaten schon entworfen war, von Zeit zu Zeit mit Wissen verschiedener Personen betrieben wurde, und da seit länger als vierzehn Tagen zwölf bis funfzehn Personen darum wußten,

wußten, unter denen sich sogar zwei oder drei befanden, die nicht über funfzehn und achtzehn Jahre zählten.

Wieder zum Marschall zurück. Nach seinem Tod wurde seine Leiche unten an eine Treppe gelegt, nahe bei dem Ort, wo sich die königlichen Portiers aufzuhalten pflegen; hier blieb sie bis auf den Abend, da man sie heimlich nach der Kirche St. Germain de l'Auxerrois brachte, wo sie beerdigt wurde. Hier zeigte sich aber, wie weit die Wut und Erbitterung des Volks gegen ihn gieng.

Am folgenden Tag nämlich, am 25. d. M. dem St. Markus-Tage, früh um 10 Uhr fiengen einige Kinder und Weiber in der Kirche St. Germain de l'Auxerrois bei seiner Grabstätte an, unter einander zu sagen: hier liegt der Tirann; ist es aber auch wohl billig, daß er, der so viel Unheil gestiftet hat, in geweihter Erde, ja sogar in einer Kirche ruht? Nein, nein, heraus muß er, auf den Schindanger muß man ihn werfen!

Mit solchen und ähnlichen Reden munterten sie einander auf und fiengen dann an, an dem Grabstein unter dem er lag, herum abzubrechen, erst blos mit Stöcken, dann mit Scheeren und Messern, welche die Weiber dazu brachten, bis endlich die Männer dazu kamen, und das Werk mit mehr Nachdruck angriffen. In Zeit von einer kleinen halben Stunde waren zwei bis dreihundert Menschen zusammengelaufen, hatten das Grab erbrochen, nahmen die Leiche heraus, knüpften ihr Stricke um den Hals, schleppten sie daran, mit gräßlichem Lärm und Geschrei aus der Kirche, und durch die Straßen; einige wollten ihn in den Strom geworfen wissen, andre sagten man müsse ihn verbrennen, und noch andre wollten ihn an den Galgen hängen,

gen, und so wollte es immer einer schlimmer machen als der andre.

So kam der lärmende Haufe bis an die Neubrücke, wo zween oder drei Galgen standen. An einen derselben hiengen sie die Leiche bei den Beinen auf, wo sie auch eine gute halbe Stunde hängen blieb. Unterdessen wuchs die Menge immer stärker an, und mit ihr zugleich die Wuth gegen die Leiche. Sie stießen Schmähreden und Lästerungen aus, mitunter selbst über die Königinn Mutter.

Endlich nahmen sie die Leiche wieder ab vom Galgen, schleppten sie durch alle Straßen von Paris und auf allen öffentlichen Plätzen umher; zerrissen sie dann in Stücken. Der große Haufen von wenigstens sechshundert Menschen trennte sich in mehrere kleinere, und jeder derselben nahm ein Stück davon mit, und zog damit überall umher. Die meisten machten endlich große Feuer an, worein sie diese Stücken warfen und schimpflich verbrannten; andre warfen sie den Hunden vor; andre nagelten sie an Galgen, jeder wie es Wut und Leidenschaft ihm eingab. Dies alles währte bis in die Nacht.

Unterdessen berathschlagte der König sich mit Seinem Conseil über die nächsten zu ergreifenden Maasregeln. Er befahl daß alle Galgen aus ganz Paris weggeschaft werden sollten, was dem Volk sehr angenehm zu vernehmen war, gleichsam als würde dadurch wieder der erste Schritt zur Wiederherstellung seiner Freiheit gethan.

Der König verlieh dem Gardehauptmann den erledigten Marschallsstab des Marschalls d'Ancre, und den Herrn von Luines ernannte Er zu Seinem ersten Kammerherrn (premier gentilhomme de la Cham-

bro) und zum Lieutenant general in der Normandie. Jedermann fand dieß recht, in Rückſicht auf die vorzüglichen Dienſte, welche beide bei dieſer Gelegenheit geleiſtet hatten.

Den Herrn Desprenx, Seinen ehemaligen Hausgouverneur, und den Staatsrath Herrn de Preaux, einen Sohn des Herrn von Chateauneuf, ſchickte der König an die Herzoge von Maine, von Vendome, von Nevers und von Bouillon, um ſie von dem Vorgang zu benachrichtigen und ſie Seines Wohlwollens zu verſichern, ſofern ſie allerſeits ihrer Pflicht getreu blieben; wozu ſie ſämmtlich allen guten Willen bezeugten.

Am folgenden Tag kam auch ſchon der Herzog von Longueville nach Paris, um dem König aufzuwarten, wo er eine vollkommen gute Aufnahme fand. Er hatte ſich gewiſſermaßen neutral in der Picardie verhalten, nichts gegen das königliche Intereſſe noch gegen die Königinn Mutter unternommen. Er hatte jedoch noch einen beſondern Grund, der ſeine Reiſe nach Hof beſchleunigte. Kurz zuvor hatte man nämlich eine Vermählung zwiſchen ihm und der Prinzeſſinn Soiſſons, der Schweſter des Grafen, in Vorſchlag gebracht; die Sache war auch unter beiden Theilen würklich zu Stand gekommen, nur hatte ſich die beiderſeits gewünſchte Vollziehung noch an den beſondern Umſtand geſtoßen, daß der Herzog wegen der alten Feindſchaft zwiſchen ihm und dem Marſchall d'Ancre nicht gern nach Paris kommen und ſich in deſſen und der Königinn Mutter Gewalt liefern wollte, denen er nun einmal nicht recht traute.

Bald nach ihm trafen auch alle die andern Prinzen in Paris ein, indem jeder um die Wette ohne irgend erſt Bedingungen zu ſetzen, herbeieilte, um ſich dem

dem König zu Füßen zu werfen und Seine Befehle zu vernehmen. —

Der Herzog von Guise und der Graf von Auvergne blieben noch einige Tage zurück, da sie die unter ihnen stehende Armee nicht füglich verlassen konnten. Man sprach stark davon, diese auseinandergehen zu lassen, die Fremden heim zu schicken, und was man behalten wollte, nach den angewiesenen Provinzen abgehen zu lassen, was aber alles nicht so geschwind ins Werk gesetzt werden konnte, weil erst noch große Summen geschaft werden mußten, die dazu erfordert wurden. Beide genannte Prinzen mußten daher bis tief in den folgenden Monat bei ihren Corps bleiben.

Am 29. wurde die Marschallin, die bis dahin in einem obern Zimmer im Louvre bewacht worden war, nach der Bastille abgeführt, von wo sie vierzehn Tage oder drei Wochen darauf nach dem Parlementsgefängniß gebracht wurde, um ihr ihren Proceß zu machen.

Barbin, der einige Zeit Wache im Haus gehabt hatte, wurde bis auf weitere Verfügung ebenfalls nach der Bastille gebracht.

Die Königinn Mutter, welche Zimmerarrest hatte, hielt um Erlaubniß an, sich mit ihrem Hofstaat (train et maison) nach dem Schloß von Blois zu begeben, was ihr auch bewilligt wurde. Sie reiste demnach am letzten April von Paris ab, und hatte nicht die Gnade erhalten können, ihren Sohn, den König, zuvor noch zu sehen und zu sprechen, ausser da sie auf dem Punct war abzureisen. Er kam auf Sein Zimmer um Abschied zu nehmen, entfernte sich aber in demselben Augenblick wieder. Der Bischof von Luçon durfte sie bis

nach Blois begleiten, mußte aber dann sich entfernen. Gern hätte sie noch ihre Prinzessinnen Töchter, oder wenigstens Eine von ihnen, mitgenommen; dieß wurde ihr aber ganz abgeschlagen, und die Prinzessinnen durften sie nicht einmal begleiten, ja nur sehr wenig besuchen. So veränderlich ist der Welt Lauf, und so kann es dem Menschen oft gehen!

Mai.

Nach den in dem vorhergehenden Monat angeführten Veränderungen gewann die Regierung Frankreichs eine ganz andre Gestalt, andre Personen traten auf, andre Sitten, andre Einrichtungen kamen zum Vorschein. Der König führte jetzt das Ruder selbst; er lenkt, ordnet an, hört an, empfängt die Gesandten, bestimmt die zu ertheilenden Antworten; frisch und unverdrossen verwendet er hierauf einen Theil seiner Morgenstunden. Zwar war Er noch jung; Er besas aber Verstand und Beurtheilungskraft, und ließ sich dabei mit Rath unterstützen von dem Kanzler von Sillery, den Er zum Chef in allen Conseils ernannte. Dem Siegelbewahrer du Vair dem Er die Siegel wieder einhändigen ließ; dem Herrn von Villeroy und Präsidenten von Jeannin, den Er als Oberaufseher der Finanzen anstellte, wovon Er die Generalcontrolle dem Intendanten von Meaupou übertrug.

Er hatte dieselben Staatssecretairs wieder, die Sein hochseeliger Vater Ihm hinterlassen hatte. Als neuen Intendanten stellte Er bei den Finanzen den Herrn Deagent an, einen ehemaligen Commis unter Barbin, der aber dem Herrn von Luines durch Entdeckung von Anschlägen gegen dessen Person sehr gut gedient hatte,

te, auch sehr dazu behülflich gewesen war, den Anschlag gegen den Marschall d'Ancre zum Besten Sr Majestät durchzusetzen.

So stand es also jetzt um die Angelegenheiten des Königs. Alle Prinzen ohne Ausnahme, der gröste Theil der Herzoge, Kronbeamten und Provinzstatthalter fanden sich bei Ihm ein, und beeiferten sich um die Wette, es einander in Bezeugungen der Anhänglichkeit, Ehrfurcht, Unterwürfigkeit und Dienstbeflissenheit zuvorzuthun; ganz Frankreich — acht Tage zuvor noch in Glut und Flammen, so daß jedermann seinem gänzlichen Untergang entgegen sah, und selbst an der Möglichkeit einer Rettung zweifelte, — dies Frankreich nun in Frieden, Ruhe und Eintracht, pries und dankte Gott, daß er dem König Muth und Kraft verliehen hatte, den aus dem Wege zu räumen, dessen Ehrsucht und Tiranney dem Reich den Untergang drohte.

Die Religionsverschiedenheit machte keinen Unterschied in der Freundschaft und in Beilegung alter Feindschaften; jedermann sagte, es sey ihm einzig darum zu thun gewesen, dem König zu dienen; alles verübte Uebel, jede widrige Handlung schrieb man auf Rechnung des gegen den Marschall d'Ancre wegen seiner Tiranney und Entwürfe gehegten allgemeinen Hasses. Wer ohne königliche Vollmacht und Erlaubniß Truppen zusammengebracht hatte, ließ sie in aller Stille wieder auseinander gehen. Das Land fieng an wieder Ruhe zu genießen.

Nur die einheimischen und auswärtigen Truppen standen noch, die der König hatte werben lassen und bei den Armeen und anderwärts unterhielt; man war aber ernstlich bedacht, alle neugeworbene, besonders die Ausländer abzudanken, und suchte das dazu erfor-

derliche Geld aufzutreiben. Man hatte bereits nach Holland geschickt, um die vorher erwarteten und schon zum Einschiffen fertigen viertausend Mann zu contremandiren. Auch mit der Abdankung hatte man bereits einen Anfang gemacht, und Geld abgeschickt, um vorerst die von dem Marschall d'Ancre herbeygebrachten dreitausend Lüttticher und etliche Reuterfähnlein wieder hinaus zu schaffen. Nach Flandern schickte man, um zehn oder zwölf Stück Kanonen, die er dort wollte umgießen lassen, abzuholen. Nun waren noch die dreitausend Lanzknechte und zwölfhundert Reuter übrig, die der Graf Schomberg und der Rheingraf geworben hatte, und die schon an der Grenze beim Metzer District standen; zu deren Abfertigung brauchte man viel Geld; man schickte daher einen Finanzintendanten an sie, um mit ihnen zu handeln und ihre Rechnung ins Reine zu bringen, und sorgte so, so gut man konnte, für die Beseitigung dieser Angelegenheiten, die am meisten pressirten, weil sie großen Aufwand erforderten, und das Volk am meisten darunter litt.

Sogleich auf die Nachricht von dem Tod des Marschalls d'Ancre war die Prinzessinn Conde zu dem König nach Paris zurückgekommen. Der König schickte sie nach St. Maur zurück, und verschob es noch auf einige Tage, sie zu sprechen. Sie bat um die Freilassung ihres Gemahls; als sie aber sah, daß dies schwer halten würde, so verwandelte sie diese Bitte in die mindere, um Erlaubniß, ihn besuchen zu dürfen, was ihr aber jetzt abgeschlagen wurde. Unterstützt von ihrem Schwager, dem Graf von Auvergne, und von Briefen des Herzogs von Montmorency, der deswegen seine Zurückkunft nach Hof betrieb, wie auch von einigen andern Prinzen und Herrn, würkte sie endlich durch fortgesetztes An-

Anhalten nach einigen Wochen die Vergünſtigung aus, ſich mit ihrem Gemahl in die Baſtille einſchließen zu laſſen, ohne anders als mit ihm wieder heraus zu dürfen. Sie hatte ſich überhaupt ſeit der Verhaftung ihres Gemahls ſehr anſtändig und tugendhaft verhalten, unerachtet ſie bis dahin von ihm geringſchätzig und übel behandelt worden war, ſo daß er ſogar ſchon öffentlich davon geſprochen hatte, er wolle ſich von ihr ſcheiden laſſen, um dann eine andre Verbindung zu treffen.

Unterdeſſen erhielt man Nachricht, daß Don Pedro von Toledo, der Statthalter von Mailand eine ſtarke Armee zuſammenziehe, um mit Nachdruck gegen den Herzog von Savoyen zu agiren, der ihm nicht wohl gewachſen ſeyn konnte, wenn er nicht von Frankreich unterſtützt wurde, was ihm unter dem Marſchall d'Aucre von der Königinn Mutter ſtets ſtandhaft verweigert worden war, ſo daß er nur von einigen Privatperſonen Unterſtützung erhalten hatte, die ihm trotz dem allgemeinen Gegenverbot zugezogen waren.

Jetzt ſchickte er einen Geſandten an den König und ließ Ihn dringend und inſtändig um Beiſtand erſuchen, wobei er Ihm vorſtellen ließ, wie nachtheilig es für Frankreich ſelbſt wäre, wenn die Spanier ſeine Länder wegnähmen. Er fand diesmal günſtigeres Gehör als bisher, und man machte ihm ſtarke Hofnung auf nachdrückliche Unterſtützung.

Dieſer gute Wille wurde bald darauf noch wärmer und lebhafter, als man gegen das Ende dieſes Monats vernahm, daß der Statthalter von Mailand mit ſeiner ſtarken Armee Vercelli belagere. Jetzt war man ernſtlicher auf Maasregeln bedacht, um den Verfall und Untergang des Herzogs abzuwenden; man

sprach und berathschlagte darüber hin und her, ohne jedoch noch zu einem bestimmten Entschluß zu kommen.

Um eben diese Zeit erhielt man auch Nachricht, daß eine Versammlung, welche die Reformirten aus Veranlassung der letztern Unruhen, ohne königliche Erlaubniß nach la Rochelle ausgeschrieben hatten, auf einen oder zween Befehle des Königs auseinandergegangen sey, und beschlossen habe, einige Deputirte mit Vorstellungen nach Hof zu schicken.

Junius.

Nun ganz Frankreich wieder in Ruhe war, wurden alle Augen auf die Ereignisse in Piemont gerichtet. Man erhielt Bestätigungen der Nachricht, daß Don Pedro Vercelli würklich belagere. Der König ließ Conseil darüber halten, und die Berathschlagung fiel endlich dahin aus, daß Seine Majestäten den Herzog von Savoyen geradezu unterstützen sollten, ohne jedoch eine königliche Armee dahin marschiren zu lassen, also blos mit einigen von ihm zu unterhaltenden Truppen, zu Fuß und zu Roß, und durch Erlaubniß an alle königliche Unterthanen ihm allein oder mit Truppen zuzuziehen, wenn sie Lust dazu hätten.

Diesen Entschluß eröfnete man dem spanischen Gesandten, Herzog von Montleon, damit er einen Monarchen davon benachrichten könnte, und stellte ihm zugleich die gerechten Gründe und Rücksichten vor, welche Seine Majestäten hiezu bewogen.

Diese Aenderung war äusserst vortheilhaft für den Herzog. Denn Geld hatte er genug, um außer der Trup-

Truppenunterſtützung des Königs ſich noch andre Mannſchaften aus Frankreich zu verſchaffen. Oben ſchon erwähnte ich der Landsknechte, die an der Grenze ſtanden, und mit denen man ihrer Entlaſſung und Rechnung wegen in Unterhandlung getreten war. Der König beſchloß jetzt ſie beizubehalten, heimkommen und durch Burgund nach den Staaten des Herzogs von Savoyen marſchiren zu laſſen, der dadurch ſchon eine ſchnelle und beträchtlichere Erleichterung erhielt. Bis dahin wollte der König ſie frei liefern; ihren Sold und Unterhalt aber in ſeinem Lande ſollte der Herzog beſtreiten. Man arbeitete ſogleich an der Ausführung von dieſem allem; der Herzog von Savoyen aber ließ zugleich durch ſeine Agenten und Geſandte neue Werbungen von Cavallerie und Infanterie in Frankreich für ſeine Rechnung nebſt Errichtung einiger Regimenter beſorgen, womit der König ihn auf Seine Koſten unterſtützen wollte.

7.

Der König reiste von Paris ab nach Fontainebleau, wohin Ihm alle Prinzen und Großen folgten, ſo daß Sein Hof ſehr zahlreich und glänzend war. Auch der Herzog von Vendome kam aus Lothringen dahin, und hielt ſich einige Wochen in Seinem Gefolge auf.

Oben bei Erwähnung der Abreiſe der Königinn Mutter führte ich an, wie ſie Erlaubniß erhalten hatte, den Biſchof von Luçon bis nach Blois zu ihrer Begleitung mitzunehmen, wo er dann ab — und nach ſeinem Sprengel gehen ſollte. Er hatte ſich aber ſo ſehr bei dieſer Dame einzuſchmeicheln und zu Regulirung und Führung ihrer Einrichtung und Angelegenheiten ſo nothwendig zu machen gewußt, daß ſie ſich nicht entſchließen konnte, ihn von ſich zu laſſen, ſondern

ihn beizubehalten beschloß. Dies gefiel weder dem König noch Seinen Ministern, aus Besorgniß, dieser unruhige Geist möchte auch sie zu Ränken und Unruhen verleiten. Man schickte deswegen verschiedenemal hin und her, bis endlich die Königinn Mutter dem dringenden Willen des Königs nicht länger widerstehen konnte, und auch der Bischof selbst einsah, er würde sich im Lichte stehen, wenn er wider den Willen des Königs dort bliebe und den König dadurch auf ihn ungehalten machte; worauf er sich entfernte.

In den ersten Tagen dieses Monats hörte man auch, daß einige Officiers von der Marine und Seeräuber — welche einige Schiffe zusammengerafft und sich damit vor die Garonne gelegt hatten, um unter Begünstigung der Unruhen und Verwirrungen, deren Ausbruch man vor dem Tod des Marschall d'Ancre entgegensah, die Handlung und Schiffarth zu stören — daß diese endlich gänzlich aufgerieben seien, durch ein kleines Geschwader, das auf die Vorstellungen des Parlements und der Geschwornen von Bourdeaux auf königliche Kosten ausgerüstet worden und unter dem Herrn von Barault gegen sie ausgelaufen war. Es hatte ihnen so lebhaft zugesetzt, daß die meisten Soldaten und Matrosen sich durch Schwimmen ans Land flüchteten. Er nahm ihr Fahrzeug nebst ihrem Chef, Blanguet, und etwa 17. oder 18. Mann Soldaten, welche die Justiz zu Bourdeaux gleich am folgenden Tag hinrichten ließ.

Die Nachricht von der Belagerung von Vercelli, und mehrern dabei vorgefallenen Gefechten, Scharmützeln, Stürmen, Ausfällen und Unternehmungen von beiden Seiten währten noch immer fort. Die

Bela-

Belagerten hatten in allen diesen Vorfällen vielen Muth bewiesen, und einige Truppen hatten sich sogar daran gewagt, Succurs in den Platz zu werfen. Dies alles vermochte jedoch nicht den Fortgang der Belagerung zu hemmen. Der König überlegte daher mit Seinem Conseil, daß der Herzog von Savoyen eines nachdrücklichen Beistandes höchst bedürftig sey, und ihm mit den vielen Franzosen, die sich bei seiner Armee befanden, ungleich besser gedient seyn würde, wenn diese unter der Anführung von Generalen, ihrer Nation, die der König ihnen gesetzt hätte, ständen. Es wurde demnach beschlossen, den Marschall von Lesdiguieres mit einer sehr großen Vollmacht, nebst einigen Marechaux de Camp und andern Officiers zu diesem Behuf dahin zu schicken; wohin er auch würklich bald darauf abgieng.

Ungefehr um eben diese Zeit wurde die Vermählung des Marquis von Villeroy, eines Sohnes vom Herrn von Alincourt und Enkels vom Herzog von Villeroy, mit der Tochter des Marquis von Crequy einer Enkelinn des Marschalls von Lesdiguieres beschlossen.

26.

Der König gieng von Fontainebleau ab nach Paris zurück, und drei oder vier Tage darauf nach St. Germain en Laye, wo Er fünf oder sechs Tage verweilte.

29.

Da alle Prinzen und Herrn, die sich entfernt gehabt hatten, überall her zusammenströmten, um dem König aufzuwarten, und Ihn ihres Gehorsams zu versichern, und der Herzog von Bouillon der zu Sedan war,

war, allein nicht persönlich erscheinen konnte, weil er krank war oder doch sonst so seine besondern Bedenklichkeiten hatte; so schickte er seinen Sohn den Prinzen von Sedan, der am 29. bei Hof eintraf, Sr Majestät aufwartete, einige Tage verweilte, und dann seine Reise nach Turenne fortsetzte.

Julius.

Die Marschallinn d'Ancre war, wie erwähnt, nach der Conciergerie gebracht worden, um ihr den Proceß zu machen. Sie wurde mehrerer enormen Verbrechen angeklagt, unter andern wegen Versündigungen gegen göttliche und menschliche Majestät; angeschuldigter Zauberei und Hexerey, und besondern Umgangs mit Juden, u. dgl. m.; Wegnehmung und Unterschlagung königlicher Gelder; verrätherischer Verständnisse im Ausland u. s. w. Endlich erkannte ihr ein Parlementsschluß den Tod durchs Schwerdt zu, was am 8. Jul. auf dem Greveplatz an ihr vollstreckt wurde. Man merke an, daß sie sehr standhaft und christlich starb und viel Mitleid und Erbarmen unter dem Volk erregte, das erst noch sie so erbittert haßte.

Während dieser Proceß gemacht wurde, blieb der König noch immer zu St. Germain. Am Tag nach der Hinrichtung kam er nach Paris zurück, wo auch zwei oder drei Tage darauf der Herzog von Montmorency und Languedoc eintraf.

Ungefehr um eben diese Zeit berichtete man dem König, daß der Herr von Guemadeu, einer vom hohen Adel in Bretagne, sich des Schlosses zu Fougeres, bemächtigt habe. Er war eigentlich Commandant und Gou-

ver-

verneur davon; weil man ihm aber zur Laſt legte, er habe einen andern Adelichen, Herrn von Rivet, ermorden laſſen, ſo war er einige Zeit vorher auf Anhalten der Bürgerſchaft, durch den Marſchall von Briſſac daraus entſetzt und der Platz dem Lieutenant Fayolle von der königlichen Leibwache übergeben worden, bis zu Austrag der Sache und Erweiſung ſeiner Unſchuld an dieſer That, worüber der Unterſuchungsproceß beim Parlement zu Rennes anhängig gemacht, nachher aber vor das Parlement zu Paris gezogen worden war.

Der König empfand es auf dieſe Nachricht ſehr übel, daß man ſich erfrecht hatte, ſeine Garde anzugreifen, und den von Ihm aufgeſtellten Interimscommandanten aus dem Platz zu vertreiben. Er äuſſerte Seine Empfindlichkeit hierüber gegen den Herrn von Vendome, der bis dahin immer für dieſen Guemaden ſollicitirt und gegen den Marſchall von Vitry, der für ihn gut geſagt hatte. Beide erkannten, daß Guemaden gefehlt habe, und erboten ſich, ſelbſt hinzugehen, ihn in dem Schloß einzuſchlieſſen und zurückzubringen; der König genehmigte es und ſie giengen noch an demſelben Tag ab.

Vor ihrer Abreiſe wollte der Herzog von Vendome ſich aus eignem Antrieb mit dem Marſchall von Briſſac ausſöhnen; ſie kamen zuſammen, umarmten ſich, und ſchwuren einander Freundſchaft.

Der Marſchall wurde mit ſechs Compagnien vom Garderegiment und zwei Schweizercompagnien, die auf ſeinem Wege lagen, kommandirt; dieſe Anſtalten wurden jedoch überflüſſig. Denn da der Herr von Guemaden ſah, daß man ſo ernſtlich gegen ihn procediren wolle, da er ſchon von der Bürgerſchaft ſo gut als eingeſchloſſen war, ſo gab er ſich gefangen in die Hände des Herzogs von Vendome und des Marſchalls von

Vitry

Vitry, die ihn mit nach Paris brachten. Er wurde in das Parlements-Gefängniß gesetzt, und dann ihm der Proceß gemacht und der Kopf vor die Füße gelegt, trotz allen Bitten und Verwendungen aller Art, die man in Bewegung setzte, um bei dem König seine Begnadigung auszuwürken.

In demselben Monat gieng der Graf von Auvergne, der mit königlicher Erlaubniß und Ordre und Vorschuß des Herzogs von Savoyen einige Fahnen Chevauxlegers zusammmeng bracht hatte, mit diesen und einigen andern vom König unterhaltenen Compagnien Chevauxlegers nach Piemont, und kam damit der Armee des Herzogs treflich zu statten. Savoyen war überhaupt jetzt der Ort auf den die ganze Christenheit die Aufmerksamkeit gerichtet hatte, und begierig erwartete, was diese Armeen ausrichten und welchen Ausgang die Belagerung von Vercelli gewinnen möchte.

Die Angelegenheiten Frankreichs schienen einen bessern Gang zu gewinnen als im vorigen Jahr, indem jedermann sich willig zu völligem Gehorsam unterwarf. Indessen behielt sich doch jeder noch so seine gewissen Bedingungen vor, unter denen er gehorsam seyn wollte; der eine wollte in seinem Gouvernement auf Kosten des Königs und des Volks unter den Waffen bleiben; ein andrer Vestungen bekommen oder Plätze, die er schon hatte, befestigen lassen; ein dritter verlangte unermeßlichen Gehalt, u. s. w. und doch war der Staat durch die in den letztern Jahren getragene Lasten äußerst geschwächt und erschöpft, so daß man nicht einmal für die laufenden Ausgaben Rath zu schaffen wußte. Man trug daher auf einen Zusammentritt von Deputirten aus den drei

drei Ständen an, die von den Provinzen erwählt werden sollten, um allen diesen Mängeln abzuhelfen. Man fand dies auch gut und nothwendig, lies jedoch die würkliche Zusammenberufung vor der Hand noch ausgesezt.

Unterdessen hörte man, daß Dom Toledo endlich Vercelli zur Uebergabe gebracht habe, nachdem er dem Platz, unter der tapfersten Gegenwehr der von den Franzosen ansehnlich unterstützten Besatzung, welcher endlich das Pulver ausgieng, hart und lange genug zugesezt hatte. Don Pedro wurde über diesen Vortheil so aufgeblasen, daß der Friede an dem man arbeitete, ungemein erschwert wurde, unerachtet man die Unterhandlungen nicht abbrach, und die Spanier sich immer bereit und geneigt dazu stellten.

Der König schickte unterdessen den Herrn von Modenne an die Königinn Mutter, um Ihr Seine Absichten zu eröfnen, mit ihr zu conferiren, und sich über Mittel zu besprechen, wie sie zufrieden zu stellen, und allenfalls Sr Majestät wieder näher zu bringen seyn möchte. Jener verweilte zu dem Ende acht bis zehn Tage bei ihr. Darüber schöpften aber die meisten Prinzen und der Marschall von Vitry, welche nicht gut mit der Königinn Mutter standen, Verdacht, als ob die Frau von Luines sich mit Ihr auf ihre Kosten zu setzen gedächte, und sprachen sogar schon davon, den Prinzen der sich unter der Verwahrung des Marschalls von Vitry befand, auf freien Fuß zu setzen. Bald wurde jedoch alles zum Nachtheil der Königinn Mutter und des Prinzen wieder beigelegt.

August.

Da die Spanier, ihrer alten Ansprüche sowohl, als der Gelegenheit und Wichtigkeit wegen, Vercelli nicht wieder zurückgeben zu dürfen glaubten, so waren, wie gesagt, die Friedensunterhandlungen gewissermaßen darüber ins Stocken gerathen. unerachtet der König von Spanien sich immer stellte, als wünschte er nichts mehr denn Frieden, selbst geneigt um des Friedens willen den Platz zurückzugeben; wozu ihn freilich eines Theils die Unruhen und neuen Händel in Teutschland bestimmen konnten, denen man dort bei Gelegenheit der bevorstehenden Römischen Königswahl entgegensah.

Was indessen die Friedensunterhandlungen am meisten aufhielt, war die Unschlüssigkeit über einen Ort zum Kongreß. Denn die Spanier sahen es gar nicht gern, daß der König sich darein mischen, und als Vermittler dazu mitwürken wollte. Sie hatten deswegen stets alle Schritte, die der Marquis von Bethune hierin zu Turin und Mailand gethan hatte, durchkreuzt und vereitelt, auch den vom Marquis von Rambouillet zuvor unterhandelten Vergleich von Asti gewissermaßen aufgehoben. Sie hatten versucht, die Verhandlungen nach Rom, und nachher nach Spanien zu spielen, das lebhafte Interesse mehrerer Partheien hatte die es aber nicht gestattet; den die Venetianer so wie auch der Kaiser und das teutsche Reich waren alle auch mit dabei interessirt.

Nach vielen vergeblichen Versuchen und nach langem Wenden und Drehen sahen sie sich endlich doch noch genöthigt sichs gefallen zu lassen, daß die Conferenz zu Paris beim König vor sich gieng. Die Venetianer, der Herzog von Savoyen und die andern

In

Interessenten schickten ihren Gesandten oder Andern besondre Vollmachten für dies Geschäft, um mit den Deputirten, welche der König hiezu ernennen würde, (es waren der Kanzler, der Siegelbewahrer, der Herr von Villeroy und der Präsident Jeannin) das Friedensgeschäft zwischen dem König von Spanien und dem Herzog von Savoyen dem König von Ungarn und Erzherzog Ferdinand und den Venetianern zu unterhandeln und abzuschließen; was denn auch gegen Ende Augusts zu großer Ehre für den König und das Reich zu Stand kam. Der Vergleich von Asti wurde darin bestätigt und festgesetzt, daß der Herzog von Savoyen zuerst, und dann Dom Pedro ebenfalls, alle genommenen Plätze, namentlich Vercelli, zurückgeben sollten.

September.

Zu Anfang dieses Monats ereignete sich zu Paris ein merkwürdiger Vorfall. Ein Schooshündchen der Herzoginn von Nevers nämlich wurde wüthig und ließ den Herzog und die Herzoginn von Nevers, den Herzog von Mayenne und noch verschiedene Adeliche und andre Personen von ihrer Dienerschaft, so daß sie sich genöthigt sahen, sich an das Meer zu begeben, um allen übeln Folgen vorzubeugen. Würklich zeigte sich auch keine böse Würkung von dem Biß.

8.

Der Marschall von Montigny starb an einer Krankheit, und seine Stelle ließ man eingehen.

13.

Wurde die Vermählung des Herrn von Luines mit der Tochter des Herzogs von Montbazon vom ganzen Hofe sehr glänzend gefeiert.

15.

Man führte den Prinzen aus der Baſtille nach Bois de Vincennes. Er blieb noch immer wie in der Baſtille, unter der Obſicht des Herrn von Perſan, der aber nur in Donjon zu befehlen hatte; ins Schloß aber legte man einige Compagnien vom Regiment des Cadenet, welche zugleich mit auf den Donjon zu ſehen hatten, um welchen her ſogar Hauptwachen angelegt wurden, ſo daß es das Anſehn hatte, als hätte man dieſe Veränderung einzig in der Abſicht vorgenommen, dem Herrn von Perſan, der von ſeinem Schwager dem Marſchall Vitry abhieng, nicht länger wie bisher den Prinzen ſo ganz anzuvertrauen.

Unter demſelben Datum wurde auch das Patent über das Decret ausgefertigt, das im Junius zu Gunſten der Geiſtlichkeit in Bearn, erlaſſen worden war, die Reſtitution ihrer von den Reformirten vorenthaltenen Güter und die Wiederherſtellung der katholiſchen Religion nach ihrem alten Beſitzſtand betreffend. Dies Patent wies zugleich, um den Reformirten allen Vorwand zu Klagen zu benehmen, die Schadloshaltung für den Werth beſagter Güter auf das Krongut in Bearn und Navarra an.

Gegen das Ende des Monats wurde der Staatsſecretair de Sceaux nach Spanien abgeſchickt, um den obigen Pariſer Friedensſchluß zwiſchen Spanien, Savoyen ꝛc. ratificiren zu laſſen.

October.

Schon mehrmals habe ich erwähnt, wie in Anſehung einiger noch beſtehenden Uebel im Reich die Rede davon geweſen war, eine Verſammlung einiger

dazu

dezu zu wählender Personen, sowohl der vornehmsten Mitglieder der Parlementer als aus allen Ständen des Reichs, zusammenzuberufen, theils um zu übernehmen, was auf dem Reichstag proponirt und darauf resolvirt worden war, theils um den im Staat eingerissenen Unordnungen und Mißbräuchen abzuhelfen. Jetzt wurde diese Sache wieder vorgebracht, hin und her überlegt, und endlich würklich beschlossen. Man ließ demnach eine Commission ausfertigen, die Zusammenberufung auf den 25. November nach dem jeweiligen Aufenthalt des Königs anzuschreiben, und schickte versiegelte Briefe an alle, die dazu ernannt und berufen waren. Besonders benachrichtete man alle Prinzen, Karrinäle, Herzoge, Pairs und Kronbeamte, daß sie sich zur gemeldten Zeit bei Sr Majestät einzufinden hätten, um bei dieser Gelegenheit mit ihrem Rath zu dienen. Die Zusammenberufung geschah am 6. d. M.

Man hörte um diese Zeit von starken Mißhelligkeiten zwischen dem Herzog von Lothringen und dem Grafen von Vaudemont, welche leicht verdrüßliche Folgen nach sich ziehen könnten. Man rieth daher dem König sich für ihre Ausgleichung zu verwenden. Der Graf von Lude wurde deswegen hingeschickt, fand aber bei seiner Ankunft die Hitze bereits sehr gefallen, und die Sache ziemlich beigelegt.

Zwischen dem Herzog von Longueville als souverainen Grafen von Neufchatel, und dem Canton Bern hatten seit einiger Zeit schon Irrungen obgewaltet, wovon der Grund das Erkenntnißrecht war, das die Berner in Streitigkeiten zwischen dem Graf von Neufcha-

tel und den dortigen Bürgern zu haben behaupteten, um die Klagen beider Theile über etwanige Beschwernisse sich vortragen zu lassen, und in Güte auseinander zu jezen. Der Fall war jezt eingetreten.

Einige Bürger von Neufchatel nämlich hatten zu Bern über einige Eingriffe des Herzogs von Longueville Klage erhoben, und die Berner hatten ihn vorladen lassen, wogegen er aber behauptete, sie wären nicht befugt hiezu, und wenn auch ja ein Recht der Art vorhanden wäre, so träte es doch in dem vorliegenden Fall nicht ein.

Man rieth indessen doch dem Herzog, in Person nach Neufchatel zu gehen, um seine Vertheidigung zu führen; er gieng daher zu Anfang d. M. dahin ab, und der König gab ihm den alten Staatsrath von Vic zur Begleitung und als Consulenten mit.

In diesem ganzen Monat fiel nichts Sonderliches vor, das angemerkt zu werden verdiente. — Die Königinn Mutter äusserte ihre Unzufriedenheit über ihre Entfernung, und von Hof aus schickte man verschiedentlich an sie, um sie zur Gedult zu verweisen und ihr Hofnung zu machen.

Man betrieb auch die Vollziehung des Piemontesischen Friedensschlusses, und die Einstellung der Feindseeligkeiten zwischen dem Erzherzog und den Venetianern. Allein theils das Mißtrauen und die Feinschaft einiger der vornehmsten Partheien, theils der böse Wille einiger, verursachte noch viel Mühe, Verdruß und Aufhalt.

November.

In dieſem Monat dachte man einzig auf das, was bei der zuſammenberufenen und endlich nach Rouen beſtimmten Verſammlung der Notabeln zum Wort kommen würde. Alles blieb bis dahin ausgeſetzt und liegen; aller Erwartung war darauf geſpannt, und in der ganzen erſten Hälfte des Monats fiel nichts von Belang vor.

11.

Der König gieng von Paris nach St. Germain en Laye, wo Er einige Zeit verweilte, bis alles zu Seiner Reiſe nach Rouen in Bereitſchaft war.

Der Herzog von Montmorency verließ den Hof, um wieder nach Languedoc zu gehen. Der angebliche Hauptzweck ſeiner Reiſe war die Haltung des Landtags der Provinz; in der That aber hatte er überlegt, wenn er ſich mit bei dieſer Verſammlung zu Rouen befände, müßte er Wohlſtands wegen ſich für die Freilaſſung des Prinzen verwenden, wozu er noch keine Wahrſcheinlichkeit in der jetzigen Stimmung ſah; daher wollte er lieber nicht mit auf der Verſammlung erſcheinen.

13.

Der Herzog von Epernon, der dem König ſeit den letztern Ereigniſſen im April, noch nicht aufgewartet hatte, kam jetzt nach Paris. Der König war aber ſchon abgereist, daher folgte er Ihm nach St. Germain, in der Meinung Ihn dort noch zu treffen. Da der König aber auch von hier ſchon die Reiſe über Gaillon nach Rouen angetreten hatte, ſo entſchloß ſich der Herzog, nachzueilen, und holte Ihn zwei bis drei Meilen von St. Germain noch ein. Der König ließ halten, der Herzog machte Ihm in freiem Feld ſein Compliment,

beurlaubte sich nach einer kurzen Unterhaltung, und reis
te wi. er nach Paris zurück, mit dem Vorsatz, bal
nach Rouen nachzukommen.

Der König setzte Seine Reise dahin immer fort
und brach nach einem vier oder fünftägigen Aufenthalt
am 23. von Gaillon auf. Er traf am folgenden Tag z
Rouen ein, wo Er mit großen Freudenbezeugungen vo
Volk empfangen wurde; einen feierlichen Einzug hat
Er abgelehnt.

Die Herrn vom Conseil folgten dem König ba
nach; denn die meisten kamen schon am 25. zu Rou
an, so wie auch die meisten Prinzen, Herrn, Kar
näle, Herzoge, Pairs und Kronbeamten, und a
dahin beschiedene Abgeordnete.

Da der König indessen wohl einsah, daß die E
öfnung der Versammlung dennoch vor zwei bis drei T
gen nicht würde vor sich gehen können, so machte
um die Zwischenzeit nicht unbenutzt zu lassen, am T
Seiner Ankunft einen Abstecher von Rouen nach Di
ppe, um diesen Platz zu besuchen, und sich am Seeuf
das Er noch nie so bequem gesehen hatte, zu belustig

Gegen das Ende des Monats erfolgte endlich
Eröfnung der Versammlung durch Se Majestät;
Sitzungen hatten darauf ihren Fortgang. Ich über
he hier die nähern Umstände, Formalitäten und P
sonen die dabei beobachtet wurden und erschienen,
wie die einzelnen Verhandlungen selbst.

December.

Diesen Monat hindurch währte die Versamml
immer fort, und beschäftigte sich unaufhörlich vor

nach Mittag mit Erwägung, Erledigung und Entſcheidung der ihr von dem König ſelbſt ſchriftlich zur Erörterung vorgelegten Punkte und Artikel, die von Seinem Ober- und Geheimenrath erwogen und zuſammengetragen wurden. Die Perſonen, aus denen dieſer Geheime Rath beſtand, waren: der Kanzler, die Siegelbewahrer, Villeroy, Jeannin, denen noch die Herrn Deagent und von Modenne zugeordnet waren. So verſtrich die Zeit, ohne daß ſich weiter etwas Beſonderes zugetragen hätte.

13.

Der Herr von Villeroy ſtarb an einem Darmbruch (descente de boyaux) woran er ſonſt ſchon gelitten hatte, und wovon er jetzt mit ſo nachtheiligen Nebenumſtänden wieder befallen wurde, daß er keine vierzig Stunden krank war. Sein Ende war ſehr ſchön und chriſtlich; ſein Leben iſt nach einem funfzigjährigen Dienſt als Staatsſecretair, nicht nur in Frankreich ſondern auch durch ganz Europa ſo bekannt, daß ich hier kein Wort darüber zu verlieren brauche.

16.

Der Herzog von Epernon traf von Paris bei Sr. Majeſtät ein. Er hatte ſich bis dahin noch nicht am Hof des Königs aufgehalten.

Ungefehr zu gleicher Zeit erhielt man Nachricht aus Languedoc von dem Herzog von Montmorency. Er hatte in Gemäsheit königlichen Auftrags dem Herrn von Bouchet, Gouverneur von Agde und Commandanten in Fort Breſcou darum angelegen, dies Fort ihm zu überlaſſen; Bouchet hatte ſich aber geweigert, und vorgegeben, er habe Feinde bei dem Herzog von Montmorency, die dahinter ſtäcken, übrigens aber verſichert,

sichert, er werde jederzeit seiner Pflicht gegen seinen König getreu bleiben, unerachtet die Strenge des Herzogs ihn genöthigt hätte, einige vorbeifahrende Kaufleute und Güter anzuhalten, um nur sich halten und seine Leute befriedigen zu können, denen der Herzog alle Zufuhr und Löhnung abgeschnitten hätte. Der Herzog beschloß jetzt ihn in dem Platz zu blokiren, legte zu dem Ende einige Truppen an die nächsten Küsten bei dem Fort, und rüstete vier oder fünf kleine Schaluppen aus, die er ober und unterhalb des Forts kreuzen ließ um es ganz zu sperren. Diese Anstalt war aber langwierig und dennoch fruchtlos.

Gegen das Ende des Monats hörte man, daß die Prinzessinn Conde, welche die Gefangenschaft auch in Bois de Vincennes freiwillig getheilt hatte, und im siebenten oder achten Monat ihrer Schwangerschaft stand, von einer sehr heftigen Krankheit mit Ohnmachten und Convulsionen befallen war.

Der König schickte eilig einen Seiner besten Leibärzte hin: am folgenden Tag aber erhielt man schon Nachricht, daß sie zu frühzeitig mit einem todten Sohn niedergekommen sey; was mehreren Personen sehr unangenehm war.

Am Weihnachts Abend thaten die Deputirten der Versammlung dem König zu wissen, sie wären mit Erörterung aller ihnen vorgelegten Punkte bereits zum Schluß gekommen. Der König beschloß demnach, ihnen zu erlauben, daß sie sogleich nach dem Fest wieder abreisen dürften, ermahnte sie jedoch dabei, daß sie sich nach dem heiligen drei Königsfest wieder in Paris einfinden sollten, wenn etwa sich noch einiges

ergä,

ergäbe, worüber man mit ihnen vor ihrer gänzlichen Aufhebung zu conferiren hätte.

28.

Der König ließ alle Deputirte von dieser Versammlung vor sich kommen, worauf sie im Beisenn der anwesenden Prinzen, Kardinäle und Kronbeamten Rechenschaft von ihren Verhandlungen ablegten, und alles was während ihrer Sitzungen vorgetragen und erörtert worden war, ablasen. Der König dankte ihnen hierauf, und ertheilte ihnen die gedachte Erlaubniß, mit dem Beifügen, sich auf weitern Bescheid nach dem hohen Neujahr wieder zu Paris einzufinden, ehe die Versammlung ganz auseinander gehen könnte.

30.

Der König reiste von Rouen ab, gerade nach St. Germain, von wo Er nach einem kurzen Aufenthalt am 4. Januar in Paris eintraf.

Alle Prinzen und Herrn und alle Mitglieder des Conseils traten zu gleicher Zeit ihre Rückreise von Rouen nach Paris an.

Denkwürdigkeiten
vom Jahr 1615.

Januar.

In der ganzen ersten Zeit dieses Jahrs ereignete sich eben nicht viel Besonderes; die Geschäfte schienen ihren Gang ruhig fortzugehen, und die Leute ihrer Pflicht getreu zu bleiben. Man war begierig auf die Resultate der Reichsversammlung zu Rouen; die Rechtschaffenen versprachen sich vortheilhafte Einwürkungen davon auf die öffentlichen Angelegenheiten; die Andern schwebten in Besorgnissen deswegen, und so hatte jeder seine besondre Stimmung für sich.

Die Erfahrung zeigte jedoch bald, wie schwer ein von Krankheiten geschwächter Körper starke Arzeneien verträgt. Diese Versammlung hatte mehrere heilsame Verfügungen gemacht, zur guten Verwaltung der Finanzen, Verminderung der Ausgaben, Erleichterung des so sehr gedrückten Volks; als es aber zur Ausführung kam, stieß man überall auf das leidige Privatinteresse der Einzelnen.

Die meisten Artikel mußten vor der Anwendung erst vom Parlement oder der Rechenbank jeder Provinz regi-

regiſtriert werden; nur zwei oder drei hiengen vom König oder dem Conſeil ab, wie z. B. die Aufhebung des Droit annuel, (auch die Paulette genannt) vermöge deſſen die Aemter erblich in den Familien waren, ſo daß der König nicht darüber verfügen, weder ein noch abſetzen konnte, was natürlich den nachtheiligſten Einfluß auf die Geſchäfte haben mußte, ſo vortheilhaft es übrigens für die Finanzen war. Dies Recht hatte man alſo jetzt aufzuheben beſchloſſen, ſo wie auch die Reduction eines Theils der aus Veranlaſſung der Unruhen verſtärkten und eingelegten Beſatzungen, Einziehung und Verminderung mehrerer Penſionen, ſo viel möglich auf den Fuß wie es beim Hintritt des hochſeeligen Königs geweſen war. Jeder aber, den ſo etwas betreffen ſollte, ſchrie und declamirte gegen die Miniſter.

Die Beamten, welche ſahen, daß durch die Aufhebung des Droit annuel die Aemter nicht mehr bei ihren Familien bleiben ſollten, und daher beträchtlich im Preiſe fielen, ſträubten ſich mit Händen und Füßen dagegen; ſelbſt die Parlementer und andre hohe Collegien verweigerten der ihnen deshalb vorgelegten königlichen Verordnung den geſetzlichen Beitritt. Die Prinzen, Herrn, Adelichen, Gouverneurs von Provinzen oder Plätzen, konnten es nicht ertragen, daß man an ihre Penſionen, Beſoldungen, Einkünfte, Garniſonen und andre vom König oder dem Volk gezogene Vortheile Hand legen wollte. Als man daher von der einen Seite anfangen wollte, dieſe ſchönen herrlichen Einrichtungen ins Werk zu ſetzen, murrte, klagte, ſchrie, lärmte von der andern alles dagegen, führte freche Reden, ſchob dem Miniſterium gehäſſige Abſichten unter, brachte dem Volk nachtheilige Meinungen darüber bei, griff mit beißenden Reden die vornehmſten Miniſter an, feindete das Wohlwollen an,

das

das der König gegen den Herrn von Luines und dessen Brüder, Vitry und Cadenet, den Obersten Ornano, den Herrn von Modenne und einige andre hegte; besonders aber fiel man über den Herrn Deageant her, der von einer niedern Stufe sich plötzlich so hoch geschwungen hatte, daß alle Reichsgeschäfte durch seine Hand und beinahe einzig nach seinem Kopf giengen; sie behaupteten, die Herabsetzung der Pensionen, Garnisonen und andre Einrichtungen giengen einzig gegen die Prinzen, Großen und Andre, die nicht zu den Günstlingen gehörten; den Günstlingen hingegen gehe alles hin, ohne sich hieran zu kehren.

Unter diesem Vorwand von Partheilichkeit erlaubte denn jeder sich zu schreien, und auf Mittel zu Erneurung der Unruhen auszugehen, um nur dadurch die Ausführung heilsamer Einrichtungen zu verhindern. Man ließ sich jedoch hierdurch nicht irre machen, sondern beharrte standhaft darauf, sie durchzusetzen. So wurde die Abschaffung des Droit annuel mit Nachdruck zu Stand gebracht und gehandhabt; und auch die Einziehung und Beschneidung der Pensionen ꝛc. wurde fest beschlossen, sobald man sich stark genug dazu finden würde. — So standen im Allgemeinen die Sachen zu Anfang dieses neuen Jahres.

4.

Der König kam von Seiner Reise nach Rouen in Paris wieder an, und Sein Conseil, die Prinzen, Herrn und der ganze Hof trafen zu gleicher Zeit oder doch bald nach Ihm ebenfalls ein.

Die erste Angelegenheit, die zum Vortrag kam, war die Piemontesische. Ich habe bereits erwähnt, welche Schwierigkeiten und Zögerungen die Spanier

bei

bei Erfüllung des Friedensschlusses machten. Diese betrafen vorzüglich die Zurückgabe von Vercelli. Der Herzog von Savoyen wurde ungeduldig darüber, und beschwerte sich deswegen, da doch er bereits die Waffen niedergelegt und im Vertrauen auf den König die Plätze zurückgegeben habe. Er beschloß daher zum Aeussersten zu greifen, und den Krieg, koste es was es wolle, wieder anzufangen, in Hofnung, daß der König, dessen Ehre und Ansehn dabei mit auf dem Spiel stand, ihn nicht im Stich lassen würde.

Der König sah die Wichtigkeit der Sache wohl ein, erhielt aber von Tag zu Tag neue Versicherungen von Spanien, daß der König von Spanien allerdings fest entschlossen sey den Frieden zu halten und Vercelli zurückzugeben, wozu er auch die gemessensten Befehle gab. Darüber entschloß der König sich endlich, den Herrn von Modenne nach Piemont zu schicken, um die Unterhandlungen des Herrn von Bethune mit Nachdruck zu unterstützen, und erklärte dem Herzog von Savoyen, Er werde ihn auf keinen Fall verlassen, und wenn die Spanier ihr Versprechen in Ansehung des Friedens und der Zurückgabe von Vercelli nicht erfüllten, so sey Er gesonnen, ihn nachdrücklich und öffentlich zu unterstützen, ja sogar im Nothfall ihm persönlich zu Hülfe zu ziehen; nur möchte er vor der Hand noch Geduld zeigen, und an seinem Theil, da er den Anfang zu machen habe, alles soviel an ihm gelegen sey, pünctlich erfüllen, um den Spaniern jeden Vorwand abzuschneiden, unter dem sie die Schuld der Nichterfüllung auf ihn schieben könnten.

Der Herr von Modenne hatte hiebei zugleich den Auftrag, auch zum Statthalter von Mailand zu gehen, um ihm zu erkennen zu geben, welchen Antheil Se Majestät als Vermittler und Bürge an der pünctlichen

Er-

Erfüllung des Friedensschlusses nähmen, daher Sie im Ermahnungsfall sich genöthigt sehen würden gegen jeden Andershandelnden mit Nachdruck zu verfahren; es sey Höchstdenenselben bekannt, daß die Absicht Sr Katholischen Majestät allerdings auf eine gänzliche Erfüllung der Artikel ernstlich gerichtet wäre, der Herr Statthalter möchte daher die Nichterfüllung nicht sich zu Schulden kommen lassen u. s. w. Mit diesen Aufträgen reiste der Herr von Modenne am 4. d. M. von Paris ab.

Einige Tage darauf vernahm man, daß der Herzog von Savoyen seinen Sohn, den Cardinal, in dieser Angelegenheit an den König schicken wolle; man war aber der Meinung, es möchte besser gethan seyn, zu warten, was der Herr von Modenne ausrichten würde, und gab ihm (den Herzog) zu verstehen, er möchte diesen Schritt lieber auf ein andermal verschieben.

Gegen das Ende des Monats berief der König alle zu Rouen versammelt gewesene Deputirte der drei Stände (sie waren dem zu Rouen erhaltenen Befehl zufolge gröstentheils wieder nach Paris gekommen) zu Sich auf das Schloß Madrit bei Paris, dankte ihnen für die bei dieser Gelegenheit bewiesene Unverdrossenheit und Sorgfalt, und die Ihm dabei geleisteten Dienste, beurlaubte sie dann, versprach: die Edicte zu Vollziehung der von der Versammlung abgefaßten Schlüsse sollten nächsten an die Parlementer erfolgen, und ermahnte sie, dem Volk und allen Unterthanen Sr Majestät, Seine guten und aufrichtigen Wünsche zu erkennen zu geben, und den nachtheiligen Gerüchten, welche die Unruhstifter und Aufwiegler überall ausstreuten,

kräftig

kräftig und ernstlichst entgegenzuarbeiten. So war also diese Versammlung geschlossen.

Februar.

In diesen Monat fällt nichts von sonderlicher Bedeutung. Alle die bei der projectirten Einziehung und Beschneidung der Pensionen ꝛc. oder bei Aufhebung des Droit annuel interessirt und unzufrieden waren, also die Prinzen und Großen und Beamten aller Art, so wie auch solche, die es verdroß daß sie nicht mit zu den Conseils gezogen wurden, und ihre Unzufriedenheit nicht in sich verschließen konnten, ließen sie laut werden, sprachen sehr nachtheilig von den neuen Verfügungen, und sprengten allerlei boshafte Gerüchte aus.

Um eben diese Zeit sprach man auch von verschiedenen Ränken und Verständnissen, die entdeckt worden seyn sollten, und dahin abzielten, der Königinn Mutter wieder zu ihrem vorigen Ansehn zu verhelfen, und sie deswegen ohne Einwilligung des Königs von Blois nach Paris zurückzubringen, so wie auch den Prinzen aus der Bastille zu befreien und mit der Königinn Mutter wieder auf einen guten Fuß zu setzen. Man sah sich hierdurch bewogen, einige Truppen und Compagnien Chevaurlegers, die auf funfzehn bis zwanzig Meilen gegen die Grenze hin standen, herbeizubeordern, und in die Gegend um Paris, besonders auf der Seite gegen Blois hin, einrücken zu lassen.

März.

In diesem Monat gieng alles noch auf denselben Fuß fort, wie es im vorigen angefangen hatte. —

Der

Der Herzog von Montmorenci kam aus Languedoc nach Hof. In seiner Provinz war alles ruhig, bis auf die Händel mit dem Herrn von Bouchet wegen seines Forts Brescou. Außer den schon erwähnten Anstalten zu Land und zu Wasser hatte der Herzog vor seiner Abreise auch noch einige Schanzen um das Fort her anlegen lassen, um es zu blokiren, und aus dem darin aufgepflanzten Geschütz zu belästigen. Es lag jedoch zu weit in der See, als daß das Geschütz vom Land her ihm viel hätte anhaben können. Der Herzog übertrug deswegen die Aufsicht und Leitung der ganzen Blokade dem Herrn von Portes, welchem selbst darum zu thun war, daß Fort einzubekommen, es mochte nun durch Gewalt oder Unterhandlung gehen, woran er unter der Hand arbeiten ließ, indem er unter dem Herzog von Montmorency Gouverneur davon zu werden wünschte. Die Sache fiel übrigens der Provinz zur Last; der Herr von Portes mußte endlich auf Befehl des Königs die Unternehmung aufgeben, und schikte einen Adelichen an den Herrn von Bouchet, welcher dann den Platz an einen Unterofficier von der Garde übergab, nach Hof gieng und den König seiner gänzlichen Treue und Unterwürfigkeit versicherte.

Man war begierig, wie es in Piemont noch ablaufen würde, besonders in Betref der Zurückgabe von Vercelli an den Herzog von Savoyen. Die Herrn von Modenne und Bethune betrieben es unausgesezt, und hatten Mühe, die ewigen Zögerungen des Don Pedro von Toledo endlich zu besiegen.

Der König erließ einen Staatsrathsschluß zu Wiedereinsezung der Jesuiten in ihr Collegium zu Clermont

mont und bei der Universität zu Paris, was ihnen durch das im Jahr 1597. erlassene Decret bei Gelegenheit der Hinrichtung Chatels entzogen worden war. Zween Requetenmeister setzten sie zufolge der neuern Verfügung wieder in Besitz.

April.

Immer noch nichts neues und merkwürdiges; noch dieselben Reden, dieselben Gerüchte, dieselbe Spannung. — Man vernahm die endlich erfolgte Zurückgabe von Vercelli, worauf dann das übrige zu endlicher Beilegung der dortigen Unruhen und Mißverständnisse leicht vollends zu reguliren war.

Mai.

Ebenfalls noch nichts Erhebliches. Immer noch die alte Leier der Unzufriedenen; dieselben Gerüchte von Verständnissen zu Gunsten der Königinn Mutter und des Prinzen Conde, über den man einige Zeit zuvor mittelst Specialvollmacht die Untersuchung und Erkenntniß einer Commission vom großen Conseil übertragen hatte, womit das Parlement nicht zufrieden war.

Seit mehrern Jahren schon war die Rede von einer Vermählung des Herzogs von Nemours mit der Tochter des Herzogs von Aumale gewesen, die sich aber durch die Vorspiegelung des Herzogs von Savoyen, als wollte Er ihm eine von Seinen Prinzessinnen geben, wieder zerschlagen hatte. Da aber der Herzog von Nemours merkte, daß man ihn mit leeren

Hofnungen hinhalte, war er nach Frankreich und an den Hof zurückgekommen, und hatte die Bewerbungen um die Prinzessinn von Aumale wieder angefangen, welche ihr Vater nach Flandern an den Hof der Erzherzoginn geschickt hatte. Zu Anfang dieses Monats ward die Vermählung nun würklich vollzogen.

Der König beschloß, den Herzog von Maine zum Gouverneur und Lieutenant general in Guyenne zu machen, welche Stelle unbesetzt geblieben war, seit der Prinz Conde' sie nach dem Vergleich von Loudun in die Hände des Königs niedergelegt hatte.

Der König beschloß dabei, ihm damit zugleich das Schloß Trompette zu Bourdeaux zu verleihen, wogegen der Herzog das Gouvernement von Isle de France mit allen darin innehabenden Plätzen niederlegen sollte, welches der König dem Herrn von Luynes verlieh, der dafür die Lieutenance du Roi in der Normandie nebst dem Gouvernement einiger Plätze an den Obersten von Ornano abzutreten hatte. Dies alles geschah einige Zeit hernach.

Gegen das Ende des Monats gieng der König nach St. Germain, wohin er seine Gemahlinn nebst dem ganzen Staatsrath mitnahm, um einige Zeit daselbst zu verweilen.

Junius.

10. 12.

Der König brach mit dem Hof von St. Germain auf, um nach Paris zurückzugehen.

Man

Man erhielt Bericht von der Weigerung des Parlements zu Pau, die königliche Declaration zu regiſtriren, welches die decretirte Wiederherſtellung der katholiſchen Religion in ganz Bearn, und Wiedereinſetzung der Geiſtlichkeit in alle ihre von den Reformirten beſeſſene, vorenthaltene und zu ihren Vortheilen und Bedürfniſſen verwendete Kirchengüter betraf. Man dachte nämlich dort, dieſe Verfügung durch Factionen und Widerſetzlichkeit abzuwenden und zu vereiteln, wie denn auch würklich ein Cercle general ohne königliche Erlaubniß gehalten worden war, wodurch Seine Majeſtät Sich veranlaßt ſah, einige Declarationen gegen ſie zu erlaſſen. Wir werden noch viel von den hierüber entſtandenen Unruhen hören.

Man machte auch eine beſtimmte zuverläſſige Entdeckung der Ränke und Verſtändniſſe, welche unterhalten und betrieben wurden, um den Prinzen wieder in Freiheit zu ſetzen, und die Königinn Mutter dem König wieder zu nähern. Mehrere wurden hiebei geradezu als Theilhaber beſchuldigt, andre verdächtig, einige gefänglich eingezogen, gegen verſchiedene wurde decretirt; alles vom großen Conſeil aus; einige Tage darauf wurden ſogar einige hingerichtet.

Julius.

Der ganze Monat verſtrich, wie die andern, unter Gängen und Wiedergängen, ohne bedeutende Handlung. Der Herr von Luines und andere, die bei dem König gut angeſchrieben waren, genoſſen ihre Gunſt zum Neid und Mißvergnügen der Prinzen und Großen.

Zu Anfang des Monats machte der König abermals eine Lustreise auf einige Zeit nach St. Germain.

Man hörte von einigen Unruhen und Empörungen in Teutschland, gegen Ungern (Böhmen) hin, besonders zu Prag, wo die Protestanten sich des Schlosses bemächtigten, die Möbeln und Gelder des Kaisers wegnahmen, einige seiner vornehmsten Beamten zum Fenster hinauswarfen, die andern fortjagten, und endlich sich von der Stadt Meister machten.

Der Herzog von Guise reiste vom Hof ab und gieng nach Provence, um den Landtag daselbst halten zu lassen, und zugleich eine ansehnliche Seerüstung gegen die Corsaren von Tunis und Algier zu besorgen.

Während der König mit dem Conseil zu St. Germain war, verfaßte man das Edict auf die Vorstellungen der Reichsstände, und der (Ausschuß-) Versammlung von Rouen. Es wurde hierauf den Procureurs und Avocats generaux vom Parlement von Paris zugestellt, die man ausdrücklich deswegen aus der Hauptstadt kommen ließ.

Der Herr von Persan, der die Obsicht über den Donjon von Bois de Vincennes, also über die Person des Prinzen hatte, wurde von dort weggebracht, und verhaftet, weil ihm zur Last gelegt wurde, er sey mit in die Verständnisse zu Gunsten der Königinn Mutter verflochten. An seine Stelle kam Herr du Vernet, ein Schwager des Herrn von Luines, der ohnehin schon

das

das Commando daselbst unter dem Herrn von Cadenet hatte.

Der Marschall von Vitry war so unzufrieden über die Einziehung seines Schwagers Persan, für dessen Treue er sich verbürgen wollte, daß er sich von Hof entfernte, und nicht wieder hin kommen wollte.

August.

Diesen Monat hindurch war man im großen Conseil beschäftigt, allen denen den Proceß zu machen, die wegen der Ränke und Verständnisse für die Königinn Mutter saßen. Unter diesen legte man am meisten dem Herrn Barbin zur Last, den man aus der Bastille zur Untersuchung und Confrontation nach dem Fort l'Eveque brachte. Endlich erfolgte ein Generalbescheid, welcher keinem der Angeschuldigten den Tod, mehrern aber lebenslängliche, andern kürzere Landesverweisung zuerkannte, mehrern den Hof untersagte, einige endlich ganz frei sprach. Man rieth indessen dem König die ganze Sache niederzuschlagen, blos die zuvor Verhafteten inne zu behalten, und einige der Schuldigsten zu entfernen.

Aus Teutschland vernahm man, daß der König von Ungern und Erzherzog Leopold den Kardinal Gleysel (Clesel) der die ganze Regierung mit dem vollsten Vertrauen des Kaisers in den wichtigsten Angelegenheiten besas, hatten aufheben und nach Tirol abführen lassen.

Man hörte auch, daß Herr Barnevelt, der mehr denn ein und dreißig Jahre hindurch in Holland

und dann in den Niederlanden überhaupt, mit unumschränkter Gewalt die Regierung geführet hatte, auf Veranlassung des Prinzen von Oranien, nebst zween Andern verhaftet worden war, weil er sich verschiedener Veruntreuungen und geheimer Verständnisse mit auswärtigen Mächten zum Nachtheil des Staats schuldig gemacht haben sollte. Wer jedoch heller in der Sache sah, hielt es blos für eine Rache des Prinzen dafür, daß Barnevelt seinen Anschlägen auf eine unumschränkte Gewalt im Wege stand, und sich ihm vielfältig widersetzte. Der arme Herr wurde in seiner Gefangenschaft so hart und unmenschlich und dabei so listig behandelt, um es dahin zu bringen, ihn überführen zu können, daß die Sache endlich einen so traurigen Ausgang gewinnen mußte, wie wir unten noch anführen werden.

Gegen das Ende des Monats kam die Prinzessinn von Conde zu Bois de Vincennes mit zwei todten Knaben nieder; freilich zu früh, denn sie gieng erst im siebenten Monat.

September.

Eine Vermählung zwischen dem Prinz von Piemont und der Schwester des Königs, Madame Henriette, wurde jetzt stark betrieben, und es kam damit endlich so weit, daß man beschloß, sich darauf einzulassen.

10.

Der König trat eine projectirte Lustreise an und gieng zunächst nach Lagny und, nach einem Aufenthalt von vier bis fünf Tagen, am 15. nach Monceaux. Zween Tage darauf reisten alle Mitglieder des Geheimen

men Raths ebenfalls von Paris weg, um ſich zu Ihm nach Meaux und Monceaux zu verfügen.

Von Monceaux aus ſchickte der König den Jeſuiten, Pater Arnould an die Königinn Mutter nach Blois ab, gegen die man die erwähnten Entdeckungen wegen noch immer Mißtrauen und Unzufriedenheit hegte. Er ließ ſie Seines Wohlwollens verſichern, dabei aber doch ihr vorzeichnen, wie man wünſchte, daß ſie forthin ſich verhalten möchte; beſonders ſollte ſie von allen unter ihrem Nahmen angeſponnenen Ränke, Schlichen und Verſtändniſſen abſtehen, was ſie ſogleich zu vollkommener Zufriedenſtellung des Königs zu thun und ſogar öffentliche Erklärungen deshalb auszuſtellen verſprach, wie auch geſchah. Der König bezeugte nach dieſem Schritt mehr Freundſchaft und Zutrauen als bisher gegen ſie, äußerte kein Mißfallen weiter dagegen, daß Prinzen und andere Groſſen auf Beſuch bei ihr ab und zu giengen, und ließ ſogar ein lange zuvor dahin verlegtes Commando Chevaurlegers, daß ihr nie recht hatte gefallen wollen, von Blois wieder wegrücken.

Gegen das Ende des Monats gieng der König wieder von Monceaux ab nach Villers Cotterets, wo Er bis zum Anfang des folgenden Monats verweilte.

October.

1.

Der König reiste von Villers Cotterets ab nach Soiſſons. — Der Marſchall von Briſſac, der Herzog von Vendome und der Herzog von Montbazon verließen zu gleicher Zeit den Hof, um nach Nantes zu gehen, und den Landtag von Bretagne zu halten.

Auch der Herzog von Montmorenci verließ den Hof und gieng nach Languedoc zurück, etwas unzufrieden darüber, daß der König ihm das von dem Herrn von Bouchet beseſſene Gouvernement in Breſcou verweigert hatte.

Nach einem Aufenthalt von fünf oder ſechs Tagen zu Soiſſons machte der König einen Abſtecher nach Laon, la Fere, Coucy u. a. m. und kam dann nach Soiſſons zurück, wohin Er die Herrn von Seinem Geheimen Rath, nachkommen ließ, die Er bei der Abreiſe von Monceaux zu Blois gelaſſen hatte.

Der Herzog von Guiſe langte aus der Provence bei Hof an, um, wie er ſagte, bei dem Conſeil einiges auszuwürken, was er noch zu ſeiner Rüſtung gegen die Corſaren erforderlich achtete.

Da man den Kardinal von Savoyen hatte wiſſen laſſen, man würde jezt, da die Vermählungsſache zwiſchen den Prinzen von Piemont und Madame Henriette im Werk war, ſeine Ueberkunft nach Frankreich gerne ſehen, ſo rüſtete er ſich zu dieſer Reiſe. Auf die Nachricht hievon zog man zu Soiſſons in Erwägung, wo man wohl ſeinen Beſuch annehmen ſollte? Gegen Paris hatte man einige Einwendungen gemacht, weil ſich Gerüchte von einer dort graſſirenden Seuche verbreitet hatten; da man aber beruhigende Nachrichten deshalb eingezogen hatte, ſo brach der König am 14. oder 15. von Soiſſons auf, und langte am 17. zu Paris an, wo bald nach Ihm auch der ganze Hof und Geheimerath eintrafen.

Gegen das Ende des Monats ſchickte man den Herrn von Modenne abermals an die Königinn Mutter, um ihr die Verſicherungen des Wohlwollens Sr Ma-

Majeſtät zu wiederholen, und die verſprochene Erklärung abzuholen.

November.

6.

Der Kardinal von Savoyen langte zu Paris an, und machte noch denſelben Abend dem König einen Privatbeſuch. Er wurde mit allen Ehrenbezeugungen, Höflichkeiten und Careſſen aufgenommen, die er nur wünſchen konnte. Der König gab Befehl, ihn mit ſeinem ganzen Gefolge aufs prächtigſte zu logiren und zu bewirthen, und durchaus freizuhalten. Zween Tage darauf hatte er eine öffentliche Audienz mit den üblichen Ceremonien, und fünf oder ſechs Tage darauf noch eine, worin er im Namen des Herzogs von Savoyen um Madame, Schweſter des Königs, zur Gemahlinn für den Prinzen von Piemont, ſeinen Bruder, förmlich anhielt, und dabei deſſen ſowohl als des Herzogs Schreiben überreichte. Sein Antrag wurde gut aufgenommen, und die Antwort darauf demnächſt zu ertheilen verſprochen.

Der König ſchickte unterdeſſen den Herrn von Fargis an den König von Spanien ab, um Ihm von dieſer Bewerbung Nachricht zu ertheilen, und ſich ſeinen Rath deshalb zu erbitten.

In gleicher Abſicht ſchickte Er auch den Herrn von Cadenet an die Königinn Mutter. — Beide brachten die erwünſchten Antworten zurück. Auch an die Prinzen, Herzoge und Krombeamten erließ der König eine Art von Notificationsſchreiben deshalb, und reiſte dann auf einige Tage nach St. Germain, wo-

hin Er den Kardinal mitnahm, um ihm das Schloß zu zeigen, und Veränderung zu machen.

Einige Zeit zuvor war der Herzog von Epernon nach Metz gegangen, und hatte Unzufriedenheit darüber geäussert, daß man ihn nicht an den geheimern Staatsgeschäften Antheil nehmen ließ; er bildete sich sogar ein, es sey die Rede davon gewesen sich seiner Person zu versichern, was niemand in den Sinn gekommen war. Jetzt war er also zu Metz. Dahin kam dann auch ein gewisser königlicher Hofcavalier, Sarroque mit einem königlichen Schreiben an einige Privatpersonen in der Stadt, um eine vom König ihm und einigen Andern geschenkte Confiscation einzutreiben, die der Herzog von Epernon gern gehabt hätte, der deswegen dem Herrn von Sarroque bei seiner Ankunft Wache gab, die ihm nicht von der Seite gieng. Er ließ ihm alle seine Briefschaften abnehmen und ihn am folgenden Tag wieder zur Stadt hinaustransportiren, worauf er zum König zurück kam und erzählte wie er behandelt worden sey, was der König sehr übel empfand.

Gegen das Ende des Monats wurde die Königinn krank und bekam die Blattern. Die Krankheit hielt jedoch nur drei oder vier Tage an, ohne Sie sonderlich zu beläſtigen.

Der König war unterdessen immer in St. Germain, und diesen ganzen Monat über trug sich weiter nichts von Bedeutung zu.

December.

Auch in dieſem Monat fiel bei Hof nichts Merkwürdiges vor. Der König kam in den erſten Tagen nach Paris zurück. Der Herzog von Epernon war noch immer zu Metz, und ſuchte um Erlaubniß an, nach ſeinem Gouvernement Angoumois abgehen zu dürfen, was ihn aber abgeſchlagen wurde, weil ſeine Anweſenheit zu Metz nöthig ſey, in Rückſicht auf die Unruhen in Teutſchland und die Kriegsrüſtungen der dortigen Katholiken und Proteſtanten gegeneinander, aus Veranlaſſung der erwähnten Vorfälle in Ungern (Böhmen). Dies vermehrte die Unzufriedenheit des Herzogs von Epernon immer ſtärker.

Zu Anfang dieſes Monats fiel der Herr Deageant in Ungnade, und wurde vom Conſeil und den Regierungsgeſchäften ausgeſchloſſen.

Denkwürdigkeiten

vom Jahr 1619.

January.

Dem äußerlichen Anſehn nach, waren die Angelegenheiten im Anfang dieſes Jahrs in ziemlich guter Verfaſſung, in der That aber hegte jeder ſeine beſondre Unzufriedenheit für ſich.

Die

Die Prinzen und Großen verdroß es, daß man ihnen bei den Regierungsgeschäften nicht denjenigen Antheil und Einfluß einräumte, den sie zu verdienen glaubten; daß der Herr von Luines und seine Brüder den König ganz besaßen, und außer ihnen niemand zum geheimen Rath und der Geschäftsführung gezogen wurde; daß sie mit Hülfe der ungemeinen Gunst worin sie standen, alles ausrichteten was sie wollten. In dieser Hinsicht hatte man, um sie noch gehässiger zu machen, ausgesprengt, der Herr von Luines stehe mit dem Herzog von Vendome über das Gouvernemt von Bretagne und über die besondern in der Provinz gelegenen Plätze in Unterhandlung.

Jeder hielt sich darüber auf, daß man die Pensionen ein wenig beschneiden wollte, während man am Hof so großen verschwenderischen Aufwand machte, wovon den Günstlingen das meiste zuflösse.

Die Königinn Mutter war unzufrieden daß man sie noch immer nach Blois verbannte; sie bemühte sich, dort weg zu kommen, und hielt darum an, nach Moulins gehen zu dürfen; man bewilligte ihr es auch, allein der Schuh drückte sie anderswo, wie wir noch sehen werden. Auf die erhaltene Erlaubniß, ließ sie zum Schein Anstalten zur Abreise machen, die aber von Zeit zu Zeit wieder verschoben wurde.

Die Sache in Betref der Vermählung von Madame Henriette gieng unterdessen ihren Gang fort, und es wurde zum völligen Schluß alles in Bereitschaft gesetzt.

11.

Endlich wurde die Ehestiftung ins Reine gebracht, der Kardinal stipulirte für seinen Vater und Bruder, von denen er dazu bevollmächtigt war.

12. Die

12.

Die Herzoginn von Angouleme, natürliche Tochter Heinrichs II. ſtarb. Dieſe Prinzeſſinn hatte ſtets die beſten Geſinnungen für das Wohl Frankreichs gehegt und bewieſen; war von jedermann geliebt, hochgeſchätzt und verehrt worden, und wurde alſo jetzt ſehr betrauert. Sie ſetzte den Grafen von Auvergne und deſſen Kinder, zu Erben ein, und der König bewilligte dem Grafen den Genuß des Herzogthums Angouleme, wovon er alsdenn den Titel annahm.

20.

Die Vermählung des Herzogs von Elboeuf mit der Prinzeſſinn von Vendome, einer natürlichen Schweſter des Königs, wurde vollzogen.

Ungefehr um dieſe Zeit, oder einige Tage ſpäter, fieng der König auch an, Seiner jungen Gemahlinn beizuwohnen, was bis dahin der großen Jugend wegen, noch ausgeſetzt geblieben war.

26.

Die Frau von Luines kam mit einer Tochter nieder.

Gegen das Ende des Monats gieng der Herzog von Guiſe nach Provence zurück, in der Abſicht, ſeine Rüſtung gegen die Korſaren noch immer fortzuſetzen.

Man hörte, daß der Herzog von Epernon von Metz abgereist ſey, ohne daß der König ihm die Erlaubniß dazu ertheilt hatte. Er gieng durch Bourgogne, Bourbonnois, Auvergne, Limoſin, Angoumois, und Saintonge, wo er anfieng, ſeine Freunde zu beſuchen, und verſchiedene Bewegungen zumachen.

Februar.

6.

Der Prinz von Piemont langte nebſt ſeinem Bruder dem Prinzen Thomas bei Hof an, wo ſie von dem König und allen Großen ſehr ehrenvoll und ſchmeichelhaft aufgenommen wurden, ſo wie dagegen der Prinz einen ſehr aufrichtigen ſtarken Eifer für das Intereſſe des Königs bezeugte, gegen den er ſich äuſſerſt ehrerbietig betrug.

10.

Der Prinz von Piemont wurde mit Madame getraut, und Abends die Vermählung zur Zufriedenheit beider Theile vollzogen.

Wenige Tage darauf ſprach der König zu St. Germain von einem Beſuch, den Er Seiner Mutter zu Blois machen wollte, und hatte auch in der That einigen bereits befohlen, ſich hiezu gefaſt zu halten. Allein nun lief Nachricht ein, daß die Königinn Mutter in der Nacht vom 21. auf den 22. ſich blos mit einer Kammerfrau und Ihren Juwelen durch ein Fenſter auf angelegten Leitern aus dem Schloſſe Blois geflüchtet habe, mit Hülfe ihres Stallmeiſters, des Grafen von Brienne, und des Herrn von Chanteloup, der die ganze Intrigue geführt hatte, zweier Unterofficiers von ihrer Garde und mit zwei oder drei Gardiſten (archers). So war ſie zu Fuß vom Schloß bis ans Ende der Vorſtadt, jenſeits der Loire, gegangen, wo ein Wagen ihrer harrte, indem ſie bis Montrichard fuhr. Hier war ein friſcher Wagen für ſie, mit dem Erzbiſchof von Toulouſe und einer kleinen Bedeckung von Cavallerie, die Sie nach Loches brachten, wohin der Herzog von Epernon anderthalb Tage zuvor gekommen war, der

der Ihr jetzt eine halbe Lieue vor die Stadt entgegen kam, ſie dahin führte, und mit allen Bedürfniſſen verſehen ließ.

Am folgenden Tag begaben ſich die Frau von Guercheville und die meiſten von Ihrem Hofſtaat zu Ihr, und ließen Ihr ihr ganzes Gepäck zuführen.

Am Tage darauf brach Sie von Loches wieder auf, und der Herzog von Epernon führte ſie eine ſtarke Tagereiſe nach Angouleme, wo Sie anfieng Schreiben an verſchiedene Perſonen zu erlaſſen, worin Sie ſagte: da Sie in Erfahrung gebracht habe, daß man damit umgehe, Sie noch enger einzuſperren als Sie es ſo ſchon geweſen ſey, ſo habe Sie ſich in völlige Freiheit ſetzen zu müſſen geglaubt, in der Abſicht, dem König freimüthige Vorſtellungen in Anſehung Seines eignen Beſten und Intereſſe zu thun, was ſie in ihrer bisherigen Lage nicht vermocht hätte.

Dieſe Nachricht erregte viel Aufſehen, Befremden und Verlegenheit bei Hof; denn man glaubte dieſer kühne Schritt hätte nicht gewagt werden können, wenn nicht noch mehrere große Verbündungen und Verſtändniſſe im Hinterhalt wären, daher man Handlungen und Bewegungen mehrerer Perſonen ſcharf zu beobachten anfieng. Der König kehrte von St. Germain nach Paris zurück, um dort die ſachdienlichſten Maasregeln deſto reiflicher überlegen zu können; vor der Hand erließ man überall hin Schreiben, um jeden bei ſeiner Pflicht zu erhalten.

März.

So war alſo jetzt überall alles in Bewegung. Der König hörte von Factionen und Verſtändniſſen, die

die in jedem Winkel ſeines Reichs betrieben worden waren oder noch betrieben wurden. Die Königinn Mutter ſchrieb aller Orten hin, beklagte ſich über erlittene Mißhandlungen, die ſchlechte Verfaſſung und Adminiſtration der Regierung, ſtellte vor, wie höchſtnothwendig es ſey, den eingeriſſenen Mißbräuchen abzuhelfen und erſuchte jedermann, hierzu mitzuwürken. Einige der bei dieſer Gelegenheit erſchienenen Schreiben hatten ſogar ziemlich das Anſehn von Manifeſten.

Wer unzufrieden oder neidiſch über die Größe des Herrn von Luines und ſeiner Brüder war, ließ ſich leicht hierdurch in Bewegung ſetzen. Man fieng an, ſehr frei und ſogar frech zu reden, und Parthei zu nehmen; die Königinn Mutter machte Kriegsrüſtungen, und in Champagne erklärten ſich für ſie der Kardinal von Guiſe, der Herzog von Bouillon und der Marquis von la Vallette, den der Herzog von Epernon zu Metz zurück gelaſſen hatte. In Languedoc machte der Herzog von Montmorenci unruhige Bewegungen für ſie. Auch die Reformirten gieng man darum an, ſie blieben jedoch als Corpus ihrer Pflicht getreu und nur einige Einzelne erklärten ſich für ſie. Sie ſelbſt ſchickte und verſchickte allerwärts Vollmachten zu Werbungen und ſetzte ſich auf alle Fälle in Verfaſſung.

Da der König dieſe aufrühreriſchen Bewegungen und dieſe ſo ganz öffentlichen Kriegsrüſtungen ſah, war Er auf Gegenvorkehrungen bedacht. Er berief den Herzog von Guiſe aus Provence, um ihm das Kommando über eine Armee aufzutragen. Anfangs wollte Er deren zwei aufſtellen, eine in Champagne, zu welcher Er ſich in Perſon begeben und den Herzog von Guiſe mitnehmen wollte, die andre in Guyenne unter dem Herzog von Maine, gegen den Herzog von Epernon, als den Verführer der ganzen dortigen Gegend. Als

Er

Er aber ſah, daß die ſtärkſten Unruhen und meiſten Bewegungen von Angoumois und Guyenne her auszubrechen drohten, wo der Herzog von Epernon ſo viel galt, ſo beſchloß Er, drei Hauptarmeen zu errichten: eine in Champagne unter dem Herzog von Nevers; die andre in Guyenne, unter dem Herzog von Maine; die dritte endlich, die Er in eigner Perſon mit dem Herzog von Guiſe anführen wollte, in Poitou und Xaintonge.

Unterdeſſen ſchickte Er den Herrn von Bethune an die Königinn Mutter ab, um ſie zu erſuchen, ſich wieder mit Ihm zu vereinigen, und volles Zutraun zu Ihm zu faſſen, und um ihr alle Sicherheit, Vortheile und Befriedigungen zuzuſichern. Der Herr von Bethune reiste mit dieſem Auftrag am 15 oder 18. von Hof ab.

Der Marſchall von Vitry, der ſich einige Zeit zuvor, wegen einer Mißhelligkeit mit dem Herrn von Lunes, von Hof entfernt hatte, eilte jetzt auf die Nachricht von dieſen Unruhen und Rüſtungen wieder dahin, um dem König ſeine Dienſte anzubieten.

Der König lieſt nach allen Seiten hin Vollmachten und Geld zu Werbungen für Seine Armeen verſenden; dabei iſt nicht zu überſehen, daß Er, neben dieſer Errichtung von drei Armeen auch noch Truppen überall ſtehen laſſen muſte, um die Ruhe in den übrigen Provinzen zu erhalten, weil es überall nicht an Uebelgeſinnten fehlte, die blos auf eine Gelegenheit lauerten, um loszuſchlagen.

Zu Boulogne in der Picardie fanden die Einwohner, die unter dem Gouvernement des Herzogs von Epernon ſtanden, Mittel, ſeine eingelegte Beſatzung wegzujagen, und ſchickten dann an den König und ließen um einen andern Gouverneur bitten, was der König ſehr gerne ſah.

So rüſtete man ſich alſo auf allen Seiten zum Krieg. Gleich auf die erſte Nachricht von der Entweichung der Königinn Mutter hatten einige dem König gerathen, Er möchte ſich blos gefaßt halten, und weiter nichts als einige Muſterungen über ſeine alten Truppen vornehmen, ohne ſich weiter auf etwas einzulaſſen, bis ſich nach den Schritten der Königinn Mutter dann die beſtimmtern Maasregeln zum Widerſtand, wenns ſo weit kommen ſollte, nehmen ließen; weil Er nämlich keine ſtarke Armeen ohne ungemeinen Aufwand und ohne den äußerſten Nachtheil für das platte Land aufſtellen könnte. Die Königinn Mutter werde ſich vielleicht bereitwillig finden laſſen, die Sache in der Güte abzumachen, indem es ihr doch wohl einzig um perſönliche Sicherheit und die Gewogenheit ihres Sohnes zu thun ſey.

Andre hingegen hatten vorgeſtellt, die Entweichung von Blois auf dieſe Art, ſey ſicher nicht ohne vorläufige ausgebreitete Verſtändniſſe unternommen worden; man habe ja geſehn, daß der Herzog von Epernon blos in dieſer Angelegenheit von einem Ende Frankreichs nach dem andern geeilt ſey, um ſeine ausgebreiteten Verbindungen in Guyenne hiezu in Bewegung zu ſetzen, wo er überall herumgereist ſey, ſo wie er ſchon unterwegs ſich mit mehrern deshalb beſprochen habe; man ſehe ferner die Bewegungen in Languedoc um den Herzog von Montmorenci und in mehrern andern Provinzen. Ließe man nun dieſen Allen Zeit, ſo würden die Franzoſen, aus Neigung zu Neuerungen, aus Mangel an Beſchäftigung und in — welchem Fall gar viele ſich befänden — aus Neid über das Glück des Herrn von Luines, unfehlbar ſich erheben und unter dem Namen und Anſehn der Königinn Mutter ins Feld rücken,

um

um ſo mehr, da ſie mit Aufträgen und Geld ſich thätig darum bewerbe und immer verſichre: es ſey ihr einzig um ihre Freiheit und die Abſtellung der eingeriſſenen Mißbräuche in der Staatsverwaltung zu thun Bald würde man daher Armeen im Feld und Prinzen und Große ſich für ſie erklären ſehen.

Dieſe Vorſtellungen waren es, die den König zu Kriegsrüſtungen in Poitou und Angoumois vermochten, wohin der Herzog von Maine ſein Corps von zwölfhundert Mann Infanterie und funfzehnhundert Reutern ebenfalls führen ſollte.

7.

Um indeſſen von Seiner Friedfertigkeit ſowohl als Seiner kindlichen Ehrerbietigkeit gegen Seine Mutter, jedermann einen einleuchtenden Beweis zu geben, ſchickte Er auch noch den Kardinal von Rochefaucoult an ſie ab, um ihr gemeinſchaftlich mit dem ſchon abgeſchickten Herrn von Bethune vorzuſtellen, wie ſehr ſie ſich ſelbſt im Licht ſtehe, daß ſie ſich ſo weit von Ihrem Sohn, dem König, trenne, deſſen einziger Wunſch doch ihre Wohlfart und Zufriedenheit ſey; welches Unheil und Verderben ſie dadurch über Frankreich bringe, das nun wieder unter der Laſt des Krieges ſeufzen und zerrüttet werden würde ꝛc. Er reiste alſo am 7. d. M. von dem König weg.

8.

Der König gieng nach St. Germain, wohin Er Sein ganzes Conſeil mitnahm, um über die zu Paris und in allen Provinzen diſſeits der Loire, während Sr Abweſenheit in den jenſeitigen Provinzen vorzukehrende Einrichtungen zu berathſchlagen. Dies hatte ſeinen guten Grund, da, außer den erwähnten Regungen

durch alle Provinzen, das Parlement und Volk von Paris ziemlich ungünstig gesinnt waren. — Der König verweilte den ganzen Monat hindurch deswegen zu St. Germain.

Unterdessen erhielt er Nachricht, daß der Herzog von Epernon mit einigen Truppen und zwei Kanonen von Angouleme ausrücke, um nach Limozin zu marschiren, wo der Lieutenant du Roi, Graf Schomberg, die Städte und das Land mit seiner wenigen Mannschaft im Gehorsam gegen den König erhielt. Bis dahin war es noch nicht zu Thätigkeiten gekommen.

Zu Userche befand sich eine befestigte Abtei, worin der Herzog von Epernon sich stets durch sichre Truppen im Uebergewicht erhalten hatte, so daß er von der Abtei, nicht aber von der Stadt Meister war, deren Bürgerschaft an den Tag legte, daß sie ihrer Pflicht gegen den König getreu zu bleiben gesonnen sey.

Dahin also beschloß der Herzog von Epernon seine Truppen mit den zwei Kanonen marschiren zu lassen, um sich, mit Hülfe jener Abtei der Stadt zu bemächtigen, in Hofnung, dadurch alsdann mehrere andre seiner Gewalt zu unterwerfen, theils durch Gewalt, theils durch Furcht. Nun hatte der Graf Schomberg einige Tage zuvor einen Anschlag auf diese Abtei eingeleitet gehabt, aber wieder aufgegeben, weil er den Vorwurf scheute, die Feindseeligkeiten zuerst angefangen zu haben. Da er aber jetzt den Herzog von Epernon selbst im Anmarsch, und nur noch zwei Meilen entfernt sah, und berechnen konnte, daß die ganze Provinz in Unordnung gerathen würde, wenn man ihn in Userche einrücken ließe; so entschloß er sich seinen ersten Anschlag auf die Abtei doch noch durchzusetzen, was er so glücklich vollführte, daß sie am hellen Tage theils durch Pe-

karden, theils durch Erſteigung eingenommen wurde, worauf der Herzog von Epernon mit ſeinen Truppen und Kanonen links umkehrte, und wieder nach Angouleme zurückgieng.

Der Marquis von la Valletke, der in Metz geblieben war, hatte wie man um eben dieſe Zeit hörte, entdeckt, daß einige Bürger daſelbſt damit umgiengen, den Marſchall von Praslin, der als Marechal de camp bei der Armee des Herzogs von Nevers in Champagne ſtand, in die Stadt einzulaſſen, um ſich Meiſter davon zu machen. Darauf hin entwafnete er die Bürger ſämmtlich, mißhandelte mehrere perſönlich durch Gefangenſetzung, Tortur und Martern, vertrieb manche aus der Stadt, und belegte andre mit ſtarken Geldbußen.

In eben dem Monat entſchloß ſich der König, den Prinzen aus dem Donjon zu Bois de Vincennes ins Schloß heraus zu verſetzen, ihm mehr Freiheit zu geſtatten, den Degen zurückzugeben, und ihm ſogar die Ausſicht auf ſeine baldige gänzliche Freilaſſung zu eröfnen. Man hatte dem König hiezu gerathen, weil das Parlement und Volk von Paris ſeine Gefangenhaltung zum Vorwand ihrer Unzufriedenheit machten, und der Herr von Luines ſich auch gern das Verdienſt ſeine Freilaſſung bewürkt zu haben, um ihn erwerben, und ſich ihn dadurch verbindlich machen wollte.

Gegen das Ende des Monats ſchickte man den Marquis von Trenel als außerordentlichen Geſandten nach Engelland, um dem König wegen des Hintritts

ſeiner Gemahlinn zu condoliren, und bei dieſer Gele
genheit das lang beſtandene gute Vernehmen zwiſche
beiden Kronen wieder herzuſtellen, das im vorigen Jah
durch die Ungebühr gegen unſern Geſandten unterbro
chen worden war, den man um den Rang vor dem ſpa
niſchen hatte bringen wollen, wozu dann noch einig
andre unfreundliche Schritte von beiden Seiten gekom
men waren. Der Prinz von Piemont hatte ſich ſchr
wie von ſelbſt hierin verwendet, um dies gut
Vernehmen wieder herzuſtellen; was der Marquis vo
Trennel vollends zu Stande brachte, dem alle Ehren
bezeugungen und Höflichkeiten daſelbſt widerfuhren.

Um eben dieſe Zeit ſchickte man auch den Grafe
von Rochequy an den Erzherzog, um ihm wegen de
vor einigen Monaten erfolgten Hintritts des Kaiſers
condoliren.

Der Marſchall von Lesdiquieres war in Dauph
né, und bezeugte ſich bereitwillig, dem König bei G
legenheit der drohenden Unruhen zu dienen, dabei j
doch auch geneigt, die Sache auf dem Weg eines gü
lichen Vergleichs beigelegt zu ſehen.

Mai.

In dieſem Monat, beſonders zu Anfang deſſe
ben, griff alles zu den Waffen. Der König ließ in all
Provinzen Vorkehrungen treffen, um Sein Anſehn
behaupten, und zu verhindern, daß die Unruheſtifte
nicht aufkämen. Zu dem Ende ſchickte Er die meiſte
Gouverneurs und Lieutenants generaux nach ihren Go
vernements, meiſtens mit Vollmachten zu Werbunge
Auf der Seite von Champagne ließ Er den Herzo
von Nevers mit dem Befehl, fünf bis ſechs tauſen

Mann Infanterie und ſechs bis ſieben hundert Pferde aufzuſtellen. Zu Paris ließ Er den Grafen von Soiſſons, nebſt deſſen Mutter, dem Stadtgouverneur Marquis von Liancourt, und dem Herzog von Montbazon, Gouverneur der Provinz, um auf alle Fälle die nöthigen Verfügungen zu machen.

8.

Nach dieſen vorläufigen Maasregeln zu Sicherſtellung der öffentlichen Ruhe und ſeines Anſehens in jenen Gegenden brach Er am 8. von St. Germain auf, um gegen die Loire hin zu reiſen, und langte am 11. zu Orleans an.

Der Aufbruch des Königs, um mit einer ſtarken Armee die Königinn Mutter aufzuſuchen, und die ſtarken Werbungen, die Er auf allen Seiten hatte anſtellen laſſen, hielten jedermann ſo ſehr im Reſpect, daß wenige von den Groſſen ſich rührten, und manche ſogar, die der Königinn Mutter ſchon das Wort gegeben hatten, darüber ſich bedachten, und an ſich hielten.

So befand ſich denn die Königinn Mutter würklich nicht in der beruhigendſten Lage. Zu Angouleme ſah ſie ſich zu ſchwach, und unter dem Herzog von Epernon, der alles Anſehn bei ihr allein an ſich reißen wollte. Dagegen hatte der Herzog von Maine, eine Armee von mehr als zehntauſend Mann zuſammengebracht, damit Guyenne gegen alle Ränke und Bewegungen des Herzogs von Epernon geſichert, bereits alle Flüſſe paſſirt, und ſtand an der Charente, vier Meilen von Angouleme. Der König fieng ebenfalls an, ſich in Marſch zu ſetzen, und hatte Truppen von Seiner Armee, die aus funfzehn bis ſechszehntauſend Mann Infanterie und zweitauſend Mann Cavallerie beſtehen ſollte, bereits gegen Poitou und Angoumois vor-

vorausgehen laſſen, ſo daß Sie alſo vorausſah, da
Sie in kurzem, ohne wahrſcheinliche Hofnung eine
Entſatzes, von allen Seiten her eingeſchloſſen ſey
würde.

Dieſe Betrachtungen vermochten ſie dann, willi
den Anträgen und Eröfnungen Gehör zu geben, d
der Kardinal de la Rochefoucault ihr machte, eine
Vergleich einzugehen, und Zutrauen zu faſſen zu de
Verſprechungen, die der König an Sie ergehen lieſ
daß Er forthin Sie lieben und ehren, und Ihr voll
Freiheit laſſen wolle, ganz nach Ihrem Gefallen zu kom
men und zu gehen, ſo wie überhaupt Ihr in Ihren be
ſondern Angelegenheiten jede Befriedigung zu gewähren
Nachdem Sie nun über dies alles die erforderliche
mündlichen Verſicherungen und Urkunden für Sich ſo
wohl als Ihre Anhänger von jenen an Sie abgeordne
ten Herrn erhalten hatte, ſo erklärte ſie, ohne weite
erſt Nachricht vom König abzuwarten, öffentlich, de
Friede mit dem König ſey zu Ihrer vollkommſten Zu
friedenheit zu Stande, ließ in der Episcopalkirche z
Angouleme das Te Deum ſingen, und fieng an, ei
nige Ihrer Truppen abzudanken.

Anmerken muß ich hier, daß Sie in den Ver
gleichsartikeln ſich des Gouvernements von der Norman
die begab, und dagegen vom König das von Anjou
nebſt den Plätzen Angers, Chinon und Pont de Ce
erhielt, wofür die dermaligen Inhaber entſchädigt wer
den ſollten.

Der König erhielt dieſe Nachricht am 16. als Er
eben von Orleans aufbrach, ſetzte nichts deſtoweniger
Seinen Weg fort, und langte am 17. zu Angouleme
an, wo Er einige Tage verweilte. Er traf nun die
nöthigen Verfügungen, meldete überall hin den ge-
troſ-

troffenen Vergleich, ertheilte Befehl zu Abdankung der meiſten geworbenen Truppen, und ſchickte Bevollmächtigte dazu mit dem erforderlichen Gelde ab.

Oben ſchon erwähnte ich, daß zwiſchen der Königinn Mutter und dem Herzog von Montmorenci viele Boten und Unterhändler in Bewegung waren. Der Herzog war nämlich ſehr unzufrieden mit dem König, ſowohl weil man ihm das verlangte Gouvernement von Breſcou und die ihm von der verſtorbenen Herzoginn von Angouleme reſignirte Capitainerie von Bois de Vincennes verſagt hatte, als auch weil die Connetablin, als Dame d'Honneur von der Königinn entfernt worden war, da die Frau von Luines als Oberſthofmeiſterin der Königinn (Surintendante de la maiſon de la Reine) angeſtellt wurde.

Unter dieſen Umſtänden konnte man ſich freilich bei jetzigen Unruhen nicht ſonderlich auf ihn verlaſſen. Indeſſen kam noch ein neuer Umſtand hinzu, der den Argwohn gegen ihn verſtärken half. Man erhielt nämlich Nachricht, daß er an mehrere Prinzen und Herrn Bitten, Ermahnungen und Aufforderungen ergehen ließ, um ſie aufzuwiegeln, unter dem Vorwand der ungerechten Gefangenhaltung des Prinzen, und daß man ſogar davon ſpreche, zu dem Ende eine dritte Partheizu formiren. Die Anhänger des Prinzen ſollten auch deshalb mit denen der Königinn Mutter ſtark in Unterhandlungen ſtehen. Indeſſen wurde es nach und nach wieder ſtill davon, ſo wie der Vergleich mit der Königinn Mutter weiter gedieh, welche übrigens zu erkennen gab, daß das Intereſſe des Herzogs von Montmorency ihr nicht ganz gleichgültig ſey.

Gegen das Ende dieſes Monats lief Nachricht ein, daß in Holland die von der Faction des Prinzen von Oranien den Herrn von Barneveld zum Tod verurtheilen ließen. Er war der Vornehmſte unter allen Repräſentanten der vereinigten Provinzen, hatte alle Unterhandlungen für die Errichtung dieſer Republik geführt, und jederzeit vorzüglich Sorge dafür getragen, ſeine Landsleute in Freundſchaft und Achtung gegen den König zu erhalten, indem er ihnen zu Gemüth führte, welche weſentliche Verbindlichkeiten ſie Frankreich für den daher erhaltenen Beiſtand hätten. Darum liebte ihn auch der König und hatte ſich öffentlich für ſeine Losſprechung verwendet, indem Er wohl wußte, daß die gegen ihn vorgebrachten Anſchuldigungen falſch und blos von der Parthei des Prinzen von Oranien erdichtet wären, der das Anſehn in den Generalſtaaten gern ganz und ausſchließend an ſich reißen wollte, und kein Freund von Frankreich war.

Die Nachricht von dem würklichen Verfahren gegen den Herrn von Barneveld war daher dem König ſehr unangenehm, und Er wurde ſehr aufgebracht gegen die Staaten, daß ſie hierin ſo wenig Rückſicht auf Seine Verwendung genommen hatten.

28.

Der König erhob ſich von Amboiſe nach Tours.

Junius.

Alles fieng an wieder ruhig zu werden, überall beurlaubte und verabſchiedete man die Truppen, hieng die Waffen an die Wand, verſicherte dem König Treue und Gehorſam und beeiferte ſich, für gut königlich geſinnt zu paſſiren.

Von

Von allen Seiten des Reichs ſtrömten Prinzen und Herrn zuſammen, um dem König aufzuwarten. Der Prinz von Piemont mit ſeiner Gemahlinn (Schweſter des Königs) hatte ſich ſeit ſeiner Vermählung ſtets bei dem König aufgehalten, und ſo befand er ſich denn auch jetzt nebſt ſeinem Bruder zu Tours, wo der König es ſich angelegen ſeyn ließ, ſie ſtets prächtig zu bewirthen.

14.

Beide Prinzen erhielten des Königs Genehmigung nach Angouleme zur Königinn Mutter zu gehen, und zwar mit einem königlichen Handſchreiben, als wenn ſie von dem König dahin abgeſchickt würden. Sie giengen auch wirklich am 14. von Tours ab.

Man ſchrieb zugleich auch der Prinzeſſinn von Piemont, welche zurückgeblieben war, ſie möchte nach Tours kommen, und von dort aus ebenfalls die Königinn, ihre Mutter, beſuchen zu können.

15.

Der Kardinal von la Rochefaucault kam von Angouleme wieder nach Hof zurück. Er hatte ſich ſeither noch immer bei der Königinn Mutter aufgehalten, um bei dem noch fortdaurenden Mißtrauen, den Accord zwiſchen Ihren Majeſtäten vollends ganz aufs Reine zu bringen.

19.

Der Herzog von Mayenne traf zu Tours beim König ein, begleitet von einer ſehr großen Anzahl Adelicher aus Guyenne. Er wurde ſehr gnädig aufgenommen.

Um eben dieſe Zeit langte auch die Prinzeſſinn von Piemont zu Tours an.

Gegen das Ende des Monats vernahm man, daß der ſpaniſche Vicekönig in Neapel, Herzog von Oſſuna, Schwierigkeiten mache, dem Befehl, der ihn abrief, zu folgen, und ſich einiger feſten Plätze verſichert habe, um ſich gegen ſeinen König aufzulehnen. Würklich verzog ſeine Abreiſe ſich noch einige Zeit; endlich gehorchte er aber doch.

Julius.

In dieſem Monat fiel nichts beſonders Merkwürdiges vor.

7.

Der Herzog von Nevers kam nach Hof, aus Champagne.

8.

Der Prinz von Naſſau langte ebenfalls beim König an. Sein Bruder, der Prinz von Oranien ſchickte ihn nach Orange, um dort ihren Neffen, den Prinz von Portugal, als Statthalter aufzuſtellen. Bei dieſer Gelegenheit nahm er denn ſeinen Weg über Tours, und verſicherte Sr Majeſtät ſo wie auch dem königlichen Staatsrath, ſein Bruder ſey keinesweges gemeynt, die mindeſte Neuerung zu Orange, beſonders in Betref der Religion, vorzunehmen; er wolle daß die katholiſchen Beſatzungen daſelbſt fort gehalten und die katholiſchen Einwohner bei ihren Gerechtſamen geſchützt werden ſollten, wie unter ſeinem verſtorbenen Bruder, und gab ſein Ehrenwort darüber. Es wurde jedoch ſchlecht gehal-

gehalten, denn ehe drei Monate ins Land kamen, kam eine Veränderung nach der andern, und der gröſte Theil der katholiſchen Soldaten wurde daraus weggeſchaft.

Ich erwähnte oben ſchon, wie das Gouvernement von der Normandie von der Königinn Mutter in ihrem Vergleich gegen das von Anjou abgegeben wurde. Man ſtellte es hierauf dem Herrn von Lunes zu freier Wahl anheim, es entweder ſich übertragen zu laſſen, oder auch gegen ein andres ihm convenables und dabei nicht ſo in die Augen ſtechendes, zu vertauſchen.

In dieſer Abſicht trug man es dem Herzog von Guiſe für das von Provence an. Da man aber zu viele Schwierigkeiten bei dem Vergleich darüber fand, trat man, jedoch ebenfalls ohne Erfolg mit dem Herzog von Vendome wegen Bretagne in Unterhandlung. Endlich wendete man ſich damit an den Herzog von Longueville in der Picardie. Dieſer griff zu, man trat in beſtimmte Unterhandlungen, und der Herr von Lunes ſollte die Beſtallung über die Picardie erhalten.

18.

Der Herzog von Montbazon wurde an die Königinn Mutter nach Angouleme geſchickt, um ſie zu bitten, ſie möchte ſich von Angouleme weg, nach Angers und von da nach Tours verfügen, um den König zu beſuchen, ihren Platz bei Hof einzunehmen, und ſich zur Rückreiſe mit Ihm nach Paris zu entſchlieſſen, wo Ihr alle Ehre und Liebe wiederfahren ſollte. Er konnte jedoch noch nichts bei ihr hierin zu Stand bringen, da die Königinn Mutter noch einiges Mißtrauen deshalb äußerte, weil der König einige Capitains von

der

der Garde, welche die Waffen für Sie ergriffen hatten, noch nicht wieder hatte zum Dienst zulassen wollen.

August.

3. 4.

Der Herzog von Longueville kam nach Hof, und erhielt das Gouvernement in der Normandie, so wie der Herr von Luines das von der Picardie, wogegen er das von Isle de France und den inhabenden Plätzen an den Herzog von Montbazon gegen die Citadelle von Amiens abtrat.

Der Gouverneur von Concarneau, Herr von Lizonnet, der mehrere Vergehungen in Bretagne verübt hatte, war über seinen Platz erst mit den Reformirten, nachher mit der Königinn Mutter und dem Herzog von Epernon und dann mit noch andern in Unterhandlung getreten, und hatte Geld darauf genommen, wo er welches bekommen konnte. Der König beschloß, ihn aus diesem Platz wegzuschaffen, und ihm eine Vergütung dafür werden zu lassen. Uebrigens verfuhr das Parlement von Bretagne nach Criminal Recht gegen ihn.

Da sich nun bei der Unterhandlung mit ihm einige Schwierigkeiten hervorthaten, erbot der Herzog von Vendome sich, ihm den Platz mit Gewalt abzunehmen, wenn man ihm einige Mannschaft und Geschütz zukommen lassen wollte. Dies wurde ihm zugestanden; er rückte mit einigen hiezu beorderten stehenden Regimentern vor den Platz und erreichte seinen Zweck so gut, daß noch vor der Ankunft des Geschützes der Herr von Lizonnet, weil Unordnung unter seiner ohnehin schwachen

chen Mannſchaft einriß, ſich mit einigen Soldaten in eine Schaluppe warf und davon machte; ein gleiches that ein Bruder von ihm; ein andrer, der darin kommandirte, wurde gefangen, dem Parlement ausgeliefert und gehangen, und ſo der Platz geſäubert; den man hierauf dem Herrn von Isle Dradet einräumte.

In eben dieſem Monat wurden die Herren von Praslin und von St. Gerand zu Marſchällen ernannt.

9.

Der Herzog von Montbazon reiste wieder zu der Königinn Mutter, und überbrachte ihr die Gewährung ihrer Wünſche in Anſehung der verlangten Wiederanſtellung ihrer Gardecapitains, ſo wie auch andrer Puncte. Er wiederholte dabei die Bitte des Königs, zu Ihm zu kommen, indem man ſich beiſern werde, Sie auf alle Art zufrieden zu ſtellen. Endlich entſchloß ſie ſich auch dazu, und brach würklich am 27. von Angouleme auf um ſich zu Sr Majeſtät zu verfügen.

In eben dieſem Monat erkrankte auch Monſieur, des Königs Bruder, zu Champ Fevrier, einem Gut des Grafen von Lude bei Tours, wo der König auf einem Beſuch beim Grafen durchgekommen war. Er bekam die Blattern, wurde aber in Zeit von vierzehn Tagen wieder hergeſtellt.

Gegen das Ende des Monats hörte man, daß der König Ferdinand von Böhmen, nicht ohne Widerſpruch zum Kaiſer erwählt worden ſey. In der

That

That formirte ſich auch ſchon damals eine Faction gegen ihn von Seiten der Proteſtanten.

September.

Die Königinn Mutter ſetzte ihre Reiſe nach Hof ſo angelegentlich fort, daß ſie würklich zu Couzieres, einem Gut des Herzogs von Montbazon, drei Meilen von Tours eintraf.

3.

Der König dinirte frühzeitig, ſtieg dann zu Pferd und ritt unter einer ſehr zahlreichen und glänzenden Begleitung von Prinzen, Herrn und Adelichen, welche zuſammen ein Gefolge von vier bis fünfhundert Pferden ausmachten, nach Couzieres hinaus. Er langte daſelbſt an, ehe noch die Königinn Mutter hatte ihre Tafel ſerviren laſſen. Er gieng durch den Park nach dem Herrnhauſe, und die Königinn Mutter eilte Ihm unverzüglich entgegen. Sie begegneten einander im Garten, und begrüßten und umarmten ſich unter wechſelſeitiger Bezeugung großer Zufriedenheit; die Königinn Mutter vergoß dabei Freudenthränen.

Sie erhoben ſich hierauf mit einander in den Saal, und der König beſtand darauf, daß die Königinn Mutter ihr Diner dahin bringen laſſen und einnehmen ſollte, während indeſſen Er ſich in den Gärten umſah, und dann noch einmal zu ihr hinauf kam, um ſich mit ihr zu unterhalten.

Unterdeſſen langte auch die Königinn zu Couzieres an, worauf der König wieder zu Pferd ſas, um nach Tours zurük zu kehren, wobei er ſich jedoch unterwegs mit der Falkenjagd beluſtigte. Die Königinn bezeug-

zeugte gegen ihre Schwiegermutter ebenfalls eine sehr lebhafte Freude sie wiederzusehen, worauf beide sich in den Wagen der Königinn Mutter setzten. Nach ihrer Ankunft erhob der König sich abermals nach dem Appartement der Königinn Mutter, wo er gegen eine Stunde bei ihr verweilte, und sie dann in einem glänzenden Cirkel von allen Prinzen, Herrn und den Vornehmsten vom Hof verließ, welche sämmtlich gekommen waren, ihre Aufwartung zu machen.

5.

Am andern Tag ließ der König sie abermals beim Lever besuchen, und gleich nach der Mittagstafel machte sie dem König ihren Besuch, und gieng dann nach einigem Verweilen zur Königinn, wo sie den Nachmittag vollends zubrachte.

Besuche, Gegenbesuche und Höflichkeitsbezeugungen währten die vierzehn Tage hindurch, die sie noch zu Tours beisammen waren, unter allen äusserlichen Anzeichen wechselseitiger Zufriedenheit.

In den ersten Tagen dieses Monats übertrug der König dem Grafen von Schomberg die Finanzoberaufsicht, mit Bewilligung des Präsidenten Jeannin, dem zu gefallen man seinen Schwiegersohn, den Herrn von Castille zum Generalcontroleur ernannte, und den Herrn von Maupou dafür entschädigte.

Der König fieng nun endlich an, sich zum Aufbruch von Tours anzuschicken, um sich Paris wieder zu nähren, weshalb mehrere Prinzen und Herren vorausgiengen, um die nöthigen Vorkehrungen zur Bequemlichkeit der Reise zu treffen.

19.

Endlich erfolgte der würkliche Aufbruch von Tours, und der König hielt das erste Nachtquartier zu Amboise, nachdem er zuvor noch Seine Mutter besucht, Sich lange mit ihr unterhalten, und unter allen Zeichen von wechselseitiger Freundschaft und Wohlgewogenheit Abschied von ihr genommen hatte.

Monsieur, des Königs Bruder, der jetzt wieder hergestellt war, beurlaubte sich ebenfalls von seiner Mutter, um mit dem König zu gehen, und so schieden sie denn von einander. Die Königinn Mutter verweilte noch einige Tage zu Tours und gieng dann über Champigny und Chinon nach Angers.

Der Prinz von Piemont und seine Gemahlinn welche im Begrif waren, ganz aus Frankreich abzureisen, verweilten ebenfalls noch mit der Königinn Mutter zu Tours, um sie zu unterhalten, ihr Gesellschaft zu leisten, und sich dann von ihr zu beurlauben, worauf sie nebst dem Prinzen Thomas dem König nach Amboise nacheilten.

22.

Der König gab ihnen noch einmal öffentlich ein Festin, und am folgenden Tag reisten sie nach Piemont ab. Der König trug dem Grosprior von Frankreich und der Herzoginn von Vendome auf, sie bis nach Savoyen zu begleiten.

23.

Denselben Tag brach der König ebenfalls von Amboise auf, und nahm den Weg nach Chartres, wo Er am 26. eintraf und drei bis vier Tage verweilte.

Auf

Auf die jetzt eingelaufene Nachricht vom Tod des Grafen von Lude erhielt der Marſchall von Vitry deſſen Stelle als Gouverneur bey Monſieur.

October.

Die anſteckende Krankheit, welche einige Zeit zu Paris gewütet hatte, war Urſache, daß man dem König abrieth ſich ſobald dorthin zu verfügen, unerachtet man vernahm, daß ſie bereits wieder nachließ.

3.

Der König reiste von Chartres ab, über Mantes gegen Compiegne wo Er am 10. eintraf, und beſchloß einige Zeit da zu verweilen.

Hier brachte der König auch wieder die völlige Freilaſſung des Prinzen Conde in Anregung, zu der man demſelben durch würkliche Verheiſſungen Hofnung gemacht hatte. Nicht jedermann war dafür, aus Gründen die man anführte, endlich aber wurde ſie dennoch am 17. beſchloſſen.

18.

Der König brach hierauf von Compiegne auf, um nach Chantilly zu gehen, und ließ Sein Conſeil und Sein meiſtes Gefolge zu Compiegne zurück. Von dort ſchikte Er den Herrn von Luines nach Paris, mit ausdrücklicher Vollmacht, den Prinzen vom Schloß Vincennes abzuholen, und zu Ihm nach Chantilly zu bringen, was am folgenden Tag in Begleitung der Gemahlinn des Prinzen geſchah. Nachdem beide Sr Majeſtät ihre Unterwürfigkeit und Ehrfurcht bezeugt hatten, wurden ſie zu Gnaden angenommen, und der König ſagte

zum Prinzen: Er wolle alles Vergangene vergessen, und versehe Sich in Zukunft von ihm guter und getreuer Dienste.

Der König kehrte hierauf mit dem Prinzen und dessen Gemahlinn nach Compiegne zurück, wohin auch mehrere Prinzen und Herrn von Paris kamen.

Um diese Zeit wurde auch die Vermählung des Herrn von Cadenet mit Fräulein von Pignigny (Pequigny) in Vorschlag gebracht. Man sprach auch von einer Verbindung des Herrn von Brantes mit Fräulein von Halluin, deren Verbindung mit dem Herrn von Candale damals wieder getrennt worden war. Es kam jedoch nicht zu Stand, und der Herr von Brantes vermählte sich mit Fräulein von Luxemburg.

Man vernahm jetzt auch, daß die Königinn Mutter einen sehr prachtvollen Einzug in Angers gehalten habe, wobei sie von einer sehr großen Anzahl Adelicher begleitet wurde, nicht nur aus ihrem Gouvernement, sondern auch aus allen benachbarten Provinzen, worüber denn schon wieder einiger Verdacht gegen ihre Aufrichtigkeit entstand.

Auch von der mit königlicher Genehmhaltung am 26. d. M. erfolgten Eröfnung der Versammlung der Reformirten zu Loudun lief Bericht ein. Sie wird uns noch Stoff geben, mehr davon zu sprechen.

November.

Dieser Monat verstrich ohne besondre Merkwürdigkeit. Jedermann war neugierig auf die Ereignisse am Schluß des Jahrs.

Das Mißtrauen gegen die Königinn Mutter stieg immer höher, da sie sich gar nichts mehr davon verlauten ließ,

ließ, daß ſie nach Hof kommen wollte, wie ſie doch verſprochen hatte. Sie entſchuldigte ſich zwar zur Zeit noch mit nothwendigen Geſchäften, indeſſen bemerkte man doch ſtarken Verkehr und Botenwechſel zwiſchen ihr und mehreren Perſonen.

Der König brach zu Anfang dieſes Monats von Compiegne auf und machte Spazierreiſen nach Monceau, Fontainebleau, und St. Germain en Laye, wo Er am 19. eintraf und wo der Hof ſich ebenfalls zu einem längern Aufenthalt wieder verſammelte.

Gegen das Ende des Monats kam der Herzog von Montmorenci nach Hof, um den Prinzen von Conde zu beſuchen, deſſen Freilaſſung er ſo ſehr gewünſcht hatte.

December.

In dieſem Monat ereignete ſich nichts Erhebliches. Argwohn und Verdacht über das Verhalten der Königinn Mutter und die ſtarken Bewegungen, die man an ihrem Hof bemerkte, nahmen bei dem König immer mehr zu.

Man ſprach von einer Ritterpromotion im H. Geiſtorden, befand ſich aber in Verlegenheit über die Menge der Prätendenten. Der Prinz der am 7. oder 8. nach St. Germain zum König kam, ſetzte es indeſſen dennoch durch.

14.

Der König kehrte endlich nach Paris zurück, erhob jedoch zuvor den Herrn von Cadenet zum Marſchall, beeidete und inſtallirte ihn.

Aus Teutſchland erhielt man Nachricht, daß die Angelegenheiten des Kaiſers immer mißlicher würden. Der Kurfürſt von der Pfalz war zum König von Böhmen erwählt worden, wo ſich alle Städte und Plätze ihm unterwarfen. Die Krone von Ungern wurde dem Fürſten Bethlehem Gabor von Siebenbürgen angetragen, und alle Städte und Plätze waren vom Kaiſer abgefallen.

31.

Am letzten Tag des Jahrs nahm man die feierliche Ritterpromotion vor.

Denkwürdigkeiten

vom Jahr 1620.

Januar.

Die Lage der öffentlichen Angelegenheiten zu Anfang dieſes Jahrs war folgende. Die Königinn Mutter befand ſich zu Angers, wohin alle Unzufriedene im Reich ſich perſönlich oder unter der Hand wendeten, um wo möglich ſich brauchen zu laſſen und Unruhen zu erregen. Sie ſelbſt ſagte ganz unverholen, man habe ihr nicht geleiſtet was man ihr verſprochen habe; die Geiſtlichen, zu denen ihr Hoffnung gemacht worden ſey, ſeyen noch immer im Reich; ihre Anhänger würden noch ſtets gemißhandelt, und durch

Lud

dies alles ihre Lage noch sehr zweideutig und unsicher, u. dgl. m. daher sie auch nicht, wie sie doch versprochen hatte, nach Hof kommen wollte, so sehr ihr der König schriftlich und durch Eilboten darum anlag.

Dies machte denn allerdings die Angelegenheiten sehr schwierig, und was vorzüglich hiezu mitwürkte, war die Ordens-Promotion, welche eine große Menge Unzufriedener gemacht hatte; alle diejenigen nämlich welche in irgend einer Rücksicht, aus Verdienst oder Gunst, zu dieser Auszeichnung zu gelangen gehofft hatten, und doch durchgefallen waren.

So sah man denn also jetzt allerwärts Gänge hin und her nach und von Angers, während der König im Vertrauen auf die mit Sr Mutter geschlossenen Verträge sorglos auf sein Vergnügen bedacht war.

Unter denen, welche nicht in den Orden aufgenommen werden konnten, befand sich auch der Herr von la Ferte-Seneterre, der von dem Grafen von Soissons dazu empfohlen worden war, bei dem er sehr viel galt, wegen seiner Schwester, die bei der Gräfinn von Soissons den entschiedensten Einfluß hatte.

Um eben diese Zeit war ein sehr hiziger Streit zwischen dem Prinz von Conde und dem Grafen von Soissons entstanden, weil jeder von ihnen behauptete, ihm stehe das Recht vor dem andern zu, dem König die Serviette zu reichen, wenn sie sich beide zugleich bei Hof befänden; der erste als erster Prinz vom Geblüt, der andre als Prinz vom Geblüt und Erzmarschall (grand maitre de France). Alle welche gern Unruhen gehabt hätten, schürten diesen Streit noch mehr an, und trieben ihn aufs höchste, was ihnen um

ſo leichter wurde, da zuvor ſchon Froſt und Mißhelligkeit zwiſchen dem Prinzen und der Gräfinn von Soiſſons geherrſcht hatte, indem der Prinz ſich beſchwerte, daß ſie während ſeiner Gefangenſchaft ihm ſehr übel nachgeredet und auf ſeine Geburt und Geſinnungen einen ſehr nachtheiligen Schatten zu werfen geſucht habe; da hingegen die Gräfinn widerſprach, und bemerkte, wie wenig Gelegenheit der Prinz ihr und ihrem Sohn gegeben habe, ſeine Freundſchaft und Gefälligkeit gegen ſie zu rühmen.

Die Sache wurde von Tag zu Tag ſchlimmer und verwickelter; der Herzog von Mayenne trat auf die Seite der Gräfinn. Er machte Miene ſich um ihre Hand zu bewerben, was man eben deswegen nicht weit wegwies, wurde wenigſtens ihm zu einer von den Schweſtern des Grafen Hofnung gemacht. Auch war er der Meinung, der Prinz habe ſich gegen ihn nicht ſo dankbar und freundſchaftlich bewieſen, als er ihm Hofnung gemacht habe, und als er, der Herzog durch die während ſeiner Gefangenſchaft geleiſteten Dienſte und Verwendung für ſeine Loslaſſung verdient zu haben glaubte.

Da die Reformirten auf ihrer Generalverſammlung zu Loudun ſahen, daß die öffentlichen Angelegenheiten ſich abermals in einer mißlichen Lage befanden, ſo wollten ſie ſich dies zu Nutz machen, und thaten ganz übertriebene Anforderungen.

Die war ungefehr im Allgemeinen die Lage der Dinge beim Anfang dieſes neuen Jahrs.

Oben ſchon erwähnte ich, wie der neue Kaiſer durch eine Empörung der proteſtantiſchen Reichsfürſten in Verlegenheit befand; wie die Stände der Königreiche Ungern und Böhmen ihm den Gehorſam verſagten, weil er den Bedingungen, unter denen ſie ihn zu ihrem Kaiſer erwählt hätten, nicht nachgekommen wäre; wie die Böhmen den Kurfürſten von der Pfalz zu ſich berufen und zu ihrem König erwählt und gekrönt und mit ſtarker Macht ausgerüſtet hatten; und wie die Ungern den Fürſten Bethlem Gabor von Siebenbürgen zu ſich berufen und ihm ihre Krone angetragen hatten. Zwar hatte er dieſe noch nicht würklich angenommen, indeſſen befand er ſich doch unter ihnen mit einer ſtarken Macht, mit welcher er ſchon dem Kaiſer die Spitze bieten konnte, den bei dem allem noch die Wahrnehmung von Gährungen in Oeſtreich ſelbſt beunruhigte, daher er überallhin ſchickte, und ſich um Hülfe und Beiſtand bewarb.

So ſchickte er denn auch unter andern eine feierliche Geſandſchaft an den König, um ihn um ſeinen Beiſtand bei dieſer Gelegenheit zu erſuchen. Alles wohl erwogen, beſonders auf die Vorſtellung, daß die katholiſche Religion ſehr hiebei gefährdet ſey, indem ſie leicht in ganz Teutſchland und allen jenen Ländern überhaupt ausgerottet werden dürfte, ſchickte der König den kaiſerlichen Abgeſandten mit Verheißung Seines Beiſtandes zurück. In der That beſchloß Er auch ſogleich, alle Seine Truppen zu Roß und zu Fuß aus dem ganzen Reich zuſammenzuziehen, und an der Grenze von Champagne ein Corps daraus zu formiren und aufzuſtellen.

Gegen das Ende des Monats langte der Marſchall von Lesdiguieres bei Hof an, um im Parlement als Herzog und Pair zu ſchwören.

In dieſen Tagen fiel ein ſtarker Streit vor, zwiſchen dem Herzog von Longueville wegen Partenai das ihm gehörte, und dem Herrn von Chataigneraye, der wider deſſen Willen Gouverneur war. Der Herzog ließ ihn durch den Herzog von Retz herausfordern; er ſtellte ſich auch, ſie wurden aber plötzlich arretirt und auseinander gebracht.

Um die ſichtbare Unzufriedenheit der Gräfinn von Soiſſons und ihres Sohnes zu heben, und ſie Sich verbindlich zu machen, ließ der König die Vermählung Seiner Schweſter mit dem Grafen und zugleich die Seines Bruders mit der Prinzeſſinn von Montpenſier wieder in Anregung bringen und ſo gut als feſtſetzen, und ſchickte zu dem Ende den Herrn von Thoiras an die Königinn Mutter um ihr Nachricht davon zu geben, ſo wie man auch nach Rom ſchickte, um die dazu erforderlichen Dispenſationen auszuwürken.

Auch die Vermählungen zwiſchen dem Herzog von Joinville (dem älteſten Sohn des Herzogs von Guiſe) und der Prinzeſſinn von Bourbon (Tochter des Prinzen von Conde) wie auch des Herzogs von Joyeuſe (zweiten Sohns des Herzogs von Guiſe) mit Fräulein von Luines wurden in Vorſchlag gebracht und beſchloſſen. Da aber dieſe ſämmtlich noch Kinder ſind, ſo hat die Vollziehung noch Anſtand.

Zu Anfang dieſes Monats wurde die Königinn von einer harten Krankheit befallen, ſo daß man an ihrem Aufkommen zweifelte. Endlich fieng ſie ungefehr am 12. d. M. an ſich wieder zu beſſern, zu großer Freude aller ihrer Unterthanen.

Da der König vorherſah, daß Er alle Hände voll zu thun bekommen würde, und den dazu erforderlichen ſtarken Aufwand nicht mit Seinen gewöhnlichen Einkünften beſtreiten könnte, ſo entſchloß Er ſich, am 18. d. M. Sich in das Parlement zu erheben, um einige Edicte regiſtrieren zu laſſen, mittelſt deren man die nöthigen Summen aufzutreiben hofte. Man murrte ſehr hierüber im Parlement ſowohl als unter dem Volk.

23.

Der König ließ in Seinem Beiſeyn die Eheſtiftungen der beiden Söhne des Herzogs von Guiſe verleſen.

27.

Der König entſchloß ſich, eine Reiſe nach der Picardie zu machen, um einige Plätze daſelbſt in Augenſchein zu nehmen, und reiste auch würklich dahin ab.

März.

5.

Der König langte zu Amiens an, hielt ſich einige Tage auf, gieng aber, der ſtrengen Witterung wegen nicht weiter, ſondern kehrte wieder um nach Paris, wohin er am 14. zurückkam.

Unterdeſſen hörte man von einem Aufſtand zu Marſeille. Das daſige Volk hatte nämlich auf die Nachricht,

richt, daß einige Schiffe von den Algierern weggenommen worden seien, zu den Waffen gegriffen, und die Häuser gestürmt, worin sich Türken oder Algierer und Tunesen befanden, die der König vermöge der Verträge mit dem Großherrn wieder frei zurückzuschicken versprochen hatte. Die Marseiller ermordeten deren fünfundvierzig, und darunter auch zween türkische Agenten, die deswegen hergeschickt worden waren.

Wie gedacht, hatte der König dem Kaiser versprochen, ihm in seiner bedrängten Lage beizuspringen. Der Kaiser drang jetzt auf die Erfüllung; man rieth jedoch dem König zuvor den Weg der Unterhandlung zu versuchen, um wo möglich einen Vergleich zwischen dem Kaiser, dem Kurfürsten und den übrigen zu vermitteln. Hiezu entschloß er sich denn, und schickte zu dem Ende den Grafen von Auvergne, Herzog von Angouleme, den Grafen von Bethune, und den Herrn des Preaux l'Aubespine als ausserordentliche Gesandte an den Kaiser und alle Reichsfürsten in dieser Sache, ab.

16.

Der König gieng von Paris nach Lezigny und von da nach Fontainebleau, wo Er am 23. eintraf.

Gegen das Ende des Monats erhielt der König Nachricht, daß in der Nacht vom 27. auf den 28. der Herzog von Mayenne mit Kurierpferden von Paris abgereist sey, und dann seine Reise mit Extrapost fortgesetzt habe, weil ihm boshafterweise gesagt worden war, der König wolle ihn arretiren lassen. Er hielt sich einen oder zween Tage zu Pressigny auf, wo er einen Cavalier an den König abschickte, um Ihn um

Ver-

Verzeihung zu bitten, Ihn ſeiner unausgeſetzten Treue zu verſichern, und zu melden, daß er Seine Befehle zu Bourdeaux erwarte, wohin er ſich mit allen Geſinnungen einer gänzlichen Ergebenheit verfüge.

Dieſe unerwartete Abreiſe nebſt dem, was ich oben ſchon von ſeinem Verſtändniß mit der Gräfinn von Soiſſons und einigem Verkehr zwiſchen ihm und der Königinn Mutter anführte, erweckte ſtarken Verdacht.

30.

Abgeordnete von der Verſammlung der Reformirten zu Loudun kamen nach Hof und meldeten, daß ſie endlich beſchloſſen hätten, auseinander zu gehen. Um dieſen Entſchluß zu bewürken, hatte man die Verwendung des Marſchalls von Lesdiguieres und des Herrn von Chatillon in Bewegung geſetzt.

April.

Das Verhältniß mit der Königinn Mutter fieng an ſehr ſchwürig zu werden, und ihre beſonders in Paris ſehr zahlreichen Anhänger ſagten laut: man mißhandle ſie; man habe ihr nicht gehalten, was man ihr verſprochen habe, beſonders in Anſehung der zugeſicherten Summen; man habe noch nicht einmal die erforderlichen Anweiſungen für ihren Unterhalt ausgeſtellt u. dgl. m. Man bedachte aber bei dieſen übeln Nachreden nicht, daß wenn auch in Anſehung der Zahlungen noch einige Rückſtände waren, dieſe ihren Grund vielmehr in dem allgemeinen Geldmangel als in einem böſen Willen hatten.

Bei dem allen ſetzte man noch immer hinzu: ſie ſey jederzeit bereit, zum König zu kommen; allein man

habe

habe sie ja noch nicht einmal eingeladen: (und doch hatte man immer von einer Zeit zur andern deshalb an sie geschickt!) und wenn man einige Personen von Stand an sie schickte, würde sie ganz unfehlbar kommen.

Dies veranlaßte, daß man gleich zu Anfang dieses Monats sich entschloß, den Herzog von Montbazon an sie abzuschicken, um sie nach Hof zu invitiren, mit der Versicherung, daß sie in allen Stücken zufrieden gestellt, und so gut und ehrenvoll aufgenommen und behandelt werden solle, als sie es nur immer wünschen könne. Der König entschloß sich sogar, in der Hofnung, daß sie gewiß kommen würde, ihr bis an die Loire entgegen zu gehen, und reiste zu dem Ende am 9. von Fontainebleau ab und traf am 11. zu Orleans ein, wo Er aber die Nachricht erhielt, daß sie, weit entfernt, die Absendung des Herzogs von Montbazon den Gesinnungen Sr Majestät gemäß aufgenommen zu haben, vielmehr höchst argwöhnisch werde, und vorgebe, die Reise Sr Majestät sey einzig darauf abgesehen, sich ihrer Person zu bemächtigen; sie bäte daher den König zurückzugehen, indem sie in einigen Tagen sich ebenfalls auf den Weg machen würde. Dabei schickte sie nach allen Seiten an ihre Freunde, und ließ sie bitten, ihr in dieser dringenden Noth so zahlreich als irgend möglich, zu Hülfe zu eilen.

Unter diesen Umständen entschloß der König sich, nicht weiter zu gehen, und nachdem Er Sich blos Einen Tag zu Orleans verweilt hatte, kehrte Er nach Fontainebleau zurück, wo Er Ostern hielt. Er reiste am folgenden Tag über Lezigny nach Paris zurück, wo Er am 25. eintraf.

Während dieser Reise machte der Prinz Conde eine nach Berry, um sein Gouvernement zu visitiren.

Von

Von jetzt an bemerkte man groſſe Rüſtungen zum Ausbruch der Unruhen; das groſſe Mißtrauen der Königinn Mutter bei Annäherung des Königs; das Aufbieten ihrer Anhänger zu ihrem Beiſtand, das ſie nicht wieder abſagen ließ, ſo daß von mehrern Orten her Nachricht von Truppenwerbungen für ſie, einlief; dies alles veranlaßte, daß einige dem König riethen, ſogleich von Paris aufzubrechen, und nach Tours und Poitiers zu gehen, um Zuſammenrottungen zu verhindern; unterdeſſen aber einige gute Corps errichten zu laſſen, um damit allen nahe zu rücken, die von ihrer Pflicht wanken wollten. Dieſer Rath wurde jedoch nicht beliebt, ſondern man hielt es für dienlicher, zu temporiſiren, und den Weg der Güte zu verſuchen, und es nicht wieder zu machen, wie im vorigen Jahr, wo man auf die erſte Nachricht von der Entweichung der Königinn Mutter von Blois, ganz Frankreich unter Waffen geſetzt hatte.

In dieſem Monat ereignete ſich auch eine Unordnung in Languedoc, und zwar in Vivarez, wovon die Veranlaſſung folgende war. Die Frau von Chambault, Eigenthümerin von Privas (einer ganz reformirten Stadt, welcher Religion auch die Dame zugethan war) verliebte ſich in den Vicomte von Chelances, Sohn des Grafen von l'Etrange, wollte ſich mit ihm vermählen, und nahm ihn auch würklich in das Schloß zu Privas auf. Darüber nun machte die Einwohnerſchaft einen Aufſtand und griff zu den Waffen, weil ſie beſorgten, wenn er einmal Herr vom Schloſſe ſey, möchte er als Katholik ſie ihrer Religion wegen drücken. Man wurde auf beiden Seiten immer hitziger; und einige Perſonen kamen dabei um, andre wurden verwundet. Zuletzt kam der Herr von Chelances durch ein

an

an der Feldseite gemachtes Loch in der Mauer in das Schloß und vollzog die Vermählung, wodurch die Bürgerschaft vollends aufs Aeusserste gebracht wurde.

Der Graf von Boulte eilte herbei und legte einen königlichen Unterofficier in den Platz; dies half aber noch nichts. Darüber kam endlich der Herzog von Montmorency (der einige Tage zuvor von Hof wieder abgereist war, um nach seinem Gouvernement zurückzugehen) dazu, sah die Unordnung und beschloß, das königliche Ansehn zu unterstützen. Zu dem Ende warb er Truppen, ließ Kanonen ausrücken und machte sich damit auf den Weg nach Privas, in der Absicht die von den Reformirten zusammengebrachten Truppen auseinanderzusprengen, und Privas zu stürmen; man fand jedoch Mittel dies noch zu mildern. Er rückte in den Platz ein, man unterwarf sich ihm, und er ließ den Lieutenant seiner Leibcompagnie mit dreißig bis vierzig Mann, lauter Katholiken, darin stehen, bis man die Willensmeinung Sr Majestät in dieser Sache vernommen haben würde. Die Bürgerschaft beschwerte sich aber, daß er das Kommando keinem reformirten Officier übertragen habe, wie sie gehofft hätten, und veranlaßten in ihrer Unzufriedenheit darüber eine Versammlung ihrer Glaubensgenossen zu Uzez, die in den folgenden Monat fällt.

M a y.

Auf allen Seiten zeigten und bildeten sich Unruhen; man bewarb sich überall um Truppen; alle Mißvergnügte steckten sich hinter den Namen der Königinn Mutter. Es gab ihrer viele, und aus allen Ständen; allgemein war der Haß und Neid über die Gunst und Er-

Erhebung des Herrn von Luines und ſeiner Brüder; dazu kam noch, daß es bei der Erſchöpfung der Kaſſen nicht möglich war, jedermann ferner noch ſo gut und reichlich als zuvor ſeinen Gehalt, Penſionen u. ſ. w. zukommen zu laſſen. Man bemerkte unaufhörliche Gänge zu und von der Königinn Mutter und bekam ſchlechte Reden in Paris zu hören.

Der Herr von Luines, der ſich mit dem Marſchall von Lesdiguieres näher zu verbinden gewünſcht hatte; kam dieſem Zweck näher durch die Vermählung des Herrn von Canaples (Enkels vom Marſchall und zweiten Sohnes vom Herrn von Crequy) mit einer Nichte des Herrn von Luines; welche Vermählung in Beiſeyn des Königs, der Königinn und aller Prinzen beſchloſſen und ohne Aufſchub vollzogen wurde.

Alle Prinzen und Gouverneurs von Provinzen wollten nach ihren Gouvernements zurück die einen in der Abſicht dem König würklich zu dienen, die andern, um deſto leichter mit der Königinn Mutter unterhandeln und in Verbindung treten zu können. — Der Herzog von Longueville gieng nach ſeinem Gouvernement Normandie, unter dem Vorwand, ſeinen Einzug in Caen halten zu wollen, und nahm ſeine Gemahlinn mit.

Der Herzog von Vendome gieng nach Verneuil in Perche, und dann nach Vendome, wo er durch ſein Verhalten ſeine Abſichten verdächtig machte.

Die Königinn Mutter ſchickte mehrere Botſchaften ſowohl an beide jetzt genannte Herrn, als auch an den Herzog von Epernon, Herzog von Mayenne, Herzog von Montmorency, Herzog von Bouillon zu Sedan, Marquis le Valette und den Herzog und Prinz von Savoyen und von Piemont. Nun kamen überhaupt nach und nach die überall angelegten Ränke und Verſtändniſſe

niſſe immer mehr an den Tag; daher der König anfieng, ſich in Verfaſſung zu ſetzen.

Junius.

Zu Anfang dieſes Monats hörte man, daß der Herzog von Mayenne mit der Königinn Mutter in Verbindung getreten ſey und ihr verſprochen habe, ganz auf ihre Seite zu treten, und ſich für ſie zu rüſten. Er hatte bis dahin immer ſehr gute Geſinnungen geäußert; allein boshafterweiſe war ihm von Hof aus hinterbracht worden, der König ſey ſehr aufgebracht über ihn, daß er ſich ſo entfernt habe und wolle in ſein Gouvernement gehen, um ſein Anſehn und Gewicht daſelbſt zu vernichten; dies nebſt den Ränken der Gräfinn von Soiſſons, die ſich in Anſehung ſeiner Vermählungsſache ſehr geneigt gegen ihn ſtellte, und andre Mittel mehr, die man in Bewegung ſetzte, beſtimmten ihn, ſich mit der Königinn Mutter in nähere Verbindung einzulaſſen.

Er zog den Marſchall von Roquelaure, der kürzlich unzufrieden den Hof verlaſſen hatte, und die meiſten Großen von Guyenne mit hinüber, ſo daß die ganze Provinz ſehr ſchwürig war. Königiſch geſinnt war dort unter allen Herrn von Rang nur noch der Marſchall von Themines, welcher mit dem Herzog von Mayenne geſpannt war, weil der Herzog im vorigen Jahr gelitten hatte, daß des Marſchalls Gerichtsunterthanen zu Gourdon ſich gegen ihn empörten, und unter dem Vorwand, daß ſein Sohn, der Marquis von Themines ſich mit der Königinn Mutter eingelaſſen habe, ihm ſein Schloß Gourdon wegnahmen, und niederriſſen. Auſſer dem Marſchall waren zwar noch einige an-

der

dre Herrn in der Provinz, die es mit dem König hielten, jedoch in geringer Anzahl.

Wie schon gesagt, that der Herr von Saneterre, unzufrieden, daß er den H. Geist orden nicht erhalten hatte, sein Möglichstes, um den Graf von Soissons zu vermögen, daß er auf die Seite der Königinn Mutter träte, zu welchem Ende er vorgab, man habe seiner mehreremal gespottet, wenn die Rede von seiner Vermählung mit Madame gewesen sey, mit der man ihn ohnehin nur zum Besten habe. Auch das Fräulein von Saneterre würkte hiezu mit, und suchte Mutter und Sohn durch die Vorstellung von der Feindschaft des Prinzen und mehrere andre Vorspieglungen zu bestimmen.

9.

Der Marschall von Lesdignieres reiste wieder von Hof ab und nach Dauphine zurück, um Truppen werben, und damit nebst andern, die der Herzog von Guise zu werben hatte, eine ansehnliche Armee unter beider Commando zu errichten und auf weitre Ordre des Königs gegen alle und jede Rebellen nach Befinden der Umstände marschfertig zu halten.

Der Herzog von Guise machte sich ebenfalls fertig, in gleicher Absicht nach Provence abzugehen, was er aber erst zu Anfang des folgenden Monats that.

So zog jetzt das nahe Gewitter von allen Seiten herauf.

18.

Der Herzog von Nemours verliest plötzlich in der Nacht Paris, ohne sich vom König zu beurlauben,

verfügte sich zur Königinn Mutter und ließ seine Gemahlinn und seinen Enkel nachkommen.

30.

Der Graf Soissons, seine Mutter und der Gros-Prior Ritter von Vendome, machten sich ebendahin in der Nacht ohne Abschied davon. Der König hatte darum gewußt, und darüber berathschlagt, ob Er sie anhalten sollte oder nicht; man fand jedoch besser, sie ziehen zu lassen, weil sie sonst vorgeben würden, man habe ihnen die Absicht, sich zu entfernen, blos angedichtet, wovon man Anlaß nehmen würde, auf die Regierung loszuziehen, als ob man diesen Schritt blos gethan hätte, um die Leidenschaft des Prinzen Conde' zu befriedigen, und alle Große, die noch über dem Herrn von Luines ständen, wegzubeißen. In der That war auch die Entfernung des Grafen und der Gräfinn mehr vortheilhaft als nachtheilig für die Angelegenheiten des Königs; denn bei der Abreise des Königs von Paris hatte man sich in der Verlegenheit befunden, daß die Unruhigen sich unterdessen der Person des Grafen und der Gräfinn bedienen könnten, um ihren Factionen Gewicht zu verschaffen, und vielleicht gar es zu einer würklichen Empörung zu bringen.

Die Entfernung des Grospriors befremdete einigermaßen, da sich nicht leicht einsehen ließ, was ihn dazu bewogen haben konnte, da sogar erst vor sechs Tagen der König ihm den Schenkungsbrief über eine durch den Tod des Bischofs von Chartres erledigte Abtey von 18000 Pfund Einkünften, ins Haus geschickt hatte.

Julius.

Das ganze Reich war jetzt unter Waffen. Alles war im Aufſtand gegen den König; die Normandie im Begrif ſich gegen Ihn zu erklären, auf Anſtiften und Kabale des Herzogs von Longueville, der den ganzen Adel und alle Großen daſelbſt verführt hatte. Hier ſo wie auch anderwärts erhielten nur die Städte ſich noch einigermaßen ihrer Pflicht getreu.

Der Herzog von Longueville trieb ſeine Ränke auch in der Picardie, und der Herzog von Vendome arbeitete auf gleichen Zweck in Bretagne; überdies ſchien auch der Marſchall von Briſſac nicht ſo recht zufrieden. Der Herzog von Epernon hatte ſich aller Städte und Plätze in Saintonge, Angoumois, und einem Theil von Limozin bemächtigt. Der Herzog von Rohan von ganz Poitou, und zu ihnen ſchlugen ſich noch der Herzog von la Trimouille, der Herzog von Retz, der Herzog von Ronnois (Herzog von Roannez?) und mehrere der Vornehmſten dort herum.

Der Herzog von Mayenne und der Herzog von Roquelaure hatten der Parthey ganz Guyenne zugewendet; ſie befand ſich dadurch um ſo viel ſtärker, indem der Herzog von Mayenne Meiſter von Bourdeaux und dem Schloß Trompette war, wo das Arſenal der Provinz mit großen Vorräthen an Geſchütz und Munition ſich befand.

Der Herzog von Montmorenci ließ ebenfalls viel Unzufriedenheit blicken, und hieng ſtark auf die Seite der Königinn Mutter.

In Champagne trieb der Herzog von Bouillon ſein Weſen durch Ränke und heimliche Verſtändniſſe. — In Metz war der Marquis von la Valette Meiſter,

durch mancherlei Bedrückungen der Bürgerschaft, und hatte sogar als Oberster von der Infanterie einige Compagnien und Officire von den stehenden königlichen Truppen verführt und auf seine Seite gebracht.

So war alles nahe an einem allgemeinen Aufstand, und man sprach sogar schon ganz laut davon, im Fall der König von Paris gegen die Loire aufbräche oder sonst wohin sich wendete, wo die Anhänger der Königinn Mutter Ihn nicht gern sähen, würde man würklich gegen Ihn agiren. Man sprengte aus, die Königinn Mutter errichte zwei starke Armeen eine unter dem Herzog von Mayenne, wobei sie sich in Person befinden und damit gegen Paris und Orleans aufbrechen würde; die andre unter dem Herzog von Epernon, der damit in Poitou stehen bleiben sollte, und dazu fügte man noch Drohungen und ausschweifende Reden.

Ich vergas, anzuführen, daß der König schon im Mai, als Er sah, daß die Reise des Herzogs von Montbazon zur Königinn Mutter nichts fruchtete, und als das Mistrauen immer weiter um sich grif, Seinen Garderobeinspektor Herrn von Blainville noch einmal an sie abschickte, um sie Seines gänzlichen Wohlwollens zu versichern, und sie noch einmal angelegentlich nach Hof zu bitten. Man hielt ihn lange mit Reden und Hofnungen hin, und er kam sogar wieder nach Hof und noch einmal zu ihr zurück, aber alles vergebens.

Davon hatten denn die Anhänger der Königinn Mutter Anlaß genommen, zu sagen, man schickte niemand an sie, zu dem sie Zutrauen haben könnte, sondern lauter Kreaturen von Luines. Darum also, und um die Lauterkeit seiner Absichten und Maasregeln gegen die Königinn Mutter und in der ganzen jetzigen Conjunctur des Vaterlandes außer allem Zweifel zu setzen, be-

beſchloß der König eine anſehnliche über jeden Einwand erhabene Geſandſchaft an ſie abzuſchicken. Hierzu warf Er die Augen auf den Herzog von Montbazon, den Oberſtallmeiſter Herzog von Bellegarde, den Erzbiſchof von Sens, und den Präſident Jeannin, welche Er zu Anfang des Monats abgehen und den Herrn von Blainville zurückberufen ließ. Ihr Auftrag gieng dahin, der Königinn Mutter jede Befriedigung zu verheißen, wenn ſie ſich aller Verbindungen begeben würde, die ſie mit den Prinzen und Herrn eingegangen hätte, und welche ſchnurſtraks ihrer Unterthanenpflicht ſowohl als ihrem beſondern Verſprechen in dem vorjährigen Tractat zuwiderliefen.

Hierauf hielt der König noch eine beſondre Berathſchlagung über die unter den jetzigen Umſtänden gegen ein ſo groſſes, nahes und drohendes Uebel zu ergreifenden Maasregeln. Man vereinigte ſich dabei dahin, daß in aller Eile Truppen geworben werden müßten, um zwei oder drei Hauptarmeen aufzuſtellen, die man dahin marſchiren laſſen könnte, wo das Uebel am dringendſten wäre; dann müſſe man auch noch einige geringere Corps errichten, um damit die Ruhe in den Provinzen zu erhalten; der König ſollte in vier bis fünf Tagen nach der Normandie aufbrechen, um dieſe nächſte und nützlichſte Provinz durch Seine Gegenwart und mittelſt der Franzöſiſchen und Schweizerregimenter von Seiner Garde, Seinen Gendarmen, Chevauxlegers und was man ſonſt noch in der Geſchwindigkeit an Truppen zuſammenbringen könnte, bei ihrer Pflicht zu erhalten, und die die ſchon davon gewichen wären, wieder dazu zurück zu führen, alsdann von da aus Sich nach Anjou wenden, wo alle Macht der Königinn Mutter ſich zuſammenzog; zu dem Ende dem Marechal de Camp Baſſompierre an die Champagniſchen Grenze die Or-

dre zuzuschicken, daß er in forcirten Märschen mit seinem aus lauter gedienten Truppen bestehenden Corps Ihm zueilen, und allen Generals und Officiers auftragen sollte, ihre Compagnien unterwegs möglichst zu recrutiren, um eine starke Armee zu formiren. Der König schickte auch zugleich in alle Provinzen Geld und Vollmachten zu Werbungen um sich zu verstärken, und die Werbungen der Gegenpartei zu schwächen und möglichst zu verhindern.

Der König war nun auf die Einrichtung bei Seinen Armeen und den nächsten Operationsplan bedacht. Eine starke mächtige Armee gedachte Er selbst anzuführen, unterstützt von dem Prinz Conde und dem Marschall Praslin. Eine andre von zehn bis zwölftausend Mann Infanterie und einer Anzahl Cavallerie unter dem Herzog von Guise und Marschall von Lesdiguieres sollte durch Lionnois und Auvergne nach Guyenne vorrücken, wenn nicht etwa der Herzog von Montmorenci sich zu den Empörern schlüge, in welchem Fall diese Armee in Languedoc stehen bleiben und nur einige Detaschements nach Guyenne schicken sollte, wo unterdessen der Marschall von Themines Befehl hatte, einige Truppen zu werben und zusammenzuziehen, um daselbst das Ansehn des Königs möglichst aufrecht zu erhalten. Der Prinz von Joinville hatte ebenfalls Auftrag einige Truppen in Auvergne zu werben, um damit zu dem Marschall von Themines zu stoßen und zu kommandiren, bis Verstärkung ankäme. Der Herzog von Nevers unterstützt von dem Marschall von Vitry sollte an der Grenze von Champagne fünf bis sechs tausend Mann zusammen ziehen, um sich den Absichten des Herzogs von Bouillon und des Marquis von la Valette zu widersetzen.

Der Marschall von Cadenet hatte ebenfalls Auftrag, drei bis viertausend Mann in der Picardie zu wer-

werben, um die Provinz gegen die Plane des Herzogs von Longueville zu erhalten.

In der gleichsam ganz angesteckten Normandie ließ man den Kardinal von Guise mit fünf bis sechstausend Mann. Er fiel aber nachher noch vom König ab und gieng mit den Rebellen nach Poitou.

Der Graf von Rochefaucault sollte dreitausend Mann und einige Cavallerie werben, bis man einige vornehmere Personen dorthin schicken könnte, um sich den Kabalen zu widersetzen und für Angoumois und Limozin Sorge zu tragen.

In allen andern Gouvernements hatten die Gouverneurs Befehl ihre Gensd'armescompagnien nebst einigen andern nach Befinden der Umstände in Verfassung und Bewegung zu setzen.

Zu Paris hinterließ der König ein Conseil unter Autorität Seiner Gemahlinn und dem Präsidium des Kanzlers, auch ließ man den Herzog von Montbazon mit seiner Gensd'armescompagnie und einigen andern dahin zurückgehen, um Ordnung und Ruhe zu erhalten. Dies waren die Vorkehrungen die der König projectirt hatte, worauf Er sich anschickte, von Paris aufzubrechen.

4.

Am vierten erhob Er Sich in Sein Parlement zu Paris, stellte den versammelten Kammern die Ränke, Aufwieglungen und würkliche Empörungen vor, die in Seinem ganzen Reiche gegen Sein Ansehn vorgiengen; zeigte ihnen, wie Er gegen Seine Mutter, und wie dagegen sie gegen Ihn sich genommen und verhalten habe; in welcher Lage die Provinzen und das Reich im Ganzen sich befänden; wie Er geschlossen habe, Truppen auf die Beine zu bringen, und eine starke Armee aufzustellen, die Er in eigner Person kommandiren

diren wolle, zu welchem Ende Er in einem oder zween Tagen von Paris abzureiſen gedenke, und ihnen unterdeſſen die Handhabung der Gerechtigkeit und Aufrechthaltung Seines Anſehens empfehle. Dies alles wurde vom Parlement und dem ganzen Volk mit groſſen Beifallsbezeugungen aufgenommen.

So beſchloß alſo der König von Paris aufzubrechen, unerachtet Er an Truppen noch gar nichts weiter hatte, als die Franzöſiſchen und Schweizer Garderegimenter zu Fuß, Seine Gensd'armes und Chevaurlegers-Compagnie, noch ſehr incomplet und ſchlecht gerüſtet, und endlich Seine Officiere, Domeſtiken und Leibtrabanten; denn von Groſſen und Adelichen waren nur ſehr wenige vorhanden.

Die Normandie lag der Hauptſtadt am nächſten, die dorther die meiſten Vortheile an Geld, Proviant, Spezereien u. ſ. w. zieht, und der König hatte Nachricht, daß durch die Ränke des Herzogs von Longueville das ganze Land ſchwürig und die Stadt Rouen ſelbſt im Begrif ſey, abzufallen; daß das Schloß von Caen ſich bereits erklärt habe, indem es ſich in der Gewalt des Grospriors befand, der das Commando darin dem Herrn von Prudent übertragen hatte; daß die Stadt blos noch darauf warte, was Rouen thun würde, um dann ſogleich zu folgen, da ihr ohnehin vom Schloß aus hart zugeſetzt wurde; daß endlich alle Städte und Plätze in der ganzen Provinz in gleicher Stimmung ſich befänden. Dies alles zuſammen beſtimmte dann den König Seinen Marſch zunächſt dorthin zu richten, und zu dem Ende brach Er von Paris auf, hielt Sein erſtes Nachtquartier zu Pontoiſe und ſetzte am folgenden Tag Seinen Weg auf der Landſtraße nach Rouen fort.

Erläu-

Erläuterungen

zu

einigen Stellen

der Denkwürdigkeiten

des

Grafen von Pontchartrain.

S. 11. Hierauf ſagte auch der König einige Worte ꝛc.

Ludewig der Dreizehnte geboren den 27 Sept. 1601. war beim Tode Heinrichs des IV. (d. 14 May 1610.) noch nicht volle neun Jahre alt. Die königliche Wittwe, Marie von Medices, Tochter des Großherzogs Franz von Toscana, gelenkt durch ihre übermüthige, vielleicht ſogar von Spanien beſtochene Landsleute, Concini und deſſen Frau Leonore Dori, genannt Galigai, dachte einzig auf Erreichung der Regentſchaft. Dieſen Zweck ereilte ſie durch Hülfe des Herzogs von Epernon, der noch an Heinrichs Todestag das Parlement mit ſeinem gewöhnlichen Ungeſtüm zu einer Erklärung nöthigte, vermöge welcher die Königinn während der Minderjährigkeit ihres Sohns Vormünderinn deſſelben und Regentinn des Reichs ſeyn ſollte. Dies geſchah ohne die Beiſtimmung der beiden vornehmſten Prinzen vom Geblüt, des Herzogs von Condé (Heinrichs von Bourbon) und des Grafen von Soiſſons (Karls von Bourbon) zu erwarten. Dieſe beide waren abweſend; der erſte zu Mayland, wohin er ſich wegen ſeiner Gemahlinn geflüchtet hatte, der andere in einem ſeiner Schlöſſer ohnweit Paris, wegen des Mißvergnügens über einen — höchſtwichtigen — Umſtand bei der Krönung der Königinn. Die Herzoginn von Vendome nehmlich, eine natürliche Tochter Heinrichs des Vierten hatte, bei dieſer Gelegenheit gleich den Prinzeſſinnen vom Geblüt, ein Kleid mit Lilien geſtickt,

ge-

getragen! Der letztere kam am 16. May (ſ. unſern Text S. 13.) zu Paris an. Aber ſchon zu St. Cloud hatte er mit Unwillen und Verwunderung die Erklärung der Königinn zur Regentinn erfahren. Er beſchwerte ſich öffentlich, daß man dieſen Entſchluß in ſeiner Abweſenheit gefaßt habe, behauptete, daß es dem Parlemente nicht zukomme, ſich in die Regierung des Königreichs zu miſchen, am wenigſten in die Beſtallung eines Regenten; dieſe müſſe entweder durch ein königliches Teſtament, oder durch eine Verſammlung der Reichsſtände geſchehen. Wenn auch, ſetzte er hinzu, das Parlement ſich dieſer Sache anmaßen will, ſo muß es doch erſt die Prinzen vom Geblüt, die Herzoge, Pairs und andre Groſen des Reichs dazu einladen. Zugleich berief er ſich auf die Geſchichte, die von einem ſolchen Verfahren kein einziges Beyſpiel wiſſes. Und dies iſt würklich ſo. — — Die Miniſter ſuchten den Grafen zu beſänftigen, indem ſie das Betragen des Parlements halb tadelten, halb entſchuldigten. Zu ſeiner völligen Beruhigung ward ihm — des allgemeinen Beſten wegen — ein Jahrgeld von funfzigtauſend Thalern und die Statthalterſchaft der Normandie verſprochen. (Vergl. Allg. Welthiſtorie XXXIX Th. S. 105. ff.).

S. 11. Der König in ſeiner feyerlichen Rechtsſitzung (lit de juſtice) —

Eine Parlementsſitzung, in welcher der König vom Throne ſeine Entſcheidung über eine Staats- oder Finanz-Angelegenheit zu unwiderſprechlicher Vollziehung erklärte, hatte dieſe Benennung. Die Worterklärer leiten dieſen Ausdruck von Lit, Bett, Polſter, Polſterſtuhl, ab; gleichſam leciſternium juſtitiae. Auf alle Fälle eine Etymologie voll ſonderbarer Nebenbedeutungen. — Ob vielleicht eher ins alte franzöſiſche der lateiniſche Ausdruck; lis, übergegangen war? Lis juſtitiae, Rechtsfall, Rechtsproceß, rechtliche Entſcheidung, konnte anfangs jede Gerichtsſitzung heiſſen. Späterhin wurde es Kunſtwort blos für die außerordentlichen Fälle der Erhebung des Königs in den höchſten Gerichtshof, das Parlement, welche nur allzu oft eine lis cum juſtitia zum Zweck hatten.

S. 16.

S. 16. Ravaillac blieb darauf, daß er ſeinen Königsmord aus eigenem Antrieb begangen habe.

Dennoch erzählt die Allg. Welthiſtorie Th. 39. S. 107. 108. „Weil Ravaillac ſich bei ſeinem Proceß ſtets auf den verfluchten Grundſatz des Mariana und gewiſſer Ordensleute berief: man dürfe die Tyrannen tödten; ſo verordnete das Parlement, daß die Theologiſche Fakultät über gedachten Grundſatz ein Dekret ausfertigen ſollte, worin ihr Urtheil deutlich ausgedrückt wäre. Dieſe befolgte den Auftrag und verdammte ihn in ſehr ſtarken Ausdrücken, daß daher jeder, der ſie glaube und behaupte, als ein Ketzer angeſehen und behandelt werden ſollte; gemäß dem von eben der Fakultät im Jahr 1413 abgefaßten und von der Kirchenverſammlung zu Koſtnitz beſtätigten Dekret. Hierauf beſchloß das Parlement feierlich, daß das Buch des Jeſuiten Johann Mariana, de rege et regis inſtitutione (das zuerſt zu Toledo im Jahr 1598 mit königlichen Privilegium und mit Erlaubnis der Obern, hernach an andern Orten gedruckt war) worin jene Königsmörderlehre bei Gelegenheit der Ermordung Heinrichs des Dritten geprediget worden, öffentlich zu Paris durch Henkers Hand verbrannt werden ſollte. Dies geſchah am achten Junius."

Die im vorigen Bande unſerer Memoiren gedruckten Verhöre Ravaillac's enthalten von irgend einer Anſpielung auf Jeſuitiſche Lehrſätze oder gar auf Mariana's Schrift nicht eine Sylbe. — Sollten ſie unächt? oder ſo ſehr verfälſcht ſeyn??

S. 34. Bellarmin, von der Gewalt des Pabſtes —

Die Aufmerkſamkeit auf Bellarmin mußte in Frankreich um ſo größer ſeyn, da derſelbe nach der Ermordung Heinrichs des III. (1590) mit dem päbſtlichen Legaten, Cajetan, dorthin geſchickt worden war und an allen Verhandlungen wider Heinrich IV. ſehr thätigen Antheil genommen hatte. Schon vor der Schrift, von welcher im Texte die Rede iſt, waren von ihm de ſummo Pontifice, capite totius eccleſiae Militantis Libri VI. herausgegeben. Dieſes Werk bezog ſich

auf

auf ſeine frühere Schrift: de Chriſto, capite totius eccle ſiae Libri V. Es ſchrieb den Pabſt eine indirekte Mach über die Fürſten in zeitlichen Dingen zu. Zu Rom ſchien dieſes zu wenig; oder man ſchien wenigſtens damit noch nicht zufrieden, damit die Fürſten um ſo minder wagen ſollten, noch höhere Anſprüche zu machen. Eine Zeitlang wurde dieſe Schrift ſogar in den Index prohibitorum geſetzt. 1586 wollte man ſie zu Paris der Ingolſtädter Ausgabe nachdrucken. Der Procureur General ließ das gedruckte wegnehmen und die Fortſetzung verbieten, ſ. Mercure Francois tome 2. Das im Text berührte Verbot betraf ohne Zweifel ein ſpäteres Werk derſelben nehmlichen Bſs.: de poteſtate ſummi Pontificis in rebus temporalibus contra G. Barclaium Liber. Romae 1610 8. Barclay hatte de poteſtate Papae, an et quatenus in Reges et Principes ſeculares jus et imperium habeat (Londini 1609. 8.) ſeine Unterſuchungen bekannt gemacht. Da Bellarmin durch die ſchon angeführte Schrift Hauptautor der andern Parthey war, und ſeine Thesis bereits auch durch eine Reſponſio ad librum Anonymum contra ſummum Pontificem cui titulus: Aviſo piacevole alla bella Italia vertheidigt hatte, ſo war von ihm zunächſt auch eine Antwort gegen Barcley zu erwarten geweſen. Der Aviſo war das Werk eines Franzoſen: Nic. Pierrot. (1580. 4.) — Nach Verfluß von mehr als 2 Jahrhunderten zeigt ſich Italien zur Ausführung des „Freundliches Raths" ſehr bereitwillig.

S. 44. Streit zwiſchen den Grafen von Soiſſons und dem Herzog von Guiſe —

Mit der größten Umſtändlichkeit erzählt in den Memoires du Marechall de Baſſompierre. Vol. I. p. 253 - 261. B. machte den Friedensſtifter. Nichts iſt empörender, als dieſes Detail von immer neuen perſönlichen Zänkereyen der Prinzen und Magnaten, welche ſelbſt kaum wußten, was ſie wollten und doch unter unaufhörlichen Ausſöhnungen und Trennungen alle Aufmerkſamkeit der Regentin verſchlangen, wie wenn ihre Perſonen das einzige wichtige im Reiche wären.

S. 14. Der Herzog von Sülly nimmt seine Entlassung.

Sülli sprach nach der Größe seiner Kenntnisse und geleisteten Dienste, nach der Redlichkeit seiner Absichten und nach dem soldatischen Ton, welcher ihm natürlich und von Heinrich dem IV. immer nach dem Gehalt geschätzt worden war, in dem Staatsrath mit einer unumwundenen Offenherzigkeit, die bey den Franzosen überhaupt seltener ist, hier aber besonders dem Grafen von Soissons, dem Herzog von Epernon und allen, welche mehr ihren Vortheil als das Wohl des Staats suchten, missiel. Sülli mochte es bisweilen auch wirklich zu weit treiben. Der Marquis von Ancre und dessen Gemahlin waren nothwendig seine Feinde, weil er sich der übermäßigen Freigebigkeit der Königin gegen sie (wie weit dieser gleich anfangs gieng, kann unserm Texte S. 28. möglichst widersetzte und keine allerhöchste Anweisungen an die Schatzkammer annehmen wollte. Der Graf von Soissons und der Prinz von Conde verlangten seine Entfernung öffentlich, und stellten der Königin vor, daß die unbiegsame Strenge dieses Oberaufsehers der Finanzen, und die unhöfliche Art, womit er die ihm überreichte Bittschriften beantworte, ihre Regierung schaft verhaßt mache; daß es Zeit wäre, sich von einem so hartnäckigen Minister zu befreien, der gegen den Willen der Königin so wenig Ehrerbietung hege, daß der unermeßliche Reichthum, den Sülli gesammlet, die Untreue seiner Staatswirthschaft beweise. (Rechnung von seinem Vermögen hat S. deswegen in seinen Memoiren der Nachwelt vorgelegt!) Es sey besser, die Stelle eines Oberaufsehers der Finanzen ganz aufzuheben und die verschiedenen Verrichtungen desselben unter mehrere Personen zu vertheilen.

Die Entfernung des Herzogs von Sülli ward beschlossen; doch wagte man sich nicht zu stärkern Beleidigungen des entschlossenen, erfahrenen Alten. Man ließ ihn nur wissen, es sey Zeit seine Entlassung zu fordern. Er bot der Königin die Niederlegung seiner Aemter an, und erhielt nebst seiner Entlassung noch ein Geschenk von dreihunderttausend Livres. — Welch Unglück für den Staat! ruft hierbei einer der besten Beobachter in der Geschichte aus. Nach seiner Entfernung von der Finanzverwaltung war S. noch Statthalter von Poitou und Generalfeldzeugmeister; um ihn nun auch zur Niederle-

gung dieſer Verbindungen zu bewegen, bot ihm der Hof die Würde eines Marſchalls von Frankreich oder eine Summe Geldes an. Der Herzog hätte aber gern beide Stellen behalten, um ſie auf ſeinen Sohn, den Marquis von Rosni, fortzuerben. Dieſe einzige war der Marſchall von Bouillon ihm entgegen, um die Regentin ſchon Hoffnung dazu gemacht hatte. Sülli brachte die Sache vor die Verſammlung der Notablen, und gab ihr, unter dem Vorwand, ſich ihren guten Rath auszubitten, ſehr geſchickt zu verſtehen, daß ſeine Religion die einzige Urſache ſeiner Ungnade ſey, und daß ihn der Verbindungseid, den er aufs neue geleiſtet, noch verhaßter am Hofe mache. Da dies zum Theil richtig war, ſo erklärten ſich die unentſchloſſenſten unter den Abgeordneten für den Herzog von Sülli, der an dem Herzog von Rohan, ſeinem Schwiegerſohn, noch dazu einen mächtigen Beiſtand behielt. Bouillon wendete alles an, um den Herzog von Rohan von der Partei ſeines Schwiegervaters abzuziehen. Aber umſonſt! (S. in unſerm Text S. 50.) — Schon 1615. wurden die letzten 800,000 Livres des von Heinrich IV. hinterlaſſenen Schatzes aus der Baſtille genommen. Baſſompierre am angef. Ort S. 340.

S. 65. Die Weibsperſon, von welcher oben —

ſ. S. 51. die eigentliche Angeberin war eine Madame D'Etourmen. Vgl. Mercure François T. 2. a. 1611. fol. 14 — 17. In den Memoires du Duc d'Etrées p. 58. wird ſie Detrenen genannt. Durie berief ſich auf eine Parthei von der Dienerſchaft eines Fräuleins du Tillet und auf einen Bedienten des Herrn von Entragues, des Bruders der Marquiſin von Verneuil. Das übrige ſ. Allg. Welth. XXXIX Th. S. 111.

S. 51. Turniere, Ringelrennen ꝛc.

Auch über dieſe merkwürdige Stücke der damaligen Hofluſtbarkeiten iſt Baſſompierre claſſiſch. ſ. Memoires p. 267 304. 315. u. f. w. Dieſe hatte er ſelbſt, da er gar zu gerne an der Spitze der Herzerdſtücke, der Weinkämpfe u. dgl. ſtund, 1615. eine Privatſchuld von ſechzehnhundert tauſend Livres p. 339. Da er dieſe kaum ſechstauſend hundert tauſend überzahlen konnte, ſo ſpricht er (ebendaſ.) in einem ſo leichten Ton von dem

Fall

kleinen Aufsatz, daß für den ganzen Geist seines Hofes nicht leicht ein Zug charakteristischer ſeyn kann.

S. 83. Eheſtiftung mit Spanien.

Eine Doppelheirath; zwischen dem jungen König von Frankreich und Anna von Oeſterreich, Infantin von Spanien, Philips des Dritten Tochter, und ferner zwischen der Prinzessinn Elisabeth von Frankreich, Schwester des Königs und dem Prinzen Philipp von Spanien. Dieses völlige Uebergehen in das spanische Interesse war ein Werk des Papſts, des Großherzogs von Toskana, und des neuen französischen Staatsraths. Dieſer suchte (nach Gründen, welche unter Hr. S. 187. entwickelt) das Glück Frankreichs in der Vereinigung mit Spanien; gerade das entgegengeſetzte System hatte Heinrich der Große befolgt.

S. 101. Mord an Baron de Luz, dem Vater —

Ihn und seine Folgen erzählt nach dem Faden der ganzen Cabale, Vassompierre, S. 275. — Vom Neid für den Sohn des Ermordeten unglücklichen Duell s. unten Text S. 101. Am Ende benutzte die Königinn viele Verbrechen der Gatten, um sie von der Parthey der Prinzen vom Geblüt ab und ganz neue an sich zu ziehen. Es half aber nichts. Vassompierre p. 103. Auch die alten Minister (außer Sully) wurden wieder der Königinn gram, blieb nun der Königinn und Parthei gegen den Prinzen von Conde zu stimmen. p. 104. Conde sah sich daher in sich selbst, bald mit dem Herzog d'Angoulême in Conflikten zu treten, p. 114. Dessen Staatsprinzipien (nach Vassompierre) gegen Conde gut entdeckt, aber auch so muß man manches wohl p. 114. und hier vom ungünstigen Gesichtspunkt, Absicht, der Lage machen. p. 116.

S. 187. Der hochselige König habe die Eheſtiftung mit Spanien gebilligt —

Die Absicht ist es, sie mit dem ganzen Staatssystem Heinrichs des IV. vereinbarlich zu machen, und gleichsam die

terhandlungen zu einer Vermählung des Dauphins mit der Erbin von Lothringen, wobey Boſſompierre als Unterhändler gebraucht wurde. Er enthüllt das Detail davon mit ſehr glaubwürdiger Pünktlichkeit. Memoires p. 196. ff.

S. 197. Der Prinz ins Feld rückt —

Dieſe Neckereyen — denn Krieg können ſie kaum genennt werden, ſo landesverderblich ſie auch an ſich waren — beſchreibt Schritt für Schritt Boſſompierre, welcher bey dem königlichen Corps als Anführer der Schweizer Dienſte that, p. 341 bis 388.

S. 233. Conferenz von Loudun —

Das Tagebuch des Biſ über dieſelbe folgt im nächſten Bande dieſer Memoiren.

S. 249. Graf von Auvergne gefangen —

bereits ſeit 1605. Er war zur Enthauptung verdammt, indeſſen aber, ohne Aufhebung jenes Urtheils, blos gefangen gehalten worden. Boſſompierre p. 401.

S. 253. Man erwartete einen Antrag um Madame Chriſtine für den Prinzen von Wallis —

Nach Boſſompierre p. 399. 407. würde Mylord Hay, Graf von Carliſle, dieſen Antrag auch würklich zu machen gehabt haben, wenn er nicht die völlige Verwirrung in den Staatsſachen der Regentin bemerkt und alſo die nahe Verände rung derſelben geahnet hätte.

S. 260. Gefangennehmung des Prinzen —

Selbſt der Herzog von Sully (Vergl. unſern Text S. 265.) war an den Hof gekommen und hatte (mit welchen Bedin gungen, ſ. den Boſſompierre p. 403 ff.) der Regentin zu durch greifenden Maasregeln angerathen. Die geheimen Anſtalten ſchildert Boſſompierre p. 412. ff.

S. 272. Den Bischof von Lüçon —

Er hatte kürzlich die Stelle eines Staatssecretairs durch die Königinn-Regentin erhalten. Dessompierre p. 428. Bekanntlich ist Er kein anderer, als der nachmalige Kardinal von Richelieu. Dieser war der jüngste Sohn von Franz du Plessis, Herrn von Richelieu, und von Suſanne de la Porte (1585 geboren), er trug den Namen Armand Johann du Plessis. Nicht zum geistlichen Stande bestimmt, legte er sich auf schöne Wissenschaften und Philosophie, auch auf Leibesübungen. Erst, da sein zweyter Bruder Alphons, der zum Bischof von Luçon ernannt war, auf diese Würde Verzicht that, um Karthäuser zu werden, erlangte die Familie vom König, daß diese Ernennung auf den jüngern Bruder übergieng. Nun trat er in den geistlichen Stand, studierte Theologie, wurde Doktor, und legte auf einem Landhause bey Paris, noch zwey Jahre das Studium der Theologie und der Religionsstreitigkeiten fort; Kardinal du Perron hatte sich durch vieles Mittel emporgeschwungen. Nun seine schwache Gesundheit schränkte seinen Fleiß etwas ein. Im ein und zwanzigsten Jahr suchte er selbst zu Rom, Erlaubniß zu einer frühern Einweihung und erhielt sie. Schon vor der Reichsversammlung von 1614 war er der Regentin und dem Marquis von Ancre bekannt geworden. Er hatte Mittel gefunden, sich bey der Marquiſin von Guercheville, Ehrendame der Königin, Zutritt zu verschaffen, und war ein Freund von Barbin, dem Haushofmeister (Intendant) und nachmaligen Minister der Königinn, der immer einer ihrer geheimen Rathgeber war. s. unsern Text S. 282. — Mit einem mal hatte R. den Geschmack an Predigten verlohren, und sich dem Marschall von Ancre gewidmet. Durch diesen wurde er Staatsminister des jungen Königs. Er wußte sich weiterhin so gut in die Absichten und Schwächen der Königinn Mutter zu finden, daß er, sobald sie freyere Hände durch Gefangennehmung des Prinzen Conde bekommen hatte, an einen wichtigern Staatsposten hervorgezogen wurde. Nur zu verwundern ist es, daß seine Gebieterin, so sehr sie sich mit intriguanten Männern seiner Art umgeben hatte, dennoch jetzt so schnell aus der Mitte ihrer glänzenden und machtvollen Umgebung — gleichsam herausgeschmeidert und von dem einzi-

een Günſtling ihres ſchwachen Sohnes überliſtet werden konnte.

S. 324. Herr de Luynes —

Karl d'Albert de Luynes, zu Marnas 1578 geboren, war der älteſte Sohn von Honorius d'Albert, Herrn von Luynes, Cadenet, Brantes und Marnas in der Grafſchaft Venaiſſin. Der Vater war Gentilhomme in Dienſten des Königs, Ordensritter, Befehlshaber der Stätte Beaucaire und St. Eſprit, Oberſter bey dem franzöſiſchen Fußvolk, und General der Artillerie in Languedoc und Provence. Heinrich der IV. hatte ihn wegen der Dienſte, welche er ihm, als Könige von Navarra geleiſtet, ſchätzen gelernt, und wollte der Pathe ſeines älteſten Sohns ſeyn. So kam es daß er hernach dieſen zu ſeinen Kammerjungen machte und dem Dauphin zum Umgang gab. Er ſo wohl als ſeine beiden Brüder hatten an der Erziehung und den Vergnügungen des jungen Prinzen Theil nehmen und blieben Vertraute von ihm, auch da er den Thron geerbt hatte. Abgerichtete Dohlen für des Prinzen Falknerey (es war Zweck, ihn nicht mit wichtigern Dingen bekannt zu machen) waren hinreichend dieſe Günſtlingſchaft ſo lange zu unterhalten, bis de Luynes dem Knaben, welcher Frankreichs Wohl einſt in Händen tragen ſollte, unentbehrlich wurde. So lange Ludwig minderjährig war, achteten die würklichen Regenten wenig hierauf; nachher aber hielt Concini, da er 1614 ſelbſt den Marſchallsſtab erlangt hatte, und deſto mehr von Jedermann gehaßt wurde, für nöthig, ſich der Zuneigung des Herrn von Luynes zu verſichern. Er bewog die Königinn, ihm vor durch den Prinzen von Conde erledigte Statthalterſchaft von Amboiſe anzuvertrauen, und ihn zum Staatsrath zu ernennen. Nachher, da er den Mann erſt mächtig gemacht hatte — welche Widerſprüche enthält das Reich der Fabel! — hielt er für das beſte ihn vom König zu entfernen, wie man ihm vorher mit dem Großprior von Vendome, einem der erſten Lieblinge des Königs, gethan hatte, den man die Reiſe nach Malta thun ließ. Und doch, da er überlegte, daß der König nicht ohne Liebling leben konnte, und die Wahl eines neuen weniger furchtbaren ſchwer fiel; wurde auf's neue beſchloſſen, de Luynes noch ſo lange, bis man ein anderes Mittel fände, um den König zu laſſen. Nun war

war nicht mehr viele Zeit zu verſäumen. Der Günſtling, ſein Bruder Cadenet, der mehr Entſchloſſenheit und Beſtheit äuſerte als Luynes ſelbſt, mit ihnen der liſtige Deageant und andere Anhänger beſtürmten das Gemüth des jungen, furchtſamen Königs ſo heftig und anhaltend, bis er in die Ermordung des Marſchalls willigte. Dieſer Unglückliche, der erſt neulich aus der Normandie zurückgekommen war, war ſo dreiſt, daß er alle Warnungen verachtete. Die Königinn Mutter war eben ſo ſorglos. Man traute nicht einmal der kleinen Seele des Herrn von Luynes eine Unternehmung von ſolcher Wichtigkeit zu.

Nur der Biſchof von Luçon, damals bereits Staatsſecretair durch die Königinn Regentinn (ſ. unſern Text S. 337.) ſah ſchärfer. Er hatte ſich dem Marſchall ergeben, in der Abſicht, ſich noch höher als ſein Wohlthäter zu ſchwingen; und ſo bald er merkte, wie unermüdet deſſen Feinde gegen ihn arbeiteten, ſuchte er ſich ſo zu ſichern, daß er nicht zugleich mit ihm fallen müſte. An der Stelle ließ er den Herrn von Luynes durch ſeinen Schwager Pontcourlai, einen dreiſten Edelmann, ſeiner Ergebenheit verſichern, und er bot ſich, ihm und dem König die geheimſten Anſchläge der Königinn Mutter mitzutheilen. Dies würkte ſo gut, daß ihn der König durch Luynes die Forderungen ſeiner Bedürfniſſe hoffen ließ. Da, nach der Niedermezlung des Marſchalls, ſogleich die alten Staatsminiſter zurückberufen wurden; ſo eilten Villeroi und Jeannin zuerſt herbey und empfingen vom König tauſend Liebkoſungen. Richelieu fand ſich durch ſeinen vorhin erwehnten Kunſtgriff gedeckt. Der König und Luynes verlangten, daß er dem Staatsrath beywohnen ſollte. Liſtiger als ſie und wahrſcheinlich von der Feſtigkeit ihres Regiments im Gegenſatz gegen die Königinn Mutter noch nicht überzeugt, that er weiter nichts, als daß er ſich zeigte, und nahm keinen Theil an den Berathſchlagungen. Dadurch wurde er ſelbſt zweydeutig und verdächtig. Den alten Miniſtern mußte er ohnehin ein verhaßter Nebenbuhler ſeyn. Er verſtund ſchnell ſeine Lage und ergriff ſeine Parthei; nicht etwa in ſeine Diöceſe nach Poitou zu gehn, ſondern — bey der Königinn Mutter zu bleiben, die ſich über kurz oder lang wahrſcheinlich wieder empor ſchwingen müſte. Auf alle Fälle konnte er ſich beym König und deſſen Günſtling nothwendiger machen, wenn

er ihrem bey Maria von Medicis Dienſte zu leiſten ſchuldig blieb; ſollte es auch zum Nachtheil der Prinzeſſinn geſchehen. Die Erlaubniß, bey ihr zu bleiben, erlangte er bald und Maria ſchätzte ſich glücklich, einen Mann, deſſen Undank und Ränke ſie zu ſpät kennen lernte, bey ſich zu behalten. Richelieu entwarf hierauf einige Vergleichsartikel zwiſchen Mutter und Sohn, nach welchen ſie faſt alle ihr angenehme Perſonen mit ſich nehmen, ſich in eine ihr beliebige Stadt begeben, und alle zeither genoſſene und in der That ſehr anſehnlichen Einkünfte — ſie beliefen ſich auf eilfhunderttauſend Livres — behalten ſollte. Beynahe wäre ſeine Rechnung falſch geweſen. Schon ward ſein Intriguengeiſt als allzu gefährlich erkannt. Luines brachte es dahin, daß der Dauphin die Königinn Mutter verlaſſen, und ſich, erſt in ſein Priorat Coußai in Anjou, und dann nach Avignon begeben muſte. — Spätere Stellen unſres Textes geben Winke, wie er fortdauernd mit beyden Theilen ſpielte und auf ſeine Unentbehrlichkeit für ſie nur allzuriichtig calculirt hatte.

1619 wurde de Luynes bereits durch Verwandlung des Gebiets von Maille in eine Pairie zum Duc und Pair des Reichs erhoben. Baſſomp. S. 458. Er war ſo eiferſüchtig auf die Günſtlingsſchaft bei Ludwig XIII. daß er jedem, welchen der König eine freundliche Mine machte, zu entfernen eilte. ebend. S. 520.— So ſtieg Er bis zum Connetable von Frankreich. Aber ſchon 1621. war der König oft auf die bitterſte Art gegen ihn aufgebracht. Zog de Luines in vollem Pomp des Hofs daher ſo nannte Ludwig XIII. ſeinen Vertrauten in die Ohren: Seht dort den König. Er meint, ich werde ihm alles abtreten. Er ſoll ſich betrügen. Baſſomp. Mem. II. Th S. 118. und dennoch hieng es zu gleicher Zeit nur von de Luines ab, die Vertrauteſten des Königs plötzlich von ihm zu entfernen. S. 123. Ein Fieber befreyte den ſchwachen König vor Ende des Jahrs 1621. von dieſer Vormundſchaft, aber blos um ihn wieder in die Hände eines andern zu liefern. ebend. S. 129. Ein Verſuch, herrſcher zu handeln, wie S. 142 einer erzählt iſt, war blos vorübergehenden Laune und gleichſam ein Wageſtück. Der Prinz von Condé ward ſein nächſter Führer und Krieg mit den Hugenoten das Mittel, den König ſich unentbehrlich zu machen. S. 137.

S. 325. Marſchall d'Ancre —

Eine offenherzige Schilderung dieſes hochgeſtiegenen Günſtlings aus deſſen eigenem Munde überliefern uns Baſſompierre's Memoires p. 430. Gegen das Ende des Jahres 1616. war dem Marſchall ſeine einzige Tochter geſtorben. B. beſuchte ihn und fand ihn, gegen alle Troſtgründe verſchloſſen, in tiefſter Gemüthszerrüttung. Endlich ließ ihn derſelbe mit ſeltener Offenherzigkeit bis auf den Grund ſeines Herzens ſehen.

Ja, mein Herr, rief der Marſchall aus, ich beklage in Wahrheit meine Tochter und werde ſie beklagen, ſo lange ich lebe. Doch bin ich der Mann, der ein ſolches Schickſal ſtandhaft zu ertragen wüßte. Aber mein, meiner Frau, meines Sohnes und meines Hauſes Untergang, den ich vor Augen ſehe, und der wegen der Hartnäckigkeit meiner Frau unvermeidlich iſt, zwingt mich zu Thränen und macht, daß ich die Geduld verliere. Ihnen will ich alles entdecken; Sie ſind ein wahrer Freund, und haben mir in meinem Leben ſtets Verſtand gelieſtet. Wiſſen Sie alſo, mein Herr, daß ich in meinem Leben die Welt kennen gelernt, daß ich nicht nur das Steigen des Glücks, ſondern auch das Fallen deſſelben mit angeſehen habe; daß ich aus dieſen Beobachtungen weiß, wie der Menſch nur bis auf einen gewiſſen Gipfel des Glücks zu kommen pflegt, von welchem er wieder herabſteigt, oder vielmehr herabſtürzt, je nachdem er höher oder ſteiler hinaufgeſtiegen war. Hätten Sie mich nicht in meiner Niedrigkeit gekannt, ſo würde ich dieſe vor Ihnen zu verbergen ſuchen. Aber Sie haben mich zu Florenz geſehen, wo ich, der Liederlichkeit ergeben, jetzt im Gefängniß geſetzt, jetzt aus der Stadt verwieſen wurde, öfters ohne Geld war, und unaufhörlich ein zerrüttetes und unordentliches Leben führte.

„Ich bin ein geborner Edelmann und von guten Eltern. Aber da ich nach Frankreich kam, hatte ich nicht einen Heller im Vermögen, und war mehr als acht tauſend Thaler ſchuldig. Die Heurath mit meiner Frau und die Gunſt der Königinn verſchafften mich bey Lebzeiten des verſtorbenen Königs zwiſchen mancherley Intriguen, verſchafften mir aber auch Vermögen, Ehrenſtellen und Aemter während ihrer (der Königinn) Regierungszeit. Ich ſelbſt habe an meinem Glücke gearbeitet,

beiter, und es gegenwärtig ſo hoch hinaufgetrieben, als es nur einer treiben kann; ſo lange ich nehmlich ſahe, daß es mir gewogen war. Seitdem ich aber bemerkt habe, daß es mich zu begünſtigen aufhört, daß es mir Winke giebt, ſich von mir zu wenden und zu fliehen — ſeitdem bin ich auf einen anſtändigen Rückzug bedacht geweſen, um in Ruhe zu genieſſen, was uns die Freygebigkeit der Königinn geſchenkt, und unſre eigene Betriebſamkeit erworben hat; ſeitdem habe ich mir vorgenommen, daß wir in unſer Vaterland, als eine gute Familie, mit meinen Kindern zurückkehren, und nach unſerm Tode, ihnen unſere Güter und unſer Vermögen hinterlaſſen ſollten. Dies iſt, was ich ſeit einigen Monaten vergeblich bey meiner Frau durchzuſetzen ſuche, und bey jedem Schlag, den uns das ungünſtige Glück verſetzt, fahre ich fort, deshalb in ſie zu dringen. Seitdem eine mächtige Parthey ſich in Frankreich erhoben hat, die mich zum Vorwand ihrer Empörung macht, und mich für einen der fünf Tyrannen erklärt, die ſie vertilgen wolle; ſeitdem Herr Dolez, der mein Vertrauter, mein Freund, mein Geſchöpf, ja ich kann ſagen mein Diener war, todt iſt; ſeitdem ein ehrloſer Schuſter von Paris mich, den Marſchall von Frankreich, ſchimpflich beleidigt hat; ſeitdem ich gezwungen worden, meinen Aufenthalt in der Picardie aufzugeben, meine Herrſchaft d'Amiens zu räumen, und Andre dem Herrn von Longueville, meinem Feinde, als eine Beute zu überlaſſen; ſeitdem ich genöthigt worden bin, mich zurückzuziehen, oder vielmehr, mich in die Normandie zu flüchten; — ſeit dieſen Zeiten habe ich meiner Frau vorgeſtellt, daß unter den großen Wohlthaten, die uns Gott erwies, dieſe keine der kleinſten iſt, daß er uns ermahnt, uns zurückzuziehen. Wir haben in der Folge unſer Haus zerſtören ſehen, und ſind dabey um zweymal hundert tauſend Thaler gekommen; wir haben zwey von unſern Leuten vor unſern Augen aufhängen geſehen, weil ſie auf unſern Befehl den Tanger nichts, den Schuſter, ausgezwickt hatten. Was wollten wir weiter erwarten, als den Tod unſerer Tochter, der uns die Nachricht bringt, daß auch der unſrige bald erfolgen werde, und welchen wir hätten vermeiden können, wenn wir eilig uns zurückgezogen hätten. Ich glaubte für dieſe Abſicht damals recht gut zu ſorgen, da ich dem Pabſt 600,000 Thaler für den lebenslänglichen Nießbrauch des Herzogthums Ferrara bot, wo wir in Ruhe den Reſt unſerer Tage zugebracht, und

und mehr als zwey Millionen in Gold unſern Kindern als Erbſchaft hinterlaſſen haben würden. Doch dieß habe ich gar nicht nöthig, Ihnen erſt zu ſagen. Wir haben zum wenigſten eine Million Livres in Gütern, die in Frankreich liegen, im Marquisat d'Ancre und in Lesigny; ein Haus in der Vorſtadt, und dieſes hier. Unſer Gut in Florenz, welches verpfändet war, habe ich eingelöſt, und mein Antheil an demſelben beträgt an 100,000 Thaler. Ich habe noch 200,000 Thaler in Florenz, und eben ſo viel in Rom ſtehen; ich habe, außer dem, was wir bey der Zerſtörung unſers Hauſes verloren, eine Million an Möbeln, Edelſteinen, goldenem Tiſchgeſchirre und baarem Geld. Meine Frau und ich haben eine Million Livres an Renten, auch wenn wir ſie um einen wohlfeilen Preiß verkaufen wollten, ohne mein Amt in der Normandie, und mein Amt als erſter Kammerjunker und Oberaufſeher des Hauſes der Königinn, und meiner Frau ihres, als Hofdame, und meine Stelle als Marſchall von Frankreich mit in Anſchlag zu bringen. Ich habe mehr als 600,000 Thaler an den Kaldaun zu fodern, und mehr als hunderttauſend Piſtolen kann ich aus andern Dingen machen. Ich will nichts von der Börſe meiner Frau ſagen. Können wir, mein Herr, hiemit nicht zufrieden ſeyn? Bleibt uns irgend etwas zu wünſchen übrig, wenn wir nicht Gott gegen uns *) aufbringen wollen, der uns durch ſo offenbare Zeichen an unſerm gänzlichen Untergang erinnert? Ich bin deßwegen dieſen ganzen Nachmittag bey meiner Frau geweſen, um ſie zu beſchwören, mich zu retten; ich habe mich vor ihr auf die Kniee niedergeworfen, um ſie eher zu bewegen. Aber ſie blieb hartnäckiger als jemals, warf mir meine Feigheit und Undankbarkeit vor, daß ich die Königinn verlaſſen wolle, die uns ſo viel Ehrenſtellen und Güter verſchafft, oder vielmehr ſie uns habe erwerben helfen; ſo daß ich, mein Herr, mich verlieren ſehe. Wäre ich meiner Frau nicht ſo viele Verbindlichkeit ſchuldig, ſo würde ich dieſelbe verlaſſen und mich an einen Ort begeben, wo weder die Gerichte, noch das Volk von Frankreich mich erſuchen würden." —

Da der Marſchall ſeinen klügern Rath zu einer gut geordneten Entfernung nicht durchzuſetzen vermochte, ſo ſieht man

ihn

*) Welch eine naive Art von Gottesfurcht!

ihn entſchieſſen, das Aeußerſte für ſich zu wagen. Er gewinnt ſchon den Grafen von Auvergne, welcher zum Tode verdammt ſeit Heinrichs des IV. Zeiten in der Baſtille ſaß, durch ſchleunige Losſaſſung einen liſtigen und mächtigen Freund, dem er eine Armee und ſelbſt das Gouvernement von Paris und von Isle de France anvertraut. Er nimmt Richelieu als Staatsſecretair in das geheime Conſeil auf. Er entläßt alle bisherige Miniſter mit einemmal. Kurz, er handelt, als ein Mann, der alles wagen zu müſſen denkt, weil er alles zu verlieren befürchtet. Nur daß der Ehrgeiz eines paradierenden jungen Hofmanns ſein Ruin ſeyn werde, ahnete, verhütete er nicht. De Luynes hatte den Namen des Königs für ſich. Die folgende Note zeigt, welches Gewicht der Geiſt der Zeit auf dieſen legte.

S. 339. Abreiſe der Königinn —

Man wird des nahen Augenzeugen Boſſompierre's Schilderung von dieſer folgereichen Veränderung ſehr charakteriſch finden. Der Tod des Marſchalls von Ancre fiel in die Zeit, da B. von Hofe abweſend war. Aber kurz vorher erzählt er p. 435. 436. die Königinn, welche den gewandten, höflichen und doch in ſeiner Art biedern Mann begünſtigte, gewarnt zu haben. „Im nehmlichen Monat (März 1617.) kam ein gewiſſer d'Etoy, von de Luynes geſchickt, in meine Wohnung, um mir zu ſagen, daß die Königinn Mutter dieſen verabſchiedet habe, weil er den König habe entführen wollen, und zwar kam er auf Befehl der Königinn Mutter. Mathurine wurde aus eben der Urſache in meine Wohnung geſendet, und verließ weinend dieſelbe, um zu dem König und zu Luynes zu gehen, und letzterm zu ſagen: er ſolle den König glauben machen, daß es der Marſchall geweſen ſey, der dieſes Gerüchte ausgeſprengt habe, um zu erfahren wie es der König aufnehmen werde, und um es dann wirklich in Erfüllung zu bringen. Der König wurde hierüber noch mehr auf den Marſchall aufgebracht, und Luynes kam mit dem Marſchall deshalb in heftigen Wortwechſel.

„Denſelben Abend, da die Königinn hierüber mit mir ſprach, ſagte ich zu ihr: Madame, ich glaube, Sie ſind nicht genug

auf

auf ſich ſelbſt bedacht; nächſtens wird man wohl den König Ihrer Vormundſchaft entziehen. Man bringt ihn zuerſt gegen Ihre Diener auf, und dann wird man ihn gegen Sie ſelbſt aufbringen. Ihr Anſehen iſt von der Gnade des Königs abhängig, es wird aufhören, ſo bald er es will, und man wird ihn Schritt für Schritt dahin bringen, daß er es wollen wird. Junge Leute laſſen ſich leicht überreden, daß ſie mündig ſeyen. Wenn der König nächſtens etwa nach St. Germain reiste, und dann zu den Herrn von Epernon und zu mir ſchickte, und uns ſagte: daß wir Sie nicht mehr für unſre Gebieterin anſehen ſollten, ſo würden wir, Ihre unterthänigen Diener, doch weiter nichts thun können, als zu Ihnen zu gehen, und Abſchied von Ihnen zu nehmen, und Sie unterthänigſt zu bitten, uns zu verzeihen, wenn wir während Ihrer Verwaltung des Staats, unſern Dienſt nicht ſo getreu ſeiſten verſehen haben, als es unſere Schuldigkeit war. Bedenken Sie, Madame, ſetzte ich hinzu, daß die andern Diener auch nichts weiter thun könnten, und daß Ihnen, wenn Ihre Staatsverwaltung aufhören ſollte, nur ein Paar leere Hände übrig bleiben würden."

Indeß hatte dieſe Warnung wenig gewürkt. B. war ſchon auf ſer Rückreiſe von der Armee nach Paris, wo ihm Marſchall d'Ancre für ſeine Stelle als Colonel des Suiſſes (Oberſter der Schweizergarde) 620,000 Livres geboten hatte. Memoires p. 440. Aber noch ehe B. Paris erreichte, erhielt er d. 24 April die Nachricht von der groſſen durch den Tod des Marſchalls begonnenen Veränderung, von welcher unſer Text das Detail angiebt. Der 4. May, der Tag vor dem Himmelfahrtsfeſt, war der Tag der Abreiſe einer kurz vorher noch allmächtigen Regentinn, welcher jetzt nichts mehr übrig blieb, als — über abſchlägige Antworten ihres allzu lange unter Vormundſchaft gehaltenen Sohnes zu weinen. „Den ganzen Morgen, erzählt nun Baſſompierre p. 445. brachte man damit zu, das Gepäcke aufzuladen. Der König war unterdeſſen im Conſeil, wo beſchloſſen und förmlich aufgeſetzt wurde, was die Königinn beym Weggehen zum König ſagen, und was der König ihr antworten ſollte. Man kann überzeugt, daß ſie nichts weiter mit einander ſprechen, wenn die Königinn

nigina angekleidet wäre, die Prinzessinnen sie sehen sollten, alsdann, wenn der König von ihr Abschied genommen, die Prinzen. Eben so kam man überein, daß weder der Marschall von Vitri, noch Herr von Hallier, sein Bruder, dabey seyn, daß le Cûrée sie bis nach Blois begleiten, und daß er und der Oberste bey ihr seyn sollten, wenn der König kommen würde. Auch schickte man an die Vertrauten des Herrn von Luines, daß sie in dem Zimmer seyn sollten, wo die Wache der Königinn zu seyn pflegte.

„Nun gieng der König hinunter, und die Königinn, die ihn erwartete, war jetzt eben aus ihrem Zimmer herausgegangen, um zu gleicher Zeit mit ihm in das Vorzimmer einzutreten. Die Herrn von Vitry blieben vor der Thüre stehen, und die drey Herrn von Luines giengen vor dem König her, welcher den ältesten bey der Hand hielt. Herr von Joinville und ich giengen hinter dem König her, und traten nach ihm hinein.

„Die Königinn blieb, bis sie den König sah, ganz gesetzt; alsdenn fing sie heftig an zu weinen, hielt aber ihr Taschentuch und ihren Fächer vor die Augen, und nachdem sie hineingegangen waren, führte sie den König an das Fenster, welches auf den Garten geht nahm das Taschentuch und ihren Fächer von den Augen weg, und sagte zum König: Mein Herr! es that mir leid, daß ich meine Staatsverwaltung nicht mehr nach ihrem Sinn geführt habe. Allein desto weniger kann ich Ihnen versichern, daß ich so viel Mühe und Sorgfalt, als mir nur möglich war, auf sie verwendet habe. Halten Sie mich demnach, so bitte ich, jederzeit für Ihre unterthänigst-gehorsamste Mutter und Dienerin. Der König antwortete ihr: Madame! ich danke Ihnen unterthänigst für die Mühe und Sorgfalt, die Sie auf die Verwaltung meines Reichs verwendet haben, mit welcher ich zufrieden, und für welche ich Ihnen verbunden bin. Ich bitte mich jederzeit für Ihren unterthänigen Sohn zu halten. Hier erwartete der König, daß sie sich niedersetzen, ihn küssen und Abschied nehmen würde; aber sie sagte zu ihm: Mein Herr, ich gehe weg, und bitte Sie, mir zum Abschied noch eine Gnade, deren Gewährung ich mir von Ihnen versprechen kann. Geben Sie mir Barbin, meinen Oberhofmeister, welchen Sie,

wie

wie ich glaube, ohnehin nicht zu ihrem Diener werden haben wollen.

„Der König, der auf dieſe Bitte nicht gefaſt war, ſahe die Königinn an, ohne ihr zu antworten. Sie fuhr fort: Sie werden mir dieſe Bitte nicht abſchlagen. Der König ſahe ſie immerfort an, und gab ihr keine Antwort. Sie ſetzte hinzu: vielleicht iſt es die letzte, die ich jemals an Sie thun werde. Da ſie aber ſah, daß er ihr keine Antwort gab, ſagte ſie: Nun wohlan! verbeugte ſich und küßte ihn. Der König machte ihr eine Gegenverbeugung, und dann kehrte es ihr den Rücken zu.

„Hierauf nahm der Herr von Luines von der Königinn Abſchied; wobey er einiges ſagte, was ich eben ſo wenig, als das hören konnte, was die Königinn darauf antwortete. Sie fügte, nachdem er ihr den Rock geküßt hatte, hinzu, daß ſie den König gebeten habe, er möchte ihr Barbin zurückgeben, und daß er (Luines) ihr einen annehmenden Dienſt und eine ſehr große Gefälligkeit erzeigen werde, wenn er den König dahin vermögen wolle, daß er ihr ihre Bitte gewährete, welche gar nicht von ſo großer Wichtigkeit ſey, daß er ſie ihr abſchlagen könne. Da Herr von Luines antworten wollte, ſchrie der König vier- oder fünfmal: Luines! der Herr von Luines zeigte der Königinn, daß er genöthigt ſey, zum König zu gehen, und that es. Hierauf lehnte ſich die Königinn an die Wand, zwiſchen zwey Fenſter, und weinte ſchmerzlich. Herr von Chevreuſe und ich küßten ihr den Rock, gleichfalls weinend; aber ſie konnte uns vor Weinen nicht anſehen, und wollte auch nicht mit uns reden. Ich wartete deßhalb, um noch einmal Abſchied von ihr zu nehmen, da ſie aus ihrem Zimmer herausgienge; aber ſie wollte mich eben ſo wenig als das erſtemal anhören. Der König gieng auf den Balcon, der dem Zimmer der Königinn, ſeiner Gemahlinn, gegen über iſt, um die Königinn, ſeine Mutter, wegfahren zu ſehen; und da ſie aus dem hinterſten Pallaſt heraus war, gieng er auf ſeine Gemächer, um ſie noch über die neue Brücke abreiten zu ſehen; alsdann ſetzte er ſich in einen Wagen, und fuhr nach Bois de Vincennes.

S. 337. Der König — der König —

Bis zu welchen fürstlichen Unterhaltungen der jetzt (1617.) doch bereits 16 jährige Ludwig XIII. dessen Namen nunmehr alles sanktioniren mußte, was de Luines für gut fand — sein nen Geist erhoben hatte, sagt uns Bassompierre p. 451. „Um diese Zeit — da endlich doch nach der Abreise der Königinn Mutter die Selbstregierung hätte beginnen sollen — „um dies se Zeit vergnügte sich der noch sehr junge König durch eine Meng. kleiner seinem Alter angemessener „ man höre den entschuldigenden Hofmann!)" Uebungen, als Mahlen. Singen, Nachahmung der Wasserwerke von St. Germain durch kleine Canäle von Federkielen, durch kleine Jagd-Erfindungen, durch das Trommelschlagen, welches ihm sehr gut von statten gieng. Als ich ihn eines Tages lobte, daß er so geschickt sey in allem, was er unternähme und ohne Unterweisung es darin weiter brächte als andere, sagte er: ich muß mich auf das Waldhorn legen, denn dies macht mir vielen Spaß; ich wollte wohl einen ganzen Tag auf demselben blasen. Ich sagte ihm: Sire, ich wollte Ihro Majestät doch nicht rathen, gar zu oft auf demselben zu blasen; denn außerdem, daß man sich einen Bruch dadurch ziehen kann, schadet es auch sehr der Lunge. Ja, ich habe sogar erzählen hören, daß der höchstseelige König Carl, weil er zu stark auf dem Waldhorn blies, eine Ader in der Lunge gesprengt, und sich dadurch den Tod zugezogen habe. Da irren Sie sich, sagte der König; nicht das Waldhorn hat ihm den Tod verursacht, sondern dies, daß er sich mit der Königinn Catharina, seiner Mutter, zu Monceaux verunein[illegible], daß er sie verließ, und sich nach Meaux begab, dies hat ihn den Tod verursacht. Denn hätte er sich nicht durch den Marschall von Retz überreden lassen wieder nach Monceaux zur Königinn, seiner Mutter, zurückzukehren; so würde er nicht so bald gestorben seyn. Da ich nichts darauf antwortete, sagte Montpouillan, der zugegen war, zu mir: Sie denken wohl nicht, mein Herr, daß der König dieses und noch viel mehreres anders eben so weiß? Ich antwortete ihm: in Wahrheit, mein Herr, das dachte ich nicht. Ich sah daraus, daß man dem König sehr viel Argwohn gegen seine Mutter einflößte, und hütete mich in der Zukunft sehr, selbst in allgemeinen Gesprächen mit ihm von ihr zu reden."

S. 340.

S. 340. Den Herrn Drageant, einen ehemaligen Commis unter Barbin. Vgl. S. 379.

S. deſſen Memoires, welche im III. Band der Memoires particuliers pour ſervir à l'hiſtoire de France (Paris 1756.) abgedruckt ſind; gegen deren Aechtheit aber ihre Leere einigen Zweifel erweckt.

S. 353. — ſo daß ſie genöthigt waren, ſich an das Meer zu begeben.

Wir machen Aerzte auf dieſe Stelle aufmerkſam, um dieſes, wie es ſcheint, am Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts als gewöhnlich bekannte Mittel gegen den Biß eines tollen Hundes näher zu beſtimmen und zu beurtheilen.

S. 363. Die Paulette oder Droit annuel (jährliche Gerechtſame).

Ein durch Carl Paulet, Secretair bey der königlichen Kammer, im Anfang des 17. Jahrhunderts projektirte und daher nach ihm benannte Revenue von allen bürgerlichen Aemtern. Jeder Beamte im Juſtiz- und Finanzfach bezahlte jährlich den 60ſten Theil von dem Werth ſeiner Beſtallung an den König für die Erlaubniß, in dem darauf folgenden Jahre (daher Droit annuel Gerechtſame auf ein Jahr!) ſich, wenn er wollte ſeinen Nachfolger beſtimmen zu dürfen. Starb jemand, ohne dieſe jährliche Abgabe entrichtet zu haben, ſo entgieng ſeine Beſtallung der Familie und wurde frey von Seiten des Königs wieder beſetzt. Eingeführet ward die Paulette durch einen Beſchluß des geheimen Conſeils vom 12 Dec. 1604. ſ. Traité des offices. Cap. X. — Mezeray in ſeiner Geſchichte Heinrichs des IV. macht darüber die natürliche aber freymüthige Bemerkung: „Die Paulette vereinigt nothwendig die Käuflichkeit der Aemter und veranlaßt die Kinder

der Beamten, unwiſſende, ungerechte und anmaßliche Menſchen zu werden. Sie ſind ja ſicher, die Stellen ihrer Väter zu erben. Andern Männern von Verdienſt und Kopf wird der Zugang zu allen Stellen verſchloſſen. ſ. P. Richelet Dictionaire III Bd S. 79. Die lateiniſche Benennung war: Jus Poletanum.

ANNA von OESTREICH
Königin von Frankreich

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Hofrath und Profeſſor der Philoſophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Sechszehnter Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1798.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1950 II 1402

Leben und Miniſterſchaft des Cardinals Richelieu.

Die politiſche Größe und miniſterielle Allmacht, welche der Cardinal Richelieu ſich für die 18. letzten Jahre *) vor ſeinem Tode zu erſchaffen und, bey jedem Gegen-Verſuch der Mächtigſten und Liſtigſten am Hofe Ludwigs des XIII., durch Vereinigung einer faſt untrüglichen Gewandtheit des Verſtandes mit der unerbittlichſten Beharrlichkeit in der Selbſtrache immer nur deſto tiefer zu befeſtigen gewußt hat, iſt ein bis dahin unerhörtes Kunſtſtück der neuern Politik. Seit durch Heinrichs des IV. Tod Frankreich verwaiſt war, hieß Verſchwendung der beſten Mittel des Staats zu den perſönlichen Zwecken weniger Vornehmen, oder, mit einem Wort:

*) 1624. im April trat R. das zweytemal in das königliche Conſeil. 1642. d. 4. Dec. ſtarb Er, im 58ſten Jahre ſeines Alters.

Hofkabale — Regierung! Mit einem mal greift ein Mann in die zerrüttete Staatsmaschine ein. Auch ihm ist seine Person alles. Auch ihm dient gegen Trotz und List seiner vielfachen Neider und Gegner das ganze Heer der Intriguen. Aber weit in sich selbst über diesen niedrigen, unvermeidlichen Kampf erhoben, fühlt er seine Ehrsucht nur durch die mächtigste Erhebung seines großen Organs befriedigt. Frankreichs Größe macht er einem körperlich und geistig entnervten König zum Idol, damit er selbst als Wiederherstellter und Erhalter derselben ihm unentbehrlich bleibe. „Seinen Herrn, sagt Frau von Motteville, erhob er zum mächtigsten Monarchen, um ihn zu seinem Sklaven zu machen." Sich selbst, möchte man hinsetzen, machte er zum Sklaven der rastlosen Staatskunst, um in Frankreich niemand, außer dessen Gränzen immer wenigere neben sich anzuerkennen.

Diese Minister-Größe Richelieu's steht in der Geschichte so überraschend da und füllt das Gemüth des Menschenbeobachters so ganz, daß sein früheres Daseyn den Geschichtschreibern fast durchaus dagegen verschwunden zu seyn scheint. „Er selbst in dem Fragment der Geschichte seiner Zeit, in welchem Er *) die

*) Mehrere Geschichtforscher haben unter dem „Geschichtschreiber der Mutter und des Sohns" mit großer Wahrscheinlichkeit Richelieu erkannt. Wir hören also in jener Histo-

die Regentſchaft der Witwe Heinrichs des Gro-
ßen nebſt ihren Folgen bis auf ſeinen Eintritt in
das Miniſterium mit dem unverkennbaren, aber
ſchlau verſteckten Intereſſe des Selbſtvertheidigers,
bedürfen hat, ſpricht von ſich kein Wort, bis er
als Biſchoff von Luçon am Schluß der allgemeinen
Stände-Verſammlung vom Jahr 1614. zum Redner

Hiſtoire de la Mere et du Fils . . par Franc. Eud. de Mezeray, Hiſtoriografe de France ihn als den verkappten Geſchichtſchreiber ſeiner ſelbſt, welcher etwa blos eine Nachhülfe im Styl und in der Zuſammenfügung dem junaen Mezeray überlaſſen hatte. Konnten wir hierüber uns auch nicht auf die Uebereinſtimmung eines Spittlers (Staatengeſchichte I. 233.) mit dem franzöſiſchen Critiker de Fonce Magne (v. L'Intrigue du Cabinet ſous Henry IV. et Louis XIII. T. I. p. XX.) berufen, ſo würde, ſobald nur ein Wink einer ſolchen Vermuthung der Aufmerkſamkeit einige Richtung gäbe, ſchwerlich irgend einen pſychologiſchen Forſcher und Kenner Richelieu's die Menge von innern Spuren zweifelhaft laſſen. Wenn durchgängig — eine einzige Stelle ausgenommen — von Richelieu in der erſten Perſon geſprochen wird, ſo konnte dies allerdings der Verfaſſer einer unterſchobenen Schrift abſichtlich affectieren. Auch iſt es mehr nicht als ein vorbereitender Grund, daß im ganzen Werk nichts vorkommt, was nicht Richelieu entdecken konnte. Schon aber mehr zu den bejahenden Spuren gehört, daß es auf dieſen Devoten paßt, wenn man überall „zu rechter Zeit und zur Unzeit" ſeinen lieben Gott, mit allerley Speculationen über Chriſtenpflichten (ſelbſt bey d'Ancre's Ermor-

der gesammten Geistlichkeit an den König auf dem ehrenvollen Standpunkt einer öffentlichen Person auftritt. Er wirft nicht einmal bey dieser Einführung seiner selbst einen Blick auf den Weg zurück, den er gemacht hatte und auf welchem ihm gewiß mancher unscheinbare erste Schritt, gerade weil er der erste war, mehr Mühe gekostet haben mochte, als viele

mordung II. Bd. 199.) neben seiner politisch frömmelnden Ketzerverfolgung einmischt findet; daß es mit seiner unwiderstehlichen Gewohnheit, als ein grundgelehrter Theologe und Controverstile zu leuchten, übereinkommt, wenn nicht selten patristische und casuistische Anspielungen ihm entfallen. Die politischen Maximen sind gerade die von Richelieu; z. B. daß auf hundert Jahre Friede im Reiche zu schaffen gewesen wäre, wenn die Königinn Mutter bey den strengen Maasregeln wider die Prinzen (welche R. späterhin ausübte) fest gehalten hätte. II. Bd. S. 204. — Und wer konnte aber, als dieser, sich darauf berufen, manches aus dem Munde der Königinn Regentin (I Bd. S. 25. der Ausg. von Amsterd. 1730. 8.) und anderer vom höchsten Range (II. Bd. S. 334.) zu wissen. Noch mehr; wer, als Er selbst, konnte so genau wissen, was Richelieu seit d'Ancres Tode zu leiden gehabt habe, und was für Wendungen Er zu nehmen genöthigt gewesen sey? Wie hätte Mezeray dieses alles weit umständlicher (II. Bd. von S. 186.) als irgend einer der gleichzeitigen Verfasser von Memoiren, angeben können? Die kleinsten Partikularitäten, durch wen R. etwas erfuhr (S. 168.) wo er gerade war (S. 186.) wie ihm die Königinn etwas insgeheim sagen ließ (S. 200.) u. s. w. sind diesem Schriftsteller,

viele der bedeutendſten ſpäteren. Zweckmäſſig zu Vermehrung der Bewundrung iſt unſtreitig dieſes Verſchweigen der minder glänzenden Vorübungszeit; alſo wahrſcheinlich in einer ſo vorſichtig verfaſſeten Selbſtgeſchichte nicht eine bloſſe Zufälligkeit. Zugleich ſcheint Richelieu ſelbſt dadurch die Epoche ſeiner Wirkſamkeit auf das Gemüth des Königs, wel-

ſteller in Menge gegenwärtig und unvergeſſlich. Endlich, was die Hauptſache iſt: wer, auſſer Richelieu ſelbſt, wurde in dem ganzen Werke alles ſo ſehr auf Entfernung der gegen ihn gewöhnlichen Vorwürfe (des Undanks gegen die Stifterin ſeiner Erhebung, der Kunſt durch Schreckniſſe über des Königs Gemüth zu herrſchen, des hinterliſtigen Zuſammenſpiels mit de Thou und zu d'Ancre's Untergang u. dgl.) angelegt und doch zugleich ſich durchaus ſo ſehr zurückgehalten haben, alle dieſe Data zu ſeiner Ehrenrettung ohne würkliche Anwendung gleichſam blos vorübergehend hinzuſtreuen? Ein Fremder würde entweder der minder einſig in jenem Ausſchen von Rechtfertigungsgründen, oder, wenn er hierin ſein möglichſtes gethan, auch weit mehr darum bemüht geweſen ſeyn, daß ſeine Apologie Früchte trage. Nur Selbſtliebe macht ſo ſorgfältig, alles aufzubieten und doch allen Schein, daß man für ſich etwas habe gewinnen wollen, zu vermeiden. Wie ſchon wird gleich von vornen herein Marie von Medicis mit allem unter allem Weyhrauch, welchen der „Geſchichtſchreiber der Mutter" nicht mangeln laſſen konnte, doch ſchon auch von Seiten gezeigt, welche folgern laſſen: mit einer Frau dieſer Art kann ſelbſt ihr dankbarſter Vertrauter zu brechen veranlaßt werden? Ihren Sohn muß ſein Vater (I. Bd. S. 19. 20.) ſchon in Kinderſtreichen als den Starr-

eben er ſpäterhin ohne Ausnahme leitete, von dem Endend datieren zu wollen, welchen damals eine andere vollſtändige Entfaltung ſeines ganzen Staats, reducertalents, ſeines hellen Ueberblicks der Sach und ſeiner feſten, klaren, obgleich im Geſchmack der Zeit verzierten Darſtellung allgemein, beſonders aber in dem Fürſten zurückgelaſſen hatte, welcher kaum aus dem Zuſtand des bloßen Repräſentierens heraustreten *), gerade jetzt die erſten ihm auffallenden Perſonen weniger vorübereilend ins Auge faßte.

Schon dieſem Moment des erſten, entſcheidenden Eindrucks hatte indeß doch das Stück für Richelie

kopf charakteriſiren, den man durch Schröcken bezähmen muſſe. Alle Wendungen werden gemacht, um verſtehen zu laſſen, daß Richelieu Staatsſecretair der Königinn geweſen ſey, und doch weder mit ihren Günſtlingen, der Concinischen Familie, (S. 237.) noch mit deren Feinde, de Luynes, dem Lieblinge des Königs (S. 204.) irgend zuſammenzuhängen. Und welch eine Menge ſolcher ſehr überdachter und doch gleichſam verlorner Materialien zu Richelieu's Apologie konnte man noch leicht nachweiſen — In der einzigen Stelle B. II. S. 393. wo l'Eveque de Luçon in der dritten Perſon von ſich zu ſprechen ſcheint und alſo Mezeray oder Richelieu, man weiß nicht, wie? ſich vergeſſen haben müßte, ſteckt vielleicht ein Schreibfehler. Der Zuſammenhang läßt vermuthen, daß nach S. 392. l'Eveque d'Aire gemeint ſey.

*) Für majoreum erklärt d. 2. Oct. 1614.

lieu nicht minder, als er selbst, vorgearbeitet. Mag der ruhmbegierige Autobiograph durch das Unvorbereitete das Erstaunen zu haschen suchen. Der psychologische Geschichtforscher bedauert, je wichtiger der Bewunderte war, gerade desto empfindlicher, wenn eine selbstsüchtige Verhüllung des noch unvollendeten Mannes sein allmähliches Werden zum Räthsel macht, und nicht blos der unabsehbaren Verkettung äusserer Umstände, sondern selbst auch der eigenen Strebsamkeit und Kraft, die ihn empor hob, ihren unläugbaren Antheil an der nachmaligen Größe raubt oder verkümmert.

Frühe die Aufmerksamkeit des Hofs zu erwarten, war Richelieu durch die Abstammung berechtigt. Er stand — und wie viel ist schon dadurch gewonnen, sogleich auf einer Höhe zu stehen, auf welcher man gesehen werden muß, und welche zu erklimmen tausend andere erst ihr Leben verschwenden! — er stand auf den Adels-Denkmalen einer Familie, welche von Philipp Augusts heiligem Zuge her mit Rittergütern in Cypern wenigstens noch im altersfalben Fuel prangte, und vom Blute eines der teutschen Kaiser, ja — wie sich ächtfranzösische Schriftsteller ausdrücken — sogar des französischen Königsstamms etwas unter sich fortzupflanzen versicherte. Mehr als dieses genealogische Schaugerüste *) galt für ihn der Glanz

*) Bedeutenden Werth bekam die Deduction des in die Adern

Glanz von Würden und Staatsämtern, die längſt ſeine Voreltern bald verdient bald wenigſtens genoſſen hatten. Am meiſten aber mußte ihn die wohl erprobte Erfahrung in den Hofkünſten, welche man an ſeinen nächſten Verwandten laut anerkannte, für dieſe über alle Berechnung erhabenen Sphären auszeichnen.

Man konnte ihn — und wo eher als am Hofe der Lilien? — nur allzu ſehr darum beneiden, daß ſeine Ahnen von Mathieu Montmorency, ja von königlichen Prinzeſſinnen aus dem Hauſe Trup entſproſſen waren und daß zunächſt ſeine Großväter in gerader Linie ſechs bis ſieben Prinzeſſinnen des Königlichen Hauſes in ihrem Stammbaum aufzeigte. Der Glückfall, ein Feld dieſes Stammbaums auszufüllen, reichte ohne Schwierigkeit dazu hin, daß ſein älteſter Bruder, der in einem Privatduell wegen des Cardinal-Miniſters einen ruhmloſen Tod fand, doch als Mareschal de Camp ſtarb. Auch dazu mochte er wenigſtens tüchtig geweſen ſeyn, daß ein Mann, welcher ſein Leben

Obern der Richelieu überraſchenden Königlichen Blutes erſt damals, als der Kardinal durch Vermählung ſeiner Nieçe, Madame de Combalet, mit dem Duc d'Orleans ſich zu befeſtigen entſchloſſen war. Daher der Dank gegen den Genealogiſten, du Chesne, für ſeine Ausſchmückung des Stammbaums.

ben einer Carthäuserzelle hingab, wie Alfons, der zweyte Bruder des Miniſters, jenen ſeltſamen Entſchluß als — Cardinal, Primas von Gallien, Erzbiſchoff von Lyon und Großalmoſenier von Frankreich, haben konnte. Aber daß Franz du Pleſſis (der IV. dieſes Namens, Herr von Richelieu) König Heinrichs des III. Vertrauter ſchon bey ſeinem polniſchen Abentheuer, und nachher öfters das acchte Werkzeug *) jenes Königs der Kabalen geweſen war, dies ſagte doch, ſelbſt auf dieſem Theater, ſobald von Anſprüchen auf perſönlichen Einfluß die Rede war, noch viel mehr. Der Stempel eines ſolchen Vaters mußte für einen Sohn, welcher, ſchon nach dem erſten phyſiognomiſchen Eindruck **) zu urtheilen, gar nicht aus der Art

*) Der Parlementsadvokat Aubery in ſeiner Hiſtoire du Cardinal Duc de Richelieu (Paris 1660. Fol.) einem Werk, welches, an Mazarin dedicirt, gewiß einen Miniſterdeſpoten auch nicht in der Ferne anzuſtechten war, hat gar nichts arges daran, ſeine Lobſprüche auf den Vater des Staatsminiſters R. mit der Verſicherung zu beſchließen: il le voit en cet emploi et en quelques autres, qu'il entendoit parfaitement les intrigues du Cabinet et que la fidelité n'etoit pas moins prudente que courageuſe. — Eine fidelité des intrigues!

**) Eine hohe, mehr als hagere, höfiſch-trockne Figur, mit unterſtrebenden Hauptbacken, hoher gewölbter Stir-

Zeit schien, gewiß also für unsern Armand-Jea
a-cur-a-Hofe, d. h. ganzes Talent Eine Intrig
wa-, bey jedem welterfahrnen Mitglied bald als Cu
dium, bald als warnende Auszeichnung gelten.

Als der dritte Sohn (geboren zu Paris d. 9
Sept. 1585.) welcher der frühe Tod des Vaters d
Erziehung der Mutter, einer geb. Delaporte, übertra
sen hatte, wählte R. die Bildung zum gelehrten Cl
vaner. Schon war er aus den königlichen Coll
gien von Navarra und von Lisieux, als Her
von Chillon, in die academische Vorübungs
zen übergegangen, als sein zweyter Bruder da
Bisthum von Lüçon in Poitou — sein Henrich I
gleichsam ein Erstück der Familie — auf ihn übe
gehen zu lassen sich entschloß. Der Degen wi
de

Stirne, weiten Augenhölen. Seinem länglichten, bla
gelben Gesicht, das sich nach der Sitte der Zeit in e
nen spitzen Zwickelbart endigte, war eine kalte, lauren
freundliche Mine eigen. Zärtlich in seiner Anlage wu
de sein Körper durch das Feuer des Geistes und die A
strengung, welche seine hochstverwickelte Lage nöthi
machte, früher erschöpft. Dafür giebt ihm bey der Le
dicosnung) die lächerliche Schmeicheley seines Biogra
phen, Aubery, tous les organes de l'entendemen
doubles ou triples, ce qui passa dans l'opinion
des plus habiles anatomistes pour un prodig
de la nature et pour une cause necessaire de ce
te force de jugement extraordinaire, qu'on avoi
admiré dans la conduite. Liv. VI. p. 572.

der Bischoffs-Mütze; oder richtiger: dem noch nicht zwanzigjährigen, emporstrebenden Jünglinge bot das Glück die Gelegenheit dar, alle Vortheile der geistlichen Würde und Unverletzlichkeit mit den Aussichten und Anstrüchen eines adelichen und sogar für seinen Stand gelehrten Geschäftsmanns zu vereinigen und beide weltklüglich durcheinander zu heben und zu sichern. Er verstand es, diese Glücksgabe, welche so vielseitig war, als sein Charakter selbst, nicht umsonst erhalten zu haben. Durch die Soutane des Bischoffs, durch den rothen Mantel des Kardinals — was ließ sich nicht alles dadurch zudecken! Und wollte man ja dem Nimbus der Heiligkeit noch etwas näher bleiben, so war der Ruf, ein gewandter Kämpfer in den Hörsälen der Sorbonne, ein mächtiger Bestreiter der Ketzereyen, ein großer Kanzelredner zu seyn, für den Mann von Geburt und Verdienst so leicht erreichbar; und doch blieb dieses Leuchten am Kirchenhimmel damals noch für den Vornehmen, der das Staunen der Menge zu nützen wußte, soviel oder mehr werth als Kriegsglück und Heldenruhm! N. sah den Kardinal du Perron auf dieser Laufbahn als Vormann.

•

Schnell war der Plan gemacht. Für ein paar Jahre ließ N. auf einem Landgut bey Paris einen Doctor der Theologie aus Löwen in seiner Gesellschaft leben; und die Lobpreisungen, wie ließ Er mit diesem in die Heiligthümer der Gottesgelahrheit ein-

gedrungen sey, erfüllten den Unkrais. In der blas
sen Farbe, an der Schwäche seiner Gesundheit sa
man bald nichts, als die Zeichen des angestrengte
Seelenlebens. Man rühmt, den Fehler dieses
Landesherrn, die päpstliche Dispensation zum A
tritt seines Bischoffamts für ihn, fünf Jahre früher
als gewöhnlich, zu erhalten. Eine lateinische Aure
de soll Paul den V. von der Würdigkeit des Candi
daten überführt haben, für welchen, wenn er viel
leicht blos der geschickte Declamator *) der Red
ner wesen seyn sollte, der Cardinals-protektor un
der Botschafter von Frankreich alles zu verwende
Ursache hatten. Genug, ehe R. 22 Jahre alt war
konnte ihn Heinrich der IV. mit Auszeichnung „se
nen Bischoff„ nennen. Und wir müssen es un
entschieden lassen, ob dieser Menschenkenner durch
jene

*) Da nach dem Frieden von Nimes (Jun. 1629) We
lust aller Vortheile und Sicherheitsplätze auf der einen
auf der andern Seite aber reiche Anerbietungen des Hof
die Magnaten der Reformirten über die Wahrheit de
herrschenden Religion erleuchteten, wollte R. diese Wü
kungen seiner Politik und Kriegsübermacht durch de
Ruhm krönen, daß Er in einem öffentlichen Religionsg
spräch durch Stärke seiner theologischen Gründe diese Ce
vertilgt gemacht habe. Damals legten bey ihm 4 Decane
der Sorbonne die Quintessenz ihrer Weisheit nieder, un
sein Beichtvater d'Ecot redigirte die vierfache Dedu
welche nun — o! der schnell erworbenen Allwissenheit de
Großen! — im Munde des Cardinals Wunder thun so

jenen Ehren-Namen das unedlere *) Prädicat zu umſchreiben im Sinne hatte, durch welches der neue Biſchoff von dem Papſt ſo bedeutſam charakteriſirt worden ſeyn ſolle, daß dadurch eine Bereicherung der franzöſiſchen Sprache entſtanden ſey. — Heinrich that wenigſtens nichts, „ſeinen Biſchoff" in ſeiner Nähe zu behalten. Und dieſer bedurfte der Aſtrologie nicht, um ſich ſeine Zeit zu beſtimmen.

Aus weiter Ferne ſeinem Plan getreu zu bleiben, war ſchon dem jungen Biſchoff von Luçon eigen. Niemand, am aller wenigſten einer aus dem Stande, welcher ſich zur geiſtlichen Demuth bekennt, muß allzu frühe und mit einem mal die Aufmerkſamkeit Aller an ſich reiſſen und die Bewunderung erſtürmen wollen. Voll Beſcheidenheit zog ſich R. in ſeinen Sprengel zurück. Er wollte nichts als Biſchoff ſeyn. Er lebte für nichts, als für die Erhöhung öffentlicher Andacht, für Abſtellung der Kir-

te. Memoiren des Herrn de Montchal, Erzbiſchoffs von Toulouſe (Amſterd. 1718. 8. Franzöſiſch.) 1 Bd. S. 24.

*) —„Fourbe, qui eſt le mot Italien, duquel un grand Pape s'étoit autrefois ſervi pour exprimer ſes fineſſes et par le quel il prophetiſa ce qui (Mr. de Richelieu) devoit être. Mot, que l'uſage commun avoit depuis rendu francois, pour faire connoitre ſon naturel et ſa conduite. Montchal p. 6.

Kirchenmißbräuche, für Zurückführung der Verirrten in den Schoos der alleinseligmachenden Mutter. Erst, da der Ruf seines bischöflichen Eifers vor ihm herging, versuchte er mit dem Anbruch der Regierungszeit den Boden des neuen Hofs. Daß er dieser leicht eher an Ränken, die Staatsverwaltung zu erhalten, als an Händen, das gesammelte Staatsvermögen in schnellen Umlauf zu bringen, fehlen möchte, war allerdings aus der Ferne zu sehen. N. konnte dies also näher zu betrachten seine Ursachen haben. Er kam; aber nichts als die Pflicht, der verschrobenen Minime-Neigung heilige Worte des Trostes zu bringen, hatte ihn herbeygeführt: Deswegen hatte er auch nichts wichtigeres zu thun, als von den Kanzeln aller Pariser Hauptkirchen eine Collekte anstimmen zu lassen, um welche nach der Stimme des hohen und niedern Volks, die bekanntlich in diesen Fällen Gottes Stimme ist, seine Provinz von der Hauptstadt beneidet werden mußte.

Kaum sah er den gemachten Eindruck gewiß, so war er wieder in sein Poitou verschwunden und vergraben. Freylich war eine allgemeine Stände-Versammlung so nahe, daß er ohnehin bald wieder hingerufen werden mußte. Und richtig gerechnet *) hat-

*) Normand schildert den Werth dieser Manoeuvre ofnerer als Cardinal von Retz, im Anfang des II. Buchs

hatte Er. Einer der jüngſten Biſchöffe, erhielt er hier die Anweiſung, im Conſeil die Reſultate des geiſtlichen Standes vorzutragen. Beim Vortrag empfahl unter andern der König, der noch nicht wagen durfte, einen Willen zu haben, die vertrauungsvollſte Willenseinigkeit mit der männlichen Standhaftigkeit zu vereinigen. — Konnte Marie dieſen Befehl überhören? — Eben ſo nachdrücklich zeigte er, daß die Geiſtlichkeit nicht minder als der Adel zur Theilnahme an den Geſchäften des Reichs geeignet und zu Anſprüchen auf dieſe hohe Anwürdigung durch wahres Heldenmuth befugt ſey. — Konnte Marie zweifeln, wodurch die Aufmerkſamkeit des Biſchoffs

Ruhe ſeiner Memoiren. Alles entſteht, wenn die Conſtituirende Geſellſchaft von Paris beim Antritt ſeiner Rede die ſprüchwörtliche Bereitwilligkeit bekennt: *le prix appartient aux jeunes de reflexion. le parti de faire le mal par deſſein, ce qui eſt ſans comparaiſon le plus criminel devant Dieu, mais ce qui eſt ſans doute le plus ſage devant le monde. Là le faiſant ainſi, on evite le plus dangereux ridicule, qui ſe puiſſe rencontrer dans notre profeſſion, qui eſt celui de mêler à contretems le péché dans la devotion. J'avois pris une ferme reſolution de remplir exactement tous les devoirs de ma profeſſion et d'être auſſi homme de bien pour le ſalut des autres, que je pourrois être mechant pour moi meme*, p. 61.

von Luçon zu beſitzen ſey? — — Er ließ es ſich gut abgewinnen, daß er, als Großalmoſenier Ihrer Majeſtät, den Sprengel von Luçon mit dem Hofe der Regentin vertauſchte.

In kurzer Zeit öffnete ihm ſeine Beſchützerin das Conſeil. Er wurde als Staatsſecretär eingeführt; aber er war Biſchoff. Dem Namen Gottes *) mußten die übrigen von gleichem Amte den Rang laſſen, und man bemerkte, daß Kanzler Silleri, einer der berüchtigten „Staatshüte" ihm mit ungewöhnlicher Freundlichkeit entgegen kam. Der alte Hofmann! Sah er aus den Zuſammenkünften, wohin die Richtung der Linie führe? merkte er daß der junge Biſchoff, welcher nach ſeiner Beſtallung ſein Amt ausdrücklich „ſo, wie Villeroy" beſitzen ſollte, ungeachtet er nicht der unmittelbare Nachfolger dieſes erſten „Barbon" war, leicht für alle nicht geſchmeidigere **) Vornämmer eine eminente Erſcheinung werden möchte? Seine Zeit, um in der höchſten Sphäre zu

*) „pour vous traiter favorablement, selon la dignité de votre caractere Episcopal" ſagt die Cabinetsordre des Königs vom 30. Nov. 1616. ſ. Memoires pour l'Histoire du Card. Duc de Richelieu, recueillis par le Sieur Aubery, Advoc. au Parlement et aux Conseils du Roy. (à Paris, 1660. 2 Vol.) T. I. p. 8.

**) „Le Chancelier, qui avoit le coeur de cire" — Hist. de la Mere et du Fils. I. 54.

litischer Wirksamkeit den mächtigen Lauf zu beginnen, schien Richelieu getroffen zu haben. Aber ein einziger Stoß, und der ganze Kalcul war umsonst gemacht.

Kurz vor seiner Erhebung war die Doppelheirath zwischen Frankreich und Spanien vollzogen worden, entzogt von Marie, um das gerade Widerspiel von dem System ihres großen Gemahls auszuführen. Oder war hier wirklich nicht blos herrschsüchtiger Eigensinn *), der Regentinn, welcher die Sicher-

*) „Neue und Nachtheile haben nie jemand weiter getrieben, als Maria von Medicis. Verfolgungen und Hinterlist waren ihr unerträglich. Eine leidenschaftige Erbitterung machte sie zu allem fähig. War sie gereizt, sich Gewalt anzuthun, so brach ihre ungeduldige Natur in ihren Geberdungen und in stürmischen Aeußerungen auf ihre Umstehenden aus. „Ende, schreibt der Hofkenner Bassompierre (Bd I. 322.) brach sie gegen mich in Klagen über den Prinzen aus. Sie weinte. Aber, was ich nie erlebt hatte, ihre Thränen flossen nicht, sie stockten sogleich unter den Augen.“ — Ihre Gunst war blindes Hingeben, ihr Haß wurde Wuth und Unversöhnlichkeit. o Wem sie einmal entgegen war, der mußte besorgen lieber, auf ihr völliges Unglück als auf Aussöhnung mit ihr zu arbeiten. Menschen von gemäßigter Gemüthsart sind vielleicht nicht minder Unvergeblichkeiten ausgesetzt, aber ihr Nachgeben mildert den Regent. Maria von Medicis, wenn sie auch bisweilen die Ausführung ihrer Plane erzwang, erhöhte durch Zerreißung derselben weit öfter die hämischen Verachtungen, welche sie hervorgerufen, aber nie beruhigen machten.“ Bassompierre Bd II. 11. 12.

hiess dieser Geschlechtskrankheit das Unglück ihres ganzen Lebens zugezogen haben? — War noch etwas von Staatsabsicht in der Stiftung jener unharmonischen Hymenäen, so mochte Sie vielleicht durch Familienbande die Rivalität beyder Reiche zu heben hoffen. Alle Misvergnügten hingegen, mochten sie von politischer oder kuchlicher Erweiterungssucht getrieben werden, behaupteten, darin den Untergang Frankreichs, und glaubten im Grunde des Herzens, den Untergang ihrer Partheymacht befürchten zu müssen, sobald durch Spanien die Macht ihres Königs nicht, wie sonst gehemmt, vielmehr geleitet und verstärkt werde.

Beyder Theils Ziel verrückte der Erfolg, dieser so oft unbezwingbare Gegner der Staatspolitik. Daß Spaniens Trotz, wie jede zur Herrschsucht emporstrebende Uebermacht, weder durch Ueberlistung noch durch Nachgiebigkeit, sondern einzig durch des Gegners Erhebung zur Selbstständigkeit zu erniedrigen sey; dieses kurze Staatsaxiom hatte Heinrich durch seinen von Intriguen ungetrübten Blick festgefaßt. Er hatte sogar alles vorbereitet, um davon jenen Erfahrungsbeweis zu geben, durch dessen erneuerte, glücklichere Ausführung Richelieu hinterdrein seine Ministerschaft zu einer Epoche in der Staatsgeschichte gemacht hat. Daß aber die Königsmacht in Frankreich höher steigen würde, wenn Anna von

Oester-

Oeſterreich Ludwigs dem XIII. die Hand reichte, fehlte ganz. Man hatte den einzigen Umſtand nicht in Rechnung genommen, daß Ludwig für die Gemahlin, bald alſo auch der König für die Prinzeſſin von Spanien gar zu unbedeutend werden mußte und dieſe endlich, um nur dem von innen und außen gegen ſie gereizten, argwöhniſchen Schwächling nicht unerträglich zu ſcheinen, an ſeinem Hofe ſich kaum unbedeutend genug machen konnte.

Doch, der Erfolg, welchen noch der Schleier der Zukunft deckte, mochte entſcheiden, wie er wollte; die Vollziehung der Doppelheurath war eine Kriſis im Staatsſyſteme unſerer Reiche. Das nächſte Symptom war die Bereitwilligkeit der Unzufriedenen, ſich in der erſten Hälfte des Jahres 1616. zu Loudun den Frieden, zwar nicht verſchenken, aber doch gar gerne abkaufen zu laſſen. Den Prinzen von Conde der Regentin zu erhalten, war bald darauf eine diplomatiſche Verlegenheit für Richelieu (Mezeray II. 30.) — Unmittelbar an den Frieden grünzten neue Cabalen der alten Staatsminiſter gegen einander. Bejahrte Männer, von denen Heinrich IV. jeden in ſeinem beſondern Fach trotz ihrer eigenthümlichen Charakterſchwäche ganz nach Wunſch zu benutzen, aber auch jeden ohne Collision gleichſam in Parallelen ſortiren wußte, durchkreuzten und untergruben, ſtatt der Klug-

heit am Ruder saß, wechselseitig ihre Laufbahn. Sobald der Hof vor gewaffneten Angriffen gesichert war, setzten sie ihre innern Fehden desto heftiger fort. Den lauernden Dritten ließen diese nichts gewisser als die nahe Möglichkeit voraussehen, auf ihren gemeinschaftlichen Umsturz seine Glückssäule zu errichten.

Günstig genug war demnach der Moment — gewählt? oder gegeben? — in welchem Richelieu im Staatsrathe seinen auszeichnenden Platz nahm. Eben so glücklich benuzte er alle Mittel zu seiner Befestigung. Emporstrebenden Jüngeren deckt die Rechenkunst der Ehrsucht, daß sie mit der Größe der Aeltern nie auf Eine Linie treten, um nicht durch diesen Maasstab zu verlieren. Jenen nähern sie sich soweit es nöthig ist, um ihnen das, was nur die Erfahrenheit geben kann, abzulernen. Aber aus dem Geschlechte, das noch mitleben wird, wählt sich der Vorsichtige wenige, mit denen er Hand und Hand seinen Weg machen, viele, die er, ihn zu ebnen, anstellen kann. So schloß der neue Staatssekretair mit dem entschiedensten Anhänger Regentin, dem gewandten Präsident, Barbin *) das

*) (Vitalis) Regenten 2 Bd. 222 — 225. Richelieu's Freund, Barbin, wird hier alt, und der Königin zu seinem Vortheil ein gelobter. So ganz stand der verheimlichte Sk. auf dem Gesichtspunkte des Cardinals.

das engſte Band. Dieſer hatte erſt in dem nehmlichen Jahre Jeannin *), einen der wenigen aus Heinrichs des IV. Hinterlaſſenſchaft, verdrängt. Villeroy **) hatte bald nach dieſem weichen müſſen. Der letzte Alte, der jetzt noch zu benutzen und dann zu entfernen war, blieb Sillery. Der Gleichzeitigen aber, welche für ſubalterne Begünſtigungen, als Mittel zu gebrauchen waren, gab es unzählig viele.

Nur die durch die lange Gewohnheit geſicherte italiäniſche Günſtlings-Familie konnte den zwey Vereinten, welche über Marie allvermögend werden wollten, im Wege ſtehen. Scharfſichtig genug war der Marſchall d'Ancre, um in Richelieu einen Rivalen voraus zu ſehen, welchem er nicht zu frühe die Flügel lähmen könne. Kaum hatte er ihm, im Namen der Regentin, die Ernennung zum Staatsſecretair überbracht, ſo ſollte R. auf den Rath des Marſchalls ſein Bisthum reſigniren. Der Mann, welcher ihm die Erhebung in den Staatsrath als

*) „Jeannin, qui esperoit toujours bien d'un chacun, et croyoit, qu'il pouvoit être ramené à son devoir." Mezeray II. 54.

**) „de Villeroy, qui avoit toujours gouverné de sorte, que cédant aux orages il s'étoit laissé plutot conduire aux affaires, qu'il ne les avoit conduites." Mezeray ibid.

sein Werk zeigte, wollte, daß — er auch einzig dem Staat angehöre. Was konnte consequenter, was zum wenigsten unschuldiger seyn? Nur mit der kleinen Nebenrücksicht, daß der Staatssecretair, wenn er nicht mehr auf alle Fälle im Besitzstand seinen Rückenhalt hatte, des Marschalls sofortiges Geschick hätte werden müssen. Den Vereinten entging dies keinen Augenblick. Sie waren nur um so genöthiget, daß, wenn sie gelten sollten, auch d'Ancre fallen müsse. Und glücklicher Weise schien dieser Sturz kaum ihrer geheimen Nachhülfe zu bedürfen. Die Prinzen und Großen des Hofs hatten ihn dem trotzenden Günstling gerade jetzt mehr als je geschworen. Sie thaten alles, um ihn vor ganz Paris verhaßt und, was noch mehr ist, lächerlich zu machen. Ihre neue Kriegsrüstungen — denn schon die andere Hälfte des Jahres sah sie, die von dem König *) beym Frieden erhaltenen Summen und Kräfte zu Erneurung ihrer ewigen Fehden misbrauchen! — gründeten sie vornehmlich darauf, daß der Staat und der König dem Despotism eines Fremden unterliege. Wie diese Machinationen gegen, so sind wir — sagten sich Barbin und Richelieu — die Unentbehrlichen. Das gefährliche des Wagestücks falle

*) Anderthalb Millionen livres waren den Prinzen baar bezahlt worden — um den Truppen, welche wider den König gedient hatten, ihren Sold zu entrichten. Mezeray. II. 14.

falle auf andere. Ihre Hände heben uns den Stein, welchen niemand mehr wegwünſchen kann, als wir. Die Regentin wird auf Jene zürnen und ſich uns in die Arme werfen. — Dies war bey Richelieu's Eintritt in das Conſeil das Horoſkop des Staatshimmels. Selbſt als d'Ancre, um für ſich Alles zu wagen, durch Marie den eben ſo unbehutſamen als ambitiöſen Prinzen von Conde in die Baſtille bringen ließ, konnten die Vereinten aus dieſem neuen Grund der öffentlichen Haſſes wider ihren Gegner nur eine deſto gewiſſere Vorbedeutung ſeines Falls augurieren.

Aber ein ganz unverhergeſehener Schlag zertrümmerte die Regentin ſammt dem Günſtling. Ein nur von Perſien kehender Spröſſling einer verarmten Familie, der Spielgenoſſe, der Jagdfreund des trotz der Majorennität immer noch unmündigen Ludwigs XIII. in Elegant, der nicht nach Ruhm und Macht geizte, der blos in Schimmer und Prunk ſich verlieben konnte, bekam die Luſt, auch den König zu ſpielen. Licht, wie ein Zeitvertreib, wird ein feſtlicher Wuchelmord eingeleitet. Der königliche Spielgeſellemord ſein Verwandter zittern, wie wenn eine Meiſterarie fallen muß, hinter den Couliſſen des Louvre's blos unter der Schloß-Wache — an dem Orte, wo, wenn nirgends im Reiche, das Aſylum der öffentlichen Sicherheit ſeyn müßte — der beneidete

d'An-

d'Ancre durch den Schuß des Meuchelmörders, Vitry, niederstürzt, welcher dafür dessen Marschallstab hinnimmt. Nun endlich bin ich König! rief in diesem Augenblick, da an des Gemordeten Stelle der Stifter des Mordes, de Luynes, König zu werden anfieng, der niemals regierende Ludwig. Auch nach dessen Tode, wenige Jahre später, soll er das nehmliche ausgerufen haben. Die Warheit ist, daß, je öfter er es sich zurufen mochte, ihm gerade im umgekehrten Verhältniß, das, was er gewinnen wollte, nur desto entschiedener entgieng. Noch so begierig, selbst Herr zu seyn, vertauschte er blos seinen Beherrscher. Nach de Luynes, dem König aus Leichtsinn, trat Er unter Richelieu, den König aus unerbittlicher Herrschsucht.

Nie aber ward diese baldige Erfüllung aller Wünsche Richelieu's weniger vorauszusehen, als jetzt, da er des übermächtigen Italiäners durch eine ganz andere Hand, als er vermuthet hatte, mit einem male losgeworden war. Auch seine Beschützerin war nichts mehr. Sogleich eine Gefangene, in dem Schloß, wo sie als Gebieterin geherrscht hatte, in wenigen Tagen eine Verwiesene, konnte sie kaum erst zu Blois über den Schlag zur Besinnung kommen, welcher sie mitten aus dem höchsten Besitze hinaus geschleudert hatte. Barbin, je mehr sie ihn bey sich zu behalten verlangte, wurde

in

in der Baſtille deſto feſter gehalten. Richelieu war, zu ſeinem Glück, noch zu neu, um nach Verdienſt gefürchtet zu ſeyn. Auch mag es ja wohl wahr ſeyn, daß er unter der Hand früher ſchon dem Spielfreunde des Königs ſchön gethan hatte. Aber daß er bereits damals gegen ihn den Verräther der Regentin gemacht hätte, dazu war de Luynes ſammt dem König zu unbedeutend, und eben ſo gewiß, wenn Richelieu ſteigen ſollte, die Regentin für ihn lange noch zu unentbehrlich. Selbſt wenn ihm d'Ancre's Sturz noch ſo erwünſcht war, durch den König und deſſen Günſtling konnte er ihn nicht bewürken laſſen wollen, da es ſich ſo leicht vorausſehen ließ, daß alsdann gerade dieſer als ein neuer Rivale ſich auf den Ruinen des veralteten nur deſto mächtiger heben würde. So klärt es ſich auf, daß, auch als verkappter Mezeray, Richelieu, zwar d'Ancre beneidet und als Hinderniß haßt, de Luynes *) aber als den Zerſtörer ſeiner nächſten Hofnungen mit

alle

*) Auch die Hiſtoire de Don Jean II. Roy de Caſtille, recueillie de divers Auteurs, par le Sieur du Chaintreau, Jean de Launel (Paris f. 1612.) ſoll Richelieu verfaßt haben, um die jetzt folgende Herrſcherperiode des Günſtlings, de Luynes, unter Vorwürfen gegen Johann des II. Günſtling, Alvaro, de Luna, anzugreifen. Manſel's Bibliogr. hiſt. Vol. VIII. P. I. p. 386.

unverhaltener Bitterkeit höhnt und verläumdet. *)

Bis zur tiefsten Erbitterung kränkend war aber auch die Behandlung von Luynes gegen Richelieu in den ersten Augenblicken, da jener sich als den herrschend gewordenen fühlte. R. erzählt es so umständlich, **) als unvergeßlich es ihm gewesen seyn muß.

Gerade hatte der installirte Staatssecretär bey einem frommen Doctor der Sorbonne einer Meditation über die Unbeständigkeit der weltlichen Dinge beygewohnt, als ein dienstfertiger Bruder ***) mit

*) Auch diese Coincidenz mit dem, was Richelieu fühlen und denken mußte, dient, den Pierde-Meyeray zu entdecken. Andere Erzähler lassen ihn d'Ancre durch heimliche Collusion mit de Luynes selbst stürzen. So unpolitisch konnte R. nicht seyn. Aber auch nicht leicht konnte jemand, außer ihm selbst, den Verf. der Geschichte der Mutter und des Sohns auf die wahre Spur leiten. — — Eben so sprechend ist, dünkt uns, das sogleich folgende Detail, von jenem Schritt, welchen nun R. zunächst nach d'Ancre's Tode machte, für ihn als den eigentlichen Urheber jener Geschichte.

**) Meyeray II. 166. ff.

***) Auch um überall seine sichern Leute zu haben, war die Vereinigung des Bischofs mit dem Staatssecretair gar vortrefflich. Ein andermal sagt Pierde-Meyeray ehrenherzig genug: J'en eus le premier avis

mit der Nachricht von d'Ancre's Ermordung herbeyeilte. Näher und unerwarteter *) möchte nicht leicht ein ſolches Wort der Andacht mit ſeiner Beſtätigung zuſammengetroffen ſeyn. Kaum hatte Richelieu die Neubrücke (Pontneuf) erreicht, als der Bruder ſeines getreuen Pater Joſephs **) ihm mit der nehmlichen Botſchaft entgegen kam. Mangot, welcher zum Siegelbewahrer vorgerückt war, ſeit Richelieu ins Staats-ſecretariat eintrat (Mezeray II, 115.) und der noch vertrautere Barbin harrten, nahe am Louvre, beym Stallmeiſter der Königin. Zugleich mit Richelieu überraſchte ſie die böſe Kunde, daß von Barbin bereits bey dem Kö-

avis parle moyen d'un homme d'Eglise, qui étoit à moi, au quel l'Abbé de Marmoutier dit confidemment etc. II, 168.

*) „J'en fus d'autant plus ſurpris, que je n'avois pas prévu que ceux, qui étoient auprès du Roi, euſſent aſſez de force pour machiner un tel entrepriſe" ib.

**) Le Tremblay, nachheriger Commandant der Baſtille, unter Richelieu's Miniſterſchaft. Dieß iſt übrigens bey Mezeray die erſte Spur von Verbindung zwiſchen R. und dieſer Familie. P. Joſeph ſelbſt kommt das erſtemal 1619. vor, in Verbindung mit Deutſilier, dem nachmaligen Biſchoff von Nic, als gleichfalls Richelieu durch einen geheimen Auftrag zur Expedition zurückgebracht. S. 335.

König mit Hitze gesprochen werde. Das Kleeblatt zittert. Wer sollte sich zuerst den neuen Gebietern nähern? Richelieu, am wenigsten gehaßt, wählt das sichere, mit eignen Augen zu sehen.

Schon im Hingehen begegnen ihm die Hofgesichter weit anders, als ein paar Stunden früher. Beym Eintritt in die Gallerie des Louvre erblickt er Ludwig den XIII. gestellt auf eine Billards-oefel. Wo hätte der Nun-Regierende seinem getreuen Volke würdiger gezeigt werden können? Haufen strömten zu und Haufen giengen ab, glückselig, den König gesehen zu haben. Er, voll tausend Freuden, wie hübsch es seyn müßte, daß er jetzt den Herrn spielen werde, überflog in seiner Erhabenheit den pedantischen Gedanken: daß er nur deswegen hier stehe, weil er einen Meuchelmord sanktioniert hatte.

Wer sich nähert, ist fürs erste willkommen. Auch Richelieu erhält für sein huldigendes Herzudrängen einige Gnadenversicherungen, von dem Könige auf dem Billard, wie von dem untenstehenden Könige des Königs.

Wenn es wahr ist, daß R. in diesem kritischen Momente nicht blos für sich, daß er auch für die beyden Freunde, von denen er herkam, daß er sogar zur Entschuldigung des ermordeten Marschalls gesprochen habe, so hielt er vielleicht, von der unerwartet günstigen Aufnahme überrascht, de Luynes für den

Mann,

Mann, gegen welchen er durch die Mine der Unerſchrockenheit ſich ein Uebergewicht geben kenne. Es iſt Richelieu, den wir beurtheilen. In zweifelhaften Fällen eine ſeiner Handlungen aus einer Urſache, welche wahres Gefühl von Billigkeit vorausſetzte, ableiten zu dörfen, muß der Pragmatiker eher wünſchen als für wahrſcheinlich halten.

De Luynes, trotz ſeiner natürlichen Schwäche, war ſeiner Sache gewiß genug, um den impoſanten Eindruck auszuhalten. Er ſchickt mit freundlicher Mine den Herrn Staatsſecretair in den Staatsrath, und nimmt dadurch dem wartenden Barbin, deſſen Verhaft beſchloſſen war, die Rückkehr des Abgeſandten, welcher ihn warnen konnte. Indeß Richelieu zum wenigſten für ſich hofnungsvoller, als er vorherſehen konnte, dem Staatsrathe zugeht, ſind ſchon alle Zugänge zur Regentin verſchloſſen. Dort ſelbſt aber, wo ihn de Luynes hingewieſen hatte, findet er bereits die verwünſchten Staudärte in vollem Beſitze. Villeroy iſt dreiſt genug, ihn um den Titel, unter welchen er eingelaſſen ſeyn wolle, fragen zu laſſen. Er kann nichts antworten, als daß er aus Gehorſam herkomme. Und jetzt mußte der Ehrgeizige es verbeißen, daß de Luynes ihm jenen Befehl gegeben hatte, um ihn gerade an dem Orte, wo er die ganze Parthie der älteren Mitglieder zu verdrängen geſtrebt hatte, den Triumphirenden gegenüber zu ſtellen. Wer wundert ſich, daß Richelieu dieſe de-

mäßigende Momente einem de Luynes nie vergeſſen kommt? Er hatte nichts zu thun, als zuzuſehen, wie die von dem ſiegenden Günſtling mit Deageant *) vorbereiteten Maasregeln von den alten Staatsräthen, zu Beſchlüſſen des Conſeils erhoben wurden. Mochte er dabey über die Gierigkeit jener Barons ſeine Bemerkungen machen, welche den unerfahrnen de Luynes ihr Alter und Anſehen nicht bloß zur Stütze ſeiner Unkenntniß, ſondern zuerſt zur Schutzwehr für ſeine öffentliche Gewaltthat gebrauchen lieſſen, blos um aufs neue ſich auf ihrer Höhe **) zu befeſti-

*) Richelieu ſelbſt nöthigte dieſen in der Folge, in der Baſtille ſitzend ihm den Gang der ganzen Intrigue zu zeichnen. Daher die Memoires de Mr. (Guichard) Deageant (de St. Marcellin) envoyés à Mr. le Card. de Richelieu, contenans pluſieurs choſes particulières et remarquables arrivées depuis les dernieres années du Henri IV. jusqu' au commencement du Miniſtère du Card. de R. herausgegeben zu Grenoble 1668. in 12. von des Verfaſſers Enkel Adrien de Roux de Bezays, Parlementsrath zu Bordeaux de-Grace. D. mächt für den Ueberwichtigen, den er nie zu haſſen aufhörte, von welchem er aber ſeine Befreyung hoffte, die niederträchtigſten Schmeicheleyen ein. Mit Unrecht ſchlieſſen daraus manche Geſchichtſchreiber auf ein Zuſammenſpiel zwiſchen R. durch D. mit Luynes.

**) Jeannin ward wieder Finanz-Oberaufſeher, Villeroy Staatsſecretair, der unentſchloſſene Du Vair Siegelbewahrer. Deageant, unter Barbin ein-

Com-

festigen. Er blieb unter unbedeutenden Gesprächen, so lange es nöthig war, um sagen zu können, daß er da gewesen sey.

Mangot kam mit Zurückgabe der Siegel ab. Barbin, den sich die Regentin vor allen ausbat, mußte dafür in der Bastille büßen. (Mezeray II, 265.) Seine Papiere entdeckten, daß seine Practiken wenigstens das Arbeiten wider d'Ancre mit de Luynes gemein gehabt hatte. (Mezeray II 294.) Dies, seine Entschlossenheit und des Günstlings Schwanken zwischen Rache und Gelindigkeit (ebend. 295. 304.) fristete ihm das Leben, bis das Blatt sich umwand.

Gewiß, daß hiezu der Zeitpunkt nicht ferne seyn könne — wie hätten etliche neidvolle Alte, ein selbst zur Ruhmsucht zu schwacher Günstling und ein noch schwächerer Scheinkönig ihre Eifersucht von Herrschaft lange zu erhalten vermocht? — befolgte Richelieu für sich selbst einen Plan, welchen er

Cornuls, alsdann durch ihn General-Controlleur, wurde durch seinen geheimen Uebertritt zu de Luynes, Intendant der Schatzkammer. Mezeray II, 203. Richelieu wurde nicht blos das Staatssecretariat entzogen. Des Bischoffs Vorträgen über alle andere wurde durch eine neue königliche Ordre als Eingriff in alle wohlhergebrachte Ordnung ausdrücklich vorgekommen. Auberi Memoires I, 9. Eine absichtliche Verscherzung der Kränkung!

bald nach der verhöhnenden Scene im Staatsrath bey sich entworfen zu haben scheint. So offenbar hat, ausser dem wahrscheinlichen Mistrauen gegen de Luynes Willen und Kräfte, Groll und Verachtung entscheidenden Antheil an demselben. Mochte ihn dieser Trotzigverjagte bald nach her durch Wiedereinsetzung ins Staatssecretariat gewinnen wollen. Unversöhnlich beleidigt theilt R. lieber das Schicksal der Regentin, den Hof des Königs meiden zu müssen. (Mezeray II, 224) Daß für diese, schon weil sie von einer solchen Höhe ins Ungnück herab gestürzt war, statt des bisherigen Hasses die Stimme des Mitleids laut werden, daß noch mehr die Ränkesucht der vielen Misvergnügten Sie bald zur widersten Rolle ihres gemeinschaftlichen Oberhaupts bestimmen, daß der kühne Sohn am Gewissensangst Sie versehrt wünschen, daß der glückliche Günstling selbst, angetrieben von natürlicher Furchtsamkeit und je mehr er zu verlieren hatte, desto heftiger beängstigt, seine Feindin sich furchtbarer denken würde, als sie war; alles dies waren Rücksichten, welche jenen Entschluß, nachdem ihn erst gekränkter Ehrgeiz erzeugt hatte, mit der kalten rechnenden Verschlagenheit vereinbar machten.

Auch dieses und alles folgende von Richelieu's Bemühungen bis zum Ende von 1619. entwickelt Pseudo-Mezeray (II. Bd. 247. ff.) mit einer Umständlichkeit, durch welche seine Erzählung auf-

aufhört, irgend etwas anderes, als Einleitung in die Geſchichte des Cardinals und Premier-Miniſters zu ſeyn. R. begleitet ſeine Beſchützerin unter den Augen von ganz Paris in die Verweiſung nach Blois. Was befeſtigt das vertrauliche Hingeben mehr, als unmittelbare Theilnahme an dem erſten, ſchmerzlichen Zeitpunkte des einbrechenden Unglücks? Während er ſo die Mutter feſſelte, gab er dem Sohne durch de Luynes ununterbrochene Nachrichten über Möglichkeit der Ausſöhnung. Dies aber dem König als Beweis von Richelieu's hinterliſtiger Falſchheit vorzuſtellen, war eben ſo unrichtig, als wenn man es der Ex-Regentin wie ein Verdienſt um ſie ſelbſt hätte ſchildern wollen. Keinem Theile zu ſchaden oder zu nützen, vielmehr zur künftigen Rolle des für beyde unentbehrlichen Mittelmanns aus der Ferne die Einleitung zu machen, war ſeinem Plane gemäß.

Aber noch bedarf es Zeit, bis beyde Partheyen kirre werden. In dieſem ſchlüpfrigen Zwiſchenzuſtand mußte ſeine längere Gegenwart zu Blois ihm bey Beyden ſchaden. Er läßt ſich lieber der Königin-Mutter entreiſſen. Deſto willkommener mußte die Sehnſucht ſeinen Rath machen, wenn erſt die übrigen in unvermeidlichen Wageſtücken den Ihrigen tauſend Zweifeln ausſetzten. Durch ſein Bisthum geſichert, läßt Er — dem Hofe, da wo niemand gehorchte, übermäßig gehorſam — ſich bis

in seinen Sprengel, endlich bis Avignon verweisen. Dafür sieht in ihm ganz Frankreich den Martyrer dankbarer Treuergebenheit, während er selbst die unzehlbare Wendung voraussieht, daß er durch die Entfernung sich nahere, daß er auf diesem Wege, der für ihre Wiederherstellung intriguirenden Verrichtenen kaum unentbehrlicher erscheinen werde, als der besitzenden Parthie, welche endlich durch eine scheinbare Wiedereinsetzung der Mutter in die Rechte einer Rathgeberin für den Sohn sich ihre eigene Ruhe zu sichern trachten werde. Hatte er zuerst Beyder Zutrauen, Beyder Wünsche in seinen Händen, alsdann war es Zeit zu fordern, daß jeder Theil ihm seinen Einfluß auf den andern mit neuen Gunstbezeugungen abzugewinnen wetteifern müsse. — Der Plan war auf das Bewußtseyn eigener Beharrlichkeit und auf der übrigen notorische Charakterschwäche gebaut. Unmöglich konnte er fehlschlagen!

Zuerst mochten ein Rüselay, ein Epernon und andere, nach alter Ritter-Weise, alle ihre Kräfte zur Befreyung der immer mehr beschränkten Dame aufopfern. Unter Leitung dieser romanhaften Retter mußte, wie aus einem bezauberten Schlosse die lange nicht mehr bezaubernde, nur aber desto heftigere Marie in stiller Nacht vom Fenster herab auf einer Steigeleiter entschlüpfen. Bischoff Ri-

Richelieu — ſein Biſchoffſprengel war jetzt ſein Schutzort! — hielt ſich immer noch gerne in der befohlnen Entfernung. Wer lebhaften Antheil genommen, wer ſich dadurch der königlichen Parthie deſto verhaßter gemacht hatte, war ihm ſelbſt um ſo weniger im Wege. Rüſclay war überdies zu unſtät, der Herzog von Epernon zu unbeugſam, als daß ſich de Luynes, ſo ſehr ihn auch des Königs Hang zur Ausſöhnung auf einen Vermittler zu ſinnen drängte, mit ihnen einlaſſen konnte. Auf der andern Seite hatte dieſer König-Luynes, — wie Ludwig XIII ſelbſt ihn zu nennen anfieng — Zeit genug gehabt, ſeine und ſeiner Staatsverwaltung ganze Schwäche kundbar werden zu laſſen, ja ſogar ſelbſt zu fühlen. Wie ſüß mußte nun für Richelieu die Genugthuung ſeyn, daß ihn der König ſelbſt durch einen geheimen *) Befehl zu ſeiner nach Angouleme geflüchteten Mutter zurück ſchickte und, indem er dieſe durch ihn leiten laſſen wollte, ſich ſelbſt ſeiner Lenkung hinzugeben anfieng. Bouthillier **) und der durch ſeine Verbindung R. ſo berühmt,

*) Wie dieſer eingeleitet und durch Herrn von Tremblay an R. gebracht worden iſt, weiſt abermals blos Pſeudo-Bizeray II. 339.

**) „de Bouthillier, ſimple eccleſiaſtique pour lors, qui eſt depuis mort Evêque d'Aire, homme de coeur et d'eſprit tout enſemble, dont l'adreſſe et

rühmt, und doch nicht bekannt gewordene Pater Joseph *) waren durch Bérigeant bey de Luynes die Unterhändler dieses Erfolgs, welcher dem Ausharren Richelieu's die Krone aufsetzte.

Mit einem mal bekamen jetzt Mariens Unternehmungen Ziel, Einheit, Geist. Heftige, einzelne Wagestücke hatten sie nur der drückendsten Verlegenheit entrissen. Aber den Blick in die Ferne brachte Richelieu mit. Alle andern fühlten, daß sie ihn nicht zulassen dürften, wenn sie nicht selbst weichen woll-

et la fidelité étoient égales etc. Mezeray II. 339. Er war sonst Abbé de la Cochere, jetzt Dechant von Luçon.

*) Seine geheime Geschichte — er hieß François le Clerc du Tremblay — aus welcher, in den Anmerkungen zu diesem Bande der Memoiren, ein Zug von der Pacification zu Loudun supplirt ist, beruft sich, aber unverbürgt, auf Familientradition und auf Nachrichten, welche bey der Congregation du Calvaire von ihm, dem Stifter derselben, noch bekannt gewesen seyen. Aber, geb. d. 4. Nov. 1577. als Sohn von Jean le Clerc du Tremblay, Canzler des Herzogs von Alenson, Ambassadeur zu Venedig ꝛc. gest. d. 18. Dez. 1638. fand P. Joseph diesen Geschichtsamoier erst — 1704. Kurz vorher auch einen andern, Richard, dessen Histoire de la vie du R. P. Joseph le Clerc du Tremblay. (Paris 1702. 12. II. voll.) der letztere fast ganz aufgenommen, aber um zwey Drittheile vermehrt zu haben versichert.

wollten. Aber bald fühlten ſie eben ſo ſehr, daß ſie ihm weichen müßten, um nicht ganz verloren zu ſeyn. Sie hatten die Königin gebeten, ihn von ihren Berathſchlagungen auszuſchließen. Er ſelbſt erklärte, daß er, was ſie begonnen hatten, nicht einmal zu berühren Luſt habe. Nun dachten ſie, den Ueberſchlauen von der entgegengeſetzten Seite faſſen zu müſſen. Er ſollte jetzt ſeinen Rath geben; er ſollte ſich entweder durch Heftigkeit dem Hofe oder durch Mäßigung der Königin verhaßt machen. Nichts von beyden. „Eure Worte gegen die Uebermächtigen in Louvre ſind bis zur Erbitterung aufreizend; ſehe ich aber mich nach euren Kräften, euren Rüſtungen, eurem Heere um, ſo gehöret ihr zu den ſehr gemäßigten. Bereitet die Möglichkeit, mehr zu thun als ihr ſagt, und gewinnet einen rühmlichen Frieden, ſo frühe als ihr könnet!“ Dies war Richelieu's Rath. Kein Theil konnte ihn misbilligen. Auch wußte zwar die Mutter, daß ihr Sohn ihn geſchickt habe. Aber noch war es klar, daß er ihr mehr als dem Hofe angehören müſſe. Noch rieth Er ſichtbar, wie es für beyder Bedürfniſſe das Beſte war. Denn beyder Vortheil war jetzt noch ſein eigener Gewinn.

Die erſte Ausgleichung ſtiftete er (am Ende des Aprils 1619.) durch Bedingungen, in denen

die bisherigen Ritter der Ex-Regentin mehr *) als Verzeihung und Sicherheit fanden. Denn noch immer war es Regel, daß bey jeder Fehde der Großen der König, oder richtiger zu sagen, der arme Staat den Kriegsaufwand der Gegner noch gewisser als der Vertheidiger zu bezahlen hatte. Wußte man doch auch selten zu sagen, ob diese oder jene dem eigentlichen Wohl des Staats am meisten entgegen arbeiteten. Rein dafür zu arbeiten, war ohnehin noch eine von Einzelnen kaum gedachte Aufgabe. Und wann, wann denn endlich wird sie das seyn, was mit ungetheiltem Sinn für die öffentliche Sache zum wenigsten die Denkendsten ausführen?

Richelieu benutzte die erste Versöhnung, um die Anhänger der Königin Mutter zu vermindern. Mochte der unruhige, projectvolle Rüselay mit andern jetzt zum Hofe übertreten; er ließ ihnen noch eine gute Wegzährung ausbezahlen und blieb dafür immer mehr der Einzige, welchem sie sich anvertrauen mußte. Er war es, der sie zur nächsten Zusammenkunft

*) Epernon — so unvermögend, als Voltaire ihn annimmt, war er nicht — nahm für Boulogne ein anderthalbhundertausend Livres. Der Ex-Regentin vertauschte man das Gouvernement der Normandie, welches sie haben wollte, mit dem von Anjou. 1800 tausend Livres erhielt Sie, um die Kosten zu bezahlen. Es wurden die Kosten zur neuen Fehde. Mezeray II. 356.

kunft mit ihrem Sohne nach Tours, wie zu ſeinem Werke, geleiten.

Jetzt konnte er Dankbeweiſe des Königs hoffen, und jetzt noch wahrſcheinlich reiner, als irgend ſpäterhin. Aber ein neues und ihm ſelbſt, wie es ſcheint, unerwartetes Zurückſtoßen, nöthigte ihn, wenn irgend etwas dazu nöthigen kann, zu noch tieferen Machinationen des Egoismus. Wenigſtens darf zu gerechter Beurtheilung ſeines Charakters bey den gränzenloſen Kabalen, durch welche er von nun an blos für ſich arbeitete, nicht verſchwiegen werden, daß in dem Augenblick, als er auf einem weit geraderen Wege durch beyderſeitigen Vortheil auch den Seinigen erreicht zu haben denken konnte, de Luynes ihn blos als ein Weſen behandelte, welches man ſo weit als nöthig zu benutzen, die Gnade gehabt habe.

Auch die Königinn Mutter, ſobald ihre Parthie befriedigt und aufgelöſt ſchien, behandelte dieſer kurzſichtige Beobachter des Augenblicks ohne alle Feinheit und Schonung. Er hatte nicht genug, durch Loslaſſung des Prinzen (Condé) welcher noch durch ſie in die Baſtille gekommen war, ihr, ſo bald ſie ſich dem Hofe nähern wollte, hier ein Gegengewicht vorzubereiten. Die Loslaſſung geſchah mit dem abſichtlichſten Contraſt gegen ihre ehemalige Verfügung, nach welcher die Gefangennehmung

eine

eine unvermeidliche Sicherheits-Maasregel gewesen seyn sollte. Man trieb es bis zu einer ausdrücklichen königlichen Erklärung darüber, welche alle Rücksichten gegen sie verletzte. Wie schwach mußte der Sohn seyn, welcher kaum den herzlichen Wunsch, mit seiner Mutter versöhnt zu seyn, mit Thränen versiegelt hatte, und sogleich wieder zu solchen erbitternden Ausforderungen den Namen gab!

Man denke sich, mit welchem Aerger Richelieu sich jetzt weiter vom Ziele entfernt sah, als er noch zu Tours bey der Aussöhnungs-Scene nicht geahnet haben muß. Aber je tiefer ihn die Kränkung erbitterte, desto mehr war es seine Natur, den Schmerz zu verbeißen. Ruhig und anspruchlos schweigt Er. Gar zu gerne läßt er sich für den Getäuschten halten. Nur hindert Er jetzt die Neubeleidigte nicht mehr, sich zurückgestoßen zu fühlen; denn er selbst ist es mit ihr. Sie bricht in Ungeduld aus. Neue Waffen-Rüstungen beginnen. So weit überließ er sie ihrem Aufbrausen und der streitlustigen Magnaten Ungestüm. Aber auf Gewalt konnte der Vorsichtige wenig setzen, da die größere Macht der Krone nun durch Condé auch einen Anführer bekam, der Ex-Regentin aber ergeben zu seyn, von den Zeiten der Regentschaft her keiner der misvergnügten Großen innere Gründe hatte, und die hugenottischen Gemeinden, welche, zum Staat

im

im Staate emporſtrebend, leicht die ſtärkſte Hülfe hätten geben können, mit einer Sache, die den Herzog von Epernon, ihren alten Feind, an der Spitze hatte, ſich nicht enger verbinden konnten.

Richelieu ſah ſeinen Vortheil nirgends als in baldiger Wiederverſetzung ſeiner Beſchützerin *) an den Hof ſelbſt. Dort mochte ſie für ihn, dort konnte er für ſich das Aeuſſerſte in Bewegung ſetzen, wenn er erſt den Maſchienerien nahe genug ſtand. Zu dieſem Zweck erfolgte die zweyte Ausſöhnung. Nicht mehr harrend, um ſich für das, was er würklich geleiſtet hatte, belohnen zu laſſen; einzig mit dem tiefen Vorſatz, ſich, dem Unbelohnten, das höchſte zuzueignen, kam Richelieu mit Marie und verknüpfte ſie enger, als bisher, mit dem König.

Bey dieſem ſchadete ihm nichts ſo ſehr, als ſeine Verſtandesüberlegenheit ſelbſt. Ludwigs des XIII. dunkle Sehnſucht, ſelbſt König zu ſeyn, gedrückt von dem Gefühl geiſtiger und körperlicher Kraftloſigkeit, mußte in ihm argwöhniſche Scheu gegen jeden erwecken, deſſen Talente ihm groß erſchienen.

Da-

*) Ehe dieſe Suite von Cabalen, das Reich des vollendeten Machiavelismus, beginnt, ſchließt Pfeude Mezeray. Wollte Richelieu da, wo er würklich zu ſeiner Rechtfertigung nichts mehr ohne Schamröthe hätte ſagen können die Wahrheit wenigſtens durch Stillſchweigen ehren??

Daher erklärt es ſich von ſelbſt, warum Richelieu in dieſem Zeitpunkte alle Anmaßlichkeit abgelegt, als ſeine Schlauheit verloren zu haben ſcheint. Er ſchlummert, damit ſeine Neider einſchlafen. Er läßt es ſich gefallen, daß der kleinlichte de Luynes ihn durch ein Familienband *) an ſich zu knüpfen künſtelt und ihn dadurch zu einer ſubalternen Rolle gewonnen zu haben wähnt. Da ihn ſeine Beſchützerin zum Cardinalat empfiehlt, da ihm der König die nächſte Ernennung verwidigt und allein de Luynes durch geheime Winke zu Rom ihn zurückſetzt, ſo bleibt Richelieu gegen die handgreifliche Tücke unempfindlich. Blind, ſeine Feinde in Paris zu ſehen, klagt Er ſo lange über den böſen Willen des Papſts, bis er jene irre macht, ob es der Mühe werth ſey, einen ſo leicht bethörten zu verfolgen. Er gewinnt ſich dadurch gleichſam im Vorbeygehen einen faſt lebenslänglichen Diener. Derjenige vor ihm zum Purpur beförderte Sohn des Herzogs von Epernon, der kriegeriſche Cardinal de la Valette, ward, ganz gegen den Geiſt ſeiner Familie **), lange Zeit der unveränderlichſte Vollſtrecker von Richelieu's Entwürfen.

*) Durch eine Heurath zwiſchen ſeinem Neveu, von Combalet, mit der Muze Richelieu's, von Pontcourlay, welche nachher als Madame de Combalet dem Cardinal-Miniſter nicht unnüz war.

**) Der unbeugſame Herzog nannte ihn dafür le Cardinal Valet.

ſen. Aber dies war Nebenvortheil. Alles war darauf geſetzt, dem König von dem Manne, vor deſſen Geiſt er zurückbebte, die Meinung beyzubringen: daß derſelbe doch wohl auch zu behandeln ſey. Früher oder ſpäter mußte denn der Augenblick eintreten, wo entweder ein Bedürfniß den König nöthigte, den, welcher ſo beſcheiden zurückzutreten ſchien, zu ſuchen, oder wo er ſich, weniger gefürchtet, dem Könige um ſo nothwendiger erweiſen konnte. Dieſes Moments harrte Richelieu am Hofe der Königinn Mutter zu Paris, während der Günſtling den König mit Belagerungen einiger hugenottiſchen Veſten eine landesväterliche Zerſtreuung verſchafte.

De Luynes, nun Connetable und Siegelbewahrer zugleich that ſo wohl, bald zu ſterben. Er ſtarb im neunten Monat nach ſeiner Ernennung zur höchſten Kriegswürde, und doch immer ſchon zu ſpät, um vermißt zu werden.

Für Richelieu's Erhebung hatte er unwillkührlich vorgearbeitet, da er den König durch gewaltthätiges Eindrängen des Catholicismus in Bearn *) in

*) Zum Connetable erhoben d. 2. Apr. 1621. ſtarb er d. 14. Dec. deſſelben Jahrs, nicht mehr als 32. Jahre alt.

*) Gerade hundert Jahre lang (ſeit dem 19. Oct. 1570.) war die Meſſe durch Heinrichs IV. Mutter, Königin Johanne, aus Bearn verbannt geweſen.

in neuen Kampf mit den Hugenotten verwickelt zu
rückließ. Deſto ſchneller bedurfte Ludwig einen
kraftvollen Lenker der Geſchäfte, wenn nicht ſein
höchſter letzter Stolz ſo ſiegreich als tapfer *) zu ſeyn
in

*) Die perſönliche Herzhaftigkeit eines Soldaten hatte Lud
wig XIII. bey einigen Gelegenheiten gezeigt. Wenigſtens
übertreffen ſich die gleichzeitigen Geſchichterzähler wechſel
ſeitig in Erſtaunen: wie unerſchrocken da und dort mitten
unter ſeinen Soldaten zu Fuß der König (wie wenn gerade
der König alsdann nichts beſſeres zu thun hätte!) durch Waſ
ſer gewatet; mit welcher Bravour Seine Majeſtät dann
dort drey bis viermal auf das Parapet geſtiegen und ſich
(wozu?) den Kugeln der Veſtung ausgeſetzt habe. Selbſt
ein Hainault nimmt dieſe Großthaten in ein chrono
logiſches Abregé (ſ. das J. 1622.) auf. — Sind die
Großen nicht ſo groß, als man es ihnen ſelbſt wün
ſchen möchte, ſo haben es meiſt die Kleinen zu verant
worten — aber auch zu büßen — welche ſie gewöhnlich
über Thaten preiſen, die man kaum entſchuldigen ſollte.
Am meiſten haſcht bey denen Großen, welche die ſeltenſte
Gelegenheit zur Bewunderung geben, die Mitwelt, gleich
ſam um ſich über ihr blindes Hinarben vor ſich ſelbſt zu
rechtfertigen, nach dergleichen preiswürdigen Wunderthä
ten. Oder iſt es denn ſo preiswürdig, wenn ein Für
erſtlichemal, ſo oft er gerade Luſt hat, zeigt, daß
aus ihm ein brauchbarer Corporal werden könn
te? — Männlich wurde Ludwig XIII. nie. Der
kränkliche verſteckte gewöhnlich ſeine mancherley
Schwächen unter einer ſteifen Gravität; hatte er
aber einmal einen guten Tag, ſo war er mit kindiſchem
Uebermuth — wie nach der großen Unterwerfung der
kleinen Veera — fähig, am früheſten Morgen mit ei
lich

in ſichtbare Gefahr kommen ſollte. Schon vor die Thore von Montauban hatte ihn ſein neuer Connetable vergeblich geführt.

Einen neuen König für Ludwig XIII. hatte de Luynes nicht unmittelbar hinterlaſſen (Carl, Marquis de) la Vieuville hatte im Conſeil zwar nicht den erſten Platz (dieſen nahm Cardinal de la Rochefoucault ein) doch für eine Zeit lang die geltendſte Stimme. Aber zum Führer des Königs beſtimmte ihn weder die frühe Angewöhnung, durch welche ſich de Luynes am meiſten gehalten hatte, noch die Miſchung imponirender Ueberlegenheit mit dem gefälligen Tone des royalen Freudiſers, wodurch Richelieu alles zu machen wußte. Vieuville verſtund zu arbeiten, aber er ließ es die übrigen allzu drückend fühlen, daß er für ſie Lücken ausfülle. Den König wollte er durch die zuvorkommendſte Begünſtigung aller ſeiner Neigungen gewinnen; aber er entgieng dem Verdacht nicht, als ſelbſtſüchtiger Schmeichler nachzugeben, was er ſonſt gemißbilligt hätte. Durch eine

lichen Dutzenden leichter Edelleute in vollem Galopp durch ganz Paris daher zu rennen, daß Ihm vor den Wachen die Schlagbäume vorgezogen wurden. Da man ihn erkannte, rief ganz Paris: Es lebe der König. Der Tag wurde ein Feſt; „der König ſey auf den Zinnen der Ewerszörter zurück gerit'n" und — Ludwig mußte wohl denken, etwas groſſes gethan zu haben.

eine Wenigsamkeit dieser Art gegen den König ver
ler er an dessen Achtung eben soviel, als durch sein
Unbemsamkeit gegen alle andere an ihrem gute
Willen. Er hatte zu frühe merken lassen, daß
nicht nur für, sondern auch ohne sie denken u
arbeiten wolle.

Auch die Königinn Mutter erhielt, sobald s
niemand mehr zwischen den Sohn und Sie stell
aufs neue einen Mitregenten, doch bey weitem nicht d
alten Einfluß. Und jetzt war es also Zeit, im Ge
schreiten zur höchsten Stufe sich niemand zuvorko
men zu lassen. d. 5. Sept. 1622. von Gregor X
mit dem unverletzlichen Purpur ausgezeichnet, kon
te Richelieu nur unter größeren Vorzügen, als v
her, in den Staatsrath eintreten. Dannoch mac
der Behutsame sogar diesen Schritt noch mit einig
Kleinlichem Aufsehn. Da Marie wieder in das Co
gieng, Sie, welche für sich selbst ohne Richelieu nic
zu unternehmen gewohnt war, so mußte ihr doch
König ihren Beystand auch dahin folgen las
Hierzu schmiegte er sich noch unter das Unscheinb
dieses Uebergangs, mehr der Mutter, als de
nes Rathgeber zu seyn. Auch Er wußte, wie m
„die Schlüssel Petri suche."

Ludwig soll seine Mutter, je mehr sie Ri
lieu's Einfluß ins Ministerium für Befestigung

res erneuerten Ansehens zu halten schien, gegen den Mann gewarnt *) haben, welcher während ihres Zwists mit dem König beyden Parthien gedient habe. Aber wie konnte er dies, da die Mutter, wie Er selbst, wußte, daß Richelieu auf Befehl ihres Sohnes von Avignon nach Angoulême zurückkehrte und da jener auch vorher schlau genug gewesen war, laut zu erklären, daß er nicht als Partheygänger, sondern als Friedensunterhändler der Verwiesenen nachfolge. Nur daß er mehr für sie, als für de Luynes sey, konnte Marie mit Grund glauben.

Noch unwahrscheinlicher ist es, daß die Gewissensängstlichkeit des Königs einige Galanterien des Cardinals so unverzeihlich gefunden habe, um ihn deswegen von der Minister-stelle entfernt halten zu wollen. Voltaire selbst wirft R. vor, daß er auch als Liebhaber bis zum Lächerlichen Pedant war. Desto gewisser vermied er, ein Aufsehen zu machen, welches an dem Pariser Hofe anstößig werden konnte. Mit der

*) „le Prince clairvoiant (??) qui apprehendoit son naturel imperieux et qui savoit les secrettes intelligences, que cet homme fin et rusé avoit entretenues avec le Duc de Luynes pendant les traités d'Angoulême et d'Angers au prejudice de la Reine, qui parloit en sa faveur, rebute toujours ses prieres" sagt der erbitterte Marschal (Mem. p. 4.) auf welchen sich Voltaire beruft. Hist. du regne de Louis XIII. Ch. 127.

eignen Scheu vor Richelieu's Ueberlegenheit mochte, wo oft ihn die Mutter empfahl, in Ludwigs Seele die Furcht erwachen: daß die Ex-Regentin durch diesen Verstand im Conseil wieder die Oberhand gewinnen möchte. Und doch muß es der beharrlichen Selbsterniedrigung, in welche R. seine Furchtbarkeit Jahre lang einzuhüllen wußte, gelungen seyn, alle diese Besorgnisse einzuwiegen.

Der König hörte ihn jetzt immer häufiger — denn anfangs erschien er nur bisweilen — bey den Berathschlagungen. Seine Sachkenntniß und Gewandtheit waren unverkennbar. Gehüllt in die Bescheidenheit, mit welcher der neue Staatsrath sein kurzes Votum darlegte, wurden sie dem König immer verdächtiger und im gleichen Grade wünschenswerther. Einige geheime Unterredungen mit Ihm müssen das übrige entschieden haben. Konnte gleich der Historiker diese nicht belauschen, so verräth ihm die Folge ihren Inhalt.

Richelieu nützte die Ehrfurcht Ludwigs XIII. ein großer Selbstherrscher zu werden. Leicht mußte sich dieser überzeugen lassen, daß bisher die entgegengesetztesten Parthien, die Regentin und d'Ancre, wie de Luynes, einander in dem Bestreben gleich gewesen seyen, auf Kosten dessen, dem die Herrschaft gebührte, sich allein herrschend zu machen. Und wie

unzureichend auch für diesen Zweck waren die meisten Plane und Mittel jener Anmaßlichen gewesen? Auch hiervon mußte derjenige sich gerne überweisen lassen, der sie haßte. Richelieu sprach alsdann weiter seinen eigentlichen Grundsätzen völlig gemäß, wenn er überall zu durchgreifenden Maasregeln rieth. Zugleich ist der Geistesschwäche, wenn ihr der Zufall unangemessene Gewalt in die Hand gab, nichts angenehmer, als ein Wink, mit der eisernen Uebermacht durchzuschlagen. Wo der Kopf wenig vermag, hört man gerne, daß die Fäuste gelten sollen.

Nicht so unwahrscheinlich, als Voltaire nach seinem Gesichtspunkt finden wollte, ist es also, wenn der Vf. des bekannten politischen Testaments Richelieu seinen Staatsplan in die Worte zusammen fassen läßt: „Sobald Ew. Majest. mir mit *) dem

*) Voltaire am angeführten O. macht bey dieser Stelle, zum Beweis gegen die Aechtheit jenes polit. Testaments, die Einwendung: daß R. nicht sogleich bey dem Eintritt in den Staatsrath Premier-Minister gewesen sey. Ludwigs Zutrauen aber habe er nie besessen. — Nach 18 Jahren fiel die Zwischenzeit von etlichen Monaten, die der neue Minister auch zum geltendsten sich gemacht hatte, leicht in Eines zusammen. Zutrauen aber hatte L. wirklich zu Richelieu. Da seine Mutter gegen R. wütete, rief Er — darin stimmen die Memoiren in Menge überein — am bekannten journée des dupes: „C'est un homme de bien et d'honneur. Il m'a

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20200 / 158

Eintritt in Ihren Staatsrath einen groſsen Antheil an Ihrem Zutrauen einzuräumen geruhten, gelobte ich Ihnen alle Anstrengung meiner Kräfte, um den Troz der Groſsen zu demüthigen, die Hugenotten zu Grunde zu richten, und bey den auswärtigen Nationen Ihren Namen wieder zu erheben." Diese Sprache ist stolz. Aber wir hören sie hier auch nicht aus dem Munde des angehenden, sondern des längst herrschenden und erprobten Ministers, der überdies nicht schrieb, um als Lebender vor seinem König in diesem Tone aufzutreten, der aber, um durch eine Hinterlassenschaft auf Ludwig XIII. zu würken, gar wohl energisch sprechen zu müssen fühlte, vom Zutrauen desselben aber, in sofern es Staats-

m'a toujours servi fidèlement. Je suis très satisfait de lui." L'Intrigue du Cabinet. II, 251. R. that alles um dem König sich unentbehrlich zu machen. Denn diesen allein konnte Er selbst nicht entbehren. Und gerade aus diesem Gesichtspunkt sah ihn auch der König an. Einst sagte Er von der Königin, daſs er ihre Schönheit nicht mißkenne: mais qu'il n'osoit lui montrer de la tendresse, de peur de deplaire à la Reine sa mère (die aus herschbegieriger Rivalität —) et au Cardinal (der aus Haſs gegen Spanien Anne von Oesterreich unterdrückte) dont les conseils et les services lui étoient plus necessaires, que de se plaire avec sa femme. Memoires de Mad. Moteville (Amsterd. 1725.) P. 39.

Staatsgeschäfte betraf, in Wahrheit sprechen konnte. Nimmt man die Grundgedanken heraus, so concentriert sich würklich die ganze Staatsverwaltung Richelieu's auf die angegebenen drey Gegenstände. Und je mehr in dem König sich gerade damals Hang zum soldatisch gewaltsamen Entscheiden entwickelte — ein Hang, welcher mit dem Mangel innerer Hülfsquellen so leicht vereinbar ist — desto willkommener mußte der neue Minister seyn, welcher ihm die Aussicht, ein großer Monarch zu seyn, auf so wenige Punkte zurückgeführt zeigte und den Tempel der Unsterblichkeit gleichsam mit drey Zauberschlägen eröfnete.

Zugleich ließ durch solche Wendungen der Ehrgeizige den Ruhmlustigen alles aus dem Gesichtspunkt ansehen, welcher für beyde der vortheilhafteste war: — daß die Größe seines Königs der Stolz, die Größe und also das Ziel des Ministers seyn werde. Aus diesem Gesichtspunkt konnte der König die Zusage der Treuergebenheit von R. völlig für wahr halten. Er fühlte, wenn er es auch nicht deutlich denken mochte, daß dieses der Preis sey, für welchen ein Richelieu sich hingebe. Und — was für Richelieu von unübersehbaren Folgen war — eben dieser erste Gesichtspunkt blieb immer derjenige, welchem er in der Ausführung ohne Mühe bis zur Täuschung entsprach. War gleich eigene

ne Größe und Allmacht seiner Plane Gipfel, so konnte doch — den äussersten Fall ausgenommen, wenn erst der Major Domus bis zum Besitznehmen des Throns emporgestiegen seyn würde! — der Minister nie groß seyn, so lange er nicht seinem Könige das verschaffte, was man in jenen Höhen Größe zu nennen pflegt.

War Ludwig der XIII. einmal in diese Ansichten gestellt, so sah er jetzt Richelieu's Talente und späterhin seine immer steigende Ueberlegenheit nur als Mittel, welche, ihm allein geweyht, ihn desto unfehlbarer zum großen König machen müßten, je unübertreflbarer sie über alle andere sich erhüben. Nur vorübergehende Anwandlungen des Neids und Argwohns konnte R. noch im Gemüthe des Königs zu fürchten haben, wenn mislungene Unternehmungen oder unbeobachtetes Zureden seinem Trübsinn diese Richtung gaben. Und so war es auch.

Die Fortsetzung im nächsten Bande.

Vorbericht.

Der Graf von Brienne zeichnet ſich ſelbſt durch ſeine Memoiren als einen Mann von gerader Biederkeit. Sie verbürgen durch dieſe innere Spuren ihre eigene Glaubwürdigkeit. Je ſichtbarer es iſt, daß ihre Urheber ſeine Staatsgeſchäfte mehr durch ausdaurenden Arbeitsfleiß betrieb, als mit gewandtem Erfindungsgeiſt belebte desto weniger iſt zu beſorgen, daß er durch Einmiſchung des letzteren in ſeinen Erzählungen mehr, wie man ietzt zu unterſcheiden pflegt, für die Hiſtorie als für die Geſchichte, das heißt, mehr für die Erfindung deſſen, was geſchehen konnte, als für die Auffindung des Geſchehenen Beyträge gebe. Um das geſchehene nicht ohne pragmatiſche Winke zu überliefern, war er dennoch genug Beobachter. Zunächſt für ſeine Kinder geſchrieben, blieben dieſe Memoiren lange ein Privateigenthum. Dem Cardinal d'Etrées und andern Kennern der Zeitgeſchichte hat man ihre Herausgabe zu danken. Nach der Verſicherung des franzöſiſchen Vorredners hat man ſich dabey keine Aenderung, als Verbeſſerungen der Schreibart und — Verdeutlichung dunkler Stellen erlaubt. Ob man durch die letztere Art von Nachhülfe dem Original nie ungetreu worden ſey, kann, ohne dieſes ſelbſt aufzufinden, niemand beurtheilen.

Die Anmerkungen bey der Ausgabe von Amſterdam 1719. 8. (284, 294 u. 290 S.) ſind, nach einem

einem Wink der Vorrede, nicht von dem Grafen selbst. Ihr Verfasser wird nicht genannt. Es ist Mangel an Behutsamkeit im Quellenstudium, daß mehrere Geschichtschreiber sich auf diese anecdotenreiche Randolessen als auf Zeugnisse der Urschrift berufen. Der Uebersetzer hat, was darin irgend wesentliches enthalten ist, wörtlich ausgehängt.

Ludwig der XIV. soll dem Verfasser dieser Memoiren mit den Worten pareutirt haben: „Ich verliere heute den ältesten, getrensten, unterrichtetsten Meiner Minister," und der französische Vorredner glaubt, daß dieser Lobspruch alles, was er zur Empfehlung seines Verlagswerks sagen könnte, übertreffe. Wer gewohnt ist, Epiphoneme der Großen wie Prologen der Verleger als Worte für den Augenblick zu betrachten, dem wird es desto angenehmer seyn, die folgenden Memoiren ephemerischer Lobpreisungen nicht bedürftig zu finden.

Das vorausgeschickte Tagebuch der Verhandlungen zu Loudun ist Nachtrag zu denen im nächstvorhergehenden Bande gegebenen Memoiren des Staatssecretairs von Pontchartrain. Der Zusammenhang der Zeitumstände, in welche jene Verhandlungen fielen, ist von dorther als bekannt vorauszusetzen. Die wichtigsten Zeitverhältnisse der Memoiren von Beienne wird die Skizze über Richelieu hier und in der Folge herausheben.

Jena, Michaelis-Messe
1798.

I.

Tage-Buch

von der

Conferenz zu Loudun.

Vom

Staats-Miniſter Grafen von Pontchartrain.

Tage-Buch.

1616.

Februar.

5.

Die Beirath der Königinn Mutter ernannte der König zu Seinen Abgeordneten bey der zu Loudun zu haltenden Conferenz die Herrn Marschälle von Brissac, von Villeroi, von Thou, von Vic und von Pontchartrain. (Den Verfasser.)

7.

Die diesen Abgeordneten bestimmten Vollmachten und Instructionen wurden im Beisein Ihrer Majestäten wiederholt verlesen, worauf die Abgeordneten sich von Ihro Majestäten beurlaubten, um am folgenden Tag nach dem Ort ihrer Bestimmung abzugehen. Weil aber der Herr von Thiange, der sich damals von Seiten des Prinzen zu Tours befand, versicherte, es würde zu nichts helfen, wenn man vor dem 13. nach Loudun käme, und auch weil der Herzog von

Nevers von dem Besuch bei seiner Gemahlinn nun wider Vermuthen erst in ein paar Tagen nach Tours zurückkommen konnte, um die königlichen Abgeordneten nach Loudun zu begleiten, so wurde die Abreise noch verschoben.

11.

Die Herrn von Villeroi, von Thou, von Vic und von Ponchartrain reisten von Tours ab, und hielten ihr erstes Nachtquartier zu Azay am Indre, der nur vier Lieuen davon ist. Am folgenden Tag gedachten sie bis Champigny zu gehen, und am Sonnabend zu Loudun einzutreffen; wie auch geschah.

12.

Der Herzog von Nevers, der einen oder zween Tage zuvor nach Tours zurückgekommen war, gieng nebst dem Marschall von Brissac von da bis Isle Bouchard, wo sie übernachteten, am folgenden Tag mit den übrigen zu Champigny Mittagstafel hielten, und dann vollends nach Loudun hineinfuhren.

13.

So langten denn sämmtliche königliche Abgeordneten am 13. Febr. 1616 nach Mittag um vier Uhr zu Loudun an, und traten in dem Quartier des Herzogs von Nevers ab, bis auf den Marschall von Brissac, der seiner Gichtschmerzen wegen gerade nach dem seinigen fuhr, um sich nieder zu legen. Sie warteten einige Zeit bei dem Herzog von Nevers, ob etwa jemand käme, um sie zu bekomplimentiren und zu bewillkommen, wie sichs wohl gegen sie als vom König abgeordnete und in des Königs Namen kommende Personen eigentlich gleich am Stadtthor oder noch weiter

vor

vor der Stadt gehört hätte; da aber niemand erſchien, ſo begaben ſie ſich jeder nach ſeinem Logis.

Man muß wiſſen, daß weder der Prinz noch ſonſt einer von den Prinzen und Herrn ſich zu der Zeit in der Stadt befand, bis auf den Herrn Herzog von Süllv, an den der Herzog von Villeroy ſogleich einen von ſeinem Gefolge ſandte, um bei ihm einige Beſchwerden zu führen, theils über die Einquartierung der Truppen auf dem Lande, theils über die allzuhohe Anſetzung einiger Flecken, worauf er aber blos zur Antwort gab, es ſey ihm hievon nichts bekannt, es ſolle aber genauer unterſucht werden..

Gegen die Nacht beſann ſich der Herr von Süllv darauf, einen ſeiner Leute an jeden der Abgeordneten zu ſchicken, mit dem Vermelden, daß er ihre Ankunft ſo eben erſt vernehme, und ſie bekomplimentiren laſſe, weil er ſelbſt nicht kommen könne, indem er wegen Schnupfen nicht ausgehen könne.

Der Herr von Villeroy gab dem Ueberbringer zur Antwort: dies Compliment nehme ſich nicht ſonderlich aus, da ſie bereits über drei Stunden da wären, was dem Herrn von Süllv recht gut bekannt ſeyn müſſe, indem er (Villeroy) ſogleich einen ſeiner Leute an ihn geſchickt habe. Dies heiße den Reſpect ſchlecht beobachten, den man Perſonen ſchuldig ſey, welche im Namen Seiner Majeſtät kämen ꝛc.

Abends traf auch der Herr von Gomerville zu Loudun ein; und machte jedem der Abgeordneten die Viſite, wobei er ſagte, er ſey von dem Prinzen und den Herzogen von Longueville, Mayenne und Bouillon abgeſchickt, mit dem Auftrag, ihnen in deren Namen zu ſagen: mit Vergnügen hätten ſie ihre Ankunft

zu Loudun vernommen, und bedauerten, sich nicht anwesend befunden zu haben; da sie aber einmal zu Montreuil Bellay gewesen wären, wo die Frau Herzogin von Longueville als Gutsherrschaft diesen Abend noch eintreffen sollte, so würden sie gegen die Artigkeit verstoßen, wenn sie abreisten, ehe sie angelangt wäre; sobald sie jedoch diese Dame becomplimentirt hätten, würden sie mit den zuvor bezeugten Gesinnungen nach Loudun zurück kommen, um schleunig und angelegentlichst an Beilegung der Mißhelligkeiten zu arbeiten.

Gomerville ließ dabei einige Worte davon fallen, daß es wohl kommen könnte, der Prinz allenge auch noch bis Fontevrault, um den Graf und die Gräfinn von Soissons zu sprechen, die, wie er glaubte, am folgenden Tag dort einträfen.

15.

Vormittags besuchte der Herzog von Sülly einige der Abgeordneten in ihren Logis.

Der Prinz schickte den Herrn von Thianges voraus, mit der Versicherung, daß er diesen Tag noch eintreffen werde. Vorläufig hatte er ihm einige Briefe von dem Herzog von Vendome mitgegeben, theils an ihn, theils an den Herrn le Pensier, dessen Geschäftsträger bei ihm, worin er schrieb: was auch der Herr von Vignole von Seiten des Königs ihm anliege, so werde er doch nie im Geringsten von den dem Prinzen ertheilten Versprechungen und Versicherungen abweichen; er habe gehört, der König lasse einige Truppen auf Angers gegen die seinigen marschiren, und zwar unter dem Herzog von Guise. Dieß halte ihn drei Tage länger zu Anjou auf, um ihn zu erwarten, und von da werde er nach Ancenis gehen, wo er seines Beistands bedürfe;

er

er könne seine Truppen nicht entfernen, solange er nicht in den allgemeinen Waffenstillstand mit eingeschlossen würde, dann aber wollte er zu ihm nach Loudun kommen, wenn er es für gut fände; unterdessen hätte er ihn, die Regimenter des Herrn von Soubise nebst einigen andern bis auf eine Lieue gegen Nantes anrücken zu lassen, indem es ihm sehr zu statten kommen würde.

Nachher wollte man jedoch wieder von einem andern Brief an den Prinzen wissen, worin er ihm melde, er sey bereits nach Ancenis aufgebrochen und bitte ihn daher, alle Truppen auf fünf bis sechs Lieuen von Nantes abrücken zu lassen, damit die Bürgerschaft von Nantes diese Erleichterung ihm als seine Gefälligkeit Dank wüßte.

Nach Mittag begaben sämmtliche Abgeordnete sich zum Marschall von Brissac, den die Gicht im Bett hielt. Der Herzog von Nevers kam ebenfalls hin, und kurz darauf meldete ihm einer seiner Leute: der Prinz komme; weswegen er sich sogleich wieder entfernte, um ihn zu empfangen. Kurz darauf verfügten sich auch sämmtliche Deputirte, bis auf den Marschall, zum Prinzen, um ihm aufzuwarten, wobei sie des Marschalls Abwesenheit entschuldigten. Sie fanden ihn in Gesellschaft der Herzoge von Mayenne und von Longueville. Er nahm sie sehr gut auf und bezeugte ihnen sogar, wie leid es ihm thue, daß man bei ihrer Ankunft die Schuldigkeit gegen sie so schlecht beobachtet habe, worauf man wieder auseinander gieng.

Der Prinz verfügte sich unmittelbar hierauf mit dem Herzog von Nevers zu dem Marschall von Brissac, und kam dann auch noch zu dem Herrn von Villeroy, wo er über zween Punkte sprach, daß nämlich der Herzog von Vendome mit seinen Truppen in den Waffenstill-

ſtand eingeſchloſſen, und dann dieſer für den ganzen März prolongirt werden ſollte. In Anſehung des erſtern ſagte er, er ſtehe einmal auf dem Fuß mit ihm, wie deſſen Briefe zeigten.

Darauf antwortete man ihm, der König habe dieſelbe Verſicherung von deſſen Treue und Botmäßigkeit ſchriftlich von ihm aufzuweiſen, er könne und dürfe daher nicht mit in den Waffenſtillſtand eingeſchloſſen werden; was aber die Verlängerung dieſes Waffenſtillſtandes betreffe, ſo glaube man nicht, daß Seine Majeſtät darein willigen könnten; denn er gereiche dem königlichen Intereſſe wirklich zu ſehr zum Nachtheil, indem er nicht nur an verſchiedenen Orten ſchlecht gehalten worden ſey, ſondern auch das Volk unter dieſem Vorwand zu ſehr bedrückt und ausgeſaugt werde.

Der Prinz verſetzte hierauf: wenn der Waffenſtillſtand nicht verlängert werde, könne er aus Mangel gebührender Sicherheit nicht länger in Loudun bleiben, müßte alſo vor Ablauf deſſelben in ſeinen Kriegsrüſtungen fortfahren, was ohnehin der König ebenfalls thue. Dabei blieb man für dieſen Abend ſtehen.

Denſelben Tag gegen Abend trafen die Gräfinn von Soiſſons nebſt ihrem Sohne in Loudun ein, ſo wie auch der Herzog von Rohan und einige andere Privatperſonen.

16.

Früh begaben einige der Abgeordnete ſich zu dem Herzog von Süllv theils zum Beſuch, theils um Beſchwerden über die ſtarken Erpreſſungen zu führen, womit das Volk an verſchiedenen Orten unter dem Vorwand des Waffenſtillſtandes bedrückt wurde, welchem Unfug ſie ihn abzuhelfen baten. Er gab ihnen zur Antwort

wort, er habe nicht um alle diese Erpressungen, Contributionen und Auflagen gewußt; einige seyen zwar auf seine Angabe, nach der bey den königlichen Beamten üblichen Art angelegt und beygetrieben worden; was hingegen die andern betreffe, so könne er nicht dafür verantwortlich seyn; indessen wolle er sich gern dafür verwenden, daß Maasregeln dagegen vorgekehrt würden, wie man ihn noch einmal ersuchte.

Gegen elf Uhr früh ließ der Prinz bey allen Abgeordneten ansagen, sie möchten sich nach Mittag gegen zwey Uhr in der Wohnung der Frau Gräfinn von Soissons einfinden, um zu sehen, was zu thun seyn möchte, bis der Herzog von Bouillon und die Deputirten von Nimes ankämen, ohne welche nichts vorgenommen werden könnte; er hoffte indessen, jener werde noch heute und diesen morgen eintreffen.

Alle Abgeordneten fanden sich also als bestellt ein, bis auf den Marschall von Brissac. Sie fanden bey der Frau Gräfinn im Saal den Prinz an einer Tafel, zu seiner Rechten der Graf von Soissons, zur Linken die Frau Gräfinn, und neben dieser der Herzog von Sully; dem Prinzen gegenüber saß der Herzog von Nevers, dann der Herzog von Maine, hierauf der Herzog von Longueville, und gegen unten zu der Herzog von Rohan. In demselben Saal und auf verschiedenen Sitzen befanden sich noch andere, z. B. die Herren von Courtenay, von Thianges, von Aubigny, von Bordes-Merciers, u. a. m. selbst die Herren von Aligre, Vignier, Mareschot, und andere vom königlichen Staatsrath, die sich der Prinzen wegen, denen sie anhiengen, einfanden. Die königlichen Abgeordneten ließ man das obere Theil der Tafel einnehmen, vom Grafen Soissons an, bis zum Herzog von Nevers, auf besondern Stühlen.

Nachdem man Platz genommen hatte, nahm der Prinz das Wort und sagte: ehe er sich in dieser zu Erzielung eines guten dauerhaften Friedens beliebten Conferenz auf irgend etwas einlassen könne, müsse er über zween Punkte durchaus Sicherheit haben: einmal die Verlängerung des Waffenstillstands um einen Monat, oder wenigstens vierzehn Tage, widrigenfalls er sich genöthigt sähe, schleunigst wieder zu seiner Armee zurückzukehren, um solche bis zum Ablauf des Waffenstillstandes völlig mobil zu machen. Als man ihm hiergegen wiederholte, was schon gestern der Herr von Villeroy ihm gesagt hatte, erbot er sich, die Contributionen und deren Erhebung reguliren zu lassen. Der andere Punkt war die Einschließung des Herzogs von Ventome mit allen seinen Truppen in den Waffenstillstand, als seines Verbündeten, wobey er ein an heutigem Tag erhaltenes Schreiben desselben vorzeigte, worinn ihm solcher meldete, er habe den Herrn von Vignoles, ohne entscheidende Antwort an den König zurückgeschickt, der Prinz könne sich daher ganz auf ihn verlassen, und er wolle nach Loudun kommen, sobald er es verlange. Auch hatte er wirklich seinen Hof-Fourier schon dahin vorausgeschickt.

Die Abgeordneten schickten hierauf ausdrücklich deswegen an den König, um Seinen Befehl darüber einzuholen, wie sie diesen Antrag zu beantworten hätten. Auf den Abend versammelten sie sich bey dem Marschall von Brissac, wo der Herzog von Sully sich ebenfalls einfand, um die Einquartirung der vierhundert Pferde zu reguliren, die der Prinz zu seiner Sicherheit um Loudun zu halten hatte.

An eben dem Abend traf der Herzog von Bouillon zu Loudun ein, so wie auch der Herr von Soubise und einige andere.

17.

Der Herzog von Bouillon besuchte früh den Herzog von Villeroy, und der Morgen verstrich unter einigen wechselseitigen Visiten ohne Geschäftsverhandlungen.

Gleich nach der Mittagstafel ließ der Prinz bey allen Deputirten ansagen, er gehe mit allen den Prinzen und Herrn nach dem Logis der Frau Gräfinn, und werde ihnen zu wissen thun lassen, wenn sie hinkommen sollten. Sie verfügten sich daher alle nach dem Logis des Herrn von Villeroy (weil der Marschall noch immer krank lag), von wo sie auch bald abgerufen wurden.

Die vier Abgeordneten begaben sich demnach ebenfalls nach der Wohnung der Gräfinn, und fanden daselbst dieselbe Gesellschaft wie am vorigen Tag, nur ihr Sitz war etwas anders angeordnet, in Ansehung der Prinzen.

Nachdem sie sich niedergelassen hatten, sagte der Prinz zu ihnen: er verlange durchaus ihren Entschluß in Ansehung der anverlangten Waffenstillstandsverlängerung zu wissen, indem er sonst, aus angezeigten Gründen, sich auf nichts einlassen könnte.

Sie gaben hierauf zur Antwort: sie hätten den König von diesem Antrag benachrichtet, und erwarteten erst Verhaltungsbefehl, dächten aber, der König dürfte wohl Anstand nehmen, wegen der starken Gelderhebungen, die der Prinz unter Begünstigung des Waffenstillstands von allen Seiten mache.

Er erbot sich hiergegen, diese Erhebungen auf einen gewissen Fuß zu setzen, und schlug ihnen vor, entweder seine Truppen (im Feld und in Besatzungen) zu be-

bezahlen, so lange der Waffenstillstand währe, in welchem Fall er nichts erheben wolle, oder ihm gewisse Plätze im Reich anzuweisen und zu überlassen, wo er das hierzu Erforderliche selbst beytreiben könne; denn seine Truppen könne er doch nun einmal nicht verhungern lassen.

Es wurde verschiedenes hin und her gesprochen, sowohl hierüber als über die Einschliessung des Herzogs von Vendome in den Waffenstillstand, und dessen Ueberkunft nach Loudun. Endlich sagten die Abgeordneten, er möchte sein Begehren zu Papier bringen, und sie würden mit dem Marschall, zu dem sie sich verfügten, darüber conferiren.

So gieng man denn auseinander, und kaum waren sie bey dem Marschall als schon ein Secretär des Prinzen nachkam, und in dessen Namen ihnen einige Artikel überbrachte, welche im Grund nichts weiter betraffen, als die Verlängerung des Waffenstillstands bis zum 15 März; die Miteinschliessung des Herzogs von Vendome und seiner Truppen und dessen Ueberkunft nach Loudun; eine Conferenz zu Regulirung der Gelderhebungen ꝛc. worauf er schleunige Antwort verlangte.

Nach Durchsicht und Erwägung dieser Artikel baten die Abgeordneten den Herrn von Vic, zu dem Herrn Prinzen zu gehen um ihm zu sagen, sie würden diese Artikel dem König überschicken, um Seine Willensmeynung darüber zu vernehmen, könnten diesem jedoch nicht rathen, wenn Er auch in Verlängerung des Waffenstillstands und dessen Erstreckung auf den Herzog von Vendome willigte, auch des letztern Truppen mit einzuschliessen, wofern er nicht solche auf die Anzahl reducirte, zu der er vor wenigen Tagen erst sich gegen

gen Seiner Majestät erboten hätten, nämlich zwey Regimenter von zehn Compagnien zu funfzig Mann, drey Compagnien Gensdarmes, zwey Chevaurlegers und eine von Carabiniers; denn es sey zu nachtheilig, diese starke, meistens sogar unter königlichem Patent geworbene Mannschaft die Zeit des Waffenstillstands hindurch stehen zu lassen, dem Volk zur drückenden Last und allen Städten und Provinzen zur Unruhe und Besorgniß.

Als der Herr von Vic nach der Wohnung des Prinzen kam, sagte man ihm, er habe sich verschlossen und wolle diesen Abend niemand mehr vorlassen. Er gieng also auf Bitte seiner Kollegen zu dem Marschall von Bouillon, und sagte dasselbe diesem, von dem er zur Antwort erhielt: er werde es dem Prinzen hinterbringen, denke aber, der Prinz werde nicht in den Herzog von Vendome dringen, seine Truppen abzudanken, würde er aber von selbst darein willigen, oder der König ihn dahin vermögen, so werde der Prinz nichts dagegen haben. Uebrigens versprach er, in Ansehung der Einquartirung jener Truppen solche Verfügung zu treffen, daß ihre Stellung der Provinz Bretagne keine Besorgniß erregen könnte.

Mit dieser Antwort schickten die Abgeordneten einen Eilboten nach Hof um Verhaltungsbefehle, wobey sie zugleich meldeten: auf ihr Verlangen bey dem Einquartirungs-Geschäft für die Cavallerie Escorte des Prinzen um Loudun hätten sie mit Mühe die Verschonung von fünf Flecken oder Kirchspielen erhalten, wovon zwey bey Saumur lägen, zwey andere Candé und Montsereau wären; noch dazu verlangte der Prinz, daß in diesen letztern niemand vom königlichem Militair gelegt würde, indem er sonst gegründeten Verdacht daraus schöpfen dürfte. Ganz eximiren wollten sie diese

fünf

fünf Oerter nicht, sondern theilten unter sich das Gefolge der fünf königlichen Abgeordneten zu dessen Einquartirung.

18.

Der Prinz äußerte jetzt einiges Mißtrauen und Besorgniß über das Zögern einer Antwort auf seinen Antrag, und argwöhnte eine böse Absicht darunter, was ihm von einigen Particuliers ins Ohr gesetzt wurde, die es nicht gern sahen, daß es zum Vergleich kommen sollte.

Er kam früh zu dem Herrn von Villeroy, dem er sagte: er erkläre ihm hiemit, daß der Herzog von Vendome als sein Verbündeter durchaus mit in den Waffenstillstand eingeschlossen werden müsse, und wofern die königlichen Truppen etwas gegen denselben unternähmen, so werde er dies als einen Bruch ansehen.

Der Herr von Villeroy antwortete ihm hierauf: alle dergleichen Erklärungen und Protestationen seyen unnütz, indem es nicht bey ihm (dem Prinzen) stehe, in den Waffenstillstand weiter noch jemand einzuschließen, es wäre denn mit Genehmigung des Königs, welcher Seine Zusage zu halten wisse; an Ihn habe er sich daher zu wenden, wenn er weiter etwas wolle.

Gleich nach dem Mittagsessen erhielten die Abgeordnete ein königliches Schreiben, worinn bloß der Empfang des ihrigen vom 14. dieses Monats mit dem Bericht von ihrer Ankunft, gemeldet und sie zugleich bedeutet wurden, der König sey keineswegs gesonnen, den Waffenstillstand zu verlängern, noch weniger den Herzog von Vendome darein mitzubegreifen. Dies glaubten sie dem Prinz nicht so geradezu beybringen zu dür-

dürfen, theils weil der König, bey Abgang dieſes, offenbar ihre letztern Schreiben mit den darinn enthaltenen fernern Vorſtellungen noch nicht erhalten hatte, theils auch weil dadurch offenbar die Conferenz ganz geſprengt oder doch wenigſtens dem Prinzen Anlaß gegeben worden wäre, davon zu reiſen, wie er ihnen erklärt hatte, daß er thun würde, ſobald er ſähe, daß man die Verlängerung des Stillſtandes verweigern wolle; indem er neun oder zehn Tage vor deſſen Ablauf verlange, um ſeine Truppen zuſammen zu ziehen.

Wirklich kam auch, während die Abgeordneten noch beym Marſchall hierüber zu Rath giengen, der Herzog von Nevers dahin, begleitet von dem Herrn von Thianges, den der Prinz und die andern Prinzen und Herrn abſchickten, um ihre Antwort auf ſeinen Antrag zu vernehmen, indem er ohne Einräumung dieſer Präliminarpunkte ſich auf nichts einlaſſen könne.

Ehe ſie nun hierauf eingiengen, ſtellten ſie erſt alle vorgedachte Gründe und Rückſichten vor, um ſie dahin zu vermögen, daß ſie zu den würklichen Unterhandlungen ſchritten, auch ohne Verlängerung des Waffenſtillſtands, auſſer etwa für den Umkreis von London auf einige Meilen, und ohne Einſchluß des Herzogs von Vendome, auſſer ſofern er ſeine ſämmtlichen Truppen oder doch einen großen Theil derſelben abdankte.

Dies wollte jedoch nichts würken, indem ſie ſtets dabey blieben, ſie könnten ohne das Bewußte ſich auf nichts einlaſſen. Der Herzog von Bouillon gab indeſſen ſo viel nach, daß wenn dieſe Truppen irgend jemanden beſonders in Bretagne, Beſorgniſſe erregten, ſo wollten ſie ſichs gefallen laſſen, daß ſolche anderswohin und ſogar auseinander verlegt würden; ſie

aber

aber abzudanken gienge nicht an; in Anſehung der Contributionen erboten ſie ſich zu einem beſtimmten Reglement.

Nach langen Debatten hierüber gaben endlich die Abgeordneten dem Herzog von Bouillon die Antwort für den Prinzen, ſie hätten in drey verſchiedene Schreiben an den König ſein Anſinnen gemeldet, zur Zeit aber noch keine Antwort darauf, wollten jedoch noch einen Eilboten deshalb an Seine Majeſtät ſchicken, und dann dem Herrn Prinzen die erhaltene Antwort unverzüglich communiciren, indeſſen bäten ſie ihn, einſtweilen die Hauptgegenſtände der Conferenz vorzunehmen. Sie wußten übrigens wohl, daß der Prinz dies nicht eingehen würde, wenn auch die andern Schwierigkeiten alle gehoben wären, indem die Deputirten von Nimes noch nicht da waren, vor deren Ankunft er die Conferenz durchaus nicht eröffnen wollte.

Der Prinz ließ ſich bey den Abgeordneten auch ſehr hart darüber beſchweren, daß der König einige Seiner Truppen zu Pont de Cé zuſammenſtoßen laſſe, daß das Regiment des verſtorbenen Herrn von Boniface nebſt einigen andern wieder über die Loire gegen Poitou hin beordert worden ſey, und daß endlich die Herrn von Rez und Roannez mit Truppen in dem Bezirk der ihm angewieſenen Cantons ſtänden.

Die Abgeordneten erwiederten: erſteres geſchehe als nothwendige Maasregel gegen den Herzog von Vendome und deſſen etwanige Anſchläge, keineswegs aber zu irgend einer Beeinträchtigung des Waffenſtillſtands; vom andern wüßten und glaubten ſie nichts; in Anſehung des letztern aber wollten ſie jenen Herrn zuentbieten, daß ſie ſich innerhalb ihrer Grenzen halten und ihre Truppen in die ihnen angewieſe-

wiesenen und dem Herrn von Thianges ecpeylich communicirten Cantonirungen zurückziehen sollte, wobey sie sich von dem Herrn Prinzen eine Specification dieser Beeinträchtigungen erbäten, um dadurch im Stand zu seyn, Beschwerden abzuhelfen.

Die Abgeordneten schickten noch einen zweyten Eilboten deswegen an den König und schrieben Ihm dabey: sie hielten fürs Beste, die Armeen sowohl in als ausser dem Reich in Stand setzen zu lassen, der Waffenstillstand möge nun fortwähren oder nicht; denn im ersten Fall würden die Unterhandlungen dadurch mehr Nachdruck erhalten, im andern würde man desto besser im Stand seyn, die Uebelgesinnten in den Schranken ihrer Pflicht zu erhalten, da es ohnehin ihrer nur zu viele gäbe. Dabey suchten sie zugleich um Erlaubniß an, Loudun verlassen zu dürfen, im Fall der Prinz weggienge.

Zu diesem Gesuch hatten sie ihren guten Grund; denn sie waren benachrichtet, daß der Prinz sehr beunruhigt und mißtrauisch sey, woran gewisse Personen unaufhörlich arbeiteten, indem sie ihn auf die Weigerung den Waffenstillstand zu verlängern und auf die Truppenbewegungen gegen Pont de Cé aufmerksam machten. Würklich beschlossen und schwuren auch noch an dem nämlichen Abend der Prinz und alle dessen Anhänger, den Herzog von Vendome nicht aufzugeben, und, in Fall er angegriffen würde, ihm mit offner Gewalt beyzustehen, auch alle ihre Officiers zu ihren Truppen abzuschicken, um solche mobil zu machen, wofern morgen nicht die Verlängerung des Waffenstillstandes in Richtigkeit wäre.

Diesen Abend trafen auch noch die Herrn von Longueville und der Herzog von Tremouille zu Loudun ein.

19.

Nachdem der Prinz alle Prinzen und Herrn von seinem Anhang versammelt und mit ihnen den gestrigen Entschluß bestättigt hatte, wurden würklich einige Officiers, unter andern auch der Herr von Soubise, von ihnen abgeschickt, mit Instructionen und dem Befehl sich auf den ersten Wink fertig zu halten. Diese Herrn befanden sich überhaupt jetzt in großer Unruhe und Erwartung eines gänzlichen Bruchs, so daß sie von nichts sprachen als nach und nach fort zu gehen und zwar schon von morgen an.

Gegen elf Uhr vor Mittag kamen die drey Deputirten von Nimes an Rousré, Breteville und Champeaux, und der Prinz beschloß, sich nach Mittag mit allen Prinzen und Andern zum Herzog von Sully zu begeben.

Ungefehr um Tisch-Zeit traf der erste Courier ein, der von den Deputirten an den König geschickt worden war, daher sie zusammen zum Marschall giengen, um die Depesche gemeinschaftlich zu eröffnen. Nachdem sie dies gethan, sie gelesen und erwogen hatten, kam der Herzog von Nevers hin, dem sie sogleich gezeigt und mitgetheilt wurde. Darauf beschloß man, sogleich zu dem Prinz zu gehen, um ihm die Besorgnisse zu benehmen, worinn er schwebte.

Sie giengen demnach zu dem Herrn von Sully, wo der Prinz sich in Gesellschaft aller Prinzen und Herren, auch der Deputirten von Nimes, befand. Nachdem man sich allerseits niedergelassen hatte, trug der Herr von Villeroy dem Prinzen vor, sie, die königlichen Abgeordneten, hätten Antwort von Hof in Betreff seiner Forderungen, er wolle ihm solche hiemit

mit hinterbringen, und zugleich mit ihm zu verabreden, was er in Anſehung der Waffenſtillſtandsverlängerung verlangte, ſofern ſolches mit den Geſinnungen Seiner Majeſtät beſtehen könnte.

Man ſprach hierauf lange über die Friſt dieſer Verlängerung bis zum 15. März; über die Möglichkeit den Herzog von Vendome mit darinn zu begreifen, wofern er nämlich ſeine Truppen abdankte und von Bretagne entfernte; wie auch über ein Contributionsreglement. Endlich vereinigte man ſich mündlich über einige Artikel, und trug dem Herrn von Pontchartrain auf, ſolche zu Papier zu bringen, und am folgenden Tag dem Secretair des Prinzen zuzuſtellen.

20.

Früh kam der Secretair des Prinzen nebſt dem des Herzogs von Bouillon zu dem Herrn von Pontchartrain, und holte dieſe Artikel für den Prinzen ab, den ſie bey dem Herzog von Bouillon trafen, wo auch der Herzog von Villeroy zum Privatbeſuch war.

Hier wurden alſo dieſe Artikel durchgeſehen, einiges davon verändert und verbeſſert, und dann dem Herrn von Pontchartrain zurückgebracht, der ſolche ins Reine ſchreiben ließ.

Unterdeſſen giengen der Herr von Vic und von Pontchartrain zu dem Herzog von Sully, wo auch der Herr des Bordes-Mercier war, um über Regulirung der Contributionen zu berathſchlagen. Der Herzog ſagte dabey, nach verſchiedenen Äußerungen: das erſte worauf es ankomme, ſey die nähere Beleuchtung der zu beſtreitenden Ausgaben; da nun dies die Löhnung und Verpflegung der Truppen des Prinzen ſey, ſo müſſe

man deren Belauf wiſſen, und dann das Erforderliche ausmitteln. Hierzu aber ſähe er nur drey Wege: entweder klingende Münze, wodurch alle Contributionen wegfielen; oder Abſendung gemeinſchaftlicher Commiſſarien an Ort und Stelle, zu Erhebung der Zahlungen, Rechnungs-Führung und Regulirung des Geſchäfts für künftig nach einem aufgenommenen Schema; oder endlich Beybehaltung des bisherigen Geſchäftsganges, nur nach einer gewiſſen Norm, die jedoch in deſſen dermaliger verworrenen Lage ziemlich ſchwer halten dürfte.

Hierauf wurde ihnen erwiedert: vorerſt müſſe die Ausgabe regulirt werden und zu dem Ende der Prinz die anverlangte Summe zum Unterhalt ſeiner Truppen, deren incompleter Zuſtand dies Orts wohl bekannt ſey, moderiren; auf klingende Münze dürfe man nicht rechnen; die vorgeſchlagene gemeinſchaftliche Commiſſion aber wolle man nicht verwerfen, nur müßte dabey auf Regulirung und Ermäſigung zu Erleichterung des Volks Bedacht genommen werden.

So weit war man, als der Herr von Villeroy den Herren von Vic und von Pontchartrain ſagen ließ, der Prinz, die andern Herrn und die Deputirten von Nimes erwarteten ihrer bey dem Herrn Herzog von Bouillon, wo auch der Marſchall von Briſſac ſey, zu Unterzeichnung der Artikel. Sie giengen daher vom Herrn von Sully, in deſſen Begleitung, dorthin. Hier traten die königlichen Abgeordneten zuſammen, um dieſe Artikel zuvor noch einmal durchzuſehen; ſie nahmen Anſtand an einer Aenderung, die der Prinz einſeitig darinn vorgenommen hatte; nach einigen Debatten ließ man es jedoch dabey bewenden, ſie wurden mundirt und in ihrer jetzigen Form unterzeichnet.

Nach-

Nachmittags fertigten beide Theile ihre Berichte und Schreiben aus, und trafen die zur Bekanntmachung der Waffenstillstandsverlängerung und andern Dingen nöthige Verfügungen. Da der Prinz beschlossen hatte, den Herrn von Thianges an den Herzog von Vendome zu schicken, um solchen in Gemäßheit der geschloßnen Artikel zur Entfernung und Reduction seiner Truppen zu vermögen, so gaben die königlichen Abgeordneten ihm einen Adelichen, Chateau-Regnault, mit, um vermöge der Instruction darauf zu sehen, daß dem Abschluß nachgekommen würde. So schrieben sie auch an den Marschall von Bois-Dauphin zu Angers, um ihm den getroffenen Vergleich zu notificiren, und ihn zu bitten, daß er auf dessen Beachtung von Seiten des Herzogs von Vendome Acht haben möchte.

In einem ausführlichen Bericht meldeten sie alles obige nach Hof, und baten den König, jemand abzuschicken, der den neuen Quartierstand der Truppen des Herzogs von Vendome und überhaupt alles, was sie beträfe, genau beobachte. Auf ihre Bitte an den Herrn Prinzen, diese Truppen von Bretagne zu entfernen, sey diesem die Aeußerung entfallen, er gebe sein Wort, daß er, im Fall auch die Conferenz sich zerschlagen sollte, gesonnen sey, sich dieser Truppen nicht gegen Bretagne zu bedienen, sondern mit ihnen gegen Paris zu marschiren. Der Prinz dringe darauf, daß in Gemäßheit der ersten Artikel des Waffenstillstandes die beiden Compagnien vom Regiment Navarra, Isle Bouchard räumen sollten; und auf die Aeußerung des Herrn von Villeroy, daß er dagegen versprechen müßte, im Fall der Erneurung der Feindseligkeiten den Platz dem König oder jenen beiden Compagnien wieder einzuräumen, habe er erwiedert, dies sey er nicht schuldig, in-

dem er ſelbſt keine Beſatzung darein legen wolle, ſondern hier unter bloß ſuche die Einwohnerſchaft des Orts, als Unterthanen der Herzogin von Tremouille und ihres Sohnes zu erleichtern; ſie ſtellten demnach dem König vor, wie unbedeutend dieſer Platz ſey, wo noch überdies die Proteſtanten im Schloß, dem einzigen, was noch haltbar daran ſey, mit ihrer hergebrachten Beſatzung ſtets im Beſitz geblieben ſeyen. Sie meldeten ferner, der Prinz habe bey ihnen intercedirt für einen Vice-Baillif von Gien, der wegen eines ihm beym Ueberſetzen über den Fluß zu Bonny geleiſteten Vorſchubs extraordinär belangt würde. Schließlich baten ſie um Ratification beygelegter Artikel, und deren officielle Bekanntmachung in allen Provinzen.

Der Prinz ließ dieſen Abend noch bey den Abgeordneten anſagen, morgen werde große Proceſſion des Friedens wegen ſeyn, und nach Mittag könne man gemeinſchaftlich bey der Frau Gräfinn die Geſchäfte beginnen.

21.

Früh ſchickte der Prinz an alle Abgeordnete, und ließ ſie zur Proceſſion und dann zum Diner invitiren. Herr Vignier hatte dieſen Auftrag, und erhielt überall Zuſage.

Die Abgeordnetey verſammelten ſich daher ſämtlich bey dem Herrn von Villeroy, welcher nahe bey der Kirche wohnte, von wo die Generalproceſſion ausgieng. Sobald ſie hörten, daß der Prinz und die andern Herrn in der Kirche angelangt waren, begaben ſie ſich unverzüglich dahin, und ſogleich begann die Proceſſion mit der in Frankreich ſchon gewöhnlichen Unordnung. Man kam in die Hauptkirche, wo Hochamt gehalten wurde, nebſt einer Friedenspredigt

von

von einem Franciscaner, Dante, aus dem Gefolge des Prinzen.

Nachdem dies vorbey war, nahm der Prinz die königlichen Abgeordneten mit ſich zur Mittagstafel; der Marſchall von Briſſac lehnte es jedoch noch in der Kirche ab, ſeiner Unpäßlichkeit wegen; auch der Herr von Villeroy fand Mittel, unter Vorſchützung gleicher Urſachen, es abzulehnen; die Herren von Thou und von Vic, und von Pontchartrain giengen hin.

Die Tafel war groß; der Prinz ſetzte ſich in die Mitte; zur ſeiner Linken, gegen oben nach der Tafel der Graf Soiſſons; rechts die drey Abgeordneten, und unterhalb Herr von Vignier. Gegenüber vom Prinzen der Herzog von Maine, rechts der Herzog von Longueville, links der Herr von Courtenay. Die übrigen Stellen an der Tafel nahmen verſchiedene Cavaliers ein. Kurz nachdem man ſich geſetzt hatte, kamen noch die reformirten Herren, nämlich der Herzog von Bouillon, der Herzog von Sully, der Herzog von la Tremouille der Herzog von Rohan, die vier Deputirten von Nimes und einige Andere; auch der engliſche Geſandte der ſich oben hin ſetzte. Um dieſen Herrn Platz zu machen, mußte man alle die Cavaliers die ſich ſchon geſetzt hatten, wieder aufſtehen und wegs gehen laſſen.

Man wurde gut genug tractirt, beſonders waren die Fiſche vorzüglich ſchön; aber alles ziemlich unordentlich untereinander. Man ermangelte nicht auf das Wohl des Königs, der Königinn Mutter, der Königinn, des Prinzen, des Friedens, der Conferenz, u. d. gl. zu trinken; was hiebey auffiel, war, daß der Herzog von Rohan und einige andere die Geſundheit des Königs von Grosbritannien und des Prinzen von Wallis ausbrachten.

Nach der Tafel beurlaubten die drei Abgeordneten sich von dem Prinzen, welcher sagte, er gehe mit allen diesen Prinzen und Herrn zu der Frau Gräfinn, und werde es ihnen bey dem Herrn von Villeroy oder dem Marschall von Brissac zu wissen thun, wenn es Zeit wäre, daß sie nachkämen.

Sie begaben sich daher zu dem Marschall von Brissac, wurden um 3 Uhr zur Frau Gräfinn abgerufen, und fanden dort den Prinzen, die Herzoge und Pairs und andere Kronbeamte, auch die Deputirten von Nimes. Nachdem die königlichen Abgeordneten sich niedergelassen hatten, eröffnete der Prinz die Conferenz, stellte vor, warum man versammelt sey, wie lebhaft er und seine Freunde wünschten, einen guten Frieden zu erzielen; wie er desselben von Seiten des Königs überzeugt sey und daher dem besten Erfolg von dieser Conferenz entgegen sehe; den Geschäftsgang desto mehr zu erleichtern und zu beschleunigen, hätten sie ihrer Seits einen Ausschuß aus ihrem Mittel erwählt, nämlich die Herrn von Bouillon, von Sülly, von Thianges und von Courtenay, nebst einem der Deputirten von Nimes, welche forthin unausgesetzt mit den königlichen Abgeordneten arbeiten würden; er ersuchte sie demnächst ihre königliche Vollmacht zu produciren, und wünschte, daß sie vorläufig mit ihm als einen Hauptpunct festsetzen möchten: vor Erörterung aller Propositionen nichts einzeln abzuschließen.

Der Marschall von Brissac nahm hierauf das Wort mit einem dem Gegenstand angemessenem Vortrag, versicherte den Prinzen und die andern Herrn der guten und aufrichtigen Gesinnungen des Königs für das Wohl und die Ruhe Seines Reichs und die Bei-

le-

legung der Unruhen, wie auch Seiz gnädiges Wohlwollen gegen die Herrn insgesammt, wie sie (die königlichen Abgeordneten) befehligt seyen, ihnen mit Wort und That dieses zu beweisen durch möglichsten Vorschub in allem Guten; dann gaben sie ihre Zustimmung zu dem letzten Punkt im Vortrag des Prinzen, und übergaben hierauf das königliche Commissarium.

Dies wurde von dem Gegentheil gelesen und mangelhaft befunden, indem darin der Deputirten von Nimes nicht in der verabredeten Form Meldung geschah, sie auch einige Clauseln als unnöthig wegwünschten.

Die Abgeordneten sahen sich hierdurch veranlaßt, noch denselben Abend nach Hof zu schicken, um die Vollmacht in möglichster Eile umändern zu lassen, wiewohl sie übrigens die Zusage erhalten hatten, daß dadurch die Geschäfte einstweilen nicht gehemmt werden sollten; sie fügten gutachtlich bey, es dürfte bey der gegnerischen Kälte und deren Spitzfündigkeiten, wohl gethan seyn, sich immer mehr in Verfassung zu setzen, indem auf alle Fälle dadurch mehr Ernst und Leben in ihren Verhandlungen bewürkt werden würde. Ferner möchten Seine Majestät einen königlichen Kassier (treforier de France) nach Loudun schicken, um über die prinzlichen Contributions-Ansinnungen zu verhandeln, und wo möglich solche zu reguliren u. d.

22.

Früh verfügten sich die königlichen Abgeordneten nach der Wohnung der Frau Gräfinn, wo sie auch die prinzlichen Commissarien vorfanden, bis auf den Herrn von Thianges, welcher abwesend war, wogegen sich aber alle vier Deputirte von Nimes anwesend befanden.

Nachdem man allerſeits Platz genommen hatte, fing der Herzog von Bouillon an: der Hauptgegenſtand dieſer Verſammlung ſey die Wiederherſtellung der Ruhe im Reich. Mehrere Gründe hätten zuſammengewürkt, um die Prinzen und andre zu beſtimmen, die Waffen zu ergreifen, für das allgemeine Beſte ſowohl, als ihre beſondre Sicherheit; der erſte und Hauptpunkt worauf ſie, in gemeinſchaftlichem Pflichtgefühl mit dem ganzen Publicum, antrügen und drängen, wäre eine ſchärfere und der Schwärze der That angemeſſenere Unterſuchung über die Ermordung des Königs.

Der Marſchall verſetzte hierauf: unmöglich könnte ihnen die Unterſuchung dieſes Frevels und die Beſtrafung der Frevler näher am Herzen liegen, als dem König und der Königinn Mutter, wie auch allen deren Getreuen; indeſſen müſſe er erinnern, daß reden und discuriren nicht der gerade Weg ſey, der zu Erzielung einer Uebereinkunft hier führe; ſchriftlich müſſe man verfahren.

Hier nahm der Herr von Villeroy das Wort und fuhr fort: ja, ſchriftlich müßten ſie communiciren, was ſie vorzubringen hätten, und ebenſo werde man ihnen dann auch antworten, und dann wenn etwas zu ſagen und zu verhandeln ſey, könne man conferiren.

Der Herzog von Bouillon und der Herzog von Süllly wollten das Gegentheil behaupten, wenn man erſt über einen jeden Punct conferirt habe, könne man blos das Reſultat niederſchreiben; der Herr von Villeroy verwarf aber dies, indem man ſo die Zeit mit Reden verderbe, und dann, wenn man etwas niederſchreiben wolle, immer erſt wieder von vorne anfangen müſſe, er könne alſo nicht vom ſchriftlichen Verfahren abſtehen, zumal es in ähnlichen Gelegenheiten jederzeit ſo gehalten worden ſey.

Die

Die beiden Herrn verſetzten hierauf, ſie wollten darüber erſt mit dem Prinz conferiren, und wollten dann nach Mittag Auskunft geben; was ſie auch thaten, indem ſie um zwei Uhr dem Herrn von Villeroy durch den Herrn des Bordes-Mercier vier Artikel zur Beantwortung zuſtellen ließen: 1) Unterſuchung des verübten Königsmords; 2) Zugeſtehung des erſten Artikels des Bürgerſtandes in der letzten Reichstagsinſtruktion, (art. cahier des états) die Souverainität des Königs betreffend; 3) Aufhebung der von der Geiſtlichkeit geſchehenen Publication des Tridentiniſchen Conciliums; und endlich 4) Schutz der Reformirten im Genuß der ihnen zugeſtandenen Edicte und Declarationen, wie auch Reviſion ihrer letzt eingereichten Vorſtellungen.

Der Herr von Villeroy verfügte ſich hierauf ſogleich mit den andern Abgeordneten zu dem Marſchall von Briſſac, wo man dieſe Artikel durchlas, erwog, die darauf dienlich erachteten Antworten verabredete, zu Papier bringen, mandiren und zugleich an den Herzog von Bouillon überbringen ließ, und zwar durch den Herrn von Pontchartrain, der ſogleich ſich andre zur Erörterung ausbitten ſollte, indem die Reformirten morgen den ganzen Tag einen allgemeinen Buß- und Faſttag hätten, daher die königlichen Abgeordneten während der hiedurch verurſachten Ausſetzung der Conferenz, gern an der Antwort arbeiten möchten, welche dann Mittwochs frühe ſchon eingereicht werden könnte, um ſo die Geſchäfte zu beſchleunigen.

Der Herr von Pontchartrain fand den Herzog von Bouillon bey der Gräfinn von Soiſſons in Geſellſchaft aller Commiſſarien, denen er die gedachte Beantwortung behändigte, mit Bitte, ihm des Zeitgewinns wegen, andre, je mehr je lieber, zuzuſtellen.

Man

Man machte ihm auch Hoffnung, daß morgen früh welche folgen sollten.

Man hatte an diesem Tag beschlossen, gemeinschaftlich Commissarien in die Dörfer, Flecken und Steuer-Kreise abzuschicken, um die prinzlichen Contributionserpressungen zu untersuchen und abzustellen, indem er sich mit der Erhebung der Steuer vom laufenden Quartal in den ihm den Waffenstillstand hindurch überlassenen Ortschaften begnügen sollte. Dieß war jedoch vergebens; denn wenn die königlichen Abgeordneten darauf dringen wollten, gab man ihnen zu verstehen, daß man nicht Lust dazu habe.

23.

Die Reformirten feierten einen allgemeinen Buß- Bet- und Fasttag um den Frieden, wie sie sagten, und deswegen war keine Conferenz. Die königlichen Abgeordneten standen in der Erwartung, man würde ihnen früh wieder einige Artikel zur Erörterung bringen, wie man gestern dem Herrn von Pontchartrain und früh noch einigen von ihnen Hoffnung gemacht hatte; sie warteten aber vergebens, denn es kam nichts, außer einer königlichen Depesche mit der Ratification und Approbation der Waffenstillstand-Verlängerungs-Artikel, nebst Beantwortung einiger besondern Punkte.

Gegen sechs Uhr Abends kam der Garde-Lieutenant des Prinzen zum Herrn von Villeroy und brachten ihm ein Papier mit vier andern Artikeln, mit dem Vermelden, daß er ihm dieß von Seiten des Prinzen zustellen solle. Er verschob deren gemeinschaftliche Durchsicht auf morgen.

24.

Früh verſammelten die Abgeordneten ſich bei dem Marſchall von Briſſac, um die Beantwortung der geſtrigen vier Artikel zu berichtigen. Man arbeitete daran, und brachte ſie zu Papier. Unterdeſſen lief ein königliches Schreiben ein, vom 23 Abends, mit der abgeänderten Vollmacht, worauf ſie ſogleich zu der Frau Gräfinn giengen, wo ſie die Commiſſarien des Prinzen nebſt zwei Deputirten von Nimes, Desbordes und Rouvre, fanden.

Man conferirte miteinander über die vier erſtbeantworteten Artikel, über die man ungefehr einverſtanden blieb, bis auf den zweiten, wo jene etwas beſtimmteres verlangten, als die Abgeordneten geſetzt hatten.

Dieſe übergaben zugleich den Entwurf der Antwort auf die vier letztern Artikel, mit Bitte, ſolche durchzuſehen, und nach Mittag darüber zu conferiren, auch ſoviele Artikel als möglich zuſammen zu machen und ihnen ſoviel ſie hätten, auf Einmal zu übergeben, das man unausgeſetzt fortarbeiten könnte, was die Commiſſarien auch verhießen.

Dieſe ſtellten hierauf den Abgeordneten die Antwort auf die Vorſtellungen der Reformirten zu Poitiers zu, um ſolche durchzuſehen, und zu beachten, worin man ihnen gefällig ſeyn könnte. Endlich zeigten die Abgeordneten ihnen noch die nach Verlangen abgeänderte königliche Vollmacht.

Nachmittags ſchickten die Commiſſarien den Abgeordneten ein Formular einer Antwort zu, wie ſie ſolche auf den zweiten der vier erſten Artikel gewünſcht hät-

hätten; allein dies Formular wurde nicht angenommen, weil darin die Commissarien es darauf anzulegen schienen, den König mit dem Papst zu vereinigen. Sie thaten zugleich zu wissen, die Abgeordneten möchten für heute nicht weiter zur Conferenz kommen, indem sie selbst alle zusammen mit dem Prinzen und den übrigen Herrn an Entwerfung aller rückständigen Artikel zu arbeiten gedächten, um ihnen solche wo möglich alle auf Einmal zu behändigen, wenigstens was Hauptsachen beträfe, damit so der Geschäftsgang beschleunigt würde. Die Abgeordneten bezeugten ihre Zufriedenheit hiemit.

An eben dem Tage früh trug der Herzog von Bouillon darauf an, bei dem König eine Declaration auszuwürken, worin allen, der Conferenz wegen zu London befindlichen Prinzen, Herrn und Particuliers nebst ihrem Gefolge ein General-Paßport bewilligt wurde, um sich vierzehn Tage lang nach Ablauf des Waffenstillstandes in voller Sicherheit hinwenden zu können, wo es ihnen beliebte.

Der Herzog äußerte dabei zugleich, wie der Prinz wünschte, man möchte ihm zu lieb den Präsidenten le Jay frey zu ihm lassen, gegen Versicherung, daß er solchen, wenn auch die Conferenz sich zerschlagen sollte, dem König wieder sicher überliefern werde. Man versprach ihm, dies dem König vorzutragen.

Der Prinz und seine Anhänger wurden an diesem Tag stutzend über die Nachricht, daß der König sich anschicke, von Tours mit seinem ganzen Hof nach Blois zu gehen; daß Er von Paris nach Orleans zwölf Kanonen nebst Munition zu zwanzigtausend Schüssen haben kommen lassen; daß Er endlich in und ausser dem

Reich

Reich ſtark werben laſſe, woraus ſie natürlich auf große Entwürfe ſchloſſen.

25.

An dieſem Tag wurde nicht viel gethan. Früh benachrichtigte man ſie, der Herzog von Bouillon leide an der Gicht, und müſſe im Bette bleiben, weswegen der Herr von Villeroy ihn beſuchte, um privatim mit ihm zu conferiren. — Der Marſchall von Briſſac machte dem Prinzen einen Beſuch, und ſo verſtrich der Vormittag ohne daß etwas gethan wurde.

Gegen Mittag wurden die Abgeordneten vom Herzog von Bouillon benachrichtet, daß man nach Mittag abermals nicht zuſammentreten könne, indem beym Prinzen noch einmal Rath gehalten werde, um ihre Artikel vollends zu Stand zu bringen, und ſolche wo möglich auf den Abend alle miteinander zu übergeben. Die Abgeordneten beſchäftigten ſich daher den ganzen Nachmittag mit der Durchſicht der Vorſtellungsſchreiben der Reformirten, um zu ſehen, wiefern man etwas für ſie thun könnte.

Die Mutter des Prinzen und der Herzog von Luxemburg langten zu Loudun an.

26.

Morgens warteten die Abgeordneten auf die verſprochenen Artikel. Endlich, als ſie ſämmtlich bey dem Herrn von Villeroy waren, kam um 11 Uhr der Secretair des Herzogs von Bouillon, Herr Juſtel, hin und brachte ſie. Sie gemeinſchaftlich durchzugehen, kam man nach Mittag bey dem Marſchall zuſammen. Man ließ auch den Herzog von Nevers dazu bitten.

Nach

Nach diesem giengen die Abgeordneten zur Wittwe Condé, um sie zu becomplimentiren. Von da besuchten sie die Gräfinn von Soissons, um sie zu bitten, daß sie ihren Einfluß anwenden möchte, um die Gemüther zu mildern und die harten Forderungen herab zu stimmen. Dann gieng man wieder nach der Wohnung des Herrn von Villeroy zurück, wo der Herzog von Nevers sich einfand.

Man conferirte hier über die eingereichten Forderungen, und beschloß endlich, sie abschriftlich an den König zu schicken, um sich Verhaltungsbefehle zu erbitten, und dabei vorzustellen, wie sehr nothwendig es sey, die Antworten darauf schriftlich abzufassen und zwar solche, daß wenn der Prinz sich nicht damit begnüge, es wenigstens jedem in die Augen fallen müsse, wie gut und aufrichtig die Gesinnungen Seiner Majestät gewesen seyen, trotz den gegnerischen Bemühungen, dem Publicum durch die scheinbar und verfänglich eingerichteten Anträge, dem Publicum Sand in die Augen zu streuen. Sie baten dabei den König noch nicht sobald von Tours wegzugehen, wie verlauten wolle, indem dies von nachtheiligen Folgen für ihre Unterhandlungen seyn dürfte; auch baten sie, Clermont in Beauvoisis die Garnison abzunehmen, der Gräfinn von Soissons zu gefallen, die sie darum gebeten haben; dies wurde ihnen auch bewilligt.

25.

Den Vormittag brachte man in Andacht und mit einigen kleinen Geschäften hin. Gleich nach der Mittagstafel kamen der Prinz und der Herr von Courtenay zu dem Herrn von Villeroy, bei dem sie noch den Marschall von Briffac und den Herrn von Pontchartrain antrafen. Man unterhandelte daselbst über die neue

Ein-

Einrichtung des königlichen Staatsraths, worüber man ein Reglement aufsetzte.

29.

Früh giengen die Herrn von Brissac und von Villeroy zu dem Herzog von Bouillon, um Geschäfte zu verhandeln, und die Herrn von Thou, von Vic und von Pontchartrain conferirten bei ersterm mit den vier Deputirten von Nimes über die zu Poitiers ertheilten Antworten auf die Vorstellungen von Grenoble, und über die Mittel, sie günstiger zu behandeln. Sie brachten damit den ganzen Vormittag zu, und setzten die Fortsetzung dieser Materie auf ein andermal aus.

Alle Abgeordneten dinirten bey dem Marschall von Brissac, wobei sich auch der Herzog von Nevers befand. Man erhielt auch dort die königliche Depesche mit der Antwort auf die vom Prinzen eingereichten Artikel. Man sah sie durch und beschloß nach deren Erwägung daraus und aus den eignen Entwürfen der Abgeordneten die Antwort für den Prinzen aufzusetzen. Von hier giengen die Herrn von Thou, von Vic und von Pontchartrain noch zu ersterm, um die morgens abgebrochene Conferenz mit den Deputirten von Nimes fortzusetzen.

An eben dem Tag langte der Herzog von Vendome zu Loudun an. Alle Prinzen und Herrn giengen ihm entgegen, besonders der Prinz mit mehr als zweihundert Adelichen und einem starken Gefolge. Sie begleiteten ihn zur Gräfinn Soissons, und dann zur Prinzessinn Mutter, und endlich begab er sich nach seinem eignen Quartier. Mit der Vorstellung seiner starken Macht, die er auf zehntausend Mann angab, blähte er ihnen den Muth wieder dergestalt auf, daß man von

seiner Ankunft an die meisten auffallend kälter fand, und weit weniger geneigt zum Frieden, denn zuvor.

M ä r z

1.

Da gestern dem Marschall von Brissac gesagt worden war, der Prinz würde heute bey dem Herzog von Bouillon seyn, wo er wünschte, daß wir uns ebenfalls einfinden möchten, so giengen wir alle hin, und fanden den Prinzen nebst allen den übrigen Herrn daselbst, welche sich zu ihrer besondern Berathschlagung versammelt hatten und uns gar nicht vermutheten.

Man sprach mit ihnen von den Erpressungen aller Art, denen das Volk von allen Seiten ausgesetzt wäre, besonders an der Loire von den Herrn von Vendome und von Soubise, um deren Einstellung es bat, wie ihm ja auf den Anfang des Märzmonats Hoffnung gemacht worden wäre. Sie fanden aber den Prinzen nicht mehr so gesonnen. Er antwortete ihnen blos: der Waffenstillstand laufe noch zehn bis zwölf Tage, und es sey unmöglich noch vor Ablauf dessen dies ins Reine zu bringen. Es gab daher würklich einigen Wortwechsel und Zwiespalt.

Der Prinz fieng von der Einquartirung der Truppen des Herzogs von Vendome an, wofür gesorgt werden müßte, und erhielt zur Antwort, man sey über den Waffenstillstand dem Prolongationstractat nicht nachgekommen, indem die Truppen statt von Bretagne weg gegen Vendomois, Normandie und Maine hin verlegt zu werden, just näher an Bretagne gewiesen worden wären. Hiegegen versetzte man, dies sey aus Mangel

gel an Quartieren in jenen Gegenden geſchehen, welche nicht ſo bald hätten eingerichtet werden können, indem die königlichen Truppen bis dahin dort geſtanden hätten.

Endlich überreichten die Abgeordneten dem Prinzen noch ihre Beantwortung der communicirten Artikel und Forderungen und entfernten ſich.

Der Prinz und ſeine Anhänger beſchäftigten ſich mit deren Durchſicht, zu welchem Ende ſie nach Mittag noch einmal zuſammentraten. Abends ließ man denn die Abgeordneten wiſſen, daß man gar nicht damit zufrieden ſey, und es hatte ganz das Anſehen, als wäre es ihnen mehr darum zu thun, die Sachen zu einem Bruch, denn zu einer endlichen Uebereinkunft zu leiten. Daran war hauptſächlich der Herzog von Ventome mit ſeinen großen Vorſpiegelungen ſchuld; auch würkte das wohl mit, daß ſie Nachricht haben wollten, der König habe Seine Armee auf den 25. d. M. zuſammen beordert, weswegen ſie ein Gleiches beſchloſſen.

2.

Früh begaben die Abgeordneten ſich nach der Wohnung des Herzogs von Bouillon; wo ſich die Commiſſarien des Prinzen befanden, um über die geſtern inſinuirten Beantwortungen zu conferiren, wobei ſie ihren Mißmuth und die Unzufriedenheit des Prinzen an den Tag legten, und bey Durchgehung der einzelnen Artikel näher angaben, jedoch vereinigten man ſich bey den meiſten noch über eine annehmliche Auskunft.

An eben dem Morgen führte der Herzog von Bouillon ſtarke Beſchwerden über die erhaltene Nachricht, daß der Herzog von Epernon ein ſtarkes Corps

zusammengezogen habe, mit dem er in Limosin stehe, wo er alle Flecken und Städte damit belege, und sogar auf seine (Bouillons) Wickgrafschaft, Turenne, anrücke.

Nachmittags traten die Abgeordneten noch einmal besonders zusammen, um die Vorstellungen der Reformirten durchzusehen, und giengen dann alle miteinander zu dem Herrn von Villeroy, um über Mittel zu berathschlagen, wie man sich etwa mit den Commissarien in Ansehung der ertheilten Antworten schicklich vergleichen könnte.

Der Graf von Suze traf zu Loudun ein. Er trug eben nicht dazu bey, den Frieden zu beschleunigen.

3.

Früh versammelten die Abgeordneten sich bey dem Herrn van Villeroy, wo auch der Herzog von Nevers beiwohnte, um sich noch einmal zu berathschlagen, wie sich allenfalls gedachte Antworten zu Befriedigung der prinzlichen Commissarien einrichten ließen. Mühsam glaubten sie endlich alles ausgemittelt zu haben, wie die Andern es wünschen könnten, und es auch in der vorhergehenden Conferenz ungefähr zufrieden zu seyn geschienen hatten.

Nachmittags nahm man abermals die Vorstellungen der Reformirten vor, und gegen zwei oder drei Uhr begab man sich nach der Wohnung der Frau Gräfinn, wo sich alle Commissarien des Prinzen einfanden, um über die abgeänderten Antworten zu conferiren, die man jetzt gänzlich zu erledigen hoffte. Allein weit entfernt solche bey der Verlesung zu acceptiren, fiengen sie

bey

bey jedem Punct an zu kritteln und Ausſtellungen herumzuholen, unerachtet man ſolche nach den geſtrigen Aeuſſerungen ermäſigt hatte.

Als man an den ſiebenten Artikel kam, die Beobachtung der die Reformirten zu Grenoble betreffenden und zu Poitiers eingereichten und beantworteten Edicte, Artikel und Decrete betreffend, und die Abgeordneten nun in den allgemeinen Artikeln fortfahren und zum achten ſchreiten wollten, indem dieſe Specialia nachher vorgenommen werden könnten und ſollten, weigerten die Commiſſarien ſich deſſen ſchlechterdings, und behaupteten, da dieſer ſiebente Artikel deren Meldung thue, müßten ſie auch erſt vorgenommen und erledigt werden, denn es wäre ihnen nur zu gut bekannt, man möchte über die allgemeinen Artikel übereinkommen oder nicht, ſo würde man vielleicht von jenen beſondern Vorſtellungen der Reformirten einen Vorwand nehmen, zu brechen.

Darüber wurde man beiderſeits etwas hitzig, um ſo mehr, da die Abgeordneten ſchon in den vorhergegangenen Aeuſſerungen ſo viel Kälte und Spitzfündigkeit wahrgenommen hatten, daß ein gänzlicher Bruch nahe war. Würklich ſtand man auch allerſeits ſchon auf um auseinander zu gehen. Doch traten die Abgeordneten erſt noch zuſammen, um ſich untereinander zu beſprechen, wie ſie ſich zu verhalten hätten, und beſchloſſen endlich, darüber wegzugehen, den Commiſſarien hierin nachzugeben, und zu ſehen, ob ſie ſich weiterhin billiger finden laſſen würden.

Man ließ ſich demnach allerſeits wieder nieder und nahm die Vorſtellungen der Reformirten vor, woran man bis in die Nacht arbeitete, ohne jedoch weit darinn zu kommen; denn die Gemüther waren nun einmal ſo

aufgebracht, daß die Abgeordneten jeden Antrag, die Commissarien jede Antwort übel aufnahmen.

Als man auf den Abend auseinandergehen wollte, fragte sichs, ob man morgen wieder zusammentreten würde. Da sagte denn der Herzog von Bouillon, es sey unnöthig, denn es komme so weiter nichts heraus dabei, als daß man sich ärgere. So gieng man denn sehr übel auf einander zu sprechen, weg, und es blieb sogar zweifelhaft, ob nicht ein würklicher Bruch erfolgen würde.

Noch am nämlichen Abend giengen jedoch die Herrn von Bouillon und von Sülly jeder für sich, zu dem Prinzen, trugen ihm den Hergang und jetzigen Stand der Sachen vor, und aus dem Erfolg war abzunehmen, daß das Benehmen des Herzogs von Bouillon beym Schluß absichtlich gewesen sey, weil sein Scharfsinn wohl einsah, daß bey den Conferenzen, wenn sie auf diesen Fuß fortgesetzt würden, nichts herauskommen werde, als daß man die Zeit mit Stichelreyen und Zänkereyen verderbe, daher er den Prinzen dahin vermochte, solchen in Zukunft selbst beizuwohnen, und die andern Herrn von seiner Parthei dahin zu stimmen, daß sie hierein willigten, wogegen er ihnen Tag für Tag von den jedesmaligen Verhandlungen Bericht ertheilen wollte. Die Anwesenheit dieses Herrn mußte, wie er richtig berechnete, jeden in seinen Schranken erhalten, und dadurch der Geschäftsgang ordentlicher und schneller werden, der sonst durch Ausbrüche der Leidenschaft oder des bösen Willens der einzelnen Theilhaber gehemmt und erschwert wurde.

4.

Früh kam der Herzog von Bouillon und etwas später auch der Herzog von Sülly zu dem Herrn von Vil-

Villeroy, und machten beide Hoffnung, daß die Sachen wieder in Gang gebracht werden dürften. Der Herzog von Bouillon entdekte ihm die Art, wie dies geschehen könnte, und zugleich, warum er so verfahren sey.

Der Prinz berief an eben dem Morgen die Herrn seiner Parthey und die Deputirten zusammen; die Gräfinn, in deren Haus man sich versammelte, der Graf, der Herzog von Nevers, der Englische Gesandte und andre wohnten ebenfalls mit bey. Es wurde vorgetragen, was gestern zwischen den königlichen Abgeordneten und den Commissarien vorgefallen sey, und wie solche sehr unzufrieden auseinander gegangen seyen; daß man daher auf Maasregeln sinnen müsse, einen gänzlichen Bruch zu verhüten. Nachdem man die Stimmung beider Theile, in Ansehung der Fortsetzung der Conferenzen erforscht und erwogen hatte, wurde endlich als das diensamste Mittel hiezu vorgeschlagen, daß der Prinz forthin den Conferenzen neben den ernannten Commissarien, in Person beiwohnen, den Herrn seiner Parthey jedoch von allen Verhandlungen vollständige Auskunft ertheilen, auch in schwierigen Fällen jedesmal Rücksprache mit ihnen nehmen sollte.

Nachdem dies unter ihnen beliebt worden war, ließ der Prinz sogleich die königlichen Abgeordneten davon benachrichten, mit Bitte, sich nach Tisch bei dem Herzog von Bouillon zur Conferenz einzufinden.

Indessen beschwerte er sich sehr aus Veranlassung einer (ungegründeten) Nachricht. Der König habe zwei oder drei Compagnien Schweizer von Poitiers kommen lassen, um sie nach Nantes zu schicken, so, daß deren Marschroute durch die ihnen angewiesenen Cantons gehen sollte; ja man melde ihnen sogar, daß

ſolche bereits auf Thouars und Doué im Anmarſch wären; ſie beſorgten, ihre Leute möchten dies nicht dulden, und könnten in der That nicht dafür ſtehen, daß ſie ſolche nicht angriffen, wo ſie vielmehr ihre Schuldigkeit thun würden. — Dies verurſachte, daß man einen Adelichen den Schweizern entgegenſchickte, um ſie eine andere Route einſchlagen zu laſſen; es fand ſich aber, daß ſie weder von Poitiers aufgebrochen, noch auch dazu beordert wären.

Nach Mittag verſammelte man ſich bey dem Herzog von Bouillon, wo der Prinz ſich mit den Commiſſarien befand, und wo man bis Abends um acht Uhr beyſammen blieb, und unausgeſetzt über die General-Artikel ſowohl, als über die zu Poitiers eingereichten Deſideria der Referenz conferirte. Der Reſt wurde auf morgen verſchoben.

§.

Früh begaben die Abgeordneten ſich zum Herzog von Bouillon, wo der Prinz und ſeine Commiſſarien ſich befanden. Man arbeitete wieder, und zwar mit ſolchem Fleiß, daß in dieſer und der geſtrigen Sitzung allein mehr gethan und erledigt wurde, als bisher in vierzehn Tagen nicht. Man muß bekennen, wäre der Prinz der einen ſtarken Eifer zu Beylegung der Sache zu erkennen gab, nicht zugegen geweſen, man würde aus erwähnten Gründen wohl nie damit zu Stand gekommen ſeyn.

Der Prinz ſprach hierauf auch mit den Abgeordneten von Verlängerung des Waffenſtillſtands, und ſie verſprachen ihm, deshalb nach Hof zu ſchreiben.

Nach Mittag kamen alle Abgeordnete bey dem Marſchall von Briſſac zuſammen, um das Schreiben

nach Hof, in Betreff der Vorfallenheiten von den letztern Tagen her miteinander zu verabreden. Als sie so beysammen waren, kam auch der Herzog von Nevers hin, und ersuchte sie im Namen des Prinzen, zur Gräfinn von Soissons zu kommen, wo er sie erwarte.

Sie giengen hin und fanden beym Prinzen die meisten andern Herrn. Er sprach sogleich mit ihnen von der verlangten Verlängerung des Waffenstillstands, und erklärte ihnen, so angelegentlich man auch an dem Vergleich arbeite, so werde doch alles fruchtlos seyn, wenn man nicht diese Verlängerung jetzt gleich festsetze, indem alle Prinzen und Herren sieben bis acht Tage Zeit zu ihrer ruhigen Entfernung verlangten, und daher jetzt schon vorhätten, in zween oder drey Tagen Loudun zu verlassen; wären aber diese einmal fort, so wäre es ihm unmöglich, allein weiter zu negoziren.

Die Abgeordneten baten ihn hierauf um Frist, den König davon zu benachrichten; er meynte aber: dies gienge der Sicherheit und der dringenden Lage wegen nicht an, weswegen denn die Abgeordneten sich entschlossen, ihm diese Verlängerung auf fünf Tage selbst zuzugestehen, bis der König auf ihren Bericht nach eigenem Ermessen solche Frist vielleicht noch weiter hinaussetzte. Man fertigte sogleich die nöthigen Urkunden hierüber aus, welche vom Prinzen und den Abgeordneten unterzeichnet und von letztern nach Hof geschickt wurden. Auf beygefügten Bericht setzte der König die bestimmte Verlängerungsfrist von fünf auf zehn Tage, welche bis zum 25. dieses Monats liefen.

Die Abgeordneten arbeiteten hierauf noch mit dem Prinzen und seinen Commissarien an Durchsicht einiger andern Artikel der Reformirten und an Regulirung

noch einiger Angelegenheiten, wobey er ihnen auch noch einige Artikel derer von la Rochelle zur Einsicht zustellte.

Ehe man auseinanderging, kam noch zum Vortrag, daß es wohl gut seyn dürfte, wenn einige der Abgeordneten sich nach Hof verfügten, theils um dem König über den ganzen Verlauf der Conferenz von Anfang an, besonders die letztern Tage her, mündlichen Bericht zu erstatten, theils um fernere Verhaltungsbefehle einzuholen, besonders in Betreff verschiedner besondern Anträge, mit denen man hervorzurücken anfieng. Man schlug demnach vor, daß der Marschall von Briſſac und die Herrn von Villeroy und von Pontchartrain am folgenden Tag dahin abgehen, die Herrn von Thou und von Vic aber bey dem Prinz bleiben sollten. Von Villeroy und von Pontchartrain beurlaubten sich auch würklich noch an diesem Abend von der Frau Gräfinn von Soiſſons.

6.

Früh machte der Prinz dem Herrn von Villeroy noch einen Besuch, wobey er ihm einen Aufsatz von mehrern besondern Forderungen zustellte, und ihn bat, das Friedensgeschäft möglichst zu erleichtern, und zu erkennen zu geben, wie sehr Er seiner Seits dazu geneigt wäre. Mehrere der andern Prinzen und Herrn machten noch ähnliche Besuche bey dem Marschall von Briſſac und dem Herrn von Villeroy. Der Herzog von Nevers erbot sich, die Reise mit zu machen, welches Anerbieten mit Dank angenommen wurde. Die Herrn von Villeroy und von Pontchartrain beurlaubten sich bey dem Prinzen in seinem Logis, und dann auch bey der Prinzeß Wittwe. Auf den Abend reisten sie ab bis Chinon, wo der Herzog von Nevers und

der

der Marſchall von Briſſac ebenfalls eintrafen. Die Herrn von Thou und von Vic blieben zu Loudun.

7.

Sämmtliche erſtgenannte Herrn trafen Abends zu Tours ein, und verfügten ſich miteinander um ſechs Uhr zu der Königinn Mutter, wo ſie dem König und Ihr aufwarteten, und kürzlich Bericht abſtatteten, von allen ſeitherigen Verhandlungen und Vorfällen zu Loudun, der Lage worinn ſie die Angelegenheiten hinterlaſſen hatten, der Stimmung der verſchiedenen Gemüther, und weſſen man ſich überhaupt davon zu verſehen hätte.

8. 9. 10. 11. 12.

Dieſe Tage über blieben ſie zu Tours, und waren damit beſchäftigt, ſowohl im Staatsrath als in Gegenwart Ihrer Majeſtät umſtändlich und mit Belegen Bericht zu erſtatten von allen bisherigen Verhandlungen; ſie erbaten ſich Verhaltungsbefehle in Anſehung der noch nicht erledigten Punkte, auch wegen der beſondern dem Herrn von Villeroy ſchriftlich zugeſtellten Anſinnungen, und beurlaubten ſich endlich von Ihrer Majeſtät Sonnabend Abends, in der Abſicht am folgenden, 14. dieſes Monats wieder nach Loudun zurückzugehen.

Unterdeſſen machten der Prinz und der Graf und die Gräfinn Soiſſons eine Spazierreiſe nach Fontevrault, gegen den Rath der Herrn von Thou und von Vic, welche bey ihnen geblieben waren, und wohl vorherſahen, was nachher auch erfolgte. Während ihrer Abweſenheit nämlich traten die Herrn von Rohan, von Vendome, von Sully und einige andere zuſammen, und brachten unter ſich zur Sprache, man achte bey dieſer Unterhandlung ihrer nicht nach Verdienſt;

be-

besonders hätten sie sich über den Prinzen und den Herzog von Bouillon zu beschweren, deren Befriedigung man sich allein angelegen seyn lasse, und die dann sich nicht weiter um sie bekümmern würden; sie hätten das Geld, die Mannschaft und die Plätze in Händen, seyen also die wichtigsten, indem sie züchtigen oder loslassen könnten.

Während sie dergleichen besondere Berathschlagungen hielten, trat der Herzog von Candale, der jetzt nach Loudun kam, ihnen willig bey, da er ohnehin gern die Unterhandlungen vereitelt hätte; auch den Herzog von Longueville zogen sie mit hinein, der zuvor sich zu einem Mittelweg in Ansehung der Schleifung der Citadelle von Amiens hatte verstehen wollen, nun aber auf ihr Zureden wieder zurücktrat. Sie beschlossen auch, zu verhindern, daß der Tausch des Prinzen mit seinem Gouvernement Guyenne gegen das von Berry nicht vor sich gienge; auch die Prinzeß Mutter schlug sich zu ihnen, indem sie ebenfalls den Frieden nicht wünschte.

Der Herzog von Maine nahm sich der Sache nicht an, und so gerieth denn alles in Unordnung und Verwirrung; ja in einer Berathschlagung unter ihnen, wobey der Herzog von Bouillon sich befand, wurde der Herzog von Rohan sehr laut, und sprach sehr bitter gegen Bouillon.

Endlich kam doch der Prinz zurück, besprach sich mit den Herrn, und besänftigte sie so weit, daß er in einer eigenen Versammlung mit Rath und Hülfe des Herzog von Bouillon die ganze Zänkerey so ziemlich beylegte, doch nicht ohne daß dabey auf beiden Seiten noch viel Bitterkeit zurückgeblieben wäre.

13.

Der Herzog von Nevers, der Marſchall von Briſſac, der Herzog von Villeroy und der Graf von Pontchartrain reiſten alſo von Tours ab, und hielten das erſte Nachtlager zu Azy am Indre.

14.

Am folgenden Tag ſetzten ſie ihre Reiſe nach Loudun fort. Die Herrn von Thou und von Vic kamen ihnen beynahe eine Meile vor die Stadt entgegen. Eine Viertelmeile vor der Stadt trafen ſie auch die Gräfinn Soiſſons auf einer Spazierfarth, und machten ihr das Compliment. Sie traten bey dem Prinzen ab, der ſie erwartete und unter der Hausthüre empfieng, und auf ſein Zimmer führte, wo ihm die Schreiben des Königs und der Königinn Mutter überreicht wurden. Man ſprach dabey bloß von allgemeinen Dingen, und verſchob Geſchäfte auf morgen. Beym Weggehen begleitete der Prinz ſie wieder bis unten. — Von hier giengen die Abgeordneten nach der Wohnung des Marſchall von Briſſac, um ſich über ihr Verhalten für Morgen zu beſprechen.

15.

Früh verſammelten die Abgeordneten ſich nochmals beym Marſchall von Briſſac, um miteinander zu conferiren. Der Prinz und einige andere jener Herrn hatten aber ſchon früher den Herrn von Villeroy für ſich geſprochen, um ſich näher in dieſer Sache zu erkundigen.

Nachmittags warteten die Abgeordneten der Prinzeß Mutter und der Gräfinn von Soiſſons auf, und begaben ſich dann zur Conferenz, wo der Prinz und alle Commiſſarien ſich einfanden. Hier wollte man anfangen,

fangen, von Geſchäften zu ſprechen, beſonders von den noch nicht erledigten Artikeln; die Abgeordneten fanden aber jene von dem was unter ihrer Abweſenheit vorgefallen war, noch ſo erbittert und verſtimmt, daß ſie ſich mit denſelben über nichts vereinigen konnten, außer in den Punkten, wo ſie ſelbſt nachgeben zu können glaubten. Die Schwierigkeiten und der Kaltſinn, worauf man hieben ſtieß, waren bey einigen Folge ihrer würklichen Gemüthsſtimmung und ihres Wunſches, das ganze Geſchäft abzubrechen, bey andern die Frucht eines Beſtrebens, in den Augen ihrer Parthey ihren bezweifelten Eifer für die gemeine Sache zu erproben.

Am meiſten Widerſpruch erfuhr der Antrag des Prinzen, daß der erſte Artikel des dritten Standes im Reichs-Gutachten berückſichtigt werden ſollte, worüber er ſchlechterdings auf Antwort beſtand, ſo wie auch über den folgenden Artikel, die Aufhebung des Staatsraths-Decrets betreffend, das den Parlementsſpruch über Souverainität des Königs und der Krone ſuſpendirt hatte.

Auch in Anſehung des Artikels, worinn die Schleifung der Citadelle von Amiens verlangt wurde, wollte der Prinz dem Herzog von Longueville zu lieb nicht nachgeben, noch ſich zu irgend einem Temperament verſtehen, und doch bezeugte er ſonſt ſtets ſich ſehr bereit und geneigt zum Friedensgeſchäft. — Man gieng demnach Abends ziemlich unzufrieden auseinander bis morgen.

16.

Der Herzog von Boullon und der Herzog von Sully kamen früh zum Herrn von Villeroy, wo ſie ihre gegenſeitige Bitterkeit ſehr mäßigten, und die Sachen

chen wieder in den beſten Gang brachten; wobey freylich ihr Privatintereſſe ſo würkſam war als bey den andern.

An eben dem Morgen kamen alle Abgeordnete bey dem Marſchall von Briſſac zuſammen, wo ſie die Antworten auf die zu Poitiers eingereichten Vorſtellungen der Referenten mit einander überlegten, feilſetzten, niederſchreiben lieſſen, und dann, es war Mittagszeit, dem Prinzen zur Durchſicht und Annahme überſchickten.

Den Nachmittag brachte man mit Viſitengeben und Privat-Angelegenheiten hin.

17.

Die Herrn von Sully und von Courtenay fanden ſich, als Delegirte vom Prinzen, mit den andern Commiſſarien beym Herrn von Villeroy ein, wo ſich auch alle königliche Abgeordnete befanden. Man conferirte über die auf die Vorſtellungen der Reformirten geſtern communicirten Antworten, worüber man ſich ſo ziemlich verglich.

Gegen Mittag entſtand groſſer Lerm über ein falſches Gerücht, als ob der Marſchall von Bois-Dauphin die königlichen Truppen zuſammengezogen hätte, um damit die des Herzogs von Vendome in Anjou anzugreifen. Man nahm ſich darüber einen hohen Ton der Entrüſtung heraus, welcher ſelbſt die gebührende Sicherheit der königlichen Abgeordneten bedrohte, gegen welche man bittere Klage führte, daß der Waffenſtillſtand und das öffentlich gegebene Wort ſo öffentlich ohne Grund noch Scheu gebrochen werden ſollte. Abends aber fand es ſich, daß das Gerücht falſch war.

Nach

Nach Mittag ließ der Prinz die Abgeordneten zu ſich holen, wo ſie auch die Commiſſarien fanden. Man conferirte abermals über die Vorſtellungen der Reformirten, und verglich ſich endlich, die darauf ertheilten Antworten anzunehmen. Ueber die Antwort auf den erſten Artikel des Tiers-Etat im Reichs-Gutachten konnte man aber nicht einig werden. Der Prinz ſchlug ein Formular dazu vor, das er abſchriftlich communicirte, worinn des Papſtes gar nicht erwähnt und alles ans Parlament verwieſen wurde; ja er machte ſogar Hoffnung, wenn dies angenommen würde, wollte er auch die auf den folgenden Artikel ertheilte Antwort gelten laſſen, ſo weit man auch darüber ſonſt noch auseinander und in Verlegenheit war, indem Ihre Majeſtät nichts davon hören, der Herzog von Longueville aber und ſein Anhang nicht davon abſtehen wollten. Man hatte den Herrn von Longueville eine Auskunft hierüber angetragen, und wollte dem Herzog, der von dem Marſchall d'Ancre beleidigt — und in der Picardie nicht ſicher zu ſeyn behauptete, ſtatt dieſes Gouvernements das von der Normandie geben, und das von Caen noch dazu. Er verlangte aber überdies auch noch Dieppe und Pont de l'Arche, was ihm abgeſchlagen wurde, worauf man von beiden Seiten die übrigen Vergleichsvorſchläge verwarf. Dieſe hatten in folgenden Punkten beſtanden: in der Picardie ſollte alles in ſtatu quo bleiben, und der Marſchall d'Ancre nicht vom Hof weg in die Provinz kommen, wenn der Herzog ſich darinn aufhielte; dem Herzog von Longueville ſollte man einen Platz in der Picardie geben, zur Entſchädigung für die Niederreißung der Citadelle von Amiens; dieſe Citadelle ſollte in andere Hände übergeben werden; nebſt Caen ſollte der Herzog beym Tauſch der Gouvernements noch eine anſehnliche Summe baar erhalten.

Auch

Auch andere Artikel blieben noch ſtreitig, z. B. die Forderung der Reformirten ihnen die Koſten ihrer Verſammlungen zu Grenoble, Nimes und la Rochelle zu erſtatten, wobey ſie von nicht weniger denn funfzigtauſend Thalern ſprachen. Der Prinz trug auch darauf an, daß man ihm zu gefallen denen von la Rochelle auf fünf Jahre einen jährlichen Beytrag von acht bis zehntauſend Thalern zu Ausbeſſerung und Unterhaltung ihrer Feſtungswerker bewilligen möchte.

Uebrigens näherten die Geſchäfte ſich immer mehr dem Vergleich und jedermann ſchien zum Frieden willig und geneigt. Würklich fieng man auch bereits an von der bey Verabſchiedung beiderſeitiger Truppen, zu beobachtenden beſten Weiſe, und von den Mitteln zu ſprechen das Geld aufzutreiben, das hiezu ſowohl als zu anderweitigem Behuf erfordert wurde, wozu allen dieſen Prinzen und Großen beträchtliche Summen zugeſtellt werden müßten. Sie machten zu dem Ende ſelbſt den Antrag, einen Finanz-Intendanten nach Loudun kommen zu laſſen, namentlich den Präſidenten von Henry, um ſolchen bey allen hierher einſchlagenden Propoſitionen mit zu Rath zu ziehen.

Die Abgeordneten erſtatteten von dieſem allem durch einen eigenen Courier ausführlichen Bericht nach Hof, und baten zugleich den König um Entſcheidung in denen Punkten, worüber man ſich nicht hatte vergleichen können.

An eben dem Tag erklärte auch der Herzog von Bouillon den Abgeordneten: der Prinz ſey Willens, ſeine Truppen auf Einen Punkt zuſammenzuziehen, um ſowohl die Verproviantirung als die Abdankung zu erleichtern. Man ertheilte darauf zur Antwort: der König werde ſich in dieſem Fall veranlaßt ſehen, ein

gleiches zu thun, um zur Gegenwehr bereit zu seyn, falls ihrer Seits etwas unternommen werden sollte.

Der Prinz erklärte ferner gegen die Abgeordneten, er sehe sich genöthigt, denen von der Versammlung zu la Rochelle alle Antworten, die sie (die Abgeordneten) ihm sowohl auf die allgemeinen Artikel, als auf die besondern Vorstellungen der Reformirten ertheilt hätten, zuzufertigen, um zu vernehmen, ob sie damit zufrieden wären; eher könne er keinen endlichen Beschluß fassen; diejenigen, die er zu dem Ende dorthin abfertigen werde, könnten ungefehr fünf bis sechs Tage ausbleiben. Bis dahin könnte man sich mit den nöthigen Vorkehrungen zu Abdankung der Truppen und mit Abfassung des Edicts beschäftigen.

Dies verdroß die Abgeordneten, und der Herr von Villeroy gab ihm zur Antwort: da er nichts für ausgemacht angesehen wissen wolle, bis die Versammlung der Reformirten zu Rochelle es angenommen hätten, so bäte er ihn, ebenfalls so lange nichts von ihrer Seite als festgesetzt anzusehen, bis erst der König nach eingegangener Enderklärung dieser Versammlung, es genehm hieße. Dies schrieben die Abgeordneten auch so nach Hof.

An eben dem Tag lag der Prinz auch noch sehr an um fernere Verlängerung des Waffenstillstandes, so daß die Abgeordneten, um darüber nichts zurückgehen zu lassen, vermöge mündlich von Hof mitgebrachter Vollmacht diese Verlängerung bis zu dem Osterfest bewilligten, worüber sogleich die nöthigen Urkunden und Verfügungen ausgefertigt und erlassen wurden.

Zween oder drey Tage vorher und drey bis vier nachher waren die Thore von Loudun stets gesperrt, und

und ſcharf bewacht, verſchiedener Händel wegen, die zwiſchen Adelichen von dem Gefolge und der Armee des Prinzen in der Stadt vorgefallen waren, welche man deswegen nicht hinauslaſſen wollte. Dies verdroß die Abgeordneten.

18.

Man arbeitete nun an Berichtigung der beſondern Forderungen, wobey jeder ſein Intereſſe vorwalten ließ; der Herzog von Bouillon, der Herzog von Sully, der Herzog von Rohan, der Herzog von Vendome, der Herzog von Candale — kurz jeder! am meiſten hielt jedoch immer die Schleifung der Citadelle auf, indem beide Theile hartnäckig alle Mittelwege verwarfen. Doch bemerkte man, daß man von allen Seiten anfieng, ſich nach dem Frieden hin zu neigen. Nur zwey Dinge verurſachten noch ſtarke Verlegenheit: die groſſen und enormen Forderungen welche die Einzelnen an Geld oder Gnadenbezeugungen machten, und die ſtarke Summe, die zu Abdankung beiderſeitiger Truppen und für die Prinzen zu Kriegskoſten baar geſchaft werden mußte.

Der Herzog von Soubiſe kam aus Saintonge nach Loudun zurück. Er kam, um, gleich den andern, ſein Privat-Intereſſe zu beſorgen.

19.

Gleiche Beſchäftigung. — Man erhielt beiderſeits Nachricht von verſchiedenen Beeinträchtigungen des Waffenſtillſtands, worüber Klagen und Beſchwerden entſtehen. — Die Abgeordneten erhalten Nachricht, daß der Prinz alle ſeine Truppen, unter obigem Vorwand, zu Doué und Gonnor zuſammen ziehe, und berichten es ſogleich nach Hof.

20.

Die Abgeordneten ſahen der Zurückkunft ihres Couriers mit Antwort auf ihr Schreiben vom 17. entgegen, was auch der Prinz ſehr ſehnlich erwartete, indem dadurch der Abgang derer verzögert wurde, die er zur Verſammlung zu Rochelle ſchicken wollte, und welche erſt den Willen des Königs in Anſehung der an jene Verſammlung zu communicirenden Punkte erwarten wollten. Nach Mittag traf ein Courier von Seiner Majeſtät ein, mit der Weiſung, daß die erwartete Antwort morgen folgen ſollte.

21.

Starke Bewegung unter den Prinzen auf Nachrichten von verſchiedenen Beeinträchtigungen der Fortdauer des Waffenſtillſtandes an mehrern Orten zu ihrem Nachtheil, beſonders in Bretagne durch den Herzog von Retz, welcher drey Compagnien Carabiniers des Herzogs von Vendome angegriffen und geſchlagen hatte; — in Guyenne, wo einer, auf welchen der Herr von Haric, Gouverneur vom Schloß Tartas, ſich verlaſſen zu können glaubte, deſſen Abweſenheit benutzt hatte, um ſich des Schloſſes zu verſichern, zu welchem Ende er deſſen Bruder und noch einen andern, ermorden mußte, worauf er den Platz in die Hände der katholiſchen Bürgerſchaft von der Stadt lieferte, da er doch eigentlich den Reformirten zugehörte. — Ferner hatten die Herrn von Gondrin, von Grammont und von Poyannes ſich vereinigt, und dem Commandanten von Aire, Herrn von Vallier, ſo zugeſetzt, daß ſie die Stadt erſtürmten, und ihn nöthigten, Hülfe in Bearn zu ſuchen. Er kam auch würklich bald darauf mit dem Herzog von la Force zurück, welcher drey bis vier tauſend Mann mitbrachte, um das Fort zu entſetzen, und jenen zu Leibe zu gehen, aber mit großem Ver-

Verluſt zurückgeſchlagen wurde, worauf die im Schloß ſich ergeben muſten. — Sie klagte auch noch über mehrere andere Gegenhandlungen, z. B. in Champagne wo die von Langres mit Kanonen ausgezogen waren, um einige Schlöſſer wegzunehmen, die unter das Herzogthum Luxemburg gehörten u. d. gl. m.

Dies alles brachte dieſe Herrn ſehr auf; der Prinz ließ darüber die königlichen Abgeordneten kommen, und führte gegen ſie in Beyſeyn dieſer Herrn große Beſchwerden, mit Bitte nach Hof ſowohl als an Ort und Stelle um Einſtellung dieſer Ungebührnen zu ſchreiben; wa- ſie verſprachen und thaten. Jene Herrn, beſonders die Freunde der Unruhen, hatten die Abgeordneten hierüber etwas härter anlaſſen wollen; allein der Prinz hatte ſich klüglich widerſetzt, und den Abgeordneten erlaubt, wegzugehen, indem man erwarten müſſe, daß Seiner Majeſtät dies abſtellen würden.

In ungeduldiger Erwartung der königlichen Depeſche gieng der Prinz nach Mittag zu dem Herrn von Villeroy, wo er ſich über eine Stunde aufhielt; endlich kam ein Courier von Hof mit einem Schreiben, worinn es hieß: müde der verſchiedentlichen Anſinnungen von Seiten der Herrn Prinzen, verlangen Seine Majeſtät alle deren Verlangen auf einmal ſich vortragen zu laſſen, um darauf zu reſolviren; übrigens fände man es allerhöchſten Orts unziemlich, daß die königlichen Aeußerungen und Reſolutionen erſt nach la Rochelle gehen ſollten, gleichſam um dort zur Genehmhaltung vorgelegt zu werden, da doch der Prinz Geſellſchaft genug um ſich habe, um ſelbſt einen Entſchluß zu finden, ohne dieſen Umweg; ſchließlich müſſe man mißfällig wahrnehmen, daß der Engliſche Geſandte und die Reformirten diejenigen ſeyen, welche am meiſten gegen den erſten Artikel des dritten Stan-

des, den Papst betreffend, agirten. Der Rest des Briefs betraf die königlichen Verfügungen zu Einstellung der gedachten Contraventionen.

Nach Durchlesung dieses Schreibens waren die Abgeordneten des Dafürhaltens, die Geschäfte würden, durch die darinn erklärte Unzufriedenheit des Königs mit der Form der Procedur, aufs neue weitaussehend, und doch müßte man durchaus dazu durch die Finger sehen, um nur das gute Werk endlich zu Stande zu bringen; dies müßte Seiner Majestät nebst einigen andern Bemerkungen vorgestellt werden, zu welchem Ende erforderlich sey, daß einige von ihnen sich zu Seiner Majestät verfügten.

Der Herr von Pontchartrain wurde daher sogleich ersucht, sich hiezu zu bequemen, was er auch sogleich annahm, und sich vorzüglich erbot, Seiner Majestät vorzustellen, wie nachtheilig die neuerliche Verzögerung in Ertheilung allerhöchster Befehle dem königlichen Interesse sowohl als der ganzen Nation präjudicirlich wäre, daß die Prinzen solche sogar als einen Bruch ansähen u. s. w. Er entschloß sich, morgen früh abzureisen, und die Abgeordneten waren des Dafürhaltens, er sollte zuvor sich zu dem Prinzen verfügen, ihm das königliche Schreiben vorzeigen und sich befragen, ob er diese Reise gern sähe. Er that dies; der Prinz bezeugte großes Mißfallen über diese neue Zögerung so wie auch über das Mißtrauen, das Ihre Majestät in die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen setzten; die Reise nach Hof fand er sehr gut, und bat den Herrn von Pontchartrain, höhern Orts vorzustellen, wie er des Prinzen ganzes Verhalten im Gang dieser Verhandlung gefunden habe. — Der Herr von Pontchartrain beurlaubte sich auch noch bey der Frau Gräfinn.

22.

Früh reiste er von Loudun ab nach Tours, wo er Abends eintraf. —

Noch an diesem Tag erhoben die Prinzen aufs neue Beschwerden über vorgefallene Unordnungen Excesse und Contraventionen in Guyenne, besonders die Wegnahme von Tartas, und die Besorgniß, worin man stand, alle jene Herrn möchten in Bearn einfallen und den Herzog von la Force angreifen, der dann nicht stark genug gewesen wäre, ihrer vereinten Macht zu widerstehen. — Sie schrieben daher abermals an den Herzog von Roquelaure, daß er Verfügung treffen sollte, jene Truppen zurückzuziehen; denn einige der Prinzen sprachen schon von nichts geringerem, als sich der Personen der königlichen Abgeordneten zu versichern, um sich ihrer als Geisseln wegen dieser Contraventionen zu bedienen.

Der Herr von Pontchartrain wartete gleich nach seiner Ankunft zu Tours noch der Königinn Mutter auf, trug Ihr die Lage der Sachen vor, und wie nachtheilig die neuerlich beliebte Zögerung seyn müßte. Dem fügte er noch bey, was er Ihr zur Notiz dienlich erachtete, um andern Vorspieglungen entgegenzuarbeiten, womit man, wie er zu bemerken glaubte, ihren Eifer für den Frieden zu erkälten gesucht hatte; denn es fehlte ja nicht an Leuten um den König und Sie, welche alles hervorsuchten und in Bewegung sätzten, um das angefangene Friedenswerk zu hintertreiben. — Auf den folgenden Tag wollte man hierüber Staatsrath halten.

23.

Der König und die Königinn Mutter ließen Ihren Staatsrath zusammenberufen, um den Bericht des

Herrn von Pontchartrain zu vernehmen, wobei hauptsächlich von jenen in der Depesche vom 17. zur Resolution einberichteten Puncten die Rede war; man kam jedoch an diesem ersten Tag nicht weit hierin. Indessen legte der Herr von Pontchartrain vor dem Staatsrath ausführlichen Bericht ab über das ganze seitherige Verhalten der königlichen Abgeordneten zu Loudun; und am Abend wartete er noch dem König und der Königinn Mutter auf, um sie zu bitten, in dieser Sache eine gute Resolution zu fassen.

An eben dem Abend traf auch der Herr von Thianges aus Loudun ein, von dem Prinzen, dem Herzog von Maine und dem Herzog von Bouillon abgeschikt, um Ihro Majestät von ihren guten Gesinnungen zu versichern, Ihnen anzuzeigen, warum sie ihre Truppen zusammenzögen, und sie zu bitten, für die Abstellung aller neuerlichen Unternehmungen gegen den Waffenstillstand zu sorgen. — Der Herr von Pontchartrain verwendete sich dafür, ihm gunstiges Gehör zu verschaffen.

24.

Der Herr von Pontchartrain blieb noch zu Tours bei Ihren Majestäten, welche ihm endlich Ihre Resolutionen und Verhaltungsbefehle in Ansehung der vom 17. einberichteten Puncte ertheilten, nebst Zusicherung Ihres ernstlichsten Wunsches, das angefangene Friedens-Werk zur nüzlichen Endschaft durchzuführen, zu welchem Ende Sie ihn mit fernerer Gewalt versahen, den Waffenstillstand noch bis zum funfzehnten April hinaus zu verlängern.

25.

Der Herr von Pontchartrain verließ Tours, traf auf den Abend bey guter Zeit in Loudun ein, begab

sich

ſich nach der Wohnung des Marſchalls von Briſſac, und als er ihn da nicht fand, trat er bei dem Herrn von Villeroy ab, wo er alle die andern Abgeordneten fand, und ihnen von dem Erfolg ſeiner Reiſe Bericht ertheilte. Ungeduldiger Erwartung voll, kam der Prinz ſelbſt dahin, dem er ebenfalls alles, oder wenigſtens das Nöthige davon eröffnete, worauf man für heute auseinander gieng.

26.

Der Prinz berief ſeine Commiſſarien zuſammen, und ſchickte dann auch nach den königlichen Abgeordneten. Als ſie hinkamen, ſagte er zu ihnen: da ſie vernommen hätten, daß der Herr von Pontchartrain zurück ſey, ſo wünſchten ſie von den Willensmeinungen und Geſinnungen Ihrer Majeſtäten in Betreff der noch unverglichnen Puncte benachrichtet zu werden. Man trat hierauf in Conferenz und arbeitete ſo, daß man über dieſe noch unerledigte Puncte ſo ziemlich übereinkam, namentlich in Betreff des erſten Artikels vom Tiers-Etat, wie auch des folgenden, und ſo der meiſten andern. Nur in Anſehung der Schleifung der Citadelle von Amiens ſagte der Herr von Pontchartrain, daß der König Seine Geſinnung in drei oder vier Tagen zu wiſſen thun werde. Der Prinz bezeugte hiebey ſtets ein großes Verlangen nach dem Frieden, ſo daß er ſogar auf diejenigen übel zu ſprechen war, welche weniger Eifer dafür blicken ließen.

Die Deputirten des Prinzen nach la Rochelle giengen noch denſelben Tag dahin ab, um alle vorhin gefaßte Entſchließungen nebſt den letztern Erklärungen Ihrer Majeſtäten und den darauf getroffenen Conventionen dahin zu überbringen. Da man nun ſah, daß alles ſich nach Wunſch zum Frieden anließ, ſo verlän-

gerten die Abgeordneten vermöge erhaltener Vollmacht auf Antrag des Prinzen den Waffenstillstand noch bis zum funfzehnten April.

Der Prinz und der Herzog von Bouillon, denen es um den Frieden zu thun war, hatten es unter den Deputirten zu la Rochelle unter der Hand durch ihren Anhang schon so gekartet, daß die dortige Versammlung zu allem was man ihr jetzt communicirte, ja sagen oder doch wenigstens, wenn sie bey einem oder dem andern Punct etwas zu erinnern hätten, zwölf bis funfzehn aus ihrem Mittel hieher schicken, und mit Vollmacht zu endlicher Erledigung versehen sollte, um Zeit zu ersparen; hingegen wurde, wie wir bald sehen werden, eine noch stärkere Contremine angelegt.

Die Abgeordneten fertigten an diesem Tag noch einen Bericht nach Hof ab, über das was seit der Rückkunft des Herrn von Pontchartrain vorgegangen war, und meldeten dabei, daß sie es für zweckdienlich hielten, einen Finanz-Intendanten nach Loudun zu schicken, wozu sie den Rechenbanks-Präsidenten, Duret-Desse, vorschlugen, dem man noch den Staatsraths-Secretair Herrn von Flesselles mitgeben könnte, um sich Kenntnisse im Finanzfach zu erwerben; diese Ueberkunft überhaupt aber sollte dazu dienen, die nöthigen Fonds zu schleuniger Herbeischaffung der Zahlungen an die Prinzen für Unterhaltung und Abdankung der Truppen auszumitteln und zu berichtigen.

27.

Es war groſse Unruhe unter den Prinzen und Groſsen, über die noch fortwährenden Unordnung und Verlezungen in Gascogne, Bearn, Bretagne und besonders über die gewaltsame Wegnahme von Stadt und

Schloß

Schloß Aire, ſo wie auch von Tartas, als einem Sicherheitsplatz, nebſt dem was in Bretagne vorfiel, wo, wie ſie ſagten, der Herzog von Rets und der Graf von Briſſac unaufhörlich gegen die Truppen des Herzogs von Vendome in Bewegung ſey.

Der Prinz ſchickte deswegen nach den königlichen Abgeordneten, und ließ ſie zu ſich holen, wo ſie die Herrn beiſammen fanden, und wo er gegen ſie ſtarke Beſchwerden führte über alles jetzterwähnte, was er noch vergrößerte, und mit andern Particularitäten, wovon ſie Nachricht haben wollten, vermehrte.

Die Abgeordneten ſtellten ihm hingegen vor, daß der Marſchall von Roquelaure ſie durch einen eignen kurzlich von Bourdeaux eingetroffenen Courier verſichert habe: nach der Einnahme von Aire ſey jeder wieder in ſein Contonirungsquartier eingerückt, und kein Mann mehr im Felde; zwar ſey freilich Aire weggenommen worden, allein der dortige Commandat, Herr von Vallier, ſey ſelbſt Schuld daran, indem er dieſe Unordnung veranlaßt, und dann den Herzog von la Force aufgerufen habe, der ihm mit großer Macht zu Hülfe gezogen ſey; die Herrn von Goudrin, Grammont und Poyenne hätten nicht daran gedacht dieſe Eroberung zu machen, als ſie ins Feld gerückt ſeyen, ſondern wären blos darauf ausgegangen, die unruhigen Bewegungen dieſes Herrn von Vallier zurückzuweiſen; was Tartas beträfe, ſo ſey dies ein beſondrer Fall, den der König mißbillige und ahnden, auch den Platz dem Herrn von Harie wieder zuſtellen laſſen werde.

Nach Mittag kamen alle dieſe Prinzen und Herrn bey dem Herzog von Süllv zuſammen, wo ſie Rath hielten, und in Vorſchlag brachten, den Herzog von Rohan nach la Rochelle abgehen zu laſſen, um der dortigen

tigen Verſammlung die von dieſen Unordnungen bey ihnen eingelaufene Nachricht mitzutheilen, und ihre Vorkehrungen dagegen zu eröffnen. Von da ſollte er nach Xaintonge gehen, einige Cavallerie und Infanterie von den Truppen des Prinzen an ſich ziehen, und damit in Guyenne den Herzog von la Force verſtärken und unterſtützen; und wenn er fände, daß alles wieder ruhig und in Ordnung wäre, ſollte er zurückkommen.

Dieſer Antrag fand ungemeinen Beyfall bey allen, denen es um Krieg und Unruhen zu thun war, wurde aber verworfen von den Freunden des Friedens, namentlich dem Prinzen, Herzog von Maine, Herzog von Bouillon und einigen andern, welche erwogen, es ſey nicht wohl zu erwarten, daß der Herzog von Rohan ſo weit gehen würde, ohne ſich weiter zu rühren, und das Widervergeltungsrecht für Aire zu verſuchen; was ſie aber vorzüglich beſtimmte, war die Ueberlegung, daß er, bey ſeiner Anweſenheit zu la Rochelle, leicht die Verſammlung zu jedem ihm beliebigen Entſchluß ſtimmen würde, indem er mit dem Herzog von Süllly, von Candale und andern hiezu mit ihm Einverſtandenen dort die ſtärkſte Parthey hätte. Der Prinz konnte alſo dieſem Antrag um ſo weniger ſeine Zuſtimmung geben, da er ſchon anderwärts her einen Wink erhalten hatte, daß man Willens ſey, zu hintertreiben, was er von der Verſammlung zu la Rochelle erwartete.

Endlich wurde in dieſem Rath beſchloſſen, die königlichen Abgeordneten zu ſprechen, um von ihnen zu vernehmen, ob ſie die vorgeſchlagene Reiſe des Herzogs von Rohan gut fänden, und darüber eben ſo an den König berichten wollten, damit man bey Hof nicht unruhig darüber würde. Im Bejahungsfall ſollte dieſe Reiſe ſtatt finden. Der Herzog von Süllly übernahm dies Geſchäft und kam gegen Abend' mit dem Herzog von Ro-

Rohan zu dem Herrn von Villeroy, wo er alles aufbot, um ihnen diese Reise als nothwendig vorzustellen, und dabey heilig und theuer versicherte, daß dabey nichts vorgehen sollte, als was dem Friedensgeschäft ersprießlich wäre. Die Abgeordneten stellten aber dagegen vor, wie sehr nachtheilig für die öffentliche Ruhe ihnen diese Reise scheine, und wie widrigen Einfluß auf den Gang der Geschäfte schon das bloße Gerücht davon haben würde; daher sie bäten solche zu verschieben. Als aber jene Herrn ihnen demungeachtet noch weiter darum anlagen, baten sie endlich, ihnen zu erlauben, sich unter sich darüber zu besprechen, worauf sie ihnen morgen früh ihre Antwort zu wissen thun wollten.

28.

Früh thaten die Abgeordneten dem Prinzen und dem Herzog von Sülly zu wissen: sie könnten auf keinerley Weise ihre Zustimmung zu dieser Reise des Herrn Herzogs von Rohan geben, ohne zuvor deshalb nach Hof berichtet und Antwort darauf erhalten zu haben. Darüber versammelten jene Herrn sich abermals zur Berathschlagung, worinn endlich nach manchem Streit beschlossen wurde, der Herzog sollte nicht gehen; aber doch wolle man den Graf von Chateauneuf abschicken, um Truppen in Saintonge bereit halten zu lassen, und erforderlichen Falls auch weiter zu gehen. Dies geschah.

Den Nachmittag brachte man mit Privatbesuchen hin, wobey jeder stets seine besondern, ganz ausschweifenden Forderungen im Munde führte und empfahl. Es wurde alles zu gnädigstem Ermessen an den König geschickt.

29.

29.

Der Finanz-Intendant, Präſident von Chevry, und der Staats-Secretair von Fleſſelles kamen in Loudun an, um mit dem Herzog von Süllh darüber zu tractiren, wie am beſten Geld zu ſchaffen wäre. Sie kamen am folgenden Tag zu ihm, arbeiteten, entwarfen einige Aufſätze, ſetzten ihre Zuſammenkunft und Arbeiten auch noch am folgenden Tage fort, und ſchickten Aufſätze davon nach Hof.

30. 31.

April.

1. 2. 3.

An dieſen Tagen erwartete man, was von la Rochelle kommen würde, woher der Prinz erſt Reſolutionen erwartete, ehe er ſelbſt welche faſſen wollte. Unterdeſſen faßte man ſich in Gedult. — Dieſe Zeit über liefen immer noch dann und wann Klagen ein, über Beeinträchtigungen des Waffenſtillſtandes. — Man communicirte ſich ſeine Gedanken über die Abfaſſung des Edicts und andre mindre Angelegenheiten.

3.

Man bekam zu vernehmen, daß die zu la Rochelle ſich nicht zum Frieden neigten, noch den Erwartungen des Prinzen entſprächen, ſondern die Sache in die Länge zu ziehen ſuchten, indem ſie darauf antrügen, daß vor allen Dingen Tartas und Aire ganz zurückgegeben würden, ſo wie ſie überhaupt mit den ertheilten Antworten, weder im Allgemeinen noch in den ſie beſonders betreffenden Puncten zufrieden wären. Man hielt dafür,

daß

daß hieran vorzüglich der Herzog von Süllo und von Rohan Schuld seyen, nicht sowohl um den Frieden zu verhindern, als vielmehr um zu zeigen, wie viel sie unter diesen Leuten vermöchten. Würklich machte der Herr von Hautefontaine, den der Herzog von Rohan dort hin geschickt hatte, verschiedene dahin abzielende Intriguen, hatte zwei oder dreimal bei voller Sitzung Audienz in der Versammlung, und spielte mit denen von seiner Faction sein Spiel so gut, daß weit entfernt, zwölf bis funfzehn aus ihrer Mitte zu Erledigung der gefundenen Anstände nach Loudun zu delegiren, sie vielmehr sogar auch die Herrn von Souvre und von Bretteville zurück behielten, und durch ihre Deputirte auf andre Resolutionen dringen ließen, ohne sich auf irgend eine weitre Deputation einzulassen.

Unterdessen sprachen die Herrn von Rohan und von Soubise, und mit ihnen der Herzog von Vendome und von Candale laut und hoch von ihrem besondern Interesse, und sagten: so lange man sie nicht zufrieden stelle, werde sicher die Versammlung zu la Rochelle sich nicht zufrieden geben, und sie wären vermögend, dieß schon zu verhindern; auch der Herzog von Sully stimmte mit ihnen in diesen Ton :c.

4.

Drei von ihren Deputirten langten aus la Rochelle an, nämlich der Herr Dolhein, ein Adelicher, Colombiers, ein Geistlicher aus Dauphine, und Malleret, Advocat zu Poitiers, mit dem Auftrag: dem Prinzen im Namen der Versammlung starke Vorstellungen darüber zu machen, daß sie so wenig Ursache fänden, mit seinem Verhalten in diesem Geschäft zufrieden zu seyn, indem man dabey so wenig Rücksicht auf ihr Interesse nähme, auch daß er so wenig Sorge trage, die

Ein-

Eingriffe wieder gut machen zu lassen, so wie sie überhaupt mit allen den Antworten schlecht zufrieden wären, welche die königlichen Abgeordneten sowohl auf die allgemeinen Artikel als auf ihre besondern Vorstellungen ertheilt hätten. Der Prinz berief sein Conseil zusammen, hörte diese Abgeordneten an, und setzte fest bey sich, was er hievon die königlichen Abgeordneten wissen lassen wollte, welche begierig Nachrichten von la Rochelle erwarteten.

5.

Der Prinz berief die königlichen Abgeordneten zu sich nach der Wohnung der Gräfinn von Soissons, wo er sie mit seinen Commissarien erwartete. Hier eröffnete man ihnen nichts von allen jenen Klagen und übeln Gesinnungen derer zu la Rochelle, sondern blos: sie hätten die erwartete groſse Deputation zu Erledigung der noch gefundenen Anstände nicht geschickt, auch unter sich selbst einige Anstöße gefunden, sie hätten beschlossen, den Herzog von Sülly an gedachte Versammlung abzuschicken, um dieß alles in Ordnung zu bringen, und er lebe der gewissen Hoffnung, daß bei dessen Zurückkunft alles wieder im erwünschten Gang seyn werde; um jedoch dies zu erleichtern, bäten sie die Abgeordneten hiemit, sich noch zu einigen nähern Bestimmungen und Aenderungen an ihren Antworten zu verstehen, damit jene hiedurch desto bereitwilliger gemacht würden.

Er wollte hierauf zur würklichen Conferenz hierüber schreiten; allein der Herr von Villeroy erklärte, sie könnten sich hierauf nicht einlassen; hätte man etwas zu desiderien, so möchte man es ihnen schriftlich communiciren, da sie denn nach Befinden entweder in Conferenz treten, oder aber erst nach Hof berichten würden. Man setzte demnach einige wenig bedeutende Artikel

tikel auf, welche der Prinz übergab. Ehe aber der Herr von Villeroy dieſen Aufſatz annahm, ſagte er, er wünſchte zu wiſſen, ob nach dieſem weiter nichts die Beendigung und Abſchließung der Geſchäfte aufhielte, indem ſie deshalb an den König Bericht erſtatten müßten, dem dieſe Zögerungen ſehr unangenehm ſeyen. Darauf verlangte der Prinz Bedenkzeit, um erſt mit ſeinem Conſeil Rückſprache zu halten, und ſo giengen die Abgeordneten weg.

Gegen Mittag lief Nachricht ein, von einem Angrif, den die Cavallerie des Herzogs von Maine auf die Carabiniers des Herzogs von Retz gethan hatte, und wobei der Vortheil, jedoch mit ſtärkerem Verluſt, beſonders an Officieren, auf Seiten des erſtern geblieben war. Dergleichen Störungen unterhielten ſtets einige gegenſeitige Bitterkeit.

Nachmittags kam der Prinz ſelbſt nach der Wohnung des Herrn von Villeroy und bat ihn den gedachten Aufſatz zur Beantwortung anzunehmen, worauf er dieſe durch den Herzog von Süllv nach la Rochelle ſchiken, und dafür ſorgen wollte, daß das Geſchäft ohne weitern Verzug abgeſchloſſen würde. Man ſchickte deswegen, um keine Zeit zu verlieren, noch dieſen Abend einen Courier nach Hof, in dieſer Sache ſowohl, als um den Antrag des Prinzen in Betreff einer anderweitigen Verlängerung des Waffenſtillſtandes einzuberichten.

7.

Der Herr von Villeroy erhielt durch einen Courier Nachricht, daß der Herr von Nereſtan dieſſeits Chinon ſeiner warte, worauf er ſogleich vorfahren ließ und hinreiste. Er hinterbrachte ihm von Seiten der

Königinn Mutter: da der Marschall von Ancre vernommen habe, daß die Citadelle von Amiens ein Stein des Anstoßes bey dem Friedensgeschäft sey, so habe er nicht nur das Gouvernement dieser Stadt und Citadelle, sondern auch seinen Posten in der ganzen Provinz überhaupt in die Hände des Königs zu willkührlicher Verfügung darüber niedergelegt, so daß Höchst Ihro Majestät dem Herrn von Villeroy hiemit zuentbieten und befehlen ließen, dem Herrn Prinzen und der Frau Herzoginn von Bouillon zu melden, wie Sie zu deren Befriedigung gesonnen wären, den Marschall d'Ancre aus Stadt und Schloß Amiens weg zu setzen, und ihn sogar seine Stelle als Lieutenant general in der Picardie niederlegen zu lassen, um diese Posten in die Hände von Personen zu geben, welche dem Herrn Herzog nicht verdächtig und zuwider wären.

Nach seiner Zurückkunft und nach der Mittagstafel begab der Herr von Villeroy sich zu dem Prinzen, der Herzoginn von Longueville und andern, denen er dies eröffnete, was einigen angenehm, der Herzoginn aber unangenehm war, welche, ob sie es gleich sich nicht merken lassen wollte, im Herzen doch die Vertauschung des Gouvernements von der Picardie gegen das von der Normandie und den oben gedachten Städten wünschte.

7.

Der nach Hof geschickte Courier kam zurück, und brachte Resolution auf die eingeschickten Artikel, welche von Seiten des Prinzen durch den Herzog von Sülly der Versammlung zu la Rochelle vorgelegt werden sollten. Ihro Majestäten konnten aber, ungnädig über die abermaligen Zögerungen, diese neue Reise nach la Rochelle nicht gut finden, sondern befahlen Ihren Abge-

geordneten, auf einen schleunigen Abschluß zu dringen, und dem Prinzen zu erklären, wie Sie nicht gesonnen wären, den Waffenstillstand ferner zu verlängern, was Sie Ihren Abgeordneten hiemit alles Ernstes untersagt und solche vielmehr angewiesen haben wollten, sich lieber sämmtlich zu entfernen, entweder unter dem Vorwand Ihren Majestäten Rechenschaft ablegen zu wollen, oder auch geradezu mit offner Erklärung, daß sie ihr Geschäft als abgebrochen ansähen.

Die Abgeordneten verfügten sich demnach nach der Wohnung des Herzogs von Süllv, wo der Prinz sich befand, übergaben ihm eine Beantwortung der gedachten Artikel, wie sie glaubten, daß er damit zufrieden seyn könnte, und stellten ihm dann vor, wie Ihro Majestäten, unwillig über alle fernere Zögerungen, nicht gemeynt wären, den Waffenstillstand weiter zu prolongiren.

Der Prinz bezeugte sein Mißfallen hierüber, und trug bei den Abgeordneten darauf an, selbst nach Tours zu gehen, um vorzustellen, in welcher günstigen Lage die Angelegenheiten sich befänden, und wie nothwendig es sey, den Waffenstillstand noch weiter zu erstrecken, um endlich einen Schluß zu erzielen; wobei er Hoffnung machte, daß bei der Rückkunft des Herzogs von Süllv von la Rochelle alles vollends im Reinen seyn würde.

Die Abgeordneten redeten ihm hierauf zu, eine Person von Stande nach Hof zu schicken, um Ihren Majestäten dies alles selbst vorzustellen, wozu sie den Herrn Herzog von Mayenne vorschlugen; allein in der darüber mit seiner Parthei gepflogenen Berathschlagung widersetzten sich die Reformirten, weil dieser Schritt ihrer Parthey zu nachtheilig seyn würde, indem es das Ansehen gewönne, als sähe man den Frieden,

noch vor ihrer Zustimmung für geschlossen an; hingegen meinten sie, die Sache könnte schicklicher durch die Frau Gräfinn von Soissons und Herzoginn von Nevers vermittelt werden, welche ohnehin nach Tours gehen wollten, und denen sie auch noch in gleicher Absicht die Frau von Courtenay mitgaben.

Diesen Abend wurde noch beschlossen, daß der Marschall von Brissac, der Herzog von Villeroy und der Graf von Pontchartrain am folgenden Tag nach Tours gehen sollten, um dem König die Lage der Sachen vorzustellen, um Verlängerung des Waffenstillstandes zu Vollendung des heiligen Werks anzuhalten, und von allem, was zu Loudun zeither vorgefallen war, Rechenschaft abzulegen; die Herrn von Thou und von Vic aber sollten unterdessen unvorhergesehener Fälle wegen zu Loudun bleiben.

Der Präsident von Chevry und von Fleffelles reisten von Loudun ab, nach Tours zurück, um daselbst ihren Aufsatz über Ausmittlung der erforderlichen Summen vorzulegen. Sie nahmen auch einige Pächter mit, um mit solchen Accorde über einige Vorschüsse zu schließen.

8.

Der Herzog von Sülly gieng von Loudun ab, nach la Rochelle. Auch der Englische Gesandte verfügte sich dahin, und that bey der Versammlung dem Friedenswerk großen Vorschub durch sein Zureden. Mit ihnen machten noch die Reise der Herr Desbordes Mercier, Deputirter der Versammlung; Dèshayes, Deputirter des Prinzen und die Herrn von Buzanval, katholischer- und Fiesbren reformirter Religion, welche der Prinz abermals an die Versammlung abschick-

ſchickte, um ſie zu einem pflichtgemäßen Entſchluß und Verhalten zu vermögen.

An eben dem Tag verließen Loudun auch die Gräfinn von Soiſſons, ihr Sohn, der Herzog von Nevers, wie auch die Herrn von Briſſac, Villeroy und Pontchartrain.

9.

Sie trafen zu Tours ein, wo ſie noch vor Abend die Prolongation des Waffenſtillſtandes bis zum 25. April auswürkten, und dann die folgenden Tage hindurch Ihren Majeſtäten die Lage der Angelegenheiten ausführlich abſchilderten und fernere Verhaltungsbefehle empfingen.

Acht bis zehn Tage verſtrichen nun, ohne daß auf beiden Seiten weiter vorgeſchritten wurde. Denn ſo wie die nach Hof gegangenen Abgeordneten in dieſer Zeit ſich in Anſehung ihres fernern Verhaltens inſtruiren ließen, beſchäftigten die andern ſich zu la Rochelle ebenfalls ihrer Sendung gemäß. Der Prinz aber und alle die andern Prinzen und Herrn verließen Loudun um in der Nachbarſchaft kleine Luſtreiſen zu machen; auch die Herrn von Thou und von Vic waren drei oder vier Tage auf gleiche Weiſe abweſend; nur die Herrn von Bouillon und von Rohan blieben zu Loudun, um etwa vorfallende Angelegenheiten ihrer Parthey zu beſorgen.

Unter der Zeit erhielten ſie Nachricht, daß der Herzog von Epernon trotz dem Waffenſtillſtand einige Trupps Carabiniers und Cavallerie in die Flucht geſchlagen habe, wobei viele blieben; auch daß er den reformirten Gottesdienſt zu Maſſac unterſagt, und das Schloß Jarnac habe überfallen laſſen, wobei viele Ungebühr verübt wurde. Dies alles erbitter-

te die Gemüther ein wenig und veranlaßte, daß sie den Herrn von Soubise abschickten, um so viele von ihren Truppen als möglich, an sich zu ziehen, und sich damit dem Herzog von Epernon zu widersetzen. Dabei erhoben sie auch Beschwerden bei Ihren Majestäten über alle dergleichen Contraventionen überhaupt, mit Bitte, ihnen abzuhelfen und alles in den vorigen Stand setzen zu lassen, ehe weiter in den Verhandlungen vorgeschritten werden könnte.

16.

Ein gewisser Herr von Lasse traf zu Tours ein, vom Herzog von Sülly aus la Rochelle abgefertigt, um Ihren Majestäten zu hinterbringen, daß die Versammlung daselbst heilsame Entschlüsse gefaßt habe, und alles zum Gehorchen bereit sey.

An eben dem Tag vernahm man auch die Nachricht von der gefährlichen Krankheit, des nachher auch würklich verstorbenen Herrn von la Boulaye, Gouverneurs von Fontenay in Poitou, worüber viele Leute unter den Reformirten in Bewegung geriethen, selbst auch die Versammlung zu la Rochelle, indem dieser Platz einer von ihren Sicherheitsplätzen ist.

Die Herrn von Brisse, Villeroy und Pontchartrain gedachten an diesem Tag wieder nach Loudun aufzubrechen; wohin auch die andern Herrn zurückkehren wollten, wie man vernahm; allein der Herr von Villeroy hatte einige Anfälle von Fieber, wodurch sie aufgehalten wurden.

18.

Der Herr von Pontchartrain gieng indessen doch an diesem Tag von Tours ab, den Prinzen entgegen,

um

um einſtweilen alles nöthige einzuleiten, bis die andern beiden Herrn nachkämen.

An eben dem Tag verlieſſen auch die Gräfinn und der Graf Soiſſons Tours, um nach Loudun zurückzugehen.

Die Krankheiten fiengen an, ſo ſtark und häufig in Tours um ſich zu greifen, daß man dem König und der Königinn Mutter rieth, von da weg nach Blois zu gehen, was ſie auch thaten. Der König und die Königinn brachen auf, hielten Nachtlager zu Amboiſe, und am folgenden Tag kam auch die Königinn Mutter nach.

19.

Die Gräfinn und der Graf langten zu Loudun an; ebenſo auch der Herr von Pontchartrain. Sie fanden den Prinzen krank am anhaltenden Fieber, das jedoch ſehr mäſig war, und ſo, daß man kein bösartiges Symptom daran bemerkte.

An eben dem Tag langten auch der Herzog von Süly und der Engliſche Geſandte von la Rochelle wieder zu Loudun an, und brachten erwünſchte Nachrichten von dorther mit.

Man brachte eine fernere Verlängerung des Waffenſtillſtandes in Vorſchlag, damit es nicht vor Unterzeichnung der Friedens-Artikel noch zu einem Bruch kommen möchte.

20.

Es wurde nichts Erhebliches vorgenommen. Blos einige Beſuche und Communicationen.

21.

Die Herrn von Nevers, von Briſſac und von Villeroy kamen gleich nach Mittag zu Loudun an. Sie hatten jemand vorausgeſchickt, und ſich erkundigen laſſen, ob ſie dem Prinz aufwarten könnten; man ließ ihnen aber ſagen, man bäte ſie, dieſen Beſuch bis gegen Abend auszuſetzen, weil er nach einem Aderlaß einen verſtärkten Anfall vom Fieber bekommen habe, und jetzt ruhe. Sobald aber der Prinz ſelbſt etwas davon merkte, ließ er ihnen ſagen, ihr Beſuch werde ihm ſehr angenehm ſeyn.

Der Präſident von Thou, der Herr von Vic und von Pontchartrain fuhren dieſen Herrn entgegen, und ſo fuhren ſie denn alle zuſammen zu dem Prinzen blos, um ſich bey der Prinzeſſinn Mutter nach ſeinem Befinden zu erkundigen, worauf ſie ſich zu der Gräfinn Soiſſon begaben. Sobald aber der Prinz ihre Ankunft vernahm, ſchickte er nach ihnen; ſie kamen, begaben ſich aber gleich wieder weg, um ihn nicht zu beläſtigen.

Sie giengen hierauf zuſammen zu dem Herrn von Thou, wo man den Nachmittag vollends mit Berathſchlagungen, was man zunächſt vornehmen wollte und über die einzuſchlagende Weiſe, die Geſchäfte vollends zu erledigen, hinbrachte. Sie baten auch den Marſchall von Bouillon hin, und erſuchten ihn, ſeinerſeits ebenfalls jene Herrn zu einer ähnlichen Berathſchlagung zu vermögen, um die Geſchäfte zu beſchleunigen. Hierauf ſah man die zuvor feſtgeſetzten Artikel noch einmal durch; fieng auch ein gleiches mit dem Entwurf des Edicts an, und verſchob das Uebrige auf morgen.

An eben dem Abend noch that man den Abgeordneten zu wiſſen: in dem Rath der Prinzen und Herrn

ben

bey der Gräfinn sey beliebt worden, daß man am füglichsten in drey Classen arbeiten könnte; in der ersten an Aufsetzung des Edicts und der zu unterzeichnenden Artikel; in der andern an Maasregeln für die Abdankung der Truppen und deren Einrichtung; in der dritten endlich an Erörterung der Privat-Artikel, damit jeder wüßte, wie er daran wäre, und wessen er sich von der Güte Seiner Majestät zu versehen hätte. — Da man nun verschiedentlich schon gemerkt hatte, daß viele bloß sehen wollten, was ihnen zu Theil werden sollte, um dann nach Befinden ihr Verhalten einzurichten, so ließ man ihnen zurück, man werde arbeiten, woran sie wollten, das Privat-Interesse jedoch nicht eher erörtern, bis man mit dem Allgemeinen im Reinen und alles zur Unterzeichnung reif sey. Damit gieng man für heute auseinander.

22.

Früh kamen die königlichen Abgeordneten bey dem Herzog von Bouillon zusammen, wo sie sich mit dem Entwurf des Pacifications-Edicts den ganzen Vormittag beschäftigten. Zuvor fertigten sie jedoch die nöthigen Berichte an den König und in verschiedene Provinzen aus, in Betreff der neuen Verlängerung des Waffenstillstandes, die sie am vorigen Abend mit dem Prinzen bis auf den fünften May verabredet hatten, wobey man ihnen sehr anlag, ihn noch bis zum zehnten laufen zu lassen.

An eben dem Morgen kamen die Prinzen mit den reformirten Deputirten bey der Gräfinn von Soissons zusammen, um über deren Angelegenheiten zu conferiren. Sie beschlossen, daß nach Mittag diejenigen, welche bis dahin von dem Prinzen zu Commissarien ernannt

worden waren, (bis auf den Herrn von Thlanges, der sehr krank war) sich frühzeitig zu dem Marschall von Brissac verfügen sollten, wo die königlichen Abgeordneten sich einfinden würden, um miteinander zu conferiren.

Was den Redlichgesinnten bey beiden Partheyen am meisten nahe gieng, war die Fortdauer der Krankheit des Prinzen, dessen Fieber noch immer anhielt, und der diesen Tag, sein siebenter, einen geringen Leibfluß gehabt hatte, was aber noch keine vollkommene Crisis war. Man besorgte daher einen übeln Ausgang oder wenigstens eine lange Dauer der Krankheit, worunter die Unterhandlung sehr leiden würde, indem die unruhigen Köpfe schon jezt anfiengen, sich diese Umstände zu Nuz zu machen.

Gleich nach Mittag fanden sämmtliche königliche Abgeordnete mit dem Herzog von Nevers sich bey dem Marschall von Brissac ein, wohin auch die Commissarien kamen, nämlich die Herrn von Bouillon, von Sully, von Courtenay, und von Seiten der Reformirten Rouvray, des Bordes, Mercier, und Clemenceau, Prediger von Niort.

Erst hörte man einige neue Anträge an, welche die Reformirten auf Anregen ihrer Versammlung zu Rochelle machten, worunter einer dahin gieng, daß ihnen erlaubt werden möchte, ihre Versammlung ganz, oder doch wenigstens einen engern Ausschuß davon, fortzusetzen, bis alles, wozu ihnen in gedachten Antworten Hoffnung gemacht wurde, gänzlich in Erfüllung gesezt seyn würde; die königlichen Abgeordneten wiesen aber diesen Antrag zurück als dem königlichen Ansehen schnurstracks zuwider. Hierauf arbeitete man an der Durchsicht und Genehmigung aller ertheil-

theilten Antworten; und endlich, als man auch zur Durchsicht der allgemeinen Artikeln und der darauf ertheilten Antworten schreiten wollte, um solche ebenfalls fest zu setzen, und zu überlegen, was davon in das Edict einfließen sollte, stand Clemenceau auf, und erklärte, er sey von seinen Committenten zu weiter nichts bevollmächtigt, als auf die Ordnung zu sehen, die man in Beendigung der Geschäfte befolgen würde, keineswegs aber, um etwas zu beschließen. Man gab ihm zur Antwort, was man hier thue sey ja die Ordnung der Geschäfte, wenn man eines vorgenommen und festgesetzt habe, nehme man wieder ein anderes vor, und so würde man endlich fertig; denn man müsse die Zeit zu Rath halten. Er erwiederte hierauf, er dächte, ihre Mitdeputirte müßten auch mit anhören, was schon erledigt worden sey, und wie man procediren würde, damit sie oder andere sich mit weiterer Vollmacht dabey einfinden könnten, man möchte ihnen daher vorjetzt erlauben, Rücksprache mit denselben zu halten, worauf sie oder andere sich sogleich wieder einstellen würden. Man bewilligte ihnen dies, worauf sie sich miteinander entfernten.

Man setzte unterdessen die Revision der allgemeinen Artikel fort, und besprach sich über die bey der Unterschrift zu beliebende Form. Gegen Abend ließen sich die Deputirten von la Roche wieder anmelden, indem sie etwas anzubringen hätten. Sie wurden vorgelassen, an der Zahl neun bis zehn, und erklärten durch ihren Sprecher, Rouvé, sie hätten vernommen, was vorgegangen wäre, und wie man nicht berücksichtige, was sie im Namen der Versammlung verlangt hätten; gleichwie in allen ihren übrigen Räthen also auch hier wollten sie der Gnade des Königs vertrauen und ihre Sache anheimstellen; indessen müßten

ten

ten sie doch erinnern, im Fall man ihnen, wie verlauten wolle, denjenigen ihrer Punkte abschlüge, worinn sie auf eine Fortdauer ihrer Versammlung, vollständig oder doch wenigstens ausschußweise, bis zu Erfüllung aller ihnen zukommenden Artikel und Rechte, antrügen, so könnten sie nicht länger in Loudun verweilen, noch irg ud etwas bewilligen, sondern müßten sich entfernen.

Nachdem man dies vernommen hatte, traten die königlichen Abgeordneten abseits zusammen, um zu überlegen, was sie hierauf zu antworten und zu thun hätten; und nach abermaliger Erwägung, wie höchstpräjudicirlich für das königliche Interesse ein solches Verlangen sey, hinter dem sogar diejenigen stecken könnten, welchen es um Verwirrung der Verhandlungen und der öffentlichen Angelegenheiten überhaupt zu thun war, und es übel empfanden, daß man sich noch nicht auf ihr Privat-Interesse einlassen wollte; so beschlossen sie, zu erklären: dies sey eine Sache, die ihnen nicht bewilligt werden könnte; sie hätten hiezu auch keine Vollmacht, vielmehr wären sie angewiesen, jene zu bedeuten, daß nach Beendigung dieser Verhandlungen und Ernennung ihrer Generaldeputirten ihre Versammlung auseinander zu gehen hätte. Dies wurde ihnen durch den Marschall von Brissac erklärt, und als einige der Rocheller Deputirten hierauf äußerten, sie müßten demnach wieder zurückgehen, so wendeten einige von den königlichen Abgeordneten sich an die Herrn von Bouillon und von Sully, und sagten ebenfalls ihre Entlassung an, um morgen nach Chinon aufzubrechen, indem sie es nicht länger geduldig mit ansehen könnten, daß man dies wichtige Geschäft so muthwillig in die Länge ziehe, und den König durch täuschende Vorspieglungen von den guten Gesinnungen

gen

gen dieſer Herrn hintergehe und mißbrauche. Damit gieng man denn ſpät in der Nacht auseinander.

23.

Früh erkundigten die königlichen Abgeordneten ſich zuerſt nach dem Befinden des Prinzen, der noch nicht außer Gefahr war. Dies ergriffen einige, die eben nicht ſehr für den Frieden waren, ſich verſchiedenes herauszunehmen, beſonders ſolche, die ſich keiner ſonderlichen Gewährung ihrer geäuſſerten Privatforderungen verſahen. Indeſſen fanden die Abgeordneten doch, indem ſie mehrere einzeln ſondirten, daß die meiſten den Schritt der Rocheller Deputirten mißbilligten. Dieſe ſchickten einen eignen Courier an ihre Verſammlung, um ihnen den Hergang zu berichten, und daß ſie ſich auf die anverlangte Fortdauer keine Rechnung machen dürften: ſie thaten aber dies ganz in Geheim, um die königlichen Abgeordneten nichts davon wiſſen zu laſſen.

Unterdeſſen kamen dieſe nach Mittag nach der Wohnung der Gräfinn Soiſſons, wo ſie die meiſten der andern noch in Bewegung über den geſtrigen Vorgang fanden. Man beſchloß hier, ſich in zwey Claſſen abzutheilen, zufolge einer dieſen Morgen in ihrem Conſeil geſchehenen Eröffnung. Der Marſchall von Briſſac und der Herr von Villeroy blieben bey der Frau Gräfinn in ihrem und des Herzogs von Nevers Beyſeyn, und arbeiteten mit den Herrn von Maine, von Sully, von Bouillon und von Courtenay an Berathſchlagungen über Ordnung, Form und Mittel für Abdankung der beiderſeitigen Truppen, worüber ſie einen Entwurf zu Papier brachten, deſſen Reviſion ſie auf morgen ausſetzten; die Herrn von Thou, Vic und

Pont.

Pontchartrain giengen nach der Wohnung des erstern, wo sich die Herrn des-Bordes-Mercier, Breteville, Gomerville und Justel einstellten, und mit ihnen die Herrn von Aligre, Viguier und Maresçot, um miteinander ein von den königlichen Abgeordneten entworfnes Pacifications-Edict durchzugehen. Es wurde gelesen, erwogen, und dann den Herrn Mercier und Breteville zur weitern Privatcommunication zugestellt.

24.

Der Vormittag wurde mit Andachtsübungen zugebracht. Nach Mittag begab sich die Gräfin von Soissons, — welche am vorhergehenden Tag ersucht worden war die Beschleunigung der Geschäfte zu betreiben, so lange der Prinz krank sey, — zu dem Herrn von Villeroy um mit ihm zu conferiren, und die Gesinnungen des Königs in Betreff der Privat-Forderungen zu vernehmen. Kurz hernach versammelten die Obengedachten sich abermals, um den Entwurf wegen der Truppen-Abdankung durchzusehen und zu bestimmen.

Man vernahm, daß der Prinz eine leidliche Nacht gehabt und vier bis fünf Stunden Schlaf genossen, auch sein Fieber etwas nachgelassen habe, was schon ein gutes Zeichen von Genesung war, wiewohl man übrigens seinen Schlaf erkünstelt hatte.

An eben dem Tag beschloß die Gräfinn, ihren Sohn nach einem vier bis fünf Meilen entlegenen Schloß, Brezay zu schicken, theils wegen der schlechten Luft zu Loudun, theils um sich in Freyheit und Sicherheit zu befinden, in Fall die Krankheit des Prinzen übel ausschlüge.

Das

Das Schloß Chinon wurde einem Garde-Unterofficier übergeben, um es zu ſeiner Zeit dem Prinzen abzutreten.

Der Intendant von Chevry traf mit Geldern zur Truppen-Abdankung in Loudun ein.

25.

Der Prinz hatte abermals eine ziemlich gute Nacht und etwas Ruhe gehabt; ſein Fieber hielt aber noch immer an, doch ohne ſchlimme Symptome.

Den Tag über konnte man keine Geſchäfte vornehmen, weil diejenigen, denen der Prinz die Durchſicht des Edicts aufgetragen hatte, noch damit beſchäftigt waren. Der Herzog von Maine, von Bouillon, von Sully und die Herrn von Briſſac und von Villeroy traten zuſammen wegen der Truppen-Abdankung und vereinigten ſich über einen Entwurf hiezu.

26.

Früh kam nichts vor, außer Depeſchen an den König. — Der Prinz hatte noch immer das Fieber. — Nach Mittag verſammelten ſich bey dem Herrn von Thou die Herrn von Vic, von Pontchartrain, und anderer Seits die Herrn von Sully, des Bordes-Mercier, Breteville, Juſtel, du Bocage, Gomerville, nebſt den Herrn von Aligre, Viguier, Mareſcot, und Viroi, und conferirten über das Edict, bis in die Nacht.

27.

Der Prinz hatte ſich beſſer befunden, und ſpürte eine ſtarke Abnahme ſeiner Krankheit; gegen Abend aber hatte er einen verſtärkten Paroxysmus.

Alle

Alle Obengedachte versammelten sich wieder bey dem Herzog von Sully, um die Conferenz über das Edict vollends aufs Reine zu bringen. Sie arbeiteten daran bis Mittag, nicht ohne manchen Streit.

Nach Mittag kamen sämmtliche königliche Abgeordnete bey dem Marschall von Brissac zusammen, wo referirt wurde, was gestern und heut früh in Betreff des Edicts verhandelt worden war, und was für Schwierigkeiten sich dabey ergeben hatten.

28.

Der Prinz hatte eine etwas unruhige Nacht gehabt, doch nahm das Fieber gegen Morgen ab, und man gab ihm Arzney. Nach Mittag befand er sich um vieles besser.

Die königlichen Abgeordneten kamen bey dem Herrn von Villeroy zusammen, und beschäftigten sich bis Mittag mit Erwägung der Schwierigkeiten, die sich bey dem Edict hervorthaten.

Nachmittag glaubten sie mit den Commissarien des Prinzen bey der Gräfinn von Soissons zusammen zu kommen, diese brachten aber den ganzen Nachmittag mit Privat-Zusammenkünften unter sich zu, und es gewann sehr das Ansehen, als läge ihnen eben nicht viel an Förderung der Geschäfte; es sey nun aus bösen Absichten, ihrer Privatvortheile wegen, oder aus irgend einem andern in der Krankheit des Prinzen gelegenen Grund, so sehr auch die Gräfinn ihrer Seits alles hiezu dienliche aufbot, wodurch es ihr auch wirklich gelang, daß endlich beschlossen wurde, morgen zu arbeiten.

Anzumerken ist, daß diese Zeit über die Krankheiten zu Loudun, Scharlach-Fieber und hitzige Fieber,

so

ſo überhand nahmen, und ſo viele daran lagen und ſtarben, daß man nicht ohne Gefahr länger daſelbſt weilen konnte.

29.

Die Frau Gräfinn hatte geſtern anſagen laſſen, daß man beſchloſſen habe, heute wieder zuſammen zu treten, um in Anſehung der Einrichtung ſo wohl als des noch unerledigten Inhalts des Edictes vollends in Richtigkeit zu kommen, damit morgen der Friede unterzeichnet und übermorgen zum Sonntag das Te Deum deshalb angeſtimmt werden könnte. Man habe hiezu von neuem als Commiſſarien ernannt die Herrn von Bouillon, von Sully, von Courtenay, des Bordes Mercier, Breteville, Gouerville, und einige andere, mit aller Vollmacht, gänzlich abzuſchließen. Die königlichen Abgeordneten verſammelten ſich demnach bey dem Marſchall von Briſſac, wo einige der andern ſich ebenfalls einfanden. Weil aber der Herzog von Sully in der Nacht etwas unpäßlich worden war, ſo verfügte man ſich nach deſſen Wohnung, nämlich die königlichen Abgeordneten, die übrigen genannten Herrn, und auch der Herzog von Nevers. Man arbeitete hier bis Mittag, und beſtimmte eine Stunde nach Mittag, wo man abermals bey der Frau Gräfinn Soiſſons zuſammenkommen wollte. Man ſchöpfte jetzt Hoffnung alles bald und glücklich zu Stand gebracht zu ſehen.

Nach Mittag verfügten die königlichen Abgeordneten ſich zur beſtimmten Stunde zur Gräfinn; ſo wie ſie aber eintraten, ſahen ſie auch den Prediger Chauffepied ankommen, der vor fünf oder ſechs Tagen von ſämmtlichen zu Loudun befindlichen reformirten Deputirten an die Verſammlung derſelben zu la Rochelle geſchikt worden

war, um dort zu melden, daß ihr Gesuch in Betreff einer fernern Fortdauer dieser Versammlung oder eines Ausschusses bis nach gänzlicher Erfüllung des Friedens und Abstellung ihrer Beschwerden, rund abgeschlagen worden sey. Dieser Chauffepied also kam jetzt zurück, und mit den andern reformirten Deputirten zur Gräfinn, wo sie den Herzog von Sully und andere hier befindliche Herrn von ihrer Religion bey Seite riefen, beynah eine Stunde in einem besondern Zimmer blieben, und die königlichen Abgeordneten bey der Frau Gräfinn warten ließen. Endlich meldete man ihnen, man bäte sie, den Rest dieses Nachmittags vollends diesen Herrn zu überlassen, um miteinander zu überlegen, wie sie sich in Gemäßheit der von la Rochelle eingegangenen Nachrichten und Vorschriften verhalten sollten. Morgen könne man dann vollends schließen. Damit begaben sie sich weg.

Wie man vernahm, so brachte dieser Chauffepied mit: bey der Gefahr, worinn das Leben des Prinzen durch seine gegenwärtige Krankheit schwebe, sey die Versammlung des Dafürhaltens, es könne kein nützlicher Friede erzielt werden; wenn man auch einen Theil zufrieden stelle, würde doch ein anderer unbefriedigt gelassen werden, und es ließe sich mit hoher Wahrscheinlichkeit berechnen, daß dies Loos der Mißhandlung diejenigen betreffen würde, welche die meiste Anhänglichkeit an ihre (der Reformirten) Religion und Parthey blicken ließen; gerade diese dürfte dann die Versammlung nicht im Stiche lassen; würklich wären sie auf alle Fälle dabey interessirt, wenn der Krieg fortdauern sollte, es möchte seyn gegen wen es wolle; aus diesen und mehrern andern statthaften Gründen könnte und dürfte ihre Versammlung sich nicht auflö-

sen

sen und auseinandergehen, ehe sie den Frieden und ihre ganze Sicherheit für jetzt und die Zukunft auf einem dauerhaften Fuß erblickten; folglich müßten sie darauf bestehen, diese Fortdauer ihrer Versammlung, wenigstens ausschußweise zu erhalten, widrigenfalls aber sähen sie sich genöthigt, den Abschluß des Friedens zu hemmen, welcher dann nicht vor sich gehen könnte, ohne daß alle diese Prinzen und Herrn sich einer Wortbrüchigkeit gegen sie schuldig machten.

Dies war es, was Chauffepied mitbrachte, ein Machwerk derer, denen es um Fortdauer des Kriegs zu thun war. Dabey ist noch zu merken, daß dieser engere Ausschuß, auf den sie antrugen, ein noch gefährlicheres Ding war, als die ganze Versammlung selbst: denn in dieser gab es doch noch mitunter Leute von Ehre, Friedfertigkeit, Sanftmuth, die ihren König und sein Ansehn in Ehren hielten, und die Hitze und Bitterkeit der andern mäßigten; der Ausschuß hingegen wäre aus Leuten zusammengesetzt worden, die ganz von den Unruhstiftern abhiengen, und stets alles in Verwirrung zu bringen gesucht hätten. So waren also die königlichen Abgeordneten in Verlegenheit, was sie thun sollten.

Gegen Abend kam die Gräfinn von Soissons zum Herrn von Villeroy, begleitet von den Herrn von Sully und von Courtenay, bezeugte ihm ihr Mißfallen über diese neue Verhinderung, bat und beschwor ihn zu Uebersteigung dieser Schwierigkeit mit behülflich zu seyn und etwas nachzugeben, um nur diese Leute zufrieden zu stellen, u. d. gl. worauf der Herr von Villeroy versetzte: dies betreffe das königliche Ansehn so nahe, daß weder er noch seine Collegen im Stand wären, etwas hierinn zu thun oder auch nur irgend einem dergleichen Antrag Gehör zu geben.

Der Herzog von Sully äuſerte ſich hierauf: man möchte ihm, ohne ſich ſchriftlich einzulaſſen, bloß mündliche Verſicherung ertheilen, daß man die Verſammlung zu la Rochelle weder durch Drohungen noch ſonſt drängen wolle, auseinander zu gehen, bis das Pacifications-Edict zu Paris regiſtrirt wäre, und man beiderſeits die Waffen völlig weggelegt hätte.

Der Herr von Villeroy bemerkte dagegen: der Ausdruck, die Waffen völlig weglegen ſey zu unbeſtimmt, übrigens aber könne er weder mündlich noch ſchriftlich diesfalls etwas zuſagen. Wollten die Herrn fortfahren, die übrigen Punkte für das Friedens-Edict mit ihm zu erledigen, ſo könnte man unterdeſſen durch einen Eilboten des Königs Befehl einholen; wäre ihnen dann dieſer nicht anſtändig, ſo könnte man immer noch auseinandergehen; wollten ſie aber ſich ſolchem fügen, ſo wäre man doch unterdeſſen mit dem übrigen weiter; man könne ohnehin ſich zu keiner Verlängerung des Waffenſtillſtands weiter verſtehen, da das Volk ſo ſehr darunter leiden müßte.

Man kam hierüber zu keinem Schluß. Der Herr von Villeroy fragte die Frau Gräfinn, ob man morgen früh wieder zuſammenkommen werde, um zu ſchließen, wie man Hoffnung dazu gemacht habe; ſie antwortete aber: nein, und morgen früh ſollten alle Prinzen und Herrn zuſammen kommen, um anzuhören, was von Seiten der Verſammlung zu la Rochelle bey ihnen angebracht werden wollte. Alles blieb alſo ſtehen und liegen, und die königlichen Abgeordneten wußten nicht zu was für einem Entſchluß ſie greifen ſollten.

Der Prinz, der jetzt den vierzehnten Tag ſeiner Krankheit erreicht hatte, befand ſich indeſſen bey weitem

tem wieder beſſer; weil es aber ein kritiſcher Tag war, ſo ließ man ihn in Ruhe bis morgen.

30.

Die königlichen Abgeordneten verſammelten ſich früh bey dem Herrn von Villeroy, um ſich miteinander zu berathſchlagen, was ſie thun ſollten; unterdeſſen wurde verſchiedentlich an ſie geſchickt. Endlich gegen elf Uhr kam die Gräfinn von Soiſſons ſelbſt, begleitet von den Herrn von Vendome, Mayenne, Nevers, Rohan, Sully, Courtenay, zween oder drey der reformirten Deputirten, und ſelbſt dem engliſchen Geſandten. Sie baten ſämmtlich dringend und anhaltend, irgend einen Ausweg in der Sache zu treffen, damit dadurch das gute Werk nicht aufgehalten würde. Als man ihr die Schwierigkeiten vorſtellte, that ſie den Vorſchlag, man möchte ihnen wenigſtens nur noch ſechs Wochen nach dem Frieden beyſammen zu bleiben erlauben; man ließ ſie einen Monat hoffen; ſie beſtand auf noch vierzehn Tagen; man ſagte ihnen, ſie möchten ihr Verlangen zu Papier bringen, da man denn ihnen ebenfalls ſchriftliche Antwort ertheilen werde, und ſo giengen ſie denn wieder weg, mit der Hoffnung vier bis ſechs Wochen zu erhalten.

Nachmittags verſammelte man ſich wieder bey der Gräfinn, nämlich die königlichen Abgeordneten und die prinzlichen Commiſſarien. Man fuhr fort in Durchſicht und Feſtſetzung der Artikel des Edicts, bis in die Nacht. Die Vollendung verſchob man auf den folgenden Tag, unerachtet es ein Sonntag war.

May.

1.

Sie arbeiteten bis elf Uhr vor Mittag an Vollendung des Edicts und Festsetzung der besondern Artikel; es gieng nicht ohne viele Schwierigkeiten und Drohungen von beiden Seiten ab. Endlich war man mit allem fertig, und es waren bloß noch die Expeditionen zu bewilligen, welche die Reformirten über alles das verlangten, was man ihnen geantwortet hatte. Der Herr von Pontchartrain übernahm es, daran zu arbeiten, und mit ihnen darüber zu conferiren.

Der Herzog von Vendome kam auch noch mit einer Beschwerde, daß man ihm Dinan nicht bewilligt hatte, das er in Bretagne verlangte, und betheuerte, daß er ohne dies weder das Edict noch den Tractat unterzeichnen werde. Man schickte deswegen einen Courier nach Hof.

Es war auch noch ein allgemeines Misvergnügen darüber, daß bey der großen Verschiedenheit des Interesse die Einzelnen noch nicht recht wußten, wessen sie sich jeder für sich zu versehen hätten. Allein der Herr von Villeroy, der der Frau Gräfinn erklärt hatte, wie weit hierinn seine Vollmacht sich erstrecke, blieb standhaft dabey, sich nicht näher zu entdecken.

Die Sache des Herzogs von Longueville war ebenfalls berichtigt. Er hatte endlich die Vertauschung seines Gouvernements von der Picardie gegen das von der Normandie, nebst Caen und Pont de l'Arche, eingegangen, hieng aber dem noch so viele verschiedene Forderungen für mehrere Herrn und Adeliche an, daß es eine Sünde und Schande für den Staat war, solchen Gehör zu geben.

Der

Der Prinz hatte ebenfalls seine Bitten für verschiedene Privatpersonen, und verlangte unter anderm eine gewisse Abtey Trouart, und als man ihm Schwierigkeiten dagegen machte, wurde er verdrüßlich und aufgebracht darüber. So hatte man überall Mühe, die Leute zufrieden zu stellen. Indessen wollte man doch die Artikel und den Friedenstractat morgen unterzeichnen. — Der Prinz erholte sich immer mehr, und es war von seiner Krankheit nichts weiter übrig, als nur noch eine grosse Schwäche.

2.

Die königlichen Abgeordneten kamen bey dem Herrn von Villeroy zusammen; die Deputirten der Versammlung zu la Rochelle, acht bis zehn an der Zahl, wurden dorthin berufen, um ihnen den Entwurf zu dem von ihnen verlangten Aufsatz des Herrn von Pontchartrain zu zeigen, und sich darüber zu vereinigen. Man las ihnen solche vor, und richtete ihn nach ihren einzelnen Erinnerungen und Wünschen ein. Als man aber an ein Decret kam, worinn ihnen verlangtermaßen gestattet werden sollte, ihre Versammlung fortzuhalten, um ihre General-Deputirte zu ernennen, worinn es dann aber hieß, sie sollten unmittelbar nach dieser Ernennung auseinandergehen: da fiengen sie an, zu behaupten, man habe ihnen ja sechs Wochen hiezu zugesagt. Man gab ihnen zur Antwort, es sey nichts ausdrücklich versprochen worden, sondern man habe ihnen nur gesagt, sie sollten ihr Begehren zu Papier bringen, worauf man ihnen ebenfalls schriftlich antworten wolle. Hierüber erhob sich denn ein Streit. Sie wollten nicht weiter fortfahren, giengen weg, um sich zu beschweren, und so entstand mit Hülfe des Gerüchts großer Lärm. Die Gräfinn schickte, und behauptete, dies sey ihr versprochen worden. So erhitzte sich also

die Sache; indeſſen ſagte man doch noch zu dem Herzog von Süllv, die Herrn müßten ihr Anſinnen ſchriftlich verfaſſen, und dann werde man ſchon darauf antworten.

Nachmittags kamen die königlichen Abgeordneten bey dem Marſchall von Briſſac zuſammen. Der Herzog von Süllv kam auch hin, und ſagte, die Deputirten von la Rochelle könnten nichts ſchriftlich einreichen, aus Furcht, ihre Committenten möchten deſſen nicht geſtändig ſeyn wollen; allein was man ihnen bewillige, dazu wolle man ihre Beiſtimmung vermitteln, weshalb er vorſchlug, er wolle in ſeinem Namen für ſie darum anſuchen. In dieſem Augenblick kamen auch die Herrn von Briſſac, von Nevers und von Bouillon. Man conferirte lange hierüber; endlich ſprach man davon, das Geſuch ſollte ſchriftlich geſchehen, von Seiten des Prinzen, der Gräfinn von Soiſſons, und andrer, und in dieſem Fall wollten die königlichen Abgeordneten ſoweit nachgeben, daß ſie ihnen noch einige Friſt zum Zuſammenbleiben bewilligten. Damit gieng man denn für heute auseinander, entſchloſſen, oder in Hoffnung, morgen endlich die Artikel zu unterzeichnen.

3.

Der Prinz ließ wiſſen, er verlange durchaus, daß die Artikel heute noch unterzeichnet würden; eine ſehr willkommene Botſchaft für die königlichen Abgeordneten. Man kam bey dem Herrn von Villeroy zuſammen, alle königliche Abgeordnete fanden ſich ein, wie auch der Herzog von Nevers, der Herzog von Bouillon, der Herzog von Süllv und einige andre. Man ſprach abermals von der Schwierigkeit, welche die von la Rochelle machten; endlich kam man dahin

über-

überein, um die Verhandlung nicht zu verzögern, ſollten die königlichen Abgeordneten, in Anſehung der Fürbitte des Prinzen, der Frau Gräfinn von Soiſſons, und der andern Prinzen der Verſammlung bewilligen, noch bis zum funfzehnten Juny beyſammen zu bleiben, wogegen ſie aber ausdrücklich geloben ſollte, alsdann ohne die mindeſte Weigerung, es ſey auch unter welchem Vorwand es wolle, auseinander zu gehen. Auch über die Abfaſſung dieſer Reſolution gab es noch Streit, indem die reformirten Deputirten einige Ausdrücke dabey verlangten, die man nicht gut fand.

Der Herzog von Nevers hatte alle königliche Abgeordnete, alle Prinzen und Herrn und alle Deputirte, von Rochelle bey ſich zum Diner gebeten, theils um die Friedensunterzeichnung zu feiern, theils weil juſt ſein Geburtstag einfiel. Er nahm alſo jetzt alle mit nach ſeiner Wohnung, wo ſich eine große Anzahl Perſonen befand. Der engliſche Geſandte war auch da. Man war ſehr vergnügt untereinander.

Gleich nach der Tafel traten die königlichen Abgeordneten zuſammen, um das letzte Verlangen derer von la Rochelle noch einmal zu überlegen.

Ueber der Tafel beſchwerte der engliſche Geſandte ſich, daß dem Vernehmen nach, im Eingang des Pacifications-Edicts, die Gräfinn von Soiſſons und der Herzog von Nevers als Beförderer des Friedenswerks erwähnt werden ſollte, in welchem Fall es ſehr ungerecht gegen ſeinen König und ihn ſeyn würde, ihrer Verwendung nicht ebenfalls zu erwähnen. Man antwortete ihm hierauf: es ſey zwar allerdings die Rede hievon geweſen; man habe ſich aber wieder eines andern beſacht, und wolle nun den Eingang ganz einfach machen. Er erwiederte: es heiße doch, daß die

Frau Gräfinn und der Herzog die Artikel als Zeugen mit unterzeichnen sollten, welche Ehre seines Erachtens ihm ebenfalls zukäme.

Der Herr von Villeroy, an den er sich gewendet hatte, versetzte hierauf: es sey in Frankreich noch nie erhört worden, daß Gesandte auswärtiger Mächte sich in Tractaten und Geschäfte des königlichen Conseils mischten, noch auch nur solchen beiwohnten; allerdings erkenne man, daß sein Monarch und er sich die Beförderung des Friedens gar sehr und nach Kräften hätten angelegen seyn lassen; auch sey der König, sein Herr, ihnen hiefür verbunden, und werde in Kurzem eine ausserordentliche ehrenvolle Gesandschaft deshalb nach England schicken, um Seine Dankempfindung deshalb zu bezeugen; damit müsse man aber sich begnügen.

Der Gesandte bezeugte sich nichts destoweniger sehr mißvergnügt. Als der Herzog von Nevers hievon hörte, und daß man dieses Ansinnen damit begründen wolle, daß er und die Frau Gräfinn als Anwesend mit unterzeichnen sollten, (wiewohl sie beyde in dieser Eigenschaft schon die Waffenstillstandsvergleiche mit unterzeichnet hatten) so suchte er die königlichen Abgeordneten auf, und erklärte ihnen, in Rücksicht auf der Ansinnen des englischen Gesandten wolle er der ihm zugedachten Ehre hiemit entsagen, und lieber nicht unterzeichnen, als dadurch auch nur die mindeste Unzufriedenheit veranlassen.

Man befragte ihn, ob er wohl genehmhielte, daß man dies dem Gesandten hinterbrächte; auch machten ihm die königlichen Abgeordneten eine Danksagung für den hiedurch bezeugten Eifer für das königliche Interesse, das allgemeine Beste und die Förderung dieser Sa-

Sache, und weil er einmal gesonnen sey, dies Opfer zu bringen, so bäten sie ihn, dies im Beiseyn einiger angesehenen Personen dem Gesandten selbst zu erklären, um ihm damit den Vorwand zu Klagen zu benehmen; worauf er dies auch würklich that, in Gegenwart des Herzogs von Maine, des Herzogs von Bouillon, und des Marschalls von Brissac.

Die Frau Gräfinn, welcher man diese Sache auch hinterbracht hatte, schickte einen Herrn von ihrem Gefolge, und ließ dieselbe Erklärung thun, welche auch schon der Herzog von Nevers gethan hatte, sowohl gegen die königlichen Abgeordneten, als gegen den Gesandten. So wurde ihm also zu seinem großen Leidwesen der Mund geschlossen.

Man war noch an Berichtigung der streitigen Ausdrücke mit den reformirten Deputirten, als der Prinz bitten ließ, man möchte sich zu Unterzeichnung der Artikel bey ihm einfinden; was man that. Die königlichen Abgeordneten fanden bey ihrem Eintritt in die Wohnung des Prinzen zwei Personen von Stande, welche ihnen sagten, sie wären auf dem Weg, dem englischen Gesandten zu melden, daß er kommen möchte. Die Abgeordneten sagten ihnen aber hierauf, in diesem Fall würden sie weggehen, denn sie hätten nichts mit dem englischen Gesandten zu thun, noch sonst mit irgend einem Fremden. Der Savoyische Gesandte entfernte sich würklich hieraus.

Man gieng hinauf nach dem Zimmer des Prinzen, wo alle diese Prinzen und Herrn sich befanden. Es wurde die Rede davon, warum man denn den Gesandten nicht auch mit dabey seyn lassen wolle, da er doch so viel Mühe mit dieser Sache gehabt habe.

Der

Der Herr von Villeroy gab aber darauf zur Antwort: wenn der englische Gesandte sich im Rath des Prinzen oder bey der Versammlung zu la Rochelle oder andern Versammlungen der Reformirten befunden habe, vor dem Friedensschluß, so hätten sie nichts dagegen erinnert, weil es da nicht ihres Amts gewesen wäre; allein jetzt, da man sich versammelt habe, um die Artikel zu unterzeichnen, und da sie im Namen des Königs da seyen, jetzt würden sie nicht zugeben, daß irgend ein Fremder sich dabey befände, um seine Stimme mit dazu zu geben, und wenn ein solcher erschiene, würden sie sich entfernen.

Man erwiederte, er solle blos anwesend seyn, ohne ein Wort zu sagen; der Herr von Villeroy versetzte aber, er wolle nicht haben, daß der Gesandte, noch auch der Prinz, oder irgend jemand sagen oder schreiben könnten, diese Handlung sey in dessen Beiseyn vorgegangen.

Man war noch in diesem Streit begriffen, als der Gesandte ins Zimmer kam. Die königlichen Abgeordneten traten hierauf in eine Ecke zusammen, und wollten weder reden noch auch näher treten. Der Gesandte merkte bald, was vorgegangen war, und man sagte ihm auch etwas davon, worauf er sich ganz zornig entfernte, und versicherte, er wolle Frankreich verlassen, und seinem Monarchen den ihm widerfahrnen Schimpf hinterbringen.

Man versuchte die königliche Abgeordneten dahin zu vermögen, sich es gefallen zu lassen, daß er sich im Zimmer an einer Stelle aufhielte, wo er nicht ins Auge fiele; allein auch dies gab man nicht zu, und sagte: hätte er sich würklich an einem Ort befunden, wo

er nicht geſehen worden wäre, ſo hätte man ſich nichts daraus gemacht; wollte man aber dirs wiſſentlich zugeben, ſo würde man ſich würklich ſachfällig machen.

Man trat hierauf zur Hauptſache. Man wollte anfangen die feſtgeſetzten Artikel vorzunehmen, um ſolche zu unterzeichnen; allein die Deputirten von la Rochelle blieben weg, unerachtet man verſchiedene Boten, und ſogar Adeliche und Große an ſie geſchickt hatte. Sie ſperrten ſich; endlich kam einer von ihnen, und meldete, ſie ſeyen noch nicht einig in dem was ſie betreffe, und ihnen Noth ſey. Man ſprach darüber, man verſprach ihnen Befriedigung in Anſehung der Schrift über die Fortdauer ihrer Verſammlung bis zum 15. Juny.

Man wollte hierauf zur Verleſung ſchreiten; ſie verließen das Zimmer, und einige Andre mit ihnen, wie der Herr von Soubiſe, und von Candale; andre machten Mine, ein Gleiches zu thun. Man rief ſie zurück; man brachte ſie wieder herein; man bemühte ſich, ſie zu diſponiren; die Gräfinn von Soiſſons ſprach jedem von ihnen beſonders zu, bat ſie, beſchwor ſie. Endlich auf Bitte des Prinzen nahm der Herzog von Bouillon das Wort, ſprach ganz laut und ernſtlich mit ihnen, ſtellte ihnen vor, welchen Nachtheil ſie ihrer Ehre, ihrem Gewiſſen und dem ganzen Reich zufügten, indem ſie ſich bei einem ſo nützlichen, heiligen und allen armen Bedrängten nothwendigen Werk ſo ſäumig und ſo widerſpenſtig bezeugten; ſie ſollten ſich ſchämen, ſo lange in der Rebellion zu verharren; ja Rebellion; denn er müſſe ſich harter Ausdrücke bedienen; und es heiße das königliche Anſehn zu ſehr beeinträchtigen, was ſie vor Gott und der Welt ſchwer zu ver-

verantworten hätten; er für ſich erkläre hiemit, daß er bereit ſey, den Frieden zu unterzeichnen; und er wiſſe, daß dies auch die Abſicht des Prinzen und mehrerer Redlichen ſey.

Er erhob ſich hierauf ein unruhiges Gemurmel; aber der Prinz, der ſich von ſeiner Krankheit ſchon ſehr ſchwach im Bette befand, und nun noch durch das, was er vor ſich erblickte, beunruhigt wurde, ſaß auf im Bette, rief den Herrn von Pontchartrain, und fragte ihn, ob er das Pacifications-Edict, die beſondern und die Generalartikel da hätte, ſo wie man ſolche verabredet habe. Er ſagte ja, und zeigte ſie ihm; Er fragte, wo man unterzeichne, und als ihm der Herr von Pontchartrain die Stellen dazu gezeigt hatte, forderte er die Feder und unterzeichnete alles in Aller Gegenwart.

Er ſagte hierauf ziemlich laut zu dem Herrn von Pontchartrain: „Ich kann dieſe Schwierigkeiten nicht „alle vollends anhören und mit anſehen, welche von Leu„ten kommen, die nicht die Ruhe wünſchen; wer mich „liebt, folge meinem Beiſpiel; die andern wird man „ſchon dazu zu bringen wiſſen.“ Er bat ihn hierauf, dieſen Herrn zu ſagen, man möchte nach einem andern Zimmer gehen, und ihm Ruhe gönnen, und faltete endlich die Hände, und dankte Gott in einem Gebet, für die Gnade daß er ihm und dem Reich den Frieden verleihe.

Dieſe Handlung machte diejenigen, die wider den Frieden waren, etwas betreten; die Frau Gräfinn bat die ganze Verſammlung, in das andre Zimmer zu treten; auch der Herr von Pontchartrain that dies nach dem Befehl des Prinzen. Man wollte dort das Pro-

jekt

ject des Pacifications-Edicts und die Artikel verleſen: allein die Deputirten von la Rochelle kamen nicht; man ſchickte nach ihnen; ſie ließen ſich ſuchen, und über eine Stunde auf ſich warten. Endlich kamen ſie; man wollte leſen, reſolviren, unterzeichnen. Sie ſagten aber, es ſey noch vieles, womit ſie noch nicht zufrieden ſeyn könnten. Man tritt mit ihnen in Conferenz, man fragt ſie, was ſie denn wünſchten.

Unterdeſſen aber bemerkte man, daß dieſer neue Aufenthalt zu unbequem ſey, ſowohl wegen der groſſen Hitze und der Menge von Perſonen, als auch wegen der Nähe des Prinzen, den man beläſtigte. Man beſchloß demnach, nach der Wohnung der Frau Gräfinn zu gehen, welche ſich ſo viele Mühe um dieſe Sache gab, daß man wohl ſagen kann, ohne ſie und die Verwendung ihres Anſehens würde man noch nicht damit zu Stande gekommen ſeyn.

Man ging alſo nach ihrer Wohnung; auch die Deputirten von la Rochelle kamen hin, hatten ſichs aber vorgenommen, daß dieſen Tag nichts zu Stand kommen ſollte. Man fieng an, mit ihnen zu unterhandeln, und fragte, was ſie denn verlangten; ſie formiren einige Anträge, Schwierigkeiten, Einwürfe; man iſt ihnen in allem zu Willen. Endlich da ſie nichts mehr aufzubringen wiſſen, fängt man an das Edict, die Artikel und die Erledigung zu verleſen, was durch den Herrn von Pontchartrain geſchah.

Nachdem alles verleſen war, ſtand die Frau Gräfinn auf, und ſagte laut: Meine Herrn! Sie werden, glaube ich, allerſeits einverſtanden ſeyn über das, was Sie ſo eben vernommen haben, und keiner von Ihnen

wird ſich dem entziehen wollen. Die meiſten bezeugten ihre Beyſtimmung hiezu. Weil man aber Rangſtreitigkeiten unter den Prinzen und Herrn beſorgte, wenn alle nach dem Prinzen unterzeichnet hätten, ſo ward beliebt, daß jeder eine beſondre Urkunde von ſich ſtellen ſolle, daß er ſich allem dem füge, was verleſen und feſtgeſetzt worden ſey. Die meiſten thaten dies gleich zur Stelle; die andern ſchickten ſie denſelben Abend noch, oder am andern Morgen.

Es kam alſo noch darauf an, auch die Deputirten von la Rochelle unterzeichnen zu laſſen. Sie machten noch Schwierigkeiten, und weil ſie nicht mehr wußten, was ſie ſagen ſollten, ſagten ſie, ſie hätten die Expeditionen noch nicht, die ſie haben müßten. Der Herr von Pontchartrain machte ſich auf der Stelle und zwar ſchriftlich anheiſchig, ihnen ſolche behändigen zu laſſen; ſie machten neue Schwierigkeiten, die man ebenfalls aufräumte; endlich konnte ſie nicht weiter zurück, und unterzeichneten gleich den Andern.

So gieng man alſo, es war ſchon Nacht, nach der Kirche, um das Te Deum zu ſingen und Gott zu danken. Die ganze Stadt ward erleuchtet. Die königlichen Abgeordneten berichteten dieſen Erfolg ſogleich durch einen eignen Courier nach Hof.

4.

Der Hetzog von Bouillon fieng an, die Abdankung der Truppen zu bearbeiten. — Die königlichen Abgeordneten ihrer Seits kamen bey dem Marſchall von Briſſac zuſammen, um gemeinſchaftlich die Depeſche

zu

zu überlegen, die ſie mit dem Entwurf des Pacifications-Edicts und den Artikeln nach Hof zu ſchicken hatten, um die Ratification zu erhalten, und dann alles dem Prinzen zuzuſtellen.

Man ließ auf allen Plätzen der Stadt mit acht oder zehn Trompetern im Namen des Königs den Frieden nebſt Aufhörung der Feindſeligkeiten und der Gelderhebungen publiciren; man ließ eine allgemeine Proceſſion deshalb halten, und andre Feierlichkeiten mehr. — Nachmittags arbeitete man an den nöthigen Depeſchen, und fertigte einen zweiten Courier mit einem ausführlichen Bericht nach Hof ab.

§.

Die Abgeordneten verſammelten ſich bey dem Herrn von Villeroy, um zu überlegen, wie weit ſie gehen könnten, um alle dieſe Prinzen und Herrn in ihren Privat-Forderungen zu befriedigen; ſowohl nach den ihnen gemachten Hoffnungen, als nach Maasgabe der Vollmacht, die ſie von Seiner Majeſtät erhalten hatten, beſonders der Herr von Villeroy, der eigens hiezu bevollmächtigt war, aber beſchloſſen hatte, die Herrn nichts davon wiſſen zu laſſen, bis nach geſchloſſenem Frieden, damit ſie blos Seiner Majeſtät dafür verbunden ſeyn müßten. Der Finanz-Intendant, Herr von Chavry, arbeitete mit ihnen hierin.

Gleich nach Tiſch giengen die Herrn von Villeroy und von Pontchartrain zu dem Prinzen, eröffnete ihm das Nähere in Betreff der Privatvortheile eines jeden und ſtellten ihm, von allen königlichen Abgeordneten unterzeichnet, zu, was ſein beſondres Intereſſe betraf.

Er war noch äuſſerſt ſchwach, und in ſehr übeln Geſundheitsumſtänden, und klagte ein Magendrücken von der Zunge her, doch ohne Fieber.

Alle Prinzen und Großen arbeiteten dieſen Tag über an Abdankung der Truppen und an Vertheilung von fünfmalhunderttauſend Livres baar, und ungefehr eben ſo ſtarker Anweiſungen, die man ihnen hiezu bewilligt hatte. Es hielt ſehr ſchwer, ehe ſie ſich darüber vereinigen konnten, denn jeder wollte gern ein Anſehnliches davon für ſich haben. Der Herzog von Bouillon verwendete ſich ſehr angelegentlich hiebey.

6.

Man hatte noch immer Privat-Intereſſe zu berichtigen. Der Herzog von Longueville und ſeine Mutter waren noch immer nicht recht zufrieden mit dem getroffenen Tauſch trotz einer ſchönen Zugabe von Geld; ſie verlangten auch noch, daß der König und die Königinn Mutter ſie darum bitten ſollten, damit ſie in den Augen ihrer Freunde, der Picarder, eine Entſchuldigung mehr hätten. Ueberdies verlangten ſie noch Gnadenbezeigungsweiſe für einige Adeliche. Man arbeitete noch an den Mitteln, ſie zu befriedigen.

Der Herzog von Vendome war auch noch ſehr unzufrieden, daß man ihm Dinan verweigerte, unerachtet man ihm hunderttauſend Pfund für ſeine Anſprüche auf das Schloß von Nantes bot; er hörte nicht darauf, und beharrte in ſeiner Unzufriedenheit. — Für die andern Prinzen und Herrn hatte man auf ihre Anträge die Antworten beſonders aufgeſetzt, und wollte ſolche dem

dem Prinzen zuſtellen, um ſie ihnen zu behändigen. Viele waren hiemit ſchlecht zufrieden. Man ſorgte auch für alle Zwiſchenvorfälle, getroffner Verabredung gemäß.

7.

Früh traf der Courier Picault ein und brachte die Ratification ſämmtlicher Verhandlungen. Die königlichen Abgeordneten verſammelten ſich unverzüglich bey dem Herrn von Briſſac, wo, nachdem man dieſe Depeſchen den dermaligen Bedürfniſſen angemeſſen gefunden hatte, beſchloſſen wurde, bey dem Prinzen anfragen zu laſſen, ob er wohl erlauben wolle, ihm aufzuwarten, um ihm ſolche zu hinterbringen. Er nahm den Beſuch an, worauf alle Abgeordnete ſich hin verfügten, und das Compliment von Seiten Ihrer Majeſtäten abſtatteten, was er ehrfurchtsvoll aufnahm. Hierauf überreichten die Abgeordneten ihm den Einlaſſungsbrief auf Chinon, und dann beurlaubte der Herr von Pontchartrain ſich von ihm, um voraus nach Hof zurückzugehen, wo Ihre Majeſtäten ihn ſehr gnädig aufnahmen.

Der Herr von Villeroy und von Pontchartrain fiengen vom Prinzen weg zur Frau Gräfinn, erſterer um ſich mit ihr noch in Angelegenheiten des Herzogs von Longueville zu beſprechen, letzterer um ſich bey ihr zu beurlauben. Sie ſagten ihnen: ſie denke morgen Loudun zu verlaſſen, um ſich durch Maine nach Hof zu begeben.

Der Herr von Pontchartrain beurlaubte ſich auch bey der Frau Mutter des Prinzen. — Nachmittags kam man bey dem Herrn von Villeroy zuſammen, wo

alle Abgeordneten davon sprachen, morgen aufzubrechen und bis Chinon zu gehen, und dann weiter. Sie fanden für gut, daß der Herr von Pontchartrain vorausgienge, um Ihren Majestäten vorläufig von allem Bericht abzustatten. Er gieng daher noch denselben Abend, nachdem er die Deputirten von Rochelle und einige andre befriedigt hatte, bis Chinon; am folgenden Tag bis Tours, am dritten nach Blois, und so weiter, so daß er am 13. May zu Paris bey Ihren Majestäten eintraf.

II.

Denkwürdigkeiten des Grafen von Brienne,

Heinrich Auguſt von Lomenie de la Ville aux Clercs,

königlich franzöſiſchen Staats-Miniſters und erſten Staats-Sekretärs.

1601 bis 1661.

Geſchrieben von ihm ſelbſt

zur

Belehrung ſeiner Kinder.

Erſter Theil.

Meine Kinder!

Gott hat, glaube ich, darum mein Leben bis hierher gefriſtet und mir Muße verliehen, damit ich Euch noch ſchriftlich hinterlaſſen könnte, was ich erlebte, that und litt. Ich habe nicht den Eigendünkel, zu glauben, daß mein Leben eines von denen ſey, die man zum Muſter aufſtellen könnte; es iſt aber doch mit ſo viel beſondern Ereigniſſen durchwebt, daß es wohl zu Eurer Belehrung beytragen, und vielleicht Euch veranlaſſen kann, auch Andern denſelben Dienſt zu leiſten. Möchtet Ihr nachahmen, was Ihr darin Gutes findet, und hinzufügen, was Ihr dienlich erachtet.

Als oberſten Grundſatz ſchicke ich Euch voraus, daß es nie erlaubt ſeyn kann, etwas Schlechtes zu begehen, welchen Vortheil man auch dadurch erhalten könnte, und daß der Dienſt Gottes allen Ehren, Würden und Ruhm der Welt vorgezogen werden muß.

Ich beginne diese Schrift mit innigstem Dank gegen die Gnade Gottes, die mich, obschon mein Vater sich zur reformirten Religion bekannte, dennoch in der Römisch-Katholisch-Apostolischen Religion geboren, getauft und erzogen werden ließ, in der ich unter Gottes gnädigem Beystand zu leben und zu sterben gedenke. Ich genoß auch noch den Trost, zu sehen, daß mein Vater sich zu ihr bekehrte, und den Rest seiner Tage hindurch dabey beharrte, überzeugt, daß sie allein uns den Weg des Heils zeigt, der uns erworben ist durch das Blut unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, für uns am Kreuz vergossen, und dargebracht seinem Vater zum Sühnopfer für alle Menschen; machen diese nicht den Gebrauch davon, den sie sollen, so haben sie es einzig ihrer Schwachgläubigkeit und ihrem Mangel an Liebe Gottes und des Nächsten zuzuschreiben.

Zur Ehre dessen, auf den ich alle meine Handlungen beziehe, muß ich rühmen, daß ich von einer katholischen Mutter geboren bin, deren Leben im Geruch der Heiligkeit steht, und die das Glück hatte, bey eigner Rechtgläubigkeit einen ihr theuern Gemahl in den Schoos der Kirche zurückkehren zu sehen, den er durch Schuld jener unglücklichen Zeiten verlassen hatte. Die Gewißheit, daß seine Bekehrung ihren Kindern förderlich und nützlich seyn werde, erhöhte noch ihre Freude, und ließ sie den Tod der Gerechten sterben. Bey diesem furchtbaren Uebergang gereichten ihr zur Stärkung Trost und Labsal die Sakramente der Kirche, und ihre gänzliche Dahingebung in die unendliche Barmherzigkeit des Weltheilandes, dessen anbetungswürdigen Leib und Blut sie empfieng.

Ich kam auf die Schule im Jahr 1601 wo aber mein Vater mich 1603 wieder wegnahm, um mich eine Reise nach Teutschland machen zu lassen, was meiner Mutter gar nicht recht war, der meine Entfernung sehr schmerz-

merzlich fiel. — Ich fand auf meiner Reise mehre Fürsten so sehr für den König eingenommen, daß jede Gelegenheit ergriffen, Beweise davon an ihren öfen zu geben. Weil sie nun wußten, daß mein Va am französischen Hof in Ansehn stand, so empfieng jede Art von Höflichkeit von ihnen, so daß sogar verschiedene von ihnen mich zu sich invitirten, andre mir die re erzeigten, mich persönlich zu besuchen, unerachtet noch weiter nichts als ein bloßer Schüler war, kein efolge hatte, und keinen Aufwand machte.

Aus Teutschland gieng ich nach Polen und von da eder ins Reich zurück, über Wien nach Ungarn und n dort nach Italien. In Venedig traf ich an eben n Tage ein, als der französische Gesandte Champig- seinen Einzug hielt, und fand in jedem Mund das Heinrichs des Großen, dem die Republik ihre Ru- zu danken hatte, weil durch seine Macht und Weis- t ihr Streit mit dem Papst ausgeglichen worden r.

Ich genoß der Freude nicht, meine Mutter bey iner Zurückkunft wieder zu finden, da Gott im Jahr 98 sie zu sich abgerufen hatte, ich aber erst am letz- November des folgenden Jahrs zurück kam, als ade der König nach der Picardie verreist war.

Ich erschien bey Hof in meinem funfzehnten Jahr. r gewöhnlichste Gegenstand der Unterhaltung waren großen Kriegsrüstungen des Königs, wozu starke uppenwerbungen befohlen waren, und ein ansehnli- s Corps Schweizer in Sold genommen werden soll- Diese Armee wollte der König in Person kom- ndiren. Er ließ aber zu gleicher Zeit noch zwey an- errichten, deren eine bestimmt war, unter dem Kom- ndo des Herrn von Lesdiguieres, in Italien einzu-

bringen, zu dem noch der Herzog von Savoyen stoßen sollte, dem der König für den Prinzen von Piemont Madame Elisabeth von Frankreich zur Gemahlinn hatte versprechen lassen, die nachher mit dem Prinzen von Spanien vermählt wurde.

Diese Prinzessinn sollte Mailand, oder doch wenigstens einen Theil dieser gesegneten Landes zur Mitgift bekommen; denn einige Portionen davon wollte der König sich vorbehalten, um sie an die italienischen Fürsten zu vertheilen, die um ihre Freyheit zu sichern, ihre Waffen mit den seinigen vereinen würden.

Dieser grose Monarch gieng einzig darauf aus, die Macht derer zu schwächen, die gegen alle Gerechtigkeit seine unruhigen Unterthanen zur Empörung gegen ihn gedrungen hatten, nachdem sie selbst mit ihm einen Frieden eingegangen waren, den er unverbrüchlich hielt.

Zwar wollte man Ihm den Beistand vorwerfen, den Er nach dem Frieden von Vervins noch den Niederlanden hatte zukommen lassen; allein er hatte ja gegen die Spanier erklärt: da die General-Staaten von dem verlangten Frieden ausgeschlossen würden, könnte Er sie nicht ganz aufgeben, noch der Königinn von Großbrittanien seinen Beistand verweigern, die, so wie diese erst entstehende Republik, ihm bey Gelegenheit gleichen Dienst geleistet hätten; es wäre denn, daß der Streit beider Mächte durch gütliche Auskunft beigelegt würde.

Ich rede nicht weiter von diesem grosen König, da meine Absicht nicht ist, sein Leben zu beschreiben. Doch darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen, daß er nur oft erlaubte, seinen Berathschlagungen mit seinen Ministern im Staatsrath beizuwohnen, und als

ich

mich einſt aus Beſcheidenheit entfernen wollte, er mir einen ernſten Verweis und ſagte, wie er mir trauen ſollte, da ich mir ſelbſt nicht zu trauen ine! —

Ein gewaltſamer Tod entriß ihn ſeinen Unterha- Die Freude der Königinn wurde in Trauer ver- delt; die großen Entwürfe dieſes Monarchen zer- ten und das Volk verſank in Schmerz und Betäu-). Einige Könige und Souverains, die hierüber freuten, fanden bald Urſache, ihn zurück zu wün- , oder doch zu bedauern; ſie zogen aus dieſem nicht die Vortheile, die ſie ſich davon verſprochen n. Denn ſeine Heere beſiegten die ihrigen, und n wieder in den Beſitz von Jülich die rechtmäſigen n, die des Königlichen Schutzes verſichert, die fen ergriffen hatten, um dies Fürſtenthum zu er- , und den Kaiſer Rudolph daraus zu vertreiben, unter dem ſcheinbaren Vorwand eines Lehnfalls ſich berechtigt hielt, darüber zu verfügen oder wenigſtens chließend die darüber entſtandene Streitigkeit rich- h zu entſcheiden.

Es gab mehrere Prätendenten dazu. Der Kur- von Brandenburg und der Herzog von Neuburg, Frankreich alliirt; der Kurfürſt von Sachſen und ei- andre Fürſten unter der Protection des Kaiſers des katholiſchen Königs, deren Projecte bekannt- uf eine Univerſal-Monarchie hinausliefen, was l Blutvergießen und ſo viel Geldaufwand verur- .

Ich trat in den Dienſt Ludwigs XIII der mich g aufnahm, in Betrachtung der Dienſte, die Vater die Ehre gehabt hatte, Heinrich dem en und Marien von Medicis zu leiſten, welche

zur

jetzt zur Regentinn erklärt war, und in meine Anstellung willigte.

Die erstern Jahre hindurch hatte ich weiter nichts zu thun, als Seiner Majestät zu folgen, und mich um Ihre Gnade zu bewerben, was mir auch gelang. Ich machte eine Reise nach England und fand dies Reich in Trauer über den Tod des Prinzen Heinrich, allein sein Vater und das Publikum wußten sich leicht darüber zu trösten, weil er bey verschiedenen Gelegenheiten zu viel Stolz und Begierde nach unumschränkter Gewalt verrathen hatte. Er unterhielt sich oft von den Mitteln, es dahin zu bringen, sich in Holland in Credit zu setzen, und sich die Reformirten in Guienne anhängig zu machen, welche Provinz er stets als das alte Erbtheil seiner Väter betrachtete.

1613.

Ich befand mich bey der Vermählung der Prinzessinn Elisabeth, deren Geist und Herrschsucht viele Unruhen in der Christenheit erregten. Der Prinz Moritz und der Marschall von Bouillon riethen ihr, ihren Gemahl zur Annahme der Böhmischen Krone zu vermögen, welche die Großen und das Volk ihm antrugen. Der erstere war dafür, er sollte sich krönen lassen, der andre aber meynte, er sollte sich blos mit dem Titel eines Generalanführers begnügen, bis seine Angelegenheiten erst festen Fuß gefaßt hätten.

1614.

Die Großen, die es nicht ertragen konnten, sich gänzlich von der Staatsverwaltung ausgeschlossen und dem

Einfluß des Marquis d'Ancre unterworfen zu sehen, entfernten sich vom Hof. An ihrer Spize stand der Prinz von Conde'; von Mezieres aus, wo sie sich versammelt hatten, erließen sie ein Manifest, von einem Parlementsschluß unterstüzt, worinn alle Prinzen, Herzoge, Pairs und Kronbeamte aufgefordert wurden, sich in den Versammlungen einzufinden, um zu untersuchen, was zur Reformation des Staats zu thun wäre.

Da der Marquis von Ancre wohl sah, daß die Prinzen unfehlbar den Herzog von Longueville unterstüzen würden, mit dem er zerfallen war, weil er ihm die Stelle eines Lieutenantgeneral in der Picardie und Gouverneurs der Citadelle von Amiens weggehascht hatte, so schlug er sich zu denen, die unter dem Titel Minister den Staat regierten. Dies waren der Kanzler Sillery, der Herzog von Villeroy und der Präsident Jeannin, lauter vollendete Geschäftsmänner, die durch lange Erfahrung sich eine vollkommene Kenntniß der Geschäfte, und durch ihren Werth die Achtung und das Vertrauen Heinrichs des Großen erworben hatten.

Der Schritt des Parlements wurde getadelt. Es wurde ihm verboten, seine Berathschlagungen fortzuseßen, und dennoch verfügte es, daß dem König mündlich und schriftlich unterthänigste Vorstellungen gemacht werden sollten. Die Großen unterstüzten es hierinn; nachdem sie sich vom Hof entfernt hatten, schickte man ihnen nach, um sie zur Rückkehr zu vermögen. Es kam ein Vergleich mit ihnen zu Stand, vermöge dessen der Reichstag versammelt, und das Schloß Amboise dem Prinzen als Sicherheits-Platz dahin eingeräumt werden sollte.

Ein Vorgang zu Poitiers erzeugte die Vermuthung, der Herzog von Rohan möchte wohl im Einverſtändniß mit dem Prinzen von Condé Willens ſeyn, ſich Meiſter davon zu machen, und der Herzog von Vendome mache ſich einen Anhang in Bretagne. Dies veranlaßte die Reiſen nach Poitiers und nach Nantes. Die Gegenwart des Königs ſtillte die Unruhen in Poitou, und der Landtag in Bretagne, zu Nantes, ſtellte die Ruhe in dieſer Provinz wieder her.

Man machte indeſſen die nöthigen Vorkehrungen zur Zuſammenberufung des Reichstags, der auch würklich gegen das Ende des Jahrs 1614. und im Anfang des folgenden zu Paris gehalten wurde. Die Abgeordneten der Balliagen und Seneſchalleyen, welche Siz und Stimme in den zwölf Convernements haben, waren kaum angelangt, als der König, die Prinzen und der Hof ihre Bewerbungen begonnen, um die Präſidentſchaft den für ſie Gutgeſinnten zuzuwenden.

Die Prinzen ſuchten ſie ihren Kreaturen zu verſchaffen. Ich ſelbſt wurde, troz meiner Jugend, dazu gebraucht, verſchiedene Deputirte für das königliche Intereſſe zu gewinnen, indem ich mehrere von ihnen zum Vorſiz in ihren Kammern empfahl.

Die bey dem leztern Reichstag beobachtete Ordnung war dem Hof vortheilhaft, indem die Kardinäle und der Erzbiſchoff von Lion dabey zu Präſidenten der Geiſtlichkeit erklärt worden waren; die erſtern ohne alle Widerrede wegen ihrer Würde. Der Rang und die Verrichtungen des andern hatten zwar einige Schwierigkeiten erregt; man ließ aber die Proteſtationen regiſtriren, und ſchritt in der Sache vor, mit Vorbehalt der Gerechtſame eines jeden.

Der

Der Erzbischoff von Lion hielt als Präsident (des geistlichen Standes) die Rede bey Eröffnung des Reichstags; der Baron de Pont St. Pierre sprach für den Adel, ohne die Eigenschaft eines Präsidenten zu haben, und für den Bürgerstand wurden der Prevot des Marchands von Paris und der Lieutenant Civil zu Präsidenten erwählt, aber bloß durch die Stimmen der Deputirten unter sich, nicht weil jener erster Beamter am Stadthaus, der andern erster Justizverwalter war; was selbst nicht ganz unbestritten hingieng.

Ich unternehme hier nicht, die Geschichte dieses Reichstags, weder ausführlich noch im Auszug, zu schreiben; es ist schon von mehrern geschehen. Ich sage hier bloß, daß der König erklärte, er habe seine Unterthanen zusammenberufen, um ihre Beschwerden zu vernehmen, und ihnen abzuhelfen. Verschiedene Deputirte verlangten noch etwas mehr, und wollten beysammen bleiben, bis ihre eingereichte Schriften beantwortet wären; allein Nothwendigkeit, Herkommen und Gewalt drangen durch, und der König, der schon vor Eröffnung des Reichstags für majorenn erklärt worden war, befahl den Deputirten, ihre Erinnerungen aufzusetzen und einzureichen, worauf er sie sorgfältig erwägen lassen und günstige Resolution darauf ertheilen wolle. — Mit dieser Hoffnung giengen sie auseinander, und in ihre Provinzen zurück.

1615.

Da diejenigen, welche so stark auf die Haltung des Reichstags gedrungen hatten, nicht ganz mit den erlangten Gnadengeschenken zufrieden waren, besonders der Prinz Conde, den es verdroß, daß er hatte Amboise

boise zurückgeben müssen, so thaten sie ihr Möglichstes um ihre Parthey im Parlement wieder empor zu bringen. Dieses beschloß, dem König sollten unterthänigste Vorstellungen mündlich und schriftlich gethan werden, sowohl über die Veruntreuung seiner Finanzen und Beeinträchtigung und Umsturz der Grundgesetze, als, über die Ungebühr, womit diejenigen, denen die Sorge für die Regierung obliege, sich herausnähmen, über das Vermögen des Staats sowohl als der Privatpersonen eignen Gefallens zu schalten; über die hohe Erhebung Fremder zum Nachtheil Eingebohrner, zur Schande der Nation und zu merklichem Schaden des Reichs; und endlich über die Vertrauung der beträchtlichsten Plätze in dergleichen Hände.

Man konnte sich im Staatsrath lange nicht darüber vereinigen, ob dieser Parlementsschluß kassirt oder dessen Ausführung zugelassen werden sollte; die Mäßigung behielt aber doch endlich die Oberhand, und der König beraumte einen Tag an, da es vor Ihm erscheinen und sein Anbringen vortragen könnte.

Der Präsident von Verdun hielt eine lange Rede, worauf er dem Monarchen einen starken Aufsatz überreichte, der enthielt, was er vergessen, oder vielmehr nicht gut befunden hatte, mündlich vorzutragen. Nachdem der König das Papier angenommen hatte, berathschlagte man, ob das Parlement jetzt entlassen, oder nicht vielmehr sogleich in dessen Gegenwart den Aufsatz vorgelesen werden solle, der mehr einer Schmähschrift glich.

Die Regel und der Wohlstand wollten, daß der König sich zur Prüfung Zeit nähme. Er beschloß aber auf der Stelle die verlangte Genugthuung zu verfügen.

Meine

Meine Jugend geſtattete mir damals noch nicht, die Wahrheit zu unterſcheiden; ich kann daher nicht beſtimmt ſagen, ob in dieſer Schrift das Parlement ſeinen Feinden Schlingen gelegt hatte, obgleich einige Miniſter, die man Barbons nannte, glaubten, man habe es ſelbſt geſchont und die andern ſeyen in dem Aufſatz gemißhandelt.

Der Aufſatz fieng damit an, den Marſchall d'Ancre zu kränken, der, um ſich die Freundſchaft des Parlements zu erwerben und ſich an ſeinen Feinden zu rächen, mit ihm übereinzuſtimmen ſchien. Der König befahl mir, ihn vorzuleſen, ſtatt meines Vaters, dem es bey ſeinem ſchwachen Geſicht ſehr ſchwer gefallen ſeyn würde. Man muthmaßte aus dieſer Veranlaſſung, daß ich bald die Anwartſchaft auf meines Vaters Stelle erhalten würde, was auch kurz darauf geſchah, da jedermann mit der Art zufrieden ſchien, wie ich mich des erhaltenen Auftrags entledigt hatte.

Die Antwort, welche der Kanzler dem Parlement auf Befehl des Königs ertheilte, war: man hätte ſeine Vorſtellungen vernommen, und Seine Majeſtät würden ſie nach Maasgabe der Sachen berückſichtigen; denn, ſetzte er, nicht in Form einer Vorſtellung, ſondern in ſtarken nachdrücklichen Ausdrücken hinzu, das Parlement habe ſich zu viel herausgenommen, und der König würde darauf bedacht ſeyn, ſein Anſehn nach der rechtmäßigen ihm von Gott verliehenen Macht zu behaupten.

So lange die Rede des Präſidenten und die Vorleſung der ſchriftlichen Vorſtellung währten, blieb jedermann ſtehen, bis auf den König und die Königinn, die bey dergleichen Gelegenheiten allemal ſitzen muſſen. Wahr iſt übrigens, daß auch der Marſchall d'Ancre ſich

einen Stuhl bringen, und hinter Ihre Majestäten setzen ließ, worinn er gegen den Respect verstieß. Es entfuhren ihm aber auch noch überdies beleidigende Reden gegen das Parlement, das darüber sehr aufgebracht wurde.

Nachdem es sich entfernt hatte, nahmen die, welche bey dieser Audienz zugegen gewesen waren, sich die Freyheit, nach ihren Launen darüber zu sprechen. Die Einsichtsvollsten waren betreten darüber, und schlossen, daß es wohl zum Krieg kommen dürfte. Wer weniger Erfahrung hatte, lachte bloß. Es zeigte sich aber bald, daß man mit Grund die Folgen davon befürchtet hatte; denn die Prinzen hielten Rath unter sich, und die Reformirten verlangten die Erlaubniß, sich zu versammeln. Vergebens schickte man an die erstern, und versuchte die andern in ihren Schranken zu erhalten.

Die Furcht vor der Zukunft, die natürlich die Befolgung nützlicher und kluger Rathschläge bewürken sollte, hielt den Hof nicht ab, nach den Pyrenäen zu reisen, um eine doppelte Vermählung zu vollziehen, die des Königs mit der spanischen Infantin, und die seiner Schwester, der Madame Elisabeth mit dem Prinzen von Spanien, mit dem sie, wegen seiner Jugend durch einen Bevollmächtigten vermählt worden war.

Um diese Zeit war es, daß die Königin in Rücksicht auf die Dienste, die mein Vater dem hochseeligen König, Ihrem Gemahl, geleistet hatte, mir die Anwartschaft auf die Stelle eines Staats-Secretairs verschaffte, nebst der Erlaubniß, in seiner Anwesenheit

heit und Abwesenheit zu unterzeichnen, unerachtet ich noch nicht volle zwanzig Jahre hatte.

Ihre Majestäten giengen nach der Loire, nachdem Sie die nöthigen Befehle ausgestellt hatte, um eine ansehnliche Armee unter dem Marschall von Boisdauphin zu errichten. Der Präsident Jeannin that sein Möglichstes, um dies Commando dem Herzog von Guise zu verschaffen, der den Marschall von Brissac unter sich haben sollte; der Grund, den er dafür anführte, war, daß man einen so braven Mann als der Herzog von Guise und einen so erfahrnen Feldherrn als der Marschall Brissac dem Marschall von Bouillon entgegen setzen müsse, dessen Ruhm so fest gegründet sey; man würde dabey noch den Vortheil bezwecken, daß der Herzog von Vendome bey Ihren Majestäten bleiben würde, und alsdann niemand ihm seinen Rang streitig machen könne. Ueberbringer der Vollmacht des Prinzen von Spanien zur procuratorischen Vermählung mit Madame zu seyn. Allein der Herzog von Guise machte auf dieselbe Ehre Anspruch, und verlangte die Reise zu thun. Dies wurde ihm zugestanden, worauf der Herzog von Vendome sich in sein Gouvernement Bretagne zurückzog.

Hier hatte er stets die Freunde seines Vorfahrers und Schwiegervaters, des Herzogs von Mercoeur auch auf seiner Seite erhalten; nur war dies ihm weder mit dem Marschall von Brissac, Lieutenantgeneral in dieser Provinz, noch mit dem Herzog von Montbazon gelungen, den Heinrich der Große als Lieutenant de Roi im Schloß von Nantes zu eben der Zeit angestellt hatte.

Man bestimmte einen Tag zur Abreise von Paris, und beschloß, den Präsident le Jeay arretiren zu lassen, der als Anhänger des Prinzen Conté und der Herzoge von Mayenne und Bouillon bekannt war. Man gab einem Lieutenant von der königlichen Garde Befehl, meinen Vater zu begleiten, der einen Versuch machen sollte, ihn dahin zu bringen, daß er dem Hof folgte, im Weigerungsfall aber sich seiner Person zu versichern. Es sey aber, daß mein Vater würklich krank war, oder sich auf die Nachricht von dem gefaßten Entschluß, nur so stellte; seine wahre oder erdichtete Unpäßlichkeit überhob ihn dieses Auftrags.

Man vollzog indessen den Befehl in Ansehung des Präsidenten, der auf das Schloß Amboise gesezt wurde, wo er bis zum Frieden von Loudun blieb. Seine Gattin erschien im Parlement, und meldete: ihr unbekannte Personen, die sich für königliche Gardisten ausgäben, hätten ihren Gatten davon geführt; sie habe daher geglaubt, das Collegium um Gerechtigkeit anflehen zu müssen.

Es wurde hierauf beschlossen, daß ein Präsident und vier Räthe sich zum König verfügen, Ihm die mündliche Bitte der Präsidentin vortragen, und Ihn um die Gnade bitten sollten, ihnen ihren Kollegen wieder zu Verwaltung seines Amts auf freyen Fuß zu stellen, indem sie sämmtlich sich für dessen Treue verbürgten.

Diese Deputirten trafen den König zu Amboise, der ihnen sagte: Er habe den Präsident le Jeay arretiren lassen, und sich dazu durch gerechte Rücksichten, und das eigne Beste des Arretirten selbst, bewogen gefunden; Er werde Befehl ertheilen, daß er gut gehal-

ten

ten werden ſolle, ſie aber hätten auf ihre Poſten zurückzukehren, und mit aller Treue, deren Er ſich zu ihnen verſehe, zu thun, was ihres Amts ſey.

Sie giengen demnach ab; nachdem ſie dem Parlement ihren Bericht erſtattet, und das geſiegelte königliche Schreiben vorgelegt hatten, fuhr das Parlement in ſeinen gewöhnlichen Verrichtungen fort, ohne neue Vorſtellungen für den Präſident la Jeay zu thun.

Von Amboiſe ſetzten Ihre Majeſtäten Ihre Reiſe weiter fort, und nach einigem Verweilen zu Tours, begaben Sie ſich nach Poitiers, wo Sie kaum angelangt waren, als ein Manifeſt vom Prinzen von Conde' und mehrern andern Prinzen, Herzogen, Pairs und Kronbeamten erſchien, worinn dieſe, nach Verſicherungen ihrer Treue gegen den König, erklärten: ſie hätten ſich genöthigt geſehen, die Waffen zu ergreifen, um ſich der gegen ſie verhängten Vergewaltigungen zu erwehren, welche ſo weit giengen, daß man durch verſchiedene Ränke Seine Majeſtät abgehalten hätte, dem Verlangen der Reichsſtände zu willfahren, und auf die von eben dieſen Ständen und ihnen verlangte Reform des Staats Bedacht zu nehmen. Das Parlement werde, wegen ſeiner Vorſtellungen über dieſelben eingeriſſenen Mißbräuche, gemißhandelt, ja einige von deſſen Mitgliedern ſeyen zu gefänglicher Hafft gebracht worden, ohne vorhergängige Unterſuchung noch richterliche Sentenz. Bey einer ſo gewaltthätigen Staatsverwaltung nun, gegen deren Folgen man nicht zu beſorglich ſeyn könne, hätten ſie keine andere Auskunft noch Hülfe mehr gewußt, als die Waffen zu ergreifen, um ſich Glück und Freyheit gegen den Haß ihrer Feinde ſicher zu ſtellen. Sie gelobten übrigens, ſie wieder nieder zu legen, und ſich zu der Perſon des Königs zu verfügen, ſobald ſie es mit Sicherheit thun könnten, und ihre Feinde aus dem

Reich gejagt seyn würden; zuletzt versicherten sie nochmals, sie wollten leben und sterben in dem ihrem Souverain schuldigen Gehorsam.

Die Nachricht von diesem Bund wurde nicht günstig aufgenommen, und veranlaßte den König zu einer Erklärung gegen diejenigen, welche die Waffen ergriffen hatten, und im Manifest genannt waren. — Diese Declaration wurde zu Poitiers ausgefertigt, wo die Blattern, welche Madame bekam, den Hof einige Zeit aufhielten. Sobald aber die Prinzessinn wieder das Fahren ertragen konnte, brach der Hof von da auf, und gieng der Eile und größern Sicherheit wegen lieber nach Angouleme als Saintes.

Als man zu Ruffec ankam, hörte man zu nicht geringerm Erstaunen des Herzogs von Epernon, eines der angesehensten Herrn am Hofe, daß sein Sohn, der Herzog von Candale, ebenfalls von der Parthey der Empörten sey, und daß er den Commendanten des Schlosses zu Angouleme habe verleiten wollen, dem König den Einzug zu verwehren, und die Stadt zur Parthey der Rebellen zu zwingen. Man urtheile selbst, wie groß der Kummer und das Erstaunen dieses alten Hofmanns hierüber seyn mußte, da der König selbst ihn besuchen und trösten zu müssen glaubte.

Man machte starke Tagereisen, um Stadt und Schloß Angouleme zu beruhigen. Der König wurde sehr gut aufgenommen, und hielt sich einige Tage auf, um zu Guistres und an einigen andern Orten Brücken schlagen zu lassen, und dem Hof dadurch den Uebergang über die Flüsse zu erleichtern. — Bey der Ankunft zu Montlieu kam ein falsches Gerücht, als ließen sich Truppen sehen, die dem Hof den Weg verlegen wollten. Um sich also keiner Gefahr auszusetzen, gieng der König

nach

nach der Seite von Bourg, wo er zu Schiffe gieng und nach Bourdeaux fuhr.

Hier wurde er mit dem gewöhnlichen freudigen Jubel empfangen, und hielt sich wegen einer Unpäßlichkeit der Königinn, länger auf, als er im Sinn gehabt hatte. Er reiste weiter, sobald es sich nur thun ließ, wurde aber doch wieder an Oertern aufgehalten, die er gern vermieden hätte.

Unterdessen brach der Krieg aller Orten aus; wenige Provinzen blieben frey davon, und endlich erklärten sich auch die Reformirten für die Prinzen. Man mußte eine ganze Armee formiren, um die Königinn nachzuholen; hiezu bediente man sich der Truppen, die der König bey sich hatte. Das Kommando darüber erhielt der Herzog von Guise, der als Procurator des Prinzen von Spanien, zu Bourdeaux mit Madame Elisabeth, älterer Schwester Seiner Majestät, vermählt wurde. Die Auswechslung der beiden Prinzessinnen geschah im Strom, welcher beide Reiche trennt; wir beobachteten aber dabey nicht gleiche Vorsicht, wie König Anton von Navarra, welcher protestirte, daß das was geschah, unsern Rechten nicht zum Nachtheil solle angezogen werden können; was er nochmals zu Fuentarabia erklärte, als er Madame Elisabeth de France, Tochter Heinrichs II. König Philipp II. von Spanien, übergab.

Einige Tage darauf veranstaltete man, immer noch zu Bourdeaux, eine feyerliche Ceremonie, wobey Seine Majestät Ihre Vermählung bestättigten, die am Abend vollzogen wurde. Ich saß in der Kirche bey den Staats-Secretarien, unerachtet mein Vater ebenfalls mit dabey war und seinen Sitz selbst einnahm; seine Kollegen konnten aber diese Gefälligkeit ihrer Freundschaft für ihn nicht versagen.

Nach der Vermählungsfeyerlichkeit schickte der Hof sich zur Abreise an, um der Loire näher zu rücken. Die Feinde passirten sie zu Vony, nachdem sie über die Yonne und Seine gegangen und in Poitou vorgedrungen waren, wo mehrere Städte sich für sie erklärten, so wie auch die ganze Provinz, Saintonge, wo sie durch die Rochelle unterstützt wurden. Da man ein Corps d'Armée reisen mußte, so übertrug man das Kommando dem Herzog von Epernon, der die Truppen, die der König bey sich hatte, noch mit einigen Regimentern vermehrte.

Als man zu Poitiers angelangt war, wurde der Herzog von Guise zum Lieutenantgeneral der Armee erklärt, und da die Jahrszeit zu streng war, um etwas zu unternehmen, so verstrich sie auch vollends, ohne ein merkwürdiges Ereigniß.

1616.

Man hatte bereits einige Vergleichsvorschläge gethan, und war wegen eines Orts zur Zusammenkunft übereingekommen. Dies war Loudun, wohin der König, den die Fortdauer des Kriegs schmerzte, Deputirte schickte, die wenn ich mich noch recht erinnere, folgende waren: die Herrn von Villeroy, von Boissise, und der Staatssecretair Pontchartrain, der vor andern hierzu ersehen wurde, weil die Prinzen und Protestanten Sicherheits-Plätze hatten, die zu seinem Departement gehörten.

Die letztern verlangten eine Menge der Monarchie nachtheilige Dinge, und auch die Prinzen suchten sie durchaus zu schwächen. Der Herr von Villeroy zeig-

zeigte dem Prinzen von Condé in einer Unterredung hierüber die nachtheiligen Folgen davon, und bediente sich hierbey sehr gut der Freundschaft, die stets zwischen ihm und dem Marschall von Bouillon bestanden hatte, mit dem er den Prinzen dahin disponirte, daß er, auf sein wahres Interesse bedacht, die königliche Gnade dadurch zu verdienen suchen möchte, daß er diejenigen begünstigte, die das Beste des Staats zu ihrem Zweck machten, denen aber sich widersetzte, die bloß auf dessen Verderben ausgiengen.

Die Anzahl dieser letztern war sehr groß, indem die Reformirten es ganz darauf angelegt zu haben schienen, besonders durch die Abtheilung des Reichs in mehrere Kreise oder Provinzen, in deren jeder sie Gouverneurs angestellt hatten, Kanonen goßen, Plätze befestigten, Münzen schlagen ließen, zwar mit dem königlichen Wappen, aber doch von geringerem Gehalt, als der königliche Münzfuß erforderte.

Mehrere unter den Großen verlangten Sicherheits-Plätze, und einige derselben trugen sogar kein Bedenken, merken zu lassen, daß sie Ansprüche auf gewisse Provinzen hätten, und sich mit der Hoffnung schmeichelten, sich darinn zu behaupten, wenn sie nur einmal im Besitz wären.

Der Herzog von Vendome, der in Auftrag des Königs, Truppen geworben hatte, setzte ebenfalls seine Pflicht und seine Interesse aus den Augen, und erklärte sich für die Aufrührer. — Zu eben der Zeit, da er dies that, erschien sein Bruder der Großprior von Frankreich am Hof. Er kam von Maltha zurück, wo er die Galeeren kommandiert und dann zu Rom die Obedienz geleistet hatte, welche die Könige dem heiligen Stuhl schuldig seyn sollen. Dies geschah unter Paul V.

zweymal; das erstemal von König Heinrich dem Großen durch den Herzog von Nevers, dann das zweytemal durch den Großprior.

Der Herzog von Nevers indessen — ob schon mit den Empörern verflochten, wie sich nachher bey seinen Streitigkeiten mit dem Kanzler zeigte — und der Herr von Villeroy schienen einzig für das Interesse des Königs zu athmen, und thaten unaufhörlich Reisen nach Hof, um Gnadenbewilligungen für ihn und die Freunde auszuwürken, welche er vermögen wollte, sich mit dem zu begnügen, was man ihnen gab, ohne zu fordern, was der König nicht gewähren könne.

Der Tod der Frau von Puiseux, ältesten Tochter erster Ehe des Herrn von Alincourt, hatte die Freundschaft abgekühlt, die der Kanzler, Vater des Herrn von Puiseux, und Villeroy einander geschworen hatten. Man argwohnte sogar von ihnen, sie möchten wohl ganz verschiedene Plane haben, denn man glaubte, jeder hätte die Erhaltung seines Ansehns auf Kosten des andern erkaufen wollen. Der Kanzler bewarb sich um die Protection des Marschalls d'Ancre, und versprach ihm, auf seiner Seite zu seyn. Der Herr von Villeroy hingegen versicherte sich des Prinzen von Condé und seiner Conföderirten, und versprach ihm, den Sturz des Kanzlers und des Marschalls zu bewürken. Beide waren dem Volk verhaßt; der Kanzler, weil man ihn beschuldigte, er verwalte die Gerechtigkeit eben nicht mit der strengsten Rechtschaffenheit; der Marschall, weil er sich zu sehr bereichert, zu hoch empor geschwungen, und überdies noch den Herzog von Longueville sich zum erklärten Feind gemacht hatte.

Jeder von jenen that, um zu seinem Zweck zu gelangen, dem Hof Anträge, und der Kanzler that alles

was

was er vermochte, um zu bewürken, daß man doch das Intereſſe des Marſchall d'Ancre nicht mit Lauigkeit behandle, und um nicht die Schuld des Bruchs, wenn er erfolgte, auf ſeine Rechnung zu bekommen, da dies ihm den Haß der Nation zugezogen haben würde.

Villeroy hingegen ſtellte vor, im Anfang eines Vergleichs müſſe man ſich nicht bey einer Schwierigkeit aufhalten, die in der Folge leicht gehoben werden könnte; und dieſer mag nun mehr Glück als jener, — oder der Marſchall d'Ancre mag ſich, wie man für ausgemacht hielt, mit dem Prinzen von Condé und dem Herzog von Bouillon geſetzt gehabt haben. Der Friede kam zu Stande, und eine der Bedingungen war, daß dem Kanzler die Siegel abgenommen, er auf eines ſeiner Güter verwieſen werden, du Vair aber an ſeine Stelle kommen ſollte. Dies wurde jedoch bis zur Publication des Friedens ſehr geheim gehalten.

Der Wunſch des Herzogs von Bouillon, daß der König von England die Garantie dieſes Friedens übernehmen möchte, verurſachte einen Aufhalt, an dem beynahe der ganze Vergleich geſcheitert wäre. Er trug ſogar bey ſeinen Conföderirten darauf an, die den Vorſchlag guthieſſen; Villeroy widerſetzte ſich aber, und erklärte, er würde keinen Artikel unterzeichnen, wenn des Königs von England nur im geringſten darinn erwähnt würde. Der Muth, den der Herr von Villeroy hiebey bewies, verdient, der Nachwelt gerühmt zu werden. Ueberraſcht von dieſer Feſtigkeit, deren er ihn nicht fähig geglaubt hatte, verſuchte der Marſchall von Bouillon ein anderes Auskunftsmittel, das dem Anſchein nach dieſelbe Würkung haben ſollte, nämlich daß der Vertrag im Beyſeyn des engliſchen Geſandten unterzeichnet, dies aber darinn gemeldet werden ſollte. Allein Villeroy widerſetzte ſich auch dieſem Vorſchlag

ſtand-

ſtandhaft, und Edmund, der Geſandte des Königs von Großbritanien mußte das Hotel des Prinzen von Condé verlaſſen, wo der Vertrag vollends zu Stand gebracht wurde.

Ich darf hier nicht übergehen, daß der Prinz, um, wie er ſagte, mit einer Art von Triumph nach Hof zurückkehren, dort mit Gewicht auftreten und ſeine Creaturen und Freunde unterſtützen zu können, ſchon lange darauf gedrungen hatte, daß ihm die Befugniß ertheilt werden ſollte, die Schlüſſe des Staatsraths mit dem Kanzler oder Siegelbewahrer zu unterzeichnen. Dieſer Antrag befremdete die Königinn, ſo wie auch die, welche ſie mit ihrem Vertrauen beehrte, und die um ſich darinn zu behaupten, daran arbeiteten, den Herrn von Villeroy zu ſtürzen. Sie machten Ihre Majeſtät aufmerkſam darauf, was man von einem ſolchen Plan, wenn er durchdränge, zu erwarten hätte; ſie ſtellten ihr vor, daß ſie ſich Feſſeln ſchmiede, die ſie ſelbſt gefangen halten würden; und da ſie eben nicht nöthig erachtet hatten, ihre Geſinnungen in Gegenwart des Herrn von Villeroy zu erklären, ſo wendete dieſer alles mögliche an, um die Einwilligung in dieſe Bedingung auszuwürken. Ihn verdroß dabey überdies der Mangel an Erfahrung bey denen, die dawider waren. Er ſagte ihnen, er hätte ſich nie vorgeſtellt, daß es gefährlich wäre, die Hand los zu laſſen, wenn man den Arm halte. Barbin verſtand dies, und rieth der Königinn, in den Antrag zu willigen, was ſie auch that.

Nachdem das Friedens Edict zu Stand gebracht und in allen Parlementern regiſtrirt war, begab der Hof ſich nach Paris, wo auch der Präſident la Jeay ſich bald ſehen ließ, und wo nicht nur der Prinz von Condé, ſondern auch deſſen Kreaturen ſich zeigten, den

Kanz-

Kanzler ausgenommen, der im Exil blieb, wo sein Sohn Puiſieux ihm auf Befehl Geſellſchaft leiſten mußte.

Der Präſident du Vair wurde alſo Siegelbewahrer, und der Requetenmeiſter Mangot, der zum erſten Parlementspräſidenten nach Bourdeaux beſtimmt geweſen war, verſah Commiſſionsweiſe die Stelle des Herrn von Villeroy, worauf Puiſieux die Anwartſchaft gehabt hatte.

Es war beynahe als begönne eine ganz neue Regierung. Der Hof hatte ſeinen erſten Glanz nicht mehr; die Erinnerung des Vergangenen ließ Ihre Majeſtäten für die Zukunft beſorgen, und die Großen, mißtrauiſch gegen die zugeſtandene Verzeihung ſchloſſen Verbindungen unter ſich, voll hoher Begriffe von dem Anſehn, worinn ſie ſich befeſtigt glaubten. Sie verſprachen ſich alles; man hielt Gaſtereyen, wo man auf die Geſundheit ihrer Freunde trank, und unverholen Wünſche für das Wohl des Prinzen Condé that. Die Geſandten fremder Mächte wurden dazu geladen, und da man auch manche mit zuziehen wollte, denen der Wohlſtand verbot, ſich dabey einzufinden, ſo ſuchte man einen Vorwand, den Krieg wieder anzufangen, oder Aenderungen am Hof zu verlangen.

Man fand keinen plauſiblern, als daß man den Herzog von Longueville vermochte, ſich der Stadt Peronne zu bemächtigen, unter dem Vorwand, weil man ſie dem Marſchall d'Ancre anvertraut habe; dieſer Plan gelang, wie er entworfen worden war. Als der König Nachricht erhielt, befahl er, Truppen davor rücken zu laſſen. Die Einwohner baten um Erlaubniß, Abgeordnete an den Herzog von Longueville ſchicken zu dürfen, deſſen Unternehmen ſie nicht gut

hießen,

hießen, wiewohl man überzeugt war, daß sie dabey die Hand mit im Spiel gehabt hatten.

Da der Herzog von Nevers, der ganz royalistisch gesinnt schien, sich ganz öffentlich für die Prinzen erklärt hatte, so ersah man den Herzog von Bouillon, um sich mit dem Herzog von Longueville zu besprechen. Er übernahm den Auftrag, und um dabey Beweise seines Eifers für das königliche Interesse zu geben, besah er den Platz, machte auf die Mängel daran aufmerksam, und schlug verschiedene Verbesserungen an den Werkern und andre Mittel vor, ihn in guten Vertheidigungsstand zu setzen; weil er aber einsah, daß dies Zeit erfordre, der Marschall d'Ancre aber die Belagerung beschleunigen werde, so war er dafür, die Sache sollte in Güte beigelegt werden, was ihm auch gelang.

Da der Vortheil auf Seiten der Prinzen geblieben war, so mußte der Marschall seinen Bruder entfernen, und unerachtet es ihm frei gestellt wurde, einen von seinen Freunden, wenn er nur ein Inländer wäre, darin zu lassen, so machte doch die Schwäche der Regierung, daß auch der Herzog von Guise zu der Parthey der Prinzen übergieng.

Wie es aber gemeiniglich geschieht, daß man, wenn die Hoffnung schwindet, das Rechtmäßige zu behaupten, auf ausserordentliche Mittel verfällt, um nur seine Rechte nicht zu verlieren, so faßte auch die Königinn, auf den Rath Mangots, Barbins, und des Bischoffs von Luçon (des nachherigen Kardinals Richelieu,) und auf Anstiften des Marschall d'Ancre, den Entschluß, den Prinzen von Conde, nebst denen die sich seit dem Frieden an ihn gehängt hatten, arretiren zu lassen.

Man

Man war lange unſchlüſſig, wem man dies Geheimniß vertrauen ſollte, und fand niemand fähiger, eine ſo kühne Handlung zu unternehmen, als Themine, der zufälligerweiſe jetzt nach Hof gekommen war. Nachdem ihm der Antrag gemacht und die Belohnung, die er dafür zu gewarten hätte, angezeigt worden war, verſicherte man ſich, zu ſeiner Unterſtützung, des Marquis von Crequi, Meſtre de camp von der franzöſiſchen Garde und Baſſompierre's, Colonel general der Schweizer, von denen man ſich alles verſprechen durfte, und zwar um ſo eher, da ſie ſelbſt die Sache übernommen hätten, wenn man ſich hätte entſchließen können, ihnen den Befehl dazu in einem beſiegelten Patent auszufertigen. Allein das geringe Zutrauen zu dem Siegelbewahrer geſtattete nicht, ihm die Sache zu eröffnen.

Man erinnerte den Themine', daß d'Elbene, Lieutenant von der Chevaurlegers-Compagnie des Monſieur, ein erklärter Feind des Prinzen ſey, der ſich ſogar laut beſchwerte, daß jener bey verſchiedenen Gelegenheiten den ihm ſchuldigen Reſpect bey Seite geſetzt habe. Mehr bedurfte es nicht, um ihn mit ſeiner Compagnie zu dieſer Expedition zu beordern. Aus einem mir unbekannten Grund änderte aber der Hof nachher ſeinen Entſchluß, und die nämliche Compagnie erhielt Ordre, nach ihrer Garniſon zu marſchiren. Allein zufolge einer plötzlichen, noch ſchnellern Aenderung befahl man ihr wieder, zu Paris zu bleiben, und jedem Reuter, ſich blos mit dem Seitengewehr beym Louvre einzufinden, wo man ihnen Geld geben werde.

Einer von ihnen begegnete einem Adelichen von ſeiner Bekanntſchaft, und erzählte ihm die Sache, da ihm nicht befohlen worden war, ſie geheim zu halten; dieſer, ein Bekannter von Valigny, dem Stallmeiſter des Herzogs von Bouillon, entdeckte es dem letztern,

ohne

ohne zu wiſſen, daß er es nicht ſollte, da ihm die Abſichten des Hofs nicht bekannt waren.

Valigny, deſſen Muth und Geiſt bekannt waren, drang in ihn, mit ihm zu kommen, überzeugt, daß in der Sache nichts zu vernachläſſigen ſey. Er fand den Herzog von Bouillon nebſt mehrern andern Herrn in ſeinem Hotel. Valigny winkte ihm lange vergebens; endlich aber bemerkte ers doch, entfernte ſich von ſeiner Geſellſchaft, und ſchloß ſich mit Valigny ein. Da er nun der Meinung war, daß die erhaltene Nachricht nicht vernachläſſigt werden dürfte, befahl er ihm, ſie dem Herzog von Mayenne zu eröffnen, und ſagte ihm, er habe beſchloſſen, morgen, als an dem gewöhnlichen Predigt-Tag, nach Charenton zu gehen.

Valigny vollzog den erhaltenen Befehl, und meldete ſeinem Herrn wieder, der Herzog von Mayenne werde bey dem Nuncius, im Hotel der Cluny, ſchlafen, morgen früh um vier Uhr nach ſeiner eignen Wohnung zurück kommen, und ihm zu wiſſen thun, was er in Erfahrung gebracht haben werde.

Valigny hieß noch denſelben Abend die Domeſtiken ſeines Herrn ſich bereit halten, ihm nach Charenton zu folgen, und der Marſchall ſelbſt ermahnte ſie zur Andacht, wobei er ſagte, es ſey groß Unheil über die kommen, welche von Gott abgefallen ſeyen. Er meinte damit die jüngſten Vorfälle um Rochelle, wo der Herzog von Epernon unter dem ſcheinbaren Vorwand, vom Gouvernement Aunis Beſitz zu nehmen, mit Truppen umherſtreifte, und den Hugonoten Urſache zu Beſchwerden gab. Auf königlichen Befehl zog er wieder ab, nachdem er die Verrichtungen eines Gouverneurs in dieſer Provinz, deren Hauptſtadt la Rochelle iſt, zur Ausübung gebracht hatte.

Der

Der Herzog von Bouillon gieng alſo nach Charenton, und die Reuter von der Compagnie d'Elbene's begaben ſich blos mit Pertuiſanen und Hellebarden nach den Louvre. Der Prinz Conde kam ebenfalls hin, um dem Finanz-Conſeil beizuwohnen, und gieng nach deſſen Beendigung nach dem Cabinet der Königinn hinauf.

Augenblicklich wurden Treppen, Säle, Vorzimmer voll Krieger, die Garde außen trat unter Gewehr und niemand durfte aus dem Louvre heraus, hinein aber jedermann. Einiger Verdacht, den die Conföderirten geſchöpft hatten, daß man Anſchläge gegen ihre Freiheit habe, machte, daß ſie ſich nie alle zugleich im Louvre einfanden, und dies rettete ſie. Da der Herzog von Mayenne auf die erſte Nachricht von dem, was im Louvre vorgieng, ſich entfernt und zu dem Herzog von Bouillon begeben hatte, und da auch der Herzog von Guiſe zu ihnen ſtieß und ihren Trupp verſtärkte, ſo giengen ſie über den Graben des St. Anton Thors und machten ſich nach Sedan davon.

Der Herzog von Vendome begab ſich auf den Rath Saint-Gerans, Souslieutenants bey den königlichen Gensdarmes, nach la Fere, und der Marquis von Coeuvres nach Laon. Der Herzog von Rohan, der mit von der Parthey geweſen war, befand ſich juſt im Louvre, als der Prinz Conde' arretirt wurde [a]). Ich war ſo nahe dabey, daß ich hörte, wie er zum Herzog Rohan ſagte: ob er wohl leide, daß man in ſeiner Gegenwart Gewalt gegen ihn brauche? worauf der Herzog blos mit einer Verbeugung des Hauptes antwortete; was ſo viel hieß, als: er ſey zu ſeiner Pflicht zurückgekehrt, und ſicher, nicht arretirt zu werden.

Man machte dieſen Vorgang in und auſſer dem Reich officiel bekannt, und der König zeigte in einer

Declaration die Beweggründe an, die ihn hiezu vermocht hätten. Er hielt sein Lit de justice, ließ den Befehl zur Verhaftung des Prinzen registriren, und verhieß denen Verzeihung, die zu ihrer Pflicht zurückkehren würden. Man gewann den Herzog von Guise, daß er wieder nach Hof zurück kam, und leitete die Sachen dahin ein, daß man versprach, den Prinzen von Conde, sobald seine Unschuld anerkannt seyn würde, wieder in Freyheit zu setzen.

Am Tag seiner Verhaftung bot seine Mutter, die verwittwete Prinzessinn, alles auf, um das Volk von Paris in Waffen zu bringen [1]), es wollte ihr aber nicht gelingen. Blos die Arbeitsleute am Bau des Luxemburgischen Pallastes liefen nach dem Hotel d'Ancre, das sie flink ausplünderten. Ich war Zeuge davon, wie rasch es ihnen dabey von der Hand gieng, als ich dort vorbey kam, um auf erhaltenen Befehl mit dem Requetenmeister Barentin und dem Lieutenant Launay von der Leibwache, nach dem Hotel de Conde zu gehen, und mich der Papiere des Prinzen zu versichern, um sie dem König zu bringen. Die Zeit, die es brauchte, um den Hausverwalter und die Kammerdiener zusammenzubringen, und die Schlüssel von ihnen zu bekommen, war hinlänglich, die Papiere unterdessen zu verbrennen. Ich fand keine, weder auf den Tischen noch sonst, wohl aber sah ich noch in den Kaminen, was die Flamme noch übrig läßt, wenn man Briefe verbrennt.

Ich kam hierauf wieder ins Louvre zurück, wo ich die Staats-Secretärs mit Ausfertigung der Briefe in Arbeit fand, deren ich oben erwähnte. Ich unterzeichnete mehrere davon, die nach dem Departement meines Vaters bestimmt waren, und gegen Abend gieng jeder nach Hause.

Der

Der Prinz Conde, den man in einem Cabinet nahe
an dem der Königinn, bewacht hatte, wurde hinunter
nach dem für die Königinn Mutter bestimmten Apar-
tement geführt. Es wurde ihm bange, als er die Trep-
pen hinab gieng [4]) weil er da Bewaffnete erblickte, und
einige darunter von Elbenes Compagnie erkannte.

Die, welche mit den Prinzen zu negociren hatten,
waren so glücklich, wenn auch nicht ihre Rückkehr zu
ihrer Pflicht, doch einen nothdürftigen Vergleich zu
Stand zu bringen, der, wie wir bald sehen werden,
nicht von langer Dauer war.

Wer nur ein wenig Einsicht hatte, sah wohl, daß
es wieder zu den Waffen kommen werde, und selbst
die, welche am meisten Ursache hatten, ihre Gesinnungen
verborgen zu halten, ließen sie bey allen Gelegenhei-
ten blicken. Der Herzog von Nevers, der im Jahr
1614 den Marquis von Vieuville mit Gewalt um die
Citadelle von Mezieres gebracht hatte, hatte diesen,
der nachher zum Capitain von der Garde du Corps ge-
macht wurde, stets in Verdacht, als gienge er darauf
aus, sich der Citadelle wieder zu bemächtigen, indem
seine Güter in der Nachbarschaft hatte. Um ihn nun aus
der Gegend zu vertreiben, ließ er ihm ein von Rhete-
lois zu Lehn gehendes Gut wegnehmen, unter dem Vor-
wand unterbliebener Lehnspflichtleistung. Vieuville be-
schwerte sich darüber, und sagte: es sey ganz deutlich,
daß es dem Herzog blos darum zu thun sey, ihn zu
unterdrücken.

Da man dem König gerathen hatte, Vieuville
unter seinen Schutz zu nehmen, so schickte man an den
Herzog von Nevers den Gefreiten Bavanton von der
Leibwache, mit dem Befehl, das eingezogene Lehn wie-
der frei zu geben, indem sonst der König gegen ihn als

einen Unbotmäſigen und Landfriedensbrecher verfahren würde.

Der Herzog entſchuldigte ſich, er wiſſe nicht, was die Geſetze ihm vergönnten, werde ſich aber bey Seiner Majeſtät rechtfertigen, wenn es ihm erlaubt würde, und ſchimpfte dabey auf alle, die an der Reichsregierung Antheil hatten *). Dies wurde übel aufgenommen, und Vavanton muſte ſeine mündliche Verhandlung aufſetzen. Der König befahl die Unterſuchung deſſelben, und daß der Herzog von Nevers darauf durch ein eignes an ihn gerichtetes Decret für einen Majeſtätsverbrecher erklärt werden ſollte.

Während man darüber deliberirte, entleibte ſich Vavanton. Die denen die Unterſuchung ſo wie auch die Abfaſſung des Commiſſionsdecrets aufgetragen war, kamen bey dem Siegelbewahrer zuſammen. Es waren die Herrn von Villeroy, Jeannin, de Seaux, der Staats-Secretair Pontchartrain, Mangot, der die Stelle Villeroys commiſſariſch verſah, Barbin, der unter dem Titel eines Controlleur general die Finanzoberaufſicht führte, mein Vater und ich.

Nachdem Barbin das Patent vorgelegt hatte, ſchien es dem Siegelbewahrer unſtatthaft und geſetzwidrig, und da du Vair dadurch nichts ſagte, was er nicht leicht beweiſen konnte, ſo regten ſein hitziges ungeduldiges Temperament und der Verdruß, keinen Theil an dem Geheimniß zu haben, ſeine Galle ſo auf, daß er ſeiner ſelbſt nicht mächtig, in die Worte herausfuhr: „ein „Reich dürfe nicht mit Uebereilung, noch durch Lum„penhunde und Leute von niedriger Herkunft regiert „werden.“

Barbin bezog die beleidigenden Ausdrücke auf ſich, antwortete hitzig darauf, ſtand auf, unterbrach die Si-

Sitzung und gieng nach dem Louvre, um der Königinn Mutter den Vorgang zu hinterbringen.

Mangot verdrüßlich über den ganzen Hergang, verlangte von den Anwesenden, dem Uebelstand abzuhelfen, was er am besten hätte thun können, durch Besänftigung der Gemüther, die sehr erbittert schienen. Er folgte Barbin, und da die Stunde zur Versammlung des Staatsraths da war, so schickte man sich an, hinzugehen.

Kaum waren wir beisammen, so erschien auch die Königinn mit einem so erhitzten Gesicht, und so aufgebracht, daß ihre Augen Feuer und Flammen sprühten. Es war zu erwarten, daß ihr ganzer Zorn sich über den Siegelbewahrer ergießen würde, dessen strenge stoische Grundsätze sich freilich nicht mit denen vertrugen, welche von keinen Schranken des Willens gekrönter Häupter wissen wollten.

Die Königinn begab sich wieder weg, ohne daß von Geschäften gesprochen worden wäre. Den Nachmittag brachte sie mit Ueberlegung zu, nicht, was zu thun sey, sondern wem sie die Siegel geben wollte, und, als Mangot dazu ersehen war, wem man die ihm seit Puiſieux's Entfernung übertragene Amtsverwesung verleihen sollte. Man muthmaßte auf den Bischof von Luçon, und dies war auch würklich die Meinung der Königinn.

Um sechs Uhr Abends erhielt mein Vater Befehl, ins Louvre zu kommen, wohin er mich mitkommen hieß. Er trat in ein Cabinet, wo er den Prälaten, Mangot und Barbin beysammen fand, die er, nachdem er sie begrüßt hatte, fragte, ob sie nicht wüßten, was man von ihm wolle? Und als sie es verneinten, glaube ich, befremdete es ihn nicht. Er trat in das Zimmer, wo

der König mit der Königinn Mutter war. Ich folgte ihm dahin und fand niemand bey Ihnen, als den Herzog von Guiſe und den Marſchall d'Ancre.

Die Königinn befahl ihm, dem du Vair die Siegel abzufordern, und auf ſeine Frage, wie er ſich zu verhalten hätte, im Fall er ſie ſelbſt überbringen wollte, erhielt er zur Antwort: ſo könne er ihn machen laſſen. Der Marſchall d'Ancre ſetzte hinzu, man müſſe dem Capitain von der Wache *) Befehl ertheilen, meinem Vater dahin zu folgen und die Wohnung des Herrn du Vair mit Mannſchaft zu umſtellen, damit man im Weigerungsfall in das Haus einbrechen, oder, wenn er ſich davon machen wollte, ihn anhalten könne, indem von einen ſolchen Kopf alles zu beſorgen ſey. Mein Vater erwiederte aber, dieſe Maasregel ſey ganz überflüſſig, und man werde bey Herrn du Vair die bereitwilligſte Folgeleiſtung finden *).

Würklich fand man auch bey ihm philoſophiſche Ergebung in dieſen Willen des Königs. Ich gieng hin, den Herrn von Villeroy und Jeannin von dem was vorgieng, zu benachrichtigen, und kam juſt noch recht ins Louvre zurück, als du Vair, niedergekniet zu Ihren Majeſtäten mit ſtoiſchem Ernſt ſprach, und ſeine Rede mit einem Gebet zu Gott ſchloß, er möchte doch dem König gute Rathgeber verleihen, deren er in der That ſehr bedürftig war. Hierauf begab er ſich nach ſeiner Wohnung zurück, und bezog ein Haus der Bernhardiner, das er bewohnte, bis er wieder an den Hof

*) Capitain von der Wache war damals der Marquis de la Force, der nach der Publication des Friedens, ſo wie ſein Vater wieder in den Dienſt des Königs getreten war.

Hof berufen wurde, was ſechs Monate nach ſeiner Entfernung geſchah.

Wenn die, welche zur Ungnade des Herrn du Vair gerathen hatten, ſich darüber freuten, ſo bezeugten dagegen die Rechtſchaffenen ſich ungemein traurig, und nicht nur die Großen, ſondern ſelbſt die Geringſten im Volk beweinten die Unfälle, die Frankreich zu betrohen ſchienen.

Die Siegel wurden am folgenden Tag Mangot gegeben [1]) und man verſchob es noch einige Tage, den Biſchoff von Luçon [2]) zum Staats-Secretair, wozu er ſchon ernannt war, zu erklären. Ich weiß nicht, ob zu meinem Ruhm oder Unglück, wurde der Befehl ihm ſeine Beſtallung auszufertigen, mir gegeben. Denn da ich Beſonnenheit genug hatte zu fragen, welche Stelle man ihm gebe? und Barbin, der mit ihm ins Zimmer der Königinn gekommen war, ſagte: die des Herrn von Villeroy, ſo fragte ich wieder, ob er die Abtretung von dieſem erhalten habe; auf die Antwort: daß er ſie morgen erhalten werde, erwiederte ich nach Pflicht: er müſſe ſie durchaus erſt haben, ehe etwas ausgefertigt werden könne. Nach einem langen Streit darüber zog ich mich aber aus der Affäre durch den Vorſchlag, ihm ein Commiſſorium wie Mangot gehabt habe, auszufertigen, und die Königinn war es zufrieden. Da aber Barbin ſagte, man müſſe wenigſtens eine Clauſel beyfügen, worin dem Biſchoff von Luçon der Vorrang geſichert würde, ſo erhitzte unſer Streit ſich immer mehr. Ich behauptete ſtandhaft ein Anderes und meine gerechte Sache, ohne jedoch der der Königinn ſchuldigen Ehrfurcht zu nahe zu treten.

Um meine Empfindlichkeit wie ſie glaubte, zu mildern, ſagte die Königinn, der es Barbin unter den

Fuß gab, zu mir: es geschehe blos in Rücksicht auf die Würde, womit der Prälat bekleidet sey.

Ich versetzte aber hierauf: diese verbinde ihn, in seinem Sprengel zu bleiben, und dort, in seiner Kirche, und in Pontificalibus, gehe er nicht nur Adelichen und Prinzen, sondern dem König selbst vor.

Die Königinn mochte unsern Streit nicht länger mit anhören, und befahl uns, uns zu entfernen. Wir fanden in ihrem Cabinet den Bischoff von Luçon und dessen Bruder Richelieu. Barbin erzählte ihm sogleich, was zwischen uns in Gegenwart der Königinn vorgefallen war, und der Bischoff vergaß darüber auf einmal, alle seine Freundschaftsversicherungen und die Beweise meiner Redlichkeit die ich ihm gab, als er Briefe, die er während der Reise nach Guyenne an die Königinn schrieb, an mich einschloß, und sagte in einem trotzigen Ton: es sey ihm längst bekannt, daß verschiedene Personen, und ich insbesondere, die um den König wären, schlechte Achtung gegen die Kirche hegten.

Meine Antwort war gemäßigt, und ich begnügte mich, ihm zu sagen, daß ich ihn als Bischoff betrachtete, und, da ihn in der Behausung Seiner Majestät fände, so hätte ich ihn weiter nichts zu sagen; ich wollte aber seinem Bruder (gegen den ich mich wendete) nicht rathen, eine solche Sprache gegen mich zu führen.

Ich gab den Herrn von Villeroy, Potier, de Seaux, und Pontchartrain Nachricht von dem, was vorgefallen war. Der erstere, der zu Conflans war, dankte mir schriftlich für die Standhaftigkeit, womit ich sein Interesse gewahrt habe, und meldete mir, er werde morgen ganz früh nach Paris kommen, wo er durch

durch meine Veranſtaltung gerne dieſe Herrn beyſammen treffen und ſprechen möchte, indem man lieber alles wagen, als den uns zugedachten Schimpf dulden müſſe.

Ich muß dem Herrn de Seaux zum Ruhm nachſagen, daß er weder durch Bitten noch Drohen zu erſchüttern war, und unſer Recht mit vielem Nachdruck vertheidigte. Wäre er noch am Leben, ſo würde er auch mir die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ich ihn dabey nicht im Stiche ließ: allein die andern wurden durch den Marſchall d'Ancre ſo ſehr beſtürmt, ſich dem Willen der Königinn zu fügen, daß er ſie durch ſeinen Credit und ſeine Ueberredung dahin brachte, wider Willen das Commiſſorium ſo zu unterzeichnen, wie es ihnen vorgelegt wurde, und alſo den Herrn von Villeroy um die Qualität eines erſten Staatsraths zu bringen, die ihm ſeit dem Tod des Herrn von Beaulieu-Ruze nicht beſtritten worden war.

Der Biſchoff von Luçon wurde durch Barbin unterſtützt, nachdem er ſeine Stelle angetreten hatte. Dieſer Barbin, obſchon von ſehr dunkler Herkunft war doch ein ſehr heller Kopf *). Der Biſchoff benutzte auch das hochfahrende Genie Mangots, und fieng an, die Sachen zu einem Bruch einzuleiten, wozu die Streitigkeiten der Großen mit dem König, den Vorwand hergeben mußten.

Dieſe machten unaufhörliche Vorſtellungen, um die Freiheit des Prinzen Conde. Seine Mutter und Gemahlinn verlangten, man ſolle ihm ſeinen Proceß machen, wenn er ſchuldig ſey; wo nicht, ſo ſolle man ihn wieder auf freien Fuß ſetzen. Um ihren Bitten mehr Nachdruck zu geben, verſicherten die Conföderirten ſich ihrer Freunde, und um nicht unvorbereitet über-

fallen zu werden, ließen ihre Majeſtäten Anſtalt zu Truppenaushebungen machen.

1617.

Der Saame des Kriegs war bereits ausgeſäet, und man erwartete blos die Rückkehr der mildern Jahreszeit um ins Feld zu rücken. Man ernannte dazu zween Generale, den Herzog von Guiſe und den Grafen von Auvergne. Der erſte ſollte die Plätze in Champagne angreifen, und ſich den Teutſchen widerſetzen, von denen man verſicherte, daß ſie dort hereinbrechen wollten. Der andre, den man aus der Baſtille nahm *), ſollte Soiſſons angreifen, der Herzog von Rohan aber die Cavallerie unter ihm kommandiren.

Während man daran arbeitete, dieſen Entwürfen einen glücklichen Erfolg zu ſichern, entwarf ein Adelicher

*) „Auf die Vorbitte ſeines Schwagers, des Herzogs von Montmorency, dem man nicht wohl eine Bitte abſchlagen „konnte, da er ſtets ſeiner Pflicht getreu geblieben, und „überdies noch mit der Tochter von der leiblichen Couſine „der Königinn Mutter vermählt war. Der Prinz von „Conde, mit ſeiner Schweſter vermählt, hatte ihn nicht für „ſeine Parthey gewinnen können. Den Grafen hatte „Heinrich der Groſſe ſchon in die Baſtille ſetzen laſſen, „weil er das gegen ihn gefällte (Todes-) Urtheil aus „bekannten Gründen nicht an ihm wollte vollſtrecken laſſen." — Der wilde Auvergne und ſeine Geſchichte, ſo weit ſie zum Verſtehen dieſer Stelle gehört, iſt unſern Leſern bereits aus dem fünften Band dieſer Abtheilung bekannt.

cher, Namens Luines [*]) mit dem König und Villeroy einen andern Plan, und gab Rathſchlägen Gehör, die dahin zielten, ſich der Perſon des Marſchall d'Ancre zu verſichern, und das Wohl und die Ruhe des Staats durch den Tod eines Menſchen [**]) zu bewürken, der allen Rechtſchaffenen einen Greuel war.

Sobald der König dazu entſchloſſen war, meldete es Villeroy dem Marſchall von Bouillon, der aber nicht für gut fand, es denen von ſeiner Parthey zu wiſſen zu thun. Er gab ihnen blos ſchöne Hoffnungen, ſie würden nächſtens der Beſorgniß überhoben werden, daß jemand von ihnen, um ſeinen Vergleich zu Stand zu bringen, einen Bruch in die Einigkeit machen möchte, auf der allein ihre gemeinſchaftliche Sicherheit beruhe.

Luines ſtand auch in einiger Verbindung mit dem erſten Steuerpräſidenten Chevalier zu Paris, und dem Herrn Deageant [**]) und Tronçon, die er in der Folge erhob, und die für ihn alle Vorkehrungen trafen, mit denen er ſich nicht ſo unbemerkt hätte befaſſen können. Nachdem ſie unter ſich berathſchlagt hatten, wem wohl die Verhaftung des Marſchall d'Ancre aufzutragen wäre, fanden ſie niemand geſchickter dazu, als den Capitain Vitry von der Leibgarde, der damals den Dienſt hatte; dieſer war nicht nur einer der hitzigſten Köpfe, ſondern wurde auch noch von der Sucht nach Größe ſo allgewaltig beherrſcht, daß ihm nichts weder zu groß noch zu verächtlich war, wenn es nur dieſem Zweck entgegen führte. Er verſchrieb ſeinen Bruder du Hallier, der einige Leute mitbrachte, die er als Fähnrich kommandirte, und nachdem er ſich einer hinreichenden Anzahl unter den Officieren von der Wache verſichert hatte, meldete er dem König, er ſey bereit zu vollziehen, was man ihm befehlen würde.

Ei-

Seine Majestät umarmten ihn, mit Versicherung Ihres allerhöchsten Schutzes, und befahlen ihm: nicht, den Marschall umzubringen, sondern blos, sich seiner Person zu versichern. Vitry und Luines lockten aber den König, durch die Frage, was zu thun wäre, im Fall er sich zur Wehre setzte? dahin, wo sie Ihn haben wollten, daß Er befahl ihn in diesem Fall nieder zu machen. Sie hatten dies schon so unter sich ausgemacht, um dadurch sogleich den Rückweg zu einer Aussöhnung zwischen Mutter und Sohn auf immer abzuschneiden, indem sie mit Grund besorgten, die Stimme des Geblüts und die Vorstellung der Mühseligkeiten, denen die Königinn sich unterzogen hatte, um den Staat zu erhalten, möchten ihren Sohn vermögen, ihr wieder die Hand zu bieten, was ihren (Vitrys und Luines) Untergang unausbleiblich nach sich gezogen haben würde.

Der Marschall d'Ancre war zwar gewarnt worden, man sehe Bewaffnete nach und aus dem Louvre gehen, und es könnte wohl auf ihn gemünzt seyn; er gieng aber dennoch hin. Kaum war er darin, als der Lieutenant unterm Thor, der mit Luines einverstanden war, es schloß, und als Vitry zuerst vortrat, tadelten ihn du Hallier und Guichaumont deswegen; er sagte aber in demselben Augenblick zum Marschall: ich arretire Sie im Namen des Königs! und zu gleicher Zeit [13]) fielen zween oder drei Pistolenschüsse, die ihn zu Boden streckten. Er bekam auch noch einen Stich durch den Leib mit dem Degen. Er soll sich nach dem seinigen umgesehen haben, sobald er sich angefallen sah, allein keiner von denen, die es bezeugen könnten, sagten dies bestimmt aus. Einige von seinem Gefolge wollten ihn vertheidigen; als man ihnen aber sagte, man hand-

handle auf königlichen Befehl, ſteckten ſie ihre Degen wieder ein.

Als der König am Fenſter eines Kabinets am Ende des Garde-Saals, das auf den Hof geht, erſchien, ſchrie man: Es lebe der König! der Tyrann iſt todt! *) Vitry gieng nach dem Saal der Leibwache der Königinn Mutter, und verlangte ſie ſollten das Gewehr abgeben, was ſie aber ohne Befehl ihrer Officiere zu thun weigerten. Dieſe erhielten darauf ſogleich Ordre, mit ihren Burſchen abzumarſchiren, und in der Antichambre ihrer Gebieterinn zu bleiben.

Das von dieſem Vorfall verbreitete Gerücht zog viele Menſchen nach dem Louvre, und man berief die, deren Raths man ſich bedienen wollte. Man hielt Staatsrath, nachdem der König eine Zeitlang in der Königs-Gallerie mit Luines zuſammen geweſen war. Als ich zu ihm trat, ſagte Er zu mir: jetzt bin ich König; es giebt keinen Vorrang mehr! Als der Biſchoff von Luçon erſchien, erhielt er Befehl, ſich zu entfernen, und zu gleicher Zeit wurden die Staats-Secretaire angewieſen, den Vorgang in die Provinzen zu ſchreiben.

Man gab dem Herrn du Vair die Siegel wieder, die man Mangot abnahm, der Kanzler der zu Brie-Comte-Robert war, wurde nebſt ſeinem Sohne Puiſieux zurückberufen, und ließ es ſich nicht zweimal ſagen. Die Prinzen und die ſonſt ſich entfernt hatten, auch die Generals der Armeen wurden von dem was vorgieng benachrichtigt. Die Soldaten in den Laufgräben vor Sedan und Mezieres legten darauf ihre Waffen weg, die Belagerten folgten ihrem Beiſpiel, und, als wäre der Friede bereits publicirt, ſprachen beide Theile freundſchaftlich zuſammen, und tranken auf des Königs Geſundheit.

Man

Man schickte an die Prinzen, gegen die man bisher im Weg Rechtens und mit den Waffen verfuhr. Sie erklärten, da ihr Verfahren gerechtfertigt sey, so seyen sie bereit sich allem zu unterziehen, was der König zu verfügen geruhen werde. Sie erhielten die Zurücknahme der gegen sie erlassenen Erklärungen, nicht aber die Freylassung des Prinzen von Condé, die der Monarch trotz allen ihren Bitten nicht bewilligen wollte.

Man brachte sogleich eine Art von Manifest [15]) in Umlauf, das betreffend, was Vitry gethan hatte, und was man mit der scheinbaren Nothwendigkeit bemäntelte, worinn man sich befunden habe, so zu verfahren, um das königliche Ansehn zu behaupten, weil der Marschall d'Ancre sich zur Wehre gesetzt habe.

Unterdessen zog man auch die Wittwe [16]) des Marschalls ein, und nach einigen mit ihr angestellten Untersuchungen, brachte man sie nach dem Parlements-Gefängniß, wo sie zum Tod verurtheilt wurde, doch nicht einstimmig, ob schon die Richter im Namen und von Seiten des Königs darum angegangen worden waren. Ihm darf jedoch dies nicht zugeschrieben werden, sondern Luines, dem das eingezogene Vermögen der Angeklagten voraus verliehen war, so wie auch die Stellen eines Oberkammerherrn und Lieutenantgeneral in der Normandie, welche der Marschall d'Ancre bekleidet hatte.

Vitry wurde Reichs-Marschall [17]), du Hallier Capitain von der Garde du Corps, und mehrere andere bereicherten sich durch die Plünderung der Möbeln und Kabinette der Marschallinn d'Ancre. Man durchstörte sogar die Taschen des Verstorbenen, worinn man Blanket's (promesses en blanc) und Diamanten von großem Werth fand.

Das

Das Gerücht verbreitete sich, die Königinn Mutter würde am Hof bleiben; Luines, für den dies gefährlich werden konnte, wußte sie aber durch seinen Einfluß zu entfernen und von ihrem Sohn zu trennen, der ihr bloß ein Wort zum Abschied sagte, und sich dann entfernte. So sehr fürchtete Luines, er möchte durch ihre Thränen gerührt werden. Die (regierende) Königinn sah sie als sie in den Wagen stieg; die Prinzessinnen Christine und Marie Henriette, nebst Monsieur dem einzigen Bruder des Königs nahmen Abschied von ihr, worauf la Carce sie nach Blois brachte.

Ich war einer von denen, welchen sie noch Aufträge ertheilte. Sie bat mich (ich rede wie Sie sich ausdrückte) Sie bat mich, dafür zu sorgen, daß Sie Antwort auf Ihre Briefe an den König bekäme, indem Sie sich zu mir versähe, daß ich Sie als Mutter meines jetzigen und Wittwe meines vorigen Königs betrachten und bedienen würde. Diese Worte preßten mir Thränen aus, und machten mich über und über glühen. Auch ein Theil des Hofs weinte ihr seine Thränen nach.

Lassen wir diese Fürstinn gehen, wo ihr Geschick sie führt, und reden jetzt von einer neuen Regierung, die jeder Rechtschaffene abscheulich finden wird, und die nur den Beyfall von Luines Kreaturen haben kann. **)

Man errichtete einen neuen Staatsrath, worinn der Kanzler und der Siegelbewahrer ihren Sitz bekamen. Man hatte Mühe, ihre Amtsverrichtungen zu reguliren. Das Unrecht, das der erstere dem letztern zugefügt hatte, und die Verachtung, die dieser gegen jenen

ren hegte, ließ ſie nie Eines Sinnes ſeyn. Villeroy ſchien am meiſten Theil an den Geſchäften zu haben. Jeannin hatte als Finanz-Oberaufſeher zu thun, und die Staats-Secretärs nahmen die ihnen zukommenden Plätze dabey ein. Luines that, als wollte er ſich nicht mit eindrängen, ſondern ſich bloß mit der Eigenſchaft eines Günſtlings begnügen. Er ſagte einſt zu mir: er wollte mir Antheil an den Geſchäften geben, wenn ich ein Tagebuch über die Berathſchlagungen und Schlüſſe des Staatsraths führen und ihm zuſtellen wolle. Ich fühlte mich ſo beleidigt durch einen ſolchen Antrag, daß ich ihm ſagte, er würde beſſer thun, ſich ſelbſt zum Haupt des Staatsraths zu machen als ſo etwas von denen zu verlangen, die einen Platz darinn hätten, und ich riethe ihm, zu thun, was er mit Deageant und du Tronçon beſchloſſen habe, was auch würklich in der Folge geſchah.

Puiſieux war nach ſeiner Zurückkunft einzig darauf bedacht, ſich zu erheben, und ſeine Collegen zu unterdrücken, was ihm um ſo leichter war, da ſein Vater, der Kanzler, ſeine Anmaßungen unterſtützte. Villeroy, deſſen Stelle er gekauft hatte, wagte es nicht, ſich ihm zu widerſetzen. Seine Freundſchaft für Sceaux und ſeine Achtung für meinen Vater theilte indeſſen ſeine Neigung.

Man bewilligte dem erſtern die Gnade, um die er ſich bewarb, nach Spanien geſandt zu werden. Unerachtet man ihm den Titel eines außerordentlichen Geſandten ertheilt hatte, ſo bekam dennoch der Marquis von Seneçay den Rang über ihm, da er als außerordentlicher Geſandter Madame Eliſabeth dahin geleitete. Sceaux ließ ſich dies dem Anſchein nach gefallen, und machte die Reiſe, hielt ſich aber ſo kurz dabey auf, daß leicht zu ſehen war, daß ein ſo beſchränktes Geſchäft

ſchäft für einen ſo umfaſſenden Kopf, wie er war, nicht paſſen. Frankreich wurde wenige Jahre darauf der Dienſte beraubt, die er noch hätte leiſten können.

Da kurz vor der Entfernung der Königinn Mutter der König von Spanien dem Herzog von Savoyen den Krieg angekündigt hatte, bat dieſer Fürſt Frankreich um Hülfe, die ihm anfangs zwar abgeſchlagen, dennoch aber durch den Herrn von Lesdiguieres zu Theil wurde, der gerade heraus ſagte; es hieße das Intereſſe des Staats verwahrloſen, wenn man dem unterdrückten Fürſten nicht beyſtehen wollte. Er warb Truppen, marſchirte nach Piemont, und vermochte endlich den königlichen Staatsrath den Rath zu befolgen, den er ihm zu Ausführung deſſen gab, was während der Regentſchaft vernachläßigt worden ſey.

Während der Verfolgung, die mir zu den Lebzeiten des Marſchall d'Ancre widerfuhr, bot der Herr von Lesdiguieres mir eine Zuflucht bey ſich an. Eine Verbindlichkeit, deren Andenken nie in mir erloſch, und der ich mich gegen ſeine Familie zu entledigen ſuchte, ſo gut es in meinen Kräften ſtand.

Schomberg, der dem König ein Regiment Deutſche zugeführt hatte, erhielt Befehl, die Armee des Herzogs von Savoyen und des Herrn von Lesdiguieres, die mit dieſem Regiment und einiger Cavallerie unter dem Grafen von Auvergne verſtärkt worden war, nach Piemont gegen zu laſſen. Er rückte ins Mayländiſche ein, machte anſehnliche Progreſſen, und brachte den König von Spanien dahin, daß er ſich mit dem Herzog von Savoyen in Tractaten einlaſſen mußte. Die-

ſer Schuz, den Frankreich dem Schwächern gegen die Mächtigern angedeihen ließ, gereichte ihm ſehr zum Ruhm.

Da diejenigen, die am Ruder ſaßen, für dienlich erachteten, an der Reform des Staats zu arbeiten, ſo trugen ſie auf eine Zuſammenberufung aller Stände des Reichs an, und um dies deſto eher durchzuſetzen, ließen ſie den Staatsrath einen Schluß darüber abfaſſen, der aber einen Mittelweg einſchlug, und nur die Notabeln zuſammenberufen wollte. Dies wurde angenommen, und der König erwählte einen Ausſchuß von Prälaten und Adelichen, die dabey erſcheinen ſollten. Auch ernannte er den erſten und zweyten Präſidenten des Pariſer Parlements, und die erſten der andern hohen Gerichtshöfe, nebſt ihren General-Procuratoren.

Sie begaben ſich ſämmtlich nach Rouen, [17]) wo ſich ein ſtarker Streit zwiſchen den Adelichen und den Gerichtsperſonen erhob, wobey dieſe für ſich anzogen, was unter Heinrich dem Großen beobachtet worden war, der ſie gegenüber von der Geiſtlichkeit ſitzen ließ. Die Adelichen behaupteten dagegen ihr Stand ſey das zweyte im Reich, und bis auf Heinrich dem Großen ſeyen die Parlementsglieder nie anders, denn als Glieder des dritten Standes angeſehen worden. Hierüber beriefen ſie dieſe auf die Dankſagungsrede des erſten Parlementspräſidenten von Paris, für die Abſonderung der Magiſtratur von dem Bürgerſtand und Verleihung des Sitzes auf der adelichen Bank.

Man wählte ein Auskunftsmittel, daß am Tag der Eröffnung der Adel auf zwey Bänken, eine bey

bey der Person des Königs, die andere bey den Präsidenten sitzen, und eine Erklärung darüber ausgestellt werden sollte, daß dieser Platz sehr ehrenvoll sey; alles ohne Consequenz; um weder die Geistlichkeit noch die Parlementsglieder zu beleidigen.

Du Plessis Mornay, mit dem diese Erklärung verabredet worden war, sprach für den Adel, und that in dessen Namen Gegenvorstellungen. Monsieur, der einzige Bruder des Königs, wurde zum Präsidenten der Versammlung erwählt, und hatte zu Collegen den Kardinal du Perron, den Herzog von Montbazon und den Marschall von Brissac.

Man brachte in dieser Versammlung mehrere Reglements vor, nicht gerade, um des gemeinen Besten willen, sondern bloß um einen anständigen Vorwand zu bekommen, die Auflagen fortdauern zu lassen. Man beschloß dabey, die Königinn Mutter nicht nach Hof zu berufen, und auch den Prinzen Conde nicht in Freyheit zu setzen. Man bewilligte seiner Gemahlinn die gesuchte Gnade, ihrem Gemahl Gesellschaft zu leisten. Sie bewies hierinn viel Festigkeit und Seelengröße, da sie nach den vielen von ihm erlittenen Mißhandlungen sich dieses Schrittes mit Recht hätte entheben können.

Da ich nicht wohl vermeiden kann, von manchem bald zu früh bald zu spät zu reden, so glaube ich diejenigen, welche diese Memoiren lesen werden, benachrichtigen zu müssen, daß ich dies bloß thue, um die Verwirrung zu vermeiden, die entstehen würde, wenn ich mich an eine strenge chronologische Ordnung binden wollte.

Luines, der noch nicht Herzog war, vermählte sich im Julius oder August mit der Tochter des Herzogs von Montbazon. Seine neue Gemahlinn und seine Schwägerinn, die Gräfinn von Rochefort erhielten das Tabouret, zufolge eines dem Hause Rohan längst zugestandenen Privilegiums, wiewohl noch keine Dame aus demselben diesen Vorzug genossen hatte, Margarethen von Navarra und deren Kinder ausgenommen, unter Heinrich dem Grosen der viel Achtung für die aus der jüngern Linie hatte.

Der Hof kam nach Paris zurück, kurz nach dem Tod des Herrn von Villeroy, der zu Rouen starb. — Der König erhielt oft Briefe von Seiner Mutter und ließ sie sehr oft besuchen, unter verschiedenen Vorwänden, und mit Absichten, die sehr verschieden von den ihrigen waren. Denn sie suchte bloß der Welt ein Blendwerk vorzumachen, und war ganz beschäftigt, sich Creaturen zu werben, die sie aus ihrer Gefangenschaft erlösen möchten. Luines hingegen war bloß darauf bedacht, sie mit sichern Personen zu umgeben, die sie beobachten und ihre Handlungen und Plane ausspioniren sollten.

Der Herzog von Epernon befürchtete um diese Zeit in Verhaft genommen zu werden, weil er, ehe er den Hof wieder verließ, an den er sich kurz vor dem Tod des Marschall d'Ancre begeben hatte, in einen Streit mit dem Siegelbewahrer gerathen war. Der Herzog hatte nämlich behauptet, dieser müsse im Staatsrath unter dem Kanzler sitzen, und nicht gegenüber von ihm, wie er es eingeführt hatte. Der Siegelbewahrer behauptete das Gegentheil, und führte

seine

ſeine Würde an, die ihn eben ſogut zum Vorſitz berechtige als den Kanzler. Der Herzog von Epernon antwortete hierauf, ob ſchon der Siegelbewahrer zum Theil die Stelle des Kanzlers verſehe, ſo könne er doch keinen Sitz haben, wo dieſer Chef der Juſtiz ſich befinde, und auf alle Fälle ſey der ihm zugeſtandene Platz ehrenvoll genug, um nicht ausgeſchlagen zu werden. Um ſeine Behauptung zu unterſtützen, vergaß er nicht, anzuführen, daß die Großen des Reichs ehmals den Kanzlern im Conſeil vorgegangen wären. Er zeigte eine Urkunde darüber von einem unſerer Könige zu Gunſten des Grafen von Laval.

Der Siegelbewahrer hielt ſich dadurch beleidigt, und ſagte zum Kanzler, er habe ihm dieſen Handel zugezogen. Darüber kamen denn dieſe beiden Herrn hart an einander, und ſagten ſich ſtarke Dinge in Gegenwart Seiner Majeſtät. Der Kanzler, ſonſt mehr aus Politik als Temperament gemäſigt, konnte ſich hier nicht mäſigen, ſeinem Gegner ins Angeſicht zu ſagen: er ſey ein ſchlechter Mann, das ſey Gott bekannt, der ſie einſt richten werde.

Darüber ſtand der Staatsrath auf, und der Herzog von Epernon, aus Beſorgniß arretirt zu werden, zieng nach Fontenay in Brie, und von da nach Metz, wo man ihm Anträge von Seiten der Königinn Mutter machte, ſo wie auch ſeinem Sohne, dem Erzbiſchoff von Toulouſe, der eine beſondere Neigung zu dieſer neu entſtehenden Parthey hatte. Rouchelay (Ruccelái) beſtürmte ihn, ſich darauf einzulaſſen, indem er ihm den Ruhm und die Vortheile zu Gemüth führte die er davon ärndten würde; — die ſtarken Verbindlichkeiten, die er der Königinn Mutter hätte; — daß mehrere anſehnliche Perſonen bloß auf ihn ſähen, um ſich, je nachdem ſein Entſchluß ausfiele, für ihn zu erklären,

und zu seiner Erhebung mit zuwürken. Dies könne er noch dazu jetzt, ohne sich einer großen Gefahr auszusetzen.

Epernon ließ sich erst nicht bereden; endlich aber gab er nach und schlug ein, weil er nicht vergessen konnte, daß Luines sich für den Siegelbewahrer erklärt hatte, den Er als seinen Feind betrachtete, wiewohl er übrigens den eingenommenen Platz im Staatsrath nicht behalten hatte.

Nachdem Luines von der Königinn Mutter die Abtretung des Gouvernements von der Normandie erhalten hatte, ließ er es dem Herzog von Longueville anbieten, unter der Bedingung, daß er das von der Picardie abgeben sollte. Um sich seiner Einwilligung desto gewisser zu versichern, legte man dem Gouvernement von der Normandie noch das von Stadt und Schloß Dieppe zu. Die Begierde des Herzogs, Gouverneur von einem Platz von Bedeutung zu werden, ließ ihn die Liebe vergessen, womit die Picarder und besonders die von Amiens stets seiner Person angehangen hatten.

Luines ließ dies Gouvernement sich geben, und dem Herzog von Montbazon das von Isle de France, und den Städten Soissons, Chaulny und Coussi, das der Herzog von Mayenne für das von Guienne und Schloß Trompette abgegeben hatte.

1618.

Nachdem der Herzog von Epernon seine Maasregeln zur Sicherheit von Stadt und Citadelle Metz ge-

genommen und ſich ſeiner Freunde verſichert hatte, ſo entſchloß er ſich zum Aufbruch und gieng zunächſt nach Angouleme, wo er Vorkehrungen zum Empfang der Königinn Mutter machte, und dann mit Cavallerie vorrückte, und den Erzbiſchoff von Toulouſe der Königinn entgegenſchickte, die durch ein Fenſter des Schloſſes von Blois entflohen war. Sie wurde nach Loches und dann nach Angouleme geführt.

Der Graf von Chivernn und die Schöffen von Blois ſchickten eilends nach Hof und ließen mir melden, was man ſchon wußte. Ich brachte die Beſtättigung dieſer Nachricht dem König, der ſich damals zu St. Germain en Laye aufhielt. Sie wurde hier verſchiedentlich aufgenommen; die Redlichen beſorgten Folgen davon, andere konnten ſich nicht enthalten, die Freude blicken zu laſſen, die ſie darüber empfanden, daß ſie nun hoffen durften, Luines Einfluß beſchränkt zu ſehen; die Schlechtgeſinnten endlich freuten ſich ſchon im Geiſt der unglücklichen Folgen des ausgebrochenen Bürgerkriegs.

Ich muß dies erwähnen, bloß weil ich oben ſchon vergeſſen hatte, zu ſagen, daß Luines Emiſſarien der Königinn Mutter mit harten Drohungen zuſetzten, um ſie dahin zu bringen, ſich gefallen zu laſſen, was dieſer Günſtling in Anſehung ihrer zu diſponiren gut finden würde. So wurde ſie einſt ganz auſſerordentlich von dem Oberſten Ornano in die Enge getrieben, der noch trotziger zu ihr ſprach, als ſelbſt Rouſſi, der ſich lange bey ihr aufgehalten hatte. Ornano vergaß ſich ſo weit, daß er ſie mit drohender Hand anfaßte, und ſagte, wenn ſie ſich den mindeſten Schritt gegen Luines erlaubte, ſo ſolle ſie dürrer werden als Holz, wobey er auf das Blanchet wieß, das ſie in der Hand hatte.

Sobald der König in Paris zurück war, ließ er Personen von allen Ständen zusammenberufen, um über die dienlichsten Maasregeln bey diesen Umständen zu berathschlagen. Der Herzog von Mayenne erbot sich, an der Spize einer Armee den Herzog von Epernon zur Botmäßigkeit zu zwingen; der von Vendome folgte diesem Beyspiel, und der von Longueville ließ sich gleich den andern bereden. Das Haus Guise verließ den Hof nicht, und so war zu glauben, daß alle Großen sich zum Untergang Epernons zusammen verschworen hätten. Der Kardinal von Retz, der Sitz im Staatsrath erhalten hatte, auch der Kanzler, schienen gleicher Meynung. Der Siegelbewahrer redete Luines noch zu, diesen Herzog zu demüthigen, und sein Glück dadurch zu befestigen.

Der Präsident Jeannin allein war entgegengesetzter Meynung, und zeigte bey dieser Gelegenheit, daß die Jahre ihm nichts von jenem Edelmuth genommen hatten, den er stets bewies. Die Redlichsten stellten vor, man müsse alle Wege einschlagen, um die Sache gütlich beyzulegen, und weit entfernt, in Epernons Verderben zu willigen, sagten sie: einer der ersten Artikel des Friedens müsse für dessen Sicherheit sorgen.

Man ernannte den Kardinal de la Rochefaucauld, um sich zur Königinn zur verfügen, und gab ihm, wenn ich nicht irre, den Pater Beculle, und den Herrn von Bethune als Collegen zu.

Dieser Herr von Bethune kam damals aus Deutschland zurück, wohin er mit dem Herzog von Angouleme, ehmaligen Grafen von Auvergne [20]) und dem

dem Ordensritter Aubespine [21]) gegangen war. Man hatte sie alle drey als königliche Gesandte an den Kaiser geschickt, [22]) um ihn zu vermögen, daß er das Vorhaben aufgeben möchte, eine Armee aufzustellen, welche die Unternehmung der Böhmen abtreiben, und die der Fürsten erleichtern sollte, die ihm zu Hülfe zogen, denen aber die Protestanten ihre Truppen entgegenstellen wollten, welche unter dem Markgrafen von Baden Durlach bereits über den Rhein gegangen waren. [23]).

Da der König besorgte, dieses Feuer, das auf dem Punkt war, auszubrechen, möchte der ganzen Christenheit nachtheilig werden, so bot er alles auf, um es zu ersticken. Seine Gesandten erhielten vom Markgrafen von Baden, daß er den Grafen von Bucquoi passiren ließ, wogegen sie ihm versicherten, daß, wenn der Kaiser die Freyheit des Reichs antasten sollte, der König demselben zu Hülfe kommen werde, so wenig er übrigens die Empörung der Böhmen gut heißen könne. Da nun der König bereits den Herzog von Savoyen gegen den König von Spanien kräftig geschützt hatte, so glaubte der Markgraf den Antrag nicht ausschlagen zu dürfen. — . Dies Benehmen hätte in der Folge das Haus Oestreich beynahe zu der Universalmonarchie erhoben, nach der es bekanntlich trachtete.

Der Kardinal la Rochefaucauld, der Herr von Bethune und der Pater Berulle führten ihre Unterhandlung so geschickt, daß die Mißhelligkeiten zwischen dem König und seiner Mutter glücklich gehoben wurden. Der Herzog von Epernon wurde in den Vergleich mit eingeschlossen, und die Königinn gieng nach Tours, wo der König hingereist war, um mit ihr zusammen zu kommen. Nachher gieng sie nach Angers, welche

Stadt ihr als Sicherheitsplatz eingeräumt worden war. Der Prinz von Piemont, der sich kürzlich mit der königlichen Prinzessin Christine vermählt hatte, machte der Königinn daselbst seinen Besuch.

1619.

Während man mit der Königinn unterhandelte, that man ein Gleiches mit dem Prinzen von Condé, und als Luines dachte, man könne ihm trauen, so bewog er den König, nach Compiegne, und dann nach Chantilly zu gehen, wo er den Prinzen wieder zu Gnaden annahm.

Wenige Tage vor seiner Abreise nach Tours hatte der Monarch mir erlaubt, über die Stelle eines Ordens-Propsts und Ceremonienmeisters in Unterhandlung zu treten. Dieser Gnade geruhte er noch die der Uebertragung des größten Theils vom Kaufschilling beyzufügen. — Ich halte mich verbunden, hierbey zu rühmen, daß Luines, der gegen mich sehr anständig verfuhr, mich mit seinem Einfluß unterstützte. Dannoch hatte ich sehr wenig Theil an seinem Vertrauen, weil ich nie von Günstlingen abhängen mochte. Ich bereue dies noch jetzt nicht, so sehr es auch meinem Fortkommen im Wege stand.

1620.

Die Königinn Mutter hatte bey ihrer Reise zum König auch den Bischoff von Luçon bey sich, der, um von Avignon, wohin er verwiesen war, los zu kommen, den

den Vorſchlag ſich zur Königin zu verfügen, angenommen hatte, den man ihm in der Hoffnung that, daß er dort nicht vergebens ſeyn, und durch ſeinen Geiſt den Herzog von Epernon aus ihrer Gnade verdrängen würde. Luines und die, deren Rath ihm galt, hielten ſich überzeugt, es ſey von dem einen mehr zu beſorgen als vom andern, und dies um ſo mehr mit Grund, da es dem Prälaten würklich gelang, den Herzog um ſeinen ganzen Credit zu bringen, ohne daß jedoch dieſer darum aufgehört hätte, dem Intereſſe der Königinn ſtets getreu zu bleiben.

Der Prinz von Condé wurde ganz in Freyheit geſetzt, und Luines, ſeit ſechs Monaten Herzog und Pair, beredete den König, eine Ritterpromotion vorzunehmen. [24]) Welche Verlegenheit würde aber die große Zahl der Competenten verurſacht haben, wenn man ſich nicht eines ehmals ſchon gebrauchten Ausweges bedient hätte! Der König ſollte nämlich dem Capitel die Auswahl unter den ernannten Candidaten zu Beſetzung der erledigten Plätze freyſtellen.

Dies Capitel wurde nach St. Germain an Laye ausgeſchrieben, wo der König ſeine Abſicht erklärte, vierzehn Ritter zu ſchlagen, worunter die Ducs mitbegriffen waren. Luines wollte ſich, nicht den von den andern beobachteten Regeln unterwerfen, weil alle Großen von ihm abhiengen; gleiches that auch ſein Schwager, der Graf von Rochefort; dieſe Forderung ſchien ganz außerordentlich. — Man ließ den Commiſſarien alle Freyheit; es waren unſer nur ſiebenzehn, und wir recipirten durch unſere Wahlſtimmen fünf und vierzig; unter andern einen Kardinal und vier Prälaten. Man recipirte auch den Marquis von Mouy, der den Dienſt der Königinn Mutter verlaſſen hatte, weil dem Biſchoff von Luçon die Freymüthigkeit unerträglich fiel,

wo-

womit er und einige andere Herrn ſich darüber aufhielten, daß die Königinn Mutter ihnen bey Ernennung eines Commandanten in Angers ſeinen Bruder [25]) vorgezogen hatte. — Dieſer wurde durch Themines erſtochen [26]) als die Königinn zu Angouleme war.

Sobald ſie nach Angers zurück kam, wurde ſie von mehrern Orten her angegangen, ihr Anſehn wieder herzuſtellen. Der Herzog von Mayenne und der Kardinal von Guiſe erklärten ſich für ſie, und zogen den Grafen von Soiſſons und den Herzog von Vendome in ihre Parthey. Dieſer verließ mit ſeinem Bruder, dem Großprior, Paris, und gieng über Vendome nach Angers. Man ſtreute zu ihrer Rechtfertigung Schriften aus, die bloß dazu dienten, ſie noch tadelnswürdiger zu machen, und von allen Seiten warb man Truppen.

Der Herzog von Longueville glaubte, die Stadt Rouen ebenfalls dafür gewinnen und zur Erklärung bringen zu können, ſah ſich aber genöthigt, ſie zu verlaſſen und nach Dieppe zu gehen. Die getreuen Diener des Königs beſchworen ihn, herbey zu kommen, um ſich der Treue der dortigen Inwohner zu verſichern; unterdeſſen gieng der Monarch ins Parlement und brachte den Stadtmagiſtrat ſo in Ordnung, daß für die Zukunft von dieſer Seite nichts zu beſorgen war.

Man war unſchlüſſig, ob der König nach der Nieder-Normandie oder nach Dieppe gehen ſollte, und ich erinnere mich, von dem Prinzen von Condé gehört zu haben, er ſey der Meynung geweſen, man ſolle die Stadt Caen belagern, einzig darum, weil er den Großprior haßte. Wahr iſt, daß er dem Herzog von Longueville ſagen ließ, er habe die Belagerung von Dieppe hintertrieben, weil er ſich für ihn intereſſirte.

Die

Die von Caen wurde weder ſchwer noch langwierig gefunden, da es der Stadt an Munition ſowohl als einer guten Beſatzung zu einem tapfern Widerſtand fehlte, ſo daß der Stadtmagiſtrat dem König entgegen kam. Der Commandant nahm Seine Majeſtät ins Schloß auf; Matignon kam und entſchuldigte ſich, daß er ſich mit dem Herzog von Longueville eingelaſſen hätte. Die Vornehmſten des Landes thaten ein Gleiches, worauf der König nach hier wiederhergeſtellter Ruhe nach Anjou gieng.

Baſſompierre führte die Truppen herbey, die er in Champagne commandirte; die Rekrutierungen für die Garde trafen ein, und bald war man im Stande, die Feinde aufzuſuchen, und ihre Plätze anzugreifen. Dabey unterließ man doch nicht, Eröffnungen zum Vergleich zu thun, und der Biſchoff von Luçon wußte die Sachen ſo zu lenken, daß der Vortheil ganz auf ſeiner Seite war.

Die Nachläſſigkeit der Abgeordneten des Königs war Schuld, daß es noch zu einem Angriff auf eine Verſchanzung kam, die die Feinde vor der Brücke von Ce hatten. Empfindlich darüber, daß der Vergleich der Königinn ohne ſeine Theilnehmung zu Stand gekommen war, zog der Herzog von Retz ſich zurück, und die Verſchanzung, zu ſchwach beſetzt um lange zu halten, wurde bald überwältigt. St. Aignon wurde darin gefangen; er wäre beinahe geblieben. Die Königinn ließ die Prinzen und den Adel, die ihre Parthey genommen hatten, und in Angers waren, nicht hinaus. Sie zeigten ſich, aufmarſchirt, wagten aber nicht die Truppen des Königs anzugreifen, der Befehl gab, auf ſie loszugehen, ſobald ſie Mine machen würden, den ihrigen zu Hülfe zu kommen.

Man

Man sagt, der Bischoff von Luçon habe sich in dieser Sache sehr listig benommen, da er sich wegen des geschlossenen Friedens dadurch rechtfertigte, daß er ihn als nothwendig vorstellte.

Von Pont de Cé gieng der König nach Brissac, dem Ort der Zusammenkunft. Die Königinn kam in Begleitung der Prinzen und Grossen von ihrer Parthey dahin, und nachdem man sich bekomplimentirt hatte, machte man von beiden Seiten seine Entschuldigungen, besonders über die letztern Vorfälle. Der König nahm den Herzog von Retz, der Ihm durch seinen Onkel den Kardinal vorgestellt wurde, vollkommen gut auf.

Wen der Friedensschluß am meisten in Verlegenheit setzte, dies waren die Herzoge von Mayenne und Epernon, die sich dadurch genöthigt sahen, ihre Truppen abzudanken. Ihr Erstaunen war aber nicht geringer, als sie vollends erfuhren, daß der König zu Tours eine zweyte Zusammenkunft mit seiner Mutter gehabt habe, und darauf unverzüglich gegen Xaintonge und Guienne aufgebrochen sey.

Der Herzog von Epernon machte aus der Noth eine Tugend, gieng dem König entgegen, begleitete ihn nach St. Jean d'Angeli, wo ihm die Thore geöffnet wurden, und ertheilte seine Befehle als Gouverneur. Der König versicherte sich im Vorbeigehen von Blaye, und nahm d'Aubeterre [47]) dort weg, um ihn zum Marschall zu machen. Zu Bourdeaux hielt er sich kurz auf; länger zu Prignac, wo Er Nachrichten aus Bearn erwartete.

Es ist nämlich bekannt, daß die Königinn Johanna von Navarra, Mutter Heinrichs des Großen, noch während ihr Gemahl Anton am Leben war, die re-

reformirte Religion annahm, und dann die katholische aus ihren Staaten verbannte. Das Kirchengut eignete sie sich zu, und verwendete es zu Besoldung ihrer Geistlichkeit und zu Stiftung von Lehranstalten, worin die Jugend unterrichtet und zu ihrer neuen Religion erzogen werden sollte. Eben so bekannt ist es, daß der König, ihr Sohn, dies Kirchengut ebenfalls behalten hatte, woraus jedoch noch immer die darauf angewiesenen Anstalten erhalten wurden. Eine der Bedingungen, die Papst Clemens VIII. von dem König bey seiner Absolution verlangt hatte, war die Wiederherstellung des freien katholischen Gottesdienstes in Seinem Antheil von Navarra, und dem Fürstenthum Bearn, das in sechs Portionen getheilt war.

Man hatte demnach den Katholiken in jedem Amte von Nieder-Navarra einen Ort zur freien Religionsübung angewiesen, und der Fürst gab, so lang er lebte den Bischöffen, Aebten und Priestern ihren Unterhalt als Pension. Sie bemühten sich aber eine Restitution des eingezogenen Kirchenguts auszuwürken, was sie auch endlich durch den Credit des Siegelbewahrers du Vair und einiger andern vom Staatsrath, erhielten. Man weiß nicht, ob der Siegelbewahrer sich der Sache aus Religionsgrundsätzen annahm, oder blos um dem Kanzler Verdruß zu machen; so viel aber ist gewiß, daß troß allen Bemühungen des mit Reformirten besetzten ordinairen Conseils von Pau die Registrirung dieses Edicts stets verweigert wurde. Um die zur Betreibung der Vollstreckung ernannten Commissarien abzuschrecken, hatte man geduldet, daß ein Trupp Schüler eine starke Anzahl Schützen in die Gassen von Pau kommen ließ, die die Commissarien durch ihre Drohungen nöthigt hatten, sich wegzubegeben.

Un-

Unterdessen begab sich la Force [11]) Gouverneur der Provinz, nach Bourdeaux, um sich zu entschuldigen, daß er die Parthie der Königinn genommen hatte, und verlangte eine königliche Jussion, nach welcher er die Annahme des Restitutions-Edicts zu bewürken versicherte. Dies wurde ihm zugestanden, und weil das Siegel von Navarra nicht bey der Hand war, denn der Kanzler hatte es zurückbehalten, als er das von Frankreich abgab, so siegelte man mit diesem, worüber der Siegelbewahrer große Freude bezeugte.

la Force reichte hierauf das Edict ein, stimmte die Gemüther zur Folgeleistung, und schickte dann einen Courier an den König mit der Versicherung, er werde nächstens eine sehr gute Nachricht melden können. Auf diese Versicherung ließ Luines Befehl zum Aufbruch geben, wovon das Gerücht sich auch in Bearn verbreitete.

Unterdessen waren die Katholischen und einige der reformirten Räthe der Meinung, die Vollstreckung der königlichen Befehle noch zu verschieben; da sie aber von la Force mißhandelt wurden, waren sie einzig auf Mittel bedacht, dessen Gewalt zu schwächen, was sie nicht bewürken zu können hofften, wenn der König nicht nach Bearn reiste. Um Ihn nun hiezu zu vermögen, cabalirten sie mit mehrern ihrer Collegen, und brachten einen Schluß zu Stand, daß die Registrirung des Edicts dermalen nicht statt haben könne. Sie wurden hiezu noch mehr durch Personen angetrieben, die den König bereits auf dem Wege, oder doch im Begriff, abzureisen glaubten, und sich einbildeten, bis zu seiner Ankunft die Sachen in der jetzigen Lage erhalten zu können.

la Force beschwerte sich über die königlichen Diener, die dann ihre Gründe angaben, warum sie der durch-

urchgeſetzten Meinung beygepflichtet hätten. Der Sie-
elbewahrer unterſtützte ſie noch, und ſo brachten ſie es
ndlich doch noch dahin, daß der König ſich entſchloß,
ach Bearn zu kommen; da nun Luines, nicht leiden
nnte, daß Montpouillan [29]) der Sohn des Herzogs
la Force, unter irgend einem Vorwand wieder an den
of käme, weil der König ihm ſtets vorzüglich gewo-
n geweſen war; ſo reitzte er den Monarchen gegen
ater und Kinder.

Man befahl mir, vorauszugehen, um alles zum
mpfang Seiner Majeſtät vorzukehren, und ich gieng
n Roquefort ab, von wo ich wenige Tage darauf in
u eintraf. Der König war kaum angelangt, als er
Stände zuſammenberufen ließ. La Force behaup-
, ihm komme es zu, den Willen Seiner Majeſtät
erklären; der Siegelbewahrer widerſprach aber, und
te vor, dies ſey ein Recht ſeines Amts. Er drang
) durch, erhielt aber doch nicht die Erlaubniß, ſitzend
eden, weil es in Spanien ſo Sitte iſt, daß nur der
nig ſitzt, ſonſt jedermann aber ſteht.

Der Monarch verſicherte, daß er die Fors (ſo
nen ſie ihre Privilegien) aufrecht erhalten wolle,
beſtätigte die den Reformirten bewilligte Gnade,
ihnen die auf das Kirchengut angewieſenen Sum-
vom Krongut entrichtet werden ſollten. Er beſchloß
auch, nach Navareins zu gehen, was ein von den
igen von Navarra befeſtigter Platz iſt, in der Abſicht,
Meiſter davon zu machen. Meine Meinung war,
ſollte die Beſatzung dieſes Platzes mit drei Com-
ien verſtärken, und dieſe Compagnien ſollten die
he abwechſelnd beziehen, um die Abſicht des Kö-
beſſer geheim halten zu können.

Da die Katholiken gewünscht hatten, ich möchte zu Pau bleiben, um die vom König ihnen ertheilte Antwort registriren zu lassen, so erhielten sie, was sie verlangten; denn das Conseil conformirte sich, und sie nahmen es gut auf, als ich es ihnen verwies, daß sie mehr Bedenken getragen hätten, Straffällige zu strafen, als gegen den König ungehorsam zu seyn, der doch nichts als was recht sey, von ihnen verlange. Ich erinnere mich noch, daß ich, um sie zu vermögen, daß sie künftig nicht mehr dem Rath Uebelgesinnter Gehör geben sollten, ihnen sagte, was Cäsar den durch die über die Römer erhaltenen Vortheile aufgeblähten Helvetiern zur Antwort gab: „die Götter lassen bisweilen zu, daß „den Gottlosen ein Glück zu Theil wird, damit sie dann „die Härte künftiger Strafen desto schmerzlicher em„pfinden" [30]).

Der König war kaum zu Navarreins angelangt, als er dem Gouverneur [31]) seine Absicht ihn zu belohnen, erklärte, der es erst ablehnte, nachher aber doch annahm, nicht als eine Schuldigkeit, sondern als ein Zeichen allerhöchster Zufriedenheit mit seinen Diensten. Der König ließ bey seiner Abreise nach Pau, in Navarreins vier Compagnien Infanterie, bis die Soldaten, die welche Garnison ausmachen sollten, von Poian [32]) geworben wären, der das Gouvernement von diesem Platz, und bald darauf die Lieutenance generale von ganz Navarra, Bearn und mehrern beträchtlichen Städten erhielt, wie: Orthies, Santerre, Morlas und Nay, wohin man ebenfalls Besatzungen legte. Nachdem die Sachen auf diesen Fuß eingeleitet waren [33]), gieng der König nach Bourdeaux, durch Saintes, nahm zu Mesle Post und eilte nach Paris zurück, wo die Königinn ihn erwartete.

1621.

Jetzt glaubte man an die völlige Aussöhnung zwi-
chen Mutter und Sohn, und sah ein, daß der Bi-
schoff von Luçon viel über die Königinn Mutter ver-
mochte. Denn vermöge des Vertrags schrieb er an den
Papst um einen Kardinalshut für den Bischoff von
Toulouse [34]) und erhielt dadurch, daß man für ihn glei-
che Bitte an Seine Heiligkeit brachte. So wurden
also beyde Prälaten in der Folge Kardinäle. Man lobte
an dem Bischoff als einen Beweis von Mäßigung,
daß er den Erzbischoff von Toulouse zuerst habe dazu
gelangen lassen [35]).

Luines vermochte den König zu einer Reise nach
Picardie, um in den Besitz des Gouvernements
Calais gesetzt zu werden, das man ihm kürzlich
verliehen hatte. Während der Reise sprach man von
der Verbindung zwischen einem Neffen [36]) dieses
Günstlings und einer Nichte des Bischoffs von Luçon. —

Um diese Zeit, meine Kinder, kam auch meine
Verbindung mit Eurer Frau Mutter [37]) zuerst in
Vorschlag, von deren Geist und Betragen, so wie
von ihren vortreflichen Eigenschaften überhaupt ich
euch nichts zu sagen brauche. Ihr könnet sie
nicht genug lieben und verehren, sowohl weil göttli-
che und menschliche Gesetze es Euch zur Pflicht
machen, als auch wegen Freundschaft, die sie stets
für mich hegte, und wovon sie mir in meinen Un-
fällen und Krankheiten rührende Beweise gab.

Als der Hof wieder nach Paris zurück war, sann man blos auf Vergnügungen; unruhige Köpfe aber auf Erneurung der Unruhen.

La Force hoffte Navarreins durch ein Verständniß mit Sensery zu überrumpeln, was ihm auch beinahe gelungen wäre. Die Ruhe wurde jedoch bald wieder hergestellt.

Die Reformirten ergriffen die Gelegenheit, sich in die Bearnischen Angelegenheiten zu mischen, was sie bis dahin noch nicht gewagt hatten, und schrieben eine Versammlung nach Rochelle aus [38]). Man hatte daselbst das Edict von Nantes, auch die übrigen vorher schon zum Vortheil der Reformirten erlassenen Verfügungen noch nicht publicirt. Da indessen la Force im Jahr 1621 versucht hatte, den Deputirten der Bearner zu Saumur Zutritt zu verschaffen, hatte er nicht durchdringen können. Auch andre Deputirte, die sie nach Loudun schickten, wurden eben so wenig angenommen.

Der König befahl dieser Versammlung, auseinander zu gehen, aber weit entfernt, zu gehorchen, beschloß sie, sich mit Gewalt zu behaupten. Der König erklärte sie des Hochverraths schuldig, und ließ Truppen werben.

Unterdessen verlangte und erhielt der Prinz von Conde, um sich bey Luines immer mehr und mehr einzuschmeicheln, für diesen Günstling den Connetable-Degen [39]); und es fiel der Neuheit wegen stark auf, daß ein Mensch, der nie den Degen im Dienst des Königs gezogen hatte, zur ersten Würde des Degens erhoben wurde. Er legte den Eyd in die Hände Seiner Majestät ab, worauf man dem neuen Connetable vorschlug, Krieg anzufangen. Er hatte auch keine Mühe, sich dazu zu entschließen, indem er ihn bald zu en-

den

ten hoffte, und vermochte zu dem Ende den König, nach Poitou zu gehen, wo die Belagerung von St. Jean d'Angeli beinahe zugleich beſchloſſen und begonnen wurde.

Nach der Eroberung von Bearn, wohin der König ihn geſchickt hatte, begab der Herzog von Epernon ſich ebendahin, und wenige Tage darauf kapitulirte der Platz, worin Soubiſe [40]), Bruder des Herzogs von Rohan, kommandirt hatte [41]). Da die Hugonotten demungeachtet ſich nicht zum Frieden verſtehn wollten, wurde der Krieg fortgeſetzt, und mehrere Städte jener Gegend mußten ſich ergeben, worauf ihre Werker und Mauern niedergeriſſen wurden.

Der König rückte hierauf an die Dordogne vor, wo die Stadt Bergerac, deren Werker noch nicht haltbar waren, ihm die Thore eröffnete, und die Stadt Tonneins ein Gleiches that. Man beſchloß die Belagerung von Clerac, das durch den Generalfeldmarſchall (maréchal général des camps et armées de ſa Majeſté) Lesdiguieres [42]) recognoſcirt werden ſollte.

Man machte unterdeſſen Laubhütten gegen die Sonnenhitze für die Königinn und die Hofdamen. Die Krieger wurden beordert, die Angriffe entworfen, und der Hof gieng von Tonneins ab, um das Schauſpiel mit anzuſehen. Lesdiguieres rückte vor, mit einem groſſen Gefolge von adelichen Herrn, mußte aber Schatten ſuchen, und halten, weil der König, die Königinn und der Connetable noch nicht angelangt waren.

Die Feinde machten einige Salven, wodurch blos zwey oder drey unſrer Leute verwundet wurden. Aergerlich über ihre Kühnheit, und weil er nicht wieder zurück wollte, ließ Lesdiguieres ſeine Begleiter aufſitzen,

und einige Infanterie, die im Thale ſtand, zum Angriff kommandiren. Die Feinde empfingen ſie hinter einer Barrikade, die ſie beſetzt hielten. Der Sieg ſchwankte herüber und hinüber, das Gefecht wurde hartnäckig, und der Marſchall von St. Geran [43]) ſtieß zu Lesdiguieres. Er erbat ſich und erhielt von ihm einen Theil des Adels, der bey ihm war, um unſre Leute zu unterſtützen, und jeder wollte mit von der Parthie ſeyn. Dieß gefiel Lesdiguieres nicht; weil er aber einigen von uns erlaubt hatte, anzugreifen, ſo war St. Geran eher an den Feinden, als Lesdiguieres.

Dieſer befahl mir, ſo wie auch ſeinem (Enkel-) Sohn dem Grafen Saulx, und dem Baron von Palmor, nachherigen Pater vom Oratorium, damals aber Lieutenant der Gensd'armes des Herzogs von Nemours, uns alſo befahl Lesdiguieres voran, den andern, hinter ihm, gegen eine von den Feinden beſetzte Barrikade anzurücken. Man konnte nichts muntrers ſehen, als unſern Trupp. Der Adel war mit Federn geſchmückt, und ritt auf prächtig equipirten Rennern, und der Graf von Saulx, obſchon in Trauer, glänzte darum nicht minder denn die andern.

Termes [44]) Grand-Ecuyer de France und Maréchal de camp, der unter dem Abhang ſtand, auf dem wir vorrückten, glaubte ſeine Ehre dabey intereſſirt, ebenfalls Theil an dem Ruhm zu nehmen, den Lesdiguieres ſich erwerben wollte. Er ſprengte blos von zwey oder drey Adelichen begleitet, gegen die Barrikade an, die Feinde empfiengen ihn aber mit einer Salve, die ihn tödtlich verwundete. Sie lieſſen ihn jedoch liegen, als ſie uns nachrücken ſahen. Wir drängten ſie, und unterſtützt von einiger Mannſchaft von der Garde unter zween Lieutenants, welche beyde blieben, nahmen

wir

wir noch eine zweyte Barrikade weg, wo wir beordert wurden, Posto zu fassen.

Der Connetable nahm es übel, daß man das Gefecht ohne seine Erlaubniß angefangen hatte, und tadelte was geschehen war; man ließ aber dem König durch mich die Nothwendigkeit erklären, worin man sich befunden habe, zu fechten, und Seiner Majestät schienen mir mit meinen angeführten Gründen zufrieden. Nicht also der Connetable, der einen scheinbaren Vorwand suchte, unser Verhalten zu tadeln, aber keinen bessern aufzutreiben wußte, als daß er sagte, er habe nichts von dem gesehen, was man dem König angebe. Da nahm ich mir denn die Freiheit, diesem Monarchen vorzustellen, er müßte sich selbst an Ort und Stelle bemühen, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, was so viel hieß, als den Connetable auf eine anständige Manier gesagt: er sey zu weit aus dem Schuß, um die Sache richtig beurtheilen zu können! Indessen sezte man die Belagerung fort, und der Plaz capitulirte einige Tage darauf.

Man beschloß nun sogleich, auch Montauban zu belagern, ohne zu bedenken, daß die Armee durch Actionen sowohl, als lange Märsche sehr geschmolzen war. Stellte auch jemand vor, sie sey zu sehr geschwächt und bedürfe Erfrischung, so gab man zur Antwort, sie werde durch die Truppen verstärkt und unterstüzt werden, die der Herzog von Mayenne commandire [41]), und durch die, die der Herzog von Montmorency aus Languedoc zuführe.

Die Armee sezte sich in Bewegung, der Hof folgte, und blieb, nach einem zweytägigen Aufenthalt in Agen, zu Moissac, wo er Mariä Himmelfahrt begieng. Am Tag vor dem Fest traf er vor Montau-

ban ein. Das Quartier des Königs war zu Riquier, einem Flecken zwey ſtarke Lieuen von der Stadt. Die franzöſiſche und Schweizergarde und einige Regimenter Infanterie wurden zwiſchen dieſen Flecken und den belagerten Platz gelegt.

Der Marſchall von Pralins [46]) kommandirte links, am Tar hin, gegen die zur Kathedralkirche erhobenen Abtei Moutier, die nachher von den Reformirten ruinirt wurde. Bey dieſem Moutier lagen auch die Marſchälle, Lesdiguieres und St. Geran, welche abwechſelnd mit dem Herzog von Chevreuſe [47]) kommandirten. Der Herzog von Mayenne, der den Angriff auf die Vorſtadt Villebourbon hatte, ſtand über dem Fluß gegen Toulouſe hin. Die Belagerung war ſehr hartnäckig, und der Herzog von Mayenne wurde dabey erſchoſſen, als er dem Herzog von Guiſe die Werker zeigte.

Wir wurden in verſchiedenen Angriffen zurückgeſchlagen, und trotz den Regimentern, die der Herzog von Montmorency brachte, ſchmolz unſre Armee dennoch ſo ſehr zuſammen, daß man anfieng von einer Aufhebung der Belagerung zu ſprechen, wozu man um ſo mehr Grund hatte, da zwölfhundert Mann Succurs in drey Bataillons in die Stadt gekommen waren. Die beyden erſtern waren ohne Anſtand durchgekommen; das dritte aber griff unſre Garde an, und es wurde geſchlagen.

Der Graf von Orval [48]) hatte zwar den Titel als Gouverneur; la Force aber der ſich hineingeworfen hatte, dirigirte alles. Es gab Leute, die, da ſie ihn nicht kannten, dem Connetable vorſchlugen, mit ihm in Unterhandlung zu treten, wobey ſie verſicherten, um nur wieder in ſeine Stellen eingeſetzt zu werden, würde

de la Force die Bürgerſchaft zur Uebergabe bereden. Ich ſagte aber dem Connetable, ich glaubte nicht, daß er von dieſer Zuſammenkunft allen den Vortheil ziehen würde, den man ihm verſpreche; denn la Force werde ohne Zweifel verlangen, man ſolle die Edicte erneuern und mit ſeiner ganzen Parthie Frieden ſchließen. Sollte der König ſich mit einem blos ſcheinbaren Gehorſam begnügen? Da er überdies in Montauban ſehr gut aufgenommen worden ſey, ſo werde er ſich wohl hüten, den Einwohnern einen für ſie nachtheiligen Antrag zu thun.

Der Connetable zog den Rath Andrer dem meinigen vor; Zeit und Ort zur Beſprechung mit la Force wurden feſtgeſetzt. Nach einer langen Conferenz aber, die auf nichts hinauslief, kam der Connetable wieder ins Lager und la Force gieng in die Stadt zurück, deren Belagerung endlich aufgehoben wurde [49]), weil unſre Armee nicht ſtark genug war, ſie fortzuſetzen, und auch die Jahreszeit ſchon ſehr vorgerückt war.

Es ſtarben um dieſe Zeit zween Staats-Secretaire; der eine war de Sceaux, deſſen ich oben erwähnte, und deſſen Lobredner leichte Arbeit findet, denn er beſas die vollendetſte Fähigkeit, und ließ in allen ſeinen Handlungen die ſtrengſte Rechtſchaffenheit ſeine Richtſchnur ſeyn; der andre war der Herr von Pontchartrain, der es vom Privat-Secretair der Königinn Maria von Medicis durch ſein Verdienſt noch unter Heinrich dem Großen bis zur Würde eines Staats-Secretairs gebracht hatte. In dieſer folgte ihm nach ſeinem Tode ſein Bruder Herbault, Treſorier de l'Epargne. Dieſen Vortheil hatte d'Herbault davon, daß er ſich viele Freunde gemacht hatte.

Der König gieng hierauf nach Toulouſe, wo Männer von Erfahrung ihm verſchlugen, nach Niederlanguedoc zu gehen, wo die Plätze noch nicht befeſtigt wären; auch würde Chatillon [50]), der in dieſer Provinz allmächtig ſey, auf ſich ſelbſt denken, ſich unterwerfen, und durch die Uebergabe von Aigues Mortes und Peccayre ein Beyſpiel geben, das von Montpellier und mehrern andern Plätzen befolgt werden würde.

Es gab dagegen aber auch Perſonen, die dem König riethen, die Garonne hinab zu ziehen, und ſich Monheur zu unterwerfen, was ein ſehr kleiner Platz iſt, worin mehrere Freunde von Baiſſe geblieben waren, der elendiglich ermordet worden war, weil er die Treue gegen ſeinen König nicht hatte verletzen wollen.

Der letztere Rath erhielt den Vorzug, und man unternahm die Belagerung dieſer Stadt, während welcher der Connetable erkrankte, und wenige Tage nach der Uebergabe ſtarb [51]).

Sobald der Prinz von Conde' von dem was vorgieng, Nachricht hatte, eilte er herbey, um ſich an die Spitze der der Königinn Mutter entgegengeſetzten Parthey zu ſtellen. Diejenigen, die ihrem Beförderer, dem Connetable zulieb, darein getreten waren beſchloſſen, noch vor der Ankunft des Prinzen dieſe Fürſtinn davon zu benachrichtigen, die blos aus Politik dieſen Todesfall betrauerte.

Man dachte noch nicht darauf, ſeine Stelle wieder zu beſetzen, wohl aber die des Siegelbewahrers, die durch den Tod du Vair's erledigt war [52]); eine Stelle die der Connetable mit ganz auſſerordentlicher Ausdauer verſehen hatte. Denn ſtatt ſich als Connetable im Lager aufzuhalten, präſidirte er im Conſeil,

und

und handhabte das Siegel zur Zufriedenheit der Mitglieder, die ihn verachteten; unterbrach er ja einmal die Relation der Requetenmeiſter, ſo war es blos um den Kopf durchs Fenſter zu ſtecken, wenn er einen Kanonenſchuß hörte, und nachſehen wollte, ob er aus den Laufgräben oder aus dem Platz gekommen ſey.

Der König begab ſich mit dem Prinzen von Conde noch vor den Weihnachtsfeiertagen nach Bourdeaux. Er hielt Conſeil mit dem Kardinal [11]) von Retz und dem Finanzoberaufſeher Schomberg, der auch noch die Stelle des Generalfeldzeugmeiſters commiſſoriſch verſah. Sie beſorgten, wenn der König nach Paris zurück käme, ehe er noch über die Siegel diſponirt hätte, möchte er ſie dem Kanzler wieder geben. Deſſen Sohn Puiſieux verlangte ſie indeſſen nicht für ſeinen Vater, ſondern blos, daß man ſie nicht ohne Rückſprache mit ihm, vergeben möchte. Der Prinz von Conde kannte den ſchlauen Kopf dieſes Mannes, und weil Er ihn, wie ich erzählt, beleidigt hatte, ſo befürchtete er, er möchte wieder in Credit kommen, und ſich mit der Königinn Mutter verſöhnen; denn wenn er ſie gleich verlaſſen hatte, ſo konnte ſie ihm doch nicht vergeſſen, daß er zu ihrer Vermählung beygetragen und bey dem hochſeligen König, ihrem Gemahl, bis an Sein Ende in ſehr großer Achtung geſtanden hatte.

Indeſſen war die Wahl um ſo ſchwerer, da damals im Gefolge des Hofs ſehr wenige Perſonen waren, die dieſer Stelle würdig befunden worden wären. Sie wurde endlich dem Herrn von Vic, einem alten Staatsrath ertheilt, der ſie aber nicht lange bekleidete, wie wir bald ſehen werden.

Der neue Siegelbewahrer trat bey ſeiner Ankunft zu Paris beym Kanzler ab, von dem er ſehr gut aufge-

genommen wurde. Würklich konnte auch diesem Haupt der Justiz unter gegenwärdiger Conjunctur nichts Glücklicheres widerfahren, als daß die Siegel, wenn er selbst sie nicht wieder bekommen sollte, der Herr de Vic erhielt, der ein mittelmäßiges Subject und schwacher Kopf war.

Man bemerkte, schon vor der Rükkunft des Königs nach Paris, daß einige Damen, die bey der Königinn sehr gut standen, eine enge Verbindung unter sich hielten, was zum Vorwand diente, einige derselben zu entfernen, und die Stelle einer Dame d'Honneur bey Ihro Majestät, der Gräfinn von Lancy zu übertragen. Man bediente sich des Prinzen Conte, um dem König beyzubringen, sein Interesse erfordre, die Wittwe des Connetable, das Fräulein von Verneuil, und einige andre Damen vom Hof zu schaffen. Allein der Rath des Prinzen wurde nur in sofern befolgt, als er die Entfernung einiger Damen betraf; denn man versazte ihm, was er für die Connetable von Montmorenci, Stiefmutter seiner Gemahlinn, verlangte, daß sie nämlich ihre Stelle als Dame d'Honneur wieder antreten sollte, die sie nicht mehr hatte versehen wollen, als die Herzoginn von Luines die Stelle einer Oberaufseherinn über den Hofstaat der Königinn erhielt.

Puisieux Credit war bey dieser Gelegenheit sehr sichtbar, denn er verschafte einer Dame den Vorzug, die zwar alle erforderliche Eigenschaften besas, um diese Stelle zu bekleiden, aber doch nicht so viel Verdienst als die Connetable, die ganz unstreitig alle andern Damen am Hof überstralte.

1622.

Nach allen dieſen Veränderungen hielt der König Oſtern zu Blois. Auf die Nachricht, daß Soubiſe, Bruder des Herzogs von Rohan mit Truppen in Anmarſch ſey, und in Rochelle, Aunis, Poitou, Saintonge Contributionen eintreibe, begab der König ſich ſchleunig nach Nantes, und dann eilends nach Nieder-Poitou.

Soubiſe, der eine ſehr vortheilhafte, den königlichen Truppen ſehr ſchwer zugängliche Poſition hatte, machte Miene, ſich zu vertheidigen, und hatte ſogar alle Zugänge nach der Inſel Ré abgeſchnitten. Beym Anmarſch des Königs aber ergriff er, nachdem er ſogar noch gethan hatte, als wollte er ſchlagen, die Flucht, und überließ die Seinigen der Diſcretion der königlichen Truppen. Der König ſetzte an einem Ort, der groſſe Arm genannt, über, und griff die Feinde an, wobey er jedoch befahl, das Blut Seiner Unterthanen zu ſchonen, was ihm ſoviel Ruhm erwarb als der gröſſte Sieg, um den Ihn Soubiſe zum Theil brachte, weil er fürchtete, in Gefangenſchaft zu gerathen.

Der Prinz Conde' kommandirte unter dem König, und hatte bey ſich den Grafen von Soiſſons, die Marſchälle von Pralins und St. Geran, und eine groſſe Menge von Subaltern-Officieren. Der König rückte in Apremont ein, und beſchloß dann, nach Saintonge zu gehen, um dort Brian an der Gironde zu belagern, was für einen ſehr bedeutenden Platz gehalten wurde. Der König griff ihn an und eroberte ihn; da Er mir aber befahl, den Prinzen von Conde nach Guienne zu begleiten, ſo kann ich nichts weiter von Seinen Thaten melden, noch eine Attake beſchreiben, wo eine Menge

ge vornehmer Personen umkam, welche la Force und die andern Häupter der Hugonoten hindern wollten, eine Bresche wieder zu nehmen.

Bey seiner Abreise aus dieser Provinz nach Paris hinterließ der König zween Generals, den Herzog von Elboeuf, um in Nieder-Guienne zu kommandiren, und in Ober-Guienne den Marschall von Themines,[14]) der im vorhergehenden Jahr seine beiden Söhne verloren hatte, den ältern vor Montauban, den jüngern vor Monheur. Diese beiden Generale wurden angewiesen, einander gegenseitig zu unterstützen. Da la Force entschlossen war, den Krieg fortzusetzen, so belagerte ihn Elboeuf beynahe in seinem eignen Hause. La Force, der herbey kam, um es zu entsetzen, wurde geschlagen, und dennoch wurde sein Haus, das nicht eingenommen wurde, auf Bitten des Adels in Perigord, für neutral erklärt[15].

Da der Herzog von Elboeuf beschlossen hatte, Tonneins zu belagern, so stieß er mit seinem Corps zu dem Marschall von Themines. Sie machten mit einander die Approchen, und gewannen einige Außenwerke. La Force, der zum Entsatz anrückte, wurde geschlagen und die Belagerung fortgesetzt. Man kann wohl sagen, daß wenn Tonneins gut angegriffen wurde, es sich dagegen auch gut vertheidigte. Die Belagerten thaten Wunderdinge, und der König, der davon hörte, und besorgte, die Belagerer möchten eine Schlappe bekommen, weil der tapfere Widerstand der Feinde die Armee sehr geschwächt hatte, beschloß, sie zu verstärken, und detaschirte zu dem Ende einige Regimenter Cavallerie und Infanterie von der seinigen, unter dem Kommando des Prinzen Condé, mit dem Befehl, sich des Platzes, was es auch kosten möge, zu bemeistern, und ein Beyspiel daran zu statuiren, als-

alsdann aber dem Herzog von la Force Gehör zu geben, wenn er in Unterhandlung treten wollte.

Er (der Prinz) wollte mich mit haben, und dies wurde ihm auch bewilligt. Ich wurde dabey bevollmächtigt, dem Herzog de la Force den Marschallsstab und zweymal hunderttausend Thaler anzutragen. Man glaubte, ich würde mich besser zu dieser Negociation schicken, als jeder andere, weil mein Vater sein alter Freund war, und ich selbst ihm bey mehreren Gelegenheiten gute Dienste geleistet hatte.

Kaum war aber der Prinz zu Bourdeaux angelangt, als er zu seinem Verdruß erfuhr, Tonneins sey an Elboeuf und Themine auf Capitulation übergegangen. Man befohl ihm, Schiffe der General-Staaten zu nehmen, um sie vor Royan bemannen zu lassen und da die Holländischen Capitains Schwierigkeiten machten, sie abzulassen, so wollte man sich an ihre Kauffahrer halten; sie machten sich aber mit Hülfe der Ebbe davon, nachdem sie zuvor noch einige Kanonenschüsse herübergeschickt hatten, um zu zeigen, daß sie sich vor unserer Artillerie nicht fürchteten.

Nach der Uebergabe von Tonneins blieb in Niederguienne nichts zu thun, als Sainte Foi anzugreifen. Man meldete also dem Prinzen, er möchte diesen Platz zur Uebergabe zu bringen suchen, noch ehe der König käme, der bereits Royan genommen hatte, und auf dem Anmarsch war.

Jetzt ließ ich auch den Herzog de la Force wissen, ich hätte Befehl ihn zu sprechen, bäte ihn also um eine Zusammenkunft an einem Ort, wo ich mich mit Sicherheit wieder wegbegeben könnte, im Fall wir nicht zum Schluß kommen könnten. Er war geneigt

da-

dazu, und nannte mir la Bouse, das zwey Stunden Wegs von Sainte Foi entfernt liegt. Am ersten Tag brachten wir nichts zu Stand, denn er verlangte Gewissensfreyheit für die Protestanten, ich aber sagte ihm er möchte bey seinem Vergleich bloß darauf bedacht seyn, sein und seiner Familie Glück zu sichern, und den Inwohnern von Sainte Foi vortheilhafte Bedingungen zu verschaffen, was sie um so mehr verdienten, da sie ihm eine Zuflucht verstattet hätten, statt daß die von Montauban ihm für die Vertheidigung und Rettung ihrer Stadt mit Undank gelohnt hätten.

Wir giengen also auseinander, beredeten uns aber doch, auf dem Feld noch einmal zusammen zu kommen. Er führte für sich an, er dürfe sich nicht wohl von seinem Platz entfernen, denn es könnte ihm Verantwortung zuziehen, da der Prinz ihn bereits habe wissen lassen, er werde nächstens die Approchen machen. Dies nöthigte ihn sogar, eine Vorstadt abzubrennen. Da wir aber an dem Ort, wo wir waren, nicht in Sicherheit miteinander reden konnten, schlug er mir vor, auf sein Wort mit ihm hinein zu kommen, was ich annahm.

Sein Anerbieten, bey dieser Gelegenheit, mir die Werker des Platzes zu zeigen, schlug ich aus, indem ich, da sie noch nicht vollendet seyen, genöthigt wäre, Rechenschaft davon zu geben; hätte ich sie aber nicht gesehen, so könnte ich sie immer im Vertheidigungsstand glauben. Er gestand mir nachher, es wäre ihm sehr lieb gewesen, daß ich ihn nicht beym Wort genommen hätte, indem er einsah, daß er zu weit gegangen sey.

Als er nun sah, daß er für die protestantischen Gemeinen, von denen er nicht bevollmächtigt war, nichts erhalten könnte, so sprachen wir von dem besondern

dem Intereſſe der Stadt Sainte Foi, das ich ſo ſchonte, daß ich mir dadurch das Zutrauen der Einwohner erwarb. Ich verweigerte erſt eine verlangte Abolition für Savignac Dameſſe, der Baiſſe ermordet hatte; endlich aber verſprach ich ihm doch die Freyheit, ſich zu entfernen, was ihn beruhigte, und einige ſeiner Verwandten und Freunde, die mit ihm im Plaz geblieben waren, zufrieden ſtellte.

la Force ſelbſt beſtand feſt auf ſeinem eignen Vortheil, weil er bereits durch den Prinzen benachrichtigt war, wie weit ich mit ihm gehen könnte. Er war ſogar ſeiner Sache ſo gewiß, daß er verſuchte, noch mehr von mir zu erhalten, ich bediente mich aber einer Gegenliſt, und ſagte ihm, ſeine Nachricht ſey ganz falſch. Endlich kamen wir doch überein, ich ſollte dem König rapportiren, und wenn dann Seine Majeſtät geruhen wollten, ihm zu verwilligen, wozu man ihm Hoffnung gemacht habe, oder auch dem noch etwas zuzulegen, ſo werde er es mit Dank annehmen.

Damit gieng ich alſo ab, und eilte ſo ſehr, daß ich in Einem Tag von Sainte Foi nach Montlieu kam, wo der König war. Ich ſagte ihm, was la Force mir aufgetragen hatte, und erhielt von ihm, daß er ſeinen Marſch beſchleunigte; und da ich Nachricht hatte, daß der Prinz von Condé mir Schuld gab, auf der Seite des Herzogs zu ſeyn, ſo glaubte ich nicht beſſer thun zu können, als daß ich dieſen vermochte, ſeinen Plaz an den König, nicht an den Prinzen zu übergeben.

Als ich zum zweytenmal in die Stadt kam, fand ich, daß die Prediger das Volk aufgewiegelt hatten. Jezt glaubte ich meine bisherige Mühe verſchwendet, und la Force, der das Bette hütete, ſtelle ſich bloß krank. Ich fand aber, daß er es würklich war, und ein

heftiges Fieber hatte, das ihn beynahe hingerafft hätte.

Ich glaubte indessen, es bleibe mir nichts übrig, als mit Drohungen gegen diejenigen zu verfahren, bey denen Zureden nichts verfangen wollte; die andern aber so gut sich thun ließ, zu bereden. Da ich aber von der Unbeständigkeit des Volks sowohl, als von den Bemühungen der Geistlichen, es aufzuhetzen, viel zu fürchten hatte, so verfügte ich mich in das für mich zubereitete Logis, und erwartete bloß des Tages Anbruch, um mich wegzubegeben, weil la Force und die Einwohner die Thore nicht in der Nacht öffnen lassen wollten.

Die unruhigsten Köpfe hielten unterdessen Rath mit einander; die Nachricht vom Anmarsch des Königs erschütterte auch die Entschlossensten. Man meldete mir, die Geistlichen wünschten mich zu sprechen, und da ich nicht wußte, ob sie mich nicht etwa gar zum Tod bereiten wollten, so wird man sich nicht wundern, daß ich mich wunderte, als sie mich um Pässe baten, sich nach irgend einer Stadt im Gebiet des Königs zu entfernen. Ich bewilligte ihnen dies augenblicklich; und am Tag darauf verfügte ich mich zum König, und brachte Ihm d'Aymet [16]) einen Sohn von la Force, als Geißel für die Treue seines Vaters, mit. Kurz darauf lief die Nachricht ein, daß die königlichen Truppen in die Stadt eingerückt seyen, und man sich in Bereitschaft setze, den König selbst zu empfangen.

Um seine Frömmigkeit an den Tag zu legen, gieng der Monarch nicht nach der (bisher reformirten) Kirche, sondern nach einem ehmals Gott geweihten Platz, wo auch das Fronleichnamsfest, das auf den folgenden Tag fiel, mit erstaunlicher Pracht gefeyert wurde.

Der

Der König legte eine Garnison in Sainte Foi, stellte Consuls auf, und reiste dann ab. Er gieng über Agen nach Moëssac, und beschloß, sich nach Languedoc zu wenden. Die Einwohner von Montauban waren sehr froh, als man ihre Stadt in Ruhe ließ; Negrepelice aber, das die Frechheit hatte, vor den königlichen Quartiermeistern die Thore zu verschließen, wurde mit Sturm erobert, geplündert und angezündet. Man hieng und metzelte die Männer, und schändete Weiber und Mädchen. Zwölf der Vornehmsten dieser Unglücklichen, die sich ins Schloß gezogen, und dann auf Discretion ergeben hatten wurden gleich den andern aufgeknüpft, um das Beyspiel desto warnender zu machen. [57]).

Die Besatzung und Bürgerschaft von St. Antonie kapitulirten, weil ihre Außenwerke rasch weggenommen worden waren; der König befahl, den Platz zu schleifen und die Mauern niederzureißen, um der Nachkommenschaft begreiflich zu machen, daß dergleichen Städte, obschon befestigt, nie die Kühnheit haben sollen, sich gegen eine königliche Armee halten zu wollen, besonders wenn ein rechtmäßiger König diese in Person anführt.

Da der Weg nach Languedoc den König über Toulouse führte, so hielt er sich hier einige Tage auf, und dann zu Castelnaudary, um sich zu erholen, indem seine Gesundheit durch die vielen Fatiguen gelitten hatte.

Hier starb auch der Kardinal von Retz. [58]) Nach Luines Tod hatte er darnach gestrebt, sich der Gunst des Königs zu bemächtigen, was ihm aber nicht ganz gelingen wollte, weil der König unterstützt durch den

Rath einiger Höflinge, darauf verfallen war, zu versuchen, sich nicht mehr regieren zu lassen.

Der König gieng hierauf nach Bezieres, wo er die gröſte Hitze verstreichen lassen wollte. Man glaubte damals, der Monarch gehe mit Friedensgedanken um, weil die Parthey des Prinzen Condé, Schombergs [59]) und einiger anderer, die zur Fortsetzung des Kriegs rieth, geschwächt, die Puiſieux aber durch einen Contrecoup der Freunde Baſſompierre's verstärkt worden war. Dieſe lieſen nämlich Lesdiguieres sagen, was ſie wollten, er athmete nichts als Krieg; und damit er ſich nicht für die Hugonoten erklären möchte, hatte ihm der König von Poitou aus den Connetable-Degen nebſt allen andern Vortheilen die er bey ſeiner Religion beſäſe, antragen lassen, wenn er zur katholiſchen übertrete und es dahin bringen wolle, daß die Reformirten in Dauphiné ſo wie auch die Plätze, worinn Lesdiguieres vor ſeiner Erklärung Gouverneur war, in ihrer Botmäſigkeit gegen den König blieben. Dies alles wurde ihm durch den alten Staatsrath Bullion angetragen, der ausdrücklich deswegen abgeſchickt wurde.

Lesdiquieres wollte ſich, ehe er ſich erklärte, erſt in den Wahrheiten unſerer Religion unterrichten lassen; [60]) allein ſein Schwiegerſohn Crequi und ſeine Gemahlinn [61]) ſetzten ihm ſo lange zu, bis er ſich dazu bekannte. Der König ſchickte ihm ſogleich den Heiligen Geiſt-Orden, und ließ den Herrn von Crequi und St Chaumont eine Vollmacht ausfertigen, ihm das Kreuz und Band umzuhängen, die Ordenskleidung anzulegen, und überhaupt die ganze Ceremonie zu vollziehen. Dies geſchah zu Grenoble, wo d'Alincourt,

eurt, Gouverneur von Lionnois, ſich ebenfalls einfand. Crequi eilte, dem König die Nachricht von dem zu überbringen, was der Herr von Lesdiguieres gethan hatte, und daß er nicht ermangeln werde, ihm nächſtens nachzukommen, um Seiner Majeſtät die Dienſte zu leiſten, zu denen Geburt und alle ihm durch königliche Gnade zu Theil gewordene Würden ihn verbänden.

Der einzige Herzog von Epernon, der den König auf ſeinem Zuge begleitet hatte, hielt ſich hierüber auf, doch, aus Beſcheidenheit, ohne Aufheben davon zu machen. Er äußerte bloß gegen ſeine beſten Freunde: es ſey doch erſtaunlich, daß man einen Mann ſo hoch erhebe, der ſtets bey allen Händeln im Staat mit im Spiel und durch ſeine Dienſte noch nicht im Stand geweſen ſey, all das Unheil zu vergüten, das er angerichtet habe. Der Vortheil, der daraus entſpringen mußte, daß die Katholiken dadurch auf einmal alle die Plätze wieder erhielten, in denen der Connetable Gouverneur war, und die bisher mit Hugonoten beſetzt waren, dieſer Vortheil mochte freylich den Herzog von Epernon bewegen, ſeinen Unmuth nicht laut werden zu laſſen.

Von Bezieres gieng der König gegen Montpellier, zog aber mißmuthig weiter, mit dem fortwährenden Vorſatz, es zu belagern. Seine Luſt dazu wurde noch durch diejenigen genährt und verſtärkt, die ſich ihm näherten, und ihr Rath wurde den Gründen Anderer vorgezogen, die zum Gegentheil riethen. Die Stadt wurde alſo berennt, das königliche Hauptquartier nach Caſtelnau gelegt, und die Belagerung begonnen. Die Beſatzung und Bürgerſchaft war zu einer braven Vertheidigung entſchloſſen.

Da der Herzog von Rohan ihnen Sukkurs versprach, und die Belagerten gleich anfangs einigen Vortheil erhielten, so ließ Crequi sich einfallen, zu sagen, man habe den Plaz just an der stärksten Seite angegriffen. Bassompierre, dem dies mißfiel, behauptete beschyden das Gegentheil, um Puisieux keinen Verdruß zu machen, und schlug dem König vor, den Friedensvorschlägen, die Crequi ihm auf Befehl des Connetable that, Gehör zu geben. Die Furcht, hier wieder nicht glücklicher zu seyn, als man es im vorigen Jahr gewesen war, machte, daß man den Vorschlägen auch würklich Gehör gab, ob schon Chatillon, der nachher den Marschallsstab erhielt, dem König Aiguesmortes und Peccaire *) unterworfen hatte.

Der Prinz Condé that unterdessen sein möglichstes, um den König zur Fortsetzung des Kriegs zu vermögen. Er, und Schomberg, nebst einigen andern vom Hof, und darunter auch ich, glaubten den Kanzler in Ungnade und den Einfluß Puisieux gesunken, weil der König dem Herrn von Aligre [61]) die durch de Vic's [62]) Tod erledigten Siegel zu geben beschlossen hatte. Alles war so gut gekartet, daß sogar der Tag schon angesetzt war, an dem ihm die Bestallung darüber ausgefertigt und der Eid abgenommen werden sollte; weil es aber aus Mangel an Wachs zum siegeln, noch verschoben werden mußte, so erfuhr es Puisieux, [63]) be-

*) „Hier wird das Salz gemacht, das in Languedoc und „Liennois abgesetzt wird. Dies macht den Plaz sehr „bedeutend, was er überdies auch noch durch seine Lage „zwischen mehrern Sümpfen ist. Ehmals war hier „ein Hafen; allein die See trat zurück, so daß jezt „der Ort sehr weit vom Ufer ab liegt." —

beſchwerte ſich darüber, und bediente ſich derſelben Liſt, die ihm ſchon einmal gelungen war. Er verlangte nämlich die Siegel nicht wieder für ſeinen Vater, ſondern man ſollte ſie nur nicht einem ſeiner Feinde geben, wie d'Aligre ſey, der bekanntlich auf Seiten des Hauſes Soiſſons war.

Endlich brachte Puiſieux es auch würklich dahin, daß ſie Caumartin *1) gegeben wurden, der der älteſte Staatsrath unter denen war, die ſich im Gefolge des Hofs befanden. Er war ein Mann von Verdienſt, dem aber ſelbſt die Einſichtsvollſten nicht zugetraut hätten, daß er durch ſeinen Geiſt und ſeine Geſchicklichkeit zu einer ſolchen Würde emporſteigen würde. Indeſſen blieb der Herr von Aligre ſtets beym König ſehr in Achtung.

Da der König wohl einſah, daß die Einnahme des belagerten Platzes noch weit entfernt ſey, und die Eroberung ihm leicht ſo viel Mühe und Verdruß koſten, als Vortheil bringen könne, ſo bewilligte er, um nur Montpellier einzubekommen, die vorgeſchlagenen Bedingungen; nämlich eine Beſatzung darein zu legen, dabey aber den Inwohnern ihre Freyheit zu laſſen, und keine Neuerung in Anſehung des Stadtraths vorzunehmen, von dem jedoch die Katholiken nicht ausgeſchloſſen ſeyn ſollten; die erneuten Edicte und überhaupt alle ehedeſſen den Reformirten bewilligten Gnaden, deren ſie ſich nicht unwürdig gemacht hätten, ihnen zuzugeſtehen; ihnen ferner die innehabenden Sicherheitsplätze zu laſſen, jedoch ohne diejenigen, welche ihnen durch Eroberung abgenommen worden wären, zurück zu geben.

Der Prinz von Condé wurde, da er einen ſolchen Streich nicht abwenden konnte, hitzig über Puiſieux

ſleux und Baſſompierre, tadelte den Connetable, und den Marſchall von Creqny, und trat unter dem Vorwand eines Gelübdes zu U. L. Frauen zu Loretto, ſeine Reiſe nach Italien an.

Nach der Unterwerfung von Montpellier hielt der König ſeinen Einzug, und verweilte einige Zeit. Er legte vier Infanterie-Compagnieen von den Regimentern von der Picardie und Normandie darein, und übertrug das Commando darüber, wie auch über die Stadt dem Schwager von Puiſieux, Valençai, welcher Ordensritter war, und als Mareschal de Camp gedient hatte. Er war dieſer Stelle ſo würdig, und ſtand ihr ſo gut vor, daß ers dahin brachte, daß die Einwohner ſelbſt kamen, und um Anlegung einer Citadelle baten, weil ſie wohl ſahen, daß ſie auf keine andere Art einer Beſatzung los werden konnten, die ihnen ſehr zur Laſt fiel.

Der Herzog von Rohan hatte einen Anſchlag gemacht, Montpellier zu überrumpeln, den aber Valençai entdeckte, worüber es bald zu den Waffen gekommen wäre. Da man aber auf dieſes an einem andern Ort kommen wird, ſo ſage ich hier bloß im Vorbeygehen: die Leſer dieſer Memoiren werden hieraus hinlänglich einſehen, daß die Hugonoten ſo oft ſie auch Frieden eingiengen, doch dabey nie die Abſicht aufgaben, ihn bey erſter Gelegenheit wieder zu brechen, und daß ihnen ſtets der Plan vorſchwebte, entweder eine Republik zu bilden, oder doch wenigſtens das königliche Anſehn ſo zu ſchmälern, daß ſie daſſelbe nur in ſo weit anzuerkennen brauchten, als ſie wollten und ſich mit ihrem Intereſſe vertrüge. Es widerfuhr ihnen aber, was allemal bey einer übelgeordneten Geſellſchaft her-

aus-

auskömmt, wo die Menge sich oft in Anarchie stürzt. Ihre eignen Leidenschaften zerstörten ihre Entwürfe!

Der König reiste hierauf nach Provence, [66]) wo man auf einige Aenderungen antrug; alles wohl erwogen hielt er es aber seinem Interesse gemäßer, alles beym alten zu lassen. Er reiste nach Dauphiné und gieng von da nach Lyon, wo die Königinn ihn erwartete, und wo die Prinzessinn Condé ihm Fräulein von Verneuil mitbrachte, deren Vermählung mit dem Marquis de la Vallette vollzogen wurde, und wo die Herzoginn von Chevreuse große Ehre erwarb, indem sie, ob schon Wittwe des Connetable, sich mit einem Prinzen aus dem Hause Lothringen vermählte.

In Dauphiné wurde der König von dem Herrn von Lesdiguieres empfangen, war aber sehr befremdet, als er erfuhr, daß das Parlement von Grenoble, auf die Niederreißung des Arsenals und eine Veränderung in den Plätzen, worinn dieser Connetable Gouverneur war, antrug. Da er indessen sich einmal für dies Kollegium erklärt hatte, auch des von Lesdiguieres ihm ganz kürzlich geleisteten Dienstes eingedenk war, so willigte er in das von Lesdiguieres vorgeschlagene Temperament, Schweizer ins Zeughaus zu legen, dabey aber dennoch eine französische Compagnie darinn zu lassen, und einen katholischen Lieutenant anzustellen, der für die im Platz hafte. So blieb alles wie man es gefunden hatte.

Zu Avignon wurde der König prächtig empfangen, wohin auch der Herzog Karl Emanuel von Sa-

voyen kam, der Seiner Majestät sehr schöne Geschenke machte, und nichts sparte, um einige der königlichen Minister zu gewinnen. Es war ein sehr ehrsüchtiger gewandter Fürst, der alles aufbot, um den König zum Krieg zu vermögen. Hätte er aber gewußt, daß dieser Monarch, so begierig er darauf war, einen anzufangen, wenn er keinen auf dem Hals hatte, eben so begierig ihn zu enden wünschte, wenn er angefangen war; so würde er nicht verfehlt haben, sich bey dieser Gelegenheit alle mögliche Sicherheit geben zu lassen.

Ihn begleitete Madame, Schwester des Königs, die nach Lyon kam, um Ihro Majestät und beiden Königinnen aufzuwarten. Man feyerte daselbst die Vermählung des Fräuleins von Vernevil [47]) mit dem Marquis de la Vallette. Der Herzog von Epernon kam auch dahin.

Epernon hatte das durch den Tod des Herzogs von Mayenne erledigte Gouvernement von Guyenne bekommen, und dagegen das von Angoumois, Saintonge, Aunis, Ober- und Nieder-Limosin abgegeben. Sein Sohn der Herzog von Candalle, der auf dies letztere die Anwartschaft hatte, beschwerte sich darüber, und dies machte, daß es getheilt wurde. Saintonge und Aunis gab man an Praslin, und an Schomberg Angoumois und Limosin.

Ob schon dieser letztere nur dem Schein nach eine Gnade erhielt, und man ihm den Marschallsstab nicht verliehen hatte, wie Bassompierre, so unterließen, wie er oft zu mir sagte, seine Feinde doch nicht, an seinem Sturz zu arbeiten; besonders aber Bassompierre und Puiseux, der sich bey dieser Gelegenheit mit dem Marquis de la Vieuville vereinigte, um dem König beyzubringen, Schomberg habe mit den Finanzen übel gewirthschaftet.

Weni-

Wenige Tage nach der Zurückkunft des Königs nach Paris traten daher la Vieuville, Puiſieux und der Kanzler, dem man nach dem Tode Caumartins die Siegel wieder gegeben hatte, in das Kabinet der Königinn Mutter, wo man ſagen kann, daß Vieuville ganz den Komödianten machte, indem er einen ganzen Plunder Rechnungen, Aſſignationen, Staatsquittungen u. d. gl. auf den Boden ausſchüttete. Hier wurde dann der Schluß gefaßt, Schomberg vom Hof zu entfernen, um la Vieuville die Finanz-Ober-Aufſicht zu verſchaffen. Man expedirte demnach dieſem das Decret, und gab Schomberg Befehl, ſich zu entfernen.

Er wurde einige Tage nach ſeinem Fall, in ſeinem Hauſe Maurenil von dem Herzog von Candale gefordert. Sie ſchlugen ſich auf den Degen, und nachdem der Sekundant des Herzogs geblieben war, handelte Schomberg, auf deſſen Seite der Vortheil geblieben war, als ein braver Mann, und verwies es ſeinem Sekundanten, ſeinem Neffen Pontgibaut, als er ihm zuredete, ſeinen Vortheil höher zu nützen. Da Schomberg ſehr beliebt war, und man von dieſer ſchönen braven That mit Ruhm ſprach, ſo lobte ihn jedermann in Gegenwart des Königs, der es mit Vergnügen anhörte, indem er ſtets viel Achtung für ihn behalten hatte.

Puiſieux, der einzig darauf bedacht war, ſein Glück zu machen, wunderte ſich nicht wenig, als der König in ihn drang, den Kanzler zu vermögen, die Siegel wieder abzugeben, die ihm einzig mit dieſer Bedingung gegeben worden waren. Der Sohn wollte zwar ſagen, er ſelbſt habe ſeinem Vater aus eignem Antrieb darum angelegen; ich muß aber bekennen, daß mir nichts davon

von bekannt iſt. Freylich iſt es nicht zu verwundern, wenn Familien-Geheimniſſe nicht jedem bekannt ſind. Wie dem auch ſey, la Vieuville, deſſen Ehrgeiz ins Weite gieng, reizte den König, und das Jahr verſtrich, ohne daß etwas Beſonderes vorfiel; jeder der Mitbewerber aber war darauf bedacht, dem andern ein Bein zu ſtellen.

1623.

Zu Anfang des folgenden wurde endlich meine Vermählung vollzogen, und ich kann wohl ſagen, daß wenn Gott mich ſchon in dieſer Welt belohnen wollte, ſein Lohn ganz herrlich war, indem er mich mit einer durch Geburt und Werth ſo ſehr ausgezeichneten Perſon verband, der ich in Wahrheit nachrühmen muß, daß ich in einer Gottlob nun acht und dreyßigjährigen Verbindung nichts als alles liebe und gute von ihr erfuhr.

Die Abneigung die der König gegen den Kanzler gefaßt hatte, und die Achtung womit er den Herrn von Aligre beehrte, vermochten ihn, jenem die Siegel abzufordern, um ſie dieſem zu geben. Als ein Mann von Erfahrung wollte aber der Kanzler ſich nicht vom Hof entfernen, machte aus der Noth eine Tugend, und fand ſich mit Gedult in ſein Schickſal. Endlich fiel er trotz den Beweiſen von Fähigkeit, die er im Conſeil gab, trotz ſeiner Geſchicklichkeit und den Bemühungen Puiſieux, doch in Ungnade, und zog ſeinen Sohn mit in ſeinen Sturz.

Der Prinz von Wallis kam um dieſe Zeit mit dem Herzog von Buckingham durch Paris auf ſeiner Reiſe nach

nach Spanien, wo er um die zweyte Tochter des katholiſchen Königs anhalten wollte. Man hatte ihm Hoffnung dazu gemacht, und der engliſche Geſandte am Madrider Hof, Graf von Briſtol [68]) hatte verſichert, daß ſeine perſönliche Bewerbung alle etwanige Schwierigkeiten vollends ebnen würde. Da der Prinz hörte, daß die Königinn ein Ballet repetirte, das ſie tanzen wollte, gieng er Incognito ins Louvre. Er und der Herzog wurden überraſcht durch die Schönheit der Damen die ſie ſahen; keine aber ſtach ihm mehr in die Augen, als Madame Henriette die jüngſte Tochter Heinrichs des Großen. — Die Furcht, erkannt zu werden, machte, daß er Paris früher als er gern wollte, verließ, um ſeine Reiſe nach Spanien fortzuſetzen.

La Vieuville fuhr fort dem König auf Koſten des Kanzlers und Puiſieux zu hofiren, und ihn gegen beide einzunehmen. Folgender Umſtand beſchleunigte Beider Sturz.

Da die Herzoge von Montmorency und Chevreuſe die Hoffnung aufgaben, erſterer ſeine Stiefmutter, der andere ſeine Gemahlin wieder in ihre ehmaligen Stellen bey der Königinn eingeſetzt zu ſehen, ſo trugen ſie auf Schadloshaltung an, und der König verſprach dem Herzog von Montmorency, daß dieſe für ſeine Stiefmutter nicht von der für die Herzoginn von Chevreuſe verſchieden ſeyn ſollte, deren Gemahl erhielt was er verlangte, nämlich die durch Luines Tod erledigte Stelle eines Ober-Kammerherrn. Da der Herzog von Chevreuſe dem König um die Erfüllung dieſer Zuſage anlag, ſo befahl er, um Wort zu halten, den Oberkammerherrn Souvrai und Blaieville, ihm eine von dieſen nach Humieres Tod [69]) erhaltenen Stellen, gegen Erſtattung ihrer Auslage, abzutreten. Dabey ließ er zugleich dem Herzog von Montmorency ſagen, es ſey ein Unterſchied unter den Stellen

bei-

beider Herzoginnen, er habe demnach das Drittel der an Souvray und Blainville versprochenen Summe zu bezahlen.

Er gehorchte, und da der Preis dieser Stelle auf neunzigtausend Thaler angesetzt war, so erbot er sich, die anverlangten dreyßigtausend Thaler sogleich baar zu erlegen. Blainville machte auch, entweder aus Respect gegen den Herzog von Montmorency oder weil er sich nicht zu behaupten getraute, keine Schwierigkeit, dem königlichen Befehl zu gehorchen. Souvrai aber, ein Schwager von Puiſieux, suchte alles Mögliche hervor, um es zu umgehen. Die Feinde des Kanzlers und Puiſieux bedienten sich dieſes Umſtandes, um dem König beyzubringen, diese beiden Miniſter beſtärkten Souvray, und es gelang ihnen auch so gut, daß der Zorn des Königs gegen diesen letztern losbrach, dessen Reden Seiner Majeſtät verriethen, daß der Kanzler und Puiſieux sich mit ihm verſtänden.

Als der Herzog von Chevreuſe merkte, daß der Einfluß dieſer beiden Herrn abnahm, beſorgte er, der König möchte gegen ihn eingenommen werden. Er kam daher zu mir, und bat mich, in ſeinem Namen die fünf- und vierzigtausend Thaler, die auf ſeinen Antheil fielen, zu verſprechen. Ich unterzog mich der Sache, und endigte ſie auch zu ſeiner Zufriedenheit. Da er aber in der Folge verdrüßliche Reden vom König hören mußte, und ſein Möglichſtes gethan hatte, um mich dahin zu bringen, daß ich gegen Puiſieux ſprächе, ſo wurde er empfindlich darüber, daß ich mich nicht dazu verſtehen wollte, und ſagte zu mir, um mich deſto eher dazu zu bringen: wenn Puiſieux eine ſolche Gelegenheit in Händen hätte, mir zu ſchaden, er würde ſie ſicher nicht unbenutzt laſſen.

Darauf nun antwortete ich ihm: meine Rechtſchaffenheit könne mit der des Herrn von Puiſieux nicht

in Parallele geſetzt werden, der freilich ſeine Zeit genützt habe. In der Folge könnte ich ihm vielleicht gefällig ſeyn; „jetzt aber muß, wenn es Ihnen gefällig „iſt, Sauvrai ſein Geld haben, ſeine Stelle abgeben, „und der Herr Herzog von Montmorency ſie erhalten.“

Nachdem der Herzog von Chevreuſe den Schwur geleiſtet hatte, that es der Herzog von Montmorency ebenfalls, und die zahlreichen Verwandten und Freunde dieſes letztern ſprengten ſo wie er ſelbſt, abſichtlich aus: ſeine Stiefmutter ſey der Herzoginn von Chevreuſe, und er dem Gemahl dieſer Dame, gleich behandelt worden; denn es war ein alter Anſpruch der Montmorency's, mit denen gleich zu laufen, die den Fürſtentitel führten. Doch ließen ſie den Lothringern den Rang, welche ältere Herzogthümer beſaßen, als ſie, machten ihn auch den Häuſern Vendome, Angouleme und Longueville, als Abkömmlingen des königlichen Hauſes, nicht ſtreitig.

Wenige Tage, nachdem dieſe Herrn erhalten hatten, was ſie verlangten, bekamen der Kanzler und ſein Sohn Puiſieux Befehl, den Hof zu verlaſſen. Der erſtere wollte dem König noch erläutern, wie übel man ihm bey Seiner Majeſtät mitgeſpielt habe. Ich war im Cabinet zugegen, ſah aber wohl, daß ſeine Gründe nicht ſehr gut befunden wurden.

Ich erzählte meinem Vater dies alles, und meynte dabey, la Vieuville werde nächſtens allmächtig ſeyn. Den alten Hofmännern wollte dies nicht zu Sinn, und ſie konntens nicht glauben; ſie wurden aber bald andrer Meinung, als ſie die Ungnade des Kanzlers vernahmen, welche die ſeines Sohnes nach ſich zog.

La Vieuville wollte nicht nur die Finanzen sondern auch den Staat, ja die Person des Königs selbst beherrschen. Er schlug dem König vor, die Departements des Puiſieux zu trennen, sie an drey seiner Kollegen zu vertheilen, und noch einen vierten Staats-Secretair, ausschließend für Kriegssachen, zu ernennen. Meinem Vater wurden England, Schweden, Dänemark und Polen, auch der ganze Orient —; d'Herbaut [70]) Italien, Spanien, Schweiz und Graubünden —; d'Ocquerre [71]) endlich Teutschland, die spanischen Niederlande, und die Republik der vereinigten Provinzen — zugetheilt.

Empfindlich über die üble Begegnung, die ihm in Spanien widerfahren war, und über die Art, wie man ihn dort zum Besten gehabt hatte (denn er konnte die Verbindung mit der Infantinn nicht zu Stand bringen), kam der Prinz von Wallis wieder zurück, nachdem er bey dem König von Spanien eine äusserlich sehr höfliche Abschiedsaudienz und Versicherungen erhalten hatte, daß alle in dieser Unterhandlung vorgefundene Schwierigkeiten geebnet werden sollten.

Bukingham seines Seits, war sehr aufgebracht über die Geringschätzung die man gegen ihn bewießen, und darüber daß er sein ganzes Glück aufs Spiel gesetzt hatte, indem er sich mit dem Kronerben von dem König seinem Herrn entfernte, und folglich seinen Feinden einen sehr scheinbaren Vorwand gab, ihm große Unvorsichtigkeit zur Last zu legen; denn er allein hatte den Staatsrath dahin gebracht, die Reise des Prinzen nach Spanien gut zu finden, weil er den Berichten des Grafen von Bristol und den Einflüsterungen des spanischen Staatsraths zu viel getraut hatte. Er war daher ganz auf Rache bedacht.

Eng-

England, d. h. das verſammelte Parlement dieſes Reichs, drang darauf dem König von Spanien den Krieg zu erklären, weil er ſeit mehrern Jahren, ohne an die Erfüllung zu denken, die Zurückgabe der Pfalz verſprochen, die das Erbtheil der Kinder von der Tochter des Königs von Großbritanien war. Dieſer behauptete mich Recht, obſchon ſein Schwiegerſohn die Waffen für die Böhmen ergriffen und ſein Lehn verwürkt habe; ſo ſey doch das Haus Oeſtreich nicht berechtigt geweſen, ſich daſſelbe zuzueignen. Er behauptete ſogar, darum, daß jener den König von Böhmen angegriffen habe, könne er noch nicht in die Reichsacht erklärt werden, denn die Fürſten müßten wohl Seine Kaiſerliche Majeſtät als Reichsoberhaupt reſpectiren, wären aber nicht zu einem unbedingten Gehorſam verpflichtet, indem die Gewalt des Oberhaupts teutſcher Nation beſchränkt ſey, alſo auch die Abhängigkeit der Reichsglieder von ihm. Nun war zwar der Kaiſer würklich im Beſitz der Krone Böhmen; allein die Stände, denen das Wahlrecht zuſteht, behaupteten, gezwungen worden zu ſeyn; was alſo dieſe Wahl nichtig mache. Da ferner den Kurfürſten die Befugniß zuſteht, Bündniſſe mit fremden Mächten zu ſchließen, ſo muß es ihnen auch frei ſtehen, mit ebendenſelben Krieg zu führen, ohne daß der Kaiſer dagegen etwas einwenden kann. Denn als König oder Erzherzog hat es mit ihm keine andre Bewandniß als mit ihnen; da ſie ihm in keiner andern Eigenſchaft, außer inſofern er Kaiſer iſt, dienſtpflichtig ſind, ſo können ſie dagegen auch blos in derſelben Beziehung ſtraffällig werden. Man ſagte auch, die Sache möge mit triftigen Gründen oder mit Subtilitäten verfochten werden, ſo müſſe jedem frei ſtehen, ſein Urtheil darüber zu fällen.

An diesen Gründen nun scheiterte die langbestandene Freundschaft zwischen England und Spanien, und alle Handelsvortheile wurden darüber verschmäht. Der König von Großbritanien gab daher seine Einwilligung dazu, daß der Baron Rich, nachheriger Graf von Holland und Ritter vom blauen Hosenband, an den französischen Hof abgieng, um sich vorläufig zu erkundigen, wie man die Bewerbung um die Prinzessinn Henriette Marie für den Prinzen von Wallis, aufnehmen dürfte.

Bukingham äußerte ebenfalls einiges gegen den Grafen von Tillieres [72]) unsern Gesandten in London, der sogleich einen seiner Gesandschaftscavaliers mit dieser Nachricht an den König abschickte. Die Antwort war: man wüßte die Verbindung mit einem so großen Monarchen nach Verdienst zu schätzen; worauf Seine Brittanische Majestät sogleich den Grafen Carliele über den Kanal schickten, mit der Vollmacht, die Sache anzuknüpfen, wenn man irgend dazu geneigt sey.

La Vieuville, der, was es auch kosten möchte, den König mit Spanien in Krieg verwickelt wissen wollte, wo nicht offenbar, doch wenigstens unter Hand durch Unterstützung der pfälzischen Sache, bezeugte sich den Engländern günstig, sowohl in dieser Vermählungssache, als in Ansehung des Antrags vom Grafen von Mansfeld, der mit nur mittelmäßiger Macht die Spanier in Kurzem aus der ganzen Pfalz zu jagen versprach; zu welchem Ende er vorschlug, zu den französischen Truppen noch die Macht Englands stoßen zu lassen, das bereits eine ansehnliche Armee auf den Beinen hatte.

Die

Die Allianz, welche nicht vernachläſigt werden zu dürfen ſchien, und die Gelegenheit, dem allzuſtarken Umſichgreifen des Hauſes Oeſtreich in Teutſchland Schranken zu ſetzen, machte, daß jedermann zu der angetragenen Vermählung die Hände bot, und ſobald die Grafen von Carliſle und Hollant um die Prinzeſſinn angehalten hatten, ernannte der König Kommiſſarien, um die Sache mit ihnen aufs Reine zu bringen. Dies geſchah kurz nach einer Reiſe des Königs nach Compiegne, wo ſich verſchiedenes ereignete, was in dieſen Memoiren nicht übergangen werden darf.

1624.

Das wichtigſte war, daß Vieuville dem König und der Königinn Mutter, die er in ſein Intereſſe ziehen wollte, den Antrag machte, den Kardinal von Richelieu mit in den Staatsrath zu ziehen, was er ebenfalls ſchon nach dem Tod des Kardinals von Reß in Anſehung des Kardinals la Rochefoucauld [73]) gethan hatte, der kurz zuvor zum Grosalmoſenier von Frankreich ernannt worden war. Die Abſicht des la Vieuville hiebey war, wie der König uns zu ſagen geruhte, nicht: den Kardinal von Richelieu in das Geheimniß der Geſchäfte einzuweihen, ſondern dieſe mit ihm zu überlegen, ſo wie er mit dem Kardinal de la Rochefoucauld und dem Konnetable that, die ſein Vertrauen nicht ganz beſaßen.

Der König antwortete la Vieuville, man müſſe dieſen Kardinal nicht in den Staatsrath aufnehmen, wenn man ſich ihm nicht völlig vertrauen wolle, weil er würklich zu einſichtsvoll ſey, um ſich täuſchen zu laſſen, und nicht auf die Spur zu kommen. Er bezeugte vielmehr gleich damals, Er habe im Sinn,

ihm Sein Vertrauen zu ſchenken, indem Er ſich ſchon ſo gut als überzeugt hielt, daß er es verdiene, und Ihm gut dienen werde. Man wird ſehen, wie er in der Folge diejenigen aus dem Conſeil zu jagen wußte, die ihm hinein verholfen hatten.

Er war kaum darin, als la Vieuville ihm vorſchlug, es zu reformiren, und, um dies mit deſto mehr Eclat zu thun, die Staats-Sekretärs darin aufzunehmen, ſie aber unter den andern Räthen ſitzen zu laſſen. Das Gerücht von dieſer Neuerung verbreitete ſich im Louvre, und da diejenigen, die dabey intereſſirt waren, bald davon benachrichtigt wurden, ſo war jeder darauf bedacht, die Vorrechte ſeines Amts zu vertheidigen. Ich glaubte, mit dem Kardinal von Richelieu davon ſprechen zu müſſen, und weil ich einſah, daß la Vieuville ſein Vorhaben würde aufgeben müſſen, wenn ich ihm einen Geſchicktern entgegenſetzte, ſo ſagte ich dieſem erſten Miniſter, was ich dem König vorgeſtellt hätte: es ſey ſehr befremdend, daß ein Mann, der ſeinen Platz nicht habe behaupten können, mich um den meinigen bringen wolle. Dies verbreitete ſich ſchnell am Hof.

Da Vieuville ausgeſprengt hatte, der König wolle drey Staats-Secretaire eingehen laſſen, und blos Ocquerre behalten, der auf Puiſieux gefolgt war, ſo fragte der König, der ſich noch gar nicht erklärt hatte, d'Herbaut und d'Ocquerre, was ſie dazu dächten? Sie antworteten blos durch tiefe Bücklinge. Ich war aber dreuſter als meine Kollegen; denn als der König dieſelbe Frage an mich that, antwortete ich Ihm: ich hätte nie weder geglaubt noch befürchtet, was man ausſprenge, weil ich mich auf Seine Güte und meine Unſchuld verließe; der, den man als den Urheber eines ſol-

chen

den Raths angebe, würde es nie wagen, ſich deſſen zu rühmen.

Der König ſchien mit dieſer Antwort zufrieden, und als der Herzog von N. ers, der ſich mit Vieuville ausgeſöhnt hatte, etwas dagegen einwenden wollte, nahm der Herzog von Guiſe [74]) das Wort, und ſagte: ich hätte als ächter Edelmann geſprochen, und wenn man deswegen etwas an mich ſuche, erbiete er ſich zu meinem Sekundanten. Ich dankte ihm für die Ehre, die er mir erzeigen wollte, hütete mich aber wohl, ihn beym Wort zu nehmen, weil ich dadurch meinen Feinden gewonnen Spiel gegeben hätte, mich beym König anzuſchwärzen.

Der König ernannte mich nun mit dem Kardinal von Richelieu, dem Siegelbewahrer d'Aligre, und la Vieuville [75]) zum Commiſſair, um mit den Engländern zu unterhandeln. Nach dem Fall dieſes letztern gab man uns an ſeine Stelle Schomberg [76]) der an den Hof zurückberufen wurde.

Der Connetable behauptete, vermöge der Obſervanz von den vorigen Regierungen her, müſſe er zunächſt am König ſitzen, deſſen Fauteuil jederzeit am Ende der Tafel ſtand. Der Kardinal behauptete das Gegentheil, und ſagte, die Ehrenplätze gebührten den Kardinälen, weil kein Prinz vom Geblüt im Conſeil zugelaſſen würde. Sein Anſpruch wurde durch den Kredit der Königinn unterſtützt, man bediente ſich aber der Herrn von Crequi und von Bullion, um den Connetable zu einem Vergleich zu bewegen, wogegen er ſehr abgeneigt war. Endlich gab er doch auf königlichen Befehl nach, unter der Bedingung, daß man ihm eine Urkunde darüber ausſtellen ſollte, daß dieſer

Fall keine Observanz begründe, indem er blos aus Respect gegen Seine Majestät diesmal nachgebe.

Man befahl d'Oequerre und mir, diese Urkunde auszufertigen, und dem Connetable keine Kopie davon zuzustellen. So sehr man uns aber befohlen hatte, es geheim zu halten, so blieb es doch nicht verschwiegen; der Kardinal bekam Wind davon und erhielt vom König, daß sie zerrissen werden sollte, ob sie gleich von uns schon unterzeichnet war. Der Argwohn, dies dem ersten Minister entdeckt zu haben, fiel nicht auf mich sondern auf d'Oequerre.

Die Staaten der vereinigten Provinzen, die im Jahr 1621 oder 22 mit Spanien wieder in Krieg gerathen waren, schickten Gesandte an uns, um den König um Seinen Beystand zu ersuchen, wie sie ihn von Seinem Vater, Heinrich dem Großen, auch genossen hatten. Der Connetable, la Vieuville, Bullion und d'Oequerre wurden zur Conferenz mit ihnen, ernannt, unterstützten ihr Gesuch, und so kam denn bald ein Vertrag zu Stand. Vermöge desselben machte der König sich anheischig, ihnen eine ansehnliche Summe vorzustrecken, die sie unmittelbar nach einem Frieden oder Waffenstillstand mit ihren Feinden, heimzahlen sollten. Man bedung sich eine Art von Gewissensfreiheit für die jetzt oder künftig in ihrem Dienst befindlichen Unterthanen des Königs.

Man verwilligte Mannsfeld eine Werbung und dazu sechsmonatliche Löhnung aus der königlichen Kasse, wenn der König von Engand seine Truppen zu den französischen stoßen lassen wollte, und beyde vereint sollten

ten dann die Eroberung der Pfalz unter dem Oberkommando des Grafen von Mannsfeld unternehmen.

Den Englischen Gesandten stand bey ihrer Unterhandlung wegen Vermählung der Prinzessinn Henriette nichts im Weg, als daß sie nicht frei mit dem Kardinal Richelieu zusammentreten konnten, weil sie es nicht wagten, ihn zu besuchen, wenn er ihnen bey sich nicht die Hand ließ. Sie ihnen anzubieten, war wegen der Neuheit des Falls nicht sein Wille. Da sie sich über diesen Ceremonielpunct mit mir besprachen, indem ihnen wohl bekannt war, daß er nächstens das Factotum werden würde, so vermochte ich sie zu der Auskunft daß der Kardinal eine Unpäßlichkeit vorschützen und sie im Bett empfangen sollte, sie selbst aber sollten ihrem Herrn melden, sie sähen sich genöthigt, sich gefallen zu lassen, was der päpstliche Nuncius, die kaiserlichen und päpstlichen Gesandten sich gefallen ließen, wenn Seine Majestät wollten, daß ihr Gewerbe einen raschen Gang gehen solle. Sie erhielten darauf von ihrem Hof die nachgesuchten Befehle, und der Kardinal, den ich davon benachrichtigte, empfand eine ungemeine Freude darüber.

Wir brachten in verschiedenen Konferenzen mehrere Artikel ins Reine, nur Einer, auf dem wir bestanden, wurde uns hartnäckig verweigert. Man sollte nämlich für die Katholiken in England eben das thun, was ihnen in Spanien verwilligt worden war: ihnen eine Kirche geben, wo Madame freie Religionsübung genösse, und wo auch die englischen Katholiken Zutritt hätten. Die Gesandten sagten, dies sey ihren Landesgesetzen zuwider, und sie könnten es nicht verwilligen; wollte man sich aber mit dem Versprechen begnügen,

daß die Katholiken in Rücksicht auf den König und Madame so günstig behandelt werden sollten, als sie es nach den mit Spanien entworfenen Artikeln hätten werden können, so könnte man sich wohl dazu verstehen, nur müßte im Ehecontract keine Meldung davon geschehen, sondern blos in einem Schreiben, worin der König von Engelland und der Prinz von Wallis sich dazu verbänden.

Diese Schwierigkeit verursachte viele Debatten, und der Unterschied zwischen einem Brief, den man leicht ablängnen konnte, und einer feierlichen Urkunde, wie ein Ehecontract, hätte beinahe die ganze Unterhandlung abgebrochen. Man wünschte zwar herzlich, daß die Verbindung zu Stand kommen möchte; man wollte aber darüber auch noch alles erreichen, was man sonst schon gern gehabt hätte. La Vieuville versprach indessen doch den Gesandten, wenn der gedachte Brief das Verlangte in klaren bestimmten Worten besagte, so würde man Seine Majestät dazu vermögen, sich dabey zu beruhigen; und um uns dazu zu verbinden, schlug er dem Grafen von Holland vor, nach England zu gehen, um Seiner Brittischen Majestät die Versicherung darüber zu ertheilen. Damit er aber keine Schwierigkeiten dagegen machen möchte, setzte man hinzu, er sollte vom König ein Beglaubigungsschreiben mitbekommen.

Des Aufenthalts zu Compiegne überdrüssig war der König unterdessen nach Versailles gegangen, von wo la Vieuville mir einen ausdrücklichen Befehl mitbrachte, dies Schreiben so auszufertigen, wie er es mit den englischen Gesandten verabredet hatte. Ich sah wohl die Konsequenzen davon ein, daher benutzte ich den Umstand, daß der Graf von Holland nur sehr wenig Französisch verstand, und gab ihm statt eines Beglaubi-

higungsſchreibens blos eines, das von den damaligen Divertiſſements des Königs handelte.

Damit gieng denn dieſer Geſandte ab, und als der Kardinal nach Paris kam, konnte ich nicht umhin, mich bey ihm über Vieuville zu beſchweren, daß er mir hinterliſtig aus dieſer Sache ein Geheimniß gemacht habe. Der Kardinal wunderte ſich darüber, lobte, was ich gethan hatte, und ſchwur mir zu, ich ſollte Genugthuung dafür haben.

Er ließ es nicht lange anſtehen, mir Wort zu halten. Denn da er ſah, daß der König das Benehmen dieſes Miniſters nicht wohl ertragen konnte, ſchwärzte er ihn immer mehr an, und veranlaßte endlich den König zu dem Entſchluß, ihn vom Hof zu entfernen, was geſchah, als der König zu St. Germain an Laye war.

Vor Seiner Abreiſe von Compiegne hatte Er den Grafen von Tilliers aus England abgerufen, gegen den la Vieuville, ſo wie auch gegen deſſen Schwager den Marſchall von Baſſompierre, ſich erklärt hatte, weil er ihnen nicht verzeihen konnte, daß ſie noch immer Freunde von Puiſieux waren. An Tillieres Stelle ſchickte der König den Marquis d'Effiat, la Vieuville's Vertrauten, der es aber mit dem Kardinal hielt.

Der neue Geſandte inſinuirte ſich bey Seiner Brittiſchen Majeſtät, dem Kronprinzen und dem Herzog von Bukingham, und förderte dadurch unſre Geſchäfte ſehr; dennoch konnte er bey dieſem Monarchen den Widerwillen gegen eine ſo offenbare Begünſtigung der Katholiken nicht überwinden. Er empfand zwar keinen Haß gegen ſie bey ſich, wollte aber doch dadurch nicht gern ſein Parlement und die Biſchöffe vor den Kopf ſtoßen, auf die er groſſen Einfluß hatte.

Auf die Nachricht von la Vieuvilles Fall, und überzeugt, daß der Kardinal das Interesse der Katholiken behaupten und daraus eine der vornehmsten Bedingungen machen würde, ohne die aus der Vermählung nichts werden könnte, verlangte der Marquis d'Effiat seine Zurückberufung. Ich verwies ihm seine Unvorsichtigkeit, versicherte ihn mit Bewilligung des Kardinals selbst, der Freundschaft desselben, und ermahnte ihn, seine Dienste fortzusetzen, wofür er gut belohnt werden sollte. Er folgte endlich dem Rath seiner Freunde, und machte, daß Bauton gut aufgenommen wurde, den der König hinüber schickte, um Seine Brittische Majestät über einen Sturz des Kronprinzen auf der Jagd, bekomplimentiren zu lassen.

Um endlich den uns wichtigsten Punkt zu berichtigen, begnügten wir uns mit der Klausel: die Katholiken sollten noch günstiger behandelt werden, als selbst wenn die Verbindung mit der spanischen Infantin zu Stand gekommen wäre. Wir bestimmten dies nicht näher und die Gesandten gaben zu, daß dieser Artikel so in den Contract eingerückt würde.

Wir hatten erklärt, daß wir diesen nicht schliessen könnten, ehe der Papst seine Dispensation dazu ertheilt hätte, ohne welche die Partheyen nicht gültig kontrahiren könnten. Man brachte daher mehrere Personen in Vorschlag, um diese Dispensation einzuholen, und blieb endlich bey dem Pater Berulle stehen, den ich vorgeschlagen hatte, und der nachher noch Kardinal wurde. Ich gab ihm eine ziemlich ausführliche Instruction, worin ich nicht vergaß anzuführen, daß eine französische Prinzessinn schon einmal viel zur Bekehrung Englands beygetragen habe.

Der

Der Papſt ernannte eine Kongregation von Kardinälen, um dieſe Sache zu unterſuchen, und auf ihr Gutachten ertheilte er die Dispenſation, unter der Bedingung, daß ausdrücklich geſagt werden ſolle, die Ehe ſey ein unauflösliches Band. Die Engländer gaben dies zu; da aber die geringſten Dinge zu Rom ſchwer halten, wo man bey dieſer Gelegenheit einige Schwierigkeiten machte, die Abſichten Seiner Majeſtät zu erfüllen, weil wir die mit England abgeſchloſſenen Artikel nicht beygelegt hatten, und da wir überdies die Einwilligung des Königs von England beyzubringen verſprochen hatten, ſo bekam ich den Auftrag über den Kanal zu gehen, unter dem Vorwand, die Artikel konfirmiren zu laſſen, in der That aber um eine mit dem großen engliſchen Reichsinſiegel verſehene Urkunde darüber auszuwürken, daß die Zuſage im Betreff der Katholiken gehalten und die Kinder aus dieſer Ehe, ſelbſt nach der Thronbeſteigung des Prinzen, bis ins dreyzehnte Jahr in der römiſch-katholiſchen Religion erzogen werden ſollten [76]).

Ich gieng am erſten Advent an Bord und kam am Montag hinüber, wo der Marquis d'Effiat mich empfieng und nach Dover führte. Dort ſtand ſeine Equipage, und ich fuhr mit ihm nach London. Er hatte es ſo eingeleitet, daß obſchon der König nicht zugegen war, ich doch zu Graveſand von einem Grafen empfangen und bey meiner Ankunft zu London von den Dienern Seiner Majeſtät bedient wurde. Ich hielt mich in dieſer Hauptſtadt nur kurz auf, und begab mich nach der berühmten Univerſität Cambridge, wo der König und Kronprinz ſich befanden.

Ich wurde hier auf Befehl des Monarchen, und gleich nach meiner Ankunft, durch den Grafen von Montgommery [77]) Seiner Majeſtät Kammerherrn und den

den Herzog von Bukingham [78]) besucht, die mich nach dem mir bereiteten Quartier führten. Am folgenden Tag hatte ich meine erste Audienz und wurde durch denselben Grafen Montgommery eingeführt, dem der Ceremonienmeister und eine große Anzahl Herrn vom Hofe folgten.

Ich wunderte mich bey meinem Eintritt, den Prinzen von Wallis mit entblößtem Haupte zu finden, denn er pflegte sich nie in Gegenwart seines Vaters zu bedecken. Er nöthigte mich aber, meinen Hut aufzusetzen, was ich jedoch nicht thun wollte, ohne ihn erst durch eine tiefe Verbeugung um Erlaubniß dazu gebeten zu haben, womit er so zufrieden war, daß er mir dankte. Er begab sich unmittelbar darauf aus dem Audienz-Saal weg, um die Ceremonie nicht zu stören.

Ich erklärte Seiner Majestät den Gegenstand meiner Sendung, und der König schien mit meinem Vortrag so zufrieden, daß er uns noch denselben Tag eine Privat-Audienz gab, in der wir unsre Sachen so gut machten, daß er seinem Staats-Secretair Milord Conway [79]) Befehl ertheilte, uns die Ratifikation der Artikel und das verlangte Patent zu Gunsten der Katholiken auszufertigen.

Der König wohnte am folgenden Tag einer öffentlichen Disputation bey, wozu wir ebenfalls eingeladen waren. Um Ihm nicht länger beschwerlich zu fallen, baten wir Ihn um Erlaubniß, nach London zurück zu gehen, mußten aber erst die Ehre haben, mit Ihm zu dineren. Der Tag dazu war bestimmt; da aber Sein Podagra Ihn verhinderte, bey der Tafel zu erscheinen, so nahm der Kronprinz dabey Seines Vaters Stelle ein, und wurde auf königlichen Fuß bedient. Seine Brittische Majestät tranken indessen doch während

tend der Tafel auf die Geſundheit Seiner Allerchriſtlichſten, unſers Herrn, und ſchickten Dero Pokal Ihrem Sohne, dem er durch den Herzog von Bukinghani auf den Knien überreicht wurde. Nachdem der Herzog ihn aus den Händen des Prinzen zurückerhalten hatte, präſentirte er ihn auch mir; und dann dem Marquis d'Effiat.

Nach der Tafel erhob der Prinz ſich mit den Geſandten und dem Herzog in das Zimmer des Königs, der uns in mehrern ſehr verbindlichen Aeuſſerungen ſein Vergnügen über die Verbindung ſeines Sohnes ſowohl als über die verſprochene Hülfsleiſtung für die Pfalz zu erkennen gab.

Wir reiſten am folgenden Tag nach London ab, und feierten hier das eingefallene Weihnachtsfeſt mit ſo viel Pracht und Feierlichkeit, als irgend in einem katholiſchen Lande. Unſre Kapelle wurde von Mitternacht bis Mittag nicht leer.

Der Siegelbewahrer, der zugleich Biſchoff von Lincoln war [80]) hatte mich zum Souper gebeten, und ich konnte es nicht ablehnen, ſo wenig als dies, daß ich einem Kirchengebet für den König von England in der Kirche, wo der Siegelbewahrer Dechant war, beywohnte. Hiezu hatte der Herr von Effiat mit engagirt, dem ich es aber verwies, und zeigte, wie viel es auf ſich habe, daß die Geſandten des Königs nicht proteſtantiſchen Andachten beywohnten. Um alſo die Schlinge zu vermeiden, worein wir fallen ſollten, beſchloß ich, ſehr ſpät auszugehen, und zwar nach der Dechaney, nicht nach der Kirche. Da aber der Siegelbewahrer in Pontificalibus nach Landes Sitte mit ſeinem ganzen Klerus hervortrat, um uns an der Kirchthüre zu empfangen, mußten wir freilich nach ihm hingehen, und wurden

von

von ihm wider Willen nach den Sitzen geführet, die er für uns hatte bereiten lassen. Dies brachte mich zu dem Entschluß, während man einige Lieder, Psalmen oder Motetten sang, nieder zu knien, wobey ich meinen Rosenkranz betete, um zu zeigen, daß ich durchaus keinen Antheil an ihrem Gebet nehme. Dies erbaute die englischen Katholiken sehr, die den Handlungen der französischen Minister genau auflauerten, um sie den Spaniern zu berichten, mit denen sie sehr einig waren.

1625.

Ich hatte meine Besuche noch nicht beendigt, und noch nicht einmal die erwiedert, zu denen der Wohlstand mich verband, als der König und der ganze Hof zu London eintrafen. Wir waren Ihm bis Theobald entgegen gefahren, um Ihm die Nachricht zu überbringen, daß der Papst das Verlangte bewilligt habe, was dem König so viel Vergnügen machte, daß Er mich antrieb, meine Abreise zu beschleunigen, wozu ich mich ohne Mühe entschloß, da man in die mir zugestellte Ratification den Titel: König von Frankreich und Navarra gesetzt hatte, statt daß sonst England Seiner allerchristlichsten Majestät nur den eines Königs der Franzosen zugestand, „weil, sag„ten sie, wenn auch die Unterthanen diesen Fürsten an„erkennen und ihm gehorchen, wir doch mit Recht prä„tendiren, daß Grund und Boden von Frankreich Sei„ner Brittischen Majestät gehöre" *).

Man gab auch Befehl, die um der Religion willen verhafteten Priester frey zu lassen. Die englischen Beamten waren aber so abgeneigt, daß sie alles

alles mögliche hervorſuchten, um die Sache in die Länge zu ziehen, in Hoffnung, daß ich die Geduld darüber verliehren und abreiſen würde, ehe der Befehl ausgefertigt wäre. Als ſie aber ſahen, daß ihre Zögerung nichts fruchtete, und daß ich nur noch mehr darauf drang, ſo nahmen ſie ihre Zuflucht zu einer Liſt, die mich aber auch nicht blendete. Sie ließen mir nämlich ſagen, dieſe Gefangenen ſäßen blos noch wegen ihrer Zehrungskoſten. Ich verlangte die Rechnung darüber, und erbot mich, ſie zu tilgen, was ſie ſo beſchämte, daß noch denſelben Tag die katholiſchen Prieſter und andre Geiſtlichen freigelaſſen wurden.

Da ich nun nichts weiter in London zu thun hatte, machte ich mich zur Abreiſe fertig, nachdem ich zuvor mit dem Prinzen einem Ringelrennen beygewohnt hatte. Bukingham, der als das größte Zeichen ſeiner Freundſchaft ſeinen Sohn und ſeine Tochter zu mir hatte bringen laſſen, invitirte mich und d'Effiat zu einem prächtigen Souper, dem eine groſſe Anzahl der vornehmſten Herrn und Damen vom Hofe beywohnten. Dies hielt aber meine auf den folgenden Tag angeſetzte Abreiſe nicht auf.

Das Feſt wäre jedoch beynahe durch einen Befehl geſtört worden, den ich vom König erhielt, zu erklären, daß man unerachtet aller unſrer Konventionen den ſechstauſend Engländern unter dem Grafen Mannsfeld nicht geſtatten würde, zu Calais ans Land zu gehen. Dieſer Befehl, der mir durch einen Courier von eben dieſem Mannsfeld überbracht wurde, war in einem von dem Herrn von Schomberg unterzeichneten Brief enthalten.

Ich war darüber ſo betreten, daß ich auf der Stelle einen Adelichen abſchickte, um zu hören, in welchem Zuſtand d'Effiat ſich befinde, und ihm zu ſagen, wenn

er

er schon angekleidet sey, bäte ich ihn, zu mir heraufzukommen, läge er aber noch im Bette, so möchte er sich geschwind ankleiden, indem ich zu ihm kommen wolle. Er war zum Glück bereits fertig, und eilte sogleich herbey, um zu vernehmen, was bey mir eingelaufen wäre. Als ich ihm sagte, die Neuigkeiten schienen mir sehr schlimm, antwortete er, ich möchte ihn nur machen lassen, er wolle sie schon wieder gut machen.

Darauf versetzte ich: „Sie werden heute sehen, „daß der König, der Prinz und der Herzog nicht drey Köpfe unter Einem Hute sind, wie Sie glauben; ich für „mich gebe Ihnen übrigens mein Wort, genau zu be„folgen, was Sie mir vorschreiben werden."

Jetzt müssen wir — sagte er, — sogleich zu Buckingham gehen, ihn mit dem Inhalt Ihrer Depesche überraschen, und versteht er sich nicht sogleich zu unserm Antrag, so werde ich mein Möglichstes thun, ihn dazu zu bringen.

Ich befolgte seinen Rath, und wir giengen zusamen zum Herzog, der noch nicht angekleidet war. Er schickte uns den Staats-Secretair Conwai, mit dem wir in einer Gallerie auf und nieder giengen, und blos von gleichgültigen Dingen sprachen. Das erste was ich Buckingham bey seinem Eintritt sagte, war: seine lange Erfahrung in Staatssachen werde ihn begreifen lassen, daß der allerchristliche König aus Gründen, die für die gemeinschaftliche Sache wichtig wären, nicht zugeben könnte, daß die nach Teutschland bestimmten englischen Truppen in Calais ausgesetzt würden."

Betreten hierüber, versetzte der Herzog; man müsse demnach dem Vorhaben, unsre Armeen zusammenstoßen zu lassen, entsagen; England sey freilich nicht berechtigt,

ligt, dem allerchriſtlichſten König Geſetze vorzuſchreiben; es ſey ihm aber erlaubt, ſich über Nichterfüllung einer gethanen Zuſage zu beklagen.

Ich ſah hierauf d'Effiat an, um ihm zu verſtehen zu geben, es ſey jetzt Zeit, daß er ſeine ganze Beredſamkeit und ſeinen vermeinten Einfluß auf den Herzog aufbiete, um ihn andern Sinnes zu machen.

Nach vielen Schmeicheleyen ſtellte er Buckingham vor, es ſey den Feinden leicht, ſich der Vereinigung der Truppen zu widerſetzen, aber auch, leicht einen Einfall in ihr Land zu thun, wenn man nur einander beſtimmt habe, wo man zuſammentreffen, und welchen Weg man einſchlagen wolle. Alles, was er ſagte, blieb aber ohne Frucht, und diente bloß dazu, den Herzog aufzubringen.

Daher nahm ich das Wort wieder, und ſagte: „ohne Zweifel beſtehen Sie bloß darum auf Ihrer „Meynung, weil Sie ſich überzeugt halten, daß ſo al„les beſſer gehen müſſe; und wir beſtehen auf der un„ſerigen, weil wir die Spanier nicht gern beleidigen „wollen. Treffen wir aber, um uns zu vereinigen, „den Ausweg, die Wahl Mannsfeld zu überlaſſen!“

Nach einiger Ueberlegung ſagte der Herzog zu dem anweſenden Staats-Sekretär, engliſch: er dächte dies einräumen zu können, indem Mannsfeld ſicher thun werde, was er ihm vorſchreibe. „Wohl denn, meine „Herrn, — ſagte er hierauf zu uns — es geſchehe „was Sie wollen. Allein wenn unſere Infanterie „nicht zu Calais an Land geht, wie ſoll Ihre Cavalle„rie nachkommen?“ —

„Ganz leicht, war meine Antwort, wenn Sie „uns Schiffe dazu geben, wofür wir die Fracht be„zahlen.“

Buckingham willigte darein, und um so eher glaubte ich, er habe im Sinn, Mannsfeld zu stimmen, und mich unterdessen hin zu halten, um vor meiner Abreise nach Dover Antwort von ihm zu bekommen; daher ich sehr ungeduldig war, London zu verlassen. Ich sah mich aber genöthigt den Tag vollends daselbst zuzubringen, so wie auch den folgenden Morgen nach dem Souper und Bal, die uns der Herzog gab, und welche bis nach Mitternacht dauerten.

Ich nahm hierauf Abschied von ihm, und bat d'Effiat, der mich durchaus bis Dover begleiten wollte, dies zu unterlassen, und lieber einer Fete des Prinzen von Wallis, wozu er gebeten war, beyzuwohnen. Allein alles was ich über seine Höflichkeit erhalten konnte, war, daß er bloß bis zu meinem nächsten Nachtquartier mit mir gehen und dann sehr früh wieder zurückkehren wollte, um noch zu rechter Zeit in London zu seyn und dieser Fete, die in einem Ringelrennen bestand, beyzuwohnen. Ich machte die gewöhnlich dreytägige Reise nach Dover in sechs und dreyßig Stunden.

Ich fand den Grafen von Mansfeld zu Dover in meinem Logis auf mich wartend. Wir besprachen uns, was zu thun wäre, und da er noch nicht von Buckingham benachrichtigt war, fand ich ihn sehr entfernt, zu thun, was man von ihm wünschte. Sein Hauptgrund war, daß er von beiden Königen abhänge, und daher nichts thun könne, als was sie miteinander ausgemacht hätten.

Auf meine Frage: ob er sich wohl getraue, die Pfalz in den sechs Monaten zu erobern, welche die Engländer bestimmt hatten, seine Truppen zu besolden? gab er zur Antwort: „Sie sind Franzose, und sehen

„etwas

„etwas raſch; dies iſt kein Stück Arbeit von Einem „Tag!“ Dies veranlaßte mich, ihm zu ſagen, wenn dieſe Expedition nicht raſch vollendet werde, ſo müßte nothwendig ein neues Parlement zuſammen berufen werden, das vielleicht nicht in der Laune wäre, neue Auflagen zu Erhaltung der Truppen zu bewilligen, und nun bäte ich ihn, mir zu ſagen, wie er wohl das Auseinanderlaufen der Armee hindern könnte, wenn ſie nicht ihre Löhnung richtig bekäme? Er wiſſe ſelbſt, wie viele Mühe es den König von Großbritannien gekoſtet habe, nur eine mittelmäſſige Summe zur Wiedereroberung des Erbtheils ſeiner Enkel zu erhalten, und daß ſein Parlement bloß auf die Verſicherung nachgegeben habe, daß die Unternehmung in kurzer Friſt abgethan ſeyn und keinen Krieg zwiſchen Spanien und England verurſachen ſolle. Daraus ergebe ſich von ſelbſt, daß nach Beendigung des Kriegs nichts weiter für ihn in England zu hoffen ſey; auch in Frankreich nicht, wenn er nicht redlich und ohne Vorbehalt in das Intereſſe des Königs eingehe. Ausländer ſeyen bekanntlich ohnehin verhaßt in England, nicht aber in Frankreich, wo ſie gut behandelt würden, wenn ſie nur Verdienſte beſäßen. Der König ſey alsdann reich genug, um ſeinen Dienern nicht nur Wohlthaten zufließen zu laſſen, ſondern auch Würden zu verleihen, die ſie über den gemeinen Adel erhöben. Es gäbe keine Gnade, die ein Mann, wie er, nicht zu hoffen berechtigt wäre.

„Aber — ſagte er — der Prinz von Oranien „will, ich ſoll Dünkirchen belagern; wie kann ich dies, „wenn ich thue was Sie verlangen?“

„Breda — ſagte ich — liegt ihm am Herzen; er will ſich auf unſere Koſten retten, weil er wohl weiß, daß man deſſen Belagerung aufheben werde, um Dünkirchen zu Hülfe zu kommen. So wird er ſeinen

Zweck erreichen, ohne daß Sie wieder den Ruhm mit ihm theilen, wie damals, als sie den Marquis Spinola zum Abzug vor Herzogenbusch nöthigten; vielleicht dürfte sogar, wenn Sie durch eine Schlacht die Feinde nöthigten, ihre Unternehmung aufzugeben, der hauptsächlichste Ruhm davon (nicht) Ihnen zugeschrieben werden."

Ich merkte daß meine Gründe bey ihm Eingang fanden. Er versprach mir, zu thun, was der König ihm befehlen würde, und sagte dabey, er glaube mir sagen zu müssen, da er nun erst zu Emden an Land gehen solle, so könne er nach der Pfalz nicht anders als durch die Länder des Kurfürsten von Cölln kommen, was Seine Majestät ihm doch ausdrücklich verboten hätten.

„Verschen Sie sich — sagte ich ihm — eines „starken Verweises, lassen Sie sich aber dadurch nicht „stören, immerhin zu thun, was das Kriegshandwerk „von Ihnen fordert."

Dies war das Resultat meiner diesmaligen Konferenz mit Mannsfeld. Ich gieng von Dover nach Calais, und eilte nach Paris, wo ich Ihren Majestäten, nach Bezeugung meines Respekts, von meiner Unterhandlung in ihren Angelegenheiten getreuen Bericht erstattete.

Ich vermuthete richtig, Buckingham würde einen anständigen Vorwand suchen, um die mit dem Marquis d'Effiat und mir getroffene Verabredung wieder aufzuheben, in der Geschwindigkeit aber keinen bessern finden, als daß er mich benachrichtigte, nachdem er seiner Seits die nöthigen Befehle zu Ausrüstung der zum Transport unserer Cavallerie bestimm-

ten

Schiffe ertheilt habe, so möchte ich meiner Seits
falls zur Uebermachung der Fracht Anstalt machen.
chrieb mir auch würklich sehr dringend darum, und
antwortete zurück: wir würden nicht ermanen, unserm Versprechen nachzukommen.

Das schlechte Vernehmen zwischen dem Herzog
Buckingham und dem Grafen von Carlisle machte
ssen, daß man vergaß, diesen von der getroffenen
reinkunft zu benachrichtigen. Als er nun auf die
ziehung seiner aufhabenden Befehle in Ansehung
uszuschiffung der englischen Truppen drang, befrem-
es ihn nicht wenig, hören zu müssen, man habe
England gemeinschaftlich eine Aenderung hierinn
ot. Er schrieb an Buckingham deswegen, und
, der es nicht wagte, seines gegebenen Worts ge-
ig zu seyn, läugnete, je etwas davon gehört zu
n. Carlisle zeigte mir diesen Brief, und beklagte
itterlich über mich, indem er die Schuld mir bey-
So mußte ich also gegen meine Absicht die
e Bewandniß der Sache enthüllen, und wurde
ch nur noch mehr in meiner Meynung von der
ungsart Buckinghams bestärkt.

Sein König schätzte ihn nicht mehr so hoch wie
[a]) der Prinz von Wallis hingegen fuhr fort,
ufrichtig zu lieben und ihm Beweise seines Zu-
ns zu geben.[a]) Er bildete sich daher ein, wenn
läugne, was ich versicherte, so würde man ihm
in Wort glauben; und so that ers kühnlich am
chen Hof, schickte auch Montaigu nach Frankreich,
ch über mich zu beschweren. Dies nöthigte mich,
Buckinghams eigenhändigen Brief an mich vor-
n, was Montaigu verwirrt machte. Er bat mich
lchen zuzustellen. Ich verweigerte es aber, in-
r der Respekt gegen einen ausdrücklichen königlichen

lichen Befehl mich hiezu vermögen könnte, wiewohl es mir immer unangenehm seyn würde, ein Papier aus den Händen zu lassen, das zu meiner Rechtfertigung und zum Beweis dienen könne, daß ich kein Lügner sey, ein Titel, der sich für einen Kavalier schlecht schicke.

Montaigu gieng wenige Tage darauf nach England zurück, und sein König starb um eben diese Zeit. Die Feinde Buckinghams sprengten sogleich aus, er habe den König vergiften lassen; er sah sich aber über ihre Angriffe erhoben, indem er des Kredits sicher war, in dem er bey seinem neuen König stand, der immer fortfuhr, ihn zu lieben.

Als der Kardinal Richelieu von mir zu wissen verlangte, wes Geistes Kind dieser neue Monarch sey, gab ich ihm zur Antwort: „Er schien mir sehr zurückhaltend; daher schloß ich, er müsse entweder ein „ausserordentlicher Mann oder ein mittelmäßiger Kopf „seyn. War seine Zurückhaltung absichtlich, um bey „dem vorigen König, seinem Vater, keine Eifersucht „zu erwecken, so ist dies ein Zug von einer vollendeten „Klugheit; ist sie aber bey ihm Natur, so zeugt sie vom „Gegentheil.“ —

Er befahl den Grafen von Holland und von Carlisle, dem König von Frankreich das Absterben des Königs, seines Vaters, zu notificiren, und ihn an das zu erinnern, was beym letztern Kapitel des Heiligen Geist-Ordens ausgemacht worden sey; nämlich die Reception des Marquis d'Effiat. Ich muß hiebey bemerken, daß der verstorbene König Jakob mir in einer ausdrücklich deswegen veranstalteten geheimen Audienz empfohlen hatte, mich dafür zu verwenden, daß der König ihm diese Gnade für d'Effiat bewillige. Ich that dies auch, ohne

ne mich dadurch abschrecken zu lassen, daß mein
önig mich mit seiner Ungnade bedrohte, wenn ich ihn
t dieser Sache weiter behellige. Ich stellte ihm vor,
ch die Verweigerung einer Elle blauen Bandes
liere man vielleicht die Arbeit von mehr als ei-
n Jahr.

Der Kardinal nahm meine Parthie, und unter-
hte meinen Antrag. Der König änderte seine
eynung, und bezeugte den sehr zahlreichen Feinden
Effiat's, besonders dem Marschall von Bassompierre,
sich stark gegen ihn erklärt hatte: Er würde es
ßliebig vermerken, wenn sie sich einfallen ließen, zu
ein, was er zu thun beschlossen habe.

Der Marquis d'Effiat [81]) wurde zum Rit-
ernannt, und empfieng dann den Orden in London
ch den Herzog von Chevreuse, als dieser die Köni-
n von Großbritannien dahin begleitete.

Nachdem der Ehekontrakt dieser Fürstinn von dem
nig, und beiden Königinnen, ihr selbst, ihrem Bru-
, und den dazu bevollmächtigten englischen Ge-
dten unterzeichnet worden war, so traf man die nö-
gen Anstalten zu ihrer Verlobung und Trauung.
r Herzog von Chevreuse wurde von dem König von
oßbritannien mit diesem Auftrag beehrt, und in Be-
tung der Grafen Carlile und Holland verlobte und
mählte er sich mit Madame vor der Thüre der Haupt-
de zu Paris, auf einem hierzu errichteten Schau-
üste. Madame wurde durch den König und Mon-
r dahin geführt, und von den Prinzessinnen vom
blüt, den andern Prinzessinnen und Herzoginnen,
damals bey Hof anwesend waren, begleitet.

Nach stipulirter und geschehener Verzichtleistung
väterliche und mütterliche Erbschaft wurde die Ce-

remonie durch den Kardinal de la Rochefoucault, Großalmoſenier von Frankreich, vollzogen, der erſt durch ein päpſtliches Breve dazu autoriſirt werden mußte, weil der Erzbiſchoff von Paris, der ſich bey dieſer Gelegenheit entfernte, es ihm ſtreitig gemacht hatte. Das Breve wurde indeſſen geheim gehalten, weil der König ſchon für den Kardinal geſprochen hatte.

Der Graf von Soiſſons ließ Seine Majeſtät bitten, ihn diesmal der Ausübung ſeiner Oberhofmarſchalls-Stelle (grand' maitre) zu entbinden. Er konnte es noch nicht vergeſſen, daß ehmals ihm ſelbſt Hoffnung auf die Hand der Prinzeſſinn gemacht worden war. Der König erlaubte ihm, ſeinen Marſchallsſtab dem Großprior zu ſchicken, der ſeine Stelle vertrat.

Da die Engländer ſich für die Prinzeſſinnen aus dem Hauſe Lothringen intereſſirten, erhielten ſie Sitz auf Einer Bank mit den Prinzeſſinnen vom Geblüt, welche nach eingelegter Proteſtation es dabey bewenden ließen, um die Ceremonie nicht zu ſtören. Es wurde ihnen aber ein Dokument darüber ausgeſtellt, daß der König es in dieſem Fall bloß in Rückſicht auf die Verwandſchaft des lothringiſchen Hauſes mit Seiner Britanniſchen Majeſtät **) ſo beliebt habe. Die feyerliche Tafel wurde in dem Saale des biſchöfflichen Pallaſts gehalten; die Großen bedienten dabey den König, die Königinn und die engliſchen Geſandten.

Kaum war die Ceremonie vorüber, als man mit einer Art von Erſtaunen vernahm, daß der Herzog von Buckingham mit einigen Kavaliers ſeiner Nation nach Frankreich herüber komme. Die Geſandten ſeines Herrn und die Herzoginn von Chevreuſe vermittelten ihm eine gute Aufnahme. Er erſchien am Hof, den

n Kopf voll Schimären, was ſeine Reden noch deut-
er zeigten. Er betrieb ſehr die Abreiſe der Königinn
n England, wozegen ſich nichts einwenden ließ; man
nte aber doch nicht verbergen, wie gern man dieſen
gebildeten Gaſt vom Halſe gehabt und in ſeine In-
zurück gewünſcht hätte.

Die Abreiſe ihrer Brittiſchen Majeſtät wurde
ch eine Unpäßlichkeit des Königs aufgehalten. So-
d dieſer ſich aber wieder ein wenig beſſer befand, ließ
nach Compiegne aufbrechen, bis wohin er ſeine kö-
gliche Schweſter begleiten wollte. Von da ſollten
beiden Königinnen von Frankreich, Mutter und
mahlinn des Königs, die von England bis Bou-
ne oder Calais begleiten.

Ich glaubte mich verpflichtet, der Königinn bey
ſer Gelegenheit zu ſagen, im Fall die Unpäßlichkeit
s Gemahls anhielte, ſo möchte ſie dieſe Reiſe un-
laſſen, und bey ihm bleiben, um ihm leiſten zu kön-
, was Pflicht und Liebe heiſchten. Hätte ſie mei-
n Rath befolgt, ſo würde ſie groſſe Vortheile daraus
ogen haben. Sie zog den Rath der Frau von
rvet dem meinigen vor, aus Gründen, die zu ſchwach
d, um hier wiederholt zu werden. So viel Mühe
auch die Herzoginn von Chevreuſe und andere Da-
n am Hof gaben, die Königinn von der Reiſe nach
iens abzuhalten, ſo gelang es ihnen doch nicht
ſer als mir. Als ſie aber hörte, daß der Kö-
g es mißbillige, konnte man nicht umhin, gegen die
au von Bervet und andere die dazu gerathen hatten,
reden.

Der Hof blieb bloß zween Tage zu Compiegne.
ie Königinnen giengen nach Amiens ab, und der
nig, der ſich ein wenig erholt hatte, nach Fontai-

neblean. Es wer zu besorgen, diese Vermählung möchte für Frankreich so fatal seyn, als es die der Tochter Karls VI. gewesen war. Die Königinn Mutter wurde bey ihrer Ankunft zu Amiens gefährlich krank, da aber ihre Aerzte Hoffnung machten, daß die Krankheit nicht von langer Dauer seyn werde, so machte man Anstalt, so viel Vergnügen zu haschen, als der Ort gewähren könnte. Die Herzoginn von Chaunes bat dort den Herzog von Buckingham bey einem Sohn zu Gevatter, den sie kürzlich gebohren hatte, und gab dann einen Gevatterschmauß und Bal, wobey die Damen in all dem Glanz erschienen, den Natur und Kunst zu verleihen vermochten, so mit Schmuck bedeckt, daß die Engländer erstaunten.

Die Königinn überstralte den ganzen Hof. Die Natur hatte ihr eine blendende Weiße verliehen, womit sie alle andern Schönheiten verdunkelte. Sie zog gleich einem neuen Gestirn, die allgemeine Bewunderung auf sich.

Auch der Herzog von Buckingham stach eben so hervor, durch seinen prächtigen Anzug sowohl, als seine schöne Figur. Er tanzte mit starkem Beyfall, hätte aber freylich in den Schranken der Ehrfurcht bleiben und seine Eitelkeit nicht höher sich versteigen lassen sollen. [47]) Er betrieb die Abreise sehr, gab aber unter der Hand nicht undeutlich zu verstehen, er habe Befehl zu warten, wenn nur die Königinn Mutter bald wieder im Stand wäre, die Reise fortzusetzen.

Die Handlungsweise dieses Fremden mißfiel mir ungemein. Ich stellte der Königinn Mutter vor, es sey doch schändlich, daß die Engländer ihr zumuthen wollten, ihr Leben in Gefahr zu setzen, um ihrer Gebieterinn die Honneurs zu machen; sie hätte wenigstens

eben

n so ſterke Pflichten gegen ihren Sohn den König,
gegen ihre Tochter die Königinn, und ſey verbun-
n, ſich für das Beſte des Staats zu ſchonen. Sie
b mir zur Antwort, ich hätte Recht, ſie verſtände
ch gar wohl, was ich ſagen wollte, und ihre Tochter
lte unausbleiblich in zween Tagen von Amiens ab-
ren.

Würklich ließ ſie auch gleich am folgenden Tag
ckingham kommen, um ihm zu ſagen, er müſſe ſich
ſchließen, ihre völlige Wiederherſtellung, mit der es ſich
ch der Verſicherung ihrer Aerzte wohl noch einen
onat verziehen könne, abzuwarten, oder aber mit
er Tochter der Königinn unverzüglich zu Schiffe zu
hen; dieſe wäre ſelbſt ungeduldig, bey ihrem kö-
glichen Gemahl einzutreffen; ihr ſelbſt ſey es
rlich ſehr unangenehm, daß ſie auf dieſe Art außer
tand wäre, zu vollenden was ſie begonnen hätte,
mlich die Königinn von England ſo weit zu beglei-
n, als es auf franzöſiſchem Grund gienge.

Betreten über dieſen Vortrag nahm der Engländ-
den Entſchluß, den der Wohlſtand heiſchte, und
langte, die ſchleunige Abreiſe ſeiner Königinn nach
n Staaten ihres Gemahls.

Der Befehl zur Abreiſe wurde alſo für den fol-
den Tag ertheilt. Die Königinnen entſchloſſen ſich,
Königinn von England noch eine Meile vor Amiens
begleiten. Sie hatte einen ſehr ſchönen Zug. Ei-
große Menge Herrn folgten ihr. Die Bürgerſchaft
d Beſatzung thaten gemeinſchaftlich, was ein ſolcher
ll erheiſchte.

Ihr erſtes Abſteigquartier war Abbeville. Man
ählt, als der Herzog Buckingham ſich von Ihren
ajeſtäten beurlaubte, ſey er nach der Gewohnheit
ſeines

ſeines Landes niedergekniet. Man nahm dies als ein Zeichen ſeiner Reue darüber, daß er die Abreiſe ſeiner Königinn zu ſehr betrieben habe. Er faßte indeſſen den Vorſatz am andern Tag ſchon wieder nach Amiens zu kommen, und meldete es dem Herzog von Chevreuſe, mit dem Vorwand, er habe einen Courier von ſeinem König bekommen, mit Ordre, der Königinn Mutter eine Eröffnung zu einer noch engern Verbindung mit Frankreich zu machen. Ich hatte den Einfall dem König zu melden, was ich davon in Erfahrung gebracht hatte, und daß die Reiſe Buckinghams die ſeiner königlichen Schweſter nicht aufhalten ſollte, indem er noch an demſelben Tag mit ihr im Nachtquartier zu Montreuil wieder eintreffen würde.

Gleich nach ſeiner Rückkunft zu Amiens ließ Buckingham die Königinn Mutter um Audienz bitten. Sie wurde ihm bewilligt, unerachtet Ihro Majeſtät im Bette lagen. Er unterhielt dieſe Fürſtinn von ſeinem erhaltenen Auftrag und ließ unmittelbar darauf um Audienz bey der regierenden Königinn bitten. Dieſe wollte es ablehnen, unter dem Vorwand, daß ſie ebenfalls zu Bette ſey; um indeſſen ſich keine Vorwürfe zuzuziehen, wenn ſie die Audienz ohne Vorwiſſen ihrer königlichen Schwiegermutter abſchlage oder bewillige, ſchickte ſie ihre Dame d'Honneur, die Gräfinn Lannoy, an ſie.

Dieſe Dame ſtellte der Königinn Mutter vor, es ſey eine unerhörte Sache, und dürfte vielleicht dem König mißfällig ſeyn, daß die Königinn Mannsperſonen den Eintritt in ihr Zimmer verſtatte, wenn Ihro Majeſtät juſt im Bette läge. „Ja, warum ſollte ſie's denn nicht thun? — antwortete die Königinn Mutter — da ich ſelbſt es gethan habe?" Es hätte ſich freylich dagegen die Verſchiedenheit des Alters und der körper-

körperlichen Umſtände mit Grund einwenden laſſen; die Gräfinn enthielt ſich aber deſſen aus Diskretion, ließ jedoch alle zu Amiens noch anweſenden Prinzeſſinnen und Damen zuſammen berufen, um bey dieſer Audienz zugegen zu ſeyn, und zu der dazu beſtimmte Stunde begab der Engländer ſich nach dem Zimmer der Königinn.

Nach den gewöhnlichen Reverenzen ließ die Frau von Lamoy ihm einen Stuhl bringen, weil dem Ceremoniel zufolge die Königinnen in ihrer Audienz diejenigen, die ſich vor ihnen bedecken, niederſitzen laſſen. Der Herzog machte einige Umſtände den Stuhl anzunehmen; und wollte niederknien, indem er ſich auf die Sitte ſeines Landes berief: die Gräfinn ließ ihn aber ſchnell wieder aufſtehen. Die Audienz währte nicht lang, und die Prinzeſſinnen Condé und Conti hatten ſich, wenn ich nicht irre, nebſt mehrern Herzoginnen und Damen haben ans Bette geſtellt. Einige von ihnen hatten es unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit ablehnen wollen, ſich bey der Audienz zu befinden; die Gräfinn ließ ihnen aber ſagen, die Königinn würde es übel vermerken, und ſie ſelbſt würde es dem König melden müſſen.

Buckingham und ſeine Begleiter giengen hierauf zurück, und reiſten ſo ſchnell, daß ſie noch vor der Abreiſe ihrer Königinn zu Montreuil eintrafen. Sie erhob ſich noch an demſelben Tag nach Boulogne, wo ſie ſich einige Zeit aufhalten mußten, weil der Wind der Flotte, die ſie an Bord nehmen ſollte, ſo konträr war, daß ſie nicht auf die Rhede kommen konnte. So bald ſichs aber wieder aufhellte, ſahen wir ſie erſcheinen. Wir, der Herzog von Chevreuſe und ich, übergaben die Königinn in die Hände Buckinghams und der beiden andern Geſandten, zufolge des mit dem großen Sie-

gel

gel versehenen Auftrags von unserm König, nachdem sie uns ebenfalls ihre Vollmacht dazu vorgelegt hatten.

Sobald die Flotte vor Anker lag, betraten Ihro Majestät nebst Gefolge die Schaluppen, die sie an Bord brachten. Sie bestieg das Admiralsschiff, und fuhr durch die andern Fahrzeuge hin, die mit ihrer Artillerie salutirten, und dann nach Dover unter Segel giengen, wo sie in weniger als sieben Stunden einliefen, indem die See nie ruhiger gewesen war. Da ein sanfter Wind die Fluth noch unterstützte, so setzten mehrere lange Barken die Königinn mit ihrem ganzen Gefolge ans Land, wo sie am Strand eine Chaise fand, worin sie nach dem mit den Krommöbeln versehenen Schloß zu einer prächtigen Abend-Tafel gebracht wurde. Nachdem sie sich ein wenig von der Ermüdung erholt hatte, setzte sie sich zur Tafel, und gieng dann zur Ruhe.

Der Herzog von Chevreuse und ich nebst den Marquis d'Effiat traten im Dorfe ab, wo einige englische Herrn zu uns kamen, und uns regalirten, worauf wir uns jeder nach dem ihm angewiesenen Quartier begaben.

Als wir am folgenden Morgen hörten, daß der König so eben auf dem Schloß angelangt sey, begaben die französischen Gesandten sich eilends dahin, und als wir in das Zimmer der Königinn getreten waren, wo der Monarch war, machten wir ihm die gewöhnlichen Komplimente im Namen unsers Königs und der Königinnen, was Seine britannische Majestät in allen Ausdrücken der Höflichkeit, Feinheit und Ehrerbietung beantworteten, die sich von einem so gebildeten Fürsten erwarten ließen.

Als die Stunde zur Abreise nach Canterbury, wo die Vermählung vollzogen werden sollte, gekommen war, sagte uns Buckingham, die Absicht des Königs, der mit in dem Wagen der Königinn fuhr, gienge dahin, daß die vornehmsten englischen Damen, so wie auch der Herzog und die Herzoginn von Chevreuse nebst der Marschallinn von Themines, die der Königinn zu lieb mitgereist, darinn Platz nehmen sollten. Wir sagten darauf, die Frau von St. Georges als gewesene Hofmeisterinn, und dann Dame d'Honneur der Königinn, gehöre auch mit hinein; zwar hätte man zugegeben, daß sie diesen, in England neuen Titel nicht führen sollte; dagegen aber sey ihr doch der einer Groom of the Stool zugestanden worden. *)

Da nun die Frau von St. Georges sich stets um die Person der Königinn befinden müsse, so gehöre sie oder die Herzoginn von Chevreuse auf alle Fälle mit in den Wagen der Königinn, und wenn auch nur Ein Platz darinn wäre.

Ich sagte ferner, der Herzog von Chevreuse dürfe sich nicht von den andern Gesandten absondern, da er keinen besondern Titel habe, und ich und der Marquis d'Effiat würden nicht zugeben, daß ihm eine Ehre erzeigt würde, die wir nicht gemeinschaftlich mit ihm hätten.

Buckingham ließ uns hierauf sagen, wir würden den König geniren, wenn wir seinen Willen nicht befolg-

*) „Der so ziemlich dem entspricht, was in unserer Aussprache mit Gentilhome oder Dame de la chaise percée (Abtritt-Junker oder Nachtstuhl-Dame) bezeichnet wird [33]). Diese Stelle ist in England sehr angesehen, und mit großen Vorrechten verknüpft z. B. im Zimmer der Königinn zu befehlen; ihr das Hemde zu reichen u. s. w."

folgten. Da wir aber fest darauf bestanden, so kam die Frau von St. Georges mit in die Karosse der Königinn, und der Herzog von Chevreuse blieb bey uns, was sich besser schickte.

Auf halbem Wege nach Canterbury hielt der Hof an einem Ort, wo mehrere Damen die Königinn erwarteten, welche abstieg und vom König unterrichtet wurde, welche Sie besonders zu grüßen hätte, und welche ihr die Hand nicht küssen dürften. Sie fieng bey allen Gemahlinnen der Pairs, das ist: der Herzoge, Marquis, Grafen, Widgrafen und Barone an, was sehr lang dauerte.

Nach dieser Ceremonie saßen ihre Majestäten wieder ein, und fuhren weiter nach Canterbury. Der Maire und die Schöffen dieser Stadt hielten bey der Ankunft Reden an die Königinn, worauf sie im Erzbischöfflichen Palaß abtrat, wo aber die Herzoginn von Chevreuse den ganzen Abend bey ihr blieb, ihr das Hemde reichte und sie zu Bette brachte.

Am folgenden Tag giengen wir auf die Bitte des Herrn von Effiat nach London ab, nachdem wir einen Courier an die Königinn Mutter mit Briefen von mehrern Damen abgeschickt hatten, welche enthielten, daß das Beylager Ihrer Majestäten zu beiderseits allerhöchster Zufriedenheit vollzogen worden sey; daß sie diesen Tag noch zu Canterbury bleiben würden, wo ihnen ein prächtiger Einzug bereitet würde, und daß Herr von Effiat dem Herzog von Chevreuse und mir bloß aus dem Grund angelegen habe, mit ihm nach London vorauszugehen, weil er gern mit gleichem Charakter bekleidet dabey erschiene, wie wir, die wir ihm diese Gefälligkeit gern erzeigt hätten.

Die

Die Ceremonie geschah in der dänischen Kapelle, wo der Herzog von Chevreuse und ich logirten. — Der König wollte nicht, daß die Bürgerschaft unter Gewehr treten, noch der Hof sich zu einem feierlichen Empfang der Königinn bereiten sollte, und zwar um so billiger, da, unerachtet es nicht spät in der Jahrszeit war, eine ansteckende Krankheit graſſirte, die England beynahe zur Einöde gemacht hätte.

Der König von Großbritannien glaubte ein Parlement zusammenberufen und in dieser öffentlichen Versammlung alle die Bedingungen bestätigen lassen zu müssen, zu denen sein verstorbener Vater und er selbst sich verbunden hatten, um diese Vermählung zu Stand zu bringen. Der Tag wurde anberaumt und gehalten. Man publicirte eine authentische Acte, die der König in Gegenwart aller Großen seines Hofs ausfertigen ließ; darauf hielt er mit der Königinn offne Tafel, wozu wir, der Herzog von Chevreuse, der Marquis d'Effiat und ich als Gesandte Seiner Allerchristlichsten Majestät, ebenfalls gezogen wurden. Die Großen warteten dabey auf, und die Herolde und Trompeter giengen vor dem Obermarschall her.

Nach der Tafel wollte der König zu Pferd seine Geschicklichkeit zeigen, wie Er sie beym Bal schon gezeigt hatte, (wo die französischen Gesandten mit tanzten). Er brach Lanzen und erwarb sich hier so große Bewunderung als Seine Gemahlinn beym Bal. Diese Fürstinn tanzte dabey, ohne dem Anstand, den Personen ihres Ranges zu beobachten haben, das Mindeste zu vergeben.

Der König erschien im Parlement auf eine Art, welche die Versammlung bezaubern mußte, in seinem königlichen Mantel von rothem Sammet mit Hermelin

gefüttert, ohne Stickerey, die Krone auf dem Haupt, das Scepter in der Hand, umgeben von den Kronbeamten, deren einer ihm das königliche Schwerdt reichte, der andre die Krone à l'Impériale, und der dritte den Reichsapfel, als das Zeichen der von den Engländern behaupteten Herrschaft zur See.

Mehrere andre vornehme Beamte trugen ebenfalls die Zeichen ihrer Stellen und Würden; z. B. der Reichsmarschall einen güldenen Stab mit eisernen Enden; der Kronschatzmeister, der Kronkämmerer und der Hauskämmerer ihre weißen Stäbe. Diese gehen bey allen Gelegenheiten den Pairs vor, weil sie selbst Pairs vom Parlement sind, wo in Gegenwart des Königs niemand sitzen darf, außer daß der Kanzler dem König zur Seite, nur etwas zurück, und dann der Siegelbewahrer sich setzen.

Dieser führte hier, in Abwesenheit des Kanzlers, das Wort, stellte die Lage der Angelegenheiten, die mit Frankreich geschlossene Verbindung, und die Verpflichtung vor, den König von Böhmen, dessen Gemahlinn, Schwester Seiner Majestät, und Dero Neffen wieder in das ihnen entzogene Erbe ihrer Väter einzusetzen. Dies sey, sagte er, das zweytemal, daß er davon spreche; denn im vorigen Parlement, wovon gegenwärtiges blos die Fortsetzung sey, habe man bereits die dem Kron-Erben in Spanien widerfahrene unwürdige Behandlung vorgestellt. — — —

Da die Seuche so sehr überhand nahm, daß sie blos in London täglich über sechshundert Menschen hinraffte, so mußte der König das Parlement aussetzen, und sich nach Hamptoncourt, einem seiner Lustschlösser, begeben. Uns ließ er zum Aufenthalt das nur drey Mei-

len

davon entlegene Schloß Richmond anweisen, wo auch Herzoginn von Chevreuse ihre Wochen hielt.

Wir hatten mit den Engländern einigen Zwist über Zahlung der Mitgift der Königinn, indem sie bo-teten: unser Geld sey nicht so gut als das ihrige. zogen uns aber aus der Sache, indem wir uns an Inhalt des Kontrakts hielten.

Ich muß hiebey anmerken, daß ich während die-Geschäfte stets auf einen kalten Fuß mit Buking-stand, dessen Unvorsichtigkeit ich hier nicht mit lschweigen übergehen kann. Bekanntlich hatte er, r noch einmal nach Amiens kam, der Königinn ter einige Eröffnungen gethan, unter dem Vor-d, eine noch engere Verbindung inter beyden Kro zu knüpfen. Er erklärte sogar Ihro Majestät, er einen ausdrücklichen Befehl deswegen durch einen rier von seinem Monarchen erhalten. Die Köni-antwortete ihm aber damals blos, sie werde dem ig, ihrem Sohn, Nachricht davon ertheilen, und dann dessen Gesinnung wieder wissen lassen.

Nach Einsicht der Antwort, welche die Königinn uf erhalten hatte, und nach Empfang der diesfalsigen hle des Hofs, wollten die Herrn von Chevreuse und fiat eine Audienz bey Seiner Britt. Majestät ver-en, um unsern Auftrag auszurichten. Ich war ent-gegesetzter Meinung, und trug darauf an, sie blos Bukingham zu verlangen, wofür ich ihnen so gute ude anführte, daß sie nachgaben.

Diese Gründe waren: da seit unsrer Anwesenheit ranzösischen Hof niemand sich habe etwas von die-Sache verlauten lassen, so sey zu glauben, sie müsse eben nicht sonderlich am Herzen liegen; es könn-gar dem König mißfallen, wenn wir mit Ihm da-

von sprächen, nicht etwa als von einer Sache, die man Ihm zu Gefallen bewilligen, sondern die man ausschlage, unerachtet Er den Antrag damit gemacht habe. Ich hielte es daher für besser, mit Bukingham darüber zu sprechen, und wenn er, zu seiner Entschuldigung, darauf beständе, daß wir mit dem König sprächen, dann wäre es noch immer Zeit hiezu, da wirs ohnehin nicht umgehen könnten.

Während wir hievon sprachen, kam Bukingham, dazu, um uns nach einem blos drey oder vier Meilen von London gelegenen Lustschloß des Grafen von Carlile abzuholen. Ich ergriff diese Gelegenheit, um ihm den Willen meines Königs kund zu thun. Er versetzte darauf augenblicklich: der Weg, den wir eingeschlagen hätten, sey der beste, weil es seinen König äusserst befremdet haben würde, von dieser Ihm allerdings ganz neuen Sache reden zu hören, indem der Einfall sich blos von ihm, Bukingham, herschreibe, der ihn blos gehabt habe, weil er diesen Antrag beyden Kronen vortheilhaft glaubte, und einen anständigen Vorwand dadurch erhielt, noch einmal nach Amiens zu kommen, wo er den Einfall schon bey seiner ersten Abreise nach dem Abschied von den Königinnen bekommen habe. Dann schloß er als ächter Hofmann: „Es ist Pflicht der Mi„nister, an Erhaltung des guten Vernehmens zwischen „ihren Herrn zu arbeiten, und sie müssen nie etwas „thun, was solches stören könnte.“

Da die Herrn von Chevreuse und d'Effiat der Meinung waren, man müßte dies dem König hinterbringen; so sagte ich ihnen, ich wollte die Depesche besorgen, sie möchten sich nur unterdessen gut zu divertiren suchen. Wir unterzeichneten sie alle drey, ehe wir aus London giengen. Ich gab Seiner Majestät darin Rechenschaft, warum wir in der Sache eher mit Bukingham

als mit seinem Herrn gesprochen hätten, der gar daran dächte, da auch der Herzog selbst ihrer, so wir da wären, nicht wieder erwähnt hatte.

Wir sahen unterwegs mehrere schöne Landhäuser, langten auf dem des Grafen Carlile an, der uns mmen gut aufnahm. Nach unsrer Zurückkunft ondon fuhren wir fort, uns zu Richemond aufzu-, von wo wir oft an den Hof Ihrer Britanni-Majestäten giengen.

Einige Tage nachher ertheilte man uns die Erlaub- nach Frankreich zurück zu kehren. Wir, der Her- on Chevreuse und ich sollten auf dem gewöhnlichen reisen, d'Effiat aber die Schiffe führen, womit König von England den unsrigen in Bezwingung pörten Rochelle unterstützen wollte.

Wir hatten bereits bey Bukingham unsre Ab- -Audienz verlangen lassen, als er, der auf einen öflichen Fuß mit Chevreuse, d'Effiat und mir leb- nd uns mit allen Artigkeiten überhäufte, uns auf Schloß Richemont einen Besuch machte. Der von Bonneuil *) wollte Bukingham loben, oder hr thun, als schmeichelte er ihm, und sagte: muß man Ihnen lassen, Milord, Sie sind schön ortreflich gebaut. Es wundert mich ganz und icht, daß die ersten von unsern Damen sich in verliebten."

„Es sollte mir doch schwer gehalten haben — ent- te der Engländer mit einem unerträglichen

*) Ein bey Hof sowohl als Einführer der Gesandten und ner Geburt, als seines lebhaften feinen Geistes wegen r angesehener Cavalier, der um alle diese Intriguen gewust hatte."

Hochmuth — „denn ich war blos ein armer Fremdling, „und all meinLuſtern hatte ſich wieder mich verſchworen.“

Mir war, was man am Hof vom Eigendünkel dieſes Mannes wußte und ziemlich unverholen ſagte, zu gut bekannt, als daß mir hätte ein Räthſel ſeyn können, was er damit ſagen wolle. Dies nöthigte mir folgende Aeußerung ab: „geſtehen muß man, Milord, Sie „haben Geiſt, Figur und Air eines großen Herrn; Sie „ſind dabey ſchön, angenehm, wohlgebaut, und folg„lich wohl im Stand einem Ehemann, wenn er ſonſt „zur Eiferſucht geneigt iſt, ziemlich warm vor der Stirne „zu machen. Ich bin ſogar überzeugt, daß dies Ih„nen ſchon gelungen ſeyn kann. Aber Eins muß ich „Ihnen denn doch ſagen, was ſeine vollkommene Richtig„keit hat. Unſre franzöſiſchen Damen nämlich ſuchen „einen Stolz darin, Liebe einzuflößen, ohne ihr Ge„fühl zu theilen. Können auch einige darunter ſich ihrer „nicht erwehren, ſo fällt doch ihre Wahl des Gegen„ſtandes, den ſie mit ihrer Gunſt beglücken wollen, nur „auf einen Cavalier, der am Hofe bleibt, und nicht „auf einen fremden, der in ihren Augen mehr nicht iſt, „als ein vorüberflatternder bunter Schmetterling“ (paſſe-volant)

Verſchiedene franzöſiſche Cavaliers, die hiebey zugegenwaren, laſen in Bukinghams Geſicht, daß dieſer Stich ihm bis ins Herz gedrungen war. Er konnte ſogar ſich nicht enthalten, zur mir zu ſagen: ich gienge recht darauf aus, ihm unangenehme Dinge zu ſagen; worauf ich antwortete: dieſe Gelegenheit wenigſtens hätte ſich von ſelbſt angeboten, und wäre zu ſchön, um nicht benutzt zu werden.

Da unſre Abſchieds-Audienz zugeſagt war, gab Bukingham ſich alle Mühe, den Herzog von Chevreu-

und d'Effiat dahin zu bringen, daß ſie im Namen es Königs Seiner Britanniſchen Majeſtät bäten, ſei- e (Buckinghams) Gemahlinn nach Gefallen bey der Königinn anzuſtellen, ſo wie auch ſeine Schweſter, die Gräfinn Dembigh und ſeine Nichte, die Marquiſinn Hamilton. Sie verſprachen es ihm, und ſogar dies, daß ſie die Sache vor mir geheim halten wollten, in- dem ſie ſich ſchmeichelten, ich würde entweder ſo dar- hinter kommen, oder doch diſcret genug ſeyn, ihnen ein Dementi zu geben.

Es iſt um ſo befremdender, daß dies geſchehen konnte, da man es uns in unſrer Inſtruction und in mehrern Depeſchen ausdrücklich verboten hatte. Die Gründe, die Ihre Majeſtäten hiezu hatten, waren ausdrücklich im Ehekontract des Königs von England enthalten, wo man ſtipulirt hatte, daß die Königinn, Sei- ne Gemahlinn, nur Franzoſen und Franzöſinnen römiſchkatholiſcher Religion in Ihrem Dienſt haben ſollte; und dies aus Beſorgniß, der Umgang mit proteſtantiſchen Perſonen möchte ſie mit irrigen Meinungen anſtecken, und ſie zu gewiſſen Gefälligkeiten gegen ihren königlichen Gemahl vermögen [12]) die ſie, wie wir dem Papſt verſichert hatten, niemals haben ſollte.

Es war ſogar nicht ſchwer, einzuſehen, was die Abſicht des Königs von Großbritannien war, welcher nie zugeben wollte, daß die Gräfinn von Buckingham des Herzogs Mutter noch auch deſſen Gemahlinn für gewöhnlich um die Königinn ſeyn ſollten, wie wir Seine Majeſtät gebeten hatten; denn die eine war katholiſch, und die andre im Verdacht es zu ſeyn, weil ſie eine Tochter des Grafen von . . . . . war, der als Beſchützer dieſer Religion angeſehen wurde, indem er aus einem Hauſe ſtammte, das ſich ſtets durch ſeinen Eifer für die Reinigkeit des Glaubens hervorgethan hatte.

Wie dem auch sey, so bemerkte ich wohl, daß etwas von Bedeutung im Werk sey; ich stellte mich daher, als wüßt' ich um alles, und machte mich an Gordon, einen schottischen Cavalier. Ich sagte ihm, man würde noch besonders sehen, wohin unsre Absicht gerichtet wäre. In der Meinung, daß Chevreuse und d'Effiat mir die Sache entdeckt hätten, ließ Gordon sich das ganze Geheimniß ablocken, womit ich denn diese Herrn aufsuchte.

Ich sprach zu ihnen mit dem ganzen Nachdruck, der dem Charakter zukam, womit der König mich beehrt hatte. Ich sagte dem Herzog von Chevreuse: sein Stand dürfte ihn vielleicht vor der Bastille schützen, d'Effiat und ich müßten aber unfehlbar dahin wandern. Sie hätten sich ohne mein Vorwissen zu keiner Sache von dieser Bedeutung, die unfehlbar Ihren Majestäten sehr mißfallen müßte, anheischig machen können noch sollen; und Ein Wort wie hundert, ich wollte nicht Komödie mit mir spielen lassen. Sie möchten sichs überlegen, was sie lieber wollten, Buckingham ihr Wort halten, oder ihre Schuldigkeit thun; würden sie diese aus den Augen setzen, so würde ich unfehlbar auf der Stelle einen Courier an den König schicken, um Ihm den Hergang zu melden; übrigens würde es mich an ihnen nicht befremden, wenn sie etwa vielleicht meinen Courier aufhalten ließen, um einem von ihnen den Vorsprung und sich den Vortheil des ersten Eindrucks zu verschaffen; die Folgezeit würde aber lehren, wer von uns am meisten Recht gehabt habe.

Man kann nicht betretner seyn, als diese Herrn. „Ich habe — sagte d'Effiat, — blos die Meinung des Herzogs von Chevreuse befolgt." — Dieser behauptete dagegen, d'Effiat habe ihn dazu beredet. Endlich stimmten sie darin überein: da die Sache Seiner Ma-

Majeſtät mißfällig ſeyn möchte, ſo wollten ſie lieber ihr gegebenes Wort nicht halten.

Wir wurden durch Buckingham in die Audienz geführt, dem die Vertraulichkeit, worin er mit ſeinem Herrn lebte, es möglich machte, ſo nahe heran zu treten, daß er bis auf jedes Wort vernehmen konnte, was Chevreuſe zum König ſagte. Er wunderte ſich daher nicht wenig, als er uns Abſchied nehmen ſah, ohne der verabredeten Sache mit einer Silbe zu erwähnen.

Im Zorn und Grimm darüber blieb er ſtatt uns wie er ſollte, nach dem Vorzimmer der Königinn zu begleiten, beym König zurück. Weswegen? iſt uns nie zu Ohren gekommen. Er kam uns jedoch bald nach, und ſagte, die Hand am Degengriff, zu mir ganz allein: „der König hält Sie, mein Herr, für den Ur„heber aller der Schwierigkeiten, auf die wir ſtoßen.“ —

Ich antwortete ihm ebenfalls mit der Hand am Degengefäß: „Ich muß mich bis jetzt geirrt haben, „mein Herr. Ich dachte zwar immer, daß die Könige „mächtig genug wären, einem Cavalier Gutes zu „erzeigen; glaubte aber nicht, daß ſie ihm auch Ehre „geben könnten. Jetzt ſehe ich endlich, daß ihre Ge„walt ſich auch dahin erſtreckt. Ich werde mir aber, „was Sie mir da ſagten, wenn es auf Befehl Ihres „Königs geſchieht, noch mehr zur Ehre ſchätzen, als „ſelbſt den Beſitz einer ſeiner Kronen, wenn er mir ſie „gäbe.“

Meine Worte — verſetzte Buckingham, aufs Leben getroffen — können verſchiedentlich genommen werden.

„Und ich — antwortete ich — nehme ſie in dem „Sinn, in dem ein Mann von Ehre ſie nehmen muß.“

Hätte er seine Empfindlichkeit nicht weiter getrieben, so hätte ich den Herzog von Chevreuse nicht darauf aufmerksam gemacht, daß er durch diese Beleidigung gegen uns dem Respekt gegen unsern König zu nahe getreten sey: er verließ uns aber trotzig, „und „daß er uns von Hamptoncourt abgehen ließ, ohne uns „nach Richemont zu begleiten, dies — sagte ich zu „Chevreuse — ist ein so ausserordentliches Benehmen, „daß es Seine Majestät persönlich beleidigt. Ich sehe „nur ein Mittel dagegen, das ich Ihnen vorschlagen „werde, wenn Sie aufgelegt sind, Gebrauch davon zu „machen."

Der Herzog von Chevreuse sah wohl ein, daß er selbst in [illegible] beleidigt war, was dem König geschah, und betheuerte mir, ich dürfte ihm nur sagen, was ich dächte, und es sollte nichts in der Welt seyn, das er nicht thäte, um die Seiner Majestät zugefügte Beleidigung zurückzuweisen.

„Dies Mittel — sagte ich — bestände darin, daß „wir eilends über den Kanal zurück giengen, und dem „Marquis d'Effiat die Führung der uns versprochenen „Schiffe überließen; wenn wir zu Calais ans Land „getreten wären, schickten wir einen Courier mit dem „Bericht von unsern Verrichtungen im Dienst, an den „König. Dann aber begäben wir uns nach einem dritten „Ort, wie Dünkirchen, von wo wir Buckingham wis„sen ließen, wir verlangten Genugthuung wegen seines „Betragens gegen uns. Damit er dies nicht ab„läugnen könnte, müßte dies durch einen erzherzogli„chen Trompeter in Begleitung eines französischen Ka„valiers geschehen. Aber freilich müßte es sehr geheim „gehalten wenn es gelingen soll."

Ich

Ich kann nicht bestimmt angeben, durch wen dies Project an Buckingham gelangte; ob durch Effiat aus Verdruß, daß er nicht mit von der Parthie seyn konnte; ob durch Bonneuil, der aus Temperament nicht schweigen konnte; oder endlich durch Chevreuse selbst, der sich etwa gegen seine Gemahlinn davon verlauten ließ: kurz Buckingham kam am folgenden Tag zu uns, um sich zu entschuldigen, und gab als Grund, warum er uns so plötzlich verlassen hätte, an: man habe ihm just gemeldet, daß seine Gemahlinn äusserst krank worden sey, und darum habe er sich, in der Ueberzeugung, man werde ihm unter diesen Umständen etwas nachsehen, so plötzlich entfernt, ohne uns den Grund davon zu sagen, und ohne uns um Erlaubniß zu bitten.

Da die geringste Entschuldigung diejenigen befriedigt, die zur Versöhnung willig sind, so verdampften jetzt alle unsre großen Projekte, der Herzog von Chevreuse ermangelte aber nicht, die von Buckingham erhaltene Genugthuung bekannt zu machen.

Einige Tage zuvor hatte der König von England den Herzog von Chevreuse zum Ritter vom blauen Hosenband gemacht, nachdem der König von Frankreich dem Herzog Erlaubniß ertheilt hatte, diesen Orden anzunehmen, und nachdem ich diesem Monarchen vorgestellt hatte, daß vermöge der Statuten des H. Geist-Ordens dessen Mitglieder auch den vom goldnen Vließ und vom blauen Hosenband tragen können.

Der König von Großbritannien ließ es dabey gegen den Herzog noch nicht bewenden. Da er beschlossen hatte, ihm und dem Marquis d'Effiat ein eigenhändiges Geschenk zu machen, so ließ er ihnen sagen, er wollte sie noch einmal sehen; und da die Herzoginn von Chevreuse gesagt hat-

hatte, er habe auſſer dem Geſchenk für ihren Gemahl noch zween Diamanten gekauft, ſo glaubte ſich, ſie ſage dies blos in der Abſicht zu mir, um ſich nachher auf meine Koſten luſtig machen zu können. Denn wäre ich mit zu dieſer Audienz gegangen, ſo hätte ſie, wenn ich auch beſchenkt worden wäre, nicht ermangelt, zu ſagen, ich ſey deswegen hingegangen, um es zu erbetteln. Noch ſchlimmer wäre ich weggekommen, wenn ich leer ausgieng. Ich ſagte ihr daher, ich wollte nicht mit nach Hamptoncourt, und es würde ſich ſchon zeigen, welcher von den beyden Diamanten für den Herrn von Effiat ſeyn werde.

Beyde Herrn wurden unbeſchreiblich wohl aufgenommen, beſonders aber der Herzog von Chevreuſe, der ein Geſchenk von großem Werth erhielt. Nicht ſo der Marquis von Effiat, der ſich ſehr beleidigt hielt, daß der Diamant, den man ihm gab, nicht von dem Werth war, wie er gehoffet hatte.

Wir giengen am folgenden Tag zuſammen von Richemond ab, unerachtet die Herzoginn von Chevreuſe mit einer Tochter *) niedergekommen war. Der Herr von Effiat begleitete uns bis Gravesand, wo wir Karoſſen fanden, die uns nach Dover fuhren. Er aber reiste nach den Seehäfen, wo die dem König verſprochenen Schiffe ausgerüſtet lagen.

Wir erreichten glücklich Frankreichs Küſten, nachdem wir beynahe vierzig Stunden See gehalten hatten, und traten auf der Rhede St. Johann ans Land. Am folgenden Tag giengen wir von Boulogne ab, nach Fontainebleau, wo Ihre Majeſtäten ſich damals befanden. Der Froſt, womit Chevreuſe empfangen wurde, ließ mich leicht ſchließen, daß man gar nicht mit ihm zufrieden war. Er erhielt zwar die Stelle eines

Oberſt-

Oberſt-Kämmerers (grand-chambellan), hatte aber doch nicht freien Zutritt in das Zimmer des Königs, ſondern mußte ſich erſt melden laſſen.

Im Conſeil fand ich eine große Veränderung. Nicht nur beſas der Kardinal das ganze Vertrauen des Monarchen, und der Königinn Mutter, ſondern er war auch Chef des Staatsraths und hatte darin ein ſo unumſchränktes Anſehn, daß alle Depeſchen bey ihm abgegeben wurden. Alles gieng nach ſeinem Kopf; er verfügte in allen Sachen, und kannte keine Schranken auſſer in dem, was den Willen des Königs betraf, den er zu durchdringen ſuchte, indem er ſich nach deſſen Geſinnung richtete. Damals war er ihm auch noch nicht ſo läſtig mit Forderungen um Gnadenbeweiſe; denn er ſchlug Ihm noch keinen ſeiner Verwandten zu Stellen um Seine Perſon vor, indem er bemerkt hatte, daß der Monarch in dieſem Stück ſo mißtrauiſch und empfindlich war, daß denen, die er vorgeſchlagen hätte, ein ſehr ſchlechter Dienſt dadurch geſchehen wäre, ſelbſt wenn ſie angenommen wurden. Ueberdies wechſelte er gern den Aufenthalt, aus Gefälligkeit gegen den Monarchen, der nicht gern lange an Einem Ort blieb. Er gieng nicht nach Hof, wenn der König nicht da war, damit man nicht ſagen könnte, er hofire den Königinnen; und unerachtet er ſein Glück der Königinn Mutter zu danken hatte, ſo beobachtete er doch kaum den äuſſerlichen Wohlſtand gegen ſie. Dabey gab er dann ſchlau genug dem König zu verſtehen: er hänge einzig von Ihm ab, und laſſe auch dies ſein einziges Beſtreben ſeyn.

Nach einem zweytägigen Aufenthalt zu Fontainebleau gieng ich nach dem rothen Haus, wo der Kardinal war. Er drang ſehr in mich, ihm zu ſagen, wie das Verhalten des Herzogs von Chevreuſe beſchaffen

ge-

gewesen sey, und was d'Effiat hierüber bemerkt habe. Um zu bewürken, daß ich mich offener gegen ihn äusserte, gab er mir deutlich genug zu verstehen, er habe bereits Erkundigungen eingezogen, die eben nicht zu beyder Vortheil klängen. Ich wollte ihm aber dennoch nichts sagen, was ihnen hätte schaden können. Im Gegentheil lobte ich sie, daß sie einst in Gegenwart des Königs von England in eine löbliche Hitze gerathen seyen, als einer von den Thürstehern (huissiers) dieses Herrn eine katholische Frau mishandelte, die in der Kapelle der Königinn Messe hören wollte.

Im Grund konnte ich freilich nicht in Abrede seyn, daß das Verhalten des Herzogs von Chevreuse dem englischen Hof ganz und gar nicht misfällig gewesen sey. Ich erklärte überdies Seiner Eminenz, daß der Graf von Carlile im Gegentheil das des Grafen von Holland laut tadle; ich vermied jedoch auch eine Schlinge, die mir der Kardinal legte, indem er mich über eine Menge Dinge ausfragte, von denen ich nie etwas gehört hatte, und mit mir ungefehr so verfuhr, wie etwa in der Inquisition Mode ist.

— — —

Die uns versprochenen Schiffe kamen endlich unter dem Marquis d'Effiat nach, und dienten dazu, dem Herzog von Montmorency zu dem Sieg über die Rochelier zu verhelfen. Allein diese Verbindung zwischen Frankreich und England verursachte in der Folge einen groſsen Krieg zwischen beyden Kronen. Denn die Engländer glaubten, da sie dem König geholfen hätten, wären sie berechtigt, einen Vergleich zwischen ihm und den Rochellern zu stiften. Da dies dem Verlangen des Kardinals, Spanien zu bekriegen, gewissermaßen schmeichelte, so erhielten die Engländer, daß man ihre

Ga

Garantie über die den Reformirten zugeſtandenen Artikel annahm. Nachher aber griffen ſie deswegen zu den Waffen, unter dem Vorwand, daß man ihnen nicht Wort gehalten habe.

1626.

Ich weiß nicht, was der Marquis d'Effiat dem Kardinal angenehmes zu berichten haben mochte; ſoviel iſt aber gewiß, daß er ſich bey ihm ſehr in Achtung ſetzte, und daß dieſer Premier-Miniſter ein ſehr großes Verlangen bezeugte, den Herzog Buckingham an den franzöſiſchen Hof kommen zu laſſen. Der König hingegen zeigte ſtarken Widerwillen gegen dieſen Gaſt, weil Ihm an dieſem Britten ſein Stolz, ſein gar nicht reſpektvolles Betragen und ſeine ganze Handlungsweiſe mißfielen. Dabey war der König auch noch nicht entſchloſſen, mit Spanien zu brechen. Zwar war ihm freilich deſſen Macht verdächtig; allein die des Königs von England, der Verſtändniſſe in Frankreich hatte, war es nicht minder. Der König gieng mit vieler Klugheit zu Werk, und durfte und wollte alſo den Engländern nicht förderlich werden. Indeſſen verhalf er dennoch dem Kurfürſten von der Pfalz wieder zu ſeinen Ländern. Dabey wurde er aber durch zwey entgegengeſetzte Rückſichten beunruhigt; auf der einen Seite durch die zu ſtark anwachſende Macht des Hauſes Oeſtreich, auf der andern durch die der brittiſchen Krone ſelbſt. Dies machte, daß der Kardinal die Erlaubniß nicht erhalten konnte, an Buckingham zu ſchreiben, und ihn nach Frankreich kommen zu laſſen.

Der Geſandte ſeiner Majeſtät in Holland [27]) wohin dieſer Engländer damals gereist war, gab ihm zu

ver-

verſtehen: das ſicherſte Mittel, die Geſchäfte zu fördern, wäre, wenn er, ſtatt ſelbſt zu kommen, einen angeſehenen Herrn nach Frankreich ſchickte. Sehr wahrſcheinlich mochte ihm auch die Herzoginn von Chevreuſe daſſelbe geſchrieben haben. Nun ſchickte Buckingham den Vice-Kanzler von England *) welcher verlangte, unmittelbar mit dem Kardinal zu unterhandeln, und mich nicht beſuchen zu dürfen, weil es ihm ausdrücklich verboten worden war.

Der Premierminiſter benachrichtigte mich hiervon, und der Geſandte war nicht wenig betreten über meine Antwort: „der Dienſt Seiner Majeſtät erfordre um „umgänglich, daß die auswärtigen Angelegenheiten „nicht anders, denn durch die Hände eines Staats-Se„kretärs giengen, und obſchon ich mich gern beſcheide, „daß dies nicht juſt mich treffen müßte, ſo müßte ich „dennoch darauf dringen, indem es ſonſt beynahe un„möglich wäre, daß Seine Majeſtät gut bedient wür„den. Denn wenn man Geſchäfte auf auſſerordentli„chen ganz ungewöhnlichen Wegen betreiben wolle, „ſo ergäben ſich daraus gemeiniglich miſsliche Ungleich„heiten, denen nachher unmöglich wieder abgeholfen „werden könne.“ —

Ob das Gewicht meiner Gründe den Kardinal beſtimmte, oder ob er von ſelbſt geneigt war, den Plan zu befolgen, den ich vorſchlug? Er trug die Sache dem König vor, der ſich leicht dazu verſtand. D'Herbaut hatte aber den Vortheil, den andern vorgezogen zu werden.

In den Konferenzen des Premierminiſters mit dem engliſchen Geſandten verabredete man Maasregeln gegen Spanien, von denen unſerm Miniſter am engliſchen Hof, Blainville, nur ſehr wenig mitgetheilt wurde. Er wurde ſogar abgerufen, weil es der Kardinal be-

bedenklich fand, einen so einsichtsvollen Mann auf diesem Posten zu lassen.

Ungefehr um diese Zeit vermochte die Herzoginn von Guise die Königinn Mutter, auf eine Vermählung ihrer Tochter Maria von Bourbon - Montpensier mit Monsieur, einzigen Bruder des Königs anzutragen; wenn dies nicht beliebt würde, möchte man es ihr frey stellen, über ihre Hand zu disponiren.

Wir müssen hier anmerken, daß Heinrich von Montpensier, der letzte seines Hauses, sich mit Catharina von Joyeuse, Tochter des Grafen von Bouchage und einer Frau von Nogare, vermählt hatte, aus welcher Ehe eine einzige Tochter, eben diese Marie, vorhanden war. Sterbend hatte sich Montpensier noch zur Gnade ausgebeten, daß diese Prinzessinn mit dem zweyten Sohn Heinrichs des Großen, dem Herzog von Orleans, vermählt werden sollte. Er starb mit der Beruhigung, dies Geschäft nach Einwilligung des Königs zu Stand gebracht, und die Artikel aufgesetzt zu sehen. Er verfügte daher über seine Güter zum Vortheil seines vermeinten Tochtermanns, seiner Gemahlinn und der Krone. Da aber der Herzog von Orleans noch während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. gestorben war, so gesetzte die Königinn Mutter ihren dritten Sohn, den nunmehrigen Herzog von Orleans mit dieser Braut seines verstorbenen Bruders in Verhältniß. Die Vollziehung dieses Heurathsversprechens verlangte jetzt die Herzoginn von Guise.

So billig und schicklich die Sache an sich schien, so fand sie doch ihre Schwierigkeiten, weil niemand es wagte, dem selbst noch kinderlosen König die Einwilligung in die Vermählung Monsieurs zuzumuthen, aus

gegründeter Beſorgniß, dieſer Prinz möchte, wenn er Kinder bekäme, allzu angeſehen werden. Auf der andern Seite aber wagte man auch wieder nicht, einer ſo billigen Forderung die Bewilligung zu verſagen, beſonders da die Königinn Mutter ganz unverholen ſagte, die, welche ſich widrig bezeugten, gäben dadurch zu erkennen, daß ſie mehr Neigung für die Condeiſche Linie hätten, als Anhänglichkeit an den König und ſeinen Bruder.

Ihre Majeſtäten hätten gern hierüber das Gutachten des Kardinals vernommen: allein dieſer verſchob es immer, ſich rein heraus zu erklären, und erwartete Rath und Auskunft von der Zeit. Der König gab indeſſen zu erkennen, man würde ihm einen Gefallen erzeigen, wenn man Mittel ausfände, dieſe Sache noch hinauszuſchieben. Da er wußte, daß ſein natürlicher Bruder, der Großprior, viel bey Monſieur galt, und für den Grafen von Soiſſons eingenommen war, den einzigen Prinzen, den die Herzoginn von Guiſe für ihre Tochter wünſchen konnte, im Fall ſie Monſieur nicht erhielt; ſo glaubte Er, gegen dieſen ſein Herz ausleeren zu können. Der Großprior aber, der keinen beſſern Gewährsmann haben zu können glaubte, als den König ſelbſt, unterzog ſich der Sache ſo geſchickt, daß er Monſieur beredete, zu ſagen: er ſpüre keine Neigung ſich zu vermählen.

Die Königinn welcher die Liebe des Herrn von Ornano*) zu Monſieur bekannt war, glaubte, er habe Einfluß auf

*) „Er war kürzlich Marſchall von Frankreich worden. Ei„nige Jahre zuvor hatte man ihn arretirt, nachher aber „wieder freigelaſſen, nachdem er verſichert hatte, daß „er jederzeit ein getreuer Diener des Königs ſey und „ſeyn wolle.“

auf die Erklärung des Prinzen, daß er der Ehe entsage, gehabt, und das Haus Vendome mache sich um eignen Vortheils willen den Kredit des Marschalls bey diesem jungen Prinzen zu Nutz, der überdies dem Rath Gehör gegeben hatte, sich vom Hof zu entfernen, und nach la Rochelle zu gehen, weil er dadurch den König nöthigen würde, ihm eine Appanage, mit großen Pensionen und andern Stellen zu geben, was er bisher nicht hatte erhalten können.

Die Königinn Mutter besprach sich also über dies alles mit dem Kardinal, der wohl einsah, daß man Monsieur nicht vom Hof entfernt lassen dürfte, und daher dem König rieth, den Marschall von Ornano [23]) arretiren zu lassen, dem Großprior [24]) aber das Kommando über die Seemacht zu versprechen, wenn er seinen Bruder [25]) dahin brächte, der Admiralstelle von Bretagne zu entsagen, die er mit dem Gouvernement dieser Provinz zugleich erhalten hatte, die aber der Kardinal sehr für sich wünschte, in Hoffnung zur Würde eines Surintendanten der französischen Handlung und Schiffahrt mit allen Rechten und Befugnissen eines Admirals erhoben zu werden. Diese letztere Stelle [26]) war eben deswegen eingezogen worden, um der Einführung der erstern Platz zu machen, da der Kardinal sich angelegentlich um sie bewarb. Insofern er dabey die Flotten nicht selbst kommandiren konnte, stellte er es dem König heim, über diese zum General zu ernennen, wen Er wollte.

Mit der Hoffnung geschmeichelt, die Seemacht wenigstens Einmal zu kommandiren, und dann ein gutes Gouvernement statt des, ihm abgenommenen, von Caen zu erhalten, entschloß also der Großprior sich, Monsieur zu stimmen, und zur Rückkehr an den Hof zu vermögen. Das erste, was Monsieur verlangte,

war die Freistellung des Marschalls von Ornano, was ihm auch zugesagt wurde. Da ich aber wußte, daß man sich des Großpriors bey dieser Gelegenheit bloß bediente, um ihn hernach in Ungnade zu bringen, so glaubte ich ihn warnen zu müssen, indem ich ihm zu verstehen gab: der König würde sich endlich doch noch durch die Thränen der Königinn Mutter rühren lassen; der Kardinal würde sich hüten, dem König in einer so delikaten Sache als die Vermählung seines Bruders, zu rathen; würde aber dennoch am Ende einen Aufsatz machen, und darin gute Gründe für und nur sehr schwache wider die Sache anführen; so würde also das Vorhaben der Königinn doch noch durchgehen, ihn aber ihre Ungnade treffen, unter welcher er so wie das ganze Haus Vendome endlich erliegen würde. Wäre er hingegen zu dem behülflich, was er ohnehin nicht hindern könnte, so würde sein Freund, der Graf von Soissons sich dadurch veranlaßt sehen, sich um seine Nichte zu bewerben, was ein großer Vortheil für sein Haus wäre; auch dürfte er nicht besorgen, die Prinzessinn Guise möchte seiner Nichte vorgezogen werden, denn der Graf Soissons sey gegen alles mißtrauisch, was der Kardinal ihm rathe.

„Sie kennen weder den Hof, noch Monsieur!" antwortete mir der Großprior.

„Ich werde — versetzte ich — am Hof schwerlich „so leicht betrogen werden, als Sie; worin ich mich „aber irren könnte, das wäre die Meinung von Ihrem Geist, da sie, wie ich sehe, selbst alles Mögliche thun, was dazu gehört, um ihr Haus zu Grund „zu richten."

Von dieser Unterredung an sah ich den Großprior nicht wieder, bis zu dem Augenblick, da er mit seinem Bru-

Bruder von Blois abgieng, um auf das Schloß Amboiſe gefangen geſetzt zu werden.

Der Umſtand, daß man dem Herrn von Aligre die Siegel abnahm, um ſie dem Herrn von Marillac [37]) zu geben, ließ auf groſſe Entwürfe ſchließen; dieſer letztere war ſo ſtreng als der erſtere ſanft geſchienen hatte. Auch die vorhabende Reiſe nach der Loire erregte bey manchen Perſonen Furcht. Als man aber ſah, daß Monſieur den König begleitete, und daß Chaleis [38]) mit Seiner Majeſtät und dem Kardinal Erläuterung gehabt habe, ſo hielt man die Sachen für beygelegt.

Die Verhaftung der Brüder Vendome, die von Blois nach Amboiſe gebracht wurden, erzeugte neue Beſorgniſſe, die noch höher ſtiegen, als der Hof nach Nantes abgieng, und der neue Siegelbewahrer, nebſt dem Staats-Sekretair Beauclair zum Verhör der Herrn von Vendome ernannt wurde.

Bey dem Herrn von Marillac fällt mir zweyerley wieder ein, was wohl hier eine Stelle verdient.

Als er Beſitz von ſeiner neuen Stelle nahm, machte er — ſtatt wie gewöhnlich geſchieht, zu ſagen, er befürchte, die Laſt möchte ſeinen Schultern zu ſchwer werden — dem König ein Compliment, das deutlich an den Tag legte, es falle ihm gar nicht ein, Mißtrauen in ſeine Kräfte zu ſetzen; denn er ſagte: er hoffe mit Gottes Hülfe ſein neues Amt recht gut zu führen.

Das Andre iſt: daß der Groſſprior Schwierigkeit machen mußte, und auch würklich machte, ſich von dem verhören zu laſſen; theils als Johanniter-Ordens-

Ritter, theils weil er Marillac vorwerfen konnte, er habe als Mitglied der Ligue einen Eyd gethan, nicht nur den rechtmäßigen Kronerben und deſſen Kinder nicht als König zu erkennen ſondern auch ihm bey allen Gelegenheiten zuwider zu ſeyn; überdies wundre er ſich, daß er ſein Richter ſeyn wolle, da er, der Großprior, doch blos vor das Parlement gehöre. Er konnte ihm auch ſonſt noch gar viel entgegenſetzen, was Marillac mit Scham bedecken mußte.

Als dieſer mit dieſer Antwort zurück kam, traf mich der Verdacht, als ob ich ſie dem Gefangenen unter den Fuß gegeben hätte. Der Kardinal äuſſerte dies gegen den König, der es aber nicht glaubte, ſondern ihm antwortete: „ich kenne ihn ſo gut, als ich weiß, „weſſen der andre fähig iſt. Ueberdieß bin ich der Treue „derer gewiß, die meine Brüder Vendome zu bewachen „haben, und bin überzeugt, daß ſie weder von dem, was „beſchloſſen wurde, Nachricht hatten, noch mit Rath „unterſtützt wurden, über das, was ſie antworten ſollten."

Der Hof machte eine Reiſe nach Nantes, wohin die Landſtände von Bretagne zuſammen berufen waren. Durch die erſte, gewiſſermaßen erbettelte [99]) Bittſchrift die dem König daſelbſt eingerichtet wurde, erflehte man von Seiner Majeſtät eine Declaration, daß kein Abkömmling der alten Herzoge von Bretagne Gouverneur der Provinz ſeyn ſolle. Der König verwilligte dieſe Declaration, die dann dem Landtagsabſchied einverleibt wurde.

Während die Stände hier mit der auſſerordentlichen Beyſteuer für Seiner Majeſtät beſchäftigt waren, drang man in Monſieur, ſich zu vermählen, und entdeckte ein Komplot gegen das Leben des Kardinals.

Cha-

Chalais, der ſich mit eingelaſſen hatte [100]), wurde nebſt allen, die man im Verdacht hatte, darum gewußt zu haben, eingezogen, und man ſetzte ein Unterſuchungsgericht nieder [101]) das aus einer gewiſſen Anzahl Präſidenten und Räthe des Parlements von Bretagne und mehrern Requetenmeiſtern beſtand, die dem Siegelbewahrer, Präſidenten dieſes Gerichts, gefolgt waren.

Monſieur vermählte ſich, während man an Chalais Proceß arbeitete, der zum Tod verurtheilt und hingerichtet wurde [102]). Man dachte, eine der Bedingungen bey der Vermählung würde die Losloſſung der Herrn von Vendome, Ornano und Chalais ſeyn; ſie wurden aber vergeſſen, und wenn man auch von ihnen ſprach, ſo geſchah es ſo ſchwach, daß es blos dazu diente, die erſtern enger zu verwahren, und des letztern Hinrichtung zu beſchleunigen.

Das Haus Guiſe fieng jetzt an, laut zu triumphiren, und ließ ſich durch die Freude ſo ganz berauſchen, daß der Herzog von Elboeuf, als er mich im Schloßhof traf, zu mir ſagte: „Sehen „Sie wohl, was Sie ſo ſehr befürchteten, aber nie „glaubten, iſt nun doch geſchehen. Monſieur bringt „durch ſeine Vermählung das Haus Conde um ſeine „Hoffnung auf den Thron zu gelangen.“

Ich antwortete ihm in demſelben Ton: ich glaubte nie, daß aus der Vermählung Monſieurs mit der Prinzeſſinn Montpenſier, weder Böſes noch Gutes, erfolgen könnte. Ich lebe immer der Hoffnung, daß Gott dem König noch Kinder ſchenken und ſich endlich durch die Thränen und Gebete eines Volks erweichen laſſen ſoll, das ſo glücklich iſt, von dem beſten Fürſten und von einer Königinn von großem Verdienſt regiert zu werden.

Kurz nach Monsieurs Vermählung entschloß der König sich zur Abreise nach Paris, und gieng durch Rennes, wohin ich ihm aber nicht folgte, indem ich Erlaubniß erhalten hatte, meine Schwiegermutter, die Frau du Massez in Saintonge zu besuchen.

Um diese Zeit erfuhr der König den Tod des Marschalls von Ornano, und befahl der Herzoginn von Chevreuse, sich auf ihr Gut Dampierre zu entfernen, und es nicht zu verlassen. Der Tod des Marschalls gab manchen zu reden, manchen Gelegenheit höher zu steigen. Sehr wahrscheinlich würde man, wenn der Tod dem Minister nicht zuvorgekommen wäre, dem Marschall den Proceß gemacht haben, wobey er vielleicht durch seine Aussagen manche Personen, die in genauer Verbindung mit ihm standen, in Verlegenheit gebracht hätte.

Monsieur war mit seiner Vermählung und der erhaltenen Apanage sehr zufrieden. Er vergas aber seine Getreuen, wie dieses seine Art so war. Madame wußte ihn zu behandeln, und ihn zu allem zu bringen [**]). Ihre Schwangerschaft, die sich bald zeigte, vermehrte ihren Einfluß bey ihrem Gemahl und ihrer Schwiegermutter. Niemand durfte es wagen, zu sagen, daß sie nicht einen Prinzen zur Welt bringen werde denn sie war so fest davon überzeugt, daß sie alles mögliche anwendete, um nur zu erfahren, was man hierüber von ihr spräche, und dann denjenigen, die nicht nach ihrem Sinn sprachen, Beweise ihrer Empfindlichkeit zu geben. Trotz dem brachte sie nur eine Tochter zur Welt, ganz gegen ihre und derer Erwartung, die sie für bestimmt hielten, Frankreich sein künftiges Königsgeschlecht zu geben. Sie starb wenige Tage nach ihrer Entbindung. Obschon der Kar-

ardinal viel zu ihrer Vermählung beygetragen hatte,
ar er nichts deſto weniger der Gegenſtand ihres Haſ-
; ſie beneidete ihm ſeinen Einfluß, und war ſogar,
e man glaubte, Urſache, daß die Königinn Mut-
anfieng, weniger Geſchmack an ihm zu finden,
denen Gehör zu geben, die nachtheilig von ihm
achen.

1627.

Man wurde benachrichtigt, daß in England gro-
Kriegsrüſtungen gemacht würden; daß eine Menge
ormirter Franzoſen dahin gegangen ſeyen; daß meh-
e derſelben auf einen Krieg drängen und ſich dazu
leten, unter dem Vorwand ſie müßten auf ihre Si-
rheit bedacht ſeyn. — Der König wurde unterdeſ-
gefährlich krank, und das Fieber, das ihn quälte, war
ſtark bey Ihm als die Begierde nach Poitou zu ge-
. Die Königinn Mutter that ihr Möglichſtes um
s Ihm auszureden; der Kardinal hingegen lag Ihm
um an, indem er Seine Annäherung für das einzi-
Mittel hielt, die Inſel Rez zu retten, wo die Eng-
der gelandet waren, und ſich den Rochellern furcht-
zu machen, die ſie herbeygerufen hatten.

Die Landung war ihnen ſtreitig gemacht worden,
lich aber hatten ſie ſie dennoch mit Hülfe der Fluth
ihrer Kanonen durchgeſetzt. Die feindliche Armee
de von Buckingham angeführt, der bey dieſer Ex-
ition mehr in dem Aufzug eines Verliebten als ei-
Kriegers auftrat. Er verachtete das Fort de la
e und beſchloß die St. Martinsſchanze anzugreifen,

was ihm einen Schimpf zuzog, indem er unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte.

Nach der Wahrheit muß ich hier sagen, daß man dies sowohl der Wachsamkeit des Kardinals als der Ankunft des Königs zu Amis zu danken hatte. Die Belagerten thaten einen tapfern Widerstand, und das Regiment Champagne unter dem nachherigen Marschall Thoires [104]) legte große Ehre dabey ein. Man warf Truppen in das Fort Pre e, und veranstaltete eine Einschiffung zu Brouage unter Schombergs Kommando, der bey seiner Ankunft erfuhr, daß die Garden den Feind der sie unterhalb dieses Hafens wo sie stand angriff, zurückgeschlagen haben. Dieser machte nun seinen äussersten Versuch mit einem Generalsturm auf die Martinsschanze, der aber abgeschlagen wurde. Als er sich hierauf nach der Spitze der Insel retiriren wollte, wurde er gänzlich geschlagen, und man kann wohl sagen, daß der Marschall von Schomberg bey dieser Gelegenheit großen Ruhm und Frankreich große Ehre erwarb. Wurde der König bewundert, daß er diesen Hülfszug unternommen hatte, so wurde der Kardinal nicht minder gelobt, daß er dazu beytrug.

Ich konnte den König weder auf dieser noch auf der Erholungsreise nach St. Germain, begleiten, weil ich selbst noch nicht ganz von einer Krankheit hergestellt war, die mir zehn ganze Monate Stubenarrest gab. Ueberdies hatte mir der König auch nicht die Ehre erzeigt, mich zu dieser Reise zu verlangen. Ich will nicht sagen, ob der Grund davon in der Gefangenschaft des Großpriors oder wo er sonst zu suchen seyn mochte. Aber dies darf ich nicht verschweigen, daß ich großen Nutzen daraus schöpfte, indem ich damals

ls anfieng, die Welt zu verachten. Ich kannte kei- n beſſern Seelentroſt, als wenn tugendhafte gottſe- e Perſonen mich beſuchten, und kann dabey rühmen, ß ich würklich bey dieſer Gelegenheit mehr als ich ver- nte, von den vornehmſten Perſonen des Reichs be- ßt wurde.

Endlich erlangte ich meine Geſundheit wieder, ne den mindeſten Schmerz von einem groſſen Ge- wür zu haben, das mir verſchiedenemal gröffnet wer- n mußte. Auf einer Reiſe, die ich zu unſrer lieben auen zu Lieſſe machte, um Gott zu danken, erhielt die Gewißheit meiner Heilung. Die Frau de la lle aux Cleres war mit bey dieſer Reiſe, und ich muß nachrühmen, daß ſie während meiner ganzen Krank- t nicht von meinem Bette kam, das ich faſt beſtän- hüten mußte, weil ich mich liegend noch am erträg- ſten befand.

Der König befahl mir, bey der Königinn Mut- zu bleiben, welche unter dem Titel einer Statthal- in dieſſeits der Loire die Regentſchaft führte.

Ihres Aufenthalts zu Dampierre überdrüſſig gieng erdeſſen die Herzoginn von Chevreuſe dort weg, und ch Nancy, wo ſie von dem Herzog von Lothringen voll- mmen gut aufgenommen wurde. Unerachtet ihre An- wandſchaft zum Vorwand diente, ſo war doch ei- ntlich ihre Schönheit, was ihr ihren Einfluß auf die- Fürſten erwarb und lange erhalten half. — Er te, gleich ſeinen Vätern, viel von den Biſthümern ey, Toul und Verdun an ſich geriſſen, worüber un- Könige Schutzherrn waren, wo ihnen aber faſt nichts hr als die bloße leere Oberherrlichkeit übrig blieb. an rieth daher dem König, zurückzufordern, was

Ihm

Ihm gehörte. Von beyden Seiten wurden Commiſſarien zur Unterſuchung ernannt. Dieſe ſprachen dem König ſo viel Ländereyen zu, daß der Herzog von Lothringen glaubte, man wolle ihn ganz ausziehen.

Jetzt aber glaubte er, biete ſich die Gelegenheit dar, um entweder günſtige Deklarationen zu erlangen, oder ſich mit Gewalt in Beſitz ſeines angeblichen Eigenthums zu behaupten. Er machte kein Geheimniß daraus, und bey Hof gieng das Gerücht, die Herzoginn von Chevreuſe ſtecke dahinter. Allein der Vater dieſer Dame beſorgte, der Erfolg möchte hinter ſeiner Erwartung zurück bleiben, und rieth ihm daher, nach Spanien zu ſchicken, um ſich des Schutzes Seiner katholiſchen Majeſtät zu verſichern, dabey aber den Herrn de Ville über Paris oder la Rochelle gehen zu laſſen, um Seine Majeſtät zu begrüßen, und dabey nebenher einige Worte fallen zu laſſen, welche zu verſtehen gäben, es ſey kein beßres Mittel, die Freundſchaft ewig zu machen, als wenn man dem Herrn Herzog in Anſehung ſeiner Forderungen Recht ſchaffe.

Ich gab dieſem Envoyé, mit dem ich zu konferiren beordert war, zur Antwort: ſeine Worte glichen einer Ausforderung, er möchte aber nicht vergeſſen, daß der Degen ſeines Herrn zu kurz ſey, um ſich mit dem des Königs zu meſſen. Ehe die von Natur langſamen [101]) Spanier und Engländer ſich beſonnen hätten, ob ſie ihm beyſtehen wollten oder nicht, dürfte er wohl ſchon verlohren haben, was ihm gehöre und nicht gehöre.

Herr de Ville wurde nicht beſſer zu Rochelle aufgenommen, indem der König ungehalten darüber war, daß ein Herzog von Lothringen es wage, Ihm jetzt zu trotzen, weil er Ihn tief in einen Krieg mit England und einen Theil Seiner empörten Unterthanen verwickelt glaube.

Während der Blokade von la Rochelle kam der
önig einmal nach Paris, gieng aber ſchleunig wieder
rück, ohne ſich durch die Bitten der beyden Königin-
n zurückhalten zu laſſen. — Der aus den Nieder-
nden abgerufene Marcheſe Spinola [106]) kam auch
rch Paris, und beſah auf ſeiner fernern Reiſe nach Ma-
d auch das Lager vor Rochelle, wo der König ihn ſehr
t aufnahm, und ihm ſogar erlaubte die Laufgräben
d Werker zu beſehen. Man ließ daß Lager ausrü-
n, die gröſte Ehre, die man ihm erzeigen konnte,
für er auch Seiner Majeſtät unterthänigſt Dank
gte.

1628.

Nach ſeiner Zurückkunft an den Hof ſeines Herrn
aren mehrere Räthe deſſelben der Meinung, man ſollte
n Entſatz von la Rochelle verſuchen, hauptſächlich um
n zu großen Anwachs der Macht Frankreichs zu ver-
ndern, deſſen Abſichten nach der dem Herrn de Ville
theilten Antwort nicht zu verkennen wären. Man
agte dabey Spinola, was er von dieſer Unternehmung
elte? Er antwortete, er ſehe große Schwierig-
iten dabey, welche unfehlbar die Abſichten des katholi-
en Königs vereiteln würden, der dann dennoch im-
er den Vorwurf davon hätte, unnützerweiſe eine Flot-
ausgeſchickt zu haben, um den Rochellern zu helfen.

Man trug ihm an, die Sache auf ſich zu nehmen;
lehnte es aber ab, weil er die Werker geſehen, und
n Gutachten zu einigen Aenderungen dabey gegeben ha-
; daher er nicht mit Ehren ſich dieſem Auftrag unter-
hen könne. So kam es, daß der König von Spanien
ankreich hiebey keine Urſache zu Beſchwerden gab.

Anders verhielte es ſich in Italien. Hier glaubten
Spanier eine günſtige Gelegenheit zu haben, um ſich

der

der Stadt und Citadelle Casal zu bemeistern. Sie liessen den Sergant-Major um die Uebergabe angehen, auch der Herzog von Savoyen willigte ein, unter der Bedingung, daß er erklären sollte, keinen Anspruch auf das Gebiet umher zu haben noch zu machen. Wie das Gerücht nun keines Menschen schont, so hieß es denn auch hier: beyde Fürsten giengen blos darauf aus, einander hiebey zu betrügen; denn sobald der katholische König hatte was er wollte, so ließ Er sich nichts mehr angelegen seyn, als den Herzog an Eroberungen in einem Lande, das Er als sein Eigenthum ansah, zu verhindern; dieser aber fieng nachher an, sich zu fürchten, und schrie nach Hülfe, um die zu starke Macht Spaniens in Italien zu hindern. So rettete er sich also vor dem Einen auf Kosten des Andern, doch wurde er bey seinen Planen oft von beyden getäuscht.

Keine Macht war eher im Stand, Spanien die Spitze zu bieten, als Frankreich. Der katholische König trat daher mit dem Herzog von Rohan in Unterhandlung und unterstützte ihn mit Geld, damit der bürgerliche Krieg sobald noch nicht aufhören möchte, als man sonst hätte hoffen dürfen. Der Herzog setzte ihn würklich in Languedoc fort, konnte aber doch nicht hindern, daß la Rochelle sich ergab, nachdem man darin den Tod des Herzogs von Buckingham [107]) erfahren und gesehen hatte, daß alle Anstrengungen der Engländer nichts auszurichten vermochten, gegen den vor dem Hafen aufgeführten Damm, und gegen die Schiffe, die der König gegen die feindliche Flotte armirt hatte. Diese rebellische Stadt machte endlich aus der Noth eine Tugend, und öffnete ihrem Souverain ihre Thore.

Zweyter Theil.

1629.

Der König gedachte in diesem Jahr des Schutzes für den ungerechterweise angefallenen Herzog von Mantua, ohne jedoch dabey die Bedürfnisse Seines eignen Reichs aus den Augen zu verlieren. Nach der Uebergabe von la Rochelle und nach den nöthigen Verfügungen für die Insel Rez ließ Er Seine Armee durch Languedoc gegen Dauphine aufbrechen, in der Absicht auch über die Alpen vorzudringen, im Fall der Herzog von Savoyen ihn dazu nöthigte. Er machte auch einen kleinen Seitenweg nach Paris, um die Königinn zu besuchen, reiste aber bald wieder weg, um sich trotz der strengen Jahrszeit an die Spitze seiner Armee zu stellen.

Er ignorirte vor der Hand was an Seinem Hof vorgieng, und eilte dahin, wo es am meisten noth hatte. Da Er den Herzog von Savoyen nicht im Guten zur Billigkeit bringen konnte, so versuchte er den mit Barri-

ri a

rikaden befeſtigten Paß bey Suſa zu forciren, was ihm gelang, und ihn in den Stand ſetzte, Caſal von einer Belagerung befreit zu ſehen, die der Marquis Spinola kommandirte. Dieſer hatte ſich während dieſer Belagerung oft beſchwert, daß man es ihm am Nothwendigſten fehlen laſſe, was er den Ränken des Herzogs von Savoyen zuſchrieb. Er wurde überhaupt von Spanien nicht gut behandelt, und war blos inſofern noch glücklich, daß er erkrankte, ehe die Befehle des katholiſchen Königs eintrafen, welche alsdann durch einen andern ausgeführt wurden.

Caſal wurde alſo entſetzt, ohne daß der König weiter als bis Buſſolenka zu gehen brauchte, wo der Herzog und die Herzoginn nebſt dem Erbprinzen ihm aufwarteten.

Nach einem geſchloſſenen Vertrag gieng der König mit dem Kardinal nach Frankreich zurück, und ohne auszuruhen nach Vivarez, wo mehrere Plätze ſich ergaben, bis auf Privas, das ſich wehren wollte, unglücklicherweiſe aber andern und der Nachwelt ein warnendes Beyſpiel wurde [1]).

Beſtürzt über ſo viele Vortheile, ließen der Herzog von Rohan und ſeine Parthey um eine Amneſtie bitten, die ihnen auch gewährt wurde, doch unter der Bedingung, daß der Herzog das Reich verlaſſen, alle Plätze, wo er Gouverneur war, dem König die Thore öffnen, und das Drittel ihrer Werker geſchleift werden ſollte. Weil aber jeder Stadt noch frei ſtand, ſich zu unterwerfen oder nicht, ſo übernahm es der Kardinal ſelbſt, ihre Erklärung einzuholen. Er führte Truppen mit, die ſie in Furcht ſetzen und zur Unterwerfung zwingen konnten, im Fall ſie ſich nicht anders dazu verſtehen wollten.

Der

Der König machte unterdeß ebenfalls wieder einen Beſuch bey den Königinnen in Paris, wobey er ſich zugleich von den Strapazen erholen wollte. Er nahm ſeine Gemahlinn mit nach Verſailles, und eines Tags, als er eben nach Paris zurückkehren zu wollen ſchien, machte er ſeinen gewöhnlichen Jagdritt.

Ich muß hier anmerken, daß nach dem im vorigen Jahr erfolgten Tod der Gräfinn von Lamoy die Marquiſinn von Seneçay an ihre Stelle Dame d'Honneur wurde, und der Frau von Seneçay Stelle die unter dem Namen der Frau von Fargis bekannte Gräfinn de la Rochepot [2]). Die Königinn, kam der ſchon unangenehm geweſen war, daß man ihr die Frau von Vervet nahm, hatte nun die doppelte Kränkung, daß man nicht nur dieſe nicht zurückrief, ſondern auch noch eine Dame bey Ihr anſtellte, die einer Abhängigkeit von dem Kardinal Richelieu verdächtig war, weil ſie mit der Frau von Combalet, nachherigen Herzoginn von Equillon, in Verbindung ſtand. Sie war ſehr unwillig darüber; allein die Damen, an denen ihr Zorn und Unmuth ſich äuſſerte, ſuchten ſie nach Schuldigkeit zu bedienen, und Frau von Fargis wußte ſich ſo zu benehmen, daß ſie durch ihre raſtloſe Aufmerkſamkeit und einige Gefälligkeiten das Zutrauen ihrer Gebieterinn gewann. Dann gieng ihr ganzes Beſtreben dahin, Sie mit Ihrer königlichen Schwiegermutter wieder auszuſöhnen, und ſehr wahrſcheinlich wurde ſie hiebey durch den Rath des Kardinal Berulle gelenkt, wiewohl ſie ſelbſt ſchon Geiſt und Muth genug zu einer ſolchen Unternehmung beſaß.

Es zeigte ſich auch um dieſe Zeit, daß man ſich geirrt hatte, wenn man den König ganz unempfänglich für die Liebe hielt. Fräulein von Hautefort machte Eindruck auf ihn. Dieſe Dame, die viel Geiſt

und die Gabe ſehr angenehm zu unterhalten, beſas, war im Dienſt der Königinn Mutter [3]), und unter der Aufſicht der Frau de la Flotte, Oberhofmeiſterinn ihrer Hoffräulems.

Die Frau von Fargis rieth der Königinn klüglich, der anſcheinenden Leidenſchaft des Königs durch die Finger zu ſehen. Denn, ſagte ſie, wenn er lieben kann, ſo kann er nur Ihnen eine Liebeserklärung machen. Die Königinn hatte um ſo mehr Grund, dies zu glauben, da würklich am ganzen Hof keine Dame ſchöner und reizender war, als ſie; denn die Natur hatte ſie mit allen Vorzügen, welche Liebe und Hochachtung erwecken, ausgeſtattet.

Der Kardinal kam jetzt glorreich und triumphirend an den Hof zurück, unbekannt mit dem was daſelbſt vorgieng, ſo wie mit der Neigung welche Monſieur blicken ließ, ſich mit der älteſten Prinzeſſinn des Herzogs von Mantua, Marie, zu vermählen. Die Königinn Mutter hingegen hatte ſtarken Widerwillen gegen dieſe Prinzeſſinn. Monſieur, ihr Sohn, bezeugte auch in der Folge Luſt, ſich mit einer Florentiniſchen Prinzeſſinn zu verbinden [4]).

Uneinig unter ſich, und Verräther gegen einander ſelbſt, beugten die Hugonoten ſich nach und nach wieder unter das ſo lang verſchmähte königliche Anſehen; wiewohl der Herzog von Rohan, um ſie zurückzuhalten, ſein Möglichſtes that, und durch ſeine Emiſſarien unaufhörlich, bald bey Spanien [5]), bald bey England für ſeine Parthey thätig war. Umſonſt; denn alle Städte in Guienne und Languedoc, ſelbſt Nimes, Uſez und Montauban unterwarfen ſich.

Da indeſſen geleiſtete Dienſte und Fähigkeiten den Kardinal noch nicht gegen den Neid zu ſichern vermochten, ſo war er darauf bedacht, den König in einen neuen Krieg zu verwickeln, deſſen Erfolg er auf ſich nahm. Er lobte die Königinn Mutter ſehr, daß ſie ſich der Vermählung Monſieurs mit der Prinzeſſinn Marie widerſetzte und ſie ſogar hatte einſperren laſſen *); allein im Geſpräch mit dem König ließ er ihn bemerken: ſo lange der Kardinal Berulle und die Marillacs Rathgeber der Königinn Mutter wären, würde ſie zu allem fähig ſeyn; dies ſey eine Kabale, die durchaus hintertrieben werden müſſe, beſonders und zuerſt aber durch eine Trennung zwiſchen Schwiegermutter und Schwiegertochter.

Der König ließ ſich leicht bereden, und der Zufall unterſtützte die Abſichten des Miniſters. Der Kardinal von Berulle ſtarb unterdeſſen. Kaum hatte er die Augen geſchloſſen, als eine Menge Leute ſich erlaubten, gegen ihn zu reden, wobey die einen ihm Undankbarkeit, die andern Heucheley zur Laſt legten, ohne es beweiſen zu können.

Der Kardinal Richelieu, ſtets der Gunſt ſeines Herrn verſichert, zog gegen Lion, und bat den König, ihm nahe zu folgen, wenn Er nicht Caſal, dies große Werk Seines Ruhms, unter der Macht der Spanier erliegen ſehen wolle. Der König tagte Seine Reiſe an, welche die Königinnen mit machen ſollten; der Hof ſollte über Troyes gehen, und dort Oſtern halten.

Auf ein Gerücht, daß Monſieur einige Mannſchaft zuſammengerafft habe, um die Prinzeſſinn Marie, die bey der Königinn Mutter ſich befand, zu entführen, wurde dieſe unruhig und ſchickte eilends an den

König, der von Treuel, wo er schon war, nach Fontainebleau zurückkam und ein Corps Cavallerie abschickte, um die Königinn sicher zu stellen.

Das Zimmer, das man der Prinzessinn Marie anwies, war so schlecht eingerichtet, daß sie mit der äussersten Mühe sich entschloß, es zu beziehen.

Da jeder sich die Freiheit nahm, sein Urtheil über das zu fällen, was man sah, so war man allgemein der Meinung, dies alles geschehe mit Vorwissen und Gutheißen des Königs. Ich dachte eben so, sah aber in der Folge meinen Irrthum ein. Denn als ich eines Tags dem König beym Lever aufwartete, fragte Er mich, ob ich wohl gedacht hätte, daß Er alles Vorgefallene gutheiße? Ich gestand Ihm ohne Umschweif, ich wäre würklich dieser Meinung gewesen, hätte sie aber aufgegeben, weil ich auf dem Weg zu Seiner Majestät im Vorübergehen vor dem Zimmer der Prinzessinn Marie keine Wache bemerkt hätte.

Sie haben Recht; — versetzte der König hierauf — man verfährt sehr übel mit ihr.

Ich bemerkte gleich damals, daß die so festgeglaubte Eintracht zwischen Mutter und Sohn um vieles abgenommen hatte; allein ich hatte gegen die Regeln der Klugheit verstoßen, und es kam mir nicht zu, mich darüber zu äussern.

Der König, der nach Lyon durch Burgund reiste, wurde auf seiner Reise von den Kindern des Herzogs von Vendome begleitet, unerachtet ihr Vater noch gefangen sas und der Gros-Prior, ihr Oheim, zu Vincennes gestorben war. Auch der Graf von Soissons begleitete Ihn *).

Trium-

*) „Er war im vorigen Jahr ins Reich zurückgekommen, „das er auf Seneterre's Rath verlassen hatte, der ihn auf

Triumphirend, daß er durch die Einnahme von Pignerol der königlichen Armee einen Paß nach Italien erbrochen hatte, kam der Kardinal Richelieu nach Lyon, wo er den König zu dem Entschluß beredete, in Person dahin zu gehen. Man überlegte, welchen Weg man wohl nehmen sollte, und entschloß sich endlich, über Grenoble zu gehen, um von dort aus desto eher Chambery belagern, Montmelian blokiren und dem Prinz Thomas begegnen könnte, welcher Mine machte, Savoyen vertheidigen oder in Frankreich einfallen zu wollen, wenn der König von St. Jean de Maurienne her vorrücken wollte.

Der König verließ die Königinn, und ließ zu Lyon den Siegelbewahrer Marillac und das Conseil zurück. Ich kann nicht bestimmt sagen, ob man dies that, um den Unterthanen Recht sprechen zu lassen, oder ob man etwa schon darauf umgieng, sich diesen Mann vom Hals zu schaffen. Soviel ist ausgemacht, daß er sehr wohl daran gethan haben würde, wenn er sich enthalten hätte, die Königinnen zu besuchen. Allein sein Ehrgeiz ließ ihn immer Maasregeln nehmen, die ihm in der Folge sehr nachtheilig wurden, weil der arme Mann weder die Hofmanieren, noch den Geist des Königs kannte.

Man schickte von Grenoble den Marschall Crequi ab, um Chambery zu belagern, das er nebst dem Schloß zur Uebergabe brachte. Nach einigem Aufenthalt daselbst, befahl der König den Marschall von Chatillon

„auf seiner Reise nach Italien begleitete. Er hielt sich „dabey lange am Savoyischen Hof auf, wo er sich in „Madame Royale verliebt haben soll. Kurz zuvor war „Er von einer schweren Krankheit genesen, in der ihm „die Aerzte bereits das Leben abgesprochen hatten.“—

Montmelian zu belagern, und setzte dann seinen Marsch über Aix, Ronmilly, Annecy, Conflans und Tarantaise nach St. Maurice fort. Der Prinz Thomas verließ alle diese Posten, indem er nicht wagte, sie zu vertheidigen, noch die Schlacht anzunehmen, die der König ihm zu St. Maurice zu liefern Lust hatte. Die königlichen Truppen griffen den Nachtrab der feindlichen Armee an und schlugen ihn. Der Prinz Thomas retirirte sich in das Thal Oulx, wohin der König ihm nachgerückt wäre, wenn er Lebensmittel genug, auch nur auf acht Tage, für seine Armee gehabt hätte; denn aus den schweren Pässen hätte Er sich beym Eindringen in Piemont nichts gemacht. Da Er aber durch diese Rücksicht hievon abgehalten wurde, begnügte Er sich, den Eingang des Thals befestigen zu lassen, und das Kommando hierüber erhielt der Herr du Hallier.

Der König gieng hierauf über Conflans und Chambery nach Lyon zurück, wohin der Kardinal von Richelieu, mehrere Marschälle, und unter andern auch der Marschall von Schomberg Ihn begleiteten. Dieser war über die Alpen gegangen, und der Premier-Minister schlug ihm vor, noch einmal nach Piemont zurückzukehren; da er aber nicht Lust dazu hatte, erbot Herr von Effiat sich dazu, was dem Minister sehr gefiel, da er selbst sich nicht entschließen konnte, den König zu verlassen, dessen Hitze und Empfänglichkeit für alle Eindrücke er fürchtete. Weil er wohl wußte, was zu Lyon vorgefallen war, that er alles Mögliche, um die Rückreise des Königs über das Gebürge zu verhindern; da er aber dies nicht durchsetzen konnte, so begleitete er Ihn. Die trotzige und von Natur unbeständige Sinnesart dieses Fürsten machte es in der Folge dem Kardinal möglich, ihn wieder zu gewinnen, daß er sich zur Rückreise entschloß, und dessen Rathschläge noch unbedingter als je befolgte.

Der

Der König begab ſich von Grenoble nach St. Jean Maurienne, und hielt ſich daſelbſt lange genug auf, n eine Armee zuſammenzuziehen, die der Savoyiſchen e Spitze bieten konnte. Dieſe nebſt einer andern, die ter den Marſchällen de la Force und Marillac ſchon ſeits ſtand, konnte dem Herzog und dem Statthal- von Mailand wohl Furcht erwecken. Der Herzog n Montmorency erbot ſich, ſie zu kommandiren, und r Marquis d'Effiat, ihn zu begleiten, wenn man ihn m Lieutenant-general machte; denn er hielt ſich über- gt, daß dieſe Würde, verbunden mit der eines Ge- ralfeldzeugmeiſters und Finanz-Oberaufſehers ihm ſehen genug geben würde, um das des Herrn von ontmorency zu theilen.

An dem Tage, da der Herr von Schomberg vor- kte, giengen wir zurück bis Grenoble, nachdem wir Barrault ſo lange angehalten hatten, als man von s verlangte, um die Würkung einer Mine zu ſehen, uns die Einnahme von Montmelian erleichtern ſoll- es gelang aber nicht.

Der König wollte nach Lyon zurück, weil Er hör- daß der Siegelbewahrer ſich immer mehr bey den nigin einſchmeichle. Dieſer erhielt daher Befehl, ch Grenoble zu kommen, und dort Seine Majeſtät erwarten, und dies machte, daß der Verdacht in ſehung ſeines Verhaltens zu Lyon, nicht ohne Grund r. Man konnte bey dieſer Gelegenheit wohl ſe- n, daß von Marillac eben kein ſchlauer Hofmann r; denn er bezeugte zu viel Freude über die Rück- nft des Königs, und wie er befürchtet hätte, der ſenthalt am Fuß der Alpen möchte Seiner Majeſtät eſundheit nachtheilig werden ꝛc. Ohne Zweifel mach- es der gute Mann ebenſo, als er den Kardinal begrüß-

te. Allein seine Geschmeidigkeit und alle seine Künstelеyen änderten dessen gegen ihn gefaßten Vorsatz nicht.

Der Hof begab sich nach Lyon, wo der Marschall Schomberg versprach, nach Italien zurückzugehen. Der Herzog von Montmorency schlug dort den Herzog von Savoyen, der sich bey Villane gelagert hatte. Zu dem Herrn von Schomberg stießen auch die andern Marschälle, die blos Zeugen seines Muths waren, und blos durch ihre Wünsche zu dem glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen beyzutragen.

Die siegreiche Armee drang gegen Carignan vor, und nahm ein Fort weg, das die Feinde daselbst angelegt hatten, um den Uebergang über den Po zu verhindern. Jetzt fieng man an, sich Hoffnung zum Entsatz von Casal zu machen [7]) das die Spanier zum zweytenmal belagerten. Der Herzog von Montmorency gieng darauf über die Alpen zurück, und begab sich nach Lyon, wo er dem Herzog von Effiat nicht all das Lob ertheilte, das ihm, seiner Ueberzeugung nach, gebührte.

Der König wurde um diese Zeit von jener starken Krankheit befallen, die seinem Staatsrath so viel Besorgniß als dem zu Paris gebliebenen Monsieur Hoffnung machte, in Kurzem die schönste Krone der Christenheit zu besitzen. Die Krankheit nahm aber eine glückliche Wendung.

Als der König selbst an seinem Wiederaufkommen zweifelte, entschuldigte er sich ungemein gegen seine Gemahlinn, daß er nicht besser mit ihr gelebt habe. Er versprach ihr, sich künftig besser zu betragen und Rath von ihr anzunehmen. Da diese Fürstinn sich jetzt der Aufrichtigkeit und Zärtlichkeit ihres Gemahls versichert hielt, so schüttete sie alle ihre Klagen über den Kardi-

nal

nal vor Ihm aus und ließ ſich von Ihm verſprechen, daß er verabſchiedet werden ſollte; doch behielt Er ſich vor, daß dies erſt dann geſchehen könne, wenn Er mit Spanien Frieden hätte.

Während der Krankheit des Königs verſicherte die Königinn Mutter ſich mehrerer Perſonen, um den Kardinal feſtzunehmen, im Fall der König ſtürbe. Der Gouverneur von Lyon, d'Alincourt, und eine Menge Herrn vom Hofe erboten ſich dazu.

Der Kardinal hingegen, entweder weil er Wind davon hatte, oder weil er der unaufhörlichen Furcht, worin er ſchwebte, ein Ende machen wollte, verſicherte ſich einer möglichſt großen Menge von Leuten, verlangte aber von ihnen, ſo viel man weiß, nichts, als daß ſie ihm behülflich ſeyn möchten, ſich an einen ſichern Ort zu begeben, weil er wohl wußte, wie ſehr die Königinn Mutter und Monſieur gegen ihn erbittert waren. Der Herzog von Montmorency erbot ihm auch ſeine Dienſte und die mehreren von ſeinen Freunden, die er auf ihre Seite gezogen hatte. So oft in der Krankheit etwas vorfiel, ſchickten die Kreaturen Monſieurs Eilboten an dieſen ab, denen ich ſogleich andere auf dem Fuß nachfolgen ließ, um die getreuen Diener des Königs zu beruhigen, und Monſieur die Hoffnung der Hoheit zu benehmen, mit welcher er ſich ſchmeicheln ließ. Endlich verlieh auch Gott würklich dem Monarchen wieder hinlängliche Kräfte und Geſundheit, um von Lyon abreiſen zu können, und nach der Loire zu gehen, weil dieſe Luft ihm vor allen andern zuträglich ſeyn ſollte.

Obſchon der guten Dienſte des Kardinals eingedenk, vergaß der König doch ſein der Königinn gegebenes Wort nicht, wiewohl er ihm ein Geheimniß daraus

machte. Soviel sagte Er ihm indessen dennoch, daß die Königinn Mutter sehr übel auf ihn zu sprechen sey, und Er ihm riethe, sich aufrichtig mit ihr auszusöhnen.

Der Kardinal glaubte entweder, was der König ihm sagte, oder wollte mit eignen Augen beobachten, wer ihn anschwärze, oder dachte, das Wohlwollen, womit diese Fürstinn ihn sonst beehrte, werde es ihm erleichtern, sich wieder bey ihr in Gunst zu setzen; kurz, er nahm die Parthie, ihr zu folgen, schiffte sich in dasselbe Fahrzeug mit ein, das für sie bestimmt war, bot seine ganze Kunst auf, und durchspähte das ganze Verhalten aller Damen die darin waren; aber vergebens.

Die Königinn, eine geborne Florentinerinn, zeigte ihm, daß dreißig Jahre in Frankreich zugebracht, sie die Verstellungskunst noch nicht hatten verlernen lassen. Diese Kunst, die sich zwar unter jedem Himmelsstrich lernt, die aber in Italien vorzüglich zur Natur wird.

Bey der Ankunft zu Paris wollte der König lieber im Hotel der ausserordentlichen Gesandten, in der Nachbarschaft des Luxemburgs, als im Louvre logiren, vermuthlich seiner besondern Absichten wegen. Er besuchte hier oft die Königinn Mutter, die nicht ermangelte Ihn an Sein Versprechen zu erinnern; Er hielt aber ihr und Seiner Gemahlinn die beygefügte Bedingung entgegen.

Nicht nur wer blos nach dem äussern Schein urtheilte, sondern selbst die Einsichtsvollsten hielten den Sturz des Kardinals für unvermeidlich, während freilich endre noch ein Mittel, sich zu halten, für ihn darin sahen, daß seine Gegner zu offen zu Werk giengen, und zu viel Leidenschaft verriethen. Das sah dann einer Kabale gleich, wovon schon der bloße Name dem König verhaßt war.

Die

Die Prinzessinn Conti, die Herzoginn Elboeuf, und selbst, wie man sagt, der Siegelbewahrer riethen der Königinn, mit dem König darüber zur Erläuterung zu kommen. Um ihm so wie dem Kardinal zu zeigen, daß an keine Aussöhnung mehr zu denken sey, entfernte sie die Nichte des Premierministers, die Frau von Combalet [8]) aus ihrem Dienst.

Der Kardinal überraschte ihre Majestäten, als sie sich über die Maasregeln gegen ihn besprachen [9]). Seine Thränen und Demüthigungen erweichten die Königinn nicht, und da auch der König sich nicht auf der Stelle für ihn erklärte, so entfernte er sich wieder, und traf alle Anstalten zur Abreise nach Havre [10]).

Sein alter Freund, der Kardinal la Valette [11]) widersetzte sich dieser übereilten Entfernung, und sagte ihm, er müsse den Muth noch nicht aufgeben, sondern nach Versailles zum König gehen, und bey dieser Gelegenheit den ganzen Einfluß aufbieten, den ihm Geistesübergewicht und geleistete Dienste beym König verbürgten.

Richelieu befand sich sehr wohl bey diesem edeln Rath seines Freundes. Die Sachen gewannen plötzlich eine andre Gestalt. Nachdem er dem König die Augen geöffnet hatte, würkte er einen Befehl aus, der den Siegelbewahrer nach Glatigni, nicht weit von Versailles, verwies, wohin der Präsident Chevry und ich beordert wurden.

Der Kardinal bot seinen ganzen bekanntlich nicht geringen Scharfsinn auf, um den Siegelbewahrer und dessen Bruder zu Ansistern alles Unheils zu machen. Er vermochte den König dem erstern die Siegel zu nehmen, den andern arretiren zu lassen, da er damals nebst

den

den Marschällen de la Force und Schomberg in Italien kommandirte.

Man befahl mir, nach Glatigny zu gehen, und die Siegel zurückzufordern. Man ließ einen Gefreiten mit einer Rotte von der Garde bey dem Herrn von Marillac die ihn nach Chateaudun führten *), wo er starb. Bey seiner großen Erfahrung sah er sein Verderben als entschieden voraus, sobald er den Kardinal zu Versailles wußte, und sehen mußte, wie die Königinn Mutter zu Paris blieb, und jenem den Kampfplatz überließ.

Er hatte an den König um die Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen, geschrieben, und gab mir dies Schreiben nebst den Siegeln, nachdem er sich lange mit mir unterhalten hatte. Als er aber hörte, daß ein Gefreiter unten sey, der ihn nach dem Ort seiner Bestimmung bringen sollte, entfärbte er sich, wollte indessen doch thun, als glaubte er sich noch nicht verhaftet und sagte zu mir: „wenn man besorgt, ich möchte jemand sprechen, so „thut man mir Unrecht; Ich kann keine sicherere Be„wachung haben, als mich selbst."

Boutillier erhielt Befehl, an den Herrn von Schomberg zu schreiben, um den Marschall von Marillac arretiren zu lassen. Dieser that es, nachdem er zuvor den Marschall de la Force und die vornehmsten Officiers von der Armee davon benachrichtigt hatte.

Ich überlieferte die Siegel dem König und sagte ihm dabey: der Herr von Marillac habe mir ein Schreiben an Seine Majestät mitgegeben. Der König und der Kardinal verlangten es zu sehen; ich lehnte es aber noch ab, mit der Aeusserung, da es mir versiegelt übergeben worden sey, könnte leicht etwas darin stehen, was ihnen un-

nangenehm wäre, und dann möchte der Verdacht mich
reffen, als ob ich mich absichtlich mit diesem Auftrag
efaßt hätte. Nachdem aber der König mich versichert
atte, daß Er von meiner Treue — und der Kardinal,
aß er von meiner Zuneigung überzeugt sey, erbrach ich
, und las es in des letztern Gegenwart vor. Es war
n äußerst demüthigen Ausdrücken abgefaßt. Herr von
Marillac bat darin den König um die Erlaubniß, sich
urückzuziehen, weil sagte er, sein hohes Alter ihn
uſſer Stand setze, seinem Amt mit der ganzen erfor-
chen Applikation vorzustehen.

Als man dem Herrn von Chateauneuf davon sprach,
hn zum Siegelbewahrer zu machen, lehnte er es sehr
on sich ab, entweder weil es schwer war, sich lange bey
em König und dem Kardinal zu halten, oder vielleicht
eil er sich für eine solche Bürde noch zu jung glaub-
e. — Ich erhielt indessen Befehl, nach Paris zu ge-
en, um der Königinn Mutter von Seiten ihres Soh-
es Nachricht zu bringen, was Er in Seinem Conseil
it dem Herrn von Marillac für eine Aenderung ver-
ügt habe, daß Er aber weder diese Stelle, noch die ei-
es ersten Präsidenten wieder besetzen werde, ohne Ihr
uvor sagen zu lassen, auf welche Subjekte Seine Ma-
ſtät die Augen würfen.

Diese Worte wurden in einem verschiedenen Sinn
enommen; denn manche glaubten, sie hießen so viel,
s der König werde zuvor Rücksprache mit Seiner Mut-
r nehmen, und mit ihr darüber rathschlagen; andre
ingegen meynten, sie besagten weiter nichts, als daß
er König ihr sagen werde, was Er thun wolle.

Bey meiner Ankunft in Luxemburg fand ich den
of ungemein zahlreich. Die Königinn war mit einer
Menge Damen und einer großen Anzahl Herrn umge-
ben,

ben, worunter der Herzog von Epernon der vornehmſte war. Nachdem ich mich bey der Königinn meines Auftrags entledigt hatte, befahl ſie mir, mich wenn ſie von ihrer Promenade zurück käme, in ihrem Apartement einzufinden, und ihre Antwort zu vernehmen.

Ich trat hierauf zum Herzog von Epernon, und konnte nicht umhin, ihn zu fragen, was er wohl bey ſeiner Handlungsart, zu thun gedächte?

Den Kardinal aufs Aeuſſerſte treiben! antwortete er mit dem ihm eignen Uebermuth.

„Die Gelegenheit dazu iſt vorbey; — verſetzte „ich — er ſitzt zu feſt. Marillac iſt verabſchiedet, und „ich ſehe kein andres Mittel für Sie übrig, als daß Sie „ſich entfernen, und denen, die die Karten ſo bunt ge„miſcht haben, auch überlaſſen, das Spiel durchzuſpie„len; was aber ſchwerlich gut für ſie ausfallen dürfte."

Zur beſtimmten Stunde fand ich mich wieder im Luxemburg ein, wo die Königinn Cercle hielt, wobey ſich eine Menge Prinzeſſinnen, Damen und Herrn befanden, die Ihro Majeſtät den Hof machten. Auf die Aeuſſerung der Königinn, daß ſie um ſechs Uhr Abends gern allein ſeyn möchte, beurlaubten ſich alle, die bey ihr waren. Mir war es äuſſerſt fatal, ſo ſtarke Geſellſchaft im Luxemburg getroffen zu haben. Denn ich mochte nicht gern die eines Cavaliers unwürdige Rolle eines Spions ſpielen; und konnte doch vermuthen, daß man mich bey meiner Rückkunft ſtark ausfragen würde, was aber glücklicherweiſe diesmal nicht geſchah. Hätte der Lieutenant civil Morteau dieſen Auftrag gehabt, er würde ſich nicht mit Ehren daraus gezogen haben; ſicher hätte er ſich ſelbſt ſo gut zu Grund gerichtet, als die, die er daſelbſt bemerkt hätte.

Die

Die Königinn war wieder in ihrem Kabinet, als
e mir befahl, ihr meinen Auftrag noch einmal zu wie-
erholen; wahrscheinlich um mich, so wie den König
nd den Kardinal zu bereden, sie habe gegen die Prin-
ssinnen, die sie auf dem Spaziergang begleiteten,
ichts davon geäussert. Da aber diese List zu handgreif-
ch war, so führte sie mich nicht irre. Doch wieder-
olte ich alles, was ich ihr erst gesagt hatte.

Ihre Antwort darauf war: „Der König könne
ichts thun, was nicht gutgefunden werden müßte;
och benehme er sich sehr übel gegen sie, nicht nur in-
fern sie seine Mutter sey, sondern auch indem er nicht
Wort halte. Die Ränke des Kardinals seyen ihr be-
annt, und es sey auch wahrscheinlich, daß der Kö-
ig in der Folge von ihm betrogen werden sollte;
e danke ihm übrigens für alles was er ihr habe wollen
agen lassen; dies sey aber auch alles, was sie mir zu
agen habe." — Doch setzte sie noch hinzu: es sey ei-
e neue Beleidigung für sie, und ein neuer Beweis, wie
enig sie bey dem König, ihrem Sohn, vermöge, daß
an den Siegelbewahrer verweise, dessen Rechtschaf-
nheit und Geschicklichkeit ihn gegen eine solche Miß-
andlung hätten sicher stellen sollen.

„Jetzt — fuhr sie fort — habe ich Ihnen gesagt,
was Sie dem König in meinem Nahmen zu hinterbrin-
gen haben; als meinem getreuen Diener aber, und als
dem Sohn des treueifrigsten von allen Dienern mei-
nes höchstseligen Herrn und Gemahls muß ich Ihnen
noch offenherzig sagen, daß ich noch mehr werde zu
dulden bekommen, als ich zu Luines Zeit zu leiden
hatte."

Ich nahm mir die Freiheit, ihr hierin nicht bey-
upflichten, und stellte ihr dagegen vor, wie starke Ver-
indlichkeiten der Kardinal ihr hätte.

„O

„O Sie kennen ihn nicht; verſetzte ſie. So äuſ-
„ſerſt niedergeſchlagen er im Unglück iſt, ſo ein böſer
„Drache iſt er, wenn er guten Wind hat!“ —

Sie entließ mich erſt Abends um zehn Uhr, und die Thränen, die ſie ſtromweis vergoß, indem ſie ſich bitter über den Kardinal beklagte zeigten mir, daß ſie würklich erſchüttert und tief beleidigt war.

Ich gieng am folgenden Tag ſehr früh nach Verſailles zurück, wo ich den Herrn von Chateauneuf nicht nur entſchloſſen, die Siegel anzunehmen, ſondern ſogar voll ungeduldigen Verlangens fand, ſie zu erhalten. Eben ſo ungeduldig wünſchte der Kardinal, ſie ihm zu verſchaffen; der König aber war noch unſchlüſſig. Dies veranlaßte mich, dem Herrn von Chateauneuf zu ſagen: ſo lange die Siegel noch bey Seiner Majeſtät lägen, würden die Anhänger Marillacs noch immer hoffen, daß er ſie wieder erhalten werde.

„Würklich, — fuhr ich fort — man muß geſte-
„hen, er iſt ein Mann von Verdienſt, deſſen Recht-
„ſchaffenheit der Ausſöhnung des Königs mit der Kö-
„niginn Mutter ſehr im Wege ſtehen wird; ſobald aber
„ſeine Anhänger die Hoffnung für ihn aufgegeben ha-
„ben werden, ſo werden ſelbſt die, die jetzt am hitzig-
„ſten ſcheinen, der Königinn rathen das Wohlwollen
„des Königs wieder zu ſuchen, und ſich in Ihn zu
„ſchicken.“ —

Chateauneuf fragte mich, ob ich dies wohl dem Kardinal ſagen wollte. Ich verſprach es ihm, und er drang ſehr in mich, es zu thun; daher ich ihm ſagte: „Sie ſind nicht mehr derſelbe, der Sie waren. Gott „ſey's gedankt!“

Ich benachrichtigte indeſſen den Kardinal von dem, was ich zu Paris ausgerichtet hatte, und von einem Theil deſſen

eſſen was mir daſelbſt geſagt worden war. Ich ſetzte inzu, was ich glaubte, daß zu thun wäre; dieß that ich ber nicht ſowohl um den Herrn von Chateauneuf zu egünſtigen, als weil ich überzeugt war, daß das königiche Intereſſe es erfordre. Der Kardinal empfahl mir, Seiner Majeſtät ebenfalls mein Gutachten über die ächſt zu nehmenden Maasregeln vorzutragen, nachdem ch von meiner Verrichtung Rechenſchaft abgelegt ätte.

In der Ungeduld mich zu ſehen, und von mir zu fahren, was ich in Paris ausgerichtet hätte, kam der önig mir entgegen, und war ſehr zufrieden mit meier Erzählung von der Art, wie ich mich Seines Auftrags tledigt hatte. Noch mehr ſchien Er's mit meinem Vorſchlag baldmöglichſt die Würden eines Siegelbehrers und erſten Parlements-Präſidenten wieder zu ſetzen.

Er ſchickte ſogleich nach dem Kardinal, und erklärte m Seinen gefaßten Entſchluß, den Er mit allen Gründen unterſtützte, die ich Ihm anführt hatte. Ich machte bey dieſer Gelegenheit den Höfling, d. h. ich gab allen was die Gebieter wollten, meinen vollen Beyfall; och that ich es mit ſo viel ſchonender Rückſicht auf die öniginn Mutter, daß mir kein Wort entfiel, was r hätte ſchaden können, noch dem ihr ſchuldigen Reekt zuwider geweſen wäre.

Dieſe Fürſtinn blieb noch nicht dabey ſtehen, daß die Frau von Combalet, Nichte des Kardinals [11]) s Ihrem Dienſt entließ; ſie befahl auch noch Ihrem ekretair Rance, einer Kreatur des Kardinals ſich zu tfernen, jedoch mit der Verſicherung, auf ſeine Behnung bedacht zu ſeyn.

Mehrere von denen, die sonst am fleißigsten im Luxemburg erschienen waren, blieben jetzt nach und nach weg. Selbst der Herzog von Epernon erschien zu Versailles, um dem König aufzuwarten. Er hatte eine lange Unterredung mit dem Kardinal Richelieu, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die enge Freundschaft, die zwischen dem Premier-Minister und dem Kardinal la Valette, einem Sohn des Herzogs von Epernon, bestand, diesem zu statten kam. Denn bey dem Premier-Minister stand er sehr übel angeschrieben, weil er bey der Reise des Hofs nach Bourdeaux im Jahr 1629 in den Höflichkeitsbezeugungen gegen ihn die Rechte seiner Würde standhaft behauptet hatte, was der Kardinal ihm immer nachtrug [14]).

Da der Herr von Chateauneuf endlich die Stelle eines Siegelbewahrers, deren er würdig war, erhalten hatte, befahl man mir, der Königinn Mutter diese Wahl, so wie die des Herrn le Jeai [15]) zum ersten Parlementspräsidenten von Paris, bekannt zu machen. Man befahl mir auch, die Patente für beyde ausfertigen zu lassen, und die Siegelbeamten zu benachrichtigen, daß sie sich auf den folgenden Tag zu Versailles einfinden sollten, indem der König das Dekret des Herrn von Chateauneuf selbst siegeln wollte.

Der Kardinal wünschte, ich möchte dem Jesuiten, Pater Suffren [16]) ebenfalls von dem sagen, was ich der Königinn gesagt hatte, indem er sich überzeugt hielt, die Art, wie man mit ihr verfuhr, müsse sie besänftigen, weil dem Publikum dadurch die, unfehlbar gefaßte, Meinung benommen werden könnte, als ob dies alles ohne Ihre Theilnehmung geschehe.

Ich traf erst Nachts um zwey Uhr in Paris ein. Wohl eben so lang blieb ich im Luxemburg, und bis mir

am Noviciathaus der Jesuiten aufgemacht wurde, wo der Pater Suffren wohnte. Ich fand ihn schon nach Versailles abgereist. Darauf weckte ich den Präsident le Jeai auf, und dann gieng ich nach dem Louvre, wo die Verblendung der Frau von Jarqis bedauerte, die es beynahe für unfehlbar hielt, daß ihr und ihrer Mutter Einfluß mächtig genug seyn werde, den Kardinal zu stürzen [47]). Ich hatte schon von Lyon aus diese Dame gewarnt, daß man mit ihrem Verhalten nicht zufrieden sey, und daß der Befehl, welchen Veringhen erhielt, sich zu entfernen [48]), deutlich genug die unumschränkte Macht dieser Eminenz beweise. Ich hatte ihr auch gesagt, wenn sie ihr Verhalten nicht anders einrichte, würde sie ohne Zweifel Ursache finden, es zu bereuen. Die Dame sagte mir aber: ich sey selbst blind, und habe zu hohe Begriffe von dem Einfluß des Kardinals. Da ich sie nun nicht überzeugen konnte, so versetzte ich endlich, sie könne nächstens die Probe davon auf ihre Kosten machen.

Die Königinn Anna fieng jetzt an, einzusehen, daß die Rathschläge, welche sie in dieser ganzen Verkettung von Intriguen befolgt hatte, nicht die besten seyen. Sie entschuldigte sich aber damit, daß sie sagte: „wer hätte auch nach dem, was der König Seiner Mutter auf „dem Sterbebette sagte, glauben können, was man „seither erlebte!“

Ich that was ich in Paris zu thun hatte, und reiste dann so früh ab, daß ich noch vor den Siegelbeamten in Versailles eintraf. Nachdem die Bestallungen des Siegelbewahrers und des ersten Parlements-Präsidenten besiegelt waren, legten die Herrn Chateaumeuf und le Jeai den Eyd in die Hände Seiner Majestät ab, und dinirten dann mit dem Kardinal, der darauf von Versailles abreiste, und den König nach dem Luxemburg be-

gleitete, wo er Zeuge von dem war, was vorgieng, als der König Seiner Mutter die beyden neuen Magiſtratsperſonen vorſtellte.

1630.

Nachdem der Marſchall von Schomberg den Verhaftsbefehl gegen den Marſchall von Marillac vollſtreckt hatte, kehrte er nach Frankreich zurück, triumphirend, daß er dem Marquis von Santa Cruz gezwungen hatte, die unternommene Belagerung von Caſal wieder aufzugeben. Die Einnahme und Plünderung von Mantua durch die kaiſerliche Armee gieng um minder nahe als dem Herzog von Savoyen, der um dieſe Zeit ſtarb, eines Theils ſeiner Staaten beraubt, und beynahe ganz der Diſcretion des Hauſes Oeſtreich preis gegeben, dabey aber doch immer gleich voll ſchimmernder windiger Projekte. Es läßt ſich nicht ſagen, ob er am Alter oder am Kummer ſtarb [19]); doch waren ſeine Vertrauten der Meinung, die ſchlimme Lage ſeiner Angelegenheiten habe ſeine Tage verkürzt.

Da der König ſich entſchloſſen hatte, einige Zeit zu St. Germain en Laye zu verweilen, ſo verlangte der Kardinal daſelbſt auch ein Logis für ſich, um, wie er ſagte ſich nicht von Seiner Majeſtät zu entfernen. Es war aber mehr um ſeiner Sicherheit willen, wiewohl er aller derer, die ſich ihm näherten, ſicher genug war. — Der Herzog von Montmorency und die Herrn von Thoiras und d'Effiat, die nach Hof zurück waren, verlangten jetzt den Marſchallsſtab. Der erſtere ſtellte ſeine und ſeiner Ahnen Dienſte vor, da beſonders er viel zur Unterwerfung der von den Reformirten beſetzten Städte in Languedoc beigetragen, eine Schlacht gegen die

die Rochelleer und noch kürzlich die bey Veillane gewonnen hatte, wo die Armeen des Königs von Spanien und des Herzogs von Savoyen geschlagen worden waren.

Thoiras machte auf diese Ehre Anspruch, weil er die Citadellen von Casal und Re gegen die spanische und englische Macht vertheidigt — d'Effiat aber, weil er zu dem Sieg des Herzogs von Montmorency mitgewürkt hatte, wovon er sich mehr zuschrieb als ihm gehörte, ohne dem Herrn von Montmorency etwas zu entziehen.

Da der König sich endlich entschlossen hatte, diese Würde den beyden erstern zuzugestehen, so befahl Er mir, der Königinn Mutter dies zu eröffnen. Der dritte wurde von dieser Resolution durch Buillon [10]) benachrichtigt, der sonst unter dem Namen von Cinq Heraults bekannt war, und sich durch mehrere Dienste empfohlen hat.

Ich sagte ihm, was ich für einen Auftrag erhalten hatte. Bouthillier, und besonders d'Effiat, welcher hoffte, daß der König ihm dieselbe Gnade wie den andern erzeigen würde, beschworen mich, nicht abzureisen, ehe ich zuvor noch den Kardinal gesprochen hätte, der sich bereits entfernt hatte. Dies befremdete mich sehr, doch versprach ich es ihnen, mit dem Beysatz, ich könnte nicht wohl glauben, daß sie ihre Absicht erreichen würden, da der König sich gewöhnlich nicht so schnell entschliesse. Ich hätte ihnen wohl noch andre Gründe entgegensetzen können, enthielt mich aber, theils aus Höflichkeit, theils weil ich selbst bey der nie unterbrochenen Freundschaft zwischen d'Effiat und mir, gewünscht hätte, mich in meinem Urtheil geirrt zu haben.

Ich ermangelte also nicht, mich zum Kardinal zu verfügen, sobald er erwacht war, und sagte ihm, was

mich so früh zu ihm führe. „Gütiger Gott! rief er „verwundert aus — was es doch für eingebildete und „dabey des Hofs unkundige Menschen giebt! Gehen „Sie nur hin, machen Sie fort, und sagen Sie „d'Effiat, zu Anfang des folgenden Jahrs (wir waren „schon weit im December) solle er befriedigt werden, „oder ich müßte nichts mehr zu sagen haben." —

D'Effiat war damit nicht zufrieden, und trieb noch immer; doch vergaß er nicht, was ich ihm vom Kardinal ausgerichtet hatte.

Während der Reise nach Savoyen und so lange der König sich zu Versailles aufhielt, lag Ihm der Graf von Soissons unaufhörlich um die Freilassung des Herzogs von Vendome an. Die Abolition, welche dieser Prinz sich gefallen lassen wollte, die Assiduität seiner Kinder bey der Person des Königs, und der in der Gefangenschaft erfolgte Tod des Großpriors erregten allgemein Mitleid und Unwillen im Publikum, das nicht ertragen konnte, daß man durch so lange Gefangenschaft die Sache bestrafte, aus der man dem Herzog von Vendome ein großes Verbrechen machte, nämlich den bloßen Gedanken an seine Rechte auf Bretagne.

Der Herzog von Vendome erhielt endlich seine Freiheit auf die thätige Verwendung des Grafen von Soissons, und wurde in alle seine Ehrenstellen, diese einzige Statthalterschaft ausgenommen, wovon er blos den Titel behielt, wieder eingesetzt.

Man war um diese Zeit sehr aufmerksam darauf, was Monsieur beginnen würde, der gänzlich in den Willen Seiner Majestät ergeben schien, alles lobte, was ge-

geſchah, und ſogar affectirte, den Rath des Kardinals zu befolgen. Noch mehr aber wunderte man ſich als man, da man am wenigſten daran dachte, erfuhr: er habe dieſem Premier-Miniſter einen Beſuch gemacht, und ihm geſagt: „ich komme um mein Wort zurückzunehmen, „das ich Ihnen gab Ihrer Freunde einer zu ſeyn. Ich „kann es nicht mit Ehre ſeyn, da Sie die Königinn mei„ne Mutter, ſo ſchlecht behandeln!“

Der Kardinal antwortete hierauf mit aller Mäſſigung: er werde darum nicht aufhören, ſein unterthänigſter Diener zu ſeyn; er habe ganz keinen Antheil an dem was der Königinn geſchehe, und glaube auch nicht (hierin ſtimmte er mit den Geſinnungen des Königs überein, daß ſie Urſache hatte, ſich über das Verhalten gegen ſie zu beſchweren, da es ganz bey ihr ſtehe, an dem geheimen Geſchäftsgang und dem Vertrauen des Königs Antheil zu erhalten. — Monſieur welcher zu Paris geblieben war, unerachtet des hohen Tons, aus dem er zu dem Kardinal geſprochen hatte, gab den Gedanken nicht auf, ſich nach Blois zu entfernen, was der König auch nicht hinderte.

Mag der Kardinal aufrichtig Willens geweſen ſeyn, ſich mit der Königinn Mutter auszuſöhnen; oder wollte er blos den Schein davon haben; ſoviel iſt gewiß, daß er mehrere Perſonen in Bewegung ſetzte, um dieſe Fürſtinn zu beſänftigen. Sie hielt ſich aber für allzu beleidigt und unanſtändig behandelt, als daß ſie ihrer Ehre unbeſchadet die Hände dazu bieten könnte. So war alſo die Mühe, die man ſich deshalb gab, vergeblich, beſonders da ſie noch überdies mit Feinden des Kardinals umgeben war, die ihrer Leidenſchaft ſchmeichelten, und ihr vorſagten, das Publikum beklage ſie, und tadle den König, von deſſen unbeſtändiger Gemüthsart ſie übrigens hoffen könnte, daß er ſich eben-

so leicht wieder mit ihr aussöhnen würde, als er sich vereinigt habe.

Der Kardinal schlug unterdessen dem König vor, nach Compiegne zu gehen, und veranlaßte ihn, Seine Mutter mit zu dieser Reise einzuladen. Man weiß nicht ob der Minister diesen Schritt that, um sie ihren übeln Rathgebern in Paris zu entrüken, oder um sie arretiren zu lassen, wie nachher geschah. — Um zu zeigen, daß sein Einfluß statt zu sinken, noch wachse, beredete er den König, der Königinn, Seiner Gemahlinn, die Frau von Fargis zu nehmen.

Man glaubt, der Kardinal habe dem König diesen Rath — feiner, listiger als alles was man je dem Kaiser Tiber zuschrieb — gegeben, um an die Stelle dieser Personen die Frau de la Flotte nebst ihrer Enkelin zu bringen, in welche der König sich verliebt hatte. Der Kardinal hatte dabey den Zweck, dem König durch dies Mittel das Verlangen nach Seiner Mutter zu benehmen, auch konnte dadurch zugleich Seine Gemahlinn zur Eifersucht gereizt, und so in der Königlichen Familie ein Zwiespalt unterhalten werden, der die Absichten des Ministers begünstigte und den König in Abhängigkeit gegen ihn erhielt.

Um der Reise nach Compiegne überhoben zu seyn, stellte die Königinn Mutter sich unpäßlich; allein mehrere ihrer Kreaturen hielten sich überzeugt, daß sie es bereuen würde, den König nicht begleitet zu haben, und daß diese Reise ihren Feinden gewonnen Spiel geben müßte. Sie stellten ihr dieß so nachdrücklich vor, daß sie sich endlich dazu entschloß.

Kaum war sie zu Compiegne angelangt, als man sich neue Mühe gab, sie mit dem Kardinal auszusöhnen und dadurch nach und nach es dahin zu bringen, daß

sie

ſie ihre Anhänger fahren ließe. Da aber Bitten und Drohungen nichts über ſie vermochten, und der König endlich verdrüßlich darüber wurde, daß er ſie nicht bereden konnte, ſo faßte er den Entſchluß, ſie arretiren zu laſſen [*], die Prinzeſſinn Conti nach Eu, und die Herzoginn von Elboeuf auf eines ihrer Güter zu ſchicken, die Frau de la Flotte als Dame d'atour der Königinn anzuſtellen, und ſie zu vermögen, daß ſie ihre Enkelin, Fräulein von Hautefort, bey ſich behielte.

Dies erklärte der König ſelbſt ſeiner Gemahlinn, als er bey den Kapucinern, wo er ſie erwartete, mit ihr in den Wagen ſtieg und ſie nach Senlis führte. Man beſchloß eine allgemeine Depeſche über den Vorgang ausgehen zu laſſen, und zufolge einer bey Günſtlingen nur zu gewöhnlichen Verblendung, willigte der Kardinal nicht nur darein, ſondern trug ſogar darauf an, daß in dieſe Depeſche geſetzt wurde, die Gefangenſetzung der Königinn ſey einzig Folge von ihrer Weigerung, dem Kardinal ihre Gunſt wieder zu ſchenken [**].

Ueberzeugt, daß ihr Leibarzt Vautier [***] groſſen Einfluß bey ihr habe, ließ er auch ihn nach Senlis gefangen abführen; ja weil er dachte, dieſer Aufenthalt in der Nähe von Paris würde ihre gewöhnlichen Rathgeber noch nicht ganz von ihr abſchneiden, oder das Volk möchte durch ihr Unglück gerührt werden, ſo beredete er den König, mich an ſie abzuſchicken, mit dem Vorſchlag, ſich nach Moulins zu entfernen, gegen die Verſicherung, daß ſie ihren erſten Leibarzt wieder haben und alle ihre Gelder richtig ausgezahlt bekommen ſollte.

Da ich Befehl hatte, nicht anders als in Gegenwart des Marſchalls von Etre'es mit ihr zu reden, ſo trat ich in dem Hauſe des Stadtgouverneurs Vicomte von Brigueil, ab, bey dem der Marſchall wohnte.

Ich zeigte ihm mein Beglaubigungsschreiben und meine Instruction *). Wir liessen darauf gemeinschaftlich den Sekretair der Königinn, Cotignon, der auf Reise gefolgt war, von meiner Ankunft benachrichtigen, damit er uns zu wissen thun möchte, um welche Stunde wir Ihro Majestät am gelegensten kämen.

Sie befahl uns, sogleich vor sie zu kommen, aus Ungeduld, entweder ihre Klagen gegen uns auszuschütten, oder etwas Neues zu hören. Sie empfand den Antrag nach Moulins zu gehen so übel, als die Härte, womit man ihr ihren Leibarzt genommen habe. Noch mehr Schmerz aber äusserte sie darüber, daß man sie von ihrem Sohn, dem König trenne, „von dessen gu„tem Herzen ich so fest überzeugt bin, daß ich mein „Unglück nie Ihm zur Last legen werde. Einzig dem „überwiegenden Einfluß habe ich es zuzuschreiben, den „der Kardinal sich bey Ihm zu verschaffen wußte. „Ich bin versichert, man schickt mich blos nach Mou„lins, um mich dann nach Italien zurück zu schicken. Al„lein eher will ich das Aeusserste über mich ergehen las„sen, ehe ich mich dazu entschließe; ja eher mag man „mich ganz nackt aus dem Bette reissen, denn so wer„de ich auch den Unempfindlichsten zum Mitleid rühren."

Der Marschall und ich thaten unser Möglichstes, sie zu besänftigen, und ich nahm mir die Freiheit, ihr zu sagen: „aber, Madame, wenn man nun gesonnen „wäre, den Respekt gegen Sie bey Seite zu setzen, „warum hätte mans zu Compiegne nicht eben so gut „gekonnt, als zu Moulins?" — Dann bat ich sie, ihre Antwort für uns mit Muße zu überlegen, und darauf begaben wir uns weg.

Wir suchten Cotignon, der uns gefolgt war, zu überzeugen, daß die Königinn nichts Besseres thun könne,

ne, als ſich nach dem Willen des Königs zu bequemen. Cotignon war ein offenherziger aber dabey hitziger Mann und noch dazu Vautiers Freund. Wir fanden ihn ſo feſt von ſeiner Meinung eingenommen, daß ich ihn endlich fragen mußte, ob er denn für den einzigen Rathgeber ſeiner Gebieterinn paſſiren wolle? „und — fuhr „ich fort — fürchten Sie denn nicht, daß dies Ihnen „übel bekommen möchte? denn es hat ſtark den Anſchein, „als ob Ihrer Majeſtät nicht viel daran gelegen wäre, „Vautier wieder zu bekommen, da wir Ihr verſprechen, „daß ſie ihn ſogleich wieder haben ſollte, ſobald Sie „ſich gefallen laſſen will, was wir Ihr zu Ihrer Ruhe „und dem Beſten des Reichs vorſchlagen. Die Zwie„tracht zwiſchen den beyden Brüdern kann nur durch „ſie beigelegt werden, und ſie wird dann nur mit deſto „rühmlicherem Triumph an den Hof zurückkehren.“

Nachdem Cotignon ſich dies überlegt hatte, vermochte er die Königinn, unſre Gründe zu prüfen, die ihr ſo gut ſchienen, daß ſie mich holen ließ und mir einen Brief nebſt dem mündlichen Auftrag an den König mitgab: ſie empfände kein ſtärkeres Verlangen, als ihm gefällig zu ſeyn, und ſich nach Seinem Willen zu richten. Sie bitte ihn, ſich zu erinnern, daß ſie ſeine Mutter ſey und viele Mühe und Arbeit erduldet habe, um ihm ſeinen Staat zu erhalten; endlich bitte ſie ſich von ihm zur Gnade aus, in Dingen die ſie beträfen ſich nicht durch den Rath des Kardinals beſtimmen zu laſſen, weil ſie aus eigner Erfahrung wiſſe, daß er, wo er einmal haſſe, nie wieder gut werde, indem ſeine Undankbarkeit und Ehrſucht keine Grenzen kennen.

Ich befolgte den Befehl den ich vom König hatte, und ſchickte Lucas an Ihn ab, der in der Folge Kabinets-Sekretair wurde. In meinem Brief an den Kardinal

dinal aber vergaß ich nichts von dem, was die Königinn mir gesagt hatte.

Mit Tages Anbruch saß ich zu Pferde, um mich nach Senlis zu begeben, wo der König mich erwarten wollte: da aber die Kanonenschüsse, die ich hörte, mir von dort eine gute Meile entfernt schienen, so schloß ich, der König müsse schon weggereist und Vautier nach der Bastille gebracht worden seyn, was ich auch bestätigt fand. Ich blieb blos so lange dort, bis ich zu Mittag gegessen hatte, und folgte dann dem Hof nach, den ich jedoch nicht mehr ausser Paris zu erreichen hoffte.

Der Kardinal befürchtete den König argwöhnisch zu machen, und hinterließ einen seiner Cavaliers mit der Weisung an mich, ich möchte geradezu ins Louvre gehen, ehe ich zu ihm käme. Diese Vorsicht war aber in Ansehung meiner sehr überflüssig, da mir nicht eingefallen war, zu jemand zu gehen, ehe ich mich meiner Schuldigkeit gegen meinen König entledigt hätte.

Ohne sich indessen an das zu kehren, was ich geschrieben hatte, änderte man den ersten Entschluß dahin, daß man der Königinn Vautier nicht eher versprach, bis sie zu Moulins seyn würde, und höchstwahrscheinlich hatte man im Sinn, ihn stets gefangen zu behalten, weil man ihn als einen gefährlichen Menschen ansah *), der keine Gelegenheit vorbeygelassen hatte, wo er zeigen konnte, wie wenig er sich aus dem Kardinal mache.

Ich gieng vom Louvre weg zum Premier-Minister, und fand ihn eben so vergnügt über sein Glück, als er es darüber schien, daß er alle die großen Herren am Hofe sich glücklich schätzen sah, wenn sie in seinem Vorgemach aufwarten und ihm ihre unterthänigen Bücklinge

ge

ge machen konnten, wenn er durch sie hin gieng, um sich nach dem Louvre zu begeben.

Der König hatte Nachricht, daß Monsieur von Burgund her gegen die Franche-Comte anrücke, wohin er sich zu wenden für gut befunden hatte, weil er sich in Bellegarde, wo er vom Gouverneur und Eigenthumsherrn aufgenommen worden war, nicht sicher genug glaubte. Der König verfolgte ihn, und erklärte alle und jede, die ihm beystänben, für Rebellen, wenn sie nicht in der im Edikt bestimmten Frist nach Frankreich zurück kämen, und erklärten, daß sie niemand als Seiner Majestät zu Diensten verpflichtet wären. Der Herzog von Bellegarde schickte einen Mann von Stand an Seine Majestät, um sich zu entschuldigen, daß er Monsieur angehangen und ihn in seine Stadt aufgenommen habe, was er freilich, als im Dienst dieses Prinzen befindlich, thun zu müssen geglaubt habe.

Man gab ihm darauf zur Antwort: da Bellegarde ein dem Herzog anvertrauter Kriegsplatz sey, so hätte es denen, die gegen den König sich verbänden oder erklärten, nie zur Zuflucht oder zum Sammelplatz dienen sollen; daß aber Monsieur sich in diesem Fall befinde, davon liege der Beweis ganz offenbar darin, daß er ohne Seiner Majestät Erlaubniß aus dem Reich und ins Ausland gegangen sey.

Das Parlement von Paris machte erst einige Schwierigkeit, diese Deklaration zu registriren, entschied sich aber [19]) folgte es dem Beyspiel des von Bourdeaux und fügte sich unter den Willen des Königs, der die nöthigen Verfügungen traf, um diese Provinz in der Botmäßigkeit zu erhalten.

Der

Der König war zufrieden, daß alles nach seinem Wunsch abgelaufen war, und kam dann nach Sens, wo die Königinn geblieben war, in der Meinung, sie wäre schwanger. Als Er aber unterwegs erfuhr, daß sie dies nicht sey sondern sich verwundet habe, so gieng es Ihm sehr zu Herzen. Er entschloß sich hierauf, Ostern und einen Theil des Sommers zu Fontainebleau zuzubringen, wo er sich oft nach dem Befinden der Königinn Mutter erkundigen ließ, daher man noch immer eine Aussöhnung für möglich hielt.

Es verbreitete sich damals ein Gerücht im Schloß, die Königinn sey nach Flandern entflohen. Viele glaubten es, und der Kardinal selbst äusserte seine Verlegenheit darüber gegen mich. Ich behauptete aber gegen ihn, dieß könne nicht seyn, „wenn anders nicht der „Marschall von Etrées mit im Spiel ist. Denn hätte „auch die Königinn dessen Wachsamkeit hintergangen, „so würde er doch unfehlbar die Sache sogleich einbe„richtet haben. Ja wenn auch er mit einverstanden „gewesen wäre, so hätten doch der Vicomte von Brigueil „und die Gouverneurs und Kommandanten der Plätze „den König davon benachrichtigt."

Das Gerücht wurde bald widerlegt, und es verlohr sich wieder, nachdem es von dem Grafen von Disant in Umlauf gebracht worden war, der im Ruf stand, eine Lüge zu glauben, wie ein Evangelium; denn er durfte etwas nur erfunden oder gehört haben, um es selbst zu glauben.

Der Kardinal mochte entweder glauben, die Entfernung der Königinn nach Flandern könnte ihm gut zu statten kommen, oder er würde sich selbst einen starken Stoß geben, wenn er sie länger gefangen hielt; er entschloß sich den König zu bitten, daß Er einen vertrau-

ten

ten Mann von Gewicht an ſie abſchicken möchte, um ihr Vergleichsvorſchläge zu thun, überzeugt, daß ſie entweder darnach greifen würde, oder doch wenigſtens auf alle Fälle der König in Anſehung alles deſſen, was nach ihrer Weigerung erfolgen möchte, gerechtfertigt erſcheinen müßte.

Der Marſchall Schomberg erhielt dieſen Auftrag nebſt einer von Bautzheller unterzeichneten Inſtruction. Ich wurde bey dieſer Gelegenheit nicht gebraucht, weil der Kardinal mich bereits hatte kennen lernen, daß ich zu eifrig für die Ehre meines Königs wäre, um Ihm die Wahrheit zu verheimlichen und zu ſehr auf das Intereſſe der Königinn Mutter bedacht, um ihr etwas zu vergeben. Indeſſen ließ ich mich nichts verlauten, und dankte Gott von ganzem Herzen, daß ich mit einem ſo delikaten und Geſchäft nichts mehr thun hatte.

1631.

Die Königinn beharrte ſtets auf ihrem Entſchluß, eher alles zu dulten als ſich mit dem Kardinal auszuſöhnen. Es iſt nicht bekannt, ob Bezançon auf Befehl dieſer Eminenz oder aus eigenem Einfall, Ihr vorſchlug, nach la Chapelle zu gehen, wo ſie von dem ältern Sohn des Marquis von Vardes, der dort Gouverneur war, ſicher unterſtützt werden würde. Die Sache wurde ihr ſo einleuchtend gemacht, daß ſie ſich entſchloß, Compiegne zu verlaſſen, wo man die Beſatzung weggenommen hatte. Da aber die Unternehmung unmittelbar darauf ſchon bekannt war, ſo muthmaßte man, daß Bezançon hiebey blos Werkzeug des Kardinals geweſen ſey.

Würklich schickte auch der Marquis von Vardes, sobald er von dem Vorhaben seines Sohnes, der die Anwartschaft auf seine Stelle hatte, benachrichtigt war, auf Befehl des Königs seinen andern Sohn Dubec voraus, der die Garnison in Pflicht nahm, wodurch sein Bruder genöthigt wurde, der Königinn zu folgen.

Diese befand sich dadurch auf die Befolgung des Raths eingeschränkt, den Bezançon ihr gegeben hatte, würklich nach Flandern zu gehen. Hier wurde sie so gut aufgenommen und behandelt, als sie es nur immer wünschen konnte. Die Erzherzoginn unterließ nichts, um den Kummer der sie niederdrückte, zu lindern und zu erheitern.

Der Herzog von Lothringen, der in den Waffen war, glaubte jezt die allerschönste Gelegenheit zu sehen, um sich für die vermeintlich erlittenen Kränkungen Recht zu verschaffen. Er rückte ins Feld. Als er aber hörte, daß der König im Anzug sey, ließ er Ihn seiner Treue versichern, mit der Erklärung, er habe blos zum Dienst des Kaisers ein Truppen Corps aufgestellt; Um zu zeigen, daß dies gegründet sey, ließ er seine Truppen in die Reichslande marschiren.

Der König, der nur sehr wenig Volks auf den Beinen hatte, schien sich mit dieser Ausflucht zu begnügen, entschloß sich aber, die Grenze nicht aus dem Gesicht zu lassen, um ihn desto eher an einem Einfall zu verhindern, wenn er etwa noch Lust dazu bekäme. Er gab mehrern Regimentern Befehl, sich marschfertig zu halten, und kam dann nach Fontainebleau zurück.

Da Chateau-Thierry Ihm durch den Tod des Grafen von St. Paul angefallen war, bekam Er Lust, dies

Gut

Gut in Augenſchein zu nehmen, worin Ihn der Kardinal beſtärkte, der von verſchiedenen Seiten her hörte, daß zwiſchen dem Kaiſer und dem Herzog von Lothringen etwas im Werk ſey, was Frankreich nachtheilig werden könnte; daher man ſich unter dem Vorwand eines Mißtrauens gegen den Kaiſer, nicht allzuweit von dem Lande des Herzogs entfernen durfte.

Da der Herzog von Lothringen damit angefangen hatte, daß er Moyenvic befeſtigen ließ [27]), ſo behauptete der König hiegegen mit Recht: da dieſer Platz dem Biſchoff von Metz zuſtändig, Er aber bekanntlich deſſen Schirmvogt ſey, ſo hätte man nichts dergleichen ohne Sein Vorwiſſen beginnen ſollen. Der Kaiſer dagegen behauptete, da der Biſchoff ſein Unterthan und ſein Vaſall ſey, ſo ſey er berechtigt, jeden Poſten nach Gutbefinden zur Sicherheit des Reichs befeſtigen zu laſſen.

Der Kaiſer ſprach ziemlich laut, weil er ſo wie der Herzog von Lothringen mit Mannſchaft verſehen und es ſchon ſpät im Jahr war. Da er ſich überzeugt hielt, daß er nichts zu beſorgen habe, hatte er ſeine Armee an die Donau vorrücken laſſen, um mehrere Reichsfürſten im Reſpekt zu erhalten welche anfiengen zu merken, daß Seine Kaiſerliche Majeſtät es ganz darauf anlegten, ſie zu unterjochen.

Der König benutzte ſich ihre Unvorſichtigkeit, gieng von Chateau-Thierry ab, und traf kurz darauf in Metz ein, von wo aus er die Lage und den Zuſtand der Werker von Moyenvic rekognoſciren ließ. Obſchon Er nun ſah, daß die Belagerung dieſes Platzes um ſo ſchwieriger ſeyn würde, da er ſchon haltbar war, und in einem Moraſt lag, ſo unternahm er ſie dennoch. Der Herzog von Lothringen rückte zum Entſatz herbey [28]); da er aber die königliche Armee ſtärker fand, als er gedacht

dacht hatte, so that er den Vorschlag, den Platz zu übergeben, unter Bedingungen, die der König annahm, weil er überzeugt war, daß durch die Erlangung dieses Platzes viel gewonnen sey [22]).

Während Seines Aufenthalts zu Metz empfieng Er den Bischoff von Würzburg als Abgesandten der Kurfürsten. Der König ertheilte ihm eine zweyte Audienz, worin er mit bedecktem Haupt redete, was er in der ersten nicht gethan hatte, wo er als bloßer Minister der Kurfürsten betrachtet wurde.

Zu eben der Zeit erfuhr ich, daß mein Vater tödlich krank war, und zwey von meinen Töchtern gestorben seyen. Da der König glaubte, ich hätte auch meinen ältesten Sohn verlohren, so vermied Er, mich zu sehen, und als Er sich eines Tags gedrungen sah, den Grund der Veränderung in Seinem Betragen gegen mich, anzugeben, so antwortete Er: „man muß war„ten, bis sein Schmerz milder wird. Drey Kinder zu „verlieren, ist zu hart für den, der keine andre hat, und „für einen so zärtlichen Vater, als ich Ville aux „Cleres kenne. Es geht hier wie mit einem Tuch, „wo ein Faden schlecht durchgezogen ist. Man ist ge„nöthigt, an einem andern zu arbeiten.“

Da indessen der König und der Kardinal wohl vermutheten, daß die Unruhe des Herzogs von Lothringen und die grosen Ideen, die der Kaiser auf die Entfernung der Königinn Mutter und Monsieurs berechnet hatte, von Folgen seyn könnten, so waren sie ernstlich auf Mittel bedacht, den Kaiser an einem Angriff gegen uns zu verhindern, und mit den Reichsfürsten, die

Frank-

Frankreichs Verbindung ſuchten, in ein Bündniß zu treten. Man bot ihnen Hülfe an Geld und Mannſchaft an, im Fall der Kaiſer ſie in ihrer Freiheit und dem ruhigen Beſitz ihrer Staaten ſtören wollte. Der Erzbiſchoff von Trier hatte ſeinen Vertrag zuerſt geſchloſſen, und man ließ Truppen an der Grenze ſtehen, um den andern Fürſten Muth zu machen, dieſem Beyſpiel zu folgen.

Von Spanien hatte man nichts zu beſorgen, indem man dort noch beſchäftigt war, die Holländer zu bekriegen, die der König mit anſehnlichen Summen unterſtützte, der ſogar ſeine Einwilligung dazu gab, daß der Baron von ..... ein, jedoch auf ihre Koſten zu unterhaltendes, Regiment für ſie warb.

Der Prinz von Oranien hatte vorgeſchlagen, Maſtricht zu belagern, und der König willigte darein, ſo wie auch die vereinigten Provinzen, die ihren Vortheil dabey fanden, erſtlich weil die Eroberung dieſes Platzes es ihnen möglich machte ſich unter einander zu unterſtützen, und dann weil der Prinz von Oranien beſorgte, der Kaiſer möchte dem König von Spanien mit einem Theil ſeiner Macht beyſtehen; daher auch ſtipulirt wurde, daß Seine Allerchriſtlichſte Majeſtät in dieſem Fall den Prinzen mit Ihrer Armee unterſtützen ſollten.

Da der Herzog von Lothringen jetzt ſehr unanſtändige Reden führte, und auch ganz ſeiner unwürdige Dinge begieng, ſo ſah der König ſich genöthigt, ſich wieder nach Lothringen zu wenden. Erſchrocken über die Schnelligkeit der Königs, der bereits Befehl zum Angriff ertheilt hatte, kroch des Herzog zum Kreuz und bat, das Vergangene zu vergeſſen, mit der Verſicherung daß er Ihm in Zukunft treu und ergeben ſeyn wolle. Da er es aber nicht dahin bringen konnte, daß

man ihm auf ſein bloßes Wort traute, ſo gab er Geiſel-Plätze, wobey er dem König lieber Marſal als la Motte geben wollte, daher man ſchloß, daß er immer noch etwas gegen uns im Schild führe. Man fand indeſſen, daß es für damals ſchon genug war, ihn geſchwächt zu haben.

1632.

Nachdem der König die nöthigen Verfügungen getroffen hatte, gieng Er nach Fontainebleau zurück. Hier erfuhr Er den Tod des in Teutſchland kommandirenden Marſchall d'Effiat, und daß Monſieur ins Reich zurück und auf dem Weg nach Languedoc ſey, weil man ihn verſichert hatte, daß der dortige Gouverneur Montmorency ihn unterſtützen werde.

Wenn dies Feuer ausbrach, konnte es in Kurzem das ganze Reich in Brand ſtecken. Und doch trug man noch Holz zu, indem man, ſtatt es durch Unterhandlung mit Monſieur zu löſchen, diejenigen, die ſich für ihn erklärt hatten, mit dem Tod beſtrafte, und Truppen unter dem Marſchall Schomberg, und einige Tage darauf auch noch den Marſchall de la Force marſchieren ließ.

Der erſtere eilte nach Ober-Languedoc, der andre nach Nieder-Languedoc, um die Hugonoten abzuhalten, daß ſie den Anträgen, ſich für Monſieur zu erklären, nicht Gehör gäben. Der König, der ebenfalls nach Lyon aufgebrochen war, erließ eine Declaration, worin der Herzog von Montmorency für einen Majeſtätsverbrecher erklärt wurde. Dieſe Declaration wurde zu Toulouſe regiſtrirt, ehe Er noch zu Lyon anlangte.

Hier

Hier erhielt Er die Nachricht von dem zwiſchen Seinen und des Herzogs von Montmorency Truppen vorgefallenen Treffen, der Gefangennehmung des Herzogs und ihrer Niederlage. Dieſer Nachricht wurde ſo mit Umſtänden erzählt, daß man ſie nicht bezweifelte, unerachtet man ſie nicht von Schomberg hatte. Endlich langte auch ſein Courier an, brachte die nähern Umſtände des Treffens, die Liſte der Gebliebenen und Gefangenen mit, und ſetzte hinzu der Herzog von Montmorency ſey bereits nach dem Schloß Leytoure gebracht worden.

Der Kardinal wußte wohl, daß mehrern Perſonen noch erinnerlich war, wie dieſer Herzog ſich gegen ihn erboten hatte, ihm zur Flucht aus Lyon behülflich zu ſeyn, als der König dort ſo gefährlich krank lag; er ſtellte ſich daher jetzt, als beklagte er deſſen Unfall, und ſagte zu mir ſelbſt, als ich ihn beſuchte: „ich beklage „den Herrn von Montmorency; er wird aber einem „ewigen Gefängniß nicht entgehen können.“

Es hat — ſagte ich — die Ehre mit denen verwandt zu ſeyn, die mit Ihrer Verwandtſchaft beehrt ſind; ſie würden Ew. Eminenz unendlich verbunden ſeyn, wenn ſie nur dies vom König auswürkten.

„Warum ſagen Sie dies?“

Weil, — antwortete ich — wenn es eine große Ehre für den Herzog iſt, die Frau Prinzeſſinn (Conde) und die Frau Herzoginn von Angouleme zu Schweſtern zu haben, auf der andern Seite auch kein Kavalier im Königreich iſt, der es ſich nicht zur vorzüglichen Ehre ſchätzte, wenn er ihn für ſeinen Verwandten erkennt. —

Da der König ſich unterdeſſen entſchloſſen hatte, die Rhone hinabzugehen, und Monſieur und deſſen An-

hängern zu verzeihen, so ließ dieser Prinz sich den Rückzug nach Rousillon abschneiden. Betroffen vom Verlust der Schlacht, worin auch der Graf von Moret geblieben seyn sollte, entschloß er sich, mit allen seinen Anhängern sich allem zu unterwerfen. Man bewilligte letztern eine Abolition unter der Bedingung, daß sie in ihrem Verhör die Wahrheit aussagen sollten.

Der erste, der verhört wurde, war Puilaurent [1*]) der auf die Frage, ob er um eine Vermählung Monsieurs mit der Prinzessinn Margaretha von Lothringen wisse, mit Nein antwortete; denn von der Zeit an, da der Hof in der Nähe von Nancy war, hielt man diese Vermählung für vollzogen, oder doch wenigstens ganz fest beschlossen.

1633.

Man hatte dem Herrn von St. Chaumont, der die Armee des Königs kommandirte, befohlen, ein Aug auf diejenigen zu haben, die diese Stadt verließen. Da aber diese Prinzessinn so glücklich gewesen war, in dem Wagen ihres Bruders Franz (damals der Kardinal von Lothringen genannt) unerkannt durch zu kommen, so war sie nach Flandern gegangen, wo sie sich nachher lange Zeit aufhielt, und wo Monsieur seine Verbindung mit ihr, erklärte. Der Kardinal von Richelieu, dessen Wachsamkeit hier hintergangen wurde, war vergebens davon benachrichtigt worden. Er blieb dabey, es nicht zu glauben, bis die Sache so klar und ausgemacht war, daß kein Mensch weiter daran zweifeln konnte.

Un-

Unterdeſſen procedirte man zu Toulouſe auſſerordentlich [31]) gegen den Herzog von Montmorency, und Monſieur ſchickte auf die Nachricht davon Vaupot, einen nahen Verwandten von Puilaurent, ab, um für ihn zu bitten [32]). Bisher hatte er ſich noch gar nicht für ſeine Begnadigung verwendet weil man ihm in Rouſſillon verſichert hatte, er würde ſie doch nie auswürken; da er aber glaubte, ſie ſey ihm verſprochen worden, ſo ſchmeichelte er ſich, ſie von der Güte des Königs hoffen zu dürfen.

Als la Vaupot nach Toulouſe gieng, glaubte der Herzog von Montmorency, welcher erfahren hatte, daß Monſieur vermählt ſey, ſeine Pflicht erfordre, Seine Majeſtät davon zu benachrichtigen. Er bediente ſich hiezu des Lieutenant Launay von der Leibwache, der als ein Vetter von Puilaurent, la Vaupot Vorwürfe darüber machte, daß er ihm die Sache verheimlicht habe, und ihm die Folgen davon begreiflich machte, worüber Vaupot ſo erſchrack, daß er ſich auf der Stelle vom König beurlaubte, und nach Blois gieng, wo er verurſachte, daß Monſieur ſich eiligſt nach Flandern davon machte.

Da der Kardinal la Valette, und der Graf von Guiche der Prinzeſſinn an demſelben Tag einen Beſuch abſtatteten, an dem der König zu Toulouſe anlangte, ſo bat ich den Grafen, mich zu entſchuldigen, daß ich nicht mit käme, indem ich es nüzlicher für ſie erachtet hätte, die Ankunft des Kardinals erſt zu erwarten, um zu ſehen, was Truppen, die vor dem Erzbiſchöflichen Pallaſt, wo der König logirte, aufmarſchirt ſtanden, für Ordre erhielten. Denn ich muthmaßte, man werde ſie nach Leitoure beordern, um den Herzog von Montmorency nach Toulouſe abzuholen. Ich erwartete daher der Prinzeſſinn erſt am folgenden Tag auf.

Weder ihre Thränen und Flehen, noch die Verwendung des vornehmſten Adels im Reich vermochten den König zu erweichen. Er beharrte dabey das Todesurtheil an Montmorency vollziehen zu laſſen. Der Kardinal ſtellte ſich betrübt darüber; man kam aber nachher nur zu gut dahinter, daß er den König wie gewöhnlich, überraſcht und abgehalten hatte. Gebrauch von Seinem Begnadigungsrecht zu machen, was der ganze Hof mit ſeinem Blut erkauft hätte.

Der König beehrte um dieſe Zeit den Marquis von Brezé, der unter Schomberg gedient hatte, mit dem Marſchallsſtab; unglücklicherweiſe für den neuen Marſchall wollten aber wenige Leute von ſeinen Thaten in der Schlacht, wiſſen [33]). Der Haß gegen den Kardinal erſtreckte ſich auch auf ſeine Familie und auf alle die irgend mit ihm verwandt waren; wiewohl es übrigens nichts Ungewöhnliches iſt, daß Männer, wenn ſie auch ihre Pflicht erfüllen, das gebührende Lob nicht erhalten, entweder weil ſie ſich nicht hinlänglich auszeichneten, oder weil die Subalternen ſie beneiden.

Der Marſchall Schomberg erhielt das Gouvernement Languedoc, das er aber nicht lange behielt. Der Graf von Halluin [34]) folgte ihm darin nach, unerachtet er ſich nicht mit auf dem Zug des Königs befunden hatte, ſondern einer gegen die Lothringer bekommenen Schußwunde wegen in Paris zurückgeblieben war.

Ehe der König nach Toulouſe kam, war er zu Pont Saint Eſprit, wo der gute Mann des Haies [35]) Ihn um Begnadigung ſeines Sohnes bat, der mit mehrern widrigen Briefſchaften auf dem Rückweg aus Teutſch-

land

land aufgefangen worden war, wohin er ſich in Angelegenheiten Monſieurs begeben hatte.

Die Freundſchaft, die ich für den alten des Hoies hatte, überzeugte ihn, daß er bey mir abtreten könnte, und ich dem Kardinal wohl ſagen würde, er ſey gekommen, um die Begnadigung ſeines Sohnes zu erflehen, die er von der Güte Seiner Eminenz hoffe. In dem was er von mir hoffte, hatte er ſich auch nicht geirrt; denn ich nahm ihn ſehr gut auf, und unterzog mich ebenſo ſeinem Auftrag an den Miniſter.

Seine Eminenz fragte mich, warum des Haies in meinem Hauſe aufgenommen worden ſey? worauf ich aber ohne Anſtand antwortete: „Mein Haus, Monſieur, „konnte meinem Freund nicht verſchloſſen werden. Ich „hätte es ihm übel genommen, wenn er anderswo abgetreten wäre.“ — Ich ſetzte noch hinzu, des Haies verſpreche ſich noch mehr von ſeiner Großmuth. — Er wurde wieder gut, und ſagte, ich möchte ihm rathen, nach Paris zurückzugehen; von Cormeuni aber ſagte er nichts, woraus wir, ſein Vater und ich, ſchloſſen, daß er verlohren ſey, was auch während der König zu Beziers war, erfolgte.

Der Herr von Rebe', Erzbiſchoff von Narbonne hat auf dem Landtag von Languedoc um Gnade für die Schuldigen, und glaubte damit genug für die Familie Montmorency gethan zu haben, die aber nicht gleicher Meinung war, denn er legte zugleich dem Herzog alles Unheil der Provinz zur Laſt. Dies, zuſammengehalten mit den Belohnungen, die ihm nachher zufloſſen, erzeugte die gegründete Vermuthung, er ſey von denen, die Montmorency's Untergang wollten, erkauft geweſen.

Der König reiste von Toulouse ab, und um je recht bald in Versailles zu seyn, reiste Er durch Limosin, weil er zwey bis drey Tagreisen gewann. — Dem Kardinal zu gefallen gieng die Königinn die Garonne hinab bis Bourdeaux und kam nach Brouage, wo er sie empfangen und bewirthen wollte. Weil er aber zu Bourdeaux krank wurde, mußte er sich bey ihr entschuldigen lassen, daß er sich bey Ihrer Durchreise nicht zu Brouage befinden konnte, und trug dem Siegelbewahrer auf, in seinem Namen dort die Honneurs zu machen.

Der Kardinal war äusserst betroffen, als er erfuhr, daß der Herzog von Epernon unmittelbar nach der Einschiffung der Königinn seine Garde habe zu den Waffen greifen lassen, und die Stadt durchziehe. Der Geist Seiner Eminenz war der Furcht so sehr empfänglich als irgend einer seiner übrigen Leidenschaften. Er bildete sich ein, der Herzog von Epernon habe die Hinrichtung des Herzogs von Montmorency tief empfunden. Er entschloß sich daher, Bourdeaux zu verlassen, und sich nach Blaye einzuschiffen. Auch konnte er es nachher dem Herzog von Epernon nie vergessen, daß er ihm, wenn nicht Leids zufügen, doch Furcht habe einjagen wollen.

Da die Krankheit des Kardinals langwierig war, so bewilligte er dem Siegelbewahrer die gebetene Erlaubniß, sich zum König zu verfügen, obschon er ihn im Verdacht hatte, der Königinn ergeben und mit der Herzoginn von Chevreuse einverstanden gewesen zu seyn. Er machte sogar diejenigen, die sein Vertrauen besaßen, aufmerksam darauf, daß der Herr von Chateauneuf, da er ihn in Gefahr sah, darauf spekuliere, in seinen Posten zu kommen, und sehr wahrscheinlich benachrichtigte er auch den König davon, der den Siegelbewahrer sehr frostig empfieng.

Als der Kardinal ſich endlich wieder beſſer und im Stand befand, wieder nach Hof zu kommen, ſo vermochte er den König dahin, die eingezogenen Güter des Herzog von Montmorency deſſen Schweſtern zu verleihen, jedoch ſo, daß die älteſten nicht eben ſo bedacht wurden wie die jüngſte, noch die zweyte, die Herzoginn von Ventadour, wie die Herzoginn von Angouleme. Die Urkunden darüber wurden ausgefertigt, und die Prinzeſſinn begab ſich nach Paris, wo ſie mit tiefer Kränkung die Beſuche ihrer bitterſten Feinde empfieng. Um ihrem Gemahl, dem Prinzen, nicht mißfällig zu werden, war ſie ſogar genöthigt, dem Siegelbewahrer einen Beſuch zu machen, welcher Richter ihres Bruders und ehemals Page bey ihrem Vater geweſen war [36]).

Der Kardinal mochte nun entweder mit dem Herrn von Chateauneuf nicht zufrieden ſeyn, oder deſſen Handlungsweiſe mochte ihm ſonſt misfallen; er nahm — während deſſen Reiſe nach Metz mit dem erſten Präſidenten, dem Präſident Sequier [37]), und einigen Abgeordneten des Pariſer Parlements — ſeine Maasregeln, um dem König beyzubringen, daß viele Leute ſich über dieſen Mann beſchwerten. Hierdurch vermochte er den Monarchen, den Siegelbewahrer nicht nur vom Hof und den Geſchäften zu entfernen, ſondern ſogar in Verhaft nehmen zu laſſen. Es war nicht zu vermuthen, daß zween Siegelbewahrer, unter demſelben Miniſter abgeſetzt, verſchieden behandelt werden würden. Hauterive, der Bruder des Herrn von Chateauneuf würde der Verhaftung eben ſo wenig entgangen ſeyn, wenn er nicht durch einen ſeiner Freunde von dem Sturz ſeines Bruders benachrichtigt worden und auf ſeine Sicherheit bedacht geweſen wäre.

1634.

Der Präsident Seguier, der zur Würde eines Siegelbewahrers erhoben wurde, war kaum beeidigt, als der König nach Chantilly abgieng, wo man noch immer auf die schon vor dem Fall Chateauneufs beschlossene Ritterpromotion bedacht war. Der Kardinal war der Meinung, die Ceremonie sollte noch verschoben werden, weil zu viele Personen da waren, die gut genug gedient hatten, um dieser Ehre theilhaftig zu werden. Er vermochte auch den König, sie erst zum Pfingstfest zu Fontainebleau vorzunehmen.

Da der König mehrern Personen das Wort gegeben hatte, unter denen auch ich war, so wollte der Kardinal seine Verwandte und Kreaturen mit eingeschlossen wissen, besonders die, welche gegen den Herzog von Montmorency gedient hatten. Es gelang ihm auch durch seine Schlauheit so, daß man sagen kann, seine Freunde und Vettern seyen dabey den guten und getreuen Dienern des Königs vorgezogen worden. Doch muß man zugeben, daß bey dieser Promotion auf mehrere würklich verdiente Männer Bedacht genommen wurde. Seine Majestät erklärte, daß ich in der nächstfolgenden dazu gelangen, und dieß ins Ordensprotokoll eingetragen werden sollte.

Ich kam am Tag nach der Ceremonie nach Fontainebleau, und machte meine Aufwartung wie gewöhnlich, wobey ich vom König sehr gnädig empfangen wurde. Der Kardinal selbst hatte mir sagen lassen: wenn ich etwas wünschte, erböte er mir seine Dienste und seine Verwendung. Ich antwortete denen, die den Antrag an mich hatten: ich erbäte mir blos die Ehre seiner Gewogenheit. Denn ich hielt es nicht für dienlich, mich zu beschweren, damit nicht das Gerücht am Hof verbreiten möch-

möchte, ich sey unzufrieden, und damit man nicht glauben möchte, ich wollte durch fremde Vermittlung ſtrafen da ich mich überzeugt hielt, daß ich es durch meine Dienſte verdient hätte. Der Herr Prinz bekomplimentirte mich, und der Graf von Soiſſons bezeugte nur ſeinen Verdruß über den, den ich empfinden ſollte. Überhaupt ſtimmte hierin alles, was von angeſehenen Perſonen am Hofe war, überein.

Der König erfuhr damals den Tod Waldſteins, Herzogs von Frickland, der auf Befehl des Kaiſers umgebracht wurde; und da Er bey ſeinem furchtſamen ſtrengen Charakter glaubte, das Anſehn werde nur durch Furcht behauptet, ſo lobte er diejenigen ſehr, die den Befehl des Kaiſers vollzogen hatten [35]). Der Kardinal aber mißbilligte dies; Er beklagte ſich ſogar darüber gegen den König, der ſich dann am folgenden Tag ganz anders darüber ausdrückte. Indeſſen hatte man den Kardinal dennoch im Verdacht, daß er in enger Verbindung mit dem Adelichen geſtanden habe, der dieſen Mord begieng, und deſſen er ſelbſt ſich bey Gelegenheit zu bedienen gedachte.

Da ich an dieſem folgenden Tag einer von denen geweſen war, vor denen der König dieſe veränderte Sprache geführt hatte, ſo erſah ich den Augenblick, da ich allein mit dem Monarchen war, um Ihm zu ſagen, was ich auf dem Herzen hatte, und that es mit den Worten: nur der Mund ſprach, Sire, wir wiſſen aber wohl warum. Dies mißfiel Ihm nicht.

Da der Sommer vorrückte, ſo vermochte der Kardinal, ſo krank er war, den König, den Graf Soiſſons

nach

nach Lothringen zu ſchicken, um im Nothfall den Kardinal de la Vallette zu unterſtützen, — der in Teutſchland eingefallen war, um die Entwürfe des Herzogs Bernhard von Weimar zu begünſtigen — oder bey Gelegenheit die Plätze des Herzogs von Lothringen anzufallen, der dem Kaiſer gänzlich ergeben war und die Fortſchritte der konföderirten Armee verhinderte und verzögerte. Weil aber der König jederzeit argwöhniſch gegen den Grafen war, und es ſehr ſchwer hielt, anders als durch deſſen Entfernung zu verhindern, daß dem König nicht mancherley Ideen durch den Kopf fuhren, die denen nicht anſtanden, welche regieren wollten, ſo wurde die Reiſe des Königs nach Lothringen beſchloſſen, und Er war kaum zu Chalons angelangt, als er dem Grafen Soiſſons befahl, St. Michel zu berennen. Er folgte ihm auf dem Fuß nach, um ſich bey Eröffnung der Laufgräben zu befinden.

1635.

Da dieſer Platz eine ſchlechte Lage und ſchlechte Werker hatte [39]), obſchon übrigens eine Garniſon von zwölfhundert Mann Infanterie und Cavallerie darin lag, ſo glaubte man mit einigem Grund, der Herzog von Lothringen werde eine Schlacht wagen, um ihn zu retten. Man berennte und beſtürmte ihn. Als die Zeit verſtrichen war, worin der Herzog hätte erſcheinen ſollen, um den König zur Aufhebung der Belagerung zu nöthigen, ſo erbot der Gouverneur ſich zur Kapitulation. Der König wollte aber, er ſollte ſich auf Diſcretion ergeben, Officiers und Soldaten Kriegsgefangene ſeyn, den Einwohnern jedoch Leben und Habe gelaſſen werden.

Der Siegelbewahrer und einige andre von denen, die im Gefolge des Königs waren, ſetzten Ihn in den Kopf,

Kopf, die Kapitulation werde nicht verletzt, wenn er alle diese Elenden auf die Galeeren schickte, die freilich keine geringere Züchtigung verdienten, daß sie es gewagt hatten, einen solchen Platz gegen eine königliche Armee und den König in Person zu vertheidigen *).

Ich langte just an, als man diese Verfügung expedirte, und da diejenigen, welche sie veranlaßt hatten, sie von jedermann ungutgeheißen wissen wollten, so fragte man mich auch um meine Meinung. „Da sey Gott vor — „rief ich — da sich Ihrer Meinung seyn sollte; denn es „ist eine Ungerechtigkeit, die zu Gott und Menschen „um Rache schreit!" —

Der König, der dies hörte, sagte zornig zu mir: „Sie wollen immer tadeln, was andre thun, und dies ist doch sonderbar, da ich hierin den Rath aller Mitglieder meines Conseil befolge."

„So, Sire, sagte ich, konnten nur die Herrn von „der Feder rathen, welche freilich wohl wissen, daß sie „kein ähnlicher Unfall treffen kann; geruhen aber Ew. „Majestät mir zu erlauben, daß ich unter den Mitglie„dern vom Degen, in Ihrem Conseil, hierüber Umfra„ge halte, so bin ich sicher, daß diese die ganze Ver„fügung verwerfen und Sie unterthänigst bitten wür„den, einen solchen Befehl zurückzunehmen. Die ar„men unglücklichen Kriegsgefangenen können ausge„wechselt und so lange behalten werden, als es Ew. „Majestät beliebt; als Kriegsgefangene dürfen sie aber „weder mit einer Strafe, die Gütereinziehung u. dgl. „nach sich zieht, belegt, noch sonst mißhandelt werden." Ich mochte aber sagen was ich wollte; es half alles nichts.

Als der König sich nach der Uebergabe des Platzes noch zu St. Michel befand, kam der Kardinal la Vallette

lette ins königliche Hauptquartier, und hinterbrachte dem König etwas ganz Zuverläſſiges: „Ich habe, ſagte er, die Feinde auf meinem Rückzug dreymal geſchlagen!“ — Er vergaß aber dabey zu ſagen, daß ſie immer vorgedrungen waren, den Vorſprung gewonnen hatten, und daß Galas im Begriff ſtand, in Frankreich einzurücken.

Chavigny, gegen den la Valette kein Geheimniß hatte, ſchickte an den Kardinal Richelieu, und ließ ſich erkundigen, was zu thun wäre, wobey er ihm nicht verbarg, daß die von dem Kardinal la Vallette zurückgebrachte, ſo wie die unter den Herzogen von Angouleme und de la Force ſtehenden Truppen nicht hinreichend wären, der kaiſerlichen Armee die Spitze zu bieten, und dies um ſo weniger, da die franzöſiſche Cavallerie nur aus Adelichen vom Aufgebot (Arriere-ban) beſtünden, die ihre Entlaſſung verlangen würden, ſobald ihre Zeit um wäre.

Der Herr von Chavigny erhielt bald die erwartete Antwort, welche dahin lautete, man müſſe den König vermögen, in Lothringen ſtehen zu bleiben, und ſogar, ſich in Toul zu poſtiren, um die Feinde in Furcht zu ſetzen. Während er Nachricht vom Kardinal erwartete, ließ er Seiner Majeſtät Conſeil halten, zum Zeitvertreib. Auch die Nothwendigkeit, St. Michel wieder auszubeſſern, kam ihm zuſtatten.

Als eines Tags, da der König juſt mit dem Kardinal la Valette und Chavigny in Seinem Kabinet verſchloſſen war, der Graf Soiſſons ins Zimmer des Königs kam, und ſich bey Seiner Majeſtät in Geſchäften melden ließ, bekam dieſer Prinz zur Antwort: er möchte warten, indem der König in wichtigen nicht den Krieg betreffenden Geſchäften begriffen ſey. Empfind-

pfindlich über eine ſolche Begegnung würde der Graf ſogleich die Armee verlaſſen und ſich entfernt haben, wenn ſeine Kreaturen ihm nicht zugeredet hätten: es ſey beſſer, er verbeiße ſeinen Unmuth.

Indeſſen erhielt er doch nicht die mindeſte Befriedigung in dieſer Sache, und man eröffnete ihm nicht einmal das Vorhaben nach Bar zu gehen, noch das, die Truppen wegzunehmen, die er dort kommandirte. Dieß befremdete um ſo mehr, da der Graf von Cramail Befehl erhielt, ſie dem Kardinal la Valette zu übergeben ohne erſt zum König berufen zu werden.

Der Hof hielt ſich einige Zeit zu Bar auf, wo nach Ankunft des Couriers vom Kardinal, der Siegelbewahrer und die Herrn de la Vieilleraye und Chavigny den König zu bereden ſuchten, nach Toul zu gehen, was diejenigen ſehr befremdete, welche die Lage und Schwäche dieſes Planes kannten. Nachdem ihnen der König Seinen Unwillen über einen ſolchen Rath, den Er nicht zu befolgen geſonnen war, bezeugt hatte erzeigte Er mir die Ehre, mit mir davon zu ſprechen, als ich in Sein Kabinet kam.

Dies wunderte mich nicht wenig. Als Er mich um meine Meinung befragte, verbreitete ich mich ſehr weitläufig über die Gründe, deren man ſich bediente, Ihn dazu zu bereden. Ich verfuhr hiebey wie gewöhnlich diejenigen, die ein Wort zuviel zu ſagen fürchten; denn ich kannte den Einfluß des Kardinals, ſeine Geſchicklichkeit, und die Mittel die er aufbot, diejenigen niederzudrücken, die das Unglück hatten, ihm zu mißfallen. Um indeſſen nicht gar nichts zu ſagen, und doch auch zugleich nichts, was ich in der Folge bereuen könnte, fragte ich Seine Majeſtät, welche Truppen man dazu zu nehmen gedächte?

„Die Garde-Compagnien — ſagte Er — die „ich mithabe, und meine Mousquetairs, nebſt funfzig „von meinen Gensd'armes und eben ſo viel Chevaux-„legers. Glauben Sie wohl, daß ich thun kann und „ſoll, was man mir vorſchlägt?"

Da ich es indeſſen noch immer vermeiden wollte, meine wahre Geſinnung zu entdecken, weil der Herr von Chavigny mir zweyerley geſagt hatte, einmal, daß er auf Befehl des Kardinals rede, und dann, daß Frankreich verlohren ſey, wenn man nicht Toul erhalte; ſo hielt ich es für meine Pflicht dem König folgendes zu ſagen: „Ew. Majeſtät ſind ſo erfahren, als der ver-„ſuchteſte Feldherr, Sie können daher ſelbſt urtheilen, „ob Sie im Stande wären, eine zweyte Schlacht zu „liefern, wenn es ſich, was Gott verhüte, zutragen ſoll-„te, daß Sie unglücklicherweiſe mit Ihren Truppen ge-„ſchlagen werden ſollten."

Was halten Sie davon? verſetzte der König, und Chavigny wiederholte mir, was er mir bereits geſagt hatte.

„Aber, mein Herr — ſagte ich zu dieſem — wenn „nun der Ort ſo ſchlecht wäre, daß man ſich unmöglich „darin halten könnte, was ſollten Seine Majeſtät begin-„nen, im Fall die Armee geſchlagen würde?"

Retirieren! antwortete er.

„Gott behüte — verſetzte ich, — daß ich Ihrer „Meinung ſeyn ſollte!" — Dann wendete ich mich zum König: „Dem Herrn von Chavigny, Sire, iſt es gar „nicht darum zu thun, Ew. Majeſtät würklich zu dem „zu vermögen, was er Ihnen vorſchlägt; er wünſcht „blos, daß Sie Luſt dazu bezeugen möchten, in der „Ueberzeugung, daß alles was irgend von braven Män-

„nern

„nern ſich bey Ew. Majeſtät befindet, Sie fußfällig,
„davon abzuſtehen, bitten, und ſich erbieten wird, ihr
„Leben für die Vertheidigung der Stadt Toul aufzu-
„opfern, im Fall dieß für Ew. Majeſtät Dienſt noth-
„wendig erachtet würde. Ew. Majeſtät geruhen daher
„allergnädigſt ſich zu erklären, und ich verpflichte mich,
„den andern mit meinem Beyſpiel voranzugehen, und
„aller Gnade verluſtig zu ſeyn, wenn ich unglücklich
„genug ſeyn ſollte, die Kapitulation zu unterzeichnen.“

Ich bin hievon gänzlich überzeugt, ant-
ortete mir der König.

Als der Herr de la Meilleraye ſah, daß es unmög-
ch ſeyn würde, dieſen Monarchen zu dem zu vermö-
n, was man von Ihm verlangte; ſo ſchlug er Ihm
r, ſich nach St. Dizier zu wenden, was angenom-
en wurde, und wohin denn der Hof ſich am folgen-
n Tag auf den Weg machte. Der König gieng hier-
f nach Paris zurück, wohin der Graf von Soiſſons
rausgegangen war und ſich beym Kardinal über die
m widerfahrene üble Begegnung beſchwert hatte, wor-
f dieſer Seine Majeſtät vermochte, ihm eine Art von
ntſchuldigung und Ehrenerklärung darüber zu machen.

Der Graf von Cramail wurde in die Baſtille ge-
t, weil er gegen den Königſich zu frei geäußert, und
s, was der Monarch ihm ſagen wollte, nicht gehö-
geachtet hatte. Ich hatte ihn gewarnt, ſich nicht
ſehr an das zu ſtoßen, was Seine Majeſtät ihm et-
im Zorn ſagen möchten; man möchte es ſich
ſt zu Nutz machen, weil die Zeiten einmal von der
t wären, daß man ſich oft an diejenigen hielte, die
ne Schuld hätten [11]. Meine Vorſicht war indeſſen

ganz vergeblich. Geſchikte Hofmänner rennen doch oft von ſelbſt unaufhaltſam in ihr Verderben.

Den Winter hindurch unterhielt man ſich von den teutſchen Händeln, und da der Kardinal recht gut wußte, daß der König von England auf ſpaniſcher Seite war, war er darauf bedacht, ihm ſonſt zu ſchaffen zu machen, was auch gelang [42]); die Sachen giengen aber viel weiter, als er vorausgeſehen und gewünſcht hatte.

In Teutſchland wurde der Krieg unter mancherley Vorwand fortgeſetzt, und der König ließ die proteſtantiſchen Fürſten, welche Gebrauch davon machen wollten, ſeines Schutzes verſichern. Er unterhandelte ferner mit dem Kurfürſten von Trier, der ſich von den kaiſerlichen Truppen überrumpeln ließ, und der ſcheinbare Vorwand eines Krieges wurde, der aber auch ohne dieß in der Folge ausgebrochen ſeyn würde.

Der Kardinal hatte indeſſen nicht vergeſſen, daß der König ihn blos darum nicht hatte vom Hof entfernen wollen, weil er noch Geſchäfte auf dem Hals hatte, die er erſt beendigt wiſſen wollte, ehe Er auf die Reformation des Staats Bedacht nehmen könnte. Der Herzog von Lothringen gab dem Monarchen abermals einen Vorwand von Geſchäften in ſeinem Lande, und unerachtet der König keine Truppen mit hatte, fieng Er dennoch eine Circumvallationslinie um Nancy an. Wahrſcheinlich mochte der Kardinal wohl davon unterrichtet ſeyn, daß die, welche darin kommandirten, nicht in dem beſten Vernehmen mit einander ſtanden, denn ſonſt wäre es eine der unbeſonnenſten Handlungen geweſen, dieſe Belagerung noch ſo ſpät im Jahre anzufangen; und vielleicht dürfte Seine Eminenz ſehr in Verlegenheit gekommen ſeyn und Vorwürfe von dem ohnehin ſo ungeduldigen König erfahren haben, wenn nicht der Her-

zog von Lothringen Vergleichsvorſchläge gethan hätte, weil er die Spaniſchen Heere entfernt ſah, und das ſeinige nicht für ſtark genug hielt, dem des Königs die Spitze zu bieten. Nachdem er alſo einen Geleitsbrief erhalten hatte, kam er an einem Ort, Charmes genannt, mit dem Kardinal zuſammen.

Als er nach verſchiedenen Unterredungen that, als wollte er fort und lieber alles verlieren, als ſich die Bedingungen gefallen laſſen, denen er ſich unterwerfen ſollte, ſo ließ der Kardinal ihm ſagen: er könne thun, was ihm beliebe, und das gegebene Wort ſolle ihm gehalten werden; wenn er aber einmal unterhandle, und alsdann ſich wieder davon losſagen wolle, ſo ſtehe es dem König ebenfalls frei, nach Gefallen zu verfahren.

Der Herzog hatte im Sinn, ſich in Nancy zu werfen, unerachtet er übereinkam, den Platz übergeben zu laſſen. Er kam in das Quartier des Königs, deſſen natürliches Mißtrauen machte, daß Er dem, was der Herzog beſchloſſen hatte, zuvor kam; denn er wurde ſo gut bewacht, daß er wider Willen nicht thun konnte, was er ohnehin nur in der Abſicht, uns zu betrügen, verſprochen hatte.

Als ich den Herzog in das Quartier des Königs eintreten ſah, trat ich zum König, und ſagte ihm ins Ohr: das Thier iſt im Garn; ich weiß gewiß, es wird bald gefeſſelt ſeyn! Ich merkte, daß ich ein wenig zu freigeſprochen hatte, indem der Monarch ſich viel auf ſeine vermeinte tiefe Verſtellungskunſt zu gut that; wenn er aber auch verdrüßlich über mich war, ſo währte es doch nicht lange. Denn als ich Ihm am folgenden Tag ſagte, ich hätte mehrere Officiers mit Pandoliers im Quartier geſehen, fragte Er mich: ob ich nicht fände, daß Er Seine Schuldigkeit

gut gethan habe? und ich antwortete ihm frei; ja, Sire, denn ich zweifle nicht, daß Ew. Majestät nächstens Herr von Nancy seyn werden.

Nachdem Seiner Majestät die Thore dieser Stadt geöffnet waren, zog die Armee hinein und wurde einquartirt. Die Cavallerie ließ man aufmarschiren, um sie dem Herzog zu zeigen. Es ist charakteristisch, daß er noch an dem Tag seiner Festnehmung zur Königinn gesagt hatte: „Ich habe hier in der Tasche einen „mit Ihrem Bruder, dem König von Spanien unter„zeichneten Vertrag. Bleibe ich dabey, so sehen Sie „mich nicht wieder; halte ich aber den, den ich hier „unterzeichnet habe, so gedenke ich den Winter in Pa„ris zuzubringen.“ — Man ließ eine starke Besatzung in Nancy, und da der König nach Paris zurück gieng, beschloß Er, sich zu Chateau Thierry aufzuhalten, um nicht so weit von dem Kardinal zu seyn, der krank worden war.

Der Winter verstrich, ohne daß etwas von Bedeutung vorgieng, ausser daß man bemerkte, wie der erste Minister sein Möglichstes that, um den König zur Kriegserklärung gegen Spanien zu vermögen, indem die Holländer frei heraus erklärt hatten, sie wären bey allem Beystand, den man ihnen zukommen ließe, ausser Stand, den Krieg länger fortzusetzen, wenn der König nicht würklich beyträte, und sich verbände, weder Waffenstillstand noch Frieden zu schließen, ohne sie mit einzuschließen.

Der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien, der sich über den Kardinal beschwert hatte [43]) schlug daher vor, sich mit ihm wieder auszusöhnen, unter der Bedingung, daß ein Bruch zwischen beyden Kronen bewürkt

würkt würde: dies nahm der König an, wie die Manifeſte **) zeigten, welche die Gründe des Bruchs angaben.

Die Einſichtsvollſten waren betroffen von dieſem Entſchluß, weil ſie das Unheil vorausſahen, das der Krieg verurſacht, und die Schwierigkeiten, die ſich nachher ſtets dem Frieden entgegenſtellen. Weil ſie aber wohl einſahen, daß man ſie doch nicht hören würde, ſo ſchwiegen ſie lieber, und warteten den Ausgang ab.

Man gab den Marſchällen von Chatillon und Braze das Kommando der Armee, die durchs Luxemburgiſche in Flandern einfallen ſollte, und erhielt Nachricht, daß die Truppen der Generalſtaaten, die zu der unſrigen ſtoßen ſollten, ſich bereits in Marſch geſetzt haben. Die Feinde, die uns mit Vortheil angreifen zu können glaubten; erſchienen, fanden ſich aber in ihrer Rechnung betrogen, denn die Franzoſen ſiegten, und der König erhielt die Nachricht davon zu Chateau Thierry. Um dieſe Nachricht noch angenehmer zu machen, ſprengte man aus, der Prinz Thomas von Savoyen, der die feindliche Armee kommandirte, ſey geblieben oder gefangen genommen worden. Da der Graf Soiſſons, ſein Schwager, ihn ſehr bedauerte, ſo wurde er gewarnt, ſich Gewalt anzuthun, im Fall der König mit ihm davon ſpräche. Er verſprachs und hielts.

Man ließ den franzöſiſchen Generalen zuentbieten ſich bey Löwen zu poſtiren, wo der Prinz von Oranien zu ihnen ſtoßen ſollte, um dieſen Platz zu belagern, und da dieſer Prinz Schwierigkeiten dabey ſah, rieth er unſern Generalen, ihr Glück zu benutzen und lieber Namur zu belagern. Sie hatten aber ſo gemeßne Ordre, in Brabant einzufallen, daß ſie es nicht wagten, dagegen zu handeln. Die beyden Armeen belagerten al-

so sowen, um den Schimpf zu haben, die Belagerung wieder aufheben zu müssen *). Jeder warf die Schuld auf seinen Kollegen, und der König war untröstlich.

Da der Krieg immer weiter um sich griff, so war man auf beyden Seiten blos darauf bedacht, seinen Feind zu drängen. Wir schlossen Verträge mit den Generalstaaten, die redlich Wort hielten. Da die Spanier sahen, daß sie gegen Frankreich übel weg kamen; daß es den Holländern beystand; daß es sein Geld in Teutschland ausstreuete, wo es eine Armee stehen hatte, die zu der des Königs stoßen sollte, um Flandern wegzunehmen; so beschlossen sie, zur Rache einen Einfall ins Königreich zu thun. Da unsre Truppen sich nicht im Stand befanden, sich den ihrigen zu widersetzen, so waren wir genöthigt, uns zurückzuziehen; sie setzten uns aber nach, und da sie Brai an der Somme genommen hatten, beschlossen sie, auch Corbie zu belagern, das sie in wenig Tagen einnahmen.

Als der Lärm davon nach Paris kam, war man auf Mittel bedacht, dem Uebel abzuhelfen, und hielt mehrere Berathschlagungen, wie gewöhnlich, wenn die Umstände verzweifelt sind. Man ließ dabey Personen mancher Art zu, und da jeder nach seiner Art Rath gab, kamen verschiedene höchstlächerliche Einfälle zum Vorschein. Ueberzeugt, daß der Kardinal mich nicht liebte, und daß Seine Eminenz sich herzlich schämen würden, die Sachen in solcher Verwirrung zu sehen, gieng ich gar nicht zum Minister, sondern schickte mich an, dem König zu folgen, wenn Er zur Armee gienge.

Der Herr von Chavigny, der mir im Louvre begegnete, sagte mir: man wundre sich, und der Kardinal selbst habe bemerkt, daß ich nicht zu ihm komme. Ich sagte ihm meine Gründe; da aber Chavigny sie

nicht

nicht gut fand, so versprach ich ihm, seinen Rath, für den ich ihm dankte, zu befolgen.

Ich darf hier nicht vergessen, anzuführen, daß der Kardinal, als das Volk von Paris wild über ihn wurde, dennoch den Muth bewies, sich auf dem Greve-Platz zu zeigen, ohne andre Begleitung, als zween Cavaliers, seine Pagen und seine Laquaien.

Eines Morgens also gieng ich zu ihm hin, und fand die Herrn von Bullion, Bouthilliers und den Staatsrath le Jeai nebst dem Kapuciner, Pater Joseph **), dem gewöhnlichen Rathgeber des Kardinals, der dessen Fähigkeit die Führung und Entscheidung vieler Angelegenheiten vertraute.

Nachdem der Minister mir einen Stuhl sich gegenüber hatte setzen lassen, so sagte er zu mir: man sey Willens von den Pariser Burgern, und überhaupt von allen, welche Wagen hielten, ein Pferd zu verlangen, womit man in wenigen Stunden die großen Laquaien beritten machen könnte.

Jedermann applaudirte, um dem Kardinal den Hof zu machen. Ich konnte nicht mit einstimmen, sondern antwortete ihm: es werde ganz gut seyn, wenn man Pferde bekomme, die man an Officiers vertheilen könne, welche dann leicht Reuter dazu finden würden; was aber die Bedienten beträfe, so würde der Nutzen, den man davon haben werde, sehr mittelmäßig ausfallen.

Ich habe doch — erwiederte der Kardinal — von Feuquieres sagen hören, daß man aus der Livree gute Soldaten bekömmt.

Ja, Monsieuer — antwortete ich, wenn sie mehrere Jahre im Dienst gewesen sind; aber so wie sie aus

der livre'e herkommen, ſind es gewöhnlich Erz-Taugenichtſe.

Man blieb indeſſen bey der Sache ſtehen, und es wurde beſchloſſen, ſie zur Ausführung zu bringen. Der Kardinal, der mich nicht liebte, wie ich ſchon bemerkt habe, oder dem vielleicht tauſend Fatalitäten im Kopf herum giengen, die er vorausſah, wobey er noch Vorwürfe vom König befürchtete, daß er ihn in einen vielleicht unglücklichen Krieg verwickelt habe — der Kardinal alſo wußte nicht, an wem er ſeinen Unmuth auslaſſen ſollte, und ſagte zu mir: „ich ſehe wohl daß Sie „ſich über das aufhalten was man thut; Sie hätten „klüger gethan, lieber nicht her zu kommen."

Ich antwortete ihm, er thue mir Unrecht, und es fiele mir nicht ein, dem Reſpekt gegen ihn zu nahe zu treten.

„Ich werde es aber — fuhr er fort, — dem Kö„nig ſchon zu melden wiſſen, wie Sie ſich benehmen."

Darauf verſetzte ich muthig: „darum werde ich mich wenig kümmern, ſo lange ich meine Pflicht thue.

Er fuhr immer in dieſem Tone fort, und fragte mich endlich übermüthig: was denn ich glaubte, daß unter gegenwärtigen Umſtänden am dienlichſten wäre? — Wäre ich freilich meiner Empfindlichkeit mächtig geweſen, ſo hätte ich an mich gehalten, und ihm nichts geſagt. Nun aber gieng es mir durch die Seele, mich ſo beleidigt zu ſehen, und ich verſetzte ihm: „Mon„ſieur, ich gebe gerne zu, daß jetzt freilich nichts Beſſe„res zu thun iſt, nachdem man den Fehler nicht vermie„den hat, in den man fiel."

Alles ſtand auf, und da Chavigny einſah, daß ich nicht Unrecht hatte, und ſich dabey erinnerte, daß ich blos auf ſeinen Rath zum Kardinal gekommen war, ſo näherte er ſich dem Miniſter, und machte ihm begreiflich, daß er ohne Grund gegen mich aufgefahren ſey. Dies bewog ihn, mich zurückzurufen, wobey er mir aber dennoch ſagte: ich hätte ſeinen Vorſchlag lächerlich machen wollen.

„Nein, Monſieur, — ſagte ich, — wenn ich „nicht Ew. Eminenz Meinung beypflichtete, ſo geſchah „dies blos aus Ueberzeugung, daß ihre Ausführung „nicht ganz das leiſten wird, was Sie ſich davon ver„ſprechen. Ich kenne den ſchuldigen Reſpekt gegen „Sie zu gut, um ihn je aus den Augen zu ſetzen.“

Nach dieſer kleinen Erläuterung kam Bouthillier zu mir her, und ſagte ganz leiſe: „ich beklage Sie; „aber uns geht es doch oft noch weit unerträglicher!“

„Das iſt nicht mehr als billig, da Ihr Ehre und „Vortheil davon zieht, für mich aber iſt es zu hart, „da mir ſtatt der Gnadenbeweiſe nichts als Unanſtän„digkeiten zu Theil werden.“

„Behalten Sie denn aber nichts davon auf dem „Herzen?“

„Ich weiß den Reſpekt zu beobachten, wo ich ihn „ſchuldig bin,“ antwortete ich, und da er immer auf dieſem Ton fortfahren wollte, hielt ichs fürs Beſte, kurz abzubrechen.

Als die Stunde gekommen war, da der Kardinal ſich zum König verfügen ſollte, gieng er hin, von denen begleitet, die mit im Conſeil geweſen waren. Man hielt einen Kriegsrath, worin zwey Gouverneurs we-

gen

gen ſchlechter Vertheidigung ihrer Plätze, zum Tode verurtheilt wurden [47]). Die Exekution geſchah in Effigie. Der Herzog von Angouleme ſas in dieſem Conſeil über den Marſchällen; der Herzog la Valette aber wollte dieſem Gericht gar nicht beywohnen, und weigerte ſich, unter ihm zu ſitzen. Seine Gründe wurden nicht gut befunden. Er ſagte: als Kronbeamter vor den Marſchällen könne er ihnen den Rang nicht laſſen; und überdies ſey er auch nicht überzeugt, daß du Bec, einer der verurtheilten Gouverneurs, ſeine Pflicht verletzt habe.

1636.

Unterdeſſen befanden ſich die verordneten und in wenig Tagen aufgeſtellten Aushebungen im Stand, zu dienen. Sie waren ſo beträchtlich, daß ſie den Feinden Furcht einjagten. Der König rückte ins Feld, und der Kardinal, der Ihm folgen wollte, hielt es für dienlich, daß die Königinn in Paris zurückbliebe, und einen Rath zugeordnet bekäme, um ſich deſſen im Nothfall zu bedienen, und das Volk ruhig zu erhalten. Da Bullion, welcher Direktor dieſes Raths werden ſollte, und würklich auch ſehr geſchickt dazu war, mich benachrichtigt hatte, daß ich ebenfalls bey der Königinn zurückbleiben ſollte, ſo gab ich ihm zur Antwort: ich könnte mich nicht dazu entſchließen, indem ich mich am Hof nur noch mit Hülfe einiger Achtung erhielte, womit der König mich beehrte, und ich es daher nicht für dienlich erachtete, mich zu einer ſolchen Zeit von Ihm zu entfernen.

„So gehen Sie, — ſagte er zu mir, — wenig„ſtens zum Kardinal, um es zu verbitten, und zu hö„ren, was Sie thun ſollten.“

Ich

Ich befolgte dieſen Rath, und fand den Miniſter auf dem Weg zum König, um Ihm zu ſagen, er wolle eine Nacht nach Royaumont gehen, weil der König nach Chantilly gehen, und zween Tage dort bleiben wollte. Als er mich erblickte, ſagte er zu mir: „Sie „werden bey den Damen bleiben; dies muß Ihnen ganz „lieb ſeyn.“

„Es iſt nichts bey ihnen zu gewinnen, Monſieur, verſetzte ich — denn ſie laſſen nicht mit ſich reden.“

Er begriff leicht, daß ich ihm darauf anſpielte, daß er ſelbſt bey einer gewiſſen Dame übel angekommen war, die er hatte gewinnen wollen, ſeine Freundinn zu ſeyn.

„Wollen Sie — erwiederte er — lieber mit dem „König reiſen, ſo will ich Ihn bitten, es Ihnen zu „erlauben. Der Herr de la Veilliere wünſcht ohnehin „ſehr, in Paris zurück zu bleiben, da ſeine Gemahlinn „ihrer Entbindung nahe iſt.“

Da dieſe Art von Unterhaltung mir ſehr beleidigend ſchien, ſo beſchloß ich, nicht ins Louvre zu gehen, ſondern bis Morgen zu warten, um den König zu fragen, was ich ſollte, und Ihm dabey zu ſagen, was der Kardinal gegen mich geäuſſert hatte. Ich ging daher ſehr früh nach Chantilly, wo ich den König fand, als Er aus der Meſſe kam. Er ſagte zu mir, indem ich zu Ihm trat: „Das iſt doch wahr, was ein „treuer Diener iſt, iſt allemal zur Hand, wenn man „ihn braucht! Es freut mich ganz ungemein, Sie zu „ſehen!“

„Und ich, Sire — antwortete ich — bin der „glücklichſte und unglücklichſte Edelmann in Ihrem „Reich, da Ew. Majeſtät mir bezeugen, daß Sie ge-

„ruhen

„ruhen wollen, mich mitzunehmen, aber zu eben der „Zeit, da Sie mir sagen ließen, Ihr Dienst erfordre, „daß ich in Paris zurück bliebe.“

„Ich habe mich geirrt, — versetzte der König — denn Sie sollen bey mir bleiben.“

„Nur meine Feinde, Sire — erwiederte ich — „wollen mich von Ihrer Person entfernen zu einer Zeit, „wo jedermann verpflichtet ist, sich bey Ihnen einzufinden. Ew. Majestät selbst würden dann vielleicht zuerst mir vorwerfen, daß ich meine Pflicht vernachläßsigt hätte. Ich werde mir aber dann die Freiheit nehmen, Sie daran zu erinnern, daß dies nicht mein „Fall ist, und Sie selbst nicht geruhen wollten, daß ich „die Ehre hätte, bey Ihnen zu bleiben, was mir um „so schmerzlicher ist, da ich nie wegblieb, wo ich mein „Leben für Sie aufsetzen konnte.“

Wenn ich über die Oise gehe, sagte der König, so werde ich nach Ihnen schicken, und Ihnen dadurch einen Beweis geben, wie sehr ich Sie schätze.

Ich nahm mir die Freiheit, Ihm zu antworten: „Ew. Majestät werden es vergessen, und mir wird dann „nichts bleiben, als die Kränkung.“ Ich verbeugte mich, ergriff und küßte die Hand des Königs, und entfernte mich, mit wehmuthsvollem Herzen.

Ich war noch nicht von der Pariser Route ab, als ich das Gefolge des Kardinals erscheinen sah. Ich bog in einen Fußpfad aus, und kehrte heim, wo ich aber so sehr über mein Verhalten wachte, daß man nichts daran auszusetzen finden konnte. Ich gieng äusserst selten ins Louvre, und nur wenn ich die Kreaturen des Kardinals dort wußte.

Nachdem die königliche Armee ſich zuſammengezogen hatte, rückte der König vor, um den Feinden eine Schlacht anzubieten, die ſie nicht anzunehmen wagten, und da der König nicht dulten konnte, daß ſie eine Stadt in ſeinem Reich inne hätten, ließ Er die Belagerung von Corbie formiren, welches kapituliren mußte, unerachtet die ſtrenge Jahreszeit eine längere Gegenwehr möglich gemacht hätte.

1637.

Da ich keine vollſtändige Geſchichte ſondern blos zu Eurer Belehrung meine Kinder, ſchreibe, ſo will ich mich hier nicht umſtändlich auf die Begebenheiten dieſes Winters, noch auf die Beſorgniß des Königs einlaſſen, daß der Graf Soiſſons etwas gegen das Leben des Kardinals unternehmen möchte. Daß er den Vorſatz hatte, iſt gewiß; er führte ihn aber nicht aus [11]). Da er ſich nun nach einem ſolchen Schritt nicht mehr ſicher am Hof glaubte, ſo entfernte er ſich nach Sedan.

Um dieſe Zeit geſchahe es auch, daß der Kardinal, der alle Briefſchaften aus dem Ausland und eine Menge andrer von den Königlichen Unterthanen geſchriebener Briefe aufhalten und zu ſich bringen ließ, darunter einen vom Marquis Mirabel, ehemaligen ſpaniſchen Geſandten am franzöſiſchen Hof, fand, der an die Königinn addreſſirt, und eine Antwort auf einen von ihr geſchriebenen, war. Man machte ein Geheimniß aus dieſem Brief, den man nach genommener Abſchrift der Königinn zuſtellte. Man bediente ſich aber dieſes Umſtands, um dem König beyzubringen, ſie habe ſtrafbare Verſtändniſſe mit den Feinden des Staats.

Der

Der Monarch, der damals zu Chantilly war, befahl dem Siegelbewahrer Sequier, nach Val de Grace zu gehen, und die Celle der Prinzessinn nebst dem Zimmer der Königinn zu durchsuchen, um zu sehen, ob sich nicht noch ein Koncept der von Ihr ins Ausland getriebenen Briefe, oder Antworten die Sie darauf erhalten hätte, vorfänden. Der Siegelbewahrer kam mit Beystand des Erzbischoffs von Paris in dies Stift, da er aber nach einer genauen Nachforschung nichts fand, als eine starke Verwunderung über dies Verfahren, so kam er nach Chantilly zurück um dem König von seiner Verrichtung Rechenschaft zu geben.

Zufolge eines erhaltenen zweiten Befehls unternahm er es, die Königinn zu vernehmen. Sie antwortete, sie hätte kein ärgerliches Verständniß mit den Feinden des Staats, läugnete aber nicht, mit dem Marquis von Mirabel korrespondirt zu haben. Dies legte man ihr sehr hoch aus, und gab ihr dabey zu verstehen, in Spanien verzeihe man eine Königinn wohl um weit geringerer Vergehungen willen. Sie entschuldigte sich mit thränendem Gesicht, vergaß sich aber dabey dennoch weder in Wort noch That, um den Schritt zu thun, auf den es eigentlich angesehen war, nämlich zu der Vermittlung des Kardinals ihre Zuflucht zu nehmen, und so ihre Aussöhnung mit dem König zu bewürken.

Dieser Vorgang war kaum ruchbar worden, als ich mich eilends nach Chantilly verfügte, weil der König gesagt hatte, ich würde auf selbar zur Königinn gehen. Diese Fürstinn war damals gleichsam vom ganzen Hof verlassen, und kaum warteten ihre eignen Bedienten ihr auf. Ich muß aber hier zum Lob der Marquisinn von Seneçai sagen: daß ich eine so eigensinnige Frau wie sie, nie für fähig gehalten hätte, so tief zu empfinden,

den, daß sie ihrer Gebieterinn den Kummer verursacht habe.

Ich nahm mir die Freiheit, die Königinn zu fragen, wie man sich gegen sie benommen habe, und wie man verfahren sey, sie zu überführen. Ich konnte aber nicht umhin, zu mißbilligen, daß sie weder ihre Briefe an den Marquis Mirabel, noch dessen Antworten an Sie abgeläugnet habe, da man Ihr bloße Abschriften vorlegte, welche leicht verfälscht seyn konnten.

Ich hätte — sagte sie — den der Tortur ausgesetzt, dem ich sie anvertraut hatte, und um dies zu verhüten, will ich lieber alles erdulten, was über mich ergehen kann.

Ich tröstete sie, so gut ich konnte, und sagte beym Abschied: „hoffen wir, gnädigste Frau, daß auf die„se Thränen Ew. Majestät, bald eine fruchtbare Be„lohnung folgen werde.“

Der König erhob sich hierauf nach St. Germain en Laye, wo er sich für gewöhnlich aufhielt, und kam dann nach Paris. Die Königinn begleitete Ihn dahin, und ich wartete ihr am folgenden Tag auf. Ich fand sie in einem Gespräch mit einem ehrlichen Priester, Namens Bernard. Sie war tiefsinniger, als gewöhnlich, und hatte sehr matte Augen, woraus ich sogleich auf eine Schwangerschaft muthmaßte.

Sobald der Geistliche sich entfernt hatte, so nahm ich mir die Freiheit zu ihr zu sagen: „ich habe einen „Einfall, gnädigste Frau, ob Sie sich nicht in gu„ter Hofnung befinden; sollte es wohl Grund ha„ben?“ Sie erröthete, über meine Frage, und fieng gleich von etwas Anderm zu reden an. Dies war zu Anfang Decembers 1637. Ich muß hier anmerken, daß zu eben der Zeit Herr Bernard verbreitet hatte, ein unbeschuhter Carmeliter habe eine Offenbarung von dieser Schwangerschaft gehabt, und dessen

nigen ein, nachdem er der Königinn versprochen hatte, unfehlbar zu ihrer Niederkunft wieder zu St. Germain zu seyn. Der Kardinal hätte vielleicht nicht übel Lust gehabt, Ihn davon abzubringen; allein Gott, der jederzeit Mittel hat, die Absichten seiner anbetungswürdigen Vorsehung durchzusetzen, ließ zu, daß der Monarch von einem starken Fieber befallen wurde, was Ihn nöthigte, die Armee zu verlassen, so daß Er also wirklich nach St. Germain zurück kam.

Mit unsäglicher Geduld erduldete der Monarch hier die starken Anfälle dieses Fiebers, in Hoffnung, bald einen Sohn zu bekommen. Ihm waren Monsieur, die Prinzessinnen, und mehrere andre Personen vom ersten Rang gestellt, welche noch immer Monsieur versicherten, die Königinn werde nur eine Prinzessinn gebähren. Mehrere konnten indessen bey ihrer Anhänglichkeit an den Kardinal nicht umhin, Unruhe darüber zu verrathen, daß die Gesundheit dieser Fürstin Ihren Getreuen Hoffnung zu einer glücklichen Entbindung gab. Und da sie eben nicht darnach gebaut schien, um leicht Kinder zu bekommen, so sagten diese mit Recht: **dies ist Gottes Finger, der das Werk nicht unvollendet lassen wird!** Ich nahm mir ebenfalls die Freiheit, Ihro Majestät zu sagen: „Fassen Sie „Muth, gnädigste Frau, dies ist der Lohn für ihre Lei„den und Thränen.“

Endlich brach er an, dieser so sehnsuchtsvoll erwartete Tag, der den König und ganz Frankreich mit Wonne krönen sollte, indem die Königinn nach einer ziemlich schweren und langen Geburt einen Dauphin zur Welt brachte [10]. Dies machte Monsieur und seine Kreaturen so bestürzt als es den König und seine Getreuen erfreute. Die Königinn hatte die Gnade,

mich einen Augenblick nach ihrer Erhörung und Entbindung rufen zu lassen. Sie reichte mir ihre Hand zum Kuß. Der König, der oben an ihrem Bette stand, gab mir ebenfalls die Seinige, und sagte zu mir: „Sie nehmen Theil an meiner Freude; sie macht aber „wohl manchen Leuten das Herz schwer?" und da er mir diejenigen bezeichnete, die er dessen verdächtigte, so antwortete ich Ihm: „man muß sie nur zum Fenster hinaus werfen!

Als der Siegelbewahrer, der durch den Tod des Herrn von Aligre Kanzler worden war, zu mir sagte: wer hätte dies vor einem Jahr gedacht? erhielt er von mir zur Antwort: „man würde „wohl nicht nach Val de Grace gekommen „seyn"). Da werfen Sie mir auch einen Stein „über meinen Zaun!" versetzte er; worauf ich sagte: „nicht gerade in Ihren Garten, sondern in dessen, der „Sie dort hin schickte!" —

Der Dauphin wurde sogleich an seinem Geburtstag auch getauft. Man schrieb diese erfreuliche Neuigkeit sogleich an alle mit dem König verbündete, auswärtige Mächte, und in alle Provinzen des Reichs. Der Kardinal ließ Ihren Majestäten bezeugen, wie innigen Antheil er an Ihrer Freude nähme. Monsieur entfernte sich nach Blois. Und da selten ein Glück allein kömmt, so war der König auch glücklich wieder seines Fiebers los.

Ich bin überzeugt, daß diese Eminenz nicht ermangelte, den Alliirten *) sagen zu lassen, sie hätten nun nicht mehr zu fürchten was sie so sehr besorgt hätten,

*) „Die man unter der Benennung Städen der gu „ten Parthei begriff, wie z. B. die Generalstaaten, „der Herzog von Savoyen, die teutschen Reichsfürsten."

, den Thronerben nämlich in den Händen der Fein-
zu wiſſen. Sie machten große Freudenbezeugungen,
d um früher, als er ſonſt gethan hätte, von der Ar-
e abgehen zu können, brauchte der Kardinal den Vor-
nd, er ſehne ſich ſo ſehr darnach, dem König ſeine
ude perſönlich zu bezeugen. Er ſchlug ſeinen Wohn-
zu Ruel auf, um deſto näher an St. Germain zu
u.

Hier wurde der König wieder vollkommen geſund,
auch die Königinn gewann wieder Kräfte und
lle. — Den Winter über traf man Vorkehrun-
zum bevorſtehenden Feldzug, und da der Kö-
erklärt hatte, daß Er ſelbſt mit zu Feld zu ge-
geſonnen ſey, ſo nahm der Kardinal alle erforder-
e Maasregeln, um einen guten Erfolg zu ſichern.
an gab ohne Verzug das verſprochene Geld her, und
b die Officiere an, ihre Compagnien mobil zu ma-
n. Ich muß ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren
en, daß jeder ſeine Schuldigkeit vollkommen that.

Es wurden Friedensvorſchläge gethan; die Par-
en waren auch geneigt dazu, dennoch kam
es zu Stand. Die Entfernung des Grafen von
iſſons nach Sedan hob den Muth der Spanier wie-
, und ließ die Franzoſen einen Bürgerkrieg be-
hten. Man beſprach ſich mit dieſem Prinzen über
n Vergleich, da aber dieſer Schritt vergeblich war,
ah man eine Wolke aufziehen, die leicht zum Un-
itter werden konnte.

1639. 1640.

Bekanntlich bemächtigten die Spanier ſich bey ih
Einfall in Frankreich mehrerer Plätze, worunter auch

Citelet war, wovon ein Oheim des Herzogs von St. Simon das Gouvernement hatte. Es sey nun, daß der Kardinal im Sinn hatte, den Platz eines Günstlings mit dem Marquis von Cinq-Mars, Sohn des Marschall d'Effiat, zu besetzen, oder daß der König selbst schon den Einfall hatte; kurz man bediente sich dieses Vorwandes, den Herrn von St. Simon in sein Gouvernement Blaye zurück zu schicken, und dem Oheim desselben den Proceß zu machen, indem man ihm Schwäche oder Verrätherei schuld gab.

Cinq-Mars machte in kurzer Zeit so starke Fortschritte in der Gunst des Königs, daß Er ihm erlaubte, um die Stelle eines Garderobe-Meisters zu handeln, und ihm noch überdieß die eines Reichs-Oberstall Meisters (Grand-Ecuyer de France) kaufte, zu deren Niederlegung der Herzog von Bellegarde sich hatte bereden lassen. Cinq-Mars war kaum mit dieser Würde bekleidet, als sein ganzes Streben dahin gieng, noch höher zu steigen. Da er sehr gut gebildet war, hatte er die Kühnheit, sich eine Vermählung mit der Prinz Hinn von Nevers einfallen zu lassen. Er entdeckte dies dem Kardinal, der äuſſerſt betreten darüber war, ihm rieth, davon abzustehen, und ihm dabey zu verstehen gab, er werde ihn hierin nicht nur nicht behülflich sondern sogar noch hinderlich seyn. Cinq-Mars verbiß seine Empfindlichkeit hierüber damals noch, und war unablässig mit gutem Erfolg bemüht, sich in der Gnade des Königs immer fester zu setzen.

1640.

Der Kardinal hatte im Sinn gehabt, zu Anfang des Neujahrs 1640., wo auch Arras eingenommen wurde,

, Clermont zu belagern, und ſich dadurch den Weg
ch den andern Plätzen der Spanier an der Maas zu
hnen, um ſie dieſer leichten Art, Hülfe aus Teutſch-
d an ſich zu ziehen, zu berauben. Die Armee war
ter den Marſchällen Chatillon und Meillerage aufge-
chen, und der König folgte ihr; allein das ſtarke
genwetter vereitelte die Entwürfe dieſer Generale.

Als ihnen der Kardinal ſeine Empfindlichkeit dar-
r bezeugte, ſchlugen ſie ihm, um ihn zu befriedigen,
, Arras zu belagern, und machten ihm die Mög-
keit der Ausführung einleuchtend. Man hielt den
an ſo geheim, daß die Feinde, unerachtet ſie aus der
dre, daß Marſchall Chaunes zu jenen zu ſtoßen hatte,
einen Anſchlag gegen einen ihrer Plätze in Artois oder
ndern ſchließen konnten, dennoch äuſſerſt überraſcht
ren, als ſie ſahen, daß Arras berennt wurde und
agert werden ſollte.

Da der König ſich nebſt dem Kardinal nach Amiens
eben hatte, rüſtete man dort eine ſtarke Convoy aus.
e Kinder des Herzogs von Vendome entſchloſſen ſich,
zugehen, und das Kommando über den Trupp, das
n Oberſtallmeiſter abgeſchlagen wurde, erhielt du
llier, der ihn auch nebſt einem andern aus Champagne,
klich zur Armee brachte.

Ich befolgte den Rath, den man mir gab, nach
iens zu gehen, und beurlaubte mich von der Köni-
n. Sie befand ſich zum zweytenmal ſchwanger, und
ahr im folgenden Jahr Monſieur, den einzigen
uder des Königs [11]). Ich fand den König ſehr un-
ig über den Ausſchlag ſeiner Unternehmung, und
nige Tage darauf befahl Er mir, weil Ihm das Be-
men des Kardinals gegen mich zu Herzen gieng,
der zurück zu gehen; da er aber erkrankte, hielt ich
weder erlaubt noch anſtändig für mich, einem ſol-

chen Befehl zu gehorchen. Ich begab mich daher am folgenden Morgen noch einmal in das Zimmer des Königs, wo Er mir sagte: „meine Krankheit hält Sie „ab, zu reisen. Ich danke Ihnen; da sie aber nach„gelassen hat, so können Sie immerhin abgehen.“ — Ich gehorchte und reiste von Amiens an eben dem Tag ab da dort die Nachricht von der Eroberung von Arras einlief.

Der König kam hierauf nach St. Germain zurück, wo die Königinn einen zweyten Sohn gebahr, über den der König noch mehr Freude bezeugte, als über den ersten, weil die Vaterliebe, die seit zwey Jahren in Ihm aufgekeimt war, sich jetzt noch stärker äusserte. — Um diese Zeit that der Kardinal mehrere zuvorkommende Schritte, um die Königinn zu vermögen, ihn mit Ihrem Vertrauen zu beehren; Sie antwortete ihm auch sehr höflich darauf, vermied es aber durchgängig, seinem Rath Einfluß bey ihr zu gestatten.

Im vorigen Jahr ungefehr, soviel ich mich noch besinne, erhielt die Frau von Hautefort, gegen welche der König günstige Gesinnungen geäussert hatte, Befehl, sich vom Hof zu entfernen. Ich bekam den Auftrag ihr dies zu hinterbringen. Diese Dame bat mich, den König daran zu erinnern, wie oft Er ihr verheißen habe daß nie seine Ungnade sie treffen solle. „Freilich hatte ich ihr dies versprochen — antwortete mir „der Monarch, aber unter der Bedingung, wenn sie klug „wäre, und mir keine Ursache gäbe, mich über ihr Ver„halten zu beschweren. Bildete sie sich denn ein, es „wäre genug, eine tugendhafte Weib seyn, um meine „Freundschaft zu besitzen? Man muß sich auch dabey „noch vor Unrecht an Nebenleuten hüten, und dies konnte „ich nie von ihr erhalten“ [11].

Die

Die Frau von la Fayette, obſchon in ſehr groſſer Achtung hatte ebenfalls Verlangen geäuſſert, ſich ganz vom Hof zurück zu ziehen. Sie ließ den König um Erlaubniß dazu bitten, die ihr auch bewilligt wurde. Ihr Geiſt und ihre übrigen Reize hatten ihr die Achtung des Königs erworben, der ihr groſſe Zuneigung bewies. Ich weiß nicht, warum dieſe Dame, und die Marquiſinn von Seneçai nicht gefiel. Freilich wurde erſtere dem Kardinal verdächtig, und was die andre betrifft, ſo war die Treue, die ſie jederzeit und unter allen Umſtänden gegen die Königinn, ihre Gebieterin bewieſen hatte, ein Verbrechen, das damals nicht verziehen wurde. Hätte man daher nicht befürchtet, die Niederkunft dieſer Fürſtinn zu übereilen, ſo würde man ſie eher verabſchiedet haben. Aber kaum war die Königinn entbunden, ſo erhielt dieſe Dame Befehl, ſich zu entfernen.

Man machte auch die Frau von Lanſac zur Gouvernantin der königlichen Prinzen, gegen die Abſicht der Königinn, welche ſie vom Kardinal abhängig glaubte. Dieſer wollte bey Ihr nur Leute von ſeiner Wahl wiſſen, und brechte es daher ſo, daß auch die Stelle einer Dame d'Honneur der Frau von Breſſac gegeben wurde.

Man drohte der Königinn oft, ihr ihre Kinder wegzunehmen; allein die Geſchicklichkeit des Capitain Montiquy von der Garde, erſparte ihr dieſe Kränkung. Der König betrachtete ihn ſtets als einen alten getreuen Diener, und dies, nebſt andern Gründen, hatte ihn dem Kardinal verdächtig gemacht. Allein Montiquy wußte die Frau von Lanſac geſchickt zu gewinnen, und ſie erhielt vom Kardinal, daß er die Bewachung der königlichen Prinzen, wo ſie auch ſeyn möchten, haben ſollte. Der König ſchlug Montiquy vor, ſie nach Vin-

cennes zu bringen, dieser stellte sich, keinen andern Grund hievon zu begreifen, als die Sicherheit des Orts, und stellte daher Seiner Majestät vor, die Sicherheit werde dort nicht größer seyn als sie, bey ungleich gesunderer Luft, schon in St. Germain en Laye sey. Der König bewilligte daher, daß Seine Kinder ferner noch da erzogen werden sollten.

1641.

Das Jahr 1641 wäre beynahe traurig für Frankreich ausgefallen; denn da der Graf von Soissons seiner Meinung nach am Hof nicht in Sicherheit seyn konnte, und der Herzog von Bouillon eben so wenig, weil er ihn in Sedan aufgenommen hatte, so faßten diese beyden Herrn den Entschluß, sich vereint für die Feinde des Staats zu erklären. Sie veranstalteten Werbungen, und rüsteten sich in allem Ernst zum Krieg.

Auf die Nachricht davon ließ der König ihnen eine Armee entgegenstellen, und gab das Kommando darüber dem Marschall von Chatillon. Dieser rückte gegen Sedan, um sich den Entwürfen der Feinde zu widersetzen; und, entweder auf das Gerücht, daß sie einen Einfall thun wollten, oder weil der König es sonst für gefährlich und schimpflich hielt, ließ zu leiden, bekam Chatillon wiederholt Ordre, sie anzugreifen, im Fall sie es wagten.

Der Marschall wäre gern in einer Position geblieben, wo er sich behaupten, und dabey im Fall sie vorrückten, ihnen in die Flanke fallen und auch nachrücken konnte, wodurch er sie aufzureiben oder zur Erge-

bung

lung auf Diskretion zu zwingen gedachte. Der Hof war aber andrer Meinung; Chatillon mußte seinen Posten verlassen, und die feindliche Armee angreifen, welche die Ehre hatte, die königliche zu schlagen. Der Graf von Soissons aber blieb, und darum ließ sich der Herzog von Bouillon gleich nach seinem Sieg verlauten, er wünschte mit dem König wieder ausgesöhnt zu werden, wobey er zu seiner Entschuldigung mancherley, so gut sichs thun ließ, anführte. Man ließ Truppen von einer Armee an die andre abgehen, und da auch der König die Unterhandlung durch seine Gegenwart betrieben, und den Herzog von Bouillon in Furcht gesetzt hatte, so war der Vertrag bald zu Stand.

Nachdem der Monarch die Angelegenheiten an der Grenze wieder in Ordnung gebracht hatte, kam er nach St. Germain zurück. Der größte Theil des Hofs gieng nach Paris, wo übelgesinnte Leute Kabalen anspannen, und sich bemühten, den Herzog von Bouillon in die Parthie Monsieurs und des Oberstallmeisters zu ziehen. Man bediente sich des scheinbaren Vorwands, die Kinder des Königs und die Königinn gegen die Unterdrückung des Kardinals zu schützen, und gab vor, der König von Spanien nehme sie unter seinen Schutz, was den Herzog von Bouillon vollends bereden half, daß er der Königinn einen beträchtlichen Dienst leisten würde, wenn die Stadt Sedan zu einem Sicherheitsplatz für sie und Ihre Prinzen bestimmt werden könnte. Die Königinn sagte übrigens nicht ein Wort zum Herzog, sondern begnügte sich, ihn artig aufzunehmen, wenn er ihr Cour machte.

Der Herr von Thou war dazu ersehen worden, eine Zusammenkunft zwischen dem Herzog von Bouillon und dem Oberstallmeister zu vermitteln, und es gelang

ihm

ihm so gut, daß sie sich einander gegenseitig versprachen, und zum Dienst Monsieurs verbanden. Zum Vorwand ihrer Verbindung nahmen sie das Vorhaben, die allzu große Macht des Kardinals zu zerstören, und die Königinn aus der Gefangenschaft zu befreien, in die sie eingezwängt sey. Da man aber noch nicht wußte, wo man anfangen sollte, so wurde Fontrailles von den Verbündeten, ohne Vorwissen des Herrn von Thou, nach Spanien geschickt, und der Herzog von Bouillon, der das Kommando der königlichen Armee in Italien angenommen hatte, erklärte sich sogleich.

Fontrailles erzählte bey seiner Rückkunft aus Spanien dem Herrn von Thou, was er dort negociirt hatte, denn er wußte nicht, daß die andern Herrn sich untereinander beredet hatten, es vor ihm geheim zu halten; nicht aus Mißtrauen, sondern weil bey der großen Menge von Freunden, die er hatte, zu besorgen stand, es möchte ihm gegen einen derselben etwas davon entfallen.

Der Herr von Thou wollte zur Armee gehen, überzeugt, daß der Oberstallmeister beym König allmächtig sey, und er also sein Glück befördern werde, wenn er sich an ihn anschließe. Als er nun mir sein Vorhaben eröffnete, denn wir waren Vettern und Freunde, that ich alles Mögliche, um es ihm auszureden, indem ich ihm vorstellte, weit entfernt, noch gleiche Freundschaft für Cinq-Mars zu haben, hasse ihn der König, und könne ihn nicht mehr leiden. Alles was ich ihm sagte und entdeckte, war aber vergebens; er wollte mir nicht glauben.

Dies nöthigte mich, ihm endlich zu sagen: „Sie „geben doch zu, daß der Kardinal den Oberstallmei„ster haßte, und daß er den König veranlaßte, nach „Rouf-

Rouſſillon zu gehen und Perpignan zu belagern. Gelingt dieſe Unternehmung, ſo wird die Entfernung des Cinq-Mars ſein Lohn. Mißlingt ſie, ſo wird man ſich mit den Kabinetskabalen entſchuldigen, und der Meinung ſeyn, es gebe kein ſicherers Mittel, ſie zu zerſtören, als die Entfernung des Hauptes. Sie werden ſehen, daß der Oberſtallmeiſter, der die Kriegsleute zu gewinnen ſucht, nichts anders thut, als die Steine zuſammentragen, mit denen er dann geſteiniget werden wird; denn der König kann ſein übermüthiges Benehmen nicht länger ausſtehen.“ —

Als ich merkte, daß mein Zureden ſeinen hartnäckigen Entſchluß noch nicht wankend machte, beſchwor ich ihn auf den Knien, meinen Worten mehr Glauben beyzulegen, und ſagte ihm endlich voraus, daß ſeine Anhänglichkeit an den Oberſtallmeiſter ihn unausbleiblich zu Grund richten werde. Dies alles aber hielt ihn nicht ab, in ſein bekanntes Verderben zu rennen.

Ueberzeugt, wie die ganze Armee, daß der König ſchon lange her eine Krankheit habe, die Ihn bald ins Grab legen müſſe, hatte er den Einfall, einen Courier zu ſchicken, um mir dies zu melden, und zugleich den Wink zu geben: da der Kardinal alles anwende, um ſich der Officiere von der Armee zu verſichern, ſo erfordre das Intereſſe der Königinn, ſie zu gewinnen; hiezu aber wäre er eines Briefes von Ihr benöthigt, den es den Vornehmſten vorzeigen könnte. Da nun dies Schreiben nach den verſchiedenen Köpfen eingerichtet werden müſſe, ſo ſollte ich ſeiner Meinung nach der Königinn vorſchlagen, ihm Blankets zu ſchicken.

Ich fand mich durch einen ſolchen Antrag ſehr beleidigt, und würde mich wohl gehütet haben, etwas da-

davon gegen die Königinn zu äuſſern, wenn ich nicht beſorgt hätte, ſie möchte es ſich bey Ihrer Güte und Willfährigkeit doch noch durch einen andern abſchlagen laſſen. Ich verfügte mich daher nach St. Germain, und hatte kaum den Mund von dieſem Vorſchlag aufgethan, als ſie mir ſchon einzuwilligen ſchien. Ich ſagte Ihr aber: „hüten ſie ſich wohl, gnädigſte Frau, ein Papier dieſer Art jemand anzuvertrauen, wer es auch ſey, ſelbſt „mir nicht. Denn obſchon ich mich nicht fähig glaube, es zu mißbrauchen, ſo könnte es doch in ſolche „Hände fallen, daß ſie Urſache hätten, es zu bereuen. „Sollte es aber unglücklicher weiſe geſchehen, daß die „Krankheit des Königs überhand nähme, ſo würde ich „nicht ermangeln, mich ſchleunigſt zur Armee zu verfügen, um dort alles vorzukehren, was Ihr Intereſſe „erfordert.“

Nachdem ich die königlichen Prinzen geſehen, und der Frau von Lanſac meine Freude über die Geneſung des Königs, wovon Nachricht unmittelbar nach der von dem ſchlimmſten Grad ſeiner Krankheit eingelaufen war, bezeugt hatte, kam ich nach Paris zurück, wo man zween Tage darauf hörte, daß die Verſchwörung, von der ich ſprach, entdeckt, und zur Verhaftung des Herzogs von Bouillon Befehl ertheilt worden ſey. Monſieur wurde nicht, wie man vorgab, verrathen, ſondern das Geheimniß wurde auf einem Weg entdeckt, wo es eigentlich niemand gedacht hätte, wer nämlich mit dem Lauf der Dinge bekannt iſt.

Nachdem der Kanzler ſeinen Auftrag, die Ausſage Monſieurs zu vernehmen, vollzogen hatte, ſo machte er ſich noch einmal auf um nach Lyon zu gehen, und die Herrn Cinq-Mars und de Thou zum Tod zu verurtheilen [14]). Es würde dem Herzog von Bouillon nicht beſſer ergangen ſeyn, wenn er nicht ſein Leben mit der

Stadt

Stadt Sedan erkauft hätte. So erhielt er eine Abolition, nachdem er alles bekannt, und Anstalt gemacht hatte, daß sein Platz den königlichen Truppen eingeräumt wurde. Er betrachtete es als eine Gnade, daß der König blos die Werker und Mauern des Platzes besitzen wollte, um sich desselben in der Folge nach Gutdünken bedienen zu können.

Auf die Nachricht von der Hinrichtung der Herrn Cinq-Mars und de Thou folgte die von der Abreise des Kardinals von Lyon, der sich nach Fontainebleau begab, wo der König, trotz Seinem Widerwillen dagegen, ihn besuchte. Der König war noch überdies damals betrübt über den Tod der Königinn Mutter [15]). Denn unerachtet Er sie für schuldig hielt, äusserten doch Natur und Blut sich bey dieser Gelegenheit.

Der Kardinal kam darauf von Fontainebleau nach Paris, wo seine Krankheit sich sehr verstärkte, und er endlich den Geist aufgab. Nur sehr wenige Personen bedauerten ihn [16]). So sehr der König sich freute, seiner los zu seyn, so unterließ Er doch nicht, sein Testament zu vollziehen, und dessen Verwandten die Stellen, Gouvernements und Pfründen zu verleihen, die er ihnen bestimmt hatte.

Nach der Zurückkunft von Paris nach St. Germain ließ der König sich von niemand weiter als dem Kardinal Mazarini und den Herrn von Chavigny und des Noyers rathen, was dem ganzen Hof sehr mißfiel. Indessen hatte man Ihm kaum vorgeschlagen, diejenigen in Freiheit zu setzen, die der Kardinal hatte einziehen lassen, so geschah es auch. Die Herrn von Bassompierre, Vitry, Cramail, und einige andre, die in der Bastille saßen, erhielten Erlaubniß wieder nach Hof zu kommen. Der Herr von Chateauneuf, der zu Angou-

leme

leme war, erhielt ebenfalls seine Freiheit, aber unter der Bedingung, auf einem seiner Güter zu bleiben.

Da der König wähnte, als wäre ich gesonnen, Ihm jemand für die Geschäftsführung vorzuschlagen, so sagte Er dies dem Kardinal Mazarini, der mirs nachher wieder sagte. Es war mir aber leicht, mich dagegen zu vertheidigen, indem ich zeigte, wie wenig Verdienst das vermuthete Subjekt besäße.

Der Herzog von Vendome ließ den König um die Gnade bitten, nach Frankreich zurück kommen zu dürfen, woraus er verbannt war so wie der Herzog und die Herzoginn von Epernon. Er begab sich sogar nach St. Germain, und ließ Seiner Majestät wissen, was ihn herführe. Man gab mir ohne Grund schuld, ihm dazu gerathen zu haben.

Da ich bemerkte, daß der König mich nicht mehr so gern sah, so faßte ich den Entschluß, meine Stelle niederzulegen, nachdem ich die Einwilligung der Königinn dazu erhalten hatte. Mein Grund, den ich ihr anführte, war, daß ich außer Stand seyn würde, ihr zu dienen, so lange der König lebte; wenn aber Gott über ihn verfügte, so würde ich jederzeit bereit seyn, ihre Befehle zu befolgen.

Nachdem der Handel über meine Stelle mit dem Herrn du Plessis Guenegault geschlossen war, würkte der Herr von Chavigny ihm die Erlaubniß aus, darüber mit mir in Unterhandlung zu treten. Ich hielt mich für verbunden, Seiner Majestät für die mir zugestandene Gnade zu danken; es gieng auf beyden Seiten nicht ohne ein gewisses unangenehmes Gefühl ab, indem der König sich so gut als ich, der langen Zeit erinnerte, in der ich Ihm treu gedient hatte. Ich bat Ihn, genehm zu halten, daß

ich

ich, wenn ich künftig käme, Ihm aufzuwarten, auf keinen andern Fuß als bisher behandelt würde. Er hatte die Gnade es zu bewilligen, und selbst ganz laut zu sagen, damit seine Zimmerdienerschaft Seine Willensmeinung wüßte.

1642.

Die Krankheit des Königs nahm immer mehr zu, so wie der Kredit des Kardinals Mazarin; Chavigny aber erhielt das ganze Zutrauen Seiner Majestät. Des Noyers konnte ihn nicht leiden, und bat um seine Entlassung, welche er erhielt. Er that hiermit einen Schritt, den er sein ganzes Leben hindurch zu bereuen hatte.

Man schlug dem König mehrere Subjekte an dessen Stelle vor, unter andern den Herrn d'Avaux, der aber nicht das Glück hatte, Seiner Majestät zu gefallen. Der König entschloß sich, sie provisorisch versehen zu lassen, und zwar durch le Tellier, Intendanten der italienischen Armee, den der Kardinal sehr gut kannte, und der ein Schwager von dem beym König sehr beliebten Gardekapitain Tilladet war. Le Tellier war ein Mann von Verdienst, und der Erfolg lehrte, daß er dieses Postens, würdig war.

Ich gieng von Zeit zu Zeit nach St. Germain, um dem Befehl der Königinn zu gehorchen. Eines Tags als ich bey dem Kardinal auf die Zurückberufung des Herzogs von Vendome antrug, nahm er mich ziemlich gut auf, weil er glaubte, daß der König ihn, im Fall Seine Krankheit sich verstärkte, unfehlbar zurückberufen würde, entweder aus Gewissensregung, oder doch

aus unvermeidlicher Rückſicht auf die Vorbitte Monſieurs. Der Kardinal ſprach alſo mit dem Monarchen darüber, worauf die nöthigen Befehle ganz nach Wunſch ausgefertigt wurden.

Der Hof wurde immer zahlreicher, ſowohl durch die Zurückberufung der Exilirten, als durch eine Menge andrer Perſonen, die ſich einfanden, theils um zu ſehen, was das nahe Abſterben des Königs für Veränderungen nach ſich ziehen würde, theils in Hoffnung ein größeres Glück zu machen. Man machte gar kein Geheimniß mehr daraus, daß der Monarch nicht mehr lange leben könne.

Dies beunruhigte freilich den Kardinal, raubte ihm aber doch nicht die Beſonnenheit, Maasregeln zu ſeiner Erhaltung vorzukehren. Da er wußte, daß die Königinn großes Zutrauen in den Biſchoff von Beauvais ſetze, der übrigens ſehr ſimpel, nachgebend, und etwas vorſchnell war, ſo hielt er es für leichter, dieſen Prälaten als irgend einen andern von den Vertrauten der Königinn zu gewinnen. Weil er aber nicht wußte, durch wen er es einleiten ſollte, machte er ſich an den Nuncius, den nachherigen Kardinal Grimaldi.

Dieſer war ſo gefällig ſich dem Geſchäft zu unterziehen, und dem Biſchoff von Beauvais zu ſagen, wie ſehr der Kardinal Mazarin wünſchte, der Königinn ſeine Dienſte zu weihen; der Prälat war kurzſichtig genug, ungemein erfreut darüber zu ſeyn, und dies der Königinn vorzutragen, mit dem gutgemeinten Rath, ſich dieſes brauchbaren Mannes zu verſichern, worüber denn Mazarin ganz entzückt war, daß ihm alles ſo nach Wunſch gelang.

Der Biſchoff von Beauvais eröffnete mir dieß, und was ſonſt noch von geſchickten Händen eingeleitet war.

Ich war sehr befremdet, hatte aber doch Gegenwart genug, meine Gedanken zu verheimlichen. Weil ich indessen eine Parthie nehmen mußte, sagte ich ihm: ich wünsche, daß er nicht mit der Zeit Ursache finden möchte, es zu bereuen. Ich gieng darauf eilends zur Königinn, um von Ihr selbst zu hören, ob das, was der Bischoff mir gesagt hatte, wahr sey, und was Ihro Majestät wohl bewogen haben möchte, dessen Rath zu befolgen.

„Zween Gründe — erwiederte sie mir — einmal, „weil ich durch das Wort des Nuncius überzeugt bin, „daß der Kardinal Mazarin mir ergeben ist; und dann „weil ich im Sinn habe, Bouthillier, Chavigny und „alle, die nicht auf meiner Seite waren, abzuschaffen, „und daher gern jemand beibehalten möchte, der mich „von den Absichten des Königs auf den Fall Seines To„des unterrichten kann, um sie fortzusetzen, und hierzu „muß ich einen Mann haben, der weder unter Mon„sieurs noch des Prinzen Conde' Einfluß steht." —

Ich glaubte viel zu thun, daß ich mich enthielt, einen Plan zu loben, den ich für höchst verderblich hielt; ich glaubte es aber auch der Klugheit gemäs, ihn nicht zu tadeln. Ich merkte mir blos zu eigner Nachachtung was mir anvertraut war, ließ mich aber gegen niemand etwas davon merken.

Unterdessen wurde die Krankheit des Königs gefährlicher. Der Kardinal rieth ihm, eine Regentschaft anzuordnen, und im Fall diese Würde doch der Königinn übertragen würde, ihre Gewalt einzuschränken. Der Monarch entschloß sich leicht zu diesem Antrag, denn Er konnte Seine Kinder weder Monsieur noch dem Prinzen Conde anvertrauen, der ihm oft Ursache zur Unzufriedenheit gegeben hatte. Eben so leicht entschloß er sich, der Gewalt der Königinn Schranken zu

ſetzen, in der Ueberzeugung, daß ſie Mißbrauch davon machen würde.

Man fragte ihn ferner, ob Er genehmige, daß Monſieur zum Chef der Conſeils unter der Regentinn und Königsverweſer (lieutenant-general repreſentant la perſonne du roi) durchs ganze Reich erklärt würde; daß in deſſen Abweſenheit der Prinz Conde' an ſeine Stelle träte, der Kardinal aber dem Prinzen ſubſtituirt würde; daß ein nothwendiger Rath angeordnet würde, in welchem der Finanz-Oberaufſeher Bouthillier und ſein Sohn Chavigny Beyſitzer wären, worin alles durch Stimmenmehrheit gienge? Der König bewilligte dies alles, und ſetzte hinzu, der Kardinal ſollte die Ernennung zu Kirchenpfründen bis zur Volljährigkeit Seines Sohnes haben. Um auch dieſe Deklaration deſto unumſtößlicher zu machen, hielt man für dienlich, ſie im Parlement regiſtriren zu laſſen.

Außer dem jetzt angeführten ſtanden noch einige Klauſeln darin, die mir ſehr vortheilhaft für die Königinn ſchienen. Unter andern hieß es, ſie ſollte über die erledigten Stellen disponiren können, die der Staats-Secretäre ausgenommen, die nicht anders als mit Zuſtimmung des nothwendigen Raths zu beſetzen wären. Dieſe Reſtriktion befremdete mich ganz und gar nicht; denn da des-Noyers Stelle noch nicht vergeben war, ſo wollte man vorbeugen, daß ich ſie nicht erhielte; und bey dieſer Gegelegenheit habe ich den Anſtiftern davon würklich Verbindlichkeit, indem der König ſich dabey meiner geleiſteten Dienſte erinnerte, und mich dafür in Seinem Teſtament bedachte.

1643.

So wie dieſe Deklaration erſchien, wurde ſie auch
emißbilligt, und das Parlement war bey der Einregi-
trierung derſelben einzig auf Mittel bedacht, ſeinen eig-
en deshalb gefaßten Schluß zu entkräften. Rechtsge-
hrte behaupteten, Vater und Sohn dürften nicht zu-
leich zu Rath ſitzen, und das Publikum fand, daß das
Conſeil, das man errichtet hätte, für eine ſo unum-
hränkte Gewalt zu ſchwach wäre.

Einige von denen, die es gar nicht erwarten konn-
n, ſich im Beſitz der ihnen beſtimmten Stellen zu
h-n, trugen beym König auf eine Zuſammenberufung
nd Sitzung des Conſeils an, und zufolge erhaltenen
efehls ſagten ſie der Königinn: der Monarch war-
ſie, nie zu geſtatten, daß der Herzog von Vendo-
e noch ſonſt jemand aus ſeinem Hauſe das Gouver-
ment in Bretagne bekäme, das der Marſchall von
eillerave kürzlich erhalten hätte. Da man aber
hts achtete, den Herzog von Vendome zu ſchonen,
brachte man dies ſogleich aus, ſtatt daß es geheim
alten werden ſollte.

Man brachte ferner in Vorſchlag, die Generale
Armeen zu ernennen, und der Kardinal, um den
inzen von Conde auf ſeine Seite zu ziehen, beſtimm-
en König, das Kommando der ſtärkſten dem Herzog
Enguien zu verleihen, welcher den Herrn du Hal-
unter ſich haben ſollte, der kurz nach ſeiner Abreiſe
n Hof zum Marſchall gemacht wurde.

Ludwig XIII. mit dem Zunahmen der Gerech-
ſtarb in dieſem Jahr [57]). Man kann wohl ſagen,
dieſer Fürſt nur durch Zufall ſchlecht war (méchant

par accident). Während seiner ganzen ziemlich stürmischen Regierung that er nichts Böses als wozu andre ihn verleiteten.

Kaum hatte er den letzten Odemzug gethan, als sich im Schloß St. Germain ein Gerücht verbreitete, Monsieur habe seine Kreaturen dahin bestellt, um sich der beyden königlichen Prinzen, des Königs Ludwigs XIV. und des Herzogs von Anjou, seiner Neffen, zu bemächtigen und der Königinn ihr Ansehn zu entreißen. Dies veranlaßte die Getreuen dieser Fürstinn, die schon vorläufig die Französische und Schweizer Garde für sie gewonnen hatten, die Wache zu verdoppeln, und Ordre zu stellen, daß die Soldaten sich bey ihren Fahnen bereit halten sollten, um auf den ersten Wink nach St. Germain zu marschiren, und mit den Waffen zu behaupten, was der verstorbene König so angelegentlich verordnet hatte, daß nämlich die Königinn die Reichsverwaltung führen, und die Erziehung der Prinzen besorgen sollte.

Um dem Herzog von Beaufort einen Beweis Ihres Zutrauens zu geben, befahl sie ihm, bey dem König zu bleiben, und allen, die von ihr abhiengen, ihm zu gehorchen. Es wäre zu wünschen gewesen, der Herzog von Beaufort hätte sich zu mäßigen gewußt; da er aber seiner Freude nicht mächtig war, so beschloß man, den König und den Herzog von Anjou nach Paris zu bringen. Man beorderte die Garde, ließ sie ausrücken und ein Bataillon formiren, in dessen Mitte der Wagen mit Ihren Majestäten und Monsieur, fuhr. In diesen Aufzug, der etwas von Größe und Schwäche zugleich an sich hatte, langte man zu Paris an.

Kaum war die Königinn allein, als ihr Kanzler, der Präsident le Bailleul, ihr vorschlug, den König

ins

ins Parlement zu führen, das nach dem Beyspiel von 1610. nicht ermangeln würde, sie zur Regentinn zu erklären, mit voller Macht, allein zu regieren, jedoch mit unterthänigster Bitte an den König, Monsieur, Seinen Oheim, zu Seinem Generalstatthalter im ganzen Umfang der Monarchie und in seiner Abwesenheit den Prinzen von Conde zum Chef Seiner Kollegien zu erklären.

Der Herzog von Orleans und der Prinz von Conde, die sich übrigens schon erboten, der Königinn das ganze ihnen verliehene Ansehen heimzustellen, bewilligten, daß der König sein Lit de Justice hielte; nur der Kardinal war dagegen, weil er schon gehört hatte, daß dabey seiner nicht gedacht werden würde. Mehrere Räthe wollten ihm zureden; sie waren aber zu schwach, eine von den Vornehmsten des Reichs schon bewilligte, und vom Parlement schon anerkannte Deliberation zu hintertreiben.

Der Kardinal glaubte, bey dieser Lage der Dinge bliebe ihm nichts weiter übrig, als die Königinn um Erlaubniß zu bitten, sich nach Italien zu entfernen. Die Königinn hielt sich überzeugt, daß der Dienst dieser Eminenz ihr vortheilhaft seyn würde, und da doch der Kardinal in sie drang, so entdeckte sie mir ihre Verlegenheit. Ich antwortete ihr, wenn sie entschlossen sey, sich ferner des Kardinals zu bedienen, so halte ich die Sache noch lange für so schwierig nicht, als sie schiene.

Aber — versetzte sie — wie läßt sichs denn machen? der Kardinal hält sich für beleidigt, sagt dies überall ganz laut, und dringt auf seinen Abschied.

„Wenn Sie ihm bieten, was er verliert! — „sagte ich. — Ew. Majestät geben zu, daß er befrie-

„digt werden muß; schlägt er dies von Ihnen aus, so „ist dies ein Beweis, daß er Ihnen keine Verbindlich„keit haben will, und so verlieren Sie nichts- wenn er „abgeht. Ew. Majestät erlauben mir aber zu sa„gen, daß ich ihm zu viel Einsicht zutraue, um Ihre „Anträge nicht mit unterthänigsten Dank anzunehmen."

Ich begab mich weg und der Kardinal kam zur Königinn, um sie noch einmal um ihre Erlaubniß zu seiner Entfernung nach Rom, anzugehen, wo er seinen Eifer für das Interesse des Königs und seine Dankbarkeit für genossene Wohlthaten und Ehre zeigen wolle. Als ihm aber die Königinn eröffnete was ich vorgeschlagen hatte, bedachte er sich keinen Augenblick, was er thun sollte. Er dankte ihr, mit der Versicherung, daß diese neue Gnade ihn noch stärker als alle Vorherigen verpflichte. Er fragte Sie darauf, wer Ihr wohl diesen Rath gegeben haben möchte, und da Ihro Majestät mich nannten, dankte er mir noch denselben Tag dafür, und versicherte, ich sollte sein ganzes Vertrauen besitzen; er wisse wohl, daß die Königinn mich mit dem ihrigen beehrt und nie Ursache bekommen hätte, es zu bereuen; er bäte sogar Ihre Majestät, die Aufrichtigkeit seiner Versprechungen gegen mich, zu garantiren, und verlange von mir keine andre Sicherheit als mein bloßes Wort, weil die öffentliche Meinung, welche sich nie irre, die Redlichkeit und Treue, womit ich stets meinen Herrn gedient und meine Freunde geliebt hätte, so laut gepriesen habe, daß er keine andre Bürgschaft von mir verlange, da die beste ihm hierin schon zu liegen scheine.

Ich machte meiner Seits ebenfalls dem Kardinal tausend Versicherungen von Ergebenheit, weil ich überzeugt war, daß dies der Königinn angenehm seyn würde. — Jetzt, da sie auf dem Thron fest sitzt, reden wir

von

von der Regentſchaft dieſer Fürſtinn und dem Antheil, den ſie mir an den Geſchäften zu geben geruhte.

Die Königinn bezeugte vor allen Dingen, daß ihr nichts mehr am Herzen liege, als die Größe Ihres Sohnes, und der Friede für Frankreich, ſo weit beydes ſich vereinbaren laſſe. Sie verſprach, ſoviel möglich den Herzog von Orleans und den Prinzen zu gewinnen. Sie erklärten auch, daß ſie ihre beſondern Leuten habe, deren Sie ſich bedienen wolle, wie den Biſchoff von Beauvais, den Präſident le Bailleul und mich. Der zweyte, der ſich Rechnung machte, die Siegel zu bekommen, nahm mit Vergnügen die Finanzoberaufſicht an, die ihm gemeinſchaftlich mit dem Herrn von Avaux übertragen wurde, der aber dennoch zugleich ernannt wurde den Frieden nach den bereits bekannt gewordenen Präliminarien unterhandeln zu helfen. Der Herzog von Longueville ward ebenfalls zum Bevollmächtigten hiezu ernannt, und erhielt vom König Sitz im Geheimen-Rath, wodurch er alſo voraus für die Dienſte belohnt wurde, deren man ſich zu ihm verſah.

Bouthillier bekam Befehl, ſich zu entfernen, was den Kanzler anfangs befremdete; er beruhigte ſich jedoch wieder, als er ſah, daß an deſſen Stelle die Herrn le Bailleul und d'Avaux kamen. Der Biſchoff von Beauvais, der allmächtig im Staat zu werden hoffte, bewarb ſich um den Herzog von Orleans und den Prinzen Condé, indem er ihnen Gouverneur-Stellen, und überhaupt, alles, was ſie ſich nur ſelber wünſchen möchten, verſprach. Er verſicherte Monſieur: er ſollte, wenn gleich ohne den Titel, doch die ganze Gewalt eines Regenten erhalten.

Der arme Prälat ſah aber bald ſeine Hoffnungen zuſammenſtürzen, als er den Kardinal ſich immer mehr in

das Zutrauen der Königinn einschmeicheln sah, und da man schon viel für ihn zu thun glaubte, daß man ihm dem Zutritt zum Conseil verstattete, und ihm mit der Hoffnung eines rothen Huts schmeichelte. Der Kardinal Mazarin versicherte ihn zwar, dazu beyzuwirken; da er ihn aber als einen kleinen Geist kennen lernte, verachtete er ihn nachher.

Chavigny war betäubt über den Sturz seines Vaters, und Servien kam eilig an den Hof zurück, in der Hoffnung wieder in die Stelle eines Staats-Sekretairs einzurücken, die er durch den Einfluß des Kardinals gehabt, aber wieder hatte niederlegen müssen, weil der verstorbene König argwöhnte, er habe dem Premier-Minister eine gewisse Sache hinterbracht, die im Zimmer Seiner Majestät gesprochen worden war. Servien wunderte sich nicht wenig, daß der Kardinal Mazarin le Tellier in Gunst nahm, und mehrere Personen sagten, des Noyers, der seine Stelle noch nicht niedergelegt hatte, verlange eben das, was er suche. Alle Hoffnung entsank ihm aber vollends, als er hörte, daß die Königinn im Sinn habe, mit dieser Stelle mich zu begnadigen.

Da Chavigny die Königinn nicht geneigt fand, wie er sich geschmeichelt hatte, so wendete er sich an den Kardinal, um durch ihn die Erlaubniß bey Ihr auszuwürken, seine Stelle abzugeben, wobey er sich vielleicht einbilden mochte, der Kardinal würde ihm diesen Entschluß ausreden wollen. Er kam aber ganz übel an, indem der Kardinal nicht leiden konnte, daß man überall sagte, Chavigny sey der Urheber seines Glücks und seines Emporkommens. Er besas die Geistesgegenwart, mehrere Fragen an ihn zu thun, die ihn mehr und mehr verstrickten, daß er auf seinem Entschluß beharren mußte. Nachdem er hierauf nur so eben beobachtet hatte,

was der strengste Wohlstand forderte, übernahm er es, die Sache der Königinn vorzutragen, welche große Freude darüber bezeugte, daß die Gelegenheit sich darbot, mich anzustellen.

Sie ließ Eure Mutter holen, meine Kinder, und erkundigte sich bey ihr, ob ich im Stand wäre, einen Theil der von Chavigny verlangten Entschädigungs-Summe vorzuschießen? und dann befahl Sie mir, solche dem Ablasser anzubieten. Ich thats, und bat ihn dabey, mir offenherzig zu sagen, ob er wohl den Schritt zuvor überlegt habe? Er dankte mir für mein Erbieten, seinen Abtritt noch einige Tage lang nicht zu übereilen, blos damit er sich noch einige Vortheile machen konnte, die mir keinen Eintrag thaten.

Da aber der Herr von Chavigny zugleich auch Kanzler des Herzogs von Orleans war, so kam dies bald diesem Prinzen zu Ohren, der auf der Stelle den Herzog von Bellegarde abschickte, um sich in seinem Namen bey der Königinn und dem Kardinal zu beschweren, daß man ohne Rücksprache mit ihm, über eine so wichtige Stelle als die eines Staats-Sekretärs, verfüge.

„Ich habe mich blos meiner rechtmäßigen Macht „bedient — gab die Königinn zur Antwort — indem „ich von demjenigen darum angegangen wurde, der am „nächsten und stärksten dabey interessirt ist. Die Art „übrigens, wie Sie sich im Namen Monsieurs gegen „mich äussern, befremdet mich so sehr, daß ich nöthig „erachte, ihm in meinem Namen durch Sie sagen zu „lassen, er möchte es nicht noch einmal versuchen.“ —

Der Kardinal nahm hierauf das Wort, und erzählte zu seiner Rechtfertigung den ganzen Hergang der Sache

Sache, mit dem Beyſatz, es würde ſchwer halten, die Königinn andern Sinnes zu machen.

Nachdem der Herzog von Bellegarde zu ſeinem Gebieter zurückgekommen war, verabredete er mit ihm, noch einmal zur Königinn zu gehen, zu der er ſagte: „Ew. Majeſtät können unmöglich das Benehmen des „Herrn von Brienne gutheißen, welcher es nicht ein„mal der Mühe werth hielt, Monſieur zu bekompli„mentiren.“

Die Königinn ließ mich holen, tadelte mein Verhalten, und befahl mir nach dem Luxemburg zu gehen, und Monſieur zu bitten, daß es ihm nicht entgegen ſeyn möchte, was Sie für mich thun wollte Ich antwortete Ihr und dann dem Kardinal, der mir vorwarf, die Königinn in große Verlegenheit geſetzt zu haben: „Ich habe die Einigkeit Monſieurs mit Ih„ro Majeſtät ſtets für ſo weſentlich nothwendig zum „Beſten des Königs erachtet, daß ſie allem andern vor„gehen müßte. In Rückſicht meiner hat die Königinn „durch die mir erzeigte Ehre meine Dienſte belohnt, „wofür ich Ihr höchlich verflichtet bin. Sie wird aber „nie über mich vermögen, daß ich ein Amt, wie das „Staatsſekretariat, ohne Einwilligung Monſieurs „antreten ſollte. Ihre Majeſtät können alſo nach Er„meſſen darüber verfügen; denn unter gegenwärtigen „Umſtänden hingehen, und dem Herrn Herzog von Or„leans ein Compliment zu machen, iſt eine Niedrigkeit, „zu der ich mich nie entſchließen kann; und es hieße die „Verbindlichkeiten die ich der Königinn habe, ſchlecht „erkennen, wenn ich der Welt Anlaß geben wollte, zu „ſagen, Sie könne Ihre Diener nicht begnadigen, „ohne Genehmhaltung Monſieurs. Sobald aber die„ſer Prinz die Entſchuldigungen gemacht haben wird, „zu denen ſein Kompliment ihn verpflichtet, ſo werde „ich

„ich meiner Seits meiner Schuldigkeit nachzuleben „wiſſen.“

Meine Gründe wurden ſo triftig befunden, daß die Sache zur Unterhandlung kam. Da Monſieur nicht hoffen konnte, ſie ſo durchgeſetzt zu ſehen, wie er im Sinn gehabt hatte, ſo ließ er mir ſagen, ich ſollte zu ihm kommen, es ſolle alles zu meiner Zufriedenheit abgethan werden. Ich weigerte mich, ihm zu gehorchen, bis er gegen die Königinn beobachtet hätte, was ihr gebühre, und ſetzte hinzu, ich möchte um dieſen Preis nicht den Connetable-Degen, wie viel weniger alſo eine Feder, die ich ſo lange ſchon geführt hätte.

Der Herzog von Orleans entſchloß ſich endlich, ſein Benehmen bey der Königinn zu entſchuldigen, und kaum war ich von Ihro Majeſtät hievon benachrichtigt, ſo gehorchte ich unverzüglich dem Befehl, nach dem Luxemburg zu gehen. Ich redete den Prinzen folgendermaßen an: „Ich weiß in der That nicht, womit ich „gegen Ew. Königliche Hoheit beginnen ſoll; denn ſeit „ich in der Welt bin, habe ich jederzeit Erläuterungen „jeder Art ſorgfältig vermieden, und doch befinde ich „mich jetzt in dem Fall gegen einen Prinzen, gegen den „ich immer tiefe Ehrfurcht hegte. Erlauben Ew. K. „H. daher, Ihnen zu ſagen, daß wenn die Seeligen „noch herniederblicken können, Ihr königlicher Vater „es mißliebig bemerken wird, daß Sie das Intereſſe „eines Sohnes vom Herrn von Bouthillier gegen „einen Sohn vom Herrn von Lomenie unterſtützen, „da Er von dieſem mit aller Treue bedient wurde, „jenen kaum kannte. Um aber zur Sache zu kommen, „ſo achte ich mich verbunden, Ew. K. H. folgendes „zur Erläuterung zu ſagen. Ich war zum Herrn von „Chavigny gegangen, um ihm zu erklären, daß ich Be„fehl hätte, ihm eine anſehnliche Summe gegen Nieder„legung

„legung der seinem Herrn Vater und ihm verliehenen „Staats-Sekretairsstelle zu behändigen. Er bat mich, „ihn nicht zu übereilen, sondern ihm noch einige Tage „Frist zu lassen, um sich gewisse Vortheile zu sichern, „die mich nichts angiengen. Da ich ihm nun dies be„willigt hatte, wäre es wohl billig gewesen, wenn ich „Ew. K. H. sogleich überlaufen hätte, um Ihnen die „Sache zu melden? Die Königinn kann mir sogar be„zeugen, daß ich sie bat, mir die Bürde abzunehmen, „die sie mir auflegen wollte, da Sie es nun einmal nicht „gerne sähen. Allein jetzt, da Sie Ihro Majestät ge„sprochen haben, will ich Ew. K. H. sagen, was ich „so frei war, Ihr selbst zu sagen; daß ich nämlich die„se Stelle nie annehmen würde, so lange Sie dage„gen wären. Auch hätte die Königinn bey aller ihrer Ge„walt über mich, dennoch mich nie dazu vermocht, weil „es mir sehr leid gewesen wäre, Ew. K. H. nur den „mindesten Verdruß zu erregen. Da ich, endlich, je„derzeit der Meinung war, daß Ihre Einigkeit mit der „Königinn zum Besten des Staats und zur Befesti„gung des königlichen Ansehns beitrüge; wie könnte „mir vorgeworfen werden, daß ich, nachdem ich sie „möglichst zu befördern bemüht gewesen war, irgend et„was hätte beginnen wollen, das auf Störung dieser „Eintracht hinzweckte?"

Wie? sagte der Prinz, Chavigny hatte Sie also um Aufschub gebeten?

Ich antwortete ihm, es sey nichts gewisser, und ich bäte ihn, nach ihm zu schicken, damit ich es in seiner Gegenwart behaupten könnte, indem ich überzeugt wäre, er würde es nicht in Abrede seyn.

„So ist also — versetzte Monsieur — das Unrecht „nicht auf Ihrer sondern auf meiner Seite; denn der

Herr

„Herr von Chavigny hätte mir gerade heraus sagen sol„len, was Sie mit einander verabredet hatten. Ich „wüßte niemand lieber im Staatsrath als Sie; denn „ich habe bemerkt, daß Sie zur Zeit meiner Widerwär„tigkeiten stets Freundschaft für mich hatten, und mei„ne Angehörigen begünstigten, wo irgend Gerechtigkeit „und Wohlstand es Ihnen gestatteten.“

Ich gieng vom Luxemburg weg nach dem Louvre, und da meine Bestallung ausgefertigt war, legte ich meinen Eyd in die Hände der Königinn ab, welche es nicht ungnädig vermerkte, daß ich mir die Freiheit nahm, solche zu küssen. Ich gieng darauf zum Kardinal, der mich aufs Verbindlichste empfieng. Auch hatte ich das Vergnügen, niemand zu begegnen der mir nicht seinen Beyfall zu der Wahl bezeugt hätte, die die Königinn getroffen hatte, mir einen Theil Ihres Geheimnisses, und ohne Vorbehalt das des Staats, anzuvertrauen.

Meine Erhebung zu dieser Würde war kaum bekannt, als der Nuncius und die Minister der andern auswärtigen Mächte mich um Audienz bitten liessen. Jeder von ihnen erklärte mir, was er von dem hochseligen König gehofft hätte, und von der Königinn etwa noch hoffte.

Ich erfuhr, daß der Herzog von Orleans einen Rath angeordnet hatte, um über die nöthigen Einrichtungen zum Besten des Militairs zu berathschlagen, und daß die Zusammenkunft auf jeden Freitag nach Mittag bestimmt sey. Denen welche diesem schon sehr geschwächten Conseil beiwohnen sollten, fügte man nach die Marschälle, und selbst Bezançon in der Eigenschaft eines Generalkommissairs der Truppen, nebst den Staats-

Se-

Sekretarien bey. Das erstemal, daß ich mich dabey einfand, wunderte ich mich nicht wenig, zu sehen, daß man sie stehen ließ. Ich konnte nicht umhin, für die gemeine Sache zu reden, die ich zu meiner eignen machte, indem ich Monsieur zu verstehen gab, er dürfe uns nicht zumuthen, was 1630. nicht von dem Herrn von Beauclair gefordert worden sey, und wenn man uns, weil wir in Gegenwart Seiner Majestät stehen und unbedeckt bleiben müßten, etwas Aehnliches auch da ansinnen wollte, wo Seine Majestät nicht wären, so würden wir dies mit krifftigen Gründen und Beyspielen abzulehnen wissen. Seine Königliche Hoheit würden also das Mißvergnügen haben, eine Sache von dieser Beschaffenheit, die Sie nicht hätten unternehmen sollen, nicht durchzusetzen.

Nachdem der Herzog die Herrn von seinem Conseil um ihr Gutachten befragt hatte, hieß er uns niedersitzen. — Ich glaube, daß das, was ich für die gemeine Sache that, nicht wenig dazu beitrug, daß die Herrn de la Veilliere und du Plessis Gueneauld mir überall den Vorsitz ließen, wo wir als Staatssekretaire erschienen, so wie sie dies ohnehin in den Conseils thaten, wo dies mir mit Recht gebührte. Herrn le Tellier kostete es keine Ueberwindung, dem Beyspiel der andern zu folgen, und zwar um so weniger, da er blos eine Commissionsstelle hatte, und es ihm also übel angestanden hätte, den Rang vor würklichen Beamten zu verlangen. Ich unterließ indessen nicht, ihn aus Höflichkeit darüber zu bekomplimentiren, wie die beyden andern.

Wenige Tage, nachdem ich mein Amt angetreten hatte, langte zu Paris ein Courier vom Kaiser mit den Pässen an, ohne welche die königlichen Bevollmächtigten

ten ſich nicht hätten ſicher zum Friedenskongreß begeben können. Die Königinn ließ mich rufen, um ſie dem Courier abzunehmen, welcher gut regalirt und dann wieder abgefertigt wurde.

Dies hatte uns ernſtlich darauf bedacht gemacht, was wir zu thun hätten, und es wurde ſtark davon geſprochen, die Abreiſe unſrer Geſandten, deren Anzahl beſtimmt war, zu beſchleunigen — Der Herr von Chavigny hatte Luſt, entweder mit bey dieſer Unterhandlung angeſtellt, oder als Ambaſſadeur nach Rom geſchickt zu werden, und fragte mich um meinen Rath, was er vorziehen ſollte? Ich rieth ihm die Friedensnegociation einer gewöhnlichen Geſandſchaft vorzuziehen, weil jene mir ehrenvoller ſchien, und er nach der Beendigung, wenn er nicht am Hof bleiben wollte, immer noch den römiſchen Geſandſchaftspoſten verlangen könnte. Ich weiß nicht, wer ihm nachher gerathen haben mochte; er gab aber plözlich beydes auf, und blieb lieber am Hof.

Die Friedensbevollmächtigten waren der Herzog von Longueville, der Graf d'Avaux und der Herr von Servien. Die römiſche Geſandſchaft bekam der Ordensritter Marquis von St. Chaumont. Man mußte nun an ihrer Inſtruction arbeiten. Da der Kardinal eine zum Vorſchein brachte, die ſchon unter Richelieu entworfen worden war, ſo wurde ſie, nebſt einer kleinen Einleitung, die ich dazu machte, gutbefunden.

Ich merkte bald, daß zwiſchen den Herrn d'Avaux und Servien ſchlechte Harmonie ſeyn würde, indem dieſer auf gleiche Ehrentitel Anſpruch machte, wie ſie einem Kollegen nach mehrjährigen Dienſten beygelegt worden waren. Bey meiner Kenntniß von ſeiner ſtolzen Sinnesart, ſchloß ich hieraus, daß Servien alles,

was nicht nach seinem Kopf gienge, mißfallen, und er nicht ermangeln würde, d'Avaux hinderlich zu werden. Von der Gemüthsart dieses letztern konnte man nicht anders als sehr vortheilhaft urtheilen, indem er sich stets sehr gemäßigt bewiesen hatte, und man ihm nicht vorwerfen konnte, daß sein Ruhm oder Ruf ihm theurer gewesen wäre, als seine Pflicht, und dies durchaus auf allen Posten, die er bekleidete.

Man befahl den Bevollmächtigten, die Maas hinab zu gehen, sich zu Mezieres einzuschiffen, und einige Zeit zu Haag zu verweilen, um die Generalstaaten ebenfalls zu Abschickung ihrer Gesandten zu vermögen, damit die Schuld weder Frankreich noch seinen Alliirten gegeben werden könnte, wenn etwa die Eröffnung des Kongresses verspätet werden sollte.

Die Königinn war überzeugt, daß die Schweden nicht die letzten seyn würden, die ihre Gesandte dazu schickten; daraus aber war immer noch nicht zu schließen, daß es ihnen um den Frieden Ernst sey; denn in der politischen Welt giebt man sich oft den Schein etwas sehnlich zu wünschen, was man weit wegwirft.

Was man von den Staaten verlangte, war zu billig, als daß sie die mindeste Schwierigkeit gemacht hätten, sich dazu zu verstehen, besonders da sie Frankreich den Vortheil dankten, zum zweytenmal mit den Spaniern zu traktiren, welche dadurch bewiesen, daß sie gesonnen seyen, sie für frei und unabhängig anzuerkennen; was sie bis dahin dem König von Portugal nicht hatten einräumen wollen. Es war indessen doch leicht zu merken, daß die Staaten eben nicht zum Frieden Neigung hatten, entweder weil der Prinz Heinrich von Oranien dagegen war, oder weil er ihrer Nation mißfiel, welche einen Waffenstillstand auf mehrere Jahre,

einem

einem dauerhaften Frieden ſelbſt unter billigen und annehmlichen Bedingungen vorgezogen hätte [15]).

Der Prinz von Oranien ſchrieb nach Hof, man dränge ihre Deputirte zu ſehr, und er glaube erklären zu müſſen, daß ihnen leicht ſo annehmliche Bedingungen von Seiten Spaniens angeboten werden dürften, daß man zugriffe, ohne ſich weiter darum zu kümmern, ob es auch den Alliirten zuträglich wäre, oder nicht. Man ſchrieb daher an die Staaten, ſprach mit ihren Geſandten, und erklärte ihnen endlich: ſie müßten ſich beym Kongreß mit der ernſtlichen Abſicht, Frieden zu ſchließen, einfinden, auf einen Waffenſtillſtand dürften ſie nicht rechnen, wenn der gemeinſchaftliche Feind ſich nicht zum Ziel lege. Damit ſie aber ihre Geſandten deſto gewiſſer abſchicken möchten, machte man ihnen Hoffnung, ihre Geſandten am kaiſerlichen Hof ſollten in den Beſitz aller ihnen bis dahin verweigerten Ehren und Vorrechte geſetzt werden.

Der Kardinal, der in Verſprechung, und ſelbſt in Bewilligung von dergleichen Gefälligkeiten ſehr freigebig war, entſchuldigte ſich damit, daß, wenn wir dem Kaiſer und dem Könige von Spanien nicht mit unſerm Beyſpiel voran giengen, wir vielleicht genöthigt ſeyn dürften, dem ihrigen zu folgen, was dieſe werdende Republik, deren Freundſchaft uns doch ſehr intereſſirte, von uns ab- und vielleicht andern zuwenden würde.

Nach lange Debatten über dies alles hielten die Bevollmächtigten Seiner Majeſtät es für Zeit, weiter zu reiſen. Wir befürchteten mit ihnen, der Aufenthalt zu Haag möchte ihnen vorgerückt werden, als abſichtlich befohlen, um die Miniſter des Kaiſers und der vermittelnden Mächte, deren einige ſchon in den zur Un-

terhandlung beſtimmten Städten eingetroffen waren, ungeduldig zu machen.

Um dem Beyſpiel des Präſident Jeannin zu folgen, glaubte d'Avaux bey ſeinem Abſchied den Staaten im Namen des Königs ihre katholiſchen Unterthanen empfehlen zu müſſen, deren Lage denen hart ſchien, welche nicht ſonſt wußten, daß ſie die Gewiſſensfreiheit, obſchon nicht geſetzlich, doch in der Würklichkeit genoſſen. Er ſprach mit ſeinem Kollegen und dem ordentlichen Geſandten des Königs im Haag, davon. Sie billigten es zwar nicht, doch widerſprachen ſie ihm auch nicht. D'Avaux ſah ihr Stillſchweigen als Einwilligung an, und verbreitete ſich ſehr umſtändlich über dieſe Materie, was Servien nicht wenig befremdete, und die Staaten veranlaßte, ſich darüber zu beſchweren, als wollte man ihnen einen Theil ihrer Unterthanen abſpannen. Denn es waren bey ihnen bereits Zeichen der Spaltung ſichtbar geworden, welche nachher dem königlichen Intereſſe ſo nachtheilig wurde.

Servien, der ſich von den Staaten unterſtützt ſah, ſagte, d'Avaux habe dies auf ſeinen eignen Kopf gethan, in der Hoffnung ſich dadurch wenigſtens den Kardinalshut zu verdienen, wenn die Sache allenfalls auch weiter von keinem Nutzen für die Katholiken wäre. Denn er hatte die Sache würklich blos unternommen, um ſich dem Papſt gefällig zu erzeigen, und ſeine Promotion dadurch zu befördern.

d'Avaux behauptete hingegen, nichts ohne Vorwiſſen ſeiner Kollegen gethan zu haben. In Thuillerie war dies nicht in Abrede, gab aber deutlich genug zu verſtehen, man habe d'Avaux merken laſſen, es dürfte nichts Gutes daraus entſtehen, indem man in Holland nicht geſtimmt ſey, die Katholiken noch weiter zu begün-

günſtigen, als ſie es ſchon ſeyen, noch überhaupt in die Abſichten des Königs einzugehen, welcher den Frieden wünſchte, von dem die Angeſehneſten der niederländiſchen Regierung ſehr abgeneigt waren *).

Ich erhielt zween Briefe, einen gemeinſchaftlichen, und dann einen beſondern, von beyden; letztere enthielten blos Nachricht von ihren perſönlichen Zwiſtigkeiten, in den erſtern aber meldeten ſie dem König, daß ſie unverweilt in Gemäßheit erhaltnen Befehls nach Münſter abgehen würden. Ich erinnere mich, ihnen in einem gemeinſchaftlichen Brief geſchrieben zu haben, ich hätte wohl öfters erlebt, daß ſehr einſichtsvolle Männer im Punkte des Rechts ſich nicht hätten vereinigen können; nur ihnen aber ſey es noch vorbehalten geweſen, auch in den Thatſachen nicht zuſammen zu treffen; worüber man ſich allgemein um ſo mehr wundre, da ſie beyde im Ruf der Ehrliebe und Rechtſchaffenheit ſtünden.

Ich merkte ſchon damals, daß der Kardinal mehr auf Servien als d'Avaux baute, was mich gar nicht befremdete, da mehr Aehnlichkeit zwiſchen ſeiner Denkungsart und der des erſtern, als der ſeines Kollegen ſtatt fand. Der erſte Miniſter war ein großer Liebhaber von langen aber leeren Raiſonnements, welche die Aufmerkſamkeit irre führen, und eine doppelte Erklärung zulaſſen. Ebenſo excellirte auch Servien in Doppelſinn und Schraubenſätzen, ſtatt daß d'Avaux ſich hohe Reinheit zum Geſetz machte, und ſich als rechtſchaffener Mann hütete irgend jemand zu betrügen, als kluger Mann aber ſich möglichſt vorſah, um nicht betrogen zu werden. Der Kardinal hatte überdies den Neffen Serviens, Lionne, an ſich gezogen, deſſen Bekanntſchaft er gemacht hatte, als dieſer in Angelegenheiten des Königs am Hof zu Parma war. Er hatte

nachher diese Freundschaft auf einer Reise nach Rom kultivirt. Ivonne's Geist ähnlichte stark dem seines Oheims; er hofirte dem Kardinal unablässig, und sein ganzes Bestreben war nach dessen Gunst gerichtet.

Nachdem die königlichen Bevollmächtigten zu Münster angelangt waren, wurde der Baron von Reite bestimmt, als Agent zu Osnabrück zu bleiben. St. Romain und Mentelle erhielten Befehl, bey unsern Ministern zu Münster zu seyn, und alles zu thun, was sie ihnen in Dienstsachen befehlen würden. Sie hatten noch mehrere Kouriere, um desto anschnlicher zu seyn, wenn sie solche an einige Reichsfürsten abschickten. Zu Münster trafen sie nicht am Einen Tag ein. Sie wurden von der Stadt und den Ministern des Kaisers und der vermittelnden Mächte sehr gut empfangen, und paradirten mit einer starken Dienerschaft und einem grossen Gefolge von Karossen, worauf sie sich in ihren Berichten an den König etwas zu gut thaten.

Sie haben bey den Ankunft Chigi (nachher Kardinal und endlich gar Papst) sehr gewagt, das Interesse des Königs zu unterstützen, worüber sie jedoch erst allgemeinen Worten und steifen Komplimenten, weiter keine Versicherung hatten. Denn unerachtet einer der päpstlichen Minister sich für den König erklärt hatte, indem er die Franzosen Franzosen am römischen Hof übernahm, so war doch dessen Herr Bruder, der Kardinal Barberini, Protektor Spaniens, und hatte weit stärkern Einfluß beym Papst als der jüngere, daher war durch die Erfahrung machen, daß der Papst weit geneigter war, seine Briefe zu beantworten.

Der Kardinal Centurioni gieng gegen die königlichen Bevollmächtigten schon aufrichtiger mit der Sprache

ge heraus; allein die Mediateurs drangen auf den Frieden, ohne ſich darum zu kümmern, auf weſſen Seite der Vortheil ſey, da der ihrige in ſchleuniger Herſtellung des Friedens beſtand. Die bedrängte Lage der von dem Türken angefallenen Chriſtenheit lieferte ihnen zu einer gültigen Entſchuldigung in manchen Stücken, die ſonſt an ihrem Benehmen getadelt worden ſeyn dürften.

Um dieſe Zeit zeigte ſich die Abneigung des Kardinals gegen den Biſchoff von Beauvais, der freilich bey mehrern Anläſſen ſeine Ungeſchicklichkeit zu ſehr verrieth, und ſeinen Gegner dadurch alle Vortheile über ſich einräumte, die er nur wünſchen konnte. Er hatte ſich ſogar mit einigen ſeiner Vertrauten eingelaſſen, die der ſchuldigen Ehrfurcht gegen die Königinn zu nahe getreten waren.

Da man beſchloß, daß der Vorſchlag dieſes Prälaten zum Purpur zurückgenommen werden ſollte, und der Kardinal bezweifelte, ob der Geſandte zu Rom, Marquis de Fontenai, wohl den deshalb an ihn zu erlaſſenden Auftrag auch gehörig beſorgen würde, ſo verſicherte ich ihn deſſen, und ſagte: wenn ja etwas zu befürchten wäre, ſo wäre es allenfalls dies, daß er dem Befehl ſchon zuvor käme.

Man fertigte ihm daher unverzüglich den Befehl zu, dem Papſt zu erklären, daß der König die geſchehene Ernennung des Biſchoffs zum Purpur Kandidaten zurücknehme, weil dieſer Prälat ſich dieſer Ehre durch ſein übles Betragen unwürdig gemacht habe; er ſollte es jedoch mit dieſer Erklärung noch ſo lange anſtehen laſſen, bis Seine Heiligkeit das Konſiſtorium angeſagt hätten, worin die erledigten Plätze beſetzt werden ſollten. Dem

Gesandten, der die Depesche erhalten hatte, war wohl bekannt, daß der Papst die Promotion betreiben würde, wenn er den Kardinal Mazarin durch die Ernennung des Bischoffs von Beauvais zu kränken hoffen dürfte, auch besorgte er überdies, in den Verdacht der Partheylichkeit für den Prälaten zu kommen, wenn er zögerte: er ließ daher eine Audienz verlangen, so bald der Courier eingetroffen war, überreichte dem Papst das königliche, und sein Beglaubigungsschreiben, und so wurde dann die Kardinals-Sache abgebrochen.

Der Herr von Fontenai meldete uns, Seine Heiligkeit wären vor Befremdung und Unwillen so ganz außer sich gewesen, daß Sie nach dem Kardinal Barberini geschickt hätten, um ihm Vorwürfe darüber zu machen, daß er Sie durch seine übeln Anschläge um die Mittel gebracht hätte, sich an dem Kardinal Mazarin zu rächen. Die Hitze des heiligsten Vaters gieng so weit, daß Sie Dero Mütze zu Boden warfen und mit Füßen traten.

Da derselbe Courier die sehnlichst erwartete Antwort sogleich mitbrachte, so nahm man weiter keinen Anstand, dem Bischoff von Beauvais zu befehlen, sich in seinen Sprengel zurück zu ziehen, wo er bald darauf starb. Dieser Prälat war ein Mann von ganz guten Sitten, und geschickt, einem Sprengel vorzusehen, von Staats-Sachen hingegen verstand er nichts, und man mag seinen Geistesumfang ungefehr daraus ermessen, daß er sich verlauten ließ: „er wollte diese „großen Welthändel so leicht lenken, als seine Diö„cesanen.“ —

Als man in den Herzog von Longueville drang, nach Münster abzureisen, machte er keine Schwierigkeiten,

ten, nur verlangte er erſt Beſitz von ſeiner Stelle im Staatsrath zu nehmen, was ihm auch bewilligt wurde. Sein Grund beruhte darauf, daß noch andre Perſonen ſeines Ranges Zutritt im Staatsrath zu erhalten ſuchten; da er nun vermuthe, daß der Vorſitz unter ihnen nach dem Tag ihrer Aufnahme beſtimmt werden dürfte, ſo zweifle er, daß man zu ſeinem Vortheil entſcheiden würde, wenn er ſich nicht auf dieſe Art vorgeſehen hätte.

Der Herzog von Vendome quälte ſich ebenfalls ſehr. Er hatte zu ſeiner Entſchädigung für das Herzogthum Bretagne ausgewirkt, daß man ihm die Admiralsſtelle verleihen, und mit dem Herzog von Breze über deren Niederlegung unterhandeln wollte. Die Sachen waren auch bereits ſo weit, daß man mit dieſem Herzog über gewiſſe Artikel übereingekommen war, deren Genehmhaltung er von ſeinem Sohn beyzubringen verhieß. Man muß dies merken, indem dieſelbe Angelegenheit nachher wieder vorkömmt, wo das bloße Projekt als Verbindlichkeit angezogen werden wollte, was jedoch leicht zurückzuweiſen war.

Wer am Hof erzogen iſt, darf ſich nicht wundern, wenn er hier Veränderungen vorgehen ſieht, die durch Ungeſtüm und Dünkel hervorgebracht werden; Eigenſchaften durch welche unſre Landsleute ſich oft ſehr ſchlimme Händel zuziehen. Der Herzog von Beaufort ohne Zweifel von ſeinem Vater dem Herzog von Vendome dazu angereizt bildete ſich ein, die Gunſt, worin er ſtand, werde blos durch die gegen den Kardinal beeinträchtigt, könnte er dieſen ſtürzen, ſo würde er ſich noch höher ſchwingen, und die ganze Gewalt an ſich reißen.

Ich weiß nicht bestimmt, wie er es angriff, dies zu bewirken, oder ob er sich des Fräuleins von St. Louis dazu bediente; so viel aber ist gewiß, daß sie beyde es unaufhörlich an der Königinn tadelten, daß sie dem Kardinal ihr Vertrauen schenke. Sie sprachen selbst davon, und arbeiteten dem Anschein nach dahin, zu vereiteln, was der Kardinal wollte, und zu verhindern, daß seine Gunst und sein Einfluß nicht noch weiter giengen.

Um also seinen Entwurf gegen den Kardinal durchzusetzen, berief der Herzog von Beaufort alle seine Freunde nach Paris, entweder in der Absicht, diese Eminenz aus dem Weg zu räumen, oder um ihn so sehr und lange zu ängstigen, bis er die Parthie ergriffe, den Hof zu verlassen, wo der Herzog von Beaufort durchaus Herr seyn wollte. Als aber die Königinn hievon hörte, und daß Bewaffnete unter dem Herzog von Beaufort an der Barriere des Louvre hielten, ließ sie ihn einziehen, und seinem Vater und Bruder befehlen, sich auf eines ihrer Güter zu entfernen.

Der Kapitän Guitaut von der Garde der Königinn vollzog den Befehl, den Herzog von Beaufort nach Vincennes zu bringen, von wo er nachher entkam. — Dujon, einer der Hofjunker (gentilhomme ordinaire) des Königs hinterbrachte dem Herzog den Befehl der Königinn, dem er gehorchte. Da auch jedermann sich überzeugt hielt, daß dieser Vorgang nicht nur den Kardinal fester setzen sondern auch seine Gewalt vermehren müsse, so beehrten ihn alle Großen am Hofe, und erboten ihm ihre Dienste, was ihr dahin hob, wohin er trachtete. Unterstützt von dem Herzog von Orleans und dem Prinzen Conde fieng er an, über Mentor zu verfügen, nachdem er der Königinn in den Kopf gesetzt hatte, er würde ihr zu nichts nützen kön-

können, wenn sie ihm nicht mehr Ansehen verleyhe, was
r doch offenbar nicht habe, so lange er nicht über die
Staatenverleihungen zu disponiren hätte.

Die Königinn that diesen falschen Schritt, ohne
ihre getreuen Diener darüber zu Rath zu ziehen, und
er Herzog von Orleans nebst dem Prinzen von Conde
elche, mit Grund, glaubten, der Kardinal würde es
cht wagen, ihnen irgend ein Begehren zu versagen,
bten, was sie von rechtswegen hätten tadeln sollen.
lls nun Mazarin sich auf dieser Höhe erblickte, nahm
r ein hohes Wesen an, und wollte als Premier-Mini-
er erkannt und behandelt seyn; doch beobachtete er
ußerlich den Wohlstand gegen den Herzog von Orleans
d den Prinz Conde, um durch diese List zu seinem
weck zu gelangen.

Er fieng damit an, daß er die Leichtgläubigkeit
s ersten ausforschte, indem er ihm sagte, er solle
hm um die Staatsgeheimnisse wissen, mit Ausschluß
s Prinzen Conde, dem es blos darum zu thun sey,
ine Sachen zu machen, der sich also, wenn es ihm nur
mit gelänge, wenig darum kümmern werde, was im
abinet vorgienge. Er sagte Monsieur, dem keine
hnade abgeschlagen wurde, ferner in den Kopf, er müs-
te die Königinn um das Gouvernement einiger ansehn-
ten Plätze, als ein unerläßliches Kennzeichen ihres
Vertrauens, bitten. Dieser Prinz befolgte auch den
uth des Kardinals, er konnte oder wußte es aber nicht
ehr zu spielen, daß es nicht entdeckt werden wäre.

Da ich wohl einsah, daß man die Königinn nicht
ürde dahin bringen können, zu erklären sie wolle mich
d ihre Regierungsart keine Würde vergeben, sondern
m König alle Stellen aufgeben, damit er nach seiner
olljährigkeit das Verdienst damit belohnen könne;

so

ſo beſchloß ich, die Diſkretion des Prinzen Conde' auf die Probe zu ſetzen, und zu ſehen, ob ich ihn dahin vermögen könnte, der Königinn vorzutragen, was ich ihr gern beygebracht hätte. Um ihn dahin zu bringen, ſagte ich ihm, er habe bereits zwey Gouvernements, Bourgogne und Berry; im erſtern habe er die Plätze Bellegarde, St. Jean de Laune, und das Schloß von Dijon; und im andern den ſtarken Thurm von Bourges; dazu ſey er noch Obriſt-Hofmeiſter, und alle dieſe Würden, verbunden mit der des erſten Prinzen vom Geblüt, ſetzten ihn Monſieur gleich, der weder ein Gouvernement noch ſonſt ein Etabliſſement habe. Ereignete ſich nun, daß dieſer mit beyden zugleich verſehen würde, ſo würde das Mißverhältniß unter ihnen ſehr ſtark ſeyn, indem Monſieur weit beſſer als er verſehen wäre, oder doch wenigſtens eben ſoviel bekommen würde; überdies würde Monſieur als einziger Bruder des vorigen Königs ſo hoch über ihm ſtehen, daß er gar nicht mehr ſeines gleichen ſchiene, ſondern vielmehr von ihm abhängen und ihm nachgeben müßte. Blieben ſie hingegen ſo wie ſie jetzt wären, ſo würde das was er vor dem Herzog von Orleans voraus hätte, ihn dieſem, bey deſſen Geburtsvorrechten gleich ſetzen.

Der Prinz gab mir zur Antwort: „Sie haben „recht; man muß keine Gelegenheit, ſich zu heben und „angeſehen zu machen, vorbey laſſen!“ Ich glaube er wollte ſagen: gefürchtet, behielt es aber aus Diſkretion bey ſich. Seine Gier nach den Gouvernements von Languedoc, von der Citadelle von Montpellier, vom Fort von Beſcou, und vom Schloß von Pont Saint Eſprit verblendete ihn dergeſtalt, daß er für die Stimme der Vernunft taub war. Er ließ den Marſchall Schomberg ſondiren, ob er ſie abgeben wolle, und dieſer, — in der Ueberzeugung, der Herzog von Or-

eans werde ſich der Vereinigung ſo vieler Stellen
er Perſon des Prinzen widerſetzen, und die Köni-
n aus gerechten Argwohn gegen eine ſolche Vergröſſe-
geſucht, nie darein willigen, — gab zur Antwort,
wäre nicht abgeneigt, wenn man ſich billig finden
e.

Als der Prinz Conde hierauf die Sache der Kö-
nn vortrug, hatte ſie um ſo mehr Mühe, es abzu-
en, da ſie ſelbſt erklärt hatte, ſie würde gern Gou-
ements ankaufen, um ſie dem Herzog von Or-
s und dem Prinz Conde zu verleihen. Ihre getreu-
Diener hatten ihr zwar vorgeſtellt, Sie möchte dies
t thun, und ſich nicht zu Vergebung dieſer Würden
riſchig machen, bis ſie erledigt ſeyn würden; allein
Kardinal hatte Ihr gerathen, dieſen beyden Prin-
alles zu bewilligen, um ſich ihrer Freundſchaft und
r Dienſte zu verſichern. Gegenwärtig nun war ſie
t wenig betreten, als vollends Monſieur kam, und
e, er wünſchte, um dies Gouvernement für ſich
unterhandeln.

Dieſer Prinz alſo ließ dem Herrn von Schom-
ſagen, er könne ihm nicht abſchlagen, was er
ereits dem Prinzen Conde angetragen hätte; die-
aber ließ er zu wiſſen thun, er bäte ihn um ſeine
immung, um die Sache durchzuſetzen, mit dem
ieten der ſeinigen, wo ſich Gelegenheit fände, ihm
Gefälligkeit zu erzeigen.

Der Prinz Conde befand ſich in nicht geringerer
legenheit als der Herr von Schomberg; nur der
dinal allein bemerkte nicht, welche Ungelegen-
n daraus entſtehen konnten, wenn der Herzog von
ans in einer ſo groſſen und vom Hof ſo entfernten
inz als Languedoc, feſten Fuß hätte, deren vorge-
faßte

faßte Stimmung schon den Kardinal ein unvermeidliches Uebel voraussehen lassen mußte, das in der Folge noch ein größeres nach sich ziehen würde. Am meisten betreten war freilich der Prinz Conde, der sich dadurch hoffnungslos seines sehnlichsten Wunsches beraubt sah. Er mochte indessen aus der Noth eine Tugend, und versprach Monsieur seine Dienste, wogegen dieser ihm ein bestimmtes Versprechen gab, ihm bevzustehen daß sein Sohn, der Herzog von Enguien ein Gouvernement von einer Provinz und einem Platz erhielte.

Der Marschall von l'Hopital war in der Schlacht bey Nocroi verwundet worden, und da man glaubte, er würde sterben, versprach man dem Prinzen sein Gouvernement, Champagne. Da man aber sah, daß seine Wunde sich wieder schloß, und er sich erholte, so unterhandelte man mit ihm und dem Gouverneur von Stenay um Abgebung ihrer Posten, die man dann dem Herzog von Enguien gab.

Der Kardinal stand indessen in Furcht, dieser zweyte Fehler möchte ihm zur Last gelegt werden, weil Champagne mit Bourgogne verbunden dem Hause Bourbon-Condé einen zu großen Strich Landes gewähren. Da er nun Entschuldigungsgründe suchte, so war es ihm äusserst willkommen, als ich ihm sagte: wenn der in Unterhandlung begriffene, und in meinen Augen sehr nothwendige Friede zu Stand komme, und die Zurückgabe des Herzogthums Lothringen eine Bedingung davon sey, so könne ihn kein Tadel treffen, daß er einen Prinzen vom Geblüt in einer Provinz aufgestellt habe, von wo aus die Vereinigung der Macht Monsieurs mit der des Herzogs von Lothringen verhindert werden könnte, im Fall dieser einst sich für ersterm in Verfassung setzen wollte, wenn er des Gehorchens müde sich einen Anhang im Reich bildete.

Der

Der Kardinal fand meine Gründe so triftig, daß er mich bat, sie zu Papier zu bringen, und ein Tagebuch über alles das aufzusetzen, was man angewendet habe, um sich der Vergrößerung der Prinzen zu widersetzen, und die nöthigen Maasregeln gegen eine allzu enge Verbindung vorzukehren, die sie ohne Zweifel zum Nachtheil des Staats unter sich knüpfen würden.

Man hatte beschlossen, daß der Vicomte von Turenne nach Italien gehen sollte, wozu er sich auch sehr bereitwillig erzeigte, indem er zu steigen oder doch wenigstens sein Glück zu befestigen und seine Sachen so zu machen suchte, daß seine dort zu leistenden Dienste nicht ganz ohne Frucht für ihn blieben. — Er wußte aber recht gut, daß der verstorbene König oft erklärt hatte, Er werde ihm weder den Marschallsstab noch ein Gouvernement geben, so lang er sich zur reformirten Religion bekenne; auch war ihm bekannt, daß die Königinn hievon wußte. Er sah sich daher nach jemand um, der ihm behülflich wäre, der Fürstinn günstigere Gesinnungen gegen ihn beizubringen, und alles wohl überlegt, warf er die Augen auf mich.

Ich versprach ihm, ihn möglichst zu unterstützen, dachte aber, er müßte den ersten Schritt dazu dadurch thun, daß er sich der Königinn durch Annehmung des ihm zugedachten Postens in Italien gefällig erzeigte; dann wolle er mich nur machen lassen. Er folgte meinem Rath, und die Folge davon war, daß er noch vor seiner Abreise von Paris die Versicherung erhielt, wenn man ihm den Marschallsstab auch nicht sogleich jetzt gebe, so solle ihn doch kein andrer vor ihm erhalten. Zufrieden reiste er ab, und bekam nach dem Feldzug Ursache, es ganz zu seyn. Dies muß bemerkt werden,

den, um einzusehen, daß er ohne Entschuldigung war, da er nachher seine Verbindlichkeiten gegen die Königinn aus den Augen sezte.

Der Herzog von Enguien verlangte dieselbe Würde für Gassion, der unter ihm gedient hatte, und die Königinn versprach es etwas leicht. Da nun alle ihre Diener dies tadelten, so war sie auf eine Ausflucht bedacht, um ihr Wort zurück zu nehmen. Man drang indessen in sie, es zu erfüllen, und doch waren die Gegner noch immer nicht andrer Meinung. Man stellte Ihro Majestät vor, die Dienste Gassions könnten auf eine andre geringere Art belohnt werden; denn bey seiner niedrigen Herkunft heiße es diese Würde herablegen, wenn man sie ihm verleihe, ohne sie durch lange glückliche und anhaltende Dienste verdient zu haben.

Gassion erhielt sie indessen dennoch [*]) zu gleicher Zeit mit Turenne, und auch der Marquis von Gevres würde den Stab zugleich erhalten haben, wenn er nicht bey der Belagerung von Thionville geblieben wäre, das der Herzog von Enguien mit gleichem Glück und dem Muth eroberte, wovon er schon in der Schlacht bey Rocroi so schöne Proben abgelegt hatte.

1644.

Ueberall siegten Frankreichs Heere, und die Vorhersagung des verstorbenen Königs: der Herzog von Enguien werde, wo er schlage, siegen, traf richtig ein. Doch giengs nicht ganz so gut in Teutschland, wo die Kaiserlichen alle von uns genommene Plätze wieder eroberten. Der Marschall von Gue-

uebriant, den man dahin schickte, blieb, so wie sein
achfolger, der Marschall von Rantzau.

Als endlich die Sachen in eine noch schlimmere
ge gekommen waren, als zuvor, warf man die Au-
n auf den Vicomte von Turenne, der wie gedacht,
kurzem Marschall worden war. Ihn wollte man
h Teutschland schicken; er nahm auch den Auftrag
Vergnügen an.

Der Winter verstrich ziemlich ruhig, und wäh-
d desselben hofirten Monsieur und der Prinz von
nde der Königinn sehr sorgfältig so wie auch der
rzog von Enguien, der im folgenden Frühjahr gerne
Armee kommandiren wollte. Da Monsieur eben-
s Lust äußerte, den Feldzug mitzumachen, so schlug
n dem Herzog von Enguien vor, nach Teutschland zu
en, wovon er nicht abgeneigt war, so wenig als
erer von dem Plan, nach Flandern zu gehen, wo der
eg gemeinschaftlich mit den Generalstaaten geführt
rde.

Als man den Prinzen von Oranien zu Rath zog,
chen Platz man zuerst angreifen sollte, war er
Meinung, mit Dünkirchen und Grävelingen den
fang zu machen, und versicherte, wenn man mit
erstern anfienge, würde es unfehlbar zur Eroberung
andern führen; was aber die würklich groß scheinen-
Schwierigkeit der Proviantzufuhr betreffe, so wür-
es den Feinden unmöglich seyn, die Oberhand zur
e zu behaupten; mit dem Südwind würden Calais
die Picardie die Armee versehen, mit dem Nord-
d aber würde man Lebensmittel im Ueberfluß aus
land und Seeland erhalten. Ueberzeugt, daß es
besser sey, vom König abhängen, als der Diskre-

tion der Fremden überlaſſen zu ſeyn, entſchloß der Herzog von Orleans ſich, Grävelingen zu belagern.

Das Pariſer Parlement fieng dieſen Winter an, ſich ſtark in Anſehen zu ſetzen, indem es ſich ſehr kühne Berathſchlagungen herausnahm, die ihm durch Kabinets-Ordren (ordonnances) verboten wurden. Der Kardinal war erſt daſür, zu drohen, ſtimmte ſich aber bald wieder herab, und ſtellte ſogar der Königinn die Folgen dieſer Drohungen vor, mit dem Beiſatz, das königliche Intereſſe erfordre, während der Minderjährigkeit manches hingehen zu laſſen, wenn aber Ihre Majeſtät einmal den kleinſten Schritt zu Behauptung Ihres Anſehens thäten, ſo müßte alles Aeuſſerſte aufgeboten werden, um es durchzuſetzen. Der Herzog von Orleans und der Prinz wollten gern das Parlement auf ihre Seite bekommen; ſie ſtimmten daher ſtets den ſchwachen und auffahrenden Meinungen des Kardinals bey, um ihm die Verachtung und den Haß des Publikums zuzuziehen.

Da die Jahrszeit vorrückte, ſo machte man die nöthigen Vorkehrungen für die Armeen, und Monſieur, begleitet von den Marſchällen von Meillerave und Gaſſion und von mehrern andern Officiers ließ Grävelingen berennen, das auch eingenommen wurde, weil die Feinde, von allen Seiten gedrängt, Gefahr liefen, noch mehr zu verlieren. Seine Königliche Hoheit kamen hierauf an den Hof zurück, wo Sie vollkommen wohl empfangen wurden.

Der Prinz von Conde berathſchlagte, nach ſeiner Ankunft in Teutſchland, mit den Marſchällen Gram-

Grammont und Turenne, was zu thun sey. Letzterer war
ür die Belagerung von Freiburg. Sie ward beschlos-
n. Sein scheinbarster Grund stützte sich auf den Ruhm,
en man davon haben würde, es zu unternehmen, und
uf den Vortheil, den der Prinz von Conde oder er aus
n Quartieren ziehen würde; wäre er aber auch nach-
er genöthigt, sich aus Teutschland zurückzuziehen, so
ürde er ihm folgen, ohne daß ihm etwas zur Last
le.

Der Herzog von Enguien erwarb sich dabey viel
hre, worüber er die Unzufriedenheit vergas, die er
ruber empfinden konnte, daß das Gefecht begonnen
tte, ehe er den Befehl dazu ertheilte. Es war dies
ne Freiheit des Herrn von Turenne, aus obangedach-
n Gründen.

Ich habe mir sagen lassen, daß bey der Armee des
erzogs von Orleans mancherlei vorgieng, was deut-
h genug zeigte, er wolle alles, was nicht viel koste.
abey war auch sein Leben seinen Officieren so theuer,
ß sie ihn von jeder großen Unternehmung abhielten,
dies einigermaßen gefährdet werden konnte.

Die Königinn hatte für einen Theil des Sommers
uel zum Aufenthalt erwählt, damit unterdessen das
alais Royal gereinigt werden konnte. Sie erhielt
rt die Nachricht von einem Aufstand zu Pairs über
Ausmessung der jenseits der Grenzsteine in den Vor-
dten erbauten Häuser. Erst wollte man gewaltsame
aasregeln nehmen, besann sich aber eines andern, und
llte lieber statt der Züchtigung das Volk sich selbst
ne Erleichterung danken lassen. Man suchte dieser
hwäche zwar das Mäntelchen umzuhängen: „Ihro
er Königinn Majestät ließen aus besonderer allerhöch-

„ſten Huld und Milde gegen allerhöchſt Dero geliebte „Unterthanen diesmal Gnade vor Recht ergehen ꝛc.“ allein das Volk wurde nur deſto ſtörriger, und dieſe ſchwache Nachgiebigkeit des Miniſteriums verurſachte mit der Zeit mehrere andre Uebel, die dem Staat höchſtgefährlich wurden.

Die Groſſen ſchienen getheilt, und zu Münſter waren unſre Bevollmächtigten ſo uneinig unter ſich, daß die der andern Fürſten darüber ſpotteten. Es war ganz augenſcheinlich, daß man weder auf den Graf d'Avaux noch auf den Herzog von Longueville, ganz aber auf Herrn Servien Zutrauen ſetzte. Zwar hätten die erſtern, wenn ſie nur ſich gut miteinander verſtanden hätten, den Frieden gar wohl ſchließen können, da ſie gemeinſchaftlich angewieſen waren, daß der dritte die Meinung der beyden andern befolgen ſollte; eine Weiſung, die ihnen gegeben wurde, ſo ſehr man auch die dagegen vorwaltenden Gründe vorgeſtellt hatte.

Die Nachricht von dem Tod Papſt Urban des Achten war kaum in Paris eingetroffen, als man auch ſogleich nach Rom ſchrieb, um zu verhindern, daß der Kardinal Pamphilio, der nachherige Innocens X., nicht zum Papſt erwählt würde. Er mochte nun aber entweder den Kardinal Barberini zu gewinnen, oder in Viani die Beſorgniß zu erregen gewußt haben, ſeine Verwandte würden von dem Groſsherzog übel behandelt werden, wenn ſie ihm die Excluſion gäben; oder mochte er unſern Geſandten bewogen haben, ſeinen Auftrag nur läſſig zu betreiben: kurz wir erhielten zu Fontainebleau bald Nachricht von ſeiner Wahl.

Bagni.

Bagni, der ſchon vom verſtorbenen Papſt zur Nuntiatur in Frankreich beſtimmt geweſen war, wurde bey ſeinen erſten Audienzen, unter Innocenz Namen, ſehr froſtig aufgenommen. Damit aber der neue Papſt an dem übeln Willen, den man gegen ihn hegte, kein gewiß nicht zweifeln könnte, nahm man dem Kardinal Antonio Barberini die Protection der franzöſiſchen Angelegenheiten. Der Nuncius Bichi hingegen wußte ſich ſo gut zu rechtfertigen, daß man mit ſeinem Verhalten zufrieden war.

Der Kardinal Mazarin war ſo gefährlich erkrankt, daß man an ſeinem Aufkommen zweifelte. Die Königinn war darüber in unbeſchreiblicher Unruhe, und bemerkte, daß mehrere von den ehemaligen Anhängern Richelieu's bereits alles aufboten, um an Mazarins Stelle zu treten, und Sie zu überraſchen. Um aber dieſe Fürſtinn gegen jeden in der Folge zu bereuenden Schritt zu wahren, ſagte ich Ihr: der Kardinal ſcheine mir nicht ſo krank, als man ihn mache; ich bemerke noch Kräfte genug in ihm, und die Aerzte ſagen, die edeln Theile ſeyen noch nicht angegriffen, woraus ich ſchlöſſe, daß noch mehr zu hoffen als zu fürchten ſey; die Aerzte, welche ihn in der Kur hätten, beſonders der ſührige, wären aber verpflichtet, es ihm zu ſagen, wenn ie ihn in Gefahr glaubten, weil auf den Fall, daß Gott über ihn verfügte, Ihro Majeſtät noch über Verſchiedenes Auskunft erhalten müßten; wollten Sie nicht unmittelbar ſelbſt regieren, ſo müßten Ihnen mehrere Perſonen verdächtig ſeyn, z. B. jeder den der Herzog von Orleans unterſtützte, oder der in Verbindung mit dem Prinzen Conde ſtände, oder wer nicht ſonſt ſchon auf Ihrer Seite geweſen wäre.

Die Königinn kam nicht in die Verlegenheit, wählen und einen dem andern vorziehen zu müssen; denn der Kardinal kam wieder auf. Er wurde in seiner Krankheit mehreremal von Ihr besucht, und diese Zeit über wurden alle wichtige Angelegenheiten vernachlässigt. Um ihm zu zeigen, daß man in wichtigen Dingen nichts ohne ihn beschlösse, unterhielt man ihn blos von solchen, die ihm keinen Verdruß erregen konnten, und befolgte seine eignen Eröffnungen darüber.

1645.

Man that in diesem und im folgenden Jahr alles Mögliche, dem Anschein nach, um die Unterhandlung zu Münster zu beschleunigen. Die Generalstaaten beharrten darauf, schlechterdings lieber einen Waffenstillstand als einen Frieden haben zu wollen, unerachtet man sich gegen sie erboten hatte, wenn sie darein willigten, daß die Kronen Frieden schlössen, wolle Frankreich sich anheischig machen, mit Spanien wieder Feindseligkeiten anzufangen, wenn es nach Ablauf dieses Waffenstillstandes nicht in einen neuen von gleicher Länge willigen wollte, wodurch ihnen also, da er auf zwölf Jahre bestimmt war, auf vierundzwanzig Jahre hinaus Ruhe gesichert würde.

Die Abgeordneten der Staaten fingen daher an, den Anträgen des dem Erzbischoff von Cambrai substituirten Grafen von Pegneranda und Don Diego Rodrigo, königlich spanischen Bevollmächtigten, Gehör zu geben, und es war aus ihrer Art zu verfahren, abzunehmen, daß von ihnen viel zu besorgen sey. Der Prinz von Oranien bemerkte ebenfalls, daß sein Einfluß sich verminderte, und seine Gemahlinn ließ sich um die Umstände

ſtände zu nützen, mit Spanien in eine ihrem Gemahl und den Staaten nachtheilige Verbindung ein.

Da die Spanier, ſo wie die Vermittler, darauf beſtanden, daß die Portugieſen von dem Vertrag ausgeſchloſſen werden ſollten, ſo mußten wir uns dies gefallen laſſen; wir erhielten indeſſen von dieſen Mediateurs wenigſtens ſoviel, daß ſie uns eine Urkunde ausſtellen ſollten, welche beſagte, es ſey zwiſchen uns und den Spaniern wechſelſeitige Freiheit unſern Alliirten beizuſtehen beliebt worden, an deren Spitze Seine allerchriſtlichſte Majeſtät den König von Portugall ſetzten. Die Spanier bewilligten dies, überzeugt, dadurch ſchon viel gethan zu haben, da dieſer Fürſt nicht in dem gedacht mit begriffen und ſeiner im Inſtrument nicht Frieden wurde.

1646.

Höchſtwahrſcheinlich würden ſie noch weiter nachgegeben haben, wenn man ſie nicht getrieben hätte; denn ihre Abſicht war nicht, Frieden mit uns zu ſchlieſſen, ſondern uns von unſern Alliirten zu trennen, um dann in Hoffnung großer Vortheile, den Krieg fortzuſetzen. Sobald daher der Graf von Pegnaranda die General-Staaten dahin vermocht hatte, die verabredeten Waffenſtillſtands-Artikel in einen Friedensſchluß zu verwandeln, fieng er an, blicken zu laſſen, wie wenig Luſt er hatte, ſich mit uns zu ſetzen. Dies veranlaßte den Verdacht, er müſſe geheime von den vorgelegten ſehr verſchiedene Anweiſungen von ſeinem Hofe haben, und ſuche die Mediateurs blos hinzuhalten.

Der Kaiſer war genöthigt, ſich ehrlicher und beſtimmter auszudrücken; denn da die Armeen des Königs

an der Donau erſchienen, ſo beſorgte er, ſie möchten bis nach Böhmen vordringen, wo man zu einem Aufſtand geneigt ſchien. Der Kurfürſt von Baiern, der bis dahin den Krieg auf fremden Boden geführt hatte, fing an, ihn in ſeinem eignen Lande zu ſpüren, und betrieb es daher angelegentlich, daß man ſich mit den Franzoſen und Schweden vertragen möchte wobey er zu verſtehen gab, wenn ſein Rath nicht geachtet würde, ſo dürfte er wohl ſelbſt nach dem Drang der Umſtände ſich zu rathen wiſſen.

Man bemerkte um dieſe Zeit überhaupt vier befremdende Erſcheinungen. Erſtlich, daß die General-Staaten Frieden mit Spanien ſchlieſſen ohne uns. Sie glaubten alles gethan zu haben, was von ihnen gefordert werden könnte, da ſie ſich erboten, bey den Spaniern darauf zu dringen, daß ſie ſich mit uns auf die ihnen zugeſtandenen Bedingungen verglichen, widrigenfalls ſie gemeinſchaftlich mit uns, den Krieg fortſezen würden.

Zweitens, daß der Kaiſer den Schweden groſſe Länder abtrat, und darein willigte, daß diejenigen, welche zur Vergröſſerung dieſer Nation das Ihrige hergeben mußten, auf Unkoſten der Kirche entſchädigt wurden.

Drittens die Unredlichkeit der kaiſerlichen Miniſter gegen uns, indem ſie den Schweden hinterbrachten, wir erböten uns, mit ihnen uns zu verbinden, um zu bewürken, daß das Kirchengut ihnen verbliebe, und dem nicht entgegen zu ſeyn, was durch Seine Kaiſerliche Majeſtät genehmigt und von dem König von Spanien zugeſtanden worden wäre.

Wir hatten auch noch die Fatalität, daß die Mediateurs uns die Schuld beimaßen, ohne zu bedenken, daß

daß der Kaiſer durch ein unredliches Verfahren, uns genöthigt hatte, von neuem uns mit den Schweden einzulaſſen, die durch ihren nachherigen Angriff auf Dänemark, die Anzahl unſrer Feinde vermehrten.

Unglücklicherweiſe mußte ſich auch noch ereignen, daß zween von unſern Bevollmächtigten mit einander zerfielen, und ſo weit giengen, daß jeder von ihnen Schriften zu ſeiner Rechtfertigung auf Unkoſten ſeines Kollegen herausgab, ohne ſich durch das Anſehen des Herzogs von Longueville zurückhalten zu laſſen, der ſie zur Einigkeit ermahnte.

Freudetrunken darüber, daß ſie nun Frieden mit Spanien hätten, wollten die Holländer nur noch den äuſſern Wohlſtand gegen uns beobachten [41]). Daher fuhren ſie fort, in uns zu dringen, daß wir uns ihrer Vermittlung bedienen ſollten, und erklärten ganz öffentlich, wenn wir die Entſcheidung unſers Streits mit Spanien ihnen heimſtellen wollten, ſo würden ſie zeigen, daß ſie ihre Verbindlichkeiten gegen Frankreich noch nicht vergeſſen hätten. Da wir ſie ganz von der Hand zu weiſen nicht rathſam fanden, ſo ſchrieben wir ihnen in Ausdrücken, die in verſchiednem Sinn genommen werden konnten, worin wir die Staaten als Schiedsrichter annahmen, nur mit Ausnahme derer, die den Frieden mit Spanien unterzeichnet hatten, wiewohl einer der Abgeordneten dabey gegen ſeine Kollegen proteſtirt hatte.

Gern hätten wir unter ſolchen Umſtänden den Prinzen von Oranien zum Richter gehabt, wenn man ihm einige ihrer Staatsrepräſentanten zugeordnet hätte; wir merkten aber bald darauf, daß wir unſre Rechnung ſchlecht dabey gefunden haben würden; denn ſeine Ge-

meylin hatte sich von den Spaniern gewinnen lassen, und so wie sein Geist abnahm, hatte sie das ganze Ansehn an sich gebracht, und vermochte ihn zu allem was sie wollte.

1647.

Der Herzog von Longueville hatte, ehe er von Münster abgieng, das öffentliche Wohl in Händen; denn es kam nur auf ihn an, den Frieden unter sehr vortheilhaften Bedingungen zu unterzeichnen, weswegen ihm nicht nur die Gesandten der vermittelnden Mächte, sondern auch seine eigne Gemahlinn, so wie überhaupt alle die anlagen, die der Christenheit Ruhe wünschen, besonders aber d'Avaux, dem er gestand, die ihnen angetragenen Bedingungen schienen ihm sehr billig. Da aber Servien ihm ins Ohr gesetzt hatte, es wären noch bessre zu hoffen, und der Hof schmeichle sich damit wie er selbst hinzu setzte, so faßte der Herzog den Entschluß, den Rath Serviens zu befolgen, und verließ den Kongreß, der sehr unruhig und verwirrt darüber wurde.

Der Vorwand, den er anführte, bestand darin, daß der Graf d'Avaux, der nach Osnabrück gegangen war, um mit den Schweden zu konferiren, gesagt habe, seine Stimme gelte so viel als die seinige. Er bedachte aber hiebey nicht, daß dies unter ihnen so verabredet worden war, um von den Kaiserlichen und Schweden Vortheile zu erhalten, die sie nicht vernachlässigen zu dürfen glaubten. D'Avaux rechtfertigte sich vollkommen gut dagegen, wiewohl er allein auf seinem Gesandtschaftsposten zurück blieb, da Servien Befehl erhalten hatte, nach Haag zu gehen.

Hät-

Hätte dieser letztere es dort sich so angelegen seyn lassen, die Staaten zu gewinnen, als er es sich angelegen seyn ließ, Pauw und Kaunt [62]) zu verunglimpfen so hätte er sie vielleicht dahin vermocht, sich von den Zusagen ihrer Abgeordneten los zu sagen. Indem er aber die Privatpersonen beleidigte, beleidigte er zugleich auch den Staat, der durch die Freunde dieser Herrn regiert wurde. Nach einem fruchtlosen Aufenthalt in Holland kehrte er nach Münster zurück, von wo endlich zurückzukommen d'Avaux Erlaubniß erhielt.

Elsas wurde ihnen zu unsrer Befriedigung angeboten, allein mit so viel Restrictionen, daß es im Grund sehr wenig war, was man uns geben wollte. Man schrieb ihnen, sie möchten sich nicht durch den schimmernden Namen einer grossen Provinz blenden lassen; denn es hätten mehrere Fürsten Ländereyen darin, die nicht mit in dem Anerbieten begriffen wären, z. B. die freien Reichsstädte, und die unmittelbare Reichsritterschaft. Sie glaubten indessen doch nicht auf einer Abtretung des ganzen Elsasses, lehnsweise oder unabhängig, bestehen zu dürfen, um, sagten sie, die im Reich mächtigen, Städte nicht zu beleidigen; behielten also diese ihre Freiheit und Souverainität, so wäre es weder möglich noch billig, die der andern anzutasten.

Der Herzog von Longueville, d'Avaux und Servien disputirten lange darüber, ob man Elsas ohne fernere Abhängigkeit vom Reich oder als fortdauerndes Reichslehn verlangen sollte. Die Sache kam auch im Königlichen Staatsrath zu Debatten.

Man darf sich nicht wundern, daß der Herzog von Longueville es vortheilhafter für die Krone hielt, diese

diese Provinz unabhängig als souveraines Fürstenthum zu besitzen, da er selbst, nicht minder sonderbar, sich unter seines gleichen durch den Titel eines Souverain von Neufchatel so sehr ausgezeichnet hielt, unerachtet er keine Oberhoheit über seine Unterthanen ausübte. Es darf also wie gesagt, nicht befremden, wenn er für seinen Herrn eben so dachte, wie für sich.

Eben so wenig befremdend ist es, daß Servien gleicher Meinung mit ihm war; denn für diesen war es schon genug, daß d'Avaux der entgegengesetzten war. Sehr sonderbar aber schien es, daß sich selbst in königlichen Staatsrath Personen fanden, die fähig waren, es ebenso zu machen, wie Servien. Zwar fehlte es ihnen allerdings nicht an Gründen, worunter der stärkste war, daß es sich für einen großen König nicht schicke, Vasall eines andern zu seyn, weil er das Lehn verwirken könne, und wenn man dann solches in einem Krieg nach der Konfiskation verliehre, so würde man nachher im Frieden nicht weiter zugelassen, es wieder zu begehren [61]).

Andre hingegen, unter denen auch ich war, sagten, die Teutschen würden sich lieber mit einem Fürsten einlassen, der ein Mitstand von ihnen wäre, als mit einem Fremden, den wir etwa an den Reichstag schickten, wo die wichtigsten Angelegenheiten zur Berathschlagung kämen, und diese Gelegenheit dürfte nicht vernachlässigt werden. Um die Gründe der andern umzustoßen, brauche man ihnen blos entgegen zu halten, daß der König von Spanien als Reichs-Vasall das Herzogthum Mailand und einen Theil der Niederlande besitze; daß die Krone Schweden ebenfalls die ihr abgetretenen Provinzen zu Lehn empfange, und daß ein

Schal-

Schattenbild von Größe nicht im Wege ſtehen dürfe, um nicht ſo ſolide Vortheile [44]) zu ergreifen.

Der Kardinal, der Serviens Wort nicht im Stich laſſen konnte, und für die wahre Größe Frankreichs wenig Enſicht oder Eifer beſas, gab den Ausſchlag, und ſo ſchrieb er denn, der König werde nicht Elſas, ſondern die Landgrafſchaft annehmen, und es als Souverainität beſitzen, ſo wie auch Breiſach nebſt dem Gebiet, das einen Theil des Breisgaus ausmacht, und Philipsburg unter dem Titel einer Schutzorter.

Dies alles beſagt der Vertrag ausführlicher, der blos von Servien unterzeichnet, und dann vom König ſo wie vom Kaiſer und den Reichsfürſten ratificirt wurde. Vermöge dieſes Vertrags trat das Haus Oeſtreich an Seine Majeſtät alle ſeine eigenthümlichen Beſitzungen im Elſas ab. Unter dem Titel eines Protectors überließen Kaiſer und Reich ihm die Oberhoheit, wogegen dem Erzherzog von Tirol von dem König drey Millionen Livres Entſchädigung bezahlt werden ſollte, ſobald der König von Spanien allen ſeinen würklichen oder vermeintlichen Gerechtſamen daran entſagt haben würde.

1648.

Nach der Ehre, die letzte Hand an dies große Werk gelegt zu haben, erhielt Servien Erlaubniß nach Hof zurück zu kommen, und hinterließ den Mediateurs die Verwunderung darüber, daß man ſich nicht weiter um die Beylegung des Kriegs zwiſchen beyden Kronen kümmerte. Männer von Einſicht ſahen wohl voraus, daß

daß der Kaiser, seine Versprechungen, Spanien nicht zu bekriegen, Frankreich beizustehen, so drehen würde, daß er hier blos als Kaiser verstanden wissen wolle; als König von Böhmen aber und Herr seiner Erblande sich vorbehalten werde, gleich andern Fürsten seinen Alliirten beizustehen.

Ich halte es nicht für zweckmäßig, mich hier auf eine Erzählung davon einzulassen, wie Turenne eine Schlacht verlohr, und wie er von dem Landgrafen von Hessen aufgenommen wurde. Er leistete nachher Dienste, die wichtig genug waren, um das Andenken seiner damaligen Unfälle auszutilgen. — Ebenso übergehe ich mit Stillschweigen, die schönen und großen Thaten des Herzogs von Enguien, besonders bey Rocroy; wo er den Ehrenpreis Mareo und dessen alte Krieger schlug, unter deren Macht Deutschland sich gebeugt hatte. Ich will blos von den Dingen reden, an welchen ich selbst Antheil hatte.

An-

Anmerkungen

zu den

Denkwürdigkeiten Lomenie's,

vom Rande der Ausgabe von Amſterdam 1719.
in 8. überſetzt.

Anmerkungen
zum
erſten Theil.

1.

Die Franzoſen vergliken Heinrich den Groſſen gerne mit Alexander dem Groſſen. Dieſer war klein von Statur, aber von übermenſchlichem Muth. Heinrich II. war klein von Körper, aber eine Heldenſeele bewohnte dieſen; daher auch zu einer Zeit die Franzoſen von ihm ſagten: eine leiſe Mine, ein groſſes Spiel (petite mine, grand jeu). Sein Bildniß erhielt oft die Unterſchrift:

En domtant mes ſujets, guerroyant l'etranger
La gloire de mon nom n'a point eu de ſeconde.
Et lors que le deſtin vint mes jours abreger,
Je m'étois fait monarque et l'arbitre du monde.

Er ſelbſt hörte ſich gern mit Alexander in Parallele ſetzen, und belohnte Malherbe freigebig für folgendes Impromtu auf ein kleines Pferd, das er oft ritt:

Petit cheval, gentil cheval,
Propre à monter, propre à deſcendre;
Tu n'es pas tant que Bucephal,
Mais tu portes plus qu' Alexandre.

Nie war ein König unglücklicher in seinen Vermählungen, und da er ein sehr zärtliches Herz besas, so hatte er bey seinen Liebschaften stets wenigstens eben soviel Bitterkeit als Süßes zu kosten. Seine erste Vermählung mit Margarethe von Valois war blos ein Mittel, alles desto besser zu dem Pariser Blutbad vorzubereiten, wobey es sogar mit auf ihn, damals noch als König von Navarra, angesehen war. Als die Mörder ihn suchten, um den Mord an ihm zu vollziehen, war er mit seiner jungen Gemahlinn allein eingeschlossen. Da er nun das Blut seiner getreuesten Freunde fließen sah und die Böswichter in gleicher Absicht herankommen hörte, verbarg er sich unter dem, nach damaliger Mode sehr weiten Reifrock seiner Gemahlinn. Die Mörder stießen die Thüre ein, und da sie blos die Königinn erblickten, fragten sie, wo ihr Gemahl sey? Fest und unerschüttert gab sie zur Antwort, er habe sich geflüchtet. Da sie nun gegen diese Königinn selbst allen Respekt hatten, so begaben sie sich auf diese Antwort wieder weg. Daher sagte man damals im Scherz, Heinrich verdanke sein Leben Margarethens Unterrock. La jupe de Marguerite a sauvé Henry.

Diese Fürstinn hatte die gelehrtesten geistreichsten Männer des Reichs an ihrer Tafel und in ihrem Gefolge; allem der Liebe konnte sie nichts versagen, und Heinrich der Große, der ihr alles erlaubte, betrachtete sie mehr als die Schwester des Königs von Navarra, denn als seine Gemahlinn. Er ließ sich endlich von ihr scheiden — wegen ihrer Unfruchtbarkeit; die gute Fürstinn genas aber nach ihrer Scheidung noch von zwey Kindern eines getreuen Liebhabers. Sie war zur Galanterie erzogen von ihrer Mutter, Catherina von Medicis, welche die vierte Höllen-Furie genannt wurde, wie folgende Verse zeigen:

Tres Erebi furias posthaec ne credite vates,
Addita nam quarta est his Catharina tribus.
Quod si tres furias de se dimiserit orcus;
Haec Catharina tamen pro tribus una foret.

Heinrich war nicht glücklicher in seiner zweyten Vermählung, das einzige ausgenommen, daß er Kinder bekam. Am Tage seiner Vermählung mit Maria von Medicis

ſchrieb man an das Zimmer des Beilagers dieſe Worte der Bibel:

Non erat opus benevalentibus Medicis („Die Geſunden bedurften des Arztes" — die Ausſprechung ſagt: der Medicis! — „nicht").

Dies königliche Ehepaar war nicht ſtets in dem beſten Vernehmen. Die Königinn kränkte es empfindlich, ſehen zu müſſen, daß der König andre Liebſchaften unterhielt, und der König ſah mit bitterem Verdruß die Vorliebe der Königinn für — den Marquis d'Ancre. Eines Abends als ſie zuſammen im Bette lagen, und ſich wechſelsweiſe Vorwürfe machten, ſoll die Königinn wieder aufgeſtanden ſeyn, und den König in ſehr heftigen Ausdrücken ausgeſchmält haben, der ſeinerſeits ihr nichts darauf ſchuldig blieb. u. ſ. w.

— Die Diener dieſes Monarchen warfen ihm Mangel an Dankbarkeit vor; der Herr von Rubigné erlaubte ſich daher ſogar als der König ihm Sein Portrait ſchenkte, darunter zu ſetzen:

Ce prince eſt d'étrange nature
Je ne ſçai, qui diable l'a fait;
Puiſqu' il recompenſe en peinture
Ceux, qui le ſervent en effet.

Einen Beweis von Freigebigkeit gab er durch die Schenkung ſeines Hauſes la Fleche an die Jeſuiten, die daraus das ſchönſte Collegium machten, das ſie in Frankreich beſitzen. Dies und das Haus zu Arc in Franche-Comté gab ihren Feinden zu folgendem Diſtichon Anlaß:

Arcum Dola dedit Patribus, dedit alma Sagittam
Gallia; quis Funem, quem meruere, dabit?

Die Jeſuiten antworteten hierauf franzöſiſch:

L'Arc et la Fleche ſont à nous
Prets à décocher contre vous;
Mais pour ce qui eſt de la Corde
Elle eſt à vous, je vous l'accorde.

Die Replike dagegen war:

L'Arc et la Fleche vous avés
De la France et de l'Espagne;
Mais pour la Corde vous l'aurés
Du Roi de la Grande Bretagne.

Wenn Heinrich nicht mit vollen Händen austheilte, wie Heinrich III. der gerne sein ganzes Reich mit seinen Lieblingen getheilt hätte, so hatte er dagegen eine andre Eigenschaft, die gewissermaßen diesen Abgang ersetzte. Er ertrug geduldig und ohne Unwillen die Beschwerden seiner Diener.

Heinrich fand Vergnügen am Scherz und Witz, und man findet viele Beyspiele davon in der Geschichte. Hier Eines, das nicht allzu bekannt ist! Man hatte unter der Aufschrift: la Vache à Colas, ein Spottliedchen auf die französische Geistlichkeit gemacht, das zu Paris durch Henkers Hand verbrannt wurde, mit scharfem Verbot an jedermann, dessen je zu erwähnen. Dies Verbot bewirkte weiter nichts, als daß das Ding noch mehr Aufsehen machte. Als nun um diese Zeit der König eines Tags mit seinem Hof im Louvre war, kam der Herzog de la Force, als damaliger Garde-Capitain, in den Saal, und eilig auf den König zu. Der Graf von Grammont, sein Todfeind, spöttelte über ihn in Versen, und sagte:

Voici venir la Force
Qui vient à grande Force
Voir la vache à Colas . . .

Dem König machte dieser Scherz Spaß, und er ließ ihn in Gegenwart des Herzogs wiederholen. Dieser versetzte aber sogleich aus dem Stegreif darauf:

Les cornes de la vache
Serviront de panache
A Grammont, que voilà!

Ventre saint Gris! sagte der König, indem er sich gegen Grammont wendete: der hat dich fein abgeführt! — Grammont passirte nämlich bey Hof unter der Rubrik der Hörnerträger. Er empfand aber auch den

den Stich ſo ſchmerzlich, daß er ſich ſogleich entfernte, den Hof verließ, und nie wieder dort erſchien.

Man tadelte an Heinrich IV. eine zu heftige Leidenſchaft für das andre Geſchlecht, die ſo weit gieng, daß er, um die letzte Gunſt einer Dame (der ſchönen Gabriele) zu erhalten, ein Heirathsverſprechen mit ſeinem eignen Blute unterzeichnete. Es war vor ſeiner Vermählung mit Maria von Medicis. Der Herr von Sülly, damals Finanz-Ober-Aufſeher, zerriß dieſen Contract, aber ihn zu ſehen bekam, vor den Augen des Königs, und, als dieſer zu ihm ſagte: Ventre ſaint Gris! ſeyd Ihr denn toll? verſetzte Sülly ruhig: wollte Gott, Sire, ich wäre es allein in Ihrem Reiche.

Ein andermal hatte ſich die Frau von Entragues für eine Nacht funfzigtauſend Thaler von ihm verſprechen laſſen. Als er morgens von ihr weg gieng, fand er den Herzog von Sülly im Vorzimmer, beym Geldaufzählen. Er fragte für wen, und als Süllo ihm ſagte: es ſeyen die bewußten funfzigtauſend Thaler für die Frau von Entragues, verſetzte der König: Ventre ſaint gris: ein theures Schlafgeld; — Ein allzu ſpätes: tanti poenitere non emo.

In Anſehung der Religion legte man ihm allgemein allzugroße Gleichgültigkeit zur Laſt. Er pflegte zu ſagen: Ventreſaintgris! die franzöſiſche Krone iſt ja wol eine Meſſe werth! Da ſein Herz nicht mit ſeinem äußerlichen Bekenntniß übereinſtimmte, ſo ſagte er gewöhnlich, wenn er andre ſeinem Beyſpiel folgen und zur katholiſchen Religion übertreten ſah: „warum beharrt ihr nicht in eurem Glauben? es giebt für euch „keine Kronen damit zu gewinnen.“

Es iſt jedoch gewiß, daß er auch dieſe Geſinnung änderte, durch die Bemühung der Jeſuiten, die ihn umgaben, beſonders des Pater Cotton, zu dem er großes Vertrauen hatte. Einige Tage vor ſeiner Ermordung ſagte er zu dem reformirten Herzog von la Force, der allein bey ihm im Wagen ſas, unterwegs nach Fontainebleau: „glauben „Sie mir, mein Freund, die katholiſche Religion iſt nicht „ſo voll Abgötterey, als ich ſonſt wohl dachte.“ —

2.

Er wurde arretirt am 1. Sept. 1616. durch den Herrn von Themines. Der protestantische Verfasser der Geschichte Ludwigs XIII. sagt im T. 2. P. I. sr Geschichte, der Prinz habe Obiges zu dem Kanzler du Vair gesagt. Der Graf von Brienne verdient aber mehr Glauben, als le Vassor.

3.

Der Schuhmacher Picard, dem der Marschall d'Ancre hatte Stockschläge geben lassen, war das Werkzeug, dessen man sich bey dieser Gelegenheit bediente, um die Pariser zu einem Aufstand zu reizen. Die Wut des Volks erstreckte sich jedoch nicht weiter als auf das Hotel des Marschalls.

4.

Der Prinz fürchtete — sagte le Vassor — man wolle ihm aufs Leben.

5.

Der Herzog von Nevers schrieb an den König in sehr hitzigen Ausdrücken, sprach viel von Leuten, die Seiner Majestät heftige Maasregeln riethen ꝛc.

6.

Du Vair, der Siegelbewahrer ertrug seinen Fall als Philosoph, und sagte: er besitze zu viel Geradheit, um dem Hofe gefallen zu können.

7.

Mangot war eine Creatur des Marschall d'Ancre. Er war zuvor erster Parlementspräsident zu Bourdeaux gewesen.

8.

Der Lesung der h. Schrift überdrüßig — sagt le Vassor — hatte er (der Bischof von Luçon) sich um eine Stelle beworben, die ihm Gelegenheit zur Theilnahme an der Führung der Staats

Staatsgeſchäfte behülflich ſeyn könnte, als die eines Groß-Almoſeniers der Königinn.

9.

Barbin war allerdings geſchickt, dabey aber ſehr hitzig und leicht aufzubringen.

10.

Luines und ſeiner Familie Glück war noch raſcher als das der Concini oder des Marſchall d'Ancre. Erſt war er bloßer Capitain im Louvre, und Officier der ordinären Wache (chef des ordinaires). Nach dem Tod des Marſchalls wurde er Oberfalkenier, erſter Kammerherr des Königs, Lieutenant general in der Picardie, Herzog und Pair von Frankreich ꝛc. Er vermählte ſich in eines der erlauchteſten Häuſer des Reichs „das dem königlichen, von Navarra, verwandt iſt" ſagt eine damalige Schrift unter dem Titel: Remontrance au Roi. — Endlich wurde er auch noch Marſchall, Connetable; „ohne je den Degen aus der Scheide gebracht zu haben" — ſagt dieſelbe Schrift, und fährt fort: — „dies alles auf Koſten und „zum Nachtheil Ew. Majeſtät und Ihrer Krone . . . . „Fragt man nach Gründen eines ſo erſtaunlichen Glücks, „ſo weiß man keine andre zu finden, als daß Sie, Sire, „ſich auf ihn aller Reichsgeſchäfte entladen, um dem Vergnügen der Jagd nachzugehen . . . . während man Ihnen Geld und Gut, und die ſchönſten Lilien Ihrer Krone ſtiehlt." — Dieſe ganze Schrift enthält überhaupt ſehr lebhafte Bemerkungen über Luines Glück. Es iſt einmal das Schickſal Frankreichs, von Zeit zu Zeit der Habſucht von Glücksrittern preisgegeben zu ſeyn; und das der Franzoſen: das Joch dieſer Art von Leuten geduldig zu tragen.

11.

„Die unbeſchränkte Herrſchaft der Günſtlinge iſt das „Verderben eines Staats" ſagt der Herzog von Roſan in ſeinen Memoiren.

12.

Deageant. „Ein Mann von Lust, aber ohne Ehre und „Gewissen" sagt le Vassor, Hist. de Louis XIII. T. II. P. 2. Deageant schrieb selbst Memoiren.

13.

In einer damaligen Flugschrift, unter dem Titel: de Concinis Funere, &c. wird gesagt: der Herr von Beaumont habe den ersten Schuß nach Concini gethan.

14.

Dies war das Ende Concini's, eines freilich zu übermüthigen Günstlings, der aber doch keine so harte Behandlung verdient hätte! Seine Gattin erwarb ihm die Gnade Mariens von Medicis, die so weit ging, daß diese Marschall ne unumschränkt zu lenken schien. Eben so sinnreich als boshaft wendete man daher damals den Virgilianischen Vers:

Ancora de prora jacitur, stant littore puppes.

auf die Königinn und den Marschall d'Ancre an.

15.

Der Herzog von Vendôme stellte dem König weislich vor: „es sey sehr gefährlich, wenn Könige ihren Ruhm und „ihr Ansehen durch Meuchelmorde erhalten zu müssen „glauben." Allein das Parlement glaubte, es sey der Klugheit gemäs, den König bey dieser Gelegenheit zu rechtfertigen. Ja, es erklärte sogar: die bloße Genehmhaltung Seiner Majestät supplire allen Mangel von Formalitäten. Die Sprache des römischen Senats unter einigen Kaisern! —

16.

Eleonore Galigai. Sie ertrug ihren Unfall mit großer Standhaftigkeit. Le Vassor, in seiner Hist. de Louis XIII. hat die nähern Umstände von ihrem Proceß und Ende gesammelt.

17.

17.

So ungefähr versprach Philipp II. demjenigen den Mordbrief, der Heinrich I. Prinzen von Oranien, ermorden würde.

18.

Unter mehrern Lobsprüchen jener Zeit auf Luines sind folgende beyden die merkwürdigsten:

De Luines avec ses deux freres
Vont tot, si Dieu n'y met la main,
Rendre à la France la miſere,
Plutot aujourdhui que demain.

A LA FRANCE.

France, je plains bien votre ſort,
On reconnoit votre impuiſſance.
Concini vous mit en balance,
Trois faquins vous donnent la mort.

Von Luines und ſeinen beyden Brüdern ſagte man: vor ihrer Erhebung ſeyen ſie ſo arm geweſen, daß ſie alle drey nur Einen Mantel miteinander gehabt hätten.

19.

Am 5. Dec. 1617. — Du Pleſſis Mornay ſprach bey dieſer Gelegenheit zu Gunſten des Adels. Dieſe Rede an den König befindet ſich S. 1200 ſeiner Memoiren.

20.

Karl von Valois; Herzog von Angouleme.

21.

Aubespine von Chateauneuf, Abt von Preaux, Staatsrath und nachher Siegelbewahrer.

22.

Sie giengen von Paris ab am 8. Mai 1620. — an die Reichsfürſten beyder Religionen und an den Kaiſer.

23.

— Nach um ihn zu einem Waffenſtillſtand, Zuſammenberufung eines Reichstags und Annahme der Vermittlung des Königs von Frankreich zu vermögen.

24.

Die Geſchichtſchr, die bey dergleichen Gelegenheiten nicht ausbleiben, ſagen daß

Alors on mit au rang de tant de chevaliers
Divers qui n'ont tiré l'estoc de la ceinture.
Ni vu combat aucun, ſi ce n'eſt en peinture, etc.

M. ſ. Recueil de pieces faites pendant le Regne du Connetable de Luines.

25.

Der Marquis (und Marſchall) von Richelieu, war der älteſte Bruder des Biſchoffs von Luçon.

26.

Aufgebracht über den Biſchoff von Luçon, in der Meinung, daß er ihn bey der Königinn Mutter anſchwärze, ſuchte Themines Händel mit dem Marquis, um durch ihn Rache an einem Geiſtlichen zu nehmen, den er nicht vor die Spitze fordern konnte. Er erſtach ihn zu Angouleme.

27.

Franz von Espardes de Luſſan, Vicomte von Aubeterre, Gouverneur von Blaye; — nicht: Brouage, wie le Vaſſor ſagt. — Er ſtarb auf ſeinem Schloß im Jahr 1628.

28.

Jakob Nompar von Caumont, geboren im Jahr 1559. Er vertheidigte Montauban gegen die königliche Armee im Jahr 1621 und nachdem er ſeinen Vergleich getroffen hatte, empfieng er den Marſchallsſtab im Jahr 1622. Er ſtarb 1652 zu Bergerac in einem Alter von 93 Jahren.

29.

Johann von Caumont, Herr von Montpouillon, war Günſtling Ludwigs des XIII. vor Luines. Er behaup-

tete

ſetz aber dieſen Platz nicht lange. Er trat auf die Seite der Reformirten, bey denen ſein Vater in Guyenne Aufſeher war, und fiel vor Tonneins.

30.

Conſuetle Deos immortales, quo gravius homines ex commutatione rerum dolerent, quos pro ſcelere eorum ulcifci velint, his ſecundiores interdum res et diuturniorem impunitatem concedere. J. Caeſar de bello Gallico L. I.

31.

Dieſer war von der reformirten Religion.

32.

Ein eifriger Katholike.

33.

Der König errichtete ein neues Parlement zu Pau, noch vor ſeiner Rückreiſe, und „hier fieng der Hof an, über die „Verbindlichkeit, Wort zu halten, zu ſpotten" ꝛc. ſagt der Herzog von Rohan in ſeinen Memoiren.

34.

Louis de la Valette, Erzbiſchoff von Toulouſe, Sohn des Herzog von Epernon. Er ſtarb im Jahr 1639. Er war ein feiner Weltmann, und liebte den Krieg.

35.

Le Baſſor ſpricht ſehr verſchieden hievon im 16. Buch ſeiner Hiſt. de Louis XIII.

36.

Herr von Combalet. Er heurathete die Frau von Pontcourlay, Nichte des Biſchoffs von Luçon.

37.

Luiſe von Beon, Tochter Bernhards von Beon, Herrn von Maſſez, Gouverneurs von Xaintonge, und Luens von Luxemburg. Sie ſtarb 1665.

38.

Diese Versammlung wurde am 24. Dec. 1620. eröffnet, trotz den Verboten, die Ludwig XIII. an den Maire und Stadtrath ergehen ließ.

39.

Es war der zweite April 1621. an welchem Frankreich einen Mann zum Connetable ernannt sah, der nicht vom Krieg verband. Die reichende Schnelligkeit, womit Lynes stieg, veranlaßte damals das Vaudeville:

Je suis ce que le roi m'a fait,
Je fais ce que je veux en France;
Car le roi j'y suis en effet,
Et lui ne l'est qu'en apparence.

40.

Benjamin von Rohan, Herzog von Soubise, geboren im Jahr 1583. und gestorben in England 1640.

41.

Saint Jean d'Angely ergab sich nach einer Belagerung von einem Monat.

42.

Franz von Bonne, Herzog von Lesdigueres, Pair und Marschall des Reichs und endlich Connetable im Jahr 1622. Er war Hugonot gewesen, wurde aber in der Folge katholisch. Die Ehrenstellen, welche der Hof ihm zu bieten hatte, rührten sein Gewissen stärker als alle Argumente der Missionäre. Er starb 1626. in einem Alter von 83 Jahren.

43.

Johann Franz de la Guiche, Graf von la Palice, Herr von Saint Geran ꝛc. wurde Marschall 1619 und starb 1632. in einem Alter von 63 Jahren.

44.

Cäsar August von Saint Lary, Baron von Termes, Bruder des Herzogs von Bellegarde.

45.

45.

Heinrich von Lothringen, Herzog von Mayenne, Oberſtkammerherr, nach der Belagerung von Montauban von einem Muskettenſchuß im Auge.

46.

Karl von Cheſneul de Praslin, wurde Marſchall und Gouverneur von Champagne und Barrs 1619. ſtarb 1626. im ſiebenzigſten Jahr.

47.

Claudius von Lothringen, Herzog von Chevreuſe, Oberſtkammerherr (grand chambellan) Oberſtfalkenmeiſter ꝛc. ſtarb 1657. beynahe 79 Jahr alt.

48.

Sohn des — durch ſeine vorzüglichen Heinrich dem IV. geleiſteten Dienſte, ſo wie auch durch ſeine von Kennern geſchätzte Memoiren — berühmten Herzogs von Sully, Maximilian von Bethune. Der Graf von Orval hieß Franz von Bethune. — Unerachtet er ſich zuvor bey der Belagerung von Montauban ſehr als Vertheidiger der gemeinen Sache der Proteſtanten hervorgethan hatte, giengen ihm dennoch in der Folge die Augen auf über die, von den Ehren und Würden des Hofes in ein helleres Licht geſetzte Wahrheiten der katholiſchen Religion. Starb 1678.

49.

Da die Artillerie nichts gegen die Reformirten in Montauban ausrichtete, verfiel Lunes auf ein religiöſes Manöuvre, das aber nicht mehr bewürkte. Er beſuchte nämlich die Kunſtſtückchen eines gewiſſen ſpaniſchen Mönchs, Dominico, und dieſer Schwärmer theilte dem König und den ganzen Hof Agnus Dei und Roſenkränze aus, mit dem Verſprechen, daß Seine Majeſtät als ein zweyter Joſua die Mauern Montaubans einſtürzen ſehen ſollten, ſobald man gegen das neue Jericho vierhundert Kanonenſchüſſe gethan haben würde; allein das ſehr wahrſcheinliche Mirakel wollte nicht erfolgen. Die Hugonoten beharrten allzu hartnäckig in ihrer Vertheidigung.

50.

50.

Caſpar von Coligny der dritte dieſes Namens. Er wurde Marſchall 1622. und ſtarb 1646. Er war ein Enkel des berühmten Admirals von Chatillon.

51

Der Connetable ſtarb am 14. Dec. 1621. und der Platz ergab ſich in Anfang deſſelben Monats. Ludwig XIII. bedauerte den König Ludwig, nur er ihn im Unglücke nannte, nicht leſe. Auf ſeinen Tod machte man folgendes Diſtichon:

Montheur eſt priſe, et la Garonne
Eſt remiſe en ſa liberté.
Toutesfois le peuple s'étonne
Du Te Deum qui eſt chanté
Pour cette victoire notable:
Vu, dit on, que le Connetable
A trouvé ſa mort en ce lieu.
Mais pour dire, ce qu'il m'en ſemble,
La perte et le gain mis enſemble,
On a ſujet de louer Dieu.

52.

Er war zu Tonneins in ſeinem ſechzigſten Jahr 1621. geſtorben, nachdem er in ſeinem Leben eine gewiſſe ſtoiſche Strenge affectirt hatte, die ſo wenig als bey Seneca, mit der Ehrſucht, Habſucht und dem Stolz dieſer beyden Männer zuſammen zu reimen war.

53.

Heinrich von Gondy, Cardinal von Metz, Biſchoff von Paris, ſtarb im Jahr 1622. Von ihm ſagte man damals im umgekehrten Sinn: der Cardinal von Metz erklärt die Schrift. Vermuthlich weil es ihm nie einfiel.

54.

Yons de Louſieres de Themines. Er wurde Marſchall 1616; und ſtarb 1627.

55.

55.

Der Marquis von Beauvilliers machte bey dieſer Gelegenheit dem Herzog von Elbeuf eine ſehr vernünftige Vorſtellung zum Beſten des Herzogs de la Force, und zeigte, daß man Rückſicht auf denſelben, dem König Heinrich IV. zu Verſicherung ſeiner Krone geleiſtete Dienſte zu nehmen habe. M. ſ. Le Vaſſor hiſt. de Louis XIII. T. IV.

56.

Peter von Lamont, Baron von Hymel.

57.

Falſche Gewiſſenhaftigkeit erbitte damals den Eifer des Königs. Er ſchämte ſich, ſein Mitleid die Oberhand gewinnen zu laſſen, und wollte, einem angeſchwollenen Strome gleich, ſelbſt hinſtürzen über ſeine empörte Provinzen, und ſie verwüſten. Der Prinz von Condé, der ſich mit dem König in der Meſſe befand, ſchlug ein Brevier auf, das er in dem Zimmer fand, und ſuchte die Stelle, wo der Prophet Samuel dem König Saul Vorwürfe darüber macht, daß er der Amalekiter geſchont habe. Ludwig XIII. unfähig einen nöthigen Unterſchied in der Auslegung zu machen, läßt ſich durch das von dem neuen Prediger angeführte Beyſpiel bereden, der vielleicht auſſer dieſer Gelegenheit nie einen Blick in die Bibel geworfen hatte.

58.

Er war ein ehrſüchtiger Prälat, der ſich um ſein Brevier wenig kümmerte, übrigens aber gute Eigenſchaften und Kenntniſſe beſas. Er liebte die Milde, und war gerecht.

59.

Heinrich von Schomberg, Graf von Manteuil. Er wurde Marſchall 1625. und ſtarb 1632. Auch er hatte geſucht ſich in der Gunſt Ludwigs XIII. feſtzuſetzen.

60.

Er ſetzte ſeine Religion gegen die Connetable-Stelle um, befand ſich unmittelbar nach den feſten Verſicherungen des Hofs

Hofe darüber, katholisch, und ging zur Messe, mit den Herrn vom Parlement zu Grenoble, welche am 24. Jul. 1622. Zeugen der Bekehrung dieses neuen Proselyten waren. Am folgenden 29. August wurde er Commerable.

61.

Marie Tignon, Marquisin von Treffort, die er 1617. d. 26. Jul. in seinem 74. Jahr noch überlebte.

62.

Stephan von Aligre. Er wurde Siegelbewahrer im Jänner 1624. und, nach dem Tode Sillery's, Kanzler im Oktober desselben Jahrs. Starb 1635.

63.

Mery de Vic, Herr von Ermenonville. Er starb im September 1622.

64.

Peter Brulart, der IV. dieses Namens, Marquis von Sillery, Vicomte von Puisieux. Starb 1640.

65.

Louis de Fevre de Caumartin. Wurde Siegelbewahrer im Lager vor Montpellier am 23. Sept. 1622. und starb am 21. Jänner 1623. in seinem 71. Jahr.

66.

Der König hielt daselbst Revue über die Reliquien, die sich an verschiedenen Orten der Provinz befinden, und bezeugte einigen Heiligen des Landes seine Devotion.

67.

Gabriele, natürliche Tochter Heinrichs IV. und der Marquisin von Verneuil.

Marquis de la Valette, zweyter Sohn, des Herzogs von Epernon.

68.

68.

Lord Digby, Graf von Briſtol.

69.

Karl Herkules von Crevant, Marquis d'Hemieres.
ied bey der Belagerung von Reims d. 12. May 1622.

70.

Philipeaux d'Herbaut.

71.

Potier d'Ocquerres.

72.

Tanegui le Veneur, Graf von Tillieres, Geſand.
in England im Jahr 1624. hatte Baſſompieres Schwe-
r zur Gemahlinn.

73.

Franz de la Rochefaucault, Kardinal, Großal-
ſenier und Commandeur vom Orden des h. Geiſtes. Er
te 1622 ſeine Stellen nieder. Starb 1645.

74.

Karl von Lothringen, geſtorben 1640.

75.

Karl I. Herzog von Vieuville. Der Kardinal von
chelieu überliſtete und brachte ihn um die Stelle des Fi-
nz-Ober-Aufſehers (Surintendant des Finances). Man
chte ihm ſogar in der Folge den Proceß, weil er aus
m Reich gegangen ſey. Nach dem Tode Ludwigs XIII.
rde er endlich im Jahr 1643. rehabilitirt. Der Kardi-
Mazarin gab ihm ſeine ehemalige Stelle wieder, und er
b 1653.

76.

Man kann wohl sagen, daß Jacob bey dieser Gelegenheit das Interesse seiner Religion verrieth, und dadurch den Grund zu allen nachherigen Unfällen seiner Nachkommen legte.

77.

Philipp, Graf von Montgommery, nachher Graf von Pembroke, Kammerherr. Seine gute Bildung, seine Gewandtheit und die Jagd erwarben ihm die Gunst Jakobs I. — sagt der Graf von Clarendon in seiner Geschichte der bürgerlichen Kriege Englands.

78.

Georg Villiers, Herzog von Bukingham. Er war ein schöner Mann, und dies erwarb ihm die Gunst des Königs, vom ersten Augenblick, da er bey Hof erschien. Er wurde in kurzer Zeit zu den höchsten Stellen erhoben; da er aber seinen und seiner Familie Privatvortheil zu gierig suchte, belastete er sich bald mit dem öffentlichen Haß.

79.

Dieser Stelle unfähig, — sagt der Graf von Clarendon a. a. O. — denn er war sehr unwissend.

80.

William, Bischoff von Lincoln, und nachher Erzbischoff von York unter Karl I. Ein Mann von Kopf, aber sehr hitzig und gewaltthätig.

81.

Wahrscheinlich um dieser nichtigen Ansprüche willen geschah es auch in den letzten Kriegen zwischen Frankreich und England, daß in den Schriften des Englischen Parlements Ludwig XIV. immer nur König der Franzosen (Roi des François) tituliert wurde. Nach dem Frieden hatten sie die Gnade, ihm wieder die vorige Würde einzuräumen, — Kindern gleich, die in ihren Händeln ungefähr auf dieselbe Weise verfahren.

82.

82.

Der Graf von Clarendon giebt a. a. O. folgende Gründe davon, daß Buckingham vom seinem König ermordet wurde: die Reise des Prinzen und des Herzogs von Buckingham nach Spanien, den Krieg zu welchem der Herzog das Parlement gegen diese Krone vermochte; den Fall des Grafen von Middlesex, zu dem er mehr Willen König Jakobs beytrug.

83.

Der Prinz hatte Buckingham ehemals auf den Tod gehaßt, weil dieser gebieterische Herzog einst frech genug gewesen war, ihm mit der Hand zu drohen. Clarendon a. a. O.

84.

Dieser Fürst war eigentlich mehr für die Studien und gelehrte Controverse, als für die Politik gemacht, umgeben von Günstlingen, und selbst schwachen unbeständigen wenig durchdringenden Geistes. Er ließ sich durch den Schein blenden, daher seine Ansichten stets falsch waren, und seine Raisonnements in Staatssachen nicht trafen, da er alles gar zu gern wie ein Schulmann durch Syllogismen und Inductionen geführt hätte. Die Gesandten mußten ihn in zierlichem Latein haranguiren, und hatten sie dabey nicht einen langen Bart, so galten sie ihm nicht für voll.

85.

Anton Coeffier, genannt Ruzé, Marquis d'Effiat ꝛc. nachher Marschall. Starb 1632.

86.

Diese Prinzessinnen waren Verwandte des Königs durch Maria Stuart, Königinn von Schottland, seine Großmutter.

87.

„Er verstrikte sich in die Reize einer Dame vom ersten „Rang, für die er keine andere als Empfindungen der Ehr-

„furcht hätte haben ſollen. Seine Eiferſucht erlaubte ihm „nicht ſeine Flamme verborgen zu halten; er erklärte ſie „vielmehr der Dame in den dringendſten, lebhafteſten Aus„drücken, die ſeine Leidenſchaft ihm eingab. Und als er end„lich Frankreich verlaſſen mußte, um die Königin nach Eng„land zu geleiten, beſchloß er feſt bey ſich, wiederzukehren, „um dieſe Dame noch einmal zu ſehen, von der er ſich eine „günſtigere Aufnahme verſprach.“ — Dieſe Stelle aus der Geſchichte des Grafen von Clarendon mag erläutern, was der Graf von Brienne in dem vorhergehenden ſagte: daß die Königin, wenn ſie ſeinem Rath gefolgt wäre, große Vortheile daraus hätte ziehen können. Es ſcheint aber, als ob dieſe Fürſtinn es nicht ungern geſehen hätte, wenn ſie Perſonen von Range gefiel. „Sie beſas im höchſten Grad die Coquetterie ihrer Nation“ ſagt der Cardinal von Retz im zweiten Band ſeiner Memoiren, wo er diejenigen muſtert, welche ihr gefallen hatten; worunter der Herzog von Buckingham nicht vergeſſen iſt.

88.

Dieſe Dame: Groom of the Stool, die ihren Titel von Stole hat, das von dem lateiniſchen Stola, langes Kleid, herkommt, zieht der Königinn die erſten Kleidungsſtücke an, z. B. das Hemde ꝛc. (So der Verfaſſer der Noten im Orginal. Er mochte wohl beſſer Latein als Engliſch verſtehn!)

89.

Sollte man würklich dies beſorgen haben, da doch der Pater Berulle, der dem Papſt dieſe Sache mit aller möglichen Geſchicklichkeit vortrug, nicht ermangelte Seiner Heiligkeit zu verſichern, „Madame ſey ſo feſt als man nur wünſchen könne, im Glauben und in der Frömmigkeit ... ſie „ſey ſo eifrig in der Religion, daß es keinem Zweifel unterworfen ſey, ſie werde alles nur Erſinnliche aufbieten, um „den Prinzen von Wallis zu bekehren ꝛc.“ — Dabey blieb man jedoch noch nicht ſtehen. Man rühmte gegen Seine Heiligkeit ſehr „den Einfluß der Damen auf die Willensbeſtimmung ihrer Gatten, und das Uebergewicht, welches „Liebe und Gefälligkeit ihnen verſchaft.“ Von einer Beſorgniß hingegen, daß Madame Henriette von dem Gift der Ketze-

rey

ver angeſteckt werden ſtunte, ließ man gegen den Papſt nichts einfließen. — Man hat in der Folge die Würkungen des Eifers der Königinn von England für die katholiſche Religion geſehen, ſo wie die Gefälligkeit Karls I. gegen ſeine Gemahlinn!

90.

Charlotte Marie von Lothringen, Fräulein von Chevreuſe, geboren zu Nichement 1628, geſtorben unvermählt zu Paris 1652.

91.

D'Espeſſes, damals königlich franzöſiſcher Geſandter bey den Generalſtaaten.

92.

Der Ritter Dudley Carleton. Er war, nach Clarendon, a. a. O. ſehr gut bekannt mit den auswärtigen Angelegenheiten.

93.

Johann Baptiſt von Ornano, Lieutenant-general in der Normandie, Oberſter der Corſen. Er wurde Marſchall in eben dem Jahre 1626. Der Cardinal von Richelieu ließ ihn arretiren und nach Vincennes bringen, wo er d. 2. Sept. 1626. in ſeinem 45. Jahre ſtarb; wie man verſichert, an Gift. Andre haben jedoch mit mehr Grund geſchrieben, er ſey an einer Blaſenverſtopfung geſtorben, glücklich, durch den Tod der Rache des Kardinals entgangen zu ſeyn, der ſein Verderben beſchloſſen hatte, weil er bey Monſieur höher in Gunſt ſtand, als der Kardinal gerne ſah.

94.

Alexander, genannt der Ritter von Vendome natürlicher Sohn von Heinrich IV. und Gabriele von Etrees. Er wurde Großprior von Frankreich 1610. Starb 1629 zu Vincennes, wie man behauptet an Gift.

95.

Cäsar, Herzog von Vendome, ebenfalls ein natürlicher Sohn von Heinrich IV und Gabriele. Geb. 1594. Verhaftet [illegible] Blois 1626. und gefangengehalten bis 1630. Starb 1665. over 71. Jahre alt.

96.

Heinrich Herzog von Montmorency leste seine Admiralswürde [illegible] 1626. für die Summe von neunmalhunderttausend Livres. Das Gegenpatent der Admiralswürde wurde registrirt im Parlement d. 13. März 1627. und am 18. März darauf das Patent zum Ober-Aufseher der Schiffarth (Surintendant de la Navigation) für den Kardinal.

97.

Michel von Marillac. Er bekam die Siegel am 8. Januar 16[illegible] und [illegible] nieder am ... Novemb. 1630. am Tage nach der Journée des dupes.

98.

Heinrich von Talleran Graf von Chalais Garderobe-Meister Ludwigs des dreyzehnten.

99.

—Um der Absetzung des Herzogs von Vendome, als Gouverneurs dieser Provinz, desto mehr Anstrich zu geben. „Denn, sagte der Kardinal, die Staatsklugheit gestattet „nicht, daß wer irgend Ansprüche auf eine Provinz als Abkömmling der ehemaligen Souverains derselben, zu haben „vermeint, auch Gouverneur darin sey.“ — Wenn man indessen dem Recueil de pieces pour la défense de la Reine mére, par l' abbé de Saint Germain glaubt, so leitete der Kardinal selbst seinen Familien Ursprung von Ludwig dem dicken ab, aus einer Linie von dem Hause Dreux, und behauptete, von Blanka von Bretagne abzustammen. Auch er hatte also nicht das Gouvernement von Bretagne bekommen können, und doch bekam er es 1631.

100.

100.

Louvigni diente dem Grafen von Chalais bey dieſer Gelegenheit ſehr übel, und hinterbrachte dem König — ſagt Bassompierre — mehrere Dinge, die er wußte, oder erfand.

101.

Alle dieſe Kommiſſarien wurden nach dem Weblegen des Kardinals ernannt; ganz gegen die alten Geſetze des Reichs, die einen Staatsverbrecher, wie Chalais, vor ſeine natürlichen Richter geſtellt wiſſen wollen. „Hätte Mo„rillac — ſagt le Vaſſor — ſein Vaterland aufrichtig ge„liebt, ſo würde er, weit entfernt, ſich an die Spitze ei„ner ſolchen Commiſſion zu ſtellen, ſich ihr aus allen Kräf„ten widerſetzt haben.“ — Der Bruder dieſes Siegelbewahrers wurde einige Jahre darauf eben ſo anmaßlich behandelt, wie hier Chalais.

102.

Man verſichert, Chalais habe alles bekannt, was der Kardinal von ihm verlangte. Er ſagte aus, es ſey die Rede davon geweſen, Ludwig XIII. für impotent erklären zu laſſen, dann in ein Kloſter zu ſtecken, und Monſieur mit der Königinn zu vermählen. Er beſtätigte dadurch alles, was Louvigny gegen ihn erſonnen hatte. Der arme Graf ſuchte aber vielleicht blos, ſich dadurch das Leben zu retten. „Auf Prieſterparole! Sie ſollen begnadigt werden, und ich „ſtehe Ihnen für Ihren Kopf mit dem meinigen!“ ſagte der Kardinal mit Krokodilsthränen zu ihm in ſeinem Gefängniß. Chalais traute dieſen heuchleriſchen Verſprechungen, bis er endlich auf dem Blutgerüſte ſich ohne Rettung und betrogen ſah; wo er verſchiedenemal ausrief: „Ha, verrätheriſcher Kardinal, du haſt mich betrogen!“ — In dem Recueil pour la defenſe de la Reine etc. wird noch angeführt, man habe den Mummen, welchem Chalais beichtete, verſchworen und die Proceß-Akten verbrennen laſſen.

103.

Wenn Monſieur ſein Geld verſpielt hatte, gab ſeine Gemahlinn ihm willig einen Theil ihrer Einkünfte; bemerkte

ſie an ihm Luſt zu irgend einem Vergnügen, ſo trat ſie ihm nicht in den Weg. Ohne Unruhe zu bezeigen, ließ ſie ihn auf Bällen ꝛc. umherſchwärmen. Monſieur amuſirte ſich gern mit dergleichen leichtſinnigen Damen. „Die Franzoſen ſind „bey weitem nicht ſo erhaben und vernünftigdenkend als das „Volk ſich einbildet.“

104.

Johann von Saint Bonnet, Marſchall von Toirac, Sohn Tomas von Saint Bonnet. Er wurde geboren 15[illegible]; Marſchall am 13. Dec. 1630. und fiel vor Fontanetta 1636. im Dienſt des Herzogs von Savoyen.

105.

„Wenn es wahr iſt, — ſagte Malherbe, — daß Spa„nien nach der Univerſalmonarchie trachtet, ſo möchte ich ihm „wohl rathen, beym lieben Gott um ein Hinausrücken des „jüngſten Tages einzukommen. Dubitando et dies prola„tando magnas opportunitates corrumpebant.“ — Dieß konnte man Ludwig XIV. nicht verwerfen, der ebenfalls beſchuldigt wurde, darnach zu trachten. Bey allen Unternehmungen dieſes Monarchen folgte dem Entſchluß die Ausführung auf dem Fuße.

106.

Ambroſius von Spinola, ein großer Feldherr. Er ſtarb 1630, nachdem er oft ſeine Tapferkeit im Dienſt der Spanier erprobt hatte, die aber doch dem Verdienſt dieſes großen Mannes nicht Gerechtigkeit widerfahren ließen. Voll Verdruß hierüber wiederholte er oft in ſeinen letzten Augenblicken die ſpaniſchen Worte: me han quitado la honra. (Sie haben mir die Ehre abgeſchnitten). Ein franzöſiſcher Dichter ließ ihm mehr Gerechtigkeit widerfahren in folgendem Sonnet.

Spinola gît ici! Paſſant, c'eſt aſſés dit.
Son nom ſeul doit ſervir d'ornement à l'hiſtoire.
L'Europe en mille endroits fut temoin de ſa gloire.
Sa valeur l'éleva, ſa valeur le perdit.

Puer

Pour trop bien le ſervir, l'Espagnol le rendit
L'objet infortuné de ſa malice noire;
On flétrit ſes lauriers, on ternit ſa memoire.
Il le dit en mourant, et le ciel l'entendit.
N'en ſois point étonné; les plus dignes ſervices
Au chemin de l'honneur trouvent des precipices.
Et pour trop meriter deviennent odieux.
Quel Héros fut jamais plus heros en la guerre?
Si plutot il eut pris ſa place dans les cieux.
L'Espagnol auroit pris moins de pièces en terre.

107.

Bukingham wurde durch einen Mönch, Johann Felton, in ſeinem 36. Jahr ermordet. Felton unternahm dieſen Mord, nachdem er einige hitzige Prediger hatte in ihren Reden auf den Herzog und die Regierung losziehen hören.

Anmerkungen

zum

zweyten Theil

1.

Die Intriauen einiger Reformirten, die an ihrer Parthey zu Verräthern wurden, kamen dem Hof zum Vortheil. Privas wurde erobert und abgebrannt. Ein Theil der Beſatzung wurde niedergemetzelt, die andern gehenkt oder auf die Galeeren geſchickt.

2.

Magdalena von Silly, Gräfin de la Rochepot, Dame d'Atour bey Anna von Oeſtreich, und Gemahlinn

Luiſe von Angenes, Herrn von Fargis. Sie ſtarb zu Loches im Jahr 1639. alein berühmt durch ihre Einfälle und durch die ſchönen Eigenſchaften ihres Geiſtes.

3.

Ludwig XIII. gab die Fräulein von Hautefort der Königinn ſeiner Gemahlinn. M. ſ. Memoires de Baſſompierre.

4.

Dieſe Intrigue war eine der Veranlaſſungen des Bruches zwiſchen der Königinn Mutter und dem Kardinal. Ein von dieſem gelobter Schriftſteller ſchrieb: die Königinn Mutter habe Monſieur in das Haus Florenz verheirathen wollen, und darüber ſey ſie gegen einen Mann (den Kardinal) aufgebracht worden, von dem ſie ſonſt nie abgelaſſen haben würde.

5.

„Spanien ſchloß einen Traktat mit dem Herzog von „Rohan, um in dieſem Staat eine Rotte von Rebellen gegen Gott und Ew. Majeſtät zugleich zu ſtiften, um den „Preis einer Million, die es ihm alljährlich bezahlen ſollte. So machte es ſein Intereſſe der Hölle zunutze!“ — ſagt der Verfaſſer des Teſtament du Cardinal de Richelieu.

6.

„Der Herr Kardinal — ſagt Baſſompierre — billigte „dieſe Verhaftung nicht ſonderlich, und darüber war die „Königinn Mutter unzufrieden.“ — Die Wahrheit iſt, daß Monſieur einige Zeit den leidenſchaftlichen Liebhaber ſpielte, ohne es würklich zu ſeyn, und daß die Königinn Mutter, in der Ueberzeugung, der Kardinal unterhalte die Leidenſchaft Monſieurs, ſehr zufrieden war, darin einen Vorwand zu Beſchwerden über ihn zu finden. So dachten ſie ihn anzuführen, er kehrte es aber bald um, und führte ſie an.

7.

Caſal wurde entſetzt, gegen die allgemeine Meinung und Erwartung der meiſten Menſchen, und ſogar über die Hoff-

Hoffnung des Herzogs von Montmorency selbst, der zu dieser Unternehmung gebraucht wurde, und der nebst Marillac ganz laut die Ausführung für eine Landesverrätherey erklärte. M. s. Testament politique du Cardinal de Richelieu.

5.

Maria von Medicis verfuhr gegen Madame von Carabalet mit großer Härte, unerachtet sie einen Zufall von ihr gethan hatte. Dies verdroß Ludwig XIII. sehr; und einstmals sagte er zu ihr: „Madame, suchen Sie sich zu mäßigen!“ Dennoch that sie dies nicht; denn in der Erläuterung die sie mit dem Kardinal in Gegenwart des Königs hatte, schalt sie diesen einen undankbaren, treulosen, schlechten Menschen, einen Störer der öffentlichen Ruhe. Der Kardinal weinte, und der König, dadurch ganz erweicht, sagte zur Königin mit einem Blick voll Bitterkeit: „Der Zorn führt Sie zu weit, Madame; der Herr Kardinal ist ein rechtschaffener Mann und hat mir stets sehr getreu gedient.“

9.

„Am 10. November des Jahrs 1630. verschlossen sich der „König und die Königinn Mutter sich miteinander in ihrem „Cabinet. Der König bat seine Mutter, nur noch zwey „Monate zu warten, ehe sie gegen den Kardinal losbräche . . . „Als sie in diesem Gespräch begriffen waren, kam „der Kardinal, pochte an die Thüre des Cabinets, wo ihm „niemand antwortete, verlor die Geduld, länger zu warten . . und kam durch die kleine Kapelle, deren Thüre nicht „verschlossen worden war, in das Cabinet. Der König wunderte „sich darüber, und sagte ganz betreten zur Königinn: da ist „Er! . . . der Cardinal, dem diese Verlegenheit nicht entging, sagte zu ihnen: sicher war hier die Rede von mir. — Nein! sagte die Königinn; als er ihr aber darauf versetzte: gestehen Sie's nur, Madame, sagte „sie endlich ja, und ließ dann ihren Unwillen mit großer „Bitterkeit gegen ihn ausbrechen.“ So Bassompierre.

10.

Richelieu ließ seine kostbarsten Möbeln und hundert Säcke mit Pistolen, welche ungefähr vier Millionen Livres be-

betragen mochten, dafür abgeben. Kurz darauf transportirten ebenfalls für ihn fünfundzwanzig Maulthiere ge-mün-zetes Gold nach Havre. M. ſ. Remontrance au roi in dem Recueil de pieces pour la defenſe de la Reine mère.

11.

Louis de la Valette, Erzbiſchoff von Toulouſe, Sohn von Johann Louis de Nogaret de la Valette, Herzog von Epernon. Dieſer Kardinal ſtarb 1639. nachdem er für Richelieu ſtets eine Anhänglichkeit bewieſen hatte, die um ſo ſonderbarer war, da dieſer ohne Unterlaß den Vater und Bruder des Kardinals von la Valette verfolgte. Doch blieb er unter der Abhängigkeit des Miniſters. Der Herzog von Epernon ſpottete über das Verhalten ſeines Sohnes gegen Richelieu, und nannte ihn gewöhnlich den Kardinal Valet. Er war kriegeriſcher als ſonſt keiner ſeines Standes, kommandirte Armeen und die Soldaten zeigten ſich ihm einander als den bemützten (mitré) General.

12.

Marillac wurde ſehr hart behandelt, als man ihn nach dem Ort ſeiner Verweiſung abführte. Man ließ ihn ſo Tagereiſen machen, daß er das Fieber bekam. Man ſchlug ihm alsdann trotzig ſogar die Bitte ab, nur einen einzigen Tag in einem ſchlechten Dorf zu raſten, damit er ſich ein wenig erholen könnte. Eines ſeiner Verbrechen beſtand darin, daß er eine Liſte von den Gelderpreſſungen des Kardinals (ſie beliefen ſich auf unermeßliche Summen) gemacht hatte, die er dem Könige überreichen wollte. Sie wurde in einem verborgenen Fach gefunden, als man ſich ſeiner Papiere verſicherte. M. ſ. Remontrance au roi a. a. O.

13.

Hier endigte ſich die Heiligkeit der Frau von Combalet. „So lange ſie bey Marie von Medicis war, ſpielte ſie „die Betſchweſter, und man ſprach ſogar ſchon von ihren „Entzückungen, und ihrer vertrauten Gemeinſchaft mit Gott.“ ſagt le Vaſſor a. a. O. Der Kardinal ſchmeichelte ſich damals

als ſogar mit der Hoffnung, ſie an den Grafen von Soiſ-
ns zu vermählen: „allen jedermann urtheilte, daß es nur
glich ſeyn würde, einen muthigen auf ſeine glänzende
Geburt ſtolzen Prinzen zu dem Entſchluß zu bringen, eine
reits bejahrte Enkelin eines Notars, den einzigen Sprö-
ng eines armen Edelmanns, zu heurathen.“ So urtheilt
an ſich darüber in der Remonſtrance au roi a. a. O. aus.
ie Satyren jener Zeit behaupten, der Kardinal, heirathete
ächte ein wenig zu ſpärlich gelebt zu haben:

O vous, qui celebrés les faits de Richelieu,
Pourquoi vous donner la torture
Pour savoir, s'il etoit homme, ange, diable ou dieu?
Sa niece vous dira, quelle etoit sa nature.

14.

Der Herzog von Epernon haßte von ganzer Seele den
rdinal Richelieu, weil er ihn als den Mann betrachtete
, der ganz dazu gemacht ware, alle zu demüthigen, die
h unter den beyden vorhergehenden Regierungen empor
ſchwungen hatten. Auf der andern Seite konnte auch der
rdinal den Stolz und die Eitelkeit des Herzogs nicht ertra-
gen. 1629. wurde faſt eine förmliche Staatsunterhandlu-
ng erfordert, um den Herzog dahin zubringen, daß er von
ourdeaux aus dem Miniſter aufwartete, und da die Zu-
mmenkunft erfolgte, nahm der Herzog ein hohes Betragen
, daß er nachher nur noch auf einen deſto ſchlimmern
uß mit dem Kardinal ſtand.

15.

Nicolaus le Jeai Präſident au Mortier beym Paris
r Parlement. Die Königinn Mutter liebte ihn nicht,
eil er oft Parthie gegen ſie genommen hatte. Er ſtarb
640.

16.

Beichtvater der Königinn Mutter.

17.

Man behauptet: auch Madame de Fargis habe während
r Krankheit des Königs zu Lyon den Entwurf gemacht,
nach

nach deſſen Tod Anna von Oeſtreich mit Monſieur zu vermählen.

18.

Demnach wurde befehligt ſich aus dem franzöſiſchen Gebiet zu entfernen, und nie wieder die Grenze zu betreten. Indeſſen kam er doch wieder dahin zurück, und heurathete im Jahr 1645 Anna du Bié, Tochter Jakobs, Marquis von Uxelles. Er wurde erſter Stallmeiſter des Königs 1645. und Ritter vom h. Geiſt; ſtarb 1692. in einem Alter von 89 Jahren.

19.

Der Herzog von Savoyen war 69 Jahr alt. Es war ein ſehr ehrſüchtiger Fürſt; aus ſeinen Wort machte er ſich gar nichts, und ſpottete der Verträge. War er gezwungen, einen einzugehen, ſo ſuchte er zweydeutige Clauſeln darein zu bringen, um ſie mit einem Anſtand brechen zu können. Die Ausſicht, ſich zu vergrößern, ließ ihn die ausſchweifendſten Entwürfe für ſolid halten.

20.

Claudius von Bullion. Starb 1640.

21.

Die Procedüren waren auf beyden Seiten übertrieben. Die Königinn Mutter verwarf alle Mittel zur Ausſöhnung, die man ihr vorſchlug. Sie wollte ſich an dem Kardinal rächen, was es auch koſten möge. Der König, unwillig über dieſe Hartnäckigkeit, verlor ganz die ſeiner Mutter ſchuldige Ehrerbietung und die Gefühle der Natur. Caſuiſten beruhigten ſeine Gewiſſens-Anmaßungen durch den Ausſpruch: „da „das göttliche Geſetz die Kinder nicht verbinde, ſtets mit „ihren Eltern zu leben, ſo könnten Seine Majeſtät wohl „auch ohne Verbrechen Ihre Mutter entfernen, ja verweiſen, „wenn das Wohl des Staats es erfordre.“

22.

Der Kardinal beſann ſich noch, aber zu ſpät, dieſe Erklärung unterdrücken zu laſſen. Es waren ſchon über zwey tauſend Exemplare davon ausgegeben.

23.

23.

Der Kardinal haßte Bautier, der sein Feind war, und würklich mit der Frau von Fargis und einigen andern gegen ihn kabalirte. Was ihn aber noch besonders aufbrachte, war eine Abtey, welche die Königinn diesem ihrem Leibarzt verlieh, ohne Seine Eminenz darum zu fragen.

24.

Diese Schriften finden sich in den Memoires pour servir à l'histoire du Cardinal de Richelieu.

25.

„Er war dem Staat gefährlich durch seine Ränke, den Kranken durch seine Unwissenheit" denn er galt damals für einen sehr ungeschickten Arzt. Die Königinn Mutter schätzte ihn indessen sehr; denn, sagte sie, er kennt vor allen andern am besten mein Temperament.

26.

Das Parlement bestand damals aus Leuten, die dem König blind ergeben waren; aus einigen, die das Wohl des Staats wünschten, und offenbar die Tyranney des Kardinal Richelieu haßten. aus mehrern andern, die sich aus Schwachheit gewinnen ließen, oder aus Furcht stillschwiegen. Derselbe Geist, der dies erhabne Collegium zur Zeit Mazarins beseelte, zeigte sich auch schon unter Richelieu. Sie bedauerten den Umsturz der Staatsgesetze, hatten aber nicht den Muth, ihnen wieder empor zu helfen.

27.

Der Herzog von Lothringen hatte die Absicht, Metz durch diesen Platz im Zaum zu halten, und sich so in den Stand zu setzen, sagte er, den Unternehmungen zu widerstehen, mit denen der König von Frankreich seine Nachbarn zu bedrohen anfieng.

28.

Der Herzog von Lothringen war nicht im Stand, vieles zu thun, da seine Armee durch Krankheiten zu Grund ge-

gerichtet war. „Er mußte, — ſagt der Marquis von „Beauveau, — zu den ſchwächſten Waffen, der Unterwer„fung greifen.“ — Er begab ſich zu dem König nach Metz, und unterwarf ſich den Bedingungen, die der König und der Kardinal ihm nach Willkühr vorſchrieben. Man machte ihn ſogar für die Wegnahme eines Geldtransports verantwortlich, der für dem König beſtimmt war, den aber die Leute Monſieurs auf dem Wege zu ihrem Herrn nach Flandern, auffiengen. Man ließ den Herzog ein Geld erſtatten, das er nicht genommen hatte, und noch überdieß in der Folge Marſal auf vier Jahre abtreten.

29.

Auſſer der vortheilhaften Lage des Platzes wurde er auch noch von Mercy vertheidigt, einem Mann von Muth und Erfahrung, der ſich in den teutſchen Kriegen hervorgethan hatte. Er ſtarb als General.

30.

Anton von Lage Herzog von Puilaurent. Er unterſtützte ſehr dieſe Verbindung Monſieurs, ſeines Gebieters; und dies war, ſagt man, ſeine einzige rechtſchaffene Handlung. Man verſichert, jedoch ohne Grund, er habe dem Herzog von Orleans den Rath gegeben, den Kardinal Richelieu mit eigner Hand zu erſtechen, und erzählt die Sache folgendermaßen.

„Der Prinz hatte in dieſer Abſicht einen Beſuch bey dem „Kardinal gemacht; als er aber Seiner Eminenz ſich näher„te, ſo — blutete er aus der Naſe. (Das heißt: der Muth „entſank ihm.) Statt ihm etwas zu Leide zu thun, bat er ihn „vielmehr wegen deſſen um Vergebung, das er ihm thun „wollte. (Ganz im Geiſte Monſieurs!) Man brachte her„aus, daß Puilaurent dieſen Rath gegeben hatte, und der „Kardinal beſchloß, Rache dafür an ihm zu nehmen. Um „ſeine Geſinnung deſto beſſer zu verbergen, überhäufte er ihn „mit Wohlthaten und Schmeicheleyen; er vermählte ihn „mit ſeiner Nichte, der Frau von Vieuxpont, ließ ihn „aber beinahe unmittelbar darauf in die Baſtille ſetzen, wo „ein Prieſter ihn vergiftete.“ —

Ich finde dieſe Rache für den Kardinal ſehr gelinde, und dies würde mich bewegen, die ganze Sache in Zweifel

zu

zu ziehen. Ueberdies wurde auch Puilaurent nicht faſt unmittelbar nach ſeiner Vermählung in die Baſtille geſetzt; denn dieſe geſchah am 27. November 1634. und er wurde erſt 1635. nach Vincennes, nicht in die Baſtille gebracht. Eben ſo wenig iſt ganz ausgemacht, daß man ihn habe vergiften laſſen; aber im Gefängniß ſtarb er.

31.

„Weil — ſagt der Verfaſſer des politiſchen Teſtaments, das den Namen des Kardinals führt — „weil die Beſtrafung des Herzogs von Montmorenci nicht unterbleiben „konnte, ohne allen Arten von Empörungen Thür und Thore „zu öffnen, die zu jeder Zeit zwar, doppelt aber dann gefährlich ſind, wenn der muthmaßliche ThronErbe ſich, „wie hier, an die Spitze der Rebellen ſtellt.“ —

Es ließe ſich hierauf vielleicht antworten, daß der Herzog von Montmorenci nicht gegen den König, gegen den er ſtets ſeine Unterthänigkeit erklärte, ſondern nur gegen die Tyrannei des erſten Miniſters ſich empörte. Staatskundige mögen dies unterſuchen. Als der Herr von Bautru gegen den Kardinal Zapata äuſſerte, der Herzog von Montmorency habe ſein Schickſal blos ſeinen Vergehungen zuzuſchreiben, ſagte dieſer Spanier: „nein; ſondern die übel„verſtandene Nachſicht der letztern Könige Frankreichs koſtet „ihm den Kopf.“ — Richtiger hätte er geſprochen, wenn er ſagte: die perſönliche Sicherheit des Kardinals habe in der Hinrichtung des Herzogs ein abſchreckendes Beyſpiel gefordert und gefunden.

32.

Monſieur war ſo indolent und kraftlos, daß der Kardinal, der ihn weder fürchtete noch achtete, ſich wenig darum bekümmerte, ihn ſich verbindlich zu machen. Vielleicht würde er mehr reſpectirt worden ſeyn, wenn er bey dieſer Gelegenheit mehr Fähigkeit und Muth bewieſen hätten. Als man ihm meldete, der Herzog von Montmorency ſey gefangen, ſagte er ziemlich froſtig, indem er dazu, wie gewöhnlich pfiff: alles iſt verloren!

33.

Urban von Maillé. Er wurde Marſchall an Effiats Stelle 1632. Starb 1650. Ein Schwager des Kardinals von Richelieu.

34.

Karl von Schomberg, Herzog von Halwyn. Wurde Marſchall 1637. Starb 1656.

35.

Des Haies Cormenin war königlicher Kammer-Page geweſen. Er iſt Verfaſſer einer Reihe unanſtändiger Lieder, die zu Paris in Quart erſchien. Sein Vater war Oberwerwalter von Montargis. Cormenin wurde enthauptet zu Vezieres 1632.

36.

Dies warf der Herzog ihm vor, als Chateauneuf vor Gericht ihn nach Gerichtsbrauch um ſeinen Namen fragte: „mein Name, Monſieur, müßte Ihnen wohl bekannt ſeyn; „Sie haben ja lange genug meines Vaters Brod gegeſſen.“ — Der Prinz, Solches bedenken, von dem hier die Rede iſt, konnte dieſen Siegelbewahrer nie gut leiden, weil er einer von Montmorencys Richtern geweſen war. Die Niederträchtigkeit dieſes Mannes wurde aber auch bald darauf nach einem gerechten Verhängniß durch ſeinen Sturz und Entfernung beſtraft.

37.

Sequier, ein einſichtsvoller, aber niedrigdenkender Mann und ſchändlicher Schmeichler, noch ſchändlicher als Chateauneuf.

38.

„Ich beſſe, — ſagte Ludwig XIII. furchtſam gemacht durch die Faktionen, die er in ſeinem Reich erlebt hatte — „ich beſſe, daß alle Verräther ihres rechtmäßigen Herrn ein „ſo Ende nehmen ſollen, wie der Verräther Wallſtein!“ —

39.

Saint Michel wurde angegriffen und erobert gegen das Ende des Jahrs 1633. Nachher noch einmal 1635. Von dieser letztern Einnahme ist hier die Rede.

40.

Wird dieser Grund hier ernstlich gemeint, so ist er sehr armselig. Warum sollten Unterthanen nie nicht unterstehen dürfen, das Eigenthum ihres Ober-Herrn gegen die Gewaltthätigkeiten eines Fremden zu vertheidigen.

41.

Quicunque casus illorum temporum nobis vel aliis auctoribus noscent, praesumtum habeant, quoties fugas, vel exilia, vel caedes jussit princeps, toties illa publicae cladis insignia fuisse. Tacitus.

42.

Man sieht aus den Unterhandlungen des Herrn von Estrades in England, daß der Kardinal sorgfältig bemüht war, das Feuer in Schottland anzufachen. Er hatte einen gebornen Agenten in Edinburg, und bekam einen dagegen von den Schottländern. Er versah sie mit Waffen, Munition ꝛc. Clarendon a. a. O.

43.

Der Kardinal hatte Orange überrumpeln wollen, durch Hülfe eines Verständnisses mit dem Gouverneur Wassenburg. Der Prinz Friedrich entdeckte und vereitelte diese Ränke des Kardinals, und war daher sehr übel auf ihn zu sprechen. Der Kardinal hatte sich, sagt man, in den Kopf gesetzt, die Schlupfwinkel der Ketzerei zu zerstören, um dadurch auch seine Heiligsprechung zu verdienen. Du Maurier versichert in seinen Memoires de Hollande er habe, um desto eher zur Canonisation zu gelangen, durch seine Beichtväter vorgeben lassen: er habe nie eine erläßliche Sünde (peccatum veniale) begangen.

44.

Das Manifest war aus der Feder Servien's.

45.

Nach dem politiſchen Teſtament des Kardinals war dies die Schuld des Fürſten Friedrich Heinrich: „Wenn der Fürſt von Oranien — heißt es darin — in ſeiner Unternehmung keinen glänzenden Erfolg hatte, ſo darf „die Schuld davon nicht Ew. Majeſtät beygemeſſen werden. „Denn da Sie ihm Ihre Waffen anvertraut und untergeben „hatten, ſo war es ſeine Sache, das Vordrängen einer Armee zu benutzen, die ſiegreich unter ſein Commando gekommen war. Allein die Trägheit einer ſchwerfälligen Nation „wußte nicht das Feuer der Ihrigen zu benutzen, welches „mehr Thaten als Berathſchlagungen fordert" ꝛc. Dieſe Langſamkeit ſoll auf Seiten des Fürſten abſichtlich geweſen ſeyn; er wollte ſich dadurch an Richelieu rächen, der ihm Orange hatte wegnehmen wollen.

46.

Dieſer Pater Joſeph, (du Tremblay) war ein ſehr ehrgeiziger heftiger Kopf. Der Verfaſſer der Remontrance au roi a. a. O. erklärt dieſen Mönch für den Haupturheber aller Gewaltthätigkeiten, die man begieng. „Er iſt „es, — ſetzt er hinzu — der den Kardinal dahin ſtimmte, „daß er ſeinem Bruder Koſtgänger in Menge zuſchickte." — (Der Bruder des Pater Joſeph war nämlich damals Gouverneur von der Baſtille.)

Ueberhaupt miſchten ſich Geiſtliche damals häufig nicht nur in Staatsſachen, ſondern auch ins Militär; daher folgende Verſe:

Un archevêque eſt Amiral.
(Der Erzbiſchoff von Bourdeaux.)
Un gros evêque eſt Caporal.
(der Biſchoff von Chartres.)
Un prélat préſide aux Frontiéres.
(der Erzbiſchoff von Nantes.)
Un autre à des troupes guerriéres.
(der Biſchoff von Mande.)
Un Capucin penſe aux combats.
(der Pater Joſeph.)

Un

Un Cardinal a des ſoldats
(der Kardinal de la Valette.)
Un autre eſt Generaliſſime.
(der Kardinal von Richelieu.)
France, je crains bien, qu'ici bas
Ton egliſe ſi magnanime
bataille et ne triomphe pas.

47.

Der Baron du Bec, Gouverneur von la Capelle und Saint Leger, Gouverneur vom Chatelet.

48.

Der Kardinal von Ret gibt in ſeinen Memoiren eine merkwürdige Zergliederung von dieſer Intrigue und dem Character der Theilnehmer, worunter Er ſelbſt war. Er zeigt, warum der Plan, den Kardinal zu Grund zu richten, ins Stocken gerieth. Auch Montreſor, ebenfalls ein Theilhaber, giebt Nachricht davon in ſeinen Memoiren. Monſieur, ſagt er, änderte plötzlich ſeinen Entſchluß, und griff zur Unterhandlung. Nachdem er dadurch verlohren hatte, was er ſchon in Händen hielt, wollte er wieder zu ſeinem erſten Mittel greifen, und eine Parthei gegen die Macht des Kardinals bilden.

49.

Man behauptet der Kardinal, der in eben dieſem Jahr 1637. ſtarke Mißhelligkeiten zwiſchen dem König und der Königinn, bey Gelegenheit der gedachten aufgefangenen Briefe erregt hatte, habe im Sinn gehabt, den König zu Verſtoßung ſeiner Gemahlin zu vermögen, an deren Statt er Ihn mit ſeiner Nichte Combalet vermählen wollte. Iſt dies aber wohl ganz gegründet? Wie dem ſey, ſo hatte man doch auf alle Fälle viel von einem Miniſter zu befürchten, der, wie ihm der Abt von Saint Germain vorwirft, nicht zufrieden, die Prinzen vom Geblüt unter ſich gebracht zu haben, und ihnen den Vorrang zu verweigern ꝛc. auch noch zuließ, daß man ihm in Diſputirſätzen den königlichen Titel eines unüberwindlichen Fürſten, eines Riche Dieu (reicher Gott) gab, der ihm noch mehr zuſom-

me und beſſer paſſe als Richelieu [illegible] Ort; (elende Wortſpiele um ſtinkenden Schuljüchſen!) der eine Fächere Leibwache habe als der König ꝛc. Ihm genügte es nicht, die unbeſchränkte Gewalt der alten Major Domus unter den Königen des erſten Stamms, wieder aufgebracht zu haben; er ſchmeichelte ſich ſogar mit der Hoffnung zum Regenten ernannt zu werden, nach dem Tode Ludwigs XIII. den er für ſehr nahe hielt. Ja man will ſogar unter den Papieren dieſer Eminenz eine ſchon ganz fertige und geſetzte, ſehr zierliche Rede gefunden haben, worin er den Ständen des Reichs für ſeine Wahl zum Regenten dankte. Und ſelbſt dabey blieben ſeine Abſichten noch nicht einmal ſtehen, wenn man folgenden Versen glauben will:

Martel, Capet et du Pleſſis
Ont voulu tous trois etre aſſis
Deſſus le trone de la France.
Les deux premiers l'ont uſurpé:
Mais au tiers il eſt échapé;
Grace à la divine puiſſance.

50.

Ludwig XIV. Er wurde anfangs genannt: Theodoſius oder Dieu-donné (von Gott gegeben). Daß er von Gott gegeben ſey, bezweifelt man nicht. Feinde und Freunde hielten ihn dafür, nur in einem verſchiedenen Sinn.

51.

Der Kanzler Seguier war nämlich auf Befehl des Kardinals zu Val de Grace geweſen, um die Zimmer und Papiere der Königinn zu unterſuchen, die man eines Verſtändniſſes mit den Feinden des Staats beſchuldigte.

52.

Geboren am 21. Sept. 1640.

53.

Die Frau von Hautefort und ihre Freundin la Chemeraut [illegible] ſich [illegible] zu einer Cabale gegen den Kardinal, um ihm die Gunſt des Königs zu entziehen.

Der

Der Kardinal triumphirte wie gewöhnlich. Sie wurden vom Hof verwieſen.

54.

Sie ſtarben beyde mit groſſer Standhaftigkeit. Der Herr von Thou bewies mehr Religioſität und wahre Frommigkeit als der Ober-Stallmeiſter, der allein der Schuldige war. Denn was war wohl de Thou's Verbrechen? „Es iſt kein „Frevel in meinem Betragen, — ſagte er zum Prevot von „Lion — Ein wenig Nachdenken aber ſagte mir, daß in der „Zeit, wo wir leben, Männer, gebaßt wie ich, keine Ver„zeihung hoffen dürfen.“ — Beleidigt durch die Art, wie der Präſident de Thou, Vater deſſen, der mit Cinq-Mars hingerichtet wurde, von einem der Ahnen Richelieus ſprach, ſoll der Kardinal mit Freuden dieſe Gelegenheit ergriffen haben, die allzu groſſe Aufrichtigkeit des Vaters noch am Sohne zu rächen.

Richeliae ſtirpis proavos laeſiſſe, paterni
Crimen erat calami, quo tibi vita perit.

Man hat angemerkt, daß das Schickſal des Herrn von Thou Aehnlichkeit mit dem Ende eines der Söhne des groſſen und unglücklichen Barnevelt hatte. Man ließ beyde hinrichten, weil ſie, der eine ſeinen Bruder, der andre ſeinen Freund, nicht hatten verrathen wollen. Könnte man ſie nicht durch folgende Worte eines Rechtsgelehrten rechtfertigen: qui conſilium adverſus majeſtatem principis iſſitum cognoverunt, nec probare poſſunt, non tenentur revelare, et qui tales condemnant, non ſunt judices ſed carnifices.

55.

Die unglückliche Königin ſtarb zu Cölln in der traurigſten Lage die ſich nur denken läßt, und beinahe in würkliche Dürftigkeit verſunken. Sie war Enkelin eines Kaiſers (Maximilians II.) Gemahlin eines ſehr mächtigen Königs (Heinrichs IV.) Mutter eines andern Königs (Ludwigs XIII.) und zweier Königinnen (von England und Spanien.) Ein Mann, der dieſer Fürſtinn die Grundlage ſeines Glücks zu danken hatte, war ihr bitterſter Verfolger, und empörte die Kinder gegen die Mutter, um ſein Anſehen deſto feſter

zu begründen. Er ließ seinen Herrn die Gefühle der Natur verläugnen. Daher trieb man die Invective so weit gegen Ludwig XIII., daß man folgendes Distichon auf ihn verfertigte, dessen Heftigkeit ich übrigens nicht gutheißen kann.

Turca necat fratrem; Nero matrem, Gallus utrumque.
Et quid erit Gallus? Turca Neroque simul.

Bekanntlich rühmt sich Cöln, die Leiber der drei Könige aus Morgenland zu besitzen; da nun die beyden Könige von Spanien und England ihre Schwiegermutter, die arme Marie von Medicis daselbst unterstützten, während ihr Sohn, Ludwig XIII. sich ihrer nicht annahm, so gab dies einem Poeten Stoff zu folgenden vier Versen:

Tres mihi depulsae donabant munera reges,
Aurum Cattiliae qui pia sceptra tenet;
Qui regit avulsos Romana sede Britannos
Argentum; Myrrham tu mihi, nate, dabas.

folgendes Sonnet druckt das unglückliche Schicksal dieser Fürstinn sehr gut aus;

Le palais Florentin me donna le berceau.
Le Louvre de Paris vit eclater ma gloire.
Le nom de mon epoux d'immortelle memoire.
Est placé dans le ciel comme un astre nouveau.
Pour gendres j'eus deux rois, pour fils ce clair flambeau
Qui par mille raions brillera dans l'histoire. —
Parmi tant de grandeurs le pourra-t-on bien croire?
Je fuis morte en exil; Cologne est mon tombeau.
Cologne, oeil des cités de la terre Allemande,
Si jamais un passant curieux te démande
Le funeste recit des maux que j'ai souffert.
Dis: ce triste cercueil chetivement enferre
La reine, dont le sang regne en tout l'univers,
Qui n'eut pas en mourant un seul pouce de terre,

56.

Glücklicher als Sejan und die meisten Günstlinge älterer und neuerer Zeit, starb dieser Kardinal noch in seinen glück-

glücklichen Tagen. Er hatte die Feinde ſeiner Gröſſe zernichtet, und ſich zum Willensbeherrſcher Ludwigs XIII. aufgeſchwungen, der in ſeinen letzten Tagen und beinahe ohne Klagen wagen, ſehen mußte, wie alles ihn verließ, um dem Kardinal anzuhängen. Der Diener entzog dem Herrn alle, die ihm gefielen.

Ludwig XIII. ſcheint jedoch kurz vor dem Tod des Kardinals Willens geweſen zu ſeyn, dies harte Joch abzuſchütteln; wenigſtens geben die Denkwürdigkeiten von ſeiner Regierung dies zu verſtehen. Eine merkwürdige Unterhaltung über dieſen Gegenſtand, zwiſchen dem König und Pontis findet man in deſſen Memoiren. Iſt ſie aber wohl völlig authentiſch? Wie dem auch ſey, der Kardinal wußte ſich bis ans Ende in Furcht zu erhalten, und Ludwig XIII. war ſtets ſein gehorſamer Diener. Sperrte man ſich auch dann und wann ein klein wenig, ſo mußte man doch endlich um des Friedens willen nachgeben.

Der Miniſter ſtarb endlich, zufrieden, ſagte er, ſeine und des Staatsfeinde niedergeſchmettert zu haben. Unter dem letzten Gepränge der Kirchen-Cerimonien zeigte er ſich andächtig. Nichts fehlte, um ſeinen Tod eben ſo ſchimmernd zu machen als ſein Leben war; und obſchon die Sorgen für die Staatsgeſchäfte ihm kaum Zeit ließen zu ſterben, ſo ſprengte ſein Seelſorger dennoch aus, er ſey ungemein erbaulich geſtorben.

Troiſville, ein Gaſcogniſcher Officier, urtheilte nicht ſo liebreich davon. „Sire — ſagte er zu Ludwig XIII. — „wenn die Seele des Kardinals im Himmel iſt, ſo hat der „Teufel ſich unterwegs das Fellеiſen abjagen laſſen.“

Nach ſeinem Tod zog man überhaupt in Proſa und in Verſen auf ihn los. Statt dieſer Stücke will ich hier einige Particularitäten aus ſeinem Leben und Charakter anführen.

Seine Macht wuchs mit ungemeiner Schnelligkeit ſeit der Einnahme von la Rochelle. Er betrachtete aber auch die Belagerung dieſes Platzes als das Meiſterſtück ſeiner Staatsverwaltung, und obſchon der königliche Staatsrath wiederholt der Meinung geweſen war, dieſe Unternehmung aufzu-

geben, ſo beharrte der Kardinal doch ſtets feſt dabey, und ſagte: vor Rochelle müſſe man ſiegen oder fallen.

Ce grand homme à quatre noms
Souffriroit plutot cent canons.
Que de faire un pas en arriere.
On en savoit venir à bout;
Car ſur ſa tête reguliére
Quatre teres flanquent partout.

So ſpricht ein gleichzeitiger Dichter von ihm.

Um mit ſeiner Unternehmung zu Stand zu kommen unternahm er, einen Damm im Ocean zu bauen, der den Rochellern die Communication von der See-Seite her abſchneiden, und ſie aushungern ſollte. Dieſer Damm ſcheint nach dem Muſter desjenigen angelegt, den Alexander vor Tyrus baute, als er es belagerte.

Man ſah ſchon damals ſogleich ein, daß der Kardinal nach der Uebergabe dieſer Stadt unbeſchränkter Gebieter in Frankreich werden würde. Wir werden wohl dumm genug ſeyn, la Rochelle zu erobern, ſagte der Marſchall von Baſſompierre.

Der Kardinal wollte Gelehrſamkeit und Geſchmack beſitzen. Er wollte Staatsmann und Prälat, Paſtor und Dichter, Advocat und Theologe ſeyn: omnis homo! Man laut ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß er die ſchönen Wiſſenſchaften günſtig behandelte, und wenn er die Geißel des Adels war, war er deſto weniger wider die Muſen, beſonders wenn ſie ihn lobten. Ein Dichter der ihm folgenden lateiniſchen Vers ſagte:

Fracta licet ſint ligna, ferunt faſtigia regni.

den der Kardinal ſehr witzig und artig fand, bekam dafür einige tauſend Livres. Der Kardinal führte nämlich in ſeinem Wappen zween gebrochene Sparren, und darauf ſpielte der Dichter an.

Ein andrer, der ihn: „das primum mobile Frankreichs „nannte, quo movente cætera moventur, et quo agente agunt, et quo quieſcente quieſcunt," wurde nicht geringer belohnt. Er bekam eine fette Pfründe.

Bey

Bey all seiner Freygebigkeit konnte er indessen doch nicht bey allen Dichtern jene Gefälligkeit finden, die an Höfen zu Hause ist. Nicht alle Musen besitzen die Artigkeit des Satyrikers Boileau. Oft sind sie unbiegsam und hartnäckig. Ein Dichter, der Seiner Eminenz folgende drey Verse vorlas,

La canne s'humecte dans la bourbe de l'eau,
L'une voix enrouée et d'un battement d'aile
Animer le canard, qui languit aupres d'elle.

wollte sich nie dazu verstehen, das Wort humecter in barboter zu verwandeln. Dies Wort klang dem Ohre des Verfassers, Colletet, nicht gut genug, und der Kardinal, der ihn nicht dazu bringen konnte, unerachtet er ihm funfzig Pistolen für diese drey Verse gegeben hatte, konnte sich nicht enthalten, den Höflingen, die ihm mit seiner Unwiderstehlichkeit schmeichelten, zu antworten: doch, Messieurs, doch! „So findet sich selbst hier in Paris ein „Mann, der mir Widerstand hält. Der Dichter Colletet „hatte gestern einen Kampf mit mir über — ein Wort, und „will sich bis diese Stunde noch nicht ergeben!“ —

Auf alle Fälle war er weniger Schöngeist als Staatsmann, und wiewohl er sich öfters mit Aufsätzen in Prosa und in Versen abgab, so war doch sein Geschmack nie sein. Cid, den er zu Grund zu richten suchte, vielleicht aus Eifersucht, ist ein merkwürdiger Beweis davon. Welche Schwachheit an einem großen Mann! — So trug einst ein Kaiser, der sich zum Schiedrichter des Geschmacks aufwerfen wollte, nichts davon als das Hemistichion:

Auriculas asini Mida rex habet! —

— Man hat dem Kardinal die Einrichtung der vortreflichen Academie Françoise zu danken. Das Einrichtungsdecret wurde in schönem Französisch von Conrart abgefaßt; aber befremdend ist es, daß das Parlement von Paris einige Schwierigkeit machte, es einzutragen. Die Raisonnements des Protestantischen Verfassers der Geschichte Ludwigs XIII. über die Stiftung dieser Academie werden Manchen gefallen. —

Der Kardinal ist nicht zu entschuldigen, daß er den berühmten Grotius vernachlässigte, denn er that nie etwas

was

was für ihn. Grotius war vielleicht zu rechtschaffen für den Kardinal, der überhaupt niemanden belohnte, als wer ihm mit dem Degen oder der Feder diente. Auch konnte er nie wahrhaft großmüthig seyn, da er gegen Männer von Ruhm und Verdienst äusserst eifersüchtig war.

Wer das Unglück hatte, ihm zu mißfallen, oder die Kühnheit, ihn zu beleidigen, der bekam sicher die Würkungen seiner Rache zu fühlen. Was auch seine Vertheidiger sagen mögen, den Marschall von Marillac ließ er offenbar ungerecht hinrichten. Er hielt den König ab, sein Begnadigungsrecht zum besten des beliebten und vortreflichen Herzogs von Montmorency auszuüben. Er brachte größtentheils seinem Privathaß das Leben der Herrn Cinq-Mars und de Thou zum Opfer. Sie hatten sich freilich in ein Complot mit Spanien eingelassen; allein sein Glück schien mit dem des jungen Günstlings Cinqmars, dessen Plan sehr weit gienge, unverträglich. Man sagte daher von ihm: Marillacum summa injustitia, Montmorencium summo jure, Sanmarcium jure cum injuria, Thuanum jure vel injuria, capite plecti voluit.

Merkwürdig ist folgender Umstand, den ich jedoch nicht verbürgen kann. Als der König zu Lyon krank lag, und von den Aerzten bereits aufgegeben war, hielten die Herrn von Guise, Montmorency und Bassompierre Rath miteinander, wie sie sich den Kardinal vom Halse schaffen könnten. Der Herzog von Guise stimmte nicht für den Tod. „Er „ist — sagte er — ein Fürst der Kirche; schicken wir ihn „also nach Rom, um dort sein Brevier zu handhaben. — Hitziger, sagte der Herzog von Montmorency, man muß ihm als einen Störer der öffentlichen Ruhe den Kopf abschlagen. Bassompierre endlich behauptete, man müsse ihn weder aus dem Reich lassen, noch nach Rom schicken, wo er durch seine Cabalen ein Ungewitter zusammenziehen möchte, welches dann gar wohl über Frankreich ausbrechen könnte. „Ecclesia, fuhr er fort, abhorret a sanguine; setzen wir „ihn also in die Bastille, wo er Muße finden wird, der „Welt zum Frommen noch ein paar gute Bücher zu schrei„ben.“ — Der Kardinal erfuhr dies Complot, und beschloß, sie einst genau so zu bestrafen, wie sie ihm zugedacht hatten.

Er

Er verbannte den Herzog von Guiſe aus dem Reich, und nöthigte ihn, ſich nach Italien zu entfernen, wo er bis an den Tod des Kardinals blieb. Dem Herzog von Montmorency ließ er den Kopf abſchlagen, und den Marſchall von Baſſompierre in die Baſtille ſetzen.

Ich weiß nicht, wo der Verfaſſer, dem ich dieſe Anecdote nachſchreibe, ſie her haben mag, ſo wenig, als das, was er von dem Projekt ſagt, die Katholiken und Proteſtanten zu vereinigen. Wahr iſts, daß der Kardinal den berüchtigten Methodus aufſetzte, worauf die Verſammlung zu Charenton antwortete. Mit welchem Grund aber ſagt man uns in den Remarques ſur le gouvernement d'Henri IV. de Louis XIII. etc. „er bediente ſich der Vermittlung des „Pater Joſeph, der ſeine Entwürfe den vornehmſten Geiſtlichen der Reformirten Religion in Frankreich mittheilte, und „mit ihnen ausmachte, wenn die Reformirten alle äuſſerliche katholiſchen Kirchengebräuche annehmen wollten, „ſo wollten die Katholiken dagegen das Glaubensbekenntniß der Reformirten Kirche annehmen. Das Project zerſchlug ſich aber durch den Tod des Kapuciners.“ —

Auch ein Wort von dieſem Pater Joſeph. Er war ein Heuchler, den der Ehrgeiz fraß, der auſſer ſeiner Kutte nichts von Religion beſas, und den die Geheimniſſe der Politik um gleich ſtärker intereſſirten als die des Chriſtenthums. Er trachtete nach dem Kardinalshut, und gieng vielleicht darauf um, den Kardinal Richelieu zu ſtürzen. Es half ihm aber nichts; er mußte als Kapuciner ſterben.

Als er ſtarb, ſoll man unter ſeiner Kutte ein feines ſeidenes Kleid gefunden haben. Nach der Einnahme von Breiſach gieng der Kardinal zu ihm, da er ſchon in den letzten Zügen lag, und rief ihm ſtatt Sterbe-Zuſpruchs in die Ohren: Courage, Pater Joſeph, Breiſach iſt unſer! —

— Richelieu war nicht unempfindlich gegen die Liebe. Nach der Verſicherung des Verfaſſers des Avis du Français fidele ließ er als Biſchoff von Luçon ſich zu einigen Ausſchweifungen hinreiſſen, um einer Dame zu gefallen, die aber der Liebe des galanten Prälaten ſpottete. Der Kardinal von Ney

Nie sprichtvon seiner Liebe zu Anna von Oestreich und sagt davon, er sey in der Liebe Pedant gewesen. Man beschuldigte ihn, seine eigne Nichte die Frau von Combalet, unterhalten zu haben, und machte Verse darauf, die eben nicht zu seiner Heiligsprechung beytragen dürften. z. B.

Sous ce tombeau git ici
L'oncle, le pere et le mari.

ferner:

Ici git sous ce tombeau
Le Cardinal, la bonne piece.
On en eut fait un saint nouveau
S'il n'eut point tant baise sa niece.

Man wollte sogar wissen, Seine Eminenz hätten zwey Kinder von dieser Dame gehabt, die nach Bronage geschickt worden seyn.

Da Ludwig XIII. seinen Minister nur um wenige Tage überlebte, so konnte man sagen:

Quemadmodum se in vita dilexerunt
Ita in morte non sunt separati.

Dieser schwache Fürst sah indessen wohl ein, daß der Minister sein Ansehn mißbrauchte. Er sah ziemlich kalt, ihn mit dem Tode ringen, und als er die Nachricht von seinem Tode erhielt, rief er freudig aus: Jetzt bin ich König! — (Andere setzen diesen Ausruf mit mehr Wahrscheinlichkeit nach des Marschall d'Ancre Tod.) Er betrug sich, er besaß nie Muth genug, es würklich zu seyn.

Mit mehr Bosheit als Wahrscheinlichkeit wollte man sagen, der Kardinal habe dem König, zur Rache dafür, daß er selbst in die Verschwörung Cinqmars gegen ihn, sich einließ, ein langsamwirkendes Gift beybringen lassen, und daher dem Tod Ludwigs XIII. entgegen gesehen. Ein übermüthiger Günstling, der die Macht seines Fürsten zu der äußersten Tyrannei übertreibt und mißbraucht, ist freylich den ungerechtesten Beurtheilungen ausgesetzt. Gerüchte dieser Art muß man daher auf Rechnung des Hasses setzen, den man gegen ihn trug.

Man

Man ſagt ferner, als Ludwig mit dem Herzog von Orleans und dem Kardinal Richelieu ſeinen Einzug in Paris-Quenum hielt, habe man Seiner Eminenz eine große Kohne überreicht, worauf ſie alle drey nach dem Leben abgebildet waren, mit der Unſchrift:

Francia gaude
Numine trino.
Quidlibet aude.

Die Veränderungen, die der Kardinal im Reich vornahm, ſind ſo wichtig, daß es nicht überflüßig ſeyn wird, hier etwas davon anzuführen. Er ſelbſt — wenn er wahrlich der Verfaſſer davon ſeyn ſollte — hat ſie in ſeinem politiſchen Teſtament unter vier Hauptrubriken zuſammengefaßt. Vernichtung der Hugonoten; Erniedrigung der Großen; Zurückführung der Unterthanen, unter ihre Pflicht, und erhöhtes Anſehn des Königs im Auslande. Man kann wohl ſagen, daß er dieſe vier Hauptpunkte mit einem Glück durchſetzte, das den Sachverſtändigen ſtets Bewunderung erregen wird. Freilich kamen ihm aber auch das Verhältniß der Umſtände und die Fehler ſeiner Feinde ſehr dabey zu ſtatten. Die Weisheit Gottes und die Thorheit der Menſchen regieren die Welt, ſagte Urban VIII. Machen wir hier die Anwendung hievon.

Die Proteſtanten in Frankreich waren uneins unter ſich, und die Vornehmſten dieſer Parthey in ehrſüchtige Plane und Entwürfe verflicht. Sie verlohren endlich alle zugleich jene Art von Herrſchaft, die jeder an ſich zu reißen trachtete. Imperare dum ſinguli cupiunt; omnes imperium amiſerunt. In Anſehung der Proteſtanten in Frankreich tritt der ſonderbare Umſtand ein, daß ihre eignen Brüder, die Holländer und Engländer zu ihrem Untergang mitwürkten. Dieſe durch viele Maasregeln der Mutter ihres Königs; jene aus einer Art von Dankbarkeit, die die Umſtände damals erheiſchten.

Zur Erniedrigung der Großen trug vornämlich die Ungeſchicklichkeit derer, welche Kabalen machten, beſonders aber das ſchlechte Verhalten des Monſieur bey. Dieſem letztern hat man den Tod mehrerer Vornehmen, die Einkerkerung und Landesverweiſung andrer, und die hohe

Gunſt

Gunſt zuzuſchreiben, worin Richelieu immer mehr befeſtigt wurde. Die Furchtſamkeit des Monarchen half dem Miniſter, ſich nothwendig zu machen, und da bey verunglückten Cabalen die Fehler, welche man begeht, ſtets zu Staatsverbrechen werden, die gewöhnlich in den Augen des großen Haufens das Verfahren deſſen, den man zu ſtürzen ausgieng, rechtfertigen, ſo hatte auch der Kardinal Richelieu (oder der, der ihm ſeine Feder lieh) keine ſonderliche Mühe, ſein Verhalten mit ſcheinbaren Gründen zu beſchönigen.

Wenn dieſer geſchickte Miniſter die Unterthanen unter ihre Pflicht zurückführte, ſo kann man dagegen auch wohl ſagen, daß er ſie ſehr gut an Armuth gewöhnte. Um dies zu beſtimmen gieng er von der Maxime aus: alles gehöre dem König. Die Kriege gegen die Ausländer, und vielleicht ein gewiſſer Plan auf die Univerſal-Monarchie gaben ihm den Vorwand dazu in die Hand. Der Staat wurde unter die Preſſe gethan und an fünf bis ſechs dem Kardinal leibeigne Männer ſo zu ſagen verpachtet. Den Parlementern ſchloß man den Mund ſo, daß ſie von dieſer Zeit an es faſt nie wagten, ihn wieder aufzuthun. Die Gerechtigkeit wurde durch Aechtung mehrerer Magiſtratsperſonen vergewaltigt; und von dieſer Zeit an ſetzten die Finanzleute ſich in Odem, täglich neue Projecte auszuhecken, um die Kaſſen des Königs auf Unkoſten der Unterthanen zu füllen. Der Kardinal von Retz ſagte daher mit vielem Grund in ſeinen Memoiren: Richelieus Miniſter habe in der rechtmäßigſten Monarchie die ſchändlichſte und gefährlichſte Tyrannei gegründet, die vielleicht jemals einen Staat bedrückte.

Bekannt iſt, wie die franzöſiſche Monarchie ſich unter Richelieu auf den Trümmern der Oeſtreichiſchen erhob. Die Conjunktur war günſtig. Das Haus Oeſtreich hatte ſich zuerſt ganz erſchöpft. Ganz Europa verband ſich gegen daſſelbe. Unter dieſen Umſtänden bedurfte es nur eines Plans, und eines geſchickten glücklichen Mannes zur feſten Ausführung. Beides fand ſich in dem Kardinal Richelieu. Er war glücklich, war geſchickt, obſchon mehr noch durch die Fehler ſeiner Gegner als durch eignes Talent. Kaum befaßte er ſich mit Staatsgeſchäften, ſo ließ auch ſchon ſein Scharfſinn ihn die Mittel, durchzudringen, erblicken

cken und ergreifen zugleich. Da er den Adel und die Protestanten entzweit fand, legte er es darauf an, sie zu zerstören oder zu gewinnen, und vereinigte dadurch den gesammten Staatskörper wieder gegen seine furchtbaren Feinde. „Er wußte deren Macht durch die der Alliirten Frankreich „in Odem zu erhalten, so daß man zehn Jahre lang blos „an die Kasse, nie zu den Waffen zu greifen brauchte.“ Erst dann ließ er sich in offentlichen Krieg ein, als die Alliirten sich nicht länger allein zu halten vermochten. Er unterhielt Negociationen durch ganz Europa, während er Truppen auf den Beinen hielt, um nöthigen Falls seinen Worten Gewicht zu geben. Diese Maximen wurden in der Folge jederzeit befolgt, und man brauchte nichts, als nur von Zeit zu Zeit kleine Verbesserungen an dem Plane Richelieus vorzunehmen.

Nach seinem Tode wendete man sehr witzig auf ihn folgende Stelle der heiligen Schrift an:

Hic jacet vir, qui conturbavit terram,
Qui concussit regna,
Qui posuit orbem desertum,
Et urbes ejus destruxit.

57.

Ludwig XIII. geboren im Zeichen der Wage, dem Sinnbild der Gerechtigkeit, wurde aus verschiedenen Gründen der Gerechte zubenannt. — Sein Benehmen war stets von Gerechtigkeit begleitet, sagt der Verfasser der Remarques sur le regne de Louis XIII. der freilich den Fehler hat, seine Behauptungen nicht immer mit Beweisen zu belegen. Ich bringe noch einiges aus ihm bei.

Es war ein Glück für diesen Monarchen, den Kardinal von Richelieu zu seinem Minister gefunden zu haben; denn dieser war ungemein eifrig für die Vergrößerung Frankreichs (und seine eigne). Die Aufsätze dieses Kardinals dienen noch itzt bei allen großen Entwürfen zum Muster. Der König hingegen wurde, wegen seiner gemeinen Neigungen von den Franzosen wenig geschätzt.

Einst ließ er eine große Paskete von Wolfs- Hunde- und Fuchs-Fleisch ꝛc. machen, und sie den Hoffräulein der

Kontainn, denen man eine große Collation gab, vorſetzen, ohne daß ſie etwas von der Beſchaffenheit des Inhalts wußten. Sie aber, um der ſchönen Paſtete Ehre zu machen, mit großem Appetit davon, und fanden ſie ganz vortrefflich. Se. Majeſtät ſahen durch ein kleines Fenſter zu, und divertirten ſich mit Ihrem Hofe ungemein darüber.

Er that ſich viel auf ſeine vermeinte Verſtellungskunſt und Politik zu gut. Wenn er damit umgieng, einen Großen an ſeinen Hofe arretiren zu laſſen, liebkoſete er ihn einige Tage zuvor; gleich jenem römiſchen Kaiſer, der nach Tacitus velare conſueverat odium fallacibus blandimentis.

Er liebte die Muſik und Malerei, hatte auch ſelbſt einige ſehr gut getroffene Gemälde verfertigt. — Die Ausrottung der Ketzerey in ſeinem Reiche lag ihm ſehr am Herzen; doch wurde dieſer Eifer in ihm nicht ſowohl durch den Kardinal als vielmehr durch die Jeſuiten unterhalten. Er ſchmächte dieſe Partie durch die Eroberung von la Rochelle, Saint Jean d'Angely und anderen Städten, und endlich durch die Capitulation von Montauban.

Vor ſeinem Ende hatte er noch beſchloſſen, das Leben und die Sitten Calvins unterſuchen zu laſſen.

Auf ſeinem Todtenbette ließ er die vornehmſten Herrn der Reformirten Religion z. B. die Marſchälle von Chatillon, de la Force ꝛc. rufen und ſagte zu ihnen: „Meine Vettern, „Ihr habt ſtets ſo viel Eifer und Treue für meinen Dienſt „bewieſen, daß ich nicht umhin kann, Euch meinen Dank „dafür zu bezeugen. Um ihn aber Euch deſto lebhafter zu er„kennen zu geben, beſchwöre ich Euch, in den Mutterſchoos „der Kirche zurückzukehren, den Ihr Euch durch die falſchen Vorſpiegelungen der Ketzerey entlecken ließt. Es iſt wahr, meine Vettern, ich hatte Nachſicht mit Euch in dieſem Stück; ich muß Euch aber ſagen, daß Ihr Euch irren werdet, wenn ihr ein Gleiches von meinen Nachfolgern erwartet." —

Man machte auf dieſen Fürſten ein ſeinem Verhalten ſehr angepaſſtes Epitaphium:

Ci git le bon roi, notre maitre,
Louis treizieme de ce nom;
Il fut vingt ans valet d'un prêtre,
Et pourtant acquit grand renom.
Oui chés d'autrui; mais chés lui non. —

Soweit

Soweit aus den Remarques. — L. war dabei ſehr geizig; bloß aus Geiz entließ er mehrere vom Cardinal eingezogene Staatsgefangene aus der Baſtille, weil man ihm beibrachte, ihr Unterhalt koſte viel. — Obſchon König, liebte er doch die Abhängigkeit ſo ſehr, daß er immer einen Günſtling haben mußte. Dieſe Eigenſchaft war damals zu einer Art von Staatsamt worden. Sie folgten eins ander ordentlich nach, und der folgende war immer ſchlimmer als die vorhergehenden. Hätte Ludewig XIII. noch länger gelebt, vielleicht wäre es noch dahin gekommen, daß man Richelieu zurückgewünſcht hätte.

58.

Mazarin hatte im Sinn, die Niederlande gegen den Theil von Catalonien einzutauſchen, welchen Frankreich Spanien ſeit einiger Zeit vorenthielt. Um den Prinzen von Oranien in das franzöſiſche Intereſſe zu ziehen, und für dies Geſchäft zu gewinnen, trug man ihm die Markgrafſchaft Antwerpen an. Die Holländer faßten Verdacht gegen die Plane des Kardinals, und zeigten ſich geneigt, einen Separatvergleich mit Spanien einzugehen, deſſen Nachbarſchaft ſie vorzogen, ſeit ſie es, mit Frankreichs Beiſtand, außer Stand geſetzt hatten, ihnen zu ſchaden.

59.

M. ſ. die vorhergehende Anmerkung. Alle dieſe Schwierigkeiten liefen endlich auf einen Vergleich mit den Generalſtaaten hinaus, wovon der Entwurf und die Inſtructionen von dem Grafen von Brienne herrühren.

60.

Er ſchwur auf, als Marſchall von Frankreich am 17. Nov. 1643. Er war ein Enkel eines Procurators von Navarra. Der Herr von Turenne erhielt ſein Marſchalls-Patent am 16. Mai 1643, und ſchwur auf am 16. November.

61.

Sie beſchwerten ſich, die Franzoſen machten immer neue Schwierigkeiten und ſuchten die Sache in die Länge zu ziehen, um die Staaten im Krieg mit Spanien zu er-

halten und ſich auf Koſten ihrer Nachbarn zu vergrö-
ßern. Sie glaubten ſogar, ſchon damals durchzuſehen,
daß Frankreich nach der Kaiſerreichsmonarchie trachte. In
den Memoires de la Paix de Munſter findet man die Re-
marque d'un particulier, en forme d'avis, à la leure de
Mr. Servien à chacune des ſept provinces unies, excepté
celle de Hollande. Man verbrennt ſich darin ohne alle
Schonung Frankreichs über die Beſorgniſſe, die Urſachen
zum Argwohn und die Schwierigkeiten der Holländer. Trotz
der barbariſchen Schreibart und den plumpen Ausdrücken
entdeckt man doch darin einen ſtolzen argwöhniſchen Re-
publikaner, der ſein Intereſſe kennt, und ſich um das An-
dere wenig bekümmert. Ob die Holländer ſich mit Grund be-
ſchwerten?

62.

Beide waren Verbündete der Staaten bei dem
Friedenskongreß zu Munſter geweſen, und hatten dabei die
Anſprüche des franzöſiſchen Hauſes kennen nicht unterſtützt.

63.

Weiterhin konnte der König von Frankreich, als Vaſall
des Reichs wegen Elſaß, in die Reichs-Acht erklärt wer-
den; er war genommen, an den ewerwährenden teutſchen Reichs-
tagen Antheil zu nehmen, ſein Contingent zu dem Reichs-
kriege zu ſtellen u. ſ. w.

64.

Als Reichsfürſt konnte der König von Frankreich aber
auch zum Kaiſer erwählt werden; auf dem teutſchen Reichs-
tage als Mitglied Sitz und Stimme haben u. ſ. w.

Nachtrag

zu S. 353 und 440 des XV. Bandes.

Ein — Einfall gegen jene Stelle und Note, daß das
Seebad Heller à la mer im 17. Jahrhundert als Mittel
gegen den Biß toller Hunde gebraucht worden ſey, iſt im
Neckarzeitger gemacht, ebendaſelbſt aber auch von anderen
hinlänglich gerügt worden. Er hat die gute Folge gehabt,
daß

daß zur Aufklärung der Sache ſelbſt einige Beiträge mitgetheilt worden ſind. Der Fürſtl. Neuwiediſche Hofmedicus, Hr. Brüning beſonders hat Nr. 184. J. 1798. folgende zweckmäßige Erläuterungen gegeben:

„Das kalte Bad nach einer ſolchen Verwundung zu gebrauchen, iſt ſchon ein alter Vorſchlag, den man bei Celſus findet, welcher Lib. V. Cap. XXII. ſagt: man muß einen Menſchen, der von einem tollen Thiere gebiſſen worden, um die Waſſerſcheu abzuwenden, unverſehens ins Meer oder in einen Fiſchteich werfen, und, wenn er nicht ſchwimmen kann, ihn oft aufziehen und niederſtoßen. Dieſer Ausſpruch des Celſus hat bei vielen die Anwendung des Seebads zu Abhaltung der Waſſerſcheu veranlaßt. Wir finden, daß ſowohl von alten als neuern Aerzten dieſes Untertauchen ins Waſſer bei denen, die von tollen Hunden gebiſſen ſind, zur Verhütung der Waſſerſcheu vorgeſchlagen und angewendet wurde, ſo daß dieſe Anwendung an den Orten, welche an der See liegen, gewöhnlich iſt; van Swieten ſagt, daß es der allgemeine Gebrauch unter den Holländern ſey, die Gebiſſenen ſogleich nach der Verwundung ins Meer unterzutauchen, wo es ſich dann zeige, daß dieſes Unternehmen mit mehr Nutzen verbunden wäre, wenn daſſelbe mit einer großen Zurüſtung vorgenommen würde; es ſey zugleich nothwendig, den Unglücklichen bei dieſer Unternehmung viel Furcht einzujagen.“

„Auch andere empfehlen die Seebäder in dieſer Abſicht ſehr; unter ihnen ſchlägt vorzüglich James die kalten oder Seebäder gleich nach der Verwundung anzuwenden vor, und Lieutaud gibt an, daß das Untertauchen in Fluß- oder Seewaſſer einige Tage wiederholt werden müſſe. Daher räth P. de Albano, den Kranken dreyßig Tage hinter einander im Meere zu baden. Wentringham erklärt ſogar die kalten Bäder, für eines der beſten Mittel, um dadurch bei denen, vom tollen Hunde gebiſſenen, die Gefahr der Waſſerſcheu abzuwenden; er verlangt, den Kranken unvermuthet bis über den Kopf in kaltes Waſſer zu tauchen.

„Neuere Beobachtungen haben nicht allgemein dieſen Nutzen beſtätigt, und ſchon die Art der Anwendung läßt nach allen Gründen eine entgegenſtehende Wirkung be-

haupten, ſo daß dieſes Baden als vorbauendes Mittel eher zu entfernen, als vorzuſchlagen iſt. Da durch dieſe Unternehmung ein ſchneller Eindruck in den Hautgefäßen hervorgebracht wird, ſo werden die Wirkungen der dünſtenden Gefäße dadurch erhöht, und was in dieſe gebracht iſt, wird der Blutmaſſe ſchneller zugeführt. Man kann alſo dieſes Verfahren mehr als ein Mittel, wodurch die Entwicklung beſchleunigt, als abgehalten wird, betrachten. Selbſt die Empfehlung, in dem Kranken bey der Anwendung die Furcht zu erhöhen, läßt gewiß das Nutzbare nicht entdecken, indem dadurch, wie häufige Beyſpiele beweiſen, die ſchnelle Entwickelung hervorgebracht iſt. Du Choiſel konnte durch ſeine Beobachtungen nicht entdecken, daß dieſes Baden in der See als ein Vorbauungsmittel genutzt hätte; er bemerkte ſogar, daß alle, wenn ſie gleich nach der vorgeſchriebenen Regel in der See gebadet worden, gegen den dreyßigſten Tag die Entwicklung empfunden, und dadurch ihr Leben geendigt hätten. Die Erfahrung überzeugte ihn nachher, daß alle die Kranken, die nach ſeiner Methode mit dem Queckſilber behandelt worden waren, vor den Gebadeten Vortheil hatten. Selbſt Mead, der die Gebiſſenen gleich nach der Verwundung drey bis vier Mahl in das nächſte Seewaſſer ganz unterzutauchen, und dieſes Baden vier Wochen täglich fortzuſetzen empfiehlt, geſteht, daß er viele als wütend habe ſterben ſehen, welche auf dieſe Art behandelt worden waren. Hamilton, der auch die Anwendung der Seebäder zur Vorbauung verwirft, kann keinen Grund finden, wie dieſes Baden die Wirkung des beygebrachten Giftes vernichten und unwirkſam machen könnte. Die, welche annehmen, daß das Seewaſſer, in den Magen verſchluckt, ein Brechen oder andere ſtärkere Ausleerungen hervorbringen, werden wenig Heilendes darin finden, indem jedes andere abführende Mittel zur Verminderung der Entwicklung des beygebrachten Giftes eben ſo unwirkſam iſt. Auch die Leichenöffnungen auf dieſe Weiſe verunglückter Perſonen zeigen, daß bey dieſer Gelegenheit ſehr wenig Waſſer in den Magen gedrungen, und auch die Krankengeſchichten, wo das Baden gleich nach angebrachter Verwundung angewendet ward, beſtätigen das Unwirkſame. Dem Mädchen bei Nugent wurde drey Wochen in der See zu baden angerathen, wo ſie ſo lange eingetaucht wurde, bis ſie es nicht mehr aushalten konnte; dieſes ſchützte aber das Mädchen

chen nicht vor der Entwicklung; ſie empfand nachher Schmerzen an dem verwundeten Arme und der Schulter, mit der völligen Scheu vor dem Waſſer. Mourie erzählt in den philoſophiſchen Transactionen den Fall, wo ein junger Menſch von einem tollen Hunde in den Daumen gebiſſen worden war; er wurde zehn Mal in der See gebadet und zugleich untergetaucht; er brauchte auch das von Mead empfohlne Pulver vierzehn Tage dabei fort, aber neunzehn Monate nachher brach die Waſſerſcheu aus, welche in einigen Tagen mit dem Tode endigte. So ſahen wir auch bei Johnſtone die Unwirkſamkeit des Seebades, welches den Kranken vor dem Ausbruch der Waſſerſcheu kalt hatte baden laſſen; es äußerte ſich nämlich nachher die Waſſerſcheu, welche bis zur Wut ſtieg, und ihn dadurch das Leben raubte. Bey Munkley bemerken wir, daß er dem Kranken gleich nach der Verwundung das Seebad angerathen, welches er, da er vorher durch eine Aderlaß zehn Unzen Blut verloren hatte, zehn Tage gebrauchte. Allein der Entwicklung der Krankheit konnte dadurch nicht vorgebaut werden; denn vier Wochen nach dem Biſſe wurde er traurig, und in der ſiebten zeigte ſich die Waſſerſcheue im Niederſchlucken, wo denn die Furcht vor dem Waſſer mit jeder Stunde zunahm, ſo daß er ſchon den folgenden Tag ſtarb. Tulpius bemerkte die Unwirkſamkeit bei einem Schiffsmann von ſechzig Jahren, welcher ſich, nachdem er von einem wütenden Hunde gebiſſen worden war, ſogleich im Fluſſe gebadet habe, aber nachher doch an der Waſſerſcheu geſtorben ſey. Einen Knaben, welcher von einem tollen Hunde in den Daumen gebiſſen war, hatte man zehn Mahl bis zur Ohnmacht in der See gebadet, worauf er ſich wohl befunden hatte und für geheilt erklärt worden war. Zehn Monate nachher zeigte ſich die Waſſerſcheu, woran er am dritten Tage ſtarb. Defoulx traf durch viele Verſuche, die Unwirkſamkeit des kalten Bades als eines Vorbauungsmittels. Dieſes fanden wir auch ſchon bei den Alten; denn Coelius Aurelianus verwirft es gänzlich, und erklärt es für ſchädlich. Ihm ſtimmt Galenus und andere bei, und man kann mit Bertenhaut ſagen, daß die Fälle, wo das kalte Bad als Vorbauungsmittel fehlgeſchlagen, unzählbar ſind. Hunter führt an, daß wohl kein Mittel in einem höheren Rufe geweſen, als das Seebad, doch ſey in den letzten Jahren beinahe kein

Fall von einer Waſſerſcheu vorgekommen, der nicht die Unwirkſamkeit des Seebads bewieſen hätte. Als Vorbauungsmittel wird daher jetzt dieſes Baden von den mehrſten Aerzten mit Recht verworfen, da es durch die plötzliche Erſchütterung, die auf dieſes gewaltſame Untertauchen erfolgt, mehr das Eindringen des beygebrachten Giftes befördern, als demſelben vorbeugen wird, indem dadurch das lymphatiſche Gefäßſyſtem nicht nur geſtärkt, ſondern von dem Einſaugungs-Vermögen noch mehr unterſtützt, und alſo das Gift deſto geſchwinder in die ganze Blutmaſſe gebracht wird."

Zur

geheimen Geſchichte des Vertrags von Loudün *).

„Nach Heinrichs des großen Tode wurde 1614 der Friede durch die Prinzen und mißvergnügten Großen geſtört. Dieſe entfernten ſich vom Hofe, unter dem Vorwand, daß die Königin Regentin und ihr Conſeil die Regierung ſchlecht verwalte, hauptſächlich aber, um die Heurath des Königs mit der Infantin, und die ſeiner Schweſter mit dem König von Spanien zu hintertreiben. Die Hugenotten, welche bey der Nachricht von dieſer Doppelheurath vorzüglich in Beſtürzung geriethen, ſagten ganz laut: „ſie habe den „nehmlichen Zweck, welchen ehedem die Reiſe der Königin „Katharina von Medicis nach Bayonne gehabt habe, wo das Blutbad der heiligen Bartholomäus Nacht beſchloſſen wurde!) — ihre Parthey würde das Opfer derſelben werden. Da, „nach dieſer Verbindung, der König nur eine einzige Religion in ſeinem Reiche würde dulden wollen. Neue Bürgerkriege würden dadurch entſtehen, und den Spaniern Gelegenheit gegeben ſeyn, ganz Frankreich zu verwüſten." Dieſer Sturm wurde jedoch durch den Vergleich von St. Mene-

*) Auf: Le veritable pere Joſeph Capucin, nommé au Cardinalat contenant l'hiſtoire anecdote du Card. de Richelieu. Imprimé à St. Jean de Maurienne. ches G. Butler. 1704. (32½. B.) S. 109 — 119.

Menehoud beſänftigt: und weil die Prinzen zur Abſtellung der Mißbräuche der Regierung, auf Zuſammenberufung der Reichsſtände angetragen hatten; ſo wurden dieſe, zu Paris verſammlet, aber ohne etwas auszurichten. Die Geiſtlichkeit verlangte daſelbſt die Publication des Concilliums von Trident; der Adel, die Aufhebung der jährlichen Zinſen von den Aemtern, und des Verkaufs derſelben; der Burgerſtand, — der zum Theil aus ſchlechtgeſinnten Katholicken (der Vf. ſpricht als Freund der Hugenottiſchen Parthie!) und Reformirten beſtund — eine formliche Declaration, daß „der König, als unabhängiger Herr „ſeiner Staaten, keine andre Macht, weder „eine geiſtliche noch eine weltliche, über ſich „anzuerkennen habe.“ Dieſer Vorſchlag, welcher dahin abzielte, eine kirchliche Spaltung wie in England, zu bewirken, und Frankreich von dem Pabſt und der allgemeinen Kirche zu trennen, wurde von dem Adel und der Geiſtlichkeit muthig verworfen. Ihn zu bekämpfen hielt der Cardinal Perron zuerſt in dem Zimmer des Adels, und hernach auch in dem des Bürgerſtandes, jene treffliche Rede, die in ſeinen Werken abgedruckt iſt. Weil aber viele anderer Meinung waren und ſogar das Parlement auf die Seite des Bürgerſtandes trat; ſo würde dieſe Trennung gefährliche Folgen nach ſich gezogen haben, wenn nicht der König, auf dringendes Anſuchen des päbſtlichen Nuntius, durch ein Decret vom 6 Januar 1615 dieſen Streit vor ſein Conſeil gezogen hätte, mit dem Verbot, daß Niemand über dieſen Gegenſtand, deſſen ganze Entſcheidung er ſich ſelbſt vorbehalte, etwas verordnen ſollte. Dieſer Streit war die Urſache, daß die Reichsverſammlung, die man den Prinzen bloß deswegen bewilligt hatte, um ſie durch eine ſcheinbare Gefälligkeit zu gewinnen, ganz ohne Nutzen blieb. Denn die Sache von der Verwaltung des Reichs wurde nun gar nicht berührt. Die Prinzen ergriffen hierauf von neuem die Waffen und gingen über die Loire, um den König zu hindern, daß er die Infantin von Spanien an den Gränzen des Reichs in Empfang nehmen konnte. Aber vergeblich. Nichts deſto weniger ſinnen ſie wieder Ränke gegen die Regierung an, indem ſie alle Mißvergnügte, die zu ihrer Parthey treten wollten, aufnahmen.

Der Pater Joſeph, welcher gerade damals als Provincial die Kloſter in Poitou beſuchte, kam nach St.

Mayent, wo ſich der Prinz, mit ſeinen Mitverbundenen befand, (dieſe waren die Herzoge von Longueville, von Nevers, Rohan, von Bouillon, von Sully, der Graf von Candale und mehrere andere Große;) und machte ihm ſeine Aufwartung. Er fand bey den Unterredungen, die ſie mit einander hielten, den Prinzen ſehr zum Frieden geneigt, und meldete ſolches dem Könige. Dieſer traf, bey der Rückkehr von den Pyrenäen, mit ſeiner vom Marſchall von Bordeaux commandirten Armee zuſammen. Hier fehlte es an allem; es war noch dazu Winter; die Truppen waren ſehr abgemattet. Man nahm daher mit Freuden die Nachricht auf, die der Herzog von Nevers brachte: daß der Prinz einen billigen Vergleich einzugehen, nicht abgeneigt ſey. Der Cardinal Bentivoglio wurde zur Unterredung beſtimmt. Man war in dieſer Unterredung ſchon weit vorgeſchritten, als der päbſtliche Nuntius Ubaldini, (nachmahls Kardinal) erfuhr, daß etwas gegen das Intereſſe des h. Stuhls im Werke ſey. Weil er wußte, daß der P. Joſeph bey dem Prinzen gut ſtund, die ihn zu St. Mayent ſehr geneigt angehört hatten, ſo bat er den Konig, daß er ihn nach London ſchicken möchte, um mit ihren Deputirten zu unterhandlen. Er gab ihm auch ſelbſt ein Schreiben an Herrn Nozet, Abt von Aumale und Agenten des Papſtes bey den Prinzen, worinn er denſelben von der Absicht der Reiſe des P. Joſeph benachrichtigte: „der, unter dem Vorwand ein Kapuziner-Kloſter zu London zu errichten, der Kirche und dem Staate gleich nachtheilig werden konnte, ohne daß die Hugenotten deswegen Argwohn ſchöpften.“

„Als der Abt von Aumale das Schreiben des päbſtlichen Nuntius, das ihm P. Joſeph eingehändigt, geleſen hatte, ſagte er zu denſelben: Sie kommen zu ſpät, mein lieber Vater! die Prinzen ſind, um ſich den Reformirten, die zu ihrer Parthey getreten waren, gefällig zu zeigen, ſchlechterdings darauf beſtanden, daß der von der Geiſtlichkeit und dem Adel beſtrittene Artikel des Bürgerſtandes in den Vergleich aufgenommen werde; und die Deputirten des Königs, welche die Folgen davon nicht einſahen, und nur darauf bedacht waren, einen Frieden, um welchen Preis es auch ſeyn möchte, zu ſchlieſſen, haben hierzu die Hände geboten. Da ich nun kein Mittel weiß, einem Uebel abzuhelfen, das Frankreich

in eine Verwirrung, gleich der, durch welche in England die Kirchen-Trennung bewirkt worden iſt, bringen wird; ſo habe ich mich entſchloſſen, morgen abzureiſen, um dieſe ſchlimme Nachricht dem Pabſt zu hinterbringen. Er reiſte auch wirklich ab, ungeachtet der P. Joſeph alles möglichſte that, um ihn zurück zu halten. Je verzweifelter nun dieſe Sache dem Kapuziner vorkam, deſto mehr war er auf Ausmittelung bedacht. Der Vergleich war unterzeichnet (? — Montbars will nicht hievon keine Spur!) aber zum Glück war dieß noch geheim gehalten worden. So hoffte P. Joſeph das, was die Deputirten verdorben hatten, vielleicht noch gut machen zu können. Er fing es auf folgende Art an.

Zuerſt ſtellte er Richelieu den beklagenswerthen Zuſtand vor, in welchen die Kirche und der Staat von Frankreich gerathen würde, wenn dieſer Artikel bleiben ſollte. Dieſer Miniſter, der eine ausgebreitete Erfahrung in den Geſchäften hatte, geſtund offenherzig, daß er die Folgen deſſen, was er eingewilligt, nicht vorher geſehen habe, und bat den Pater ihm ein Mittel zu zeigen, durch welches er einen ſo gefährlichen Artikel auf eine geſchickte Art umgehen machen könnte. Die Zeit, die Heilerin gegen alle Uebel, diente auch zu einem Heilmittel für dieſes. P. Joſeph erlangte von Richelieu Aufſchub der Bekanntmachung des Vergleichs, bis man vom Römiſchen Hofe erhalten, und die Antwort des Pabſtes über eine Sache von ſolcher Wichtigkeit vernommen haben würde. Die übrigen Deputirten waren derſelben Meinung.

Aber es waren auch noch die Prinzen zu gewinnen; und dieß war mit Schwierigkeiten verbunden, die nicht jeder überwinden können. Der Prinz von Condé, der Anführer der Parthie, hatte einen ganz ſeinem Hauſe ergebenen Edelmann, Saint Clair, ſein Vertrauen geſchenkt. Mit dieſem Vertrauten der Prinzen machte P. Joſeph Freundſchaft, und ſtellte ihm endlich, wie im Vorbeygehen, vor: „daß er ſich „ein wahres Verdienſt bey Gott erwerben, und keinen Mann „wen bey der Nachwelt verherrlichen könne, wenn er etwas „zur Beſtärkung der Rechte und des Anſehens des apoſto„liſchen Stuhls dadurch beytragen wolle, daß er ſeinem Herrn „zeigte: wie ſehr der Artikel, welchen die Deputirten des „Hofs, auf dringendes Anſuchen der Reformirten, unters

„zeichnet

„zeichnet hätten, das ganze Kirchenweſen in Unordnung „bringen würde; nächſtens würde, wenn Gottes Hand „nicht dazwiſchen käme, die franzöſiſche Kirche, jene erſtge„borne Tochter der Apoſtel und Märtyrer, zur proteſtan„tiſchen übergehen und den Schauplatz abgeben, auf „welchem man traurige Begebenheiten, Verfolgungen und „Staatsrevolutionen, welche die Veränderung einer Reli„gion immer mit ſich bringe, werde abwechſeln ſehen müſ„ſen.“ Dieſe Vorſtellung machte Eindruck auf das Gemüth des Prinzen, der, ſein eigenes Intereſſe erwägend, dies gut genug einſah. Saint-Clair benutzte den Vorwand, daß ein Kapuziner-Kloſter in Loudun geſtiftet werden ſolle, welches einige Zeit darnach auch wirklich geſchah — um den Pater Joſeph bei dem Prinzen einzuführen, der wegen der Groſſen ſeiner Parthei ſehr verſtimmt war, weil er befürchten mußte, daß die Trennung auch hier anfangen, und daß man ohne ihn einen Vergleich eingehen möchte; wie dies bei dergleichen Kabalen faſt immer zu geſchehen pflegt. Er gab dem Kapuziner zwar mehrere Mal Audienz, aber immer um Mitternacht, um den Augen der Spione zu entgehen, vielleicht auch um Zeit zu haben, ſeine Vorſchläge deſto mehr zu überlegen; zumal da er wußte, daß er ohne Einſtimmung ſeiner Mitverbundenen in die Aufhebung des beſagten Artikels nicht einwilligen könne.

P. Joſeph reiſete im Monat Januar verſchiedene Mal nach Tours, wo der König war, um ihm von ſeiner Unterhandlung, die ziemlich lange dauerte, Rechenſchaft zu geben. Endlich, nach mehrern vergeblichen Bemühungen und Zwiſchenreiſen, ſandte Gott den glücklichen Tag, an welchem dieſe Sache abgethan wurde. Der Prinz, hier in eine ſo gefährliche Krankheit, daß man ſogar an ſeinem Leben verzweifelte. In dieſem Zuſtande, wo man immer aufrichtig (oder unwillkührlich) handelt, erinnerte er ſich an alles, was Joſeph ihm geſagt hatte. Voll Verlangen ihn zu ſehen, bat er den Herrn du Tremblay, den Bruder des Kapuziners, daß er ihn von Tours herüber bringen möchte. Bey dieſer Gelegenheit faßte Pater Joſeph das Uebel in ſeiner Wurzel und ſtellte dem Prinzen vor: „daß Er weder in „dieſer noch in jener Welt Gnade und Barmherzigkeit von „Gott zu erwarten habe, wenn er nicht dem Uebel, das „ſeine Parthey in Frankreich verurſache, Einhalt thue. Er

ſey

„ſey deswegen durch ſein Gewiſſen verbunden, den Frieden „unter den Bedingungen, die ihm von Seiten des Königs, „ſeines gebietenden Herrn, vorgelegt würden, zu unterzeichnen.“ Dieſe Worte mit einem chriſtlichen Nachdruck, wie es die Umſtände verlangten, ausgeſprochen, wirkten ſo ſehr auf das furchtſame Gemüth des guten Prinzen, daß er dem Pater alles, was er verlangte, zu thun verſprach, wenn er ſich nur darauf verlaſſen könnte, daß der König, nach der Entwaffnung ihm Wort halten, und alles, was er ſo wohl ihm als ſeiner Parthey zugeſagt, redlich erfüllen würde. Wegen dieſer Erklärung reiſete der Pater zum letztenmal nach Tours, und Se Majeſtät verſprach auf ihr Königliches Wort, den Vergleich zu halten; ſo daß der Prinz, bey der Rückkehr des Paters ſogleich den Marſchall von Briſſac und die Herrn Villeroy von Thou und von Vic kommen, den Vergleich, mit Auslaſſung des von dem Bürgerſtande verlangten Artikels, abſchreiben ließ, und ihn hierauf, in Gegenwart des Paters unterzeichnete.

Die Herzoge von Vendome, Du Maine, Rohan und einige andre wollten nicht unterzeichnen, und würden es nie gethan haben, wenn nicht der Prinz, ihr Anführer, ſie durch ſein Beyſpiel dazu genöthigt hätte. Und ſo gieng es eigentlich zu, daß der Friede Frankreich wieder gegeben, und das gute Verſtändniß zwiſchen dem gemeinſchaftlichen Vater der Chriſten und der erſtgebohrnen Tochter der Kirche wieder hergeſtellt wurde. Die Deputirten giengen, dem König Rechenſchaft abzulegen, nach Tours, wo er den Schluß des Vergleichs erwartete. Villeroy kam zuerſt daſelbſt an, und wurde mit einem Freudengeſchrey in der Vorſtadt empfangen. Alle Welt legte ihm den Ruhm dieſer vortheilhaften Unternehmung bey; aber dieſer Miniſter, der ſich eben ſo ſehr durch Beſcheidenheit als durch Talente empfahl, ſagte ganz laut: „nicht ihm habe man ſie zu verdanken, ſondern dem Pater Joſeph, der bald nachkommen werde.“ Dieſer ſuchte, ſo viel an ihm lag, die Sache, wie ſie an ſich ſelbſt war, geheim zu halten, und legte vielmehr öffentlich die Ehre davon den Deputirten des Königs bey. Daher kommt es, daß die, welche die Geſchichte dieſer Zeit beſchrieben haben, nicht um das Geheim-

Geheimniß der Sache gewußt, und des Pater Joſephs, der doch das ganze Triebwerck geleitet hatte, gar nicht dabey erwähnt haben.

Durch dieſe geſchickte Unterhandlung erlangte der Pater Joſeph die Gunſt des Königs, der ſich von der Beſorgniß eines Bürgerkrieges befreyt ſah, in welchen er, unter dem Scheine eines gemeinſchaftlichen Vortheils, verwickelt werden ſollte.

Ludwig der XIV
König von Frankreich

Allgemeine Sammlung

Hiſtoriſcher Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neueſten Zeiten

durch mehrere Verfaſſer überſetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Hofrath und Profeſſor der Philoſophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Siebzehnter Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1799.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1950 IV E 1748

Richelieu's

Staatsmaximen.

Es iſt unläugbar wahr; bis auf Richelieus Miniſterſchaft „theilten die Hugenotten den Staat mit „dem König, die Großen betrugen ſich wie wenn „ſie nie Unterthanen geweſen wären, die Statthal„ter in den Provinzen handelten gleich Souverä„nen in ihren hohen Stellen.“ *)

All dieſe Kräfte trieben ſich, wie in einem Spiele, gegeneinander. Willkühr und Eigennutz ſtieß ſie fort, Liſt oder Zufall entſchied, wer gewinne. Neugehobne Günſtlingsfamilien wollten den ältern an Reichtümern gleich kommen, und ſo mußte Krieg ſeyn. Ein junger König, keuſch durch Unvermögen, bedurfte anderer Zerſtreuungen, als die alltägliche Hofintrigue ſchleichend herbeiführt. Er war kränklich und ſollte Bewegung haben. Mochten etliche tauſende, durch ein Manifeſt zu

*) Richelieu's Worte im Eingang ſeines Teſtament politique.

Feinden gegeneinander gestempelt, sich wechselsweise die Hälse brechen. So gab es was zu rennen und zu treiben. Funfzig Meilen her brachten ihm Eilboten die Neuigkeit: Ew. Majestät haben gesiegt! und dem Minister: der Staat ist in Gefahr! Bedächtliche Fürschritte zum ungesäumten Zusammentreten in geheimnißvolle Präliminar- Negotiations- Berathschlagungs- Sitzungen gaben nun auch der Altklugheit ihre Beschäftigung. Man feilschte und ließ sich feilschen. Ewige Aussöhnung wurde beschworen. Der Staat war gerettet; die Annalisten hatten Großthaten einzutragen und die Hofgelehrten die Inschriften auszusinnen, durch welche der Siegreiche im Durchfahren seine eigne Expeditionen auf den Triumphbögen kennen lernen mochte. Der Tag der Friedensfeyer brach an, und die treuen Unterthanen, versteht sich die übrig gebliebenen, sahen ein, daß sie ohne den Krieg so ein Fest nicht haben könnten, und — jubelten.

Alles genoß nun die entbehrte Ruhe desto gemüthlicher, bis etwa einen Großen die Uebellaune an einem unglücklichen Morgen seinem Rivalen in den Weg führte, dessen Nachtschlaf gerade auch nicht in Ordnung gewesen war. Sie entzweyen sich. Der Hof ist in Gährung. Ausgleichungen werden überdacht; Worte gewogen und zu leicht befunden. Das königliche Ansehen wird auf die

Spitze

Spitze geſtellt und beleidigt. Morgen ruft Rebellion die Provinzen in die Waffen und nach Monatsfriſt ſtehen die großen Beyſpiele der königlichen Verzeihung wieder um den Thron her. Nur der Staatsſecretär und der Finanzminiſter wiſſen, wie viele Statthalterſchaften, Appanagen, Renten und Plätze die neue Ruhe des Staats werth geweſen ſey.

Weil niemand ſprach, ſo redeten bisweilen die Parlementer, auch wo ſie nicht zu reden hatten, weil dies allein etwa noch zu fehlen ſchien, daß die Männer des Rechts ihre Rechte mißbrauchten. Kam es gar zu Verſammlungen der Stände, ſo ſprachen alle, damit die Krone jeden auf Koſten des andern zufrieden ſtellen ſollte; und hatten ſie mehr geſprochen, als die Krone ſelbſt auf dieſe Weiſe vermochte, ſo gab es ja noch Raum, das neue Dolieren (doléances) den alten Acten ruhig beizulegen.

Wider dieſes endloſe Spiel aller Staatsübel gegeneinander, ſo ſagen Richelieu's Lobredner, hat dieſer des Groſſen Heinrichs Hülfsmittel in volle Würkung geſetzt. Seine Miniſterſchaft, erwiedern die Catone der Staatskunſt, hat den Spielen der Willkühr ein Ende gemacht, um die höchſte Willkühr des Thrones werkthätig in ein Syſtem zu bringen.

Jene Behauptung kann die unläugbarsten Thatsachen für sich aufstellen. Wo Heinrich der IV. hatte aufhören müssen, da begann Richelieu. Nur Ein Unterschied ist Ursache, daß der Vollender von Heinrichs edlen Planen in der Geschichte doch blos als der unedle Stifter planvoller Gewaltthaten unvergeßlich seyn kann. Heinrich starb über den Zurüstungen zu einer wohlthatigen Umbildung der ganzen Lage Frankreichs. In diesem durch die unerschöpfliche Lebhaftigkeit seiner Bewohner unaufhörlich bewegten Staate war bis dahin nichts in der Regel, als daß nach kleinen Fristen herrschsüchtiger Einfluß des gedoppelten spanischen Hauses mit dem Ehrgeiz, Eigennutz und der Laune der Großen, und mit dem rückwürkenden Freyheitsdrang des Mittelstands im Bunde, welcher durch Religionsfragen zum Fragen überhaupt geweckt war, alle Kräfte des Staats auflöste und gegen einander jagte. Es war Charakter des Zeitalters geworden, daß sich das Ganze durch seine Theile zerrütten müsse, damit die übriggebliebenen in den Zwischenzeiten gesetzlos in die Reste sich theilen könnten.

Selbst unter gefahrvollen Erfahrungen dieses Drucks und Gegendrucks aufgewachsen, hatte Heinrich Mitgefühl mit jeder Classe seiner Unterthanen bis auf den erkämpften Thron mitgebracht. Um gründlich helfen zu können, bedurfte es gesammelter

melter neuer Kräfte, mit langſamer Eile bereiteter und geſicherter Mittel. Planmäßig mußte von Auſſen nach Innen gearbeitet werden. Und deswegen war Er gerade auf dem Wege, um die auswärtige Macht, welche nicht zufrieden, ſeine Staaten von den Pyrenäen, von Italien und von dem Rhein her zu umſchließen, ſich ſelbſt vielmehr durch Herrſchaft über das dazwiſchen liegende Frankreich einen ununterbrochenen Zuſammenhang ihrer ungeheuren Ausdehnung erzwingen wollte, jetzt auf ihrem Boden anzugreifen, nachdem ihre Heere und Cabalen ihn ſo lange blos im Innern ſeines Reichs beſchäftigt hatten. Wäre Er nur erſt des auswärtigen Einfluſſes los geweſen, wie bald würden alsdann ſeine Magnaten aus Rivalen der Krone würkliche Stellvertreter der geſetzlichen Königsmacht geworden ſeyn. Nicht länger wäre Frankreich genöthigt geweſen, ſich ſelbſt, ſo oft es den Statthaltern gefiel, Provinz für Provinz, Burg für Burg zu erobern oder aufs neue zuſammen zu kaufen. Die Monarchie würde durch den heiligen Zweck des gemeinſchaftlichen Wohls einen republikaniſchen Geiſt erhalten und der Mittelſtand ſein Beſtreben unnütz gefunden haben, die Form einer Republik an ihre Stelle zu ſetzen. Hätten die Misvergnügten keines Vorwands mehr bedurft, ſo würde man bald ſonnenklar gefunden haben, daß, wer ſich auf der Erde

zufrieden befindet, durch die Religion sein Wohlbefinden für den Himmel ohne Groll und Fehde gegen die irrdischen Mitbewohner zu sichern habe. Und erst mit diesem Hinsterben der Anarchie hätten alsdann feste Vorschriften für die Gerechtigkeit, Ordnung in den Staatsbedürfnissen und Einnahmen und wahre Sicherheitsanstalten gegen fremde Gewalt ins Leben hervortreten können, ohne ferner durch die Menge der Gesetze die Gerechtigkeit zu erdrücken, durch die Staatserhaltung die meisten Staatsmitglieder zu erschöpfen und durch kriegerische Sicherung des Eigenthums die Früchte des theuren Friedens aufzubrauchen.

Eben diesen vierfachen Feind des Wohls von Frankreich sah auch Richelieu's durchdringender Geist. Ueber die ungeheure Zerrüttung aller Theile der Staatsverwaltung im Innern, die nächste und drückendste Beschwerde aller Einzelnen in diesem großen, von der Natur zu selbstständigem Glück bestimmten Umkreis, konnte der wahre Regent nur alsdann Herr werden, wenn er erst das Ganze mit Kraft so zu lenken vermochte, daß die Menge der Magnaten nicht über ihre Rechte und Verdienste steigen, der Mittelstand nicht unter sie herabgedrängt werden und keine Kirchenparthie die andere ihrem Klerus und dem Dämon der Faktionen zum süßen Geruch hinopfern konnte.

Soll-

Sollten aber je die Triebfedern der Regierungskunſt ſo vielen und ſo alten Hemmungen widerſtehen, ſo mußte wenigſtens keine fremde Hand in die Maſchine eingreiffen. Alles dies wollte Richelieu ſo gewiß als Heinrich der IV. — — Nur wozu? und wodurch die große Umſchaffung? Dies waren für Beyde die unendlichen Divergenzpunkte.

Heinrich arbeitete nicht für ſeine Perſon, ſondern für die Erhabenheit des Throns, den er auf ſeine Nachkommenſchaft bringen und für dieſe durch den Wohlſtand der Untergebenen ſichern und erhöhen wollte. Höher als alles im Staate muß dieſer ſtehen, damit der Geber und Vollſtrecker der Geſetze alles übrige in ſtufenweiſer Unterordnung überſchaue und entſcheide. Wer ihm gleich ſtünde, würde ihn zum Kampfe reizen und den, welchem alle Partheyen mit gleichem Vertrauen als dem Partheyloſen ſich nähern ſollen, ſelbſt Parthey zu werden zwingen.

Für den Premierminiſter Ludwigs des XIII. war ſelbſt des Throns Erhabenheit nur Mittel zur perſönlichen Erhebung. Niemand ſollte mit dem Thron, aber auch der Thron ſelbſt nicht mit ſeinem erſten Diener rivaliſieren. Nicht damit Geſetz und Ordnung über alles gälte, ſollte man ſich vor dem Throne beugen, den Er ſtützte. Nur deswegen muß-

mußten alle Partheyen zum Verſtummen gezwungen werden, damit der Thron für ihn allein partheyiſch ſeyn könnte. Große Unternehmungen mußten für dieſen Zweck geſchehen; und Richelieu war der Geiſt, welcher ſie nicht wagte, ſondern berechnend mit ununterbrochener Beharrlichkeit das Vorherbeſtimmte zur Würklichkeit brachte. Auch viel vortreffliches, viel unentbehrliches war unter dieſer Summe großer Erfolge. Aber nicht, weil es Staatsbedürfniß und treflich war! Nicht gut, nur groß mußte es ſeyn, um den Einen größer zu machen, als irgend einer im Staate ſeyn darf, wenn der Staat ſelbſt etwas ſeyn ſoll. Auch das niedrigſte ward groß, wenn es Mittel für dieſe Allgewalt wurde.

In dieſem Sinn hatte Richelieu dem König, welcher für ihn das einzige unentbehrliche Organ werden ſollte, gelobt: der Hugenotten Parthie zu ruinieren, der Großen Uebermuth niederzudrücken, alle Unterthanen zu ihrer Schuldigkeit zurückzuführen und ſeinen Namen — den Namen eines Ludwigs des XIII.! — unter allen fremden Nationen auf den Punkt, wo er ſeyn ſollte, zu erheben *).

Auch

*) Je promis à votre Majeſté d'employer toute mon induſtrie et toute l'autorité, qu'il lui plaiſoit me

Auch in Heinrichs des IV. Seele lag ein Gelübd über gleiche Gegenstände. Aber mit welcher Verschiedenheit der Gefühle! Er, welcher jedem Bauer so gerne das Huhn in den Topf besorgt hätte, dachte sich, statt des „Ruinierens" ein Aufheben der Partheysucht durch gerechte Gleichstellung, statt des „Niederdrückens" ein Unterordnen. Nur durch Sicherung der Rechte und durch Stillung der Bedürfnisse, wußte er, würden Unterthanen zur Willigkeit für ihre Pflichten zurückgeführt. Und Ihm würde die „Nennung seines Namens" unter beyden Polen wenig wehrt gewesen seyn, wenn er sich selbst hätte sagen müssen, daß man, wenn er noch so oft genannt werde, bey seinem Namen nicht den selbstthätigen, genialischen Helden und Staatsmann denken würde, der Er war. Richelieu's Gelübd, von unbegränzter Selbstsucht eingegeben, hatte blos im Verstande seinen Sitz; an Heinrichs Planen behielt Herz und Kopf gleichen Antheil.

Durch welche Thaten und Unthaten Richelieu (seit 1624) sein Gelübd ausgeführt habe, bis endlich

me donner, pour ruiner le parti Huguenot, rabaisser l'orgueil des rands, Greduire tous ses sujets à leur devoir et relever son nom dans les nations étrangéres au point, où il devoit être. Richelieu Teſtament politique. Ch. I. p. 8. (Amſterd. 1688. 12.)

lich (gegen 1642) in ganz Frankreich — vom König b
auf die Teufel zu Loudün hinab — alles nach de
Winke des Kardinals, welcher selbst kaum no
auf seinem Siechbett athmete, reden oder verstu
men mußte; dies ist weltkundig. Aber nach w
chen Maximen er diese Alleingewalt errung
habe, verdient in einen Ueberblick gebracht zu w
den, da er selbst sie darzulegen keinen Anstand
nommen hat. Er konnte dies. Denn man m
staunen, wie viel richtiges und unverbesserliches d
ser helle Verstand in der höhern Staatskunde dur
schaut und in seiner merkwürdigen Hinterlass
schaft an Ludwig den XIII. klar gemacht hatte, w
doch alles nur der möglichsten Begründung sein
Unglückssystems fröhnen mußte, weil es ihm bl
als Mittel galt und dem allverschlingenden Göz
des raffinirtesten Egoismus hingeopfert wur
Man sieht und erstaunt, wie der abscheulich
Zweck von der Rechtschaffenheit nicht blos d
Schein, sondern selbst eine ganze Reihe von Hülf
mitteln zu borgen gezwungen ist. Nur durch di
gelingt die Verbindung vieler Kräfte zum gewag
Plane des Verbrechens und gerade, weil dieses
Mitwürkung von Recht und Treue nicht entbehr
kann, bedarf man auch nur der Zeit, um durch
zum Mittel für das Laster herabgewürdigte Rec
schaffenheit das Laster selbst vom erstiegenen Gip
herabgestürzt zu sehen.

N

Nirgends liegt das Gift von Richelieu's Staatsmaximen so offen da, als in seinem Abschnitt über das Volk *). Alle Staatskundigen, so beginnt der Sprecher der Despotenpolitik, alle Staatskundigen stimmen darin überein, daß, wenn die Völker allzuviel Wohlstand hätten, man sie unmöglich in den Schranken ihrer Schuldigkeit erhalten könnte." Da es für dieses Allzuviel keinen Maasstab giebt, so dürfte für all jene Staatskundige der bequemste Gegensatz dieser seyn: je weniger Wohlstand unter der Menge, desto leichter das Spiel, sie in ihrer Schuldigkeit zu erhalten!

R. begründet das Fundament seiner dem Wohlstand der Meisten wörtlich entgegengesetzten Staatskunst durch Halbwahrheiten: „Das Volk ist weniger cultivirt und unterrichtet als die andern Stände; nur eine gewisse Nothwendigkeit kann es den Regeln unterworfen erhalten, welche man ihm doch — nach der Vernunft und den Gesetzen vorschreiben muß." Wie „sehr unterrichtet" R. war! Zwang wird in seiner Sprache eine gewisse Nothwendigkeit. Noth und Mangel sollen nur dem Allzuviel des Wohlstands abhelfen. „Wären die Völker frey von

*) Chap. IV. Sect. V.

von Abgaben (S. 180) so würden sie bald denken, auch vom Gehorsam frey zu seyn." Er „weiß, (S. 181) daß — mehrere Regenten ihre Staaten und Unterthanen ins Verderben gestürzt haben, weil sie zu ihrer Erhaltung die nöthigen Kosten, aus Furcht, das Volk zu drücken, nicht aufzubringen wagten." Solche Seltenheiten von Schonung, welche nur Richelieu aus der Geschichte wußte, hätten wohl ein Paar Belege verdient.

Es ist sehr gewiß: „die besseren Regenten wären diejenige nicht, welche nicht, was nothwendig ist, erheben wollten". Auch giebt R. weiterhin selbst den Wink, daß der König „in Nothfällen lieber des Ueberflusses der Reichen sich bedienen, als die Armen ausserordentlich bluten lassen solle" und macht, nach seiner Weise durch Gleichniß: das Gesagte einzuprägen, die Sache dadurch anschaulich: daß „der Verwundete, wenn das Herz zu viel Blut verliere, nicht früher von den untern Theilen etwas an sich ziehe, bis er erst aus den obern geschöpft habe." Somit kommt es allerdings in seinem System auch an die „cultiviertern und besser unterrichteten Stände" gar sehr, und daß etwa diese „allzuviel Wohlstand" haben möchten, eine solche Ungleichheit wäre auch in seinem Staat am Ende nicht zu befürchten. Auser ihrer

gröss-

gröſſern Kultur würde auch bey ihnen jene „gewiſſe Nothwendigkeit" eintreten. Denn für die Armen iſt gewiß nichts ſicherer, um von Abgaben wenig beläſtigt zu werden, als der Rath des Staatsminiſters am Ende des Abſchnitts: der König werde künftig die eigentliche Subſtanz ſeines Staats aus den Generalverpachtungen der Finanzen (ſes fermes generales) ziehen können, welche — die Reichen mehr als die Armen träfen. Denn „je weniger dieſe verzehren, deſto weniger hätten ſie zu den Einkünften beyzutragen."

Gerade dieſe endliche Gleichheit in Erſchöpfung der „eigentlichen Subſtanz des Staats" aber iſt das ſchreyende Reſultat dieſes wohl berechneten Syſtems der Allgewalt. In ihm iſt Gehorſam nicht Mittel, ſondern Zweck. Vernunft zwar und Geſetze werden als das genannt, wofür durch jene gewiſſe Nothwendigkeit Gehorſam geſucht werden müſſe. Aber gerade für dieſe Gebieter erwächst der unverbrüchlichſte Gehorſam aus vermehrter Kultur, aus verbeſſertem Unterricht, aus möglichſt beförderten Wohlſtand. Richelieu's Volk hingegen ſoll gehorchen, damit es gehorche. „Man muß es (S. 180.) mit den Maulthieren vergleichen, ſagt der Gleichnißfreund, welche, ans Laſttragen gewohnt, ſich durch ein langes Ausruhen mehr als durch die Arbeit verderben. Nur muß auch die Laſt mit den Kräften dieſer Thiere im Verhältniß ſtehen." —

Sieh, um zu geben; doch sollst du nicht allzuviel mit einem mal geben, damit du desto mehr und länger geben kannst. Dies ist Richelieu's Quintessenz, sobald man noch den letzten Zweck hinzusetzt: Geben aber muß von euch jeder, so viel er irgend kann, damit Ich seines Unvermögens, ungehorsam gegen mich zu seyn, gewisser werde.

Aber nein doch! Nur gegen die Vernunft solle ihr nicht ungehorsam zu werden vermögen, sagt das Orakel der Politik. Ein eigenes Kapitel *): daß die Vernunft (la raison) die Regel der Staatsverwaltung seyn müsse, giebt hierüber die nächsten Aufschlüsse.

„Das Licht der Natur — beginnt der Kardinal, welcher die Schule nie verläugnen konnte — zeigt einem jedem, daß der Mensch, vernünftig zu handeln fähig, auch nichts anders, als durch Vernunft thun solle". — Zugegeben! Dies ists, was wir alle wünschen. Aber die Sophismen beginnen immer von Wahrheiten. „Je erhabener Einer ist, desto mehr soll er auf dieses Vorrecht (privilége) halten." Die Vernunft ein Vorrecht, ein Privilegium? Wohl! etwa für den Menschen gegen die Thiere? Man höre. Es giebt ja solche, die über

*) II. Partie Ch. II. p. 8.

über alle andere groß und erhaben ſind. „Folglich, „wenn ein Menſch mit Allgewalt vernünftig iſt, ſo „ſoll es mit Allgewalt die Vernunft herrſchend „machen *). Dieſer Satz fordert, „nicht bloß daß „der Souverän, Vernünftige nichts anders als „nach der Vernunft thue, ſondern er verpflichtet ihn „auch, zu bewürken, daß alle, die unter ſeinem Anſe„hen ſtehen, ſie verehren und ihr pflichtſchuldigſt „Folge leiſten. Er ſoll allerdings nichts als was „vernünftig und gerecht iſt wollen, aber was er auf „dieſe Weiſe will, das muß er auch ausgeführt ſe„hen wollen. Denn würden ſeine Befehle nicht „mit Gehorſam befolgt, ſo wäre Er ſelbſt Urſache, „daß die Vernunft nicht mit Allgewalt herrſchte." (la raiſon ne regneroit pas ſouverainement).

Was iſt bündiger, als dieſe Schlußkette, um nichts als Ketten zum Gebrauch für die allgewaltige Vernunft daraus zu ſchmieden, welche ja wohl die privilegirteſte, höchſte Vernunft ſeyn muß, ſo gewiß ſie die Allgewaltige iſt, und welche ſogar die Pflicht hat, allgewaltig zu ſeyn, blos damit ſie die allgewaltige Vernunft ſey.

Eine Kleinigkeit möchte einen Unterſchied machen. Alle Menſchen können und ſollen vernünftig

*) „Si l'homme eſt ſouverainement raiſonnable, il doit ſouverainement faire regner la raiſon."

seyn. Einige sind Souveräne. Folglich — würden die Pedanten schließen — können und sollen die Souveräne vernünftig seyn. Der Premierminister Ludwigs des XIII. — welch eines homme souverainement raisonnable! — macht die Schlußfolge: Folglich sind einige Menschen — souveränvernünftig. Nur zur Unzeit könnte sich Schulphilosophie um diese Distinktion mit dem Manne streiten wollen, welcher selbst Stellvertreter eines souveränVerständigen gewesen ist. Eine solche Pedanterey von Logik wäre gerade der unleidlichste Gegensatz von dem — Gehorsam, welcher hier sogar demonstriert ist.

Vollendet ist das Recht der Souveränvernünftigen, wenn man sich überdies erinnert, daß gewisse Politiker sogar eine eigene Art von Vernunft, die Staatsvernunft (raison d'état) besitzen. Für Richelieu gewiß war es Unmöglichkeit, an eine andere zu denken.

Das wahrste und nützlichste, was in dem politischen Vermächtniß gleichsam aus der Gruft dieses Staatsvernünftigen zurück erschallt, erhält durch diese Grundsätze seine Deutung und Beschränkung. Gehorsam gegen den Souveränvernünftigen ist das höchste Princip des von Richelieu in Wort und That ausgedrückten Staatssystems. Die Vernunft

nft hat ihren Werth darinn. Sie dient der
lgewalt.

Würklich der Vernunft sich zu bedienen,
Richelieu's ernstliche Forderung an den
egenten. Alles, soweit es der Souveränetät
rtheilhaft ist! „Es ist unmöglich, daß die Unter-
anen nicht den Regenten lieben sollten, wenn sie
hen, das all seiner Handlungen Führerin die Ver-
nft sey." Nichts ist mit dieser unverträglicher,
s die Leidenschaft, deren Vollendung uns oft
tt des Körpers den Schatten greifen läßt." (S. 9.)
Was er aber einmal — als souveränvernünftig —
schlossen hat, darüber muß er sich Gehorsam ver-
affen. Mit Kraft wollen ist bey einem Regenten,
elcher Ansehen in seinem Staate hat, gerade so
el als sein Wollen realisiert haben. Unerschütter-
he Festigkeit sichert, selbst wenn der Erfolg miß-
nge, wenigstens die Ehre." (S. 10.)

Im Vorbeygehen, da von dem Regenten
ännliche Gemüthsstärke, Verschwiegenheit und
rdnungsliebe gefordert werden muß, wird der
eitenblick (S. 13) nicht vergessen, daß die „Damen,
quem und nicht verschwiegen nach ihrer Natur,
Staatsverwaltung wenig taugen. Sie sind
Leidenschaft unterworfen und daher der Ver-
nft und Gerechtigkeit wenig empfänglich." Anna

von Oeſterreich etwa zur Regentin zu ernennen, dieſen Gedanken ſollte Ludwig der XIII. bey dieſer Stelle verabſcheuen lernen. R. — ſeiner Uebermacht über Ludwigs bloße Receptivität ſo gewiß, daß er auch nach ſeinem Tode ihn noch beherrſchen *) zu können vorausſah, iſt dafür ſo ſehr intereſſirt, daß er ihn nicht einmal die Schlußfolge ſelbſt

*) Dies ſcheint der Hauptgrund zu ſeyn, durch welchen R. mit jenem politiſchen Vermächtniß ſich zu bemühen, veranlaßt ſeyn konnte. Alle Wendungen deſſelben ſind auf das Gemüth eines Prinzen, wie Ludwig XIII. war, berechnet. Gewiſſen, Gottesfurcht, Ehre ſind die Ueberredungen aller Rathſchläge. Und zum Troſt für die trotzig verzagte Seele läßt er im Hinterhalt durchſcheinen, daß zugleich dieſe Regierungsweiſe dem Regenten ſeine Ruhe verbürge. — Dieſe innern Gründe, verbunden mit ſo vielen einzelnen eigenthümlichen Anſichten, welchen nachgegangen zu ſeyn faſt zu viel Kunſt in in einem Unterſchieber vorausſetzte, bewähren, da keine Gegengründe von Bedeutung bekannt ſind, die Aechtheit des Aufſatzes, welche auch im Styl, durch die Jagd nach Gleichniſſen, durch Fragmente kirchlicher Gelehrſamkeit und durch ein Haſchen nach überraſchenden Schlußſätzen beſtätigt wird.

Die Eigenthümlichkeiten deſſen, welchem ſein Teſtament gelten ſollte, benutzt R. ſo ſehr, daß dieſe Züge zugleich für den Hiſtoriker unentbehrlich ſind. Er gewinnt ſich den Kränkelnden durch die ſorgfältigſten Rathſchläge für ſeine Geſundheit (Ch. VI. S. 193) Die mindeſte Leidenſchaft brachte Ludwigs zerbrechliche Maſchine in Unordnung. R. folgert daraus — die unbeſchränkte Herrſchaft ſeines Geiſtes

ſelbſt finden läßt. Dieſer Grundſatz allein ſchon, ſetzt er hinzu, ſchließt ſie von allen öffentlichen Ver-

ſtes über ſeinen Körper! — Er war aufbrausend. Das geringfügigſte, was ihm mißfiel, konnte ihn ſo ſehr aufbringen, daß nur die Zeit ſolche „Nebel" zu zerſtreuen vermochte. R. ſieht hierinn das Jugendfeuer, welches nach einer ſchon 25jährigen Regierungserfahrung (S. 196.) durch das Phlegma des reifern Alters gedämpft werden würde. — Den Krieg, fand der Miniſter in dieſer Periode für gut zu mißrathen, da die zärtliche Geſundheit und die Unruhe und Ungeduld, welche Ludwig beſonders, wenn er ſeine Armee anführete, zeigte, dieſen Zuſtand für ſeine Erhaltung gefährlich machte und doch auf der andern Seite die Leichtigkeit der Franzoſen kaum anders, als durch die Gegenwart des Königs, in Schranken gehalten werden könne. — Heinrich der IV. bezahlte viel mit ſchönen Worten. Ew. Majeſtät, ſagt R. S. 198 haben dieſe Stimmung nicht, ſondern eine natürliche Trockenheit (ſecheresſe naturelle) von Ihrer Mutter geerbt, wie Sie ſelbſt mehrmahls in meiner Gegenwart bemerkt haben." Geradezu geſagt, war L. gegen ſeine Diener bitter und unerkenntlich. R. erinnert ihn, daß Wunden der Zunge tödtlicher ſeyen, als die des Degens, daß kein Adler Fliegen haſche, und der großmüthige Löwe, die ſchwächern Thiere ungefreſſen laſſe. — Endlich deutet R. auch noch auf Ludwigs Schwäche, ſeinen Günſtlingen nichts verweigern zu können (S. 202) und auf ſeine ſchwächliche Ungeduld, unangenehme Wahrheiten andern nicht mit Entſchloſſenheit ganz ſagen zu wollen. (S. 203) — — Nur in einem Vermächtniß (S. 206) konnte ſich alles dies ſagen laſſen!

waltungen aus." Und nur, um nicht allen Wohlstand zu beleidigen, wird nachgegeben: daß keine Regel ganz ohne Ausnahme sey.

Nichts von Weiberregiment! „Ein Reich Gottes zu errichten, sagt er dem andächtigen Prinzen (S. 4) ist das erste Fundament zum Glück eines Staats." Hat der Kardinal durch solche Fundamentalsätze sich nicht für die christliche Moral unsterblich gemacht, so hätte er wenigstens die Canonisation verdient. Was kann schöner klingen als daß „die Regierung eines Fürsten, welcher Unordnung und Laster herrschen lasse, unmöglich beglückt seyn könne, daß ein tugendhaftes Betragen der Prinzen das sprechendste und würksamste Gesetz sey, daß eines Vornehmen Laster mehr noch durch das böse Beyspiel, als durch das Vergehen an sich, Sünde werde." Er weiß dabey die Keuschheit *) Ludwigs und seine ängstliche Bedachtsamkeit gegen Flüche und Betheurungsformeln als glänzende Beyspiele einzuflechten. Aber Eine Folgerung war ihm wohl das wichtigste: daß „kein Souverän in der Welt sich nach diesem Grundsatz von der Verpflichtung

*) Alles in der Welt hat seinen Grund. Da Er der Königin vorwarf, daß sie auf seinen Tod und auf Vermählung mit seinem Bruder hoffe, antwortete sie schnell: Bey diesem Tausche würde ich allzu wenig gewinnen! (s. unten S.)

zung losſagen könne, für die Bekehrung derer in ſeinem Gebiete, welche von dem Wege des Heils abgewichen ſind, Sorge zu tragen". Wie in Richelieu's Munde Vernunft einzig die Staatsvernunft bedeute, zeigt keine Stelle deutlicher. Zum Proſelytenmachen verpflichtet ſoll der Fürſt doch nur alle vernünftige Mittel anwenden. Ein gewagtes verbiete ihm die Klugheit, welche mit dem Unkraut den guten Weizen auszureiſſen fürchte." (S. 7.).

Der Stifter eines ſolchen Gottesreichs erhält noch andere *) Vorſchriften. Wie das Volk nicht „allzuviel" Wohlſtand, ſo ſoll der Fürſt auch „nicht allzuviel Gewiſſenhaftigkeit" haben. Aengſtlichkeit des Ununterrichteten iſt gewiß höchſt ſchädlich. Ueberzeugende Belehrung, ſollte man denken, iſt für dieſe Geiſtesſchwäche das einzig ächte Heilmittel. Das von Richelieu iſt eines Cardinal-Miniſters würdiger. „Stärken Sie ſich gegen jene Skrupel immer mehr und behalten ſie feſt vor Augen, daß Sie vor Gott keine Schuld haben können, wenn Sie in zweifelhaften Fällen dem Rath ihres Conſeils, durch einige unverdächtige, gute Theologen beſtätigt, folgen." (S. 192.) Konnte dem Premierminiſter je noch etwas mangeln, ſo mochte der Theologe in ihm den Ausſchlag geben!

*) Partie I Ch. VI.

Da der Regent „nicht alles thun kann, da er nur auf groſse und wichtige Staatssachen sehen, kleinere Dinge seiner Sorge unwürdig achten soll (S. 195) so ist es „keine der unbedeutendsten Eigenschaften eines groſsen Königs, daſs er andere das ihrige ausführen, daſs er sich dienen zu lassen wisse." (S. 198.) So führt R. seinen Souverän vernünftigen in die Hände eines Conseils, dessen Fähigkeiten er so beschreibt (Ch. VIII.) daſs am Ende *) nichts nöthiger erscheint, als ein — Premierminister.

„Der Allmächtige selbst wirke durch Mittelursachen. Nach seinem Beyspiel sey der beste König der, welcher, durch sich selbst zu handeln fähig, Bescheidenheit und Urtheilskraft genug hat, um nie ohne guten Rath handeln zu wollen (S. 218.). Der gute Rathgeber soll mehr vom Bley als vom Queckſilber haben. Allzuviele Anschlägigkeit werde schädlicher, als die Bosheit selbst. Wenig zu reden, jeden Sachverständigen zu hören, nach dem eigenen Resultat von all diesem fest zu handeln, dies zeige in dem Staatsminister die vollendete Vereinigung der Bescheidenheit, Urtheilskraft und Festigkeit. Gegen nichts eifert R. mehr als gegen allzu groſse Lenksamkeit und Mangel an Strenge (S. 225.).

Sein

*) Ch. VIII. Sect. VI.

Sein Gemälde eines Staatsmanns ſollte für ihn Selbſtrechtfertigung ſeyn. Wäre nur auch das, was ihm die Wahrheit zu verſchweigen verbot, ſeines eigenen Bildes Zug geweſen: daß Privatrache nie den Mann der öffentlichen Sache beſtimmen ſolle, daß „Gewalt in der Hand des Rachſüchtigen ein Schwerdt in der Fauſt eines Wütenden ſey.“ Denn daß auf einem ſo erhöhten Poſten „kaltblütiger Widerſtand gegen Neid, Haß und Verläumdung die Frucht eines gerechten Selbſtvertrauens ſeyn müſſe“ würde alsdann jeder gerne anerkennen. Auch das Selbſtgefühl Richelieu's, daß, wenn er zum Ideal des vollkommenen Staatsminiſters ſein eigenes Bild copiren wollte, die Tapferkeit darinn für entbehrlich erklärt werden müſſe, würde man nie gegen ihn wenden wollen, wenn nur ſein Beyſpiel ausgedrückt hätte, was er ſich ſelbſt nicht verhehlen konnte: daß (S. 232.) „der Kopf des Staatsminiſters zwar nicht auf ſeinen Arm, deſto mehr aber auf ſein Herz geſtützt ſeyn ſolle. Des Steuermanns Aug ſetzt er hinzu, iſt, was das Schiff bewegt. Das Weltall ſelbſt wird nicht durch Arme und Beine, ſondern durch einen Geiſt in ſeinen Lauf geſetzt“ (S. 239.).

Um ſo mehr innere Thätigkeit fordert R. von dem Staatsminiſter. „Er ſoll nicht zum Laſtthier unter ſeinen Geſchäften werden (S. 232.). Erheiterung

terung iſt ihm nothwendig. Aber ſie artet aus, ſobald ſie Zerſtreuung wird. Oft muß er im Geiſte eine Reiſe durch die Welt machen, mit dem Seherblick, was geſchehen, wie das Schlimme zu verhindern, der Staatsvortheil zu erreichen ſeyn möchte. Eilen und Zaudern ſey ihm gleich möglich. Je weniger er ſein Fach überſchreitet, deſto gewiſſer wird er es ausfüllen. Was immer auszuführen ſeyn mag; nur von andern erwarte er nicht den erſten Stoß und die leitende Richtung, am wenigſten vom andern Geſchlecht. Wie eine Frau die Welt ins Verderben geſtürzt hat" — R. weiß ſeine Theologie zu allem zu gebrauchen! — ſo iſt dem Staate nichts verderblicher, als Weibereinfluß. Ihre beſten Einfälle ſind ſchlimm, wenn Leidenſchaft die Stelle der Vernunft in ihnen einnimmt." — Weiber hatten zu oft Richelieu's Plane durchkreuzt und ſein eigenes Leben hatte zu ſehr den Schein, von ihren Reizen ungerührt geblieben zu ſeyn, als daß er eine Merkuriale gegen ſie irgend hätte unterdrücken ſollen. Er iſt ſo freymüthig, dagegen einmal einen Mangel an ſich ſelbſt zu bekennen. „Der Staatsmann ſoll zu gewiſſen Stunden für jedermann zugänglich ſeyn" (S. 236.). — Ihm ſelbſt aber habe ſeine ſchwächliche Geſundheit dieſes Geſez zu erfüllen nicht geſtattet.

Aus Männern von dieſen Anlagen bildet R. den Staatsrath ſeines Königs. Unter ihnen ſich ſelbſt die Oberſtelle zuzuſprechen *), ſezt ihn, wie er ſich die Miene gibt, in eine gröſſere Verlegenheit, als man von dem Mann erwarten ſollte, welcher gewiß dieſe Stelle für die einzige hielt, die ihm gebühre. Auf Schriftſteller, Kirchenväter und Politiker, verſichert er, ſich berufen zu können, wenn es nöthig wäre, auf etwas anderes, auſſer dem Willen des Königs, die Unentbehrlichkeit eines dirigirenden Miniſters zu gründen. Was iſt ſichtbarer, als daß die oberſten Beſorger der verſchiedenſten Fächer in der Staatsverwaltung ihren Vereinigungspunkt haben müſſen. Nur, daß dieſer nicht der Souverain ſelbſt ſeyn ſolle, darüber bedurfte es glatter **) Worte. Was iſt zu thun? „Man muß es geradezu ſagen, daß, wenn der Kö„nig nicht immer ſelbſt das Aug auf der Karte und „dem Kompaß haben kann oder will, die Vernunft „gebiete, dieſe Mühe einem der Uebrigen ins beſondere zu übertragen. „Auch das Steuerruder führt nur Einer. Dieſer ſoll die übrigen hören, ſie ſogar zum Reden auffordern und ihren Rath prüfen.

*) Ch. VIII. Section VI.

**) „Il faus parler aux Rois avec des paroles de Soye." p. 238.

ſen. Nur die Richtung muß er ſelbſt zu geben wiſſen und die Hand nie vom Steuer laſſen."

Auf dieſes Ziel hin deutet Richelieu's ganzes Bild von einem Premierminiſter. „Die Wahl und das Vertrauen des Königs, gäbe ihm, wo möglich im Einklang mit der öffentlichen Stimme, jene große Gewalt, Gutes zu ſtiften" (S. 245.). „Leicht finde ſich ein Primum Mobile der Staatsmaſchine, aber deſto ſchwerer der Mann, fähig alles zu bewegen, ohne ſich in ſeiner Bewegung irre machen zu laſſen. Geſchenke und Cabalen der Feinde, Furcht oder Ueberraſchung von näheren Intriguanten, ſelbſt der Freunde Zudränglichkeit und Schmeicheln, alles drohe, ſeinen Gang unregelmäſig zu machen. Um ſo feſter müſſe er, wie alle Mitglieder des Staatsraths, das Vertrauen des Königs beſitzen und dieſes Beſitzes verſichert werden (S. 247.). „Ohne Gefahr frey zu ſprechen, werde der König nicht nur an ihnen dulden, ſondern ausdrücklich fordern. Alle Welt müſſe wiſſen, daß Haß und Verläumdung ſich umſonſt gegen ſie in Athem ſetze. Keine Veſtung iſt unüberwindlich, wenn ſie allzu lange belagert wird. Auch nur die Auſſenwerke vernachläſſigen, wäre gefährlich. Dem Regenten ſelbſt aber ſeyen ſeine Miniſter die unmittelbarſte Schuzwehr, die unverlezliche Citadelle." Ihre Dienſte zu belohnen, ſey eben ſo königlich als

nach

nach der Menſchlichkeit nothwendig. Die Angelegenheiten derer dürfen einem Regenten nicht gleichgültig ſeyn, welche ſich für ſeine Angelegenheiten hingeben. Den Wenigſten ſey die Tugend blos durch ſich ſelbſt theuer *). Das beſte Mittel, ihren Blick von ihren Privatangelegenheiten abzuziehen, bleibe dies, daß der Regent ſie ſelbſt zu ſeiner Sache mache. Je wichtiger die Feſtung, deſto künſtlicher verſuche man den Befehlshaber; je ſchöner die Frau, deſto vielſeitiger die Verführung; je einflußreicher der Miniſter, deſto mehr bleibe ſeine Stelle der Gegenſtand der Misgunſt und Verſuchung." (S. 252.). Oft, iſt ſein Wink, ſeyen Männer aus dem geiſtlichen Stande die tauglichſten. Der Prieſter ſoll weder Vater noch Mutter kennen.

Der reinſte werde endlich in den Augen ſeines Regenten ſchwarz erſcheinen, wenn er jedem das Ohr gegen ihn öfne. Nur für den eben ſo ſichtbaren Schaden des entgegengeſetzten Betragens iſt Richelieu's Mittel abermals ſehr unzureichend. Wenn der Regent nach ſeinem Rath, „alles für Verläumdung anſehen muß, was man ihm blos ins Ohr ſagen will" (S. 257.) ſo war ein Richelieu geborgen, welcher ſeinem König ſelbſt, auch was man ihm ins Ohr ſagte, zu entlocken und unverſöhnlich zu verfolgen wußte. Und dismal dachte der Premierminiſter wie-

*) „Il ſe trouve peu de gens, qui aiment la vertu toute nue." p. 249.

wieder unmittelbar an ſich ſelbſt; denn er ſchließt — ſo wehrt war ihm ſein Nachruhm — mit der zweydeutigen Bemerkung, daß der König nie einer Unzufriedenheit gegen ihn offen geweſen ſey, als wenn er ſeinen Rath, „niemand gegen ihn anders als in ſeiner Gegenwart ſprechen zu laſſen", verlaſſen habe. — Sollte gleich auf eine wahre Anklage gegen dieſe Mächtige eine groſſe Belohnung, nach Richelieu's Rath, geſezt werden, ſo wagte ſich doch gewiß niemand, wenn zugleich „nicht blos einer falſchen, ſondern ſogar einer unwichtigen Beſchwerde eine groſſe Strafe" zu fürchten war.

Das Gottesreich — nach Richelieu — iſt damit, wie man ſieht, von oben herab vollendet, ſobald man ſich noch die eiſerne Beharrlichkeit, gleichſam den unbedingten Rathſchluß, welchen er nicht oft genug in dem Muſterbild ſeiner Hierarchie einzuführen weiß, in allen Fällen hinzudenkt. Merkwürdig iſt hier ſein Hinweiſen auf die Unveränderlichkeit des Cabinets der ſpaniſch öſterreichiſchen Herrſcherfamilie *). Schon damals machte „weder Tod noch Wechſel der Miniſter in den Planen dieſes Hauſes eine Aenderung." Nur in Frankreich ſey dieſe Unbeſtändigkeit national, und die einzige Ausgleichung dieſes Uebels liege wieder in der

*) Partie II. Ch. III.

der charakteriſtiſchen Leichtigkeit der Franzoſen, das ſchnell ergriffene Schädliche eben ſo oft als das Nüzliche zu verlaſſen.

Feſtigkeit und Conſequenz erhebt Richelieu mit vollem Grund als den Charakter ſeiner Miniſterſchaft (S. 16.). Und da vor ihm, in jenen Regierungen des Zufalls und der Laune, die Abſichten in der That nicht beſſer geweſen waren, ſo verdiente Richelieu's Kraft, in ſeiner Weiſe ſich nicht nur Bewunderung mit Zittern, ſondern ſelbſt das Eingeſtändniß, daß dieſe Gleichförmigkeit den Nachbarn Achtung, den Innländern Folgſamkeit und Ruhe aufgenöthigt habe. Er verhehlt es nicht, daß die Regenten gute Ordnungen, ſo lange ſie im allgemeinen vorgeſchlagen würden, willig genehmigen und dann doch, ſo bald ſie in Ausübung gebracht werden ſollen, für Hohe und Niedere „aus beſondern Rückſichten" der Ausnahmen unzählige allzu gerne erfinden laſſen. Auch iſt es ſehr wahr, daß in verdienten Beſtrafungen eine „politiſche Ablaßkrämerey" die ſchreyendſte Ungerechtigkeit gegen andere werden müſſe, wenn ſie mit gleicher Begünſtigung der Strenge zu entſchlüpfen hoffen konnten und nun doch mehr, als die übrigen, feſt gehalten werden. Auch hiervon läßt er einen Spanier ſprechen. Die Hinrichtung des Herzogs von Montmorency war unter allen Gewaltthaten Richelieu's die öffentlich

verhaßteſte. Gerade über dieſe habe Cardinal Zapata, ein Mann von Geiſt, da die Nachricht kaum nach Madrid gekommen war, im Vorzimmer des Königs an einigen Franzoſen die Frage gemacht: Was die Haupturſache von dem Tode des Herzogs ſey? Seine Verrätherey, erwiderten dieſe. Sagen Sie die Nachgiebigkeit der vorigen Könige! habe der Spanier geantwortet (S. 27.). Kein Fehler war von Richelieu's Regierungsplan entfernter, als dieſe grauſame Gnade. Was ſein Beyſpiel ohnehin ſagte, wagt er auch wörtlich zu lehren, daß man bey Vergehungen, welche ihrer Natur nach geheimnißvoll ſeyen, bisweilen von der Beſtrafung, wenigſtens durch „die unſchuldigen" Mittel von Gefängniß oder Exil, den Anfang zu machen habe. (S. 29.) — Gegen einen ſolchen Grundſatz kann man nicht laut genug fragen: wo denn die Vergehung ſey, wenn das Geheimnißvolle ſie ganz verſchleyert? Iſt aber dies nicht, ſo ſtellt ſich die Politik hier, durch das Unentwickelte ihrer Grundbegriffe, ſelbſt ſchwärzer dar, als ſie iſt. Wo der Verdacht über geheimnißvolle Vergehungen erweislich wird, da iſt Verhaftung wirklich nicht unter den deſpotiſchen Attentaten, welche den Proceß von der Execution anfangen. Eben ſo gewiß „ſollen erwieſene Staatsvergehungen nicht durch unzeitige Hinſicht auf frühere Verdienſte ausgeglichen werden." (S. 30.)

Bey Belohnungen durch die Art zu geben, ihren Werth zu verdoppeln, empfiehlt R. so warm (S. 32.) daß man gerne die Bemerkung der Geſchichtſchreiber glauben möchte: er ſelbſt habe bey ſeinen Feinden erſt das Aeuſſerſte gethan, um ſie zu gewinnen und nur, wenn er daran verzweifelte, ſie mit ſeiner ganzen Härte unerbittlich ſie niederzuwerfen ſich entſchloſſen.

Die Bemerkung, daß im Staate jeder an den Platz, wozu er taugt, geſtellt werden ſollte, ſo wichtig, und die Lection *) gegen die Augendiener der Regenten, ſo unvermeidlich ſie iſt, geben der Grundlegung ſeines Staatsſyſtems, wie wir ſie im bisherigen überſchauen, keinen beträchtlichen Zuſatz. Man wird ſie für geſchloſſen annehmen können, wenn man die Aufforderung zu Vorſichtsmaasregeln **) hinzufügt, welche ſeit ſeiner Zeit ſo ſehr für Character des franzöſiſchen Kabinets gehalten werden, daß man ſelbſt die Fortſchritte der Republik nicht ſelten von längſt vorbereiteten Planen abgeleitet hat, durch welche das Schickſal der Zukunft wie Schritt für Schritt berechnet und in den Staatsarchiven der Monarchie niedergelegt geweſen

 ſey.

*) II. Partie Ch. VII.

**) Ch. VIII.

***) Ch. IV.

ſey. Das vorläufige Berechnen nebſt der unſcheinbaren Vorbereitung aus der Ferne war Richelieu's Stärke. Er ſchildert ſich dabey treffender, als er ſelbſt wollte, wenn er (S. 20.) den Staatsmann auffordert: daß er, ohne die Augen zu ſchließen, ſchlafen ſolle, wie — der Löwe.

Von dem Gebäude, welches Richelieu auf dieſe Baſen ſtellte, ſind nur einige Parthien vorgezeichnet. Sie betreffen innere und äuſſere Verhältniſſe Frankreichs, da die Grundlagen ſelbſt, wie wir ſie bisher aufgeſammelt haben, in jeden Boden, wo das Verhängniß den Machiavellismus practiſch werden laſſen will, übergetragen werden können.

Im Innern fallen tadelnde Blicke auf die Hofhaltung, die Geiſtlichkeit, den Adel, die Juſtizämter, die Finanzbeamte. Nur die Bemerkungen über die Geiſtlichkeit ſind bis ins kleinere ausgearbeitet. Selbſt dies unvollendete vermehrt die innern Spuren der Aechtheit unſerer Quelle.

Die Macht des Königs gegen das Ausland gründet Richelieu auf Kriegsrüſtungen und Negotiationen.

Die Weiberregierungen hatten den Hof jenen Glanz allmählich verlieren laſſen, welcher den

den Souveränvernünftigen umhüllen muß. „Die Umbildung des Reichs muß von der Umschaffung des Hofs ausgehen.“ (S. 208.) Ludwig selbst, wie Richelieu bedauert, war nicht gestimmt, die innere Harmonie zwischen dem orientalischen Herrscheransehen und der pünktlichsten Hofetikette zu fühlen. „Zu Ihres Vaters Zeiten speisten nur Prinzen nebst den höchsten Kronbeamten an der Tafel, die jetzt für Gensdarmen und Bediente kaum gut genug scheint. Wer in vorigen Zeiten kaum zu Mittelbedienungen steigen konnte, erhebt sich jetzt zu den ersten Aemtern. Man nähert sich Ew. Majestät ganz geradezu.“ Und warhaftig; wer etwa nicht in jedem unvorbereiteten Augenblick Ehre davon haben kann, wenn man ihn spricht, für den ist nichts gerathener, als sich mit dem strahlendsten Prunk zu umgeben, welcher ungewohnte Augen blende oder zurückschröcke. „Die alte Sitte des Reichs umgibt den König mit den Dücs und Pairs und Großen des Staats, wo jetzt, wenn die fremden Gesandten vortreten, sie vor Pagen und Kammerdienern kaum den Fuß setzen können.“ (S. 211.) „Alles von der Küche bis ins Kabinet ist in dieser Unordnung.“ (S. 209.)

Man hört es hier an Richelieu's Tone *), wie wehe es dem Priester gethan hatte, den Gott. welchen

*) Partie II. VII.

chen er repräsentirte, nicht mit einem heiligen Dunkel umschatten zu können und alsdann statt des Sultans, als sein Vizir allein sichtbar zu seyn. Er erinnert den gerne großen Ludwig XIII. daß seine Größe dieses Ceremoniel fordere. Selbst die Treue der Adelichen sey sicherer, als die von andern Erdensöhnen, und wer war ängstlicher für die Sicherheit seiner Person als abermals Richelieu's König! Auch der Vorwurf der Unreinlichkeit wird zu Hülfe genommen. Und immer ist das Resultat: daß der König sich blos von Adelichen bedienen lassen, mit adelichen Garden umgeben, diesen ihre Stellen lieber schenken, und dafür den Bürgerlichen die Entledigung von Abgaben, welche an den Hofbedienungen hieng, entziehen solle. Möge ihnen dies missfallen. Die besten Familien, welche sich um des Königs Willen ruinirten, würden dagegen, „in einem Zeitalter, in welchem alles um Geld feil sey!" sich Verdienste zu erwerben angefeuert werden, (S. 216.) — Verdienste, welche zu den unentgeltlichen Hofchargen den Weg öfnen!

Mit Bedauren sah der Premier-Minister, durch selbsterworbenen Reichthum anderer Geschäftsleute, „welche das Unglück des Zeitalters gehoben habe" die Geschlechter zurückgedrängt, welche nur „an Muth reich" seyen. Er läugnet es nicht, daß dieser Stand der Vaterlandsbeschützer nicht selten

den

die übrigen seinen Muth zu sehr fühlen lasse (S. 141.) „Scheine doch aber diesen, Gott selbst die Arme, mehr um ihr Leben durchzubringen, als um es zu vertheidigen gegeben zu haben."

Die Bitterkeit eines Richelieu gegen den Geldadel ist so auffallend, daß sie ohne Verkettung mit dem Innern seines Systems unbegreiflich seyn würde. Was aber könnte dem, welcher alles zur Abhängigkeit nöthigen will, verhaßter seyn, als jene sicherste Begründung bürgerlicher gerechter Freyheit, — der Privaterwerb. Selbst den Adel beschreibt er als einen „paralytischen Arm", welcher dem Staate blos zur Last sey, wenn er nicht vornehmlich dem Kriegsdienste, dieser Schule des unbedingten Gehorsams, sich widme. Ohne diese Bestimmung würde er selbst ihn seiner Vorrechte zu berauben rathen (S. 142.). Welch ein richtiges Vorgefühl, daß der Souveränvernünftige keinen stärkeren Widerstand, als im Adel selbst, finden würde, sobald dieser, seine höchste Ehre im Dienste zu suchen, verlernte. Auch die große Verbreitung des adelichen Bluts gehört in den Plan dieser Politik. „Sie macht den Adel ärmer, aber „sie bereichert die Krone mit Dienern, welche alles wagen, weil sie zu leben suchen müssen, um „die Reinheit des Herzens, die sie durch ihre Geburt haben, zu erhalten." (S. 143.)

Um den Kriegsadel aufrecht zu erhalten, opfert Richelieu das liebſte auf. Selbſt die Verkäuflichkeit der höchſten Stellen am Hofe und in den Statthalterſchaften ſoll ihm zum Beſten aufhören; ſo unthunlich er ſonſt die Aufhebung des Dienſtverkaufs bey den Aemtern der Bürgerlichen zu ſchildern pflegt. Dem Hofadel ſoll Verminderung des Luxus durch Aufwandsgeſetze zu Hülfe kommen. Der Landadel hingegen, — abermals die der Unabhängigkeit nähere Claſſe! — würdigt der Deſpote, nur noch der Fortpflanzung wegen, eines Seitenblicks, voll unverdienter Kränkung: „Sa miſére ne lui permet pas de faire des depenſes ſuperflues.“ Funfzig Compagnien Gensdarmen und eben ſo viele Chevauxlegers, den Provinzen aufgelaſtet, ſollen dem Nachwuchs von adelicher Geburt Plätze und Brod geben. Und wo dieſe nicht ausreichen und je einige ſich den Studien hingeben wollen, ſo öfne ihnen die Kirche den mütterlichreichen Schoos der Beneficien. (S. 145.)

Im Vorbeygehen *) ſucht R. ein Mittel gegen die Duelle. Sie verminderten ihm die Zahl der Dienſtergebenen, welche ſein Plan nicht zu groß haben konnte. Heinrich der IV. hatte (1609.) dieſe Tollheit Geſetzen unterwerfen wollen. Durch

recht-

*) Partie I. Ch. III. Sect. II.

rechtliche Anklagen und Ehrengerichte ſollten, wie im Mittelalter, Duelle erlaubt werden. „Der Franzoſe achtet ſein Leben viel zu wenig.“ (S. 146.) Lebensſtrafen und Güterverluſt vermochten die eigenmächtigen Duelle doch nicht auszurotten. Ein neueres Geſetz (vom März 1624.) mußte mildere Strafen verhängen, damit nicht jeder einzelne Fall zur Ausnahme würde. R. giebt den Rath, auch die zufälligen Duelle (Rencontres) mit gleicher Strenge zu beſtrafen. Verluſt der Freyheit, der Aemter und der Ehrenvorzüge werde mehr als Bedrohung des Lebens wirken, welches, in jenen Augenblicken ohnehin gering geſchätzt, dem Aufgebrachten nur durch eine gewiſſe Ausſicht auf eine unglückliche, erniedrigende Fortdauer wieder bedeutend werde.

Auch in ſeinem eignen Stande, welchen R. nach dem gewöhnlichen Rang als den erſten nennen mußte, für ein Syſtem der politiſchen Deſpotie aber nur bey weitem weniger gelten laſſen durfte, geht er bis auf die Wiederherſtellung der erſten Grundkräfte zurück. Wenn irgend, ſo entſcheidet hier die Meinung alles. Ein Clerus, den der große Hauſe nicht als Sprecher der Gottheit anſehen kann, iſt mit all ſeinen Reichthümern mehr als verachtet. Das öffentliche Urtheil erklärt ihn jenes Genuſſes unwürdig und iſt dies, ſo bedarf es nur der Gelegenheit, um dieſe Volksſtimme ohne Bedenken zu vollſtrecken. Sollte

der Clerus in Richelieu's Planen irgend zu etwas gut seyn, so mußte denselben Strenge der Sitten und eine öffentliche Meinung entweder von Heiligkeit oder Gelehrsamkeit auf seinen eigenen Standpunkt wieder erheben. Als Halbgötter müssen diese Geweyhten erscheinen, wenn sie nicht weit unter die Weltmenschen herabsinken wollen, deren Kreise sie einmal nicht anzugehören erklärt haben.

Ein Bischoff, wie ihn R. *) wünscht, soll gelehrt, fromm, und von guter Geburt seyn. (S. 62.) Aber die Gelehrten haben ihm nicht Feinheit und Weltkenntniß genug, die Vornehmen zu selten jenen exemplarischen Wandel. Keine allgemeine Regel über ihre Wahl dünkt ihn die beste. Dort mag ein Gelehrter stehen, wenn R. gleich in allen Nichtadelichgebohrnen eine gewisse Niederträchtigkeit und Unbeholfenheit vorauszusetzen geneigt ist. An einer andern Stelle scheint ihm ein Mann von Geburt im geistlichen Ornate der passendste Figurant. — Nur in ihrem Sprengel zu bleiben, ihre Heerden zu besorgen, die geistliche Seminarien in Aufsicht zu haben, dies macht er ihnen zur unerlaßlichen Pflicht. (S. 65.). Er spricht gerade so eifrig hierüber, wie wenn er gefühlt hätte, was für Uebel dem Staate von Frankreich und seinen Nachbarn erspart gewesen seyn würden,

*) Partie I. Ch. II. Section I.

würden, wenn die kanoniſche Reſidenz den ehemaligen Büſchoff von Lücon an ſeine Diöceſe feſtgebunden hätte.

Im einem Detail über die beſondern Verhältnüſſe des franzöſiſchen Klerus *) brüſtet ſich die Eitelkeit des Cardinals, welcher ſo gerne den Allwiſſer ſpielte, mit Reminiſcenzen aus ſeinen kanoniſchen Studien. Die Wahl zu geiſtlichen Stellen durch weltliche Patronen, die Erben der ehemaligen frommen Stifter, iſt dem Hierarchen ein Greuel. Doch erkennt er das theuer erkaufte Recht. Und ſollte nicht die gar zu parallele Frage: um wie viel gegründeter alsdann die Rechte der Krone zu geiſtlichen Wahlen ſeyn möchten? eine noch tiefere Urſache zum milderen Rath geweſen

*) Die Sections des Appels comme d' Abus (Appellationen der Geiſtlichen an den König gegen Eingriffe in die Freyheiten der Gallikaniſchen Kirche) des cas privilegiés, de la Régale prétendue par la ſainte Chapelle ſur les Evechés de France, de la Reformation des trois ſentences conformes, requiſes pour la punition des Clercs und des Exemtions du droit d'Indult — ſind, ohne Noth, ſo citatenſchwer, daß Ludwig XIII. gewiß vor ihnen zurückbebte. Sie ſtehen, wider den Plan des Ganzen, dem Anfang ſo nahe, daß ſchwerlich etwas anderes als die Eitelkeit des Cardinals ihnen dieſen Plaz und dieſe unverhältnißmäßige Vollſtändigkeit gegeben haben kann.

ſen ſeyn? R. will den Patronen die Wahl laſſen, nur aber unter Candidaten, welche zuvor von Clerikern geprüft wären. — Warum er aber nicht auch dieſen treflichen Mittelweg auf die Wahlen des Hofs anwendet? Sogar alsdann, wenn nach den ächten Begriffen von kirchengeſellſchaftlichen Rechten die Gemeinden ſelbſt die nächſte Wahl des Mannes, welchem ſie ihr Vertrauen zu öffnen geneigt wären, frey auszuüben haben ſollten, würde der Vorſchlag, daß ſie nur unter ſolchen, die von Erfahrnen geprüft und überhaupt tüchtig gefunden worden, wählen dürften, der verſtändigſte ſeyn.

Dem Mönchsgeiſte war Richelieu's Charakter zuwider. Enge Geſellſchaften des unverweigerlichen Gehorſams, welche von fremden Oberhäuptern abhängen, können auch blos in vorübergehenden Zufällen Organe der weltlichen Allgewalt ſeyn. R. rechnet auf ſie nicht. Er will (S. 120). die vorhandenen Mönchsanſtalten auf ihre alten Ordensgeſetze zurückgeführt ſehen, die Errichtung von neueren durch Klugheit hemmen. Auch in dieſem Fach ſind ihm die weiblichen Anſtalten das unerträglichſte. Man wundert ſich, daß er endlich ohne Unterſchied die Mönche auffordert, in gelehrten Kämpfen gegen die Ketzer ſich um das leider! verpeſtete Vaterland verdient zu machen. Wußte er ihnen gar nichts beſſeres und dauernderes zuzutrauen? Auf die

alte

alte Ordensregeln, wenn dies je möglich wäre, zurückgeführt, würde ihr wahres Verdienſt ſeyn, durch geſellſchaftliches Zuſammenwürken, Anbau und Induſtrie unter dem Volke zu befördern, dem ſie nach jenen erſten Vorſchriften ſo nahe ſtünden.

Die päbſtliche Tiare, der Krone gegenüber geſtellt, kann in Richelieu's Syſtem keine Vortheile erwarten. Er ruft alle Gelehrte, Theologen, Fakultäten und Orden gegen ſie zu Zeugen auf. Doch iſt er Kardinal genug, um hier nicht in das Einzelne einzugehen. Auch ſoll man „den Hofleuten nicht glauben, welche die zirkelrunde Geſtalt der Königskrone zum Sinnbilde der unendlichen Macht zu erheben allzugroße Neigung haben. (S. 123.) Die Mönchsorden erhalten zugleich das zweydeutige Compliment, daß ſie nirgends für Erhebung der Rechte des Vaterlands gegen die Rechte der Kirche partheyiſch ſeyen. Konnte ſich denn R. ſagen daß der Mönch ein Vaterland habe? —

Unwiſſenheit! als welch eine erwünſchte Pflegerin ſeiner Plane muß R. dich gekannt haben. Der Mecän, welcher ſo gerne für den Mann von allen Fächern gegolten hätte, ſchämt ſich doch nicht, die Unwiſſenheit nur als bisweilen ſchädlich für den Staat vorzuſtellen (S. 124). Nothwendig muß er wohl die gelehrten Kenntniſſe nennen.

nennen. Aber die Geiſtlichkeit ſoll ſie im Depot haben und „nicht jedermann ſoll ſie erlernen dürfen.“ Wenn nirgends, ſo würde hier die Planmäßigkeit ſichtbar, das Reich der Souveränverſtändigen tief zu begründen. Welch ein Ungeheuer, ruft R. aus, welches überall nichts als Augen hätte. So ein Staat, deſſen Unterthanen alle, Gelehrte wären!! — Und ſolche Uebertreibungen konnte er für täuſchend genug halten, um nun das entgegengeſetzte Aeuſſerſte anzurathen? Gelehrſamkeit, will er uns bereden, wenn ſie jedermann zugänglich wäre (indifféremment enſeignée à tout le monde) würde den Handelsſtand, die Quelle des Staatsreichthums, den Ackerbau, die Pflegemutter der Nationen, und den Soldatenſtand erſticken. Von den letztern mag R. die Behauptung verantworten, daß „er beſſer in der unwiſſenden Rohheit als unter den Verfeinerungen der Wiſſenſchaften gedeyhe“ *). Er ſchaudert zurück bey dem Gedanken, daß „wenn die Wiſſenſchaften den Profanen zu theil würden, man überall Leute finden würde, welche zu zweifeln und Zweifel auszulöſen fähig wären.“ Und dies nennt Er Frankreich mit Schikanen anfüllen! In dieſem Sinn war nach dieſer Probe Richelieu ſelbſt der gröſte

*). Il deſerteroit en peu de tems la pepiniére des ſoldats, qui s'élévent plûtôt dans la Rudeſſe de l'ignorance, que dans la Politeſſe des Sciences“ p. 125.

gröſste Gelehrte ſeiner Zeit. Ihm, wenn er ſich die Menge von Lehrern und Lernenden (man denke ſich die erſten Decennien des XVI. Jahrhunderts!) vorſtellt, ſcheint Frankreich in ein Krankenhaus verwandelt, in welchem Tauſende, von der Natur beſtimmt klares Quellwaſſer zu trinken, von einem Fieberhaften Durſt nach unreinen Getränken befallen wären, welche oft, — denn die böſen Huguenotten waren nicht ſelten gelehrter als der bepfründete Biſchoff! — ſogar aus vergifteten Fäſſern ſtrömten; von einem Durſt, der, jemehr getrunken würde, nur deſto weniger zu ſtillen ſey."

Man ſieht es; R. iſt im ganzen Werke nirgends ſophiſtiſcher beredt, als wo es ihm nöthig ſcheint, das einzige Mittel zu Verminderung der hohen Vormundſchaften, das Reifen zur Mündigkeit, als die verdächtigſte Misbildung wegzuſchwazen. Nur, da ihm die Ausführung etwas ſchwürig dünken mochte; (die Volksſchulen eines ganzen Reichs zu ſchlieſsen, war dem Ende des XVIII. Jahrhunderts vorbehalten!) verbeſſert er in Einem Punkte ſeinen Vorſchlag. Das Depot der „unreinen Getränke" dem geiſtlichen Stande allein zu laſſen, mochte dem allgewaltigen Trankſteueramte etwas bedenklich ſcheinen. Theile und herrſche iſt die Regel. „Die Vernunft — denn in ſolchen Fällen vergiſst R. nie, ſich im Alleinbeſitz der Vernunft zu

zeigen!

zeigen! — die Vernunft erlaubt nicht, den alten Besitzer ganz zu vertreiben, aber das öffentliche Wohl gebietet auch, eine durch Gottesfurcht und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Gesellschaft von einer Beschäftigung nicht zu entfernen, bey welcher sie so gemeinnützig werden kann." Die Universitäten, heißt dies am Ende, sollen sich in den Unterricht mit den Jesuiten theilen. Der beste Ausweg, um keinen Theil unentbehrlich werden zu lassen. Der geschmeidigste, versteht sich von selbst, wird bey der souveränen Vernunft der beliebteste und beschützteste seyn. R. verhehlt es nicht, daß er den einen Theil zum Gegengewicht gegen den andern bestimme. (S. 132.) Aber schnell verkleidet er diesen Selbstverrath in ein Frohlocken, welch vortreffliche Früchte die Nacheiferung zwischen den Universitäten, und den geistlichen Vätern hervorbringen werde. „Wenn nur diese Freude nicht in allzu auffallendem Widerspruch mit dem Bedauern stünde, so viele gute Kinder Frankreichs am unauslöschlichen Durst nach Kenntnissen krank sehen zu müssen.

Nichts behandelt Richelieu's Politik stiefmütterlicher als die bürgerlichen Aemter; und nichts ist folgerichtiger. Wie viel leichter würde der Triumph seines Systems seyn, wenn man dieser Mittelmacht ganz entrathen könnte, von welcher die Herrschergewalt immer eine allzu theilnehmende An-

Annäherung zu befürchten hat. Giebt es ein entscheidenderes Mittel dagegen, als die Verkäuflichkeit und Erblichkeit dieser Aemter. Der Vernunft zwar und allen rechtlichen Verfassungen, giebt diesmal R. zu, ist diese Einrichtung zuwider, ein Amt wie ein Landgut in Geld umzusetzen. Aber „welche Misbräuche würden unvermeidlich seyn, wenn die Austheilung blos von dem Willen des Königs abhienge."

Wollte oder konnte R. das Bessere, welches zwischen diesen beyden Uebeln in der Mitte liegt, bey weltlichen Aemtern nicht eben so gut, wie oben bey den geistlichen, entdecken? Nichts als Leute von niedriger Geburt (de basse extraction) sieht er herzuströmen, sobald das Amt nicht vom Sohn auf den Enkel, vom reichen auf den reichen übergienge. Und „Menschen von niedriger Geburt bringen selten die zu einer Obrigkeit nöthige Eigenschaften in sich hervor. Die Fähigkeiten einer Person von Stande haben; etwas gewisses Edles, was in der geringen Herkunft nicht entsteht. Bäume aus guter Erde tragen immer bessere Früchte!" Am Ende aber von all dieser Rhetorik entdeckt es sich, daß Männer, welche sich selbst emporarbeiten mußten, nicht eben so gut zu behandlen seyen, daß sie eine gewisse Ernsthaftigkeit zu haben pflegen, deren Stacheln — der feine Hofmann zu Zeiten unangenehm gefunden

haben muß *). In einem ſolchen Fall mag es dann „billig" bey dem bleiben, was die Sache an ſich betrachtet, „der Vernunft und allen rechtlichen Anordnungen entgegen" iſt. Mag es ſeyn, daß, „wer die Gerechtigkeit im Großen gekauft hat, nun gerne damit „den Kleinkrämer machen werde." Er wird dies Gewerb doch nicht allzu auffallend treiben, er wird ſeine Maasregeln nehmen müſſen, nicht den „ganzen Kaufſchilling in Gefahr zu ſetzen." (S. 157.) Und „will er ein ehrlicher Mann ſeyn, ſo wird ihm dies leichter werden, wenn er reich iſt." (S. 161.) — — Preiswürdige Geſchicklichkeit, an der ſchlimmſten Sache, wenn man ſie zu verewigen Luſt hat, möglich gute Seiten zu finden. — Der letzte Vorſchlag iſt, die Preiſe „räſonnabel zu machen;" (S. 167).) und ſelbſt dieſer hat ſeine Zweckmäßigkeit. Um ſo leichter werde es dem König, wenn er einen andern an die Stelle zu ſetzen für

*) „Une baſſe naiſſance produit rarement les parties néceſſaires au Magiſtrat et il eſt certain, que la vertu d'une perſonne de bon lieu a quelque choſe de plus noble, que celle, qui ſe trouve en un Homme de petite extraction. Les Eſprits de telles gens ſont d'ordinaire difficiles à manier et beaucoup ont une auſtérité ſi epineuſe, qu'elle n'eſt pas ſeulement facheuſe, mais préjudiciable." p. 160.

für nützlich finde, den Beſitz zurückzukaufen. — — Ob auf dieſe Aemter überhaupt Anwartſchaften zu geben ſeyen, ob beſonders die Statthalterſchaften dreyjährig bleiben ſollten, ſind Nebenfragen. „Wem man mehr nicht geben kann, dem muß man wenigſtens das Hoffen frey laſſen" (S. 189) iſt auf das erſte Problem die Hauptantwort. Daß in den mächtigeren Statthalterſchaften die Staatsvernunft niemand allzufeſt werden laſſe (S. 187.) verſteht ſich von ſelbſt. Dem Grunde des allgemeinen Wohls, daß den beſtgeſinnten erſt die Erfahrung vieler Jahre ſolche Stellen ausfüllen lehre, wird daher nur bey den unbedeutenderen ſeine Gültigkeit gelaſſen.

Gerechtigkeit unter der Menge gegen einander zu erhalten, findet auch die Staatsvernunft — nicht undienlich. „Der König müſſe nicht gut dazu ſehen, wenn der Käufer eines Juſtizamts gar kein Verdienſt habe *). Auch bey mangelhaften Geſetzen werde die Sache

*) Giebt es in der ernſthafteſten Sache von der Welt etwas naivers, als der gute Rath an Se Majeſtät: qu'elle ne voit pas de bon oeil, ceux, qui n'ayant eû autre moyen, que celui de leur argent pour parvenir à la magiſtrature ſe trouveront deſtitués de tout merite. p. 168.

dannoch nicht allzu schlimm gehen, wenn nur die Menschen gut seyen." In welche weise Sprüche sich der Staatsminister hier vertiefte! In diesen Dingen nämlich mochte es gehen, wie es gehen konnte. Die Höheren in seinem Gottesreich wußten sie ja zu helfen, und la balle extraction ——! Nur die Aufgeblasenheit „junger Papageyen" welche, des Weltlaufs noch unkundig, mit dem Herkömmlichen nicht auszukommen verstünden und sich von einigen Doctoren etwas von höherer Weisheit in den Kopf setzen ließen, bringt, mitten in diesem sorglos hingeschriebenen Kapitel, der Vernunft des Staatsministers einige Wärme ab. Uebrigens „werden Se Majestät alles mögliche gethan haben, wenn Sie von Zeit zu Zeit reisende Justizdeputationen, bey denen allerdings alles wieder auf die Auswahl der Personen ankomme, im Lande umhersende. Nicht etwa blos um der lieben Gerechtigkeit wegen. Man mußte ja wohl den Parlamentern, welche sich bisweilen ganz bedenkliche Dinge gegen die souveräne Vernunft bevgehen ließen, den Daumen auf dem Auge halten! (S. 171.) Der ganze Staatseifer des Premierministers ist in Bewegung, indem er sich hier an Fälle erinnert, wo jene mächtige Korporationen sich allzu sehr in die Zügel gelegt hatten. „Der Ruin des ganzen königlichen Ansehens ist unvermeidlich, wenn man den Meinungen von diesen Leuten folgen wollte, welche in

der

der Praxis der Regierungskunst eben so sehr Ignoranten sind, als sie in der Theorie derselben sich für Tiefdenker halten. Man muß Collegien manchen Fehler der Vielheit nachsehen, nur diesen nicht. Die Menschen, gleich von Natur, finden nichts unerträglicher als die Ungleichheit, welche das Glück unter ihnen festsetzt. Wenn sie sich an Macht geringer sehen, wollen sie zeigen, daß sie an Verdiensten einen Vorzug haben." (S. 175.) — Und wohl dem Menschengeschlecht, je wahrer dieser tiefe Blick ist, welchen R. mit Unwillen in das menschliche Herz warf!

Unter allen Stellen, durch welche Bürgerliche an der Staatsverwaltung Antheil nehmen konnten, haben die aus dem Finanzfach, Richelieu's ganze Bitterkeit gegen sich. Man kann sehr gute Gründe haben, mit seinem Resultat übereinzustimmen, wenn eine Regierung verkehrt genug ist, daß selbst der Premierminister Blutigel und Finanzbeamte wie Synonyme zu gebrauchen keinen Anstand nimmt und die Vermeidlichkeit dieser Plusmacherey auch nur zu denken ganz entwohnt ist. Mit ihm müßte man sie alsdann als Schwämme betrachten, die man nicht einmal auspressen darf, damit sie nicht aufs neue verschlucken, was sie irgend erreichen können. (S. 178). Aber Richelieu's Widerwille geht abermals von seinem System aus. „Das

Gold und Silber, welches sie verschlingen, bläht sie auf, bis zur Vermischung mit den besten Häusern des Königreichs. Bastardartig entfernen sich diese (s'abâtardissent) von der angestammten Würde der Voráltern, deren Familienzüge von den Gesichtern verschwinden." (S. 177.) Das beste ist auf alle Fälle der Rath, ihre Anzahl möglichst zu vermindern.

So viel von innern Verhältnissen. Mit neuem Schwung im Vollgefühl der Macht, als deren Schöpfer er sich mit Grund denken konnte, setzt Richelieu an die Spitze seiner Maximen über die auswärtigen Angelegenheiten den Grundsatz: Der Regent muß als mächtig gelten! Diesem „Baum der Macht giebt er fünf Wurzeln. Ansehen, Kriegsmacht zu Wasser und Land, eine volle Schatzkammer und — endlich das Herz seiner Unterthanen."

Das letztere hat selbst in dem Gemälde dieser Staatsbedürfnisse eine bedenklich kleine Stelle erhalten. In der Kunst, Herzen zu gewinnen, hat der erfinderische Richelieu eine „solche natürliche Trockenheit" daß er sich in den wenigen Worten: „Wenn in den Finanzen Ersparnisse gemacht werden, so wird sich das Volk erleichtert fühlen, und

daß

*) Partie II. Ch. IX. Sect. VIII.

der König durch Beſitz der Herzen ſeiner Unterthanen mächtig ſeyn, weil ſie ihn wegen ſeiner Sorgfalt für ihr Vermögen aus Eigennutz lieben werden" (S. 177) völlig erſchöpft fühlt. Armer Eroberer der Herzen! Begründer der Liebe durch bloſſe Verminderung des Verluſts! In der That iſt es ihm auch bey dieſen Anſprüchen auf die Herzen gar nicht wohl zu Muth. Es iſt ihm eine Sache aus der alten Welt, daß die Könige auf ihrer Unterthanen Herzen „Staat gemacht" hätten und lieber „Könige der Franzoſen" als „Könige von Frankreich" geweſen ſeyen (S. 128). Sanft wohl ſey die Nation leidenſchaftlich für ihre Regenten geweſen. Unter den Königen vom erſten, zweyten und dritten Stamm bis auf Philipp den Schönen haben die Herzen die Schatzkammer des Reichs ausgemacht. Aber von dieſer alten Schatzkammer konnte R. kaum ohne ſichtbares Naſenrümpfen ſchreiben. „Vergangene Zeiten! Die Dinge ändern ſich." Aus der Schatzkammer des guten Willens ſeiner franzöſiſchen Mitbürger möchte der unbürgerliche Mann allerdings nur ſehr kleine Subſidien zu ziehen gehabt haben. Abläugnen aber konnte er es ſich doch nicht, daß, wer eines von beyden, Geld oder guten Willen nicht beſitze, mitten im Ueberfluß in Verlegenheit ſey. *)

*) Das ganze Werk ſchließt mit dieſen Worten: Neceſſitatem dans l'abondance. Ein Kenner des Worts dafür

Deſto beredter iſt er über die Macht durch Waffen, Geld und Negotiation. Das Mächtigſeyn durch Achtung nämlich bleibt ihm auf Befolgung all ſeiner bisherigen Regierungsmaximen gegründet. Er ſügt „Wahrhaftigkeit und Treue in Zuſagen und Verträgen als abſolut nothwendig" hinzu. Die Ausnahmen zu berühren, welche ſeine Staatsvernunft bey dieſer Regel ſich vorbehalte, wäre abſolut unſchicklich geweſen.

Ueber die Kriegsmacht Frankreichs giebt Richelieu nicht wenige Anſichten, welche noch bis auf die neueſten Weltbegebenheiten herab reichen.

Eine feſte Stärke der Gränzen, feſt durch Bewaffnung ſowohl als durch reiche Magazine, macht Frankreich von der Landſeite unüberwindlich. Den ehmaligen Plünderungskrieg, in welchen Horden zu Pferd in wenigen Tagen ganze Provinzen für Jahrzehnde ruinirten, konnte nur eine ſolche Befeſtigungskette in Vergeſſenheit bringen. Uebrigens iſt es gut geſagt, daß „das Herz der Belagerten ſo hart, als ihre Wälle ſeyn müſſe."

Die

für ſeyn. Es enthält für Regenten, welche nicht regieren ſondern herrſchen wollen, die Meiſterkunſt, neceſſiteux dans l'abondance zu werden.

Die Landmacht theilt R. in ſtehende und blos aufgezeichnete Truppenmaſſe. Von jenen fand er noch 4000 zu Pferd, 40,000 zu Fuß, von dieſen, 10,000 zu Pferd 50,000 zu Fuß hinreichend. (S. 72.) Die zu Pferd ſollten, ſo viel möglich, Adeliche ſeyn, damit dieſe Wächter des Throns hier Vorübung ſowohl als Unterhalt fänden.

Keine Nation in der Welt ſey übrigens weniger zum Kriege gemacht, als die Franzöſiſche. In dieſer Behauptung ſetzt R. ſich ſelbſt Cäſars Ausſpruch entgegen, welcher die Stärke der Gallier in die Kriegskunſt und die Kunſt zu reden geſetzt hat. R. erinnert an Leichtſinn und Ungeduld als Charakterzüge ſeiner Nation. Ein liſtiger Feind habe nichts nöthig als Zögerungen entgegen zu ſetzen. Denn dieſe zu überwinden, mangle es ihnen auch eben ſo ſehr an Zufriedenheit mit dem Gegenwärtigen, als an Vaterlandsliebe *) „Sie rennen hundert Meilen herbey, um eine Schlacht mitzumachen; keine werde irgendwo auf dem feſten Lan-

*) Ils ne sont pas seulement légers, impatiens et peu accoutumés à la fatigue, mais outre cela on les accuse de n'être jamais contens du présent et d'être peu affectionnés à leur patrie, et cette accusation a tant de fondement etc. p. 75.

be geliefert, ohne Zulauf von Franzoſen; aber acht Tage lang ſie abzuwarten, ſey ihnen unertraglich. Jede Gefahr ſey ihnen gering; nur Mühe müſſe es ihnen nicht machen, ſich hineinzuſtürzen. Ihren Sieg zu benutzen, oder gegen Misgeſchick auszuharren, ſey gleich ſehr eine Unmöglichkeit. Tapferkeit, Muth und Menſchlichkeit hingegen erhebt R. als ihre gute Eigenſchaften. Er mahlt ſie als leicht verſöhnlich, ohne Rachgier, ohne Grauſamkeit (S. 7.)

Gemildert hat wenigſtens R. nichts in den Zügen, welche die Untauglichkeit ſeiner Nation zum Kriegführen beweiſen ſollten. Deſto ehrenvoller für ihn, auch durch ſolche Truppen im Kriege ſich furchtbar gemacht zu haben. Jene Fehler der Flüchtigkeit findet Er durch Frankreichs Ueberfluß an Menſchen zu erſetzen. Das übrige, ſelbſt die Kriegszucht, hange blos von der Beharrlichkeit des Befehlshabers ab. Alles könne dieſer aus ihnen machen, wenn er erſt über die Nothwendigkeit der Anſtalt ihren Verſtand zu gewinnen wiſſe und alsdann über dem gefoderten mit unbeugſamer Strenge feſthalte. Unter den Spaniſchen Heeren werde der Franzoſe ein Spanier, unter den Croatiſchen Horden ein Croate. (S. 79.) Marillacs und Montmorency's Beſtrafung habe alle Große des Reichs zur Ordnung geführt, ein Exempel, an zehn Offizieren und funfzig Gemeinen gegeben, werde ein ganz

ganzes Heer disciplinieren. Den König selbst an der Spitze zu sehen, entscheide das äusserste.

Nur an dem Kriegsadel vermißte R. bereits manches, was er als unersetzlich und gewiß von ganzem Herzen beklagt. Durch Ruhe des Dienstes entwöhnt, seyen sie nach Staatsbedienungen gierig geworden, welche das Unglück des Zeitalters vervielfältigt habe. Im Heere selbst ziehen sie sich vom täglichen Dienste zurück und zerstieben unter tausendfachem Vorwand, wenn sie nicht sogleich in Gefechte geführt werden könnten. (S. 84. 86.) Die Reuterey, vornehmlich auf die Menge des Adels berechnet, zähle ihren Verfall nach den Graden seiner Nachlässigkeit. (S. 100.)

Nach all diesem sey es unmöglich, größere Kriege blos durch Franzosen zu führen. Zu Erhaltung der Stätigkeit und Wachsamkeit bleiben die fremden Truppen unentbehrliches Bedürfniß (S. 87.). Nur diese Mischung verbessere die Mängel beyder Theile. Denn „habe gleich der Kayser das Glück, die wahre Pflanzschule des Kriegsvolks zu beherrschen, so sey doch das Ueberlaufen dieser Leute von einer Parthie zur andern nebst ihrer Völlerey und Rohheit" (S. 78.) eine große Hemmung wohl berechneter Unternehmungen.

Von einzelnen Rathschlägen in diesem Fach nur wenige Proben! Dem Feldherrn verzeyht R. Mangel an Geist eher als Mangel an Muth. Muth aus Besonnenheit gibt Anführer, der blos natürliche Muth Soldaten. Oft trägt der Kopf das Lob des Erfolgs davon, welches die Herzhaftigkeit, in ihrer glücklichen Blindheit über die Gefahr, dem Glück abtrotzte. Für die Zufriedenheit der Offiziere muß das möglichste geschehen. Unzufriedene verwildern mit ihren Truppen. Hat der Soldat Brod und die Aufmunterung seines Anführers, so sey alles mit ihm durchzusetzen (S. 103.). Schnell aufgebotene, von den Offizieren unterhaltene Truppen kosten doppelt und leisten die Hälfte soviel, als ein von der Staatsgewalt allein abhängiges Heer. Nur verlange der Franzose auch in diesem Zustand eine gewisse Freyheit. Man muß ihn auf bestimmte Jahre kapituliren lassen. Sobald er sich gezwungen dünkt, wird er, wenn er tausend Leben zu verlieren hätte, die Fahnen verlassen! (S. 95.) Aus gleichem Grund müsse die Doppelzahl ausgehoben werden, weil die Hälfte sich verläuft, ehe sie der Feldzug in volles Feuer setzen kann (S. 102.). Die Sorge für die Vorräthe vertraue man Personen von Stande an, deren Treue zu berechnen ist, weil ihr Leben Werth für sie hat. Ein einziger Munitionswagen, am Tage der Schlacht in einem engen Passe zerbrochen,

tſcheidet vielleicht, wenn der Zug um eine halbe
Stunde zu ſpät eintrift, das Glück eines Feldzugs.

Selbſt dieſes Ausmalen einzelner Bedürfniſſe,
enn ſie gleich von dem großen Staatsplan Ri-
elieu's wie entfernte Mittel vom Ziel abſtehen,
ichnet ſeinen Geiſt. Auch die Heere Frankreichs
ute ſeine Umſchauungskraft und Beharrlichkeit an
rdnung und Gehorſam feſtgebunden.

Mit noch mehr Selbſtzufriedenheit blickte
r infulirte Großadmiral von Frankreich auf die
riegsmacht zur See. Englands Inſelreich,
ſein Grundgedanke (S. 109.) kann ſich alles
gen uns erlauben, wenn Frankreich ohne See-
acht iſt; und ein großer Staat muß keine Mög-
hkeit laſſen, ungeſtraft geneckt zu werden. Sülly,
n er als Großbotſchafter Heinrichs des IV. mit
r franzöſiſchen Flagge am Hauptmaſt nach Eng-
nd überfuhr, ſollte vor einer engliſchen Schaluppe
e Flagge niederlaſſen. Auf ſeine Weigerung
rchbohrte der Engländer mit drey Kanonen —
mehr die Herzen der Franzoſen als das Fahrzeug
s Geſandten.“ Heinrich der Große mußte die
Beleidigung überſehen, aber ſie allein fordert Frank-
ich zu den Koſten einer verhältnißmäßigen See-
acht auf (S. 111.). Auch Spanien muß nach-
ebiger werden, wenn Frankreichs Flotten ſeine In-
ſche Goldquellen zu verſtopfen drohen können (S.
13.). An dieſer Macht ſich zur See zu rächen,

harte

hatte R. 1638 das erstemal das Vergnügen gehabt. Die Wiedereinnahme der Inseln St. Margarethe und St. Honorat und das Galeerentreffen bey Genua nennt er mit jubelndem Stolz. Vierzig runde Schiffe an den nördlichen und westlichen Küsten waren damals hinreichend (S. 116.) um auf dem Ocean, und dreissig Galeeren mit 10 Gallionen, um im Mittelmeer den Nebenbuhlern Frankreichs das Gleichgewicht zu halten, wenn gleich Spanien und Neapel zusammen würkte. Italien betrachtet Richelieu als „das Herz der Welt" (S. 122.) und doch mußte Heinrich der Große, da selbst seiner Gemahlin Vater der Erzherzog Ferdinand von Florenz sich dort mit Spanien einverstanden hatte, die Antwort annehmen: Hätte der König 40 Galeeren zu Marseille, so hätte ich nie gethan, was ich that. Den Aufwand der ganzen Seemacht, durch welche allein Frankreich auch seinem alten Alliirten zu Stambul die Hand zu reichen und die Küsten der Barbarey im Respekt zu halten vermochte, fand R. noch nicht höher als dritthalb Millionen Livres.

Dafür sah er im Geiste Frankreichs Häfen von den geschützten Handelsschiffen zweyer Meere anschwellen, um welche er jetzt das landarme Holland, das sich selbst „nur Bier und Käs zu geben hätte" so sehr als England, beneiden mußte, dessen Kunstfleiß Er mit Bewunderung

nennt.

nennt. Selbſt das felſichte Genua übertraf hierinn das ſo wohlgelegene, an allen Schiffsbedürfniſſen reiche Frankreich, welches nicht einmal über die Fiſcherey ſeiner Küſten Herr war.

Mit Aengſtlichkeit zählt R. die inländiſchen Fabrikate auf, berechnet die Küſten, wohin man handeln könnte, beklagt auch hier die Ungeduld ſeiner Nation, welche ihr lange Seereiſen unerträglich mache (S. 130.) und wirft um ſo ſchärfer ſein Aug auf den näheren Levantiſchen Handel, welcher lange als überflüſſig und gelderſchöpfend im Verdacht geweſen ſey, in der That aber nicht gegen Geld, ſondern für Schiffsholz, Hanf und Leinwand die Bedürfniſſe von Seide, Coton, Wachs, Maroken und Arzneywaaren, oft mit einem Gewinn von Cent pro Cent, herbeyſchaffen könne, wenn nur ein Streifzug von zehn Galeeren das Mittelmeer von Corſaren rein halte, der König den allzu bequemen und eilfertigen Handelsleuten die Schiffe ſchon auf der Loire und Garonne ausgerüſtet verkaufen laſſen und — durch Erhöhung des Rangs die Eitelkeit der Frauen für den Handelſtand gewinnen wolle. Alles, auch ſein Weiberhaß, weicht in Richelieu dem Ganzen ſeiner titaniſchen Plane!

Wer ſollte aber auch das Zuſtrömen fremden Reichthums beſſer zu ſchätzen gewußt haben, als der, welcher im Solde den „Archimedeiſchen Punkt

ge-

gefunden hatte, durch den die Welt aus den Angeln gehoben werden könne." *) Um fremden Reichthum war es um so mehr zu thun, da Richelieu's System in keinem Punkt der wahren Staatskunst näher steht, als in der festen Regel, von den Unterthanen der Abgaben nicht zu viel ohne Noth zu fordern (S. 141.).

Auch hierinn steht Er mit sich selbst nicht im Widerstreit. Prunk und Verschwendung, die allgewaltigen Erpresser des letzten Sparpfennings der Wittwe, waren seinem Charakter so fremde als seinem Staatsplan (S. 142.). Mächtig, groß, im Staube verehrt zu seyn, war das Ziel von beyden und diese Größe selbst — so bedarf auch das Laster der Billigkeit! — ist weder zu erreichen noch zu erhalten, wenn nicht der Uebermüthige seinen Feind auf die Kräfte der Menge hinweisen kann, deren letzte Anspannung dem Bezweifler seiner Allmacht entgegen zu setzen, ihn nur einen Wink koste. Und wo wäre diese Schonung leichter gewesen als in dem Lande, welchem die eigene Art des Einsammlens und Ausgebens der Einkünfte um die Hälfte so viel kostete als die Forderungen der Schatzkammer. Die ganze Summe der Auflagen betrug 80 Millionen L. (S. 162.). Mehr als die Hälfte davon (45 M.) ging

*) Partie II. Ch. IX. Sect. VII.

ieng für Renten ab, mit denen alle Zweige der Ein-
ünfte durch ältere und neuere Vorauseinnahmen und
Vorausanweisungen sowohl als durch die laufende
Besoldungen der vervielfältigten Aemter überlastet
waren. — Für jährliche funfzig Millionen freyer
Einkünfte nennt dagegen P. Quellen (S. 152.),
ie mit größerer Erleichterung des Volks eröfnet
erden könnten, als die des jetzigen freyen Ertrags,
elcher sich nur auf fünf und dreissig Millionen belief.
n beyden Fällen ist die Salzabgabe allein mit 20
Millionen darunter, wenn gleich mehrere Provinzen
von eximiert waren; und Richelieu fühlte schon
hr, wie populär es seyn würde, jedermann sein
Salz wie sein Korn, blos nach Bedürfniß, kaufen
lassen.

Die Ausgaben hätten nach seinem Anschlag
t gewissen Einschränkungen auf 25 Millionen zu-
ckgebracht und also selbst bey der herkommlichen
nnahme zur Entlassung der Taille von ihren alten
ürden eine Ersparniß von 10 Millionen gemacht
rden können. Aber mitten in dem Vorschlägen,
r ausserordentlichen Renten los zu werden, ver-
eifelt R. an der Möglichkeit, bey seiner Nation
Jahre lang über einem Plane festzuhalten. Für
nd- und Seemacht, die Garanten der öffentlichen
icherheit, war in dem gemässigterten Calcül bey-

nahe die Hälfte (12 Millionen), für die Ausgaben des Hofs die Hälfte des Ueberreſts gerechnet *).

Mit der Freude einer für wahre Größe empfänglichen Seele verſichert R. am Ende ſeines Erſparungsplans, daß er hier nicht den Traum einer platoniſchen Republik entworfen habe (S. 177.). „Einen dauerhaften Frieden; und ſeine Vorſchläge ſollten mehr als eine teſtamentariſche Willensmeinung werden.“ — Wie oft mag Er innere Vorwürfe über ſeine herrſchſüchtige Kriege und über die geheimen Flammen, welche er dem auswärtigen Kriegsfeuer ränkevoll beyzumiſchen wußte, mit dieſen Vorſätzen, im Frieden einſt deſto mehr gutes zu ſchaffen, eingeſchläfert haben. Das Böſe ward vollbracht, das Gute unterblieb; und ſtaurend über dieſe immer minder erfüllte Ausgleichung deutet die niemals ſchlummernde Nemeſis auf die Ruinen hin, in welche durch Richelieu's Staatsplan, weil in ihm immer das Böſe gewiß, das gute nur zu gelegener Zeit zur Ausführung beſtimmt war, Frankreichs Monarchie zuſammengeſtürzt iſt; ſie, in welcher

*) Les depenſes des Maiſons du Roi, de la Reine et de Monſieur 3½ Millons. Les ordinaires du Roi 50,000 L. Les parties inopinées et les voyages 2 Millions. Les Comptant du Roi 300,000 L. (p. 160.).

cher ein zum Unglück des Menschegeschlechts großer Geist das erste Beyspiel seiner ins System gebrachten Despotie — einen Coloß auf Füssen von Leimen — aufgestellt hatte.

Für den Frieden behielt sich Richelieu noch eine andere — Beschäftigung oder Unterhaltung? vor. Von nichts spricht er mit auffallenderem Wohlbehagen als von den überall verbreiteten ununterbrochenen Negotiationen*), deren Erfindung seit dem fünften oder sechsten Jahre seiner Ministerschaft, er zu einer Epoche seines Lebens macht.

Und freylich — nichts war so ganz aus dem Geiste dieses Ränkevollen, als dieser pestartige Gährungsstoff, welchen er in alle Staatsorgane Europa's hineinzukünsteln wußte. Nur der Staat, welcher nicht scheinen darf, was er ist, kann es lieben, daß er jetzt die Vortheile seines Volks durch die erlauschten Schwäche des Nachbars erschleichen soll. Es ist eine zu einfache Wahrheit für den Dämon der Kabale, daß doch nur Verträge auf gemeinschaft-

*) „Negocier sans cesse, ouvertement ou secretement, en tous lieux, encore même que . . le fruit, qu'on en peut attendre à l'avenir ne soit pas apparent, est chose tout a fait necessaire pour le Bien des Etats." Partie II. Ch. VI. p. 33.

ſchaftlichen Nutzen gebaut, ihre Dauer in ſich haben. Sobald ſeine Eingebung nur einmal befolgt iſt, wird ſie unvermeidliches Uebel. Man darf über das erſchlichene dem Getäuſchten die Augen nicht klar werden laſſen. Neues Erſchleichen, neue Benutzung und ſelbſt Vermehrung ſeiner Schwächen erſcheint nun als Gebot der Selbſterhaltung. Und wäre es auch um ihre Unentbehrlichkeit zu erproben und die öde Zeitleere auszufüllen; die Negotiatoren müſſen auf Plane zu Aenderungen ſinnen, ſo gewiß als das Heil der Staaten auf beharrlicher Gleichförmigkeit des ihren innern Kräften angemeſſenen Gangs begründet werden müßte.

Rom war in Richelieu's Zeitalter noch das Centrum all ſolcher Staatsunterhandlungen, oder mit andern Worten, der Tempel der Intrigue, in welchem die Diplomatie, von den Vortheilen der Großen geleitet, das Schickſal der Völker zu Markt brachte. Wer auf der Wagſchale der geiſtlichen Staatsklügler und des ſichtbaren Statthalters der Gottheit gewichtig erfunden wurde, war überall vollgültig. Die gute Mine zu Rom nennt R. das Symptom der guten Geſichtsfarbe, welche dem Arzt die Geſundheit der innern Theile bezeuge. Denn dort beſitze man jene Schärfe des Ueberblicks, welche jeden der Höfe nur nach der Stärke ſchätzt, die er durch die Ordnung und das Glück der Angele-

gen-

genheiten ſeines Reichs ſich würklich zu geben wiſſe. Es iſt die naiveſte aller Bemerkungen, welche hier von R. über die Quelle dieſer romaniſtiſchen Staatsklugheit gemacht wird: „daß kein Menſch in der Welt mehr auf die Vernunft zu ſehen Urſache habe, als die Päbſte *) und dannoch niemand mehr auf die Macht halte.“ Nur um des Witzes willen konnte der Premierminiſter einen Augenblick ignoriren, daß nur die Macht der Probierſtein auch ſeiner Staatsvernunft ſey.

Unter den übrigen Staaten, von denen jeder nach ſeinem Temperament zu behandeln ſey, charakteriſirt R. die Republiken ſeiner Zeit, oder richtiger: die Ariſtokratien, welche jenen Namen entweyhten, durch den bleyernen Gang. Ehe der Privatgewinn der Vornehmen gegen einander ausgeglichen war und daraus der Schluß reifte, was folglich — einzig um des allgemeinen Beſten willen — geſchehen müſſe; bedürfte es dort allerdings der meiſten und langſamſten Schlangenwindungen, gewiß alſo auch der häufigſten Anwendung von der ſchlauſten Regel des Staatskünſtlers: daß „der ſchlauſte nie ſchlau ſcheinen müſſe!“

Wie

*) „Qu'il n'y ait perſonne au monde, qui doive faire tant d'état de la raiſon que les Papes.“ p. 55. Wenn Richelieu und wenn die Moralphiloſophie von Vernunft ſpricht, ſo iſt von Antipoden die Rede.

Wie dieſer Wink, ſo der Geiſt des ganzen bis jetzt nach Richelieu's Vermächtniß entwickelten Syſtems. Wenn es die Goldprobe der Rechtſchaffenheit iſt: würklich zu ſeyn, was man zu ſcheinen wünſchte! und wenn durch Erfüllung dieſer einfachſten Vorſchrift das Wohl der Einzelnen und des Ganzen auf einem ewigen Grundſtein befeſtigt ſeyn würde, ſo koncentriren ſich Richelieu's Staatsmaximen in das Problem: blos zu ſcheinen, was man ſeyn ſollte, um als das, was man iſt, wo möglich nicht entdeckt zu werden. Ein Weiſer des Alterthums ſagte: „Gott hat den Menſchen aufrichtig gemacht, aber ſie — erfinden ſich viel Künſte!“

Denkwürdigkeiten

des

Grafen von Brienne,

Heinrich August von Lomenie

de la Ville aux Clercs.

Dritter Theil.

Dritter Theil.

1648.

Da itzt die Ruhe in Deutſchland wieder hergeſtellt war, ſo hatten wir eigentlich nur noch mit Spanien Krieg. Man ſah aber bereits die erſten Funken eines entglimmenden Feuers, das bald darauf in einen großen weit um ſich freſſenden Brand ausbrach. Die Herrn vom Parlement waren es, die es unterhielten, indem ſie ſich die Freiheit herausnahmen, Eingriffe in die königliche Regierung zu thun und Schlüſſe abzufaſſen, welche die Grenzen ihrer Vollmacht überſchritten. Beſonders ſuchten ſie ihre Gewalt zu erweitern nach dem Tode des Prinzen von Condé, Vaters des Herzogs von Enguien, im Jahr 1646. Dieſer Prinz hatte ſich unzufrieden vom Hof entfernt. Die Veranlaſſung dazu war folgende.

Der Herzog von Brezé, Schwager des Herzogs von Enguien, dem der König Ludwig XIII. das Gou-

vernement von Brouage, Rochelle und den benachbarten Inseln, und die Admirals-Stelle unter dem Titel eines Oberaufsehers über das See- Schiffs- und Handels-Wesen verliehen hatte, war nach dem Tode des Kardinals von Richelieu zur See geblieben [1]). Die Königinn Mutter, übel berathen durch den Kardinal Mazarin, wollte die letztere Stelle, eines Marine-Ober-Aufsehers für sich behalten [2]), und auf die Nachricht von diesem Todesfall du Dognon nicht arretiren lassen, obschon man ihr gesagt hatte, dies müsse geschehen und könne auch leicht bewerkstelligt werden, ehe er noch Brouage erreicht hätte.

Als nun der Prinz von Condé bei Ihr um die erledigten Stellen des Herzogs von Brezé für seinen Sohn den Herzog von Enguien anhielt, befahl Sie mir, zu ihm zu gehen: und ihm zu sagen: da sie bereits dem Herzog von Orleans das Gouvernement von Languedoc, und dem Herzog von Enguien das von Champagne mit einigen wichtigen Plätzen verliehen habe, so hielte sie es für Zeit, auch sich selbst zu bedenken. Daher habe sie beschlossen, die itzt offenen Stellen für sich zu behalten; was sie um so lieber thue, da sie eben keinen Drang fühle, weniger für sich selbst zu thun, als was sie schon für andre, nach deren Wünschen gethan habe, und da sie sich überzeugt halte, er werde der erste seyn, der sie wegen dieses Entschlusses sowohl, als ihrer dabei noch überdies bewiesenen Mäßigkeit loben werde, besonders, da er selbst ihr mehrmals angelegentlich gerathen habe, es so zu halten.

Der Prinz gab mir zur Antwort: es sei allerdings wahr, daß er der Königinn gerathen, einen einträglichen Posten für sich zu behalten; es habe ihm aber natürlich nie in den Sinn kommen können, daß dies auf

Kosten

Kosten seines Hauses geschehen sollte. Ihre Majestät hätten freilich zu gebieten, und könnten sich der in Ihre Hände niedergelegten Gewalt bedienen; er könne jedoch nicht glauben, daß Sie seinem Sohne vorenthalten würden, was durch den Tod eines Schwagers von ihm erledigt worden sey.

Ich glaubte mich verbunden, ihm vorzustellen, daß die Staatsämter keineswegs vererbt würden, und daß sein Haus so viele Beweise von der Freigebigkeit der Königin erhalten hätte, daß ich mich überzeugt hielte, er bereue bereits, was er hierüber geäussert habe.

Allein weit entfernt, meinen Wink zu verstehen und zu benutzen, gab er mir eine bittere und hitzige Antwort, und da ich sah, daß er in Drohungen verfiel, verließ ich ihn, entschlossen, der Königinn zwar die Wahrheit zu hinterbringen, jedoch in so allgemeinen Ausdrücken, daß sie keinen nachtheiligen Eindruck zurücklassen könnte. Ich hatte nämlich von meinem Vater, einem sehr einsichtsvollen Mann, dessen Klugheit ich hier zu rühmen nicht umhin kann, gelernt: „ein Diener müsse seinem Herrn nie etwas hinterbringen, das ihn gegen jemand erbittern könnte; wenn ihn anders nicht das allgemeine Beste, oder die Besorgniß, daß die Wahrheit dennoch auskommen müßte, dazu nöthigten; in welchem Fall nichts, was daraus entstehen möchte, ihm zur Last gelegt werden könne".

Ich hinterbrachte also der Königinn in Gegenwart des Kardinals: die ersten Worte des Herrn Prinzen wären so gewesen, wie man sie von einem sehr verständigen Herrn erwarten könnte; die folgenden hätten mir mit etwas Bitterkeit vermischt geschienen, und da

ich voraus gesehen hätte, daß die letzten einen noch stärkern Beisatz davon bekommen dürften, so hätte ich ihn unterbrochen und mich entfernt. Ich hielte daher auch dafür, daß wohl nichts weiter übrig seyn dürfte, als das Admirals-Patent und das über das Gouvernement von Brouage auf den Namen der Königinn auszufertigen.

Vergessen darf ich nicht, hierbei noch anzuführen, daß der verstorbene Prinz mir in Ansehung der Gouvernements zugestanden hatte, daß sie mit Recht seinem Sohn verweigert werden könnten; daß er aber in Ansehung der Admiralsstelle keinen Grund davon einzusehen vermöge.

Ich war noch nicht weg aus seinem Palais, als er schon nach dem Präsidenten Resmond schickte. Da er nicht glauben konnte, daß ich discret genug gewesen seyn würde, gar nichts von seinen eigentlichen Reden zu hinterbringen, so ließ er der Königinn alles sagen, was er nur gesagt hatte, unter der Voraussetzung, ich werde ihn haben reden lassen, entweder wie er glaubte, daß ich habe thun müssen, oder vielmehr wie er glaubte, daß ich gerne gethan habe, um ihn der Gnade von Ihro Majestät zu berauben.

Als ich darauf zur Königinn kam, gab sie mir einen Verweis, daß ich ihr verheimlicht habe, was ich von dem Prinzen gehört hätte, oder haben sollte. Ich bat sie aber, Sie möchte geruhen sich zu erinnern, was ich Ihr hinterbracht hätte, und sie würde finden, daß ich nichts vor Ihr verborgen habe, was Sie hätte wissen müssen. „Da indessen — setzte ich hinzu, — der „Herr Prinz meine Ehrlichkeit und Bescheidenheit in „Zweifel gezogen hat, so glaube ich, um mich meiner „Pflicht ganz zu entledigen, Ew. Majestät alles, was

„Sie

„auf die kleinſten Umſtände hinaus erzählen zu müſ-
„ſen". Und nun fieng ich an alle ſeine Worte ſo zu wiederholen, wie mein Gedächtniß mir ſolche angab.

Es ſei aus Verdruß über das Vorgefallene, oder weil ſein letztes Stündlein ohnehin herannahte, genug! der Prinz hatte ſeit ſeiner Entfernung vom Hofe keine geſunde Stunde mehr. Zwar kam er noch auf einige Tage nach Fontainebleau, als der Hof dort war; allein er gieng bald wieder nach ſeinem Gute Valery, und von da nach Paris, wo er ſtarb. Auf das Gerücht von ſeiner Krankheit begab ſich der Herzog von Enguien, da der Feldzug ohnehin zu Ende war, eilig dahin. Bald aber war er über den Tod ſeines Vaters getröſtet, da er alle Stellen deſſelben erhielt. Er ſagte daher zum Kardinal: ſo mit Gnadenbeweiſen überhäuft, wie er ſey, habe er keine weitern Anſprüche mehr zu machen; dieſe Eminenz aber, ſtatt von ihm eine beſtimmte Verſicherung darüber zu bewürken, gab zur Antwort: man werde allerdings Bedacht auf die Anſprüche nehmen, die ihm etwa noch auf den Nachlaß ſeines Schwagers zuſtehen möchten.

Bei dieſer Lage der Angelegenheiten ſetzte diejenigen, welche die Regierung führten, nichts weiter in Verlegenheit, als die Freiheit, die das Parlement ſich nahm, Schlüſſe abzufaſſen, welche das Anſehn ihres Collegiums erhöhten und das des königlichen Staatsraths ſchmälerten. Ungeachtet der Hof diejenigen Parlementsglieder, die ſich am meiſten durch ihre Hitze ausgezeichnet, exilirt hatte, ſo hatte er nichts deſto weniger zugelaſſen, daß das königliche Anſehen geringſchätzig gemacht wurde, inſofern die Kammern aufhörten, Recht zu ſprechen, und

das Parlement, nicht zufrieden, um die Zurückberufung seiner verwiesenen Mitglieder eingekommen zu seyn, ihre Verweisung für null und ungerecht erklärte, indem das Collegium allein berechtigt sey, seine Mitglieder zur Strafe zu ziehen; sie könnten und dürften daher nicht ferner an Schlichtung der bei ihnen anhängigen Rechtssachen arbeiten. — Da man dem Parlement sagen ließ: es solle thun, was Pflicht und Gewissen von ihm erheischten, so nahm es äußerlich mit Respect die Befehle des Königs an, unterließ aber aus Verachtung deren Befolgung.

Es sey nun, daß die angesehensten Mitglieder desselben ein grösseres Ansehn zu erhalten trachteten, als der Kardinal hatte, dessen Uebergewicht ihnen mißfiel; oder daß sie darauf ausgiengen im Trüben zu fischen, und während der Unruhen im Staate ihre Macht zu erhöhen: kurz, sie unterstützten die Beschlüsse des Staatsraths gar nicht nach Pflichten. Sie nahmen Besuche von Leuten an, deren Betragen ein Gegenstand des Tadels war, und trugen die Gründe, von denen sie den Kopf voll hatten, selbst vor dem Conseil vor, so daß auf der einen Seite ihre Autorität, auf der andern die Schwachheit des Ministeriums unaufhörliche Unordnungen erzeugte. Um diesen auszubeugen, bewilligte man dem Parlement was es verlangte, nämlich die Zurückberufung der durch Siegelbriefe verwiesenen Parlementsglieder, durch ein andres königliches Dekret zum Wieder-Eintritt in ihre Stellen.

Da der Kardinal durch diese schwache Manier doch zu herrschen wähnte, und nicht merkte, daß er unterlag, so ließ er sich nichts so sehr angelegen seyn, als die Geschäffts-Männer in Zwietracht und Eifersucht untereinander zu erhalten, indem er dreust ersann und vorgab, was er zu diesem Behuf sachdienlich glaubte.

Mit

Mit etwas mehr Vorsicht benohm er sich gegen die Prinzen. Er bediente sich ihrer Kreaturen, um Einigkeit unter ihnen zu verhindern. Es gab keine Gnadenbelohnungen, die er nicht dem Abt de la Riviere und denen, die mit dem Prinzen in Verbindung standen, versprochen hätte; und entspann sich ein Mißverständniß zwischen diesem und dem Herzog von Orleans, so war der, dessen beide sich versichert glaubten, benützt, sie wieder auszugleichen.

Da einige Rücksichten Se königl. Hoheit bewogen hatten, nicht wieder zur Armee zu gehen, so bekam der Prinz von Condé das Commando darüber. Kaum war er bei ihr angelangt, so rückte er auch schon in das Land des Feindes vor, welcher es nicht wagte, sich in eine Schlacht einzulassen, sondern sich vortheilhaft verschanzte. Der Prinz rückte gegen ihn an und blieb vor ihm stehen, in Hoffnung, ihn zur Schlacht heraus zu locken; da er aber nicht dazu zu bringen war, mußte der Prinz ablassen und retiriren. Er unternahm dies am hellen Tage, und der Feind machte sich die gute Gelegenheit zu Nutze, fiel in seinen Nachtrab, und schlug ihn in die Flucht. Der Prinz von Condé eilte herbei, ließ seine Truppen anrücken und schlug die feindliche ganze Armee. So erprobte er seinen Muth und sein Talent in jener berühmten Schlacht bei Lens; denn hier trug er einen der vollständigsten Siege davon.

Angestiftet von einigen Personen am Hofe glaubte itzt der Kardinal, der Zeitpunkt sey günstig, sich ein unumschränktes Ansehn anzumaßen. Statt daß er zuvor sich begnügte, die Parlementsglieder, die seinen Beifall nicht hatten, exiliren zu lassen, beschloß er itzt den Parlementsrath, Peter Broussel, fest zu setzen. Der

Marschall de la Meillerave war gleicher Meinung, und damit die Sache desto mehr Aufsehen machen müßte, wollte er, daß die Verhaftnehmung an demselben Tage vorgenommen würde, an welchem zu Paris das Te Deum für den Sieg des Prinzen von Condé bei Lens gesungen wurde.

Sobald also der König aus der Kirche U. L. Fr. weg war, erhielt den Befehl, Broussel festzunehmen, der Lieutenant Comminges von der Leibwache der Königinn, der ihn auch mit dem, an diesem Ort besonders erforderlichen, Muth und Kopf ausführte, und Broussel in einen Wagen steigen ließ, um ihn nach dem bestimmten Platz abzuführen.

Das Gerücht von diesem Vorgang verbreitete sich bald durch ganz Paris, weil Broussel in seinem Viertel sehr beliebt war, und bei mehreren Gelegenheiten den Volks-Tribun gemacht hatte. Man griff daher zu den Waffen und fieng in der Gegend des erzbischöflichen Palasts an, Barrikaden zu machen.

Auf die Nachricht hievon ließ die Königin die Wachen verdoppeln; man ließ aber den Capitains ganz frey, sich in ihrem Benehmen nach eignem Ermessen der Umstände zu richten, und dies geschieht gewöhnlich, wenn Leute ohne Erfahrung das Oberkommando haben.

Der Erzbischoff von Corinth, Coadjutor von Paris [3], ein Prälat, dessen Ehrsucht aufs höchste stieg, fand entweder, daß itzt eine vortreffliche Gelegenheit wäre, sich bei Hof geltend zu machen, oder glaubte etwa, dadurch sich bei dem Volk einzuschmeicheln; kurz, er sprach, als wollte er diese Unruhen beilegen, auf die er doch sein Glück gründete. Er begab sich, eben so wie das Parlement, in das Palais Royal, und über-

überzeugte ſich, dem Volk ſagen laſſen zu müſſen, ſie müßten ſich verbollwerken, wenn ſie ihr Gut und Blut geſichert wiſſen wollten.

Das Parlement und die Herren vom Stadtmagiſtrat hatten nicht Zeit, vielleicht auch nicht den Willen ſich zu widerſetzen; der Befehl dazu wurde alſo überbracht und ausgeführt, und das Parlement würkte nach einer Berathſchlagung im Palais Royal, das Verſprechen aus, daß Brouſſel wieder frei gelaſſen werden ſollte, was auch am folgenden Tag geſchah.

Der Kanzler, welcher Befehl bekommen hatte, nach dem Parlement zu gehen, kam unterwegs in Lebensgefahr, und mußte ſich in das Hotel de Luines flüchten, wo ihn der Marſchall de la Vieillerape wieder abholte. Dieſer war endlich der gleichen Meinung mit den andern vom Staatsrath, Brouſſel in Freiheit zu ſetzen und die Stadt dadurch zu beruhigen; es gab aber noch einige andre, einſichtsvollere oder entſchloſſenere Perſonen, welche der Königinn ſagten: man müßte ihn eigentlich nicht ausliefern, ohne ihn zuvor erdroſſelt zu haben; da ſie wohl einſahen, daß es nun alles Anſehen geſchehen ſey, da man in dem, was man einmal begonnen habe, wieder zurücktrete. Dies verrieth der Hof ſelbſt deutlich genug dadurch, daß er ſich nach Ruel und dann nach Saint Germain en Laye entfernte, wohin der Prinz von Condé ſich ebenfalls begab.

Das Parlement ſchickte Deputirte dahin, mit Anſuchungen, die dem königlichen Anſehen ſchnurſtracks zuwiderliefen. Da ſich indeſſen nur Wenige dagegen erklärten, ſo erhielten ſie was ſie verlangten. Der Prinz von Conti, der Herzog von Longueville und mehrere

andre

andre hatten ſich mit in ihre Parthei eingelaſſen, und der Herzog von Orleans nebſt dem Prinzen von Condé, welche bis dahin bei dem König ausgehalten hatten, ſtimmten dennoch dafür, daß die Declaration von 1648 geſiegelt werden ſollte, vermöge deren Se Majeſtät ſich anheiſchig machte, daß alle Arreſtanten binnen vier und zwanzig Stunden verhört und die Erkenntniſſe über den Criminalpunkt an die gewöhnlichen Richter verwieſen werden ſollten. Sie berückſichtigten hierbei nicht, daß dieſer Artikel dem königlichen Anſehen gänzlich zuwider lief, und den Grund zu einer Menge nachtheiliger Folgen legte.

Der Prinz ſagte der Königinn, ſie möchte wohl bedenken was ſie thue, und erklärte ziemlich frei dem Parlement, es werde für daſſelbe ſeyn, und er werde über die Beobachtung dieſer Declaration halten, wenn ſie ihm bewilligt würde; dabei ließ er jedoch in ſeinen Reden merken, er mißbillige ſie, wolle ſie aber doch dadurch im Credit beim Parlement erhalten.

Die Königinn hatte mir befohlen, ſie zu prüfen, und ich that es als ein Mann, der ſich nicht von der ſeinem Monarchen ſtets bewieſenen Treue entfernen konnte. Ich antwortete ihr alſo: das Geſetz an ſich ſcheine mir allerdings gerecht; da ich mich aber zugleich auch als einen Mann betrachtete, der unfehlbar bei denen, die am Ruder ſaßen, ſchwarz werden müßte, wenn er die Wahrheit gar zu frei ſagte, ſo ſetzte ich hinzu: „ich hätte jedoch gewünſcht, daß dies „Geſetz ſchon unter den vorhergehenden Regierungen er„gangen wäre, und kann keineswegs der Meinung „ſeyn, daß der König ſich unter gegenwärtigen Umſtän„den darauf einlaſſen ſolle; denn mit geringerem Nach„theil könnte er einen Theil des Reichs aufopfern, als „ſeinem Anſehen hierinn vergeben. Sollte indeſ-

„ſen

„ſen die Noth es unumgänglich erfordern, ſo muß der „König wenigſtens ſtets den Vorſatz behalten, es bei „erſter Gelegenheit wieder zu annulliren und dadurch „eben dies Anſehn wieder herzuſtellen, das ſonſt ganz „entkräftet ſeyn würde".

Es ſey nun, daß die Noth es durchaus erforderte, oder daß die Schwäche der Regierung durchdrang; das Parlement kam nach Paris zurück, beladen mit der Beute unſrer Schande, und regiſtrirte die Declaration.

Der König fuhr fort, ſich gewöhnlich zu St. Germain en Laye aufzuhalten, gab aber endlich doch dem Anhalten der Deputirten des Stadtraths nach, und kam am Abend vor Allerheiligen nach Paris zurück. Die Königinn konnte das Benehmen gegen Sie nicht vergeſſen, und der Kardinal, ſtatt ſie zu beſänftigen, flößte ihr unaufhörlich Rache ein, in der Ueberzeugung, daß die Großen ſämtlich nicht ermangeln würden, ihre Parthei zu ergreifen. Er war aber ſehr ſchlecht unterrichtet von dem was vorgieng.

So wußte er nicht, daß der Prinz von Conti und der Herzog von Longueville ſich mit dem Parlement verbunden hatten, daß der Herzog von Bouillon unzufrieden war, noch nicht in den Beſitz der Domänen geſetzt worden zu ſeyn, die man ihm gegen Sedan verſprochen hatte; und daß der Marſchall von Turenne, dem er ruhig das Kommando über die Armee in Deutſchland ließ, dem Rath und Beiſpiel ſeines Bruders folgen würde.

Um ſeinen Plan, ſich an Paris zu rächen, deſto geheimer zu halten, ließ er der Stadt die Zufuhr aller Bedürfniſſe offen, war aber darauf bedacht, den König

daraus zu entfernen und Truppen anrücken zu laſſen, denen man geſtatten wollte, die Nachbarſchaft ringsherum auszuplündern, überzeugt, daß ſie gern ins Lager zurückkehren würden, nachdem ſie ſich mit Raub bereichert hätten.

Er that ſeinen vertrauteſten Freunden, worunter auch der Marſchall de la Meilleraye gehörte, den Antrag, ſich von Paris zu entfernen, oder noch lieber, Meiſter zu machen. Beides fand jedoch ſeine Schwierigkeiten und Widerſprüche. Der Prinz von Condé und der Marſchall waren für dies Letztere, in der Ueberzeugung, daß die Verbannung einiger Räthe, und die Verhaftung andrer das königliche Anſehn und die Ruhe in der Stadt wiederherſtellen müßten. Der Herzog von Orleans hingegen war weder für das eine noch für das andre, und der Prinz ſchlug ſich zu ihm, um die beſchloſſene Entfernung des Königs zu hintertreiben.

Um dieſe Zeit geſchah es, daß der Kardinal ein Parlementsglied feſtnehmen und nach Havre de Grace ſetzen ließ, weil er dem Kardinal zur Verhaftung Brouſſels gerathen, den deshalb gefaßten Entſchluß gelobt, ja ſogar ihn unaufhörlich gegen mehrere andre Parlementsglieder gereizt hatte und dann doch hingegangen war, ihnen alles was gegen ſie beſchloſſen wurde, zu hinterbringen; eine Treuloſigkeit, die der Kardinal nicht ſo hinnehmen zu dürfen glaubte. Das Parlement empfand dies jedoch ſehr übel, und that Vorſtellungen, um ſeine Loslaſſung zu bewürken.

Unterdeſſen hatte der Prinz die Ceſſion und Schenkung von Stenai, Clermont und andern Plätzen erhalten, und ich bekam Befehl, ihm die nöthigen Urkunden darüber

aus-

auszufertigen und zu überbringen. Ich hatte mir verſchiedenemal die Freiheit genommen, der Königinn vorzuſtellen: ſie überſchreite ihre Gewalt, und dürfte es wohl einſt bereuen. Dem Regenten ſtehe alles frei zum Beſten ſeines Volks, nicht aber deſſen Zuſtand zu verringern. Jtzt gieng ich alſo, wie mir befohlen war, zum Prinzen, der mich aufhielt, um von mir herauszulocken, was im Werke wäre. Da er nun zu dem Ende eine ſehr freie Unterredung mit mir anfieng, antwortete ich ihm mit gleicher Freiheit: an ihn würde ich mich wenden, wenn ich gern wiſſen möchte, was im Werke ſey, vorausgeſetzt, daß ich mir mit der Hoffnung ſchmeicheln dürfte, in ihm noch daſſelbe Zutrauen zu finden, womit er mich ſonſt wohl beehrt habe. Uebrigens ſey ihm bekannt, wie wenig ich bei meinem gegenwärtigen Antheil an den Geſchäfften im Stande ſei, ſeine Neugier zu befriedigen, wenn er anders nicht ſich mir ſo offen anvertrauen wolle, wie es jedermann glaube. Da er nun hierauf ſagte, ich möchte mich näher erklären, verſetzte ich: „Ihnen zu gehorchen, ſage „ich alſo ohne Bedenken: die Furcht des Kardinals „wird den König dahin vermögen, ſich aus Paris zu „entfernen; Sie und Monſieur werden darein willi„gen, und dieſer Schritt wird zum Verderben des „Reichs ausſchlagen".

„Wir — ſagt er hierauf — ich und Monſieur „ſind keines ſo verderblichen Rathes fähig; der Kardi„nal muß vielmehr unſerm Einfluß ſich anvertrauen. Bei „Gott! halten Sie mich für einem Schelm, wenn ich „in eine Entfernung des Königs willige!" —

„Erinnern Sie ſich, erwiederte ich, Ihrer Verſi„cherung; denn ich bin verſichert, Ew. Hoheit werden „den Eingebungen des Kardinals folgen." —

Man

Man rieth ihm, bei dem Parlement die Einzeichnung des königlichen Geschenks zu betreiben, die Herzoginn von Lothringen that aber Einspruch dagegen und wurde damit zugelassen. Der Prinz war hierüber so aufgebracht, daß er beschloß, sich zum Kardinal zu schlagen. Da nun dieser sich durch diesen Beitritt verstärkt sah, drang er immer mehr auf die Entfernung des Königs.

Dies war dagegen nicht nach dem Geschmack des Herzogs von Orleans, der mit dem erfolgten Parlements-Schluß ganz und gar nicht unzufrieden war. Denn wenn gleich das Benehmen des Herzogs von Lothringen seinen Beifall nicht hatte, so ließ er sich doch wegen seiner Gemahlinn, einer Schwester des Herzogs, dessen Interesse angelegen seyn.

Die Königin, welche Monsieur auf ihre Seite zu ziehen suchte, besuchte ihn oft, und gewann den Abt de la Riviere, der ihm dann rieth, nachzugeben. Der Herzog stellte ihr zwar erst vor, wie höchstnöthig es sey, die Frechheit der Pariser und des Parlements zu beugen; endlich aber gab er doch nach, indem er nicht Kraft genug besaß, länger zu widerstehen.

Man entdeckte das Vorhaben blos denen, die man die Vertrauten (les Confidens) nannte, nämlich dem Herzog von Orleans, dem Prinzen von Condé, dem Marschall de la Meilleraye und dem Herrn le Tellier. Es wurde mit solcher Uebereilung und Unvorsichtigkeit ausgeführt, daß man schon an demselben Abend, da der König sich nach Saint Germain begab, die Entdeckung machte, daß kein Geld in der Kasse sey. Die Schmeichler, welche an Königshöfen nie fehlen, lobten den genommenen Entschluß, und ihnen stimmten andre schwache und eigennützige Menschen bei, um sich bei denen, welche

che Einfluß auf ihr Glück haben konnten, in Gunſt zu ſetzen. Redliche Männer hingegen beklagten den Staat, und nahmen ſich die Freiheit, ihre Beweggründe hiezu gegen die Königinn zu äuſſern.

1649.

Da ich Befehl erhalten hatte, mich am Feſt der drei Könige morgens um ſechs Uhr in Saint Germain einzufinden, ſo gieng ich erſt in die Meſſe und betete zu Gott, er möchte den König unter ſeinen gnädigen Schutz nehmen und ihm mit ſeinem Rathe beiſtehen, weil diejenigen, von denen er heilſame Rathſchläge ſollte erwarten dürfen, durch eine ungemeine Verblendung die Sachen in eine ſolche Lage gebracht hätten, von welcher allerdings das Verderben des Staats zu beſorgen war.

Ich war einer von denen, bei welchen die Königinn den gethanen Schritt rechtfertigen wollte, indem ſie zu mir ſagte, ich würde ſie ohne Zweifel darum loben.

Ich gab ihr aber zur Antwort, da mir die Gründe, ſie zu loben, unbewußt ſeyen, könnte ich das geſchehene weder loben noch tadeln. Bei meiner Ehrfurcht gegen ſie hielte ich mich indeſſen überzeugt, daß Sie den Schritt wenigſtens in der beßten Abſicht gethan haben müßte. Meine geringe Einſicht laſſe mich übrigens die Folge davon fürchten, daß die Prinzen nach der Gefälligkeit, die ſie dem Kardinal bewieſen hätten, der Meinung ſeyn würden, er könne ihnen nun keine Gnade weiter verweigern; auch würden Ihro Majeſtät ſelbſt Mühe haben, ſich deſſen zu erwehren, ſo ungerecht auch immer das Verlangen der Prinzen ausfallen dürfte. „Ich „habe — fuhr ich fort — wohl öfter ſchon geſehen, „daß ein Geziger um ſein Vermögen zu vergrößern,

„hunderttausend Thaler auf eine Speculation wagte, in „Hoffnung hundert Procent damit zu gewinnen; noch „nie aber hat meines Wissens jemand sein Geld gegen „Nichts gesetzt. Durch den jetzigen Schritt Ew. „Majestät ist das Königreich gefährt, und man wird „ganze Städte und Provinzen dem Beispiel von Paris „folgen und sich empören sehen. Und, da Ew. Majes„tät einmal meine Freiheit gnädig aufzunehmen gera„then, so will ich mir noch diese nehmen, Ihnen zu sa„gen, daß Furcht und Eigennutz die Grundlagen von „dem jetzigen Vorgang sind; in der That die gefähr„lichsten Rathgeber, die je ein Fürst hören kann". —

Kaum hatte ich geäußert, es sey niedrig und schimpflich, Furcht blicken zu lassen, so kam man mir mit dem Antrag, nach Paris zurück zu gehen. Die Angelegenheit, in der ich diese Reise machen sollte, war freilich allerdings von einer solchen Wichtigkeit, daß sie einem gemeinen Cavalier durchaus nicht eben so gut hätte anvertraut werden können, als mir. Es betraf nämlich nichts Geringeres, als die Königinn von England zu trösten und zu versichern, daß der König stets Antheil an dem Interesse ihres Hauses nehmen werde. Einige meiner Freunde bezeugten ihre Verwunderung über meinen Entschluß, und fragten, ob ich es auch wohl überlegt hätte. Ich antwortete ihnen, ja, und da ich die Furcht an andern getadelt habe, würde ich meiner Ehre selbst zu nahe treten, wenn ich wieder blicken ließe. „Der Wurf ist aus der Hand; ich will sehen, was fällt!" —

Der Marschall von Villeroy, den ich über das Vorgefallene in Verwunderung fand, unerachtet er wahrscheinlich Theil daran hatte, fragte mich besonders, was ich wohl glaube, daß die Pariser ihm würden

an

und welche Parthei man zu ergreifen hätte, um sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen.

„Meines Erachtens — sagte ich — werden Sie „nächstens die Gens du Roi vom Parlement hier haben, „mit der Anfrage, was wohl Se. Majestät bewogen „haben könne, Paris bei Nacht zu verlassen, und mit „der Einladung, dahin zurück zu kehren. Sie werden „sich erbieten, diejenige zu entfernen, deren Verneh„men etwa mißfällig gewesen seyn dürfte. Wüßte „man seine Leute mit Einsicht zu behandeln, so würde „man vielleicht noch in einem großen Zeichen seinen gro„ßen Vortheil finden; wird man aber, wie ich „sicher erwarte, hitzig, so bekommt man einen Bürger„Krieg, in welchem es Paris weder an Mannschaft noch „Geld zur Vertheidigung fehlen wird. Es werden so „viele Städte sich bei der Erhaltung dieser Hauptstadt „interessirt glauben, daß sie ohne Anstand die Waffen „für sie ergreifen werden. Können Sie es nicht dahin „bringen, daß ihr Anbringen gut aufgenommen wird, „so suchen Sie doch wenigstens einen gänzlichen Bruch zu „verhüten. Denn wenn gleich der Spinnenfaden nur noch „an einem Härchen hängt, so wollen wir doch dies so „gut drehen, daß die Monarchie noch aus dem Ab„grund gerettet werden soll, in den man sie stürzet". —

Statt diesen heilsamen Weg einzuschlagen, wurde die Königinn hitzig, und drohte diejenigen zu bestrafen, die sie schuldig glaubte, worauf man auch augenblicklich Truppen anrücken ließ, um Paris einzuschließen.

Ich traf am Abend daselbst ein, und entledigte mich meines Auftrags. Ich bekam einen Besuch von den Präsidenten von Bellievre und Nesmond, welche gern erfahren hätten, was des Königs Wille wäre, um ihm Genugthuung schaffen zu helfen; wobei sie

mir jedoch zugleich zu verstehen gaben, wenn man's aufs Aeußerste zu treiben gesonnen seyn sollte, so würden sie einer beispiellosen Bedrückung eine rechtmäßige Vertheidigung entgegen zu setzen wissen. Sie hielten es für eine Ungerechtigkeit, daß man den Fehler eines Privatmannes zu einer Staatsklage erheben und eine Rache dafür nehmen wolle, die nicht anders denn tyrannisch und Gott mißfällig seyn könnte.

Als ich am folgenden Tag Paris wieder verlassen und nach Saint Germain gehen wollte, erfuhr ich, daß die Zugänge der Vorstadt besetzt seyen. Doch aber immer noch ein Weg ins Freie durch die Gassen, die der Abfluß unsrer Wasser gesetzt hatte, übrig sey. Ich ließ sie recognoscirn, und auf den Bericht eines Cavaliers, der das Wasser sondirt hatte, von wo aus man in eine höher gelegene Gasse kommen könnte, wollte ich einen Versuch wagen, hier hinaus zu kommen.

Diesen Entschluß änderte ich jedoch wieder, weil einflußreiche Personen mir vorstellten, wenn ich von dem Provost des Marchands, der den Oberbefehl in der Stadt hatte, einen Paß verlangte, so würde ich ihn unfehlbar erhalten, und damit ohne Anstand durchkommen. Ich erhielt ihn auch würklich; er war aber von keinem Nutzen für uns, weil der Pöbel uns fortträngte, ohne uns zu gestatten, nach der Hauptwache zu gehen, wo er dem Commandanten erst vorgezeigt werden mußte.

Zum Glück erhielt Gott den Abt de l'Etoile Verstand und Geistesgegenwart, denn sonst wäre es um mich und einige Cavaliers von meiner Begleitung geschehen gewesen. Denn da wir fortgestoßen, und unsre Pferde gezwickt wurden, bekamen wir Luft, anzuhalten. Wir befolgten aber den Rath dieses Abts, und

und waren sehr erstaunt, die Ketten angezogen, und den Rückweg abgeschnitten zu finden. Wir liessen unsre Pferde über die Ketten setzen, und fanden die Stadt ganz in Aufruhr, und das Volk entschlossen die Diener des Königs zu verhaften, die man, um sie noch gehäßiger zu machen, mit dem Nahmen Mazarinet belegte.

Ich fand einen Offizier von meiner Bekanntschaft, der die Wache meines Quartiers kommandirte. Diesem zeigte ich meinen Paß, worauf er meine Abreise gestattete, wenn ich anders mich vor vier Uhr auf dem Posten einfinde, wo er kommandirte. Mein Verlangen, mich zu dem Könige zu begeben, hieß mich diese Anerbietung annehmen, und der Offizier hielt Wort.

Bei meiner Zurückkunft fand ich zu Saint Germain, daß der Krieg bereits beschlossen war, wobei man sich um das Schicksal der Gemahlin des Königs in Paris wenig bekümmerte. Man scherzte und spöttelte sogar über diejenigen, die sich einiger Gefahr aussetzten, um sich zu der Person des Königs zu begeben. Endlich, als wenn Gott den Untergang des Staats beschlossen hätte, faßte man sogar den Entschluß, die Stadt Paris, um sie in Schrecken zu setzen, durch einen Herold auffordern zu lassen, den aber diejenigen, welche darin zu befehlen hatten, nicht hineinließen.

Der Herzog von Longueville, der nach Coulommiers in Brie gegangen war, vermied auf seiner Reise Paris und ging nach Saint Germain zu laufe, ungeachtet er der Gegen-Parthei versprochen hatte, auf ihrer Seite zu stehen. Ich glaube, daß er diesen Schritt blos in der Absicht that, um seine Creaturen zu Aemtern dadurch zu befördern, daß er den Prinzen von Conti

mit ſich nehmen wolle, der ſich ebenfalls verbindlich gemacht hatte, den Pariſern ſeinen Schutz zu laſſen.

Der Herzog von Longueville machte ſeine Aufwartung, und als ich ihm mein Compliment darüber machte, daß das Parlement von der Normandie den König durch Abgeordnete habe ſeiner Treue verſichern laſſen, gab er mir mit voller Zuverſicht und ziemlich unverſchämt zur Antwort: es ſind blos die vom Semeſter, woraus ich ſchloß daß er wohl dem König nicht ſo ſehr ergeben ſeyn müßte, als er gern ſcheinen wollte. Ich ſagte ihm darüber bei dieſer Gelegenheit ein Wort im Scherz, und da ich nicht glaubte, daß ſeine hingeworfene Aeuſſerung aufgefaßt werden dürfte, ſo ſagte ich der Königinn nichts davon. Mit nicht geringem Erſtaunen mußte ich aber am folgenden Tag hören, daß der Prinz von Conti und der Herzog von Longueville, begleitet von dem Herzog de la Rochefoucault ſich mit in Paris eingeſchloſſen hätten, wo den Herzogen von Elbeuf und Bouillon bereits das Kommando übertragen worden war.

Der Prinz von Conti ging zu einer Sitzung ins Parlament und verſicherte dabei, er ſey entſchloſſen, für die Vertheidigung der gemeinen Sache und das allgemeine Beſte zu ſterben. Der Herzog von Longueville kam ebenfalls ins Parlement; konnte aber doch die Vergünſtigung nicht erhalten, auf der Bank der Prinzen vom Geblüt, Pairs des Reichs und Ehren-Räthe (conſeillers d'honneur) Platz zu nehmen. Da nun das Parlement dem Herzog von Bouillon bereits einen ſolchen Platz eingeräumt hatte, beſchwerte der Herzog ſich ernſthaft darüber. Er reiſte wenige Tage darauf ab nach Rouen, das er dahin vermochte, ſich für Paris zu erklären, wiewohl man es nicht vermuthet hatte,

hörte, ihn Mistrauen blicken zu lassen, und seine Gemahlinn genöthigt worden war, im Stadthause zu wohnen, um zu einer Art von Geisel für die Treue ihres Bruders und Gemahls zu dienen.

Das Haus Vendome erklärte sich in der Person des Herzogs von Beaufort, ebenfalls für das Parlament. Der Hof blieb einzig auf Mittel bedacht, Paris zu bezwingen. Man erstaunte aber nicht wenig, als die Nachricht einlief, daß man in Flandern Truppen marschieren lasse, um dieser Stadt zu Hülfe zu kommen, und itzt sah man, was man nie hätte denken oder besorgen sollen, daß nämlich das Parlement Briefe vom Ausland erhielt und angesehne Personen abschickte, um von denselben Ausländern, mit denen der König würklich im Krieg begriffen war, Hülfe zu erbitten.

Der Hof machte dagegen ebenfalls eifrige Anstalten, die Hauptstadt mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen. Während die darinn eingeschlossne alles anwendten, um sich lebensmittel zu verschaffen, that man von aussen alles mögliche, um dies zu verhindern. Unter diesen letzteren gab es jedoch einige welche, die aus Habsucht oder Liebe zu den Prinzessinn Mittel ausfindig machten, ihnen Proviant zukommen zu lassen.

Ich wunderte mich, als ich hörte, daß der Präsident Bailleul, der doch Lieutenant civil und Prevot des Marchands gewesen war, sich überzeugt hielt oder stellte, wenn man die Bäcker von Gonesse verhinderte, Brod dahin zu schaffen, so würde die Stadt kapitulieren müssen, und sich ergeben müssen. Le Tellier, ein Mann von vielem Geist, war nicht dieser Meinung: dagegen aber hatte er sich eingebildet, die Truppen würden sich in

den Quartieren um Paris her stark und fest werden, während die Stadt noch sechs Monaten Noth sich genöthigt sehen würde, um Gnade zu bitten. Eben diese Truppen, meinte er, würden dann im Stande seyn, zu dienen wo man wollte. Als er dies gegen mich äußerte, konnte ich nicht umhin, ihm zu sagen: ich begreife nicht, wie ein so einsichtsvoller Mann als er, glauben könne, eine solche Sache könne auch nur vier Monate erhalten.

Man war, wie gesagt, einzig darauf bedacht, zu Saint Germain Mittel ausfindig zu machen, Paris, das sich auf eine muthvolle Vertheidigung gefaßt machte, aus Aeußerste zu bringen. Der Kardinal glaubte indessen einige Zeit lang: der Prinz von Condé sey mit seinem Bruder und dem Herzog von Longueville einverstanden; er sah aber in der Folge, daß er sich hierinn geirrt hatte. Denn dieser Prinz that alles, was in seinem Kräften stand, um die Pariser zu ihrer Pflicht zurück zu bringen, und schonte, so viel ich bemerken konnte, weder Mühe noch selbst seine Person, um zu diesem Zweck zu gelangen.

Die Angst bemächtigte sich bald des Kardinals in dem Grade, daß er seine Richten nach Sedan schickte. Der Prinz wurde ersucht, einen Vergleich mit den Pariser zu vermitteln und schien auch geneigt dazu; so sehr er aber auch den Weg der Güte wünschte, so unterließ er dennoch dabei nichts, was dem Feldherrn und getreuen Diener seines Monarchen geziemt. Man bemerkte jedoch, daß er das Verfahren des Kardinals nicht guthieß, der alles was bei ihm stand, versuchte, um es dahin zu bringen, daß die Pariser ihn um seine Vermittlung angehen möchten, indem er sich die Miene gab, als wollte er ihnen den Frieden ver-

schaf-

ſchaffen, ohne daß es des Herzogs von Orleans oder des Prinzen dabei bedürfe.

Unterdeſſen hatten die Feinde ihre Truppen vorrücken laſſen, ſchlugen aber auch vor, jemand nach Saint Germain zu ſchicken, um eine Beilegung des Zwiſts zwiſchen beiden Kronen zu verſuchen. Man hielt es nicht für ſachdienlich, dieſe Eröffnung von ſich zu weiſen, und ſchickte jemand an die Grenzen, um den Envoyé zu empfangen, und nach Hof zu bringen, und zugleich darauf zu ſehen, daß er nicht mit den Parisern korreſpondirte.

Triguet war dieſer Envoyé des Erzherzogs. Der Kardinal gab ihm die erſte Audienz, der ich beiwohnte, und worinn er begehrte, daß Ihro Majeſtäten gar nicht abgeneigt wären, die Feinde zu einem anſtändigen Frieden zu bitten; ohne jedoch, außer in ganz allgemeinen Ausdrücken, einer Zurückgabe einiger von der königlichen Armee beſetzten Plätze zu erwähnen. Hiermit war aber Triguet nicht zufrieden, ſondern er behauptete, vor allen Dingen müſſe er, ehe er ſich einlaſſen könne, die Zurückgabe der Eroberungen verſichert ſeyn.

Was in einer zweiten Audienz vorging, kann ich nicht ſagen, indem ich mich nicht dabei befand; ſehr wahrſcheinlich muß aber der Kardinal darinn anſehnliche Erbietungen gethan haben, um den Erzherzog zu vermögen, das Intereſſe des Parlements und der Stadt Paris aufzugeben. Doch läßt ſich nichts mit Gewißheit davon ſagen.

Nachdem Triguet beurlaubt und wieder nach Cambrai zurückgebracht war, ſah man ſich genöthigt zu thun; einen Theil Paris anzugreifen, andern Theils Vorſchläge zu einer Conferenz Gehör zu geben, in der man alle Artikel auszugleichen hoffte.

Sie wurde endlich beſchloſſen und Reuel zum Ort der Zuſammenkunft und Eröffnung ernannt. Das Parlement, die Stadt und die mit ihnen verbundenen Prinzen ſchickten Abgeordnete dahin. Die des Königs waren der Herzog von Orleans, der Prinz von Conde, der Kardinal, der Reichskanzler, der Marſchall de la Meilleraye, der Abt de la Riviere, le Tellier und ich.

Wir ſtießen gleich anfangs auf eine Schwierigkeit, die ſich nicht heben ließ, ſo ſehr man auch darauf ſinnen mochte, ſie durch ein ſchickliches Temperament zu umgehen, um dem königlichen Anſehen nicht zu nahe zu treten. Sie beſtand darinn, daß die Parlementsdeputirten mit dem Kardinal, als einem erklärten Feind des Vaterlandes, als einem verurtheilten, für vogelfrei erklärten Majeſtätsverbrecher nicht in Unterhandlung treten wollten und dürften.

Wir antworteten ihnen zwar hierauf, es komme nicht ihnen zu, dem König vorzuſchreiben, weſſen er ſich bedienen dürfte, da ſchon Dies viel Gnade von ihm ſeye, daß er mit ihnen in Conferenz zu treten geruhe. Wir hatten gut reden; ihre Hartnäckigkeit zwang uns, uns gefallen zu laſſen, was ſie haben wollten, weil man uns ſagte, wenn die Conferenz ſich ſo endige, daß die Ruhe im Reich wieder hergeſtellt würde, ſo würden Se Majeſtät den Ruhm davon ganz haben.

Um ſie indeſſen nicht ganz durchdringen zu laſſen, trug man die Unkunft, daß der Kanzler und le Tellier in ein andres Zimmer zu ihnen gehen und ihre Vorſchläge vernehmen, dann wieder zu uns kommen und uns ſolche vortragen und endlich wieder hinüber gehen und ihnen hinterbringen ſollten, was wir bewilligt oder abgeſchlagen hätten.

Man hielt mehrere Conferenzen, in denen die Gemüther ziemlich weit verrückten; es fand ſich aber eine

neue Schwierigkeit, nämlich die Einwilligung der Königinn in das, was man von den Deputirten verlangt hatte, so zu erhalten, daß Sie ihnen befähle, sich dem zu fügen; eine Form worein die Deputirten bereits gewilligt hatten. Da sie, um ihre Ehre zu wahren, die der Königinn verletzen wollten, so ersah man mich dazu, diese Fürstinn dazu zu disponiren, wobei ich ihr verheimlichen sollte, was mir davon bereits bekannt war. Allein unfähig einer solchen Treulosigkeit, machte ich Ihr meinen Rapport, und rieth ihr am Ende, ihre Minister darüber zu hören, und dann zu thun, was sie ihr riethen, indem sie für sich und ohne deren Rath sich nicht zu dem verstehen könnte, was man verlangte.

Da die Frist des sichern Geleites abgelaufen war, so ging man auseinander, verabredete aber zuvor: wenn Ihre Majestäten es genehm hielten, sollte eine Prolongation geschickt und dann die Sitzungen zu Saint Germain fortgehalten werden.

Man kam auch wirklich hier wieder zusammen, und nachdem die allgemeinen Angelegenheiten abgethan waren, suchte man auch das Interesse der Privatpersonen mit den Deputirten auseinander zu setzen. Der Graf von *** der das Wort führte, drang auf die Wegschaffung des Kardinals über die Grenze. Man gab ihm zur Antwort, der König gebe seinen Unterthanen Gesetze, und sey nicht gewohnt, sich welche von ihnen vorschreiben zu lassen. — Die Abgeordneten des Parlements und der Stadt sprachen aus eben dem Tone, wie der Graf, und verlangten noch überdies, das zu Rouen eingeführte Semester sollte wieder aufgehoben werden. Dies wurde ihnen zugestanden, und es war der einzige Vortheil, den der Herzog von Longueville davon hatte, daß er sich von seiner Pflicht entfernte.

Man

Man verlangte ferner, die Ansprüche des Herzogs von Bouillon, so wie auch das Haus Vendome sollten befriedigt werden. Man war allgemein willfährig in Ansehung des letztern; was aber den erstern Punct betrifft, — zu dessen Unterstützung der erste Präsident Molé angeführt hatte, es sey eine Souverainetät, um die man die Monarchie dadurch vergrößere, und ich hätte dem Eigenthümer billige gute Behandlung zugesagt — so erwiederte ich darauf: dies sey wahr, und ich habe bei dieser Gelegenheit nichts gethan, als was mir befohlen worden sey; ich habe mich aber wohl gehütet, zuzugeben, daß Sedan eine Souverainität sey. Die Gerechtsame des Königs seyen mir zu wohl bekannt, um einen solchen Verstoß mir zu Schulden kommen zu lassen, und er selbst könne als rechtschaffener Mann diese Unabhängigkeit nicht behaupten. Denn da er General-Procurator gewesen sey, so habe er Gelegenheit gehabt, die königlichen Urkunden öfters zu sehen, aus denen ihm bekannt seyn könne, daß Karl VI. den Herrn von Sedan (das zween Brüder damals ungetheilt besaßen) blos erlaubt habe, Mauern darum aufzuführen. Hieraus aber ergebe sich ganz klar, daß diese zween Cavaliere damals sich nicht hätten einfallen lassen, es unter einem so erhabenen Titel zu besitzen, den man ihm gegenwärtig so laut beilege, um den Preis davon zu erhöhen.

In Ansehung des Herzogs von Vendome sagte ich, allerdings hätte ich zwar bei der Unterhandlung über den Ersatz für das Gouvernement Bretagne gewünschet, die Königinn würde die Verfügung treffen, daß ihm dafür die Admiralsstelle abgetreten würde: ich glaubte jedoch hierbei zweierlei erinnern zu müssen, was man mir unfehlbar zugeben würde. Einmal, daß wer seine Vermittlung in einer Angelegenheit verwendet, dadurch

ch ſich nicht in Anſehung des Erfolgs verantwortlich
che; und dann, daß ich nicht habe voraus ſehen kön-
, das Haus Vendome werde ſich von der Treue gegen
König entfernen und die der Königinn ſchuldige
rfurcht aus den Augen ſetzen. Hieraus nun zö-
ich für mich die zweckgemäßen Folgerungen, ſtellte
aber übrigens Ihro Majeſtät anheim, Höchſtdero
illensmeinung zu erklären.

Der Vergleich kam endlich nach mehreren Konfe-
zen zu Stande, und der Cardinal entſchloß ſich, mit
m Hauſe Vendome in Verwandſchaft zu treten, was
Prinz anfangs guthieß, in der Folge aber tadelte.

Der Graf von Harcourt, der dem Könige bereits
ienſt hatte, wurde zum Kommando der Armee be-
mmt. Der Prinz von Condé erklärte, er wolle von
nem Gouvernement Bourgogne Beſitz nehmen, und
zugleich der ſchönen Jahreszeit zu Wiederherſtellung
ner Geſundheit und Anordnung ſeiner Angelegenheiten
ehmen. Er war aber nebenher mit Eifer für das
tereſſe derer beſorgt, welche die Häupter in der Em-
rung von Paris geweſen waren.

Ich bat die Königinn, dies wohl zu erwägen, und
e nothwendigen Folgerungen daraus zu ziehen, indem
mich überzeugt hielt, der Prinz ſtehe in Verbin-
ng mit ihnen. Denn was ſich hiergegen allenfalls
ch wegen ſeines Bruders und Schwagers vor-
ngen ließ, fiel meines Erachtens weg, wo er mit
ärme ſich für den Herzog von Bouillon intereſſirte.

Doch muß ich auch wieder dem Prinzen zum Ruh-
nachſagen, daß er dem König einige Zeit abredte,
n Herzog von Longueville das Gouvernement von

Pont

Pont de l'Arche zu übertragen; nachher aber änderte er ſeine Meinung und davon weiter unten. Was den Herzog von Bouillon betrifft, ſo unterſtützte er deſſen obſchon ſehr ungerechte Forderungen, wie wir ſogleich hier ſehen werden.

Sedan, das ſchon auf eine beträchtliche Summe geſchätzt worden war, wurde auf Bitte dieſes Herzogs um dreitauſend livres Einkünfte über den Anſchlag erhöht, ſo daß der Kardinal, ohne zu wiſſen, warum, ihm hundert und achtzig tauſend livres geben ließ. Der Prinz und der Herzog gründeten hierauf die Hoffnung, daß man ihnen alles zugeſtehen würde, was ſie wollten, ohne es erſt genauer zu unterſuchen.

Da der Prinz von Cond/ ſich des le Tellier verſichert hielt, ſo machte er ihm den Antrag, auf die Bittſchrift des Herzogs den von den königlichen Commiſſarien aufgeſetzten Proces verbal abzuleſen. le Tellier lehnte es aber ab, indem Sedan zu meinem Departement gehöre, und er alſo dadurch einen Eingriff in meine Rechte thun müßte, wo er nicht Luſt habe.

Der Prinz kam hierauf, nachdem er vergeblich verſucht hatte, ihn dazu zu bereden, zu mir, und machte mir denſelben Antrag. Ich gab ihm darauf zur Antwort, ich ſey jederzeit bereit, den Verbal Proceß ſowohl als das Bittſchreiben zu leſen; um aber die Anſprüche des Herrn Herzogs zu unterſuchen, wie Se Hoheit zu wünſchen ſchienen, müßte ich erſt ſeine Gründe ſowohl als die der königlichen Commiſſarien wiſſen, ehe ich ihr Verfahren billigen oder tadeln könnte.

Sie begaben ſich weg, und ließen mir die Papiere des Herzogs von Bouillon zurück, in denen ich ſeine Forderungen, die erſte ausgenommen, ſchlecht gegründet fand. Dies gab ich ihm zu verſtehen, worauf er, ſchlecht

ſchlecht erbaut von meiner Antwort, ſich eilig zu dem Prinzen verfügte, um ihm ſeine Beſchwerden darüber vorzutragen. Er brachte ihn mit zu mir. Ich legte ihm meine Beweggründe dar, und da er nichts darauf zu antworten wußte, ſagte Se Hoheit mir zornig: „Es „ſcheint Sie wollen den Herrn Herzog nicht begün„ſtigen!“

Ich ſuchte mich möglichſt zu mäßigen und gab ihm zur Antwort: „Da ich das Amt eines Richters zu ver„walten habe, wolle ich mich weder für noch wider er„klären, ſondern blos Recht und Billigkeit vor Augen „haben. Wenn ich aber je einer Partheylichkeit fähig wä„re, ſo müßte es zum Vortheil meines Gebieters ſeyn, „überzeugt, daß Gott mir dies weit eher vergeben wür„de, als wenn ich deſſen Vortheil irgend einem an„dern nachſetzte.“

Da der Prinz und der Herzog anfiengen zu befürchten, wenn ich in dieſer Sache referirte, möchte ſie nicht zu ihrer Zufriedenheit ausfallen, ſo hatten ſie den Einfall, zum Kardinal zu gehen, und ihm zu ſagen, ſie würden als ein Gnadengeſchenk annehmen was man der von den Commiſſarien zugegebenen Erhöhung beifügen würde. Er gab ihnen zur Antwort, man müßte allerdings mich erſt in der Sache hören; auf alle Fälle aber dürften ſie alles hoffen von ſeinem Einfluß und dem Vergnügen, daß es ihm jederzeit gewähre, ſich ihnen gefällig zu erzeigen.

Der Kardinal konnte es nicht erwarten, bis ich meinen Vortrag in der Sache gemacht hatte, ſondern gab mir zu verſtehen, er erwarte, daß ich den Herzog begünſtigen würde. Ich gab ihm aber zur Antwort, er möchte doch nur wenigſtens erſt meine Gründe hören. Daraus ſchloß er, er müſſe ſich geirrt haben, oder von

dem

dem Prinzen und dem Herzog übereilt worden seyn, und da er ihnen einmal Willfahrung versprochen hatte, sagte er zur Königinn: ohne das Recht des Königs und des Herzogs genauer zu untersuchen, müsse man letzterm fünftausend livres Einkünfte über den Anschlag bewilligen. Ueberdies ließ er ihm ein Geschenk von hunderttausend Thalern machen, ohne andre Gründe dafür anführen zu können, als seine Begierde, sehen zu lassen, daß die Austheilung der Gnadenbezeugung von ihm abhänge.

Man wird sich stets wundern, daß der Kardinal dem Hause Bouillon Gnadenbeweise auswürkte, wenn man weiß, daß der Herr von Turenne, sein Möglichstes that, um die Armee des Königs, die er kommandirte, zum Dienst der Rebellen zu verführen, mit denen auch sein Bruder es hielt, dem dieser Monarch das Majestätsverbrechen vergeben hatte, daß er mit den Feinden des Staats verbündet öffentlich an der Spitze der Empörer gewesen war. Man wird, sage ich, sich nicht in das Benehmen dieser Eminenz finden können, wenn man sichs nicht durch die Vermuthung und Beschuldigung zu erklären sucht, er habe die beiden Brüder auf seine Seite zu ziehen gesucht, um sie in künftigen Unfällen dem König, oder doch seinen Feinden entgegen zu stellen. Auch hatte er sich beredet, durch ihre Vermittlung sich wieder mit dem Prinzen aussöhnen zu können, welcher laut sagte, der Kardinal habe in keiner andern Absicht den Einfall bekommen können, mit dem Hause Vendome in Verwandtschaft zu treten, als einzig, um sich des Schutzes von Seiten des Herzogs von Orleans und dieses Hauses, mit Geringschätzung des seinigen zu versichern.

Der Graf Harcourt hatte Befehl, Cambrai einzuschließen und zu belagern, und diese Unternehmung würde

würde auch würklich gelungen seyn, wenn er etwas mehr Zutrauen zu dem Glück des Königs gehabt hätte; denn eine kleine Unterstützung an Cavallerie war noch kein Grund die Belagerung aufzuheben. Weil er aber diesen Secours für beträchtlicher hielt als er war, so glaubte er sich zurückziehen zu müssen, nachdem unsre Posten auf der Seite, wo der Herr von Turenne kommandirte, zurückgeworfen worden waren. Der Hof vernahm die Nachricht davon mit Schmerzen, es ist aber ziemlich wahrscheinlich, daß es dem Prinzen eben nicht sonderlich zu Herzen gieng.

Seine Mutter, welche während der Reise nach Bourgogne die Königinn nicht verließ, söhnte ihn mit dem Kardinal wieder aus, dessen Freundschaft er sich daher versichert hielt. Da nun noch überdies der Prinz von Conti durch den Vergleich das Gouvernement von Danvilliers erhielt, so erblickte das ganze Haus Condé darinn einen Beweis, daß der Prinz in Gunst stehe. Zwar blieb seine Mutter dabei noch immer voll Mißtrauens; sie wußte es aber zu verbergen.

Der Herzog von Longueville fuhr seiner Seits fort, Pont de l'Arche zu verlangen, und der Gouverneur davon, der sich einige Zeit lang dagegen gesetzt hatte, gab endlich nach.

Um diese Zeit stiegen die Unruhen, die im Reiche gährten, höher, und verbreiteten sich bis in die entferntesten Provinzen, selbst in Provence, welches unternahm, was man nie gedacht hatte. Dies veranlaßte den Herrn von Ewers, dem König die Einführung eines Semestre daselbst vorzuschlagen, wodurch Se Majestät beträchtliche Summen gewinnen und Ihr Ansehen auf immer in dieser Provinz sicherstellen würden;

denn wenn auch ein Semestre fähig seyn sollte, widrige Entschlüsse zu fassen, so würde das zweite ihm entgegen arbeiten, und überhaupt beide um die Wette bemüht seyn, sich für das königliche Interesse eifrig zu beweisen, um die Aufhebung der andern Parthei dadurch zu bewürken.

Der Kanzler hatte sich von Emery für dies Project einnehmen lassen, als wir uns einst im Zimmer des Kardinals befanden, wo diese Sache zur Sprache kam. Ich widersprach aber beiden, und zeigte Sr Eminenz, wenn der König darauf beständе, dies durchzusetzen, so würde die Provence sich unfehlbar empören. Ich führte hierzu als Gründe an, daß das Parlement zu Aix mit Männern von Stand besetzt sey, deren Verfall unvermeidlich sey, wenn die Sache würklich zu Stande käme. Natürlich würden sie also sich aus allen Kräften dagegen setzen, und alle Mittel hiezu aufbieten. Beim Anblick der Abnahme ihres Vermögens würden ihre Gattinnen sie und ihre Freunde zum lebhaftesten Widerstand anfeuern, und wenn dadurch zur Ungnade gereizt, der König welche von ihnen bestrafen wollte, so würde die Provinz sich unfehlbar empören.

Der Kanzler und Emery, die sich durch meine Gründe nicht überzeugen lassen wollten, zogen auch den Kardinal noch auf ihre Seite, und dieser sagte zu mir: „Sie sehen, es sind zwei gegen Sie, und dennoch wollen Sie in einer Sache von solcher Wichtigkeit Ihre „Meinung durchsetzen?“ – Ich gab ihm aber zur Antwort, man müsse die Stimmen wägen, nicht zählen.

Ich erinnere mich hierbei noch eines andern Falls, wo der Kardinal ebenfalls verrieth, wie wenig Kenntnis

auf

nis er von unſrer Verfaſſung hatte. Als ich ihm nämlich einſt ſagte, man müßte auf den Frieden bedacht ſeyn, fiel er mir bei, fragte aber doch, warum ich wohl ſo dringend dazu riethe? Ich antwortete: nicht nur weil er mir an ſich nothwendig ſchiene, ſondern auch, weil ich hell genug ſehe um zu begreifen, daß der Krieg nicht fortgeſetzt werden könne, ohne die ſchon beſtehenden Auflagen beizubehalten. Da nun das Volk erſchöpft und folglich außer Stand ſey, eine ſolche Laſt länger zu tragen, ſo würde es dadurch unfehlbar zu einem Aufſtand kommen; der König würde alſo einen doppelten Krieg, und Mühe haben, ſich ſo vieler Feinde zu erwehren. — „Wie! ſagte der Kardinal, eine „Laſt die ſchon ſeit zwanzig Jahren beſteht, ſollte unerträglich ſeyn? Das kann ich nicht glauben!“ — Ich lenkte das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand. —

Der Prinz, der eine Zeit lang das Intereſſe des Herzogs von Angoulême unterſtützt hatte, gab es auf, als er ſich mit dem Parlement verband. — Da das Parlement zu Paris ſich der andern, beſonders derer zu Dijon und Rouen, angenommen hatte, ſo wurde das Semeſter bei beiden wieder abgeſchaft.

Der Hof machte um dieſe Zeit eine Reiſe nach Amiens.

In dem dieſjährigen Feldzuge fiel nichts Beſonderes vor, außer daß während deſſelben an einer vollkommenen Ausſöhnung zwiſchen dem Prinzen und dem Kardinal gearbeitet wurde. Da erſterer ſich überzeugt hielt, daß man aufrichtig mit ihm handle, ſo kam er nach Paris zurück, wo ſein Bruder und der Herzog von Longueville ebenfalls eintrafen. Der Prinz von Conti wurde im Staatsrath zugelaſſen, und zum Unglück

wußte man es zu einer Trennung zwiſchen dem Herzog von Orleans und dem Prinzen von Condé zu bringen.

Der Coadjutor von Paris erklärte ſich als Feind dieſes leztern. Was zwiſchen ihnen vorfiel, iſt eins der merkwürdigſten Ereigniſſe in der Geſchichte *). Ich kann mich hier nicht darauf einlaſſen, da ich, wie geſagt nur von Dingen reden will, an denen ich ſelbſt Antheil hatte.

Der Prinz war kaum in Paris zurück, als er an dem Herzog von Orleans Kaltſinn gegen ſich bemerkte; dennoch benahmen ſie ſich äußerlich mit vieler Artigkeit gegeneinander. Der Kardinal, deſſen Geiſt ſehr fähig war, Mißverſtändniſſe zu erzeugen, brachte dem Prinzen Argwohn bei, und beredete ihn, der Coadjutor (ein Feind von Mazarin) ſtehe bei Monſieur in groſſem Credit, und habe beſchloſſen, den Prinzen, wenn er über die neue Brücke fahre, ermorden zu laſſen.

Um die Herzoge von Epernon und Bouillon, das Haus Rohan-Guimené und die Gräfin Fiesko in ſein Intereſſe zu ziehen, würkte der Kardinal um eben dieſe Zeit bei dem König aus, daß ſie ſich bei Audienzen bedecken dürften, und ihre Töchter, ſo wie auch dieſe Gräfinn, das Tabouret erhielten.

Sie wurden demnach in den Beſiz dieſer Ehre geſezt: allein der Adel formaliſirte ſich darüber und ſagte unter andern: unter der Regierung einer Frau und eines Kindes könne man freilich alles wagen. Er hielt eine Verſammlung, die ſich zu der Aſſemblée der Geiſtlichkeit ſchlug, welche um eben dieſe Zeit gehalten wurde. Dieſe beiden Stände ſchickten gemeinſchaftlich Deputirte an den König, um über die eingeriſſenen Mißbräuche im Staat, Beſchwerden zu führen, denen nur durch eine Verſammlung der Notabeln abgeholfen werden könnte.

Die

Der Adel beſchwerte ſich dabei noch beſonders, daß man gewiſſe Häuſer vor andern, die ihnen doch in keiner Rückſicht nachſtänden, diſtinguiren wolle.

Man verſuchte alles Mögliche, um dieſe Verſammlung auseinander zu bringen; da aber alle Bemühungen dagegen fehlſchlugen, ſo wurden die ertheilten Vorzüge zurückgenommen, und man verſprach die Zuſammenberufung der Reichs-Stände.

Der Prinz billigte zwar nicht, daß dieſe Vorzüge ſo vielen Häuſern ertheilt wurden; aber doch hätte er gern einige begünſtigt geſehen, wie das von Bouillon. Darum lag er der Königinn unaufhörlich an, daß die Urkunde, wodurch der König ſich verbindlich gemacht hatte, die einen zum Nachtheil der andern zu erheben, unterdrückt werden ſollte. Zum Unglück für ihn war ſie aber mir in Verwahrung gegeben worden, und ich nahm keinen Anſtand, der Königinn zu ſagen: diejenigen, die mir ſo ſehr um deren Herausgabe anlägen, kümmerten ſich wenig darum, was daraus etwa für Sie erfolgen möchte, ſetzten alſo Ihr Intereſſe ihrem eignen Privatvortheil nach.

Da Sie zweimal in mich drang, Ihr dieſe von le Tellier und mir unterzeichnete Schrift auszuhändigen, ſo ſagte ich, um dies abzulehnen, ſie könnte ja durch eine zweite widerrufen werden. Da aber dies denen, die dabei intereſſirt waren, nicht genügte, ſo giengen ſie den Kardinal darum an, daß er mit mir darüber ſprechen mußte.

Er that's, und tadelte mich dabei wegen der Schwierigkeit, die ich machte, der Königinn zu gehorchen. Nachdem er aber ſeine ganze Beredſamkeit erſchöpft hatte, mich dahin zu bringen, wo er mich ha-

den wollte, ſagte ich ihm blos mit den Worten eines Heiden, er rede —

er irre aber, wenn er glaube, mich zwingen zu können, für ihn zu thun, was ich der Königinn verweigert habe; Ihre Majeſtät hätte das Recht, mir zu befehlen; Andere könnten verſuchen, mich zu bereden; doch würde dies nicht ganz leicht ſeyn.

Die Eminenz ſteckte ſich hierauf hinter die Königinn, welche mir ſagte: „ich möchte gern einen Beweis Ihrer Affection haben. Sehen Sie zu, ob „Sie mir ihn wohl verſagen könnten". — Gern hätte ich ihr wie Aeolus der Juno geantwortet [1]); ohne mich indeſſen der Worte Virgils zu bedienen, verſicherte ich ihr: ich würde nichts, was ich nicht thun würde, wenn es darauf ankäme, mich Ihr gefällig zu erzeigen.

„Nun denn, ſagte ſie, ſo ſtellen Sie dem Prinzen „die Schrift zu, deren Zurückgabe er ſchon ſo lange her „ſo eifrig betreibt".

Ich verſprachs und ſagte es le Tellier, der mir unaufhörlich darum anlag, und dem Prinzen keine angenehmere Nachricht bringen zu können glaubte, wobei ich ihm zugleich ſagte, ich hätte mich ſogar erboten, ſie ihm einzuhändigen.

Der Prinz ſchickte einen von ſeiner Dienerſchaft zu mir, und ließ mir ſagen, ich möchte ihn morgen früh erwarten, indem er nicht gerne wollte, daß ich nach ſeinem Palais gienge. Dieſe Aeuſſerung befremdete mich; indeſſen verſprach ich, ſeiner gewärtig zu ſeyn.

Er kam auch richtig um neun Uhr. Ich gieng ihm entgegen, und ſtellte ihm die Papiere zu, die er ſo ſehnlich gewünſcht hatte. Indem ich ihm mein Com-

pli-

pliment machte, erkundigte ich mich zugleich: warum er ſich denn ſo bemüht und nicht habe zugeben wollen, daß ich zu ihm käme?

„Dies — antwortete er — that ich, weil man „ſonſt hätte denken mögen, Sie kämen zu mir, um zu „negotiiren".

Nehmen doch, ſagte ich, wohl Andre ſich dieſe Freiheit, und wenn ich mir ſie nähme, ſo würde man hoffentlich nichts dagegen haben können? Ich merke aber wohl, was dies heißt. Da ich es nicht gethan habe, ſo werden Sie es übelnehmen. Ich werde mich künftig darnach zu richten wiſſen.

„Laſſen Sie uns ein paarmal in Ihrem Cabinet „auf und abgehen," — ſagte er, und als wir darin waren, fuhr er fort. Sie haben mein Benehmen gegen die Königinn getadelt, ohne Zweifel aber blos, weil Sie nicht wiſſen, daß ſie mir das Gouvernement von Pont de l'Arche verſprochen, es aber nicht gehalten hat".

Ich geſtand ihm, dies ſey mir etwas ganz Neues, und befremde mich um ſo mehr, da er darauf gedrungen habe, es dem Herzog von Longueville zu verleihen, nachdem ich ihn doch hätte ſagen hören: lieber müſſe man den dritten Theil des Reichs wagen, als dies thun; ich begreife, aus mehrern angeführten Gründen, nicht, warum er wohl von dieſer Meinung abgegangen ſeyn müßte; aber bitten müßte ich ihn, mir es zu gut zu halten, wenn ich zweifelte, daß die Königinn es würklich verſprochen hätte.

„Freilich hatt ich mich in der Sache nicht eben „an ſie gewendet, ſondern an den Kardinal, der „mir verſprach, ſein Möglichſtes zu thun, um mich zu „befriedigen". —

Dieser kann, antwortete ich, auch würklich sein Möglichstes gethan haben, ohne etwas auszurichten; und so hätten Sie also keine Ursache, sich über die Königinn zu beschweren, wohl aber, mit dem Kardinal zufrieden zu seyn.

Er gab mir hierauf eine Antwort, die mich so sehr befremdete, als die bittern heftigen Reden, deren er sich bediente, um seinen Zorn an den Tag zu legen. Ich sagte ihm kaltsinnig: Ihre Ausdrücke und Gedanken, gnädiger Herr, sind empörend in Rücksicht auf die Verbindlichkeiten, die Sie der Königinn haben; denn Ew. Hoheit wissen wohl, daß diese Fürstinn keine Beleidigungen verdient. Wenn sichs ereignet, daß der Gebieter, um einen alten Diener nicht durch einen andern unterdrücken zu lassen, einen Schritt thut, der in Anspruch genommen werden könnte, so entschuldigt er sich mit seiner Freundschaft für den, den man unterdrücken will; kömmt aber eine Dame in denselben Fall, so wird es stets übel ausgelegt; denn wenn man ihr Ehrfurcht schuldig ist, so wird man getadelt, wenn man diese gegen sie aus den Augen setzt. Sie wissen wohl, daß die Königinn nicht so behandelt werden sollte, da es keine Wohlthat noch Gnade giebt, um die Sie bei Ihr vergebens angehalten hätten.

„Und was wären denn dies für Gnaden? Wollen „Sie wohl hier in Anschlag bringen, daß sie mir das „Gouvernement einer Provinz und eines Platzes ver„lieh? Dies hatte man schon meinem hochseeligen Va„ter noch vor dem Tode des vorigen Königs verspro„chen.“

Meine Antwort war: ich gäbe zu, daß der Bischoff von Beauvais es versprochen gehabt, daß aber die Königinn diesem geistlichen Herrn es erst möglich gemacht habe, Wort zu halten.

Ausser

Außer ſich vor Zorn ſagte er hierauf: „Und mei-
„ne geleiſteten Dienſte rechnen Sie für nichts?!“

O, weit höher, als Ew. Hoheit ſelbſt die Beſcheidenheit zuläßt. Da aber die Gelegenheit ſich darbietet, ſo achte ich mich verpflichtet, Ihnen, gnädiger Herr, zu ſagen, daß nicht der Staat Ihrem Glück ſeine Größe dankt, ſondern daß vielmehr umgekehrt, Sie der königlichen Macht Ihren Ruhm zu danken haben. Jeder andre hätte können die königlichen Heere kommandiren, und dabei eben das Glück haben, wie Ew. Hoheit. Ehe Sie dem Staat beträchtliche Dienſte leiſteten, hätten andre es ebenfalls thun können. Hätte man aber alles belohnen ſollen, wie Sie belohnt wurden, die ganze Monarchie hätte man darüber zerſtückeln müſſen.

Es ſchlug Mittag, und der Prinz Conti pochte an meine Cabinets-Thüre, um ſeinen Bruder zu benachrichtigen, daß es Zeit ſey in die Meſſe zu gehen; denn es war Sonntag; ſie hatten noch keine Meſſe gehört, und Prinz Conti war ſehr andächtig. Dies machte alſo unſrer Unterredung ein Ende.

Von dieſem Tage an ſchien das Zutrauen des Prinzen zu mir, geſunken. Indeſſen hielt er ſich des Hofs, den er ganz zu lenken wähnte, und der Ruhe von Seiten des Herzogs von Orleans verſichert, in der Vorausſetzung, daß deſſen Einfluß geringer ſey, als der ſeinige. Die verwittwete Fürſtinn ſchöpfte zwar aus dem Kaltſinn der Königinn einigen Verdacht; allein der Kardinal benahm ſich gegen den Prinzen mit ſo tiefer Verſtellung, daß auch die hellſehendſten endlich ſeiner Meinung wurden, die auf folgendem Raiſonnement beruhte: „es würde äuſſerſt ſchwer halten, mich „ohne die Einwilligung des Herzogs von Orleans zu

„arretiren. Da nun dieſer vor dem Abt de la Rivie„re kein Geheimniß hat, ſo bin ich ſicher, daß ich „nichts zu fürchten habe; denn der Abt würde mir un„fehlbar Nachricht davon geben, wenn er etwas derglei„chen vernähme.“

Es gab indeſſen doch welche unter ſeinen Kreaturen, die Verdacht ſchöpften, und ihm riethen, ſich lieber zu St. Maur als zu Paris aufzuhalten, um ſich deſto leichter entfernen zu können, wenn er etwas von einem Anſchlag auf ſeine Perſon entdeckte.

Wer kann aber dem entgehen, was Gottes Vorſehung über ihn beſchloſſen hat? Der Kardinal erregte in dem Herzog von Orleans Argwohn gegen den Abt Riviere in Anſehung des Prinzen, und wußte ihm dann ſeine Einwilligung zur Verhaftung der Prinzen abzulocken, indem er ihm vorſtellte, es ſey ein hochbejahrender Kopf, der bei mehrern Gelegenheiten den Reſpekt gegen S. K. H. aus den Augen geſetzt habe; dieſe itzige Einwilligung ſey ein Mittel zu zeigen, daß Er einzig dem König anhange, deſſen Anſehen dadurch befeſtigt würde. Da überdies noch der Herzog von Freunden des Coadjutors, erklärten Feinden des Prinzen, umgeben war, ſo willigte er um ſo leichter in alles, was man von ihm verlangte.

Die Ausführung eines ſolchen Vorhabens hatte indeß ihre Schwierigkeiten; denn man mußte zu gleicher Zeit die beiden Brüder und ihren Schwager, den Herzog von Longueville, einziehen. Kein Ort ſchien bequem dazu als das Palais Royal. Auch wurde eine gute Anzahl Truppen dazu erfordert, um ſie nach Vincennes zu bringen, weil der Prinz in Paris eine große Menge ihm ergebener Officiers von den auf ſeinen Namen geworbenen Truppen hatte, von deren Bravour

aller,

allerdings zu beſorgen war, ſie möchten das äuſſerſte wagen, um ihn wieder in Freiheit zu ſetzen.

Als dannoch der Tag zur Ausführung feſtgeſetzt war, ließ man die Compagnien von den königlichen Haus-Truppen aufſitzen, und auf dem Roßmarkt aufmarſchiren. Auf die Nachricht hievon fragte der Prinz beym Kardinal um die Urſache an, und erhielt zur Antwort: man habe Kundſchaft, daß Descouſtures ſich davon machen wolle, und habe daher Truppen zuſammengezogen, um ſich ſeiner zu verſichern.

Da Descouſtures ein erklärter Feind des Prinzen war, ſo bezeugte dieſer große Freude hierüber, und unterſuchte die Sache nicht weiter. Man hatte ihn lange mit der Hoffnung hingehalten, denſelben einzuziehen, und ſogar äuſſerlich alle Mühe deßhalb angewendet. Viele Leute glaubten indeſſen, man wolle blos den Schein davon haben, ohne die Sache ſelbſt zu wünſchen; nur der Prinz allein, überzeugt von der Redlichkeit des Kardinals, nahm für baares Geld, was man ihm vorſpiegelte.

Als er ſich einſt mit mir hierüber unterhielt und dabei die Sache nicht ſo ſchwer fand, wie man ihm ſie vorſtellte, fragte ich ihn, ob er denn würklich Descouſtures gefangen haben wolle; und als er es bejahte, verſicherte ich ihn: ich verlange blos drei Tage um ſeinen Aufenthalt ausfindig zu machen, und dann würde ich blos einigen mir bekannten Offiziers von der Stadtwache Nachricht davon geben, die mir behülflich dazu ſeyn würden, Descouſtures feſt zu nehmen. Dies that ich auch würklich; und ſie verſprachen mir, von ihrer Seite möglichſt dazu mitzuwürken.

Ihre Bemühungen waren nicht vergeblich. Sie entdeckten ſeinen Schlupfwinkel, und ſagten mir, was man

man zu thun hätte, um ſich ſeiner zu verſichern. Ich ſagte dies dem Prinzen; er ſprach mit dem Kardinal, und — erhielt zur Antwort: „es würde die königliche „Gewalt kompromittiren heißen, wenn man jemand, der „in der Stadt, nahe an der Metropolitankirche wohn„te, einziehen wollte!“ —

Ohne dies genauer zu prüfen, begnügte ſich der Prinz damit und ſagte mirs wieder. Ich gab ihm aber zur Antwort: „man könnte ſich doch nie vorſtellen, „daß ein Menſch, der in Furcht ſchwebt, ſeine Zuflucht „nicht an einen Ort nehmen würde, wo er nicht ohne „Schwierigkeiten aufgehoben werden könnte. Da es „indeſſen eine bedenkliche Sache iſt, ſo liegt es auch „Ihnen ob, zuzuſehen, ob die Münze womit man Sie „bezahlt, wohl auch von gutem Schrot und Korn ſey. „Ich meines Theils muß Ihnen offenherzig bekennen, „daß ich ſie nicht für voll nähme“. —

Die Prinzen Condé, Conti und der Herzog von Longueville begaben ſich in das Palis Royal, um angeblich den Staatsrath beizuwohnen. Ehe erſterer von Haus weggieng, warnte ſeine Mutter ihn, es giengen Dinge vor, die allerdings argwohnen ließen, man wolle ihn in Verhafft nehmen; denn, fügte ſie hinzu, ſie kenne die Hofluft aus eigner Erfahrung. „Was hab' „ich denn zu fürchten? — ſagte er — der Kardinal „iſt ja mein Freund“. — Woran ich zweifle! ſagte ſie. — „Sie irren, erwiederte er, denn ich kann mich „auf ihn verlaſſen wie auf Sie!“ — Die Fürſtinn ſchloß mit den Worten: Gebe Gott, daß Sie nicht irren!

Die Königinn ſtellte ſich unpäßlich, und blieb im Bette, um nicht durch eine Veränderung in ihren Geſichtszügen verrathen zu werden. Alle Hein-

Feinde des Prinzen erſchienen im Palais Royal mit ihren Degen. Diejenigen, die dem Conſeil beiwohnen mußten, fanden ſich zur gewöhnlichen Stunde ein die zugleich zur Ausführung beſtimmt war. Die Königinn ſagte, man möchte in die Gallerie hinüber gehen, damit ſie aufſtehen könne; worauf der Prinz und bald nach ihm der Abt Riviere ſich entfernten.

Da wir, der Graf von Avaux und ich, vor dem Kanzler da waren, wunderten wir uns, den Kardinal nicht zu finden. Da uns aber einfiel, daß man aus ſeinem Zimmer dahin kommen könne, ſo dachten wir, er werde es gethan haben.

Hier erklärte dann dieſer heilige fromme Miniſter dem Abt la Riviere, was beſchloſſen worden ſey, worauf ihm dieſer antwortete: „Sie haben mir ein Ge„heimniß daraus gemacht; ich bin bei meinem Gebie„ter zu Grund gerichtet". Der Kardinal wollte ihn beruhigen; der Erfolg bewies aber, daß der Abt ſich vollkommen gut auf die Denkungsart des Herzogs verſtand, und daß der Hof ihn hatte ſtürzen wollen.

Der Graf d'Avaux und ich hatten eine Unterhaltung angefangen, und ſetzten uns damit zum Kamin. Der Kanzler und die Prinzen kamen auch dazu. Condé ſagte zu ihm: „Wir haben eine Sache, die Rentier betreffend, die mir wichtig genug ſcheint, um eine „etwas ſorgfältigere Unterſuchung zu verdienen; denn „ſie könnte leicht von unangenehmen Folgen ſeyn". — Da der Kanzler hingegen das Verhalten des Conſeils rechtfertigen wollte, gab ihm der Prinz darauf zur Antwort: „die Sache verdient würklich, mit reifem, ruhi„gem Verſtand erwogen zu werden. Was aber auch „darauf erfolgen mag, ſo werde ich wenigſtens nicht här„ter und vielleicht wohl weniger darum getadelt wer„den, als diejenigen, die ſich damit befaſſen". —

Während der Prinz hier mit dem Kanzler sprach, trat Guitaut, Capitain von der Leibwache der Königinn, nebst Cominge und einigen andern Officiers von seiner Compagnie, in die Gallerie; und der Prinz von Condé, der darin auf und nieder gieng, war nicht wenig betreten, da dieser, als er an ihn kam, ihm sagte: er habe Ordre, ihn nebst dem Prinzen Conti und dem Herzog von Longueville zu verhaften.

Condé kam zu uns her, um den andern zu sagen, sie seyen Gefangene im Namen des Königs, und Herr Guitaut habe Befehl, sich ihrer Personen zu versichern. Der Kanzler, der gar nicht um den gefaßten Entschluß gewußt hatte, war sehr betreten hierüber, und sagte endlich: es werde wohl ein Scherz von Guitaut seyn. Der Prinz gab ihm aber zur Antwort: „Gehen Sie „nur zur Königinn, und melden Sie ihr immerhin, wie „hier gespaßt werde. Ich für mich halte es für vollen „Ernst, daß ich arretirt sey."

Guitaut trat hierauf vor, um den Prinzen in den Garten hinab gehen zu lassen. Vor der Thüre stand ein Wagen bereit. Der Prinz sagte zu mir noch mit viel Güte und Stolz zugleich: „Herr Graf, da ich oft „Beweise von Ihrer Freundschaft und Großmuth er„halten habe, so verspreche ich mir, daß Sie dereinst „dem König meine geleisteten Dienste bemerklich ma„chen werden". Der Prinz Conti umarmte mich und nahm Abschied von mir.

Nie hat wohl jemand, in welchem Stand er auch gebohren seyn möchte, einen harten Glückswechsel mit mehr Gleichmuth ertragen, als diese Prinzen. Auf die Aeußerung des Herzogs von Longueville, man müsse zu entkommen suchen, antwortete der Prinz Condé: jeder Ausgang ist besetzt; und Conti setzte hinzu:

zu: „Gott hat mich erhört; denn oft schon wünschte ich, „wenn Ihnen ein Unfall zustoßen sollte, ihn mit Ihnen „zu theilen.“

Guitaut drang in sie, sich wegzubegeben. Sie machten auch keine Schwierigkeit und als sie in den Garten hinabgiengen, kamen die Königinn, der Herzog von Orleans und der Kardinal in die Gallerie. Dieser wollte die Gründe anführen, warum Ihro Majestät dies Verfahren für nöthig erachtet hätten, und bezeugte offenbar seine Freude über das von ihm gehoffte Frohlocken des Volks; doch fragte er mich, was ich von der Sache hielte.

Meine Antwort war: „ich wäre nicht gewohnt, „zu tadeln, was die Gebieter thäten; da indessen die „öffentliche Freude blos von dem Haß herrührte, den „man gegen den Prinzen darum gefaßt habe, weil man „ihn für einen Freund Sr Eminenz hielte, so würde „man in acht Tagen seinen Unfall beklagen, in vierzehn „sich nach ihm sehnen, und überall seine großen Thaten „im Dienste des Königs zum Gegenstand der Unterhal„tung machen“.

Empfindlich darüber, daß ich nicht seiner Meinung war, sagte der Kardinal zu mir: der Prinz liebte Sie nicht!

Richtig — sagte ich — und Ihnen hatte ich es zu danken. Da indessen unsre Unenigkeit blos mit Kreide angezeichnet war, so fuhren wir mit einem feuchten Schwamm darüber; und so sey sie vertilgt und vergessen.

Es verdroß ihn, daß ich nicht Feuer fangen wollte; er setzte daher hinzu: der Prinz achtete Sie nicht!

Itzt mußte ich ihm antworten: ich hätte Urſache, vom Gegentheil überzeugt zu ſeyn, nicht nur weil ſein Benehmen gegen mich im Augenblick ſeines Falles mir dafür bürgte, ſondern auch weil ich mein Verhalten nach genauer Prüfung ſo rein fände, daß ich mich dadurch wohl nicht der Achtung eines Mannes von Rechtſchaffenheit und Ehre verluſtig gemacht haben könnte.

Um unſrer Unterhaltung ein Ende zu machen, ſagte er hierauf: „Die Königinn hat Sie dazu erſe„hen, der Fürſtinn die allerhöchſte Verfügung zu hin„terbringen, mit dem Beiſatz: daß alles zum eignen „Beſten der Prinzen und ihrer Häuſer geſchehen ſey. „Denn es iſt doch allemal beſſer, man erfährt Nach„richten dieſer Art durch Freunde als durch Feinde; „wäre es auch blos darum, weil jene getreu erzählen, „dieſe aber leicht vergrößern oder verringern; was oft „viel Unheil ſtiftet!“ —

Ich befolgte den erhaltenen Befehl und gieng in das Hotel de Cond, wo ich ziemlich lange auf die Fürſtinn zu warten hatte; denn ſie war ausgefahren. Sie erfuhr daher dieſe unangenehme Nachricht nicht von mir zuerſt, ſondern von der Frau Herzoginn von Longueville, die ihr ein Wort ins Ohr ſagte, ehe ich anfieng meinen Auftrag auszurichten. Sie ſchien unruhig darüber zu werden; ihre Geiſtes-Stärke und Gegenwart aber ließen ſie nichts ſagen, was ich der Königinn nicht hätte wiederholen können.

1650.

Die Herzoginn von Longueville verließ Paris, und entſchloß ſich, nach der Normandie zu gehen. Sie war zum Theil Urſache, daß der König nach Rouen reiste, von

von wo aus er die Städte Dieppe und Caen auffordern ließ, die ſich auch ergaben. Nachdem ſie ſich eine beträchtliche Zeit lang an verſchiedenen Orten des Königreichs verborgen gehalten hatte, gieng ſie nach Stenai; dort begann ſie, unter dem Vorwand einer ungerechten Verhaftung ihrer Brüder und ihres Gemahls, Krieg zu führen.

Nach einigem Aufenthalt zu Rouen kam der König nach Paris zurück, von wo er bald wieder nach Bourgogne abreiste. Der Herzog von Vendome, der das Gouvernement von dieſer Provinz hatte, belagerte die Stadt Bellegarde, welche kapitulierte, und hierinn dem Beiſpiel des Schloſſes von Dijon und der übrigen Plätze folgte.

Nachdem die Ruhe in Burgund hergeſtellt war, kam der König wieder nach Paris, gieng aber von da nach Guienne, weil die Nachricht einlief, Bourdeaux habe ſich für die Prinzen erklärt, nachdem es die Prinzeſſin Conde und die Herzoginn von Longueville aufgenommen hatte. Der König beſchloß es zu belagern, und um den Einwohnern allen Verdacht deshalb zu benehmen, nahm er das Gouvernement davon dem Herzog von Epernon ab, deſſen Haus ſo wie das Schloß Trompette von dem Volk geſchleift worden war, das nach Spanien und Engelland um Hülfe ſchickte.

Der Herzog von Bouillon, der ſich mit den Prinzeſſinnen vom Geblüt in dieſe Stadt eingeſchloſſen hatte, ergriff die Waffen gegen den König. Ein gleiches that ſein Bruder, der in ſpaniſche Dienſte trat. Das Commando der Landarmee erhielt der Marſchall de la Meilleraye; das zur See Dognon. Nach einigen Tagen Belagerung kapitulirte Bourdeaux, und öffnete ſeine Thore dem König, an welchen das Pariſer Parle-

ment einige aus seinem Mittel abgeordnet hatte, und in allem die von Bourdeaux begünstigte.

Der König begab sich nach Guienne auf dem gewöhnlichen Weg. Ich folgte ihm, so wie auch Servien, der sein Logis vor den Staats-Secretärs haben wollte, und sich hinter den Kardinal steckte, um den Befehl dazu an die Quartiermeister auszuwürken. Dies gelang ihm zu Angouleme, und da es eine unerhörte Sache war, so hielt man es sehr geheim.

Der Hof reiste von da nach Aubeterre; hier kam der Streit zum Ausbruch, und eine sehr unbedeutende Sache gab Anlaß zu einer Zänkerei, deren Servien sich nicht versehen hatte. Der Lärm kam von meinen Leuten her, die mir die Ordre der Quartiermeister meldeten, worüber ich mich bei der Königinn beschweren zu müssen glaubte, wobei ich mich freilich etwas hitziger äußerte, als ich sollte. Man beobachtet aber nicht immer die Regeln des strengen Wohlstandes, wenn man würklich beleidigt ist. Ich sagte also Ihro Majestät: ich hätte nie gedacht, daß Sie mir meine Ehre würde entziehen wollen.

„Wie? sagte sie, und dies wäre würklich geschehen? Es ist mir nicht in den Sinn gekommen".

Ja dies ist würklich geschehen, durch den Befehl, daß Herr Servien vor mir logirt werden sollte, da er doch sonst mein Recht so gut anerkannte, daß er so oft wir auch zusammen logirten, jedesmal meinen Nahmen dem seinigen vorsetzen ließ. Itzt aber, gnädigste Frau, müssen wir hören, daß, ohne mich noch die Herrn Staats-Secretärs zu hören, zu seinem Vortheil entschieden sey.

Die

Die Königinn ſagte mir, was man ihr angeführt habe, um für Servien zu entſcheiden, und ſetzte hiezu: er ſey Miniſter.

Ich antwortete ihr etwas zu raſch: ich kenne deren keine, als zu Charenton und in der Rue des Maturins!

Dies miſſiel Ihr: doch ließ ſie ſich damals nichts merken, vielleicht aus Nachſicht gegen meine Empfindlichkeit. Ich erhielt ſogar von Ihrer Gnade, daß unſre Gründe gehört und uns Recht verſchafft werden ſollte.

Am folgenden Morgen gieng ich zum Kardinal, um mich bei ihm zu beſchweren, daß er Serviens Parthie gegen mich genommen hatte. Er that alles Mögliche, um meine Geduld zu ermüden, und es dahin zu bringen, daß ich wieder weggienge; ich war aber feſt entſchloſſen, ihn zu ſprechen, und da er ſah, daß ſeine Liſt nichts verfangen wollte, ſo mußte er mich endlich vorlaſſen.

Ich ſtellte ihm mein Recht und den Grund meiner Beſchwerde vor, und da ich ſahe, daß er mir nichts antwortete, ſagte ich noch: Herr Servien wollte mich angreifen; ich werde mich aber vertheidigen, da man mir nicht Recht ſchaffen will.

Dies faßte der Kardinal auf, um mir zu ſagen: „er wird ſich ſchon zu helfen wiſſen, und ſollte er nicht „ſtark genug ſeyn, ſo hat er mich zum Sekundanten". —

Ohne mich dadurch ſchrecken zu laſſen, antwortete ich ihm: bei der Würde, mit der Sie bekleidet ſind, und bei der, die Sie in Frankreich haben, ſollten Sie dieſe Sprache nicht gegen mich führen. Doch wird ſie mich übrigens nicht abhalten, meinen Gang fortzugehen, und es wird ſich zeigen, was daraus entſteht.

Ich begab mich weg, und bei dem nächsten Nachtquartier des Königs zu Contras wurde ich wieder in den Besitz meines Rechts eingesetzt. Servien unbeschadet, d. h. mit Vorbehalt für ihn, seine Ansprüche durchzuführen. —

Von Contras gieng der Hof nach Libourne, wo die Abgeordneten des Parlements von Paris Audienz erhielten.

Die Siegel, die man dem Kanzler nahm, wurden dem Herrn von Chateauneuf gegeben, der mit le Tellier zu Paris blieb, um zu beobachten, was daselbst vorgienge, und den Herzog von Orleans zu bewachen, d. h. darauf zu sehen, daß er sich weder von den unruhigen Köpfen im Parlement, noch von den Freunden der Prinzen, noch denen des Coadjutors einnehmen ließe. Denn so wenig er auch Neigung für diese hatte, so merkte man doch auch Haß und Verachtung gegen die Regierung an ihm. le Tellier bemerkte, sobald er zuerst mit Ihm spreche, könne er ziemlich zufrieden mit Ihm seyn; sobald aber der Siegelbewahrer oder sonst jemand mit ihm gesprochen habe, scheine er ganz umgeändert.

Unsre Rückkehr nach Paris wurde beschleunigt durch einen panischen Schrecken, den der Kardinal zu Bourdeaux nicht verbergen konnte, und durch sein Verlangen zu verhindern, daß der Herzog von Orleans sich nicht zum Partheihaupt in den Provinzen jenseits der Loire erklären möchte.

Ich hatte nichts zu thun bei dem Vergleich von Bourdeaux, theils weil ich bei dem Kardinal nicht in Gna-

Gnaden ſtand, der ſich blo- Serviens Rath bediente, theils weil ich zu Bourdeaux krank wurde. Ich befand mich außer Stand von Geſchäften reden zu hören, und war ſogar, als der König nach Bourdeaux abgieng, ſo ſchwach, daß ich ihm nicht dahin folgen konnte. Während dieſer Krankheit erhielt ich ſo viele Beweiſe von den gnädigen Geſinnungen Ihrer Majeſtäten, daß ich ſie aus Beſcheidenheit übergehen zu müſſen glaube.

Da die Königinn mir befohlen hatte, mich zu ihr zu verfügen, ſobald meine Geſundheit es mir geſtatten würde, ſo ſchiffte ich mich zu Blaye, wohin ich der Luftveränderung wegen gegangen war, ein, und war kaum zu Bourdeaux angelangt, als ich erfuhr, daß die Synoden von Oberlanguedoc und Obergupenne ſich verſammelt hätte, unerachtet es ihnen durch die Edicte verboten war; und daß ſie ſogar die Frechheit gehabt hätten, Abgeordnete an den König zu ſchicken. Ich war der Meinung, man ſollte ihre Deputirte nicht annehmen, Servien aber, der das Gegentheil behauptete, bewürkte, daß ſie Audienz erhielten. Ich that mein Möglichſtes um es zu hintertreiben, und da das Recht offenbar auf meiner Seite war, ſo führte man mir als Grund dafür an, wenn der König dieſe Deputirten nicht höre, würde es einen ſchlimmen Eindruck machen, und zwar nicht allein bei denen, die ſie geſchickt hätten, ſondern auch bei allen ihren Religionsverwandten überhaupt; in der gegenwärtigen Lage der Dinge aber ſey es gegen das königliche Intereſſe, ſie vor den Kopf zu ſtoßen; dabei gebe es noch überdies ein Staats-Temperament das man treffen könnte, und das ſie auch ſich gefallen laſſen zu wollen ſchienen.

Dies Temperament beſtand nun darinn, daß man ſich der Ausdrücke: die an Uns Abgeordneten

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20201 / 159

bedienen wollte, ohne der versammelten Synoden Melo, dung zu thun. Darauf nun antwortete ich, dadurch würde zwar einigermaßen der äußere Schein gerettet; man müsse aber doch sich auf einen festen Fuß mit ihnen setzen, so daß man sie zum Schweigen bringen könne, wenn sie ihrem Versprechen zuwider handeln wollten. Dies wurde so ausgemacht, wie man uns hinterbrachte, aber nicht ausgeführt, denn der König hatte mißliebig zu bemerken, daß einer seiner Unterthanen den Respect gegen Ihn aus den Augen setzte.

Der Hof schickte sich an, nach Paris zurückkommen, wo die Feinde der Prinzen den Herzog von Orleans so eingenommen hatten daß er darauf antrug, ihre Bewachung sollte ihm überlassen werden. Der Hof sah die Folgen davon, und dies gab dann mancherlei zu thun.

Die Königinn wurde unterwegs krank, und war genöthigt, zu Amboise zu bleiben, wo sie Zufälle bekam, die bei ihren Getreuen Besorgnisse erregten, für ihre Person sowohl als in Ansehung des Königs, der dadurch unter die Vormundschaft seines Onkels gekommen wäre. Sie hielten unter sich Rath, um die Freilassung der Prinzen zu bewürken, wenn dieser Fall einträte, indem sie wohl einsahen, daß zu Befestigung des königlichen Ansehens zwei Parthein am Hofe seyn müßten, da bereits eine schon da wäre, von der man alles zu befürchten hätte; da mehrere Officiere sich dem Herzog von Orleans ergeben hätten; da unruhige Köpfe seine Protection suchten; und da alle zusammenwürkten, um ihn mächtig zu machen, und die Königinn zur Abtretung des Ruders an ihn, zu vermögen.

Da die Gesundheitsumstände dieser Fürstinn sich ein wenig besserten, so gieng sie von Amboise ab, und beschloß sich zu ihrer Erholung einige Zeit zu Fontainebleau aufzuhalten. le Tellier gieng dem Hof entgegen, und bestätigte dabei, was er schon geschrieben hatte, daß es nämlich nicht schwer halten würde, den Herzog von Orleans zu lenken, wenn nur niemand um ihn wäre, der sich ein solches Uebergewicht bei ihm zu verschaffen wüßte, wie der Siegelbewahrer.

Dieser sagte nichts gegen le Tellier, und berief sich auf dessen Zeugniß, wie er sich erboten habe, den Herzog von Beaufort arretiren zu lassen. le Tellier gab dies zu, zweifelte aber, ob das Erbieten je zur Ausführung gekommen seyn würde, und glaubte hiervon sichre Beweise zu haben.

Monsieur, der eine gewisse Abneigung zeigte, nach Fontainebleau zu kommen, gab dadurch ziemlich deutlich zu erkennen, sein Gewissen habe ihm mancherlei vorzuwerfen, und es war auch ganz ausgemacht, daß er mit den Frondeurs in Verbindung stand, und darauf ausgieng, den Kardinal zu verdrängen.

Dieser, einzig auf seine Erhaltung bedacht, stimmte die Königinn schon zu Bourg dahin, daß sie die Prinzessin Condé und die Herzoginn von Longueville sprechen sollte, nicht etwa um ihnen Höflichkeiten zu erzeigen, sondern blos um den Herzog von Bouillon zu gewinnen, und dies brachte manche Personen auf die Vermuthung, daß hier der Grund zu der Freundschaft zwischen ihnen gelegt worden sey, die bis an den Tod dieses Herzogs dauerte. Er konnte indessen seinen Bruder, den Vicomte von Turenne, nicht sogleich aus dem spanischen Dienst wegbringen, so sehr auch dieser selbst wünschte, sich auszusöhnen, und seine Rathschläge zu befolgen.

Die Herzoginn von Longueville dagegen gieng von Bourdeaux nach Stenai, und that alles Erſinnliche, um Turenne bei der ſpaniſchen Parthei zu erhalten, indem ſie ſich von dieſer Krone eine vollkommene Verwendung für ihre Brüder verſprach.

Da der Kardinal ſich zu Paris nicht ſicher glaubte, ſo ſagte er, die Angelegenheiten des Königs riefen ihn nach Champagne. Er gieng hin, und da er es über ſich erhalten hatte, etwas Aufwand zu machen, ſo bewürkte er die Einnahme von Rhetel. Der Herr von Turenne, welcher befürchtete, wenn er nicht zum Erſatz anrückte, würde man ihm den Verluſt des Platzes zur Laſt legen, brach auf, wurde aber angegriffen und geſchlagen, von dem Marſchall du Pleſſis Praslin, der das Kommando der Grenz-Armee hatte.

Da dieſer Sieg den Kardinal aufblähte, verlangte er Marſchallsſtäbe für diejenigen, die unter du Pleſſis kommandirt hatten, und begriff darunter auch den Herrn von Etampes, um dadurch dem Herzog von Orleans zu hofieren. Grancey, der ihn eben ſo gut verdient zu haben glaubte als dieſe, verlangte mit Drohungen gleiche Gnade, und ertrotzte ſie auch würklich von der ſchwachen Regierung. Da er nämlich Commandant von Gravelines war, machte er ſich dahin auf den Weg, und ſagte ganz laut: wenn man ihn nicht auch zum Marſchall mache, ſo werde er ſchon wiſſen was er zu thun habe. Man rief ihn zurück und that was er verlangte.

Die Krankheit der Königinn hielt an, und Monſieur, der ſie täglich beſuchte, wenn ſie ihre ſchlimmſte Stunde hatte, unterhielt ſie dabei gewöhnlich mit unangenehmen Dingen. — Der Kardinal, der große

Dinge

Dinge für den Staat gethan zu haben wähnte, eignete sich den Ruhm zu, eine Armee besiegt zu haben, die er nicht einmal gesehen hatte; und unter diesem Vorwand wurden seine Freunde zu der ersten Würde im Staat emporgehoben worden. Er söhnte sich mit Monsieur aus, durch den Marschall von Etampes, und dies veranlaßte ihn, nach Paris zurück zu kommen. Weil er aber sich vor dem Volk fürchtete, so vermochte man den König ihm entgegen zu fahren, und da die Gegenwart Sr Majestät ihn schützte, erschien er wieder öffentlich und trat die Geschäftsführung wieder an, die er selbst in seiner Entfernung nicht aufgegeben hatte, indem bei Hof nichts ohne sein Vorwissen vorgenommen wurde.

Er hatte indessen dennoch eine doppelte Kränkung zu verschmerzen. Das Parlement that unaufhörlich Vorstellungen gegen ihn, selbst in seiner Gegenwart, und legte dabei die Unruhen im Staat ihm zur Last; die Frondeurs aber drangen beständig darauf, daß die Prinzen, die zu Vincennes waren, nach der Bastille gebracht, und ihnen zu bewachen gegeben werden sollten, indem, wie sie gerade heraus sagten, der Kardinal sich zum Herrn ihres Schicksals machen, und wenn er eine Parthei mit ihnen formire, die ihrige sehr dadurch geschwächt werden würde.

Der Tod der verwitweten Fürstinn erhöhte noch die Hoffnung der Feinde ihrer Kinder, und diese besorgten mit Recht, der Hof möchte sie endlich an ihre Gegner ausliefern. Es war ziemlich sonderbar, daß die Frondeurs für Vertheidiger der Prinzen gelten wollten; aber sie glaubten dem Kardinal zu schaden, gegen den sie ihren Groll nicht verbergen konnten.

Eines Tags fragte ich den Kardinal, ob er es nicht müde sey, sein Verhalten verschreien zu lassen, und

ob es nicht besser wäre, er vergliche sich mit den Prinzen, als daß er von ihren gemeinschaftlichen Feinden so viele Mißhandlungen erduldete.

„Wenn die Frondeurs — gab er mir zur Ant„wort — nicht bestimmt in zwei Tagen thun, was „man von ihnen verlangt, so ergreife ich die Parthie, „die Sie mir vorschlagen".

Ich versetzte darauf, er möchte sich wohl vorsehen, ob es dann auch noch Zeit seyn dürfte.

Er erhielt von der Herzoginn von Eguillon, daß sie die Citadelle von Havre dem Herrn von Bar anvertraute, in den er vollkommenes Zutrauen setzte, und der die Prinzen, die er bisher in Vincennes bewachte, von nun an zu Havre in Verwahrung hatte. Dies machte ihre Anhänger sowohl als ihre Gegner stutzig. Manche glaubten sie unrettbar, weil man den Ort ihrer Gefangenhaltung wechselte, und einer ihrer getreuesten äußerte seinen Kummer darüber gegen mich.

Ich sagte ihm aber, er möchte ganz ruhig seyn, indem die Prinzen nächstens wieder auf freiem Fuß seyn würden. Meine Gründe waren: daß ihre Feinde uns darum anlägen, und da das Interesse des Kardinals damit zusammenträfe, so würde er sich unfehlbar dazu entschließen, nachdem er erst die Bedingungen festgesetzt und sich von ihrer Seite gesichert hätte. Dies war es eben, worüber die Feinde der Prinzen ihre Trostlosigkeit nicht verbergen konnten, denn sie besorgten mit Recht, bei ihrer unausgesetzten Mißhandlung des Kardinals und Beleidigung des Hofs möchte man ihnen endlich Personen entgegenstellen, welche fähig wären, ihrer Frechheit und ihrem Uebermuth Einhalt zu thun.

Sobald die Frondeurs hörten, daß die Gefangenen nach Havre gebracht worden seyen, lagen sie dem Kardinal unaufhörlich um die Freilassung der Prinzen an, indem sie wohl unschuldig seyn müßten, da man nach einer jährigen Hafft ihnen ihren Proceß noch nicht gemacht habe.

1651.

Da der Premier-Minister sich außer Stand sah, sich durch die von ihm während seiner Administration geschwächten Macht der Königinn, länger zu behaupten, beschloß er, das Reich zu verlassen, nachdem er erst die nöthigen Verfügungen zu Freistellung der Prinzen ausgewürkt hatte. Er entschloß sich sogar, sich selbst zu ihnen zu begeben, und zu sehen ob er sie vermögen könnte, seine Vertheidigung und Protection zu übernehmen. Er hielt dies sehr geheim, bis den Tag vor der Nacht, in welcher er sich davon machen wollte; nun entdeckte er sich einigen, und äußerte sich auch gegen mich in Gegenwart der Königinn, mit dem Beisatz, in Fällen, wo ich zum Beßten Sr Majestät mich nach Rath umsehen möchte, sey er erbötig, mir seine Meinung jedesmal aufrichtig zu eröffnen. Er wollte, ich sollte ihm die meinige über sein itziges Vorhaben entdecken, nachdem er mir zuvor erklärt hatte, seine Absicht gehe einzig dahin, dem Publikum deutlich zu zeigen, daß es nicht ihm sondern dem königlichen Ansehen gelte; überzeugt, daß die Uebelgesinnten nicht aufhören würden, Schritte zu thun, die in einer Monarchie nicht geduldet werden könnten.

Ich dankte ihm für seine Artigkeit gegen mich, und lobte seinen Entschluß; noch wollte er mich darum noch nicht unter seine Freunde und Ergebene zählen. Er konnte seinen Haß auf meine Tochter, die

Mar-

Marquise von Gamaches nicht verbergen, sondern sagte zu mir: „im Wagen der Prinzeß von Orleans hat sie „bitter auf mich losgezogen".

Ich versicherte ihn, dies sey ungegründet, und meine Tochter und ihr Gemahl seyen dazu Sr Eminenz zu sehr ergeben. Auf seine Erwiederung, daß ich mich hierinn irre, versetzte ich, dies könne nicht seyn; sollten sie sich indessen dennoch einigermaßen in Ansehung Sr Eminenz vergessen haben, so wären sie zu entschuldigen, indem sie von ihm sehr mißhandelt worden seyn.

Hier flammte das Blut ihm ins Gesicht, der Zorn verschlang die Vernunft, und er fuhr heraus: „Sie „zeigen deutlich, daß Sie ein schlechter Hofmann sind: „Sie sollen aber wissen, daß ich Sie geringer schäze, „als den Boden auf den Sie treten!" —

Sie sollten, Monsieur — erwiederte ich — von meiner Rechtschaffenheit überzeugt seyn!, und mußten wissen, daß Sie mit keinem schlechten Menschen reden. Da Sie sich aber einmal so weit gegen mich vergangen haben, so mögen auch Sie wissen, daß, hielte die Ehrfurcht gegen die Königinn mich nicht zurück, Sie nicht so leicht wieder zur Stadt hinaus kommen sollten, als Sie herein gekommen sind!

Um indessen der Königinn einen Verdruß zu ersparen, verließ ich ihr Oratorium, und wartete im Zimmer, ob Sie mir etwas aufzutragen hätte.

Ich hörte daß der Kardinal, als er mit Ihro Majestät allein war, Ihr seinen Verdruß darüber bezeugt hatte, daß sie mir nicht den Text recht gelesen habe, daß aber die Königinn ihm zur Antwort gab: „Sie

„wolls

„wollten aber auch einem Cavalier zu nahe treten, deſ-
„sen Handlungen Ihnen doch hätten beweiſen ſollen, daß
„er nicht der Mann darnach iſt, ſich ungeſtraft beleidi-
„gen zu laſſen, und der noch überdies Ihnen nichts ge-
„ſagt hatte, was Sie als Beleidigung aufzunehmen
„hatten".

Da er ſich hierauf mit mir wieder ausſöhnen wollte, ſchickte er le Tellier an mich, und ließ mich zu ſich auf ſein Zimmer bitten. Ich ſagte dieſem, ich wäre nicht abgeneigt, nur möchte ich zuvor gern wiſſen, in welchem Ton die Eminenz mit mir ſprechen würde. „Denn, ſagte ich, wollte er in demſelben Tone fortfah-
„ren, den er bereits gegen mich verſuchte, ſo könnte
„ich mich nicht mäßigen. Ich bitte Sie alſo mich
„nicht in eine Lage zu bringen, die ich gern vermeiden
„möchte".

le Tellier bürgte mir für den Kardinal, und führte mich nach deſſen Apartement, wo ich wieder weggieng, ohne Urſache gefunden zu haben, mich irgend zu beſchweren. Ich begab mich darauf nach Hauſe, wo ich bald erfuhr, daß er in geringer Begleitung am folgenden Tag nach der Normandie, wo ihn unterwegs ſeine beßten Freunde erwarteten, abgegangen ſey, in der Abſicht, mit den Prinzen zu unterhandlen, und ſich der ausgewürkten Befehle entweder zu bedienen, oder ſie zu verbrennen, im Fall ſie unnütz wären. Sie waren an de Bar gerichtet, und giengen auf pünktliche Befolgung alles deſſen, was der Kardinal ihm befehlen würde.

Perſonen, welche Zeugen von dem waren, was zu Havre vorgieng, verſicherten, der Kardinal habe ſich dabei demüthiger benommen, als diejenigen, die ſeiner Behauptung nach ohne ſeine Einwilligung nicht los-

kom-

kommen konnten. Nach einigen Konferenzen, worinn die Prinzen ihm weder Schutz noch Beistand verhießen, wurden sie in Freiheit gesetzt. — Der Kardinal gieng darauf über die Somme, und begab sich in das Bisthum Lüttich, auf dessen Bischoff er sich verlassen konnte.

Die Prinzen kamen nach Paris zurück, und machten Sr Majestät ihre Aufwartung. Da sie aber vom Hof alles befürchteten, so machten sie sich an den Herzog von Orleans, um sich zu decken, im Fall sie es dahin bringen könnten, an den Planen Monsieurs Antheil zu erhalten, den sie so stark in ihr Interesse zu verweben gedachten, daß keine Trennung zwischen ihnen bemerkbar wäre.

Der Geschäfftsgang war damals sehr schläfrig. Die Königinn that nichts ohne Vorwissen Monsieurs. Ueberzeugt, daß sie dem Kardinal versprochen habe, stets Rücksicht auf ihn zu nehmen, und dem König gleiche Gesinnungen einzuflößen, schlug dieser ihr, um sie davon abzubringen, vor, die Thorwache der Bürgerschaft zu überlassen. Sie willigte darein, und Monsieur, der sich lieber durch seine eigne Augen überzeugen als auf die Treue der Bürger verlassen wollte, ließ oft nachsehen, was Ihro Majestäten machten. Dabei ließ er die Cavallerie Ronde halten, und hielt die Personen, denen er Treue und Gehorsam schuldig war, in einer Art von Sklaverei.

Man hielt, wiewohl meines Erachtens mit Unrecht den Marschall von Villeroy für den Urheber von dem übeln Benehmen Monsieurs — Der Kardinal hatte freilich die Königinn bereden wollen, Paris zu verlassen, und sie selbst war durch die Geringschätzung, die Ihrem Ansehen daselbst widerfuhr, geneigt dazu gemacht worden.

den. Indem sie aber auf der einen Seite ihren guten Ruf und das Interesse des Königs, auf der andern das was die Neigung einer so muthvollen kühnen Fürstinn befriedigen konnte, in die Waagschaalen legte, sagte sie zu mir: „man muß lieber dulden, als etwas „zur Unzeit und auf Kosten seiner Ehre wagen".

Ihr Entschluß, gnädigste Frau — sagte ich — ist Ihres Muthes und Ihrer Tugend würdig. Um Ew. Majestät die Größe davon ganz einsehen zu lassen, will ich Ihnen zeigen, wie leicht es wäre Ihre Entfernung aus Paris zu bewerkstelligen; dann aber sehe ich in der That nicht, wohin Ihre Absicht zunächst gerichtet seyn möchte: denn es wäre nichts leichter, als Ihre Neigung zu befriedigen, wenn sie nicht der Vernunft untergeordnet wären.

Chateauneuf schien so sehr auf Seiten Monsieurs zu seyn, daß die Königinn ihm nicht wohl trauen durfte. Sie nahm ihm die Siegel, und gab sie dem ersten Präsidenten Molé. Da aber Monsieur sich darüber beschwerte, nahm sie dieselbe auch diesem, und gab sie dem Kanzler wieder.

Das Parlement versammelte sich alltäglich, auch der Herzog von Orleans und die Prinzen fanden sich dabei ein. Ich habe ebenfalls Platz darinn genommen, um dem Collegium (wenn ich nicht irre, noch vor dem Entschluß des Kardinals sich aus Frankreich zu entfernen) zu sagen, die Klugheit erfordre, Monsieur zu rathen, daß er zur Königinn gehen möchte, ehe das Parlement noch über Vorstellungen an den König wegen Entfernung des Kardinals zu Rath gienge, und ihn zu versichern, daß Ihro Majestät gänzlich geneigt wären, sich mit ihm zu ver-

vereinigen, ihn anzuhören, und Rath von ihm anzunehmen.

Da ich nun überhaupt Befehl hatte, allen diesen Parlementssitzungen beizuwohnen, so hörte ich eines Morgens über eine Bittschrift an den König berathschlagen, daß Er Mazarin, nebst Servien, le Tellier und Lyonne entfernen möchte. Die Gens du Parquet trugen darauf an. Die Gemäßigsten glaubten, man müsse es thun; die andern aber waren für ein noch schärferes Verfahren.

Als die Umfrage an mich kam, sagte ich, ich wäre für die gelindere Meinung, nicht als ob ich sie für rechtmäßig hielte, sondern weil ich mich dazu genöthigt sähe, indem wenig Anschein vorhanden sey, daß diejenigen, die bereits gestimmt hätten, ihre Stimme zurücknehmen würden; übrigens müßte ich sagen, daß die neue Art von Jurisprudenz, die man einführen wollte, mich allerdings befremde. „Ist es denn — fuhr ich „fort — ein Verbrechen, mit den Großen nicht gut „stehen? Ein Unglück mag es allerdings seyn; aber „man bestraft doch nie jemand, weil er fällt, wenn man „ihm sonst kein Verbrechen darthun kann". —

Endlich kam es zum Schluß, der König sollte geziemend darum angegangen werden, den Kardinal, Servien und le Tellier, die Königinn aber, Lyonne von sich zu entfernen.

Als die Sitzung zu Ende war, gieng ich nach dem Palais Royal, wo ich Servien fand, der bereits wußte, was in dem Parlement beschlossen worden war, und mir danken wollte, daß ich so dabei gestimmt hatte. Ich unterbrach aber sein Compliment, und gab ihm zu verstehen, daß ich es annehmen würde, wenn ich dabei ihn vor Augen gehabt hätte; da aber einzig die Gerech-

rechtigkeit und das königliche Interesse mich dabei geleitet hätten, so fände ich meine volle Belohnung dafür in dem frohen Bewußtseyn, meine Pflicht erfüllt zu haben.

Le Tellier zog sich zurück, und bat mich, sein Fach mit zu besorgen, wozu er seinen ersten Commis, le Roi, nebst einigen andern zurück ließ, um unter mir zu arbeiten, wie sie bereits bei den Reisen nach der Normandie, Bourgogne und Guienne gethan hatten.

Einige Tage, ehe Lionne sich entfernen mußte, fragte er mich, ob ich es wohl zufrieden wäre, wenn die Königinn in einigen Angelegenheiten des Kardinals eine Bitte an mich thäte. Ich gab hierauf zur Antwort: Ihro Majestät hätten zu befehlen; übrigens brauchte man sich nicht erst an Sie zu wenden, wenn das Begehren rechtmäßig wäre, indem das, freilich eben nicht verbindliche, Benehmen des Kardinals gegen mich, doch mich nicht abhalten würde, meine Pflicht zu thun. Beträfe es aber auch eine bloße von mir abhängige Gnadensache, so würde ich mich dennoch um so bereitwilliger dazu finden lassen, um dadurch dem Kardinal zu zeigen, daß ich alles unter uns Vorgefallene bereits vergessen habe.

Es betraf eine Anweisung an die Marine-Kasse auf die Summe von dreißigtausend Thalern, die dem König zugesprochen und von ihm an den Kardinal abgetreten worden war. Ich versprach, das Begehren zu erfüllen, und unterzeichnete noch denselben Tag die Anweisung. Dies hatte für mich einen sehr höflichen Brief Sr Eminenz zur Folge, der ungefähr in denselben Ausdrücken abgefaßt war, deren weiland die Königinn von Saba sich bediente, um Sr Salomonischen Majestät zu schmeicheln. Ich beantwortete ihn, wie es sich gebührte.

Da die Volljährigkeit des Königs herankam, so merkte man wohl, daß Monsieur sich gern der Königinn unterworfen hätte, um ihre Huld wieder zu erlangen, wenn nicht Eins ihn abgehalten hätte, die Furcht nämlich, arretirt zu werden, wenn er käme; denn die Bürgerschaft, auf die er sich verließ, war nicht mehr bewaffnet. Der Prinz that ebenfalls Erbietungen dieser Art; aber blos in der Absicht, den Hof hin zu halten, damit seine Truppen Zeit gewännen, an Spanien über zu gehen, in dessen Dienste er treten wollte. Ohne vielleicht diese Absichten zu kennen, that ihnen Monsieur Vorschub, indem er die Vereinzelung dieser Truppen durch Vertheilung unter verschiedene Armeen, verhinderte.

Ich rieth der Königinn, sich ihrer zu versichern, und sie zusammenhauen zu lassen, falls sie Miene machten, nicht gehorchen zu wollen. Die Ordre deshalb wurde würklich dem Marschall von Aumont, der die Armee kommandirte, und dem Marquis von Castelnau, der unter ihm als Lieutenant General diente, zugefertigt. Ich will auch glauben, daß sie ihre Pflicht thaten; allein da die Soldaten den Vorsprung gewonnen hatten, kamen sie ins Lüttichsche, ehe man sie einholte. Hätte man sich besser beeilt, so würde man sie entweder zersprengt, oder im Dienst des Königs zurückbehalten haben.

Da der Prinz sich am Hof nicht allzu sicher glaubte, so ergriff er den Vorwand von seinem neuen Gouvernement Guienne Besitz zu nehmen, indem er Bourgogne an den Herzog von Epernon abgetreten hatte. Sein Bruder und seine Schwester entfernten sich unter gleichem Vorwand nach Berry. Wahrscheinlich hatten sie sich Monsieurs versichert und von ihm das Versprechen erhalten, sich für sie zu erklären, im Fall der Kardinal nach Frankreich zurück käme, da sich leicht begrei-

sen ließ, daß er alles Mögliche hierzu versuchen würde, und daß diesen Bemühungen die Neigung (l'inclination) und der Wille der Königinn entspräche.

Auf Anliegen der Herzogirn von Eguillon, hinter welche Monsieur sich gesteckt hatte, ließ indessen die Königinn dem Kardinal schreiben, er habe sich nach Italien zu entfernen, weil sein Aufenthalt an der Grenze mehrern Personen verdächtig sey. Ich expedirte und unterzeichnete dies Schreiben, was er mir bis an sein Ende nie vergeben wollte. Die Absendung und der Empfang dieses Schreibens muß hier bemerkt werden, weil es anderwärts wieder vorkommen wird.

Da der Tag, an dem der König für majorenn erklärt werden sollte, sehr nahe war, nahm die Furcht bei Monsieur so sehr überhand, daß er gar nicht mehr in das Palais Royal kam. Er hielt sich unter verschiedenen Vorwänden außer Paris auf, und gieng oft nach Limours. Man befahl dem Herzog von Danville und mir, zu ihm zu gehen, und ihn im Nahmen Ihrer Majestäten zu dem Lit de Justice einzuladen, worinn der König für majorenn erklärt werden sollte. Es schien uns, als ob er Widerwillen dagegen hätte, und den wahren Grund seiner Besorgniß nicht ganz verbergen könnte. Als ich daher äußerte: sie wäre ungegründet, sagte er: „ich habe die Königinn beleidigt, indem ich die Vertreibung des Kardinals betrieb; ich darf ihr daher nicht trauen, noch mich an einem Ort einfinden, wo ich arretirt werden könnte".

Noch manche Andre — sagte ich — haben die Königinn durch ihre Mitwürkung hierzu beleidigt, und doch würde schwerlich einer davon Bedenken tragen, ihrem Wort zu trauen.

„Ich habe aber auch noch mehr zu besorgen, als „die andern, weil ich gröſser bin, und der Königinn mehr „Verdruß gemacht habe".

Ich nahm mir die Freiheit, hierauf zu sagen: „In sechs Monaten, wenn ich wieder komme, Ew. „königl. Hoheit nach Hof einzuladen, werden Sie noch „stärkern Widerwillen dagegen empfinden. Ich werde „nach dem Grund davon fragen, und Ihre Antwort „wird lauten: „„Da ich mich nicht im Parlement „„einfinden wollte, als der König majorenn erklärt „„wurde, so habe ich ihn dadurch wohl beleidigt, und „„fürchte seine Empfindlichkeit darüber"". So wer„den Sie es stets umgehen, Sr Majestät irgend einen „Dienst zu leisten. Sie müssen also wohl — halten „Sie mir meine Freiheit zu Gnaden — eine so starke Ab„neigung gegen Seine Person hegen, daß Sie endlich „gar dadurch verleitet werden könnten, Ihm nach der „Krone zu stehen, und Ihr Verbrechen würde in die„sem Fall seine Entschuldigung in dem dadurch be„weckten Guten finden . . . .

. . . . „Halten Sie — unterbrach er mich — „halten Sie mich denn für schlecht genug, um einen sol„chen Gedanken zu hegen"? —

Nein, gnädiger Herr, antwortete ich, aber eben weil Sie ihn verabscheuen, warum wollen Sie nicht die Belohnung empfangen, die Sie durch so viele Dienste verdient haben, und nicht ein Verhalten beobachten, das eine Ihrer Prinzessinn Töchter auf den Thron erheben könnte?

„Die eine ist zu alt, die andere zu jung; ich „schmeichle mir also nicht mit dieser Aussicht. Denn „selbst wenn die jüngste das gehörige Alter hätte, wür„de man meiner doch nur spotten".

Sie

Sie werden nichts verlieren, wenn Sie Ihrer Pflicht Genüge leisten, und verdienen sich dadurch den Beifall der Rechtschaffenen. Sie werden die Beruhigung haben Sich von allen bemitleidet zu sehen.

Unerachtet er sich nicht bestimmt erklären wollte, ob er nach Paris kommen werde oder nicht, so urtheilte ich doch, daß er sich unfehlbar, aber spät, einstellen, am folgenden Tag im Parlement erscheinen und dann unmittelbar nach der Ceremonie wieder nach Limours gehen würde, was auch richtig erfolgte.

Der König war kaum für majorenn erklärt, so nahm er dem Kanzler die Siegel, und gab sie dem ersten Präsidenten Molé. Chateauneuf stellte er an die Spitze seines Conseils, und gieng dann nach Fontainebleau, wo er sich einige Zeit aufhielt. Ich folgte Ihm nach zwei Tagen dahin, und fand, daß man ihn zu dem Entschluß veranlaßt hatte, nach Bourges zu gehen, was ich durch einen der Urheber erfuhr, der mich in Gegenwart der Königinn fragte, ob ich es nicht gut fände.

Meine Antwort war: dazu müßte man erst versichert seyn, daß der Prinz von Conti keine Soldaten hinein gelegt und die Bürgerschaft in seiner Gewalt habe: wenn aber Besatzung in Bourges liege, so finde ich den dem König gegebenen Rath sehr verwegen.

Ich versah mich der Antwort nicht, die ich erhielt: „es gebe freilich der Leute manche, die nicht „anders zurathen wollen, als wo alles ganz leicht und „sicher sey."

Da mich eine solche Aeusserung verdroß, so versetzte ich darauf; „wir kennen uns ja schon lange her. „Sie sind brav, zu Fontainebleau; ich fürchte aber sehr,

„morgen, wenns gegen die Loire hingeht, entsinkt Ih„nen der Muth, und dann kömmt das Bravseyn an „mich!“ — Chateauneuf, der dies mit anhörte, und ebenfalls an dem Rath Antheil hatte, sagte nichts dazu.

Am dritten Tag darauf gieng der Hof von Fontainebleau ab, bis Montargis, und am folgenden bis Gien, wo die Nachricht einlief, der Prinz Conti habe zwei bis dreitausend Mann Infanterie und einige Cavallerie in die Stadt gelegt. Dieselbe Person nun, welche ich vorhin erwähnte, traf mich bei der Königinn, erzählte mir was ich gehört hatte, und fragte mich, was ich wohl dächte, daß zu thun wäre. Nach Bourges gehen! gab ich zur Antwort.

„Aber bedenken Sie doch, die Feinde sind ja Mei„ster davon, durch die darein gelezte starke Besatzung!“

Izt konnte ich nicht umhin, mit Lächeln zu antworten: „sagt' ichs Ihnen nicht zu Fontainebleau, Sie „seyen dort brav, ich besorglich; an der Loire aber würden wir wechseln! Damit Sie übrigens nicht glauben, „ich rede wie ein Aberwitziger, will ich Ihnen gerade „heraus sagen, wie ich denke. Es wird nicht schimpfli„cher seyn, nach Nevers oder Lionnois, oder auch „Bourgogne abzuziehen, nachdem man sich die Nase „an den Thoren von Bourges verstoßen hat, als wenn „man von dieser Stadt aus sich dorthin wendet. Izt „dürfen wir keinen Schritt zurück weichen; es muß al„les daran gewagt werden. Wer weiß, ob die Nach„richt gegründet ist, oder was Gott über uns beschlossen „hat? Es könnte wohl kommen, daß die Einwohner aus „Empfindlichkeit über das ihnen erzeigte Mistrauen „irgend eine Bewegung machten, die wir uns zu Nuze „machen könnten“.

Dies

Dies machte ihm wieder Muth, und Chateauneuf, — der sich viel von den Einwohnern versprach, mit denen er stets einiges Verständniß unterhalten, und ihnen sogar versprochen hatte, daß der große Thurm an ihrer Stadt geschleift werden sollte, wenn sie Treue gegen den König bewiesen, — Chateauneuf war dafür, daß der König seine Reise fortsetzen sollte, jedoch nur in kleinen Tagereisen, damit man Zeit behielte, über die fernern Maasregeln zu berathschlagen.

Man gieng demnach bis Aubigni, wo Ihre Majestäten kaum abgetreten waren, als auch schon ein vom Rath von Bourges abgeordneter Echevin anlangte, um Sie der Treue ihrer Bürgerschaft zu versichern, und Sie um Fortsetzung Ihrer Reise zu bitten, mit dem Erbieten, Ihnen die Stadt zu übergeben.

Man kann sich leicht denken, ob dies gut aufgenommen wurde. Der Hof setzte seine Reise fort, und der Erfolg zeigte, daß der Schöffe wahr gesprochen hatte. Man erhielt zugleich Nachricht, daß eine für den Prinzen Conti geworbene Compagnie Reuter geschlagen worden sey, und daß er, seine Schwester die Herzoginn von Longueville, und ihr Gefolge, erschrocken über alle die Vortheile, die der Hof erhielt, sich anschickten, Berry zu verlassen, und nach Bourdeaux zu dem Prinzen von Condé zu gehen. Da die Erscheinung der königlichen Truppen ihre Furcht noch erhöhte, so führten sie ihr Vorhaben aus, und der König ließ, um die Treue der Einwohner von Bourges zu belohnen, ihren Thurm niederreißen.

Chateauneuf war der Meinung, der Hof sollte nach Poitiers gehen; die Getreuen des Königs aber, die zu Paris geblieben waren, meinten, Er sollte sich nicht weiter von dieser Hauptstadt entfernen, sondern

vielmehr sich wieder in Ihre Nähe ziehen. Ich stimmte ihnen bei; allein Chateauneuf brachte mich davon ab, indem er mir ein Schreiben aus Poitiers zeigte, worinn man meldete, daß der Prinz daselbst erwartet werde, und wenn er einmal im Besitz von dieser großen Stadt sey, so sey er dadurch der dazu gehörigen Provinzen, wie Angoumois, Saintonge, und selbst Guyenne, sicher, in welcher letztern er ohnehin so mächtig sey, daß er darinn gewissermaßen die Monarchie mit dem König theile.

Ich war daher mit dem Herrn von Chateauneuf der Meinung, man müsse dem Uebel vorbeugen, und zu dem Ende müßten Ihre Majestäten aufs schleunigste von Bourges dahin abgehen, ehe noch der Hof dahin aufgebrochen wäre.

Ich erhielt um diese Zeit einen Brief von dem Kardinal, als Antwort auf mein, dem obengedachten königlichen beigelegtes, Schreiben. Er klang ganz anders als der erste, und enthielt ungefähr folgendes: er erfahre gegenwärtig, daß Unglückliche keine Freunde mehr hätten, es befremde ihn, daß ich ihm in einem königlichen Schreiben gerathen, ja selbst vorgeschrieben habe, nach Italien zu gehen, da er doch die Befehle nicht habe erhalten können, ohne die er dort weder in Sicherheit noch auch im Stand wäre, Sr Majestät nützlich zu werden.

Da diese Eminenz sich einbildete, ich würde dieses saubern Briefs gegen niemand erwähnen, so affectirte er ihn publik zu machen, und brachte Copieen davon am Hof in Umlauf, ehe ich selbst nach das Original zur Hand bekam. Mein Entschluß war auf der Stelle gefaßt, ihn nämlich der Königinn zu bringen, mit der Bitte, ihn zu lesen, und mir zu erlauben, daß ich darauf antworten dürfte.

Die Königinn wollte ihn lange nicht annehmen; endlich aber gab ſie meinem unabläſſigen Anhalten nach, nahm ihn, und gab mir ihn am folgenden Tag mit den Worten zurück: „man muß dem Verdruß des „armen leidenden Kardinals ſchon etwas zu gut halten. „Sie mögen darauf antworten, nur aber anſtändig".—

Ich bediente mich der erhaltenen Erlaubniß, und blieb dabei in den Schranken des Wohlſtandes. Der Sekretär, ſagte ich darinn, der den ſo eben von mir empfangenen Brief geſchrieben habe, müſſe ſich wahrſcheinlich in der Chifre vergriffen haben; kein rechtſchaffener Mann im ganzen Reich könne mich fähig glauben, gegen jemand, dem ich meine Freundſchaft und meine Dienſte verſprochen hätte, darum wortbüchig zu werden, weil er in Ungnade gefallen ſey. Der Brief, über den er ſich beklage, ſey mir befohlen worden, und ich hätte nicht ermangelt, dabei vorzuſtellen: die Schwierigkeiten, die man mache, ihm ſein Verlangen zu erfüllen, wären ein rechtmäßiger Entſchuldigungsgrund für ihn, ebenfalls zu unterlaſſen, was man von ihm verlange. Dann ſchloß ich mit den gewöhnlichen Complimenten.

Da der König entſchloſſen war, nach Poitou zu gehen, ſo befahl er dem Grafen Harcourt, den Er zum General Seiner Armeen erklärt hatte, Ihm zu folgen. Dies that er und rückte auf der Seite von Rochelle vor, wo er ſich des Thurms bemächtigte. Er gieng darauf nach Angoumois, um den Entſatz von Cognac zu verſuchen; ehe er es aber wagen konnte, that Gott eine Art von Wunder für den König. Denn das große Waſſer riß die Brücke ein, die die Kommunikation mit dem Hauptquartier des Prinzen Condé unterhielt, der

Graf Harcourt ergriff die Gelegenheit, griff an, machte sich Meister davon, und warf mit Hülfe einiger Fahrzeuge, welche die aus der Stadt ihm herüber schickten, eine Verstärkung in den Platz.

Betreten über dies Unglück und die Entschlossenheit des Grafen hob der Prinz die Belagerung auf, und Harcourt setzte ihm nach. Er schlug einen Theil seiner Truppen zu Tonnai Charente, und drängte ihn bis an die Dordogne, wo er zu Schiffe gieng, um nach Bourdeaux und von da nach Oberguienne zu gehen. Hier wollte er Miradoux wegnehmen; allein die Regimenter von Champagne und Auvergne lagen darinn, und vertheidigten sich so brav, daß der Graf Harcourt dadurch Zeit gewann, heranzurücken. Da der Prinz sich nicht gerne mit ihm einlassen wollte, so entschloß er sich zum Abzug, den er jedoch nicht ohne Verlust bewerkstelligte.

Die gute Behandlung und Unterstützung, welche die Königinn kurz zuvor diesen beiden Regimentern bewilligt hatte, rettete hier Guyenne; denn da sie stark rekrutirt worden waren, fanden sie sich im Stand, diese schöne für sie so ruhmvolle Vertheidigung zu leisten. Dies sagte ich nachher dem Kardinal, als er mir vorwarf, die königliche Kasse so schlecht geschont zu haben.

Es ist zu glauben, daß, wenn er sich über die Nachricht von dem glücklichen Gang der Geschäfte freute, er dennoch besorgte, man möchte ihre Leitung denen entziehen, die sie so gut führten; daher er den Entschluß faßte, nach Hof zurückzukommen. Auf der andern Seite aber stellte sein furchtsames Gemüth ihm so viele Gefahren vor, daß er, bekämpft von zwey entgegengesetzten Leidenschaften, unschlüssig war, wozu er greifen sollte. Er schien jedoch mehr für die Rückkehr zu seyn,

sobald

ſobald man ihn nur verlangte, und Truppen zu ſeiner Sicherheit wärbe. Er ſchrieb ſogar, er habe ſelbſt eine Armee, die er dem König zuführen wolle: ſie beſtand aber blos aus ſeiner Dienerſchaft, und wenn der König nicht dem Marſchall d'Hoquincourt befohlen hätte, eine zu werben, ſich an die Spitze zu ſtellen, und den Kardinal zu geleiten, ſo würde dieſer ſich wohl gehütet haben, wieder über die Maas zu kommen.

Er hatte Freunde zu Poitiers; allein ſie thaten ihm noch lange keine ſo guten Dienſte, als ſeine Feinde, die, um ſich bei der Königinn zu inſinuiren, ihr täglich in den Ohren lagen, die Eminenz zurück kommen zu laſſen. Ich allein war der entgegengeſetzten Meinung, weil ich vorausſah, daß unmittelbar nach ſeiner Zurückkunft Paris und Monſieur ſich gegen den König erklären würden. Die Königinn ließ beide Theile reden, ohne ſich zu erklären.

Einſt ſagte ich zu Chateauneuf und Villeroi: „Wenn Sie glauben, es ſey für das Intereſſe des Kö„nigs zuträglich, daß der Kardinal zurückkomme, ſo „ſagen Sie es gerade heraus. Weit entfernt, mich zu „widerſetzen, werde ich Ihre Entwürfe unterſtützen. „Haben Sie aber noch andre geheime Nebenabſichten „dabei, warum ſich verſtellen?"

Sie lachten darauf blos, ohne ſich näher erklären zu wollen. Darum ſetzte ich hinzu: „Sie werden ſicher „der hintergangene Theil ſeyn. Ihre Fineſſen werden „nicht hindern, daß er zurückkommt. Die Königinn „wird ſich mir vertrauen, und mir Tag und Stunde kund „thun, und aus meiner Feder wird er den königlichen „Befehl dazu erhalten, während keiner von Ihnen eine „Sylbe davon weiß." — Dies erfolgte auch pünktlich. Denn wo die Königinn mir ihr Geheimniß an-

ver-

vertrauen wollte, kann ich versichern, daß sie nie Ursache fand, es zu bereuen.

Während der Hof sich zu Poitiers aufhielt, wollte der Herzog von Mercoeur, mit einer Nichte des Kardinals vermählt, denjenigen Furcht einjagen, von denen er wußte, daß sie nicht auf dessen Seite seyen, und sagte dabei auch zu mir mit einem etwas Cavaliermäßigen Benehmen: der Kardinal habe Freunde, die eine gute Klinge führten, und alle zur Rechenschaft ziehen würden, die sich seiner Zurückkunft widersetzten.

Das erstemal ließ ich es hingehen, ohne etwas darauf zu sagen. Da er mir es aber wiederholte, antwortete ich auf eine Art, die ihm beweisen mußte, daß ich seine Drohungen nicht fürchte, und mein Glück keineswegs Sr Eminenz zu verdanken habe. Er verstand mich nicht, oder wollte mich nicht verstehen, und so giengen wir wieder auseinander.

Als der Hof noch zu Poitiers war, unternahm es Vineuil, aus dem Gefolge des Prinzen von Bourdeaux nach Paris zu gehen, mit einem Beglaubigungsschreiben des Prinzen an den Herzog von Orleans, und vielen andern Briefen. Da er nun besorgte, angehalten zu werden, so glaubte er, sich dagegen zu sichern, wenn er an mich um einen Reise-Paß schriebe. Seine Absicht war nicht, den Brief sogleich an mich abgehen zu lassen, sondern ihn blos dann erst nach der Post zu schicken, wenn er etwa würklich angehalten werden sollte.

Als er nach Poitiers kam, glaubte er durchpassiren zu können, ohne auf einen Bekannten zu stoßen, was ihm aber nicht gelang, denn er wurde von Boisdaufin, einem

einem vertrauten Freund Chateauneufs, erkannt und zur Rede gestellt, und wußte nicht besser von ihm los zu kommen, als durch das Vorgeben, er sey drei Stunden lang bei mir gewesen, habe mir über alles Auskunft ertheilt, und von mir einen guten Reise-Paß erhalten.

Neugierig, was ich wohl von Vineull erfahren haben müsse, eilte Boisdaufin zu Chateauneuf, um ihm den Vorfall zu hinterbringen, und drang in ihn, ihm zu erzählen, was er ohne Zweifel von mir erfahren haben werde. Chateauneuf versicherte, Vineuil könne unmöglich so lange bei mir gewesen seyn, als er vorgebe, denn wir hätten einen Theil des Nachmittags bei einander zugebracht, und überdies sey es nicht wahrscheinlich, daß ich, wenn ich Briefe von Bourdeaux erhalten hätte, ihm nichts davon gesagt haben sollte, da eine so enge Verbindung zwischen ihm, Villeroi und mir statt finde.

Dies Band war auch, zu unsrer Ehre sey's gesagt, so aufrichtig, daß der Dienst des Königs ungemein dadurch befördert wurde, indem wir uns alles mittheilten, was von einigem Belang war. Wir kamen sogar so oft zusammen, daß diejenigen, welche in Geschäften mit uns zu thun hatten, die schleunigste Abfertigung erhielten, so daß sie darüber erstaunten, indem ihnen noch wohl erinnerlich war, wie viel unnöthiger Zeit- und Geldaufwand ihnen das geringste beim Kardinal zu betreibende Geschäft gekostet hatte.

Da sich in Chateauneuf doch einiges Mistrauen regte, als wollte ich vor ihm geheim halten, was Vineuil mir eröffnet habe, oder als ob ich von der Königinn dazu angewiesen wäre, so ließ er ihr durch jemand sagen, was Boisdaufin ihm hinterbracht habe. Sie gab

darauf

darauf zur Antwort: Sie zweifelte an der Richtigkeit, weil ich Ihr nichts davon gesagt, noch ihren Befehl zu Ausfertigung des vorgeblichen Passes erhalten hätte.

Wie indessen trotz allem Vertrauen, das Fürsten in ihre Diener setzen, dennoch Argwohn leicht bei ihnen Wurzel faßt, so wollte auch die Königinn doch gern näher wissen, was an der Sache wäre. Sie ließ mich holen, und fragte, ob ich Vineuil gesehen habe? und als ich es verneinte, führte sie mir alles an, was ihr hinterbracht worden war.

Ich hielt es meiner Pflicht und meinem Interesse gleich sehr gemäß, den übeln Eindrücken eines Vorgebens, als ob ich Ihro Majestät die Wahrheit verhalten hätte, entgegen zu arbeiten, so wenig ich übrigens auch bei den häufigen Beweisen meiner Treue etwas der Art zu besorgen gehabt hätte. Zu dem Ende, und um Chateauneuf zu zeigen, daß er sich hierinn nicht so gegen mich benommen habe, wie er gesollt, sagte ich zur Königinn: da Vineuil unvorsichtig genug war, hier durch zu gehen, und dreust genug, sich mit Boisdaufin zu unterhalten, so kann er wohl auch die Frechheit so weit treiben, daß er nicht sehr eilt. Wollten also Ew. Majestät es genehm halten, so schickte ich ihm einen Courier nach, mit der Ordre, ihn auf Betreten handfest zu machen. Vielleicht gelingt es uns noch, und wir erhalten dadurch Aufschlüsse, die für das Interesse des Königs nicht gleichgültig sind. Denn so viel ist gewiß, daß er mich weder besucht noch gesehen hat.

„Ich bin zwar, gab sie mir zur Antwort, vollkom„men von der Wahrheit Ihrer Aussage überzeugt; ge„stehen muß ich aber doch, daß es mir ungemeine „Freude machen würde, wenn er noch eingeholt wer„den könnte.“

Ich

Ich ließ die nöthige Ordre ausfertigen; und gab sie einem Courier, dem ich die äußerste Eile empfahl, wobei er sich auf allen Stationen genau nach ihm erkundigen, und so bald er ihm auf der Spur wäre, alles anstrengen sollte, ihn zu erreichen. Ich zog hierzu einen Gardisten der Königinn allen andern in meinem Gefolge vor, nicht nur weil er Vineuil kannte, sondern auch weil mir auf diese Art nicht vorgeworfen werden konnte, als hätte ich ihn durchschlüpfen lassen, wenn er etwa nicht mehr eingeholt würde.

Der Courier hörte nichts von ihm bis Chatellerault, weil er kein frisches Pferd nahm; er erfuhr blos, es sey einer mit noch einem hinter sich, vorbei gekommen. Er ritt weiter bis . . . . wo er von dem Postmeister hörte, daß Vineuil bei ihm sei, und auf der Post-Straße weiter wolle. Als ein Bekannter des Postmeisters bekam mein Mann ein frisches Pferd, und eilte voraus nach Loches, wo er dem Commandanten seine Ordre vorzeigte, und das Versprechen erhielt, sie sollte vollstreckt werden, wenn Vineuil durchkomme.

Kaum war die nöthige Vorkehrung dazu getroffen, so erschien er. Der Commandant arretirte ihn, ließ ihn aufs Schloß bringen, nahm ihm seine Briefschaften ab, siegelte sie ein, und gab sie meinem Courier an mich mit. Dieser kam eben so schleunig wieder zurück, und da er hörte, daß ich in der Messe sey, kam er mir nach, erzählte mir seine Reise, und gab mir das Paquet.

Dies verursachte mir um so mehr Freude, da ich wußte, wie sehr die Königinn sich darüber freuen werde, und da ich mein Verhalten dadurch gerechtfertigt sah. Ich eilte damit zur Königinn, die an der Toilette war, und so eben durch den Marschall von Villeroi

leroi erfahren hatte, daß Vineuil arretirt sey. Er sprach indeß blos aus Vermuthung. Da er nämlich den Courier bei mir sah, hatte er gefolgert: wenn Vineuil nicht eingeholt wäre, würde der Courier ihm noch nachsetzen; da aber dieser wieder hier ist, so muß Vineuil arretirt seyn.

Ich überreichte der Königinn die bei ihm gefundenen Briefe, unter denen auch einer war, von Birone datirt, worinn er mich bat, mich auf der Durchreise zu Poitieres besuchen zu dürfen, und ihm bei dem König einen Paß zur Reise nach Paris auszuwürken, wohin er Briefe von dem Prinzen an Monsieur zu überbringen habe. Alle diese Briefe, die an Monsieur ausgenommen, wurden erbrochen, und nachdem die Königinn sich Spaß damit gemacht hatte, wurden sie ihm nebst dem verlangten Paß zurückgeschickt.

1652.

Einige Tage darauf beschlossen Ihro Majestäten den Kardinal zurückkommen zu lassen; entweder aus eigenem Antrieb, oder auf sein Anhalten. Das königliche Schreiben, das ich auszufertigen hatte, war so dringend, daß es ihm nicht einmal frei stellte, zu überlegen, was er zu thun hätte, noch die mindeste Schwierigkeit dagegen zu machen.

Auch an den Marschall von Hoquincourt mußte ich schreiben, daß er Se Eminenz geleiten sollte. Gerne hätte man ihm dabei auch das Patent als Obergeneral, (General d'armée) zugeschickt; da aber das Siegel zu Paris war, so besorgte man, wenn man das Patent zum Besiegeln dahin schickte, möchte das Vorhaben aus-

auskommen. Da nun die Königinn die Frage aufwarf, ob Hoquincourt wohl ohne dies Patent kommandiren könne, so löste ich diese durch die Versicherung, daß die Marschälle, um Armeen zu kommandiren, nicht erst einer neuen besondern Vollmacht bedürften; um aber Schlachten zu liefern, eine Capitulation mit Belagerten zu schließen, und von königlichen Unterthanen Gelder zu erheben, bedürften sie eines Patents, das sie auch bevollmächtigte, über Löhnung und königliche Gelder zu disponiren.

Ich machte alle diese Ausfertigungen so geheim, daß weder Chateauneuf, noch Villeroi, noch der Siegelbewahrer, dem man Commissionen zu siegeln schickte, das mindeste davon merkten. Gegen le Tellier blieb ich zwar eben so geheim, doch schrieb ich ihm, es sey Zeit, seine Stelle wieder anzutreten. Er erinnerte sich meines Versprechens, verstand meinen Wink, und machte sich auf den Weg, ohne sich gegen jemand, außer seinen Vertrautesten, etwas merken zu lassen.

Vineuil wollte wieder nach Bourdeaux zurück, und da er besorgte, die Briefe, die man ihm mitgäbe, möchten ihn oder seinen Bedienten zu sehr belasten, so nahm er noch einen von dem Gefolge des Prinzen von Conti mit. Dieser war in dem Paß nicht genannt. Ihm ließ er alle Briefschaften, die man gerne sehen wollte, und kam so nach Poitiers, wo man zwar ihm den Paß hielt, nicht aber dem andern, der nicht darinn begriffen war, und daher eingezogen wurde.

Unter seinen Briefschaften fand sich dann auch ein in Chiffre geschriebener Brief von einer Person am Hofe, der man Vorwürfe darüber machte, weil man

daraus sah, daß sie mit den Feinden des Königs Verständnisse unterhielt.

Man beschloß, den Siegelbewahrer kommen zu lassen, weil man besorgte, Monsieur möchte sich des Siegels bemächtigen, um damit seine Unternehmungen zu autorisiren. Man zweifelte indessen, ob er auch den Befehl zur Zurückkunft befolgen könnte; denn da er sich stets als einen der eifrigsten, und übler Furcht unfähigen, Diener des Königs bewiesen habe, so sey zu befürchten, man möchte ihn, um dem Staatsrath einen Mann von Kraft zu entziehen, in Paris zurückhalten, oder doch ihm die Siegel mit Gewalt abnehmen.

Dagegen sagte ich zur Königinn: ich stände davor, daß Molé die Siegel lieber in Stücken schlagen, als sich mit Gewalt abnehmen lassen würde, und sollte er die Stücken nicht selbst bringen können, so würde er mir sie zuschicken, um sie dem König zu überliefern; ich könne übrigens nicht glauben, daß man ihn mit Gewalt zurückzuhalten suchen würde; doch ließe sich dies nicht verbürgen.

Die Besorgniß blieb ungegründet, und der Siegelbewahrer fand kein Hinderniß, Paris zu verlassen, und seiner Ordre gemäß, nach Poitiers zu kommen. Le Tellier langte auf erhaltene Nachricht von seinen Freunden, noch vor dem Kardinal daselbst an, und wurde so gut empfangen, wie Molé, welcher ohne Schwierigkeit an Chateauneuf den ersten Platz im Staatsrath überließ.

Man sieht hieraus, daß der Siegelbewahrer (folglich auch der Kanzler) keinen bestimmten Platz im Staatsrath hat, wie man sonst behaupten wollte. Dem Kanz-

Kanzler gebührt übrigens, wenn er auch die erste Stelle nicht zugleich bekleidet, nichts desto weniger das Präsidium in Conseil. Der Kanzler war durch Monsieur, den Prinzen und den Kardinal daraus verdrängt worden, die während den Minderjährigkeit nicht nur Raths-Schlüsse zu unterzeichnen, sondern sogar die Umfrage zu halten, sich herausnahmen, was ein Eingriff in die königliche Gewalt war, so wie das Beispiel von der dem vorigen Prinzen Cond. im Londuner Vergleich zugestandenen Vergünstigung, worauf man sich eben hier berufe. Dies aber sollte unterdrückt werden, weil dies Auskunftsmittel blos von den Feinden des Kanzlers Sillery ergriffen wurde, die sich in der Verlegenheit glaubten, entweder dessen Ansehen aufopfern, oder den Bürger-Krieg wieder anfangen zu müssen. Dies wenigstens waren, gut oder schlecht, die Gründe, welche man anführte; man muß aber nicht vergessen, daß Monarchien nach gerechten Gesetzen regiert werden sollen; und da das Beispiel unter die letzten Bestimmungsgründe gehört, so kann es nie an sich ein Recht setzen, sondern darf blos zu Bestätigung des würklichen Rechts angeführt werden.

Da Ihre Majestäten anfiengen öffentlich zu sagen, daß Sie den Kardinal wieder zu Sich beschieden hätten, so sprengte man aus, er bringe eine Armee mit. Es zeigte sich aber in der Folge, daß er blos von den Truppen, die der König hatte werben lassen, escortirt wurde. Alles jagte ihm Furcht ein, und das mindeste Hinderniß, auf das er stieß, erfüllte ihn mit bittrer Reue darüber, daß er sich wieder hereingewagt habe. Er machte aber aus der Noth eine Tugend, und da der Herzog von Orleans ihm statt einer Armee, Parlementsräthe mit einer Protestation entgegen schickte, so kam er über die Flüsse, wo es leicht gewesen seyn wür-

de, ſeine Bedeckung zu bekämpfen. Ein kleiner Nachtheil würde ihn zu dem Entſchluß gebracht haben, wieder umzukehren.

Bei ſeiner Annäherung gieng le Tellier ihm entgegen, und wurde ſehr gut von ihm aufgenommen. Der Kardinal wollte ihm weiß machen, er habe ihn ſtets als ſeinen beſten Freund betrachtet, und ihm aus dem Andenken bringen, daß er ſeine Stelle dem Präſident Viole angetragen hatte, wenn dieſer ihm die Freundſchaft des Prinzen verſchaffen wollte.

Der Marſchall Villeroy wäre gern dem Beiſpiel le Telliers gefolgt; ihn hielt aber die Furcht vor dem Tadel zurück, der ihn treffen würde, wenn er den König verließe, der dem Kardinal entgegen zu fahren beſchloß.

Chateauneuf und ich waren die einzigen, die zu Poitiers in den Zimmern der Königinn blieben, und ihn erwarteten, um ihm nicht bei ſeiner Ankunft aufwarten zu müſſen. Das Gedränge war hier groß, wie dies am Hof bei dergleichen Gelegenheiten gewöhnlich iſt. Nichts deſtoweniger empfieng er uns höflich. Beſcheidenheit gebot den Verſtändigſten ſich bald zu entfernen, indem er ſehr wahrſcheinlich Ihre Majeſtäten gern von ſeinen Avantüren unterhalten wollte. Dieß that er auch, indem er anfieng Ihnen zu danken für alles, was Sie für ihn gethan, und für die Unannehmlichkeiten die Sie ſich zugezogen hätten, um nur ihn nicht preiszugeben.

Wir, Chateauneuf und ich, hatten uns zuerſt weggegeben, und machten ihm am folgenden Tag unſern Beſuch. Er ſchien durch die gefundne gute Aufnahme, deren er ſich doch ſtets verſehen hatte, hochmüthig gemacht, und wollte durch die Art, wie er die Leute empfieng,

pfieng, auszeichnen, wen er für seine wahren Freunde hielt, und wer ihm gleichgültig war. Die erstern liebkoste er, die andern grüßte er kaum.

Ich befand mich unter diesen letztern, und merkte wohl, daß ich recht gehabt hatte, als ich einige Tage vor seiner Zurückkunft die Königinn um meine Entlassung bat. Chateauneuf, der sich ebenfalls dazu entschlossen hatte, bestand so dringend darauf, daß ihm freigestellt wurde zu thun, was er verlangte. Man sagte mit einigem Grunde: gewohnt, den ersten Platz im Staatsrath einzunehmen, könne er sich nicht entschließen, unter dem Kardinal, für den er keine sonderliche Achtung empfand, zu dienen. Ich für meine Person konnte nicht umhin, der Königinn zu gehorchen, die mir befahl, im Gefolge des Königs zu bleiben. Da ich indessen mich nicht zu ängstlichen Aufwartungen bei der Eminenz entschließen konnte, die mich nun einmal schriftlich beleidigt und mir stets viel Kälte bewiesen hatte, so folgte ich freilich meinem natürlichen Hang, und fand mich zu den bestimmten Stunden bei der Königinn ein, um nicht zu dem Kardinal gehen zu müssen, und um zu zeigen, daß ich durchaus nicht von ihm abhange.

Er bemerkte bald, daß ich gegen ihn ein abgezirkeltes Verhalten beobachte; und, es sey nun daß er mir einen schlimmen Dienst bei dieser Fürstinn zu leisten gedachte, oder daß er etwas Ihr Angenehmes zu thun glaubte, wenn er bezeugte, er wünschte in gutem Vernehmen mit mir zu stehen; kurz, er beklagte sich bei der Königinn, daß ich nicht zu ihm käme.

Da die Königinn mich hierzu vermögen wollte, nicht durch einen gemessenen Befehl, sondern durch einen Wink, daß es ihr lieb seyn würde, wenn ich es

von selbst thäte; so befahl sie le Tellier, zu mir zu gehen, mir zuzureden, und zu verstehen zu geben, wenn ich auch einige Abneigung dagegen empfinden sollte, so erwarteten Ihre Majestät doch dies Opfer von meiner stets erprobten Treue und Ehrfurcht.

Ich erklärte le Tellier meine Gründe, es zu unterlassen, schloß aber mit der Versicherung, die Königin habe zu befehlen, und ich brauche nur Ihren Willen zu wissen, um ihn voraus zu erfüllen. Ich hielt Ihr noch denselben Abend Wort, und am folgenden Tag giengen wir von Poitiers ab.

Als wir nach Mireban kamen, sagte der Kardinal in Gegenwart der Königinn zu Villeroi und mir: wir möchten morgen sehr früh zu ihm kommen. Wir stellten uns ein, und bemerkten, daß seine Entfernung vom Hofe, weit entfernt, eine Aenderung in seinem Betragen zu bewürken, blos dazu gedient habe, ihn bei Wiedererlangung seiner vorigen Gewalt, noch übermüthiger zu machen, und daß er sogar eine starke Verachtung gegen die französische Nation gefaßt habe, weil sie sich eines ihr verhaßten Fremdlings nicht zu erwehren vermochte.

Da er dem Marschall Hoquincourt das Commando der Armee versprochen hatte, so wollte er ihm itzt Wort halten, und ihn zur Belagerung von Pont de Cé (C) und Stadt und Schloß Angers, dem Herzog von Bouillon und Vicomte von Turenne vorziehen, die er am Hofe fand, und mit denen er oft konferirte.

Ueberzeugt, daß ein längerer Aufenthalt in Poitou oder Anjou den Angelegenheiten des Königs nachtheilig werden könnte, theilte ich ihm meine Gedanken mit;

t; und damit er diese Provinzen verlassen möchte,
ne nachtheilige Unternehmungen von Seiten des
rzogs von Rohan, der in Anjou kommandirte, zu
orgen, stellte ich ihm vor, der Marschall von Meil-
aie werde gern die Bezwingung dieser Plätze über-
hmen, und habe mir versichert, zu Nantes habe er
eizehn brauchbare Kanonen, und werde in wenig Ta-
n viertausend Mann Infanterie und noch mehr Ca-
llerie beisammen haben, die er dazu brauche; wenn
n ihm also itzt nur etwas Infanterie zurück lasse, ste-
er dem König für Anjou.

Es sey nun, daß der Kardinal nicht glauben
nnte, was ich ihm sagte, oder daß ich nicht die Gabe
tte, mich verständlich zu machen, oder endlich daß er
ubte, den Marschall Hoquincourt den andern vorzie-
n zu müssen, um dessen Dienste durch den zu erwer-
nden Ruhm zu belohnen; — die beiden Belagerungen
rden auf seinen Befehl unternommen. Die eine
r von kurzer Dauer, die andre hingegen machte schon
hr zu schaffen.

Nachdem endlich diese beiden Plätze der Botmä-
gkeit des Königs wieder unterworfen waren, beschloß
e Majestät, die Loire wieder hinauf und über Tours
ch Blois zu gehen, den Großen Rath (le grand
onseil) aber, der seine Sitzung zu Tours hielt, nach
rleans zu schicken. Einige eintretende besondre Rück-
hten hielten dies Gericht doch nicht ab, am bestimm-
n Tag von Tours aufzubrechen.

Zu Blois erhielt der König Versicherungen der
nterthänigkeit von Seiten derer von Orleans, und
tte der Kardinal sich entschließen können, dahin zu ge-
n, so würde diese Stadt, die von der Parthei der
einzen und der Pariser war, in der Botmäßigkeit des
önigs geblieben seyn.

Man mochte dem Premier-Ministre noch so dündig vorstellen, daß die königlichen Truppen bei ihrer itzigen Postirung hinlänglich wären, um das Volk von Orleans bei seiner Pflicht zu erhalten, wenn es sich davon entfernen wollte. Es zeigte sich deutlich, daß keine menschliche Vernunft etwas gegen die Rathschlüsse der Vorsehung und gegen die Furcht vermag. Die Prinzessinn von Orleans verlangte eingelassen zu werden, und wurde es; der Große Rath hingegen wurde abgewiesen, und der König mußte, so zu sagen auf Schußweite, daran vorbeiziehen, ohne eingelassen zu werden.

Man erhielt Nachricht, daß der Prinz, welcher in Guienne mit Nachtheil agirt hatte, durch das Reich hindurch sich zu der Armee begeben habe, die unter seinem und Monsieurs Kommando sich der königlichen entgegenstellte. Drei Gründe vermochten meines Erachtens den Prinzen hierzu; Einmal weil er diese Armee in schlechten Händen glaubte; dann weil die Rückkunft des Kardinals ihn eher, als sonst geschehen wäre, in den Stand setzen würde, mit zehn tausend Mann zu agiren; und endlich weil es, im Fall er keinen Vergleich mit dem Hof zu Stand brächte, vortheilhafter für ihn war, nach Flandern als nach Spanien zu gehen. Er besaß überdies Einsicht genug, um zu sehen, daß in Guienne nichts mehr für ihn zu machen, wo mehrere vom angesehensten Adel von ihm abgefallen waren. Seine Gegenwart war nicht mehr nöthig zur Erhaltung von Bourdeaux, und ein Einfall entweder von Navarra her in Guienne, oder von Catalonien aus in Languedoc war mit unsäglichen Schwierigkeiten verbunden. Die Macht dieser Provinzen allein war hinreichend, jeden Anfall aufzuhalten, und in Languedoc aus

Cata-

alonien einzufallen, war so gut als unmöglich, da
e letztere Provinz Sr katholischen Majestät nicht
unterworfen war, und Roussillon unter der Herr-
ft des Königs stand.

Während unsers Aufenthalts zu Blois bemerkten
mit Verdruß, daß wir ohne eine mächtige Hülfe
Stadt Barcellona und dann auch Catalonien ver-
en müßten. Da der Kardinal das zur Abwendung
es Unfalls erforderliche Geld nicht aufzutreiben wuß-
vermuthlich weil sein Augenmerk auf Anhäufung
ner Schätze gerichtet war, so fragte er mich, was
hl im vorigen Jahr den König von Portugal abge-
en haben müsse, uns in der Vertheidigung Catalo-
ns zu unterstützen?

Ich gab zur Antwort, so viel ich einsehen könne,
lteten zwei Gründe vor, auf die er sich stütze; eins
l we[illegible] Frankreich für verlohren halte: dann, weil
wenn wir Geld von ihm haben wollten, uns ver-
chte, nie Frieden noch Waffenstillstand mit Spanien
schließen, ohne ihn mit einzuschließen, „was man
fuhr ich fort — nach denen Ew. Eminenz erinnerlichen
ründen, bisher stets ablehnte. Wollte man aber
ch dies gefallen lassen, so würde es sehr dienlich seyn,
en Portugiesischen Gesandten, der sich mit im Gefolge
es Königs befindet, abreisen zu lassen, um seinen
errn gegen Einräumung dieses Punkts zur Zahlung
on zwei Millionen Geld zu vermögen; nicht auf ein-
al, sondern in jährlichen Fristen, wogegen man ihm
e Versicherung ertheilte, daß diese Summe einzig
m Krieg gegen Spanien verwendet werden solle,
as unfehlbar Portugal Ruhm und Mittel sich zu ver-
ößern verschaffen würde'.

Ich bekam Befehl, diesen Gesandten zu sprechen, den ich ohne Mühe zu dieser mit seinem eignen Vortheil verbundenen Reise beredete, und über unsern Antrag verständigte: daß nämlich sein Herr uns achtmahlhunderttausend Thaler fürs erste, gegenwärtige Jahr und dreimalhunderttausend in jedem der vier folgenden bezahlen sollte, gegen das Versprechen, dies Geld nur für das gemeinschaftliche Interesse der Kronen Frankreich und Portugal zu verwenden.

Da man nichts als einen bloßen Antrag, und keine Unterzeichnung des Tractats von ihm verlangte, so beurlaubte er sich von Ihren Majestäten, und gieng die Loire hinab bis Nantes, wo, oder zu Rochelle er zu Schiffe gehen wollte, um sich nach Lissabon zu verfügen. Ich erfuhr einige Monate darauf seine Ankunft in Portugal, und daß seine Anträge von seinem Herrn gut aufgenommen worden seyen. Freilich war die Frist von fünf Jahren zu Zahlung einer so beträchtlichen Summe ihm und seinem Staatsrath etwas kurz vorgekommen; besonders da die erste Zahlung beinahe die Hälfte dieser Summe fassen sollte. Der Gesandte setzte hinzu, wenn man sich entschließen könnte, die ganze Zahlung in zehn Jahren anzunehmen, jährlich zu zweimalhunderttausend Cruzaden, so glaubte er, daß sein König sich eher dazu verstehen würde, unerachtet des Widerwillens der Lissaboner, dies Geld ins Ausland gehen zu lassen. Verlangte man aber mehr, als was er anbiete und in kürzerer Zeit, so würde es sehr schwer halten.

Ich antwortete ihm hierauf: es schicke sich nicht recht, daß er weniger biete, und eine so lange Frist dazu setze, woraus man schließen müsse, daß der König sein Herr und dessen Staatsrath erst gerne sehen möchten, wie unsre Angelegenheiten liefen. Hätten wir sie

unter

unter Gottes Beistand bisher ohne ihre Hülfe glücklich hindurch gesteuert, so würden wir auch für die Zukunft wohl sehen, wo wir mit Gottes Gnade ohne sie blieben. Lasse der König von Portugal diese Conjunctur unbenutzt vorüber, so werde er sie wohl nie oder doch schwerlich wieder so vortheilhaft finden; indem Frankreich durch den Tractat nicht zu seiner Vertheidigung verbunden sey. Wenn man ihm vortheilhafte Bedingungen antrage, sollte er sie annehmen; ich hätte es dahin gebracht, daß man im ersten Termin sich mit sechsmalhunderttausend Thalern begnügen wolle, und in Ansehung der übrigen vierzehnmalhunderttausend getraute ich mir, ebenfalls zu bewürken, daß man sich fünf Jahre gefallen ließe, dreimalhunderttausend in den ersten vier, und den Rest im fünften zahlbar. Ja wenn man allenfalls auch sieben statt fünf Jahre verlangte, könnte ich meinen König und Herrn wohl auch dazu bewegen. Uebrigens wünschte man bald von den Gesinnungen Sr Portugiesischen Majestät benachrichtigt zu werden.

Da ich am Schluß dieses oder im Anfang des folgenden Jahrs noch einmal auf diese Materie werde kommen müssen, so breche ich hier davon ab, um nicht in Wiederholungen zu verfallen.

Als der König an Orleans vorbei und auf dem Weg nach Sulli war, erfuhr er, daß die Feinde Gergeau angegriffen hatten. Man glaubte sogar, sie hätten die dortige Brücke erobert; allein die Entschlossenheit, welche Turenne bewies, indem er befahl, das Thor zu öffnen, nachdem er sich in Verfassung gesetzt hatte, das Eindringen zu verwehren, brachte die Feinde auf die Gedanken, die ganze Armee sey daselbst eingerückt; sie ließen daher ihre Artillerie schweigen, und

sahen

sahen es als einen großen Vortheil an, daß sie sie gegen Abend abführen konnten.

Ihre Majestäten begaben sich nach Sulli, wo sie Ostern hielten und erst Mittwochs oder Donnerstags nach Gien giengen. Man erhielt daselbst gewisse Nachricht, daß der Prinz bei seinen Truppen eingetroffen sey, und faßte den Entschluß, die Königliche vorrücken zu lassen, um sie zwischen Paris und die feindliche Armee zu posiren.

Das Commando über die königliche bekam Turenne, ohne daß es Hoquincurt abgenommen wurde, den der Prinz auf dem Marsch überfiel und schlug. Als die Nachricht hievon nach Gien kam, war der Hof auf die Entfernung bedacht, doch wollte man erst Turenne erwarten. Um eine Probe seines Muths abzulegen, gieng die Eminenz aus der Stadt und erstieg eine Anhöhe *) gegen Gatinois hin, wo er nichts zu befürchten hatte.

Man ließ die Garden und das Regiment von der Marine unter Gewehr treten, an dessen Spitze Guadagne stand, ein Cavalier aus einem guten Hause, der sich durch seine Tapferkeit und Erfahrung Ruhm erworben hatte. Man schlug ihm vor, im Fall die königliche Armee gänzlich geschlagen seyn sollte, diesen Paß zu vertheidigen, um Ihren Majestäten Zeit zu Ihrer Entfernung nach Amboise zu verschaffen, von wo Sie im Nothfall nach Bretagne gehen könnten. Guadagne übernahm diesen äusserst gefahrvollen Auftrag als eine Gnade,

*) Lomenie ließ sich wohl wie es scheint, durch seine Abneigung gegen den Kardinal, über den er gern spöttelt, hier zu einer kleiner Spielerei im Eminence verleiten.

Gnade, und wäre er angegriffen worden, er würde sich dabei, so wie schon sonst bei mehrern Gelegenheiten, sehr rühmlich hervorgethan haben.

Der Kardinal, dem der Aufenthalt in der freien Luft in die Länge nicht mehr anstehen wollte, sah kein ehrenvolleres Mittel, mit Anstand wieder in die Stadt hinein zu kommen, als daß er den König vermochte, aufzusitzen, und zu ihm auf seinen Posten zu kommen, um ihn abzuholen. Man brachte freilich hierbei verdrüßliche Augenblicke zu; endlich aber lief doch die frohe Nachricht ein, daß Turenne mit einigen Escadrons vorgerückt sey, seiner Infanterie ihm zu folgen befohlen, und der siegreichen Armee einige Stücke Geschütz entgegengestellt habe, wodurch sie aufgehalten und genöthigt wurde, in Quartiere einzurücken.

Turenne, der ein gleiches that, erwarb sich dadurch in den Augen des Königs groſses Verdienst und viel Ruhm; denn er erreichte dadurch seine Absicht, sich zwischen die Armee des Prinzen und Paris zu lagern, um alle Communication abzuschneiden. Da er es nicht dienlich erachtet hatte, daß der König sich von der seinigen entfernte, so gieng er bis Auxerre, die Seine hinab, und nach Melun. Auf die Nachricht aber, daß die Truppe Monsieurs und des Prinzen Etampes weggenommen hätte, beschloß man, diese Stadt zu belagern.

So schwer diese Unternehmung schon an sich war, so wurde sie noch von einem Unfall begleitet. Der Platz, der sehr lang ist, wurde nämlich blos an den äuſsersten Enden angegriffen, und daraus entstanden mehrere Gefechte, wo wir verschiedene Vortheile erhielten, nur den nicht, um den es uns eigentlich bei dieser Belagerung zu thun gewesen war. Denn der Anmarsch

des

des Herzogs von Lothringen mit seiner Armee, nöthigte Turenne zum Abzug, und während er vorrückte, um ihn zu beunruhigen, näherten die Truppen der Prinzen sich der Stadt Paris.

Der Herzog von Lothringen legte bei dieser Gelegenheit seine Unredlichkeit an den Tag; denn er gab öffentlich vor, er komme blos dem König zu Hülfe. Er verlangte demnach Brod für seine Armee, und nach mehrern Tractaten mit dem König erklärte er sich doch gegen Ihn. Freilich hatte man ihm einen starken Schimpf zugefügt, indem man ihm das Versprechen abnöthigte, sich zu entfernen, um eine Schlacht zu vermeiden, die ihm ohne Zweifel geliefert worden seyn würde, wenn nicht der König von England sich zu einem Vergleich ins Mittel geschlagen und Turenne abgehalten hätte, zum Angriff zu kommandiren. Der Herzog hatte sich als ein einsichtsvoller Feldherr postiert, seine Truppen hätten aber bei dem Mangel an Proviant keinen sonderlichen Widerstand leisten können. Er hielt es daher fürs Beste, sich zurück zu ziehen, und eine lebhafte Negociation mit dem Hof anzuspinnen, um die Umstände zu benutzen, der Armee wieder Muth zu machen und die Belagerung von Etampes zu betreiben.

Der König verließ seinen Aufenthalt zu Melun, und gieng nach Corbeil, nachdem er gehört hatte, daß ein päpstlicher Courier dem Coadjutor von Paris den vom König für ihn verlangten Kardinalshut überbringe. Da einige glaubten, der Courier werde geradezu nach Paris gehen, um ihn dem Nuncius zu übergeben, der ihn dann dem Coadjutor aufsetzen könnte, so war ich der Meinung, man sollte ihm sagen lassen, wenn er diesen Fehler begienge, könnte er ihn wieder mitnehmen, dem Coadjutor aber sollte man zu verstehen geben,

ben, wenn er den ſchuldigen Reſpect gegen den König aus den Augen ſetze, werde er in Frankreich nie als Kardinal anerkannt werden. Während man überlegte, was zu thun wäre, gieng der Courier Sr Heiligkeit nach Paris. Die Sache wurde nachher zur Zufriedenheit des Kardinals von Retz abgethan.

Um den gutgeſinnten Bürgern in Paris mehr Muth zu machen, ſchlug man ihnen vor, ſich für den König zu erklären, dem man rieth, nach St Germain en Laye zu gehen. Er hielt ſich einige Zeit daſelbſt auf, ohne einen Vortheil davon zu erhalten, weßwegen er ſich entſchloß, gegen Melun zurück zu gehen, wobei er einige Zeit in Corbeil blieb. Da man nun im Sinn hatte, nach St Germain zurück zu gehen, ſo begab man ſich nach St Denis, wo der König einige Tage blieb.

Unerachtet die Prinzen eigentlich im Stand waren, Bedingungen vorzuſchreiben, ſo erboten ſie ſich dennoch zur Unterwerfung, wenn der Kardinal aus dem Reich verbannt würde. Da dieſer beſorgte, die ſpaniſche Armee möchte zu ihnen ſtoßen, ſo trug er darauf an, daß der König nach Bourgogne gehen, und die Marſchälle von Turenne und la Ferte in der Gegend von Paris laſſen ſollte, um ſich den Unternehmungen der Prinzen zu widerſetzen. Der Herzog von Bouillon, deſſen Einfluß ſehr groß war, war derſelben Meinung geweſen; allein ſein Bruder Turenne, der mit zum geheimen Rath gezogen wurde, redete es ihnen aus. „Ich nehme es auf mich, ſagte er, die Feinde zu Grunde zu richten, wenn nur die Perſon des Königs in „Sicherheit iſt".

Um einige Vortheile über die Prinzen zu erhalten, die ſich auf der Inſel von St Denis gelagert hatten, trug er auf eine Brücke über die Seine an, durch welche er an ſie

kam.

kommen könnte. Der Herzog von Orleans und der Prinz von Condé mochten merken, daß Paris ihnen entgehen würde, und verlangten eine Generalversammlung in der Absicht, sich diejenigen vom Halse zu schaffen, die auf der Seite des Königs wären. Das Verfahren das sie dabei beobachteten, um zu diesem Zweck zu gelangen, ist von vielen Leuten beschrieben worden, die nicht ganz richtig dabei zu Werke giengen. Ich setze also noch hinzu, daß der Herzog von Bouillon zwey Tage vor jener empörenden Handlung sagte: „Sie sind verloren, wenn sie nicht einen kühnen Streich „vollführten, um sich Paris zu unterwerfen". Diese Aeusserung mit dem darauf erfolgten Versuch der Ausführung zusammengehalten, brachte auf mancherley Gedanken, daß dies wohl im Einverständniß mit ihm versucht worden seyn möchte, wenn nicht etwa seine tiefe Erfahrung ihn voraussehen hieß, was die Andern thun würden. Er zeigte sich übrigens sehr bestürzt, als die Nachricht von dieser verruchten Unternehmung einlief.

Dem Anschein nach war zu schließen, daß wenn man die Armee des Prinzen angriffe, sie nicht in Paris aufgenommen werden dürfte. Er ließ sogar einige Escadrons vor verschiedenen Dörfern in der Insel St Denis erscheinen, als wollte er uns den Eingang verwehren; seine wahre Absicht aber gieng blos dahin, uns hinzuhalten, während er seine Armee an den Stadtgraben rücken ließ, um dann Charenton zu gewinnen, die Brücke abzuwerfen, und uns zu nöhigen auf Mittel bedacht zu seyen, wie wir an ihn kommen könnten. Dabei behielt er freie Hand, uns beim Uebergang über die Marne anzugreifen, und auf alle Fälle mehrere Provinzen auszufouragiren, wenn man ihm nicht nachsetzte. Auch der Weg nach Flandern blieb ihm hier offen, wenn er nur wollte.

Man

Man erhielt Nachricht, daß seine Armee am Abend aufgebrochen sey; aus Mangel an Subordination aber, oder auch vielleicht aus allzu großer Ermattung kampirte sie vor der Vorstadt St Honoré. Sobald der Prinz davon hörte, gab er seinen Officiers darüber einen Verweis, bediente sich dann seiner Macht, und ließ alle seine Truppen aufbrechen, denen aber die Bürger nicht erlauben wollten, durch die Stadt zu marschiren, vielleicht weil sie befürchteten, die Soldaten möchten sie belästigen, oder auch der Prinz möchte die Stadt für sich besetzen. Denn unerachtet seine Macht einer solchen Unternehmung nicht gewachsen war, so täuscht doch der Schein oft Leute, die für Furcht empfänglich sind.

Turenne erhielt Nachricht von dem Marsch des Prinzen, und der Marschall de la Ferté ebenfalls, der, weil er am weitesten von Paris entfernt stand, sie erst einholen konnte, als das Gefecht schon begonnen hatte. Dies war es eben nicht, wo der Prinz ihn am meisten fürchtete; weil er aber den unsäglichen Verdruß hatte, diesen General nicht vermeiden zu können, so ließ er seine Cavallerie aufmarschiren, während seine Infanterie dahinter defilirte, und Turenne, der ihn recognoscirte, glaubte ihn nicht angreifen zu dürfen, so lange er auf einem vortheilhaften Terrain stände.

Der Prinz verließ diesen Posten, um zu seiner Infanterie zu stoßen, und wollte immer Charenton noch erreichen. Er wurde aber nicht wenig bestürzt, als er sich in der Vorstadt St Antoine angegriffen sah, und wollte die daselbst von den Bürgern angelegten Barrikaden vertheidigen. Das Gefecht war eins der hartnäckigsten. Der König war Zuschauer davon, und wenn die Prinzessinn Orleans nicht von der Bürgerschaft erhalten hätte, daß den Truppen des Prinzen die Thore

geöffnet wurden, so wären sie ganz aufgerieben worden. Um die Pariser auf die Gedanken zu bringen, daß sie keine Verzeihung weiter vom König zu hoffen hätten, ließen sie nach der Seite hin, wo sie den König bemerkt hatten, die Kanonen lösen.

Einige waren der Meinung, man sollte vor das St Denis-Thor rücken, das man offen finden werde. Ich würde gerathen haben, die Armee in die Vorstadt St. Germain eindringen zu lassen, und da eine Schlacht zu liefern, deren Gewinn mir unfehlbar schien; ich wagte aber nicht mehr bei dieser Meinung zu bleiben, indem ich eine Menge Schwierigkeiten bemerkte. Denn die Klugheit verbot, einem Volke zu trauen, das alles zu fürchten hatte. Dazu war auch noch wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Kardinal diesem Entschluß beitreten würde, der auch bald verrauchte: denn man bemerkte in Paris Fahnbinden von verschiedenen Farben. Die rothen wurden bewundert, und wer sich etwas von Unterwerfung gegen den König hätte verlauten lassen, der hätte sein Leben gewagt. Man mußte Mittel finden, die Pariser der Truppen zu entledigen, die sie unterstützten; alsdann konnte man mit aller Wahrscheinlichkeit hoffen, daß sie durch Schaden klug gemacht, die Gnade des Königs anflehen würden.

Da der Aufenthalt zu St Denis durch eine schreckliche Seuche unthunlich wurde, so mußte man dort weg, doch aber darauf bedacht seyn, sich nicht so weit von Paris zu entfernen, daß man in Gefahr käme, wieder zu verlieren, was man über den verständigern Theil und selbst über die Herzen des Pöbels gewonnen hatte. Man schlug vor, nach Pontoise zu gehen, einem bequemen wohlgelegenen Aufenthalt, wo man noch überdieß der Normandie näher stand, welche ruhig geblieben war.

Man

Man hätte freilich wohl sonst noch anständige Oerter für den Aufenthalt des Hofs finden können; man fürchtete aber, den Herzog von Longueville dadurch zum Argwohn zu reizen, daß der König daselbst einen Theil seiner Einkünfte genoß, und der keine Empörung oder auch nur die mindeste Beeinträchtigung des königlichen Interesse aufkommen ließ, dabei aber auch zu verstehen gab, mehr dürfe man nicht von ihm erwarten.

Der Hof war kaum zu Pontoise angelangt, als man schon wieder ansagte, morgen gehe es fort nach Mantes, wo der Gouverneur die Spanier eingelassen, und ihnen dadurch den Uebergang über die Seine auf der dortigen Brücke, erleichtert hatte. Man beschuldigte sogar den Kanzler, dazu beigetragen zu haben, theils weil er ein Schwager vom Gouverneur war, theils aus Furcht, sein Haus möchte abgebrannt werden. Er hatte sich bei den Berathschlagungen mit befunden, die man im Luxemburg hielt.

Da der Aufenthalt zu Pontoise besser befunden wurde, als der zu Mantes, so blieb man dort, und gieng erst später nach Compiegne ab, wohin der Kardinal von Retz kam, und von wo der Kardinal Mazarin das Reich zum zweitenmal verließ, entweder durch eigne Furcht, oder durch die Beredsamkeit und Intrigue des Kardinals von Retz dazu bewogen.

Der Herzog von Bouillon *) starb zu Pontoise an einem starken Fieber, das eine Austeerung ins Gehirn verursachte. Ich gieng noch zu ihm, und dies war mein lezter Besuch in Pontoise, denn am folgenden Tag fiel ich in dieselbe Krankheit. Da fast alle Aerzte mich aufgaben, so darf man sich nicht wundern,

wenn ich aus dem Zeitraum von drei Monaten nichts erwähne.

Die Rettung meines Lebens habe ich Gott zu danken, der mir es erhalten wollte, damit ich ihm noch mit größerer Treue als bisher, dienen möchte. Durch seine Zulassung, lieben Kinder, trug Eure Mutter mehr zu meiner Genesung bei, als alle Heilmittel. Ihre sorgfältige liebevolle Pflege und Wartung gehen über alles, was ich je erwarten durfte. — Ihre Majestäten hatten die Gnade sich nach meinem Befinden erkundigen zu lassen, und der Kardinal selbst bemühte sich zu mir so wie alle angesehene Personen am Hof. Meine speciellern Freunde bewiesen mir ungemeine Sorgfalt. Ihre Namen verschweige ich, um niemand zu kränken, wenn mein Gedächtniß mir etwa nicht ganz getreu seyn sollte.

Eine meiner ersten Sorgen, nachdem ich Gott für die Erhaltung meines Lebens gedankt hatte, war diese: Ihre Majestäten meines unterthänigsten Danks für alle erzeigte Gnade zu versichern, und dann meine Familie von meinem Befinden zu benachrichtigen. Ich kann nicht unerwähnt lassen, daß ich in meinen lichten Zwischenräumen sehr viel bei einem Blick auf die Lage litt, in der ich Eure Mutter und Euch meine Lieben hinterließe. Ich mochte sie nicht bitten, im Fall Gott über mich verfügte, ins Louvre zu gehen, um meine Dienste vorzustellen; ich wußte wie vergeblich dies seyn würde. Ich hoffte aber, Gott würde Barmherzigkeit mit Euch haben, da er Euch eine Mutter erhielt, die stets seinem Dienst ergeben war, und vielen, besonders aber Euch zu einem Beispiel dient, wie Ihr es nie besser finden und befolgen könnt.

Der König war nach Compiegne, und dann nach einigem Aufenthalt nach Mante gegangen, von wo Er nach Pontoise zurückkam, und wieder nach Mante gieng. Da meine Kräfte sich wieder einfanden, gieng ich nach St. Germain, wo Er zwey Tage nach mir ebenfalls eintraf. Ich machte mich sorgfältig mit hinzu in seine Gegenwart, wenn von irgend einer wichtigen Sache die Rede war; nicht als ob ich schon im Stand gewesen wäre, wieder zu dienen, sondern blos um zu zeigen, daß ich weder gestorben noch ohne Hoffnung sey, meine bisherigen Dienste fortzusetzen.

Ich vergaß zu sagen, daß, während der Hof zu St Germain war, der Herzog von Rohan, Goulas und einige andre, dahin kamen um dem König von Seiten Monsieurs Vorschläge zu thun, die so übertrieben schienen, daß man sie geradezu verwarf. Die Herzoginn von Eguillon begab sich ebenfalls dahin, um den Vergleich des Prinzen Condé zu Stand zu bringen; da ich aber nie erfuhr, was ihre Anträge waren, so schweige ich hier davon.

Auch die Stadtdeputirten und Obersten von Paris kamen in gleicher Absicht dahin, die einen mit Bitte um Gnade, die andern um Verzeihung des Vergangenen, alle aber mit der Versicherung, wenn der König wieder hinkommen wolle, werde er allen Gehorsam finden. Der Herr von Seve, der zur Belohnung Prevot des Marchands wurde, führte das Wort mit solcher Kraft und Beredsamkeit, daß er Eindruck auf Ihre Majestäten machte, und Sie dahin vermochte, nach Paris zurück zu kehren, wohin ich mich einen Tag zuvor begab, voll ungeduldiger Erwartung die Stunde der Ankunft des Monarchen zu vernehmen.

Monsieur, dem es ganz unerwartet kam, daß der König sich hinein wagte, der daher seine Angelegenheiten noch nicht in Ordnung gebracht hatte, verlangte, man möchte den Einzug nur noch um einen einzigen Tag verschieben, wobei er zu verstehen gab, er wäre im Stande, ihn sonst zu verhindern. Der König kehrte sich aber nicht daran, und ließ ihm sagen: Er wolle ihm seinen Besuch machen, da des Herrn Vetters Liebden Anstand nähmen, Ihm entgegen zu kommen. Monsieur war hierüber so betreten, daß er keinen andern Rath wußte, als sich in sein Palais einzuschließen, und die nöthige Sicherheit für die Nacht, und dann zu seiner Abreise nach Limours zu verlangen, wohin man le Tellier schickte, um mit ihm zu unterhandeln, weil man wußte, daß dieser ihm nicht mißfällig wäre. Die Prinzessinn Orleans erstaunte, daß man sich so wenig aus ihrem Vater machte, versteckte sich, und verließ dann die Stadt in einem Miethwagen.

Um sich als Gebieter zu zeigen, erließ der König den Befehl, daß das Parlement sich morgen im Louvre versammeln sollte. Diejenigen Räthe, die es zu Pontoise gehalten hatten, nahmen dabei ihre Plätze, bis auf einige, die nicht dazu geladen wurden; diejenigen, die zu Paris geblieben waren, wurden admittirt. Der Kanzler der sich davon gemacht und zum König begeben hatte, führte dabei das Wort, stellte das Verbrechen Einiger in seiner ganzen Größe dar, und machte endlich aufmerksam auf den frommen eines allerchristlichsten Königs würdigen Entschluß Sr Majestät, das Vergangene zu verzeihen, und das Andenken daran zu vertilgen. Die gerechte Ahndung, setzte er hinzu, würde nur sehr wenige betreffen, und eher ein Beweis von der Gnade als von dem gerechten Unwillen des Monarchen seyn.

Brouf-

Brouſſel, der während den Unruhen Prevot des Marchands geweſen war, wurde abgeſetzt, und einige Räthe exiliert, jedoch ohne an ihrer Ehre verkürzt zu werden. Mehrere davon wurden in der Folge wieder begnadigt.

Man vergaß in dieſer Sitzung die Parlementsregiſtraturen aus der Zeit der Empörung holen zu laſſen, denn ſie hätten eigentlich zerriſſen, ja durch Henkers Hand verbannt werden ſollen. Es unterblieb, weil ich mich nicht dabei befand, um es zu erinnern. Ich beſchwerte mich darüber, ſobald ich ins Louvre kam.

Der Kardinal von Retz kam von Zeit zu Zeit hin, allein die Reden, die er da führte, paßten nicht zu dem was er anderwärts äußerte. Die Würde zu der er erhoben worden war, weit entfernt ihn an ſeine Pflicht gegen den König zu mahnen, erzeugte vielmehr in ihm den Wahn, daß er unter ihrem Schutz ungeſtraft alles thun und reden dürfte.

Trotz ſeiner Entfernung vom Hof hatte der Kardinal Mazarin doch noch den entſcheidendſten Einfluß. Höchſtwahrſcheinlich ließ er den König warnen, dem Kardinal Retz nicht zu trauen, und ſich ſeiner Perſon zu verſichern, ſobald ſich Anlaß oder Gelegenheit dazu fände. Sie fand ſich auch einſt, als er ins Louvre kam. Er wurde arretirt und nach Vincennes gebracht, wo er ziemlich lang bleiben mußte, ſo ſehr ſich auch der Nuncius um ſeine Loslaſſung oder doch Abgebung an das päpſtliche Gericht bemühte, mit der Verſicherung, daß er nicht geſchont werden ſollte, wenn er ſtrafällig befunden würde.

1653.

Befreit von der Furcht vor dem Kardinal Retz entſchloß ſich Mazarin zum König zurückzukommen.

Um aber seine Eitelkeit zu kützeln, und sich gegen die Erbitterung der Pariser zu sichern, erhielt er, daß Se Majestät ihm entgegenfahren. Der König führte ihn ins Louvre, wo man ein Apartement für ihn eingerichtet hatte, indem Se Majestät glaubten, er werde hier sichrer seyn, als im Palais Royal, nachdem man eine Garde-Compagnie an die Conferenz-Thüre gestellt hatte, was nachher blieb.

Der Nuncius glaubte, oder stellte sich wenigstens, zu glauben, daß die Ankunft des Kardinals Mazarin die Loslassung des Kardinals Retz erleichtern würde. Wurde er zu dringend, so sagte man ihm, er habe den erstern für vogelfrei erklären gesehen, ohne sich groß darum zu kümmern; worüber der Nuncius sich so gut als es gehen wollte, entschuldigte. Fieng er seine Vorstellungen wieder von vorne an, so lautete die Antwort: obschon der Papst durch das Concordat sich das Erkenntniß in größern Sachen, besonders wo ein Cardinal in Anspruch käme, vorbehalten habe; so sey doch diese Clausel den Freiheiten des Reichs so zuwiderlaufend, daß der König sich solche unmöglich gefallen lassen könne u. s. w.

Dieser Streit kam dem Verhafteten zu statten, denn er war noch vor kein Gericht geladen. Ich sagte einst zu Mazarin: ich wunderte mich, daß eine solche Kleinigkeit uns aufhielte. Man müsse Commissarien vom Papst verlangen: „Bewilligt er sie, so haben wir „was wir wollen; nämlich Verfahren gegen den Kar„dinal Retz; verweigert er sie, so wird der König „thun, was schon von seinen Vorfahren so gehalten „worden ist; von den Bischöffen des Reichs einen Aus„spruch über einen aus ihrem Mittel verlangen, der „seine Treue gegen Ihn brach. Die Bischöffe ent„schließen sich entweder dazu oder nicht, entweder aus

„Furcht,

„Furcht vor dem Papſt oder aus beſondern geheimen „Rückſichten. Die Verweigerung des Papſts und die „der Biſchöffe werden den König berechtigen, das Er„kenntniß hierinn ſeinem Parlement zu übertragen. „Wir haben mehrere frühere Beiſpiele, die das Recht „Sr Majeſtät begründen, und ſelbſt in der geſunden „Vernunft gegründet ſind, welche fordert, daß Privile„gien und andre Gnadenverleihungen einen Biſchoff „zwar von der weltlichen Gerichtsbarkeit ausnehmen, „ihm aber darum doch nicht die Freiheit einräumen kön„nen, ungeſtraft alles zu wagen. Hieraus folgt aller„dings klar, daß die Zögerung der Biſchöffe oder die „Weigerung Recht zu ſchaffen, dem König wieder in „ſeine zuſtändigen Gerechtſame einſetze, u. ſ. w.“ .

Mazarin wollte nicht gern ſeiner Würde etwas vergeben, und doch auch nicht einräumen, was der Papſt verlangte. Er entſchuldigte ſich daher bald mit einem bald mit dem andern Grund gegen den Nuncius, während er fortfuhr denjenigen gefangen zu halten, deſſen Geiſt er fürchtete.

Während man ſich darüber ſtritt, wer den Kardinal Retz richten ſolle, gieng der Winter zu Ende und das Frühjahr kam heran, wo man auf Mittel zu Fortſetzung des Kriegs bedacht ſeyn mußte. Der König war zwar desjenigen los, den er gegen ſeine eigne Unterthanen zu führen gehabt hatte; doch gab es noch manche zu bändigen, und ſeinen äußern Feinden die Spitze zu bieten. Er hatte auch trotz allen Anſtrengungen das Unglück, in Einem Jahr drei wichtige Plätze zu verlieren. Barcelona aus Mangel an Unterſtützung; Dünkirchen aber, weil die Engelländer, als alte Feinde Frankreichs, uns hinderten, Verſtärkung hinein zu legen, und unter dem Vorwand von Repreſ-

fallen diejenigen, die im Krieg mit uns begriffen waren, begünstigten, ohne in Allianz mit ihnen zu stehen. Gleiches Schicksal endlich hatte Casal, weil es seit dem Tod des verstorbenen Königs vernachläßigt worden war, ohnerachtet die Minister von Mantua uns oft benachrichtigt hatte, in welchem schlechten Zustand der Platz sey, indem die Magazine ausgeleert worden wären, um die Besatzung zu erhalten, die seit langer Zeit nicht bezahlt worden war; die Kanonen keine Lavetten hätten, und unbrauchbar wären; das Pulver zu Teig worden wäre, weil man es nicht gehörig umgerührt habe; und daher zu besorgen stehe, die Spanier möchten sich Meister davon machen, oder auch wohl der Herzog von Mantua selbst, um es nicht den Spaniern in die Hände fallen zu lassen. — Es erfolgte aber, was man nie gedacht hätte. Die spanische Armee nämlich belagerte es, um es dem Herzog von Mantua zuzustellen.

Die Citadelle von Turin war eben so vernachläßigt worden; allein die Zuneigung, welche Madame Royale stets gegen Frankreich beibehielt, hintertrieb es noch, daß wir nicht eben so schimpflich daraus verjagt wurden, und man gestattete den wenigen Soldaten, die darinn lagen, täglich sich Brod in der Stadt zu holen.

Man that in diesem Feldzuge nichts, was beträchtlich genug gewesen wäre, einen so manchfachen Verlust zu ersetzen, und der von Rocroi verminderte um vieles die Freude über die Einnahme von Monron. St Menehoud, die letzte unsrer Eroberungen, konnte nach all dem Unglück, das uns betroffen hatte, für keinen bedeutenden Gewinn gelten. Was uns aber noch tröstete, war, daß wir, besiegt im Auslande, in unserm Vaterlande siegten. Die Zurückkunft des Königs nach Paris erfüllte das Volk mit ungemeiner Freude.

Man könnte durch die Sorgfalt, womit der Kardinal sich nach meinem Befinden erkundigte, und durch seinen persönlichen Besuch bei mir in meiner Krankheit, leicht verleitet werden, auf freundschaftliche Gesinnungen gegen mich zu schließen. Ich muß bekennen, daß ich selbst so dachte; ich bemerkte aber bald, daß ich mich geirrt hatte, indem er stets darnach trachtete, mich um Glück und Ehre zu bringen.

Er ließ mir, unter dem scheinbaren Vorwand meine Gesundheit zu schonen, vorschlagen, mich eines gewissen Silhon [7]) zu den königlichen Ausfertigungen zu bedienen, und in dem Wahne, daß ich sicher in diese Schlinge gehen würde, erklärte er die Sache als schon ausgemacht, und Silhon wurde schon von vielen Personen deswegen komplimentirt. Als ich aber davon hörte, erklärte ich, daß ich nie darein willigen würde. Da le Tellier mit mir darüber sprechen wollte, so antwortete ich ihm so, daß der Kardinal wohl schließen konnte, man müsse mich entweder noch schlimmer behandeln, oder lieber in Ruhe lassen; denn ich würde es eher aufs Aeusserste ankommen lassen, als die mindeste Beeinträchtigung meines Amts und meiner Ehre gestatten.

Ich hatte freilich unsägliche Mühe, mich all der Versuche dieses Premierministers gegen mich zu erwehren; allein die Klugheit erforderte, meine Maasregeln blos unter der Hand zu nehmen, ohne es zum offenbaren Bruch kommen zu lassen, indem er das Vertrauen des Herrn und die ganze Macht des königlichen Ansehens besaß.

Einige Tage darauf bekam ich ein dreitägiges Fieber, das aber zu gänzlicher Wiederherstellung meiner Gesundheit ausschlug.

1654.

1654.

Nachdem Ihre Majeſtäten den Winter zu Paris zugebracht hatte, machte man Anſtalten, um im Frühjahr aufs Land zu gehen. — Man traf alle Vorkehrungen zur Salbung des Königs, und ließ ſich vorläufig unter der Hand bei dem Herzog von Orleans erkundigen, ob er der Feierlichkeit beywohnen würde. Er gab keine beſtimmte Antwort, war aber der Verſtellung nicht ſo Meiſter, daß man nicht gemerkt hätte, er werde ſich excuſiren. Der Prinz von Conti, mit einer Nichte des Kardinals vermählt, glaubte ſich nicht dabei einfinden, noch warten zu dürfen, bis dieſe Feierlichkeit vorbei wären, um ſich auf ſeinen beſtimmten Poſten zu verfügen.

So kam es, daß bei der Salbung des Königs Prinzen vom Geblüt nicht waren, auſſer ſeinem einzigen Bruder, und dem Herzog von Vendome, der zwar allerdings vom königlichen Hauſe war, aber eigentlich weder auf den Rang noch die Vorzüge deſſelben Anſpruch hatte, dennoch aber hier den zweiten Platz einnahm. Unter den Pairs hatte der Herzog von Elboeuf den dritten, der Herzog von Candale den vierten, und die Herzoge von Roannez und Bournonville die beiden letztern. Als es nur ſechs Pairs von Frankreich gab, wurden die Könige bei feierlichen Handlungen von ihnen bedient. Zur Zeit der Krönung unſers Monarchen gab es ihrer ungleich mehr; da aber keine hinreichende Anzahl dieſer Feierlichkeit beiwohnte, mußte man die Fehlenden durch Herrn beſetzen, deren Glück vollkommen ſeyn würde, wenn ſie zu dieſer Würde erhoben werden könnten.

Das Commando der Armee erhielten die Marſchälle von Turenne und la Ferté, und während ſie ſich zu-

zusammenzogen, kam der König nach Sedan, wo man die Belagerung von Stenai unter Faberts Kommando, beschloß. Eingedenk der Dienste die er ihm geleistet hatte, war der Kardinal auf dessen Erhebung bedacht, um sein Verdienst und seine Tapferkeit zu belohnen.

Der Prinz Condé hatte die Spanier gebeten, ihn bei dieser Gelegenheit nicht im Stiche zu lassen; es fanden sich aber so viele Schwierigkeiten dagegen, daß er wohl merkte, es würde unmöglich seyn, sie alle zu übersteigen. Dies veranlaßte ihn, ihnen einen sehr kühnen Vorschlag zu thun. Es betraf die Belagerung von Arras. „Erobere ich es — sagte er — so gewinnt „Ihr mit Wucher, und ich auch, indem mein Interesse „mit dem Eurigen verbunden ist, und ich es nicht da„von abzusondern gedenke!"

Da die Belageruug würklich unternommen wurde, so erhielten die Marschälle von Turenne und la Ferté Befehl, alles daran zu wagen, um den Platz zu entsetzen. Le Tellier wurde nach Peronne geschickt, um die Herbeischaffung aller Erfordernisse zu beschleunigen, und das Glück des Königs war auch würklich hier so groß, daß sie mit einer sehr geringen Macht damit zu Stande kamen.

Um seiner Armee Muth zu machen, begab der König sich nach Peronne, wo Er die angenehme Nachricht erhielt, daß sie die Feinde in ihren Linien überwältigt habe. Er bekam Lust die dadurch entsetzte Stadt Arras zu sehen, und kam von da nach Peronne zurück, wo er erfuhr, daß der Kardinal von Retz aus dem Schloß von Nantes entflohen sey.

Er swar hier als Gefangener auf seine Parole gehalten worden. Der Nuncius und ich hatten ihn im vori-

vorigen Jahr besucht, um ihn zur Entsagung auf das Erzbisthum Paris, gegen eine große Vergeltung, zu bewegen, was er aber nicht bewilligen wollte. Nachher bereute er dies entweder aufrichtig oder nur zum Schein, und äußerte den Wunsch, daß der Marschall Meilleraie seine Bewachung erhalten möchte, bis der Papst seine Entsagung acceptirt hätte. Der Marschall hatte nicht Lust dazu; da aber seine Gemahlinn, deren Bruder mit einer Tochter aus dem Hause Retz vermählt war, ihm anlag, und der Kardinal ihn ebenfalls darum bat, gab er endlich nach, nachdem der König ihm versprochen hatte, er dürfe dem Gefangenen alle Freiheit die Verlassung seiner Hafft ausgenommen, gestatten; der Kardinal von Retz aber keinen Schritt zu thun, der den Marschall zu einer üblern Behandlung nöthigen könnte.

Wenn der König damals gleich jemand zum Erzbisthum Paris nominirt hätte, würde der Kardinal es vielleicht noch für ein großes Glück gehalten habe, die ausgemachte Vergütung anzunehmen. Da er aber hörte, daß der Papst niemand zur Verwaltung seiner Diöces während seiner Abwesenheit ernennen wollte; stellte er sich, als glaubte er, man wolle ihn in engere Verwahrung bringen, und die Unpäßlichkeit des Marschalls Meilleraie möchte seine Wegschaffung nach einem andern Gefängniß veranlassen; dabey war er einzig auf Mittel bedacht, sich in Freiheit zu setzen.

Ich würde dieser Sache gar nicht erwähnt haben, weil ich nichts dabei zu thun hatte, wenn nicht der Kardinal an mich einen Adelichen geschickt hätte, mit der Bitte, dem König vorzustellen: „einzig die Nothwendigkeit, sein Leben zu sichern, und sich gegen seine „Feinde zu decken, hätte ihn zu dem itzigen Schritt ver„mocht. Se Majestät würden übrigens in jedem Ort „der

„der Welt an ihm einen getreuen Diener haben, der „sein ganzes Leben hindurch nach dem Glücke streben „würde, Ihre Gnade zu verdienen; indem er sich ver„sichert halte, Allerhöchstdieselben würden, nach Erken„nung seiner Unschuld, ihn gegen die Verfolgung seiner „Feinde schützen, die Se Majestät mit gehäßigen Vor„spieglungen gegen ihn eingenommen hätten ꝛc.

Ich sagte dem Adelichen, ich fände es sehr dreust von ihm, daß er sich einer solchen Commission unterzogen hätte, ohne noch zu wissen, ob Se Majestät es genehm hielten; und daß er sich nach Hof hätte schicken lassen von einem rebellischen Unterthan, über den Se Majestät gerechte Beschwerden hätten; ich würde übrigens vortragen, was er bei mir angebracht hätte, und ihm dann den Willen des Königs, und was weiter zu thun wäre, kund thun.

Ich erzählte dem Kardinal Mazarin, was ich vernommen hatte. Er stand bei sich an, ob er den Adelichen nicht sollte arretiren lassen; ich widersetzte mich aber, und sagte: „was hat er denn weiter gethan, als „was Sie selbst wünschen konnten; die Gründe näm„lich zu Ihrer Wissenschaft gebracht, die der Kardinal „zu seiner Rechtfertigung anführen will. Sein Be„tragen wird Ihnen Blößen genug geben; denn es ist „nicht wahrscheinlich, daß er im Reich bleiben sollte. „Ich weiß keine schicklichere Antwort an ihn, als daß „man dem Adelichen einen starken Verweis giebt, und „dabei sagt: da der Kardinal von Retz einmal seine „Pflicht gegen den König verletzt habe, so könne er im„merhin auch dem Marschall von Meilleraie sein Wort „brechen!“ —

Ich schrieb das Betragen des Kardinal Retz nach Rom, und wir vermutheten, er werde nach Spanien gehen,

gehen, was er auch würklich that, und sich dadurch immer mehr Tadel zuzog.

Mit ungemeiner Sorgfalt meldete man den Vortheil, den die Armeen des Königs davon getragen hatten, nach Engelland, um den Protector Olivier Cromwell von der ihm vorgeschlagenen Allianz mit Spanien abzuhalten. Da wir von diesem Antrag sowohl, als von seiner und seiner Nation Stimmung unterrichtet waren, suchten wir ebenfalls ihn zu gewinnen. Den Auftrag dazu erhielt Bourdeaux. Es gelang ihm auch, allein er machte uns verbindlich, die Engländer nicht zu Ausladung ihrer Kanonen und Waffen zu Blaye anzuhalten, wenn sie die Garonne hinaufgiengen. Sie waren zwar dessen schon in einem Tractat vom Jahr 1610 entbunden worden, wir waren aber dennoch stets im Besitz geblieben, und bedienten uns dieses Vortheils, um der Botmäßigkeit des Königs die Stadt Bourdeaux wieder zu unterwerfen, die trotz dem deshalb bereits erhaltenen Pardon es noch immer mit den Rebellen hielt.

Die Landarmee kommandirte der Herzog von Candale, die Flotte der Herzog von Vendome, und Frankreichs Glück wollte, daß beide ihren Zweck bewürkten, und Guyenne, nebst seiner Hauptstadt, welche Gesetze vorzuschreiben wähnten, diese annehmen mußten, was sehr viel zu Widerstellung des königlichen Ansehens beitrug.

Ihre Majestäten kamen von Peronne nach Paris zurück, und giengen dann wieder nach la Fere, wo sie die schöne Jahrszeit vollends zubrachten. Die Armee hatte auf feindlichem Boden gestanden, damit die Feinde

falls die Ungemächlichkeiten des Kriegs zu empfin-
kämen.

Man erhielt um diese Zeit Nachricht, daß der
nal von Retz, nachdem er in Spanien ans Land
n war, und von Sr Katholischen Majestät Geld
gen hatte *) sich endlich nach Rom begeben ha-
Seine Revenüen wurden vom Fiskus in Beschlag
nen, weil der König mit Recht prätendirte, daß
egale des Erzbisthums Paris Ihm zustehe, weil
Eminenz Ihm noch nicht den Eid der Treue ge-
en habe, ohne den sie weder die Temporalien ge-
, noch die erledigten Beneficien vergeben könnte.

Es erschien eine Menge Schriften, sowohl für
ider die Gerechtsame des Kardinals Retz. Er
te die Gewissen mit ins Spiel zu bringen, in-
Generalvicarien anstellte, die unter seiner Auto-
ie Kirche von Paris administriren sollten. Man
gn Papst zu verstehen, man würde es nicht zu-
endlich aber kam es doch durch Vergleich dahin,
r Kardinal als Erzbischoff anerkannt wurde, der
aber unter denen, die er zur Administration in
Namen vorschlug, die Wahl hatte.

Den Winter über fiel nichts Merkwürdiges vor.
Einfluß des Kardinals Mazarin wurde indeß von
i Tag stärker, unerachtet der König reifer wurde.
Gnadensachen hiengen vom Premier-Minister ab,
lle Welt dem Hof machte, unerachtet es eine Men-
enschen gab, die, ob sie schon nicht wagten, sein
ören laut zu tadeln, dies doch im Herzen thaten.

Da man sich bereits sagte, es sey Zeit, den Kö-
vermählen, so wußte der Kardinal der allgemei-

nen Wünſche, denen er nicht zu widerſprechen wagte, dadurch zu ſpotten, daß er fragte, auf welchen Gegenſtand denn die Wahl fallen ſollte? Er ſchlug zuerſt die Prinzeſſin von Savoien vor; man zeigte ein Porträt von ihr, aber ſo gezeichnet, daß es nur Widerwillen einflößen konnte. Man zeigte die Gemählde der Prinzeſſinnen von Parma und Modena, die aber blos dazu dienten, ſie von der Wahl auszuſchließen. Freilich zählten ſie erſt zwanzig Sommer, allein ihr Embonpoint konnte ſie unfruchtbar machen!

Dabei unterließ Se Eminenz nicht, zuzugeben, daß der König einer ſeiner Nichten mehrere Galanterieen machte, ſagte jedoch, er würde nie zugeben, daß Er ſich mit ihr vermählte. Bei allem Zutrauen das die Königinn ſonſt in alles ſetzte, was der Kardinal ſagte, konnte ſie hierbei doch nicht umhin, unruhig darüber zu werden.

Als er mir einſt die beiden Porträts der Prinzeſſinnen von Parma und Modena zeigte, entfiel ihm, wie ich mich noch erinnere, die Aeuſſerung: was ihnen im Weg ſtehe, ein großes Glück zu machen, ſey allzugroße Wohlbeleibtheit (Embonpoint).

Ich verſetzte darauf: das geſtehe ich! Da ich ihm aber den Gedanken benehmen wollte, uns eine ſeiner Nichten zur Königinn zu geben, ſo ſetzte ich hinzu: eine üble Vermählung verurſache große Unordnungen, und die, welche die Farneſen mit einer Aldobrandini geſchloſſen hätten, ſey dem Glück der daher abſtammenden Prinzeſſinnen ſehr hinderlich.

Was die Prinzeſſinn von Savoyen betrifft, ſo fiel ihm nie ein, ſie mit dem König zu vermählen; denn ob er gleich partheiiſch für dies Haus war, ſo war ers doch nur für die jüngern, Lomenie und Madame Roya-

le

le konnte ſich nicht entſchließen, dieſe ſo hoch zu erheben. Ich ſagte es bisweilen zur Königinn, und ſetzte hinzu: „Beten Sie zu Gott um Frieden, und wenn er „Ew. Majeſtät erhört, wird er Ihnen zur Schwieger„tochter eine Nichte geben".

Je mehr die Sache nach der Meinung der andern entfernt zu ſeyn ſchien, deſto mehr war ich davon überzeugt; nicht als ob ich dem Kardinal dankbare Geſinnungen gegen die vielen Verbindlichkeiten, die er der Königinn hatte, zugetraut hätte, ſondern weil er begreifen würde, daß man keine vortheilhaftere Verbindung ſchließen könnte. Die des Königs mit der Prinzeſſinn von Savoyen hatte ihre Schwierigkeiten, indem der Monarch noch nicht das kanoniſche Alter erreicht hatte, um über ſeine Perſon diſponiren zu können. Daſſelbe Hinderniß ſtand auch der Nichte Mazarins im Wege, dem ich bei Gelegenheiten wohl ſagte: „ein majoren„ner König hat wohl die Regierung ſeines Reichs, nicht „aber die Freiheit, über ſich ſelbſt zu verfügen. Die „Geſetze der Kirche ſind dagegen. Denn wenn er ſich „kanonswidrig vermählte, ſo ſind ſie ihm behülflich, ei„ne ſolche Ehe wieder zu trennen, die weder vor Gott „noch Menſchen recht ſeyn könnte." — Ich machte freilich damit ſchlecht den Hof, empfand aber in mir ſelbſt eine ſolche Zufriedenheit darüber, daß ich Dinge, die ich fürchten ſollte, verachtete, um nur in dem Gemüth des Kardinals verſchiedene Beſorgniſſe zu erregen, welche die Abſicht der Königinn begünſtigten, und zu dem Glück beigetragen haben mögen, das wir gegenwärtig genießen.

La Barde arbeitete unabläſſig an der Erneurung der Allianz mit den Schweizern. Wäre er mit einer beträchtlichen Geld-Summe unterſtützt worden, ſo hät-

te er die Cantons wohl dazu bringen können. Lag man dem Kardinal darum an, so fragte er, was man denn für Nutzen davon hätte? Brauchte er aber Rekruten, so lobte er den Eifer des königlichen Gesandten, womit er diese Angelegenheit betreibe.

Als er einst mit mir darüber sprach, sagte ich ihm: mehrere von unsern Königen und deren Ministern wären der Meinung gewesen, diese Nation für Frankreich zu gewinnen, welche bei verschiedenen Gelegenheiten wichtige Dienste leistete; wenn sie aber nicht auf unsrer Seite war, habe man sich stets übel dabei befunden.

„Was damals gut gewesen seyn mag, gab er zur Antwort, würde gegenwärtig zu nichts helfen. Gehen auch die Schweizer von uns ab, so haben wir noch „Leute, die wohl so gut sind als sie." Er meinte die Teutschen und Italiener. Die Schweizer, sagte ich, haben so viele Siege über die erstern davon getragen, daß leicht zu schließen ist, ihre Nation müsse denen vorzuziehen seyn, die ihnen nur mit Beistand aus eben der Nation zu widerstehen vermochten.

Meine allzufreie Aeusserung gefiel dem Kardinal nicht; ich hätte aber an Ehre und Gewissen einen Verrath zu begehen geglaubt, wenn ich, wie so viele Andre, einzig darauf bedacht gewesen wäre, seine Freundschaft durch Gefälligkeit zu erwerben.

Gegen des Kardinals Gesinnung sprach ich la Barde oft Muth zu, seine Bemühungen fortzusetzen, und bisweilen vermochte ich Mazarin selbst, ein gleiches zu thun. Hätte die Sache durchgesetzt werden können, ohne Geld auszugeben, er würde sie so eifrig gewünscht haben, als ich selbst; er betrachtete aber die königlichen Gelder, als seine eignen, und konnte sich nicht

nicht entschließen, sie auszugeben, was für Vortheile man auch dadurch erhalten konnte.

Würklich ist auch der Kardinal, weil er zu ökonomisch war, Schuld daran, daß Catalonien für Frankreich verloren gieng. Sein Geiz machte, daß Spanien uns Casal wegnahm.

1655.

Dünkirchen blieb den Engelländern, denen wir noch mit unsrer eignen Macht dazu verhelfen mußten. Es ist nichts daran gelegen, ob ich hier anführe, in welchem Jahr wir uns mit Cromwel verbanden. Wissenswerth ist es aber, was uns dazu nöthigte, und welche Uebereinkunft wir mit ihm schlossen.

Die Spanier boten ihm eine Armee an, um Calais wieder zu erobern, wenn er uns den Krieg erklären, und sich anheischig machen wollte, weder Frieden noch Waffenstillestand mit uns zu schließen, ohne sie mit einzuschließen. Wir hatten Beweis davon, und fürchteten mit Recht eine Verbindung dieser beiden Nationen. Um sie nun zu hintertreiben, machten wir den Engländern den Antrag, ihnen zur Eroberung von Dünkirchen behülflich zu seyn, wenn sie unsre Absichten auf Grävelingen unterstützen wollten *). Wir benutzten ferner das Verlangen dieser Nation, einen festen Fuß in Indien zu haben, zeigten ihr die Leichtigkeit, dazu zu gelangen, und redeten ihr die enge Freundschaft aus, in der sie sonst mit den Spaniern gelebt hatte. Wir stellten vor, daß die Hoffnung einer vortheilhaften Handelsverbindung die Engländer nicht abhalten dürfe, darauf auszugehen, sich der Schätze Westindiens zu bemächtigen.

Diese Vorstellungen fanden Eingang bei Cromwel *), und zwar um so eher, weil er wohl einsah, wenn er seinen Britten nichts zu thun gäbe, so würden sie schwerlich erdulden, was er sich über sie herausnahm. Denn er hatte bereits vergessen, daß sie ihm blos gehorchten, weil er ihnen Hoffnung gemacht hatte, Engelland zu einer Republik zu machen, woran er aber gar nicht mehr dachte, da er seine Gewalt noch weit über die Macht der Könige ausdehnen wollte.

Ich war einer der Kommissarien, die mit seinem Gesandten unterhandelten. Wir setzten fest, wie viele Mannschaft und Schiffe er uns zur Eroberung von Grävelingen stellen sollte, und mit welcher Macht wir ihm zur Eroberung von Dünkirchen behülflich seyn sollten. Ferner wurde bestimmt: wenn der erstere dieser Plätze vor dem andern erobert würde, sollten sie ihnen Pfandsweise verbleiben, bis wir ihnen zu dem ihrigen verholfen hätten. Wir waren auch darauf bedacht, den Bürgern, welche in der Stadt bleiben wollten, freie Uebung der katholischen Religion zu sichern, und brauchten in den drei Verträgen, die wir mit den Engländern schlossen, alle mögliche Vorsicht, um nicht von ihnen betrogen zu werden; denn sie gehen dabei nicht immer ehrlich zu Werk. Sie behalten sich darinn gewöhnlich irgend eine ihnen vortheilhafte Auslegung offen, nach der Weise ihrer Ahnherrn, der Normänner, und machen bisweilen wenig Umstände, diejenigen zu betrügen, die mit ihnen sich einlassen. — Diese Conventionen mit ihnen wurden auf drei verschiedene male geschlossen; da aber die Zeitbestimmung hier gleichgültig ist, führte ich lieber alles zusammen an, was mir davon bekannt ist.

---

*) Ich habe bereits bei Gelegenheit der Schweizer-Negociation die Denkungsart und den Geiz des Kardinals

als gezeigt. Nun auch ein Wort von ſeinem un-
gbaren Haß gegen unſre Nation und ihr Intereſſe.

Er tadelte unſre Könige oft wegen der Allianz mit
Schweizern ſo ſehr, als hätten ſie ſie mit den Tür-
geſchloſſen, und um dieſe Monarchen lächerlich zu
chen, ſagte er einſt zu mir: „Die alten Politiker
d unentſchuldbar, daß ſie dieſe beiden Allianzen ein-
engen; ich ſtaune darüber, und begreife gar nicht
arum? Ich bin freilich der modernen Politiker ei-
r, die den Fehler haben ſollen, gerne ihre Vorgän-
r zu kritiſiren!“

Da er dies in Gegenwart mehrerer im Zimmer
ndliche Perſonen gegen mich äuſſerte, ſo glaubte
ihm folgendes antworten zu müſſen: es könnte ſeyn,
die alten Politiker, deren Verfahren Sie ſo lächer-
finden, gegenwärtig Ihrer Meinung wären, und
eicht vergäßen, daß die Franzoſen mit dem Beiſtand
Schweizer Mailand eroberten, es aber wieder verlo-
, weil ſie ſie nicht zu Freunden behielten; daß als
nz I. vom Kaiſer Karl V. unterſtützt, vom Papſt,
italieniſchen Fürſten und Heinrich VIII. von En-
nd aber angegriffen war, ſobald die Ottomanniſche
te erſchien, der Papſt, der Kaiſer und die andern
ſten ihn um den Frieden baten, in welchen mit einge-
ſſen zu werden, Se Brittiſche Majeſtät für ein
ck halten mußten.

Da der Kardinal mir bei einer andern Gelegen-
ſeinen Widerwillen gegen Frankreich bezeugte, und
zur Laſt legte, daß ich immer Heinrich den Großen
, der durch ſeine Tapferkeit, Güte und Groſſmuth
Monarchie bei ſeinem Hauſe zu erhalten wußte; ſo
ich ihm die Antwort: „es war aber auch ein gro-
König, wurde geliebt und gefürchtet von ſeinen

„Nachbarn, und ließ sich nicht regieren. Er hatte „meinem Vater und mir alle Beweise seiner Gnade „gegeben". — Der Kardinal staunte über meine Freimüthigkeit, und ich, aufrichtig, nicht minder über seine Hitze.

Die Portugiesen, die schon im vorigen Jahr gezeigt hatten, daß sie nicht fähig seyen, einen ihrem Vortheil gemäßen Entschluß zu fassen, schickten die beiden Sekretärs ihres Gesandten zurück, und dieser fuhr fort, Beweise ihrer Schwachheit zu geben, indem er zu dem König sagte: die beiden Sekretäre hätten Geld mitgebracht, und er wäre erbötig es an uns auszuzahlen, gegen die Versicherung, daß es gegen den gemeinschaftlichen Feind verwendet werden sollte, und man keinen Tractat ohne Se Portugiesische Majestät schließen wollte.

Da dieser Gesandte eine Sache von mir verlangte, die bereits vom vorigen König bewilligt worden seyn sollte, so verlangte ich die Urkunde darüber zu sehen. Er war dazu erbötig und glaubte der Forderung genugzuthun, indem er uns eine Rede vorzeigte, die das höchste Conseil an seinen König aufgesetzt hatte. Es war daraus ersichtlich, daß Se A. C. Majestät ihn ermahnte, Seine Gerechtsame zu behaupten, und ihm zu diesem Behuf Truppen anbot. Das Nähere sollte jedoch erst in einem besondern Vertrag festgesetzt werden, zu welchem Behuf Se Portug. Majestät an Se Allerchristlichste jemand absenden sollten. Da nun aber dieses geschehen war, ohne daß der Vertrag berichtigt worden wäre, so schloß ich, daß wir zu nichts verbunden seyen, und dieser Meinung waren auch andre Männer von richtigem Verstand.

Um indessen dennoch dem Portugiesischen Gesand-
n zu zeigen, daß der König allerdings gesonnen sey,
Se Portug. Maj. zu unterstützen, sagte ich ihm: „Da
Sie Geld haben, so helfen Sie uns damit aus, und
ich will Ihnen alle mögliche Sicherheit geben, daß
es Ihnen richtig wieder zurückbezahlt werden soll, im
Fall Ihr Gebieter den Tractat nicht unterzeichnet, den
ich Ihnen aufsetzen werde".

Ich ließ sogar bis auf funfzigtausend Thaler nach;
llein der Gesandte, welcher wohl wußte, daß kein Geld
ondern blos Zucker, den er verkaufen sollte, zu la Ro-
elle für ihn liege, lehnte es ab, und ich zog hieraus
en Schluß: wir würden an Sr Portug. Majestät stets
inen zuverlässigen Freund haben, wenn nämlich unsre
Sachen gut giengen, und man so gut seyn wollte, ihm
eizustehen; Er würde aber nie etwas thun, was Frank-
eich oder auch nur seinem eignen Interesse förderlich
äre, das er, wie man wohl sah, selbst nicht ver-
and.

Dieser Gesandte fragte mich oft, warum man
ohl den Schweden, den Holländern und dem Land-
rafen von Hessen unermeßliche Summen gegeben ha-
e, von Portugal hingegen Geld verlange. Die Ant-
ort darauf war leicht zu finden. Sie wären, sagte
ch, sämtlich für die gemeine Sache thätig gewesen, statt
aß sein Herr sich nicht rühre, aus Ueberzeugung, daß
s ihm wohl erlaubt sey, zurückzunehmen, was ihm
ehörte, daß er aber nicht ohne ein enormes Verbre-
en auf sich zu laden, fremdes Gut an sich reißen kön-
e. Seine Absicht gehe also, weit entfernt, nach Ero-
erungen zu trachten, blos auf Vertheidigung seines
Eigenthums. Es ist jedoch leicht zu begreifen, daß es
ür Ihren Monarchen kein sichreres Mittel giebt, wieder
u dem Seinigen zu gelangen, als wenn er sich im Stand

befindet, dem König von Spanien Plätze und Provinzen zurückzugeben.

Kurz vor der Zurückkunft der portugiesischen Gesandschafts-Sekretäre hatte ich der Königinn gesagt: da mein zweiter Sohn das kanonische Alter erreicht habe, Pfründen zu besitzen, so würde es mir lieb seyn, wenn er eine Abtei erhielte. Da nun die Königinn mir versicherte, sie würde gern die Hand dazu bieten, so befolgte ich den Rath, den man mir gab, mit le Tellier davon zu sprechen, damit er dem Kardinal davon sagen möchte.

Le Tellier übernahm dies mit Vergnügen. Ich muß aber hiebei anführen, was er mir wieder sagte, um zu zeigen, daß er es nicht vergessen habe. Der Kardinal äusserte nämlich: der König und die Königinn wären mir allerdings viel schuldig, und ich wäre berechtigt, auf Gnadenbeweise Anspruch zu machen, die von der Freigebigkeit Ihrer Majestäten abhiengen; er für sich aber achte sich nicht verbunden, die Dienste zu belohnen, die ich Ihnen geleistet hätte.

Man sieht hieraus, wie er dachte, und wie weit seine Verblendung gieng, auch daß er die Ernennung zu Pfründen als sein ausschließendes Recht ansah. Ich gab le Tellier zur Antwort: Ich hätte zwar den Reichthum stets verachtet, und weit entfernt, Schätze zu häufen, mich in beträchtliche Schulden gesteckt; indessen wäre ich doch erbötig, dem Kardinal ein sehr schönes Präsent zu machen, wenn er diese Aeusserung schriftlich von sich stellen oder drucken lassen wollte; denn ich würde mich dadurch sehr erhoben fühlen, indem ich nach dem Geständniß Sr Eminenz auf Gnadenbeweise Anspruch hätte, die vom König abhiengen, und die Se

Maje-

Majeſtät mir nicht ohne Ungerechtigkeit verweigern nnten.

Da um dieſe Zeit durch den Tod des Herrn von hateauneuf drei Abteien erledigt wurden, ſo verlieh r König eine davon meinem Sohn, und nahm mei- n Dank dafür gnädig auf, der in den Augen mehre- r Höflinge ein Verbrechen war. Ich benahm mich er bei dieſer Gelegenheit, wie ich bei mehrern andern than hatte, d. h. ich glaubte Gnadenbeweiſe nur de- n zu danken zu haben, die ſie zu ertheilen hatten.

1656.

Der Schluß des vorigen und der Anfang des uen Jahrs wurden zu Paris verlebt wie die bisheri- n. Man ſprach vom Frieden, zu dem man nicht Luſt tte, und war blos auf Mittel bedacht, den Feinden Widerſtand zu leiſten. Man hielt häufige Conferenzen it dem Herrn von Turenne; geſtattete dem Marſchall la Ferté alles, damit er nur Truppen verſprach, und, ngeachtet man die alten Compagnien ſchlecht behandel- verlangte man doch von ihren Officieren, ſie vollzäh- zu machen. Sie hatten gut vorſtellen, es ſey ihnen lechterdings unmöglich; man warf ihnen vor, andre uen ihre Schuldigkeit beſſer als ſie, ohne zu beden- n, daß dieſe auch ganz anders behandelt wurden.

Man beſchloß, Cambrai zu belagern, und um die einde nichts davon merken zu laſſen, gieng der Kö- g nach der Picardie, und erhielt von den Engländ- rn, daß ihre Truppen zu dem gebraucht werden dürf- n, was man vortheilhafter fände. Die Empörung

der

der Besatzung zu Hesdin, wodurch der Angriff auf die Seeplätze verhindert wurde, machte, daß die Engländer darein willigten.

Die Feinde, welche diese Verabredung nicht voraussahen, hatten die Seeplätze sehr sorgfältig befestigt und besetzt, und dadurch die andern so sehr entblößt, daß ohne ein ganz besonderes Unglück Cambrai wahrscheinlich erobert worden wäre. Die königlichen Truppen rückten davor. Der Prinz, der sich an der Spitze der seinigen auf dem Marsch nach der See-Seite befand, um dort ein Corps zu formiren, entschloß sich auf die Nachricht von unsrer Postirung und dem schlechten Zustand der Stadt Cambrai, ihr zu Hülfe zu kommen. Dies gelang ihm, worauf Turenne urtheilte, die Belagerung könne nicht fortgesetzt werden. Die Engländer beschwerten sich darüber; man entschuldigte sich so gut man konnte, und die gute Behandlung ihrer Truppen beruhigte sie wieder einigermaßen.

Da es bekannt genug ist, auf welche Art wir genöthigt wurden, die Belagerung von Valenciennes aufzuheben, so sage ich hier nichts davon. Um einen Aufwand von hunderttausend Thalern zu ersparen zog der Kardinal uns den dort erlittenen Schimpf zu; denn wir würden diesen nicht erlitten haben, wenn die Brücke und Chaussee, welche die Communication zwischen den Quartieren unterhielte, so gewesen wären, daß man in Schlachtordnung hätte darauf marschiren können. Die größre Leichtigkeit des gegenseitigen Beistandes würde die Spanier verhindert haben, uns in unsern Linien anzugreifen.

Von den Feinden geschlagen, verlor Turenne dennoch den Muth nicht. Er hielt seine Armee in Ordnung, verhinderte, daß auf dies Unglück nicht noch

ein zweites erfolgte, und ehe er noch in die Winterquartiere rückte, nahm er den Feinden la Capelle wieder ab.

Monsieur, der lange nicht an den Hof gekommen war, glaubte die Gelegenheit dazu benutzen zu müssen, erhielt durch Vermittlung des Kardinals die Einwilligung des Königs dazu, und kam nach la Fere, um Sr Majestät aufzuwarten. Die Höflinge äusserten sich dabei verschieden gegen ihn, bald nach ihren eignen Gesinnungen, bald nach denen des Ministers. Manche riethen ihm zur schleunigsten Entfernung, wozu er sehr geneigt schien; andre hingegen, unter denen auch ich war, meinten, er sollte nichts übereilen; wenn er aber glaubte, wieder abreisen zu müssen, weil er erklärt hatte, er komme nur auf einige Tage nach Hof, so sollte er sich wenigstens vorbehalten, wieder zu kommen, ohne erst besondre Erlaubniß zu bedürfen.

Er versprach es uns, that es aber nicht, und ungeachtet er beim König gut stond, brachte er doch den Rest seines Lebens wie im Exil zu. Seine Nachgiebigkeit gegen den Kardinal verstärkte den Einfluß eines allen Rechtschaffenen verhaßten Ministers, und setzte die Würde seiner hohen Geburt so herab, daß viele Leute keinen Unterschied mehr kannten, zwischen einem königlich französischen Prinzen und einem Particulier.

1657.

Er fieng an, die Vermählung seiner jüngsten Tochter mit dem König, zu wünschen, wagte es aber nicht, seinen

seinen Wunsch laut werden zu lassen, weil man glaubte, der Kardinal suche diese Ehre für eine seiner Nichten. Zwar würde Monsieur die Königinn nicht sogleich für seinen Plan günstig gefunden haben; allein in der Folge wäre sie doch wohl noch dazu behülflich gewesen, aus Furcht, der König möchte sich in Donna Olympia, Nichte des Kardinals, verlieben, **), nicht sowohl ihrer Schönheit als der Vertraulichkeit wegen, in der er mit ihr lebte.

Da die Königinn sich nicht enthalten konnte, mir ihren Kummer hierüber mitzutheilen, so nahm ich mir die Freiheit, ihr zu sagen, sie müsse sich nichts merken lassen, oder dem Kardinal sagen, sie würde sich genöthigt sehen, mit ihm zu brechen. Sie konnte sich aber hierzu nicht entschließen, und erwartete von der Zeit Mittel gegen das Uebel, das sie befürchtete.

Der König gieng abermal nach Sedan, und während seines dortigen Aufenthalts wurde Montmedi angegriffen und erobert. Der Monarch gieng von da nach Metz, wo ihn blos der Prinz von Zweibrücken besuchte. Der Grund dieser Reise war, die Unterhandlung zu unterstützen, die man dem Marschall Grammont und Lionne aufgetragen hatte, um zu verhindern, daß die Churfürsten den Prinzen des kürzlich verstorbenen Kaisers nicht wählten. Ihre Reise war aber vergeblich, und sie hatten nichts, als viel Geld unnütz verschwendet **).

Nachdem sie sich geschmeichelt hatten, ihr Vorhaben durchsetzen zu können, trugen sie darauf an, die Gewalt des neuen Kaisers durch Capitulationen einzuschränken, und glaubten viel gethan zu haben, daß sie die Absichten der Reichsfürsten unterstützt hatten.

Der

Der Kardinal und Servien waren mit ihnen überzeugt, daß sie den Kurfürsten von Baiern dahin vermögen würden, die Kaiserkrone zu verlangen; daß sie, wenn es ihnen mit diesem nicht gelänge, den Herzog von Neuburg dazu bereden, und endlich, wenn die Wahl eines oder des andern dieser Fürsten durchkreuzt würde, in den Deutschen den Wunsch erregen könnten, sie dem Könige zu übertragen.

Wer nur irgend sachkundig war, mußte diese drei Einfälle höchstlächerlich finden. Denn gesetzt auch, die Deutschen wären es überdrüßig gewesen, von Fürsten ihrer Nation regiert zu werden, so war es doch nicht wahrscheinlich, daß sie den König vorgezogen hätten, dessen Macht die Besorgniß hätte erregen können, er möchte Eingriffe in ihre Freiheiten unternehmen, und ihre Hoheitsrechte beeinträchtigen. Dies hatten sie weniger vom Erzherzog zu besorgen; denn wenn gleich dieser von Sr katholischen Majestät unterstützt werden konnte, so machte doch die Entlegenheit dieser beiden Heere ihre Macht minder furchtbar, als die von Frankreich, das mit dem Reiche gränzt.

Der Mangel an Ehrsucht, den der Kurfürst von Baiern seit dem Tode seines Vaters hatte blicken lassen [13]; die Lage seiner Staaten zwischen den Erbländern, derselbe Minister [14], dessen Rath immer bei ihm galt, dies alles ließ schließen, daß er nicht nach der Kaiserkrone trachtete.

Was endlich den Herzog von Neuburg betrifft, so waren sein zu Behauptung dieser Würde zu geringes Vermögen, und die Neider, die er im Kurkollegium hatte, ihm zu sehr im Wege, als daß zu erwarten gewesen wäre, er würde je durchdringen.

Der

Der Kardinal und Servien wagtens nicht, dem Marschall von Grammont und Lionne aufzutragen, daß sie den König in Vorschlag bringen sollten, sondern begnügten sich, ihren Wunsch nach Erhebung des Herzogs von Neuburg zu zeigen; wobei sie übrigens zu erkennen gaben, und einräumen mußten, da der Kurfürst von Baiern der einzige katholische Kurfürst sey, dem man die Kaiserkrone geben könne, so werde diese ihm, trotz seinem Widerwillen dagegen, angetragen werden.

Ich sagte ihnen einst, als wir darüber sprachen: „worauf gründen Sie dies Raisonnement? Sie müssen zugeben, daß Sie, um Ihren Plan durchzusetzen, „fünf Kurfürsten gewinnen müssen, statt daß der Erzherzog nur zween braucht. Denn der Kurfürst von „Sachsen wird unstreitig nicht von ihm abgehen, und „er selbst wird seine Stimme sich als König von Böhmen geben. Haben Sie den Kurfürsten von Baiern, „so verlieren Sie den von der Pfalz wegen seiner Staaten. Hoffen Sie, die drei geistlichen Kurfürsten unter Einen Hut zu bringen, so ist dies wohl möglich, „aber schwer zu glauben. Gesetzt aber auch, so brauchen wir doch immer noch eine Stimme; indem vier „noch keine Wahl, sondern blos einen Zwiespalt machen. Da Sie nun Brandenburg nicht haben, so muß „Ihr ganzes Project scheitern. Denn wie können Sie „hoffen, daß dieser seine Stimme dem Herzog von „Neuburg geben werde, der sein Hauptfeind ist, und „mit dem er noch wegen der Jülichschen Erbschaft im „Streit liegt?“ —

Er muß sich, sagte Servien, dadurch beruhigen lassen, daß der König ihm das Wort giebt, einen Vergleich zu vermitteln, wenn Neuburg zum Kaiser erwählt seyn werde.

„Ich

„Ich zweifle, daß der Kurfürst von Branden„burg sich je dazu verstehen sollte, da ein Kluger in „der Regel nicht seinen Feind zu seinem Gebieter er„wählt".

Und warum — sagte Servien — sollte der Kurfürst von Baiern, unterstützt vom König, sich nicht gegen den Erzherzog erklären?

„Sie wollen — antwortete ich lachend — Für„sten sollen untereinander auf Cavaliers-Parole gehen; „allein kluge aufgeklärte Männer verlangen schon et„was bündigere Sicherheit!" —

Lionne ward dem Marschall Grammont bei dieser berühmten Ambassade als College zugegeben. Er griff mit Freuden darnach, bei seiner Zurückkunft aus Spanien. Dahin war Er geschickt worden, um Frieden zu unterhandeln, aber nicht so glücklich gewesen, ihn mit Dom Louis Haro zum Schluß zu bringen. Auch hielt er sich und sein Geschäft nicht so geheim, wie ihm befohlen worden war; denn auf der Grenze wurde er erkannt, und man wußte, was ihn nach Spanien führte.

Ein Cavalier aus diesem Lande, der den König die Instruction, welche Lionne bekam, hatte unterzeichnen sehen, schrieb von ihm und seinem Ansehn am französischen Hofe ungemein vortheilhaft an Dom Haro; da aber seine Vollmacht weder besiegelt noch contresignirt war, faßte dieser Mistrauen gegen ihn, und um denselben zu beruhigen, mußte ich die Antwort auf sein erstes Schreiben an den König, unterzeichnen.

Man stieß gleich anfangs auf eine Schwierigkeit, an welcher die Unterhandlung scheiterte. Lionne forderte,

so wie der Kardinal, Se katholische Maj. sollte sich des Prinzen von Condé nicht annehmen, Dom Haro hingegen sagte, sein König wolle gar nichts vom Frieden hören, ohne daß dieser Prinz in alle seine Güter und Würden wieder eingesetzt würde, worunter er auch seine Statthalterschaften begriffen wissen wollte. Dies wollten wir nicht einräumen, und es verursachte uns in der Folge neue Schwierigkeiten.

Das merkwürdigste, was Lionne bei seiner Unterhandlung that, war, daß er ein Geschenk ausschlug, das der König von Spanien ihm machen wollte. Es hätte ihm eben so viel Ehre gemacht, wenn er auch den Excellenz-Titel nicht angenommen hätte, den Haro ihm beständig gab; denn dies würde ein Beweis von seiner Bescheidenheit gewesen seyn, und dem spanischen Minister allen Anlaß entzogen haben, über seine Eitelkeit zu spötteln.

1658.

Da itzt die Hoffnung des Friedens zwischen beiden Kronen wieder gänzlich verschwunden war, durfte der Kardinal sich nicht mit einer Vermälung des Königs mit der Infantin schmeicheln. Er wollte itzt die Königinn und den ganzen Hof glauben machen: da er den König vermählt zu sehen wünsche, so habe er keinen Gedanken mehr auf seine Nichte. Er that Ihren Majestäten den Vorschlag nach Lion zu reisen, und der Madame Royale von Savoyen, dorthin zu kommen. Sie bezeugte Widerwillen dagegen, ihre Tochter, die Prinzessinn Margarethe, hin zu bringen. Man ließ ihr vielmehr sagen, der Hof möchte nach Grenoble gehen; Madame Royale werde alsdann mit der Prinzeßin in eine Kapelle zwischen dieser Stadt und Chamberi kommen,

wo

wo der König sie sehen könne. Allein die auf den Credit des Kardinals gestützte Hoffnung des glänzenden Glücks ihrer Tochter, machte doch, daß Madame Royale den erhaltenen Rath befolgte. Sie entschloß sich nach Lion zu kommen, und davon bald das Nähere.

Der König, der nach der Einnahme von Grävelingen zu Calais gefährlich krank gelegen hatte, und den Engländern behülflich gewesen war, Dünkirchen zu erobern, kehrte glorreich zurück, da seine Armee die Spanier besiegt hatte. Nachdem er sich zu Compiegne und dann zu Fontainebleau erholt und ein wenig zu Paris verweilt hatte, gieng er nach Lion ab, und nahm seinen Weg über Burgund, wo er sich länger aufhalten mußte, als er gedacht hatte, um an einige Geschäfte, von denen er sich große Vortheile versprach, die letzte Hand zu legen. Ich konnte ihm auf dieser Reise nicht folgen, weil ich von einem anhaltenden Fieber befallen wurde, das vierzehn Tage lang mit Schwäche und andern Ungemächlichkeiten verknüpft war.

Endlich trafen die Höfe von Frankreich und Savoyen, nicht ganz zu gleicher Zeit, zu Lion ein. Aus der guten Aufnahme des Herzogs und der Herzoginn von Savoyen beim König, und aus der Vertraulichkeit, womit Er sich mit der Prinzessinn Margaretha unterhielt [1]), glaubte der französische Hof schließen zu dürfen, sie werde wohl Königinn werden. Mein Sohn war gleicher Meinung und schrieb es mir. Ich antwortete ihm aber, ich könnte die Sache noch nicht glauben, und der bloße äusserliche Schein könnte mich nicht andrer Meinung machen, wo ich unwiderlegbare Gründe hätte.

Der König bewahm sich schon am folgenden Tag auf den Rath des Kardinals zurückhaltender. Dies wurde in Lion bekannt, und daß eine Dame von Stande auf ihrer Reise aus Spanien nach Italien zu Lion mit einem Spanier, den man in einem Kloster verborgen hielt, eingetroffen sey, um Vorschläge zum Frieden und zur Vermählung des Königs mit der Infantin, zu thun. Der Kardinal machte der Madame Royale die Eröffnung hiervon, die ihr eben nicht sehr angenehm seyn konnte, und indem er das Benehmen der Spanier bewunderte, sagte er: ihre Anschläge wären tief, doch nicht ganz überraschend; er könne, ohne die Königinn zu beleidigen, diesen Spanier nicht ungehört zurückschicken; Ihre königl. Hoheit könnten aber versichert seyn, daß einzig das Wohl der Christenheit im Stand seyn werde, einen Schluß mit ihm zu bewürken.

Madame Royale verlangte eine schriftliche Versicherung, daß der König sich mit ihrer Tochter vermählen werde; dies ward zugestanden, aber mit einer Clausel, die dem König allemal freie Hand ließ, zu thun was er wollte, ohne daß das Haus Savoyen sich für beleidigt halten könnte; man versprach es nämlich, wenn das Beste Sr Majestät, die Größe seines Staats nebst der Ruhe seiner Unterthanen und der Christenheit Ihn nicht vermöchten, die Infantin zur Gemahlinn zu nehmen.

Der König setzte seine Reise fort, und ihm folgte dieser Spanier, Pimentel, den man frei hielt und bei dem Kardinal logierte. Nachdem er seine Vollmachten gezeigt hatte, trat man mit ihm in Unterhandlung, und brachte auch einen Waffenstillestand, nebst verschiedenen ziemlich bedeutenden Artikeln wirklich ins Reine; dem, welchen man für den Wesentlichsten hielt, beugte er indessen doch noch aus. Es betraf nämlich

die

die Wiedereinsetzung des Prinzen Condé in alle seine Stellen, oder seine Ausschließung davon für immer.

Mazarin blieb standhaft dabei, der Prinz sollte ihrer durchaus beraubt werden, indem der König sonst sich auch zum vortheilhaftesten Frieden nicht verstehen werde. Pimentel wies dies auf ausdrücklichen Befehl, den er dazu hatte, zurück. Endlich schlug man nach italienischer Sitte einen mezzo termino vor. Der Spanier sollte nämlich bewilligen, daß dieser Artikel, so wie der Kardinal ihn vorschlug, in den Contract gesetzt würde; er sollte jedoch nicht verbindlich seyn, ehe der König von Spanien ihn angenommen und gutgeheißen hätte.

Ich erinnere mich hierbei, daß der Kardinal einst mehrere von uns in seinem Zimmer fragte, ob der König, um Frieden zu bekommen, dem Prinzen die Statthalterschaft von Guienne wieder geben sollte. Ich sagte: nein.

„Auch sonst nichts?" sagte er zu mir.

„So rasch gehe ich nicht! — war meine Ant„wort. — Zwischen Guienne und gar nichts ist „noch ein mächtiger Unterschied". — Dann wendete ich mich gegen den Marschall von Villeroi und sagte: „Bourgogne könnte ihm, ohne Gefahr für den Staat, „wohl gegeben werden, und der Prinz wird darinn alle „Sicherheit finden, die er verlangen kann". —

Anton Pimentel und Mazarin giengen voraus, und da der König sich auf den Weg gemacht hatte, um diesem zu folgen, erhielt Er Briefe von ihm, Seine Reise noch aufzuschieben, bis die Nachrichten, die man aus Spanien erwartete, eingelaufen seyn würden. Sobald der Kardinal sie erhielt, theilte er sie dem König mit, welcher seine Reise fortsetzte.

Der Kardinal unterließ nicht, zu verwilligen, daß seine Nichten, die zu Brouage waren, sich auf dem Weg des Königs befanden. Mag jeder nach Gefallen urtheilen, ob dies aus Gefälligkeit gegen den König geschah, oder um derjenigen ein Vergnügen zu machen, in die man den Monarchen verliebt glaubte. Was mir aber auch der Kardinal sagen mochte; hätte er seine Sicherheit mit der Vermählung des Königs an eine seiner Nichten zu vereinigen gewußt, er würde sich nicht dagegen gesetzt haben!

Die spanische Depesche besagte: der katholische König stehe von seinen Forderungen für den Prinzen ab, und übernehme es, die Ihm geleisteten Dienste desselben selbst zu belohnen. — Man glaubte, und ich selbst war dieser Meinung, der Prinz habe selbst dazu gerathen, alles einzuräumen, wenn nur Mazarin nach den Pyrenäen kommen wollte, um mit Dom Haro zu unterhandeln; und dies aus dem sehr richtigen Grunde, weil, wer unterhandelte, zugiebt, daß noch nichts ausgemacht ist, folglich das was würklich schon festgesetzt scheint, wieder vorgenommen werden und das Spiel so gekartet werden kann, daß nach Gelegenheit etwas ganz anders ausgemacht wird. Auch kannte der Prinz die schwache Seite des Kardinals, welcher Schmeicheleien nichts abzuschlagen vermochte, und daß er bei seiner großen Schüchternheit es nicht wagen würde, ohne Frieden nach Hof zurück zu kommen. Dabei hielt er sich auch noch überzeugt, daß wenn das Volk, das durch den Credit der Königinn unterstützt zu werden hoffen konnte, gegen ihn schrie, er von diesem sowohl als von dem Militär getadelt und verwünscht werden würde, daß durch seine Schuld ein Feldzug, worinn man Flandern hätte erobern können, verloren gegangen, und dem König von Spanien Zeit gelassen

worden

werden sey, sich wieder zu erholen, und einer mächtigen Hülfe aus Deutschland zu versichern.

1659.

Ganz unerwartet kam es dem Kardinal bei der ersten Zusammenkunft mit Dom Haro, daß dieser den Rang vor ihm begehrte. Mazarin berief sich auf seine Würde und das Herkommen; allein dieser Dom behauptete, er habe nicht mit einem Kardinal zu negociiren, sondern mit einem Minister des Königs von Frankreich. Mazarin wußte weder seine noch seines Königs Würde zu behaupten, und räumte die Gleichheit ein, die bestritten und beobachtet werden konnte, ohne anerkannt zu werden; was man uns nachher wohl anzuführen wußte.

Die Vermählung wurde hier verabredet, nebst dem Frieden, wovon eine der Bedingungen war, daß der König den Prinzen Condé in seine Güter, Ehren, Würden und Statthalterschaften wieder einsetzen, und ihm statt der Provinz Guyenne Bourgogne untergeben sollte.

Um sich dieses Punkts wegen beim König und dem Publikum zu entschuldigen, sagte der Kardinal: er habe dagegen andre Vortheile erlangt, und überhaupt nur um einige Monate früher gethan, was man ohnehin nicht hätte umgehen können. Ich werde ihm hierinn Recht geben, wenn seine Anhänger mir dagegen zugeben, daß er den Vorwurf der Unklugheit verdient, indem er sich so oft berühmte, er würde sich nie dazu verstehen. Es war eben nicht zu verwundern, wenn ein Prinz vom Geblüt seiner Stellen und Güter, und selbst seine Nachkommenschaft der Thronfolge ver-

lustig erklärt worden wäre; nur ließ sich diese Erklärung nicht in Ansehung der Nachkommen des Schuldigen behaupten, indem die Prinzen vom Geblüt durch die gemeine Einwilligung der Stände zum Thron berufen werden. Würden sie (von König einseitig) ausgeschlossen, so müßte daraus folgen, daß ein König seinen Sohn enterben, einen Fremden zur Krone berufen und das Reich zerstückeln könnte, was der Reichsgrundverfassung ganz zuwider ist.

Da noch einige Artikel zu berichtigen waren, verabredete der Kardinal und Don Haro den Tag zu einer nochmaligen Zusammenkunft auf der Grenze. An Colbert schickte man einen Courier mit dem Friedensschluß und Vermählungstractat, die er an mich abgeben sollte. Man befahl mir, sie nicht lesen zu lassen, und den Courier nicht über vier Stunden aufzuhalten, sondern unmittelbar nach Besieglung der stipulirten Ratificationen wieder abzufertigen.

Ich sagte Colbert, es würde schwer halten, den Kanzler von der Durchlesung abzuhalten; wenn er indessen mit zu ihm gehen wolle, so könne er sehen, wie ich dies dennoch zu verhindern wissen würde. Er begleitete mich, und ich las dem Kanzler die geheimen Artikel, statt aller, indem ich ihm vorstellte, daß der Courier schleunig befördert werden müsse; daher er ohne Zeitverlust siegelte, was ich ihm vorlegte. Da man sagte, der König spreche als Herr, indem er einiges zu Gunsten des Prinzen Conté nachließ, so war er blos diesen Artikel zu sehen neugierig.

Ich ließ die Papiere in starkes Papier einschlagen, und drückte auf alle Ritzen mein Siegel, damit, wenn der Courier erklärte, was er aufhabe, dem Zürwitz, beim Anblick der Schwierigkeiten, der Muth

ent-

entgienge, hineinzugucken. Er ritt schnell genug; denn der, an welchen er sein Paquet abzugeben hatte, mußte ziemlich lange auf der Grenze warten, ehe man ihm die von Sr katholischen Majestät ratificirten Urkunden zustellte.

Zum Beweis ihrer Aufrichtigkeit und ihres Zutrauens brauchten die Franzosen nicht die Vorsicht, die Copie dieser von Haro's Sekretär unterzeichneten Papiere in Händen zu behalten. Zur Probe, ob diejenigen, die man zurückgab, den Originalien gleichlautend wären, hieß man den Abgeordneten des Königs die Artikel nachzählen, indem man es hier ausgemacht hielt, daß, wenn nur die Zahl richtig einträfe, das übrige schon ebenfalls richtig seyn müßte.

Der Kardinal hatte Ursache, die Urkunden nicht vor der Publication des einen und Vollziehung des andern Tractats bekannt werden lassen zu wollen; denn es war verschiedenes darinn übergangen, worüber man ihm unfehlbar Vorwürfe gemacht hätte, und was er bei der ersten Zusammenkunft mit Don Haro nachzuholen gedachte; wenigstens würde er sich darüber geäussert haben. Freilich aber ist es nach der Meinung gewisser Personen besser, fehlen, als seine Handlungen der Prüfung andrer unterwerfen.

Da der Tag, woran die beiden Minister auf der Grenze zusammenkommen sollten, anberaumt war, begaben sie sich dahin auf eine Insel im Königreich Navarra, dem man stillschweigend entsagte. Freilich läßt sich zur Entschuldigung des Kardinals anführen, daß man denselben Fehler schon 1615 begieng, indem man die Grenze dieser Krone durch den Fluß bestimmen ließ. König Anton von Navarra wußte aber seine Gerechtsame besser zu wahren; denn er protestirte: un-

erachtet er Madame Elisabeth zu Fuenterabia übergäbe, solle ihm doch dies weder an seinen Ansprüchen noch Gerechtsamen zum Nachtheil gereichen oder dagegen angeführt werden können.

Als der Tag zur Publication des Friedens gekommen war, publicirte man ihn nach hergebrachter Sitte zu Paris, so wie auch in den andern Städten. Merkantilisch betrachtet, kann man ihn vortheilhaft für Frankreich finden, indem es an Grund und Boden dadurch gewann. Wer ihn aber mit den Augen eines guten Politikers und großen Monarchen betrachtet, wird gestehen, daß die Spanier, indem sie an Terrain verloren, an Achtung gewannen, und daraus schließen, daß er für sie vortheilhafter war als für uns. Untersucht man, was man hätte thun können, ohne den Krieg fortzusetzen, so wird man sagen: als die Holländer ihren Frieden schlossen, hätten wir ihn auch haben können, und zwar noch rühmlicher und vortheilhafter; hätten wir aber den Krieg fortgesetzt; so wäre Flandern erobert worden, oder Spanien hätte uns wenigstens alles abtreten müssen, was es in Artois erobert hatte.

1660.

Der König that eine Reise nach Provence [11]) welche nöthig war, um die Marseiller fühlen zu lassen, daß Er mit ihrem Verhalten nicht zufrieden sey. Er würde jedoch noch besser gethan haben, sich an die Stadt Aix zu halten. Denn unerachtet man hoffen konnte, daß das Parlement das Volk bei seiner Pflicht erhalten würde, so verursachte doch die innerliche Spaltung desselben, und die Herrschsucht einiger seiner Mitglieder alle Unfälle dieser Provinz. Umsonst sagte man

dies

dies dem Kardinal; er kannte die Umstände der Provinz kaum halb, und sah blos durch die Augen des ersten Präsidenten Oppede, der sein Vertrauen besaß.

Nach einem langen Aufenthalt zu Marseille begaben Ihre Majestäten sich nach Avignon. Hier liefen beim König starke — Beschwerden über die Ungemächlichkeiten ein, welche die Stadt Orange dem Reich verursache, und Er beschloß, sich zum Herrn davon zu machen. Dies geschah mittelst eines Vertrags. Er befahl hierauf, die Befestigungen sollten geschleift werden; allein man hatte entweder die Lage nicht gehörig erwogen oder wollte den, welchem man das Gouvernement davon zugedacht hatte, begünstigen; kurz es unterblieb, bis die verwittwete Fürstinn von Oranien die Restitution verlangte.

Da ich den König nicht auf dieser Reise begleitete, so kann ich mir von dem, was in Ansehung dieses Platzes beschlossen wurde, keinen Ruhm beimessen; wiewohl ich mehrere Jahre vorher schon dem Monarchen vorgestellt hatte, Religion und Gerechtigkeit seyen dabei interessirt, daß dieser Platz geschleift würde, indem er den Rebellen, und überhaupt Verbrechern aller Art zum Schlupfwinkel diene.

Während der Anwesenheit des Königs in Provence kam auch der Prinz nebst seinem Sohn, dem Herzog von Anguien, und seinem Schwager, dem Herzog von Longueville dahin; die beiden ersteren, um den König ihrer Treue zu versichern; und dieser, um Ihm zu bezeugen, wie sehr es ihn freue, daß die Prinzen wieder in Seine Gnade aufgenommen würden.

— —

Der Herzog von Lothringen mochte entweder von dem Antrage der Spanier gehört haben, womit er nicht zufrie-

zufrieden war [17]), oder er mochte hoffen, seine Rechnung besser mit dem Kardinal abzuschließen; er begab sich nach Hof und erhielt Lionne als Commissär zur Unterhandlung mit ihm. Nachdem er nach Paris gekommen war, brachte er es dahin, daß ihm Bar zurückgegeben wurde, gegen einige Dörfer, mittelst deren die Communication mit Elsaß erhalten wurde. Die Festungswerke von Nancy aber sollten geschleift werden, was dem Herzog sehr sauer ankam.

Der König erlaubte Lionne, von diesem Souverain funfzigtausend Thaler anzunehmen, die sein Schwiegervater ihm vorgestreckt hatte. Vielleicht hätte er besser gethan, der Sache unter diesen Umständen nicht zu erwähnen; denn noch bei Lebzeiten des Kardinals, der kurz nach dem Schluß dieses Tractats starb, brachte man eine Vermählung der Prinzessinn Orleans mit dem muthmaßlichen Erbprinzen Karl von Lothringen in Vorschlag. Es fanden sich aber gleich damals und in der Folge noch so viele Schwierigkeiten, daß man nicht weiter daran dachte [18]).

Der Herzog von Lothringen wollte, die Prinzessinn sollte ihm Güter abtreten, mit denen er einen mit der Fürstinn von Cantecroix erzeugten Sohn bereichern wollte. Die Prinzessinn befragte mich um meine Meinung, und ich bestärkte sie in ihren schon gefaßten Gedanken, dies nicht zu thun, sondern ihm etwas einzuräumen, wogegen er sogleich den Herzogstitel und die Souverainetät seinem Neffen abtreten sollte.

Das Salische Gesetz, das er behauptete, wird durch den Pyrenäischen Tractat autorisirt; sein Vermählungstractat zeigte aber, daß es nie eingeführt war, so wenig als ein Fideicommiß, das die Töchter zum Besten des männlichen Stammes, von ihm ausgeschlos-

ſchloſſen hätte. Man darf nur leſen, um zu ſehen, ob er dazu gezwungen wurde; denn nach dem Tod ſeiner kinderloſen Gemahlinn kam er um die Erlaubniß ein, ihre jüngere Schweſter zur Gemahlinn zu nehmen, was ihm auch vom Papſt verwilligt wurde, und man fand nachher zu Rom ſeine Proceduren, um eine Trennung dieſer zweiten Ehe zu erlangen, blos lächerlich.

Die Einwilligung des Kardinals in den Tractat iſt für Frankreich ſehr nachtheilig, indem man den Herzog der doch ein Vaſall des Königs iſt, dadurch autoriſirt, die Natur ſeines Lehns zu ändern, ohne die Einwilligung des Lehnsherrn einzuholen. Da der Kardinal die Rechte des Königs, von denen ich ihm oft ſagte, wohl gewußt hatte, ſo iſt er nicht zu entſchuldigen, daß er ſie vernachläſſigte.

Er war aber freylich in Anſehung unſrer Gebräuche ſo unwiſſend, als die, die er bei ſeinem Geſchäft brauchte, in der Bedeutung der Ausdrücke. Dies ſetzte den König in Gefahr, zu verlieren, was Ihm in der Grafſchaft Artois abgetreten worden war, wo Gouvernance ſoviel bedeutet, als anderwärts Baillage, Senechauſſée und Prevoſté. Der Kardinal hatte blos ſchreiben laſſen, man cedire uns Artois, und dabei geſagt: in den Balliagen und Chatellenieen. Daraus zogen aber die ſpaniſchen Commiſſarien die Folgerung, die Gouvernance von Arras ſey demnach nicht an Se Majeſtät abgetreten, was Anlaß zu einem ſtarken Streit gab.

Hätte er Leute, die es beſſer verſtanden als er, um ihren Rath befragt, ſo würde er geſehen haben, daß er ſeinen Ruhm hierinn gefährte. Er und Lionne dünkten ſich, das ſpaniſche ſo gut zu verſtehen, daß

ſie

sie niemanden die Artikel, die man ihnen vorlegte, zur Einsicht mittheilten, und ihr Wahn, als ob das Wort communanté mit d'antiquement gleichbedeutend sey *), kostet dem König eine große Strecke Land, und eine Menge Dörfer von der Grafschaft Cerdagna, die er behalten haben würde, wenn die Grenzen der Landstriche, welche Rousillon und Catalonien scheiden, nach der Abtheilung genommen worden wären, welche Cäsar von Gallien und Spanien macht, oder nach den Bergspitzen, oder auch nach dem Wasser. Da sie aber das Wort communanté gut seyn ließen, so benutzten dies die Spanier, die es schlau genug so gesetzt hatten.

So brachte auch die Unkunde, was in eben den Gebürgen zur Grafschaft Foix gehöre, den König um ganze Berge, welche die Spanier abstecken ließen, ohne daß der Kardinal sich im mindesten dagegen beschwert hätte; und wenn der Erzbischoff von Toulouse nicht seß auf deren Zurückgabe bestand, so wären wohl große Weitläuftigkeiten daraus entsprungen. Denn das Thal Andaie ist getheilt zwischen der Grafschaft Foix und dem Bisthum Urgil. Donnezan, ebenfalls eine Souverainetät auf demselben Gebürge, zur Grafschaft Foix gehörig, wurde so ganz vergessen, daß man sich kaum noch

*) Ich gestehe, nicht errathen zu können, welche spanische Wörter der Verfasser hier im Sinn gehabt haben mag. Vermuthlich standen sie in dem Verhältniß mit einander wie ungefähr Gemeinheit und gemeinhin und veranlaßten bei den nicht ganz sprachkundigen Franzosen ein Mißverständniß, das die Spanier wo nicht beabsichteten, doch benutzten. —

Der Uebers.

noch besann, dem König die Oberherrlichkeit darüber vorzubehalten.

Es darf nicht befremden, daß ich hier alle die Fehler anmerke, welche der Kardinal begieng, noch darf man auf Rechnung eines bösen Willens schreiben, was ich gegen sein Verhalten sage. Der Eifer für den Dienst meines Königs und das Beste meines Vaterlands nöthigt mir diese Bemerkungen ab.

Einige Monate nach der Zurückkunft Sr Majestät nach Paris, kamen Abgeordnete vom Erzherzog von Tirol dahin, um die Zahlung von drei Millionen zu verlangen, die ihrem Herrn im Münsterschen Frieden versprochen worden waren. Ich, nebst Lionne und meinem Sohn waren geordnet, ihr Anbringen zu vernehmen. Wir erhielten von ihnen, daß sie keine Million Reichsthaler, sondern blos drei Millionen französische livres verlangen sollten, und nachdem wir ihnen gezeigt hatten, daß sie keine Interessen fordern könnten, kamen wir mit ihnen überein, daß sie in fünf Terminen bezahlt werden sollten; im ersten dreimalhunderttausend; im zweiten eben soviel; im dritten viermalhunderttausend; im März 1662 eine Million und im März 1663 noch eine, gegen eine wiederholte Cession des Erzherzogs von allen im Ober-Elsaß, der Landgrafschaft und deren Bannbezirk ihm zuständigen Rechten. Weil nun der Kardinal sich vom König hatte die beträchtlichsten Domainen im Elsaß geben lassen, so ließ er die erste Zahlung sogleich baar abtragen, und gab Sicherheit über die zweite. Ohne Zweifel wäre, wenn er das Leben behalten hätte, auch die dritte, vierte

te und fünfte, eben so richtig erfolgt, damit der Erzherzog die Zurückgabe nicht verlangen könnte.

Die Generalstaaten schickten uns auch eine feierliche Gesandschaft. Diese Gesandten glaubten, das würksamste Mittel ihre Angelegenheiten zu beschleunigen, wäre, sich an den Kardinal zu wenden, und ihn zum Vermittler bei Sr Majestät zu ersehen. Sie staunten aber nicht wenig, als sie erfuhren, daß eben Er dem König eingab, eine reelle Sicherheit von den Staaten zu verlangen, in der Voraussetzung also, daß sie den alten Verträgen zuwider gehandelt hätten, und man keine neuen mit ihnen auf ihr bloßes Wort schließen könne.

Die Gesandten sagten, diese Aeusserung befremde sie um so stärker, da man sich nichts dergleichen gegen den ordentlichen Gesandten Borcel habe verlauten lassen, als er auf Erneurung der Allianz antrug. — Als der Kardinal mich einst auf Lionnes Antrieb, in Gegenwart des Königs fragte, ob man ohne dies, was er für billig hielt, mit den Generalstaaten Verträge schließen könne, antwortete ich: sie würden sich durch ein solches Ansinnen beleidigt halten, weil Könige und Republiken glaubten, man müsse ihrem Worte trauen. Sicherheits-Plätze von ihnen fordern, wie Lionne bereits geäussert habe, sey so gut als ihre Gesandte beurlauben. „Es giebt — fuhr ich fort — indessen noch „ein Mittel, die Angelegenheiten des Königs zu beraten und die Staaten zu befriedigen; wenn man „nämlich diese so gut behandelt, daß sie nirgends anders finden können, was sie durch eine Trennung von „uns verlören. Was sie zu Münster thaten, darf

„man

„man ihnen nicht vorwerfen; denn es war doch nicht „wohl zu erwarten, daß sie die von dem katholischen „König angebotene Unabhängigkeit ausschlagen wür„den, um die sie beinahe seit achtzig Jahren kämpften. „Man erinnere sich, was der Prinz von Oranien sa„gen ließ, als man in die Staaten drang, Gesandte „nach Münster zu schicken. Die nachher gefaßten „Schlüsse rühren blos daher, daß man die Vornehm„sten der Republik beleidigt hatte". —

Entweder das, was ich, oder was Andre vorstellten, machte Eindruck, und man entschloß sich, Comissarien zur Conferenz mit den Gesandten und zur Auseinandersetzung dieser Materien zu ernennen, worauf der König Seinen Willen erklären würde. Da nun schon bei der ersten Negociation Villeroi, der General-Procurator, le Tellier, und ich dazu ernannt worden waren, so wurden wir auch zu dieser bestimmt. Der Kardinal, ließ Lionne noch hinzufügen, und ich bat daß mein Sohn auch mit dabei seyn möchte, was ich mit mehr Mühe erhielt, als ich dachte, weil der Kanzler dasselbe verlangt und auch erhalten hatte, aber erst nach Eröffnung der Konferenzen mit den Gesandten.

Diese schlugen erst die engste Allianz vor, die je zwischen zwei Mächten geschlossen wurde, nämlich eine wechselseitige Garantie aller den Provinzen itzt oder künftig zustehender, durch Eroberung oder rechtmäßige Verträge erworbener Rechte; nebst den Rechten der Natur und Oberhoheit selbst, wie dem der Fischerei aller Orten, blos Rheden ausgenommen, deren Besitzer es nicht verwilligen wollten; ferner aller irgend durch Waffen eroberten Plätze, und endlich ein jedoch auf Europa eingeschränktes beiden Nationen vortheilhaftes Handelsverkehr.

Der König befahl mir, ihnen zu sagen, man müsse erst die wichtigsten Acten untersuchen, ehe man zu den andern schreite, und erst Allianz geschlossen haben, ehe man Handelsverfügungen treffe. Dagegen machten die Gesandten anfangs einige Schwierigkeiten; in einer zweiten Conferenz gaben sie jedoch nach, wo ich äusserte, man würde die Allianz und das Schiffwesen zugleich verhandeln. Ihre Hitze in Ansehung des Fischerei erregte bei uns den Argwohn: sie wollten uns wohl zu einem Krieg mit Engelland vermögen; denn auf die Schwierigkeit, die wir ihnen dagegen machten, fragten sie: was uns denn anders Sinnes gemacht hätte, da ja Servien und Jouquet als Commissarien bei der Unterhandlung mit Lorel ihnen eine Acte zugestellt hätten, worinn ihnen dies zugestanden würde.

Aufrichtig; ich glaubte nicht, daß man es ihnen abschlagen sollte; da mir aber der König sehr abgeneigt davon schien, so nahm ich Gelegenheit, sie auszuholen, indem ich sie fragte, wie weit sich wohl ihr Beistand erstrecken könnte, wenn wir mit den Engländern über die Fischerei, oder etwas Wesentlicheres, z. B. den Schiffsgruß u. s. w. in Streit geriethen? — Unsre Herrn werden ihre Flotte gegen sie auslaufen lassen, antworteten sie mir frisch heraus.

Wie verstehen Sie aber das: — sagte ich. — Während Sie einem nahen Ausbruch des Kriegs entgegen sehen, verlangen Sie dennoch eine Triple-Allianz zwischen den Kronen Frankreich, Engelland und Ihrer Republik? Wir werden uns doch schwerlich zur Zufriedenheit der Engländer vergleichen können, die unfehlbar auf eine Schadloshaltung dringen werden, wenn Sie fortfahren wollen, an der Schottischen Küste zu fischen.

Die Gesandten antworteten mir: sie wären überzeugt, daß die Engländer sich billig finden lassen würden; machten sie jedoch die mindeste Schwierigkeit, so könnten Frankreich und die Generalstaaten sie ja wohl entbehren.

Ich rapportirte dem König, was ich gehört hatte. Man sprach nicht weiter von der Triple-Allianz, sondern blos von einer zwischen Frankreich und den Staaten. Ich will nicht ganz bestimmt behaupten, daß der Kardinal sie nicht wünschte; indessen schien es doch Se Eminenz gern zu sehen, daß die Franzosen die holländischen Schiffe wegnehmen könnten [19]), und sich nicht darum zu kümmern, daß die Holländer dagegen wieder die unsrigen wegnahmen; denn er verlor hier nichts, und gewann dort viel.

Mein Verdacht hierüber schien mir sehr gegründet als Lionne vollends den Gesandten den Antrag that: ihre Herrn möchten dem Kurfürsten von Cölln, die freilich wehrlos gemachte Stadt Rheinbergen, und dem Herzog von Neuburg Ravenstein, auch dem König Versicherung geben, die Komthureien und Güter des Maltheser-Ordens den Eigenthümern zurückzugeben.

Die Gesandten gaben darauf zur Antwort: auf dergleichen Anträge könnten sie nichts sagen, sie würden aber nicht ermangeln, sie ihren Herrn zu melden, von denen man sich sicher alle Billigkeit versprechen könne.

Ich bediente mich dieser Gelegenheit, dem Kardinal, und nach dessen Tode dem König zu sagen: ich hielte es nicht für dienlich, die Staaten mit solchen Anträgen zu beunruhigen [20]), noch Abgaben auf fremde Schiffe legen zu wollen, worüber die Gesandten Befehl hätten, sich zu beschweren, und die Aufhebung der-

selben zu verlangen. Man müsse vielmehr untersuchen, ob die Fortdauer dieser Republik für Frankreich vortheilhaft sey oder nicht. Ich meines Theils sey überzeugt, daß wir dabei interessirt wären, sie zu erhalten; wäre es auch blos um nicht so viele auf ihre Gründung verwendete Millionen weggeworfen zu haben, und um sich nicht nachsagen lassen zu müssen: französisches Blut koste uns freilich nichts! wenn wir, uneingedenk der dafür vergossenen Menge desselben, unter — meines Erachtens — so vortheilhaften Umständen Leute verlassen wollten, die wir sonst liebten. Behandle man sie anders als die Franzosen, so würde ihre Handlung, durch die sie doch größtentheils bestünden, stark darunter leiden; in welchem Fall es den Spaniern leicht werden würde, sie wieder zu unterwerfen, oder sie selbst genöthigt seyn dürften, sich an England hinzugeben.

Lionne sagte: es ist ohne Beispiel, daß eine Republik sich einem andern Staat unterwärfe.

„Sie wissen also nicht, — sagte ich — daß „sie ehemals den Entschluß dazu gefaßt und ausgeführt „haben, und daß blos der Stolz des Grafen von Leice„ster sie wieder andern Sinnes machte".

Auf meine Aeusserung, es sey zu besorgen, die Spanier möchten sie unterjochen, sagte Lionne: dagegen wüßten sie Rath, indem sie unter dem Schutz des Königs ständen, und von Seinen Truppen unterstützt würden.

„Zugegeben; — sagte ich, — es ist aber doch „besser, sie finden ihre Vertheidigung in sich, als daß sie „sich erst auswärts darnach umsehen müssen. Frank„reich könnte sich selbst in einer solchen Lage befinden, „daß

aß es trotz dem beßten Willen außer Stand wäre,
u helfen".

Bis izt hat mir hierauf noch niemand geantwor-
. Ich drang indeſſen dennoch in die Abgeſandten,
den Wünſchen des Königs gefällig zu zeigen. Ich
rde nicht weiter davon reden. Wer aber mein wahs
Gutachten über das nöthige Verhalten gegen dieſe
publik wiſſen will, kann es in einer Schrift über
ſen Gegenſtand leſen, die ich in der Abſicht aufſetzte,
ſie Sr Majeſtät vorzulegen. Ich glaubte aber nachher,
zurückhalten zu müſſen, weil ich wohl ſah, daß der
nig für Lionne's und Colberts Meinung war, und
ine Vorſtellungen fruchtlos bleiben würden.

Zu eben der Zeit da dies Geſchäft am eifrigſten
rieben wurde, und leicht zu ſehen war, daß die kö-
lichen Commiſſarien nicht Eines Sinnes ſeyen, be-
oß der König, einen Geſandten nach England zu
cken. Ich ſage nichts von deſſen geheimen Inſtru-
nen, da nichts davon zu meiner Wiſſenſchaft
angt iſt, außer daß Türenne ſein Möglichſtes
t, um eine enge Freundſchaft zwiſchen beiden
nigen zu knüpfen; und, da dies gerade um die
t geſchah, da man von einer Vermählung des Eng-
hen Königs mit einer Portugieſiſchen Prinzeßin ſprach,
chloß ich daraus, daß alle Bemühungen von Türenne
hl einzig dahin abzwecken möchten, den König zur
iegserklärung gegen Spanien zu Gunſten Englands
Portugals zu vermögen.

Ich fand jedoch, daß es einigermaßen ſchwer hal-
dürfte, die Engländer zu dieſer Vermählung und
dem Bruch mit Spanien geneigt zu machen; da ſie von
erm Reich anſehnliche Handelsvortheile ziehen; denn
ndlung iſt der Götze, dem dieſe Inſulaner und die
länder opfern. Indeſſen ſprach man doch mit Ge-

wißheit von dieſer Vermählung, und den Bedingungen die der König von Portugal Sr Britt. Majeſtät anbiete, z. B. eine beträchtliche Summe Mitgift, die Stadt Tanger in Afrika, und eine andre in Oſtindien.

Dieſe Erbietungen ſchienen mir dann freilich ſo vortheilhaft für die Engelländer, daß ich nicht zweifelte, die Hoffnung ſich in Jamaika zu behaupten, werde ſie in das willigen laſſen, wovon ich gedacht hatte, daß ſie es ausſchlagen müßten. Ich hielt es für meine Pflicht, der Königinn Mutter von allem dieſem Nachricht zu geben, damit ſie den König warnen und von einen Entſchluß zurückhalten möchte, der von verdrüßlichen Folgen ſeyn konnte. Se Majeſtät vernachläſſigte dieſen Rath; der Erfolg zeigte aber, daß er nicht ohne Grund geweſen war.

Der Geſandte des Königs, der Graf Eſtrades, wurde von Sr Britt. Maj. ſehr gut aufgenommen, und mit zu den Jagdparthien und allen Divertiſements gezogen. Troz allen dieſen Zeichen von Freundſchaft aber, aus denen man auf eine enge Verbindung zwiſchen dem König und dem Geſandten ſchließen könnte, iſt es doch ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Monarch es nicht ungern ſah, da der Venetianiſche Geſandte der nach London kam, den franzöſiſchen und ſpaniſchen nicht zu ſeinem Einzug invitirte [22]). Man beſchwerte ſich hierüber gegen den Venetianiſchen Geſandten an unſerm Hofe, er führte aber zur Entſchuldigung ſeines Collegen an, daß er blos gethan habe, was zu London ſchon einmal durch einen ſeiner Vorgänger geſchehen ſey, als der Graf von Soiſſons dort war.

1661.

Der König beſchloß, Genugthuung dafür zu nehmen, und ließ den Grafen von Eſtrades insgeheim wiſſen,

n: das erſtemal daß er wieder zu einer Ceremonie in-
tirt würde, wobei auch der ſpaniſche Geſandte ſich
finde, habe er den Vortritt mit ſolchem Trotz zu neh-
en, daß der Unterſchied zwiſchen der Krone Frank-
ich und Spanien auffallend werde [22]).

Nicht ſo geheim als vor den getreuen Dienern des
Königs, hielt man dieſe Sache ſonſt; denn der ſpani-
he Geſandte erhielt Wind davon. Er wurde ſogar
on ſeinem Monarchen benachrichtigt, und traf ſeine
Vorkehrungen ſo gut, daß beim Einzug des ſchwedi-
hen Geſandten der Vortheil gegen den franzöſiſchen
anz auf ſeiner Seite war [23]). Denn er nahm lange
oraus ſchon den Pöbel ſo ein, daß dieſer ſich für
n erklärte. Da nun der König von Groſsbritannien
ievon gehört hatte, gab Er dem Grafen Eſtrades zu
erſtehen: Er könne das Volk nicht im Zaum halten,
olle aber doch durch öffentlichen Anſchlag allen ſeinen
interthanen das Einmiſchen in etwanige Streitigkeiten
emder Geſandten verbieten. Und da, dem Anſchein
ach, der Vortheil nicht auf Seiten der Franzoſen ſeyn
ürde, ließ er einiges Militär an verſchiedenen Plä-
en aufmarſchiren, um die Unordnung zu verhindern,
ie ſo groß wurde, daß dieſe Soldateske, weit ent-
ernt uns zu begünſtigen, oder der Wut des Volks
Einhalt zu thun, das die Heiligkeit der Geſandtſchafts-
ohnung ſchon verletzt hatte, vielmehr ſelbſt in dieſe
inbrach.

Der Graf von Eſtrades beſchwerte ſich darüber;
er König von Engelland ſuchte ſich dagegen zu recht-
ertigen; man glaubte aber allgemein mit Grund, er
ehe dieſe Unordnung, und daß der Vortheil auf ſpaniſcher
Seite geblieben ſey, ſehr gerne; überzeugt, daß wir
mpfindlich über dieſen Vorgang ſeyn und uns unfehl-
ar mit ihm verbinden würden, ſtatt daß er, wenn das

Glück uns begünstigt hätte, schwerlich seinen Zweck erreicht haben würde, weil die schlechte Beschaffenheit der Angelegenheiten Spaniens Se Kathol. Majest. genöthigt hätte, die Sache mit Stillschweigen hingehen zu lassen. Der Graf Estrades meldete diesen Vorgang an Lionne, in einer Depesche, die er ihm an den König schickte. Er schrieb darinn ausführlich, was an dem Tage vorgefallen war, und daß er beschlossen habe, zurück zu kommen, um Rechenschaft davon zu geben, da er sich ohnehin zu London nicht sicher halte. Der König, der vielleicht ungeduldig war, mit Spanien zu brechen, ließ auf Zureden des Herrn von Turenne Conseil halten, und befahl mir, mich ebenfalls dabei einzufinden.

Nach Vorlesung des Briefs von Estrades, erklärte der König, ohne unsre Meinung darüber] zu vernehmen, erst die seinige, die dahin gieng: der Graf von Fuensaldagna, spanischer Gesandter zu Paris, sollte unverzüglich das Reich verlassen; die Commissarien zur Grenzberichtigung in Artois sollten ihre Arbeit einstellen; der König von Spanien müsse für den dem Grafen Estrades zugefügten Schimpf Genugthuung geben, und eine Urkunde ausstellen, worinn er dem König den Vorrang einräume.

Ich nahm mir die Freiheit, dem König vorzustellen, Er verlange was Er nicht erhalten könne, und es scheine mir genug, wenn der König von Spanien erklärte, seine Gesandten sollte in England und sonst überall mit den französischen auf den Fuß stehen, wie zu Rom und Venedig; dadurch bliebe man in der That im Besitz des Vorrangs, ohne durch eine Deklaration auch die Entsagung auf den Anspruch daran zu verlangen.

Der

Der König war nicht abgeneigt, ſich mit dem zu begnügen, was ich vorſchlug; indeſſen befahl er mir zum Grafen Fuenſaldagna zu gehen. Ich ließ aber dieſen zuvor wiſſen, ich würde als Mann reden, der die Fortdauer des Friedens wünſche und keinen Vortheil im Krieg verlange. Ich that dies, damit der ſpaniſche Miniſter ſich nicht von denen einnehmen ließe, die ein entgegengeſetztes Intereſſe hatten.

Man ſchickte einen Courier an den Erzbiſchoff vom Aubrun, Geſandten des Königs in Spanien, mit dem Auftrag, ſich über das Verfahren Vatteville's zu beſchweren. Die üble Lage der Angelegenheiten des katholiſchen Königs nöthigte Ihn, laut zu mißbilligen, was Sein Geſandter ohne Zweifel auf Seinen Befehl gethan hatte. Der König bezeugte ſich indeſſen verdrüßlich darüber, daß der Erzbiſchoff dieſe Sache in Unterhandlung gebracht hatte; ich vertheidigte ihn aber, weil ich glaubte, daß er dazu ſowohl, als zum Entſchluß, nicht ohne ausdrücklichen Befehl aus Madrid zu gehen, Grund gehabt habe, was ich ſo einleuchtend machte, daß der König mit ihm zufrieden ſchien.

Man erfuhr nachher, daß der König von Spanien die erſten Befehle an den Grafen Fuenſaldagna und den Marquis Fuente beſtätigt habe, dem König zu verſichern, Vatteville, der auf ſeinen Kopf gehandelt habe, ſolle von ſeinem Poſten abgerufen werden, (was auch geſchah) und künftig ſollten ſeine Geſandten ſich überall hergebrachtermaßen verhalten, d. h. an keiner öffentlichen Feierlichkeit Theil nehmen, ausgenommen am Kaiſerl. Hof, wo Spanien den Rang vor Frankreich hat.

Der König ſchien damit zufrieden, und ſagte mir einſt: „Sie hätten nie gedacht, daß ſie ſich

zu dieſer Erklärung verſtehen würden. Ich gab dies zu, nahm mir aber die Freiheit, ihn daran zu erinnern, daß Er ſelbſt ſich deſſen nicht verſehen hätte; ich wäre aber damals ſchon der Meinung geweſen, daß Er ſich damit begnügen könnte; und da Er ſich würklich dazu entſchloſſen hatte, konnte ich mich einer kleinen Eitelkeit darüber nicht erwehren.

Der Nuncius und der Venetianiſche Geſandte waren betreten über das Compliment, das ich dem Grafen von Fuenſaldagna von Seiten des Königs gemacht hatte, unerachtet ich die bittern Ausdrücke meines Auftrags möglichſt milderte.

Der Nuncius gerieth in Verlegenheit darüber, weil er glaubte, ein Bruch zwiſchen beiden Kronen würde dem König zu einem rechtmäßigen Vorwand dienen, der vom Papſt vorgeſchlagenen Ligue zwiſchen Sr Majeſtät, dem Kaiſer, dem König von Spanien und den Venetianern gegen die Pforte, welche die Chriſtenheit mit einem Einbruch in Ungern bedrohte, zu entſagen. Der Venetianiſche Geſandte aber kam dadurch um die Hoffnung eines Beiſtands für ſeine Republik, die der Großherr in Candia mit Macht angefallen hatte.

Ich rieth dem Nuncius, ſich zu bemühen, den König zu beſänftigen; und dem Venetianiſchen Geſandten, ſeine Bewerbungen um Beiſtand fortzuſetzen. Der König nahm günſtig auf, was der Nuncius ihm vorſtellte, doch aber nicht ohne zu bezeugen, daß er Luſt gehabt hätte, Spanien zu bekriegen, wenn man ihm nicht Genugthuung gab [24]). Dem Venetianer machte er Hoffnung, Wunderdinge für ſeine Republik zu thun,

wenn

wenn er nur überzeugt seyn könnte, daß er große Vortheile dadurch erlangen würde.

Der Nuncius war beruhigt, als er hörte, daß die Vollmacht, die man dem Kardinal Antonio Barberini geschickt hatte, mit Dazwischentretung von Obeville über die Bedingungen der Ligue zu verhandeln, nicht zurückgenommen worden sey. Auch der Venetianische Gesandte erhielt ganz bestimmte Versicherungen, daß Se Maj. bei Ihren ersten Gesinnungen beharrten.

Die Geburt des Spanischen Prinzen [25]) gab einen Vorwand, einen Cavalier mit Glückwünschungs-Complimenten an Se Kathol. Maj. zu schicken, und zu bestätigen, was man dort wußte, daß die Königinn, seine Tochter, glücklich von einem Dauphin entbunden worden sey [26]). Der kathol. König ließ dem französischen Hof sein Gegen-Compliment machen, der Abgeschickte sollte aber schleunig zurückkehren. Doch sollte dieser Spanier, nach dem Willen des Königes, zuvor noch Zeuge von der Pracht eines gegebenen Ballets seyn.

Ich sagte dem Venetianischen Gesandten, der König könne weder seiner Republik, noch dem vom Papst vorgeschlagenen Bündniß beistehen. Er schien sehr niedergeschlagen darüber, und erinnerte sich izt, daß ich ihm gesagt hatte, das Interesse der Republik erfordre, Se Heiligkeit diesen Antrag auszureden, der ihnen unnütz seyn werde, indem Se Majestät sich außer Stand befänden, zu gleicher Zeit einen doppelten, so starken Aufwand zu bestreiten. Ich fand auch, daß man gleich starke Ursache habe, die Anträge des Papsts zu verwerfen und der Republik beizustehen. Denn als

ich mir die Freiheit nahm, dem König dies vorzustellen, erforderte das Interesse der Christenheit, daß noch einer dieser Potentaten übrig bliebe, um den Friedensvermittler zwischen der Pforte, dem Kaiser und der Republik zu machen. Die heiligen Oerter konnten blos durch die besondre Achtung des Großherrn gegen einen christlichen Potentaten erhalten werden, und überdies gab es auch noch andre Gründe, die Se Maj. von einem würklichen Bruch mit dem Sultan zurückhalten mußten. Ich war daher der Meinung, man müßte den unserm Gesandten zugefügten Schimpf [27]) ignoriren. Während man indessen äusserlich das Vernehmen mit den Ungläubigen unterhielt, war der König dennoch verbunden, den Venetianern unter der Hand beizustehen, weil es die Sache aller christlichen Fürsten war, und sie seit langen Jahren einen schweren Krieg gegen einen furchtbaren Feind bestanden.

Auf die Frage, womit der König mich beehrte: wie er sich wohl gegen England und Spanien zu verhalten habe? antwortete ich: meinen Einsichten nach müsse Er die Vergrößerung beider zu verhindern suchen. Im Fall Er auch ganz Flandern, oder wenigstens einen Theil davon durch Verbindung Seiner Waffen mit denen des Königs von England eroberte, dieser aber Nieuport oder Ostende erlangte, würde Er weit mehr dabei verlieren, als gewinnen. Das glücklichste für Ihn, wenn die Engländer Dünkirchen nicht an Ihn abtreten wollten, würde seyn, wenn die Spanier es wieder eroberten; denn die Engländer sind nun einmal die alten Feinde Frankreichs und werden es auch stets bleiben, welche Allianz, Frieden oder Waffenstillestand sie auch mit uns schließen möchten. Dabei stehen sie in der Ueberzeugung, daß man ihnen widerrechtlich

lich die Normandie, Poitou und Guienne vorenthalte; denn unerachtet diese Provinzen nach allgemein geltenden Gesetzen eingezogen wurden, so findet doch der verlierende Theil stets, daß man ihm Unrecht thut. Ueberdies, wenn Frankreich die Nachbarschaft Spaniens, das etwas unternehmen könnte, nicht vermeiden kann, so ist es noch weit weniger der Klugheit gemäß, die Nachbarschaft eines andern Staats vorzuziehen, dessen Macht beträchtlich werden kann. „Ew. „Majestät, schloß ich, müssen gegen üble Rathschläge, „die man Ihnen geben möchte, auf der Hut seyn, „und sich vor einem für England günstigen Bündniß wahren. Diese Nation verbirgt viel Gift unter einer „glatten Außen-Seite".

Der König war sehr für diese Meinung, man stellte ihm aber vor, da der kathol. König nicht gesund sey, und der kürzlich gebohrne Prinz nicht lange am Leben bleiben könne [28]) so würde die Allianz und Freundschaft mit England nothwendig. Ich hoffe, daß der König bei reifern Jahren einsehen wird, was diejenigen suchen, die Ihn in einen neuen Krieg mit Spanien zu verwickeln bemüht sind.

---

[28]) Die Festigkeit, womit die Gesandten der General-Staaten auf eine Erklärung Sr Majestät in Ansehung der Garantie ihrer Fischerei drangen, und die Nothwendigkeit mit den Engländern über einen sehr delicaten Punkt zu brechen [29]), nämlich über den Schiffsgruß, im Fall die französische und englische Flotte sich begegneten, — überzeugte Männer, denen das königliche Interesse am Herzen lag, daß diese Angelegenheit zur Unterhandlung gebracht werden müsse. Sie schienen daher sehr unzufrieden, als ich mit meiner gewöhnlichen Frei-

Freimüthigkeit dem König ſagte: unſre Flotte müſſe bei ihrer Schwäche vermeiden, der engliſchen zu begegnen; träfe es ſich aber dennoch einmal, ſo müſſe man, ſelbſt auf Gefahr den Kürzern zu ziehen, lieber fechten als die Flagge ſtreichen.

Dieſelben Perſonen ermangelten nicht, als ſie hörten, daß die Holländer entſchloſſen ſeyn, ihre Macht mit der unſrigen zu vereinigen, im Fall die Ehre der Krone verfochten werden müßte, dieſe Nachricht ſogleich nach England zu melden, woher ſie oft die Verſicherung geſchrieben bekamen: wenn man nur den Holländern ihr Begehren abſchlage, ſo dürfe man von den Britten alles erwarten. Man ſah ſich genöthigt, den Holländern ein Geheimniß aus dieſer Negociation zu machen, und ſie ſelbſt vor denen geheim zu halten, die der König ſonſt mit Seinem Vertrauen beehrte; denn deren Redlichkeit und Muth würde ihnen nie geſtattet haben, in eine Sache zu willigen, die dem König ſchimpflich war, von welchem die General-Staaten Sicherſtellung ihrer Freiheit zu begehren berechtigt waren, da England ſich gegen ſie dazu erbot, wenn ſie nur nicht weiter in Frankreich dringen wollten, ſich für ſie zu erklären. Um nun einen Vorwand zu finden, den König von den Holländern abwendig zu machen, fuhren jene fort, in England unterhandeln zu laſſen, wo man die Auskunft traf, daß die Flotten jenſeits des Cap de Finisterra einander gleich grüßen ſollte; innerhalb des Kanals aber ſollten die Franzoſen vermeiden, der Engliſchen zu begegnen; woraus nach richtiger Bedeutung der See-Terminologie leicht zu ſchließen iſt, daß der König bewilligt, ſein Admiral ſoll des Engliſchen gehorſamer Diener ſeyn.

Ich würde mich gar nicht hierauf einlaſſen, wenn nicht mein Patriotismus mich dazu verbände, und wenn ich nicht dieſe Memoiren in der Abſicht niederſchriebe, meinen Kindern zur Lehre zu dienen, und zu zeigen, daß ich nie andern als ehrliebenden und auf einen wahren Ruhm zielenden Geſinnungen Raum gab.

Um auch zu zeigen, daß diejenigen, welche mit dieſen Geſchäften zu thun hatten, und auf die der König ſich darinn verließ, dies Zutrauen aus Bosheit, oder, was ich lieber glauben will, aus Unwiſſenheit mißbrauchten, führe ich hier noch an, daß die Könige von England die Herrſchaft über den Kanal behaupten, den ſie bis ans Vorgebürge von Finisterre erſtrecken. Der König von Frankreich räumte ihnen alſo würklich gewiſſermaßen dieſen Titel ein, indem er ſeinen Flotten befahl, dem Zuſammentreffen mit den Engländern auszuweichen, mit denen man wahrſcheinlich auch darüber überein kam, indem ſie einräumten, daß jenſeits dieſes Vorgebürges die Flotten ſich egal begrüßen ſollten. In einer ſo engen See würde es würklich ſchwer halten, einem Zuſammentreffen mit ihnen auszuweichen, ſtatt daß ſie auf hoher See nie in die Verlegenheit kommen werden, die franzöſiſche Flagge zu reſpectiren, wenn nicht etwa ein heftiger Sturm beide Flotten aneinander treibt, was nur durch zwey zu gleicher Zeit wehende entgegengeſetzte Winde geſchehen kann.

Freilich behaupteten die Könige von England ſchon lange die Herrſchaft zur See, und ließen auch Münzen ſchlagen, worauf ſie auf einem Schiff abgebildet waren, in der einen Hand ein Schwerd, in der andern eine Weltkugel haltend. Allein ſie wurden von Schweden und Dänemark ſogar nicht dafür anerkannt, daß dieſe ſie zwangen, bis auf den Reden von

Frank-

Frankreich, ihnen die Ehrenbezeugungen zu erwiedern, die sie von ihnen verlangten.

Es ist also aus dem bisherigen überhaupt leicht zu schließen, daß man Frankreichs Würde nicht wenig vergab, indem man diese Sache zur Unterhandlung brachte, ohne diese wenigstens mit Gleichheit zu endigen. Man darf sich aber nicht wundern, wenn sich Personen finden, welche die Geschäfte auf diese Art behandeln wollen, und viel gewonnen zu haben glauben, wenn man nicht alles verlor. Nicht jeder weiß Ruhm und Ehre Privatzwecken vorzuziehen.

Ehmals freilich [50]) vertrauten Frankreichs Monarchen ihre Angelegenheiten Männern vom Degen und von Geburt eher an, als andern vom Civilstand und geringer Herkunft. Erhob man sich selbst durch schöne Thaten, so erhielt man den Ritter-Titel zum Zeichen, daß man durch seinen Muth sich über seinen Stand emporgeschwungen habe, und in einen andern trete, wo man unentschuldbar seyn werde, wenn man sich nur die mindeste Schlechtigkeit zu Schulden kommen lasse.

Ich würde übrigens nicht unterlassen haben, meine Meinung dem König zu sagen, wenn er mit mir von der Sache gesprochen hätte; denn ich bin überzeugt, seine Einsicht würde ihm bestimmt haben, meinen Rath zu befolgen, troß den Bemühungen die man anwendete, ihm beizubringen: wer nur in gewissen Dingen unglücklich sey, verliere nichts, und es gebe Fälle, wo man um seines Nutzens willen wohl seiner Ehre einen Flecken anhängen dürfe.

Indessen haben wir doch starke Unannehmlichkeiten davon mit den Engländern, indem wir viel an sie verloren haben, und Gefahr laufen, auch an die Holländer

zu

verlieren, die noch ſtets darauf beſtehen, daß unter ihnen garantirten Dingen, auch die Fiſcherei drücklich genannt werden ſolle, ſowohl um die Eng- der von Eingriffen in ihre Freiheit abzuhalten, als der Welt zu zeigen, daß die allgemeine Garantie auf alles erſtrecke, da nichts davon ausgenommen Uebrigens ſind ſie verſtändig genug, um einzuſe- , daß wir ſie, im Fall eines Angriffs von England, t im Stiche laſſen würden. Die Engländer ſelbſt ſten ſehr einfältig ſeyn, wenn ſie ſich einbilden könn- , weil ein Wort nicht in den Tractat geſetzt wor- ſey, werde man einen Alliirten unvertheidigt laſſen.

Ich erklärte mich hierüber gegen die Geſandten General-Staaten, indem ich ihnen rieth, den Ver- ſo zu unterzeichnen, wie der König ſolchen ihnen ege, und zu hoffen, daß die Kanone einſt nachho- und deutlich machen werde, was die Feder vergeſ- haben möchte; und vielleicht dürften wir ſelbſt in Fall kommen, ſie darum zu erſuchen. Ich will ſo- unverholen ſagen, daß derjenige, der die Meinung andern befolgt, der klügſte ſeyn wird, unerachtet Verſchiedenheit der beiden Staaten ſo groß iſt, daß rſcheinlich die Holländer ſtets werden Vorſchriften ehmen müſſen, ſtatt welche zu machen.

Es wird wohl nicht leicht jemand unbekannt ſeyn, der Herzog von Lothringen, nicht zufrieden mit dem, im Pyrenäiſchen Frieden für ihn feſtgeſetzt wurde, ere Eröffnungen thun ließ, um ſeinen Zuſtand zu eſſern, und daß er endlich den Kardinal Mazarin ein Intereſſe zog. Unter dem Vorwande, dem Kö- die Communication mit Elſaß offen zu halten, han- dieſer dem von ihm geſchloſſenen Tractat ſelbſt zu

wider, indem er das rechtmäßig eingezogene Herzogthum Bar gegen einige Grundstücke wieder zurück gab.

Der Herzog bewilligte, was man von ihm verlangte, und schmeichelte sich geraume Zeit damit, daß Nancy ihm ungeschleift zurückgegeben werden würde. Da er es aber nicht vom König erhalten konnte, gab er nach, und man schickte königliche und herzogliche Commissarien ab, um Grenzen zu setzen, damit man sehen könnte, was Frankreich gehörte. So oft aber diese Commissarien zusammenkamen, kam immer etwas dazwischen, daß nichts ausgemacht werden konnte, und der König ließ endlich dem Herzog drohen, wenn die Commissarien ferner Seine Güte mißbrauchten, werde Er selbst die Grenzzeichen setzen lassen, und dann wolle Er sehen, wer es wagen werde, sie auszureißen.

Der Herzog kam nach Paris zurück und that mehrere Vorschläge, worunter auch der war, sein Herzogthum zu Gunsten der Prinzessinn von Nemours abzugeben [11]). Es war aber leicht, zu sehen, daß es ihm blos darum zu thun war, Zeit zu gewinnen, indem er, statt die Schwierigkeiten, die sich fanden, zu ebnen, stets neue erregte. Endlich wurde aber doch der König seiner Handlungsweise müde, nachdem er für ihn — was der Herzog eigentlich nie hoffen durfte — das Salische Gesetz genehmigt hatte.

Der Herzog ließ hierauf, um nur seinem Bruder und Neffen zu schaden und einen mit der Fürstinn von Cantecroix [12]) erzeugten Bastard zu erheben, dem König antragen, Ihm die Herzogthümer Lothringen und Bar erblich zu überlassen. Lionne, der dazu gebraucht worden war, die Bedingungen der Vermählung des Prinzen Karl und der Prinzessinn von Nemours ins Reine zu bringen, wurde zum Commissar ernannt, und be-

besprach sich verschiedenemal mit dem Greffier der Rechnungskammer, le Cocq, einem Schwager des Intendanten der Prinzessinn von Guise. Sie setzten endlich mit königlicher Genehmhaltung gewisse Artikel fest, die nachher in Vergleichsform gebracht und von Sr Majestät und dem Herzog von Lothringen unterzeichnet wurden.

Aus Gründen wurde dieser Vertrag geheim gehalten, so bekannt er übrigens war. Es geschah nicht um des Königs willen, der darinn durch alle Artikel hindurch der betrogene Theil war, sondern derer wegen, welche die Hand mit im Spiel gehabt hatten. Die Wiedervereinigung Lothringens mit Frankreich blendete manchen, und selbst der König, getrieben von Ehrbegierde und dem Verlangen nach dem Ruhm, etwas seiner Krone Vortheilhaftes zu Stande gebracht zu haben, berief den Kanzler, die Staats-Sekretärs ꝛc. und ließ den Vertrag vor ihnen vorlesen. Der Marschall von Villeroy befand sich auch mit dabei.

Was in diesem Vertrag schönes für den König enthalten ist [11]), das ist die Wiedervereinigung Lothringens mit Frankreich, und „daß sogleich schon Plätze „darinn Sr Majestät eingeräumt werden sollen, wo„rein Garnisonen gelegt werden könnten". Zwar war dem Herzog der Genuß der ordentlichen und außerordentlichen Einkünfte vorbehalten; er sollte aber doch nicht über eine Million Barischer Währung, Abgaben erheben können.

Was dagegen diesen Vertrag minder ehrenvoll macht, ist, daß die, welche der Herzog mit Aemtern und Pfründen versehen hatte, dabei gelassen werden sollten, auch nach seinem Tode; daß er von der Million Abgaben vor allen andern daraus zu bestreitenden Aus-

gaben, die Summe von siebenmalhunderttausend Livres wegnehmen dürfte; (die Verschiedenheit sich auszudrücken, veranlaßte die Vermuthung, daß der Herzog seinen Vortheil dabei finden würde) daß er siebenmalhunderttausend Livres über die Million zu genießen haben sollte; daß er zweimalhunderttausend Livres Renten genießen sollte, halb aus einem mit Herzogthums- und Paire-Titel versehenen Gütern, halb aus der königlichen Kasse, über welche Summe er ganz frei disponiren, und sie selbst an seinem Bastard abtreten könnte; daß er und die von seinem Hause nicht nur die Privilegien der Prinzen vom Geblüt genießen, sondern selbst dem königlichen Hause einverleibt, und in dieser Rücksicht thronfähig werden sollte, wenn der Stamm der Bourbonen abgienge; daß vier Prinzen vom lothringischen Geblüt, auch ohne Pairie, im Parlement Zutritt und unmittelbar nach den französischen ihren Sitz haben sollten; daß sie wie die französischen für gebohrne Pairs geachtet werden sollten; daß die Einschränkung auf viere blos beliebt worden sey, um die Verwirrung, die durch eine größere Anzahl verursacht werden möchte, zu vermeiden; und daß keine unehlichen oder von unehlichen abstammende französische Prinzen ihnen den Rang streitig machen könnten.

Diesen Vertrag also ließ der König vorlesen, und wunderte sich nicht wenig, daß der Kanzler ihn nicht guthieß. Ich muß dem Kanzler zum Ruhme nachsagen daß er als ein redlicher Mann sprach, und dem König vorstellte: Er könne Prinzen vom Geblüt nicht durch eine Erklärung schaffen, und den Forderungen der Gerechtigkeit gemäß müßten die Parlementer Ihm Vorstellungen dagegen machen. Der König zeigte aber, daß er Widerspruch nicht gnädig vermerke; daher schwieg der Kanzler und erhielt Befehl, sich zum Vortrag

trag im Parlement gefaßt zu machen, wenn Se Majestät dahin gehen [54]) und Ihr Lit de Justice halten würden, um das Edict eintragen zu lassen, das ausgefertigt werden mußte, um dem Vertrag Rechtskraft zu ertheilen.

Ich erwartete immer, daß der König mich um meine Meinung befragen sollte; da ich aber sah, daß Er es vermied, und leicht urtheilen konnte, daß dies absichtlich geschah, so sah ich ihn verschiedenemal an, um Ihn dazu zu bewegen. Ich wünschte sogar, ungefragt zu sprechen, hielt aber doch wieder an mich, um nicht die bescheidene Zurückhaltung zu sehr zu verletzen, die ich mir stets zum Gesetz machte.

Hätte Er mich um meine Meinung befragt, so würde ich mich entschuldigt haben, sie zu sagen, als Abkömmling einer Familie, die so oft schon behauptete, daß das Haus Lothringen keine Ansprüche auf die französische Krone machen könne, daß mir es unbegreiflich sey, wie der Erbe von Königen, für deren Intéresse so wie für ihre gerechte Sache so viel Blut schon floß, zugeben könne, daß diese Ansprüche doch noch anerkannt würden. Denn wer einmal erklärt, daß eine Thronfolge für den offen werden könne, welcher Ansprüche darauf macht, giebt zu, daß er mit zum Haus gehöre. Ich würde ferner nicht ermangelt haben, Sr Majestät das Buch ins Andenken zu bringen, das die Lothringer unter Heinrich III. schreiben und herausgeben ließen [55]); den Verweis den der Verfasser desselben bekam, ihre Verläugnung desselben; die Schwäche ihrer Citationen bei Nachweisung ihrer wahren Abstammung. Dann würde ich, wenn der Monarch mir es befohlen hätte, mich näher auf die Materie eingelassen haben, um Ihm zu zeigen, daß er kaufe, was

ohnehin schon ihm gehöre, und daß er dadurch Anlaß zu einem Krieg gebe.

Ich darf mich in Ansehung des erstern blos auf zweierlei berufen, um zu beweisen, daß der König rechtmäßiger Herr von Lothringen ist: auf den Umfang Galliens zu Cäsars Zeiten, und die Errichtung des Königreichs Austrasien [36]) durch Kaiser Karl den Großen. Wirft man mir ein, daß die Könige von Frankreich Lothringen entsagt haben, so sage ich, sie waren, als bloße Nutznießer, nicht Eigenthümer des Reichs, dazu nie berechtigt. Gesetzt aber auch, das Haus Lothringen besitze ganz rechtmäßig das Herzogthum, das Herzog Karl dem König abtrat, so ist erst zu untersuchen, ob der Besitz desselben auf seiner Person, oder auf der seiner Gemahlinn beruht. Um dies letztere darzuthun, darf man nur seinen Heurathsvertrag lesen, und sich erinnern, wie die Töchter ehmals schon die Erbfolge in diesem Hause hatten und übten, und daß, um deren Recht aufzuheben, man ein andres zugeben muß, was die Krone Frankreich nie zugegeben hätte, daß nämlich durch das Salische Gesetz die Töchter zum Vortheil der Söhne von der Erbfolge ausgeschlossen werden. Besteht dies Gesetz, so kann der Herzog von Lothringen nicht zum Nachtheil derer verkaufen, die dies Gesetz zur Erbfolge ruft; besteht es nicht, mit welchem Recht kann der Herzog Karl an uns abtreten, was seinem Neffen gehört? Einer dieser beiden Gegensätze muß stets wahr, also die Richtigkeit des Verkaufs einleuchtend seyn.

Gesetzt aber auch, die Sache gienge an, um des Gemeinbesten willen, da das was man eintauschte, an die Stelle desjenigen tritt, was man als Eigenthum besaß, so würden von Rechtswegen die Güter und Einkünf-

künfte, die der König verspricht, den rechtmäßigen Erben vom Geblüt eigenthümlich verbleiben, deren Ausschließung den Vertrag fehlerhaft macht. Welche Garantie auch der Herzog über die Sicherheit des Verkaufs leisten mag, und unerachtet er den König in Besitz einsetzt, so kömmt dies doch dem noch nicht gleich, was Er thun wird, um sich mit dem Schwerdt darinn zu behaupten. Warum also abtreten, was man rechtmäßig besaß, um es nachher von dem wieder zu erwerben, der nicht berechtigt war, es zu verkaufen?

Hätte übrigens der König mich befragt, warum ich so starke Abneigung gegen das Haus Lothringen beweise, so würde ich geantwortet haben: es sey mir unmöglich, diejenigen zu lieben, welche die wahren Erben Hugo Capets ihres Eigenthums berauben wollten, u. s. w.

Man wollte nachher den König bereden, der Herzog könne sich seines Landes weder ganz noch zum Theil begeben, und der König blieb bei diesem Grund-stehen, dessen Schwäche Ihm eingeleuchtet haben würde, wenn man Ihm zugleich vorgestellt hätte, daß nach der rechtsbeständigen Confiscation des französischen Lehns Bar, der Herzog von Lothringen zu dessen Wiedererlangung und Erhaltung bei seiner Familie, wohl habe einige Dörfer und selbst einige Districte von diesem Herzogthum hingeben können, das er, wie man dem König vorstellte, mit Souveränität besaß.

Die Gerechtigkeit des Parlementsspruchs gegen den Herzog von Lothringen ist in einem angenommenen wohlhergebrachten Recht gegründet, daß der muthmaßliche Thronerbe sich nicht ohne Einwilligung des Königs vermählen kann. Um zu beweisen, daß der

Herzog sein Vasall ist, darf man nur die Lehnspflicht nachsehen, die dieser und seine Vorfahren dem König leisteten, woraus zu schließen ist, daß er ligisch ist, was (im Fall einer Felonie) nicht eine bloße Einziehung des Lehns nach sich zieht, sondern auch das Haupt des Vasallen dem Schwerdt des Lehnsherrn unterwirft. Wäre er aber durch den Besitz andrer unabhängiger Länder Souverain, so ist er doch nichts destoweniger in Rücksicht seines Herzogthums Bar, das er nicht unter gleichem Titel besitzt, der Krone Frankreich unterworfen.

Uns geht es itzt nichts weiter an, ob Lothringen ganz oder zum Theil souverain sey; dies lassen wir den Kaiser ausmachen. Einige seiner Vorfahren, als das Reich in Verfall kam, begnügten sich, um allen Streit darüber zu vermeiden, den Herzog von Lothringen zu den Reichslasten mit zuzuziehen, ohne zu bestimmen, was vom Reich zu Lehn gehe, woraus allerdings doch wenigstens so viel zu schließen ist, daß nach dem Geständniß der Herzoge und den Forderungen der Kaiser das Herzogthum Lothringen wo nicht ganz, doch zum Theil Reichslehn sey.

Diejenigen, die dem König riethen, dem Hause Lothringen Erbfolger zu geben, wollten Ihm schmeicheln, als ob dies ein Zeichen seiner unumschränkten Oberherrlichen Macht wäre; ohne zu bedenken, daß wer über seinen ganzen Staat disponiren kann, um so mehr auch befugt ist, einen Theil desselben abzutreten. Daraus könnten die Spanier und Engländer folgern, die Könige Johann und Franz I. haben, jenen dieser Bourgogne, und diesen jener Guyenne, abtreten können: Maximen welche grundfalsch sind, und sogleich von den Ständen dieser beiden schönen Pro-

vinzen

vinzen bestritten wurden, die troß der abgenöthigten Cession ihrer Könige, dennoch beim Reich verblieben.

Es ist richtig; die Gewalt unsrer Könige ist unumschränkt, und sie sind in gewissem Betracht Herrn über unser Gut und Blut! aber so despotisch ist ihre Macht doch nicht, daß sie berechtigt wären, ihr Reich abzutreten, und andre zur Thronfolge zu berufen, als die das Recht der Geburt dazu beruft. Zwischen dem König und seinem Reich besteht eine Art von Ehe, welche unauflöslich ist, und wer die Maxime aufstellen wollte: der König kann mich einem andern geben, würde auch zugleich aufstellen: daß es mir freistehe, mich ebenfalls einem andern zu geben. Zwischen Mann und Frau müssen gleiche Rechte gelten, und nur Ausländer versuchten, das Ansehn unsrer Grundgesetze zu schmälern.

Fragt man mich nach dem Grund meiner Abneigung gegen das Haus und die Person des Herzogs Karl, so sage ich, was ich dem König nicht hätte sagen können, daß dieser Fürst ehmals Fahnen flattern ließ, worauf eine vom Donner niedergeschmetterte französische Krone gestickt war, mit der Umschrift: Flamma metuenda tyrannis, und eine andre Lilienkrone, die ein Schwerdt durchschneidet, mit den Worten: illam dabit ultio messem! —

Wem nun dies alles bekannt ist, der wird Mühe haben, zu begreifen, wie der König den Gedanken fassen konnte, ein Haus zu erheben, das mehrere Jahrhunderte hindurch auf den Umsturz des Seinigen hinarbeitete.

Man könnte zur Rechtfertigung des Vertrags wohl auch noch anführen: dies sey das einzige Mittel, Lothringen mit Frankreich zu vereinigen; aber ich wiederhole: warum kaufen, was uns so schon gehört? warum auf so viele gegründete Rechte Verzicht gethan haben, um endlich Eines zu erwerben, das bestritten werden wird, so lange noch ein lothringischer Prinz existirt?

Ich vergaß noch einen Grund, der mir von Gewicht scheint; man muß nämlich auf das Recht sehen, das der König von Ludwig XIII. ererbt hatte, das Herzogthum Lothringen zu behalten, und ich muß gestehn, der Herzog Karl mochte nun nach dem Salischen Gesetz darüber disponiren können oder nicht, so war er der Garantie unterworfen, so bald er sie durch verschiedene Verträge versprach, und allen Eigenthums- und Oberhoheitsrechten zum Vortheil des Königs im Fall der Nichtleistung, entsagte. Man darf hierüber nur die verschiedenen von ihm ausgestellten Verträge nachsehen, und die klaren Schlüsse daraus ziehen.

Was aber den König meines Erachtens schlechterdings hätte abhalten sollen, den Vertrag zu unterzeichnen, ist die Besorgniß, daß er einst Anlaß zu einem Bürger-Krieg geben möchte. Es ist nicht zu vermuthen, daß die Prinzen vom Bourbonischen Geblüte so viele neue Kollegen so leicht dulden werden, und daß die von den andern Häusern, die den Rang vor Lothringen hatten, in ihnen gern ihre vielleicht künftigen Gebieter sehen sollte. Sie werden Mißvergnügten Gelegenheit geben, in Factionen zu treten, deren Folgen furchtbar und stets ungewiß sind. Kurz, dieser Vertrag ist ein Saamenkorn des Kriegs, in ein Land geworfen, in dem es wohl einst noch zum sprossen kommen könnte.

Ihr

Ihr dürft Euch nicht wundern, meine Lieben, daß Männer von der Feder fähig sind, Dinge zu unternehmen, welche Krieg nach sich ziehen; denn da ihr Leben nicht dabei ins Spiel kömmt, kümmern sie sich wenig darum, fremdes zu schonen. Wer die Denkwürdigkeiten Philipps von Commines liest, wird lernen, daß gekrönte Häupter keine gefährlichern Räthe haben könne, als solche, die eine zu hohe Meinung von der Größe ihrer Herrn haben, und, einzig darauf bedacht, sich in ihrer Gunst zu erhalten, allem Beifall zuklatschen, was sie ihnen angenehm glauben.

Ich muß Euch auch noch auf die Schwäche des menschlichen Geistes aufmerksam machen, und kann Euch kein auffallenderes Beispiel davon anführen, als was itzt am französischen Hof vorgeht. Fürsten hören da auf, Fürsten zu seyn, um eine Würde zu erhalten, die ihnen streitig gemacht werden kann, und in Hoffnung einer wahren Schimäre treten sie ein würkliches Gut ab, und hören auf Fürsten zu seyn, weil sie kein Fürstenthum mehr besitzen.

Während dieser Verhandlung erhielten die Gesandten der General-Staaten von ihren Obern-Befehl, dringende Vorstellungen bei dem König zu thun, um von seiner Großmuth die Moderation der Taxen zu erhalten, die man auf fremde Schiffe gelegt hatte, und um die Garantie ihrer Fischerei, zu Vermeidung eines Krieges zwischen ihnen und England.

Ich hielt nicht für dienlich, mich dem Antrag bei Sr Maj. zu unterziehen, sondern erklärte den Gesandten ohne Umstände, daß mein Rath von keinem Nutzen mehr sey; sie hätten sich an den Kanzler als

den

den ersten der zur Unterhandlung mit ihnen ernannten Kommissarien zu wenden, und es gäbe sogar Personen, die wohl noch eher im Stande seyn dürften, Se Majestät zu bewegen. Ich überließe es übrigens ihrer Klugheit, den Weg zu finden und einzuschlagen, der, wenn auch nicht der ehrenvollste, doch der sicherste wäre. Ich rieth ihnen, sich stets nach dem Willen Sr Majestät zu bequemen; denn ich bin, wie ich schon einigemal sagte, überzeugt, daß ihre Republik sehr Mühe haben wird, sich ohne Frankreichs Schutz zu behaupten, das seiner Seits bei ihrer Erhaltung stark interessirt ist.

Ehe ich diese Denkwürdigkeiten schließe, will ich noch erwähnen, daß der König sich nie so sehr auf die Deutschen verlassen darf, daß er sich nicht erst auf einen sichern Fuß mit ihnen zu setzen hätte, im Fall er um seines eignen oder auch ihres Interesse willen mit dem Kaiser Krieg anfangen will.

Die Allianzen mit England werden nie solid seyn [37]), weil auf der einen Seite die Macht des Königs von England durch die Parlementer eingeschränkt ist, auf der andern diese hochmüthige, herrschsüchtige Nation das Glück ihrer Nachbarn stets mit Scheelsucht ansieht. Sie führt noch Ansprüche gegen uns fort, und die Religionsverschiedenheit verstärkt ihren Haß.

Die Erfahrung vergangener Zeiten lehrt uns, daß man trotz allem Schein von Ehrlichkeit, Mistrauen in die Schweden und andre Protestanten setzen kann, die einzig darauf ausgehen, die katholische Religion zu vertilgen, die wir so gerne in jenen Ländern, wo sie

ehmals

ehmals glänzte, wieder emporbringen und behaupten möchten.

Im Fall von Euch, meine Kinder, jemand die Auszeichnung erhielte, in den königlichen Staatsrath gezogen zu werden, — eine sehr wünschenswerthe Ehre, — so habt, bei einer tiefen Ehrfurcht und vollkommenen Unterwürfigkeit gegen den Willen des Monarchen, stets die Ehre Gottes und das Beste der Religion vor Augen. Wir haben nicht zu fürchten, daß ein allerchristlichster und in ihren Grundsätzen erzogener König sich je davon entfernen werde. Erinnert euch indessen, daß es gegen eure Dienstpflicht lauft, wenn ihr zaudern wolltet, mit ehrerbietiger Offenheit eure Zweifel und Bedenklichkeiten in vorkommenden Geschäften zu äußern. Denn wo es Noth thut, darf keine menschliche Rücksicht einen redlichen Mann abhalten, die Wahrheit, von welcher er überzeugt ist, in ihr volles Licht zu setzen. Die Gerechtigkeit und Gottesfurcht des Fürsten werden euch ohne Zweifel nicht das Verdammungsurtheil sprechen, wenn ihr es bei Gelegenheit wagt, ihm vorzustellen, daß, so erhaben und unabhängig seine Macht gegen Menschen ist, sie nichts destoweniger dem göttlichen Gesetz unterworfen sey, und zwar um so mehr, da Scepter und Krone ihm von der Hand des Allmächtigen blos verliehen seyen, um seine Verehrung zu gründen, zu erweitern und zu erhalten; daß was zur Monarchie als Theil derselben gehört, nicht an Fremde abgetreten oder sonst veräußert werden könne; daß unsre alte Constitution gerechter und heiliger sey, als die der benachbarten Länder; und daß Frankreich nie glücklich seyn werde, so lange Fremde an der Regierung Theil haben.

Fristet Gott mir Leben und Gesundheit, und es ereignen sich noch Dinge, die werth sind auf die Nachwelt

welt gebracht zu werden, so bitte ich Euch, meine Kinder, im Fall ich sie vergäße, sie anzumerken. Endlich wenn Ihr glaubt, daß, was ich niederschrieb, wissenswerth sey, so macht den Gebrauch davon, den ich selbst Eurer Ueberzeugung nach davon hätte machen sollen. Erinnert Euch aber, wie gesagt, daß ich nicht Eigendünkel genug besitze, um dafür zu halten, mein Leben könne je andern zum Muster aufgestellt werden. Ich wünsche blos, daß Ihr mich in folgenden Punkten nachahmen möchtet: „Hanget stets von niemand „ab, ausser Eurem Herrn; verachtet irrdi„sche Schätze um Euch ewige zu sammeln. „Laßt Euer höchstes Ziel die Ehre Gottes „und des Monarchen seyn, dem die Vorse„hung euch unterwarf." —

Anmerkungen

zum dritten Theil

der

Denkwürdigkeiten von Lomenie.

1.

Armand von Maillé, Herzog von Fronſac und Brezé. Eine Kanonenkugel tödtete ihn am 14. Jun. 1646 in ſeinem 27. Jahr.

2.

Anna von Oeſtreich bekam dieſe Stelle durch ein am 16. Jul. 1646 im Parlement regiſtrirtes Patent, und legte ſie wieder nieder im Jahr 1650 zu Gunſten Cäſars, Herzogs von Vendome, Vaters des Herzogs von Beaufort.

3.

Dies iſt der bekannte Kardinal von Retz.

4.

Die nähern Umſtände von dieſen Intriguen muß man in den Memoiren des Kardinals von Retz ſuchen.

5.

. . . . . Tuus, o regina, quid optes,
Explorare labor; mihi juſſa capeſſere fas eſt.

Virg. Aen. L. I.

Dies paßte ganz bei einer Königinn, die nicht weniger auf ihr Ansehen eifersüchtig war, als eine Göttinn.

6.

Der Kardinal von Retz schätzte diesen Herrn vorzüglich, und der Herr von Türenne, Bruder von ihm, bekannte, daß er ihm einen Theil seiner Kriegs-Einsichten zu danken habe. „Man traut mir einige Einsichten im Kriegssach zu, — „sagte er — wie viel könnte ich aber hierinn noch von mei„nem Bruder lernen! Und wie weit übertraf er mich im „Kabinette" —

7.

Er hat einiges geschrieben. Dem Kardinal Mazarin war er ganz hingegeben, und versuchte die Rechtfertigung dieser Eminenz und ihres ganzen Verhaltens in einem Werk unter dem Titel: Eclaircissement de quelques difficultés touchant l'administration du Cardinal Mazarin.

8.

Sehr wahrscheinlich ist dies blos eine Verläumdung von den Feinden des Kardinals von Retz, der es in seinen Memoiren läugnet. Wäre die Sache würklich gegründet gewesen, so würde Joly sie in den seinigen nicht vergessen haben.

9.

Der Kardinal von Retz schrieb gegen dies Bündniß einen ungemein nachdrücklichen Brief unter dem Titel: Tres humble et tres importante remontrance au Roi sur la remise des places maritimes de Flandres entre les mains des Anglois.

10.

Man sagt von Olivier Cromwel wie von Cinna: Ausum eum, quae nemo auderet bonus; perfeciſſe, quae a nullo niſi fortiſſimo perfici poſſent. Er war unstreitig ein Mann von außerordentlichem Kopf, übertraf selbst einen Cäsar in Gewandtheit für Intrigue, und hatte

hatte groſſe Aehnlichkeit mit Mahomet. Beide danken viel dem Fanatismus. Dem Britten fehlte nichts, als daß er nicht auch noch eine neue Religion ſtiftete. Doch ſcheint, wenn man ſo ſagen darf, in der Bosheit des Britten mehr Delicateſſe und Auswahl zu ſeyn, als in der des Arabers.

11.

Ludwig XIV. zeigte von der früheſten Jugend an ſchon viele Neigung zu dem ſchönen Geſchlecht. Anna von Oeſtreich wollte ihm, wie man erzählt, die Nativität ſtellen laſſen, als er erſt vier oder fünf Jahr alt war. Der Sterndeuter verlangte ihn ganz nackt zu ſehen, und prophezeihte dann den künftigen Hang deſſelben zur Liebe.

Was auch hieran ſeyn mag, ſo viel iſt gewiß, die Liebe war eine von den Schwachheiten dieſes Monarchen, obſchon nicht die einzige, die ihn von ſeiner Pflicht abführte. Man kann aber ſagen, daß er in ſeiner Todes-Stunde der Welt öffentliche Abbitte dafür that, und ſeine letzten Worte verdienen in der That die Beherzigung der Großen unſers Jahrhunderts.

Seine Feinde machten von dem Vers

Mars ad opus Veneris, Martis ad arma Venus,

eine boshafte Beziehung auf ihn, die aber ungerecht iſt; denn in den erſten Jahren ſeiner Volljährigkeit bewies er groſſe Luſt zum Krieg und war dabei thätig, hart und wachſam. Nachher aber verrichteten freilich ſeine Generals die glänzenden Thaten, um deren willen man ihn beinahe vergötterte. Wenn er indeſſen da auch nicht vor ſeinen Heeren herzog, ſo war er dafür thätig im Kabinet, und entwarf kühne Plane, die mehr als Einmal die Feinde Frankreichs in Verlegenheit ſetzten. Man begeht alſo eine Ungerechtigkeit, wenn man ſagt, er ſey blos in der Liebe ein Held geweſen.

12.

„Es war nicht leicht jemand, der nicht darüber geſpöt„tet hätte, — ſagt der Marſchall von Grammont in ſeinen

„Memoiren — und, man sah gar keine Wahrscheinlichkeit, „daß die auf ihr Ansehen so eifersüchtigen Teutschen das Ein„mischen der Franzosen in ihre Reichs-Angelegenheiten dul„den würden.“ —

13.

„Er überließ — sagt Grammont — alles gänzlich dem „Willen seiner Minister; war übrigens andächtig und fromm „so sehr als möglich und fest überzeugt, daß er, wenn er den „Vorschriften seiner Führer folge, so wenig irren könne als „der h. Vater“. — Die Andächtler sind zwar meistens Leute von beschränkten Fähigkeiten, indessen finden sich doch bisweilen auch bei ihnen Regungen von Ehrsucht, die von einer Erhabenheit der Seele herzurühren scheinen.

14.

Der Graf von Kurz, sein Minister, dessen Eingebungen er blindlings folgte, — sagt der Marschall von Grammont.

15.

Sie war eben nicht von den liebenswürdigsten. Da aber bei dem König erst das erste Feuer der Liebe aufloderte, so äußerte er starke Zuneigung zu dieser Prinzessinn. Der Kardinal wußte ihn aber am andern Tage schon so zu lenken, daß die erste Wärme zu einem ungewöhnlichen Frost hinabsank. So hatte also der Kardinal ohne viel Umstände den Savoyischen Hof zum Besten.

16.

„Diese Reise — sagt der M. D. L. F. in seinen Memoiren — „hatte die Miene eines Kriegs, ohne es zu seyn.“ Die Provençalen, welche von Natur zum Scherzen geneigt sind, nannten sie die Kropfheilungsexpedition, mit Anspielung auf die Gewohnheit der Könige von Frankreich zu gewissen Zeiten diejenigen zu berühren, die mit diesem Uebel behaftet sind.

17.

17.

Der Herr von Beauvau in seinen Memoiren sagt folgendes davon: „die Spanier willigten in dem Friedenstractat „in die Abtretung des Herzogthums Bar und die Schleifung „von Nancy, wenn der König von Frankreich dem Herzog „das Herzogthum Lothringen zurückgäbe.“ — Dies ist alles was er damit gewann, daß er sich mit den Spaniern eingelassen hatte. Hätten sie noch weniger thun können, sie hätten es auch gethan. Er warf sich nachher dem Cardinal in die Arme, der ihn, in der Hoffnung, seine Nichte an den Prinzen von Lothringen zu vermählen, anfangs ziemlich gut behandelte; als aber der Herzog sich gegen diesen Antrag taub stellte, hielt man ihn durch gesuchte Zögerungen hin, die der Kardinal erst bei Annäherung seines Todes endigte. Se Eminenz starb drei bis vier Tage darauf.

18.

Se Allerchristlichste Majestät, entschlossen, um Allerhöchst-Ihres eigenen Besten willen, die Prinzessinn von Orleans, trotz der Liebe des Prinzen Karl von Lothringen zu ihr, an den Prinzen von Toscana zu vermählen, kündigte der Frau Herzoginn von Orleans, im Ton des gebietenden Herrn an, ihre Tochter müsse den Prinzen von Toscana heurathen oder ins Kloster gehen.

19.

Diese Wegnehmung der Schiffe vereinigte eine Zeitlang die Holländer mit den Franzosen. Zwey Kaper, die den Holländischen Handel störten, gaben die Veranlassung dazu. Holland äußerte dabei Festigkeit und Nachdruck, worauf die Sache beigelegt wurde. In sechs bis sieben Jahren sollen die französischen Kapers der Republik über dreihundert Schiffe weggenommen haben, und der Kardinal, der für ihren Beschützer galt, gewann ansehnlich dabei.

20.

Alle diese Schritte waren eine Folge des Hasses, den der Kardinal gegen die Republik nährte.

21.

Die französischen und spanischen Gesandten kamen miteinander überein, beide ihre Karossen nicht zu schicken, um den Rangstreit zu vermeiden; und der König von England schickte selbst einen Haus-Officier an den Herrn von Estrades, mit der Bitte, seine Karossen weder zum Einzug noch zur Audienz der venetianischen Gesandten zu schicken. Der König von Frankreich war aber damit übel zufrieden. M. s. Negociations de Mr. d'Estrades en Angleterre.

22.

M. s. a. a. O. das Schreiben des Königs an den Herrn von Estrades.

23.

Der Graf von Brahe. Er hielt seinen Einzug im Jahre 1661. Der Baron von Vottville, der bei dieser Gelegenheit das Dementi nicht haben wollte, ließ Soldaten von Ostende kommen, versicherte sich einer Menge Engländer, und ließ in Ermanglung der Stränge und Riemen, Fesseln an seinem Kutschgeschirre machen. Die Spanier tödteten die Kutschpferde des Herrn von Estrades. Auf beiden Seiten kamen 61 Menschen ums Leben.

24.

Europa sah Ludwig den XIV. beinahe zu gleicher Zeit,

Fouler aux pieds l'orgueil et du Tage et du Tibre.

Der Herr von Estrades wurde beleidigt von dem spanischen Gesandten im Jahre 1661. Die Genugthuung die man dafür

dafür forderte, war aber auch so groß als der erlittene Schimpf einem jungen stolzen Fürsten empfindlich seyn mußte, dem man schon damals die Unsterblichkeit und die Universalmonarchie in Prosa und Versen verhieß.

Imperium terris, animos aequabat Olympo.

Die Corsische Affäre fiel im Jahre 1662 vor. Da die Beschimpfung ungewöhnlich war, forderte man auch eine beispiellose Genugthung dafür.

25.

Karl II. nachher König von Spanien. Er wurde geboren im November 1661.

26.

Am ersten November 1661.

27.

Der Herr de la Haye. Er wurde auf eine barbarische Art von den Türken mißhandelt, weil sie die Correspondenz entdeckten, die er mit den Venetianern unterhielt, mit denen die Ungläubigen damals Krieg führten.

28.

Er lebte jedoch bis ans Ende des Jahrs 1700, aber freilich nur durch eine Menge Künsteleien, und in einer ununterbrochenen Leibes- und Seelen-Schwäche.

29.

Die Auseinandersetzung dieser beiden Geschäfte muß man in den 1718 gedruckten Negociations de Mr. d'Estrades en Angleterre nachschlagen. Merkwürdig sind die Briefe des Königs und des Marschalls bei dieser Gelegenheit.

30.

Man hat sehr richtig angemerkt, daß unter der Regierung Ludwigs XIV. mehr Tugend und Tapferkeit zu finden gewesen seyn würde, wenn der Monarch sich minder herrschsüchtig und unumschränkt bewiesen hätte. Sechzig Jahre hindurch, ungefähr von seiner Volljährigkeit an gezählt, mußte man unablässig die Einkünfte des Monarchen auf Kosten des Volks erhöhen, um unaufhörliche Kriege damit zu bestreiten; darum machte auch die Plusmacherey (la science des calculs) das Glück einer Menge verdienstloser Leute, während Elend den emporstrebenden Geist niederdrückte, und rechtschaffnen Männern ans Herz griff.

31.

Der Herzog von Lothringen machte den Antrag diese Prinzessinn mit dem Prinzen von Lothringen zu vermählen, und die Herzoginn von Nemours wünschte es, wenn nur der Herzog dem Prinzen die Erbfolge in seinen Staaten zusichern wollte. M. s. die Memoires de Beauvau.

32.

Diese Fürstinn war aus einem der ersten burgundischen Häuser, und war Ursache, daß der Herzog Karl IV. von dem hier die Rede ist, seine Gemahlinn sehr übel behandelte; denn er trennte sich von ihr, und vermählte sich heimlich mit der Fürstinn von Canteroix. Man nannte sich die Lagersfrau des Herzogs, weil sie ihn überall im Krieg begleitete. Der Herzog verließ sie einige Jahre darauf, einer andern Liebschaft wegen, und sie starb aus Gram darüber.

33.

M. s. die Mem. de Marquis de Beauvau L. 4.

34.

Der König gieng ins Parlement mit einem Gefolge von 40,000 Mann, in der Absicht, es zum Gehorsam zu zwin-

gen.

gen, falls es sich weigerte, diesen Tractat einzutragen. Das Parlement trug ihn ein, setzte aber eine Bedingung hinzu, welche diese Urkunde wieder folgslos machen mußte, indem es dadurch die Lothringischen Prinzen nur unter der Bedingung den Prinzen vom Geblüt beifügte und einverleibte, daß alle und jede von ihnen den Vertrag unterzeichneten, widrigenfalls alle insgesammt keine Rechte daraus erhalten sollten. Nun aber waren mehrere Lothringische Prinzen, als minderjährig, unfähig, eine gerichtliche Handlung gültig zu vollziehen; der Herzog Franz, Bruder des Herzogs Karl IV. protestirte dagegen; der Prinz von Lothringen hatte sich entfernt u. s. w. M. s. die Mémoires du marquis de Beauvau.

35.

Stemmata Lotharingiae et Barri Ducum 1580. fol. Dies Buch hat einen gewissen Franz von Rosieres zum Verfasser, welcher Archidiaconus von Toul war, und durch einen Parlementsschluß im Jahre 1583 für rechtlos erklärt wurde.

36.

Dies Reich begriff die ganze Strecke Landes zwischen der Maas, Schelde, dem Ocean, Rhein und dem Vogesischen Gebürge. Karl der Einfältige und Lothar thaten gezwungen Verzicht darauf zu Gunsten der Kaiser Heinrich I. und Otto I. allein diese Verzichtleistung konnte das Recht der Krone Frankreich nicht aufheben.

37.

„Es ist von Wichtigkeit für uns, eine Nation von uns „entfernt zu halten, welche händelsüchtig und eine natürliche „Feindinn der unsrigen ist, und nach Mitteln und Vorwänden jeder Art greift, um uns zu unterjochen. Man darf „sie auf dem festen Lande nicht fußen lassen .... Es sind

„Ketzer, die stets eine Parthei im Staat haben würden, um „die alten Unruhen wieder anzufachen . . . . Man muß „sie auf ihre Inseln überm Meer beschränken". — So drückt ein alter französischer Schriftsteller sich in Ansehung der Engländer aus, welche nicht ermangeln aus demselben Tone zu antworten.

Denk-

Denkwürdigkeiten

des

verſtorbenen

Herzogs von Orleans,

Gaſton von Frankreich.

Nach der Ausgabe von Amſterdam

1685. in 12. 272 S.

Nach dem franzöſiſchen Vorbericht kommen dieſe Denkwürdigkeiten von einem Mann, welcher lange in dem engſten Vertrauen deſſen geſtanden hat, welchen ſie zeichnen. Dieſer Vf. blieb unbekannt. Anquetil in der Geſchichte der Cabinets-Intriguen unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. welche ſich mit der Fronde endigten (Maſtricht 1782) urtheilt von ihm S. XXIV. daß er „wohl unterrichtet geweſen „ſey und für die Geſchichte von 1608 bis 1636 als ein „vortreflicher Führer diene. Er vernachläſſige gewöhn„lich die Umſtändlichkeiten, aber nur, um ſich deſto „mehr an die geheimen Urſachen der Bege„benheiten zu halten. Man lerne auf 272 Duo„dezſeiten hier viel mehr, als ſonſt aus großen Bü„cherMaſſen". Der Inhalt wird für den Sachkenner dieſes Urtheil rechtfertigen. Mögen unſere Leſer dem Vf. gegen dieſe weſentlichen Vortheile den Mangel an Erzählungsgabe vergeben, beſonders das Verflochtene ſeiner langen Periodologie, welches in

der

der Ueberſetzung zwar oft ſehr gut aufgelöst worden iſt, im ganzen aber ohne eine — unſrem Plan, hiſtoriſche Denkmale zu ſammlen, nicht angemeſſene — Umarbeitung unmöglich bis zur fließendſten Darſtellung verbeſſert werden konnte.

Jena,

den 20ſten Jan. 1799.

-ſt.

Der Herzog von Anjou, dritter Sohn Heinrichs IV. und der Maria von Medicis, wurde am St. MarcusTage 1608 geboren.

Er bekam durch den Cardinal von Joyeuse und die Königinn Margarethe den 5. Jun. 1614. den Namen: Gaſton Jean Baptiſt. Durch den Tod des Herzogs von Orleans wurde er Sohn von Frankreich und der einzige Bruder des Königs. Als er ſich zu Nantes mit Mademoiſelle von Bourbon, Herzoginn von Montpenſier, verheurathet hatte, wurde ihm das Herzogthum Orleans als Apanage gegeben, und er durfte den Namen und das Wappen eines Herzogs von Orleans, wie dies dem zweiten Sohn von Frankreich gehörte, mit dem bisher geführten eines dritten Sohnes von Frankreich und eines Herzogs von Anjou vertauſchen. Von dieſer Zeit an hatte er den Titel Gaſton, Sohn von Frankreich, einziger Bruder des Königs, Herzogs von Orleans ꝛc.

Die, welche dem König und Monſieur die Nativität ſtellten, fanden, daß der König der glücklichſte und gefürchtetſte Prinz von Europa werden, Monſieur aber bis auf eine gewiſſe Zeit ein ungünſtiges und unglückliches Schickſal haben würde.

Im

Im Jahre 1615 kam er aus den Händen der Madame Monglas, Gouvernantin der Kinder von Frankreich, und bekam den Herrn von Breves, einen Edelmann von Nivernois, zum Gouverneur, dessen Verdienste und Eigenschaften, mit den andern Rücksichten, welche die Königinn bestimmten ihm ihren Sohn anzuvertrauen, ich im Vorbeigehen berühren will.

Herr von Breves hatte dem König und dem Staate mehr als dreißig Jahre im Morgenlande, wohin er im Jahre 1592 als Gesandter geschickt wurde, gedient. Bei seiner Zurückkunft nach Frankreich verheurathete er sich mit einer Tochter aus dem Hause von Thou, welches mit dem Herrn von Villeroi verbunden war, durch dessen Gunst er fast zu gleicher Zeit die Gesandschaft nach Rom bekam. Eine Empfehlung, die er an den Herrn von Conchine [Concini] und seine Frau hatte, verschafften ihm ihre Bekanntschaft, die er sich sorgfältig zu erhalten suchte. Er wußte so sehr ihr Zutrauen zu gewinnen, daß sie ihn seit dieser Zeit für einen ihrer vertrautesten Freunde hielten. So lang er in Rom war, wurde Er für sie und ihre Freunde der Sachwalter bei diesem Hof, war zuvorkommend gegen die, welche er von ihnen begünstigt wußte, that nichts, wovon er ihnen nicht erst Nachricht gab, und bemühte sich ihre Wünsche zu entdecken, um ganz nach ihrem Willen zu handlen. Alle diese Verbindlichkeiten nebst seinen langen und anerkannten Dienstleistungen, und der Verwandschaft, mit Herrn von Villeroy, gaben dem Herrn von Breves ein so großes Gewicht bei Hofe, daß die Machthaber sehr geneigt waren, ihm die Gouverneurs-Stelle bei Monsieur, um die er bat, zu übertragen. Er erhielt sogleich den königlichen Gnadenbrief darüber. Herr von Bethune zwar, welcher von dem verstorbenen König als Gouverneur des Herzogs von Orleans beibehalten worden

den war, glaubte nach dem Absterben des letztern dieselbe Stelle bei dem Herzog von Anjou fordern zu können; aber Herr von Breves war so sehr von der Königinn begünstigt, daß jener nicht durchdringen konnte.

Herr von Breves wurde überdies noch Oberaufseher vom Hause, erster Kammerherr und Oberlieutenant einer Compagnie von 200 Mann von den Truppen des Monsieur, welche ganz seiner Macht übergeben wurden.

Als der Hof beschlossen hatte, zu der Vermählung des Königs abzureisen, hielt die Königinn für gut, daß Monsieur in Paris bleiben sollte, und der König war auf Zureden des Herrn von Conchine (welcher damals Marschall von Ancre wurde) und seiner Frau ganz damit zufrieden, ihn in den Händen des Herrn von Breves zu lassen.

Vor der Abreise Ihrer Majestäten, legte Herr von Breves den Eid ab, und trat alle seine Aemter an. Er lies sich von der Königinn die Anordnung der Lehrstunden des Monsieur geben, und wie er behandelt werden solle, auch in welchen Ausdrücken er mit dem Könige, der Königinn, Miesdames, den Prinzen und Prinzessinnen, und den vornehmsten Personen des Staats, sprechen und an sie schreiben sollte, vorschreiben. Er legte der Königinn seinen Erziehungs-Plan für Monsieur, welcher nachher beschrieben werden soll, vor, und sie war sehr damit zufrieden.

Man errichtete eine kleine Dienerschaft, wie sie zum Dienst von Monsieur unentbehrlich war. Ihre Besoldung, mit den andern Ausgaben belief sich auf zweimalhundertausend Livres im Anfang; aber sie vermehrte sich täglich.

Während der Reise Ihrer Majestäten wohnte Monsieur im Arsenal, wo Herr von Metz (welcher als

Herzog von Verneuil starb) um ihm Gesellschaft zu leisten, auch wohnte.

Monsieur bekam zum Sous-Gouverneur den Herrn von Mansan, Hauptmann vom Garden-Regiment, und den Herrn von Puylaurens. Der erste wurde durch den Marschall von Ancre, auf Vorbitte des Herrn von Epernon ernannt; der andere war ein Vetter von Herrn von Breves. Sie wurden nicht für große Männer geachtet, aber für solche, auf die man sich verlassen konnte, und hatten nach der Einrichtung des Gouverneurs nicht viel bei ihrem Herrn zu thun. Sie wurden beim Hofstaat desselben so angestellt, wie Herr von Bailly, der als Hauptmann von der Garde, Marquis von Coeuvres, der als Aufseher von der Garderobe (wofür er hunderttausend livres von dem ältesten Sohn des Herrn von Breves bekam) Herr von Montglas, der als erster Stallmeister (wegen der Dienstleistungen seiner Mutter), Herr von Escures, der als erster Haushofmeister in diese Dienste kam. Eben so ward Herr von Castille Villemareuil, Aufseher vom Hause, auf Empfehlung des Präsidenten Herrn von Janin, der Herr von Leroyer Secretär, auf Empfehlung des Herrn von Villeroy, Herr von Lomenie Schatzmeister durch die Gunst seines Oheims, des Staats-Secretärs, Herrn von Lomenie. Herr von Voiture wurde Ober-Controlleur des Hauses, mußte aber dem Commandeur von Sillery, der diese Stelle hatte, zwanzigtausend Thaler als Ersatz bezahlen. Die übrigen Aemter wurden eben so, entweder durch Empfehlungen von den Vornehmsten bei Hofe, oder wegen besonderer Dienstleistungen vergeben.

Die Königin überließ dem Herrn von Breves die Auswahl der Personen, welche gewöhnlich und vertrauter mit Monsieur umgehen sollten. Herr von Gui-

Guitault Cominges war als gewöhnlicher Stallmeiſter unter dieſer Zahl, da er vom Marſchall geliebt, und auſſer dieſem ein verdienſtvoller, ſchöner Cavalier war, der über alles ſehr angenehm zu ſprechen wußte. Die Königinn wählte auch noch Herrn du Pont als Lehrmeiſter, da er ihr wegen ſeiner untadelhaften Sitten und ſeiner guten, für den Charakter des Prinzen angemeſſenen Lehr-Art empfohlen wurde, und ihr wegen ſeines ſanften und angenehmen Betragens gefiel.

Herr von Breves kannte Monſieurs lebhaften und thätigen Geiſt, auch ſeinen Geſchmack an dem Umgang geſchickter Männer aller Art. Er gab ſich deswegen beſondere Mühe ſolche zu finden, welche ſeine löbliche Wißbegierde befriedigen, und ſeinen Geiſt mit guten, eines groſſen Prinzen würdigen, Gegenſtänden erweitern konnten. Daher übergab er dem Herrn von Paſſart, einem Edelmann aus der Picardie, das Amt des Beichtvaters. Dieſer ſehr geſchickte, rechtſchaffene, unterhaltende Mann, hatte gute Religionsgrundſätze. Sobald Monſieur erwachte mußte dieſer, je nachdem es Gelegenheit gab, ihn unterhalten, und er ſuchte immer das Geſpräch auf eine Moral aus der heiligen Schrift oder ſonſt einem guten Buch zu lenken. Er that dies mit ſo vieler Gewandheit, daß es nie langweilig wurde.

Zu gleicher Zeit gab Herr von Breves dem Monſieur vier Gentilshommes ordinaires welche immer bei ihm ſeyn ſollten, nemlich die Herrn von Machault, von Poyſieux, Gedoyn, und du Pleſſis de Bievre.

Herr von Machault war ein Pariſer und in allen Wiſſenſchaften ſehr unterrichtet, vorzüglich in der Geographie und Mathematik; Kenntniſſe, die er zu rechter Zeit und mit Verſtand anzubringen wußte. Ueberdies war er ſehr klug und artig.

Herr von Poysleur aus Dauphine, besaß nicht diese Stärke des Geistes; er war aber ein sehr verständiger Mann, und ein wenig zurückhaltend.

Herr Gevoyn hatte viel Geist und Weltkenntniß. Ungeachtet er im Ruf stand, ein wenig ausschweifend zu seyn, so wußte er dies doch sehr zu verbergen. Sein Benehmen war immer sehr abgemessen, gefällig, und nach dem Geschmack derer, mit welchen er sich unterhielt.

Herr du Plessis de Bievre war von lustiger Laune, und hatte immer tausend Erzählungen vorzubringen, die er sehr glücklich an das Gespräch anzuknüpfen wußte. Sie waren nie gemein oder so, daß sie ein schlimmes Beispiel geben konnten.

Alle hielten ihre vorgeschriebenen Stunden sehr fleißig, weil sie wußten, daß ihrem Herrn ihre Unterhaltung angenehm war; sie waren sehr zufrieden, daß er mit jedem Tage größere Fortschritte machte, und in seinem Alter so treffend über alles sprach.

Herr von Breves trug mit diesen durch sein Ansehen vieles dazu bei und gab sich Mühe, den Monsieur zu unterrichten. Er hatte die Gewohnheit, eine Ruthe an seinen Gürtel zu stecken, welcher er sich aber nur sehr selten bediente; wenn Monsieur einen Fehler gemacht hatte, so brachte er ihn durch ein Zeichen mit den Augen, oder durch eine vernünftige Vorstellung, eher als durch eine Züchtigung seiner Person, davon zurück.

Ich werde hier nur ein Beispiel davon anführen.

Monsieur sagte einmal einem seiner Edelleute, die ihm bei Tische aufwarteten, etwas beleidigendes. Breves

es wollte ihm nicht sogleich den verdienten Verweis
arüber geben, sondern, wie man sagt, ein Anden-
n machen. Er ließ deswegen beim Abendessen die
Küchenjungen kommen, um ihm aufzuwarten. Mon-
eur, war darüber bestürzt, und wollte die Ursache wis-
n. Herr von Breves sagte ihm nun: weil er den
Bettleuten so übel begegne; so müßte er solche Leute
i seiner Bedienung haben. Diese gelind scheinende
Strafe wü.kte sehr gut, und lehrte ihn, wie er mit dem
bel umzugehen hatte.

Herr von Breves empfahl ihm vor allem den Ge-
orsam gegen den König, sowohl weil Gott es befehle,
s auch weil von seiner Majestät alles gute, was er
besitzen würde, abhange, und dieser, wenn es ihm
fiele, und Monsieur ihm Anlaß dazu geben würde,
en so arm machen könne, als den geringsten Edel-
ann des Reichs, weil der König Herr vom Staate
, er aber nach den Gesetzen nichts zu fordern hätte,
ndern nur erhalte, was der König aus gutem Wil-
n geben wolle.

Herr von Breves hielt auf die Befolgung seines
uftrags so sehr, daß er kein anderes Vergnügen kann-
als dieses Amt würdig zu versehen. Und dies gelang
m so glücklich in einer Zeit von zwei Jahren, daß alle,
elche den Prinzen sahen, über seinen glänzenden Geist,
in artiges Gespräch und seine Antworten erstaunten
ad zufrieden über die offene, gnädige Art, mit welcher
jeden aufnahm, von ihm giengen, weil nie ein Prinz
n diesem Alter so viel versprach als er.

Aber große Tugenden sind gewöhnlich den Hof-
uten eher Hindernisse als Beförderungen ihres Glücks.
erade das, was den Herrn von Breves an seinem
lan erhalten sollte, war die Ursache seiner Entfernung

von Monsieur. Diese erfolgte nach dem Tode des Marschall von Ancre den 24. Apr. 1617.

Die, welche um den König waren, wurden eifersüchtig, daß Monsieur besser unterrichtet sey und mehr Verstand habe. Deswegen wurde in dem engern Rath [le Conseil Etroit] beschlossen: Monsieur einen andern Gouverneur zu geben, welcher ihn mehr nach dem Geschmack des Königs bilden und mehr von den Herrn von Luynes abhängig seyn sollte, als Herr von Breves. Diesem wurde eines Tags aus dem Conseil, welches ganz besonders in dem Hause des Herrn Canzlers von Sillery gehalten worden, und wobei niemand gewesen war, als der Siegelbewahrer du Vair, Villeroy, und der Präsident Janin mit dem Herrn Canzler, — gemeldet: Sie legen ihm zwar keinen einzigen Fehler bei der Erziehung von Monsieur zur Last, loben ihn vielmehr, daß er seine Pflichten dabei so gut erfüllt hätte. Die Gründe aber, welche den König zu einer Veränderung bestimmt hätten, seyen ihm nicht anzugeben. Sie sagen ihm daher nur so viel, daß er sich deswegen keine Sorgen machen dürfte, da ihm die Versicherung, daß seine Majestät vollkommen mit seinen Dienste zufrieden sey, genug seyn könne. Se Majestät habe nicht nur befohlen, daß der Herr Canzler ihm mündlich davon versichern, sondern auch, daß er noch in 3 Jahren, funfzigtausend Thaler aus dem ErsparnißFond nehmen, und ihm als Belohnung geben solle.

Herr von Breves nahm diesen Befehl mit vieler Ehrerbietung an, und seine Antwort darauf war so gemäßigt, daß er weniger über seine Entlassung betrübt zu seyn schien, als er über die Zufriedenheit des Königs Freude bezeugte. Der König erlaubte ihm zuweilen zu Ihm zu kommen, und ließ ihm noch einen Gnadenbrief auf sechstausend Livres ausfertigen.

Nach-

Nachdem die Königinn wieder von Angers zurück und das gute Verständniß der beiden Majestäten wieder hergestellt war, lebte Herr von Breves ganz für sie, und erhielt das Amt ihres ersten Stallmeisters.

Herr Leroyer mußte seine Stelle als Secretär Sr königlichen Hoheit auch abgeben, welche Herr von Luynes dem Herrn von Ehozan übertrug, als Erkenntlichkeit für die ihm bei seinen Liebschaften mit der Clinchamp geleisteten Dienste.

Herr von Luynes wollte sich bei Zeiten einer Macht über Monsieurs Geist versichern und ihn deswegen in die Hände eines seiner Freunde geben, wozu er den Grafen von Lüde wählte. Dieser neue Gouverneur verwarf sogleich alle Anordnungen seiner Vorgänger. Monsieur bekam als Sous-Gouverneur statt des Herrn von Puylaurens einen gewissen Contade, der sehr unbedeutend, bäurisch und grob in seinem Benehmen war. Der Graf von Lüde, welcher seinen Vergnügungen nachhieng, über die er nicht Herr werden konnte, überließ die Aufführung des Prinzen meistens diesem Contade, der bald die guten Eindrücke, welche Monsieur gefaßt hatte, verwischte und ihm alles schlimme und lasterhafte von sich mittheilte.

Am Ende des Jahrs 1619 starb der Graf von Lüde. Der König ersetzte seine Stelle durch Herrn von Ornano, Obristen der Corsen, Gouverneur von Pont St. Esprit und Generallieutenant des Königs in der Normandie. Ornano war ein Herr von Verdiensten und vielen guten Eigenschaften. Es kostete ihn anfänglich Mühe die schlimmen Angewohnheiten, welche Monsieurs letzte Hofmeister ihm beigebracht hatten, abzugewöhnen. Um dieses durchzusetzen, ohne seinen an Vergnügungen gewöhnten Geist zurückzuschrecken, mußte

er viele Vorsicht und Klugheit anwenden. Das Mittel, welches er gebrauchte, war nicht übel. Er machte den Strengen und zeigte Monsieur zuweilen die Ruthe, während die Obristin, seine Frau, von einer andern Seite ihn zu besänftigen versuchte und die Züchtigung, welche ihr Mann machen zu wollen schien, verhinderte. Dadurch kam Monsieur wieder in eine gute Ordnung und wurde für die Befehle des Obristen empfänglich.

Der Obriste wurde über diese Erziehung von allen Seiten gelobt und durch die großen Erwartungen aufgemuntert, welche Monsieur von seinem Verstand und seiner großen Denkungsart gab. Da diese mit seinem Alter zunahmen, unternahm es Ornano, ihn sogleich mit Dingen bekannt zu machen, welche dem Stand Monsieur's angemessen waren; was man ihm um so weniger abschlagen konnte, da der König damals keine Kinder hatte. Das erste war, daß er ihn um den Zutritt in die Conseils bitten ließ, auch in der Absicht, um sein eigenes Glück dadurch zu gründen und an den wichtigsten Begebenheiten des Staats unter dem Namen und Ansehen seines Herrn Antheil zu nehmen.

Er fieng nun an, nachsichtiger gegen ihn zu werden, um ihn mehr für sich zu gewinnen und ihn ganz nach seinem Willen zu lenken.

Der Marquis von Vieville, welcher damals den größten Einfluß beim König hatte und alles leitete, war den Absichten des Obristen, welche nicht anders als für sein eigenes Glück gefährlich seyn konnten, sehr entgegen, fand auch den König geneigt sie zu verhindern. Er ließ ihn arretiren und als Gefangenen in das Schloß Caen bringen.

Monsieur war über diese Behandlung seines Gouverneurs beleidigt, klagte bei dem König, und verwendete

dete sich aus allen Kräften für dessen Freiheit. Auch der Herzog von Elbeuf trieb es, als Freund des Obristen, so weit er konnte.

Der König ersetzte die Gouverneurs-Stelle sogleich durch den gutmüthigen Herrn von Preaux, welcher ehmals Sous-Gouverneur beim König als Dauphin gewesen war. Er war ein alter treuherziger Narr, welchen der König blos darum gewählt hatte, weil er von Sr Majestät ganz allein abhängig war.

Auch dieses dauerte nicht lange. Der Marquis von Vieville fiel in Ungnade, und man that alles um Monsieur zufrieden zu stellen und den Marquis seine verächtliche Handlung fühlen zu lassen. Drey Tage vorher ahnete Monsieur etwas davon, und ließ ihm durch seine Küchenbedienten ein Charivari machen. Der Hof war gerade zu St. Germain en Laye.

Da der Obriste wußte, daß er seine Freiheit den anhaltenden Bitten und dem Eifer seines Herrn schuldig war, so dachte er nicht mehr darauf, Gouverneur von Monsieur zu werden, weil er fürchtete, dieser Name möchte seiner Hoheit verhaßt seyn. Er wurde vielmehr desselben erster Minister und Vertrauter.

Herr von Naré, welcher während der Gefangenschaft des Obristen ein Günstling von Monsieur war, verlor nachher seine Gunst, weil er erfuhr, daß dieser Naré ihm bei der Befreyung des Obristen heimlich hinderlich gewesen war, statt dazu, wie er geglaubt hatte, beizutragen.

Herr von Quenault fiel in denselben Verdacht und verlangte selbst seinen Abschied, weil er die ungünstigen Blicke nicht ertragen konnte. Er bekam fünf und vierzigtausend Thaler als Ersatz für seine Stelle als Geschäfts-Secretär (Secretaire des Commendemens)

welche er durch den Tod des Herrn Chazan bekommen hatte. Herr Goulas mußte sie ihm auszahlen. Monsieur that sich über die erhaltene Freiheit des Obristen viel zu gut, und glaubte, wie er sagte, sein eigener Herr zu seyn, und mit Recht noch manches fordern zu können. Er bat jetzt um den Marschalls-Stab, den der Obriste auch sogleich erhielt.

Aber auch dies war ihm nicht genug; er verlangte, daß er mit Ihm ins Conseil gehen sollte, wie man es ihm ehmals auf die Empfehlung des Herrn von Luynes versprochen habe. Dies wurde sein Verderben.

Der Kardinal von Richelieu hatte schon Rücksicht darauf genommen, dem König seinen zu großen Ehrgeiz verdächtig zu machen, und Ornano wurde zum zweitenmal arretirt. Der Hof war zu Fontainebleau. Monsieur glaubte, das sicherste Mittel, seine Freiheit wieder zu erhalten, wäre, wenn er den Beleidigten mache. Er gieng zu Sn Majestäten, um seine Klagen vorzubringen. Auf dem Wege begegnete er dem Herrn Kanzler von Aligre, an den, als Chef vom Conseil, er sich zuerst wendete und ihn um die Ursache der Gefangennehmung fragte. Dieser gute Herr sagte ihm nichts weiter darüber, als daß er nicht im Conseil gewesen sey und auch an der Resolution keinen Antheil gehabt habe. Man fand, daß er nicht als Kanzler geantwortet hatte, welcher alles was sein Herr thut und befiehlt, wenn er es auch nicht weiß, unterstützen soll. Er habe nur als Privatperson dem Haß von Monsieur, welcher sehr aufgebracht war, entgehen wollen. Dies als Schwachheit zu entschuldigen, kostete ihn sogar bei seinen Freunden Mühe, und von Sn Majestäten wurde ihm in wenigen Tagen die Kanzlerstelle genommen.

Man

Man übergab sie dem Herrn von Marillac, Ober-Aufseher der Finanzen, als einem festen entschlossenen Mann, von dem man glaubte, daß er diesen wichtigen Posten behaupten könne.

Monsieur gieng zu dem König selbst und trug seine Klagen in bittern und anzüglichen Ausdrücken gegen den Kardinal von Richelieu, als Urheber von diesem Schlusse, vor. Er drohte zugleich, morgen zu ihm nach Fleury zu gehen, um sogleich die Ursache davon zu erfahren, und ihn so zu behandlen, daß er ihm nie wieder Unannehmlichkeiten verursachen könnte; vorausgesetzt, daß man ihm nicht die Freiheit für den Marschall jetzt gewähre.

Der König und die Königinn Mutter gaben dem Kardinal davon sogleich Nachricht und versicherten ihn durch ihren Schutz, daß er nichts zu fürchten habe. Er fürchtete sich auch so wenig vor der Ankunft von Monsieur, daß er sogleich auf die erste Nachricht, die er anderswoher erhielt, seiner Hoheit zuvorkam, und ihn früh Morgens bei seinem Lever in Fontainebleau besuchte, unter dem Vorwand, ihm eine Wohnung in seinem Hause anzubieten, wo seine Hoheit öfters gewesen seyen und die Spaziergänge sehr angenehm gefunden hätten. Er brach hierauf schnell ab, ohne von etwas anderm zu sprechen; so daß Se Hoheit nicht mehr daran dachte, auf die Sache selbst zu kommen. Bey dieser Gelegenheit so wie bei vielen andern erfuhr der Prinz, daß der größte Theil seiner Leute bestochen sey, und er nichts thun und sagen könne, was der Kardinal nicht im Augenblick wisse. Er wußte nicht mehr, wem er trauen sollte.

Jetzt schickte er sogleich den Herrn Capestan, Lieutenant von den corsischen Compagnien, die in der Garnison

nison von Port St. Esprit standen, an die Frau Marschallin. Capestan war als Page von ihrem Gemahl auferzogen worden, da derselbe Obrist der Corsen und Gouverneur von Pont St. Esprit war. Er hatte ein Beglaubigungs-Schreiben an die Marschallin, welche zu Paris war, abzugeben, um sie zu versichern, daß Monsieur sich sehr für die Freiheit und Genugthuung ihres Mannes verwende, ja daß er entschlossen sey alles zu thun, um sie der Unterdrückung zu entreißen, und daß er nicht ruhen würde, bis er es werde durchgesetzt haben.

Der König bekam Nachricht von dieser Depesche. Er ließ sogleich mehrere Wachen auf seinen Befehl an die Wege im Walde ausstellen, um Capestan anzuhalten und sie ihm abzunehmen. Dieser führte aber doch seinen Entschluß, eher zu sterben als seinen Auftrag nicht zu erfüllen, so glücklich aus, daß er die Wachen bezwang, nachdem er zwei oder drei verwundet hatte, und durch dieses Mittel sich mit Muth und Treue seines Auftrags entledigte.

Monsieur meldete der Marschallin, in seinem Brief, daß er in dieser Sache nichts thun und unternehmen würde, was sie nicht wisse und für gut halte. — Um ihr seinen guten Willen noch mehr zu zeigen, erbot er sich zu einem Briefwechsel mit ihr. Die Marschallin gab sich Mühe, sogleich durch einen verkleideten Laquaien ihm zu antworten, damit es keinen Verdacht geben möchte. Sie hatte die Adresse von einem aus der vornehmsten Dienerschaft Sr Hoheit und gab den Befehl, diesen nicht zu verlassen, bis er selbst gesehen habe, daß der Brief Sr Hoheit übergeben sey. Der Ueberbringer wunderte sich sehr, daß der Officier zwei Stunden nachher auf der Treppe von Fontainebleau den Erstaunten spielte, und behauptete: er wisse nicht,

wo

wo der Brief hingekommen sey; er müsse ihm aus der Tasche gefallen seyn. — Aber bald nachher fand er sich wieder; denn der Mann der ihn weggetragen hatte, brachte ihn zurück, nachdem er ihn dem Kardinal gezeigt hatte. Und als Monsieur von dem, was die Mareschallin ihn gebeten hatte, zu sprechen anfieng, fand er Ihre Majestäten bereits so genau von dem Inhalt des Briefs benachrichtigt und auf die abschlägige Antwort vorbereitet, daß seine Bitten nicht nur vergeblich waren, sondern daß man ihn auch noch schlimmere Folgen für die Sache des Marschalls fürchten ließ, wenn er nicht aufhören würde, für denselben die Freiheit zu fordern.

Die Marschallin erfuhr immer mehr, wie wenig man sich auf den größten Theil von denen, die Se Hoheit umgeben, verlassen dürfe, und sah wohl, daß Sie mit Monsieur in keiner Sache, weder schriftlich noch durch Abschickung von jemand Unterhandlungen treffen könne. Sie sah sich gezwungen, sich an Delfin, einen Edelmann von der corsischen Nation, welcher ehemals in Diensten des Marschalls gewesen war, zu wenden. Dieser hatte ihn nachher bei Sr Hoheit eingeführet, um ihn bei seinen Vergnügungen und Tänzen zu bedienen, wo er seinen Platz sehr gut zu behaupten wußte. Er war das sicherste Werkzeug, wodurch sie Monsieur von dem, was sie für den Marschall vortheilhaft fand, benachrichtigen konnte.

Da dieser Weg von Sr Hoheit angenommen und gebilligt wurde, so ließ sie ihn zuerst durch Delfin bitten, sein voriges Vertrauen zu ihr und ihrem Mann einer ihm anhänglichen und treuen Person zu übertragen, und schlug ihm dazu den jungen Puylaurent vor, welcher als Edelknabe bei Sr Hoheit erzogen wurde, und Neffe der Frau von Verderonne, einer guten Freundinn des

Mar-

Marschalls und der Marschallin war. Dieser Puylaurent war ihnen von dieser Seite sehr empfohlen, und verwendete sich auch ganz für ihren Vortheil. Die Marschallin machte, daß er an Narés Stelle kam, welcher vorher der erste Vertraute von Monsieur gewesen war. Sie bat Se Hoheit in allem, was dem Marschall beträfe, niemand als Puylaurent zu glauben. Delfin hatte die Absicht, sich seinen Freund, den Präsidenten le Coigneux, welcher schon Canzler bei Monsieur und Präsident bey der Rechnungs-Kammer zu Paris war, verbindlich zu machen. Er gab deswegen der Marschallin zu verstehen, daß Puylaurent noch zu jung sey, um mit der nöthigen Klugheit und Vorsicht die Angelegenheiten des Marschalls zu leiten, da doch Monsieur einen Rathgeber bedürfe, welcher in diesen Dingen erfahren sey. Er schlug dazu den Präsidenten le Coigneux vor, als einen Mann, der schon mehrere Aemter gehabt und sich bei verschiedenen Gelegenheiten dabei ausgezeichnet hätte. Er brachte es endlich auf die Versicherung daß le Coigneux für die Marschallin ein zweites Werkzeug seyn würde, bei Monsieur für sie zu sprechen, und daß er ihr mit aller Treue und Anhänglichkeit dienen würde, dahin, daß die Marschallin sich entschloß, bey Monsieur auch den Präsidenten zu nennen, um sein Zutrauen zwischen Puylaurent und ihm zu theilen, und seinen Beistand anzunehmen.

Es kostete Delfin wenig Mühe, Monsieur zu überzeugen, daß er in dieser Sache einen Mann brauche, auf den er sich verlassen könne, und da Se Hoheit sich gerne den Vergnügungen überließ, die ihm der Pariser Hof alle Augenblicke darbot, so war es ihm lieb, das, was ihn daran hinderte, jemand übertragen zu können. Er nahm auch gerne die Wahl eines

res Mannes an, welcher den Beifall der Marschallin hatte, und der als Canzler von Monsieur schon mit seinem Herrn und mit den vornehmsten Männern seines Hofs umzugehen wußte. Als ein Mann, der das Vergnügen und die Verschwendung liebte, war er dem Prinzen noch mehr willkommen. Und was ihn noch mehr bei Monsieur in Gunst setzte, war die Unterstützung von Puylaurent, welcher froh war, einen juristischen Geschäftsmann an der Seite zu haben, weil durch die Verschiedenheit ihres Standes keine Eifersucht unter ihnen statt fand. Ueberdies hatte ihm le Coigneux bei einigen Gelegenheiten, wo es nöthig war, mit seinem Rath und Beutel gedient. Puylaurent zeigte dagegen wieder, daß er nicht unerkenntlich sey, und wußte auch zur rechten Zeit seinem Freunde nützlich zu seyn.

Herr von Boisdauemets, ein Edelmann aus der Normandie, und bei Monsieur beliebt, sah die Einrichtungen, welche Se Hoheit in Ihrem Hause machen wollten, voraus, und wandte alles an, um von den geheimen Geschäften, an denen er schon einigermaßen mit Puylaurent Antheil genommen hatte, nicht ausgeschlossen zu werden; aber er gieng mit zu vieler Eitelkeit und Eigenliebe hinein. Wie selten wissen sich junge Leute zu mäßigen! Jeder suchte in der Gunst seines Herrn etwas über den andern zu erhalten. Der Vortheil war auf Puylaurents Seite, weil er mehr Nachgiebigkeit und Gewandtheit hatte, und die Empfehlung der Marschallin für ihn ersetzte, was ihm zur Ausfüllung dieses Platzes noch fehlte, auch der Präsident le Coigneux war mehr für den letzten und hatte sich schon mit ihm vereinigt, um ihren Herrn zu überzeugen, daß es nicht gut für ihn wäre, wenn so viele sich in diese Geschäfte mischten. Se Hoheit bequemte sich gerne dazu und beschloß, daß sie nur von

diesen

diesen beiden Personen geführt werden solle. Boisdanemets spielte eine schlechte Rolle, sobald man ihm seine Forderungen abgeschlagen hatte. Er konnte die Verminderung seines Glücks nicht ertragen, und zog sich deswegen zurück, nachdem er einige Tage vorher das Spiel seines Herrn und der Vornehmsten des Hauses gewesen war.

Puylaurent wollte, daß auch Deisin nicht mehr in das Conseil gehen und an den Geschäften Theil nehmen sollte; und le Coigneux unterstützte jenen nicht, um Puylaurent nicht zu beleidigen. Nicht allein von Seiten Monsieurs gieng nun alles nach den Absichten des Präsidenten le Coigneux; sein Glück wollte auch noch, daß diese Einrichtung nach dem Wunsch des Königs und der Königin war, welche wohl einsahen, daß ein andrer an seinem Platz mit aller Klugheit und Mäßigung doch nicht schon soviel altes Ansehen besitzen würde, um Monsieur dahin zu bringen, wo man ihn wünschte, oder daß, wenn ein solcher auch von Sr Hoheit geliebt und unterstützt würde, er sich doch von seinem Ehrgeiz hinreißen lassen würde, dieselbe Achtung zu fordern, welche der Marschall von Ornano genossen hatte. Sie wünschten zwar nicht, daß Se Hoheit mehr Gewalt bekomme, und hätten ihn daher gerne wieder der Aufsicht eines Gouverneurs übergeben; aber dies schien ganz unmöglich, da dieser Name allein schon ihm Schrecken machte, und er dieses Joch schon vor der Ungnade des Marschalls abgeworfen hatte. Aus allen diesen Gründen schlossen sie, daß ein juristischer Geschäftsmann für den Vortheil des Staats und für ihre eigenen Absichten passender sey. Sie hielten es auch nicht für nöthig, einen andern zu wählen, weil der Präsident so gefällig und unterwürfig war, als man es wünschen konnte, und er überdies keine so großen

Ver-

Verdienste hatte, daß man seine Forderungen nicht hätte leicht beschränken, oder sich davon lossagen können, im Fall Ihre Majestät nicht das erreichen würden, was sich von seiner Führung hoffen ließ. Es war bei dem König und der Königinn ein beträchtlicher Vortheil für ihn, daß er schon Canzler bei Monsieur war; sie glaubten, daß Se Hoheit ihn deswegen lieber annehmen würden, als irgend einen andern neu angestellten, und daß die Veränderung im Hause des Prinzen weniger auffallen würde, wenn ein Mann von diesem Range die erste Aufsicht darüber führe. Auch dies war günstig für den Präsidenten le Coigneux, daß der Marschall von Ornano ihm öfters den Zutritt ins Cabinet und sogar in das Zimmer von Sr Hoheit abgeschlagen hatte, worüber er sich bei verschiedenen Personen am Hof beklagte.

Um diese Gründe noch wirksamer zu machen, mußte der Kardinal von Richelieu mit dem König und der Königinn vortheilhaft für ihn sprechen, und um Ihre Genehmigung zu erhalten, Ihnen sagen, daß der Präsident ihn gewonnen und sich ihm verbindlich gemacht hätte, ihn bei seiner Zwischenwürkung zu unterstützen. Dies wäre nicht geschehen, wenn der Kardinal von Richelieu nicht schon gewußt hätte, was Delfin, mit seinem Beifall, dafür gethan hatte. Was nachher geschah, bewies ohne allen Zweifel, daß diese zwei Personen mit dem Kardinal von Richelieu im Verständniß waren, welcher schon die Stelle des ersten Staats-Ministers, jetzt aber noch unter dem Ansehen der Königinn Mutter hatte.

Auf einmal sah man das große Zutrauen und die Anhänglichkeit Monsieurs für den Marschall von Ornano verschwinden; er verließ auch die Herrn von Vendome, welche zu Blois arretirt worden waren, und lies ge-

schehen, daß einer seiner vertrautesten Diener, Chalais, gelöpft wurde.

Bald willigte Er in die Verbindung mit Mademoiselle von Montpensier, wider welche ihm der Marschall so viel Widerwillen beigebracht hatte. Die Königinn Mutter, welche diese Verbindung wünschte und längst den Plan dazu gemacht hatte, glaubte: nach der Gefangennehmung des Marschalls würde sie durch nichts mehr an der Ausführung gehindert werden; aber sie hatte nicht richtig gerechnet. Es fanden sich noch große Schwürigkeiten, die sie nicht erwartet hatte. Der Cabinets-Secretär Tronson und einige andere Diener des Königs, welche nur auf das Interesse für seine Person und nicht auf das Wohl des Staats Rücksicht nahmen, machten dem König Vorstellungen: wie wichtig es für ihn sey, wenn sein Bruder mit einer reichen Erbin verbunden würde, welche mit dem Hause Guise, das ehmals nach der Krone trachtete, verwandt sey. Würde sein Bruder mit einer solchen Appanage bereichert, wie die, welche man ihm gebe; so möchte der König, da er keine Kinder habe, nur als ein schwächlicher König angesehen werden. Der ganze Hof, nur für seinen eigenen Vortheil besorgt, würde ihn verlassen und zu Monsieur, als einem mächtigen Prinzen, übergehen, welcher bald eine Nachkommenschaft verspräche, auf die jeder seine Hoffnungen bauen und Plane machen würde, welche für die Person des Königs nachtheilig werden könnten. Die Eifersucht des Königs wurde dadurch so gereizt, daß er als der Pater Souffran, sein Beichtvater, eines Morgens zu ihm kam, aus dem Bette sprang, ihm ganz trostlos um den Hals fiel und sagte: Er wüßte jetzt ganz gewiß, daß die Königinn, seine Mutter, sich unaufhörlich an das erinnern würde, was bei dem Tode des

Mar-

Marschalls von Ancre vorgefallen sey; die Vortheile, welche sie für Monsieur suche, ließen ihn nicht mehr zweifeln, daß sie jenen mehr liebe als ihn selbst. Der Beichtvater, über diese Reden erstaunt, suchte nach und nach dem König dieses Mißtrauen zu benehmen, und versicherte ihn im Gegentheil: daß er als ältester Sohn und als König auch den ersten Platz in dem Herzen seiner Mutter habe, daß sie aber jene Verbindung deswegen wünschte, weil sie für den Staat und für Se Majestät selbst vortheilhaft sey. So wenig sey es wahr, daß dieses alles zu seinem Nachtheil geschehe; wovon er in der Folge überzeugt werden würde.

Die Königinn Mutter war indeß sehr verwundert, daß man es dem König von dieser Seite vorgetragen hatte, und der Kardinal von Richelieu, welcher das Geschäft dieser Verbindung führte, erwartete nur den Augenblick, wo man ihm befehlen werde, dem Pabst seine Aufwartung zu machen, um einen rühmlichen Vorwand zu seiner Entfernung vom Hofe zu haben.

Acht Tage vergiengen unter diesen Unruhen, ohne daß man den Urheber derselben entdecken konnte. Die Thränen der Königinn Mutter aber hatten noch viel Gewalt über das Herz des Königs, auch das Interesse des Staats war ihm wichtig. Der Argwohn, welchen man auf den Herrn Grafen warf, welcher, wie man sagte, Mademoiselle von Montpensier entführen wollte, wurde ein starker Beweggrund für den König, in diese Verbindung zu willigen, und Tronson als die Ursache dieser Grillen zu entfernen.

Marsillac, welcher auch Theil daran hatte, wurde als Gefangener in das Schloß Ancenis gebracht, und Sauveterre, erster Kammerdiener, vom Hofe weggeschickt. Barradas, welcher damals bei dem König in

Gnaden war, hatte zwar auch gegen diese Verbindung gearbeitet; aber der König wollte ihn nicht entdecken, und rettete ihn diesmal von der Ungnade.

Im August 1626 wurde die Verbindung zu Nantes vollzogen. Der König gab Monsieur die Herzogthümer Orleans und Chartres nebst der Grafschaft Blois, als Appanage. Die Herrschaft von Montargis wurde nachher durch eine besondere Urkunde dazu gegeben, um ihn das Ganze besitzen zu lassen; und zwar so, daß er bis auf eine Summe von hunderttausend Livres von allen Abgaben frei war. Ueberdies gab man ihm noch eine Verschreibung von fünfmalhundert und sechszigtausend Livres lebenslänglicher Pension aus der Ersparniß-Casse, und hunderttausend Livres lebenslänglicher Pension aus der Casse der Finanzen von Orleans. Die zufälligen Einkünfte für die Ernennung zu den Aemtern in seiner Appanage beliefen sich noch auf jährliche sechs- oder sieben und zwanzigtausend Livres. Man gab ihm noch eine offene Anweisung von funfzigtausend Livres zur Ergänzung der Ausgaben seines Hauses, welche man am Ende jedes Jahrs fortzusetzen versprach. Er konnte also auf die Einnahme von einer Million Livres rechnen.

Madame brachte ihm von ihrer Seite die souveräne Herrschaft von Dombes zu, das Fürstenthum de la Roche sur-Yon, die Herzogthümer von Montpensier, von Chatellerault und Saint Fargeau, nebst mehreren schönen Ländern, Marquisaten, Grafschaften Vicomteyen, Baronien, und andere Einnahmen, welche auf dem König und mehreren Privatpersonen beruhten. Alles zusammen belief sich auf dreimal hundert und dreißigtausend Livres. Ueberdies gab Madame von Guise, die Mutter, ihrer Tochter ihren schönsten Diamant, welcher auf achtzigtausend Thaler geschätzt

schätzt wurde. Der Kardinal von Richelieu bekam als Hochzeitgeschenk das Landgut Champvant, das er längst gerne gehabt hätte, weil es nahe und dem Hause Richelieu wohl gelegen war.

Als der Marschall von Ornano in Ungnade gefallen war, machte der König den Herzog von Bellegarde zum Oberaufseher vom Hause Monsieurs und zu seinem ersten Kammerherrn. Die Herzoginn von Bellegarde wurde Hofdame von Madame, und beide bekamen jährlich funfzigtausend Livres als Besoldung und Vergütungen für ihre Stellen.

Für die Lieutenants-Stelle der Gensdarmes von Monsieur hatte der Marschall schon vorher mit dem Herrn von Ferté-Imbaud d'Estampes sich abgefunden.

Monsieur befahl, daß man sogleich den großen Staat seines Hauses so einrichten solle, daß er durch den Rang und die Zahl der Hofleute fast dem königlichen gleich kam, nur mit dem Unterschied, daß die vornehmsten Stellen nicht, wie bei dem König den Titel: groß, hatten, sondern nur erste hießen.

Für jede Ausgabe des Hauses wurde so wie bei dem König ein Ausgabenplan errichtet; einer für die Dienstleistenden, welche zur Tafel kamen, ein besonderer für die Stallbediente, einer für die Unterhaltung der französischen Garden, für die Schweizer-Garden, für die Kosten der Tafel, die Küche, die Hofbeckerei, die Hofkellerei, die Mundschenken und Furiere. Dieses alles wurde unter dem Namen der Zahlungs-Kammer begriffen. Ein anderer Entwurf war für die Ausgaben der Marställe, die Jägerei, die Falkenjagd, die Kapelle und die Gebäude.

Das Haus von Madame wurde auch eingerichtet; die gewöhnlichen Ausgaben davon betrugen auf viermal hunderttausend Livres.

Monsieur hatte achtzig französische Garden, welche weite Röcke (casaques) und sammtene Bandeliere trugen. Die Röcke waren vorne und hinten mit einer goldenen Stickerei von Namenszügen besetzt. Er hatte auch vier und zwanzig Schweizer, welche Sonntags und an andern Festtagen mit klingenden Spiel vor ihm aufzogen, selbst wenn der König zu Paris war, nicht aber an andern Orten, wo der König sich aufhielt.

Bei der Zurückkunft von Nantes empfieng der Kardinal von Richelieu den König und die Königinn in seinem Hause zu Limours, wo Monsieur seine Gemahlin, welche die Königinn Mutter auf ihren Reisen begleitet hatte, abholte. Von da an hofte man auf eine baldige Schwangerschaft von Madame. In einigen Tagen führte sie Monsieur von dort nach Chantilli, wo sie sich mit der Jagd und dem Vogelfang ohne Unbequemlichkeit belustigen konnte, weil sie aus dem Fenster ihres Zimmers dabei zusehen konnte. Die Schauspieler und die Kapelle mußte auch dahin kommen. Diese kleine Reise war sehr angenehm, und Madame kam in der Mitte des Octobers 1626 sehr zufrieden darüber in Paris an. Das Gerücht, daß Madame schwanger sey, bestätigte sich durch ihre eigene Erklärung, die sie bei ihrer Zurückkunft machte. Diese Prinzessinn hatte zwar eben so viel Schamhaftigkeit als die andern Neuverheuratheten, welche gewöhnlich ihre Schwangerschaft so lange als möglich verbergen, aber ihre Umstände, welche sogar von der Königinn beneidet wurden, erlaubten es nicht, die Bekanntmachung einer für ganz Frankreich so erwünschten Ereigniß länger aufzuschieben, und wenige Tage nachher erschien sie, stolz darauf, im Louvre, und glaub-

te

te schon einen Sohn zu haben, welcher Dauphin werden würde. Jedermann brachte Ihr Wünsche und Huldigungen. Alles drängte sich zu Monsieur wie zur aufgehenden Sonne.

In diesem hohen Grade von Glückseligkeit konnte man kaum glauben, daß jemand es wagen sollte, diese Feste zu stören, und doch war ein gewisser Edelmann aus der Normandie welcher Montpinson hieß, und aus dem Hause Bacqueville war, so dreist. Dieser hatte sich Monsieur genähert und wollte ihn überreden, die Behandlung der Herrn von Vendosme, Chalais, und des Marschall von Ornano welcher einige Tage vorher in dem Wald von Vincennes gestorben war, zu rächen. Er schlug ihm vor sich zum Anführer einer Partie zu machen, und versicherte ihn, daß mehrere Prinzen und Herrn des Hofs dazu treten würden, wenn er es wolle, und daß es ihm an fremder Hülfe nicht fehlen würde.

Monsieur verwarf diese schönen Vorschläge, worüber der König sehr erfreut war. Aus Achtung für Monsieur, welcher ihm Nachricht davon gegeben hatte und weil er gebeten wurde, ihn nicht härter zu strafen, begnügte er sich, Montpinson auf einige Monate in die Bastille zu schicken. Monsieur hatte alle Ursache die Verwirrungen zu fliehen, da er außer dem Hofe keine bessere Lage als die Seinige war, erwarten konnte. Er wohnte bei dem König und der Königinn; dies war ein Mittel seine Vortheile sich zu erhalten, und durch das Ansehen der Königinn Mutter, welche damals sehr mächtig war, sie höher zu treiben.

Auch für seine Vergnügungen war der Ort günstig. Er liebte das Spiel und fand da Spieler und Geld. Madame wußte, daß dies eine seiner stärksten Leidenschaften war, und suchte sich ihm dabei gefällig zu machen. Wenn

er übler Laune nach Hause kam und über seinen Verlust unwillig war, so glaubte sie die beste Gelegenheit zu haben, ihn vertraulicher und offener gegen sie zu machen, wenn sie einigen Geldvorrath habe, um ihm in solchen Verlegenheiten welches geben zu können. Sie wußte, daß ihre Geschäftsleute einen Reservefond für die unvorhergesehenen Ausgaben ihres Hauses, welche nach ihrer Verbindung vorfallen könnten, ausgesetzt hatten, und ließ sich ihn bringen und ihn in mehrere Beutel vertheilen, welche sie nach und nach Monsieur gab, weil, wie sie glaubte, das Geld nicht besser angewandt werden konnte, obgleich meistens die Spieler den ganzen Vortheil und das Vergnügen davon hatten.

Monsieur hatte auch Unterhaltungen, welche einem Manne von Geist und Thätigkeit angemessen waren. Er ließ ein oder zweimal die Woche einige seiner vornehmsten Geschäftsleute und Adelichen in sein Cabinet kommen, und legte eine moralische oder politische Frage vor, worauf jeder der übrigen Gesellschaft seine Meinung sagen mußte. Bei dieser Gelegenheit zeigte Monsieur die Gewandtheit seines Geistes. Keiner unter ihnen wußte besser das Problem auseinander zu setzen, und mit mehr Gewißheit die beste Partie zu wählen. Es war noch eine andere Zusammenkunft an gewissen Tagen, wo von freieren Dingen gesprochen wurde. Diese hieß deswegen Conseil der Vauriennerie. Se Hoheit stellten ein eingebildetes Reich auf welches * * * * hieß. Er unterhielte sich damit, die Karte davon zu entwerfen, und den Provinzen, Städten, Flüssen, Durchgängen und andern von diesem Königreich abhängenden Dingen passende Namen zu geben. Diese gab Er auch den vornehmsten Geschäftsmännern, welchen er oft mit eigener Hand Depeschen ausfertigte, und zwar, sagte er, zum Beispiel für das Königreich

reich von Marsingue, in welchem die Hofleute gewohnt seyen, nichts als Sottisen zu sagen. Der Graf von Moret, welcher an allem diesem Antheil nahm, wurde Grand-Prieur von dem Königreich * * *, der Abbe von la Riviere Grand-Monacal, und Patris einer von seinen Stellvertretern.

Se. Hoheit waren ein grosser Liebhaber von Gemälden der besten Meister, von Antiken und andern Seltenheiten, wovon er ein schönes Cabinet besaß, vorzüglich gab er sich mit Münzen ab, wobei er als Kenner grosse Fortschritte machte. Als er an die Untersuchungen der einfachen kam, welche er hatte, sah er vorzüglich darauf, sie deutlich vorstellen zu lassen, und ihre Namen in einen grossen Band durch seinen Maler Herrn Jules Donnabella eintragen zu lassen. Auch mit Botanik beschäftigte er sich, und da er ein sehr glückliches Gedächtniß hatte, so wußte er fast von allen Pflanzen die Namen und Eigenschaften, so gut als ein geschickter Professor der Medicin. Er liebte die Jagd, ohne diese Uebung so zu übertreiben, wie sein Bruder der König. Er gieng oft die ganze Nacht in den Straßen von Paris spazieren, ohne eine andere Absicht zu haben, als seinem natürlichen Hang zu folgen, der ihr nicht erlaubte, lange auf einer Stelle zu bleiben, und auch um dem König und der Königinn alle Tage neue Begebenheiten zu erzählen. Besonders wenn es Bälle oder Zusammenkünfte gab, besuchte er einige derselben selbst, in die andre schickte er seine Leute, um zu sehen, wer dabei war, und ihm wieder Nachricht zu geben.

Madame war darüber nicht eifersüchtig; sie zweifelte nicht, daß Monsieur ihr treuer Gatte sey, nur die Sorge daß ihm vielleicht etwas schlimmes zustoßen, und das Zufußegehen ihm nicht gut bekommen möchte, beunruhigte sie.

So brachte Monsieur seine Zeit zu, und erwartete mit groſser Ruhe und Gelassenheit die Stunde der Niederkunft von Madame. Eine Prinzessinn, die sie endlich gebahr, versprach ihm bald einen Sohn, und die Wünsche aller guten Franzosen würden durch die Geburt mehrerer Prinzen des vermuthlichen Thronerben vollkommen erfüllt geworden seyn, wenn Gott, aus Gründen in die uns einzudringen nicht erlaubt ist, Madame nicht aus der Welt genommen hätte. Ihr Tod drei Tage nachher verwandelte alle Hoffnungen in Trauer, und war eine zu gewisse Vorbedeutung alles Unglücks, das Monsieur nachher traf.

Ueber diese traurige Ereigniß war er sehr betrübt, und von Schmerz niedergedrückt, er gab aber auch dabei Beweise seiner wahren christlichen Gesinnungen durch das öffentliche Bekenntniß, daß er eine so tugendhafte Prinzessinn nicht verdient, und daß Gott sie ihm genommen habe, um ihn wegen seiner gewöhnlichen Ausschweifungen, von denen er sich zu bessern versprach, zu strafen. Dies war eine groſse Beruhigung für den König und die Königinn, und für den ganzen Hof erfreulich, nach dem Antheil den jeder einzelne an einer so traurigen Begebenheit nehmen konnte.

Madame wurde zu St. Denis, wo das königliche Begräbniß ist, beigesetzt. Das Leichenbegängniß war so prächtig, daß es mehr dem einer Königinn, als der Schwägerinn des Königs gleich sah. Die Königinn Mutter nahm viel Antheil an Monsieurs Betrübniß, da ihre Hoffnungen von dieser Verbindung, die ihr so viel Mühe und Sorgen gemacht hatte, vergebens waren. Madame von Guise war untröstlich über den Verlust einer Tochter, die ihr immer so gehorsam gewesen war, und daß sie durch einen so unerwarteten Zufall den Vortheilen, welche ihr Haus durch diese Verbin-

bindung schon genossen hatte und künftig zu genießen hoffte, entsagen mußte.

Nur der König fand seinen Vortheil dabei, und hatte am wenigsten Ursache darüber betrübt zu seyn, da diese Verbindung ihm zu einer Eifersucht Ursache gegeben hatte, welche durch die Schwangerschaft von Madame noch vermehrt worden war.

Als der König alle seine Besorgnisse gehoben sah, unterließ er nicht, große Betrübniß zu bezeugen, weil er die Tugend dieser Prinzessinn sehr geschätzt hatte, es war ihm aber sehr lieb, daß sie nur eine Tochter hinterließ.

Der Präsident le Coigneux und Puylaurent waren über diesen Tod leicht getröstet, weil sie schon gefürchtet hatten, daß Madame viel Einfluß auf Monsieur bekommen möchte. Da sie wußten, daß das Haus Guise diese Absicht hatte, und der Abbe von Foix, ein Anhänger desselben, täglich Rathschläge dazu gab. Es wurde von mehreren zu gleicher Zeit bemerkt, daß Madame von Monsieur sehr geliebt wurde, daß er aber doch etwas zurückhaltend gegen sie war, als ob er befürchtete, daß sie sich zu viel Herrschaft im Hause anmaßen wollte. Monsieur begab sich an dem Tage, wo sie starb, sogleich in das Haus des Präsidenten le Coigneux zu St. Cloud. Aber er fand wenig Erleichterung für seinen Schmerz, welcher durch einen Zufall, der dem Herrn von Boutteville-Montmorency zustieß, einen neuen Zuwachs bekam. Dieser hatte sich einige Tage vorher mit dem Marquis von Beuvron und Bussi d'Amboise geschlagen, und der Streit endigte sich durch den Tod des letztern. Der Graf von Chapelles war sein Secondant.

Der König war um so mehr darüber aufgebracht, da er diesen Montmorency schon öfters bei dergleichen Fehlern

lern begnadigt hatte. Er hatte überdies den Place Royale zum Kampfplatz gewählt und dadurch eine Geringschätzung der königlichen Befehle gezeigt. Diese berühmten Fechter trennten sich, und dachten darauf sich bei Zeiten in Sicherheit zu begeben, um den Zorn des Königs vorübergehen zu lassen. Der Marquis von Beuvron nahm seinen Weg nach Italien, wohin er glücklich durchkam, und zeichnete sich nachher durch die muthvolle Vertheidigung von Casal gegen Don Gonzale von Cordova, aus, wie man aus der Geschichte sieht. Der Herzog von Mantua, welcher diesen wichtigen Platz nur diesem großmüthigen Cavalier zu danken hatte, ergriff die Gelegenheit ihm seine Verbindlichkeit zu beweisen, und wandte alles an, um die Verzeihung für den Marquis zu erhalten, die ihm der König würklich ertheilte. Aber er starb fast zu gleicher Zeit an seinen Wunden, und konnte die Achtung nicht genießen, die man seiner Tapferkeit schuldig war.

Bouteville und der Graf von Chapelles wollten nach Lothringen, und waren auch schon der Grenze nahe. Aber ihre Reise hatte einen ganz verschiedenen Erfolg. Sie hatten einige Zeit nöthig, um ihre Degen zu messen, sich gegenseitig zu durchsuchen, die Röcke auszuziehen, und den Streit zu enden, wo Herr von Bussi getödtet wurde. Nachher um ihre Kleider und Stiefel wieder anzuziehen und Anstalten zur Reise zu machen. Alles dieses konnte nicht schneller als in drei Stunden geschehen. Sehr erhitzt und erschöpft setzten sie sich zu Pferd, und mußten deswegen unterwegs mehreremale halten und ausruhen, um wieder zu Odem zu kommen und Kräfte zu sammlen. Es lag ihnen sehr daran, ihren Weg unausgesetzt zu verfolgen, um bei guter Zeit in den Hafen zu kommen.

So

So sehr sie auch eilten, mußten sie sich doch zu Vitry in Partois aufhalten, weil sie zu schwach und abgemattet waren. Sie dachten in drei oder vier Stunden wieder weiter zu reisen, da sie nicht glauben konnten, daß jemand mit Gewißheit ihren Weg wisse, oder daß man schnell genug Leute schicken könne, um ihnen die Flucht abzuschneiden und sie fest zu halten. So glaubten sie Zeit genug zu haben, um ihre Reise auszuführen und sich in Sicherheit zu bringen. Aber sobald man bei Hof den Ausgang dieses Zweikampfs erfuhr, befahl der König sogleich, daß man ihnen nachsetzen solle, schickte auch eine hinlängliche Anzahl von seiner Garde ab, um sie zu arretiren, oder aus den Händen der Vorsteher, Städte und Beamten, die sich vielleicht schon ihrer Personen bemächtigt hätten, zu übernehmen. Der Präsident von Mesme, Schwager des von Büsl, welcher zu dem Könige gieng, um sich seinen Beistand für diese Sache zu erbitten, kam gerade zu rechter Zeit, um den ausgefertigten Befehl zu empfangen, wovon der König für gut hielt, ihm die Ausführung zu übertragen. Er that dies mit vieler Vorsicht und ohne Zeitverlust. Den beiden Flüchtlingen wurden Eilboten nachgeschickt, um ihnen zuvorzukommen und den Befehl den Vorstehern und Stadtbeamten zu übergeben. Sie hatten genug Leute bei sich, um die Ordre des Königs selbst auszuführen; folglich hatten sie nicht nöthig, die besondern Gouverneurs, an welche sie im Fall der Noth gewiesen waren, um ihren Beistand zu bitten.

Als die Garden angekommen waren, wurden ihnen die Gefangenen sogleich von den Stadtbeamten übergeben.

Wie diese Nachricht nach Hof kam, hielt jedermann ihren Untergang für gewiß. Auch Monsieur glaubte

glaubte kein anderes Mittel für ihre Rettung zu haben, als daß Er sie unterwegs wieder wegnehmen liesse. Er gab sogleich einigen sichern Personen Befehl dazu. Denn ihm war sehr viel daran gelegen, sich zwei Diener von solchen Eigenschaften und Verdiensten zu erhalten; besonders den Herrn von Bouteville, welcher immer sein Anhänger war, und sich durch so viele Zweikämpfe, die immer zu seinem Vortheil ausfielen, so ausgezeichnet hatte, daß er für den berühmtesten und gefürchtetsten Duellanten am Hofe galt. Aber die Sache konnte nicht so geheim gehalten werden, daß nicht der König davon Nachricht bekommen hätte. Er gab im Augenblick Befehl zu Verstärkung der Begleitung, um die Gefangenen unter sicherer Bedeckung in das Parlaments-Gefängniß zu Paris zu bringen. Se Hoheit sah nun, daß nichts übrig blieb, als unterthänige und inständige Bitten; und so wendete Er bei dem König und der Königinn alles an, um sie zu retten. Er bat sogar den Kardinal von Richelieu, daß er den König und die Königinn dazu bewegen möchte, welcher auch aus Achtung gegen Monsieur ein unterthäniges Schreiben an den König aufsetzte, worinn er vorstellte, welche beträchtliche und wichtige Dienste das Haus Montmorenci, aus welchem Bouteville stammte, dem Staat und den Königen geleistet hätte, auch, daß er mit Madame sehr nahe verwandt sey. Dies geschah aber doch mehr um die Pflichten eines nahen Verwandten von Bouteville zu erfüllen, als in der Hoffnung, Vergebung für ihn zu erhalten.

Das Parlement arbeitete sehr eifrig an seinem Proceß fort, und in wenigen Tagen folgte das Todes-Urtheil. Der Kardinal von Valette und der Herzog von Bellegarde wiederholten ihre Bitten nebst Se Hoheit mit allem möglichen Eifer, um die Todesstrafe

wenigſtens in lebenslängliche Gefangenſchaft zu verwandlen. Auch der Graf von Brion kam, ſeit das Urtheil geſprochen war, mehrere male deswegen von St. Cloud nach Paris. Aber der König ließ ſich durch nichts erweichen, und man nahm ſo wenig Rückſicht auf die Bitten von Monſieur, daß man ihn vielmehr merken ließ: der König ſey gerade deswegen weniger geneigt, den Angeklagten Pardon zu ertheilen; und Monſieur muſte ſich entſchlieſſen, dieſen neuen bittern Kelch zu trinken. Dies that ihm um ſo mehr wehe, da die Hinrichtung des von Chalais, die Gefangennehmung der Herrn von Vendome und die Gefangenſchaft des Marſchalls von Ornano in dem Walde von Vincennes, wo er, nicht ohne Verdacht eines gewaltſamen Todes, geſtorben war, ihm noch in friſchem Andenken geblieben waren. Deſto empfindlicher wurde es ihm, daß er dieſe Geringſchätzung nicht ahnden durfte. Der Präſident Lecoigneur ſtellte ihm vor, daß er ohne den König zu beleidigen, nichts dagegen thun könne und daß die Klugheit ihm gebiete, ſich zu verſtellen und der höhern Macht nachzugeben, da auf dieſem Wege nichts gewonnen, wenn er aber mit dem Hof gut ſtünde, worauf ſo viel für ihn ſelbſt gelegen ſey, bei andern Vorfällen vortheilhafter gewürkt werden könne. Uebrigens ſey es gut, daß er für die Rettung Bouteville's und des Grafen Chapelle, alles gethan habe, was er vernünftiger Weiſe habe thun können, und daß er dem ganzen Hof dadurch einen Beweis ſeines guten Willens gegeben habe.

Es war nicht ſchwer, Monſieur einen Rath einleuchtend zu machen, den er bei ähnlichen Gelegenheiten ſchon befolgt hatte. Die Gründe des Präſidenten überzeugten ihn ganz davon, daß ihm für jetzt nichts übrig bleibe als den Beleidigten zu ſpielen. Er tröſte-

te sich mit der Hofnung ein andermal seine Diener besser unterstützen zu können.

Sogleich gieng er wieder nach Paris zurück, um den König und die Königinn zu besuchen, und nahm, da er nicht im Louvre wohnen wollte, wo Madame gestorben war, auf einige Zeit seine Wohnung im Hotel von Montmorenci. Gegen den König betrug er sich wie vorher, ohne ihn über das Vergangene etwas merken zu lassen. Dadurch gewann er eine gute Aufnahme bei demselben. Der König versicherte ihn sogar bei allen Gelegenheiten, daß es ihm das gröste Vergnügen sey, ihn zu sehen, und beschwerte sich mehreremale, daß er bei seinen Besuchen sich so schnell wieder von ihm entferne, um mit jemand anders sich zu unterhalten, daß er ihm sogar den Rücken zukehre, und sich nicht enthalte, an jedem andern Ort alle Augenblicke seinen Verdruß merken zu lassen.

Wenn Se Hoheit dem Herzog von Bellegarde hätte folgen wollen; so würde er sich nicht nur gefälliger gegen den König gezeigt haben. Er würde auch sogleich von Anfang, da der König und die Königinn ihn ihm an die Seite gegeben hatten, seine für einen so grosen Prinzen unanständige Gewohnheiten abgelegt haben; was ihm nachher so viele Mühe kostete.

Der König zeigte zwar viele Liebe für Monsieur und sagte sehr oft, daß er ihn wie seinen Sohn betrachte, aber er hörte doch nicht gerne von einer neuen Vermählung desselben sprechen, und hatte sogar die Königinn, seine Mutter, gebeten, daran nicht zu denken.

Auch

Auch das Conseil von Monsieur war schon von den Absichten des Königs unterrichtet und wendete alles an, um Sr Hoheit einleuchtend zu machen, daß er um des Königs willen alle Vorschläge, die man ihm deswegen machen könnte, verwerfen müßte. Um Sr Hoheit die Einsamkeit desto erträglicher zu machen, bot ihm der König alle Arten von anständigen Uebungen an, vorzüglich die Jagd, womit sich der König selbst fast täglich belustigte. Er glaubte daher, Monsieur würde eben so viel Vergnügen daran finden. Der König befahl auch, daß man seiner Leidenschaft zum Spiel nicht mehr so sehr entgegen seyn sollte, fand es gut, daß er sich damit unterhalte, und ließ ihm sogar Geld dazu geben. Weil Monsieur kein nahes Haus bei Paris besaß, so hatte der König die Gnade, ihm das von Limours zu geben, welches dem Kardinal von Richelieu gehörte. Er beschenkte Se Hoheit damit, in der Meinung, daß er es verschönern, oder einen neuen Plan dazu entwerfen solle, der seinen Geist beschäftigen und unterhalten würde. Es wurde eben so viel dafür bezahlt als es gekostet hatte. Dies betrug, mit dem Gut Montcheri, viermal hundert tausend Livres. Dazu bekam der Kardinal von Richelieu noch dreymalhunderttausend Livres für die Meubles, Unkosten und gemachte Verbesserungen. Ohnehin war dem Kardinal dieses Haus entleidet; er fand es eben so unangenehm, als ungesund, weil es niedrig lag, und weder Brunnen noch anderes Wasser hatte, auch noch manche Dinge dabei fehlten. Er war sehr vergnügt, daß er eine so gute Gelegenheit fand, es mit reichlicher Bezahlung los zu werden. Bei jeder andern Person wäre ihm dies nicht so leicht gewesen. Sein Vortheil aber und das Zureden der Königinn Mutter, deren

Geschöpf und vertrautester Anhänger er war, brachten den König zu diesem Entschluß.

Nachher befahl der König, daß die beiden Grafschaften Monsieur's eben so wie die Appanage-Güter sollten angesehen werden, künftig aber unter der Lehnbarkeit des Herzogthums Chartres stehen sollten, statt daß sie vorher an den Thurm des Louvre die Lehengebühr geleistet hatten.

Alle diese Vorsicht war der Frömmigkeit des Königs würdig; sie war aber nicht sehr nöthig, um Monsieur von einer Heurathsverbindung abzuhalten, da er in einem Alter war, wo er die Freiheit liebte. Le Coigneux und Puylaurent verlangten eben so gewiß, ihren Herrn allein zu regieren, und erhielten bei ihm diese Abneigung, um sich dadurch beliebter zu machen, und einst neue Gnadenbezeugungen zu verdienen, wenn sie ihren Herrn nach dem Willen des Königs und der Königinn lenken würden, bis diese einmal im Sinne haben sollten, ihn zu vermählen; wozu dieselbe, wie sie glaubten, durch Staatsgründe genöthigt werden würden. Bei Monsieurs Temperament und unter den Vergnügungen des Hofs, woran er immer Theil nahm, war es schwer, seine Enthaltsamkeit zu bewahren und da die Großen ein Vergnügen darinn finden, in ihren Leidenschaften geschmeichelt zu werden; so fanden sich immer Leute bei Hof, welche um die Gnade Sr Hoheit zu erhalten, ihn jeden Augenblick überzeugten, daß es genug sey, den Wünschen des Königs gefolgt und die Gedanken an eine Verbindung so lange entfernt zu haben. Dabei müsse es ihm erlaubt seyn, seiner natürlichen Neigung für die Weiber zu folgen, ja es würde sogar ungerecht seyn, sie unterdrücken zu wollen.

Dieses

Dieſes benutzte Monſieur zu ſeiner Entſchuldigung bei dem König und ſeiner Mutter wenn ſie ihm Vorwürfe darüber machten. Würklich machte es ſie nachſichtiger, und hinderte ſie, ihm Einhalt zu thun. Der Pater Souffran ermahnte ihn öfters, und ſtellte ihm das Beiſpiel des Königs, der ein Feind von ſolchen Unordnungen war, zur Nachahmung vor. Aber Gewiſſensgründe, ſo wie Staats-Gründe, würkten nicht ſehr auf Se Hoheit.

Die Eigenſchaften dieſer beiden Brüder waren ſehr verſchieden, und ihre Empfindungen noch mehr. Es ſchien als ob Monſieur eher für einen Mann der Liebe angeſehen zu werden wünſchte, als für fromm und enthaltſam, wie der König.

Das größte Vergnügen für Monſieur war die Abwechslung der Frauen. Er gab ſich auch Mühe, die Namen der Veralteten zu wiſſen, um bei ſeinen Vertrauten lächerliche Erzählungen darüber zu machen.

Das ſchlimmſte war, daß auch er von Zufällen, denen andere Menſchenkinder unterworfen ſind, dabei nicht frei blieb; worüber die Königinn Mutter um ſo mehr beſorgt war, da ſie den König für unfähig hielt, der Krone einen Erben zu geben, und Monſieur durch fortgeſetzte Ausſchweifungen eben ſo unfähig dazu werden konnte.

Es blieb kein anderes Mittel, als ihn zu vermählen. Dies ſah die Königinn wohl ein; aber der König war noch immer entſchloſſen, es nicht zuzugeben; und ſie wußte wohl, daß ſie nicht darauf dringen konnte, ohne den König zu beleidigen, dem ſein perſönliches Intereſſe dabei näher lag als der Vortheil des Staats, in welchem er zu verlieren fürchtete, wenn Monſieur heurathe und Kinder bekomme. Weil ſie einſah, daß in dieſer

Sache nicht wohl etwas bei dem König auszurichten sey; so dachte sie nicht weiter daran, als — sie Gott zu empfehlen, mit dem Vertrauen, daß er, der die Herzen der Könige regiert, auch ihre Söhne nach ihrem Verlangen lenken, und sie auf eine andere Art aus ihrer Verlegenheit ziehen werde.

Monsieur war indessen nicht zu bewegen, seine Lebensart zu ändern. Er verlangte nichts weiter als so zu bleiben, um sie fortsetzen zu können, und hörte eben so wenig auf die Vorstellungen des Königs und der Königinn als auf die öftern Bitten seiner guten Diener.

Diese große Königinn war also unvermögend auf ihre beiden Kinder zu würken, und man wußte nicht, welcher von ihnen ihr am meisten Kummer mache. Aber sie sorgte dennoch, wie eine gute Mutter, unabläßig für Monsieur, und weil sie seinen Umgang mit dem Frauenzimmer nicht verhindern konnte, so ließ sie ihm dringend rathen, sich wenigstens von solchen zurück zu halten, die seiner Gesundheit gefährlich seyn könnten. Sie machte es denen, welche öfters mit Sr Hoheit umgiengen, bekannt, daß weder der König noch Sie dagegen wären, wenn er Zuneigung gegen eine Person von Verdienst hätte, die ihn von seinem Umgang mit schlechtern Personen abhalten könne.

Einer der vornehmsten Diener des Monsieur glaubte sich dem König, der Königinn und seinem Herrn zugleich angenehm zu machen, übernahm diesen Auftrag, und gab, während dem Carneval, oft Comödie und Gesellschaften bei sich, wobei die schönsten Frauen von Paris waren, damit sich Monsieur eine zur Maitresse wählen sollte. Er sprach sehr oft mit ihm davon, und gab ihm auch selbst seit dem Tode seiner zweiten Frau ein Beispiel, worüber Monsieur oft mit ihm scherzte.

Al

Als die Nachricht von dem feindlichen Einfall des Bouquinkan [Bukingham] auf der Insel Rhé ankam, wurde der König zu Villeroi gefährlich krank. Weil er also, wie es seine Absicht gewesen war, nicht selbst an die Küste von Poitou gehen konnte; so rieth man ihm, Monsieur als Generallieutenant hinzuschicken, um der dortigen Citadelle, St. Martin, welche die Engländer zu belagern angefangen hatten, so schnell als möglich zu Hülfe zu kommen. Monsieur reiste folglich ab und nahm seinen Weg nach Saumur; von da schickte er den Herrn von Saint Florent, einen seiner Edelleute, an den Grafen von Grammont, Gouverneur von Bayonne, und ließ ihn bitten, ihm eine gute Anzahl von Pinassen und andern Schiffen mit einem geschickten Seemann zu schicken, um sie mit Lebensmitteln und Kriegsmunition an den Platz bringen zu können.

Als Se Hoheit in Poitou einzog, kam ihm der Herzog von Rochefaucault, welcher Gouverneur war, mit fünf oder sechshundert Edelleuten von seinen Freunden entgegen. Monsieur begab sich bald nachher in das Lager von Aitrée und wollte den Rochellern sogleich seine Ankunft bekannt machen. Er rückte daher mit der Noblesse und andern Freiwilligen vom Regiment Piemont und einigen Trouppen Cavallerie bis an das Fort von Bonne Greve vor, wo er mit Kanonenschüssen von der Festung und Stadt her empfangen wurde. Die von der Festung fiengen zugleich ein starkes Scharmützel an. Weil aber die Truppe des Prinzen keine andere Absicht hatte, als den Feind zu recognosciren und ihren guten Willen zu zeigen, so waren sie auch bald auf ihren Rückzug bedacht. Der Herr von Nantes, erster Hauptmann von Regiment Piemont, und Herr von Marycourt wurden dabey mit vierzig oder funfzig Soldaten getödtet.

Bei dieser Gelegenheit machte der Herzog von Bellegarde nicht nur den Generallieutenant Sr Hoheit, bei der besagten Armee, sondern auch den gemeinen Soldaten. Er war der erste, welcher Feuer gab, und der letzte im Rückzug.

Der König war unzufrieden über diese Unternehmung, und ahndete es sehr in einem Brief an Monsieur, daß er so leichtsinnig und ohne Noth die Truppen ausgesetzt und gegen seine Befehle, nach welchen er bis zu seiner Ankunft nichts hätte wagen sollen, gehandelt habe. Vielleicht hätte man es noch weniger gerne gesehen, wenn Monsieur bei seinen Ersten Versuchen glücklicher gewesen wäre. Man glaubt, diese Furcht habe den König bestimmt, noch früher, als seine Gesundheit es erlaubte, abzureisen und schneller im Laget zu seyn.

Herr von Saint Florent führte seinen Auftrag so geschwind aus, daß in weniger als drey Wochen dreyßig Pinassen bei dem Fort Lacquillon, von Herrn D'Andorins begleitet, landeten.

Schon war Befehl gegeben, daß bei Sables D'Ollonne und an andere Gegenden der Küsten Lebensmittel zusammengebracht werden sollten. Monsieur war selbst dabei und ließ alles in die Pinassen und Schiffe bringen, welche der Bischoff von Mande zurückbehalten hatte. Alles war segelfertig; ohne diese Eile hätten sie einen ganzen Monat widrigen Wind gehabt. Einer der unternehmendsten Schiffscapitäne, Herr von Valins, hatte schon den Weg gezeigt, und der Festung Hülfe gebracht, so daß sie einige Tage sich halten konnte. Aber die Lebensmittel waren aufgezehrt, und die Bedürfnisse vermehrten sich doch so, daß man entweder neue dahin schaffen, oder capituliren mußte.

Herr

Herr von Saint Preuil, welcher als Volontair in der Feſtung, und ein vertrauter Freund des Herrn von Toiras war, bot ſich an, zu Lande dem König Nachricht von dem Zuſtand der Belagerten zu bringen, um ſeinen Beiſtand zu beſchleunigen. Herr von Toiras fand die Unternehmung gefährlich und fürchtete für ſeinen Freund; aber dieſer ließ ſich nicht abhalten. Saint Preuil kam glücklich durch, und eben ſo wieder in die Feſtung zurück, ungeachtet er von den Kanonen- und Musquetenſchüſſen der feindlichen Schiffe und Schaluppen verfolgt worden war. Mit offenen Armen empfieng ihn Herr von Toiras und bewunderte ſeinen Muth bei dieſer kühnen Unternehmung. Saint Preuil berichtete ihm, daß die Hülfstruppen nahe wären, und man nur guten Wind und Geduld nöthig habe. Die Engländer hatten indeſſen erfahren, daß Herr von Saint-Preuil durchgekommen war, und ließen den Hafen um ſo ſtrenger bewachen, damit niemand durchdrängen könnte. Die Belagerten konnten nun nicht mehr Schaluppen ans Land ſchicken, um Nachrichten von ſich zu geben. Da ihnen dies Mittel fehlte, ſo boten ſich zwei Soldaten an, für eine gute Summe Geldes durchzuſchwimmen. Sie warteten die Zeit ab, wo das Meer niedrig und die Nacht dunkel war, giengen nahe an der Küſte, wo ihnen das Waſſer nur bis an den Leib gieng, und entkamen auf dieſe Art den Wachen und Schaluppen der feindlichen Linien. Als ſie weit genug vom Lager der Engländer entfernt waren, und nicht eingeholt werden konnten, ſo fiengen beide an, zu ſchwimmen; aber der eine verlor den Muth und mußte wieder umkehren. Der andere, ein ſehr ſtarker Mann, ſetzte unter vieler Gefahr ſeinen Weg fort. Er mußte ſich oft unter das Waſſer tauchen, um den Schaluppen, die ihn verfolgen wollten, zu entgehen. Nach ſeiner Ausſage ſoll es ihm noch mehr Mü-

he gekoſtet haben, ſich gegen die Fiſche zu vertheidigen, die er beſtändig mit den Händen von ſich habe abreiſſen müſſen. Ueber alle dieſe Hinderniſſe ſiegte ſein Muth. Er kam geſund und wohl bei der Mühle von Laleu an, von wo er ins Lager geführt wurde. Dorthin brachte er einen Brief in Chiffern mit, den er in einer Bleikugel am Halſe angeknüpft hatte. Dieſer enthielt, daß die Belagerten ſich nicht länger, als noch fünf Tage würden halten können, wenn ſie keine Unterſtützung bekämen.

Zur Belohnung für dieſen kühnen Streich nahm ihn der König unter ſein Gnaden-Regiment mit lebenslänglichem Gehalt von monatlichen zwanzig Thalern auf.

So war dann in dem Augenblick, da Herr von Toiras auf dringendes Anſuchen der Garniſon capituliren wollte, alles plötzlich geändert, und das Glück des Königs brachte noch ſieben und zwanzig Pinaſſen und fünf oder ſechs andere Schiffe mit Lebensmitteln in die Feſtung.

Man berathſchlagte mit den Seeleuten, ob man auf der Seite des wilden Meers, oder auf einer andern paſſieren, oder ob man den geraden Weg nehmen ſolle. Herr D'Andouins meinte das letztere, weil wahrſcheinlich alle engliſche Schaluppen ausgelaufen und in allen andern Gegenden vertheilt ſeyn würden, auch die Feinde nicht erwarten könnten, daß man auf ihre Hauptflotte einfallen würde, wo ihre langen Flußſchiffe und andere große Fahrzeuge ſchon hinreichten, eine ganze Armee abzuhalten. Herr D'Andouins behauptete dagegen, daß er dieſen eher entgehen könne, als den bewaffneten Schaluppen, deren Anzahl größer ſey, und die ſie leichter beim Gefecht anfallen, und zu

Grun-

Grunde richten könnten, da hingegen die Kanonade der gröſsieren Schiffe für die Pinaſſen, wegen ihrer Niedrigkeit, weniger gefährlich ſey.

Der Erfolg lehrte, daß dieſer Rath der beſte war. Die Engländer konnten es nicht verhindern, daß die Edelleute, welche auf den Pinaſſen waren, die Verpfählungen ihrer Schiffe durchbrachen und ungeachtet ihrer Kanonaden durchdrangen.

Bei dieſer Gelegenheit gab Herr von Deeplan groſse Beweiſe ſeines Muths.

Das entſcheidendſte für die Rettung der ganzen Inſel war, daß auf dieſe Weiſe die Feſtung zu rechter Zeit Unterſtützung bekam, und dieſes hatte man vorzüglich Monſieur zu danken, welcher dem König dadurch die Zeit gewann, um zu der Landung der Truppen und Edelleute neue Vorbereitungen zu machen. Dadurch wurde der Herzog von Bouquinkan gezwungen, ſich mit Schande und Verluſt zurückzuziehen.

Die Rochelleer waren nun in groſser Verlegenheit, da der gröſste Theil ihrer Lebensmittel von den engliſchen Truppen aufgezehrt war, auf die Verſicherung, daß ſie die Inſel wegnehmen würden und ihnen leicht wieder erſetzen könnten, was ſie aus ihren Magazinen bekommen hätten. Dies beſtimmte den König, die Belagerung von Rochelle zu beſchlieſsen. Sie wurde ihm nach der jetzigen Ausleerung von Bedürfniſſen leicht, da ſie ſonſt ganz unmöglich geweſen wäre. Der König begab ſich im October 1627 in das Lager von Aytrée, bei Rochelle, lieſs ſogleich an den Verſchanzungen arbeiten, und beſchloſs, nicht eher abzureiſen, bis die Feſtung in ſeinen Händen ſey.

Monsieur gieng nach Paris zurück, und war verdrüßlich, daß ihm der König das Kommando über die Armeen abgenommen hatte, um es dem Kardinal von Richelieu zu geben, ob Er es gleich dem Anschein nach für sich selbst behalten hatte. Bald fand Er andere Unterhaltungen in Paris, über welchen er die kriegerischen vergaß. Er gab mehrere Feste und Assemblèen, und war besonders bei denen aufmerksam, wo er die Prinzessinn Marie von Mantua zu finden glaubte, weil er in sie verliebt scheinen wollte. Der größte Theil lobte seine Absicht, und wünschte die Verbindung Monsieurs mit dieser Prinzessinn, welche von hoher Abkunft, passendem Alter, und überdies schön, tugendhaft und sehr geistreich war.

Hiezu wollte aber die Königinn Mutter nicht einwilligen, weil sie sich beständig einer Beleidigung erinnerte, die ihr der Herzog von Mantua, als er noch Herzog von Nevers war, gemacht hatte. Sie unterdrückte selbst das Gerede davon, so viel sie konnte, und suchte dagegen mit der Prinzessinn von Florenz, ihrer Verwandtin, etwas einzuleiten. Damit der König leichter darein willigen möchte, gab sie ihm unter der Hand zu verstehen, daß diese Prinzessinn häßlich, schlecht gebaut und unfähig sey, Kinder zu bekommen. Um sich aber bei der Welt zu rechtfertigen, daß sie sich der Verbindung mit der Prinzessinn Marie entgegen setzte, ließ sie ausprengen, daß sie durch Mittel, die ihr der Arzt Servini gegeben habe, um sie von einer großen Krankheit, von welcher sie wenige Zeit vorher genesen war, zu heilen, unfähig zum Kinderzeugen geworden sey. Der König wollte auf keine Art davon reden hören, und beruhigte dadurch beide Partien.

Als der Marquis von Spinola von Flandern nach Spanien reiste, wollte er vorher die Ehre haben,

dem König aufzuwarten, und zu sehen, wie es mit der Belagerung von Rochelle gehe. Er gieng vorher zu Monsieur, welcher im Hotel von Montmorency wohnte. Se Hoheit sprach mit ihm über die Belagerungen und Kriegsverrichtungen in Flandern, aus der Zeit, da dieser Marquis die spanische Armee commandirt hatte, so erfahren, daß dieser über den Geist des Prinzen erstaunte, voll von Lobsprüchen, die er ihm machte, von ihm gieng, und eine größere Achtung für ihn bekam, als für alle Prinzen von seinem Alter, die er je gesehen hatte.

Monsieur machte den Königinnen, die sich während der Belagerung von Rochelle zu Paris aufhielten, alle Tage den Hof, benahm sich aber dabei ziemlich frei gegen sie, sogar auch gegen die regierende Königinn, mit welcher er immer sehr gut gestanden und keine große Ceremonien gegen Sie beobachtet hatte. Seit sie nach Frankreich gekommen war, nannte sie ihn immer, wenn sie mit ihm oder von ihm sprach, Monsieur. Einige bemerkten dagegen, daß sie ihn in Briefen als Bruder anredete.

Während der kleinen Reise, die der König nach Paris machte, hatte Monsieur einmal der Königinn begegnet, da sie eine Wallfarth gemacht hatte, um Kinder zu bekommen. Er sagte ihr scherzend: Madame, sie haben ihre Richter gegen mich angeflehet. Ich bin zufrieden, daß Sie den Proceß gewinnen, wenn nur der König hiezu Credit genug hat.

Schon einigemale hatte es zwischen der Königinn Mutter und dem Kardinal von Richelieu Mißverständnisse gegeben, die der König selbst, unter Vermittlung des Pater Souffran, des Beichtvaters von dem König und der Königinn, wieder auseinander setzte.

Bei

Bei der Königinn Mutter blieb davon eben so viel Bitterkeit als bei dem Kardinal Mistrauen zurück. Dennoch wollte er der Königinn seine gänzliche Abhängigkeit von ihrem Willen zeigen. Er wußte, daß sie für den Pater Berüle die Ernennung zum Kardinal wünschte, um die sie schon vor der Reise nach Rochelle gebeten hatte, und unterstützte daher die Sache beim König. Nachdem er die Befehle vom König erhalten hatte, empfahl er sie aufs beste dem Kardinal Spada, ehmaligem päbstlichem Nuncius, glaubte aber, die Ernennung werde sich noch in die Länge ziehen, und die Zeit ihm Mittel genug geben, um sie abzuwenden, wenn er es für gut hielte. Allein gegen alle Erwartung des Kardinals von Richelieu, der sich auf die gewöhnliche Langsamkeit des römischen Hofs verlassen hatte, erfolgte die Ernennung vom Pabst für Berüle in drei Monaten, im September 1627.

Als diese Neuigkeit im Lager von Ayté bekannt wurde, war der Kardinal von Richelieu ganz aufgebracht, daß man ihm diesen Streich gespielt hatte. Er konnte den schnellen Ausgang dieser Sache nicht begreifen, ohne einige Vereinigung der Marillac's mit dem Kardinal von Spada vorauszusetzen, und glaubte, daß dieses auf seine Ungnade bei der Königinn Mutter hinziele. Er dachte bei Zeiten auf einen Gegenstreich bei dem König, und glaubte, kein besseres Mittel zu haben, als wenn er die Eifersucht, die man schon in Nantes wegen der engen Vereinigung der Königinn Mutter mit Monsieur, gehegt hätte, wieder in Bewegung brächte. Nun gab er dem König zu verstehen, daß sie alle Zärtlichkeit und Zuneigung dem König entzogen habe, um sie Monsieur ungetheilt zu schenken, der seit der Hinrichtung des Marschalls von Ancre ihre Vorliebe besitze.

Der

Der König hatte die Belagerung von Rochelle auf einige Tage dem Kardinal von Richelieu überlassen, um sich zu St Germain en Laye und bei Versailles mit der Jagd zu belustigen. Die Königinn Mutter bemerkte sogleich, daß der König nicht mehr so vertraut gegen sie war als sonst, und erfuhr endlich die Ursache davon von ihm selbst.

Um den König vom Gegentheil zu überzeugen, sagte sie ihm, daß die enge Verbindung zwischen ihr und Monsieur, von welcher man ihn habe überreden wollen, sogar nicht statt finde, daß sie vielmehr gerade jetzt, mehr als jemals, einander entgegen seyen. Um alles mit gegenseitigem Vertrauen zu leiten, hatte sich die Königinn Mutter mit Monsieur verabredet, diese List zu gebrauchen, daß Monsieur die Prinzessinn Marie oft besuchen, und sich leidenschaftlich verliebt in sie stellen sollte, sie hingegen sich öffentlich dieser Verbindung entgegen setzen und die Beleidigte spielen wolle.

Rochelle hatte sich an dem Tage aller Heiligen 1628 dem König ergeben. Se Majestät waren von dort kaum nach Paris zurück gekommen, da Sie der schlimmen Jahrszeit ungeachtet, sogleich wieder nach Lyon abreisten, um der Festung Casal beizustehen. Am Ende des Januars 1629 reiste auch Monsieur weg, um dem König auf seiner Reise zu folgen. Er war schon weit in Dauphiné, wo er erfuhr, daß man die Abreise der Prinzessinn Marie nach Mantua beschleunige. Deswegen gieng er wieder zurück. Als er nach Fontainebleau kam, hörte er, daß die Königinn Mutter die Prinzessinn Marie in den Wald von Vincennes geschickt habe. Herr von Marillac kam Monsieur entgegen, um dieses Verfahren zu entschuldigen und ihm die Gründe davon zu sagen. Jedermann tadelte das Conseil der Königinn Mutter und viele glaubten, daß Monsieur

sieur dem Marschall schlimm begegnen würde, weil sie das Geheimniß nicht wußten.

Monsieur gieng nach Orleans, machte den Beleidigten, und schickte von Ormoy, einen seiner Edelleute, an den Hof ab, um sich über diese Gefangennehmung zu beklagen, und für die Freiheit der Prinzessinn und Aufschub ihrer Abreise zu bitten. Das heimliche Verständniß war noch nicht bei Hof bekannt, was bald nachher geschah, und es schien als ob man blos deswegen wünschte, daß Monsieur die Verbindung durchsetzen möchte, weil es die Königinn Mutter kränken würde.

Endlich war der Befehl für die Freiheit der Prinzessinn angekommen, mit der Bedingung, daß Monsieur weder für diese Verbindung noch für eine andere etwas unternehmen solle, so lange der König seine Einwilligung dazu nicht gegeben habe.

Die Königinn Mutter nahm die Prinzessinn zu sich ins Louvre. Monsieur ließ noch immer viele Zuneigung für sie merken, und kam einmal ganz schnell, um die Prinzessinn zu besuchen und über ihre Freiheit ihr seinen Glückwunsch zu machen. Die Königinn Mutter stellte sich bestürzt und zeigte über diese Ankunft viele Unruhe.

Der Herzog von Bellegarde aber, der den Schlüssel zu diesem Geheimniß noch nicht besaß und von Monsieur mit einer mündlichen Beglaubigung an die Königinn Mutter geschickt worden war, wunderte sich sehr, als er sah, daß Monsieur ganz das Gegentheil von dem that, was Er ihm zu sagen aufgetragen hatte.

Nach diesem gieng Monsieur nach Montargis, wo Herr von Monsigot wegen seines Verstandes, seiner

ner Geſchicklichkeit und Treue zum ausfertigenden Secretär Sr Hoheit angeſtellt wurde. Er war ehemals Secretär des Connetable von Luynes geweſen, und noch jezt ein vertrauter Freund des Präſidenten, le Coigneux, welcher Monſieur vorher geſagt hatte, daß er ſeinen Dienſt in dem Amte, das er bei Sr Hoheit habe, nicht gut beſorgen könne, wenn er nicht einen Secretär habe, welcher völlig mit ihm einverſtanden ſey. Herr von Monſigot bekam nun die Hälfte von der Beſoldung des Herrn von Goulas, welchem man ſiebzigtauſend Livres Erſaz aus Monſieurs Schaze gab.

Monſieur gieng von da nach Saint Dizier, und ſtellte ſich noch immer ſehr unzufrieden, daß die Königinn Mutter ſeine Vermählung mit der Prinzeſſin Marie nicht zugeben wollte. Weil er ſo nahe bei Nancy war, ſo ſchickte er den Herrn von Mouy-Maillerave, um dem Herzog von Lothringen ſeine Empfehlung zu machen. Dieſer erwiederte einige Tage nachher dieſe Höflichkeit durch eine prachtvolle Abſendung des Grafen von Ermanville, welcher verſicherte, daß, wenn Monſieur den Herzog mit ſeiner Gegenwart beehren wollte, Ihm alles zu Befehl ſtünde.

Monſieur nahm das Anerbieten an, und gieng zu Anfang des Septembers 1629 nach Nancy. Die Bürgerſchaft der Stadt trat unter Waffen, um Se Hoheit entgegen zu gehen. Der Herzog mit ſeinem ganzen Hof empfieng ihn zwei Stunden vor der Stadt, und bei ſeinem Einzug wurde eine Salve gegeben von der ganzen Artillerie, die auf der Feſtung war. Von da begleitete man ihn in die ſchönſten Zimmer des Schloſſes. Der Herzog erſchien immer vor Monſieur mit dem Hut in der Hand und ließ ſich mehreremal nöthigen, ehe er ihn aufſezte. Ueberhaupt ließ er es

an

an keiner Art von Ehrerbietung fehlen, die man einem Sohn von Frankreich und dem vermuthlichen Thronerben schuldig war.

Monsieur war über diese Ehrenbezeugungen und die Lustbarkeiten, welche man ihm gab, sehr vergnügt; die Prinzen und Prinzessinnen waren es nicht weniger über sein verbindliches und artiges Betragen. Sein Hof war sehr gut gekleidet; der Adel und seine Diener gut besoldet. Die Bürger und Künstler von Nancy waren daher mit Monsieurs langem Aufenthalt, der ihnen viel eintrug, sehr zufrieden.

Damals ließ man einige Worte fallen von einer Verbindung Monsieurs mit der Prinzessinn Margarethe, jüngster Schwester des Herzogs von Lothringen. Herr von Puylaurent verliebte sich in die Prinzessinn von Pfalzburg, ältere Schwester der Prinzessinn Margarethe, und war froh, sie in dieser Hoffnung zu erhalten, um sich dadurch mehr Ansehen bey ihr zu geben.

Am Ende des Jahrs 1629 kam der Marschall von Marillac und der Staats-Secretär Herr von Bouthillier, und baten Monsieur um seine Zurückkunft. Sie machten ihm im Namen des Königs allerhand Versprechungen und versicherten, daß ihm durch das Herzogthum Valois, das Gouvernement von Amboise und einer Geldzulage seine Arpanage vergrößert werden solle; auch ließen sie ihn überhaupt eine gute Behandlung von dem König hoffen. Auf dieses nahm Monsieur von dem Lothringischen Hofe Abschied, und kam im Februar 1630 nach Frankreich zurück.

Bei seiner Durchreise in Troyes sah er den König, und bekam über manches Aufschluß. Der Kardinal von Richelieu, welcher vorher schon entdeckt hatte, daß

daß Monsieurs Liebe für die Prinzessinn Marie bloße Verstellung war, um ihn und andere zu betrügen, glaubte es jetzt noch fester, wußte es aber denen, welche die Urheber davon waren, wohl zu verbergen.

In der Mitte des März gieng Monsieur nach Orleans, und zu Ende des Aprils kam er nach Paris zurück, um als Generallieutenant dort zu seyn und während der Reise des Königs nach Lyon, wohin ihm die Königinnen gefolgt waren, seine Person vorzustellen.

Die gefährliche Krankheit, welche den König gegen den Herbst überfiel, machte die guten Franzosen sehr bestürzt. Viele Personen, besonders die Hofleute, glaubten schon, Monsieur würde in den nächsten Tagen den Thron besteigen. Madame du Fargis, da sie die üble Lage voraussah, in welche die Königinn, ihre Gebieterin, kommen würde, suchte auf eine feine Art von Monsieur zu erfahren, ob er auf den Fall, daß der König sterben würde, an Vermählung denke. Man konnte nicht glauben, daß sie dieses ohne ausdrücklichen Befehl von ihrer Gebieterin gethan habe. Sie bekam eine sehr höfliche und verbindliche Antwort; aber die Unterhandlungen wurden durch die schnelle Wiedergenesung des Königs abgebrochen.

Die Gesundheit des Königs war nun lange schwächlich, und durch Arzeneyen erschöpft. Aerzte und Astrologen glaubten nicht, daß er lange leben würde. Duval unter andern, als er sah, daß Monsieur es durchsetzen wollte, das Bisthum von Orleans, wovon sich der König bei der Appanage die Ernennung vorbehalten hatte, dem Bischoff von Madaure, Suffragan des Bisthums von Metz, zu geben, sagte einem der ersten Diener des Monsieur: Se Hoheit mache sich eine unnöthige Mühe, da Sie bald im Stande seyn würden,

über alle Gnadendienste, welche im Königreich zu vergeben wären, mit vollem Recht zu gebieten, weil — setzte er hinzu — in dem Horoscop des Königs sich finde, daß er, ehe die Sonne den Krebs durchwandere, Abschied genommen haben werde. (Sol cancrum non peragrabit, quin vale dicat.)

Während des Aufenthalts zu Lyon war manches vorgefallen, was die Königinn Mutter gegen den Kardinal aufgebracht hatte; Sie würde sich sogleich an ihm gerächt haben, wenn die Italienischen Angelegenheiten, sie nicht gehindert hätten; auch zweifelte sie nicht, daß es immer in ihrer Macht stehe, es auszuführen, wenn sie wolle.

Als nun der König am St Martinstag zu Ihr ins Schloß von Luxemburg gekommen war; so befahl sie, so bald er hereinkam, dem Thürhüter hinauszugehen, und niemand vorzulassen. Vorher hatte sie dem Kardinal von Richelieu gesagt: daß er sich zurückziehen, und sich nicht mehr in ihre Angelegenheiten mischen möchte, da sie lange genug seine Undankbarkeit und Untreue erfahren habe. Hierüber klagte sie nachher mit so vielem Feuer bei dem König, daß jedermann seinen Fall für gewiß hielt; da sogar Madame von Combalet, die Nichte von Richelieu, und alle ihre Kreaturen, welche auf Kosten der Königinn-Mutter unterhalten wurden, den nehmlichen Befehl von ihr bekommen hatten. Aber kaum hatte sie angefangen, dem König ihre Klagen vorzubringen, so wurde sie durch den Kardinal selbst unterbrochen, welcher wider den Befehl der Königinn, den Thürhüter gezwungen hatte, ihm die Thüre zu öffnen. Darüber war sie so bestürzt, daß sie ihren Vortrag nicht endigen, und noch weniger ihre Absicht ausführen konnte, welche dahin gieng, daß sie dem Hauptmann von der Garde befehlen

fehlen wollte, den Kardinal auf der Stelle in Arreſt zu nehmen. Der König entfernte ſich, um der Verlegenheit zu entgehen, und jedermann ſah ſich betrogen, da der König ſo ſchnell weggieng und ſich nach Verſailles zurückzog, wohin ſich auch der Kardinal ſogleich begab, weil er ſeine Sache nicht aufgeben, ſondern ſich über dieſen Vorfall und die Anklagen der Königinn bei dem König rechtfertigen zu müſſen glaubte; ein Vorſatz, in welchem ihn der Kardinal von la Valette und der Herr von Chateauneuf, welcher dadurch Siegelbewahrer wurde, beſtärkten. Der Kardinal wurde den andern Tag aufs beſte vom König aufgenommen, und verſichert, daß Er mehr als jemals ſeinen Meinungen und Rathſchlägen folgen wolle, nach welchen der Siegelbewahrer von Marillac jetzt ſogleich in ein Haus ſeiner Frau verwieſen und ein Eilbote an die italieniſche Armee abgeſchickt wurde, mit dem Befehl an die erſten Officiere, den Marſchall von Marillac, deſſen Bruder, in Arreſt zu ſetzen, um ihn alsdann hinrichten zu laſſen. Richelieu hatte nemlich geglaubt, daß dieſe Brüder und die Prinzeſſin von Conti indeſſen am meiſten daran gearbeitet hätten, ihn bei der Königinn anzuſchwärzen.

Weil alles dies am St. Martinstage geſchah, ſo nannte man dieſen Tag von da an: den erſten April, (den Narrentag, la journée des duppes.)

Die Königinn Mutter fand ſich in ihrer Rechnung ſehr betrogen, als ſie hörte, daß der Kardinal bei dem König zu Verſailles geweſen ſey. Wenn nachher von dieſer Reiſe und dem Verſehen die Rede wurde, daß ſie dem König nicht gefolgt war, um das angefangene zu endigen, hörte ich ſie oft ſagen, daß ſie nichts mehr bedaure, als den Riegel an der Thüre des Cabinets nicht vorgeſchoben zu haben. Hätte ſie dies gethan, ſo zweifelte ſie nicht, daß der Kardinal verloren geweſen

wäre, weil der König ihren Bitten und Gründen nachgegeben haben würde. Man glaubte aber doch allgemein, daß der Kardinal sich des Königs schon zu Lyon versichert habe, und daß beide mit dieser guten Prinzessinn ihr Spiel trieben. Dies bestätigte die Folge, da der Streich auf sie selbst zurückfiel.

Monsieur, welcher immer der Meinung war, daß die Königinn, seine Mutter, den Kardinal stürzen könne, wenn sie wollte, war nicht wenig erstaunt, zu sehen, daß der Diener gegen seine Gebieterin und Wohlthäterin gewonnen habe, und eine so große Königinn von einem armen Erdenwurm unterdrückt sey, daß also die ganze Ordnung der Dinge sich umkehre. Wir müssen sehen, welchen Entschluß Monsieur jetzt faßte.

Seine kindlichen Gefühle und seine eigene Ehre forderten auf der einen Seite, sich für die Königinn, seine Mutter, zu verwenden, und sie an ihrem Diener zu rächen. Auf der andern hielt ihn die Achtung für den König zurück, weil er sah, daß er es jetzt nicht mehr mit dem Kardinal, sondern mit dem König selbst zu thun habe, der es zu seiner eigenen Angelegenheit machte. Er mußte also der Nothwendigkeit weichen, seinen Unwillen auf eine andere Zeit verschieben und sich nach dem Willen des Königs bequemen.

Nachdem er dies beschlossen hatte, machte er dem König folgende Erklärung: Ob er gleich der Königinn, seiner Mutter, sein Leben danke, das er für ihren Dienst hinzugeben bereit sey: so könne er doch nichts gegen den Willen und die Achtung thun, die er dem König, seinem Herrn, schuldig sey, da er wohl wisse, daß auch die kindliche Liebe ihn nicht von Gesetzen lossprechen könne, denen die Königinn selbst unterworfen sey. Er wünsche aber eifrigst, daß der König und die Königinn

ginn ſich ganz verſöhnen möchten, und werde nie eine andere Partie nehmen, als die des Königs. Er bitte Se Majeſtät um Ihre Gnade, und verſichere, daß er immer dem Intereſſe des Königs und Staats anhängen werde.

Er ſetzte noch hinzu, daß er auch den Kardinal liebe, weil Se Majeſtät es wünſche, und er ihn für einen dem König und dem Staat nützlichen Diener halte.

Dies wurde vom König ſehr gut aufgenommen, und Richelieu ſelbſt bezeugte den Miniſtern des Monſieur ſeine Verbindlichkeit darüber. Le Coigneux wurde zur Belohnung Präſident zu Martier mit dem Verſprechen, daß er Kardinal werden ſollte. Puylaurent bekam dreimal hunderttauſend livres zu einem Landgut, das man zu einem Herzogthum erheben wollte. Le Coigneux mußte aus ſeinem Beutel noch hunderttauſend livres dazu geben, um die Belohnung auf beiden Seiten gleich zu machen, weil die Präſidenten-Stelle fünfmalhunderttauſend livres werth geſchätzt war. Man ſagte darüber mit Verwunderung, daß Ein Mann für achtmalhunderttauſend livres verkauft worden ſey.

So zog ſich Monſieur glücklich aus dieſer erſten Verlegenheit und gewann dadurch Zeit, reiflicher zu überlegen, was er in einer ſo kitzlichen Sache zu thun habe. Aber es war nicht möglich, lange in dieſem Sturm zu ſeyn, ohne an den immerwährenden Unruhen Antheil zu nehmen. Die Sachen verſchlimmerten ſich für die Königinn Mutter mit jedem Tage. Es entſtund neue Eiferſucht gegen Monſieur und ſeine Miniſter, ſo, daß der Kardinal von Richelieu mit einem mal dem Präſidenten ſagen ließ: der König wünſche, daß er ſich entferne, weil er ſeines Herrn nicht verſichert ſeyn könne, ſo lange er bei ihm ſey. Er ließ auch Puylaurent auf

die Probe stellen, um zu versuchen, ob er ihn nach seinem Gefallen lenken könne. Gelang ihm dies nicht, so war der Entschluß gefaßt, andere Personen, auf die sich der König verlassen könnte, dem Monsieur an die Seite zu setzen.

Le Coigneux und Puylaurent konnten nun nicht mehr daran zweifeln, daß man sie stürzen wolle. Sie glaubten: jetzt es sey Zeit, an das Wohl ihres Herrn und ihres selbst zu denken und ihn zu überreden, daß er den Hof verlassen, vorher aber sein Wort, das er dem Kardinal gegeben hatte, sein Freund zu seyn, zurücknehmen und ihm drohen sollte, wenn er nicht aufhören würde, die Königinn Mutter zu verfolgen.

Den 31. Januar 1631 Abends, wurde dieser Entschluß gefaßt und den andern Tag sollte er ausgeführt werden. Le Coigneux bat aber doch noch seine besten Freunde, unter andern Monsigot, den Pater Moritz, einen Capuciner, den Bischoff von Madaure, den Suffragan von Metz zu sich, um über diese Sache noch einmal Rath zu halten.

Der Bischoff konnte diesen Vorsatz und daß man nichts anders thun wolle, als drohen, nicht billigen. Er glaubte sogar, daß Se Hoheit besser thun würde, nichts zu übereilen und am Hofe zu bleiben, wo seine Gegenwart Anschläge, die seine Feinde bei dem König gegen ihn machten sicherer aufhalten könne, als wenn er sich entferne; da Er überdies Freunde und Anhänger genug habe, die ihm, wenn es nöthig sey, und man etwas gegen seine Freiheit unternehmen wollte, beistehen würden. Bei dieser Wahrscheinlichkeit müsse man mehr Standhaftigkeit zeigen.

Monsieur bestand dannoch darauf, den folgenden Tag ohne Aufschub abzureisen, weil er von allen Seiten

ten hörte, daß man darauf denke, sich seiner Person zu versichern und seine Minister zugleich festzusetzen.

Der Präsident le Coigneux sah sich durch diesen widrigen Vorfall genöthigt, einen seiner Leute ins Hotel von Bellegarde zu schicken, um Puylaurent, welcher nahe bei Monsieur wohnte, bitten zu lassen, die verabredete Sache, aus Gründen, die er ihm sagen werde, aufzugeben. Hierauf gab der Präsident seinen Leuten Befehl, sich zur Abreise fertig zu halten und den Zug abgehen zu lassen, sobald sie von ihm Nachricht bekommen haben würden. Er setzte sich in den Wagen und fuhr zu Monsieur. Doch hielt er für nöthig, erst zum Marschall Defiat, welcher nahe bei dem Kardinal wohnte, vorzufahren, um sich von ihm Assignationen für Monsieur's Schatzmeister zu erbitten, sobald dieser sie verlangen würde. Vorzüglich bat er um Anweisung auf die allgemeine Einnahme von Orleans, wovon die täglichen Ausgaben des Hauses bestritten würden, weil dieses Geld gleich zu haben sey. Nach diesem nahm er von ihm Abschied und sagte: daß Se Hoheit sogleich auf ihre Appanagen-Güter abreisen würden.

Der Marschall, bestürzt über diesen Entschluß, der ihn immer mehr von dem Mißverständniß und den Uneinigkeiten unter der königlichen Familie überzeugte, sagte dem Präsidenten mit Thränen: er sey außer sich, diese Dinge so weit gekommen zu sehen, daß der König und Staat dabei leiden würden. Auf jeden Fall würde er nie unterlassen, der Königinn Mutter und Monsieur seine unterthänigen Dienste zu leisten, wie er es schuldig sey, und sein Freund zu bleiben, wie er es versprochen habe.

Als sie sich auf diese Art getrennt hatten, erfuhr der Präsident: daß Monsieur aus dem Hotel von Bel-

legarde komme und von zwölf bis funfzehn Edelleuten begleitet, zum Kardinal gehe, der sich zu Hause befand. Er sagte diesem: daß er gekommen sey, um das Versprechen sein Freund zu seyn, das er ihm wenige Tage vorher gegeben hatte, zurückzunehmen. Er erkläre im Gegentheil, es würde nicht ungestraft bleiben, daß ein Mann von seiner Art sich so weit vergessen hätte, die ganze königliche Familie zu entzweyen, da er sein ganzes Glück und seine Erhebung der Königinn Mutter, seiner Wohlthäterin, schuldig sey. Anstatt ihr, wie ein getreuer und kluger Diener, dafür sich dankbar zu beweisen, sey er ihr größter Verfolger, der durch seine fortgesetzten Kunstgriffe sie bei dem König anschwärzen wolle. Auch gegen ihn habe er die schuldige Achtung vergessen und sich noch anmaßlicher betragen. Er würde nicht so viel Schonung von Ihm zu erwarten haben, wenn sein Priesterstand ihn nicht zurück hielte; in Zukunft aber werde ihn nichts vor einer Behandlung schützen, die seinen Beschimpfungen und Beleidigungen gegen Personen von solcher Würde gleich käme.

Dieses sprach er hitzig, mit drohenden Geberden und Blicken, so daß der Kardinal nicht antworten konnte; weil er nicht wußte ob es sein Ernst sey, oder ob er ihn nur in Furcht jagen wolle. Es schien ihm auch, als ob die Dienerschaft des Monsieur nur auf den Augenblick warte, bis dieser aus dem Zimmer wäre, um das zu thun, was Er ihnen befohlen hätte. Da den Prinzen auch beim Weggehen seine zornige Laune nicht verließ, und er beständig schimpfte und drohte, bis er in den Wagen stieg so wagte es der Kardinal, der ihn immer begleitete, nicht, ihm zu antworten, um ihn nicht noch mehr zu reizen. Es kostete ihn nicht wenig Mühe, gelassen und gemäßigt zu bleiben. Erst als Monsieur und seine Leute weg waren, kam Er wieder zu sich selbst.

ſelbſt. Kaum aber hatte er ſich von dieſem Schrecken erholt, ſo war er, eine Viertelſtunde nachher, im Stande, ſeinen Feinden noch mehr bange zu machen als ſie ihm.

Sobald der König Monſieurs Abſichten erfuhr, kam er in der größten Eile, ſtieg vor der Wohnung des Kardinals ab, und ſagte ihm: daß er ſein Schutz ſeyn und ihn laut gegen alle ohne Ausnahme vertheidigen wolle, ſogar gegen ſeinen eigenen Bruder.

Dieſer hatte ſich nach Orleans zurückgezogen, nachdem er ſeinen Vorſatz den Kardinal in Angſt zu ſetzen, ausgeführt hatte.

So ſehr von dem größten Theil Monſieurs Verfahren getadelt wurde, ſo vertheidigten ihn doch viele und billigten ſeine Entfernung von einem Ort, wo er, nachdem die Königinn ſeine Mutter in Ungnade war, nicht mehr mit Ehren und Sicherheit habe beſtehen können, weil er nur aus ihrer Hand alle Gnaden erlangt, und ſie genug Mühe gehabt habe, um alle die Unannehmlichkeiten von ihm abzuwenden, die man ihm, ſchon ſo lange ſie bei dem König in Achtung ſtund, zufügen wollte. Da ſie nun ſelbſt der Willkühr ihres Feindes überlaſſen geweſen ſey, welcher über die königliche Macht unumſchränkt gebiete, ſo hätte Monſieur, ſeit er auch dieſe Stütze verloren habe, mehr als jemals dem Haß und den Beleidigungen der Miniſter ausgeſetzt ſeyn müſſen. Monſieur würde, wie viele behaupteten, auch wenn er hätte bleiben wollen, doch nicht im Stande geweſen ſeyn, über ſeine Gegner zu ſiegen. Er hätte ſchwerlich den Schlingen, denen er täglich ausgeſetzt worden wäre, entgehen können. Bei dem geringſten Verdacht aber gegen ihn, würde es alsdann dem Kardinal leicht geworden ſeyn, Anſchläge auf ſeine Freiheit zu

machen, so wie man es ehmals gegen den Herzog von Alençon gemacht habe.

Niemand indeß fand es gut, daß Monsieur zum Kardinal gegangen war, um Drohungen zu gebrauchen, welche keine andere Wirkung haben konnten, als diesen noch mehr beim König in Gunst zu setzen, und zu seinem Nachtheil mächtiger zu machen. Die Eifrigsten behaupteten, daß niemand, weder ein Priester noch Kardinal, Monsieur zurückhalten könne, sich eines Menschen zu entledigen, welcher, nachdem er die Königinn Mutter, seine Wohlthäterin, durch abscheuliche Mittel und Verläumdungen mit dem König entzweit hatte, auf dieselbe Art den vermuthlichen Thronerben bei dem König verhaßt machte, und in und außer dem Königreich alles in Unordnung gebracht hatte, jetzt nur darauf ausgehe, den König und den Staat zu beherrschen. Ein Uebel abzuwenden, das so schlimme Folgen nach sich ziehe, wäre nicht nur kein Verbrechen; vielmehr seyen alle Mittel erlaubt, durch welche die Ruhe und allgemeine Sicherheit erhalten werden könnte, und wenn auch Monsieur selbst, der nach dem König am meisten dabei interessirt sey, das Werkzeug dazu hätte seyn müssen. Er würde sich vielmehr gegen Gott und den Staat vergehen, wenn er sich dieser Mittel nicht bedienen wollte. Man führte dafür das Beispiel des Kardinals Georg an, welchen der Kaiser Ferdinand umgebracht, und das von dem Kardinal von Guise, welcher zu Blois ermordet wurde. Ihr tragisches Ende habe viele Uebel, welche diese beide Personen ihrem Vaterland bereiteten, wo nicht ganz getilgt, doch wenigstens vermindert. Und dieses Verfahren sey von jedermann, als das einzige Mittel, für das Wohl beider Staaten, gebilligt worden.

Die

Die Gemäßigteren fanden viel dagegen zu sagen. Wenn Monsieur über einen solchen Menschen aufgebracht sey, so hätte er wenigstens das Mittel der beiden Erzherzoge, der Söhne des Kaisers Matthias, anwenden sollen, welche den Kardinal Dietrichstein mit auf ihre eigene Faust im Pallast des Kaisers, welcher noch zu Bette lag, arretiren und ins Schloß nach Prag bringen ließen. Von dort wurde er nach Inspruck gebracht, wo er seine Tage endigte. Nach der Ausführung hätten jene Prinzen, anstatt, wie Monsieur, sich zu entfernen, die erste Nachricht davon dem Kaiser selbst gebracht, damit die, welche den Kardinal begleiteten, mehr Zeit bekommen sollten, um ihn nach Prag abzuführen, ehe man ihn ihnen unterwegs wieder abjagen konnte. Diese Entschlossenheit, welche sie gezeigt, that die erwartete Würkung. Statt daß ihre Handlung sonst für einen Angriff der kaiserlichen Macht angesehen worden wäre, habe man sie nun als einen dem Kaiser und Reich geleisteten Dienst gebilligt. Der Kaiser habe ihre unterthänige Vorstellungen wegen dieser Unternehmung gut aufgenommen, und sie auf der Stelle begnadigt. Warum, sagte man, hat Monsieur den Kardinal, da er zu ihm gieng, nicht ebenfalls aufheben und in das Schloß von Amboise bringen lassen? Was hätte er von dem Könige zu fürchten gehabt, wenn er am Hof geblieben wäre? oder wenn er je sich auf seine Güter zurückziehen wollte; wer hätte es wagen können, die Sache des Kardinals zu vertheidigen und dem König gewaltsame Anschläge gegen Monsieur zu geben?

Schon aus Furcht vor einer ähnlichen Behandlung hätte sich niemand in diese Sache eingelassen. Sein Unwille war zu gerecht; und wenn er mehr Festigkeit dabei gezeigt hätte, so würde nicht allein der

Hof

Hof auf seiner Seite gewesen seyn, sondern auch der König hätte gerne bei der Meinung der Andern sich beruhigt und das Verfahren Monsieurs gebilligt.

Dies waren die Urtheile der Welt. Wir wollen sehen, aus welchen Gründen der Präsident das Geschehene zu entschuldigen suchte.

Zuerst sagte er: Monsieur habe bei seiner Entfernung vom Hof keine andere Absicht gehabt, als seine Person in Sicherheit zu bringen; es sey genug, daß er vorher noch dem Kardinal den Ernst gezeigt habe, um ihn zurückhaltender und vorsichtiger zu machen. Wahrscheinlich sey es nicht, daß er es hätte wagen können, zwei so mächtige Feinde gegen sich aufzubringen. Man werde dem König nicht rathen, ihn mit offenbarer Gewalt zu vertheidigen, um vielleicht, wegen eines einzigen Dieners, einen Bürger-Krieg gegen die Königinn Mutter und seinen eigenen Bruder zu veranlassen. Durch des Prinzen Entfernung sey der Kardinal genöthigt, sich zu mäßigen, und sich mit einem und dem andern Theil zu vergleichen; welches für beide vortheilhaft seyn werde. Der Kardinal werde sich noch glücklich schätzen, wenn man ihm einigen Einfluß bei dem König gestatte. Ueberhaupt sey der gelinde Weg immer der bessere und sicherste, um größere Uebel, die aus diesen fortwährenden Streitigkeiten für den Staat entstehen könnten, zu verhindern. Eben derselbe stimme auch mehr zu der Gemüthsart des Monsieur, welcher ein sehr menschenfreundlicher Prinz, und ein Feind von allen Grausamkeiten sey. Aus diesen Gründen würde er von allen klugen für das Wohl des Staats besorgten Männern gebilligt werden.

Die allgemeinere Meinung indessen war: Monsieur und seine Minister hätten gesehen, daß der König

nig von seiner großen Krankheit, welche er zu Lyon gehabt, zwar durch ein Geschwür am Mastdarm, das ihm schnelle Erleichterung verschaffte, wieder hergestellt worden sey, doch aber immer noch eine schwächliche Gesundheit habe, welche fürchten lasse, daß bald wieder ein neues Uebel entstehen werde. Sie hätten nun sich allzusehr bei den Gerüchten von einem in dem Kabinet des Arztes Duval gefundenen Papier aufgehalten, auf welchem die Worte: Sol cancrum non peragrabit, quin valedicat, gestanden und hatten wegen dessen Duval in die Bastille, einige Tage nachher aber auf die Galeere geschickt worden war. Der Prinz mit den Seinigen habe nun an nichts gedacht, als für sich zu sorgen und außer dem Königreich einen sichern Ort zu finden, wo Monsieur und sie selbst in Ruhe und Sicherheit den Ausgang der Sachen bei Hof erwarten könnten, welche nach aller Wahrscheinlichkeit nicht lange in dieser Lage bleiben würden. Sie hätten ganz auf eine wichtige Veränderung gerechnet, welche, wenn sie auch nicht völlig zum Vortheil Monsieurs wäre, doch die Aussichten für Ihn, als Erben des Throns, nicht verschlimmern könnte. Er habe also geglaubt, nur Zeit und Geduld nöthig zu haben, um alles dahin zu bringen, wo er es wünschte.

Nach dem heftigen Verfahren Monsieurs gegen den Kardinal, nach allen Beleidigungen, die ihm dieser erwiesen hatte und die er mit Recht ahnden konnte, nahm der König in dieser Sache gar keine Rücksicht mehr auf Monsieur. Er vergaß ganz, daß er ihm sonst so oft gesagt hatte: er liebe ihn nicht nur wie seinen einzigen Bruder, sondern wie seinen eigenen Sohne. Der König erklärte sich vielmehr öffentlich für den Kardinal, und versicherte diesen seines königlichen Schutzes gegen sein eigenes Blut. Se Hoheit konnte nicht zweifeln, daß

der Kardinal diesen Vortheil benutzen würde, um Herr über den Staat zu werden. Der König überließ einmal alle Geschäffte seiner Leitung. Was war also zu erwarten, als daß der Kardinal sich noch mit mehr Keckheit an seinen Feinden rächen und ihren verderblichen Absichten alle Hindernisse in den Weg legen werde. Monsieur sah deßwegen, daß er am Hofe nicht sicher sey, und stimmte immer mehr in die erste Meinung der Seinigen ein: daß in dieser Sache nichts anders zu thun sey, als das Königreich zu verlassen, um den Launen eines unverschämten Ministers zu entgehen.

Aber ehe er eine so lange Reise unternehmen konnte, bei welcher man so viele Hindernisse und Unannehmlichkeiten zu erwarten hatte, mußten noch manche Anordnungen gemacht werden, zu denen einige Zeit nöthig war. Monsieur begann sogleich nach seiner Ankunft zu Orleans daran zu arbeiten. Er ließ den gesammten Stadt Rath und das Landgericht zusammen kommen, und sagte ihnen: daß er mit Ehre und Sicherheit nicht mehr am Hofe habe bleiben können. Er suche beides nun unter seinen guten und treuen Dienern und Unterthanen. Würklich wußte Er ihre Herzen und ihre Zuneigung so zu gewinnen, daß sie sich anboten, die Wache an den Stadtthoren zu übernehmen, um die Einwohner im Gehorsam und in der Treue, die sie zuerst dem König schuldig seyen, zu erhalten, zugleich aber Se Hoheit gegen alle Anschläge und Unternehmungen der Uebelgesinnten und Feinde des Staats und der öffentlichen Ruhe und Sicherheit zu schützen. Sie versprachen Treue und Eifer für das Wohl des Königs und Sr Hoheit, und hielten Wort.

Die Stadt war zwar hinlänglich befestigt; doch war es nöthig, sich vorzusehen und einer guten Anzahl

Leute

Leute sich zu versichern, damit Monsieur auch außer der Stadt sich gegen die, welche sich wiedersetzen wollten, vertheidigen könnte. Die Einwohner waren gegen Se Hoheit sehr unterwürfig und gehorsam. Sie ließen gerne geschehen, daß er die Truppen, sowohl Cavalerie als Infanterie, welche in der umliegenden Gegend, auch in Poitou und Limosin ausgehoben wurden, bei ihnen zusammen kommen ließ. Puylaurent, der aus Limosin war, hatte sein besonderes Geschick dazu. Auch war schon ein Menge Waffen zu Orleans, seit der Graf Moret, der Herzog von Roannez und andere Vornehmen, welche über die Regierung unzufrieden waren, zu Monsieur kamen, um sich mit ihm zu vereinigen. Er empfieng sie mit offenen Armen. Sie wußten, daß Monsieur alle Tage Couriere nach Besançon, Franche Comté und Lothringen schicke, um dort eines Hinterhalts gewiß zu seyn. Er beschloß nun, so bald als möglich, nach Bourgogne zu gehen, und einige Tage bei dem Herzog von Bellegarde, der ihn eingeladen hatte, zuzubringen.

Aber es war nicht genug, daß man sich die Wege und Durchgänge überall frei gemacht hatte. Man brauchte auch Geld, um während der Reise die Hofhaltung Sr Hoheit zu unterhalten. Der Präsident le Coigneux, welcher alles über sich genommen hatte, überlegte es wohl, daß auf die Summe, welche Monsieur aus der Ersparniß-Casse zu erheben hatte, nicht zu rechnen sey, weil die Auszahlung davon von einem Federzug abhieng, und man sie ihm gewiß verweigern werde, sobald er außer dem Königreich war. Er hatte vor seiner Abreise von Paris sich bei den Herrn von Montmort, Habert und Choisi von Caen, für Monsieur und sich selbst Credit gemacht. Diese galten für die reichsten Leute, welche am meisten baares Geld hätten. Sie ver-

versprachen ihm, daß es an nichts fehlen sollte, wenn er ihnen Zeit lasse, das Geld nach und nach zu geben. Da nun hiezu ein längerer Aufenthalt des Monsieur nöthig war, wenn sie ihr Versprechen pünktlich erfüllen sollten; so kam der Kardinal von la Valette gerade zur rechten Zeit an. Er war nämlich von dem König gesandt, um Monsieur zur Rückkehr zu bewegen. Deswegen wurden von beiden Seiten mehrere Couriere abgeschickt, durch welche der Präsident inzwischen ansehnliche Summen zog. So reiste er recht gut versehen von Orleans ab.

Der König hatte dem Kardinal ausdrücklich befohlen, Monsieur mit diesen Seinen eigenen Worten zu sagen: daß Se Majestät sehr unwillig sey über seine Drohungen und die Heftigkeit gegen den Kardinal; auch finde es der König nicht gut, daß der Prinz ohne Erlaubniß sich vom Hof entfernt habe. Der König habe immer viele Freundschaft und Zuneigung für ihn gehabt, und könne ihm keinen sicherern und wesentlicheren Beweis davon geben, als daß er ihn durch den Kardinal ermahnen und bitten lasse, seinen Pflichten zu folgen, und seine Stelle bei ihm wieder einzunehmen. Er werde gerne den jetzigen Fehler vergessen, und aus Achtung für ihn auch seinen Rathgebern verzeihen.

Er setzte noch hinzu, daß er nicht nur in dieser Rücksicht bei Ihm seine Zufriedenheit finden würde, sondern daß er auch alle mögliche Gnade und eine gute Behandlung von Ihm zu erwarten hätte. Und damit ihm nichts zu seiner vollkommenen Befriedigung fehle, so wolle er seine Neigung, die er ehmals für die Prinzessinn Marie von Mantua gezeigt hätte, begünstigen. Er habe deswegen dem Kardinal aufgegeben,

geben, ihm seine Einwilligung zu dieser Verbindung zuzusichern.

Monsieur wußte wohl, was er auf dieses scheinbare Anerbieten zu antworten hatte. Er sagte dem Kardinal: daß er dem König unendlich für seine Gnade, und für die Absicht ihn zu vermählen verbunden sey. Er würde gerne Gebrauch davon machen, wenn es mit dem Willen und Wohlgefallen der Königinn Mutter geschehen könnte. Ihr sey Er diese Rücksicht um so mehr schuldig, da er ihr sein Wort gegeben habe, durchaus an keine Vermählung, weder mit der Prinzessinn Marie, noch mit einer andern, zu denken, außer mit Bewilligung Ihrer Majestäten.

Diese Entschuldigung hatte zwar einen guten Vorwand; aber man nahm sie doch für eine höfliche Ablehnung.

Auf die übrigen Versprechungen antwortete der Prinz sehr im allgemeinen, und durch unterthänige Danksagungen für die Gnade des Königs. Er gab genug zu verstehen, daß Er nichts mehr vom Hof verlange. Denn Er dachte an nichts weiter, als seinen Vorsatz auszuführen, und seine Ruhe, die er nicht mehr in Frankreich finden könne, in einem fremden Lande zu suchen.

Als er dem Kardinal diese Erklärung gegeben hatte, sagte er ihm noch: daß er im Sinn habe, eine Reise nach Bourgogne zu machen. Der Herzog von Bellegarde, welcher Gouverneur daselbst und erster Diener von ihm sey, habe ihm sein Haus angeboten, so lange es ihm gefallen würde, bis er andere Maasregeln ergreifen werde. Monsieur konnte nämlich dem Kardinal nicht verhehlen, was täglich vor seinen Augen vorgieng, sowohl die Soldaten betreffend, welche er nach

Orleans kommen ließ, als auch die Gegenwart des Grafen von Moret, natürlichen Bruders vom König und anderer Herrn, welche da waren um ihn auf seiner Reise zu begleiten. Auch giengen die Eilboten unaufhörlich nach Besançon und andern Orten der Franche Comté, damit man von da nach Lothringen weiter reisen könnte. Man erwartete nur den Tag der Abreise. Die beiden Minister von Monsieur stimmten am meisten dafür. Le Coigneux wußte, daß man seine Wünsche, Kardinal zu werden, gar nicht unterstütze, vielmehr bei dem Pabst Hindernisse zu erwecken suche, um sie zu vereitlen. Vom Diplom zum Fürsten und Pair, mit welchem man den Herrn von Puylaurent gerade damals schmeichelte, als man le Coigneux laut bedrohte und alle Schuld auf ihn warf, wurde auch gar nicht mehr gesprochen.

Der Kardinal konnte es nicht lassen, Monsieur zu sagen, daß der König entschlossen sey, ihn, sobald er aufbreche, bis über die Gränzen zu verfolgen. Sie fürchteten deswegen, daß man ihnen Schlingen legen wolle, und wenn sie noch lange in der Nähe des Hofs bleiben würden, sie sogar überfallen werden möchten. Um aller Furcht zu entgehen, wurde beschlossen, den 13. Merz 1631 von Orleans abzureisen.

Während dieser Vorfälle hatte sich der Herzog von Bellegarde in sein Gouvernement von Bourgogne zurückgezogen. Er glaubte sich am Hofe nicht sicher, und fürchtete die Cabale derer, welche zu Lyon sich verschworen hatten. Man hatte ihm Nachricht gegeben, daß sein Aufenthalt am Hof in die Länge ihm gefährlich werden könnte. Dies knüpfte ihn, noch mehr als sonst, an Monsieurs Schicksal; er hatte öftere Curiere an ihn geschickt, um ihn in sein Gouvernement zu ziehen, damit er sich Monsieur und seine Minister, mit denen er nicht zum

beiden stand, verbindlich machen könnte. Er hoffte Monsieurs Zutrauen bald zu gewinnen, und an den Rathschlägen für seine Angelegenheiten eben so viel Antheil zu bekommen, als seine beiden Minister selbst.

Es ist ein gewöhnlicher Fall, daß ein gleich ungünstiges Schicksal ein gutes Mittel ist, Personen, die sonst kalt gegen einander waren, gegen eine Macht, die sich beiden gleich entgegen setzt, zu vereinigen. Dies geschah auch hier, und bewürkte ein gegenseitiges Vertrauen, welches durch den Gedanken vermehrt wurde, daß er in dieser Sache vielleicht bei Hof als Unterhändler zwischen dem König und Monsieur für nöthig gehalten werden könne, wie dies oft zwischen dem König und der Königinn Mutter der Fall war. Dadurch könnte Er vielleicht das Mittel zu einer Versöhnung mit dem Hofe werden, welcher doch immer für ihn der angenehmste Aufenthalt zu seyn schien.

Der Präsident le Coigneux fand diese Stellung gegen den Hof aus der Nähe der Franche Comté, viel sicherer und zu Unterhandlungen bequemer, als Orleans, das so nahe bei Paris war. Er willigte also gerne in diese Reise, damit, wenn er den König nicht zu einem Vergleich bewegen könnte, den er noch einmal versuchen wollte, ehe man den letzten Schritt wagte, Monsieur doch frei durch die Franche Comté nach Lothringen kommen könne.

Monsieur reiste am bestimmten Tage, den 31. Merz 1631 ab. Nicht ohne Besorgnisse; weil der Kardinal von la Valette ihm gesagt hatte: der König habe die Absicht, ihn bis an die Grenzen des Königreichs zu verfolgen. Es zeigte sich indessen nichts, den Marsch zu stören. Monsieur war schon sehr weit auf dem Wege nach Dijon vorgerückt, als Er den Herrn

von Manzai, einen alten Edelmann vom Lande, mit Vorwiſſen des Herzogs von Bellegarde, an den König abſchickte, um ihm einige Vorſchläge zu machen. Auf dieſe antwortete der König nichts weiter, als daß er entſchloſſen ſey, Monſieur überall und bis ans Ende des Königreichs zu verfolgen und zu warten bis er zu ſeiner Gnade flüchten würde. Ueber alles weitere erklärte man ſich nicht.

Dieſe Antwort kam nach Seurre, ein Landhaus des Herzogs von Bellegarde. Monſieur erfuhr zu gleicher Zeit, daß der König zu Dijon ſey. Deswegen entſchloß Er ſich, über Beſançon nach Lothringen zu gehen. Nachdem er an beide Orte geſchrieben hatte, um ſeiner Aufnahme gewiß zu ſeyn; reiste er den 26. März 1631 von Bellegarde ab, und übernachtete eine Viertel-Meile von Dole.

Der Herzog von Elbeuf hatte ſich ſchon ſeit einiger Zeit zurückgezogen, um nicht am Hofe zu ſeyn, und lebte zu Pagni in Bourgogne, in dem Hauſe ſeiner Mutter. Auch Er kam zu Monſieur nach Bellegarde, um ſein Schickſal zu theilen; worüber Monſieur ſich dankbar bezeigte, ob er gleich vorher nicht ganz mit dieſem Herzog zufrieden war.

Herr und Madame du Fargis flüchteten ebenfalls zu Monſieur, um den Verfolgungen des Kardinals zu entgehen, welcher Madame du Fargis von der Königinn vertrieben hatte, weil er glaubte, ſie begünſtige die Marillacs, die er für ſeine Feinde hielt.

Die Einwohner von Beſançon verſprachen, Monſieur in ihrer Stadt aufzunehmen. Aber dies dauerte aus Furcht den König zu beleidigen, nur wenige Tage. Sie nahmen Se Hoheit ſehr ungerne auf, und

waren

waren gegen ſeinen ganzen Hof ſehr ſtrenge, in Rückſicht auf die Quartiere und Lebensmittel, welche ſie auf einen unerhörten Preis ſetzten.

Den 1. April 1631 wurde der Graf von Brianſon mit einem Brief an den König abgeſchickt, worinn nicht allein gegen die üble Behandlung Monſieurs, ſondern auch gegen die Feſthaltung der Königinn Mutter zu Compiegne geklagt wurde. Der König war darüber ſehr aufgebracht und lies den Grafen von Brianſon ſelbſt arretiren. Doch wurde dieſer wenige Tage nachher, auf Verwendung des Herrn von Schomberg, ſeines Verwandten, wieder frei.

Monſigot wurde zu gleicher Zeit an den Herzog von Lothringen abgeſchickt, um ihm zu melden, daß Monſieur nach der Beſchimpfung und den frevelhaften Unternehmungen gegen die Perſon der Königinn Mutter mit Ehre und Sicherheit nicht mehr am Hofe habe bleiben können, und ſich nach Orleans, der Hauptſtadt ſeiner Appanagen, zurückgezogen habe. Dadurch habe Er den Verfolgungen des Kardinals Richelieu, ihres gemeinſchaftlichen Feindes, entgehen wollen, welcher ſo viele Gewalt über den Geiſt und das Anſehen des Königs erlangt hätte. Da der Kardinal auch an dieſem Ort ihn nicht habe dulden wollen, ſey Er gezwungen geweſen weiter zu reiſen, und nach Bourgogne, in das Gouvernement des Herzogs von Bellegarde, ſeines vornehmſten Dieners, zu flüchten. Der König habe ihn auch dahin mit bewaffneter Hand verfolgt, und ihn genöthigt, jetzt das Königreich, wie ein Feind des Staats, zu verlaſſen. Nun ſey er ſo weit gebracht, daß er anderswo Zuflucht ſuchen müſſe. Er wende ſich deswegen mit aller Zuverſicht an Ihn, als einen ſeiner beſten Freunde, und hoffe gewiß, daß Er bei dieſer Gelegenheit nicht aufhören werde, großmüthig gegen ihn zu ſeyn.

Er komme in seine Staaten in der Absicht, mit ihm in Verbindung zu treten, und die Freundschaft, welche bis jetzt immer zwischen ihnen gewesen sey, durch ein neues Band noch fester zu knüpfen.

Monsigot hatte ausdrücklich den Auftrag von Monsieur, dem Herzog diesen Vorschlag zu machen, und ihm so schnell als möglich die Antwort des Herzogs zu melden.

Dieser Abgesandte ermangelte auch nicht, den Herzog an die Beschimpfung zu erinnern, welche man ihm in der Person des Mylord Montegu gemacht hatte. Dieser war einige Zeit vorher in den lothringischen Staaten, zur Zeit der Belagerung von la Rochelle, auf Befehl des Kardinals gefangen genommen worden. Eben so erinnerte er ihn an die unnützen Streitigkeiten, welche der Kardinal indeß gegen ihn wegen der Grenzen erregt habe, und wegen der in die drei Bisthümer hineinlaufenden Grenzgegenden. Auch sagte er ihm: die Königinn Mutter und Monsieur hätten viele Diener und Anhänger unter den Prinzen und Herrn des Königreichs. Sie seyen schon mehrerer guten Plätze versichert. Außer diesen rechne man noch auf Sedan, Calais, la Capelle, und die Citadelle von Verdün. So bald Monsieur eine Armee im Felde haben würde, werde er gewiß ganze Provinzen gewinnen, die sich für ihn erklären würden. Da nun der Herzog unmöglich die seiner Person zugefügten Beleidigungen vergessen haben könne; so müsse ihm dies ein erwünschtes Mittel seyn, sich zu rächen, wenn er sich für die Sache der Königinn Mutter und Monsieurs verwenden und zu dem Ende mit ihm in eine Ligue gegen den Kardinal treten wollte.

Der Herzog antwortete Monsigot hierauf: Er sey Monsieur mit Unterthänigkeit ergeben, und rechne es sich zur Ehre, daß derselbe in seine Staaten kommen wolle, werde ihm auch immer mit aller möglichen Anhänglichkeit dienen. Allein Er habe zu fürchten, der König möchte darüber Verdacht auf ihn werfen und ihn feindlich angreifen, da er ohnehin, wegen Monsieurs erster Reise nach Nancy, schon auf ihn ungehalten sey. Ueber die Verbindung Monsieurs mit der Prinzessinn Margarethe äußerte er sich sehr dankbar und gerührt. Es sey ihm große Ehre, daß Monsieur nicht allein mit ihm in eine Ligue, sondern auch in eine so nahe Verwandtschaft treten wolle.

Allein auch dies that er nur zum Scheln, und mit ziemlicher Gleichgültigkeit, weil er es für eine bloße List von le Coigneux hielt, welcher Monsieur beherrschte, und von dem Er doch wußte, daß er weder Lust noch hinlängliche Einsichten hatte, den Krieg zu wünschen, welchem Er also zutraute, daß er diese Miene blos annehme, um den Kardinal zu einer Unterhandlung mit Monsieur zu zwingen. Sobald er seine Rechnung dabei gefunden haben würde, so werde man dem Prinzen sogleich rathen, den Herzog zu verlassen, ohne an die Ligue oder an die projectirte Verbindung irgend mehr zu denken. Indessen aber würde sich doch der Herzog einen bleibenden Haß des Königs zugezogen haben.

Da nun der Herzog keine bestimmte Antwort wegen der Aufnahme Monsieurs gegeben hatte, die doch der erste und dringendste Grund von Monsigots Verschickung gewesen war; da Er sich im Gegentheil über die allzugroße Freiheit, welche sich einige von den Edelleuten im Gefolge Monsieurs von seinem Hof erlaubt hätten, und über einige unverschämte Reden, welche

man geführt habe, ſich beſchwerte; ſo ſagte Monſigot nichts weiter, als daß er Monſieur Nachricht geben würde. Er ſchickte auch wirklich ſogleich einen außerordentlichen Eilboten ab, und gab den Rath, daß man aufs neue Verſicherungen von den aufrichtigſten Geſinnungen geben ſollte, mit denen Monſieur ſeine ſchon gemachten Vorſchläge ohne Aufſchub und Umſchweife in Erfüllung zu bringen wünſche.

Dies überwand dann doch alle Schwürigkeiten bei dem Herzog. Er gab Monſieur das Wort, daß er in ſeinen Staaten willkommen ſey und über ſie, ſo wie über ſeine Perſon, zu gebieten habe.

Auf dieſe Antwort reiste Monſieur ſogleich von Beſançon ab, und kam über Vezoul und Luxeul, zwei kleine Städtchen in der Franche Comté, den dritten Tag zu Remiremont in Lothringen und den Tag darauf zu Espinal an. Der Herzog konnte erſt einige Stunden nachher eben daſelbſt eintreffen, und Monſieur kam ihm zwei oder dreihundert Schritte entgegen. Der Herzog ſtieg zuerſt aus, ſo bald er Monſieur erblickte, und erklärte dieſem, daß Er ganz über ſein Haus zu befehlen habe. Er ſey gekommen, um ihn darum zu empfangen.

Die heilige Woche hatte ſchon angefangen, und man mußte alſo die Oſterferien an dieſem Ort zubringen. Doch hinderten die Andachtsübungen nicht, daß man häufig von dem Krieg und der Vermählung ſprach.

Zu Ende des Aprils begab ſich Monſieur mit ſeinem ganzen Hofe nach Nançy, um die Herzoginnen und Prinzeſſinnen zu beſuchen. Nachdem wir den Monat May dort zugebracht hatten, nöthigte uns der Ausbruch einer Seuche, wieder nach Espinal zurückzugehen.

Wenige

Wenige Tage nachher bekamen wir die Nachricht, daß die Königinn Mutter von Compiegne entflohen, und nach Flandern gegangen sey. Nach la Chapelle zu kommen, sey ihr von Herrn von Vardespere, dem dortigen Gouverneur, verweigert worden, obwohl der Marquis, sein Sohn, versprochen hatte sie aufzunehmen, und sie entschlossen war, dort weitere Nachrichten vom König zu erwarten. Bei dieser Sache wurde diese Prinzessinn schlecht bedient.

Herr von Besançon, welcher Unterhändler gewesen war, kam in den Verdacht einer Doppelzüngigkeit, daß er nämlich zu gleicher Zeit den Kardinal von Richelieu davon benachrichtigt habe, welcher hierauf den Platz strenger bewachen ließ, und sich freute, daß er dadurch die Königinn, das Königreich zu verlassen, und sich den Spaniern in die Arme zu werfen, nöthigte. Denn dies war gerade, was er wünschte.

Die Königinn ließ sogleich durch den Herrn von Mazure Monsieur von ihrer Flucht und ihren Gesundheitsumständen benachrichtigen. Da sie auch schon von seinem Vorhaben, sich mit der Prinzessinn Margarethe zu verbinden, unterrichtet war; gab sie nicht allein ihre Einwilligung dazu, sondern rieth sogar, daß man diese Sache so schnell als möglich ausführen solle. Ihre Gründe für ihn waren erstens die Hoffnung, Kinder zu bekommen, zweitens, daß die Verbindung mit der Prinzessinn Marie oder irgend einer andern, die ihm unangenehm seyn könnte, dadurch verhindert sey; drittens, daß Monsieur ganz in das Interesse des Hauses Lothringen gezogen seyn würde, für das sie selbst so sehr eingenommen war, und von welchem sie für ihre und Monsieurs Angelegenheiten einigen Beistand erwartete.

Der Pater Chanteloup, erſter Vertrauter der Königinn Mutter, war Monſieur nach Lothringen gefolgt, und ihm hatte ſie die Vollmacht zugeſchickt in ihrem Namen in die Verbindung mit der Prinzeſſinn Margarethe zu willigen.

Ueber die Artikel war man ſogleich einig, aber die Verbindung ſelbſt ſollte erſt nach dem Feldzug vollzogen werden. Monſieur ſollte nämlich indeß mit einer mächtigen Armee in Frankreich einfallen, und dem König ſeine Einwilligung abnöthigen.

Auch le Coigneux war der Meinung, daß man nichts übereilen ſolle, in einer ſo wichtigen Sache, die ſeinen Herrn ganz unverſöhnlich mit dem König entzweien müßte, wenn ſie gegen ſeinen Willen geſchähe. Er war froh, daß ihm immer noch eine Hinterthüre offen blieb. Die Zeit, hoffte er, würde ſchon eine Gelegenheit herbeiführen, wodurch ſich Monſieur auf eine anſtändige Art von ſeinem dem Herzog gegebenen Wort losmachen könne.

La Riviere und Goulas, welche ihn kannten, und ihm nicht gewogen waren, ſchilderten ihn ſchon überall als einen Mann, der mit ſeinen ſchönen Kriegs- und Heurathsvorſchlägen die Leute äffen wolle, in der That aber weder das eine noch das andere auszuführen gedenke. Sie bezeigten Verwunderung, daß der Herzog ſo verblendet ſeyn könne, darauf zu bauen.

Monſieur gab deswegen beiden den Abſchied, und nöthigte le Coigneux, jenes große Manifeſt gegen den Kardinal von Richelieu, das von dem Herrn von Saunes dem Parlament übergeben wurde, bekannt zu machen. Dies that er, um einigen Perſonen die Meinung, als ob der Kardinal in einem Verſtändniß mit le Coigneux ſtehe, zu benehmen. Eben deswegen wurde auch

nachher

nachher dem Parlament eine Supplik, von Herrn Roger dem Ober-Procurator Sr Hoheit unterzeichnet, eingereicht, worinn man anſuchte, gegen den Kardinal wegen Verletzung des Staats und Anmaßung königlicher Gewalt als förmlich klagende Parthie angenommen zu werden.

Monſieur bekam als Heurathsgut hunderttauſend Piſtolen von Lothringen, wovon das meiſte zu Ausbebung der Truppen angewandt wurde. In weniger als ſechs Wochen hatte der Herzog zehn bis zwölftauſend zu Fuß, und vier bis fünftauſend Mann zu Pferd. Die Frage war nun einzig davon: wie man ſie in Bewegung ſetzen und in Frankreich einzufallen habe?

Vorher mußte man noch einen ſicheren Rückenhalt haben, damit die Diener von Monſieur ſich zu gleicher Zeit und ohne Gefahr für ihn erklären könnten. Herr von Bouillon entſchuldigte ſich wegen Sedan, und Herr von Valenſai war von Calais vertrieben, weil der Kardinal ihn in Verdacht hatte, daß er derjenige ſey, von welchem Puylaurent nach einem unterſchlagenen Brief an die Prinzeſſinn von Pfalzburg etwas gewußt habe. Aus dem Briefe nämlich konnte man ſehen, daß ſie nur darauf warteten, bis „la Cave wieder in ſein Bette zurückgienge;“ um zu thun, was man von ihnen gebeten hatte. Damals war der Herr von Valenſe gerade von ſeinem Poſten abweſend.

Es wurde auch ein Einverſtändniß über die Feſtung Verdün entdeckt, und der Urheber davon aufgehangen.

Herr von Mouy de la Maillerave hatte ſich, unzufrieden über Monſieur, ſeit der vorletzten Reiſe nach Lothringen, von dieſem getrennt, weil man ihm ein Expectanzdecret zum Chevalier d'Honneur bei Madame abgeſchlagen

gen

gen habe. Er schützte einige Privatgeschäfte vor, die ihn nach Hause riefen. Monsieur fragte ihn, wann er wiederkommen würde? Es wird darauf ankommen, antwortete er, welchen Gebrauch Se Hoheit von braven Männern zu machen gedenken. Rechtschaffene Männer und treue Diener, sagte ihm Monsieur hierauf, verlassen ihn in seinen gegenwärtigen Umständen nicht.

Als Herr von Mouay nachher von den Kriegszurüstungen und dem beabsichtigten Einfall in Frankreich hörte, wollte er sich als einen Mann zeigen, der auf Ehre halte, und dem das Interesse Monsieurs sehr nahe gehe. Er schickte deshalb einen Edelmann an Se Hoheit, und bot ihm sich selbst nebst zweihundert Reitern zu seinen Diensten an, und zwar unter keiner weitern Bedingung, als daß er, was seit seiner Trennung unter ihnen vorgefallen sey, vergessen, und ihn für seinen Freund halten möchte. Da aber Monsieur voraussah, daß er sich mit seinen vorher gewählten Ministern nicht gut vertragen würde; so wollte er die von ihm angebotene Hülfe, so sehr sie für seine damaligen Plane vortheilhaft gewesen wäre, nicht annehmen. Dies veranlaßte den Herrn von Mouay nachher mit dem Kardinal von Richelieu eine Verbindung anzuknüpfen. Dieser machte ihn zum Hauptmann von seiner Kompagnie Gensd'armes, und würde ihn später gewiß noch zu wichtigeren seiner Geburt und seinem Werth angemesseneren Stellen emporgehoben haben, wenn er nicht, bei dem Rückzug des Kardinals von la Valette vor dem Heer des Galas, eine tödtliche Wunde bekommen hätte.

Monsieur sandte Monsigot nach Brüssel, um der Königinn Mutter, welche daselbst von der Infantin sehr ehrenvoll aufgenommen worden war, zu melden, was

was in Lothringen vorgefallen ſey, und um von der Infantin einen Beitrag zu den Koſten des Kriegs zu begehren, welcher mit ihrem und der ſpaniſchen Miniſter gutem Einverſtändniß unternommen wurde. Von ihnen erhielt er auch verſchiedenemale Zuſchuß, bis auf eine Summe von fünfmalhundert fünf und funfzigtauſend Gulden, die man theils zu dem Unterhalt des Hofſtaats gebrauchte, theils zur Werbung einiger Cavalerie, welche Monſieur in Frankreich hatte ausrüſten laſſen.

Da der Herzog von Bellegarde ſah, daß man ihn nicht immer mit zu Rath ziehe, fand er ſich beleidigt, ſo wenig Zutrauen zu beſitzen, und entſchloß ſich, wieder nach Frankreich zurückzugehen und von Monſieur ſeinen Abſchied zu nehmen. Er rückte eine oder zwei Meilen in Baſſigni vor, und ſchickte von dort an den Hof, um einen Freibrief vom König zu erhalten, zugleich gab er dem Herrn von Chatalet, Aufſeher dieſer Provinz Nachricht von ſeinem Entſchluß, welcher ihm wegen dieſer Sache an den Hof zu ſchreiben verſprach. Nach einigen Tagen veranlaßte dieſer daſelbſt eine Zuſammenkunft mit dem Herzog von Bellegarde, welcher ſich dabei einfinden ſollte. Aber er bekam, wie man glaubt, von Herrn du Chatelet unter der Hand Nachricht, daß es nicht gut für ihn ſeyn würde, und daß einige Reiterey auf den Weg abgeſchickt ſey, um ihn gefangen zu nehmen. Um dieſem Hinterhalt zu entgehen, reiste er gerade noch zu rechter Zeit von dem Ort ab, wo er war. Wenn er noch eine Viertelſtunde länger geblieben wäre, ſo würde er dieſen Truppen in die Hände gefallen ſeyn. Er war froh, wieder nach Eſpinal zurück zu kommen, wo ſein Aufenthalt doch noch freundlicher war als in der Baſtille, ob er gleich unter den Miniſtern von Monſieur nicht mehr galt, als vorher.

Mon-

Monsieur schickte auch den Abt von Obazine an den Pabst, um ihm von seiner Verbindung Nachricht zu geben, da er wohl wußte, daß diese Sache große Schwierigkeiten haben würde, die er nur durch die Gunst Sr Heiligkeit würde besiegen können.

Indessen ließ der König den Herzog von Lothringen um die Ursache dieser Bewaffnung fragen, und verlangte zu wissen, ob das allgemeine Gerücht von der Verbindung Monsieurs mit der Prinzessinn Margarethe gegründet sey. Der Herzog läugnete die Heurath, und sagte: seine Armee werde dem Kaiser gegen den König von Schweden dienen. Wenige Tage nachher wurde von ihm verlangt, daß er seine Truppen über den Rhein gehen lassen sollte; widrigenfalls ihn der König mit allen seinen Kräften aufsuchen würde, um selbst bei der Hochzeit zu seyn.

Der Herzog sah, daß das Gewitter über ihn losbrechen würde, wenn er Monsieurs Armee noch länger in seinem Lande behalten würde, und daß es Monsieur schwerlich gelingen werde, ihm die Versprechungen zu halten, gegen welche er sich in diesen Krieg hatte verwickeln lassen. Sie beschlossen unter sich, die Armee sollte nach Deutschland marschieren und der Herzog wolle sie selbst anführen.

Der Prinz von Pfalzburg begab sich auch zur Armee, um keine Gelegenheit verbeizulassen, sich Ruhm zu erwerben. Er war überdies dadurch empfindlich beleidigt, daß Puyla ment seiner Frau täglich Liebkosungen machte, über die er sich nicht beklagen durfte, da man, um diese zum Voraus abzuwenden, ihm gesagt hatte, daß sie seine Besuche und Gefälligkeiten nur deswegen annehme, de mit er Monsieur, seinen Herrn, zur Erfüllung seiner Verbindung bewegen möchte. Diese war

nämlich

nämlich zwar beſchloſſen; allein man mußte fürchten, Monſieur möchte ſeinen Willen ändern und ſich davon losſagen, da die Lothringiſche Armee nicht die große Wirkung that, welche man beabſichtigt hatte, daß der König, dieſe Verbindung bekräftigen ſollte. Dieſes konnte nur durch Gewalt der Waffen bewürkt werden, und erforderte lange Zeit. Aufſchub aber war für die Sache ſelbſt gefährlich; es konnte Monſieur Anlaß geben, zurückzutreten, wenn ihm nicht von einer andern Seite zugeredet würde, ſie ſogleich in Erfüllung zu bringen. Darauf müſſe ſie alſo vorzüglich dringen, und allein Puylaurent vermöge dazu Ihn zu beſtimmen. Nur der Vortheil, den ſie durch dieſe Verbindung für ſich und ihr Haus hoffen könnte, ſey der Grund, warum ſie ſich Puylaurents Neigung gefallen laſſe; da ſie übrigens das Verhältniß ihres Standes zu dem ſeinigen zu gut kenne, und ihm ohne dieſe Hinſicht nicht einen einzigen Beſuch erlauben würde.

Die Prinzeſſinn bildete ſich würklich ein, wenn nur ihre Schweſter mit Monſieur verbunden ſeyn würde, ſo müſſe ſie den andern Tag ſchon Königinn ſeyn, und alsdenn würde ſie durch Puylaurents Mitwirkung und Gunſt alle Angelegenheiten des Königreichs lenken.

Der Prinz von Pfalzburg fand auf dieſer Reiſe ſeinen Tod, den er bei ſeiner Abreiſe ſchon ſich zu wünſchen ſchien. Sein Ehrgeiz machte ihm ein Leben verhaßt, das er mit Unehre fortzuſetzen fürchtete. Viele glaubten, Puylaurent werde nun die Prinzeſſinn von Pfalzburg heurathen, nach dem Beiſpiel des Herzogs von Joyeuſe, der mit der Schweſter der Königinn Luiſe, Gemahlinn Heinrichs des III. ſeines Herrn, vermählt worden war; aber die Zeit bewürkte bald bei beiden andere Gedanken.

Da Monsieur von Seiten Frankreichs alle Hoffnungen fehlschlugen; so dachte er auf andere Maasregeln in Verbindungen mit den Auswärtigen. Er wußte, daß ihm kein Ausweg übrig blieb, sein Vorhaben auszuführen, als sich mit den Spaniern zu vereinigen. Deswegen schickte Er Puylaurent nach Brüssel, um mit den spanischen Miniſtern einen neuen Kriegsplan zum nächsten Feldzug zu entwerfen, und zugleich für Monsieur einen Zufluchtsort an diesem Hof zu sichern, im Fall, daß dieser in die Nothwendigkeit kommen sollte, Lothringen zu verlassen.

Monsieur begab sich in die Nähe von Luxemburg und erwartete Puylaurents Zurückkunft nach Vaudrenange, um deſto früher von dem Erfolg seiner Reise Nachricht zu haben.

Erſt am Ende des Herbſts gieng er nach Nancy zurück. Le Coigneux und Puylaurent entzweiten sich daſelbſt. Der erſte war der Meinung: man solle ohne des Königs Einwilligung in Rücksicht auf die Verbindung keinen Schritt weiter vorwärts thun, sondern sich zu dem Vergleich verſtehen, welcher Monsieur aufs neue vorgeſchlagen worden war. Dafür ſtimmte auch der Herzog von Bellegarde und mehrere der Miniſter Se Hoheit, aus den schon angeführten Gründen.

Puylaurent hingegen behauptete: Monsieur würde zuviel an seiner Ehre verlieren, wenn er wieder nach Frankreich zurückgienge, ohne irgend eine Genugthuung für die vielen Beleidigungen des Kardinals zu erhalten. Was auch erfolgen möchte, so würde es doch rühmlicher für ihn seyn, mit den Waffen in der Hand umzukommen, als sich aufs neue den Bedrückungen des Kardinals auszuſetzen. Ueber dieſes würde Se Hoheit keine Sicherheit mehr am Hofe haben, der ganzen Welt verächt-

verächtlich werden, und so sehr alles Ansehen verlieren, daß ihm niemand mehr folgen, und sich für sein Wohl interessiren würde. Von einer andern Seite erlaube ihm seine Ehre und sein Gewissen nicht, ein so heilig gegebenes Wort zur Verbindung mit einer tugendhaften Prinzessinn von edler Herkunft wieder zurückzunehmen. Man solle diese nicht einmal auf eine andere Zeit verschieben, wie einige der Meinung wären. Vielmehr müsse man davon den Anfang machen, damit der Herzog und seine Freunde, von der Rechtschaffenheit ihres Herrn völlig überzeugt, ihm desto bereitwilliger den nöthigen Beistand zur Ausführung seines Plans leisten möchten.

Er hoffe noch immer, daß viele Prinzen, Herrn und sogar ganze Provinzen in Frankreich ihm die Hände bieten würden, und glaube, die übrigen werden ihrem Beispiel nachfolgen, wenn man sie bewaffnet zu Pferde sehen würde. Dadurch hoffe er nicht nur dem König seine Einwilligung zu der Verbindung abzunöthigen, sondern auch mehrere Vortheile für Ihn und seine Untergebene zu gewinnen. Es stehe einem großen Prinzen von Monsieurs Alter schlecht an, immer den Beleidigten zu spielen und doch nie den Degen zu ziehen; er sollte wenigstens einmal sein Glück versuchen und sich nicht wieder in solche Vergleiche einlassen, bei denen er nicht seine Ehre und seine völlige Sicherheit wieder erlange.

Diese großmüthigen Gesinnungen waren ganz nach dem Sinn der Prinzessinn von Pfalzburg und des Herzogs von Elbeuf, welche alles anwendeten, um seinen Ehrgeiz noch mehr anzuspornen. Es ist wohl gewiß, daß Puylaurents Hauptzweck war, Schwager von seinem Herrn und einstigen König zu werden. Man versicherte ihn: er würde allen möglichen Antheil nehmen

an dem Ruhm, den sein Gebieter von einer so tapfern Unternehmung einärndten würde. Der brave Büssi selbst habe unter dem verstorbenen Herzog von Anjou nie so viel Achtung und Lob sich erworben, als er davon tragen würde.

Puylaurent war der erste Vertraute seines Herrn; es kostete ihn daher wenig Mühe, ihm seine Meinung einleuchtend zu machen und die von le Coigneux und dessen Anhängern umzustoßen.

Die Vermählung wurde nur noch so lange aufgeschoben, bis der Herzog von Lothringen aus Deutschland zurückgekommen seyn würde. Er brachte seine Armee in einem kläglichen Zustande zurück.

Man beschloß: es sollten nur wenige dem Feste beiwohnen, damit es nicht bekannt würde, um so mehr, da der König gerade wegen der Belagerung von Mayenvik zu Metz war, und vielleicht herbey gekommen wäre, um Rechenschaft zu fordern. Der Herzog hatte sogar dem König seine Aufwartung gemacht und ihm versichert: daß an dem allgemeinen Gerücht nichts sey; der König aber erklärte dem Herzog: daß er den längeren Aufenthalt seines Bruders in dessen Staaten nicht genehmigen könne. Er mußte deswegen noch an demselben Tag beim Fakelnschein abreisen. Die Neuvermählten trennten sich, und hielten ihre Liebe bis auf eine günstigere Zeit geheim.

Madame von Verderonne hatte Herrn von Malvoisine an Puylaurent, ihren Neffen, geschickt, um diese Verbindung rückgängig zu machen, weil sie von jeher mehr für die mit der Prinzessinn Marie gestimmt war. Da sie hörte: daß die Sache ernstlicher werde, schickte sie zu demselben Zweck einen neuen Eilboten, mit

Vervill-

Bewilligung und auf Befehl des Siegelbewahrers von Chateauneuf, an ihn ab. Aber die Verbindung war schon acht Tage vorher vollzogen. Monsieur war schon auf dem Wege nach Luxemburg, wo er einem Wagen mit fünfmalhunderttausend livres begegnete, welche der König zum Unterhalt seiner Truppen an den Grenzen abgeschickt hatte. Er war sehr in Versuchung ihn anzuhalten, und die rückständige Summe seines Gehalts und seiner Apanage davon abzuziehen. Aber er fürchtete, man möchte gegen den Herzog von Lothringen Repressalien gebrauchen, auf den Se Majestät ohnehin schon sehr aufgebracht war, weil er Monsieur den Aufenthalt in seinen Staaten verstattet hatte.

Der Aufnahme zu Brüssel war Monsieur gewiß, wo ihn die Königinn Mutter und die Infantin sehnlichst erwarteten. Er verweilte ein wenig zu Longwy, um seiner Bagage, bei einem beschwerlichen Wege, Zeit zu lassen ihm nachzukommen.

Mit großen Unbequemlichkeiten, wegen den schlechten Wohnungen in dem Ardenner-Wald, kam er mit seinem Gefolge durch das luxemburgische, und begab sich 1632 zu Ausgange des Januars nach Brüssel. Der Herzog von Bellegarde entschuldigte sich, daß er nicht mitreisen könne, weil er nicht gerne in Verdacht kommen wollte, mit den Spaniern Einverständniß zu haben. Dies veranlaßte einen Streit zwischen ihm und Puylaurent, den er durch seinen Neveu, den Marquis von Montespan, herausfordern ließ. Aber Monsieur versöhnte sie sogleich wieder. Auch der Graf von Moret trug dazu bei, als Freund vom Herzog von Bellegarde und dem Herzog von Elbeuf, welcher damalen sehr für Puylaurent eingenommen war.

Aus der nemlichen Ursache gerieth der Herr von Montespan mit de la Barpet in Streitigkeiten, die aber auch sogleich beigelegt wurden.

Die Herrn Coigneur und Monsigot erhielten damals ihren Abschied, mit dem Versprechen, daß sie wieder angestellt werden sollten, wenn man in Frankreich seyn würde.

Dem Herrn von Caspré, Rath im Conseil Sr Hoheit und Hofsecretär wurde die Stelle des ordonnirenden Secretärs (Secretaire des Commendemens) übertragen, und ihm zugleich aufgegeben, dem Herrn le Coigneur die Siegel abzunehmen. Dieser weigerte sich, sie abzugeben In Ermanglung derselben bediente man sich des großen Placarts zu den Ausfertigungen.

Bei Monsieurs Ankunft zu Brüssel, befahl die Infantin: der ganze Hof solle ihm entgegen gehen. Auch der Marquis von Aytone, Dom Gonzales von Cordova, der Herzog von Veravaz und andere Vornehme machten ihm ihre Aufwartung. Man gab ihm die besten Zimmer im Pallast, wo die Tafeln für ihn und seinen ganzen Hof bereitet waren. Außer Monsieurs Tafel bekam Herr von Puylaurent eine von funfzehn Converts. Die Haushofmeister, die Obercontroleure, die gewöhnlichen Edelleute und andere in Dienst stehenden Personen hatten eine zu zwanzig. Noch eine andere von dreißig Gedecken war für die Adelichen, die Monsieur gefolgt waren, und nicht in seinem Sold stunden. Die Bediente von der Kammer und der Garderobe hatten ihre besondere; so auch die geringeren Bediente. Alle diese Tafeln wurden mit Fleisch besetzt und von den Bedienten des Pallastes bedient, so lange Monsieur sich in Flandern aufhielt; dies war vom

25sten

28sten Januar 1632 bis auf den nächstfolgenden 18ten Mai.

Zu Ruel arbeitete man an dem Proceß des Marschalls von Marillac, welchen Richelieu in Piemont hatte gefangen nehmen lassen. Er setzte Kommissarien, die ganz unter seinem Willen stunden. Die Königinn Mutter hatten den Richtern erklärt: sie werde sie für ihre eigene Person belangen, wenn sie das Todesurtheil aussprechen würden. Monsieur gebrauchte dieselben Drohungen. Sie halfen zu nichts, als die Execution des Gefangenen zu beschleunigen.

Monsieur suchte sogleich nach seiner Ankunft zu Brüssel, seine eigenen Angelegenheiten zu besorgen, so lange ihm noch sein Unterhalt von den Spaniern gewiß war. Er und die Königinn Mutter waren auf andere Mittel bedacht, um Geld zu machen, weil sie wußten, daß man zu einer solchen Unternehmung nicht leicht viel haben könne. Beide schickten ihre Edelsteine zum Versatz nach Amsterdam. Sie übertrugen diese Bestellung dem Herrn von Dourchant, dem sie Briefe an den Prinzen von Oranien und an Herrn von Bouillon zuschickten, da dieser damalen bei den Staaten, in großem Ansehen stund. Sie baten, den Herrn von Dourchant mit ihrem Credit und Ansehen zu unterstützen. Herr Desliſſac wurde nachher mit einem Paß, welchen Herr von Dourchant von den Staaten erhalten hatte, zu demselben Endzweck abgeschickt. Er hatte zu Brüssel die Königinn Mutter und Monsieur zu sprechen gesucht.

Monsieurs Ankunft machte den Spaniern viele Freude, und erfüllte sie mit großen Hoffnungen. Sie setzten voraus: der Krieg in Frankreich werde die Macht des Königs beträchtlich schwächen. Wenn er in seinem

eigenen Lande zu thun habe, so werde er den Feinden des östreichischen Hauses nicht mehr kräftigen Beistand leisten können; dadurch müßten also ihre Angelegenheiten in Flandern einen merklichen Vortheil erhalten.

Der Plan dieses Kriegs war nun theils auf den fremden Beistand der Spanier gegründet, theils auf das Versprechen, welches Herr von Montmorenci gegeben hatte, Monsieur zu dienen und ihn in seinem Gouvernement in Languedoc aufzunehmen. Diese Unterhandlung geschah durch den Bischoff von Alby, und seinen Neffen, den Herrn von Delbennes.

Der Herr von Montmorenci, welcher dem Kardinal von Richelieu, während seiner Zwistigkeiten zu Lyon mit der Königinn Mutter, ganz ergeben gewesen war, hatte geglaubt, die Belohnung für einen so ausgezeichneten Dienst müßte unmittelbar darauf erfolgen. Er erwartete die Citadelle von Montpellier zu erhalten, die er sich längst gewünscht hatte. Da er sich nun in seinen Hoffnungen betrogen fand, und man ihm gar nichts zusagte, wurde er empfindlich, der Getäuschte zu seyn, und suchte Gelegenheit sich zu rächen. Seine Frau, die ihn schon anfänglich zu Lyon, und nachher immer gebeten hatte, die Parthey der Königinn Mutter zu nehmen, fand ihn jetzt sehr bereit, ihrem Willen zu folgen. Dem Bischoff von Alby entgieng dieser für Monsieurs Absichten so günstige Umstand nicht. Er wendete alles an, um ihn zu benutzen. Er machte dem Herzog Vorstellungen, wie rühmlich es für ihn seyn würde, Personen von so hohem Stande wieder aufzuhelfen, die nur von ihm die Wiederherstellung ihres Ansehns erwarteten. Diese Unternehmung sey nicht die erste dieser Art. Der Herzog werde sich erinnern, daß Herr von Epernon derselben Königinn einen gleich ausgezeich-

neten

neten Dienſt erzeigt habe, trotz den beiden des Luynes, die ſie in dem Schloß zu Blois gefangen hielten. Mit glücklichem Erfolg habe er unternommen, ſie zu befreyen, da er doch dazu mit zweihundert Edelleuten, von Metz habe herbeikommen müſſen, um ſie zu Loches zu empfangen; welches unter dem Beiſtand des Biſchoffs von Toulouſe, und ſeines Sohns, des nachherigen Kardinals von la Valette geſchehen ſey. Von dort aus habe er ſie gleichſam im Triumph in ſein Gouvernement von Angoulesme begleitet. Von daher haben ſie alsdann ihre gerechten Klagen gegen die des Luynes wegen der ſchimpflichen Behandlung der Königinn vor den König gebracht, welcher gerne vergeſſen habe, was darauf in dem Kriege von Pont de Ce vorfiel, welchen ſelbſt der Biſchoff von Lüçon unter der Hand nur deswegen veranlaßt habe, um ſich den Weg zur Kardinalsſtelle zu bahnen. Um dieſe nämlich habe derſelbe ſich ſchon lange vorher beworben, und deswegen mehrere Anſchläge und Schmähſchriften gegen die alten Miniſter gemacht, in der Abſicht, endlich ſelbſt an das Staatsruder zu gelangen. Der König aber habe die Königinn Mutter nicht allein wieder begnadigt, ſie in ihr voriges Anſehen geſetzt, ihr ſein Vertrauen wieder geſchenkt, und ſie an den Staatsgeſchäften Antheil nehmen laſſen, ſondern ihr auch verwilligt, daß der Herzog von Epernon wegen des angeblichen Verbrechens, ſie mit bewaffneter Hand und gegen den Befehl des Königs aus dem Schloß Blois befreit zu haben, völlig freigeſprochen wurde, mit der Erklärung: daß er alles dieſes zum Dienſte des Königs und für das Wohl ſeines Staats gethan habe.

Nach dieſem Beiſpiel ſtellte der Biſchoff dem Herrn von Montmorenci vor, ſolle er, als einer der Angeſehenſten im Reiche, als Abkömmling aus dem berühm-

testen und ältesten Hause, ein ähnliches Vorhaben durchsetzen, und hiezu das Zutrauen und die Anhänglichkeit gebrauchen, welche er sich nicht allein bei dem Adel, sondern auch bei den übrigen in Languedoc erworben habe. Der Erfolg werde ihm um so mehr zum Ruhm gereichen. Da er zugleich Mutter und Sohn gegen die Bedrückungen eines Ministers gerächt haben werde; der Minister aber vor aller Welt für einen Undankbaren, und für den schlechtesten gelte, welchen man je gehabt habe, und der sich allein auf die königliche Gewalt stütze.

Um die Schwierigkeiten zu heben, denen der Herzog bei Ausführung dieser Unternehmung entgegen sah, und die ihm sein Diener und Vertrauter Soudeille, ein Edelmann aus Limosin, aus treuer Besorgniß oft genug vorstellte, vergrösserten den Bischoff von Albi und sein Neffe die Macht, mit welcher Monsieur ankommen würde, und das Zutrauen, welches der Herzog von Montmorenci in seinem Gouvernement habe, nebst der Bereitwilligkeit, mit welcher ganz Frankreich seinem Namen und seiner Person dienen würde. Er stellte ihm vor, daß er nichts geringeres hoffen dürfe, als der dritte Conetable seines Hauses zu werden und diesen Degen bei demselben gleichsam erblich zu machen, daß auch alles, was er sowohl in Rücksicht auf Languedoc als in Beziehung auf den Hof verlangen würde, ihm verwilligt werden müßte.

Diese Vorstellungen und der persönliche Haß des Herzogs brachten ihn endlich dahin, die Schwierigkeiten zu überspringen. Er gab dem Bischoff mündlich und schriftlich sein Wort. Dieses Versprechen wurde Monsieur zugeschickt, mit der Bedingung, daß er nicht eher von Brüssel abreisen sollte, als zu Ende des Augusts, um den Landständen Zeit zu lassen, den Geld-Beitrag

zu beschließen, den sie dem Könige geben sollten, und welchen er für Monsieurs Plane benutzen zu können glaubte. Diese Ständeversammlung konnte vor dem Monat September nicht zu Ende seyn. Er empfahl auch Monsieur, alles geheim zu halten, und bat ihn nicht übel aufzunehmen, wenn er dem Hof durchaus das Gegentheil melde. Dies geschehe blos, um das Spiel mehr zu verbergen, und um desto mehr Mittel zu bekommen, Sr Hoheit zu dienen. Auf sein Wort aber dürfe er sich verlassen.

Man wußte, daß er schon bei andern Gelegenheiten zu Monsieur gesagt hatte: er wolle ihm einst noch einen ausgezeichneten Dienst erweisen, und er würde nicht zufrieden sterben können, ehe er dieses Versprechen erfüllt haben werde.

Monsieur wünschte in dieser Lage zu bleiben, und reiste ungerne früher ab. Er konnte aber den Bitten des Herzogs von Lothringen nicht widerstehen, welcher verlangte: man solle vor der Zeit den Einfall machen, um die Macht des Königs abzuhalten, welche auf Lothringen gerichtet war. Dieses that aber doch nicht die Würkung, welche sich der Herzog versprochen hatte.

Der König schickte nichts destoweniger alle seine Truppen dahin ab. Sie überfielen den Herzog unversehens, und nöthigten ihn, einen Tractat wegen Clermont und Stenay einzugehen, in den er sonst nicht eingewilligt haben würde.

Schon war der 18. Mai da und der Herzog drang immer auf Monsieurs Abreise. Zu Trier sollten sich die Truppen versammlen. Sie bestunden aus vier bis fünftausend Pferden, in zehn Deutschen, Lüttichischen und Neapolitanischen Cavalerie-Regimentern, unter denen drei oder vier sehr gut waren, namentlich das des

Granges Liegvis. Die übrigen waren Räuber und Ausschuß der Spanischen Armee. Don Gonzales hatte sie nach einem Befehl aus Spanien Monsieur übergeben. Se Hoheit ließ noch französische Cavalerie dazu stoßen. Außer diesen waren die Kompagnien der Gens d'armes, und der leichten Reuter, welche zusammen tausend bis zwölfhundert Pferde ausmachten. Die Generallieutenants Stelle übergab er dem Herzog von Elbeuf.

Ehe Monsieur nach Frankreich marschierte, mußte er noch von dem Hofe zu Brüssel Abschied nehmen, bis sein ungünstiges Schicksal ihn zum zweitenmal dahin führte. Die Infantin, nicht zufrieden, daß sie während vier Monaten Monsieurs Haus so gut unterhalten hatte, wollte auch noch gegen ihn und die Seinigen ihre Großmuth und Freigebigkeit bis zu seiner Abreise fortsetzen. Jeder Prinz, jeder Edelmann und die vornehmsten Officiere erhielten Geschenke, entweder Edelsteine, oder goldene Ketten mit der Medaille des Königs von Spanien. Sie ließ für Monsieur mehrere Coffer mit Kriegs-Kleidungen, Wäsche und andern Kleidungsstücken füllen, und ihm durch ihren Pagador (Schatzmeister) hunderttausend Patagons zu den Reisekosten ausbezahlen. Da sie wußte, daß Monsieurs Leute ihr Geld zur Reise nöthig haben würden; so verbot sie ausdrücklich allen Dienern des Pallasts, bei Verlust ihres Amts, ihnen für die geleisteten Dienste irgend etwas abzufordern, oder von ihnen anzunehmen, und behielt sich vor, sie selbst zu belohnen. Sehr zufrieden und dankbar für die vielen Gunstbezeugungen und gute Behandlung der Prinzessinn, trennte sich Monsieur, nachdem er von der Königinn seiner Mutter Abschied genommen, und von beiden die Glückwünsche zu seiner Reise empfangen hatte. Auch von Donna Bian-

ca,

ca, der Tochter von Dom Carlos Colonia, einer der Hofdamen der Infantin, deren Liebhaber Er gemacht hatte, mußte er sich verabschieden, um sie zu versichern, daß seine Leidenschaft nicht aufhören würde, ungeachtet er gezwungen sey, sich von ihr zu trennen. Die andern Fräulein im Pallast hatten auch jede ihren Liebhaber unter den Franzosen, von denen sie täglich Gefälligkeiten annahmen; aber auf spanische Weise; das heißt: sie sahen sich nur durch sehr hohe Jalousien, wo es ihnen sehr schwer wurde, sich einander verständlich zu machen. Nur an den Audienztagen war es den Cavalieren erlaubt, ihre Damen in Gegenwart der Infantin und des ganzen Hofs zu unterhalten.

Der Graf von Bügnoi war erklärter Diener von dem Fräulein von Bergues, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit aber ihr mehrere Anbeter verdienten. Einer der ersten darunter war der Graf von Brion. Dieser, obgleich ein Freund von dem Grafen von Búquoi, wurde sein Nebenbuhler und entzweite sich mit ihm. Es wäre vielleicht noch zu Thätlichkeiten unter ihnen gekommen, wenn ihre Dame nicht beider Gefälligkeiten mit gleicher Unbeweglichkeit aufgenommen hätte. Sie stund schon in Heurathś-Unterhandlungen mit dem Herzog von Bouillon, dem sie alle ihre Gunstbezeugungen vorbehielt, bis sie sich plötzlich vom Brüßler Hof entfernte, um der Geschichte ein Ende zu machen. Da die beiden Cavaliere in ihren Erwartungen gleich sehr betrogen waren, so trennten sie sich nachher wieder als gute Freunde.

Uebrigens entstünden mehrere Streitigkeiten und Schlägereien unter den Vornehmsten an Monsieurs Hof, die durch Se Hoheit beigelegt wurden. Doch konnte dies nicht ohne den Verlust des Baron von Vaucelas geschehen, welcher zu Rochebonne Secundant war,

und

und an einer tödtlichen Wunde, einige Tage nachher, starb. Er wurde als ein rechtschaffener und wohlgebildeter Cavalier sehr bedauert.

Monsieur war schon seit vierzehn Tagen zu Trier, wo alle spanischen Truppen angekommen waren, und konnte sich nun von dem Marsch nach Frankreich nicht mehr los sagen. Die Gründe des Herrn von Montmorenci hatten ihn zwar überzeugt, und er sah die Folgen davon wohl ein. Allein da er einen langen Weg zu machen hatte, und man doch sobald nicht wissen konnte, von welcher Seite er einfallen würde, von Poitou, Guyenne oder Languedoc her, da er vielmehr diese Provinzen so wie mehrere andere zugleich in Furcht setzte; so glaubte er, sein Vorhaben könne verborgen bleiben, und Herr von Montmorenci werde durch seinen langen Marsch Zeit genug gewinnen, um alles bis zu Monsieurs Ankunft vorher in Ordnung zu bringen.

Richelieu wurde von allen Seiten benachrichtigt, Monsieur käme über Languedoc. Aber er konnte sich nicht vorstellen, daß Herr von Montmorenci ihn dazu aufgefordert habe. Der Kardinal hielt diesen seit der Reise nach Lyon für seinen besten Freund, und glaubte nicht, ihm Anlaß gegeben zu haben, diese gute Meinung für ihn zu ändern. Auch konnte er keinen Vortheil für Herrn von Montmorenci dabei voraussehen, wohl aber sein unausbleibliches Verderben. Die Betheurungen von unverletzlicher Treue, welche er in mehreren Briefen dem Könige gemacht hatte, erlaubten auch Sr Majestät nicht, dem allgemeinen Gerücht vom Gegentheil zu glauben.

Monsieur war den 4. Jun. 1632 von Trier abgereist, und nahm den Weg über Lothringen, um seine Gemahlinn bei der Durchreise heimlich zu sehen. Er

hatte

hatte nur wenige Leute bei sich, und blieb nur einen Tag. Er versicherte sie seiner Treue, sagte ihr ein Lebewohl und kehrte wieder zu seiner Armee zurück um seinen Marsch durch Bar fortzusetzen, und über Bassigni in Frankreich einzufallen.

La Riviere und Goulas wurden wieder von der Prinzessinn von Pfalzburg begnadigt, mit der Bedingung, daß sie sich für das Lothringische Haus verwenden und nichts gegen die Verbindung unternehmen sollten. Sie versprachen eidlich, alles zu thun, was in ihren Kräften stünde.

Schon bei dem Gerücht von Monsieurs Anmarsch verließ jedermann das Land und zog sich in die Städte zurück. Die Armee fand alle Städte und Häuser auf dem Lande leer, ohne Lebensmittel und Hausgeräthschaften. Den Truppen konnte aber doch der nöthige Unterhalt verschafft werden, weil sie einen freien Raum hatten, und ihre Quartiere ausdehnen konnten, ohne einen Ueberfall vom Feinde befürchten zu dürfen, den sie noch nicht vor sich hatten. Die Einwohner der Städte, welche Häuser auf dem Lande hatten, fürchteten, man möchte sie ihnen verheeren, und kauften sie mit Geld oder Lebensmitteln los, die sie der Armee zuschickten. Auf diese Art litten die Truppen keinen großen Mangel, besonders da die Jahrszeit ihnen überall Früchte und Futter im Ueberfluß anbot.

Die Deutschen, Croaten und Neapolitaner machten große Unordnungen, und plünderten am häufigsten Monsieurs eigene Leute, wenn diese sich Vorrath geholt hatten oder welchen holen wollten. Auch unter den Franzosen herrschte keine viel bessere Ordnung.

Langres verweigerte uns den Durchzug; es blieben also nur die kleinen Orte offen. Von Bassigni kamen wir

nach

nach Bourgogne. Monsieur stund in gutem Vernehmen mit Dijon, und hoffte daselbst aufgenommen zu werden. Aber nach dem Beispiel, das Langres gegeben hatte, durfte man dies von der Hauptstadt einer so mächtigen Provinz nicht erwarten. Monsieur sandte einen seiner adelichen Dienstleute, den Herrn von Valbelle, an das Parlement dahin. Er war aus dieser Stadt gebürtig, und sollte, im Fall sie sich weigerten, sie durch Drohungen zwingen. Dadurch wurden sie aber nur noch mehr erbittert, und vertheidigten um so hartnäckiger die Rechte ihres Königs. Sie richteten mehrere Kanonen auf uns, und sogar Monsieur war in Gefahr. Dies verursachte einige Unordnung in der Gegend der Stadt, besonders in dem Hause einer der Richter des Marschalls von Marillac.

Wir umgiengen Bourgogne und die Grafschaft Charolois, und setzten bei Digoiens über die Loire. Herr von Montmorenci beklagte sich über Monsieurs Voreiligkeit bei der Nachricht von dem Vordringen in Bourbonnois, und erklärte, daß er ihm alle Mittel benehme, ihm zu dienen. Er bat Se Hoheit zu versuchen, ob es in einer andern Provinz nicht besser gelingen würde. Sollte auch dies fehlschlagen; so sey er entschlossen, alles für ihn aufs Spiel zu setzen.

Wir setzten unsern Weg weiter fort, und kamen über Allier durch die Brücke von Vichi, um in Auvergne einzudringen. Auf dem Wege von Coiset, wo der Baron von Saligni stund, wurden wir mit mehreren Kanonenschüssen begrüßt. Die Armee hatte wenig Strapatzen, und doch beklagten sich besonders die Fremden, über einen so anhaltenden Marsch. Dies nöthigte Monsieur einige Tage zu Vichi Halt zu machen.

chen. Bei jeder Nachtlager verlangten sie Geld. Ungeachtet man ihnen nie welches gab, so wurden sie doch immer durch Herrn von Elbeuf besänftigt und kehrten jedesmal zufrieden zurück. Er bezahlte sie mit Hoffnungen und schönen Worten, mit denen er sehr freigebig war.

Bald nachher kamen wir nach Limagne, wo die schönsten Früchte der Jahrezeit bald von der Armee abgeleert waren. Von da folgten wir dem Weg nach Rovergne.

Wir hatten schon zwei Drittheile des Königreichs durchzogen, und weder eine Stadt noch Gemeinde, selbst nicht ein einziger Edelmann hatte sich, wie man hoffte, und wie es bei der großen Anzahl der Unzufriedenen in Frankreich zu erwarten war, für Monsieur erklärt. Darüber beklagte sich Monsieur öfters. Auch entschuldigte er sich nachher damit, wenn man ihm überreden wollte, für das allgemeine Wohl, und die Erleichterung der Völker die Waffen zu ergreifen. Herr von Chavaignac und einige seiner Freunde unter dem Adel waren die ersten, welche sich Monsieur anboten ihm zu dienen und zu folgen.

Die einzige Unbequemlichkeit bei unserm Marsch war, unsere Wagen über die Berge von Escarpoulette und Milan zu bringen. Es gelang uns aber dennoch, und wir kamen zu Anfang des Augusts endlich nach Lodeve, der ersten Stadt, von welcher man auf dieser Seite in das Gouvernement des Herrn von Montmorenci kömmt. Wir blieben hier drei Tage. Von da kamen wir nach Pezenas, wo wir übernachteten, und wo Herr von Montmorenci Monsieur aufsuchte. Den folgenden Tag begaben wir uns nach Beziers. Dort blieb man einige Tage, um die Truppen ausruhen

zu

zu lassen, und um die Aushebungen der Infanterie abzuwarten, welche Befehl erhalten hatten in Languedoc zu uns zu stoßen.

Man hatte noch mancherlei Dinge zu Monsieurs Einrichtung in dieser Provinz in Ordnung zu bringen, und wenn seine Unternehmung gelingen sollte, mußte man die Vorkehrungen schnell treffen, damit der König nicht zuvorkommen konnte. Die Landstände thaten nichts weiter, als daß sie auseinander giengen, und Herr von Montmorenci bewirkte nicht, was er von ihnen erwartet hatte. Herr von Emeri und Herr von Verderonne, welche als Staatsräthe und Oberaufseher im Namen des Königs dabei waren, verweigerten ihm nach einem ausdrücklichen Befehl von Hofe die Disposition über die von den Landständen verwilligte Summe. Der König wußte schon den Abfall des Herrn von Montmorenci, und ließ ein Manifest gegen ihn und gegen alle ergehen, welche auf Monsieurs Seite treten würden.

In dieser Zeit starb der Marschall Desiat, welcher die teutsche Armee commandirte. Bei dieser Nachricht sagte Richelieu, welcher ihn sehr schätzte und liebte: er wisse kaum, welches von beiden, die Nachricht von dem Tod seines Freundes oder die von seiner Untreue ihn mehr kränke.

Im geheimen Rath seiner Majestät wurde beschlossen, zwei Armeen aufzustellen. Eine solle unter dem Marschall von la Force, durch Nieder-Languedoc vorrücken, die andere aber von dem Marschall von Schomberg gerade gegen Monsieur angeführt werden.

Herr von Montmorenci überredete Monsieur nach Vaucaire zu marschiren, um auch noch der Stadt versichert zu werden, wie man es schon vom Schlosse war,

wo

wo der ihm ergebene Herr von Perolz Gouverneur war.

Monsieur machte sich auf den Weg, und glaubte die Einwohner würden sich bei seiner Annäherung ergeben. Auf ihre Weigerung beschloß man Sturm zu laufen, ungeachtet man nicht Zeit gehabt hatte, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, und Monsieur nur die Freiwilligen und Adelichen von seiner Hofhaltung bei sich hatte, welche zusammen fünf bis sechshundert Mann ausmachten. Die Truppen, wovon die eine Hälfte der Herzog von Elbeuf, die andere der Herzog von Montmorenci anführen sollte, waren eben im Begriff, das Wagstück zu beginnen, als man fünfhundert Soldaten über die Rhone kommen sah, welche der Marschall von Vitri, der nach Tarascon geeilt war, den Einwohnern von Baucaire zu Hülfe schickte. Unsere Anführer wollten dennoch ihr Vorhaben nicht aufgeben, weil sie es für ihre Ehre nachtheilig hielten, davon abzustehen. Es war aber ein Glück für alle, daß Chaudebonne die Stelle des Generalissimus über sich nahm und die Unmöglichkeit einer solchen Unternehmung aufs ernstlichste vorstellte, da wahrscheinlich der ganze Adel dabei umgekommen wäre; was jeder nachher auch einsah.

Bei dem Rückzug sagte Herr von Montmorenci zu Herrn von Puylaurent: haben wir erst Schomberg geschlagen, so werden uns die Städte nicht fehlen. Also; los auf ihn! Ist uns das Glück dabei nicht günstiger, so müssen wir wieder zu Brüssel Hof halten!

Nach diesem fehlgeschlagenen Versuch mußte sich Monsieur zurückziehen. Er wagte es, seine Armee zu theilen. Mit der einen Hälfte sollte der Herzog von Elbeuf gegen den Marschall von la Force ziehen, und

mit der andern zog Se Hoheit in Schlachtordnung gegen Beziers zurück. Man bekam Nachricht: der Marschall von Schomberg, welcher den Weg nach Limosin genommen hatte, sey schon bis St. Felix, einer kleinen Stadt, drei Meilen von Castelnaudari, vorgerückt und habe die Gensd'armes, die Chevaurlegers von der Garde des Königs und andern Ordonnanz-Compagnien, die zusammen dreitausend Pferde ausmachten. Außer diesen habe er noch funfzehnhundert auserlesene Musquetiere aus dem Garden-Regiment des Königs bei sich, die man beritten gemacht hatte, um schneller vorrücken zu können.

Herr von Montmorenci ließ die Infanterie eiligst aufbrechen, und befahl die Kanonen aufzuführen, damit alles in Bereitschaft sey, wenn Monsieur marschieren wollte. Dieser war jetzt gerade zu Beziers angelangt, da man Nachricht von der Belagerung von St. Felix erhielt. Herr von Montmorenci wollte diesem Ort zu Hülfe kommen, um den Waffen Sr Hoheit Ehre zu machen.

Zu Ende des Augusts giengen wir von Beziers ab; den 1. September verließen wir das Quartier von Villepointe. Mit Anbruch des Tags zogen wir gegen Castelnaudari, um diesen Posten noch vor der Ankunft des Marschalls von Schomberg einzunehmen. Man glaubte ihn noch bei der Belagerung von St. Felix beschäftigt; aber durch eine Capitulation, die für die Festungsinhaber vortheilhaft war, hatte er sich schon davon Meister gemacht. In derselben Absicht war er auf dem Wege nach Castelnaudari, und hatte seine Maasregeln so gut genommen, daß er schon fast eben so nahe bei dieser Stadt war als wir.

Monsieurs Armee stund auf einer Anhöhe; Eine Viertelmeile davon links lag die Stadt. Der Marschall

schall von Schomberg war gerade aus einem kleinen Hölzchen vorgerückt und marschirte in schönster Ordnung über eine Wiese, in der Absicht, sich zwischen uns und die Stadt zu stellen, welches ihm nicht schwer wurde. Monsieur mußte erst über eine kleine Brücke, ehe er seine Schlachtordnung bilden konnte. Der größte Theil seiner Infanterie war noch eine starke Viertelmeile zurück. Indessen bemächtigte sich der Marschall von Schomberg eines sehr vortheilhaften Postens, dem man wegen mehrerer Gräben und Hohlwege schwer beikommen konnte.

Herr von Montmorenci wollte sogleich allein mit seinem Stallmeister den Feind recognosciren, und bat Monsieur um die Erlaubniß. Dieser fürchtete, es möchte zum Handgemeng kommen, und er würde anstatt wieder zurückzugehen sich mit Pistolen herumschießen. Er wollte ihn daher davon abhalten, und stellte ihm vor, daß er das Glück der Königinn Mutter und das Seinige in Händen habe. Er bat und befahl ihm, sich nicht zu übereilen. Ueberdies gab er dem Grafen von Rieux Befehl, ihm überall zu folgen, und ihn an sein Versprechen zu erinnern: daß er wieder zurückkommen, und die Ordre zur Schlacht abwarten wolle.

Jetzt gerade wurde von Seiten des Königs durch Herrn von Cavoys ein Vergleich angeboten, auf den aber Monsieur erst nach geendigter Schlacht antworten wollte. Seine Ehre erlaubte ihm nicht, jetzt darauf zu hören, da er schon den Degen gezogen hatte, und auf dem Punct war den Streit durch die Waffen zu entscheiden. Dagegen hatte er auch nach einem unglücklichen Ausgang, wie dieser bald darauf erfolgte, nur noch von der Güte des Königs etwas zu hoffen.

Der Graf von Moret hatte seinen Posten auf der linken Seite, und Herr von Montmorenci auf der rechten. Nach der Ordre sollte keiner angreifen, bis die ganze Infanterie und Cavalerie erst beisammen seyn, und man vorher Kriegsrath gehalten haben würde. Der Graf von Moret aber brannte vor Verlangen, sich mit seinen ersten Waffen Ruhm zu erwerben. Er sah eine Compagnie Cavalerie nahe bei sich und konnte sich nicht enthalten, sie zu necken und auf sie mit den Pistols Feuer zu geben. Der Hauptmann Bideran erwartete ihn standhaft, und schoß ihn in den Leib, so daß er zwei Stunden nachher starb. Peche, sein Stallmeister, wurde auf der Stelle getödtet und einer von seinen Leuten verwundet.

Herr von Montmorenci hörte den Lerm und erfuhr, daß der Graf von Moret angegriffen habe. Dieser Eingriff in sein Geschäft, welcher seiner Ehre nachtheilig schien, erbitterte ihn. Zorn und Eifersucht ließen ihn vergessen, wer er war, und was er Monsieur versprochen hatte. Er sprengt über mehrere Gräben, und stürzt wüthend unter die Königlichen, wie wenn er mächtig genug wäre, allein sie niederzuschlagen. Seinem Stallmeister wurde das Pferd unter dem Leibe todtgeschossen und der Arm zerschmettert. Der Graf von Rieux wollte einen zweiten Versuch machen, über einen Graben zu setzen, und fiel durch einen Musketenschuß, der ihm mitten in den Leib gieng, todt nieder. Man konnte nichts gutes mehr erwarten. Der Herzog von Montmorenci wagte sich noch weiter vor. Zehn bis zwölf Wunden, die nicht tödtlich waren, hätten ihn nicht muthlos gemacht, wenn nicht sein Pferd unter ihm gefallen wäre. Nun, da er zu Fuße war und sich durch den Blutverlust seiner Wunden sehr ermattet fühlte, lehnte er sich an den Abhang eines Grabens, und erwar-

rwartete, daß jemand ihm zu Hülfe kommen würde. Saint Preuil, der Sergeant de Bataille bei der königlichen Armee, hörte ihn mehreremal rufen: Zu mir, u Montmorenci! Er that aber, als ob er ihn nicht örte, um den Seinigen Zeit zu laſſen, ihn wieder in hre Hände zu bekommen. Ein Sergeant von der Garde hingegen hatte nicht ſo viel Ehrfurcht gegen ihn. Dieſer nahm ihn gefangen und überlieferte ihn dem Herrn Saint Preuil.

Die andern Edelleute und Freiwilligen bei Monſieurs Armee, welche auf Befehle warteten, dem Herrn von Montmorenci, im Fall es nöthig ſeyn würde, zu Hülfe zu kommen, hörten nun: daß er gefangen ſey, und wollten ihm frei machen. Allein es war zu ſpät, da man ihn ſchon nach Caſtelnaudari geſchickt hatte. Der Graf von Feuillade, der Chevalier von la Frette, der Baron von Congi, die Herrn von Lordois, von Villeneuve, und von Foreſt wurden getödtet, die Herrn von Monymes und von Monthedon — erſterer tödtlich — verwundet. Der Chevalier von Bueil und Herr von Saint-Florent wurden gefangen genommen.

Durch des Herrn von Montmorenci Gefangennehmung wurden Monſieurs Hoffnungen mit einemmal vernichtet. Da dieſe Parthei nur durch ſeinen Credit in einer Provinz beſtehen konnte, wo er Gouverneur war und in großem Anſehen ſtund; ſo konnte man ſogleich ihr gänzliches Verderben vorausſehen. Die in Languedoc ausgehobenen Truppen liefen auf der Stelle auseinander; die andern verloren vollends allen Muth, bei dem Anblick der Leichen, welche auf der Brücke lagen. Herr von la Ferte-Imbaud bat die Gensd'armes von Monſieur, ſo ſehr er konnte: ſie möchten in die Schlacht gehen; der Schrecken war zu groß, und

nichts konnte sie wieder dahin bringen. Auf allen Seiten sah man ganze Compagnien zu Pferde fliehen. Herr von Elbenne, der Oheim, stellte sich den Fliehenden entgegen, um sie zurückzubringen, aber auch dies mißlang; und wenn der Marschall von Schomberg nur zweihundert Reuter nachgeschickt hätte, so hätte er Monsieur mit allen, welche bei ihm waren, zu Gefangenen gemacht, so groß war ihre Bestürzung und Unordnung.

Ich war damalen bei Sr Hoheit und kam, da ich ihn genau beobachtete, mit Wahrheit sagen: daß er sich nicht allein bei der Gefahr, in welcher er sich befand, nicht zu fürchten schien, sondern auch verschiedenemal mit den wenigen Truppen, die ihm geblieben waren, sich gerade unter seine Feinde gestürzt haben würde, wenn ihn nicht seine vornehmsten Diener und Räthe, welche wohl wußten, daß er nicht wieder zurückkommen würde, davon abgehalten hätten.

Es wurde Kriegsrath gehalten, und da kein Ausweg möglich war; so dachte man nur darauf, Monsieurs Person in Sicherheit zu bringen, und sich in der möglichsten Ordnung zurückzuziehen. Man beschloß dies bei einbrechender Nacht zu thun, und wieder das Quartier in Villepainte zu nehmen, von wo wir ausgegangen waren.

Am folgenden gieng man nach Montreal. Drei Tage nachher, nachdem sich Monsieur wieder gesammelt hatte, riethen ihm seine Anhänger, der Nothwendigkeit nachzugeben und zu der Gnade des Königs seine Zuflucht zu nehmen.

Madame von Montmorenci, welche schon zu Monsieur gereist war, vereinigte ihre Bitten damit. Sie glaubte, er würde durch den Weg der Unterwürfigkeit eher

eher die Freiheit ihres Mannes erhalten, als wenn er ſich in die Grafſchaft Rouſſillon zurückzöge, wie einige es für gut fanden, indem Herr von Fargis, welchen Monſieur gleich bei ſeinem Einfall in Langnedoc nach Spanien geſchickt hatte, zu derſelben Zeit mit der Verſicherung zurückgekommen war: daß der König von Spanien ihm in den nächſten Tagen Mannſchaft und Geld zuſchicken würde, wodurch Monſieur ſich in den Stand ſetzen könnte, mit bewaffneter Hand den Herrn von Montmorenci zu befreien. Dies aber war eine eingebildete Hülfe; ein ſo dringendes Uebel erforderte auch dringendere Hülfsmittel.

Monſieur ſandte den Herrn von Chaudebonne an den König. Zu gleicher Zeit wurde Herr von Aiguebonne, ſein Bruder, von dem Hofe abgeſchickt, um Monſieur zu ſagen, daß Se Majeſtät immer bereit ſeyn würden, ihn zu Gnaden aufzunehmen, wenn er mit feſtem Entſchluß zu ſeiner Pflicht zurückkehren und nie wieder dergleichen Fehler begehen würde.

Se Hoheit gieng nach Beziers, und erwartete die Nachrichten vom Hofe. Zugleich wollte er ſich der Stadt verſichern; denn es ſchien, als ob ſie ihm den Eingang verweigern wollte.

Als der Herzog von Elbeuf von dieſem Unwege benachrichtigt wurde, kam er mit ſeinen Truppen zu Monſieur, um zu ſehen wie es mit den Tractaten ſtünde. Er fürchtete: Monſieur möchte zu Aufhebung ſeiner Verbindung gezwungen werden, für welche das ganze Lothringiſche Haus und beſonders er ſelbſt ſo viel gethan hatte.

Herr von Bouillon und der Marquis von Foſſés überbrachten des Königs Willensmeinung, zu welcher Monſieur ſich verſtehen mußte. Sie enthielt folgendes:

des: 1) Monsieur sollte jedem Einverständniß mit Spanien, Lothringen und der Königinn Mutter entsagen. 2) Er solle da wohnen, wo es der König für gut finden würde. 3) Er solle sich nicht um die Strafe seiner Anhänger bekümmern, mit Vorbehalt seiner Diener, die noch bei ihm seyen. 4) Die Fremden sollen sich nach Verfluß von sechs Tagen nach Roussillon zurückziehen. 5) Er sollte in seine ersten Hofstellen nur Personen aufnehmen, die dem König angenehm und von ihm ernannt seyen. 6) Monsieur sollte diejenige entfernen, welche dem König unangenehm seyen. 7) Herr von Puylaurent sollte den König benachrichtigen, was mit den Auswärtigen gegen den Dienst des Königs, das Wohl des Staats, und die vornehmsten Geschäftsmänner Sr Majestät verhandelt worden sey. Bei Verlust der königlichen Gnade. 8) Monsieur solle allen seinen Untergebenen befehlen, dem König Nachricht zu geben, wenn etwas dagegen vorgehen sollte, und dies eidlich zu bekräftigen, im Fall der König es verlange.

Se Hoheit unterschrieb obiges, wurde vom König begnadigt, und erhielt seine Güter wieder. Man erlaubte ihm nach Tours oder nach Champigni, ein Haus seiner verstorbenen Gemahlin, zu ziehen, in Begleitung seiner Diener, welchen man ebenfalls Verzeihung und Beibehaltung ihrer Güter zusagte. Für diese sollte ein besonderes Schreiben ausgefertigt werden, mit Ausnahme des Herzogs von Bellegarde, des Präsidenten le Coigneux und des Herrn von Monsigot, welche in Lothringen und Flandern geblieben waren.

Auch der Herzog von Elbeuf erhielt Verzeihung und wurde wieder in seine Güter eingesetzt. Man verwilligte ihm, auf eines von seinen Häusern zu gehen,

doch

doch erſt nach mehreren Streitigkeiten, welche Monſieur darüber mit den königlichen Commiſſarien hatte. Dieſe ſuchten einigemal Monſieur und den Herrn von Puylaurent auszuforſchen: ob die Verbindung des Erſteren gegründet ſey? worauf Se Hoheit ihnen antwortete: das Verſprechen von beiden Seiten ſey geſchehen, aber die Vermählung bis nach der Zurückkunft von dem Marſch aufgeſchoben geblieben.

Monſieur verabſchiedete ſeine fremden Truppen, und da es ihm an Geld fehlte, ließ er ſein Silbergeſchirr verſetzen, damit er ihnen ihren Sold ausbezahlen konnte. Die übrigen Truppen hatten ſich ſchon ſelbſt verabſchiedet, ohne die Ordre Sr Hoheit abzuwarten.

Den 1. October reiste er von Beziers ab, und nahm ſeinen Weg nach Tours. Die Zuſammenkunft zwiſchen ihm und Sr Majeſtät wurde auf eine andere Zeit verſchoben. Der Graf von Alais und der Colonel-General der Cavalerie hatten Befehl Monſieur zu begleiten, damit ihm der Eingang in die Städte, welche er zu paſſiren hatte, nicht verweigert würde. Man hatte einigen Verdacht, als ob dies nur deswegen geſchehen ſey, damit Monſieur beobachtet und abgehalten werden könnte, zum zweitenmal zu entwiſchen. Es geſchah aber mehr noch, um den Grafen von dem Hofe zu entfernen, während man an dem Proceß des Herrn von Montmorenci, ſeines Oncles, arbeitete.

Sobald der König zu Lyon von Monſieurs Schritten Nachricht erhielt, und wußte, daß Monſieur keinen einzigen Gefangenen hatte, wollte er an allen verhafteten Anhängern Sr Hoheit ein Exempel ſtatuiren. Er machte den Anfang bei Herrn von Tabeſtan, welcher hingerichtet wurde, als der König von

Lyon abreiste. Als er durch Pont St. Esprit kam, wiederfuhr dem Vicomte von Etrange, welcher für Monsieur gefochten hatte, dasselbe. Herr von Hayes, welcher in Deutschland gefangen wurde, als er im Namen der Königinn Mutter und Sr Hoheit mit dem Kaiser und dem Herzog von Baiern in Unterhandlung treten wollte, wurde nach Beziers gebracht, wo er auf dieselbe traurige Art sein Leben endigte.

Es war aber noch nicht genug an diesen drei Köpfen, der König verlangte noch einen bedeutenderen, zur völligen Genugthuung für seine Gerechtigkeit. Der Tod des Herzogs von Montmorenci als Anführers der Empörung in Languedoc, endigte diese blutige Catastrophe den letzten October 1632 in der Hauptstadt seines Gouvernements. Frankreich erkannte die großen Dienste, welche er und seine Vorfahren dem Staat geleistet hatten, und beklagte sein Unglück. Noch allgemeiner war die Betrübniß in Languedoc, wo er durch seine Gefälligkeit und Großmuth so sehr die Herzen des Volks gewonnen hatte, daß man gleich nach seiner Verhaftung öffentliche Gebete für seine Befreiung hielt.

Monsieur war aufs höchste gekränkt, als er erfuhr, daß der König gar keine Rücksicht auf die Bitten und Vorstellungen genommen habe, welche Herr von Baupot in seinem Namen für die Begnadigung des Herzogs von Montmorenci gemacht hatte. Da er sich so sehr herabgesetzt fand, und voraussah, daß seine Verbindung, welche jedermann für gewiß hielt, dem Hof neue Ursachen zu Streitigkeiten mit ihm und seiner Parthei geben würde; so beschloß er, um sich von allen seinen Besorgnissen zu befreien, wieder nach Flandern zu gehen. Bei seiner Durchreise in Montereau Faut Yonne, schrieb er dem König: da er nach dem Tode des Herzogs von Montmorenci, dessen Begnadigung ihm durch Herrn

von

von Bouillon versprochen worden wäre, nicht mehr mit Ehre und Sicherheit in Frankreich bleiben könnte; so sähe er sich gezwungen, das Königreich zu verlassen und unter Fremden seine Ruhe zu suchen.

Er gieng über Lothringen, ohne sich daselbst aufzuhalten, um den König nicht noch mehr gegen den Herzog aufzubringen. Von da reiste er durch das Luxemburgische und kam zu Ende des Januars nach Brüssel. Ungeachtet die Spanier, welche Monsieurs Kriegskosten bestritten hatten, nicht den gehofften Vortheil dadurch erreicht hatten, nahmen sie ihn doch sehr gut auf, und thaten alles für ihn, was ihre Umstände erlaubten. Die Infantin ließ ihn wieder die Zimmer im Palast bewohnen, welche er vorher gehabt hatte, und die Spanier gaben ihm monatlich dreißigtausend Gulden zur Unterhaltung seines Hauses.

Die Königinn Mutter nahm großen Antheil an dem Unfall, welchen Monsieur in Languedoc wiederfahren war, und wovon sie durch Herrn von Biscaras, den sie Monsieur an die Seite gegeben hatte, benachrichtigt wurde. Ihr Mißvergnügen vermehrte sich, als sie erfuhr, daß Monsieur sich nach dem Tractat von ihr losgesagt hätte. Sie konnte sich nicht enthalten, dem Hof zu Brüssel ihre Klagen darüber vorzubringen, und bedachte erst nachher, daß nicht Mangel an Achtung und Zuneigung gegen Sie, sondern sein Unglück ihn dahin gebracht hatte, und daß er in dieser Rücksicht völlig von ihr entschuldigt werden müßte.

Er fand sie auch wieder ganz beruhigt, nachdem er gesund und wohlbehalten zurückgekommen und den Händen ihrer gemeinschaftlichen Feinde entgangen war. Sie hoffte, ihre Angelegenheiten würden nun besser gehen, wenn sie beisammen seyen, mit vereinten Kräf-

ten

ten, wie sie sich vorgenommen hatte, handelten, und die Umstände, welche die Zeit vielleicht herbeiführen könnte, besser benutzen würden. Sie versicherten sich öfters von der gegenseitigen Uebereinstimmung ihrer Wünsche und Vortheile und lebten einige Zeit in so gutem Vernehmen, als man es je von Personen verlangen konnte, die einander so nahe waren, und welche ihre Schicksale und Erwartungen theilten. Es ist gewiß, daß wenn die Minister von beiden Seiten einstimmiger gewesen wären, sie durch den Unfall nicht so sehr in Verwirrung gebracht worden und vielleicht glücklicher und schneller zum Ziel gekommen seyn würden. Aber bald sah man Mistrauen unter ihnen entstehen, und ein jeder war nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht, wie ich nachher zeigen werde. Indessen schickte Monsieur den Herrn von Elbenne an den König, um ihm seine Vermählung bekannt zu machen.

Se Majestät waren darüber höchst ungnädig, um so mehr da es gegen das ausdrückliche Verbot war, welches man dem Herzog von Lothringen gegeben, und weswegen dieser versprochen hatte, es zu verhindern. Die Ehre des Königs erlaubte ihm nicht, ein solches Vergehen ungestraft zu lassen. Er beschloß nach Lothringen zu gehen und Nanci zu belagern, um sich an ihm zu rächen. Der Herzog erkannte seinen Fehler; aber er war nicht im Stande, ihn wieder gut zu machen. Er wußte, daß die Festung nicht hinlänglich vertheidigt war, und er Gefahr lief, sie zu verlieren. Er sandte verschiedenemal seinen Bruder, den Kardinal von Lothringen, an den König. Dieser machte sich anfänglich im Namen seines Bruders, des Herzogs, zu großen Beweisen der Unterwürfigkeit anheischig. Sogar die Investitur mit dem Herzogthum Lothringen zu Gunsten dieses Kardinals wurde dem Kö-

nig

nig angeboten und der Herzog ließ seine Resignation darüber ausfertigen.

Endlich da dieser Nanci in augenscheinlicher Gefahr sieht, bewilligt er dem König die Uebergabe auf jede Bedingung, wenn die Festung in zehn Tagen nicht entsetzt seyn sollte, und verspricht noch überdies ihm die Prinzessinn Margarethe seine Schwester in die Hände zu liefern.

Der Kardinal von Lothringen verlangte hierauf einen Paß zu seiner Abreise, der ihm zugesagt wurde. Mit Hülfe desselben aber half er der Prinzessinn Margarethe, in einer Verkleidung zu entkommen. Sie gieng zu ihrem Gemahl nach Flandern.

Nanci war nun in dringender Gefahr, und der Herzog von Feria, welcher zu Hülfe kommen sollte, noch weit entfernt. Der Herzog von Lothringen hatte überdies nicht in den Vorschlag gewilligt, welchen ihm der Herzog von Feria durch einen besondern Abgesandten machte: Nanci den Spaniern zu überlassen, im Fall sie es entsetzen würden. Er wollte lieber, daß einer von den beiden Königen sein ganzes Land bekommen sollte, als daß es unter beiden getheilt würde, weil er es im ersten Fall leichter wieder zu bekommen hoffte, und er noch immer auf eigene Rettung rechnete.

Er hielt hiezu für nöthig selbst einen Versuch zu machen, und glaubte das beste Mittel dazu sey: selbst in die Festung sich zu werfen. Er stellte sich, als ob er den von seinem Bruder dem Kardinal von Lothringen gemachten Tractat halten, nur aber vorher noch mit dem Kardinal von Richelieu eine Unterredung haben und dem Könige seine Aufwartung machen wollte. Hiezu ließ er den König um sicheres Geleit bitten, und glaubte, sein Vorhaben leicht ausführen zu können,

wenn er erſt in dem königlichen Lager ſey. Allein hier wurde er ſo genau beobachtet, daß es ihm unmöglich war zu entkommen. Er war gezwungen, den 24. September 1633 in die Uebergabe der Feſtung zu willigen.

Da ſich Madame auf die beſchriebene Art gerettet hatte, begab ſie ſich ſchleunigſt nach Thionville, wo ſie ſich von der Reiſe äuſſerſt ermüdet fand. Sie hatte unter der Hand dem Gouverneur Grafen von Wilthz und ſeiner Frau, ihren Stand und Namen entdeckt. Sobald dieſe ihr Abentheuer wußten, erzeigten ſie ihr viele Ehre, und gaben ihr Sicherheit. Sie blieb einige Tage bei ihnen, um ſich wieder zu erholen, und um Kleider und einen bequemeren Wagen zur Fortſetzung ihrer Reiſe zu erwarten. Auch der Herr Graf von Emdem und ſeine Gemahlinn ſtatteten ihr bei ihrer Durchreiſe in Luxemburg einen Beſuch ab, und Madame rühmte ihre Gefälligkeiten. Monſieur wurde durch einen Eilboten von dem glücklichen Entkommen ſeiner Gemahlinn und von den Tagreiſen, welche ſie zu machen hatte, benachrichtigt. Er traf zu Namur mit ihr zuſammen.

Sie hatten eine groſſe Freude ſich nach mehreren Gefahren, denen ſie perſönlich ausgeſetzt geweſen waren, wieder vereinigt zu ſehen. Da ſie überzeugt waren, daß Madame von der Königinn Mutter und der Infantin ſehnlich erwartet wurde; ſo begleitete er ſie den folgenden Tag nach Brüſſel.

Beide Prinzeſſinnen wetteiferten ihr gefällig zu ſeyn und über ihre Ankunft ihr Vergnügen zu bezeugen. Weil Monſieur und Madame in dem Pallaſt wohnten, und fortgeſetzte Beweiſe von der Freigebigkeit und Güte der Infantin erhielten, ſo konnte man dieſe

eher

eher für die Schwiegermutter anſehen als die Königinn Mutter, welche an einem andern Ort wohnte und eher Geſchenke annehmen als geben konnte.

Die Spanier erhöhten Monſieurs Gehalt monatlich mit funfzigtauſend Livres, zum Gebrauch von Madame. Der ganze Hof kam, um ihr zu ihrer Ankunft Glück zu wünſchen.

Einige Zeit nachher wurde die Königinn Mutter in der Stadt Gand (Gent) von einem dreitägigen Fieber überfallen. Der König ſchickte Herrn von Roches zu ihr, und ließ ihr vorläufig melden, daß der Kardinal von Richelieu den Befehl habe, ihr ſeine Aufwartung zu machen, wenn es ihr angenehm ſeyn würde. Sie antwortete: Verfolgungen wären ihr von dieſem angenehmer als Schmeicheleien. Durch dieſe Antwort hatte ſie ſich aller Zurückkunft nach Frankreich verluſtig gemacht.

Der König unterließ nicht, ſeiner Mutter zwei berühmte Aerzte von der mediziniſchen Fakultät zu Paris, die Herrn Pietre und Riolan, zuzuſchicken, welche ihr bei ihrer Krankheit beiſtehen ſollten.

Der Herzog Marſe von dem Hauſe Colonna, welcher ein Cavalerie-Regiment bei der Armee in Flandern commandirte, war eines Tags bei der Königinn Mutter, als auch Monſieur zugegen war. Man ſprach über die Angelegenheiten der Zeit. Er ſagte ihnen: er wüßte ein gutes Mittel, ſie beide auf eine leichte Art aus der Verlegenheit zu ziehen. Man ſolle einem von ſeinen Leuten eine Summe von zweitauſend Piſtolen ausſetzen, wenn er den Kardinal umbringen würde. Im Fall aber, daß er dabei umkäme, ſollte es ſeiner Wittwe oder ſeinen Erben angewieſen bleiben. Er verſicherte, ein jeder würde dies gewiß gerne wagen, wenn man

ihm

ihm zum voraus funfzig Piſtolen zu den Reiſekoſten ausbezahlen würde.

Die Königinn Mutter und Monſieur antworteten darauf gar nicht, und die ganze Geſellſchaft würde ſich ſehr geärgert haben, daß er Perſonen von ſolcher Würde und Rechtſchaffenheit einen ſolchen Vorſchlag machen konnte, wenn der Herzog nicht eben von einer Mahlzeit gekommen wäre, wo er zu viel getrunken hatte.

Man glaubt, der Pater Chanteloup habe vorher einmal aus einer ähnlichen Unternehmung Vortheil gezogen, welche durch Aſſeſton ausgeführt werden ſollte. Dieſer wurde entdeckt und dem neuen Parlament zu Metz übergeben. Er war der erſte, welchen dies Parlament zum Tode verurtheilte.

Zu Ende des Jahrs 1633 ſtarb die Infantin an einem anhaltenden Fieber. Sie war als eine der vollkommenſten Prinzeſſinnen des Jahrhunderts allgemein geſchätzt und wurde nicht nur in Flandern und Spanien bedauert, ſondern auch von ihren Feinden vermißt, als ob der Genius des Friedens mit ihr verſchwunden wäre. Monſieur und Madame beklagten ihren Verluſt um ſo mehr, da ſie ihr größter Troſt in ihrem Unglück geweſen war.

Herr von Puylaurent, welcher ſeit Monſieurs Zurückkunft nach Brüſſel, der Prinzeſſinn von Chimai ſeine Beſuche machte, hatte ſich ſo ſehr in ihre ſchöne Tochter, das Fräulein von Chimai, verliebt, daß er ſeine Liebſchaft in Lothringen vergaß, und das Zeichen der Chevalerie, welches ihm die Prinzeſſinn von Pfalzburg zu Nanci gegeben hatte, ablegte. Dieſes war eine blaue Bandſchleife, in der Mitte durchkreuzt von einem kleinen Degen, mit der Inſchrift: Fidelité au bleu

bleu mourant *). Er hatte es ſonſt auf der Seite des Herzens getragen. Nun aber vertauſchte er es mit einem grünen Bande, welches die Lieblingsfarbe des Fräuleins von Chimai war.

Sobald die Prinzeſſinn von Pfalzburg dieſe Veränderung erfuhr, faßte ſie einen tödtlichen Haß gegen Puylaurent, von welchem zurückgeſetzt zu ſeyn ihr unerträglich war. Ihr Verlangen, ſich auf der Stelle ſelbſt zu rächen, läßt ſie Mittel finden, dem Herrn von Briſſac Gouverneur von Nanci zu entkommen. Sie ſetzte ſich, in einen Schlafrock gehüllt, in den Wagen, in welchem der Obriſt Brono alle Tage nach der Stadt und wieder aus derſelben fuhr, ohne an den Thoren durchſucht zu werden. Auf dieſe Art gelang ihre Unternehmung, und ſie kam im März 1634 nach Brüſſel. Man gab ihr eine Wohnung im Pallaſt nahe bei Madame.

Das Gerücht wurde allgemein, daß Richelieu unternommen habe, Monſieurs Verbindung für ungültig erklären zu laſſen, (wie es nachher auch geſchah) um ihn mit ſeiner Nichte der Herzogin von Aiguillon zu vermählen. Das ganze Lothringiſche Haus gerieth darüber in große Beſtürzung, beſonders aber die Prinzeſſin von Pfalzburg.

Kaum war ſie in Flandern angekommen, ſo wandte ſie alles Mögliche an, um die Verbindung zu erhalten und jeden Angriff dagegen zu verhindern. Sie glaubte, es ſeyen drei Dinge dazu nöthig. Erſtens: Monſieur, welcher bei ſich von der Gültigkeit ſeiner Ehe überzeugt ſey, zu vermögen, daß er ſie zu größerer Sicherheit noch einmal feierlich beſtätige; zweitens, ſie durch

*) Ein nicht überſetzbarer Doppelſinn. Man konnte dabei denken: Treue dem Blaßblau! (bleu mourant). Der wahre Sinn war: Auch ſterbend dem Blau getreu!

durch die Doctoren der Facultät zu Löwen bekräftigen und für gültig erklären zu lassen; und drittens, ein sehr bestimmtes Schreiben an den Pabst abzuschicken, worinn Monsieur erklären sollte: Er sey in seinem Innern von der Gültigkeit seiner Ehe überzeugt, und diese Erklärung sey sein ernstlicher Wille, da er gegenwärtig sich an einem Ort befinde, wo er über seinen Willen frei gebieten könne. Er bitte daher Se Heiligkeit, allen andern Briefen oder Acten keinen Glauben beizumessen, welche etwa nachher öffentlich oder insgeheim entstehen und gegen diese hier gegebene Erklärung streiten könnten. Der Pabst möchte versichert seyn: daß Er nie und auf keine Weise von einem so heiligen Versprechen abgehen werde, wenn er nicht durch eine höhere Macht dazu gezwungen würde.

Monsieur, welcher gesonnen war als ein Mann von Ehre sein heilig gegebenes Wort zu halten, bewilligte alle ihre Forderungen.

Der Erzbischoff von Malines wurde sogleich gerufen, und Monsieur und Madame gelobten sich aufs neue, in Gegenwart des Herzogs von Elbeuf, und den vornehmsten Dienern Sr Hoheit, die ehliche Treue.

Die Urkunden der wiederholten Vermählung wurden an die Doctoren zu Löwen geschickt, welche darüber zwei besondere lateinische Gutachten ausstellten. Das Eine war nach dem canonischen, das andere nach dem bürgerlichen Recht. Unter einem jeden erklärten sie die Heurath fur gültig, selbst mit der Clausel, daß, wenn eine solche Heurath sogar durch eine größere Gewalt für nichtig erklärt würde, und ein päbstliches Decret diese Sentenz bestätigen, ja sogar die Excommunication darauf setzen würde, der Verheurathete in seinem Gewissen gehalten sey, eher die Excommunication

zu ertragen, als die Heurath zu brechen, weil er bei ſich ſelber wiſſe, daß er ſie auf eine gültige Art, und in Uebereinſtimmung mit der Meinung von Sanchez und andern Caſuiſten geſchloſſen habe.

Das Schreiben an den Pabſt wurde ſo abgefaßt, wie die Prinzeſſinn es verlangt hatte. Um der Sache mehr Gewicht zu geben, gab man den Rath, daſſelbe durch einen eigenen Abgeſandten an den Pabſt zu ſchicken. Man wählte dazu Herrn Paſſart, Oberaufſeher der Finanzen. Dieſer aber wurde unterwegs an den Gränzen arretirt und nach der Baſtille gebracht. Der Hof nämlich war über die Abſendung dieſes Schreibens ſehr aufgebracht. Monſieur ſäumte nicht, auf einem andern Wege eine zweite Abſchrift davon an Se Heiligkeit zu ſchicken.

Die Prinzeſſinn von Pfalzburg hatte alſo in Rückſicht auf Monſieurs Verbindung mit ihrer Schweſter ihre Abſicht erreicht. Jetzt aber blieb ihr noch etwas auszuführen übrig, das ihr nicht weniger am Herzen lag; nemlich Puylaurent dahin zu bringen, daß er ihr für die zugefügte Beſchimpfung Genugthuung geben müſſe.

Wenige Tage nach dem Tode der Infantin ließ der Marquis von Aillon den Prinzen von Barbenſon gefangen nehmen. Er hatte Befehl, auch den Grafen von Egmont, den Prinzen von Espinoi, und den Herzog von Bournonville in Verhaft zu nehmen, welcher mit dem Könige wegen Erhaltung ihrer Privilegien in Unterhandlungen geſtanden hatte. Die drei letzteren wurden davon benachrichtigt, und flüchteten ſich nach Frankreich; der Herzog von Arſcot aber, welcher ſchon auf dem Weg war, an den ſpaniſchen Hof zu gehen, wurde daſelbſt als Anführer dieſer Ligue verhaftet.

Die Prinzessinn von Pfalzburg fand zu Brüsse die Umstände zu Ausführung ihres Plans gegen Puylaurent sehr günstig. Sie nahm ungesäumt die Partei der Königinn Mutter, welche über ihn sehr unzufrieden war. Der Pater Chanteloup war lange nicht bei ihm und bei Monsieur gewesen. Es schien auch, als ob Monsieur die Königinn mehr besuche, um ihr Trotz zu bieten, als um seine Pflicht dadurch zu erfüllen. Er tadelte es sogar, daß Madame so häufige und geheime Zusammenkünfte mit ihr hatte.

Der Pater Chanteloup, welcher erster Rathgeber der Königinn Mutter und Oberaufseher aller ihrer Angelegenheiten seyn wollte, gab ihr zu verstehen, daß Monsieur sich ganz ihrer Leitung überlassen sollte, und daß ihr als Mutter und als Königinn in Dingen, welche ihr gemeinschaftliches Wohl beträfen, die erste Stimme zukäme. Herrn von Puylaurent hingegen war es lieb, wenn in und ausser dem Königreich bekannt würde, wie gering ihr Einfluß sey. Denn wenn sie mit Monsieur uneinig war, so konnte Frankreich wenig an ihrer Zurückkunft gelegen seyn. Nur die Person seines Herrn konnte man dahin wünschen, da diese die wichtigste war und ohne ihn konnte sie sich nicht wieder in Ansehen setzen. Er wußte, daß Monsieur keinen Vortheil von der Königinn Mutter hoffen könne, daß sie vielmehr bei seinen eigenen Angelegenheiten ein beständiges Hinderniß sey, so lange er mit ihr gemeinschaftliche Sache mache. Seine Mutter und ihre Räthe hätten also unrecht, wenn sie verlangten, Monsieur solle ganz von ihrem Willen abhängen, und sich den Gesetzen des Pater Chanteloup unterwerfen, einem armen Prediger, dem das Podagra Verstand und Körper verstümmelt hatte.

Die Uneinigkeit zwischen Monsieur und der Königinn Mutter, erzeugte mehrere Streitigkeiten unter ihren Leuten. Le Sec, welcher zu der Partei von Chanteloup gehörte, wurde in der Messe bei den Jesuiten durch eine beschimpfende Aeusserung des Grafen von la Rochepot, dem Sohn von Herrn dú Fargis, beleidigt, und weil dieser Graf noch sehr jung war, so forderte er von dessen Vater Genugthuung. Heurtaut gieng zu dem Ende zu Herrn dú Fargis. Dieser antwortete ihm lachend: Wie? dieser schlechte Mann sollte es wagen gegen mich den Degen zu ziehen? Heurtaut strafte ihn Lügen und sagte: Le Sec sey ein rechtschaffener Mann. Er zog zugleich den Degen und Herrn dú Fargis, welcher sich kaum aus seinem Mantel loswickeln konnte, wurde gefährlich verwundet. Er hatte einen Stich an der Seite der Lunge bekommen, welcher erst in vier Monaten wieder geheilt war.

Aus diesem Streit entstund nach einigen Tagen ein zweiter, zwischen eben demselben Heurtaut und einem Edelmann, Fontaine, einem Verwandten von Herrn dú Fargis, welcher auf der Stelle getödtet wurde, nachdem er Heurtaut viel zu schaffen gemacht hatte.

Es fielen aus verschiedenen Ursachen noch mancherlei andere Schlägereien vor, welche hier zu beschreiben, allzu weitläufig wäre. Der Marquis von Antonne hatte beständig dergleichen Händel auszumachen. Er pflegte zu sagen: die Leute von der Königinn Mutter und von Monsieur machten ihm mehr Arbeit als die Regierung aller Unterthanen seines Königs in ganz Flandern.

Da Monsieur von Seiten des Königs ein gütlicher Vergleich angeboten wurde, gab er den spanischen Ministern davon Nachricht, um ihnen einen Beweis

seiner Offenheit zu geben. Er erklärte, Ihnen zu sehr verbunden zu seyn, als daß er etwas ohne sie thun könne.

Nach ihrer Meinung forderte er nun Chalons an der Saonne zu seinem Aufenthalt und die Einwilligung zu seiner Vermählung Beides wurde ihm abgeschlagen, und der versuchte Tractat erzeugte neue Erbitterungen.

Die Königinn Mutter, auch die Spanier und Lothringer hatten nichtsdestoweniger den Verdacht, daß Puylaurent mit dem Kardinal von Richelieu im Einverständniß sey, und bei der nächsten Gelegenheit Monsieur von ihnen abziehen und dahin bringen werde, seine Mutter und Gemahlinn zu verlassen, diejenigen also mit Undank zu bezahlen, welche ihm bei seinem Unglück so kräftigen Beistand geleistet hatten.

Die Prinzessinn von Pfalzburg und der Herzog von Elbeuf suchten diesen Verdacht immer mehr zu nähren da sie von dem Hofe die Nachricht hatten, daß die Unterhandlungen noch immer fortdauerten, und sie selbst sahen, daß täglich von den Herrn von Elbenne, welche die Unterhändler waren, Eilboten abgeschickt wurden.

Der Abbé von Elbenne, hatte einige Verbindung mit dem Herrn von Chavigni, dem Sohne des Herrn Boutillier, und dieser war der erste Vertraute des Kardinals von Richelieu.

Se Hoheit hatten dem Herrn le Coigneux, da er seinen Abschied bekam, versprochen, ihn bald wieder als Canzler in Thätigkeit zu setzen. Dennoch hatte seine Verbannung schon über zwei Jahre gedauert, und mußte um so peinlicher für ihn seyn, da er nicht wieder nach Frankreich durfte, wo sein Prozeß schon gemacht war,

war, und es ihm doch schwer wurde, sich sonstwo den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Was seine Umstände noch mehr verschlimmerte, war, daß Monsieur gar nicht daran dachte, ihn so lange er außerhalb Frankreich war, wieder zurückzurufen. Indessen wurde Coigneux von den Uneinigkeiten zwischen der Königinn Mutter und Monsieur und von dem Haß benachrichtigt, welchen die Prinzessinn von Pfalzburg und das ganze Lothringische Haus gegen Puylaurent hatten.

Alles dieses, und die fast allgemeine Unzufriedenheit von Monsieurs Hofleuten, welche einer so langen Entfernung aus Frankreich überdrüßig und auf Puylaurent neidisch waren, hielt er für seinen Vortheil. Auch die Unterhandlungen der Herrn von Elbenne waren ihm nicht unbekannt. Zugleich glaubte er, daß Monsieur geneigt seyn werde, sich sobald wie möglich aus diesen Verlegenheiten zu ziehen, daß daher ein Vergleich zwischen ihm und dem König keinen abermaligen Stoß leiden würde.

Nun fürchtete er: man möchte ihn auch bei diesem Tractat, wie bei dem zu Beziers ausschließen, wenn er sich nicht vorher bei seinem Herrn in Gunst setzen könnte. Seine Freunde baten ihn schon längst, zu kommen, und versicherten ihn: wenn er nur eine halbe Stunde mit Monsieur allein sprechen könnte; so würde er nicht allein seine Stelle wieder erhalten, sondern auch Puylaurent leicht verdrängen. Sie bildeten sich ein: Monsieur sey desselben eben so überdrüßig als sie.

Le Coigneux schmeichelte sich mit dieser Hoffnung und ließ sich leicht überreden, diesen Versuch zu machen, nachdem er durch Herrn von Elbeuf, welcher sein Freund war, von der Gnade der Königinn Mutter versichert wurde. Er unternahm die Reise und traf Mon-

sieur ganz allein in seinem Cabinet. Dieser nahm ihn auch gütig auf, mißbilligte aber sehr, daß er gegen seinen Befehl hieher gekommen wäre. Nachdem er ihn öfters in seinem Gespräch unterbrochen hatte, entließ er ihn schnell, ohne ihm eine andere Antwort zu geben, als daß er darauf denken werde, ihn aus seiner Verlegenheit zu ziehen. Puylaurent war gerade zu dieser Zeit bei der Prinzessinn Chimai, und blieb bei der Nachricht von le Coigneux Ankunft ganz ruhig; so sehr war er der Gunst seines Herrn gewiß.

Zu Anfang des Mai 1634 wurde Puylaurent, als er die große Treppe im Pallast hinauf gehen und auf seinem Zimmer seine Abendmalzeit essen wollte, durch eine Carabinen Schuß getroffen. Die Carabine, welche auf der andern Seite der Treppe losgeschossen wurde, war kurz, aber von großem Caliber. Die Herrn de la Vauport und Roussillon Doradous, welche mit ihm giengen, wurden beide verwundet; der eine am Kinnbacken und der andere am Kopf. Dem Herrn von Puylaurent hatte der Schuß nur die Haut am Backen gestreift; die übrigen Kugeln wurden durch seine dicken Haare abgehalten, ohne ihm zu schaden. Der Mörder rettete sich durch eine kleine Treppe, welche an der Seite der großen Treppe war, und einen Ausgang auf eine sehr niedrige Straße hatte. Im Hofe des Pallastes ließ er seinen Mantel und seine Carabine liegen.

Monsieur und sein ganzer Hof liefen gleich dem Lermen zu. Se Hoheit trug dem Herrn von Lassere auf, bei dem Marquis von Aytone Gerechtigkeit zu fordern. Der Criminal-Richter wurde gerufen und sogleich befehligt genau nachsuchen zu lassen, um den Mörder und seine Mitschuldigen zu entdecken und zu bestrafen. Zwei Soldaten, Anhänger des Paters Chanteloup,

teloup, wurden verhaftet und in Gegenwart des Herrn Laffere untersucht. Man hätte in der Fortsetzung aus ihren Angaben leicht auf den Grund kommen können, wenn der Marquis von Aytone nicht zu Monsieur gesagt hätte: es sey nicht nöthig sich weitere Mühe zu geben; er wisse schon', woher der Streich komme, und werde es ihm zu seiner Zeit entdecken. Jetzt könne er dies nicht, da sehr mächtige Personen dabei ins Spiel kämen. Er flehe deswegen Se Hoheit nicht weiter in ihn zu dringen.

Der Verdacht fiel auf le Clausel, weil er auf der Parten des Paters Chanteloup und des Herzogs von Elbeuf war. Einen noch stärkern Beweis dafür fand man darin, daß der zurückgelassene Mantel ganz parfümirt war, da le Clausel die Gewohnheit hatte seine Haare zu parfümiren. Nachdem le Clausel sich von Brüssel entfernt hatte, bestätigte auch der Marquis von Aytonne diesen Verdacht.

Monsieur glaubte ganz gewiß: der Pater Chanteloup habe le Clausel dazu gedungen, und nannte es nur die Chanteloupade, wenn davon gesprochen wurde. Auch Puylaurent sagte: er wäre der Prinzessinn von Pfalzburg verbunden, daß sie ihn nicht mit einer, sondern mit zwanzig Kugeln, die man auf der großen Treppe fand, habe begrüßen lassen. Man sah wohl, daß die That nicht durch eine einzige Person verübt worden war, daß vielmehr noch andere ihm geholfen hatten, die Carabine zu laden. Auch konnte man nicht glauben, daß diese Unternehmung ohne Wissen der Spanier geschehen sey.

Madame du Fargis hatte schon dem Herrn von Puylaurent gesagt: die Spanier beklagten sich über ihn, daß man seinen Worten so wenig trauen könne. Sie

lies ihn nun einen zweiten Anschlag gegen sein Leben befürchten, welcher ihnen alsdann leicht besser gelingen möchte als der erste. Da er wohl einsah, daß er, ohne spanischen Schutz, so vielen Mächten, welche seinen Untergang beschlossen hatten, nicht widerstehen könne, befolgte er den Rath der Madame du Fargis, und knüpfte eine engere Verbindung mit den Spaniern an.

Er ließ über das Geschehene durch Se Hoheit ein authentisches Schreiben an sie ergehen. Auf dieses versprachen sie Monsieur eine Armee, und Puylaurent war gesichert. Er konnte jetzt wieder im Pallast aus und eingehen; was er vorher nicht wagen durfte. Doch hatte er immer eine starke Bedeckung bei sich, wenn er der Tochter der Prinzessinn von Chimai seine gewöhnlichen Besuche machte.

Seine Liebschaft mit ihr war den Spaniern nicht unangenehm, und der Marquis von Aytone versprach ihm im Namen des Königs von Spanien eine ansehnliche Versorgung im Lande, wenn er sich zur Verbindung mit ihr verstehen sollte. Puylaurent bezeugte sich sehr dankbar, gestund seine Leidenschaft, und sagte ihm: er wünsche sehr diesen Vorschlag sogleich auszuführen, da er ihm die Versicherung gäbe, daß Se katholische Majestät es gut fänden; nur das Glück seines Herrn müsse erst sicherer uud fester seyn, ehe er daran denken könne, sein eigenes zu gründen.

Nach einigen Tagen gieng Monsieur zur spanischen Armee, welche damals im Kempenland in der Gegend von Mastricht stund. Der Herzog von Lerma nahm Monsieur bei sich auf. Er wollte die spanische Pracht zeigen und bewirthete Monsieur und die Edelleute, welche bei ihm waren, drei Tage lang aufs herrlichste. Die Speisen wurden auf französische Art bereitet,

reitet, und am Ende der Mahlzeiten, ließ er zwei Beutel, jeden mit tausend Pistolen herbeibringen, welchen man an das Ende der Tafel legte für die, welche Lust zu spielen hatten, ohne irgend eine andere Bedingung, als daß sie das Geld wieder geben könnten, wenn sie wollten, oder wenn es ihnen bequem seyn würde.

Se Hoheit giengen sogleich wieder nach Brüssel zurück. Er sagte dem Marquis von Aytone: er gehe, um zu seiner Rüstung Befehl zu geben, und habe vorher le Coudray Montpensier an den Kaiser abgeschickt, von dem er den kräftigsten Beistand zu erwarten habe. Monsieur, welcher ihre Unmacht kannte, lachte indeß bei sich selbst über ihren schönen Kriegsplan, mit welchem sie ihn hinhalten wollten. Er ließ sich aber davon nichts gegen sie merken, und spielte seine Rolle sehr gut.

Zur nämlichen Zeit ereignete sich ein Vorfall bei Hof, welcher einen großen Lerm machte, und beinahe mehrern französischen Edelleute den Kopf gekostet hätte. Nieuport sprach eines Tags in Monsieurs Zimmer mit einem Edelmann aus Champagne Namens Brantigni, sehr beleidigend über den König. Brantigni wurde aufgebracht und sagte ihm: er spreche schlecht. Nieuport erkannte seinen Fehler, und suchte ihn auf der Stelle wieder gut zu machen. Er bat Brantigni zu schweigen, aber es war nicht möglich, die Sache geheim zu halten. Besançon, welcher nahe bei ihnen stund, hatte das Gespräch gehört, und da er Gelegenheit suchte, aus der üblen Lage zu kommen, in welcher er war, und sich wieder mit dem Hof auszusöhnen, so glaubte er, es könnte für seine Absichten vortheilhaft seyn, wenn er hier seinen Eifer für die Ehre des Königs zeige. Er verbreitete also den Vorfall und suchte alle Franzosen an Monsieurs Hof darein zu verwickeln.

Nieu-

Vieuxpont erfuhr, daß er auf seine Kösten den eifrigen Franzosen machen wolle, und soderte ihn heraus, als er ihn über die Straße gehen sah. Besançon suchte zu entkommen; da er zu gleicher Zeit Senantes auf sich zukommen sah, und dies für einen verabredeten Anschlag hielt, ihn zu ermorden. Durch einen Zufall fiel er an die Erde, wo Vieuxpont ihn durch mehrere Stöße verwundete. Brantigni und Jacquinot forderten ihn nachher zum Zweikampf mit Senantes, wobei der erstere auf dem Platz blieb. Besançon wandte sich an den Secretär von Amontot, welcher damals zu Brüssel war, um die Geschäfte des Königs zu besorgen. Er verlangte von ihm den Schutz des Königs, da er aus Eifer für Ihn Beschimpfungen erlitten habe; von Monsieur aber wollte er Genugthuung haben. Allein Vieuxpont und Senantes waren schon entflohen, und Besançon erhielt von dem spanischen Rath den Befehl, in zweimal vier und zwanzig Stunden das Land zu verlassen.

Monsieur kam deswegen wieder so schnell von der spanischen Armee zurück, um zu sehen, wie es mit den Unterhandlungen der Herrn von Elbenne stehe, welche unterbrochen waren, seit man den spanischen Ministern das Schreiben übergeben hatte. Sie waren aber doch nicht ganz abgebrochen und wurden wieder aufs neue angefangen; nur hielt man sie mehr geheim als vorher.

Nachdem die Unterhändler mehrere mal abgewiesen worden waren, fanden sie endlich beide Theile geneigt, der so sehr von der Ferne her vorgeschlagenen Vergleich anzunehmen.

Die Staaten von Holland forderten vom König: er solle mit den Spaniern öffentlich brechen, widrigenfalls drohten sie, mit den Spaniern Friede, oder wenigstens

stens einen Stillstand auf mehrere Jahre zu machen. Der Kardinal von Richelieu wünschte, nicht nur daß man ihnen den ersten Punct bewilligen, sondern selbst dieses, daß man sie zu bewegen suchen sollte, aufs neue mit dem König in eine Ligue zu treten, weil er wohl einsah, daß ohne sie in Flandern nicht viel zu machen sey.

Monsieurs Person war ihm zu seinen Absichten vorzüglich nöthig, da die Staaten und andere Allirte Anstand nehmen mußten, mit dem König, welcher ohne Erben und in bedenklichen Gesundheitsumständen war, in diese neue Ligue zu treten, so lange sie den vermuthlichen Thronerben in den Händen der Spanier sahen. Auf der andern Seite war für Monsieur ein so langer Aufenthalt in einem fremden Lande unangenehm. Er dachte an sein vergangenes Unglück, und befürchtete noch größeres, wenn er zum zweitenmal mit den Waffen in Frankreich eindringen würde, da ihm die Spanier nicht den dazu erforderlichen Beistand leisten konnten.

Die immerwährenden Uneinigkeiten unter seinem Hofstaat machten ihm auch vielen Verdruß; außerdem fürchtete er, nach der Nachricht von der Schlacht bei Nördlingen die Ankunft des Kardinal Infanten, dem er seine Wohnung im Pallast abtretten müßte. Er wußte überdies nicht, wie er mit ihm stehen, und wie einer den andern behandeln würde.

Puylaurent war von der Ankunft des Herzogs von Lothringen in Brüssel bedroht. Und wenn auch die Verbindung Monsieurs unentschieden bleiben sollte, — wozu man gezwungen war; so sah er doch manchen Gefahren in Frankreich entgegen, und fand auch zu Brüssel keine Sicherheit für sich. Er entschloß sich daher

fürs

fürs Erste den Schlag auszuhalten, der ihm drohte, und hoffte, mit der Zeit Mittel zu finden, um das entferntere Uebel abzuwenden.

Monsieur suchte den Tractat vorzüglich gegen Madame sehr geheim zu halten, weil er besorgte, sie möchte der Prinzessinn von Pfalzburg, ihrer Schwester, davon Nachricht geben. Er enthielt sich sogar seit sechs Wochen bei ihr zu schlafen Ein gleiches Stillschweigen beobachtete er gegen Herrn dû Fargis und seine Frau, weil sie bei allen Ereignissen ihre Anhänglichkeit an die Spanier zeigten, und Madame dû Fargis, bei Gelegenheit des Schreibens, welches Monsieur an die Spanier unterzeichnet abgab, sich gleichsam für ihn und Puylaurent verbürgt hatte, daß er sich nie ohne ihr Vorwissen in einen Tractat mit dem König einlassen würde. Monsieur gebrauchte also Herrn dû Fargis bis auf den letzten Tag seiner Abreise von Brüssel, um das gute Vernehmen zwischen sich und den Spaniern zu erhalten und um ihnen all den Verdacht in Rücksicht auf den Tractat zu benehmen, welchen die Königinn Mutter und die Lothringer ihnen immer einzuflößen suchten.

So sehr aber auch Monsieur besorgt war, alles geheim zu halten; so war es doch nicht zu verhindern daß man nicht zu Brüssel Wind davon bekam. Die Prinzessinn von Pfalzburg und der Herzog von Elbeuf gaben dem Marquis von Aytone, welcher noch bei der Armee war, Nachricht, und forderten ihn auf zur Rache gegen Puylaurents Treulosigkeit, welchem er erst vor kurzem seinen Schutz verwilligt hatte.

Monsieur gieng nach Namur, unter dem Vorwand, sich bei dem Marquis von Aytone gegen das allgemeine Gerücht von dem Tractat zu rechtfertigen.

Eigent-

Eigentlich aber gieng er in der Abſicht weg, um die Depeſche zu Dinan bei Lüttich abzuwarten, wohin ihm eine Abſchrift davon geſchickt werden ſollte. Eine andere gieng nach Brüſſel durch den gewöhnlichen Boten.

Von Dinan glaubte er, ſeine Reiſe nach Frankreich weiter fortzuſetzen. Es überraſchte ihn aber, als er erfuhr: der Marquis ſey zu Namur. Er beſuchte ihn, beklagte ſich, daß einige unruhige Köpfe ſie zu entzweien ſuchten, und verſicherte, daß er ſeinem Schreiben getreu bleiben würde.

Der Marquis antwortete ihm: er wiſſe aus ſicherer Hand, daß ſein Vergleich mit dem König gemacht ſey, und freue ſich darüber. Sr Hoheit ganz ergeben, habe er ihm darüber nichts weiter zu ſagen, als was er ſchon oft im Namen des Königs erklärt habe: daß es ganz von Sr Hoheit abhange, ſo lange in den Staaten Sr katholiſchen Majeſtät ſich aufzuhalten, als es ihm gefallen würde. Wenn aber Se Hoheit in Frankreich Sicherheit und Genugthuung finden ſollten, ſo ſey Se katholiſche Majeſtät ſehr entfernt, ſich ſeiner Rückkehr zu widerſetzen. Der König ſey vielmehr der erſte, welcher ihm dazu rathe und ſich zugleich entſchuldige, daß die Angelegenheiten des Landes ihm nicht erlaubt hätten ihn würdiger zu behandeln. Er bitte Se Hoheit, ihn den Tag der Abreiſe wiſſen zu laſſen, damit er ihm die, einem ſo großen Prinzen gebührende Ehrenbezeugungen erweiſen, und ihn bis an die Gränzen begleiten könne.

Monſieur wollte den Tractat nicht eingeſtehen; aber er vertheidigte ſich darüber nicht ſehr gut, und ſchien etwas verlegen. Der Graf von Salazar bemerkte es, und fragte den Marquis: warum Monſieur gegen ſeine Gewohnheit ſo wenig ſpreche? Er antwortete ihm:

ihm: Sa Altezza guiere scapar. (Se Hoheit belieben zu entwischen!)

Obgleich Monsieurs Spiel entdeckt war, machte er doch die beste Mine dazu. Er gieng wieder nach Brüssel zurück, um die Ankunft des gewöhnlichen Boten zu erwarten.

Puylaurents Feinde zweifelten nicht mehr an dem Tractat und vereinigten sich öffentlich zu seinem Verderben. Sie beschlossen ihn, wo es auch sey, anzugreifen. Wenn es bei den Bällen in Brüssel seyn sollte, so sollte lieber alles in seinem Wagen niedergehauen werden, als daß man ihn verfehlte.

Der 9. October war dazu festgesetzt. An diesem Tage sollten Feierlichkeiten, wegen des von dem Kardinal Infanten bei Nördlingen erfochtenen Sieg, gegeben werden. Ihre Absicht wurde aber schon den Tag vorher vereitelt.

Monsieur war früh Morgens, unter dem Vorwand, daß er auf die „Fuchsjagd" gehe, — abgereist. Er nahm den Weg nach la Capelle, wo er denselben Abend ankam. Puylaurent und einige andere waren bei ihm.

Da er voraussah, daß seine schnelle Abreise dem Herrn du Fargis von den Spaniern Vorwürfe zuziehen würde, obgleich dieser nichts davon gewußt hatte, so lag ihm sehr daran, auch ihn mit sich zu nehmen. Er schickte dreimal zu ihm, um ihn abholen zu lassen, und den Händen der Spanier zu entreißen.

Diese richteten nun ihre Klagen gegen seine Frau, und verwiesen sie nach Gent. Als sie aber nachher erfahren, daß auch sie nichts von Monsieurs Tractat gewußt

wußt hatte, wurde sie wieder nach Brüssel zurückberufen, und erhielt ihren monatlichen Gehalt von sechshundert Livres, ausser dem, welchen sie als Hofdame von Madame hatte, und welcher eben so viel betrug.

Sobald Monsieur in Frankreich war, schickte er den Herrn von Sait-Quentin an Madame, und ließ sie seiner unverletzlichen Treue versichern. Herr von Chaudebonne, Kammerherr bei Madame, und der ordonnierende Secretär, Herr von Lasseré, erhielten den schriftlichen Befehl von Monsieur: bei ihr zu bleiben, um ihre bisherigen Dienste fortzusetzen. Außerdem behielt sie die fünf und sechszig Personen von seinem Hofstaat, welche sie indeß bedient hatten. Unter diesen waren Schweizer, Pagen, Kammerdiener und Kutscher, welche die Livree von Sr Hoheit trugen. Er bestimmte monatlich funfzehntausend Livres zu dem Unterhalt ihres Hauses.

Herr von Chaudebonne bekam nachher von den Spaniern Befehl, sich zu entfernen, wie auch Herr von Goulas, welcher geblieben war, um die Abreise der Hofhaltung zu besorgen. Von beiden erfuhr man, daß sie zu den Unterhandlungen der Herrn von Elbenne beigetragen hatten.

Herr Boutillier, Oberaufseher der Finanzen, kam Monsieur zu Soissons entgegen, und übergab ihm einen Wechsel von fünf und vierzigtausend Thaler, wodurch er sich doppelt willkommen machte. Se Hoheit schickte sie sogleich nach Brüssel, um seinen Hofstaat dadurch frei zu machen.

Der Kardinal von Richelieu sandte Bautru zu Monsieur, und lies ihm in seinem Namen zu seiner Ankunft Glück wünschen. Monsieur sagte ihm ebenfalls

viele Schmeicheleien. Bautru unterhielt sich besonders mit Puylaurent über Monsieurs Verbindung, und erkundigte sich, wie es mit dieser Sache stehe. Puylaurent antwortete ihm: man erwarte die Entscheidung von Paris, und er glaube nicht, daß man etwas von seinem Herrn fordern würde, das gegen sein Gewissen seyn würde. Bautru sagte ihm darauf: er wünschte, als sein Freund, daß er noch in Flandern wäre, wenn anders Monsieur und er nicht entschlossen seyen, in die Aufhebung dieser Ehe einzuwilligen. Auch andere, besonders Se Hoheit und Madame du Fargis, waren der Meinung: man sollte nicht an die Rückkehr nach Frankreich denken, ehe man dieser Sache sich entledigt hätte.

Aber Herr von Puylaurent war, wie man sagte, aus andern Ursachen dazu genöthigt, und hatte nicht einmal Zeit für seine eigene Sicherheit alles das zu thun, was er gerne gethan hätte. Seine Freunde und Verwandte tadelten ihn auch, daß er zu dem Tractat, welcher für ihn so wichtig war, die Herrn von Elbenne gebracht habe, die ihm nicht genug verpflichtet und ergeben waren. Er hätte bedenken sollen, daß ihnen daran liegen mußte, sich für das Bisthum von Albi, das man ihnen genommen hatte, zu entschädigen, daß sie also, um ihre eigenen Umstände zu verbessern, gewiß keinen Anstand nehmen möchten, ihn aufzuopfern, und ihm die sichtbare Gefahr, in die er sich begab, zu verbergen.

Le Coudrai Montpensier willigte ungern in diesen Tractat, aber nur weil er anfänglich für sich keinen Vortheil dabei fand. Sobald ihm Herr von Elbenne funfzigtausend Livres versprochen hatte, war er der erste, welcher die Hände dazu bot.

Monsieur kam mit dem König zu St Germain en Laye zusammen. Dieser bezeigte eine große Freude über seine Ankunft, und lud ihn zur Abendtafel ein. Auch der Kardinal von Richelieu bat ihn zur Tafel und der ganze Hof war über Monsieurs Wiederversöhnung mit dem König sehr erfreut.

Wenige Tage nachher wurden drei Verbindungen am Hofe von den zwei Töchtern des Barons von Pontchateau, und von der Tochter des Herrn du Plessis von Chivrai geschlossen; alle drei waren Cousinen von dem Kardinal. Die älteste Pontchateau wurde mit dem Herzog von la Valette vermählt, die jüngere mit Herrn von Puylaurent; Fräulein du Plessis von Chivrai aber mit dem Grafen von Guiche, Sohn des Graf von Grammont.

Herr von Puylaurent wurde durch diese Heurath zum Herzog und Pair erhoben, und das Landgut von Aiguillon, welches er vorher hatte, sollte das Herzogthum von Puylaurent genannt werden.

Alle diese Ehrenbezeugungen, welche ihm so schnell ertheilt wurden und gleichsam ehe er sie verlangt hatte, zutrafen, verblendeten ihn sehr. Er bedachte nicht, daß alles in der Absicht geschah, ihn dagegen wieder erkenntlich zu finden. Man erwartete, auch er sollte nun das thun was man von ihm wünschte, ohne daß man sich noch weiter darüber herauslasse.

Da der Kardinal von Richelieu fand, daß er über den Punct von Monsieurs Verbindung unbeweglich war, und er auch jetzt, so wie zuvor, nichts bestimmtes von ihm erfahren konnte; so rieth er dem König, ihn auf die Seite zu schaffen. Gleich nachdem Puylaurent von dem ganzen Hofe die Glückwünsche zu sei-

ner Vermählung und seiner neuen Würde angenommen hatte, ließ ihn der König arretiren, und den 14. Februar 1635 in den Wald von Vincennes abführen.

Herr dú Fargis und Coudrai-Montpensier wurden zu gleicher Zeit in die Bastille geschickt.

Der Marquis von Celada gieng zu Ende des Decembers 1634 aus Flandern nach Spanien, und besuchte Monsieur bei seiner Durchreise zu Blois. Er ahnete, daß Monsieur einigen Abscheu gegen das Hofleben zu haben anfange und sich deswegen nach Blois entferne. Sogleich benachrichtigte er den Marquis von Aytone in Flandern davon.

Dieser wußte, wie viel Zutrauen Se Hoheit und Herr von Puylaurent zu Herrn von Lasseré hatten, welcher bei Madame zu Brüssel geblieben war. Er kam daher mit dem Herzog von Lerma und dem Präsidenten Roze zu der Prinzessinn Chimai, wo Madame dú Fargis war. Hier gaben sie Lasseré den Auftrag Monsieur zu melden: es sey ihnen bekannt, wie wenig er mit seinem Aufenthalt in Frankreich zufrieden sey. Ob er sich gleich nicht auf die beste Art von ihnen getrennt habe, so hätten sie doch immer eine große Achtung für seine Person, und denselben Eifer ihm zu dienen. Sie böten ihm deswegen aufs neue eine Zuflucht in den Staaten des Königs ihres Herrn an, und Monsieur könnte versichert seyn, daß er eben dieselbe Freiheit und Sicherheit, wie vorher, bei ihnen finden werde. Sie würden sich bemühen ihn noch würdiger zu behandeln.

Anfänglich waren sie der Meinung: Lasseré sollte einen besondern Eilboten, unter einem andern Vorwand, an Monsieur abschicken; aber er entschuldigte sich, daß ihm nur erlaubt sey mit dem gewöhnlichen

Boten

Boten zu ſchreiben. Durch dieſen Weg würde die Nachricht auch ſchnell ankommen und keinen Verdacht geben. Dieſer Vorſchlag wurde alſo gebilligt.

Sie ließen Herrn von Laſſeré durch Madame du Fargis bitten, er möchte ihnen die Antwort gleich mittheilen, ſobald er ſie würde erhalten haben. Laſſeré unterließ nicht Monſieur und den Herrn von Puylaurent von der neuen Dienſtfertigkeit der Spanier zu unterrichten. So geheim und treu er aber auch die Sache von ſeiner Seite ausführte; ſo vermochte er doch nicht zu verhindern, daß nicht Richelieu von einer andern Seite her Nachricht bekam. Das Schreiben fiel in die Hände des Kardinals, und beſchleunigte die Verhaftung des Herrn Puylaurent.

Inzwiſchen war der Kardinal Infant den 2. November 1634 zu Brüſſel angekommen. Um ſeinen Einzug feſtlicher zu machen, ließ er ſich von zehntauſend geharniſchten Pferden begleiten, aus dem Flandriſchen ſowohl als aus dem deutſchen Heer. Hundert deutſche Garden waren in ſeine Livree gekleidet. Dieſe war halb von Sammt und halb von gelbem Taft, mit Bändern von Poſamentier-Arbeit beſetzt, und mit Quaſten von derſelben Farbe, aber braun und blauröthlich vermiſcht. Dieſe giengen mit ihren Cymbeln voran.

Er ſelbſt trug die franzöſiſche Cavalerie-Uniform, das nemliche Kleid, wie in der Schlacht bei Nördlingen. Zu Brüſſel und Antwerpen wurden eine Menge Triumphbögen errichtet. Im ganzen Land ward er mit lautem Freudengeſchrei als deſſen Retter empfangen. Er ſtieg bei der Königinn Mutter ab; einige Tage nachher beſuchte er Madame, welche er Ihro Hoheit nannte. Die Königinn Mutter war der Meinung, Madame ſollte dies erwiedern, da alle Prinzen und Staaten in

Italien ihn königliche Hoheit betitelt hatten. Auch Monsieur wurde seit dieser Zeit königliche Hoheit genannt.

Die zu Brüssel zurückgebliebenen Franzosen hatten seit Monsieurs Abreise mancherlei zu leiden; man gab ihnen oft Nasenstüber auf der Straße, und warf ihnen Undankbarkeit vor. Die Spanier rächten sich auch an einem Bilde von Monsieur, welches an der Bude seines Schusters zum Schilde diente. Sie rissen es herunter und warfen es in Stücken.

Der König hatte beschlossen, dem König von Spanien den Krieg anzukündigen, und schickte daher einen Herold an den Kardinal Infanten nach Brüssel. Dieser verweigerte, ihn zu sprechen, nachdem er ihn in dem Hause des Stadtmajors, früh von zehn Uhr an bis Abends um sechs Uhr, den 19. Mai 1635 hatte warten lassen. Niemand wollte seinen Auftrag hinterbringen, und er war genöthigt, ihn auf dem Place du Sablon zurückzulassen, und wieder abzureisen, nachdem er bei seinem Kommen und Abgehen die gewöhnlichen Ceremonien gemacht hatte.

Fast zu gleicher Zeit erhielt man die Nachricht von dem Verlust des Prinzen Thomas zu Aveins, worüber das ganze Land sehr bestürzt war.

Die französische Armee war indeß bis an die Thore von Brüssel vorgerückt, und verursachte großes Schrecken unter dem Volk.

Der Kardinal Infant hatte schon die kostbarsten Geräthschaften aus dem Pallast nach Antwerpen abgeschickt, und hielt den ganzen Kanal mit seiner Armee besetzt. Er war fest entschlossen, Brüssel selbst zu verlassen, wenn nicht Mangel an Lebensmitteln und Pic-

colo-

colomini, welcher mit einer Mannſchaft aus Deutſchland anrückte, unſere Leute zum Rückzug gezwungen hätte.

Die Königinn Mutter und Madame hatten ſich ſchon nach Antwerpen geflüchtet. Ihre Dienerſchaft mußte ſich dort lange Zeit verborgen halten um der Wuth zu entgehen, welche das Volk, wegen der Niederlage bei Tirlemont, gegen die franzöſiſche Nation hatte.

Der König hatte Monſieur erlaubt ſeiner Gemahlinn ſeit achtzehn Monaten ihren Unterhalt zu ſchicken. Da Se Majeſtät ihm abſchlug, dies länger fortzuſetzen, war Madame genöthigt, ihn mit Monſieurs Genehmigung von den Spaniern zu fordern, und die Diener, welche er bei ihr gelaſſen hatte, zu Ende des Januars 1636 zu verabſchieden. —

Da in den Memoiren des Herzogs Gaston von Orleans die Königinn, Anna von Oestreich, am wenigsten geschildert ist, so ergänzen wir dies durch einige wörtliche, doch abgekürzte Auszüge aus den Memoires pour servir à l'histoire d'Anne d'Autriche, epouse de Louis XIII. par Md. de Motteville, une de ses favorites, T. I. S. 9. ff.

„Der König war den 27. September 1601 und die Königinn den 22. desselben Monats geboren. Sie war vierzehn Jahre alt, als sie sich vermählte, und im funfzehnten wurde sie dem König, ihrem Gemahl, zugeführt, der nur fünf Tage jünger war, wie sie. Ich weiß von der alten und berühmten Marquisin von Marny, welche zu der Zeit die Ehre hatte, vertrauter mit ihr umzugehen und daher sehr geachtet wurde: daß sie außerordentlich schön war. Als sie das erstemal die Königinn sah, — erzählte sie mir — saß diese nach spanischer Weise auf einem Kissen mitten unter einer großen Anzahl von Hofdamen, in einer spanischen Kleidung von grünem Steff mit Silber gestickt, mit herabhängenden, über den Armen durch große diamantene Knöpfe aufgefaßten Ermeln. Sie hatte eine dichte Halskrause, auf dem Oberkopf ein kleines Häubchen von der Farbe ihres Klei-

des, mit einer ſchwarzen Reiher-Feder, welche die Schönheit ihrer blonden in großen Locken friſirten Haare ſehr erhöhte.

Der junge König war gut gebaut, und ſeine bräunliche Schönheit mißfiel der jungen Königinn nicht. Ich habe ſie ſagen hören, daß ſie ihn ſehr liebenswürdig gefunden und ihn gewiß geliebt haben würde, wenn nicht das Schickſal des einen oder andern, oder jenes faſt unvermeidliche Verhängniß fürſtlicher Perſonen dieſes anders gewollt hätte.

Nach und nach entfernte man von ihr alle ſpaniſche Hofdamen, welche mit ihr gekommen waren, worüber ſie ſehr betrübt war. Nur Donna Eſtefania blieb ihr noch, welche ſie zärtlich liebte, weil ſie von ihr erzogen war. Sie war bei ihr, wie man in Frankreich ſagt, erſte Kammerfrau.

Durch meine Mutter unterhielt die Königin ihre unſchuldige, aber doch verheimlichte Vertraulichkeit mit dem König, ihrem Bruder, welche ihr einziges Vergnügen, aber auch ihr einziges Verbrechen war.

Sie that dies, auch um ſich über den Verdruß zu tröſten, welchen ihr die große Gunſt des Herzogs von Luines verurſachte, und den ſie nicht verbergen konnte. Dieſer ſoll, wie man ſagte, einſt die Verwegenheit gehabt haben, dem König den Vorſchlag zu machen, ſie zu verſtoßen und eine Verwandte ſeiner Frau, die nachherige Prinzeſſinn von Guimené zu heurathen, welche die ſchönſte Dame am Hof war. Wenn ihm auch wirklich dieſer Gedanke in den Sinn gekommen ſeyn ſollte; ſo muß er doch ſchnell und wie eine lächerliche Erſcheinung vorübergegangen ſeyn. Denn die Herzoginn von Luines, welche mit ihrem Manne ſehr gut ſtund, wurde bald die Favoritin der Königinn.

Dieser kostete anfänglich Freundschaft gegen sie wahre Mühe, weil sie soviel Widerwillen gegen den Herzog hatte. Sie gewöhnte sich aber daran aus Gefälligkeit für den König, welcher die Herzoginn wohl leiden konnte, und sie zu allen Spazierfahrten und Jagden mitnahm. So genoß die Königinn einige Zeit ein ungestörtes Vergnügen. Nur dadurch wurde es ihr verbittert, daß da sie sich eine Zeit lang guter Hoffnung geglaubt hatte, sie beim schnellen Laufen mit der Connetablin sich Schaden that. Aus dieser Geschichte kann man urtheilen, daß es diesem Hofe, wenn gleich an Klugheit, doch nicht an Vergnügen fehlte, da Jugend und Schönheit daselbst eine unumschränkte Macht hatten.

Der Connetable von Luines starb 1621 und dieses kleine Reich endigte mit ihm.

Die Königinn, Maria von Medicis trat wieder in Einverständniß mit dem Könige. Dieser Friede zwischen Mutter und Sohn entzweite den Gemahl und die Gemahlin. Die Königin Mutter wußte, daß sie, um eine unumschränkte Herrschaft über den jungen Prinzen zu erhalten, es dahin bringen müsse, daß die junge Prinzessinn nicht gut mit ihm stehe, und die Königinn, ihre Schwiegertochter, verlor von dieser Zeit an ihr ganzes Ansehen und alles Vergnügen.

Ihr einziger Trost war die Theilnahme der Herzoginn von Luines, welche mit dem Herzog von Chevreuse, einem Prinzen aus dem lothringischen Hause, wieder verheurathet war. Diese theilte ihr so viel sie konnte ihre heitere und lustige Laune mit, und machte die ernsthaftesten und wichtigsten Dinge zum Gegenstand ihrer Fröhlichkeit, und ihres Scherzes. Einige Jahre vergiengen, ohne daß man eigentlich sagen könnte, wie.

Ich

Ich kann behaupten, daß ungeachtet der Ehrfurcht, welche Ihre Majestät einflößte, die Schönheit der Königinn doch Eindruck auf Personen gemacht hatte, welche ihre Leidenschaft verriethen. Unter diesen war der Herzog von Montmorenci, Bruder von Madame der Prinzessinn. Ihn empfahlen seine Tapferkeit, sein gutes Aussehen und seine Pracht.

Er hatte eine heftige Neigung für die Marquisin von Sable gehabt, deren Schönheit am meisten Aufsehen machte, als die Königinn nach Frankreich kam. Sie war liebenswürdig, aber sie wollte es noch mehr scheinen. Es herrschten in Frankreich noch einige Ueberreste von jener Feinheit, welche Katharina von Medicis aus Italien mitgebracht hatte, und man fand eine so große Zartheit in den neuen Komödien und allen andern Schriften in Versen und in Prosa, welche aus Madrid kamen, daß die Marquisin eine hohe Meinung von der Galanterie hatte, welche die Spanier von den Mauren gelernt hätten. Sie war überzeugt, daß die Männer ohne ein Verbrechen zu begehen, zärtliche Empfindungen für die Frauen haben können, und daß der Wunsch, ihnen zu gefallen, sie der schönsten und größten Handlungen fähig mache, ihren Verstand bilde, und ihnen Liebe zu allen Tugenden einflöße. Die Frauen hingegen, als die Zierde der Welt, und geschaffen, um verehrt und angebetet zu werden, dürften nur ihre Ehrfurcht annehmen. Diese Meinungen hatte diese Dame mit vielem Geist und großer Schönheit behauptet und ihnen zu ihrer Zeit viel Gewicht gegeben. Die Anzahl und das Ansehen derer, welche ihre Besuche bei ihr fortsetzten, erhielten bei uns das, was die Spanier facezas nennen.

Die Königinn sagte mir, da sie sich über ihre vergangenen Eitelkeiten lustig machte: sie habe nie über die Empfindungen des Herzogs von Montmorenci gegen sie nachgedacht, und alles was die allgemeine Stimme von ihm gesagt habe, nur als eine Huldigung angesehen, welche die ganze Welt ihrer Schönheit schuldig sey.

Der Herzog von Bellegarde, obgleich alt, war doch auch einer von den Anbetern dieser Prinzessinn. Er war der Liebling von zwei Königen gewesen. Der Ruhm davon war so groß, daß die Königinn es nicht abschlug, seinen Weihrauch anzunehmen, der ihre Ehre nicht beflecken konnte. Sie erlaubte ihm nach der Weise des Jahrhunderts, in welchem er gelebt, und welches das Reich der Galanterie und der Frauen gewesen war, mit ihr umzugehen. Die Sache verwandelte sich in unterhaltenden Scherz und sogar der König, ob gleich zur Eifersucht geneigt, war nicht dagegen.

Der Herzog von Bokingham war der einzige, welcher die Verwegenheit hatte, einen Angriff auf ihr Herz zu machen. Er kam im Namen des Königs von England, wegen der Vermählung mit Madame, der Schwester des Königs; war gut gebaut, schön von Gesicht, hatte eine große Seele, machte vielen Aufwand, war freigebig, und der Liebling eines großen Königs, dessen Schätze ihm zu Gebot stunden. Er schmückte sich mit allen Edelsteinen der Englischen Krone. Man darf sich nicht wundern, daß er bei so vielen liebenswürdigen Eigenschaften, hohe, aber gefährliche und tadelswürdige Wünsche nährte. Die Königinn hat kein Geheimniß daraus gemacht und mir nachher, als sie von dem Irrthum dieser gefährlichen Täuschungen längst zurückgekommen war, ganz frei erzählt:

zählt: sie habe in ihrer Jugend nicht eingesehen, daß ein angenehmer Umgang, welcher gewöhnlich ein anständiger Liebeshandel genannt wird, wo man sich für keinen ausschließend erklärt, für sträflich angesehen werden könnte; eben so wenig als bei den spanischen Damen, welche in ihren Palästen wie die Nonnen lebten, und nie als in Gegenwart des Königs und der Königinn mit Männern sprächen, darnach aber mit ihren Eroberungen prahlten und sie so ganz nicht für nachtheilig hielten, daß sie sich vielmehr eine Ehre daraus machten.

Sie hatte an der Herzogin von Chevreuse eine Freundin, welche sich ganz diesen eitlen Unterhaltungen hingab; und die Königinn hatte, nach den Anleitungen der Herzogin ungeachtet der Reinheit ihres Herzens, nicht verhindern können, sich in den Annehmlichkeiten dieser Leidenschaft selbst zu gefallen. Sie selbst hatte dabei einiges Vergnügen, welches mehr ihrem Ehrgeiz schmeichelte, als ihre Tugend erschütterte.

Alles, was Bokingham betraf, wurde zum Nachtheil der Königinn dem König hinterbracht, so daß einige Bediente deswegen fortgejagt wurden. Dieser Mann, welcher eben so viel Eitelkeit als Ehrgeiz besaß, entzweite nachher beide Kronen, blos um wieder bei Gelegenheit eines Friedensschlusses nach Frankreich zu kommen, wenn er erst, seinen Absichten nach, seinen Ruhm durch die Siege, welche Er über unsere Nation zu erlangen hoffte, gegründet haben würde. Er kam aus dieser Ursache mit einer mächtigen Kriegsflotte den Rochellern zu Hülfe, welche Ludwig XIII. belagerte. Er rühmte sich öffentlich seiner Leidenschaft für die Königinn. Diese Prahlerei aber wurde endlich dadurch bestraft, daß alle seine Absichten mislangen.

Madame von Chevreuſe, welche ganz ihren Neigungen folgte, und den Herzog von Holant, den Freund des Herzogs von Bokingham liebte, war damals aus England zurückgekommen, und ſah mit einigem Vergnügen die Flotte von Bokingham. Die Königinn und ihre Buſenfreundin haßten den Kardinal von Richelieu, als Anhänger der Königinn Mutter und des Königs, da er durch jene in das Miniſterium gekommen war. Nichts war daher ihnen angenehmer, als ihm Verdruß zu machen, um ſo mehr, da die Königinn wußte, daß er ihr bei dem Könige nachtheilige Dienſte leiſte. Es wurde ihr deswegen nicht ſchwer, die Wünſche ihrer Freundin für das Glück der Engländer mit Vergnügen zu hören.

Aber es kam eine Zeit, wo die Königinn es beſſer einſehen lernte und bereute. Madame von Chevreuſe hat nachher ſelbſt geſagt: daß ſie die Königinn zu Bokingham gezwungen habe, indem ſie immer von ihm geſprochen, und ihr alle Zweifel durch die Idee benommen habe, daß ſie dem Kardinal von Richelieu dadurch Verdruß mache. Die Königinn hatte gewiß eine ſchöne Seele und ein reines Herz; und unerachtet ſie in einem Lande geboren war, wo, wie ich ſchon geſagt habe, die Liebeshändel Mode waren, koſtete es Madame von Chevreuſe doch viele Mühe, bis ſie es dahin brachte, daß ſie einiges Wohlgefallen an dem Ruhm hatte, angebetet zu werden.

Die Marquiſin von Senecé, welche die Ehre hatte, die Königinn faſt ihr ganzes Leben hindurch zu bedienen, und dies mitunter auch in Zeiten wo ſie nicht immer beliebt zu ſeyn glaubte, rechtfertigte, ſo gerne ſie die Wahrheit zu ſagen pflegte, die Keuſchheit ihres Lebens und ihrer Empfindungen, ungeachtet ſie zugab, daß ſie das Unglück gehabt habe, ſich allzuviel von andern lei-

ten

ten zu laſſen. Die Königinn ſelbſt ſprach mit einer ſo offenen und anſtändigen Unbefangenheit davon, daß man leicht ſehen konnte, es ſeyen bei ihr nur flüchtige Unvollkommenheiten geweſen. Ihr Unglück war, daß der König, ihr Gemahl, ſie nicht genug liebte, und ſie gleichſam gezwungen war, ſich mit andern Dingen zu beſchäftigen und ihr Herz ihren Damen hinzugeben, welche, anſtatt ſie anzutreiben, ſeine Liebe wieder zu ſuchen, vielmehr alles thaten, um ſie noch mehr von ihm zu entfernen, damit ſie deſtomehr ihnen angehörte."

Ueber das Verhältniß der Königinn zur Königinn Mutter und über die Geſchichte des unglücklichen Chalais fährt Frau von Motteville S. 27 fort:

„Es ereignete ſich ein ſehr unangenehmer Vorfall für die Königinn bei ihrer Reiſe nach Nantes, veranlaßt durch die Königinn Mutter und dem Kardinal von Richelieu, welche eine Urſache ſuchten, ſie wieder nach Spanien zurückzuſchicken. Sie kam in Verdacht, etwas von dem Vorhaben des — von Chalais, des Oberaufſehers der Garderobe, gewußt zu haben. Dieſer war, wie viele glaubten, ungerechter Weiſe angeklagt: er habe gegen den Staat ſich verſchwören wollen. Diejenigen, welche zu dieſer Zeit am Hofe geweſen waren, ſagten mir: daß es höchſtens Anſchläge gegen das Glück des Kardinals von Richelieu geweſen ſeyen, an welchen Monſieur, der Bruder des Königs, Theil gehabt habe. Beringhen, jener alte Vertraute des verſtorbenen Königs und der Königinn, welcher bei ihrer Vermählung zugegen geweſen und nicht gewohnt war, zu lügen, hat mir geſagt: Louvigni, der in Madame

von Chevreuse verliebt und voll Eifersucht und ähnlichen Leidenschaften war, wie der Ehrgeiz und die Galanterie sie hervorbringen, habe Chalais fälschlich angeklagt, daß er die Absicht gehabt habe, dem König das Leben zu nehmen. Er hat mich versichert, da er über alle diese Dinge, welche er erlebt hatte, mit mir sprach: daß Chalais kein Verbrecher, sein einziger Fehler aber der Vorsatz gewesen sey, Monsieurs Verbindung mit Mademoiselle von Montpensier verhindern zu wollen. Eben dies wollten die übrigen Diener dieses Prinzen, welche aus eingebildeten Gründen glaubten, es würde vortheilhafter für sie seyn, wenn derselbe sich mit einer fremden Prinzessinn vermählte. Chalais habe die Günstlingin der Königinn bis zum Tollwerden geliebt; und deswegen habe man geglaubt, daß auch er, so wie seine Geliebte, an diesen Anschlägen Theil habe.

Der Kardinal von Richelieu, welcher sich von Monsieurs Günstlingen gehaßt sah, hatte den König um ihn in seinen Vortheil zu ziehen, überredet: diese Leute hätten die Absicht unter dem Namen des Prinzen eine Partey in dem Königreich zu bilden.

Um diese Geschichte noch zu verschönern, beschuldigte man die Königinn: sie habe den Gedanken gehabt, Monsieur nach dem Tode des Königs, ihres Gemahls, zu heurathen, wenn unglücklicher Weise die Sterne die Vorausfagungen davon begünstigt hätten. Um die Königinn ganz zu verderben, und dem König Ursache zu geben, sie eines solchen Verbrechens für fähig zu halten, machte der Kardinal von Richelieu dem verhafteten Chalais Hoffnung: man würde ihm das Leben schenken, wenn er sagen würde, die Königinn sey in allem mit ihm einverstanden gewesen. Er that es, nicht aber auf die Art, wie man wünschte, sondern wie er es

nach

ch der Wahrheit thun zu können glaubte. Der
önig, durch die Kunſtgriffe des Miniſters hintergan-
n, welche die Angabe des Gefangenen erweiterte, ließ
e Königinn vor das Conſeil kommen, und warf ihr
r: ſie habe einen Anſchlag auf ſein Leben gemacht, um
en andern Gemahl zu bekommen.

Die Königinn, welcher ihre Unſchuld Stärke gab,
r über dieſe Anklage empfindlich erbittert. Sie ant-
ertete feſt und mit einer edlen Unerſchrocken-
t, (wie ſie mir ſelbſt geſagt hat): daß ſie zu wenig
dieſem Tauſch gewonnen haben würde, um wegen
es ſo geringen Vortheils ſich mit einem ſolchen Ver-
chen zu beflecken. Mit aller Würde einer Prin-
inn von ihrer Geburt, welche fälſchlich angeklagt iſt,
rf ſie der Königinn, ihrer Schwiegermutter, alle
erfolgungen vor, welche ſie und der Kardinal von Ri-
lieu gegen ſie ausübten.

Da Chalais auf dem Blutgerüſte war und ſich
n dem Miniſter betrogen ſah, bereute er ſeine Angabe.
bat ſeinen Beichtvater, zum König zu gehen und
n die Wahrheit zu entdecken, auch die Königinn in
nem Namen um Vergebung zu bitten. Er entſchul-
te ſich, daß die Liebe zum Leben und die Furcht vor
n Tode ihn überzeugt hätten, er könne mit Recht
n ihr ſagen, was er wiſſe, weil er nichts von ihr wüß-
das dem Könige mißfallen könnte.

Sie ſelbſt erzeigte mir die Gnade mir dieſes alles
beſtätigen, lange nach dieſer Menge von unglückli-
n Ereigniſſen. Sie ſagte mir auch: auf welche Art
den Marſchall von Ornano gebraucht habe, um
nſieur von ſeiner Verbindung abzuhalten. Zugleich
ſicherte ſie mich, daß ſie eine dritte Perſon an den
arſchall geſchickt habe, ohne daß es den Schein ha-

ben konnte, als ob es von ihr käme; nur um ihn merken zu lassen, daß es ihr lieb seyn würde, wenn er es zu verhindern suche; und dies sey das einzige Einverständniß gewesen, welches sie mit Monsieur's Leuten gehabt habe.

Madame von Chevreuse liebte Chalais; durch sie konnte er wissen, daß es der Königinn unangenehm seyn würde, Madame (die Prinzessinn Montpensier) welche mehr beliebt war, neben sich zu haben. Er glaubte vielleicht, Ihr nicht zu schaden, wenn er sich durch ein so unbedeutendes Geheimniß vom Tode rette, da die Königin selbst, wenn man es hätte wissen wollen, dieses Alles nicht würde geleuguet haben.

Sobald Monsieur mit Mademoiselle von Montpensier vermählt war, wurde diese von der Königinn geachtet; und ich habe diese selbst nachher sagen gehört, daß sie den schnellen Tod der Prinzessinn beklage.

Richelieu, welcher damalen von dieser Prinzessinn und ihrer Favoritin gepaßt wurde, wollte Chalais verderben, weil er eine gute Stelle beim König hatte, und mit den Anhängern von Monsieur und allen, die ihm entgegen waren, zusammenhieng. Er stellte vieles kleine zusammen, um eine große Sache daraus zu machen. Der Königinn hat dieses Kummer und dem König viele üble Stunden gemacht."

Von der Entfernung der Königinn Mutter erzählt Mad. von Motteville S. 52 folgendes charakteristische:

„Die Königinn Mutter war unumschränkte Gebieterin über Frankreich, und ihr Glück schien fest gegründet. Aber schnell änderte sich der Schauplatz. Jedermann

mann kann daraus sehen, daß die gekrönten Häupter, weil sie höher stehen als andere Menschen, auch der Gefahr um so mehr ausgesetzt sind. Da die Königinn den Kardinal von Richelieu als ihren Liebling nach dem Marschall von Ancre zum ersten Minister erhoben hatte, so betrachtete sie ihn ganz als ihre Kreatur, und glaubte immer durch ihn zu regieren. Aber sie machte die grausame Erfahrung, wie wenig man sich auf die Treue solcher Personen verlassen darf, welche einen unbegränzten Ehrgeiz haben.

Ich weiß nicht, welchen Grund sie hatte, sich über ihn zu beklagen, und wenige Personen wußten es. Sie glaubte, niemand würde es tadlen, wenn sie als Schöpferin ihres Werks dieses nach ihrem Willen zerstöre.

Von der Königinn, welche dem Kardinal von Richelieu nie gut war und ein Vergnügen daran fand, alles zu wissen was gegen ihn vorgieng, habe ich erfahren, daß bei der Reise nach Lyon, wo der König auf den Tod krank war und der Kardinal sich für verloren hielt, die Königinn Mutter, welche ihn schon nicht mehr vertheidigte, wenn man ihn bei ihr zu verdrängen suchten, den König gebeten habe, ihn zu entfernen. Nachdem Er ihr das Versprechen gegeben hatte, ihn wegzuschicken, wann sie wolle, habe er sie gebeten, wegen seiner Absichten mit Italien die Ausführung noch einige Zeit zu verschieben. Die Königinn Maria von Medicis habe sich mit seinem guten Willen begnügt und nicht weiter in ihren Sohn dringen wollen, um ihn nicht in seinen Geschäften zu stören, mit dem Versprechen zufrieden, daß er ihm seinen Abschied geben würde, wenn sie es verlange.

Durch diese Gutmüthigkeit, welche ihr das Glück ihres folgenden Lebens raubte, gab sie dem König An-

laß, ſie ſelbſt zu entfernen, ob gleich ſie ſeine Mutter, und die Schwiegermutter von den mächtigſten Königinnen in Europa war. Maria von Medicis hatte Spanien eine Königin, Savoyen eine Monarchin, Engelland eine Königin, und Frankreich einen König gegeben; und alle dieſe nahen Mächte konnten ſie doch nicht gegen ihr Unglück ſchützen.

Sobald der Hof nach Paris zurückgekommen war, drang ſie in den König, ſein Verſprechen auszuführen. Sie glaubte kein Hinderniß zu finden, und war erſtaunt, da ſich der König widerſetzte. Er forderte nicht allein Aufſchub von ihr; er bat ſie ſelbſt inſtändig, dem Kardinal zu verzeihen. Die Königin Mutter, über dieſen Vorſchlag beſtürzt und aufgebracht, ließ den König ihren Unwillen fühlen, vergoß Thränen, machte ihm Vorwürfe, und unterließ nichts, um in dieſer Sache den Sieg davon zu tragen. Aber ihre Abſicht gelang ſo gar nicht, daß ſie vielmehr ihren Sohn, ſeinen Richter, gegen ſie mit ihrem Feind im Einverſtändniß fand, und jener gleichſam die Partie von dieſem ausmachte.

Der Kardinal kam ſelbſt an den Ort, wo ſie beiſammen waren, um mit Genehmigung des Königs ſeine Sache zu verfechten. Ganz kalt ſagte er zu beiden: er ſey hieher gekommen, weil er wiſſe, daß ſie über ſeine Angelegenheiten ſprächen. Die Königinn in Thränen und erbittert, daß er gegen ihren Willen in das Kabinet gekommen war, nannte ihn einen Verräther, und ſagte ihm: es ſey wahr, daß ſie ſich bei dem König über ihn beklage. Sie war ſo aufgebracht gegen ihn, als man bei den größten Beleidigungen und dem ſtärkſten Haß nur immer ſeyn kann. Noch heftiger war ſie gegen ſeine Nichte, die Herzogin von Aiguillon, welche am Ende des Geſprächs hereintrat und von ihr mit großer Verachtung behandelt wurde.

Der

Der Kardinal von Richelieu, ohne aus seiner Fassung zu kommen, warf sich ihr zu Füßen, bat sie knieend um Vergebung und wendete alles an, um diese zu erhalten. Die Königinn Mutter außer sich über die Verweigerung ihres Sohns, und voll Zorn über seinen Diener, welchen sie für untreu hielt, wollte ihm durchaus nicht verzeihen. Selbst dem König, der sich ihr ebenfalls zu Füßen warf und in großer Verlegenheit war, versagte sie ihre Vergebung.

Als der König sich zurückgewiesen sah, gieng er, ohne noch an das zu denken, was nachher erfolgte, aus bloßem Verdruß über diese Spannung nach Versailles und überlegte was nun zu thun sey. Der bestürzte Richelieu wußte nicht, ob er alles aufgeben solle. Nach dem Rath des Kardinals von la Valette aber folgt er dem König, und benutzt die Vortheile der Gegenwart so gut, daß er in wenigen Stunden sich des Königs ganz bemächtigte.

Man hat behauptet: die gegn[illegible] Gegenpartei habe gewisse Berathschlagungen gegen den Kardinal gehalten, wobei jeder seine Stimme gegen ihn gegeben habe. Nachher habe er dieselben Personen gerade so behandelt, wie sie damals beschlossen gehabt hätten, ihn zu behandeln. Der Marschall von Marillac, welchen er nachher ganz ungerechter Weise, wie ich sagen hörte, ums Leben bringen ließ, habe auf seinen Tod gestimmt, so bald ihn der König aufgegeben haben würde. Der Marschall von Bassompierre soll nur auf seine Gefangennehmung angetragen haben; und dieser kam auch wirklich zwölf Jahre lang in Verhaft. Eben so gieng es mit den übrigen. Dieser Marschall selbst, welchen ich während der Regentschaft der Königinn gesehen habe, hat mir dieses nachher bestätigt. Hiemit lag also die erste Ursache von so vielen Verfolgun-

gen und Verbannungen, und so viele berühmte Männer in diesem Jahrhundert wurden dadurch unglücklich.

Monsieur, der Bruder des Königs, Gaston von Frankreich, welcher bei allen diesen Kabalen an der Spitze stund, that dies auch bei dieser mit Recht. Es geschah zum Vortheil der Königinn, seiner Mutter.

Einige Zeit nach diesem sogenannten Narrentag (journée des duppes) begab sich der Hof nach Compiegne. Die beiden Königinnen waren in dem besten Einverständniß, weil sie sich in ihrem Haß gegen den Kardinal von Richelieu begegneten, und ihr Schicksal gleich zu werden anfieng.

Den König beunruhigte der Vorsatz, die Königinn Mutter zu verhaften, ob er dies gleich schon einmal gethan hatte. Jetzt aber wurde es ihm doch schwerer, die Stimme der Natur, da er besser seine Pflichten kannte, zu unterdrücken. Sie schwächte zuweilen seinen Entschluß und machte ihn wankend.

Auf der andern Seite wandte der Minister alles an, um sich Genugthuung zu verschaffen, und selbst zu erhalten. Er hatte dazu viele Plane.

Die Königinn Mutter, von ihrem Sohne mißhandelt, und ungewiß, ob ihre Absichten gelingen würden, war auch nicht ruhig.

Endlich, wenige Tage nach ihrer Ankunft, sollte das Schicksal so vieler großen Personen entschieden werden. Man pochte früh Morgens an die Thüre von dem Zimmer der Königinn. (Zu Compiegne im Februar des Jahres 1631.) Da sie mit Recht immer an der Gnade des Königs zweifelte; so glaubte sie ganz gewiß, man komme, um ihr irgend eine traurige Nachricht zu brin-

bringen und zum wenigſten ſie aus Frankreich zu entfernen. Sie hatte viel angebohrne Feſtigkeit und einen entſchloſſenen Geiſt. Sogleich ließ ſie die Thüre öffnen, und ihre erſte Kammerfrau kam ihr zu ſagen, es ſey der erſte Siegelbewahrer, welcher im Namen des Königs mit ihr zu ſprechen verlange. Dadurch wurde ſie noch mehr in ihrer erſten Vermuthung beſtärkt. Da er hereintrat, ſagte er ihr aber nichts weiter, als daß der König ihr melden lieſſe: er ſey aus gewiſſen Urſachen, welche das Wohl ſeines Staats beträfen, genöthigt, ſeine Mutter, unter der Bewachung des Marſchalls d'Etreé, an dieſem Ort zu laſſen. Daher bitte Er ſie, jene nicht mehr zu ſehen, ſondern aufzuſtehen und ſich zu den Kapuzinern zu begeben, wohin Er vorausgegangen ſey, um ſie zu erwarten.

Durch dieſe Nachricht war die Königinn einigermaßen getröſtet. Sie ſtund ſo geſchwind als möglich auf, um ſich bei dem König einzufinden.

Aber auf den Rath der Marquiſin von Seneé, ihrer Hofdame, ließ ſie jener unglücklichen Prinzeſſin ſagen: ſie verlange ſehr, ſie zu ſehen, um über eine Sache von groſſer Wichtigkeit mit ihr zu ſprechen; aus gewiſſen Urſachen aber dürfte ſie es nicht wagen, zu ihr zu kommen, wenn ſie nicht vorher zu ihr ſchicke und ſie darum erſuche. Die Königinn Mutter, welche nichts von dem Entſchluß des Königs wußte, aber in der Lage, worinn ſie ſich befand, all das Uebel befürchtete, welches ſie ſchon einmal erlitten hatte, ſchickte ſchnell die Fräulein Katharine an die Königinn, um zu thun, was jene von ihr verlangt hatte. Dieſe Feinheit wurde blos aus Rückſicht für den König gebraucht. Die Königinn warf nur einen Schlafrock um, und gieng ganz im Hemde zu der Königinn ihrer Schwiegermutter, welche ſie auf dem Bette ſitzend fand. Sie wußte nicht,

was sie aus diesem Geheimniß machen sollte. Als sie die Königinn sah, rief sie: Ach meine Tochter, man tödtet mich, oder nimmt mich gefangen. Läßt mich der König hier, und was will er mit mir anfangen? Die Königinn warf sich, von Mitleiden gerührt, in ihre Arme, und ob sie gleich in ihren glücklichen Zeiten sie nicht immer gut behandelt hatte, so verwischte doch ihr gegenwärtiger Zustand das Andenken davon. Sie beweinte ihr Unglück und bezeugte ihr die innigste Betrübniß über den Entschluß des Königs, welchen jene von ihr erfuhr.

Beide Prinzessinnen trennten sich, zufrieden mit einander, aber sehr gerührt darüber, daß sie das Opfer des Kardinals, ihres gemeinschaftlichen Feindes, werden mußten. Dies war das letztemal daß sie sich sahen. Die Königinn Mutter entfloh (in der Folge) und begab sich nach Flandern, wo die berühmte Infantin Clara Eugenia, Großtochter Karls des V. und Tante der Königinn, sie aufnahm und mit ausgezeichneter Achtung behandelte. Eben so empfieng dieselbe Monsieur, den einzigen Bruder des Königs, Gaston von Frankreich, welcher, nachdem er dem Kardinal gedroht hatte, auch dahin gieng, um mit seiner Mutter die Güte dieser großen Prinzessinn zu theilen.

Sie regierte in ihrer Klugheit die Niederlande mit eben so viel Ruhm, als Margarethe von Parma und der vortreffliche Sohn derselben zusammen verdient hatten. Hat gleich Alexander Farnese durch seine Tapferkeit mehr Städte erobert; so gewann sie dagegen mehrere Siege über sich selbst. Sie lebte wie eine Heilige und herrschte durch ihr rechtschaffenes Betragen und ihre Gerechtigkeit in den Herzen der Flamänder.

Ende.

Endlich wurde die Königinn Maria von Medicis durch den Tod dieser Prinzessinn genöthigt nach England zu gehen. Sie fand dort den Frieden nicht, welchen sie erwartet hatte. Der König von England nahm sie zwar gut auf, und die Königinn, ihre Tochter, behandelte sie mit vieler Herzlichkeit; aber die Religion, und die ersten Unruhen des rebellischen Volks vertrieben sie wieder.

Sie gieng nachher nach Holland, und endlich nach Cöln, wo sie zur Schande des Kardinals, von Kummer und Elend niedergedrückt, starb."

Das Schicksal der vornehmsten Personen von dem Hofe Ludwigs des XIII. — seiner Mutter und Gemahlin, seines Bruders und allmächtigen Ministers — geht in den nächstvorigen Denkwürdigkeiten bis zu den bedenklichsten Verwicklungen. Die Auflösung des geschürzten Knoten finden unsere Leser nicht leicht gedrängter und lebhafter, als in des (noch lebenden) Anquetils Intrigue du Cabinet sous Henri IV. et Louis XIII. terminee par la Fronde. Der Vf. ist Bruder des Entdeckers und Uebersetzers vom Zendavesta. — Wir lassen alles Ueberflüssige aus, und führen unsre Leser dadurch schnell bis zum Ende Richelieu's und seines durch den höchsten Grad persönlicher Ohnmacht zur höchsten Despoten-Macht erhobenen Königs.

„Der Kardinal war froh, den Feinden von Frankreich den vermuthlichen Thronerben (1634) entführt zu haben, und gab ihm prächtige Feste. Endlich fieng er an ihn über seine Verbindung ausholen zu wollen. Man bemerkte, daß der für seinen Vortheil besorgte Prälat

das Vertrauen, welches durch das Vergnügen eingeflößt wird, benutzte, um Gaston seine Geheimnisse zu entlocken. Man suchte ihn durch den Staats-Secretair Boutillier, zwei Doctoren von der Sorbonne, drei Jesuiten, den General des Oratoriums, den Pater Joseph und durch Mazarin, den päbstlichen Botschafter, zu überreden, daß seine Verbindung ungültig sey. Aber er behauptete die Gültigkeit mit einer ihm ungewöhnlichen Festigkeit.

Dieser Widerstand verdroß Richelieu. Er verschob deswegen einige Zeit die Ausführung der Versprechungen, welche man gegen Puylaurent gemacht hatte, überzeugt, daß dieser an der Hartnäckigkeit seines Herrn Schuld sey. Aber endlich fand er für gut, den Günstling mit Wohlthaten zu überhäufen, um zu sehen, ob es ihm nicht dadurch gelingen würde, ihm etwas abzugewinnen.

Der Preis des versprochenen Herzogthums wurde berechnet, der Kauf richtig, die Verbindung mit Fräulein von Pont-Chateau der Nichte des Kardinals geschlossen, und Puylaurent, Herzog und Pair und naher Anverwandter von Richelieu, war mit einemmal Besitzer von sechsmalhunderttausend Thalern an Einkünften.

Diesem glänzenden Zustand, welcher kaum zwei Monate dauerte, folgten drückende Unfälle. Monsieur hatte sich nach Blois zurückgezogen, wo er sehr einsam lebte und seinen Umgang auf einige Vertraute einschränkte, welche weder von seinen Geschäften noch Vergnügungen etwas bekannt werden ließen. Dieses geheimnißvolle Benehmen war beunruhigend für Richelieu. Er wendete alles an, um von Puylaurent heimlich zu erfahren was vorgehe; so sehr, daß er ihm

Gou-

Gouvernements, den Marschallsstab von Frankreich, und das Kommando der Armeen dafür anbot. Er rieth ihm auch und bat ihn, Coudrai-Montpensier und einige andere Edelleute zu entfernen, die man für unternehmende Männer hielt, und deren Aufenthalt bei dem Herzog von Orleans dem Kardinal mißfiel. Endlich wiederholte er sein Ansuchen, und verlangte von ihm: er möchte seinen Herrn bewegen, in die Aufhebung seiner Vermählung einzuwilligen. Puylaurent zog alles dies in die Länge. Während er Zeit zu gewinnen hoffte, reisten Spanier durch Blois, die er zu Brüssel gekannt hatte. Sie wurden als Freunde aufgenommen. Richelieu aber benutzte diesen Umstand, um dem König die Anstalten seines Bruders verdächtig zu machen. Er gab ihm zu verstehen, daß diese Verbindungen, welche Puylaurent noch fester zu machen suche, von der größten Wichtigkeit seyn könnten, in dem Augenblick, wo der Krieg ausbreche. Puylaurents Verderben war beschlossen.

Es war nur die Frage, wie man ihn von Blois wegbringen sollte, von wo er sich, wie man wußte, nicht ohne seinen Herrn entfernte.

Es wurden bei Hof, bei Gelegenheit des Carnevals große Vorbereitungen zu Festen gemacht, wozu der König beide einlud. Puylaurent, als ein hübscher Mann und guter Tänzer sollte dabei eine vorzügliche Rolle spielen. Als er aber den 1. Februar Nachmittags in das Louvre kam, um ein Ballet zu probieren, wurde er arretirt und nach Vincennes abgeführt. Mehrere seiner Freunde hatten ein gleiches Schicksal, und wurden in verschiedene Gefängnisse geschickt. Der Herzog von Orleans, durch diesen Schlag ganz niedergeworfen, ließ anfänglich sein Mißfallen nicht ganz merken, weil er für sich selbst fürchtete. Er sagte dem Kö-

nig

nig nichts, als dieſes: Er bitte nicht um Gnade für ſeinen Günſtling, wenn dieſer würklich ſchuldig ſey; aber er beſchwöre Ihn, ſich nicht gegen ihn einnehmen zu laſſen.

Nachdem er ſo den Gefangenen der Gnade ſeines Bruders empfohlen hatte, kehrte er traurig nach Blois zurück.

Puylaurent überlebte ſeine Ungnade nicht lange. Er ſtarb im Monat Julius aus Kummer über ſeine Gefangenſchaft. Gaſton bedauerte ihn aufrichtig. Nie wollte dieſer Prinz etwas davon hören, einen andern Günſtling von dem Kardinal anzunehmen, noch weniger den Kardinal ſelbſt, welcher durch alle mögliche Unterwürfigkeiten Monſieurs Zutrauen zu erſchmeicheln ſuchte, um den jüngern Bruder auch ſo wie den älteren zu beherrſchen.

Da dieſes Mittel fehlſchlug, ſo ergriff Richelieu ein anderes, wobei Gaſton ſich auch nicht beſſer befand. Er ließ ſeine ganze Hofhaltung ſammt Kanzler, Secretärs und Edelleuten durch Menſchen beſetzen, welche alle dem Miniſter ergeben waren. So war der Herzog von Orleans mitten unter ſeinen Leuten wie ein Gefangener.

Feſte, Vergnügungen, Vermählungen, alles benutzte der Kardinal, um diejenigen anzulocken, welche er brauchte. Wenn dies keine Schlingen waren, ſo waren es wenigſtens Bande, die er zu ſchweren Ketten machte, ſobald ſeine Verpflichteten ſie auflöſen wollten.“

In die Zwiſchenzeit fiel 1636 der Angriff des Kardinal Infanten (des Siegers bei Nördlingen) gegen Frankreich, welcher zuerſt Richelieu in die größte Verlegenheiten

heiten fehlte, doch seinem Glück und seiner Thätigkeit bald wich.

„Der Graf von Soissons, hatte in dem Augenblick des Ueberfalls von dem Kardinal Infanten alles gethan, was mit den wenigen Truppen, welche er commandirte, vernünftiger Weise möglich war. Man kann nicht behaupten, daß er diesen guten Willen beibehielt; er war vielleicht sogar nicht unzufrieden über den glücklichen Fortgang der Feinde da er sah, wie sehr der Minister seinen Mangel an Vorsicht und das daraus entstandene Unglück mißbilligte. Aber nichts beweist, daß er aus Nachlässigkeit oder durch Mangel der Anordnungen dazu beigetragen habe. Dannoch mußte er hören, daß der König ihn größtentheils für die Ursache dieser Unfälle hielt. Diese ungünstige Meinung konnte dem Monarchen nur durch seinen Minister beigebracht seyn, welcher einen doppelten Vortheil dabei fand, seinen Fehler auf einen andern, und zwar auf einen, den er haßte, zu wälzen.

Wüthend über diese Verläumdung beschließt der Graf sich mit eigener Hand zu rächen, und verband sich zu diesem Vorhaben mit dem Herzog von Orleans.

Dieser Prinz seufzte immer unter der Tyranney des Prälaten. Unter seiner eigenen Dienerschaft mit Spionen umgeben, beschränkt in seinen Neigungen, die er dem Urtheil des Ministers unterwerfen mußte, so sehr, daß er ohne seine Bewilligung niemand sein Vertrauen und seine Gunst schenken konnte, war er sogar gezwungen, seine rechtmäßige Gemahlinn von sich entfernt zu halten, und durfte ihr seit dem Kriege nicht einmal mehr ihren Unterhalt zuschicken. Eine Pflicht, die ihm unter dem Vorwand verboten wurde, daß dadurch das Geld unter die Feinde des Staats komme.

Bei

Bei dem feindlichen Einfall der Spanier war Gaſton ſeinem Bruder zur Armee gefolgt, und blieb daſelbſt während der Belagerung von Corvey. Der König blieb mit dem Herzog von Orleans und dem Grafen von Soiſſons im Lager, jeder in ſeinem Quartier; der Kardinal wohnte zu Amiens, wo Rath gehalten wurde. Auf dieſe Einrichtung gründete ſich der Plan einer Unternehmung gegen Ihn.

Montreſor und Saint-Ibal, zwei dem Grafen ergebene Edelleute und unternehmende Rathgeber, giengen zum Herzog von Orleans und ſtellten ihm vor: wie beſchimpfend die Sclaverei für ihn ſey, unter welcher er ſchmachte; die Königinn Mutter werde von einem undankbaren Diener verfolgt; viele berühmte Männer, welche verbannt, mit ihr in fremden Landen umher irrten, und mehrere Groſſe des Reichs, welche verhaftet ſeyen, erwarteten von ihm ihre Freiheit und Rechte. Der König ſelbſt würde nicht beleidigt ſeyn, wenn man ihn von einem Diener befreye, welcher ihn beherrſche und ihm läſtig werde.

Auf dieſe Vorſtellungen verſpricht Gaſton alles mit ſeinem Namen zu bedecken, was man gegen den Kardinal unternehmen würde. Da die Verſchworenen ſahen, daß es ſchwer ſeyn würde, den Kardinal zu arretiren, noch ſchwerer aber, ihn in einem Gefängniß feſtzuhalten; ſo beſchloſſen ſie, mit einem mal ſeiner los zu werden, und die That nicht länger zu verſchieben, als auf die nächſte Sitzung des Conſeils, welche zu Amiens gehalten würde.

Von dieſem Vorhaben benachrichtigten ſie den Herzog von Orleans. Zu Folge deſſen begaben ſich die beiden Prinzen, in Begleitung von vier bis fünfhundert Edelleuten dahin. Sie gehen zu Richelieu.

Mon-

Montresor nähert sich Monsieur, und fragt ihn: ob sein Entschluß noch fest sey! Ja, antwortete Gaston mit einem entschlossenen Tone; auf dieses werden die schon gegebenen Befehle bekräftigt. Die Rathssitzung war zu Ende; die Prinzen und der Minister begleiteten den König wieder zu seinem Wagen. Er fährt weg. Saint-Abel hielt sich immer hinter Richelieu, bereit ihn niederzustürzen; andere Verschworene umgaben den König. Montresor sieht Monsieur an, und sucht seine Entschlossenheit in seinen Blicken. Er wartete nur auf ein Zeichen, und der Minister wäre verloren gewesen. Aber Gaston wendete das Gesicht weg, und zog sich schnell und voll Verwirrung zurück.

Der Prälat sah die Prinzen abreisen, und gieng ruhig nach Hause, ohne zu ahnen, daß er der größten Gefahr entgangen war, welcher er je ausgesetzt gewesen. Die Prinzen beklagten es nicht sehr, daß der Plan nicht ausgeführt worden war. Sie sahen ohne Zweifel ein, daß ein Meuchelmord, welchen Grund man auch dafür habe, immer eine niedrige und verächtliche That bleibe.

Ungeachtet sie dieses Mittel aufgaben, beharrten sie aber doch in dem Vorsatz, alle politischen Triebfedern in Bewegung zu setzen, um den Kardinal zu stürzen. Sie kamen dahin überein, ihre Vortheile unveränderlich an einander zu ketten, so daß keiner einen Vergleich ohne den andern annehmen solle. Nie wollten sie zusammen an den Hof gehen, damit, wenn einer arretirt würde, der andere seine Vertheidigung übernehmen könne. Nach dieser Verabredung dachte man darauf, die französischen Herrn, welche die allgemeine Sache unterstützen könnten, in Bewegung zu setzen. Montresor stimmte den Herzog von Epernon und seinen Sohn, la Valette, um Guienne zu empören. Man schmeichelte sich, Langue-

doc und die mittäglichen Provinzen des Königreichs würden diesem Beispiel folgen. Zu gleicher Zeit sollten die Spanier über Navarra und Franche Comté nach der Picardie vorrücken und dem Herzog von Lothringen seine Staaten wieder erobern helfen. Die Prinzen hofften die Belagerung von Corvey werde lang genug dauren, um diesen feindlichen Einfällen Zeit zu lassen. Der König, von allen Seiten bedroht, werde alsdenn ein offenes Ohr haben, um die Anklagen gegen seinen Minister zu hören. Der eine sollte seine innere Regierung beschreiben und dem Könige sagen: daß der Kardinal von den Franzosen gehaßt werde und daß alles Unglück aus dem Haß des Volks und der Großen gegen ihn entstehe. Der andere sollte ihm zeigen, daß er nichts vom Kriege und den Vorbereitungen dazu verstehe, ob er sich gleich in den Kopf gesetzt habe, ihn anzufangen und in Europa zu verbreiten, um sich wichtig zu machen. Sobald der König ihm seinen Abschied gebe, würden die Waffen den Händen der Fremden und Unzufriedenen sogleich entfallen.

Dieser Anschlag gegen den Kardinal, auf das künftige Kriegsglück der Spanier gebaut, scheiterte durch ihren Verlust. Ueberall wo sie nach Frankreich eindringen wollten, wurden sie zurückgeschlagen. Der Graf von Soissons selbst fand sich genöthigt, Corvey ihnen wieder wegzunehmen, dessen Belagerung er so gerne in die Länge gezogen hätte. Ludwig, dessen Achtung für seinen Minister gewankt hatte, so lange die Gefahr dauerte, schenkte sie ihm nachher wieder ausschließend; der Kardinal wurde mächtiger als je.

Unter diesen Umständen würde es nicht klug von dem Herzog von Epernon gewesen seyn, Unruhen zu erregen. Umsonst versuchte sein Sohn, la Valette, welcher sehr aufgebracht gegen Richelieu war, seinen

Vater

ater dannoch dazu zu bewegen. Der klügere Alte ant-
ortete ihm nun durch die Beispiele von Marillac und
ontmorency. Montresor brachte statt der Nachricht
n anderweitigen Angriffen von Seiten des Herzogs
n Epernon nur eine Ermahnung an die Prinzen, sich
Sicherheit zu bringen. Der Graf von Soissons
mußte den Wink und zog sich nach Sedan zurück.
er Herzog von Orleans gieng nach Blois, und trug
n Mißvergnügen zur Schau, nur damit man ihn wie-
r zu versöhnen suchen sollte.

Richelieu hätte ruhig zusehen können, wie der Her-
g von Orleans in seiner anständigen Verbannung sei-
n Kummer in sich verschloß; wenn nicht der König,
ser Händel müde, kurz seinen Willen erklärt hätte,
ß sie geendigt werden müßten. Man mußte daher
f Unterhandlungen denken. Schon bei der ersten
sammenkunft bemerkten die Abgesandten des Mini-
rs, daß, wenn man nur die Bedingungen für Mon-
ur vortheilhaft mache, er gar leicht seine Sache von
m Grafen von Soissons zu trennen, geneigt seyn wer-
; man müsse ihm blos die Ehre lassen, einigen Wi-
rstand zu zeigen. Nach dieser Ansicht leiteten sie die
terhandlungen.

Man machte Vorschläge; Gaston verlangte Zeit,
n sie dem Grafen von Soissons mitzutheilen. Dies
rde ihm zugestanden; mittlerweile ließ man die Trup-
n gegen Blois vorrücken. Monsieur schrie über
walthätigkeit, die Truppen wurden Halt zu machen
fehligt. Man macht neue Vorschläge; abermaliger
ufschub gefordert und zugegeben; die Truppen rückten
eder vor, und hielten wieder still. Endlich macht
h der König selbst auf den Weg. Gaston läßt sich
ringen, und schreibt dem Grafen: er könne nicht
ch seiner Verabredung zu ihm nach Sedan kommen

und sey gezwungen, die von seinem Bruder gemachte Bedingungen anzunehmen.

Diese waren ein zweideutiges Versprechen: nicht weiter auf die Aufhebung seiner Vermählung zu dringen, nebst einigen Geldvortheilen für ihn und seine Leute. In Vergleichung mit dem, was der Herzog von Orleans anfänglich gefordert hatte, sehr wenig!

Er hatte einen sicheren Platz verlangt, nebst Truppen, die der König unterhalten sollte; ferner die Zurückkunft seiner Mutter und die Loslassung ihrer gemeinschaftlichen Diener, auch derer, welche in der Bastille und andern Gefängnissen saßen. Keiner wurde freigelassen als der Abt von la Riviere, welcher sonst mit Goulas seine Rolle als Secretär von Gaston gespielt und sein ganzes Vertrauen gehabt hatte. Richelieu ließ beide die Ruthe fühlen, um sie gegen seinen Willen unterwürfiger zu machen. Erst alsdann duldete er sie neben dem Prinzen, als er versichert war, die Furcht vor dem Gefängniß werde sie nichts unternehmen lassen, das sie aufs neue wieder dahin bringen könnte.

Sobald der Graf von Soissons sah, daß Monsieur den Vergleich angenommen hatte; schrieb er dem König eine Apologie seines Benehmens, welche sich auf die heimlichen Bedrückungen des Kardinals gründete, welcher ihn gezwungen habe, sich zu entfernen. Er verlangte nichts als die Erlaubniß, zu Sedan zu bleiben und nicht genöthigt zu werden, an den Hof oder an einen andern Ort, wo der Minister regiere, zurückzukommen. Umsonst machte ihm Richelieu Versprechungen und Betheurungen, welche Entschuldigungen gleich kamen. Der Graf blieb unerschütterlich in seinem Vorsatz, ihm nie zu trauen. Und als er sah, daß man die Unterhandlungen in die Länge ziehe und Mittel versu-

che,

che, um ihn aus seiner Freistatt zu vertreiben, dachte er, aufgebracht über die schlechte Behandlung seiner Mutter und mehrerer seiner Freunde, ernstlich daran, mit der Königinn Mutter und den Spaniern den Tractat abzuschliessen, welchen Gastons Schwäche unterbrochen hatte.

Der Kardinal fürchtete zu unterliegen, wenn er, mit einem auswärtigen Kriege beschäftigt, auch noch einen so geachteten innern Feind gegen sich hätte, welcher eben so furchtbar durch die Festigkeit seiner Vorsätze als durch seine Tapferkeit war. Er entschloß sich deßwegen, dem Grafen alle Forderungen zu erfüllen; und man sah jetzt einen Prinzen vom Geblüt, in eine Festung geflüchtet, die einem fremden Prinzen zugehörte, mit einer Garnison, welche Frankreich besoldete, die aber nach dem Befehl, und zur Sicherheit dieses freiwillig Verbannten diente.

Soissons von der Gränze des Königreichs, der Freund, die Stütze und Zuflucht aller, welche der Sturm vom Hofe entfernte, glich (1637) einer schwarzen dicken Wolke am Horizont, nach welcher die kleinen Wolken hingetrieben werden, um sie zu vergrößern und furchtbarer mit ihr zurückzukommen, nachdem sie dem Feuerstoff, der sich in ihrer Brust entzündet, Nahrung zugeführt haben."

„1639 machte die Königinn Mutter ihre letzten Versuche, unter weniger beschwerlichen Bedingungen wieder nach Frankreich zu kommen. Diese Prinzessinn verdiente bedauert zu werden. Sie war genöthigt gewesen, die Niederlande zu verlassen, wo der Wohlstand ihr, seit dem öffentlichen Krieg zwischen Spaniern und Franzosen länger zu bleiben, nicht erlaubte.

Karl I. der Gemahl ihrer Tochter, nahm sie zwar gerne in England auf, aber die Unruhen, welche in seinem Königreich entstanden, ließen diesen König befürchten, er möchte nicht lange seine Schwiegermutter beschützen können. Er unternahm es, deswegen sie mit ihrem Sohne zu versöhnen. Sein Ansuchen war so dringend, daß man nicht umhin konnte, darüber sich zu berathschlagen.

Ludwig berief sich über das Schicksal seiner Mutter auf seine Räthe. Kein einziger stimmte dafür, sie wieder nach Frankreich zurückzuberufen. Bouteiller allein bestund darauf, ihr Avignon anzuweisen. Alle andere waren der Meinung, sie nach Florenz zu weisen, und der Monarch bekräftigte diese Entscheidung durch seinen Beifall.

Maria von Medicis behielt immer denselben Widerwillen, ihr Vaterland zum Zeugen ihres Unglücks zu machen, und blieb so lange als die Angelegenheiten Karls des I. es ihr erlaubten, in England. Nachher flüchtete sie nach Köln.

Der Graf Soissons zu Sedan war indeß immer (1641) in einer zweideutigen Lage. Er war weder Empörer noch Untergebener, und brütete schwer über dem Kummer, aus dem Königreich verbannt und der seiner Geburt gebührenden Vortheile beraubt zu seyn. Das Verlangen, sie wieder zu erhalten und die Furcht, durch Versuche vielleicht noch unglücklicher zu werden, quälten ihn wechselsweise.

Richelieu sah auf seiner Seite mit großem Verdruß, daß der Prinz, blos mit seiner Festigkeit bewaffnet, der

Welt

Welt zeigte, man müsse sich nicht unter die Gewalt des Ministers beugen. Von Zeit zu Zeit warf er einen ergrimmten Blick gegen Sedan, und die Worte entwischten ihm: darf bei einer guten Politik nicht geduldet werden; der König will durchaus diesen heimlichen Anschlägen ein Ende machen!

Er verstund darunter die ziemlich bekannten Verbindungen des Grafen mit der Königinn Mutter, den Vendome's, der Herzogin von Chevreuse, dem Herzog von la Valette, und den andern Verbannten, welche in England, Italien, Spanien und Flandern zerstreut waren. Auch war es eine Anspielung auf die noch geheimere Verbindung, welche Richelieu zwischen der regierenden Königinn, dem Herzog von Orleans und allen Unzufriedenen im Königreich argwohnte.

Sogar auch Cinq-Mars war ihm verdächtig. Dieser junge Mann, schön von Gesicht und Wuchs hatte mehr einen gefälligen als gründlichen Verstand. Der Minister hatte ihn, nach Saint-Simon, der Gunst des Königs würdig geachtet. Aber er fieng an, das Joch seines Wohlthäters zu schütteln.

Richelieu konnte endlich mit Sicherheit den Schlag ausführen, welcher schon längst dem Grafen von Soissons gedroht hatte. Ungeachtet dieser Prinz mit allen Unzufriedenen im Briefwechsel stund; so vermuthet man doch, da es den Herzog von Bouillon so viel Mühe kostete, ihn in Thätigkeit zu setzen, daß er sich ruhig verhalten haben würde, wenn er nicht durch die heimlichen Kränkungen des Kardinals aufgejagt worden wäre.

Der König wünschte, man solle ihn ungestört in seiner Einsamkeit lassen, aber die Umstände bewürkten einen großen Unterschied zwischen dem Vortheil des Mo-

narchen und des Miniſters. Die Geſundheit Ludwigs des XIII. fieng an, merklich zu wanken und ließ ſeinen nahen Tod fürchten. Richelieu nicht weniger bedroht, ſchlug ſich die eigene Gefahr aus dem Sinn und ſchmeichelte ſich, ſeinen Herrn zu überleben. Für einen Ehrgeizigen aber wäre es nicht ein Ueberleben geweſen, wenn er ohne Macht hätte bleiben ſollen.

In der That hat man in ſeinen letzten Unternehmungen zu bemerken geglaubt, daß ſeine Maasregeln dahin zielten, ſich die Regentſchaft zu verſchaffen. Er mußte wahrlich ſeinen Fähigkeiten und ſeinem Glück viel zutrauen, um einen ſolchen Plan zu faſſen, gegen die Rechte von zwei Königinnen, dem Bruder des Königs und mehreren Prinzen vom Geblüt, welche alle ſeine tödtlichen Feinde waren. Aber gerade auf das Zuſammenſtoßen der Forderungen gründete er ſeine Hofnung. Er berechnete den Ausgang wahrſcheinlich auf folgende Weiſe. Bei dem Tode des Königs werden ſich mehrere um die Regentſchaft gleich heftig bewerben. Die Königinn Mutter wird wahrſcheinlich auf eine Macht Anſpruch machen, welche ſie ſo ungerne verlor. Die junge Wittwe wird ihr nicht nachſtehen wollen. Der Herzog von Orleans wird ſich auf die Rechte ſeiner Geburt berufen. Alle drei werden ſehr in Verlegenheit ſeyn, da ſie ohne Truppen, ohne Geld und ohne Anſehn ſind. Wenn ſie nicht von ſelbſt daran denken; ſo werde ich eines von ihnen bereden, meinen Beiſtand anzunehmen, da es in meiner Macht ſteht, die Gouverneurs der Städte und Provinzen und die Befehlshaber der Armeen, welche alle durch mich ihre Plätze erhalten haben, auf meine Seite zu ziehen. Schlagen ſie es aus, ſich mir verbindlich zu machen, ſo werde ich ihnen das Haus Conde entgegenſetzen, welches der Sache einen großen Ausſchlag geben kann.

Der

Der Prinz von Condé war in der That ein Mann von Kopf und besaß Fähigkeit zu regieren. Der Herzog von Enguien, sein Sohn, zeigte schon zum Befehlshaber der Armeen die Talente, welche ihn nachher so berühmt machten. Richelieu hatte sich seiner versichert, indem er ihn mit seiner Nichte, Claire Clemence von Maille, Tochter des Marschalls von Breze, verheurathete. Zu gleicher Zeit beförderte er den Marquis von Br ze, den Bruder der jungen Prinzessinn, zum Dienst der Marine. Er hatte ihn zum Admiral bestimmt und jener würde auch dieser Stelle würdig gewesen seyn, wenn ein ehrenvoller Tod ihn nicht in der Blüte seiner Alters hingerafft hätte. Es ist gewiß, daß diese beiden jungen Krieger, von ihrem Oheim geleitet, der Mitbewerbung des Hauses Condé einen großen Vortheil verschaffen konnten, gegen zwei ohnmächtige Frauen, und gegen Gaston, welcher sein Ansehen völlig verloren hatte.

Nur der Graf von Soissons, ein Prinz, welcher allgemein geachtet wurde, hätte die Absichten des Kardinals vereiteln können. Der Prälat versuchte daher alles um ihn zu gewinnen; er bot ihm das Herzogthum Aiguillon und seine geliebte Nichte zur Gemahlinn an. Da er ihn durch diese Anerbietungen und die glänzendsten Versprechungen nicht hatte gewinnen können; so blieb ihm nichts übrig als ihn aus dem Wege zu bringen, ihn zur Flucht zu zwingen, oder ihn als einen Majestätsverbrecher anzuklagen, damit er in den Augen der Nation untüchtig würde, seine Rechte geltend zu machen. Dahin zielte eine den 8. Juni erschienene Erklärung vom König, welche die Beschuldigungen enthielt: man habe Anschläge gemacht die Provinzen zu empören, von den feindlichen Staaten Geld erhalten und mit ihnen Tractaten geschlossen.

Dem Grafen von Soiſſons, dem Herzog von Bouillon und von Guiſe wurde hierauf befohlen, innerhalb eines Monats ſich zu beſſern; zu gleicher Zeit aber wurden, unter Anführung des Marſchalls von Chatillon, Truppen in die Gegend von Sedan geſchickt.

Ungern entſchloß ſich der Graf gegen ſeinen Monarchen die Waffen zu ergreifen. Auch Ludwig der XIII. zog nicht gerne gegen dieſen ſeinen Verwandten zu Feld. Aber der eine wurde durch ſeinen Miniſter, und der andere durch Bouillon dazu überredet. Dieſer Herzog glaubte nur durch den Krieg ſein ſouveränes Fürſtenthum ſichern zu können. Wenn der Graf von Soiſſons einen Vergleich machte, was er bis ans Ende gewünſcht hatte; ſo war Bouillon gewiß, die erſte Bedingung, welche man fordern werde, würde ſeyn: daß der Prinz ſich von Sedan entfernen ſollte. Wie manchen Vorwand wird alsdann, ſo dachte er bei ſich ſelbſt, der Kardinal finden, um ſich meines Herzogthums zu bemächtigen, wenn es nicht mehr durch die Gegenwart des Prinzen beſchützt iſt. Wenn man ihm aber auch zugeſteht, hier zu bleiben, ſo wird der Miniſter jeden Augenblick neue Gründe hervorſuchen, um den Grafen und ſeinen Vertheidiger anzugreifen. Er wird uns vielleicht unverſehens überfallen. Jetzt hingegen da wir vorbereitet ſind, muß es zur Entſcheidung kommen, ob der Graf von Soiſſons oder Richelieu die Zügel der Regierung behalten wird.

Die Unzufriedenen verbargen in ihrem Manifeſt, vom 2. Julius, dieſe Abſicht nicht; denn auſſer den Beweggründen für das allgemeine Wohl, dem gewöhnlichen Stoff ſolcher Schriften, ſtund ihr Vorhaben, den Kardinal von dem König zu entfernen, mit deutlichen Worten darinn. Da man nun wußte, daß dieſer

Mo-

Monarch durchaus beherrſcht ſeyn wollte, ſo konnte dies nichts anders heißen, als daß man auf das Miniſterium Abſichten habe.

Es ſcheint, Ludwig war über dieſe Ereigniſſe alle ziemlich gleichgültig, und er würde ſich eben ſo leicht des Grafen von Soiſſons, deſſen Rechtſchaffenheit ihm bekannt war, und des Herzogs von Bouillon, deſſen Fähigkeiten er ſchätzte, bedient haben, wie des Kardinals von Richelieu. Nachläſſig, und ohne ſeine gewöhnliche Thätigkeit zu zeigen, rückte er bis Peronne vor. Die Truppen ſchienen die Gleichgültigkeit ihres Monarchen zu theilen. Sie zogen ungerne gegen einen Prinzen vom Geblüt, welchen man blos durch den Miniſter aufs äuſſerſte gebracht glaubte. Richelieu wollte ſich in dem Hauſe und bei der Armee des Grafen von Soiſſons Verräther erkaufen; aber mit all ſeinen Schätzen gelang es ihm doch nicht; während doch, ohne Beſtechung beim Hof und bei der Armee des Königs ſich Leute genug fanden, welche für das Wohl des Grafen beſorgt und bereit waren, es zu befördern. Zum größten Vortheil für die Verſchwornen war der Marſchall von Chatillon Befehlshaber der königlichen Armee; zwar ein tapferer Krieger, aber ein ſehr nachläſſiger General. Er zog gegen Sedan, als ob er eine ſchon eingeſchloſſene Mannſchaft zu ſchlagen hätte, und wußte nicht, daß er eine eben ſo ſtarke Armee, wie die ſeinige war, vor ſich habe.

Soiſſons Truppen beſtunden aus freiwilligen Franzoſen, welche aus eigenem Antrieb ſeiner Fahne geſchworen hatten, und aus einem teutſchen Korps, das ihm vom Kaiſer unter der Anführung des tapfern und geübten Generals Lamboy, zugeſchickt war.

Das Loos war geworfen und das Gefecht begann den 6. Julius auf der Ebene von Bazeille, nahe bei

dem Wald von Marfee, wo man Sedan ſehen konnte. Die beſten Geſchichtſchreiber geben Chatillon's Muth und ſeinen Anordnungen ein vortheilhaftes Zeugniß. Aber alle ſeine Bemühungen konnten den ſchlechten Willen ſeiner Truppen nicht erſetzen. Die Officiere waren unzufrieden, gegen einen Prinzen vom Geblüt, welchen ſie ſchätzten, zu Felde zu ziehen, und der gemeine Soldat darüber, daß man ihm ſeinen längſt verfallenen Sold vorenthielt. Dies gieng ſo weit, daß, nach einem ſchwachen Widerſtand, die ganze Armee floh. Ganze Haufen Cavallerie zogen ſich mit klingendem Spiel zurück. Man hörte, wie ſich die Soldaten ſelbſt über ihre Flucht luſtig machten, und ſagten: dort ſtehen ſie für ihre fünf Livres! Der unglückliche Chatillon befand ſich, nachdem er die größten Beweiſe ſeiner Tapferkeit gegeben hatte, allein auf dem Schlachtfeld, und war genöthigt, den Fliehenden acht Meilen weit nachzueilen.

Der Graf von Soiſſons zog, umgeben von ſeinen Officieren, ruhig auf die Ebene hin und ſah die königliche Armee fliehen. — Es geſchieht ein Piſtolen-Schuß; der Prinz fällt, man hob ihn auf. Er war todt. Der Schuß war mitten durch die Stirne gegangen, und die Ladung in den Kopf; ſein Geſicht war vom Pulver verbrannt.

Einige ſagten: er habe ſich ſelbſt getödtet, indem er mit der Piſtole das Viſier ſeines Helms zurückgeſchoben; eine üble Angewohnheit, welche man ihm mehreremal als gefährlich getadelt hatte! Andere behaupten, man habe einen zu Pferd vorbeyeilen geſehen, welcher blitzſchnell und dicht vor ihm die Piſtole abgeſchoſſen habe und verſchwunden ſey.

Die letzte Meinung behielt, da ſie die ſonderbarere, und zugleich den Umſtänden, in welchen ſich der Kardi-

nal

nal befand, angemessen war, die Oberhand. Dieser herrschte nur durch die Furcht. Es war ihm nicht unbekannt, daß alle Stände im Staat gegen ihn voll Empörung waren. Die Geistlichkeit hatte er hochmüthig, den Adel trozig, und das Parlement verächtlich behandelt. Die Soldaten wurden schlecht bezahlt und das Volk mit Abgaben gedrückt. In diesem kritischen Zeitpunct war ein einziger Sieg hinreichend, dem Grafen von Soissons den Weg nach Paris zu öffnen, weil die Armeen, welche die Chatillonische hätten ersetzen können, an den Gränzen beschäftigt und zu weit entfernt waren.

Der König selbst schien sich wenig um die Folgen zu bekümmern. Bei der ersten Nachricht von der Flucht seiner Truppen, entschloß er sich, ruhig wieder nach Paris zurückzugehen, und zeigte weder Unwillen noch Unruhe, wie wenn sein Entschluß schon gefaßt und er sicher gewesen wäre, die allgemeine Ruhe durch die Aufopferung seines Ministers wieder herstellen zu können. Der Tod des Grafen von Soissons war also für Richelieu nöthig; und gerade daher glaubte man, daß er sein Werk sey.

Zwei Stunden nach der Nachricht von der Zerstreuung der Truppen, kam die von dem Tode des Grafen. Im Augenblick änderten sich nun Ludwigs Vorsätze. Gleichsam geblendet durch das Glück seines Ministers, hörte er nur auf dessen Rath und Vorschläge, und zeigte sogar mehr Eifer, die Empörer zu bestrafen als Richelieu selbst. Die geschlagene Armee mußte auf seinen Befehl wieder gegen Sedan vorrücken, und Er selbst sprach von nichts, als den Herzog von Bouillon zu bezwingen, und ihm seinen kleinen Staat wegzunehmen.

Der

Der Kardinal, sehr vergnügt, daß er so leicht einer so großen Gefahr entkommen war, verwilligte dem Herzog vortheilhafte Bedingungen. Er kam ihm sogar, um ihn an sich zu locken, mit Anerbietungen entgegen, welche Bouillon anzunehmen schien. Redlich aber war es nicht gemeint, und wenige Zeit nachher traf ihn die Strafe, welche seine Verstellung verdiente."

Während indeß Cinq-Mars (1642) auf Mittel sann den Kardinal zu stürzen, kam er von selbst oder vielleicht auch durch andere, auf den Einfall, sich, im Fall seine Unternehmung fehlschlagen sollte, einen Zufluchtsort zu sichern. Er forderte hiezu Sedan vom Herzog von Bouillon. Gaston that dasselbe. Die regierende Königinn, voll Angst, als man sie zwingen wollte, dem König zu folgen, erbat sich auch die Versicherung, mit ihren Kindern in dieser Freistatt aufgenommen zu werden, wenn ihr Gemahl unter Richelieu's Händen sterben sollte.

Bouillon, welcher schon einmal mit dem Grafen sein Herzogthum aufs Spiel gesetzt hatte, ließ sich lange bitten, ehe er es zum zweitenmal der Gefahr aussetzte. Endlich willigte er ein, aber nur unter der Bedingung, daß man ihn des spanischen Beistands versichere. Gaston und Cinq-Mars versprachen es. Sie sandten alle drei zusammen einen Edelmann, Fontrailles, nach Madrid, welcher in ihrem Namen einen Tractat schloß, und ihn den 13. März unterzeichnete. Dieser enthielt zwanzig Artikel, alle gegen Richelieu gerichtet, worinn man mit Bedacht zu verstehen gab, daß die Tirannei des Kardinals die Verschwornen zwinge, mit einer auswärtigen Macht in ein Bündniß zu treten. Der

Kar-

inal, entfernt und krank, ſchien ſeinem Fall ſo na-
ſeyn, daß ein einziger Stoß hinreichen würde ihn
ürzen. Der König dem Anſchein nach von ihm
wandt, verdoppelte ſeine Gnade gegen den Günſt-

Doch kamen Augenblicke, wo dieſer eine Verände-
in dem Benehmen des Monarchen zu bemerken
bte. Aber er hielt ſie für Launen, denen Ludwig
ilen unterworfen war und welche keine Folgen ha-
würden. Indeſſen zeigte es ſich nur zu deutlich,
dieſe Veränderung von der Abneigung gegen ihn
ührte, welche aus Cinq-Mars unordentlicher Le-
art entſtund, und endlich durch Beweiſe ſeiner Un-
, welche Ludwig hatte, entſchieden wurde. Er er-
dieſe durch den Miniſter, welcher, man weiß nicht
dazu kam.

Die Abſchrift von dem Tractat, welcher in deſſel-
Hände kam, war nicht authentiſch. Er fürchtete
r, wenn er dem König unmittelbar davon Nachricht
, ſo möchte dieſer alles für eine Erdichtung des Prä-
halten und die Angeklagten ſelbſt warnen, wo-
ihm die Mittel genommen würden, ſie zu über-
n. Er ließ deswegen dem König die erſte Nach-
davon durch eine Perſon überbringen, die nicht in
n Namen zu ſprechen ſchien. Nachher ſandte er
Thavigny mit der Abſchrift des Tractats ab.

Cinq-Mars wußte davon und wollte ihn ermor-
laſſen, ehe er mit dem König ſpräche; aber er war
bei dem Monarchen. Nun wollte ſich der Ober-
meiſter durch die Flucht ſichern. Unglücklicher Wei-
er war auch dies ſchon zu ſpät. Sein unkluges
ehmen diente allen Mitſchuldigen zur Warnung, und
rteten ſich. Er hingegen wurde den 13. Junius zu
onne mit de Thou zugleich arretirt.

In

In diesem Zeitpunct handelten der Monarch und der Minister in der besten Uebereinstimmung. Der Herzog von Bouillon war an der Spitze der französischen Macht in Italien Dannoch wurde Er, unter dieser Regierung das zweite Beispiel, daß ein General mitten unter seiner Armee verhaftet wurde. Man setzte ihn in die Citadelle von Cazal.

Der Herzog von Orleans, welcher von weitem dem Hof folgte, um sich nach den Umständen zu richten, sah sich plötzlich, von den Truppen in Auvergne umringt. Zwar war sein erstes, das Original des Tractats zu verbrennen, aber auch dies sicherte ihn in der Folge doch nicht. Richelieu richtete alle seine Kräfte gegen ihn, um ihn zu Geständnissen zu bringen, wodurch die andern schuldig wurden. Der Minister irrte nicht in seinen Maasregeln.

Gaston that sogleich einen Schritt, welcher dem Kardinal einen glücklichen Erfolg versprach. Er sandte den Abt la Riviere an den Kardinal, liess ihm seine Reue versichern und bat, er möchte Begnadigung für ihn zu erhalten suchen. Für Richelieus Absichten war die Vermittlung des Abts sehr erwünscht; weil er eine feile, schmeichlerische, niedrige und kriechende Seele hatte, und man ihn leicht durch Furcht oder Versprechungen zum Werkzeug machen konnte, die Leichtgläubigkeit des Prinzen zu hintergehen.

Gleich bei der ersten Zusammenkunft gab man dem Agenten Monsieurs zu verstehen: man glaube nicht, daß er ohne Wissen seiner Vertrauten sich habe schuldig machen können. Dieser Verdacht setzte den Unterhändler in einen tödtlichen Schrecken. In grosser Bestürzung gieng er zu seinem Herrn, den er auch in Furcht jagte, und kam mit Bekenntnissen von ihm zurück, die

zwar

zwar nicht bündig, aber doch so stark waren, daß man ausführlichere und genauere fordern konnte.

Auf einen sehr demüthigen Brief, mit welchem Gaston seine ersten Geständnisse begleitete, antwortete der Kardinal folgendes: Monsieur! Gott will, daß die Menschen zu einem völligen und aufrichtigen Bekenntniß ihre Zuflucht nehmen sollen, um in jener Welt freigesprochen zu werden. Ich zeige Ihnen den Weg, welchen Sie gehen müssen, um der Gefahr, in welcher Sie jetzt sind, zu entkommen. Ihre Hoheit haben einen guten Anfang gemacht; Ihnen kömmt es zu, das Werk zu vollenden, und ihren Dienern die Gnade des Königs zu erflehen.

Die erste Gnadenbezeugung, welche der Minister vom König zu erlangen versprach, war: daß er seinem Bruder erlauben würde, eine Reise zu machen, und sich mit einem mäßigen Gehalt in Venedig niederzulassen; aber ohne den König vor seiner Abreise zu sprechen.

Eine Erhöhung des Gehalts und die Gnade, vor seinem Bruder erscheinen zu dürfen, erkaufte Monsieur durch neue Geständnisse. Abermalige Fragen von Seiten des Kardinals bewürkten eine Vorstellung, daß man ihn in Frankreich lassen, und nur auf einige Zeit vom Hofe entfernt halten könnte. Endlich brachte man durch alle diese vorgeblichen Gunstbezeugungen, welche man sehr listig immer allmählich vermehrte, den schwachen Gaston dahin, daß er einwilligte: sich von dem Kanzler ausfragen zu lassen, und durch seine Antworten Beweise gegen seine Mitschuldigen zu geben. Er verlangte nur, daß man ihn nicht gegen sie zum Zeugen aufstellen solle, um ihren beschimpfenden Vorwürfen nicht ausgesetzt zu werden.

Seine

Seine Leichtgläubigkeit gab den Verhafteten den Todesſtreich. Sie wußten, daß ihr Wohl vom Schweigen abhieng, da man durchaus keinen hinlänglichen Beweis habe, um eine rechtliche Anklage gegen ſie zu machen, wenn ſie nur fortführen zu läugnen, daß ſie ſich an die Spanier gewandt hätten. Das Original des Tractats, der einzige unwiderlegliche Beweis, war in den Händen des Herzogs von Orleans. Und dieſen hielten ſie nicht für ſo ſchlecht, ſie zu verrathen. Aber nach dem, was bei der Geſchichte mit Chalais, Montmorenci, Soiſſons und ſo vielen andern vorgefallen war, hätten ſie ihn für ſchwach genug halten ſollen, um ſich auch die wichtigſten Geheimniſſe gegen die Sicherheit und das Leben ſeiner Freunde entreißen zu laſſen.

Der Kardinal kannte Gaſtons Character und die Art, wie man ihn behandeln mußte, ſehr genau, und leitete deswegen die vorläufigen Nachforſchungen zur Einleitung des Proceſſes auf die eben angeführte Weiſe. Der König billigte zu Tarascon dieſes überdachte Verfahren bei einem Beſuch, welchen er den 3. Julius ſeinem Miniſter machte.

Es war komiſch anzuſehen, wie dieſe beiden Todtkranken, auf Betten liegend, beſchäftigt waren, zween Unglücklichen ihr Grab zu öffnen, indeß ſie ſelbſt, dem Tode die nächſten waren. Bei dieſer Zuſammenkunft beklagte ſich Richelieu ſehr heftig; und Ludwig, um ſeinen Miniſter zu beſänftigen, entſchuldigte ſich demüthig, und ertheilte ihm eine unumſchränkte Gewalt in ſeinem Königreich. Er ließ an ſeine Unterthanen den Befehl ergehen, daß man dem Kardinal in allen Fällen, ſo wie ihm ſelbſt, gehorchen ſollte.

Nach dieſem begab ſich der König wieder nach Paris, und der Kardinal nach Lyon. Hinter ſich zog er

in einem Schiff, welches an das Seinige befeſtigt war, die beiden Gefangenen.

Der Herzog von Orleans wählte ſeinen Aufenthalt zwei Stunden von dieſer Stadt, um den Richtern, welche nun die Sache unterſuchen ſollten, nahe zu ſeyn. Alles war zu gut angefangen, um nicht nach den Wünſchen des Kardinals zu endigen. Nur durch Verſchwiegenheit konnten die Angeklagten gerettet werden, und Monſieur hatte geſprochen. Sein Bekenntniß war zwar nicht gerichtlich und ohne Zeugen; es konnte nach der gewöhnlichen Ordnung des Rechts nicht gelten. Aber man erklärte dieſe Formalitäten für unnöthig, um das Geſtändniß eines Sohnes von Frankreich gültig zu machen. Monſieur entdeckte nicht allein die Thatſachen; er ſchämte ſich ſogar nicht ſie zu vergrößern, indem er ſagte: Cinq-Mars habe ihn durch dringende Bitten zu dieſem Verbrechen verleitet. Ein Mann von vierzig Jahren, der Bruder des Königs, der ſeiner Begnadigung gewiß war, hatte die Niedrigkeit, einen jungen Mann von zwei und zwanzig Jahren anzuklagen, daß er ihn verführt und zur Verletzung ſeiner Pflichten verleitet habe, nur um vielleicht dadurch einigen Vorwürfen zu entgehen. Ob er gleich ein Prinz war, ſo hätte ihn Cinq-Mars doch durch entehrende Angaben verächtlich machen können; aber er erzählte ohne Erbitterung, und ohne Gegenbeſchuldigung, was er nicht verſchweigen konnte, nemlich; daß, ſo oft der Prinz mit dem König oder dem Kardinal unzufrieden geweſen ſey, er ihn habe bitten laſſen, ſich mit ihm zu vereinigen; wofür er ihm ſeinen Schutz zugeſichert. Gerade in einem ſolchen Zeitpunct, habe er auf Eingebung Monſieurs und des Herzogs von Bouillon den Gedanken gefaßt, mit Spanien in Unterhandlungen zu treten, um ſich einen Zufluchtsort zu verſchaffen, der

ihn vor dem Haß des Kardinals ſichern und dieſen nöthigen würde, in den allgemeinen Frieden zu willigen. Dies ſey ſeine Abſicht geweſen. Er bekenne ſich aber für ſchuldig, und flehe die Gnade des Königs an, als ſeine einzige Zuflucht.

Die Geſchichtſchreiber ſagen: Richelieu ſey weniger neugierig geweſen, die Mitſchuldigen zu kennen, als zu wiſſen, ob wirklich der König darein gewilligt hätte, ſeines Miniſters los zu werden. Sie ſetzen hinzu: Nach dem Geſtändniß des Oberſtallmeiſters, habe der Kardinal nicht mehr gezweifelt, daß Ludwig ihn eben ſo würde behandelt haben, wie den Marſchall von Ancre, wenn ſich ein entſchloſſener Mann dazu gefunden hätte; und dies beſtimmte Richelieu, mehr als je, alle unternehmende Männer vom König zu entfernen.

Der Herzog von Bouillon, gewiß ſchuldiger, als de Thou, erkaufte ſein Leben und ſeine Freiheit wieder durch die Abtretung ſeines Herzogthums Sedan, und erhielt ſogar dagegen noch ſehr ſchöne Güter in Frankreich. Der Herzog von Orleans, der größte Verbrecher von allen, erhielt die Erlaubniß ſich als Privatperſon nach Blois zurückzuziehen. Und ſo reiste er dann zum zweitenmal durch einen Theil von Frankreich, ohne Achtung, ohne Ehre, und mit dem Schimpf beladen ſeine Freunde aufgeopfert zu haben, deren blutige Bilder ihn beſtändig umgeben und ſeine Erniedrigung auch noch mit Gewiſſensbiſſen begleiten mußten.

Während er als Flüchtling die Provinzen durchreiste, begab ſich Richelieu, an dem Tage der Execution, wie ein Sieger von Lyon nach Paris, von ſeinen Garden in einem Zimmer getragen, wo ſein Bett, ein Tiſch und ein Stuhl für eine Perſon ſtund, die ihn auf der Reiſe unterhielt. Die Träger giengen, im Re-

gen

n- und Sonnenſchein mit unbedecktem Haupt. Da
e Thore der Stadt und der Häuſer zu eng waren, ſo
n den ganze Wände abgetragen, damit Se Eminenz
rch keinen Stoß erſchüttert würde. In Paris ſtieg
ab im Kardinals-Pallaſt, wo eine Menge Men-
ſchen war, die theils ſehen, theils bemerkt werden
ollten. Er ſprach mit mehreren, und nahm alsdann
n der Menge mit einem verbindlichen Blick Abſchied.
Man bemerkte einen Stral von Freude auf ſeinem durch
e Krankheit gelb gewordenen Geſicht, als er ſich in
einem Hauſe, mitten unter ſeinen Verwandten und
Freunden ſah, die er gefürchtet hatte, nie wieder zu
blicken, und ſich noch Herr über dieſen Hof wußte,
o ſo viele Neider ſich geſchmeichelt hatten, er werde
cht wieder erſcheinen.

Der böſe Wille ſeiner Feinde hatte ſich zwar nicht
ermindert, aber nach dieſem letzten Beweiſe ſeiner
Macht, hatte er nichts mehr davon zu fürchten. Dem
gedemüthigten Gaſton konnte es eine lange Zeit nicht
in den Sinn kommen ſich an die Spitze einer Partie
zu ſtellen. Und wer hätte es auch wagen können, ſich
einem ſo ſchwachen und verrufenen Menſchen anzuver-
trauen? Die Königinn Mutter, ſo wohl durch
ihre heimlichen Anſchläge als durch ihre öffentlichen
Klagen furchtbar, ſtarb den 3. Julius zu Köln. Aus Man-
gel an Geld mußte ſie noch vorher ſich allen königlichen
Glanz entziehen, ihre Bedienung wegſchicken, und ſich
blos auf die unentbehrlichſten Bedürfniſſe einſchränken.
Man beklagte ſie, weil man immer die Leidende bedauert;
aber es iſt doch nicht zu läugnen, daß ſie ſich ihr Un-
glück ſelbſt durch ihren ſtolzen und herrſchſüchtigen Cha-
racter zugezogen hatte. Ueberdies hatte ſie ihr Leben
mit einem unauslöſchlichen Flecken befleckt. Nach der
Bemerkung des Präſidenten Hénault war ſie — nicht

ſehr beſtürzt und betrübt über den traurigen Tod eines unſerer größten Könige! Der Kardinal ließ für ſie prächtige Exequien halten, und ſprach von ihr, als ob er Hoffnung gehabt hätte, in weniger Zeit wieder ihre Gunſt zu erhalten. Sie vergab ihm zwar ſterbend; aber, da der päbſtliche Nuncius, welcher ſie bereitete, ihr zuredete: Richelieu ihr Bild, welches ſie in einem Armband trug, als ein Zeichen ihrer Verſöhnung zu ſchicken, wandte ſie ſich auf die andere Seite und ſagte: das iſt zu viel! Der Miniſter würde ſich ohne Zweifel eines ſolchen Beweiſes der Achtung ſehr gerühmt und ihn bei dem König für eine unumſtößliche Rechfertigung ſeines Betragens geltend gemacht haben.

Indeſſen darf man glauben, daß er damalen weniger begierig war, Beifall und Zuneigung von dem Monarchen zu erfahren, als beſorgt, ſich vor deſſelben Widerwillen zu hüten. Mit verdoppeltem Eifer ſuchte er deswegen die tapferſten Kriegsmänner an ſich zu locken, und den König zu überreden, daß er diejenige entfernte, welche er nicht gewinnen konnte, und deren Unerſchrockenheit ihn irgend eine ſchnelle Ausführung fürchten ließ. Ludwig, von ſeinem Miniſter beſtändig gedrängt, entſchloß ſich zum zweitenmal zu dieſer Gefälligkeit; aber er benachrichtigte die, welche er opferte, daß ſeine verſtellte Ungnade nicht lange dauern würde.

Richelieu trug auch würklich den Tod in ſeiner Bruſt, während er ſich gegen ihn nach allen Seiten waffnete. Er war ſchon zu Narbonne ſo krank geweſen, daß Er es für nöthig hielt, ſein Teſtament zu machen. Einem Schein von Wiedergeneſung folgten häufige Rückfälle, ein ſchleichendes Fieber und Geſchwüre, die Zeichen eines ſchlechten und verdorbenen Bluts. Er ſchmachtete einige Monate, mehr noch durch die Heilmit

mittel als von dem Uebel ſelbſt gequält und endlich wurde ſein Zuſtand höchſt gefährlich.

Man bemerkte damalen noch keine Plane, Anſchläge oder Bemühungen von Seiten derer, welche auf ſeinen Platz rechneten, wie das ſonſt in ähnlichen Fällen zu gehen pflegt. Alles war ſo gut unterjocht, daß niemand ſich rührte. Der Kardinal verfügte unumſchränkt über die Miniſterſtelle wie über die Gunſt und das Zutrauen des Königs. Er zeigte ihm an, welche er vorziehen ſollen, und der folgſame Monarch gieng in nichts von ſeinem Willen ab, ſo daß man ſagen kann: Richelieu regierte noch nach ſeinem Tode.

Er zeigte viele Feſtigkeit in den Augenblicken des Todes. Die Sakramente der Kirche empfieng er mit Andacht und Ergebung. Man hat bemerkt, daß er die Umſtehenden nicht um Verzeihung bat, wegen Fehler, die er bei der Staats-Adminiſtration und in ſeinem übrigen Benehmen begangen haben möchte. Vielleicht ſchwieg ſein Gewiſſen, oder wollte er ſeinen Feinden den kleinen Triumpf nicht laſſen, zu ſagen, er habe etwas wiederrufen. Viele Anhänglichkeit zeigte er für ſeine Verwandte, die er dem König empfahl; beſonders ſah man eine zärtliche Vorliebe für ſeine Nichte, die Herzogin von Aiguillon, welche er immer am meiſten geliebt hatte. Er machte ſie gleichſam zur Oberaufſeherin der Familie.

Nachdem er dieſe Anordnungen gemacht hatte, ſtarb er ruhig den 4. December im 58. Jahre ſeines Alters, mit Ehre und Würden überhäuft. Während ſeines Agoniſirens bemerkte man, daß der König lächelte; und dies beſtätigte die ſchon vorhergefaßte Meinung, daß der König dem Ende, der von ſeinem Miniſter über ihn ausgeübten Herrſchaft mit Vergnügen

entgegen ſehe. Als man Ihm meldete: Richelieu ſey ſo eben verſchieden, ſagte er nichts weiter als die Worte: In ihm iſt ein großer Politiker geſtorben!

Und doch hat man bemerkt, daß Ludwig nie von den Vorurtheilen zurückkam, welche ſein Miniſter ihm eingeprägt hatte. Selbſt ehe er ſtarb, gab er ihm noch die Genugthuung, ihn an ſeinem Bruder durch eine erniedrigende Erklärung zu rächen. Der König machte darinn eine Aufzählung von Gaſtons Vergehungen und ſeinen Rückfällen, ſprach viel von ſeiner Undankbarkeit und Verrätherei, und ſchloß damit, daß er den Schuldigen zu jedem Amt im Staat ausdrücklich aber zur Regentſchaft, für unfähig erkläre. Sobald ihm aber Richelieu fehlte, um ſeinen Entſchlüſſen Beharrlichkeit zu geben; begnadigte er ſeinen Bruder wieder einige Monate nachher, und erließ eine Gegenerklärung, worin die Verfügung in Rückſicht auf Würden und Regentſchaft wiederrufen war. Doch da dieſes nur eine Verzeihung war; ſo konnten die Beſchuldigungen der Undankbarkeit und Verrätherei, folglich die Beſchimpfung ſelbſt dadurch nicht abgewälzt werden.

Das nehmliche wiederfuhr faſt allen in ſeinem Reich, welche in Ungnade gefallen waren. Sie wurden begnadigt; aber viele darunter durften entweder gar nicht oder wenigſtens ſelten und erſt ſpät vor dem König erſcheinen. Obgleich er von der Strenge, welche ihm ſein Miniſter eingeflößt hatte, nachließ; ſo that er doch immer den Willen des Verſtorbenen, und ließ gewiſſermaßen das Siegel der Ungnade auf den Stirnen derer, welche der Kardinal damit gezeichnet hatte.

Mitten unter einem Hof, welcher durch die Trübſinnigkeit ſeines Oberhaupts immer ein gleich finſteres Anſehen hatte, wurde ſelbſt Ludwig (1643) von einer auf-

uszehrenden Krankheit überfallen, und bereitete ſich zu einem herannahenden Tode. Wenn die Königinn wirklich bei der ſchwächlichen Geſundheit ihres Gemahls einſt den Vorſatz gehabt hatte, nach ſeinem Tode ſich mit Gaſton zu vermählen; ſo wäre ſie in der That zu tadeln. Aber ſie behauptete immer ihre Unſchuld über dieſen Punct. Indeſſen machte ihr Ludwig in ſeinem Herzen oft den Vorwurf, daß ſie ſeinen Tod gewünſcht habe. Noch als er dem Tode ſehr nahe war, beſchwor ſie ihn, dieſe verächtliche Meinung von ihr nicht mitzunehmen. Er antwortete Chavigni, welcher für ſie ſprach: In dem Zuſtand, worinn ich bin, muß ich ihr verzeihen; aber ich kann es nicht glauben.

Bei dieſem Vorurtheil gegen ſie, welches durch ihren Beitritt zu vielen nachfolgenden Intriguen und durch des Königs Ueberzeugung von ihrer Unfähigkeit zu regieren und ihrer Parteilichkeit für Spanien noch verſtärkt wurde, darf man ſich nicht wundern, daß er ſie von der Regentſchaft auszuſchließen ſuchte. Er ſann lange auf Mittel. Aber da er weder ſeinen Bruder noch die andern Prinzen, welche würklich nicht genug Anſehn hatten, um ſeine Wahl zu behaupten, dazu berufen konnte; ſo ernannte er nach vielen politiſchen Zuſammenſtellungen die Königin zur Regentin und ſeinen Bruder zum Generallieutenant des Königreichs; ſetzte aber einen ſouveränen Rath und verbot jenen beiden in dieſem etwas zu ändern. Für denſelben wählte er den Prinzen Condé zum Oberhaupt.

Nachdem ſeine Gemahlin und ſein Bruder durch einen Eidſchwur bekräftigt hatten, ſich ſeinen Verfügungen zu unterwerfen, unterzeichnete er dieſe Erklärung den 19. April, und ſetzte mit eigener Hand darunter: Obiges iſt mein ausdrücklicher und letzter Wille, den ich

vollzogen wissen will! Den andern Tag wurde dies Testament beim Parlament eingetragen.

Der König litt noch beinahe einen ganzen Monat. Während dieser Zeit sah er sich ziemlich verlassen, da die, welche an ihn hätten denken sollen, mit Cabalen beschäftigt und gegen ihn sehr gleichgültig waren. Er starb den 14ten Mai in seinem 43ten Jahre; wenig bedauert, so wie im Leben wenig geliebt.

Sobald der König todt war, schrie Potier und sein ganzer Anhang: die Regentschaft gehöre, nach allen Rechten, der Königinn, und die Einschränkungen durch den eingesetzten Rath seyen für Ihre Majestät beschimpfend; es bleibe kein ander Mittel, diese Schande auszulöschen, als daß man die ganze Einrichtung zerstöre. Anfänglich war es ungewiß, ob das Parlament einwilligen würde, eine Anordnung aufzuheben, welche an sich klug war, und die es erst kürzlich gerichtlich eingeschrieben hatte. Es war zu fürchten, des Parlements Weigerung würde um so fester seyn, da der Prinz von Condé, den man als Oberhaupt von diesem Rath unterdrücken wollte, der Kanzler Seguier, der Kardinal Mazarin, Chavigni und andere Glieder davon, welche alle sehr eifrige Anhänger hatten, darauf bestehen würden. Ueberdies hatte man Ursache zu fürchten, der Herzog von Orleans möchte selbst auf die Regentschaft Anspruch machen, sobald man die Erklärung, worauf sich die Macht der Königinn gründete, angreifen und umstoßen würde. Es war also nicht mehr die Frage, die Sache mit Gewalt durchzusetzen, wie der Bischoff von Beauvais und seine Anhänger wollten.

Man mußte unterhandlen, dem Prinzen von Condé schmeicheln, den Kanzler gewinnen, und sich durch Ver-

Verſprechungen der Einwilligung von Mazarin, Chavigny und den übrigen Gliedern des Raths verſichern. Der Prinz von Condé gab den Bitten ſeiner Frau nach, der vertrauten Freundin der Königin, welche ſich verbindlich machte, ihm in Rückſicht auf Güter und Anſehen eine größere Entſchädigung zu geben, als er durch die Vortheile ſeiner Stelle im Conſeil ſich je verſprechen konnte. Um Seguier und die übrigen dahin zu bringen, daß ſie die ihnen durch die Erklärung zugefallenen Rechte aufgaben, verſprach man ihnen dieſelbe Gewalt, und eben ſo viel Anſehen unter einem andern Titel.

Auch die beſtürzten Freunde des Kardinals mußte man beſänftigen, weil des Königs Erklärung ſie gegen die Rache der Königinn ſicherte. Sie hatten noch eine ſehr mächtige Parthie, die ſie bei dem Parlament in Thätigkeit ſetzen konnten. Anna ſprach mit den Oberhäuptern im beſondern, unter andern mit der Herzogin von Aiguillon, und verſicherte ſie ihres Wohlwollens. Ihre Nachgiebigkeit gab ihr eine günſtigere Meinung von ihnen. Bei dem Uebergewicht, das dieſe Prinzeſſinn ohnehin über den Herzog von Orleans hatte, wurde es ihr nicht ſchwer, ihn nach ihren Abſichten zu leiten. Man gewann den Abt von la Riviere, der ihn beherrſchte, und er unterwarf ſich allem.

So war dann alles in dem Lit de Juſtice, welches der junge König den 18. Mai hielt, nach dem Wunſch der Königinn leicht durchgeſetzt. Anna von Oeſtreich wurde ohne Einſchränkung als Vormünderin und Regentin erklärt, und erhielt dadurch das Recht, ein Conſeil nach ihrem Willen zu wählen. Die letzte Ehre für den ganz ausdrücklichen und letzten Willen König Ludwigs des XIII.!

Omer Talon, der General-Advocat, zeigte als Beweggrund dieser Umänderung die Gefahr einer getheilten Gewalt. Aus einer solchen Theilung, sagt er, können nur Factionen und Staats-Parthieen entstehen! Es war hier das erste, aber desto öfter während der nächsten Minderjährigkeit wiederholte Beispiel von Parlamentsverfügungen, bei welchen sich diese Versammlung für die Urheberin hielt und doch nur die Maschine war.

Allgemeine Sammlung

Historischer Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neuesten Zeiten

durch mehrere Verfasser übersetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Hofrath und Professor der Philosophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Achtzehnter Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1799.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

A 150 IV e 1748

Der
Geiſt der Fronde.

1644 bis 1653.

In den Stadtgräben von Paris war unter den Knaben nichts beliebter als die Schleuder. Die kleinen Kämpfer theilten ſich in feindliche Heere. Dort führte zur Ehre der Sieger von Rocroi und von Allensheim ein neuer Condé oder Turenne den Zug, hier bot ihm ein anderer Gallas die Spitze; wie immer die Sieger und ſelbſt ruhmwürdige Beſiegte des Zeitalters die Spiele der Jugend beleben. Kieſel entſchieden Sieg oder Flucht. — Zuweilen aber traf ein unglücklicher Wurf ſtärker als zum Scherz und die Polizeywache mußte ſich darein legen. Nur konnten dieſe ſtattlich bewaffneten Graubärte kaum in das Gebiet einrücken, deſſen ungeſtörter Beſitz den Knabenhaufen ein verjährtes Recht ſchien, ohne daß ſogleich Sieger und Beſiegte gegen den gemeinſchaftlichen Angriff für Einen Mann ſtunden. An jeder Ecke wartete der ungeleuken Polizeyarm eine kleine, gewandtere Truppe

mit Schleuderwürfen, die oft fliehend ſiegte und nicht ſelten die Freude hatte, die ehrſamen Diener der öffentlichen Ordnung gezwungen zum Rückzug, noch von Anhöhen und Winkeln her wacker zu necken.

Soweit die Kinderſpiele der Kinder. — — Einſt warf einer der Vornehmen jener Zeit (1648.) im Vorbeygehn auf dieſen Knabenkrieg ſeinen Blick. Er ſelbſt ein Kämpfer in höheren Regionen, hatte jovialiſcher Unparteylichkeit genug, um im Schleuderſpiele der Knaben das Schattenbild des damals hoch entbrannten Titanenkriegs zu erblicken, welcher das große Loos entſcheiden ſollte, ob Mazarin noch länger oder wer ſonſt? den Namen des Unmündigen Ludwigs XIV — künftig des Großen! — zu Frankreichs Heil oder Unglück nach den Launen der Regentin, Anna, zu gebrauchen habe. Im nächſten Zirkel der kampfluſtigen Antimazarinſten nennt der Beobachter ihre eigenen Wageſtücke im flüchtigen Scherz das Schleuderſpiel. Das Bild gefällt, das Wort wird feſtgehalten; Goliath-Mazarin muß mit der Schleuder bekriegt, er muß zum Podtärgern geneckt werden! Die Verbündeten, bisher namenlos, weil keiner unter ihnen übermächtig genug war, um die übrigen mit ſeinem Namen zu ſtempeln, erhaſchen, was ſie wünſchen; die luſtigſte, unverdächtigſte Benennung

der

der Frondeurs, der Schleuderer gegen Mazarin.

Einer Parthie iſt die glückliche Erfindung eines Namens ihre zweite Schöpfung. Für dieſe Parthie war der Name Schleuderſpiel (Fronde) zugleich der Innbegriff ihres ganzen Geiſtes und Weſens. Ihre Großthaten alle waren das Spiel weniger junger anſchlägiger Köpfe, welche zum Dienſt ihrer Launen Paris und halb Frankreich in Schleuderjungen zu verwandeln verſtunden, um für das traulich herrſchende Paar — Mazarin und Anna — manch bitteres Stündchen zu bereiten und wenn man endlich einmal in die unbeugſame Waffenrüſtung des königlichen Anſehens verkleidet, unbehülflich genug gegen ihr Schleuderſpiel zu Felde zog, dieſe zwey trotzig-verzagte Seelen, welche die Uebermacht jener Waffen nicht einmal mit Verſtand zu misbrauchen wußten, mit Neckereyen zur Verzweiflung zu treiben.

Noch waren es nicht ſechs Jahre, daß vor dem hinſterbenden Richelieu Reich und Hof und ſelbſt ſein König gezittert hatte; und mit dem Miniſter, welcher die Zügel des Regiments unmittelbar aus deſſen Händen empfieng, war es bereits ſo weit, daß ein allgemeiner Aufſtand gegen die Regentin und ihn den Kämpfern ſelbſt für ein Schleuderſpiel galt. Welch ein räthſelhafter Wechſel der Dinge! Und doch lag ſchon in Richelieu's Miniſterſchaft

der Hauptgrund dieser Veränderung, so gewiß als — an die höchste Anspannung der Moment des Erschlaffens gränzen muß.

Durch stufenweise Fortschritte, durch unausgesetzte Benutzung der Zeitumstände, durch ein mehrjähriges Ineinandergreifen von List und Gewalt war es für Richelieu möglich geworden, alles, was sonst in Frankreich mächtig hieß, vor sich nieder zu beugen. Der stumme Gehorsam in jedem Schreckenssystem gewöhnt sich an die Person des Despoten, durch welchen es allmählich gegründet wird. Einmal zum dumpfen Schweigen gezwungen berechnet der Mißvergnügteste die Länge der nöthigen Geduld zum voraus nach dem wahrscheinlichen Ende des einmal anerkannten Gewalthabers. Verschwindet dieser, so regt sich überall die Strebsamkeit der niedergehaltnen Kräfte. Und je zögernder Richelieu vom Schauplaz abtrat, je unerträglicher er dadurch auch diejenige hinhielt, welche vielleicht nur deswegen nichts mehr wider ihn zu unternehmen sich entschlossen, weil sie ohnehin ihre Befreyung nahe glaubten; desto ungeduldiger hob sich, sobald die Entlassung gewiß war, jede Spannkraft, die er noch nicht so ganz, wie die der Hugenotten, gelähmt hatte. Selbst der Schatten von ihm war bis auf diesen Augenblick hin vermögender, als nun der neue, ungewohnte Nachfolger, wenn dieser nicht

nicht ſogleich in alle ſeine Unterdrückungskünſte eintrat und ſie, wo möglich, noch mit eigenen vermehrte.

Hiezu aber fehlte, bey Richelieu's Tod, ſogar die Neigung. Möchte unter den Unthätigen, die er übrig ließ, ſonſt wohl mancher ſie gehegt haben. Jetzt hatte unter dem allgemeinen Druck jeder kaum ſelbſt noch ſoviel gelitten, daß er die Freude, einmal wieder frey zu athmen, mit allen andern aufrichtig theilte.

Zwar Richelieu's Monarch, der erſte unter den Beherrſchten, konnte allein längſt weder Freude geben noch genießen. Aber leichter fühlte ſich doch auch Er; und ſoviel es ihm der tief eingeprägte Reſpekt vor Richelieu und ſein eigener Trübſinn zuließen, erleichterte er ſogar das Schickſal Anderer. Die, welche er die Strenge des Unerbittlichen noch kurz vor ſeinem Tode hatte fühlen laſſen müſſen, zu einer Zeit, da er ſelbſt dem Todtkranken die königlichen Kinder als Geißel ſeiner unveränderlichen Folgſamkeit anerbot — erfuhren, daß der König bey dem Schatten des Miniſters wenigſtens einige Nachgiebigkeit verantworten zu können hoffe.

Dieſe düſtere Alleinherrſchaft Ludwigs des XIII. war dann ſelbſt von kurzer Dauer. (Richelieu

war d. 4. Dec. 1642. gestorben. Ludwig folgte ihm d. 14. May 1643. ein Greis von 42. Jahren!) Kaum schwand auch dieser Nebel dahin, als sich für den allzulang erlittenen Zwang jetzt jedermann ungebundener entschädigen wollte.

Nach tausend unverdienten und verdienten Kränkungen sah sich die Königinn von einem Gemahl befreyt, welcher zu allem, nur nicht zu Peinigungen gegen sie, zu schwach gewesen war und dem die Folter der Todesangst und der Zuruf des Gewissensraths mehr nicht abgewinnen konnten, als — daß er Ihr verzeyhen wolle; wobey er sich aber ausdrücklich vorbehielt, daß es seine Schuldigkeit nicht seyn könne, auch den Argwohn — ihrer Abneigung gegen seine Person und das wahre Staatsinteresse von Frankreich — in seinem Herzen als nichtig aufzugeben. So lange hat er den kleinsten Wunsch blos durchblicken lassen dürfen, um seiner Vernichtung gewiß zu seyn; jetzt waren einige Wendungen der Staatskunst hinreichend, um die Regentschaft von Frankreich, welche ihr der König noch in seinen letzten Stunden mit Verachtung so sicher entzogen zu haben wähnte, in ihre Hände gelegt zu sehen. Statt des Eigensinns ohne Muth, der Verschlagenheit ohne Realität in Zwecken und Mitteln, und der Herrschsucht ohne Regentensinn, kurz statt der Eigenschaften, welche tief in ihr la-

gen

gen und durch die lange Zurückhaltung nicht erſtickt, wohl aber verſchlimmert worden waren, müßte ſie eine Frau von der ſeltenſten Charaktergröße geweſen ſeyn, wenn nicht dieſes Ueberſpringen ihres Schickſals von einem Aeußerſten zum andern auch in ihrem Betragen einen raſchen Uebergang vom Zwang zur Ungebundenheit und vom ſcheuen Gefühl des Drucks zur Gebieterlaune zur Folge haben ſollte.

Der Einzige, welcher nach der großen Uebermacht, die er bald über ſie in jeder Rückſicht erhielt, jene allzu natürliche Entwicklung vielleicht — aber auch nur vielleicht — zu hemmen vermocht hätte, war ſelbſt zu nichts weniger als zu dieſem Entſchluß geſtimmt. Mazarin war wirklich, wie man ihn Ihr einſt zur vollgültigſten Empfehlung für ſie geſchildert hatte, in den Grundzügen ſeines Charakters das Gegentheil von Richelieu. Er hatte, um die Wahrheit gedrängt zu faſſen, anſtatt der ſchlimmen Eigenſchaften von dieſem, andere wenigſtens in den Folgen eben ſo ſchlimme, ohne von der Geiſtesſtärke deſſelben etwas zu beſitzen! — Richelieu's höchſter Zweck, für den er kein Mittel zu groß oder zu unbedeutend achtete, dem er aber auch alle andere Neigungen ſo ſtreng, wie ein Tugendpedant, unterwarf, war zu herrſchen, um zu herrſchen. Für Mazarin hatte die ihm ſo leicht gewordene Gelegenheit, Herr von Frankreich zu ſeyn, nur

des-

deswegen Reiz, weil er dabey alle seine Neigungen befriedigen, besonders den Anlagen und Fertigkeiten, in denen er sich selbst gefiel, nach Belieben freyes Spiel lassen zu dürfen und doch der Bewunderung gewiß zu seyn glaubte. Wie Richelieu alles, selbst die Liebe, zur Geschäftssache gemacht hatte, so behandelte Mazarin, soviel möglich, alles wie Zeitvertreib. Wenn es wahr ist, daß er in Staatsgeschäften mit eben so vieler Leichtigkeit, wie Richelieu, zu arbeiten vermochte, so ist doch zugleich unläugbar, daß er diese einzige gute Aehnlichkeit zwischen ihm und seinem Vorgänger nur, wenn entweder die Noth ihm es abdrang, oder wenn er seine Geschicklichkeit in ihrem Glanze zu zeigen Lust hatte, ausübte. Außer diesen Fällen best and seine ganze Politik, es mochte das wichtigste oder das geringfügigste betreffen, in der Intrigue; nicht aber als mühsame Kunst, sondern als Spiel getrieben. Es belustigte ihn so sehr, die Würfe des Zufalls und die Schwächen der handelnden Personen zu benutzen, daß er weder selbst auf geradem Wege etwas zu bewirken liebte, noch irgend einem fähigen Kopf Geradheit in Absichten und Mitteln zutraute, ja daß er zuweilen in Benutzung des Mittels, auf welches er sich im äußersten Fall verlassen mochte, im Durchgreifen mit der Königsgewalt, sich lieber verspätete, als sein Intriguenspiel zu schnell unterbrach. Dafür machte er sich aber auch, wenn sein Wahlspruch: die Zeit

und

und ich! nicht mehr zuzureichen schien und der Moment der Gefahr plötzliche, ernste Entscheidung verlangte, zum Schauspiel der lächerlichsten Verzagtheit; wie das Glück, welches selbst mit ihm zu spielen schien, durch jede seiner Ueberraschungen ihn vom geschmeidigen, verschmitzten Hofmann zum auffahrendsten, dumdreistesten Trotzkopf umschaffen konnte.

Für eine weibliche Herrscherin von Anna's Charakter konnte es keinen passendern Gefährten des Lebens und des Herrschens geben. Auch sie war ihrer Vorgängerin in der Regentschaft eben so unähnlich. Wenn bey der Medicäerin, Catharina, das Herrschen selbst Neigung und Bedürfniß war, so freute sich die Austro-Spanierin des Herrschens blos, weil nun niemand mehr sie gebietend einschränken konnte, sie aber mehr, als ihr Temperament von selbst that, sich zu verbieten überdrüßig war. Jene besaß die List des Tigers, unermüdet zu lauern und die Blutgier bis auf den Augenblick des gewissen Erhaschens in sich zusammen zu drängen; diese hatte immer am liebsten mit dem Vertilgen jedes im Wege stehenden begonnen. Er oder ich muß umkommen *)! dies war im Vollgefühl der Herrschermacht

*) „Le Prince perira où je perirai." Memoires de Retz L. III. p. 291.

macht der gewöhnliche Ausbruch ihrer Heftigkeit. Kostete es aber Einleitung, so war für eine Seele, welche nur so weit als Unterdrückung zur Schlauheit nöthigen kann, aus ihrer natürlichen Trägheit sich zur höfischen Menschenkenntniß emporgearbeitet und das Rohe ihres Charakters mehr abgeglättet als verfeinert hatte, die Lenkung des in seiner Staatsklugheit selbstzufriedenen Italiäners zugleich unentbehrlich und infallibel. Ohne ihn that, wo Gefahr war, Anna keinen Schritt. Aber beyde, so sehr auch Mazarin Gelegenheiten liebte, um Ihr in seiner Gewandheit imposant zu erscheinen, lebten noch viel lieber in unbesorgter Freyheit und suchten wenigstens nie, wie Richelieu, aus eigener Wahl Gegenstände, an denen sich ihre Politik zu messen hätte.

Da Mazarin in der Verordnung des Königs über die Regentschaft zwar einen großen Antheil an dieser erhalten hatte, doch aber neben einer Frau, wie Anna, viel leichter das Wesentliche davon allein besitzen, als dort mit den Prinzen des Hauses und andern Ministern theilen zu können voraussah, so gab ihm Ludwigs des XIII. Tod allerdings eine seiner Feinheit würdige Aufgabe: zu gleicher Zeit der Königin sich vor allen wünschenswerth zu machen, hiezu die Macht des niedergesetzten Regentschaftraths selbst nach ihrer ganzen gehässigen Stärke zu gebrauchen und doch eben dieselbe, auf den gehof-

hoften Fall der Uebereinſtimmung mit Anna zum voraus zu untergraben. Kaum galt er der Königin ſoviel er wollte; ſo waren auch zur Ausführung ſeines erſten Meiſterſtreichs alle Maſchinen in Thätigkeit. Die herzlichſten Feinde Richelieu's ließen ſich leicht die Meinung beybringen, daß zur Ausführung der erſchnten Rache an der Familie des Gehaßten, deren Beſchützung Ludwig der **XIII.** bey Einſetzung jenes Conſeils gar ſehr beabſichtigt hatte, ihnen nichts fehle, als — der ſo lange von demſelben gereizten Anna alle Gewalt in die Hände zu geben. Durch die Furcht vor dieſen machte er auf der andern Seite den Mächtigſten von Richelieu's Anhang klar, daß Nachgiebigkeit gegen die Königin ihr einzig ſicheres Rettungsmittel ſey, weil ſie, ſtatt des ungewiſſen vom Regentſchaftsrath gehoften Schutzes, durch leichte Einwilligung zur Auflöſung deſſelben ſich von Anna ſelbſt den beſten Willen verdienen könnten, ſie ihren auch für die Königin unerträglichen Gegnern zum Trotz zu erhalten. Während er nun dieſe beyde Parthien ſo zu benutzen wußte, daß der ihm erwünſchte Zweck der erſteren durch die letztere faſt noch eifriger, als von jener ſelbſt betrieben wurde, ſo bedurfte es bey den übrigen, welche in ihrem Antheil an der Regentſchaft blos für ihren Eigennutz zu arbeiten im Sinne hatten, nichts, als in der Stille einem jeden den Beweis in die Hände zu geben, daß ſie das Ziel, ſich ſelbſt der Nächſte zu

ſeyn,

seyn, ohne Mühe und früher zu erreichen Gelegenheit hätten, wenn sie sich die einzige Mühe, jenes allzu patriotischen Geschäfts sich zu entledigen, gefallen ließen. Kaum daß diese Classe befriedigt war, so wurde Anna von den beyden andern aus den entgegengesetztesten Beweggründen beynahe genöthigt, sich auf die Höhe zu stellen, auf welcher sie Mazarin um seiner selbst willen sehen wollte und, für deren Reize sie, zu ihrem eigenen Vortheil, ihm nicht besser danken konnte, als wenn sie ihn, was er ihr erworben hatte, für sich selbst so wohl als für sie zu erhalten aufforderte.

Hiezu war er um so mehr bereit, je leichter die Arbeit schien. Selbst der Kampf zwischen den Anhängern Richelieu's und ihren rachsüchtigen Gegnern gewann, so "important„ sich diese (les Importans) dünkten, ein schnelles Ende. Anna, die Regentin, fand die getreusten-Anhänger ihrer langen Einsamkeit, selbst die geheime Schöpferin ihrer sparsam erhaschten Freuden (die Herzogin von Chevreuse) und andere, welche für sie zu Märtyrern geworden waren, vielmehr äußerst „importun" sobald sie sich in ihrem Eigenwillen von ihnen gestört fühlte. Das Unglück dieser alten Freunde war, genauer von Ihr gekannt zu seyn. Gegen Unbekanntere in allen Maasregeln ängstlich, wußte Sie bestimmter, wieviel sie sich gegen diese herausnehmen

nehmen dürfte und benutzte die ehmalige Offenheit Ihrer Getreuen, ſobald ſie auf die Proben ihrer Ergebenheit als Verdienſte trotzten, zu ihrem Untergang. Erkenntlichkeit ſchien Ihr in den Tagen Ihres Glücks blos eine Tugend der Niedrigen; und je mehr Anſprüche darauf Sie jemand im ſtillen Bewußtſeyn zuerkennen mußte, deſto läſtiger ward ihr ſeine Gegenwart. Beſonders lebhaft muß Sie ſich an die Bangigkeit erinnert haben, in welcher Sie vor Entſcheidung der Regentſchaft Ihre beyden Söhne dem Herzog von Beaufort „als dem edelſten Mann in Frankreich„ übergeben hatte, da Sie dieſelbe den beyden Prinzen vom Geblüt überlaſſen zu müſſen und mit ihnen das beſte Pfand ihrer künftigen Macht zu verlieren befürchtete. Denn noch im nehmlichen Jahre wurde eben dieſer, ſo wenig Sie auch von ſeinem romanhaften Ungeſtüm je zu beſorgen hatte, in das Schloß von Vincennes als Gefangner verſetzt. Die meiſten andern wurden da und dorthin aus Ihren Augen verbannt; und ſelbſt die Herzogin von Chevreuſe möchte dieſem Schickſal der übrigen Jugendfreundinnen ſchwerlich entgangen ſeyn, wenn Anna nicht zu ihrem jetzigen Vergnügen auch der Reminiſcenzen ihrer geheimſten frühern Ergötzungen bedurft hätte.

Der „ganz ausdrückliche und letzte" Wille *) Ludwigs des XIII. beſchworen von Anna ſelbſt und des Königs Bruder, einregiſtriert im Parlament von Paris und mit einem eigenhändigen „So will es der König" verſiegelt (den 19ten April) — war, ehe Ein Monat vergieng, durch dieſe zu ſeiner Ausführung heilig verpflichtete Perſonen ſelbſt geradezu umgekehrt (in einem Lit de Juſtice d. 14 May). Eine Parthie am Hofe ſchien durch die andere bezähmt. Das Exempel, daß bey Anna die nächſten Verdienſte um Ihre Perſon nicht mehr Werth haben ſollten, als Ihre Gnade ihnen beilegen wolle, war gegeben. Und ſo ſchien für Sie und Mazarin jedes Hinderniß gehoben, um künftig ganz nach Luſt und Laune zu leben. Wofür das ungenügſame Streben eines Richelieu nach Allgewalt und Gröſſe? Jetzt ſollte das Reich des Augenblicks, die Epoche des Vergnügens, beginnen; unzerſtörlich, weil ſie mit jedem Tage vollendet, mit jedem Morgen neu ſich eröffnet. Man hatte zu eilen, um die lang erduldete Einſchränkung ſich zu vergüten. Alles gieng in freye Wohlbehaglichkeit über. Der Hof von Frankreich wurde zum Familienzirkel. Anna ließ es um ſich her gerne bunt zugehen, wenn Sie gleich vor

de

*) Vgl. über ſeine Entſtehung unſere Memoirenſammlung XVI. Bd. S. 339. nach der Anſicht des Staatsſecretairs von Pontchartrain.

den flatterhaftesten Scenen, trotz dem Mangel an Zartgefühl, durch ihre natürliche Schwerfälligkeit zurückgehalten wurde. Man übersah es desto gewisser, wenn Mazarin gegen sie selbst seine studirte Feinheit vergaß *). Und eine eigene Genugthuung war es doch auch, wenn für ihr Phlegma der höfische Untereinander zu laut wurde, mit der ihr angestammten Derbheit im Augenblick ein allgemeines Stillschweigen fordern zu können.

Der in sich selbst vergnügte Hofcirkel schien fest überzeugt: das ganze übrige Frankreich müßte es für die beste Regierung von der Welt anerkennen, daß Anna, die Landesmutter, ihm von den düstern Tagen Ludwigs des XIII. in unbeschränkte Lustigkeit überzugehen vergönne. Neu erwachte Musen besangen ja noch nach langen Jahren

le tems de la bonne Regence
temps ou regnoit une heureuse abondance
temps où la ville aussi bien que la Cour
ne respiroient que les jeux et l'amour **).

*) Die Herzogin von Chevreuse bezeugt la maniere dont le Cardinal vivoit avec Elle peu galante et même rude. Memoires de Retz L. III. p. 304. Charakteristisch ist ihr Schluß daraus: qu'il n'y avoit entre eux qu'une liaison intime d'esprit.

**) Les veritabl. Oeuvres de M. de St. Evremond T. II. p. 131. (Londr. 1707).

Und wäre nur der „glückliche Ueberfluß“ eben ſo ſichtbar geweſen als Scherz und Liebe, ſo würden dieſe Saturniſchen Zeiten nicht ſchon mit dem dritten Jahre dem Schluß ihrer Unſterblichkeit ſo nahe geweſen ſeyn. Gewöhnlich liegt die Schuld an niemand, als an der ſtiefmütterlichen Natur, welche den guten Kindern, die das Genüſſen ſo ganz allein verſtünden, ihr Füllhorn nicht ſonder Mühe und Arbeit darbieten will.

Richelieu, ſo wenig Amor und die Scherze ihn zerſtreuten, hatte den glücklichen Ueberfluß zur ſeltenſten Erſcheinung in Frankreich gemacht. Und jetzt, da ſo ganz das Gegentheil ſeines Ernſts am Hofe zu Hauſe war, erſchienen, in Begleitung der Liebe und Luſt, doch auch verſchiedene ſehr zweydeutige Masken von Finanzerfindungen, welche man im Gefolge des Ueberfluſſes nicht zu erblicken gewohnt iſt. Die alte Paulette, welche alle Amtsbeſoldungen jährlich der Krone ſteuerbar macht, trat mit ganz neuen Gefährten auf. Unter dem Namen Toiſé machte ein Antipode des Ueberfluſſes die Runde um ganz Paris und bemerkte mit dem gierigſten Taxatorsblick alle Gebäude, welche über eine vor hundert Jahren dem Zuwachs der Hauptſtadt nach königlicher Ordre vorgeſteckte Grenzlinie hinaus lagen, um ſich ihr Daſeyn zinsbar zu machen. Welche Ermunterung für den Erweiterungstrieb

des

des Gewerbfleiſſes und die Bevölkerung des Staats. Noch bedenklicher war die Erſcheinung eines gewiſſen neuen Tarif, der ſogleich bey den Eingängen von Paris von all den kleinen Bedürfniſſen, ohne welche Luſt und Liebe in einen ſehr unbehaglichen Froſt verfallen, einen allzu theilnehmenden Abzug zu machen ſich für berechtigt erklärte. Je größer der von den Todten auferſtandene Doiſé die Erweiterung der alten Lutetiä fand, deſto ſicherer konnte man berechnen, daß der ganz moderne Tarif ſich nicht vergeblich in Thätigkeit ſetzen werde. Und dieſe Rechnung war bey weitem richtiger, als die Hofnung, daß das übrige Frankreich ſo billig ſeyn werde, durch dieſe unerſättliche Stellvertreter des Ueberfluſſes den Saturnalien des Hofs jene unentbehrliche Nahrung zuführen zu laſſen, welche nur in der güldenen Vorzeit die Natur ſelbſt herbeyzuſchaffen übernommen hatte. Die Götter der Erde erfuhren hier eine der unangenehmſten Unähnlichkeiten zwiſchen ſich und den Ewigſeligen des Olymps.

In Wahrheit hatten ſie auch für ehrfurchtsvolle Anerkennung ihrer übermenſchlichen Höhe allzu wenig geſorgt. Mazarin, ſo oft man ſich im engeren Hofcirkel ſo recht „unter uns" befand, hörte ſich ſelbſt ſo gerne ſprechen, daß die übrigen, während er das Wort führte, überflüſſig Zeit hatten,

aus der leeren Verworrenheit seines Geschwätzes gewisse der Achtung für seinen Kopf unvortheilhafte Schlüsse zu machen. Wollt' er nun bald darauf als allwaltender Minister gebieten, so war der Nimbus einmal verloren. Die Erinnerung war gar zu natürlich, daß man doch nur mit der nehmlichen Person zu thun habe, welche sich dort mit ihrem italiänisch-französischen Salimathias zum besten gegeben hatte. Denn unverzeihlicher schien ohnehin nichts, als daß der Premierminister von Frankreich das Verhaßte des Ausländers nicht einmal durch eine gewisse Sorgfalt für seinen französischen Ausdruck in Vergessenheit zu bringen suchte. Wer mußte nicht an Eleonora Galigai und Concini zurückdenken? und konnte alsdann der damals gefaßte Parlamentsschluß, daß auf ewige Zeiten jeder Italiäner von der Ministerschaft in Frankreich ausgeschlossen seyn solle, vergessen bleiben, da in ihm das Parlament von Paris mehr die Stimme der ganzen Nation als seine eigene Meinung ausgesprochen hatte.

Ohne Mazarin war Anna auf alle Fälle für nichts geachtet. Man hatte sie allzu lange schutzbedürftig und verlassen gesehen. Konnte sie damals keine Kraft in sich finden, entweder unter Kabalen durch Kabale zu siegen oder mit Würde zu dulden, so war auch jetzt der Zufall, welcher die Macht

der

der Krone in ihre Hände brachte, unvermögend, ſie furchtbar oder achtungswehrt zu machen. Die Medicäerin, da ſie gegen Richelieu endlich unterlag, hatte wenigſtens einmal als Herrſcherin ihre ſchönen Tage gehabt, und war nicht ohne Kampf gefallen. Anna ſtund, ſelbſt da das Glück ihr die höchſte Stufe anwies, nie hoch. Denn Stolz, das Gefühl einer gewiſſen Seelengröße, läßt ſich durch jenen hochfahrenden Starrſinn, welcher blos aus Mangel an Gewandtheit beharrlich iſt, nur für ſtumpfe Blicke nachäffen.

Perſonen, welche dieſen Gemählden gleichen, verdienten an ſich keine ernſthaftere Gegner als — die Kämpfer im Schleuderſpiel. Aber die Sache des Reichs hätte es freylich verdient, daß einmal wahrer Sinn für das Gemeinwohl dazwiſchen getreten wäre, um dem Staate, welcher immer, ob Herrſchſucht oder Verſchwendung ihn zerrüttete, gleich unglücklich blieb, eine geſetzliche Rettung zu ſichern. Und gerade gegen ſo ſcharfſinnige und doch ſo dreiſte Verletzer des gemeinen Beſten hätte ſich eine kluge Oppoſition ächter Vaterlandesfreunde ohne jene gewaltſame Stöße, welche den Kampf gegen den mit ſeinem Vortheile bekannten Despotismus ſo bedenklich machen, glänzende, folgenreiche Wirkungen verſprechen können, wenn ſie für eine mehr als ephemeriſche Wiederherſtellung der wich-

tigsten Verhältnisse zwischen der Regierung und den Regierten arbeiten wollte. Der Augenblick war da. Selbst die Talente fehlten ihm nicht. Aber — klägliches Resultat der Menschengeschichte! — Wo war je ein Kampf zwischen Gewalt und Gewalt, in welchem die heiligen Namen Vaterland und Gemeinwohl mehr als für Zauberworte gegolten hätten, um den gutmüthigen Schwärmer und die kurzsichtige hülfsbedürftige Menge dem schlaueren, selbstsüchtigen Führer dienstbar zu machen.

Die Zeit hatte dem Mazarinismus, oder der Kunst, die ganze Staatsregierung dem Hang zur Intrigue und zum Vergnügen unterzuordnen, einige Köpfe gegenüber gestellt, deren Talente wehrt gewesen wären, von reinern gemeinnützigen Absichten begeistert zu werden. Zwar der gebohrne Generallieutenant (Statthalter) von Frankreich war kein anderer, als jener Gaston von Orleans, welcher sich im Kampf gegen Richelieu nicht blos durch sein Schwanken zwischen der Sucht nach Ansehen und der kraftlosesten Furchtsamkeit verächtlich, sondern zugleich durch Treulosigkeiten gegen Anhänger und Freunde in Wahrheit verabscheuenswürdig gezeigt hatte. Jetzt durch manche Erfahrung und durch die weit schwerere Schule Richelieu's zur leichteren Fehde mit Mazarin vorgeübt, reichte seine Einsicht, wenn sie gleich Retz, welcher in ihm den ersten

Prin-

Prinzen vom Geblüt zu benutzen wußte, als das
inzige nennenswehrte unter ſeinen Fähigkeiten heraus-
ıheben ſucht, doch gerade nur ſo weit, um ſeiner
urchtſamkeit die Gefahren ſichtbarer zu machen
nd ihm dagegen einige Palliativmittel, durch welche
: am Ende gewöhnlich doppelt verlor, entdecken zu
elfen. Auch ward er dadurch nicht wichtiger, daß
m im Augenblick der Ausdruck zu Gebot ſtund.
r verließ ſich darauf und gieng, ſelbſt ins Parle-
ent, ohne überdacht zu haben, was geſagt wer-
en müßte, weil er darüber, wie er es ſagen würde,
nbekümmert ſeyn konnte *).

Deſto erhabener ragte das Haupt des Hauſes
ondé hervor. Der „große" Condé verdiente ſeinen
Beynamen nicht blos durch die Siege, deren Glanz
m denſelben erwarb, ſondern weit mehr durch die
igenſchaften des Geiſtes, welche ihm auf dem
Schlachtfeld den Triumph, überall aber den noch
el dauerhafteren Ruhm ſiegender Selbſtſtändigkeit
cherten. Eine Natur, welche allem kleinlichten gleich-
m inſtinktmäßig zuwider war. Mazarins Feind, war
eſer Prinz, weil er ſeine Erbärmlichkeiten nicht ertra-
en konnte, aber auch dem Schleuderſpiel gegen
Razarin abhold, weil ihm das große Geſchrey um

*) Seine frühere nichts weniger als ehrenvolle Biographie gibt der XVII Band unſerer Sammlung in ſeiner zwey, ten Hälfte.

Nichts*) verächtlich war. Das leere Ey, ausgeheckt von Pfaffen und Weibern, und gleichſam auf dem Schooße des Pöbels, den man die Nation nennen wollte, von jungen arbeitsſcheuen Parlementsherrn gewärmt und gebrütet war ſeiner Pflege unwürdig. Aber zu groß für dieſes beydes, wie es ſein Zeitalter hervorzubringen vermochte, und daher mit dem einen wie mit dem andern unverträglich, unterlag er endlich gegen den unvergleichbar kleineren Mazarin, weil er die kleinlichten, für den Gegenſtand ſelbſt aber nicht zu kleinen Mittel der Antimazariniſten nicht mit voller Theilnahme unterſtüzen wollte, für höhere Maasregeln aber allzuwenig Unterſtüzer finden konnte. Ihm blieb, auch da er im ungleichen Kampfe weichen mußte, die Bewunderung aller Parthien.

Auch Retz, der einzige, welcher hier nach ihm genannt zu werden verdient, weyht ihm dieſe mit einer Gerechtigkeit, die allein ſchon eigenes Verdienſt erweiſen könnte. Er weyht ſie ihm, unge-

ach-

*) Mr. le Prince ajouta, qu'il confeſſoit qu'il n'entendoit pas à la guerre des pots de chambre; qu'il ſe ſentoit même poltron pour toutes les occaſions de tumulte populaire et de ſedition. Mem. de Retz L. III. p. 220. Gewiß hatte der Prinz hier ganz nach ſeinem Gefühl geſprochen.

achtet er als Factioniſt ſich von ihm verachtet wußte.

Retz ſelbſt iſt unſtreitig unter allen hier handelnden derjenige, deſſen Charakter, je nachdem der Geſichtspunkt genommen wird, höchſt verwerflich oder vieler Aufmerkſamkeit und ſelbſt der Bewunderung würdig erſcheinen muß. Man kann ihn einen Undankbaren, einen Staatsverwirrer, einen Sittenloſen nennen, und ſeinen Ehrgeiz mit den ſchwärzeſten Farben ſchildern *), je nachdem man die Thatſachen ſeiner politiſchen Laufbahn und ſeines Privatlebens zuſammenordnet und dabey ſeine Abſichten und Mittel entweder nach den ſyſtematiſch ſtrengen Geſetzen der Pflichtenlehre und des Rechts wohlgeordneter Staatsverfaſſungen oder nach dem Maasſtab der Menſchenkenntniß, welche auf Talente, Temperament, Erziehung, Zeitumſtände und öffentliche Verhältniſſe Rückſicht nimmt, beurtheilen will.

„Er hatte der Regentin die Anwartſchaft auf das Erzbisthum von Paris (die Coadjutorſtelle) zu dan-

*) Dies thut Anquetil, Verf. der l'Intrigue du Cabinet ſous Henri IV. et Louis XIII. terminée par la Fronde. (Maeſtricht chez Dufour 1782.) T. III. p. 189 etc.

danken und hätte ihr ohne Zweifel gerne noch mehr zu danken gehabt.“ Folgte denn aber daraus, daß der Staat ihm eine Stelle, auf welche er nach dem Stand ſeiner Familie — und ſolche Rückſichten gaben nicht ja zuerſt bey ihm für ſolche Stellen den göttlichen Ruf! — überdies aber auch nach ſeinen Kenntniſſen und ſeiner Beredſamkeit Anſprüche hatte, durch die Hand der Königin ertheilte, folgte daraus irgend die Verbindlichkeit, dieſe Hand, auch wo ſie dem Staat Wunden ſchlug, zu küſſen? Gerechte Beurtheiler ſollten endlich aufhören, aus dem, was die Regierenden in der Perſon des Staats thun, eine Privatſache zu machen und daraus eine unbedingte Anhänglichkeit an ihre Individualität abzuleiten. Große Achtung verdient und erhält unſtreitig auch der Menſch, wenn er als Staatsdiener nach Pflicht und Einſicht jeden an ſeinen Platz ſtellt. Aber eben der edle Sinn, welcher dort ſeine Waffen leitet, wird ihm nie jene niedrige Erwartung erlauben, welche nach dem Wörterbuch der Politik mit dem Ausdruck: daß er ſich mit ſeinen Creaturen zu umgeben wiſſe, bezeichnet zu werden pflegt. Und wenn denn auch der talentreiche Coadjutor, dem blos gleiſſenden Mazarin gegenübergeſtellt, nicht nur zum Gouverneur von Paris ſondern ſelbſt zum Miniſter ſich weit fähiger glaubte, ſo kann man kaum zweifelhaft bleiben, ob dies mehr Selbſtſchätzung als Ehrgeiz zu nennen ſey. Daß es ihm ſehr ge-

geſchmeichelt haben würde, als Führer der Regentin die höchſte Rolle in Frankreich zu ſpielen, iſt eben ſo wenig zu bezweifeln; und der Zeichner ſeines Charakters würde ſehr unrecht thun, wenn er ſein Streben nach dieſer Höhe aus reiner Selbſtkenntniß und patriotiſchem Eifer erklären wollte. Aber beurtheilen wir Männer auf ſeinem Standpunkt, ſo weiß der Pſycholog gar wohl, daß ihnen nur alsdann Ehrgeiz vorgeworfen werden dürfe, wenn ihr Streben nach Macht und Wirkſamkeit dem Aufblähen des Froſches in der Fabel gleicht, nicht aber wenn es vom Gefühl der Kräfte, welche man für jene Höhen als hinreichend anzuſehen pflegt, erregt wird.

„Chef einer Faction war Retz" allerdings. Die Faction der Fronde kann man mit Grund ſagen, gab ihm für ſeine Zeitgenoſſen Wichtigkeit und Ruhm. Er ſelbſt aber hat den Ruhm ſeiner Parthie geſchaffen und ihr Andenken allein auf die Nachwelt gebracht. Er lebte in der Fronde, wie der Geiſt im Körper; dieſe lebt noch immer einzig durch die Reſte ſeines Geiſtes. Soll ihn aber deswegen die Gerechtigkeit einen Staatsverwirrer nennen, ſo müßte auf der Seite, wider welche er ſeine Partey zum Kampf belebte, wirklich der Staat geſtanden haben. Sieht man nun genauer hin, ſo ſteht nur allzu oft das, was man Staat nennen müßte, bedrängt in der Mitte, und was irgend die beiden Parthieen, welche

welche ſich das Regieren des Staates ſtreitig machen, gegen einander unternehmen, geſchieht von der einen ſo ſehr als von der andern auf Koſten und Schaden des unglücklich geſtellten. Kann denn der Charakteriſticker auf Retz als auf einen Staatsverwirrer ſchelten, ſo lange er die Ueberzeugung, daß Mazarin und der Staat Eines ſeyen, in ihm weder vorausſetzen noch von ihm fordern darf? Nach den Begriffen von Recht waren es beyde; nicht aber, weil ſie gegen einander, ſondern weil ſie beyde einander durch Mittel entgegen arbeiteten, welche gleich ſehr den wahren Zwecken der Staatsverbindung, gemeinſchaftlicher Sicherung aller Rechte nnd Erleichterung der Mittel für Wohlſtand und Erwerb — zuwider waren. Der Staat, den ſie verwirrten, war immer das leidende Dritte, welches aber, wenn ihm nach ſeiner uralten Stummheit der Mund hätte geöffnet werden können, gegen Mazarin gewiß noch mehr als gegen Retz in die Worte jenes laſtbaren prophetiſchen Thiers ausgebrochen ſeyn würde: Herr! warum drängſt du mich?

Doch der Mund ſchien ſich ihm wirklich zu öffnen. Die unvermeidliche Folgen einer willkührlichen Staatsverwaltung, Zerrüttung der Staatseinkünfte und Stockung der innerſten politiſchen Lebenskraft, zwingen den Deſpotismus gewöhnlich früher, als er dachte, die Unentbehrlichkeit des guten

ten Willens der Menge, wo nicht anzuerkennen, doch zu fühlen. Die ungeheuren Ausgaben, welche Richelieu in Unterſtützung des großen auswärtigen Krjegs ſeinem Idol von Gröſſe und bey dem langen innern Kampf wider ſeine Gegner ſeiner Miniſtergewalt zum Opfer brachte, waren nur durch Schrecken, nicht durch Verbeſſerung des Finanzſyſtems, hervorgeſchaft worden. Er ſcheint gerade deswegen ſein Teſtament mit ſo vielen Vorſchlägen für die Finanzen angefüllt zu haben, weil er in dieſem Fach am meiſten für den Augenblick gelebt hatte *). Aus der großen Leere, welche er hinterließ, konnten die erſten goldnen Zeiten Mazarins und der Regentin unmöglich ihre Bedürfniſſe ſchöpfen und — was für die Fortdauer dieſer flüchtigen Tage noch ſchlimmer war — gerade durch die luſtige Außenſeite, welche über dieſen Mangel verbreitet werden ſollte, hatte der Hof die Furchtbarkeit verloren, durch welche allein die Erpreſſung und das Verſtummen der Klagen in gleichem Grade allgemein gemacht werden kann. Der damalige Finanzaufſeher wußte ſelbſt, daß Vergeſſenzuwerden ſein höchſtes Glück wäre, weil das Andenken an ihn Verwünſchung ſeyn müſſe **).

Jetzt

*) Wgl. Unſere Einleitung zum XVII. Bd dieſer Memoiren.

**) Der Surintendant des Finances, Jean Particelli, Sieur d'Emery (auch ein Italiäner!) geb

eb

Jetzt faßten die Parlamenter, der allgemeinen Stimmung des gedruckten Volks gewiß, den Muth, ihre unter Richelieu völlig erſtickte Stimme wieder zu erheben. Sie erklärten ſich wieder als das, was ſie ſeyn ſollten. Als Collegien, in welchen die Themis nicht nur das Unrecht zwiſchen den Unterthanen, ſondern ſelbſt die Verletzung der Gerechtſame, welche den Regierten und Regierenden gegen einander heilig ſeyn ſollen, zu ahnden befugt ſey, vereinten ſich „dieſe unmittelbaren*) Geſellſchaften“ unter dem ehrwürdigſten Namen aus den Alterthümern des franzöſiſchen Staats, als „Kammer des heiligen Ludwigs.“ Ein donnernder Ausſpruch der königlichen Macht gegen dieſe Union vermochte nur den Contraſt zu vermehren, da wenige Tage nachher der Miniſter ihre Mitglieder als Väter des Vaterlands und Wiederherſteller von Frankreich

zu

einem Gratulanten, welcher ihm Weyhrauch ſtreute, freymüthig genug die Antwort: au lieu de me louer faites en ſorte qu'on m'oublie; les ſurintendants ne ſont faits que pour etre maudits. Wer aber wäre mehr, als die Ordner der Staatsabgaben, an der Stelle, Segnungen zu verbreiten und heißer Segenswünſche mehrerer Generationen ſich zu verſichern?

*) Es war nicht leere Phraſeologie, daß in der Staatsſprache dieſe Collegien les cours oder les compagnies ſouveraines genannt wurden. Sie ſollten nur unter dem Staat unmittelbar, nicht blos unter der Krone ſtehen!

zu bekomplimentiren für gut fand und durch das verächtliche Lächeln, welches er dadurch einem jeden abnöthigte, nichts zu verlieren wähnte. Man hatte sich besser bedacht. Die unierten höchsten Gerichtshöfe selbst sollten das Werkzeug des Ministers werden. In Eile wollte er durch sie die nöthigen Geldquellen eröffnen lassen. Dafür sollte die Regentin die Geduld haben, einmal das ganze Verzeichniß von Beschwerden anzuhören, welches sie alsdann, sobald nur der erste Zweck, das: Gib! Gib! berichtigt wäre, in tiefe Ueberlegung zu nehmen versprechen möchte. Diese Rechnung war höchst einseitig.

Einmal zugegeben, war eine an sich so ansehnliche Versammlung, sobald sie sich mit den großen Staatsübeln beschäftigte, über welche sie die Stimmung der Nation nicht erst hervorzubringen, sondern mit Mühe nur zu mäßigen hatte, für den Zauberstab der List unauflöslich. Zugleich neben der gemeinnützigen Absicht hatten alle Leidenschaften in ihr den größten Schauplatz. Der junge Parlementsrath hörte sich hier selbst gar zu gerne in patriotischen Deklamationen; der ältere konnte seinen lang unterdrückten Unwillen, daß der Hof auf Männer seiner Art als Graubärte (barbons) zu spotten pflegte, ohne Furcht vor der Rache des Ministers ausbrechen lassen. Einzelne von diesem

sem einst beleidigte fanden jetzt, viel stärker sich an ihm zu rächen, die Freyheit. Die kleine Zahl von Biderm-Männern aber — entweder gutmüthig eifernde Volksfreunde, wie der alte Parlementsrath, Broussel, oder einsichtige und gravitätische Verfechter der gegenseitigen Rechte zwischen Parlement und Krone, wie der selbst von seinem Gegner, Retz, so oft gepriesene erste Präsident, Matthieu Molé — eilten, den Moment zu benutzen, in welchem für ihre wohlgemeinten Wünsche ein dauernder Vortheil errungen werden konnte.

Nach wenigen Proben, und dennoch zu spät, sah Mazarin, daß er einer so förmlichen Controle seiner Ministerschaft mit schnellen Schlägen ein Ende machen müße. In einem Lit de Justice (d. 31. Jul. 1648.) wurde die Hebung einiger Beschwerden im Namen des Königs zugesagt, zugleich aber die „Kammer des h. Ludwigs“ beschlossen und das Parlement wieder zur bloßen Pflege der Gerechtigkeit verwiesen. Umsonst. Die Aufhebung jenes ausserordentlichen Ausschusses, ohne ernstliche Auflösung der öffentlichen Beschwerden, konnte nichts zur Folge haben, als daß am nächstfolgenden Tage die Kammern des Parlaments alle zu Berathschlagungen über die Klagen des Vaterlands versammelten, welche jeder zum Vorwand für seine Privatabsichten festzuhalten wußte.

Re

Reminiſcenzen aus Richelieus Schule ſchei-nen es geweſen zu ſeyn, was jetzt den ſo ganz an-ders bekannten Mazarin zu dem Entſchluß, durch Verhaftungen die lauteſten ſeiner Gegner zum Stillſchweigen zu bringen, veranlaßte. Aber in der That, der Schüler ſtümperte. Die Einzie-hung einiger wenig bedeutenden konnte unmöglich mehr wirken, als daß die wichtigſten, gewarnt, ſich in die Faſſung ſetzten, um Gewalt mit Gewalt vertreiben zu können.

Durch welche Wendungen das wahre Par-teyhaupt, Retz, zu dieſer furchtbaren Stellung ſich zu erheben wußte, werden wir den Leſern ſeiner Selbſtbiographie nicht durch Wiederholung der in-tereſſanteſten Stücke aus derſelben vergegenwär-tigen ſollen. Sie hätten ein Spiegel der Folgezeit we den können, wie viel ein einziger Mann von Kopf wider die ganze Allgewalt eines Miniſters vermag, wenn dieſer ſeinem Gegner die öffentliche Meinung zur Bundesgenoſſin gibt. Mazarin und Anna han-delten lange gerade ſo, wie wenn ſie ihm dieſen mächtigen Schutz ſogar aufnöthigen wollten. So weit kann langer Misbrauch der Uebermacht — zum Schaden der Völker ſo ſehr als der Regierenden — die letzteren verblenden, daß ſie endlich, im Augen-blick ihrer tiefſten Schwäche, ſich immer noch für unwiderſtehlich halten und Maasregeln wählen,

welche zu den entscheidendsten Proben des Widerstands auffordern.

Durch einen unverhofften Sieg (bey Lens, gegen die Spanier) wähnte Mazarin, müsse Paris so freudetrunken seyn, daß es ihm einen Gewaltstreich wider seine Gegner leicht ganz übersehen werde. Hof und Parlement, Freunde und Feinde, zogen zum Hochgesang des Siegs vereint und unbesorgt in die Cathedralkirche; aber auf dem Rückweg — so zeichnet sich überall Mazarins kleinlichte Tücke — lauerte die Rache des Ministers, um drey der lautesten Sprecher des Parlements als Verhaftete aus ihren Reihen zu reissen. Dafür war, Eine Stunde nach dem Siegsgesang, ganz Paris in den Waffen. Anna war zu toll vor Aerger, Mazarin zu sicher in seiner Schlauheit, um einen Volksaufstand für bedeutend zu halten; und dafür waren, ehe der Tag vergieng, alle Strassen der Hauptstadt durch sich selbst in Belagerungsstand erklärt. Von Graben und Verschanzungen durchkreuzt, von Bürgerwachen besetzt, erscholl Paris von der Losung: Broussel und die Freyheit! bis in die stolze Königsburg hinein. Mazarin kroch rückwarts und wußte keine Rettung, als der Menge ihren Broussel nebst seinen Mitgefangnen freyzugeben. Mit wenig Menschenkenntniß hätte er es ahnen können, daß er in diesem Augenblick sich selbst den Abschied gegeben habe. Denn um das andere,

zu Erhaltung seiner Höhe einzig übrige Mittel, rasches Entzünden und übermächtiges Ersticken eines Bürgerkriegs, zu wählen und auszuführen, besaß er weder Muth noch Kräfte genug.

Mit den Verhafteten zugleich war das Parlement selbst in die vollste Freyheit gesetzt worden. In ihm sah jetzt die Menge von Paris die gefährdeten Vertheidiger ihrer nothgedrungensten Wünsche; und das Kunststück, den Schutz des Volks für dieselbe dem Minister furchtbar genug zu machen, war erprobt. In eben diesem unverletzlich gewordenen Parlement sahen die Gegner Mazarins ihr unfehlbares Werkzeug, um den jetzt eben so tief verachteten als verhaßten Ausländer von seiner Alleinherrschaft herabzustürzen.

Nicht Er, sondern sein Glück und die Anhänglichkeit des edeldenkenden Condé an das königliche Haus rückten seinen Fall etwas weiter hinaus, als man damals denken konnte. Ohne die Dazwischenkunft dieses Prinzen hätten die Rettungsmittel, welche Mazarin zunächst ergriff, seinen Fall eher beschleunigen als entfernen müssen. Gerade sein Betragen aber gegen diesen seinen einzigen Retter fehlte noch, um seinen Charakter selbst der parteyfreyesten Nachwelt in seiner ganzen Verächtlichkeit darzustellen.

Man

Man mußte zunächst erwarten, daß das Parlement seinen Sieg zur Erneurung all seiner bisherigen Klagen und Vorstellungen laut und kräftig benutzen werde. Das einzig ächte Mittel, das Königliche Ansehen der Regentschaft zu sichern, war viel zu reell, als daß Mazarin sich dazu hätte entschließen können. Wer in der Kabale lebt, wie könnte dieser zu der edel einfachen Einsicht sich erheben, daß Gerechtigkeit die wahrste Klugheit des Regenten gegen die Regierten sey. Unverbesserlich in dem Vorsatz, die, welche blos die Grundsätze seiner Staatsverwaltung bekämpfen wollten, eben so wie seine persönlichen Feinde blos deswegen niederzuschlagen, damit gegen Erfüllung all seiner Neigungen kein Widerspruch übrig bliebe, überredete er die Regentin, mit ihren Prinzen aus Paris zu entweichen und dadurch den Krieg gegen die Hauptstadt zu erklären. Eine Belagerung und ihre Folge, die Hungersnoth, sollte der Volksmenge nur die Wahl übrig lassen, entweder durch diese Uebel schnell oder durch Unterwerfung gegen ihn allmälig zu Grund zu gehen. Aber auch diese Rechnung war einseitig.

Schnell entwickelten sich in Paris so viele innere Hülfsmittel; die Theilnahme von ganz Frankreich war so sichtbar, die Möglichkeit, auswärtiger Hülfe sich zu versichern so gewiß, daß Mazarins Plan,

Da-

Paris zu unterjochen, für ihn keinen andern Ausgang hätte haben können, als die Unmöglichkeit, diese Stadt je wider mit Sicherheit zu betreten; wenn nicht der Held von Frankreich, Condé, mit festem Blicke auf die Erhaltung des königlichen Ansehens bedacht, trotz all seiner Abneigung gegen den Unwürdigen, mit der Sache des Königshauses zugleich den Minister gerettet hätte. Das Parlement und Paris wurden allein durch Furcht vor Condé's Kriegertalenten zur Nachgiebigkeit gestimmt; aber die Belohnung des edelmüthigen Prinzen war nach kurzer Zwischenzeit — seine Gefangennehmung.

Die Fortsetzung im nächsten Bande.

Denkwürdigkeiten
des
Cardinal's von Retz.
Aus den
ersten Jahren der Regierung Ludwigs des XIV.

I. Buch.

Ich gehorche Ihnen, Madame, so viel Widerwillen ich auch haben könnte, die Geschichte meines Lebens bekannt zu machen; ich gehorche Ihnen, selbst auf Kosten meines Ruhms, weil meine Hochachtung für Sie zu groß ist, als daß ich Ihnen den Blick in die geheimsten Triebfedern meiner Handlungsart, und in die verborgensten Falten meines Herzens verweigern könnte. Die Laune des Glücks wußte viele meiner Fehler ehrenvoll für mich zu machen, und ich fühle, daß es keine Klugheit ist, den Schleyer von ihnen wegzuziehen. Und doch ist mein fester Entschluß, Ihnen die kleinsten Umstände, seit dem Augenblick, da ich anfieng mir selbst meiner Lage bewußt zu seyn, zu entfalten, und Ihnen in allen Abschnitten des Lebens keinen meiner Schritte zu verhelen. Nur dann wenn Sie in meiner Erzählung wenig Kunst, vielmehr Verwirrung finden, schenken Sie mir Ihre Nachsicht. Oft wenn ich die verschiedenen Theile, aus denen das Ganze hervorgeht, ordnen will, ist es nothwendig den Faden der Geschichte zu unterbrechen; doch nie werde ich gegen die Gewissenhaftigkeit sündigen, die mir meine Achtung für Sie auferlegt. Daß ich meinen Namen an die Spitze des Werks setze, soll mir für mich selbst bürgen, daß

ich der Wahrheit, nie durch Zusatz oder Verminderung zu nahe trete. Falscher Stolz und falsche Bescheidenheit sind die beiden Klippen, woran die meisten, welche ihre eignen Geschichtschreiber wurden, gescheitert sind. In dem letzten Jahrhundert gelang es dem Präsidenten von Thou sein eignes Leben mit Interesse für seine Leser zu schreiben, und bey den Alten war es Cäsar. Sie sind gewiß überzeugt, daß ich es nicht wagen würde diese große Namen, in irgend einem mich betreffenden Fall anzuführen, wenn nicht die Aufrichtigkeit eine Tugend wäre, in deren Ausübung es sogar zur Pflicht wird, sich den größten Helden gleich zu achten.

Ich bin aus einer alten Familie in Italien, die sich in Frankreich berühmt gemacht hat. An dem Tage meiner Geburt ward in einem kleinen Fluß, der durch Montmirail in Brie, wo meine Mutter von mir entbunden wurde, fließt, ein ungeheurer Meerfisch gefangen.

Ich bin so weit entfernt, mich für wichtig genug zu halten, um nur irgend etwas bedeutendes in diesem Vorfall zu finden, daß ich dieses Umstandes gar nicht erwähnen würde, wenn ich nicht befürchten müßte, es habe ein erzwungenes Ansehn, ihn ganz zu übergehen, da die Schmähschriften, die seit dem wider mich geschrieben worden, ihn nur zu oft als einer vorgeblichen Vorbedeutung der Unruhen, die sie gern auf meine Rechnung schreiben wollten, erwähnt haben. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich theilte mich dem Bruder der Gräfin von Maure, Attichi, mit, und bat ihn, das nächstemal daß er einen Duel haben würde, mich zu seinem Secundanten zu wählen. Da er oft in ähnlichen Fällen war, durfte ich nicht lange warten. Er bat mich den Oberst-

wachs,

wachtmeiſter der Garden Melbeville, deſſen Secundant eben der Baſſompierre war, welcher als Generalmajor bey der kaiſerlichen Armee mit vielem Ruhm geſtorben iſt, in ſeinem Namen herauszufodern. Wir ſchlugen uns auf Degen und Piſtolen hinter dem Kloſter der Minimen im Gehölz von Vinceunes. Ich verwundete Baſſompierre mit dem Degen in den Schenkel, und mit dem Piſtol in den Arm. Doch wurde ich von ihm entwaffnet, weil er mir am Alter, Kunſt und Stärke überlegen war. Wir eilten, unſere Freunde, die beide ſtark verwundet waren, zu trennen. Dieſer Zweykampf machte Aufſehen, aber die Würkung, die ich erwartete, erfolgte nicht. Der Generalprocurator fieng an Unterſuchungen anzuſtellen, gab ſie aber bey dem Bitten unſerer Verwandten wieder auf, und ſo konnte ich, ungeachtet meines Duels, den ſchwarzen Rock nicht los werden. — — — — — — — — — — — — — — —

Die Mutter bemerkte —; ſie theilte es meinem Vater mit, und eine ſchnelle Abreiſe nach Paris war der Erfolg. Wie gern hätte ich mich über dieſe Trennung durch Frau von Chatelet tröſten laſſen, wenn nicht ſie, die im Verſtändniß mit dem Grafen von Harcourt lebte, mich blos als Anfänger behandelt, und ſelbſt in Gegenwart des Grafen, allzuſichtlich ihr Spiel mit mir getrieben hätte. Ich hielt mich dafür an ihn, foderte ihn in der Comedie heraus und wir ſchlugen uns am folgenden Morgen vor der Vorſtadt St. Marcel. Nach einem Stoß auf den Magen war ich beſiegt: er warf mich zu Boden, und aller Vortheil wäre ganz unfehlbar auf ſeiner Seite geweſen, wenn er nicht, im Ringen, ſeinen Degen verloren hätte. Ich wollte dieſen Augenblick benutzen und ihm mit dem meinigen in die Seite fallen, aber er, älter und ſtärker als ich, hielt meinen Arm ſo am Boden, daß ich mein Verha-

ben nicht ausführen konnte. So blieben wir in dieſer Stellung, wo keiner dem andern gefährlich ſeyn konnte, bis er zuletzt mir ſagte: Iſt es anſtändig ſich ſo herum zu balgen? Wir wollen aufſtehen. Sie ſind ein liebenswürdiger junger Mann, ich ſchätze Sie, und es koſtet mich, in dieſer gegenwärtigen Lage keine Mühe Ihnen zu ſagen, daß ich Ihnen keine Veranlaſſung zum Zweykampf gegeben habe. Wir kamen darin überein, daß der Marquis von Poiſſi, der ſein Neffe und mein Freund war, den wahren Ausgang des Streits erfahren, ſonſt aber, aus Rückſicht für Frau von Chatelet, der Welt ein Geheimniß daraus gemacht werden ſollte. Dabei fand ich nun freilich meine Rechnung nicht; aber wie hätte ich es ſchicklich verweigern können? — Das Wenige, was von dieſem Vorfall bekannt wurde, brachte die Unvorſichtigkeit von Noirmoutier, der es von dem Marquis von Poiſſi erfahren hatte, in Umlauf. Aber keine Unterſuchung wollte erfolgen; und noch immer blieb's bei meinem ſchwarzen Rock und zwei Duels.

Hier ſey es mir vergönnt, einige Betrachtungen über die ſonderbaren Widerſprüche des menſchlichen Geiſtes anzuſtellen. Vielleicht ſchlug nie in einer Bruſt ein Herz, das an Güte das Herz meines Vaters *) übertroffen hätte. Die Tugend war ihm natürlich. Und doch konnten weder Liebeshändel noch Duelle ihn von dem Entſchluß zurückbringen, alles Mögliche anzuwenden, um vielleicht die allerungeiſtlichſte Seele, die je auf der Welt geweſen iſt, der Kirche zuzuführen. Vorliebe für ſeinen Erſtgebornen, und die Ausſicht auf das Erzbisthum von Paris, die unſere Familie hatte, brachten dieſe Würkung hervor. Er ſelbſt ahnete dieſe Bewe-

*) Philipp Emanuel von Conti.

eggründe nicht, und ich wollte für ihn schwören, daß
ſich tief im Innerſten des Herzens überzeugt glaubte,
ur die Furcht für den Gefahren, worin der weltliche
Stand meine Seele ſtürzen würde, flößte ihm dieſen un-
berwindlichen Widerwillen dagegen ein. So wahr
t es, daß nichts ſo ſehr dem Selbſtbetrug unterwor-
n iſt, als die Frömmigkeit. Unter ihren weitumfaſ-
nden Schleyer ſchleichen und verbergen ſich alle Arten
on Täuſchung. Alle Geburten der Einbildungskraft
eiß ſie zu heiligen, und der beſte Wille kann hier nicht
or Verirrungen ſchützen. Genug, ich blieb, nach
llem was ich Ihnen erzählt habe, ein Geiſtlicher; aber
hne einen Unfall, den Sie jetzt erfahren ſollen, würde
h es ſicher nicht lange mehr geblieben ſeyn.

Damals brach der Herzog von Reß, der Aelte-
e unſers Hauſes, auf Befehl des Königs, die Hey-
athstraktaten ab, die einige Jahre früher zwiſchen dem
Herzog von Mercoeur und ſeiner Tochter waren geſchloſ-
en worden. Gleich am folgenden Morgen kam er zu
meinem Vater, und überraſchte ihn ſehr angenehm mit
er Erklärung, daß er, um die Familie deſto mehr zu
vereinigen, ſeine Tochter nun ſeinem Vetter zu geben
gedächte. Da ich wußte, daß er noch eine Tochter hatte,
ie mehr als vier und zwanzig tauſend Livres jährliche
Einkünfte beſaß, ſo war eine doppelte Verbindung mein
erſter Gedanke. So wie ich die Lage der Sachen kann-
te, durfte ich nicht hoffen, daß man dabey an mich
denken würde, und ich faßte deshalb den Entſchluß, ganz
eigenmächtig zu handeln. Sobald ich einigen Argwohn
hatte, daß mein Vater meine Gegenwart bey der Ver-
mählung — vielleicht gerade, weil er das fürchtete, was
würklich geſchah — eben nicht für nöthig hielt, fieng
ich auf einmal an, mehr Geſchmack an meinem Stand
zu heucheln. Das was mir ſo oft über dieſen Gegen-

ſtand geſagt worden war, ſchien endlich Eindruck auf mich gemacht zu haben, und ich wußte die ſtufenweiſen Uebergänge ſo gut zu beobachten, daß man mich würklich für ganz verändert hielt. Mein Vater faßte den Entſchluß, mich nach Bretagne mitzunehmen um ſo viel leichter, da ich kein Verlangen darnach hatte blicken laſſen. Zu Beaupreau in Anjou fanden wir die Fräuleins von Retz. Ich betrachtete die älteſte (ſie nannte ſich Demoiſelle de Scepeaux) als meine Schweſter, die jüngſte von dem erſten Augenblick an, als meine Geliebte. Sie erſchien mir ſehr reitzend; ich ſah die blendendſte Haut, ein Ueberfluß von Lilien und Roſen, bewundernswürdige Augen, den lieblichſten Mund, und was ein kleiner künſtlich verſteckter Fehler im Wuchs verunſtaltete, war durch die Ausſicht auf vier und zwanzig tauſend Livres Einkünfte, durch die Hofnung, auf das Herzogthum von Beaupreau, und durch tauſend Luftſchlöſſer, auf dieſen würklichen Grund erbaut, gänzlich überdeckt.

Ich wußte anfänglich mein Spiel mit vieler Kunſt zu verbergen. Während der ganzen Reiſe hatte ich den Andächtigen bis zur Bewunderung geſpielt, und nun, da wir angelangt waren, ſetzte ich meine Rolle fort. Ein beſcheidener Seufzer, ſo oft ich meine Göttin ſah, war alles was ich mir anfänglich erlaubte. Sie bemerkte es, ich ſprach, ſie hörte mich an, obgleich mit etwas ſtrenger Miene. Ihre außerordentliche Liebe für ein altes Kammermädchen, die Schweſter von einem meiner Mönche zu Buſai, entgieng meinen ſcharfen Blicken nicht, ich vergaß kein Mittel dieſe für mich zu gewinnen; durch hundert Piſtolen und unermeßliche Verſprechungen gelang es mir endlich. Sie füllte den Kopf ihrer Gebieterin ganz mit der Idee an, daß man ſie dem geiſtlichen Stand widmen wolle,

und von meiner Seite ſagte ich ihr, daß ich durchaus Mönch werden ſollte. Ein unverſöhnlicher Haß gegen ihre Schweſter, die ſie mehr als ſich von ihrem Vater geliebt ſah, ließ, da ich meinen Bruder *) aus dem nämlichen Grund nicht liebte, ein neues Band zwiſchen uns entſtehen. So entwickelte durch die Aehnlichkeit unſrer Schickſale zuletzt ſich ein Verſtändniß zwiſchen uns. Ich überredete mich, daß wir beyde gleich empfänden, und entſchloß mich mit ihr nach Holland zu flüchten. Nichts war leichter als dies: denn Machecour, wo wir jetzt waren, lag nur eine halbe Meile von der See. Aber eine ſolche Unternehmung erforderte Geld und meine Kaſſe war durch das Geſchenk von hundert Piſtolen, bis auf den letzten Heller erſchöpft. Ich bewies meinem Vater, daß ich mich in meinem Gewiſſen für verpflichtet hielt, die Verwaltung meiner Abteyen, die nach der größten Strenge der Geſetze verſehen werden müßten, ſelbſt zu übernehmen, und dann — das wußte ich — hatte ich Geld im Ueberfluß. Der Vorſchlag gefiel anfänglich nicht, aber da er in der Ordnung war, und es überdies als eine Art von Beweis gelten konnte, daß ich meine Pfründen behalten wollte, weil ich ſie ſelbſt zu verwalten gedächte, ſo konnte es mir nicht wohl verweigert werden.

Tags darauf reiste ich ſogleich nach Buſai, das nur 5 Meilen von Machecour liegt, um es in Pacht zu geben. Ich trat mit einem Kaufmann von Nantes, Jucatieres, in Unterhandlung. Er benutzte meine Eile, und ſchloß, vermittelſt viertauſend Thaler, die er mir baar gab, einen Handel, der ſein Glück gemacht hat. Ich glaubte vier Millionen zu beſitzen. So war ich eben im Begrif mich eines der holländiſchen Flöſſe zu

*) Peter von Bendi.

versichern, die immer vor der Rhede von Reß liegen, als ein unglücklicher Zufall alle meine Maasregeln vernichtete.

Fräulein von Reß, denn seit der Verheurathung ihrer Schwester führte sie diesen Namen, hatte die schönsten Augen von der Welt, aber nie waren sie unwiderstehlicher als wenn sie schmachteten. Einst speiseten wir bei einer Landedelame, eine Meile von Machecoux, und warfen uns durch den Spiegel, der im Nebenzimmer hieng, Blicke zu. Da sie wußte, wie glücklich mich diese Blicke machten, so legte sie in ihre Augen alles was das Morbidezza der Italiener, Zärtliches, Gefühlvolles, Ausdruckvolles andeutet. Aber zum Unglück hatte sie nicht bemerkt, daß Palluau, der nachherige Marschall von Clerambaut, diesem Spiegel gegenüber saß. Unsere stumme Unterhaltung entgieng ihm nicht, und er eilte, Frau von Reß, für die er viel Ergebenheit zeigte, und die er, noch unverheurathet, sehr genau gekannt hatte, aufs pünktlichste davon zu unterrichten. Er versicherte ihr sogar, wie er mir seitdem gesagt hat, daß dies unmöglich die Ersten Blicke von der Art gewesen seyn könnten.

Frau von Reß, die eben so viel Haß gegen ihre Schwester fühlte, wie diese gegen sie, hinterbrachte es noch am nämlichen Abend ihrem Vater, durch den es der meinige eben so schnell erfuhr. Am folgenden Morgen mußten mit der Post von Paris dringende Briefe eingelaufen seyn, und man begnügte sich den Damen blos im Allgemeinen ein flüchtiges Lebewohl zu sagen. Wir reisten bis Nantes, wo wir die Nacht blieben. Ich war, wie Sie leicht denken können, betroffen, gerührt, wie aus den Wolken gefallen. Wem sollte ich diese rasche Trennung zuschreiben? Mir selbst konnte ich nicht

die

die kleinſte Unvorſichtigkeit vorwerfen, und daß Palluau etwas geſehen haben konnte, ahnete ich nicht. Etwas mehr Licht erhielt ich in Orleans, wo mein Bruder, aus Furcht, ich möchte, was ich ſchon einigemal vergebens verſucht hatte, entfliehen, ſich meiner Kaſſe bemächtigte. Nun wußte ich, daß ich durchblickt war, und ich kam mit unbeſchreiblichen Kummer nach Paris zurück.

Hier fand ich Equilli, Waſſe's Onkel, meinen Vetter, den ich kühn für den redlichſten Mann ſeines Jahrhunderts zu erklären wage. Zwanzig Jahre älter als ich, liebte er mich dennoch mit vieler Zärtlichkeit. Noch vor meiner Abreiſe hatte ich ihm meinen Plan, Fräulein von Retz zu entführen, anvertraut, und theils weil er ihn ſehr vortheilhaft für mich fand, theils weil er überzeugt war, daß nur durch dieſe doppelte Verbindung der Glanz unſers Hauſes begründet werden könne, fand er ihn ſeines ganzen Beyfalls werth. Das Ereigniß, wodurch heute eine fremde Familie unſern Namen führt, beweißt hinlänglich, wie ſehr dieſe letztere Vermuthung gegründet war. Jetzt verſprach er mir von neuem, zu Erreichung meines Zwecks ſo viel als möglich behülflich zu ſeyn. Er lieh mir zwölf hundert Thaler, alles was er an baarem Gelde beſaß. Ich ſelbſt entlehnte noch drey tauſend vom Präſident Bavillon. Equilli lud den Steuermann ſeiner Galeere, einen handfeſten und geſchickten Mann, aus der Provence zu ſich ein. Die Gräfinn von Saux, nachmalige Frau von Lesdiguieres, war die einzige, der ich mein Vorhaben entdeckte. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Gründe, warum dieſer Name mich in meiner Erzählung unterbricht, werden Sie in der Folge erfahren.

Ein

.... Ein Nichts gab mir Gelegenheit mit Praslin Streit anzufangen, und nach unbeſchreiblicher Mühe denen auszuweichen, die uns gefangen nehmen wollten, ſchlugen wir uns in den Wald von Boulogne. Ich erhielt eine ziemlich ſtarke Wunde in dem Hals, und verwundete meinen Gegner nicht weniger im Arm. Hier wurden wir von Meillaincour, meines Bruders Stallmeiſter, der mir ſecundirte, aber in dem Unterleib verwundet und entwafnet worden war, und von dem Chevallerie du Pleßis, Praslin's Secundanten, getrennt. Ich that Alles zu Bekanntmachung dieſes Zweykampfs, führte ſogar die Zeugen an, und doch — vergebens iſts ſein Schickſal zwingen zu wollen! fiel es niemand ein, nur eine nähere Erkundigung darüber einzuziehen. — — — — — — — — — — —

. Müſſen Sie nicht in dieſem Fall befürchten, ſagte er zu mir, daß Ihre Neigung für ein ſolches Mädchen Sie in alle die üblen Folgen, die ihr Onkel, der Erzbiſchof von Paris, ſich zugezogen hat, verwickeln wird? Hat er ſie nicht mehr der Niedrigkeit ſeines Geſchmacks, als ſeinen ausſchweifenden Sitten zu verdanken? Den Geiſtlichen geht es wie den Weibern; nur durch die Vorzüge ihres Geliebten können dieſe ſich trotz einem Liebeshandel Achtung erwerben. Aber welchen Vorzug hat Fräulein von Roche außer der Schönheit noch aufzuweiſen? Und reicht dieſe allein hin, einen Abbé zu entſchuldigen, deſſen höchſtes Ziel das Erzbisthum von Paris iſt? Und was wagen ſie, wenn Sie, wie ich glaube, Soldat werden? — Wie können Sie bey einem ſo auffallenden, ſo reitzenden Mädchen, wie ſie, für ſich ſelbſt ſtehen? In ſechs Wochen iſt ſie kein Kind mehr. Der alte Schlaukopf, Epineville, und ihre Mutter, die Kopf zu haben ſcheint, werden ſie ihre Rolle ſchon lehren. Können ſie berechnen, wie weit eine

eine ſolche Schönheit, bei ſo gutem Unterricht Sie führen kann? —

Die Prinzeſſin von Guimene' war von dem Cardinal von Richelieu, weil er ſich überzeugt glaubte, daß ſie ſeiner Neigung für die Königin *) entgegengearbeitet hätte, und ſogar eine Theilnehmerin des Streichs, der ihm durch die Geſellſchafrsdame der Königin, Frau von Fargis, geſpielt worden war, aufs bitterſte gehaßt. Dieſe trug nämlich ein zärtliches Billet, das er an die junge Königin geſchrieben hatte, der Königin Mutter, Marie von Medicis, hin. Der Haß des Cardinals von Richelieu war zu einem ſo hohen Grad geſtiegen, daß er, aus Rache, den Marſchall und Hauptmann der Gardedücorps von Breze verleiten wollte, die Briefe der Frau von Guimene, die ſich in der Brieftaſche des Herrn von Montmorenci, bei ſeiner Gefangennehmung in Caſtelnaudari, gefunden hatten, bekannt zu machen; aber Biederkeit und Aufrichtigkeit bewogen den Marſchall von Breze ſie an Frau von Guimene auszuliefern zu wollen. Dies war beinah zu viel; doch der Cardinal von Richelieu hatte ſich ſonſt durch ſeine Verbindung auf gewiſſe Art geehrt gefunden, auch fürchtete er des Marſchalls Ungeſtüm und ſeine geläufige Zunge bey dem König; und überdies ertrug er ihn, in der Abſicht ſich ſelbſt in ſeiner Familie, deren Einigkeit und Glück er mit Leidenſchaft wünſchte, mehr Ruhe zu verſchaffen. Ihm, der Alles in Frankreich vermochte, wollte nur dies einzige nicht gelinge; denn der Marſchall von Breze hatte gegen den Herrn von la Meilleraie, der damals Grand Maitre von der Artillerie war, und ſeitdem Marſchall geworden iſt, einen

uns

*) Anne von Oeſterreich.

unüberwindlichen Widerwillen gefaßt. Es war ihm unbegreiflich, wie der Cardinal von Richelieu einen solchen Menschen, der freylich sein Verwandter, sonst aber nach der eigenen Behauptung des Marschalls von Breze weiter nichts als ein sehr gewöhnlicher Mensch, mit der unbedeutendsten Figur und von äußerst geringen Verdiensten war, nur in Betracht ziehen konnte.

Ganz anderer Meinung war der Cardinal von Richelieu. Er traute dem Herrn von Maillerais mit Recht vielen Muth zu, und schätzte sogar seine Talente für den Krieg, die an sich auch vielleicht nicht unbedeutend waren, noch weit über ihren Werth. Er bestimmte ihn zur Ausfüllung des Rangs, den wir seitdem durch Herrn von Türenne so ruhmvoll haben behaupten sehen.

Aus allem diesem werden Sie leicht auf die Disharmonie, die in dem Innern der Familie des Cardinals herrschte, und auf seinen innigen Wunsch, sie zu verbannen, schließen können. Zuletzt, da er schon lange mit vielem Eifer daran gearbeitet hatte, glaubte er seinen Zweck nicht besser erreichen zu können, als wenn er die beiden Häupter der Cabale durch sein Zutrauen, das er ihnen, und nur ihnen allein schenkte, zu vereinigen suchte. So theilte er sich zwischen beide vollkommen gleich, und machte sie zu Vertrauten seiner Liebeshändel, die würklich der Größe seiner Handlungsart, und dem Glanz seines Lebens ganz und gar nicht entsprachen.

Marie von Corme, wenig mehr als ein öffentliches Freudenmädchen, war eine seiner Geliebten. Diese opferte ihn dem de Barreaux auf. Eine zweite war Frau von Freges, die Sie noch jetzt mit dem Beynamen eines alten Weibes sich in den Cabinetern einschleichen sehen. Die erste kam des

Nachts

Nachts zu ihm, und gleichfalls des Nachts ſchlich er zur andern, welche ſchon damals von Bukingham und von Epienne verlaſſen worden war. Verkleidet führten ihn die beiden Vertrauten, die nun einen verſtellten Frieden unter ſich geſchloſſen hatten, dahin; und wenig fehlte, ſo wäre Frau von Guimene das Opfer dieſes verſtellten Friedens geworden.

Herr von la Meileraie, ſchlechthin der Grand Maitre genannt, liebte ſie, ohne nur die geringſte Gegenliebe erhalten zu können. Natürlich daß er, durch Temperament und Glück der anmaßendſte Menſch von der Welt, dies unverzeihlich fand. Er klagte und ſie blieb kalt, er drohte und ſie ſpottete ſeiner. Aber, da der Cardinal, den Herrn von Breze endlich dahin vermocht hatte, ihm die Briefe an Herrn von Montmoranci, deren ich vorhin erwähnte, auszuliefern, und ſie nun dem Grandmaitre überlaſſen hatte, ſo wußte dieſer, daß ſie in ſeiner Gewalt war, und ſäumte nicht in einer zweiten Drohung etwas davon mit einfließen zu laſſen. Frau von Guimene ſpottete nicht mehr, aber ſie war aufs äußerſte empört. Eine unbeſchreibliche Schwermuth bemächtigte ſich ihrer ſo ſehr, daß ſie kaum noch kenntlich war. Die Geſellſchaft war ihr unerträglich, ſie reiste nach Couperai, und verſtattete niemanden Zutritt. — — — — — — —

Sobald ich einmal entſchloſſen war, mich mit gelehrten Arbeiten zu beſchäftigen, ſo glaubte ich meinen Zweck nicht beſſer erreichen zu können, als wenn ich mir in meiner Bildung den Cardinal von Richelieu zum Muſter nähme. Ich befolgte dieſen Plan, obgleich meine Verwandten, in dem Wahn, daß mich dies zum Pedanten machen könne, ſich ſelbſt dawiderſetzten. Ich zeichnete mir meine Laufbahn vor, und betrat ſie mit gutem Erfolg. Alle, die den nämlichen Stand erwählt

hatten

hatten, sind mir seitdem gefolgt; aber da ich seit dem Cardinal von Richelieu der erste war, der diesen Weg betrat, so gefiel ihm mein Einfall. Hierzu kam noch, daß der Grandmaitre so oft er bei ihm war, immer sehr vortheilhaft von mir sprach, und so war es natürlich, daß der Cardinal bei verschiedenen Gelegenheiten meiner sehr günstig erwähnte und ein verbindliches Erstaunen bezeigte, daß ich mich nie bei ihm habe sehen lassen, ja selbst dem Herrn von Lingendes, nachmaligen Bischof von Maçon, den Auftrag gab, mich bei ihm einzuführen.

Dies legte zu seinem Unwillen gegen mich den ersten Grund; denn, anstatt seinem Zuvorkommen zu entsprechen, und den Bitten des Grandmaitre, der mir unablässig anlag, ihm meinen Hof zu machen, nachzugeben, vergalt ich sie nur mit den übelsten Ausflüchten. Bald war ich krank, bald verreiste ich; genug es war nur allzusichtbar, daß ich mich nicht an den Cardinal binden wollte, und dieser große Mann besaß die Schwäche, sich über unbedeutende Dinge nicht hinwegzusetzen, in ihrem ganzen Umfang. Dies bewies er an mir; denn, als um diese Zeit die Geschichte der Verschwörung von Johann Ludwig von Fiesco *), die ich im achtzehnten Jahr geschrieben, durch die Unvorsichtigkeit von Lauzieres, dem allein ich sie zum Durchlesen anvertraut hatte, bekannt gemacht, und von Bois-Robert zu dem Cardinal gebracht worden war, sagte er, in Gegenwart des Marschall von Etrees und des von Senneterre ganz laut: Hier entwickelt sich ein gefährliches Genie! — Durch den letztern erfuhr es mein Vater

*) Johann Ludwig von Fiesco, Urheber der Verschwörung in Genua. — Er stürzte sich den ersten Jan. 1557 ins Wasser und ertrank.

noch am nämlichen Abend, und ich fühlte wohl, daß
ſo gut wie mir ſelbſt geſagt war. Doch blieb ich
n, für mich ſelbſt, der Handlungsart getreu, die
bis dahin nur aus Rückſicht für den perſönlichen
ß der Frau von Guimene gegen den Cardinal, be-
gt hatte. — — — — —

Der Beifall, den ich in den Verſammlungen der
rbonne einärndete, gab mir Geſchmack für dieſe Art
Ruhm. Ich ſtrebte nach größern Lorbeeren, und
ete mir ein, daß meine Predigten gefallen könnten.
n rieth mir, zuerſt in kleinen Klöſtern aufzutreten,
mich nach und nach daran zu gewöhnen, aber ich
t gerade das Gegentheil. Ich predigte bey den klei-
Carmelitern an großen Feſten, in Gegenwart der
niginn und des ganzen Hofs, und dieſe Kühnheit
arb mir einen zweiten Lobſpruch von dem Cardinal
Richelieu. Denn als man ihm ſagte, daß ich gut
redigt habe, erwiederte er: Der Werth einer
ndlung läßt ſich nicht nach dem Erfolg beurtheilen;
Abbe iſt ein Verwegener. — Für einen zwei und
nzigjährigen Menſchen war ich, wie Sie ſehen, würk-
damals beſchäftigt genug. — — — — — —

Der Graf *), der mich ſehr liebgewonnen hatte,
für den ich auf meiner Seite viele Zuneigung fühl-
reiste, aus Furcht arretirt zu werden, in der Nacht
Paris nach Sedan, ab. Des Abends um 10 Uhr
er mich holen und vertraute mir ſein Vorhaben.
ne dringenden Bitten, ihn begleiten zu dürfen, wa-

*) Ludwig von Bourbon, Graf von Soiſſons. Er ward in der Schlacht von Marfee nahe bei Sedan 1641. getödtet.

ren vergebens; sein ausdrückliches Verbot untersagte es mir, doch vertraute er mir Vanbroc, einen flandrischen Lautenspieler, der um alle seine Geheimnisse wußte. Er gäbe ihn in meine Verwahrung, sagte er, und wolle ihn von mir zurückfordern; ich solle ihn bey mir verbergen und nur des Nachts ausgehen lassen. Es gelang mir, diesen Auftrag sehr glücklich auszuführen; ich verbarg Vanbroc in einem Verschlag, wo nur eine Katze oder der Teufel selbst ihn finden konnte. Der Graf selbst war nicht so vorsichtig, denn er ward — wie ich wenigstens immer vermuthet habe, durch den Castelan des Hotels von Soißons — verrathen, und ich war nicht wenig überrascht, als ich eines Morgens um 6 Uhr mein ganzes Zimmer voll Menschen sah, die mich durch Einstoßen der Thüre gar unsanft aufgeweckt hatten. Der Prevot de l'Isle näherte sich mir und fragte, fluchend, wo Vanbroc sey? Vermuthlich in Sedan, antwortete ich. Er verdoppelte seine Verwünschungen, und alles, bis auf das Bettstroh ward nach Vanbroc durchsucht. Alle meine Bedienten wurden mit der Tortur bedroht, aber keiner von ihnen, ein einziger ausgenommen, war im Stande ihnen Auskunft zu geben. An den Verschlag, der auch würklich kaum zu bemerken war, dachten sie nicht, und so verließen sie mich sehr unzufrieden. Geschichten dieser Art mußten, wie Sie leicht denken können, die Aufmerksamkeit des Hofs auf mich ziehen.

Hören Sie jetzt eine zweite. Mein zweijähriger Aufenthalt in der Sorbonne ging zu Ende; es sollte nun öffentlich, im Namen der ganzen Facultät, erklärt werden, wer sich bey seinen Studien am meisten ausgezeichnet hätte; und diese Erklärung geschah immer mit großen Feyerlichkeiten. Ich war stolz genug, auf den ersten Rang Anspruch zu machen, und glaubte ihn keineswegs, an den Abbe von la Mothe Houdancourt, der

der jezt Erzbischof von Auch ist und über den ich in unsern gelehrten Streitigkeiten unläugbare Vortheile erfochten hatte, abtreten zu müssen.

Jezt gab der Kardinal von Richelieu, der diesem Abbe die Ehre erzeigte, ihn für seinen Verwandten zu erkennen, seinem Onkel dem Großprior von la Porte, den Auftrag, ihn der Sorbonne zu empfehlen. Was ich hierbei that, war mehr als man von meinem Alter erwarten konnte. Kaum hatte ich es erfahren, so eilte ich zu Herrn Raconis, Bischoff von Lavaur, und bat ihn dem Herrn Cardinal zu sagen, daß ich, im Gefühl der ihm schuldigen Hochachtung sogleich, als ich erfahren, welchen Antheil er daran nähme, meine Ansprüche aufgegeben habe. Ich erhielt am folgenden Morgen durch Herrn von Lavaur die Antwort des Cardinals, daß der Abbe von la Mothe den gewünschten Rang nicht meiner Großmuth, sondern seinem Verdienst, dem er gar nicht verweigert werden könnte, zu verdanken haben sollte. Ich war beleidigt, aber ich faßte mich, und antwortete nur durch ein Lächeln und eine tiefe Verbeugung. Aber nun verfolgte ich mein Ziel, und es gelang mir den ersten Rang mit 84 Stimmen zu erhalten. Der Cardinal von Richelieu, der allenthalben und in allem herrschen wollte, war bis zum Lächerlichen aufgebracht. Er drohte den Deputirten der Sorbonne, was er angefangen hätte zu bauen, eben so schnell wieder niederzureißen, und überhäufte mich nun mit Lobsprüchen, welche die äußerste Erbitterung athmete.

Meine ganze Familie bebte. Mein Vater und meine Tante von Magnelai, die Sorbonne, Remebroc, mein Bruder, der in derselben Nacht abreiste, Frau von Guimene, die, wie nur allzusichtbar war, viel Gewalt über mich hatte, alle drangen ungestümm in

mich, daß ich mich entfernen und nach Italien reisen möchte. Ich that, was sie wünschten und blieb bis zur Hälfte des Augusts zu Venedig. Hier lag es nicht an mir, daß ich nicht von Banditen sterben mußte, denn ich verliebte mich zum Zeitvertreib in die Signora Vendramina, eine edle Venetianerinn, eines der liebenswürdigsten Wesen, die ich je gekannt habe. Der Gesandte des Königs, Präsident von Maille, der die Gefahren, die mit einer Intrigue in diesem Lande unausbleiblich verbunden sind, wohl kannte, befahl mir, mich zu entfernen. Ich reiste durch die Lombardie, und kam gegen Ende des Septembers nach Rom. Hier war der Marschall von Etrees Gesandter, und dieser gab mir Verhaltungsregeln, deren Zweckmäßigkeit mir zuletzt einleuchtete. Ich beschloß, mir an dem geistlichen Hof, der mich einmal in diesem Stand sah, so wenig Lust ich auch übrigens der Kirche getreu zu bleiben fühlte, Ansehen zu erwerben. Voll von diesem Plan, wußte ich jeden Schatten von Ausschweifung und Liebeshändeln von mir zu entfernen; die äußerste Bescheidenheit bestimmte die Wahl meiner Kleidung, und mein übrigens sehr großer Aufwand, geschmackvolle Livreen, reiche Equipagen, und ein Gefolg von sieben oder acht Edelleuten, worunter vier Maltheserritter waren, setzten meine persönliche Enthaltsamkeit nur desto mehr ins Licht. Ich disputirte in den Hörsälen der Weisheit, die dort lange nicht so gelehrt als die Sorbonne sind, und das Glück trug auch hier zu meiner Erhebung bey. Einst spielte ich in den Bädern des Kaisers Antoninus Ball, als mir der Reichs-Gesandte, Fürst von Schemberg, sagen ließ, ich sollte ihm meinen Platz überlassen. Ich antwortete, daß ich nichts wüßte, was ich Seiner Excellenz nicht gern abträte, wenn er mich darum ersuchte, aber auf einen Befehl könne ich nichts erwiedern, als daß nur der Gesandte meines Königs

das

Recht habe, mir dieſen zu geben. Da er darauf
and und mir ein zweites Mal durch eine ſeiner Sta-
n ſagen ließ, vom Spiel wegzugehen, widerſetzte
mich. Mehr aus Stolz, weil ich ſo wenig Leute
meiner Vertheidigung hatte, als aus irgend einer
ern Rückſicht ließen die Teutſchen mein Betragen
gerügt. Was dieſe Kühnheit eines ſo beſcheidenen
bes gegen einen Geſandten, der ſtets von einem Ge-
von hundert Soldaten zu Pferd begleitet wurde,
Rom für Aufſehen machte, iſt unbeſchreiblich.
lbſt auf den verſtorbenen Cardinal Mazarin machte
er Zug, wie Roze, den Sie als Cabinetsſecretär
nen, und der gerade damals bei dem Ballſpiel war,
ihlt, einen ſo tiefen Eindruck, daß er noch oft ſeiner
ähnt haben ſoll. — — — —

Die Geſundheit des Kardinals von Richelieu ward
eſſen immer wankender, und natürlich öfneten ſich
mögliche Ausſichten auf das Erzbisthum von Pa-
In ſeiner Einſamkeit zu Sedan hatte der Graf ei-
en Anſtrich von Frömmigkeit angenommen, und er
chte ſich auf einmal Vorwürfe, daß er unter dem
men von Cuſtodi-Nos mehr als hunderttauſend Li-
s jährliche Einkünfte in Pfründen beſaß. Er ſchrieb
meinen Vater, daß er mir, ſobald er den Hof auf
e für mich vortheilhafte Art zu ſeiner Losſagung
eitwillig finden würde, einige derſelben überlaſſen
llte. Durch alle dieſe vereinten Rückſichten ward
n Entſchluß, den geiſtlichen Stand zu verlaſſen, zwar
ht vernichtet, aber doch aufgeſchoben. Noch mehr,
fand mich durch ſie angefeuert, ihn nur auf eine eh-
volle Art unter großen Thaten zu verlaſſen; und da
noch keine nahe Gelegenheit dazu ſah, beſchloß ich
ch in meinem jetzigen Stand, auf das höchſte auszu-
hnen. Der erſte Schritt hierzu war die ſtrengſte

Eingezogenheit; ich widmete meine Stunden den Wiſſenſchaften, ſah wenig Menſchen, und vermied, außer Frau von Guimene, faſt allen weiblichen Umgang. — —

Gerade 14 Tage vor dieſem Abentheuer war der Teufel der Prinzeſſinn von Guimene *) erſchienen, und durch die Beſchwörungen des Herrn von Andilli **) citirt, erſchien er ihr nun oft. Vielleicht zwang ihn dieſer letztere, um die ſchöne Andächtige, in die er noch mehr als ich, aber in Gott, ganz rein und geiſtig, verliebt war, in Furcht zu ſetzen. Auch ich ſendete einen Dämon an ſie ab, aber einen Dämon von einer wohlthuendern und lieblichern Geſtalt. So lockte ich ſie nach Verlauf von ſechs Wochen von Port-Royal, wohin ſie von Zeit zu Zeit mehr auf Abentheuer als zur Einſamkeit flüchtete, ganz hinweg. Ich fuhr fort, ihr meine Huldigungen mit vieler Emſigkeit zu weihen, und hierdurch gelang es mir, mit Hülfe anderer Zerſtreuungen, den Gram zu vermindern, den die Abneigung gegen meinen Stand unabläſſig im Innerſten meiner Seele nährte. Beynah wäre aus dieſen Zaubereien ein Wetter hervorgegangen, das, wenn anders das Schickſal meine Pläne hätte begünſtigen wollen, vielleicht ganz Europa eine andere Geſtalt gegeben hätte. Der Cardinal von Richelieu liebte den Witz, aber er verzieh ihn nie, wenn er gegen ihn gerichtet war, ob er gleich ſelbſt, wie alle ſo geſtimmte Menſchen, einen beißenden Witz beſaß. So ſagte er einſt in einem großen Cirkel der Frau

*) Dieſe Prinzeſſinn von Guimene war Anne von Rohan, Tochter von Peter von Rohan, Prinz von Guimene und von Magdalene von Rieux von Chateauneuf.

**) Robert Arnold Herr von Andilli, im Jahr 1589 geboren, und durch ſeine Werke wie durch ſeinen Aufenthalt in der Abtei von Port-Royal des Champs, berühmt. Er ſtarb im Jahr 1674.

Frau von Guimenee eine Anſpielung, die jedermann ſogleich auf mich bezog. Wie ſehr ſie ſich auch beleidigt fühlte, ſo war ich es doch bei weitem mehr; denn das Band, das ſich zwiſchen uns geknüpft hatte, ſo loſe es auch zuweilen war, ließ gleichwohl keine Trennung unſers Intereſſe zu. In demſelben Zeitpunct fand der Cardinal an Frau von la Meilleraie *), die auch ich, trotz ihrer Thorheiten, liebte, ſo viel Geſchmack, daß der Marſchall **) ſogar noch vor ſeiner Abreiſe zur Armee, darauf aufmerkſam ward. Die Vorwürfe, die er ſeiner Frau deshalb machte, waren ſo ungeſtüm, daß ſie ihm eine noch gröſſere Eiferſucht zutrauen muſſte, als die Ehrſucht war, die er beſas. Ihre Furcht für ihn war unbeſchreiblich, und ihre Neigung für den Cardinal ſehr lau. Der Cardinal war auch überdies durch ſeine Kränklichkeit älter als durch ſeine Jahre, und es iſt merkwürdig, daß er, der ſonſt nirgends als Pedant erſchien, es nur in der Liebe war. Die Schilderungen von ſeinen Bemühungen um ſie, die ich erfuhr, waren würklich unbeſchreiblich lächerlich. Da er ſie aber mit ſolchem Eifer fortſetzte, daß er die Dame ſogar bewog, öftere Reiſen nach Ruel ***), ſeinem gewöhnlichen Aufenthalt, zu thun, merkte ich wohl, daß die kleine Seele der Schönen dieſer glänzenden Eroberung gewiß nicht lange widerſtehen würde, und daß ſelbſt die Eiferſucht des Marſchalls, ſchon bei den Vorſtellungen des befriedigten Eigennutzes wanken, und ſeiner Schwachheit für den Hof, die nie jemand mehr gehegt

*) Frau von la Meilleraie war Marie von Coſſe, Tochter von Franz von Coſſe, Herzog von Briſſac.

**) Carl von la Porte, Marſchall von la Meilleraie.

***) Landhaus des Cardinal Richelieu, drei franzöſiſche Meilen von Paris.

hat, vollkommen weichen würde. Meine Leidenschaft war noch im ersten Feuer, und ich mahte mir das Vergnügen meines Triumphs über den Cardinal, bei einem so schönen Kampf, so reitzend vor, daß ich bis im Innersten der Seele vor Verdruß glühte, als ich die ganze Familie auf einmal verändert fand. Der Mann widersetzte sich jetzt den öftern Reisen nach Ruel nicht mehr, und die Frau hatte mir nichts mehr zu sagen, als unbedeutende Geheimnisse, die ich oft für erdichtet erkannte. So vereinigten sich der Zorn von Frau von Guimenee, dessen Veranlassung Sie schon wissen, die Eifersucht über Frau von la Meilleraie, und meine unbesiegbare Abneigung gegen meinen Stand, in Einem unglücklichen Moment, und brachten eins der größten und berühmtesten Ereignisse unsers Jahrhunderts hervor.

la Rochepot *), Geschwisterkind mit mir, und mein vertrautester Freund, stand in den Diensten des verstorbenen Herzogs von Orleans **), und besaß sein ganzes Vertrauen. Er war ein Sohn der von dem Minister verfolgten, verstorbenen Frau von Fargis, und haßte schon deshalb den Cardinal von ganzem Herzen. Auch hielt der Cardinal seinen Vater noch immer in der Bastille gefangen, und hatte noch ganz neuerlich dem Marschall von la Meilleraye das Regiment von Champagne für ihn verweigert. Natürlich, daß wir beyde oft die Lobredner des Cardinals wurden. Eben so oft war die Schwäche von Monsieur, der Gegenstand unserer beißenden Ausfälle. Dieser hatte den Grafen dahin gebracht, das Königreich zu verlassen und nach Sedan zu flüchten; unter dem Versprechen, ihm bald selbst dahin zu folgen. Jetzt aber war Er von Blois schimpflich

*) Sohn von Antoine von Silly, Graf von la Rochepot.

**) Gaston Jean Baptist von Frankreich, geboren 1608 und in Blois gestorben 1660.

an den Hof zurückgekehrt. Es war leicht daß wir
, ich eben ſo voll von den Gefühlen, die ich Ih-
eſchildert habe, als er von denen, die der Zuſtand
s Hauſes ihm einflößen mußte, auf Einen Gedan-
erfielen, nehmlich uns der Schwachheit von Mon-
, zur Ausführung deſſen, wozu die Kühnheit ſei-
eute ihn in Corbie beynah gezwungen hätte, zu be-
n. Dies letztere bedarf eine nähere Erläuterung.
Als die Feinde im Jahr 1636 unter der An-
ng des Prinzen *) Thomas von Savoyen
Picolomini in die Picardie eingedrungen waren,
der König ſelbſt dahin, und brachte ſeinen
er als General, und den Grafen als General-
nant mit ſich. Beyde ſtanden damals in ſehr
htem Vernehmen mit dem Cardinal, und nur die
endſte Nothwendigkeit, da die Spanier ins
des Königreichs einzudringen drohten, und ſchon
ie, la Capelle und la Catelet, weggenommen hat-
bewog ihn dieſe Stellen an ſie zu vergeben. Aber
waren die Spanier in die Niederlande zurückge-
n und Corbie vom König wieder eingenommen, ſo
e Alles angewandt, um den Grafen, der durch
n Muth, durch ſeine Liebenswürdigkeit und durch
n Aufwand, die Eiferſucht des Miniſters rege ge-
t hatte, überdies in einem ſehr engen Verhältniß
Monſieur ſtand, und, was mehr als alles war,
Capitalverbrechen begangen hatte, die Verbindung
Marie **) von Aiguillon auszuſchlagen, zu ſtürzen.
Epinai, Montreſor und la Rochepot verſuchten
, um durch das Gefühl von Furcht in Monſieur,

*) Thomas Franz von Savoyen, Prinz von Carignon, Sohn von Carl Emanuel, Herzog von Savoyen, geſtorben 1656.

**) Marie von Wignerod, geſtorben 1675.

zuletzt den Muth zu erwecken, ſich von dem Cardinal loszureißen. Auf der andern Seite ſuchten St. Ibalt, Varicarvielle, Bardonville und Beauregard, den Grafen zu dieſem Schritt zu bewegen. Bis zum Entſchluß wurden beide gebracht, aber die Ausführung erfolgte nicht. Der Cardinal war zu Amiens in ihrer Gewalt, — und ſie blieben in Unthätigkeit; warum? habe ich nie erfahren. Alle haben mit mir davon geſprochen und jeder ſchob die Schuld auf die andern. So iſt mir dieſe Sache immer dunkel geblieben; nur dies weiß ich, daß, ſobald ſie wieder in Paris waren, ein paniſches Schrekken ſie alle überfiel. Der Graf flüchtete nach Sedan, das damals unter der Oberherrſchaft des Herrn von Bouillon *) ſtand, Monſieur gieng nach Blois, und Herr von Retz **), der an der Unternehmung in Amiens zwar keinen Theil gehabt hatte, aber dem Grafen ſehr anhieng, reiste des Nachts mit der Poſt von Paris ab und nach Belle-Isle. Der König ſchickte den Grafen von Guiche ***), jetzigen Marſchall von Gramont und den Staatsſecretär und engſten Vertrauten des Cardinals, Herrn von Chavigni ****) nach Blois ab. Dieſe beyden ſpiegelten Monſieur das Schickſal, das ihn erwartete, wenn er nicht nach Paris zurück käme, ſo lebhaft vor,

*) Friedrich, Marik de la Tour von Auvergne, Prinz von Sedan, Herzog von Bouillon, geboren 1605. geſtorben 1652.

**) Peter von Gondi, älteſter Bruder des Cardinals.

***) Anton von Gramont, der dritte dieſes Namens, geboren 2604. geſtorben 1678.

****) Leon Bouthilier, Sohn von Claude Bouthilier und von Marie von Bragelonne, ſtarb wie ſein Vater im Jahr 1652.

er, daß er wieder dahin kam, wo seine Furcht in-
er neuen Zuwachs erhielt. Denn alle Bedienten sei-
es Hauses, die nicht von dem Hof bestochen waren,
ateten ihr Möglichstes ihn von dieser Seite, welches
ine schwächste war, zu fassen, um ihn auf diese Wei-
zu nöthigen, für seine, oder vielmehr für ihre Sicher-
eit zu sorgen. Auch wir nun hofften durch diese unbesieg-
are Furchtsamkeit ihn in unsre Pläne verwickeln zu kön-
en. Nie hab' ich einen Mann gekannt, dessen gan-
s Wesen, wie das seinige, so sehr diese einzige Far-
e getragen hätte. In seinen Entwürfen war er Alles;
der Ausführung Nichts. Wenn er auch zuweilen
inen Entschluß faßte, so war ein gewaltsamer Stoß
on außen erforderlich, um ihn zum Handeln zu bringen.
Rochepot hatte kein Mittel unversucht gelassen; aber
ls er nun sahe, daß ewige Ausflüchte und Zweifel an
er Möglichkeit seiner vorgeschlagenen Mittel, seine
anze Ernte waren, ersann er einen kühnern Ausweg,
er nur durch ein, den gewagten Unternehmungen oft
ünstiges Schicksal, weniger gefährlich schien als er es
ar. Der Cardinal von Richelieu sollte Taufzeuge von
Rademoiselle *) seyn, die, wie Sie leicht denken,
war schon längst, aber bis jetzt noch ohne die feyerli-
hen Ceremonien, getauft war. Zu diesem Zweck soll-
e er in den Dom, wo sie wohnte, gehen und die Tau-
e sollte in der Capelle vollzogen werden. Jetzt sollte
man, nach Rochepots Meinung, nicht müde werden,
Monsieur jeden Augenblick die Nothwendigkeit, den
Cardinal aus dem Weg zu räumen, aufs dringendste
vorzustellen, doch mit ihm von der innern Einrichtung der

Un-

*) Anne, Marie, Luise von Orleans, Tochter von Gaston, Jean Baptist von Frankreich und von Marie von Bourbon, Herzogin von Montpensier, ward geboren 1627 und starb 1693.

Unternehmung weniger als gewöhnlich sprechen, um das Geheimnis nicht aufs Spiel zu setzen, und sich blos begnügen ihn im Allgemeinen davon zu unterhalten, damit er sich daran gewöhnen, und man ihm zu rechter Zeit beweisen könnte, er habe Alles gewußt.

Durch mehrere Erfahrungen, so behauptete Rochepot ferner, sey es erwiesen, daß Monsieur auf keinem andern Weg zu dienen sey; dies habe Monsieur ihm selbst öfter versichert. Jetzt bliebe also nichts übrig als sich einiger braven, einer entschlossenen Handlung fähigen Leute zu versichern, unter dem Vorwand einer Entführung auf den Weg nach Sedan untergelegte Pferde bereit zu halten, und die That im Namen von Monsieur und vor seinen Augen, am Tage der Feyerlichkeit in der Kapelle auszuführen. Wäre sie einmal vollführet, so würde Monsieur sich gern dazu bekennen, und in der Zwischenzeit, wo die Verwirrung der Unterminister und die Freude des Königs sich von seinem Tyrannen befreyt zu sehen, den Hof in die Lage versetzen würde, vielmehr auf die Untersuchung der That als die Verfolgung der Thäter bedacht zu seyn, würden wir ihn unverzüglich nach Sedan bringen.

Dies war Rochepots Plan und gewiß er war nicht unausführbar. Schon die sonderbare Würkung, die der Gedanke der nahen Möglichkeit auf mich machte, so ganz verschieden von dem Eindruck einer bloßen Speculation, überzeugte mich davon. Wohl hundertmal hatte ich die Unthätigkeit Monsieurs und des Grafen, in Amiens bitter getadelt. Ich selbst hatte die erste Idee zu dieser Unternehmung in Rochepots Seele geweckt, und jetzt da ich mich so nahe am Ziel, so nahe der Ausführung meines Plans sahe, regte sich ein Etwas in mir, das vielleicht für Bangigkeit hätte gelten können. Ich weiß nicht ob es Täuschung war, daß ich dies Gefühl für

für einen Gewiſſenszweifel, den die Vorſtellung eines Prieſtermords in mir aufregte, hielt. Aber la Rochepot ſpottete meiner, und ſagte mir: Werden Sie im Felde, aus Furcht Schlafende zu morden kein Lager überfallen wollen? — Ich ſchämte mich meiner Bedenklichkeit, und beruhigte mich über ein Verbrechen, das wir durch große Beyſpiele geheiligt und durch große Gefahren gerechtfertigt und veredelt ſchien. Unſer Entſchluß war nun überlegt und gefaßt. Noch denſelben Abend warb ich Aunoi an, der jetzt unter dem Namen Marquis von Piennes am Hof iſt, und Rochepot verſicherte ſich des la Frette, des Marquis von Boiſſi und von Fourville, deren Ergebenheit für Monſieur und Haß gegen den Cardinal er kannte. Alle Maaßregeln waren genommen, die Ausführung war ſicher, und ſo groß auch die Gefahr war, konnten wir doch mit Wahrſcheinlichkeit darauf rechnen, frey herauszukommen, weil die Wache von Monſieur, die im Innern war, uns unfehlbar gegen die Wache des Cardinals, die nur an der Thür ſtehen durfte, in Schutz genommen haben würde. Aber ſein Glück, mächtiger als ſeine Wache, rettete ihn aus dieſer Gefahr. Er oder Mademoiſelle, ich erinnere mich nicht mehr deutlich, ward krank, die Feyerlichkeit wurde verſchoben und die Gelegenheit war entſchlüpft. Monſieur kehrte nach Blois zurück, und der Marquis von Boiſſi erklärte, daß er zwar ewig ſchweigen würde, aber ſich auf immer von uns losſage, weil ſich der Cardinal, ich weiß nicht wodurch, ein Recht auf ſeine Dankbarkeit erworben habe.

So glänzend auch dieſe Unternehmung, wäre ſie gelungen, für uns geweſen ſeyn würde, ſo geſtehe ich Ihnen doch, daß ſie mir nie gefiel. Zwar iſt mir ihr Andenken weniger peinlich als die Erinnerung an jene bey-

beyde Ihnen schon gestandenen Versündigungen gegen die Moralität, aber doch würde mein Herz sich leichter fühlen, wenn ich nie diesen Plan gehabt hätte. Das alte Rom würde eine solche That bewundert haben; aber das alte Rom ist nur wegen einer solchen Bewunderung nicht bewundernswerth. Sie sehen, mit welcher Bereitwilligkeit ich Ihnen selbst das Gewebe meiner Gedanken zergliedere; mit so viel dankbarer Zärtlichkeit hat mich Ihre Theilnahme, nähern Aufschluß über meine Handlungen haben zu wollen, durchdrungen, und ich finde ein unbeschreibliches Vergnügen darin, sie im Innersten der Seele aufzusuchen und Ihrer Prüfung zu unterwerfen.

Es ist oft Thorheit in eine solche Verbindung zu treten, aber es ist immer weise, in der Folge, wenigstens eine Zeitlang auf seiner Hut zu seyn. — Gefahren dieser Art dauern noch, wenn die Gelegenheit vorüber ist, und es ist nothwendig in den folgenden Momenten mit Klugheit und Vorsicht über sich zu wachen.

Der Graf von la Rochepot reiste, da er unsern Plan vereitelt sah, auf 7 oder 8 Monate nach Commerci, das ihm zugehörte. Der Marquis von Boisst besuchte seinen Vater den Herzog von Rouanez in Poitou, Pienne, la Frette und l'Etourville wollten ihre väterlichen Fluren wiedersehen, und ich, durch mein Herz an Paris allein gefesselt, lebte das eingezogenste, sittsamste Leben, studirte fast den ganzen Tag, und erschien selten und nie anders als mit dem ganzen Anstand eines gewissenhaften Dieners Gottes. Wir hatten uns alle so sehr in unsrer Gewalt, daß nie, so lange die Epoche des Cardinals dauerte, und gewiß hat nie ein Minister so gute Kundschafter gehabt wie er, nicht das leiseste Gerücht von dieser Unternehmung entstand. Erst nach seinem Tode blieb sie durch la Frettes und Etour-

villes

nes Unvorsichtigkeit kein Geheimniß mehr. Unvorsichtigkeit verdient dies mit Recht genannt zu werden, weil die Klugheit stets verbietet, den Verdacht einer Handlung, die von Andern gefürchtet wird, auf uns zu ziehen.

Endlich lockte uns die Erklärung des Grafen wieder aus unsern Schlupfwinkeln hervor, und beim Schall seiner Trompeten wachten wir von Neuem auf. Hier ist es nöthig in seine Geschichte zurückzugehen. Einzig aus Sorgfalt für seine Sicherheit, die er am Hof nicht finden konnte, hatte er sich, wie bereits gesagt ist, nach Sedan geflüchtet. Hier schrieb er, gleich nach seiner Ankunft, an den König, versicherte ihn seiner Treue und versprach ihm, während seines dortigen Aufenthalts nichts gegen seinen Dienst zu unternehmen. Und gewiß, er blieb seines Versprechens gewissenhaft eingedenk. Die Anerbietungen Spaniens und des Kaisers machten keinen Eindruck auf ihn, unwillig wies er die Rathschläge von St. Ibal und Bardouville die ihn zur Empörung reitzen wollten, zurück. Alle diese genauen Nachrichten erfuhr ich, auf des Grafen Befehl durch Cambion, einen seiner Leute, der zu Besorgung seiner Angelegenheiten, die er vielleicht am Hof haben könnte, in Paris zurückgeblieben war. Noch ist mir die Stelle eines seiner Briefe an Cambion vorzüglich gegenwärtig. „Nichts „wird, so sind seine eigenen Worte, von jenen, Ihnen schon bekannten Menschen vergessen, um mich „zu einer Unterhandlung mit den Feinden zu bewegen, „und sie beschuldigen mich der Schwäche, weil ich vor „den Beyspielen eines Carls von Bourbon oder Roberts von Artois zurückbebe.“ Diese Stelle mußte mir Cambion ganz vorlesen um meine Meinung darüber zu hören. Ich ergriff unverzüglich die Feder, und schrieb am Rand der von ihm bereits angefangenen Antwort:

Und

Und ich, ich beſchuldige jene der Tollheit! — Dies war gerade der Tag wo ich nach Italien abreiſte; und was mich zu dieſer Aeuſerung bewog, war Folgendes. Jene Kühnheit des Herzens, die gewöhnlich durch den Namen Tapferkeit bezeichnet wird, war dem Grafen in vollſtem Maaß eigen, da ihm hingegen von der Kühnheit des Kopfs, die wir Entſchloſſenheit nennen, der gewöhnlichſte Grad zu Theil worden war. Die erſte iſt eine gewöhnliche, faſt gemeine Tugend; die zweyte wird ſeltener gefunden als man glaubt. Dennoch iſt ſie zu wichtigen Unternehmungen weit unentbehrlicher als jene, und giebt es etwas Wichtigers als das Haupt einer Parthey zu ſeyn? — Die Triebfedern, welche die bey Anführung einer Armee würken müſſen, ſind weit leichter zu durchſchauen, wichtiger und verwickelter wird ihr Spiel bey Verwaltung eines Staats, aber nirgends ſind ſie ſo fein und zerbrechlich wie bey einer Staatsparthey? Nach meiner Ueberzeugung ſind zu einem guten Partheyhaupt größere Talente erforderlich als zu einem Monarchen des Erdkreiſes. Entſchloſſenheit geht hier mit Beurtheilungskraft — jener unerſchrockene Beurtheilungskraft nehmlich, die das Außerordentliche immer vom Unmöglichen zu unterſcheiden weiß — Hand in Hand. Und von dieſer hohen Naturgabe, die ſogar in einer großen Seele ſelten gefunden, und doch nirgends anders als in einer großen Seele gefunden wird, beſaß der Graf auch nicht den kleinſten Grad. Sein Geiſt erhob ſich nicht über das Mittelmäßige, und war daher für jeden ungerechten Argwohn empfänglich. Von allen Charakteren iſt wohl keiner ſo unfähig ein würdiges Partheyhaupt zu ſeyn wie dieſer. Für dieſes iſt es unentbehrlich, bey vielen Gelegenheiten oft den rechtmäßigſten Verdacht wegzuweiſen, und in allen Fällen ihn verbergen zu können.

Dies

Dies waren die Gründe, die mich bestimmten, der Meinung derer, die den Grafen in einen bürgerlichen Krieg verwickeln wollten, nicht beyzutreten. Der Vernünftigste und Gemäßigste von allen Vornehmen, die den Grafen umgaben, Varicarville, hat mir seitdem versichert: er habe, sobald er jene Worte, die ich auf Campions Brief schrieb, gelesen, die Bewegründe zu diesem meiner Neigung widersprechenden Urtheil sogleich errathen.

So widerstand der Graf dieses und das folgende Jahr allen Bitten Spaniens, und den beschwerlichen Zudringlichkeiten seiner eigenen Anhänger mehr durch Varicaville's weise Rathschläge als aus eigener Kraft. Aber von den Beängstigungen des Cardinals von Richelieu, der ihm unter dem Namen des Königs täglich unangenehme Aufschlüsse gab, konnte ihn Nichts retten. Ich begnüge mich hier, weil eine genaue Erzählung allzuweit führen würde, Ihnen bloß anzudeuten, daß der Minister durch Kunstgriffe, welche gegen Unglückliche diejenige sich immer erlauben, die von dem Glück bis zu einem gewissen Grad begünstigt sind, den Grafen, selbst gegen seine eigenen Vortheile, zu einem bürgerlichen Krieg dahinriß.

In einem Zeitpunkt, wo die Gemüther sich immer mehr zu erbittern anfiengen, erhielt ich von dem Grafen den Befehl, eine geheime Reise nach Sedan zu thun. Ich sah ihn des Nachts in seinem gewöhnlichen Zimmer, in Gegenwart von Herrn von Bouillon, St. Ibalt, Bardonville und Varicarville, und erfuhr bald, daß die wahre Ursache meiner Reise keine andere war, als die Begierde, mündlich und umständlicher als durch Briefe geschehen kann, über die allgemeine Stimmung in Paris Aufschluß zu erhalten. Was ich ihm hierüber sagte, mußte ihm nothwendig äußerst willkommen

seyn. Ich versicherte ihn, daß er in Paris würklich in eben dem Grade, geliebt, verehrt und angebetet, wie sein Feind gefürchtet und verabscheut sey, und Herr von Bouillon, der nun einmal auf einem öffentlichen Bruch bestand, benutzte dies sogleich, um diese Vortheile weit über ihren Werth anzuschlagen. St. Ibalt unterstützte ihn mit Nachdruck, aber Varicarville kämpfte gegen beyde. Mir verschloß das Gefühl meiner Jugend so lange den Mund, bis der Graf mich zum Reden zwang. Jetzt sagte ich ihm, daß, meiner Meinung nach, ein Prinz vom Geblüte lieber einen bürgerlichen Krieg anfangen, als seinem Rang und seiner Würde etwas vergeben dürfe, aber daß auch nichts Anderes als diese beyden Rücksichten ihn dazu berechtigen könnten. Durch jede Empörung, die durch ihre Verletzung nicht nothwendig gemacht sey, würden beyde aufs Spiel gesetzt, und Er selbst scheine nur um so weiter von dieser Nothwendigkeit entfernt, da ihn sein Aufenthalt in Sedan vor solchen Erniedrigungen, wie zum Beyspiel die, selbst im Hause des Cardinals diesem zur Linken gehen zu müssen wäre, in Sicherheit stelle. Schon durch seine Entfernung werde der Haß des Volks gegen den Minister, und die Liebe desselben für ihn, vermehrt. Diese sey durch Ruhe immer weit sicherer als durch Thätigkeit zu erhalten, weil der Ruhm von dieser letzteren immer von dem Erfolg, für den gleichwohl Niemand stehen kann, abhänge. Der Ruhm, der in Fällen dieser Art der Unthätigkeit entgegen komme, sey dagegen immer gewiß, weil er sich auf den Haß gegen den Minister, wovon sich das Publikum nie lossagen werde, gründe. Es würde, fuhr ich fort, meinem Bedünken nach, für ihn unendlich ruhmvoller seyn, sich, im Angesicht von ganz Europa, durch seyn eigenes Gewicht, das heißt durch seine Verdienste, gegen die Arglist eines so mächtigen Ministers als der Cardinal

von

von Richelieu, zu vertheidigen; weit ruhmvoller sey es durch ein weises und gemäßigtes Betragen fest zu stehen, als ein Feuer anzuzünden, dessen Verwüstungen nicht berechnet werden könnten. Zwar sey der Minister verabscheut, aber noch schien mir diese Verabscheuung nicht den Grad erreicht zu haben, der für große Revolutionen erforderlich sei, und mit Geschicklichkeit benutzt werden müsse. Ueberdies fange die Gesundheit des Cardinals an, wankend zu werden. Bliebe er ja von Krankheit verschont, so würde der Graf doch den Vortheil haben, dem König und der Nation zu zeigen, daß, so wichtig wie er auch durch seine Person und den bedeutenden Posten in Sedan sey, er nur dem Wohl und der Ruhe des Staats seine eigenen Empfindungen geopfert habe. Würde auf der andern Seite auch die Gesundheit des Cardinals ganz wieder hergestellt, so müßte seine Gewalt doch immer verhaßter, und durch den Misbrauch, den er sicher davon machen würde, müßten ganz unfehlbar günstigere Gelegenheiten zum Aufstand, als die jetzigen, herbeygeführt werden. Dies war es ungefähr, was ich dem Grafen sagte. Es schien Eindruck auf ihn zu machen. Herr von Bouillon dagegen nahm es übel auf. Gewiß, sagte er mir mit Hohn, für einen Mann von ihrem Alter haben Sie sehr viel kaltes Blut. Alle Verehrer des Herrn Grafen, war meine Antwort, sind Ihnen so hoch verpflichtet, daß sie Alles von Ihnen ertragen müssen, aber auch nur diese einzige Rücksicht vermag in diesem Augenblick in mir den Gedanken zurückzuhalten, daß Sie nicht immer hinter Ihren Wällen seyn können. Herr von Bouillon hatte im Augenblick seine Fassung wieder, und überhäufte mich mit so viel Verbindlichkeiten und ehrenvollen Versicherungen, daß diese Scene sogar eine neue Freundschaft zwischen uns anknüpfte. Zwei Tage blieb ich noch in Sedan, und fünf-

mal veränderte der Graf während dieser Zeit seinen Ent
schluß. St. Ibalt gestand mir, zu zwei verschieden
Malen, daß von einem so gestimmten Menschen schw
lich etwas zu hoffen sey. Zuletzt bestimmte ihn H
von Bouillon; der spanische Minister Don Miguel v
Salamanca wurde berufen, und ich erhielt den Auftr
die Parthey des Grafen in Paris so viel als mögl
zu verstärken. Zu diesem Endzweck hatte ich zugle
die Anweisung, Gelder in Empfang zu nehmen und
mehr Briefen beladen als nöthig gewesen wären,
200 Menschen den Proceß zu machen, kehrte ich
Sedan zurück.

Jetzt, da ich mir nicht vorwerfen konnte, d
Grafen nicht aufs gewissenhafteste seinen wahren V
theil, der sich wahrhaftig nicht mit einer Unternehmu
deren er nicht gewachsen war, vertrug, vorgestellt
haben, glaubte ich mich auch berechtigt, mit voller Fr
heit an meinen eigenen Vortheil, der mit diesem Kr
sehr genau verbunden war, zu denken. Der Haß
gen meinen Stand war lebhafter als je. Durch
Eigensinn meiner Familie zuerst für ihn bestimmt,
von dem Schicksal und der Pflicht darin festgehalt
fühlte ich mich auf eine Art gefesselt, die mir kei
Ausweg mehr übrig ließ. Daß ich mit fünfundzw
zig Jahren zu alt sey mit der Muskete anzufang
dies war mir sehr begreiflich, und mit unendlich
Schmerz machte ich jetzt die Bemerkung, daß der
widerstehliche Geschmack an meinen Vergnügungen
Fesseln, mit denen das Glück mich wider meinen Wi
der Kirche zugeführt hatte, nur allzu fest geknüpft ha
Wie groß mußte, nach dem Seelenzustand zu urthei
worin diese Vorstellungen mich versetzen, der Antheil s
den ich an einer Unternehmung nahm, wo ich Urs
hatte nicht allein ein ehrenvolles, sondern ein glän

des Ziel meiner Wünsche zu hoffen! Ich dachte an Mittel mich auszuzeichnen, ich erfand, ich befolgte sie, und nur das Schicksal, wie Sie selbst gestehen werden, konnte meine Plane vereiteln.

Damals waren die Marschälle von Vitri und von Bassompierre *), der Graf von Cramail, Herr du Fargis, und Herr du Coudrai Montpensier, alle, wegen verschiedener Ursachen, als Gefangene in der Bastille. Wie solche Arten von Gefangenschaft in der Folge immer erträglicher werden, so wurden auch sie mit vieler Rücksicht und sogar mit vieler Freyheit behandelt, ihre Freunde hatten die Erlaubniß sie zu besuchen und zuweilen sogar mit ihnen zu speisen. Das Verhältnis mit Herrn du Fargis, der eine von den Schwestern meiner Mutter geheurathet hatte, brachte mich auch den andern näher, und gewisse Züge die ich in der Unterhaltung von einigen unter ihnen entdeckte, foderten mich zu größerer Aufmerksamkeit auf. Der Marschall von Vitri war, bey wenig Scharfsinn, bis zur Verwegenheit kühn, und, durch das ihm übertragene Geschäft den Marschall von Ancre zu tödten, hatte er sich in der Welt wiewohl, wie mir dünkt, mit wenig Recht, den Ruf eines entschlossenen und brauchbaren Mannes erworben. Da er mir sehr wider den Cardinal eingenommen schien, so glaubte ich ihn für den gegenwärtigen Plan brauchen zu können; doch beschloß ich, mich nicht unmittelbar an ihn zu wenden, vielmehr mit besserem Erfolg dem Grafen von Cramail, dessen Beurtheilungskraft und Allgewalt über den Marschall ich kannte, auszuforschen. Bey diesem bedurfte es nur halber Worte, und seine erste Frage war, ob ich mich schon Je-

*) Franz von Bassompierre ward 1579 geboren, und starb 1646.

manden in der Bastille anvertraut habe? „Niemanden", antwortete ich mit Nachdruck, und hören Sie „in wenig Worten meine Gründe. „Der Marschall „von Bassompierre ist zu schwatzhaft und auf den Mar„schall von Vitri rechne ich nur durch Sie. Du Tou„dreis Treue kommt mir ein wenig verdächtig vor, „und mein guter Onkel du Jargis ist bey aller seiner „Güte und Bravheit, ein schwacher Kopf." — „Wem „werden Sie sich in Paris anvertrauen?" fragte der Graf weiter. „Keinem außer Ihnen allein." Gut versetzte er schnell. „Sie sind mein Mann. Ich bin „80 Jahre und Sie kaum 25, Ihre jugendliche Hitze „soll mich wärmer und mein Alter Sie kühner machen." Nun folgte eine ausführlichere Unterhaltung über diesen Gegenstand, Plane wurden entworfen und als ich ihn verlies, sagte er mir noch: Nach 8 Tagen will „ich bestimmter mit Ihnen sprechen; ich hoffe dem „Cardinal zu zeigen daß ich mehr vermag als das Spiel „des Unbekannten zu erfinden." Dies, wie Sie bemerken müssen, war der Titel eines, in der That sehr schlecht gelungenen Buchs, wovon der Graf von Cramail Verfasser war, und welches dem Cardinal von Richelieu zu bittern Spöttereyen Anlaß gegeben hatte. — Wunderbar scheint es ohne Zweifel, daß ich Gefangene zu Theilnehmern eines solchen Plans machen wollte, aber das Wesen der Sache selbst, die, wie Sie bald sehen werden, in keinen bessern Händen seyn konnte, wird mich in der Folge rechtfertigen.

Gerade acht Tage waren nach dieser Unterredung verflossen, als ich mit dem Marschall von Bassompierre des Mittags speiste. Nach 3 Uhr setzte sich dieser mit einem andern Gefangenen, Herrn von Gravelle und dem guten du Tremblai, Gouverneur der Bastile, an den Spieltisch; Herr von Cramail und ich kam-

konnten ganz ungeſtört zuſammen bleiben. Wir giengen auf die Terraſſe, und hier beſchloß der Graf von Cramail ſeine oft wiederholten Dankſagungen für mein Zutrauen, und tauſend Verſicherungen ſeines Dienſteifers für den Grafen, mit dieſen Worten: „Nur ein überraſchender Gewaltsſtreich oder Paris können uns vom Cardinal befreyen. Hätte ich an der Unternehmung bey Amiens Theil gehabt, ſo würde ich „wahrſcheinlich anders verfahren ſeyn, als jene, die „ihren Zweck verfehlten. Jetzt betrift es eine andere, „und dieſe halte ich nach reiflicher Ueberlegung, für unfehlbar. Leſen Sie hier," fuhr er fort, — und drückte mir verſtohlen ein auf beyden Seiten beſchriebenes Papier in die Hand, — „was ich unſerm Plan noch beygefügt habe." Ich laß, und fand folgenden Aufſchluß: daß der Marſchall von Vitri vollkommen mit dem Grafen von Cramail einverſtanden ſey, und beyde zum Dienſt des Grafen Alles aufzuopfern bereit wären, daß beyde ſich verbindlich machten, ſich der Baſtille, deren ganze Garniſon bereits für ſie geſtimmt ſey, zu bemächtigen, und das Arſenal zu erobern; daß ſie, ſobald der Graf eine Schlacht gewonnen haben würde, auf die Bedingung, die ich ihnen vor allen Dingen verſicherte, und wovon ich ſchon vorläufig mit dem Grafen von Cramail geſprochen hatte, laut erklären würden, wenn nehmlich eine beträchtliche Anzahl von den Officieren des Leibregiments in Paris auf ihrer Seite wäre. Der übrige Inhalt der Schrift gab noch mancherley Bemerkungen über das Innere des Plans und ſogar verſchiedene Vorſchläge, wie ſich der Graf bey dieſer Sache zu benehmen habe. Am meiſten bewunderte ich die Leichtigkeit, mit der dieſe beyden die Mittel zur Ausführung gefunden hatten. Freylich hatte mich die nähere Kenntnis, die ich mit durch meinen Umgang mit ihnen von dem Innern der Baſtille erworben hatte, die Möglich-

keit einer solchen Unternehmung ahnen lassen, — und wie hätte mir es auch sonst einfallen können, ihnen einen solchen Vorschlag zu thun! — Aber als ich jetzt den Plan des Grafen von Tramail, der würklich große Erfahrungen und sehr richtige Beurtheilungskraft in sich vereinigte, genau prüfte, so gestehe ich, daß ich aus den Wolken zu fallen glaubte, als ich sahe, daß es Gefangenen der Bastille möglich wäre, mit einer Freyheit, die der bevollmächtigste Gouverneur nicht ungebundener üben konnte, über die Bastille zu gebieten. Da alles Außerordentliche in Volksrevolutionen den gewaltigsten Eindruck macht, was hätte eine solche Erscheinung, die gewiß im höchsten Grad außerordentlich war, auf Paris für Würkung thun müssen! — Auch fand ich gar bald, daß ein Aufstand durch nichts so sehr belebt und unterstützt wird, als wenn es gelingt, die, wider welche er gerichtet ist, lächerlich zu machen, und daß es uns leicht seyn würde, dem Betragen eines Ministers, der im Fall sey, zu dulden, daß seine Gefangenen ihn mit ihren eigenen Ketten fesseln könnten, tausend lächerliche Farben zu geben. Nun verlor ich keine Zeit. Ich entdeckte mich dem verstorbenen Herrn von Estampes Präsidenten des großen Raths und Herrn von Escüyer jetzigen Dechant der Rechnungskammer (Chambre des Comptes). Beyde waren Obriste und standen bey dem Volk in großem Ansehn. Beyde fand ich, der Schilderung des Grafen getreu, leidenschaftlich an sein Interesse gebunden und überzeugt, daß eine Revolution nicht allein möglich, sondern sehr leicht ausführbar sey. Diese beyden, selbst für ihren Stand sehr mittelmäßige Köpfe, waren vielleicht die friedlichsten im ganzen Königreich, und doch waren auch sie ein Beweis, daß es Flammen giebt, die Alles um sich her entzünden. Jetzt war das Wichtigste, den Augenblick der Ausführung zu kennen und zu

fassen.

faſſen. Ich hatte, dem Befehl des Grafen zuwider, der mir nur erlaubt hatte, mich in Paris dieſen beyden zu entdecken, aus eigenem Antrieb mich noch zwey Andern anvertraut. Dieſe waren, der Subſtitut des Generalprokurators, Parmentier, und der Auditor der Rechnungskammer, Epinay. Der erſte war Bürgerhauptmann in den Vierteln St. Euſtache, worin die Straße des Prouvelles liegt, die wegen der benachbarten Hallen wichtig iſt, und Epinay war Lieutenant von der Compagnie, die ihnen von der Seite von Montmartre am näheſten lag, und hatte weit mehr Anſehn als der Hauptmann derſelben, der überdies ſein Schwager war. Nie habe ich einen Menſchen gekannt, deſſen Kopf und Herz ſo ganz für große Thaten gebildet geweſen wäre, als Parmentier. Von ihm erhielt ich die Verſicherung, daß er auf Brigallier, welcher Rath bey dem Steuerkammergericht (Cour des aides), und Hauptmann ſeines Viertels war, und überdies in großem Anſehn bey dem Volk ſtand, ſich ſichere Rechnung machen könne. Nur, fügte er hinzu, ſey es nothwendig, ihm, der für Geheimniſſe viel zu leichtſinnig ſey, für jetzt noch Alles zu verſchweigen. Auf Befehl des Grafen hatte ich von einem ſeiner Sekretäre, Düneau, 12000 Thaler erhalten. Ich trug ſie, unter einem Vorwand zu meiner Tante Maignalez *), und ſagte ihr nämlich, daß dieſe Summe mir, von einem meiner Freunde, unter der Bedingung ſie eigenhändig an Arme, die im Stillen Mangel litten, zu vertheilen, auf ſeinem Sterbebette anvertraut worden ſey. Zur Erfüllung dieſer mir heiligen Pflicht bat ich ſie um ihren Beyſtand, da ich allein aus Mangel nöthiger Bekanntſchaft, unmöglich

*) Margarete Claude von Gondi, Gemahlinn Florimonds von Halluin, Marquis von Maignalez, ſtarb 1650.

sie getreu erfüllen könne. Sie, entzückt über dies gute Werk, versicherte mich ihrer sorgfältigsten Vermittelung, doch bestand sie zugleich darauf, daß, weil ich versprochen hätte, es selbst zu vertheilen, ich auch nothwendig dabey gegenwärtig seyn müsse, theils um mein Wort gewissenhaft zu erfüllen, theils um mich selbst an die Ausübung guter Werke zu gewöhnen. Dies war es eben was ich wünschte, denn auf diese Art hoffte ich allen Hülfsbedürftigen in Paris bekannt zu werden. Täglich schlich ich mich nun von meiner Tante begleitet in die Vorstädte, Dachstuben und entlegensten Winkel von Paris, und nicht selten sah ich wohlgekleidete, und zuweilen selbst bekannte Leute zu ihr kommen, um an dieser geheimen Unterstützung Theil zu nehmen. Fast niemals vergaß dann die gute Frau ihnen zu sagen: Beten Sie für meinen Neffen, durch ihn hat es Gott gefallen dies gute Werk zu vollbringen. Ich überlasse es Ihnen die Würkung zu beurtheilen, die dies auf eine Classe von Menschen machen mußte, welche bey Volksrevolutionen bey weitem den meisten Einfluß hat. Die Reichen bringt man immer nur durch Gewalt dahin, und Bettler schaden mehr als sie nützen, weil man sich vor ihren Plünderungen scheut. Nur solche, die durch ihre eigenen Bedürfnisse zu dem Wunsch einer Staatsreform gedrungen werden, und deren Dürftigkeit nicht immer in allgemein bekannte Armuth ausartet, vermögen am meisten. So ließ ich mir es drey oder vier Monate lang mit möglichster Sorgfalt angelegen seyn, unter dieser Menschenklasse bekannt zu werden. Meine Wohlthätigkeit, die ich jedoch nie anders als nur im Stillen übte, erstrecke sich bis auf die Kinder, die ich immer mit einer Kleinigkeit beschenkte. Ich kannte jedes mit Namen. Der Schleyer der Frau von Maignalez, die nie ein anderes Leben geführt hatte, bedeckte Alles. Ich spielte sogar bisweilen den

Frömm-

Frömmler und besuchte die Zusammenkünfte von St. Lazarus.

Von Zeit zu Zeit erhielt ich von meinen beiden Correspondenten in Sedan, Varicarville und Beauregard, die Nachricht, daß der Graf noch immer in der besten Meinung für unsern Plan sey, und seit er jenen Entschluß gefaßt, nicht mehr darin gewankt habe. Vorzüglich lebhaft erinnere ich mich einer Stelle aus einem von Varicarville's Briefen, wo er schrieb, daß wir beide dem Grafen einst himmelschreiendes Unrecht gethan hätten. — Dies sey in einem so hohen Grade wahr, daß jezt sein Eifer zurückgehalten werden müsse, und daß er selbst die Anschläge des Reichs und Spaniens zu ungestüm betreibe. Bemerken Sie hier, daß diese beiden Höfe, so unglaublich dringend sie ihm auch angelegen hatten als er noch wankte, jezt da er entschlossen war, anfiengen sich zurückzuziehen. Dies war die natürliche Folge des spanischen Phlegma, welches sich der Politik Oesterreichs unter der Farbe der Klugheit mittheilte. Bemerken Sie ferner, daß der Graf, nach einer drei Monate lang unerschütterlich dauernden Bestigkeit mit einem Mal seine Meinung änderte, als die Feinde ihm endlich, was er verlangte, bewilligt hatten. Ein solches Verhängnis waltet über Unentschlossenheit; am Ziel und in der Entscheidung selbst, keimt für sie die größte Unsicherheit. Ein Eilbote, den Varicarville ausdrücklich an mich absandte, benachrichtigte mich von dieser convulsiviſchen Veränderung; noch in der nämlichen Nacht reiste ich ab, und kam eine Stunde später, als Anetouville, einer der Geschäftsträger des Herrn von Longueville *), welchen dieser an den Grafen

*) Heinrich von Orleans, der Zweite dieses Namens, starb 1663.

sen abgeschickt hatte, in Sedan an. Die Versöhnungsvorschläge, die er brachte, waren vortheilhaft, aber verfänglich; sie zu bekämpfen boten wir alle unsere Kräfte auf. Die, welche dem Grafen immer nahe gewesen waren, riefen ihm Alles, was er geglaubt, Alles, was er, seit er sich für den Krieg entschieden, gesagt hatte, mit Nachdruck wieder zurück. St. Ibalt, sein Geschäftsträger in Brüxelles, stellte ihm seine Versprechungen, seine bereits gethanen Schritte, seine Aufforderungen als unwiderruflich vor, machte ihn aufmerksam auf das, was ich auf seinen Befehl in Paris gethan hatte, auf mein den Herren von Vitri und Cramail in seinem Namen gegebenes Wort, und auf die Gefahr, welche mit der Mittheilung des Geheimnisses verbunden wäre, das bereits in den Händen von sechs Personen zu Paris sey. Unsere Gründe waren wichtig genug, und was noch mehr, unsere schon gethanen Schritte waren nicht mehr zweifelhaft. Nach vier Tagen Kampf überzeugten wir ihn endlich, oder wir rissen ihn vielmehr dahin. Anetouville wurde mit einer sehr stolzen Antwort zurückgeschickt, und Herr von Guise, der mit dem Grafen einverstanden, sehnlichst dem Bruch entgegen sah, eilte nach Lüttich, um Befehl zur Werbung zu geben. St. Ibalt kehrte zum Schluß der Verhandlung nach Brussell zurück, Varicarville fuhr mit Post nach Wien, und ich reiste wieder nach Paris, doch hütete ich mich, unsern Mitverschwornen die Unentschlossenheit ihres Anführers kund zu thun. Noch drohten seitdem hier und da einige Wolken, aber sie zogen bald vorüber, und da, wie ich wußte, von Seiten der Spanier Alles in Bereitschaft war, reiste ich zur Einholung der besten Maßregeln, zum leztenmale nach Sedan. Hier fand ich Meternich, den Obristen eines der ältesten kaiserlichen Regimenter. Der General Lamboy, der mit einer ausgesuchten Armee, die meist aus geübten

Krie-

Kriegern bestand, sich näherte, hatte ihn dahin abgesandt. Er versicherte den Grafen, daß er den Befehl habe, ohne Ausnahme Alles zu thun, was er ihm befehlen würde, und wäre es sein Wille, selbst mit dem Marschall von Chatillon *), dem Befehlshaber der französischen Armee an der Maas, sich in ein Treffen einzulassen. Ich wünschte sehr, mir über diesen Punkt durch mich selbst, so viel als möglich, Licht verschaffen zu können, da von dem Erfolg desselben alle unsere Hofnungen in Paris abhiengen. Der Graf erlaubte mir, mit Metternich nach Givet zu reisen. Ich fand die Armee auserlesen und die Kriegszucht vortreflich, auch sah ich dort Don Miguel von Salamanca, und erhielt von ihm Bestätigung alles dessen, was Metternich mir gesagt hatte. Mit zwei und dreißig von dem Grafen unterzeichneten Blanquets reiste ich nun nach Paris zurück, und stattete hier dem Marschall von Vitri genauen Bericht ab. Der Marschall ordnete unsern Plan, schrieb ihn mit eigener Hand, und trug ihn, was in Gefängnissen beinah unerhört ist, wohl fünf oder sechs Tage lang in seiner Tasche herum. Folgendes war das Wesentliche desselben.

Sobald die Nachricht von der gewonnenen Schlacht zu uns gelangt sey, sollten wir sie sogleich mit möglichster Feierlichkeit in Paris verbreiten. Zu gleicher Zeit sollten Herr von Vitri und Cramail den andern Gefangenen ihren Plan mittheilen, sich der Bastille bemächtigen, den Gouverneur gefangen nehmen, dann in die Straße St. Antoine dringen, und mit einem Trupp verbündeter Edelleute, die Vitri angeworben hatte, vive le Roi et Mr. le Comte! rufen.

Herr

*) Caspar von Colligni, der Dritte dieses Namens, geboren 1584, gestorben 1646.

Herr von Etampes ſollte zur bezeichneten Stunde ſein ganzes Regiment durch die Trommel zuſammenrufen laſſen, ſich an dem Kirchhof St. Jean mit dem Marſchall von Vitri vereinigen, und nach dem Palais ziehen, um dort dem Parlement des Grafen Briefe vorzulegen, und ihm einen für ihn günſtigen Ausſpruch abzunöthigen. Ich, meinerſeits, wollte auch mit fünf und zwanzig Edelleuten, die ich unter mancherlei Vorwand, ſo daß ſie ſelbſt nicht genau wußten, wovon eigentlich die Rede war, angeworben hatte, an die Spitze von Parmentiers und Guerins Compagnien ſtellen, für deren letztere mir Epinay haftete. In dem Wahn, daß ich Fräulein von Rohan entführen wollte, hatte mir mein mir vom Hauſe aus, beigeſetzter Führer ſelbſt 12 Edelleute ſeines Landes zugeführt. Ich war entſchloſſen, mich des Pont neuf zu bemächtigen, diejenigen, die ins Palais drangen, auf dem Quais zu unterſtützen, und zuletzt in den Gegenden, die uns am meiſten zur Empörung geſtimmt ſchienen, Bollwerke aufzuwerfen. Unſer Geheimniß blieb bis zum Unglaublichen verborgen, und bei der herrſchenden Stimmung von Paris ſchien der Erfolg unfehlbar. Die Schlacht wurde geliefert, und der Graf war Sieger. Zu welchen Hoffnungen ſchien uns dieſer Sieg zu berechtigen, aber ein böſes Verhängnis waltete über uns. In dem glücklichen Moment ſeines Siegs wird der Graf getödtet; getödtet mitten unter den Seinigen, ohne daß nur ein einziger jemals hat angeben können, wie ſich dies zugetragen hat. Unglaublich iſt es, aber deshalb nicht weniger wahr. Urtheilen Sie nun, was ich bei dieſer Nachricht empfinden mußte! Der Graf von Cramail, ohne Widerſpruch der Klügſte von uns Allen, dachte jezt an Nichts weiter, als das Geheimnis, welches in Paris nur unter ſechs Köpfen vertheilt war, zu ſichern. Schon dies war ſchwer, aber noch weit mehr

war von Sedan zu befürchten, da unter jenen Verbündeten viele waren, die nicht nach Frankreich zurückkehrten, und also, vor aller Ahndung in Sicherheit, bei der Geheimhaltung des Plans weit weniger interessirt seyn konnten, als wir. Aber auch diese schwiegen, und durch eine seltene Gewissenhaftigkeit blieb das Geheimniß unversehrt. Alles war still; Vitri und Cramail, die anfänglich zwischen Flucht und Bleiben gewankt hatten, faßten wieder Muth, und mich belehrte dieser Vorfall, nebst einem andern, den ich Ihnen in der Folge erzählen werde, daß unter Menschen, die an große Plane gewöhnt sind, die Verschwiegenheit keine so seltene Tugend ist, als man glaubt.

Mit dem Tod des Grafen schwand mein Entschluß, meinen jetzigen Stand aufzugeben. Auf Aussichten von Bedeutung durfte ich mir keine Rechnung mehr machen, und um einen niedrigen Preis so viel zu wagen, dazu fühlte ich mich nicht mehr jugendlich genug. Ueberdies glänzte, mit der wankenden Gesundheit des Cardinals von Richelieu, die Hofnung auf das Erzbisthum von Paris meinem Ehrgeiz entgegen. So begann ich nun, mit Ehren für meinen Stand zu leben. Durch Herrn von Andilly hatte ich Frau von Guimene verloren. Seit sechs Wochen lebte sie sehr eingezogen in ihrem Hause Portroyal. Kein Puder, keine Locken erschienen mehr in ihrem Haar, und in der gewissenhaftesten Form, die nur die Buße auferlegen kann, hatte ich von ihr meinen Abschied erhalten. Was mir hier vom Himmel geraubt worden war, raubte mir im Arsenal die Hölle; denn ich machte durch den Kammerdiener meines Nebenbuhlers, der mir ganz ergeben war, die Entdeckung, daß der Gardehauptmann des Marschalls, zum wenigsten in gleichem Verhältniß mit mir bei der Marschallinn von la Meillerage stand. Durch

sol-

solche Gründe können wohl Heilige gebildet werden. Wenn ich auch dies nicht ward, so ist es doch wahr, daß mich dieser Zufall zuerst zu einem eingezogenen Leben veranlaßte. Ich lebte, oder schien wenigstens sehr regelmäßig zu leben, und ließ über die Wahl meines Standes nun keinen Zweifel mehr. Anhaltendes Studiren, der sorgfältigste Umgang mit Gelehrten und Frommen war jetzt fast meine einzige Beschäftigung. Meine Wohnung ward eine ganze Academie, und dabei war ich klug genug, den Academikern nie den Richterstuhl einzuräumen. Nach und nach fieng ich an, den geistlichen Herren, die ich sehr natürlich bey meinem Onkel antraf mehr Aufmerksamkeit und Achtung zu bezeigen. Den Andächtigen spielte ich zwar selbst nicht, weil ich mir nicht genug Ausdauer zutraute, aber ich zeigte viel Ehrerbietung für die Andächtigen, und dies ist bekanntlich in ihren Augen eine der ersten Zwecke der Frömmigkeit. Auch meine Vergnügungen mußten sich in diese Formen schmiegen. Weiblicher Umgang war mir unentbehrlich, jetzt wußte ich aber meine eigene Neigung für Frau von Pomereux schlau, unter den Huldigungen ihrer andern Anbeter zu verstecken. Es war ein junges, leichtsinniges Weib, welches — und dies taugte gerade für meinen Plan — Allem, was jung war, nicht nur freien Zutritt, sondern auch Gehör gab, und unter dieser Fülle von Liebeshändeln verbarg sich mein eigener, der, wenigstens eine Zeitlang, für den einzigen wahren gelten konnte. Ich genoß das Vergnügen, daß meine Aufführung zuletzt ihren Zweck nicht verfehlte. Leute meines Standes suchten mich, und selbst die Frömmler gestanden — nach Herrn Vincent, der dies Wort des Evangeliums zuerst auf mich angewendet hatte, — daß ich zwar in der Frömmigkeit noch nicht die nöthigen Fortschritte gethan, aber doch vom Reich Gottes nicht allzufern sey. Mehr,

als ich bisher gewohnt gewesen war, begünstigte jetzt das Glück meine Wünsche. Der Zufall ließ mich bey Frau von Ramoure, einer gelehrten und spröden Hugonottin, den berühmten Pfarrer von Charenton, Mestrezat, finden, und aus Neugierde spann sie einen Streit zwischen uns an. Wir verwickelten uns so tief, daß wir neun Tage nacheinander, täglich eine Zusammenkunft hielten. Bey drey oder vier derselben war der Marschall von Force und Herr von Turenne *) gegenwärtig, und ein Edelmann aus Poitou, der allen beygewohnt hatte, ward dadurch bekehrt. Meine Jugend, denn ich war erst 26 Jahre, gab dieser Bekehrung in den Augen des Publikums einen sehr großen Werth und ihrem Aufsehen verdankte ich, unter andern Würkungen, auch eine, die wahrhaftig mit ihrer Ursache wenig Aehnlichkeit hatte. Sie sollen sie erfahren, wenn ich zuvor der feinen Behandlung Mestrezats in einer unserer Unterredungen, Gerechtigkeit habe widerfahren lassen.

In unserer fünften Unterredung, wo wir von der Berufung handelten, hatte ich einige Lorbeeren über ihn erfochten. In der sechsten war von der Gewalt des Papstes die Rede, und hier fühlte ich mich verlegen, weil ich Rom nicht beleidigen wollte, und meine Beweise auf Grundsätze stützen mußte, die nicht so leicht, als die Grundsätze der Sorbonne, zu vertheidigen sind. Meine Verlegenheit entgieng meinem Gegner nicht und er war schonend genug, über die Stellen, wo ich mich auf eine, für den Nuntius beleidigende Art, hätte erklären müssen, leicht hinweg zu gleiten. Ich fühlte den Werth dieses Verfahrens, und dankte ihm, nach ge-

*) Heinrich von la Tour von Auvergne, geboren 1611, ward getödtet 1675.

geendigter Unterredung, in Gegenwart von Herrn von Türenne dafür. Es wäre ungerecht, antwortete er mir, den Herrn Abt von Retz zu hindern, einst Cardinal zu werden. Eine solche Feinheit bezeichnet keinen „Pedanten von Genf.“ Hören Sie jetzt die bereits erwähnte, seltsame Folge dieser Unterhaltungen.

Seit diesem gelehrten Streit faßte Frau von Vendome *), von der Sie vielleicht haben reden hören, eine Zuneigung zu mir, die an mütterliche Zärtlichkeit gränzte. Bey allen Unterredungen gegenwärtig hatte sie doch, wie ich vest überzeugt bin, nicht das Geringste davon verstanden, und ich schien ihre Neigung meist dem Urtheil ihres Gewissensraths, Herrn von Lisieux, der, so oft er in Paris war, bey ihr wohnte, zu verdanken zu haben. Damals kam er eben aus seiner Diöceſe, und er, der immer viel Freundschaft für mich gezeigt hatte, und mich jetzt, was er immer leidenschaftlich wünschte, ganz in der Stimmung fand, meinem Stand getreu zu bleiben, vergaß durchaus Nichts, die geringen Talente, die er bey mir zu bemerken glaubte, allenthalben geltend zu machen. Unläugbar ist es, daß ich ihm allein den unverdienten Ruf zu danken habe, der mir damals zufiel, und ganz Frankreich besaß wohl keinen Mann, dessen Beyfall so viel Glanz auf einen andern zu werfen vermochte. Seine Predigten hatten ihn von einer niedrigen und fremden Abkunft — er war aus Flandern — bis zur bischöflichen Würde empor gehoben. Ohne Pralerey und Anstrengung übte er eine immer gleiche Frömmigkeit; an Uneigennützigkeit übertraf er einen Anachoreten;

*) Franzisca von Lothringen, Tochter Emanuels von Lothringen, Herzogs von Mercoeur und Mariens von Luxemburg. (Sie starb 1669.)

ten; er beſaß die Seelenſtärke eines Ambroſius, und am Hof und beym König behielt er eine Geiſtesfreyheit, die ſein vormaliger Schüler, der Cardinal von Richelieu, fürchtete und verehrte. Seine Freundſchaft für mich war ſo groß, daß er mir, dreimal die Woche, über die Epiſteln Pauli Vorleſung hielt, und jetzt hatte er die Idee gefaßt, den Herrn von Türenne zu bekehren, und mir die Ehre dieſer Bekehrung zuzuwenden. Herr von Türenne fühlte tiefe Achtung für ihn, aber ein Grund, den ich von ihm ſelbſt, mehr als zehn Jahre ſpäter, erfahren habe, bewürkte, daß er ihm ſeine Ehrfurcht noch weit auffallender bewies, als er ſonſt wohl würde gethan haben.

Turennes Freund, der Graf von Brion *), den Sie vielleicht als Kind unter dem Namen Herzog von Amville geſehen haben, liebte Fräulein von Vendome, die nachmalige Frau von Nemours. Die Sorge für das Vergnügen ſeines Freundes und der Wunſch ihm öfters Gelegenheit zu verſchaffen, ſeine Geliebte zu ſehen, vermochte Herrn von Turenne für die Ermahnungen des Herrn von Lizieux die äußerſte Aufmerkſamkeit zu zeigen, und ihm mit ausgezeichneter Ehrfurcht zu begegnen. Bey dieſen frommen Unterredungen welche immer in dem Zimmer des Fräuleins von Vendome gehalten wurden, und ſehr häufig vorfielen, pflegte der Graf von Brion, ein vormaliger Capuciner, und immer noch ein wunderbares Gemiſch von Andacht und Sünde, der an Turenne's Bekehrung den eifrigſten Antheil zu nehmen ſchien, niemals zu fehlen. So mittelmäßig auch ſein Kopf war, ſo hatte er ſich doch durch Umgang und Erfahrung eine gewiſſe Form eigen zu machen gewußt, die in vielen Fällen den Mangel des Geiſtes erſetzt.

*) Franz, Chriſtoph von Levi, von Ventadour, ſtarb 1661.

Denken Sie sich nun noch das, Ihnen bekannte, Betragen des Herrn von Turenne, und die nichtssagende Miene des Fräuleins von Vendome hinzu, so werden Sie es begreiflich finden, wie ich dies alles für baare Münze aufnehmen, und nie den wahren Zusammenhang der Sache ahnden konnte. — — —

Da sich diese geistlichen Zusammenkünfte sehr oft mit Spaziergängen in die Gärten endigten, fiel es der verstorbenen Frau von Choisi einst ein, einen Spaziergang nach St. Cloud vorzuschlagen. Dort, sagte sie zugleich scherzend zu Frau von Vendome, sollten wir Herrn von Lizieux eine Comödie geben. Der gutmüthige Mann, der ein Bewunderer von Corneille's Stücken war, antwortete, daß er auf dem Lande und bey wenig Zuschauern, kein Bedenken tragen würde, dabey zu erscheinen. Es ward also beschlossen, daß außer der Frau von Vendome und ihrer Tochter, Frau von Choisi, Herrn von Turenne, Herrn von Brion, Voiture und mir Niemand Zutritt haben sollte. Brion versprach Schauspieler und Musik herbeyzuschaffen, und ich übernahm die Sorge für unsere übrigen Bedürfnisse. Wir kamen in St. Cloud bey dem Erzbischof an, aber unsere Schauspieler die den nämlichen Abend zu Ruel bey dem Cardinal spielten, kamen erst sehr spät zu uns. Herr von Lizieux fand außerordentlich viel Freude daran die Musik zu hören, und Frau von Vendome konnte nicht müde werden ihrer Tochter zuzusehen, die ganz allein tanzte. So verging die Zeit so unvermerkt, daß uns das erste Aufdämmern des Tages — wir waren mitten im Sommer — gerade am Fuß des bons-hommes *) fand. Auf einmal stand der Wagen schnell still. Ich fragte

*) Ein Platz ohnweit St. Cloud.

e den Kutſcher um die Urſache ſeines Aufhaltens, und
ernahm mit einer Stimme, die vor Furcht bebte, die
Antwort: Wollen Sie, daß ich durch alle die Teufel, die
or mir ſind, durchfahre? — Nun ſah ich auch aus
em Schlag, aber mit meinem ſchlechten Geſicht war
s unmöglich das Geringſte wahrzunehmen. Frau von
Choiſi, die mit Herrn von Turenne im zweyten Wa-
gen fuhr, war die erſte, die aus dem Wagen — denn
inter demſelben ertönte ſchon das Jeſus Marie, von
ünf oder ſechs Bedienten, die alle vor Entſetzen beb-
en — die Urſache von des Kutſchers Schrecken ent-
eckte. Bey dem Geſchrey der Frau von Choiſi flog
Herr von Turenne aus dem Wagen. Auch ich ſprang,
n der Meinung, daß Räuber da wären, zum Wagen
inaus, riß einem Bedienten den Degen von der Sei-
e, zog ihn, und eilte zu Herrn von Turenne, der un-
eweglich auf Etwas, das ich nicht ſah, hinſtarrte. Auf
meine Frage, was er ſähe, zog er mich am Arm und
ſagte mir ganz leiſe: Kommen Sie mit mir, hier kann
ich es Ihnen nicht ſagen aus Beſorgnis die Damen
noch mehr zu erſchrecken. Die ganze Geſellſchaft war
in der ſeltſamſten Verwirrung. Voiture fieng ein
Oremus an! Frau von Choiſi ließ ſich mit ihrem,
Ihnen vielleicht bekannten, durchdringenden Geſchrei
hören. Fräulein von Vendome betete ihren Roſenkranz
und Frau von Vendome wollte den Herrn von Lizieux
beichten, der ſie aber mit den Worten: „Fürchten Sie
Nichts, meine Tochter, Sie ſind in der Hand Gottes"
zu beruhigen ſuchte. Der Graf von Brion lag auf den
Knieen, und ſtimmte mit allen unſern Bedienten die
Litaneyen der heiligen Jungfrau an. Dies alles war
das Werk eines Augenblicks. Herr von Turenne hatte
den kleinen Degen an ſeiner Seite, ſo wie ich, gezo-
gen, und als er noch eine kleine Weile ſo geſchaut
hatte, wie ich Ihnen beſchrieben habe, kehrte er ſich

gegen mich und mit dem gleichmüthigen Ton, womit er sein Mittagsessen forderte, oder zur Schlacht kommandirte, sagte er mir: Wir wollen doch sehen, was das für Wesen sind. Wo sind sie? fragte ich ihn, denn ich, der von dem allem nichts begrif, glaubte, daß sie alle ihren Verstand verloren hätten. Ich glaube in der That, versetzte er ruhig, daß es wohl Teufel seyn könten. Jetzt, da wir uns dem Schauspiel auf sechs bis sieben Schritte genähert hatten, sah auch ich verworrene Gestalten vor mir aufdämmern, die nur nach und nach eine lange Procession von schwarzen Phantomen zu seyn schienen. Der erste Anblick erschütterte mich mehr als Herrn von Turenne, aber der gleich darauf folgende Gedanke, daß ich hier, was ich so lange vergebens gewünscht hatte, Geister finden könnte, brachte mich zu lebhaften Aeußerungen, die gegen sein gewöhnliches Betragen sehr abstachen. Mit ein paar Sätzen war ich der Procession näher, und unsere Gesellschaft, die uns schon in den Klauen der Teufel glaubte, erhob ein fürchterliches Geschrey. Doch sie waren sicher nicht die am meisten Geängsteten. Die Dämonen unserer Phantasie, arme Augustiner, im härenem Gewand und mit bloßen Füßen, gewöhnlich die schwarzen Capuciner genannt, geriethen in weit größere Furcht, als sie zwey Männer mit bloßen Degen auf sich eindringen sahen, und einer von ihnen trennte sich von dem Haufen und rief uns zu; Wir sind nur arme Mönche, meine Herren, die keinem Menschen Leid zufügen; aus Sorge für unsere Gesundheit haben wir uns hier ein wenig im Fluß gebadet. Lachend kehrten wir nun zu unsern Wagen zurück, und in demselben Augenblick machten wir zwey Bemerkungen, die wir uns am folgenden Morgen mittheilten. Nach seiner Versicherung hatte er über die erste Erscheinung dieser erträumten Geister geheimes Vergnügen empfunden, so fest er auch zuvor geglaubt

hätte,

atte, daß, wenn er je etwas Außerordentliches sehen
lte, Furcht seine erste Empfindung seyn würde. Ich
ngegen gestand, daß, so lebhaft ich auch immer zeit-
ens Geister zu sehen gewünscht hätte, der erste An-
ck mich doch tief erschüttert habe. Unsere zweyte Be-
rkung war, wie äußerst trüglich das ist was uns die
eschichte von dem Charakter anderer Menschen sagt.
err von Turenne, der, wie er mir schwur, nicht
e geringste Erschütterung empfunden hatte, ge-
nd mir gleichwohl zu, daß sein starrer Blick und sein
gernder Gang mir Beweise vom Gegentheil hätten
n können; und ich, der ich ihm meine erste Erschütte-
ng offenherzig bekannte, erhielt dagegen die Versi-
rung von ihm, daß er für meinen Muth und Unbe-
ngenheit hätte Bürge seyn wollen. So trüglich sind
sere Beobachtungen über Andere, und so darf Keiner
was behaupten was er nicht selbst empfunden hat.
ehr richtig bemerkt der Präsident de Thou, daß es
ßer solchen Männern, welche Selbstverläugnung ge-
g besäßen, um mit Aufrichtigkeit ihre eigenen Ge-
chtschreiber zu werden, keine wahrhaften Geschicht-
reiber giebt. Wenn ich auf diese Aufrichtigkeit An-
uch machen darf, so gewinnt meine Moralität nichts
Verdienstlichkeit; denn in dem Gedanken alle Falten
iner Seele und meines Herzens vor Ihnen zu ent-
keln, liegt für mich eine so süße Genugthuung, daß
Vernunft in diesem Fall an meiner Gewissenhaf-
keit und Unpartheylichkeit wenig Antheil hat.

Der arme Brion, der würklich in dieser lächer-
hen Scene unglaubliche Blößen gezeigt hatte, war
unglücklich die Verachtung des Fräuleins von Ven-
me unauslöschlich auf sich gezogen zu haben. Kaum
ien wir wieder in dem Wagen, denn ich hatte das
ück mit ihr zu fahren, so rügte sie seine Schwäche

mit bitterem Spott. Ich fühle es, sagte sie mir zuletzt, an der Achtung die ich für wahren Muth habe, daß ich eine Enkelin Heinrichs des Großen bin. Sie, nachdem Sie sich in dieser ganzen Scene so herzhaft bewiesen haben können wohl nie Furcht haben? — Auch mir war bange, mein Fräulein, antwortete ich ihr, aber weil ich nicht so viel Frömmigkeit besitze wie Brion, so äußerte sich meine Furcht auch nicht durch Litaneyen. Nein, wiederholte sie nochmals, Sie fürchteten sich nicht, und ich irre mich nicht, wenn ich glaube, daß Sie sogar an dem Daseyn eines Teufels zweifeln. Ich sah es wohl, wie Herr von Turenne, der sonst so unerschrocken ist, tiefer erschüttert war als Sie und nur langsam ihnen folgte. Diese Vergleichungen zwischen Turenne und mir, hatte, ich gestehe es Ihnen, etwas Anziehendes für mich, und gab mir den Gedanken ein, hier einige Schmeicheleyen zu wagen. „Kann man nicht, fragte ich sie bedeutend, an den Teufel glauben, und doch keine Furcht für ihn haben, weil es in der Welt Dinge giebt, die weit mehr zu fürchten sind als er?" Und was wäre das? fragte sie lebhaft. „Diese Dinge sind, antwortete ich, in einem so hohen Grad furchtbar, daß es sogar gefährlich ist, sie zu nennen." Sie that als verstände sie mich nicht, so gut sie auch, wie sie mir nachher gestanden hat, meinen Sinn faßte, und die Unterhaltung ward wieder allgemein. Wir stiegen an ihrem Hotel ab und jeder gieng in seine Wohnung.

Zwar keine glänzende Schönheit besaß Fräulein von Vendome, doch vieles was nahe daran gränzte, und mein Einfall, sie und Fräulein von Guise, Schönheiten von Stande zu nennen, fand allgemeinen Beyfall. Sicher fand sich bey ihrem Anblick Keiner überrascht, in ihnen Fürstinnen zu finden. Ihr Verstand war freylich kaum mittelmäßig, aber damals verhüllte noch

och ein gewiſſer Ernſt, der weniger Geiſt als Gefühl
rrieth, die Eingeſchränktheit ihres Kopfs. Ihre Thor-
eiten waren noch unentwickelt und ſie beſaß jene Zu-
ückhaltung, womit ſich ſo viele Fehler verbergen laſ-
n. Genug ihr Ganzes war auf jeden Fall liebens-
ürdig. Ich fand für Erreichung meines Zwecks ihr
gefallen, die bequemſte und glücklichſte Gelegenheit.
Mein Eifer nicht von Herrn Lizieux, der im Hotel
Vendome wohnte, zu weichen, ward von allen Sei-
n geprieſen. Den frommen Berathſchlagungen über
Herrn von Turenne folgte jederzeit eine Erklärung der
Epiſteln Pauli, die mich der fromme Mann unter dem
Vorwand, ſie der Frau von Vendome und meiner Tante,
elche faſt immer gegenwärtig war, verſtändlich zu
achen, franzöſiſch wiederholen ließ. Zwey Reiſen
ach Anet, die eine auf 14 Tage, und die andere auf
echs Wochen, — und dieſe letzteren machte ich in
Geſellſchaft des Fräuleins — brachten uns immer
äher. Doch vermied ich allzugroße Näherung.
Es gab gewiſſe Gränzen, die ich mir nie zu übertre-
en erlaubte, immer verfolgte ich mein Ziel nur lang-
am und von weitem, bis mich ihre Vermählung,
ie eher nicht als bald nach dem Tod des Königs
eſchah, in meiner Laufbahn hemmte. Jetzt fieng ſie
n die Andächtige zu ſpielen; ſie machte mir fromme
Vorſtellungen, ich wußte ihr darauf zu antworten ...
Im Ganzen blieb ich ihr ergeben, und fühlte mich
lücklich, im Laufe des bürgerlichen Kriegs ihr thätige
Beweiſe davon geben zu können.

Hier, meine Freundin, erlauben Sie meiner
Aengſtlichkeit, Ihnen Ihre Aufforderung an mich —
es war am Tage vor Ihrer Abreiſe von Paris, bey
einer von Ihren Freundinnen — in meiner Erzählung
Alles, was es auch ſey, was je mit mir vorgegangen,

offenherzig vor Ihnen zu enthüllen, nochmals ins Gedächtniß zurückzurufen.

Zwar waren die Pflichten, welche mir mein Stand auflegte, durch süßere Beschäftigungen, wie Sie aus dem Ebengesagten deutlich sehen, hinlänglich gemischt und verschönert, doch sicher wurden sie nie von ihnen verunstaltet. Immer wurde der Wohlstand dabey beobachtet, und wo ich mich ja an ihm vergieng, da ersetzte mein günstiges Schicksal das Fehlende. Alle Geistliche der Diöceſe wünschten mich zum Nachfolger meines Onkels, mit einer Lebhaftigkeit, die sich nicht verbergen ließ. Ganz anderer Meinung war Cardinal von Richelieu, der, bey einem allgemeinen Haß gegen mein Haus, aus Gründen, die Sie schon wissen, noch einen besondern gegen mich hegte. Seine Erbitterung erhielt durch zwey Vorfälle, noch neuen, starken Zuwachs. Ich hatte einst im Gespräch, dem verstorbenen Präsidenten von Mesmes gesagt — was an sich gar nichts Widersprechendes enthielt, ob ich Ihnen gleich oft das Gegentheil gesagt habe, — daß ich eine Person kennte, die von lauter kleinen Schwächen zusammengesetzt sey, worunter aber nicht eine einzige sey, die nicht die Ursache oder Würkung irgend einer vortreflichen Eigenschaft wäre. Eben diesem Mann sagte ich in umgekehrtem Verhältnis, daß der Cardinal von Richelieu keine einzige große Eigenschaft besäße, die nicht Ursache, oder Würkung irgend eines Fehlers sey. Dieses Urtheil, das ich in vertraukem Gespräch geäußert hatte, hinterbrachte unter meinem Namen, ich weiß nicht wer, dem Cardinal. Die Würkung können Sie sich denken! Mein Besuch bey dem Präsidenten Barillon, der wegen Vorstellungen beym Parlement, in Amboise in Verhaft saß, war die zweyte Ursache, die ihn gegen mich aufbrachte. Folgende Umstände machten meine Reise frey-

freylich auffallend. Zwey elende Eremiten und falſche Münzer ſtanden, vielleicht wegen ihres Gewerbes, in geheimen Verhältniſſen mit Herrn von Vendome *) und da ſie nicht mit ihm zufrieden waren, traten ſie mit der falſchen Beſchuldigung gegen ihn auf, daß er ihnen die Ermordung des Cardinals vorgeſchlagen habe, und nannten, um ihrem Vorgeben Glauben zu verſchaffen, alle verdächtige Perſonen in der ganzen Gegend. Unter dieſen waren, wie ich durch Bergeron, den Commis des Herrn des Rovers, zuerſt erfuhr, Montreſor und Barillon. Noch denſelben Abend fuhr ich mit Extrapoſt nach Amboiſe, dem Präſidenten, der mir ſehr am Herzen lag, dieſe Nachricht mitzutheilen, und ihn, was leicht auszuführen war, aus ſeiner Gefangenſchaft zu befreyen. Doch, er, im vollen Bewußtſeyn ſeiner Schuldloſigkeit, war taub gegen meine Vorſtellungen, verachtete die Ankläger wie die Anklage, und blieb zu Amboiſe. Dieſe Reiſe veranlaßte den Cardinal gegen Herrn von Lizieux zu bemerken, daß ich ſtets ein Freund ſeiner Feinde ſey. „Es iſt wahr," antwortete ihm Lizieux „aber Sie dürfen ſich nicht beklagen, „und Sie müſſen ihn vielmehr deshalb ſchätzen. Alle, „von denen Sie reden hören, waren, wie ich bemerkt „habe, erſt ſeine Freunde, ehe ſie Ihre Feinde wurden." „Wenn dies wahr iſt," erwiederte hierauf der Cardinal, „ſo haben ſo viele, die mir davon erzählten, „ſehr Unrecht gehabt." Meine Sache wurde von Herrn Lizieux aufs beſte verfochten, und — wie er mir am Morgen nach dieſer Unterredung und ſeitdem noch öfter, erzählt hat — hätte der Cardinal noch länger gelebt, ſo würde mein gutmüthiger Freund ihn unfehlbar für mich eingenommen haben. Was ihn jetzt ſchon milder gegen mich

*) Cäſar von Vendome, Heinrichs des Vierten und Gabrielle von Eſtrees Sohn, ſtarb 1667.

mich ſtimmte, war die Verſicherung des Herrn von Lizieux, daß alle Gründe, die ich gehabt hätte, vom Hof nichts erwarten zu dürfen, mich deshalb doch nie zu einem Freund vom Herrn le Grand *) haben umſchaffen können. Wirklich hatte auch Herr von Thou, einer meiner genauern Freunde, oft mich zu dieſem Schritt zu bringen, verſucht, aber immer hatte ich widerſtanden. Ich verſprach mir gleich Anfangs nicht viel Groſſes, und der Erfolg hat ſpäterhin mein frühes Urtheil gerechtfertigt.

Ehe noch Herr von Liſieux die angefangene Ausſöhnung mit dem Cardinal vollenden konnte, ſtarb der Cardinal, 1642, und mein Name blieb unter einer Menge anderer in dem Staatsregiſter ſchwarz angezeichnet. Dies war in den erſten Wochen nach des Cardinals Tod nichts weniger als eine gute Empfehlung. Der König wünſchte, ſo unglaublich groß auch ſeine Freude war, ſich in Freiheit zu ſehen, doch den Schein davon zu vermeiden. Deshalb beſtätigte er die Vermächtniſſe von Aemtern und Einkünften des todten Miniſters, überhäufte ſeine Verwandten mit Güte, begünſtigte in dem Miniſterium alle ſeine Creaturen, und bezeigte, gegen alle, die mit ihm in üblem Vernehmen geſtanden hatten, ſeine Abneigung. Ich allein war ſo glücklich dieſes letztere Schickſal nicht zu theilen. Der König begegnete mir, als ich ihm durch den Erzbiſchof **) von Paris vorgeſtellt ward, mit einer ſo ausgezeichneten Herablaſſung, daß jedermann darüber in

*) Herr von Cinq-Mars, Heinrich Coeffier, genannt Ruzé d'Effiat, Marquis von Cinq Mars, Groſsſtallmeiſter von Frankreich. Er wurde den 12ten September 1642 enthauptet.

**) Johann Franz von Gondi, ſtarb 1654.

in Erſtaunen gerieth. Er ſprach von meinen Wiſſenſchaften, meinen Predigten und ſagte mir ſogar in dem Ton der Milde, einige verbindliche Scherze, zuletzt befahl er mir alle Wochen vor ihm zu erſcheinen. Was die geheimen Gründe dieſer günſtigen Aufnahme waren, erfuhren wir ſelbſt erſt den Tag vor ſeinem Tode, wo er ſie der Königinn *) mittheilte. Sie ſollen ſie jetzt von mir hören.

Zwei jugendliche Abendthener, die ich Ihnen bis jetzt verſchwieg, weil ich ſie wirklich aus gänzlichem Mangel innern Gehalts, Ihrer Aufmerkſamkeit nicht werth hielt, waren die Urſachen davon. Da das Glück, ihnen dannoch ungleich wichtigere Folgen ertheilt hat, als ſie ihrer Natur nach hätten haben ſollen, ſo iſt es unvermeidlich, ſie hier zu erzählen. Hätten ihre Folgen ſie nicht in meine Erinnerung zurückgerufen, ſo würde ich ihrer wahrſcheinlich nie erwähnt haben.

Meine academiſchen Jahre waren eben geendigt, als der Cammerdiener meines Hofmeiſters Montecuculi, einſt bei einer armen Mätherin eine 14 jährige unbeſchreiblich reizende Nichte fand. Er wußte mir ihren Anblick zu verſchaffen, erkaufte ſie mir von der Tante mit 150 Piſtolen, miethete ihr ein Landhaus zu Iſſi, gab ihr ſeine Schweſter zur Geſellſchaft, und begleitete mich, den Tag nach ihrer Ankunft, zu ihr hin. Ihre unbeſchreibliche Niedergeſchlagenheit überraſchte mich nicht, denn ich hielt es für Würkung ihrer Kindheit und Unerfahrenheit; aber als ich ſie am folgenden Tag wieder ſah, fand ich in ihrem Betragen etwas, was mir bewundernswürdiger und ſeltner als ſelbſt ihre Schönheit — und dies wollte viel ſagen — ſchien. Sie war ge-

*) Anna von Oeſtreich.

gefaßt, und sprach mit mir, vernünftig, fromm und ohne das geringste Ungestüm. Ihre Thränen flossen nur dann, wenn sie sie unmöglich zurückhalten konnte. Die Furcht vor ihrer Tante hatte einen Grad erreicht, der mir Mitleiden und Erstaunen abzwang. Hatte ich ihren Geist bewundern müssen, so waren mir ihre sittlichen Grundsätze, die ich auf alle Weise wankend zu machen suchte, nicht weniger ehrwürdig. Ich war beschämt, und mein Entschluß war gefaßt. Noch dieselbe Nacht brachte ich sie zu meiner Tante Maingelai. Diese that sie in ein Kloster, und acht oder zehn Jahr später starb sie in dem Ruf einer Heiligen.

Gerührt über mein Betragen, erzählte meine Tante, welcher das liebenswürdige Mädchen noch überdies gestanden hatte, daß die fürchterlichen Drohungen ihrer Tante, sie selbst zur Erfüllung der entscheidendsten Wünsche gebracht haben würden, wenn ich darauf gedrungen hätte, gleich am folgenden Tag Herrn von Lisieux die ganze Scene, und durch diesen erfuhr es bald darauf der König selbst. Dies zog mir zuerst sein Wohlwollen zu, und eine andere Begebenheit, die zwar von ganz anderer Art war, machte einen nicht schwächern Eindruck auf ihn.

Ein Jahr vor dieser Begebenheit war ich einst auf der Hirschjagd mit den Hunden des Herrn von Souvre', nach Fontainebleau gegangen. Auf dem Rückweg nach Paris nahm ich Postpferde, weil meine eignen zu erschöpft waren; da ich besser beritten war, als mein Hofmeister, und ein Kammerdiener der mir zur Begleitung mitgegeben war, kam ich auch früher im Juvisi an, wo ich meinen Sattel sogleich dem besten Pferd, daß ich fand, auflegen ließ. Kaum war dies geschehen, so befahl Contenau, Hauptmann von der kleinen Compagnie der Chevauxlegers

des

des Königs, ein braver aber ungeſtümer Mann *), einem Reitknecht, meinen Sattel wieder wegzunehmen, und ſeinen eigenen dafür aufzulegen. Ich trat zu ihm und ſagte: daß ich das Pferd gemiethet hätte. Mein ſchwarzes Oberkleid und das einfache Reitkollet ließen ihn vermuthlich mich gleich für das erkennen, was ich wirklich war, für einen Schüler, und ſeine ganze Antwort war eine ſo gewaltige Ohrfeige, daß ich augenblicklich mit Blut überdeckt war. Ich zog den Degen, und er folgte mir in den nehmlichen Augenblick. Kaum hatten wir die erſten Ausfälle gethan, ſo glitt ſein Fuß, er fiel, und wie er ſich im Fallen mit einer Hand, an ein etwas ſpitziges Stückholz halten wollte, verlor er auf der andern Seite auch ſeinen Degen. Ich trat zwei Schritte zurück, und bat ihn ſeinen Degen wieder aufzuheben. Er faßte ihn bei der Spitze, bot mir ihn dar, und bat mich tauſendmal um Verzeihung. Noch eifriger wurden ſeine Entſchuldigungen, als jetzt mein Hofmeiſter ankam und ihm meinen Namen ſagte. Er kehrte zurück, und eilte, dem König, mit dem er ſehr frey umgehen durfte, die ganze kleine Scene zu ſchildern. Sie machte auf den König Eindruck, und er erinnerte ſich ihrer zu ſeiner Zeit, wie ſie in der Folge bei ſeinem Tod noch deutlicher ſehen werden. Ich fahre nun in meiner erſten Erzählung fort.

Meine Verwandten glaubten, daß die günſtige Aufnahme des Königs mir einen Weg zur Coadiutorwürde von Paris bahnen könnte. Anfänglich fanden ſie bei dem kleinlichen und folglich eiferſüchtig und bedenklichen Gemüth meines Onkels viele Schwierigkeiten zu bekämpfen, und nur vermittelſt ſeines Advokaten Defita

*) Johann von Souvre, Marquis von Courtenvaux, erſter Kammerjunker u. ſ. w. Er ſtarb 1656.

ſita und ſeines Beichtvaters Courel, wurde er gewonnen, aber der Fehler, den ſie zu gleicher Zeit begiengen, vereitelte, wenigſtens für den Augenblick, alle ihre Maasregeln. Ganz wider meinen Rath rühmten ſie ſich der Einwilligung des Erzbiſchofs von Paris zu laut, und konnten es ſogar dulten, daß die Sorbonne, die Geiſtlichen, und das Kapitel ihm dafür dankten. Dieſer Schritt machte ein ſo großes Aufſehen, daß der Cardinal Mazarin nebſt des Noyers und Chavigni davon Veranlaſſung nahmen, mir in meinen Planen mit Erfolg entgegen zu arbeiten. Sie ſagten dem König, daß man die Geiſtlichkeit nicht gewöhnen dürfe, ſich ihre Erzbiſchöffe ſelbſt zu beſtimmen; und der Marſchall von Schomberg, der mit meiner Couſine verlobt war, fand folglich wenig tröſtliches, als er den König darüber auszuforſchen ſuchte. Der König gab ihm, mit ſeiner gewöhnlichen Güte für mich, die Antwort, daß ich noch zu jung ſey. Freilich war es, nachdem der ganze Plan ſchon ſo viel Aufſehen gemacht hatte, zu ſpät, jetzt erſt ſich an den König zu wenden. Ueberdies entdeckten wir nach einiger Zeit ein anderes geheimes, aber nicht weniger gefährliches Hinderniß. Der Staatsſecretair Herr von Noyers, der unter allen drei Miniſtern bey Hof im beſten Anſehen ſtand, war ein Andächtler von Profeſſion, und wie man glaubte, ſogar — heimlicher Jeſuit. Dieſer war es, der ſich in den Kopf ſetzte, Erzbiſchof von Paris zu werden, und da man mit jedem Monat ſicher auf den Tod meines, in der That ſehr ſchwachen Onkels, rechnen zu können glaubte, hielt er es vor allen Dingen für nothwendig, mich, der, wie er ſahe, in Paris angebetet wurde, zu entfernen, und mir eine Stelle zu geben, die für einen Menſchen von meinem Alter ſo annehmungswerth und ehrenvoll als möglich zu ſeyn ſchien. Dieſen Zweck zu

er-

erreichen, ließ er mich dem König zu dem erledigten Bischofthum von Agde, das nur 22 Kirchspiele, und mehr als dreißigtausend Livres jährliche Einkünfte hat, durch den Pater Sirmond seinen Beichtvater, einen Jesuiten, vorschlagen. Der König willigte mit Freuden ein, und schickte mir noch den nehmlichen Tag das Brevet. Hier gestehe ich Ihnen, überstieg meine Verlegenheit allen Ausdruck. Immer in Languedoc zu leben, so weit gieng meine Frömmigkeit doch nicht. Und doch wußte ich, daß ich bei einer so unerhörten Weigerung keinen einzigen Menschen finden könnte, der es gewagt hätte, mich dabei mit seinem Rath zu unterstützen. So faßte ich also, allein, im Vertrauen auf mich selbst, meinen Entschluß, gieng zum König und sagte ihm, nach den ehrerbietigsten Danksagungen, daß ich die schweren Pflichten eines entfernten Bisthums allzusehr fürchte, und daß ich fühlte, wie mein Alter noch Rath und Kenntnisse nöthig hätte, die in einer Provinz nur höchst unvollkommen zu erhalten wären. Zu dieser Ausflucht fügte ich noch alles hinzu, was Sie sich leicht ergänzen können, und ich war glücklicher als klug. Der König nahm meine Entschuldigungen für gültig an, und sein Wohlwollen gegen mich blieb unverändert. Dieses und die Entfernung des Herrn des Noyers, der sich vom Herrn von Chavigni überlisten ließ, erneuerte in mir die Hofnung, Coadjutor von Paris zu werden. Da der König sich ziemlich öffentlich verpflichtet hatte, seit er dem Herrn von Arles so viel Hofnungen bewilligt hatte, keine weitern mehr zu ertheilen, zögerte und wankte man so lang als möglich, und dies ward durch die täglich abnehmende Gesundheit des Königs sehr erleichtert. Von der Regentschaft glaubte ich alles für mich erwarten zu dürfen. Der König starb. Der unaufhörliche Begleiter, und wie es schien, selbst der Geliebte der Königin,

Herr von Beaufort *), glaubte jetzt — etwas, worzu er weniger Talent beſaß, als ſein Cammerdiener — die Herrſchaft übernehmen zu können. Die Rolle der Premierminiſters übernahm der Biſchof von Beuvais **), von allen Hirnloſen unſerer Bekanntſchaft ſicher der leereſte. Er trat ſein neues Amt gleich damit an, daß er von den Holländern verlangte: ſie müßten ſich, wenn ſie in der Allianz mit Frankreich bleiben wollten, zur katholiſchen Religion bekennen. Verwirrt über dieſes Poſſenſpiel des Miniſters, befahl mir die Königin, in ihrem Namen meinem Vater ***), die erſte Stelle anzutragen. Aber zu ſehr in ſeine Celle verliebt, weigerte ſich dieſer ſtandhaft ſie einzunehmen, und der Cardinal Mazarin war der zweite, den die Wahl der Königin traf.

Auch ich verſäumte nicht, wie Sie leicht denken können, dieſe glücklichen Momente, wo ſelten etwas verweigert wurde, für mich zu benutzen. Damals ſagte la Feuillade, ein Bruder deſſen, den Sie noch jetzt am Hof ſehen: die ganze franzöſiſche Sprache enthält jetzt nur die fünf kleinen Worte: wie gut iſt die Königin! — Als Frau von Magnelai und Herr von Liſieux die Würde eines Coadjutors von neuem von der Königin für mich erbaten, verweigerte ſie ihr Geſuch mit den Worten, daß ſie es nur meinem Vater, der durchaus nicht im Louvre erſcheinen wollte, bewilligen wür-

*) Franz, der Sohn Cäſars von Vendome, ward 1669 in Candien getödtet.

**) Auguſtin Potier, der Onkel von Renatus Potier, Herrn von Blancmeuil, und Parlements Präſident.

***) Philipp Emanuel von Gondi, Graf von Joigni; Er gieng in das Kloſter, wo er Geiſtlicher ward, und in einem Alter von 81 Jahren, 1662 ſtarb.

würde. Als es endlich gelungen war, ihn nur für dies einzige Mal, zum Hingehen zu bewegen, sagte ihm die Königin, im Angesichte des ganzen Hofs: der König habe ihr am Tage vor seinem Tode aufgetragen, mir diese Würde zu ertheilen, und er habe in Gegenwart des Herrn von Lisieux gestanden, seit jener Geschichte mit der schönen Nichte und Coutenau mich stets im Sinn gehabt zu haben. Welches Verhältniß zwischen diesen Kleinigkeiten und dem Erzbisthum von Paris! Dies ist jedoch der gewöhnliche Gang der Dinge.

Die ganze Geistlichkeit erschien mit ihren Danksagungen vor der Königin, und der Supplikenmeister L'Hosiere, einer meiner genauern Freunde, zahlte mir für meine Bestätigung von Rom sechszehntausend Thaler. Ein Courier mußte sie mit dem Befehl, um keine Erlassung nachzusuchen, damit die Ausfertigung nicht verzögert würde, und der Minister keine Zeit erhielt, mir entgegen zu arbeiten, sogleich nach Rom bringen. Ich erhielt meine Bulle am Tage vor Allerheiligen. Den folgenden Tag bestieg ich die Kanzel in St. Jean, und that die erste Adventspredigt. Aber es ist Zeit jetzt ein wenig Luft zu schöpfen.

Ich bin nur im Begrif auf eine Bühne zu steigen, wo wichtigere Scenen auf Ihre Aufmerksamkeit Anspruch machen dürfen. Bis jetzt, dünkt es mir, bin ich blos im Parterre geblieben, oder es war höchstens ein tändelndes Spiel mit den Virtuosen des Orchesters. Sind auch diese neuen Scenen nicht ganz Ihrer werth, so sind sie doch sicher Ihrer Aufmerksamkeit weniger unwerth als die bisherigen.

II. Buch.

In der Kirche von St. Jean auf dem Greveplaz hi
ich 1643 am Tage Allerheiligen meine erste Adventsp
digt, und eine zahllose Volksmenge, was für eine Sta
die ihren Erzbischof so selten auf der Kanzel sieht,
Paris, sehr natürlich war, strömte hinzu. Durch e
Handlung, die durch gewisse Umstände ungewöhnl
wird, die Einbildungskraft der Menge zu blenden, d
ist das größte Geheimniß aller, die zu wichtigen W
den gelangen.

Verbunden die bestimmten Ordinationen anzun
men, gieng ich nach St. Lazarus, und erfüllte h
alle gewöhnliche Forderungen. Mein Innres besch
tigte tiefes Nachdenken, über den Lebensplan, den
mir vorzuzeichnen hatte, und gewiß hier hatte ich
Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen. Ich fand
erzbischöfliche Würde von Paris vor den Augen
Welt durch die Niederträchtigkeiten meines Onkels h
abgewürdigt und wie von dem Himmel verlassen, weg
seiner Vernachlässigung und Unfähigkeit. Wollte ich
ne Würde wieder herstellen, so stellte sich mir eine
absehbare Reihe von Hindernissen entgegen, und
konnte mir es nicht verbergen, daß ich das wichtig
und unübersteiglichste in mir selbst fand. Ich wußte
welch ein unentbehrliches Erforderniß Sittenreinigk
für einen Erzbischof ist, ich fühlte wie die schändliche S
tenlosigkeit meines Onkels mir unvermeidlich dopp
strenge Pflichten auflegte, und doch war ich mir zu gleich

Zeit bewußt, wie wenig ich dieſes hohen Grades von Selbſtverläugnung fähig war, und wie alle Schranken des Gewiſſens und der Ehre nur unſichere Verſchanzungen gegen den unwiderſtehlichen Hang nach Genuß ſeyn würden. Endlich nach ſechs Tagen reiflicher Ueberlegung ſchloß ich mit mir ſelbſt den Vertrag — was vor den Augen des Himmels ohne Vergleich am ſtrafwürdigſten, aber für die Verhältniſſe des Lebens das klügſte iſt, — das Böſe planmäßig zu begehen. Nur auf dieſe Art iſt es möglich, durch kalte vorhergegangene Ueberlegung einen Theil deſſelben zu verhüllen, und ſo vor jedem raſchen Schritte in Sicherheit, die gefährlichſte Lächerlichkeit, welche dieſen Stand treffen kann, nehmlich zur Unzeit die Sünde mit der Andacht zu paaren, auf dieſe Art vermeiden zu können.

In einer ſo geheiligten Gemütsſtimmung verließ ich St. Lazarus, und doch war ſie nicht gänzlich zu verwerfen. Ich hatte mich ſelbſt unwiderruflich verpflichtet, die Pflichten meines Standes mit möglichſter Treue zu erfüllen, und ſo für das Wohl Anderer eben ſo ſehr der Tugend, als vielleicht für meine eigenen Wünſche, dem Böſen zu huldigen.

In dem Erzbiſchof von Paris war mit der größten Schwäche, durch einen ſehr gemeinen Gang des Characters, zugleich der größte Hochmuth gepaart. Er, der es geduldet hatte, daß die geringſten Kronbedienten allenthalben den Rang vor ihm einnahmen, machte in ſeinem Hauſe ſelbſt Standsperſonen, die mit ihm zu thun hatten, den Rang ſtreitig. Schon hier folgte ich einem ganz entgegengeſetzten Weg. Wer auch bei mir ſeyn mochte, den begleitete ich ſelbſt bis zum Wagen, und ſo erwarb ich mir bei vielen den Ruf der Höflichkeit, und bey den übrigen ſo gar den Ruf der Demuth. Bis dieſer Ruf feſt ſtand, vermied ich, ohne daß es ſo ſchien, bei feierlichen Ge-

legenheiten mit Personen von sehr hohem Rang zusammen zu treffen, aber als ich einmal fest darin zu stehen glaubte, ergrif ich die Gelegenheit eines Heurathcontracts, um dem Herrn von Guise bei der Unterzeichnung den Vorrang streitig zu machen. Da ich, theils selbst, theils durch andere mich fest von meinen Recht überzeugt hatte, das innerhalb der Gränzen der Diöceſe nicht abzustreiten war, wagte ich nichts bei diesem Schritt. Durch ein Urtheil des Conseil ward mir der Vorrang zuerkannt, und die grose Anzahl derer, die in diesem Fall auf meiner Seite waren, bewieſt mir, daß das sicherste Mittel sich den Großen gleich zustellen, in der Herablassung zu den kleinsten besteht. Einmal die Woche erschien ich in der Mesſe der Königin, und dann speißte ich fast immer bei dem Cardinal Mazarin. Dieſer war sehr zuvorkommend gegen mich, und meine Weigerung an der Cabale, die unter dem Namen der Importans bekannt ist und worunter sehr viele von meinen Freunden waren, Antheil zu nehmen, hatte mir seinen ganzen Beifall erworben. Vielleicht wird es Ihnen lieb seyn, das eigentliche Wesen dieſer Verbindung zu erfahren.

Der, bei weitem weniger als mittelmäßige Kopf des Herrn von Beaufort, verleitete diesen, als er das Vertrauen der Königin zu dem Cardinal Mazarin, bemerkte, seinen Unwillen in den unvorsichtigsten Aeuſserungen zu zeigen. Alle Vortheile, die sie ihm verschwenderisch anbot, wieß er eigensinnig zurück und es schmeichelte seiner Eitelkeit sich als beleidigter Liebhaber der Welt darzustellen. Für Monsieur hatte er nicht die geringste Schonung. Gleich in den ersten Tagen der Regentschaft beleidigte er den verstorbenen Prinzen *) und that eine öffentliche Erklärung wider Frau

von

*) Heinrich von Bourbon, der zweite dieſes Namens, gestorben 1646.

von Longueville *), zum Vortheil der Frau von Montbazon **) die in der That die erstere durch nichts geringers, als durch die Nachmachung oder Vorzeigung von fünf, dem Vorgeben nach, an Coligni ***), geschriebenen Briefe beleidigt hatte. Damit er sein angefangnes Betragen gegen die Regentin, den Minister und alle Prinzen vom Geblüte, durchführen könnte, stiftete er eine Verbindung, deren Glieder alle als Narren gestorben sind, bei denen ich aber schon von diesem Augenblik an sehr viel Abnehmen des Verstandes zu verspüren glaubte. Unter diesen waren Beaupré Fontrailles und Fiesco. Auch Montresor, mein naher Verwandter, der mit der Miene eines Cato nicht die Geschicklichkeit desselben verband, und Bethune, einer meiner genauern Freunde, nahmen daran Theil. Durch sie war Herr von Beaufort dahin gebracht, mich mit Zuvorkommenheit zu überhäufen. Aber so achtungsvoll ich sie auch anzunehmen schien, so wußte ich doch allem auszubeugen, was mich zu etwas hätte verbindlich machen können, und zulezt erklärte ich Montresor, daß mir die Würde eines Coadjutors von Paris eine zu große Gabe scheine, als daß ich sie der Königin mit der Theilnahme an irgend eine Verbindung, die ihr nicht angenehm seyn könnte, vergelten sollte. Montresor wankte dagegen ein, daß ich der Königin deshalb keine

*) Anne Genovefa von Bourbon die Tochter Heinrichs von Bourbon, Prinzen von Condi, geboren 1676.

**) Marie von Bretagne die Tochter von Claude von Bretagne, Grafen von Vertus, und von Catharine von Furcart von la Varenne. Sie starb 1657.

***) Caspar von Coligni, Herzog von Chatillon. Er starb an einer Wunde, die er bei Charenton, während der bürgerlichen Unruhen erhielt, den 9ten Febr. 1659 im Alter von 29 Jahren.

ne Dankbarkeit ſchuldig ſey, weil ſie nur vollzöge, was ihr der verſtorbene König öffentlich befohlen hatte, und daß überdies in jener Periode die Königin eigentlich nichts gewährt habe, weil ſie nichts verſagt hätte. „Sie werden mir, unterbrach ich ihn, erlauben, alles „zu vergeſſen, was mein Dankgefühl vermindern könn„te, und mich nur deſſen zu erinnern, wodurch es ver„mehrt wird.“

Dieſe Antwort erfuhr der Cardinal Mazarin von Goulas, der es mir ſpäterhin geſtand, wörtlich und ſie gefiel ihm ſo, daß er ſie der Königin an dem Tage, da Beaufort eingezogen ward, unverändert mittheilte. Dieſe Verhaftnehmung erregte viel Aufſehen, nur das nicht, welches ſie eigentlich erregen ſollte. Da ſie der erſte Schritt zu der künftigen Größe des Miniſters war, den Sie in dieſer Geſchichte die wichtigſte Rolle werden ſpielen ſehen, ſo ſcheint es mir nothwendig Sie näher damit bekannt zu machen.

Sie wiſſen, daß die am Hof gebildete Parthey des Herrn von Beaufort, nur aus vier oder fünf Mißvergnügten beſtand, die alle die Farbe des Tiefſinns an ſich trugen. Dieſes Anſehen war es, was den Cardinal Mazarin, entweder — was man nie hat ganz enträthſeln können — wirkliche Furcht einflößte, oder nur Veranlaſſung ward, Furcht zu heucheln. So viel iſt jedoch gewiß, daß la Riviere *), der ſchon damals beträchtlichen Einfluß auf Monſieur hatte, alles anwandte um den Miniſter durch tauſenderlei Gerüchte Furcht einzujagen, und dadurch die Entfernung Montreſors, den er nicht leiden konnte, zu bewürken. Für denſelben

*) Louis Barbier, Abt von la Riviere. Er war der Günſtling des Herzogs von Orleans, und ſtarb als Biſchof und Herzog von Langres.

den Zweck, nur aus andern Triebfedern, arbeitete auch der Prinz. Er fürchtete daß der damalige Duc, jetzt der Prinz (von Conde) sich, was er schon bei Gelegenheit des Zwists zwischen Frau von Longueville und Frau von Montbazon im Begrif gewesen war zu thun, durch einen Zweykamp zu Herrn von Beaufort herablassen möchte. Durch dieses Interesse vereinigt, wußte das Haus Orleans und Conde, den düstern Anstrich, wodurch die Freunde des Herrn von Beaufort sich den Namen der Importans erworben hatten, bald in ein lächerliches Licht zu setzen und die grosen Anstalten des letztern, welcher, wie alle diejenigen, denen mehr Eitelkeit als Beurtheilungskraft eigen ist, unaufhörlich bei den geringsten Kleinigkeiten vorzunehmen pflegte, erleichterte ihnen durch eine geschickte Anwendung, ihren Plan sehr. Durch unzeitige Vertraulichkeiten, zwecklose Zusammenkünfte, unnöthige Verheimlichung, kam es endlich so weit, daß alle im Louvre durch den Gardehauptmann der Königin, Guitaut, in Verhaft genommen wurden. Die Häupter der Importans wurden zerstreut und verwiesen, und durch das ganze Königreich ward öffentlich bekannt gemacht, daß sie einen Anschlag auf das Leben des Cardinals im Sinn gehabt hätten. Mir ist dies immer unglaublich vorgekommen, weil nie die geringste Anstalt oder Anzeige davon zu entdecken gewesen ist, ungeachtet die meisten Bedienten aus dem Hause Vendome lange Zeit im Gefängniß zurückgehalten wurden. Auch Vaumorin und Ganseville, ersterer Gardhauptmann, und letzterer Stallmeister des Herrn von Beaufort, mit denen ich oft darüber gesprochen habe, vermaßen sich, daß nichts in der Welt ungegründeter seyn könnte als diese Beschuldigung. Noch fünf oder sechs Tage vor Beauforts Verhaftnehmung, hielt ich den Marquis von Nangis, welcher bei dem Regiment von Navarra, oder von der Picardie — ich erinnere mich

nicht mehr genau — Oberſter und wider die Königin und dem Cardinal, aus Gründen, die ich Ihnen ſogleich ſagen werde, äußerſt erbittert war, von dem beinah ſchon feſten Entſchluß zurück, dieſer Verbindung beizutreten. „Alles, „ſagte ich ihm, iſt der Allgewalt der Mode unterworfen, „aber nirgends iſt ihre Herrſchaft fühlbarer, als in den „Verhältniſſen gegen den Hof. Giebt es Zeiten, wo die „Ungnade einer Flamme ähnlich iſt, die alle böſe Eigen„ſchaften wegläutert, und die guten ſchimmernd hervor„hebt, ſo giebt es auch andere, wo ſie keinem Manne „von Ehre wohl anſteht.“ Daß dieſe letztere Verbindung von dieſer Art ſey, davon ſucht ich Rangis nachdrücklich zu überzeugen, und ich erwähne dieſes Umſtandes eigentlich nur um Veranlaſſung zu einem Umriß von der Lage der Dinge nach dem Tode des Königs zu haben. Hätte mich nicht der Faden meiner Erzählung unvermerkt mit fortgeriſſen, ſo hätte ich, wie billig, damit angefangen.

Zur Ehre des Cardinals von Richelieu muß ich bekennen, daß zwei von ſeinen Planen, mir beinah ſo umfaſſend, wie die Plane der Alexanders und Cäſars erſcheinen. Zu dem Plan, die Religionspartheyen zu unterdrücken, hat mein Onkel *) der Cardinal von Rez die erſte Idee gegeben, aber der andere ſich an das furchtbare Haus Oeſterreich zu wagen, verdankt ſeine Entſtehung ihm allein. Den erſten führte er aus, und der zweite war bereits weit gediehen, als ihn der Tod hinweg nahm. Durch die Tapferkeit des Prinzen, damaligen Ducs, war dafür geſorgt, daß der Tod des Königs den Gang nicht unterbrach. Durch die berühmte Schlacht bei Rocroi gewann der Staat eben ſo viel an Sicherheit, als der Prinz an Ruhm

*) Heinrich von Gondi, ſtarb 1622.

und ſeine Lorbeern bedeckten den jungen König noch in der Wiege. Da der verſtorbene König für ſeine Gemahlin die Königin weder Liebe noch Achtung gefühlt hatte, ſo ſuchte er ſterbend dem Anſehen ihrer Regentſchaft durch einen Rath, den er ihr ſetzte, gewiſſe Gränzen vorzuziehen, und ernannte hierzu den Cardinal Mazarin, Seguier *), Bouthillier und Chavigni. Aber als Creaturen des Cardinals von Richelieu, vom Volk aufs fürchterlichſte gehaſſt, wurden ſie, ſobald der König tod war, noch in den Höfen von St. Germain, ſelbſt von den Bedienten ausgepfiffen. Hätte Beaufort nur gemeinen Menſchenverſtand, und Beauvais außer ſeiner Biſchofsmütze nur das kleinſte Verdienſt gehabt, oder hätte mein Vater ſich in die Angelegenheiten des Statts miſchen wollen, ſo wäre bei der damaligen Stimmung, der ganze Regentſchaftsrath unfehlbar verjagt, und das Andenken des Cardinal von Richelieu zur Freude des Publikums von dem Parlement verdammt worden. Die Königin hatte das Glück angebetet zu ſeyn, mehr ihren Leiden als ihrem eigenem Werth zu danken. Nie war ſie anders als unter dem rührenden Bild einer Verfolgten erſchienen, und auf dieſer hohen Stufe gelten Leiden, meiſt für erhabene Tugend. Man bewunderte ihre Geduld, die oft nur Fühlloſigkeit iſt. Genug die allgemeine Erwartung war auf ſie gerichtet, und Bautru ſagte: ſie thue jetzt ſchon Wunder, weil ihre Liebeshändel ſelbſt bei dem Frömmſten bereits vergeſſen wären. Der Herzog von Orleans allein ſchien ihr die Regentſchaft ſtreitig machen zu wollen, und durch la Frette, ſeinen Ergebenen, entſtand einiger Argwohn, weil dieſer eine Stunde nach dem Tode des Königs, mit zweihundert Edelleuten ſeines Landes, in St. Germain ankam. Auf mei-

ne

*) Peter Seguier, ſtarb 1672.

ne Veranlassung eilte Nangis sogleich, der Königin sein Regiment, das in Mante lag, anzubieten, und ließ es nach St. Germain aufbrechen. Das Garderegiment stieß hinzu, und der König ward nach Paris gebracht. Monsieur war mit der Würde eines Generallieutenants des Staats zufrieden, der Prinz wurde das Oberhaupt des Conseil, und das Parlement bestätigte die Regentschaft der Königin, und zwar ohne Einschränkung. Alle Verbannten wurden zurückgerufen, alle Gefangenen in Freiheit gesetzt, alle Verbrecher losgesprochen. Wer sein Amt verloren hatte, erhielt es jetzt zurück. Alles wurde gewährt, und kein Gesuch verweigert. Unter andern erhielt Frau von Beauvais die Erlaubniß auf den Place royale zu bauen, und einem andern, dessen Namen ich nicht mehr weiß, wurde ein Patent zu einer Auflage auf die Messen ausgefertigt. Ein allgemeiner Friede herrschte, die Zufriedenheit jedes Einzelnen schien durch die Glückseeligkeit des Ganzes vollkommen gesichert, und die ungestörte Einigkeit des königlichen Hauses begründete die Ruhe im Innern des Staats. Von außen her hatte die Schlacht bei Rocroi den Muth der spanischen Infantrie auf Jahrhunderte vernichtet, und die kaiserliche Cavallerie hielt gegen die Truppen Herzogs Bernhard von Weimar nicht aus. Auf den Stufen des Throns, wo sonst der furchtbare Richelieu auf die Sterblichen mehr herabgeblitzt, als sie beherrscht hatte, erschien jetzt ein sanfter gutthätiger Nachfolger *), der auf nichts Anspruch machte, der seine Cardinals Würde haßte, weil sie ihn hinderte, der ganzen Welt so viel Demuth zu zeigen, als er es wünschte, der in den Straßen stets in dem bescheidensten Aufzug blos mit zwei Bedienten auf sei-

nem

*) Julius Mazarin, Cardinal, Staatsminister, starb in Vincennes 1661.

nem Wagen erſchien. Mit einem ſolchen Hof, wie dieſer war, im übeln Vernehmen zu ſtehen, konnte, wie Sie ſelbſt mir zugeſtehen müſſen, für keinen Mann von Ehre anſtändig ſeyn, und ich hatte unbezweifelt Recht, als ich Nangis von aller Entzweiung mit demſelben abrieth, ob gleich er der erſte war, dem, ungeachtet ſeines in St. Germain geleiſteten Dienſtes, ein unbedeutendes Geſchenk, das er verlangte, verweigert wurde. Durch mich erhielt er es.

Daß bey einem Hof, wo allen Gefangenen ohne Ausnahme die Freiheit gegeben wurde, die Verhaftnehmung des Herrn von Beaufort unbeſchreibliches Erſtaunen erregte, wird Ihnen ganz natürlich vorkommen. Aber wundern werden Sie ſich, daß Niemand die daraus entſtehenden Folgen wahrnahm. Zu einer Zeit, wo die regierende Gewalt ſo ſanft war, daß ſie beinah unbemerkbar ward, mußte eine ſo lebhafte Handlung unbeſchreibliche Wirkung thun. Durch alle Umſtände, wie Sie geſehen haben, unendlich erleichtert, erſchien ſie doch deshalb nicht minder groß, und eben dieſe Zuſammenſtellung wird erfordert, wenn eine ſolche Handlung den ſeltenen Preiß einer ungehaßten Würde davon tragen ſoll. Denn das, was nur ſo oft, ſelbſt bei den unvermeidlichſten Handlungen der Miniſter ein verhaßtes Licht auf ſie wirft, iſt, weil ſie bei der Ausführung faſt immer genöthigt ſind, Hinderniſſe zu überſteigen, mit deren Bekämpfung Neid und Haß unzertrennlich verbunden ſind. Stellte ſich ihnen dagegen, was ſo ſelten iſt, eine bedeutende Gelegenheit dar, wo nichts zu beſiegen iſt, weil nichts zu überwinden war, ſo erhält ihr Anſehen einen reinen, ſchuldloſen und unvermiſchten Glanz, der ſie nicht allein in ihrem Anſehen ſichert, ſondern ihnen in der Folge ſelbſt aus allem was ſie nicht thun, ſo wie aus dem was ſie thun, gleiches Ver-

dienſt

dienſt erwirbt. Ein ehrfurchtsvolles Erſtaunen bemächtigte ſich eines jeden Einbildungskraft, als man jetzt durch den Cardinal, den Mann gefänglich einziehen ſah, der fünf oder ſechs Wochen früher den König mit unbegreiflichem Stolz nach Paris zurückgeführt hatte. Ich erinnere mich, daß ſelbſt der geiſtvolle Chapelain nicht müde werden konnte, dieſes groſſe Ereigniß anzuſtaunen. Jeder glaubte dem Miniſter Dank ſchuldig zu ſeyn, daß er nicht alle Wochen Jemand einziehen ließ, und was der Mangel an Gelegenheit bewirkte, ſchrieb man gern auf Rechnung ſeiner natürlichen Milde. Wahr iſt es jedoch, daß er, was das Glück ihm gönnte, mit groſſer Geſchicklichkeit zu benutzen wußte. Sorgfältig verbreitete er den Schein, als wäre ihm dieſer Schritt abgedrungen worden, als hätte die Königin, gegen ſeine Meinung, durch Monſieur und des Prinzens Rath bewogen, dieſen Entſchluß gefaßt. Sein Betragen war, wo möglich, noch beſcheidener, höflicher und ofner wie vorher. Keine Veränderung wurde den Tag nach der Ausführung bei ihm wahrgenommen, keinem war der Zutritt verweigert, jeder fand leicht Gehör, und bei Tafel war er ſo unbefangen wie ein unbedeutender Privatmann. Selbſt den Pomp, welchen die gemeinſten Cardinäle um ſich verbreiten, minderte Er ſehr. So gelang es ihm, als noch jeder ihn für ſeines Gleichen hielt, ſchon weit über alle erhaben zu ſeyn, und ſelbſt die Prinzen und die Groſſen des Staats, die ihres eignen Vortheils wegen, heller als der gemeine Hauſe hatten ſehen müſſen, waren, was mir unbegreiflich iſt, die allerverblendeſten; Monſieur dünkte ſich unerreichbar zu ſeyn. Den Prinzen feſſelte ſeine Habſucht an den Hof, und er wollte ſich da gefallen; der Duc war noch in einem Alter, wo es leicht iſt, in dem Schatten der Lorbeern zu entſchlafen. Herr von Longueville öfnete die Augen

nur um ſie wieder feſter zu ſchließen, und Herr von Vendome fühlte ſich ſchon allzu glücklich, blos verwieſen zu ſeyn. Herr von Nemours *) war nur noch Kind, Herr von Guiſe, neulich erſt von Brüſſels zurückgekommen, glaubte den ganzen Hof zu beherrſchen, und ward ſelbſt von Fräulein von Pons **) beherrſcht. Von Tag zu Tag hofte Herr von Bouillon Sedan wieder zu erhalten, und die Befehlshaberſtelle der teutſchen Armeen, machte Herrn von Turenne vollkommen glücklich. Entzückt ſein Gouvernement und ſeine Stelle wieder erhalten zu haben, dachte Herr von Eſpernon ***) an nichts weiteres. Herr von Schomberg hatte ſich ſein ganzes Leben durch nie mit denen entzweit, die am Hof viel galten. Noch mehr Sclave der Hofgunſt war Herr von Gramont; und die Herrn von Retz, von Vitri, von Boſſompierre, hielten ſich, weil ſie weder eingezogen, noch verwieſen waren, für erklärte Günſtlinge. Befreyt von der Deſpotie des Cardinals von Richelieu, wähnte das Parlement, mit einem Miniſter, der ihm täglich wiederholte, daß die Königin nur durch ſeinen Rath geleitet ſeyn wollte, das goldene Zeitalter wieder kommen zu ſehen. Die Geiſtlichkeit, die immer mit dem Beyſpiel der Knechtſchaft vorangeht, predigte ſie andern unter dem Titel eines ſchuldigen Gehorſams. Und ſo war in einem Augenblick alles Mazariniſiert.

Wenn

*) Carl Amadeus von Savoyen: wurde 1650 vom Herrn von im Duell Beaufort getödtet.

**) Anna Pußart von Fort du vigean, die jüngere Schweſter des ſchönen Fräulein von Vigean, Wittwe von Franz, Alexander von Albert, Herr von Pons. Sie verheurathete ſich in der Folge mit Armand Jean de Vignerot Herzog von Richelieu.

***) Bernhard von Nogaret. ſtarb d. 25 Jul. 1661.

Wenn Sie vielleicht glauben, daß zu einem solchen Plan viel Zeit erforderlich war, so bitte ich sie zu bedenken, daß er nur die ersten vier Jahre der Regentschaft in sich faßt, wo das, dem königlichen Ansehen durch den Cardinal von Richelieu verschafte, und sowohl durch die eben angeführten Umstände, als durch die fortdauernden, über die Feinde erfochtenen Vortheile befestigte, leicht und schnell eingreifende Triebwerk, noch alles in den gegenwärtigen Zustand erhielt. Im dritten und vierten Jahr gab es wegen Kleinigkeiten, einige kleine Wolken zwischen Monsieur und dem Duc. Auch zwischen dem Duc und dem Cardinal Mazarin erregte die Admiralswürde, worauf der erstere wegen des Todes des Herzogs von Breze *), seines Schwagers, Anspruch machte, einige Disharmonie. Doch weil dadurch die Gestalt des Ganzen nicht verändert ward, und Sie in allen Memoires der damaligen Zeit genaue Erzählung davon finden können, will ich es nicht weiter berühren.

Zwei Monate nach meiner Salbung verließ Herr von Paris die Stadt, um den Sommer bei Angers in einer Abtey, St. Auban genannt, zuzubringen. Er übertrug mir, wiewohl mit vieler Bekümmerniß die Sorge seiner Diöces. Meine erste Verrichtung, wozu mich die Königin nöthigte, war ein Besuch bey den Nonnen de la Conception. Ich wußte es, daß dieses Kloster über acht und achtzig Mädchen, deren einige sehr reitzend, und einige sogar verführerisch waren, enthielt, und mit Mühe würde ich mich entschlossen haben, meine Tugend dieser Gefahr auszusetzen. Jetzt mußte es jedoch geschehen, und ich bewahrte sie zur Erbauung aller, denn ich vermied durchaus ihre Gesichter

*) Armand Maille Breze ward 1648 getödtet.

ſichter zu ſehen. Nur mit niedergelaſſenem Schleier durften ſie vor mir erſcheinen, und meine Frömmigkeit erhielt durch dieſe, ſechswochenlang beobachtete Aufführung einen blendenden Glanz.

Ich fuhr fort alles was die wachſame Eiferſucht meines Onkels mir nur zu unternehmen vergönnte, in der Diöces zu thun. So geſtimmt wie er war, gab es beinah keine Aeußerungen von Selbſtthätigkeit, die nicht ſein Misfallen getroffen hätte. Unter ſolchen Umſtänden verſuchte ich, mir mehr aus dem, was ich nicht that, als aus dem was ich that, ein Verdienſt zu machen, und ſelbſt die Eiferſucht des Herrn (Erzbiſchoffs) von Paris mußte mir zum Mittel dienen, meinen Zweck zu befördern. Denn hätte ich volle Gewalt gehabt, ſo hätte ich mich doch immer nur auf das einſchränken müſſen, was ausführbar war, da ich hingegen jetzt meine guten Vorſätze in allen Fällen ungeſcheut zeigen konnte. In den Augenblicken einer — immer nur ſcheinbaren — Friedenserneurung, wie zwiſchen mir und dem Cardinal Mazarin oft eine ſtatt fand, geſtand mir dieſer, lange nachher, daß die Bemerkung dieſes Kunſtgriffs, obgleich er in Rückſicht ſeiner ſehr unſchädlich war, ihm mein Anhen in Paris zuerſt verdächtig gemacht habe, und ein zweites Ereigniß vermehrte dieſe Stimmung mit eben ſo wenig Grund. Ich fieng an, was wirklich von unbegreiflichem Nutzen war, alle Geiſtliche der Diöces zu prüfen. Zu dieſem Endzweck errichtete ich drei Tribunale, die aus Canonicis, Pfarrern und Mönchen beſtanden, und deren Geſchäft es war, alle Geiſtlichen in 3 Claſſen zu ordnen. In die erſte dieſer drei Claſſen gehörten die fähigen Köpfe, welche man bei der Ausübung ihrer Verrichtungen ließ; in die zweite die, welche es zwar noch nicht waren, aber doch Hofnung gaben, es zu werden, und in die dritte ſolche, die nicht die erfoderli-

chen Fähigkeiten hatten und niemals haben konnten. Die aus den zwey letztern Classe wurden von den ersten getrennt, ihre Verrichtungen ihnen untersagt, und in besondere Klöster gebracht, wo die bessern in mehrern Kenntnissen, die übrigen aber bloß in den Regeln der Frömmigkeit Unterricht erhielten. Diese Anstalten erforderten, wie Sie leicht denken können, einen ungeheuern Aufwand; aber von allen Seiten strömten mir beträchtliche Summen zu, und alle verdienstvolle Leute wetteiferten, verschwenderisch Beiträge zu liefern. Das hierdurch erregte Aufsehen missiel dem Minister; auf seine Veranlassung berief die Königin unter einem unbedeutenden Vorwand, meinen Onkel nach Paris zurück, und zwei Tage nach seiner Ankunft befahl mir dieser unter einem noch unwichtigern Vorwand, in der Ausführung meines Plans inne zu halten. Ich ertrug den Streich mit mehr Kaltblütigkeit, als mir nach meinen lebhaften Gefühlen eigen war, so gut ich auch von meinem Freund, dem Schazmeister wußte, daß er vom Hof kam. Demungeachtet bändigte ich mich, und blieb in meinen gewöhnlichen Betragen gegen dem Cardinal unverändert. Sehr unähnlich meiner diesmaligen Handlungsart waren meine Aeußerungen bei einer andern Gelegenheit. In der Zelle des Priors der Carthäuser, machte der gute Herr von Morangis, die nur allzurichtige Bemerkung, daß ich zu viel Aufwand machte, und mein Aufwand überstieg wirklich alle Grenzen. „Ich habe alles wohl berechnet" antwortete ich ihm höchst unbesonnen. „In meinem Alter war Cäsar sechsmal mehr schuldig als ich." Diesen in jeder Rücksicht sehr unbedachtsamen Einfall, hinterbrachte ein anwesender fataler Gelehrter, Herr Servien *), dem Cardinal. Der Cardinal spottete darüber, und

er

*) Abel Servien, Marquis von Sable; starb 1659.

er hatte Recht; er merkte ihn ſich, und auch darin hatte er nicht Unrecht.

Die Verſammlung der Geiſtlichkeit wurde 1645 gehalten, als Diöceſan ward auch ich dazu geladen, und ſie kann eigentlich die Klippe genannt werden, woran meine Gunſt bei Hof ſcheiterte.

In der Verſammlung von Mantes, hatte der Cardinal von Richelieu, auf die Würde und Freiheit der Geiſtlichkeit, einen grauſamen Ausfall gewagt, und 6 ihrer angeſehenſten Prälaten, unter empörenden Umſtänden verwieſen. In dieſer jetzigen wurde beſchloſſen, ihnen, durch die Einladung in der Verſammlung eine Stelle einzunehmen, eine Art von Erſatz oder vielmehr eine Ehrenbelohnuug für ihre Feſtigkeit zu geben. Ganz unſchuldiger Weiſe und ohne den Schleier eines Geheimniſſes wurde dieſer, in den Privatunterredungen durch eine allgemeine Uebereinſtimmung gefaßte Entſchluß, in der öffentlichen Verſammlung vorgetragen, und Niemand dachte nurdaran, daß die Aufmerkſamkeit des Hofs dadurch erregt werden könnte. Der Zufall, der dieſen Tag die Reihe zuerſt zu ſprechen auf die Provinz Paris fallen ließ, nöthigte mich bei der Berathſchlagung zuerſt zu reden; ich eröfnete den Vortrag nach unſerer gemeinſchaftlichen Verabredung, und alle Stimmen gaben mir Beifall. Beim Eintritt in mein Haus, fand ich den Silberkämmerer der Königin, der mir den Befehl brachte, unverzüglich zu ihr zu kommen. Ich gehorchte, und fand ſie auf dem Bett, in ihrem kleinen grauen Zimmer. Mit einem ihr ziemlich natürlichen, bittern Ton der Stimme, ſagte ſie mir, daß ſie mich einer ſo großen Vergeſſenheit meiner Pflichten gegen ſie als ich eben bei einer Gelegenheit, die das Andenken ihres Herrn des verſtorbenen Königs beleidigte, gezeigt

hätte, nicht fähig geglaubt habe. Es war mir nicht schwer, sie bald dahin zu bringen, daß sie meinen Gründen nichts entgegen zu setzen wußte, und ihr Befehl, diese Gründe dem Cardinal vorzutragen, mußte sie aus der Verlegenheit ziehen. Aber ich fand, daß dieser sie eben so wenig zu fassen vermochte, als sie. Er begegnete mir mit unbeschreiblicher Hoheit, wollte meine Rechtfertigung nicht anhören, und erklärte mir ganz kurz, daß er mir im Namen des Königs befähle, den folgenden Tag vor der ganzen Versammlung zu widerrufen. Einer solchen Forderung nachzugeben, war, wie Sie selbst fühlen werden, beinah unmöglich, doch bändigte ich meine Aufwallung und übertrat auch im geringsten nicht die Gränzen der Ehrerbietung. Als ich sah, daß alle Unterwürfigkeit nichts über ihn vermochte, entschloß ich mich, den weisen und bescheidenen Herrn (Bischoff) von Arles zu bitten, mit mir gemeinschaftlich dem Cardinal unsere Gründe verständlich zu machen. Das Resultat unserer Unterredung mit ihm war für uns dies: daß wohl keiner weniger in den Geist der Angelegenheiten der Geistlichkeit eingedrungen sey wie er. Wie sich diese Sache noch endigte, erinnere ich mich nicht mehr deutlich, und der Grund, weshalb ich Ihnen dieselbe so weitläuftig beschrieb, war blos, um Ihnen zu zeigen, daß ich in meinem ersten Zwist mit dem Hof gewiß nicht Unrecht hatte, und daß meine Achtung für den Cardinal Mazarin, und meine Ehrerbietung für die Königin bis zur Geduld gieng.

Drei oder vier Monate später bedurfte ich bei einer andern Gelegenheit, welche die Unwissenheit des Cardinals zu erst entspann, und seine Bosheit weit verschlimmerte, dieser Tugend noch weit mehr. Dem Bischof von Warnie, einem der Gesandten, die zur Ab-

ho-

holung der Königin von Pohlen beſtimmt waren, fiel es ein, die Trauungsceremonie in Notre Dame zu vollziehen. Noch niemals, dies bitte ich Sie wohl zu bemerken, hat ein Biſchof oder Erzbiſchof von Paris Verrichtungen dieſer Art in ſeiner Kirche einem andern abgetreten, außer den Cardinälen des königlichen Hauſes; und als mein Onkel es dultete, daß der Cardinal von la Rochefaucaut die Königin von England *) traute, traf ihn der bitterſte Tadel ſeiner ganzen Geiſtlichkeit. Mein Onkel hatte am Tage vor dem Feſt des h. Dionyſius gerade ſeine zweyte Reiſe nach Anjou gemacht, und der Ceremonien-Lieutenant Saintot brachte mir am Tage des Feſtes, in der Kirche von Notre Dame ſelbſt, einen Sigelbrief, der den Befehl enthielt, die Kirche für den Biſchof von Warmie zubereiten zu laſſen, und zwar in Ausdrücken, wie man ſie ungefähr gegen den Vorſteher der Kaufleute gebraucht, wenn ſie das Rathhaus zu einer Comedie einrichten ſollen. Der Dechant und die um mich ſtehenden Canonici erhielten dieſe lettre de cachet aus meiner Hand, und ich ſagte ihnen zugleich, daß ich keinen Augenblick zweifle, dies alles rühre von irgend einem Unterbeamten des Staatsſecretairs her, und daß ich gleich am folgenden Morgen nach Fontainebleau, den damaligen Aufenthalt des Hofs, reiſen würde, um mir unmittelbar über dieſes Mißverſtändniß Licht zu verſchaffen. Sie waren alle in groſſer Bewegung, und beſchloſſen mich nach Fontainebleau zu begleiten, doch ließen ſie, auf mein Verſprechen, es ihnen wiſſen zu laſſen, wenn ihre Gegenwart nöthig ſey, von dieſem Vorſatz ab. Ich ſtieg ſogleich bei dem Cardinal ab, legte ihm meine Gründe, und die Beiſpiele, die ich für mich hatte, vor, und

*) Henriette Marie von Frankreich, Heinrich des IV. Tochter, ſtarb 1649.

ſagte ihm, daß ich, als ein ihm ſo beſonders ergebener Diener, ganz ſicher von ihm hoffe, daß er meine Gründe bei der Königin geltend machen würde. Sicher hatte ich nichts vergeſſen, was ihn hiezu bewegen konnte, aber ich ſah bey dieſer Gelegenheit nur allzudeutlich, daß ihm daran lag, mich mit ihr zu entzweien. So ſichtbar es auch war, daß meine Gründe wirklich ſo tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten, daß er es bereute, dieſen Befehl gegeben zu haben, ohne ſeine Folgen zu kennen, ſo hatte er doch, nach einem Augenblick Ueberlegung, ſeine ganze Faſſung wieder, und fuhr nun fort in ſeiner Meinung auf das ausſchweifendſte zu beharren. Als ich im Namen des Erzbiſchofs und der ganzen Kirche von Paris mit ihm zu reden anfieng, da fuhr er auf, als hätte ein Bürger an der Spitze von funfzig Aufrührern ihm aus eigener Macht anreden wollen. Vergebens ſuchte ich ihm den Unterſchied mit aller Schonung begreiflich zu machen, ſeine tiefe Unwiſſenheit mit unſern Sitten und Gebräuchen ließ ihn auch das wenige, was er verſtand, im falſchen Lichte ſehen. Beleidigend und kurz brach er die Unterredung ab, und verwies mich an die Königin. Aber dieſe fand ich noch erbittert, daß alles, was ich von ihr erfahren konnte, darin beſtund; daß ſie dem Capitel, ohne welches ich nichts beſchließen zu können erklärte, Gehör geben wollte. Ich meldete es ſogleich, und am folgenden Morgen erſchien der Dechant mit 16 Deputirten. Ich ſtellte ſie vor, und ſie ſprachen mit ſehr viel Nachdruck und Weisheit. Die Königin verwies uns von neuem an den Cardinal, und dieſer ſagte uns, wenn ich aufrichtig ſeyn ſolle, faſt nichts anders als Beleidigungen. Seine große Unkunde von dem Nachdruck manch franzöſiſchen Ausdrücke, verurſachte daß er ſeine Antwort mit dem Vorwurf, ich habe den vorigen Tag ſehr grob (inſolemment) mit ihm geſprochen, endigte

Urtheilen Sie selbst, wie dieser Ausdruck mich beleidigen mußte. Und doch war die einmal gefaßte Entschliessung, eine immer gleiche Mäßigung zu zeigen, stark genug, auch hier mich in Schranken zu halten. Lächelnd antwortete ich ihm, kehrte mich dann zu den Deputirten und sagte: Finden Sie das Wort nicht sehr naiv? — Mein Lächeln brachte ihn auf, und mit einem unbeschreiblich stolzen Ton fragte er mich; wen glauben Sie vor sich zu haben? Ich werde Sie Lebensart lehren. Hier, ich gestehe es, ward meine Galle rege. „Ich „weiß es sehr gut, antwortete ich ihm, daß der Coad„jutor von Paris jetzt mit dem Herrn Cardinal Maza„rin spricht, aber wie mir scheint, glauben Sie, als „Cardinal von Lothringen mit dem Suffragant von „Metz zu reden.“ Alle Anwesende, und ihre Anzahl war nicht klein, freuten sich über diesen Ausdruck, den die Hitze mir eingab. Ich ließ die Deputirten des Capitels bei mir speisen, und da wir eben im Begrif waren nach Paris zurückzukehren, sahen wir den Marschall von Estre es *) eintreten. Sein Endzweck war mich zu bitten, die Sache nicht abzubrechen, und mir zugleich zu versichern, daß noch alles gut gehen könnte. Da er sah, daß ich ungerührt von seinen Bitten blieb, erklärte er sich bestimmter, und gestand mir, daß ihm die Königin aufgetragen habe, mich zu einer zweiten Unterredung zu ihr zu bringen. Unverzüglich gieng ich mit den Deputirten zu ihr hin, und wir fanden sie über alle Beschreibung besänftigt, verändert, wohlwollend. Nicht wegen jener Angelegenheit, sagte sie mir in Gegenwart der Deputirten, für die wohl leicht ein Aus-

*) Cäsar von Estrees, damaliger Abee und nachheriger Cardinal starb 1714.

weg würde zu finden seyn, hätte sie mich sehen wollen, sondern blos um mir über meine Art, wie ich mit dem armen Cardinal, der so sanft wie ein Lamm sey, und mich wie seinen Sohn liebte, gesprochen habe, einen kleinen Verweis zu geben. Diese Erklärung begleitete sie mit mancherlei wohlwollenden Aeußerungen, und zuletzt gab sie dem Dechanten und dem Deputirten Befehl, mich zu dem Cardinal zu führen, und dort vereint, über das was zu thun sey, zu berathschlagen. Diesen Schritt zu thun, kostete mir viel Verleugnung, und ich versicherte der Königin, daß nur sie allein auf der ganzen Welt, mich dazu hätte bringen können. Noch sanfter als die Gebieterin fanden wir den Minister, tausend Entschuldigungen sollten mich das Wort insolemment vergessen machen, und er versicherte, was vielleicht auch wahr seyn konnte, daß er geglaubt habe, es habe den Sinn von insolito (ungewöhnlich). Nie ist wohl mehr verbindliches gesagt worden, aber ausgemacht wurde nichts, und er verschob alles bis auf eine kleine Reise, die er in einigen Tagen nach Paris thun wollte. Unbefriedigt kamen wir nach Paris zurück, und erwarteten hier seine Verordnungen. Statt ihrer kam nach vier oder fünf Tagen, der Ceremonien-Lieutenant Sainctot um Mitternacht zu mir, und brachte mir einen Brief von dem Erzbischof. Dieser enthielt den Befehl, mich den Ansprüchen des Bischofs von Warmie auf keine Weise zu widersetzen, und ihn die Trauungsceremonie vollziehen zu lassen. Wäre ich weise gewesen, so hätte ich mich hier mit dem was ich gethan hatte, begnügt; denn niemals ist es klug, wenn uns ein günstiger Zufall noch Auswege darbietet, wo wir mit Ehren uns aus Hofhändeln herauswickeln können, sie unbenutzt zu lassen. Aber ich war jung und gereizt. Ich sah, daß sie in Fontainebleau ihr Spiel mit mir getrieben und nur darum mir, dem Scheine nach, so ehren-

voll

voll begegnet hatten, weil ſie Zeit gewinnen wollten, an meinen Onkel nach Angers einen Courier abzufertigen. Doch bezwang ich mich in Sainctot's Gegenwart, ich ließ ihn nichts von meiner Stimmung ahnen, vielmehr ſchien ich froh, durch den Erzbiſchoff aus aller Verlegenheit geriſſen zu ſeyn. Aber kaum hatte er mich verlaſſen, ſo eilte ich, die Erſten des Capitels, die alle mit mir gleich dachten, bei mir zu verſammeln, und ſie von meinen Abſichten zu unterrichten. Und ſo geſchah es, daß Sainctot, als er ſie am folgenden Morgen zuſammen berufen ließ, um ihnen, wie es üblich iſt, die lettre de cachet zu überliefern, mit der Antwort: daß der Erzbiſchof über das Schiff der Kirche nach ſeinen Gefallen gebieten könnte, daß aber das Capitel das ihm zugehörige Chor, nie einem andern als ſeinem Erzbiſchof oder ſeinem Coadjutor überlaſſen werde, an den Hof zurückkehren mußte. Dem Cardinal entgieng der Sinn dieſer Antwort nicht, und er entſchloß ſich die Ceremonie in der Capelle des königlichen Pallaſtes vollziehen zu laſſen. Von dieſer ſagte er, ſey der Grosallmoſenier Biſchof. Aber von Neuem trug ich ihm bei dieſem noch wichtigern Fall, die Schwierigkeiten der Ausführung vor, und der gereizte Cardinal ſuchte meinem Brief eine lächerliche Wendung zu geben. Jetzt zeigte ich der Königin von Pohlen, wie ich wieder meinen Willen, genöthigt ſeyn würde, eine ſo vollzogene Heurath für nichtig zu erklären; wenn ſie nicht den einzigen Ausweg, den es noch gäbe, einſchlagen wollte; dieſen nehmlich, daß der Biſchof von Warmie, wenn ſie wirklich im königlichen Pallaſt getraut würde, eine ſchriftliche Erlaubnis darzu bei mir abholte.

Die Sache war dringend, es war nicht mehr Zeit eine neue Erlaubnis aus Angers zu erwarten, die Königin von Pohlen wollte ihre Verheurathung auch vor

dem kleinſten Zweifel geſichert wiſſen, und der Hof ſah ſich in der Nothwendigkeit nachzugeben, und in meinen Vorſchlag zu willigen, der auch bald vollzogen ward.

So lebhaft ich es auch fühle, wie ſehr dieſe gedehnte, trockene und langweilige Erzählung Ihrer Nachſicht bedarf, ſo iſt doch es nothwendig, Sie mit drei oder vier ähnlichen kleinen Streitigkeiten mit dem Hof, wegen ihres Zuſammenhangs mit den darauf folgenden wichtigern Scenen bekannt zu machen, und ich erbitte mir noch, für einige derſelben ihre Gedult. Dann hoffe ich Ihnen wichtigern und angenehmern Stof darbieten zu können.

Bald nach der Verheurathung der pohlniſchen Königin, kam der Herzog von Orleans am Oſterfeſt zur Veſper in die Kirche unſerer lieben Frauen. Vor ſeiner Ankunft fand ein Officier ſeiner Garde meinen Fußteppich an ſeiner gewöhnlichen Stelle, unmittelbar unter dem Stuhl des Erzbiſchofs, nahm ihn weg, und legte Monſieurs Teppich dafür hin. Ich erfuhr es unverzüglich, aber überzeugt, daß der leiſeſte Verdacht, ſich einem Prinzen von Geblüt gleich ſtellen zu wollen, unvermeidlich ein lächerliches Licht zurückwirft, wies ich diejenigen vom Capitel, die mich darauf aufmerkſam machen wollten, ſelbſt nicht ohne Bitterkeit, zurück. Doch leiſe winkte mir der Theologal, ein gelehrter und kluger Mann auf die Seite, und belehrte mich umſtändlich über Dinge, die ich noch nicht wußte. Er machte mir die Folgen begreiflich, die eine Trennung des Coadjutors vom Erzbiſchof, ſey auch die Urſache, welche ſie wolle, nach ſich ziehen könnte. Beſchämt und überzeugt erwartete ich Monſieur am Eingang der Kirche, und wagte es ihm das, was ich, die Wahrheit zu ſagen, nur eben ſelbſt erſt erfahren hatte, vorzu-

zuſtellen. Es ward gut aufgenommen, er gab Befehl, für ſeinen Teppich den meinigen wieder hinzulegen, und man reichte mir vor ihm den Weihrauch. Die Veſper war geendigt, und ich machte mich gegen den Herzog über mich ſelbſt luſtig. „Wie beſchämt, ſagte ich, würde ich über dieſen ganzen Vorfall ſeyn, wüßte ich nicht, „daß der geringſte Carmelitermönch, der vorgeſtern „früher als Ihro königliche Hoheit ſein Gebet am Kreuz „verrichtete, das nehmliche ohne Bedenken gethan hat.“ Ich wußte, daß Monſieur am Charfreitag dem Gottesdienſt der Carmeliter beigewohnt hatte, und, daß alle von der Geiſtlichkeit bei der Anbetung des Kreuzes den erſten Rang haben, war mir eben ſo wenig fremd. Mein Einfall gefiel, und als eine feine Höflichkeit erzählte ihn Monſieur am Abend ſeinem Cirkel wieder. Aber wie änderte er ſeine Meinung, als er am folgenden Tag nach Petit Bourg reiste, wo la Riviere ihm mein Verfahren als eine öffentliche Beleidigung ſchilderte. Der Eindruck war ſo tief, daß er an denſelben Tag, wo er zurückgekommen war, den Marſchall von Etrees, der das Feſt über in Caeuvres geweſen war, ganz laut fragte, ob ſein Pfarrer ihm den Vorrang ſtreitig gemacht habe? Leicht begreiflich wird es Ihnen ſeyn, welche Wendung dies der Unterhaltung gab. Die Witzeleien der Hofleute machten den Anfang, und ein Schwur von Monſieur, daß er mich nöthigen wollte wieder in der nehmlichen Kirche meinen Plaz einzunehmen, und den Weihrauch nach ihm, mir reichen zu laſſen, endigte die Scene. Ganz außer Faſſung kam Herr von Rohan-Chabot *), der bei der Unterhaltung gegenwärtig geweſen war, zu mir, und erzählte mir, das Reſultat der

*) Heinrich Chabot im Jahr 1645 mit Margaretha Herzogin von Rohan, die Tochter und Erbin des großen Herzogs von Rohan, verheurathet. Unter der Bedingung,

derſelben, und eine halbe Stunde ſpäter brachte mir ein Aumonier der Königin den Befehl, ſogleich zu ihr zu kommen. Was ſie mir auch anfänglich vor Verſicherungen gab, wie leid es ihr thäte, Monſieur in dieſer fürchterlichen Aufwallung zu ſehen, ſo war doch immer das Reſultat, das ſie nothwendig auf ſeine Seite treten müßte, und durchaus von mir verlangte, daß ich ſeine Forderungen befriedigte, und den folgenden Sonntag in der Kirche unſerer lieben Frauen ihm die eben erwähnte Genugthuung gewähren ſollte. Meine Antwort war, wie Sie ſich leicht denken können, und ich ward wie gewöhnlich an den Cardinal gewieſen. Mit ſeiner gewöhnlichen Feinheit verſicherte mir dieſer den innigen Antheil, den er an meiner peinlichen Lage nähme, bitter tadelte er den Abt la Riviere, daß er Monſieur zu dieſem Schritt reitzen konnte, und hoffte auf dieſem ſanft ſcheinenden und gütlichen Weg mich unvermerkt zu der verlangten Erniedrigung zu bringen. Aber, als er ſah, daß ſeine Kunſt an mir ſcheiterte, veränderte ſich ſchnell ſein Ton; Hoheit und Gewalt ſollten nun bewirken, was Güte nicht vermochte. Bis jetzt, ſagte er, habe er als Freund mit mir geſprochen, nun zwinge ich ihn den Miniſter reden zu laſſen. Unvermerkt miſchten ſich unbeſtimmte Drohungen in ſeine Bemerkungen, und in der Hitze des Geſprächs gieng er endlich zum lauten Spott über. Wer in ſeinen Handlungen als ein St. Ambroſius erſcheinen wollte, ſagte er, der müſſe auch ein ſolches Leben führen wie er. Damit zwei oder drei Prälaten, die am andern Ende des Zimmers waren, ihn vernehmen könnten, leg-

te

gung, daß die aus dieſer Ehe erzeugten Kinder, den Nahmen und das Wappen des Hauſes Rohan führten, brachten ſie ihm das Herzogthum Rohan u. ſ. w. zu. Er ſtarb 1655.

te er einen besondern Accent auf diese Worte. Eben so wenig glaubte ich in meiner Antwort minder vernehmlich seyn zu dürfen. „Ich will versuchen, verse„te ich, den Wink Ihrer Eminenz zu benutzen, bis „dahin aber im gegenwärtigen Fall den Ambrosius nach„zuahmen suchen, damit er mir in allen andern Fällen „die Kraft ihm nachzuahmen verleihe.“ Voll Bitterkeit brachen wir zuletzt die Unterredung ab, und so verließ ich den königlichen Pallast.

Von Neuem bestürmten mich nun bald darauf der Marschall von Etrees und Herr von Seneterre *) und boten alle Künste der Beredsamkeit auf, mir diese Erniedrigung als ehrenvoll zu mahlen. Wie auch sie ihre Mühe verloren sahen, deuteten sie leise darauf hin, daß Monsieur wohl zu gewaltsamen Mitteln schreiten, mich durch seine Soldaten wegnehmen, und an den bestimmten Platz in die Kirche unserer l. Frauen, unter ihn selbst hinbringen lassen könnte. Anfänglich fand ich diese Idee zu lächerlich. Als ich aber am Abend vom Herrn von Choisi, Monsieurs Canzler, Bestätigung erhielt, that ich den lächerlichen Schritt, mich — was, wie Sie glauben können, in einer Zeit des Friedens, wo nicht der leiseste Schein von Unruhe sichtbar war, gegen einen Prinzen vom Geblüt in keiner Hinsicht klug war — in Vertheidigungsstand zu setzen. Nach meinem Gefühl, war dies die größte Thorheit meines ganzen Lebens, und doch begünstigte sie das Glück. Dem Duc, dessen Verwandter ich war, gefiel meine Verwegenheit — er war dem Abbe von la Riviere nichts weni-

*) Heinrich von Saint-Nectaire, der zweyte dieses Namens, genannt Seneterre, Herzog von la Ferte-Nabert. Er ward 1651 Marschall von Frankreich, und starb 1681.

niger als günſtig, weil dieſer kurz zuvor unbeſcheiden genug geweſen war, um darüber, daß man den Prinzen von Conti *), bei Ernennung zur Cardinals Würde den Vorzug vor ihm gegeben hatte, Empfindlichkeit gezeigt zu haben. Auch war er ganz von der Güte meiner Sache, die auch wirklich ſonnenklar erwieſen, und durch eine kleine Schrift, die ich ſchnell in Umlauf gebracht hatte, vor den Augen des Publikums vollkommen gerechtfertigt war, überzeugt. Er ſagte dies dem Cardinal, mit dem Zuſatz, daß er Gewaltthätigkeiten gegen mich, ſeinen Verwandten und Diener, von keinem, wer es auch ſey, dulden wolle, und daß er, bevor er dieſe Sache beendigt ſähe, nicht zur Armee abreiſen würde.

Eine Trennung zwiſchen Monſieur und dem Duc, das war, was der Hof äußerſt, und noch weit mehr der Prinz ſelbſt fürchtete. Das Blut erſtarrte in ſeinen Adern, als er von der Königin, die Aeußerung ſeines Sohnes erfuhr. Athemlos kam er zu mir und als er ſechzig oder achtzig von Adel bei mir fand, hielt er es für ausgemacht, was gleichwohl völlig ungegründet war, daß hier von einer mit dem Duc verbundenen Parthey die Rede ſeyn müßte. Schwüre, Drohungen, Bitten und Liebkoſungen wechſelten in ſonderbarem Gemiſch bei ihm ab, und in ſeinen Ergießungen entſchlüpften ihm Worte, die mir die Theilnahme des Ducs ſtärker und thätiger, als er ſie mir ſelbſt geſchildert hatte, darſtellten. Von dieſem Augenblick an, widerſtand ich nicht länger. Viel lieber würde ich, verſicherte ich den Prinzen, alles ohne Ausnahme thun, ehe ich dulden könnte, daß der Friede des königlichen Hauſes um meinetwillen geſtört werde. Dieſe ſchnell

*) Armand von Bourbon, ſtarb 1666.

ſchnelle Veränderung, gerade in dem Augenblick, da mir der Prinz ſelbſt verrathen hatte, welch eine thätige Unterſtützung ich von dem Duc zu erwarten hätte, rührte ihn, der mich bis dahin unerſchüttert geſehen hatte, ſo ſehr, daß auch er ſeine Geſinnung änderte, und, da er kurz zuvor keine Genugthuung für Monſieur groß genug fand, jetzt ganz beſtimmt erklärte, daß die, worzu ich mich längſt erboten hatte, vollkommen hinreichend ſey. Dies war: ihm in Gegenwart des ganzen Hofs zu bekennen, daß ich nie gegen die ihm ſchuldige Ehrfurcht hätte ſündigen wollen, und daß blos die Ordnung der Kirche, wovon ich ihm ſchon Rechenſchaft abgelegt habe, mich zu dem vermocht hätte, was ich in unſerer Hauptkirche gethan. Dies geſchah auch wirklich, ſo ſehr der Cardinal und der Abt la Riviere dagegen wüteten. Der Prinz jagte ihm ein ſolches Schrekken vor dem Duc ein, daß ſie nachgeben muſten. Von ihm ward ich zu Monſieur geführt, wo die Neugierde den ganzen Hof verſammelt hatte. Ich ſagte ihm wörtlich, was ich Ihnen eben angeführt habe. Er fand meine Gründe vollkommen gültig, zeigte mir ſeine Medaille, und ſo ward dieſe Geſchichte, die ich bei allem Recht, ſo leicht durch mein Benehmen hätte verderben können, gänzlich geendet.

Natürlich, daß das üble Vernehmen, worin ich durch dieſen letztern Vorfall und die Verheurathung der Königin von Pohlen, mit dem Hofe ſtand, den Hofleuten zu ihren gewöhnlichen Wendungen Veranlaſſung ward. Aber ſie woren ohne Erfolg, und ich wurde hier überzeugt, daß alle Mächte nichts gegen den guten Ruf eines Mannes vermögen, der ihn in ſeinem Fach zu erhalten weiß. Alles was in der Geiſtlichkeit auf den Namen eines Gelehrten Anſpruch machte, erklärte ſich für mich, und kaum waren ſechs Wochen verfloſſen, ſo be-

bemerkte ich, wie selbst der größte Theil derer, die mich getadelt hatten, jezt mich nur beklagt zu haben glaubten. Tausend Erfahrungen haben mir späterhin diese Bemerkung bestätigt.

Bald nachher gelang es mir, dem Hof selbst seinen Beifall abzunöthigen. Die Versammlung der Geistlichkeit näherte sich ihrem Ende, und man war im Begrif, sich über das übliche Geschenk an den König zu berathschlagen. Ich freute mich bei dieser Gelegenheit der Königin durch die Gefälligkeit, die ich mir hier zur Regel machte, einen Beweis geben zu können, daß der Grund meines Widerspruchs in den zwei vorhergehenden Fällen, nur in der Pflicht, für die Würde meines Standes zu wachen, und keineswegs in Undankbarkeit gegen sie, zu suchen sey. Ich trennte mich von der Parthey der Eiferer (zélez), an deren Spize der (Bischoff) von Sens fand, und verband mich mit denen von Arles und Chalons, die mit weit mehr Weisheit, im Grunde, die nehmlichen Gesinnungen vereinten. Mit Herrn von Arles besuchte ich sogar den Cardinal, und verließ ihn, höchst zufrieden, mit mir, so daß er den Tag darauf öffentlich sagte; er fände, daß ich im Dienst des Königs die nehmliche Festigkeit zeigte, wie bei Behauptung der Würde meines Charakters. Ich erhielt den Auftrag, die beim Schluß der Versammlung stets übliche Rede zu halten, und der Grund, warum ich Ihnen nichts näheres davon sage, ist, weil Sie sie gedruckt lesen können. Genug die Geistlichkeit war damit zufrieden, der Hof fand sie schön und der Cardinal Mazarin lud mich beim Weggehn ein, den Abend mit ihm allein zu speisen. Hier zeigte er sich mir so vollkommnen von allen den üblen Eindrüken frei, die ihm andere gegen mich beigebracht hatten, daß ich fest überzeugt bin, er glaubte es in diesem

ſen Augenblicken wirklich ſelbſt zu ſeyn. Aber ich konnte dem Hof nicht lange gefallen, weil ich in Paris zu ſehr gefiel. Das war in den Augen eines nach Büchern politiſchen Italieners, mein ganzes Verbrechen, und die Gefahr dieſes Verbrechens wuchs durch meinen natürlichen, unerkünſtelten Aufwand, der meiner Nachläſſigkeit ſelbſt neuen Glanz ertheilte, durch beträchtliche Almoſen und durch eine Freigebigkeit, deren Widerhall oft nur deſto lauter erſcholl, je heimlicher ſie vollbracht wurde. Ich hatte erſt keinen andern Grund zu dieſer Handlungsweiſe, als dem Zug meines Herzens zu folgen, und nur den Wunſch, meine Pflicht zu erfüllen. Aber dann, als ich mich gegen den Hof im Gleichgewicht halten mußte, da zwang mich Nothwendigkeit ihr getreu zu bleiben, und ſie vielmehr noch zu verſtärken. Doch hier iſt noch nicht der Ort zu dieſer nähern Beleuchtung. Meine Abſicht war bloß, Ihnen zu zeigen, wie der Hof zu einer Zeit ſchon Argwohn gegen mich ſchöpfte, da in mir noch nicht der leiſeſte Gedanke aufgeſtiegen war, daß ich ihm je Veranlaſſung darzu geben könnte. Hier finden Sie beſtätigt, was ich Ihnen oft mit Ueberzeugung ſagte, daß wir öfter vom Argwohn, als vom Zutrauen betrogen werden. Auch den Miniſter verleitete das Mistrauen, das ihm meine Lage in Paris einflößte, zu den Fallſtricken, die Sie ihn mir haben legen ſehen, und nach unſerer Verſöhnung in Fontainebleau, drei Monate ſpäter zu einem neuen Verſuch.

Der Biſchof von Leon * aus dem Hauſe von Rieux, war von dem Cardinal von Richelieu durch ein gegen die

*) Renatus von Rieux ſtarb bald nachher, als er in ſeine Würde wieder eingeſetzt worden war, den achten März 1651.

die Würde und Freiheit der französischen Kirche beleidigendes Verfahren, entsetzt worden. Die Versammlung von 1645 beschloß ihn wieder einzusetzen; und so groß auch der Widerspruch war, so wurde man doch zuletzt darüber einig. Erst nach langem Widerspruch, wie er immer pflegte, gab auch der Cardinal Mazarin, von seiner Seite nach, ertheilte der Versammlung persönlich sein Wort zur Wiedereinsetzung, und versprach öffentlich, daß in 3 Monaten die Erfüllung desselben erfolgen sollte. Auf dieses Versprechen gieng man auseinander, nachdem man zuvor, weil ich mich am zuverlässigsten in Paris aufhielt, mich noch in seiner Gegenwart, zur Betreibung dieser Angelegenheit ernannt hatte. Wir erhielten in der Folge von seiner Seite alle mögliche Versicherung, daß er seinem Versprechen getreu bleiben werde, und auf seine Veranlassung schrieb ich zwei- oder dreimal an die Provinzen, daß nichts zuverlässiger seyn könnte. Jetzt war der Augenblick der Entscheidung gekommen, und auf einmal veränderte er seinen Entschluß. Auf seine Veranlassung drang die Königin in mich, der Sache durch eine Ausflucht, die mich unvermeidlich entehrt haben würde, eine andere Wendung zu geben. Ich ließ nichts unversucht, was ihn wieder zu sich selbst bringen konnte. Die Fassung, mit der ich mich betrug, überstieg die Anlagen meines Alters; aber als ein monatliches fortgesetztes Bestreben noch immer fruchtlos blieb, da verlor ich die Geduld und entschloß mich, die Provinzen mit aller, meinem Bewußtseyn und meiner Ehre schuldigen, Wahrheit von dem ganzen Verfahren zu unterrichten. In dem Moment, wo ich den Circularbrief, den ich deshalb schrieb, eben schließen wollte, kam der Duc zu mir. Er las, und nahm mir ihn, mit der Versicherung, daß er die Sache endigen wollte. Noch in derselben Stunde gieng er zum Cardinal, und

das

das lebendige Gemälde, der Folgen, das er ihm aufstellte, bewirkte, daß ich bald darauf die Ausfertigung erhielt.

Hier fehlen 5 Blätter.

Wenn ich nicht irre, so habe ich schon bei einer andern Stelle dieser Erzählung, bemerkt, daß die vier ersten Jahre der Regentschaft noch durch die schnelle Wirksamkeit, die der Cardinal Richelieu dem königlichen Ansehen zu verleihen gewußt hatte, belebt und regiert zu seyn schienen. Als Richelieu's Schüler und noch mehr in einem Land geboren und erzogen wo die Gewalt des Pabstes keine Gränzen hat, hielt der Cardinal Mazarin diese schnelle Thatkraft für natürlich, und dieser Irrthum war die Veranlassung des bürgerlichen Kriegs. Veranlassung war Er, aber die Quelle, glaube ich weit entfernter suchen zu müssen.

Seit mehr als zwölfhundert Jahren wird Frankreich von Königen regiert, aber nicht immer waren sie so ausschließend Könige, wie jetzt. Nie haben aufgezeichnete Gesetze den Gränzen ihrer Gewalt so bestimmte Regeln vorgeschrieben, wie bei den Königen von England und Arragonien, durch angenommene Gebräuche ward sie blos gemildert. Diese waren anfänglich den Generalstaaten und später den Händen der Parlementer zur Aufsicht anvertraut. Fast gänzlich zerstörte Monumente des Mittelwegs, den unsere Väter zwischen der Anmaßung der Könige, und der Zügellosigkeit der Völker zu finden wußten, sind die Aufzeichnung und sorgfältige Aufbewahrung der mit andern Mächten geschlossenen Verträge, und die Bestätigungen der Edicte zu Geldauflagen. Dieses feine Gleichgewicht ist von den weisen und guten Fürsten als eine Würze ihrer Gewalt, wodurch diese ihren Unterthanen erst schmackhaft

werden konnte, und von den Unfähigen und Bösartigen als ein Hinderniß ihrer Launen und Ausschweifungen gehalten worden. Wir lernen aus der Geschichte des Sire von Joinville ganz deutlich, daß der heilige Ludwig es gekannt und geachtet hatte, und die Werke von Oresmus Bischof von Lisieux, und des berühmten Juvenal des-Ursins sagen uns, das Carl V., der sich des Namens des Weisen würdig gemacht hat, nie seine Gewalt über die Gesetze und seine Pflicht erhaben glaubte. Hingegen fiel der mehr betrügerische als kluge Ludwig XI. dies Gesetz wie alle übrige aufs Gerathewohl an. Ludwig XII. würde es wieder hergestellt haben, wenn der Ehrgeiz des Cardinal von Amboise *), der unumschränkt über ihn herrschte, sich nicht dawider aufgelehnt hätte. So lag auch unter Franz I., den unersättlich habsüchtigen Connetable von Montmorenci **), mehr daran, die königliche Gewalt auszubreiten, als sie zu mäßigen. Die weitumfassenden und feinen Pläne der Herrn von Guise erlaubten ihnen nicht unter Franz II. an ihre Einschränkung zu denken. Unter Carl XI. und Heinrich III. war der Hof so sehr von unaufhörlichen Unruhen bestürmt, daß alles was nicht Unterwerfung war, schon als Empörung erschien. Heinrich IV. dem sein Vertrauen auf sich selbst kein Mistrauen gegen die Gesetze erlaubte, bewies durch die Rücksichten die er für die äußerst kühnen Gegenvorstellungen Mirons, Vorstehers der Kaufleute, wegen der Einkünfte des Stadthauses (hôtel de ville) zeigte, wie sehr er die Gesetze ehrte. Von Ludwig XIII. sagte

*) Georg von Amboise der erste dieses Namens. 1498 war er Cardinal, in der Folge erster Staatsminister von Ludwig XII. Er starb 1510.

**) Anne von Montmorenci, Connetable im Jahr 1538 starb 1567.

Herr von Rohan, daß er auf ſeine Gewalt nur ei-
ſüchtig ſey, weil er ſie nicht kenne; der Mar-
all von Ancre *) und Herr von Luynes **) waren
bſt zu unwiſſend, um ihn darüber belehren zu können.
r Nachfolger der Cardinal von Richelieu wußte aus
r ganzen Summe von ſchlimmen Abſichten und Un-
ſſenheiten zweier vergangener Jahrhunderte, gleichſam
n Grund zu bilden, worauf er das Gebäude ſeines
genen Intereſſe aufführte. Es gelang ihm die For-
rungen ſeines Eigennutzes in das Gewand nützlicher
d zur Befeſtigung des königlichen Anſehens unent-
hrlicher Grundſätze zu kleiden, und mit Hülfe des
lücks, durch den Sieg über die proteſtantiſche Partei
Frankreich, den Triumph der Schweden, die
chwäche des Kaiſers und die Unfähigkeit Spaniens,
rmochte er aus der geſetzmäſigſten aller Monar-
ien die gefährlichſte und empörenſte Tyranney, die
elleicht je einen Staat bezwungen hat, zu bilden.
ie die Gewalt der Gewohnheit in einigen Ländern
rk genug iſt, die Menſchen an das Feuer zu gewöh-
n, ſo hat ſie auch uns gegen Dinge verhärtet, die
ſere Väter mehr als die Flammen ſcheuten. Die
echtſchaft, die ſie mehr aus Eifer für den Vortheil
er Gebieter, als für ihren eigenen, unüberwindlich
eabſcheuten, fühlen wir gar nicht mehr, und was
nſt für Tugend galt, hat jezt der Cardinal von Ri-
elieu zum Verbrechen geſtempelt. Jene Märtyrer
s Staats, die Mirons, die Harlais, die Marillacs,
e Pibracs, die Fayes, die durch ihre reinen und wohl-
ätigen Grundſätze, mehr Factionen zerſtört haben,
s das Gold aus Spanien und England hervorrufen

*) Concino Concini ward 1617 im Louvre getödtet.

**) Carl Albert Herzog von Luynes ward 1621 Connetable, und ſtarb in dem nehmlichen Jahr.

konnte, waren alle die Vertheidiger einer Lehre gewesen, w[illegible]gen deren Aufrechthaltung der Cardinal von Richelieu den Präsidenten von Barillon nach Amboise verbannte. Er war es, der Magistratepersonen zu bestrafen anfieng, wenn sie auf Wahrheiten beharrten, denen sie mit Gefahr ihres Lebens treu zu bleiben geschworen hatten.

Alle weise und von ihrem wahren Vortheil überzeugte Regenten, legten ihre Verordnungen im Schooß der Parlamenter nieder. Sie wußten, daß sie dadurch einen Theil der Misgunst und des Hasses, den die Vollziehung auch der heilsamsten, oft unentbehrlichsten Verordnungen zuweilen nach sich zieht, von sich ablenken konnten. Dem höchsten König ähnlich, der stets seine einmal gegebenen Gesetze befolgt, glaubten sie sich nicht zu erniedrigen, wenn sie sich selbst an ihre Vorschriften banden. Aber die, durch ihr Glück immer verblendeten Minister, waren mit dem, was die Verordnungen erlaubten, nicht zufrieden, und sannen nur auf ihren Umsturz, und nie hat wohl einer mit eben so viel Unklugheit als Eifer daran gearbeitet, wie der Cardinal von Richelieu.

Nur die Gottheit vermag aus eigener Kraft fest zu stehen. Die wohleingerichtetsten Monarchien und die unumschränktesten Monarchen, können sich nur durch die vereinte Kraft der Waffen und der Gesetze aufrecht erhalten. Die Vereinigung dieser beiden ist so nothwendig, daß das Eine ohne das Andere nicht bestehen kann. Gesetze ohne Armeen verlieren ihr Ansehn, und Armeen, die kein Gesetz in Zügel hält, versinken bald in Anarchie. Als die römische Republik durch Julius Cäsar zerstört war, lebte die durch die Stärke seiner Waffen seinen Nachfolgern errungene Gewalt nur noch so lange, als sie selbst das Ansehen der Gesetze aufrecht zu erhalten vermochten. Aber kaum war dieses ver-

verloren, ſo ſchwand auch die Gewalt der Kaiſer, und gerade diejenigen, welche ſich als ihre Günſtlinge ihrer Siegel und Waffen bemächtigt hatten, zehrten nun ihre Gebieter auf, und ſaugten das Schattenbild der königlichen Würde ruhig unter den Ruinen der erniedrigten Geſetze aus. So mahlt uns jenes dem Meiſtbietenden feile, römiſche Reich und der täglich mit dem Strick bedrohte Gebieter der Ottomannen mit blutigen Zügen die Verölendung derer, die ihr Anſehen nur durch Gewalt allein begründen wollen.

Warum aber fremde Beiſpiele ſuchen, wo in unſerm Innern ſo viel zu finden ſind? — Die Merovinger vom Throne zu ſtoßen, gebrauchte Pepin, ſo wie Capet zur Vertreibung der Carolinger die nehmliche Gewalt, welche die beiden vorhergehenden Miniſter, unter dem Namen ihres Gebieters, an ſich geriſſen hatten; und es iſt merkwürdig, daß die Staatsminiſter (maires du palais) und die Grafen von Paris (comtes de Paris) immer bei Erſteigung des Throns ihrer Könige, gerade demſelben Weg folgten, auf welchem es ihnen zuvor gelungen war, ſich in die Gunſt derſelben einzuſchmeicheln. Dieſer Weg war kein anderer als die Schwächung und Abänderung der Staatsgeſetze, wodurch ſich kurzſichtige Fürſten immer verdienden laſſen, weil ſie in dem, was in der Folge den Großen zum Vorwand dient, und dem Volk Bewegungsgrund zur Empörung iſt, die Vermehrung ihrer Größe zu ſehen glauben.

Ein ſo gewandter Kopf wie der Cardinal Richelieu mußte nothwendig alle dieſe Pläne berechnet haben; aber er opferte ſie ſeinem Vortheil auf. Ihm lag daran ganz nach ſeiner Neigung zu herrſchen, und dieſer ſchrieb er, ſelbſt da, wo es ihm nichts gekoſtet hätte,

niema's Regeln war. Hätte ihm das Schickſal einen ihm an Werth gleichen Nachfolger gegeben, ſo weiß ich nicht, ob der Titel eines Premierminiſters, den er zuerſt geführt hat, nicht in kurzer Zeit in Frankreich eben ſo verhaßt worden wäre, als es einſt die Stelle eines maire du palais und eines comte de Paris geworden war. Aber das Schickſal ſorgte, wenigſtens in einer Rückſicht dafür, daß es dahin nicht kam. Sein Nachfolger, der Cardinal Mazarin, gab nicht und konnte dem Staat nicht den leiſeſten Argwohn von Uſurpation geben. Hier glaube ich Ihnen die Schilderung dieſer beiden Miniſter, die, obgleich auf verſchiedene Art, viel zum bürgerlichen Krieg beigetragen haben, entwerfen zu müſſen, und die Parallelle zwiſchen beiden zu ziehen.

Der Cardinal von Richelieu ſtammte von guter Abkunft, und ſchon ſeine Jugend warf Funken ſeines Genies von ſich. Er zeichnete ſich in der Sorbonne aus, und frühzeitig entwickelte ſich die Kraft und Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes. Gewöhnlich wußte er meiſterhaft ſeine Parthie zu nehmen. Nie brach er ſein gegebenes Wort, wenn nicht ein allzu großer Gewinn ihn für das Gegentheil beſtimmte, und dann vergaß er nichts, wenigſtens die Form zu retten. Ohne freigebig zu ſeyn gab er immer mehr, als er verſprach, und verſtand, ſeine Gaben mit ſeltener Kunſt zu würzen. Der Ruhm galt ihm zwar weit mehr als die Geſetze der Moral geſtatten, doch iſt es wahr, daß der Misbrauch, den er ſich in dieſer Uebertretung höherer Geſetze in Rückſicht ſeines grenzenloſen Ehrgeizes ſelbſt erlaubte, immer mit ſeinem Verdienſte im richtigen Verhältniß ſtand. Weder ſein Kopf noch ſein Herz hob ihn über die Gefahr, aber eben ſo wenig unterlagen ſie ihr; durch glücklichen Scharfſinn kam er

ihr

ihr mehr zuvor, als daß er ſie durch hohen Muth überwand. Er war als Freund liebenswürdig, und die Liebe des Publikums war ſogar ſein heißer Wunſch. Aber vergebens beſaß er die Höflichkeit, das gefällige Aeußere und andere zu dieſem Zweck erforderliche Talente; ihm fehlte jenes unbeſchreibliche aus dem Innern hervorquellende Etwas, das unwiderſtehlich die Herzen an ſich reißt. Zwar ſtand die perſönliche Majeſtät des Königs verdunkelt neben ſeiner Macht und ſeinem königlichen Stolz; dafür erfüllte er aber auch die Verrichtungen der Königswürde mit einem Anſtand, der es nur einem geübten Auge möglich machte, in dieſer Anmaßung nicht das Gute mit dem Böſen zu vermengen. Nie hat ein Sterblicher mit ſo viel feinem Scharfſinn das Schlechteſte von dem Schlechten, und das Gute von dem Beſten zu unterſcheiden gewußt wie er, und wie groß iſt dieſe Eigenſchaft für einen Miniſter! Die kleinlichen Rückſichten, die der Ausführung großer Pläne vorausgehen, konnten ihn nur zu leicht ungeduldig machen; doch dieſer Fehler, der in der Ueberlegenheit des Geiſtes gegründet iſt, findet ſich ſtets mit Einſichten gepaart, die ihn zu erſetzen wiſſen. Seine Religion reichte für die äußern Verhältniſſe aus. Das Gute that er aus Neigung, oder aus Ueberlegung, ſo lange ihn nicht ſein Vortheil für das Böſe beſtimmte; alsdann kannte er den Werth ſeiner Handlung immer vollkommen. Ihm war der Staat nur wichtig, ſo lang er ihn zu benutzen hoffte, und doch hat nie ein Miniſter ſo viel Talent beſeſſen, die Welt zu überreden, daß er für die Zukunft ſorge. So waren alle ſeine Laſter von der Claſſe, die ein glänzendes Glück leicht zu großen Eigenſchaften ſtempelt, weil ſie zur Erreichung ihrer Zwecke immer größer Tugenden benöthigt ſind.

Einem Mann, der mit ſo viel großen Eigenſchaften wirklich begabt war, und von ſolchen, die ihm fehlten,

wenigstens den Schein anzunehmen wußte, war es, wie Sie selbst finden werden, etwas leichtes sich in der Welt jene Art von Ansehen zu erhalten, welche wohl Haß aber nie Verachtung zuzieht, und wodurch in einem gesetzlosen Staat dem Mangel der Gesetze wenigstens eine Zeitlang abgeholfen wird.

Ganz entgegengesetzt war der Charakter des Cardinals Mazarin. Von niedriger Herkunft verlebte er seine Kindheit in dumpfer Vergessenheit. Als er einst am Eingang des Coliseum im Spiel betrog, gab ihm ein römischer Goldschmidt Moreto Stockschläge. Er war Infanterie-Hauptmann in Veltelin und, wie sein General Bagni mir erzählt hat, war ein feiner Betrug die Ursache, warum er in diesen nur 3 Monate langen Krieg gieng. Durch die Kunst des Cardinals Antoine*) die er sich nicht durch die besten Mittel erworben hatte, erhielt er die außerordentliche Nunciatur in Frankreich. Durch seine wollüstige Schilderungen und Italiänische Erzählungen erwarb er sich Chavigni's Beifall, und durch diesen gefiel er Richelieu, der ihn, wie man glaubt aus dem nehmlichen Grund zum Cardinal machte, warum einst Tiberius vom Kaiser August zum Nachfolger als Kaiser ernannt wurde. Aber ungeachtet des Purpurs blieb er doch der Sclave Richelieu's. Was man auch darüber sagt, so ist es doch wahr, daß ihn die Königin in Ermanglung eines andern wählte, und so erschien er anfänglich als das Original zu einem Theaterprinzen.

Durch das Glück verblendet, wie alle übrige mit ihm, wollte und sollte er als Richelieu in der Welt erscheinen, aber nur das Unverschämte der Nachahmung, ward in

*) Antoine Barberini.

ihm ſichtbar. Was jener ſich zur Ehre rechnete, deſ-
n ſchämte er ſich. Die Religion war das Ziel ſeines
ſterwitzes. Er verſprach alles, weil er nichts zu halten
edachte. Nie war er wohlwollend, und nie hart,
eil er für Wohlthaten ſo wenig als für Beleidigun-
en Gedächtniß hatte. Wie alle kleinen Seelen, liebte
ſich ſelbſt zu ſehr, und hatte zu wenig Ehrfurcht für ſich,
ie alle denen ihr Ruf gleichgültig iſt. Weil er oft furcht-
am war, ſah er das Uebel faſt immer voraus, aber das
ngleiche Verhältniß ſeiner Klugheit gegen ſeine Furcht,
erhinderte ihn die nöthigen Mittel dagegen zu treffen.
So viel Witz, Einſchmeichlungsgabe, Munterkeit und
Welt er auch beſaß, ſo leuchtete ſein verdorbenes Gefühl
och immer in ſo hohem Grad hervor, daß dieſe Eigen-
haften im Unglück ſtets die Farbe des Lächerlichen an ſich
ugen, und wenn er glücklich war, nie den Anſtrich
es Betrügers verlohren. Was keiner je bewürkt hat,
as that er, ſeine Betrügereien entehrten ſogar ſeine
Würde als Miniſter des Staats, und ſo ward er ſelbſt
urch dieſe Würde, ſo glücklich und unumſchränkt er
rer auch genoß, verunſtaltet. Unvermerkt ſank die
Verachtung, die gefährlichſte Krankheit eines Staats,
eren anſteckende Luft von dem Oberhaupt nur allzu-
acht und ſchnell auf die übrigen Glieder herabweht,
uf ihn nieder.

Jetzt, nach allem was ich geſagt habe, wird es
hnen ſehr begreiflich ſeyn, wie in einer ſolchen Staats-
rwaltung, die ſo nahe neben dem Cardinal Richelieu
and, und ſo ſehr von der ſeinigen verſchieden war, viel
rdrüßliche Ereigniſſe vorfallen konnten und mußten.

Ich habe Ihnen die äußere Form der vier erſten
ahre der Regentſchaft gezeichnet, und Sie zugleich
t der Wirkung, die Beauforts Verhaft anfänglich in
en Gemüthern hervorbrachte, bekannt gemacht. Es

ist unleugbar, daß durch diese That eine Achtung, die selbst der Glanz des Purpurs in den Herzen der Unabhängigen nicht hatte bewirken können, für diesen Mann rege ward. Bei dieser Gelegenheit spottete, wie mir Ondedei *) gesagt hat, der Cardinal selbst mit ihm über die Leichtigkeit der Franzosen; aber zugleich versicherte jener daß vier Monate später Mazarin sich selbst die vollkommne Bewunderung gewesen, sich selbst seiner Meinung nach, für einen zweiten Richelieu gehalten, und ihm an Talent noch zu übertreffen geglaubt habe. Wollte ich Ihnen alle seine Fehler, deren kleinster, durch einen besonderer Untersuchung würdigen Grund, die äußerste Wichtigkeit erhielt, erzählen, so würden ganze Bände sie nicht fassen.

Der Cardinal Richelieu hatte an die Zerstöhrung aller alten Staatsmaximen die letzte Hand gelegt. In seine Fußtapfen getreten, wandelte der Cardinal Mazarin einen Pfad, der rings mit Abgründen begränzt war, die sein Vorgänger wohl kannte, wogegen Er aber die Schutzwehr nicht brauchte, durch welche jener seine Schritte gesichert hatte. Nur Ein Beispiel mag Ihnen diese so viel in sich fassende Allegorie, wo möglich, erklären. Der Cardinal Richelieu hatte das Ansehn der Corporationen zu schwächen gesucht, aber die einzelnen Mitglieder derselben zu schonen nicht vergessen. Schon dieses allein giebt Ihnen über alles übrige Aufschluß. Das Wunderbare dabei war, daß alles sogar ihn selbst zu betrügen mitwirkte. Es ist wahr, daß gewisse Ursachen, deren einige ich Ihnen bereits aus der Stimmung, worin der Cardinal Richelieu die Angelegenheiten, die Staatsverwaltung und die einzelnen Mitglieder des Reichs fand, diese Täuschung ganz natürlich bewirkten; doch ist es nicht zu leugnen, daß

*) Nachmaliger Bischof von Reims.

daß ſie außerordentlich war, und bis zum Unbegreiflichen ſtieg.

Mit einer gewiſſen dumpfen Erſchlaffung, der immer große Symptome vorhergehen, iſt, in Beziehung auf einen Staat, der letzte Grad von Verblendung erreicht. Dieſe Symptome wodurch in Frankreich jene convulſiviſche Bewegungen, von denen unſere Väter Zeugen waren, hervorgebracht wurden, waren der Umſturz der alten Geſetze, die Zerſtörung jenes weiſen Gleichgewichts, daß durch ſie zwiſchen dem König und der Nation befeſtigt war, und die Gründung einer gänzlich deſpotiſchen Gewalt. Richelieu als Empiriker wollte die Heilung des Staats durch angreifende Arzneyen erzwingen, aber die Kraft, die er hervorpreßte, war eine unnatürliche, durch welche das Ganze mit den Theilen erſchöpft wurde. Wie ein Anfänger in der Heilkunde, bemerkte der Cardinal Marzarin die Erſchöpfung des Ganzen nicht, und verſäumte, ihn durch die geheimen chemiſchen Hülfsmittel ſeines Vorgängers noch zu erhalten; durch fortgeſetztes Aderlaſſen ſchwächte er ihn noch mehr, und ſo verſank er in eine Schlafſucht, die der Kurzſichtige für die Ruhe einer wahren Geſundheit nahm. Entkräftet und erſchlaft unter der Schwere ihrer Leiden, wagten die den Plünderungen der Oberaufſeher überlaſſenen Provinzen keinen Verſuch nach Freiheit mehr, weil jeder, den ſie unter dem Cardinal Richelieu gemacht hatten, ihr Uebel nur vermehren und verbittern half. Das noch zu lebhafte und nahe Andenken an die vergangenen Leiden, gab den Parlementern, die noch ganz kürzlich unter der größten Tyranney geſeufzt hatten, eine Art von Unempfindlichkeit gegen ihre gegenwärtige Bedrückungen. Der gröſte Theil der Großen, die aus dem Reich verwieſen waren, entſchlummerten jezt in träger Ruh auf

ihrem

ihren Lagern, die sie endlich mit Entzücken wiedergefunden hatten. So hätte bei einer weisen Schonung dieser allgemeinen Stumpfheit der Schlummer vielleicht noch lange dauern können. Aber der betrogene Arzt nahm ihn für den süßen Schlaf eines Gesunden, und wandte kein Mittel an, ihn zu unterhalten. Das Uebel kam heftiger zurück, der Kopf erwachte, Paris fühlte sich, Seufzer verkündeten die zurückkehrende Krankheit, man achtete ihrer nicht. Da entstand Raserey. Jetzt zu den nähern Umständen.

Die, meinem Gefühl nach, verdorbenste Seele ihres Jahrhunderts, der Finanz Oberaufseher, (Surintendant des Finances) Emery, suchte nur nach Namen, um neue Edicte zu erfinden. Wie könnte ich Ihnen das Gemüth dieses Mannes treffender mahlen, als durch den Zug, daß er erst — ich habe es gehört — vor dem versammelten Rath, behauptete, daß Treue und Gewissenhaftigkeit nur eine Tugend für den Handel sey, und daß ein Referent, der sie in den Angelegenheiten des Königs als Grund anführte, bestraft zu werden verdiente! — Kann etwas unverkennbarer seine schiefe Urtheilskraft schildern, als dies? — Und dieser Mensch, der in seiner Jugend zu Lion zum Hängen verurtheilt worden, war in allem, was das Innere des Reichs betraf, der unumschränkte Beherrscher des Cardinals Mazarin. Damit Ihnen der unbeschreiblich hohe Grad des Uebels begreiflich werde, das nur dann seinen Gipfel erreicht hat, wenn die Befehlshaber selbst mit frecher Hand schamlos den Schleier von ihren Schandthaten hinwegziehn, weil gerade in diesem Moment alle Achtung aus den Herzen der gehorchenden Classe entweicht, so habe ich Ihnen unter zwölf oder funfzehn ähnlichen Fällen, gerade diesen herausgehoben. Der Ma-

Moment des Erwachens aus der Erſchlaffung erſcheint, aber gewaltſame Erſchütterungen begleiten ihn.

Damals als die Schweißer faſt erdrükt von der Schwere ihrer Ketten, kaum noch zu athmen ſchienen, erwachte auf einmal der Geiſt der Freiheit in 3 ihrer mächtigen Cantone, und war der Schöpfer neuer Bündniſſe. Als die Holländer ſich gänzlich unter das Joch des Herzogs Alba gebeugt glaubten, ward das zarte Kind ihrer Freiheit vom Prinzen von Oranien, der wie alle große Genien früher als ſeine Zeitgenoſſen in die Zukunft ſchaute, und die Gränze des Möglichen entdekte, empfangen und gezeugt. Der Grund dieſer Erſcheinungen iſt folgender. In einem leidenden Staat iſt es die Dauer des Uebels allein, was Erſchlaffung hervorbringt; ſie ergreift die Einbildungskraft der Menſchen und ſtellt ihnen ihr Uebel als unheilbar vor. Aber kaum zeigt ſich ihnen ein Ausweg, und dieſer findet ſich unfehlbar, ſobald das Uebel einen gewiſſen Grad erreicht hat, ſo fühlen ſie ſich auf einmal ſo neu belebt, ſo überraſcht, ſo leicht, daß ſie ſchnell zum andern Extrem fliegen, und eine Revolution die ihnen faſt unmöglich ſchien, jezt für leicht ausführbar halten. Dieſe Stimmung allein bringt zuweilen Revolutionen hervor. Unſere leztere war ein Beleg für alle dieſe Wahrheiten; denn wer hätte, drei Monate vor Anbruch der Unruhen die Behauptung gewagt, daß in einem Staat, wo das königliche Haus in vollkommener Eintracht lebte, der Hof ein Sclave des Miniſters, war, Provinzen und Hauptſtadt ihm huldigten, wo die Armeen ſiegreich waren, die ſtändiſchen Collegien ganz ohnmächtig ſchienen, eine Revolution ausbrechen könnte? Wer es gethan hätte, würde, nicht bei dem gemeinen Haufen, ſondern bei den Etreen und Sennetern

ten

ren für unſinnig gehalten worden ſeyn. Ein kleines Zeichen von Gefühl, ein Schimmer, oder vielmehr ein Lebensfunke, ward ſichtbar. Und dieſes anfänglich kaum wahrzunehmende Lebenszeichen kam nicht von Monſieur, nicht vom Prinzen, nicht von den Großen der Nation, nicht von den Provinzen her; es zeigte ſich da zuerſt, wo bis auf unſer Jahrhundert keine Revolution ihren Urſprung genommen hat, wo ſie durch andere bewirkt, ſicher mit blutigen Befehlen geahndet worden wäre, — bei dem Parlement. Das Tarif-Edict ward von ihm angegriffen, und kaum hatte es zu murmeln angefangen, ſo folgte ein allgemeines Erwachen. Vom Schlaf erwacht, tappte man noch wie im Dunkeln, nach den Geſetzen, und ſie waren nicht mehr vorhanden. Vergebens erſchrack man. Es ſchrie, es foderte jie einer von dem andern; in dieſer Bewegung wurden die Fragen, die ihre Auslegung, da ſie dunkel und durch ihre Dunkelheit ehrwürdig waren, entſtehen ließen, ſelbſt zweifelhaft und unſicher, und ſo der Hälfte des Publikums verhaßt. Das Volk drang in das Heiligthum, es riß den Schleier hinweg, der alles, was von den Rechten der Völker und der Könige geſagt und geglaubt werden kann, ewig umhüllen muß, weil nur das Schweigen ihre gegenſeitige Verträge am beſten verwahrt; der Pöbel zu Paris entweihte dieſe Myſterien. Doch, damit Ihnen alles deutlich wird, ſo wollen wir zu einzelnen Thatſachen zurückkehren.

Hier will ich, um Ihnen nicht zu langweilig zu werden, zwey Thatſachen, von denen die Eine zuerſt die Wunde geöfnet, und die Zweite ſie beträchtlich verſchlimmert hat, aus einer zahlloſen Menge herausheben, und die übrigen nur im Flug erwähnen.

Im Auguſt des Jahres 1647 lehnte ſich das Parlement, nachdem es eine ſehr beträchtliche Anzahl, den

ganzen Staat, wie die einzelnen Glieder deſſelben, gleich zu Grunde richtender Verordnungen geduldet und ſogar beſtätigt hatte, endlich am Ende des Auguſts 1647. gegen das Tarif-Edict auf, durch welches eine allgemeine Auflage, auf alle Lebensmittel, die in die Stadt Paris kommen, gelegt wurde. Da es länger als ein Jahr von der Steuerkammer (cour des aides) beſtätigt, und Kraft dieſer Beſtätigung ſchon in Ausübung gebracht worden war, ſo wandten die Herrn vom Staatsrath alles an um es aufrecht zu halten. Als ſie erfuhren, daß das Parlement im Begrif ſey, die Vollziehung deſſelben, oder vielmehr die fernere Ausübung zu unterſagen, ſo duldeten ſie, daß das Edikt dem Parlement vorgelegt und ſeiner Prüfung unterworfen ward, in der Hofnung, daß ſie, wie ihnen in tauſend andern Fällen gelungen war, die Beſchlüſſe der Verſammluug nach ihrem Willen würden lenken können. Aber diesmal rechneten ſie falſch Das Maas war voll, die Gemüther waren in Aufruhr, und alles vereinte ſich, das Edict zu verwerfen. Das Parlement ward von der Königin vorgerufen, und die Deputirten erſchienen im königlichen Pallaſte. Dem Kanzler, der die Beſtätigung der Steuerkammer ausſprach, ward von dem erſten Präſidenten *), der für das Parlement redete, aufs eifrigſte widerſprochen. In Dingen dieſer Art der Unwiſſendſte aller Sterblichen, Cardinal Mazarin ſagte, daß er ſich wundere, wie ein ſo angeſehenes Collegium ſich mit ſolchen Kleinigkeiten abgeben könne. Wie hoch ihm dieſer Ausſpruch angerechnet ward, können Sie leicht denken.

Die

*) Matthäus Mole, Herr von Laſſy und Champlatreux war 1584 geboren, und ſtarb 1656.

Die besondere von Emery vorgeschlagene Berathschlagung zur Auffindung der Mittel, wie die Sache beizulegen sey, ward Tags darauf in der Versammlung der Cammern vorgetragen. Nach großen Widersprüchen, weil viele sie für ganz zwecklos und sogar für verfänglich erklärten, ward sie endlich bewilligt. Aber sie entschied nichts, und der Staatsrath, der seine Hofnung vereitelt sah, und befürchtete, daß das Parlement ein Verbot erlassen möchte, das von dem Volk unfehlbar vollzogen wurden wäre, gab, um wenigstens den Schein des königlichen Ansehens zu retten, eine Erklärung, wodurch die Taxe aufgehoben ward. Aber nach einigen Tagen erschienen fünf noch drückendere Edickte, die nicht mit der Hofnung, daß sie durchgehen würden, ausgefertigt waren, sondern blos zum Zweck hatten, das Parlement zur Bestätigung des Erstern zu zwingen. Dies geschah auch wirklich, mit gänzlicher Verweigerung der andern, unter so viel Einschränkungen, daß der Hof unmöglich sich darzu verstehen zu können glaubte, und von Fontainebleau aus, im Monat September, wie von oben herab ein Urtheil des Conseil ergehen ließ, wodurch der Parlementsausspruch für nichtig erklärt, und alle Einschränkungen aufgehoben wurden. Hierauf antwortete die chambre des Vacations durch ein anderes, das die Vollziehung des Parlements-Ausspruchs befahl.

Der Staatsrath sah nun wohl ein, daß von dieser Seite kein Geld zu erhalten war. Jetzt forderte er das Parlement auf, sich, da es keine neuen Edikte genehmigen wollte, wenigstens nicht der Vollziehung anderer, die schon in der Versammlung bestätigt wären, zu widersetzen. Auf diese Foderung gründete er die Wiederherstellung einer vor zwei Jahren protocollirten Erklärung, wegen Errichtung der Domainenkammer

mer (chambre du domaine) durch welche das Volk noch fürchterlicher gedrückt, und die noch von weit wichtigern Folgen war. Ueberraschung oder Schwäche hatten das Parlement zur Einwilligung vermocht; das Volk war gereizt, es strömte in den Pallast, und mishandelte mit Worten Emeris Sohn, den Präsidenten von Thore. Kaum sah sich das Parlement gezwungen, gegen die Aufrührer zu decretiren, so eilte der Hof, froh über die Gelegenheit das Parlement mit dem Volk zu entzweien, das Decret durch die französische und Schweitzer Garderegimenter zu unterstützen. Jezt standen die Bürger auf, und besetzten die Glocken der drei Kirchen in der Straße St. Denis, wo sich die Wachen hatten sehen lassen. Der Vorsteher der Kaufleute benachrichtigte den königlichen Pallast, daß alles im Begrif stehe die Waffen zu ergreifen; und unter dem Vorwand daß die Garde nur zur Begleitung des Königs, der mit feierlichem Aufzug in die Kirche unserer lieben Frauen gehen sollte, ausgestellt worden sey, zog man sie wieder zurück. Zur Bedeckung des Spiels gieng er Tags darauf auch wirklich mit vielem Glanz dahin, und den darauf folgenden Tag kam er ins Parlement, ohne es früher, als den Tag zuvor sehr spät, davon benachrichtigt zu haben. Fünf oder sechs, alle in gleichem Maas, verderbliche Edicte, die er mitbrachte, waren dem königlichen Commissarien beim Parlemente *) erst bei der Audienz mitgetheilt worden. Der erste Präsident sprach sehr nachdrücklich gegen diese Art, den König ins Parlement zu bringen, um die Freiheit der Stimmen durch seine Gegenwart zu überraschen, und zu zwingen.

*) Gens du Roi. So wurden diejenigen genannt, deren sich der König und das Parlement zu gegenseitiger Mittheilung bedienten.

Die Referendare (maitres des requetes) die durch eines jener, in Gegenwart des Königs bestätigter Edicte, zwölf neue Collegen erhalten hatten, versammeln sich den folgenden Tag an dem Ort, wo sie gewöhnlich ihre Sitzungen halten, und faßten den unerschütterlichen Entschluß, diese neue Schöpfung nicht zu dulden. Vergebens ruft sie die Königin, nennt sie seine Leute, die sich dem Willen des Königs widersetzen wollen, untersagt ihnen ihre Versammlung; anstatt überrascht zu werden, faßten sie nur neuen Muth, sie treten in die große Kammer (grand chambre) und verlangen, als Widersprecher gegen die Schöpfung neuer Mitbrüder angenommen zu werden. Ihre Widersetzung wird zum Protocoll genommen.

An dem nehmlichen Tag versammeln sich die Kammern, um die in Gegenwart des Königs bestätigten Edicte näher zu prüfen. Die Königin befielt ihnen, Deputirten in den königlichen Pallast abzuschicken, und bezeugt diesen ihre Verwunderung, daß sie sich an etwas wagen könnten, was durch die Gegenwart des Königs geheiligt worden sey. Dies waren die eignen Worte des Canzlers. Der erste Präsident antwortet darauf, daß das Wesen des Parlements es einmal so gebiete, und bestätigt dies mit Gründen, die aus der Nothwendigkeit der Stimmenfreiheit hergeleitet sind. Die Königin scheint mit dem angeführten Beispiel zufrieden zu seyn, aber nach einigen Tagen, da sie sieht, wie alle Berathschlagungen dahin abzwecken, die Edicte einzuschränken, und sie auf diese Art beinah fruchtlos zu machen, verbietet sie dem Parlement durch den Mund der königlichen Commissarien (gens du Roi) bevor es förmlich erklärt habe, ob es der königlichen Gewalt Gränzen zu setzen gedenke, der Edicte nicht mehr zu erwäh-

wähnen. Jetzt ſuchten diejenigen unter der Verſammlung, die für das Intereſſe des Hofs waren, ſich bei Beantwortung dieſer Frage, der Verlegenheit worin ſie ihre Collegen ſahen, geſchickt zu bedienen, um die Sache wieder zur Güte zurück zu führen, und ließen den Beſchlüſſen, die jene Einſchränkungen enthielten, den Zuſatz beifügen, daß alles sous le bon plaiſir du roi (nach königlichem Gutdünken) vollzogen werden würde. Einen Augenblick lang war die Königin mit dieſer Bedingung zufrieden, aber als ſie wahrnahm, daß gleichwohl faſt alle Edicte durch die Stimmenfreiheit im Parlement verworfen wurden, und daß ſie folglich zu nichts fruchteten, entbrannte ihr Zorn, und ſie erklärte, daß ſie ohne Ausnahme, alle Edicte, im vollen Sinn und ohne die geringſte Einſchränkung vollzogen wiſſen wollte.

Am folgenden Morgen legte der Herzog von Orleans der Rechnungskammer (chambre des comptes) die ſie betreffenden Edicte vor, und die Steuerkammer erhielt die ſeinigen wegen der Abweſenheit des Prinzen, der bereits zur Armee abgegangen war, aus den Händen des Prinzen von Conti.

So wichtig die bisher erzählten Thatſachen für den Zuſammenhang der Geſchichte auch ſind, ſo habe ich ſie doch im Flug berührt, um deſto ſchneller an einen ungleich wichtigern Umſtand zu kommen, der, wie ich Ihnen bereits geſagt habe, erſt alles andere mit ſeinem Gift anſteckte. Nicht genug daß die eben genannten Kammern, Monſieur und dem Prinzen von Conti durch den Mund ihres erſten Präſidenten in ſehr ſtarken Ausdrücken geantwortet hatten, ſchickte die Steuerkammer kurz nachher an die Rechnungskammer Deputirte ab, welche eine Vereinigung beider, zur Verbeſſerung des Staats, zum Zweck hatten. Der Vorſchlag ward genehmigt, und beide verſicherten ſich

nun des großen Raths (grand conseil). Gemeinschaftlich verlangten nun diese drei mit dem Parlement vereinigt zu werden. Dieses nahm sie mit Freuden auf, und die Vollziehung erfolgte noch in derselben Stunde im Pallast in dem Saal des heiligen Ludwigs. — Es ist nicht zu läugnen, daß diese Vereinigung, die sich mit dem glänzenden Bewegungsgrund der Staatsverbesserung schmückte, sehr natürlich den besondern Vortheil der Mitglieder zum Zweck haben konnte, weil durch eines jener Edicte, wovon die Rede war, eine beträchtliche Verminderung ihres Gehalts festgesetzt worden war. Der erstaunte und über die Erscheinung des Vereinigungsdecrets äußerst verlegene Hof, suchte alles hervor, was ihr diesen gehässigen Anstrich geben konnte, damit sie in den Augen des Volkes ihren Werth verlieren möchte.

Die Königin ließ dem Parlement durch die gens du Roi sagen, daß sie an dieser Vereinigung nichts auszusetzen fände, weil sie das Privatinteresse der Collegien und nicht, wie man sie anfänglich hätte überreden wollen, eine Staatsreform zum Zweck habe. Dem König seine Angelegenheiten vorzutragen, sey jedermann erlaubt, aber keiner dürfe es wagen, sich in die Regierung einmischen zu wollen. Das Parlement wich diesem Fallstrick aus, und durch die Entführung zweier Mitglieder des großen Raths Turcan und Argouges, die in der Nacht vor Pfingsten, von Seiten des Hofs eingezogen wurden, und die unmittelbar darauf erfolgte Verhaftnehmung von Lotin, Dreux und Guerin, von neuem erbittert, dachte es nur darauf seinem Decret, durch Beispiele Festigkeit und Recht zu verschaffen. Der Präsident von Novion *) fand auch wirklich einige in den

*) Nicolas Potier Herr von Novion, Präsident zu Mortier und in der Folge erster Präsident.

den Regiſtern. Eben als ſie im Begrif waren, ſich über die Ausführung zu berathſchlagen, trat der Staatsſecretair Pleſſis-Guenegaut *) herein, und überreichte den gens du Roi von Seiten des oberſten Conſeils ein Urtheil, worin die Vereinigung der 4 Collegien ſogar in beleidigenden Ausdrücken gänzlich für nichtig erklärt wurde. Nach vorhergegangener Berathſchlagung beſtand die ganze Antwort des Parlements, in einer feierlichen Zuſammenberufung der Deputirten von den 3 andern Collegien. Zwei Uhr des Nachmittags war die Stunde und der heilige Ludwigsſaal der Ort, wo ſie am folgenden Tag ſich einfinden ſollten.

Der durch dieſes Verfahren aufs äuſſerſte gebrachte Hof, nahm in ſeiner Verlegenheit zu den niedrigſten und lächerlichſten Mitteln ſeine Zuflucht; er wollte ſich des Blats, welches das Urtheil enthielt, bemächtigen. Da der erſte Archivſchreiber (greffier en chef) auf die an ihn ergangene Forderung geantwortet hatte, daß es in den Händen des Unterarchivars (greffier commis) ſey, ſo nöthigten ihn Pleſſis-Guenegaut und der Lieutenant von der Leibwache Carnavalet in einen Wagen zu ſteigen, und führten ihn ins Archiv wo er es ſuchen ſollte. Aber die Kaufleute bemerkten es, das Volk ſtürmte augenblicklich zuſammen, und der Sekretair und der Lieutenant waren ſehr glücklich ſich noch retten zu können. Um 7 Uhr des folgenden Tags hatte das Parlement Befehl, ſich in den königlichen Saal zu begeben, und den Beſchluß des vorigen Tags, worinn das Parlement die andern Collegien hatte bitten laſſen, ſich um 2 Uhr in dem heiligen Ludwigsſaal zu verſammeln, mit dahin zu

*) Heinrich von Guenegaut ſtarb 1676.

bringen. Das Parlement verfügte ſich in den königlichen Pallaſt; Herr le Tellier *) fragte den erſten Präſidenten, ob er jene Schrift mitgebracht habe? Auf die Antwort des Präſidenten daß er ſie nicht habe, und ſeine Gründe der Königin vortragen werde, gab es in dem Rath ſehr getheilte Meinungen. Einige behaupten, daß die Königin ſehr geneigt geweſen ſey, das Parlement zu arretiren, aber ſie fand niemand, der für dieſe Meinung, die auch bei der Volksſtimmung gar nicht zu behaupten war, beſtimmt hätte. Es war alſo nöthig mit mehr Mäßigung zu verfahren. Der Canzler gab dem Parlement in Gegenwart des ganzen Hofs einen Verweis, der in ſehr ſtarken Ausdrüken gefaßt war, und ließ darauf einen zweiten Schluß des Conſeils vorleſen, der die Aufhebung des letzten Parlementſchluſſes enthielt, nebſt dem Verbot bei Strafe der Empörung ſich zu verſammeln, und dem Befehl, ſtatt dem Vereinigungsbeſchluß dieſen letztern in die Regiſtere inzutragen.

Alles dies geſchah am Morgen. Mit großer Verachtung des vom Ober-Conſeil ergangenen Beſchluſſes verſammelten ſich des Nachmittags die Deputirten der 4 Collegien alle im heiligen Ludwigsſaal. Von ſeiner Seite verſammelte ſich das Parlement zu ſeiner gewöhnlichen Stunde um darüber zu ſtimmen, was in Rückſicht des letztern hohen Beſchluſſes, worinn die Aufhebung des Vereinigungsbeſchluſſes und das Verbot, ihre Verſammlung fortzuſetzen, enthalten war, zu thun ſey. Aber bemerken Sie, daß Sie ſelbſt in dieſer Berathſchlagung, die ihnen durch eben daſſelbe ganz ausdrücklich unterſagt worden war, wider das Geſetz ſündigten. Es war natürlich, daß bei einer ſo wichtigen

*) Michael von Tellier, ſtarb als Canzler von Frankreich 1655.

gen Materie ein jeder darauf ſann, ſeine Stimme mit Aufſehen abzugeben, und daß deshalb mehrere Tage verfloſſen, ehe ſie einen Beſchluß faſſen konnten. Dieſe Zwiſchenzeit benuzte Monſieur, der ganz unfehlbar wußte, daß das Parlement nicht gehorchen würde, um ein Auskunftsmittel vorzuſchlagen.

Im orleaniſchen Pallaſt kamen die Präſidenten von Mortier, und der Doyen der großen Kammer mit dem Kardinal Mazarin und dem Kanzler zuſammen. Einige Vorſchläge wurden gethan und dem Parlement vorgetragen. Aber dieſes verwarf ſie um ſo viel heftiger, da der Erſte der Vorſchläge das jährliche Recht betreffend, den Collegien alles bewilligte, was ſie für ihr Privatintereſſe nur wünſchen konnten. Das Parlement beſtand darauf, es ſo laut als möglich darzuthun, daß es nur von der Sorge für das gemeine Beſte belebt ſey. Endlich verſicherte es durch einen Beſchluß, daß ſie ihre Vereinigung nicht wieder aufheben würden, und den König durch die ehrerbietigſten Vorſtellungen anflehen würden, die Beſchlüſſe des Conſeils wieder aufzuheben.

Noch an demſelben Abend verlangten die gens du Roi bei der Königin für das Parlement Gehör; und durch einen lettre de cachet beſchied ſie es für den folgenden Tag. Der erſte Präſident hielt eine ſehr nachdrückliche Rede. Mit den hellſten Farben mahlte er die Nothwendigkeit, die Mittelperſonen zwiſchen dem König und der Nation unerſchüttert zu laſſen; durch erhabene und berühmte Beiſpiele bewies er, daß die Collegien ſchon längſt im Beſiz der Freiheit ſich zu vereinigen und zu verſammeln geweſen wären. Nachdrücklich beklagte er ſich über die Aufhebung des Vereinigungsbeſchluſſes und eine ſehr beſtimmte und energiſche Bitte, die von dem Ober-Rath ge-

gebenen entgegengesetzten Beschlüsse aufzuheben, beschloß seinen Vortrag. Weit mehr erschüttert durch die Stimmung des Volks als durch die Vorstellungen des Parlements, gab der Hof auf einmal nach, und ließ der Versammlung durch die gens du Roi sagen, daß der König die Vollziehung des Vereinigungsbeschlusses genehmige, daß er ihnen erlaube, sich zu versammeln, und mit den andern Collegien vereint, gemeinschaftlich für das Beste des Staats zu arbeiten.

Wie groß in dieser Lage die Niedergeschlagenheit des Cabinets war, wird Ihnen leicht begreiflich seyn, aber sicher stimmt ihr Urtheil darüber nicht mit der gemeinen Meinung überein.

Nach dieser war es die Schwäche des Cardinals Mazarin, was dem königlichen Ansehen den letzten Stoß versetzte; wir aber, die wir wissen, daß er in diesem letzten Fall nichts anders thun konnte, als was er that, bürden mit Recht seiner Unvorsichtigkeit die Schuld auf, die wir seiner Schwäche nicht zurechnen können. Vor dem Vorwurf, diesen Gang der Sache nicht vorausgesehen zu haben und ihm zuvorgekommen zu seyn, kann ihn nichts retten. In diesen Zustand, wo jede unserer Handlungen zum Fehler wird, den unglücklichsten von allen, versetzt, nach meiner Beobachtung, das Schicksal keinen Menschen, und nur durch eigene Schuld versinken wir darein. Den Grund davon habe ich, alles Forschens ungeachtet, nie auffinden können, aber durch vielfache Erfahrungen bin ich zu dieser Ueberzeugung gekommen. Wäre der Cardinal Mazarin im gegenwärtigen Fall unerschüttert geblieben, so hätte er sich sicher einen Barricaden-Tag zugezogen, und der Ruf eines Verwegenen, eines Rasenden hätte ihn verfolgt; jetzt gab er dem Strom nach, und jedermann beschuldigte ihn der Schwäche. Genug ein großer Grad von Verachtung haf-

haftete, von dieſem Augenblick an, auf dem Miniſter. Vergebens ſuchte er die Gemüther durch Emeri's Verbannung, dem er die Oberaufſicht nahm, wieder mit ſich auszuſöhnen; das von ſeiner eigenen Gewalt ſo ſehr, als von der Ohnmacht des Hofs überzeugte Parlement ſuchte ſeine Kraft auf alle Art, durch welche die Herrſchaft eines Günſtlings vernichtet werden kann, geltend zu machen.

Sieben Vorſchläge, deren beſcheidenſter von dieſem Geiſt belebt war, wurden in dem heiligen Ludwigszimmer geboren. Der erſte, worüber geſtimmt ward, war die Aufhebung der Oberaufſeher (Intendans). Auf das dringendſte Erſuchen des, an ſeiner empfindlichſten Seite, gefaßten Hofs, gieng der Herzog von Orleans ins Palais, ſtellte der Verſammlung die Folgen dieſes Verfahrens vor, und bat ſie, die Vollziehung des Beſchluſſes, nur 3 Monate lang, während welcher er für das Publikum ſehr vortheilhafte Vorſchläge zu thun hätte, aufzuſchieben. Statt deſſen wurde ihm unter der Bedingung, daß nichts darüber regiſtriert, und die Conferenz darüber unverzüglich gehalten würde, 3 Tage lang Aufſchub bewilligt. Die Deputirten der 4 Collegien verſammelten ſich im Pallaſt des Herzogs von Orleans. Hier ſuchte der Canzler die Nothwendigkeit, die Oberaufſeher der Provinzen beizubehalten, und die Schwierigkeiten, die ſich zeigen würden, wenn, wie es der Beſchluß verlangte, allen denen, die in ihrem Amt gewiſſenslos verfahren wären, der Prozeß gemacht werden ſollte, aufs dringendſte zu ſchildern. Da es unmöglich ſeyn würde, ſetzte er hinzu, daß die königlichen Pächter nicht mit in das rechtliche Verfahren verwickelt würden, ſo müßten die königlichen Einkünfte beträchtlich darunter leiden, weil dadurch diejenigen, die ſie durch ihren Vorſchuß und ihren Credit unterſtützten, noth-

nothwendig Banquerute machen würden. Dem Parlement war dieſer Grund nicht einleuchtend genug, und der Canzler blieb bloß bei der Forderung ſtehen, daß die Oberaufſeher nicht durch einen Parlementsſchluß, ſondern durch eine Erklärung des Königs abgeſetzt werden möchten, damit doch wenigſtens das Volk die Wegnahme ſeiner Bedrückung ihrer Majeſtät zu verdanken hätte. Mit Mühe fand dieſer Vorſchlag Gehör, er gieng jedoch mit Mehrheit der Stimmen durch, aber kaum war die Erklärung des Königs ins Parlement gebracht, ſo fand man daß ſie unvollſtändig ſey, weil ſie die Oberaufſeher zwar aufhoben, aber von der Unterſuchung ihrer Verwaltung nichts erwähnte.

Die Erklärung war daher, ungeachtet ſie der Herzog von Orleans ſelbſt ins Parlement gebracht hatte, nicht durchgegangen. Der Hof erſann das Auskunftsmittel, eine andere an ihre Stelle auszufertigen, die die Errichtung eines Gerichtshofs (chambre de juſtice) enthielt, der die Sache der Angeklagten unterſuchen ſollte. Gar leicht erkannte das Parlement, daß dieſer Gerichtshof, deſſen Mitglieder und Verfahren immer von dem Willen der Miniſter abhängig ſeyn würden, nur dazu dienen ſollte, die Räuber den Händen des Parlements zu entziehen. Auch dieſer Vorſchlag gieng doch in Gegenwart des Herzogs von Orleans mit Stimmenmehrheit durch. Noch an dem nehmlichen Tag ließ dieſer eine andere Erklärung, worinn dem Volk der achte Theil der Steuern abgenommen wurde, anſtatt es, wie man dem Parlement verſprochen hatte, vor dem 4ten Theil zu befreyen, im Parlement beſtätigen.

Nach einigen Tagen brachte der Herzog von Orlean noch eine dritte Erklärung des Königs. Dieſe enthielt den Willen des Königs, daß künftig durch nichts anders, als durch königliche vom Parlement be-

gte Erklärungen, Gelderhebungen Statt finden
n. Was konnte täuſchender ſeyn? Und doch
ang auch dieſer Kunſtgriff; denn nur allzugut wußte
Parlement, daß man nur ſein Spiel mit ihm zu trei-
und durch dieſen Schritt alle vorhergehende nicht
tigte Geldauflagen gut zu heißen, gedachte. Es
deshalb noch die Clauſel hinzu, daß auch alle vo-
, die ſich von dieſer Art fänden, keine Kraft mehr
n ſollten. Voll Verzweiflung über den ſchlechten
lg ſeiner Feinheiten, über die fruchtloſen Bemü-
en, den Saamen der Eiferſucht in den 4 Collegien
uſtreuen und über einen Vorſchlag, der die Ver-
ng aller, dem König mit ungeheuerm Wucher
chten Anleihen zum Zweck hatte, worüber eben ge-
nt werden ſollte, entſchloß ſich das Miniſterium,
Schmerz und Wut aufs äußerſte gebracht, und
allen Hofleuten, deren ganzes Vermögen beinah
eſem Darlehen beſtand, unabläſſig beſtürmt, noch
Mittel zu verſuchen, das es für entſcheidend hielt —
das gleichwohl ſo wenig wie die vorigen gelang.
ermochte den König ſich zu Pferd zu ſetzen, mit allem
nz der Hoheit umgeben, ins Parlement zu gehen, und
eine, auf das künſtlichſte abgefaßte Erklärung, die
den lieblichſten Worten, einige dem Volk nützliche
kel und eine Menge anderer von großer Dunkel-
und Zweideutigkeit enthielt, vorzulegen. Aber
gegen alle Schritte des Hofs einmal mistrauiſche
k begleitete ſeinen Eintritt nicht einmal mit Beifall,
mit dem gewohnten Freudengeſchrei, und die Fol-
deſſelben waren nicht glücklicher. Tags darauf fieng
Parlement die Prüfung der Erklärung an, und ta-
ſie faſt in allen Punkten, vorzüglich in demjenigen,
den Collegien unterſagte, ihre Verſammlungen fer-
im heiligen Ludwigszimmer zu halten. Gleiches
ickſal wartete ihrer in der Steuerkammer und in

der

der Rechnungskammer, deren erſte Präſidenten vor Monſieur und dem Prinzen von Conti ſehr nachdrückliche Reden hielten. Mehrere Tage kam der erſtere ins Parlement, um es abzuhalten, die Erklärung anzugreifen. Aber vergebens drohte, bat er; alles was er nach unglaublichen Bemühungen erhielt, war, daß die Deliberation bis zum ſiebenzehnden ausgeſetzt bleiben ſollte. Dann aber würde, ſo wohl über die Erklärung, als über die Vorſchläge der heiligen Ludwigskammer unverzüglich geſtimmt werden. Dies geſchah, jeder Artikel ward ſorgfältig geprüft, und der über den dritten gefaßte Parlementsſchluß vollendete die Verzweiflung des Hofs. Er entſchied, daß alle durch nicht beſtätigte Erklärungen geſchehene Gelderhebungen nicht gültig ſeyn ſollten. Da auch der letzte Verſuch des Herzogs von Orleans, der ſelbſt im Parlement geweſen war, um dieſe Clauſel zu mindern, fruchtlos geblieben war, ſo entſchloß ſich nun der Hof das Aeußerſte zu wagen. Die ruhmvolle Schlacht bei Lens, die gerade in dieſe Zeit fiel, ſollte ihm dienen, das Volk zu blenden, und ihm ſeine Einwilligung zur Unterdrükung des Parlements abzunöthigen.

Ich habe nun die leichte Skizze eines düſtern und traurigen Gemähldes, wo alle die verſchiedenen Geſtalten, und wunderlichen Stellungen der vornehmſten Stände des Staats, wie im Nebel ſchnell und im verjüngten Maasſtabe vor Ihnen vorübergiengen, vollendet. Jetzt gehe ich zu einer lebendigern Mahlerei über, die durch die verſchiedenen Factionen und Schleichwege lebhaftere Farben erhält.

Am 24ſten Auguſt 1548 erhielt der Hof die Nachricht von dem Sieg des Prinzen bei Lens. Der Ueberbringer deſſen, Chatillon, ſagte mir eine Viertelſtunde nach-

nachdem er den königlichen Pallaſt verlaſſen hatte: der Verdruß des Cardinals von Mazarin, daß ein Theil der Spaniſchen Cavallerie ſich gerettet hatte, habe die Freude über den erfochtenen Sieg noch zu übertreffen geſchienen. Bemerken Sie hier, daß der Cardinal einen Mann vor ſich hatte, welcher dem Prinzen aufs innigſte ergeben war, und mit ihm von einer der ſchönſten Thaten, die je im Krieg vollbracht worden ſind, ſprach. Sie hier umſtändlich zu erzählen, würde unnüß ſeyn, da ſie an ſo vielen Orten beſchrieben iſt. Alles was ich davon hier erwähnen will, iſt, daß die Schlacht beinah verlohren war, als der Prinz mit dem Adlerblick, den Sie an ihm kennen, der nichts im Krieg überſieht, und nie zu verblenden iſt, das Uebel mit einem Zug wieder gut machte, und die Schlacht gewann.

An dem Tag, der die Nachricht davon nach Paris brachte, traf ich Herrn von Chavigni in dem Pallaſt von Lesdiguieres. Er ſprach davon, und fragte mich: ob ich wohl mit ihm wetten wollte, daß der Cardinal aus lauter Unſchuld dieſe Gelegenheit ſich wieder in den Sattel zu ſetzen, vorbeilaſſen würde? Dieſe Aeußerung machte Eindruck auf mich. Ich kannte Chavigni's gewaltſame Grundſätze, ſeine gefährliche Stimmung, ich wußte überdies, daß er mit dem, im höchſten Grad gegen ſeinen Wohlthäter, undankbaren Cardinal äußerſt unzufrieden war, und ich zweifelte nicht, daß ſeine böſen Rathſchläge die Sache ſehr zu verſchlimmern fähig wären. Ich theilte dem Herrn von Lesdiguieres*) meine Beſorgniß mit, und ſagte ihm, daß ich unverzüglich in den königlichen Pallaſt gehen würde, feſt entſchloſſen, was ich dort angefangen, weiter fortzuſetzen. Zur Deutlichkeit für dieſe letzte Aeuſſerung iſt

*) Franz von Crequi ſtarb 1677.

ist es nöthig Ihnen hier eine kleine, mich ganz besonders betreffende Erklärung zu geben.

Während dieses eben beschriebenen Jahres, wo alles von außen in Bewegung um mich war, kämpfte ich in meinem Innern mit einer Unruhe, die nur äußerst wenige kannten. Durch alle Säfte des Staatskörpers zukte die Fieberhitze seines Hauptes, Paris; und ich sah wohl ein, daß die Unwissenheit des Arztes der Krankheit der übrigen Theile, die nur eine nothwendige Folge dieser war, nicht zuvorkommen würde. Wie schlecht ich bei dem Cardinal stand, konnte mir kein Geheimniß seyn. Jetzt sah ich die Bahn zu großen Thaten offen, jetzt bot mir die Wirklichkeit dar, was mich schon in der Kindheit so unendlich in der Vorstellung entzückt hatte. Meine Einbildungskraft entlehnte ihre Bilder von der Möglichkeit, mein Verstand lieh ihnen Dauer durch sein Urtheil, und nur in meinem Herzen fand ich, — was für Vorwürfe ich mir auch darüber machen mochte, — Weigerung gegen die Ausführung derselben. Bei näherer Prüfung meines Innern fand ich, daß diese Widersetzlichkeit aus reinen Quellen floß, und ich wußte mir deshalb Dank.

Der Königin verdankte ich meine Coadjutorwürde, konnten Zeitumstände meine Verbindlichkeit vermindern? — In meinen Augen war es Pflicht, meiner Dankbarkeit meine Unzufriedenheit und selbst meine Aussichten auf Ruhm zum Opfer zu bringen. Aller Bitten von Montresor und Laigues ungeachtet, beschloß ich, eine reine Anhänglichkeit an meine Pflicht zu zeigen, und an allem was in der damaligen Zeit wider den Hof gesagt und gethan wurde, keinen Theil zu nehmen. Der Erste von diesen beiden eben genannten Menschen, war sein ganzes Leben hindurch in den Factionen von Monsieur erzogen, und sein Rath war bei gro-

roßen Handlungen um ſo gefährlicher, da ſie mehr ſeinen
opf als ſein Herz ausfüllten. So gebildete Menſchen
ühren nie etwas aus und rathen eben darum zu allem.
Der zweite, Laiques, war ein ſehr mittelmäßiger Kopf,
ber er war tapfer und anmaßend, und dieſe Gattung
on Menſchen wagt alles, was ihnen die, welche ein-
al ihr Vertrauen erworben habe, überreden. War
eſer letztere, der unumſchränkt von Montreſor be-
rrſcht ward, einmal von etwas überredet, ſo erhitzte
ch ſeine Phantaſie wie das immer der Fall iſt. Ver-
nt ließen mir dieſe beiden keinen Tag Ruhe, und wen-
ten alles an, um mir Dinge zu zeigen die ich, ihrer
einung nach, noch nicht kannte und die ich, ohne Ei-
keit, mehr als 6 Monate früher, wie ſie geſehen
tte.

So treu ich meinem Entſchluß blieb, nahm ich
ir doch zu gleicher Zeit feſt vor, auf die feindſeligen
nſchläges des Miniſters und des Hofs ſelbſt, ein
chſames Auge zu haben. Ich wußte, daß die Schuld-
igkeit meines Betragens mich in der Folge eben ſo
t mit dem Hof entzweien würde, als es das Gegentheil
tte thun können Deshalb beſchloß ich, mit meiner
ſtrichtigkeit und Ergebenheit ein gleiches Maas von
eimütigkeit zu verbinden, auf Seiten der Stadt alle
ine Freunde ſorgfältig zu ſchonen, und nicht das gering-
zu vernachläſſigen, was dazu dienen konnte, mir
Liebe des Volks zu erwerben, oder vielmehr
erhalten. Wie ich das letzte zu erreichen ſuchte, kann
Ihnen nicht beſſer ſchildern, als wenn ich Ihnen ſa-
daß vom 28ſten März (1648) bis zum 25ſten
guſt 36000 Rthlr. für Almoſen und Geſchenke aus
ner Börſe gefloſſen ſind. Zu Erreichung des er-
n Zwecks hielt ich fürs Beſte, der Königin und dem
rdinal, die wahre Stimmung von Paris gewiſſenhaft

darzuſtellen, da Schmeichelei und vorgefaßte Meinung ſie unaufhörlich darüber täuſchten. Der Erzbiſchof von Paris reiste zum drittenmal nach Anjou. Da ich nun in ſeiner Abweſenheit, ſein Amt übernahm, ſo benutzte ich dieſe Gelegenheit ihnen zu ſagen: ich halte mich verpflichtet, ihnen über die wahre Lage der Sachen Aufſchluß zu geben. Beide nahmen dieſe Verſicherung mit vieler Geringſchätzung auf, und dieſe verwandelte ſich in Zorn, als ich ihnen nun wirklich Bericht erſtattete. Nach einigen Tagen milderte ſich der Zorn des Cardinals, aber es war Täuſchung. Doch kaum bemerkte ich, daß er ſich der Nachrichten die ich ihm brachte, nur bediente, um die Welt zu überreden, daß ich ihm — aufs innigſte mit ihm einverſtanden, — alles was ich entdecken könnte, getreulich hinterbringe, ſelbſt wenn es den Individuen zum Nachtheil gereichte, ſo erkannte ich ſeinen Kunſtgriff, und ſuchte mich dagegen zu ſchützen. Von dieſem Augenblick an, ſprach ich nichts weiter mit ihm, was ich nicht öffentlich und laut an meiner Tafel wiederholte. Ich beklagte mich ſogar bei der Königin über die Argliſt des Cardinals, die ich ihr aus zwey beſondern Fällen unwiderſprechlich darthat, und ſo bediente ich mich, ohne im geringſten zu vernachläſſigen, was mir der Poſten, den ich begleitete, für den Dienſt des Königs zu thun auferlegte, der nehmlichen Winke, die ich dem Hof gab, um auf der andern Seite das Parlement zu überzeugen, daß ich nichts unterlaſſe, was das Miniſterium aufklären, und die Nebel, in welche der Eigennuz der Subalternen und die Schmeichelei der Höflinge es einhüllten, zerſtreuen könnte.

So bald der Cardinal wahrnahm, daß ich den Pfeil gegen ihn gekehrt hatte, ſo that er ſich nicht mehr Gewalt an. Als ich unter andern einſt der Königin

gin

gin in ſeiner Gegenwart ſagte; die Gemüther wären in einer Aufwallung, wo nur eine ſanfte Behandlung ſie zurückbringen könnte, antwortete er mir blos durch eine italiäniſche Fabel, deren Inhalt war: daß zur Zeit, wo die Thiere noch redeten, einſt der Wolf einer Heerde Schaafe feyerlich zuſagte, ſie gegen alle ſeine Cameraden in Schuz zu nehmen, unter der Bedingung, daß eins von ihnen alle Morgen zu ihm käme, um eine Wunde zu lecken, die ein Hund ihm verſezt habe. Hier haben ſie eines der ſchonendſten Apophthegmen womit er mich drei oder vier Monate lang beehrte. Dieſe Aufführung bewog mich den Marſchall von Villeroi *) einſt beim Weggehn aus dem königlichen Pallaſt zu ſagen: ich habe zwei Bemerkungen geſammelt; die Eine: daß es einem Miniſter noch ſchlechter anſtehe, Albernheiten zu ſagen, als welche zu begehen, und zweitens, daß jeder ihm gegebene Wink, der ihm etwas unangenehmes verräth, zum Verbrechen werde.

Dies war mein Verhältnis mit dem Hof, als ich aus dem Hotel von Lesdiguieres gieng, in der Abſicht, den ſaſtimmen Folgen, welche die Nachricht von dem erfochtenen Siege und die Aeußerung des Herrn von Chavigni mich befürchten ließen, ſo viel möglich vorzubeugen. Ich fand die Königin in dem höchſten Rauſch des Entzückens; der Cardinal hingegen ſchien mir gemäßigter zu ſeyn. Beide erkünſtelten eine ganz ungewöhnliche Milde. Beſonders ſagte mir der Cardinal: daß er ſich dieſer Gelegenheit bedienen wollte, um den Ständen zu zeigen, wie weit er von jenen rachſüchtigen Gefühlen, die ihm beigelegt würden, entfernt ſey. Er hoffe, ſezte er hinzu, daß nach wenig Tagen, jeder-

*) Nikolas von Neufville, Hofmeiſter Ludwigs des XIV. ſtarb 1685.

mann gestehen müsse, der Geist des Hofs, sei durch die von den Waffen des Königs erfochtenen Vortheile, eher milder als stolzer geworden. Ich gestehe es, daß ich hier ein Raub der Verstellung war; ich glaubte diese Aeußerung, und war herzlich froh darüber. Tags darauf predigte ich am heiligen Ludwigstag vor dem König und der Königin, und am Ausgang dankte mir der Cardinal, der auch anwesend war, daß ich bei der Auslegung des Testaments vom heiligen Ludwig, dessen Fest gefeiert ward, dem König, wie es auch wirklich das Testament mit sich bringt, die Sorge für seine großen Städte besonders empfohlen habe. Wie aufrichtig alle diese Vertraulichkeiten gemeint waren, wird sich Ihnen bald zeigen.

Den Tag nach dem Fest, es war der 26ste August 1648, gieng der König ins Te Deum. Vom königlichen Pallast bis zu unserer lieben Frauen wurden, wie es üblich ist, alle Straßen mit Soldaten des Garderegiments besetzt. Aber kaum war der König in den Pallast zurück, so theilten sich diese Soldaten in 3 Bataillons, die auf dem Pontneuf und dem Plaz Dauphine blieben. Der rechtschaffene Broußel *), Rath bei der großen Kammer, wurde durch den Gardelieutenant der Königin, Cominges, in einen verschlossenen Wagen nach St. Germain gebracht. Zu gleicher Zeit wurde der Präsident des Appellationsgerichts Blancmenil **) in seinem Hauße aufgehoben, und nach Bois des Vincennes gebracht. Sie erstaunen über die Wahl des letztern, und hätten sie den ehrlichen Broussel gekannt, so würde Ihnen diese nicht minder auffallend gewesen seyn. Zu seiner Zeit will ich Ihnen die besondern Gründe dieser Wahl erklären, jezt wünschte ich Ihnen die Be-

stür-

*) Peter Broußel.

**) Renatus Potier, Herr von Blancmenil.

ſtürzung, die in der erſten Viertelſtunde nach Brouſſels Verhaftnehmung in Paris ſichtbar ward, und die ſchnelle Aufwallung, die ſich in der zweiten zeigte, ſchildern zu können. Alles bis zu den Kindern herab, war von Traurigkeit, oder vielmehr, Schwermuth ergriffen; ſtumm ſah man einander an, und fand keine Worte. Aber auf einmal gewann der verhaltene Schmerz Luft, das Volk ſtrömte zuſammen, lief, lief, ſchrie; alle Kaufläden wurden verſchloſſen. Ich erhielt davon Nachricht, und ſo ſehr ſich auch mein Gefühl gegen die Art empörte, wie ſie den Tag zuvor im königlichen Pallaſt ihr Spiel mit mir getrieben hatten, da ſie ſo weit gegangen waren, mich zu bitten, meine Freunde im Parlement wiſſen zu laſſen, daß die Schlacht bei Lens dem Hof nur ſanfte und gemäßigte Geſinnungen eingeflößt habe, ſo empfindlich ich beleidigt war; faßte ich doch, ohne Wanken, den Entſchluß, augenblicklich zur Königin zu eilen, und meine Pflicht unendlich mehr als jeder andern Rückſicht Gehör zu geben. Mit dieſen nehmlichen Ausdrücken theilte ich mein Vorhaben Chapelain, Gomberville und Plot, die bei mir geſpeißt hatten, mit. Im Chorhemd und im Biſchofsmantel gieng ich aus, und ich hatte den Marche Neuf noch nicht erreicht, als ich mich ſchon von einer Volksmenge umringt fand, die mehr heulte als ſchrie. Mit der Verſicherung, daß die Königin ihnen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen würde, gelang es mir, ihr zu entkommen. Auf den Pont-neuf traf ich an der Spitze der Garden den Marſchall von la Meilleraie. Seine Verlegenheit war groß; denn, ob er jetzt gleich nur noch einige Kinder vor ſich hatte, die Schimpfwörter ausſtießen, und die Soldaten mit Steinen warfen, ſo ſah er doch, daß das Gewitter ſich von allen Seiten zuſammenzog. Unbeſchreiblich froh, mich zu ſehen, bat er mich, der Königin die wahre La-

ge der Sache vorzustellen, und erbot sich, mich durch sein Zeugniß zu unterstützen. Diese Erbietung nahm ich mit Freuden an, und so giengen wir zusammen, von einer zahllosen Menge Volks begleitet, die unaufhörlich Broussel, Broussel schrie, nach dem königlichen Pallast Wir fanden die Königin im großen Cabinet, in Gesellschaft von Monsieur, auch den Cardinal Mazarin, Herr von Longueville, den Marschall von Villeroi, den Abbe von la Riviere, Beautru *), den Gardehauptmann Guitaut, und Rogent **). Die Art mit der sie mich empfieng, war weder gnädig noch ungnädig. Zu stolz und zu erbittert, fühlte sie keine Beschämung über das, was sie mir den Tag zuvor gesagt hatte und den Cardinal schützte sein verhärtetes Gefühl gegen alle Empfindung dieser Art. Demungeachtet schien ihn eine kleine Verwirrung anzuwandeln, und unter einem Schwall von Worten hätte er mir gern, was er jedoch nicht geradezu zu sagen wagte, die Meinung beigebracht, als wären ganz neue Gründe vorhanden gewesen, welche die Königin zu diesem letztern Entschluß vermocht hätten. Ich stelite mich, als nähme ich alles, was ihm mir zu sagen beliebte, für baare Münze, und antwortete ihm ganz einfach: ich sey hieher gekommen, um meiner Pflicht Genüge zu leisten, die Befehle der Königin anzuhören, und aus allen Kräften zur Wiederherstellung der Ruhe und Sicherheit beizutragen. Die Königin machte eine kleine Bewegung des Kopfs als wollte sie mir danken, aber ich habe seitdem erfahren, daß ihr diese letzte Aeußerung, so unschuldig sie auch an sich, und so passend sie auch in dem Mund eines Coadjutors von Paris war, sehr aufgefallen und zwar nachtheilig aufgefallen war. So wahr ist es, daß es

*) Wilhelm Beautru Graf von Serrant.

**) Nicolas, Graf von Beautru-Rogent.

am Hof eben ſo gefährlich und faſt ein eben ſo großes Verbrechen iſt, das Gute thun zu können, als das Böſe thun zu wollen. Der Marſchall von la Meilleraie ſah, daß la Riviere, Beautru und Nogent den Aufruhr des Volks als Kleinigkeit behandelten, und ihn ſogar lächerlich zu machen ſuchten, und war äußerſt aufgebracht. Nachdrücklich ſagte er ſeine Meinung und berufte ſich auf mein Zeugniß, das ich ihm auch freimüthig gewährte, und zugleich alles, was er von dieſem Aufſtand ſagte, und für die Zukunft prophezeihte, vollkommen beſtätigte. Der Cardinal lächelte boshaft, und die Königin glühte vor Zorn. Mit dem ihr eignen hohen und bittern Accent, ſprach ſie folgendes: „Empörung iſt es zu glauben, daß Empörung „Statt finden könnte. Dieß ſind die lächerlichſten Erdichtungen derer, die ſie heimlich wünſchen. Das Anſehen des Königs wird Ordnung ſchaffen.“ Der ſchlaue Cardinal, der es auf meinem Geſicht leſen mochte, daß dieſe Aeußerung mich ein wenig erſchütterte, nahm hier das Wort, und antwortete der Königin mit dem ſüßeſten Ton: „Wollte Gott, Madam! daß ein „jeder mit der Aufrichtigkeit des Herrn Coadjutors redete! Er fürchtet für ſeine Gemeinde, für die Stadt, „für das Anſehen ihrer Majeſtät. So überzeugt ich „bin, daß ſeine Einbildungskraft ihm die Gefahr vergrößert, ſo ehre ich doch dieſen Zweifel, der bei ihm „zu einer lobenswürdigen Religioſität wird.“ Auf einmal hatte die Königin, die das Geſchwätz des Cardinals wohl verſtand, ihre ganze Faſſung wieder; ſie war verbindlich gegen mich, und ich antwortete ihr mit tiefer Ehrfurcht, und einer ſo ſorgloſen Miene, daß la Riviere heimlich zu Beautru, von dem ich es nach 4 Tagen wieder erfuhr, ſagte: „ſehen Sie was es heißt, „nicht Tag und Nacht in dieſem Clima zu leben; der „Coadjutor iſt ein Mann von Welt, er hat Geiſt, und

„nimmt was ihm die Königin sagt, für das, wofür „sie es ihm giebt.“ Wahr ist es, daß alles was in diesem Cabinet war, Comedie spielte. Ich spielte den Unschuldigen, und ich war es, wenigstens in diesem Falle, nicht. Der Cardinal nahm die Rolle des Gefaßten, und er war es nicht so sehr als er es schien. Es gab Augenblicke, wo die Königin die Maske der Güte vornahm, und wohl nie war sie aufgebrachter gewesen. Herr von Longueville zeigte Traurigkeit, so innig er sich auch im Herzen freute, weil kein Mensch in der Welt den Anfang der Veränderungen mehr lieben konnte, als er. Der Herzog von Orleans gab sich bei der Königin das Ansehen eines leidenschaftlichen und innigen Theilnehmers, und nie hörte ich ihn noch mit so viel Sorglosigkeit pfeifen als jetzt, da er eine halbe Stunde lang eine Unterhaltung mit Guerchi im grauen Zimmer hatte. Der Marschall von Villeroi, der mir im Geheim mit thränenden Augen gestand, daß der Staat am Rande des Abgrunds schwebte, schien aufgeweckt, weil er den Minister schmeicheln wollte. Beautru und Nogent trieben Possen, und copierten zum Wohlgefallen der Königin, die Amme des alten Broussel — der, wohl zu merken, achzig Jahr alt war — wie sie das Volk zum Aufruhr reitzen sollte; und doch wußten beide sehr gut, daß von ihrem Possenspiel die Tragödie nur einige Schritte weit entfernt sey. Der Abt von la Riviere war der Einzige, der allein wirklich überzeugt war, daß der Aufruhr des Pöbels nur ein unbedeutender Rauch ohne Flammen sey. Dies behauptete er auch gegen die Königin, die es geglaubt hätte, selbst dann, wenn sie vom Gegentheil überzeugt gewesen wäre. Diese Uebereinstimmung der Wirkungen bei so verschiedenen Quellen, denn die Königin war das verwegenste Weib von der Welt, und la Riviere, der ausgezeichnetste Poltron seines Zeitalters, ließ mich die Bemerkung machen;

daß

daß die blinde Kühnheit, und die überspannte Furcht, so lange die Gefahr noch nicht erwiesen iſt, die nehmlichen Wirkungen hervorbringen. Damit auch keine Rolle des Stücks unbeſetzt blieb, ergriff der Marſchall von la Meilleraie, der bis dahin ſtandhaft mit mir die Folgen des Aufruhrs behauptet hatte, auf einmal die Rolle des Kühnen. Kaum hatte der ehrliche Vannes, Colonel Lieutenant der Garden, der Königin hinterbracht, daß die Bürger die Garden zu ſprengen drohten, ſo veränderte er auf einmal Ton und Geſinnung. Er, der kaum noch lauter Verdruß und Aerger geweſen war, gerieth hier in einen Zorn, der bis zur Raſerei gieng; er ſchrie, daß er lieber ſterben, als eine ſolche Frechheit dulten wollte, drang auf die Erlaubniß, die Garden, die Hausbedienten und alle Höflinge aus der Antichambre nehmen zu dürfen, und verſicherte, die Canaille leicht zu Boden zu treten. Voll Eifer trat ſelbſt die Königin ſeiner Meinung bei, aber kein Menſch fand ſich davon überführt, und ſicher gab es, wie Sie in der Folge ſehen werden, keine verwerflichere Meinung. In dieſem Augenblick trat der Canzler herein. Dieſer, von Natur ſo ſchwache und weiche Mann, der bis zu dieſem Moment, aus Furcht zu misfallen, nie ein wahres Wort geſprochen hatte, redete jetzt, wo die Gefälligkeit der Furcht weichen mußte, mit allem Feuer, welches ihm durch das in den Straßen geſchehene ſich einflößte. Ich beobachtete, daß dieſe Freimüthigkeit eines Menſchen, der noch nie welche gezeigt hatte, großen Eindruck auf den Cardinal machte. Aber in einem Augenblick verwiſchte Seneterre, der faſt zu gleicher Zeit mit ihm eintrat, alle dieſe aufkeimenden Ideen wieder, durch die Verſicherung, daß die Hitze des Pöbels zu verrauchen anfange, daß niemand die Waffen ergreiffe, und mit ein wenig Geduld alles gut gehen werde.

In Verhältnissen, die dem, welchem man schmeicheln, Furcht einflößen können, ist nichts gefährlicher als Schmeichelei. Der Furcht zu entfliehen, wird er dann willig alles glauben, was ihn doch hindert, der Gefahr zu entgehen. Die Nachrichten, welche von einem Augenblick zum andern anlangten, ließen das vergessen, wovon, wie man sagen konnte, das Wohl des Staats abhieng. Mehr als alle andern empfand dies der alte Guitaut ein Mann von wenig Kopf, aber großer Gutmütigkeit; in seiner Ungeduld sagte er mit einer Stimme, die in diesem Augenblick noch rauher war als gewöhnlich: er finde es unbegreiflich, wie es möglich sey, bei der gegenwärtigen Lage der Sachen ruhig zu bleiben. Hier murmelte er noch etwas zwischen den Zähnen, das ich nicht verstand, das aber den Cardinal, der ihn ohnedem nicht hold war, vermuthlich beleidigte. Denn dieser fragte ihn mit Ironie; nun Herr von Guitaut, so sagen Sie uns denn, was Sie meynen? Ich meine, antwortete Guitaut ungestüm, daß man den alten Schurken Broussel todt oder lebendig wieder ausliefern müsse. Hier fiel ich ihm ins Wort: „das erste sagte ich, würde we„der die Güte noch die Klugheit der Königin erlauben; „das zweite könnte freilich dem Aufruhr auf einmal „ein Ende machen.“ Die Königin erröthete bei diesen Worten. „Ich verstehe Sie, Herr Coad„jutor, schrie sie, Sie wollten gern, daß ich Broussel „die Freiheit wiedergebe, aber eher soll er unter meinen „Händen sterben, und alle diejenigen, welche —“ Hier waren ihre Hände wirklich meinem Gesicht sehr nahe, aber der Cardinal, der nicht zweifelte, daß sie in diesen Augenblicken, alles sagen könnte, was nur die äußerste Wuth einflößen kann, näherte sich, und sagte ihr etwas ins Ohr. Augenblicklich faßte sie sich, und hatte sich so sehr in ihrer Gewalt, daß, hätte ich sie nicht

nicht gekannt, ich ſelbſt ſie für ganz beſänftigt hätte halten können.

In dieſem Augenblick trat, Todesblässe auf ſeinem Geſicht, der Civillieutenant ins Cabinet. Hier ſah ich, in der Schilderung, die er der Königin von einigen unbedeutenden Abentheuern machte, welche ihm auf den Weg von ſeinen Haus nach dem königlichen Pallaſt aufgeſtoßen waren, einen Ausdruck von Furcht, wie ihn keine italiäniſche Comödie je naiver und lächerlicher hat darſtellen können. Bewundern Sie mit mir die Verwandtſchaft feiger Seelen. Bei allem was Herr von la Meilleraie und ich mit ſo viel Nachdruck und Kraft behauptet hatten, war der Cardinal Mazarin nur mäßig bewegt, und die Königin ganz kalt geblieben. Jetzt ſchlich das Entſetzen des Lieutenants, durch Anſteckung wie ich glaube, unverzüglich in ihre Einbildungskraft, ihren Kopf und ihr Herz. Mit einemmale war die Metamorphoſe vollendet; ſie behandelten mich nicht mehr als lächerlich, ſie geſtanden, daß die Sache doch Aufmerkſamkeit verdiene. Jetzt berathſchlagten ſie was zu thun ſey, und duldeten es, daß Monſieur, Herr von Longueville, der Canzler, der Marſchall von Villeroi, la Meilleraie und der Coadjutor ihnen durch gültige Gründe bewieſen: es ſey nöthig, bevor das Volk, das mit den Waffen drohte, würklich zu ihnen griff, Broufſeln frei zu geben. Wir alle ſahen bei dieſer Gelegenheit, daß es dem Weſen der Furcht natürlicher iſt, um Rath zu fragen, als zu entſcheiden. Nach einem unverſtändlichen Schwall von Worten, wo immer eines dem andern widerſprach, beſchloß der Cardinal, ſich noch bis Morgen Zeit zu laſſen, und unterdeſſen dem Volk zu erkennen zu geben, daß, wenn es aus einander gehen und Broufſels Freiheit nicht mehr in Haufen verlangen

wollte,

wollte, die Königin ihnen solche gewähren würde. Und dieser Auftrag, fügte der Cardinal hinzu, könne durch keinen wirksamer und annehmlicher vollzogen werden, als durch mich. Ich sah die Schlinge, aber es war unmöglich ihr zu entgehen, zumal da der kurzsichtige Marschall von la Meilleraie, mit Ungestüm hineingieng, und mich, gleichsam mit Gewalt, nach sich zog. Er wollte, sagte er der Königin, mit mir durch die Strasen gehen, und wir würden zusammen Wunder thun. Auch ich hoffe es, versetzte ich, wenn es anders der Königin gefällt, uns das Versprechen von der Freiheit der Gefangenen in guter Form ausfertigen zu lassen, da mein Ansehen unter dem Volk nicht groß genug ist, um, ohne dieses, mir Glauben verschaffen zu können. Meine Bescheidenheit wurde gelobt, aber der Marschall fürchtete nichts, das Wort der Königin sey mehr als alle schriftliche Ausfertigung werth; kurz ich ward verspottet, und befand mich mit einemmale in der grausamen Nothwendigkeit, die schlimmste Rolle zu spielen, die vielleicht je einem Privatmann aufgegeben worden ist. Ich wollte Einwendungen machen, aber die Königin gieng schnell in ihr graues Zimmer. Mit den Worten: „geben Sie dem Staat die Ruhe zurück," trieb mich Monsieur sanft mit beiden Händen fort. Der Marschall zog mich mit sich fort, und alle Leibgarden trugen mich zärtlich auf den Händen und schrien: Sie allein vermögen dem Uebel Einhalt zu thun! — So gieng ich denn in meinem Chorrock und Bischofsmantel heraus, und theilte zur Rechten und zur Linken Segen aus; doch hielt mich, wie Sie gern glauben, diese Beschäftigung nicht ab, innerlich zu überlegen, was in dieser Verwirrung für mich am Besten zu thun sey. Ohne zu wanken faßte ich auch hier den Entschluß, rein nach meiner Pflicht zu handeln, Gehorsam zu predigen, und alle meine Kräfte zur Stil-

lung

lung des Aufruhrs aufzubieten. Die einzige Einſchränkung, die ich mir zu beobachten vorſetzte, war, dem Volk in meinem Namen nichts zu verſprechen, und mich blos darauf einzuſchränken, daß die Königin mich verſichert hätte, wofern ſich die Empörung legen würde, Brouſſeln loszugeben.

Aber vergebens entwarf ich mir Klugheitsregeln, der Ungeſtüm des Marſchalls von la Meilleraie verſtattete mir nicht, meine Ausdrücke gehörig abzumeſſen. Anſtatt wie er geſagt hatte, mit mir zu gehen, warf er ſich an die Spize der leichten Gardereuter, näherte ſich, den Degen in der Hand, und ſchrie aus allen Kräften: es lebe der König, Freiheit für Brouſſel. Natürlich, daß, weil er von einer gröſsern Menge geſehen als gehört ward, der Anblick ſeines Degens mehr Menſchen empörte, als ſeine Stimme beruhigen konnte. Man ſchrie: zu den Waffen. Ein Laſtträger erſchien den Quinzevingt*) gegen über, den Säbel in der Hand, und der Marſchall tödtete ihn mit einem Piſtolenſchuß. Nun vermehrte ſich das Lermen, von allen Seiten lief man zu den Waffen; ein Haufen Volk, der mir vom königlichen Pallaſt an gefolgt war, trug mich mehr als er mich drängte, nach dem Croix du Tiroir**), wo ich den Marſchall von la Meilleraie mit einer Menge von Bürgern, die in der Straße Arbre ſec die Waffen ergriffen hatten, im Handgemenge fand. Ich ſtürzte mich in den Haufen, um ſie, wo möglich zu trennen, weil ich hofte, daß beide Theile wenigſtens für mein Kleid und meine Würde einige Achtung hegen würden. Ganz betrog ich mich nicht; denn der höchſt verwirrte Marſchall ergrif mit Freuden dieſen Vorwand, um ſeinen leich-

*) Armenhaus in Paris für 300 Blinde.

**) Ein gewiſſer offner Plaz in Paris.

leichten Reutern das fernere Schießen zu unterſagen. Die Bürger zogen ſich zurück, und begnügten ſich blos auf dem Creuzweg zu halten. Bald aber drangen 20 oder 30 ungezähmtere Menſchen mit Hellebarden und kurzen Musqueten bewafnet aus der Straße des Pruvelles, und thaten, weil ſie mich nicht ſahen, oder nicht ſehen wollten, einen ungeſtümen Ausfall auf die leichten Reuter, zerſchmetterten Foutrailles, der, mit gezogenem Degen nahe bei dem Marſchall ſtand, durch einen Piſtolenſchuß den Arm; verwundeten einen meiner Pagen, der das Ende meines Rocks trug, und begrüßten mich ſelbſt mit einem Steinwurf an die Ohren, der mich zu Boden ſtürzte. Kaum hatte ich mich wieder aufgerichtet, ſo ſezte mir ein Bürger die Musquete auf den Kopf. Ich kannte ihn nicht, aber in dieſem Augenblick hielt ich für rathſamer, ihm dieß zu verhelen; ich ſagte ihm halt: Unglücklicher! wenn dein Vater dich ſähe! — — Er, der nach dieſer Aeuſſerung mich vielleicht für den beſten Freund ſeines Vaters hielt, den ich gleichwohl nie geſehen hatte, ließ mich los, und ward durch dieſe Idee wahrſcheinlich bewogen, mich genauer zu betrachten. Mein Anzug fiel ihm auf. Sind Sie der Herr Coadjutor, ſchrie er, und im Augenblick ſchallte dies von allen Seiten wieder. Alles ſtrömte zu mir, und der Marſchall von la Meillerais konnte ſich um ſo freyer nach dem königlichen Pallaſt zurückziehen, da ich mich, um ihm darzu Zeit zu laſſen, abſichtlich nach der Seite der Hallen wandte. Alles folgte mir dahin, und ich war deſſen benöthigt; denn dort ſtieß ich auf ein Gewimmel von Trödlern, die alle die Waffen ergriffen hatten. Nach Schmeicheleien, Liebkoſungen, Beſchwörungen, Drohungen gelang es mir endlich, ſie zu überreden. Sie verließen die Waffen, und dies rettete Paris. Wären ſie beim Einbruch der Nacht noch bewafnet geweſen,

ſo

so war die Plünderung der Stadt entschieden. Nie, in meinem ganzem Leben, habe ich eine süßere Genugthuung gefühlt, als hier; das Bewußtsein meiner gelungenen That war so rein, daß mir die Wirkung, die dieser geleistete Dienst im königlichen Pallast hervorbringen sollte, nicht einmal einfiel. Wohlgemerkt, ich sage: — hervorbringen sollte, denn bald werden Sie sehen, daß der Erfolg ganz anders war, als ich mit Recht erwarten konnte.

Dreißig bis Vierzigtausend Menschen, aber alle unbewafnet, folgten mir jetzt zum königlichen Pallast. An den Schranken traf ich den Marschall von Meillerais, der mich über die Art, mit der ich in Rücksicht seiner verfahren war, ganz außer sich, mit seinen Umarmungen fast ganz erstikte, und in folgende Worte ausbrach: „Ich bin ein Rasender, ein Thor, „der unausbleiblich das Verderben des Staats bewirkt „hätte, wenn Sie ihn nicht gerettet hätten. Kommen „Sie, wir wollen als ächte Franzosen und als rechtschaffene Männer mit der Königin sprechen; wir „wollen uns verbinden, bei der Majorenität des Königs „durch unser Zeugnis alle diese verdammten Schmeichler, diese Pest des Staats, welche der König zu weiß „machen, daß dieser Handel von keiner Bedeutung „sey, an den Galgen zu bringen.“ Hier wandte er sich von mir ab, und hielt an die Gardeofficiers die rührendste, feierlichste und beredsamste Rede, die wohl je aus dem Munde eines Kriegers geflossen ist. Mehr von ihm getragen als geführt, kam ich zur Königin. Hier, Madam, sagte er beim Eintritt, und zeigt mit der Hand auf mich, „hier ist derjenige, dem ich das „leben und ihre Majestät die Rettung ihrer Garde und „vielleicht des königlichen Pallastes zu verdanken haben.“ Ein Lächeln, aber ein bittres Lächeln, überflog das Gesicht

ſicht der Königin. So ſehr es mir auffiel, ſo wenig ſchien ich es zu bemerken, und damit der Marſchall nicht weiter in meinem Lob fortfahren möchte, nahm ich das Wort: „nicht ich, Madam, ſagte ich; bin es, „von dem hier die Rede iſt, ſondern das unterwürfi„ge und entwafnete Paris, das ſich Ihrer Majeſtät zu „Füßen wirft.“ Mit entflammtem Geſichte erwiederte mir die Königin: „Paris ſcheint ſehr ſtrafbar, und we„nig unterwürfig. Wie würde es ſich in ſo kurzer Zeit „beſänftigt haben, wenn es ſo aufgebracht geweſen wä„re, als man mich hat überreden wollen.“ Der Marſchall, der gleich mit den Ton der Königin bemerkte, gerieth in Zorn, und mit ein paar Flüchen, ſagte er ihr: „Madam, auf dieſer Höhe, wo jetzt die Sachen „ſtehen, kann kein rechtſchaffener Mann Sie noch mit „Schmeicheleien hintergehen. Gaben Sie Brouſſels „nicht heute noch in Freiheit, ſo wird Morgen in Pa„ris kein Stein mehr auf dem andern ſtehen.“ Ich wollte die Rede des Marſchalls beſtätigen, aber die Königin verſchloß mir den Mund, und ſagte mir mit ſpöttiſchem Ton: Ruhen Sie aus, mein Herr, nach ſo viel Arbeit iſt Erholung nöthig.

Von Grimm entflammt, verließ ich den königlichen Pallaſt, und doch entſchlüpfte mir bis zu meiner Wohnung kein Wörtchen, das den Pöbel, der mich in zahlloſer Menge erwartete, hätte erbittern können. Sie zwangen mich auf den Hummel meines Wagens zu ſteigen, und hier von dem, was ich im königlichen Pallaſt gethan hatte, Rechenſchaft abzulegen. Ich ſagte ihnen, wie ich der Königin die Bereitwilligkeit geſchildert hätte, mit welcher ſie auf ihr Gebot, die Waffen, da wo man ſie bereits genommen, wieder niedergelegt, und da, wo man im Begriff geweſen war, ſie ergreifen, unberührt gelaſſen hätten; daß die Köni-

gin mir über dieſe Unterwerfung ihre Zufriedenheit bezeigt, und mir geſagt habe, nur auf dieſem Weg ſey die Freiheit der Gefangenen von ihr zu erhalten. Zu dieſem fügte ich noch alles, was ich zur Beruhigung des Volks zuträglich hielt, und ich erreichte meinen Zweck, ohne große Mühe, weil — eben die Stunde des Abendeſſens herannahte. Sie werden dieſen Umſtand lächerlich finden, aber er iſt deshalb nicht weniger gegründet. Ich habe bemerkt, daß auch die Eifrigſten, bei den Volksrevolutionen nicht, wie ſie es nennen „se desheurer" aus ihrer Ordnung kommen wollten.

So bald ich in meinem Hauſe war, ließ ich zur Ader, denn meine Wunde am Hals hatte ſich beträchtlich verſchlimmert. Doch dieß war, wie Sie leicht glauben werden, bei weitem nicht was mich am meiſten ſchmerzte. Wie ſehr hatte ich, ſo ſorgfältig ich auch vermieden hatte, mein Wort zugeben, mein Anſehen bei dem Volk durch die gegebenen Hofnungen, daß Brouſſel frei ſeyn werde, aufs Spiel geſetzt! Durfte ich hoffen, daß das Volk unter Verſprechen und Hofnungen zu unterſcheiden fähig ſei? Und was für Ausſichten hatte ich, nach allem was ich ſonſt erfahren, was mir noch in der gegenwärtigen Stunde wiederfahren war, daß der Hof auf das, was er Herrn von la Meilleraie und mir hatte ſagen laſſen, nur die geringſte Rückſicht nehmen würde? hatte ich nicht vielmehr allen Grund zu glauben, daß er dieſe Gelegenheit mit Freuden ergreifen würde, um Volk zu überreden, daß ich, im Einverſtändniß mit ihm, nur mein Spiel mit ihm treiben wollte, und ſo mich in der allgemeinen Meinung ganz zu vernichten? — Alle dieſe Vorſtellungen, die mich in ihrem ganzen Umfang verfolgten, betrübten mich, aber bezwangen mich nicht. Ueberzeugt, daß Pflicht und

Rechtschaffenheit mich dazu aufgefordert hatten, bereute ich alles, was ich gethan, nicht einen Augenblick. Ich hüllte mich in mein Bewußtseyn, und schämte mich, daß ich, bei so reinen Bewegungsgründen, noch auf den Erfolg Rücksicht nehmen konnte. In dieser Stimmung fand mich Montresor. Er sagte mir, daß ich mich sehr täusche, wenn ich durch mein Verfahren etwas gewonnen zu haben glaubte. Ich habe viel dabei gewonnen, antwortete ich ihm, wenn ich mir auch nur dadurch eine Apologie über meine Wohlthaten, die einem edeln Menschen immer zur Last ist, erspart habe. Und wie hätte die Königin, der ich doch einmal meine Würde zu verdanken habe, mit mir zufrieden seyn können, wenn ich bei einer solchen Gelegenheit hätte ruhig zu Hause bleiben können? Sie ist es deshalb nicht mehr, erwiderte Montresor. So eben haben Frau von Noailles und Frau von Motteville dem Prinzen von Guimene gesagt, daß im königlichen Pallast fest geglaubt würde, es habe nicht an Ihnen gefehlt, das Volk aufzuwiegeln.

Ich gestehe, daß ich dieser letztern Behauptung Montresors keinen Glauben beimaß. Zwar hatte ich gesehen, wie sie im Cabinet der Königin ihr Spiel mit mir getrieben hatten, daß aber diese Bosheit so weit gehen würde, den Werth des ihnen geleisteten Dienstes wirklich vermindern, mir sogar ein Verbrechen daraus machen zu wollen, dies kam mir unglaublich, unbeschreiblich vor. Standhaft fuhr Montresor mit seinen quälenden Gesprächen fort. Mein Freund Johann Ludwig von Fiesco sagte er, würde nicht gethan haben wie ich. Ich erwiederte ihm, daß ich die Menschen, von jeher mehr um deswillen, was sie in gewissen Fällen nicht gethan, als wegen dessen, was sie dabei hätten thun können, verehret hätte. Mit dieser

ſem Gedanken war ich im Begrif zu entſchlafen, als Jaques hereintrat. Er, der von dem Abendeſſen der Königin kam, ſagte, daß ich dort öffentlich lächerlich gemacht worden ſey. Dort ſey ich als ein Mann aufgeſtellt worden, der unter dem Vorwand, das Volk zu beruhigen, alles angewandt hätte, um es zur Empörung zu reizen; als ein Thor, der mit lächerlicher Verſtellung ſich verwundet geſtellt habe, ohne es wirklich zu ſeyn. So ſey ich 2 ganzer Stunden lang das Ziel von Beautru's feinem Witz, Rogents Poſſenſpiel, la Rivieres fröhlicher Laune, des Cardinals verſtelltem Mitleiden, und von den Ausbrüchen des Lachens der Königin geweſen. Dies machte Eindruck, wie Sie keinen Augenblick zweifeln werden, doch in Wahrheit keinen ſo großen, als Sie vielleicht glauben. Was ich fühlte, war mehr eine leiſe Verſuchung, als Unwille. Alle meine ſonſtigen Bilder traten vor meinen Geiſt, aber kein einziges haftete. Faſt ohne Anſtrengung opferte ich die glänzendſten und ſüßeſten Ideen, welche die Verſchwörungen voriger Zeiten mir, von dem Augenblick an, da eine ſo öffentliche und anerkannte Mishandlung mich mit Ehren zu ſolchen neuen Verbindungen zu berechtigen ſchien, in Menge darſtellten, der Verbindlichkeit gegen die Königin auf. Dieſer Grundſaz verdrängte alle Plane, die ich, dies geſtehe ich Ihnen, ſchon ſeit dem Knabenalter bei mir genähret hatte. Und ſo hätten die vereinten Bitten von Jaques und Montreſor unfehlbar ſo wenig über mich vermocht, als ihre Vorwürfe, wenn nicht Argentreul, der ſeit dem Tod des Grafen, deſſen erſter Cammerherr er geweſen war, mir ſehr viel Ergebenheit zeigte, zu ihrer Verſtärkung herbeigekommen wäre. Ganz verſtört trat er in mein Zimmer. „Sie ſind verlohren, rief er aus. „Der Marſchall von la Meilleraie hat mir aufgetragen, „Ihnen zu ſagen, daß der königliche Pallaſt vom Teu-

„sei besessen zu seyn scheint; denn nur auf diese Art
„sey es zu erklären, wie man glauben könne, Sie hät-
„ten alles angewandt, um zur Empörung zu reitzen.
„Er selbst habe alles gethan, um die Königin und den
„Cardinal zur Wahrheit zurückzubringen, aber nichts
„als Spott dafür geerndtet. So wenig er diese
„Ungerechtigkeit entschuldigen könne, so sehr müsse
„er die Verachtung bewundern, die sie immer gegen
„diesen Aufruhr hätten blicken lassen; wie im prophe-
„tischen Geist hätten sie richtig den Ausgang vorhergese-
„hen, und immer behauptet, daß mit der Nacht der
„Nebel sinken würde; er selbst habe es nicht glauben
„wollen, jetzt aber, seit er in den Straßen herum spa-
„ziert sey und auch nicht einen Menschen angetroffen ha-
„be, sey er selbst davon überzeugt, und Flammen, die
„so schnell wie diese auszulöschen sind, haben keine Kraft
„sich wieder zu entzünden; er beschwöre mich, auf mei-
„ne Sicherheit zu denken; die königliche Gewalt wer-
„de schon morgen mit allem erdenklichen Glanz sichtbar
„werden, der Hof schien ihm sehr aufgelegt diesen fata-
„len Augenblick zu nutzen, und ich würde der erste seyn,
„an welchem ein großes Beispiel aufgestellt werden soll-
„te; schon sey sogar davon gemurmelt worden mich
„nach Quimpercorentin zu schicken; Broussel werde nach
„Havre de grace gebracht werden, und es sey beschlos-
„sen, den Canzler mit Anbruch des Tags ins Palais
„zu senden, um es nach Montargis zu verweisen.
„Dieß ist es, so endigte Argentreuil seine lange Rede,
„was der Marschall von la Meilleraie Ihnen durch
„mich mittheilen läßt. Vielleicht hätte Villeroi mir
„eben das gesagt, wenn er es gewagt hätte; aber die
„Art, womit er mir im Vorbeigehen die Hand drückte,
„läßt mich schließen, daß er vielleicht noch mehr wissen
„kann; und ich, fügte er hinzu, bekräftige, daß sie
„beide Recht haben; denn keine Seele ist in den Stra-
„ßen

„ſen zu ſehen, alles iſt ruhig, und Morgen wird man „nach Will'kühr einziehen können.“ Hier ſchrie Montreſor, der zu der Claſſe derer gehörte, die alles vorausgeſehen haben wollen, daß er keinen Augenblick daran zweifele, und es wohl vorher geſagt habe. Laiques brach in Klagen über mein Betragen aus, das meine Freunde zu Grunde richte und doch ihr Mitleiden erregte. Die Bitte mich nur eine kleine Viertelſtunde in Ruhe zu laſſen, war alles, was ich ihnen antwortete. Dann hoffte ich, ſie überzeugen zu können, daß wir noch nicht bemitleidenswerth wären, — und ich hielt Wort. Kaum war ich, wie ich mir erbeten hatte, mir ganz ſelbſt überlaſſen, ſo überlegte ich, nicht was ich thun konnte, denn hier war ich meiner Sache ſehr gewiß, nur was ich thun ſollte, und darüber konnte ich nicht mit mir einig werden.

Kaum aber hatte die Art, mit der ich beſtürmt wurde, und die Gefahr, womit das Publicum bedroht war, meine Zweifel zerſtreut und mir gezeigt, daß ich zu Unternehmungen vollkommen berechtigt ſey; ſo überließ ich mich ganz zwanglos allen meinen ſüßen Bildern. Was meine Phantaſie mir je glänzendes und vielumfaſſendes gemahlt hatte, rief ich mir jetzt zurück, ich vergönnte es meiner Sinnlichkeit, ſich mit dem Titel eines Partheyhaupts, der mir in den Schilderungen des Plutarchs immer Bewunderung eingeflößt hatte, zu kitzeln. Doch was zuletzt allen Zweifel vollends niederſchlug, dies war die Vorſtellung, mich auf dieſem Weg vor allen meines Standes, durch ein Leben, das alle Stände in ſich vereinigt, auszeichnen zu können. Die Regelloſigkeit, ſo wenig paſſend für meinen jetzigen Stand, machte mir bange; das Lächerliche des (Biſchoffs) von Sens war mir ein drohendes Beiſpiel. Zwar erhielt ich mich durch die Sorbonne, durch meine Predigten, durch

die Volksliebe, aber dieſe Stüze hält nur eine gewiſſe Zeit lang, und durch tauſend Zufälle, die bei ungebundenen Sitten ſtatt finden können, wird ſie leicht umgeſtürzt. Dagegen vermengen ſich die Gattungen in dem lebendigen Gewühl von Thaten, die Linien der Stände fließen ineinander; dann wird geehrt, was auch nicht gerechtfertigt werden kann, und die Laſter eines Erzbiſchofs können in unzähligen Fällen Tugenden eines Parthenhauptes ſeyn. Schon oft hatte mir dieſe Ausſicht gewinkt, und immer hatte ich ſie meiner Pflicht gegen die Königin aufgeopfert. Jezt, da das Abendeſſen im königlichen Pallaſt, und der Beſchluß, mich mit dem Publicum zugleich zu Grunde zu richten, alle Flecken aus ihr weggewiſcht hatte, umfaßte ich ſie mit Freuden wieder, und weihte mein künftiges Schickſal den Eingebungen der Ruhmbegierde.

Es war Mitternacht, und ich ließ nun Laiques und Montreſor zu mir kommen. „Sie wiſſen, hub ich „an, daß ich Apologien ſcheue, aber Sie ſollen ſehen, „daß ich keine Manifeſte fürchte. Der ganze Hof ſoll mir „von der Behandlungsart zeugen, die ich länger als „ein Jahr im königlichen Pallaſt habe erdulden „müſſen. Dem Publicum kommt es zu, meine Ehre „zu vertheidigen; jezt aber, da es ſelbſt in Gefahr iſt, „liegt es mir ob, es gegen Unterdrückung zu ſchüzen. „Unſere Sachen ſtehen nicht ſo ſchlimm als Sie glauben und bevor noch der Mittag herbeinaht, werde „ich Morgen Herr von Paris ſeyn.“ Ueberraſcht ſtanden meine beiden Freunde da, mein Kopf ſchien ihnen gelitten zu haben, und ſie, die hundertmal in ihrem Leben mich zu Unternehmungen quälend aufgemuntert hatten, gaben mir in dieſem Augenblick Lehren der Mäſſigung. Aber ich hörte ſie nicht. Ohne Verzug ſchickte ich nach Miron, dem Oberſten des Viertels St. Germain

de

de l'Auxerois einem redlichen und muthigen Mann, unter den Bürgern sehr in Ansehen stand. Er kam, ich schilderte ihm die Lage der Sachen und völlig meiner Meinung, versprach er mir alles, was ich verlangen würde, zu vollziehen. Wir nahmen über alles was zu thun sey, unsere Maasregeln, und er verließ mich, entschlossen, auf den ersten Befehl, den er von mir erhalten würde, sogleich Lärm schlagen und zu den Waffen greifen zu lassen.

Auf den Stufen meiner Treppen, traf er einen Bruder seines Kochs, der oft des Nachts durch die Stadt herum schlich, weil er, zum Hängen verurtheilt, am Tage nicht auszugehen wagte. Das Ohngefähr hatte diesen Menschen nahe bei Mirons Wohnung auf zwei Officieren ähnliche Gestalten treffen lassen, die zusammen sprachen, und oft den Gebieter seines Bruders nannten. Hinter einer Thür verborgen, konnte er ihr ganzes Gespräch hören, und so vernahm er, daß diese Leute, die, wie wir seitdem erfuhren, der kommandirende Lieutenant Colonel der Garden, Vannes, und Rubantel, Lieutenant des nehmlichen Regiments, waren — sich über die Art unterredeten, wie ein Ueberfall bei Miron am besten zu veranstalten sey, und wie die Posten, um sich vom Pont-Neuf an bis zum königlichen Pallast von allem zu versichern, mit Garden, Schweizern, Gensd'armen und leichten Reutern besetzt werden müßten. Eine solche Nachricht, und der Wink des Marschalls von la Meilleraie mußte uns nur noch dringender empfehlen, dem Uebel zuvorzukommen. Doch mußte dies auf eine Art geschehen, wo wir nicht als der angreifende Theil erschienen, denn nichts ist bei dem Volk von grösserer Wirkung, als wenn man selbst beim Angrif blos sich zu vertheidigen scheint. Wir erreichten dies durch die Vorsicht, unsere Posten blos unbewaf-

net, in ihren ſchwarzen Mänteln auszuſtellen. Angeſehene Bürger beſetzten die Oerter, wo, unſerer Nachricht zu folge, Soldaten hin verlegt werden ſollten; denn auf dieſe Art konnten wir ſicher hoffen, daß ohne unſern Befehl niemand zu den Waffen greifen würde. Es gelang Miron, dieſen Auftrag mit ſo viel Klugheit und Glück auszuführen, daß über 400 der angeſehenſten Bürger in kleinen Gruppen, mit eben ſo wenig Geräuſch und Bewegung, verſammelt waren, als wenn die Novizen der Carthäuſer zuſammen gekommen wären, um hier ihre ſtillen Betrachtungen zu halten.

Epinai, mit dem ich Sie bei den Angelegenheiten des verſtorbenen Grafen bekannt gemacht habe, hatte von mir Befehl, ſich bereit zu halten, beim erſten Wink ſich der Barriere des Sergens, die der Straße St. Honore gegen über iſt, zu bemächtigen, und dort gegen die im königlichen Pallaſt befindlichen Garden eine Verſchanzung zu machen. Zugleich glaubten wir, da nach Mirons Ausſage der Bruder ſeines Kochs von den vorhin erwähnten Officieren verſchiedene male das Thor Reale hatte nennen hören, es ſey nicht unzweckmäßig, weil man vielleicht die Abſicht hätte, durch dies Thor einen oder den andern hinwegzubringen, darauf Rückſicht zu nehmen. Argentreuil, der muthigſte und entſchloſſenſte Mann von der Welt, übernahm es dafür Sorge zu tragen, und verbarg ſich zu dieſem Endzweck mit 20 guten Soldaten, welche ihm, der ebenfalls auf Werbung in Paris anweſende Chevalier von Hu micres, geliehen hatte, in dem nahgelegenen Hau ein 6 Bildhauers. Und nun überließ ich mich ruhi dem Schlaf bis erſt des Morgens um 6 Uhr Miron Secretair mich weckte, und mir die Nachricht brachte daß dieſe Nacht keine Soldaten ſich hätten ſehen laſſen daß man nichts als einige Reuter bemerkt hätte, d

de

dem Anſchein nach, nähere Kunde von den Bürgergruppen hätten einziehen wollen, und nach einer kurzen Betrachtung wieder in Gallop davon geſprengt ſeyen. Aus dieſer Bewegung, lies mir Miron ſagen, urtheilte er, daß die von uns genommene Vorſicht dazu gedient hätte, den gegen Privatperſonen vorgehabten Anfällen zuvorzukommen, daß man aber, aus der Bewegung, die bei dem Canzler ſichtbar zu werden anfieng, deutlich wahrnehmen könne, daß etwas wider das Publicum im Werk ſey; man ſehe Polizeydiener kommen und gehen, und Ondedei ſey in 2 Stunden viermal dahingegangen.

Einige Zeit darauf meldete mir Mirons Fähndrich, daß der Canzler mit aller Pracht ſeines obrigkeitlichen Amts gerade nach dem Pallaſt zugieng; und zu gleicher Zeit lies mir Argentreuil ſagen, daß ſich dem Thor Nesle von der Seite der Vorſtadt, 2 Schweizergarde-Compagnien näherten. Dies war der Augenblick der Entſcheidung. Zwei Worte enthielten meine Ordre, und zwei Augenblicke faßten ihre Vollziehung. Miron ließ zu den Waffen greifen. Argentreuil, als Maurer verkleidet, ein Richtmas in der Hand, fiel den Schweizern in die Seiten, tödtete 20 oder 30 derſelben, bemächtigte ſich einer der Fahnen, und verjagte die übrigen. Von allen Seiten gedrängt, rettete ſich der Canzler noch mit Mühe, in das Hotel von O, welches am Ende der Quai der Auguſtiner, auf der Seite der St. Michels-Brücke liegt. Das Volk zerbrach die Thüren und drang wütend hinein; und nur der Himmel rettete den Canzler und ſeinen Bruder, den Biſchof von Meaux, dem der Erſtere ſeine Beichte ablegte. Zu ſeinem Glück fiel es dem plündernden Pöbel nicht ein, ein kleines Zimmer einzuſtoßen, das ihn verbarg.

Gleich einer ſchnellen und gewaltigen Feuersbrunſt verbreitete ſich dieſer Aufſtand am Pont-Neuf, mit einemmale durch alle Theile der Stadt. Kinder von 5 bis 6 Jahren erſchienen mit Dolchen in der Hand, und ihre Mütter bewafneten ſie ſelbſt damit. In weniger als 2 Stunden waren in Paris mehr als 200 Verſchanzungen errichtet, die mit Fahnen, und allen, ſeit den Zeiten der Ligue verſchont gebliebenen Waffen eingefaßt waren. Unter andern ſah ich, als ich zur Dämpfung eines Tumults, der durch das Mißverſtändniß zweier Bürger-Officiere, in der neuen Straße notre dame ausgebrochen war, auf einen Augenblick ausgehen mußte, wie ein kleiner 8jähriger Knabe, eine ungeheure Lanze, die gewiß aus dem alten Krieg gegen die Engländer herſtammte, mehr ſchleppte, als trug. Aber bald ſah ich etwas noch Merkwürdigers. Herr von Briſac *) machte mich auf einen Ringkragen aufmerkſam, worauf die Geſtalt des Mörders von Heinrich III. eingegraben war, und in vergoldetem Silber, die Umſchrift: der heilige Jacob Clemens. Ich gab dem Officier, der ihn (am Panzer) trug, einen Verweis, und ließ den Ringkragen, öffentlich auf dem Amboß eines Schmids zerbrechen. Alles ſchrie: es lebe der König, aber das Echo antwortete: weg mit Mazarin!

Ich war kaum wieder in mein Haus zurück, als die Königin zu mir ſchickte. Sie ließ mich durch Befehl und Bitten antreiben, mein ganzes Anſehen zur Stillung des Aufruhrs, der, wie Sie ſehen, jetzt in den Augen des Hofs keine Kleinigkeit mehr war, aufzubieten. Kalt und ehrerbietig erwiederte ich; ich ſei durch die, Tags zuvor zu dieſem Zweck angewandten Be-

*) Ludwig von Coſſe, ſtarb 1661.

Bemühungen, dem Volk ſo verhaßt geworden, daß ich ſchon bei einer augenblicklichen Erſcheinung Gefahr gelaufen und genöthigt geweſen ſey, mich ſo ſchnell als möglich wieder zurückzuziehen. Hier fügte ich noch alles hinzu, was Ehrfurcht, Schmerz, Verdruß und Unterwürfigkeit nur ſagen können. Vergebens bemühte ſich der Abgeſandte, der bei den Ausrufungen vive le Roi gerade am Ende der Straße geweſen war, und faſt jedesmal den Zuſaz vive le coadjuteur gehört hatte, mich von meiner Macht zu überreden. So wehe es mir gethan hätte, wenn er von meiner Ohnmacht überzeugt geweſen wäre, ſo wendete ich doch ſcheinbar alles an, um ihn davon zu überreden. Die Günſtlinge der zwei vergangenen Jahrhunderte wußten nicht was ſie thaten, als ſie die thätige Sorgfalt, welche die Könige für ihre Unterthanen haben ſollten, auf bloße Formalität einſchränkten. Sie ſehen, daß es Verhältniſſe giebt, wodurch eine unvermeidliche Folge, der ächte Gehorſam, den wir Königen ſchuldig ſind, eben ſo auf bloße Formen eingeſchränkt wird.

Das, an dieſem Tag ſehr frühe, und ſogar, bevor man die Waffen ergriffen hatte, verſammelte Parlement, vernahm den Aufruhr, durch das Geſchrei einer zahlloſen Menge, die in den Saal des Pallaſtes hinein: Brouſſel! heulte. Es befahl ſogleich durch einen Beſchluß, daß die ganze Verſammlung feierlich in den königlichen Pallaſt gehen, und die Gefangenen zurückfodern ſollte. Zugleich enthielt der Beſchluß, daß wider den Gardelieutenant der Königin Comminges ein Decret gefaßt, daß allen Militair Perſonen bei Lebensſtrafe, künftig dergleichen Aufträge zu übernehmen, verboten ſeyn und daß mit denen, die dieſen Rath gegeben hätten, als Stöhrern der öffentlichen Ruhe gerichtlich verfahren werden ſollte. Die nemliche Stunde ſahe den Beſchluß

ſchluß vollzogen. Das Parlement verließ mit 160 Mitgliedern die Sitzung. Ein unglaubliches Freudengeſchrei voll Beifallsbezeugungen empfieng und begleitete es durch alle Straßen, wohin es gieng; alle Verrammlungen ließen ſich vor ihm nieder.

Mit der vollen Freiheit, welche die Lage der Sachen ihm verſtattete, trug der erſte Präſident der Königin ihre Forderungen vor. Mit den lebendigſten Farben zeichnete er das Spiel, das bei allen Gelegenheiten mit dem königlichem Wort getrieben worden ſey, wie tauſend und aber tauſendmal die nützlichſten und ſelbſt die nothwendigſten Entſchlieſſungen zum Beſten des Staats durch ſchändliche und oft kindiſche Täuſchungen liſtig verdreht worden wären. Nachdrücklich mahlte er die Gefahr, worinn, durch die aufrühreriſche und allgemeine Bewafnung das Ganze ſchwebte. Vergebens war die Gewalt ſeiner Rede; entrüſtet antwortete ihm die Königin, die nichts fürchtete, weil ſie die Gefahr nicht kannte, mehr mit dem Ton der Wut als des Zorns: „ich weiß wohl, daß in der Stadt Bewegung iſt, aber „Sie, meine Herren von Parlement, Sie, ihre Weiber „und ihre Kinder, ſollen mir dafür verantwortlich ſeyn.“ Kaum hatte ſie die letzte Silbe geendigt, ſo gieng ſie in ihr graues Zimmer, und verſchloß mit Gewalt die Thüre.

Schon war das zurückkehrende Parlement auf der Treppe, als der außerordentlich furchtſame Präſident von Mesmes, die Gefahr, welcher ſich die Geſellſchaft beim Volke ausſetzen würde, überlegte und es beſchwor wieder umzukehren, und noch einen Verſuch auf das Gemüth der Königin zu thun. Im großen Cabinet fanden ſie den Herzog von Orleans, und auf ihre feierlichen Auffoderungen ließ dieſer 20 von ihnen in das graue Zimmer gehen. Noch einmal ſchilderte der erſte

Prä-

Präſident der Königin das ſchauderhafte Gemählde des bewafneten und empörten Paris; es machte keinen Eindruck; ſie wollte nichts weiter hören, und flüchtete ſich zornig in die kleine Gallerie.

Jetzt näherte ſich der Cardinal, und ſchlug vor, daß, wenn das Parlement verſprechen wollte, keine Verſammlungen mehr zu halten, die Gefangenen losgegeben werden ſollten. Die Antwort des erſten Präſidenten war, daß über dieſen Vorſchlag erſt beſchloſſen werden müßte. Schon waren ſie im Begrif es unverzüglich zu thun, als viele von der Geſellſchaft vorſtellten, daß, wenn im königlichen Pallaſt votiert würde, das Volk unfehlbar glauben würde, es ſey ihnen Gewalt angethan worden, und ſo beſchloſſen ſie, ſich des Nachmittags im Palais zu verſammeln, und baten den Herzog von Orleans ſich dabei einzufinden.

Statt der vorigen lauten Aeuſſerung der Freude, fand das Parlement, weil es von Brouſſels Freiheit nichts ſagen konnte, allenthalben eine traurige Stille. Bei der Barrier-des Sergens, wo die erſte Verſchanzung war, kam ihm ein unwilliges Murmeln entgegen, das es durch die Verſicherung: die Königin habe Genugthuung verheißen, bald wieder ſtillte. Auch die Drohungen an der zweiten Verſchanzung wurden durch daſſelbe Mittel abgewandt; an der dritten au croix du tiroir wollte man ſich mit dieſer Münze nicht abſpeiſen laſſen. An der Spitze von 200 Menſchen näherte ſich ein Speiſewirthsjunge, ſetzte den erſten Präſidenten die Hellebarde auf die Bruſt, und ſchrie: kehre zurück, Verräther, wenn du nicht ſelbſt zerriſſen ſeyn willſt, bringe uns Brouſſeln zurück, oder Mazarin und den Canzler als Unterpfand. Daß Verwirrung und Schrecken hier faſt alle ſeine Begleiter ergrif, iſt ſehr begreiflich. Fünf Oberpräſidenten und mehr als 20 Räthe

miſch-

mischten sich ins Gewühl, und suchten zu entkommen. Nur der erste Präsident, nach meinem Urtheil der unerschrockenste Mann seines Jahrhunderts, blieb fest und unerschütterlich. Er nahm sich Zeit, was er von seiner Gesellschaft finden konnte, wieder zu versammeln, behielt auch jetzt die Würde seines Standes bei, und kehrte unter einem beständigen Feuer von Beleidigungen, Drohen, Flügen und Beschimpfungen mit langsamen Schritten nach dem königlichen Pallast zurück.

Dieser Mann besaß eine ganz eigenthümliche Beredsamkeit. Ausrufungen kannte er nicht, auch die Regeln der Grammatik seiner Sprache beobachtete er nicht, aber die Kraft, womit er sprach, ersetzte dies alles. Weil Kühnheit ihm natürlich war, sprach er nie so vortreflich als in Gefahren. Jetzt, als er von neuem im königlichen Pallast erschien, übertraf er sich selbst. Kein Mensch blieb unerschüttert, nur die Königin allein war unbeweglich.

Vier oder fünf vor Angst halbentseelte Prinzessinnen warfen sich zu den Füßen der Königin; Monsieur machte Anstalt ihnen zu folgen. Ein junger Rath sagte dem erschrockenen Cardinal, scherzend, daß es sehr passend seyn würde, wenn er selbst persönlich die Lage der Sachen in den Straßen sehen wollte. Auch er vereinte sich mit dem größten Theil des Hofs, und nach unbeschreiblichen Bemühungen erpreßte man endlich die Aeusserung: „Es sey, meine Herrn vom Parlement, „überlegen sie denn, was am besten zu thun ist," aus dem Munde der Königin. Sogleich versammelte man sich in der großen Gallerie, berathschlagte, und erließ den Beschluß, daß der Königin für die den Gefangenen bewilligte Freiheit gedankt werden sollte.

So

So bald der Beſchluß übergeben war, fertigten ſie die lettres de cachet aus. Der erſte Präſident zeigte dem Volk, die von beiden förmlich genommnen Copien, aber ehe die Erfüllung erfolgt ſey, wollte niemand die Waffen verlaſſen. Bevor es Brouſſel wieder auf ſeinen Poſten geſehen hatte, befahl auch das Parlement durch keinen Beſchluß, ſie niederzulegen. Den folgenden Tag war er wirklich frei, und gieng, oder wurde vielmehr auf den Häuptern des Volks unter unglaublichem Freudengeſchrei, nach ſeinem Hauſe zurückgetragen. Die Verſammlungen wurden abgebrochen, alle Kramläden eröfnet, und in weniger als 2 Stunden erſchien in Paris eine Stille, wie ich ſie am Charfreitag nie größer geſehen habe.

Hier iſt der Ort, wo ich Ihnen von gewiſſen nähern Umſtänden, worüber Sie ſich ſelbſt gewiß bereits mehrere Fragen gethan haben werden, Rechenſchaft zu geben ſchuldig bin; und es ſind dies auch wirklich Verhältniſſe, die ohne einen beſondern Aufſchluß beinahe gar nicht begriffen werden können. Ich verſchob es, weil ich den Faden meiner Erzählung, welche die wichtigſte Vorbereitung zum bürgerlichen Krieg enthielt, nicht unterbrechen zu dürfen glaubte. So z. B. bin ich überzeugt, daß Sie begierig ſind, die geheimen Triebfedern kennen zu lernen, welche alle, faſt zu gleicher Zeit erſchütterten Stände, in Bewegung ſetzten, das verborgene Kunſtwerk, das, allen Verführungen des Hofs, allen Kunſtgriffen der Miniſter, der Schwäche des Publicums und der Sittenverderbniß der Privatleute zum Trotz, dieſe Bewegung in einer Art von Gleichgewicht zu erhalten und zu befeſtigen wußte. Wahrſcheinlich ahnen Sie, daß hier viel Geheimnißvolles, viel Cabale und Kunſt im Spiel geweſen ſeyn müßte, und ich bekenne, daß der Schein in einem ſo hohen Grad

für

für dieſe Meinung ſpricht, daß, wie ich glaube, alle Geſchichtſchreiber, die in dieſem Fall das Wahrſcheinliche für das Wahre nehmen, Entſchuldigung verdienen. Und doch kann und muß ich Ihnen verſichern, daß bis zu der Nacht, ehe man Verſchanzungen aufrichtete, bei den öffentlichen Angelegenheiten kein Körnchen von dem, was man Staatsmanoeuver nennt, im Spiele war, und was von Cabinetsintriguen vielleicht dabei ſeyn konnte, ſo leicht geweſen iſt, daß es nicht gerechnet zu werden verdient. Ueber dies letztere will ich mich deutlicher erklären. Longueil, ein Rath bei der großen Kammer, der ſich auf das innere Kunſtwerk des Parlements beſſer als alle übrigen zuſammengenommen verſtand, hatte in jener Zeit den Plan, ſeinem Bruder den Präſidenten von Maiſons zur Oberaufſicht über die Finanzen zu verhelfen. Der Character dieſes Mannes war ſchwarz, entſchieden und gefährlich, und da er ſich des kunſtloſen und kindiſch leichtglaubigen Brouſſels Vertrauen zu erwerben gewußt hatte, ſo glaubten viele, und ich glaube es noch, daß er ſeit den erſten Bewegungen des Parlements, darauf gedacht habe, ſeinen Freund zu erheben und aufzumuntern, um ſich auf dieſe Art bei de Miniſtern Anſehen zu verſchaffen.

Auf der andern Seite war der Präſident Viole, Chavignis vertrauteſter Freund. Dieſer letztere wütete gegen den Cardinal, weil er, ob ſich die erſte Urſache ſeines Glücks bei dem Cardinal Rihelieu, gleich in den erſten Tagen der Regentſchaft, von ihm übel behandelt worden war. Da nun der Präſident einer der erſten war, der in ſeiner Geſellſchaft mit Wärme ſprach, ſo hielt man dieſe Wärme für Chavignis Werk. Aber welch ein leichtes Gewicht in der Wagſchale, die das Schikſal des Staats beſtimmte! — Denn wäre auch,

ch, was ich jedoch bezweifle, als nur der Argwohn
zu denken vermag, ſo bleibt der Einfluß, den 2
einfachſten und gemeinſten Köpfe der ganzen Ver-
mmlung auf eine Geſellſchaft haben können, die aus
hr als 200 Mitgliedern beſteht, und mit 3 andern
eſellſchaften, deren Anzahl faſt noch einmal ſo hoch
igt, gemeinſchaftliche Sache gemacht, doch immer
ſſerſt unbedeutend. Der Präſident Viole hatte ſein
nzes Leben nur dem Vergnügen geweiht, und
um ſein Amt wenig bekümmert, und der ehrliche
e Brouſſel war unter Acten und in dem Staub der
ßen Kammer mehr mit dem Ruf eines rechtſchaffenen
talentvollen Mannes grau geworden. Zu dieſen bei-
geſellte ſich der Steuerkammergerichts-Präſident
arton der nur noch einen Schritt zu thun hatte, um
vollkommener Narr zu ſeyn; und Blancmeſnil, den
e kennen, zuerſt ganz öffentlich. Wäre wirklich eine
eime Cabale in der Geſellſchaft geweſen, ſo hätte ſie
unter ſo vielen ungleich fähigern Köpfen ſicher nicht
ubjecte dieſer Art gewählt; und was ich Ihnen ſchon
hrmal geſagt habe, daß der Grund dieſer Revolution
gends anders zu ſuchen iſt, als in der Zerrüttung der
ſetze, die unvermerkt die Verwirrung der Gemüther
ch ſich zog, und verurſachte, ſo daß ſchon eine Parthie da
nd, als noch kaum die erſten leiſen Spuren von Abände-
g zu ſpüren waren, iſt gewiß nicht ohne Grund. Es
erwieſen, daß von allen, die im Lauf dieſes Jahres
Parlement und in den andern Geſellſchaften ſtimm-
, kein einziger war, der, ich will nicht ſagen, von dem
s folgte, ſondern auch nur von dem was folgen
nte, das geringſte vorausgeſehen hätte. Alles mach-
und entwickelte ſich im Geiſte des Rechts. Mit
Form eines geheimen Plans verband dieſes zugleich
Pendantismus, deſſen eigentlichſtes Weſen der
egſamkeit gerade zu entgegengeſetzt iſt, und in Hart-

näckigkeit beſteht, einer Eigenſchaft, welche zu Vollführung großer Thaten die unentbehrlichſte iſt. Das Wunderbare dabei war, daß die Uebereinſtimmung, das einzige Rettungsmittel gegen die Unfälle, denen eine Verſammlung dieſer Art nothwendig ausgeſetzt iſt, bei dieſer Claſſe von Köpfen für Cabale gelten konnte. Sie übten ſie aus, ohne ſie zu kennen. Gemeiniglich folgt auf die Verblendung der Gutmeinenden in dieſem Fall bald der Scharfblick derer, welche in das gemeinſame Intereſſe die Leidenſchaft der des Partheygeiſtes mengen, und zu der Zeit, wo die geordneten Geſellſchaften nur auf das Gegenwärtige und Wahrſcheinliche denken, ſchon das Zukünftige und Mögliche ſehen.

Fügen Sie dieſe kleinen Bemerkungen zu den Berathſchlagungen des Parlements, die Ihnen ſchon bekannt ſind, ſo wird es Ihnen leicht ſeyn, ſich die Verwirrung, worin ſich bei Errichtung der Verrammlungen alles befand, lebhaft darzuſtellen, und der Irthum derer, die behaupten, eine Parthey ohne Oberhaupt könne nie furchtbar ſeyn, wird Ihnen zu gleicher Zeit ſehr auffallend werden. Dieſes wird oft in einer Nacht geboren. Was die gewaltige und anhaltende Unruhe, die ich Ihnen geſchildert habe, ein ganzes Jahr lang nicht zu erzeugen vermochte, trieb die Wärme eines einzigen Augenblicks ſogar im Ueberfluß hervor.

Die Verrammlungen waren aufgehoben, und ich gieng zur Frau von Guimine, die mir aus ſichern Quellen die Nachricht mittheilte, daß der Cardinal mich für den Urheber von allem hielt. Früh, am andern Tag, ließ mich die Königin rufen. Ihr Betragen war mit allen Beweiſen von Güte und ſelbſt von Zutrauen bezeichnet. Wenn ſie mir geglaubt hätte, ſagte Sie, ſo würde ſie ſich nicht in dieſer mißlichen Lage befunden haben; auch habe es nicht an dem armen Cardinal gelegen,

gen, daß ſie dieſelbe nicht vermieden hätte; denn unausgeſetzt habe ihr dieſer verſichert: hier ſei das beſte, meinem Ausſpruch zu folgen. Niemand als Chavigni, ſey durch ſeine ſchädlichen Rathſchläge, die ſie mehr als des Cardinals ſeine geachtet hätte, die einzige Urſache dieſes Unglücks. „Aber, fügte ſie ſchnell hinzu, wollen „Sie dem Schurken Beautru, der ſo ſehr alle Achtung „für Sie vergeſſen hat, nicht Stockſchläge geben laſ„ſen? Vorgeſtern Abends glaubte ich jeden Augenblick, „daß der gute Cardinal es thun laſſen würde.“ Mit weniger Rührung als Ehrfurcht nahm ich dies alles auf, und als ſie mir hierauf befahl den armen Cardinal zu beſuchen, theils um ihn zu tröſten, theils auch um mit ihm, über die zur Beſänftigung der Gemüther nöthigen Mittel, zu berathſchlagen, machte ich, wie Sie leicht glauben können, nicht die mindeſte Schwierigkeit.

Ich wünſchte Ihnen die Innbrunſt ſchildern zu können, womit er mich empfieng! In ganz Frankreich war ich der einzige Mann, der es redlich meinte, alle andere waren verworfene Schmeichler, welche die Königin, ſeinen und meinen Rathſchlägen zum Trutz, unwiderſtehlich hingeriſſen hatten. Von nun an, erklärte er, wollte er nichts ohne meine Beiſtimmung thun, darauf theilte er mir einige auswärtige Briefe mit, und kurz, er ſagte mir ſo viel Süſſigkeiten, daß der ehrliche Brouſſel, den er auch zu ſich beſchieden hatte, und der bald nach mir ins Zimmer getreten war, beim Weggehen ſich des Lachens nicht enthalten konnte, und mit ſeiner Einfalt, die in Wahrheit bis zur Unſchuld gieng, mir leiſe ins Ohr liſpelte: dies iſt ein wahrer Hanswurſt!

Feſt entſchloſſen, wie Sie leicht begreifen, mit Ernſt auf die allgemeine Sicherheit und auf meine eigene zu denken, kam ich in mein Haus zurück. Prüfend

wog ich die Mittel dazu, aber keins war anders als unendlich ſchwer in der Ausführung. Ich wußte, daß das Parlement alles aufs äuſſerſte treiben würde. In dem nehmlichen Augenblick, da ich mich hiermit beſchäftigte, wußte ich, daß es über die Einkünfte des Stadthauſes, mit denen der Hof einen ſchändlichen Handel, oder vielmehr öffentliche Plünderung getrieben hatte, ſtimmte. Ich überlegte, daß die ſiegreiche Armee von Lens, ohnfehlbar ihre Winterquartiere in der Nähe von Paris halten, und daß es auf dieſe Art leicht ſeyn würde, in einem Morgen die Stadt einzuſchließen und alle Lebensmittel abzuſchneiden. Auch konnte ich mir nicht verhelen, daß eben das Parlement, welches dem Hof zuſetzte, höchſt fähig wäre, ſelbſt denen die das nehmliche thun, den Proceß zu machen, und die Vorkehrungen gegen Unterdrückung ſelbſt zu zerſtören. Ich wußte, daß in der ganzen Verſammlung, nur äuſſerſt wenig Köpfe waren, die nicht ſchon bei bloßen Vorſchlägen dieſer Art, außer ſich gerathen würden, und vielleicht gab es auch eben ſo wenige, denen man ſich nur mit Sicherheit anvertrauen könnte. Vor meinen Augen ſtand das große Beiſpiel von der Unbeſtändigkeit des Volks, und in mir kämpfte eine natürliche Abneigung gegen alle gewaltſame Mittel, die oft zu Feſthaltung deſſelben unvermeidlich ſind.

St. Ibal *) ein Mann von Kopf und Herz, aber voll der ſeltſamſten Meinungen, war mein Verwandter. Er, der die Menſchen nur nach dem Grade achtete, in welchem ſie ſchlecht bei Hof angeſchrieben waren, lag mir unabläſſig an, mit Spanien, wo er vermittelſt des Grafen von Fuenſaldagne, der unter dem Erzher-

*) Der nehmliche, den Montreſor in ſeinen Memoiren Saint Ibar nennt.

zog *) oberſter Befehlshaber in den Niederlanden war, in genauem Verhältniß ſtand, in Unterhandlungen zu treten. Er gab mir ſogar einen Brief voll glänzender Anerbietungen, die ich jedoch nicht annahm, ſondern blos mit einer Erkenntlichkeit beantwortete, die mich zu nichts verband. Nach langen und reiflichen Ueberlegungen, faßte ich zuletzt den Entſchluß, die Spanier, ohne mich jedoch zu etwas verbindlich zu machen, durch St. Ibal wiſſen zu laſſen, daß ich feſt entſchloſſen ſey, Paris gegen Unterdrückungen zu vertheidigen. In der Stille wollte ich dann mit meinen Freunden daran arbeiten, daß das Parlement ſeine Schritte etwas mehr mäßigte, und die Rückkehr des Prinzen erwarten, mit dem ich in ſehr gutem Vernehmen ſtand, und den ich von der Größe des Uebels und der Nothwendigkeit eines Heilungsmittels zu überzeugen hoffte. Daß ich dazu Zeit haben würde, dazu gaben mir die ſehr nahen Parlementsferien die größte Hofnung. Ich überredete mich, weil dann die Geſellſchaft keine Verſammlungen halten und ſich folglich der Hof nicht mehr durch ihre Beſchlüſſe gedrängt fühlen würde, daß beide in einer Art von Ruhe bleiben würden, die durch die kluge Behandlung des Prinzen, der mit jeder Woche erwartet wurde, die Ruhe des Publicums, und die Sicherheit der Privatperſonen befeſtigen könnte.

Meine Maasregeln ſcheiterten an dem Ungeſtüm des Parlements. Denn kaum war die neue Verordnung wegen Bezahlung der Stadthaus Einkünfte, und die Vorſtellungen gegen Abſtellung des vierten Theils der Steuern, und wegen Rückzahlung des Darlehns, an alle ſubalterne Diener des Staats, vollendet, ſo verlangte es unter dem Vorwand an dem Steuerentwurf arbeiten zu müſ-

 ſen,

*) Leopold Wilhelm von Oeſterreich.

ſen, ſelbſt in der Zeit der Ferien ſeine Verſammlung fortſetzen zu dürfen. Die Königin, die aus ſichern Quellen wußte, das Parlement werde aus eigner Macht vollziehen, wenn ſie es ihm verſagte, bewilligte ihr Geſuch auf 14 Tage. Ich that mein möglichſtes, um dieſen Streich zu verhindern, und ſchon waren Longueil und Brouſſel auf meiner Seite. Aber Novion, Blancmenil, Viole, bei dem wir Abends um 11 Uhr zuſammen waren, ſagten, daß die Verſammlung jeden welcher dieſen Vorſchlag wagte, für einen Verräther halten würde, und da ich dannoch darauf beſtand, äuſſerte Novion den Argwohn, ich ſey vielleicht ſelbſt mit dem Hof einverſtanden. Ich that als hätte ich nichts davon bemerkt, aber mir fiel dabei jener ehrliche Pfarrer aus Genove ein, der den Admiral Coligni *), das Haupt der hugenotiſchen Parthey in Verdacht hatte, bei einem Franziskaner Mönch von Niort gebeichtet zu haben. Beim Weggehen aus der Berathſchlagung theilte ich dies dem Präſidenten Loigneur, Vater deſſen, den Sie noch jetzt kennen, mit. Dieſer Mann, der bei allen ſeinen Thorheiten, doch viel Kopf beſaß, und weil er in Flandern Miniſter von Monſieur geweſen war, mehr Weltkenntniß als die übrigen hatte, gab mir zur Antwort: Sie kennen unſere Leute noch nicht, bald werden Sie ganz was anders ſehen. Wetten wir, daß dieſer Unſchuldige (hier zeigte er auf Blancmenil) gegen ſein Gewiſſen geſündigt zu haben glaubt, weil er ſich um 11 Uhr des Abends hier eingefunden hat? Hätte ich gegen ihn gewettet, ſo hätte ich verlohren, denn ehe Blancmenil weg gieng, erklärte er, daß er keine geheimen Zuſammenkünfte mehr wollte, daß ſie alle nach Factionen und Ver-

*) Caſpar von Coligni, der erſte dieſes Namens, am Bartholomäustage im Jahr 1522 in ſeinem Hauſe ermordet.

Verſchwörung ſchmekten, und daß eine Magiſtratsperſon ihre Meinung, ohne vorher deshalb mit jemanden übereingekommen zu ſeyn, bei den Sitzungen frei bekennen müſſe, wozu auch die Geſetze ſie verpflichteten. Dies war der Stof, den er noch mit mancherlei ähnlichen Anzüglichkeiten durchwebte. Ich habe dies nur im Vorbeigehen erwähnt, um Ihnen zu zeigen, daß es in Partheyen mehr Mühe koſtet, mit den Gliedern derſelben zu leben, als gegen die, welche dawider ſind, zu handeln. Ich glaube Ihnen übrigens alles geſagt zu haben, wenn ich ganz kurz erzähle: das Parlement machte einen ſo guten Gebrauch von ſeinem Tagwerk, daß die Königin, welche, in der Idee, die Ferien würden die erhitzten Gemüther um einige Grade abkühlen, dem Vorſteher der Kaufleute vorher verſichert hatte, das im Umlauf gebrachte Gerücht: ſie wollte daß der König Paris verlaſſe, ſey falſch, nun ungeduldig ward, und den König wirklich nach Ruel brachte. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß ſie Paris wirklich damit überraſchen wollte, und dieſer Zweck ward auch erreicht. Alles ſchien über die Abreiſe des Königs erſtaunt, und ich fand den folgenden Morgen, daß ſelbſt die glühendſten Geiſter des Parlements betroffen waren. Was die allgemeine Beſtürzung vermehrte, war die zu derſelben Zeit eintreffende Nachricht, daß Erlac *) mit 4000 Deutſchen durch die Somme gegangen ſey, und, wie bei Volkserſchütterungen nie eine böſe Nachricht allein geht, ſo wurden auch hier 5 oder 6 ähnliche bekannt gemacht. Ich fand, daß es mich jetzt weit mehr koſten würde, die Gemüther aufrecht zu erhalten, als es mich gekoſtet hatte, ſie zu mäßigen.

*) Er war Gouverneur von Briſac, und commandirte nach dem Tod des Herzogs Bernhard von Weimar deſſelben Truppen.

Wohl ſchwerlich war irgend eine Lage meines Lebens verwickelter als dieſe. Das furchtbare in allen ſeinen Theilen entſetzliche Ganze der Gefahr trat vor meine Seele. Wo Ruhm ſelbſt bey Mislingen der Plane die Ausſicht ſchließt, da haben auch die größten Gefahren ihre Reitze; doch alles verwandelt ſich ſelbſt bei mittelmäßiger Gefahr in Entſetzen, wenn der Verluſt der Ehre an die üble Laune des Glücks gekettet iſt. Ich hätte alles angewandt, um zu verhindern, daß das Parlement, zum mindeſten nicht früher, bis man auf Mittel gedacht hatte, ſich gegen die Beleidigung des Hofs zu ſchützen, dieſen aufs äuſſerſte trieb. Und wer hätte ihm nicht geglaubt, wenn es ſeinen Zeitpunkt wohl zu nehmen gewußt hätte, oder vielmehr bei der Rückkehr des Prinzen hätte nehmen können? Da man dieſe wenigſtens eine Zeit lang, und zwar gerade damals, als der König Paris verließ, noch für aufgeſchoben hielt, ſo glaubte ich nicht mehr die Zeit zu haben, deſſen Ankunft, wie ich mir anfänglich vorgeſetzt hatte, zu erwarten. Ich entſchloß mich alſo einen Ausweg zu ergreifen, der mir viel Anſtrengung koſtete, der aber deshalb gut war, weil es der einzige war. Es iſt immer mißlich, zu Extremen ſchreiten zu müſſen, aber ſind ſie einmal nothwendig, ſo ſind es weiſe Hülfsmittel. Sie führen den Troſt mit ſich, daß ſie nie ins mittelmäſſige gehen, und wenn ſie gut ſind, immer entſcheiden. Das Glück begünſtigte meinen Plan. Auf Befehl der Königin wurde Chavigni in Verhaft genommen, und nach Havre de grace gebracht, und dieſes Augenblicks bediente ich mich, um ſeinen vertrauten Freund Viole durch ſeine eigne Furchtſamkeit, in Flammen zu ſetzen. Er ſelbſt, bewies ich ihm, ſey ohne Rettung verlohren, denn auch Chavigni hätte ſein Unglück nur

dem

dem Verdacht zu verdanken, daß er ihn zu dem, was er gethan, vermocht hätte. Es wäre sichtbar, fuhr ich fort, daß der König blos deshalb Paris verlassen habe, um die Stad anzugreifen; er sähe die Abspannung der Gemüther so gut wie ich, die, wenn man sie einmal ganz sinken ließe, sich nie wieder erheben würden; deshalb sey Hülfe nöthig; ich würkte bei dem Volk mit gutem Erfolg, und wendete mich jezt an ihn, weil er vor allen andern mein Vertrauen und meine Achtung besäße, damit er im Parlement das Seinige thun solle; nach meinem Gefühl dürfte die Versammlung in diesem Augenblick nicht nachgeben, aber wie er sie kenne, wüßte er wohl, daß sie in einer Lage, wo die Abreise des Königs alle Sinne gelähmt und eingeschläfert zu haben schien, einer Aufmunterung bedürftig sey, und daß ein zur rechten Zeit gesagtes Wort ohnfehlbar diese gute Wirkung hervorbringen werde.

Nach langem Kampf trugen endlich diese Gründe, die von Longueils Bitten begleitet waren, über den Präsident Viole den Sieg davon. Durch den einzigen Bewegungsgrund einer ihm sehr natürlichen Furcht bewogen sie ihn, eine der kühnsten Handlungen, wovon man je hat reden hören, auszuführen. Um das vorzutragen, worüber man übereingekommen war, wählte er den Zeitpunkt, wo der Präsident von Mesmes dem Parlement seinen Auftrag wegen des Gerichtshofs vortrug. Jezt sey, sagte er, die Rede von ungleich wichtigern und dringendern Angelegenheiten, als die vom Gerichtshof; es gehe das Gerücht, daß Paris belagert werden solte, daß man Truppen marschieren ließ; daß die treusten Diener des vorigen Königs, von denen geglaubt würde, sie würden sich diesem schädlichem Vorhaben widersetzen, ins Gefängnis geworfen werden sollten; er könne nicht umhin der Versammlung, die nach seinem Gefühl so dringende Nothwendigkeit vorzustel-

len, die Königin in tiefer Ehrfurcht zu erſuchen, daß ſie den König nach Paris zurückbringen möchte, und den Herzog von Orleans nebſt den andern Kronbedienten zu bitten, ſich — um ſo viel mehr, da der eigentliche Urheber aller dieſer Leiden ohnmöglich unbekannt ſeyn könnte — zur Berathſchlagung über den im Jahr 1617 bei Gelegenheit des Marſchall von Ancre gegebenen Beſchluß, wodurch alle Fremde von der Regierung des Staats ausgeſchloſſen wären, im Parlement einzufinden. — Uns ſelbſt ſchien die Berührung dieſer letztern Saite etwas hart; aber dieſe Menſchen, die durch Furcht in eine gänzliche Erſtarrung hätten verſinken können, wieder zu erwecken, bedurfte es nicht weniger. Bei einzelnen Menſchen bringt die Leidenſchaft der Furcht gewöhnlich dieſe Wirkung nicht hervor, aber bei ganzen Verſammlungen äuſſert ſie ſich, wie ich bemerkt habe, ſehr oft auf dieſe Art. Der Grund davon liegt nicht fern. Doch wäre es Unrecht, jetzt mit einer Deduction deſſelben den Faden der Geſchichte zu unterbrechen.

Viole's Vortrag that auf alle eine unbegreifliche Wirkung. Anfänglich bebten ſie davor zurück; allmählich durchſtrömte ſie neues Leben. Jetzt dachten ſie ſich den König nur noch außer Paris, um ihn wieder zurückzuführen; jetzt ſchienen nur noch Unruhen da zu ſeyn, damit ſie ihnen zuvorkommen könnten. Ein neuer Muth belebte ſie alle. Der, den ich am Morgen noch wie entſeelt geſehen hatte, Blancmenil, nannte mit vernehmlichen Worten den Cardinal, der bis dahin blos mit dem Titel des Miniſters bezeichnet geblieben war. Der Präſident Novion brach in wilde Schmähungen gegen ihn aus; und in frölicher Stimmung befahl das Parlement durch einen Schluß, daß die Königin durch ehrerbietige Vorſtellungen, um die Zurückkunft des Königs,

nigs, und die Wegſchaffung der in der Nähe liegenden Truppen, erſucht, die Prinzen, Herzoge, Pairs, zur Stimmung über die zum Wohl des Staats nöthigen Angelegenheiten, eingeladen, und der Vorſteher der Kaufleute, nebſt den Bürgermeiſtern, vorgefodert werden ſollte, damit ſie die zur Sicherheit der Stadt nöthigen Befehle in Empfang nehmen könnten.

Unmittelbar, nachdem der erſte Präſident den Pallaſt verlaſſen hatte, ſagte er mir, — er der faſt immer mit Eifer und Heftigkeit für das Intereſſe ſeiner Verſammlung ſprach, aber im Grund doch ein Anhänger des Hofs war —; „Nöthigen Ihnen dieſe Menſchen nicht „Bewunderung ab? Jezt haben ſie einen Beſchluß vol„lendet, der gar leicht den bürgerlichen Krieg herbei„führen kann, und dafür, daß ſie, wie Novion, Vio„le und Blancmenil es wollten, den Cardinal nicht dar„inn genannt haben, dafür glauben ſie, müſſe ihnen, „die Königinn das übrige gewähren.“ Dieſe kleinen Züge erzähle ich Ihnen, weil Sie durch ſie über den Zuſtand und den Geiſt des Parlements, mehr als durch wichtigere Umſtände, Aufſchluß erhalten können.

„Meine einzige Hofnung, ſagte mir ganz leiſe „der Präſident le Coigneur, den ich bei dem erſten Prä„ſidenten traf, meine einzige Hofnung iſt auf Sie ge„richtet. Wenn Sie nicht im Stillen wirken, ſo ſind „wir verloren.“ Aber ich war wirklich thätig. Die ganze Nacht über hatte ich mit St. Ibal an einer Anweiſung gearbeitet, mit der ich ihn nach Brüſſel zu ſchicken gedachte, damit er mit dem Grafen von Fuenſaldegne in Unterhandlung treten, und ihn verbindlich machen ſollte, nöthigen Falls mit der ſpaniſchen Armee zu unſerm Beiſtand zu nahen. Für das Parlement konnte ich ihm nicht ſtehen, aber ich machte mich anheiſchig, mich im Fall, daß Paris angegriffen

und

und das Parlement der Gewalt nachgeben würde, ſelbſt zu erklären und das Volk für mich zu ſtimmen. Der erſte Schritt war ſicher, aber er würde im Parlement ſehr ſchwer durchzuſetzen geweſen ſeyn. So deutlich ich dies ſah, ſo fühlt ich doch noch deutlicher, daß es Lagen giebt, wo die Klugheit ſelbſt befiehlt, blos aus dem Gebiet des Zufälligen Rath zu ziehen.

Schon war St. Ibal zur Abreiſe bereit, als Herr von Chatillon zu mir kam, und mir beim Eintritt ſagte, daß der Prinz, den er ſo eben verlaſſen, Morgen in Ruel eintreffen würde. Von ihm, als meinem Verwandten, meinem Freund, der überdies den Cardinal tödlich haßte, konnte ich manches zu erfahren hoffen. Auch betrog ich mich nicht; er ſagte mir, daß der Prinz gegen den Cardinal höchſt aufgebracht, und überzeugt ſey, er werde, wenn man ihm nicht Einhalt thäte, den Staat ins Verderben ſtürzen. Auch erfuhr ich, daß der Prinz ſich aus vielen perſönlichen Gründen, über ihn zu beklagen hätte, daß er bei der Armee ein ſtrafbares Verſtändnis zwiſchen dem Cardinal und dem von ihm irre geführten Marquis von Noir-Moutier *) entdekt habe, durch den er ſich in Chifern, von allem was gegen den Prinzen ſey, hätte Nachricht geben laſſen. Genug alles was ich von Chatillon erfuhr, bewies mir, daß der Prinz in keinem beſonder guten Verſtändniß mit dem Hof ſtand. Sie können ſich leicht vorſtellen, daß ich keinen Augenblick wankte. St. Ibal mußte, ſo ſehr er auch darüber wütete, ſein Reiſekleid wieder ausziehen, und, obgleich ich anfänglich entſchloſſen geweſen war, unter dem Vorwand von Krankheit der Reiſe nach Ruel, wo ich mich nicht ſicher glaubte, zu entgehen, ſo änderte ich doch

*) Ludwig von la Tremouille, nachmaliger Herzog von Noirmoutier, ſtarb 1666.

doch bald meinen Vorsatz und nahm mir vor, so bald den Prinz dort angekommen seyn würde, die Reise dahin anzutreten. Chatillon hatte mir versichert, daß er von allen gewaltsamen Ideen weit entfernt sey, und ich fürchtete daher keine Gefahr mehr. Ueberdies durfte ich wohl mit Grund auf die Ehre seiner Freundschaft vertrauen. Sie wissen, welch ein Recht er sich bei jener berüchtigten Fußteppichs Geschichte auf meine Dankbarkeit erworben hatte, und vorher hatte ich ihn in seinem Zwist mit Monsieur wegen des Cardinalshutes, worauf sein Bruder Anspruch machte, eifrigst unterstützt. Damals trieb la Riviere die Unverschämtheit so weit, daß er sich dagegen beklagte. Der Cardinal war schwach genug zu wanken; ich aber bot dem Prinzen an, daß die Kirche von Paris sich für ihn verwenden sollte. Ich erwähne diesen Umstand, den ich in meiner Erzählung vergessen hatte, einzig um Ihnen zu beweisen, daß ich mit allem Recht an den Hof gehen konnte.

Die Königin war lauter Güte und Zuvorkommenheit gegen mich. Bei der Collation, die ohnweit der Grotte gehalten wurde, wurden ihr seltene spanische Citronen gebracht, die sie absichtlich nur an die Prinzessin Mutter *) den Prinzen und mich austheilte. Der Cardinal zeigte mir ungewöhnliche Achtung; doch bemerkte ich, daß er mit gespannter Aufmerksamkeit das Benehmen des Prinzen gegen mich beobachtete. Dieser umarmte mich blos im Vorbeigehen durch den Garten, aber auf einer andern Seite der Allee sagte er mir leise: „morgen um 7 Uhr werde ich bei Ihnen seyn, denn „im Hotel von Conde wird es zu voll seyn.“

Er

*) Charlotte Margaretha von Montmorenci, starb 1650.

Er hielt Wort, und kaum waren wir in den Gärten des Erzbischums, so forderte er mich auf, ihm die wahre Lage der Sachen und alle meine Ideen darüber auseinander zu setzen. Ich bin der Wahrheit und Ihnen das Bekenntniß schuldig, daß ich Ursache habe zu wünschen, diese ganze Rede, woran das Herz den größten Antheil hatte, wäre gedruckt und dem Urtheil der 3 versammelten Stände unterworfen worden. Viel würde an meinem Ausdruck zu tadeln gewesen seyn, aber keiner, das behaupte ich kühn, würde an meinen Empfindungen was Verdammliches haben finden können. Wir kamen überein, daß ich noch ferner den Cardinal durch das Parlement angreifen sollte; ich selbst sollte den Prinzen bei Nacht in einem fremden Wagen zu Longueil und Broussel führen, damit sie überzeugt wären, im Nothfall Hülfe zu haben. Ferner beschlossen wir, daß der Prinz die Königin mit allen Beweisen von Gefälligkeit und Anhänglichkeit behandeln, ja sogar jene Merkmale der Unzufriedenheit mit dem Cardinal, die er bereits hatte ausbrechen lassen, sorgfältig wieder zu verbessern suchen sollte, damit das Herz der Königin unvermerkt für ihn gewonnen, und somit dahin gebracht würde, seinen Rath anzuhören und zu befolgen. Anfänglich sollte er, zu allem ihrer Meinung zu sagen, vorgeben, und nur ganz leise sie daran zu gewöhnen suchen, Wahrheiten, denen sie von jeher ihr Ohr verschlossen hatte, anzuhören. Gegen die immer stärker eindringende Volksdeputirten und die vorgesetzten Parlementsversammlungen, sollte er wie aus Nothwendigkeit, ganz seiner Neigung zuwider, endlich nachzugeben scheinen, und so würde es ihm gelingen, den Cardinal mehr leise hinabzuziehen, als zu stürzen, sich mit dem Geiste der Königin zugleich der Herrschaft über das Cabinet zu bemächtigen, und durch

die

die Lage der Sachen und seine treuen Diener, unerschütterliche Gebieter des Publikums zu werden.

Wer es zu leugnen, daß bei dieser gewaltsamen Erschütterung, dies das einzige Mittel war, wodurch von neuem Harmonie und Ruhe in das Innere des Staats kommen konnte? — Es schien eben so leicht als nothwendig, und doch gefiel es dem Schicksal nicht, den Plan mit Erfolg zu krönen, obgleich sich erst die schönste Aussicht, die je einem Entwurf gelächelt hat, freundlich für diesen eröfnete. Ehe ich weiter fortfahre, muß ich Ihnen noch ein Wort über das, was dieser Unterredung unmittelbar vorherging, mittheilen. Da die Königin nur deshalb Paris verlassen hatte, damit sie die Rückkehr der Armee, mit deren Hülfe sie die Stadt anzufallen, oder auszuhungern gedachte (denn daß sie diesen Plan hatte, ist unleugbar bewiesen!) mit größerer Zuversicht erwarten könnte, so that sie sich in ihrer Behandlung des Parlements, in Rücksicht des letztern bereits erwähnten Beschlusses, der die Bitte um die Rückkehr des Königs enthielt, nur wenig Gewalt an. Sie sey, antwortete sie von den Vorstellungen der Deputirten äußerst überrascht und betrübet; der König pflege in dieser Jahreszeit immer aufs Land zu gehen, und seine Gesundheit sey ihr mehr werth, als ein leerer Schrecken des Volks. Gerade in diesem Moment trat der Prinz hinzu, und er, der den Plan des Hofs, Paris anzugreifen, nicht billigte, glaubte dies wenigstens durch andere Beweise von Achtung für den Willen der Königin, so viel als möglich wieder gut machen zu müssen. Deshalb antwortete er dem Präsidenten auf den besten Rathen, die ihm, dem Inhalt des Beschlusses zu folge, seine Stelle im Parlement einzunehmen, einluden, daß er nicht erscheinen würde, und daß er der Königin, selbst mit Gefahr seines Lebens, gehorchen

wolle.

wollte. Sein natürlicher Ungeſtüm trieb ihn in der Hitze des Geſpräches weiter, als er bei kalter Ueberlegung gethan haben würde, wie Ihnen, nach allem was ich Ihnen von ſeiner Stimmung, ſelbſt vor unſerer Unterredung, geſagt habe, leicht begreiflich ſeyn wird. Der Herzog von Orleans antwortete auch, daß er nicht kommen würde, und daß die letzten Vorſchläge der Geſellſchaft allzu kühn und unausführbar wären. Das nemliche ſagte der Prinz von Conti.

Am folgenden Tag überreichten die Königlichen Commiſſarien dem Parlement einen Beſchluß des Conſeil, worinn die Aufhebung des Parlementſchluſſes und das Verbot, über den Vertrag von 1617 gegen die Staatsverwaltung von Zweyten, zu ſtimmen, enthalten war. Hierüber wurde im Parlement mit unglaublicher Hitze geſtimmt, ſchriftliche Gegenvorſtellung verordnet, der Vorſteher der Kaufleute vorgefordert, um ihm die Aufſicht über die Sicherheit der Stadt anzubefehlen, allen Gouverneurs aufgetragen, die Durchgänge frei zu laſſen, und Morgen, da alle Verhinderungen wegfielen, über den Vertrag von 1617 zu ſtimmen. Die ganze Nacht durch bot ich alle meine Kräfte bis zum Unmöglichen auf, dieſen Schritt zu verhindern, denn mit allem Grund mußte ich fürchten, daß durch ihn die Sachen ſo gewaltſam beſchleunigt würden, daß der Prinz dadurch, ſelbſt wider ſeinen Willen, ſich in das Intereſſe des Hofs verwickelt finden würde. Für den nemlichen Zweck arbeitete ſich Longueil; Broußel verſprach die Sitzung mit vieler Mäßigung zu eröfnen, und die übrigen verſicherten mir das nemliche, aber dieſen es mich wenigſtens hoffen. Aber alles veränderte ſich mit dem folgenden Tag. Noch, ehe ſie zum Sitzen kamen, erhitzten ſie ſich gegeneinig. Ergriffen von jenem Parthengeiſt, den ich Ihnen bereits ge-

geschildert habe, gingen die nehmlichen Menschen, die 2 Tage früher vor Furcht bebten, und von mir mit möglichster Anstrengung beruhigt wurden, mit einem mal und ohne zu wissen, warum? von einer sogar sehr wohlgegründeten Furcht, zu einer blinden Wut über, die so groß war, daß sie keine Rücksicht darauf nahmen, daß der Befehlshaber dieser nehmlichen Armee jetzt in ihrer Nähe war, er, den sie mehr als seine Armee hätten fürchten sollen, weil sie ihm, da er beständig viel Ergebenheit für den Hof bezeigt hätte, mit Grund für ihren Feind halten konnten. Und so [illegible] sie den schon oben erwähnten Beschluß, wodurch die Königin genöthigt war, den von seinen kürzlich ausgestandenen Blattern noch ganz geröthteten Herrn von Anjou *), und die kranke Herzogin von Orleans aus Paris wegzubringen, und der ohne den weisen Entschluß des Prinzen die Flamme des bürgerlichen Kriegs schon mit dem folgenden Morgen unaufhaltsam angezündet hätte. So eine üble Meinung er auch von dem Cardinal im Bezug auf das Ganze und auf sich hatte, so wenig er mit der Handlungsweise des Parlaments zufrieden war, mit dem im Ganzen gar keine, und in Einzelnen nur sehr unsichere Maasregeln zu nehmen waren, so schön gelang es ihm doch hier einen sichern Ausweg zu finden. Ich hatte über diesen Gegenstand eine zweite Unterredung mit ihm, die 3 Stunden dauerte; er wankte keinen Augenblick den Entschluß zu fassen, den er für das Wohl des Staats für den zuträglichsten hielt, mit sichern Schritten betrat er den schmalen Mittelweg zwischen dem Cabinet

*) Philipp von Frankreich, einziger Bruder Königs Ludwigs XIV. nachmaligen Herzog von Orleans. Er starb plötzlich in St. Cloud 1701.

ret und dem Volk, der Faction und dem Hof, und nie, selbst in der größten Hitze unserer Uneinigkeiten, sind diese Worte, die er mir damals sagte, aus meinem Gedächtniß geschwunden. „Mazarin, hub er an, weiß „nicht was er thut, und würde, wenn man ihn gehen „ließe, den Staat unausbleiblich zu Grunde richten. „Das Parlement handelt, wie ich jetzt sehe, und wie „sie mir wohl vorher gesagt hatten, allzu rasch. „Hätte „es sich, unserer Abrede zu folge, mehr in seiner Ge„walt gehabt, so würden wir mit unsern eigenen An„gelegenheiten das allgemeine Interesse haben vereini„gen können. Aber es überstürzt sich, und würde ich „mich von ihm hinreißen lassen, so würde ich vielleicht „mehr für mich dabei gewonnen haben als das Parlement. „Aber ich heiße Ludwig von Bourbon, und will die Crone „nicht erschüttern. Sind diese Teufel mit ihren viereckig„ten Mützen rasend, daß sie mich nöthigen wollen, den „bürgerlichen Krieg anzufangen, oder sie selbst zu er„würgen, und über ihren Köpfen, wie über meinem ei„genen einen sizilianischen Tanzreichs zu erheben, der „uns alle zu Grunde richten wird?

Es ist nicht zu leugnen, daß der Prinz mit vollem Recht befremdet und erzürnt seyn konnte. Eben der Broussel, mit dem er selbst Maasregeln genommen, der mir so ausdrücklich versprochen hatte, sich bei dieser Stimmung zu mäßigen, war jetzt derjenige, der den Vortrag des Beschlusses einleitete. Seine ganze Entschuldigung, die er gegen mich vorbrachte, war die allgemeine Wärme, wegen er alle ergriffen gesehen hätte. Genug; das Resultat unserer Unterredung war: daß der Prinz unverzüglich nach Rueil abreisen, sich, wie er bereits angefangen hatte, dem entworfenen und schon beschlossenen Plan Paris anzugreifen widersetzen, und der Königin dagegen vorschlagen sollte, daß der Herzog von Orleans und er selbst an das Parlement schrei-

ben,

ben, und es bitten wollten, zur gemeinschaftlichen Aufsuchung und Prüfung der für die dringendsten Bedürfnisse des Staats kräftigsten Mittel, einige Deputirte abzuschicken.

Hier fordert mich meine Wahrheitsliebe auf, zu bekennen, daß er es war, der mir dies Auskunftsmittel, wovon mir nichts im Sinn gekommen war, vorschlug. Es entzückte mich unendlich, und meine Begeisterung war so groß, daß mir der gerührte Prinz voll Zärtlichkeit sagte: „wie wenig kennt der Hof die „Gesinnungen Ihres Herzens! schlügen die Herzen „aller dieser schlechten Minister so warm für das „Wohl des Staats als das Ihrige, wie glücklich wür„den wir seyn!“ — Daß das Parlement die Ehre eines Schreibens von ihm und dem Herzog von Orleans nicht anders als im höchsten Grad wohlgefällig aufnehmen könnte, hatte ich dem Prinzen tausendfach versichert, doch nicht ohne den Zusatz: bei dieser Erbitterung der Gemüther dürfte wohl schwerlich an eine gemeinschaftliche Conferenz mit den Cardinal zu denken seyn. Ich wäre, sahe ich fort, fest überzeugt, daß wenn der Prinz den Hof dahin bringen könnte, des Ministers Gegenwart, nicht als Ehrenpunkt oder Bedingung, dabei anzusehn, er beträchtlich dadurch gewinnen würde, weil ihm die Ehre der Vergleichung, wobei Monsieur, seiner Gewohnheit nach, bloß eine stumme Rolle spielen würde, ganz allein zufiele. Auf der andern Seite müßte die Ausschließung des Cardinals sein Ansehen aufs äußerste vermindern, und dies könnte vielleicht dem Streich, welchen der Prinz ihm zu Cabinet zu versetzen gedächte, sehr zweckmäßig zur Einleitung dienen. Er faßte den ganzen Umfang dieses Vortheils, und als das Parlement Monsieurs Canzler, Choisi, und den Cammerherrn des Prinzen, Chevalier von Riviere, den Ueberbringern von dem Brief ih-

ter Gebieter, die Antwort ertheilte, daß die Deputirten den folgenden Tag nach St. Germain abgehen werden, um dort mit dem Prinzen allein zu beratschlagen, mußte er sich dieses Ausdrucks geschickt zu bedienen, um den Cardinal zu überführen, daß er sich hier nichts vergeben dürfte, und daß es seiner Klugheit angemessen sey, sich aus der Nothwendigkeit selbst noch eine Ehre zu machen. Welcher grausige Angriff auf die Person eines seit dem Tode des verstorbenen Königs als erster Minister anerkannten Cardinals! — Auch waren die Folgen nicht weniger schimpflich für ihn. Auf das Wort des Prinzen kam auch der Präsident Viole nach St. Germain, — denn schon war der König von Paris aus geeilt — jener, der im Parlement die Meinung den Beschluß von 1617 gegen die Fremden zu erneuern, vorgetragen hatte. Ohne Widerspruch wurde er zur Conferenz, die bei dem Herzog von Orleans in Beisein des Prinzen, des Prinzen von Conti und des Herrn von Longueville gehalten wurde, zugelassen. Fast alle in dem Ludwigszimmer vorgetragene Artikel kamen jetzt von neuem zur Sprache, und viele derselben wurden von den Prinzen mit vieler Leichtigkeit bewilligt. Die Klage des ersten Präsidenten über Chavigni's Verhaftnehmung gab jedoch zu einer beträchtlichen Streitigkeit Anlaß; denn als er darauf zur Antwort erhielt, daß Chavigni kein Mitglied sey, und diese Handlung nicht den geringsten Bezug auf das Parlement habe, versetzte er: die Gesetze untersagten, jemanden länger als 24 Stunden ohne Verhör im Gefängniß zu lassen. Gegen dieses Anbringen, der der königlichen Gewalt allzu enge Grenzen anzuweisen drohte, lehnte sich Monsieur mit Hitze auf. Nachdrücklich vertheidigte es Viole; einstimmig beharrten alle Deputirten darauf, und als sie Tags darauf ihren Bericht an das Parlement abstatteten, hörte man sie bei-

wegen. Diese von Seiten des Parlements mit ausserordentlicher Kraft und Festigkeit betriebene Angelegenheit nöthigte zuletzt die Königin darein zu bewilligen, daß durch eine Erklärung festgesetzt ward: niemand, selbst kein Privatmann des Reichs, könne ohne Verhör länger als 3 Tage im Gefängnis behalten werden. Dieser Clausel verdankte Chavigni seine augenblickliche Freiheit, weil er nicht füglich verhört werden konnte. Diese Frage, die mit dem Namen der öffentlichen Sicherheit belegt wurde, war beinah die einzige, die mit vielem Widerspruch zu kämpfen hatte. So wenig sich das Ministerium entschließen konnte, sich einer, seiner bisherigen Handlungsart so zuwiderlaufenden Bedingung zu unterwerfen, so wenig hatte das Parlement Lust, auf ein, durch unsere Könige, auf Verlangen der Stände bewilligtes Gesetz, Verzicht zu thun. Die 23 andern Vorschläge aus dem Ludwigszimmer gingen mehr mit Hitze unter den einzelnen Gliedern, als mit Widerspruch über ihr Wesen durch. Bei der ersten der 5 Conferenzen, die in St. Germain gehalten wurde, hatte außer den Prinzen niemand Zutritt. Zu den 4 andern wurde der Canzler und der Marschall von la Meilleraie, der an Emms Stelle Oberaufseher geworden war, zugelassen. Der Erstere hatte mit dem ersten Präsidenten, dessen Verachtung für ihn bis zur Rohheit ging, viel unangenehme Scenen. Den Tag nach jeder Conferenz stritt man sich über den Bericht der Deputirten ans Parlement. Ihnen die possierlichen Scenen, die von dort aus dem Publikum zum besten gegeben wurden, zu schildern, würde mühsam und langweilig seyn. Ich begnüge mich, Ihnen im allgemeinen zu sagen daß das Parlement alles, was es verlangte, ohne Ausnahme erhielt, oder vielmehr erklärte, das heißt die Wiederherstellung der alten Gesetze vermittelst einer unter dem Namen des Königs zwar abgefaßten,

aber von dem Parlement entworfenen und vorgeſchriebenen Erklärung, und daß es demnach durch das Verſprechen, ſeine Verſammlungen nicht fortzuſetzen, ſehr viel nachzugeben glaubte. Wenn Sie ſich der Vorträge, welche im Parlement und in dem heiligen Ludwigszimmer zur Sprache gekommen ſind, und die ich Ihnen von Zeit zu Zeit in dem Gang dieſer Erzählung angemerkt habe, erinnern wollen, ſo wird der ganze Inhalt dieſer Erklärung des Hofs mit einem mal vor ihren Augen ſtehen. Der 24ſte October 1645 war der Tag, an dem ſie publicirt und in die Regiſter eingetragen wurden, und mit dem folgenden Tag fieng das Parlement ſeine Ferien an. Bald nachher kehrte auch die Königin mit dem König wieder nach Paris zurück. Doch ehe ich Ihnen die weitern Folgen bekannt mache, will ich Ihnen zuvor zwei oder drei während den Conferenzen unvermuthet vorgefallene Begebenheiten ſchildern.

Frau von Vendome verlangte durch eine bei dem Parlement eingereichte Vorſchrift, die Rechtfertigung ihres Sohns, der am letzten Pfingſtfeſt mit eben ſo viel Entſchloſſenheit als Glück aus dem Gefängniß zu Bois de Vincennes geflüchtet war. Ich that bei dieſer Gelegenheit alles Mögliche was ihr nutzen konnte, und erntete dafür das Geſtändnis ihrer Tochter, der Frau von Nemours: daß ich nicht unerkenntlich ſey.

Wie glücklich, wenn ich bei einer andern Gelegenheit eben ſo vernünftig gehandelt hätte! Mich in der öffentlichen Meinung zu ſtürzen, das war es, was der Cardinal von jeher leidenſchaftlich wünſchte. Jetzt hatte er, meinen Freund, den oberſten Finanzaufſeher Marſchall von la Meilleraie, vermocht, mir 50000 Rthlr. von der Königin zu überbringen. Zur Erkenntlichkeit für die Dienſte, die ich am Tage der Verſchanzung hie-

hätte zu leiſten verſucht, ſchicke ſie mir die Königin meine Schulden damit zu bezahlen. Hier bemerken Sie, wie der Marſchall, der mir ſelbſt die genauſten Winke, von den Geſinnungen des Hofs, über dieſen Punct gegeben hatte, ſie jetzt auf einmal für verändert halten konnte, weil der Cardinal ihm über die mir angethane Ungerechtigkeit, die er ſeitdem vollkommen anerkannt hätte, den lebhafteſten Schmerz gezeigt hatte. Wie ſehr beweißt uns auch dieſer Umſtand, daß ſchwache Menſchen, die am Hof leben, unwiderſprechlich der Raub von ſeinen Gaukeleien ſind. Tauſend und aber tauſendmal habe ich dies beobachtet, und wenn ſie nicht betrogen wurden, trug der Miniſter die Schuld allein. Bei mir, deſſen Fehler eben nicht in Schwachheit gegen den Hof beſtand, machten die Unterredungen des Marſchalls nicht den Eindruck, welchen Mazarins Betragen auf ihn gemacht hatte; und mit allen denen, bei ſolchen Fällen, üblichen Dankſagungen, die mit der Aufrichtigkeit, womit dieſe Anerbietungen gemacht waren, verglichen, gewiß als ſehr aufrichtig gelten konnten, ſchlug ich das Geſchenk der Königin aus.

Aber auch meine Stunde kam, wo ich der Verſuchung unterlag. Der Cardinal nöthigte den Marſchall von Etrees, der mit Herrn von Montbazon *) über das Gouvernement von Paris in Unterhandlung ſtand, den Schein anzunehmen, als wenn er alle Gedanken daran aufgegeben hätte, und dagegen mir einzuflößen: die Sache gieng mich ziemlich genau an, und man hoffte, mich um ſo leichter zu verwickeln da der Vortheil der Prinzeſſin von Guimene dabei im Spiele war, weil ihr Gemal, dem dieſe Würde nicht anſtand, die Anwartſchaft darauf hatte, und folglich einen Theil des Betrags zu empfangen hatte; dieſer Dame Vortheil war mir, wie man wohl wußte,

*) Herkules von Rohan ſeit 1664.

gar nicht gleichgültig. Hätte ich vernünftig handeln wollen, so hätte ich einen Vorschlag nicht einmal anhören sollen, der, wenn er gelungen wäre, mich in die Nothwendigkeit versetzt haben würde, mich entweder der Würde eines Gouverneurs von Paris zum Nachtheil des Hofs zu bedienen, und dies wäre wider allen Wohlstand gewesen — oder die Pflichten eines Gouverneurs den Pflichten des Erzbischofs vorzuziehen, was sicher meinem eigenen Vortheil und meinem Ruf nachtheilig gewesen wäre. Dies alles hätte ich bey vernünftiger Ueberlegung vorher sehen müssen, und, wenn ich nicht von meinem guten Genius in diesem Fall so ganz verlassen gewesen wäre, so hätte ich zum mindesten meine Neigung dafür nicht verrathen dürfen, bevor ich selbst helleres Licht darüber gehabt hätte. Das Bild eines Commandostabs aber, der mit dem Bischofsstab gekreuzt, eine reizende Gestalt zu haben schien, verblendete mich. Kaum sah der Cardinal, seinen Zweck, mein Privatinteresse, das er bis dahin auf keine Weise hatte ins Spiel bringen können, mit dem öffentlichen zu verwikkeln, erreicht, so brach er, vermittelst der durch den mit ihm einverstandenen Marschall von Etrees die ganze Unterhandlung ab. Ein zweiter, beinah gleich großer Fehler, überwältigte mich auch in diesem Augenblick. Anstatt, wie ich auf verschiedene Art hätte thun können, das Verfahren des Cardinals für mich zu benutzen, überließ ich mich meinem Unwillen, und stürmte gegen des Marschalls Neffen, Brancas *), der damals nicht den Fehler hatte, den Mächtigsten zu verschweigen, was die Schwächeren von ihnen sagten, alles aus, was die Rache mir gegen den Minister nur eingeben konnte. Noch jetzt vermag ich es nicht, Ihnen die Gründe oder vielmehr die Nicht-Gründe, welche mich

*) Carl Graf von Brancas, Cavalier der Königin. Er starb in Paris 1681.

mich zu einer so abscheulichen Aufführung verleiten, aufzustellen. Ich suche den Bewegungsgrund sorgfältig in allen Falten meines Herzens, und was ich statt dessen finde, ist die süßere Genugthuung Ihnen meine Fehler bekennen, die mir der scharfsinnigste Lobredner nicht hätte gewähren können. Jetzt kehre ich zu den allgemeinen Angelegenheiten zurück.

Mit der Erklärung des Hofs und der Rückkehr des Königs nach Paris, wo ich in meiner Erzählung stehen geblieben bin, schien bei der Unthätigkeit des feiernden Parlements, der Friede auf einen Augenblick zu dem Volk zurückgekehrt zu seyn. Die Erhitzung desselben war noch 2 oder 3 Tage, ehe die Erklärung eingetragen worden war, so groß, daß der erste Präsident beinah ein Opfer seiner Wut geworden wäre, weil das Parlement, nicht so schnell, als es die Kaufleute forderten, über eine auf die Einfuhr des Weins gelegte Abgabe gestimmt hatte. Mit dem Martinsfest machte diese Flamme von neuem auf. Die Dünste der Weinlese schienen alle Köpfe überrascht und umnebelt zu haben. In Vergleichung mit den Scenen, die ich jetzt vor Ihnen aufstellen will, waren die vergangenen nur stille ländliche Gruppen.

Alles in der Welt hat seinen entscheidenden Augenblick. Ihn zu erkennen und zu fassen, das ist das höchste Meisterstück der Lebensweisheit. Nirgends aber laufen wir so sehr Gefahr, ihn, wenn er einmal verfehlt ist, nie wieder zu finden, oder nicht wieder wahrzunehmen, als in Staatsumwälzungen. Tausend Beispiele beweisen uns dies, und die 6 oder 7 Wochen, welche von der Bekanntmachung der Erklärung bis zum Martinsfest des Jahrs 1648 verflossen, lieferten keines der unbedeutendsten. Die Erklärung war für jedermann; das heißt ein jeder würde seine Rechnung da-

bei gefunden haben, wenn er sie zu finden verstanden hätte. Das Parlement trug die Ehre der wiederhergestellten Ordnung davon. Die Prinzen theilten diese Ehre, und genossen zugleich durch Achtung und Sicherheit die ersten Früchte davon. Einer Abgabe von mehr als 60 Millionen erledigt, fand das Volk eine beträchtliche Erleichterung. Und selbst der Cardinal Mazarin hätte, wenn er jene wichtige, den Ministern unentbehrliche Gabe, besessen hätte, aus dem Nothwendigen sich noch eine Ehre zu machen, in der Folge sich mit Hülfe eines von der Gunst der Fürsten unzertrennlichen Vortheils, den größten Theil des Verdienstes zueignen können, selbst von Dingen, die niemand so eifrig zu hintertreiben suchte als er.

Aber vergebens winkte jeder Parthei ein eigner ausgezeichneter Vortheil; unbedeutende Rücksichten, die nach den wahren Regeln des gesunden Menschenverstandes selbst keinen mittelmäßigen Vortheil aufgewogen hätte, bewogen alle, hier keinen Gebrauch davon zu machen. Das durch die Versammlungen des Parlements belebte Volk, gerieth, so bald es diese aufhören sah, über die Annäherung einiger Truppen, die jedoch wegen ihrer kleinen Anzahl und vieler andern Umstände auf keine Weise hätten Verdacht erregen sollen, in wilden Zorn. Auf der andern Seite behandelte das Parlement die unbedeutendsten Kleinigkeiten, die nur auf das entfernteste die Erklärung zu verletzen schienen, mit einem Nachdruck und mit allen den Formalitäten, wie es nur einen wirklichen Fehler hätte ahnden können. Der Herzog von Orleans begriff in seinem ganzen Umfang, wie sehr er Gutes stiften könnte, und auch zum Theil das Böse, dessen Verhinderung in seiner Gewalt war, aber da er zu beidem nicht durch Furcht, die nun einmal seine herrschende

leidenſchaft war, genöthigt ward, ſo würkte es nicht ſtark genug auf ihn, um ihn in Thätigkeit zu ſetzen. Hingegen kannte zwar der Prinz das Uebel in ſeiner ganzen Größe, aber er, deſſen natürlichſte Stimmung Muth war, ſchätzte es zu gering; er wollte Gutes thun, aber nach ſeiner eigenen Art. Sein Alter, ſeine Stimmung und ſeine Lorbeeren ſchloſſen bei ſeiner Thätigkeit die Geduld aus. Jene dem Fürſten ſo nothwendige Regel, bei großen Thaten, die kleinen Uebel immer als Opfer zu betrachten, die wir jenen weihen müſſen, faßte er nicht früh genug. — Gänzlich unbekannt mit unſern Sitten und Verfahren verwechſelte der Cardinal täglich die wichtigſten mit den unbedeutendſten. Kaum war dieſe Erklärung, die den erhitzten Gemüthern für ein Grundgeſetz des Staats galt, bekannt gemacht worden, ſo wurde ſie von dem Cardinal, über wahre Kindereien angegriffen und verletzt, da er ſogar die unbedeutendſten Bedingungen derſelben mit Aufſehen hätte beobachten ſollen, um auf dieſe Weiſe den Widerſpruch, welchen er vielleicht gegen die wichtigſten Artikel zu machen genöthigt war, zu beſchönigen. Die Folgen dieſer Aufführung waren, daß das Parlement ſich, ſogleich mit ſeiner Eröffnung, wieder zu verſammeln anfieng, und die Rechnungskammer und die Steuerkammer, denen die Erklärung in dem nemlichen Monath November zur Beſtätigung gebraucht wurde, ſich ſogar die Freiheit nahmen, noch mehr Einſchränkungen und Bedingungen als das Parlement gethan hatte, hinzuzufügen.

Unter andern verbot die Steuerkammer bei Lebensſtrafe, die Steuern zu verhandeln. Es wurde deshalb im königlichen Palaſt gefodert, und ließ endlich durch die Erlaubniß Anleihen auf die Steuern auf

6 Mo-

6 Monate lang zu machen, etwas von der Strenge dieſes erſten Beſchluſſes nach. Dies wurde von Seiten des Parlements ſehr gemißbilligt, und ſowohl wegen dieſer Sache, als weil man wußte, daß bei der Steuerkammer durch eine zweite Erklärung dieſe Anleihen für immer beſtätigt waren, verſammelte es ſich am 30ſten December. Hier bemerken Sie, daß ſeit dem 16ten December, der Herzog von Orleans und der Prinz im Parlement geweſen waren, um ſeine Verſammlungen zu verhindern, und es dahin zu bringen, daß es künftig nur durch Deputirte an der Unterſuchung derjenigen in der Erklärung enthaltenen Artikel, welche man von dem Miniſter für verletzt hielt arbeiten laſſen ſollte. Sie erreichten dieſen Zweck, aber nach einem ſehr bittern Wortwechſel ſprach der Prinz mit ſo viel Unwillen, daß man ſogar eine drohende Bewegung des kleinen Fingers an ihm bemerkt haben wollte. Zwar hat er mir oft nachher verſichert, daß er an keine ſolche Bedeutung gedacht habe: genug, der größte Theil der Räthe glaubte es, ein Murmeln durchlief den Saal, und hätte nicht die Stunde zum Aufbruch geſchlagen, ſo würde die Erbitterung noch ungleich höher geſtiegen ſeyn.

Das Parlement hatte ſich, wie Sie bereits erfahren haben, dazu verſtanden, die geſchehenen Uebertretungen der Erklärung nur durch Deputirte, im Hauſe des erſten Präſidenten unterſuchen zu laſſen, und die Angelegenheiten ſchienen nach den geſtrigen Sturm einen mildern Gang zu nehmen; doch auch dieſer Sonnenblick war nicht von Dauer. Am zweiten Januar beſchloß das Parlement ſich zu verſammeln, und für die Vollziehung aller in der Erklärung enthaltenen Artikel ſelbſt Sorge zu tragen, die beſonders in den letzten 8 oder 10 Tagen für verletzt geachtet wurden. Hierauf lief

die

die Königin am Morgen des Tags der 3 Könige, dem König mit dem ganzen Hof von Paris abreisen. Die geheimen Triebfedern dieser großen Erschütterung sind eben so einfach als merkwürdig.

Was für Bewegungsgründe die, von dem Cardinal beherrschte Monarchin bestimmten, können Sie bereits aus allem Vorigen schliessen, und eben so leicht ist es, ins Innere des Herzogs von Orleans zu schauen, der das Werkzeug von la Riviere's Entwürfen war, der niedrigsten, eigennützigsten Seele seines Jahrhunderts. Ich begnüge mich also nur, Ihnen meine Vermuthungen über die bestimmenden Gründe des Prinzen mitzutheilen. Bei ihm hatten jene unvorsichtigen Schritte des Parlements, die ich Ihnen bereits erzählt habe, fast in dem nehmlichen Augenblick, als er mit Broussels und Longueil Berathschlagung genommen hatte, schon Misfallen und Widerwillen erregt. Zu dieser Stimmung gesellten sich die liebevolle Aufnahme bey der Königin, die scheinbare Unterwürfigkeit des Cardinals, und ein von Vater und Mutter angeerbter natürlicher Hang mit dem Hof in gutem Vernehmen zu stehen. So geschah es, daß die Entschlüsse, die sein großes Herz geboren hatte, leicht in seiner Seele verwischt wurden. Ich bemerkte sogleich, daß hier Veränderungen vorgegangen waren, und ich betrauerte mich, das Publicum, aber keinen mehr als ihn selbst. Mit Einem Blick schaute ich in den Abgrund, dem der, den ich eben so sehr liebte, als ehrte, entgegen eilte. Ihnen, alle unsere Unterhaltungen über diesen Gegenstand zu erzählen, würde langweilig seyn; nur eine derselben, die ich Ihnen umständlich schildern will, mag Sie auf die übrigen schliessen lassen. Wir hielten sie gerade am Nachmittag jenes Tags, wo er das Parlement betrohe haben sollte.

Im

In diesem Moment erfuhr ich, daß das schon von mir bemerkte Misfallen seiner Seele, jezt in Zorn und selbst in Verachtung übergegangen war. Es gebe, sagte er mit Schwüren, kein Mittel, die Frechheit und den Uebermuth dieser Bürger länger zu ertragen, die das königliche Ansehen zu stürzen gedächten. So lange er nur Mazarin für ihr Ziel gehalten hätte, sey er für sie gewesen. Auch hätte ich selbst, ihm mehr als 3omal gestanden, daß mit Leuten, die, weil sie keinen Augenblick für ihre zu Gesellschaften stehen vermögen, auch für sich selbst nur von einer Viertelstunde zur andern bürgen können, nur sehr unsichere Maasregeln zu nehmen sind. Er könne sich nicht entschließen, der General einer Narren-Armee zu werden, und kein weiser Mann werde einem solchen buntschäckigen Haufen vertrauen. Als Prinz von Geblüte wollte er den Staat nicht in seinen Pfeilern erschüttern; befestigt wäre er worden, wenn das Parlement dem einmal abgeredeten Betragen getreu geblieben wäre, aber bei dieser Art zu handeln, sey es auf dem Weg seinem Umsturz herbeizuführen. Diesen Beschwerden waren, wie Sie leicht denken werden, noch eine Menge allgemeiner und besonderer Bemerkungen beigefügt. Was ich ihm antwortete war wörtlich folgendes:

„Ueber alle allgemeine Grundsätze, mein Prinz, „denke ich mit Ihnen ganz harmonisch; nur erlauben „Sie mir, sie auf diesen besondern Fall anzuwenden. „Wenn das Parlement an dem Untergang des Staats „arbeitet, so hat es deswegen nicht die Absicht es zu „thun. Keiner wird leugnen, daß die Diener des „Staats das meiste Interesse dabei haben, das königliche Ansehen zu unterstützen. Wir müssen also gutmeinend anerkennen, daß das Böse, welches die Staatsverwaltungen ausüben, nur darin liegt, daß sie das „Gute,

„Gute, selbſt dann wenn ſie es zur Abſicht haben, nicht „gut auszuüben wiſſen. Durch die Geſchicklichkeit ei„nes Miniſters, der Stände und Privatperſonen gleich „künſtlich zu befriedigen weiß, werden ſie in jenem Gleich„gewicht erhalten, worin ſie natürlicher Weiſe ſeyn ſoll„len, und wo ſie durch eine wechſelnde Bewegung die „Gewalt der Monarchen und den Gehorſam der Na„tion in ſich vereinigen. Tiefe Unwiſſenheit rauben dem „Jetzigen, Einſicht und Kraft, die Gewichte dieſer Uhr „zweckmäßig zu ordnen. Ihre Triebfedern ſind in ſelt„ſamer Verwirrung. Das Werkzeug, was allein zur „Mäßigung der Bewegung beſtimmt war, will dieſe Be„wegung hervorbringen, und eben weil es nicht dazu ge„macht war, leiſtet es dies ſchlecht. Hier liegt der gan„ze Fehler des Kunſtwerks. Sie, mein Prinz, können „es verbeſſern, um ſo viel rechtmäßiger, da Sie der „Einzige ſind, der es vermag. Aber bedarf es zur „Wiederſtellung deſſelben eines Bundes mit denen, „die es zerſtören wollen? Die Misgriffe des Cardinals, „der in Frankreich eine Gewalt zu gründen gedenkt, die „kein anders Land als Italien kennt, geſtehen Sie „mir ſelbſt zu. Würde der Staat nach guten und „wahren Grundſätzen dabei gewinnen, wenn er „ſeinen Zweck erreichte? Würden die königlichen Prin„zen in jeder Rückſicht dabei gewinnen? — Noch mehr „iſt er, auf dem der allgemeine Haß und Verachtung „laſtet, im Stande, ſeinen Zweck zu erreichen? Iſt „nicht das Parlement der Götze des Volks? Ich weiß, „daß Sie dieſes für nichts rechnen, weil der Hof bewaf„net iſt; aber erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß, „ſo bald es ſich ſelbſt für Alles hält, es für viel zu „achten iſt. Mit den Flügeln ſeiner Einbildung wächſt „ſeine Gewalt empor. Dies iſt der Punct, worauf die „Leute jetzt ſtehen. Schon fangen ſie an, ihre Armeen „für nichts zu achten, und daß ihre Kräfte in ihrer

„Ein-

„Einbildung beſtehen, dies iſt eben das Unglück. Denn „mit Wahrheit kann man ſagen, daß, zum Unterſcheid „von allen andern Gattungen von Macht, dieſe hier, „wenn ſie einmal einen gewiſſen Standpunct erreicht „hat, alles kann, was ſie zu können glaubt. Nur „einem Rauch ähnlich, ſagte mir Ihre Hoheit neulich, „ſey dieſe ganze Volksſtimmung, aber dieſen dichten, „dunkeln, furchtbaren Rauch unterhält eine ſehr leben„dige lodernde Flamme. Der Hauch des Parlements „verſtärkt ſie, und das Parlement iſt mit den beſten und „ſelbſt den kunſtloſeſten Abſichten von der Welt fähig, „ſie zu einer Glut anzufachen, die es ſelbſt ergreifen „und zuletzt verzehren, aber in dieſen Zwiſchenzeiten „mehr als einmal den Staat aufs Spiel ſetzen wird. „Haben die Fehler der Miniſter einmal „die Staatscollegien zu ſehr gereizt, ſo „rügen dieſe ſtets mit allzuviel Härte: „und darüber daß ſie auch ihre Unvorſich„tigkeiten faſt nie ungerochen laſſen wol„len, können in gewiſſen Fällen Königreiche zu Grunde gerichtet werden. Hät„te das Parlement, als einige Zeit vor Ihrer Zu„rückkehr von der Armee, der Cardinal die lächerliche „und gefährliche Aufforderung that, ſich zu erklären, „ob es der königlichen Gewalt Schranken zu ſetzen ge„dächte, geantwortet; hätten nicht die weiſeſten Glie„der deſſelben dieſer Antwort auszuweichen geſucht; ſo „ſtand, nach meinem Urtheil, Frankreich auf dem „Sturz. Denn mit der bejahenden Erklärung des Par„lements, die es im Begrif war ergehen zu laſſen, war „der Schleier, der das Allerheiligſte des Staats ver„hüllt, zerriſſen. Ein ſolches hat jede Monarchie. „Das Weſen des unſrigen beruht auf einer Art von „frommem, geheiligtem Stillſchweigen, worin bei einem „faſt blinden Gehorſam für den König, ein jeder das

„Recht

„Recht ſich dieſem zu entziehen, begräbt, deſſen Beſitz „man nicht haben will, außer in Fällen, wo man die „Gnade des Königs, auf Koſten des eigenen Nu„tzens, erkaufen ſoll. Nur durch ein Wunder ge„ſchah es, daß das Parlement im letzten Fall, dieſen „Schleier nicht hob, daß es ihn nicht mit aller Form, „und durch Beſchlüſſe hinwegzog. Dies würde gefährli„chere und ſchrecklichere Folgen nach ſich gezogen haben, „als die Freiheit, womit ſeit einiger Zeit, das Volk „verſtohlen dahinter blickt. Wäre dieſe Freiheit, welche „ſchon im Saal des Palais herrſcht, bis in die große „Kammer gedrungen, ſo würde ſie das, was bis jetzt „noch problematiſche Frage geblieben iſt, und vor kur„zem ein unbekanntes oder wenigſtens ein ehrwürdiges „Geheimniß war, dort durch ehrwürdige Geſetze ge„heiligt haben. Durch die ganze Gewalt der Waffen „wird Ihre Hoheit, die eindringenden Folgen dieſes „hier geſchilderten unglücklichen Zuſtandes, dem wir „vielleicht nur allzu nahe ſind, nicht zurückhalten kön„nen. Sie ſehen, daß ſelbſt das Parlement die von „ihm erwekte Nation mit Mühe im Zaum hält. Sie „ſehen, daß Guienne und Provence bereits dem gefährli„chen Beiſpiel folgen, das ihnen Paris gegeben hat. „Alles wankt, und nur Ihre Hoheit vermögen durch den „Glanz Ihrer Geburt und Ihres Ruhms, und durch „die wirklich vorhandene allgemeine Ueberzeugung, daß „nur von Ihnen Hülfe zu erwarten ſey, dieſe tiefe „Erſchütterung, wieder zur Ruhe bringen. Die Kö„nigin theilt, wie man behaupten kann, den Haß, der „auf dem Cardinal haftet, ſo wie Monſieur die Ver„achtung des la Riviere. Wollen Sie aus Gefälligkeit „ihre Entwürfe theilen, ſo werden Sie auch einen Theil „des allgemeinen Haſſes tragen müſſen. An die Stel„le der Verachtung, über die Sie erhaben ſind, wird „die Furcht treten, und dieſe Furcht, wird den Haß,

„welchen man für Sie fühlen wird, und die Verach-
„tung, die bereits auf den andern ruht, so fürchterlich
„vergiften, daß das, was jezt dem Staat nur gefährlich ist, ihm alsdann vielleicht tödlich wer-
„den, und sich der fortdauernden Empörung die
„die Verzweiflung an der Wiederherstellung beigesellen
„wird, welches in Fällen dieser Art immer das ge-
„fährlichste und lezte Symptom der Krankheit ist. Ich
„kenne die gerechten Gründe, welche Ihre Hoheit, für
„das Benehmen einer Gesellschaft zittern machen, die,
„aus mehr als 200 Köpfen zusammengesezt, so wenig
„zu herrschen, als sich beherrschen zu lassen, versteht.
„Groß ist hier die Verwirrung, doch ich wage es zu
„behaupten nicht unüberwindlich, und in dem gegenwär-
„tigen Fall, durch besondere Umstände sogar nicht schwer
„auseinander zu sezen. Würde es Ihnen, mein Prinz,
„wenn die Parthey einmal gebildet wäre, wenn die
„Manifeste bekannt gemacht und Sie an der Spize
„einer Armee, als das Haupt einer Parthey, zu der
„das Parlement sich bekannt hätte, erklärt seyn würden,
„würde es, Ihnen größere Mühe kosten, diese Bür-
„de zu tragen, als Ihr Grosvater und Urgrosvater
„anwenden mußten, um sich in die Launen der Geist-
„lichen von la Rochelle und der Maires von Nismes,
„und von Montauban zu schmiegen? und wird Ihre
„Hoheit, bei der Behandlung des Pariser Parlements
„größere Schwierigkeiten finden, als Herr von Mayen-
„ne, in den Zeiten der ligue, das heißt, in den Zei-
„ten einer, allen Grundsäzen des Parlements aufs
„höchste entgegengesezten Faction, dabei gefunden hat?
„Ueber dies lezztere Beispiel, sind Sie durch Ihre Ge-
„burt und Ihre Verdienste so sehr erhaben, als dasje-
„nige wovon hier die Rede ist, an Würde den Zwek
„der ligue übersteigt; nicht weniger verschieden ist
„das Verfahren in beiden Fällen. In dem Krieg, der

„durch

„durch die Ligue ausbrach, fieng das Haupt der Par-
„they seine Erklärung mit einer offenen und allerkann-
„ten Verbindung mit Spanien gegen die Krone und
„gegen die Person eines der redlichsten und besten Kö-
„nige an, die Frankreich je beherrscht haben. Und
„doch vermochte dieses Partheyhaupt von einer fremden
„und verdächtigen Abkunft, das heimliche Parlement,
„unbegreiflich lang in seinem Interesse zu erhalten, des-
„sen bloße Idee, jetzt in einem Fall, wo sie so him-
„melweit entfernt und, es zum Krieg anspornen zu
„wollen, daß sie vielmehr nur für die Sicherheit und
„Frieden arbeiten, Ihnen Sorge macht. Noch haben
„Sie aus dem ganzen Parlement erst 2 Menschen Ihr
„Vertrauen geschenkt, und auch diesen nur auf ihr ge-
„gebenes Wort, keinem dritten, ohne Ausnahme, über
„Ihre wahre Gesinnungen Aufschluß zu geben. Wie ist
„es möglich, daß Ihre Hoheit verlangen können, durch
„diese beiden Menschen vermittelst einer verborgenen
„Kenntniß auf alle Bewegungen Ihrer ganzen Gesell-
„schaft zu wirken? — Ich wage es, mich zu verbür-
„gen, daß, wenn Sie sich laut als den Beschützer des
„Volks und der Corps der Staatsverwaltung erklären
„wollen, Sie, zu mindesten auf sehr lange Zeit, einzig und
„beinah unbeschränkt, über das Parlement werden gebie-
„ten können. Aber dies liegt nicht in Ihrem Plan; Sie
„wollen den Frieden mit dem Hof nicht brechen, und
„das Cabinet gilt Ihnen mehr als die Faction. Dür-
„fen Sie nun zürnen, daß Menschen, die Sie nur aus
„diesem Gesichtspunct betrachten können, nicht alle
„ihre Schritte einzig nach Ihrem Gefallen abmessen?
„Ihnen kommt es zu, die Ihrigen mit jenen in Har-
„monie zu bringen, weil diese öffentlich gethan werden,
„und Sie können es, weil der mit dem allgemeinen Haß
„belastete Cardinal zu schwach ist, Sie wider Ihren
„Willen zum Ausbruch und zu unzeitigen Entzweiungen

„zu zwingen. Auf der andern Seite iſt der Beherr-
„ſcher von Monſieur die feigſte Seele unſeer Zeit.
„Fahren Sie fort, zu zeigen, daß Sie die Sachen zu
„mildern ſuchen, und laſſen Sie, Ihrem erſten Plan ge-
„mäß, jene fortfahren zu handeln. Darf ein etwas
„ſtärkerer oder ſchwächerer Grad von Wärme im Par-
„lement Sie zur Aenderung deſſelben vermögen? Was
„kömmt am Ende zuletzt auf dieß Mehr oder Minder an?
„Das Aergſte was erfolgen kann iſt, daß die Königin
„Sie für lau bei ihren Angelegenheiten hält, und gibt
„es kein Mittel, dieſem Verdacht vorzubeugen? Iſt
„hier kein Schein vorzugeben? Kann es nicht ſelbſt
„durch wirkliche Beweiſe vermittelt werden? Ge-
„nug; vergeben Sie mir mein Prinz, wenn ich Ihnen
„mit tiefſter Achtung verſichre, daß nie ein Plan ſo ſchön,
„ſo ſchuldlos, ſo heilſam und ſo nothwendig geweſen
„iſt, als der Ihrige war, und daß es, meiner Einſicht
„nach, nie ſchwächere Gründe gegeben hat, als die ſind,
„welche Sie von der Ausführung deſſelben zurückhalten.
„Unter den ſtarken Gründen, die Sie darzu antreiben,
„oder vielmehr antreiben ſollten, iſt dies der ſchwächſte,
„daß Sie der Cardinal Mazarin, wenn er in ſeinen Plä-
„nen nicht glücklich iſt, in ſeinen Fall mit verwickeln
„kann, und wenn er ſiegt, ſich alles das, was Sie zu
„ſeiner Erhebung thaten, zu Ihrem Verderben benutzen
„wird!“ —

Die wenige Ordnung, die in dieſer Rede herrſcht, wird Ihnen hinlänglich beweiſen, daß ſie, ohne Vorbereitung, augenblicklich entworfen war. Als ich von dem Prinzen zurückgekommen war, ſagte ich ſie Laiques in die Feder, und dieſer zeigte ſie mir bey meiner letzten Reiſe nach Paris. Sie verfehlte ihre Wirkung auf den ſchon zu ſehr eingenommenen Prinzen. Meinen von dem jetzigen beſondern Fall hergenommenen Gründen ſetzte er bloß Allgemeine entgegen.

Es war der Fehler des Prinzen, weil auch Helden ihre Fehler haben, daß es einer der schönsten Seelen der Welt an Ordnung und Festigkeit fehlte. Alle, welche sich für überzeugt hielten, daß der Prinz anfänglich die Sachen durch Longueil, Broussel und mich absichtlich zu verschlimmern gesucht habe, damit er sich dem Hof unentbehrlich machen und gegen den Cardinal Alles, was er seitdem wirklich gethan hat, zu thun im Stande seyn möchte, beleidigen seine Tugend und die Wahrheit eben so sehr als sie seine Geschicklichkeit ehren wollen. Nicht weniger irren die, welche kleinlichen Vortheile, etwa eine erhaltene Pension, ein Gouvernement, eine Stelle, für die einzige Ursache seiner Veränderung halten. Gewiß ist es, daß der Gedanke, die Stütze des Cabinets zu werden, mächtig auf ihn würkte, aber sicher hatte sie die entgegengesetzte Rücksichten nicht überwogen; und der wahre Grund der Veränderung lag darin, daß er anfänglich zwar alles mit einem male übersehen, aber nicht empfunden hatte. Seine erste Idee war, der Befreier des Staats zu seyn, seine zweite, der Erhalter des königlichen Ansehens zu werden. Hier offenbarte sich der Character, der allen, die jenen schon bemerkten Fehler haben, gemein ist. So richtig sie auch die Beschwerden und Vortheile auf beiden Partheyen, über deren Wohl sie noch unentschlossen wanken, übersehen, und sogar auf einmal übersehen, so wägen sie doch nicht alles genau gegen einander ab. Was sie heute für leichter halten, erscheint ihnen Morgen als das schwerere. Nirgends anders als in diesem Grunde lag die Quelle der veränderten Gesinnung des Prinzen, und wenn hierdurch zwar sein Scharfsinn, oder vielmehr seine Festigkeit nichts weniger als geehrt wird, so sind doch seine Absichten vollkommen gerechtfertigt. Niemand kann leugnen, daß wenn seine Absichten eben so klug ausgeführt

worden wären als ſie wohlgemeint waren, der Staat vielleicht auf Jahrhunderte durch ihn hätte geheilt werden können. Aber es fällt auf der andern Seite auch eben ſo ſehr in die Augen, daß mit ſchlimmen Abſichten, zu einer Zeit, wo die Kindheit des Königs, die Hartnäckigkeit der Königin, Monſieurs Schwäche, und des Miniſters Ungeſchicklichkeit die Ungebundenheit des Volks und die Hitze des Parlements einem jungen, verdienſtvollen und mit Ruhm bekrönten Prinzen, eine ſchönere und größere Laufbahn, als je die Herrn von Guiſe durchlaufen haben, eröfneten, er nach dem Höchſten hätte ſtreben können.

In ſeinem Zorn hatte mir der Prinz während unſerer Unterhaltung zwei oder dreimal geſagt, daß er dem Parlement, wenn es fortführe ſo wie bisher zu handeln, wohl zeigen wollte, daß es noch nicht ſo weit ſey, als es glaube, und daß er es wohl zur Vernunft bringen wollte. Ich geſtehe, daß ich dieſe Gelegenheit, mir über die Plane des Hofs einiges Licht zu verſchaffen, mit Freuden ergrif. Zwar erklärte er ſich nicht ganz deutlich, doch war, was ich hörte, genug, um mich in der ſchon gefaßten Idee zu beſtärken, daß der Hof zu ſeinem erſten Plan, Paris anzugreifen, von neuen zurückkehre. Ich wünſchte mehrern Aufſchluß darüber, und deshalb, ſagte ich dem Prinzen, daß der Cardinal ſich leicht in ſeinen Maasregeln irren könnte, und das Paris wohl ein ſchwer zu verdauender Biſſen ſeyn dürfte. Man wird, antwortete er mir zornig, es nicht, wie Dünkirchen durch Minen und Sturmlaufen einnehmen, aber wenn ſie das Brod aus Goneſa *) nur acht Tage lang entbehren müſſen — Dies war mir genug, und weil minder aus Begierde mehr zu erfahren, als aus Verlan-

*) Ein Dorf, das ein gewiſſes weiſes und vortreflichs Brod nach Paris liefert.

langen unſern geſchloſſenen Bund zu löſen, erwiederte ich, daß der Entwurf, die Einfuhr des goneſiſchen Brodes abzuſchneiden, bei der Ausführung wohl auf Schwierigkeiten ſtoßen könnte. Und auf welche? fiel er ungeſtüm ein. Werden die Bürger einen Ausfall thun, um eine Schlacht zu liefern? Wären es nur Bürger, mein Prinz, antwortete ich, ſo würde ſie nicht ſchwer ſeyn. Wer wird ſie leiten? ſagte er, werden Sie dabei ſeyn, Sie, der jetzt ſpricht? Dies wäre von ſchlimmer Vorbedeutung, antwortete ich. Man würde dabei an die Prozeſſion der Ligue denken. Er dachte einige Augenblicke nach. Laſſen Sie jetzt, hub er dann wieder an, jeden Scherz, und ſagen Sie mir, ob Sie wirklich Thor genug wären, mit ſolchen Menſchen gemeinſchaftliche Sache zu machen? Ich bin es, wie Sie wiſſen, nur zu ſehr, mein Prinz, erwiederte ich, und verpflichtet mich nicht überdies, als Coadjutor von Paris, Ehre und Vortheil über Erhaltung dieſer Stadt zu wachen? — In allem übrigen, dieſen einzigen Punct ausgenommen, bin ich mein ganzes Leben durch, zu Ihrem Dienſt bereit. Ich ſah, daß der Prinz bei dieſer Erklärung bewegt war, aber er hielt ſich. Wollen Sie, waren ſeine eigenen Worte, ſich mit einer böſen Sache befaſſen, ſo beklage ich Sie, doch ich ſelbſt werde keine Urſache mich über Sie zu beklagen haben. Beklagen Sie ſich auch über mich nicht, und geben Sie mir das Zeugniß, daß ich Longueil und Broufſel nichts verſprochen habe, wovon mich nicht die Aufführung des Parlements entbunden hat; ich glaube es verdient zu haben. Hierauf ſagte er mir viel freundſchaftliches, worunter auch die Erbietung war, mich wieder mit dem Hof auszuſöhnen. Ich verſicherte ihn von meiner Seite meines Gehorſams und meines Dienſteifers in allem was meinen ihm bekannten, längſt eingegangenen Verbindungen nicht zuwider ſeyn würde. Ich

machte ihm die Unmöglichkeit, aus ihnen hinauszutreten, begreiflich, und ich selbst trat aus dem Hotel von Conde mit einer Bewegung heraus, die nur Sie sich denken können. — Gerade in dem Augenblick, da ich mit dem Geschäfte Laiques die eben gehabte Unterredung mit dem Prinzen zu dictiren, am Ende war, kamen Montresor und St. Ibal zu mir. Sie drangen in mich, noch diese Stunde nach Brüssel zu schreiben, und so viel Verdruß ich auch im Innersten meines Herzens darüber empfand, daß ich der erste seyn sollte, der einen Gran spanischer Arznei in die unsrige mischte, so bestimmte mich doch endlich die Nothwendigkeit dazu. Ich fieng an, die Anweisung zu dictiren, da sie aber mehrere Hauptpuncte enthalten sollte, so ward die Vollendung bis Morgen ausgesetzt.

Indessen, bot das Glück mir den Nachmittag ein süßeres und unschuldigers Auskunftsmittel dar. Das Ungefähr führte mich zur Frau von Longueville, die ich, als ein sehr warmer Freund ihres Gemals welcher unter den Hofleuten nicht derjenige war, der in dem besten Vernehmen mit ihr stand, sehr wenig besuchte. Ich fand sie allein. Sie lenkte unsere Unterhaltung bald auf die öffentlichen Angelegenheiten, wie damals Mode war, und schien aufs höchste gegen den Hof aufgebracht. Daß sie dies im äussersten Grad gegen den Prinzen war, hatte mir das Gerücht bereits gemeldet, und, was mir das öffentliche Gerücht gegeben hatte, suchte ich jetzt mit einigen ihr halb entschlüpften Worten in Verbindung zu bringen. Ueberdies war mir nicht unbekannt, daß der Prinz von Conti ganz in ihren Händen war. Alle diese Ideen drängten sich mit einem mal vor meine Einbildungskraft, und aus diesem Spiel gieng endlich die Gedankenreihe hervor, die ich Ihnen sogleich entwickeln werde, wenn ich Sie zuvor mit dem eben jetzt erzählten etwas näher bekannt gemacht habe.

Die

Die zärtlichſte Freundſchaft des Fräuleins von Bourbon für ihren älteſten Bruder, verwandelte ſich bei Frau von Longueville, bald nach ihrer Verheurathung, in einen Haß und eine Wut, die bis zu einem unglaublichen Grad ſtieg. Mehr bedurfte es bey dem Publikum nicht, wie Sie leicht glauben können, um über ein ſolches Phänomen, deſſen Grund durchaus nicht zu erklären war, den ärgerlichſten Commentar zu machen. Nie habe ich darüber Aufſchluß erhalten können, aber ſtets bin ich überzeugt geweſen, daß, was der Hof darüber ſagte, ungegründet war. Denn hätte, wie man behauptete, ſich wirklich Leidenſchaft in ihre Freundſchaft gemiſcht, ſo würde der Prinz ſeiner Zärtlichkeit für ſie nicht immer und vorzüglich nicht in dem Feuer des Coligniſchen Handels, getreu geblieben ſeyn. Aus ſichern Quellen weiß ich, daß dem Prinzen die Liebe ſeiner Schweſter für Coligni kein Geheimniß war, und doch trennten ſie ſich, wie ich bemerkt habe, erſt nach ihrem Tod. Die leidenſchaftliche Liebe des Prinzen von Conti für die Frau von Longueville warf auf dieſes Haus, wie wohl mit Unrecht, einen blutſchänderiſchen Schein, den der rechtfertigende Grund, den ich eben angeführt habe, nicht verwiſchen konnte.

Die Stimmung nun, worin ich Frau von Longueville fand, erregte, wie ich Ihnen bereits geſagt habe, den Gedanken in mir, durch ihre Hülfe für Paris eine nähere, natürlichere und weniger gehaßte Vertheidigung als die Spaniſche zuzubereiten. Zwar kannte ich die Schwäche des Prinzen von Conti. Faſt nur noch Kind, war doch dies Kind ein Prinz vom Geblüt. Um das zu beleben, was ohne Namen nur ein Phantom war, bedurfte ich ja nur eines Namens. Auf Herrn von Longueville glaubte ich rechnen

zu dürfen, da niemand ſo, wie er, die erſten Schritte zu allen neuen Händeln liebte. Auch war ferner gewiß, daß der gegen den Hof aufgebrachte Marſchall, von la Mothe *) ſeine Verbindung mit Herrn von Longueville nicht zerreiſſen würde, da er ſeit 20 Jahren, durch eine Penſion an ihn gebunden war, die er ſelbſt, als Marſchall von Frankreich, aus Erkenntlichkeit beibehalten wollte. Herr von Bouillon war äuſſerſt misvergnügt, und durch die Zerrüttung ſeiner häuslichen Angelegenheiten, wie durch das ihm von dem Hof zugefügte Unrecht, beinah aufs äuſſerſte gebracht. Keiner von allen dieſen war mir unbemerkt geblieben, aber ſie erſchienen mir nur in der Ferne im Hintergrunde der Ausſicht, weil keiner von allen zur Eröfnung der Bühne tauglich war. Nur im zweiten Akt konnte Herr von Longueville ſeine Stelle finden und der gut militäriſche, ſonſt aber ſehr beſchränkte Marſchall von la Mothe, konnte nirgends die erſte Rolle übernehmen. Herr von Bouillon hätte ſich dabei behaupten können, wenn nicht ſeine Redlichkeit zweideutiger als ſein Talent geweſen wäre, und, wie ich ſeitdem erfahren, ſeine Gemahlin **), die ihn unumſchränkt beherrſchte, nicht alles, was es auch ſey, nur durch ſpaniſche Bewegungsgründe gethan hätte. Wahrſcheinlich befremdet es Sie nicht, daß ich auf ſo viele und verworrene Ausſichten hin, nichts gewiſſes baute, und daß ich ſie vielmehr, wenn ich ſo ſagen kann, in der Perſon des Prinzen von Conti, in der Folge alle zu vereinigen ſuchte. Als Prinz vom Geblüte verband und brachte er alles, was von

*) Philipp von la Mothe — Houdancourt, ſtarb 1657.

**) Leonore Catharine, Fahronie von Bergh, Tochter des Grafen Friedrich von Bergh, Gouverneurs von Friesland. Sie ſtarb in Paris 1657.

von beiden Seiten auf immer getrennt zu seyn schien, zusammen.

Kaum hatte ich Frau von Longueville nur mit den ersten Zügen den Posten angedeutet, den sie in der Lage, worein die Staatsangelegenheiten kommen würden, behaupten könnte, so sah ich sie schon mit unbeschreiblicher Freude in alles einwilligen. Sorgfältig suchte ich diese Stimmung zu unterhalten, und auf der andern Seite theils durch mich selbst, theils durch Varicarville, welchem Herr von Longueville sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte, auf diesen leztern zu wirken. Jezt glaubte ich Spaniens Hülfe nicht nöthig zu haben, ich trat in kein Verständniß, und beschloß zu erwarten, daß die Gelegenheit, die, wie ich wohl wußte, nicht fern seyn konnte, leicht ein Verhältniß bewirkte, wo jene Unterhandlung mit Spanien, die wir dann unfehlbar eingehen würden, mehr von den andern als von mir herzukommen schien. Mit so starken Gründen auch St. Ibal und Montresor diesen Entschluß bekämpften, so war er doch der klügste, und die Folgen werden Ihnen zeigen, daß mein Urtheil: es sey nun nicht mehr nöthig, zu einer Arznei zu eilen, die doppelt gefährlich ist, wenn sie ausschließlich gebraucht wird, und zur Vorbereitungskur einer einigen Purganz bedarf, sehr heilsam war.

(Hier sind 6 Zeilen weggestrichen.)

Zwar hatten die Blattern der Frau von Longueville die erste Blüte der Schönheit geraubt; aber der Glanz derselben war ihr geblieben. Dieser Glanz, ihr hoher Stand, ihr Geist und eine gewisse sanfte Art von Schwärmerei, die bei ihr einen eigenthümlichen Reiz hatte, bildete sie zu einer von Frankreichs liebenswürdigsten Frauen. Mein Herz war aufgelegter als irgend

gend eines, ihr zwiſchen Frau von Guimene und Frau von Pommereux eine Stelle einzuräumen. Ich ſage nicht, daß ſie ſie angenommen haben würden, aber ich ſage Ihnen, daß es nicht die Ausſicht auf Unmöglichkeit war, was mich dieſe anfänglich ſehr lebhafte Idee wieder aufgeben ließ. War gleich die Stelle ſchon beſetzt, ſo wurde ſie doch damals nicht verliehen; Herr von la Rochefoucaut *) der im Beſitz war, befand ſich in Poitou. Ich ſchrieb alle Tage 3 bis 4 Billets, und erhielt wohl eben ſo viele. Oft brachte ich den Morgen an ihrem Bette zu, um freier von Geſchäften reden zu können. Ich begrif wie viele Vortheile mir hier winkten, wie dies das einzige Mittel ſey, mich für die Folge des Prinzen von Conti zu verſichern, ich glaubte, denn ich will Ihnen nichts verhelen, — ſelbſt die Möglichkeit eines guten Erfolgs dabei wahrzunehmen; doch alles, was Hang zum Vergnügen und Politik mir anrieth, ward von der innigen Freundſchaft, die ich mit dem Gemahl errichtet hatte, beſiegt.

(Hier ſind 4 Zeilen weggeſtrichen.)

Doch unterließ ich nicht, mit Frau von Longueville, was Geſchäfte betraf, in eine enge Verbindung zu treten. Auch ſchloß ich mit Herrn von la Rochefocaut, der 3 oder 4 Wochen nach unſerer Bekanntſchaft zurückgekommen war, einen nähern Umgang. Dieſer überredete den Prinzen von Conti, daß er ſeiner, gegen ſeine Schweſter gefaßten Leidenſchaft, diene. Er und Frau von Longueville verſtanden die Kunſt, ihn darüber zu täuſchen, ſo vollkommen, daß er ein Jahr nachher noch immer kein helles Licht über ihr Verſtändniß hatte.

Herr

*) Franz von la Rochefocaut der ſechſte dieſes Namens. Er ſtarb 1680.

Herr von la Rochefoucaut in dieſer Geſellſaft zu finden, behagte mir damals eben nicht ſehr. Seit der Geſchichte der Importans ruhte der Verdacht auf ihn, daß er ſich auf ihre Koſten mit dem Hof ausgeſöhnt habe; doch iſt dieß, wie ich nachher aus ſichern Quellen erfuhr, ungegründet geweſen. So ungern ich ihn auch damals aufnahm, ſo mußte es doch geſchehen. Wir nahmen alle Maasregeln. Der Prinz von Conti, Frau von Longueville, ihr Gemal und der Marſchall von la Mothe machten ſich verbindlich in Paris zu bleiben, oder ſich, wenn es angegriffen würde, zu erklären. Brouſſel, Longueil und Viole verſprochen alles im Namen des Parlements, das jedoch nichts davon wußte. Herr von Retz übernahm das Hin- und Herlaufen zwiſchen ihnen und Frau von Longueville, die mit dem Prinzen von Conti in Moiſi den Brunnen trank. Nur Herr von Bouillon wollte ohne Ausnahme keinem genannt ſeyn, und verband ſich einzig und allein mit mir. Oft ſah ich ihn des Nachts und niemals fehlte ſeine Gemahlin. Hätte dieſe Frau eben ſo viel Aufrichtigkeit als Geiſt, Schönheit, Milde und Tugend gezeigt, ſo wäre ſie ein wunderbares Muſter von Vollkommenheit geweſen. Dieſe Seltenheit feſſelte mich; aber vergebens ſuchte ich nach Offenheit, und fand auch nicht den zarteſten Anſtrich. Die Wunde ſchmerzte nicht lang, und ich glaube, daß ich mit mehrerm Recht hätte ſagen können: ich glaubte mich von ihr gefeſſelt.

Nun, da ich meinen Wünſchen gemäß, alles in Vertheidigungsſtand geſetzt hatte, faßte ich den Entſchluß, den Hof, wo möglich dahin zu bringen, daß er die Sachen nicht aufs äuſſerſte trieb. Sie fühlen den Nutzen dieſes Plans, und wenn ich Ihnen ſage, daß die Ausführung deſſelben nur von der Hartnäckigkeit des Miniſters — der einen, mir von Louvai-Gravai ein-

eingegebenen Vorſchlag nicht beiſtimmen wollte, wodurch ſelbſt mit Genehmigung des Parlements, die von demſelben gemachten Einſchränkungen vergütet worden wären — verhindert wurde, ſo werden Sie mir auch die Möglichkeit zugeben. Bei Viole, wo ſich la Coigneux und viele andere Parlementsglieder befanden, ward dieſer Vorſchlag abgehandelt, und gebilligt. Wäre der Miniſter hier weiſe geweſen, ſo bin ich überzeugt, daß der Staat die nothwendigen Ausgaben getragen und der bürgerliche Krieg vermieden worden wäre.

Jetzt, da ich ſah, daß der Hof ſelbſt ſeinen Vortheil nur in der ihm beliebten Form, die nie etwas taugte, haben wollte, ſann ich nur darauf, ihm zu ſchaden. Von dieſem Moment an, faßte ich den vollen und feſten Entſchluß, dieſen Mazarin perſönlich anzugreifen. Einmal überzeugt, daß ich ihn nicht verhindern könne, uns anzugreifen, hielt ich es für das klügſte, ihm durch Vorbereitungen ſo zuvorzukommen daß auf ſeinen Angrif in den Augen des Publicums alsdann ein deſto gehäſſigeres Licht geworfen würde.

Mit Recht kann man behaupten, daß die Feinde dieſes Miniſters, einen, bei Perſonen dieſes Rangs höchſt ſeltenen und beinah einzigen Vortheil über ihn hatten. Auf der Höhe wo er ſtand, erhebt die Gewalt gewöhnlich jeden über den Anſtrich der Lächerlichkeit. Bei dem Cardinal ſiegte die letztere, denn er ſprach Albernheiten, was, auf dieſem Standpunct, ſelbſt bei denen nicht gewöhnlich iſt, die deren manche ausüben. Damals kam, wie gerufen, Marigni von Schweden zurück; ich ſuchte ihn dem Cardinal zu ſtehlen, und er ergab ſich mir ganz. Der Cardinal hatte den Deputirten des großen Raths, Bougueval, gefragt, ob er ſich nicht für verpflichtet hielte, dem König zu gehorchen,

wenn

wenn ihm der König befähle, keine Knöpfe an ſeiner Weſte zu tragen? Mit dieſer abgeſchmackten Vergleichung wollte er, wie Sie ſehen, den Deputirten einer der höchſten Staatsverwaltungen (compagnie ſouveraine) ihre Pflicht, gehorſam zu ſeyn, beweiſen. Vier oder fünf Wochen ehe der König Paris verließ, machte der witzige Marigni in Proſa und in Verſen Auslegungen über dieſen Einfall, und die Wirkungen ſeiner Satyre waren unglaublich. Ich ergrif dieſen Zeitpunct um — was die gefährlichſte und unheilbarſte aller Zuſammenſetzungen iſt, — das Lächerliche mit dem Abſcheu zu vermiſchen.

Der Hof hatte, wie Sie bereits wiſſen, ſich vorgenommen, die Anleihen auf Einkünfte gut heiſen zu laſſen, das heißt richtiger ausgedrückt, er wollte den Wucher durch ein vom Parlement beſtätigtes Geſetz bevollmächtigen. Denn alle, dem König, zum Beiſpiel, auf Steuern, gemachte Anleihen, geſchehen mit unermeßlichem Wucher. Meine Würde legte mir auf, ein ſo allgemeines und ſo ruchbares Uebel nicht länger zu dulten; und ich erfüllte meine Pflicht ſo pünctlich und ſo vollſtändig als immer möglich war. Ich veranſtaltete eine berühmte Verſammlung, von Pfarrern, Canonici, Doctoren und Mönchen, und ohne in allen unſern Zuſammenkünften auch nur den Namen des Cardinals ausgeſprochen zu haben — ich behielt im Gegentheil immer den Schein ihn ſchonen zu wollen — ſtempelte ich ihn doch in Zeit von 8 Tagen zum überwieſenſten Juden von ganz Europa. Gerade damals verließ der König Paris. — Am Tag ſeiner Abreiße ließ mich der Argentier der Königin des Morgens um 5 Uhr wecken, und gab mir ein von ihr ſelbſt geſchriebenes Billet, worin ſie mir in ſehr verbindlichen Ausdrücken befahl, noch an dieſem Tag nach St. Germain

zu

zu kommen. Mündlich fügte noch der Argentier hinzu, daß der König eben in Wagen gestiegen sey, um dahin abzureisen, und daß die ganze Armee Befehl habe, sich zu nähern. Ich antwortete bloß daß ich nicht ermangeln würde zu gehorchen. Daß ich mit keinem Gedanken dazan dachte, davon sind Sie gewiß überzeugt.

Todtenbläße im Gesicht, trat jetzt Blanemenil ins Zimmer: der König, sagte er, marschiere mit 8000 Reitern nach dem Pallast. Ich versicherte ihm, daß er eben mit 200 die Stadt verlassen habe. Dieß war die kleinste Albernheit die ich von fünf Uhr des Morgens bis 10 hören mußte. Unaufhörlich war ich mit verstörten Menschen umgeben, die sich alle verloren glaubten. Mir gewährete dies indessen mehr Belustigung als Unruhe, da ich von einem Augenblick zum andern Nachrichten von den Officieren der Leibkompagnie, die mir alle ergeben waren, erhielt. Die erste Empfindung des Volks bei der ersten Nachricht, war Wut gewesen, und da auf diese, die Furcht, nur stufenweise folgte, so hoffte ich Mittel zu haben, diese Stufenfolge noch vor Nachts zu unterbrechen. Zwar hatte der, gegen seinen Bruder mistrauische Prinz ihn aus dem Bett geholt und mit sich nach St. Germain gebracht. Da aber Frau von Longueville in Paris geblieben war, durfte ich nicht zweifeln, daß wir ihn bald wieder sehen würden, um so mehr, da der Prinz wie ich wußte, ihn weder fürchtete noch hochschätzte, und also sein Mißtrauen nicht bis zur Verhaftnehmung treiben würde. Auch hatte ich Tags zuvor vom Herrn von Longueville einen Brief erhalten, der mir versicherte, daß er noch diesen Abend in Paris anlangen würde.

Kaum hatte der König Paris verlassen, so bemächtigten sich die Bürger, aus eignem Antrieb und

ohne

ohne Befehl des Thors St. Honore', und ſobald der Argentier der Königin von mir weggegangen war, gab ich Brigelier den Auftrag, mit ſeiner Compagnie das Thor de la Conference zu beſetzen. Zu eben der Zeit verſammelte ſich das Parlement, mit erſchrockener Unordnung, und hätte man nicht Mittel ausfindig gemacht, ſie durch ihre Furcht ſelbſt in Thätigkeit zu ſetzen; ſo wüßte ich nicht, was ſie bei ihrer gänzlichen Verwirrung, beſchloſſen hätten. Hundertmal habe ich beobachtet, daß es eine Gattung von Schrecken giebt, die nur durch ſtärkere Furcht zu zerſtreuen ſind. Ich ließ den Rath Vedeau in den Stand der Gerichtsdiener rufen, und bat ihn, die Geſellſchaft zu benachrichtigen, daß auf dem Rathhaus ein Brief des Königs ſey, worin er dem Vorſteher der Kaufleute und den Rathsherrn die Gründe, die ihn ſeine gute Stadt Paris zu verlaſſen genöthigt hätten, mittheile; dieſe Gründe waren kürzlich: daß einige Glieder ſeines Parlements mit den Feinden des Staats einverſtanden wären, und ſogar getrachtet hätten, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen. Dieſer Brief, und daß man wußte, der Präſident le Feron, Vorſteher der Kaufleute, hange gänzlich vom Hof ab, wirkten ſo ſtark auf die Geſellſchaft, daß ſie ſich den Brief ſogleich bringen ließ, und durch einen Beſchluß befahl, daß die Bürger die Waffen ergreifen, die Thore der Stadt bewacht ſeyn, der Vorſteher der Kaufleute und der Civillieutenant für die Einfuhr der Lebensmittel Sorge tragen, und am folgenden Morgen über den Brief des Königs berathſchlagt werden ſollte. Daß das Schrecken des Parlements noch nicht gehoben war, ſagt Ihnen der Inhalt dieſes umſtweiligen Beſchluſſes. Seine Unentſchloſſenheit rührte mich nicht, weil ich ſie in kurzem beſtimmen zu können glaubte.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Schiller, F.

3-598-52550-8
FNr. 20202 / 160

Ich hielt es für anständiger, daß der erste, wenigstens der erste öffentliche Schritt des Ungehorsams von Seiten des Parlements gethan werden müßte, damit dadurch die Schritte der Privatpersonen gerechtfertigt würden. Deshalb glaubte ich dem Mangel an Unterwürfigkeit, den ich der Königin durch mein Nichtkommen nach St. Germain bewieß, eine schickliche Form geben zu müssen. Ich ließ also meinen Wagen anspannen, nahm von allen Abschied, weigerte mich mit bewundernswürdiger Festigkeit gegen alle Bitten und Beschwörungen, daß ich bleiben sollte, und nur ein wunderbares Glück ließ mich am Ende der Straße notre dame auf du Buisson treffen, einen Holzhändler, der auf den Brüken in großem Ansehen stand. Er, der sonst mir ganz ergeben war, hatte nur diesen Tag gerade üble Laune, schlug meinen Vorreiter und bedrohte meinen Kutscher. Das Volk strömte herbei, mein Wagen wurde mit Gewalt umgewendet, und die Weiber des Neumarkts machten aus einem Tisch eine Maschine, worauf sie mich heulend und schreiend nach meiner Wohnung zurücktrugen. Wie diese Folge meines Gehorsams in St. Germain aufgenommen wurde, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Ich schrieb an die Königin und den Prinzen, und schilderte ihnen meinen Schmerz, über den schlimmen Ausgang meines Versuchs. Mit Hoheit und Verachtung antwortete die Königin dem Chevalier von Levigne, der ihr meinem Brief überreichte, und auch der Prinz konnte sich nicht enthalten, obgleich er mich beklagte, seinen Unwillen blicken zu lassen. La Riviere brach in boshafte Anspielungen gegen mich aus, und der Chevalier von Levigni sah ganz deutlich, daß alle sich für überzeugt hielten, wir würden morgen ganz in ihrer Gewalt seyn. Ihre Drohungen machten wenig Eindruck auf mich, aber sehr erschüttert war ich, als ich an dem nemlichen Tag die Nachricht erfuhr, daß Herr von

La-

Longueville, der, wie Sie bereits wissen, von einer 10 oder 12tägigen Reise nach Rouen zurück kam, sobald er die Abreise des Königs von Paris erfahren, sich unverzüglich nach St. Germain gewendet habe. Ganz sicher, glaubte Frau von Longueville, werde ihn der Prinz eingenommen haben, und der Prinz von Conti also unfehlbar arretirt seyn. In meiner Gegenwart erklärte sich der Marschall von la Mothe, er werde ohne Ausnahme, sey es für oder wider den Hof, alles thun, was Herr von Longueville verlangte. Herr von Bouillon setzte mich darüber zu Rede, daß diese Menschen, die ich ihm immer als zuverlässig geschildert hatte, jetzt eine meinen vielfältigen Versicherungen so entgegengesetzte Handlungsweise zeigen könnten. Meine Verwirrung, die, wie leicht begreiflich ist, sehr groß seyn mußte, vermehrte sich noch, als Frau von Longueville mir schwor, Sie habe diesen ganzen Tag über von Herrn de la Rochefoucaut, der jedoch zwei Stunden später als der König abgereißt war, um den Prinzen von Conti in seinen Gesinnungen zu befestigen, und zurückzubringen, nicht die geringste Nachricht erhalten.

Jetzt kam auch noch St. Ibal, und bestürmte mich von neuem, ihn ohne Aufschub an den Grafen von Fuensaldaigne abzuschicken. Ich war auch jetzt nicht seiner Meinung, und entschloß mich den Marquis von Noirmoutier, der sich seit einiger Zeit mit mir verbunden hatte, nach St. Germain reisen zu lassen, damit wir durch ihn erfahren könnten, was von dem Prinzen von Conti und Herrn von Longueville zu erwarten sey. Auch Frau von Longueville stimmte dafür, und um 6 Uhr des Abends reiste Noirmoutier ab.

Am folgenden Morgen, es war der siebende Januar, der Tag nach dem Feste der Könige, kam der Lieutenant der Garde du Corps, la Sourdiere, in den Stand

der Gens du Roi, und gab ihnen eine an sie gerichteten lettre du cachet, worin der König ihnen befahl, dem Parlement zu melden, daß er ihm auflege, nach Montargis zu gehen und dort seine Befehle zu erwarten. Zugleich war ein versiegeltes Packet für das Parlement und ein Brief für den ersten Präsidenten in den Händen le Sourdieres. Da der Inhalt desselben nicht zweifelhaft, und durch den, an die Commissare des Königs geschriebenen Brief gar leicht zu errathen war, so hielten sie es für ehrerbietiger ein Packet, das nicht zu befolgen, schon im Voraus beschlossen war, ganz unerösnet zu lassen. Unentsiegelt erhielt es also la Sourdiere zurück, es ward aber beschlossen: zum Beweis von des Parlements Gehorsam gegen die Königin die königlichen Commissarien nach St. Germain zu schicken, damit sie, die Königin von dem Gehorsam des Parlements versichern und sie dringend ersuchen möchten, dem Parlement zu erlauben, sich über die Verläumdung rechtfertigen zu dürfen, welche ihm den gestrigen, an den Vorsteher der Kaufleute geschriebenen Brief zugezogen hätte. Damit die Würde des Parlements nicht vernachlößigt würde, fügten sie dem Beschluß noch eine ganz unterthänige Bitte an die Königin bei, ihnen die Verläumder zu nennen, damit sie nach der Strenge der Gesetze gerichtet werden könnten. Es kostete, in Wahrheit, viele Mühe, diese Clausel einrücken zu lassen. Die ganze Versammlung war in einem so hohen Grad in Verwirrung, daß Broussel, Charton, Viole, Loisel, Amelot und 5 andere, deren Namen ich nicht mehr weiß, ohne Erfolg darauf antrugen, die Entfernung des Cardinal Mazarin förmlich zu verlangen. Keiner stimmte ihnen bei, und man behandelte sie sogar als Ungestüme. Ohne Zweifel werden Sie die Bemerkung machen, daß in dieser Lage der Sachen nur in muthiger Beharrlichkeit ein Schein von Sicherheit zu finden war,

und

und doch habe ich nirgends so viele Schwachheit gefunden als hier. Ich war die ganze Nacht umher gelaufen, und mein ganzer Gewinn war das, was Sie eben gelesen haben.

An den nehmlichen Tag erhielt auch die Rechnungskammer, durch eine lettre de cachet die Anweisung nach Orleans zu gehen, der große Rath aber sollte nach Mantes reisen. Die Kammer ließ Gegenvorstellungen thun, der große Rath hingegen erbot sich zu gehorchen; doch, ihm ward von Seiten der Stadt der Ausgang verweigert. Sie fühlen, in welchem Zustand ich diesen ganzen Tag seyn mußte. Unter allen Tagen meines vergangenen Lebens schien mir dieser der schrecklichste zu seyn; denn damals wußte ich nicht, daß ich noch schrecklichere verleben sollte. Ich sah das Parlement im Begrif nachzugeben, und mich folglich in der Nothwendigkeit das schimpflichste und für meine Person gefährlichste Joch mit ihm zu theilen, wenn ich mich nicht laut und allein an die Spitze des Volks stellen wollte, eine Stelle, die, wenn sie nicht mit Gewalt gepaart ist, die unsicherste und selbst die niedrigste von der Welt ist.

Die Schwäche des Prinzen von Conti, der sich wie ein Kind, von seinem Bruder hatte wegführen lassen, und des Herrn von Longueville, der in dem Augenblick, da seine Verbündeten neue Verstärkung von ihm hofften, der Königin seine Dienste angeboten hatte, und die Erklärung von Bouillon und la Rothe hatten dieses Volksregiment sehr herabgesetzt, doch Mazarins Unklugheit hob es wieder empor. Durch ihn bewogen, verweigerte die Königin den königlichen Commissarien Gehör, und diese, überzeugt, daß der Hof alles aufs äußerste treiben wollte, kamen noch denselben Abend nach Paris zurück.

Die ganze Nacht besuchte ich meine Freunde. Ich theilte ihnen die Nachrichten mit, die ich von St. Germain erhalten. Sie meldeten, daß der Prinz die Königin versichert hätte, Paris in 14 Tagen einzunehmen, und daß der vormalige Procurator des Königs, Herr le Tellier, welcher aus diesem Grund wohl Kenntniß von der Policei haben könne, dafür haften wollte; die Entbehrung von 2 Markttägen würde die Stadt aushungern. Dies half mir, alle Köpfe mit der Idee, jede Vermittelung sey unmöglich, anzufüllen, und diese Idee war nur allzu wirksam.

Den folgenden Tag statteten die königlichen Commissarien ihren Bericht über die verweigerte Audienz ab. Was jetzt handelte, war Verzweiflung, und einstimmig, — den einzigen Bernac ausgenommen, der mehr Koch als Rath war — gab man den berüchtigten Beschluß vom 8ten Januar 1649, durch welchen der Cardinal Mazarin, für einen Feind des Königs und des Staats für den Störer der öffentlichen Ruhe erklärt, und jedem Unterthan des Königs geboten ward, ihn anzugreifen.

Des Nachmittags hielten die Deputirten des Parlements, der Rechnungskammer, und des Steuerkammergerichts, der Gouverneur von Paris, Montbazon, der Vorsteher der Kaufleute, die Rathsherrn, und die Gemeinheiten der 6 Innungen der Kaufleute General-Policeisession. Sie beschlossen, daß der Vorsteher der Kaufleute und die Bürgermeister Aufträge geben sollten viertausend Reuter und 10000 Mann zu Fuß auszuheben. Am nehmlichen Tag schickte die Rechnungskammer Abgeordnete an die Königin, um sie zur Rückkehr des Königs zu bewegen. Das nehmliche that auch die Stadt. Aber die Königin, die damals wie der ganze Hof fest glaubte, daß das Parlement nachgeben würde, weil sie

noch

noch nichts von dem Beſchluß wußten, antwortete den Deputirten mit vielem Stolz, und der Prinz brach ſogar, in Gegenwart der Königin, im Geſpräch mit dem erſten Präſidenten der Steuerkammer, in lebhafte Aeußerungen ſeines Unwillens gegen das Parlement aus. Die Königin antwortete auf alle Vorſtellungen: daß weder der König noch ſie, ſo lange das Parlement in Paris ſey, je wieder dahin kommen würden.

Den folgenden Morgen, es war der neunte Januar, kam ein Brief vom König an die Stadt, der ihr befahl das Parlement zum Gehorſam zu bringen, und es zu nöthigen, ſich nach Montargis zu begeben. Dieſen Brief brachte Herr von Montbazon nebſt de Fourmier dem erſten Bürgermeiſter und 4 Räthen der Stadt, ins Parlement. Zugleich verſicherten ſie feierlich, keine andern Befehle, als von dieſer Geſellſchaft, welche an dieſem Morgen den nöthigen Fond zur Aushebung der Truppen ausmachte, annehmen zu wollen. Den Nachmittag ward Sitzung der Generalpolicei gehalten, worin alle Corps der Stadt und alle Oberſten und Hauptleute der Viertel, einen Bund der gemeinſchaftlichen Vertheidigung beſchwuren. Wie viel Urſachen ich hatte, mit dieſer Lage der Sachen zufrieden zu ſeyn, die nun jede Furcht, verlaſſen zu werden, verbannte, bedarf wohl keiner Verſicherung, und Sie werden ſich noch mehr davon überzeugt fühlen, wenn ich Ihnen ſage, daß mir der Marquis von Noirmoutier den Tag nach ſeiner Ankunft in St. Germain, meldete: der Prinz von Conti und Herr von Longueville, wären in der glücklichſten Stimmung, und würden ſchon in Paris ſeyn, wenn ſie nicht ihr Weggehen vom Hof durch einen Aufenthalt von ein paar Tagen an demſelben, beſſer zu ſichern geglaubt hätten. Das nehmliche ſchrieb Rochefoucaut an Frau von Longueville.

Und so waren denn, wie Sie sicher glauben, für unsern Plan die schönsten Aussichten geöfnet hätte nicht das feindselige Geslirn, das auf alle Wege, die ich je betrat, Dornen säete, mir auch auf diesem, der so offen, so gebahnt schien, eines der größten und verwickeltesten Hindernisse, das ich je zu bekämpfen gehabt, entgegen gestellt.

Am Nachmittag des eben bezeichneten Tages, trat Herr von Brisac, der eine Verwandte von mir geheurathet, mit dem ich aber wenig Umgang hatte, in mein Zimmer. Wir sind von einer Parthey, sagte er mir lachend, ich komme jetzt dem Parlement zu dienen. Da er von Seiten seiner Frau ein naher Unverwandter des Herrn von Longueville war, glaubte ich, daß dieser ihn vielleicht aufgenommen haben könnte; ohne mich jedoch ihm anzuvertrauen, suchte ich mir mehr Licht zu verschaffen. Aber ich fand, daß er weder von Longueville noch von dem Prinzen etwas wußte. Unzufrieden mit dem Cardinal, und noch mehr mit seinem Schwager dem Marschall von la Meilleraie, kam er hieher, um in einer Parthei, bei welcher, wie er glaubte, unsere Verbindung ihm nicht unnütz seyn könnte, auf Abentheuer auszugehen. Unsere Unterhaltung hatte kaum eine halbe Viertelstunde gedauert, als er aus dem Fenster meinen Wagen anspannen sah. Ach! sagte er, ich bitte, bleiben Sie; in einem Augenblick wird Herr von Elbeuf *) hier seyn. Und zu welchem Zweck? antwortete ich. Ist er nicht in St. Germain? Er war es, versetzte Brisac kalt; da er dort kein Mittagsessen fand, will er sich in Paris ein Abendessen suchen. Von der Brücke von Neuilly, wo ich zu ihm stieß, bis zum Croix

*) Carl von Lothringen der zweite dieses Namens, starb 1657.

Croix du Tiroir, bei dem ich mich von ihm trennte, hat er mir wohl 10mal geschworen, daß er es besser machen würde, als sein Vetter von Maienne bey der Ligue. Urtheilen Sie hier von meiner Pein. Aus Furcht, daß der Prinz von Conti und Herr von Longueville in St. Germain arretirt werden möchten, durfte ich keinem, wer es auch war, daß ich sie erwartete, anvertrauen. Jetzt sah ich einen Prinzen aus dem Hause Lothringen, dessen Name in Paris immer beliebt war, im Begrif sich zu erklären, und sicher zum General der Truppen, die bei dem dringenden Bedürfniß, noch keinen Befehlshaber hatten, erklärt zu werden. Der Marschall von la Mothe, der ewig Zweifel in die natürliche Unentschlossenheit des Herrn von Longueville setzte, würde, das wußte ich, bevor er ihn gesehen, keinen Schritt thun, und wie konnte ich zweifeln, daß Herr von Bouillon seine schon vorhandenen Gründe, in Abwesenheit des Prinzen von Conti nichts zu unternehmen, durch die Gegenwart des, im Punct der Redlichkeit allen, die ihn kannten, höchst verdächtigen Herrn von Elbeuf, noch verstärkt finden würde? — Vergebens suchte ich nach einem Hülfsmittel. Der Vorsteher der Kaufleute war, wie mir nicht unbekannt seyn konnte, im Grund des Herzens, Anhänger des Hofs. Weniger Sclave desselben war der erste Präsident, doch sein Wille war derselbe. Und was hätte ich, wäre ich auch ihrer so gewiß, wie meiner selbst gewesen, was hätte ich ihnen in einem Verhältniß wohl vorzuschlagen gehabt, wo das aufgebrachte Volk sich unvermeidlich an den ersten Gegenstand heften mußte, und alles für Betrug und Verrätherei gehalten hätte, was man ihm öffentlich gegen einen Prinzen hätte sagen können, der von der Größe seiner Vorfahren zwar nichts als ihre einschmeichelnden Sitten besaß, aber durch diese hier gerade am meisten furchtbar wurde. Ueberdies wag-

te ich es nicht, darauf zu rechnen, daß der Prinz von Conti und Herr von Longueville sobald, wie sie mir versichert hatten, ankommen würden. Zwar hatte ich den Tag zuvor, wie durch eine Ahnung gedrängt, dem letztern geschrieben, daß ich ihn dringend zu bedenken bäte, wie kostbar die kleinsten Augenblicke wären, und wie bei dem Anfang wichtiger Unternehmungen, auch ein gegründeter Verzug immer gefährlich sey. Aber kannte ich nicht seine Unentschlossenheit? Und kamen sie auch in einer halben Viertelstunde an, so kamen sie doch immer nach einem der ränkevollsten Männer, der dann gewiß keinen Augenblick zögern würde, den Geist des Volks, der ohnehin in diesen Umständen leicht aufgelegt war, gegen einen Bruder und Schwager des Prinzen Mistrauen zu fassen, mit allen Farben des Argwohns zu blenden. Zu meinem Trost hatte ich vielleicht nur zwei Augenblicke, höchstens eine Viertelstunde Zeit, um über meinen Entschluß nachzudenken. Sie war noch nicht verflossen, als Herr von Elbeuf zu mir kam, und mir alles, was die Schmeichelei des Hauses von Guise ihm eingeben konnte, vorsagte. Hinter ihm erschienen seine 3 Kinder, die zwar nicht völlig so beredt waren, mir aber sehr einstudiert zu seyn schienen. Mit vieler Achtung und allen Formen, die mein Spiel verstecken konnten beantwortete ich ihre Höflichkeiten. Herr von Elbeuf sagte, daß er unverzüglich von mir nach dem Rathhaus gehen wolle, um dort seine Dienste anzubieten. Es würde, antwortete ich ihm darauf, dem Parlement, wie ich glaubte, schmeichelhafter seyn, wenn er sich Morgen gerade an die versammelten Kammern wendete; aber er beharrte bei seinem Entschluß, obgleich er mir eben erst versichert hatte, daß er in allem meinem Rath folgen wollte.

So bald er in seinen Wagen gestiegen war, schrieb ich dem ersten Bürgermeister, Fournier, der zu meinen

Freund

Freunden gehörte, mit ein paar Worten: er solle zu bewirken suchen, daß das Stadthaus den Herrn von Elbeuf ans Parlement verweise. Zugleich meldete ich meinen Vertrautesten unter der Geistlichkeit: sie möchten durch ihre Unterpfarrer in den Herzen des Volkes wegen Herrn von Elbeufs scheinbarer Vereinigung mit dem Abt la Riviere, Mißtrauen gegen den Ersten zu erwecken suchen. Ich selbst lief des Nachts zu Fuß, und verkleidet bey denen vom Parlement, denen ich mein Geheimniß vom Prinzen von Conti und Herrn von Longueville nicht anzuvertrauen wagte, umher, und suchte ihnen zu beweisen, daß sie sich einem wegen seiner Treulosigkeit so verschrienen Menschen nicht hingeben dürften, um so mehr, da er dadurch, daß er sich an das Stadthaus, vermuthlich um es von dem Parlement zu trennen, zuerst gewandt habe, auch jetzt seine Gesinnungen gegen sie ganz deutlich zeige. So suchte ich selbst das für meinen Vortheil zu nutzen, was Herr von Elbeuf meinem Rath zuwider that, ob ich gleich, als ich Herrn von Elbeuf rieth, er möchte, bevor er sich an die Stadt wendete, erst bis Morgen warten, und dann dem Parlement seine Dienste anbieten, freilich nur die Absicht gehabt hatte, dadurch Zeit zu gewinnen. Ich fand wirklich daß ich auf viele Eindruck machte. Aber bei der kleinen Anzahl Menschen, die ich in so kurzer Zeit sehen konnte, und noch mehr bei dem so höchst dringenden Bedürfniß, einen Befehlshaber der Truppen zu bekommen, fühlte ich wohl, daß meine Gründe mehr die Köpfe als die Herzen rührten, und ich gestehe Ihnen offenherzig, daß ich mich in großer Verwirrung befand, um so mehr, da ich aus sichern Quellen wußte, daß Herr von Elbeuf von seiner Seite nichts versäume. Der Präsident le Coigneux, mit dem er sich, als beide mit Monsieur in Brüssel waren, sehr entzweit hatte, jetzt aber versöhnt glaubte, zeigte mir ein an dem Tho-

re St. Honoré, beim Eintritt in die Stadt, von ihm geschriebenes Billet, wo unter anderm folgendes stand; ich muß jetzt dem Coadjutor meine Huldigung bringen, nach 3 Tagen wird er mir Gehorsam schwören: das Billet war unterzeichnet, der Freund des Herzens. Es bedurfte dieses Beweises, daß er mir nicht hold war, nicht. Schon ehedem waren wir Feinde; denn auf einem Ball bei Frau von Peroche hatte ich ihn einst, nicht allzu sanft, zu schweigen gebeten, als er auf den Grafen, den er haßte, weil beide zu gleicher Zeit in Frau von Montbazon verliebt waren, eine Anspielung machen zu wollen schien.

Es war 2 Uhr, als ich endlich von meinem Herumlaufen zurück kam. Wenig fehlte, und ich war entschlossen, mich öffentlich gegen Elbeuf zu erklären, ihn des Einverständnisses mit dem Hof anzuklagen, die Waffen ergreifen zu lassen, und ihn entweder festzusetzen, oder aus Paris zu vertreiben. Ich war mir bewußt, daß mein Ansehen bei dem Volk zu einer solchen Unternehmung groß genug war. Dennoch fühlte ich, daß ein Zusammenfluß von Umständen, und vorzüglich die Unruhe, die in einer eingeschlossenen und zwar von dem König eingeschlossenen Stadt, nicht mittelmässig seyn konnte, diesen Schritt allerdings gewagt machte.

Alle diese verschiedenen Gedanken jagten sich noch durch meinen, wie Sie leicht denken können, nicht wenig bewegten Kopf, als man mir sagte, daß der Chevalier la Chaise, der dem Herrn von Longueville ergeben war, an der Thüre meines Zimmers sey. Beim Eintritt schrie er: stehen Sie auf, Herr Coadjutor, der Prinz von Conti und Herr von Longueville sind vor dem Thore St. Honoré, der Pöbel aber schreit; sie kämen

um

um die Stadt zu verrathen, und will sie nicht einlassen. In gröſter Eil kleidete ich mich an, holte den ehrlichen Broussel ab, ließ 8 oder 10 Fackeln anzünden, und in diesem Aufzug giengen wir nach dem Thore St. Honoré. Kaum konnten wir durch die Menge hindurch dringen, so viel Menschen fanden wir schon in der Straße, und es kostete viele Mühe, die ganz unbeschreiblich mißtrauischen Gemüther zu beruhigen, so daß es schon heller Tag war, als wir das Thor öfnen ließen. Wir hielten Flugreden an das Volk, und führten den Prinzen von Conti und seinen Schwager in den Pallast des letztern.

Zu gleicher Zeit gieng ich zu Herrn von Elbeuf, um ihm eine Art von Compliment zu machen, das ihm sicher nicht gefallen hätte, denn es enthielt den Vorschlag: er möchte nicht ins Palais, oder wenigstens nur mit den andern, und nach einer vorhergegangenen Berathschlagung, was jetzt zum Besten der Parthey zu machen sey, dahin gehen. Diese ersten Momente mit der feinsten Schonung zu benutzen, dazu verpflichtete uns das allgemeine Mißtrauen gegen alles, was nur in den entferntesten Verhältnissen mit dem Prinzen stand. Was einen Tag früher vielleicht mit Leichtigkeit zu erreichen gewesen wäre, war am Morgen des folgenden Tags vielleicht unmöglich und selbst verderblich, und — so verdächtig war dem Volk der Name Condé, — dieser nehmliche Elbeuf, den ich am neunten aus Paris jagen zu können glaubte, hätte den zehnten wahrscheinlich mich daraus vertrieben, wenn er seine Lage zu benutzen verstanden hätte. So bald ich einmal sah, daß er den Augenblick, wo wir dem Prinzen von Conti Eintritt verschafften, verabsäumt hatte, so zweifelte ich nicht mehr, daß ich die Herzen, die heimlich doch für uns sprachen, in kurzer Zeit nach meinem Gefallen lenken wollte; aber dieser Zeit bedurfte ich; deshalb war meine

ne Meinung, — es war kein anderer Ausweg — Herrn von Elbeuf ſchonend zu behandeln, und ihm zu zeigen, daß er in der Vereinigung mit dem Prinzen von Conti und Herrn von Longueville wohl ſeine Stelle und ſeine Rechnung finden könnte. Was mich, wie ich Ihnen vorher geſagt habe, glauben ließ, daß mein Vorſchlag ihm nicht gefallen haben würde, war, daß er, anſtatt mich, wie ich ihn hatte bitten laſſen, bei ſich zu erwarten, gerade ins Palais gegangen war. Der erſte Präſident, der nicht wollte, daß das Parlement nach Montargis gehen ſollte, der aber eben ſo ſehr bürgerlichen Krieg zu vermeiden wünſchte, empfieng ihn mit offenen Armen, übereilte die Verſammlung der Kammern, und ließ ihn, trotz allem, was Broussel, Longueil, Blancmenil, Viole, Novion und la Coigneux ſagten, zum General erklären. Dieß that er, wie ich ſeit dem von dem Präſident von Mesmes, der dieſe Sitzung eröfnete, erfahren habe, in der Abſicht, eine Trennung in der Parthei zu bewirken, durch welche, ſeiner Berechnung nach, der Hof nicht von Verſöhnung abgehalten, die Faction jedoch geſchwächt werden, und auf dieſe Art minder gefährlich und dauernd ſeyn könnte. Dieſe Idee iſt mir immer als einer jener Träume erſchienen, deren Entwurf ſo ſchön, die Ausführung aber unmöglich iſt, und in Fällen dieſer Art iſt jeder Irthum von äußerſter Gefahr.

Als ich Herrn von Elbeuf nicht mehr fand, und die, welche von mir den Auftrag, ihn zu beobachten, hatten, mir hinterbrachten, daß er den Weg nach dem Palais genommen habe, ich auch überdieß erfuhr, daß die Verſammlung diesmal früher angefangen habe, glaubte ich genug zu wiſſen. Ohne weiter an dem, was auch wirklich geſchah, zu zweifeln, eilte ich nach dem Haus des Herrn von Longueville zurück, um ihn und den Prinzen

von Conti zu bewegen, daß sie unverzüglich selbst ins Parlement gehen sollten. Der erste hatte nie Eile, und der zweite von einer übeln Nacht erschöpft, hatte sich zu Bett gelegt. Ihn zum Aufstehen zu bringen, kostete mich unendliche Mühe. Es war ihm so unbehaglich, und er zögerte so lange, daß man uns meldete, das Parlement sey zu Ende, und Herr von Elbeuf ziehe nach dem Rathhaus, um dort den Eid abzulegen, und alle die damit verbundenen Verrichtungen zu übernehmen. Sie begreifen die Bitterkeit dieser Nachricht. Noch furchtbarer würde sie gewesen seyn, wenn nicht Herr von Elbeuf, dadurch, daß er die erste Gelegenheit verabsäumte, mir die Hofnung, daß er auch die zweite ungenützt vorbeilassen werde, gegeben hätte. Demungeachtet mußte fürchten, der glückliche Erfolg dieses Morgens habe ihn kühn gemacht. Deshalb glaubte ich ihm keine Zeit zur Besinnung verstatten zu dürfen. Ich schlug dem Prinzen von Conti vor, des Nachmittags ins Parlement zu kommen, sich der Gesellschaft anzubieten, sich aber dabey solcher Ausdrücke zu befleißigen, die nach der Stimmung, worin er die große Kammer, oder vielmehr die ich selbst in dem Saal finden würde, mehr oder weniger günstig erklärt werden könnten. Damit ich das Volk beobachten könnte, blieb ich unter dem Vorwand, daß ich noch keine Stelle in dem Parlement habe, in dem Vorsaal.

Ohne weiteres Gefolg als meine Bedienten, die aber zahlreich genug waren, und mich folglich schon von weitem kenntlich machten, setzte sich der Prinz von Conti in meinen Wagen. Diese Vorsicht war im jetzigen Fall sehr nöthig, und hinderte gleichwohl nicht, was nicht weniger nöthig war, den Bürgern zu zeigen, daß der Prinz von Conti Vertrauen in sie setze. Weil nichts ausschweifender ist, als das Volk, so bedarf es nir-

nirgends so großer Vorsicht, als in allem, was darauf Bezug hat, aber auch nirgends muß diese Vorsicht mit so viel Kunst verhelt werden, als hier, weil es nichts argwöhnischeres giebt. Früher als Herr von Elbeuf kamen wir im Palais an. Schon auf den Stufen des Saals schrie man: Es lebe der Coadjutor! aber keine Stimme, außer den Leuten, die ich dazu erkauft hatte, schrie: es lebe Conti! In Zeiten der Gährung bringt Paris eine Welt von Menschen auf die Beine, und so viel ausgeschickte Leute ich auch darunter hatte, war es mir doch leicht zu sehen, daß der größere Hause nicht von seinem Mistrauen geheilt war, und ich gestehe Ihnen, daß ich mich sehr froh fühlte, als ich den Prinzen aus dem Saal in die große Kammer gebracht hatte.

Von allen Wachen der Stadt begleitet, die ihm seit diesem Morgen, als ihrem Befehlshaber folgten, kam auch Herr von Elbeuf einen Augenblick später im Palais an. Auf allen Seiten schrie das Volk: es lebe Ihre Hoheit, der Herr von Elbeuf, und zugleich tönte: es lebe der Coadjutor! Dies gab mir Veranlassung, ihm mit Lächeln auf dem Gesicht zu sagen: Ich höre hier ein Echo, das mir sehr ehrenvoll ist. Sie sind allzu verbindlich, antwortete er mir, wandte sich darauf zu den Wachen, und sagte: bleibet an der Thür der großen Kammer zurück. Ich bezog diesen Befehl auch auf mich, und blieb deshalb gleichfalls mit allem was vom Volk am meisten an mir hieng, und dies war ziemlich viel, an der Thüre zurück. So bald sich das Parlement gesetzt hatte, nahm der Prinz von Conti das Wort, und sagte: er habe, so bald er in St. Germain die gefährlichen Rathschläge, die man der Königin gäbe, erkannt, als Prinz vom Geblüt sich ihnen zu widersetzen für verbunden geachtet.

Was

Was die Folge dieser Rede war, sehen Sie wahrscheinlich schon voraus. Anmaßend und stolz, wie alle schwachen Menschen, wenn sie sich für den stärkern Theil halten, sagte Herr von Elbeuf, daß er die Ehrfurcht wohl kenne, die er dem Prinzen von Conti schuldig sey, daß er aber zugleich sich nicht enthalten könnte, zu sagen: er sey es, der die Bahn zuerst gebrochen und sich der Gesellschaft angeboten habe. Sie habe ihn mit dem Befehlshaberstab beehrt, und nur mit seinem Leben werde er ihn lassen. Hier bezeugte der größere Theil des Parlements, der, wie das Volk, Mistrauen gegen den Prinzen von Conti hegte, dieser mit tausendfältigen, im Stil des Herrn von Elbeuf sehr gewöhnlichen Blumen gezierten Rede lauten Beifall. Touchyprez, Elbeufs Hauptmann, ein Mann von Kopf und Herz, führte sie in dem Saal noch weiter aus. Nach einem Beschluß, daß bei Strafe des Majestätsverbrechens die Truppen sich auf 20 (französische) Meilen weit Paris nicht nähern sollten, erhob sich das Parlement, und ich sahe wohl, daß ich für diesen Tag zufrieden seyn müßte, den Prinzen von Conti mit heiler Haut nach dem Longuevilleschen Pallast zurückgebracht zu haben. Das Gedräng war so groß, daß ich ihn beim Ausgang aus der großen Kammer beinahe in meinen Armen wegbringen mußte. Herr von Elbeuf glaubte, Herr von allem zu seyn. Hören Sie, sagte er, mit scherzendem Ton, als von neuem sein Name, mit dem meinigen vereint, von den Lippen des Volks tönnte, ein Echo, das mir sehr ehrenvoll ist! Sie sind allzu verbindlich, antwortete auch ich, aber sicher unbefangener als er es mir gesagt hatte. Auf so gutem Weg er seine Angelegenheiten auch immer glaubte, sagte ich mir doch mit Zuverlässigkeit, so bald ich sahe, daß er auch diese zweite Gelegenheit hatte vorbeischleichen lassen, daß die meinigen bald

weit beſſer ſtehen würden. Ein lang gepflegtes und genährtes Anſehen bei dem Volk, erſtikt, wofern es nur Zeit zu würken hat, unausbleiblich jene zarten und vergänglichen Blumen der Volksgunſt die der Hauch des Ohngefährs zuweilen aufſchießen läßt. Sie werden bald überzeugt ſeyn, daß ich mich in dieſer Wahrnehmung nicht betrog.

Bei meiner Zurückkunft in den Pallaſt von Longueville, fand ich Vincerot, Hauptmann von Navarra, der als Page des Marquis von Ragni *) Vaters der Frau von Lesdiguieres **) erzogen worden war. Unter dem Vorwand einige Gefangene zurückzufordern, ſendete ſie mir ihn von St. Germain, wo ſie ſich aufhielt. Aber der wahre Grund war, mir zu melden, daß Herr von Elbeuf, eine Stunde, nachdem er die Ankunft des Prinzen von Conti, und Herrn von Longueville in Paris erfahren, wörtlich folgendes an la Riviere geſchrieben habe: „Sagen Sie der Königin „und Monſieur, daß dieſer verteufelte Coadjutor hier „alles verdirbt, daß ich nach 2 Tagen keine Gewalt „mehr haben werde, daß ich aber, wenn Sie mich un„terſtützen wollen, ihnen zeigen will, meine Abſichten, „mit denen ich nach Paris gekommen bin, ſeyen nicht „ſo ſchlimm, als Sie vielleicht glauben.“ Dies Billet trug la Riviere zum Cardinal, der darüber ſpottete, und es dem Marſchall von Villeroi zeigte. Da, wie ich wohl wußte, alles was ſich in den Schein eines Geheimniſſes hüllt, am leichteſten bei dem Volk Eingang findet, bediente ich mich auch dieſer Nachricht, auf dieſe Art, mit großer Wirkung. Ich vertraute mein

*) Leonor de la Magdalaine.

**) Anna de la Magdalaine, die Tochter des Leonor und der Hippolyte von Gondi.

mein Geheimniß vier oder fünf hundert Menschen. Um 9 Uhr des Abends meldeten mir die Obergeistlichen von St. Eustache, St. Roch, St. Merri und St. Jean, das Zutrauen des Prinzen von Conti allein und ohne Gefolg in meinem Wagen sich den Händen selbst derer, die wider ihn schrien, zu überliefern habe eine bewundernswürdige Würkung gethan. Um 10 Uhr erhielt ich von den Officieren der Quartiere mehr als 50 Billets, die mir sagten: ihre Arbeit sei gelungen und die Stimmung beträchtlich und sichtbar verändert. Zwischen 10 und 11 Uhr setzte ich Marigni in Bewegung, und er verfertigte jenes berühmte Couplet, welches das Original von allen Triolets ist, „Herr von Elbeuf und seine Kinder" das Sie so oft bey Coumartin *) haben singen hören. Um Mitternacht giengen wir, Herr von Longueville, der Marschall von la Mothe und ich, zu Herrn von Bouillon, den das Podagra im Bett hielt, und der bei der Ungewißheit unserer Angelegenheiten große Schwierigkeit, sich zu erklären, machte. Wir zeigten ihm unsern Plan und die Leichtigkeit, mit der er auszuführen war; er faßte und theilte ihn mit uns. Wir verabredeten alle Maasregeln, und ich selbst gab denen, die unter den Obersten und Hauptleuten meine Freunde waren, die nöthigen Anweisungen. Was unser Plan war, das wird Ihnen aus der Erzählung seiner Ausführung, die sehr umständlich seyn wird, am deutlichsten hervorleuchten. Jetzt nur noch die Bemerkung, daß unter allen diesen Maschinerien der gefährlichste Streich, den ich Herrn von Elbeuf versetzte, dieser war, daß ich durch die Priester der Kirchspiele die es selbst fast glaubten, das Volk mit der Idee erfüllte: Herr von Elbeuf sey mit den Truppen des Königs, die sich am Abend des neunten, des Postens

*) Ludwig Franz le Levre, starb 1685.

von Charenton bemächtigt hatten, im Einverständniß. In dem Augenblick, da sich dieses Gerücht verbreitete, begegnete Er uns auf der Treppe des Rathhauses. Was sagen Sie dazu, redete er mich an, daß es Menschen giebt, die so boshaft sind zu sagen, daß ich Charenton habe einnehmen lassen? Und was, antwortete ich, werden Sie sagen, daß andere so elend sind, zu behaupten, der Prinz von Conti mache mit dem Prinzen gemeinschaftliche Sache? — Ich komme zur Ausführung des schon erwähnten Plans zurück.

Jetzt, da ich den Volksgeist von seinem Mistrauen geheilt, ohne sonderliches Interesse für Herrn von Elbeuf, und in einer für mich günstigen Stimmung sah, glaubte ich keine Rücksicht mehr beobachten zu dürfen, und — war den Tag zuvor Bescheidenheit nöthig gewesen, so mußte an diesem Anmaßung das Werk vollenden helfen.

In einem von den prächtigen großen Staatswagen der Frau von Longueville, mit zahlreichem Gefolg fuhren die Prinzen von Conti und Herr von Longueville, langsam nach dem Palais. Ich setzte mich in den Schlag bei dem ersten. Weil ich geglaubt hatte, daß man im Fall eines Aufruhrs, die zarte Jugend und die Würde eines königlichen Prinzen, im Prinzen von Conti mehr ehren würde, als die Person des Herrn von Longueville, welcher dem Herrn von Elbeuf der verhaßteste war, so war dieser den Tag zuvor nicht ins Parlement gekommen. Auch war es nöthig gewesen, vorher über den Rang, den er einnehmen würde, da er kein Pair war, und folglich keine Stelle im Parlement hatte, einig zu werden. Er erhielt ihn über dem Dechanten, den Herzogen und Pairs gegenüber. Er fieng sogleich damit an, dem Parlement seine Dienste, auch Rouen, Caen, Dieppe und die ganze Normandie anzubieten, und bat es, zu genehmigen, daß er zum

Un-

Unterpfand für sein gegebenes Wort, seine Gemahlin, seinen Sohn und seine Tochter im Stadthaus wohnen ließ. Dieser Antrag that große Wirkung, und die Erscheinung des Herrn von Bouillon, der, wegen seines Podagras auf 2 Edelleute gestützt, hereintrat, verstärkte den Eindruck sehr angenehm. Er setzte sich unter Herrn von Longueville, und ließ in seiner Rede, unserer Verabredung gemäs, die Versicherung einfließen, daß er dem Parlement mit vieler Freude unter den Befehlen eines so großen Prinzen, als der Prinz von Conti dienen würde. Bei dieser Aeußerung gerieth Herr von Elbeuf in Flammen, und wiederholte, was er gestern versichert hatte: er würde den Commandostab nur mit seinem Leben aufgeben. Beim Anfang dieses Widerspruchs, wodurch Herr von Elbeuf mehr Geist als Beurtheilungskraft bewies, erhob sich ein unwilliges Murmeln. Was er sagte, war hier nicht angebracht; die Zeit des Widersprechens war nicht mehr, jetzt war Nachgeben das einzige, was ihm übrig blieb. Aber ich habe immer die Bemerkung gemacht, daß schwache Menschen nie zur rechten Zeit nachgeben. Jetzt trat der Marschall von la Mothe auf, und versetzte ihm durch seine Erscheinung den dritten Stoß. Er nahm seinen Platz unter Herrn von Bouillon, und begrüßte die Versammlung wie dieser gethan hatte. Es war Plan, daß diese Spieler nur einer nach dem andern auf der Bühne erscheinen sollten, weil wir erwogen hatten, daß das Volk und selbst die höhern Versammlungen, die viel von jenem an sich haben, durch nichts so stark bewegt und gerührt werden, als durch die Mannigfaltigkeit der Vorstellungen. Wir hatten richtig gerechnet: diese drei auf einander folgenden Erscheinungen thaten eine ungleich größere und schnellere Wirkung als wir von ihnen, vereint, zu hoffen gehabt hätten.

ten. Dies gestand mir Herr von Bouillon, selbst noch, ehe er das Palais verließ, er, der den Tag zuvor gleichwohl dieser Meinung nicht beigetreten war.

Der durchaus einseitige erste Präsident, blieb auch jetzt seinem Plan, sich dieses Zwists zu Schwächung der Faction zu bedienen, getreu, und schlug vor, daß man diesen Herrn Zeit, sich zu verständigen, geben und die Sache bis nach Mittag unentschieden lassen sollte. Der Präsident von Mesmes war, zum mindesten, eben so gut für den Hof gesinnt als er, aber er besaß mehr Scharfsinn und Gewandtheit wie jener. Sie scherzen, mein Herr! sagte er dem ersten ins Ohr; doch hörte ich es. Würden sie sich — da wir doch weiter sind, als Sie glauben — zusammen vergleichen, so dürfte dieß leicht auf Kosten unsers Ansehens geschehen. Bemerken Sie nicht, daß Herr von Elbeuf das Spiel von diesen andern ist, und daß diese die Herrn sind? — Hier erhob der Präsident le Coigneux, dem ich mich diese Nacht anvertraut hatte, die Stimme. Wir müssen, sagte er, noch ehe wir essen, endigen, und sollten wir es erst um Mitternacht thun können. Zu gleicher Zeit bat er den Prinzen von Conti und Herrn von Longueville, in das vierte Zimmer der Appellationsräthe, in welche man aus der großen Kammer kommt, zu treten; und Novion und Belliere *), die auch mit uns einverstanden waren, führten den noch immer schäumenden Elbeuf in das zweite. Jetzt, da ich die Sache zur Sprache gebracht und doch den Saal des Palais in einem ruhigen Zustand sah, eilte ich zur Frau von Longueville und von Bouillon und brachte sie mit ihren Kindern mit einer Art von Triumph nach dem Stadt

*) Pompon von Bellievre der zweite dieses Namens, starb als erster Präsident des Parlements zu Paris 1657.

Stadthaus. Die Blattern hatten, wie ich Ihnen bereits anderswo gesagt habe, zwar die Reize der Frau von Longueville vermindert, aber der Glanz ihrer Schönheit war geblieben, und auch Frau von Bouillon war, obgleich nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, noch immer eine blendende Schönheit. Diese beiden Frauen, jetzt noch unbeschreiblich durch den Schein von Nachläßigkeit, den sie künstlich zu erreichen gewußt hatten, verschönert, standen, ihre Kinder, die den Müttern an Schönheit ähnlich waren, in den Armen, auf dem Vortritt des Stadthauses! Denken Sie sich die Würkung dieses Schauspiels! Der Greveplatz war bis unter die Dächer mit einer zahllosen Menge angefüllt; alle Männer brachen in Jubel aus; die Weiber weinten Thränen der Zärtlichkeit. Ich warf aus den Fenstern des Stadthauses 500 Pistolen unter das Volk ließ die Damen unter Noirsmoutiers und Mirons Schuz und eilte nach dem Pallast zurück, wohin mir eine zahllosse Menge bewafneter und unbewafneter Menschen folgte.

Einige Augenblicke früher, als ich in dem Hof des Pallasts anlangte, war Toucheprez, der Hauptmann von den Soldaten des Herrn von Elbeuf, der mich hatte beobachten lassen, in die zweite Kammer getreten, um seinem Herrn, der immer darinn geblieben war, zu melden; er sey verloren, wenn er nicht nachgebe. Diese Nachricht verursachte, daß ich ihn sehr verwirrt und selbst niedergeschlagen antraf. Wie sehr vermehrte sich diese Stimmung, als Herr von Bellievre, der ihn bis dahin vorsezlich aufgehalten hatte, fragte, was dies Geräusch der Trommeln zu bedeuten habe? und ich ihm antwortete, daß er bald noch andere hören werde, und daß alle Gutgesinnte der Trennung in der Stadt, woran man arbeite, müde wären. Hier

erfuhr ich, daß bei wichtigen Handlungen, der Verstand nichts vermag, wenn ihn nicht das Herz unterstützt. Herr von Elbeuf wußte sogar den Schein nicht länger zu behaupten. Lächerlich deutete er jetzt den Sinn seiner Worte, bewilligte mehr als man verlangte, und nur dem Ehrgefühl und Verstand des Herrn von Bouillon verdankte er die Generalswürde, und den ersten Rang, den er mit Herrn von Bouillon und de la Mothe theilte, die unter dem Prinzen von Conti, der zu gleicher Zeit durch die Beschlüsse des Parlements, zum obersten Befehlshaber der königlichen Armeen erklärt wurde, wie er, nun Generale waren.

Dies alles geschah am Morgen des 11. Januars. Des Nachmittags foderte Herr von Elbeuf die Bastille zur Uebergabe auf. Er hatte diesen Auftrag erhalten, um ihn doch einigermaßen zu trösten. Eine Scene aber, die am Abend auf dem Stadthaus vorfiel, muß ich Ihnen schildern, weil sie weit mehr Folgen hatte, als sie verdiente. Um die fliegende Parthien der Truppen, die wir Mazarins nannten, da sie in der Vorstadt einige Pistolenschüsse gethan hatten, zu verjagen, zog Noirmoutier, der am vorigen Tag Generallieutenant geworden war, mit 500 Reutern gegen sie aus. Bei seiner Zurückkunft stieg er an dem Stadthaus ab, und kam mit Matha, Laigues und la Boulaie*) noch ganz in Waffen in das mit Damen angefüllte Zimmer der Frau von Longueville. Dieses seltsame Gemisch von blauen Scherpen, Binden, Damen, Reutern, Musikanten auf dem Saal, und Trompetern in den Hof, bildete ein Ganzes, das eher in einen Roman als für die Wirklichkeit zu passen schien. Meine Phantasie, sagte mir Noirmoutier, ein großer Bewunderer der Astree

*) Maximilian Echabart, Marquis von la Boulain.

Aſtree, überredete mich, daß wir in Marcilli belagert ſind. Sie haben recht, antwortete ich, Frau von Longueville iſt ſo ſchön als Galathee, nur wer Lindamor ein edlerer Mann aus Marſillac. (Herr von la Rochefaucaut der Vater lebte damals noch) Erſt als ich mich umwandte, bemerkte ich, daß der kleine Hofmann in einem Fenſter ſtand, und mich gehört haben konnte. Ich habe es nie mit Sicherheit erfahren, aber der erſte Haß, den Herr von la Rochefoucaut auf mich warf, iſt mir auf keine andere Art erklärbar geweſen.

Es hat mir leid gethan, daß ich Ihnen bis jetzt alle meine Gemälde nur im Profil, und folglich ſehr unvollſtändig habe hinzeichnen können, da ich weiß, daß Sie Gemälde lieben. Das Licht des Eingangszimmers, das Sie ſo eben erſt verlaſſen, und wo Sie die leichten Umriſſe der Vorbereitung zum bürgerlichen Krieg geſehen haben, ſchien mir für die Aufſtellung derſelben bis jetzt noch immer zu matt und zu ungewiß zu ſeyn. Jetzt treten Sie mit mir in die Gallerie, wo ich Ihnen die Umriſſe der Geſtalten vollſtändiger vorzeichnen will, die ſich Ihnen in der Folge durch Handlungen noch beſtimmter zeigen werden. Vergleichen Sie meine Gemälde mit den einzelnen Zügen, die Sie künftig beobachten werden, ſo wiſſen Sie, ob ich richtig zeichnete. Es iſt billig, mit dem Portrait der Königin anzufangen.

Die Königin beſaß mehr, als irgend Jemand, den ich je gekannt habe, jene nöthige Beſonnenheit, die ihr ihre Geiſtesarmuth für jeden, der ſie nicht genau kannte, decken half. In ihrem Charakter lag mehr Strenge, als Stolz, doch mehr Stolz als Größe, mehr Schein als Gehalt; ſie beſaß mehr die Kunſt das Geld anzuwenden als Freigebigkeit, mehr Freigebigkeit als Eigennutz. Doch war ſie mehr eigennützig,

als nicht, mehr theilnehmend als leidenschaftlich, mehr hart als trotzig. Sie hatte mehr Gedächtniß für Beleidigungen als für Wohlthaten; mehr den Vorsaz fromm zu seyn, als wirkliche Frömmigkeit; mehr Hartnäckigkeit als Festigkeit; und mehr Mangel an Fähigkeit als an allem was ich bisher gutes genannt habe.

Dem Herzog von Orleans war alles eigen, was den guten Mann ausmacht, — den Muth ausgenommen; da er nun aber ohne Ausnahme nichts von allem besaß, was zum großen Mann stempelt, fand er in sich selbst kein Mittel, wodurch er seiner Schwäche das Gleichgewicht zu halten, oder ihr auch nur aufzuhelfen vermocht hätte. Sie, da sie in seinem Herzen durch Furcht, in seinem Kopf durch Unentschlossenheit herrschte, hat das ganze Gemälde seines Lebens verunstaltet. Weil er die Kraft nicht besaß, denen zu widerstehen, die ihn für die Zwecke ihres Eigennutzes brauchten, mischte er sich in alle Angelegenheiten; weil er dann aber, um sie auszuführen, nie Muth genug hatte, waren sie im Ausgang immer für ihn schimpflich. — Dies war der Schatten, welcher die lebendigen und lieblichen Strahlen eines von Natur schönen und hellen Geistes von seinen frühesten Jahren an, trotz der liebenswürdigsten Fröhlichkeit, dem besten Willen, der vollkommenste Uneigennützigkeit und der unglaublichsten Geschmeidigkeit, welches alles ihm eigenthümlich war, völlig verdunkelte.

Was nur noch von Cäsar und Spinola gesagt werden kann, dies gilt von dem Prinzen; er war zum Feldherrn geboren. Er erreichte den ersten, und übertraf den zweiten. Die höchste Unerschrockenheit ist einer von den mindergroßen Zügen seines Charakters. Sein Herz und Kopf hatte die Natur gleich groß gebildet. Jenes versetzte die Gunst des Glücks in ein Zeitalter

voll

voll Krieg, und ließ ihm freien Raum ſich zu entwickeln; dieſen umzog ſeine Geburt oder vielmehr die Erziehung in einer dem Cabinet ergebenen und unterwürfigen Familie mit allzu engen Grenzen. Seine Erzieher verſäumten, ihm frühzeitig die großen und allgemeinen Grundſätze anzubilden, die den conſequenten Kopf hervorbringen. Von ſeiner Jugend an durch das Herbeiſtürzen unvorhergeſehener großer Begebenheiten und durch das Glück verwöhnt, hatte er keine Zeit, ſie ſich ſelbſt eigen zu machen. Dies bewirkte, daß er, nichts weniger als ſchlechtwollend, doch Ungerechtigkeiten begangen hat; daß er, mit dem Herzen eines Alexanders, ſo wenig wie dieſer von Schwächen frei geblieben iſt. Mit einem ſeltenen Verſtand, hat er Unvorſichtigkeiten verübt, die ihn, ſo ſehr er die Anlagen zu einem Franz von Guiſe hatte, verhinderten, dem Staat bei gewiſſen Gelegenheiten nach ſeiner Pflicht zu dienen, und — was er doch als ein neuer Heinrich von Guiſe vermocht hätte — die Faction ſo weit, als möglich, zu treiben. Er machte ſein Verdienſt nicht geltend genug. Dies iſt ein Fehler, aber ein ſeltener, ein bewundernswerther.

Mit dem ſchönen Namen Orleans, waren dem Herrn von Longueville zugleich auch Feuer und Anmuth des Geiſtes, Liebe zum Aufwand und Freigebigkeit, Gerechtigkeit, Muth und Größe eigen. Und doch ſchwang er ſich nie über das Mittelmäßige empor, weil er in ſeinen Ideen ſeine Fähigkeit ſtets in unermeßlicher Höhe überflog. Mit Fähigkeiten und großen Planen wird man immer für Etwas, gibt man ihnen aber keine Haltung, ſo wird man nie für viel gerechnet, und dies iſt — Mittelmäßigkeit.

Herr von Beaufort hatte zu großen Thaten nur den Willen, aber nicht einmal die Idee davon.

Bei den Importans hatte er davon reden gehört, und dies Wenige, was er von ihren Reden behalten, vermischt mit den Ausdrücken, die er der Frau von Vendome getreulich nachsprach, bildete ihm eine Sprache an, die den hellen Verstand eines Cato verunstaltet hätte. Der seinige war nur unbedeutend, schwerfällig und überdies durch große Einbildung von sich selbst verdunkelt. Er hielt sich für gewandt; weil man nun zugleich wahrnahm, daß er allzu wenig Geist besaß, um fein zu seyn, erschien er blos als ränkevoll. Für seine Person war er braver als es einem Gecken zukommt. Er war es ohne Unterscheidung allenthalben, und nirgends auf eine tollere Art, als in der Galanterie. Er sprach und dachte wie das Volk; auch war er — warum? sehen Sie selbst — eine Zeitlang der Abgott desselben.

Nur weil es für Unmöglichkeit gilt, daß ein Prinz aus dem Hause Lothringen kein Herz hat, mußte es auch Herr von Elbeuf haben. Er besaß so viel Geist als ein Mensch, bei dem Ränke an die Stelle des gesunden Menschenverstandes treten, haben kann. Seine Rede war der blüthenvollste Unsinn, den man hören kann. Er war der erste Prinz, der durch Armuth wirklich sank; denn vielleicht hat noch Niemand die Kunst, im Unglück Bedauern zu erregen, so schlecht verstanden, wie er. Ein besseres Einkommen hob ihn nicht, und wäre er bis zum Ueberfluß empor gestiegen, so wäre er etwa wie ein königlicher Pachter beneidet worden; so sehr schien eine gueſenartige Aermlichkeit für ihn, und er für sie gemacht zu seyn.

Ein erprobter Muth, und ein weitschauender Verstand, zeichneten den Herrn von Bouillon aus. Das, was ich von seiner Handlungsart gesehen habe, überzeugte mich, daß seine Ehre mit Unrecht angeschwärzt worden ist. Ich weiß nicht, ob man sein Verdienst

dienst nicht dadurch zu hoch ehrte, daß man ihn aller großen Unternehmungenen fähig hielt, die er nicht gethan hat.

Schon als Jüngling besaß Herr von Turenne alle guten Eigenschaften, und frühzeitig wußte er sich auch Größe zu erwerben. Nie hat ihm eine derselben, die er haben wollte, gefehlt. Seine Tugenden erhielt er fast alle aus der Hand der Natur; den Schimmer, mit dem die Kunst sie umstralt, kannte er nie. Er wurde für fähiger gehalten, an der Spitze einer Armee als einer Parthei zu stehn, und ich glaube es auch, weil er von Natur nicht unternehmend war. Doch wer kann dies bestimmen? Sein ganzes Wesen, so wie sein Ausdruck war mit gewissen Dunkelheiten angefüllt, die sich nur bei Gelegenheit, aber nie anders als zu seinen Ruhm, aufhellten.

Der Marschall von la Mothe hatte viel Muth. Er war ein Feldherr vom zweiten Rang. Ohne ausgezeichneten Verstand, zeigte er viel Milde und Geschmeidigkeit im bürgerlichen Leben; sein Hang zur Behaglichkeit machte ihn in einer Parthei sehr nützlich.

Beinah — ein gutes Zeichen für ein Partheihaupt! — hätte ich den Prinzen von Conti vergessen. Ich glaube ihn nicht besser schildern zu können, als wenn ich Ihnen sage, daß — — — —

(Hier sind 5 Zeilen weggestrichen.)

Dieses Partheihaupt war eine Null; aber sie multiplicirte. Es war ein Prinz vom Geblüte. Dies giebt sein Verhältniß zum Publicum! An sich betrachtet, that er alles aus Bösartigkeit, was in dem Herzog von Orlean die Schwäche bewirkte; jene strömte in alle seine übri-

übrige Eigenschaften über, die noch dazu nur mittelmäßig und mit Schwachheiten gemischt waren.

In dem Herrn von la Rochefaucaut war ein gewisses, mir selbst unverständliches Etwas, das ihn an Allem zu hindern schien. Schon als Kind mischte er sich gerne in Intriguen, zu einer Zeit, da er, für den Reiz der Tändeleyen, die nie seine Schwäche gewesen sind, noch keinen Sinn, und von der Anziehungskraft des großen in wichtigen Unternehmungen, worin er in einem andern Sinn nie stark genug gewesen ist, noch keine Kenntniß hatte. Er ist, ich weiß nicht warum, nie zu Unternehmungen tauglich gewesen, ob er gleich Eigenschaften besaß, die bei jedem andern, die ihm fehlenden ersetzt haben würden.

(Hier fehlen einige Zeilen.)

Sein Blick umfaßte nicht genug, und selbst das, was innerhalb seines Gesichtskreises lag, überschaute er nicht mit einemmal; doch hätte dieser Mangel an Uebersicht natürlicherweise durch seinen, zum Planmachen sehr brauchbaren Verstand, durch seine Sanftheit, seine Gabe zu gefallen, seine bewundernswerthe Anmuth und Gewandtheit, mehr vergütet werden müssen, als wirklich geschah. Unentschlossenheit war ihm zur Gewohnheit geworden; doch weiß ich selbst nicht, woher ich diese Unentschlossenheit ableiten soll. Allzu große Fruchtbarkeit der Phantasie war die Ursache nicht; denn diese war bei ihm nichts weniger als lebhaft. Eben so wenig darf ich sie in der Unfruchtbarkeit seiner Urtheilskraft suchen; denn diese war zwar bei Ausführung nie hervorstechend, doch aber in der Anlage vorhanden. Wir müssen uns also begnügen, bloß die Folgen dieser Unentschlossenheit zu bemerken, ohne bis zu ihrer Quelle dringen zu können. Zwar sehr soldatisch gesinnt,

ſinnt, war er doch nie Krieger; bei der gröſten Neigung, ein guter Hofmann zu ſeyn, ward er es doch auch nicht; ſein ganzes Leben hindurch in Partheyen verwickelt, iſt er doch nie ein brauchbares Mitglied derſelben geweſen. Jener Anſtrich von Blödigkeit und Beſchämung, den Sie im bürgerlichen Leben an ihm kennen, verwandelte ſich bei Unternehmungen in die Miene der Selbſtentſchuldigung, deren er beſtändig nöthig zu haben glaubte. Verbinde ich dies mit ſeinen Grundſätzen, die nicht genug Glauben an Tugend verrathen, und mit ſeiner Gewohnheit, alle Händel, woran er je Theil genommen hat, mit eben ſo vieler Ungeduld zu verlaſſen, als er ſie angefangen hat, ſo ſchlieſſe ich, daß es für ihn weit vortheilhafter geweſen ſeyn würde, wenn er ſeine Kräfte richtig beurtheilt und ſich darauf eingeſchränkt hätte, im bürgerlichen Leben, was er ſo leicht konnte, für den gebildetſten Hofmann und ſo gut als irgend Einer, für den Mann von Ehre zu gelten.

Frau von Longueville hatte von Natur in der That viel Geiſt, noch in einem höhern Grade aber den feinen Anſtrich davon, nebſt der Kunſt, ihn zu nutzen. Ihre Trägheit hinderte ſie, bei all ihren Gaben, in den Geiſt der Staatshändel, in denen nur ſie durch den Haß gegen den Prinzen verwickelt und durch die Galanterie feſtgehalten wurde, einzudringen. In ihrem Betragen lag ein reitzendes Schmachten, das mehr, als die blendende Lebhaftigkeit ſelbſt ſchönerer Weiber zu ihr hinzog. Auch in ihrer Seele lag etwas Aehnliches, und gefiel auch hier, weil es, wenn man ſo ſagen kann, mit lichtvollern und überraſchenden Momenten des Selbſterwachens gemiſcht war. Hätte ſie nicht die Sucht nach Liebeshändeln in viele Fehler verwickelt, ſo hätte ſie gewiß wenig gefehlt. Einſt die Heldin einer groſſen Unternehmung, ſank ſie, weil Leidenſchaft

in

in ihrem Gemüth der Politik nur die zweite Stelle vergönnte bis zur Rolle der Glücksritterschaft herab. Was die Welt ihr nicht wieder geben konnte, hat die Bekehrungsgnade vollkommen wieder hergestellt.

Frau von Chevreuse *) besaß, als ich sie kennen lernte, nicht einmal mehr Ueberreste von Schönheit, aber nirgends habe ich eine Person gefunden, bei welcher Lebhaftigkeit des Geistes die Beurtheilungskraft so sehr ersetzte, als bei ihr. Durch diese ward sie oft zu Einfällen begeistert, die wie glänzende Meteore erschienen, und wirklich so klug waren, daß sie den größten Männern aller Jahrhunderte Ehre gemacht haben würden. Dies war jedoch blos das Verdienst der Gelegenheit. Hätte sie in einem Jahrhundert gelebt, wo es keine Staatshändel gegeben hätte, so würde sie nicht geahnet haben, daß es welche geben könnte. Hätte ihr der Prior der Kartheuser gefallen, so würde sie mit ganzer Seele eine Einsiedlerin geworden seyn. Herr von Lothringen **), der sich mit ihr verband, verwickelte sie in Staatshändel, der Herzog von Buckingham ***), und der Graf von Holland ****) fesselten sie sie daran, und

*) Marie von Rohan, die Tochter von Herkules von Rohan, Herzog von Montbazon und von Magdalena von Lenoncourt. Sie war 1600 geboren, heurathete 1617 Carl d'Albert, Herzog von Luines, und schloß 1621 eine zweite Verbindung mit Claude von Lothringen, Herzog von Chevreuse. Sie starb im August 1679.

**) Carl III. Herzog von Lothringen, starb 1675.

***) Georg Villiers, Herzog von Buckingham. Er ward ermordet, als er la Rochelle zu Hülfe eilte.

****) Auch ein englischer Lord, aus dem Hause Rich, Gesandter in Frankreich; ein jüngerer Sohn des Grafen von Warwick.

und Herr von Chateauneuf unterhielt ſie damit. Sie fand Geſchmack daran, weil ſie an allem Geſchmack fand, was dem, den ſie liebte, gefiel. Ohne Wahl, und nur weil Liebe ihr Bedürfniß war, liebte ſie; und es war ſogar nicht ſchwer, ihr nach Verabredung einen Liebhaber zu geben; doch liebte ſie, wen ſie einmal erhört hatte, treu und einzig. Durch eine ſeltſame Laune des Schickſals, ſo geſtand ſie es einſt der Frau von Rhodes und mir, hatte ſie nie den am meiſten geliebt, dem ſie am höchſten ſchätzte; den armen Buckingham, ſetzte ſie hinzu, allein ausgenommen! Doch konnte dieſe gänzliche Hingebung in ihre Leidenſchaft, die im Grunde ewig war und nur den Gegenſtand änderte, nicht verhindern, daß nicht das unbedeutendſte ſie oft zu kleinen Zerſtreuungen hinriß. Aber immer kehrte ſie zu ihrer wahren Neigung mit einem Feuer zurück, das ſelbſt jene Zerſtreuungen ſüß finden ließ. Nie hat ein Menſch weniger auf Gefahren geachtet als ſie, und nie ein Weib gegen Vorurtheile, wie gegen Pflichten, gleiche Verachtung bewieſen. Die einzige Pflicht, die ſie anerkannte, war dem, den ſie liebte, zu gefallen.

Mehr mit Schönheit als Reiz begabt, war Fräulein von Chevreuſe *) von Natur geiſtlos bis zur Lächerlichkeit. Leidenſchaft verlieh ihr — doch nur allein für den, den ſie liebte — Geiſt, und ſogar Ernſt und Anmuth; aber dem Geliebten lächelte ihre Gunſt nur kurze Zeit. Aber bald behandelte ſie ihn wie ihre Kleider, die, wenn ſie ihr gefielen, eine Stelle auf ihrem Bett erhielten, und 2 Stunden ſpäter aus Misfallen ins Feuer geworfen wurden.

Die

*) Charlotte Marie, Fräulein von Chevreuſe.

Die Frau Pfalzgräfin *) schäzte die Tändeleyen der Liebe eben so sehr als sie das Ernsthafte davon liebte. Mehr Talent zu Führung eines Staats hatte, wie ich glaube, selbst die Königin Elisabeth von England nicht besessen. Ich habe sie in der Faction, und in dem Cabinet gesehen, immer fand ich in ihr dieselbe Geradheit.

Frau von Montbazon, war die glänzendste Schönheit, aber die Mine der Bescheidenheit fehlte ihr ganz. Ihr Troz, wenn man so sagen darf, und ihre Redseligkeit hätten in Zeiten der Ruhe den Mangel an Geist bedecken können. Wenig zuverlässig in der Liebe, war sie völlig unzuverlässig in Geschäften. Ihr Vergnügen war es, was sie liebte, und nur ihr Eigennuz galt ihr noch mehr. Nie habe ich ein Weib gekannt, die beim Laster so wenig Achtung für die Tugend beibehalten hätte.

Wäre es nicht eine Art von Lästerung, zu behaupten, daß unser Jahrhundert einen unerschrockneren Menschen, als der große Gustav und der Prinz waren, aufzuzeigen habe, so würde ich, den ersten Präsidenten Herrn Molé dafür erklären. Aber bei weitem kam sein Verstand der Erhabenheit seines Herzens nicht gleich. Zwar lies er beiden gewisse Beziehungen aufeinander, jedoch nicht so, daß sie in das Gebiet des Schönen gehörten. Daß in seinem Ausdruck Unrichtigkeiten waren, habe ich Ihnen bereits gesagt; und ich wiederhole es. Aber die Art von Beredsamkeit, die er in seiner Gewalt hatte, ergrif die Einbildungskraft, während sie das Ohr beleidigte. Das Beste des

*) Anne von Gonzago-Cleve, die Tochter von Carl Herzog von Mantua-Nevers, 1645 mit Eduard von Baiern Pfalzgraf am Rhein vermählt.

des Staats war sein höchster Zweck; er gab ihm selbst vor dem Wohl seiner Familie, die er jedoch für eine obrigkeitliche Person allzu sehr zu lieben schien, den Vorzug. Doch war sein Geist nicht umfassend genug, das Gute, das er vollbringen konnte, immer frühe genug wahrzunehmen. Er traute sich allzu viel Macht zu; denn er wähnte, den Hof und das Parlement am Gängelband zu halten; und doch gelang ihm dies bei dem einem so wenig, als bei dem andern. Er machte sich beiden verdächtig, und stiftete Uebel mit den besten Absichten. Vorgefaßte Meinungen trugen viel hierzu bei. Er war nie für die Mittelstraße; auch habe ich beobachtet, daß er die Handlungen nach den Personen, und nie die Personen nach ihren Handlungen beurtheilte. In den Formen des Palais (Parlementshauses) erzogen, kam ihn alles Ausserordentliche verdächtig vor. Für Menschen, die in Verhältnisse verwickelt sind, wo die gewöhnlichen Regeln nicht mehr Statt finden, ist dies die gefährlichste Stimmung.

Das Biegen Antheil, das ich selbst an den Staatshändeln, von denen hier die Rede ist, gehabt habe, könnte mir vielleicht hier mein eignes Bild beizufügen, verstatten. Aber wüßte ich auch nicht, daß wir uns selbst nie genug kennen, um uns nach dem Leben zu mahlen; so müßte ich Ihnen doch bekennen, daß ich die süße Genugthuung, die ich darin finde, wenn ich alles, was mich betrift, einzig und unbeschränkt Ihrem Urtheil unterwerfe, unmöglich einem Versuch, auch nur an einen Entwurf eines Gemähldes von mir zu den, aufopfern könnte. Ich nehme nun den Faden meiner Geschichte wieder auf.

Jetzt, da die Befehlshaberstellen bei der Armee, auf die Art, wie Sie bereits wissen, geordnet waren, fuhr man fort, an dem zur Aushebung und Erhaltung

der Truppen nöthigen Hülfsquellen zu arbeiten. Alle Staatsverwaltende Gesellschaften vereinigten sich und in Zeit von 8 Tagen gab Paris ohne Schmerzen ein vollständiges Heer. Die Bastille ergab sich, nachdem man, um der Form willen, 5 oder 6 Canonenschüsse gethan hatte. Es war ein belustigender Anblick, wie die Frauen bei dieser berühmten Belagerung sich in den Garten des Arsenals, wo die Batterie war, Sitze hintrugen, wie man sie in die Kirche mitzunehmen pflegt.

An diesem Tag kam Herr von Beaufort, der seit er aus Bois de Vincennes geflüchtet war, sich in der Provinz Vendome von Haus zu Haus verborgen hatte, nach Paris, und stieg bei Prudhomme ab. Gleich nach seiner Ankunft kam Montresor, der ihn an dem Stadtthor abgeholt hatte, zu mir, brachte mir einen Gruß von ihm, und die Nachricht, daß er in einer Viertelstunde in meiner Wohnung seyn würde. Dadurch, daß ich sogleich zu Prudhomme gieng, kam ich ihm zuvor; aber ich fand nicht, daß sein Gefängniß ihn vernünftiger gemacht hätte. Doch ist es nicht zu leugnen, daß es ihm mehr Ruf gab, weil er es mit Standhaftigkeit ertragen, und mit Muth verlassen hatte. Daß er die Ufer der Loire zu einer Zeit, wo wirklich Gewandheit und Festigkeit nöthig war, um sich da zu erhalten, nicht verlassen hatte, war allerdings sein Verdienst; und im Anfang eines bürgerlichen Kriegs ist es leicht, jedes Verdienst derer, die nicht gut mit dem Hofe stehen, geltend zu machen. Schon dies letztere ist Verdienst genug. Ich hatte von Zeit zu Zeit, und ohne daß es erkünstelt schien, günstige Gerüchte von ihm unter dem Volk verbreitet, da er mir schon vor einiger Zeit seine Bereitwilligkeit, mit mir in Verbindung zu treten, durch Montresor hatte versichern lassen, und ich den Vortheil, welchen man von ihm ziehen konn-

konnte, sehr bestimmt voraussah. Mit tausend Farben wußte ich einen Anschlag, den der Cardinal durch du Hamel auf ihn hatte machen lassen, ins Licht zu stellen. Durch Montresor, von dem, was er mir schuldig war, aufs genaueste unterrichtet, war er in der schicklichsten Stimmung, sich aufs festeste an mich anzuschließen. Natürlich konnte ihm dies, wie Ihnen ganz glaublich seyn wird, bei dem Verhältniß, worin ich bey der Parthey stand, nichts weniger als nachtheilig seyn; auch für mich war diese Verbindung in gewisser Rücksicht nothwendig. Mein Stand konnte mich in tausend Fällen in Verlegenheit setzen, und ich bedurfte eines Menschen, den ich, wenn es nöthig war, vor mich hinstellen konnte. Der Marschall von la Mothe war mir nicht sicher, weil er durchaus von Herrn von Longueville abhängig blieb. Herr von Bouillon war nicht geschaffen, um beherrscht zu werden. Ich bedurfte ein Phantom, aber nichts weiter als ein Phantom, und zu meinem Glück fand es sich, daß dieses Phantom gerade ein Enkel Heinrichs des Großen war, daß es, was sich bei Kindern Heinrichs des Großen selten findet, die Sprache der Hallen redete, und daß es — schöne, lange, blonde Haare trug. Das Gewicht dieses letzten Umstandes ist Ihnen vielleicht unbegreiflich; Sie können sich aber die Wirkung, die er auf das Volk machte, nicht groß genug denken.

Wir verließen miteinander Prudhomme, um den Prinzen von Conti zu besuchen. Wir setzten uns in Eine Sänfte zusammen, und hielten in den Straßen, von St. Denis und St. Martin stille. Hier nannte, lobte und zeigte ich Herrn von Beaufort. Die Flamme griff in einem Augenblick um sich. Alle Weiber küßten ihn, und ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß es uns, wegen der Menge, Mühe kostete, das Stadthaus zu erreichen. Den folgenden Tag bat er das Par-

lement in einem Bittschreiben, um die Erlaubniß, sich über die ihm angedichtete Beschuldigung, daß er einen Anschlag auf die Person des Cardinals gehabt, zu rechtfertigen. Es wurde Tags darauf bewilligt und vollzogen.

Zu eben der Zeit kamen auch die Herrn von Luines und Vitri nach Paris, um sich mit der Parthey zu verbinden, und das Parlement befahl, jenen berühmten Beschluß, daß alle königliche, in allen allgemeinen und besondern Einnahmen befindliche Gelder angegriffen und zur gemeinsamen Vertheidigung verwandt werden sollten.

Auf der andern Seite stellte nun der Prinz seine Posten aus. Den Marschall von Plessis verlegte er nach St. Denis, den Marschall von Grammont legte er nach St. Cloud, und Pallüau, der seitdem Marschall von la Clerambeaut geworden ist, nach Seve. Der Zorn des Prinzen über die Erklärung des Prinzen von Conti und Herrn von Longueville, verstärkte seine natürliche Thätigkeit mit unbeschreiblichem Feuer. Der Hof hatte deshalb ein so großes Mistrauen gegen die Gesinnung des Prinzen gefaßt, daß der Cardinal, fest überzeugt, er sey mit ihnen einverstanden, im Begrif war den Hof zu verlassen, und erst dann, als er ihn von seinen Posten, wo er die nöthigen Befehle gegeben hatte, nach St. Germain zurükkommen sah, wieder Muth faßte. Bei seiner Zurükkunft brach er vorzüglich in wütende Aeusserungen gegen Frau von Longueville aus, welche diese von ihrer Mutter, die sich auch in St. Germain befand, gleich den Tag darauf, aufs genaueste wieder erfuhr. Sie zeigte mir folgende zugleich in diesem Brief enthaltene Worte: es ist hier so sehr Ton, ganz ohne Schonung gegen den Coadjutor zu reden, daß auch ich, noch-

nothwendig wie die andern von ihm ſprechen muß. Doch kann ich mich nicht enthalten, ihm für das, was er für die arme Königin von England gethan hat, von ganzem Herzen zu danken. Dieſer Umſtand verdient wirklich der Seltenheit wegen bekannt zu werden. Ich beſuchte 5 oder 6 Tage zuvor, ehe der König Paris verließ, die Königin von England und fand ſie in dem Zimmer ihrer Tochter, der nachmahligen Frau von Orleans. „Sie ſehen, redete ſie mich ſogleich an, „daß ich hier Henriettten Geſellſchaft „leiſte. Die Arme hat aus Mangel des Feuers heute „nicht aufſtehen können.“ Die Wahrheit war, daß der Cardinal ſeit 6 Monaten der Königin ihre Penſion nicht hatte auszahlen laſſen, daß die Kaufleute ihr nichts mehr geben wollten und im ganzen Haus wirklich kein Stück Holz war. Daß die engliſche Prinzeſſin nicht noch einen Tag aus Holzmangel im Bett bleiben mußte, brauche ich Ihnen wohl nicht erſt zu ſagen, aber Sie glauben wohl auch eben ſo leicht, daß es dies nicht war, was die Prinzeſſin in ihrem Brief gemeint hatte. Nach einigen Tagen erinnerte ich mich dieſer Scene, und ſtellte den Schimpf dieſer Verlaſſung mit den lebendigſten Farben vor. Die Folge davon war, daß das Parlement der Königin von England 40000 livres ſchickte. Mit Mühe wird es die Nachwelt glauben können, daß in Louvre und vor den Augen eines franzöſiſchen Hofs, eine Königin von England, die Enkelin Heinrichs des Großen in der Mitte des Januars, aus Mangel an Holz nicht aufſtehen konnte! Wir ſchaudern zurück, wenn wir in der Geſchichte Erzählungen von Niederträchtigkeiten leſen, die nicht ſo ungeheuer ſind als dieſe, und dieſe Thatſache erregte, wie ich fand, bei den meiſten nur wenig Verabſcheuung. So wahr iſt es, was ich tauſendmal bemerkt habe, daß

die Beispiele der Vergangenheit, die Menschen ohne Vergleichung stärker rühren, als die Beispiele ihres Jahrhunderts. Wir gewöhnen uns an das, was vor unsern Augen vorgeht, und ich weiß nicht, ob die Consulwürde von Caligulas Pferd, uns so überrascht haben würde, als wir glauben.

Nun da die Parthei formirt war, fehlte nur noch die Ausgleichung für Gefangene, und diese geschah ohne weitere Unterhandlung. Ein Cornet von meinem Regiment, wurde von einigen aus la Vilettes Regiment zum Gefangenen gemacht, und nach St. Germain gebracht. Die Königin befahl sogleich, ihm den Kopf abzuschlagen. Der Grandprevot, der mein Freund war, und leicht die Folgen vorher sah, benachrichtigte mich davon, und ich sendete so fort einen Trompeter zu Palluau, der in dem Viertel von Seve commandirte, mit einem zwar sehr geistlichen Brief, der aber jedoch alle schlimmen Folgen andeutete, die um so näher waren, da wir mehrere Gefangene hatten, und unter diesen den Herrn von Olonne *), welcher, als er sich in verstellter Kleidung hatte flüchten wollen, ergriffen worden war.

Palluau eilte sogleich nach St. Germain, um dort die schlimmen Folgen der befohlenen Execution vorzustellen. Es kostete die größte Mühe, einen Tag Aufschub von der Königin zu erhalten, doch gelang es endlich, und diese Zeit wurde angewendet, um ihr die Wichtigkeit der Sache begreiflich zu machen. Mein Cornet ward ausgewechselt, und so war unvermerkt ein Cartel errichtet.

Ihnen

*) Ludwig von la Trimouille, Marquis von Noian, Graf von Olonne, starb 1636.

Ihnen eine genaue Erzählung alles deſſen, was ſich während der Belagerung von Paris zutrug, die den 9. Jan. 1649. anfieng, und den erſten April des nehmlichen Jahres wieder aufgehoben ward, machen zu wollen, ſcheint mir nicht intereſſant genug. Ich werde mich begnügen, blos die merkwürdigſten Tage anzudeuten. Doch ſcheint, bevor ich ins beſondere gehe, hier der Ort zu einigen allgemeinen Bemerkungen zu ſeyn, welche Aufmerkſamkeit verdienen.

Das erſte, was bemerkt zu werden verdient, iſt, daß, obgleich alle Furthen und Brücken durch die Feinde verſchloſſen und beſetzt waren, und ihre Haufen unaufhörlich auf der Landſeite ſtreiften, ſich in der Stadt, kein Schatten von Beunruhigung zeigte. Selbſt keine Unbequemlichkeit ließ ſich, wie man behaupten kann, ſpüren, und man kann hinzuſetzen, daß ſie, den 23. Januar und den 9 und 10 März ausgenommen, wo auf den Märkten ein kleiner Funke zum Auflauf ſichtbar war, den mehr die Bosheit und der Eigennutz der Fleiſcher als der Brodmangel verurſachte, auch gar nicht befürchtet zu werden ſchien.

Ferner bemerken wir, daß mit der Erklärung von Paris das ganze Königreich wankte. Das Parlement von Aix arretirte den Grafen von Alais, Gouverneur in der Provence, und vereinigte ſich mit dem Pariſer Parlement. Ein gleiches that das Parlement von Rouen, wo Herr von Longueville ſeit dem 20ſten Januar war. Das Parlement von Toulouſe wurde von dieſem Schritt nur durch die Nachricht von der Berathſchlagung zu Ruel, wovon ich in der Folge ſprechen werde, zurückgehalten. Der Prinz von Harcourt *)

*) Carl von Lothringen, der dritte dieſes Namens, ſtarb 1692.

nachmahliger Herzog von Elbeuf, eilte nach Montreuil wo er Gouverneur war, und erklärte sich für das Parlement. Rheims, Tours und Poitiers griffen für dasselbe zu den Waffen. Der Herzog von Trimouille *) hob öffentlich Truppen für das Parlement aus, der Herzog von Retz bot ihm seine Dienste und Belle-Isle an. Die Stadt Mans verjagte ihren Bischof und das ganze dem Hof ergebene Haus von Lavardin **); Bourdeaux erwartete zu seiner Erklärung nur die Briefe, die das Pariser Parlement an alle Obergerichte und an alle Städte des Königreichs geschrieben hatte, um sie zum Bund mit ihm gegen den gemeinsamen Feind aufzufordern. Diese Briefe wurden auf der Seite von Guienne aufgefangen.

Die dritte Bemerkung ist, daß im Parlement, das sich, während dieser 3 monatlichen Einschließung, regelmäßig alle Morgen, und zuweilen selbst des Nachmittags versammelte, gewöhnlich nur so leichte und geringfügige Dinge abgehandelt wurden, daß zwei Commissarien sie bequem jeden Morgen in einer Viertelstunde hätten enden können. Am häufigsten waren es Anzeigen von Meubeln oder Geld, das man bei Hofleuten verborgen glaubte, welche alle Augenblicke einliefen. Von tausenden fanden sich kaum 10 gegründet. Dieses Vorurtheil für Kleinigkeiten, und die Wut, sich keineswegs von den Formen, die den jetzigen Angelegenheiten oft gerade entgegengesetzt waren, zu trennen, bewies mir sehr bald, daß Gesellschaften, die für die Ruhe errichtet

*) Heinrich von la Trimouille, Herzog von Thouars, starb 1674.

**) Philibert Emanuel Beaumanoir von Lavardin, starb 1671.

tet ſind, nie in Zeiten der Empörung tauglich ſeyn können. Ich kehre nun zur nähern Erzählung zurück.

Den 18. Januar ward mir bey der Abweſenheit meines Onkels, Sitz und Stimme im Parlement ertheilt. An demſelben Tag unterſchrieben die Hauptperſonen bei Herrn von Bouillon einen Bund, den ſie zuſammen ſchloſſen. Ihre Namen waren, Herr von Beaufort, von Bouillon, von la Mothe, von Noirmoutier, von Vitri, von Briſſac, von Maure, von Matha, von Cugnac *) von Barriere, von Silliery, von la Rochefoucaut, von Laigues, von Sevigni, von Bethune, von Luynes, von Chaumont, von St. Germain, von Achon und von Fiesco.

Am 21. dieſes Monats wurden die ſchriftlichen Vorſtellungen, welche auf Befehl des Parlements, das gegen den Cardinal Mazarin einen Beſchluß gefaßt hatte, an den König gethan werden ſollten, geleſen, geprüft und publicirt. Sie enthielten blutige Anklagen gegen den Miniſter, und dienten eigentlich nur zu Bekanntmachung, da ſie der Hof nicht annehmen wollte, weil er behauptete, das als rebelliſch aufgehobene Parlement könne nicht mehr als ein ſtaatsverwaltendes Ganze ſprechen.

Den 24. verließen Herr von Beaufort, und la Mothe die Stadt, um einen Anſchlag, den ſie auf Corbeil gemacht hatten, auszuführen, aber der Prinz kam ihnen zuvor, und legte Soldaten dahin.

Den 29. fand Herr von Vitri, als er mit einem Theil der Cavalerie herausgekommen war, um ſeine Gemahlin, die von Coubert nach Paris kam, einzuho-

len

*) Anton von Cugnac, Marquis von Dampierre.

len, in dem Thal von Feskamp, Teutſche aus dem Bois de Vincennes, und trieb ſie bis an die Schranken des Schloſſes zurück. Der vorgebliche Sohn des Herrn von Rohan, Tancred, der ſich den Tag vorher für uns erklärt hatte, wurde bei dieſem kleinen Gefecht unglücklicher weiſe getödtet.

Den 1. Februar legte Herr von Elbeuf in Brie-Comte-Robert Garniſon, damit die Zufuhr der Lebensmittel, die von la Brie kamen, nicht erſchwert werden möchten.

Am 8. ſchlug Talon, einer der Generaladvocaten dem Parlement vor, einige Schritte der Ehrfurcht und Unterwerfung gegen die Königin zu thun. Sein Vorſchlag ward von den erſten Präſidenten, und von den Präſidenten von Mesmes unterſtützt, aber von der ganzen Verſammlung, weil man glaubte, er ſey mit dem Hof verabredet, mit lautem Unwillen verworfen. Dies glaube ich zwar nicht; daß aber die Zeit, wo dieſer Vorſchlag geſchah, höchſt unſchicklich gewählt war, iſt nicht zu leugnen. Kein einziger General war zugegen, und dies war der Grund, den ich aus allen Kräften entgegenſetzte.

Am Abend des nehmlichen Tags erhielt Clauleu, den wir mit 3000 Mann nach Charenton verlegt hatten, Nachricht, daß Herr von Orleans, und der Prinz mit 7000 Mann zu Fuß, 4000 Reutern und Canonen gegen ihn anrückten. Dieſelbe Nachricht hinterbrachte mir ein Billet, das ich zu gleicher Zeit von St. Germain erhielt.

Herr von Bouillon vom Podagra von neuem aufs Bett gefeſſelt, war der Meinung, da er glaubte, der Ort könne ſich nicht halten, die Truppen daraus wegzunehmen und nur die Mitte der Brücke zu behaupten.

Aber

Aber Herr von Elbeuf, der dieſe Nachricht für ungegründet hielt, und, weil er Clauleu liebte, ihm auf dieſe Art einen leicht errungenen Ruhm verſchaffen zu können glaubte, dachte anders. Herr von Beaufort wollte Muth zeigen, und der Marſchall la Morhe glaubte, wie er mir nachher geſtanden hat, daß der Prinz dieſen Angrif im Angeſicht unſerer Truppen, die ſich äuſſerſt vortheilhaft ſtellen konnten, nicht wagen würde. Der Prinz von Conti trat, wie alle ſchwache Menſchen zu thun pflegen, auf die Seite derer, die den meiſten Lärm machten. Es ward alſo an Clauleu gemeldet, daß er ſich halten ſollte, mit dem Verſprechen, ihm mit Tages Anbruch beizuſtehen. Aber man hielt nicht Wort. Ehe die Truppen Paris verlaſſen konnten, bedurfte es einer unendlich langen Zeit, und erſt des Morgens um 7 Uhr ſtand die Armee auf der Höhe von Feskamp in Schlachtordnung, ob man ſchon des Abends um 11 Uhr zu defiliren angefangen hatte. Charenton wurde mit Tagesanbruch von dem Prinzen angegriffen, und von ſeiner Seite mit Verluſt ſeines Generallieutenants, Herrn von Chatillon weggenommen. Clauleu nahm keinen Pardon an, und ließ ſich tödten. Wir verloren da. 80 Officiere, da bei der Armee des Prinzen nur 12 oder 15 Todte waren. Wie unſere Armee zu marſchiren anfieng, ſah ſie die feindliche auf der andern Seite der Höhe in 2 Reihen vor ſich, und weil keine von beiden ſich beim Herabſteigen in das Thal der andern Preis geben wollte, ſo blieben beide ruhig. Man ſah ſich an, und ſcharmützelte den ganzen Tag. Von dieſen Streifereien begünſtigt, gieng Noirmoutier, ohne daß es der Prinz wahrnahm mit 1000 Reutern auf die Seite von Eſtampes, um einem groſſen Transport aller Arten von Vieh, das hier verſammelt war, zur Bedeckung zu dienen. Es verdient bemerkt zu werden, daß alle Provinzen nach Paris ſtrömten, weil ihr Geld

in Ueberfluß war. Auch war das Volk faſt allenthalben von gleichem Eifer für die Vertheidigung der Stadt belebt.

Den zehnten zogen Herr von Beaufort und la Mothe aus, um Noirmoutiers Zurückkunft zu begünſtigen. In der Ebene von Ville-Juifve traſen ſie auf den Marſchall von Grammont, der 2000 Mann Schweizer und franz. Fußgarden und 2000 Reuter anführte. Nerlieu, ein jüngerer Sohn aus dem Hauſe Beauveau, ein braver Officier, der die Mazarinisch: Cavallerie commandirte, näherte ſich zu ſehr, und ward von den Garden des Herrn von Beaufort in dem Thor von Vitri getödtet. Brionne, der Vater deſſen, den ſie kennen, riß dem Herrn von Beaufort ſeinen Degen weg. Die Feinde wichen, ihre Infanterie gerieth ſogar in Unordnung, und es iſt gewiß, daß die Gewehre der Bataillons ſich zu berühren anfiengen, und ein Geklirr hervorbrachten, welches ſtets Verwirrung andeutet, als der Marſchall von la Mothe Halt machen ließ. Er wollte die Zufuhr, die von ferne ſichtbar ward, nicht der Unſicherheit eines Kampfs ausſetzen. Der Marſchall von Grammont zog ſich zurück, und der Transport kam, wie ich glaube, von mehr als hundert tauſend Menſchen begleitet, die alle auf das Gerücht: Herr von Beaufort ſey gefangen, herausgelaufen waren, nach Paris.

Den 11. äußerte Brillac, einer der Räthe, der bei dem Parlement in Anſehen ſtand, bei voller Verſammlung der Kammern, daß man an den Frieden denken müßte, daß die Bürger ermüdeten, für die Unterhaltung der Armeen zu ſorgen, daß am Ende alles auf die Geſellſchaft zurück fallen werde, und daß wie er aus ſichern Quellen wüßte, Verſöhnungsvorſchläge dem Hof ſehr willkommen ſeyn würden. Ein gleiches hatte Am-

bri

bri, der Präſident der Rechnungskammer, Tags zuvor in den Rath des Stadthauſes geſagt. Sie werden ſehen, wie man von St. Germain aus, ſich der Leichtgläubigkeit dieſer beiden Männer, von denen der erſte bloß für das Palais und der andere für nichts in der Welt Talent hatte, bediente, um einen auf Paris erſonnenen Anſchlag zu bedecken. Das Parlement gerieth über dieſen Antrag in Hitze; von beiden Seiten fielen lange und heftige Widerſprüche, und zuletzt beſchloſſen ſie, die Berathſchlagung bis Morgen auszuſetzen.

An dieſem Tag, es war der 12. Februar, benachrichtigte Michel der Befehlshaber bei der Beſatzung des Thores St. Honore das Parlement: ein Herold mit ſeinem Waffenrock geziert und von 2 Trompetern begleitet, zeige ſich, verlange mit der Geſellſchaft zu ſprechen, und habe 3 Packets, das eine an ſie, das andere an den Prinzen von Conti, und das dritte für das Stadthaus bei ſich. Damals war man eben im Begrif die Sitzung zu eröfnen, und hatte ſich bis dahin mit einer den Abend zuvor um 11 Uhr in den Hallen vorgefallenen Scene ſehr angelegentlich beſchäftigt. Der Chevalier von la Valette war nehmlich ergriffen worden, als er eben damit beſchäftigt geweſen war, Schmähſchriften gegen das Parlement und mehr noch gegen mich, auszuſtreuen. Er ward auf das Stadthaus gebracht, wo ich, der von dem Zimmer der Frau von Longueville kam, ihm auf der Treppe begegnet. Ich begrüßte ihn freundlich, da ich ihn ſehr genau kannte, und befreite ihn ſogar aus den Händen des Volks, von dem er gemißhandelt ward. Aber wie erſtaunte ich, als er, anſtatt meiner Höflichkeit zu erwiedern, mir trotzig antwortete: ich fürchte nichts, denn ich diene meinem König. Freilich, als man mir

die

die Pasquille zeigte, die sich schwerlich mit Höflichkeiten hätten vereinigen lassen, befremdete mich seine Handlungsart nicht mehr. Die Bürger lieferten mir 5 oder 600 Abschriften, die sich in seinem Wagen gefunden hatten, aus. So stolz er auch mit mir zu reden fortfuhr, änderte ich doch meinen Ton nicht gegen ihn; ich zeigte mich vom seinem Unglück gerührt, und der erste Bürgermeister schickte ihn als Gefangenen in die Conciergerie. Dieser Vorfall, der schon an sich nicht sehr mit den vorgeblichen guten Gesinnungen des Hofs, von welchen Brillac und der Präsident Ambri sich so wohl unterrichtet zu seyn rühmten, harmonirte, mit der Erscheinung eines Herolds, der wie zu rechter Zeit aus den Wolken gefallen zu seyn schien, vereint, deutete nur allzusichtbar auf einen angelegten Plan hin. Das ganze Parlement nahm dies so gut wie die ganze übrige Stadt war, aber es war gleichwohl fähig, sich, trotz seiner bessern Ueberzeugung, zu verblenden. So sehr war es bei seiner Handlungsweise durch die Regeln einer gewöhnlichen Gerechtigkeitspflege gewöhnt, sich an Formalitäten zu binden, beengt, daß es diese in ausserordentlichen Fällen nie von dem Wesen selbst zu trennen vermochte. — Die ganze Versammlung versicherte einstimmig: dieser Herold sey allerdings bedenklich, er käme nicht umsonst; zu viel Umstände vereinigen sich; man unterhielt uns mit Vorschlägen; Leute, die um das Volk zur Empörung zu reitzen, Zettel ausstreuten, würden abgeschickt; den Tag darauf erschien ein Herold; hier müße ein Geheimniß zum Grunde liegen. Und die ganze Versammlung fügte gleichwohl hinzu: aber was können wir thun? darf ein Parlement dem Herold seines Königs Gehör verweigern, da dies selbst einem feindlichen Herold nie versagt wird? Aus diesem Ton redeten alle, und

nur

nur das Mehr oder Weniger unterschied. Was bei den Gutgesinnten der Parthey, sich zuletzt in unverständliche Töne verlor, ward von den Anhängern des Hofs stark gesprochen. Man lies den Prinzen von Conti und die Generale bitten, ihre Stellen einzunehmen, und während die Eine in der großen Kammer, andere in der zweiten und vierten erwartet wurden, zog ich den ehrlichen Broussel bei Seite, und theilte mit ihm ein Auskunftsmittel, das mir nicht früher als eine Viertelstunde, ehe die Sitzung eröfnet wurde, eingefallen war.

Mein erster Plan, als ich das Parlement gestimmt sah, dem Herold Zutritt zu verstatten, war, alle Soldaten in die Waffen treten zu lassen, den Herold mit grossem Gepränge durch die Reihen hin zu führen, und ihn unter dem Vorwand von Ehrenbezeugungen so zu umringen, daß er von dem Volk nicht gesehen, noch weniger verstanden werden könnte. Mein zweiter Plan war besser. Ich schlug Brousseln vor, da Er, als einer von den Aeltesten zu sprechen hatte, zu sagen: es sey ihm unbegreiflich, wie man bei diesem Fall wo es nur Einen Weg gebe nehmlich, dem Herold alles Gehör, und sogar allen Zutritt zu verweigern, noch zweifelhaft seyn könne. Herolde pflegten nur an Feinde oder an Gleiche abgeschickt zu werden, und diese ganze Sendung sey nichts als eine plumpe List des Cardinals Mazarin, der sich einbilde, er würde dadurch das Parlement und die Stadt so sehr verblenden können, daß sie sich unter dem Schein von Gehorsam zu dem unehrerbietigsten und strafbarsten aller Schritte verleiten ließe. Von der Stärke dieser Gründe, die jedoch nur scheinbar war, selbst fest überzeugt, war der ehrliche Broussel bei diesem Vortrag bis zu Thränen gerührt. Die ganze Versammlung ward bewegt, und sie begriffen nun, daß diese Antwort die natürlichste sey. Ver-

gebens wollte der Präsident von Mesmes, die Beispiele von 25 bis 30 von Königen an ihre Unterthanen abgesendete Herolde anführen; er ward geradezu ausgezischt, als hätte er die unsinnigste Behauptung gewagt. Wer für die entgegengesetzte Meinung war, wurde nicht einmal gehört, und es gieng durch, daß dem Herold der Eingang in die Stadt verweigert, den Gens du Roi aber aufgetragen werden sollte, nach St. Germain zu reisen, um der Königin von den Gründen dieser Verweigerung Rechenschaft abzulegen. Unter dem nehmlichen Vorwand wollte auch der Prinz von Conti und das Stadthaus den Herold nicht anhören, und die für sie bestimmten Packete nicht im Empfang nehmen. Er lies sie Tags darauf auf den Schranken des Thores St. Honoré zurück. Durch diesen Vorfall und die Gefangennehmung des Ritters la Valette zu sehr beschäftigt, erinnerte man sich des am Tage zuvor gefaßten Entschlusses, über Brillacs Vorschlag zu berathschlagen, nicht mehr. Die Strahlen von Versöhnung hatten das Mißtrauen nur vermehrt, und als man die genauen Umstände des Anschlags erfuhr, war die Erbitterung noch größer. Der Ritter la Valette, ein bösartiger aber entschlossener und zu Unternehmungen reichlich mit Muth begabter Mann, hatte den Plan, uns beide, Herrn von Beaufort und mich auf den Stufen des Palais zu morden. Zu diesem Zweck glaubte er, daß die Verwirrung ihm behülflich seyn könnte, die er von einem so ungewöhnlichen Schauspiel als die Erscheinung eines Herolds wäre, in der Stadt hervorgebracht zu sehen hoffte. Diesen Anschlag auf unsere Personen hat der Hof immer geleugnet, jedoch die Pasquille anerkannt, und den Ritter la Valette zurückgefordert. Was ich jedoch aus sicherer Quelle weis, ist, das Cohn Bischof von Dole 2 Tage zuvor dem Bischof von Aire gesagt hat: Herr von Beaufort

fort und ich würden nach 3 Tagen nicht mehr am Leben seyn. Zugleich erwähnte er des Prinzen als eines Menschen, der nicht genug Entschlossenheit besitze und dem man nicht alles anvertrauen könnte. Daraus schloß ich, daß der Prinz den Plan des Ritters la Valette nicht kenne, und immer habe ich vergessen, den Prinzen darüber zu sprechen.

Am 19ten benachrichtigte der Prinz von Conti das Parlement, daß sich ein Abgesandter des Erzherzogs Leopold, Königlich Spanischen Gouverneurs der Niederlande, im Stande der Gerichtsdiener befinde, und von dem Parlement Gehör verlange. Bei den letzten Worten des Prinzen traten die königlichen Commissarien (gens du Roi) herein, die in St. Germain eine unbeschreiblich günstige Aufnahme gefunden hatten, um von ihren Verrichtungen Rechenschaft abzulegen. Die Gründe des Parlements, den Zutritt des Herolds zu verweigern, waren von der Königin sehr annehmlich gefunden worden. Sogleich hatte sie den königlichen Commissarien versichert, daß, ob sie gleich bei der gegenwärtigen Lage der Sachen die Berathschlagungen des Parlements nicht für Beschlüsse einer höchsten Staatsverwaltung anerkennen könnte, ihr doch die Versicherungen höchst angenehm wären, welche ihr die Gesellschaft von ihrer Ehrfurcht und Unterwerfung gebe, und daß sie dem Parlement, wenn es anders diese Versicherungen durch seine Handlungen bestätigte, im Allgemeinen und Besondern alle mögliche Beweise ihrer Güte geben würde. Dieser Bericht ward durch den Generaladvokaten, Talon, der beständig mit Würde und Nachdruck sprach, mit allem Schmuk, den er ihm zu geben vermochte, vorgetragen. Er endigte mit einer Versicherung, die er der Versammlung in sehr erhabenen Ausdrücken gab; daß,

wenn sie eine Deputation nach St. Germain, abfertigen wollte, diese gewiß sehr gut aufgenommen werden, und dadurch ein großer Schritt zum Frieden geschehen würde. Hierauf sagte ihm der erste Präsident, daß ein Gesandter des Erzherzogs vor der Thür der großen Kammer sey, und der geschickte Talon nahm hiervon Veranlassung, seiner Meinung mehr Nachdruck zu geben. Er bemerkte, daß die Vorsehung diese Gelegenheit, den König noch mehr von der Treue des Parlements zu überzeugen, sichtbarlich herbeigeführt habe, weil sie dadurch, daß sie dem Gesandten kein Gehör verstatteten, und der Königin blos ganz ungekünstelt bleibende Hochachtung gegen Sie durch diese Verweigerung vor aller Augen zeigten, die größte Probe davon ablegen würden.

Da die Erscheinung eines spanischen Deputirten in dem Parlement von Paris, ein in unserer Geschichte nicht gewöhnlicher Auftritt ist, so ist es nöthig, etwas zurückzugehen. St. Ibal, der im Briefwechsel mit dem Grafen Fuensaldagne stand, hatte, wie Sie bereits wissen, mir von Zeit zu Zeit dringend angelegen, mit ihm in Unterhandlung zu treten. Sie kennen die Gründe, die mich davon zurückhielten. Meine Bedenklichkeiten verminderten sich, als ich uns belagert sah, als ich erfuhr, daß Bautorte vom Cardinal, nach Flandern geschickt war, um dort mit Spanien Unterhandlungen anzufangen, und als ich unsere Parthey für vollständig genug hielt, um nicht für mich allein den Vorwurf eines Bundes mit den Feinden des Staats tragen zu dürfen. Ich lies daher an St. Ibal, der nicht mehr in Frankreich, sondern bald im Haag bald zu Brüssel war, schreiben, daß ich, bei der jetzigen Lage der Sachen, die Vorschläge, die mir zum Beistand von Paris gethan werden könnten, mit Ehren anhören zu können glaube; doch bäte ich

ihn,

ihn, alles so einzurichten, daß man sich nicht unmittelbar an mich wende, und ich in nichts öffentlich auftreten dürfe. Daß ich so an St. Iyal schrieb, wurde durch eine Nachricht bewirkt, die er mir selbst durch Montresor hatte mittheilen lassen. Die Spanier nehmlich wußten wohl, daß nur Ich der wahre Beherrscher des Volks in Paris sey, und da sie sahen, daß ich nichts gegen sie äußerte, fiengen sie an, sich einzubilden, gewisse Rücksichten gegen den Hof könnten mich vielleicht daran hindern. Da sie nun, was Paris betrift, auf die andern Generale nichts rechneten, so konnten sie leicht den täglich wiederholten unermeßlichen Anerbietungen des Cardinals Gehör geben. Ein Wort, das Frau von Bouillon fallen lies, überzeugte mich, daß sie hievon eben so viel wisse, als St. Iyal, und mit ihr und ihrem Manne einverstanden, that ich den jetzt beschriebenen Schritt. Mit gleicher Beistimmung gab ich zu verstehen, daß wir die Scene gerne durch Herrn von Elbeuf eröfnet sehen würden. Da er zu den Zeiten des Cardinals Richelieu 12 oder 15 Jahre in Flandern, von Spanien erhalten, verlebt hatte, so schien dies ein sehr natürlicher Weg; und kaum hatten wir ihn bezeichnet, so war er auch schon betreten. Der Graf von Fuenseldagne lies sogleich einen Bernhardiner Mönch, Arnolfini, als Cavalier verkleidet, unter dem Namen Dom Joseph von Ilescas, abreisen. Zwei Stunden nach Mitternacht langte er bei Herrn von Elbeuf an, und brachte ihm ein Beglaubigungsschreiben, das er ihm, so wie Sie leicht denken können, erklärte.

Herr von Elbeuf, der sich für das bedeutendste Glied der Parthey hielt, lud uns Tags darauf beym Weggehen aus dem Palais alle, d. h. alle, die von Bedeutung waren, zum Mittagsessen zu sich ein, mit

dem Zusaz, daß er uns eine wichtige Angelegenheit mitzutheilen habe. Der Prinz von Conti, Herr von Beaufort, von la Mothe, die Präsidenten Coigneux, von Bellievre, von Resmond, von Novion und Viole waren versammelt. Von Natur sehr zur Marktschreierey aufgelegt, eröfnete Herr von Elbeuf die Comödie, mit Schilderung seiner Zärtlichkeit für den französischen Namen, die ihm nicht erlaubt habe, ein kleines Billet, das er von einem verdächtigen Ort erhalten hätte, zu eröfnen. Der Name dieses Orts kam erst nach vorsichtigen und geheimnisvollen Umschreibungen zum Vorschein. Die zweite Scene wurde von dem Präsidenten von Resmond, der mit Gascouischem Feuer, den einseitigsten Verstand verband, eben so treuherzig, als die erste künstlich, gespielt. Dieses Billet, das Herr von Elbeuf sehr fein wieder versiegelt auf den Tisch geworfen hatte, ward von ihm wie etwas Verbanntes betrachtet; er sagte, daß er sehr unrecht gethan hätte, die Parlementsglieder zu Zeugen einer solchen Handlung zu machen. Ungeduldig über alle diese Possen, ergrif zulezt der Präsident le Coigneux das Billet, das wirklich mehr einem Liebesbrief, als einem Unterhandlungsschreiben ähnlich sah. Er eröfnete es, und als er den Inhalt desselben, der in einem bloßen Beglaubigungsschreiben bestand, gelesen, und aus dem Munde des Herrn von Elbeuf, die mündlichen Zusätze des Ueberbringers erfahren hatte, schloß er die Farce mit einer Posse, die der ersten Scenen würdig war. Die für die Sache selbst viel zu ungeheuern Anstalten wurden von ihm in ein lächerliches Licht gesezt. Darauf beschloß man einstimmig, Spaniens Hülfe nicht zu verwerfen. Die einzige Schwierigkeit lag nur in der Art des Empfangs, und diese war, vieler besondern Umstände wegen, wirklich nicht mittelmäßig. Frau von Bouillon hatte mir den Tag vorher, ihre

Ver-

Verhältniſſe mit Spanien anvertraut; von ihr erfuhr ich, daß der Graf von Fuenſaldagne, um ſich mit uns zu verbinden, nur die Gewißheit, daß wir mit ihm in einen Bund treten würden, erwartete. Dieſen Bund konnte von unſerer Seite niemand, als das Parlement oder ich ſchließen. Gegen das Parlement, deſſen beide vorzüglichen Häupter, der erſte Präſident und der von Mesmes für jeden ſolchen Vorſchlag unfähig waren, hatte er wenig Zutrauen, und eben ſo wenig glaubte er, bei der geringen Veranlaſſung, die ich ihm bis jetzt zur Unterhandlung gegeben hatte, auf mich rechnen zu können. Das unbedeutende Anſehen und die Unzuverläſſigkeit des Herrn von Elbeuf war ihm kein Geheimniß, auch wußte er, daß Herr von Beaufort in meinen Händen, und ſein ganzes Anſehen, aus Mangel eigenen Werths, nur ein Rauch war. An der ewigen Ungewißheiten der Frau von Longueville, und dem eingeſchränkten Verſtand des Marſchalls von la Mothe, konnte er kein Vthagen finden. Herr von Bouillon würde der Mann geweſen ſeyn, dem er ſich anvertraut hätte, wenn ihn dieſer für Paris, wo er nichts vermochte, hätte ſtehen können, und nicht durch ſein Podagra, das ihn von aller Thätigkeit zurückhielt, der Hofparthey Veranlaſſung gegeben hätte, das Volk wider ihn einzunehmen. So konnte Fuenſaldagne, durch alle dieſe Verhältniſſe in Verwirrung geſetzt, leicht dahin gebracht werden, ſeinen Gewinn von St. Germain zu erwarten, wo man mit Grund ſeine Vereinigung mit uns fürchtete. Der einzige Weg, alle dieſe Verhältniſſe zum Nutzen unſerer Parthey zu verbeſſern, war entweder ein Vertag des Parlements mit Spanien, — und dieſer war nicht denkbar, — oder eine, von mir ſelbſt ganz beſtimmt geſchloſſene Verbindung. St. Ibal erinnerte ſich, daß er einſt auf meine Veranlaſſung eine Anweiſung geſchrieben hatte, worin ich mich zu einem ſolchen Bund

verſtand, und er zweifelte keinen Augenblick, daß ich, da ich einmal die Vorſchläge anzuhören beſchloſſen hatte, noch immer in derſelben Stimmung ſey. Von ihm erhielt der Abgeſandte den Auftrag, obgleich Fuenſaldagne nicht ſeiner Meinung war, zum Verſuch die Mine zu machen, daß er, wenn dieſes nicht vorhergienge, keinen Schritt thun würde. Ehe der Abgeſandte noch Herrn von Elbeuf geſehen hatte, waren mehrere Tage lang, zwiſchen ihm und Herrn und Frau von Bouillon, Zuſammenkünfte geweſen, worin er ſich ganz deutlich gegen ſie erklärte. Der Erfolg hievon war: daß Frau von Bouillon, was ſie bis dahin nie gethan hatte, auch mir über den nähern Zuſammenhang Aufſchluß gab.

Was einſt das Bedürfniß einer ſchnellen und thätigen Hülfe, mich in jener eben erwähnten Anweiſung hatte beſchließen laſſen, das ſtand jetzt nicht mehr in meinem Plan. Dieſer Vertrag konnte jetzt kein Geheimniß mehr bleiben; er mußte nothwendig die Generale, die mir theils verdächtig, theils furchtbar waren, mit einſchließen. Daß Herr von Rochefaucaut die guten Geſinnungen der Frau von Longueville, und die Tapferkeit des Marſchalls de la Mothe ſehr erſchüttert hatte, entgieng mir nicht. Was ich von Herrn von Elbeuf dachte, wiſſen Sie. Den Herrn von Bouillon ſah ich von den Spaniern, mit denen er wegen Sedan durch das natürlichſte Intereſſe verbunden war, unterſtützt, als einen neuen Herzog von Mayenne an. Als ſolcher würde er bald ein eignes, vielſeitiges, von Paris getrenntes Intereſſe haben, und, wie einſt der Herzog von Mayenne *) zu den Zeiten der Ligue,

*) Carl von Lothringen, Herzog von Mayenne, Oberhaupt der Ligue. Er ſtarb zu Soiſſons 1611.

ligue, meinen Großonkel, den Cardinal von Gondi *) aus Paris vertrieben hatte, vom Caſtiliſchen Geld und Intriguen-Geiſt unterſtützt, mit der Zeit wohl den Coadjutor aus Paris verjagen.

Ich trug kein Bedenken, in meinen Unterredungen mit Herrn und Frau von Bouillon über den Abgeſandten, Ihnen alle meine Gründe vorzulegen, den letzten ſelbſt nicht ausgenommen, den ich jedoch, wie Sie leicht glauben, mit dem feinſten und höflichſten Scherz würzte. Frau von Bouillon, die nur im Einverſtändniß mit ihrem Gemal andern etwas verbindliches ſagte oder that, bot jetzt ihre ganze Fülle von ſüßer Schmeichelei auf. Wäre ſie wirklich ſo höflich geweſen, als ſie ſchön war, ſo hätte dies ihr Betragen allein ſie zu einem der liebenswürdigſten Weſen gemacht. Mit ihrer ganzen Zauberei beſtürmte ſie mich jetzt, daß ich mit dieſem Vertrag nicht länger zögern ſollte. Ihr Gemal und ich würden, meinte ſie, den andern gewiß die Wage halten, und uns gegenſeitig genug ſchützen.

Ein Grundſatz, der allgemein ſeyn ſollte, und, doch ſo ſelten iſt, ſtimmte Herrn von Bouillon mit einemmal für meine Meinung. Er kannte nehmlich meine Gedanken, und wußte, daß meine Sprache aufrichtig ſey, und nun war Er der einzige Mann, den ich nie etwas habe beſtreiten hören, wobey er nicht recht behalten zu können glaubte. Er fügte ſich auf die verbindlichſte Art in meine Meinung. Auf dem Poſten, wo ich ſtehe, ſagte er ſeiner Gemahlin, müße ich ſo handeln. Der bürgerliche Krieg

*) Peter von Gondi, Cardinal Biſchof von Paris, ſtarb 1616. Er war der Bruder von Albert von Gondi, den Vater von Philipp Emanuel von Gondi, welcher der Vater des Verfaſſers dieſer Memoiren war.

könne Morgen endigen, aber Erzbischof von Paris sey ich für mein ganzes Leben. Mit dem lebhaftesten Interesse die Stadt zu retten, habe ich zugleich das nicht geringere, mich in der Folge nicht von ihr getrennt zu sehen, und nachdem, was ich eben gesagt habe, gebe er zu, daß alles wohl sich vereinigen lasse. Hier zeigte er mir ein Mittel zu diesem Zweck zu gelangen, das mir bis dahin nicht in den Sinn gekommen war, das ich auch anfänglich nicht billigte, weil es mir unausführbar schien; nach einer nähern Prüfung aber gab ich ihm meinen Beifall. Wir hofften nehmlich, wenn wir das Parlement dahin brächten, dem Abgesandten Gehör zu geben, alle Folgen, die wir wünschten, daraus ziehen zu können. Dies würde die Spanier, die es nicht erwarteten, auf das Angenehmste überraschen, das Parlement, unvermerkt verbindlich machen, und den Generalen, nach einem solchen Schritt, der in der Folge, als eine von dem Parlement zum Verfahren der Privatpersonen stillschweigend gegebene Einwilligung, Freiheit zu Unterhandlungen verstatten. Ohne Mühe würde es dem Herrn von Bouillon gelingen, dem Abgesandten begreiflich zu machen, wie vortheilhaft es für ihn selbst seyn würde, wenn er dem Erzherzog durch seinen ersten Courier melden könnte, daß das Parlement der Pairs von Frankreich, von einem spanischen General der Niederlande, einen Brief und einen Abgesandten angenommen habe. Dem Grafen von Fuensaldagne sollte auf das augenscheinlichste gezeigt werden, daß es höchst schicklich sey, einen Mann in der Parthey zu haben, der, obgleich mit ihm einverstanden, doch keine Verbindung mit Spanien zu haben schien. Nur ein solcher vermöchte, bei jedem vorkommenden Ereigniß, den schlimmen Folgen vorzubeugen, die eine Verbindung mit den Feinden des Staats, in einer Parthey, wo man aus Rücksichten für das Parlement,

über

über dieſen Punct vorſichtigere Maasregeln als bei irgend einem andern, nehmen müßte, nothwendig nach ſich ziehen würde. Meine Würde und mein Stand machten mich zu dieſer Rolle geſchickter als irgend einen andern; und zum Glück fand ich ſie meinem eigenem Vortheil eben ſo zuträglich, als dem gemeinſamen Intereſſe. Die einzige Schwierigkeit war, das Parlement dahin zu bringen, daß es den Deputirten des Erzherzogs Gehör ertheilte; und dieſes Gehör war gleichwohl das einzige, was in der Meinung des Deputirten den Mangel meiner Unterſchrift erſetzen konnte, ohne welches er ſonſt kein Befugniß, etwas abzuſchließen, zu haben vorgab. Wir rechneten hier auf den Beyſtand des Glücks. Das noch friſche Beiſpiel des unter dem unbedeutendſten Vorwand abgewieſenen königlichen Herolds, beſeelte uns mit der Hofnung: es werde jetzt, wo es uns nicht an wichtigen Gründen fehlte, dem ſpaniſchen Deputirten der Zutritt nicht verweigert werden.

Unſer Bernhardiner, der bei dieſem Gehör, wovon man ſich in Brüſſel nichts träumen ließ, ſehr ſeine Rechnung fand, war über unſern Vorſchlag mehr als zu frieden. Er ſendete ſo fort an den Erzherzog ſeinen Brief ab, der ganz nach unſern Wünſchen abgefaßt war, und verſprach uns im Voraus, und ohne eine Antwort abzuwarten, alles zu thun, was wir ihm vorzeichnen würden. Dieſe Ausdrücke gebrauchte er mit vollem Recht. Denn ſeine Anweiſung war, wie ich nachher erfahren habe: in allem und allenthalben ohne Ausnahme den Willen von Herrn und Frau von Bouillon zu befolgen.

So weit waren wir, als Herr von Elbeuf uns das Billet vom Grafen von Fuenſaldagne, als eine große Neuigkeit ſehen ließ. Nun zögerte ich, wie Sie leicht glauben werden, keinen Augenblick, dahin zu

ſtimmen, daß der Abgeſandt den Brief des Erzherzogs an das Parlement überreichen müßte. Dieſer Vorſchlag ward anfänglich als eine Ketzerey angeſehen, und ich darf ſagen, beinah von der ganzen Verſammlung ausgepfiffen. Ich beharrte bei meiner Meinung, und unterſtützte ſie mit Gründen, die, leider! niemand überzeugten. Doch ſchnell trat der alte Präſident le Coigneux, ein Mann von ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, meiner Meinung bei, aber ohne mir über die wahre Urſache Aufſchluß zu geben. Ihm war es nicht entgangen, daß ich von Zeit zu Zeit eines Briefs des Erzherzogs erwähnte, deſſen bis jetzt noch nicht gedacht worden war, und er zweifelte nicht, daß ich irgend etwas Verborgenes entdekt hätte, was mich für dieſe Meinung ſtimmte. Die ganze Unterhaltung war höchſt verworren, und einer widerlegte den andern, ohne recht zu wiſſen, warum? — Warum reden Sie nicht, ſagte er zu mir, mit uns als Freunden? dann geſchieht gewiß was Sie wollen; denn ich merke wohl, das Sie unterrichteter ſind, als der, welcher Ihnen hier eine Neuigkeit mitgetheilt zu haben glaubte. Jetzt, ich geſtehe es, fühlte ich, wie ſinnlos ich gehandelt hatte. Ich merkte, daß ich ſeine Beiſtimmung nur der Erwähnung des Briefs von dem Erzherzog an das Parlement, — der eigentlich nichts weiter als ein leerer Bogen mit ſeiner Unterſchrift war, den wir bei Herrn von Bouillon, ausgefüllt hatten, — zu danken hatte. Ich drückte dem Präſident le Coigneux die Hand, und winkte Herrn von Beaufort und la Mothe. Ich ſtützte jetzt meine Meinung darauf, daß die Hülfe Spaniens, die wir als ein Heilungsmittel für unſere anerkannt gefährlichen Uebel anzunehmen genöthigt wären, ohnfehlbar für alle einzelne Glieder tödtlich werden würde, wenn ſie nicht wenigſtens durch den Diſtil-

lir-

stirkolben des Parlements gegangen sey. Die Präsidenten von Novion und Bellievre stimmten mir bei. Wir alle baten Herrn von Elbeuf es zu genehmigen, daß der Bernhardiner bloß über die Form seines Verhaltens mit uns zu Rathe gehen dürfte; le Coigneux und ich kamen auch wirklich die Nacht mit ihm zusammen. Hier in Gegenwart des Herrn von Elbeuf sagten wir ihm, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, alles, was wir bekannt werden lassen wollten; aber schon zuvor hatten wir alles, was er dem Parlement sagen sollte, bei Herrn von Bouillon mit ihm verabredet. Der Bernhardiner spielte seine Rolle als ein Mann von Kopf. Ich erspare den Auszug, den ich Ihnen von seiner, im Parlement gehaltenen Rede zu geben gedenke, bis ich Ihnen berichtet haben werde, was sich nun weiter daselbst zutrug, als er, oder vielmehr der Prinz von Conti um Gehör für ihn bat.

Der Präsident von Mesmes, der Onkel dessen, den Sie noch kennen, war ein fähiger Kopf, aber aus verzehrendem Ehrgeiz und unbeschreiblicher Furchtsamkeit dem Hof bis zur Knechtschaft ergeben. Dieser Mann that bei dem bloßen Namen eines Abgesandten des Erzherzogs, einen Ausruf, der an Rednerkunst und Pathetischer Kraft alles übertraf, was ich ähnliches von den Alten gelesen habe. Ist es möglich, mein Prinz! sagte er, und wandte sich zu dem Prinzen von Conti, daß ein Prinz von französischem Geblüte vorschlägt, auf dem Lilienteppich hier einem Deputirten des grausamsten Feindes der Lilien eine Audienz zu verstatten?

Es lag nicht an uns, daß die ersten Schläge des Gewitters, das wir gar wohl vorausgesehen hatten, nicht auf Herrn von Elbeuf fielen; aber durch den Vorwand,

wand, daß der nehmliche Grund, der ihn verpflichtet habe, seinem General von dem empfangenen Brief Rechenschaft abzulegen, ihm nicht erlaube, in seiner Gegenwart diese Sache zu führen, hatte er sich geschickt zu entziehen gewußt. Nothwendig bedurften wir jedoch einer Person, die den Weg bahnen, und die Versammlung, wo die ersten Eindrücke meist von unglaublicher Gewalt sind, mit den sanften Ideen eines allgemeinen und besondern Friedens anfüllen konnte, den dieser Abgesandte anzukündigen kam. Wir wußten, daß von dem Eindruck, den sein Name auf die Einbildungskraft der Räthe machen würde, die Verweigerung oder Annahme seiner Audienz abhängig war; und alles wohl überlegt, fanden wir doch, daß es weniger nachtheilig sey, ein kleines Verständniß mit Spanien zu verrathen, als die Arzney, welche der spanische Abgesandte uns verkaufen sollte, nicht durch den gewöhnlichen, keinem Haß ausgesetzten und uns günstigen Canal, wie das Parlement war, vorzubereiten. Daraus folgt jedoch nicht, daß bei den sogenannten regelmäßigen Versammlungen nicht der leiseste Anstrich von Einverständniß im höchsten Grad fähig ist, selbst die gerechtesten und zweckmäßigsten Vorträge zu vergiften; und dieß war in diesem Fall mehr als in jedem andern zu fürchten. Hier bewunderte ich die feine Urtheilskraft des Herrn von Bouillon, denn er zögerte keinen Augenblick die Bahn durch den Prinzen von Conti brechen zu lassen, und so das rechte Auskunftsmittel herauszufinden. Nichts bürgt so sicher für die richtige Beurtheilungskraft eines Menschen, als wenn er unter zweien Uebeln die beste Wahl zu treffen weiß.

Ich kehre zu dem Präsidenten von Mesmes zurück; der sich nach seiner Anrede an den Prinzen von Conti, zu mir wandte. Wie mein Herr, dieß waren sei-

ne

ne eigenen Worte, Sie verweigern unter dem unbedeutendſten Vorwand den Herold ihres Königs den Zutritt. — — Nie werde ich, fiel ich ihm hier ein, weil ich den zweiten Theil des Satzes voraus ſah, und ihm zuvor kommen wollte, nie werde ich, vergönnen Sie mir das zu ſagen, Gründe, die durch einen Parlementsſchluß geheiligt ſind, für unbedeutend gelten zu laſſen.

Bei dieſen Worten erhub ſich der gröſte Theil des Parlements, und wiederholte den, in der That ſehr unvorſichtigen Ausdruck des Präſidenten; und es iſt kein Zweifel, daß er, ſo ganz ſeiner Abſicht entgegen, ſehr die Audienz des Abgeſandten erleichtern half. Kaum ſahe ich, daß die Verſammlung Feuer fieng und gegen den Präſidenten losbrach, ſo gieng ich, unter einem Vorwand, hinaus. Doch trug ich zuvor Quatreſous, einem jungen Appellationsrath, dem ungeſtümſten Kopf des ganzen Parlements, auf, das Gefecht zu unterhalten. Denn mehr als einmal habe ich erfahren, daß im Parlemente das ſicherſte und wirkſamſte Mittel, eine außerordentliche Sache durchzuſetzen, in der Kunſt beſteht, die Jüngere gegen die Aeltere zu erhiſen. Quatreſous richtete ſeinen Auftrag treulich aus. Er hielt den Präſidenten von Mesmes und den erſten Präſidenten mit Beziehungen auf einen gewiſſen la Rabliere auf, einen berühmten Partheymann, den er immer in ſeine Vorträge, wenn er über etwas zu ſtimmen hatte, einzumiſchen pflegte. Quatreſous Vertheidigung entflammte die Appellationsräthe und die Präſidenten wurden zulezt über dieſe Beleidigungen ungeduldig. Es mußte über den Abgeſandten geſtimmt werden, und troz den Beſchlüſſen der königlichen Commiſſarien, troz allen Ausrufungen der beiden Präſidenten

und

und vieler andern, gieng die Meinung, ihn anzuhören, durch.

Sogleich ließ man ihn eintreten, räumte ihm am Ende des Bureau einen Sitz ein, und ließ ihn sich bedecken. Er überreichte dem Parlement den Brief des Erzherzogs, der eigentlich nur ein Beglaubigungsschreiben war, und gab darüber folgende Aufschlüsse: „Sein „Gebieter, sagte er, habe ihm den Auftrag gegeben, „die Versammlung von einer Unterhandlung, welche „der Cardinal Mazarin mit ihm, seit der Einschließung „von Paris, anzuknüpfen versucht hätte, zu benachrich„tigen. Der katholische König habe es weder für „sicher noch anständig erachtet, in dieser Lage der Sa„chen seine Erbietungen anzunehmen. Denn von Einer „Seite wäre es nur allzu sichtbar, daß er sie blos des„wegen mache, um das von allen Nationen der Erde „verehrte Parlement mit größerer Leichtigkeit zu unter„drücken, und, von der andern, würden alle Verträ„ge ohne Gültigkeit seyn, die mit einem verurtheilten „Minister abgeschlossen wären ohne Beistimmung des „Parlements dem es zur Sicherheit und Beglaubi„gung der Friedensverträge, allein zukäme, sie zu re„gistriren, und zu bestätigen. Der katholische König „wolle die gegenwärtige Lage der Sachen nicht zu „seinem Vortheil benutzen und habe deshalb dem Erzher„zog befohlen, den Herren vom Parlement die Versiche„rung zu geben, daß er sie für das wahre Interesse Sr. „allerchristlichen Maj. stät sehr besorgt halte und ihnen „von ganzem Herzen die Entscheidung wegen des Frie„dens zuerkenne; daß er sich ihrem Ausspruch unter„werfe, und es, wenn sie seine Richter seyn wollten, „ihrer Wahl überlasse, an einen ihnen beliebigen Ort „und wenn es selbst zu Paris wäre, Deputirte nieder„zusetzen, wohin er dann unverzüglich seine Deputir-

„ten

„ten senden würde, blos um seine Gründe vorzutragen. „In Erwartung ihrer Antwort habe er 8000 Mann „auf die Grenze vorrücken lassen, damit er nöthigen „Falls ihnen beistehen könnte; doch sey ausdrücklich ge„boten, gegen die festen Plätze des allerchristlichsten „Königs, ungeachtet sie meist wie verlassen wären, nichts „zu unternehmen. In Peronne, in St. Quentin, und „in le Catelet seyen nicht 600 Mann. Aber er wolle „im gegenwärtigen Fall die Wahrheit seiner Wünsche „für den Frieden an Tag legen, und gebe sein Wort, „während der Unterhandlung, keine Bewegung mit sei„nen Armeen vorzunehmen. Könnte diese aber dem „Parlement von einigem Nutzen seyn, so stünde es ihm „frey, wie man es für gut hielte, durch französi„sche Officiere darüber zu gebieten, und alle für nöthig „erachtete Vorkehrungen zu gebrauchen, durch welche „der gegen eine fremde Macht immer sehr natürliche „Argwohn vertilgt werden könnte."

Manche tumultuarische Aeusserung war dem Eintritt des Abgesandten vorhergegangen; der Präsident von Mesmes hatte alles gethan, um das gehäßige eines mit Feinden des Staats eingegangnen Verhältnisses ganz auf mich zu wälzen. Die Farben seines Gemähldes fand er, lebendig und täuschend genug, in der Gegeneinanderstellung des königlichen Herolds und des spanischen Abgesandten. Dieser Umstand war allerdings sehr mißlich, und es giebt in Fällen dieser Art kein anderes Hülfsmittel, als in den Augenblicken, wo das, was uns vorgeworfen wird, mehr Eindruck machen kann, als was wir antworten können, auszubeugen und in andern Momenten, wo der Fall umgekehrt ist, sich mit desto größerm Erfolg zu erheben. Ich blieb in diesem für mich so bedenklichen Fall dieser Regel getreu. Mit so vieler Geschicklichkeit auch der Präsident von Mes-

mes immerhin auf mich hindeuten mochte, so bezog ich doch nicht das Geringste auf mich, so lange ich ihm nichts anders als die allgemeine Erwähnung des Friedens, und den Vortrag des Prinzen von Conti, entgegen zu stellen hatte. Dieser letztere hatte, unserer Verabredung gemäß, zwar, indem er die Audienz des spanischen Deputirten erbat, des allgemeinen Friedens erwähnt, aber, um nicht das Verständniß mit Spanien allzu sichtbar anzudeuten, diesen Punct nur leise berührt. Jetzt, da der Abgesandte sich gegen das Parlement so verbindlich erklärt hatte, und ich die Versammlung von seiner eben gehaltenen Rede gekützelt sah, jetzt ergrif ich den Moment, um den Präsidenten von Mesmes nachdrücklich zu bezahlen. „Meine Achtung „für die Gesellschaft, sagte ich, habe mich vermocht, „mich zu bezwingen, und seine Anzüglichkeiten, die „ich, so sehr ich sie gefühlt, nicht hätte verstehen wollen, „zu dulden. Auch würde ich bei diesem Betragen beharren, wenn der Parlementsschluß, dem man nie zu „voreilen darf, aber stets folgen muß, mir nicht den „Mund öfnete. Dieser Beschluß habe, seiner Meinung zuwider, dem spanischen Abgesandten den Zutritt „bewilligt, so wie der vorhergehende, der eben so wenig seinen Beifall gehabt hätte, die Abweisung des „Herolds festgesetzt habe. Unmöglich könne ich glauben, daß er der Gesellschaft auflegen wolle, nie eine „andere als seine Meinung zu haben; und, so sehr ich „diese auch ehrte, finde ich doch die Freiheit im Votieren mit aller persönlichen Achtung und Verehrung sehr „vereinbar. Ich bäte jetzt die Herren um die Erlaubniß, ihm, durch eine treue Entdeckung Bericht meiner Gedanken über diese beiden Beschlüsse wegen des „Herolds und des Abgesandten, worüber ich so hart „angegriffen worden, einen Beweis meiner Achtung zu „geben. Vielleicht würde er sich überrascht finden, wenn

„ich

„ich ihm bekenne, daß, was den ersten betrift, meine „Unbefangenheit mich unfehlbar in das Netz geführt „haben würde, wenn nicht Herr von Brousset die Mei„nung vorgetragen hätte, die auch glücklich durchgegan„gen sey. Ohne diese Eröfnung würde ich wahrscheinlich „mit dem besten Willen, eine Unklugheit, die vielleicht „das Verderben der Stadt nach sich gezogen hätte, und „ein Verbrechen begangen haben, das durch die, dem ent„gegengesetzten Benehmen feierlich von der Königin er„theilte Bewilligung nur allzusehr ans Licht gestellt wor„den sey. Im zweiten Fall gestünde ich, daß es eigentlich „meine Meinung nicht gewesen sey, daß dem Abgesandten „Audienz verwilligt werden sollte; aber sobald ich aus „der Mine des Bureau bemerkt, daß die Mehr„heit, der Stimmen dafür seyn würde, habe ich „es für besser gehalten, schon im Voraus, ohne daß „es grade meine Meinung gewesen sey, mit den „andern zu harmoniren, und auf diese Art, Ueber„einstimmung und Einheit wenigstens in Dingen, wo „es leicht voraus zu sehen sey, daß der Widerspruch „doch vergeblich seyn würde, in der Versammlung „sichtbar werden zu lassen."

Dieß war meine Antwort, auf eine Menge bitterer und anzüglicher Reden, die ich seit 12 oder 14 Tagen, und noch an diesem Morgen, von dem ersten Präsidenten, und dem Präsidenten von Mesmes hatte erdulten müssen. Ein so gemäßigtes und bescheidenes Betragen, brachte eine unbeschreibliche Wirkung hervor, und vertilgte auf lange Zeit den Argwohn, daß ich durch geheime Kunstgriffe zu herrschen gedächte, welchen einer oder der andere in der Gesellschaft ausgestreut hatte. In dieser Art von Gemeinheiten ist nichts gefährlicher als dieser Argwohn. Hätte die Leidenschaft des Präsidenten von Mesmes mir nicht Veranlassung gegeben, den Schleyer etwas dichter vorzu-

ziehen, der nur leicht über das geheime Kunſtwerk hieng, das ich bei zwo ſo auſſerordentlichen Scenen, wie die Erſcheinung des Herolds und des Abgeſandten war, hatte ſpielen laſſen; ſo weiß ich nicht, ob nicht die meiſten, die mich bei der Annahme des Einen und bey Verweigerung des Andern unterſtützten, es doch bereut hätten, einer von einem andern eingefliſterten Meinung beygetreten zu ſeyn.

Vergebens wollte der Präſident von Mesmes etwas auf meine Rede erwiedern; das Geſchrey, das ſich in den Enqueten erhub, drohte ihn zu erſticken. Es ſchlug 5 Uhr; noch niemand hatte zu Mittag gegeſſen, viele noch nicht einmal gefrühſtückt. Das letztere hatten die Herren Präſidenten gethan. Ein Umſtand, der in ſolchen Fällen nicht vortheilhaft iſt.

In dem Beſchluß, der dem ſpaniſchen Deputirten den Zutritt bewilligt hatte, war zugleich enthalten, daß man eine von ihm unterzeichnete Abſchrift alles deſſen, was er dem Parlement ſagen würde, verlangen, ſie in das Protocoll eintragen und durch eine feierliche Sendung der Königin zuſchicken würde. Zugleich wollte man die Königin der Treue des Parlements verſichern, ſie anflehen, ihren Völkern wieder den Frieden zugeben, und die königlichen Truppen aus der Gegend von Paris zurückzuziehen. Es war ſchon ſehr ſpät, und — was auf die Beſchlüſſe gröſtern Einfluß hat, als man glaubt, — jedermann hungerte. So waren ſie im Begrif, dieſe Clauſel ohne weitere Prüfung hinzuſetzen zu laſſen, als der Präſident le Coigneux zuerſt die Folgen wahrnahm. Meine Herren, hub er an, und wandte ſich gegen eine groſſe Anzahl Räthe, die eben von ihren Sitzen aufſtanden, ich habe der Verſammlung noch etwas vorzutragen, und bitte ſie daher ihre Plätze wieder einzunehmen. Es betrift

trift das Intereſſe von ganz Europa. Alle ſetzten ſich von neuem, und nun ſprach er mit einen kalten und würdevollen dem Meiſter Schlaukopf — (maître gonin) ein Beiname, den man ihm gegeben hatte — ganz ungewöhnlichen Anſtand — folgende ſehr vernünftige Worte: „Der König von Spanien legt „die Entſcheidung des allgemeinen Friedens in unſere „Hände. Sey es auch nicht ſein voller Ernſt, ſo ehrt „er uns doch dadurch, daß er es uns ſagt. Er bietet „uns an, ſeine Truppen zu unſerm Beiſtand anrücken zu „laſſen, und über dieſen Punct ſind wir ſicher, daß „es ſein Ernſt iſt, ſo wie er uns viel Vergnügen „macht. Wir haben ſeinen Abgeſandten angehört, „und in der gegenwärtigen dringenden Lage thaten „wir ſicher nicht Unrecht. Wir entſchloſſen uns, dem „König davon Rechenſchaft abzulegen, und wir hatten „auch darin Recht. Aber zu dieſem Behuf glaubt man „das Blatt des Beſchluſſes ſelbſt abſenden zu müſſen, und „hierin liegt der Fallſtrik. Ich erkläre Ihnen, mein „Herr, fuhr er fort, und wandte ſich zu dem erſten „Präſidenten, daß es die Geſellſchaft nicht alſo ver„ſtanden, ſondern daß ſie nur beſchloſſen hat, die Co„pie zu überſenden, das Original hingegen im Archiv „zu behalten. Es giebt gewiſſe Gegenſtände, wo es „weiſe iſt, ſie nur mit halben Worten zu berühren, und „ich hätte gewünſcht, daß Niemand, ſich über dieſen zu „erklären, genöthigt worden wäre. Aber einmal dazu „gezwungen, werde ich ohne Bedenken ſagen, daß, „wenn wir dies Blatt weggeben, die Spanier glauben „werden, daß wir ihre Vorſchläge zu einem allgemeinen „Frieden, und ſelbſt zu unſerm beſondern Beiſtand, „dem Eigenſinn eines Mazarins unterwerfen. Ueber„geben wir dagegen nur die Copie davon, und „fügen zu gleicher Zeit, der weiſen Verordnung der „Geſellſchaft gemäß, die ehrerbietigſten Vorſtellungen

„wegen Aufhebung der Belagerung bei, so wird ganz Eu„ropa anerkennen, daß wir uns in dem Stand erhal„ten, zu thun, was der wahre Dienst des Königs und „das eigentliche Beste des Staats von unserer Würde „verlangen, wenn auch der Cardinal zu verblendet wäre, „um sich dieses Umstandes nicht, wie er sollte, zu be„dienen.“

Diese Rede wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen; von allen Seiten ertönte es, daß dies die wahre Meinung der Gesellschaft sey, und die Herrn Appellationsräthe versetzten ihrer Gewohnheit nach, dem Herrn Präsidenten manchen Streich. Der Rath Martineau sagte öffentlich, ein stillschweigender Punct im Beschlusse sey, in Erwartung der Antwort von St. Germain, die sicher wieder eine bösartige List des Cardinals Mazarin seyn würde, den spanischen Gesandten gut zu bewirthen. Charton bat den Prinzen von Conti ganz laut, daß er ersetzen möchte, was die Formalitäten des Parlements der Gesellschaft nicht zu thun erlaubten. Pont-Carre versicherte, daß ein Spanier ihm lange nicht so fürchterlich als ein Mazarin sey. Genug, die Generale wurden hinlänglich überzeugt, daß sie nicht befürchten durften, das Parlement werde die Schritte, die sie zu Spaniens Gunsten künftig thun würden, mißbilligen. Herr von Bouillon und ich hatten überflüßigen Grund, den Abgesandten des Erzherzogs vollkommen zu befriedigen. Wir wußten ihm alles bis auf die kleinsten Umstände geltend zu machen, und er war weit über seine Hofnung zufrieden gestellt. Noch in dieser Nacht schickte er nach Brüssel noch einen zweiten Courier ab, den wir bis auf 10 Meilen von Paris mit 500 Reutern das Geleite geben ließen; dieser Courier führte den genauern Bericht alles dessen, was im Parlement vorgefallen war, die Bedingungen, unter

ter welchen der Prinz von Conti und die andern Generale den Tractat mit dem König von Spanien schließen wollten, und das, was ich ins besondere eingehen konnte, bei sich. Die genauen Umstände dieser Sendung und ihrer Folgen, sollen Sie erfahren, wenn ich Ihnen zuvor erzählt habe, was sich noch an dem nehmlichen Tag, es war der 19. Februar, zutrug.

Während der Zeit, daß im Palais die Scene vom spanischen Abgesandten gespielt ward, verließ Noirmoutier mit 2000 Reutern Paris, um 500 mit Korn beladene Wagen, die in Brie-Comte-Robert waren, wo ein Theil unserer Garnison stand, in die Stadt hereinzubringen. Nach einem Gerücht, sollte der Graf, nachmaliger Marschall von Grancei *), um es zu verhindern, auf die Seite von Lagni anrücken, und Herr von la Rochefaucaut war deshalb mit 17 Escadrons abgeschickt, um ein Defilé, durch welches die Feinde kommen mußten, zu besetzen. Allein der minder erfahrne als beherzte la Rochefaucaut ließ sich von seiner Hitze hinreißen. Er blieb seiner Anweisung nicht treu, verließ seinen Posten, und fiel den Feind an. Die alten geübten Soldaten, mit denen er zu thun hatte, trieben ihn bald zurück, und er bekam eine beträchtliche Wunde in den Hals. Er verlor dabei Rozan **) den Bruder von Duras ***); sein Schwager, der Marquis von Sillery, wurde gefangen; Rochefaucaut der Premier-Hauptmann meines Cavallerie-Regiments

*) Jacob Rouxel, Graf von Grancei, ward 1651 Marschall von Frankreich, und starb 1680 zu Paris.

**) Friedrich Moriz von Durefort, Graf von Rozan; ward 1649 bei Brie-Comte-Robert getödtet.

***) Jacob Heinrich Herzog von Duras, Rozans älteſter Bruder und Marschall von Frankreich.

wurde ſtark verwundet, und ohne die Ankunft des Noirmoutiers mit den übrigen Truppen, wäre der Transport ganz verloren geweſen. Dieſer ließ die Wagen auf der Seite von Villeneuve St. George durchziehen. Er ſelbſt marſchirte in guter Ordnung mit ſeinen Truppen, im Angeſicht des Feindes, der den Marſch über eine Brücke, die auf der Heerſtraße vor ihm lag, nicht wagen zu können glaubte, auf der Heerſtraße an der Seite des großen Gehölzes. In der Ebne von Creteil ſtieß er zu dem Transport, und brachte ihn glücklich, ohne nur einen Wagen verloren zu haben, um 11 Uhr des Abends nach Paris.

Herr von Bouillon und ich hatten, wie ſie bereits wiſſen, mit Beiſtimmung der andern Generale, durch den Abgeſandten des Erzherzogs einen Courier nach Brüſſel abgehen laſſen. Es war Mitternacht als er abreißte, und einige Augenblicke nachher ſetzten wir uns bei Herrn von Bouillon zum Abendeſſen nieder. Unſere Geſellſchaft beſtand einzig und allein aus Herr und Frau von Bouillon, und mir; dieſe letztere, die im engen Cirkel immer die fröhlichſte Laune zeigte, und von dem glücklichen Erfolg dieſes Tages noch heiterer als gewöhnlich geſtimmt war, ſagte uns, daß ſie heute ausſchweifen wollte; ſie ließ alle Bedienten hinausgehen, und behielt nur Briquemaut, den Gardehauptmann ihres Mannes, der beider Vertrauen beſaß, zurück. Ihr wahrer Zweck war, in Freiheit von dem Zuſtand unſrer Angelegenheiten, den ſie für gut hielt, reden zu können. Um ihr fröhliches Mahl nicht zu ſtören, und wenigſtens ſo lang wir bei Tafel waren, Herrn von Bouillon, der ſehr am Podagra litt, zu ſchonen, ließ ich ihr ihren ſüßen Wahn. Aber als wir abgegeſſen hatten, ſtellte ich ihnen vor, daß der Standpunkt, wo wir wären, der allerbedenklichſte ſey. Wenn bei einer gewöhnlichen

lichen Parthey die Stimmung der ganzen Nation so günstig wie bei der unsrigen wäre, so würden wir unbezweifelt den ganzen Gang der Sachen nach Gefallen lenken können. Aber hier machte das Parlement, daß in Einem Sinn unsere größte Stärke sey, in 2 oder 3 andern Rücksichten zugleich unsere größte Schwäche aus. So viel Wärme auch in dieser Gesellschaft sichtbar würde, so auffallend zeige sich auch bei jeder Gelegenheit der Geist des Wankelmuths der in ihr wohnt. Erst in dem vorliegenden Fall sey es nöthig gewesen, unsere ganze Kunst aufzubieten, um zu verhindern, daß sich das Parlement nicht selbst in Fesseln schmiedete. Ich gäbe zu, daß das, was wir von ihm verlangt hätten, hinreiche um die Spanier zu überreden: es sey für sie ihr Zweck nicht so unerreichbar, als sie geglaubt hätten, aber sie müßte mir auch einräumen, daß auf der andern Seite der Hof, bei einem weisen Betragen, einen unendlich großen Vortheil daraus ziehen würde, wenn er sich der Unterwerfung der Gesellschaft, welche sie durch den Bericht von der Sendung des Deputirten an den Tag lege, geschickt bediente, um von seiner ersten Hoheit gegen das Parlement mit Anstand zurückzukommen, und die feierliche Deputation, welche das Parlement an ihn abgehen zu lassen gedenke, als Mittel gebrauchte, in Unterhandlung mit ihm zu treten. Wir dürften nicht zweifeln, daß der Hof durch die üble Wirkung, welche die am Morgen nach der Abreise des Königs den Gens du Roi verweigerte Audienz in St. Germain, dem Interesse des Hofs zuwider, hervorgebracht habe, hinlänglich belehrt sey, um die gegenwärtige Gelegenheit nicht zu verabsäumen. Und beweißt uns dies nicht schon die gütige und sanfte Art, mit welcher der Hof unsere Entscheidungen wegen Ausschließung des Herolds aufgenommen hat? Denn es konnte ihm doch nicht unbekannt seyn, daß sie auf den unbedeutendsten Vorwand

gebaut war. Ueberdies würden der erste Präsident und der Präsident von Mesmes als Oberhäupter der Deputation sicher alles anwenden, um Mazarin zu zeigen, was sein wahrer Vortheil bei dieser Sache verlange. Auch würden diese beiden Männer, die nur einzig und allein, das Interesse des Parlements beabsichtigten, uns, wenn sie sich nur mit Ehren aus dem Handel gezogen hätten, mit Freuden verlassen, und eine Versöhnung schließen, die uns unsere Sicherheit zwar zusichern, aber nicht gewähren, vielmehr mit dem Schluß des bürgerlichen Kriegs die Knechtschaft begründen würde.

Hier unterbrach mich Frau von Bouillon. „Alle „diese Uebel, sagte sie, verdanken also der Audienz des „spanischen Abgesandten ihren Ursprung; sie hätten „folglich, wie mich dünkt, vorher gewogen werden „müssen. Du vergißt, fiel ihr Gemal etwas ungestüm „ein, alles, was wir vor kurzem über diesen Gegen„stand gesprochen haben. Sahen wir damals nicht, im „allgemeinen, alle diese Uebel voraus? aber gegen die „Nothwendigkeit abgewogen, den Abgesandten, auf wel„che Art es auch sey mit dem Parlement zusammen zu „bringen, faßten wir diesen Entschluß, der uns weniger „mislich schien, und ich sehe, daß auch jetzt der Herr „Coadjutor auf Mittel dieses mindere Uebel zu verbessern „sinnt Sie haben Recht, mein Herr, antwortete ich, und „ich unterwerfe mein erdachtes Auskunftsmittel Ihrem „Urtheil, wenn ich zuvor das Gemälde aller Uebel, „die ich dabei voraussehe, vollendet haben werde. Sie „wissen, daß in den letzt verflossenen Tagen, im Par„lement von Seiten Brillacs, und in den Rath des „Stadthauses, von dem Präsidenten Aubri, Friedens„vorschläge gethan wurden. Wenig fehlte, daß das „Parlement sie blindlings annahm, und als es beschloß,

„nicht

„nicht ohne die Generale zu stimmen, glaubte es viel „gethan zu haben. Bald werden Sie sehen, daß ver„schiedene Glieder der Gesellschaften anfangen ihre Ab„gaben nicht mehr zu bezahlen, und viel andere absicht„liche Unordnungen in der Policei sich einschleichen lassen. „Der große Haufe des Volks bewirkt, durch sei„ne Standhaftigkeit, daß diese Auflösung der Partheyen „bis jetzt noch nicht sichtbar ist: arbeitet man aber nicht „daran, sie zu verbinden und wieder zusammen zu schmel„zen, so werden sie sich gegenseitig schwächen, und im „Kurzen aufreiben. Zur Erreichung dieses Zwecks ist „es anfänglich genug, die Köpfe von neuem in Flam„men zu setzen. Aber wenn diese Glut kühler wird, „muß Gewalt ihren Verlust ersetzen. Unter dieser Ge„walt verstehe ich keine andere, als die, welche wir uns „durch die Achtung derer selbst sichern, die die Quellen „des Uebels wogegen wir Hülfe suchen, werden könn„ten. Was wir jetzt mit Spanien thun, läßt es dem „Parlement ahnen, daß es sich nicht für Alles rechnen „darf. Was Herr von Beaufort und ich bei dem Volk „vermögen, muß dasselbe auch überzeugen, daß wir aller„dings für Etwas zu rechnen sind. Diese beiden Ansichten „haben jedoch ihr Schlimmes, wie ihren Nutzen. Das „Verständniß der Generale mit Spanien ist nicht genug „bekannt, um die Gemüther mit dem, in gewisser Rück„sicht, nöthigen Eindruck zu rühren, und würde sogar, „wenn es bekannter wäre, schädlich seyn. Auf der an„dern Seite ist es nicht so geheim, daß es das Parle„ment nicht bei vorkommenden Fällen zu unserm Nach„theil benutzen könnte; und doch würde es, wenn es uns „für ganz wehrlos hielt, sicher mit noch weniger Scho„nung gegen uns verfahren. Ferner ist das Ansehen, wel„ches Herr von Beaufort und ich bei dem Volk haben, „weit geschikter dem Parlement zu schaden, als zu hin„dern, daß es uns Schaden zufüge. Wären wir aus

„den

„den Hefen der Nation, von niederer Abkunft, so kö
„te es uns vielleicht einfallen, wie ein Buſſy *)
„Clerc zu den Zeiten der Ligue zu verfahren, d
„Parlement ins Gefängniß zu ſetzen, und aus
„plündern. Wollten wir von Spanien ſo abhän
„ſeyn, als es die Sechszehner waren, ſo könnten auch
„eine That beabſichtigen der ihrigen gleich, als ſie
„Präſidenten Büſſon aufhiengen.**) Aber Beauf
„iſt der Enkel Heinrichs des Großen, und ich bin Co
„juter von Paris. Unſere Ehre und unſer Zweck ſti
„men nicht dahin. Und doch bin ich überzeugt, d
„es uns leichter ſeyn würde zu vollführen, was Bu
„le Clerc, was die Seize thaten, als dahin zu gel
„gen, daß das Parlement, alles, was wir zu ſein
„Nachtheil thun könnten, klar und deutlich genug e
„ſieht, um dadurch von ſelbſt zurückgehalten zu werd
„wider uns auszuüben, was es ſo lange für leicht hi
„bis wir es vom Gegentheil überzeugt haben. Hier ſe
„Sie das Schickſal aller Volksgewalt. Nur dan
„wenn ſie ſich fühlbar zu machen we
„wird an ſie geglaubt, und doch erforde
„oft der Vortheil und die Ehre derer, d
„ſie in Händen haben, ſie weniger fü
„bar, als glaubhaft zu machen. In die
„Lage ſind wir. Das Parlement iſt zu einem ſehr u
„ſiche

*) Buſſi le Clerc war Fechtmeiſter, und darauf Procu
tor beim Parlement. Er war einer von jenen 16 ei
gen Anhängern der Ligue, deren Namen man in den Ne
über die Satyre Menippee angeführt findet: ſie wur
les Seize genannt, weil ſie ſich in den 16 Quartier
von Paris vertheilten. Buſſi le Clerc flüchtete ſich in
Folge nach Brüſſel, und ſetzte dort ſeine Fechtmeiſt
kunſt von neuem fort.

**) Dieß thaten die Seize den 15ten November 1591.

„sichern und schimpflichen Frieden geneigt. Wollen „wir, so wird Morgen das Volk im Aufruhr seyn. Aber „dürfen wir es wollen? In welchen Abgrund stürzen „wir in der Folge Paris, wenn wir das Ansehen des „Parlements zerstören? — Wenden wir das Blatt, so „sind wir nicht minder in Verwirrung. Bewirken wir kei„nen Aufruhr, so wird das Parlement nie glauben, daß „wir einen bewirken konnten. Und wodurch wird es denn „gehindert, durch seine Zuvorkommenheit gegen den Hof „sich vielleicht selbst aber uns doch unfehlbar noch früher „ins Verderben zu stürzen? — Dies sind, werden Sie „mir sagen, gnädige Frau, eine Menge Uebel und we„nig Mittel dagegen, und ich antworte, daß ich von „denen, die aus dem, von Ihnen entworfenen Vertrag „mit Spanien, und der dem Herrn von Beaufort und „mir obliegenden Pflicht, unser Gewicht beim Volk zu er„halten, ganz natürlich hervorkeimen, offenherzig re„den zu müssen glaubte, daß ich aber bei beiden ge„wisse Seiten wahrnehme wodurch die Stärke und „Wahrheit derselben geschwächt wird. Die Hülfsmit„tel glaubte ich von der Fähigkeit und Erfahrung ihres „Gemals erwarten zu dürfen, und wäre er nicht von „seiner Krankheit verhindert worden, ein paar Ver„sammlungen des Parlements, oder einem Rath des „Stadthauses beizuwohnen, so würde er mit einem „Blick deutlicher gesehen haben, was ich Ihnen hier „schildern zu müssen glaubte.“

Wie überrascht war Herr von Bouillon und seine Gattin nach dieser Erklärung! Er, der diese Lage der Sache nicht im geringsten geahnet hatte, bat mich, ihm alles eben Gesagte und was ich noch zu sagen haben könnte, schriftlich aufzusetzen. Ich that es sogleich, und erhielt den Tag darauf eine Copie von ihm, die noch in meinen Händen ist; beide waren über die Lage un-

unserer Angelegenheiten, die auch mich bei der erste Prüfung höchst unangenehm überrascht hatte, unbe schreiblich traurig. Nie habe ich einen so schnellen Wech sel gesehen. Die sanfte und ehrenvolle Antwort de Königin an die königlichen Commissarien wegen des He rolds, ihre Versicherung einer allgemeinen aufrichtige Verzeihung, die lieblichen Farben, mit denen Talon diese Antwort zu verschönern wußte, rissen in einem Au genblick fast alle Herzen hin. Zwar gab es Augenbli cke, wo die darauffolgenden Vorfälle, und die Kunst derer, die sie zu ihren ersten Gesinnungen zurückbrin gen wollten, die erloschene Glut wieder anfachte, aber der Grund zur Reue und Versöhnlichkeit war auf im mer gelegt. Allenthalben bemerkte ich dies; und mein einziger Trost war, mich, Herrn von Bouillon, den einzigen Manne von Kopf und Rang in unserer Parthey, anvertrauen, und mit ihm gemeinschaftliche Maasregeln über unser zu beobachtendes Betragen neh men zu können. Gegen die übrigen nahm ich immer eine heitere Miene an, und bemühte mich ihnen die ge ringsten Umstände, fast mit derselben Sorgfalt, wie ich gegen den spanischen Gesandten gethan, geltend zu machen. Der Präsident von Mesmes hatte, trotz al ler in den beiden letzten Sitzungen erdulteten Streiche, doch wahrgenommen daß dies nur ein auflohderndes, nicht ein anhaltendes Feuer gewesen war. Für diesmal äußerte er gegen den Präsidenten Bellievre, sey dannoch ich der Betrogene, da ich das Vergängliche, für das We sentliche genommen hätte. Hätte Bellievre es für vortheil haft gehalten, so hätte er mich hierüber rechtfertigen können, weil er um die wahren Verhältnisse mit Spanien wußte, aber er selbst war getäuscht, und scherzte über den Präsidenten von Mesmes, daß er so sein Vergnü gen an Selbstbetrug finden könne.

Bis 5 Uhr des Morgens hatte Herr von Bouillon sich mit der Prüfung des Papiers, das er um 2 vor mir erhalten, beschäftigt, und bald lud er mich durch ein Billet, auf 3 Uhr des Nachmittags zu sich ein. Ich fand, als ich dahin kam, seine Gattin in tiefem Schmerz. Herr von Bouillon hatte ihr versichert, daß meine Schilderung, nach Voraussetzung der Thatsachen, die ich ohne Zweifel genau kennen müßte, nur allzu gegründet sey, und daß es hier nur Ein Mittel gebe, aber ein Mittel, das ich nicht nur nicht ergreifen, sondern wogegen ich sogar arbeiten würde. Dies Mittel bestehe darin, das Parlement ganz ungestört nach seiner Weise verfahren zu lassen, und sogar in Geheim es zu Schritten zu verleiten, die dem Volk verhaßt wären. Ohne Verzug müßten wir sein Ansehen bei dem Volk zu untergraben suchen, auch die nehmliche Rolle in Rücksicht des Stadthauses, dessen Chef der Präsident le Frenon, erster Bürgermeister, bereits sehr verdächtig war, spielen, und uns so der ersten günstigen Gelegenheit bedienen, um uns, sey es durch Verbannung oder Gefängniß, gegen die Glieder, für die wir uns selbst nicht bürgen könnten, in Sicherheit zu stellen. Dies war es, was Herr von Bouillon uns ohne Bedenken vorschlug. Longueuil, dies fügte er noch hinzu, der das Parlement besser als irgend einer der Nation kenne, habe ihn den Mittag besucht, und alles bestätigt, was ich ihm gestern von der herrschenden Stimmung des Parlements, die sich unvermerkt immer mehr befestige, gesagt, und ihm zugleich beygestimmt, daß das einzige kräftige Mittel sey, bei guter Zeit darauf zu denken, es zu **reinigen** (purger). An diesem Wort erkannte ich Longueuil; denn nie gab es einen Menschen, der so entscheidend und gewaltsam wie er gewesen wäre, und der diese Ausbrüche und Gewaltthätigkeiten mit sanftern Ausdrücken zu mildern gewußt hätte. Was Herr von Bouillon mir hier

sagte,

sagte, hatte ich bereits, und vielleicht mit größerem Recht, weil ich die Möglichkeit dieses Auskunftsmittels besser kannte, als er, erwogen. Doch verrieth ich hiervon nicht die leiseste Spur; denn ich kannte die Schwäche, sich immer gern für den Erfinder einer Sache zu halten, nur allzu gut an ihm. Es war der einzige Fehler, den ich je in Geschäften an ihm wahrgenommen habe. Als er mit seine Gedanken hinlänglich erläutert hatte, bat ich ihn die meinige aufschreiben zu dürfen, und that es auf der Stelle.

„So sehr ich von der Möglichkeit der Ausführung „überzeugt bin, so sehr fürchte ich, daß sie in ihren „Folgen, dem Ganzen wie dem Einzelnen schädlich seyn „wird. Eben das Volk, dessen Sie sich jetzt zu Zer„störung des Ansehens der Magistratspersonen bedient „haben, wird auch das Ihrige nicht mehr anerkennen, „so bald Sie genöthigt sind, das von ihm zu verlan„gen, was jene von ihm foderten. Das Parlement „war bis zum Krieg der Abgott des Volks; noch jetzt „wünscht dieses den Krieg, aber die Neigung für „das Parlement fängt an kühler zu werden. Es täuscht „sich selbst darüber, und glaubt, diese Erkaltung gel„te nur einigen Gliedern, die Mazarins Anhänger sind, „aber es irrt. Unvermerkt und stufenweise ver„breitet sie sich über die ganze Gesellschaft, das Volk „fühlt den Ueberdruß früher, ehe es sich desselben be„wußt ist. Seine Lästigkeit wird durch den Haß ge„gen Mazarin unterstützt und bedekt. Unsere Sati„ren, unsere Verse, unsere Lieder belustigen die Köpfe „der Menge, das fröhliche Geräusch der Trompeten, „Trommeln und Cymbeln, wirkt auf die, welche für „jenes nicht Sinn haben. Aber werden deshalb die „Abgaben mit der Pünktlichkeit, wie in den ersten Wo„chen bezahlt? Wie viel haben sich gefunden, die Ih-

„nen,

„nen, Herrn von Beaufort und mir nachgeahmt haben,
„als wir unſer Silberzeug in Münze ſchickten? —
„Beobachten Sie, wie verſchiedene von denen, die ſich
„noch für eifrige Verfechter der gemeinen Sache halten,
„bereits anfangen, in gewiſſen Fällen andere, die es
„weniger ſind, zu entſchuldigen. Dieſe frühe Ermat-
„tung iſt um ſo bedeutender, da der Lauf nicht ganz vor
„6 Wochen begann; was wird eine längere Reiſe erſt
„bewirken! — Das Volk empfindet ſeine Ermat-
„tung kaum, wenigſtens iſt es gewiß, daß es ſie nicht
„kennt. Die Müßen glauben, ſie ſeyen entrü-
„ſtet, und dieſe Entrüſtung geht gegen ein Parle-
„ment, das, einen Monat früher, der Abgott des Volks
„war, und zu deſſen Vertheidigung es die Waffen er-
„griff. Hätten wir das Anſehen des Parlements in
„der Meinung der Menge vernichtet das Unſri-
„ge dagegen begründet, und uns an ſeine Stelle ge-
„ſetzt, ſo würden wir unfehlbar mit denſelben Uebeln
„zu kämpfen haben. Auch wir hätten das nemliche aus-
„üben müſſen, was jetzt das Parlement thut. Hätten
„wir nun Abgaben auflegen und Gelder erheben müſſen,
„ſo würde der einzige Unterſchied dieſer geweſen ſeyn, daß
„der Haß und die Mißgunſt des dritten Theils der
„Bürger von Paris, welcher, ſo bald das Parlement
„von uns angegriffen, geſchwächt oder zerſtört worden,
„durch tauſend verſchiedene Bande an daſſelbe gefeſſelt
„geweſen wäre, bei den übrigen zwey Drittheilen, das in
„8 Tagen gegen uns angeſponnen und vollendet haben
„würde, was gegen das Parlement dieſe 6 Wochen
„nun doch erſt angefangen haben. Zum Beleg über
„das eben geſagte, kann die Ligue uns ein berühmtes
„Beiſpiel liefern. Derſelbe Geiſt, den wir jetzt bemer-
„ken, er, der immer dahin abzweckt Widerſprüche zu
„vereinigen, und den bürgerlichen Krieg nach den Be-
„ſchlüſſen der Gens du Roi zu formen, herrſchte auch

„damals im Parlement, und Herrn von Mayenne er„müdete dieſer Pedantismus gar bald. Die 16, wel„che die Viertelsmeiſter der Stadt waren, mußten ihm, „obgleich verſtohlen, dienen, um das Parlement zu ſtürzen, „aber er war genöthigt, in der Folge 4 von dieſen 16, „wegen ihrer allzu großen Anhänglichkeit an Spanien „aufhängen zu laſſen. Was er unter dieſen Umſtänden „that, um ſich von dieſer Krone unabhängiger zu ma„chen, bewirkte, daß er ihrer, zum Beiſtand gegen das „Parlement, deſſen Ueberreſte ſich zu erheben anfiengen, „deſto mehr bedurfte. Was war das Reſultat aller „dieſer Verwirrungen? daß Herr von Mayenne gend„thigt war, einen Vertrag zu ſchließen, welcher die Nach„welt ſagen macht, daß er weder Frieden noch Krieg zu „betreiben verſtand. Dieß war das Schickſal des Herrn „von Mayenne, der an der Spitze einer zu Vertheidigung „der Religion entſtandenen, durch das Blut der Herrn „von Guiſe, die allgemein für die Makkabeer ihrer Zeit „galten, vereinigten, bereits in allen Provinzen ver„breiteten Parthey ſtand. — Dürfen wir uns mit ihm „vergleichen? — Durch die Aufhebung der Belagerung „von Paris und durch Mazarins Verbannung kann der „Hof uns Morgen den Vorwand zum bürgerlichen Krieg „entziehen. Zwar fangen die Provinzen bereits zu wan„ken an, aber die Flamme hat noch lange nicht ſtark ge„nug um ſich gegriffen, und wir müſſen, anzelegent„licher als je darauf beharren Paris zu unſern vorzüglich„ſten Augenmerk zu machen. Wenn wir alle dieſe Be„hauptungen als gegründet vorausſetzen, iſt es dann „noch weiſe, eine Spaltung in unſerer Parthey bewir„ken zu wollen, wodurch die bei weitem organiſirtere, „begründetere und beträchtlichere Parthei, die Ligue, zu „Grunde gerichtet ward? — Hier wird mir Frau von „Bouillon aufs neue vorwerfen, daß ich von Uebeln

„ſchwatze,

„ſchwatze, ohne der Mittel dagegen zu gedenken, und „ich komme zu dieſen.

„Den Vertrag mit Spanien, den Sie beabſichti„gen, und die Schonung gegen das Volk erwähne ich „nicht hier, weil ich ſie als nothwendig vorausſetze. „Das, was mir in den Sinn gekommen iſt, ſcheint ſehr „geſchickt uns beim Parlement das nöthige Anſehen zu „erwerben. Die Armee, die wir in Paris haben, wird, „ſo lang ſie in den Ringmauern der Stadt bleibt, „immer als Volk betrachtet. Jeder Parlementsa„rath hält ſich wenigſtens ſo gut wie die Generale für „ihren Gebieter. Ich ſagte Ihnen geſtern Abend, daß „die Gewalt der erſten über das Volk, nie anders als „durch ihre ſichtbaren Wirkungen glaubhaft wird. Der „Grund davon iſt, daß diejenigen, welche vermöge ih„rer Würde natürlicher Weiſe dieſe Gewalt haben ſoll„ten, noch, wenn ſie das Weſentliche derſelben ſchon „längſt verloren haben, ſo lange als möglich die Einbil„dung davon beibehalten. Der Hof hat uns hievon „überzeugende Proben geliefert. Hat es nur Einen Mi„niſter, Einen Höfling gegeben, der, bis zum Tag der „Straßenſperrung, nicht alles, was ihm von der gün„ſtigen Stimmung des Volks für das Parlement geſagt „ward, lächerlich gemacht hätte? Und doch iſt es wahr, „daß ohne Ausnahme alle Miniſter, alle Hofleute be„reits untrügliche Merkmale der Revolution erhalten hat„ten. Doch; die Sperrungen der Stadt mußten ſie wohl „überzeugen! — Iſt dies geſchehen? hat es ſie hindern „können, in dem Wahn, daß die Laune, welche das Volk „zum Aufruhr getrieben hätte, nicht bis zum bürger„lichen Krieg gehen würde, Paris zu belagern? Wird „alles, was wir heute und täglich thun, ſie von ih„rem Irrthum zurückbringen können? Sind ſie jetzt ge„heilt, und ſagt man der Königin nicht täglich, daß

„der gröſte Theil der Bürger für sie sey, und in Pa-
„ris nur die Hefen des Volks, durch Geld erkauft, für
„das Parlement wären? Den Grund dieser falschen
„Schmeichelei und dieses Selbstbetrugs in solchen Fäl-
„len habe ich bereits angemerkt. — Dem Parlement aber
„wiederfährt jetzt, was dem Hof wiederfahren ist. In
„den jetzigen Bewegungen lassen sich schon alle Kenn-
„zeichen der Volksgewalt verspüren, bald wird es bis zum
„wesentlichen derselben kommen und das Murren, wel-
„ches sich gegen das Parlement zu erheben anfängt,
„wie die verdoppelte blinde Liebe des Volks für Herrn
„von Beaufort und mich, sollten jenes davon überzeu-
„gen; aber nichts weniger als dieses. Es wandelt
„in seiner Blindheit dahin, und nur eine wirkliche und
„entschiedene Gewaltthätigkeit, nur ein Streich, der es
„zu Boden schlägt, wird es zur Erkenntniß bringen.
„Alles, was milder und geringer ist, wird es für einen
„auf sich gemachten aber mislungenen Anschlag, halten.
„Es wird dadurch neuen Muth fassen, und uns, wenn
„wir nachgeben, durch sein Betragen wirklich zwingen,
„es zu stürzen. Doch dabei finden wir unsere Rech-
„nung nicht. Unser Interesse verlangt im Gegentheil,
„ihm, damit jede Spaltung in unserer Parthey vermie-
„den würde, kein Leid zuzufügen, doch zugleich durch
„unser Verfahren zu zeigen, daß es sich nur mit uns
„vereint wohl befinden kann. Und zu diesem Zweck
„giebt es, meiner Meinung nach, kein kräftigeres Mit-
„tel, als unsere Armeen von Paris ausrücken zu lassen
„und sie an einen vor den Anfällen der Feinde sichern Ort
„zu verlegen, wo sie jedoch die Einfuhr beschützen können,
„aber das Parlement dahin zu bringen, daß es selbst
„auf diese Verlegung dringt. Hierdurch wird bei dem-
„selben jeder Verdacht so lange unterdrückt, bis es gut
„ist, daß das Parlement welchen fasse. Und so wird
„diese Vorsicht mit Hülfe der andern von Ihnen bereits

be-

„beſchloſſenen, das Parlement unvermerkt in die Noth-
„wendigkeit verſetzen, mit uns harmoniſch zu handeln,
„und die Gunſt des Volks, durch welche allein wir jenes
„zurückhalten können, die aber ihm bis jetzt als ein leerer
„Rauch erſchien, wird, durch eine Armee, die nicht
„mehr in ſeinen Händen iſt, ihm dann verſtärkt und
„gleichſam verdichtet erſcheinen.“

Dies war es, was ich in dem Cabinet der Frau von Bouillon niederſchrieb. Als ich es beyden bald nachher vorlas, bemerkte ich, daß ſie, bei der Stelle, wo ich die Trennung der Armee von Paris vorſchlug, ihrem Gemal ein Zeichen gab, und kaum hatte ich meine Vorleſung geendet, ſo zog er ſie bei Seite und ſprach wohl eine halbe Viertelſtunde im Geheim mit ihr. „Sie kennen, ſagte er, als er ſich darauf wieder zu mir „wandte, — den Zuſtand von Paris ſo genau, da hinge-
„gen meine Kenntniß ſo eingeſchränkt iſt, daß es Ent-
„ſchuldigung verdient, wenn ich nicht richtig darüber
„ſpreche. Ihre angeführten Gründe werden jedoch durch
„ein Geheimniß, daß wir Ihnen anvertrauen wollen,
„wenn ſie uns heilig verſprechen, gegen jedermann und
„beſonders gegen Fräulein von Bouillon *) das tiefſte
„Schweigen zu beobachten, noch verſtärkt werden.
„Ich verſprach, und er fuhr fort: Herr von Turenne
„iſt, wie er uns ſchreibt im Begrif ſich für die Par-
„they zu erklären, und nur 2 Oberſte ſeiner Armee ma-
„chen ihm noch zu ſchaffen. Er hofft ſich ihrer, ehe
„noch 8 Tage verflieſſen, auf eine oder die andere Art
„zu verſichern, und wird dann ohne Verzug zu uns ſtoſ-
„ſen. Kein Menſch ſollte etwas davon erfahren, nur
„Sie hatte er ausgenommen; aber ſeine Hofmeiſterin,
„ſetzte Frau von Bouillon aufgebracht hinzu, hat das

 „Ver-

*) Charlotte von la Tour, ſtarb unverheurathet 1662.

„Verbot auf Sie wie auf alle übrige ausgedehnt.“
Die Gubernantin, von der hier die Rede iſt, war
das alte Fräulein von Bouillon. Herr von Turenne
ſetzte ein uneingeſchränktes Vertrauen in ſie, und Frau
von Bouillon haßte ſie herzlich. „Was ſagen Sie nun?
„ſo nahm ihr Gemal das Geſpräch wieder auf; muß uns
„nicht der Hof und das Parlement als ſeine Gebieter
„anerkennen? Ich will nicht undankbar ſeyn, antwor-
„tete ich, und kann Ihr Geheimniß mit einem andern
„gar wenig richtigen, aber doch ſicher nicht unbe-
„deutenden bezahlen. So eben hab ich ein Billet von
„Hoquincourt *) an Frau von Monthazon geſehen, das
„nur die Worte enthielt: Peronne gehört der
„Schönſten der Schönen, und heute früh ſchrieb
„mir Buſſi Lamet, daß Moizieres unſer ſey. Hier fiel mir
„Frau von Bouillon freudetrunken um den Hals; als
„unſere Zweifel waren verſchwunden, und in einer
„Viertelſtunde verabredeten wir die nähern Maaßre-
„geln, über alles, wovon Sie hier den Entwurf geſehen
„haben.

Ohnmöglich kann ich bei dieſer Unterredung ver-
len, ohne einer Aeuſſerung des Herrn von Bouillon
zu gedenken. Wir waren beſchäftigt die Mittel zu unter-
ſuchen, wie die Armeen aus den Mauern zu bringen wä-
ren, ohne daß das Parlement Argwohn darüber ſchöpfe.
Entzückt über ſo viel gute Nachrichten lieh, Frau von
Bouillon unſern Geſprächen kaum eine flüchtige Auf-
merkſamkeit, und auch an mir war es ſichtbar, daß
die Nachricht über Herrn von Turenne mich gerührt
und zerſtreut hatte. Herr von Bouillon bemerkte es

M

*) Carl von Monchi, Marquis von Hoquincourt, Gou-
neur von Peronne u. ſ. w. Er ward 1651 Marſch
von Frankreich, und 1658 vor Dünkirchen getödtet.

Meiner Frau, sagte er mir, halb aufgebracht, verzeihe ich, was ich Ihnen nicht verzeihe. Sehr weise, sagte der alte Prinz von Oranien, daß, da wo uns die glücklichsten Nachrichten zuströmen, der Augenblick sey, wo die Aufmerksamkeit auf das kleinste doppelt gespannt seyn müßte.

Den Parlementsdeputirten waren ihre Pässe ausgefertigt worden, und am 24. Februar reisten sie ab, um der Königin von der Audienz des Abgesandten des Erzherzogs Rechenschaft abzulegen. Der Hof ließ diese Gelegenheit nicht unbenutzt, um einen Vertrag einzuleiten. In den vom Hofe erhaltenen Pässen der Deputirten, war ihrer zwar nicht als Präsidenten und Räthe gedacht, aber sie wurden doch auch nicht als vormalige, jetzt von diesen Würden entkleidete Beamte bezeichnet, sondern ganz einfach bei ihren gewöhnlichen Namen genannt. Sie hätten zwar, sagte die Königin den Deputirten, den Abgesandten nicht anhören sollen, aber es sey nun einmal geschehen, und man müße auf einen guten Frieden denken. Sie selbst sey sehr geneigt dazu, und da ihr Canzler seit einigen Tagen krank sey, werde sie morgen schriftlich eine weitläufere Antwort ertheilen. Noch bestimmter erklärte sich Herr von Orleans und der Prinz. Sie versprachen den Deputirten, welche mit ihnen sehr lange Unterredungen hatten, so bald das Parlement Deputirte zur Unterhandlung ernennt haben würde, alle Wege offen zu lassen.

An eben diesem Tag erfuhren wir, daß der Prinz den Plan hatte, alles Mehl von Gonesse und den benachbarten Oertern in den Fluß werfen zu lassen, weil es die Bauern in ungeheurer Menge in die Stadt brachten. Wir kamen ihm zuvor; des Abends zwischen 9 und 10 verließen alle Truppen die Stadt, und brach-

ten die Nacht vor St. Denis in Schlachtordnung zu. Auf dieſe Weiſe wurde der Marſchall du Pleſſis, der dort mit 800 Gensd'armes lag, verhindert, unſerm Transport beſchwerlich zu fallen. Alles, was ſich von Wagen, Karren und Pferden in Paris befand, wurde gebraucht. Der Marſchall von la Motte zog mit 1000 Reutern nach Goneße, ließ alles daſelbſt und in der ganzen Gegend befindliche Mehl aufladen, und brachte es in die Stadt, ohne nur einen Mann oder ein Pferd verloren zu haben. Die Gensd'armes der Königin thaten einen Angrif auf die letzten des Transports, wurden aber durch St. Germain von Apchon *) bis in den Fluß von St. Denis zurückgetrieben.

Unter dem Vorwand der Königin von England, über den Tod ihres Gemals **, das Beyleid des Herzogs von Orleans zu überbringen, kam an eben dieſem Tag Flamarin in Paris an. Aber der eigentliche Zweck ſeiner Reiſe war folgender: Flamarin war ziemlich genau mit Herrn von la Rochefaucaut bekannt, und durch ſeine Vermittlung hofte la Riviere, deſſen Vertrauter Flamarin war, ein Verſtändniß mit dieſem anknüpfen zu können. Durch Frau von Pommereux erfuhr ich von Zeit zu Zeit alles, was zwiſchen ihnen vorgieng; denn Flamarin war in ſie verliebt, und ſtattete ihr von allem den treuſten Bericht ab. Der Cardinal Mazarin hatte la Riviere zu überreden gewußt, daß nur der Prinz von Conti, ihm an Erreichung der Cardinalswürde hinderlich ſey, und Flamarin glaubte ſeinem Freund nicht kräftiger dienen zu können, als wenn er zwiſchen ihm und dem Prinzen von Conti eine Verein-

*) Saint Germain Graf von Apchon.

**) Carl Stuart, der erſte dieſes Namens, König in England, ward 1649 enthauptet.

einigung zu bewirken suchte; es ward ihm nicht schwer, la Rochefaucaut für seinen Plan zu stimmen. Er fand diesen an seiner Wunde leidend, und des bürgerlichen Kriegs herzlich müde, im Bett. Nur wider seinen Willen, sagte er zu Flamarin, sey er in diesen Krieg verwickelt worden, und wäre er 2 Monathe, ehe Paris belagert war, von Poitou zurückgekommen, so hätte er Frau von Longueville sicher abgehalten, sich in diesen verdammten Handel zu mischen; aber ich hätte seine Abwesenheit glücklich benutzt, um sie und den Prinzen von Conti zur Theilnahme zu bereden, und als er zurückgekommen, wären die Bande zu fest gewesen, um sie sogleich zerreißen zu können. Jetzt finde sein Plan, das königliche Haus zu vereinigen, in seiner Verwundung ein neues Hinderniß; denn dieser verteufelte Coadjutor, wolle keinen Frieden, und liege dem Prinzen von Conti und der Frau von Longueville beständig in den Ohren, um alle Wege dahin zu verschließen. Ihn verhindere leider sein Uebel, so wie er sonst gethan haben würde, auf sie zu wirken. Hierauf nahm er mit Flamarin alle die Maasregeln, die den Prinzen von Conti, wie man immer geglaubt hat, in der Folge genöthigt haben, seine Stimme zu einer Cardinalswürde an la Riviere zugeben. Dieß alles erfuhr ich durch Frau von Pommereux, und es gab mir die Aufschlüsse, deren ich bedurfte. Nach einigen Tagen ließ ich Flamarin durch den ersten Burgermeister sagen, daß er, weil schon einige Tage über seinen Paß verflossen wären, die Stadt verlassen möchte.

Die Nachricht, daß Grancey mit 5000 Mann Fußvolk und 5000 Reutern, Brie-Comte-Robert belagere, setzte am 26. das ganze Parlement in Flammen. Der größte Theil der Räthe, waren der lächerlichen Meinung, daß man sich zu Rettung des Orts

einer Schlacht aussetzen sollte. Mit der größten Mühe vermochten es die Generale sie darüber zu verständigen; denn der Ort taugte nichts, und war aus verschiedenen Rücksichten ganz nutzlos. Herr von Bouillon, den sein Podagra ins Palais zu kommen hinderte, setzte dies der Gesellschaft schriftlich auseinander, aber sie betrug sich bei dieser Gelegenheit über alle Vermuthung gemein. Bourgogne, der in Brie-Comte-Robert lag, ergab sich noch denselben Tag, und hätte er sich länger gehalten, so weiß ich nicht, ob man sich hätte enthalten können, den Regeln des Kriegs zum trotz, durch einige gewagte Versuche, diese beleidigenden Schreier zum Schweigen zu bringen. Diese Gelegenheit diente mir jedoch, in ihnen selbst den Wunsch, daß unsere Armee Paris verlassen möchte, zu erregen. Durch mich bestochen, sagte der Graf von Maloze *) dem Präsidenten Charton, daß er aus sicherer Hand wisse, Brie-Comte-Robert sey nur deshalb ohne Hülfe geblieben, weil es unmöglich sey, die Truppen zu rechter Zeit aus der Stadt zu bringen, und dies sey auch der einzige Grund des Verlusts von Charenton. Ein anderer mußte dem Präsidenten von Mesmes hinterbringen, daß ich, wie man aus guten Quellen wisse, sehr in Verlegenheit sey. Denn von der einen Seite sähe ich, wie das Publicum den Verlust dieser Plätze, den Eigensinn, unsere Truppen in den Ringmauern zurückzuhalten, mir zur Last lege, und von der andern könne ich mich unmöglich entschliessen, alle diese Kriegsleute, die eben so viele von mir besoldete Schreier auf den Straßen und in dem Saal des Palais wären, nur 2 Schritte von meiner Person zu entfernen. Dies wirkte. Der Präsident Charton sprach von nichts als einem Lager, und alle Vorträge des Präsidenten von Mesmes endigten sich mit der Noth-

*) Ludwig von Bourbon - Maloze, starb 1667.

Nothwendigkeit die Truppen nicht unthätig zu lassen. Die Generale schienen über diesen Vorschlag in Verwirrung, ich that, als eiferte ich dagegen, und nach 8 Tagt langen Bitten thaten wir endlich, was wir noch weit stärker als die Bittenden wünschten.

Mit 1500 Reutern verließ Noirmoutier Paris, und brachte noch den nemlich Tag aus Damartin und der umliegenden Gegend, eine ungeheure Menge Getraide und Mehl in die Stadt. Es war natürlich, daß, da der Prinz nicht allenthalben seyn konnte, und es zur Besetzung der ganzen Gegend an Cavallerie mangelte, eine solche Unternehmung gelingen mußte, weil die ganze Gegend Paris begünstigte. Es wurde mehr Korn als zu einer 6 Wochen langen Erhaltung nöthig war, dahin gebracht, und nur die Betrügerei der Becker und die Unachtsamkeit der Officianten machte, daß die Polizei daran Mangel litt.

Am 27. stattete der erste Präsident von dem, was zu St. Germain vorgegangen war, im Parlement Bericht ab, und es ward beschlossen, die Herrn Generale zu bitten, sich des Nachmittags im Palais einzufinden, damit über die Anerbietungen des Hofs gestimmt werden könnte. Herr von Beaufort und ich mußten alles anwenden, um das anstürmende Volk zurückzuhalten, das mit Gewalt in die große Kammer dringen und, unter unaufhörlichem Geschrei, daß sie Verräther wären, und mit Mazarin Rath gehalten hätten, die Deputirten in den Fluß zu werfen drohte. Während unser ganzes Ansehen nöthig war, um die Wildheit dieser Rasenden zu bändigen, glaubte das Parlement, daß wir die Urheber des Aufruhrs wären. So gefährlich ist die Gunst des Volks! Sie macht uns selbst für das, was es wider unsern Willen thut, verantwortlich. Diese hier gemachte Erfahrung, bewog uns

uns, den Prinzen von Conti zu bitten, daß er dem Parlement meldete, er könne diesen Nachmittag nicht kommen, und ersuche es, die Berathschlagung bis morgen früh zu verschieben. Höchst nöthig schien es dagegen, sich bei Herrn von Bouillon zu versammeln, und hier zu überlegen, was in dieser Lage, wo wir uns zwischen einem nach Krieg schreienden Volk, einem den Frieden verlangenden Parlement, und den Spaniern, die nach ihrem Gefallen, eins oder das andere auf unsere Unkosten verlangen konnten, befanden, zu sagen und zu thun sey. Aber in dieser Versammlung bei Herrn von Bouillon fehlte wenig, daß wir nicht eben so verlegen waren, als wir es im Parlement zu seyn gefürchtet hatten. Der Prinz von Conti sprach, nach la Rochefaucaults Anweisung, wie ein Mann, der den Krieg wünschte, und handelte, wie einer, der für den Frieden stimmt. Die Rolle, die er spielte, bewies hinlänglich, was ich überdies schon durch Flamarin wußte, daß er einer Antwort aus St. Germain entgegen sah. — Das ganze Parlement in die Bastille werfen zu lassen, war einer der mildesten Vorschläge des Herrn von Elbeuf. Herr von Bouillon beobachtete noch sein Stillschweigen über Herrn von Turenne, weil sich dieser noch nicht öffentlich erklärt hatte. Ich trug Bedenken, die Gründe frei an den Tag zu legen, welche mich zu dem Urtheil bewogen, über alles leicht und blos im Allgemeinen hinweg zu gleiten, bis unsere Mannschaft, außerhalb der Mauern, die deutsche Armee im Anmarsch, und die spanische auf der Gränze sey und wir alsdann in den Stand gesetzt wären, das Parlement nach unserm Gefallen handeln zu lassen. Herr von Beaufort, dem wegen seines Umgangs mit der ganz unzuverlässigen Frau von Montbazon kein wichtiges Geheimniß anzuvertrauen war, begrif nicht, warum wir nicht alle Gewalt benutzten, welche er und ich über das Volk

hätten.

hätten. Herr von Bouillon, dessen Privatinteresse mehr als irgend ein andres bei einer Umwälzung gewann, trat mir bei der Bemühung, die Parthey der Mäßigung annehmlich zu machen, das heißt, den Entschluß, die morgende Berathschlagung im Parlement durch keinen Volksaufstand zu beunruhigen, nur so weit bei, als der Wohlstand ihn darzu nöthigte. Da niemand zweifelte, daß das Parlement mit möglichster Eilfertigkeit das Anerbieten des Hofs zu einem Vertrag ergreifen werde, so war denen, welche behaupteten: der Sitzung, durch einen Volksaufstand zu vorkommen, sei das einzige Mittel zu verhindern! fast nichts zu antworten. Herr von Beaufort stimmte mit lauter Freude bei; Herr von Elbeuf, der so eben von la Riviere einen Brief voll Verachtung erhalten hatte, spielte den Helden. Ich war in einer Verwirrung, die Ihnen leicht begreiflich seyn wird. Nothwendig mußte ich einem Aufruhr zuvorzukommen suchen, der ganz unfehlbar auf meine Rechnung würde geschrieben worden seyn; und doch, wie sollte ich diese Menschen von diesen Gedanken zurückbringen, da ich ihnen meine wichtigsten Gründe, warum ich sie misbilligte, nicht sagen konnte? Das erste, was ich that, war, daß ich der Ungewißheit und Doppelsinnigkeit des Prinzen von Conti Beifall gab. Bald aber nahm ich wahr, daß diese Art von Galimathias zwar den Entschluß, selbst einen Aufruhr zu bewirken, hintertreiben konnte, daß er aber nicht fähig war, den Entschluß, sich einem solchen zu widersetzen, der doch bei der vorhandenen Stimmung des Volks, das jetzt der unbedeutendste unter uns in Flammen setzen konnte, äußerst nothwendig war. Nun glaubte ich nicht mehr schwanken, sondern mich laut erklären zu müssen. Ich legte der Gesellschaft alles, was ich, wie Sie wissen, dem Herrn von Bouillon gesagt hatte, vor.

Vor-

Vor allen bestand ich darauf, daß wir, bevor wir durch die Antwort des Herrn von Fuensaldagne bestimmt wüßten, was wir von den Spaniern erwarten könnten, nichts Neues unternehmen sollten. Durch diesen Grund suchte ich die andern zu ersetzen, die ich nicht zu sagen wagte, und die ich weit leichter aus dem Beistand des Herrn von Turenne, und des von uns entworfenen Lagers in der Nähe von Paris würde hergeleitet haben.

Dies lernte ich bei dieser Gelegenheit, daß eine der größten Beschwerden der bürgerlichen Kriege darin liegt, daß wir mit weit größerer Sorgfalt überlegen müssen, was wir unsern Freunden zuverschweigen, als das, was wir gegen unsere Feinden zu unternehmen haben. Ich war so glücklich, die andern zu überreden, weil Herr von Bouillon, überzeugt, daß eine Verwirrung wie diese, sicher auf ihre Urheber zurückfallen würde, meiner Meinung beitrat; doch, ward auch ich meiner Seits durch das, was er mir nachher, als wir allein waren, sagte, überzeugt, daß er entschlossen sey, sich, sobald unsere Truppen ausserhalb Paris seyen, und unser Vertrag mit Spanien geschlossen, auch Herr von Turenne sich erklärt haben würde, von der Tyrannei oder vielmehr von dem Pedantismus des Parlements zu befreyen. Ich beantwortete ihm dies mit der Versicherung mich zugleich bey der Erklärung des Herrn von Turenne, mit ihm zu diesen Zweck zu vereinigen. Er sehe wohl, fuhr ich fort, daß ich bis dahin, bei der Trennung vom Parlement, mein Verderben unausbleiblich vorauswüßte. Bliebe ich mit dem Parlement vereinigt, so sey ich wenigstens versichert, meine Ehre zu erhalten, da ich hingegen, wenn ich an seiner Zerstörung arbeitete ohne die Lache durch eine Parthey, deren Hauptglieder Franzosen

und

und nicht verhaßt wären, ersetzen zu können, sehr leicht dahin gebracht seyn könnte, in Brüssel eine Copie der Verbannten der Ligue abzugeben. Ich gäbe zu, daß Herr von Bouillon, durch seine Talente für den Krieg, und durch die gute Lage, die ihm Spanien verschaffen könnte, besser als ich seine Rechnung dabei finden würde; aber bei dem allem bäte ich ihn, sich an Herrn von Aumale zu erinnern, der, als ihm der spanische Schutz allein übrig geblieben, bald zu Nichts herabsank. Es sey, sagte ich ferner, für uns beide nothwendig, ehe wir uns vom Parlement loszusagen gedächten, im Innern des Reichs einen festen Fuß zu fassen, und sogar noch einiges von demselben erdulten, bis wir über den Marsch der spanischen Armee, das Lager unserer Truppen, und die Erklärung des Herrn von Turenne, vollkommenes Licht erhielten. Diese letztere müsse vorzüglich entscheiden, weil durch sie die Parthei, eine von Fremden unabhängige Armee erhielte, oder vielmehr, weil sie dann selbst, eine reine französische Parthey bildete, die sich allein durch sich zu erhalten fähig sey. Diese letztere Absicht siegte bei Frau von Bouillon, welche, gleich nach dem die Generale weggegangen waren, in das Zimmer ihres Gemals gekommen war. Als sie hörte, daß sich die Versammlung, ohne den Entschluß, sich zu Herrn des Parlements zu machen, getrennt hatte, ward sie sehr aufgebracht. Ich sahe wohl voraus, sagte sie zu ihrem Gemal, daß Sie sich vom Herrn Coadjutor hinreissen lassen würden. Wollen Sie, Madame, antwortete er, daß der Herr Coadjutor für unser Bestes sich aussetze, vielleicht der Beichtvater von Fuensaldagne zu werden? Wie ist es möglich, daß dies, was er Ihnen seit 3 Tagen predigt, Sie noch nicht überzeugt hat? — Geben Sie mir zu, gnädige Frau, so nahm ich hier mit vollkommener Haltung das Wort, daß, wenn unsere Truppen ausserhalb

Pa-

Paris sind, die Antwort des Erzherzogs angelangt, und die Erklärung des Herrn von Turenne öffentlich bekannt seyn wird, im Stande sind, sichere Maasregeln zu nehmen? Ich gebe es zu, erwiederte sie, aber morgen wird das Parlement Schritte thun, welche alle die Vorbereitungen, die Sie erwarten, unnöthig machen werden. Ich erwiederte: dies wird es nicht, gnädige Frau, und ich stehe Ihnen dafür, daß, was auch das Parlement beschließen mag, wir, wenn anders unsere Vorbereitungen gelingen, auch dann im Stande seyn werden, über dasselbe zu triumphiren. Versprechen Sie mir das? rief sie aus. Mehr als das, erwiederte ich, und ich bin bereit, es mit meinem Blut zu unterschreiben. Sie sollen es unverzüglich, rief sie von neuem, umwickelte, was auch ihr Mann einwenden mochte, meinen Daumen mit einen Seidenfaden, und machte mit einer Stecknadel eine kleine Wunde in denselben. Mit dem daraus geflossenen Blut ließ sie mich ein Billet unterzeichnen, folgenden Inhalts: ich verspreche der Herzogin von Bouillon, im Fall sich Herr von Turenne mit der von ihm kommandirten Armee Paris bis auf 20 Meilen nähert und sich für die Stadt erklärt, gegen das Parlement mit ihrem Gemal getreu vereint zu bleiben. Herr von Bouillon warf dies schöne Versprechen ins Feuer. Darauf suchten wir beide gemeinschaftlich seiner Gattin zu zeigen, daß, wenn unsere Vorbereitungen glückten, wir immer fest stehen würden, was auch das Parlement beginnen könnte, und daß, gelängen sie nicht, wir uns freuen müßten, eine Verwirrung nicht bewirkt zu haben, bei welcher ein schimpfliches Verderben mein gewisser Antheil und der Ruzen des Hauses Bouillon noch sehr zweifelhaft gewesen seyn würde.

Als wir eben auseinander gehen wollten, erhielt ich ein Billet von dem Vicarius von St. Paul. Dieser benachrichtigte mich, daß Touchepreż der Garde-hauptmann des Herrn von Elbeuf, in der Straße St. Antoine, unter die Lakenjungen Geld ausgeworfen habe, damit sie morgen im Saal des Palais, gegen den Frieden schreyen möchten. Unverzüglich schrieb Herr von Bouillon im Einverständniß mit mir, folgende Worte auf eine Karte, um eine große Gefahr anzudeuten: Sie sind nicht sicher, wenn Sie morgen ins Palais kommen, und schickte sie Herrn von Elbeuf zu.

Gleich nach dem Empfang, sahen wir Herrn von Elbeuf zu Herrn von Bouillon kommen, um den Sinn dieses Billets zu erfahren. Er habe Nachricht, sagte ihm Herr von Bouillon, daß das Volk gesagt habe: sie beide wären im Einverständniß mit Mazarin, und er hielt es daher nicht für rathsam unter der Menge, die sich morgen unfehlbar in dem Saal des Palais einfinden würde, zu erscheinen.

Nur allzu gut wußte Herr von Elbeuf, daß die allgemeine Stimme nicht für ihn spreche, aber er glaubte in seinem Hause nicht sicherer zu seyn als anders wo, und zeigte daher, daß er befürchte, seine Abwesenheit, an einem solchen Tag könne sehr übel gedeutet werden. Herr von Bouillon hatte keinen andern Zweck, als ihm vor dem Auflauf Furcht zu erwecken; da er diesen erreicht sah, faßte er die Einwürfe des andern geschickt auf, um sich seiner auf eine andere Art zu versichern. Er sagte ihm: er sei selbst ganz fest davon überzeugt, daß er besser thun würde, ins Palais zu gehen, aber um nicht wie ein Betrogener dahin zukommen, seyes nothwendig, daß er mit mir gehe. Dies auszuführen, überlasse er ihm allein, er werde ge-

wiß ein ganz natürliches, und mir selbſt unmerkliches Auskunftsmittel finden können.

Der wichtige Tag erſchien; es war der 28. Februar. Als ich mit Herrn von Elbeuf ins Palais kam, umſtrömte uns eine ungeheure Menge mit den Ausrufungen: Es lebe der Coadjutor, kein Friede und kein Mazarin. Zu gleicher Zeit trat auch Herr von Beaufort auf der andern Seite herein, und das Echo unſerer Namen, das ſich weit umher verbreitete, ließ in den Augen vieler, das, was nur ein Spiel des Zufalls war, als einen, zur Störung der Parlementsſitzung abgeredeten Plan erſcheinen. Und da bei einem Aufruhr alles ihn vermehrt, was ſein Daſeyn wahrſcheinlich macht, wären wir beinah in einem Augenblick genöthigt worden, das zu thun, an deſſen Verhindrung wir ſeit 3 Tagen gearbeitet hatten.

Der erſte Präſident und der Präſident von Mesmes hatten mit Beiſtimmung der andern Deputirten, die ſchriftliche Antwort der Königin, worin einige, ihrem Bedünken nach, allzuſtarke Ausdrücke enthalten waren, welche die Gemüther leicht hätten erbittern können, unterdrückt, und zierten nun die verbindlichen Ausdrücke, in welchen ſie mit ihnen geſprochen hätte, mit den lieblichſten Farben. Darauf ſtimmte man, und nach einigen Streitigkeiten über das Mehr und Minder der den Deputirten zu gebenden Gewalt beſchloß man ihnen gänzliche, volle Gewalt zu ertheilen; ferner zur Conferenz ſich jeden Ort, den die Königin zu erwählen belieben würde, gefallen zu laſſen; zu Deputirten 4 Präſidenten, 2 Räthe der großen Kammer. aus jeder Appellations-Kammer einen, einen aus der Bittſchriften Kammer, einen oder 2 Generale, 2 von jedem Collegium und den Vorſteher der Kaufleute zu ernennen; Herrn von Longueville, und die Parlementsdeputirten von

Ruen

Rouen und Aix, davon zu benachrichtigen; mit dem folgenden Tage aber die königlichen Commissarien abzuschicken, und durch sie, die von der Königin versprochene Eröfnung der Zugänge zu verlangen. Erstaunt, weder von Seiten der Generale noch von mir einigen Widerspruch zu finden, sagte der Präsident von Mesmes zu dem ersten Präsidenten: dieſe Harmonie iſt zu groß! ich fürchte die Folgen dieſer falſchen Mäßigung. Sein Erstaunen stieg, wie ich glaube, noch höher, als die Thürhüter die Nachricht brachten, daß das Volk alle die, welche für eine Conferenz stimmten, ehe Mazarin das Reich geräumt hätte, zu tödten drohten Herr von Beaufort aber und ich sogleich herausgiengen, und die Aufrührer beruhigten, so daß die Gesellschaft ohne Gefahr hinweg gehen konnte. Die Leichtigkeit, mit der wir dies ausführten, überraschte mich selbst. Das Parlement schöpfte daraus eine Kühnheit, die es verderben mußte.

Den 2. May brachte Champlatreux der Sohn des ersten Präsidenten, von Seiten seines Vaters einen Brief des Herzogs von Orleans und einen von dem Prinzen ins Parlement. Beide schilderten darin ihre Freude, über den vom Parlement gethanen Schritt, leugneten aber zugleich, daß die Königin die Eröfnung der Zugänge versprochen habe. Die Wut, worein bei dieſer Nachricht die ganze Versammlung und alle Einzelne geriethen, iſt unbeschreiblich. Der erſte Präsident war über dies Verfahren aufgebracht; Er erklärte sich darüber gegen den Präsident von Mesmond, welchen das Parlement, mit der Bitte an den Prinzen zu schreiben, an ihn abgeschickt hatte, mit vieler Bitterkeit. Man meldete den königlichen Commissarien, welche diesen Morgen, in der Absicht, die den Deputirten nöthige Päſſe zu verlangen, nach St. Germain ab-

gereist waren, daß sie erklären sollten, bevor das, dem ersten Präsidenten gegebene Wort vollzogen sey, wolle man keine Conferenzen eingehen. Dies schien mir der Augenblick zu seyn, wo die Gesellschaft dahin gebracht werden konnte, dem Hof zu zeigen, noch sey nicht alle Kraft in ihr erstorben. Unter einem Vorwand verließ ich meinen Platz, und bat Pelletier, la Houssaie's Bruder, dem ehrlichen Broussel von mir zu sagen, daß er, bei der fortdauernden Treulosigkeit des Hofs, die in diesen Verfahren nur allzu sichtbar wäre, vorschlagen sollte, die Truppenaushebung fortzusetzen, und neue Aufträge zur Unterhandlung zu geben. Lauter Beifall empfieng diesen Vorschlag. Der Prinz von Conti ward gebeten, sie zu übernehmen, und man ernannte sogar 6 Räthe, die unter ihm daran arbeiten sollten.

Den 3. May ward an der Eintreibung der Auflage, die, in der Hofnung, daß der Friede die Folge der Conferenz seyn würde, niemand mehr bezahlen wollte, mit Eifer gearbeitet. Diesen Zeitpunkt benutzte Herr von Beaufort, nach vorhergegangener Verabredung mit Herrn von Bouillon, dem Marschall la Mothe und mir, um das Parlement durch einen neuen Versuch wieder zum Leben zu bringen. Er eiferte nach seiner Weise wider diese Uebertretung des Vergleichs, und fügte hinzu, daß, wenn es der Versammlung gefiele, einen festen Entschluß zu fassen und nicht länger ein Spiel der betrügerischen Vorschläge des Hofs zu seyn, er in seinem und seiner Collegen Namen verspräche, in 14 Tagen alle Zugänge zu entsetzen, daß jene Vorschläge nur die freie Thätigkeit des ganzen Reichs hemmten, welches sich, ohne die ewige Gerüchte von Unterhandlungen und Conferenzen, sicher schon für die Hauptstadt erklärt haben würde. Die Wirkung dieser 20 oder 30 Worte ist unbegreiflich. Kein einziger war, der

nicht

nicht die ganze Unterhandlung für abgerissen geachtet hätte. Einige Augenblicke später, war jedoch alles wieder ganz anders. Die königlichen Commissarien kamen von St. Germain zurück. Sie brachten Pässe für die Deputirten, aber wegen der verlangten Zufuhr im eigentlichsten Sinn nichts als ein verworrenes Chaos von Worten. Anstatt Freiheit der Zugänge, bewilligte man, täglich 100 Muid *) Getraide für die Stadt frei durchgehen zu lassen. Zum Ueberfluß war noch in dem ersten hierüber ausgefertigten Paß, das Wort täglich ausgelassen, damit man es nach Gefallen auslegen könne. Und doch war das Parlement mit diesem Galimathias zufrieden! Niemand erinnerte sich noch dessen, was eine Viertelstunde früher gesagt und gethan worden war. Man bereitete sich vor, mit dem folgenden Tag zu der, von der Königin nach Ruel angesetzten Conferenz zu gehen. Noch an demselben Abend versammelten sich der Prinz von Conti, Herr von Beaufort, von Elbeuf, die Marschalle von la Mothe und von Brisac, der Präsident von Bellievre, und ich, bei dem Herrn von Bouillon, um dort zu überlegen, ob es rathsam sey, daß die Generale Deputirte abschickten. Herr von Elbeuf, der gern den Auftrag übernommen hätte, stimmte sehr für das bejahende, aber kein Mensch wollte seiner Meinung beitreten. Alle andern hielten es für weit klüger, die volle Freiheit, zu thun oder zu lassen, wie es die Gelegenheit mit sich bringen würde, beizubehalten. Und so war es auch rathsam besonders in dem Augenblick, wo wir in Begrif waren, mit Spanien einen Vertrag zu schliessen, und den Abgesandten unaufhörlich sagten, daß wir diese Conferenz nur leiden würden, weil wir versichert wären, sie, ver-

*) Ein Muid Korn wiegt zu Paris 1640 Pfund.

mittelst des Volks, so bald wir wollten, abbrechen zu können.

Herr von Bouillon, der wieder auszugehen anfieng, hatte diesen Morgen die Stelle untersucht, die er zum Lager ausersehen hatte, und that uns jetzt diesen Vorschlag, als wäre er ihm erst heute in den Sinn gekommen. Der Prinz von Conti war weder stark genug, zu etwas, worüber er sein Orakel noch nicht befragt hatte, seine Einwilligung zu geben, noch zu widerstehn, weil er in Kriegssachen Herrn von Bouillon nicht zu widersprechen wagte. Schon durch uns unterrichtet, und mit dem geheimen Spiel bekannt, gaben Herrn von Beaufort, la Mothe, Brissac und Bellievre ihren Beifall. Herr von Elbeuf widerstritt mit seichten Gründen. Ich trat, zur Beförderung der Täuschung auf seine Seite, und stellte der Gesellschaft vor, daß das Parlement sich über einen, ohne seine Theilnahme gefaßten Entschluß von der Art, allerdings beklagen könnte. Hierauf erwiederte Herr von Bouillon mit verstelltem Zorn, daß das Parlement schon seit mehr als 3 Wochen darüber klage, daß weder die Generale noch ihre Truppen sich ausserhalb den Thoren zu zeigen wagten. So lange, setzte er hinzu, als er es für gefährlich gehalten habe, die Truppen in freiem Feld auszusetzen, habe ihn jenes Geschrei wenig gerührt, jetzt aber, da er einen Ort gefunden habe, wo sie eben so sicher wie in Paris seyn und weit zweckmäßiger handeln könnten, sey es gerecht den Wünschen des Publikums Genüge zu leisten.

Tags darauf, es war der 4. März, reisten die Deputirten nach Ruel, und unsere Armee zog in das zwischen der Marne und Seine für sie bestimmte Lager. Die Infanterie ward nach Ville Juifve und nach Bicestre, die Cavallerie nach Vitry und Ivri verlegt. Bey dem port a l'Anglois schlug man eine Schifbrück über

über den Fluß, die durch Redouten gedeckt, und mit Canonen besetzt war. Diejenigen im Parlement, die treue Anhänger unserer Parthei waren, glaubten, daß die Armee, nun mit mehr Nachdruck handeln sollte, da die dem Hof Ergebenen hingegen, das durch die Krieger nicht mehr erhizte Volk unterwürfiger zu finden hofften. Selbst St. Germain gieng in die Schlinge, und der Präsident von Mesmes wußte seine Reden an die Generale, wodurch er sie zu diesem Schritt bewogen hatte, nicht genug zu rühmen. Doch Seneterre, der talentvollste Mann der Hofparthie, riß sie bald aus ihrem Irrthum. Sein scharfer Blick durchschaute unsern Plan; er sagte dem ersten Präsidenten und dem Präsidenten von Mesmes, daß sie betzogen wären, und dies selbst bald wahrnehmen würden. Ich bin es der Wahrheit schuldig, hier eine Aeußerung anzumerken, die von der Fähigkeit dieses Mannes zeugt. Der höchst einseitige erste Präsident, der nie zwey Sachen auf einmal wahrnahm, freute sich bei dem Lager von Ville Juifve mit lautem Jubel daß der Coadjutor nun nicht mehr so viel besoldete Schreier in dem Saale des Palais haben würde. — Auch nicht so viele Banditen, fügte der Präsident von Mesmes hinzu. Das Interesse des Coadjutors, antwortete nun Seneterre beiden, gebeut ihm, nicht Sie zu morden, wohl aber Sie zu unterjochen. Zu dem ersten würde ihm das Volk allein behülflich seyn, für das zweite thut ein Lager ihm die besten Dienste. Ist er nicht besser, als die Meinung, die man hier von ihm hat, so wird der bürgerliche Krieg lange noch nicht geendet seyn. — Den Tag darauf gestand der Cardinal, daß Seneterre richtig geurtheilt habe; denn von einer Seite fand der Prinz, daß unsere Truppen, die auf ihren jetzigen Posten nicht angegriffen werden konnten, ihm mehr Mühe machen würden, als wenn sie in der Stadt geblieben wären, von der an-

dern fiengen wir im Parlement an, aus einem höhern Ton, als wir bis jezt gepflegt hatten, zu reden an.

Schon am Nachmittag des 4 März zeigte sich eine Gelegenheit hierzu. Die Deputirten erfuhren bei ihrer Ankunft in Ruel, daß unter denen, von der Königin ernannten Beisitzern der Conferenz der Herr Cardinal de Retz sey. Die Parlementsglieder versicherten, mit ihm als einem von Parlement Verurtheilten nicht conferiren zu können. Dagegen sagte ihnen Herr le Tellier, von Seiten des Herzogs von Orleans: die Königin finde es sehr befremdlich, daß das Parlement nicht zufrieden, mit seinem König wie mit seines Gleichen, in Unterhandlung zu stehen, nun noch dessen Gewalt so sehr einschränken wollte, daß es sich sogar die Freiheit nähme, seine Deputirten zu verwerfen. Der erste Präsident blieb unerschütterlich, der Hof wollte eben so wenig nachgeben, und man war im Begrif alles abzubrechen. So bald der Präsident le Coigneux und Longueuil, mit denen wir einen geheimen Briefwechsel hatten, uns von dem, was vorfiel, benachrichtigten, ermahnten wir sie, sich nicht zu ergeben, und sogar, wie im Vertrauen, den Präsidenten von Mesmes und Menadeau, welche beide vom Hof äusserst abhängig waren. das Ende eines meiner an Longueuil geschriebenen Brief zu zeigen, wo ich, einer Nachschrift gleich, folgendes geschrieben hatte: „unsere Maasregeln sind ge„nommen, wir sind nun im Stande, entscheidender zu „sprechen, als wir bisher zu dürfen glaubten, und ich „habe, während dem Schreiben, eine Nachricht gehört, „die mich drängt, Ihnen zu sagen, daß sich das Par„lement nur durch das weiseste Betragen retten kann.“ Diese List, und ein am Morgen des ersten Märzes in der großen Kammer von uns gehaltenes Gespräch, bewog die Deputirten, bei ihrer Verweigerung, den Cardinal

dinal in die Conferenz aufzunehmen, ſtandhaft zu bleiben. Dieſe Bedingung war überdem dem Volk auch ſo verhaßt, daß hätten wir ſie geduldet, wir alles Anſehen bei demſelben verloren haben würden und auf dieſe Art genöthigt geweſen wären den Deputirten, wenn ſie es gethan, bei ihrer Zurückkunft die Thür zu verſchlieſſen. So bald der Hof ſah, daß der erſte Präſident mit ſeinen Collegen, die Bedeckung zu ſeiner Rückreiſe nach Paris verlangt hatte, ſtimmte er ſich herab. Der Herzog von Orleans ließ den erſten Präſidenten und den Präſidenten von Mesmes zu ſich kommen. Man ſuchte nach einem Auskunftsmittel, und fand es darin, daß von Seiten des Königs wie von Seiten des Parlements nur 2 Deputirte zuſammen in einem von den Zimmern des Herzogs von Orleans über die von beiden Seiten gethanen Vorſchläge conferiren ſollten, und darauf den übrigen Deputirten des Königs und des Parlements Bericht abgeſtattet würde. Dieſer Ausweg, wodurch dem Cardinal der Verdruß, nicht mit dem Parlement conferiren zu können, nicht erſpart ward, der ihn Ruel zu verlaſſen und nach St. Germain zurückzukehren nöthigte, ward mit Freuden angenommen.

Die vorzüglichſten der, während dieſer Conferenzen gethanen Berathſchlagungen, werde ich Ihnen in der Folge anzeuten, und ſie nach der Tages-Folge mit der Erzählung deſſen, was im Parlement vorgieng, und der übrigen mit beiden in Verbindung ſtehenden Begebenheiten vermiſchen.

Den 5. May langte der zweyte Abgeſandte des Erzherzogs, Don Franzisco Pizarro mit den Antworten, welche der Erzherzog und der Graf von Fuenſaldagne den erſten Abgeſandten Don Joſeph d'Illeskas gegeben hatten, in Paris an. Er hatte alle Vollmacht mit jedermann zu unterhandeln, und eine An-

weisung von 14 Seiten, klein geschrieben, an Herrn von Bouillon. Ausser diesem überbrachte er noch einen sehr verbindlichen Brief vom Erzherzog an den Prinzen von Conti, und vom Grafen von Fuensaldagne ein äußerst artiges aber auch eben so kräftiges Billet, an mich. Der Inhalt war, daß sein Gebieter der König mir erkläre, meinem Wort nicht trauen zu wollen, hingegen aber vollkommen auf das Versprechen, das ich der Frau von Bouillon geben würde, zu bauen. Die Anweisung gab mir hierüber noch mehr Aufschluß, und in den Zügen Fuensaldagnes erkannte ich die Worte von Herrn und Frau von Bouillon.

Zwei Stunden nach der Ankunft des Abgesandten versammelten wir uns in dem Zimmer des Prinzen von Conti im Stadthaus, um einen Entschluß zu fassen. Es war eine sonderbare Scene. Der Prinz und die Frau von Longueville, wollten, nach la Rochefaucaults Unterweisung, sich fast ohne alle Einschränkung mit Spanien verbinden; denn da sie ihre durch Flamarin mit dem Hof genommenen Maasregeln vereitelt sahen, flogen sie über Hals und über Kopf zu dem andern Extrem. Herr von Elbeuf, der nichts als Geld suchte, tappte blindlings nach Allem, wo er welches schimmern sah. Herr von Beaufort trug Bedenken sich durch einen unterzeichneten Vertrag mit den Feinden zu verbinden, weil ihn Frau von Montbazon so beredet hatte, um ihn den Spaniern desto theuret verkaufen zu können. Der Marschall von la Mothe erklärte, daß er ohne Herrn von Longueville nichts beschließen könnte, und dieser versicherte, seine Gemalin würde schwerlich Antheil nehmen. Dies waren dieselben Personen, welche 14 Tage früher, einstimmig beschlossen hatten, von dem Erzherzog eine Vollmacht zu verlangen, um mit ihm einen Vertrag zu schließen. Herr

von

von Bouillon hielt endlich folgende Rede. Es sey ihm, sagte er, unbegreiflich, wie man, nach den, gegen den Erzherzog, gethanen Schritten, nur noch Zweifel haben könnte, mit Spanien einen Vertrag zu schliessen. Er bäte sie, sich daran zu erinnen, daß sie alle dem Abgesandten versichert hätten: sie erwarteten zur Abschliessung desselben nichts als seine Vollmacht, und die Vorschläge des Erzherzogs. Jezt übersende er ihnen diese in der ehrenvollsten Form: er thue sogar noch mehr, denn er lasse seine Truppen bereits marschiren, ohne ihr Bündniß zu erwarten, und der Erzherzog habe selbst bereits Brüssel verlassen, und sich auf den Marsch begeben. Er ersuche sie, zu bedenken, daß nach Aeusserungen dieser Art, der kleinste Schritt zurück, die Spanier leicht zu Maasregeln verleiten könnte, die unserer Sicherheit und Ehre gleich nachtheilig wären. Die unüberlegten Schritte des Parlements erregen uns mit jedem Tag die wohlgegründete Furcht, von ihm verlassen zu werden. Ich hätte, fuhr er weiter fort, behauptet und bewiesen, daß Herr von Beaufort und mein eignes Ansehen bei dem Volk, leichter ein Uebel, das nicht unser Intresse begünstigte, hervorbringen, als uns die Wichtigkeit geben könnte, deren wir nöthig hätten. Zwar gestünde er, daß wir künftig von unsern Truppen grössern Vortheil ziehen würden, als bisher geschehen sey, aber auch sie wären, ohne Unterstützung einer stärkern Macht wenigstens anfänglich nicht stark genug, um uns das nöthige Gewicht zu verleihen. Es sey folglich nothwendig mit dem Erzherzog zu unterhandeln und selbst Verträge zu schliessen, doch immer unter gewissen Bedingungen. Seine Abgesandten brächten uns ein leeres Blatt, und wir müßten nur überlegen, womit es anzufüllen sey. Sie versprächen uns alles, weil in Verträgen der Stärkere alles versprechen kann; der Schwächere müsse mit desto grösserer Vorsicht

handeln, weil er nicht alles zu halten vermag. Er kenne die Spanier, habe schon mit ihnen zu thun gehabt, und wisse, daß es bei keinem andern Volk der Erde so nöthig sey, den Anstand, vorzüglich im Anfang so sorgfältig zu beobachten wie bei ihnen. Sie würden in Verzweiflung seyn, wenn ihre Abgesandten den leisesten Verdacht von der Unentschlossenheit des Herrn von Beaufort und la Rothe, und von der Leichtigkeit der Herrn von Conti und von Elbeuf, schöpften. Er beschwöre sie alle, ihm zuzugeben, daß er für die erste Zeit den Don Joseph von Illescas und Don Francisco Pizarro mit möglichster Schonung behandle, und da es nicht gerecht wäre, zu fordern daß der Prinz von Conti und die übrigen sich ihm deshalb allein anvertrauten, so bäte er zu genehmigen, daß er keinen Schritt ohne vorhergegangene Beistimmung des Coadjutors thun werde. Gleich in den ersten Tagen des bürgerlichen Kriegs habe dieser sich öffentlich erklärt, daß er weder während desselben, noch bei der Aussöhnung, an Spanien die geringste Forderungen für sich thun würde, und diese Erklärung müsse den Coadjutor in aller Augen unverdächtig machen.

Diese Rede gewann alle Zuhörer. Herr von Bouillon und ich erhielten den Auftrag, über die Angelegenheiten mit dem spanischen Abgesandten zu verhandeln, und dem Prinzen von Conti, nebst den übrigen Generalen, Tags darauf, Rechenschaft darüber abzulegen.

Als wir den Prinzen von Conti verließen, gieng ich mit Herrn von Bouillon und seiner Gemalin in seine Wohnung. Hier überlegten wir, auf welche Art wir mit dem Abgesandten verhandeln sollten. Bei einer Parthey, wo das Parlement den größten Theil ausmachte, und deren gegenwärtige Unternehmung eine öf-

fent-

seutliche Unterredung mit dem Hof war, mußten allerdings Schwierigkeiten vorhanden seyn. „Wenn wir „uns nicht verbindlich machten, versicherte Herr von „Bouillon, die Waffen nur mit ihnen, das heißt mit „Schließung eines allgemeinen Friedens, niederzulegen, „so würden die Spanier nicht in das Reich einrücken. Und „mit welcher Sicherheit können wir ein solches Bündniß eingehen, da wir bei der gegenwärtigen Lage nicht „dafür stehen können, daß das Parlement nicht mit jedem „Augenblick einen besondern Frieden abschliesse?“ — Zwar stand es in unserer Macht, seine Schritte zu beunruhigen und zu verzögern; aber bis jezt war noch kein zweiter Courier vom Herrn von Turenne, dessen Plan uns bekannter war, als der Erfolg, der sich davon erwarten ließ, angekommen, und wir waren überdies benachrichtigt, daß Anetonville, der die Gensd'armes-Compagnie des Herrn von Longueville commandirte, und in politischen Angelegenheiten sein Unterhändler war, bereits eine geheime Reise nach St. Germain gethan hatte. Es zeigte sich uns folglich von Seiten Frankreichs noch kein Grund, der fest genug gewesen wäre, um den Plan, uns ohne das Parlement, oder vielmehr gegen dasselbe zu erhalten, darauf zu stützen. Herr von Bouillon hätte seine Rechnung dabei finden können, aber ich fand daß er — was eine der seltensten Eigenschaften ist — mit der Sorge für seinen Vortheil auch Gerechtigkeitsliebe verband. „Wenn ich auch, so antwortete er einst seiner Gemalin, die über diesen Punct weniger gewissenhaft war, „das Pariser Volk ganz in meiner Gewalt hätte, und bei „einer Aufführung, die den Herrn Coadjutor und Herrn „von Beaufort zu Grunde richtete, meinen Vortheil „fände, so würde mir doch meine Ehre gebieten, mit „dem, was meinen Vortheil begünstigte, das zu vereinigen, was ihr Verderben verhindern könnte. Aber

„wir

„wir sind nicht in dieser Lage, ich vermag nichts bei „dem Volk; sie dagegen Alles. Seit 4 Tagen wieder„holt man Ihnen unaufhörlich, daß Ihr Interesse nicht „will, diese Gewalt zur Unterjochung des Parlements „zu gebrauchen, und man kann es Ihnen nicht stärker „beweisen, als dadurch, daß der Eine, die Ehre bey dem „Grafen von Fuensaldagne Aumonier zu werden, nicht „mit dem Schimpf bei der Nachwelt, als habe er Paris „in die Hände des Königs von Spanien geliefert, er„kaufen wollen kann, und der andere ein noch größerer „Thor seyn würde, als er wirklich ist, — und dies ist „viel gesagt! wenn er, der den Namen von Bour„bon führt, sich entschließen könnte, als Spanier sich „naturalisiren zu lassen. Dies ist es, was der Herr „Coadjutor Ihnen seit 4 Tagen zehnmal wiederholt hat, „damit Sie sich überzeugen möchten, weder er noch „Herr von Beaufort können das Parlement durch das „Volk unterdrücken wollen; weil beide überzeugt sind, „daß sie sich nur durch spanischen Schutz erhalten könn„ten, und daß in der Folge Spaniens erste Sorge seyn „würde, sie selbst in der öffentlichen Meinung herabzu„setzen." Hier wandte er sich zu mir und fragte, „habe „ich so Ihre Meinung gefaßt?" — Alsdann fuhr er fort: „wir müssen, wenn wir unsern Vortheil „verstehen, jetzt nur zu verhindern suchen, daß das Par„lement uns nicht durch sein Betragen, zu etwas nö„thige, was, aus den eben angeführten Gründen, so „sehr wider unser Interesse wäre. Zur Erreichung die„ses Zwecks haben wir Maasregeln genommen von „denen wir uns alles Gute zu versprechen Ursache haben. „Aber wenn dem ohngeachtet, der Erfolg unsere Er„wartung täuscht, und das Parlement, allen unsern Be„mühungen zum troz, einen schimpflichen Frieden ein„geht, der nicht einmal unsere Sicherheit begründet, „was dann? — Diese Frage ist um so dringender, da

„ih-

„Ihre Beantwortung zugleich der Uebergang zu den „Entschluß ist, den wir jetzt über die schicklichste Art, „mit dem Abgesandten des Erzherzogs einig zu werden, „zu nehmen haben.“ — Folgendes war, was ich Herrn von Bouillon antwortete; ich zeichnete es bald nachher in seinem Cabinet auf.

„Können wir, hub ich an, das Parlement durch „unsere, schon so oft wiederholte Vorstellungen und „Maasregeln nicht zurückhalten, so dünkt mir, daß „es besser sey, es seinem Hang folgen zu lassen, und „der Lauterkeit unserer Absichten zu vertrauen, als es „durch das Volk zu bezwingen. Die Welt, die nur „nach dem Erfolg urtheilt, wird, ich weiß es, unsern „Gesinnungen keine Gerechtigkeit wiederfahren lassen; „aber ich weiß auch, daß wir, in vielen Fällen, den guten „Erfolg nur von unserer Pflichterfüllung erwarten müs„sen. Ich will hier nicht die Gründe wiederholen, welche, „wie mir dünkt, die Gesetze, die uns unsere Pflicht in „diesem Fall vorschreibt, so deutlich andeuten. Für „Herrn von Beaufort und mich stehen sie mit licht„hellen Zügen geschrieben; was Sie betrift, kömmt, „mir nicht zu, vorlesen zu wollen. Doch behaupte ich kühn, „beobachtet zu haben, daß es jeden Tag Stunden für „Sie giebt, wo Sie eben so wenig aufgelegt sind, als „ich, sich zum Spanier zu metamorphosiren. Auf der „andern Seite müssen wir darauf denken, uns, wo „möglich gegen die, von uns grausam gereitzte Tyran„nei zu vertheidigen. Dies ist meine Meinung; mit „dem morgenden Tag müssen die Herrn Generale einen „Vertrag mit Spanien unterzeichnen, worin sich dieses „verbindlich macht, seine Armee unverzüglich bis Pont„A-Verre in Frankreich einrücken zu lassen, ihr aber, „zum mindesten über diesen Posten hinaus, keine andere

„Ver-

„Bewegung zu verſtatten, als die mit uns vorher ver-
„abredet ſeyn wird.“

Ich hatte kaum dieſen Perioden vollendet, als Briquemaut hereintrat. Ein Courier vom Herrn von Turenne, ſagte er, ſey im Vorzimmer, der, als er im Hof angekommen, ganz laut geſchrien hätte: gute Botſchaft. — Beim Heraufſteigen der Treppen habe er ſich jedoch gegen ihn nicht näher erklären wollen. Der Courier war ein Lieutenant von Turenne's Regiment, und wollte uns ſeinen Auftrag mit Künſten der Beredſamkeit vortragen, aber es gelang ihm nur ſchlecht. Turennes Brief an Frau von Bouillon war äußerſt flüchtig, ein anderer an mich wenig umſtändlich, und ein zuſammengefaltetes Blatt an Fräulein von Bouillon war in Chiffern. Was wir davon begriffen, war genug, um uns zu überzeugen, daß er ſich erklärt hätte, daß ſeine Armee, ohne Widerſpruch die beſte in ganz Europa, ſeinem Beiſpiel gefolgt ſey, und daß Erlach der Gouverneur von Breyſach, der ihm aus allen Kräften, entgegengearbeitet hatte, ſich mit 1000 oder 1200 Mann, den einzigen, die er auf ſeine Seite hätte bringen können, in ſeine Feſtung habe zurückziehen müſſen. Es war bereits eine Viertelſtunde, ſeit der Ankunft des Couriers verfloſſen, als ſich dieſer erſt eines an mich gerichteten Briefs, den er in ſeiner Taſche trug, erinnerte. Er war von den Vicomte von Lamet, der bei derſelben Armee diente, und ein naher Verwandter und Freund von mir war. Er gab mir für ſeine Perſon alle nur denkbare Verſicherungen, und fügte hinzu, daß er mit 2000 Reutern auf dem Marſch zu uns ſey, und daß Herr von Turenne ihm bald mit dem größern Theil der Mannſchaft folgen würde. Das nemliche war es was Herr von Turenne dem Fräulein von Bouillon durch Chiffern andeutete.

Sicher

Sicher muß es Sie befremden, wie es möglich war, daß Herr von Turenne, der während seines ganzen Lebens nicht allein an keiner Parthey Theil genommen, sondern sogar niemals von Intriguen hatte reden hören wollen, jetzt, als General der königlichen Armee, sich wider den Hof erklären und eine Handlung begehen konnte, bey welcher jener Gezeichnete *) (Balafré), und der Admiral Coligni selbst, wie ich sicher glaube, gewankt haben würde. Ihr Erstaunen wird noch höher steigen, wenn ich Ihnen sage, daß sich mir die Triebfedern dieser Handlung auch nie geoffenbahret haben. Alles, was sie davon wußten, so haben mir sein Bruder und seine Schwägerin oft zugeschworen, — sey dies, daß er es nicht Ihrentwegen gethan habe, und Fräulein von Bouillon, seine einzige Vertraute, hat entweder eben so wenig davon gewußt, oder darüber ein ewiges Stillschweigen beobachtet. Eben so unbegreiflich ist das Betragen, das er bei dieser Erklärung, welcher er nur 4 oder 5 Tage getreu blieb, beobachtete. Nie habe ich, weder von ihm selbst noch von andern, die ihm untreu waren, hierüber einigen Aufschluß erhalten können, und nur ein so unerreichbares Verdienst wie das seinige, konnte auch nach einer Ereigniß dieser Art unverdunkelt bleiben. Sein Beispiel lehrt, daß die Bösartigkeit gemeiner Seelen, nicht immer stark genug ist, um das Zutrauen zu hemmen, das man in vielen Fällen gegen außerordentliche Geister beweisen und erwecken muß.

Ich

*) Heinrich von Lothringen, der erste dieses Namens, Herzog von Guise u. s. hatte wegen einer in den Kampf bei Dormans empfangenen Wunde auf die linke Wange von der er zeitlebens eine Narbe hielt, den Beinamen: le balafré. Er bildete die Ligue, und ward 1588 bey der Staatsversammlung von Blois erstochen.

Ich kehre jetzt zu der Rede zurück, die ich Herrn von Bouillon und seiner Gattin vortrug, als der Courier uns unterbrach. „Meine Meinung ist, fuhr ich fort, „daß, wenn die Spanier versprechen, bis nach Pont-„A-Verre vorzurücken, und, zum mindesten nicht über „diesen Posten hinaus, ohne vorhergegangene Verabre-„dung mit uns, zu handeln, wir unserer Seits, auch „ohne weitere Schwierigkeiten versprechen, die Waffen „nur mit dem allgemeinen Frieden nieder zu legen, wenn „sie anders nach ihrem, dem Parlement gegebenen Wort, „sich dabei seiner Entscheidung zu unterwerfen, getreu „bleiben. Dieß Wort ist zwar ohne Bedeutung, aber „es ist gut, weil es uns leicht seyn wird, es bedeutend zu „machen. Eine Viertelstunde früher hätte ich nicht ge-„stimmt, daß wir uns mit den Spaniern so weit einlassen „sollten. Als Turenne's Courier hereintrat, war ich „eben im Begrif ein Mittel vorzuschlagen, daß Sie, wie „ich glaube, weit weniger befriedigt hätte. Jetzt aber, „da die eben erhaltene Nachricht uns sagt, daß Herr von „Turenne seiner Soldaten gewiß ist, und da der Hof ihm „keine andern, als die, welche uns belagern, entgegen „zu setzen hat, bin ich überzeugt, daß wir ihnen nicht „allein diesen Punct bewilligen, sondern, im Fall „sie nicht daran dächten, ihn selbst verlangen soll-„ten. Ein doppelter Vortheil erwartet uns. Der „erste ist, was nicht häufig gefunden wird, daß das dop-„pelte Intresse unserer Parthey, das allgemeine und be-„sondere, hier im reinen Einklang zusammenfließt. Der „zweite noch seltenere ist, daß die Wege, auf welchen „wir beides erlangen können, sich vereinigen, und so-„gar früh genug zusammen stoßen. Der wahre Vor-„theil des Ganzen ist allgemeiner Friede; der Vortheil „der Gesellschaften, die Wiederherstellung de Ord-„nung, und der Ihrige wie mein und aller übrigen Vor-„theil ist, zu dem Ebengesagten beizutragen, und zwar

„auf

„auf solche Art, daß wir die Schöpfer davon sind und es „auch zu seyn scheinen. Alle andere Vortheile sproßen aus „diesem Einzigen hervor, und um ihrer theilhaftig zu „werden, dünkt mich, müsse man Mine machen, daß man „sie verachte. Sie wissen, daß ich öffentlich bekannt ha„be, keinen Privatvortheil aus diesen Händeln ziehen „zu wollen. Diesem Bekenntniß werde ich bis zum En„de getreu bleiben. Sie sind in einer andern Lage; Sie „verlangen Sedan, und Sie haben Recht. Herr von „Beaufort strebt nach der Admiralität und hat nicht „Unrecht. Andere Forderungen hat Herr von Longue„ville, und ich verdenke es ihm nicht. Das Ziel des „Prinzen von Conti und der Frau von Longueville ist „Unabhängigkeit vom Prinzen; Sie werden es errei„chen. Aber um alle diese Zwecke zu erlangen, geht „dies voraus, gar keine zu haben. Wir müssen nein„zig und allein an den allgemeinen Friedensschluß den„ken, mit dem morgenden Tage die bestimmtesten und „heiligsten Verträge mit den Feinden unterzeichnen, den „Friedensartikeln zu Erhöhung des Wohlgefallens des „Volks, noch die Verbannung des Cardinals Maza„rin, als seines tödtlichen Feindes, beifügen; den Erz„herzog in Pont-A-Verre, so wie Herrn von Turen„ne, eiligst vorrücken lassen; ohne den kleinsten Zeit„verlust, dem Parlement von neuem vorschlagen, was „Don Joseph d'Illescas ihm bereits, den allgemeinen „Frieden betreffend, vorgeschlagen hat; das Parle„ment — was bei der Lage, worin es uns dann sieht, „uns gewiß nicht fehlen kann, — nach unserer Weise „stimmen, und an die Deputirten in Ruel den Befehl „ergehen lassen, von der Königin einen Ort, wo die „Conferenz über den allgemeinen Frieden gehalten wer„den kann, sich bestimmen zu lassen, oder unverzüglich „zurück zu kommen, um ihre Stellen im Parlement wie„der einzunehmen. Ich gebe die Hoffnung nicht auf,

„daß der alsdann aufs äußerste gebrachte Hof einen klu-
„gen Entschluß fassen wird, und ist dieß, was kann
„für uns glorreicher seyn? Ich weiß wohl, daß, wenn
„sich auch der Hof hiezu entschließen kann, der König von
„Spanien uns nicht, wie er uns verhieß, zu Frie-
„densrichtern machen wird, aber ich weiß auch, daß
„jenes bedeutungslose Wort, wie ich es vorhin nannte,
„die Minister demohngeachtet zu gewissen Rücksichten
„nöthigen wird, die nicht anders als äußerst vortheil-
„haft für Frankreich seyn können. Weigert sich aber der
„Hof, wie wird er, diese Weigerung länger als 2
„Monate aushalten können? werden sich nicht alle,
„bereits schon wankende Provinzen für uns erklären?
„Und vermag die Armee des Prinzen sich gegen die spa-
„nische, türennische, und unsere eigene Armee zu hal-
„ten? Die Vereinigung dieser beiden letztern, erhebt
„uns zugleich ganz über die Furcht, die wir bisher vor
„fremden Mächten gehabt haben. Sie werden weit
„mehr von uns, als wir von ihnen abhängen; durch
„uns selbst werden wir die Herrn von Paris seyn, und
„dies um so viel sicherer, da wir es durch das Parle-
„ment seyn werden, das stets das Mittel seyn wird,
„wodurch wir uns des Volks, dessen man nie gewisser ist,
„als wenn man es nicht unmittelbar beherrscht versichern
„können. Die Erklärung des Herrn von Turenne ist
„der einzige Weg, der uns dahin, — was wir
„zu träumen nie gewagt haben, — zu einer für unsre
„Vertheidigung zwischen Spanien und dem Parlement
„geschloßnen Vereinigung führen kann; durch sie allein
„erhält der Vorschlag zum allgemeinen Frieden Grund-
„lichkeit und Wahrheit. Sie allein macht die Ausfüh-
„rung möglich, sie setzt uns in den Stand, das Par-
„lement zum Bündniß zu bringen, da wir sonst nichts
„mit ihm hätten anfangen können, als was, wenigstens
„in einem Sinn, nicht gut gewesen wäre; aber diese

„Ver-

„Verbindung iſt nur in dem gegenwärtigen Moment „möglich und nüzlich. Der erſte Präſident und der „Präſident von Mesmes ſind abweſend, und wir wer„den die Geſellſchaft mit ungleich größerer Leichtigkeit „nach unſerm Gefallen lenken können, als wenn ſie ge„genwärtig wären. Entledigen ſie ſich des Auftrags, „welchen ihnen das Parlement, durch einen Beſchluß, „deſſen Urheber wir ſeyn werden und wovon ich ſchon „geſprochen habe, geben wird, getreu; ſo haben wir „unſern Zweck erreicht, und dieſes Tribunal zu dem „großen Werk des allgemeinen Friedens vereinigt. Be„harrt aber der Hof dabei, unſere Vorſchläge zu ver„werfen, und wollen diejenigen unter den Deputirten, „die auf Seiten des Hofs ſind, unſerm Ruf nicht fol„gen und unſer Glück zu hemmen ſuchen, ſo werden „wir unſern Vortheil nicht weniger, ob gleich auf eine „andere Art, dabei finden. Denn alsdann bleiben wir „mit dem größten Theil des Parlements, wovon die „andern nur Ueberläufer ſind, vereinigt, und gebieten „nur um ſo unumſchränkter über ihn. Dies iſt mei„ne Meinung, die ich, wenn Sie anders den gegenwär„tigen Augenblick, durch deſſen Begünſtigung allein ſie „vortheilhaft wird, nicht vorbei laſſen, aufzuzeich„nen, und dem Parlement vorzutragen erbötig bin. „Sollte ſich aber, bevor dies leztere geſchehen iſt, von „Seiten des Herrn von Turenne, eine Veränderung ſich „ereignen, ſo würde ich dieſe Meinung mit eben ſo viel „Eifer bekämpfen als ich ſie jezt vertheidige.“ Frau von Bouillon, die mich bis dahin immer viel zu gemäßigt für ihre Wünſche gefunden hatte, zeigte über dieſen Plan das höchſte Erſtaunen. Er ſchien ihr gut, weil er ihr groß ſchien. Ihr Gemal hingegen hatte mehr Bedenklichkeiten. „Ihre Vorſchläge, ſagte er mir reiſſen „hin; ſie ſind ausführbar, aber für alle Einzelne äuſ„ſerſt gefährlich. Spanien wird uns alles verſprechen,

„aber, haben wir uns einmal verbindlich gemacht, bei „unserer Unterhandlung mit dem Hof nur den allge„meinen Frieden zu beabsichtigen, nicht das mindeste „halten. Dieser Friede ist sein einziges Ziel, und es „wird uns verlassen, so bald es dieses erreicht hat. „Bringen wir auf einmal die große Wirkung hervor, „die Sie uns vorschlagen, so wird Frankreich diesen „Frieden, sogar mit Eilfertigkeit schließen und „Spanien ihn unfehlbar in 14 Tagen haben „können. Dies wird um so leichter seyn, da „die Spanier, wie ich aus sichern Quellen weiß, „ihn um jeden Preis haben wollen, und selbst unter „Bedingungen, die so wenig vortheilhaft sind, daß „Sie darüber erstaunen werden. Dieß vorausgesetzt, „in welcher Lage werden wir uns den Tag, nach dem „wir den allgemeinen Frieden geschlossen oder vielmehr „bewirkt haben, befinden? Ruhm werden wir einern„dten, dies gebe ich zu, aber dieser Ruhm wird uns „nicht gegen den Haß und Abscheu unsers Hofs „schützen. Wird das Haus Oestreich die Waffen er„greifen, wenn man uns beide vier Monate später „in Verhaft nimmt? Ich weiß, daß Sie mir antwor„ten: wir können mit Spanien solche Bedingungen „schließen, die uns gegen dergleichen Angriffe in Sicher„heit setzen. Aber durch die Versicherung, daß Spa„nien durch seine häuslichen Bedürfnisse in seinen In„nern so gedrängt ist, daß es keinen Augenblick anste„hen wird, die uns feierlichst gethanen Verspre„chungen dem Frieden aufzuopfern, glaube ich diesem „Einwurf bereits begegnet zu haben. Gegen dieß Uebel „finde ich keine Mittel. Was wird aus uns, wenn „Spanien sein Wort, das es uns wegen Mazarins „Verbannung geben wird, nicht hält? Wird der Ruhm „eines allgemeinen Friedens in der Meinung des „Volks die Beibehaltung des Ministers aufwiegen,

„?

„zu deſſen Verderben wir die Waffen ergriffen haben?
„Sie wiſſen wie ſehr der Miniſter verabſcheut wird.
„Und angenommen, daß man uns Wort hält, und den
„Cardinal aus dem Miniſterium ausſchließt, bleiben
„wir darum der Rache der Königin, dem Zorn des
„Prinzen, und allen Folgen, womit ein beleidigter
„Hof eine ſolche That zu ahnden weiß, minder ausge-
„ſetzt? — Das Weſentliche des wahren Ruhms iſt,
„daß er dauern kann; alles Vorübergehende iſt nur ein
„leichter Dunſt, der bald verweht. Unterſtützen wir den
„uns zuwachſenden nicht durch Begründungen die
„dem Verdienſt des guten Willens auch das der Weis-
„heit beifügen, ſo wird unſere Ruhe von der veränglich-
„ſten Gattung ſeyn. Ueberdieß geſtehe ich, daß Sie
„in ihrer Uneigennützigkeit groß ſind, daß ſie Bewun-
„derung verdient, und ich laſſe ihr gewiß alle Gerech-
„tigkeit widerfahren; aber wollte ich Ihnen darin nach-
„ahmen, ſo bin ich überzeugt, daß Sie ſelbſt es nicht
„billigen würden. Das Glück Ihres Hauſes iſt be-
„gründet, werfen Sie dagegen ein paar Blicke auf das
„Meinige! In welcher Lage iſt meine Gemalin, ſind
„Vater und Kinder!"

Dieſe Einwendungen zu bekämpfen, bot ich alles auf, was ich in dem Anſehen, worin wir als unumſchränkte Gebieter von Paris und 8000 Mann zu Fuß, und 3000 zu Pferd vor ſeinen Thoren, und von der geübteſten Armee von ganz Europa, bei Spanien nothwendig ſtehen müßten, im Ueberfluß zu finden glaubte. Ich that alles, um ihn von meiner Meinung zu überreden, ſo wie er hingegen nichts vergaß, was mir die Seinige annehmlich machen konnte. Dieſe war folgende: wir ſollten den Abgeſandten des Erzherzogs zwar immerhin überreden, daß wir für eine Verbindung zum allgemeinen Frieden feſt entſchloſſen wären, ihm aber zu gleicher Zeit ſagen, wir hielten es für ungleich vortheilhaf-

ter, wenn das Parlement an diesem Bündniß Antheil nähme. Dieß könne nun nicht anders, als nach und nach und gleichsam unvermerkt geschehen; und auf diese Art würden die Abgesandten hingehalten werden. Zugleich wollten mir mit ihnen einen Vertrag unterzeichnen, der nur wie die Vorbereitung zu jenem mit dem Parlement entworfenen erscheinen würde, und folglich uns noch zu nichts ganz bestimmtem, in Rücksicht des allgemeinen Friedens, verpflichten könnte, jedoch hinreichen würde, die Spanier so weit zu befriedigen, daß sie ihre Truppen anrücken ließen. „Zu gleicher Zeit, so endigte Herr von Bouillon, wird sich auch die Armee „meines Bruders nähern, und der erschrockene Hof, wird „sich gern zu einem Vergleich fügen. Sollte er aber nicht „zur Vernunft gebracht werden, so stehe uns in unserm „Vertrag mit Spanien, durch die das Parlement betreffende Clausel immer eine Hinterthür offen, deren „wir uns zum Vortheil des Publikums, und um unser selbst willen bedienen können."

So weise und durchdacht auch diese Ueberlegungen waren, so wenig überzeugten sie mich, weil die, nach der Berechnung des Herrn von Bouillon, zu beobachtende Aufführung mir unausführbar schien. Wie er die Abgesandten hinhalten wollte, begrif ich wohl; aber wie das Parlement, das gerade mit dem Hof in Unterhandlungen stand, seine Deputirten bereits in Ruel hatte, und das, aller seiner Aufwallungen ungeachtet, doch stets mit Schnelligkeit zum Frieden zurückkam, hinzuhalten sey, war mir unbegreiflich. Auf dem Abhang, wo es stand, konnte es, nach meinem Bedünken, nur durch eine öffentliche Erklärung aufgehalten werden. Den Grundsätzen des Herrn von Bouillon zufolge, konnte diese Erklärung nicht Statt finden, und geschah sie nicht, so gieng das Parlement nothwendig seinen

Weg

Weg fort, und wir waren, wenn nur eine der Saiten ſprang, in die Nothwendigkeit verſetzt — was ich für das furchtbarſte aller Uebel hielt — zu dem Volk unſere Zuflucht zu nehmen.

Bei den Worten, wenn eine der Saiten verſagt, unterbrach mich Herr von Bouillon, und verlangte die Bedeutung dieſes Ausdrucks zu wiſſen. „Wenn, antwortete ich darauf, Herr von Turenne in „dieſem Augenblick ſtürbe, oder in ſeiner Armee ſich Auf„ruhr verbreitete, wies ihn Erlach ſo gern bewirkt hätte, „was würde dann aus uns werden, wenn das Parle„ment dem Bündniß nicht beigetreten wäre? Heute die „Tribunen des Volks, und morgen Diener des Grafen „von Fuenſaldagne. Es iſt mein ewiger Refrain: al„les mit dem Parlement, und ohne daſſel„be nichts.“ Unſer Streit dauerte in demſelben Ton wenigſtens 3 oder 4 Stunden lang; aber keinem gelang es den andern zu überzeugen, und wir machten zuletzt aus, dieſe Streitfrage bei dem Prinzen von Conti in Gegenwart der Herrn von Beaufort, von Elbeuf, von la Mothe, Briſſac, Noirmoutier und Bellievre aufs neue vorzunehmen. Mit unbeſchreiblicher Verwirrung verließ ich ihn; denn ich war damals feſt überzeugt, was ich auch noch jetzt bin, daß ſeine ganze Schlußfolge auf keinen ächten Grund gebaut war. Ein ſolches Raiſonnement, mußte, meinem Bedünken nach, beſondern Verträgem aller Art die Thür öfnen, und da ich das Vertrauen der Spanier zu ihm kannte, zweifelte ich nicht, daß er mit jedem Tag nach ſeinem Gefallen mit ihren Abgeſandten Verträge ſchließen könnte. Meine Bangigkeit vermehrte ſich, als ich bei meiner Zurückkunft in mein Haus, ein in Chiffern geſchriebenes Billet von Frau von Lesdiguieres fand, worin ſie mir von Seiten der Königin unermeßliche Anerbietun-

gen that, die Bezahlung meiner Schulden, Abteyen, die Ernennung zur Cardinalswürde. In einem kleinen besondern Billet, waren folgende Worte enthalten: Die Erklärung der deutschen Armeen setzt hier alles in die größte Bestürzung. Natürlich schloß ich, daß bei den übrigen der Parthey gleiche Versuche, wie bei mir, geschehen würden, und da Herr von Bouillon in einer Zeit, da das Glück uns lachte, bereits an die Hinterthür zu denken anfieng, wie hätte ich einen Augenblick zweifeln können, daß die andern nicht die Hauptthüren wählen werden, die man ihnen, nach der Erklärung des Herrn von Turenne, gewiß mit Freuden eröfnen würde? — Daß ich den ächten Grund des Plans von Herrn von Bouillon und das Innere seiner Seele nicht mit voller Wahrheit ergründen konnte, dies war's, was mich mehr als alles übrige betrübte. Bei dieser Gelegenheit, die jedoch der wahre Punct der Entscheidung war, weil es darauf ankam, jetzt das Parlement in unsern Bund zu ziehen, oder nicht, mußte ich die so gern genährten hohen Ideen von dem Umfang des Einen und der Klarheit der Andern nothwendig herabstimmen. Sehr oft hatte er mich zu dem angespornt, was ich ihm jetzt anbot. Was mich bestimmte, nach so langer, standhafter Weigerung, endlich dieser Meinung beizutreten, nemlich die Erklärung seines Bruders, mußte ja für ihn ein noch weit stärkerer Grund seyn. Aber anstatt diesen Entschluß zu fassen, erweicht die Hofnung, daß Mazarin ihm Sedan überlassen würde, seine ganze Standhaftigkeit. Nur dieß ist das Ziel, nach dem er strebt; nur was ihm hierüber Gewißheit geben kann, ist seiner Bemühung werth, und den großen Gedanken, Europa den Frieden gegeben zu haben, opferte er seinen kleinlichen Vortheilen auf. Dieser Schritt berechtigt mich zu jenem, Ihnen bekannten Urtheil über Herrn von

Bouil-

Bouillon, daß ich, so große Eigenschaften er auch in sich vereinte, immer bezweifle, ob er der großen Handlungen, die andere ihm zugetraut haben, die er aber nicht vollbracht hat, wirklich fähig gewesen sey. Nichts wirft einen so tiefen Schatten auf den Werth eines großen Mannes, als wenn er den entscheidenden Augenblick des Ruhms nicht zu ergreifen versteht. Fast immer wird dieser aufgeopfert um den Augenblick des Glücks desto fester zu fassen, und gemeiniglich betrügt man sich doppelt. Nach meinem Urtheil nahm Herr von Bouillon sich in diesem Fall nicht richtig, weil er fein seyn wollte. Ein sehr gewöhnlicher Misgrif!

Der folgende Tag erschien und wir versammelten uns bei dem Prinzen von Conti. Frau von Longueville fehlte und ich ahnete ein Geheimniß in dieser Abwesenheit. Sie hatte vor mehr als 6 Wochen ihren Sohn geboren, aber schon mehr als 20mal war in ihrem Zimmer über Staatshändel gesprochen worden. Die Streitfrage ward durch Herrn von Bouillon und mich mit Anführung derselben Gründe, wie bei Ihm, vorgetragen, und der Prinz von Conti stimmte für die Meinung des Herrn von Bouillon. Die Art, wie dies geschah, ließ mich auf ein geheimes Verständniß schließen. Herr von Elbeuf sanft wie ein Lamm hatte, wie mir schien, die Meinung des Herrn von Bouillon, wenn er es gewagt hätte, gern noch überboten.

Gleich beim Eintritt in das Stadthaus hatte mir der Chevalier von Frages, Bruder des alten Fiennes, der in unsrer Parthey als doppelter Spion unter dem Titel eines Commandanten von Elbeufs Regiment diente, zugeflüstert, daß sein Herr, wie er glaube, sich verglichen habe. In dem Betragen des Herrn von Beaufort

fort ward sichtbar, daß Frau von Montbazon seinen Eifer zu mildern versucht hatte; doch, da ich bei ihm noch immer meines Siegs über sie gewiß zu seyn glaubte, hatte mich seine anfangs gezeigte Unentschlossenheit wenig beunruhigt, und seine Stimme, den Stimmen des Herrn von Brissac, la Motthe, Noirmoutier und Bellievre, die schnell meiner Meinung beitraten, beigefügt, hätte mir unfehlbar ein beträchtliches Uebergewicht gegeben, wenn nicht das Ansehen des Herrn von Turenne, der in diesem Augenblick das große Band der Parthey war, und die Wichtigkeit, welche Herr von Bouillon durch alte mit Fuensaldagne stets beobachtete Verhältnisse, sich bei den Spaniern zu erwerben gewußt hatte, mich bewogen hätte, mir aus dem, was doch eigentlich nur ein Entschluß der Nothwendigkeit war, eine Ehre zu machen. Den Tag zuvor war ich noch bei dem Abgesandten des Erzherzogs gewesen, in der Absicht auszuspähen, ob sie noch immer, wie sie selbst mir stets gesagt, und Herr und Frau von Bouillon mir unaufhörlich gepredigt hatten, so fest darauf bestünden, nur mit der Bedingung eines allgemeinen Friedens einen Vertrag mit uns zu schließen. Beide hatte ich ganz verändert gefunden. Zwar verlangten sie noch immer das Bündniß zum allgemeinen Frieden, aber sie hatten sich nach Herrn von Bouillons Weise bequemt, und verlangten es auf zweymal. Es war ihm gelungen, sie zu überreden, daß es in diesem Fall weit vortheilhafter für sie seyn würde, weil wir das Parlement mit hineinziehen würden. Genug; ich erkannte die Hand des Künstlers, und war überzeugt, daß seine Gründe, bei ihrer Anweisung sich in allen Fällen an ihn zu wenden, bei weitem kräftiger sey, als alles was ich dagegen sagen konnte. Dieß war der Grund, warum ich mich ihnen nicht entdekte. Nach Mitternacht gieng ich zu dem Präsidenten von Bellievre, und um ganz ungestört zu

seyn,

seyn, mit diesem zu Croissi. Hier schilderte ich ihnen die ganze Lage der Sachen. Beide traten ohne Bedenken meiner Meinung bei. Die entgegengesetzte, glaubten auch sie, würde uns unfehlbar verderben, und doch gaben sie zu, daß wir uns für jetzt in jene fügen müßten, weil wir durchaus von den Spaniern und von Turenne, die beide bis jetzt nur unter des Herrn von Bouillon Einwirkung handelten, abhängig wären. Beide hofften noch, daß Herr von Bouillon in dem bevorstehenden Rath vielleicht noch unserer Meinung beizutreten genöthigt werden könnte, oder daß es uns gelingen werde, Herrn von Turenne selbst nach seiner Ankunft für unsere Sache zu gewinnen. So süsse Träume hegte ich nicht; denn die Folgen, die ich von dieser Handlungsart am meisten fürchtete, konnten sich höchst wahrscheinlich, noch ehe Herr von Turenne bei uns seyn konnte, ereignet haben. „Sie haben Recht, sagte mir Croissi, der viel Vermittelungstalent besaß, — „aber eben fällt „mir ein Ausweg ein. Werden Sie bei dem Präliminar„tractat, der, wie Herr von Bouillon will, mit dem „Abgesandten geschlossen werden soll, unterzeichnen? „Nein, war meine Antwort. So ergreifen Sie denn, „erwiederte er, diese Gelegenheit, dem Abgesandten „Gründe, warum Sie nicht unterzeichnen vor Au„gen zu legen. Wäre Fuensaldagne hier, so würden „ihn diese Gründe, unfehlbar davon überzeugen, daß „durch das von Ihnen vorgeschlagene Verfahren Spa„niens wahrer Vortheil begründet wird. Vielleicht „verlangen die Abgesandten Aufschub, um erst dem „Erzherzog Rechenschaft ablegen zu können, und „ist dieß, so wage ich mich dafür zu verbürgen, daß „Fuensaldagne Ihre Gründe billigen wird, und Herr „von Bouillon dann nachgeben muß. Nichts kann „natürlicher seyn, als dieses Auskunftsmittel, und selbst „die Abgesandten werden keine Trennung in der Parthey

„wahr-

„wahrnehmen, weil es scheinen wird, daß Sie Ihre „Gegengründe, bloß um nicht zu unterzeichnen, nicht „aber, um Herrn von Bouillons Meinung zu bekäm„pfen, anführen.“

Mein Entschluß war schnell gefaßt. Ich ergrif dieses Mittel, das mir mit wenig oder keiner Gefahr verbunden zu seyn schien, und bat den Herrn von Brissac, morgen bei Frau von Bouillon zu speisen, und dort ganz ungekünstelt im Gespräch einfließen zu lassen: es scheine ihm, daß ich, die Unterzeichnung mit Spanien betreffend, etwas erschüttert sey. Dieß sollte hoffentlich Herrn von Bouillon in der Freude mich in meinen Gesinnungen über den besondern Vertrag der Generale, wanken zu sehen, bewegen, deshalb nur desto stärker in mich zu dringen, und mir auf diese Art Gelegenheit zu geben, mich in Gegenwart der Abgesandten ausführlich darüber zu erklären.

Dieß war meine Lage, als wir bei dem Prinzen von Conti zur Conferenz zusammen kamen. Bald überzeugte ich mich, daß alles, was Herr von Bellievre und ich vorbrachten, auf Herrn von Bouillon keine Wirkung that. Scheinbar ergab ich mich seinen Gründen, und dem Ansehen unsers Generalissimus des Prinzen von Conti. Es ward ausgemacht, mit dem Erzherzog, einen, von Herrn von Bouillon entworfenen Tractat zu schließen, dessen Inhalt war: daß der Erzherzog bis Pont-A-Verre, und sogar, wenn es die Generale wünschen würden, noch weiter anrücken sollte, diese dagegen ihrer Seits alles anwenden sollten, um das Parlement zu nöthigen, an diesem Vertrag Antheil zu nehmen, oder vielmehr einen neuen zum allgemeinen Frieden zu schließen, das heißt nichts anders, als den König dahin zu bringen, unter billigen Bedingungen, deren nähere Bestimmung der katholische Kö-

nig

nig dem Ausspruch des Parlements überlassen würde, diesen Frieden zu schließen. Diesen Vertrag, so einfach, wie Sie ihn hier sehen, machte sich Herr von Bouillon anheischig, von dem Abgesandten unterzeichnen zu lassen. Mich fragte er nicht einmal, ob ich unterzeichnen würde, oder nicht. Die ganze Versammlung war zufrieden, Spaniens Hülfe so wohlfeil erkauft zu haben, und zugleich die Freiheit beizubehalten, die verschwenderischen Anträge, zu welchen die Erklärung des Herrn von Turenne den Hof gegen alle unfehlbar nöthigen würde, annehmen zu können. Zur Unterzeichnung des Vertrags in dem im Stadthaus befindlichen Zimmer des Prinzen von Conti, war die Stunde der Mitternacht erwählt. Zur bestimmten Zeit erschienen die Abgesandten, und ich trug Sorge, daß sie mich diesmal mehr als gewöhnlich bemerkten. Als Croissi, der zur Ausfertigung des Vertrags die Feder in der Hand hielt, eben angefangen hatte zu schreiben, wandte sich der Bernhardiner zu mir, und fragte, ob ich nicht unterzeichnen würde? Ich antwortete, daß Herr von Fuensaldagne mir es durch Frau von Bouillon untersagt hätte, und er sagte mir darauf mit ernstem Ton: dies sey jedoch eine durchaus nöthige Bedingung, worüber er noch vor 2 Tagen ganz ausdrückliche Befehle vom Erzherzog erhalten habe. Hier erkannte ich die Wirkung dessen, was ich bey Frau von Bouillon durch Herrn von Brissac hatte sagen lassen. Ihr Gemal drang aufs äusserste in mich, und ich ergrif diese Gelegenheit, um die spanischen Abgesandten über ihr Interesse zu belehren. Ich bewies ihnen, daß ich, bei der zuletzt angenommenen Handelsweise, so wenig Sicherheit für mich selbst und für die ganze Parthey finde, daß ich mich unmöglich entschließen könnte, am wenigsten durch eine Unterschrift, ganz besondern Theil daran zu nehmen. Ich wiederholte jetzt, — was ich ihnen schon

schon den Tag vorher angeboten hatte — mich, wenn man sogleich eine endliche und entscheidende Entschliessung fassen wollte, zu allem ohne Ausnahme verbindlich zu machen. Zugleich vergaß ich nichts, um ihnen, ohne jedoch etwas bestimmt anzudeuten, die Privatvergleiche, zu welchen der jetzt angetretene Weg führen könnte, ahnen zu lassen.

Meine Rede, ob wohl ich alles im Ton der Erzählung vortrug, und nicht den geringsten Plan blicken ließ, als wenn ich das schon beschlossene bekämpfen wollte, machte auf den Bernhardiner einen so tiefen Eindruck, daß Herr von Bouillon darüber verlegen schien. Don Francisco Pizarro hingegen, der von Brüssel neue Befehle, sich in allem den Meinungen des Herrn von Bouillon zu fügen, mitgebracht hatte, drang in seinen Gefährten, daß er einwilligen sollte. Der Bernhardiner that es auch ohne großen Widerstand. Ich selbst, sobald ich ihn einmal entschlossen sah, munterte ihn dazu auf, und fügte hinzu, daß ich, um ihm jeden Argwohn über meine Weigerung zu benehmen, ihnen auf mein Wort verspräche, im Fall das Parlement sich mit dem Hof vergleichen sollte, ihnen, durch gewisse sichere Mittel, alle nöthige Zeit zur Zurückziehung ihrer Truppen zu geben. Zwei Grunde bestimmten mich zu diesem Anerbieten. Der erste stützte sich auf die Ueberzeugung, Fuentaldagne werde, als ein gescheider Mann, sicher nicht der Meinung seiner Abgesandten beitreten, und seine Armee, da er von den Generalen so wenig, und von mir gar nichts hatte, gewiß dem Königreich nicht anvertrauen. Der zweite Grund war das Vergnügen, selbst unsern Generalen zeigen zu können, ich sey entschlossen, so weit es wenigstens von mir abhienge, keine Treulosigkeit zu dulten, und ich verbände mich öffentlich, selbst im Fall der Aussöhnung des Parlements, die

Spa-

Spanier keineswegs unterdrücken und überfallen zu laſſen; obgleich ich in der nehmlichen Conferenz mehr als 20mal feierlich verſichert hatte, daß ich mich vom Parlement nicht trennen würde. Dieſer Entſchluß war die einzige Urſache, weshalb ich einen Vertrag, der ohne daſſelbe geſchloſſen ward, nicht unterzeichnen wollte.

„Jene Mittel, ſagte mir Herr von Elbeuf ganz „laut, von denen Sie mit dieſen Herrn eben geſprochen haben, können Sie nirgends anders, als bei dem „Volk finden. — Wo ich ſie jedoch, antwortete ich, nie „ſuchen werde. Ich berufe mich deshalb auf das Zeugniß des Herrn von Bouillon. Ich weiß, antwortete dieſer, der mich ſo gern zur Unterſchrift beredet „hätte, daß es Ihr Wille nicht iſt; aber ich bin überzeugt, daß Sie, ohne es ſelbſt zu glauben, Ihrem Willen zuwider handeln. Wir, die unterzeichnet haben, „beweiſen mehr Rückſicht für das Parlement, als Sie „ſelbſt, der nicht unterzeichnet hat; denn — fuhr er mit „gedämpfter Stimme fort, damit die Abgeſandten das „folgende nicht hören ſollten, — Wir behalten uns eine Hinterthür vor, wo wir mit dem Parlement entſchlüpfen können. Dieſe Thüre, antwortete ich, wird „vom Parlement geöfnet werden, zu einer Zeit, wenn „Sie es nicht wünſchen. Schon iſt der Anſchein dazu „da, und Sie werden ſie gerne verſchließen wollen, „wenn es zu ſpät ſeyn wird. Das Parlement läßt nicht „ungeſtraft mit ſich ſpielen.“ In dieſem Augenblick rufte uns der Prinz von Conti. Der Vertrag ward vorgeleſen und unterzeichnet. Dieß iſt, was wir davon ſagen. Don Gabriel von Toledo hat mir ſeitdem geſagt daß die Abgeſandten der Frau von Montbazon ein Geſchenk von 2000 Piſtolen, und Herrn von Elbeuf von einer eben ſo großen Summe gemacht hätten.

Voll Verdruß über das eben Vorgefallene kam ich nach Haus. Hier erwartete mich der Präsident von Bellievre und Montresor *), die in gleich hohem Grade, wie ich, trauerten. Eine Aeußerung des ersten Präsidenten verdient hier angemerkt zu werden, weil der Erfolg sie vollkommen gerechtfertigt hat. „Wir haben, sagte er, heute das Parlement, in Verbindung mit welchem „alles sicher gewesen seyn würde, in unsern Bund aufzu„nehmen, verabsäumt. Jetzt wollen wir den Himmel bit„ten, daß alles gut gehe; denn wenn eine einzige unse„rer Hofnungen fehl schlägt, sind wir verloren" Kaum hatte Herr von Bellievre dies gesagt, so trat Noirmoutier ins Zimmer, und sagte, daß, seit ich das Stadthaus verlassen habe, ein Cammerdiener von Laiques dahin gekommen sey, nach mir gefragt habe, und, da er mich nicht gefunden, ohne mit jemanden sonst sprechen zu wollen, sich wieder aufs Pferd geschwungen habe. Hier muß ich Sie bitten, zu bemerken, daß Laiques, ein Mann von vielem Muth aber wenig Einsichten, sich seit dem er seine Compagnie verkauft, sehr eng an mich angeschlossen hatte und, so bald der Bernhardiner sich bei uns zeigte, auf den Einfall gekommen war, in Flandern selbst zu unterhandeln. Dieses Geschäft glaubte er, würde ihn bei der Armee bedeutend machen. Er bat mich um meine Beistimmung, und ließ mich durch Montresor, der ihn vom ersten Augenblick an zu der Würde eines Liebhabers von Frau von Chevreuse, die in Brüssel war, bestimmte, unablässig bestürmen. In dieser Stelle, meynte er, könne er mir in der Folge gar wohl nützlich werden; Sie sey jetzt unbesetzt, und könne leicht von einem andern ausgefüllt werden, der nicht von

*) Claude von Bourdeille. Graf von Montresor, der Sohn Heinrichs von Bourdeille. Es ist der nehmliche, dessen in diesen Memoiren oft gedacht wird.

von mir abhängen würde. Seine Bitte, und Montresors Vorstellungen besiegten endlich meinen Widerwillen, einen Mann, der meine Farbe trug, nach Brüssel abzusenden und wir gaben ihm also den Auftrag, bei dem Erzherzog seine Wohnung aufzuschlagen. Der von ihm abgeschickte Cammerdiener nun, brachte mir eine Depesche von ihm, die mein Mitleiden erregte. Er sprach von nichts, als von des Erzherzogs guten Absichten, von Fuensaldagnes Aufmerksamkeit, und von dem Vertrauen, das wir gegen sie fassen sollten. Mit einem Wort, ich habe nie etwas so albernes gesehen. Der Kurzsichtige glaubte schon Fuensaldagne in seinen Händen zu haben! Wie mußten wir uns freuen, an einen Hof, wo wir mehr als eine Intrigue zu führen hatten, einen Unterhändler dieser Art zu haben! Noirmoutier war sein sehr genauer Freund, und gestand: der Brief sey unverzeihlich, aber er glaubte nicht, daß er selbst durch diesen Brief, zu einem noch tollern Schritt verleitet werden könnte. Und doch geschah es. Es fiel ihm auf einmal ein, nach Brüssel zu reisen. Er gebe zu, sagte er, daß es gefährlich sey, Laiques zu Brüssel zu lassen, aber es sey auch zugleich unschicklich, ihn zurück zu berufen, oder ihm einen Collegen, der nicht sein genauer Freund wäre, und auf einer der seinigen völlig überlegenen Ehrenstufe finde, nachzuschicken. Dieß waren seine Worte, seine wahren Beweggründe aber folgende: er hofte sich durch diese Stelle, die ihm zum Unterhändler bilden, und gleich wohl nicht vom Krieg entfernen würde, ganz vorzüglich auszuzeichnen. Durch sie hofte er das volle Vertrauen der Parthey in Rücksicht Spaniens, und zugleich das ganze Ansehen Spaniens gegen die Parthei in seine Macht zu bekommen. Vergebens wandten wir alles an, um ihn von dieser Idee abzubringen. Er bestand darauf, und es mußte seyn. Er führte den schönen Namen le Trimouille, war Ge-

neralleutenant, und spielte in unserer Parthey, woran er mit mir und durch mich Antheil genommen hatte, eine glänzende Rolle. Dieß ist das Unglück bürgerlicher Kriege, daß die besten Einleitungen oft zu Fehlern verleiten.

Die Conferenz zu Ruel hob so schlimm als möglich an. Die Deputirten behaupteten, daß man ihnen das gegebene Wort, die Zugänge frei zu lassen, nicht hatte, und sogar die 100 Muids Getraide nicht freipassiren lasse. Dagegen bestand der Hof darauf, daß er die Eröfnung der Zugänge nicht versprochen habe, und daß das Ausbleiben der 100 Muids Getraide nicht an ihm läge. Die Königin foderte als vorläufige Bedingung, zur Aufhebung der Belagerung, daß das Parlement sich verbindlich machen sollte, seine Sitzungen, so lange es dem König gefiel, in St. Germain zu halten, und sich erst in 3 Jahren zu versammeln. Einstimmig verweigerten alle Deputirten beide Vorschläge, und der Hof stimmte sich noch denselben Nachmittag herab. Der Herzog von Orleans sagte den Deputirten, die Königin gebe im Punct der Verlegung des Parlements nach, und werde sich begnügen, wenn, nachdem man über alle Artikel in Richtigkeit seyn würde, ein lit de justice in St. Germain gehalten werde, um darin die Erklärung zu bestätigen, welche die Artikel enthalten würde. Auch wurde der Zeitraum von 3 Jahren, während alle Versammlungen untersagt seyn sollten, auf 2 eingeschränkt. Das erste ließen sich die Deputirten gefallen, gegen das zweyte eiferten sie um desto mehr, weil sie behaupteten, daß das Privilegium sich zu versammeln ein wesentliches Erforderniß des Parlements sey. Diese und noch einige andere Streitigkeiten erbitterten, als sie zu Paris bekannt wurden, die Köpfe in einem so hohen Grad, daß man in der großen Kam-

mer

mer von nichts geringerm sprach, als die Vollmacht der Deputirten zurückzunehmen. Die Herrn Generale sahen sich von Seiten des Hofs, der bis zur Erklärung des Herrn von Turenne wenig auf sie geachtet hatte, gesucht, und zweifelten nicht, ihre Bedingungen in dem Maas erhöhen zu können, in welchem die Verlegenheit des Hofs stieg. Es wurde daher nichts vergessen, um das Parlement und das Volk mehr aufzuwiegeln, damit der Cardinal einsehen lerne, daß nicht alles von der Conferenz zu Ruel abhänge. Auch ich trug meiner Seits dazu bei, doch einzig in der Absicht, die Eilfertigkeit, womit der erste Präsident und der Präsident von Mesmes alles ergriffen, was nach Vergleich schmeckte, zu ordnen, oder vielmehr zu mäßigen.

Sehr bedeutend war die Sitzung am 8. März. Der Prinz von Conti sagte im Parlement, daß Herr von Bouillon, von neuem an Podagra leidend, ihn gebeten habe, die Versammlung zu benachrichtigen, Herr von Turenne trüge ihr seine Person und seine Truppen gegen den Cardinal Mazarin, den Feind des Staates, an. Hier setzte ich hinzu: ich habe so eben erfahren, daß den Tag zuvor eine Erklärung zu St. Germain ausgefertigt worden sey, welche Herrn von Turenne für einen Majestätsverbrecher erkläre; ich hielt es daher für nothwendig, diese Erklärung zu vernichten, seine Waffen durch einen feierlichen Schluß zu heiligen, allen Unterthanen des Königs zu gebieten, ihm Durchzug und Unterhalt zu verstatten, und eiligst an einem Fond zur Bezahlung seiner Truppen zu arbeiten, damit man der nachtheiligen Wirkung zuvorkomme, welche 300000 von dem Hof an Erlach zur Verführung der Truppen, geschickten Livres, wohl hervorbringen könnten. Dieser Vorschlag gieng einstimmig durch. Ein unbeschreiblicher Ausdruck von Freude glänzte in allen Augen, ward in jeder Rede sichtbar. Man

gab, gegen Courcelles, Lavardin und Amillo, die für den König in der Landschaft Maine, Soldaten warben, ein blutiger Beschluß. Man erlaubte den Gemeinden, sich beim Schall der Sturmglocke zu versammeln, und alle die zu verfolgen, welche ohne Befehl des Parlements Versammlungen halten würden.

Dies war noch nicht alles. Der Präsident von Bellievre sagte der Gesellschaft, daß er von dem ersten Präsidenten einen Brief erhalten habe, worinn er versichere: weder er, noch die andern Deputirten würden Etwas, dem ihm bewiesenen Zutrauen Unwürdiges, begehen. Mehr ein Geschrei als eine allgemeine Stimme erhob sich hier. Der Inhalt davon war: daß der Präsident von Bellievre dem ersten Präsidenten ausdrücklich sagen sollte, ehe alle Fuhren des versprochenen Getraides gänzlich herbeigeschaft und uns geliefert, alle Zugänge entsetzt, und alle Wege für Couriere und Lebensmittel gänzlich offen wären, keinen neuen Vorschlag anzuhören und selbst über die alten nichts zu beschließen.

Am 9. ward durch einen Beschluß ausgemacht, die Conferenz bis zur gänzlichen Erfüllung der Versprechungen und der Eröfnung der Zugänge nicht für das Getraide allein, sondern sogar für alle Arten von Lebensmitteln auszusetzen. Alles was die gemäßigsten nur mit Mühe erhalten konnten, war, daß dem Beschluß die Clausel beigefügt wurde: man werde mit der Bekanntmachung desselben so lange warten, bis man von dem ersten Präsidenten erfahren hätte, ob die Pässe für das Getraide nichts seit der letztern von ihm erhaltenen Nachricht ausgefertigt worden wären.

An dem nehmlichen Tag sagte der Prinz von Conti im Parlement, daß Herr von Longueville ihn gebeten

ten habe die Gesellschaft zu versichern, er werde den 15. dieses Monats ohne weitern Aufschub, mit 7000 Mann zu Fuß, und 3000 Reutern von Rouen abziehen, und gerade vor St. Germain rücken. Die Gesellschaft zeigte eine unglaubliche Freude über die Nachricht, und bat den Prinzen von Conti, daß er deshalb nur immer mehr in Herrn von Longueville dringen möchte.

Am 10. trat Miron, der Deputirte von dem Parlement der Normandie, ins Parlement und sagte: er habe von Herrn von Longueville den Auftrag, die Gesellschaft zu benachrichtigen, mit welcher Freude das Parlement von Rennes den Brief und Beschluß des Pariser Parlements aufgenommen habe, und daß es nur den Herrn von la Trimouille erwartet, um den Beschluß zur Vereinigung gegen den gemeinsamen Feind zu geben. Dieser Rede fügte er noch bei, daß die Stadt Mans sich aus für die Parthey erklärte, und Gesandte an Herrn von Longueville geschickt habe. Es ward ihm, von Seiten der ganzen Gesellschaft für die Ueberbringung so höchst angenehme Nachrichten, gedankt.

Am 11. verlangte ein Abgesandter des Herrn von la Trimouille vom Parlement Audienz. Er bot demselben von Seiten seines Herrn 8000 Mann zu Fuß, und 2000 Reuter an, die, seiner Behauptung nach in 2 Tagen marschfertig wären, jedoch unter der Bedingung, daß die Gesellschaft Ihm erlaubte, sich der königlichen Gelder, die in den General-Einnahmen von Poitiers, Niort, und andern ihm zuverlässigen Orten liegen, zu bemächtigen. Das Parlement machte ihm große Danksagungen, faßte einen Vereinigungsschluß mit ihm, mit der vollen Gewalt über die Generaleinnahmen, und bat ihn seine Aushebungen mit Eifer zu betreiben.

Noch hatte der Abgesandte das Palais nicht verlassen als der Präsident von Bellievre, der Gesellschaft die dringende Bitte des ersten Präsidenten an die Geschaft vortrug, ihm eine neue Vollmacht zur Verhandlung bei der Conferenz zu überschicken, weil durch den Beschluß des vorigen Tages, ihm und den andern Deputirten die Aussetzung derselben befohlen worden sey. Er erhielt keine andere Antwort, als daß sie diese Vollmacht erhalten sollten, so bald das versprochene Getraide angekommen seyn würde.

Kaum war dieses vollendet, so reichte Roland, ein Bürger von Rheims, welcher den Herrn von Vieuville *) Lieutenant des Königs in der Provinz, persönlich beleidigt, und aus der Stadt gejagt hatte, weil er sich für St. Germain erklärte, bei dem Parlement eine Suplike ein, gegen die Officiere, die ihn wegen dieser That bei dem Hof verklagt hatten. Er ward deshalb von der ganzen Gesellschaft gelobt, und ihm aller Schuz versprochen.

Bei dieser Wärme, die durch alles dieß bei der Parthei sichtbar ward, was konnte sich natürlicher vermuthen lassen, als daß sie wenigstens erst einige Zeit zu verdämpfen brauchte, ehe der Friede geschlossen werden konnte? — Nichts weniger! Noch an dem nehmlichen Tag den 11ten März, wird er durch eben die Deputirten, die am 10ten noch, weil die erste Vollmacht zurückgenommen, worden war, um eine neue gebeten hatten, durch die nemlichen Deputirten, denen die neue Vollmacht verweigert worden war, geschlossen und unterzeichnet. Die Auflösung einer Begebheit, die die

Nach-

*) Carl der zweite dieses Namens, Herzog von la Vieuville starb 1689.

Nachwelt kaum glauben wird, und woran die Zeitgenossen sich in 14 Tagen gewöhnten, ist folgende:

Sobald Herr von Turenne sich erklärt hatte, arbeitete der Hof mit weit größerm Eifer, als bisher geschehen war, daran, die Generale zu gewinnen, aber es gelang ihm nicht, wie er es wünschte. Frau von Montbazon, durch Vineuil in mehr als einem Sinn gedrängt, versprach zwar der Königin, ihr den Herrn von Beaufort zu liefern, aber die Königin bemerkte gar wohl, daß, so lang ich nicht bei dem Handel seyn würde, sie schwerlich darauf rechnen könnte. Die Verachtung, mit welcher la Riviere Herrn von Elbeuf bis jetzt behandelt hatte, verschwand gänzlich. Der Marschall von la Mothe war nur durch Herrn von Longueville zugänglich. Diesen konnte der Hof durch die Unterhandlung von Anetonville bei weitem nicht so sehr gewinnen, als wir seiner durch Varicavilles Briefwechsel gewiß waren. Seit der Erklärung seines Bruders schien Herr von Bouillon zu einem Vergleich mit dem Hof geneigter, und durch verschiedene Canäle hatte dieß Vasse', der, wenn ich nicht irre, sein Cavallerie Regiment commandirte, zu St. Germain bekannt zu machen gewußt; aber die Bedingungen schienen zu hoch gespannt. Natürlich daß auf dem Posten, wo beide Brüder standen, sie nicht aufgelegt waren, mit Wenigem zufrieden zu seyn. La Rochefaucauts Ungewißheiten mißfielen la Riviere, der überdies die Zuverlässigkeit des Prinzen von Conti, so lange er nicht von dem Prinzen selbst gebunden seyn würde, für sehr zweifelhaft hielt, dieser letztere aber war, über den Punct der Cardinalswürde seines Bruders nicht so leicht zu bewegen. Auch überzeugte meine, der Frau von Lesdiguieres auf ihre Anträge ertheilte Antwort, den Hof hinlänglich, daß ich nicht so leicht wankend zu machen sey.

So fand der Cardinal Mazarin, alle Wege zur Unterhandlung verschlossen, oder erschwert. Und doch wollte er siegen, und die Verzweiflung leistete durch die Begünstigung des Glücks, dem Hof mehr Nutzen, als die feinste Unterhandlung gethan haben würde. Doch gab er auch diese nicht auf, weil die Lust daran in dem Wesen des Cardinals gegründet war. Aber er that, was ganz gegen seine Gewohnheit war, er vertraute seiner Unterhandlung nicht. Während er unsere Generale hinhielt, überschickte er 800000 livres an die Armee des Herrn von Turenne, die sie ihm entführten, und so die Deputirten zu Ruel nöthigten, den Befehlen des Parlements zuwider, einen Frieden zu unterzeichnen. Der Präsident von Mesmes hat mir mehr als einmal versichert, daß dieser Friedensschluß einzig und allein die Folge, einer zwischen dem Cardinal und ihm, in der Nacht vom 8ten bis zum 9ten März, genommenen Verabredung sey. Damals habe ihm der Cardinal gesagt, bis er sähe deutlich ein, daß Herr von Bouillon nicht eher in Unterhandlung treten wolle, bis Herr von Turenne in der Nähe von Paris und der Spanier sey; das heiße, bis er in den Stand sein würde, die Hälfte des Königreichs zu fordern. Es sey, habe er, der Präsident von Mesmes, ihm darauf geantwortet, nichts bessers, als den Coadjutor zum Cardinal zu machen. Hierauf antwortete der Cardinal, „dieser ist noch schlimmer als jener, denn bei „jenem sieht man doch eine Zeit der Unterhandlung, die„ser aber wird nie anders, als für das Ganze ab„schließen.“ Der Präsident von Mesmes habe nun gesagt: „in dieser Lage der Sachen ist es nothwendig, „daß wir die Rettung des Staats mit unserer eigenen „Aufopferung erkaufen. Wir müssen den Frieden un„terzeichnen; denn nach dem, was das Parlement heute „gethan hat, ist keine weitere Mäßigung zu erwarten,

„und

„und morgen wird es uns vielleicht zurückrufen. Sind wir „nicht mehr anerkannt, so setzen wir uns den größten Ge„fahren aus, sie werden die Thore von Paris für uns ver„schließen, uns den Proceß machen, und uns als Uebertre„'er der Gesetz- und Verräther behandeln. Uns kömmt es „zu, solche Bedingungen zu machen, die zur Rechtferti„gung unsers Verfahrens dienen können. Unser eignes „Interesse ist dabey im Spiel, denn sind sie billig, so wer„den wir sie wider die Glieder der Faction wohl geltend „zu machen wissen. Demungeachtet können Sie Be„dingungen machen, welche Sie wollen. ich werde sie „alle unterzeichnen, und zur Stunde zum ersten Präsi„denten gehn, um diesem zu sagen, daß dieß meine „Meinung, und das einige Mittel zur Rettung des „Königreichs sey. Gelingt es uns, so haben wir Frie„den, und werden wir nicht anerkannt, so wird die „Faction durch uns doch immer geschwächt, und das „Uebel fällt auf uns allein zurück.“ Durch die fieberhafte Wärme, setzte hier der Präsident von Mesmes noch hinzu, worin das Parlement am 5ten sich befunden, durch die Erklärung des Herrn von Turenne, und das, was der Cardinal ihm vom Herrn von Bouillon und meiner Stimmung gesagt, sey diese Idee zuerst in ihm rege worden. Der durch einen, am 9ten gegebenen Beschluß, an die Deputirten erlassene Befehl: die Conferenz so lange aufzuschieben, bis das versprochene Getraide herbeigeschaft worden sey, habe ihn darin bestärkt, die am 10ten sichtbar gewordene Wärme des Volks sie zum festen Entschluß erhoben, und er habe, obgleich mit Mühe, den ersten Präsidenten von ihrer Güte überredet.

Die vielen Umstände, womit er diese Erzählung begleitete, machten mir ihre Aechtheit glaubhaft. Was mir der verstorbene Herzog von Orleans, und der Prinz Car-

darüber gesagt haben, war folgendes: die Festigkeit, womit der erste Präsident und der Präsident von Mesmes am 8ten 9ten und 10ten einige Artikel vertheidigt hätten, stehe in keinem grossen Zusammenhang mit der Entschliessung, welche der Präsident von Mesmes seit dem 8ten gefaßt zu haben, versicherte. Longueil einer der Deputirten, war von der Wahrheit dessen, was der Präsident von Mesmes sagte, überzeugt. Auch der Cardinal Mazarin, mit dem ich seit dem Krieg darüber gesprochen habe, bestätigte mir diese Aussage; jedoch behielt er sich dabei den Ruhm vor, die Meinung des Präsidenten von Mesmes erst verbessert zu haben. „Hätte ich, fügte er hinzu, des Herrn von Bouillon und „Ihre wahren Gesinnungen nicht durchschaut, so wäre „sie an sich höchst gefährlich gewesen. So aber wußte „ich, daß Sie das Parlement nicht durch das Volk „stürzen wollten, und daß Herr von Bouillon vor allen „Dingen die Ankunft seines Bruders erwarten wollte.

So wurde also nach einigen Streitigkeiten, der Friede am 11ten März unterschrieben, und die Deputirten willigten, obwohl mit unendlicher Schwierigkeit, ein, daß der Cardinal Mazarin, mit dem Herzog von Orleans, und den Prinzen, als die beiden vom König ernannten Deputirten zugleich unterzeichneten. Folgendes waren die wichtigsten Artikel desselben.

1) Das Parlement wird sich nach St. Germain verfügen, und hier eine Gerichtssitzung halten, worinn die Erklärung, in welcher die Friedens-Artikel enthalten sind, bekannt gemacht wird. Alsdann wird es zu seinen gewöhnlichen Verrichtungen nach Paris zurückkehren.

2) Soll während des ganzen Jahrs 1649. keine Versammlung der Kammern gehalten werden, ausser zur

zur Aufnahme der Mitglieder, und den gewöhnlichen nach Martini und der Osterwoche.

3) Alle, seit dem 6ten Januar gegebenen Parlementsbeschlüsse sollen nichtig seyn, jedoch mit Ausnahme derer, die über Thatsachen, die gewöhnliche Justizpflege betreffend besonders ausgefertigt worden sind.

4) Alle die gegenwärtigen Unruhen betreffende lettres de cachet, Erklärungen und Beschlüsse des Conseils sollen für nichtig und ungeschehen erklärt seyn.

5) Alle, zur Vertheidigung von Paris angeworbenen Soldaten, sollen so bald die Versöhnung unterzeichnet ist, abgedankt werden, so wie Ihre Majestät auch ihre Truppen aus der Gegend der Stadt zurückziehen wird.

6) Sollen die Einwohner die Waffen niederlegen, und sie nur auf Befehl des Königs wieder ergreifen können.

7) Soll der Deputirte des Erzherzogs, unverzüglich ohne Antwort, zurückgeschickt werden.

8) Alle die Privatpersonen weggenommene Papiere und Meublen, welche sich noch in Natura finden, sollen wiedererstattet werden.

9) Weder der Prinz von Conti, die Prinzen und Herzöge, noch alle diejenigen, welche zu den Waffen gegriffen haben, ohne Ausnahme, sollen, unter welchen Vorwand es auch sey, zur Verantwortung gezogen werden können, wenn nemlich diese obengenannten, in 4 Tagen von dem Tag an, wo die Zugänge frei seyn werden gerechnet, und Herr von Longueville in 10 Tagen sich erklärt haben werden, daß sie unter gegenwärtigem Vertrag begriffen seyn wollen.

10) Wird der König von der Zurückgabe aller weggenommenen königlichen Steuern, aller verkauften Geräthschaften, aller aus dem Arsenal und anderswo aufgegriffenen Waffen und Proviant, eine allgemeine Lossprechung ertheilen.

11) Wird der König, zur Wiederaufhebung der halbjährigen Versammlungen (semestres) des Parlements von Air Schreiben ausfertigen lassen, welche den zwischen den Deputirten des Königs und den Deputirten des Parlements, und der Provence am 21sten Februar festgesetzten Artikeln entsprechen werden.

12) Wird die Bastille in die Hände des Königs zurückgeliefert werden u. s. w.

Unbeschreiblich war die Ueberraschung des Herrn von Bouillon, als er die Nachricht von dem geschlossenen Frieden erfuhr. Halb in Verzweiflung sank seine Gemalin auf sein Bett. O! rief sie aus, wer das vorausgesagt hätte? haben Sie nur die Idee davon gehabt? Nein, gnädige Frau, antwortete ich, daß der Friede an diesem Tag vom Parlement geschlossen werden könnte, ahnete ich nicht, daß er aber, wenn wir dem Parlement freie Hand liessen, sehr schlecht geschlossen werden würde, habe ich, Sie wissen es, immer geglaubt. Nur in der Zeit hatte ich mich betrogen. — Er hat es allzu oft gesagt, rief hier Herr von Bouillon, er hat es nur zu gut vorhergesagt! auf uns allein fällt alle Schuld zurück! — Hier, ich gestehe es gern, fühlte ich eine neue Art von Hochachtung für Herrn von Bouillon in meiner Seele aufkeimen. Der Mensch, der seinen Fehler zu bekennen weiß, ist größer als der, welcher ihn gar nicht zu begehen gewußt hätte. Wir berathschlagten jetzt, was noch zu thun sey, als der Prinz von Conti, Herr von Elbeuf, von Beaufort und von

la Mothe ins Zimmer traten. Sie kamen zu Herrn von Bouillon, in der Absicht, ihm einen von St. Germain d'Apchon entworfenen Anschlag auf Hanau, wo er in einigem Verständniß stande mitzutheilen, und die Nachricht des geschlossenen Friedens war ihnen noch unbekannt. Ihr Erstaunen war um so größer, da alle ihre Unterhändler, ihnen — was übrigens ganz in gewöhnlichem Styl dieser Gattung von Vermittlern ist — erst seit 2 oder 3 Tagen versichert hatten: der Hof, überzeugt, das Parlement sey nur eine leere Form, glaube vor allem mit den Generalen einig werden zu müssen. Dieß hatte Noisse' Herrn von Bouillon versichert; dieß war der Inhalt von 5 oder 6 Billets, welche Frau von Montbazon von Hof erhalten hatte. Unleugbar ist es, daß in diesem Fall der Cardinal Mazarin vortreflich zu spielen und sein Spiel meisterhaft zu verdecken wußte. Seine Geschicklichkeit verdient um so mehr Bewundrung, da er, was viel sagen will, mit la Rivieres Unvorsichtigkeit und dem Ungestüm des Prinzen, welches damals nicht mittelmäßig war, zu kämpfen hatte. Dieses war damals so hoch gestiegen, daß an dem nemlichen Tag, wo der Friede unterzeichnet war, der Prinz die Deputirten auf eine Art behandelte, welche im Stande gewesen wäre, die ganze Versöhnung zu zerstören.

Ich komme zu dem bei Herrn von Bouillon gehaltenen Rath zurück. Daß er selbst keinen Augenblick Anstand gehabt, zu bekennen: er habe die Lage der Sachen nicht richtig beurtheilt, wissen Sie bereits. Das nemliche, was er allein gesagt hatte, bekannte er jezt öffentlich. Ganz anders dachten die Uebrigen. Wir beide, er und ich, hatten das Vergnügen zu sehen, wie sie allzu angelegentlich mit ihren Gedanken beschäftigt, kaum auf das hörten, was wir ihnen sagten. Dieß ist bei denen, die sich bewußt sind, daß ihnen

nen mit Recht etwas vorgeworfen werden kann, faſt immer der Fall. Ich verſuchte alles, ſie dahin zu bringen, am erſten ihre Meinung zu ſagen. Zuerſt bat ich den Prinzen von Conti zu bedenken, daß ihm aus Gründen aller Art das Recht zukäme, die Scene zu eröfnen und zu ſchließen. Er redete aber ſo dunkel, daß kein Menſch etwas davon begrif. Herr von Elbeuf breitete ſich weit aus, und beſchloß nichts. Herr von Beaufort half ſich, wie gewöhnlich mit ſeinem Gemeinplatz: daß er ſtets die Heerſtraße gehen würde. Die Redekunſt des Herrn von la Rochefoucault zeigte ſich nur in halben Perioden, und Herr von Bouillon nahm endlich das Wort. Es ſey, ſagte er, in der ganzen Geſellſchaft keiner, der das Innere der Stadt und des Parlements ſo genau kenne, als ich; er hielt es daher für nothwendig, dieſe Materie von mir ins Licht geſetzt zu ſehen, und dann würde ein guter Entſchluß weit leichter werden. Hier haben Sie das Weſentliche meiner Rede. „Wir alle, hub ich an, ha„ben gethan, was wir thun zu müſſen glaubten. Der „Erfolg darf unſer Urtheil nicht beſtimmen. Von De„putirten unterzeichnet, die keine Vollmacht mehr haben, „hat der Friede keine Gültigkeit. Wir wiſſen zwar die „Artikel deſſelben nicht, aber die, welche uns ſeit eini„gen Tagen vorgeſchlagen worden ſind, laſſen uns „leicht ſchließen, daß die darin feſtgeſetzten weder ehrenvoll noch ſicher ſeyn werden. Dieß iſt meiner Mei„nung nach der Grund, worauf wir unſere Beſchlüſſe „bauen müſſen, und dieß vorausgeſetzt, glaube ich, ohne alles Bedenken, daß wir nicht verbunden ſind, „den Vergleich zu halten, ſondern vielmehr aus allen „Gründen der Ehre und der geſunden Vernunft verpflichtet ſind, ihn nicht zu erfüllen. Den Nachrichten „des Präſidenten Viole zufolge, iſt des Herrn von „Turenne, mit welchem ſich das Parlement vor kaum

„3 Ta-

„3 Tagen durch einen Vereinigungsſchluß verbunden „hat, nicht einmal Erwähnung darinn gethan. Auch „fügte er hinzu, daß die Herrn Generale zur Erklärung, „ob ſie in dem Frieden mit begriffen ſeyn wollen, nur „4 Tage, Herr von Longueville aber und das Parle„ment von Rouen nur 10 Tage Zeit haben. Ich „überlaſſe es Ihnen ſelbſt zu entſcheiden, ob dieſe Bedingung, wodurch weder die einen noch die „andern Zeit an ihre Vortheile zu denken, erhal„ten, nicht ſo viel heiße, als ſie gänzlich aufgeben. „Dieſe beiden laſſen auf den Inhalt der übrigen ſchlie„ſſen, und wie erniedrigend würde ihre Anerkennung „ſeyn. Laſſen Sie uns alſo auf Mittel denken, die für „das Ganze ſo wohl, als für die Einzelnen, die beſten „und vortheilhafteſten ſind. Von dem Augenblick an, „da die Artikel im Publicum erſcheinen, wird ein allge„meiner Abſcheu ſie empfangen, der bis zur Wut ſteigen „wird. Aber eben dieſe Wut, wenn ſie uns täuſcht, wird „unſer Verderben machen, ſo bald wir nicht vorſichtig „ſind. Der Geiſt des Parlements iſt im Grund für „den Frieden geſtimmt, und nur durch raſche Aufwallun„gen hat er ſich, wie Sie leicht bemerkt haben können, „davon entfernt. Furchtbar wird die Hitze ſeyn, die wir „Morgen oder übermorgen im Parlement werden aufko„dern ſehen, aber ſie wird fallen wie die andern, wenn „wir ſie nicht zu rechter Zeit zu faſſen wiſſen, und ihr „Verſchwinden muß um ſo gefährlicher ſeyn, da die Folge „davon entſcheidend ſeyn wird. Aus dem Vergange„nen müſſen wir auf das Künftige ſchließen. Beob„achten Sie, was das Ende aller dieſer Bewegungen, „die Sie bis jezt in dieſer Geſellſchaft zu ſehen hatten, „war. Ich bleibe bei meiner alten Meinung, bey dieſer „nemlich: einzig und allein auf den allgemeinen Frie„den zu denken, noch in dieſer Nacht mit dem Abge„ſandten des Erzherzogs einen Vertrag über denſelben

„Punct abzuschließen, ihn morgen ins Parlement zu tra-
„gen, und sich über das, was sich heute in der Confe-
„renz zugetragen ha., ganz unwissend zu stellen. Da
„der erste Präsident noch niemand davon benachrichtigt
„hat, so ist dies nichts weniger, als unwahrscheinlich.
„Ferner müssen wir darauf dringen, daß den Deputir-
„ten des Parlements durch einen Schluß anbefohlen
„wird, einzig auf diesem Punct und auf der Absetzung
„des Cardinal Mazarin zu bestehen, im Fall der
„Verweigerung nach Paris zurückzukommen, und ihre
„Stellen wieder einzunehmen. Das Misvergnügen mit
„dem Verfahren des Hofs und dem Betragen der De-
„putirten selbst, macht das, was durch die Erklärung
„des Herrn von Turenne allein, höchst möglich ward,
„im gegenwärtigen Fall so leicht, daß wir zukräftiger
„Aufmunterung der Gesellschaft den Bericht über jene Ar-
„tikel, die sie unfehlbar aufs äußerste erbittern werden,
„sicher nicht erst erwarten dürften. Ich hielt es anfäng-
„lich für besser, und war im Begrif, Ihnen, mein
„Prinz (hier wandte ich mich an den Prinzen von Conti)
„vorzuschlagen, daß Sie zu Befeuerung des Parlements
„diese Artikel zum Vorwand gebrauchen sollten. Aber
„jezt dünkt es mir schicklicher, dem Bericht von denselben
„zuvorzukommen, weil das Gerücht, die Generale seyen
„vom Parlement verlassen worden, welches wie noch in
„dieser Nacht ausbreiten können, die Herzen mit größern
„Unwillen erfüllen wird, als der Bericht selbst, den
„die Deputirten zum mindesten mit einigen künstlichen
„Farben zu beschönigen wissen werden."

Hier unterbrach mich die Ankunft eines Packets von Ruel, welches einen zweiten Brief von Viole, nebst einen Entwurf des Vertrags und den Artikeln enthielt. Sie waren so schlecht geschrieben, daß ich sie nicht hätte lesen können, wenn nicht ein anderer, unter dem nemlichen Einschluß befindlicher Brief von Lescuier, einen

der

der Deputirten, Erläuterungen darüber gegeben hätte. Durch ein besonders Billet fügte er hinzu, daß der Cardinal Mazarin unterzeichnet habe. Wir lasen die Briefe und Artikel, und die ganze Gesellschaft zweifelte an der Leichtigkeit, das Parlement in Flammen zu setzen, nun um so weniger. „Auch ich glaube es, sagte ich, „aber ich ändere deshalb meine Meinung nicht. Be„schließen Sie, die von mir vorgeschlagene Parthey „zu ergreifen, so bin ich noch immer so lebhaft als je „überzeugt, daß wir die Rückkehr der Deputirten nicht „erwarten dürfen. Der Grund davon ist dieser; las„sen Sie ihnen, bevor sie sich für den allgemeinen Frie„den erklärt haben, Zeit nach Paris zurückzukommen, „so müssen Sie ihnen auch Zeit verstatten, ihren Be„richt abzulegen, und es wird Ihnen unmöglich seyn, „diesen ohne laute Misbilligung anzuhören. Vereinigt „sich dieser laute Tadel mit dem gewaltig blendenden „Eindruck, den der Vorschlag eines allgemeinen Frie„dens auf die Einbildungskraft aller machen wird, so „wird es nicht mehr in ihrer Gewalt stehen, das Volk „abzuhalten, daß es dem ersten Präsidenten und den „Präsidenten von Mesmes nicht vor Ihren Augen zer„reißt. Sie werden für die Urheber dieses Trauer„spiels gelten. Am ersten Tag wird man vor Ihnen „zittern, am andern Sie hassen. — —

Hier unterbrach mich Herr von Beaufort, dem Brillac so eben leise etwas zugeflüstert hatte. Es giebt ein gutes Auskunftsmittel, sagte er: „Wir wollen die „Thore der Stadt vor ihnen verschließen; schon seit „4 Tagen verlangt das Volk nichts anders. Dieser „Meinung, war meine Antwort, bin ich nicht. Füh„ren Sie dies aus, so werden Sie morgen, selbst in „der Meinung derer im Parlement, die heute diesen „Schritt gebilligt haben, für Tyrannen des Parlements „gelten.

„Wahr iſt es, verſetzte hier Herr von Bouillon, „und der Herr von Bellievre hat mir es noch dieſen „Nachmittag geſagt, daß es wegen der Folge nothwen„dig iſt, den erſten Präſidenten und den Präſidenten „von Mesmes in der Geſtalt der Ueberläufer und „nicht als vom Parlement verbannte erſcheinen zu laſ„ſen. Er hat gewiß Recht fügte ich noch hinzu, als „auf Ueberläufern wird der Abſcheu des Volks Zeitlebens „auf ihnen haften, als Verbannte werden ſie nach 2 Ta„gen beklagt, und nach 4 Tagen vermißt werden. „Aber, wandte hier Herr von Bouillon ein, ich glau„be, daß ſich beides vereinigen läßt; laſſen wir die De„putirten ankommen, und hören wir ihren Bericht oh„ne Ungeſtüm an, ſo wird das Volk durch uns nicht „in Hitze gebracht werden. Das Parlement wird, wie „Sie ſelbſt zugeben, die Bedingungen, deren Ueber„bringer Sie ſind, nicht annehmlich finden, und was „kann dann leichter ſeyn, als ſie, unter dem Vorwand, „daß wir Bedingungen erhalten zu ſuchen, nach Ruel „zu ſchicken? Auf dieſe Art übereilen wir uns in nichts, „und gewinnen Zeit unſere Maasregeln zu nehmen. „Wir erhalten uns aufrecht, und ſind in der Lage den „von Ihnen vorgeſchlagenen Entſchluß mit deſto größern „Vortheilen ergreifen zu können, je weiter die 3 Armeen „des Erzherzogs, des Herrn von Longueville, und des „Herrn von Turenne vorgerückt ſeyn werden."

Ich bedurfte nichts mehr, um überzeugt zu ſeyn, daß Herr von Bouillon von neuem in ſein voriges Beſorgniß, die Privatvortheile mit dem großen Intereſſe des allgemeinen Friedens verſchmolzen und untergehend zu ſehen, verfallen war. Damals erinnerte ich mich der bereits gemachten Bemerkung: daß es dem Menſchen weit gewöhnlicher iſt, über einen vom Glück nicht begünſtigten Fehler, in

in der bloßen Idee Reue zu empfinden, als in den Handlungen die Spuren zu verlöschen, welche der Bewegungsgrund, der ihn zu seiner Vollbringung zwang, ihm einprägte.

Ich that, als nähme ich alles, was er sagte, für baare Münze und begnügte mich auf der Sache selbst zu bestehen. Ich stellte alles vor, was bei diesem Verzug auf dem Spiele stand. Die Unruhe des Volks, die uns mit jedem Augenblick zu einem Schritt hinreißen konnte, der uns entehrte, und ins Verderben stürzte; die Unzuverläßigkeit des Parlements, das nach 4 Tagen die Artikel vielleicht völlig annehmen könnte, die es, verlangten wir es, morgen zerreißen würde; die Leichtigkeit, womit wir der Christenheit allgemeinen Frieden verschaffen würden, da wir doch über 4 Armeen gebieten könnten, deren drei ganz von Spanien unabhängig uns allein zugehörten. Dieser letztere Vortheil, setzte ich ferner hinzu, vernichtete meinem Bedünken nach, die Besorgnisse, die Herr von Bouillon vor einigen Tagen geäussert hatte, daß nemlich Spanien, so bald es Ursache hätte, zu glauben, der Cardinal Mazarin sey von uns gezwungen worden, nothwendig den Frieden mit Spanien zu wünschen, uns ganz aufgeben würde. Ich endete meine Rede, mit der Anerbietung, die Coadjutorwürde von Paris dem Zorn der Königin, und der Leidenschaft des Cardinals gern und willig aufzuopfern, wenn ich damit ihren Entschluß für den von mir vorgeschlagenen Schritt erkaufen könnte. Für die Ehre zum allgemeinen Frieden beizutragen, hätte ich dieß mit Freuden gethan. Auch war es mir zu süß, diese Menschen über ihre allzu große Anhänglichkeit für ihr Privatinteresse, wodurch in diesem Fall die ruhmvollste, nützlichste und glänzendste That allein

allein gehemmt ward, ein wenig zu beschämen. Herr von Bouillon bestritt meine Gründe mit allem, was er bereits das erstemal zu ihrer Widerlegung gesagt hatte, und endigte mit den Worten: Ich weiß, daß die „Erklärung meines Bruders leicht den Verdacht erregen „kann, daß ich so wohl für ihn, als für mich und mein „ganzes Haus große Plane beabsichtige. Auch weiß „ich ferner, daß durch meine eben geäußerte Behaup„tung, es sey nothwendig, ihn, bevor wir einen ent„scheidenden Entschluß faßten, anrücken zu lassen, Je„dermann in dieser Idee bestärkt werden muß. Ja ich „leugne es nicht, ich habe diesen Zweck, und ich bin „sogar überzeugt, daß ich ihn haben darf. Aber Sie „alle fordere ich auf, mich den verworfensten von allen „Menschen gleich zu achten, wenn ich mich je, bevor „mir nicht ein Jeder von Ihnen seine Zufriedenheit ver„sichert hat, mit dem Hof vergleiche, und dem Herrn „Coadjutor trage ich es auf, meinen Namen zu „brandmarken, wenn ich diesem Versprechen je untreu „werde."

Zwar war es diese Erklärung nicht, welche die Meinung des Herrn von Bouillon der Gesellschaft annehmungswürdig machte, sondern dadurch, daß sie für die Unterhandlungen, die ein Jeder nach seiner Art machte, oder zu machen hofte, Thor und Riegel offen, und dabei meinen Rath als Ausweg übrig ließ, fand sie bei allen Beifall. Bei Unvorsichtigkeiten ist nichts gewöhnlicher, als Aussichten auf die Möglichkeit eines Ausswegs zu suchen. Hätte ich gewollt, so wären Beaufort und der Marschall von la Mothe bald auf meiner Seite gewesen. Aber bei dem Ansehen, worin die Armee des Herrn von Turenne stand und bei dem Vertrauen der Spanier auf Herrn von Bouillon, wäre es Thorheit gewesen, sich nur einzubilden, daß etwas bedeutendes

des ohne ihn vollbracht werden könne. Ich beschloß also dem Ansehen des Prinzen von Conti und der Mehrheit der Stimmen, meine Meinung voll Ehrfurcht aufzuopfern. Mit vieler Klugheit wurde beschlossen, sich den folgenden Morgen im Parlement nicht völlig genau und deutlich zu erklären, und daß der Prinz von Conti nur im Allgemeinen sagen sollte, er habe sich durch das Gerücht von dem in Ruel unterzeichneten Frieden, bewogen gefunden, für ihn und die Herrn Generale Deputirte dahin abzusenden. Eine solche Sprache hielt Herr von Bouillon für die zweckmäßigste, weil dadurch dem Parlement gezeigt würde, daß wir nicht gegen den Frieden wären, und wir zugleich mehr Gelegenheit hätten, die Artikel umständlich zu tadeln. Durch das letztere würden wir dem Volke gefallen, und durch das Erstere das Parlement zufrieden stellen, dessen entschiedener Hang, selbst in dem Augenblicke, wo es die Bedingungen nicht billigte, stets für den Vergleich sey, und so würden wir unsere Angelegenheiten durch eine zarte Behandlung so lange hinhalten, bis der für die Entscheidung günstigste Moment herbeigekommen seyn würde. Hier wandte er sich zu mir, und fragte, ob ich diese Gründe nicht billigen müsse. „Das ‚vorausgesetzt, was Sie thun wollen, antwortete ich, ‚kann durchaus nichts besser seyn, als dieß; nur glaube ich, daß etwas besseres geschehen könnte, als das, ‚was Sie thun wollen. Dies ist unmöglich, wandte ‚Herr von Bouillon ein, bei der Voraussezung „mein Bruder könne in drei Wochen bei uns seyn. — ‚Wozu noch weiter streiten, sagte ich, da der Entschluß bereits gefaßt ist; doch vermag nur Gott ‚allein uns Bürge zu leisten, daß er je da seyn wird.“ Diese, ohne weitere Beziehung gesagte Aeusserung war mir einen Augenblick später, selbst befremdlich, und ich forschte ihrem Ursprunge nach, da damals nichts

zuverläßiger schien, als der Marsch des Herrn von Turenne. Doch fand ich im Innersten des Herzens eine Art von Zweifel dagegen, den ich mir selbst nicht erklären konnte. Es war 3 Uhr des Morgens, als wir Herrn von Bouillon, wo wir seit 11 Uhr beisammen waren, verließen. Einige Minuten, bevor ich hingekommen, hatte ich die Nachricht des Friedens erhalten, der erst um 9 Uhr unterzeichnet worden war.

Am folgenden Tag, es war der 12te März, trug der Prinz von Conti im Parlement, die bei Herrn von Bouillon verabredeten 12 oder 15 Worte vor. Herr von Elbeuf sagte mit Umschreibungen dasselbe. Wir beide, Beaufort und ich, die ein erkünsteltes Schweigen beobachteten, fanden Alles, was ich von dem Aufstand des Volks vorhergesagt hatte, nur allzu sehr gegründet. Nur mit großer Mühe, vermochte sich Miron, den ich gebeten hatte, aufmerksam zu seyn, als die Deputirten in die Stadt kamen, in der Straße St. Honore zu erhalten. Mehr als einmal bereute ich es, daß ich diesen Morgen die gehäßigsten Friedensartikel, und die Umstände der Unterzeichnung des Cardinal Mazarin im Publikum verbreitet hatte. Der Grund, warum wir die Ausbreitung dieses Gerüchts für nöthig hielten, ist Ihnen bereits bekannt, aber es ist gewiß, daß der bürgerliche Krieg eine von jenen zusammengesetzten Krankheiten ist, wo das für die Heilung eines Symptoms bestimmte Mittel, oft drei oder vier andere verschlimmert.

Am 13ten kamen die Deputirten von Ruel in das schon ziemlich bewegte Parlement. Ganz gegen die bei Herrn von Bouillon genommene Abrede, fragte sie Herr von Elbeuf, den ein dem Abend vorher noch spät erhaltener Brief von St. Germain in Verzweiflung gestürzt hatte, ob sie auch über die Angelegenheiten der

Ge-

Generale einen Vertrag geschlossen hätten? Diese Frage wollte der erste Präsident durch die Vorlesung der ganzen in Ruel geschehenen Verhandlung beantworten, aber ein verworrenes einstimmiges Lärmen der ganzen Gesellschaft erstickte ihn beinah. "Es sey kein Frieden, schrien alle, die Vollmacht der Deputirten sey zurückgenommen worden, und schändlich hätten sie die Generale, und Alle, welchen der Vereinigungsschluß vom Parlement bewilligt worden sey, aufgegeben und verlassen. Noch mit ziemlicher Sanftheit sagte der Prinz von Conti: es befremde ihn, daß man ohne ihn und die andern Generale abgeschlossen hätte. Hierauf antwortete der erste Präsident, daß die Generale ja immer betheuert hätten, kein anderes Interesse als das Interesse der Gesellschaft zu haben, und daß es überdem nur an ihnen gelegen habe, Deputirte nach Ruel zu schicken. Herr von Bouillon, der an diesem Tag wieder auszugehn anfieng, sagte, daß er, da der Cardinal Mazarin erster Minister bleibe, keine andere Gunst vom Parlement verlangte, als ihm einen Paß zu verschaffen, damit er das Königreich mit Sicherheit verlassen könnte. Es wäre, antwortete der erste Präsident, für sein Interesse Sorge getragen worden; er selbst habe Sedan als Belohnung verlangt, und er hoffe, daß er damit zufrieden seyn würde. Aber Herr von Bouillon versicherte ihm, daß er diesen lustigen Versprechungen nicht traue, und sich niemals von den andern Generalen trennen würde. Der Sturm erhub sich von neuem, mit solcher Heftigkeit, daß der Präsident von Mesmes, dem man über Mazarins Unterschrift viel Schimpfliches sagte, wie ein Blatt bebte. Die Hitze des Tumults erhitzte den Herrn von Beaufort und von la Mothe. Thun Sie, was Sie wollen, meine Herrn Deputirten sagte der erste, und legte die Hand an das Stichblatt seines Degens, dieser hier wird nie für ei-

nen Mazarin fechten. Aus allem diesen sehen Sie wohl, wie sehr ich Recht hatte, als ich bei Herrn von Bouillon behauptete, daß bei der Erschütterung, welche die Rückkehr der Deputirten auf alle Köpfe machen würde wir für keine Viertelstunde zur andern mehr stehen könnten? — Ich hätte nur noch hinzusetzen sollen, daß wir nicht einmal für uns selbst würden stehen können.

Der Präsident le Coigneux schlug vor, die Deputirten zurückzuschicken, damit sie auf das Interesse der Herrn Generale Rücksicht nehmen, und die Artikel, welche der Gesellschaft mißfällig wären, abändern könnten, aber ein ungeheuerer Lärm, der sich in dem Saal des Pallasts erhub, erschreckte Meister Schlaukopf *) und brachte ihn zum Schweigen; den Präsidenten von Bellievre, der den Anschlag des Vorigen wieder aufnehmen und unterstützen wollte, unterbrach ein zweites noch viel heftigeres Toben. Mit erschrockenen Gesichte trat der vor der Thüre der großen Kammer befindliche Gerichtsdiener herein, und meldete mit zitternder Stimme, daß das Volk Herrn von Beaufort verlange. Dieser gieng hinaus, hielt eine Rede an die Volksmasse, und beruhigte sie. Doch nur für einen Moment; denn kaum war er wieder hereingekommen, so tobten sie wie vorher. Der Präsident von Novion trat, um nur zu sehen, was es gäbe, aus dem Stand der Gerichtsdiener heraus, und fand an der Spitze einer zahllosen Volksmenge, die größtentheils mit Dolchen bewafnet war, einen gewissen schlechten und so unbekannten Advocaten, daß ich ihn bis dahin nicht einmal hatte nennen hören. Sein Name war Boisle; dieser sagte dem

*) Der Präsident le Coigneux, war damals unter diesem Beinamen, wie schon bemerkt worden ist, bekannt.

dem Präsidenten, er verlange, daß man ihm die Friedens-Artikel ausliefere, damit er Mazarins Unterschrift auf dem Greveplatz durch den Henker verbrennen lassen könnte. Hätten die Deputirten freiwillig unterzeichnet, so müßten sie hangen, wären sie dazu gezwungen worden, so müßten sie abgesetzt werden. In großer Verwirrung stellte der Präsident von Novion dem Boisle vor, daß mit Unterschrift des Cardinals auch zugleich die des Herzogsvon Orleans verbrannt werden würde, daß man aber im Begrif sey, die Deputirten zurückzuschicken, damit die Artikel verbessert würden. Während der Zeit hörte man in dem Saal den Gallerien und dem Hof des Palais, nichts als verworrene Stimmen: keinen Frieden, keinen Mazarin! auf nach St. Germain um unsern guten König wieder abzuholen! in den Fluß mit allen Mazarins!

Der erste Präsident zeigte eine außerordentliche Unerschrockenheit. Er sah sich als den Gegenstand der furchtbaren Wut des Volks, und doch erschien auch nicht ein Zug auf seinem Gesicht, der nicht von einer unerschütterlichen Festigkeit, und — was größer ist als diese — einer fast übermenschlichen Geistesgegenwart zeigte. Mit demselben Grad von Freimüthigkeit, womit er bei gewöhnlichen Sitzungen, die Stimmen zu vernehmen pflegte, sprach er den Beschluß aus, der über den vom Herrn le Coigneur und von Bellievre gethanen Vorschlag gemacht worden war. Dieser enthielt, daß die Deputirten nach Ruel zurückkehren sollten, um dort die Foderungen und das Interesse der Herrn Generale, und aller andern von der Parthei, abzuhandeln, und es dahin zu bringen, daß der Cardinal Mazarin, so wohl bei dem über diesen Punct zu schließenden Ver-

trag,

trag, als auch bei allem übrigen, das aufs neue zur Sprache kommen würde, nicht unterzeichnete.

Diese ziemlich unförmliche Erklärung, ward auch für diesen Tag nicht deutlicher auseinander gesetzt, weil sie nicht früher als bereits nach 5 Uhr des Abends vollendet wurde, ob man gleich schon des Morgens seit 7 Uhr im Palais versammelt, und das Volk in einer solchen Bewegung war, daß man befürchten mußte, es werde die Thüre der großen Kammer einstoßen. Mehrere thaten dem ersten Präsidenten den Vorschlag durch das Archiv wegzugehen, wo er, ohne gesehen zu werden, nach seiner Wohnung kommen konnte. Diesen antwortete er: „der Hof versteckt sich niemals. Ich „würde mich dieser Feigheit nicht schuldig machen, und „wenn ich auch meinen Untergang aufs gewisseste vor „Augen sähe. Sie würde auch überdies zu nichts helfen, als den Aufrührern Kühnheit einzuflößen. Glaubten sie, daß ich sie hier fürchtete, so würden sie mich „bald in meinem Haus zu finden wissen." Als auch ich ihn bat, bevor ich zur Beruhigung des Volks mein möglichstes gethan hätte, sich der Gefahr nicht auszusetzen, wandte er sich mit ironischem Lächeln zu mir, und sagte dies, mir immer merkwürdige Wort: Gehen Sie, mein guter Herr, und spielen Sie Ihre Rolle. Hier war es sichtbar, daß er mich für den Urheber des Aufruhrs hielt, und dabei that er mir himmelschreiendes Unrecht. Doch mußte in diesen Augenblicken jedes andere Gefühl der Bewunderung für die seltene Standhaftigkeit dieses Mannes, weichen. Ich ließ ihn unter Caumartins Aufsicht, damit ihn dieser, bis ich zurückgekommen war, vom Weggehen zurückhielt. Herrn von Beaufort bat ich, an der Thür des Gerichtsdieners Rands zu bleiben, damit er das Volk vom Eindringen und das Parlement vom Weggehen zu-

rückhielt. Ich that einen Gang durch die Erfri-
hungszimmer (Buvettes) *). Und als ich in den
oßen Saal gekommen war, ſtieg ich auf eine Pro-
ra.ors Bank, und gab ein Zeichen mit der Hand.
ogleich gebot alles Schweigen, damit ſie mich hören
nnten. Ich ſagte alles, was ich konnte, um den
ufruhr zu ſtillen. Du Boisle näherte ſich, und fragte
ich mit Kühnheit, ob ich dafür hafte, daß der in Ruel
terzeichnete Friede nicht gehalten werden ſollte? Mei-
Antwort war, daß ich, wofern kein weiterer Auf-
and geſchähe, ganz davon überzeugt ſey. Würde aber
eſer fortgeſetzt, ſo würden ſich die eifrigſten Anhän-
r der Parthey genöthigt ſehen, alles zu thun, um der-
leichen Gefahren zu vermeiden. Der Zeitraum ei-
r einzigen Viertelſtunde, ſah mich wohl 30 verſchie-
ene Rollen ſpielen. Bald drohte, bald befahl ich.
ls ich wenigſtens über einige Augenblicke gebieten zu
nnen glaubte, gieng ich in die große Kammer zurück,
ellte den erſten Präſidenten vor mich, und ſchloß bei-
Arme um ihn. Ein gleiches that Herr von Beau-
rt mit dem Präſidenten von Mesmes, und ſo gieng,
ie Gerichtsdiener an der Spitze, das ganze Parlement
nweg. Ein fürchterliches Geſchrei erhub ſich, wir
örten ſogar einige Stimmen: Republik! ſchreien,
och wagte man keinen Anfall auf uns. In größerer
Gefahr war Herr von Bouillon; denn ein Elender aus
er Hefe des Volks, legte auf ihn an, weil er ihn für
Mazarin hielt.

Am

*) Die Büvets des Parlements ſind Oerter, wo die Mit-
glieder ſich wärmen und erfriſchen können. Sie allein
haben das Recht von ihnen Gebrauch zu machen;
andere derſelben ſind für die, welche etwas anzubrin-
gen haben, beſtimmt. Jede Kammer des Parlements
hat ein ſolches Zimmer und der König trägt den damit
verbundenen Aufwand.

Am 14ten ward nach großen Widersprüchen beschlossen, am Morgen des folgenden Tags, die Vorlesung des Verbalprocesses, der in Ruel gehaltenen Conferenz und der nehmlichen Artikel zu verstatten, von denen den Tag vorher die bloße Erwähnung schon unerträglich schien.

Am 15ten geschah dies wirklich, jedoch nicht ohne Hitze und Anzüglichkeiten. Zuletzt kam man überein, den Beschluß in folgenden Ausdrücken abzufassen. „Das Parlement hat die Versöhnung und den Vertrag „angenommen, und verordnet, daß die Parlementsdeputirten nach St. Germain zurückkehren sollten, um die „Abänderung einiger Artikel nachzusuchen und zu erhalten. Diese sind folgende: einen Gerichtshof in St. „Germain zu halten; zweitens der, durch welchen die „Versammlung der Kammern verboten wird, welche in „gewissen Fällen zu erlauben, Ihre Majestäten demüthigst „gebeten wird; drittens der, welcher die Anleihen erlaubt, wegen seiner Folgen für das gemeine Beste der „gefährlichste. Die Deputirten sollten ferner mit denen, welche die Herrn Generale für diese Unterhandlung noch besonders ernennen werden, gemeinschaftlich auch die Angelegenheiten der Herrn Generale und „derer, die sich für die Parthei erklärt haben, in Richtigkeit bringen."

Als am 16ten dieser Beschluß vorgelesen ward, bemerkte der Rath Machaut, daß man anstatt nachzusuchen und zu erhalten, nachsuchen um zu erhalten geschrieben hatte. Er bestand darauf, daß die Meinung der Gesellschaft gewesen sey, die Deputirten sollten nachsuchen und erhalten, aber nicht nachsuchen um zu erhalten. Der erste Präsident von Mesmes stritt für das Gegentheil; die Gemüther geriethen in Wallung, und man war eben in Begrif

griff darüber zu stimmen, als der Ceremonien-Lieutenant Saintot, dem ersten Präsidenten einen Brief von Herrn la Tellier überreichte. Der Inhalt dieses Briefs war, daß der König mit dem Beschluß des vorigen Tages sehr zufrieden sey, und den Deputirten der Generale hiermit ihre Pässe zuschickte. Dieser Thau milderte die Glut, die sich bereits entzündet hatte, und es war von jener Frage die Rede nicht mehr. Miron, Rath und Deputirter des Parlements von Rouen, der sich am 13ten förmlich bei dem Parlement beklagt hatte, daß der Friede ohne Befragung seiner Versammlung geschlossen worden sey, wiederholte dies am 16ten, und wurde kaum angehört. Alles was ihm der erste Präsident sagte, war: daß, wenn er Aufträge hätte, die das Interesse seines Parlements beträfen, er zur Conferenz gehen könnte. Hierauf ward die Sitzung geendet, und des Nachmittags reisten die Deputirten nach Ruel ab.

Jetzt will ich Ihnen erzählen, was sich am Abend des 16ten im Stadthaus zutrug. Das Parlement hatte sich durch die am 13ten in Palais vorgefallenen Unruhen genöthigt gefunden, die Thüren desselben durch die ersten Compagnien der Stadt besetzen zu lassen. Zwar waren diese selbst noch weit mehr als der Pöbel gegen den mazarinischen Frieden (so nannten sie ihn) aufgebracht, aber weil man wußte, daß die Bürger, aus denen sie zusammengesetzt waren, wenigstens keine Plünderung wollten, so fürchtete man sie weniger. Für diesen Tag waren zur Beschützung des Pallasts die in der Nachbarschaft wohnenden Bürger gewählt worden, damit ihr eignes Interesse sie desto mehr zur Vertheidigung antreiben möchte. Es fand sich, daß diese mir in der That äußerst ergeben waren, weil ich sie als Nachbarn des erzbischöflichen Pallasts immer sehr scho-

ſchonend behandelt hatte. Sie ſchienen aber von dem Herrn von Champlaſtreux, dem Sohn des erſten Präſidenten abzuhangen, weil dies ihr Oberſter war. Dies Zuſammentreffen war für mich das widrigſte Spiel der Umſtände. Es berechtigte in gewiſſer Rückſicht die Andern, die Unordnung womit ſie zu weilen drohten, auf meine Rechnung zu ſchreiben, da hingegen das Anſehen, worinn Herr von Champlaſtreux vermöge ſeiner Bedienung ſtehen ſollte ihm durch den Erfolg, die Ehre des Widerſtandes, gegen das Uebel ertheilen konnte. Dieſe nicht gemeine aber furchtbare Verlegenheit iſt vielleicht eine der größten, worinn ich mich je befunden habe. Mehr als zehnmal war dieſe ſo ſorgfältig gewählte Bedeckung im Begrif dem Parlement Beleidigungen zuzufügen, und Räthe und Präſidenten wurden einzeln wirklich von ihnen beleidigt. Den Präſidenten von Thore drohten ſie in den Fluß zu werfen. Während dieſer Zeit kam weder Tag noch Nacht Schlaf in meine Augen, ſo ſehr ſtrebte ich alle Unordnungen zu verhüten. Dieſe Schonung gab dem erſten Präſidenten und ſeinen Anhängern eine ſolche Kühnheit, daß ſie ſie ſelbſt zu unſerm Nachtheil benutzten. Durch Klagen und Vorwürfe reizten ſie die Generale in ſolchen Augenblicken ſogar, wo das Parlement, ſelbſt wider Willen der Generale unfehlbar vom Volk würde zerriſſen worden ſeyn würde, hätte dieſe ſo laut geantwortet, daß das Volk ſie hätte hören können. Der Präſident von Mesmes ſagte ihnen viel Anzügliches darüber, daß ihre Truppen nicht nachdrücklich genug agirt hätten, und Paien, ein Rath der großen Kammer, brachte gegen Herrn von Bouillon lächerliche Beleidigungen vor, die dieſer mit einer bewundernswürdigen Mäßigung ertrug. Doch gaben ſie ihm zu ernſten Betrachtungen Veranlaſſung, und als wir das Palais verließen, geſtand er mir, daß dieſes Land mit beſſer

esser bekannt sey als ihm. Des Abends kam er auf das Stadthaus, und hielt hier dem Prinzen von Conti, und den andern Generalen eine Rede, deren Inhalt folgender war.

„Was ich jetzt im Parlement sehe, hätte ich nie geglaubt. Am 13ten weigerte es sich den Frieden von Ruel aussprechen zu hören, den es gleichwohl am 15ten bis auf einige Puncte annimmt. Am 16ten läßt es die nehmlichen Deputirten, die seinen Befehlen zuwider einen Frieden geschlossen haben, von neuem abreisen, ohne ihre Vollmacht einzuschränken, oder in Regeln zu bringen. Uns, die wir darüber klagen, daß es ohne uns abgeschlossen, daß es Herrn von Longueville nebst Herrn von Turenne gänzlich verlassen hat, überhäuft es mit Beschimpfungen. Wir allein halten die Wuth des Volks von demselben zurück; ihr Leben steht in unsrer Hand, wir wagen für die Rettung desselben unser eignes Leben, und ich bekenne es, daß die Sittlichkeit dies gebietet. Dies alles, fuhr er fort, und wandte sich gegen mich, wirft keinen Schatten auf das, was Sie uns immer über diesen Gegenstand gesagt haben; nur das, was wir stets darauf antworteten, wird dadurch verwerflich. Ich bekenne, sagte er zu dem Prinzen von Conti, daß, wenn wir das Parlement in seinem gegenwärtigen Zustand lassen, unser Untergang, mit demselben, unvermeidlich ist. Ich stimme der letzthin bei mir vorgetragenen Meinung des Herrn Coadjutors ganz bei, und bin überzeugt, daß, wenn Sie, mein Prinz, mit der Ausführung zögern, wir in 2 Tagen einen schimpflichern und unsicherern Frieden, als der erste war, haben werden."

Diese Rede fand alle in einer leicht zu entflammenden Stimmung; denn der Hof, welcher mit jedem Au-

genblick die kleinſten Schritte des Parlements erfuhr, und beinah überzeugt war, daß es ſich bald ergeben würde, war in ſeinen Unterhandlungen mit den Einzelnen ſehr lau geworden. Alle ſtimmten ſeiner Meinung bei; über das Weſentliche ganz einverſtanden, ſprach man nur noch von der Form. Es ward ausgemacht, ſich morgen um 3 Uhr bei Herrn von Bouillon, wo man ruhiger als im Stadthaus ſeyn könnte, zu verſammeln, und dort über die Art, wie die Sache im Parlement vorzutragen ſey, überein zu kommen. Ich erbot mich, den Präſidenten von Bellievre, der über dieſen Punct immer meiner Meinung geweſen war, noch dieſen Abend zu Rathe zu ziehen. In dem Augenblick, da wir auseinander gehen wollten, erfuhr Herr von Elbeuf durch ein Billet, daß Don Gabriel von Toledo in ſeiner Wohnung angekommen ſey. Es war kein Zweifel, daß er die Bekräftigung des von den Generalen unterzeichneten Vertrags mit ſich brachte, und Herr von Bouillon und ich fuhren in Elbeufs Wagen zu ihm hin. Wir hatten uns nicht betrogen, aber der beſondere Zweck ſeiner Reiſe war, den von mir vorgeſchlagenen Vertrag wegen des allgemeinen Friedens wieder anzuknüpfen. Don Toledo konnte ſich mit ſeinem natürlichen Ungeſtüm nicht enthalten, den Herrn von Bouillon etwas rauh fühlen zu laſſen, daß man in Brüſſel nicht allzufrieden mit ihnen ſey. Nach der jetzigen Stimmung war es den Generalen leicht, ihn durch die Verſicherungen: daß ſie ſo eben den Entſchluß, jenen Vertrag zu verfolgen, gefaßt hätten, daß er wie gerufen käme, und daß morgen die Folgen dieſes letztern Entſchluſſes ſichtbar werden ſollten, bald zufrieden zu ſtellen. Er hatte Frau von Bouillon, ſchon damals, als ſie noch Hofdame der Infantin war, gekannt, und ſagte ihr, da er den Abend bei ihr ſpeißte, im Vertrauen: daß ſich der Erzherzog ihr für ſehr verbun-

nden achten würde, wenn sie mich dahin bringen könn-
, 10,000 Pistolen anzunehmen, die der König von
Spanien ihm für mich gegeben habe; Frau von Bouil-
n that alles für die Erreichung ihres Zwecks; aber es
ar vergebens. Mit vieler Ehrfurcht, aber auf eine
rt, die den Spaniern zeigen mußte, ich würde ihr
eld schwerlich annehmen, wußte ich das Geschenk von
ir abzulehnen. In der Folge kam mir diese Verwei-
erung hoch zu stehen. Zwar hatte sie in diesem Fall
ine weitern Folgen, doch gewöhnte ich mich dadurch
andern Fällen, ein gleiches Betragen zu beobachten,
o es vermuthlich gewesen seyn würde, das Angebotene
nehmen, auch wenn ich es hätte im Fluß werfen sol-
n. Die Geschenke eines Größern abzuschlagen, ist
cht immer ein sicheres Spiel. Nach dem Abendessen
terhielten wir uns mit Gesprächen im Cabinet der Frau
n Bouillon, als Briquemaut mit verstörtem Gesicht
reintrat, sie auf die Seite zog, und ihr leise ein paar
Worte sagte: Thränen stürzten über ihre Wangen. Weh
us! rief sie mit dem lauten Accent des Schmerzens,
d wandte sich zu Don Gabriel und mir. „Wir sind
rloren, Turenne ist verlassen.“ Jetzt trat auch der Cou-
er herein, der uns die Sache ganz kurz erzählte. Das
eld des Hofs hatte alle Häupter der Armee gewon-
n, und außer 2 oder 3 Regimentern hatten ihn alle
ruppen verlassen. Sich von der Verhaftnehmung
tten, dies war alles, was Herr von Turenne hatte thun
nnen. Am 5ten oder 6ten hatte er sich zu der Land-
äfin *) von Hessen, die seine Verwandtin und Freun-
n war, geflüchtet.

*) Amalie Elisabeth, die Gemahlin Wilhelms Landgrafen von Hessen. Sie war die Enkelin Charlottens von Bourbon der Gemahlin Wilhelms I., Prinzen von Oranien, und Großmutter des Herrn von Turenne.

Herr von Bouillon war von dieser Nachricht niedergeschmettert, und wenig fehlte, daß ich nicht in gleichen Grad, wie er, darüber bestürzt gewesen wäre. Ich weiß nicht, ob ich mich täuschte, aber Don Gabriel von Toledo schien unsern Schmerz nur wenig zu theilen; vielleicht glaubte er, daß wir nun um so abhängiger von Spanien werden müßten, vielleicht auch, daß seine fröhliche, sorgenlose Laune, über das Interesse der Parthei die Oberhand behielt. Herr von Bouillon sann eine Weile über die Mittel, die zur Verbesserung dieses Unfalls zu ergreifen wären, nach; alsdann ließen wir den Präsidenten von Bellievre holen. Eben hatte dieser, durch ein Billet des Marschalls von Villeroi, die verdrießliche Nachricht erfahren. Zugleich meldete ihm dieser, daß der erste Präsident und der Präsident von Mesmes geäußert hätten, sie würden, wenn die Sachen nicht verglichen würden, nie wieder nach Paris zurückkehren. Herr von Bouillon, der mit dem Verlust der Armee von Turenne die größte Stütze seines Ansehens untergehen sah, und wohl wußte, daß mit jener, auch seine gefaßten Hofnungen, der Gebieter der Parthei zu werden, verloren giengen, trat mit einem mal wieder zu der ersten Meinung über, dieser nehmlich: die Sachen aufs äußerste zu treiben. Dies Billet gab ihm Gelegenheit, uns zu sagen, daß aus den Aeußerungen des ersten Präsidenten und des Präsidenten von Mesmes leicht zu schließen sey, unser seit gestern entworfener Plan keine großen Schwierigkeiten würde in der Ausführung finden.

Ich bekenne gern, daß ich in diesem Moment die nöthige Geistesgegenwart ganz vergaß. Anstatt meine wahre Meinung vor Don Gabriel von Toledo zu verhehlen, und geduldig die Stunde zu erwarten, wo der Präsident von Bellievre und ich, allein mit Herrn von Bouillon geblieben wären, antwortete ich

ganz

ganz ohnverholen, daß die Sachen jetzt eine ganz andere Gestalt gewonnen hätten, und daß das Abtreten der turenneschen Armee, das, was gestern im Parlement mit größter Leichtigkeit hätte vollführt werden können, morgen unnüz und selbst höchst verderblich mache. Diese Behauptung führte ich weiter aus, und der hier bewiesene Mangel an Beurtheilungskraft stürzte mich in ein Labyrinth, wo ich mich nur mit Mühe herausfinden konnte.

Dagegen verbarg der Spanier, der gleichwohl den Auftrag hatte, ganz offen mit mir zu reden, so bald er mich bei der Nachricht von Turenne verändert sah, sein Spiel mit vieler Sorgfalt, und spann unter den Generalen Cabalen an, die mir, wie ich in der Folge zeigen werde, sehr beschwerlich wurden.

Herr von Bouillon fühlte nur allzu wohl, was er überdem nicht leugnen konnte, daß sein Verzug allein unsere Angelegenheiten in den gegenwärtigen Zustand versetzt habe. Er wußte daher anfangs in einer Rede, die er dem Spanier wie zur Auseinandersetzung des Vergangenen hielt, die Bemerkung geschickt einzuweben: es sey wenigstens noch eine Art von Glück, daß die Nachricht von dem Weglaufen der Soldaten, früher angelangt sey, als man den entworfenen Vorschlag wirklich im Parlement gethan habe. „Denn, setzte „er hinzu, hätte das Parlement den Grund, weswegen es „einen Bund mit uns geschlossen, nun untergehen sehen, „so würde es sich mit einemmal gegen uns erklärt haben, da wir hingegen jetzt im Stande sind, unsern „Vorschlag von neuem zu begründen, was auch meinem Bedünken nach, der Gegenstand unserer „Berathschlagung seyn muß.“ Diese Schlußfolge schien mir gleich anfangs falsch, weil sie, was doch eigentlich der Grund der Frage war, einen neuen Vor-

ſchlag ſchon vorausſetzte. Nie aber habe ich ein Menſchen gekannt, der dieſe Täuſchung der Redekunſt ſo gut verſtanden hätte, wie Herr von Bouillon. Ich hatte oft von ihm gehört, daß der Graf Moriz *) dem Barnevelt **), dem er ſpäterhin den Kopf abſchlagen ließ, vorzuwerfen pflegte; er werde Holland dadurch ganz zerrütten, daß er die Staaten durch die Vorausſetzung, es ſey gerade von der Sache, die er wünſchte, die Rede, immer von ihren eigenen Angelegenheiten liſtig abzubringen wußte. Lächelnd rief ich jetzt dies Herrn von Bouillon ins Gedächtniß zurück, und fuhr fort, zu behaupten, daß jetzt das Parlement durch nichts mehr abgehalten werden könnte, den Frieden zu ſchließen, daß alle Bemühungen es aufzuhalten, dieſen nur beſchleunigen würden; daß alſo nur von dieſem angenommenen Saz aus, berathſchlagt werden mußte, was zu thun ſey. Da der Widerſpruch immer lebhafter ward, that Herr von Bellievre den Vorſchlag, das, was von beiden Seiten geſagt werden würde, aufzuzeichnen. Was ich ihm in die Feder ſagte, war von ſeiner Hand geſchrieben, nur 5 oder 6 Tage von meiner Verhaftnehmung noch in meinen Händen. Er war über etwas ungewiß, verlangte das Blatt von mir, ich gab es ihm, und dies war ein großes Glück für ihn; denn als man ihn zum erſten Präſidenten machte, weiß ich nicht, ob dieſes mir weg-

ge-

*) Der Prinz von Oranien, Moriz von Naſſau, Generalcapitain und Statthalter der ſieben vereinigten Provinzen. Er ſtarb 1625. Zu ſeiner Deviſe hatte er gewählt: Tandem fit, ſurculus arbor; um damit zu ſagen, daß ſich Holland wider Spaniens Willen, auf die Stufe der Souverainität erheben werde.

**) Barnevelt war Staatsminiſter von Holland. Er wurde 1619 in einen Alter von 76 Jahren verurtheilt und hingerichtet.

genommene Handschrift ihm nicht würde geschadet haben. Folgendes war der Inhalt derselben.

„Schon öfters habe ich Ihnen die Bemerkung mit„getheilt, daß jedes Parlement dem Volk ähnlich ist, „und folglich alles darinnen vom Augenblicke abhängt. „Seit 2 Monaten haben Sie dies selbst vielleicht mehr als „100 mal erfahren, und hätten Sie den Parlements„versammlungen beigewohnt, so würden Sie diese Be„merkung mehr als 1000 mal gemacht haben. " Ferner „scheint es, daß jeder Vorschlag nur Eine Zeit der Blü„the hat, und daß der, welcher heute entzückt, mor„gen vielleicht verhältnißmäßig misfällt. Diese Grün„de waren es, die mich bisher nöthigten, Sie aufs drin„gendste zu bitten, jene durch die Erklärung des „Herrn von Turenne entstandene Gelegenheit, sich „mit dem Parlement auf eine bleibende Art zu „verbinden, ja nicht entschlüpfen zu lassen. Nur der „Vorschlag des allgemeinen Friedens allein konnte diese „Wirkung hervorbringen, da wir dadurch Veranlassung „erhielten, während der Zeit der Unterhandlung bewaf„net zu bleiben.

„Daß ein Vorschlag dieser Art, welcher dahin ab„zweckt, den König ohne seine Einwilligung den Frie„den schließen zu lassen, in einem Parlement, wenn man „ihn wirklich bis zur Ausführung bringen will, große Vor„bereitungen erforderte, wird Don Gabriel, der unsere „Verfassung hinlänglich kennt, ob er gleich kein Franzos „ist, sehr begreiflich finden. So lange dieser Vorschlag, „wir vor einiger bei der Audienz des Don Joseph von „Illescas geschah, nur vorgebracht wird, um die Zu„hörer hin zu halten, oder den Einzelnen einen Vor„wand zu geben, um mit größerer Freiheit handeln zu „können, kann man ihn leichter wagen, weil das „Schlimmste, was geschieht, dies ist, daß er keine Wir„kung thut. Hat man aber den Plan, ihn wirklich zur

„Ausführung reifen zu lassen, und will man sich seiner,
„in der Hofnung, daß er gelinge, sogar bedienen, um
„das Parlement zu festen Gesinnungen zu bringen, so be-
„haupte ich, daß der Nachtheil, wenn damit nicht durch-
„zudringen wäre, den Gewinn, welcher entsteht, wenn
„man ihn geltend zu machen gewußt hat, noch überwiege.
„Am ersten Tage, war der bloße Name der Armee von
„Weimar fähig, das Parlement zu blenden. Ich be-
„merkte es; Sie hatten Ihre Gründe, es noch aufzu-
„schieben und ich unterwarf mich. Noch vor 3 oder 4
„Tagen hätte der Name und die Armee des Herrn von
„Turenne das Parlement höchst wahrscheinlich hinge-
„rissen. Ich wiederholte meinen Vorschlag, Sie hat-
„ten Gründe für längern Aufschub, denen ich nach-
„gab, weil ich sie für gerecht halte. Seit gestern tra-
„ten Sie meiner Meinung bei, und ob ich gleich zu
„bemerken glaube, daß der Vorschlag, von dem hier
„die Rede ist, bereits viel von seiner Blüthe verloren
„hat, widersprach ich doch nicht, weil ich glaubte, daß
„wir unsern Zweck vielleicht nicht mit der Leichtigkeit,
„wie in den ersten Tagen erreicht hätten, wohl aber noch
„den bessern Theil des Erfolgs, der uns am noth-
„wendigsten war, davon tragen würden. Jetzt, da uns
„die Armee des Herrn von Turenne fehlt, ist dies alles
„verändert. Womit können wir jetzt den Vorschlag
„zum allgemeinen Frieden im Parlement unterstützen?
„Mit unsern Soldaten? Sie wissen, was diese selbst
„uns heute in der großen Kammer gesagt haben. Die
„Armee des Herrn von Longueville? Sie können dies.
„Wir sagen zwar, daß sie aus 7000 Mann Fußvolk
„und 3000 Reutern bestehe, aber wir sagen um die
„Hälfte zu viel. Ueberdieß ist es nicht unbekannt, daß
„wir ihr so viel versprochen, und so wenig gehalten ha-
„ben, daß wir gar nicht mehr davon reden dürfen. Der
„Vorschlag des allgemeinen Friedens wird folglich jetzt
„nichts

„nichts weiter bewirken, als daß das Parlement glau-
„ben und sagen wird, wir thun dies blos in der Ab-
„sicht, den besondern Frieden zu verhindern, und dies
„wird das sicherste Mittel seyn, diesen selbst denen, die
„ihn jetzt nicht wollen, begehrungswürdig zu machen.
„Dies ist der Geist der Collegien, und bey diesem mehr
„als irgend einer andern. Vollführen wir jetzt, was
„wir beschlossen haben, so werden sich zu der Zurückbe-
„rufung der Deputirten, nach Paris, im Fall der
„Hof unsere Vorschläge verweigert, nicht 40 Stim-
„men finden. Alles übrige sind nur Worte, die
„das Parlement zu nichts verbindlich machen werden,
„und welche der Hof auch durch Worte erwiedern wird.
„Alles, was wir erlangen werden, ist: daß ganz Pa-
„ris und St. Germain an das höchste Einverständ-
„niß zwischen Spanien und uns glauben wird."

Dies wurde von dem Präsidenten von Bellievre in Gegenwart des Herrn von Bouillon und seiner Gemahlin und des Herrn von Brissac, der vom Lande zurück kam, vorgelesen. In wenig Augenblicken bemerkten wir, daß Don Gabriel, der auch anwesend war, von unsern Angelegenheiten keine grössere Kenntniß hatte, als wir von den Staatshändeln der Tartarei. Was er besaß, war Geist, Munterkeit, Anmuth, vielleicht auch Fähigkeit, aber nie habe ich eine so fürchterliche Unwissenheit gesehen, als er wenigstens in der gegenwärtigen Materie zeigte. Solche Unterhändler zu schicken, ist ein großer Fehler. — Herr von Bouillon bestritt diese Schrift, wie uns schien, nur so viel als nöthig war, um Don Gabriel zu zeigen, daß er nicht unserer Meinung sey. Ich bin es auch wirklich nicht, sagte er mir ins Ohr, und morgen sollen Sie den Grund davon erfahren.

Es war 2 Uhr des Morgens, als ich in meine Wohnung zurück kam. Zur Erfrischung fand ich hier einen Brief von Laigues, der nur 2 oder 3 Zeilen gewöhnliche Schrift und 17 Seiten in Chiffern enthielt. Sie zu entziffern gieng der Rest der Nacht hin, ach! und keine Silbe enthüllte sich, die mir nicht neuen Schmerz gegeben hätte. Der Brief war von Laigues Hand, aber von ihm und Noirmoutier gemeinschaftlich geschrieben. Das Wesentliche des Inhalts war, daß wir höchst Unrecht gehabt hätten, zu wünschen, die Spanier möchten nicht wieder in das Königreich vorrücken. Allenthalben sey das Volk so gegen Mazarin empört, und so eifrig für die Parthey und die Vertheidigung von Paris, daß es den Spaniern von allen Seiten entgegen käme, und wir dürften nicht befürchten, daß ihr Marsch uns bei dem Publicum nachtheilig sey. Der Erzherzog sey ein Heiliger, der lieber tausend mal sterben würde, als sich Vortheile zueignen, worüber man nicht zuvor übereingekommen sey. Es sey beschlossen, daß der größte Theil der Spanischen Armee, an einem bestimmten Tag in Vadoncourt, und die Avantgarde an einem andern in Pont-A-Verre, seyn sollte, daß sie sich dort ein paar Tage aufhalten würde, nach welchen der Erzherzog sie nach Daumartin zu verlegen gedächte. Der Graf von Fuensaldagne habe ihnen zu diesem Marsch so triftige Gründe angeführt, daß sie sich nicht hätten weigern können, ihn zu billigen und die Hände darzu zu bieten. Er habe sie ferner gebeten, mir ganz besonders Nachricht davon zu ertheilen, mit der Versicherung, daß er ohne meine Beistimmung nicht das geringste unternehmen würde. Die Stunde des Schlummers war vorüber als ich diesen Brief vollendet hatte, hätte ich aber auch mein Lager noch suchen können, so hätte die fürchterliche Bewegung, worinn ich war, doch alle Ruhe davon verscheucht. Alle

Um-

Umſtände vereinten ſich, meinen Schmerz bitterer und unheilbarer zu machen. Ich ſah das Parlement, wegen Austretung der turenneſchen Armee, weiter als je von einem Bündniß zum Krieg entfernt. Ich ſah die Deputirten durch den guten Erfolg ihrer Uebertretung des Geſetzes bei weitem kühner als das erſtemal; ſah das Pariſer Volk ſo bereitwillig, dem Erzherzog die Thüre zu öfnen, als es nur bei dem Empfang des Herzogs von Orleans hätte ſeyn können; ſah den Erzherzog, ſeinen Roſenkranz in der Hand und Fuenſaldagne mit ſeinem Geld binnen 8 Tagen mehr Gewalt in Händen haben, als wir alle. Ich ſah, wie dieſer letztere, als einer der gewandteſten Köpfe ſeiner Zeit, Noirmoutier und Laigues mit ſeinen Zaubereyen ganz umſtrickt hatte, wie Herr von Bouillon zu ſeinen erſten Planen, die Sachen aufs äußerſte zu treiben, zurückkehrte, und wie der Hof, der ſich des Parlements verſichert glaubte, die Generale durch zunehmende Verachtung derſelben, zu dieſem Extrem hindrängte. Ich ſah, daß alle dieſe Stimmungen zu einem Volksaufruhr hinführten, der das Parlement erwürgen, die Spanier in Beſiz des Louvre ſetzen, vielleicht eine Zerrüttung des ganzen Staats bewirken würde, und ſah deutlicher als alles, daß mein, theils durch den Herrn von Beaufort, theils durch mich ſelbſt erlangtes Anſehen bei dem Volk, und die Namen Noirmoutier und Laigues, die beide für meine Anhänger bekannt waren, mir die traurige und furchtbare Ehre dieſer berühmten Thaten zutheilen würden, obgleich Fuenſaldagne's erſte Sorge unfehlbar ſeyn würde, mich ſelbſt durch ſie zu vernichten.

Dieſe Gedanken quälten mich den ganzen Morgen, und ich beſchloß, ſie in den Buſen meines Vaters, der ſeit mehr als 20 Jahren im Oratorium lebte,

und

und nie etwas von meinen Händeln hatte wissen wollen, auszuschütten. Als ich zwischen dem Thor St. Jaques und St. Magloire war, fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf, der mir viel Annehmliches zu haben schien. Es war dieser: aus Sorge für die Rettung des Staats, der mir am Rande des Verderbens zu seyn schien, in Geheim, so viel als möglich zum Frieden beizutragen, doch aber mich demselben scheinbarlich zu widersetzen, damit ich mich beim Volk erhalten, und zugleich an der Spitze einer unbewafneten Parthei, die ich in der Folge, nach Erforderniß der Umstände bewafnen oder nicht bewafnen könnte, bleiben könnte. Diese Idee, so unausgebildet sie auch war, machte vom ersten Augenblick an, einen günstigen Eindruck auf meinen Vater, der von Natur sehr friedlich war, und ich fieng an, sie deshalb für weniger ausschweifend zu halten, als sie mir anfangs erschienen war. Bei einer nähern Beleuchtung schien sie uns sogar bei weitem nicht so gewagt mehr. Ich gedachte an die bei mehrern Fällen gemachte Bemerkung: daß alles, was gewagt scheint, ohne es zu seyn, fast immer weise ist. Daß mein Vater, der noch vor 2 Tagen, durch Herrn von Liancourt, der in St. Germain war, vortheilhafte Anerbietungen für mich vom Hof erhalten hatte, mir dennoch zugab: meine Sicherheit gewinne durch diese nichts, bestätigte mich in meiner Meinung noch mehr. Meine Idee ward nun von uns gleichsam geläutert, und mit allem was ihr Farbe und Haltung geben konnte, bekleidet. Mein Entschluß, diesen Ausweg zu wählen, stand fest, und ich wünschte nichts mehr als diesen Nachmittag die Herrn von Bouillon, Beaufort und la Mothe, wo möglich eben so dafür einnehmen zu können.

Die Zusammenkunft ward vom Herrn von Bouillon bis auf den folgenden Tag verlegt. Hier bekenne

ich

ich gern, daß ich seinen Plan nicht ahnete, und erst am Abend, als ich Herrn von Beaufort innigst überzeugt fand, daß wir nichts weiter zu thun hätten, als den Deputirten von Ruel die Thore von Paris zu verschließen, das Parlement wegzujagen, uns des Stadt-Hauses zu bemächtigen, und die spanische Armee in unsere Vorstädte einrücken zu lassen, erhielt ich einigen Aufschluß darüber.

Doch erst dann, als der Präsident von Bellievre, mir hinterbrachte, daß Frau von Montbazon in gleichen Ausdrückey gesprochen habe, begrif ich, was das sagen wollte, und fieng an, die Größe der Thorheit zu fühlen, die ich durch meine unzeitige Offenheit in Gegenwart des Don Gabriel von Toledo begangen hatte. Dieser war, wie ich in der Folge von ihm selbst erfahren habe, um 4 oder 5 Uhr des Morgens zu Frau von Montbazon gegangen, und hatte ihr 20000 Rthlr. baares Geld, und ein Jahrgehalt von 6000 versprochen, wenn sie Herrn von Beaufort dahin brächte, zu thun, was der Erzherzog von ihm verlangen würde. Die übrigen wurden eben so wenig vergessen. Herrn von Elbeuf erkaufte er mit geringem Aufwand, den Marschall von la Mothe gewann er mit seinem Schimmer von Hofnung auf einen Vergleich wegen des Herzogthums Cardonne. Genug ich fand, als wir die Herrn von Beaufort, von Bouillon, von la Mothe und ich zusammenkamen, daß die spanische Latwerge *) in den Heilungsmitteln von denen in dieser Berathschlagung die Rede war, nicht gespart war.

Bei

*) Catholicon d'Espange nannte man zur Zeit der Ligue die Intrigue des spanischen Hofs, durch welche dieser die Erbitterung der Glieder der Parthei, unter dem Vorwand der Religion und des gemeinen Bestens, in Frankreich zu nähren suchte.

Bei allen fand ich die Ueberzeugung, daß das Zurücktreten der turenneschen Truppen uns keine weitere Wahl übrig ließ, und daß es keinen andern Ausweg gäbe, als sich durch Hülfe des Volks zu Herrn des Parlements und des Stadthauses zu machen. Hier alle Gründe zu widerholen, die ich zur Bekämpfung dieser Meinung anführte, würde langweilig seyn. Bei Herrn von Bouillon blieben sie ganz ohne Wirkung, weil dieser mit dem Verlust der teutschen Armee seine Bedeutung am Hof ansehnlich verringert fand, und da er folglich von dieser Seite keine groſsen Vortheile zu erlangen hoffen durfte, sich nicht mehr schkute, sich ganz an Spanien anzuschließen. Ihm waren meine Gründe ganz unfaßlich, doch gewann ich Herrn von Beaufort und la Mothe dadurch, daß ich es ihnen begreiflich machte, sie würden in einer Parthey, die in Zeit von 14 Tagen gänzlich von der spanischen Regierung abhängen würde, keine vortheilhafte Rolle spielen. Der Marschall von la Mothe trat meiner Meinung ohne Schwierigkeit bei; doch trug er Bedenken, sich ganz bestimmt zu erklären, so bald er erfuhr, daß Don Francisco Pizarro den Tag zuvor zu Herrn von Longueville abgereißt sey. Herr von Beaufort hingegen so sichtbar es auch durch tausend Dinge ward, daß Frau von Montbazon ihn wohl abgerichtet hatte, deren Ausdrücke er sogar zuweilen copierte, zögerte nicht mit seiner Erklärung. Mit groſser Bewegung sagte mir Herr von Bouillon: „hätten wir nun, wie Sie vor kurzem wollten, das Parlement verwüstet, und die teutsche „Armee hätte uns dann, so wie jetzt gefehlt, wären wir „nicht in der nemlichen Lage gewesen, worinn wir gegenwärtig sind? Und doch rechneten Sie damals darauf, wenn dieser Fall einträte, den Krieg mit unsern „Truppen, mit den Truppen des Herrn von Longueville und mit denen, die gegenwärtig aus allen

„Pro-

„Provinzen des Reichs für uns aufstehen, fortführen „zu können. — Sie vergessen, antwortete ich, den Zu„satz: und mit dem Parlement von Paris, „das sich für den allgemeinen Frieden er„klärt und verbündet haben würde. Wäre „dieses nehmliche Parlement, das sich ohne Herrn von „Turenne nie verbünden wird, einmal verbündet gewe„sen, so würde es eben so vernünftig gewesen seyn, dar„auf zu rechnen, als es meinem Bedünken nach, jezt „ist, nichts auf dasselbe zu bauen. Colleggien gehen, „wenn sie einmal auf einen gewissen Punct gekommen „sind, immer weiter, und sind sie einmal bestimmt, „so ist kein Rückfall mehr zu fürchten. Durch den Vor„schlag des allgemeinen Friedens wäre das Parlement „meinem Bedünken nach, bestimmt worden, wenn er „in dem Augenblick der Erklärung des Herrn von Tu„renne geschehen wäre. Diesen Augenblick haben wir „vorbeischleichen lassen, und ich bin überzeugt, daß „nun von dieser Seite nichts mehr zu thun sey, ja ich „glaube sogar, daß Sie, mein Herr, es so gut sind, als „ich. Der einzige Unterschied ist, daß Sie die Sa„che durch das Volk durchsetzen zu können glauben, und „daß ich glaube, wir dürfen dies nicht. Dies ist die „alte Frage, die schon mehr als einmal abgehandelt „worden ist."

Streiten wir darüber nicht, sagte hier Herr von Bouillon', der jene Frage nicht wieder in Erwähnung bringen wollte, weil er selbst bei 2 oder 3 Fällen meine Meinung über diesen Punkt als vernünftig anerkannt hatte. „Angenommen, daß wir uns im „gegenwärtigen Fall des Volks nicht bedienen dürfen, „was sollen wir denn thun? Was ist Ihre Meinung „hierüber? — Sie ist, antwortete ich, allerdings seltsam „und ungewöhnlich. Wollen wir das Parlement nicht

„durch

„durch das Volk zerstört sehen, so können wir den Frie-
„den nicht verhindern. Eben so wenig können wir den
„Krieg durch das Volk fortsetzen, wenn wir uns nicht
„in Spaniens Fesseln schmiegen wollen; eben so wenig
„aber mit St. Germain einen Frieden schließen, wenn
„wir nicht einwilligen, Mazarin im Ministerium zu
„sehen.“ Herr von Bouillon, der mit einer Schaafs-
physionomie einen Adlerblick verband, ließ mich nicht
ausreden. „Ich begreife Sie, rief er. Sie wollen den
„Frieden schließen lassen, und doch zu gleicher Zeit nicht
„dabei seyn. Ich will noch mehr thun, antwortete ich;
„denn ich will mich sogar ihm widersetzen, doch nur
„mit meiner Stimme und mit denen, die diesen Schritt
„mit mir wagen wollen. Ich fasse auch dieß, sagte
„Herr von Bouillon. Die Idee ist erhaben und schön;
„sie paßt für Sie, vielleicht auch für Herrn von Beau-
„fort, aber nur für sie beide. Wäre dieß, erwieder-
„te ich, so wollte ich lieber auf ewig stumm seyn, als
„diesen Vorschlag thun. Wenn Sie die nemliche Rol-
„le, die wir spielen wollen, nicht zu müssen glauben,
„wird Ihnen auch die Rolle, die wir künftig spielen
„werden, nicht weniger behaglich seyn, weil Sie sie
„nach Ihren Gefallen einrichten werden. Es ist kein
„Zweifel, daß die, welche darauf bestehen, Ma-
„zarins Verbannung als Bedingung zum Frieden zu
„verlangen, noch lange genug, das Volk in ihrer Ge-
„walt haben werden, um die Gelegenheiten, die das Glück
„gewöhnlich in noch unruhigen und unbefestigten Zeiten
„entstehen läßt, benutzen zu können. Und wer sonst
„als Sie, mit Ihrem Ruf und Ihrer Geschicklichkeit
„könnte diese Rolle mit so viel Würde spielen? — Die
„Gunst des Volks haftet bereits an Herrn von Beau-
„fort und mir; durch eine solche Erklärung wird Sie
„Ihnen in gleichem Grade zufallen. Wir werden als
„die Einzigen dastehen, auf denen die allgemeine Hofnung

„sich

„ſich gründen kann; alle Fehler des Miniſters werden „zu unſerm Vortheil ſeyn. Unſer Anſehen wird ei„nige derſelben dem Staat erſparenen, und bei den „Spaniern nur um ſo höher ſteigen. Auch der Car„dinal wird uns für bedeutend halten müſſen, weil „ſein unbeſiegbarer Hang zu Unterhandlungen ihn „immer zu uns hindrängen wird. Ich bin nicht „blind gegen alle die Gefahren, die unſer Plan hat; „ich weiß es, daß die tägliche Hofnung, auch Zufälle, „denen wir uns, wenn wir dieſen Weg verfolgen wol„len, nothwendig überlaſſen müſſen, leicht in Abgründe „führen kann. Aber nach meinem Gefühl iſt es nothwen„dig auf unbekanntem Pfade ungewiſſe Gefahren zu „wagen, wenn man verſichert iſt, auf den gewöhnli„chen Wegen größern Gefahren zu begegnen. Nur all„zu ſtark haben wir die vom Krieg unzertrennlichen Ge„fahren gefühlt, und ſehen wir nicht in hellem Licht „die nicht minder großen des Friedens, die wir unter „einem beleidigten Miniſter, deſſen vollkommene Sicher„heit nur von unſerm Verderben abhängen wird, un„fehlbar zu erwarten haben? — Dieſe Gründe ſind es „die mich glauben laſſen, daß jener Ausweg für uns al„le zuträglich ſey, wenigſtens für jeden eben ſo ſehr, als „für mich ſelbſt. Irre ich mich auch hierinn, ſo iſt „doch dies gewiß, daß wenn Sie ſeine Wahl auch nicht „für ſich zuträglich finden, doch jeder dabei gewinnt, „wenn ich ihn wähle. Dadurch, daß ſie dann mehr „Zeit erhalten, vor dem Schluß des Friedens in Unter„handlungen zu treten, wird Ihre Ausſöhnung um vie„les erleichtert werden, und Sie werden ſogleich, „wenn er geſchloſſen iſt, Mazarin nöthigen können, „mehr Rückſichten als bisher für die zu haben, deren „Vereinigung mit mir er fürchten muß.“

Bei diesen letzten Worten lächelte Herr von Bouillon. Die Idee, daß er in der höchsten Verwirrung seine Stelle finden könnte, beschäftigte ihn noch immer. „Was Sie, sagte er, einst an mir gerügt haben, Barnevelts rhetorische Figur, gebe ich Ihnen jetzt zurück. „Durch Ihre Schlußfolge setzen sie als angenommen „voraus, daß wir den Frieden müssen schließen lassen, „und doch ist dieß eben die Frage, weil wir uns durch „das Volk zu Herrn des Parlements aufwerfen und so „Krieg durchführen können. — Was ich sagte, antwortete ich, war bloß Antwort auf Ihre Aeusserung: daß über „diesen Punct nicht mehr gestritten werden müsse, und „daß sie bloß nähern Aufschluß über meine Aussichten „bei dem vorgeschlagenen Plane verlangten. Jetzt kommen Sie zur Hauptfrage zurück. — „Wir sind nicht alle „davon überzeugt, nahm er wieder das Wort, und „wollen sie sich wohl deshalb von der Mehrheit der „Stimmen abhängig machen? Von ganzem Herzen, „war meine Antwort wir alle sind in einem Schif, „nichts ist gerechter als dies; hier gilt es allgemeines „Verderben oder allgemeine Rettung. Herr von Beaufort denkt in diesem Fall, wie ich. Hätten wir beide „auch noch mehr Gewalt über das Volk, als wir wirklich haben, so würde es, nach meinem Gefühl, uns beide „entehren, wenn wir uns unsers Ansehens bedienen „wollten, um das geringste Glied unserer Parthei, ich sage nicht zu verlassen, sondern nur zu etwas zu zwingen, „wobei es seinen Vortheil nicht finden würde. Ich „werde mich dem allgemeinen Ausspruch fügen, und bin „bereit es mit meinem Blute zu unterzeichnen; doch „dürfen Sie nicht unter denen seyn, mit denen ich „mich auf diese Art verbinde. Ihnen, Sie wissen es, „bin ich durch meine Achtung und zärtliche Freundschaft schon gewiß genug.' Hier erfreute uns Herr von Beaufort noch mit einigen moralischen Denksprüches

chen, die er in Fällen, wo ſie am wenigſten verlangt wurden, nie zu vergeſſen pflegte.

Herr von Bouillon wußte es wohl, daß die Mehrheit der Stimmen nicht auf ſeiner Seite ſyn würde, und nur in der Erwartung, daß ich dieſen Antrag ablehnen würde, hatte er dieſe Aeuſſerung gethan. „Sie „wiſſen, ſagte er mir jetzt ſehr zur rechten Zeit, daß „wir beide unſere Rechnung nicht dabei finden, dieſen Stof in Gegenwart mehrerer Menſchen die uns „leicht misdeuten, ganz umſtändlich abzuhandeln. Einen noch ſo wenig ausgearbeiteten Gegenſtand andern „Preiß zu geben, ſind ſie zu weiſe, und ich nicht „Thor genug. Ehe man noch ahnte, daß davon „die Rede iſt, wollen wir in der Stille darüber ſprechen.“

„Ihnen verbietet Ihr Vortheil, ſich durch das Volk „zum Herrn von Paris zu machen, mir verſagt der „meinige, ohne mich ſelbſt zu ſichern, den Frieden ſchlieſſen zu laſſen. Fragen Sie doch, ſetzte er laut hinzu, „den Marſchall von la Mothe, ob auch Fräulein von „Touci ihm ihre Einwilligung zu dieſem Schritt geben „wird?“ — (Der Marſchall liebte Fräulein von Touci, und damals glaubte man, daß er ſie früher heurathen würde, als er that.) Durch dieſe Frage wollte Herr von Bouillon, was er den andern nicht bemerkbar machen wollte, mir verſteckt andeuten, daß die Rückſicht für ſeine Gattin ihm nicht erlaube, ohne ihr Wiſſen in meinen Plan zu willigen. Bald, als er einen Augenblick mit mir allein zu ſprechen fand, erklärte er ſich mir deutlicher. Ich dürfe, ſagte er, nicht glauben, daß ich allein die Ehre meines Einfalls hätte. Auch ihm ſey dieſer Plan, ſobald er die Nachricht von der abgetretenen Armee des Herrn von Turenne, erhalten habe, in Sinn gekommen, und dadurch daß er ihn den Spa-

niern hätte annehmlich machen können, hätte er noch das Mittel ihn zu verbessern in Händen gehabt. Oft sey er im Begrif gewesen, mir seine Ideen mitzutheilen, aber durch die Beharrlichkeit und die Thränen, womit seine Gattin dagegen gekämpft habe, sey ihm endlich das Versprechen abgedrungen worden, nicht mehr daran zu denken, und sich entweder mit dem Hof zu versöhnen, oder ganz auf Spaniens Seite zu treten. „Daß „Sie das letzte nicht wollen, setzte er hinzu, sehe ich nur „allzu deutlich, so unterstützen Sie mich, ich beschwö„re sie, in dem ersten. Sie sehen, wie groß mein Vertrauen auf Sie ist."

Hier kamen Herr von Beaufort, la Mothe und Bellivre zu uns, und ich hatte nur die Zeit Herrn von Bouillon die Hand zu drücken. Dieser sagte, dem Präsidenten von Bellievre, der zuvor nicht gegenwärtig gewesen war, mit wenig Worten, den Inhalt unsers bisherigen Gesprächs, und wie er selbst meiner Meinung nicht beitreten könnte, weil er dabei das Glück seines ganzen Hauses für dessen Untergang er verantwortlich seyn müßte, auf immer aufs Spiel setzte. Er suchte ihn auf alle Weise zu überzeugen, daß er bei dieser Weigerung, die allergerechtesten Bewegungsgründe habe. Es versteht sich, fuhr er fort, und wandte sich zu Herrn von Beaufort und mir, daß dies nur so lange meine Meinung ist, so lange ihr Vorschlag unverändert bleibt. Willigen Sie, wenigstens durch ihre Stimme im Parlement, in den Frieden nicht anders, als unter der Bedingung ein, daß Mazarin verbannt wird, so will ich mich gern mit ihnen vereinigen, und die nemliche Sprache führen. Vielleicht daß unsere Festigkeit dem Parlement mehr Stärke giebt, als wir glauben. Geschieht dies nicht, so vergönnen Sie mir, daß ich mein Haus durch Vergleiche zu retten suche, die freilich in der gegenwär-

märtigen Lage der Sachen nicht sehr vortheilhaft seyn, aber es doch mit der Zeit werden können.

Dieß war einer der süßesten Augenblicke meines Lebens. Meine Ungeduld, antwortete ich dem Herrn von Bouillon, ihm den hohen Grad meiner Ergebenheit zu zeigen, sey so groß, daß ich darüber noch die Achtung vergäße, die ich Herrn von Beaufort schuldig sey, und seiner Erklärung zuvoreile. Nehmen Sie, fuhr ich mit Feuer fort, hier die Versicherung, daß ich für meine Person, Ihnen alle mir gegebenen Zusagen zurückgebe, und Ihnen dagegen verspreche, zur Erleichterung Ihrer Aussöhnung alles zu thun, was Sie von mir verlangen. Bedienen sie sich meiner und meines Namens zu allen Anerbietungen, die Ihnen vielleicht am Hof nüzlich seyn könnten, wie es Ihnen gut dünkt; und da ich im Grunde mich nicht mit Mazarin aussöhnen will, gebe ich auch allen Schein meiner Handlungen, wenn Sie ihn nüzen können, in Ihre Gewalt.

Herr von Beaufort, in dessen Wesen es lag, stets den, der zulezt gesprochen hatte, zu überbieten, opferte ihm zu gleicher Zeit mit vielem Wortgepränge alle vergangene, gegenwärtige und zukünftige Vortheile des Hauses Vendome. Der Marschall von la Mothe wünschte ihm Glück, und der Präsident von Bellievre brach in Lobeserhebungen aus! In einer Viertelstunde, waren wir über alles, was zu thun sey, übereingekommen. Den Spaniern dieses Verfahren annehmlich zu machen, übernahm Herr von Bouillon, doch unter der Bedingung, daß wir unser Wort gäben, durch nichts zu verrathen, daß es nur die Folge einer vorhergegangenen Verabredung sey. Der Marschall von la Mothe und ich, wollten Herrn von Longueville, in Herrn von Bouillon, Beaufort und meinem Namen den Plan des Herrn von Bouil-

lon vorschlagen, und wir zweifelten nicht an seiner Bereitwilligkeit. Für Unentschlossne hat eine Aussicht, die ihnen zwei Wege zeigt, wo sie folglich noch nicht zur Wahl gedrängt sind, stets den größten Reiz. Aus eben diesem Grund hofften wir auch, daß Herr von la Rochefaucart, uns weder bei dem Prinzen von Conti, noch bei Frau von Longueville viele Schwierigkeiten machen werde, und in dieser Erwartung beschlossen wir, daß Herr von Bouillon noch diesen Abend, in Gegenwart aller Generale dem Prinzen von Conti die Sache vortragen sollte. Dies war eine merkwürdige Zusammenkunft! Herr von Bouillon sprach nicht ein einziges Wort aus, welches zu der Klage berechtigt hätte, daß er an Betrug nur gedacht habe, und doch entschlüpfte ihm nicht ein einziges, wodurch er seinen wahren Plan hätte entdecken können. Sie sollen seine Rede, die ich in der nächsten Stunde, nachdem er sie gehalten hatte, aufzeichnete, von Wort zu Wort lesen, doch theile ich Ihnen zuvor das, was er mir beym Weggehen aus der eben erwähnten Versammlung sagte, mit.

„Beklagen Sie mich, hub er an, daß ich in der grau„samen Nothwendigkeit bin, den einzigen Ausweg, wo „ich Ehre für die Zukunft, und Sicherheit für die Gegen„wart erwarten könnte, nicht wählen zu dürfen! — Ich „gestehe frei, daß ich in Ihrem Plan diesen Ausweg fän„de, und stünde es in meiner Gewalt, ihm zu folgen, so „glaube ich ohne allzu große Anmaßung noch manches zu „seinem Gehalt beifügen zu können. Es ist Ihnen nicht „entgangen, daß ich in Gegenwart des Präsidenten „von Bellievre Bedenken trug, meine Gründe, warum „ich so handle, wie ich wirklich thue, ganz offen vor„zutragen, und Sie haben richtig geurtheilt. Wenn „ich Ihnen sage, daß dieser Bürgerliche mir vorgestern „über meine Achtung für den Willen meiner Frau eine

„gan-

anze Stunde lang die anzüglichſten Dinge ſagte, ſo
erden Sie geſtehen, daß ich ein zärtlich geliebtes
Weib und acht Kinder, die ſie mehr als ſich ſelbſt
ebt, unmöglich auf ein ſo gewagtes Spiel ſetzen kann,
ls Sie ergreifen, und welches ich ohne Bedenken mit
hnen theilen würde, wenn ich allein wäre.

Voll Rührung über die Gefühle und das Zutrauen
Herrn von Bouillon, verſicherte ich ihm, daß zei-
rtlichkeit für ſeine Gemahlin, mir, weit entfernt ſie zu
eln, vielmehr ehrwürdig ſey. Das was er Schwäche
nte, ſey eines von jenen Gefühlen, die in dem kal-
Gebiet der Politik gar keinen Werth haben, aber
die Moral ſchöne Beweiſe von der innern Güte ſeines
rzens ſind, das nicht über die Politik erhaben ſeyn
n, ohne es zugleich über den gröbern Egoismus zu ſeyn.

Wir kamen zu dem Prinzen von Conti, und fan-
ihn beim Abendeſſen. Herr von Bouillon bat um
Erlaubniß in Gegenwart der Frau von Longueville,
Generale und der vorzüglichſten Glieder der Par-
mit ihm reden zu dürfen. Da es Zeit bedurfte,
alle dieſe Perſonen zu verſammeln, ward die Unter-
ung, bis um 11 Uhr verlegt. In dieſem Zwiſchen-
m gieng Herr von Bouillon zu den ſpaniſchen Ab-
ndten, und überredete ſie, daß der Entſchluß, den
ſo eben über unſer künftiges Verhalten gemeinſchaft-
gefaßt hätten — daß er ſchon vorher verabredet ge-
en war, verſchwieg er — von großem Nutzen für ſie
könnte. Unſere Beharrlichkeit gegen Mazarin könne
l gar den Frieden abbrechen und würde er auch wirk-
geſchloſſen, ſo könnten ſie in der Folge doch immer
der Rolle, die ich zu ſpielen gedächte, große Vortheile
en. Er wußte dies mit allen Süſſigkeiten der Ueberre-
gskunſt zu würzen. Die Ausſöhnung des Herrn von
uf mit St. Germain ſtellte er ihnen ſehr nützlich

vor, weil sie dadurch eines Menschen los würden, der ihnen Geld kosten und dabei von keinem Nutzen seyn würde. Auch die seinige, vorausgesetzt, daß sie noch statt finden würde, woran er jedoch sehr zweifle, könnte ihnen vortheilhaft seyn, da Mazarins Unzuverlässigkeit ihn schon im voraus berechtige, seinen alten Verbindungen mit ihnen getreu zu bleiben. Auf den Prinzen von Conti, der einer Wetterfahne ähnlich sey, dürften sie überhaupt bei ihren Unterhandlungen nicht mit Sicherheit rechnen, und auch Herr von Longueville halte es immer mit beiden Partheyen, und sey von geringer Zuverlässigkeit. Die Herrn von Beaufort, la Mothe, Brissac und Vitri würden sich nie von mir trennen, und folglich sey durch meine Weigerung, der Gedanke: das Parlement zu unterjochen, unausführbar geworden. Mit allen diesen Gründen vereinte sich die Anweisung der Abgesandten, sich in allem nach Herrn von Bouillons Ausspruch zu richten, und so war es natürlich, daß sie zu allem, was er wollte, die Hände boten. Eben so leicht ward es ihm bei seiner Zurückkunft ins Stadthaus, die Herrn Generale für seine Meinung einzunehmen. Sie waren froh, einen Ausweg zu finden, wo sie des Morgens im Parlement die Volksfreunde spielen konnten, und dabei die Freiheit behielten, am Abend mit dem Hof in Verhandlung zu treten. Was ich bei seiner Rede bewunderte, war die Kunst, womit er sie mit gewissen Umständen zu verweben wußte, deren verschiedene Wendungen, die er ihnen im Nothfall geben konnten, alle Misbräuche, welche von Seiten Spaniens oder des Hofs verübt werden könnten, wo es nöthig war, unglaublich machten. Zufrieden gieng ein jeder aus dieser Unterredung, die länger als anderthalb Stunden gedauert hatte. Auch versicherte uns der Prinz von Conti, daß Herr von Longueville ihr seinen ganzen Beifall geben würde. Als ich

Herrn

Herrn von Bouillon in ſeine Wohnung begleitete, fanden wir die ſpaniſchen Abgeſandten, die ihn da erwarteten. Aus ihrem Betragen und ihren Reden leuchtete es ſichtbar hervor, daß Herr von Bouillon um ſeinetwillen ſowohl, als um meinetwillen, meinen gefaßten Entſchluß, nicht an der Ausſöhnung Theil zu nehmen, ihnen ſehr geltend zu machen gewußt hatte. Sie überhäuften mich mit Höflichkeiten und Anerbietungen. Wir kamen — was ſehr leicht war, weil ſie alles billigten, was Herr von Bouillon vorſchlug — über alles was zu thun ſey, überein. Er zeigte ihnen eine Gelegenheit, wie ſie ihre Truppen zurückziehen, und dabei den Schein vermeiden könnten, daß es aus Nothwendigkeit geſchähe. Alles, was ſeiner Berechnung nach, die Umſtände ihm in der Folge für Vorſchläge eingeben konnten, ſuchte er ihnen im Voraus annehmlich zu machen. Er bezeichnete wohl 20 verſchiedene, und zuweilen ſogar widerſprechende Fälle, damit er in der Folge die Anwendung nach ſeinen Gefallen machen könnte. Als ſie weg waren, verſicherte ich ihm, daß ich niemanden gekannt habe, der den andern mit ſo viel Kunſt, wie er, überreden könne, daß ein Wechſelfieber etwas heilſames ſey. Das Schlimmſte iſt, antwortete er mir, daß ich mich diesmal ſelbſt davon überreden muß.

Ich kam nach Hauſe und fand hier Varicarville, der von Rouen, wo Herr von Longueville war, zu uns kam. Hier fühle ich, daß ich Ihre Verzeihung bedarf, weil ich bei meiner Schilderung des bürgerlichen Kriegs, bis jetzt eine der wichtigſten Scenen deſſelben, die in der Normandie ſpielte, oder vielmehr geſpielt werden ſollte, nur ſehr flüchtig berühret habe. Bis jetzt habe ich nur das erzählt, was unter meinen Augen vorgieng. Hier aber, da ich bei dieſer Stelle auf Varicarville, nach

meinem Urtheil den wahrhaftesten Mann des Reichs, treffe, glaube ich Ihnen einen kurzen Umriß deſſen, was ſich ſeit der Abreiſe des Herrn von Longueville in die Normandie, die am 20ſten Januar geſchah, auf dieſer Seite zutrug, ſchuldig zu ſeyn.

Sie wiſſen, daß das Parlement und die Stadt ſich für ihn erklärten. Herr von Matignon *) und Beuvron thaten mit dem geſammten Adel daſſelbe. Die Schlöſſer und Städte Dieppe und Caien waren in ſeiner Gewalt. Lizieux **) folgte mit ſeinem Bisthum, und das für ihn leidenſchaftlich eingenommne Volk, trug mit Freuden zur allgemeinen Sache bei. In allen Einnahmen bemächtigte man ſich der dem König gehörigen Abgaben. Man warb Soldaten, die der öffentlichen Angabe nach, bis auf 7000 Mann Fußvolk, und 3000 Reuter ſtiegen, aber eigentlich ſich nicht höher als 4000 Mann zu Fuß und 1500 Reuter beliefen. Allein dieſe Städte, dieſe Soldaten und dieſes Volk wurden von dem Grafen von Harcourt, welchen der König mit einer kleinen ſiegenden Armee dahin abſchickte, vollauf beſchäftigt, und faſt immer in den Mauern von Rouen eingeſchloſſen. Was ſie im Felde thaten, war, daß ſie Harfleur, einen nicht haltbaren Ort und 2 oder 3 kleine Schlöſſer, die nicht vertheidigt wurden, wegnahmen. Dieſes armſeelige und elende Verfahren war nach Varicarvilles Urtheil, der als mein Freund, vertraut mit mir darüber ſprach, weder bey Herrn von Longueville einem Mangel an Muth, denn er

*) Franz von Matignon, Graf von Torigny, ſtarb den 29. Januar 1675.

**) Der Biſchof von Lizieux nannte ſich Leonor von Matignon. Er ſtarb den 14ten Februar 1680.

er war ein sehr tapferer Soldat, noch einem Mangel an Erfahrung, ob er gleich nicht Kriegsmann war, zuzuschreiben. Seiner natürlichen Ungewißheit, die ihn unaufhörlich auf Aufschub denken ließ, gab er allein die Schuld. Antonville, der seine Gens d'Armes Compagnie commandirte, war sein angestellter Unterhändler. Dieser hatte, wie ich von Frau von les Digueres erfuhr, schon im 2ten Monat des Kriegs eine geheime Reise nach St. Germain gethan; da ich aber Herrn von Longueville als einen Geist kannte, der selbst in der Zeit, wo er am wenigsten an Aussöhnung denkt, sich nicht enthalten konnte, mit Unterhandlungen zu tändeln, so machte die Nachricht wenig Eindruck auf mich. Ich ward noch mehr beruhigt, als mir Vavicarville, dem ich deshalb schrieb, antwortete: ich müsste diesen Boden, der nie haltbar sey, ja wohl kennen; sollte er aber noch unzuverlässiger werden, so würde ich zur rechten Zeit Nachricht davon erhalten.

Als ich wahrnahm, daß Paris sich in so hohem Grade zum Frieden hinneige, daß es uns selbst mit hinreißen würde, glaubte ich Herrn von Longueville davon benachrichtigen zu müssen. Hier hatte ich nach Varicarvilles Behauptung einen Fehler begangen, denn, wie er oft dem Herrn von Longueville selbst sagte, war es nöthig, daß seine Freunde ihn wie einen Kranken behandelten, und ihm in vielen Fällen, ohne seine Beistimmung, dienten. Von dieser Freyheit glaubte ich jedoch in einem solchen Fall, wo die Inconsequenzen des Parlaments mit jeder Viertelstunde einen verstellten Frieden abschliessen konnten, nicht Gebrauch machen zu dürfen. Ich wähnte der Gefahr, die in diesem Fall bei einem so schwankenden Kopf, wie Herr von Longueville blieb, gar leicht voraus zu sehen war, entgegen arbeiten zu kön-

können. Ich benachrichtigte Varicarville, daß er ihn genau beobachten sollte, damit er wenigstens keine nachtheilige, besondere Verträge, schließen möchte. Aber ich hatte hier falsch gerechnet; denn Herr von Longueville setzte bei dem Fortgang seiner Angelegenheiten ein eben so leichtgläubiges Vertrauen auf Antonville, als er in dem Anfang derselben, auf Varicarville zu setzen pflegte. Der Erste suchte ihn unaufhörlich für den Hof zu stimmen. Der Zweyte, der den Herzog persönlich liebte, und in seine Verhältnisse gegen die Minister immer eine gewisse Würde zu bringen suchte, verflocht ihn in Händel, die einem durchaus guten Herzen, und einem Kopf, dem nichts als Festigkeit fehlte, schmeicheln konnten.

Seit 6 Wochen, hatte er an dem bürgerlichen Krieg Theil genommen, als ich ihm die eben erwähnte Nachricht gab. Varicarvilles Antwort sagte mir, daß Antonville im Begriff sey, seinen Dienst zu verrichten. Nach einiger Zeit, that er die schon erwähnte Reise nach St. Germain, wo er jedoch nach Varicarville's Versicherung weder seines eignen noch seines Herrn Vortheil fand. Dies nöthigte Herrn von Longueville sich auf die Heerstraße zu wenden, und die Conferenz in Ruel zu einem Vergleich zu nützen. Alles was ich ihm über die gegenwärtige Lage der Sache gesagt hatte, erhielt seinen Beyfall nicht, und er sendete jetzt Varicarville zu mir, unter dem Vorwand, mich die Versuche, welche Don Franzisco Pizarro von Seiten des Erzherzogs gemacht, wissen zu lassen, eigentlich aber damit dieser mir seine Plane annehmlich zu machen suchen sollte. Jetzt waren wir, Herr von Bouillon und ich überzeugt, daß der nach Rouen abgeschickte Edelmann, Herrn von Longueville die angenehmste Bothschaft bringen würde, weil er

um

nun in Rücksicht der Vergleiche, alle Freyheit erhielt. Und Varicarville — so sehr war er überzeugt, daß sein Herr jeden Augenblick, den er in Bund mit einer Parthey verlebte, bei welchem auszudauern er nicht Kraft genug besaß, mit Schwachheiten bezeichnen würde — Varicarville einer der gesetztesten Männer Frankreichs, ließ sein Verlangen nach Päßen für Antonville, der von Herrn von Longueville zur Conferenz bestimmt war, sogar mit Ungeduld hervorblicken.

Ich komme jetzt zu dem, was sich im Parlemen und bei der Conferenz zutrug, zurück.

Daß die Deputirten am 16 März nach Ruel zurückkehrten, wissen Sie bereits. Den Tag darauf reisten sie nach St. Germain, wo in dem Haus des Canzlers die zweyte Conferenz gehalten werden sollte. Sie versäumten nicht, die, von den Gliedern der Parthey, mit einem unglaublichen Eifer für ihre persönliche Vortheile gethanen Vorschläge, zuerst zu lesen, obgleich die Herrn Generale, die sich nicht dabey vergessen hatten, den Vertrag geschlossen hatten, daß sie nicht eher, bis das Interesse des Parlements berichtigt seyn würde, gethan werden sollten. Unter dem Vorwand ihnen zu zeigen, daß ihnen Angelegenheiten der Gesellschaft theurer als ihre eignen selbst wären, that der erste Präsident das Gegentheil, aber der wahre Grund davon war, sie bey dem Volk in übeln Ruf zu bringen. Ich hatte dies voraus gesehen, und aus diesem Grund darauf gedrungen, sie sollten ihre Aufsätze, bevor man über die vom Parlement verlangte Abänderung einiger Artikel einig geworden sey, nicht hingeben. Aber vergebens! der erste Präsident wußte sie alle in einem so hohen Grad zu bezaubern, daß bei der ganzen Armee kein Officier war, der, als es bekannt wurde, daß die Generale ihr eignes Interesse zur

Spre-

Sprache kommen ließen, nicht berechtigt zu seyn glaubte, sich auch wegen seiner Forderungen an den ersten Präsidenten zu wenden. Herr von Bouillon gestand mir, dieses Unheil, welches auf die ganze Parthey eine grosse Lächerlichkeit warf, nicht genug erwogen zu haben. Mit unglaublicher Mühe hatte ich Herrn von Beaufort, und von la Mothe vor diesem Fallstrick zu warnen gesucht. Beyde hatten mir Vorsicht versprochen, aber der zweyte ward von dem ersten Präsidenten und Viole durch leere Hofnungen bestrickt. Herr von Vendome sandte seinem Sohn förmlich den Fluch zu, wenn er nicht wenigstens die Oberaufsicht *) (Surintendance) übers Meer erhielt, welche ihm während der Regentschaft zur Entschädigung für das Gouvernement von Bretagne versprochen worden war. Die Uneigennützigsten glaubten, daß sie das Spiel der Andern seyn würden, wenn sie nicht auch in die Schranken träten Herr von Retz, welcher erfuhr, daß sein Nachbar Herr von la Trimouille, um die Grafschaft von Roussillon warb, und sogar um das Königreich von Neapel zu bitten Lust habe, hat mir es nie verzeihen können, daß ich ihm nicht die Generalsstelle der Galeeren zu verschaffen gesucht habe. So fand ich ausser Herrn von Brissac keinen, der nicht auf Foderungen ausgegangen wäre, und da endlich Matha auch diesem ein ziemlich schwacher Kopf sagte, daß er sich selbst Schaden thäte, so setzte er sich in Kopf, dies durch ein Amt, das sie

*) Diese Stelle ward 1627 zu Gunsten des Cardinals Richelieu statt der durch ein Edict des nemlichen Jahres abgeschafften Groß-Admiralswürde geschaffen. Im Jahr 1669 stellte Ludwig der XIV. diese Oberaufsicht über die Schiffahrth ab, und errichtete dafür die Groß-Admiralswürde von neuem, welche Ludwig Graf von Vermandois erhielt.

sie in der Folge werden kennen lernen, wieder gut zu machen. Alle diese Schritte drängten mich zu dem Entschluß, mich von den übrigen zu trennen. Die Erklärung von Conti, daß er den Grafen von Maure zu seinem Deputirten bei der Conferenz ernannt habe, welche der Prinz im Parlement vortragen ließ war mir eine Veranlassung zu einer ähnlichen in meinem eigenen Namen, die ich auch noch an dem nemlichen Tag, es war der 19te März vorlegte. Hier bat ich die Gesellschaft mich von allem, was nur irgend entfernt oder nahe auf eignen Vortheil hindeute, ganz auszuschliessen. Ich mußte diesen Schritt thun, damit das Publicum nicht das Ausgleiten des Herrn von Beaufort mir aufbürdete, da der üble Eindruck den diese Wolke von Ansprüchen bereits hervorgebracht hatte, dadurch noch vermehrt worden war. Durch diesen Schritt reifte der Entschluß, auf die Entfernung Mazarins anzutragen, um einige Tage früher zur Ausführung. Die Generale hatten ihn erst in den Augenblicken gefaßt, als sie glaubten, daß er ihnen durch Hülfe seiner natürlichen Furcht dienen könnte, den Unterhandlungen, welche er durch verschiedene Canäle mit einen jeden unter ihnen angeknüpft hatte, größeres Feuer zu geben.

Noch am 19ten versammelte uns Herr von Bouillon bei dem Prinzen von Conti, und brachte es dahin, daß dieser Prinz mit allgemeiner Uebereinstimmung Morgen im Parlament sagen sollte, nur die Nothwendigkeit, im Fall der Cardinal Mazarin im Ministerium bliebe, auf ihre Sicherheit bedacht zu seyn, habe ihn und die andern Generale zu der Aufzeichnung ihrer Ansprüche genöthigt und er versichere in seinem eignen und im Namen aller bedeutenden Glieder der Parthey, feyerlich, daß sie, so bald er

ab-

abgesetzt seyn würde, allem eignen Vortheil, ohne Ausnahme entsagen würden.

Diese Erklärung geschah am 23sten mit allen Reizen der Redekunst geziert. Wäre sie, wie Herr von Bouillon und ich es ausgemacht hatten, gethan worden, ehe von Hohen und Niedern dies Gewimmel von Ansprüchen hervorbrach, so bin ich überzeugt, daß durch sie die Ehre der Parthey mehr gerettet, und der Hof mehr erschüttert worden wäre, als ich selbst es hoffen konnte. Denn damals hätten Paris und St. Germain glauben müssen, daß jener Schritt der Generale, ihre eigene Vortheile zur Sprache zu bringen und zu ihrer Berichtigung Deputirte auszufertigen, nur die Folge ihres entworfenen Plans gewesen sey, der Absetzung des Ministers diese Vortheile selbst aufzuopfern. Dies ist nach meinem Urtheil, der größte Fehler, den Herr von Bouillon je begangen hat. Zwar entschuldigte er sich mit der Eile des Herrn von Elbeuf seine Auszeichnung in die Hände des ersten Präsidenten zu bringen; aber dadurch, daß er diesem Verfahren zuerst Freyheit verstattet hatte, blieb er doch immer die erste Ursache dieses Fehlers. Oft ist der, welcher in wichtigen Fällen Veranlassung zu dem Versehen anderer wird, strafbarer als diese. Und dies war der Fall bey Herrn von Bouillon.

Hier aber ein gleiches Bekenntniß von mir selbst. Es betrift die ausgezeichnetste Sinnlosigkeit, die ich je begangen habe. — Daß Herr von Bouillon den Abgesandten des Erzherzogs im Fall wir Frieden machten, eine günstige Gelegenheit sich wieder in ihr Land zurückziehen, versprochen hatte, habe ich Ihnen bereits gesagt. Diese Abgesandten, die von nichts als Deputation und Conferenz sprechen hörten, versäumten, bei allem Vertrauen auf Herrn von Bouillon, nicht,

nicht, mich an mein gegebenes Wort zu mahnen, sie
nicht überraschen zu lassen! Ausser meinem Verspre-
chen hatte ich hiezu noch einen andern Grund, der in
meiner Freundschaft für Noirmoutier und Laigues
ag. Diese würden sich beleidigt gefunden haben, daß
ch ihre für die Annäherung der Spanier angeführten
Gründe nicht für gültig angenommen. Jetzt, da
ies Bündniß bei gegenwärtiger Lage der Sachen,
nir nicht mehr räthlich zu seyn schien, drang ich unab-
lässig in Herrn von Bouillon den Spaniern die günsti-
e Gelegenheit, über die er sich mir anvertraut hatte, nicht
nger vorzuenthalten. Er, der bei seinen Unterhandlun-
en mit dem Hof, wo er durch Vermittlung des
rinzen, Sedan als Entschädigung zu erhalten hatte,
e Nähe der spanischen Armee für sich sehr vortheil-
ft fand, verschob es immer von einem Tag zum an-
rn. Doch siegte nach einigem Verzug seine Redlich-
it und meine Gründe, in dem mißlichen Kampf mit
gnem Vortheil. Ich fertigte sogleich an Noirmou-
r einen Eilboten ab. Dann sprachen wir in ganz
limmten Ausdrücken mit dem Abgesandten des Erz-
zogs, zeigten ihm, daß der Friede mit jedem Augen-
ck geschlossen werden könnte, daß der Prinz in 4 Ta-
n vor ihrer Armee erscheinen könnte, und daß die
mee des Herrn Turenne, sich unter dem Commando
durchaus vom Cardinal abhängigen Erlac sich nä-
e. Hierauf gab ihm Herr von Bouillon über das
sprochene Mittel Auskunft. Seine Meinung, sag-
r zu ihnen, sey, daß sie ein Blanket des Erzher-
s mit einem Briefe von diesem an den Prinzen von
ti, ausfüllen sollten, worinn er diesem meldete, er
erbötig — zum Beweis, daß er nur in Frankreich
erückt wäre, um der Christenheit den allgemeinen
den zu geben, nicht um die Spaltung des Reichs
enutzen — seine Truppen in dem Augenblick, da der
ig Deputirte zur Schließung des Friedens, und